Neue

Beobachtungen

über

die in Würtemberg ſo häufig vorfallenden
tödtlichen Vergiftungen durch den Genuß
geräucherter Würſte.

Von

Dr. Juſtinus Kerner,
Oberamtsarzt zu Weinſberg.

Tübingen,
bei C. F. Oſiander.
1820.

Bibl. Grand. Land.

Das ſey eine ewige Sitte bey euren Nachkommen in allen euren Wohnungen, daß ihr kein Fett noch Blut eſſet.

Moſes.

An

den Herrn Vicekanzler

Professor

von **Autenrieth.**

Ver

Zw
Hochſchu
einen no
licherer
langen
durchleb
in Tr
die auch
Blicke,
ſchen

J
Jhn
wünſcht

rehrungswürdiger Lehrer!

Zwar mit Bedauern für die geliebte heimatliche
hule, nach der man, will auch das Leben
noch ſo ſehr ihr entfremden, mit ſtets ſchmerz-
r Sehnſucht zurükſchaut, — (wie in einem
n farbenloſen Winter, nach einem einmal
ckten Frühling, der einem dann oft freundlich
räumen erſcheint, —) aber mit Hoffnungen,
ich nicht getäuſcht wurden, begleiteten Sie die
e, aller Aerzte Würtembergs, in den ſtändi-
Wirkungskreis.

Jezt wieder der Wiſſenſchaft gegeben, wird
n auch einmal die Muſe zu der ſo ge-
chten Fortſezung der Tübinger-Blätter, und

zur Erfüllung Ihres dort gegebenen Verſprechens werden:

> „eine Zuſammenſtellung des bisher über die Vergiftungen durch Wurſtgift Bekannten zu geben."

Möchten Sie inzwiſchen hier in meinen neuern Erfahrungen über dieſe, faſt möchte ich ſagen, ganz vaterländiſche Erſcheinung, weitere, nicht ganz unbrauchbare Materialien zum Behufe einer ſolchen Zuſammenſtellung, und in dieſer Zueignung die Liebe eines Schülers zu ſeinem Meiſter finden!

Weinſperg im July 1820.

J. Kerner.

Inhalt.

1. Ueber die Häufigkeit dieſer Vergiftungen.
2. Ueber die Meinung, daß dieſes Gift Blauſäure ſeyn müſſe.
3. Tödtliche Wirkungen der Holzſäure.
4. Vermuthung daß das Wurſtgift ſich aus thieriſcher Fäulniß entwickle.
5. Einflüſſe dieſes Giftes auf den menſchlichen Organismus.
6. Geſchichte neuerer Fälle dieſer Vergiftungen. Erſter Fall.
7. Section eines an Wurſtgift Verſtorbenen.
8. Zweyter Fall, und ausführliche Krankengeſchichte.
9. Fall eines vier Jahre lang dauernden Krankſeyns durch Wurſtgift.

10. Verſchiedene Bemerkungen, als Reſultate aus den Erſcheinungen bey den Vergiftungen durch Wurſtgift.

11. Einige Bemerkungen über Cretinismus, durch Erſcheinungen bey dieſen Vergiftungen veranlaßt.

12. Anhang früher von mir gemachter Beobachtungen über Vergiftungen durch Wurſtgift, nebſt einigen Bemerkungen über dieſe Fälle.

§. 1.

eber die Häufigkeit dieſer Vergiftungen.

Als ich die Waldgegenden unſers Vaterlandes
eß, glaubte ich meine Erfahrungen über die in
n Gegenden ſo häufig vorkommenden Vergiftun-
durch den Genuß geräucherter Würſte geſchloſ-
u ſehen, allein kaum in einer Gegend ange-
nen, wo ſtatt der Tanne, die Rebe ihre Hei-
ſand, in einer Gegend, wo früher noch nie ein
piel dieſer Vergiftung bekannt wurde, ſtieß ich
ſchon wieder auf dieſe heilloſen, unſerm Va-
nde auf eine unerklärliche Weiſe, faſt ganz ei-
ſcheinenden Vergiftungen.

Es ſind drey Jahre verfloſſen, ſeit Herr Vice-
ler von Autenrieth die Güte hatte, meine frü-
Erfahrungen hierüber, vereinigt mit denen des
n Dr. Steinbuchs, in den Tübinger Blättern
dem Auslande bekannt zu machen, aber noch
man keine Stimme von da, die davon ſpräche,
auch in andern Ländern, wie man doch als
wahrſcheinlich glauben ſollte, Vergiftungen
Art ſo häufig wie in Würtemberg vorfallen,
nur auch dort ſchon beobachtet worden

ſeren *). In der That verdienen dieſe traurigen Verfälle bey uns auch wegen ihrer ſo bedeutenden Häufigkeit die ernſteſte Betrachtung. Es iſt möglich, daß in einem gleich großen Landſtriche der tropiſchen Länder nicht viel mehr Menſchen durch Schlangengift, als wie bey uns durch dieß unſelige Wurſtgift, ſiech oder getödtet werden. Das kann eine Hyperbel ſcheinen, iſt es aber bey näherer Unterſuchung wohl doch nicht.

Es erkrankten, ſo viel nur mir bekannt wurde, in unſrem Vaterlande in einer kleinen Reihe von Jahren, 76 Menſchen durch den Genuß geräucherter Würſte. Von ſechs und dreyßig derſelben weiß ich die genauere Geſchichte, und behandelte ſelbſt zwölf von ihnen in verſchiedenen Familien, von denen drey ſtarben. Von dieſen ſechs und dreyßig Menſchen hatten 24 Menſchen Leberwürſte gegeſſen und es ſtarben von ihnen 12, zwölf Menſchen aber aßen Blutwürſte, wovon 3 ſtarben **). Früher ſchienen mehr die Vergiftun-

---

*) Ein einziger Fall einer ſolchen Vergiftung wurde mir inzwiſchen aus dem Badiſchen bekannt, und zwar von Münzingen, an der Grenze Würtembergs. Er fand vor einem Jahre ſtatt, wurde durch eine Blutwurſt veranlaßt und betraf einen 21jährigen Menſchen. Es folgte nach vier Wochen Geneſung.

**) Den 29. März 1818 kam die letzte Vergiftung der Art auf dem Welzheimer Walde vor. Sie rührte gen durch geräucherte Blutwürſte bekannt geweſen zu ſeyn. Daher die im Jahre 1802 erlaſſene Warnung des Collegii archiatralis nur allein von dieſen ſpricht. Der erſte Fall ſcheint erſt im Jahre 1793 bekannt geworden zu ſeyn, wo zu Kleinenzhof beym Wildbad 13 Perſonen im April durch den Genuß einer Blutwurſt erkrankten, wovon ſechs ſtarben *). Sieben erkrankten ebenfalls im April 1799 an einer Blutwurſt zu Meßberg, Altenſteiger Amts, wovon zwey ſtarben und im Jahre 1802 im May in Breitenberg bey Calw fünf Perſonen, wovon eine ſtarb. Gleiche Fälle zeigten ſich im April 1800 zu Reichenbach und im April 1801 zu Stammheim, alle auf den Genuß von Blutwürſten. Sechs Perſonen erkrankten auch durch den Genuß einer Wurſt im Sulzer Oberamt, wovon eine ſtarb.

Dieß wären alſo zuſammen ſechs und ſiebenzig Menſchen, von denen nur ich weiß, daß ſie durch den Genuß geräucherter Würſte theils ſtarben,

---

von einem mit Blut gefüllten verdorbenen Schweinsmagen her, und traf drey Menſchen, die ſich aber wieder erholten.

*) Die Zahl der hier auf einmal Vergifteten war zu groß, um nicht die Urſache ihres Erkrankens in dem Genuſſe der Wurſt zu finden. Früher mögen auch häufig Fälle dieſer Vergiftung vorgekommen ſeyn, wo aber die Vergiftung vielleicht nur wenige zugleich traf und dadurch ſchwerer erkannt wurde.

(je 37 von dieſen ſtarben wirklich), theils Monate, ja, theils Jahre lang dieſes ſcheusliche Gift in ſich trugen. Eine eben ſo große Zahl aber mag an dieſer Vergiftung geſtorben ſeyn, wo man das Uebel nicht erkannte, oder wo gar keine ärztliche Hülfe geſucht wurde, wie dieß in unſrem Vaterlande leider ſehr häufig iſt.

§. 2.

ber die Meinung, daß dieſes Gift Blauſäure ſeyn müſſe.

Es iſt noch allgemein in unſrem Vaterlande an-
mmen, daß durchaus Blauſäure das giftige
ns in dieſen Würſten ſeye, und wie, wenn et-
einmal zur Meinung wurde, eine Stimme,
Anderes behauptet, ungerne vernommen wird,
ar es Manchen mißfällig, daß ich in meinen in
Tübinger Blättern niedergelegten Beobachtun-
über dieſe Wurſtvergiftungen der Blauſäure
gar nicht erwähnte, ſondern dieſe Erſcheinungen
m Ranzigtwerden der Fettmaſſen und der in
dichten Därmen eingeſchloſſenen thieriſchen
lniß zuſchrieb. Bey der Heilung und bey der
tion ſolcher Vergifteten und bey der chemi-
n Unterſuchung der Würſte hat man bisher, eben
r Meinung wegen, meiſtens nur auf Blauſäu-
aber immer durchaus mit keinem Erfolge gear-
et, und dadurch gewiß manche Gelegenheit ver-
nt, wodurch man vielleicht auf andern Wegen
Erkenntniß dieſes Giftes wohl wäre näher ge-
mmen.

Noch nie ſah man in dieſen Vergiftungen von
bey Vergiftungen durch Blauſäure ſo ſpeci-
wirkenden Kalien innerlich gegeben, auch den

mindeſten Erfolg, im Gegentheil zeigten hier eher noch Säuren einigen heilenden Einfluß. Den Umſtand, daß in den Leichen an Würſten Verſtorbener das Blut eine blauſchwarze, oder vielmehr überhaupt eine ſehr dunkle Farbe zeigt, wollte man beſonders einer Verbindung der Blauſäure mit dem oxydirten Eiſengehalt des Blutes zuſchreiben.

Bedenkt man aber, wie bey denjenigen, die an Würſten ſterben, in Folge von Nervenlähmung, beſonders der Lungennerven, der Oxydationsproceß des Blutes ſo völlig geſtört iſt, ſo wird man noch auf natürlicherem Wege begreifen können, warum auch ſelbſt das Arterienblut eine ſo dunkle Farbe annimmt. Dieſe Erſcheinung der Blauſäure zuzuſchreiben, iſt eben ſo geſucht, als wenn man behaupten wollte, daß in Krankheiten wo das Mechaniſche des Athmens leidet und das Geſicht eine blaue Farbe annimmt, Blauſäure im Spiele ſeyn müſſe.

Gerade dasjenige Organ, das ſich bey Vergiftungen durch Blauſäure hauptſächlich leidend zeigt, die Milz, wurde in ſechs Sectionen die an Wurſtgift Verſtorbenen angeſtellt wurden, ganz unverändert gefunden. Bey Vergiftungen durch Blauſäure, die nicht ſchnell tödtend ausfielen, bemerkte man heftigen Froſt abwechſelnd mit einer brennenden Hitze, ein Aufſchwellen der Milz, ſo daß man die Lage und Ausdehnung dieſes Organs ſo deutlich angeben konnte, als ob es auſſer dem Körper läge, während bey an Wurſtgift Erkrankten, dieſe Erſchei-

ugen ſich nie zeigten, dagegen ganz andere, die
n wenigſtens bis jezt noch nicht, auf Blauſäure
bachtete. Allerdings aber ſtimmen dieſe Vergif-
igen durch Würſte mit denen durch Blauſäure
hr überein als mit denen durch narkotiſche Pflan-
, vorzüglich dadurch, daß kein Wahnſinn da-
t verknüpft iſt, und mehr partielle tödtlich werden-
Lähmungen, wie z. E. auch beym Ticunas-Gift,
zeigen. Verſchieden von narkotiſchen Giften aber
gt ſich dieſes Wurſtgift auch dadurch, daß ſeine
Virkung nicht ſo ſchnell vorübergehend iſt, ſondern
Monate, ja! Jahrelang, andauert und daß an den
ichen an ihm Verſtorbener die größte Mu[illegible]
t eintritt, die Leichen nicht den mindeſten Geruch
igen, während, namentlich bey Belladonna Ver-
ſtungen, der Kö[illegible]r nach dem Tode aufſchwillt,
nd bald der höchſte Verweſungs-Geruch ſich ent-
ickelt. In dieſer Erſcheinung und in ſeiner ab-
umpfenden austrocknenden, im Körper lange Zeit
hleichenden Wirkung, in der hartnäkigen Verſtop-
ung, und in dem endlichen Erſcheinen der Excre-
nente in Form harter Kugeln, hat dieſes Gift
vieder mehr Aehnlichkeit mit einigen mineraliſchen
Giften, hauptſächlich aber, mit Bleyvergiftungen,
viewohl es von dieſen in andern Erſcheinungen wie-
er weit abſteht. Auch den Wirkungen der Sal-
eterſäure wollte man die Wirkungen dieſes Giftes
hnlich finden. Unter anderem hätte es mit dieſem
auch Aehnlichkeit in ſeiner die Harnſecretion faſt bis

der Herzruhe steigernden Kraft. Bey Thieren, die man durch ſalpeterſaures Silber tödtete, fand man die Zungen immer leberartig hart, gleiches zeigt ſich auch ſehr häufig bey denen an Wurſtgift Verſtorbenen; Aehnlichkeiten aus denen freylich noch kein Reſultat zu ziehen iſt.

Tödtl
br

Mit gl
Blauſäure,
Holzſäure d
ſten zuſchrei
nig als die
lichten Hol
deren Hau
Kraft, iſt
dieſe Säur
Krätze, hau
angefreſſener
ſem Nutzen
legt, werde
Dinte, die
wird, bilde
die in einer
ſer Flüſſigke
chen Erwäh
Roſenäſte,
bald und d
roſtfarben u

Verſuch
Holzſäure ſ
einige an.
ſuchen war

§. 3.

liche Wirkungen der
brandigen Holzſäure.

gleichem Rechte wie einer entwickelten
, könnt man der brenzlichten, (brandigen)
diese töotende Kräft in geräucherten Wür-
reiben, aber ſie iſt es wohl eben ſo we-
ieſe. Die tödtliche Wirkung der brenz-
olzſäure auf Amphibien, auch nur auf
aut getröpfelt, ihre höchſtaustrocknende
ſt bekannt. In dieſer Hinſicht möchte
ure bey faulichten Geſchwüren, in der
uptſächlich auch in der der Schacke, bey
en Zähnen u. ſ. w. beſtimmt von groſ-
en ſeyn. Thieriſche Häute in dieſelbe ge-
den in kurzer Zeit aufs feſteſte gegerbt.
ie mit brenzlichter Holzſäure bereitet
det nie Schimmel; eine Beobachtung,
er Zeit, wo noch immer ſoviel von die-
keit verbraucht wird, wohl einer öffentli-
hnung werth iſt. Pflanzentheile, z. E.
, in brenzlichte Holzſäure geſtellt, welken
die Blätter entfärben ſich, ſie werden
und erhalten den Geruch der Holzſäure.
che an Säugthieren mit der brenzlichten
ſind mir noch nicht bekannt. Ich ſtellte
. Die brenzlichte Holzſäure zu dieſen Ver-
ar aus Tannenholz bereitet, nur ſchwach

ſauer. Chemiſche Unterſuchungen mit ihr ergaben, daß ſie keine Blauſäure enthielt.

Ein Freund von mir hatte mit dieſer brenzlichten Holzſäure Fleiſch künſtlich durch Einbeitzen geräuchert. Einem, der ein Stückchen davon genoſſen, verurſachte es Erbrechen und Durchfall, während ein anderer ohne Schaden ein gleichgroßes Stück genoß. Eine Katze, der von einem gleichen Stücke vorgeworfen wurde, fand man kurz nach dem ſie es gefreſſen, todt. Einer ausgewachſenen Katze, ſpritzte ich zwey Drachmen von der gleichen brenzlichten Holzſäure in den Magen. Sogleich nach dem Einſpritzen, (ich muß noch einmal bemerken; daß dieſe Holzſäure kaum ſo ſauer wie der ſchlechteſte verkochte Fruchteſſig ſchmekte, auch den Winter über in einer Bouteille gefror, wieder aufthaute und Monate lang unverſchloſſen in derſelben ſtehen geblieben war,) überliefen ihr die Augen mit Waſſer. Sie fieng mit aufgeſperrten Naſenlöchern zu athmen an, ſuchte aus einem Geſchirr das vor ihr ſtand, zu ſaufen, erbrach ſich, athmete röchelnd mit aufgeſperrtem Maule und wurde, ungefähr eine halbe Stunde nachdem die Holzſäure zu ihr kam, todt gefunden.

Ihre Glieder waren äußerſt ſteif. Die Venen des Halſes waren mit ſchwarzem Blute ſehr erfüllt. In den Herzventrikeln fand man ſchwarzes, geronnenes, ſchmieriges Blut. Die Luftröhre und Bronchien waren im natürlichen Zuſtande, die Lungen-

gel aber, beſonders an ihren äußern Rändern,
war marmorirt. Der Schlund war ſehr zuſam-
ngeſchrumpft in Falten. Auch die Epiglottis
hien zuſammengeſchrumpft.

Der Magen zeigte in ſeiner innern Wandung
hrere roſenrothe Entzündungsſtellen. Die Villoſa
Magens war ſehr zuſammengerunzelt, der Ma-
, auch äußerlich anzuſehen, verſchrumpft. Zwey
ulwürmer, die ſich in demſelben befanden, wa-
todt, aber ganz ſaitenartig feſt und ziehbar ge-
rden.

Die Galle und Gallengänge waren von einer
sgrünen Galle ſtrotzend erfüllt. Die Leber zeigte
hts widernatürliches, eben ſo Bauchſpeicheldrüſe
Milz. Die Nieren waren in ihren feinſten
fäßen äußerſt ſchön, wie mit dunkelblauer Farbe
geſpritzt. Die Urinblaſe war geſund, eben ſo der
ze Verlauf der Gedärme.

Viel langſamer tödtend ſcheint die brenzlichte
lzſäure auf grasfreſſende Thiere zu wirken. Viel-
ht dauert wegen überwiegender Orydation in die-
Thieren der Kampf, dem gerade die Orydation
terliegen ſoll, deſto länger. Sie hatten aber
h viele Vegetabillen im Magen, die Katze gar
hts. Einem ausgewachſenen Kaninchen wurde in
em Tage nach und nach drey Drachmen brenz-
ter Holzſäure in den Magen geſpritzt. Bald
rde ſeine Reſpiration ſehr erſchwert, es dehnte
Naſenlöcher weit auf und gab im Reſpiriren die

und da laute heiſere Töne von ſich. Mit einigen Stunden nahmen dieſe Erſcheinungen äuſerſt zu und es athmete immer, indem es den Kopf vorſtreckte und den Mund weit öffnete und wieder langſam ſchloß. Seine Augen überzogen ſich mit eiterartiger Flüſſigkeit und aus der Naſe drang ihm ein helles Waſſer. Vorgelegte Vegetabilien fraß es nicht mehr, ſprang aber noch Abends mit guter Bewegung der Füße durchs Zimmer. Früh am Morgen des andern Tages wurde es todt gefunden.

Seine Glieder waren ganz ſteif und konnten nicht, ohne die Knochen zu zerbrechen, gebogen werden.

Die Halsvenen waren von ſchwarzen zähen Blut ganz ſtrotzend. Die Zunge, Naſen- und Rachenhöle waren wie geräuchert. Der Eſophagus war beſonders in ſeinem Anfange, ſehr in Runzeln zuſammengeſchnürt und ſchien eher abgeſtorben als entzündet zu ſeyn. Die Luftröhre war in ihrer innern Wandung bis in die Bronchien eigentlich rauchig und enthielt ſchäumendes dunkelgefärbtes Geblüt, die zu ihr laufenden Nerven waren geröthet. Die Lungen hatten viele ſchwarzmarmorirte Stellen. Das Herz enthielt in ſeinen beyden Hölen ſchwarzes zu Klumpen geronnenes Geblüt. Sonſt ſchien es geſund zu ſeyn. Der Magen war von Vegetabilien, die das Thier vor der Vergiftung gefreſſen hatte, äuſerſt ausgedehnt. Der Pilorus zeigte ſich feſt verſchloſſen. Nachdem ich die Vegetabilien aus

Magen genommen hatte, zeigten ſich im Grun-
Magens und um die Cardia her Stellen,
e Vegetabilien wie auf der Villoſa vertrocknet
gar nicht abzulöſen waren. Mit Waſſer abge-
zeigte ſich unter ihnen die Villoſa dunkelroth
ndet und wich unter dem Nagel von der nach
ommenden Haut ſogleich ab, wie z. E. die
einer reifen Abrikoſe vom Fleiſch.

Die bey Kaninchen ſehr kleine Gallenblaſe war
Galle ſtrotzend. Die Leber erſchien geſund, ſo
die Nieren, Milz und Pankreas. Die Ge-
e enthielten noch viele Vegetabilien und waren
ich unverändert. Die ſehr dünne Urinblaſe
wohl mit vier Unzen Waſſer erfüllt, das die
der brenzlichten Holzſäure hatte, ſo daß die
blaſe, durch die es wie durch ein Glas ſchien,
ſtahlfarben ausſah. Entzündet ſchien ſie nicht
n. Im Gehirn wurde nichts beſonderes be-
. Auch das Rückenmark, bis in die Cauda
a genau unterſucht, ſah ganz geſund, milch-
aus, und auch die von ihm entſpringenden Ner-
hatten gleiche Farbe.

Ein anderes Kaninchen lebte, nachdem ihm nach
nach drey Drachmen brenzlichter Holzſäure bey-
cht waren, zwey Tage mit äußerſt gehemmter
iration, bis es unter leichten Zuckungen ver-
, doch war es bis zur letzten Viertelſtunde
Lebens noch zu gehen fähig. Es war nach
Tode gänzlich ſteif. Seine Zunge war wie ge-

räuchert. Die Luftröhre war in ihrer innern Wandung wie mit einem Anflug von Rauch überzogen, obgleich in die Luftröhre ſelbſt keine Holzſäure gekommen war. Die Lungen waren mit ſchwarzen Punkten beſäet, unter den Fingern zerfließend und enthielten dünnflüſſiges wäſſeriges Geblüt. Das Herz enthielt kohlenſchwarzes geronnenes, dehnbar gewordenes Geblüt in ſeinen beiden Hölen. Aus der ganzen vena cava konnte man das geronnene Geblüt als einen dehnbaren ſchwarzen Strang, wie das Rückenmark aus ſeiner Knochenſcheide, herausziehen. Es roch wie geräuchert. Die Halsvenen waren außerordentlich von Geblüt erfüllt. Die Schlagadern waren zuſammengefallen, aber meiſtens hellgeröthet.

Der Eſophagus war, beſonders an ſeinem Anfange, ſehr zuſammengeſchnürt. Die Magenhäute waren äußerſt verdickt, die Villoſa bruchig, bleifarben. Sowohl Cardia als Pilorus, waren feſt verſchloſſen und die Häute um ihre Oeffnungen durchaus verdickt. Leber, Milz, Bauchſpeicheldrüſe, Nieren und Gedärme erſchienen geſund.

Die kleine Gallenblaſe ſtrotzte von Galle. Die Urinblaſe enthielt fünf Unzen eines trüben nach Holzſäure riechenden Urins. Das Gehirn zeigte ſehr deutlich erfüllte Blutgefäſſe. Das Rückenmark, bis in die Cauda equina verfolgt, war unentzündet, weiß wie Schnee.

Solche Verſuche an Thieren ſind mir immer

ſt widrig, und ich bereue, auch nur dieſe an-
ult zu haben.

Zeigt nun auch die brenzlichte Holzſäure, ſo-
l mit dem Wurſtgifte, als mit der Blauſäure
hren Wirkungen auf den thieriſchen Organismus
ge Aehnlichkeit, ſo ſteht ſie doch auch wieder von
en ſehr ab, (dahin rechne ich beſonders die äuſ-
Coagulation des Blutes in den großen Ge-
n, wiewohl in den Lungen das Geblüt ſehr dünn-
g ſich zeigte,) und es iſt aus ſolchen einzelnen
ichen Wirkungen durchaus noch kein ſicherer
luß zu machen.

Zuletzt reduciren ſich alle dieſe Gifte aus
organiſchen Reiche allerdings auf Ei-
und zeigen ſich nur als Modificationen deſſel-
in noch andern eingegangenen Verbindungen.
z. E. der narkotiſche Stoff, ſich bald mit
von den vielen Säuren, bald mit einem Acre,
mit Gerbſtoff, bald mit allen dreyen zu-
, verbinden, und in dieſen verſchiedenen Ver-
ngen, die verſchiedenſte Wirkungen hervor brin-
könnte. Daher ſind die Wirkungen der ver-
enen Gifte, aus dem organiſchen Reiche, ein-
zwar in Manchem ähnlich, aber nie gleich.

§. 4.

Vermuthung daß das Wurſtgift ſich aus thieriſcher Fäulniß entwickle.

Beachtungswerth bleibt, daß dieſe Wurſtvergiftungen nur immer bey geräucherten Würſten und nur immer zu einer Jahreszeit, (namentlich im April) vorfallen wo bald Kälte, bald Wärme wechſelt, und auch elektriſche Einflüſſe mehr ihr Spiel treiben mögen *)

Es iſt bekannt, daß Fleiſch, das gefroren iſt, wenn es von ſelbſt aufthaut, auf das ſchnellſte in Fäulniß übergeht.

Auch gefrorne Eier, läßt man ſie von ſelbſt aufthauen, gehen ſchnell in die äußerſte Fäulniß über, Gefrornes Fleiſch kann auch nicht mehr durch Einbeitzen gegen die Fäulniß geſchützt werden. In Säuren, z. E. in Magenſäure, gelegt, wird es auch nicht wie anderes faules Fleiſch in ſeiner Fäulung aufgehalten, ſondern es geht in ihr gleich ſchnell in

---

*) Dieſe häufigen Unglücksfälle durch das Wurſtgift werden noch ſo lange, jeden Frühling in unſrem Vaterlande ſich wiederholen, als man den Schornſteinfegern nicht bey ihren Pflichten auferlegt: Die Blut- und Leberwürſte, die ſie noch nach dem Februar bey Säuberung der Kamine im Rauche finden, mit dem andern Unrath aus dem Kamine zu werfen.

höchſte Verderbniß über. Solche im Rauch
ewahrte Würſte aber gefrieren und thauen um
Zeit (im Aprilwetter) oft zu wiederholtenmalen
wodurch in ihnen wohl hauptſächlich ein Proceß
er Gährung, der in ſolchen luftdichten, durch
ch gegerbten Därmen, den höchſten Grad er-
t, eingeleitet wird, und es iſt nicht oft genug
agen, daß Würſte, die giftig wirkten, nicht
ſauer ſchmeckten, (der Bauer heißt alles, was
verdorben ſcheint, — ſauer), ſondern höchſt
end, faul, während blos ſauer ſchmeckende
rſte, ſchon oft in Menge ohne Schaden genoſſen
den.

Jn den Tübinger Blättern führte ich an, daß
ieſen giftig wirkenden Würſten, eigends entſtan-
Fettmaſſen ſollen bemerkt worden ſeyn. Jch
noch der Meinung, daß das ſolche Fettmaſſen
wie bey Fäulung thieriſcher Theile unter Waſ-
oder unter der Erde bey geringem Luftzugang,
dieß auch in luftdichten Därmen wohl geſche-
kann) entſtehen. So bemerkte man bekanntlich
derley Fettmaſſen in Gräbern, wo viele Leichen
inander gehäuft lagen, die bey Oeffnung der
ber, tödtende Wirkungen hatten.

Bey Eröfnung gefallener Thiere, wo-
ſich ein höchſtſtinkender Qualm
wickelt, befällt die Umſtehenden,
onders Abends beym Kerzenlichte,
ein Doppelſehen.

Es iſt auch gewiß, daß unter beſtimmten Verhältniſſen, ſich gerade aus der höchſten Verweſung eine Materie entwickelt die aller Verweſung entgegen iſt, und die gerade deßwegen nun, auf den lebenden Organismus tödtend einwirkt, wie z. E. der auch Verweſung hindernde Arſenik.

Man ſah von faulem Schmierkäſe ſchon ähnliche Vergiftungen entſtehen. Im Norden Deutſchlands ſoll man Vergiftungen von dem ſogenannten Quarkkäſe bemerken. Dieſer Käs beſteht aus vollkommen reiner und geronnener Käſeſubſtanz, die man, (wie Leberwürſte,) mit Kochſalz, Pfeffer, Kümmel und Koriander vermengt. Dieſe Maſſe läßt ſich aber durchaus nicht aufbewahren, ſie verwandelt ſich durch die Gährung in eine weiche Subſtanz, die dem faulen Kleber gleicht und einen höchſt widrigen Geruch, wie verweſende thieriſche Körper, ausſtößt und ein Gift entwickelt, das Ohnmachten veranlaßt, und alſo auch wahrſcheinlich, wie das Wurſtgift, hauptſächlich die Lebenskraft des Herzens ſchwächt. Bey dem neueſten Fall von Vergiftung durch eine Leberwurſt, bemerkte man auch, daß die Mitte der Leberwurſt, welche gerade gegeſſen wurde, ſich in eine weiche ſchmierige Maſſe von höchſtem Geſtank verwandelt hatte. Bey Würſten, die in Rindsdärme gefüllt und feſtgeſtopft ſind, wie z. E. bey Bratwürſten, ſah man dieſe Vergiftung noch nie. Eine lockere Füllung dicker Gedärme mit Fettmaſſen, denen auch noch Waſſer und haupt-

ächlich auch Waſſerdampf, beygemiſcht iſt, ſcheint
orzüglich eine Bedingung zur Erzeugung dieſes
Giftes zu ſeyn. Es iſt auch möglich, daß ſolche
Würſte kalt aus dem Rauche gegeſſen, giftiger wir-
en, als wenn ſie vorher noch einmal geſotten oder
ebraten werden. Wie das Lolium temulentum
ekanntlich, durch Anbrühen mit heißem Waſſer
eine narkotiſche Wirkung verliert. Die Leber- und
Blutwürſte aber, werden von den Landleuten gemei-
iglich ganz kalt geſpeißt, oder nur kurze Zeit in
as warme Gemüße gelegt, ſelten wieder geſotten
der gebraten. Beſonders iſt dieß bey den Leber-
würſten der Fall, an denen auch unverhältnißmäßig
mehr Menſchen als an den Blutwürſten ſtarben.

Näheren Aufſchluß über dieſes Wurſtgift, könn-
en wohl auch Verſuche mit Fettſäure geben, mit
anzig gewordenem Fett, und nähere Beobachtun-
en über das ſogenannte Sodbrennen, das ſo
äufig durch ranziges Fett erzeugt wird, welches
mit der Magenſäure unter gewiſſen Verhältniſſen,
ine höchſt verderbliche Verbindung einzugehen
cheint. Mit dem Gefühl von Sodbrennen ſind
ieſe Vergiftungen, wenigſtens in den erſtern Ta-
en, offenbar immer begleitet und es ſcheinen auch
iejenigen Subjekte hauptſächlich dadurch zu leiden,
ie dieſem Uebel auf Fettgenuß auch ſonſt ſehr unter-
orfen waren. Nach Linnée iſt das Sodbrennen
eſonders in Lappland, wo ranziges Fett in ſo groſ-
er Menge genoſſen wird, einheimiſch. Die beim

Sodbrennen erſcheinende Flüſſigkeit, hat ſich ſchon öfters gar nicht als Säure gezeigt. Bey dem Letztern durch eine Leberwurſt Vergifteten, bemerkte man, daß er unter Gefühl von Sodbrennen in den erſtern Tagen mehrmals eine Flüſſigkeit erbrach, die die Farbe von ſchwarzem Kaffee hatte, und gewiß nicht von den Gallengängen, ſondern von den gereizten arteriellen Gefäßen des Magens, herrührte, wie die ſchwarze Maſſe, die im gelben Fieber erbrochen wird.

Gerade wirken bey Sodbrennen oft Säuren heilſam, namentlich mineraliſche Säuren, die überhaupt den krankhaften chemiſchen Proceſſen im Organismus, und den daraus entſtehenden Miſchungsveränderungen und Verderbniſſen, am ſtärkſten entgegenwirken. Ein Volksmittel gegen Sodbrennen, iſt Genuß ſaurer Aepfel. Auch in dieſen Wurſtvergiftungen zeigten ſich Säuren, wie z. E. das Tamarindenmark mit Weinſteinrahm u. ſ. w. nicht ganz ohne Wirkung. Bey den Geſtorbenen fand man zwar nicht mehr im Magen, aber in der Luftröhre und den Bronchien, auch in der Gallenblaſe, einen blutigen Schleim aus den arteriellen Gefäßen ausgeſchwitzt.

Natur und Bildung dieſes ſchädlichen Agens in den Würſten, bleibt nun wohl, auch der neueren Erfahrungen ungeachtet, freylich noch immer hypothetiſch. Wahrſcheinlich ſind zu ſeiner Bildung die verſchiedenartigſten Einflüſſe nöthig, ſogar in dem der die Wurſt genießt ſelbſt, die zu erforſchen und zu vereinen der Wiſſenſchaft wohl ſchwer gelingen wird. Manche die von ihm genieſſen, und zwar in gleicher Gabe mit denen die dadurch den Tod erleiden, werden von ihm nur wenig oder gar nicht berührt und wahrſcheinlich ſind das ſolche Subjekte, in denen auch eine beſondere Stimmung des Nervenſyſtems dem Gifte entgegenwirkt. Welche große Verſchiedenheit in verſchiedenen Menſchen findet nur in Hinſicht der nicht willkührlicher Bewegung unterworfenen blaſſen Muſkelfaſern der Speiſeröhre und des Magens ſtatt! Die größten Gaben von Brechweinſtein erregen bey dem einen kein Erbrechen, (unter die Zahl dieſer gehörte auch der unten anzuführende durch Wurſtgift Vergiftete,) während bey dem andern es die geringſten Gaben thun, oder während von manchen Menſchen, (z. E. von mir ſelbſt,) Speiſeröhre und Magen willkührlich, ſo gut wie ein Armmuſkel, bewegt werden können.

Auch neue Verſuche, Wurſtgift künſtlich zu erzeugen, ſind mißlungen.

So lange es aber nun, nicht für die Sinne dargethan werden kann, ſondern nur hypothetiſch davon geſprochen wird, dieſes Gift in geräucherten Würſten ſeye Blauſäure u. ſ. w. ſo lange wird man am füglichſten thun, dieſes Gift geradezu Wurſtgift zu nennen.

Wie viele eigenthümlichen Säuren zählt der Chemiker auf! Hat er doch in ſeiner Erbſenſuppe und in ſeinem Pantoffel eine eigene Säure!

§. 5.

Einflüſſe dieſes Giftes auf den menſchlichen Organismus.

Genaue Beobachtungen der Einflüſſe dieſes Giftes auf den menſchlichen Organismus, bringen uns der Kenntniß ſeines eigentlichen Weſens vielleicht näher als chemiſche Hypotheſen. Solche Beobachtungen ferner anzuſtellen, boten ſich mir auch hier im Weinsberger Thale wieder einige Fälle dar, von denen ich den erſten nur kurz berühren will, weil er meiſtens Bekanntes wiederholt, den zweyten Fall aber, will ich ausführlich beſchreiben, weil er Manches enthält, was in den frühern Geſchichten dieſer Vergiftungen, beſonders darum, überſehen wurde, weil dieſe meiſtens außer dem Wohnorte des Arztes verfielen, wo dieſer nicht tag täglich zu wiederholtenmalen den Kranken beobachten konnte, weil die Vergiftungen (beſonders die, die tödtlich ausfallen,) der Beobachtung durch raſchen Verlauf ſich zu bald entziehen und weil die frühern Vergiftungen, meiſtens nur ungebildete Leute betrafen, die über ihre krankhaften Gefühle nur ſchwer Auskunft zu geben wußten.

Alle dieſe Hinderniſſe, hatte ich bey dieſem letzten Falle nicht, und ich glaube, daß durch ihn die Geſchichte des Einfluſſes dieſes Giftes auf den menſchlichen Organismus einigermaßen vervollſtändigt wur-

und, in Verbindung mit den andern Fällen,
ſie folgende Sätze aus ihm hervorgehen:
In den Magen gebracht, zeigt dieſes Gift meiſtens
h vier und zwanzig Stunden, ſelten bälder, wohl aber
rs ſpäter, eine reizende Wirkung auf die aus-
chenden Schlagadergefäße, es entſteht Gefühl
Sodbrennen und Erbrechen blutartiger Flüſſig-
, und bald zeigt ſich ausſchließlich die ganze Aus-
itung der ſympathiſchen Nerven, (alle diejenigen
rven mitgerechnet, die keine eigentliche Sinn-
ven, wie das erſte, zweyte und dritte Paar,
keine Rückenmarksnerven ſind) gelähmt, ihres
ermögens auf den chemiſchen Lebensproceß einzu-
ken, beraubt.

Herz und Auge, als vorzüglich in das ſympa-
ſche Syſtem verflochten, zeigen ſich hauptſächlich
vend. Die Muskeln der Augen, beſonders der
ßere gerade Muskel, werden der Bewegung unfä-
, das Auge kann in ſeiner Höle nicht mehr will-
hrlich bewegt werden, es ſteht feſt. Die Pupille
rd äußerſt erweitert, bleibt für das Licht reizlos
d iſt keiner Zuſammenziehung mehr fähig. Die
ugendeckel hängen gelähmt über das ſtarre Auge
r. Der Kranke ſagt: er fühle ſeinen Augapfel
ie von Eichenholz. Die Thränenfeuchtigkeit ver-
hwindet. Es tritt Doppelſehen ein, weil durch
Muskellähmung die Sehachſe nach innen gerichtet
ird. Im übrigen leidet mehr das Mechaniſche des
Sehens als die Sehkraft ſelbſt. Die Stimme wird

heiſer oder ganz unterdrückt, der Menſch wird ſtumm. Wie bey Unterbindungen der Lungennerven, tritt nun dabei auch die äußerſte Hemmung der Reſpiration und Störung in der Veränderung des venöſen Blutes in arteriöſes ein. Dieſe leztern Erſcheinungen treten, in Fällen wo der Tod erfolgt, beſonders hervor. Das Herz wird in ſeiner Bewegung äußerſt geſchwächt und der Herzſchlag iſt nicht mehr zu fühlen, obgleich die Arterien der Extremitäten zwar ſchwach ſchlagen, aber doch in gar keinem Verhältniß mit dem ſo ſehr unterdrückten Herzſchlage ſtehen. Die großen Venen am Halſe ſchwellen an, der Hals wird aufgedunſen, allein die Carotiden ſinken mehr zuſammen. Dieß erfolgt auch in Fällen, die nicht gerade mit dem Tode endigen, ſo daß der Herzſchlag Monate lang nicht im mindeſten fühlbar iſt, während man die Carotiden immer noch fühlt. Es tritt die größte Hemmung im Schlingen ein. Die Speiſeröhre wird zur todten bewegungsloſen Röhre, in der ohne Zuſammenziehung die Flüſſigkeiten mechaniſch zum Magen laufen und bey der geringſten Bewegung wieder herauf kommen. Dichtere Speiſen, die nicht ſo leicht der Schwere folgen, kann die Speiſeröhre nicht mehr dahin bringen. In allen Schleimhölen der menſchlichen Maſchine, ſteht die Abſonderung des gewöhnlichen Mukus ſtille; von der größten, dem Magen an, bis auf den Thränenkanal, den ductus stenonianus und den Ausführungsgängen der

ndrüſe. Kein Speichel wird in den Spei-
ſen mehr abgeſondert. Die ſtärkſten Queck-
elbungen in die Schenkel, Speicheldrüſen
nere Wandung der Mundhöle, ſind nicht
zu erwecken im Stande. Kein Tropfen
gkeit wird mehr im Munde gefühlt, keine
mehr abgeſondert, kein Ohrenſchmalz er-
mehr im Gehörgange, auch Zeichen von Ver-
ng der Euſtachiſchen Röhre ſtellen ſich ein.
Schleim wird mehr in der Naſe abgeſondert,
mehr im Speiſekanal, keiner mehr in den
nen. So erregt auch nach Abſchneidung der
hiſchen und Lungennerven, ſelbſt der Arſenik,
h oder äußerlich applicirt, keine Vermeh-
er Schleimabſonderung im Darmkanale
ht dringen auch Getränke in die Luftröhre
fwärts in den Naſenkanal, beſonders auch
es gänzlichen Mangels an Schleim und der
heit der Speiſeröhre. Und weil dieſen Häu-
beſchützende Schleim fehlt, ſo wird in ihnen
er Schmerz bey allen Flüſſigkeiten empfunden,
t durchaus ganz gleichgültig ſchmecken, als
alt, noch warm, noch ſüß und noch ſauer
Daher oft die völlige Unmöglichkeit, Arzney-
beſonders Säuren, beizubringen.

Chilus ſcheint nicht mehr eingeſogen zu wer-
zum Theil eine rückgängige Bewegung bis
Mund zu nehmen.

Oeffnung iſt, in Folge dieſer Lähmung der

Unterleibsnerven und Mangel an Darmſchleim, gänzlich gehemmt, und erſcheint ſie ſpäter wieder, ſo erſcheint ſie erdenartig, hart, ohne Gallengehalt: denn auch der Ausführungsgang der Galle iſt verſchloſſen, wie der der Speicheldrüſen. Bey allen an dieſem Gifte Verſtorbenen fand man durchgängig die Gallenblaſe ſtrotzend mit Galle erfüllt, ihre Secretion in der Leber vermehrt. Kein Delirium ſtellt ſich ein, die ruhigſte Beſinnung bleibt. Der Menſch hat nächtlich Schlaf, aber keine Träume mehr. Man bemerkt bey Vielen Zorn, der eben von der zurückgehaltenen Galle bey vermehrter Leberſecretion herrühren mag.

Auch die Secretion des Magenſaftes wird verändert und er ſcheint ſelbſt eine auf ſeine Häute krankhaft wirkende Beſchaffenheit anzunehmen.

Der Hunger iſt bey all dieſen Erſcheinungen oft groß, noch mehr der Durſt.

Das Gefühl in den Fingerſpitzen, (wahrſcheinlich weil in ihnen nur ſchwacher Kreislauf ſtatt findet,) verſchwindet. Gehör und Geruch bleibt ungeſchwächt, weniger der Geſchmack. Der Vergiftete hat nicht für äußere Wärme und Kälte, aber für ſtärkere Reize, z. E. Senfpflaſter u. ſ. w. Gefühl. Die Haut wird gänzlich trocken und leichenartig kalt. Schweiße erſcheinen auch auf heiſe cauſtiſche Bäder nie.

In der Vola der Hände, wird die Haut ſpröd und hart, an den Füßen aber, beſonders den Zer-

, bildet ſich eine ganz harte, völlig empfindungs-
, wahre Hornmaſſe. Im Rückenmar-
wird nie eine Schwäche gefühlt. Der
nke ſitzt Tage lang ohne Ermattung und Anleh-
g aufrecht. Kein Zittern in den Händen iſt zu
erken, wohl aber Ermüdung in den Schenkel-
keln, doch keine Lähmung. Kein Saame wird
r abgeſondert, die Teſtikel ſchwinden.

Der Urin kann nur ſtehend, und anfänglich nur mit
ſen Beſchwerden gelaſſen werden. Lange wird er
mechaniſch durch Huſten aus der Blaſe getrieben.
Die Urinſecretion wird äuſſerſt vermehrt, es zeigt
eine Art von Harnruhr.

Bey der Reconvalescenz findet zum Theil eine
ſung der innerſten Haut der Schleimhölen ſtatt
Bildung einer neuen.

Die Abmagerung iſt äußerſt ſtark, am wenigſten
Rückgrat, am meiſten im Geſicht, noch nach
en Monaten nach geſchehener Vergiftung, kann
Kranke, aber nicht ſo wohl aus Muskelſchwäche
vegen der geſunkenen Lebenskraft des Herzens,
n Monate lang wird kein Herzſchlag mehr be-
t) ſich nur wenig Bewegung ohne Anfälle von
nachten machen.

So lange der Vergiftete noch lebt, bemerkt man
aus keine Muskelrigidität, dieſe aber, tritt ſo-
nach dem Tode ein. Die Glieder des Ver-
en werden wie die eines gefrorenen Leichnams

und die Bauchmuskeln zuſammengezogen und hart wie ein Bret.

Fäulungsgeruch wird am Leichname nicht im mindeſten bemerkt. Was man in Sektionen findet, iſt bekannt. Vielleicht liefert die unten angeführte Sektion noch einiges Neue. Conſtant bleibt in allen Leichen an dieſem Gifte Verſtorbener, daß man Entzündungen auch an Theilen vorfand, wo das Gift nicht gerade chemiſch einwirken konnte. Vorzüglich aber kommt immer bey allen eine handbreite Entzündungsſtelle in der Gegend der Cardia vor, alſo da, wo die Ausbreitung des herumſtreifenden Nervenpaares aufhört, und der ſympatiſche Nerve ſeine Rolle übernimmt, von Herrn Vicekanzler von Autenrieth ſehr bezeichnend, inflammatio nevroparalytica genannt. Es iſt bemerkungswerth, daß in einer der letzten Leichen, ſich dieſe inflammatio nevroparalytica nicht in der innern Wandung des Oeſophagus, welche ganz geſund erſchien, ſondern auf der äußern Fläche deſſelben, gerade wo die herumſtreifenden Nerven an ihm hinabſteigen, dieſe Nerven ganz begleitend, ſich zeigte; eine Erſcheinung die auch zur Beſtätigung der Vermuthung dient, (ſ. Tübinger Blätter. III. B. 1. St.) daß dieſes Gift einen ſelbſtſtändigen Krankheitsproceß erregt, der dieſe Entzündungsſtellen, in oft vom Gifte ganz entfernten nervigten Theilen, (ich möchte ſagen, gleichſam als Exanthem,) bildet, und bey dem

rſtgifte gewiß weniger im Rückenmarke, als ge-
ausſchließlich nur in den Ausbreitungen des
athiſchen Nerven, ſich äußert; eine Erſchei-
g die dieſes Wurſtgift hauptſächlich vor andern
en charakteriſiren mag.

§. 6.

Geſchichte neuer Fälle dieſer Vergiftungen.

Erſter Fall.

Der erſte Fall von Vergiftungen durch verfaulte Würſte, der mir im hieſigen Thale vorkam, liefert zwar wenig Neues, beſonders wegen ſeines ſchnellen Verlaufes, doch ſpricht er wenigſtens dafür, daß auch in andern Gegenden unſers Vaterlandes als in den waldigen, dieſe Vergiftungen ſich zeigen. Auch beweiſt es, wie in tödlichen Fällen eine vorzügliche Einwirkung dieſes Giftes auf die Lungennerven nicht zu mißkennen iſt.

Friedrich Hüttinger von Steinsfeld, ein Mann von etlich und fünfzig Jahren, welcher, ausgenommen daß er hie und da Beſchwerden auf der Bruſt fühlte, geſund war, aß am 4. April 1819 von einem mit Blut gefüllten Schweinsmagen, deſſen Ingredienzien noch außer dem Blut, Speck, Wecken, Pfeffer und Medegewürz (Piment) waren.

Die Wurſt war verwällt (leichtgeſotten) und in Rauch gebracht worden, nicht aber in eine Rauchkammer, ſondern ins Kamin. In dieſem blieb ſie 14 Tage. Mit Hüttinger aßen ſeine Magd, ſein 12jähriger Knabe, ſein 14jähriger Knabe und ſeine Frau. Die Wurſt habe verdorben geſchmeckt. Auf

een Genuß befand ſich zuerſt niemand übel als die
agd, die Beklemmung auf der Bruſt gefühlt ha-
n ſoll und auch in meiner Gegenwart vier Tage
ch dem Genuß, eine Ohnmacht bekam. Dieſe gieng
eder vorüber und keine andere krankhafte Erſchei-
ng zeigte ſich ſpäter bey ihr. Der 12jährige Knabe
lte am andern Tage Bauchſchmerzen und Ueblich-
, bekam ſehr erweiterte Pupillen, die gegen das
ht reizlos blieben. Seine Stimme aber blieb ganz
ürlich, auch bekam er keine Disphagie. Viele
chen lang dauerte dieſer Zuſtand ſeiner Augen.
ge konnte er nur vermöge einer erhabengeſchliffe-
Brille den groben Druck eines Spruchbuches
n.

Um Steinbuchs Verſuch mit gerbſtoffhaltigen
tteln fortzuſetzen, verſchrieb ich ihm eine Auflö-
g des extract. rathaniae, von der er aber nicht
mindeſte zu ſich nahm, wie ich erſt ſpäter erfuhr.
Frau klagte lange über große Trockenheit im
ſe, die ſich ohne weitern Gebrauch von Mitteln
er verlor, und außer dieſer Trockenheit und große
wäche, wußte ſie auch ſpäter nichts zu klagen. An
vierzehnjährigen Knaben, der nur ſehr wenig
ſſen haben ſoll, war nie etwas krankhaftes zu
erken.

Die ſchrecklichſte Wirkung aber hatte dieſe Wurſt
Hüttinger ſelbſt.

Nachts auf den Genuß derſelben, erhielt
n Erbrechen und war am nächſten Morgen ſchon

nicht mehr im Stande zu ſchlingen. Es trat große Heiſerkeit ein und Schmerzen im Luftröhrenkopſe, auch fieng er an alles doppelt zu ſehen. Vom herbeygerufenen Chirurgen erhielt er, weil er immer Neigung zum Erbrechen klagte, ein Brechmittel, auf das er zwey Stücke fettartigen Fleiſches und nachher Galle erbrochen haben ſoll. Auch ſpritzte ihm der Chirurg den Hals aus!

Am ſiebenten Mittags, vier Tage nach dem Genuſſe des Giftes, wurde zu mir geſchickt. Ich fand den Kranken, der gehemmten Reſpiration wegen, in einem Seſſel ſitzend. Zu ſchlingen war er ganz und gar unvermögend. Die Augenlieder waren geſchloſſen, er war ſie von ſelbſt aufzuſchlagen nicht im Stande. Das Sehloch war außerordendlich ausgedehnt und unbeweglich. Die Haut war trocken und kalt, der Unterleib war äußerſt geſpannt. Verſtand Gehör und Geruch waren ganz ungeſchwächt, der Puls nicht ſehr verändert, doch mehr langſam als ſchnell. Eine große Unruhe war an ihm. Er verlangte bald in's Bette, bald wieder in den Seſſel. Gieng er, unterſtüzten ihn zwey Perſonen unter den Armen. Seine Stimme war gänzlich weg, er war eigentlich ſtumm und ſprach nur durch Zeichen. Durch ſolche, gab er mir zu erkennen, daß er in einem grob gedruckten Buche nicht leſen könne, wohl aber die Perſonen die vor ihm herum gehen bemerke. Bauchſchmerzen ſchien er nicht zu fühlen, ſeine einzige

Klage war über den Kehlkopf und über die Been-
ung auf der Bruſt. Den Urin könne er nicht laſ-
n, erklärte er durch Zeichen. Sanft, mit eini-
n Zuckungen, ſtarb er Abends neun Uhr an die-
m Tage.

Ich hatte ihm eine Auflöſung der terra catechu ver-
rieben, ob ich gleich an keine Rettung dachte, aber
nahm von ihr nichts mehr. Wie auch die Sek-
n zeigte, ſo waren hier die Einwirkungen des Gif-
s auf den herumſtreifenden Nerven vorzüglich groß.
ie beſtändige Klage über den Luftröhrenkopf, die
tummheit, die Beengung der Bruſt, die gänz-
he Unfähigkeit zu ſchlingen zeugen hievon, und
ſolchen Fällen erfolgt immer gewiß der Tod; we-
ger in Fällen wo eher mehr der ſympathiſche Nerve
Leidende iſt.

Die Leute des Hauſes wußten nicht, daß der Ge-
s dieſer Wurſt Hüttingers und der andern Krank-
verurſacht, ich mußte ſie erſt davon unterrich-
, — aber noch heute wird es von Keinem ge-
ubt.

§. 7.

Section eines an Wurſtgift Verſtorbenen.

Nach dem Tode nun zeigten ſich die Glieder Hüttingers durchaus unbeugſam. Es hatten ſeine Muskeln die Härte von gefrornen. Die Bauchmuskeln waren feſt geſpannt und in Wahrheit ſo hart anzufühlen wie ein Brett. Die Hautfarbe des Leichnams war gelblichtweiß. Die großen Venen am Halſe waren ſehr aufgedunſen. Vom Gehirn iſt nichts beſonderes anzuführen, als daß ſeine Gefäße von bläulichtem Geblüte erfüllt waren. Die Gehirnnerven zeigten ſich natürlich.

Bey geöfnetem Luftröhrenkopfe fand ſich, da wo der Larynx in die Luftröhre übergeht, rings ein blutiger Schleim ausgetreten, in dem ſich viele Luftbläschen gebildet hatten. Die Epiglottis war natürlich. Der Schlund hatte an ſeinem Anfange viele ganz ſchlappe Falten, war ganz zuſammengerunzelt und ſah nicht anders aus, als wie eine Haut, die lange im Waſſer gelegen. Eben ſo ſah die Uvula ganz weiß und zuſammengeſchrumpft aus.

Die Zunge war zuſammengezogen, ſo daß ſie ganz kurz und dick war, ſie war äußerſt hart, brettartig wie die Bauchmuskeln, mit einem ſchwarzen Fette belegt. Das Rippenfell war bedeutend entzündet. Mit den Lungen war es parthienweiſe verwachſen.

Die Lungen waren ganz ſchwarz marmerirt und
rer Conſiſtenz nach eigentlich leberartig.

Dieſe leberartige Conſiſtenz der Lungen wurde
on an drey Subjekten, die an Wurſtgift ſtarben,
merkt.

Die ganze innere Wandung der Luftröhre war
tzündet und enthielt einen aus der Wandung ge-
wizten blutigen Schleim.

Das Herz war ganz ſchlapp und welk und hatte
unzeln, die wie die am Schlunde anzuſehen wa-
. Dieſes Welkſeyn des Herzens beobachtete man
drey an Wurſtgift Verſtorbenen; ein Welkſeyn
e man ſchon an Drüſen von Thieren bemerkte,
nen man die zu dieſen gehenden Nerven abge-
nitten hatte.

In ſeinen Ventrikeln fand man etwas weniges
nkelſchwarzes ſchmieriges Geblüt. Die Herzhölen
ren entzündet und der Bogen der Aorte hatte in
er innern Wandung ganz die Farbe eines hell-
hen ins ſafrangelbe ſpielenden Saffians. Dieſe
rbe war äußerſt ſchön und ganz eigen. Das
erchfell war in natürlichem Zuſtande, ſo auch
Leber. Die Gallenblaſe, die auf ihrer innern
ut ganz entzündet erſchien, enthielt eine mehr
ut als gallenähnliche Flüſſigkeit.

Der Magen war innen ſtellenweiſe entzündet.
ſonders zeigte ſich gegen die Cardia hin eine hand-
ße entzündete Stelle.

Dieſe handgroß entzündete Stelle bemerkte man in vier an Wurſtgift Verſtorbenen immer gleich. Von der Cardia an ſchnitt ich den Oeſophagus auf, und fand ihn in ſeiner innern Wandung durchaus natürlich. Dagegen war er auf ſeiner äußern Fläche, gerade wo die herumſtreifenden Nerven an ihr hinabſteigen, ganz zinnoberroth und ſo auffallend gefärbt wie der Bogen der Aorte in ſeiner innern Wandung.

Der Magen enthielt einige Löffel einer breyartigen Subſtanz.

Der Darmkanal enthielt viel Luft. Die dünnern Gedärme waren theils braun, theils bleyfarbig, und enthielten wenige flüſſige Excremente. Die dicken Gedärme enthielten eine Menge eigentlich lettenartiger Excremente. Dieſe lettenartigen Excremente, in Form von harten Kugeln, bemerkt man immer in ſolchen Leichen. Die dicken Gedärme waren gänzlich mißfärbig. Gegen den Maſtdarm hin befand ſich eine große gänzlich brandige Stelle und daſelbſt ein ſchwarzrothes Excrement, wie von einer Blutwurſt.

Dieſes Excrement, wie das im Magen enthalten geweſene, wurde auf eine Reihe mineraliſcher Gifte, hauptſächlich aber auch auf Blauſäure chemiſch unterſucht, aber es wurde nichts gefunden. Eben ſo wurden die übrigen Blutwürſte unterſucht und auch Thieren vorgeworfen, die ſie ohne Schaden fraßen. Auch das Blut der Leiche wurde einer chemiſchen Unterſuchung unterworfen. Aber die Chemie gab

---

auch hier,
nicht den
Die
entzündet
Milz
im natürl
der Art f
ſund; vie
allen and
hielt noch
ſchwarz w
Der L
gen, nicht

er, wie bisher in dieſen Fällen, noch immer
en mindeſten Aufſchluß.

e Urinblaſe war auf ihrer äußern Fläche ſehr
et, innen weniger. Sie war leer.

lz, Bauchſpeicheldrüſe und Nieren ſchienen
irlichen Zuſtande zu ſeyn. In ſechs Leichen
fand ſich die Milz immer ganz natürlich, ge-
vielleicht weil zu ihr weniger Nerven als zu
dern Organen gehen. Die vena cava ent-
ch viel Blut, das dünnflüſſig, aber ganz
war; nicht gerade blau. —

Leichnam hatte, auch in ſeinen innern Hölun-
cht den mindeſten üblen Geruch.

§. 8.

Zweyter Fall und ausführliche Krankengeſchichte.

Der zweyte Fall geſchah durch den Genuß von zwey Rädchen einer Leberwurſt, hatte einen längern Verlauf und endigte nicht mit dem Tode. Er betrifft einen 42jährigen Mann von vielem Verſtande und ganz geſundem, ja, ausgezeichnet kräftigem Baue der Knochen und Muskeln. Sein Herzſchlag war immer ſehr kraftvoll, ſein Auge äußerſt ſcharf ſehend, ſowohl in die größte Entfernung als in die Nähe. Wie weit dieſen Mann, der das Anſehen hatte, als könnte er dem Sturze eines Felſen Trotz bieten, der Genuß von zwey Rädchen einer verdorbenen Leberwurſt brachte, wird nachſtehende Geſchichte lehren.

Die Ueberzeugung hegend, daß nur die treuſte Beobachtung in mediciniſchen Dingen weiter führen kann, ſuchte ich Tag für Tag auf das genaueſte das Bild des Vergifteten abzuzeichnen. Bemerkte ich eine Erſcheinung ſpäter, die aller Wahrſcheinlichkeit nach auch ſchon früher da war und die nur darum nicht früher gefunden wurde, weil man ſich nicht früher nach ihr umſah, ſo führte ich ſie geſliſſentlich ſtets nur unter dem Tage an, an dem ſie bemerkt wurde. So wurde dieſes Tagbuch zwar ſehr eintönig und gedehnt; allein nur Thatſachen können hier weiter führen, und nur dieſe giebt es.

Hypotheſen vergehen, aber die treue Beobach-
ung ſteht ewig feſt, brauchbar in allem Wechſel der
Syſteme, Gewinn für alle kommende Tage. —

Herr Stadtrath W. von Weinsberg, der nichts
ränkliches an ſich hatte, als daß er häufig von
odbrennen geplagt wurde, genoß am 16. April
ittags 3 Uhr dieſes Jahres in einem Wirthshauſe
Gruppenbach, Oberamts Beſigheim, zwey Räd-
en einer geräucherten kalten Leberwurſt. Nach An-
abe des Wirthes, beſtund die Wurſt, aus Leber,
ungen, dem Hirn vom Schweine, magerem Schwei-
fleiſch, Pfeffer, Piment, Ingber, Coriander
nd Salz. Von dieſen Gewürzarten war noch übrig,
wurden genau unterſucht, aber unter ihnen nichts
chädliches gefunden. Die Wurſt hatte die Dicke ei-
s Armes und die Länge von 8 Zollen, und war in
n Maſtdarm des Schweins gefüllt. Sie war zu
nde Februars verfertigt worden und blieb bis zum
. April im Rauche hängen.

In der Mitte ſeye dieſe Wurſt wie ein Brey,
eich und ſchmierig geweſen, und gerade aus dieſer
itte ſchnitt Hr. W. zwey Rädchen heraus.

Herr W. tauchte die Rädchen ſehr ſtark in Wein-
ig, Oel und Pfeffer, bemerkte aber, als er ein
ittes Rädchen uneingetaucht nahm, daß die Wurſt
rfault ſchmeckte, weßwegen er dieſes nur zur Hälfte
, die Wurſt zurückſtellte, und zwey Schoppen
uen Wein mit Brod genoß. Die andere Hälfte
eſes nämlichen Rädchens und noch eines aus der

Mitte der Wurſt, ſamt den Darmſtreifen von denen von H. W. genoſſenen Wurſträdchen, aß der Knecht des Hrn. W. Er ſagte; er habe davon nur mit Widerwillen gegeſſen; denn die Wurſt ſeye äußerſt ſtinkend geweſen. Sie habe ſtinkend, ekelhaft, aber weder ſauer noch ätzend geſchmeckt. Die Folgen für den Knecht waren, daß er zwey Tage lang ſtarke Leibſchmerzen empfand und es ihm nächtlich war, als ſeyen Ringe ums Licht und Sand in ſeinen Augen. An den Augen ſelbſt, wurde nie etwas bemerkt. Die großen übriggelaſſenen Enden der Wurſt, behauptet der Wirth, Abends ſelbſt verzehrt und nie eine Unbequemlichkeit darauf gefühlt zu haben.

Den ganzen Tag nach dem Genuſſe fühlte Hr. W keine Unbequemlichkeit, als daß er Abends ein ſtarkes Gefühl von Sodbrennen im Magen bekam. Dieſes nahm immer zu, ob er ſich gleich durch Magneſie zu helfen ſuchte, und es befiel ihn am 18ten eine ſtärkere Ueblichkeit im Magen. Er mußte das an dieſem Tage Genoſſene mit aller Macht erbrechen, auch kam ihm jetzt öfters, ohne eigentliches Erbrechen, eine höchſt ätzend ſchmeckende Flüſſigkeit den Schlund herauf, die die Farbe von ſchwarzem Kaffee hatte. Den 19ten fühlte er, daß er nur mit großer Anſtrengung zu ſchlingen fähig war, auch daß er alles doppelt ſah. Es ſeye ihm im Zimmer alles wie verſchoben vorgekommen, er habe nicht blos doppelt, ſondern oft drey- und vierfach geſehen.

Das Emporſteigen von einer ätzenden, ſchwarzen, flüſſigen Maſſe dauerte immer noch an, und es thut mir leid, daß ich erſt ſpäter, als dieſe Erſcheinung nicht mehr da war, gerufen wurde: denn vielleicht hätte eine chemiſche Unterſuchung dieſer Flüſſigkeit einigen Aufſchluß über ſie gegeben. Zugleich fühlte er nun einige Schmerzen im Magen und Unterleib. Auf Klyſtiere, war einige Oefnung erfolgt, auch hatte er noch am 16ten Abends von ſelbſt eine nicht flüſſige Oefnung erhalten. Am 20ſten Morgens ſandte Hr. W. erſt zu mir.

Ich fand ihn an dieſem Tage alſo:

Die Augendeckel ſind weit herabhängend, gelähmt, die Pupillen weit, doch kreisförmig, eröfnet, gänzlich für's Licht unempfindlich. Die Augapfel ſelbſt ſitzen feſt in der Orbita, er iſt ſie nach Willkühr zu bewegen nicht mehr fähig. Will er ſeine Sehachſe verändern, rechts oder links, nach unten oder nach oben, ſchauen, ſo muß dieß vermittelſt Bewegung des Kopfes geſchehen.

Er giebt an: alles doppelt zu ſehen und zwar ſo, daß er mit einem Auge, und zwar dem rechten, alles kleiner ſehe, aber die Geſtalten doch näher und heller und gerötheter als mit dem linken Auge, mit welchem er die Geſtalten dunkler und farbloſer ſehe, aber ganz rieſenhaft und entfernter. Mache er ein Auge zu, ſo ſehe er die Geſtalten nicht doppelt, auch in natürlicher Größe und Farbe, nur trüber. Hebe er die Gegenſtände nahe an's Auge, ſo ſehe er ſie einfach, vier Zolle weit vom Auge, doppelt.

Er gebraucht den Ausdruck: es ſeye ihm, als hätten ſich ſeine Augen die Freundſchaft aufgeſagt und als handle jezt jedes für ſich eigenſinnig ſelbſt ohne Verbindung mit dem andern.

Wenn er auch ſchläfrig ſeye, giebt er an, ſeye er nicht vermögend ſeine Augenlieder wie ſonſt zu ſchließen, er müſſe ſie mit den Fingern über die Augen herziehen und ſo auch wieder beym Erwachen hinaufziehen.

Sein Kopf ſeye ohne Schmerzen, frey, nur beym Gehen fühle er in ihm eine Schwäche. Die ruhigſte Beſinnung iſt in ihm. Zu ſchlingen iſt er nur mit der allergrößten Anſtrengung fähig, ohne daß das mindeſte in ſeinem Halſe von Anſchwellung zu bemerken iſt.

Seine Zunge iſt ſtark gelb belegt und trokken. Seine Stimme iſt gar nicht verändert, da ſie ſonſt bey durch Würſte Vergifteten ganz heiſer iſt, ja! dieſelben oft ganz ſtumm ſind. Es iſt mir dieß ein gutes Zeichen,

Sein Durſt iſt äußerſt groß. Sein Unterleib iſt aufgetrieben, aber bey der Berührung gar nicht ſchmerzhaft. Die Haut iſt kalt, trocken. Der Puls hat 52 Schläge in einer Minute. Das Urinlaſſen iſt häufig, aber gehemmt und ſchmerzhaft, nur in Tropfen.

Dieſe Erſcheinungen mußte ich dem Genuſſe

ner verdorbenen Wurſt zuſchreiben und erhielt
uf meine Frage, ob er eine ſolche genoſſen, nachdem
ſich darauf beſonnen hatte, die Auskunft, daß
am 16. April, (wie oben weitläufig angegeben
urde,) zwey Rädchen von einer verdorbenen Leber-
urſt in einem Wirthshauſe zu Gruppenbach genoſ-
n, *) welches ſich auch noch durch Verhörung des
Virths daſelbſt beſtätigte. Ich verordnete Herrn
S. ein Brechmittel, und obgleich bey ihm nur die
ller größten Gaben von Brechweinſtein ſonſt Er-
echen erregten, hatte doch jetzt eine ganz gewöhn-
che Gabe hinlänglichen Erfolg. Schleim, Galle und
Vaſſer, wurden erbrochen, nichts mehr von jener
hwarzen Maſſe. Von der genoſſenen Wurſt kam, wie
erwarten war, jetzt nichts mehr zum Vorſchein.
r ſuchte öligte und ſchleimigte Getränke zu nehmen,
ein er war nur mit der größten Anſtrengung zu
lingen fähig. Klyſtire mit Oel und Eſſig, noch
häufig gegeben, brachten nicht die mindeſte Oeff-
ng hervor,

---

*) Eine chemiſche Unterſuchung der übrigen noch in dieſem Wirthshauſe vorgefundenen Würſte, die aber alle aus Blut bereitet waren, (Leberwürſte waren nicht mehr vorhanden,) gab kein Reſultat. Zwey von dieſen Blutwürſten, wurden noch zehen Wochen lang aufbewahrt, und dann erſt einer Katze und einem Hunde gefüttert, ohne denſelben im mindeſten zu ſchaden. Dieſe Blutwürſte waren aber auch ganz feſt und ſahen, auch noch nach dieſen zehen Wochen, ſo ziemlich unverdorben aus.

Herr D. Steinbuch führt in den Tübinger Blättern bekanntlich einen Fall an, wo, nachdem er eine ſolche vergiftete Perſon, wochenlang vergebens, erſt mit vegetabiliſchen Säuren, dann mit Reizmitteln, behandelt hatte, eine Auflöſung der Terra catechu von entſchiedenem Nutzen geweſen zu ſeyn ſchien. Dieſe Beobachtung, die ſich darauf gründete, daß Herr Profeſſor Emmert fand, daß das Ticunas-Gift ſich aus ſeiner wäſſrichten Auflöſung durch Galläpfeltinktur fällen laſſe, wo der entſtehende Niederſchlag ſowohl äußerlich als innerlich bey Thieren angewandt, ſich völlig unſchädlich zeige, war bisher die einzige geblieben und ſie aufzufaſſen, und wo möglich zu beſtätigen, war Pflicht.

Ich verordnete Herrn W. nun ſogleich eine Auflöſung von einem Quentchen Terra catechu in vier Unzen Waſſer und ließ ihm wo möglich alle Stunde einen Löffel voll beybringen. Dabey wurden ihm kalte Eſſigumſchläge um den Kopf gelegt.

In der Nacht vom 20. auf den 21. April, befiel Herrn W. ein Erſtickungsanfall und zwar dadurch, daß er ſich von ſelbſt erbrechen mußte, ein Theil des Erbrochenen aber, in die Luftröhre kam, aus der es nur das fürchterlichſte Huſten wieder herausſchaffte. Seiner Meinung nach, war er in dieſer Nacht nahe am Tode geweſen.

Den 21ſten iſt alles noch in gleichem Zuſtande wie den vorigen Tag. So oft er Flüſſigkeiten genießt, bemerkt man deutlich, daß ſie ohne Zuſam-

enziehung des Schlundes in den Magen ſehr lang-
m und beſchwerlich hinabfließen. Auch iſt er da-
y immer in Gefahr zu erſticken, als ſchlöſſe die
piglottis nicht mehr den Eingang zur Luftröhre.
at er ein paar Tropfen die Speiſeröhre hinunter
bracht, hört man immer ein Kollern die ganze
öhre herauf.

Er ſagt: wenn er ſich auf eine andere Seite le-
, oder über das Bett beuge, ſo fließe alles was
der Speiſeröhre und im Magen ſeye, frey her-
s, wie Queckſilber aus einer Barometerröhre.
eſonders bringe das geringſte Huſten wieder al-
herauf.

Muß er ſich erbrechen, ſo geht auch vieles durch
Naſe. Das Erbrechen folgt aber nie durch ein
ürgen und Zuſammenziehen des Magens, er ſagt,
fließe von ſelbſt heraus.

Die Auflöſung der Terra catechu nimmt er,
nur mit der äußerſten Anſtrengung. Alle zwey
drey Stunden waren ihm Klyſtiere mit Seife
auch Eſſigklyſtiere gegeben worden, aber ohne
olg, ſie lieſen ſogleich wieder aus ihm. Den 22.
och gleicher Zuſtand wie geſtern, nur ſchienen
partiellen Lähmungen eher vermehrt als vermin-
zu ſeyn.

Auch mußte jetzt jede Flüſſigkeit, bald nach ih-
Genuſſe wieder mit unbeſchreiblich anſtrengen-
Huſten herauf. Die Zunge kann er nur mit
rengung aus dem Munde recken und nicht ſo

weit mehr wie vorher. Die Auflöſung von Terra catechu nimmt er nur unter großem Zureden, weil er vor ihrem Verſchlingen und der Unruhe, die ihm dieſes verurſachte, immer mehr bange hat. Der Unterleib iſt ziemlich aufgetrieben, aber ſchmerzlos. Klyſtiere bringen keine Oefnung, auch nicht Klyſtiere von Infusum sennae mit Brechweinſtein und Aſand.

Die Nacht auf den 23ſten war er ſehr unruhig. Er klagte über die äußerſte Beengung des Athems, über außerordentliche Trockenheit in Mund und Naſe und große Spannung im Bauche. Ohne Hitze zu empfinden, wollte er die Bettdecke nicht mehr auf ſich leiden und zeigte großen Zorn.

Von einer wiederholten Auflöſung der Terra catechu war vieles genommen worden.

Den 23ſten Morgens, iſt der Leib bis über die Magengegend herauf ſehr aufgetrieben, und kann auch leichte Berührung nicht ertragen.

Ich laſſe ihm Umſchläge von aromatiſchen Kräutern auf den Unterleib und Einreibungen von liq. ammonii caustici nach dem Laufe der Speiſeröhre und auf der Herzgrube machen. Gegen Mittag findet auf genommene Terra catechu wieder das anſtrengendſte Erbrechen ſtatt, worauf der Athem ſehr beengt und die Kräfte äußerſt erſchöpft werden.

Er klagt, daß das Sehen in die Ferne ihm immer beſchwerlicher werde; noch erſcheine ihm alles doppelt, auch ſeine Augenlieder fühle er mehr gelähmt. Seine Augen ſeyen wie mehr nach der Naſe gerichtet und wie von Eichenholz.

Zu beiſſen, ſagt er, wäre er nicht im Stande, wenn er auch dichteres verſchlingen könnte, ſein Kiefer komme ihm wie gelähmt vor. Seine Speiſeröhre ſeye eben zu einem todten Schlauche geworden.

Vom 23ſten auf den 24ſten wird der Schlaf öfters durch Erſtickungsanfälle unterbrochen und durch beſtändiges Uriniren, das aber nur Tropfenweiſe und höchſt beſchwerlich verrichtet wird. Am 24ſten fühlt er im Schlunde ein leichtes Brennen. Es findet häufiges Erbrechen mit vielem Huſten ſtatt. Zu ſchlingen iſt er nur unter Gefahr zu erſticken fähig. Der Eingang des Magens ſchließe ſich nicht, es laufe alles, bey der geringſten Bewegung, wieder nach oben. Am Mittage erfolgt, auch auf noch ſo dünne Flüſſigkeit, das heftigſte Erbrechen mit Erſtickungsanfällen, indem von der Flüſſigkeit immer etwas in die Luftröhre kommt, und alsdann mit dem anſtrengendſten Huſten durch die Naſe wie durch den Mund ausgeſtoßen wird. Das Waſſer kann er nur ſtehend laſſen und dann tröpfelt es, durch Huſten unterſtützt, heraus. Sitzend kann er es gar nicht von ſich laſſen. Seine Urinröhre, ſagt er, ſeye ganz wie todt, ſo fühle er auch den After ganz ſchlaff. Sprechen könne er auch nur mit großer Anſtrengung, er müſſe wie durch die Naſe reden.

Sein Gefühl in den Fingerſpitzen ſeye verſchwunden. Er fühlt, z. E. eine Schnur mit ihnen gar nicht mehr.

Der Speichel im Munde hört ganz auf, es iſt in ihm die gröſste Trockenheit. Auch die Ausführungsgänge der Zungendrüſe ſind verſchloſſen, es bildet ſich auf denſelben eine ranula. Er ſagt: er habe ungeheuren Durſt, und könne nicht trinken, er habe ungeheuren Hunger, und könne nichts eſſen.

So lang er nun vergiftet ſeye, ſagte er, fühle er keinen Herzſchlag mehr, der ſonſt bey ihm ſehr kräftig geweſen.

Als ich nachfühle, finde ich auch wirklich nicht das mindeſte Gefühl eines Herzſchlages in ihm, und auch Andre, ſind nicht im Stande einen zu fühlen, der Puls jedoch hat 52 Schläge in einer Minute, ſchlägt aber ſchleichend, unkräftig an. Aus Angſt vor den Erſtickungsanfällen, bat er mich dringend, ihn doch nichts mehr verſchlingen zu laſſen, das er zu thun doch faſt nicht mehr fähig ſeye.

Er hat nun bey vier Drachmen der Terra catechu erhalten, ohne die mindeſte Beſſerung: ja! wenn ich ihn ſo in ſeinem bedauernswürdigen Zuſtande betrachte, ſcheint mir die Hoffnung zu ſeiner Rettung ganz zu verſchwinden. Die ſchreklichen Anfälle von Erſtikkung, auch auf den Genuß der dünnſten Flüſſigkeit, das darauf folgende Erbrechen mit dem erſchöpfenden Huſten, verbunden mit der ſo geſchwächten Lebenskraft des Herzens, beſtimmen mich, jezt jedes innerliche Mittel, das auf ihn nur erſchöpfend und quälend einwirkte, auf die Seite zu ſetzen, an kein ſpezifik wirkendes Gegengift, ſondern nur an die ſchon geſchehenen Einwirkungen dieſes Giftes, an die unbeſtreitbaren Nervenlähmungen, die erſchöpfte Reizbarkeit des Herzens, zu denken. Ich wähle den abwechslungsweiſen Gebrauch von Säuren und Alkalien in Waſchungen und Bädern, in der Hoffnung, daß ich durch dieſe Mittel am füglichſten die geſtörte Leitungsfähigkeit der Nerven wieder hervorrufen, den ſtockenden chemiſch-organiſchen Proceß wieder beleben, die Hautthätigkeit erwecken könne. Ich ſetze den Gebrauch der Terra catechu aus, ohne Andere von fernern Verſuchen mit dieſem Mittel unter andern Umſtänden abhalten zu wollen.

Steinbuch gab dieſes Mittel auch erſt nach Verfluß von mehreren Wochen, bey keinem ſo ſcharf bezeichneten akuten Leiden, bey einem mindern Grade von Vergiftung, wo der Kranke ſich oft zwar nach langem Verzögern, aber dann auf einmal, man weiß nicht woher, auf den Gebrauch von faſt gar keinem Mittel, erholt, das eingeſchlummerte Leben der Nerven auf einmal wieder erwacht.

Ich laſſe den Kranken nun jeden Morgen in ein Laugenbad, geſchärft mit Aetzſtein, ſetzen, und Abends Waſchungen von Eſſig anwenden, auch erhält er abwechslungsweis bald Eſſig-, bald Saiſenklyſtiere. Dieß geſchieht ſchon an dieſem Tage.

Auch laß ich ihm jetzt täglich noch Einreibungen von liq. amm. caustici den Rückgrat entlang machen und ein großes Senfpflaſter über den Unterleib und die Herzgrube legen. Die Nacht vom 24ſten auf den 25ſten war ſehr ruhig und das erſtemal mit feſtem Schlafe verbunden. Aber der Kranke hatte ſich auch abſichtlich, aus Furcht, erſticken zu müſſen, die ganze Nacht etwas zu verſchlingen gehütet.

Am 25ſten iſt der Zuſtand noch dem vorigen Tage gleich, ausgenommen, daß nicht mehr ſo häufig Erbrechen kommt. Nach dem Bade iſt der Leib weich und ſchmerzlos anzufühlen, auch gehen einige Blähungen ab. Der Puls hat 72 Schläge in einer Minute. Kein Herzſchlag iſt da. Die Haut iſt durch die cauſtiſchen Bäder und Einreibungen ſehr geröthet und zeigt etwas mehr Wärme, im übrigen bleibt ſie trocken. Er bemerkt heute: daß ſo oft er Morgens den Mund mit Waſſer ausſpüle, das Waſſer wie Milch werde; auch bemerke er in ſeinem Munde Morgens ganz kleine weiße Klümpchen wie geronnene Milch. Ich muß es für Chilus halten, der nicht eingeſogen wird und eine rückgängige Bewegung nimmt.

In der Nacht vom 25ſten auf den 26ſten kam einige Stunden ruhiger Schlaf, nur hinderte ihn die Trockenheit des Mundes und der Naſe ſehr am Athmen. Waſſer, das er einigemal dieſe Nacht zu ſich nahm, blieb bey ihm. Die Urinſecretion war ſchon vor den Bädern ſehr ſtark, nur war das Uriniren höchſt beſchwerlich und langſam, auch dieſer Uebelſtand dauert noch ſehr an, und zeigt ſich beſonders in der Nacht.

Am 26. Das Gefühl in den Fingerſpitzen kehrt nach und nach wieder. Der Puls hat heute nach dem Bade 80 Schläge, aber dennoch wird kein Herzſchlag gefühlt. Die Haut iſt lau anzufühlen, aber trocken und er fühlt da, wo die Sinapismen lagen, im cauſtiſchen Bade Schmerz. Das Doppelſehen iſt nur noch beim Sehen nach entfernten Gegenſtänden vorhanden. Dagegen iſt ſeine Stimme, was bisher noch nicht war, etwas heiſer.

Das Schlingen geht ſichtbar beſſer, das Erbrechen iſt weniger häufig als in den vorigen Tagen. Er macht die Bemerkung: daß in den erſtern Tagen hauptſächlich die Hemmung im Schlingen am Kehlkopf gefühlt worden ſeye, nun bemerke er, daß die Flüſſigkeiten ohne Beſchwerden 4 Zoll tief in die Speiſeröhre hinablaufen, dort aber gehemmt werden. Die Erſtickungsanfälle auf Erbrechen ſind nicht mehr ſo ſtark. Flüſſigkeiten, die ſüßlich ſchmecken, ſeyen ihm gänzlich unerträglich. Ich ſah ihm heute zu wiederholtenmalen bey hineinfallenden Sonnenſtrahlen in die Mundhöle, bemerkte aber nichts als eine leichte Röthe und ein ſchlaffes geröthetes Zäpfchen.

Am 27. Die Stimme iſt wieder weniger heiſer. Die Trockenheit im Munde und Schlunde, iſt noch äußerſt groß. Noch erfolgt beim Genuß, vorzüglich von etwas dichterem als Waſſer, ein gewaltſames Huſten und Erbrechen, bey welcher Erſchütterung der Urin ſtets aus der Blaſe tropfenweiſe lauft, ohne daß er zurückgehalten werden kann. Oeffnung iſt noch nicht erfolgt.

Die Behandlung beſtund ſeither immer in Waſchungen mit Eſſig, abwechſelnd mit alkaliſchen Bädern. Heute veränderte ich dieſe Behandlung dahin, daß ich ihn nur des Morgens, wie bisher, in ein alkaliſches Bad, aber des Abends, ſtatt der Waſchungen, in ein Bad mit Vitriolſäure ſetzen laſſe.

Am 28. In heutiger Nacht, ſtellt ſich zwar des Morgens, mehrmalen häufiges Erbrechen auf genommene Flüſſigkeit ein; nach gebrauchtem alkaliſchen Bade aber, blieben den ganzen Tag über die Flüſſigkeiten, namentlich Fleiſchbrühe mit Eygelb, ohne Beſchwerden im Magen; auch gehen auf die öfters wiederholten Klyſtiere, viele Blähungen mit großer Erleichterung ab. Doppelt ſieht er nicht mehr, außer im Fall er nach entferntern Gegenſtänden feſt hinſieht, auch iſt heute bey Tag, faſt eine Stunde lang, ruhiger Schlaf eingetreten. Sein Urin hat die Farbe eines braunen Biers und einen äußerſt ſtarken alkaliſchen Geruch, ohne Zweifel in Folge der Laugenbäder. Er geht häufig, aber nur langſam in Tropfen ab und zeigt eine ſehr niedere Temperatur. Die Haut bleibt immer noch dürr, der Herzſchlag unfühlbar. Die Trockenheit des Mundes und Schlundes, ſo wie der Durſt, ſind äußerſt groß, dabey aber ſind Geruch und Geſchmack durchaus nicht geſtört

Der **Kranke** klagt ſehr über Gefühl von Sodbrennen und es wurden ihm mit Erleichterung dieſes Gefühles den Tag über einige Löffel voll einer Auflöſung von Tamarindenmark mit Weinſteinrahm beygebracht; jedoch kann dieß nur in einer ſehr wäßrichten Auflöſung geſchehen, weil alles was nicht faſt ganz gleichgültig ſchmeckt, nicht die Speiſeröhre hinuntergeht.

Am 29. Das Schlingen beſſert ſich immer mehr und das Getrunkene bleibt meiſtens im Magen. Dagegen hat ſich ein rauher Huſten, ganz nach Art wie bey der Luftröhrenentzündung, eingeſtellt, mit dem er ſichtbar abgelöſte Häute aushuſtet. Er klagt dabey über periodiſche Beſchwerden beim Athmen. Er vergleicht dieſe Häute mit der Haut am Bauche der Forellen. Ich hoffte dieſen Ablöſungsproceß, beſonders in der Luftröhre, durch Queckſilbereinreibungen zu unterſtützen, und durch einen erregten Speichelfluß, die Trockenheit im Munde, dem Schlunde und der Speiſeröhre, die hauptſächlich auch das Schlingen ſo ſehr erſchwerte, zu heben.

Es wurden ihm daher von heute an alle Stunde Queckſilbereinreibungen in die Schenkel, die Luftröhre und Speicheldrüſen gemacht.

Er ſagt: er ſehe heute mit dem rechten Auge auf jedem Gegenſtand, auf den er hinſehe, z. E. bey einem vor ihm ſtehenden Menſchen auf der Bruſt, eine ovalrunde Geſtalt, in der Größe einer Pflaume, die ſich immerwährend auf- und zuſchließe. Es iſt dieß vielleicht einem Gefühl von anfangender Bewegung in einzelnen Theilchen der Regenbogenhaut, zuzuſchreiben. Am Auge ſelbſt wird nichts bemerkt. Beide Augen ſind noch unbeweglich, auch das Sehloch in ihnen iſt immer gleich weit ausgedehnt und unbeweglich.

Die Thränenpunkte ſind geſchloſſen und es erſcheint keine Thränenfeuchtigkeit mehr. Der Naſenkanal iſt gänzlich trocken.

Am 30. Er klagt hauptſächlich über Beengung des Athems durch die ſich löſenden Häute, und hält ſich deßwegen auch meiſtens im Seſſel ſitzend auf. Er ſagt: dieſe Nacht habe er die eigene Empfindung im Kopfe gehabt, als wolle ſich die Hirnhaut ſtreifenweiſe vom Gehirne löſen, worauf er ſtarke Kopfſchmerzen gefühlt. Den Tag über nimmt er häufig Mandelmilch, auch Fleiſchbrühe, und erbricht das erſtemal den ganzen Tag über nichts mehr.

Er bemerkt: daß ſeit ſeiner Vergiftung, ſich kein Ohrenſchmalz mehr zeige, auch iſt der äußere Gehörgang ganz trocken, die Epidermis pergamentartig. Er fühlt häufig ein Brauſen in den Ohren, wahrſcheinlich wegen Vertrocknung der Euſtachiſchen Röhre.

Am 1. May. Doppelt ſieht der Kranke jetzt auch beim Sehen nach fernen Gegenſtänden nicht mehr. Das Schlingen geht, (aber nur für Flüſſigkeiten,) ſehr gut. Noch immer hört man nach ihm n Kollern die Speiſeröhre herauf. Erbrochen wird ichts mehr. Durch Huſten kommen abgelöste Häute um Vorſchein. Das beſondere Gefühl im Kopfe, ar dieſe Nacht wieder da. Er habe auf daſſelbe ein hr ſtarkes Ohrenſauſen empfunden. Urin wird viel elaſſen, allein nur bey aufrechtem Körper und wenn as Uriniren durch Huſten unterſtützt wird. Die Bäder und Frottirungen werden fortgeſetzt, ſo auch ie Klyſtiere und Queckſilbereinreibungen, aber kein Schweiß, keine Oeffnung und kein Speichel erſcheint. Die höchſte Trockenheit im Munde und Schlunde auert gleich fort.

Es wurden ihm heute auch mehrere Klyſtiere von inem Infusum sennae, aber ohne Erfolg, gegeben.

Am 2. May. Dieſe Nacht hatte er die beſondere Empfindung im Kopfe nicht mehr. Dagegen tritt ieſen Morgen wieder einige Stunden lang das ſich uf- und zuſchließende Bild vor ſein rechtes Auge.

Thränenfeuchtigkeit erſcheint nimmer, er ſagt zu iederholtenmalen, ſein Auge ſeye wie Eichenholz, ine Naſe wie ausgebrannt.

Die Sehkraft der Augen, auch in die Ferne iſt a, nur ſieht er alles trüber. Dieſe noch immer ehr große Sehkraft, ſteht in keinem Verhältniß mit er noch gänzlich unbeweglichen Pupille und dem ſtarren Ausſehen der Augen. Ein Beweis, daß das Leiden weniger die Netzhaut, als die Ciliarnerven und Muskelnerven berührt.

Er hat wieder Gefühl von Sodbrennen im Magen und es werden ihm mit Erleichterung mehrere Löffel voll Tamarindenmark mit Weinſteinrahm in einer ſehr verdünnten Auflöſung gereicht.

Am 3. May. Er erhält heute mehrere Klyſtiere von Infusum sennae und einige Löffel voll aqua laxativa.

Er giebt an: jetzt eine beſondere Empfindung von Stechen und Kitzeln in der Blaſe und durch die ganze Urinröhre zu haben; aber noch immer geht der Urin, zwar häufig, aber mit Beſchwerden ab. Die ganze Krankheit über fühlt er nichts von Saamenfeuchtigkeit. Der Hodenſack iſt ſchlaff herabhängend, die Eichel vertrocknet, glasartig.

Er fühle, daß jetzt ſein Magen das Getrunkene wieder verſchließe. Selbſt bey ſtarkem Huſten, kommt es nicht mehr die Speiſeröhre herauf.

Noch herrſcht aber im Unterleib ſelbſt, völlige Unthätigkeit, ausgenommen daß hie und da mit den Klyſtieren Winde abgehen. Er nimmt heute mehrmals in Fleiſchbrühe dünngekochten Sago zu ſich. Obgleich dieß nur unter ſtarkem rauhen Huſten geſchehen kann, ſo wird doch nur weniges wieder erbrochen. Die Venen des Halſes, ſind ſeit der Vergiftung äußerſt aufgetrieben, und er erhielt einen dicken Hals, beſonders auf der rechten Seite.

Bäder, Queckſilbereinreibungen u. ſ. w. werden fortgeſetzt.

Am 4ten May. In der verfloſſenen Nacht kam auf die Klyſtiere endlich Oefnung, nachdem die Veropfung, der noch ſo viel und noch ſo ſtark gegebe- en Klyſtiere ungeachtet, ſechzehen Tage angedauert at. Sie iſt etwas feſter als breyartig, faſt ganz rblos, weißgrau wie in der Gelbſucht und höchſt- inkend wie verdorbener Käs. Die Augapfel und e Pupillen, ſind noch unbeweglich. Ueber die Au- en her werden ihm heute mit Kalk und Salmiak an- efüllte Säkchen gehängt.

Am 5. May. Auf die ſtärkſten Queckſilber- nreibungen, iſt noch kein Speichelfluß erfolgt. Man nn heute, und auch die ganze Zeit ſeiner Krank- eit über, bemerken, daß immer am Morgen Ver- hlimmerung eintritt. Gegen Abend ſind all ſeine eiden etwas geminderter; eine Beobachtung, die an überhaupt bey allen Krankheiten, die mehr das ervenſyſtem betreffen, macht. Beſonders ſind am orgen die Neigungen zu Ohnmachten bey ſchnellem ufſtehen, Herumgehen ſehr groß; eine Erſcheinung ie der durch Nervenlähmung verminderten Lebenskraft es Herzens zuzuſchreiben iſt. Wie die Venen des alſes, ſind auch die Venen der Hände und Füße ie ganze Krankheit über ſehr aufgetrieben, die Ca- tiden geſunken.

Am 6ten und 7ten May. Es erſchienen wieder icke aſchgraue Fäces durch Klyſtiere mit vieler Er- ichterung. Die Zunge iſt nun ganz roth, aber im- er trocken, glänzend, ſo daß man ſie des Glanzes egen für feucht hält, bis man ſie berührt.

In einem Buche kann er nun vermittelſt einer convexen Brille leſen, ohne dieſe nicht. Die Regenbogenhaut mit einer ſehr vergrößernden Lupe unterſucht, zeigt nichts ungewöhnliches, außer Starrheit und Erweiterung des Sehloches. Die graue Ausbreitung der Retina ſieht man deutlich.

Um zu erkennen, ob die Feuchtigkeiten im Auge keine Veränderung erlitten, laß ich ihn auf zwey große, auf ein weißes Papier gezeichnete ſchwarze Punkte und Ringe ſchauen, die er aber, ohne um ſie farbige Umkreiſe zu ſehen, gut erkennt. Die Vorfüße ſind ödematös angeſchwollen. Die Urinſecretion iſt äußerſt groß, aber nur ſtehend ohne Beſchwerden.

Am 8ten und 9ten May. Nachdem ihm nun vier Unzen Queckſilberſalbe in den Luftröhrenkopf, die Speicheldrüſen, die Schenkel u. ſ. w., eingerieben wurden, klagt er wohl über vermehrte Mattigkeit, aber keine Spur von Speichel erſcheint. Wie auch durch eine noch ſo große Anzahl von Klyſtieren keine Oeffnung kam, der Darmkanal wie todt blieb, ſo ſcheinen auch die Speicheldrüſen und ihre Kanäle, auch durch die größten Queckſilbereinreibungen nicht in Thätigkeit gebracht werden zu können, ſo lange ſie des Einfluſſes ihrer Nerven beraubt ſind.

Noch iſt er nicht fähig etwas dickeres als Gerſtenſchleim zu verſchlingen. Er behauptet, es liege beſonders am Anfang des Schlundes alles in Falten, verſchrumpft und vertrocknet. Schon ſeit drey Tagen laſſe ich wegen ſeiner Ermattung mit den Bädern ausſetzen.

Am 10 May. Oefnung erſcheint jezt auf Kly-
ere faſt alle ander Tage, aber immer iſt ſie farb-
s ohne Gallengehalt.

Urin ließ er in vergangener Nacht bey zwey
Naas. Nach dieſem Uriniren fühlt er aber immer
ne ſehr große Ermattung.

Kaffee, Gerſtenſchleim, Fleiſchbrühe mit Eygelb
erden mit großem Appetit genommen. Niemalen
folgt mehr ein Erbrechen. Das Muskelfleiſch, be-
nders des Geſichtes, ſchwindet ſehr. Er hat ein
eyfarbiges Anſehen. Noch immer erſcheinen Mor-
ens im Munde die milchartigen Flöckchen, durch die
as Waſſer, mit dem er den Mund ausſpült, wie von
Milch gefärbt wird.

Am 11. May. Der Puls hat 52 Schläge. Der
herzſchlag iſt durchaus noch nicht zu fühlen. Die
Gegend des Herzens iſt kalt. Die Haut des äußern
Gehörgangs iſt immer noch pergamentartig, trocken,
nan bemerkt noch keine Secretion des Ohrenſchmalzes,
ie ſonſt bey ihm ſehr ſtark geweſen ſeyn ſoll.

Das Sauſen ſagt er, habe er noch oft in den Oh-
en und wenn er ſich nur ein wenig zu ſchneuzen ver-
uche, fühle er immer ein Anziehen des Trommelſells
und dann verfalle ihm das Gehör auf einige Mi-
uten. Sonſt aber iſt das Gehör ganz frey, nicht
eidend, eher geſchärſt als geſchwächt.

Schweiße zeigt die Haut an keinem Theile des

Körpers, ob er gleich ſonſt ſehr zu Schweißen, beſonders zu Fußſchweißen, geneigt war.

Die Haut iſt immer kalt und trocken und ſchlüpfrich, wie die Haut einer Amphibie anzufühlen.

Waſſer ließ er heute Nacht wieder bey ſechs Schoppen, ob er gleich, ſeines großen Durſtes ungeachtet, wenig trank und auch dieſe große Urinſecretion nicht den Bädern, mit denen ſchon mehrere Tage ausgeſetzt wurde, zuzuſchreiben iſt.

Er hat in dieſer Nacht auch viele dünne Häute ausgehuſtet, wobey ſein Athem ſehr beengt war. Dieß iſt noch jetzt beſonders im Gehen der Fall.

Sein Gang iſt ſchwankend, er ſagt aber, nicht aus Schwindel, ſondern wegen Neigung zu Ohnmachten. Man bemerkt an ihm einen widernatürlichen Zorn.

Am 12. May. Seit die Säckchen mit Kalk und Salmiak über ſein Auge gehängt wurden, beſſern ſie ſich täglich. Die Pupillen haben ſich bedeutend verkleinert. Dem Lichte ausgeſetzt, bewegen ſie ſich wieder, doch iſt ihre Zuſammenziehung nicht gleichförmig. Beſonders bemerkt man in der rechten Pupille eine nur theilweis erfolgende Zuſammenziehung.

Mit dieſem rechten Auge ſieht er aber gerade heller als mit dem linken, wiewohl auch im linken die Sehkraft auffallend zugenommen hat.

Am 13. May. Die Urinſecretion iſt, beſonders während der Nacht, äußerſt ſtark. Der Urin hat nicht mehr den laugenhaften Geruch wie früher. Die

nperatur des Urins iſt immer ſehr nieder. Sein
h gelaſſener Urin verändert Pflanzenpigmente we-
als Alkali noch als Säure, da ſonſt friſch gelaſſener
n freye Säure verräth. Er lauft aus der Urin-
e immer noch wie aus einer todten Röhre und
.

Am 14. May. Dieſen Morgen war er das er-
nal ſeit der Vergiftung wieder im Stande etwas
einem in Kaffee getauchten Milchbrod, jedoch
mit großer Mühe, zu verſchlingen. Es wurde
h von dieſem Genoſſenen nichts mehr herausge-
chen. Flüſſigkeiten kann er nun, ſo gut wie im
nden Zuſtande, zu ſich nehmen, nur hört man
h bey ihrem Hinunterfließen ein Kollern die Speiſ-
öhre herauf. Der Appetit wäre ſehr groß. Ueber
pannung im Magen ſelbſt und im Darmkanal,
gt er jezt am meiſten.

Auch zum Mittageſſen ſpeißt er heute zum erſten-
l eine etwas dichterer Speiſe. Die Oefnung, die
und da auf Klyſtiere erfolgt, iſt immer noch weiß-
u, wie bey der Gelbſucht, ohne daß gerade ſeine
utfarbe einen Gallenaustritt auf die Haut verriethe.

Am 15ten May. Er machte die Bemerkung,
ß er die-ganze Krankheit über keine Schwäche in
Rückenſäule bemerkt habe. Sein Gang iſt auch
mer ganz aufrecht und Tage lang ſizt er ohne Be-
werden aufrecht im Seſſel.

Dagegen fühle er in den Schenkeln eine große
rmüdung. Weder für Kälte noch Hize, habe er

die Zeit ſeiner Krankheit über auch das mindeſte Gefühl gehabt. Das Gefühl in den Fingerſpitzen aber, iſt wieder völlig da. Er ſagt daß er die ganze Zeit ſeiner Vergiftung über, kein Zittern in den Füßen oder Händen gefühlt habe. Ohne Zittern bringt er ein volles Glas zum Munde.

Am 16ten May. Die Trockenheit im Munde und Schlunde dauert immer noch gleich an. Er ſagt, ſie hindere ihn ſehr im Schlafen: denn er ſeye nicht im Stande ſeine immer noch ſchlaffen Kinnbacken nächtlich feſt zu ſchließen, dadurch ſtröme die Luft in ſeinen trockenen Mund und mache ihn noch trockener.

Die Urinſecretion iſt immer noch äußerſt ſtark und ſteht gar nicht im Verhältniß mit dem Getränke das er den Tag über zu ſich nimmt.

Ich ließ ihm ſeit einigen Tagen ein Chinadekokt mit etwas Liquor geben, da er aber behauptete es werde ſeine Trockenheit dadurch vermehrt, ſo ſezte ich mit demſelben wieder aus. Die ödematöſe Geſchwulſt an den Füßen, iſt wieder verſchwunden.

Am 17. May. Geſtern nahm er an Flüſſigkeiten drey Schoppen zu ſich, ließ aber über Nacht gegen zehen Schoppen Waſſer. Auf das Uriniren wird es ihm immer ganz ohnmächtig.

Noch immer iſt die Oefnung, die blos auf Klyſtiere erſcheint, faſt farblos. Ein Herzſchlag iſt noch nicht da. Der Puls hat des Morgens 52, Abends 64 Schläge.

Am 18. May. Er kann nun vermittelſt einer nur wenig convex geſchliffenen Brille leſen, da er früher einer ſehr erhaben geſchliffenen Brille bedurfte.

Die Pupillen ſind für das Licht völlig empfindlich. Auch die Bewegung der Augapfel hat ſich wieder eingeſtellt und ſo ziemlich auch dieſe der Augenlieder.

Heute Nacht ließ er acht Schoppen Waſſer. Der friſchgelaſſene Harn auf's Neue unterſucht, zeigt keine Spur von Alkali noch Säure, hat keinen Geruch und ganz gleichgültigen Geſchmack. Er iſt hellbraun.

Schwarzwurzeln (Scorzoneren) in Fleiſchbrühe ſehr weich gekocht, ißt er heute mit Appetit.

Am 19. May. Die Fäces, welche hie und da auf Klyſtiere erſcheinen, ſind lettenartige Kugeln, ſehr feſt und der Farbe nach, ohne Gallengehalt. In verfloſſener Nacht ließ er ſieben Schoppen Waſſer. Die Trockenheit dauert noch gleich an und wird auch nicht durch Waſſer mit etwas Weingeiſt, (ein Mittel, das Frank bey der Harnruhr anräth), gemildert, mit dem er den Mund ausſpült und hie und da etwas davon verſchlingt. Er bemerkt: daß wenn er an das offene Fenſter tritt, der Zug der Luft einen ungewöhnlichen Druck auf ſeine Lungen macht und ſein Athmen ſehr erſchwert wird.

Am 20. u. 21. Die ſtarke Urinſecretion dauert fort. Auf Klyſtiere erſcheint jetzt das erſtemal wieder gefärbtere Oefnung, aber äußerſt trocken, in Kugeln wie Erdäpfel. Die Oefnung durch Drük ken aus dem Ende des Maſtdarms ſelbſt herauszuſchaffen, iſt er noch nicht fähig. Mit der Oefnung erſcheinen trockene Darmhäute ohne Schleim. Das Erſcheinen von Oefnung, iſt immer mit Anfällen groſer Schwäche, faſt bis zu Ohnmachten, verbunden.

Noch immer bemerkt er beim Ausſpülen des Mundes Morgens, die weißen milchähnlichen Flocken. Der Puls hat 62 Schläge. Kein Herzſchlag iſt noch zufühlen.

Die Abmagerung ſeiner Extremitäten iſt ſehr groß, hauptſächlich aber auch die des Geſichtes. Wenig iſt er am Rückgrate abgemagert.

Am 22. May. Fleiſch, das er heute zu verſchlingen ſucht, bleibt; ſeinem Ausdrucke nach, in einem Sacke oben im Schlunde liegen und iſt nicht weiter zu bringen. Es muß durch Huſten wieder zurückgeſchafft werden. Dagegen kann er weich geſottene Kalbsfüße ohne Beſchwerden eſſen.

Urin wurde heute Nacht bey ſechs Schoppen gelaſſen. Er trinkt ſeit einigen Tagen täglich einige Taſſen Baldrianaufguß.

Am 23. May. Hauptſächlich um die ſo auffallend geſunkene Lebenskraft ſeines Herzens wieder zu heben und auch die Secretion des Speichels in den Speicheldrüſen wieder hervorzurufen, fieng ich heute an, ihm in aufſteigender Stärke und Zahl, und anfänglich nur ſehr gelinde Schläge aus einer kleiſtiſchen Flaſche auf das Herz und die Speicheldrüſen zu richten. Paſſender hätte ich wohl den Einwirkun-

n des galvaniſchen Fluidums ausgeſezt, aber es
blte mir im Augenblicke ein ſchiklicher Apparat.

Am 28. May. Nachdem ihm acht Tage lang
aufſteigender Zahl und Stärke elektriſche Schlä-
auf's Herz und die Speicheldrüſen gerichtet wor-
n waren, erhob ſich der Puls normal zu 72
chlägen, da er früher normals nur 52 bis 64
tte. Auch in der Gegend des Herzens wurde
ehr Wärme bemerkt, und einmal glaubte jemand
ey Anlegung der Hand an die Herzgegend eine lei-
wurmförmige Bewegung gefühlt zu haben, die
er ſpäter wieder nicht mehr gefühlt wurde; ſo daß
n Herzſchlag auch jezt nicht zum Vorſchein kam,
nd von ihm auch keiner gefühlt wird, wenn er ſich
uf die Seite des Herzens legt. Dagegen ſtellte ſich
e Secretion des Speichels wieder ein, derſelbe iſt
er offenbar krankhaft, eyterartig, dick und äußerſt
inkend. Doch iſt dadurch die Trockenheit in etwas
hoben. Die milchartigen Klümpchen im Munde
emerkt man nie mehr.

Die Urinſecretion iſt noch die gleiche, innerhalb
4 Stunden gegen elf Schoppen, auch an Tagen
o er vielleicht nicht über drey Schoppen Flüſſigkei-
n trinkt. Das Uriniren iſt nicht mehr ſo beſchwer-
ch, aber immer noch nicht wie zuvor.

In dieſer großen Urinſecretion und geſunkenen
efäßthätigkeit, hat er nun viele Aehnlichkeit mit ei-
em durch digitalis Vergifteten. Die Trockenheit
er Haut bleibt ſich immer gleich, die Wärme nur

etwas vermehrt. Jedoch zeigte ſich in der lezten Nacht einmal ein Schweiß von der Herzgrube an bis an die Schenkelgegend, aber ganz begrenzt, ſo daß von der Cardia an die gleiche Trockenheit nach oben hin über den ganzen Körper dabey fortdauerte.

Er ſagt: dieſer Schweiß ſey blos auf einen den Abend vorher gehabten Aerger entſtanden.

An ſeinen Sohlen, beſonders aber an den Ferſen, hat ſich eine ganz harte, glasartige Maſſe gebildet. Eine ähnliche, doch weniger ſtarke und ſchon in der Abſchuppung begriffene, befindet ſich auch in den Handflächen.

Der Kranke kam, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Krankheit über nie aus dem Zimmer und hatte an den Füßen, an welchen er ſonſt zum Schweiße geneigt war, immer eine weiche Haut. Nun aber, hat ſich, beſonders an ſeinen Ferſen, eine ganz unempfindliche, mehrere Linien dicke, über die andere Haut Pantoffelartig erhabene, faſt glasartige Maſſe, gebildet, die beym Auftreten mit den bloſen Ferſen einen Ton wie ein harter Abſatz giebt. An mehreren Stellen fängt ſie ſchon ſich abzuſtoßen an.

Seine Oefnung beſteht noch aus harten lettenartigen Kugeln, und erſcheint nie anders als auf Klyſtiere. Sein Bauch iſt nicht geſpannt, gänzlich ſchmerzlos.

Den After fühlt er wieder geſchloſſen wie zuvor. Das Gefühl für Wärme und Kälte iſt wiedergekehrt.

Sein Appetit iſt ſehr groß und keine Beſchwerden fühlt er auch nachdem er ſehr viel gegeſſen. Trockene Dinge, z. E. wie Brod, hartes Fleiſch, kann er noch nicht verſchlingen; er hält ſich deswegen immer an dünnere und feuchtere Speiſen, die er wie zuvor ohne alle Beſchwerden, und ohne alles nachherige Aufſtoßen genießt. Auch kein Gefühl von Säure im Magen empfindet er mehr.

Das krankhafteſte an ihm iſt noch das: daß er ſchon nach einem Gang von ſechs Schritten, Anfälle von Ohnmacht fühlt. Er ſagt: er fühle alsdann vermehrte Kälte über ſeinen ganzen Leib, Nebel vor den Augen und müſſe ſich niederſetzen um nicht geradezu umzufallen, was wohl der ſo ſehr verminderten Lebenskraft ſeines Herzens zuzuſchreiben iſt. Träume, die er im geſunden Zuſtande ſo häufig gehabt, habe er die ganze Zeit ſeiner Vergiftung über, ob er jezt gleich nächtlich recht feſten Schlaf habe, nicht mehr.

Er bemerkt: daß ſein rechter Teſtickel ſehr geſchwunden, weniger der linke. Auch das rechte Auge, ſcheint das leidendere zu ſeyn und auch ſein Hals iſt auf der rechten Seite aufgeloffener.

In die Ferne zu ſehen, iſt er wieder ganz fähig, in die Nähe aber um ein bedeutendes weniger als vorher. Er iſt noch immer genöthiget, ſich beym Leſen einer convex geſchliffenen Brille zu bedienen. Seine Pupille iſt vielleicht wieder ſo beweglich, wie zuvor; allein beyde, beſonders die rechte, ziehen ſich nicht gleichförmig zuſammen, ſie ſehen aus wie Ringe, die einer mit einer zitternden Hand beſchreibt.

Den Einwirkungen der Elektricität ſich noch länger auszuſetzen, iſt er nicht geneigt, er meint dadurch größere Ermattung zu fühlen. Es wird ihm ein Aufguß von flor. arnicae mit rad. valaerianae verordnet und Klyſtiere aus gleichen Kräutern.

Am 29ſten Juni, fünfundſiebenzig Tage nach dem Genuß des Gifts.

Die Arzneymittel des Hrn. W. waren bisher immer die zulezt angegebenen.

Herr W. befindet ſich nun alſo:

Sein Puls hat ſich normal auf 80 Schläge erhoben. Die rechte Tonſille iſt, wahrſcheinlich in Folge einer Erkältung, etwas angeſchwallen und geſtern fühlte Herr W. Froſt, auch hatte ſein Puls 102 Schläge, war dabey aber ſo eigen vibrirend daß ſich diß, in der That, nicht beſchreiben läßt. Auch während des ſo vermehrten Pulsſchlages, war durch die genaueſte Befühlung, nicht das mindeſte von einem Herzſchlage zu erfühlen, wie auch jezt nicht, wo der Puls wieder 80. Schläge hat. Herr W. behauptet, früher in geſundem Zuſtande, habe man ſeinen Herzſchlag nicht nur auf's deutlichſte gefühlt, ſondern ihn ſogar durch das Hemd hindurch geſehen.

Die Secretion des Speichels, hat ſich nun wieder völlig eingeſtellt, nur iſt er immer noch, beſonders Morgens, übelriechend. Er iſt nun alles zu verſchlingen fähig und ſcheint auch alles gut zu verragen. Der Appetit iſt groß. Das Gefühl von bhnmachten iſt noch immer da. Das Muskelfleiſch immt zu. Oefnung erſcheint ohne Klyſtiere nie. uch wenn man ſie acht Tage lang erwartet, und eine Klyſtiere anwendet, iſt man diß doch zulezt u thun genöthiget. Sie erſcheint immer noch in haren Kugeln. Auch Schweiſe erſcheinen nie, doch at die Haut wieder eine natürliche Wärme. In er Bauchgegend löst ſie ſich in Schuppen ab. Die ornmaſſe an den Ferſen und Sohlen, ſtoßt ſich ach und nach ab.

Die Urinſecretion iſt noch immer unverhältnißnäßig groß. Das Ausſehen der Pupillen iſt noch ie zulezt beſchrieben wurde, aber ohne eine convexe Brille, ſieht er nahe Gegenſtände noch nicht enau, auch iſt der Blick noch leblos. Die Haare ehen ihm in Menge aus.

Er bemerkt mehrmals: daß er ſeit ſeiner Veriftung auch bis jezt nächtlich niemals mehr einen raum gehabt.

Am 9ten Juli. 85 Tage nach dem Genuß des ifts. Seit drey Tagen erſcheint die Oefnung ohne Klyſtiere. Saamenabſonderung findet wieder ſtatt, nd es erſcheinen auch nächtlich wieder Träume. Der uls hat Morgens 75 Schläge. Noch iſt nicht as mindeſte von einem Herzſchlage zu emerken.

Er giebt an: je nachdem er eine Lage annehme, fühle er auf der linken Seite in der Herzgegend wie eine Leere und eine eigene Empfindung die er nicht recht mit Worten bezeichnen könne, es ſeye ein Gefühl wie von Zuſammenziehen. Er geht wieder aus dem Hauſe, aber noch immer iſt er bey längerem Gehen, Ohnmachten ausgeſetzt.

In der ſtärkſten Hitze erſcheinen noch keine Schweiſe auf der Haut, ſondern ein Stechen wie mit Nadeln über den ganzen Leib. Die Augen ſind ganz geſund, nur noch etwas kurzſichtig und leblos ausſehend. Die Urinſecretion iſt noch ſtark. Im Schlingen und im Magen fühlt er nicht die geringſten Beſchwerden mehr, auch nach ſehr vielem Eſſen.

Mehrere meiner ärztlichen Freunde, beſuchten Herrn W., auf meine Einladung, die Zeit ſeiner Vergiftung über, und zwar einige von ihnen zu wiederholtenmalen. (Z. E. Herr Dr. Seyffer zu Heilbronn, der überall Troſt und Erheiterung hinbringende Menſch und Arzt, und der mir unvergeßliche Herr Dr. Parrot, nun leider nicht mehr in unſerer Nähe, und mein treuer Freund Dr. Uhland zu Neuſtadt.) Dieſe können die Genauigkeit obigen Tagbuches beſtätigen.

Ich habe nun Herrn W. als Reconvaleſcent zu betrachten. Wie lange es aber anſtehen mag, bis aus Herrn W. die Einwirkungen dieſes thieriſchen Giftes völlig verſchwunden ſind, und hauptſächlich die ſo geſchwächte Thätigkeit ſeines Herzens ſich wieder hebt, das iſt um ſo weniger zu beſtimmen, als, beſonders dieſe geſtörte Herzthätigkeit, (die gewiß bey allen andern Vergifteten der Art auch da war,) in den frühern Beobachtungen überſehen wurde und nun auch nicht aus Erfahrung zu ſagen iſt, wie lange ſie anhält, und da mir auch ein Fall bekannt iſt, wo eine durch Wurſtgift vergiftete Frau noch nach drey Jahren der Vergiftung, wie eine Mumie ausgetrocknet, vor dem Arzte erſchien und um Hülfe bat. *)

An dieſen, mir nicht ganz ausführlich bekannten Fall, mag ſich aber nachſtehender anſchließen.

---

*) Dieſe ſchleichende lang andauernde Wirkung des Wurſtgiftes, mahnt an die angeblichen Wirkungen der aqua tofana. Herr Medicinalrath **Wunderlich**, äußerte gegen mich die ſehr annehmbare, ſcharfſinnige Hypotheſe: daß das Wurſtgift vielleicht durch eine Krankheit des Schweines, durch eine ſchon im lebenden Schweine vorgegangene Zerſetzung der Säftemaſſe entſtehen könne; ein krankhafter Proceß, der beſonders zur Zeit des erwachenden Frühlings, ſich hie da und in dieſen Thieren anfachen könnte.

Wie ſehr auch werden, beſonders aber auf dem Lande, (und vielleicht vorzüglich in Würtemberg,) die Schweine bey ihrer Metzelung gequält! Sie müſſen langſam durch Verblutung, unter entſezlichem Geſchrey und Angſt, den Tod finden. Hier erinnert man ſich wieder der aqua tofana, die aus dem Speichel zu todt gequälter Menſchen bereitet werden ſoll; was man aber zur Ehre der Menſchheit für eine Fabel halten muß.

§. 9

Fall eines 4 Jahre lang dauernden Krankſeyns durch Wurſtgift.

Folgender Fall möchte, wofern ihm wirklich Wurſtgift, woran doch nicht zu zweifeln iſt, einzig zu Grunde läge, beweiſen, wie lange dieſes Gift, je nachdem es vielleicht auf eine Stimmung des Nervenſyſtemes trifft, im Körper ſchleichend wirkt und in dieſer chroniſchen Form wirklich viel Aehnlichkeit mit Bleyvergiftungen, oder noch mehr mit den angeblichen Wirkungen der aqua tofana, zeigt.

Der zwanzigjährige Sohn eines nun verarmten Metzgers in hieſigem Oberamte, wurde in ſeinem ſechszehenten Jahre, da ſein Vater noch das Metzgerhandwerk trieb, öfters mit Würſten gefüttert, die keinen Abgang fanden und im Rauche mehr oder weniger verdorben waren. Er ſagt: die Würſte hätten bald ſauer, bald faul geſchmeckt.

Er ſeye zwar ſchon von früherer Jugend auf von ſchwächlicher Conſtitution geweſen, von dieſer Zeit an aber, habe er öfters Schmerzen im Bauche gefühlt. Die Schmerzen ſeyen bald vergangen, bald wieder erſchienen. Bald ſeye ſeine Oefnung häufig und diarrhöartig geweſen, bald habe er wieder Wochen lang die größte Verſtopfung erlitten. Sein Wachsthum habe gänzlich aufgehört, (er hat auch kaum die Größe eines 14 jährigen Knaben,) und ſeine Teſtickel ſeyen nach und nach geſchwunden, (und in der That! ſind ſie nun auch nicht größer als ſehr kleine Bohnen). Er habe nun auch Zwang und Brennen im Uriniren gefühlt und eine ſo ſtarke Urinabſonderung, beſonders des Nachts, erhalten, daß er meine, alles, was er eſſe, werde zu Waſſer. Seine Eßluſt ſeye ſtark geblieben, ſein Durſt aber, ſeye immer äußerſt groß, ja! fürchterlich ſagte er. Dieſer Zuſtand nun daure ſchon vier Jahre lang fort. Ich fand ihn auch äußerſt abgemagert. Er iſt Mumienartig ausgetrocknet. Seine faſt olivfarbe trockene Haut, hat überall Sprünge, aber an den Fußſohlen und Ferſen, hat er die gleiche hornartige Haut wie Herr W. Eine ganz pergamentartige runzlichte Haut, iſt auch über ſeinen Bauch hergeſpannt. Sein Urin ſiehet wie helles Waſſer aus, das man mit einigen Tropfen Milch trübte, oder wie goulardiſches Waſſer, verhält ſich gegen Pflanzenpigmente ganz gleichgültig. Faſt vier Jahre lang habe ſein periodiſcher Leibſchmerz gedauert, ſeit einem halben Jahre aber, fühle er im Bauche gar nichts mehr, dagegen athme er nun ganz kurz und müſſe öfters ſtehen bleiben um, wieder gehen zu können und habe einen ganz rauhen Huſten. Die Venen ſeines Halſes und ſeiner vertrockneten Hände, ſind ſehr angeloffen und groß, aber Puls und Herzſchlag mit einander in Uebereinſtimmung und, in der That! eher ſchnell als langſam.

Seit einigen Wochen, ſagt er, fühle er auch einen Speichelfluß, es fließe ihm Nachts ein helles Waſſer aus dem Munde und aus der Naſe.

Das Sehloch ſeines linken Auges hat mehr Ausdehnung als das ſeines rechten, es zieht ſich auch ungleich zuſammen, doch iſt es für's Licht empfindlich. Am Sehen wirklich gelitten zu haben, erinnert er ſich nicht. Einen Ausſchlag der zurückgetrieben worden wäre, habe er nie gehabt, auch weiß er ſonſt nach der genaueſten Ausforſchnng, keine andre Veranlaſſung zu ſeinem ſo elenden Zuſtande anzugeben. *)

---

*) Ich hole hier noch nach: daß bey Herrn W. während des Drucks dieſer Blätter, ſeit dem 28ten July, ſich der Herzſchlag wieder einſtellte. Das Herz wird nun an den Bruſtkaſten ganz deutlich anſchlagend, (er ſagt, wie man es vor der Vergiftung gefühlt habe,) gefühlt.

Er meint, öfteres Sehen in das Grüne, Sonnenlicht und Sommerluft, habe auf ſein erkranktes Herz am beſten eingewirkt. Auch das Gefühl von Ohnmacht, erſcheint nun bey ihm nicht mehr. Er iſt als vollkommen wiederhergeſtellt zu betrachten.

Inzwiſchen kamen mir auch einige Schriften zu Geſicht, die die Holzſäure, ſelbſt die brenzlichte, unbedingt zu ökonomiſchem Gebrauche anrathen. Ich habe ſeitdem noch die Erfahrung gemacht: daß eine mit brenzlichter Holzſäure zubereitete Dinte, einer nervenſchwachen Perſon, die mit derſelben mehrere Stunden lang ſchrieb, eine völlige Ohnmacht zuzog und ich möchte, (auch abgeſehen von denen von mir beobachteten Wirkungen der brandigen Holzſäure an einigen Thieren,) doch nicht ſo unbedingt zu ihrem Gebrauche in der Oekonomie rathen. Ein anderes iſt die gereinigte Holzſäure.

Dieſe könnte allerdings wohl zu künſtlichem Räuchern angewendet werden, und da mittelſt ihr Würſte u. d. g. ſchnell in den geräucherten Zuſtand verſezt werden können, ſo wäre dadurch das lange Aufhängen der Würſte im Rauchfange, und ſomit ihre Verfaulung in demſelben, verhindert. Im übrigen ſagt ſelbſt Herr Profeſſor Jörg, der die Holzſäure ſo ſehr zu ökonomiſchem Gebrauche anräth: gegen innere Krankheiten werden beyde Mittel, ſo wohl der Holzeſſig als das Oel, mit Vorſicht angewendet werden müſſen, da ſie unter die ſtärker reizenden zu zählen ſind.

Vielleicht wären dieſe Mittel mit Vorſicht angewendet, gegen Würmer, namentlich auch gegen den Bandwurm, von Nutzen. Worauf auch hindeuten könnte, daß im Magen jener durch brandige Holzſäure getödteten Katze, ſich zwey todte, von der Holzſäure gleichſam gegerbte, Würmer vorfanden.

§. 10.

Verſchiedene Bemerkungen, als Reſultate aus den Erſcheinungen bey den Vergiftungen durch Wurſtgift.

Geht man auf die Erſcheinungen zurück, die beſonders die Krankheitsgeſchichte des Herren W. als Thatſachen kund thut, ſo iſt eine ausgezeichnete, anatomiſch zu verfolgende Wirkung des Wurſtgiftes, nicht nur auf den ſympathiſchen Nerven, (das eigentliche Ganglienſyſtem,) und dem ihm verwandten mit ihm ſo ſehr in Verbindung ſtehenden herumſchweifenden Nerven, ſondern auch auf alle diejenigen Gehirnnerven, die nicht reine Sinnnerven ſind, in die Augen ſpringend.

Dieſe Nervenausbreitungen werden durch dieſes Gift in einen Zuſtand gebracht, in dem ihr Einfluß auf den chemiſchen Lebensproceß ſtille ſteht, ihr Leitungsvermögen aufhört, wie das eines elektriſchen Leiters auf den Roſt einwirkt.

Damit zeigen ſich in all den Organen, die ſie begleiten, ganz die Veränderungen, die man auch nach ihrer Unterbindung bemerkt, z. E. das Aufhören aller Secretionen, hauptſächlich in den Drüſen und Schleimhölen.

Die Oxydation ſteht, wie bey Unterbindung der

Lungennerven, ſtille. Die Arterien werden in einen Zuſtand verſetzt, in dem ſie ſich den mehr nervenloſen Venen nähern, in ihren Hölen ſchleicht venoſes Blut.

Dieſe Vergiftung mag beweiſen, wie überhaupt auch das ganze fünfte Nervenpaar, (nicht ohne Bedeutung sympathicus medius von **Wrisberg** genannt,) dem ſympathiſchen Nervenſyſtem untergeordnet iſt.

Dieſes Nervenpaar nähert ſich auch ſchon in ſeinem Baue dem Ganglienſyſteme und ſcheint auch dadurch (wie das Ciliarſyſtem,) noch zu dieſem zu gehören. Es erklärt ſich aus einer ſolchen Verbindung, warum bey einem durch Wurſtgift Vergifteten keine Thränen mehr erſcheinen, keine Naſenfeuchtigkeit; die Abſonderung in den Kinnbacken und Zungendrüſen ſtille ſteht, ſich kein Ohrenſchmalz mehr abſondert, die Augenlieder, die Kinnbacken, gelähmt ſind.

Beſonders auffallend aber, iſt die ſo ausgezeichnete Hemmung der Herzthätigkeit durch dieſes Gift, worin es Aehnlichkeit mit dem Upas antiar, dem Arſenik und dem Tabaksaufguſſe zeigt. *)

---

*) Wie ſelbſt noch der zubereitete Taback, die Herzthätigkeit zu unterdrücken im Stande ſeyn kann, davon kann ich ein ſonderbares Beyſpiel erzählen.

Ich wurde in früheren Jahren öfters zu einem Färber gerufen, der häufig mit Anfällen von Ohnmachten, (bey denen Puls und Herzſchlag völlig unterdrückt

Dieſer Einfluß auch des Wurſtgiftes auf das Herz, iſt ſeiner, hauptſächlich alle Verbreitungen des ſympathiſchen Nerven, und alſo auch die Herznerven betreffenden, lähmenden Wirkung, zuzuſchreiben.

Gleich wie ſich die Pupille durch die Einwirkung dieſes Giftes auf den Reiz des Lichtes nicht mehr zuſammenzieht und erweitert, ſo ſcheint auch das Herz nun durch daſſelbe unempfindlich für den Reiz des Blutes zu werden und ſeine Hölen nur einer ſchwachen Zuſammenziehung und Ausdehnung mehr fähig zu ſeyn.

Obgleich auch der Arterienſchlag durch dieſes Gift ſehr vermindert wird, ſo ſteht dieſe Verminderung doch in gar keinem Verhältniſſe mit dem ſo äußerſt unterdrückten Herzſchlage, und es erweißt ſich

---

war, mit Aufſtoßen, hartnäckiger Verſtopfung, kalten Schweißen u. ſ. w. befallen wurde. Anfänglich ſchrieb ich dieſe Zufälle arſenikaliſchen Dämpfen zu, denen er ſich als Färber ausſetze, mußte aber von dieſer Vermuthung abſtehen, da ſo wohl er, als die Seinigen, mich auf's beſtimmteſte verſicherten, daß er ſolchen Geſchäften nicht ſelbſt beywohne. Endlich gerieth ich durch die Anſicht ſeiner kohlſchwarzen Zähne auf die Entdeckung, daß er die üble Gewohnheit hatte, zu gewiſſen Zeiten täglich eine unmäßige Menge ſchlechtzubereiteten Tabacks zu kauen, den ausgeſogenen Saft zu verſchlingen und das ausgepreßte Kraut aus dem Munde zu ſpeyen. Als er von dieſer üblen Sitte abſtund, blieben auch jene Anfälle von Ohnmachten aus.

auch hieraus, daß die Arterien, mehr als man vermuthet, vom Herzen unabhängig mit noch andern Kräften als die vom Herzen, zur Fortpflanzung des Blutes begabt ſind, und dieſe andern Kräfte ſcheinen ihnen hauptſächlich, von denen in dieſer Vergiftung nicht leidenden, Rückenmarksnerven, zuzukommen.

Wie ſehr das Herz von Gehirn und Rückenmark unabhängig iſt, thaten ſchon lange die Verſuche dar, wo nach Zerſtörung des Gehirns und Rückenmarks, (wurde nur die Reſpiration künſtlich unterhalten,) die Thätigkeit des Herzens nicht aufgehoben wurde. Dabey erweiſen nun dieſe Vergiftungen durch Wurſtgift, wie das vom Gehirn und Rückenmark unabhängige Herz, ſich dagegen Störungen die das ſympathiſche Syſtem betreffen, ſo ſehr unterziehen muß, während Gehirn und Rückenmark von dieſen unberührt bleiben.

Auch Fingerzeige auf die Wirkungen mancher narkotiſcher Gifte in Herzkrankheiten, kann die Wirkung des Wurſtgifts geben.

Sie ſcheinen nämlich auf ähnliche Weiſe wie dieſes, durch Abſtumpfung des ſympathiſchen Nerven, auf die Herznerven, und ſomit auf Zuſammenziehung und Ausdehnung des Herzens, wie auf Zuſammenziehung und Ausdehnung der Pupille, zu wirken.

So fand ſich in Herzkrankheiten die bella donna ſchon öfters wie mit einem Schlage wirkſam. Welches vorzüglich geprieſene Mittel in Herzkrankheiten, iſt die dem Wurſtgifte in mehrerem ſo ähnlich wirkende digitalis! Wie die Wirkung des Wurſtgiftes, tritt auch die ihrige erſt nach vier und zwanzig Stunden ſichtbar hervor, hält aber, wie das Wurſtgift, mehrere Wochen, ja Monate lang, an, während der Einfluß anderer narkotiſcher Gifte, beſonders der bella donna, bald wieder verſchwindet, erregt keine Betäubung und bringt, wie das Wurſtgift, Hemmung des Herzſchlags und eine eben ſo große lang anhaltende Urinſecretion hervor.

Es ſcheint bey dieſen Vergiftungen, gerade in Fällen wo das ſympathiſche Syſtem weniger leidend war, das Leiden im Athmungsproceſſe, das immer früher und ſicherer als das Leiden im ſympathiſchen Syſteme, den Tod bringt, deſto größer geweſen zu ſeyn, oder ſich das Leiden des ſympathiſchen Syſtems gar auf Koſten des Lungenleidens vermindert zu haben.

So fühlte jener zwanzig jährige Menſch, ſo bald ſein Leiden im Unterleibe verſchwand, Kurzathmigkeit und bekam einen rauhen Huſten. So verſchwand bey dem in Kaiſersbach an Wurſtgift Verſtorbenen, (S. Tübinger Blätter III. B. I. St.) das Doppelſehen, dagegen wurde er ganz ſtumm. Sein Puls hatte immer noch im höchſten Leiden 80 Schläge, während bey Herrn W. der faſt immer die freye Rede behielt und nicht ſtarb, die Zeichen von Lähmung des ſympathiſchen Nerven, beſonders die Wirkungen auf das Herz, die Augen, die Eingeweide u. ſ. w.

hr auffallend blieben. Auch bey dem in Breiten-
erſt an Wurſtgift Verſtorbenen, waren die Pupillen
is an den Tod noch beweglich, während das Leiden
es Athmungsproceſſes das höchſte war.

Auch Frank bemerkt bey der acuten Waſſerſucht
er Gehirnhölen, daß wenn die Convulſionen der Au-
en, (die beſtimmt von dem ſympatiſchen Nervenſyſte-
ne ihren Urſprung nehmen,) verſchwanden, dieſelben
gleich auf der Bruſt erſchienen, ſo daß nach den
eftigſten Erſtickungszufällen der Tod eintrat. Wie-
ey dem Croup, (Luftröhrenentzündung bezeichnet
ieſe Krankheit nicht ganz,) hauptſächlich die Lungen-
erven bis zum völligen Lähmungszuſtande ergriffen
erden, geſchieht es auch bey dieſer Vergiftung und
e zeigt auch in einer gewieſſen Periode einige ähnliche
rſcheinungen mit dem Croupe, die dieſen vielleicht
ech viel ähnlicher wären, wäre bey dieſer Vergiftung
icht zugleich auch das ſympathiſche Nervenſyſtem in
inem der Lähmung ſich nähernden Zuſtande begrif-
en und dadurch die Herz- und zum Theil auch die
Gefäßthätigkeit, ſo äußerſt herabgeſtimmt; welcher
er Lähmung ſich nähernde Zuſtand des ſympathiſchen
Nervenſyſtems und die daraus hervorgehende gehemm-
e Herzthätigkeit, erſt künſtlich zu Gunſten des Lun-
ennerven, durch ungeheure Gaben von Queckſilber,
urch Blutlaſſen bis zur Ohnmacht u. ſ. w. beym
Croupe herbeygeführt werden muß.

Auffallend iſt die bis an Harnruhr grenzende ſo ſehr vermehrte Secretion des Urins bey dieſer Vergiftung.

Einer der berühmteſten deutſchen Aerzte, Frank, meint auch, es werde die Harnruhr durch ein eigenes im Körper ſich erzeugendes Gift gebildet.

Auch der Biß der Dipſas-Schlange ſoll durch ſein Gift eine Art Harnruhr hervorbringen und mit ihr Trockenheit des Schlunds, großen Durſt, ſchwache Stimme, Entzündung und Schmerzen im Schlunde, Hunger, Mangel an Abſonderung des Saamens, des Speichels, trockene Haut, die auch auf warme Bäder ihre Dürre nicht verliehrt, ſo daß faſt alle Erſcheinungen die man an durch Wurſtgift Erkrankten bemerkt, auch bei durch das Gift der Dipſas-Schlange Erkrankten zu beobachten wären.

Die Vertrocknung der Haut und das Erſcheinen einer Hornmaſſe auf ihr, die gänzlich gehemmte Secretion des Schweiſſes, Erſcheinungen die ſo lange andauern als das ſympathiſche Nervenſyſtem durch dieſes Gift in Schlummer liegt, möchte darauf hindeuten, daß dieſes ſympathiſche Nervenſyſtem, hauptſächlich auch auf dieſes die Peripherie des Körpers bildende Organ, wichtigen Einfluß übe, gerade wie auf die Regenbogenhaut, auf das Ciliarſyſtem. *)

---

*) Auch ſpäter iſt hievon noch einmal in einer Anmerkung die Rede. Wie Fett auf das ſympathiſche Nervenſyſtem und auf das Hautorgan wechſelsweis einwirkt, möchte ſich auch dadurch darthun: daß auf die

Diß ſcheint hauptſächlich auch von den Taſtorganen, den Fingerſpitzen, zu gelten, an welchen ein der Regenbogenhaut des Auges nicht ganz unähnlicher Bau ſtatt findet, und in welchen auch durch dieſes Gift das Gefühl verſchwindet oder täuſchend wird.

Die Erſcheinung daß man zwey Gegenſtände, z. E. zwey Kugeln, zu fühlen glaubt, wenn man mit den kreuzweis über einandergelegten Spitzen der Finger einer Hand nur *einen* Gegenſtand, z. E. nur *eine* Kugel, betaſtet, ſcheint mir auch wohl nichts anders zu ſeyn, als ein Doppelfühlen, ein Schielen mit den Fingerſpitzen, ähnlich dem Doppelſehen, dem Schielen, mit zwey ihre Sehachſe übereinandergerichteten Augen.

Wie ſehr das Hautorgan überhaupt von dieſem ſympathiſchen Syſteme abhängen mag, mögen auch andere Gifte, auch Krankheitsgifte, beweiſen, die ihre Einwirkung auf dieſes ſympathiſche Syſtem durch auf der Haut erſcheinende Ausſchläge, auch für's Auge kund thun.

So iſt möglich, daß unter einer andern Einwir-

Haut eingeriebenes Fett bey Ausſchlägen, z. E. bey der Krätze, dieſelbe nach Innen treibt, wo ſie alsdann auf den Gedärmen u. ſ. w. ſichtbar erſcheint, Fett innerlich genommen aber, den Ausſchlag wieder auf der Haut erſcheinend macht. Dieſes Mittels bedient ſich das Volk, (und namentlich des Fetts vom Schweine,) bey durch Fett zurückgetriebener Krätze.

kungs-Art dieſes Giftes auf das ſympathiſche Syſtem, (vielleicht unter einer daſſelbe mehr in's Leben rufenden ſtatt es einſchlummernden,) jene rothen Entzündungsſtellen, (jene inflammatio nevroparalytica,) ſtatt wie man ſie nun auf innern Theilen findet, als Exanthem auf der Haut erſcheinen würden.

Wie der Einfluß des ſympathiſchen Syſtemes auf die Haut, wird durch dieſe Vergiftung noch auffallender ſein Einfluß auf das Ciliarſyſtem, die Regenbogenhaut des Auges, dargethan und ebenſo der Zuſammenhang des äußern Muſkelnerven des Auges mit ihm; eines Nerven, der wohl hauptſächlich zur Verbindung des Gehirnes mit dem ſympathiſchen Nervenſyſteme, ſich mit dieſem vereinend, aus dem Gehirne hervorgeht und ſo das Auge mit demſelben und namentlich mit dem Herzen, in Verbindung ſezt.

Gewiß ſtehen auch die Augen des Menſchen noch in innigerer Verbindung mit dem Herzen als man gewöhnlich meint und es iſt nicht ganz unwahrſcheinlich, daß bey den Thieren das Auge deßwegen herzloſer, ausdrucksloſer erſcheint, weil ihre Herznerven, (namentlich beym Kaninchen, beym Pferde, beym Hunde, beym Ochſen,) größtentheils aus dem herumſchweifenden Nerven und nicht wie beym Menſchen, aus dem mit dem Auge direkt zuſammenhangenden großen ſympatiſchen Nerven, entſpringen.

Hufeland machte bey einer an Photophobie leibenden Kranken, bey der das Cillarſyſtem ſehr gereizt war, auch die Bemerkung: daß ſie beym Einwirken von auf das Cillarſyſtem Bezug habenden Schädlichkeiten, keinen Schmerz im Auge: (denn hier bemerkte ſie blos Druck und Mattigkeit,) ſondern eine nicht zu beſchreibende Todesangſt, und Ohnmachten, ohne allen Zweifel durch Einfluß auf das Herz, bekam.

Auch ein Symptom eines Entzündungsreizes im Herzen, ſoll, nach Kreyſig, neben den andern Symptomen, Schließung der Augen ſeyn, ohne in ihnen, ſo wenig wie im Herzen, ein Gefühl von Schmerz zu haben.

So ſcheint ſich mir als Arzt erweiſen zu wollen, was ich vor Jahren einmal als Dichtender ausſprach und was mir hier anzuführen erlaubt ſey:

Kennſt du den ſeltſamen Kryſtall?
  Er deutet ſtrahlend himmelwärts,
Rund iſt er, wie das blaue All
  Und ſeine Folie iſt das Herz.
Es bricht aus ihm ein heilig Licht,
  Das iſt der werthen Folie Glanz;
Wann Lieb und Leiden die zerbricht
  Zerfließet er in Strahlen ganz.

Wodurch die Kunſt am ſicherſten, den in dieſen Nervenausbreitungen unterdrückten Einfluß auf den chemiſchen Lebensproceß wieder hervorzurufen im Stande ſeye, ob wechſelsweiſer Gebrauch ſaurer und alkaliſcher Bäder, ob Einwirkung des elektriſchen oder galvaniſchen Fluidums, ob thieriſcher Magnetismus, am füglichſten dahin wirke, muß ich unentſchieden laſſen *).

Mittel die nur roh chemiſch einwirken, z. E. vegetabiliſche Säuren, können nur palliativ auf die Produkte eines durch dieſe Nervenlähmung geſtörten thieriſchen Chemismus, z. E. auf die krankhaft veränderte Magenſäure, das Sodbrennen, einwirken.

Es iſt möglich, daß auch an das Auge angebrachte Reize, ſich am füglichſten weiter hinab auf das ſympathiſche Nervenſyſtem verbreiten, wie umgekehrt, Reize im Unterleib, z. E. durch dieſes und andre Gifte, durch Würmer u. ſ. w. ſich ſobald in den Muſkel- und Ciliarnerven des Auges, durch Verdrehung des Auges, Erweiterung des Augenſternes, kund thun.

Es möchten daher wohl auch bey dieſer Vergiftung, frühzeitig auf die Augen angebrachte Reize, von

---

*) Wie thieriſche Fäulniß ſehr wahrſcheinlich dieſe Vergiftung veranlaßt, und wie der Dunſt aufgeſchnittener kranker Thiere, auch dieſer Vergiftung ähnliche Erſcheinungen hervorbringt, könnte der Lebensdunſt friſch aufgeſchnittener geſunder Thiere, oder das Auflegen lebendiger Thiere, das man auch ſonſt ſchon ſehr heilſam fand auch hier wohl von gutem Einfluſſe ſeyn.

weitern guten Folgen, ſelbſt vielleicht auf das Herz ſeyn, z. B. das lang fortgeſetzte Anſchauen einer grünenden Wieſe, des blauen Himmels, eines klaren Waſſerſpiegels.

Kraft des Willens und Uebung, welche die der Willkühr nicht unterworfene blaſſe Muſkelfaſer, zur willkührlich zu bewegenden, den welchen Nerven zum Hapten zu machen fähig ſind, könnten auch hier wohl am heilſamſten einfließen.

Mittel durch die der Wille, der Gedanke, nach dem ſympathiſchen Nervenſyſteme gerichtet wird, wie kleine Gaben von Brechmitteln, in Verbindung mit reizenden, ſelbſt ausleerenden Klyſtieren, eine Zeit lang angewendet, könnten hier wohl nicht ohne gute Wirkung ſeyn.

Es iſt möglich, daß die Flores arnicae, die man ſchon öfters in Unterleibslähmungen von Nutzen fand, auf ähnliche Art, durch Erregung leiſer antiperiſtaltiſcher Bewegungen, einwirken. *)

In Fällen wo bey dieſen Vergiftungen nicht (nicht ſowohl durch Herzlähmung, als durch Lähmung der Lungennerven und geſtörte Reſpiration,

---

*) Brechmittel und abführende Mittel, ſind ſehr oft, nicht ſo ſehr als ausleerende Mittel, als als Mittel die das Nervenfluidum gegen das ſympathiſche Syſtem hinrichten, von groſſem Nutzen. Dadurch verrichten oft Quackſalber durch draſtiſche Mittel Kuren, die vorſichtigen Aerzten nicht gelangen.

wo auch das Vermögen zu ſchlingen und zu ſprechen ganz aufhört,) unaufhaltbarer Tod folgt, ſcheint auch durch die nichtgeſchwächte Thätigkeit des Hirns und Rückenmarks, das in jenen Nervenausbreitungen durch Einwirkung jenes Giftes gebundene Lebensfluidum, wieder erweckt zu werden.

Herr W. machte öfters die Bemerkung: die Beſſerung ſchreite fühlbar von oben nach unten fort. Wirklich fieng ſie auch an den mit einem Sinnnerven verſehenen Augen an und gieng von da aus nach und nach abwärts.

Die Hemmung im Schlingen wurde in den erſten Tagen hauptſächlich in der Gegend des Kehlkopfs gefühlt, ſpäter vier Zoll tief in der Speiſeröhre. Noch ſpäter, kam alsdann das Gefühl, als ſchlöſſe ſich der Magen wieder.

Am längſten dauerte der Lähmungszuſtand der Gedärme und des, ſeine Nerven von gleichem Syſteme erhaltenden, Herzens.

So ſcheint wirklich vom Gehirne aus das eingeſchlummerte Leben dieſer Nerven wieder erweckt zu werden und es ſcheint das Gehirn nur, dem in ſeinem weitern Verlaufe immer mehr der Unabhängigkeit vom Gehirne ſich nähernden, ein ſelbſtſtändiges Gehirn im Bauche bildenden, ſympathiſchen Nerven, daſſelbe am ſpäteſten wieder mittheilen zu können.

Durch den thieriſchen Magnetismus ſcheint in dieſen ſympathiſchen Syſteme, das Umgekehrte was ieſes Gift bewirkt, zu geſchehen: höchſtes Aufleben lner Leitungsfähigkeit in ihm, die über das Gehirn nd ſeine Sinnnerven ſo die Uebermacht gewinnt, daß ie, ſo zu ſagen, zu ihm gewaltſam heruntergezogen erden und dann in ihm Sehen, Hören, dagegen Schlaf im Gehirne, eintritt.

Bemerkungswerth iſt auch das Nichterſcheinen on Träumen, ſo lange dieſes ſympabiſche Syſtem ich durch Einwirkung dieſes Giftes in einem gelähmten, oder ſchlafenden Zuſtande befindet.

Dieſe Erſcheinung könnte auch dahin deuten: daß die Träume hauptſächlich von ihm bedingt werden.

Wann das Gehirn ſchläft, ſcheint dieſes Gehirn im Bauche, dieſes Echo, oder wenn man will, dieſer Affe des wahren Gehirns, erſt recht aufzuleben und ſein Spiel zu treiben.

Bey Magnetiſirten, wo das Gehirn und mit ihm aller Wille, eingeſchlafen iſt, ſcheint der mit dem Magnetiſirten in Rapport geſtellte Magnetiſeur fähig zu ſeyn, mit ſeinem wachenden Gehirne, das nun die Stelle des im Magnetiſirten eingeſchlafenen Gehirnes und Willens vertritt, mit überlegener Willenskraft auf das ihm fremde, aber durch den Rapport nun mit ihm verbundene, ſympathiſche Syſtem des Magnetiſirten einzuwirken, und der Wille des Magnetiſeurs der des Magnetiſirten werden zu müſſen.

So beſtimmt alſo nur ein ſtarkes waches Gehirn, eigenen feſten Willen und Selbſtſtändigkeit, Unabhängigkeit vom Bauchſyſteme und von dem wachen Gehirne anderer.

Wie ſehr durch Uebung, feſten angeſtrengten Willen, waches Gehirn und vorzüglich Unabhängigkeit vom Bauchſyſteme zu erlangen ſeye, das lehren uns die Geſchichten mancher frommer Männer früherer chriſtlicher Zeit und auch beſonders das Leben eines Claus von der Flüe. Von ihm ſagt Johannes von Müller:

„Es iſt noch bey ſeinen Leben unterſucht,*) weit „und breit erzählt, von ſeinen Zeitgenoſſen der Nach„welt überliefert und ſelbſt nach der Glaubensände„rung als erwieſen geglaubt worden, daß der Bru„der Claus in der Einſamkeit bis in das zwanzigſte „Jahr ohne andere Speiſe gelebt, als die er Einmal „monatlich in dem Sacramente des Altars genoſſen. „Zu beſtimmt reden die Ausſagen, zu groß war das „Erſtaunen, um die Erhaltung nur von gekochten „Speiſen, oder nur vom Fleiſch, zu verſtehen; er „ſprach davon wie von einer Eigenſchaft, nicht wie „von einem Verdienſt. Daß menſchlicher Natur „auch das möglich ſeye, ſcheint aus Beyſpielen zu „erhellen.“

---

*) Erſtlich einen Monat lang durch obrigkeitliche Beobachtung, hierauf durch den Coſtanzer Weihbiſchoff, endlich durch Burkard von Horneck, den Leibarzt Erzherzog Sigmunds. Nur Knochen bedeckte ſeine kaſtanienbraune Haut.

Nimmt man nun die Erſcheinungen bey dieſen Vergiftungen durch Wurſtgift zuſammen, ſo geht hervor: Das die Macht des Bauchſyſtemes hart an die Pforten des Gehirnes reicht *) und nur die reinen Sinnnerven, (die man auch füglicher als all die Andern, Gehirnnerven nennen könnte,) der Nerve des Geruches, der des Gehöres, und des Sehens: (denn eigentlich nur das Mechaniſche des Sehens wird geſtört,) ſeinem Einfluſſe wohl ſchwerer unterworfen ſind, daß es aber auf die übrigen ſechs Gehirnnerven, die ſchon durch Art ihres Baues und große Verzweigung, von den reinen Gehirn- oder Sinnnerven abweichen, mächtig einwirkt, ohne jedoch die Verrichtungen des Gehirnes ſelbſt ſtören zu können, ſo wenig als die des Rückenmarkes, der wahren Fortſetzung des Gehirnes.

Die Macht aber über dieſes, von dem Gehirne, ſich verlaufenden, ihm abtrünnigen Nervenſyſtem, vermag das Gehirn durch den in ihm ruhenden, von ihm ausgehenden beſtimmten Willen der Seele durch

---

*) Es ſcheint dieſes Gift ſich überhaupt vorzüglich dadurch zu charakteriſiren: daß ſeine Einwirkung ſich nur ausſchließlich auf das ſympathiſche Nervenſyſtem erſtreckt und es ſcheint ſomit auch die Grenze dieſes ſympathiſchen Nervenſyſtemes durch dieſes Gift beſtimmt zu werden. So weit die Einwirkung dieſes Giftes reicht, ſoweit ſcheint die eigentliche Grenze des ſympathiſchen Nervenſyſtemes zu gehen.

Uebung, gewiß mehr oder weniger zu gewinnen, und es ſcheint auch eine Aufgabe der Seele in dieſer Hülle zu ſeyn: immer mehr Meiſter über dieſes brutale Bauchſyſtem, von dem ſogar das menſchliche Herz und Auge umſtrickt ſind, zu werden.

§. 11.

Einige Bemerkungen über Cretinismus, durch Erſcheinungen bey dieſen Vergiftungen veranlaßt.

Wie durch dieſe Einwirkungen von Gift, ein von dem ſympathiſchen Nerven ausgehender, der Lähmung ſich nähernder Zuſtand, ſich bis an die Pforten des Gehirnes verbreitet, ein Zuſtand, der hauptſächlich auch in Folge der ungeſchwächt bleibenden Hirn- und Rückenmarksthätigkeit, wo nicht höchſte Lähmung eintritt, vorübergehend iſt, ſo finden wir beym Cretinismus durch mechaniſchen Einfluß in Folge des erweichten Schädelgrunds der auf der feſter bleibenden Wirbelſäure niederſinkt, immerdauernd einen der Lähmung ſich annähernden Zuſtand des Gehirns und Rückenmarks, ſich bis in die Sphäre des ſympathiſchen Nerven erſtrecken.

Auch beym Cretinen zeigt ſich ein ungemeiner Torpor des Darmkanals. Meiſtens erſcheint bey ihm nur alle acht Tage einmal eine Darmausleerung, während die Secretion der Leber vermehrt iſt, (der Cretin iſt auch äußerſt zum Zorne geneigt, er iſt im Zorne des Mords fähig) und während die mit der Leber beſonders ſympathiſirende Schilddrüſe, bis zum Kropfe anwächst.

Bey vielen Cretinen iſt die Sehachſe der Augen einwärts gerichtet und ihre Pupille iſt für das Licht nur in geringem Grade empfindlich.

Ihr Herz- und Pulsſchlag, iſt äußerſt langſam, die Urinſecretion äußerſt geſteigert.

Wenzel ſagt: (in ſeinem Buche über die Cretinen,) „einige Cretinen harnen ſo beſtändig fort, daß ſie nach der Beobachtung ihrer ſie umgebenden Freunde, mehr harnen als ſie Getränke zu ſich nehmen. Ein noch junger Knabe in Großarl, ließ alle Augenblicke, wie wir ſelbſt ſahen, den Urin.“

Nur, wie jene vom Bauchſyſtem ausgehende Nervenlähmung, die Sinnnerven des Gehirns nicht zu ſchwächen fähig war, ſo ſcheinen auch die eigentlichen Sinnen dieſes Bauchſyſtemes, Freßluſt und Trieb zur Begattung, bey dieſer Erſcheinung des Cretinismus nicht nur nicht geſtört, ſondern ſogar eher mehr aufgeregt zu werden.

Durch Beobachtung weiß man, daß Cretinismus ſich nicht ſogleich mit der Geburt, ſondern erſt in ſpätern Monaten, an den Kindern kund thut.

Dieſer Krankheitszuſtand ſcheint hauptſächlich zu der Zeit angefacht zu werden, wo das Gehirn und Rückenmark, auf Koſten des Bauchſyſtems, namentlich auch auf Koſten der Leber, ſich kräftiger entwickeln ſoll, und wo ein Kampf entſteht, dem ſo manche dem Kindesalter eigenthümliche Krankheiten, namentlich Hydrocephalus, Convulſionen, Rachitis, Atrophie u. ſ. w. gewiß ihren Urſprung zu verdanken haben; ein Kampf, der aber auch hauptſächlich durch äußere endemiſche Einflüſſe der Nahrung, der Luft u. ſ. w. modificirt werden kann, ſo daß unter andern Einflüſſen zu dieſer Zeit in einem Kinde Rachitis, oder Hydrocephalus u. ſ. w. entſtanden wäre, wo nun auf dem Boden und in der Luft in der es nun einmal lebt, Cretinismus entſteht, und umgekehrt.

Wie ſehr bey dieſer Krankheitsform endemiſche Einflüſſe ſich thätig zeigen, iſt, da ſich dieſes Uebel über ganze, beſtimmte Landſtriche verbreitet, klar.

Nach allen Beobachtungen, ſcheint dieſe Krankheitsform, beſonders in den Kindern ſolcher Menſchen zu entſtehen, die ſchon ſeit vielen Generationen in engen nur dem Südwinde offenſtehenden feuchten Thälern ſich anſiedelten, in Thälern wo hauptſächlich auch viele aus Kalkboden entſpringende ſtagnirende Waſſer ſind.

Dazu mag in ſolchen Gegengen oft noch Armuth und dadurch Genuß von Brantenwein und rohen, den Unterleib belaſtenden Speiſen, kommen.

Auch in unſerem Vaterlande, iſt dieſes Uebel äußerſt häufig.

Von Herrn Dr. Wänzel haben wir, (in Joſeph u. Carl Wänzel über Cretinismus, Wien 1802.) Nechrichten von den Cretinen in Tübingen und der dortigen Gegend.

Auch dem Herrn Vicekanzler von Autenrieth verdankt dieſe Schrift des Herrn Wenzel viele ſehr ſchätzbare Bemerkungen über dieſe Unglücklichen jener Gegend.

In ihr ſagt Herr Dr. Wenzel, (in einem Schreiben an die Herrn Verfaſſer,) „in Brackenheim und der umliegenden Gegend, einer weiten Ebene, ſind ſehr viele Blödſinnige, die zuverläſſig der Beſchreibung nach, welche man mir von denſelben machte, ebenfalls Cretinen ſind.“

So viel mir bekannt iſt, hat einer unſerer geſchätzteſten vaterländiſchen Aerzte, Herr Dr. Oſiander zu Beſigheim, Beobachtungen über den Cretinismus in dieſen Gegenden angeſtellt, deren öffentliche Bekanntmachung er uns nicht vorenthalten wolle.

Herr Dr. Wenzel ſagt ferner in demſelben Schreiben:

„Das Verhältniß dieſer Unglücklichen zur Totalbevölkerung Würtembergs, müßte leicht eine Vergleichung der Seelen-Regiſter, welche die Geiſtlichen jenes Ortes jährlich einzuliefern verpflichtet ſind, und in welchen meiſtens jene Unglücklichen meines Wiſſens, unter der Rubrick: „Simpelhafte,“ aufgezählt werden, zu erforſchen ſeyn.“

Auch im Weinſperger Thale iſt Cretinismus ſehr häufig, wohl aber in ganz Würtemberg, (vielleicht die Gegend von Hirſchau und Wurmlingen nicht einmal ausgenommen,) nirgends ſo häufig und ſo ausgebildet, wie in einer Strecke des zum Oberamt Gaildorf-gehörigen Kocher und Roththals, ſo daß dieſe Erſcheinung daſelbſt, ſo gut wie die gleiche in den Thälern von Savoyen, Wallis und Graubündten, einer nähern Darſtellung werth wäre.

Da dieſe Blätter nun ſchon einmal ein Uebel zum Gegenſtande haben, das dem Vaterlande eigenthümlich zu ſeyn ſcheint, ſeye es mir erlaubt, ſie mit einigen Bemerkungen über ein anderes einheimiſches Uebel, über das Erſcheinen des Cretinismus in jenen zwey Thälern, zu beſchließen.

Das Thal des Kochers zieht ſich in dieſem Landſtriche von Kalkgebirgen gebildet, in bedeutenden Krümmungen faſt von Oſten nach Weſten, ſo daß es durch ein in der Richtung nach Norden hin ſich ſehr ausdehnendes Gebirge von Einwirkungen des Nordens geſchloſſen ſteht, welche Abſchließung von Norden noch hauptſächlicher das von Weſten nach Norden ſich ziehende Thal der Roth betrifft, das von dieſer Richtung her, in einem zwar wenig breiten, doch faſt eben ſo hohen von Gaildorf aus ſüdlich gelegenen Gebirge, eine zweyte Schutzwehr gegen Norden erhielt.

Die beträchtliche Curvatur dieſer Thäler, deren wiewohl ſparſame Oefnungen, auch mehr gegen Süden ſtehen, trägt de hauptſächliche Schuld, daß einmal in ſie gefallen Winde, (gerade wie die in vielfachen Krümmungen ſich durch die ſchlängelnde Waſſer,) in einem feyem Zuge gehindert werden, ihre Urrichtung und ihen Urkarakter verlieren.

Durch dieſe Krümmungen, beſonders der Flüſſe ſelbſt, und namentlich des Kochers in ſeinem ſchmalen Bette, werden häufig Ueberſchwemmungen veranlaßt, die bey Mangel an freyem Luftzuge langſam vertrocknende Sumpfplätze bilden.

Die aus den Gebirgen, im Ganzen nur ſparſam hervorquellenden Brennwaſſer, ſind alle mit fremden Erdtheilchen, namentlich mit Kalk und Vitriol, geſchwängert und viele beſitzen die Eigenſchaft zu incruſtiren, ja! die meiſten ſind, (ſchon ihres langen und langſamen Verlaufes wegen,) als erſtorbene, des erfriſchenden Lebensprincips beraubte Waſſer, zu betrachten.

Faſt alle Bewohner dieſer Thalgegenden nun, zeichnen ſich durch ſchlaffen Körperbau, durch mehr oder weniger Geiſtesſtumpfheit, vorzüglich aber, durch ihre ſo auffallende Anlage zu chroniſchen Nervenkrankheiten und zu Cretinismus aus.

Epilepſie, Veitstanz und Catalepſis, ſind wohl ſchon durch viele Generationen hindurch, ihre eigentlichen Hausgenoſſen. Dagegen werden dieſe Thalbewohner ſelten von Entzündungen befallen, ja ſelbſt die, meiſtens mit Entzündugsfiebern begleiteten Ausſchlagskrankheiten der Kinder, die in neuſter Zeit faſt überall Verwüſtung dohten, erſcheinen in dieſen Landſtrichen ſelten, odr nur leicht vorübergehend. Eben ſo wird hier ni ein intermittirendes Fieber bemerkt. Dagegen iſt Cretinismus in ſeiner höchſten Ausbildung eine dieſen Gegenden eigenthümliche traurige Erſcheinung. So zählt der nur hundert und etlich und ſiebenzig Einwohner haltende Flecken: Hauſen an der Roth, fünfzehn Blödſinnige, worunter zehn völlig taubſtumme Cretinen. Die Pfarrey Vichberg an der Roth hat neun völlig taubſtumme — und eben ſo Sulzbach am Kocher, neun völlig ausgebildete Cretinen und eine ungeheure Anzahl Kropftragender. So hat ferner die Pfarrey Münſter acht völlige Cretinen, die Pfarrey Eutendorf neun völlige Cretinen und eine ungeheure Anzahl Kropftragender.

Dagegen findet man unter 5230 Einwohnern auf den nahen Gebirgen kaum vier Blödſinnige.

Im Ganzen dürfte man in dieſem, nicht ſo gedehnten Landſtriche, wohl mehr als hundert und ſechzig Cretinen annehmen, wovon mehr als der dritte Theil völlig taubſtumm und über dreyhundert kropftragende Männer ſind, nur vom 20. biß ins 40. Jahr gezählt.

Unter den Cretinen zu Eutendorf, zeichnete ſich beſonders einer durch die höchſte Thierheit aus. Er ſtarb ſchon vor mehreren Jahren und wohnte mit zwey ebenfalls, doch weniger Cretinartigen Schweſtern, in einer einzelnſtehenden, vom Dorfe entfernten Hütte. Er gieng nicht anders als wie ein Thier auf allen Vieren. Seine Hände und Füße waren gekrümmt. Die Zunge hieng er beſtändig weit aus dem Maule. Er war keiner Rede fähig, wohl aber ſtieß er, wurde er gereizt, brüllende Töne aus, die man weit umher hörte. Dieſelben brüllenden Töne ſtieß er auch aus, ſobald er eine Veränderung der Witterung in ſich fühlte, ſo daß den Dorfbewohnern durch ſein Gebrülle immer eine baldige Veränderung in der Atmosſphäre angezeigt wurde.

Bey Nachtzeit ſchlich er ſich oft in das Dorf in die Viehſtälle und ſog den Kühen mit dem Maule die Milch aus den Eutern. Er wurde funfzig Jahr alt und ſein Schädel und gekrümmten Fußknochen, ſind in dem für die Schädelbildung ſo merkwürdigen Kabinete des Herrn Medicinalrath Dr. Kleins zu Stuttgardt.

Was in neuern Zeiten von Schweizergelehrten als Urſache des Cretinismus angegeben wurde: Anſiedelung auf der Nordſeite der Gebirge, wird durch Erſcheinung des Cretinismus in den Thälern der Roth und des Kochers, wo die Dörfer auf der Südſeite der Gebirge liegen, geradezu widerſprochen.

Uebrigens iſt bekannt, daß man auch in Savoyen und Piemont am häufigſten gerade auf der Mittagſeite der Gebirge dieſe Unglücklichen antrifft.

Auch Iphofens Erklärung der Erſcheinung des Cretinismus, möchte nicht ganz hinreichend ſeyn.

Wie auffallend Cretinismus zur Fortpflanzung ſich eignet, dazu geben die Kirchenbücher des in gleicher Gegend, zwar höher, aber doch in einem Bergtrichter gelegenen Kirchenkirnbergs, einen treffenden Beleg. In dieſen bemerkte bey Aufzeichnung eines geſtorbenen Cretinen, ein nun ſchon vor mehr als hundert Jahren verſtorbener Pfarrer: „daß es doch auffallend ſeye, daß ſchon ſeit Menſchengedenken immer ein Glied dieſer Familie blödſinnig geweſen ſeye." Und noch exiſtirt dieſe Familie und in ihr bis auf dieſen Tag immer ein Glied welches ein völliger taubſtummer Cretin iſt.

Eine ſehr erfreuliche Bemerkung iſt übrigens, daß dieſes Uebel ſeit einigen Jahrzehenden in dieſen Landſtrichen ſehr abgenommen haben ſoll. Gleiche erfreuliche Bemerkung will man auch in vielen andern Landſtrichen machen, in denen Cretinen ſind. *)

Könnten wir die Urſache dieſer Abnahme ergründen, ſo wäre uns eben dadurch auch eines Theils die ſeines Entſtehens gegeben. Es iſt beſonders keine den Erdboden betreffende natürliche Veränderung anzugeben.

Man weiß von Wallis, daß ſeitdem durch Ueberſchwemmung, daſelbſt neue Bäche entſtanden, gewiſſe Wohnungen dieſer Gegenden mit Kröpfen bereichert wurden und daß hingegen dieſe Auswüchſe, da, wo die alten Bäche verſiegt waren, nach und nach bis zum Verſchwinden abnahmen. Daß vielleicht auch hier ähnliche Veränderungen obwalteten, iſt

---

*) Vielleicht liegt die Urſache auch hie und da ſchon an dem unten angeführten Spruche:

Le roi te délivre, Dieu te guérisse!

an größerer Cultur und Aufhülfe.

immer möglich, aber durch Beobachtung nicht erweislich.

Beachtungswerth iſt auch: daß in all dieſen Thälern wo Cretinismus vorkommt, ſich nie intermittirende Fieber zeigen, obgleich zu ihrer Bildung alles gegeben iſt, und daß auf ſchnelle Unterdrückung von Wechſelfiebern, oft dem Cretinismus ähnliche Cacherien entſtehen. Dieß könnte auch auf die Vermuthung führen: als exiſtire in dieſen Gegenden neben allen Bedingungen zur Erzeugung intermittirender Fieber, noch ein Einfluß der ihrer Entwicklung wieder gerade entgegen iſt, z. E. vielleicht der Kalkboden dieſer Gegenden.

Kalk auf die Felder geſtreut, ſoll, (nach Schnurrer,) Wechſelfieber verhindern. Nach dieſer Hypotheſe, könnte Cretinismus ein in der Entwicklung zu rückgehaltenes intermittirendes Fieber genennt werden.

Dieſer Hypotheſe möchte aber wieder entgegen ſeyn: daß Cretinismus ſich vielleicht auch an Orten zeigt die gerade keinen Kalkboden haben.

So müſſen die merkwürdigſten Erſcheinungen in der Natur unerklärt bleiben.

Zwar will man, beſonders in neuerer Zeit, alles durch chemiſches Wiſſen erklären, aber ich bin ſehr geneigt zu glauben: daß ſeit wir die Gewohnheit haben, ſo viel von Hydrogen und Oxygen zu reden, es uns recht oft nicht anders geht, als wie einem, der in einem Dudelſacke die Muſik dadurch ſichtbar machen wollte, daß er die Pfeifen in einen Laubma-

en ſteckte in der Hoffnung, durch das Drängen des
aubmagens, die Töne zum Gerinnen zu bringen.

Aber weil wir, Gott ſey'es gedankt! nicht
ieſer Erde allein angebören, wirken auf uns noch
nanche, auch dieſer Erde nicht angebörende Ein-
üſſe, die man weder in Kolben noch Büchſen zu ver-
hließen, noch mit Liquor ferri muriatici, noch
nit Hydrothionſäure in Farben niederzuſchlagen,
och auf den Löffel, noch unter die Glasglocke zu
ringen vermag. So ſcheinen auch bey Bildung
on Cretinismus, bey Entſtehung intermittirender
Fieber, Einflüſſe obzuwalten, die unbekannten inpon-
rablen Materien, gewiſſen magnetiſchen Beziehungen
er Erdſtriche und Waſſerſtrömungen, vielleicht mit
en über ſie hinziehenden Geſtirnen u. ſ. w. zuzu-
ſchreiben ſind. Dahin ſcheint zu deuten: daß die
Ab- und Zunahme der mit Cretinismus faſt immer ge-
paarten Halsdrüſengeſchwülſte, ſo ſehr von Ab- und
Zunahme des Mondes abhängt, *) daß dieſe Ge-
ſchwülſte wieder in unbeſtreitbarer Verbindung mit
dem Waſſer gewiſſer Erdſtriche ſtehn, (deren chemi-

---

*) Auch der Kropf iſt nichts als ein Produkt des ſympathiſchen Syſtems, daher ſideriſche Einflüſſe, Magnetismus, Sympathie, ſo ſehr auf ihn einwirken können, wie auch auf das kalte Fieber, die Roſe, und auf alles was von dem Bauchſyſtem ausgeht. Dahin zähle ich beſonders auch eine Reihe von Hautkrankheiten: auch die Warzen.

ſche Erklärung immer nur höchſt dürftig iſt,) das Waſſer aber mit der Ab- und Zunahme des Mondes ebenfalls wieder ein Wechſelverhältniß eingeht, wie dieß nicht nur am Meere, ſondern ſe[illegible]n kleinen Bächen, (die ſogar in gewiſſem [illegible]e des Mondes in ihren Wirkungen, ſelbſt auf thieriſche Häute, beym Gerben, verändert werden, ohne daß die Chemie eine Veränderung des Gehalts dieſer Waſſer bemerken könnte,) nachzuweiſen iſt; ferner: daß Wechſelfieber und Waſſer, ſelbſt Wechſelfieber und Waſſerſuchten, magnetiſches Waſſer mit mesmerirten Perſonen, in uns noch unbekannten Beziehungen ſtehn, ferner: daß Cretinen, (wie auch Wahnſinnige den Stand des Mondes,) die Veränderungen in der Atmosſphäre, faſt wie Amphibien, ſo lange zum voraus fühlen.

Zur Heilung des Cretinismus wird, wo er einmal völlig ausgebildet iſt, wohl nichts mehr hinreichen; gewiß aber iſt er in ſeiner Fortpflanzung zu erſticken, und dazu würden Verheurathungen von Perſonen aus ſolchen Thälern auf die Gebirge, das meiſte beytragen, ferner die Verpflanzung erſtgeborner Cretinen auf Berge oder in Gegenden die intermittirende Fieber begünſtigen; wie z. E. (nach Schnurrer, in ſeiner vortreflichen geographiſchen Noſologie) die in Afrika ſich ſo häufig findende monſtröſe Fußgeſchwulſt, dadurch unterdrückt wird, daß man ſich an Oerter begiebt die intermittirende Fieber begünſtigen.

Einſt hieng an Königen die Gabe, Kröpfe durch Berührung heilen zu können *).

Dieſe beſaßen vorzüglich die Könige von Frankreich, auch den Grafen von Habsburg ſchrieb man ſie zu und Königen und Helden aus der nordiſchen Geſchichte.

Es iſt nicht unmöglich, daß eine ſolche auf andre mächtig einwirkende Kraft, Menſchen von ſo großem Machtgefühl, Selbſtſtändigkeit und Gewichts über andere, anhieng, die um ſo wirkſamer war, je auf unſelbſtſtändigere, gebeugtere, willenloſere Menſchen, ſie einwirkte.

Die Könige von Frankreich gebrauchten bey Heilung der Kröpfe die Formel:

Le roi te touche, Dieu te guérisse!

---

*) Schriften über die Heilung der Kröpfe durch Berührung der Könige, ſind folgende: Andr. Laurentius. De mirabili strumas sanandi vi solis Galliae Regibus concessa. Paris. 1609. Joh. Barbier. Les miraculeux effets de la main des Rois de France. Lion. 1618. Dan. Ge. Morhof. Princeps medicus. Rostock. 1605. Trinkhusius. Diss. de curatione regum per contactum. Jen. 1667. Zentgrav. Diss. de tactu Regum Franciae, quo strumis laborantes restituuntur. Wittenb. 1668. Thomas Beckert. Two Letters as a free inquiry into the antiquity and efficacy of touching the Kings-evil. Lond. 1732. Hilscher. Diss. de cura strumarum contactu regium facta. Jen. 1730.

Man meint dieſe Gabe hafte nun an keinem Könige mehr. Aber noch iſt ſie in aller Könige Händen, nur unter der veränderten Formel:

Le roi te délivre, Dieu te guérisse!

Entfeſſelt mit dieſem heilbringenden Spruch, ihr Könige! (wie einige der edelſten von euch thaten,) die Völker vom Feudalweſen und Frohndienſt, richtet aufwärts ihre gekrümmten Rücken, reißt ſie heraus aus dem Stumpfſinn und der Gleichgültigkeit in die ſie ewige Bevormundung brachte, aus der Armuth, (erzeugt durch die Koſten der Bevormundung,) in der ſie, *was noch recht gut wäre*, nicht hungern, ſondern ihre Bäuche tag täglich mit einem unglaublich ſchweren Ballaſt von Erdäpfeln, ſchwarzem Brod und Brantenwein, vom letzten Darm bis in den Schlund ausſtopfen, *führt dadurch auch in den Thälern die Gebirgluft ein*, und ihr werdet erkennen, daß in euch noch die alte Kraft liegt, Kröpfe und tauſend andere Gebrechen, die Stumpfſinn, Armuth und Unterdrückung, (oft noch im Bunde mit ſchädlich einwirkenden climatiſchen Einflüſſen,) erzeugen, mit euren königlichen Händen, (die Gott ſegne!) heilen zu können.

Anhang

früher von mir gemachter Beobachtungen
über
Vergiftungen durch Wurſtgift,
nebſt
einigen Bemerkungen
über dieſe Fälle.

durch
ſie
1. S
lich
merk
den

bach
Sel
eiger
dem
kes
chen
pfu
ſebe
erkl
W
nah
lieſ
anl
ein
nat

Die erſten Beobachtungen über Vergiftungen
rch Wurſtgift machte ich auf dem Welzheimerwalde,
wurden in den Tübinger Blättern III. Bd.
Stück aus den Actenſtüken hierüber gegeben, und
trage ſie hier in einem Auszuge mit neuen Be-
erkungen, zur bequemern Zuſammenſtellung mit
n hier vorſtehenden neuern Fällen nach.

Im April 1816 aß ein Dorfmetzger zu Kaiſers-
ach, mit Namen Heinrich, angeblich bey ſeinem
Sohne zu Fornsbach, wahrſcheinlich aber aus ſeinem
genen Kamine, eine verdorbene Leberwurſt. Nach
em erſten Krankheitsgefühl nahm er ein ſehr ſtar-
es Brechmittel, litt aber demungeachtet acht Wo-
hen lang an gehinderten Schlingen, an Verſto-
fung des Stuhlgangs, an Harnzwang und Doppel-
ehen. Er ließ mich zu ſich rufen, da ich ihm aber
rklärte: ſein Krankſeyn rühre von einer genoſſenen
Wurſt her, ſo verlor er allen Glauben an mich,
ahm von mir durchaus keine Arzney an, ſondern
ieß ſich nur durch den Chirurgen dem ich dazu ver-
anlaßte öligte Clyſtiere mit Eſſig geben. Er bekam
inige hundert derſelben, und genaß nach drey Mo-
naten wieder.

Ein Jahr nach ſeiner Vergiftung, den 12. Februar 1817 kam ſein Nachbar Namens Leonhardt Bohn zu ihm, begehrte von ihm eine Leberwurſt, die er um ſechs Kreuzer erhielt und verzehrte.

Bohn ſagte nachher: er habe die Wurſt mit Widerwillen gegeſſen: denn ſie ſeye voll Schimmel und-ſauer ſchmeckend, (das heiſt übelſchmeckend,) geweſen. Die Wurſt beſtund aus Leber und Schweinshirn und den gewöhnlichen Gewürzen und hieng von ihrer Verfertigung an bis Bohn ſie ſpeiſte, 12 Tage im Kamine. Der Sohn des Dorfmetzgers (der nämliche bey dem dieſer im vorigen Jahre die ihm ſo übelbekommene Wurſt geſpeiſt haben wollte,) langte mit Bohn eine gleiche Wurſt aus dem Kamine ſeines Vaters und trug ſie zwey Tage bevor er ſie aß im Sacke umher, aß ſie und fühlte, ob ſie gleich ſeiner Angabe nach auch ſehr übel ſchmeckte, nie eine Unbehaglichkeit.

Sobald aber Bohn ſeine Wurſt verzehrt hatte, bekam er ein Wehſeyn, doch ſchlief er die folgende Nacht gut.

Am Morgen des andern Tages aber fühlte er das erſtemal Schwindel und ſah doppelt, dieſes jedoch nur wenn er beyde Augen offen hatte, nicht, wenn er das eine ſchloß.

In der zweyten Nacht erbrach er ſich einigemal, mußte auch einmal zu Stuhl gehen.

Am zweyten Tag nach der Vergiftung hatte er einen ſehr beengten Athem, konnte nichts mehr hinunter ſchlucken und es trat eine große Heiſerkeit ein. Er ließ ſich von Chirurgen eine Ader öffnen. Das Blut ſoll ſehr dünnflüſſig geweſen ſeyn. Erſt am Ende des dritten Tages ließ er bey mir Hülfe ſuchen und ich ließ ihm ſagen: er müſſe von einer verdorbenen Wurſt gegeſſen haben. Da ich nicht ſelbſt abkommen konnte, ſo ſandte ich dem Kranken ein Brechmittel und verordnete, daß man demſelben alle zwey Stund ein Clyſtier mit Oel und Eſſig geben und daß er ſo viel als möglich Kaffee ohne Milch trinken ſolle.

Kaffee verordnete ich ihm aus dem Grunde, weil ein Jäger im Schwarzwalde, wo dieſe Vergiftungen ſo häufig vorkommen, von dieſem Mittel gute Wirkung geſehen haben wollte und auch daſſelbe bekanntlich in Vergiſtungen durch Mohnſaft und weiſſe Nieswurz mit Vortheil angewendet wird.

Am Anfange des vierten Tages, ſahe ich den Kranken ſelbſt.

Von dem Brechmittel hatte er nur weniges unter der größten Anſtrengung und unter beſtändigem Huſten hinunter bringen können. Er erbrach ſich zwar einigemal, aber was er erbrach, war nur dünne Flüſſigkeit. Es ſchien eben ſo ſchwer etwas den Schlund hinauf, als hinabgebracht werden zu können. Aus dieſem Grunde hatte der Kranke von den Verordnungen faſt nichts genommen; auch die Klyſtiere blieben ohne Erfolg.

Den ganzen fünften Tag blieb ich bey dem Kranken. Er war bey dem völligſten Bewußtſeyn, klagte aber es ſeye ihm ſchwindelnd und begehrte häufig eine Priſe Tabak. Er ſagte: er wolle keine Arzeney: denn er fühle, daß er ſterben müſſe und daran habe allein die traurige Wurſt die Schuld.

Die Heiſerkeit hatte ſich verloren, er ſprach aber doch mit der größten Anſtrengung und wie erzürnt. Flüſſigkeiten wollte er durchaus nicht mehr nehmen. Herr Medicinalrath Wunderlich, bemerkte an einem durch Wurſtgift Vergifteten eine wahre Waſſerſcheu und in der That war auch die Abneigung gegen das Verſchlingen von Flüſſigkeiten, nicht nur bey dieſem Vergifteten, ſondern hauptſächlich auch bey Hrn. W. ſo groß, daß ſie oft in eine wahre Angſt ausarten und wirklicher Hydrophobie gleichkam.

In ſeinen gleichſam zugeſchloſſenen Augenliedern fühlte er große Schmerzen: zog man ſie auseinander; ſo erſchienen die Pupillen ganz ausgedehnt und ſtier. Er konnte auch groß gedrucktes nicht leſen.

Das Leſen betreffend, hatte Hr. W. öfters erklärt, daß er nur dadurch daran verhindert werde, daß er jeden Buchſtaben doppelt, und ſomit alles untereinander gefloſſen und ſchwarz ſehe.

Verſuchte Bohn etwas zu verſchlingen, ſo kam es unter beſtändigem Huſten und Räuſpern wieder herauf.

Das Geſicht war geröthet, die Adern am Schlafe aufgelaufen, der Puls ſchlug 80mal in einer Minute. Das Harnlaſſen war ohne Beſchwerde; Stuhlgang kam aber auch auf Clyſtiere nicht.

Die Zunge war dick braungelb belegt, noch etwas feucht. Der Kranke klagte über einen fetten Geſchmack den ganzen Schlund herauf. Der Unterleib war, ſelbſt in der Magengegend, nicht aufgetrieben, nur bey ſtarkem Drucke glaubte der Kranke etwas Schmerz in ihr zu fühlen. Dagegen klagte er groſſe Schmerzen in der Bruſt, die Haut des Körpers war gänzlich trocken. Die Arme konnte er bewegen, doch ſagte er: ſie ſeyen ihm matt, wie gelähmt; gehen könne er gar nicht, er falle beym Verſuche, es zu thun, um.

Gewiß iſt dieſe Erſcheinung aber, keiner Lähmung der untern Theile zuzuſchreiben, ſondern der gehemmten Herzthätigkeit, wodurch ihn beym Verſuche ſich in Bewegung zu ſetzen eine Ohnmacht anwandelte; aber leider ward ſeyn Herzſchlag keiner Beobachtung unterzogen werden.

In der Nacht auf den ſechſten Tag, klagte der Kranke das erſtemal über ſtarke Schmerzen im Unterleibe, wälzte ſich im Bette hin und her, und war ſehr unruhig. Er vermeinte aber nun nicht mehr doppelt zu ſehen.

Gegen Morgen wurde er ruhiger, das Geſicht aber wurde bald dunkler, und die Sprache ſchwerer.

Am ſiebenten Tage ward der Kranke ſtumm und die Fähigkeit zu ſchlingen verſchwand gänzlich. Die Augenlieder waren völlig gelähmt, der Puls ſehr langſam; ſein Bewußtſeyn aber durchaus ungeſtört. Er ſuchte ſich durch Bewegungen mit den Armen zu verſtändigen. Sein Gehör ſchien geſchärft zu ſeyn. Der Kranke ließ ſich voll Unruhe von zwey Männern bald an dieſen, bald an jenen Schenktiſch, (er war ein Wirth,) ſchleppen, indem er die Füße zwar beym Laufen bewegte, (zum Zeichen daß keine Lähmung derſelben da war,) die Kniee ſich aber nicht mehr beugen wollten. Er äußerke keine Schmerzen mehr. Die Magengegend und der Unterleib waren nicht aufgetrieben.

Am Nachmittage deſſelben Tages, erbleichte das Geſicht des Kranken, und die Züge deſſelben verlängerten ſich. Der Puls ſank gänzlich. Der Kranke gab zu verſtehen, daß man beten ſolle, machte lebhafte, faſt convulſiviſche Bewegungen mit dem rechten Arme, wurde ruhiger und — athmete nicht mehr, ſechs Tage und neunzehn Stunden nach genoſſener Wurſt. Die fruchtloſe Therapie wiederhole ich hier nicht.

Die Section gab gleiche Reſultate mit der Seite 34 angeführten Section.

In den erſten Tagen des Decembers 1814 ließ die 52jährige Wittwe Weller von Breitenfürſt ein Schwein ſchlachten und bereitete viele Blut- und Leberwürſte.

Zu den Leberwürſten wurde auſſer den gewöhnlichen Ingredienzien auch Semmelbrod genommen.

Der Verrath wurde eng und nieder im Kamine aufgehängt. Am 23. December kam der Sohn jener Wittwe, ein Soldat von ſtarkem Körperbau, 25 Jahre alt und beſuchte ſeine Mutter. Ihn begleitete ein Kamerad.

An dieſem Tage nun nahm die Frau eine Leberwurſt aus dem Kamine und ſpeiſte ſie mit ihrem Sohne, dem andern Soldaten und zwey Enkeln.

Ihrer Ausſage nach, hat die Wurſt ſehr widrig geſchmeckt.

Zwar war der Sohn mit einem ſtarken Catharr, in Folge früherer Strapatzen, zu ſeiner Mutter gekommen, aber nach dem Genuſſe der Wurſt, ſtellte ſich völlige Heiſerkeit, Erbrechen, Doppelſehen u. ſ w. ein.

Am 27. wo er mich begehrte, fand ich ihn völlig heiſer, das Schlingen war ganz gehemmt, der Stuhlgang verſtopſt.

Die Pupillen waren ſehr erweitert, doch nicht gänzlich unbeweglich. Der Puls war langſam. In der Nacht vom 27. wurde er ſtumm, es verlor ſich die Fähigkeit zu ſchlingen ganz, und er ſtarb mit völligem Bewußtſeyn den 28. Abends 4 Uhr, am fünften Tage nach geſchehener Vergiftung, ohne allen Schmerz noch Zuckungen.

Von Therapie u. Section gilt auch hier das obige.

Auch die Mutter war nach dem Genuſſe der Wurſt erkrankt und ſprang tobend mit ihren ſtarren Augen und heiſern Tönen auf die Aerzte los, als ſie wahrnahm, daß dieſe in der Abſicht, ihren verſtorbenen Sohn zu öffnen gekommen waren.

Bey den Meiſten durch dieſes Wurſtgift Vergifteten, wurde, wie ich ſchon früher anführte, große Neigung zum Zorn bemerkt, was wohl einer reizenden Einwirkung dieſes Giftes auf die Galle abſondernde Werkzeuge zuzuſchreiben iſt und wodurch dieſes Gift auch Aehnlichkeiten mit dem Hundswuthgift zeigt. Es koſtete viele Mühe, das einer Furie gleichende Weib zu beſänftigen und es waren auch von einer Verletzung durch ihre Zähne ſchlimme Folgen zu befürchten.

Auch ſie hatte bald auf den Genuß eines Stückchens von jener Leberwurſt, Uebelſeyn, Erbrechen, Schwindel, (wahrſcheinlich aber iſt dieſes Gefühl von Schwindel das einige klagten, nichts als Gefühl von Ohnmacht wegen gehemmter Herzthätigkeit,) Schmerzen im Leib und hartnäckige Verſtopfung erhalten. Später ſtellte ſich Zorn, Heiſerkeit, Trockenheit im Halſe, Hemmung des Schlingens ein. Zugleich ſah die Kranke alles doppelt. Die Pupillen waren ſehr erweitert, unbeweglich, die Augenlieder gelähmt, der Puls langſam.

Zwey Monate lang dauerten dieſe Erſcheinungen. Am längſten klagte ſie über ein widriges Gefühl, im Luftröhrenkopf.

Ich wandte bey ihr einen Arnikaaufguß mit Kampfer und Oel an und öligte mit Eſſig verſetzte Klyſtiere. Der andere Soldat und die zwey Kinder die von der gleichen Wurſt aßen, erkrankten nicht.

Sollte eine ſolche Vergiftung einmal eine ſchwangere Frau treffen, ſo wäre merkwürdig zu beobachten: ob nicht von der Zeit der Vergiftung an, wie wahrſcheinlich iſt, das Wachsthum des Fötus in ihr ſtille ſteht, das Fruchtwaſſer, der Mukus in der Vagina, vertrocknet u. ſ. w. Bey einer Säugenden ſteht wahrſcheinlich, wie die Secretion des Speichels in den Drüſen, die Secretion der Milch in den Brüſten, ſtille.

Den 8. April 1815 genoß Ellinger von Neuſtetten, den größten Theil einer mit Milch und den gewöhnlichen Gewürzen bereiteten Blutwurſt, welche ſauer und übelſchmeckend war. Wehſeyn, Doppelſehen, beſchwerliches Schlingen folgten darauf, aber weder Erbrechen noch Stuhlgang.

Vier Tage darauf konnte der Kranke, (aber ſehr beſchwerlich,) noch drey Stunden zu mir zu Fuß gehen. Er hatte erweiterte Pupillen, klagte Schwindel, hatte einen ganz langſamen Puls und gänzliches Verhalten des Stuhlgangs. Den Tag vorher hatte er ſtarke Unterleibsſchmerzen gehabt. Seine Stimme war unverändert, nicht heiſer.

Ich verordnete ihm Kaffee, ſäuerliche Getränke, Waſchen des Kopfes mit kaltem Waſſer und Klyſtiere von Oel und vegetabiliſchen Säuren. Innerhalb 14 Tagen, verſchwanden ſeine krankhaften Zufälle.

Den 29. April 1815 genoß Gottlieb Tränkle von Aichſtruth eine verderbene Blutwurſt. Zwey Monate lang fühlte er Uebelſeyn, (wahrſcheinſich Neigung zu Ohnmachten,) ohne daß er ſich erbrechen mußte, leichte Leibſchmerzen, Doppelſehen. Nach und nach kamen auch Beſchwerden im Schlingen dazu. Seine Stimme blieb unverändert, ſein Leib aber gänzlich verſtopft. Die Pupillen waren ausgedehnt, unbeweglich. Sein Puls war langſam.

Begießungen des Kopfes mit kaltem Waſſer, ſchienen bey ihm die beſten Dienſte zu thun. Doch dauerte ſein Krankſeyn bey 3 Monaten.

Später aß deſſen 10jährige Tochter eine gleiche verdorbene Blutwurſt. Sie bekam eben dieſe Zufälle nur waren ſie ſtatt mit Verſtopfung, mit heftigem Erbrechen und Durchfall begleitet. Sie erholte ſich nach einigen Wochen wieder.

In dieſen leichtern Fällen von Vergiftung iſt wahrzunehmen: daß der Einfluß auf die Lungennerven immer geringer war als der Einfluß auf den ſympathiſchen Nerven. Die Stimme blieb bey ihnen immer unverändert, während die Lähmung im Unterleib ſehr hartnäckig andauerte.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die bey ſolchen Vergiftungen noch im Rauche gefundenen Würſte, wie auch der Inhalt des Magens und der Gedärme, immer einer chemiſchen Unterſuchung unterworfen wurden. Nie war in ihnen ein Mineralkörper durchs Geſicht oder Gefühl, kein Ueberreſt einer giftigen Pflanze zu erkennen. Auf Arſenik, auf Kupfer, auf Bleygehalt, durch Reagenzien unterſucht, zeigte ſich nie die mindeſte Spur von dieſen Metallen, eben ſo nie die mindeſte Spur von Blauſäure.

In allen Schriften des Auslandes die mir bis jetzt zu Geſichte kamen, fand ich noch nichts von ähnlichen Vergiftungen angeführt. Einzig in Franks medicinischer Polizey wird bemerkt: daß fette Vögel, namentlich Lerchen, welche lange noch befiedert zum Verkauf herumgetragen wurden, Vergiftungen veranlaßt hätten, die denen durch Schierling ſo ähnlich ſich zeigten, daß man auf den weitgeſuchten Gedanken gerieth, dieſe Vögel hätten ſich von Schierling genährt und dadurch ihr Fett vergiftet.

Einzig auch nur ſtieß ich in dem Actis physico medico forensibus collegii medici Onoldini cas. XXXI. Onolzbach 1755 ſehr wahrſcheinlich auf einen Fall einer Vergiftung durch eine Blutwurſt, die aber das Onolzbachiſche Collegium medicum nicht ahnete.

Sollten gerbſtoffhaltige Mittel ſolche ſeyn, die im Stande ſind, den weichen weniger leitenden Nerven, in einen harten, leitenden Nerven zu verwandeln, oder ihn einem ſolchen nur mehr anzunähern, ſo könnten ſie in dieſen Vergiftungen allerdings von Wirkung ſeyn.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß durch Einwirkungen dieſes Giftes jene weichen Nervenausbreitungen auch ihrer Subſtanz nach verändert, noch weicher, und dadurch auch noch weniger leitend, gemacht werden. Spirituoſe Mittel, z. E. Branntewein, ſcheinen durch wirkliche Verhärtung, Subſtanzveränderung, den welchen Nerven mehr in einen harten zu verkehren, bis dadurch wahre Scirrhoſitäten entſtehen und die Speiſen im Magen und Unterleib, alsdann, wie in der mit harten Nerven verſehenen Hand, beſtändig und oft mit Schmerzen gefühlt werden. Schwer könnten ſie aber, ihres Reizes wegen, bey dieſen Vergiftungen angewendet werden. Verſtünden wir das Wurſtgift als Arzneymittel anzuwenden, ſo hätten wir an ihm vielleich ein gutes Mittel, gegen dieſe ſo häufig vorkommende, ſehr oft durch Branntewein erzeugte, Subſtanzveränderung der Magen- und Unterleibsnerven.

Druckfehler.

Seite.	Linie	
13.	19.	ſtatt Lauda, zu leſen — Cauda.
14.	3.	von unten, wieder ſtatt Lauda, zu leſen — Cauda.
20.	1.	von unten, ſtatt erforſchuen, zu leſen — erforſchen.
27.	18.	iſt nach dem Worte Geſicht ein Punktum zu ſetzen, und muß mit dem Worte noch, eine neue Periode aufangen.
33.	11.	iſt ſtatt Cordia, zu leſen — Cordis.
43.	18.	ſtatt Klyſtire, zu leſen — Klyſtiere.
68.	6.	ſtatt valerianue, zu leſen — valerianae.
89.	8.	ſtatt ſympatiſche, zu leſen — ſympathiſche.

Ueberſicht des Erfundes bey ſechs durch Würſte geſtorbene

	Bey Bohn.	Bey Weller.	Bey Hüttinger.	Be
Zeitraum vom Genuſſe des Gifts bis zum Tode.	6 Tage 19 Stunden.	5 Tage.	4 Tage.	3 Tage
Muskel-Zuſtand nach dem Tode.	Steifigkeit wie bey einem gefrornen Leichnam. Die Bauchmuskeln geſpannt.	Nicht genau bezeichnet in der Sektionsgeſchichte.	Unbeugſamkeit aller Glieder. Die Bauchmuskeln wie ein Brett.	Die Ba ungemei geſpannt
Speiſeröhre und Schlund.	Kaum leicht geröthet, mit weißen abzuſtreifenden Körnern beſetzt.	Stellen von Echymoſen am untern Ende der Speiſeröhre.	Schlappe Falten und Runzeln am Anfange des Schlundes. Die Zunge dick zuſammengezogen, daß ſie kurz war, die äußere Fläche der Speiſeröhre zinnoberroth, innen natürlich.	Geſund
Magen.	Handgroße Entzündung im Grunde.	Handgroße Entzündung die brandig war.	Handgroß entzündete Stelle.	Handgro Stelle, na
Milz.	Natürlich, geſund.	Natürlich, geſund.	Natürlich geſund.	Naturl
Gedärme.	Entzündung, kein Brand.	Wie bey Bohn.	Durchaus mißfarbig, braun und Bleyfarb, Brand[illegible]	Br
Bauchſpeicheldrüſe.	Natürlich, geſund.	Natürlich, geſund.	Natürlich, geſund.	Natürl
Leber.	Geſund, nur auf ihrer untern Fläche ſehr marmorirt, ſtrotzend von ſchwarzem Blut.	Wie bey Bohn.	Geſund.	G
Gallenblaſe.	Die innerſte Haut entzündet, die Galle faſt blutähnlich.	Gallenblaſe und Gänge ſtrotzend von Galle.	Wie bey Bohn auch die Galle blutähnlich.	Strotzen dun
Nieren.	Geſund.	Geſund.	Geſund.	G
Urinblaſe.	Geſund, ſehr mit Urin erfüllt.	Geſund, leer.	Entzündet auf der äußern Fläche, leer.	G
Luftröhre.	Unentzündet, natürl.	Entzündet.	Entzündung und Daſeyn von blutigem Schleim.	G
Lungen.	Mit dunklen Punkten durchſprengt.	Grünlicht blau, leberartig der Conſiſtenz nach.	Schwarz marmorirt, leberartig hart.	Welk lich, ſe
Herz.	Anſcheinend geſund, in ſeinen Höhlen polypös geronnen Blut.	Wie bey Bohn.	Schlapp, welk, runzelicht, enthielt ſchmieriges dunkles Geblüt. Die Aorte innen ganz ſaſianroth.	

nen und ſecirten Menſchen.

Bey Wörner.	Bey Haupt.	Bey Grafit.
ge 5 Stunden.	3 Tage 19 Stunden.	4 Tage 21 Stunden.
Bauchmuſkeln ein hart und nnt.	Nicht bemerkte in der Sektionsgeſchichte.	Sehr harte und geſpannte Bauchmuſkeln.
nd, natürlich.	Entzündet.	Entzündet.
groß entzündete , dem Brande	An der äußern Fläche entzündet, die innere Haut wie durch Eiterung abgelöſt.	Entzündet, die innere Haut abſtreifbar.
ürlich, geſund.	Natürlich, geſund.	Natürlich, geſund.
Brandig.	Entzündung und Verdickung.	Wie bey Haupt.
ürlich, geſund.	Ganz entzündet.	Theilweis entzündet.
Geſund.	Geſund.	Geſund.
gend erfüllt mit unner Galle.	Strotzend von Galle.	Strotzend von Galle.
Geſund.	Entzündet.	Entzündet.
Geſund.	Entzündet.	Entzündet.
Geſund.	Dunkelroth mit blutigem Schleim erfüllt.	Wie bey Haupt.
und ſchwärz- ſonſt natürlich.	Braun marmorirt.	Leberartig hart.
Welk.	Starke Entzündung in den Herzhölen.	Welk, die Hölen entzündet.

Reising. n.
686

Des ungariſchen Arztes

Harſt,

eines Würtembergers,

erprobte

Behandlung der Cholera,

ſeinen

Landsleuten zugeſandt

und

mit einem Vorworte begleitet

zum Drucke beſorgt

von

Dr. Juſtinus Kerner,

Oberamts-Arzt zu Weinsberg.

Heilbronn,
bei Karl Drechsler.
1831.

BIBL. REIS. - U.-B

AD BIBL.
UNIVERS.
MONAC.

Her

ſchon

in de

die g

ruhr

ſicht

Umſi

gelan

Zeit

hend

geda

Vat

kurz

Vorwort.

err Harſt von Pfedelbach in Würtemberg,
on ſehr lange Arzt zu Deyh in Ungarn, erlebte
den vergangenen Monaten auch in ſeiner Gegend
gefürchtete Krankheit der orientaliſchen Brech-
hr, deren Folgen für Ungarn in doppelter Hin-
ht ſo traurig waren. Allein ſeiner Thätigkeit und
nſicht, und ſeinem ſchlichten, geſunden Verſtande
lang es, ein Wohlthäter ſeiner Gegend in dieſer
it der Gefahr zu werden. Kaum als das dro-
nde Gewitter an ſeinem Horizonte vorüber war,
dachte er mit kindlicher Theilnahme ſeines alten
aterlandes, er ſchrieb ſein glückliches Verfahren
rz und ſchlicht nieder und ſandte es mit ſeinen

frommen Wünſchen, der Krankheit vorauseilend, der Heimath zu.

Dies geſchah in dieſen wenigen Blättern, die nicht nur an ſeinen Pflegevater *) ſondern an ſein ganzes Vaterland, gerichtet ſind. Erſterer beauftragte mich, nach dem Willen des biedern Verfaſſers, ſeinen Worten größere Verbreitung durch den Druck geben zu laſſen, was ich nun hier mit Vergnügen thue.

Das Heilverfahren Herrn Harſts in dieſer gefürchteten Krankheit, iſt zwar kein neues, aber es beſtätigt, die, auch von Berlinern Aerzten von Neuem erprobte, von Dr. Hahnemann zuerſt zur Sprache gebrachte, Wirkſamkeit des Camphers in ihr, und überdieß geben uns auch dieſe treuen Beobachtungen die troſtreiche Verſicherung, daß die aſiatiſche Brechruhr durchaus nicht in dem Grade unter die anſteckenden Krankheiten zu rechnen iſt, wie man früher, ſo ſehr Schrecken verbreitend

---

*) Der Erlös aus dem Schriftchen iſt für Herrn Harſts Pflegevater beſtimmt.

---

meinte. J
Harſts ein
daß man r
nem Verfa
findet. Ja
ſprechender
thern, we
ruhigung g

Dem,
gleichſam ſ
er in ihr
erſchien, ſ
Anderer üb

Alles
hier nichts
prunklos u
Glauben g

Möch
freundliche
zurück zu

Zudem ſpricht aus den Worten des Herrn
ein ſo geſunder, ſchlichter Menſchenverſtand,
recht Zutrauen zu dieſem Manne und ſei-
fahren gewinnt und in ihm wahren Troſt
Ja! vielen durch die Menge oft ſich wider-
er Vorſchläge ſchüchtern gemachten Gemü-
verden ſeine Worte gewiß zur größten Be-
gereichen.

n, der dieſe Krankheit wie Herr Harſt
ſelbſt durchmachte, dem, der ſo oft wie
r in Haus und Hütte als rettender Engel
ſteht ein freies Urtheil, ſteht Belehrung
über ſie auch hauptſächlich zu.

es gelehrte Wiſſen und Meinen, frommt
ts. Herr Harſt giebt die reine Erfahrung
und wahr und die nur kann Zutrauen und
geben.

chten dieſe meine geringfügigen Worte,
he Begleiter dieſer Blätter, auch wieder
n Herrn Harſt gelangen und ihm zugleich

den herzlichſten Dank ſeines alten Heimathlandes ſagen, deſſen er in den Tagen drohender Gefahr ſo bieder gedachte!!

Weinsberg den 4ten October 1831,

Dr. Juſtinus Kerner.

r einem halben Jahre, wo mehr als 180 Meilen
n hieſigem Orte, die Cholera, dieſe furchtbar ver-
e Krankheit, herrſchte, waren alle Menſchen, ja
lerzte erſten Ranges, ſehr verzagt, und viele den-
Gelehrte gaben ſo Manches und Vieles in ihren
und Zeitungen heraus, allein all dieſe vielen
denen Anſichten und complicirten Heilplane, brach-
hr Verwirrung als Licht in Vorſchein.

nterzeichneter, als 32 jähriger prufender Arzt, hat
nige dieſer Werke angeſchafft. Obwohl ſie ſehr paſ-
aren fur den denkenden Heilkunſtler, ſo haben ſie
icht ganz entſprechen; erſtens weil dieſe Krankheit
eiſtens die ärmere Claſſe von Menſchen heimſucht,
a nur einfache aber entſprechende Mittel nothwendig
; zweitens haben die meiſten Verfaſſer ſelbſt dieſe
heit nie geſehen, ſondern nur aus dem Mitgetheil-
us Zeitungen oder Briefen, ihren Heilplan entwer-

ch war ſelbſt ängſtlich was zu thun ſei, wenn
furchtbare, ſo viele Tauſende in einem Lande
ffende Krankheit, auch meine Station heimſuchen

Gott ſei es gedankt, daß dieſes Uebel mehr als ein
Jahr wo es ſchon im Lande herrſchte, das Ort

Ich änderte gefliſſentlich weder am Style noch an den Provin-
alismen des Herrn Harſt's irgend etwas.

Lerner.

wo ich gegen 13 Jahre meine Praxis ausübe, verschonte. und ich ſo die Gelegenheit hatte, alles aus 4 Zeitungen zu erfahren, wie es in den kranken Orten zugehe.

Aus dieſen hatt' ich ſo vieles vernommen, daß ich mich verſah mit verſchiedenen Arzneien, und dabei war ich noch immer ängſtlich und unentſchloſſen, bis zulezt ich einſah, daß das Hauptmittel, einen reichen allgemeinen Schweiß hervorzubringen iſt, welchen Heilplan mehrere Nichtärzte durch geringe diaphoretiſche Mittel ganz glucklich ausführten.

In einem Lande und in einer Krankheit, wo Tauſende und nur meiſt arme Menſchen, ergriffen werden, muß der Arzt auf die wohlfeilſten und heilbringendſten Mittel denken, und nur ein ſolcher Heilplan iſt im Allgemeinen der Beſte, und leicht allen Menſchen empfehlend.

Ein ſolches Heilverfahren hatt ich mir vorgenommen, wenn die Krankheit meinen Wohnort heimſuchen ſollte. So vorbereitet erſchien auf einmal das furchterliche Uebel! allein auf Gott und meinen Heilplan vertrauend, fieng ich meine Behandlung an, und war ſo glucklich von 95 Kranken in kurzer Zeit 72 zu reconvaleſciren, und nur 4 Kranke, die theils zu ſpät ſandten, theils in größter, meiner hohen Herrſchaft unbewußten, Armuth ſchmachteten, wurden ein Opfer. Uebrigens habe ich mich auch durch dieſe glückliche Praxis überzeugt, daß gar keine direkte Anſteckung ſtatt fand, und die Krankheit nur vermittelſt der Luft nach und nach durch empfängliche Menſchen weiters verbreitet wurde. Daher ſind alle Cordons-Anſtalten und Sicherheitswachen ganz unnüze Ausgaben, und es werden dieſe Auslagen für dürftige Menſchen verwendet, mehr Nuzen ſchaffen, und weniger Kranke ſich ergeben, weil auch durch den freien Handels-Verkehr viele Menſchen ihren Nahrungszweig haben würden, und nicht im Elend ſchmachten durften.

Ein anderes iſt eine polizeiliche Anſtalt, wo arme Men-
hen genährt werden und von Seiten der Obrigkeit eine
renge Aufſicht iſt, daß auch die Wohlhabenden eine genaue
Diät halten: denn es iſt eine bekannte Sache, daß
lle epidemiſchen Krankheiten und noch mehr die Cholera
orbus, jene Individuen hauptſächlich trifft, die an
llem Mangel leiden oder entgegengeſezt ihren Magen
berladen, ſich berauſchen, ſchwelgen, die Nächte durch-
hwärmen, ſich erkälten, und auch jene, die ſich dem
orn überlaſſen, oder Traurigkeit und eine unnöthige
Furcht vor der Krankheit hegen.

Dies obige Nachtheilige zu vermeiden, iſt das beſte
Schuzmittel, und dann wird ſich ergeben, *daß von*
oo Menſchen, die auf ſich Acht geben, 97 von
er Brechruhr verſchont bleiben. Dies iſt nicht
er Fall in der Peſt, Nervenfieber, kalten Fieber, Faul-
ebern, Ruhren, Diarrhöen und Ausſchlagskrankheiten,
a bleiben von 100 kaum 10 verſchont.

Um dieſe Geſundheits-Vorſchrift in's Allgemeine zu
ringen, iſt es nöthig, daß der Seelſorger die Menſchen
ach der Predigt ermahne, ihren Körper und Wohnun-
en vor Allem ſehr reinlich zu halten, eine mäßige Diät
nempfehle und daß ſich jeder vor Kälte und Näſſe der
Wohnungen und des Körpers ſchüze, dann allen begreif-
ich mache, *daß dieſe Krankheit nicht anſtek-*
end ſei und einer dem andern in der Gefahr beiſtehen
und die vorgeſchriebene Hülfe leiſten ſoll.

Die Obrigkeit und die Wohlhabenden ſollen den
Armen beſſere Nahrung und Wärme des Körpers ver-
chaffen, ſo wird die Krankheit bei ihrem Eintritt nicht
o viele Opfer finden und auch die Ergriffenen werden
ald geneſen.

Der ſchönſte, beſte und kürzeſte Heilplan iſt, daß
ede Gemeinde vor dem Ausbruch auf Nachſtehendes
Bedacht habe:

Nach der Stärke des Orts ſollen 2, 3 oder mehrere taugliche kraftvolle Weiber, abgerichtet werden, das Frottiren zu vollziehen. Dieſe müſſen ſich ſtets zu Hauſe aufhalten, und ihr Wohnhaus im ganzen Ort bekannt gemacht werden. Bekommt dann jemand Schwindel, Kopfſchmerzen, Angſtgefühl, heftiges Grimmen, und krampfhaften Schmerz in dem Magen und Gedärmen, wie auch heftiges Reißen in den Aermen und Füßen, wo in höherem Grad die Hände und Füße erkaltet ſind und bei manchen auch ſchwarzblau werden; bei vielen gleich am Anfang ein Brechen und Abführen zugegen, und das Geſicht mehr oder weniger entſtellt iſt, ſo müſſen jene Weiber ihr Geſchäft verrichten: denn dieſes ſind die Zeichen, wenn auch nicht alle zuſammen erſcheinen, daß es die Brechruhr ſei, und dieſe Symptome müſſen allen Einwohnern bekannt gemacht werden, damit durch dieſe Vorkenntniß gleich wenn eins im Hauſe damit befallen wird, zu den Hülfsweibern um ſchnelle Hülfe geſendet werden. Bis eine ankommt, wird ein Quantum Waſſer zum Sieden gebracht, und um das Feuer ein paar Mauerziegel gelegt, der Kranke wird gleich bis aufs Hemd entkleidet, ins Bett gebracht und gut zugedeckt. Kommt die Helferin an, ſo wird ſie von dem am Ende beſchriebenen Geiſt einen Eßlöffel voll in den Unterleib ſanft einreiben und einen in Leinwand eingeſchlagenen heißen Ziegel auf den Unterleib legen. Wer will, kann auch ſtatt deſſen warmes Salz, oder Kleyen, oder Aſchen in einem Säckel, oder eine mit heißem Waſſer gefüllte Wärmpfanne, auflegen. Dann werden die kalten Hände und die Vorderärme mit dem Geiſt ſchon etwas ſtärker eingerieben und mit einem wollenen Lappen gut nachgerieben, ebenſo werden die kalten Füſſe tüchtig eingerieben und gut nachfrottirt. Der Kranke bekommt eine Taſſe warmen Thee, welcher aus Meliſſen, Kraußemünzen, Holder

d einigen Kamillenblumen bereitet wird, und wird
nn bis an den Mund, ſo daß kein Lüftchen an keinen
heil des Körpers kommen kann, zugedeckt. Die Portion
ird alle Viertelſtund wiederholt warm gegeben, bis ein
ichlich warmer Schweiß am ganzen Körper ausbricht,
elcher 3 — 4 Stunden unterhalten werden muß. Nun
kommt der Kranke ein gut trocken gewärmtes Hemd
d muß ſich ruhig zugedeckt noch ferner im Bette ver-
alten, worauf die Gefahr vorüber iſt, nur darf der Kranke
inen Tropfen Waſſer, Wein, Bier noch Branntwein
inken: denn dieſes führt den Tod herbei. Zum allge-
einen Getränke iſt Gerſtenwaſſer, aus der rohen Gerſte
ſotten, der geſündeſte Trank.

Sollte ein Kranker zu ſpäte Hülfe erhalten, iſt
r Kranke ſchon zu ſehr erſtarrt, oder wenn auch in
dern Fällen nach obigem Verfahren kein Schweiß
½ Stunde ausbricht, ſo iſt ſehr dienlich ein Dunſt-
d zu nehmen. Man nimmt nämlich eine Badewanne
er ein anderes paſſendes Gefäß, thut ein Stühlchen
nein, und ſezt den Kranken ganz entkleidet darauf.
ann wird der Kranke mit Kozen oder wollenen Decken
t zugedeckt, bis an den Hals, der Kopf mit einem
uch eingebunden, und ſo eine Viertelſtunde in dem
unſte gelaſſen, herausgenommen und geſchwinde in
s erwärmte Bett gebracht, wo der Kranke alle 5
inuten 1¼ Gran Campher mit etwas Zucker abgerie-
n, trocken auf die Zunge bekommt, und zum Hinab-
ülen ein paar Schluck Thee erhält. Dieſes Dunſtbad
ird aber bei tauſend Fällen kaum zehenmal nothwendig
erden, ſondern auf die roheſte Behandlung folgt ſchon
chweiß und Beruhigung längſtens in ½ Stund, ja
ewöhnlich viel früher. Dies habe ich genau be-
bachtet.

Die Lebensrettung iſt nun ohne Arzt geſchehen, die

Hülfsweiber müſſen nur den neuen Kranken dem Arzte anzeigen, damit der Arzt an demſelben Tag, wenn es nöthig, oder den folgenden, das Weitere für die Nachbehandlung beſtimmt. War der Anfall leicht und haben die Weiber ihre Pflicht gehörig erfüllt, ſo hat der Kranke ſich ſchon durch 12 Stunden ſo erholt, daß er möchte ſeinen Geſchäften nachgehen, dieß muß man aber niemals erlauben vor 3 oder 4 Tagen. Wenn auch die Zunge rein iſt, und die Vitalität wenig herabgeſunken, ſo folgt doch auf leichte Anſtrengung oder einen kalten Trunk, ſehr gewöhnlich ein Rückfall, daher muß auf die Diät mehrere Tage geſehen werden, und ganz beſonders darf der Kranke nicht viel und nicht kalt, trinken.

Bei heftigerem Anfall geht die Reconvalescenz viel langſamer, die Zunge iſt entweder mit grünem galligtem Schleim, oder wie mit weißer Kreide, bedeckt, oder ſie iſt trocken, wie im Nervenfieber, dabei iſt der Kopfſchmerz heftig, das Kreuz iſt abgeſchlagen, ſchmerzhaft, weil die Nieren den Krankheitsreiz nicht empfinden. Der Harn hat zwar freien Abfluß, aber er iſt von Farbe wie ein trübes weißes Bier, Milz und Leber ſind auch empfindlich, und der Magen etwas angebläht.

Wo die Zunge weiß, oder grün belegt iſt, da habe ich immer mit beſtem Erfolg 4 gehäufte Kaffee-Löffel voll Magnesia in einem halben Schoppen Meliſſen-, Kraußmünzen- oder Chamillen-Thee aufgerührt, und 15 Tropfen Schwefeläther (Aether Sulphuris) beigeſetzt, gegeben. Davon nimmt der Kranke alle Stund gut aufgeſchüttelt 2 Eßlöffel voll; früh und Abends noch eine Taſſe Kraußmünzenthee. Dieſe Mixtur iſt ſelten zweimal zu repetiren, ſo wird die Zunge rein.

Gegen heftigen Kopfſchmerz, iſt ein Veſicator ins Genick, auch warmer Sauerteig mit Eſſig und Salz auf die Fußſohlen applicirt, vortrefflich, auch kann man

er Magneſia-Mixtur noch 10 Gran Campher bei-
n.

Bei einem Brechreiz und trockener Zunge, ſind Cam-
r-Pulver zu einem Gran pro Dosis, alle Stund
eben, vortrefflich. Stellt ſich ein Abweichen ein, und
ie Haut trocken, ſo ſind die Doveriſchen Pulver, näm-
12 Gran mit 2 Quintchen Zucker in 8 Theile ge-
lt, alle 2 Stund ein Stück gegeben, von gutem Nutzen.

Stellt ſich eine Dyſenterie (rothe Ruhr) mit Zwang
, ſo iſt ein Decoct aus der China und der Rathania,
jedem 1 Loth bereitet, mit einem Zuſatz von einem
en Quintchen Theriac, nach Umſtänden auch ein Zu-
von 6—10 Gran Campher, ſehr wirkſam.

Nicht ſelten iſt es, daß bei Cholera-Kranken, die
er ein Wechſelfieber hatten, daſſelbe ſich in der Re-
valescens wieder einfindet, wo dann das Chinin ge-
nlich bald das Fieber tilgt.

Noch jedesmal habe ich beobachtet, wenn der Anfall
heftig war, daß die Krankheit in ein Nervenfieber
geht, und gewöhnlich in ein hinfälliges. (Tiphum
sidum) Dieſes wird ebenfalls nach der Kunſt, bald
China, Serpentaria, Valeriana, Arnica, Angelica,
um, ja ſelbſt Moschus und andern flüchtigen Reiz-
eln, gehoben. Weil die Umſtände und Complicatio-
eine verſchiedene Wahl oben angeführter Arzneien
iſchen, ſo kann hier kein beſtimmter Heilplan ſtatt-
en, genug tröſtlich iſt es, daß auch dieſes Fieber
t hartnäckiger iſt, als unſere gewöhnliche einheimiſche
venfieber, ich habe ſchon 15 ſolcher glücklich behandelt.

Hat der Kranke in der Reconvalescens nicht die
rige Leibesöffnung, ſo ſind erweichende Kliſtiere beſſer
Abführungsmittel, höchſtens bekommt eine Tinctura
i aquosa mit Magnesia gut.

Uibrigens iſt der Krankheit eigen, daß auch nach
endeter Heilung mehr oder weniger das Kreuzweh

und der Kopfſchmerz einige Tage noch fortdauern, ganz mit dem Grade des Anfalls übereinſtimmend. Gegen dieſe Leiden iſt das Einreiben von Campher-Geiſt einigemal des Tags ſehr dienlich.

Beſonders empfehle ich, ja in der Nachbehandlung nicht zu vergeſſen, daß keine Krankheit ſo ſehr reizbar und geſchwächt die Verdauungsorgane zurückläßt, daher hute man ſich vor heftig wirkenden Arzneien, ja die mildeſten Arzneimittel muſſen in einer geringeren als gewohnlichen Doſis gegeben werden.

Was die Diät anbelangt, ſo habe ich mich uberzeugt, daß eine gute Rindſuppe, worin Gerſtel, Reiß oder feine Nudeln eingekocht ſind, die erſten paar Tage hinlänglich iſt, ſpäterhin iſt etwas Eingemachtes, oder ein leicht verdaulicher Bratel, zuträglich.

Aber durchaus iſt, ſelbſt den Reconvalescenten, in den erſten paar Wochen eine Zuſpeiſe ſchädlich, weil faſt alle mehr oder weniger die Eigenſchaft haben zu blähen.

Nächſt der Diät empfehle ich den Reconvalescenten ein warmes Verhalten; fruh nicht zu bald und Abends nicht zu ſpät im Freien herum zu gehen.

Zum Beſchluß fuhre ich noch an, daß ich ein allgemeines Spital, ſei es in einer Stadt oder auf dem Lande, nicht anempfehle.

Weil es auf eine geſchwinde Hulfe ankommt, dem Kranken ganz ſicher ſein Leben zu retten, ſo wird mit dem Transport ins Krankenhaus zu viel koſtbare Zeit verſäumt: denn bis der Kranke ins Spital kommt, ſteigern ſich die Zufälle mit jeder Minute, in dieſer Zeit kann man den Kranken von den heftigen Schmerzen befreien und das theure Leben retten.

Doch aber rathe ich an, daß in jedem Orte bei der Annäherung der Brechruhr nach Verhältniß der Einwohner ein kleines Krankenhaus von 6—12 Betten mit

armen Bettdecken verſehen, eingerichtet werde.
mer ſoll rein ſeyn, gute Fenſter und Thuren
ine Badwanne ſoll darinnen ſtehen, und die nothi=
n (wollene Decken) dazu; Holz, Maurerziegel und
der Kuchel, damit der ſchon beſchriebene Heilplan
e Hulfsweiber eilends vollzogen werden kann.
n Tropfen Waſſer, Wein oder Branntwein darf
em Krankenzimmer befinden; hingegen Gerſten=
nd Thee im Ueberfluß.
e Medicamenten und Muhe ſind verſchwendet, ſo
r Kranke kein gutes Bett hat, welches geeignet
reichlichen Schweiß hervorzubringen. Daher iſt
pital=Einrichtung nur fur arme Einwohner oder
loſe, auch fur ſolche Einwohner die dem Arzte
igen und ruckfällig werden, dieſe ſollen dahin gut
ft, gegen Kälte geſchutzt, unter die Aufſicht ge=
werden.
e Räucherung des Krankenzimmers, wenn es nö=
weit geſunder, Camphor=Eſſig auf heiße Ziegel
, als alle andere Räucherung, indem keine An=
aus Ueberzeugung zu furchten iſt: denn nur die
vor Anſteckung iſt die Urſache, daß viele Tauſende
äſſigt wurden und mit ſammt den Furchtſamen
od fanden.
habe ich leider aus angrenzenden Dorfern hin=
e Beweiſe, daß Hunderte aus einem Orte von
Seelen ein Opfer dieſes Irrthums wurden.
her konnen nicht nur Aerzte, ſondern auch Geiſt=
a ſelbſt Beamte, durch ihre weiſere Einſicht: daß
rankheit nicht contagios ſey, wenn ſie uberall,
e zu Deyh hingehen und nachſehen, ob dieſe ver=
bene Hulfe vollzogen wird und ob niemand im
ſchmachtet, ein ſchones Beiſpiel geben. Dadurch
nen die Kranken, wie die Geſunden, Muth und
uen, und ich bin uberzeugt, daß dieß nebſt dem

Campher und dem Schwitz-Thee, das Hauptmittel, wie auch Schutzmittel, gegen die Cholera morbus iſt.

Alles dieß hier Aufgeſetzte, iſt aus den genauen Obſervationen, und der glücklichen Heilung der Cholera-Kranken, die ich zu Degh behandelt habe, hervorgegangen.

Durchdrungen von innigſter Liebe für mein altes Vaterland, wünſche ich, daß Gott der Allmächtige dieſes Uebel von ihm abwenden möge, und ſollte dieſes Verhängniß Gottes auch dahin gelangen, ſo möge Gott Alle! Alle! erleuchten, daß ſie mir Glauben beimeſſen und dieſen Heilplan einführen, welcher gewiß bei genauer Befolgung ſich ſo empfehlen wird, daß auch die Menſchen der Nachbarländer denſelben annehmen und ſich retten werden.

Dieß iſt mein einziger Wunſch und ich bitte zu Gott dem Allerhöchſten um ſeine Erfüllung! —

Der Spiritus zum Einreiben für Cholera-Kranke iſt:

Man nimmt eine Maas Kornbranntwein, oder auch ſtarken Weinbranntwein, dann 18 Loth Campher- und eben ſo viel Salmiac-Geiſt, dann 1 Loth ſpaniſchen Pfeffer, hier in Ungarn Paprika genannt. Dieß alles kommt in ein Zuckerglas, wird mit einer feuchten Rindsblaſe und darüber noch mit ſtarkem Papier verbunden. Dieß Glas wird nun durch 48 Stunden in ein warmes Ort geſtellt, am beſten in einen zugemachten Backofen, nachdem das Brod ſchon 2 Stunden bevor ausgeſchoſſen wurde. Dann iſt der lebensrettende Geiſt fertig, und wird in gut zugepfropfte Flaſchen zum Gebrauch aufbewahrt.

Degh, den 11ten September 1831.

Harſt,

Hausarzt Sr. Gnaden des K. K. Kammerherrn
Anton von Festetits de Tolna.

Blätter aus Prevorst.

Originalien und Leſefrüchte

für

Freunde des innern Lebens

mitgetheilt

von dem Herausgeber

der Seherin aus Prevorſt.

Erſte Sammlung.

Karlsruhe,
Druck und Verlag von Gottlieb Braun.
1831.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

5

Geht, Blätter! auf dem Markt der Welt
An ſtillen Herzen nur vorüber
Und weilt dafür bei jenen lieber,
Die Weltſinn noch in Banden hält!

Weckt ſie aus ihrer ſichern Ruh!
Laßt ſchauen ſie was ſie erreichen,
Wenn einſt der Sarg ob ihren Leichen
Schlägt ſcheidend ſeinen Deckel zu!

Sucht nicht der Menge Gunſt und Lohn!
Sucht nicht zu ruh'n im weichen Frieden!
Laßt willig euch die Galle bieten,
An Lorbeers Statt die Dornenkron!

Vorrede.

In gegenwärtiger Zeit, wo Alles in vollen Kämpfen nach Außen begriffen iſt und einzig in freier bürgerlicher Bewegung das Heil des Lebens zu finden wähnt, ſind Anmahnungen an das innere, unvergängliche Leben, ſollten ſie auch an Tauſenden unvernommen vorüberhallen, ein wohl nicht ganz überflüſſiges Verſuchen.

Das Treiben der Menſchen, iſt es nicht auf das Wahre, Schöne und Gute, auf das Heilige, das Reich Gottes gerichtet, wie iſt es doch immer ein eitles Thun!

Und wohin geht jetzt der Meiſten Rennen? In Wahrheit! nicht nach dem Reiche Gottes, ſondern nach dem Reiche dieſer Welt, nach äußerer, irdiſcher Freiheit: nicht nach innerer, geiſtiger: nach dem Sich geltend machen geht es auf dieſem Haufen von Staub.

„Ego sum!“ iſt das Symbol auf der Fahne der Menge, ſie ſeie weiß, roth, ſchwarz oder blau.

Was nützt dir, o Menſch! alle Entfeſſelung von Außen, aller Bändiger Sturz und Vertreibung, biſt du in deinem Innern in Banden der Welt und des Böſen befangen, biſt du bürgerlich frei, aber in dir geiſtig ein Sklave?

Einſt gab es Menſchen, die in Mitten der Kerkernacht, in Feſſeln und Zwang, in der Marter ihrer Peiniger, frei und fröhlich waren, wie je einer, der ſeine Feſſeln zerriß und in die Burg ſeines Treibers die Brandfackel warf, das waren die Märtyrer und Heilige vergangener Zeit, die uns in unſerem jetzigen gläſernen Thun wie ein

Traum, wie eine Dichtung, wie eine Lüge vorkommen, aber ſie waren vorhanden, und ſie ſind dem keine Dichtung, der nur einmal in die Tiefen des innern Lebens geſchaut. Das waren die, ſo durch Gottesminne und Verläugnung der Welt, ſich die einzige, ewige Freiheit errangen, die Freiheit, die kein Tirann der Erde, wär er auch noch ſo mächtig, zu ſchmälern vermag.

Aber hätteſt du dir auch, o Menſch! durch all die Kämpfe nach Außen einen noch ſo luſtigen Wohnſitz auf dieſer Erde, ein noch ſo ungeſtörtes, freies Beſitzthum, erſtritten, mußt du doch am Ende, verläßt dich dein Leib, ausrufen:

„Sehet an der Welt Spiel! Ich hatte einen Schatten umfangen, ich hatte einen Traum gemählet, ich hatte den Wahn beſeſſen. Eya! wo nun des Wahnes Bild, des Traumes Gelübde, des Schattens Geſtalt? Hätte ich dich, Frau Welt, nun tauſend Jahre beſeſſen, wie wäre es nun als ein Augenblick dahin! Deiner Natur

Eigenſchaft iſt ein Dahinſcheiden. Ich wähnte, ich hätte dich umfangen, — ach! wie biſt du mir nun verſchwunden! der dich nicht vorher läßt, den läſſeſt aber du!“

Durchgehe, o Menſch! die Geſchichte der Erde mit der Chronik der Seuchen und Erdrevolutionen in der Hand, und erkennen wirſt du auch, wie ſo oft über der Verſtändigſten Denken und Dafürhalten, über ſtolzer Könige Schalten, über zügelloſer Völker Beginnen, ein unabwendbares Schickſal dahinfährt, Leichen auf Leichen, Trümmer auf Trümmer thürmt, und all das eitle Menſchenmeinen zunichte macht.

So kann es auch in jetziger Periode geſchehen, und dafür ſind ſchon Zeichen da.

Die Welt wird euch bald Alle verlaſſen. —

Im Innern aber iſt eine Freiſtätte eröffnet, der ſelbſt die Elemente nichts anthun, ein ſicherer, unzerſtörbarer Port dem, der aus ihm den gefährlichſten Tirannen, den Fürſten der Welt und des Böſen vertrieb.

Nach dieſem letzten, einzigen Zufluchtsorte ſchaut euch bei Zeiten im Getummel der Welt um, den macht euch vor Allem frei: denn hier nur iſt euer wahres, ewiges Vaterland! —

Nach dieſem Vaterlande, dieſer Freiheit, möge auch den Leſer der Inhalt dieſer Blätter weiſen, und ſie ſollen neben Erörterungen für das innere Leben überhaupt, auch noch Manches enthalten, was zur Erläuterung und Beſtätigung der Eröffnungen der Seherin von Prevorſt über das innere Leben und das Hereinragen einer Geiſterwelt in die unſere, dient.

Beitritt und thätige Theilnahme Wohlwollender wird mit Vergnügen angenommen, aber Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens, namentlich Geiſtererſcheinungen, könnten keine andere als beglaubigte, oder durch die Perſon glaubwürdige, aufgenommen werden. Nach Zeit und Umſtanden werden dieſer erſten Sammlung noch andere in unbeſtimmten Zwiſchenräumen nachfolgen.

Weinsberg im Februar 1831.

J. K.

Inhalt.

Seite

Aphorismen über Freiheit und inneres Leben, von Profeſſor Eſchenmayer 1

Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens, von Juſtinus Kerner 65

Nachtrag zu den in der Seherin von Prevorſt erzählten Vorfällen im Schloſſe Slawenſik von Juſtinus Kerner 120

Beleuchtung der Anſicht Hegels über Weltgeſchichte, von Eſchenmayer 132

Gedichte, von Juſtinus Kerner 171

Aphorismen

über

Freiheit und inneres Leben

von Prof. Eſchenmeyer.

Vorwort.

Die Urtheile über die Seherin von Prevorſt möchten ſchon ein Bändchen füllen, wenn ſie alle zuſammengeſtellt würden. Die meiſten laſſen ſich in mißbilligendem Tone hören. Bald drucken ſie ein Bedauern aus, daß der Dichter und der Philoſoph von einem Weib ſich haben irre führen laſſen, bald brechen ſie in Vorwürfe aus, welche in den Capiteln der Myſtik, der Schwärmerei und des Aberglaubens ſchon lange parat liegen, bald kommt es zu derben Seitenhieben, wie z. B. von Hegel in der neueſten Ausgabe der Encyklopädie in folgender Stelle: »Die, welche im ausſchließlichen Beſitz der Chriſtlichkeit »zu ſeyn verſichern und von Andern dieſen Glauben an »ſie fordern, haben es noch nicht ſo weit gebracht, Teufel

„auszutreiben, vielmehr viele derſelben, wie die Gläubigen an die Seherin von Prevorſt, thun ſich etwas darauf zu gut, mit Geſindel von Geſpenſtern in gutem Vernehmen zu ſtehen, und Ehrfurcht vor denſelben zu haben, ſtatt dieſe Lügen eines widerchriſtlichen, knechtiſchen Aberglaubens zu verjagen und zu verbannen.“

Bald liefern ſie lange und breite Raiſonnements über Viſionen, Selbſttäuſchungen, Künſte des Betrugs und über Leichtgläubigkeit, bald bekritteln ſie die Thatſachen, bald parodiren ſie die Geſchichte wie Tiek in der Novelle der Wunderſüchtigen. Nimmt man noch diejenigen hinzu, die ich in den Myſterien anführte, ſo werden ſich wohl mehrere Dutzende an einander reihen laſſen.

Aber auch Reden wurden dagegen gehalten, wie z. B. von Krug in Leipzig, und noch von Einem bei einer feierlichen Gelegenheit, wobei man aber im Zweifel iſt, ob die Entſtellung der Thatſachen oder die Abgeſchmacktheit der Einwürfe am größten iſt. Es gibt Redner, die gewöhnlich in dem Zwergfell der Zuhörer ihr Echo oder Ego ſuchen und den Ernſt der Sache übertreiben. Nachdem über dieſe Geſchichte Männer wie Schubert, Görres, v. Meyer, v. Bader, Menzel, Carove, Fichte, Kieſer, Zeller, Strauß u. A. ſich mehr oder weniger ausgeſprochen und die Geſchichte in eine wiſſenſchaftliche Kritik gezogen haben, iſt es der Würde weit mehr gemäß, zu prüfen, ſtatt Späße zu machen. Die niedrigen Geiſter jener Welt und die kleinen Geiſter dieſer Welt ſtehen einander ganz nahe, und daraus entſpringt Aerger, Haß, Neid und Eiferſucht gegen einander.

Den Geiſtererſcheinungen ergeht es wie den Stimmen aus der Höhe. Um das Menſchenwort und die Menſchenrede zu bilden, (eine ſolche Anſtalt ſoll auf den Bergen Sinai und Tabor Statt finden!) müſſen die Gaſen aus den Felsklüften und die Winde auf den Berghöhen Grammatik lernen zum Artikuliren und Conſtruiren, — und ſo müſſen, damit Geiſter geglaubt werden, alte Oefen rauchen, die Fallen an alten Thüren von ſelbſt aufgehen (wohl zu merken, in einem neugebauten Hauſe), Fenſterrahmen ſchwellen, auch Balken brechen und Urkunden (welche, was wohl zu merken, ſeit mehreren Jahren unverrückt in den Akten lagen) untergeſchoben werden. Und nun fragt ſich, welches iſt ein größeres Mirakel, — die Gaſen und Winde durch ein phyſiſch-chemiſches Experiment zur Menſchenſtimme und zum Menſchenſinne abzurichten, oder anzunehmen, daß Menſchen die Gewohnheit, viel zu plappern, auch nach dem Tode noch fortſetzen? Nach einem gewiſſen Unſterblichkeits-Prinzip ſteht die Seele noch über den Imponderabilien und kann auf eine uns nicht erklärbare Weiſe ſich am Körper leichter oder ſchwerer machen, ſie gleicht inſofern der Schwimmblaſe der Fiſche, welche das Geſetz der ſpezifiſchen Schwere im Auf- und Niedertauchen ganz in ihrer Gewalt haben, oder auch der Luft in den Knochen der Vögel, die ohne Zweifel ihr ein expenſibles Prinzip zum Fluge beimiſchen. Uebrigens iſt dieſer Gedanke nicht ganz uneben; denn das Moralgeſetz, zufolge deſſen jede Seele nach Masgabe des ſpezifiſchen Gewichts ihrer Anekdoten, Neigungen und Grundſätze nach dem Tode an einen beſtimmten Ort und in beſtimmte Geſellſchaft von ſelbſt gezogen wird, hat Vieles gemein mit dem Geſetz der ſpezifiſchen Schwere.

Indeſſen ſind der Strafen nach dem Tode mancherlei, und ſchon das Alterthum gab herrliche Mythen davon, wie Siſyphus mit dem Stein, Ixion mit dem Rade, die Danaiden mit dem Faſſe, Prometheus mit dem Geier ꝛc.; aber immer ſind die Strafen ſo eingerichtet, daß die Seele durch die Einſicht in ihre eigene Nichtigkeit zur Beſſerung gelangt. So verfallen, um ein Beiſpiel zu geben, diejenigen Seelen, welche während des Lebens die moraliſche Natur nicht höher ſetzten als die phyſiſche und jene aus dieſer erklärten, in die Strafe des endloſen Haspels, welcher die Einrichtung hat, daß, ſo viel und ſo lange man auch abhaspeln mag, das Garn immer gleich bleibt. Anfangs zwar glauben die Empiriker, ſie wollten ſchon damit fertig werden, und haspeln aus allen Leibeskräften drauf los, allein das Garn bleibt immer gleich und nimmt um keinen Faden ab. Sie können zwar nach und probiren alle phyſiſche Hypotheſen aus dem reichen Schatze des Erfahrungswiſſens, um dieſer fatalen Mechanik auf die Spur zu kommen, aber es gelingt nicht. Darüber vergehen nicht nur Jahre, ſondern Jahrhunderte, und ſie haſpeln immer noch fort, allein das Garn bleibt immer ſich gleich. Endlich nach unzähligem fruchtloſem Bemühen regen ſich Stimmen aus der Tiefe der Seele, welche verkünden, daß man an ein höheres Prinzip und an höhere Geſetze als die phyſiſchen glauben müſſe, und daß der endloſe Haſpel eine gerechte Strafe für Witzlinge und Spötter ſey. Zuletzt werden dieſe Seelen aufs neue im Glauben an den allgemeinen Welterlöſer unterrichtet, und beſonders auch darin, daß die Stimmen, wovon die h. Schrift redet, wirklich vom Himmel kamen. Wie ſie nun anfangen zu glauben, werden ſie von der peinlichen Arbeit des Haſpels entlaſſen, ſehen aber mit inniger Zerknirſchung ein, wie ſehr ſie ſich in ihren ſchnellen Seligkeitsprojecten getäuſcht und geſchadet haben. Zu der Seherin von Prevorſt kamen unter andern auch Geiſter mit Surren und Schnurren, wie wenn eine Kirchenuhr abliefe; dieß war das Treiben des endloſen Haſpels, denn dieſe Strafanſtalt iſt in der andern Welt ſehr bevölkert, indem das, was man dieſſeits Organiſiren nennt, jenſeits Haſpeln genannt wird.

Manche der erwähnten Kritiker haben ſicher das Buch von der Seherin nicht geleſen, denn alle diejenigen, welche ſchon zum Voraus das Verdammungsurtheil im

Sinne haben, durchblättern es nur, um einiges Futter für ihr Raiſonnement zu ſammeln; Andere leſen es zwar, richten aber ihre Blicke nicht auf die Hauptpunkte, halten ſich vielmehr an Außerweſentliches, was keinen Ausſchlag gibt, auf welche Wagſchale es fällt.

Für Alle aber gibt es nur folgende einfache Antwort: „Der Dichter und der Philoſoph laſſen ſich das, was ſie ſelbſt geſehen, gehört, gefühlt, geprüft und durch evidente Beweiſe beſtätigt gefunden, weder durch ein beſonnenes noch unbeſonnenes Raiſonnement nehmen, fordern vielmehr von jedem Andern eine Selbſtprüfung, ſind aber beſcheiden genug, ihren Glauben Niemand aufdringen oder auch nur für ein weſentliches Moment einer Heilslehre halten zu wollen, ſind aber auch keck genug, ſeine moraliſche Tendenz gegen Andere zu vertheidigen, und überzeugt, daß nicht nur nichts Widerchriſtliches und Knechtiſches, ſondern vielmehr etwas Freichriſtliches darin zu finden iſt. Sie glauben an ein inneres Leben der Seele und an eine höhere Anſchauung des Geiſtes, welche beide im gewöhnlichen Zuſtand verſchloſſen bleiben, in außerordentlichen Fällen aber ſich erſchließen, und wie der Silberblick der ganz im Feuer durchläuterten edeln Metalle auf Momente ſich offenbaren, um dann auf lange Zeit wieder zu verſchwinden. Die andern Dichter und Philoſophen haben's noch nicht begriffen. Jene mögen das Schöne in Natur- und Charakterzeich-

„nungen novelliren und ihre Ideale durch Bild und Gefühl beleben, aber die Subſtanz des Schönen tritt nur in den Typen des Lebens ſelbſt heraus und ergießt ſich in veredelte und verklärte Formen; das Gefühl öffnet ſeinen Wunderkreis in lauter neuen Zeugungen und das Ideal wird ſelbſt zum lebendigen Bild. Dieſe aber, nämlich die Philoſophen, ſteigern ihre Begriffe bis zum Abſoluten und bringen Alles in ein ſcharfſinniges Syſtem, aber die Ideen gewinnen dadurch keine Subſtanz; denn ſie vermögen weder eine Divination, noch eine geiſtige Correſpondenz in die Ferne, kein Fernſehen, kein Fernwirken, kein Eindringen in die Eigenſchaften der Dinge und in die Nervenmittelpunkte Anderer hervorzubringen. Hier liegt eine Geſammtkraft, die der Wille ſich nicht aneignen kann, und die nur unter den ſeltenſten Bedingungen ſich äußert. In unſerem abfälligen Leben wirkt der Wille zerſtreuend und kann ſeine freie Kraft nicht ſammeln. Nur dann, wenn alle Potenzen: Geiſt, Seele und Leib, in ihre Mittelpunkte der Integrität erhoben werden, können ſolche Erſcheinungen ſich zeigen. Nicht Denken und Wiſſen, nicht Fühlen und Wollen vermögen es zu bewirken; nur der durch Glauben und Schauen emporgehaltene Geiſt wird in jenes magiſche Verhältniß verſetzt, wo das Wort zugleich Kraft und That iſt.“

Was die Geiſtererſcheinungen betrifft, ſo wird uns das

Publikum wohl aufs Wort glauben, daß wir mit ihm über die Richtigkeit ſolcher Weſen gleiche Ueberzeugung hatten, aber nach den bis zur geſchichtlichen Evidenz erhobenen Thatſachen mußte ſich jene Ueberzeugung in den Glauben an die Sache umändern, wollten wir anders nicht dem Tag ſein Licht abſtreiten. Dieß geſchah bei mir mit um ſo weniger Widerſtreben, als es mir gelang, auch eine Reihe innerer Gründe für das Daſeyn einer Geiſterwelt aufzufinden. Dieſe Gründe liegen größtentheils in dem wichtigen Unterſchied zwiſchen Moral- und Naturgeſetzen, — ein Unterſchied, der in ſeiner ganzen Stärke erſt nach dem Tode ſich äußern kann, wovon ich in den Myſterien ſchon ſprach, aber auch in dieſen Blättern noch weitere Rechenſchaft geben werde.

Hier nur eine Hindeutung auf die Wichtigkeit der Sache für die philoſophiſche Reflexion:

Wenn wir im Tode Fleiſch und Bein und alle ſinnlichen Formen mit ihren Naturgeſetzen abſtreifen, ſo bleibt doch noch das unzerſtörbare Moralgeſetz in Geiſt und Seele und ihren unſinnlichen Formen übrig. Nun denke man nach, wie eine ſolche Verfaſſung beſchaffen ſeyn mag?

Man ſetze einmal den Fall: „Ein Menſch habe in den ihm dargebotenen Wahrheiten und Geboten von Moral und Religion ſeinen Geiſt ungeübt gelaſſen, dagegen ſeine Seele voll gefüllt mit Irrthümern, falſchen

Neigungen, falſchen Grundſätzen und beſonders falſchen Seligkeitsprojecten, die er ſich nach dem Maas ſeiner Intelligenz ſelbſt fabrizirte, ferner — er habe ſich völlig angeſaugt an die Welt und hänge in Wünſchen, Begierden und Suchten, wie Ehr-, Ruhm- und Gewinnſucht, mit tauſend Wurzeln an ihr, — was ſoll jetzt nach dem Moralgeſetz aus dieſer Seele nach dem Tode werden? — Offenbar nichts andres, als das, was ſie aus ſich ſelbſt gemacht hat, d. h. eine von Wahrheit und Religion verlaſſene und ganz noch an der Welt hängende Kreatur, die jetzt erſt, nach dem Abfall der Sinnlichkeitsformen und Naturverhältniſſe, die große Nichtigkeit und Armuth all ihres Denkens, Fühlens, Wollens und Handelns an ſich ſelbſt erfährt.“

Der Uebergang von der ſinnlichen Form zur unſinnlichen iſt bei ſolchen Kreaturen kein großer Schritt, da ſie immer noch mit dem ganzen Seelentrieb an der Welt und ihren falſchen Lehren hängen und nicht los werden können. Wo euer Schatz iſt, da iſt auch euer Herz. Nimmt man hiezu noch einige Sätze aus der Lehre vom Lebensgeiſt, oder, wie ihn die Seherin nennt, Nervengeiſt, der, wie er während des Lebens ſchon die unſinnliche Form zwiſchen Leib und Seele bildet, auch nach dem Tode mit der Seele vereint bleibt, ſo liegt die Wahrſcheinlichkeit einer noch übrig gebliebenen phyſiſchen Verwandtſchaft ſolcher niedrig ſtehenden Kreaturen mit der Welt ganz nahe, aber in einer für beinahe alle Menſchen unſenſibeln Sphäre, die jedoch unter den ſeltenen Bedingungen, unter welchen die Seherin in Beziehung auf Geiſt, Seele und Leib ſtand, ſenſibel und mittheilbar werden kann.

Nehmen wir hiezu noch den Thatbeſtand, der für die Ohren- und Augenzeugen zur höchſten Evidenz, deren überhaupt das Geſchichtliche fähig iſt, ſich erhebt, ſo iſt der Lärm, den die ſogenannten Helden der Aufklärung darüber aufſchlagen, ohne alle Bedeutung. Wer den großen Unterſchied zwiſchen Naturgeſetz und Moralgeſetz nicht fühlt, der kann freilich ſeinen Blick nicht in eine Verfaſſung erweitern, wie ſie nach dem Tode eintreten wird und muß. Er ſteht mit ſeinen ſinnlichen Formen vor einem dichten Vorhang, den er nicht zu lüpfen vermag, und ſchließt, wie alle Empiriker, von dem Nichtſehen und Nichthören auf das Nichtdaſeyn, obgleich die geringſten Folgerungen ihn belehren könnten, daß die unſinnlichen Formen eben ſo wahr ſind als die ſinnlichen.

Würden wir auf der Erde ſchon die Seelen von ihrer Fleiſcheshülle entblößt wahrnehmen können, ſo daß uns ein Blick in ihre innere Verfaſſung geſtattet wäre, ſo würden wir über die vielen komiſchen und barocken Geſtalten eben ſo gewiß lachen, als vor den vielen Scheuſalen zurückſchaudern. Nun iſt aber nach einem ganz wohlthätigen

Geſetz die Naturhülle ein allen Seelen gemeinſchaftlicher Mantel, der im Leben ihre moraliſchen Ungleichheiten dem Anblick entzieht, damit Alle neben einander verträglich und mit gleicher Freiheit ihr Leben ausbilden können. Anders aber iſt es nach dem Tode, wo dieſer Mantel abgeworfen iſt; da tritt die moraliſche Ungleichheit bildlich und in einer der Verfaſſung der Seele angemeſſenen Form heraus, und man erkennt ſogleich, weß Geiſtes Kind die Kreatur iſt. Der Gegenſatz ſpricht ſich hauptſächlich zwiſchen Verklärung und Licht einerſeits und zwiſchen Mißform und Verdunklung andrerſeits aus, während der Nervengeiſt den im Leben gehabten plaſtiſchen Typus auch nach dem Tode noch nachbildet.

Und nun noch eine Bemerkung: Ich gebe in den Aphorismen einige Skizzen über menſchliche Freiheit und inneres Leben, wovon ich glaube, daß wenigſtens mehrere Momente die Philoſophie zu ihrer Simplifikation, die ſehr Noth thut, aufnehmen könnte. Seitdem ich durch die Geſchichte der Seherin und wohl auch durch ihren Umgang in manche intellectuelle Richtungen gezogen wurde, nehme ich Freiheit und inneres Leben anders, als ich es vorher nahm, und habe noch keine Urſache gehabt, es zu bereuen. Denn noch nie ſah ich das Bild der Wahrheit ſo ſtark ausgedrückt, als in dem Leben dieſer Frau. Der Philoſoph berichtet uns wohl auch von dem, was er in ſeinem Innern wahrgenommen, und überſetzt das, was er im Original gefunden, in die Begriffe und Bilder, und theilt es uns in der Sprache mit. Wir erhalten aber dadurch nur ein todtes, gegliedertes Syſtem, das, in uns lebendig zu reproduziren, nur ſchwer und unvollkommen gelingen kann. Ein Anderes aber iſt es, wenn ſich das innere Leben der Seele und des Geiſtes, welches dem Begriff unzugänglich iſt, ſelbſt aufſchließt und nun in Kraft und Fülle des Originals und, unvermittelt durch Wort und Sprache, ſelbſt in die Erſcheinung heraustritt. Dann erſt finden wir, wie ſehr die Philoſophie inzwiſchen zurückgeblieben iſt, um auch jene Phänomene in ihrer Urquelle zu erfaſſen, wovon das Buch der Seherin gedrängt voll iſt.

……

Aphorismen.

1. Das Prinzip der Freiheit und die praktiſche Freiheit ſind wohl zu unterſcheiden; das Erſte iſt dem Menſchen verliehen, um das Zweite damit zu erwerben.

2. Das freie Prinzip iſt transzendent, d. h. nicht nur über alle Naturbegriffe, ſondern auch Seelenkräfte und ihre Produkte erhaben; Es iſt nur dem Geiſte inwohnend, und dieſer empfängt es als eine unmittelbare Gabe Gottes an den Menſchen.

3. Durch Verleihung des freien Prinzips hat der Menſch etwas Ebenbildliches mit Gott erhalten, indem er dadurch in ſeiner relativen Sphäre auch Urheber, Ordner und Regierer iſt, wie Gott in ſeiner abſoluten Sphäre.

4. Die Weſenheit Gottes iſt, um nur ein ſchwaches Bild zu brauchen, eine unermeßliche Flamme, aus der Er jedem erſchaffenen Geiſt in ſeinem großen Reiche einen Funken mittheilt, und dieſer Funke iſt das freie Prinzip.

5. Der Menſch iſt nicht frei, weil er Vernunft, Gemüth und Willen hat, ſondern umgekehrt. Der Menſch hat Vernunft, Gemüth und Willen, weil ihm Gott das Prinzip der Freiheit verliehen hat.

6. Das freie Prinzip iſt für die Seele die höchſte Potenz, welche ſie erſt in Stand ſetzt, die Freiheit auch praktiſch, d. h. actu, zu erwerben.

7. Nicht im Denken, nicht im Fühlen, ſondern im Wollen offenbart ſich der Charakter des freien Prinzips. Im Denken des Wahren herrſcht das Geſetz über die Freiheit, im Fühlen des Schönen ſind ſie einander gleich, im Wollen des Guten hingegen herrſcht die Freiheit über das Geſetz. Das Denken iſt nur dann frei zu nennen, wenn der Wille hinzutritt, um den Gedanken ihre Richtung zu geben.

8. Die Freiheit iſt kein Begriff, auch kein Gefühl, ſondern ein *lebendiger Akt*, welchen der Geiſt aus dem ihm verliehenen göttlichen Funken jeden Augenblick dem Willen mittheilt.

9. Die Freiheit iſt eine Cauſalität, die nicht aus einem vorher beſtimmten Grunde, ſondern, wie *Jakob Böhme* ſagt, aus einem Ungrunde hervorgeht.

10. Durch die göttliche Gabe des freien Prinzips wird der Geiſt erſt zum Geiſt; Es iſt die unerſchöpfliche Quelle von geiſtigem Leben, was den Geiſt ewig, und die Seele, weil ſie vom Geiſte gezogen wird, unſterblich macht.

11. Das Bewußtſeyn unſerer Freiheit ſtammt nicht aus dem Begriff, auch nicht aus dem Gefühl, ſondern aus dem unmittelbaren Innewerden des lebendigen Akts, der aus dem Geiſte ſich im Mittelpunkt der Seele, d. i. im Ich reflektirt.

12. In dem Gewiſſen liegt der unverwerfliche Zeuge und Bürge der Freiheit, welcher laut genug zum Menſchen ſpricht: „Du hätteſt anders handeln ſollen und können.“ Das Sollen und Können ſind im freien Prinzip identiſch, weil der höhere Befehl des Geiſtes, nämlich das Sollen, mit der Unabhängigkeit der Seele von allen Beſtimmungsgründen, mithin das Können, in Eins zuſammenfällt.

13. Das freie Prinzip, als unmittelbares Innewerden des lebendigen Akts des Geiſtes, kann nie Objekt philoſophiſcher Reflexion werden, weswegen alle Syſteme der Freiheit nur den erſtorbenen Begriff der Freiheit, aber das darin wohnende Leben nicht erfaſſen, das alle Begriffe überſteigt.

14. Die in den Begriff gefaßte Freiheit iſt die letzte Abſchattung des aus dem Geiſte ausſtrahlenden Lichts, wie etwa das in den Waſſerſpiegel einfallende Bild nur die Abſchattung iſt von dem lebendigen Bild, das ſich im Waſſer reflektirt.

15. Der göttliche Funke der Freiheit ſchafft ſich aus dem Ungrund, der für uns ein Myſterium iſt, erſt einen Grund, in welchem er ſeine Herrſchaft über die ganze Innen- und Außenwelt behauptet.

16. Im freien Prinzip liebt der Geiſt nur ſich ſelbſt, weil alles Andere, was zur Immanenz der Seele gehört, ja ſelbſt das Wahre, Schöne und Gute, geringer iſt, als der göttliche Funke der Freiheit.

17. Indem der Geiſt ſich im freien Prinzip liebt, liebt er zugleich ſeine Ebenbildlichkeit mit Gott und wird nach dem ſtreben, was Chriſtus in der Bergpredigt ſagt: »Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel.«

18. Es gibt eine wahre und eine vorgeſpiegelte Freiheit.

Die wahre Freiheit entſteht, wenn ſich das freie Prinzip mit den Ideen befreundet und ſich in ihrem urbildlichen Leben ſubſtantialiſirt, woraus die moraliſche Freiheit hervorgeht.

19. Die moraliſche Freiheit iſt jedoch nur die erſte Reinigung und Läuterung des Willens, die zweite liegt über die Ideen hinaus im Heiligen und in der chriſtlichen Wiedergeburt.

20. Die vorgeſpiegelte Freiheit iſt die Willkühr, die ſich von den Ideen entfernt, und ins abbildliche Leben niedergeht. Die Befriedigung aller Wünſche, Begierden und Leidenſchaften, die Erfüllung aller Plane, die in die Welt gehen, iſt nur eine ſcheinbare Freiheit, weil alle dieſe Werthe negativ ſind.

21. Was unter die Einheit fällt, ſind Brüche und gehören zur Vielheit. Alle Wünſche, Begierden, die in die Welt gehen, ſind Brüche, die die Einheit aufheben. Unter Vielem wählen zu können, iſt ein Wahn der Freiheit, weil alle Werthe nichtig ſind. Die wahre Freiheit ſucht das Poſitive, das höchſte Poſitive iſt aber nur Eins. Daher gibt es nur einen Weg zum Heil, aber unzählig viele zum Verderben.

22. Die Meinung, daß der Menſch demjenigen Zug folgen müſſe, wo die meiſten Gewichte hinziehen und das Uebergewicht hinfalle, iſt der ſpekulative Wahn, der die Freiheit den Beſtimmungsgründen unterordnet und ſie wie andere Dinge unter ein Naturgeſetz ſtellt, ſo daß ſie nicht mehr Freiheit, ſondern Abhängigkeit iſt.

23. Das freie Prinzip im Ich iſt gerade das, was das Moment des Ausſchlags unter den ziehenden Gewichten in ſeiner Gewalt hat, und jeden Augenblick das Uebergewicht auf einer Seite aufheben und der andern zutheilen kann.

24. Die Eigenſchaft, die ziehenden Gewichte an der Wage beliebig zu verrücken, iſt die relative Wahlvollkommenheit, welche der Schöpfer aus ſeiner abſoluten dem Menſchen verliehen hat.

25. Die relative Wahlvollkommenheit iſt an ſich unbegreiflich; denn könnte ſie in Begriffe gefaßt werden, ſo wäre eine Gleichung von ihr möglich, aber dann hörte ſie auf, Freiheit zu ſeyn und würde wie jedes andere Ding unter die Naturbegriffe geſetzt.

26. Die Wahlvollkommenheit iſt eine transzendente Größe von unendlicher Ordnung und unendlich vielen Wurzeln und darum über alle menſchliche Gleichung erhaben. Eine ſolche unendliche Größe haben wir nöthig, um alles Endliche im Denken, Fühlen und Wollen aus ihr abzuleiten.

27. Gewiſſen und Glaube verſichern uns von der wahren Freiheit, Klugheit und Willkühr halten uns die falſche vor.

28. Wenn Chriſtus ſagt: »Die Wahrheit wird »euch frei machen,« ſo meint er nicht die logiſche oder metaphyſiſche, ſondern die Wahrheit im Heiligen, wie Er ſelbſt erklärt: »Ich bin die Wahrheit, dein Wort (Vater!) »iſt die Wahrheit.«

29. Es gibt Potenzen der Wahrheit: 1) das Wahre an ſich, nämlich des Begriffs oder logiſche, 2) das Wahre im Schönen, nämlich des Gefühls oder äſthetiſche, 3) das Wahre im Guten, nämlich des Wollens oder moraliſche. Das Vollkommenſte aber iſt das Wahre im Heiligen, nämlich des Gewiſſens und Glaubens oder religiöſe; und dieß iſt allein die freimachende Wahrheit, alle übrigen ſind mehr oder weniger bindend oder gebunden.

30. Die Wahl zwiſchen Gutem und Böſem, wenn ſie der wahren Freiheit anſtrebt, wird keineswegs durch ſelbſt entwickelte Vernunftprinzipien, Ideale und Imperative entſchieden, ſondern der Geiſt ſelbſt öffnet ſich der Seele im Spiegel des Gewiſſens und zeigt ihr im Wort des Glaubens den Himmel, wo allein die wahre Freiheit wohnt.

31. Im Wort der Wahrheit kommt zum freien Prinzip im Menſchen noch die Lehre von dem guten Gebrauch der Freiheit und von dem Verbote ihres Mißbrauchs, und jezt erſt knüpft ſich an die Freiheit Schuld und Verdienſt und das ganze Gewicht der Zurechnung.

32. Warum entſcheidet ſich der Menſch ſo ſelten für das Gute und ſo oft für das Böſe? Antwort: 1) weil er ſein Gewiſſen und das Wort der Wahrheit nicht fragt, 2) weil der abgefallene Geiſt verdunkelt iſt und die Kraft und

Einheit des Zuſammenhangs verloren hat, und 3) weil der Menſch durch Verſchiebung der richtigen Vernunftformeln und der klugen Verſtandesmaximen den lebendigen Zeugen der Freiheit im Gewiſſen übertäubt.

33. Geiſt und Seele haben in dem großen Organiſmus zwei verſchiedene Sphären und verſchiedene Mittelpunkte, aber der des Geiſtes iſt der univerſelle und herrſchende der der Seele iſt der ſpezielle und untergeordnete.

34. Der Geiſt hat drei Funktionen vor der Seele voraus: 1) Die Funktion des freien Prinzips, 2) die Funktion des geiſtigen Schauens, und 3) die Funktion der Einung der Ideen, oder die Harmonie der Ideen.

35. Durch das freie Prinzip iſt der Menſch nicht nur Herr der Erde, ſondern, was noch mehr iſt, Bürger des Himmelreichs und Glied der Geiſterwelt in unendlicher Progreſſion. Den göttlichen Funken kann keine Macht zerſtören, nur Gott kann ihn wieder zurücknehmen, wie er ihn gegeben hat.

36. Im Schauen geht dem Menſchen das geiſtige Auge auf, das gegen das Heilige ſich richtet; es empfängt aus einer höhern Sonne das Licht, wie das leibliche Auge aus der irdiſchen. Der Geiſt aber iſt nur im Genuſſe dieſer Strahlen, nicht im Beſitze, gerade wie der leibliche Menſch aus der irdiſchen Sonne wohl Licht und Wärme empfängt, aber nicht im Beſitze der Sonne iſt.

37. Das geiſtige Schauen, wenn es ſich abwärts kehrt,

iſt ein Durchleuchten der Natur und der Seele. Je freier dieſes Schauen wird, deſto mehr öffnet ſich ihm der göttliche Plan der Natur und der Weltgeſchichte.

38. Durch die Harmonie der Ideen faßt der Geiſt das Wahre, Schöne und Gute in Eins zuſammen, und dieſe Einheit iſt nun auch ſein Beſitz. Darum erkennt er auch den weiten Abſtand zwiſchen dem Heiligen, das ihm wie eine himmliſche Sonne entgegen leuchtet, und zwiſchen der Einheit der Ideen, in deren Beſitz er iſt. Aus Jenem ſtrahlt auf ihn die chriſtliche Offenbarung herab, in dieſen offenbart er ſich ſelbſt der Seele.

39. Das Heilige iſt nicht zu faſſen, — es liegt zu hoch für den Begriff und das Prinzip, zu hoch für das Gefühl und Ideal, zu hoch für das Wollen und Streben. Nicht das Wiſſen gibt Kunde von ihm, ſondern das Schauen des Geiſtes.

40. Im Wiſſen iſt das Heilige dunkle Nacht, im Glauben iſt es Morgenröthe, im Schauen iſt es heller Tag.

41. Wird das Heilige ins Wiſſen gezogen, ſo erſcheint es als Reflex der Denkformen, wird profanirt und büßt ſeine Würde ein. Im Glauben hingegen geht es als Ahnung einer höhern Welt in uns ein, im Schauen aber entfaltet es ſich als geiſtiges Reich.

42. Die drei erwähnten Funktionen ſind die Potenz des Geiſtes, aber übt er ſie auch aus? — Nein, weil er durch den Abfall verdunkelt iſt, und nur durch die chriſtliche Redintegration wieder zu dem verlornen Gute (Pa-

dies) gelangen kann. Ohne die Aufſchlüſſe des Evangeliums wäre es unmöglich, von dieſen Funktionen auch nur zu reden, weil der abgefallene Geiſt ſie nie in ſeinem philoſophiſchen Bewußtſeyn finden könnte; dem Chriſten aber ſind ſie klar.

43. Dem Geiſte iſt das Gebiet der Seele untergeordnet, und in ihr erſt ſondern ſich die Funktionen: Denken, Fühlen und Wollen ab, welche die Seele den Ideen zur Aufnahme entgegenbietet. In der Seele iſt nämlich die Harmonie der Ideen aufgelöſt und dieſe durchſtrömen ſie in drei Strahlen, ſo daß das Wahre, Schöne und Gute für ſich beſtehen und erkannt werden.

44. Die Ideen an ſich betrachtet bilden in der Seele die ziehende Kraft, Alles, was wir Denken, Fühlen und Wollen nennen, mit ſich zu identifiziren. Dieſe Identifikation iſt für das Wahre an ſich das höchſte Prinzip, für das Schöne an ſich das höchſte Ideal, und für das Gute an ſich das höchſte Glück. Ihre Einheit iſt dem Geiſte anerſchaffen, aber um ihrer bewußt zu werden, müſſen ſie durch die Funktionen der Seele zur Entwicklung gelangen.

45. Zur Entwicklung der Ideen hat die Seele einen Stoff nöthig, an welchem ſie mit Bewußtſeyn die Rekonſtruction derſelben vernehmen kann. Dieſen Stoff empfängt ſie aus der Natur, aus dem Leben und der Verbindung mit Weſen gleicher Art, oder überhaupt aus der Objectivität, die ſich als phyſiſche, organiſche und geiſtige Ordnung darſtellt.

46. Das einzig ſollizitirende Moment dieſer Entwicklung iſt das freie Prinzip, welches aus dem Centrum des Geiſtes das Centrum der Seele befruchtet und, in Verbindung mit allen Radien der Seele und im Verein mit dem leiblichen Leben, der Natur gegenüber ſich als Ich oder Ichheit konſtituirt.

47. Das freie Prinzip iſt die identiſche Größe im Ich, welche unerachtet des Wechſels aller Begriffe, Gefühle und Beſtrebungen immer ſich gleich bleibt. Ohne das freie Prinzip gibt es eben ſo wenig ein Selbſtbewußtſeyn, als es eine Selbſtbeſtimmung gibt. Diejenigen, welche die Freiheit des Menſchen läugnen, müſſen, wenn ſie konſequent ſeyn wollen, auch ihr Ich läugnen.

48. Im Selbſtbewußtſeyn liegt der Satz: „Ich weiß, daß ich bin.“ In dieſem Satz kommt das Ich doppelt vor, das Einemal im Wiſſen, das Anderemal im Seyn. Dieſe Verdopplung konſtituirt in der Seele eine reine Sub-Objektivität, in welcher das wiſſende Ich als Subjekt dem ſeyenden Ich als Objekt gegenüberſteht, aber zugleich auch ſich mit ihm an der einen identiſchen Größe vermittelt. Nicht Seyn und Wiſſen werden identiſch, ſondern beyde gleichen ſich nur aus an der identiſchen Größe des freien Prinzips im Ich.

49. Man kann dieſe Faſſung in die Konſtruction einer Hyperbel bringen, wenn man die geiſtige Anſchauung an ihren Verhältniſſen fortleitet.

Man nehme an, die eine Hälfte der Hyperbel gehe mit ihren Schenkeln in das unendliche Seyn aus, die andere Hälfte aber gehe mit ihren Schenkeln in *das unendliche Wiſſen* ein, ſo wird die Erſte *die Objektivität*, die Zweite *die Subjektivität* darſtellen.

Wie nun alle Radien *des Seyns* oder der Erſcheinungswelt ſich in dem einen Brennpunkt ſammeln, ſo ſammeln ſich alle Radien *des Wiſſens* oder der intellectuellen Welt im andern Brennpunkt. Beyde ſtehen einander gegenüber auf gleicher Axe und bilden *die Sub-Objektivität*. Sie vereinigen ſich aber auch und gleichen ſich aus *in dem freiſchwebenden Ich*, das als Mittelpunkt der ganzen Sphäre jene identiſche Größe darſtellt.

50. Das Ich hat auf ſeinem Standpunkt die freie Kraft in ſich, nach Belieben in beyde Brennpunkte ſowohl des Seyns als des Wiſſens ſich zu verſetzen, und da immer der Eine der Spiegel für den Andern iſt, ſo nimmt das Ich ſich ſelbſt in ſeinen Funktionen wahr. Daher kommt es, daß der Menſch ſich ſelbſt fühlt, ſich ſelbſt weiß, ſich ſelbſt erkennt und ſich ſelbſt beſtimmt, wovon ſpäter noch die Rede ſeyn wird.

51. Das Ich iſt nicht zugleich der Geiſt, vielmehr iſt dieſer außer und über der Sub-Objektivität des Ichs. Nehmen wir das Bild der Hyperbel, ſo liegt der Geiſt außer ihr und zwar in der vereinigten Spitze beyder Konen, aus welchen ſie geſchnitten iſt. Gerade aus dieſer Spitze fällt der Radius ſenkrecht mitten auf die Linie, auf welcher das Ich zwiſchen den beiden Brennpunkten von Seyn und Wiſſen liegt. Aus dem Centrum des Geiſtes befruchtet das freie Prinzip das Ich, welches dadurch zu

einer relativen Wahlvollkommenheit ſich erhebt. Denn gerade auf der Zwergaxe der Hyperbel läßt ſich keine Ordinate ziehen, was andeutet, daß das Ich auf ſeinem Standpunkt unabhängig und frei von jedem Verhältniß geworden iſt.

52. Die Sphäre des Ichs bleibt übrigens immer individuell, wenn gleich Wiſſen und Seyn auf beiden Seiten ins Unendliche ſich verlaufen. Wie die Hyperbel, auf beiden Seiten unendlich, dennoch an eine Gleichung ($y^2 = px + \frac{px^2}{a}$) gebunden iſt und ihre Funktion nicht uberſchreiten kann, ſo kann auch das Ich nie aus dem Kreiſe ſeiner Individualität heraustreten und ſeine höchſte Gleichung zwiſchen Wiſſen und Seyn überſchreiten, wohl aber kann es ſeinen ganzen Kreis dem über ihm liegenden Centrum des Geiſtes näher rucken oder auch noch mehr von ihm abweichen. Die Annäherung geht gegen das urbildliche Leben der Ideen, die Abweichung geht gegen das abbildliche Leben der Erſcheinungswelt.

53. Je mehr das Ich dem Geiſte näher ruckt, deſto kürzer wird die Axe und deſto mehr nähern ſich die Brennpunkte dem Mittelpunkt, und deſto inniger wird die Sub-Objektivität. Dürfen wir nach dieſen Schlüſſen nicht annehmen, daß die wahre Integrität des Menſchen in dem Einswerden des Ichs (der Seele) mit dem Geiſte beſtehe?

54. Für diejenigen, welche hier ſchon im Geiſte leben,

verkürzt ſich die Axe und die Seele wird nach dem Tode immer ähnlicher dem Geiſte; Ihr Wiſſen wird Schauen und ihr abbildliches Leben geht ins Urbildliche über.

Für diejenigen hingegen, die hier der Welt leben, verlängert ſich die Axe, und die Brennpunkte von Wiſſen und Seyn rücken ins Unbeſtimmte aus einander, während zugleich die Entfernung des Ichs vom Geiſte immer größer und größer wird, ſo daß die Seele ſich zuletzt ganz verleiblicht und verweltlicht und ihr Urbild ganz aus den Augen verliert.

55. Wer die beiden Kreiſe der Seherin von Prevorſt, nämlich den Sonnenkreis und den Lebenskreis, mit ihrem Wechſelverhältniß zu würdigen verſteht, wird die Sub-Objectivität auf gleiche Weiſe darin ausgedruckt finden, ſo daß jene Sätze hier nur eine weitere Ausführung erhalten. Auch kommt dem Gedanken, den ſie äußerte, daß im höhern Leben die Seele immer ähnlicher dem Geiſte werde, während im niedern Leben der Geiſt verdunkelt ſeye, der Weltverſtand aber (die Seele) alle Macht an ſich reiße, das anſchauliche Bild der Hyperbel ſehr treffend entgegen.

56. Der Geiſt liegt über der Individualität des Ichs und iſt über jede Gleichung erhaben. Er iſt vielmehr der Beherrſcher aller Functionen und aller Gleichungen, deren die Schnitte der Konen fähig ſind, während das Ich von allen äußern Verhältniſſen zwar frei, aber durch ſeine innere Verhältniſſe gebunden erſcheint.

57. Wenn gleich das gebrauchte Bild der Hyperbel bei weitem nicht zureicht, alle die Verhältniſſe des Geiſtes und der Seele in ſich aufzunehmen, ſo gewährt es doch für manche Functionen des Ichs, welche die Philoſophie lange genug vernachläſſigt hat, eine ſichere Anſchauung. Und in der That! Wenn einmal ein Mathematiker kommt, der die ſchöne Gleichungen ſeiner Kurven ins Geiſtige zu überſetzen vermag, ſo wird er die Philoſophie, die gar häufig Unvereinbares zuſammenmiſcht, gewiß beſchämen. Alle unſere Seyn und Syſteme des Wiſſens müſſen zuletzt dem Schauen des Geiſtes in einem organiſchen Bilde ſich darſtellen, in welchem das Wahre, Schöne und Gute das reinſte Leben in ſich ausdrücken. Wenn einſt unſer Glaube zum Schauen wird, dann wird ſich auch dieſes Leben vor uns entfalten, indeſſen müſſen wir uns mit einzelnen Anſchauungen begnügen, die das Ganze nur unvollkommen in ſich abſpiegeln.

58. In dem Ich ſubſtantialiſirt ſich das freie Prinzip zur practiſchen Freiheit; die practiſche Freiheit aber beſteht darin, daß das Sich ſelbſt beſtimmen von allen Beſtimmungsgründen, die aus dem Seyn und Wiſſen abſtammen, unabhängig iſt. Wenn das Sich ſelbſt beſtimmen einen wahren Sinn haben ſoll, ſo müſſen wir zugeben, daß das Ich das Uebergewicht aller Beſtimmungsgründe in ſich aufheben, ſich in die Indifferenz aller Richtungen jeden Augenblick zurückverſetzen und von da aus eine neue Richtung wählen oder vielmehr das Moment des Ausſchlags an der Wage der ziehenden Gewichte nach Belieben geben kann.

59. *Die Spontaneität* iſt eine ſchöpferiſche, jeden Augenblick ſich erneuernde, nicht aus einem vorhergehenden Grunde, ſondern vielmehr aus einem Ungrunde hervorquellende Cauſalität. Dieſe Entſtehung, da ſie außer dem Kreiſe aller Naturbegriffe und aller Gleichungen liegt, iſt allerdings für uns unbegreiflich, aber eben hier liegt in der Unbegreiflichkeit eine ewige Wahrheit. Das Myſterium, das in der menſchlichen Freiheit liegt, ſoll uns an das ewige Myſterium in Gott mahnen, damit wir unterlaſſen, unſere nichtigen Begriffe und Vernunftformeln als Maßſtab an Ihn anzulegen.

Was wir in uns aufbringen können an Prinzipien, Idealen und Eigenſchaften, hat in Beziehung auf die Würde Gottes nur den Werth der Differentiale, welche verſchwinden wie der Tropfen im Ozean.

60. Practiſch wird die Freiheit, wenn das freie Prinzip in allen Richtungen ins Leben eingeht; aber überall iſt das Leben in Gegenſätze geſtellt, und in Bezug auf Freiheit iſt es hauptſächlich der Gegenſatz zwiſchen Gutem und Boſem.

61. Wo Gegenſatz iſt, da iſt die Wahl möglich, aber die Freiheit ſteht über der Wahl. Wie das Weſen nicht anders ſichtbar iſt, als in den Formen, die es in der Erſcheinung annimmt, ſo iſt *die Wahl die Form der Freiheit*, unter welcher ſie ſich in das Leben einbildet.

62. Der Menſch iſt zwiſchen zwei Züge hineingeſtellt, der Eine geht gegen den Geiſt und den Himmel , der

Andere gegen den Leib (Sinnlichkeit) und die Welt. Nur im Erſten iſt die Wahrheit der Freiheit, d. i. die Tugend, im Zweiten iſt die Lüge der Freiheit d. i. die Willkühr.

63. Wäre der Menſch nicht abgefallen, ſo wären die zwei Züge nicht ungleich gegen einander. So aber iſt durch den Abfall ein Uebergewicht in den Zug gegen die Welt gekommen und dieſer wirkt wie die Schwere mit um ſo größerer Kraft, je näher der Wenſch dem Mittelpunkt der Welt kommt, wo der Fürſt der Welt ſeinen Thron aufgeſchlagen hat. Der Unterſchied iſt nun groß; dem Zug in die Welt zu folgen iſt keine Mühe, wir dürfen uns ihm nur gerade überlaſſen; Aber um ſo mehr Kampf erfordert der Zug nach oben, weil der Menſch die moraliſche Schwere überwinden muß.

64. Wer einen größern Horizont für das Licht gewinnen will, muß die hohen Berge erklimmen und mit unſäglicher Anſtrengung das ganze Gewicht des Körpers gegen den Zug der Schwere emportragen; Allein, was hat er damit erreicht? Nichts als einen dürren unfruchtbaren Felſenboden, für den die ausgedehnte Ausſicht doch nicht als Entſchädigung erſcheint. Ganz anders verhält es ſich mit dem, der herabſteigt ins üppige Thal, das zu lauter Genüſſen einladet; Er hat nicht nur keine Mühe, ſondern die Schwere erleichtert ihm ſeinen Gang von ſelbſt.

65. In dem erwähnten Unterſchied liegt nun auch die durch den Abfall entſtandene Ungleichheit. Der

gefallene Menſch ſteht jetzt unter der Herrſchaft der Welt, er liebt das üppige Thal und den müheloſen Genuß.

Wie wenige ſind es nun, die ihre freie Kraft gebrauchen, um die Reize der Welt zu beſiegen und den Kampf zu beſtehen, welchen der Zug nach Oben erfordert?

66. Die ganze Menſchheit lag in dieſer Ungleichheit unkräftig und widerſtandlos. Darum kam und mußte kommen ein Beiſtand von höherer Hand, welcher den Zug in die Welt ſchwächte und nicht nur ihren Fürſten beſiegte, ſondern auch das Verderben des müheloſen Genuſſes aufdeckte und den Menſchen auf die ſchönen Hoffnungen der Zukunft und auf die reiche Ernte des Himmels hinwies. Jene höhere Hand hob den Menſchen auf jene Höhe empor, wo die Kraft des Willens frei und nicht mehr dem Zug in die Welt unterthan iſt, ſo fern der Menſch ſich von jener höhern Hand ziehen laſſen will.

67. Mit und in dieſer Befreiung durch die höhere Hand liegt nun auch für die menſchliche Wahl Böſes und Gutes, Schuld und Verdienſt, Strafe und Belohnung offen da, und die vollkommenſte Zurechnung wird dem Menſchen mit Recht aufgebürdet, wie Chriſtus zu den Phariſäern ſagt: „Wäre ich nicht gekommen, hätte auch nicht „gelehrt und nicht die Werke gethan, die kein Anderer vor „mir gethan hat, ſo hättet ihr keine Sünde, ſo aber könnet „ihr nichts zu eurer Entſchuldigung vorwenden.“

68. Die Wahrheit der Freiheit kann der Menſch erreichen, wenn die Seele an dem gegebenen Stoffe, der

ihr aus Welt, Leben und Geſchichte zufließt, vermittelſt der Ideen ſich reinigt und läutert, und das Freimachen der Wahrheit kann er erreichen, wenn er ſich zum Heiligen aufſchwingt und das Wort im Glauben feſthält. Um dieſer Entwicklung willen mußte der Menſch, ſo wie er iſt, in eine Welt, ſo wie ſie iſt, geſetzt werden.

69. Die Welt hat zweierlei Werthe in ſich: Hebt der Menſch ſein Auge auf in das All und verehrt in ihm die Wunder der Allmacht, — ſucht er das Wahre in ihren Geſetzen und Syſtemen, das Schöne in ihren Typen und Lebensformen, das Gute im göttlichen Plan ihrer Geſchichte, und lernt er an ihr die Verherrlichung Gottes, ſo verwendet er die Welt zu ſeinem Nutzen, und dieſen Zweck hat der Schöpfer in ſie gelegt.

70. Verliert hingegen der Menſch das All aus den Augen und richtet ſeinen Blick niederwärts auf das Fleckchen Erde, ſo verkehrt er die wahre Anſicht der Welt. Alsdann nimmt die Erde als das Differential des Univerſums alle ſeine Sorgen und Wünſche, ſeine Bedürfniſſe und Hoffnungen in Anſpruch. Statt daß der Menſch die Welt in ſich vergeiſtigen und an ihr ſich zu den Ideen erheben ſollte, verweltlicht er ſich in ihr, und ſtatt daß er ihr Herr ſeyn ſollte, wird er ihr Sclave und eine Beute ihrer finſtern Macht.

71. Der Organismus der Seele iſt vom Organismus des Geiſtes wohl zu unterſcheiden. Ueber Wiſſen und Glauben liegt das Schauen, über der individuellen Freiheit des Ichs liegt die univerſelle Freiheit des Geiſtes und über den Ideen, die ſich, in der Seele abgeſondert, dem Denken,

Fühlen und Wollen darbieten, liegt ihre Einheit im Centrum des Geiſtes. Das Bild der Hyperbel zeigt uns, wie der Geiſt über die Gleichung von Wiſſen und Seyn ſich erhebt, in welcher das Ich befangen iſt.

72. Die Ideen haben ihre Organe oder Heerde in der Seele. Das höchſte Organ für das Wahre iſt die Vernunft, für das Schöne die Phantaſie und für das Gute der reine Wille. Alle drei ſtehen in einer Potenzenreihe, ſo daß das Gute ſchon das Wahre und Schöne in ſich hat, das Schöne zwar das Wahre aber nicht das Gute, das Wahre des Begriffs aber weder das Schöne noch das Gute in ſich faßt.

73. Die Philoſophen, welche wähnen, der Begriff könne das Schöne und Gute ganz in ſich faſſen, berauben ſie gerade ihrer höhern Momente; Sie berauben das Schöne ſeiner Wärme und Fülle, welche nur das Gefühl erfaßt, und das Gute des lebendigen Acts der Freiheit, welchen nur der Wille aufnimmt. Für beide hat der Begriff keine Gleichung.

74. Das Denken und Wiſſen kann wohl das Wahre aus dem Schönen und Guten herausfinden und daſſelbe in einen Schematiſmus bringen, aber es kann die Functionen des Schönen und Guten, nämlich Gefühl und Willen, nicht in ſich reproduziren. Wer wiſſen will, was ſchön iſt, muß es an ſein Gefühl halten, und wer wiſſen will, was gut iſt, muß ſein freies Moment lebendig im Willen reproduziren.

75. Die Scholaſtik, welche gewohnt iſt, Alles in die Vernunft hinein zu pfropfen und den Begriff zum Herrn der Welt zu machen, verkennt ſowohl das höhere Gebiet des Geiſtes als die innere Natur des Schönen und Guten. Fühlen und Wollen ſind keine Reflexe des Denkens, und Schönes und Gutes keine Coefficienten des Begriffs, ſondern vielmehr höhere Exponenten deſſelben.

76. Wenn ein Philoſoph den ſich ſelbſt denkenden Begriff und die ſich ſelbſt wiſſende Idee als Höchſtes ſetzt, ſo muß doch gefragt werden, ob er einem ſolchen Prozeß ſchon zugeſehen habe, „wie ein Begriff ſich ſelbſt „denke und eine Idee ſich ſelbſt wiſſe?“ Die Meinung war bisher, daß der Geiſt es ſey, welcher ſeine Idee wiſſe und die Seele in der Function der Vernunft oder des Verſtandes es ſey, welche ihren Begriff denke, und daß eben darin Geiſt und Seele höher ſtehen, als Idee und Begriff. Leztere Behauptung iſt weſentlich von der Erſtern unterſchieden.

77. Soll die Viſion einer ſich ſelbſt wiſſenden Idee und eines ſich ſelbſt denkenden Begriffs möglich ſeyn, ſo muß der Philoſoph nicht nur über Begriff und Idee, ſondern auch über Seele und Geiſt ſeinen Standpunkt wählen, um jenem Prozeß zuzuſehen und das Geſehene uns mitzutheilen. Auch abgeſehen davon, daß wir eine ſolche Viſion auf Gutglauben annehmen können, wenn wir Luſt haben, ſo liegt jedenfalls der merkwürdige Satz darin: „Iſt Gott „die ſich ſelbſt wiſſende Idee oder der ſich ſelbſt denkende „Begriff, ſo ſteht der Philoſoph über Gott oder hat ihn

„wenigſtens in ſeinem Angeſicht." — ein Satz, der einem Axiom gleichkommt.

78. Ein ſich ſelbſt denkender Begriff, der nicht in Geiſt oder Seele geſetzt wird, iſt eine unmögliche Größe. Setzen wir, daß der Begriff als Denkendes und das Sich ſelbſt als Gedachtes, mithin Subjekt und Objekt in Eins zuſammenfallen, was der erwähnte Satz poſtulirt, ſo heben ſie einander völlig auf, weil ſie beide gleich groß ſind, und es kann weder Denkendes noch Gedachtes mehr unterſchieden werden. Es muß daher noch ein Drittes nothwendig angenommen werden, welches das Gleichſeyn oder Einswerden des Denkenden und Gedachten wahrnimmt, — ein Drittes, das außer Beiden ſich befindet. Welches iſt nun dieſes Dritte?

79. Wer in dem anſchaulichen Bilde der Hyperbel die Stellung des Ichs auf der Mitte der Zwergaxe zwiſchen den Brennpunkten von Wiſſen und Seyn betrachtet, der findet in ihm dieſes Dritte. Das Ich als abſolut identiſche Größe, was ihm durch das freie Prinzip mitgetheilt wird, vermittelt Wiſſen und Seyn in einer relativen Identität, ſo daß das wiſſende Ich auch zugleich das Seyende wird, und doch noch im Abſolutidentiſchen ein Auge übrig iſt, welches die relative Identität von Wiſſen und Seyn anſchaut und inſofern ſich ſelbſt in beiden Modifikationen erkennt.

80. Die Gabe des freien Prinzips, urſprünglich von Gott dem Geiſte anerſchaffen und über Wiſſen und Seyn

erhaben, wird im Ich der abſolutidentiſche Punkt, der alle Gegenſätze von Wiſſen und Seyn ausgleicht, aber nie ſich ſelbſt zum Gegenſatz wird. Der Satz des Selbſtbewußtſeyns: »Ich weiß, daß ich bin,« iſt nur dadurch möglich, daß die beiden Modifikationen des Ichs als Wiſſendes und Seyendes an dem freien Prinzip des Ichs, das das Abſolutidentiſche iſt und in Ewigkeit nie in eine Modifikation gezogen werden kann, zu einer relativen Identität d. h. zu einem Gleichgewicht gelangen. Darin liegt das ganze Geheimniß des Selbſtbewußtſeyns, was mit Recht ein Geheimniß genannt wird, weil das freie Prinzip in ſeiner innern Natur ewig für uns ein Myſterium iſt und bleiben wird.

81. Noch läßt ſich ein anderes Bild aus der mathematiſchen Anſchauung, die zwar nicht höher aber doch ſicherer iſt als die philoſophiſche, herbeiziehen:

So lange Denkendes und Gedachtes außer einander ſind, ſo ſind ſie, wie die Coordinaten einer Curve x und y in allen ihren veränderlichen Werthen der Gleichung unterworfen; Sobald ſie aber in Eins zuſammenfallen, ſo werden ſie, wie die Coordinaten in dem Scheitelpunkt der Curve, (wenn dieſer Punkt der Anfang der Abſciſſen iſt) $= 0$, und beide verlieren ihren Werth. Dieß iſt der Fall bei der Annahme eines ſich ſelbſt denkenden Begriffs, wo Denkendes und Gedachtes auch in Einen Punkt zuſammenfallen und $= 0$ werden.

82. Ueberſchreitet aber vollends der Begriff als Den-

kendes ſeine Sphäre, was der Fall iſt, wenn *er das Heilige und Göttliche erfaſſen will*, ſo wird *das Gedachte* unmöglich, gerade wie bei der Abſciſſe x, wenn ſie den Scheitelpunkt der Curve überſchreitet, die Ordinate y unmöglich wird, wie die Quadratwurzel einer negativen Größe.

83. Eine ſich ſelbſt wiſſende Idee und einen ſich ſelbſt denkenden Begriff gibt es nicht und kann es nicht geben; aber einen Geiſt, der ſeine Idee weiß und ſich ſelbſt im Verhältniß zu ihr erkennt, und eine Seele, die ihren Begriff denkt und ſich ſelbſt im Verhältniß zu ihm wahrnimmt, gibt es. Nur ein *ſtufenweiſes Sich ſelbſt vernehmen*, welches in der Gradation unſerer Seelenfunktionen liegt, bildet unſere Selbſterkenntniß.

84. Die Gradation unſerer geiſtigen Funktionen läßt ſich auf folgende Weiſe darſtellen: „Das Denkende in uns vernehme, was im Vorſtellen iſt, das Wiſſende vernehme, was im Denken iſt, und das Schauende vernehme, was im Wiſſen iſt.“ Auf dieſe Weiſe kommt der Prozeß der Selbſterkenntniß zu Stande, indem jedesmal die höhere Potenz die niedere in ſich aufnimmt, wodurch dann Seele und Geiſt die innere Natur ihrer Funktionen analyſiren kann. Die Natur des Vorſtellens, Denkens und Wiſſens liegt ſchon entwickelt im Schauen des Geiſtes, und der Philoſoph, der ſich auf dieſen Standpunkt zu erheben vermag, wird uns davon Kunde geben; aber eine Gränze vermag er auch nicht zu überwinden, nämlich die Natur des Schauens wieder in eine höhere

Funktion aufzunehmen. Dieß iſt für den Geiſt ſelbſt eine unmögliche Größe.

85. Nicht der Philoſoph erſchaut ſeinen Geiſt und ſeine Seele, — denn wie vermöchte er etwas Verſchiedenes von beiden zu ſeyn! ſondern Geiſt und Seele offenbaren ſich ſelbſt in allen ihren Funktionen, und reflektiren ſich in jenen identiſchen Punkt, der im Mittelpunkt des Seelenorganismus zum Ich wird. Das Weſen des freien Prinzips als göttlicher Funke iſt für die ganze Geiſterwelt das Sichſelbſtſetzen oder, wie es Schelling ausdrückt, Selbſtaffirmation, für uns zwar unbegreiflich, aber als Factum unumſtößlich.

86. Das ſichſelbſtſetzende Ich hat abſolute Identität, iſt aber zugleich das ewig Vermittelnde von Wiſſen und Seyn in relativer Identität. Das wiſſende Ich iſt das ſubjective, das ſeyende Ich das objektive, das ſich ſelbſtſetzende Ich aber, das eben, weil es ſich ſelbſt ſetzt oder affirmirt, von allem Andern unabhängig und ſelbſtſtändig iſt, iſt allein das freie Ich.

Der Menſch führt alles, was er denkt, fühlt, will und handelt, auf ſein Ich zurück und erkennt ſich in unzähligen Modifikationen, aber allen dieſen veränderlichen Werthen des Ichs muß ein unveränderlicher zum Grunde liegen, damit in dem Sichſelbſt noch eine Unterſcheidung möglich iſt. Dieſe Unterſcheidung iſt gegeben in der Beziehung von Wiſſen und Seyn zum freien Prinzip des Ichs, denn jene Werthe ſind einer Gleichung unterworfen, das freie Prinzip aber iſt über alle menſchliche Gleichung erhaben, ferner ſind jene Werthe nur relativ identiſch, das freie Ich aber iſt abſolut identiſch, dieſe beide aber ſtehen in der Unterſcheidung wie Endliches zum Unendlichen.

87. Schon Schelling hat mehrere dieſer Sätze in ſeinem Identitäts-Syſtem vorgebracht, aber ſie mußten dazumal noch unfruchtbar bleiben, 1) weil die Sphäre des Geiſtes von der der Seele noch nicht geſchieden und die Stellung des Ichs zum Geiſte noch nicht ausgemittelt war, 2) weil das freie Prinzip in ſeiner myſteriöſen Natur noch nicht als göttlicher Funke erkannt war, 3) weil eben die relative Identität von Wiſſen und Seyn in ihrer Beziehung zu dem Abſolutidentiſchen im freien Prinzip des Ichs noch nicht begriffen war und 4), weil das Ganze noch nicht in einer geiſtigen Anſchauung zuſammengefaßt war, wozu das Bild der Hyperbel nun eine ſchöne Anleitung gibt, obgleich noch Vieles zurückbleibt, was eben, weil es transzendent iſt, ſich in keine geometriſche Anſchauung bringen läßt.

88. Zugleich erhellt daraus, daß, weil im Ich ſchon ein Abſolutidentiſches iſt, nicht die geringſte Befugniß vorhanden iſt, dieſes Prädikat auf Gott zu übertragen und ihn als Potenz des Ichs zu ſetzen. Unſer Abſolutes iſt ein bloſes Differential für die Würde Gottes, ſo gewiß als der göttliche Funke des freien Prinzips nur ein Differential des göttlichen Weſens iſt, und ſo gewiß als der Lichtſtrahl nur ein Differential der Sonne iſt. Es thut Noth, die Anwendung ſolcher Formeln in ihrer Nichtigkeit für

Gott darzuſtellen, damit die Philoſophie einmal dem Chriſtenthum den Eingang geſtattet, von dem wir einen Andern als ſpekulativen Gott empfangen.

89. Eine andere Wahrheit aber erhellt aus den obigen Sätzen. Da das Ich in eben dem Maas, als es mit ſeinem Syſtem dem Geiſte näher rückt, zugleich auch in ein engeres und innigeres Wechſelverhältniß mit den Brennpunkten von Wiſſen und Seyn geſetzt wird, ſo läßt ſich endlich ein Zuſtand denken, in welchem die individuelle Freiheit des Ichs in die univerſelle des Geiſtes ſich auflöst und die Brennpunkte von Wiſſen und Seyn ihre Gegenſätze im Mittelpunkte aufheben, ſo daß die Seele dem Geiſte gleich wird. Dieß iſt der Zuſtand der wahren Integration, in welchem alle die untergeordneten Funktionen der Seele aufhören, dafür aber das Schauen des Geiſtes das Göttliche zu erfaſſen vermag, welches allein der Zuſtand der Seligkeit iſt.

90. Noch laſſen ſich folgende Prozeſſe ableiten: Bildet das freie Ich ſeine Gleichung mit ſich als Indifferenz aus, ſo entſteht das Selbſtgefühl, bildet es ſeine Gleichung mit Wiſſen und Seyn aus, ſo entſteht das Selbſtbewußtſeyn oder das Wiſſen des Selbſt von dem Seyn, bildet es in den Modifikationen von Seyn und Wiſſen die beſondern Gleichungen, ſo entſteht die Selbſterkenntniß, bildet es hingegen ſeine Gleichung zwiſchen dem Zuge in den Geiſt und in die Welt aus, ſo entſteht die Selbſtgeſetzgebung.

91. Dieß iſt der Evolutionsprozeß.

Ohne Selbſtgefühl kein Selbſtbewußtſeyn, ohne Selbſtbewußtſeyn keine Selbſterkenntniß und ohne Selbſterkenntniß keine Selbſtgeſetzgebung. Aber dennoch hört hier die Entwicklung noch nicht auf, weil über dieſen noch ein höheres liegt, wovon ſpäter die Rede ſeyn wird.

92. Das freie Ich hat inſofern vier Hauptrichtungen: Eine in die Sphäre des Seyns oder Objektivität, die andere in die Sphäre des Wiſſens oder Subjektivität, die dritte in ſich ſelbſt oder in die Sphäre der Indifferenz und die vierte in die Sphäre des Geiſtes.

93. Denken wir uns den Menſchen, wie er im gewöhnlichen Leben denkt, fühlt und handelt, ſo ſehen wir ihn in die unzähligen Richtungen geſtellt, welche ihm aus den unendlichen Peripherieen des Seyns, des Wiſſens, der Indifferenz und des Geiſtes zuſtrömen. Dieß iſt das empiriſche Ich, wie es als Perſon mitten in der Welt ſteht und in dem ſtetigen Fluſſe ſowohl ſeiner Gedanken, Gefühle und Entſchlüſſe als auch fremder Einwirkungen befangen iſt. Dennoch ſteht das Ich, wenn es ſich zur Wahrheit der Freiheit ausbildet, ſelbſtſtändig und unabhängig von allen innern und äußern Einwirkungen da, und vermag ſich jeden Augenblick frei zu beſtimmen.

94. Sucht hingegen der Menſch die Mittel- oder Brennpunkte jener Sphären auf, um ihren Zuſammenhang zu finden und ſie in Syſtemen auszubilden, ſo wird das empiriſche Ich ins philoſophiſche Bewußtſeyn erhoben, welches den Standpunkt der Ideen behauptet und aus den Mittel- oder Brennpunkten in die Periphe-

rieen ſchaut. Die Philoſophie iſt alsdann nichts anders als die Abbildung und Beſchreibung des Originals, in welchem ſich Geiſt und Seele ſelbſt offenbaren. Der Philoſoph überſetzt das, was er in jenen Mittelpunkten wahrnimmt, ſo gut er kann, in die Sprache und das Syſtem.

95. Die vielen philoſophiſchen Syſteme, die eben, weil es ihrer viel ſind, einſeitig und irrthümlich ſind, rühren nicht nur daher, daß ſie *ſtatt der Mittelpunkte* nur *Nebenpunkte* auffaſſen und nach ihnen das Ganze beſtimmen, ſondern weit mehr daher, daß ſie das Centrum des Geiſtes, in welchem der Zuſammenhang aller Syſteme liegt, gar nicht kennen.

96. Die neuere Scholaſtik ſchlägt ihren Thron in dem Mittelpunkt des Wiſſens auf und ſetzt den abſoluten Begriff zum Beherrſcher des Ganzen. Sie ſpricht zwar auch von einer Philoſophie des Geiſtes, umlagert ihn aber mit den dürren metaphyſiſchen Formeln, ſo daß zwiſchen ihm und der Vernunft kein Unterſchied mehr iſt.

97. So gewiß das geiſtige Schauen über Denken und Wiſſen, die freimachende Wahrheit über aller logiſchen und metaphyſiſchen, das Heilige über dem Wahren, Schönen und Guten, die Harmonie der Ideen über ihrer Vereinzelung, Liebe und Glauben über Begriff und Syſtem, die Offenbarung im Wort über den Träumen eines ſelbſtverfertigten Planes zur Weltentwickelung ſtehen, ſo gewiß ſteht der Geiſt über der Vernunft.

98. Noch näher geht die Frage ein, wie ſich Denken, Fühlen und Wollen zu einander verhalten?

Ein klares Denken hat der Menſch für Alles, was unter die Idee der Wahrheit fällt, wie die Prinzipien der Vernunft, die Syſteme des Verſtandes und der Stoff der Vorſtellungen. Der Begriff iſt ſowohl ſubjektiv für die Sphäre des Wiſſens als objektiv für die Sphäre der phyſiſchen Natur Meiſter geworden und kann alles darin ſeinem Gebiet unterwerfen.

99. Ein inniges Fühlen hat der Menſch für Alles, was unter der Idee der Schönheit liegt, wie die Ideale der Phantaſie, die Typen des Gefühlvermögens und die Bilder der Einbildungskraft. Im Schönen iſt der Begriff nicht mehr Meiſter, er wirkt blos mit, um die Form zu bilden, an welcher die Fülle des Gefühls ſich ausdrückt. Der Begriff verhält ſich zum Gefühl des Schönen, wie das Knochenſkelet zur organiſchen Fülle des Lebens.

100. Ein reines Wollen hat der Menſch für Alles, was unter die Idee der Tugend fällt, wie die Beſtreben des Willens in Gerechtigkeit, Tapferkeit, Großmuth, ferner die Neigungen und Eigenſchaften des Gemüths in Achtung, Liebe, Freundſchaft, und zuletzt die Beſchränkung der Begierden und Lüſte des Begehrungs-Vermögens in Mäßigkeit und Genügſamkeit. Im Guten vermag der Begriff noch weit weniger, er iſt blos das feſthaltende Moment, wodurch der weit höhere Act der Freiheit ſich offenbart. Wer Liebe und Freundſchaft blos denkt und nicht thätig im Gemüthe erweckt und nachbildet, wer Tapferkeit

und Großmuth blos denkt, und nicht an der Stärke ſeines Willens erprobt, der hat blos die Schale, aber keinen Kern.

101. Am wenigſten hat der Begriff ein Bürgerrecht im Heiligen. Im Gebete, wo der Menſch Gott ſein Herz zum Opfer bringt, iſt der Begriff ein bloſer Zuleiter, etwa wie der Eiſendraht ein Leiter des elektriſchen Lichts iſt.

102. Wenn Paulus der Apoſtel ſagt: „Seine thörichte Predigt ſey nicht in den vernünftigen Reden menſchlicher Weisheit abgefaßt, ſondern in Beweiſung des Geiſtes und der Kraft, auf daß der Glaube beſtehe nicht auf Menſchen Weisheit, ſondern auf Gotteskraft,“ ſo ſetzt er ſeine thörichte Predigt dem klaren Wiſſen, den Geiſt den Reden der Vernunft und die Kraft Gottes der Menſchen Weisheit entgegen. Wie läßt ſich dieß vertheidigen?

103. Die Klarheit der Vernunft und die thörichte Predigt vom Glauben verhalten ſich zu einander, wie das gemeine Waſſer zu dem lebendigen, wovon Chriſtus ſagt: „Wer von dieſem (gemeineren) Waſſer trinket, den wird wieder dürſten, wer aber von dem Waſſer trinket, das Ich ihm gebe, den wird ewig nicht mehr dürſten, ſondern es wird in ihm ein Brunn des Waſſers werden, das ins ewige Leben quillt.“ Und ſo iſt es auch. Das Wiſſen dürſtet immer und ſein Durſt kann und wird nie geſtillt werden, weil die Quelle, aus der es ſchöpft, ganz irdiſcher Natur iſt. Der Glaube hingegen, hat er einmal vom lebendigen Waſſer getrunken, dürſtet nimmermehr,

ſeine Quelle fließt vom Himmel und quillt wieder zurück ins ewige Leben. Dieß iſt der Unterſchied zwiſchen der waſſerhellen Klarheit des Vernunftwiſſens und der verborgenen Kraft des lebendigen Glaubens.

104. Die Rationaliſten ſagen wohl auch zu Chriſto: »Herr, Herr!« Aber daran liegt nicht viel; Chriſtus wird ihnen doch einſt ſagen: »Ich habe euch noch nie erkannt; weichet von mir, ihr Uebelthäter!«

105. Was iſt alſo der Begriff? Nichts anders, als eine ausgerippte Pflanze, in der zwar ein künſtlich geordnetes Faſerngewebe ſichtbar, vielleicht auch Name und Geſchlecht erkennbar iſt, die aber alle Fülle und alles Leben verloren hat; daher iſt alles, was im bloſen Begriff gegeben iſt, ſo ſtarr und todt wie eine Cryſtalliſation. Eine Philoſophie, die Alles auf den Begriff zurückführt, hat nichts als einen ausgerippten Geiſt und eine ausgerippte Welt. Nehmen die Rationaliſten ihr klares Wiſſen vollends in die Religion hinüber, dann bekommen wir auch ein ausgeripptes Evangelium und einen ausgemergelten Chriſtum.

106. In dem Organismus der Seele laſſen ſich Ordnungen und Dimenſionen abſondern:

Die **Ordnungen** richten ſich nach den drei Ideen, welche vom Geiſte aus in drei Strahlen die Seele durchſtrömen und drei Reiche ſtiften: 1) das Reich der Erkenntniß im Wahren, 2) das Reich des Gefühls im Schönen und 3) das Reich des Willens im Guten. Die Grundfunktionen ſind Denken, Fuhlen und Wollen.

107. Die Dimenſionen richten ſich nach dem verſchiedenen Zug, welchen von oben der Geiſt und von unten der Leib auf die Seele ausuben. Sie beſtehen in den verſchiedenen Vermögen, die in jeder Ordnung den dreifachen Karakter der Allgemeinheit, Beſonderheit und Einzelheit ausdrucken. Die Dimenſion der Einzelheit ſteht dem Leibe am nächſten, die Dimenſion der Allgemeinheit dem Geiſte, in der mittlern oder der Beſonderheit druckt ſich der Karakter der Seele am reinſten aus.

108. In den Ordnungen iſt der Integrations-Prozeß folgender:

Das Wahre integrirt ſich im Schönen und das Schöne im Guten. Der handelnde Menſch iſt am integrirteſten, weil jede Handlung ſchon Begriff und Gefuhl vorausſetzt. Darum liegt auch der Werth der moraliſchen Ordnung uber der intellectuellen der Wiſſenſchaft und uber der äſthetiſchen der Kunſt. Das Denken des Wahren und das Fuhlen des Schönen haben ihren ächten Werth nur darin, daß ſie dem Wollen und Handeln des Guten dienen. Alles liegt am ſittlichen Erwerb, der allein zum ſeligen Leben befähigt. Nach Syſtemen und Kunſten, welche ſchon auf der Erde eine vergängliche Natur haben, wird einſt wenig gefragt werden, und diejenigen, welche den abſoluten Begriff zum Gott ſtempeln, werden ganz leer ausgehen.

109. In den Dimenſionen iſt der Integrations-Prozeß folgender:

Die Vorſtellung integrirt ſich im Begriff und der Begriff im Prinzip.

Das Bild integrirt ſich im Gefühl und das Gefühl im Ideal.

Die Begierde integrirt ſich in der Neigung und die Neigung im Beſtreben der Tugend.

110. Je beſſer dieſe beiderlei Integrationen im Menſchen von ſtatten gehen, deſto mehr nähert er ſich auf bewußte Weiſe den Ideen, ſo daß er wirklich in den Beſitz des Wahren, Schönen und Guten gelangt, und zugleich erhebt ſich das freie Prinzip im Ich zur practiſchen Freiheit. Ueberhaupt iſt die ganze Tendenz des Menſchen keine andere, als daß er das, was ihm als Idee vorleuchtet, auch ins Leben geſtalten und zum Eigenthum machen ſolle. Dieß geſchieht, wenn das Ich als die wirklich handelnde Perſönlichkeit ſein ganzes Syſtem dem Centrum des Geiſtes näher rückt oder ſich von ihm führen läßt. Es gibt aber auch eine entgegengeſetzte Abweichung in die Welt, wovon ſpäter die Rede ſeyn wird.

111. Das Denken, der Begriff, das Wahre an ſich, getrennt vom Schönen und Guten, hat im Organismus der Seele den niederſten Werth, den mittlern hat das Fühlen des Schönen, den höhern das Wollen des Guten, den höchſten aber hat das Streben zum Heiligen. Eine Philoſophie, welche dieſe Sätze umkehrt, liegt im Irrthum und in der Verkehrtheit. Allerdings iſt bei den Bewohnern der Erde, die aus dem Mittelpunkt in die Peripherie hinausgeworfen ſind, der Begriff innerlich, wie

die Schwere äußerlich, vorherrſchend geworden, aber eben deßwegen iſt die Philoſophie da, daß ſie uns zeigen ſoll, daß wir über die Schwere hinaus zum Lichte und über den Begriff hinaus zur Anſchauung des geiſtigen Lebens gelangen ſollen.

112. Auch der Leib hat einen Organismus und ohne den Leib könnten Geiſt und Seele ſich nicht in einer individuellen Form bewegen und zu einem Menſchen zuſammen ſchließen, in welchem die ſichtbare wie die unſichtbare Welt ſich abſpiegelt und ihren ganzen Reichthum vergeiſtigt. Das irdiſche Leben gebührt dem Leibe, aber auf ſeiner Grundlage muß das geiſtige Leben gewonnen werden, und die Jahre, die dem Leibe zugezählt ſind, ſind die Lehrjahre für den Geiſt, um ſich für ein ewiges Leben zu befähigen. Wie die Pflanze aus finſterer Wurzel den Stengel treibt und endlich ihren Kelch der Sonne entgegenbietet, um Licht zu empfangen, ſo rankt der Menſch aus finſterm Leib in die moraliſche Ordnung empor, um Licht aus einer höhern Sonne zu empfangen.

113. Der Leib iſt es, der uns mit der Natur befreundet, und Geiſt und Seele in ihren Kontakt bringt. Er iſt nöthig, um den Stoff aus den drei Weltordnungen herbeizuſchaffen, an welchem die Ideen des Wahren, Schönen und Guten practiſch gefüllt werden, damit das Ich zur bewußten höhern Freiheit gelange.

114. Der Leib iſt ohne Zweifel dem höhern Organismus der Seele nachgebildet, übrigens modifizirt durch Geſetze,

welche die Stoffheit und die Verhältniſſe von Raum und Zeit mit ſich bringen. Der Leib iſt nicht blos Werkzeug der Seele, wie es etwa der Künſtler nöthig hat, um ſein Kunſtwerk auszuführen, er iſt vielmehr ein integrirender Theil, ohne welchen die Seele keine menſchliche wäre.

115. Das organiſche Leben hat ein eigenthümliches Prinzip, das zwiſchen dem bewegenden Prinzip der phyſiſchen Natur und dem freien der geiſtigen Natur in der Mitte ſteht und mit Recht das bildende Prinzip genannt werden kann. Seine Kunſt iſt die individuelle Plaſtik des Stoffs; darum findet ſich in der organiſchen Welt die reale Abſpiegelung des Schönen, während die phyſiſche Natur nur die reale Abſpiegelung des Wahren iſt.

116. Das herausgetretene Denken iſt Bewegen, und die Denkgeſetze bilden ſich auf tieferer Stufe in den Bewegungsgeſetzen nach. Eben ſo iſt das herausgetretene Fühlen Leben, und der unendliche Reichthum der Typen des Schönen bildet ſich auf tieferer Stufe in die Plaſtik des Lebens ein.

117. Das bildende Prinzip hat einen Beſtandtheil am geiſtigfreien, und den andern am phyſiſch bewegenden Prinzip, das Element aber, was dieſe beiden ſo innig indifferenzirt, iſt das unſichtbare Band des Lebens, welches der Schöpfer durch die ganze Schöpfung gezogen hat. Die wahre und unveränderliche Einheit in der Schöpfung iſt das Leben mitten zwiſchen der geiſtigen und phyſiſchen Ordnung. Es gibt eine Menge Einheiten, aber

ſie gehören entweder zur niedern Ordnung wie die phyſiſche, oder zur höhern Ordnung wie die geiſtige, die ächte aber iſt allein das Leben und ſteht in der Mitte zwiſchen allen Ordnungen, wie in dem Zahlenſyſtem die Potenz Null = 1 zwiſchen allen negativen und poſitiven Exponenten.

118. Die höhere Phyſiologie wird einſt die Correlate der Seele in den Organen und Funktionen des Leibs wieder finden, und wird, um auch nur einigermaßen dem großen Problem ſich nähern zu können, die Vermittlung von Leib und Seele einem eigenen Prinzip zutheilen; dieſes Verbindungsglied iſt *der Nervengeiſt*, der als höchſte organiſche Kraft von keiner andern ſowohl phyſiſchen als organiſchen zerſtörbar iſt, und daher auch nach dem Tode fortdauern und mit der Seele vereinigt bleiben muß. Dieſer Nervengeiſt hat eine unendliche Bildſamkeit, um ſowohl die unendliche Mannigfaltigkeit der Erſcheinungswelt als die unendlich vielen Modifikationen der Innenwelt in ſich aufzunehmen, und jene der Seele, dieſe dem Leibe und der Welt zuzuführen.

119. Von den drei Organismen: *Geiſt, Seele und Leib* hat Jeder ſein Centrum und ſeine Kreiſe, die aber alle in der genaueſten Verbindung und Wechſelwirkung ſtehen. Der Philoſoph, wenn er die höheren Forderungen mit dem Gegebenen vergleicht, erkennt in denſelben zwei entgegengeſetzte Zuſtände, nämlich *den Zuſtand der Integrität und den Zuſtand des Abfalls*.

120. Der *Stand der Integrität* kann nur als Normal-Idee von uns aufgefaßt werden. Wir müſſen

nehmen, daß es Gott gefallen habe, Geiſt, Seele und Leib eine ſolche Verfaſſung zu geben, daß der geſchaffene Menſch als Glied der Geiſterwelt ſeine Stelle ausfüllen und zum Zweck des Ganzen das Seinige beitragen ſollte. Der höchſte Zweck eines Geiſtes iſt ſubjektiv *der Erwerb eines ſeligen Lebens*, objektiv *die Verherrlichung Gottes*. Um beides zu erfüllen, mußte der Menſch *frei* geſchaffen ſeyn.

121. Der Normal-Menſch hält den Mittel-Zuſtand zwiſchen einem Höhern und Tiefern, oder auch die Indifferenz zwiſchen Poſitivem und Negativem. Nach oben geht ſeine Vervollkommnung und Veredlung und dieſe Erhebung entſpricht dem erwähnten Zwecke, nach unten geht ſeine Verſchlimmerung und Verkehrung und er entfernt ſich von ſeinem Zwecke. Er iſt aber frei in der Wahl ſeiner Richtungen, indem eben die geiſtige Indifferenz in Beziehung auf Freiheit die relative Wahlvollkommenheit begründet.

122. In dieſer Verfaſſung ſteht der Geiſt in ſeinem Centrum, das ihm von Gott angewieſen iſt; Sein Schauen iſt gerichtet in die Fülle der Offenbarung und nach dem Reich des Heiligen. Seine Freiheit iſt univerſell und erhebt ſich über Welt und Zeit, und durch die Harmonie des Wahren, Schönen und Guten, welche *der Bund der Liebe* iſt, beherrſcht er Seele und Leib.

123. Nimmt die Seele an der gleichen Verfaſſung Theil, ſo reinigt ſie ſich an den Ideen, indem ſie ihre Begriffe zu den Prinzipien des Wahren, ihre Gefühle zu den Idealen

des Schönen und ihre Entſchlüſſe zu den Beſtrebungen des Guten erhebt. Auf dieſe Weiſe wird das Ich mit ſeinem ganzen Syſtem dem Centrum des Geiſtes näher gerückt und die beiden Sphären von Wiſſen und Seyn ſammt allen Funktionen vergeiſtigen ſich mehr, und rücken immer ſich näher, ſo daß das Ich, als frei ſich bewegend in jenen Mittelpunkten, den Zuſammenhang von Seyn und Wiſſen zu erfaſſen im Stande iſt.

124. Folgt die Seele dem höhern Zug, ſo nimmt auch der Leib Antheil, indem er immer mehr von der Sinnlichkeit und den Lüſten und Trieben, die ihm die Welt darbietet, ſich frei macht und in ungeſchwächter Geſundheit ſein Lebensalter durchläuft. Der Leib wird alsdann, wie **Paulus** ſagt, **ein Tempel des Geiſtes.**

125. **Im Zuſtande des Abfalls** hingegen werden Geiſt, Seele und Leib aus ihrem Centrum verrückt und niederwärts gezogen, ſo daß der Leib ſich verweltlicht, die Seele ſich verleiblicht und der Geiſt im Gebiete der Seele ſich verdunkelt.

126. Der Geiſt ſinkt unter den Horizont, wo er die höhere Sonne nicht mehr ſchauen kann, — Glück genug, wenn ihm noch die Morgenröthe leuchtet, die ihm von jener höhern Sonne noch Zeugniß gibt. Er hat dann doch die Ahnung einer höhern Welt noch behalten, die der tiefer geſunkene Geiſt gar nicht mehr inne wird. Eben ſo wird im Geiſt das Licht der Freiheit verdunkelt, und die Harmonie der Ideen löst ſich auf

127. Am gleichen Verderben nimmt auch die Seele Theil. Das Ich ebenfalls abgewichen aus ſeinem Mittelpunkte, verliert die Brennpunkte des Seyns und des Wiſſens, zerſtreut ſich in die Peripherie und ſchafft ſich nach Willkühr eigene Mittelpunkte. Durch dieſe Abweichung wird das Ich negativ, ſeine intellectuelle äſthetiſche und moraliſche Kraft wird geſchwächt, die Ideen trüben ſich und werden in Reflexe gezogen, die nach Auflöſung der Harmonie keinen Einheitspunkt mehr haben.

128. Die Vernunft kommt in Streit mit ihren Prinzipien, welche ihre Stufenordnung verloren haben, und führt mit ſich ſelbſt einen beſtändigen Krieg. Die Philoſophie mit ihren tauſend zerronnenen Syſtemen iſt Zeuge dieſes Streits. Sie ſchafft ſich ein falſches Centrum im Abſoluten und ſetzt es dem Göttlichen gleich.

129. Auch die Phantaſie nimmt Theil. Sie findet ihre Ideale, die im Lichte ſtehen ſollten, nur im Helldunkel und ihre Natur iſt verdüſtert. Daher iſt die wahre Genialität der Kunſt ſo ſelten. Der Genius hat ſeine Fackel umgeſtürzt, ſie will nicht mehr zum Heiligen aufflammen, ſondern brennt abwärts in die Tiefe, wie die glühende Eiſenſchlacke.

130. Der Wille, der ſeine Freiheit noch am meiſten behaupten ſollte, um dem Heiligen zu dienen, läßt ſich die Selbſtgeſetze kalter Moral gefallen, welche ihm einen aus Begriffen geworbenen Imperativ ſtatt der Liebe anbietet und ſein Selbſtvertrauen ſteigert, ſtatt ihn Demuth und Selbſtverläugnung zu lehren.

131. Sind die höhern Kräfte der Seele abgefallen, was ſoll aus den niedern werden? Was vermag der Verſtand, wenn die Prinzipien in Verwirrung ſind, — was das Gefühl, wenn die Ideale verdunkelt ſind, und wie mag Liebe ins Gemüth kommen, wenn das ſtarre Geſetz den Willen zu beherrſchen ſucht?

132. Im Abfall legt ſich die Wolke des Scheinlebens, wie Franz Bader es nennt, zwiſchen das Licht der Ideen und den Standpunkt des Ichs in die Mitte und läßt nur eine ſparſame Helle durch in gebrochenen Strahlen. Iſt die Einheit im Geiſte aufgelöſt, ſo will jedes Vermögen in der Seele für ſich ſeyn und in ſich einen eigenen Mittelpunkt konſtituiren, um den ſich alles drehen ſoll. Das Ich, welches der Diener des Geiſtes ſeyn ſollte, erhebt ſich zum Herrn und Meiſter und übt dieſe Meiſterſchaft hauptſächlich in der Philoſophie aus, indem es das abſolute Ich, d. h. ſich ſelbſt in der höchſten Potenz, zum Gott ſtempelt und ihn in dem ſich ſelbſt denkenden Begriff zu ſich ſelbſt kommen läßt. Dieß iſt die Selbſtſucht der Philoſophie.

133. Da die ganze Philoſophie nie etwas anders ſeyn kann, als die Abſpieglung des Ichs im Philoſophen, indem das Ich als Centrum nicht nur der Durchkreuzungspunkt aller Radien der Seele, ſondern auch als abſolut identiſche Größe alle Gleichungen zwiſchen Wiſſen und Seyn in ſich vermittelt, ſo liegt alles daran, welchen Standpunkt das Ich behauptet. Iſt es wahrhaft in ſeinem Centrum, ſo findet es ſich vom Geiſte erleuchtet, erkennt ihn als Gebie-

ter über alle Sphären und zugleich als Führer zu Gott an. Iſt es aber aus ſeinem Centrum abgewichen, ſo trennt es ſich vom Geiſt und will alles aus ſich ſeyn. Im Dunkel des Wiſſens bläht es ſich auf, und nimmt ſeine Relationen, nämlich das An ſich, In ſich, Für ſich, Aus ſich, Zu ſich, Um ſich, und ſo viele Sich es geben mag, und trägt ſie nicht nur auf niedere und höhere Verhältniſſe, ſondern auch auf Gott über, der dann weiter nichts iſt als die Potenz des Ichs.

134. Die neuere Scholaſtik läßt überall den Geiſt ſich ſubſtantialiſiren bald in der Weltgeſchichte, bald in den Religionen, bald in der Politik, bald im Staat bis zur Familie hinab, und verkehrt dadurch gänzlich die wahre Philoſophie des Geiſtes. Nicht der Geiſt ſubſtantialiſirt ſich, ſondern die Ideen, die von ihm ausgehen. Wir ſehen allerdings die Idee der Wahrheit in der phyſiſchen Ordnung und die Schönheit in der organiſchen ſubſtantiell werden, aber nicht in den Erſcheinungen, ſondern in den Geſetzen der Bewegung und in den Typen des Lebens, und ſo wird auch einſt die Idee der Tugend in der Weltgeſchichte ſich ſubſtantialiſiren. Dieſe Subſtantialität iſt nicht der Geiſt, der, ewig rein und unangetaſtet, ſich nicht zerſtückeln läßt und nicht die wunderlichen Geſtalten, die ihm die Philoſophie aufbürdet, annimmt.

135. Im Abfall ſucht der Menſch das Wahre in der Mannigfaltigkeit der Erſcheinungen und läßt ſich von ihrem bunten Kleide äffen. Das Konkrete iſt wohl das Wirkliche, aber nicht das Wahre. Die Wahrheit liegt

im Geſetz, welches die Einheit oder ihre Gleichung enthält, das Geſetz aber iſt nichts konkretes und erſcheint nirgends. Es gilt hier, was Plato ſagt: »das Urbild der Kugel iſt ewig, und unabhängig davon, ob wirkliche Sphären geſchaffen ſind, oder die wirklichen vergehen.« Die Wahrheit liegt daher in der geiſtigen Gleichung der Kugel, nicht in ihrer Wirklichkeit. Wer in dem vereinzelten Seyn, d. i. in der Erſcheinung die Wahrheit ſucht, hat ſie als Idee aufgegeben oder iſt vielmehr von ihr abgefallen.

136. Ein Unterſchied aber iſt zu machen zwiſchen den Erſcheinungen der Natur, welche durchgängig von Geſetzen beherrſcht iſt, und zwiſchen den Ereigniſſen der Weltgeſchichte, welche dem freien Spiele menſchlicher Kräfte hingegeben iſt.

137. In den Erſcheinungen der Natur iſt die Einheit in Brüche und die Wahrheit in Reflexe zerfallen; So gewiß nun im Bruche nicht die Einheit iſt, ſo gewiß iſt im einzelnen Reflex nicht die Wahrheit. Obgleich in der Natur jedes wirkliche Ding, oder die Beſtandtheile des Dinges, das wir analyſiren, zu irgend einer Proportion, die in der Wahrheit liegt, gehören muß, ſo iſt doch das Wirkliche in der Erſcheinung nicht das Wahre, ſondern die geiſtige Proportion iſt es, welche den Erſcheinungen zum Grunde liegt, die aber der Verſtand erſt finden und ins Syſtem der objektiv gewordenen Wahrheit einreihen muß. Das Zerfallen in Reflexe und in Brüche liegt nicht in der Idee und in der Einheit, ſondern iſt von einem ganz entgegengeſetzten feindlichen Prinzip bewirkt.

138. Aber ganz anders verhält es ſich in der Weltgeſchichte, wo der Faktor der Freiheit mit ſeinen moraliſchen Größen eine ſo wichtige Rolle ſpielt.

Die neuere Scholaſtik läßt die Idee wie aus einem Embryo, noch verſchloſſen im Mutterleib, ſich entwickeln; Iſt ſie aus dem Mutterſchooß ans Licht gekommen, ſo geſtaltet ſie ſich nach einem innern nothwendigen Typus in vielerlei Richtungen hin; hat ſie ſich in dem Andersſeyn durch alle Epochen, nämlich Kindes-, Knaben-, Jünglings- und Mannsalter lange genug umhergetrieben, ſo kehrt ſie dann am Schluſſe in ſich ſelbſt zurück, kommt zu ſich ſelbſt und wird nun zur ſich ſelbſt wiſſenden Idee. Zu dieſer Foetus-Philoſophie wünſchen wir Jedem Glück, finden aber keinen Troſt und keine Wahrheit darin. Es liegt übrigens ein ſchöner dramatiſcher Stoff darin, wenn man die Idee wie den ewigen Juden perſonifizirte, ſie durch alle Verhängniſſe eines auf ihr laſtenden Schickſals hindurchführte, um zuletzt zur Wiederverſöhnung zu gelangen. Die neuere Scholaſtik will durch dieſe Hypotheſe dem blinden Fatum der Alten ein Auge einſetzen, indem ſie das Geſetz der Evolution der Weltgeſchichte ſchon als ein vorherbeſtimmtes und nothwendiges in den Keim der Idee legt.

139. Ob unter der ſich ſelbſt wiſſenden Idee das Göttliche verſtanden ſey, laſſe ich zur Ehre der Philoſophie und um nicht den Greuel der Profanation zur Sprache zu bringen, dahin geſtellt ſeyn, und dann folgt die Frage: Wer hat die Idee erſchaffen und das Geſetz der Evolution

in ſie gelegt? — Ohne Zweifel Gott. Wenn ihr nun den Plan der Vorſehung annehmt, ſo habt ihr ja dieſe große Aufgabe, welche Freiheit und Schickſal vermitteln ſoll, weit einfacher, wenn ihr das ganze Weltdrama dem freien Spiele der Menſchen hingebet, jedesmal aber, wo es die Gränzen des Plans überſchreiten will, durch das höhere Schickſal wieder ins Geleis zurückweiſet.

140. Alle Thatenreihen der Menſchen ſind frei, aber ihre Durchkreuzung zum endlichen Erfolg hängt von einer göttlichen Kompenſation ab, die eben ſo gut unmittelbar als mittelbar durch Geſetze eingreifen kann. Was aber dem freien Spiel der Kräfte hingegeben und Werk der Menſchenſatzungen iſt, wie Sittengebräuche, Gewohnheiten, Regierungsformen und Verfaſſungen, das kann eben ſo wohl zur Wahrheit als zum Trug, zum Recht als zum Unrecht, zum Guten als zum Böſen hinneigen.

141. So gewiß im Völkerleben nur der Rechtsbegriff und das Geſetz Wahrheit ſind, ſo gewiß iſt der Deſpotismus und die Willkühr Lüge und Verkehrtheit, und ſo gewiß die moraliſche Ordnung, welche in der Welt noch nicht wirklich iſt, Wahrheit iſt, ſo gewiß iſt die blos politiſche Ordnung, die wirklich iſt, eine Verkehrtheit. Ein weiſer Geſetzgeber, der viele Generationen beglückt, und ein roher Deſpot, der ſie unglücklich macht, ſind gleich gemiſcht wie Looſe in der Urne des Glücks. Wohl mag die Vorſehung (nicht die Idee nach einem Typus der Entwicklung) durch den Einen oder Andern Milderung

oder Strenge in weiſer Abſicht über ein Volk verhängen, aber gewiß liegen ſie nicht in dem Abſolutismus der Geburt oder der grundloſen Exiſtenz als Naturbeſtimmung, nach Hegels Meinung, wie nothwendige Embryonen der Idee vorherbeſtimmt, — ein abominabler Gedanke!

142. Wohl hat der Rechtsbegriff auch ſeine Evolutions-Momente, die er durchlaufen muß, wenn er zur Vollendung kommen ſoll; aber nicht die implizite Nothwendigkeit einer Idee, ſondern das ſollizitirende Prinzip der Freiheit, das ſich durch alle Hinderniſſe, ja ſelbſt durch die Lüge des Deſpotismus Bahn brechen muß, iſt es, was den Rechtsbegriff zur Vollendung bringt.

Wo ein Volk in der Wahrheit des Rechtsbegriffs, der nur in einer Verfaſſung ſeine Vollendung hat, ſich klar geworden iſt, und doch noch unter willkührliche Herrſchaft ſich beugen ſoll, da wird man doch den wirklichen Deſpotismus nicht als einen nothwendigen Exponenten einer Idee betrachten.

143. Die Völker und noch mehr die Regenten, die ſie führen, bereiten ſich ſelbſt großentheils ihre Schickſale aus freier Wahl, indem ſie das Gute und Böſe, Recht und Gewalt gar wohl kennen. Und ſo ſoll es auch ſeyn, daß die Wendung des Glücks oder Unglücks von der Individualität freier Männer abhängt. Die Freiheit iſt eine Kraft, die nicht nur über Generationen und Jahrhunderte, ſondern auch über die nothwendige Entwicklung einer trägen Idee erhaben iſt. Die Freiheit iſt ſich ſelbſt

Entwicklung und fragt nach keiner Idee, die unter ihr liegt. Dieß iſt die Lehre der Geſchichte, die nirgends ſtärker ihre Stimme hören läßt, als in unſerer Zeit. Eine Philoſophie, welche nicht nur in Werken der Natur, ſondern auch der Menſchenſatzung das Wirkliche für das Wahre hält, verſinkt in ihre eigene Nichtigkeit, indem ſie ſelbſt das Licht der philoſophiſchen Freiheit, welche immer über ihrem Stoffe ſchweben ſoll, zum finſtern Schwerpunct und ſich ſelbſt zum Sklaven der Nothwendigkeit macht.

144. Eben ſo wie im Abfall der Menſch das Wahre verderbt, ſo ergeht es auch im Schönen. Er ſucht daſſelbe in dem Spiele der Bilder, die aus dem Boden der Einzelheit hervorrinnen, und ergötzt ſich an ihren Formen. Nicht das vielgeſtaltete Leben iſt das Schöne, ſondern die Typen, unter welchen es erſcheint. Das bildende Prinzip iſt zwar zugleich das individualiſirende, aber es iſt ein großer Unterſchied in den Typen, welche es dazu nimmt. Es mögen wohl viele Künſtler eine Madonna mahlen, aber es iſt doch nur ein Ideal in ihr, welches die höchſte Schönheit in ſich vereinigt.

145. Auf gleiche Weiſe ſucht der abgefallene Menſch das Gute im klugen Gebrauche der Mittel zur Glückſeligkeit. Es iſt ihm nun einmal in der Welt ſeine Stelle angewieſen, warum ſollte er nicht diejenige Glückſeligkeit damit vereinigen, welche den volleſten Genuß bei den wenigſten Störungen gewährt? Was ſoll er zaudern, nach Ruhm, Ehre, Glanz, Reichthum, Güter, Anſehen und Würden zu trachten, um ſeine Rolle in der Welt

gut durchzuſpielen und ſich einen berühmten Namen zu machen?

146. Noch ſchlimmer ſteht es, wenn der Geiſt ganz aus ſeinen Kreiſen gezogen und verdunkelt iſt, ſo daß das Heilige ganz erliſcht und Glaube und Gewiſſen verſtummen. Alsdann wird die Seele durch die Selbſtſucht und Weltſucht beherrſcht und alle gute Genien fliehen von ihr.

147. Die unbefangene Vernunft und die dialektiſche ſind nicht zu verwechſeln:

Die unbefangene Vernunft erkennt ihre Stellung genau in dem geiſtigen Organismus; Sie erkennt 1) ihr Verhältniß zu dem Syſtem von Seelenvermögen, in dem ſie ſelbſt iſt, ſowohl der Ordnung als der Dimenſion nach, ſie weiß, daß ſie das Vermögen der Prinzipien und inſofern das höchſte Vermögen des Wahren an ſich iſt. Sie erkennt 2) ihr Verhältniß zum Geiſt, der die Einheit der Ideen in ſich hat. Hier iſt es, wo das Abſolute den ſpekulativen Schein des Göttlichen annimmt. Der Vernunft erſcheint dieſe höhere Einheit von Wahrem, Schönem und Gutem, von Wiſſen und Seyn als das ſelbſtſtändige, in ſich vollendete, als Anfangs- und Endpunkt, mit einem Wort als das Abſolute, und da ſie es über ſich erblickt, ſo ſetzt ſie es dem Göttlichen gleich; — Es liegt aber noch in der Sphäre des Geiſtes. Sie erkennt 3) ihr Verhältniß durch den Geiſt hindurch zu Gott oder zum Geiſt aller Geiſter. Hier iſt es, wo das Abſolute wieder als Differential verſchwindet und die unergründliche

Tiefe der Gottheit ſich in das ewige Myſterium zurückzieht und nichts für ſie übrig bleibt, als die Momente der Offenbarung, der Heiligung und Erlöſung.

148. Die unbefangene Vernunft im Bewußtſeyn dieſer Verhältniſſe erkennt den in ſeiner Art einzigen Gegenſatz *zwiſchen dem Erſchaffenen und Unerſchaffenen*, mit der Einſicht der Unmöglichkeit, daß vom Erſchaffenen aus irgend noch eine Form, ein Begriff, eine Gleichung, eine Idee oder Eigenſchaft auf das Unerſchaffene anwendbar ſey; Vielmehr ſieht ſie ein, daß ihre Einrichtung eine aus dem Wohlgefallen Gottes hervorgegangene Geſetzesform zur Erkenntniß der Wahrheit iſt, *daß aber nie dieſe Wahrheit mit dem Urheber derſelben zu verwechſeln iſt*. Nicht Gott iſt *die abſolute Wahrheit*, wie die irrige Spekulation meint, ſondern, wie die Schrift ſagt, *ſein Wort iſt die Wahrheit*.

149. Chriſtus ſagt nicht: »du ſollſt die abſolute Wahrheit anbeten, ſondern, du ſollſt Gott im Geiſte und in der Wahrheit anbeten;« d. h. du ſollſt die Wahrheit, die Gott dem Geiſte als Idee eingepflanzt, zur Verehrung Gottes benutzen. Der anbetungswürdige Gott iſt allein der, deſſen Wort: »Es werde« zugleich die That der ganzen Schöpfung iſt. Ein ſolcher iſt unendlich über die trägen Formeln der Vernunft erhaben.

150. Die *dialektiſche* Vernunft hingegen, welche nur in ihren ſpekulativen Kreis hereinzieht, ihr transzendentes Verhältniß mit dem Geiſt und ihr myſteriöſes mit Gott, (ſofern wir von der chriſtlichen Offenbarung abſehen)

nicht erkennt, vielmehr Geiſt und Gott in die Sphäre des Wiſſens und Seyns hereinzieht und ſie wie Objekte der Spekulation behandelt, bleibt an ihren dürren metaphyſiſchen Formeln von Subſtanz, Cauſalität, Indifferenz, Identität, an die Kategorien der Qualität und Quantität und an allerlei Konkretionen und Abſtractionen gebannt, und vergißt gänzlich, daß im Reiche des Heiligen und Göttlichen ein höherer Zuſammenhang liegt, als den ſie aus den Formen des Wiſſens und aus den Geſetzen des Seyns herausfinden kann.

151. Es fehlt uns eine chriſtliche Philoſophie, welche mit dem Evangelium in Uebereinſtimmung den Prozeß der Redintegration einleitet, die Wucherpflanzen, die die menſchliche Vernunft getrieben und die dem guten Saamen die Nahrung entziehen, ausgätet und die vielen Syſteme, die den Geiſt nur verwirren ſtatt aufhellen, in eine ruhige Bahn einlenkt, die nur *eine* Grundwahrheit zum Ziel hat und *dieß iſt das Wort des Herrn.* Statt daß die Philoſophie dem Evangelium dienen ſollte, ſucht ſie daſſelbe zu bemeiſtern, und die Früchte dieſes Abfalls ſind *der Hochmuth, der Eigendünkel, der Neid und die Unbeſcheidenheit.*

152. *Jakob Böhme* nimmt vier Elemente des Satans an: nämlich Hoffart, Geiz, Neid und Zorn. Sie ſind alle in der neuern Scholaſtik zu finden:

1) die Hoffart, den menſchlichen Begriff Gott gleich zu ſetzen; dieß iſt die böſe Frucht von dem Baum der Erkenntniß, welche die Stammeltern zu Fall brachte,

2) den Geiz nach Ehre und Ruhm, um als Licht der Welt zu leuchten. Wird nicht der Ruhm als das wahre Gut des Lebens geprieſen?

3) den Neid der Sekten gegen alle andere Syſteme, in welchem Gebiete ſie ſich auch finden, und

4) den Zorn der Kritik und Polemik,

kann ſich die philoſophiſche Weisheit mit dieſen moraliſchen Auswüchſen einverſtehen, ſo müſſen wir eine andere ſuchen, und dieſe iſt die chriſtliche Weisheit, welche Demuth, Einfalt, Beſcheidenheit und Liebe lehrt.

Die Züge der Integrität und des Abfalls laſſen ſich philoſophiſch eben ſo gut würdigen, als ſie in der h. Schrift begründet ſind, und löſen das Problem der Weltentwicklung beſſer, als die Hin- und Hergeſtaltung einer Idee. Die Freiheit begleitet die beiden Zuſtände und nicht die Nothwendigkeit, die überhaupt den Sklavenſtand der Philoſophie wie der Menſchheit bezeichnet. Der Mißbrauch aber der Freiheit iſt Sünde und darein iſt das menſchliche Geſchlecht gefallen und hat ſeine geiſtige und leibliche Natur verſchlimmert; die Wiederaufnahme kann nur durch eine Redintegration geſchehen, wovon ein Andermal.

(Fortſetzung folgt).

Mittheilungen

aus dem

Gebiete des innern Schauens,

von Juſtinus Kerner.

I.

Nachſtehende Erzählung kann demjenigen für die Objektivität und Realität der Geiſter der Seherin von Prevorſt einen Beweis liefern, der nicht gefliſſentlich von jeder Thatſache ſich mit Gewalt abwendet, weil er ſolche Erſcheinungen nun einmal durchaus nicht glauben will, da ſie nicht in ſeine Syſteme und in ſeine Phantaſieen von Gott und Welt paſſen.

In der Geſchichte der Seherin von Prevorſt (ſ. d. Thatſache zu Oberſtenfeld 2te S. 62 und 2te Thatſache zu Weinſperg S. 89.) wird eines weiblichen Geiſtes erwähnt, der der Seherin öfters zu Oberſtenfeld erſchien und nachher auch zu ihr nach W. kam. Es war eine traurende Frauengeſtalt in altdeutſcher Tracht mit einem Kinde auf dem Arme.

Dieſer Geiſt ſcheint ſich im alten Stifte zu Oberſtenfeld aufzuhalten, wo ihn auch ſchon früher der Vater und der Bruder der Seherin öfters ſah.

Erſt mehrere Jahre, nachdem die Seherin Oberſtenfeld verlaſſen, zog Herr Schultheiß und Verwaltungsaktuar Pfäfflen von auswärts nach Oberſtenfeld, wo er eines der alten Häuſer des Stiftes kaufte und neu bauen ließ. Unter dem großen Stiftsgebäude befindet ſich ein Keller, den Herr P. zur Benutzung hat.

Voraus muß geſagt werden und iſt aufs beſtimmteſte zu verſichern, daß Herr P. die Seherin von Prevorſt in ſeinem Leben nie ſah, daß niemand von ihrer Familie mehr in Oberſtenfeld lebt, daß Herr P. ſelbſt ihre Geſchichte bis auf den heutigen Tag noch nicht geleſen hat und von jenem ſpeciellen Fall ihres Sehens auch zuvor nie etwas gehört hatte.

Völlig unwiſſend und unbefangen war alſo Herr P. in dieſem Punkte. Er iſt ganz geſund, iſt kein Frömmler, gehört zu den Männern von Bildung und Aufklärung und glaubte zuvor nie an Geiſtererſcheinungen.

Die nachfolgende Erzählung, deren Wahrheit Herr P. mit ſeiner Ehre verbürgt, möge der Zweifler doch, ehe er urtheilt und verdammt, aus dem Munde dieſes unpartheiiſchen Mannes ſelbſt hören! Wem es darum zu thun iſt, die Wahrheit hier wirklich erfahren zu wollen, der ſollte das Opfer einer kleinen Reiſe, wie z. E. von Stuttgardt nach Oberſtenfeld nicht ſcheuen. Hinter Schreibtiſchen und Oefen läßt es ſich bequem über derlei Erſcheinungen aburtheilen und rationaliſiren. Keiner der Herren, die ſich Freunde der Wahrheit nennen, ſetzt aber der Wahrheit zu lieb nur einen Fuß über den Neſenbach, keiner prüft an Ort und Stelle, keiner lernt Perſonen die ſolche Erfahrungen machen ſelbſt kennen und hört ſie ſelbſt darüber an. Jahre lang waren die außerordentlichen Erſcheinungen der Seherin von Prevorſt öffentlich bekannt, keiner der Herren, die die Seherin nun auf einmal ſo gut kennen wollen, die über ſie ganze Bände in's Blaue hinein ſchreiben, nahm ſich, als ſie noch lebte, die Mühe, ſie ſelbſt zu ſehen, ſelbſt zu hören, ſelbſt zu prüfen.

Hinter ihren Schreibtiſchen blieben ſie ſitzen, wollen aber nun alles beſſer geſehen,, gehört und geprüft haben, als ſelbſt der ruhige, ernſte tief denkende Pſycholog Eſchenmayer, der alles an Ort und Stelle ſelbſt unterſuchte und prüfte und der der Wahrheit willen, ſogar in der härteſten Kälte des Winters, keine Reiſen nach W. ſcheute.

Nur auf ſolchen Wegen iſt in ſolchen Dingen die Wahrheit zu erforſchen, auf dem Wege eines bloß gelehrten Wiſſens und Spekulirens bei der Sandbüchſe findet man ſie mit nichten. Ich kehre zur Erzählung des Herrn P. zurück.

„Als ich einmal (ſo erzählt Herr P.) in dem unter dem Stifte befindlichen Keller ganz allein war, vernahm ich hinter einem der Fäſſer ein Klopfen *), ſo deutlich

---

*) Man wird ſich aus der 1ſten und 2ten Thatſache zu Oberſtenfeld in der Geſchichte der Seherin, des gleichen im Keller daſelbſt erinnern.

und heftig, als arbeitete der Küfer an ihm. Da ich nicht anders glauben konnte, als es ſeie der Küfer da, rief ich ihm zu: was er da mache? erhielt aber keine Antwort. Nun ſprang ich hinter das Faß, erblickte Niemand und im ganzen Keller, den ich genau durchſuchte, Niemand. Ohne den Vorfall enträthſelt zu haben, verließ ich wieder den Keller, dachte aber dabei nicht gerade an etwas Uebernatürliches und durchaus nicht an Geiſter.“

„Ich kam ſpäter öfters wieder in den Keller, hörte aber da nichts, hatte auch die Sache ſchon längſt vergeſſen, als ich voriges Jahr am Pfingfeſt Morgens, als man gerade das Abendmahl in der Stiftskirche oben reichte, in den Keller zu gehen genöthigt war. Meine Gedanken waren durchaus nicht auf Geiſter gerichtet, an die ich nie glaubte, ich war einzig da mit den Einſetzungsworten des Abendmahls im Geiſte beſchäftigt, die ich den Geiſtlichen oben in der Kirche ſprechen hörte. Ich wandte mich nach meinem beendigten Geſchäfte vom Faſſe, um wegzugehen, da ſah ich mit Erſtaunen eine Frauengeſtalt in einem weißen altdeutſchen Gewande, das mit rothen Flecken, wie Blutflecken, überſät war, einen Schleier auf dem Haupte und ein Kind auf dem Arme tragend, hart an mir vorüber durch den Keller gehen.“

„Sie ging die Kellerſtaffeln hinauf und blieb auf halbem Wege ſtehen, als erwartete ſie mich da.“

„Ich war meiner Sinne völlig Meiſter. Ich ging beherzt den gleichen Weg hinter ihr her, und als ich bei ihr angekommen war, ſtrengte ich mich an, ſie anzuſprechen, vermochte es aber durchaus nicht und es verſchwand jezt auch die Geſtalt in den Stein des Gewölbes."

„Dennoch hatte mich keine Furcht ergriffen, es war mehr ein Gefühl von Erſtaunen und von Bewunderung des wunderſchönen Kindes, das die Frau auf dem Arme trug."

„Ich ſchloß hinter mir den Keller und ging dann ſogleich wieder in denſelben in Begleitung meines Gehülfen. Wir durchſuchten das ganze Gewölbe, um zu ſehen ob ich oder er noch einmal im Stande wären, dieſe Frau mit dem Kinde zu ſehen, aber alles Suchen und Warten war vergebens — wir ſahen nichts, fanden auch keinen lebenden Menſchen."

„Drei Tage lang kam ich wieder in das Gewölbe und bemerkte nichts, am vierten Tage aber ſah ich die Frau mit dem Kinde auf dem Arme durch daſſelbe wieder den gleichen Gang gehen, aber Kleidung und Schleier waren nun ſchwarz."

„Nicht wie das erſtemal, Erſtaunen und Bewunderung, ſondern der furchtbarſte Schauer war nun mein Gefühl, ich eilte, faſt außer mir, an ihr vorüber und fühlte noch lange die Folgen eines Schreckens, der mir vorher ganz unbekannt war. Dennoch ging ich ſeitdem faſt ein Jahr lang täglich in dieſes Gewölbe, ſah aber ſeitdem dieſe Erſcheinung nicht mehr."

Eine Verwandtin des Herrn P. erzählt: daß auch ſie ſehr oft in dieſen Keller komme, nie etwas ſehe, aber oft höre, wie etwas mit lauten Tritten (als wie ſchlurgend) vor ihr hergehe oder ſich ihr nähere.

Dies iſt nun die Erzählung eines völlig unbefangenen, partheiloſen Mannes, der die Seherin nie kannte und auch ſelbſt nicht ſomnambül iſt. Wenn in den Fällen des Geiſterſehens der Seherin von Prevorſt, auch andere Perſonen, wie oft geſchah, die gleichen Erſcheinungen mit ihr ſahen, ſo machten die Verſtändigen den Unverſtändigen, welchen dieſer Umſtand für Realität und Objektivität der Erſcheinungen zu ſprechen ſchien, den Einwurf: dieſes gleiche Schauen Anderer, ſeie einzig vermöge einer von der Seherin ausgegangenen Anſteckung und Uebertragung geſchehen. Aber was werden ſie nun hier ſagen, wo ein Mann, der die Seherin nie ſah, von jenem ſpeciellen Falle ihres Sehens auch gar nichts wußte, an gleichem Orte nach Jahren die gleiche Erſcheinung hatte? —

Sie werden alſo ſagen:

„Daß dieſer Herr P., dem wir allen Glauben beimeſſen wollen, noch nach Jahren zu O. die gleiche Erſcheinung hatte, die die Seherin von Prevorſt vor Jahren eben daſelbſt hatte, iſt für uns kein Beweis für die wirkliche Exiſtenz ſolcher Geiſter, an die wir nun einmal nicht glauben, weil ſie in unſere Syſteme von Gott und Welt nicht paſſen, ſondern dieſe Thatſache (an welcher wir nicht zweifeln wollen) iſt uns einzig ein Beweis, daß der Geſichte hervorrufende Krankheitsſtoff dieſer Somnambülen, wie man es ja von gewöhnlichen Contagien auch weiß, noch nach Jahren an Orten, wo er einſt ausging, haften und inficiren kann. Um inficirt zu werden, hatte der gute Herr P. gerade nicht nöthig am Bette der Wahnſinnigen geweſen zu ſeyn, es reicht hin, daß ſein Haus in der Gegend des Hauſes ſteht, in dem die Wahnſinnige das Contagium zurückgelaſſen, oder daß er öfters in den Keller ging, in den ſie früher wohl auch ging und ihn mit dieſem Contagium füllte."

„Um von der Peſt angeſteckt zu werden, dazu braucht es nicht gerade des Umgangs mit Verpeſteten, es bleibt der Anſteckungsſtoff Jahre lang in Häuſern und verſchloſſenen Kellern, in denen ſie geweſen und ſteckt noch nach Jahren Menſchen an, die für eine Anſteckung empfänglich ſind. Eine ſolche Bewandtniß und keine andere, hatte es mit dieſem Sehen des Herrn P., den wir von Herzen bedauern, wenn er durch dieſe unglückliche Empfänglichkeit für jenes Contagium, auch in den Wahnſinn des Geiſterglaubens gefallen wäre." —

Andere, die noch gelehrter, das heißt noch ſchwerfälliger, erklären wollen, werden ſo ſprechen:

„Bei Somnambülen, bei denen der Nervengeiſt, wie ja die Vertheidiger der Seherin von Prevorſt ſelbſt angeben, nur locker an den Nerven hängt, ſich ſo leicht von ihnen trennt und entbindet, nimmt derſelbe oft in Momenten des Ausſtrömens, vermöge der Willenskraft des phantaſtiſchen ſomnambulen Ichs, dem er unterworfen iſt, dem wachenden Ich unbewußt, vereint mit der Luft in die er austritt (beſonders in dumpfer Luft von Gewölben und Gängen), phantaſtiſche Geſtaltungen an, die in denſelben auch für andere, die für ein ſubtiles Schauen geeignet ſind, kürzer oder länger ſichtbar, ſchwebend verbleiben, bis ſie einmal wie Seifenblaſen (oft unter ganz eignen Tönen) zerplatzen.

Ein ſolches, durch das phantaſtiſche ſomnambüle Ich der Frau H. aus ihrem herausgetrtenem Nervengeiſt und der Luft ſich vor Jahren, als ſie ſich zu O. aufhielt, conſtruirt habende phantaſtiſche Bild (gleichſam ein gefrorner Traum) iſt nun auch die in jenem Keller des Herrn P. ſchwebende Frau mit dem Kinde auf dem Arme. Es mag ſeyn, daß dieſes Produkt aus entbundenem Nervengeiſt und Luft, einmal vom Bette der Frau H. durch das Fenſter in den Hof hinab geweht wurde (etwa beim Wedeln der Fliegen) und von da durch die Zugluft des Kellerloches in den Keller getrieben wurde, wo es bis auf den heutigen Tag noch ſchwebend und für andere ſubtile Seher auch noch ſichtbar, ſich erhält.

Theilweiſe möchte es aber wohl ſchon bereits zerplatzen, daher jene Töne, die Herr P. als wie hinter einem Faſſe hörte u. ſ. w.“

Endlich werden die Gewöhnlichen, aber ſehr Verſtändigen, ſagen: wir, die wir den Nagel ſtets auf den Kopf treffen, wiſſen ganz gewiß: daß Herr P. dieſe Erſcheinung blos in Folge exaltirter Phantaſie hatte. Man möge ſagen was man wolle, ſo erfuhr Herr P. ſchon oft, daß der Aberglaube einen ſo geſtaltet ſeyn ſollenden weiblichen Geiſt in den Gewölben des alten Stiftes zu Oberſtenfeld wandern läßt. Mit dieſem Gedanken (war er auch deſſen unbewußt), kam Herr P. an jenem feierlichen Morgen in den düſtern Keller, was Wunder, daß ſeine Phantaſie alsdann dort einen ſolchen Spuk zu ſehen glaubte? Aber wir rathen Herrn P., beſorgt um ſein ferneres Fortkommen unter Menſchen von Aufklärung und Bildung, dieſe Geſchichte, erzählt er ſie, nur wenigſtens fortan immer mit der Klauſel, zu erzählen, daß er weit entfernt von dem Aberglauben ſeie, dieſe Erſcheinung für eine Realität anzuſehen, daß er, je mehr er über ſie mit ſeinem Gehirne nachdenke, je mehr finde, daß ſie wohl einzig eine Sinnestäuſchung und Einbildung von ihm geweſen ſeie *).

Wir ſagen hier den Verſtändigen: Auch angenommen, daß Herr P. mit aufgeregter Phantaſie, (was aber gar nicht ſo iſt), in jenem Keller gekommen und nur Kraft dieſer und der Einbildung, jene Erſcheinung dort geſehen hätte, ſo hätte er ſie nicht ſo beſtimmt, nicht ſo lange und nicht zum zweitenmale geſehen.

Er ſah die Geſtalt mit beſtimmter Kleidung, die er genau bezeichnete, ſie ging langſam an ihm vorüber, er ſah ſie durch das Gewölbe die Staffeln hinauf gehen, er ſah auf den Staffeln ſie auf ihn warten, er ſah ganz deutlich, das Kind, das er als wunderſchön beſchrieb, auf

---

*) Möchte Herr P. ſich das Geſchwätz der Zweifler doch nie zu Herzen gehen laſſen! Möchte er dieſe Geſchichte doch allen ſo offen erzählen, wie er ſie Eſchenmayer, Dr. Tafel und mir erzählte, ſollte er auch die Spötter und unberufen Fragenden, dadurch daß er in ihre Idee eingeht, ſich balder vom Halſe ſchaffen! —

ihrem Arme, er wollte ſie anſprechen, konnte aber nicht, nicht aus Schrecken, den er das erſtemal nicht fühlte, ſondern weil er in einen Zuſtand unvollkommenen Rapportes mit dem Geiſte verſetzt ward. Herr P. ſah den Geiſt nach mehreren Tagen noch einmal, und eben ſo lange und eben ſo deutlich, jetzt nur in anderer Farbe der Kleidung und nun erſt mit Schrecken, der ihn aber nicht vorher, ſondern dann erſt anwandelte, als ihm der Geiſt ſchon erſchienen war.

Doch genug!!

Obiges ſind die Erklärungen der Verſtändigen, Scharfſinnigen und Geiſtreichen, die, wenn auch noch ſo abgeſchmackt, noch ſo an den Haaren herbei gezogen, doch denſelben immer willkommener, immer glaubwürdiger ſind, als die Exiſtenz ſolcher Geiſter, die nun einmal in ihre Syſteme nicht paſſen.

Ehe der Verſtand des Menſchen, der ſich ſeinen Gott, ſeinen Himmel und ſeine Hölle, nach ſeinem Belieben und ſeinen Wünſchen immer gerne ſelbſt konſtruirt und gerne überall die ihm ſo ganz bequeme Gnade und Liebe Gottes vor ſich herſchiebt, ſich ſie gefangen nimmt, an das zu glauben, was Kraft ſeines Stolzes und ſeiner Lebensluſt, ihm zu glauben, ſo höchſt unangenehm und widrig iſt, beſchwört er lieber alle Künſte des Scharfſinns und der Dialektik, kann er ſich dadurch nur in dieſem kurzen Moment des Lebens eine ihm bevorſtehende Zukunft anſchwatzen, die ſeinen Wünſchen und Gefühlen in dieſem Leibe entſpricht.

Wohl fällt es auch dem Stolze des Menſchen gar ſchwer, zu glauben, daß er einſt in einen Zuſtand komme, in dem die Nichtigkeit ſeines Innern erſt ans Licht trete, wo die Maske fällt, unter der er ſich hier im Leben zu verſtecken und auf dem Markte zu glänzen ſuchte. Schwer auch fällt es dem ſogenannten Geiſtreichen, an Geiſter zu glauben, die ſich nicht geiſtreich zeigen.

Jeder Menſch ſollte es nach dem Tode doch wenigſtens zur geiſtreichen Erkenntniß eines Hegels gebracht haben. Nun aber kommen Geiſter läppiſch und albern, wie die der Seherin von Prevorſt, die nach Bibelſtellen und Geſängen ſchmachten, beim Namen Jeſu heller werden und behaupten, daß nur in dieſem Friede und Freude zu finden ſei. An ſolche Geiſter können Geiſtreiche nun vollends gar nicht glauben, und es ſind ſolche Erſcheinungen ihnen nur Produkte der kranken Phantaſie einer von einem würtembergiſchen Schulmeiſter einſt gut dreſſirten Schülerin.

Und kommen nun Geiſter, die viel ärmer und verlaſſener ſind, als je wohl Geiſter im Leben ſich zeigten, ſo iſt ihnen eine ſolche Geiſterwelt Gottes unwürdig und ſie müßten, wäre eine ſolche Geiſterwelt wirklich exiſtirend, an der Weisheit ihres Schöpfers zweifeln: denn Geiſter meinen ſie, ſollen ſich entweder gar nicht, oder ſo zeigen, daß ſie ſich und ihrem Schöpfer Ehre machen.

Das heißt aber gar nichts, als Gott und die Natur bemeiſtern wollen!

Nehmen wir einmal den Fall an, es wäre möglich, daß jene Geſchöpfe auf unſerer Erde, die eine Uebergangsſtufe bilden und die ſich gleichſam auch in einem Mittelzuſtande befinden, z. E. Phoken, Fledermäuſe, Megatherien, ſo beſchaffen wären, daß ſie nur von wenigen Menſchen mit gewiſſer Nervenbeſchaffenheit geſehen und entdeckt werden könnten, von den andern nicht, würden letztere über die Beſchreiber und Behaupter ſolcher Geſchöpfe nicht auch wie die Recenſenten über die Seherin von Prevorſt herfallen und ſchreien: „ein Geſchöpf, das halb Maus halb Vogel, ein Geſchöpf, das halb Kalb halb Fiſch ſeyn ſoll, wäre des Schöpfers unwürdig, der nirgens in der Natur unbehülfliche, verſtümmelte Halbheiten hervorbringt, ſolche Erſcheinungen ſind Geburten kranker Phantaſie, und wären ſie wirklich vorhanden, was aber zu glauben, die höchſte Albernheit iſt, ſo würden wir an der Weisheit ihres Schöpfers zweifeln ? ? —

Aber — jene Geſchöpfe exiſtiren nun einmal, mein Lieber! trotz deines Glaubens und Dafürhaltens, und du ſollſt darum nicht an der Weisheit ihres Schöpfers verzweifeln, ſondern niederfallen in Demuth, anbeten und ſprechen: was ich jetzt hier im Staube mit dem Auge eines Maulwurfs für noch ſo große Disharmonie halte, wird mir auch einſt, fällt mir die Schuppe von dieſem Maulwurfsauge, Harmonie werden.

Und ſo iſt es auch mit jenen unbehülflichen Geiſtern!

Lieber! ſie ſind da! mögeſt du ſie in deinem Sinne des Schöpfers noch ſo unwürdig erachten, mögeſt du dich noch ſo geiſtreich mit deinem Geiſte gegen ſie ſträuben! Da ſind ſie gegen alle Syſteme noch ſo gelehrter, noch ſo ſcharfſinniger, noch ſo geiſtreicher Menſchen! Da ſind ſie in Wahrheit, ſo wahr, wie die unbehülflichen Puppen da ſind, aus denen ſich langſam die Schmetterlinge entfalten. Da ſind ſie und ihr könnt es nicht ändern, ihr könnt gar nichts thun — als ſie nicht glauben und gegen die, ſo ſie glauben, mit all euren Künſten der Dialektik, Schreibfertigkeit, Witz und Scharfſinn, ankämpfen, was aber freilich die Exiſtenz dieſer Geiſterwelt nicht zu nichte macht, die treibt ihr Weſen fort, ſich nichts kümmernd um all euer geiſtreiches Thun. —

Gegen die Einwürfe Geiſtreicher: daß die Geiſter der Seherin von Prevorſt zu albern und geiſtlos ſeien, um Geiſter zu ſeyn, und daß, würde es ſolche Geiſter geben, man an der Weisheit ihres Schöpfers zweifeln müßte: die Geiſter müßten ſich entweder gar nicht, oder ſo zeigen, daß ſie ſich und auch ihrem Schöpfer Ehre machen, gegen dieſe Einwürfe ſagte ſchon früher ein Anderer:

„Hierauf iſt nichts zu erwiedern, als, falls ein Recenſent bei leiblichem Leben eine Recenſion fertigte, die nicht gerathen wäre, man hieraus keinen Einwurf gegen die Weisheit des Schöpfers ziehen könnte, und folglich auch dann nicht, falls dieſer Recenſent subito in's Reich der Abgeſchiedenen trete, ohne früher eines Beſſern ſich belehrt zu haben. Der Herausgeber der Seherin von Prevorſt hatte darum wohl Recht, wenn er vorausſagte, daß viele Menſchen es ihm übel nehmen würden, wenn er dieſe (wohl zu merken: im Mittelreiche, theils zur Sühne und Läuterung, theils zur Strafe noch ſeiende) Geiſter in ihrer Erbärmlichkeit (als wahrhaft arme Seelen) ihnen zeigt, und daß dieſer Geiſterzug wahrlich kein poetiſcher, ſondern ein ganz trivialer Zug aus dieſer Welt iſt, in welche ſolche Menſchen nur ohne Larve hinübergingen." *)

Es kann aber hierauf noch folgendes geſagt werden: eben ſo gut könnte man entgegnen: „Menſchen müſſen ſich in dieſer Welt entweder gar nicht, oder ſo zeigen, daß ſie ſich und ihrem Schöpfer Ehre machen."

Dies wäre nun allerdings ſehr löblich und erfreulich, der geneigte Leſer weiß aber ſelbſt gar wohl, wie ſich in dieſer Welt das Ebenbild Gottes ſo oft zu einer ſcheuslichen oder albernen Fratze entſtellt, verzweifelt aber wohl darum nicht an der Weisheit des Schöpfers. Ja! blicken wir in den Spiegel, wir werden wohl an uns ſelbſt gar viele Züge finden, die dem Bilde Gottes ſehr unähnlich ſind.

Folgende entſtellte Ebenbilder Gottes, die weder in einen Himmel noch für eine Hölle taugen, aus meiner eigenen Bekanntſchaft, führe ich hier dem geneigten Leſer als Beiſpiele vor, er wird ſie wohl mit einer noch größern Reihe aus ſeinem Leben zu vermehren wiſſen.

Herr F. wurde achtzig Jahre alt, er war ein Geizhals. Sein Geld und der Schaden Anderer, war ſeine Freude, und dieſe Freude ſeine einzige Innigkeit.

---

*) S. das Inland No. 16. 16ter Jan. 1830.

Als er einſtmal vor einer Schmiede ſtand, vor der ein weißglühender eiſerner Reif lag, rief er ein Kind, das vorüber ging, herbei und ſagte zu ihm mit verſtellter Freundlichkeit: hebe mir doch da dieſen Reif auf! das Kind, die Gluth des Eiſens nicht kennend, hob den Reif ſchnell auf und verbrannte ſich die Hand bis aufs Bein. Herr F. lachte laut auf. Als er nicht mehr aus dem Hauſe konnte, ſtellte er ſich oft zu ſeinem Vergnügen hinter den Fenſterladen und ſpritzte mit einem Sprizchen, Dinte, oder ſtinkende Jauche, auch einmal Vitriolſäure heimlich, damit man nicht wußte, woher es kam, auf die Vorübergehenden, oder ſchoß mit Bolzen aus einem Rohr nach ihnen.

B. wurde ſiebenzig Jahr alt. Sein Wein war ſeine einzige Innigkeit. Als er im Sterben war, mußten ſeine Leute ihm ſeine Weine im Keller abſtechen und ihm die noch naſſen Stäbe vor's Bette bringen, die er dann befühlte, um zu erkennen, wie viel Vorrath noch in jedem Faſſe ſeie.

Der Wein der triefenden Stäbe miſchte ſich mit ſeinem Todesſchweiß. Krampfhaft im Todeskampfe packte er noch einen ſolchen Stab mit den kalten Fingern und hielt ihn noch — als Leiche.

Der würtembergiſche lutheriſche Prälat W., welcher zu Maulbronn ſtarb, war ein alberner eitler Geck. Er hatte das Recht, alle Jahre dem katholiſchen Biſchofe zu Bruchſal einen Beſuch machen zu dürfen.

Zu dieſer Feier erfand er ſich ſelbſt eine Prälatenuniform, ſie war ein weißer Frack mit ſchwarzen Börtchen eingefaßt. Als das Kleid fertig war, hatte ihn Krankheit überfallen und er konnte es nicht mehr an den Leib bringen. Er ließ ſich nun das Kleid an ſein Bett aufhängen, ſo daß er es immer im Auge haben konnte; und mit innigem Lächeln hielt er ſeine Augen auch, als ſie ſchon im Tode brachen, noch feſt auf das Kleid gerichtet, bis er verſchied. Man hätte auf ihn Schillers Vers parodiren können:

„Und ſo ſah er eine Leiche
Eines Morgens da,
Nach dem Fracke, noch das bleiche
Stille Antlitz ſah."

Frau P. war durch ihr ganzes Leben voll Hader, Zank und Bosheit. Sie war die böſeſte Stiefmutter, die man ſich denken kann. Ihre Stiefkinder quälte ſie bis auf den Tod. Eines ſchlug ſie zum Krüppel und ein anderes floh wegen ihr nach Amerika. Als ſie ihren Mann ins Grab gezankt hatte und ſie verlaſſen war, nahm eine Stieftochter ſie zu ſich und that ihr alles Gute. Frau P. ſchien ſich aber ihrer Wohlthaten zu ſchämen und behauptete gegen Jedermann, ſelbſt gegen die Tochter, ſie gehe ſie gar nichts an, ſie ſeie nicht einmal ihre Stieftochter. Sie arbeitete die ganze Woche hindurch an keinem Tag, aber Sonntag Morgens kam ſie jedesmal pünktlich mit ihrem Spinnrocken und ſpann unter Schimpfen auf die andern, die nicht arbeiteten, den ganzen Tag fort.

Durch den kleinſten Widerſpruch in Zorn gebracht, ſagte ſie oft zu ihrer Umgebung: noch nach meinem Tode will ich ein Geſicht (eine Fratze) an euch ſchneiden.

Als ſie auf dem Todtenbette lag und der Geiſtliche zu ihr ſagte: „Frau Räthin, wie iſt es Ihnen:“ antwortete ſie: „wie wird es mir ſeyn? — wie der Laus auf dem Kamme!“ Als ſie den letzten Athemzug gethan hatte und ſchon eine Viertelſtunde lang von allen Freunden für völlig todt gehalten wurde, verzog ſich ihr Geſicht auf einmal auf das allerſcheußlichſte, es zog ſich auf einmal wie in einen Knaul zuſammen, der dann eben ſo ſchnell wieder aus einander fuhr und die Geſichtszüge in furchtbarer Verzerrung zurückließ, ſo daß die Anweſenden vor Entſetzen aus dem Zimmer ſprangen. Das war die ihnen oft angedrohte Fratze.

Stadtrath F. zu G — n hatte eine fleißige Frau, plagte ſie aber mit ſeinem wüſten Geize dergeſtalt, daß ſie nur ſeine Dienſtmagd oder vielmehr ſein Laſtthier zu ſeinem Gewerbe war. Alles was ſein Haushalt erforderte, zwang er ſie einzig durch ihrer Hände Arbeit zu verdienen. Mit einer Laſt, die ſie einmal herbei ſchleppen mußte, ſtürzte ſie die Treppe hinab und blieb auf der Stelle todt. Als ſie noch als Leiche im Hauſe lag, erſchien ſie nächtlich einer Schwägerin, die mehrere Tagreiſen vom Orte wohnte und noch nichts von ihrem Tode wiſſen konnte, und ſagte dreimal nur die Worte: „in meinem Strohſacke!“ Als man auf der Schwägerin Veranlaſſung in dieſem nachſuchte, fand man in ihm ein blechernes Büchschen und in demſelben etlich und zwanzig Kreuzer. Dieſe wurden dem Manne, dem Geizhalſe, zugeſtellt. Wenige Monate hernach ſtarb dieſer und unerwartet, weil man ihn, der Behandlung ſeiner Frau nach, für arm hielt, ſand man in ſeinem Kaſten eine ganz bedeutende Summe baaren Geldes in Silber und Gold.

Haben wir nun die unumſtößliche Wahrheit recht begriffen: daß wenn wir im Tode Fleiſch und Bein abſtreifen, doch noch in Geiſt und Seele das unzerſtörbare Moralgeſetz zurückbleibt, und denken wir nun dem Geiſt und der Seele jener und anderer ihnen gleichen Menſchen nach, was für ein Bild können dieſe uns dann nach dem Tode geben, wo auch noch die fleiſcherne Larve, unter der ſie noch ſo manches Alberne oder Scheusliche verbergen konnten, von ihnen abfiel und ſie in ihrer nakten Erbärmlichkeit daſtehen? Jene falſchen Neigungen oder jene Bosheiten, ſtreiften ſie ja nicht mit dem Körper ab, ſie ſind ihrer Seele eingeprägt und bleiben in dieſer auch noch nach ihrem Tode bis zur Läuterung aus ſich ſelbſt.

Nicht im mindeſten wundert mich daher, wirft jener Herr F., noch jetzt an ſein Haus gebannt, wo ſein Schatz und ſein Herz war, nächtlich als Spukgeiſt (den Charakter eines ſolchen hatte er am Leben) die Vorübergehenden mit Speiß oder Sand. Nicht im mindeſten wundert mich, wandert jener Herr B. noch jetzt alle Nacht an den Fäſſern klopfend durch ſeinen Keller, oder wird jener alberne Herr Prälat W. in der Mitternachtſtunde mit ſchwarzen Roſſen, in weißer Kutſche mit weißem Fracke, zu Maulbronn wie durch den Kloſterhof fahrend geſehen, als ging es zu dem durch den Tod verhinderten Beſuche bei dem Prälaten zu Bruchſal im ſehnlich gewünſchten Kleide. Nicht im mindeſten wundert mich, ſieht man in jenem Hauſe, in dem Frau P. ſtarb, an manchem Sonntag eine ſcheußliche Geiſtin am Rocken ſpinnen.

Und was ſoll ich bei der Geſchichte des Herrn F., jenes Geizhalſes, ſagen? die erbärmlichen Kreuzer, die man im Strohſacke jener abgearbeiteten Frau fand, waren wohl ein Nothpfennig, den ſie vor dem habſüchtigen Manne verſteckt hatte, und da die Behandlung des Mannes machte, daß Erwerb von Geld ihr einziges Sinnen im Leben war, ſo hing ſie auch noch nach dem Tode an ſolchem, ihr Geiſt konnte ſich noch nicht davon losmachen, auch die wenigen Kreuzer (für ſie im Leben ein großer Schatz) mußten noch ihrem Manne zugewandt werden. Vielleicht fühlte ſie auch Unruhe, ſie verſteckt zu haben. Nicht im mindeſten aber wundert mich, ſieht man jenen Geizhals jetzt nach ſeinem Tode oft nächtlich in der Sterbekammer ſeiner Frau, Kreuzer zählend, auf einem Strohſack ſitzen.

Es iſt eine unumſtößliche Wahrheit, was Jakob Böhme ſo vortrefflich ſagte und was auch in der Seherin von Prevorſt, für die Geiſtreichen allerdings vergebens, angeführt wurde:

„So nun der Leib zerbricht und ſtirbt, ſo behält die Seele ihre Bildniß als ihren Willensgeiſt; jetzt iſt er zwar von dem Leibesbilde weg: denn im Sterben iſt eine Trennung; alsdann erſcheinet die Bildniß mit und in den Dingen, was ſie allhier hat in ſich genommen, damit ſie iſt inficirt worden (die ſie in ſich hineinbilden ließ), denn denſelben Quell hat ſie in ſich. Was ſie allhier liebte und ihr Schatz geweſen und darin der Willensgeiſt einging (imaginirte); nach demſelben figurirt ſich nun auch die ſeeliſche Bildniß (nicht blos als Reminiſcenz, ſondern vermöge wirklichen Rapports). Hat einer bei Lebzeiten ſein Herz und Gemüth z. B. in Hoffarth gewendet, ſo quillet derſelbe Schatz im Seelenfeuer in der Bildniß immer auf und fährt über die Liebe und Sanftmuth, als über Gottes Freiheit aus, und kann dieſe nicht ergreifen noch beſitzen, ſondern quillt alſo in ſolcher (tantaliſchen) Angſtqual und figurirt ſich der Willensgeiſt immer nach den irdiſchen Dingen, darin ſein Wille ging (und deren Rapport er bei Leibes Leben nicht wieder aufgehoben hat), glänzet alſo damit im Seelenfeuer und ſteiget immer in Hoffarth auf und will im Feuer über Gottes Sanftmuth ausfahren, denn er kann von keinem andern Willen ſchöpfen und (wenigſt ſich ſelber überlaſſen) nicht in das heilige Myſterium eingehen, darin er möchte einen andern Willen faſſen, ſondern er lebt nur blos in ſich ſelber und hat nichts, mag auch nichts erreichen, als was er bereits im äußern Leben in ſich gefaßt (und was ſich jetzt oft noch magiſch in ihm zu faſſen fortfährt). Und alſo geht es auch einem Geizigen, welcher in ſeiner Bildniß die Geizſucht magiſch hält und der immer viel haben will und dem immer in ſeinem Willengeiſt das figurirt wird, damit er bei Leibes Leben umging; weil ihn aber daſſelbe Weſen verlaſſen und ſein Weſen nicht mehr irdiſch iſt, ſo führt er doch den Willengeiſt in dieſer Geſtalt, plagt und quälet ſich doch damit (und wohl auch Irdiſch-Lebende) die er mit ſeiner Magia inficiren kann, ſo daß auch dieſe, wachend oder träumend, Geſichte von Schätzen haben.“ *)

Noch alberner erſcheint aber den Geiſtreichen, wenn in den Geſchichten der Seherin von Prevorſt und in andern Geiſtererſcheinungen, Geiſter die Menſchen waren, nun in Geſtalt von Thieren ſich zeigen. Möchten dieſe Geiſtreichen mir doch Beweiſe geben, daß es nicht Menſchen giebt, die ihrem Gemüthe nach nicht eben ſo beſtialiſch oder noch beſtialiſcher als Thiere ſind.

Boetius ſagt und ich will es nach einer alten Ueberſetzung geben: „ich bekenne und ſehe, daß es nicht unbillig geſagt werde, die Laſterhaften, ob ſie gleich menſchlichen Leib behalten, ſo werden ſie doch, was das Gemuth betrifft, in Thiere verwandelt. Iſt einer ein gewaltſamer Räuber und begierig, anderer Güter zu haben, von dem mußt du ſagen, daß er einem Wolfe gleiche.

„Iſt einer wild und kann nicht ruhen, bis er mit ſeiner Zunge Zank anrichtet, der iſt mit einem Hunde zu vergleichen. Iſt einer ein heimlicher Nachſteller, macht Kreuz- und Querzüge bis er den andern betrügt, der iſt einem Fuchſe gleich. Iſt einer in garſtigen und unflätigen Begierden erſoffen, der hat einer Sau Gemuth. Ein Menſch, den die Frömmigkeit verläßt, der hört auf ein Menſch zu ſeyn und indem er nichts Göttliches theilhaftig werden kann, ſo wird er in eine Beſtie verwandelt. Unter der Menſchenhaut liegen viele Thiere verborgen.“

---

*) E. Franz Baader Fermenta cognitionis 4tes Heft p. 47. und Böhms Menſchwerdung Chriſti 3ter Theil.

Nach dem Tode, wo dieſe Menſchenhaut abfällt und nur das Innere, was der Seele angehört, übrig bleibt, da kömmt das Thier zum Vorſchein, da muß jene Figurirung Statt finden, da können thieriſche Gemüther ſich in Thiergeſtalten figuriren, in Lichtgeſtalten guter Engel doch gewiß nicht.

Plato ſagt in ſeinem Phädon:

„Gewiß iſt es aber auch, daß es nicht Seelen der Frommen ſind, ſondern der Gottloſen, die gezwungen werden, ſo umher zu irren und für ihr vergangenes ruchloſes Leben die Strafe leiden. Endlich, nach vielem Umherirren, nehmen ſie aus Liebe zum Körperlichen, das ihnen immer anklebt, wieder einen Körper an, und wie es ſich ſchickte, dieſelben Sitten, an welche ſie ſich in dieſem Leben gewöhnt haben.“

„Die der Schlemmerei, der Ueppigkeit, den groben Wollüſten ergeben geweſen und ſich nichts verſagt haben, geziemt es dieſen nicht, Leiber von Eſeln und andern ſolchen Thieren anzunehmen? Denen aber, die vorzüglich in ihrem Leben Ungerechtigkeiten, Tyrannei und Raub geübt haben, Leiber von Wölfen und Raubvögeln?“

Ich betrachtete einmal eine Sammlung wilder Thiere. Der Herr derſelben machte beſonders auf zwei Wölfe aufmerkſam, die zuſammen in einem Käfig eingeſperrt waren, mit einander ſpielten, ſich liebkoſten und im beſten Einverſtändniß zu leben ſchienen. Der Herr ſagte: dieſe zwei Wölfe aus dem Karpatiſchen Gebirge, leben mit einander immer in innigſter Freundſchaft bis zum Freſſen. Ich begriff im Augenblick nicht, was der Mann damit meinte, als er aber den Thieren, den Zuſchauern zur Beluſtigung, das Futter gab und nun auch in den Behälter dieſer Wölfe ein Stück Fleiſch warf, da begriff ich auf einmal was er meinte: denn nun fuhren dieſe Freunde bis zum Freſſen wie raſend über einander her, zerrten ſich wechſelweiſe das Stück Fleiſch aus dem Maule und biſſen ſich einander unter ſcheuslichem Gebrülle bald in die Schnautze, bald in den Rückgrat, bald in den Schwanz.

Der geneigte Leſer verwandle dieſe Thierbilder in Menſchenbilder und ſie werden ihm auch ſchon im Leben vorgekommen ſeyn.

Ja! mit dieſem gefallenen Ebenbilde Gottes, mit dem Menſchen, ſteht es nach dieſem Falle noch ſchlimmer als er in ſeinem Stolze vermeint. Er demüthige ſich, er erkenne, daß neben dem Funken Gottes, in ihm auch das Thier iſt, das dieſen verfinſtert und ſuche dieſes noch im Leben in ſich zu tödten: denn nach dem Tode iſt es zu ſpät, da tritt es dann erſt aus ihm heraus.

Luther ſchreibt in ſeinen Werken: (Tom. 9. Alt. f. 701.) „Es wird über die Stätte geſtritten, wo die Seelen ihren Aufenthalt nach dem Tode haben.“

„Auguſtinus im Enchiridio ad Laurentium ſagt, ſolcher Verwahrungsort ſeie verborgen und ſeine Worte ſind dort: In der Zeit, die zwiſchen dem Tode des Menſchen und der letzten Auferſtehung iſt, befinden ſich die Seelen in etlichen verborgenen Behältniſſen, je nachdem eine jegliche Seele entweder der Ruhe oder des Jammers werth iſt, für das ſo ſie im Fleiſch erlangt hat, da ſie lebte."

In ſeinen **Werken** (Tom. 9. Alt. f. 702) ſagt Luther: „Ob die Seelen der Gottloſen alsbald nach dem Tode gepeinigt werden, kann ich nicht gewiß ſagen, obwohl das Exempel des reichen Mannes hiervon zeuget. Aber in der andern Epiſtel Petri am 2ten Kap. V. 4. ſtehet ein Spruch der ſtraks dawider iſt, nämlich daß er ſpricht: Die böſen Engel werden zum Gerichte behalten, und lauten die Worte St. Pauli an die Korinther 2tes Kap. V. 10. auch dawider, da er ſagt: wir müſſen alle offenbar werden vor dem Richterſtuhl Chriſti, auf das ein Jeglicher empfahe, nachdem er gehandelt hat bei Leibes Leben, es ſei gut oder böſe."

Es iſt merkwürdig, daß Luther zwiſchen den Schriftſtellen 2. Pet. 2. Kap. V. 4. und 2. Kor. 5. Kap. V. 10. und dem Gleichniſſe vom reichen Manne, Luc. 16. 23., einen Widerſpruch findet, weil jene Schriftſtellen bezeugen, es ſolle erſt nach dem jüngſten Tag das rechte Gericht gehalten und alsdann einem Jeden nach ſeinem Thun vergolten werden, das Gleichniß von dem reichen Manne aber dafür ſpricht, daß auch ſchon vor dem jüngſten Tage und Gerichte, die abgeſchiedenen Seelen ihre Belohnung erhalten ſollen.

Dieſer Widerſpruch nun, kann ohne Zulaſſung eines

Mittelzuſtandes der Seelen nach dem Tode, ſowohl der Gottſeligen als der Gottloſen, nicht gehoben werden, in welchem dann Buße und Reinigung von den ihnen noch inwohnenden irdiſchen Schlacken Statt findet, was auch der Glaube vieler Kirchenväter iſt und was auch noch von allen Menſchen, die in die Kreiſe des Innern traten, wo ihnen die Wolke des Scheinlebens verſchwand und ſie in innige Naturverbindungen traten, geſchaut und behauptet wurde.

Das ſo oft ſchon für die Unſterblichkeit als Symbol gebrauchte Bild der Raupe, weiſt uns auch dahin.

Aus der Raupe entſteht nach dem Hinſterben nicht ſogleich der Schmetterling, ſondern es geht dieſem ein langer Zwiſchenzuſtand, der der Puppe, voraus.

In dieſem, ſich ſelbſt anheim geſtellt, ohne die gewöhnliche irdiſche Ernährung, abgeſchloſſen vom Sonnenlichte und dem Grünen der Flur, gleichſam in einem Lande der Schatten und des Todes, bildet ſich nach und nach der Schmetterling, der um ſo vollkommener und glänzender ſich entfaltet, je mehr Stille und Dunkel den Ort der Verwandlung umgab.

Diejenigen, welche vermeinen, ſogleich nach dem Tode in einen Sternenhimmel voll Seligkeit aufgenommen zu werden, diejenigen, welche uns vorwerfen, daß wir vor Sternſchnuppen die Sterne nicht ſehen, möchten ſich wohl gerade ſo täuſchen, als der Wanderer ſich täuſcht, der ein glänzendes Schloß auf der Höhe erblickt und ſich der baldigen Aufnahme in daſſelbe erfreut, dem aber das tiefe finſtere Thal noch bedeckt iſt, das er erſt zu durchgehen hat, bis er jenen Glanz erreicht.

Wohl iſt mir bekannt, daß die ſogenannten Verſtändigen und auch die ſogenannten Geiſtreichen, dieſes und überhaupt unſern Glauben, Phantaſterei nennen.

Möchten ſie doch bedenken, wie nicht unſere Phantaſie, ſondern ein ganz naturgemäßer Weg uns zu dieſem Glauben führte!

Viele Erfahrungen glaubwürdiger Menſchen, die Erſcheinungen magnetiſcher Zuſtände, aus welchen bis zur geſchichtlichen Evidenz erhobene Thatſachen hervorgingen und manche Andeutungen göttlicher Offenbarung, waren unſere Wegweiſer, ganz gegen unſere eigene Phantaſie.

Dagegen nehmen diejenigen, die uns Phantaſten nennen, ihren Himmel und ihre Hölle aus ihrem eigenen, eitlen Wiſſen und aus ihrer durch Weltbildung irren Phantaſie.

Auch ihnen ſind Geiſterſcheinungen willkommen, aber nur in Novellen und Romanen, und ſie ſind die ſtarken Geiſter, die bei wirklicher Erſcheinung eines Geiſtes in Wahnſinn verſetzt würden, ihr Glasſchädel und ihr ganzes Wiſſen und Weſen würde dadurch zu mächtig zerriſſen. Aber mit welchem Verwundern werden um ſo mehr ſie dereinſt nach dem Verſchwinden ihrer Iſolirung durch den Tod, in einem von ihnen ſo ſtreng verworfenen, nie geglaubten, Zuſtande erwachen*?!

II.

Nachſtehende Geſchichte von Herrn F — n, einem wahrheitsliebenden Manne, ruhig, unbefangen und umſichtig aufgefaßt und erzählt, ſtimmt mit den Aeußerungen der Seherin von Prevorſt überein und beſtätigt das Erſcheinen guter Genien dem Menſchen zum Troſt und zur Hilfe.

Es iſt herzergreifend, in dieſer Geſchichte zu leſen, wie eine von Menſchen verlaſſene Wittwe, durch Armuth und andere Leiden zur Verzweiflung gebracht, durch ein überirdiſches Weſen getröſtet wird, das ihr, als ſie im Schweiße ihres Angeſichts ihren Acker bebaut, auf demſelben in Geſtalt eines jungfräulichen Mädchens erſcheint, ſich vor der Arbeitenden niederſetzt und ſie zur Ausdauer in Gott hinweist und ſo die Schwerleidende, Verzweifelnde wieder aufrichtet und in's Leben führt.

Bei dieſer Erſcheinung finden die Geiſtreichen alle Gelegenheit, auch ſie für nichts anderes, als für ein durch früheren Schulunterricht in der Wittwe gebildetes, nun durch Kummer und Schmerz aus ihr herausgetretenes phantaſtiſches Bild zu erklären. Denn auch hier ſpricht die Erſcheinung nicht geiſtreich und gebildet, ſondern ganz einfältig und kindlich in Liederverſen und Bibelſtellen, wie ein frommes Dorfmädchen, ganz nach den Begriffen und der Faſſungsfähigkeit jener Wittwe.

Jene Kieſeriſchen Anſichten von ſolchen Erſcheinungen hatte ich auch, als ich noch die Univerſitäten beſuchte, Erfahrungen und Ernſt des Lebens aber, ließen mich von ihnen bald ganz anders denken.

Mögen aber die Geiſtreichen, Wiſſenſchaftlichen und Scharfſinnigen auch dieſe Erſcheinung deuten wie ſie wollen, immer bleibt dieſe Geſchichte eine, innige Herzen tief ergreifende, und wäre jenes Geiſtermädchen auch nur der Genius jener armen Wittwe ſelbſt, er iſt in ſeiner Einfalt und Geiſtesarmuth doch immer geiſtreicher und Gott wohlgefälliger, als der Dämon manches hochgeprieſenen Geiſtreichen und Scharfſinnigen.

Damit aber die Annahme gewiſſer Geiſtreichen, als könne eine ſolche Geſchichte nur der Phantaſie „einer von einem württembergiſchen Schulmeiſter dreſſirten Schülerin" begegnen, in ihrer Richtigkeit erkannt werde, ſo gebe die nachſtehende ähnliche Geſchichte, die ſich mit einem „tiefgründenden Forſcher der innern Natur des Menſchen, ſo wie der ihn umgebenden äußern Natur" mit Sir Humphry Davy ereignete, der Geſchichte jener armen Wittwe voran.

„Sir Humphry Davy (man ſuche Consolations in Travels, or the last days of a Philosopher, by Sir Humphry Davy 1830 p. 69 — 72) erzählt in einem Werke, das er kurz vor ſeinem Tode geſchrieben, von einer Erſcheinung, die ihm einſt auf wundervolle Weiſe die verlorenen Kräfte wieder gegeben und ihn am Leben erhalten. Er war mitten in ſeinen kräftigſten Jugendjahren vom gelben Fieber befallen, und lag ſo hart darnieder, daß die Aerzte die Hoffnung zu ſeiner Wiedergeneſung aufgaben. Da erſcheint ihm, in dem Zuſtand des Hinſcheidens, eine lieblich jugendliche Geſtalt, die er ſpäter immer ſeinen guten Engel (Genius) nannte. Fünf und zwanzig Jahre vergingen, ſeitdem er jene Erſcheinung hatte, und noch waren ihm die Umriſſe des ſchönen, jungfräulichen Weſens ſo gegenwärtig, als hätte er es erſt heute geſehen. Lebendig gegenwärtig, das von friſchem Jugendroth gefärbte Angeſicht, das mildblickende, laſurblaue Auge.

Dieſer weibliche Schutzgeiſt denn kommt, wie ein pflegender, die Schmerzen ſtillender Beſuch, zu der Seele des ſcheinbar Sterbenden, ſchon ſeine Gegenwart, noch mehr ſeine tröſtenden Geſpräche, voll geiſtig hohen Inhaltes, erregen Gefühle, welche der Seele die Kraft zum Leben und Wirken wieder geben, der Kranke geneſt, weniger durch leibliche Heilmittel als durch dieſe pſychiſchen, welche der ſonderbare Krankenbeſuch ihm darreicht, der ihn, während der größten Gefahr, faſt nie verläßt, und erſt bei der Geneſung verſchwindet. Ein Beſuch wie aus einer fernen künftigen Welt; denn in der ihn umgebenden Gegenwart kannte Davy keine ähnliche Geſtalt. Seine Neigungen waren damals eben auf ein wirklich lebendes, weibliches Weſen gerichtet, das auch nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit dieſer Erſcheinung hatte, vielmehr in Manchem das Gegentheil von dieſer war. Zehn Jahre hernach, auf einer Reiſe an den Küſten des adriatiſchen Meeres, begegnete ihm zum erſtenmale die Geſtalt ſeines guten Engels als wirklich lebendes Mädchen. Doch nur auf einige ſchnell vorübergehende Blicke, gleichſam als wollte ſie ihn nur an ihre ehemalige Bedeutung in ſeinem Leben erinnern und auf ihre noch künftige Beſtimmung ihn vorbereiten: denn abermals zehn Jahre hernach, zwanzig Jahre nach der erſten Lebensrettung, als ihn wieder eine ſchwere Krankheit dem Tode nah gebracht, da nimmt ſich ſeiner, pflegend und tröſtend, ein wirklich lebendes weibliches Weſen an, das ſo ganz ſeiner ehemaligen rettenden Erſcheinung glich, daß es ſchwer zu entſcheiden geweſen, ob es das Urbild oder das leibliche Abbild derſelben genannt werden ſollte. Es erwachten von neuem jene Gefühle, welche der Seele die Kraft zum Leben und Wirken zurückgeben und ſie wieder in die faſt ſchon verlaſſene Leiblichkeit zurückführen.“ Man ſuche Schuberts Geſchichte der Seele. 1ſter Thl. S. 453 — 454.

Den 27ſten Mai 1827, drei Tage nach dem Himmelfahrtsfeſt Mittags vor 12 Uhr, ging Thomas Felgers Wittwe von Schorndorf, die 58 Jahr alt iſt, auf ihr Gemeindegütchen um Grundbieren zu felgen. Um 1½ Uhr hatte ſie etliche Reihen gefelgt, da kam ein junges Mädchen zu ihr, ſie dachte, es könnte 11 Jahre alt ſeyn — angezogen mit einem ſchwarz tuchenen Kittel, einem kurzen Rock, großem weißen Halstuch, feinem weißen Schurz, weißen Strümpfen und ſaubern Schuhen. Ihr Haar war ohne Haarband und ohne Kamm, glänzend und zierlich aufgemacht. Ihr Angeſicht ſchneeweiß doch waren die Wangen geröthet. Sie kam auf die Wittwe zu, ſtellte ſich vor dieſelbe hin und ſprach: „Helf Gott! Hackſt Du?“ — die Wittwe antwortete: „Ich felge.“ — das Mädchen erwiederte, „das iſt faſt einerlei;“ ſah dann aufwärts und rings umher, ſo daß die Wittwe die Frage an ſie richtete: „Sucht Sie Jemand? — oder ſucht Sie ein Gut?“ — das Mädchen antwortete: „Nein! ich ſuche Niemand; hier gefällt es mir.“ Darauf ſah ſie die Wittwe ernſthaft an, deutete gen Himmel und ſprach: „Ach nicht Sie ſoll man ſagen, denn wir haben alle einen höhern Herrn über uns, zu dem wir Alle ſagen: Unſer Vater, der Du biſt im Himmel; — und wir Andern, die wir an Jeſu Chriſto glauben, ſind Brüder und Schweſtern in Ihm.“ Hierauf ſetzte ſie ſich auf des Nachbars Gut und ſagte: „Warum ſo allein? — Wie geht es Dir?“ Antwort: „Seit dem ich Wittwe bin, geht es etwas hart, auch war ich lange krank, das hat mich viel gekoſtet, ſo daß ich Niemand um den Lohn mitnehmen und mir helfen laſſen kann, ſondern ſparen muß.“ Das Mädchen entgegnete: „Ach, Du ſollſt Dich nicht ſo ſehr angreifen, auch nicht ſo klagen wegen der Krankheit und den Unkoſten, das iſt ein Gnadenruf Gottes geweſen, der Dir viel mehr Glück und Segen bringt. Der liebe Gott ſtärkt Dich; ſei ihm ſtets dankbar, ſinge und bete fleißig und hoffe auf ihn, Er wird Dir helfen aus der Noth!“ Sie legte der Wittwe noch weiter aus, wie ſie der Herr ſo treu geführt habe und ſagte: „O dank es ihm, dem Führer

Deines Lebens, hat er Dich nicht biſher treu geführt? Und endlich wird ein Dank daraus, wenn ich ausgeweinet; und mein Herz wird wie ein Haus, dem die Sonne ſcheinet. O! da iſt dem Herzen wohl, weil Gott Troſt gewähret, und er giebt mir wieder voll was ich ausgeleeret. Es iſt lauter Liebe von dem treuen Heiland, damit will er Dich zu ſich ziehen, Du mußt ihm nur treu bleiben und ja nicht wanken. Nun wollen wir mit einander zum Lobe Gottes das Lied ſingen: „Lobe den Herrn den mächtigen König der Ehren.“ Die Wittwe äußerte: „ſie könne nicht gut ſingen, es wäre ihr aber lieb, wenn ſie allein ſänge, gern wolle ſie ſelber zuhören.“ Das Mädchen ſagte: „es ſei ihr auch recht, ſie ſolle nur recht darauf merken.“ Nun ſang das Mädchen das Lied ſehr lieblich und immer mit zum Himmel gerichtetem Angeſicht, ſo als ob der Heiland vor ihr ſtünde, nachher ſagte ſie zu der Witte: „Ich ſehe wohl, Du biſt ſehr ſchüchtern, Du kennſt mich eben nicht, wenn Du meine Heimath kennteſt, würdeſt Du beherzter ſeyn. Du darfſt aber mit mir reden, wie wenn der liebe Heiland ſelbſt bei Dir ſtünde. Ich kann mich Dir aber noch nicht ganz offenbaren, denn Du biſt noch zu ſchwach.“ Nun ſprach ſie von der Himmelfahrt Chriſti, wie er uns den Weg gebahnt und eine Stätte bereitet, was das für ein Freudenfeſt ſchon hier für uns ſei und wie es erſt im Himmel noch viel herrlicher gefeiert werde. Sie legte ihr aus Starkes Handbuch das ganze Gebet von der Himmelfahrt aus, auch ſang ſie das Lied daraus, „Jeſus fährt auf gen Himmel.“

Während des Geſprächs ſagte die Wittwe: ſie wünſche nur recht bald dieſes Feſt im Himmel feiern zu können. Das Mädchen erwiederte: „Sie ſolle nur immer recht treu ſeyn und Alles gern und willig leiden, was Gott ihr zuſchicke, Er werde ihr noch mehr zuſchicken ſo lange ſie lebe, dann werde ſie dieſer Freude dort bald theilhaftig werden. „Du kannſt indeſſen hier ſchon das Feſt überall feiern, wo Du auch biſt, der Gnaden-Groſchen wird Dir auch gewiß.“ Als die Wittwe einwendete: die Sorgen wollen ihr oft keine Ruhe laſſen, wie es ihr fernerhin gehen werde? da ſie ſo ſchwach ſeie und nichts verdienen könne, antwortete das Mädchen: „Du mußt nur, wenn die Sorgen kommen, ſchnell auf die Kniee niederfallen und Herz, Mund und Hände zu Gott erheben, und ſtets in Gottes Gebot wandeln.“ Aus dem Lied „Erheb o Seele! deinen Sinn“ zog ſie die fünf letzten Verſe an und fuhr fort, Du mußt Dich auch das nicht abhalten laſſen, daß Du nicht gut ſingen kannſt und mußt zum Heiland beten und ſingen, wenn Du allein biſt, Er verlangt keine künſtliche Reden, Er hört gern das Lallen der Kinder; aber Dein Herz laß immer zu Gott gerichtet ſeyn. Aus Starkes Gebetbuch ſtellte ſie ihr aus dem Lied, „Ach wie muß ich noch kämpfen ꝛc.“ den achten Vers vor: „Sieh die Kron iſt aufgeſteckt.“ — Aus dieſem Buch ſang ſie: „Jeſus bleibet meine Freude ꝛc.“ und was ſie ſang legte ſie ihr wieder aus.

Hatte die Wittwe einige Reihen gefolgt, dann rückte das Mädchen immer wieder vor und ſchaute ihr heiter ins Geſicht und ſagte: Du mußt wohl darauf merken was ich ſinge, und nicht vergeſſen auch zu Hauſe aufzuſchlagen, was Du kannſt.

Es war ihr räthſelhaft, daß das Mädchen ſich ſo lange bei ihr aufhielt, da ſie doch kein Geſchäft hatte; ſie konnte ſich auch nicht recht erklären, daß es eine wirkliche Perſon ſeie oder gar ein Geſpenſt, daher ſie ein Grauen und eine Furcht anwandelte.

Das Mädchen ſang ferner aus dem ganz alten Geſangbuch: „Freue dich, daß du mußt tragen meine Seele! Jeſu Joch ꝛc.“ Ferner: „Das iſt gut was mein Gott will ꝛc.“ Und: „Jeſu Liebe, Jeſu Treue ꝛc.“ So ſchön wie dieſe Lieder von dem Mädchen geſungen wurden, habe die Wittwe noch nie ſingen gehört. Aus dem neuen Geſangbuch ſang ſie: „Von Dir o Vater! nimmt mein Herz ꝛc.“ und die zwei erſten Verſe von dem Lied: „Mir, ruft der Herr, mir ſei“, und nachher legte ſie es ihr aus und ſing dann wieder an: „Dir ruft der Herr, Ihm ſei bis in den Tod getreu!“

Gegend Abend ſagte die Wittwe: Wenn ſie gewußt hätte, daß ſie Beſuch bekäme, würde ſie Brod mitgenommen haben, das Mädchen antwortete lächelnd: Sie bedürfe gar nichts; das Reich Gottes ſeie nicht Eſſen und Trinken, ſondern Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiſt. „Du hätteſt das Geſchäft auch nicht thun können, wäreſt Du nicht von oben geſtärkt worden; und ſetzte hinzu: Ach wie liebt Dein Jeſus Dich, denn er pflegt Dir williglich ſeinen Kelch zu reichen: Was ihm ſchmeckt ſollſt Du auch ſchmecken: und das iſt meine größte Freude, eine bekümmerte Seele zu erquicken." Endlich ſagte das Mädchen: „Jetzt iſt's Feierabend." Die Wittwe bejahte es, worauf das Mädchen fortfuhr: „Wie gut wird ſich's doch nach der Arbeit ruhn! Wie wohl wird's thun!" — Dann ſtand das Mädchen auf und ſang: „Zu Haus nehm ich mein Nachtquartier; zu Land und Hofe reiſen wir, erquicken manche Seele gern, die ſich ſehnt nach dem lieben Herrn."

Abends 7 Uhr ging ſie fort, die Wittwe ging mit fort bis auf die Ebene, da andere Wege zuſammen ſtoßen, und an einem kleinen Häuschen nahm ſie Abſchied indem ſie ſagte: „Jetzt behüt Dich Gott! ich gehe den Weg aller Welt und Du gehſt in Deine Ruh!" Sie ging zwiſchen zwei Reihen Bäumen auf einem ſteilen Abhang ſchnell hinauf zwiſchen dem **Ottilenberg** und dem **Röhrenwald**. Zuletzt war ſie ganz glänzend weiß, dann verlor ſie ſich aus dem Geſicht der Wittwe.

Dieſe Erzählung wurde von der Wittwe ſelbſt wenige Tage nach der Erſcheinung zum Niederſchreiben genau ſo angegeben, wie ſie erzählt worden iſt. Sie war noch in aller Munde, als Schreiber dieſes zu Anfang September 1829 nach **Schorndorf** kam. Sie erregte ſeine Aufmerkſamkeit und er beſchloß, ſich genauer nach dem Hergang der Sache zu erkundigen. Er ging alſo zu der Wittwe und fand an ihr ein nüchternes, treuherziges einfaches Weib, mit einem klaren offenen Blick.

Die öffentliche Meinung giebt ihr das Zeugniß einer ſtillen, eingezogenen, fleißigen und gutmüthigen Frau, bei der man noch nie einen Zug von Schwärmerei gefunden, und namentlich will man einen abſichtlichen Betrug, bei ihrem ſonſt ſo einfachen Charakter widerſprechend finden. Schreiber dieſes, wie er glaubt, weder für noch wider die Sache eingenommen, ließ ſich von ihr daſſelbe zu wiederholten Malen ganz oder theilweiſe, und in ganz verſchiedenem Zuſammenhange wieder erzählen, verſuchte auch, ſie durch überraſchende Fragen zu verwirren und auf Widerſprüche mit ſich ſelbſt zu führen, fand aber nicht nur keinen Widerſpruch, ſondern auch in der Sache ſelbſt keinen Gedächtnißfehler, außer, daß die Aufeinanderfolge des Einzelnen ſich zuweilen etwas änderte. Zugleich erfuhr er auch, was ſie noch Niemand mitgetheilt hatte, daß ſich dieſe Erſcheinung ſeit dem 2[illegible]ſten Mai ſchon öfters wiederholt habe, daß dann Nachts vor 12 Uhr eine ganz feine, durchſichtige, in einen Lichtſchleier gehüllte ätheriſche Geſtalt, von beſonderer Schönheit, in der ſie die jugendlichen Züge jener erſtern wieder zu erkennen glaubt, vor ihrem Bette, in dem ſie allein in ihrer Stube ſchlafe, ſich zeige, ihren Taufnamen rufe, und wenn ſie erwacht ſei, ein Geſpräch führe, ganz in demſelben Sinn und Ton, wie das erſtemal, ihr Sprüche vorſage und erkläre, Liederverſe ihr vorſinge und auslege, immer eindringlicher ſie tröſte, wegen ihres Anliegens, und zur Standhaftigkeit und Treue ermahne. Von den Sprüchen und Liederverſen wußte die Frau noch mehrere. Sie waren theils gleich bedeutend mit den frühern, theils ähnliche. Beſonders habe ſie ihr eingeſchärft, ſie ſolle ſich doch alles dieſes geſagt ſeyn laſſen, weil ſie nicht fortdauernd dieſer beſonderen Offenbarung würde theilhaftig ſeyn, nur weil ſie das frühere nicht alles behalten habe, ſei ſie wieder gekommen.

Schreiber dieſes fragte: Ob ſie noch nie ein Geſpräch mit der Erſcheinung anzuknüpfen verſucht habe? Als ſie erwiederte, daß ſie noch nie ſo viel Muth gehabt habe, dieſes zu wagen, ſo drang er in ſie, wenn in einer ſpätern Nacht die Erſcheinung wieder käme, einige Fragen an ſie zu richten. Dies geſchah den 8ten September Nachts nach 11 Uhr. Nachdem die Geſtalt, wie gewöhnlich gerufen, fragte die Frau beklommenen Herzens: „Wer biſt Du?“ und erhielt zur Antwort: „Ich bin ein dienſtbarer Geiſt, geſandt, Dich zu erleuchten und in Deiner Schwachheit zu tröſten.“ An dieſes anknüpfend ſagte ſie ihr noch einige Sprüche vor; wie „Alles was Dir wiederfährt ꝛc. — Laß Dir an meiner Gnade gnügen ꝛc. — Bleibe fromm und halte Dich recht ꝛc.“ Und wiederholte: „Endlich wird ein Dank daraus ꝛc. — Wirf Dein Anliegen auf den Herrn ꝛc. — Bete und arbeite ꝛc.“ — Insbeſondere empfahl ſie ihr häufiges Leſen der Bibel, als der Quelle alles Troſtes und aller Belehrung.

Auf dieſe Antwort wurden der Frau, wenn die Erſcheinung ſich nochmals wiederholen ſollte, wieder einige Fragen aufgegeben, welche ſie an ſie richten ſollte, und ſogleich in der folgenden Nacht trat die bekannte Geſtalt wieder vor ihr Bett. Auf den Ruf derſelben fragte die Wittwe: warum denn dieſe Erſcheinung gerade zu ihr komme? Sie erhielt zur Antwort: „Weil gerade ſie wegen ihren Anfechtungen es doppelt nöthig habe.“ Sie tröſtete ſie wiederum und verſicherte ſie der Vergebung ihrer Sünden; ſie ſei begnadigt, aber, fügte ſie hinzu: „Bleibe in Gottes Wort und übe Dich darin.“ Gott habe ihren Kampf angeſehen und wolle ſie tröſten. Eine zweite Frage die ſie machte, war: „Ob denn ſolche Erſcheinungen zur Seligkeit eines Menſchen nothwendig ſeyen?“ Es erfolgte die Antwort: „Wer an Chriſtum glaube, werde ſelig, nur wer mit Verzweiflung ringe, könne ſolches nöthig haben. Sie ſolle aber ſingen und beten, und auf Gottes Wegen gehen.“ Endlich fragte die Wittwe: ob ſie dies alles auch andern Menſchen mittheilen dürfe?

„Allerdings, angefochtenen Seelen; aber nicht ſolchen, die damit Geſpött treiben.“

Noch ermahnte ſie die Frau dringend zur Standhaftigkeit mit einigen Bibelſtellen und Geſangverſen, und erſchien ſo lange der Schreiber dieſes dort war, nicht wieder.

Noch nicht mit der Glaubwürdigkeit der Erzählung mit ſich ſelber einig, machte Obiger nochmals den Verſuch, etwaigen Betrug oder Selbſttäuſchung durch geſchraubte Fragen, abſichtlich hineingelegte Widerſprüche, ſelbſt herbei geführte Mißverſtändniſſe zu entdecken, aber ohne Erfolg. Er ging ſelbſt mit ihr an Ort und Stelle der erſten Erſcheinung, um hier die Beſtimmtheit und Sicherheit ihrer Erinnerung bis auf Kleinigkeiten auf die Probe zu ſtellen. Er betrat die Stelle, wo die Geſtalt geſtanden habe, diejenige wo ſie Abſchied genommen und ließ ſich pünktlich die Stelle zeigen, wo ſie als Lichtgeſtalt plötzlich unſichtbar geworden ſeyn ſoll. Sie ſprach aber immer feſt und entſchieden. Unterwegs aber, als er immer tiefer in ſie drang, immer genauer ſie ausforſchte, brachte er ſie dahin, folgenden Aufſchluß noch zu ertheilen.

In ihrer frühen Jugend habe ſie einmal in der Schule den Wunſch gehabt, auch einmal mit rother Dinte ſchreiben zu können. Nicht wiſſend, wie ſie ſich dieſelbe verſchaffen ſollte, habe ſie ſich in den Finger geſchnitten und mit ihrem Blut ihren Namen auf ein Blättchen Papier geſchrieben, ſei jedoch damals ſchon darüber erſchrocken, habe ſogleich zu ſchreiben aufgehört, das Stückchen Papier aber nicht weiter beachtet. Erſt in ihrem ſpätern Alter habe ſie in einem alten Buche geleſen: Wenn der mit eigenem Blut geſchriebene Name eines Menſchen dem Teufel in die Hände falle, ſo ſeie deſſen Seele in ſeiner Gewalt. Wie mit Centner-Gewicht ſei ihr der Gedanke auf's Herz gefallen; auch ſie habe dies ja einſt gethan; und ſeitdem habe ſie eine ſo peinliche Todesangſt in ſich getragen, daß ſie ſich des heiligen Abendmahls für unwürdig gehalten; ihre Seele ohne Rettung verloren geglaubt, ſo daß ſie nie den Muth gehabt, ihr Anliegen Jemand zu entdecken und daß ihre Unruhe den höchſten Gipfel erreicht habe, bis ſie durch dieſe Erſcheinung ſei getröſtet und erleichtert worden.

So weit theils eigene Beobachtung, theils wieder

Aeußerungen derſelben Frau, wofür kein Zeugniß eines andern Menſchen aufgebracht werden konnte.

III.

Folgende Geſchichte einer Erſcheinung theile ich, wie ſie derjenige, dem ſie widerfuhr (ein ſehr wahrheitsliebender, rechtſchaffener Mann) ſelbſt aufſetzte, hier ohne weitere Bemerkung mit.

„Meine Mutter, ſo erzählt Herr St. S. von S., war die Gattin eines Mannes, der kein Vermögen beſaß, aber ſein Fach vollkommen verſtand. Anfänglich ging es im Hausweſen etwas kärglich zu, allein bei Fleiß und Sparſamkeit meiner Eltern, wurden die Schulden allmählig vermindert. Ungeachtet meine Mutter, eine ſehr gute Haushälterin, die Ausgaben ſehr beſchränkte, ſo wurde mein Vater, der oft etwas zu ſparſam und wunderlich war, doch häufig ungehalten, wenn die Mutter Geld forderte, ſo daß ſich nicht ſelten darüber ein kleiner Zwiſt entſpann.

„Einſt beſuchte meine Mutter ihren Vater, einen braven Geiſtlichen, wobei ich auch mitreiſte. Dieſem klagte ſie ihre Noth in der erwähnten Beziehung. Er ſagte: da er verſichert ſeie, daß ſie für ihren Haushalt aufs Beſte ſorge und da ſie auch gleichen Anſpruch auf Erwerb habe, ſo meine er wohl, er dürfe ihr mit gutem

Gewiſſen den Rath geben, ſich Schlüſſel zur Caſſe hinter ihrem Manne machen zu laſſen, es würde dadurch ihr und ihm gewiß mancher Verdruß erſpart.

„Dieſer Rath wurde nun auch befolgt und meine Mutter machte einen weiſen und mäßigen Gebrauch von den Schlüſſeln, wodurch es auch jetzt weniger Verdruß gab. Außer ihr wußte nur ich davon.

„Auf dieſe Weiſe lebten meine Eltern zwei und zwanzig Jahre zuſammen, die Schulden wurden abgetragen und der Haushalt verbeſſerte ſich. Oft betete ich mit inbrünſtigem Herzen, daß Gott die Mutter lange erhalten möchte. Ich war in eine Entfernung von achtzehn Stunden in die Fremde gekommen.

„Es war im Jahre 1796, als ich, der Kriegszeiten wegen, äußerſt viel zu ſchaffen hatte und ſeit mehreren Nächten nicht zu Bette gekommen war, da erhielt ich einen Brief von meinem Vater, in welchem er mir ſchrieb: meine Mutter ſeie erkrankt, allein er erwarte ihre Beſſerung, ſollte es ſich wider Erwarten mit ihr verſchlimmern, ſo wolle er mir ein Pferd ſchicken um mich abholen zu laſſen.

„Ob mich gleich dieſe Nachricht beunruhigte, ſo dachte ich doch nicht an den Tod meiner Mutter und wurde auch ruhiger, da ich nicht abgeholt wurde. Einige Tage aber nach dieſer Nachricht, gerade am Abend vor der Nacht, in der meine Mutter ſtarb, wurde es mir ſehr übel und ich legte mich angekleidet aufs Bette. Als ich in dieſem Zuſtande, ohne zu ſchlafen, bei vollem Wachen lag (es war zwiſchen 11 und 12 Uhr), klopfte es ganz heftig an die Thür meines Zimmers und meine Mutter kam in ihrer gewöhnlichen Haustracht herein, grüßte mich und ſagte:

„Wir ſehen uns in dieſer Welt nicht wieder, ich aber habe noch ein Anliegen: der K. (einer Magd die neunzehn Jahre bei ihr gedient hatte) habe ich jene Schlüſſel gegeben, ſie wird Dir ſolche zuſtellen, bewahre ſie oder werfe ſie ins Waſſer, der Vater darf dieſe Sache nicht erfahren, es würde ihn nur betrüben. Lebe wohl und wandle auf gutem Wege.“ Und mit dieſen Worten ging ſie wieder, wie ſie gekommen war, zur Thür hinaus und verſchwand meinen Blicken.

„Ich fuhr vom Bette auf, verſicherte mich, daß ich völlig wachte. Ich weckte die Menſchen, äußerte meine Beſorgniß, daß nun meine Mutter, nachdem, was mir ſo eben begegnet, gewiß geſtorben ſei. Man wollte es mir ausreden, ich ließ mich nicht mehr halten, ich eilte noch vor Anbruch des Tages nach Hauſe, und als ich unter das Thor meiner Vaterſtadt kam, begegnete mir ſchon jene Magd meiner Mutter und ſagte mir: daß dieſe in der Nacht zwiſchen eilf und zwölf Uhr geſtorben ſei, ihr aber vor dem Verſcheiden noch etwas Beſonderes für mich geſagt habe.

„Da ich in Begleitung eines Verwandten war, ſo eröffnete ſie mir ihren Auftrag noch nicht, aber nach der Beerdigung der Mutter, übergab ſie mir heimlich jene

Schlüſſel mit der Erzählung: Die Mutter habe ihr dieſe noch vor dem Verſcheiden zugeſtellt, mit dem Auftrage an mich: ſie bei mir zu behalten oder ins Waſſer zu werfen, doch ſolle es der Vater nicht erfahren. Dieſe Sache habe die Mutter noch im Tode ſehr beſchäftigt.

„Ich nahm die Schlüſſel zu mir, trug ſie einige Jahre auf meinen Reiſen und warf ſie dann in die Lahne.“

Lord Byron erzählt im Monthly Review (1830 pag. 229) folgende Geſchichte, die auch Schubert in ſeine Geſchichte der Seele aufnahm.

„Capitän Kidd (Lord Byron vernahm es aus deſſen eignem Munde) ſchlief einſt bei Nacht in ſeiner Hängmatte, da weckt ihn ein Gefühl, als ob etwas Schweres auf ihm läge. Er öffnet die Augen und es däucht ihm, er ſähe bei dem ſchwachen Licht, das die Kajüte erhellte, die Geſtalt ſeines Bruders, der damals als Seeofficier in Oſtindien war, gekleidet in ſeine gewöhnliche Uniform, quer übers Bett liegen. Er hält dies für eine leere Einbildung, ſchließt die Augen und bemüht ſich wieder einzuſchlafen. Aber der Druck auf ſeinen Körper dauert fort, und ſo oft er aufblickt, ſieht er die nämliche Geſtalt quer übers Bett gelehnt. Er ſtreckt die Hand darnach aus, berührt ſie und hat das Gefühl, als ſei die Uniform ganz naß. Erſchrocken ruft er jetzt einen ſeiner Officiere zu Hülfe und ſobald dieſer hereintritt, verſchwindet die Erſcheinung. Wenige Monate nachher erhält Kidd die Schreckenspoſt, daß in derſelben Nacht, in welcher er die Erſcheinung hatte, ſein Bruder im indiſchen Meere ertrunken ſei.“

IV.

In den Erſcheinungs-Geſchichten der Seherin von Prevorſt iſt ein Fall angeführt, wo ein ihr Monate lang erſchienener Geiſt, immer wieder durch das Fenſter entwich. In letzterer Beziehung haben folgende Geſchichten Aehnlichkeit. Die Treue der erſtern wird durch eine ſehr bekannte, rechtſchaffene Perſon verbürgt.

Herr Secretarius W. zu Stuttgart lag in einer Nacht wachend im Bette, da ſchwebte durch das Fenſter ſeines Schlafzimmers eine weibliche Geiſtergeſtalt, blieb eine Zeit lang, ihn anſchauend, vor ſeinem Bette ſtehen und entwich dann wieder durchs Fenſter. Er hatte unerſchrocken die Geſtalt ſtark ins Auge gefaßt, das Frauenbild prägte ſich ihm feſt ein und da er ein guter Maler war, ſo entwarf er ſogleich am andern Morgen ein Gemälde von dieſem Bilde. Das Gemälde blieb auf ſeinem Tiſche liegen und er äußerte über daſſelbe und über die Erſcheinung gegen keinen Menſchen weiter etwas. —

Als das Gemälde ſchon mehrere Wochen lang unbeachtet da gelegen war, erblickte es zufällig einmal ein älterer Bewohner des Hauſes, in dem Herr W. wohnte und fragte ihn mit Verwundern: woher er denn das Bild der Frau R. habe? Herr W. wußte nichts von einer Frau R. und erkundigte ſich bei dem Fragenden näher, da erfuhr er, daß dieſe als ſehr bös geſchilderte Frau in frühern Jahren dieſes Haus und namentlich den Theil, in dem Herr W. wohnte, bewohnt hatte. Herr W. hatte nun keinen Rückhalt mehr, er erzählte, zum Erſtaunen des andern ältern Hausbewohners, wie er zu dieſem Bilde gekommen.

An dieſe Erſcheinungsgeſchichten mag ſich folgende aus Irland (dem Auslande No. 314 vom 10ten Nov. 1829 entnommen) anreihen:

„Wir kamen, erzählt die Lady Fanſhawe, zu Lady Honor O'Brien, der jüngſten Tochter des Grafen von Thanoed, wo wir uns drei Tage lang aufhielten. In der erſten Nacht hatte ich einen großen Schrecken, indem ich in dem Zimmer, wohin ich geführt worden war, ungefähr um ein Uhr durch eine Stimme erweckt wurde und als ich den Vorhang wegzog, beim Mondſchein eine Frau in einer Fenſtervertiefung bemerkte, weiß gekleidet mit rothem Haar und von bleichem, geiſterhaften Anſehen. Sie ſah zum Fenſter hinaus und ſagte laut und mit einem Tone, wie ich ihn nie gehört hatte: „ein Pferd! ein Pferd! ein Pferd!“ worauf ſie mit einem Seufzer, der eher dem Winde, als menſchlichem Athem glich, verſchwand: ihr Leib kam mir eher wie eine dicke Wolke, denn wie eine wirkliche Subſtanz vor.

Ich war ſo erſchreckt, daß mir das Haar zu Berge ſtand und mein Nachtzeug herabfiel. Ich ſtieß und ſchüttelte an meinem Gemahl, welcher während der ganzen Zeit geſchlafen hatte, endlich aber ſehr verwundert war, mich in ſolcher Angſt zu finden, noch mehr aber als ich ihm die Geſchichte erzählte und das offene Fenſter zeigte. Keines von uns ſchlief mehr dieſe Nacht, ſondern er ſprach mit mir darüber, wie weit häufiger dergleichen Erſcheinungen in dieſen Gegenden wären als in England. Gegen fünf Uhr kam die Dame des Hauſes zu uns und ſagte, ſie ſei die ganze Nacht nicht im Bette geweſen, weil einer ihrer Vettern aus dem Hauſe O'Brien, deſſen Vorfahren das Schloß beſeſſen hätten, gewünſcht habe, daß ſie bei ihm auf dem Zimmer bleibe, um zwei Uhr ſei derſelbe geſtorben. Sie ſetzte hinzu: Ich wünſche, daß ihr nicht beunruhigt worden ſeyn möget, denn es iſt in dieſem Hauſe gewöhnlich, daß, wenn Jemand aus der Familie auf dem Sterbebette liegt, die Geſtalt einer Frau jede Nacht am Fenſter erſcheint, bis er todt iſt.

Dieſe Frau war vor alten Zeiten durch den Herrn des Schloſſes guter Hoffnung geworden; er aber ermordete ſie in ſeinem Garten und warf ſie in den Fluß, der unter dem Fenſter hinfließt.

Ich dachte nicht daran, als ich euch hieher quartierte; es iſt das beſte Zimmer im Hauſe.“

„Wir erwiederten wenig auf den Beweis ihrer Güte, ſondern entſchloſſen uns, bald möglichſt abzureiſen.“

V.

Die Seherin von Prevorſt äußerte, daß ihr das, Sich ſelbſt ſehen, nie etwas Uebles bedeute, was in Beziehung auf ihre Individualität wohl wahr wer, was aber allgemein nicht ſo genommen werden darf, wie nachſtehende zwei Beiſpiele beweiſen.

Das erſte Beiſpiel iſt auch kein gewöhnliches Sich ſelbſt ſehen, wie es bei der Seherin vorkam, ſondern vielmehr ein zweites Geſicht, welches das bevorſtehende Unglück des Mannes in dem Trauranzug der Gattin projicirte. Wenn gleich der gefährliche Sturz vom Dache nicht den Tod des Mannes nach ſich zog, ſo war es doch eine Vorahnung des die Familie betreffenden Unglücks.

Die Objectivität der Erſcheinung iſt beſtätigt durch das gleiche Sehen der gleichen Geſtalt dreier verſchiedener Zeugen, und man möchte faſt glauben, daß dieſe Geſchichte ohne Dazwiſchenkunft eines Schutzgeiſtes nur ſchwer zu begreifen iſt.

Frau Bauinſpector Dillenius zu Calw, eine wahrheitsliebende, brave Frau, erzählt folgendes:

„Ich war in einer Nacht zwiſchen ein und zwei Uhr durch einen Sohn (damals ein Knabe von ſechs Jahren) der etwas bedurfte, aufgeweckt worden. Bald darauf iſt auch meine in gleichem Zimmer ſchlafende Schwägerin (damals ungefähr 16 Jahr alt) wach geworden. Auf einmal ſah ich durch die Thür eine ſchwarz gekleidete Frauengeſtalt in meiner Größe, mit langſam feierlichem Schritte eintreten und an meinem Bette vorüber bis an die andere Thür gehen. Die Geſtalt war, was mir im Augenblick auffiel, mit einem, dem meinigen erſt kürzlich erkauften ähnlichen ſchwarzen Kleide angethan; das meinige hing übrigens im Kaſten außerhalb beider Zimmer auf dem Oehrn."

„Mit Erſtaunen und Schrecken ſah meine Schwägerin zugleich dieſe Geſtalt und ſagte mir: „ſie ſehe mich doppelt, einmal im Bette liegend und dann auch im Zimmer gehend". Ich beſtritt es zum Schein meiner Schwägerin, hauptſächlich um den Knaben nicht furchtſam zu machen. Wir beide fürchteten uns übrigens ſo, daß keine wagte aus dem Bette zu gehen. Nun ſtand aber der Knabe des Bedürfniſſes wegen auf, und ſah auf gleiche Weiſe, wie wir beide, die Geſtalt. Dieſe blieb indeſſen an der zweiten Thür ſtehen, in einer höchſt traurigen, Wehmuth und Kummer errathenden, Stellung, mit geſenktem Haupt und einer Hand auf der Thürſchnalle. Nun lief der Knabe zu der Geſtalt, die ſich indeſſen zu einem leichten Schatten verdünnt hatte, hin, fuhr mit der Hand durch den Schatten und rief: „Schwarze Frau, geh' fort!" Die Geſtalt blieb aber in ihrer gebückten Stellung ſtehen, bis die Schwägerin, die nun auch aufgeſtanden, um den Knaben zu beſorgen, ein Papier zerriß, auf deſſen Geräuſch ſogleich die Geſtalt und zuletzt die auf der Thürſchnalle ſichtbare Hand verſchwand. Der Knabe ſprang wieder ins Bett; wir beide aber konnten die ganze

Nacht kein Auge zuthun. Dem Volksglauben gemäß, erwartete ich nach dieſem Vorfall meinen Tod, da ich ohne dies noch nicht gar lange Wöchnerin war. Bald darauf aber, traf meinen Mann das Unglück, daß er bei einem Brande in Wildberg vom Dach ſtürzte, worauf er lange ſehr bedenklich krank lag.“

Das zweite Beiſpiel, wo aber wirklich baldiger Tod des Schauenden folgte, iſt dieſes:

„Herr Bijoutier Kayel von Ludwigsburg, ein ganz geſunder Mann, ging an einem Abend auf der Straße, und als er um die Ecke derſelben beugte, kam ihm ſein eigenes Bild, wie er leibhaft lebte und war, entgegen. Als es ihm ganz nahe, faſt Auge im Auge, gekommen war, erſchrack er heftig und die Geſtalt verſchwand. Herr K. erzählte dieſen ſonderbaren Vorfall, ſogleich Mehreren, und namentlich Herrn Bijoutier Ulmer anfänglich mit Lächeln, doch wurde ihm die Sache nach und nach bedenklicher und er ſchien ſich darüber Kummer zu machen. Er machte nun bald darauf eine Fußreiſe, bei welcher er durch einen Wald kam. Hier waren gerade mehrere Arbeiter mit Niederreißung einer großen Eiche vermittelſt Stricke, die man an ſie befeſtigt hatte, beſchäftigt. Herr K. betrachtete die Arbeit, und da der Baum nicht zum Fall zu bringen war, ergriff Herr K. von einem der Arbeiter aufgefordert, auch einen der Stricke und zog, der Baum ſtürzte, Herr K. wollte ſeinem Falle ausweichen, allein ſtatt rückwärts zu ſpringen, ſprang er gerade auf eine verkehrte Weiſe, und wurde vom fallenden Baume todt geſchlagen.

Bei dieſer Geſchichte iſt beſonders merkwürdig, daß der Tod des Schauenden nicht durch Krankheit erfolgte, daß alſo hier nicht anzunehmen iſt, das Geſicht ſei durch eine, ſchon damals in Herrn M. gelegene Krankheit erzeugt worden, und ſein Tod (wäre er wirklich eines natürlichen Todes geſtorben) eine Folge der ſchon damals in ihm gelegenen Krankheit geweſen.

VI.

Der heilige Auguſtinus erzählt in der Schrift de genesi ad litteram folgendes: L. XII. C. 17.

„Ich erfuhr, daß ein dämoniſcher Menſch, während er ſich doch zu Hauſe befindet, gewöhnlich angiebt, wenn der 12 Meilen entfernte Presbyter ihn zu beſuchen ſich anſchickt, und dann auch alle Stellen des Weges bezeichnet, wo er iſt, wie er ſich nähert, wann er auf die Markung kommt, wann er in's Haus, wann er in's Schlafgemach eintritt, bis er endlich vor ihm ſteht. Sieht nun auch jener Kranke dies alles nicht mit den Augen, ſo könnte er doch, ohne auf irgend eine Weiſe zu ſehen, den Her-

Speiſe zur Stärkung von den Seinigen an, ſondern nur von dem Presbyter.“

Ein magnetiſcher Rappert, der zwiſchen jenem Menſchen und dem Presbyter Statt fand, iſt wohl hier nicht zu mißkennen.

Weiter erzählt Auguſtinus:

„Ein Knabe erlitt große Schmerzen und hatte in ſeinen Anfällen oft Viſionen, während welcher er für die Außenwelt ganz todt war, keine Empfindung hatte und mit offenen Augen nicht ſah. Die Viſionen bezogen ſich meiſtens auf die Unterwelt und überhaupt auf das andere Leben. In allen, oder den allermeiſten, Geſchichten gab er vor, zwei Knaben zu ſehen, einen ältern und einen jüngern, von welchen ihm alles geſagt und gewieſen würde, was er gehört und geſehen zu haben erzählte. Dieſe beiden gaben ihm auch Aufſchluß über den Gang ſeiner Krankheit, wie lange die Schmerzen aufhören, wann ſie wieder eintreten würden, und pünktlich erfolgte es. Seine Cur und wirkliche Wiederherſtellung wurde durch ein wiederholtes „medicinale consilium“, das er von jenen zwei Knaben erhielt, von den Aerzten eingeleitet und bezweckt.“

Ein Beiſpiel eines wahren zweiten Geſichtes, das auch Auguſtin erzählt, iſt folgendes, und die Art wie ſich [illegible]

nicht, als ob er den Geiſt der Weiſſagung gehabt hätte.

ſondern viel mehr, daß er, wie auf eine vergangene Geſchichte, darauf zurückſchaute, denn als ihrer Erwähnung bei ihm geſchah, ſagte er: „ſie iſt geſtorben, ich ſah ſie hinaustragen, da und dahin gingen ſie mit ihrer Leiche“ und dies ſagte er, während die Perſon noch bei voller Geſundheit war. Wenige Tage darauf aber, ſtarb ſie plötzlich und wurde auch denſelben Weg hinausgetragen, den jener vorausgeſagt hatte.“

Noch ein Beiſpiel von Somnambulismus aus einer Zeit, wo man dieſen Zuſtand noch nicht mit den Namen Somnambulismus oder Magnetismus, ſondern à la Kirchenrath Paulus zu Heidelberg, mit den Namen Hirnwuth, Beſeſſenſeyn, Wahnwitz u. ſ. w. benannte, iſt folgendes und zwar vom Jahre 1688 (ſ. Curios. ad annum 1689.):

„Am 2ten Februar 1688 fiel ein Mädchen im Delphinate, welche das Vieh hütete und nicht ſchreiben noch leſen konnte, das erſtemal in eine Schlafſucht, die ſo heftig war, daß ſie durch kein Schreien, Ziehen, Schlagen, Stechen, Brennen erweckt werden konnte und den Gebrauch ihrer Sinne nicht hatte. Dieſer Zuſtand kommt jetzt öfters bei ihr. Sie redet in ihm jedesmal von herrlichen und göttlichen Dingen. Die erſten fünf Wochen ſprach ſie in dieſem Zuſtande in ihrer Mutterſprache, die eigentlich kein Franzöſiſch iſt, nachher aber ſprach ſie in dem netteſten und ſchönſten Franzöſiſchen. Der Gegenſtand ihrer Rede betrifft allezeit Gott und gemeiniglich fängt ſie mit geiſtlichen Liedern an, die ihr vorher gar nicht bekannt waren. Hierauf verrichtet ſie ſonderbare Gebete, nimmt öfters einige Texte aus der Schrift und legt ſie auf eine eigene Weiſe aus, verkündiget auch zukünftige Dinge.“

„Verſchiedene Aerzte haben ſie unterſucht, aber an ihr keine Anzeige einer leiblichen Krankheit gefunden. Kommt ſie aus ſolcher Verrückung wieder zu ſich ſelbſt, ſo weiß ſie nichts von allem was vergegangen, ſondern meint, ſie habe wohl geſchlafen und ſcheint nicht müde zu ſeyn, hat ſie auch drei bis fünf Stunden nach einander geſprochen.

„Am Anfange Junius führte man ſie nach Creſt, und ſowohl dort als zu Grenoble gab man ſich alle Mühe ſie zu fangen, ſie matt zu machen und hinter einen Betrug zu kommen, aber ſie antwortete mit ſolcher Beſtimmtheit, daß kein Rechtsgelehrter es hätte beſſer machen können, hätte derſelbe auch vierzehn Tage lang darauf ſtudirt. Man hat ihr die Haare abgeſchoren, ſie aller Kleidung entblößt und mit Weihwaſſer beſprengt, als ob ſie beſeſſen wäre, aber alles umſonſt.“

Auch hier wurde durch magnetiſchen Zuſtand bei einer Hirtin, von der es noch in der Erzählung heißt: „ſie lernte nie mehr als das Vater unſer und den Glauben“, die in jedem Menſchen tief liegende höhere religiöſe Stimmung kund, wie dies überhaupt in allen magnetiſchen Zuſtänden der Fall iſt, wo die Wolke unſeres Scheinlebens verſchwindet und der Gottesfunke, der in jedem Menſchen ſchlummert, nun frei zur Flamme auflodert. Sehen wir dieſes doch ſelbſt auch bei Menſchen, bei denen durch die enge, oder verkrüppelte Hülle (z. B. bei

Cretinen) dieſer Gottesfunke unterdrückt und in Feſſeln gehalten wird.

In Savoyen zu St. Jean de Maurienne ſah der Verfaſſer von Ameliens Reiſe nach Aix, einen Cretinen, der im gewöhnlich wachen Zuſtande taubſtumm war. Er verfiel aber oft in einen ſchlafwachen Zuſtand ohne äußere Veranlaſſung, und in dieſem ſprach er ſehr beſtimmt, deutlich und mit Geiſt.

So iſt auch manchmal kurz vor dem Tode, wo ſchon die Erdbande ſich löſen und die Pſyche ſich freier entfaltet, in einem, dem magnetiſchen ähnlichen Zuſtande, die Zunge eines Stummen noch gelöſt worden, oder hat ein Simpel auf einmal noch ein geiſtiges Wort geſprochen, oder haben ſich ſeine rohen Geſichtszüge in geiſtige verwandelt.

VII.

Die Seherin von Prevorſt ſah bei Menſchen, die ein Glied ihrers Körpers, z. E. einen Arm, einen Fuß verloren hatten, die ganze Form des verlornen Gliedes, alſo das ganze Glied, noch immer im Bilde des Nervengeiſtes (durch den Nervengeiſt gebildet) am Körper, ſo wie ſie z. E. den verſtorbenen Menſchen (den ohne irdiſche Körperlichkeit) im Bilde des Nervengeiſtes, als Geiſt, in der Form ſah, die er im Leben hatte.

Man könnte vielleicht aus dieſem gewiß intereſſante Phänomen folgern: daß bei Menſchen, die ein Glied, zu E. einen Fuß, verloren haben und immer noch das Vorhandenſeyn deſſelben zu fühlen behaupten, dieſe Erſcheinung daher kommt, daß dieſes Glied im Nervengeiſte noch immer unſichtbar vorhanden, noch immer im Zuſammenhang mit dem andern ſichtbaren Körper iſt.

Es iſt dies auch der auffallendſte Beweis, daß die Form durch den Nervengeiſt, nach Zerſtörung der ſichtbaren Hülſe, noch immer beibehalten wird.

Der alte Theoſophe Oetinger ſagt: „Die irdiſche Hülſe bleibt in der Retorte, das bildende Oel geht als ein Geiſt über mit völliger Form ohne Materie.“

VIII.

In der Geſchichte der Seherin von Prevorſt (S. 1ſter Theil S. 95 — 96) ſind Beweiſe angeführt, daß an Menſchen, die ſich in magnetiſchen Zuſtänden befinden, ſich oft die wunderbare Erſcheinung der Aufhebung der Schwerkraft zeigt. Es iſt angeführt, daß man ſich dabei der Hexenproceſſe erinnere, wo jene, wahrſcheinlich auch in einem magnetiſchen Zuſtand geweſene Perſonen, gleichfalls im Waſſer (wie die Seherin von Prevorſt) nicht unterſanken und ſich überhaupt auch auf der Wage gegen die Geſetze der Schwere verhielten.

Erwähnt iſt dort ebenfalls auch das Beiſpiel einer magnetiſchen Frau zu Freyburg, Namens Fleiſcher, die im Beiſeyn der beiden Diakonen Dachſel und Waldburg, urplötzlich im Bette mit dem ganzen Leib, Haupt und Füßen, bei drittehalb Ellen hoch aufgehoben wurde, daß ſie nicht mehr mit dem Bette zuſammenhing, ſondern frei ſchwebte, ſo daß es das Anſehen hatte, als wollte ſie zum Fenſter hinaus fahren.

Herr Geheimerath Horſt führt in ſeiner Deuteroſcopie (2ter Theil S. 230) die Geſchichte eines Menſchen an, der ſich offenbar auch in einem magnetiſchen Zuſtande befand und der in Gegenwart vieler ſehr achtbaren Zeugen frei von der Erde gehoben und in der Luft ſchwebend über den Häuptern gehalten wurde, ſo daß verſchiedene von der Geſellſchaft unter ihm herumliefen, um zu verhüten, daß er, ſollte er herunter fallen, einen Schaden nehmen möchte.

Dieſe Aufhebung der Schwerkraft zeigte ſich auch in Menſchen, die durch freiwillig übernommene Aſceſe und Leben in Gott, ihr Körperliches völlig ertödteten und in die tiefſten Tiefen des innerſten Geiſtigen traten.

„Peter von Alakantara (ſo erzählt Görres in ſeiner Einleitung zu Suſos Leben) hat nach dem Zeugniſſe der heiligen Thereſia, die mit ihm in vielfachem Verkehr geſtanden, vierzig Jahre lang hindurch bei Tag und Nacht nie mehr als anderthalb Stunden, und zwar ſitzend, das Haupt an einen Pfahl gelehnt, geſchlafen, meiſt nur über den dritten, oft erſt über den achten Tag Brod und Waſſer gegeſſen, und durch jegliche Abtödtung das organiſche Leben in ſeiner leiblichen Entwicklung in ſo enge Schranken zurückgewieſen, daß er ausſah, wie aus Baumwurzeln zuſammen geflochten. Im Geiſte immer mit Gott vereinigt, war auch er in öfterer Verzuckung von Glanz umfloſſen und doch in die Luft erhoben. Einmal als dieſe Erhebung während eines Schneegeſtöbers unter freiem Himmel geſchah, blieb der fallende Schnee über ihm ſchwebend hangen und bildete ein Dach über dem Haupte des Verklärten. Die Macht des Geiſtes hatte nicht blos in ihm die Wirkung der Schwere aufgehoben, ſeine zentrifugale Wirkſamkeit hatte auch in die ihn umgebende Aura ſich fortgeſetzt, und in den Flocken, die in dieſelbe eingetreten, die Richtung, in der ſie dem Mittelpunkte der Erde entgegen ſtrebten, abgelenkt.“

Die Seherin von Prevorſt ſagte mehrmals: „Geiſter haben die Fähigkeit, die Schwerkraft in den Dingen aufzuheben.“ Wie Peter von Alkantara dieſe ſeine Wirkſamkeit auch in die ihn umgebende Aura fortſetzte, ſo ſcheinen auch Geiſter, an denen dieſe Eigenſchaft gleichfalls haftet, dieſelbe auf ihre Umgebung, wenigſtens auf diejenigen Dinge, auf die ſie gefliſſentlich einwirken wollen, auch fortpflanzen zu können.

„Die heilige Thereſia, ſagt Görres eben dort, fühlte ihre Seele zuerſt, dann ihr Haupt erhoben, bisweilen den ganzen Körper, daß er die Erde nicht berührte, und im Angeſicht aller ihrer Mitſchweſtern über dem Gitter des Thores ſchwebte.“

Noch mehrere Beiſpiele der Art, zeigt uns die Geſchichte des Lebens mancher Heiligen, von denen wir in unſerem Körper, in unſerer irdiſchen Schwere, allerdings keinen Begriff haben, weswegen wir die uns von ihnen überlieferten Geſchichten, jetzt nur für Fabeln halten können.

Nachtrag

zu den

in der Seherin von Prevorſt

erzählten

Vorfällen im Schloſſe Slawenſik.

(S. Seherin von Prevorſt 2ter Thl. S. 197.)

Von Juſtinus Kerner.

Die wunderbaren Vorfälle, die Herr Hofrath Hahn mit mehreren Andern in dem Schleſiſchen Schloſſe Slawenſik (das vor einigen Jahren durch einen Blitzſtrahl entzündet, völlig abbrannte) erlebte, und die er in der Seherin von Prevorſt erzählte, mußten hauptſächlich nach Erſcheinung jenes Buches, ſtarke Entſtellungen und Verunglimpfungen erleiden.

Es iſt meine Pflicht, das was ich ſeitdem über dieſe Geſchichte erfuhr, mitzutheilen und diejenigen Zeugen, die Herr Hofrath Hahn für die Geſchichte anführt, namentlich Herrn von Magerle und Herrn Hofrath Klenk, da mir deren Aufenthaltsort unbekannt iſt, hier öffentlich zu erſuchen, mir auch ihre Anſichten hiervon gütigſt zukommen zu laſſen.

Herr Hofrath Hahn ſchrieb mir hierüber am 13ten Juli 1830 folgendes, was ſich vorzüglich auf das Gerede bezieht, zu dem ſeine Geſchichte dazumal zu Oehringen Veranlaſſung gab.*)

Je mehr ich in das Innere unſerer Seele dringe, je feſter wird in mir die Ueberzeugung, daß es um den menſchlichen Verſtand ein winziges Ding iſt, welches ſich unſeren Empfindungen ſchmiegt, ohne daß wir es ſelbſt bemerken, oder es zugeſtehen wollen, ja ich bin verſichert zu glauben, daß alle Urtheile der Menſchen ihren Urgrund in der Empfindung haben und ſie ſich nur anſtrengen, dieſer Genüge zu leiſten. So iſt es denn auch mit dem Urtheile Mancher zu O., über meine Erfahrungen im Slawenſiker Schloſſe. Es iſt der warme Drang, mir etwas anzuhängen, mich zu verkleinern. Dazu giebt nun in ihren Augen dieſe Sache einen vortrefflichen Stoff.

---

*) Ueber das ſchiefe Gerede: Kern habe jene Erſcheinungen dem Herrn Hahn vorgemacht, äußerte ſich Herr Hahn (ſchon in der Geſchichte der Seherin 2ter Theil S. 21): „Daß Kern jene Künſte hervorgebracht haben ſoll, iſt eine um ſo abgeſchmacktere Behauptung, als dergleichen vorfielen, ohne daß Kern ſich in dem Zimmer befand, ja ſelbſt, als er abgereiſt war. Jene müſſen mich für ſehr ſchwach halten, die glauben können, daß ich mir zwei Monate lang von ein und demſelben Stubengenoſſen ſolche Dinge hätte vormachen laſſen können, ohne auf eine Spur zu gerathen, die zu entdecken, ich ſo bemüht war."

Man darf mich in öffentlichen Druckſchriften einen ſchwachen, albernen Menſchen nennen, darauf werde ich nichts erwiedern, aber meine Wahrheitsliebe darf nicht angetaſtet werden: denn dagegen würde ich die Feder ergreifen.

Der Herr Graf Erbach von Fürſtenau, der mir ſtets als Ehrenmann bekannt war, wird mir das Zeugniß nicht verſagen, daß er denſelben Aufſatz, der in der Seherin abgedruckt iſt, im Jahre 1810 zu Slawenſik geleſen hat, als er ſich dort mehrere Monate auf Beſuch befand. Die Sache ſchien ihn anzuregen, er ſetzte keinen Zweifel in die Thatſachen, da die Leute noch lebten, die ſie mit anſahen, als da ſind: der Schloßwächter Leopold, der Oberförſter von Radczewski von Klein-Laſſowitz bei Kreuzburg, der Bierbrauer, dem Schloſſe gegenüber wohnend, der Buchhalter Dörfel. Wer von dieſen, außer dem Oberförſter Radczewsky, noch lebt, iſt mir nicht bekannt. Ich kann die Wahrheit der Thatſachen durch einen feierlichen Eid erhärten. Auch der baieriſche Offizier, Herr von Magerle, wird die Sache bezeugen können, denn wie ich ihn als jüngern Offizier kennen lernte, wird er zur Beförderung der Wahrheit gewiß gerne beitragen. Die Geſchichte der Seherin von Prevorſt wurde ihm gewiß bekannt, hätte ich ein Wort Unwahrheit geſagt, ſo würde er wohl öffentlich widerſprochen haben. Ebenſo kann Herr Hofrath Klenk das bezeugen, was ich von ihm anführte.

Man ſagte mir: der Herr Fürſt von D. habe den

Herausgeber der Seherin erſucht, meine Erfahrungen nicht aufzunehmen, weil er dadurch ſein Schloß für verunglimpft halte.*) Ich erwiederte darauf: daß ich das nicht glauben könne, indem das Schloß abgebrannt ſei, auch ſei die Sache mit vielen Unwahrheiten und abenteuerlichen Zuſätzen in ganz Schleſien bekannt geworden, und durch den Druck ſei ja nun der wahre Verlauf der Sache dargethan. Es habe auch deshalb Niemand Uebles über das Schloß geurtheilt, es ſei bis zum Jahre 1818 bewohnt geweſen und Niemand habe Anſtand genommen, in ihm zu übernachten. Auch in der Reiſebeſchreibung des Herrn Hofrath Webers, iſt die Sache, als in Schleſien bekannt, angeführt. Ich verdenke es Keinem, der an dieſen Unbegreiflichkeiten zweifelt, da ich es ja vor dem Jahre 1806 ſelbſt that. Merkwürdig iſt, daß von Zeit zu Zeit dergleichen Vorfälle die Menſchen von der hohen Meinung, die ſie von ihrer Weisheit hegen, etwas zurückgeführt haben.

So ging es früher mit der Geſchichte zu Quarey bei Großglogau. Friederich der zweite ließ dieſe Geſchichte unterſuchen und man ſagte mir, daß ſie gedruckt ſei. Ein Nervenfieber, das mich bei der Belagerung von Glogau überfiel, verhinderte mich, ſelbſt nach Quarey zu gehen, um an Ort und Stelle Erkundigung über dieſe Geſchichte, die ich oft bei Gelegenheit meiner Geſchichte erzählen hörte, einzuweben.

---

*) Dieß iſt eine Lüge der Leute. Nur das iſt wahr: daß gewiſſe Beamte des Herrn Fürſten ausſagten: der Herr Fürſt ſei ſehr ungehalten, daß dieſe Geſchichte in der Seherin ſtehe.

Im Dorfe Quaren (der Fürſt Friederich Ludwig und der fürſtliche Stallmeiſter Bulla beſtätigten mir oft dieſe Geſchichte, erzählten ſie ſo, und verglichen ſie mit der zu Stavenow*) ſtarb die Köchin des daſigen katholiſchen Pfarrers. Als ſie begraben war, nahm der Pfarrer eine andere Köchin, der aber der unſichtbare Geiſt der Verſtorbenen keine Ruh noch Raſt ließ, ſo daß ſie davon lief. Von nun an wurde das Feuer auf dem Herd, im Ofen gemacht, die Stube gekehrt und alle dergleichen Dienſte geleiſtet (wie man es in manchen frühern Geſchichten von ſogenannten Hauskobolden lieſt), ohne daß weder der Pfarrer noch andere Leute eine Perſon erblickten, die das that. Jedermann überzeugte ſich von der Unbegreiflichkeit dieſer Erſcheinungen, die ſich täglich regelmäßig wiederholten. Die Sache kam vor Friedrich den zweiten. Er befehligte zur Unterſuchung einen Hauptmann und Lieutenant von der Garde. Als der Hauptmann in das Pfarrhaus trat, ſchlug eine Trommel Marſch vor ihm her, ohne daß er Trommler oder Trommeln ſah. So vom Trommelſchlag begleitet, gelangte er in das Wohnzimmer und ſah die von unſichtbarer Hand geleiteten Verrichtungen. „Dat ſchlag man Düwel nein!“ fluchte der alte Brandenburgiſche Haudegen und erhielt dafür eine derbe Maulſchelle als Antwort, worauf er ſich zum Rückzuge anſchickte mit den Worten: „Dat is mir zu tolle!“

Auf ſeinen Bericht, gab der König Befehl, das Pfarrhaus niederzureißen und es an einer ganz andern Stelle wieder aufzubauen, und wie man mich in *Bruſtau* verſicherte, ſo hat den Platz Niemand wieder bebaut. Hier erzählte ich aber nur das *Erzählte* und kann für deſſen Wahrheit, nicht wie bei der Geſchichte von Slawenſik, die ich ſelbſt erlebte, *mit meiner Ehre und allem, was einem Menſchen heilig iſt, ſtehen.*"

So weit Herr Hofrath *Hahn*.

Ein ſehr wahrheitsliebender, unpartheiiſcher Mann von R. (es thut mir ſehr leid, daß ich nicht ermächtigt bin, hier ſeinen Namen zu nennen) mit dem ich gar nicht bekannt war und der auch keinen Auftrag von mir dazu hatte, machte im verfloſſenen Jahre eine Reiſe in das nördliche Deutſchland und begab ſich, der in der Seherin erzählten Geſchichte wegen, auch auf einige Tage nach *Slawenſik*, um an Ort und Stelle Erkundigung über die ihm auch unglaublich geſchienene Geſchichte einzuziehen. Das Reſultat ſeiner Erkundigung war folgendes: Zuerſt begab er ſich zu *Slawenſik* zu den Herrn Rentbeamten, die aber neu angeſtellt ſind, ſich wenigſtens nicht mit Herrn Hofrath *Hahn* im Jahre 1806 in jenem Schloſſe befanden. Dieſe nun ſagten, als Herr R. ſich nach jener Geſchichte erkundigte: ſie wiſſen aus guter Quelle, daß der Herr Fürſt ſehr mißliebig aufgenommen, daß dieſe Geſchichte, die eine Erfindung von Herrn Hofrath *Hahn* ſei, in der Seherin von *Prevorſt* gedruckt worden. Herr Hofrath *Hahn* habe durch dieſe Vorſpiegelungen ſich wahrſcheinlich eine andere Wohnung verſchaffen wollen. Ein weiteres ſeien ſie nicht im Stande ihm hierüber zu ſagen.

Hierauf ſuchte Herr R. diejenigen auf, die ſich gleichzeitig mit Herrn Hahn in jenem Schloſſe befanden, von welchen er aber nur noch einen Schloßwächter (Leopold) und einen Jäger traf. Dieſe nun beſtätigten dem Herrn R. die Geſchichte nach allen ihren Umſtänden, ganz ſo wie ſie Herr Hofrath Hahn in der Seherin erzählt.

Herr R. ging nun wieder zu den jungen Beamten und ſagte, ihre Ausſage ſtimme mit der jener Zeitgenoſſen des Herrn Hofraths Hahn nicht überein, wie das wohl käme? Auf dies erwiederten ſie: der Schloßwächter ſei ein alter, dem Trunke ergebener Mann, und jener Jäger ſeie dazumal noch ſehr jung geweſen (er war dazumal 18 Jahr alt), da habe Herr Hofrath Hahn wohl leichtes Spiel gehabt, dieſe Menſchen zu täuſchen.

Hiebei bedachten freilich jene Herren nicht, daß dieſe zwei Leute nicht die einzigen geweſen wären, mit denen Herr Hofrath Hahn ſein Spiel hätte treiben müſſen.

Es iſt zu bedauern, daß Herr R. nicht noch andere Zeitgenoſſen des Herrn Hofraths Hahn zu Slawenſik auffinden konnte. Von beiden Theilen erfuhr Herr R. aber da noch, als ein ganz beſtimmtes Ereigniß, daß, als man nach Abtragung des zerſtörten Schloſſes, den Schutt deſſelben wegräumte, man ein eingemauertes männliches Gerippe (ohne Sarg) vorfand, dem der Schädel geſpalten war. Zur Seite dieſes Gerippes lag ein Schwert.

Als ich Herrn Hofrath Hahn von der Ausſage jener neuen Beamten zu Slawenſik und von jenem Funde im Schutte des Schloſſes benachrichtigte, ſchrieb er folgendes:

„Recht herzlich hab ich über die Beſchuldigung der jüngern Slawenſiker Beamten gelacht, daß ich ſelbſt die Erſcheinungen im dortigen Schloſſe hervorgebracht, um die ſonſt ſo verſtändigen und geiſtesgewandten Schleſier zu täuſchen. So geht es aber immer, wenn man Gründe erfinden will, die Geſchehenes ungeſchehen machen ſollen, ſolche Leute verirren ſich in die höchſte Unwahrſcheinlichkeit.

Der Hüttenrath Korb wird mir das Zeugniß nicht verweigern können, daß ich in den Jahren 1806 — 8 nicht daran denken konnte, eine andere Wohnung beziehen zu wollen, und zwar aus dem unumſtößlichen Grunde, weil keine vorhanden war. War eine vorhanden, ſo bedurfte es dieſer Mittel nicht, um ſie zu beziehen. In jenem Zimmer blieb ich ja gerade ſo lange einzig jener Vorfälle wegen, und zog nur in ein anderes, als ſie zu bunt wurden. In meiner Eigenſchaft, als Bevollmächtigter des Fürſten, hatte ich auch dergleichen Mittel gar nicht nöthig. Ich hatte Niemand darüber zu fragen, ob ich in ein anderes Zimmer des Schloſſes ziehen dürfe: denn das ganze Schloß ſtund leer, aber in ein ganz anderes Haus zu ziehen, konnte ich nicht verlangen, weil keines da war. Um ſo poſſirlicher klingt die erwähnte Beſchuldigung.

Wenn der Sohn des Buchhalters Dörfel ſeinem Vater, wie ich vermuthe, im Amte nachgefolgt iſt, ſo wird er es ſeyn, welchen Herr N. geſprochen. Im Jahre 1806 und die folgenden Jahre war derſelbe in Sauſenberg, 8 Meilen von Slawenſik entfernt. Wenn ich ihn auf ſein Gewiſſen fragen könnte, was ihm ſein Vater, als Augenzeuge, über die Sache geſagt, ſo würde er gewiß anders ſprechen, als ihm vorgeſchrieben worden ſeyn mag. Doch kann auch ein anderer Beamter, der mich nicht kennet und den ich nicht kenne, jene albernen Verläumdungen ausgeſprochen haben.

Prinzeſſin Sophie dahier (in Ingelfingen), meine Gattin und ich, müſſen dem Schloßwächter Leopold, den Herr N. ſprach, das Zeugniß geben, daß er bis zum Jahre 1818 ein ſehr ordentlicher und redlicher Mann war. Ich zweifle, daß er ſich änderte, aber ein ſiebenziger wird er jetzt wohl ſeyn. Den Jäger betreffend, den Herr N. ſprach, ſo wird der wohl Thaddäus Palemba geweſen ſeyn, der damals 18 Jahr alt war. Daß dieſer Augenzeuge der Vorfälle geweſen und ſo oft wie Leopold, das erinnere ich mich nicht, zuverläſſig aber wohl nur einmal.*)

Einen Zuſammenhang zwiſchen dem vorgefundenen Gerippe, der weiblichen Erſcheinung, die einmal Kern hatte und den andern Vorfällen im Schloſſe, kann man glauben, — aber — wer vermag darüber etwas Gewiſſes zu ſagen.

---

*) Man ſieht aus dieſer Bemerkung Herrn Hofrath Hahns, wie er nicht nach Zeugen ſeiner Geſchichte geizt, weil er in ihr ein gutes Gewiſſen hat.

Daß man ungehalten ſeyn will, daß jene Mittheilungen in die Seherin aufgenommen wurden, das geſchieht nur, weil ſie von mir herrühren, von einem Andern gemacht, würden ſie dieſen Eindruck nicht hervorgebracht haben. Das Schloß iſt vernichtet, war ſchon nicht mehr vorhanden, als die Seherin erſchien, — welchen Grund kann daher jene ungehaltene Stimmung haben? — als — man ſucht jede Gelegenheit auf, um ungehalten über mich zu ſeyn u. ſ. w.

Doch mir liegt durchaus nichts daran, ob Andere jene Vorfälle im Schloſſe zu Slawenſik glauben oder nicht. Ich weis, wie ich ſelbſt über dergleichen Erfahrungen dachte, ehe ich ſie ſelbſt gemacht, und verarge Niemand, der über ſie ſo urtheilt, wie ich ehemals ſelbſt über ſie urtheilte. Nicht hundert Zeugen bringen den zur Ueberzeugung, der einmal beſchloſſen hat, nichts dabei zu glauben, ich gebe mir darum keine Mühe, ſie wäre vergebens.

Die meiſten Beurtheiler von dergleichen Vorfällen, nehmen als Grundlage ihrer Behauptung an: Mir iſt ſo etwas noch nicht vorgekommen, alſo iſt es nicht wahr oder Täuſchung, oder Gaukelſpiel, wenn ſolche Begebenheiten als wirklich geſchehen, erzählt werden. Anderen geht es wie dem Phariſäer im Evangelio: „Ich bin froh, daß ich nicht bin wie andere Leute.“ Wieder Andere glauben an den Erzählern ſolcher Geſchichten eine Schwäche gefunden zu haben, freuen ſich darüber und wiſpeln. Ich möchte übrigens zweifeln, ob nur einer von jenen ſtarken Geiſtern ſo lange als ich und Kern bei den Vorfällen in jenem Schloſſe ausgehalten hätte. Jenem Bombardement mit Meſſern und Gabeln wären ſie wohl bald mit der Ausrufung jenes preußiſchen Helden in der Geſchichte von [illegible]: „das iſt mir zu toll!“ gewichen. —

Mit dem was dem Herrn Hofrath Hahn im Schloſſe Slawenſik begegnet iſt, hat folgendes, was dem Monſieur [illegible] im Kleinen begegnete, Aehnlichkeit. Es iſt dem franzöſiſchen Buche Le Monde [illegible] entnommen, und Herr Geheimerath Horſt führt es auch in ſeiner Deuteroſkopie 2r B. S. 215 an.

„Als der alte Monſieur [illegible] am verwichenen Donnerſtag zur gewöhnlichen Stunde ſein Gebet zu Gott verrichtete, und eben das Blatt umwenden wollte, hörte er, ich weiß nicht, was für ein Geräuſch unter ſeinen Händen, und erſtaunte, als er ſah, daß es das Blatt war, ſo von ſich ſelbſt zerriſſen, aber ſo nett, daß es ſchien, als ob es Einer mit Fleiß gethan hätte. Und da meinte nun der alte Mann nicht anders, als habe er ſelbſt unverſehens das Blatt zerriſſen. Als aber bei der Umwendung des andern Blattes eben dergleichen geſchah, erſchrack er und gab ſeinen Kindern mit ſeinem Glöckchen ein Zeichen, welche denn insgeſammt herbeigelaufen kamen, und, nachdem ſie den Verlauf der ganzen Sache von ihm vernommen, ſich bemühten, ihn zu überreden, er müſſe ſich wohl geirrt haben, und ihn in ein anderes Zimmer führen wollten. Es wollte aber der alte verſtändige Mann durchaus für keinen Viſionär gehalten werden, ſondern ſprach zu ihnen: „Nun wohlan, wenn der Geiſt auch das dritte Blatt zerreißen wird, da werdet ihr, lieben Kinder, doch wohl anders urtheilen, denn ich will mich von euch für keinen melankoliſchen Mann anſehen laſſen.“ Hierauf eröffnete er ſein Buch wieder, und als er von Neuem ein Blatt umkehren wollte, wurde daſſelbe nicht anders, als die vorigen zerriſſen. Ob nun ſein Tochtermann hiedurch gleich ſelbſt überzeugt war, ſo ſagte er doch noch allezeit, ſein Schwiegervater möchte es doch vielleicht ſelber zerriſſen haben, aus Furcht, es möchte der gute Alte ſich den Vorfall allzuſehr zu Herzen nehmen und gar darüber krank werden, wenn er deßhalb nicht mehr zu zweifeln hätte. Der Alte aber wird darüber zuletzt zornig und nimmt ſeine Brille; um es noch einmal zu verſuchen, und gemeinſchaftlich mit den Seinigen recht Achtung darauf zu geben. Aber ſiehe, da kommt ihm vor aller Augen auf einmal die Brille von der Naſe und ſpaziert, als ob ſie flöge, oder von einer unſichtbaren Hand geführt würde, ganz allein in der Stube herum, fährt aber hierauf zum Fenſter hinaus auf ein Blumenbeet im Garten, wo ſie dann nebſt den drei zerriſſenen Blättern gefunden wird.“

Beleuchtung der Anſicht Hegels über Weltgeſchichte.

Von Eſchenmayer.

Einen der Glanzpunkte der Hegel'ſchen Philoſophie bilden die Ideen über die Weltgeſchichte, welche in den Grundlinien der Philoſophie des Rechts §. 341 u. ff. vorgetragen ſind.

Da Hegel den Weltgeiſt in ſeiner Allgemeinheit, d. i. in ſeinem Zuge durch die Weltgeſchichte ſich ſubſtantialiſiren läßt, ſo iſt zum Voraus zu erwarten, daß wir die allgemeinen Gleichungen und Entwickelungsgeſetze des Ganzen hier antreffen werden, welche dann auch auf die Subſtantialität eben deſſelben Geiſtes in ſeiner Beſonderheit und Einzelheit einfließen. Es mag daher das Geſchäft weder undankbar noch unfruchtbar bleiben, neben der Hegel'ſchen Anſicht noch eine andere aufzuſtellen, und dann den Freunden der Philoſophie zu überlaſſen, die Stärke der Gründe und Gegengründe gegeneinander abzuwägen.

Ich gebe zuerſt die Hauptſätze der Hegel'ſchen Anſicht.

Hegel'ſche Anſicht.

§. 1.

Das Element des Daſeyns des allgemeinen Geiſtes, welches in der Kunſt Anſchauung und Bild, in der Religion Gefühl und Vorſtellung, in der Philoſophie der reine, freie Gedanke iſt, iſt in der Weltgeſchichte die geiſtige Wirklichkeit in ihrem ganzen Umfange von Innerlichkeit und Aeußerlichkeit.

§. 2.

Die Weltgeſchichte iſt nicht die abſtracte und vernunftloſe Nothwendigkeit eines blinden Schickſals, ſondern weil der Geiſt an und für ſich Vernunft und ihr Fürſichſeyn im Geiſte Wiſſen iſt, iſt ſie die aus dem Begriffe ſeiner Freiheit nothwendige Entwickelung der Momente der Vernunft, mithin die Auslegung und Verwirklichung des allgemeinen Geiſtes.

§. 3.

Die Staaten, Völker und Individuen in dieſem Geſchäfte des Weltgeiſtes ſtehen in ihrem beſondern Prinzip auf, welches an ihrer Verfaſſung und der ganzen Breite ihres Zuſtandes ſeine Auslegung und Wirklichkeit hat, deren ſie ſich bewußt und in deren Intereſſe vertieft, ſie zugleich bewußtloſe Werkzeuge und Glieder jenes innern Geſchäfts ſind, worin dieſe Geſtalten vergehen, der Geiſt aber an und für ſich den Uebergang in ſeine nächſte höhere Stufe ſich vorbereitet und erarbeitet.

§. 4.

Gerechtigkeit und Tugend, ſo wie Unrecht, Gewalt und Laſter, Talente und ihre Thaten, die kleinen und großen Leidenſchaften, Glück und Unglück der Einzelen und der Staaten, haben in der Sphäre der bewußten Wirklichkeit ihren beſtimmten Werth, und finden darin ihr Urtheil und ihre jedoch unvollkommene Gerechtigkeit. Die Weltgeſchichte aber fällt außer dieſen Geſichtspunkten. In ihr erhält dasjenige nothwendige Moment der Idee des Weltgeiſtes, welches ſeine jeweilige Stufe iſt, ſein abſolutes Recht, und das darin lebende Volk und deſſen Thaten erhalten ihre Vollführung, ihr Glück und ihren Ruhm.

§. 5.

Weil die Geſchichte die Geſtaltung des Geiſtes in Form des Geſchehens der unmittelbaren natürlichen Wirklichkeit iſt, ſo ſind die Stufen der Entwickelung als unmittelbare natürliche Principien vorhanden, und dieſe, weil ſie natürliche ſind, ſind als eine Vielheit außer einander, ſomit ferner ſo, daß Einem Volk Eines derſelben zukommt, — und dies iſt ſeine geographiſche und anthropologiſche Exiſtenz.

§. 6.

Dem Volk, dem ſolches Moment als natürliches Prinzip zukommt, iſt die Vollſtreckung deſſelben in dem Fortgang des ſich entwickelnden Selbſtbewußtſeyns des Weltgeiſtes übertragen. Ein ſolches Volk iſt in der Weltgeſchichte für dieſe Epoche das Herrſchende, kann aber nur einmal Epoche machen. Gegen dieſes ſein abſolutes Recht, Träger der gegenwärtigen Entwickelungs-Stufe des Weltgeiſtes zu ſeyn, ſind die Geiſter der andern Völker rechtlos, und ſie wie alle, deren Epoche vorbei iſt, zählen nicht mehr in der Weltgeſchichte.

§. 7.

An der Spitze aller Handlungen, ſomit auch der welthiſtoriſchen, ſtehen Individuen als die das Subſtantielle verwirklichende Subjectivitäten. In ihnen lebt zwar die ſubſtantielle That des Weltgeiſtes, aber ihnen ſelbſt verborgen und nicht für ſie Object noch Zweck; darum haben ſie weder Ehre noch Dank bei der Mit- und Nachwelt, ſondern als formelle Subjectivitäten ihren Theil als unſterblichen Ruhm.

§. 8.

Die concreten Principien, die Völkergeiſter, haben ihre Wahrheit und Beſtimmung in der concreten Idee, wie ſie die abſolute Allgemeinheit iſt, nämlich in dem Weltgeiſt, um deſſen Thron ſie als Vollbringer ſeiner Verwirklichung und als Zeugen und Zierathen ſeiner Herrlichkeit ſtehen. Indem er als Geiſt nur die Bewegung ſeiner Thätigkeit iſt, ſich abſolut zu wiſſen, hiemit ſein Bewußtſeyn von der Form der natürlichen Unmittelbarkeit zu befreien und zu ſich ſelbſt zu kommen, ſo ſind die Principien der Geſtaltungen dieſes Selbſtbewußtſeyns in dem Gange ſeiner Befreiung die welthiſtoriſchen Reiche, und deren ſind vier: 1) das orientaliſche, 2) das griechiſche, 3) das römiſche und 4) das germaniſche.

1) Das orientaliſche Reich.

§. 9.

Dies erſte Reich iſt die vom patriarchaliſchen Naturganzen ausgehende, in ſich ungetrennte, ſubſtantielle Weltanſchauung, in der die weltliche Regierung Theokratie, der Herrſcher auch Hohenprieſter oder Gott, Staatsverfaſſung und Geſetzgebung zugleich Religion, ſo wie die religiöſen und moraliſchen Gebote oder vielmehr Gebräuche eben ſo Staats- und Rechtsgeſetze ſind. In der Pracht dieſes Ganzen geht die individuelle Perſönlichkeit rechtlos unter, die äußere Natur iſt unmittelbar göttlich oder ein Schmuck des Gottes und die Geſchichte der Wirklichkeit iſt Poeſie. Die nach den verſchiedenen Seiten der Sitten, Regierung und des Staats hin ſich entwickelnden Unterſchiede werden an der Stelle der Geſetze bei einfacher Sitte ſchwerfällige, weitläufige, abergläubiſche Ceremonien, — Zufälligkeiten perſönlicher Gewalt und willkührlichen Herrſchens, und die Gegliederung in Stände wird eine natürliche Feſtigkeit von Kaſten. Der orientaliſche Staat iſt daher nur lebendig in ſeiner Bewegung, welche, da an ihm ſelbſt nichts ſtät, und was feſt iſt, verſteinert iſt, nach außen geht und ein elementariſches Toben und Verwüſten wird. Die innerliche

Ruhe iſt ein Privatleben und Verſinken in Schwäche und Ermattung.

2) Das griechiſche Reich.

§. 10.

Dieſes hat jene ſubſtantielle Einheit des Endlichen und Unendlichen, aber nur zur myſteriöſen, in dumpfe Erinnerung, in Höhlen und in Bildern der Tradition zurückgedrängten Grundlage, welche aus dem ſich unterſcheidenden Geiſt zur individuellen Geiſtigkeit, und, in den Tag des Wiſſens herausgeboren, zur Schönheit und zur freien und heitern Sittlichkeit gemäßigt und verklärt iſt. In dieſer Beſtimmung geht ſomit das Princip der perſönlichen Individualität ſich auf, noch als nicht in ſich ſelbſt befangen, ſondern in ſeiner idealen Einheit gehalten. Darum zerfällt das Ganze theils in einen Kreis beſonderer Volksgeiſter, theils iſt einerſeits die letzte Willensentſcheidung noch nicht in die Subjectivität des für ſich ſeienden Selbſtbewußtſeyns, ſondern in eine Macht, die höher und außerhalb derſelben ſei, gelegt, und andererſeits iſt die dem Bedürfniß angehörige Beſonderheit noch nicht in die Freiheit aufgenommen, ſondern an einen Sklavenſtand ausgeſchloſſen.

3) Das römiſche Reich.

§. 11.

In dieſem Reich vollbringt ſich die Unterſcheidung zur unendlichen Zerreißung des ſittlichen Lebens in die Extreme perſönlichen privaten Selbſtbewußtſeyns und abſtracter Allgemeinheit. Die Entgegenſetzung, ausgegangen von der ſubſtantiellen Anſchauung einer Ariſtokratie gegen das Princip freier Perſönlichkeit in demokratiſcher Form, entwickelt ſich nach jener Seite zum Aberglauben und zur Behauptung kalter, habſüchtiger Gewalt, nach dieſer zur Verdorbenheit eines Pöbels, und die Auflöſung des Ganzen endigt ſich in das allgemeine Unglück und den Tod des ſittlichen Lebens, worin die Völkerindividualitäten in der Einheit eines Pantheons erſterben, alle Einzelne zu Privatperſonen und zu Gleichen mit formellem Rechte herabſinken, welche hiemit nur eine abſtracte ins Ungeheure ſich treibende Willkühr zuſammen hält.

4) Das germaniſche Reich.

§. 12.

Aus dieſem Verluſte ſeiner ſelbſt und ſeiner Welt und dem unendlichen Schmerz deſſelben, als deſſen Volk das iſraelitiſche Volk bereit gehalten war, erfaßt der in ſich zurückgedrängte Geiſt in dem Extreme ſeiner abſoluten Negativität, dem an und für ſich ſeienden Wendepunkt, die unendliche Poſitivität ſeines Innern — das Prinzip der Einheit der göttlichen und menſchlichen Natur — die Verſöhnung als der innerhalb des Selbſtbewußtſeyns und der Subjektivität erſchienenen objektiven Wahrheit und Freiheit, welche dem nordiſchen Prinzip der germaniſchen Völker zu vollführen übertragen wird.

§. 13.

Die Innerlichkeit des Prinzips, als die noch abſtracte, in Empfindung als Glauben, Liebe und Hoffnung, exiſtirende Verſöhnung und Löſung alles Gegenſatzes entfaltet ihren Inhalt, ihn zur Wirklichkeit und ſelbſt bewußten Vernünftigkeit zu erheben, zu einem vom Gemüthe, der Treue und Genoſſenſchaft freier ausgehenden weltlichen Reiche, das in dieſer ſeiner Subjectivität eben ſo ein Reich der für ſich ſeienden rohen Willkühr und der Barbarei der Sitten iſt — gegenüber einer jenſeitigen Welt, als einem intellectuellen Reiche, deſſen Inhalt wohl jene Wahrheit ſeines Geiſtes, aber als noch ungedacht in die Barbarei der Vorſtellung gehüllt iſt, und, als geiſtige Macht über das wirkliche Gemüth, ſich als eine unfreie fürchterliche Gewalt gegen daſſelbe verhält.

§. 14.

Indem in dem harten Kampfe dieſer im Unterſchied, der hier ſeine abſolute Entgegenſetzung gewonnen, ſtehenden und zugleich in einer Einheit und Idee wurzelnden Reiche — das Geiſtliche die Exiſtenz ſeines Himmels zum irdiſchen Dieſſeits und zur gemeinen Weltlichkeit, in der Wirklichkeit und in der Vorſtellung, degradirt — das Weltliche dagegen ſein abſtractes Fürſichſeyn zum Gedanken und dem Prinzip vernünftigen Seyns und Wiſſens, zur Vernünftigkeit des Rechts und des Geſetzes hinaufbildet, iſt an ſich der Gegenſatz zur markloſen Geſtalt geſchwunden; die Gegenwart hat ihre Barbarei und unrechtliche Willkühr, und die Wahrheit hat ihr Jenſeits und ihre zufällige Gewalt abgeſtreift, ſo daß die wahrhafte Verſöhnung objectiv geworden, welche der Staat zum Bilde und zur Wirklichkeit der Vernunft entfaltet, worin das Selbſtbewußtſeyn die Wirklichkeit ſeines ſubſtantiellen Wiſſens und Wollens in organiſcher Entwicklung, wie in der Religion das Gefühl und die Vorſtellung dieſer ſeiner Wahrheit als idealer Weſenheit, in der Wiſſenſchaft aber die freie begriffene Erkenntniß dieſer Wahrheit als Einer und derſelben in ihren ſich ergänzenden Manifeſtationen, dem Staat, der Natur und der idealen Welt, findet.

In dieſer Expoſition hat Hegel ſeine Cardinal-Gedanken durchzuführen geſucht in folgender Weiſe:

„Der allgemeine Weltgeiſt, wie aus einer impliziten
„Idee hervorſteigend und Subſtanz oder Konkretheit
„ſuchend, entfaltet ſich in der Weltgeſchichte als der Form
„des Geſchehens durch Staaten, Völker und Individuen,
„als für das Geſchäft und im Dienſte des Weltgeiſtes
„bewußtloſer Organe. Während dieſer Entfaltung erhebt
„ſich der Weltgeiſt von einer Stufe zur andern, und
„während dieſer Erhebung vollbringt er alle die Rich-
„tungen und Geſtalten des Selbſtbewußtſeyns. An der
„Spitze dieſer Richtungen oder Geſtalten ſtehen die welt-
„hiſtoriſchen Individuen und in ihnen, obgleich ihnen ſelbſt
„verborgen, lebt die ſubſtantielle That des Weltgeiſtes.
„Haben nun jene Richtungen in der unendlichen Zer-

kriſung des ſittlichen Lebens das Maximum erreicht, ſo erfaßt der in ſich zurückgedrängte Geiſt in dem Extrem ſeiner abſoluten Negativität, als dem Wendepunkt, die unendliche Poſitivität ſeines Innern, in welchem das Prinzip der Einheit der göttlichen und menſchlichen Natur liegt, und verſöhnt die objektiv erſcheinende Wahrheit und Freiheit, wodurch erſt der Geiſt in dem höchſten Akt des Selbſtbewußtſeyns zu ſich ſelbſt kommt. Es entfaltet nämlich die noch abſtracte in Empfindung als Glaube, Liebe, Hoffnung exiſtirende Verſöhnung des Gemüths ihren Inhalt zur Wirklichkeit und ſelbſtbewußten Vernünftigkeit, wodurch der religiöſe Gegenſatz zwiſchen Jenſeits und Dieſſeits, zwiſchen einem geiſtlichen und weltlichen Reiche (und natürlich auch zwiſchen Kirche und Staat, zwiſchen Offenbarung und Vernunft) zu einer markloſen Geſtalt herabſchwindet, indem die wahrhaftige objectiv gewordene Verſöhnung den Staat zum Bilde und zur Wirklichkeit der Vernunft entfaltet, und die dunkle Gefühlsreligion ihre Wahrheit an die Wiſſenſchaft als dem ſich in ſeinem ſubſtantiellen Wiſſen und Wollen klar gewordenen Selbſtbewußtſeyn abtritt.»

Dieſe Sätze legt Hegel in die Entwicklung der vier welthiſtoriſchen Reiche, wobei ich dem Geſchichtsforſcher überlaſſe, ob er dieſelbe mit der wirklichen Geſchichte dieſer Reiche übereinſtimmend findet, was mir nicht gelungen iſt. Ich mache hier vorläufig nur einige Fragen: Iſt der allgemeine Weltgeiſt Gott? — Muß er, aus einer trivialen Idee aufſteigend, durch Staaten, Völker und Individuen zum klaren Selbſtbewußtſeyn kommen? —

Was für ein Verhältniß hat das winzige Völkchen der Erde und ſeine Geſchichte zu dem, der die Miriaden Welten erſchaffen und dem unermeßlichen Geiſterreich ſeine Beſtimmung angewieſen hat? — Wenn Hegel die Geſtalten der vier welthiſtoriſchen Reiche nöthig findet, um den allgemeinen Weltgeiſt zu ſich ſelbſt zu bringen, — iſt es nicht, als ob Einer, den Himmel zu umſpannen, den kleinen Finger zum Maßſtab nehmen würde? — Irrt Hegel nicht darin, daß er die Richtungen ſeines eigenen Bewußtſeyns in den allgemeinen Weltgeiſt hinüberſchiebt und dieſen in den gleichen Formen ſich geſtalten läßt, wie ſie als Enwicklungsmomente nur dem Menſchen vorgeſchrieben ſind? Kann denn das Extrem der abſoluten Negativität unmittelbar in die unendliche Poſitivität übergehen? Steht der Himmel neben der Hölle, die Seligkeit neben der Verdammniß, das Heilige neben der Sünde? Wenn der Geiſt in der abſoluten Negativität und unendlichen Poſitivität der Gleiche iſt, ſo iſt auch Chriſtus und Luzifer einerlei, nur durch den Hokus-Pokus der Wendung verſchieden. Dieſe Annahme gehört wieder unter die unmögliche größere der Hegelſchen Philoſophie; denn eine unendliche Negativität und eine unendliche Poſitivität ſind auch durch eine unendliche Reihe von Exponenten getrennt und können ſich in alle Ewigkeit auf geſetzmäßigem Wege nicht berühren, wohl aber auf einem andern Wege, wovon dieſe Philoſophie nichts weiß. Es gilt hier das, was Chriſtus ſagt: Es ſei zwiſchen jenen Extremen eine Kluft befeſtigt, wo Keiner herüber und Keiner hinüber könne. — Scheint die Einheit der göttlichen und menſchlichen Natur in der Hegelſchen Conſtruction nicht ein bloßer Rednerſchmuck, um durch den Geruch eines chriſtlichen Prinzips dem Gedanken Autorität zu verſchaffen? — Was für eine Verſöhnung meint Hegel, etwa jene wiſſenſchaftliche, welche der Weltgeiſt in Staat, Natur und idealer Welt ſtiften ſoll? Von einer ſolchen Verſöhnung weiß und will das Evangelium nichts, es lehrt vielmehr, wie über Staat, Natur und idealer Welt erſt das einzig wahre Verhältniß der Kreatur zum Schöpfer ſich findet, das einer andern als einer metaphyſiſchen Verſöhnung bedarf.

Meine Anſicht über Weltgeſchichte, Kirche und Staat.

§. 1.

Die Weltgeſchichte hat zu ihrem höchſten Moment die religiöſe Anſicht. Die Geſtalten des Selbſtbewußtſeyns in dem Prozeſſe ſeiner Entwicklung, wie ſie Hegel darſtellt, iſt nur ein untergeordneter Standpunct. Der Geiſt des Menſchen iſt nicht da, um in ſeiner Vernünftigkeit ſich ſelbſt zum Zweck zu werden, und der allgemeine Weltgeiſt hat nicht nöthig, aus einer ſo geringen Aufgabe, wie eine Erdengeſchichte in Hinſicht des Ganzen iſt, ſeine Selbſtklarheit zu holen; vielmehr iſt der letzte Zweck aller Kreatur die Verherrlichung Gottes und die Beſeligung des freien Geiſterreichs. Es giebt keinen allgemeinen Weltgeiſt, der ſich in der Weltgeſchichte ſubſtantialiſirte, ſondern einen allgemeinen Weltplan, welchen Gott der Natur und dem Geiſterreich zur Erfüllung aufgetragen hat.

§ 2.

Dieſer Weltplan iſt ewig und erſtreckt ſich auf das Univerſum, zu welchem ſich die Erde und ihre Geſchichte verhält, wie der Tropfen zum Ocean. Nur ein einziges Blatt von dem großen Buche des Lebens füllt die Aufgabe, welche die Menſchheit löſen ſoll. Jeder Stern hat ſeine eigene Aufgabe, die er löſen muß, wovon wir aber nichts wiſſen und nichts ahnen. Wie groß mag nun der univerſelle Plan ſeyn, wenn jedem der Myriaden Sterne ſeine eigene Geſchichte aufgetragen iſt? Ein Bruchſtück nur iſt die einzelne Geſchichte, aber dennoch ein Ganzes für jedes Geſchlecht, und ſie erfüllt auch den Geiſt des Geſchlechts. Allein den univerſellen Zuſammenhang aller einzelnen Geſchichten zu faſſen, vermag kein endlicher Geiſt, ſondern nur Gott. Alle Sterne aber haben den gleichen Endzweck, nämlich die Verherrlichung Gottes und die Beſeligung der Geſchöpfe.

§. 3.

Unſere Weltgeſchichte iſt allerdings, wie Hegel ſagt, keine abſtrakte und vernunftloſe Nothwendigkeit eines blinden Schickſals, aber eben ſo wenig eine vom menſchlichen Geiſte ſelbſt gewählte Aufgabe. Und hier findet ſich nun ein Knoten. Da die Verherrlichung Gottes und die Beſeligung der Geſchöpfe nur durch und in freien Weſen möglich iſt, ſo muß die Unveränderlichkeit des allgemeinen Plans neben der Willkühr der Menſchen, die ihn jeden Augenblick ſtören kann, beſtehen. Der einzige Ausweg iſt die Annahme einer göttlichen Compenſations-Methode, welche alle Störungen wieder ausgleicht. Die Menſchen und Völker mögen mit dem freieſten Spiel ihrer Kräfte in Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten, Geſetzen, Verfaſſungen, Künſten, Wiſſenſchaften und Kultus ſich benehmen, wie ſie wollen, ja ſich gänzlich verkehren, ſo iſt doch der Erfolg ihres Thuns einem höhern Geſchick unterthan, das zwar im Einzelnen die Störungen duldet, aber im Ganzen ſie nie ſo weit anwachſen läßt, daß ſie die nothwendige Forderungen des Plans aufheben. Die Vorherbeſtimmung des göttlichen Plans geht nicht auf die einzelnen Thatenreihen der Individuen, ſondern, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, nur auf die ſekulären Gleichungen des Völkerlebens. Da Gott das Böſe durch das Böſe bekämpfen laſſen kann, ſo kann Jeder frei auf ſeinem Platze ſtehen, und der Erfolg Aller iſt doch ein Anderer, als er in der Abſicht lag.

§. 4.

Dieſe religiöſen Momente bringen einen ganz andern Charakter in die Weltgeſchichte — einen Charakter, der mit der bibliſchen Darſtellung ſich ganz befreundet.

Es iſt nicht ein allmähliges Aufkeimen der Idee, die ſich durch ihre Elemente Bahn bricht und von Stufe zu Stufe in dem Aufſchließen des Selbſtbewußtſeyns eine immer vollere Geſtalt gewinnt, bis der Weltgeiſt endlich in ſeiner Subſtantialität, wie Hegel meint, zu ſich ſelbſt kommt, wobei ohnedies gefragt werden muß, wer denn dem Geiſt das ſollicitirende Moment zum Aufwärtsſteigen verleihe? ſondern es iſt ein Ausgang von einem urſprünglichen Integritäts-Zuſtand, in welchem der Menſch durch die Gabe der Freiheit etwas Ebenbildliches vom Schöpfer erhielt, aber eben dadurch auch dem Mißbrauch der Freiheit ausgeſetzt war. Er hing urſprünglich mit der göttlichen Offenbarung zuſammen, er kannte das Wort und ſeine Gebote, und die ganze Natur vergeiſtigte ſich in ſeinem Selbſtgefühl. Allein er fiel als ein Verführter in den Mißbrauch ſeiner Freiheit, er wollte wiſſen, was gut und bös iſt, oder vielmehr das Gute und Böſe aus ſich ſelbſt beſtimmen und eben dadurch Gott gleich ſeyn. Dadurch entfremdete er ſich von der göttlichen Offenbarung und verlor den Gehorſam gegen göttliche Gebote. Die natürliche Folge war, daß, wie er ſeinen untrüglichen Führer, den Geiſt Gottes, von ſich ſtieß, auch der Geiſt der Natur von ihm wich, die ſich in eine todte und erſtarrte Welt vor ihm umwandelte. Die Bibel nennt es den Sündenfall und dies iſt auch der einzig wahre Geſichtspunkt.

§. 5.

So ſtand der Menſch auf der Erde verlaſſen von ſeinen Führern, ſich ſelbſt vertrauend und nur ſeinem Eigenwillen folgend, und ſo mußte es kommen, daß er ſich in ſeinem Innern immer mehr differenzirte, in die Welt einging und einer andern Macht fröhnte, die beſtändig bemüht war, den göttlichen Funken der Freiheit in der Sinnlichkeit zu erſticken und alle Traditionen der frühern göttlichen Offenbarung unwirkſam zu machen.

Die Bibel führt uns die Epoche eines erloſchenen Menſchengeſchlechts vor, wovon wir nichts wiſſen, als daß ſie vor einer großen und zwar der letzten Erdenrevolution exiſtirt hat. Die Schrift ſagt uns von jener Epoche blos: „Die Menſchen ließen ſich nicht mehr von dem „Geiſte Gottes warnen, verfielen in viel thörichte Lüſte, „und all ihr Dichten und Trachten des Herzens war bös.“

§. 6.

Ein neues Geſchlecht erſtand aus dem Ueberreſt des alten. Die furchtbare Kataſtrophe hatte ſich ihm als gerechter Zorn der beleidigten Gottheit fühlbar gemacht, und nun erinnerten ſie ſich auch der göttlichen Gebote wie friſch aufgefundener Urkunden. Sie bauten Altäre und prieſen Gott wieder als ihren Herrn und Schöpfer, und von jener Kataſtrophe an blieb die Gottes- oder Götterfurcht ein ſtehendes Phänomen in der Menſchheit. Jetzt erſt nimmt die Weltgeſchichte die Sagen auf von einer in die Dunkelheit ſich verlierenden Heroenzeit, und die älteſte Geſchichte iſt voll Mythen. Wo der Menſch ſich ſelbſt Object wird, da fixirt er ſich auch in einer Geſchichte, und ſo begrüßen uns die älteſten Urkunden der Profangeſchichte ſchon mit ausgebildeten Königreichen, ohne daß wir wiſſen, welche Prozeſſe ihre Entſtehung vorher durchlaufen hat. Auf keinen Fall fing es von den Elementen an, da gerade die älteſten Vorſtellungen von Gott die reinern ſind, welche, da ſie noch aus keiner Vernunftentwicklung entſtehen konnten, aus Tradition fortgepflanzt wurden.

§. 7.

Aber alles dies half nichts. Die zweite Periode brach mit Macht herein — es iſt dieſe des Abfalls und der völligen Entzweiung. Der Orient iſt, wie überhaupt die Wiege von Allem, ſo auch der Schauplatz dieſes Abfalls. Dennoch fehlte es nicht an Anſtalten und Männern, welche das Beſſere noch feſthalten wollten, aber nicht konnten. Bis in die graueſte Vorzeit verlieren ſich weltberühmt gewordene Namen, die ihre Völker beglückten, wie Menu, Budda, Laokium, Fo, Confucius, Memtſu, Hermes, Oſiris, Beros, Zoroaſter, Moſchus, Anacharſis, Odin, Orpheus u. A. Sie ſind, was wohl zu beherzigen iſt, nicht etwa die hervorgetriebenen Potenzen des ſich immer mehr ſelbſt bewußt werdenden Weltgeiſtes, ſondern umgekehrt, die letzten Repräſentanten des integralen Standes der Menſchen, wie die letzten Strahlen einer untergehenden Sonne. Nur ihre Namen, nicht ihre Werke dauerten fort, und wo auch eine geiſtigere Religion, wie die des Brama, ſich gegründet hatte, da ſucht man heute umſonſt noch die Spuren im Völkerleben davon. Alles verſank in die Nacht des Götzendienſtes, und die Völker wurden eine Beute der Erdengötter, welche mit dem Zorn ihrer Macht auf ihnen laſteten.

§. 8.

Nur zwei Namen leuchten vor Allen hervor, ſie ſtifteten ein Werk, das der Zeit Trotz bot, und worauf auch die Verheißungen eines unvergänglichen Volkes ruhen. Sie ſind Abraham und Moſes mit dem Geſchlechte der Juden. Auf den Juden ruht das Siegel göttlicher Offenbarung, das ſpäter gelöſt werden ſollte, und wovon der letzte Akt noch zu löſen iſt. Ihre Geſchichte iſt kein Selbſterzeugniß, ſondern eine Leitung und Führung von einer höhern Hand unter den wunderbarſten Schickſalen. Und wenn wir uns unbefangen fragen, ſo müſſen wir das Außerordentliche zugeſtehen, wie dieſes Volk unter den vielen Völkern, die in den Götzendienſt verſanken, das Einzige ſeyn konnte, das den Namen des einigen, lebendigen Gottes trug und ihn, obwohl unter mannigfachen Störungen, immer in ſich bewahrte. Der Träger dieſes Namens zu ſeyn, enthält die ganze Wichtigkeit des Volkes, und Alles, was etwa Menſchenſatzungen hinzufügten, konnte dieſen Namen zwar umhüllen, aber nicht verdrängen. In dem göttlichen Weltplan war ein ſolches Volk vorbehalten, um einſt das Heil der Menſchheit aus ihm hervorgehen zu laſſen.

§. 9.

In der zweiten Periode geht Alles mit ſchnellen Schritten dem Verderben zu. Der Orient, einſt der Schauplatz energiſcher Thaten, fällt in die ſchmachvolle, leere und blinde Gewalt des Deſpotismus, und das Völkerleben verdumpft mit Leib und Seele in ihm. Da zog ſich eine neue, lebendige Regung gegen Weſten. Ein kleines Volk, von der Sklavenfeſſel unberührt geblieben, ſich ſelbſt und dem geſunden Menſchengeiſt vertrauend, erarbeitet ſich ein eigenes Leben und zeigt uns, was Menſchenkraft vermag, wenn ſie friſch und unverdorben aus ſich ſelbſt ausgeht. Allerdings iſt von Gott der Keim in den menſchlichen Geiſt gelegt, aus dem Selbſtgefühl in das volle Selbſtbewußtſeyn, von dieſem in die volle Selbſterkenntniß und von dieſer in die volle Selbſtgeſetzgebung ſich zu entwickeln, ſo lange er nicht von außen geſtört und gehemmt wird. Allein dieſer Keim wird ſich nie entfalten, wo der Deſpotismus, ein wahrhaft dämoniſches Erzeugniß der Hölle, die Menſchheit niederdrückt. Dies war der Fall im Orient, nicht ſo aber im Occident, und darum konnte das griechiſche Volk ſich mit aller Kraft des für ſich ſeienden Geiſtes entfalten. Das griechiſche Zeitalter und überhaupt das Leben des Republikanismus bezeichnet das Jünglingsalter der Welt, in welchem mit Freiheit und Vaterlandsliebe auch Kunſtſinn und Wiſſenſchaft ſich verbinden mußten.

§. 10.

Aber Eines, was der Menſch nicht aus ſich ergänzen kann, und was ewig Sache der Offenbarung bleiben wird und muß, nämlich das Verhältniß der Kreatur zum Schöpfer, fehlte auch den Griechen. Künſte und Wiſſenſchaften konnten wohl blühen, denn ſie liegen im

Bereich der begeiſterten Seele, auch die Thatkraft der Helden konnte auf ruhmvoller Bahn vorwärts ſchreiten, aber das, was in jenem dunkeln Worte liegt, was wir wie durch einen Spiegel beſehen, und wie es ſeyn wird, wenn wir Alles von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen, das verſtand kein Grieche. Was Paulus lehrt in dem Spruch: „Nun „aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, dieſe drei, aber „die Liebe iſt die Größte unter Allen“, das lehrte kein Grieche und konnte es nicht lehren. Bis zu der an ſich unfruchtbaren Einheit von Seyn und Wiſſen, und bis zur Vernunftformel des Abſoluten, haben es wohl auch die Griechen gebracht, aber nicht bis zum Heiligen der Offenbarung, welches weit über dieſen Begriffen liegt.

An dieſe Philoſophie hängt ſich nun auch die unſrige noch, und giebt dadurch zu erkennen daß das Chriſtenthum 1800 Jahre umſonſt gepredigt wird. Die Subſtantialität des Weltgeiſtes in den Geſtalten des Selbſtbewußtſeyns, wie ſie in den Völkerprinzipien zu Tage geht, iſt, wie einſt die metaphyſiſche Weltſeele der Griechen, heute noch der leere Kram, den ſie zu Markte tragen, indem ſie Glauben, Hoffnung und Liebe, die uns allein mit einem höhern Geiſterreich befreunden, ihrer Begriffsweisheit nur als eine zu bemitleidende Gefühlsſache unterſtellen.

§. 11.

Die zweite lebendige Bewegung iſt das Römerthum. Den Abſolutismus, welchen die Griechen im

Wiſſen erreichten, ſuchten die Römer im Thun zu gewinnen. Die volleſte Expanſion des ins Mannsalter übergehenden Jünglings war die Frucht dieſer Epoche, nämlich eine Univerſalmonarchie, wie ſie die Erde nie ſah und nie mehr ſehen wird. Auf die Theorie folgt die Praxis und auf die Philoſophie die Politik, die zwei größten Hebel der Menſchheit, die an und neben einander getrieben. Was Hegel vom römiſchen Reich ſagt, das wird der Geſchichtsforſcher Mühe haben, auch nur mit einem einzigen Abſchnitt zu belegen, vielmehr ſcheint Hegel die unendliche Zerreißung nur deßwegen in das römiſche Reich geſetzt zu haben, damit im Germaniſchen eine Verſöhnung zu Stande kommen konnte.

§. 12.

Drei Momente ſind es, welche im Verlauf der Weltgeſchichte für das Heil des Menſchengeſchlechts die größte Gefahr in ſich trugen: 1) das Spekulative, welches in der Potenz des Selbſt ſich einen Gott erlogen und auf dieſem Begriff zu beharren drohte, 2) das Politiſche, welches zuletzt den göttergleichen Stolz auf den Thron pflanzte und alle Verehrung an ſich zu reißen drohte, und 3) die Ausartung des Judenthums, welches als Träger des Namens Gottes in Menſchenſatzungen unterzugehen drohte. Nicht Gegenſätze oder ein Zerriſſenſeyn iſt es, was das Schlimmſte befürchten läßt, ſondern die höchſte Anſtrengung der Kraft, um zum Wahn zu führen, der Menſch habe wirklich in ſeiner ſelbſt erſchloſſenen und vollbrachten Einheit ſein Ziel erreicht.

Darum war jezt der Zeitpunkt, wo Chriſtus erſchien und erſcheinen mußte, um dem ganzen Unweſen zu ſteuern.

§. 13.

Die Erlöſung des Menſchen aus dieſen Banden war höchſtes Bedürfniß. Es iſt nicht der in ſich zurückgedrängte Geiſt, der in dem Extrem ſeiner abſoluten Negativität ſich erfaßt, was, wie ich früher ſchon zeigte, zu den unmöglichen Werthen gehört, ſondern es iſt das in der ewigen, unantaſtbaren, keinem Wendepunkt ausgeſetzten Poſitivität ſtehende göttliche Wort oder der Sohn, der keiner Verſöhnung für ſich im germaniſchen Reiche bedarf, ſondern die im Abfall begriffene und dem ewigen Verderben zueilende Kreatur wieder aufrichtet und mit Gott ausſöhnt.

Die Einheit der göttlichen und menſchlichen Natur iſt nicht ſelbſt die Verſöhnung, als der innerhalb des Selbſtbewußtſeyns erſchienenen objektiven Wahrheit und Freiheit, dem nordiſchen Prinzip zur Vollführung übertragen, ſondern das göttliche Weſen erſchien in menſchlicher Natur, um das gänzlich von aller höhern Wahrheit und Freiheit entfremdete Selbſtbewußtſeyn wieder damit zu befruchten und nicht blos den entzweiten Menſchen mit ſich ſelbſt, ſondern vielmehr mit Gott auszuſöhnen.

Laſſen wir doch einmal das Spiel mit dem Selbſtbewußtſeyn — es iſt in ihm kein Heiliges und es ſtrebt auch nicht zum Heiligen, wenn es nicht von einem Höhern, das es nicht aus ſich erzeugt, begeiſtert wird. Nur im Chriſtenthum iſt der Wendepunkt gegeben zur Integration des Menſchen, wozu Recht und Staat nur einen untergeordneten Faktor bildet. In Chriſto nur ſind wir mit Gott verſöhnt, und dieſes Werk hat der Geiſt der Wahrheit, nicht die Philoſophie des Wiſſens in uns zu vollenden.

§. 14.

Mit dem Chriſtenthum nimmt auch die Geſchichte eine andere Wendung. Iſt einmal das Höhere gegeben, ſo müſſen alle andere Kräfte dieſem Zuge folgen. Es iſt nicht blos das Wahre, Schöne und Gute, was uns das Chriſtenthum lehrt — es iſt das Heilige, das jetzt erſt in ſeiner Reinheit dem Menſchen geoffenbart wird. Es iſt der Glaube, der jetzt erſt ſeine wahre Richtung zum Ewigen erhält — es iſt die Liebe, welche nicht nur die ganze Menſchheit im Frieden des Herzens zuſammenhält, ſondern auch das univerſelle Band der ganzen Geiſterwelt mit Gott iſt — es iſt die Hoffnung, die uns auf eine frohe Ausſicht, auf ein ewiges Leben gegeben iſt, und uns die Gegenwart der Welt und aller ihrer Herrlichkeiten vergeſſen lehrt. Dies ſind nun ganz andere Momente, als welche die Philoſophie aus ſich ſelbſt gebiert, und welche die trägen Geſtalten des Selbſtbewußtſeyns in ſich tragen — ganz andere, als welche ein Staat, wenn er auch zu ſeiner höchſten Vollendung gelangen würde, nur zu faſſen vermag.

§. 15.

Die chriſtliche Religion ging von einem kleinen Winkel der Erde aus, nur wenige Männer als Zeugen des Herrn ſammelten die Gemeinden, die Gemeinden vermehrten ſich mitten unter der Feuertaufe der Verfolgungen, und ehe man ſich's verſah, war aus dem Senfkorn ein gewaltiger Baum gewachſen, der ſeine Aeſte in drei Welttheile ausſtrekte. Das Chriſtenthum hatte die doppelte Function, ſowohl intenſiv als extenſiv zu wirken. Seine intenſive Wirkung iſt die Integration des einzelnen Menſchen in ſeinen Gemüths- und Willenskräften, ſeine extenſive geht zuerſt auf das Judenthum, dann auf das römiſche Reich und zuletzt auf alle übrigen. Beide Wirkungen hängen aber aufs genaueſte zuſammen.

§. 16.

Um das Erſtere zu bewirken, mußte nicht nur eine gereinigte Moral dem Menſchen ins Herz gepflanzt, ſondern auch der Blick in das Reich Gottes geöffnet werden. Moral hatten zwar auch die Griechen und Römer zur Sache der Schulen gemacht und eine Menge ſpekulativer Sätze und Geſetze vorgeſchrieben. Der Erfolg war fruchtlos — ſie kannten die Liebe nicht als den ethiſchen Mittelpunkt, und das Gemüth nicht, in welchem dieſer Mittelpunkt lebendig werden ſollte. Sie arbeiteten immer nur auf die Erkenntnißſeite hin und wollten das Herz durch den Verſtand gewinnen. Dies geht nicht und kann nicht gehen, weil alle Erkenntnißprinzipien nur todte Werke ſind, die, wenn ſie Triebfedern für's praktiſche Leben werden ſollen, von einer höhern Kraft befruchtet und belebt werden müſſen. Dieſe höhere Kraft iſt die Liebe. Was die Liebe vermag, verſteht nur der, der ſie in ſich trägt und in ſich fühlt, es verſteht ſie nur der, welcher das Evangelium in ſich aufnimmt. Dieſes Buch der Bücher iſt es, was den Abſtand von Verſtand und Gemüth, von Erkenntniß und Ausübung vermittelt und ausfüllt, um das Einsſeyn in ſich ſelbſt zu bewirken. Dies iſt die erſte Integration des Menſchen.

§. 17.

Aber dabei darf es nicht ſtehen bleiben. Das Hinaufblicken in das Reich Gottes iſt die zweite Integration. Die Liebe iſt zwar das umſchlingende Band der Menſchheit, ſie verſöhnt und gleicht im Menſchen und unter Menſchen Alles aus, und befreundet uns ſelbſt mit der Geiſterwelt, aber das urſprüngliche und verloren gegangene Verhältniß zwiſchen Gott und Kreatur muß wieder hergeſtellt werden. Im Menſchen ſelbſt muß eine Umkehrung, eine Wiedergeburt bewirkt werden, damit er einen Zug nach Oben gewinne. Es iſt nicht genug, daß der Menſch mit ſich und Andern harmoniſch und der Friede des Herzens allgemein wird, er muß auch ſeine Richtung zum ewigen Leben kennen, und die Erforderniſſe, welche ihn befähigen, ein Mitglied des Reiches Gottes zu werden. Darüber giebt nur das Evangelium Auskunft und kann es allein geben, da die ſpekulative Erkenntniß in die Grenzen des Wiſſens und der Vernunft eingebannt, dieſes transzendete Verhältniß mit Gott nicht in ſich ſindet und noch nie gefunden hat. Darum verweist uns das Evangelium an den Glauben, und dieſer nur kann die Integration vollenden, welche die Liebe angefangen hat.

§. 18.

Aber nicht nur hatte das Chriſtenthum dieſe innere Umwandlung oder Wiedergeburt in jedem einzelnen Menſchen zu bewirken, es mußte auch extenſiv auf das Leben der Staaten übergehen. Der Kampf mit dem entarteten Judenthum war um ſo größer, als auch dieſes auf eine göttliche Urkunde ſich ſtützte, allein der Partikularismus mußte dem Univerſalismus weichen, obgleich das Volk noch fortbeſtehen ſollte, aufgehoben für künftige Verheißungen. Aber am größten war der Kampf mit dem Römerthum und der aus ihm entſtandenen Politik. Obgleich von den Römern das Recht ausgebildet wurde und ſich an alle europäiſche Staaten vererbte, ſo blieb doch für das Völkerleben neben ihm auch die Politik ſtehen, und dieß iſt die giftige Wucherpflanze der Menſchheit, welche zu untergraben und auszurotten die chriſtliche Religion unabläſſig bemüht iſt. Dieſer Kampf dauert noch fort, doch iſt es der chriſtlichen Religion gelungen, Politik mit Recht und Moral mehr in Uebereinſtimmung zu bringen.

§. 19.

Der Kirche nur iſt die Wiedergeburt des Einzelnen wie ganzer Völker übertragen, und nicht dem Staate, der nur zur Vollendung des Rechts ſich herausbildet, aber Sitte und Religion der Kirche überlaſſen muß. Die Weltgeſchichte kann daher in keinem andern Exponenten mehr fortſchreiten, als in dem religiöſen des Chriſtenthums. Eine Macht, die einmal nach Oben zieht, kann zwar von den niedern Kräften, die in die Welt ziehen, vielfältig gehemmt und geſtört, aber nie beſiegt werden. Dem Reiche Chriſti iſt eine ewige Dauer verheißen, während alle andere Reiche neben ihm untergehen werden. Aufgehalten kann es werden in ſeinem Fortſchreiten, und weil die Menſchheit ſelbſt zwiſchen Himmel und Hölle frei ſeyn und bleiben muß, ſo kann auch der Mißbrauch der Freiheit, der leider ſelbſt in der Kirche und mit der Kirche auf eine furchtbare Weiſe getrieben wurde, ſeine Triumphe zwar verzögern, aber nicht verhindern.

§. 20.

Es iſt mithin nicht das germaniſche Reich und die Staatenentwicklung, in welchen der Weltgeiſt zu ſich ſelbſt kommt und ſeine Gegenſätze verſöhnt — es iſt eben ſo wenig die Wiſſenſchaft, durch welche die Menſchheit zu ihrer Integrität gelangt — es iſt das Chriſtenthum und nur das Chriſtenthum, was die Menſchen wahrhaft beglücken und zu ihrem Heil führen kann. Das Chriſtenthum hat keine Vorliebe für dieſes oder jenes Reich, überhaupt für kein Reich — es iſt überall, wo es empfängliche Herzen findet, und es iſt ſeine Schuld nicht, wenn es in dem einen Reiche verdorben, in dem andern gehemmt, im dritten durch Menſchenſatzungen verdrängt und nur im vierten in ſeinem Geiſte befördert wird. Es iſt allein univerſell und hängt nicht von Begriffen ab, welche die Vernunft in daſſelbe bringt. Es allein iſt nicht Menſchenwerk, wie alles andere, ſondern vom Geiſte der Wahrheit, nicht vom Weltgeiſte, der Manches mit dem Fürſten der Welt gemein hat, gegeben und fortgepflanzt.

§. 21.

Nun können dieſe beiden Anſichten Jedem zur Prüfung ſtehen, welche von beiden nicht nur mit der wirklichen Geſchichte, ſondern auch mit den Forderungen der Freiheit, des Rechts, der Moral und der Religion ſich am beſten einverſteht — ob wir *einen gewiß ſehr problematiſchen Weltgeiſt*, der an Staaten, Völkern und Individuen in oft jämmerlichen, und in Hinſicht des Wahren, Schönen und Guten völlig verkehrten Formen ſich durch die vier Weltreiche hindurchwinden muß, um zur Verſöhnung und Selbſtklarheit zu kommen, oder vielmehr *einen göttlichen Weltplan* annehmen ſollen, der nicht blos eingeſchränkt auf das Pünktchen Erde und nicht blos berechnet auf die Formeln einer menſchlichen Vernunft und auf das Geſetz eines menſchlichen Selbſtbewußtſeyns, vielmehr auf die Myriaden Sterne und ihre Bewohner ſich verbreitend, jedem Planeten- oder Sonnengeſchlecht eine Aufgabe zur Löſung überträgt, ſo daß Alle zuſammen in einer Univerſalgeſchichte des Weltalls ihre Harmonie finden, und *das* von der ganzen Geiſterwelt in concreter Wirklichkeit vollbracht wird, was der göttliche Weltplan als Idee enthält, — ob wir ferner ein nothwendiges Evolutions-Geſetz in der Weltgeſchichte annehmen ſollen, in welchem alles Scheusliche, was die Welt gebar, wie die Lüge, das Laſter und Verbrechen, der Despotismus und Fanatismus, wie nothwendige Exponenten ſtehen, oder ob wir für die individuelle Thatenreihen mit völliger Zurechnung die Freiheit annehmen, die Störungen aber, welche der böſe und verkehrte Wille in den Weltplan bringt, einem aus göttlicher Weisheit entſprungenen, obgleich dem menſchlichen Geiſte unerforſchlichen, Compenſations- und Rectifikations-Geſetz zur Ausgleichung übertragen, ſo daß neben der individuellen Freiheit mit Schuld und Verdienſt, mit Strafe und Belohnung doch das Fortſchreiten des Ganzen geſichert bleibt? — Was ſoll dieſer Hegel'ſche Weltgeiſt, der wie ein Bettler bei den Staaten, Völkern und Individuen herumläuft und ſie zur Arbeit anhält, damit er aus dem Extreme ſeiner abſoluten Negativität zur Verſöhnung und zum Sichſelbſtbegreifen komme? Wahrlich, wenn dieſer Weltgeiſt an die Stelle Gottes und der Wendepunkt der unendlichen Negativität in die unendliche Poſitivität an die Stelle Chriſti geſetzt iſt, ſo dürfen wir mit vollem Rechte von ſolchen Philoſophen das ſagen, was Cicero von den Epicuräern ſagt: „Sie lallen wie die Kinder von der Natur der Götter."

Noch ein anderes Verhältniß läßt ſich an das vorige anknüpfen, das mit ihm gleiche Tendenz und gleiche

Wichtigkeit hat — es iſt das Verhältniß des Staats zur Kirche.

§. 22.

In ſeiner Rechtsphiloſophie iſt Hegel vom Einzelnen zum Beſondern, vom Beſondern zum Allgemeinen aufgeſtiegen und hat überall den Begriff der Sache gegeben, ſo den Begriff der Familie, der bürgerlichen Geſellſchaft, des Staats. Auf jeder dieſer Stufen läßt er, wie von Oben herab, den Geiſt ſich ſubſtantialiſiren und überträgt ihm diejenigen Rollen, die er zu ſeinen Erklärungen gerade nöthig hat. Dieſes Herablangen des Geiſtes aus einer unſichtbaren Region hat den Anſchein, als ob Hegel einen objektiven Geiſt in ſeinem Dienſt hätte; allein es wird wohl kein Zweifel ſeyn, daß die Geſtalten des Geiſtes bloße Abſpiegelungen des menſchlichen Geiſtes ſind, der allerdings ein Totalſyſtem ſchon in ſich trägt. Die reinſte Abſpiegelung des Geiſtes ſind aber die Ideen, und zwar nicht bloß des Wahren, ſondern auch des Schönen und Guten, die ſich in ihren weitern Reflexen in Begriffe, Gefühle und Beſtrebungen geſtalten. Nicht die Idee iſt der Geiſt, und nicht der Begriff geſtaltet ſich ſelbſt, ſondern beide liegen ſchon vorgebildet im Syſtem des Geiſtes, und der Philoſoph hat nichts anders zu thun, als das in die Realität übergehende Syſtem mit ſeiner Anſchauung zu begleiten, wobei ihm das, was ihm die Erfahrung bietet, im Lichte der Idee erſcheinen muß.

§. 23.

Unter dieſer Vorausſetzung können wir den umgekehrten Verſuch machen, vom Höchſten auf das Niedere herabzuſteigen, um zu ſehen, was es mit dem Subſtantialiſiren des Geiſtes für eine Beſchaffenheit hat.

Der Plan Gottes iſt das Wort und das Wort umfaßt das All. In Beziehung auf das erſchaffene Geiſterreich ſind drei Potenzen in ihm offenbar, die ſich wie drei göttliche Strahlen auf alles verbreiten und in den einzelnen Geiſt eindringen; ſie ſind: die Gnade, die Liebe, und die Gerechtigkeit Jede bildet ſich ihre eigene Verfaſſung. Nehmen wir nun unſere Welt aus den Myriaden als Einzelnes aus dem All heraus, ſo iſt die Frage, wie werden dieſe Potenzen ſich in ihr verhalten?

Die Potenz der Gnade wird ſich zur religiöſen Verfaſſung, die Potenz der Liebe zur ſittlichen und die Potenz der Gerechtigkeit zur rechtlichen Verfaſſung umbilden.

§. 24.

In Beziehung auf Gerechtigkeit iſt die Weltgeſchichte nichts anders, als ein fortgehendes Entwickeln des Rechtsbegriffs von ſeinem Element an bis zur vollendeten Verfaſſung. Seine Wahrheit liegt eben in dem allgemeinen Fortſchreiten, was in der niedern Sphäre des Privatrechts durch Familienrecht, Geſellſchaftsrecht und Bürgerrecht, in der höhern Sphäre des öffentlichen Rechts durch Staatsrecht, Völkerrecht und Weltbürgerrecht ſeinen Zug nimmt. Wenn man einen Blick auf die Rechtsverfaſſungen aller Zeiten und Völker wirft, ſo kann man bei jedem Jahrhundert angeben, wie weit der Rechtsbegriff das Maas ſeiner Ausbildung erreicht hat. Allein unzählige Störungen hemmen dieſe geſetzmäßige Entwicklung, ſie liegen alle in dem Abſolutismus des weltlichen oder geiſtlichen Regiments und heißen Despotismus und Fanatismus. Dieſe beiden ſind in der Weltgeſchichte ſehr wirklich, aber auch ſehr unwahr. Jede Rechtsverfaſſung iſt Menſchenſatzung und eben daher auch der Freiheit anheim gegeben. Jeder Staat hat die Wahl der Form, der Geſetze und Inſtitutionen, aber ob dieſe mit der Wahrheit des Rechtsbegriffs übereinſtimmen oder ihr widerſtreiten, iſt eine andere Frage.

§. 25.

Wie die Gerechtigkeit, ſo baut ſich auch die Liebe ihr Reich. Sie hat auch ihre Wurzel in der Familie, wo ſie zuerſt genährt und gepflegt wird. Aus der Kindesliebe ſoll die Nächſtenliebe, aus dieſer die Vaterlandsliebe, aus dieſer die allgemeine Menſchenliebe hervorgehen, bis ſie zuletzt in der Liebe zu Gott ihren Kulminationspunkt erreicht. Es iſt das Reich des Gemüths, nicht der Vernunft, was ſich in der Liebe offenbart. Wo die Liebe waltet und das ihrige thut, da hat das Geſetz ein Ende und das Recht iſt entbehrlich. Die Liebe kann nicht zu einem objectiven Geſetz werden, wie das Recht, ſie iſt die ſtillwirkende Macht des Gemüths und das ächte Prinzip der Sittlichkeit. Das größte Mißverſtändniß iſt es, wenn man den Staat, der nur auf Geſetzen ruht, eine ſittliche Macht nennt, die nur in der Liebe begründet ſeyn kann.

§. 26.

Auch die Gnade hat ihr eigen Reich, es iſt das Reich des Glaubens. Die Gnade iſt das Prinzip der Religion und wenigſtens die chriſtliche dreht ſich um dieſelbe wie um ihre Axe. Wo aber Gnade zu ertheilen iſt, da iſt auch Sünde und Abfall, und damit kommen wir erſt zu dem wahren Verhältniß der Kreatur zu Gott. Hier erſt öffnet ſich die Tiefe des Chriſtenthums und der Erlöſung; denn darin liegt die Umwandlung der göttlichen Gerechtigkeit durch die Liebe Chriſti als Verſöhnung in die Gnade Gottes. Das Reich der Gnade öffnet ſich uns nur in der chriſtlichen Offenbarung.

§. 27.

Wir haben nun drei Reiche, die in einander ſtehen und ihren Zug durch Staaten, Völker und Individuen nehmen.

1) Das Reich des Rechts, das aus der Idee der Gerechtigkeit entſpringt und vom engſten Kreiſe der Familie bis zum weiteſten des Weltbürgers ſeine Verfaſſungen zu gründen ſucht. Es iſt das Reich der Vernunft, das ſich im allgemeinen Willen der Völker objectivirt.

2) Das Reich der Liebe, das aus der Idee der Tugend entſpringt und vom Schooß der Familie, wo ſie ihre Wurzel hat, ſich zuletzt zu Gott aufſchwingt. Es iſt zugleich das Reich des Gemüths, das keines Geſetzes bedarf, ſondern in Freiheit das iſt, was es iſt.

3) Das Reich der Gnade, das aus der Fülle der göttlichen Offenbarung entſpringt, und das Chriſtenthum von

ſeinem Beginn bis zu ſeiner Vollendung begleitet. Es iſt zugleich das Reich des Glaubens oder das Reich Gottes, in welchem das Heilige wohnt.

§. 28.

Unter dieſen Reichen iſt das Reich der Liebe das Mittelglied und das Band, welches das Recht mit der Gnade allein zu verknüpfen vermag. Ohne dieſe Verknüpfung giebt es keinen Uebergang des Menſchen vom Weltreich zum Reiche Gottes, und ſo erkennen wir hier erſt die Wahrheit und Tiefe der Bedeutung des Chriſtenthums, welches in der Liebe ſich ſein Reich erbaut, wovon Chriſtus die ewige Sonne iſt.

§. 29.

Hegel kennt kein anderes Reich als das des abſoluten Vernunftgeſetzes; wenn er daher den Staat ſchon als eine Macht ſchildert, in der der ſittliche Geiſt ſich ſubſtantialiſire, ſo iſt hier Recht und Sittlichkeit auf eine ſchnöde Weiſe verwechſelt. Das Recht iſt das Wahre im Guten, die Pflicht das Schöne im Guten und die Tugend das Gute im Guten. Durch dieſe drei iſt der Kreis der Willensthätigkeit ausgefüllt, aber über dieſen dreien ſteht das Heilige, und mit ihm gewinnen wir erſt die höhere Potenz. Das Wahre im Heiligen iſt die göttliche Gerechtigkeit, das Schöne im Heiligen die göttliche Liebe und das Gute im Heiligen die göttliche Gnade. Dieſe höchſte Trias erfüllt erſt die ächte Glaubensſphäre, und von dieſem Geſichtspunkt aus muß das Evangelium beurtheilt werden.

§. 30.

Was wir poſitive Religion nennen, iſt eben die durch die höchſte Trias beſtimmte beſondere Richtung des Willens und Glaubens, welche den allgemeinen Vernunftbegriff und die ſich ſelbſt wiſſende Idee weit hinter ſich zurückläßt. Darum übergeht das Evangelium alle ſpeculative Sätze und hält ſich an die einfachſten und allen Herzen ſich anſchmiegenden Lehren und Gleichniſſe. Denn eben der wahre Glaube bildet ſich, nicht wie die Vernunft ins Allgemeine, ſondern ins Individuelle hinein, aber in einer höhern Sphäre, die über allen Kreiſen der Speculation liegt. Die Elementar-Lehre einer höhern Welt fängt erſt da an, wo die Vernunft mit allem ihrem Wiſſen zu Ende iſt. Die höhere Welt der Offenbarung hat allerdings auch ihre koncrete Formen und Bilder, aber ſie ſind ins Heilige erhoben und nicht mehr Gegenſtand des Denkens, Fühlens und Wollens, ſondern nur des Glaubens und Schauens. Wenn das Evangelium zu den Sacramenten uns hinweiſt, ſo haben wir nichts vor uns, als die koncreten Formen: „Waſſer, Brod und Wein", aber ins Heilige erhoben, ſind ſie doch unendlich mehr und haben eine Kraft, wovon weder ein Vernunft- noch Naturgeſetz etwas weiß, die aber zuverſichtlich der Glaube empfängt.

§ 31.

Wenn **Hegel** (ſ. Rechtsphiloſophie S. 260) ſagt: „Der Staat iſt göttlicher Wille, als gegenwärtiger, ſich „zur wirklichen Geſtalt und Organiſation einer Welt ent-

„ſaltender Geiſt", ſo entgegne ich: „der Staat iſt pure Menſchenſatzung und hat nichts zu beſorgen, als die Verwirklichung des Rechtsbegriffs, wie er in einen vollſtändigen Organismus der Geſetze und Inſtitutionen übergeht, und ſich zuletzt in dem Grundgeſetz des Staats als ſich objectivirende Vernunft mit dem allgemeinen Willen vereinigt und in dieſer Einheit vollendet. Die göttliche Mitwirkung beſteht blos darin, daß der Schöpfer dem menſchlichen Geiſte mit der Idee der Wahrheit auch die Idee des Rechts verliehen, ihre Entwicklung aber der freien Kraft der Völker und Individuen ſelbſt überlaſſen hat — eine Lehre, deren Wahrheit noch nie ſtärker als in unſerer Zeit hervortrat. Was wäre dieß für ein göttlicher Wille, der den Despotismus und Fanatismus — dieſe zwei welthiſtoriſchen Schandſäulen — Jahrtauſende lang conſtituirte? Dieſe Erzeugniſſe ſehen dem ſataniſchen Prinzip der Menſchheit ähnlicher, als dem göttlichen."

§. 32

Wenn Hegel (eben daſelbſt) ſagt: „Die Religion iſt „das Verhältniß zum Abſoluten in Form des Gefühls, „der Vorſtellung, des Glaubens, und in ihrem Alles ent„haltenden Centrum iſt Alles nur ein Accidentelles, auch „Verſchwindendes", ſo zweifle ich zuerſt, ob der Verfaſſer ſich in dieſem Satze ſelbſt verſteht? — Mir ſcheint das Weſen der chriſtlichen Religion gerade darin zu liegen, daß ſie kein Verhältniß zum Abſoluten ſucht, ſondern, weil ſie ein allgemeines Gut der Menſchheit werden ſoll und will, ſich an die aller einzelſten und poſitivſten Sätze hält, um eben durch die Stärke dieſer Poſitivität alle die ſpeculativen Fictionen eines Weltgeiſtes gänzlich niederzuſchlagen, weil ſie zum Heil der Seele nicht nur nicht das Geringſte beitragen, ſondern, indem ſie den menſchlichen Wahn und Vernunftſtolz aufrühren, den chriſtlichen Tugenden unmittelbar Abbruch thun. — Form des Gefühls und der Vorſtellung muß von der Form des Glaubens wohl unterſchieden werden; denn leider iſt der Glaube, wie ihn Chriſtus verlangt, als Vertrauen und Kraft ſo ſehr in den Menſchen untergegangen, daß ſie ihn mit Vorſtellung und Gefühl in eine Maſſe gießen, während er über alle dieſe niedern Functionen der Seele hoch erhaben iſt, und nur zum Behuf des praktiſchen Lebens ſich in dieſelbe niederläßt. Was aber der Verfaſſer unter dem Accidentellen, auch Verſchwindenden in dem Alles enthaltenden Centrum der Religion verſteht, dazu fehlt mir das Verſtändniß. Das Centrum der chriſtlichen Religion iſt Chriſtus ſelbſt in der Vereinigung der göttlichen und menſchlichen Natur; — will Hegel ihn vielleicht in einen blos accidentellen Exponenten des Weltgeiſtes umwandeln, und daher die ihm für ſich ſelbſt gebührende Würde in einen verſchwindenden Werth, d. h. in einen unendlich kleinen Bruch auflöſen? Die Probe iſt allerdings ſchon weit gediehen, und es fehlt nicht mehr viel, daß ſich die dunkle Religion in die klare Wiſſenſchaft, d. h. in die Hegelſche Encyklopädie auflöſt. Was das Schickſal von Chriſtus und dem Evangelium alsdann ſeyn wird, können wir nicht wiſſen, doch glaube ich, der Verfaſſer werde erlauben, daß Ihm Chriſtus wenigſtens zur Folie diene.

§ 33.

Der Staat verhält ſich demnach zur Kirche ſo, daß er ihr, zwar nicht auf materielle Weiſe, aber auf formelle untergeordnet iſt. So gewiß Sittlichkeit und Religion über dem Recht und ſeinem äußern Geſetz ſtehen, ſo gewiß ſteht die Kirche, die das Reich der Liebe und Gnade in ſich vereinigt oder vereinigen ſoll, über dem Staat. Auch der chriſtliche Staat hat wie die chriſtliche Gemeinde zur höchſten Poſitivität die Fülle der Offenbarung. Wenn der Monarch als ſolcher auf gleicher Höhe mit dem Geſetze ſteht, inſofern er das Grundgeſetz des Staats (Staatsvernunft) und den Befehl (ausübenden Willen) in ſich vereinigt, ſo ſteht er dagegen unter dem Evangelium als dem göttlichen Geſetz, das vom König aller Könige und vom Herrn aller Herren gegeben iſt. Daher ſind die beiden Momente, welche Hegel für die Fürſtengewalt aufſtellt, nämlich das grundloſe Selbſt des Willens und die grundloſe Exiſtenz als Naturbeſtimmung auch völlig grundloſe Annahmen. Der chriſtliche Fürſt ſteht unter einem ewigen Geſetzbuch, das anders gefaßt iſt als das Staatsgrundgeſetz, und wenn er in einer Hand den Scepter über ſein Volk hinhält, ſo ſoll er die andere an ſein Herz legen und zu dem aufſchauen, dem er ſelbſt unterthan iſt.

§ 34.

Die Kirche iſt urſprünglich nichts anders als das Organ des Evangeliums zu Erweckung des religiöſen Lebens der Gemeinde, ſo wie die Apoſtel nichts anders waren, als die Verkündiger deſſelben und die Inſtitutoren frommer Gebräuche. Die Kirche iſt demnach weder Selbſtherrſcherin noch Mitregentin, ſondern Lehrerin und Verkünderin des Worts und Aufſeherin über die Gebote und Gebräuche, die unmittelbar mit dem Evangelium in Verbindung ſtehen. In dieſer Hinſicht hat der Staat nur ein negatives Recht — er darf nicht dulden, daß das ewige Geſetzbuch mit Menſchenſatzungen verunreinigt werde, welche dem politiſchen und bürgerlichen Wohl des Volkes entgegen ſtehen.

Von einer Einheit von Staat und Kirche kann in dem Sinne nie die Rede ſeyn, daß Einer ſie beide herrſchend umfaßte. Denn für die chriſtliche Gemeinde giebt es nur Einen, und dieß iſt der Erzhirte, wie ihn Petrus nennt (ἀρχιποιμήν), mit welchem kein anderer die Herrſchaft theilen kann. Er iſt das abſolute Haupt und von ihm ſind alle Gemeinden nur Glieder.

Gedichte

von Juſtinus Kerner.

1.

Zuruf.

Jedweder trägt in ſich den Tod,
Iſt Außen noch ſo luſt'ger Schein,
Heut wandelſt du im Morgenroth
Und Morgen in der Schatten Pein.

Was klammerſt du dich alſo feſt,
O Menſch! an dieſe Welt, den Traum?
Laſſ' ab! laſſ' ab! eh' ſie dich läßt;
Oft fällt die Frucht unreif vom Baum.

Ruf auf! ruf auf! den Geiſt, der tief
Als wie in eines Kerkers Nacht
Schon längſt in deinem Innern ſchlief,
Auf daß er dir zum Heil erwacht.

Aus hartem Kieſelſteine iſt
Zu locken ird'ſchen Feuers Gluth;
O Menſch! wenn noch ſo hart du biſt,
In dir ein Funke Gottes ruht.

Doch wie aus hartem Steine nur
Durch harten Schlag der Funke bricht,
Erfordert's Kampf mit der Natur,
Bis aus ihr bricht das Gotteslicht.

Schlag an! ſchlag an! wenn's weh auch thut
Dem Fleiſche, drinn der Funke iſt,
Noch weher thut der Hölle Gluth
Menſch! wenn du nicht zu wecken biſt.

2.

An * * * *

Bei Ueberſendung der Geſchichte der Seherin von Prevorſt.

Ein Buch, verworfen von des Markts Gewimmel,
Weil's jenen, die hier niedre Luſt entzündet,
Erſtirbt die Hülle, keinen Sternenhimmel,
Nein! lange Nacht zu tiefer Reu' verkündet;

Ein Buch, drinn eines ſchwachen Weibes Reden
Der Starken Witz und weltverſtand'ges Weſen,
Das Babel ſo ſie bauen, droh'n zu tödten
Und daher auch ihr Zorn als ſie's geleſen.

Das wag' ich Dir an's hohe Herz zu legen,
Dir, dem ſchon längſt der äußre Schein verſchwunden,
Dir, der Du haſt, es zeugt's Dein Lied, dagegen
Im Innerſten ein Morgenroth gefunden.

O nimm' es in Dein inneres geiſt'ges Leben
Mit all den Schmerzen, Thranen die's geboren,
Die nicht verſteht die Welt in ihrem Streben,
Die Du verſtehſt, wie mir mein Geiſt geſchworen!

3.

Der Kranke und die Stimme.

Der Kranke:

In ſchwerer Krankheit lieg' ich Armer
Und keine Seele leidet mit!
War ſchon, o gottlicher Erbarmer!
Ein Weſen das die Qualen litt?

Wie lieg' ich doch in Nacht verlaſſen:
Wie mich das harte Lager brennt!
O könnt ich Eines Hand nur faſſen,
Der einen Troſt für mich noch kennt!

Die Stimme:

Groß iſt dein Schmerz, doch weiß ich Einen
Der mehr gelitten hat als du,
Da ſchliefen auch um ihn die Seinen,
Ihn aber floh des Schlafes Ruh.

Ein blut'ger Schweiß entquoll der Hülle
Als er im Garten lag im Fleh'n:
„Iſt, Vater! es dein heil'ger Wille,
Laſſ' dieſen Kelch vorüber geh'n!“

Der Kranke:

Ach! wie im Haupte tobt unſäglich
Ein Schmerz durch Nerven und Gebein!
Und iſt er einen Tag erträglich,
Steigt an dem andern nur die Pein.

Die Stimme:

Groß iſt dein Schmerz! ſchmerzreicher ſtachen
Doch Jenen Dornen einſt in's Haupt,
Er trug's, trug es als ſelbſt mit Lachen
Sie ihn geſchlagen und beraubt.

Der Kranke:

O könnt' ich doch mit Namen nennen
Die Qual die meine Bruſt durchzuckt!
Qualvoll mag ſeyn der Hölle Brennen,
Qualvoller iſt was hier mich drückt!

Die Stimme:

Qualvoll mag's ſeyn! doch tiefer brannte
Ein harter Speer den in die Bruſt,
Und Er, Er war der Gottgeſandte
Und du biſt Menſch voll ſünd'ger Luſt!

Der Kranke:

Es bohrt ein Schmerz durch meine Glieder,
Es lähmet ſie ein eiſern Band,
Und ach! die ſchreckenvollſte Hyder
Iſt meines Durſtes heißer Brand!

Die Stimme:

Groß iſt dein Schmerz in Füßen, Armen:
Doch größer wohl war Jenes Pein
Als ſie ihm Nägel ohn' Erbarmen
Wild ſchlugen in die Glieder ein.

Groß iſt dein Durſt! doch ſtillt die Quelle
Kryſtall'nen Waſſers dir den Brand,
Doch Seinem Durſte bot die Hölle
Die Galle mit verruchter Hand.

Der Kranke:

Ha! quälender, denn Durſten, Brennen,
Denn Gallentrank, denn Menſchenſpott,
Das iſt im Innern mein Erkennen,
Daß ich verlaſſen bin von Gott.

Die Stimme:

Auch Jener litt vor ſeinem Ende
Den Geiſtesſchmerz der dich zerreißt,
Doch ſprach Er bald: ,,In deine Hände
,,Befehl' ich, Vater! meinen Geiſt!''

Der Kranke:

Ha! inneres Wort! haſt überwunden!
Wie wird auf einmal leicht mein Herz!
Und was ich trag' ſind andre Wunden,
Und was ich fühl' iſt andrer Schmerz!

4.

Pfarrer Sauls Geſicht.

(Nach einer wahren Begebenheit).

Saul ſchuf ſich Himmel, ſchuf ſich Gott
Nach eignem buntem Dichten,
Die Wunder Jeſu ſind ihm Spott,
Ihm kindiſche Geſchichten;
„Das Höchſte,“ ſpricht er, „iſt Verſtand,
Der ſchlichte Glaube Kindertand.“

Umſonſt der Gattin Rede ſtrebt
Den Harten zu bekehren,
Sie ſpricht: „bald hab' ich ausgelebt,
Kurz wird der Traum noch währen,
Dann gebe Gott daß meine Leich'
Dich mache durch ein Zeichen weich.“

Bald ging ſie ein in Gottes Ruh
Aus herbem Streit hienieden,
Er drückt ihr ſanft die Augen zu
Und ſpricht: „wir ſind geſchieden!
Denn hin iſt hin und todt iſt todt,
So heißt das eiſerne Gebot!“

Daß es ſo worden iſt ihm arg,
Er geht in ſeinem Jammer,
Bevor man ſie gelegt in Sarg,
In ihre Todtenkammer,
Er ſchaut ſie an mit trübem Blick
Und fühlt in ſich verlornes Glück.

Da richtet ſich die Leich' empor,
Kreuzt auf der Bruſt die Arme,
Und aus dem kalten Mund hervor
Tont's: „Gott ſich dein erbarme!
Was du nicht glaubeſt, wahrlich iſt:
Nur Seligkeit in Jeſu Chriſt!“

Er hort's, ein Schauer packt ihn leis,
Er gehet bleich von hinnen,
In ſeiner Freunde bunten Kreis,
Doch ſpricht er da: „den Sinnen
Traut nicht, was ich erfahren, iſt
Ein Blendwerk oder Weiberliſt.“

Er hat es nicht bekannt der Welt,
Doch wird fortan er ſtille,
Die äußere Geſtalt zerfällt
Und als todt liegt die Hülle,
Da kreuzen ſeine Arme ſich
Und ſtöhnt ſein Mund: „ein Thor war ich!“

5.

Aufruf.

Zieht ihr auf unbetretnen Wegen
In noch ſo fernes Pilgerland,
Kaſteyt ihr euren Leib mit Schlägen
Und tragt ihr härenes Gewand,

Könnt' ihr doch nimmer euch verhehlen,
Seyd ihr im Stillen euch bewußt,
Daß ihr mitträgt den Feind der Seelen
In Tiefen eurer eignen Bruſt.

Da ſteigt hinab den Kampf zu wagen!
Da, da beginnt die Pilgerfahrt!
Da gibt es einen Feind zu ſchlagen
Der längſt ſchon eurer Seele harrt.

O mögen Außen noch ſo drücken
Euch Menſchenfeinde ohne Zahl,
Laßt ſie! und wollt nach Innen blicken
Dort wühlt ein Feind mit gift'gem Stahl.

Der ſitzt im Fleiſche wohl verſchanzet,
Die Luſt zur Sünde iſt ſein Schild,
Verhüllt was Gott in euch gepflanzet,
O Schmerz! der Gottheit Ebenbild.

Der raubt euch eure einz'ge Wonne,
Den Retter den euch Gott geſandt,
Erlöſcht in euch die geiſt'ge Sonne,
Nimmt euch den Glauben, gibt Verſtand.

Auf zu den Waffen! den zu ſchlagen,
Die Kreuzesfahrt, die iſt wohl ſchwer,
Doch werdet ihr den Sieg erjagen,
Drückt euch die ganze Welt nicht mehr.

Ein altes Lied

von Siegmund von Birken.

Viele ſtreben, viel zu wiſſen,
Schlucken Witz mit groſſen Biſſen
Wie dort Polyphem hinein.
Wenn man Licht ſucht im Gehirne,
Und das Aug' an ihrer Stirne,
Wird es ausgegraben ſeyn.
Brillen auf der Naſe ſtehen,
Larven ſind es, was wir ſehen.
Alles iſt nur Wind und Wahn,
Wind, der uns als Blaſen blähet,
Der, als einem Wetterhahn,
Das Gemüth im Eiteln drehet.

Die Gewohnheit uns regieret,
Die doch auf dem Kopfe führet
Den geöhrten Midashut.
Meiſt wir nur, als wie die Affen,
Einer auf den andern gaffen,
Thun, was der und jener thut.
An der Menge wir uns ſpiegeln;
Und das Herze feſt verriegeln
Vor der Wahrheit klarem Schein.
Nach dem Sitt, dem alten Gecken,
Wir das Leben richten ein,
In gewohnter Blindheit ſtecken.

Schnödes Geld man ſucht durch Geizen,
Zorn muß uns mit Flammen heizen,
Stolz den Sinn auf Stelzen ſtellt.
Vollerei die Seel' ertränket,
Fleiſchesluſt den Geiſt verſenket,
Neid des Nächſten Glück anbellt.
Eſelfaul iſt man und träge,
Fortzugehn auf gutem Wege.
Dieſes vielgeköpfte Thier
Laſſen wir zur Höll' uns tragen,
Das von dannen kroch herfür,
Ach! wer kann es gnug beklagen!

Menſch! dich doch nicht ſo vernichte!
Kehre einwärts dein Geſichte!
Geh in dich, ſuch dich in dir:
Ach! du mußt dich ſelber kennen,
Wenn man dich ſoll weiſe nennen:
In der Seel' wohnt deine Zier.
Haſſe, was dein Weſen ſchändet,
Und verlaſſe, was dich blendet,
Die Gewohnheit und den Wahn!
Dich der Laſternacht entziehe,
Such', was dich erleuchten kann!
Seele! nach dem Himmel ſiehe!

Blätter aus Prevorst.

Originalien und Leſefrüchte

für

Freunde des innern Lebens

mitgetheilt

von dem Herausgeber

der Seherin aus Prevorſt.

Zweite Sammlung.

Karlsruhe,
Druck und Verlag von Gottlieb Braun.
1832.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt.

Seite

Berichtigung zum Litteraturblatt des Morgenblattes Nro. 108. Art. 38. Blätter aus Prevorſt u. ſ. w. von Eſchenmeyer 1

Aphorismen über inneres Leben und Freiheit. Fortſetzung. Von Eſchenmeyer 18

Brief eines Freundes an den Herausgeber dieſer Blätter über die Recenſion der Seherin von Prevorſt im Hermes . . 70

Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens, von Juſtinus Kerner 78

Erſcheinungen in den letzten Tagen eines Kranken 100

Goethes zweites Geſicht 118

Goethes, des Jünglings, Unglaube an Aerolithen, nebſt Nutzanwendung 119

Wahnſinn eines gläſernen Menſchen 121

Auszug und Beurtheilung eines ältern Buchs über den Hades, von — y — 122

Jeſus im Sturm auf dem Meere. Von Julius Krais. . 193

Benachrichtigung 196

Berichtigung

zum

Literaturblatt des Morgenblattes Nr. 108 Art. 34, Blätter aus Prevorſt u. ſ. w.

Von Eſchenmeyer.

Der raſche Durchflug, womit **Menzel** in ſeinem Literatur-Blatt die Bücher durcheilt, iſt wenig geeignet, der Wahrheit ihr Recht angedeihen zu laſſen. Es ſind gewöhnlich nur wenige Stellen, welche er ſich zur Folie heraus nimmt, um ſeine individuelle Anſicht darin abzuſpiegeln. So verfuhr auch **Menzel** bei ſeiner Beurtheilung der erſten Sammlung der Blätter aus Prevorſt.

Juſtinus Kerner wird wohl Recht haben, wenn er jetzt an die Bewahrung der innern Freiheit mahnt, welche in der Haſt nach der äußern zu Grunde gehen will. Es braucht hier keine Vertiefung in die Geiſterwelt *), ſondern nur eine Einkehr in den eigenen Geiſt, um einzuſehen, daß der Ernſt unſeres Lebens etwas

---

*) Was in der Vorrede auch gar nicht gemeint iſt. **Kerner.**

Anderes verlangt, als das tolle politiſche Treiben von Außen. Sobald die Liebe zur Freiheit zur Leidenſchaft und zur Sucht wird, ſo richtet ſie ebenſoviel Uebels in der Welt an, als der Despotismus; denn die ärgſten Despoten waren von jeher die Demagogen. Wer die innere Freiheit des Geiſtes zu würdigen verſteht, wird ſich nicht in das bodenloſe Meer politiſcher Meinungen wagen, weil ihm hier immer ein ruhmloſer Untergang droht. Das politiſche Geſchlecht iſt in der Sozialität, was das Zoophyten-Geſchlecht in der Thierheit. Wie der hundertfach getheilte Armpolyp zu einer Hyder mit hundert Köpfen hervorwächſt, ſo wachſen aus einer politiſchen Meinung hundert andere heraus; und würden ſich dieſe nicht ſelber einander wieder auffreſſen, es müßte zuletzt die Luft davon verfinſtert werden, wie von den aſiatiſchen Heuſchrecken-Zügen. Der Geiſtesfreie ſieht aber auch ein, daß ein höherer Geiſt die Schickſale lenkt und die Faden in der Hand hält, an welchen die Menſchen ihr politiſches Marionettenſpiel treiben und wider Willen einem andern Plan dienen müſſen, als den ſie beabſichtigen, ſo daß jedes kommende Jahr alle die herrlichen Entwürfe wieder zernichtet, welches das vorangegangene mit äußerſter Weltklugheit ausgeſonnen hatte. Die politiſche Freiheit iſt eine transzendente Größe mit unendlich vielen Wurzeln, wovon nur der höhere Geiſt, nicht der menſchliche, die Gleichung kennt.

Die Abſicht Kerners iſt daher nicht blos redlich, wie Menzel meint, ſondern ſie hat auch die Wahrheit auf ihrer Seite.

Menzel berührt nun meine Aphorismen, doch eigentlich nicht ſie, ſondern eine Stelle aus dem von ihnen ganz unabhängigen Vorwort, nämlich dieſe, „daß ich aus einem höhern Prinzip und aus einem höhern Geſetz die niedrige Geiſterwelt behaupte, er aber ſie eben deßwegen verwerfe, weil kein höheres Prinzip noch Geſetz ſich darin offenbare." Unter dem höhern Prinzip verſtehe ich das chriſtliche, welches klar behauptet, daß Keiner, der nicht an Chriſtum glaubt und nach ſeinen Geboten handelt, ins Reich Gottes kommen könne, und unter dem höhern Geſetz verſtehe ich das Moralgeſetz, welches alle diejenigen Seelen, welche mit Irrthümern, Laſtern, Verbrechen, falſchen Neigungen und Grundſätzen gefüllt ſind, überhaupt alle Unreinen von der Gemeinſchaft der Seligen ausſchließt. Wenn dieſe beiden Arten nun ausgeſchloſſen ſind, wo ſollen ſie denn ihren Standort haben? — Offenbar in einem Mittelreich; aber nun iſt die Frage: „Sieht dieſes Reich auch ſo aus, wie es die Seherin ſchildert?" Menzel ſagt: „Nein, Gott könne nicht im Widerſpruch mit den Vernunftgeſetzen ſeyn, es wäre ungerecht, ſeine Geſchöpfe zu jahrhundertlanger Qual zu verdammen, ohne ſie in Stand zu ſetzen, durch Erkenntniß und Reue ſich dieſem Zuſtande zu entziehen. Deßwegen läugne er das Zwiſchenreich, in welchem die armen Seelen hülflos ſchmachten, bis der ſeltenſte aller Zufälle ihnen eine im würtembergiſchen Geſangbuch bewanderte Hellſeherin ſchicke, die ſie durch Herſagen einiger Verſe rette. Noch hätten die Vertheidiger der Seherin die Leute

„nicht über die außerordentliche Kargheit der jenſeitigen „Gnadenmittel getröſtet, die Gottes unwürdig ſey.“

Mit dem praktiſchen Vernunft- oder Moralgeſetz ſtimmt es aufs Vollkommenſte überein, daß Gott ſeine Gerechtigkeit in Hinſicht der von den Seelen hinübergenommenen Schuld ſo lange nicht in Gnade umwandelt, als dieſe nicht das, was ſie hier verſäumten und verachteten, noch aus freiem Triebe nachholen, nämlich den Glauben und die Buße, — mithin ſo lange nicht, als ſie nicht durch Erkenntniß der Wahrheit, Beſſerung und Austreibung ihrer falſchen Neigungen und Grundſätze ſich fähig gemacht haben, in die höhere Gemeinſchaft aufgenommen zu werden. Dieß mögen allerdings Jahrhunderte ſeyn; denn ein verſtockter Sünder iſt ſo hart, wie ein Granitfels, der Jahrtauſende zur Verwitterung braucht.

Aber wie mag Menzel ſich eine ſolche Entſtellung der Thatſachen in Hinſicht der Kargheit der Gnadenmittel erlauben, da ja die Seherin ſelbſt, was ich in der Extrabeilage zu Nro. 312 des Morgenblattes 1829 aus ihren Briefen anführte, die Reichhaltigkeit der Gnadenmittel im Zwiſchenreich beſtimmt behauptet, indem ſie ſagt: „daß jede im Mittelreich ſich befindliche Seele an „jeden höhern Geiſt (und deren wird es hoffentlich keine „geringe Anzahl geben), ſich wenden könne, um durch „Anleitung und Unterricht mit Gebet und Glauben ſich „für das höhere Leben zu befähigen, und daß in dieſem „Falle die Fortſchritte weit größer ſeyen, als wenn ſich „die niedrigen Geiſter nur an Menſchen halten, —

»daß es übrigens ſehr ſchwer halte, bis ſolche verſtockte »Seelen ſich wieder zu Gott aufrichteten.« Carove, der hier tiefer ſieht, als Menzel, findet in der Annahme, daß niedrige Geiſter ſich an ſolche Perſonen halten, die durch den Magnetismus ſich dem unſinnlichen Reiche öffnen, nichts Widerſprechendes. Die Spöttelei über das würtembergiſche Geſangbuch und Liederverſe hätte wohl wegbleiben dürfen; denn die frommen und chriſtlichen Wahrheiten, ſie ſeyen in Pſalmen, Sprüchen oder Geſängen, ſind ſich überall gleich und werden auf gleiche Weiſe nützen.

Menzel ſtellt ſich den Zuſtand nach dem Tode auf folgende Weiſe vor: »Nach Entledigung der irdiſchen »Hülle werde ſogleich der Geiſt von ſeinen Täuſchungen »und Nebeln befreit. Im ſomnambulen Zuſtand erſcheinen phyſiſch- und moraliſch-verdorbene Menſchen frei, »edel, heiter, begabt mit höhern Einſichten und Kräften, »verſchönert und verklärt. Dieß ſey der wahre innere »Menſch, und ſo werde er auch, was Erfahrungen im »Momente des Todes beweiſen, nach dem Tode ſich geſtalten. Er erinnere an die Münchner Somnambüle, »von der Baader erzähle, welch ein böſer tobender »Geiſt ſie im Wachen (?) beſeſſen, und welch ein Engel »ſie im magnetiſchen Schlaf geweſen. Dieſen Sinn habe »auch die Parabel von den Arbeitern im Weinberge, »nach welchen diejenigen, die wenig arbeiteten, mit denen, »welche viel arbeiteten, gleichen Lohn erhielten.«

Nebel und Irrthümer ſind wohl zu unterſcheiden von Laſter, Verbrechen, Bosheit, Heuchelei, Ungerechtigkeit und Unglauben; jenes ſind intellectuelle, dieſes moraliſche Gebrechen. Obgleich die Beachtung dieſes Unterſchieds dem ganzen Raiſonnement eine andere Geſtalt gibt, ſo werden wir doch annehmen dürfen, daß beide Gebrechen größtentheils in einander greifen, ſo daß der klügſte Weltverſtand dumm iſt, ſobald er boshaft wird, wie Paulus ſagt: »daß die Weltweisheit bei Gott Thorheit ſey.« Aber was für ein Wunder wäre das, wenn eine bis in ihre innerſte Subſtanz verdorbene und verfinſterte Seele ſogleich im Lichte verklärt und gereinigt auferſtehen würde, — ein Wunder, größer als alle?

Was das Argument von den Somnambülen betrifft, ſo iſt allerdings wahr, daß dieſe Perſonen in den höhern Graden, wo der Geiſt ſich mehr von der Seele abgeſondert hat, rein chriſtliche Geſinnungen, verklärte Anſchauungen haben und, wie die Seherin ſich äußerte, keiner Lüge fähig ſind, aber eben ſo wahr iſt es, daß dieß alles ſich wieder gänzlich verwiſcht, ſobald ſie in den natürlichen Zuſtand zurückkehren, — ein Beweis, daß es nicht in Gemüth und Willen haftet, ſondern nur in Gefühl und Anſchauung. In den Somnambülen nimmt ſelbſt das Gute nur die Form des Schönen an, und erſcheint nie in ſeiner eigenen Potenz, nämlich in Gemüth und Willen. Dieß iſt nun auch der große Unterſchied bei den Verſtorbenen, in welchen der Geiſt unzertrennlich mit der Sache verbunden iſt. Diejenigen Seelen, die ihre moraliſche Verkehrtheit während des Lebens in Gemüth und Willen ſubſtantialiſirt haben, ſtecken nach dem Tode ſo tief in dieſer Finſterniß, daß ſie nicht mehr zu jenen verklärten Anſchauungen gelangen, außer durch allmählige innere Erhellung und Aufrichtung in Gebet und Glauben. Das Beiſpiel der Baaderſchen Somnambule iſt nicht richtig angeführt. Jene ungeheure Scene, in der dreizehn Dämonen, jeder eine Stunde lang, ſie quälten und aus ihr auf Fragen antworteten, war eben ſo wenig ein wachender Zuſtand, als wo ſie als verklärte chriſtliche Heldin erſchien. In dieſer Geſchichte liegt überhaupt ein tieferes Moment. Sie zeigt uns, daß die menſchliche Natur zwiſchen das Reich der Unnatur und der Uebernatur geſtellt iſt und daß unter gewiſſen, obgleich ſeltenen, Bedingungen beide Mächte in die menſchliche Natur eingreifen können und um eine Menſchenbeute mit einander ringen.

Auch die Seherin gibt im 1. Thl. S. 22) den Unterſchied zwiſchen dem magnetiſchen Leben einer Schlafwachen und einem Verſtorbenen auf folgende Weiſe an:

„Iſt eine Schlafwache in dem Grade ſchlafwach, daß
„ſie in den Mittelpunkt des Sonnenkreiſes ſieht, ſo iſt
„ſie in den Augenblicken, wo ſie das Schauen hat, beſtimmt
„weder einer Lüge noch Täuſchung fähig; denn
„da iſt ſie rein geiſtig, indem nur der Geiſt allein aus
„ihr geht, die Seele aber mit all ihren Sünden zurück
„im Körper bleibt. Der Geiſt kann ſich im ſchlafwachen
„Zuſtand ganz frei machen, hiemit auch von Sünden,
„die der Seele eigenthümlich ſind.

„Ein Verſtorbener iſt nicht rein geiſtig, denn er nimmt
„bei ſeinem Hinſcheiden ſeine Seele, wie auch die Sünden
„mit, was bei der Schlafwachen nicht der Fall iſt.

„ſonſt würde ſie nicht mehr erwachen. Iſt aber eine Schlaf-
„wache nur in dem Grade ſchlafwach, daß ſie nicht wei-
„ter, als an die bezeichneten Sterne kommt, wo der Geiſt
„noch mit der Seele vereinigt iſt, ſo kann ſie, wenn
„der Grund in ihr zum Wahren und Geiſtlichen nicht
„vorherrſchend iſt, durch ihren ungebundenen Willen
„lügen und täuſchen, auch kann ſie vom Einfluß der
„Außenwelt zu luſtigen Worten gerathen, wenn ſie durch
„Fragen und Proben zu ſehr angegriffen wird. Doch
„ſoll man ſich hier keine teufliſche Liſt und Bosheit den-
„ken, es ſind nur ausweichende Worte, die aber von
„ihr ſelbſt keineswegs gebilligt werden können; denn auch
„dieſes iſt Sünde und wird ihr zur Sünde gerechnet,
„indem ſie ihren freien Willen hat.“

Aus dieſer trefflichen Stelle gehen mehrere Wahrheiten hervor:

1) Das mehr oder weniger Freiwerden des Geiſtes von der Seele bezeichnet die Gradation des magnetiſchen Lebens. Ganz frei wird der Geiſt, wenn es ihm gelingt, ſich in die Mittelpunkte des Lebens- und Sonnenkreiſes zu verſetzen, wo ihm ſowohl das Weſen der Dinge als die Ahnung eines höhern Lebens klar und deutlich wird. Dieß iſt der Zuſtand der ſowohl äußeren als inneren Verklärung, von welchem Menzel ſpricht, und in welchem die Schlafwache weder einer Lüge noch Täuſchung fähig iſt. Es liegt hier überhaupt noch eine tiefere Bedeutung, nämlich dieſe, daß der Geiſt als Funke aus göttlichem Weſen nie von der Sünde befleckt und in ſeiner innern Natur verunreinigt, wohl

aber von ihr umhüllt und verdunkelt werden kann. Nur in der Seele treibt die Sünde ihr Werk und Weſen, und wohl kann der Geiſt in die Knechtſchaft der Sünde gerathen und ſeine Freiheit nach außen verlieren, aber ſein innerſtes Weſen bleibt unangetaſtet.

2) Den Unterſchied zwiſchen Schlafwachen und Verſtorbenen ſetzt die Seherin darin, daß die Seele im Tode auch die Sünden mitnimmt, der Geiſt aber unzertrennlich mit ihr vereinigt bleibt, und, iſt er hier der Sünde Knecht geweſen, auch jenſeits, ohne Reinigung und Läuterung, nicht frei ſeyn kann. Darum kann auch jener Zuſtand, welchen Menzel aus der Analogie der magnetiſchen Verklärung überträgt, nach dem Tode nicht Statt finden, vielmehr kann der Menſch nur nach Maßgabe ſeines moraliſchen Gewinnes oder Verluſtes ſein Loos ſich bereiten.

3) Es erhellt ferner aus der erwähnten Stelle, daß im niedern magnetiſchen Grade, wo Geiſt und Seele noch ungetrennt ſind, die Schlafwache, iſt ſie nicht vorher wahr und ſittlich, nicht nur irren, ſondern auch lügen und täuſchen kann. Die Unfehlbarkeit der Hellſehenden in ihren Ausſagen gilt daher nur von dem höhern Grade des Schlafwachens, — eine Behauptung zur Beherzigung für diejenigen, welche ſo leicht geneigt ſind, aus einzelnen nicht eingetroffenen Vorherſagungen oder trügeriſchen Vorſtellungen den Magnetiſmus überhaupt zu verdächtigen.

Noch weniger aber paßt das evangeliſche Gleichniß hieher. Die erſtern Arbeiter wurden mit dem Herrn um den Lohn eins und empfingen denſelben nach vollbrachter

Arbeit, wie das Recht es verlangt; die letztern Arbeiter hingegen fragten nicht nach Lohn, ſondern gingen im Vertrauen und Glauben an die Güte des Herrn an die Arbeit. Alle aber bekamen gleichen Lohn, worüber die Erſtern murrten. Dieß Gleichniß macht uns den Parallelismus des Glaubens mit den Werken anſchaulich, was eine durchgängige Anſicht des Evangeliums iſt, und kann ſich daher nicht auf ſolche beziehen, welche, wie die Geiſter im Mittelreich, weder Glauben noch Werke haben. Dagegen wollen wir ein Gleichniß anführen, das Chriſtus ausdrücklich ſo ſtellte, um uns den Zuſtand nach dem Tode zu veranſchaulichen; es iſt das Gleichniß vom armen und reichen Manne. In dieſem Gleichniß iſt von keinem verklärten Ich die Rede, das nach Abſchüttlung der leiblichen Hülle zum Vorſchein kommt, ſondern von einem Zuſtand der Pein und von der unüberſteiglichen Kluft, welche Verdammte und Selige trennt. Wir wollen daher den gefährlichen Wahn, daß die Menſchen, unerachtet ihrer moraliſchen Gebrechen, nach Ablegung der Hülle zur Verklärung gelangen, nicht in uns aufkommen laſſen, ſondern uns lieber zur Mahnung und Warnung an die Bilder des Entſetzlichen und Ekelhaften halten, was am ſtärkſten im Evangelium durch das Feuer, das nie erliſcht, und durch den Wurm, der nie ſtirbt, ausgedrückt iſt. Die Geiſter des Mittelreichs ſind zwar nicht in dieſem furchtbaren Zuſtande, aber doch unſelig genug, um Grauen davor zu erwecken. Menzel meint, Kerner wolle durch die finſtere Vorſtellungsweiſe die Geſpenſterfurcht begünſtigen, und doch iſt nichts geeigneter, als die Geſchichte der Seherin, um dieſes Reich in ſeiner Unmacht zu zeigen und alle Furcht vor ihm zu verbannen, ſofern nämlich die Menſchen den evangeliſchen Zuruf: Wachet und betet! nicht verſäumen.

In den Blättern von Prevorſt erwähnt Herr Hofrath Hahn, als Seitenſtück der Slawenſiker Geſchichte, noch einer Geſchichte von dem Pfarrhaus in Quariz; auch Menzel, der an Ort und Stelle war, läßt ſie unangefochten. Es iſt eine ſehr merkwürdige Thatſache, welche der Slawenſiker zum Stützpunkt dient. Die aus dem Unſichtbaren kommende Maulſchelle, welche der Garde-Hauptmann erhielt, ſcheint denn doch, auch abgeſehen davon, daß eine Maulſchelle eine Ehrenſache iſt und daß der Hauptmann nach militäriſchem Brauch den Kobold hätte auf Tod und Leben herausfordern ſollen, — bei Friederich dem Zweiten allen Glauben an die Realität dieſes unbegreiflichen Geiſterſpuks erweckt zu haben; denn ſonſt wäre kein Grund zu dem Befehl vorhanden, das Pfarrhaus niederzureißen und an einer andern Stelle wieder aufzubauen. Es liegt die ſchöne Lehre darin, daß im Vorgang dieſes fürſtlichen Philoſophen auch die Aufklärlinge ihre Syſteme niederreißen und auf einem beſſern Grunde wieder aufbauen ſollten, ſtatt daß ſie nur immer die Thatſachen läugnen und läugnen wollen.

Eine mißliebige Beſchuldigung liegt in der Anſpielung Menzels, daß Kerner ſcheel dazu ſehen würde, wenn der Kirchenrath Paulus nicht lange genug im Stande der Ungnade verweilen müßte. Wer Kerner kennt, iſt vielmehr überzeugt, daß er ſich herzlich freuen würde, wenn er der Bekehrung des Kirchenraths zuſehen könnte, beſonders wenn dieſe nicht durch eine Stimme aus der Höhe, wie bei Damaskus, auch nicht durch eine unſichtbare Maulſchelle, wie in Quariz, ſondern aus freiem Herzensgrunde bewirkt wurde.

Unerachtet der in den Blättern angeführten neuen Thatſachen, die aus unverdächtiger Quelle kommen und theils ſich an die alten anreihen, theils ſie beſtätigen, ſpricht Menzel doch ſeine Unverſöhnlichkeit mit dem Geiſterreich aus, und hält die Zellerſche Anſicht, daß all dieſe Geiſterſeherei ihre Urſache in einem geſtörten, krankhaften, ins Irreſeyn überſchweifenden magnetiſchen Zuſtand habe, noch immer für die wahrſcheinlichſte. Was iſt jetzt noch dagegen zu ſagen? Denn gegen das Nichtüberzeugtſeynwollen durch Thatſachen fallen alle Waffen aus der Hand. Was ſich noch ſagen läßt, iſt Folgendes: Erſtlich, daß heut zu Tag die Hartnäckigkeit im Läugnen der Thatſachen noch eben ſo groß ſey, als einſt bei den Phariſäern, wovon Chriſtus ſagt: „Sie haben Augen und ſehen nicht, und haben Ohren „und hören nicht, und haben Verſtand und verſtehen „nicht, und wollen nicht, daß man ihnen helfe;" Zweitens, daß es ein ſo feines, inſenſibles und ſo geiſtiges Irreſeyn gebe, daß ſeine Einſicht und Kraft ſelbſt die menſchliche Weisheit zu Schanden mache. Am Ende wird doch nichts übrig bleiben, als daß alle dieſe Herren ſich mit jenem naiven Zugeſtändniß des Garde-Hauptmanns aus der Affaire ziehen: „Dat it mir zu tolle."

Noch erwähnt Menzel meiner Beleuchtung der Hegelichen Anſicht über Weltgeſchichte, und behauptet, daß ich Unrecht hätte, die ſittliche Macht lediglich in der Liebe für begründet zu halten, indem Jeder als Selbſtgeſetzgeber zur Sittlichkeit, wohl aber nicht zur Liebe, ſich zwingen könne. Ohne Zweifel hat Menzel hier die kantiſche kategoriſche Imperative und überhaupt die autonomiſchen Geſetze im Sinne, welche die Moral zur bloßen Vernunft- und Begriffsſache machen. Ueber dieſe todten Prinzipien iſt die Moralphiloſophie jetzt hinweg, und folgt dem einzigen und erhabenſten Muſter aller Moral in der Bergpredigt. Da ſteht mit klaren Worten: „Liebet eure Feinde,“ und dieß iſt ohne Zweifel der Kulminationspunkt aller Moral. Die Liebe wird hier nicht mehr als Sache der Neigung und der ſympathiſchen Gefühle, ſondern als chriſtlich ſittliche Macht betrachtet, welche im Stande iſt, auch die Abneigung und antipathiſchen Gefühle gegen den Feind in ſich zu beſiegen und ihn im chriſtlichen Bunde als Bruder zu begrüßen. In dieſem Sinne iſt die Liebe der wahre ethiſche Mittelpunkt, von welchem aus nicht blos Verſtand und Vernunft, ſondern auch Herz und Willen beſeelt werden. So wahr nun die Liebe den Bund des univerſellen Geiſterreichs in allen ſeinen Stufen als ſittliche Macht zuſammenfaßt, ſo wenig bin ich mit der abſoluten göttlichen Liebestheorie einverſtanden, womit die heutigen Rationaliſten die Gerechtigkeit Gottes überflügeln wollen, ſo daß jeder Sünder, gleichviel ob klein oder groß, ob verſtockt oder aufrichtig, an dieſer Liebe Theil nehmen und zur Seligkeit eingehen müſſe. Wozu denn ein Erlöſer, wenn der Abſolutismus der Liebe ſchon genügt? Unter dieſe Abſolutiſten gehört auch *Menzel*, welcher *das göttliche Recht die Liebe* nennt, und dadurch die Attribute des Rechts und die Attribute der Liebe ganz in einander aufgehen läßt, wodurch nichts als Verwirrung in den chriſtlichen Wahrheiten erzeugt wird. Mit dieſem Abſolutismus haben die Menſchen ein leichtes Spiel; Ihre Seligkeitsprojecte werden ſo compendiös, wie die ſchönen Wetterregeln im Kalender, und haben auch gleiche Zuverläſſigkeit mit dieſen. Das Evangelium will es anders. Chriſtus ſagt: „Wer meine Gebote hält, der iſt's, der mich liebet, wer mich aber „liebet, der wird auch von meinem Vater geliebet werden, und ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren.“ Die Liebe Gottes zu den Menſchen hängt alſo ab von der Liebe der Menſchen zu Chriſto und dieſe hängt ab von dem Halten der Gebote, und ſomit hört der Abſolutismus der Liebe auf; und alle jene Sünder, welche während des Lebens Chriſtum und ſeine Gebote verſäumten oder gar verachteten, fallen ganz und gar dem Arm der Gerechtigkeit anheim, und dieß ſind die verdorbenen Seelen des Mittelreichs. Man würdigt zu wenig *die Heiligkeit* in Gott. Das Heilige ſtößt die Sünde ins Unendliche zurück, und darum iſt ohne eine Sühne der Sünde keine Vermittlung mehr möglich. Chriſtus nun iſt der Vermittler zwiſchen der ſündigen Kreatur und dem heiligen Gott und deßwegen wird auch die Liebe Gottes durch Chriſtum hiedurch den Menſchen wieder zugewandt.

Schließlich noch eine allgemeine Anmerkung.

Der Streit um das Daſeyn eines Geiſterreichs iſt, da er nicht auf Klarheit der Vorſtellungen, Begriffe, Geſetze und Gleichungen, ſondern auf Glauben oder Nichtglauben beruht, ein endloſer. Indeſſen müſſen aber doch die Momente, welche zum Glauben oder Nichtglauben uns beſtimmen, näher angegeben werden können, und da finden ſich nun theils ſolche, die ſich auf die Prinzipien, theils ſolche, die ſich auf die Erfahrungen beziehen. In den Prinzipien ſtehen einander gegenüber das Moralgeſetz und das Naturgeſetz, in den Erfahrungen hingegen die Realität der Erſcheinung und die Sinnentäuſchung. Diejenigen nun, welche ihren Maßſtab aus dem Moralgeſetz und der Realität der Erſcheinungen nehmen, werden immer den Geiſterglauben vertheidigen, und diejenigen, welche ihren Maßſtab aus dem Naturgeſetz und den Sinnentäuſchungen nehmen, werden dieſen Glauben immer verwerfen. Sagt der Erſte: Nach dem Moralgeſetz muß es verſchiedene Reinigungszuſtände geben, ſo ſagt der Andere: Das mag Alles ſeyn, aber eine unſinnliche Form kann ſich nicht mehr auf phyſiſche Weiſe offenbaren. Sagt der Erſte: Ich hab' es geſehen, gehört, gefühlt, ſo ſagt der Andere: Das ſind Sinnentäuſchungen. So weit aus einander nun auch dieſe beiden Meinungen ſtehen, ſo gibt es doch einen Einigungspunkt, und dieſer beſteht in der Annahme des Nervengeiſtes und der

Fortdauer ſeiner typiſchen Form als ätheriſche Hülle der Seele. So gut während des Lebens der Nervengeiſt die Seele mit dem Leib und durch dieſen mit der Welt vermittelt, ſo gut kann er auch rückwärts die Seele mit der Natur und durch ſie mit den Menſchen vermitteln. Die Gemeinſchaft iſt nicht abſolut, ſondern nur beziehungsweiſe unterbrochen, ſo daß die niedrigen Geiſter, durch ihre Weltſucht immer der Erde zugewandt, in derſelben wie in einen Kerker eingeſchloſſen ſind, während die höhern Geiſter, durch höhere Sphären angezogen, alle Luſt an der Erde verloren haben und nur noch durch das Band der Liebe mit Menſchen zuſammenhängen. Jenes ſind die Spukgeiſter, dieſes die Schutzgeiſter.

Ein zweites Moment zur Verſtändigung iſt *die Rezeptivität der Menſchen für ſolche außerordentliche Einflüſſe.* Das Selbſtbewußtſeyn iſt wie ein geſchloſſener Kreis zu betrachten, innerhalb welchem zwar Seele und Natur im freieſten Verkehr mit einander ſtehen, aber dennoch auch nach pſychiſchen und phyſiſchen Geſetzen ſich richten. Dieß iſt das gewöhnliche Leben der Menſchen, unempfänglich für jene unſinnliche Formen, weßwegen die Menſchen ihr Daſeyn bezweifeln. In dem magnetiſchen Leben hingegen öffnet ſich der geſchloſſene Kreis des Selbſtbewußtſeyns, das geiſtige Auge durchbricht das ſinnliche und nimmt jetzt auch die unſinnlichen Formen auf, welche ihm aus der niedern und höhern Geiſterwelt entgegenkommen. Dieſe Gabe kann aber auch eine natürliche und angeborne ſeyn, wo ſich dann dieſe Erſcheinungen ganz im wachenden Zuſtand zeigen.

Ein drittes Moment iſt höchſt wahrſcheinlich ein Geſetz, das die Einwirkungen, beſonders des niedern Geiſterreichs, bald beſchränkt, bald zuläßt, je nachdem es dem allgemeinen Plan angemeſſen iſt, den Glauben der Menſchen dadurch zu wecken und für höhere Zwecke zu gewinnen, oder ſich ſelbſt zu überlaſſen. Dieſes Geſetz aber iſt uns geheim. Kommen zu dieſen drei theoretiſchen Momenten noch die Thatſachen und die unverdächtigen Zeugniſſe, beſonders aber ſolche Urkunden, welche jeder natürlichen Erklärung den Weg verſchließen, hinzu, ſo kann man wenigſtens denjenigen, welche ihre Ueberzeugung darauf gründen, nie den Vorwurf der Leichtgläubigkeit machen. Vielmehr kann man fragen, ob nicht diejenigen, welche alle Thatſachen geradezu verwerfen und ihre Paar Naturgeſetze denſelben entgegenhalten, überhaupt aber nicht im Stande ſind, einen Blick über ihr Selbſtbewußtſeyn hinaus zu thun, den Vorwurf einer höchſt unkritiſchen und niedrig gehaltenen Anſicht verdienen?

Aphorismen

über

Freiheit und inneres Leben

von Prof. Eichenmeyer.

(Fortſetzung.)

(Die pſychiſche Natur der Freiheit, wie wir ſie in den Aphorismen der erſten Sammlung darſtellten, läßt ſich nun auch ins praktiſche Gebiet übertragen, in welchem jene Sätze eine Anwendung finden, und dieß iſt das Chriſtenthum.)

153. Das der Weſenheit Gottes gleiche Prädikat, welche alle übrige Eigenſchaften in ſich ſchließt, iſt die unbedingte Macht- und Wahlvollkommenheit. Es iſt der Satz der abſoluten Freiheit nach dem Ausſpruch Chriſti: „Bei Gott iſt kein Ding unmöglich.“

154. Das Unanfängliche und Unerſchaffene iſt das einzig wahre Seyn, und dieß iſt allein das Göttliche. Alles andere Seyn iſt bedingt durch die Schöpfung, und dieß durch das Wort (Logos) wie Johannes ſagt:

„Im Anfang war das Wort." Was vor dem Anfang war, iſt für Engel und Menſchen das Myſterium der Ewigkeit. Daher heißt der Satz: „Der Sohn iſt von Ewigkeit gezeugt," ſoviel, als: Er war vor der Schöpfung oder ehe die Welt und die Zeit war.

155. Mit dem Wort enthüllt ſich das Myſterium und wird offenbar. Wie das Wort die Zeugung von Ewigkeit iſt, ſo geht aus ihm alles endliche Seyn hervor und zwar in den drei Richtungen, als Reich der Geiſter, Reich des Lebens und Reich der Natur, und ſo ging auch der Menſch, als die drei Reiche in ſich vereinigend, aus ihm hervor.

156. Der Menſch iſt geſchaffen aus Geiſt, Seele und Leib. Jede dieſer Potenzen hat ihre eigenthümliche Sphäre und Functionen, die in ſtetem Wechſelverhältniß ſtehen, jedoch ſo, daß der Geiſt das Supremat hat, die Seele ſeine Dienerin und der Leib Beider Organ iſt. Ohne Zweifel gehört der Menſch der Erde zu einer großen Ordnung von Weſen, welche nicht nur auf die Sterne eines Sonnenſyſtems, ſondern aller Sonnenſyſteme, jedoch auf verſchiedene Weiſe organiſirt, vertheilt ſeyn mögen.

157. Die Sphäre des Geiſtes hat nach den frühern Aphorismen drei Functionen: 1) die Function der Einung der Ideen, 2) die Function des freien Prinzips und 3) die Function des Schauens. Durch die Erſte iſt der Geiſt im Beſitz des Wahren, Schönen und Guten. Durch die Zweite iſt er Herr der Wahl

innerhalb der Beſtimmungen der ihm zugetheilten Lebensſphäre, und ſteht über Natur- und Lebensgeſetzen. Durch die Dritte iſt er gegen das Heilige gerichtet, das er in einzelnen Strahlen empfängt. Vom Heiligen ſteht er nicht im Beſitze, ſondern nur im Genuſſe.

158. Die Sphäre der Seele iſt gefüllt von den Functionen: Denken, Fühlen und Wollen, und die dieſen Functionen zugehörige Vermögen reihen ſich in Ordnungen und Dimenſionen, die Ordnungen nach den Ideen, die Dimenſionen nach dem verſchiedenen Zuge, den der Geiſt von oben und der Leib von unten auf die Seele ausüben. In dieſer Ineinanderwirkung beſteht der geiſtige Organismus der Seele.

159. Die Sphäre des Leibes hat den Zweck, Geiſt und Seele zu einer Perſönlichkeit zuſammenzuſchließen und ſie mit der Welt zu vermitteln, was durch das Band des Lebens geſchieht. Zu dieſem Zweck hat der Leib die drei Functionen der Erhaltung, Bewegung und Empfindung, ſie heißen: Reproduction, Irritabilität und Senſibilität. Der Leib gibt Geiſt und Seele einen beſtimmten Standpunkt zur Gemeinſchaft mit allen in Raum und Zeit geſchaffenen Kreaturen.

160. Alle drei Sphären ineinanderwirkend bilden die Individualität des Menſchen, und ihr gemeinſchaftliches Centrum iſt das, was wir „das Ich“ nennen; ſeine Lage iſt im Centralpunkt der Seele. Das Ich iſt der Brennpunkt, der ſeine Strahlen nicht nur aufwärts in den Geiſt, abwärts in den Leib und nach allen Seiten

des Organismus der Seele ausſendet, ſondern auch aus allen dieſen Gebieten die Radien derſelben in ſich aufnimmt.

161. Das Ich hat nach den frühern Aphorismen eine abſolute und relative Identität. Das Abſolutidentiſche im Ich iſt das freie Prinzip, das aus dem Geiſte ſich dem Mittelpunkt der Seele mittheilt und an welchem die relative Identität von Wiſſen und Seyn ins Unendliche wechſelt. Das Ich hat inſofern eine dreifache Natur. Das beharrliche, unveränderliche, außer allem Gegenſatz ſeyende und zugleich alles beherrſchende Subſtrat iſt das Abſolutidentiſche im freien Prinzip. Das Wiſſen mit ſeinen unendlichen Modifikationen iſt ſeine ſubjektive und das Seyn mit ſeinen unendlichen Modifikationen iſt ſeine objektive Natur.

162. Die Zuſtände, in welche die dreifache Natur des Ichs ſich entwickelt, ſind folgende:

Die ganze Kraft der Perſönlichkeit, noch eingewickelt wie in einem Kern, iſt das Selbſtgefühl; ſeine erſte Entfaltung iſt das Selbſtbewußtſeyn, ſeine zweite die Selbſterkenntniß, ſeine dritte die Selbſtgeſetzgebung, ſeine vierte aber und höchſte iſt der Aufſchwung zur göttlichen Geſetzgebung oder zur Offenbarung.

163. So war ſchon der erſte Menſch geſchaffen, nämlich mit der Fülle des Selbſtgefühls, in welchem die ganze Kraft der Perſönlichkeit ſich konzentrirte. Gott hatte ihm das Prinzip der Freiheit verliehen als einen

Funken aus der göttlichen Flamme, wodurch er etwas Ebenbildliches vom Weſen Gottes empfing. Da die Form, unter der die Freiheit in die Erſcheinung übergeht, die Wahl zwiſchen unzähligen Richtungen iſt, ſo überließ Gott dem Menſchen zwar dieſe Wahl, fügte aber die Gebote des guten Gebrauchs der Freiheit und die Verbote ihres Mißbrauchs in beſtimmten Lehren hinzu und verkündete zugleich die Folgen von Beiden.

164. Der letzte Endzweck des freigeſchaffenen Geiſterreichs iſt einerſeits die Verherrlichung Gottes, andererſeits die Beſeligung der Geſchöpfe. Beides kann nur dadurch erfüllt werden, wenn der Menſch den Geboten Gottes aus freiem Gehorſam Folge leiſtet, Beides geht verloren, wenn der Menſch den göttlichen Geboten ungehorſam wird und ſeinem Eigenwillen folgt.

165. Hätten die erſten Menſchen aus der ihnen verliehenen vollen Kraft des Selbſtgefühls ihre Entfaltung zum Höhern in Gemäßheit der göttlichen Gebote vollbracht, ſo wären ſie auch in Vereinigung mit Gott, und Bürger ſeines Reichs geblieben; ſo aber ließen ſie ſich zum Ungehorſam verführen und ſetzten ihren Eigenwillen dem Göttlichen gleich. Darum mußten ſie auch aus ſeinem Reiche verſtoßen werden mit allen den ſtrafenden Folgen, welche ihnen angedroht waren.

166. Die Moſaiſche Geſchichte gibt uns das herrlichſte Bild der göttlichen Gerechtigkeit und ihr unabänderliches Verhältniß zu dem freigeſchaffenen, aber in den Abfall

gerathenen Menſchen. Dahin gehören die den erſtgeſchaffenen Menſchen eingeſchärften Gebote, der Mißbrauch der Freiheit zum Ungehorſam gegen dieſelben, der von außen verführende Reiz zum Gottgleichſeynwollen und zur Selbſtbeſtimmung des Willens, was gut und bös ſeyn ſoll, ſo wie auch die Erfüllung der angedrohten Strafen in den Lebensverkümmerungen, der Sterblichkeit und der Verfaſſung aus dem Reiche Gottes.

Nur eine übelverſtandene Dialectik, welche den urſprünglichen Stand des Selbſtgefühls (Stand der Unſchuld) nicht erfaßt, kann die tiefe Wahrheit, die Moſes in dem Sündenfall ſchildert, verkennen.

167. Das Selbſtgefühl iſt kein unmittelbares Wiſſen, ſondern die Indifferenz aus allen Functionen der genannten drei Sphären von Geiſt, Seele und Leib. Im urſprünglichen Stande lag in ihm die volle Centralkraft der Perſönlichkeit, die ſich durch das freie Prinzip an den Geboten Gottes ohne Störung zum höhern Leben hätte entfalten können und ſollen. In dieſem Stande konnte nicht von leiblichen Gebrechen und vom Tode die Rede ſeyn, ſondern nur von der dem Anſchauen Gottes immer näher rückenden Gemeinſchaft. Ganz anders aber verhält es ſich nach dem Einbruch der Sünde. Geiſt, Seele und Leib wurden depotenzirt, und damit traten erſt die Gegenſätze zwiſchen dem Heiligen und der Sünde, zwiſchen Gut und Bös, zwiſchen Wahrheit und Trug, zwiſchen Leben und Tod in die Wirklichkeit ein.

168. Der gegenwärtige Stand unſeres Selbſtgefühls iſt wohl auch Indifferenz, aber nicht mehr jener integralen, ſondern dem der in ſich ſelbſt depotenzirten Functionen. Gewöhnlich entwickelt ſich daſſelbe in denjenigen, welche der Welt und ihrer Weisheit leben, nur theilweiſe und oberflächlich; ſeine Kraft wird in die Objektivität zerſtreut, ſtatt ſich in ihrem tiefern Grunde zu ſammeln. Nur das chriſtliche Prinzip vermag es wieder zu integriren, ſo daß es dann im Glauben und Schauen wieder zu ſeiner Fülle gelangt.

169. Das Selbſtgefühl aber iſt an ſich *kein Abhängigkeitsgefühl*, wie *Schleiermacher* meint, dieſes kommt erſt hinzu, wenn das Selbſt ſich äußern Mächten gegenübergeſtellt ſieht. Dieſe Mächte ſind von zweierlei Art. Eine iſt die äußere feindliche Macht der Welt, welche mit allen ihren Schrecken auf den Menſchen eindringt und Furcht gebiert. Es ſind die geglaubten Zorn- und Rachegötter, welche von jeher durch Menſchenopfer verſöhnt wurden. Ja, heut zu Tage gibt es noch Stämme, die den Teufel anbeten. Die Andere iſt die höhere Macht, welche die Menſchen in der Einheit eines Gottes verehren. Sie ſtellt den Menſchen nicht mehr in die Willkühr despotiſcher Götzen, ſondern in den Gehorſam einer göttlichen Geſetzgebung nach Recht und Gerechtigkeit, und gebiert durch den unendlichen Abſtand zwiſchen Kreatur und Schöpfer die Gottesfurcht. *Das Abhängigkeitsgefühl dieſer Art iſt nichts anderes, als Gottesfurcht.*

170. Das letzte Gefühl kann nicht ohne Glauben entſtehen und beſtehen, weil es alle die Entwicklungsgrade des Selbſts überſchreitet und unſere Geſetzgebung der Göttlichen unterordnet. In ihm liegt der Gehorſam des Glaubens, der dem Menſchen zur Gerechtigkeit wird und ihn in eben dem Maas, als er ſtärker und lebendiger wird, auch freier macht, ſo daß der unbedingteſte Gehorſam gegen göttliche Gebote zugleich der Triumph der Freiheit iſt.

171. Was wir »Schlechthin« nennen, iſt das, was, nicht bedingt durch fremde Einwirkung und unabhängig von äußern Urſachen, in ſich beſteht und ſein Entwicklungsmoment in der Natur des Selbſts hat; daher gibt es wohl ein ſchlechthiniges Gefühl, weil es zur Indifferenz der Seele gehört, aber kein ſchlechthiniges Abhängigkeitsgefühl, weil dieſes nicht ohne Mitwirkung der äußern Mächte entſtehen kann.

172. Was heißt Frömmigkeit? — Platner ſagt: »Sie iſt die Vollkommenheit der Seele, welche die Welt, das menſchliche Daſeyn, die Geſchichte, mit einem Wort, alle Begebenheiten. Handlungen und Schickſale der Menſchen von der wahren und allein richtigen Seite der Religion betrachtet. Der Menſch ſoll immer ſo handeln, als ob er im Angeſicht Gottes ſtünde und einem höhern Richter für alle Handlungen verantwortlich wäre.« Demnach iſt die innere Natur der Frömmigkeit nicht blos ein Fühlen, ſondern vielmehr ein Wiſſen und Thun. Eben weil ſie die höchſte im Glauben erzeugte Tugend

des Menſchen iſt, ſo ſpricht ſie alle Seelenfunctionen zugleich an, und ihr Werth wird gänzlich verkannt, wenn man ſie aufs Gefühl beſchränkt, wie Schleiermacher in ſeiner Dogmatik.

173. Wie aus dem Wahren die Ueberzeugung, aus dem Schönen das Wohlgefallen und aus dem Guten die praktiſche Weisheit ſich erzeugt, ſo geht aus dem Heiligen die Frömmigkeit hervor. Nur die drei Erſtern gehören zur Sphäre der Seele und ſind Entwicklungsmomente des Selbſtbewußtſeyns. Das Letztere aber ſtammt nicht aus ihm, weil das Selbſt kein Heiliges in ſich trägt und auch nicht aus ſich zum Heiligen aufſtrebt. Der Geiſt nur empfängt das Heilige, wie Strahlen einer höhern Sonne, und leitet es fort in die Seele, wo es der Glaube, nicht das Wiſſen, aufnimmt und dann erſt das Selbſtbewußtſeyn damit befruchtet, ſo daß alle Functionen der Seele daran Theil nehmen.

174. Das Gottesbewußtſeyn verträgt ſich mit dem Selbſtbewußtſeyn ſo wenig, als Chriſtus mit Belial. Wenn ſchon das leibliche Auge ſich nicht darin betrügt, »daß es blos Licht und Wärme aus der Sonne empfange, aber nicht im Beſitze der Sonne ſey,« — wie mag das Selbſt ſich betrügen, »daß es nicht blos die göttlichen Strahlen empfange, ſondern Gott ſelbſt in ſeinem Bewußtſeyn habe?« An einen Gott glauben und einen Gott im Bewußtſeyn haben, iſt ein himmelweiter Unterſchied. In Jenem bleibt Gott in ſeinem überſchwenglichen Werthe,

d. h. über allem Wiſſen und Fühlen; vielmehr wird das Selbſt in eben dem Maas zurückgedrängt, als der Glaube lebendiger und kräftiger wird, wie im Gebet und in der Andacht. In dieſem hingegen ſoll Gott entweder neben dem Selbſt im Bewußtſeyn Platz finden oder gar als Entwicklungsmoment aus ihm hervorgehen.

175. Die Verwirrung, die über den Glauben in den Syſtemen herrſcht, bringt das Evangelium immer in die mißlichſte Lage. Denn wenn das Gottesbewußtſeyn als eine Stufe, obgleich die höchſte, des Selbſtbewußtſeyns dargeſtellt wird, ſo iſt Gott nichts anderes, als die Potenz des Selbſts, und dieß iſt der Grundirrthum, den, wie es ſcheint, die neuere Dogmatik der neuern Weltweisheit abgelernt hat, obgleich ſie es nicht Wort haben will.

176. Hegel ſagt: Der Glaube iſt ein unmittelbares Wiſſen, und Schleiermacher ſagt: das Gefühl iſt ein unmittelbares Bewußtſeyn und die Frömmigkeit iſt ein Gefühl.

Hier läuft bei Beiden Glaube und Gefühl auf Eines hinaus, allein der Denk- und Gefühlsglaube ſind auf gleiche Weiſe unevangeliſch. Wenn Chriſtus ſagt: »Weib, dein Glaube hat dir geholfen,« — wollte er wohl ſagen, dein unmittelbares Wiſſen oder Bewußtſeyn hat dir geholfen? Und wenn er ſagt: »Mit einem Senfkorn von Glauben könnt ihr Berge verſetzen,« wollte er wohl damit ſagen: »mit dem mindeſten unmittelbaren Wiſſen könnt ihr Berge verſetzen?«

177. Was iſt unmittelbares Wiſſen oder Bewußtſeyn? Gibt es ein Wiſſen ohne Gewußtes? Kommt nicht jedes Bewußtſeyn dadurch zu Stande, daß das Subjektive oder Wiſſende, und das Objektive oder Seyende ſich an dem Abſolutidentiſchen vermitteln, ohne ſich aufzuheben, d. h. in ein Gleichgewicht treten? Beſteht dagegen das Fühlen nicht eben in der Aufhebung und Durchdringung von allen Dreien zur völligen Indifferenz? Wie dem aber auch ſey, ſo liegt über allem dem *der Glaube*, der von dieſem Formenwechſel zwiſchen Wiſſen, Seyn und Selbſt nichts mehr will. Er iſt nicht mehr Entfaltung des Selbſtbewußtſeyns, ſondern vielmehr *eine Erhebung oder Integration deſſelben* zur Fülle der Offenbarung, und dann erſt wird das Bewußtſeyn *ein Chriſtliches*, das in der Liebe, Demuth und Verläugnung des Selbſts ſeinen ächten Grund findet.

178. Die Dogmatik ringt von jeher mit zwei Prinzipien, unentſchieden, welchem von Beiden ſie den Primat zuerkennen ſoll. Das Eine iſt *das immanente Prinzip der Seele als Entwicklung des menſchlichen Selbſtbewußtſeyns*, in wiefern theils die allgemeinen Gleichungen der Vernunft, theils die frommen Erregungen des Gemüths innerhalb deſſelben feſtgehalten werden. Das Andere iſt *das transzendente Prinzip der Freiheit des Geiſtes*, inwiefern es das Selbſtbewußtſeyn überſteigt, aber zugleich bemüht iſt, es auf jene Höhe zu heben, wo ſowohl die allgemeine Vernunftgleichung als der fromme Gemüthszuſtand ſich einer göttlichen Offenbarung unterordnen.

179. Nimmt man das erſte Prinzip an, ſo wird es den Ausdruck erhalten, den *Schleiermacher* ihm gegeben hat: »daß das ſchlechthinige Abhängigkeitsgefühl die einzige Weiſe ſey, wie im Allgemeinen das eigene Seyn und das unendliche Seyn Gottes im Selbſtbewußtſeyn Eines ſeyn kann.«

Wie das unendliche Seyn Gottes, nicht blos als Vorſtellung, wie ſie in Jedem iſt, ſondern als Fülle der Kraft in einem endlichen Selbſtbewußtſeyn Raum finden ſoll, wird wohl die ſchwierigſte Aufgabe dieſes Satzes ſeyn. Mildern wir ihn aber auch dahin, daß wenigſtens ein theilweiſes göttliches Einfließen und Mittheilen durch Erleuchtung und Belebung Statt finden könne, ſo werden zwar die natürlichen Grenzen des menſchlichen Selbſtbewußtſeyns immermehr erweitert, aber nie *durchbrochen* werden. *In dieſem Falle wird allerdings der Vernunft- und Naturzuſammenhang feſtgehalten, aber dem chriſtlichen Prinzip, das die Grenzen des Selbſtbewußtſeyns überſteigt, wird ſeine wahre Kraft gänzlich entzogen.* Chriſtus ſelbſt erſcheint alsdann nur als ein ſolcher, dem unter Andern ein höherer Grad von Erleuchtung und Belebung zu Theil wurde.

180. Nehmen wir aber das zweite transzendente Prinzip der Freiheit an, ſo verhält es ſich anders. Die *Freiheit überſteigt alle Functionen der Seele und iſt über allen Vernunft- und Naturzuſammenhang erhaben*, und ob ſie gleich das einzig

ſollizitirende Moment aller Entwicklungsſtufen des Selbſtbewußtſeyns iſt, ſo hat ſie doch ihre Quelle nicht in ihm, ſondern über ihm im Geiſte.

181. Der Unterſchied Beider iſt nun folgender: Nach *dem erſten Prinzip* iſt Alles Entwicklung des Selbſtbewußtſeyns, *gleichſam eine Selbſtoffenbarung aus der Einheit des eigenen Seyns und des unendlichen Seyns Gottes nach einem allgemeinen Evolutionsgeſetz, das in dem Vernunft- und Naturzuſammenhang vorgebildet liegt.*

Nach dem zweiten Prinzip hingegen hat das menſchliche Bewußtſeyn *nichts Göttliches in ſich*, ſondern erhält ſeine Entwicklung vermittelſt des freien Prinzips an den Ideen des Wahren, Schönen und Guten. *Das Heilige hingegen und ſeine Offenbarung liegt nicht als Entwicklungsmoment in ihm, ſondern der Geiſt empfängt es von oben, erfaßt den Glauben, befruchtet die Seele damit in allen ihren Richtungen und erhebt das Selbſtbewußtſeyn als Ganzes zu ſich hinauf.* So erſt entſteht das wahre *chriſtliche* Bewußtſeyn und die *chriſtliche* That.

182. Das chriſtliche Prinzip der Offenbarung weiß und will nichts von einem Evolutionsgeſetz, dem es ſelbſt unterthan wäre; Es wendet ſich vielmehr an die Freiheit des Menſchen *mit Lehre, Mahnung und Warnung*, und zeigt ihm blos, wohin der gute Gebrauch,

und wohin der Mißbrauch der Freiheit führe. Darum muß das Evangelium im Lichte der Freiheit und nicht im Banne eines Geſetzes betrachtet werden.

183. *Die Folgerungen aus dem einen und andern Geſichtspunkt* laſſen ſich füglich an dem Reflexionsgange der *Schleiermacherſchen Dogmatik*, jedoch abgeſehen von aller Symbolik und allen Bekenntnißſchriften, nur im ſtrengen Hinblick auf das Evangelium, nebeneinanderſtellen. Es wird dabei von ſelbſt einleuchten, daß die Anwendung verſchiedener Prinzipien auch zu verſchiedenen Reſultaten führen werde, ſo daß das, was nach dem erſten Prinzip zurückgewieſen oder problematiſch gelaſſen oder dem innern Stoffe auf verwandte Weiſe anbequemt werden will, nach dem zweiten Prinzip wohl zugelaſſen, als evangeliſche Glaubenswahrheit ausgeſprochen und in einen andern Zuſammenhang geſtellt werden durfte, und dieß aus dem einfachen Grunde, weil ſchon die Freiheit als unabweisbare Thatſache des menſchlichen Geiſtes die Grenzen des Selbſtbewußtſeyns und ſein immanentes Entwicklungsgeſetz überſchreitet und uns durch ihre größern Gegenſätze auch in andere Gebiete führt. An der Grenze des Selbſtbewußtſeyns hört das Wiſſen auf, *dagegen nimmt der Glaube ſeinen Anfang*, der die niedern Wahrheiten hinter ſich läßt, *dafür die Wahrheit des Worts erfaßt, welche allein den Menſchen frei macht. Freiwerden durch Glauben iſt das evangeliſche Symbol.*

Erſte Folgerung: Von den Engeln.

184. Nach dem erſten Prinzip werden dieſe Weſen zwar nicht für unmöglich gehalten, aber, da ſie keine Thatſache oder Vorſtellung des Selbſtbewußtſeyns bilden, problematiſch gelaſſen. Auch wird angenommen, daß die evangeliſchen Stellen, die darauf hinweiſen, kein weſentliches Moment der Lehre bezeichnen; vielmehr ſeyen ſie äſthetiſcher Natur, Erzeugniſſe der prophetiſchen Dichterſprache, deren ſich wohl auch Chriſtus und die apoſtoliſchen Männer ohne wirkliche Ueberzeugung ihres Daſeyns hätten bedienen können. Auf keinen Fall dürfe ihre Exiſtenz ſo genommen werden, daß ſie auf unſere Handlungsweiſe einfließen; auch ſeyen Offenbarungen ihres Daſeyns jetzt nicht mehr zu erwarten.

185. Nach dem zweiten Prinzip wird die Anſicht über die Exiſtenz der Engel eine Andere.

Nur vorläufig die Frage, warum Schleiermacher mehrere belehrende Stellen zu erwähnen unterlaſſen, wie Matth. 22, 29 — 30. „Ihr irret und wiſſet weder „die Schrift, noch die Kraft Gottes. In der Auferſtehung „werden ſie weder freien noch ſich freien laſſen, ſondern „ſie ſind gleich wie die Engel Gottes im Himmel.“ Sollte Chriſtus in dieſer Stelle keine Ueberzeugung vom Daſeyn der Engel gehabt haben? Sollte er ſich zur Erläuterung der wichtigen Auferſtehungslehre einer Fiction bedienen? Wie unwürdig wäre das?

Ferner Luc. 15, 10. „Alſo auch, ſage ich euch, wird „Freude ſeyn vor den Engeln Gottes über einen „Sünder, der Buße thut.“ Dieſe Stelle bildet kein unwichtiges Lehrmoment über den Zuſammenhang des ganzen Geiſterreichs, in welchem Menſchen und Engel nur verſchiedene Stufenordnungen darſtellen. Warum hält es ſo ſchwer, noch höher organiſirte, von unſern Sinnlichkeitsformen unabhängige, Naturen anzunehmen? Iſt denn der Menſch das vortrefflichſte Geſchöpf, und der unendliche Abſtand zwiſchen ihm und Gott leer und todt? Wo leuchtet die höhere Würde und Kraft Gottes am meiſten hervor, — im Schaffen eines in verſchiedene Stufen der Freiheit geordneten Geiſterreichs mit ſeinem überſinnlichen Zuſammenhang, oder im Schaffen eines in verſchiedenen Weltkörpern geordneten Naturreichs mit ſeinem ſinnlichen Zuſammenhang? Iſt nicht ein freies Weſen unendlich mehr werth, als alle Naturſubſtanzen zuſammengenommen? Können wir wohl Anſtand nehmen, Gott die höchſte Würde und Kraft zuzuſchreiben?

186. Das Evangelium führt bei allen außerordentlichen Begebenheiten um die Perſon Jeſu die Engel ein, wie bei der Empfängniß, Geburt, Verſuchung, Leiden in Gethſemane, Auferſtehung und Himmelfahrt. Ihr Amt iſt Verkündigen, Zurechtweiſen, Tröſten, Stärken, Helfen, Dienen und Streiten. Auf dieſes Amt beziehen ſich auch die evangeliſchen Stellen aus dem Munde Chriſti und der Apoſtel. — Alles dieß ſoll Fiction ſeyn! Allerdings hat die Annahme der Engel in Beziehung auf den

Vernunft- und Naturzuſammenhang keinen Sinn, aber deſto mehr Sinn haben ſie in Beziehung auf freie Weſen, die zu einem höhern Leben aufbewahrt ſind. Vorzüglich trifft dieß die kindliche Unſchuld, wovon auch Chriſtus ſagt: „Ihre Engel ſehen allezeit das Angeſicht meines Vaters im Himmel.“ Die Unſchuld kennt den Stachel des Böſen unter den Freuden des Lebens noch nicht, ſie iſt noch nicht gewarnt vor Gelegenheiten, die Gefahr drohen, ihr Wille iſt noch nicht erſtarkt, ihren Verfolgern zu widerſtehen; wer ſoll hier wachen und ſchützen, wenn es die Engel nicht ſind?

187. Die freien Entſchließungen darf ihr Einfluß freilich nicht aufheben, aber innerlich mahnen und warnen durfen ſie ſo gut, wie äußerlich der Freund den Freund, der Vater ſein Kind. Mahnung und Warnung heben die Freiheit nicht auf, denn der Menſch beachtet ſie zehenmal nicht, bis er ſie einmal befolgt. Dem Glaubigen ſind die guten Engel immer nahe, jedes Gebet zu Gott iſt ein Ruf den Engeln, und ihr Beruf iſt Tröſtung in der Noth und Beiſtand in Gefahren. Die Lehre von den Schutzengeln mit der Freiheit des Menſchen in Einklang zu bringen, erfordert allerdings eine zarte Behandlung, aber ſo viel iſt evangeliſch gewiß, daß Gebet und Glaube uns fur höhere Einflüſſe empfänglich machen, Verſtockung und Unglaube hingegen uns dafur verſchließen. Nach Schleiermacher ſoll es nur die Eitelkeit nähren, wenn man annimmt, daß höhere Weſen zu unſerem Dienſt vorhanden ſind. Wie mag dieß in

eines Menſchen Sinn kommen, da ja Chriſtus, der über die Engel erhaben iſt, ſich der ſchwachen Menſchen nicht nur angenommen, ſondern ſich für ſie geopfert hat? Chriſtus iſt größer und vollkommener, als die Engel, und darum auch Vorbild und Muſter für ſie. In ſeinem Vorbild lieben auch die Engel die Menſchen; und wie ſie ſich über den bußfertigen Sünder freuen, ſo werden ſie über den Verſtockten trauern und ihr Geſicht abwenden. In der das Weltall und das Geiſterreich durchdringenden Liebe würde es eine Lücke ſeyn, wenn keine gute Engel wären.

188. Ob jetzt noch Erſcheinungen der Engel zu erwarten ſind, hat nicht das Mindeſte gegen ſich. Sie ſind jederzeit willkommen, wo Verſtockung und Unglaube herrſcht, und am meiſten da, wo ein armes Herz geängſtigt wird. Eine allgemeine objektive Erſcheinung iſt von Chriſto verheißen bei ſeiner Wiederkunft, aber außerdem mögen ſich ihre Erſcheinungen nur auf ganz individuelle Fälle beſchränken. Mehr Beachtung, als bisher, verdient die konſtante Behauptung magnetiſcher Perſonen von höherem Grad, mit Genien oder Führern, wie ſie es nennen, im Umgange zu ſeyn. Denn dieß iſt eben der Zuſtand, in welchem die Grenzen des Selbſtbewußtſeyns ſich für höhere Einwirkungen öffnen. Dieſe Erſcheinungen ins Gebiet der aus der Phantaſie projicirten Idole zu verweiſen, will immer weniger gelingen, je häufiger und auffallender die faktiſchen Beſtätigungen ſind, die von ſolchen vorhergegangenen Mittheilungen zeugen.

189. Es gibt ein unmittelbares Schauen, höher als das für ſich abgeſonderte Denken, Fühlen oder Wollen, und dieß iſt der Akt des Schauens im Heiligen, der den Engeln zu Theil geworden iſt. Den göttlichen Plan verſtehen ſie, und was uns verhülltes Symbol und Mythe iſt, liegt ihnen klar da im nackten einfachen Wort oder Bild. Sie ſind die Diener und Boten Gottes aus reiner Liebe zu ſeinen Befehlen und fühlen nur in ſeinem Dienſte ihre ganze Seligkeit. Ihr Eifer beſteht im Erwarten ſeiner Winke und ihre Eiferſucht darin, wer der Erſte ſeyn dürfe, dieſelben auszuführen. Nicht dienen dürfen, iſt ihnen ein göttliches Zürnen. Raum und Zeit affiziren ſie nicht; Farben, Kleid, Hülle, Materie ſind ihnen nichtige Dinge; Ihre Bewegung iſt gleich dem Gedanken, noch ſchneller als das Licht, den Sinnen nicht wahrnehmbar, aber doch die menſchliche Seele in den tiefern Momenten der Andacht durchblitzend; Laſter und Leidenſchaften erblicken ſie im Abgrunde des Herzens, wie ſie aus der Sünde aufſteigen; ſie mahnen und warnen durch die Stimme des Gewiſſens unzählige Mal, aber der Menſch hört ſie nicht; wo er ſie aber hört, da iſt ein ſeliger Verein zwiſchen Menſch und Engel und wird ſelbſt zur Freude im Himmel.

190. Die Lehre von guten und böſen Engeln, mit dem Glauben, daß wir uns nach Beſchaffenheit unſeres moraliſchen Verhaltens ihren Einflüſſen öffnen oder entziehen können, muß als ein chriſtliches Moment angeſehen werden und kann keine andere als gute Früchte

tragen. Daher ſind alle die evangeliſchen und apoſtoliſchen Stellen von den Engeln buchſtäblich wahr und weder Fictionen noch Feenmährchen. Und ſomit ſagen wir uns von dem dialektiſchen Halbglauben, der weder kalt noch warm iſt, förmlich los und folgen der Lehre des Evangeliums.

Zweite Folgerung: Vom Satan.

191. Nach dem erſten Prinzip iſt die Vorſtellung vom Teufel haltungslos. Denn wie können geiſtige Weſen von hoher Vollkommenheit und die in Verbindung mit Gott ſtehen, von ſelbſt in eine Empörung gegen ihn übergehen? Wie können die Motive von Neid, Hoffart in ſolchen vollkommnen Weſen aufkommen? Wie ſollte beharrliche Bosheit bei der ausgezeichnetſten Einſicht beſtehen? Muß nicht dieſe Einſicht jeden Streit mit Gott als ein leeres Unternehmen darſtellen, oder iſt der Fall einer Verſtandesverrückung, etwa aus Hochmuth, beim Teufel ebenſo möglich, wie bei Menſchen? Wie könnte ein Wahnſinniger gefährlich werden? Warum trifft bei gleichen Weſen und bei gleichen Möglichkeiten der Motive nur bei Einigen der Abfall zu? Wie ſollen die gefallenen Engel ihre Unmacht nicht einſehen, da ſie doch ohne Gottes Willen und Zulaſſung nichts ausrichten können? Wie ſoll es dem Teufel in Sinn kommen, mit ſeinen Engeln ein Reich zu gründen, ohne vorher zu wiſſen, was Gott geſtatten wird? Den Satan als Urheber der Sünde und alle Uebrigen als Verführte betrachten, führt uns in Widerſprüche hinein, die in den

göttlichen Plan eingreifen, und noch mehr, wenn ihm das Strafamt über die Sünder zugetheilt wird. Die evangeliſchen und apoſtoliſchen Stellen vom Teufel ſind zwar häufig, aber ſie laſſen theils eine andere Auslegung zu, theils bilden ſie keinen bleibenden Beſtandtheil in der Glaubenslehre. Die Annahme von Einwirkungen des Teufels ſcheint weit mehr Nachtheil als Nutzen für das fromme Selbſtbewußtſeyn zu haben.

192. *Nach dem zweiten Prinzip* verhält es ſich ganz anders.

Nur wenige Glaubensartikel werden ſeyn, welche aus unſeren Bekenntnißſchriften mehr Beweisſtellen zählen, als der Artikel vom Satan, wenn wir 1) die Verſuchungsgeſchichten, 2) die Schilderungen aus dem Munde Chriſti und der Apoſtel, 3) die ſo häufigen Beſitzungen, welche Chriſtus dem Satan und den Dämonen zuſchreibt und 4) die apokalyptiſchen Stellen, welche ſowohl die ſtete Einwirkung des Satans in das Chriſtenthum, als auch die Gerichte über ihn enthalten, — zuſammennehmen.

193. In dieſen Stellen wird der Satan unter den mannigfaltigſten Beziehungen geſchildert *als der Verſucher und Verführer der Menſchen, als der Vater der Lügen, als Menſchenfeind, als der größte Heuchler, der ſich zum Engel Gottes verſtelle, als Fürſt der Welt und der Finſterniß, als der beſtändige Verkläger der Menſchen bei Gott, als der große Drache und die uralte Schlange.* Es wird ihm ein Reich zugeſchrieben

mit der Dienſtbarkeit der böſen Engel oder Dämonen, welche nicht nur die Seelen der Menſchen fahen und zur Beute machen, ſondern auch die Leiber beſitzen, ja gleichſam ein Strafamt ausüben zur Züchtigung und zum Verderben des Fleiſches.

Alles dieß ſoll Fiction ſeyn? Wozu, warum? Etwa um die Sünde recht zur Verabſcheuung zu bringen und den Sündern, wie man zu ſagen pflegt, die Hölle heiß zu machen? Was ſoll dieß nützen, da ihr ja euch ſo viele Mühe gebet, durch Aufdeckung der Fiction die Leute aus dem Traume zu bringen? Oder ſoll der liturgiſche Teufel noch bleiben, wenn der dogmatiſche weggeräumt iſt? Dieß iſt das gefährlichſte Spiel, das man mit dem Volke treibt. Denn was kann ſchlimmer wirken aufs Chriſtenthum, als wenn das Volk entdeckt, daß es vom Evangelium für Narren gehalten wird? Wir ſuchen einen andern Zuſammenhang.

194. Alles weiſt uns auf frühere Offenbarungen und Schöpfungen hin, als dieſe iſt, welche dem Fleckchen Erde und dem Völkchen, das auf ihm ſeine Geſchichte vollbringt, ſeine Entſtehung gab. Die heiligen Urkunden nennen dieſe früheren und höheren erſchaffenen Geiſter Engel und unterſcheiden diejenigen, die dem Dienſt Gottes getreu blieben von Andern, die von Gott abfielen. So viel geht hervor, daß die ſpäter geſchaffene menſchliche Ordnung der Erde den guten Engeln zum Schutz anvertraut war. Der Dienſt der Engel iſt darum ſo wichtig, weil jedes Glied der Menſchheit durch den

göttlichen Funken der Freiheit einen unendlichen Werth in ſich trägt. Dem menſchlichen Geſchlecht iſt der Wille des Geſetzgebers durch Offenbarung bekannt; der Gehorſam gegen dieſen Willen führt zur Seligkeit, der Ungehorſam zur Verdammniß. Jenes iſt der gute Gebrauch der Freiheit, Dieſes der Mißbrauch. Der Dienſt der Engel iſt, Jenen zu befördern, Dieſen zu verhüten, ohne die Freiheit zu ſtören; denn dieß iſt das ſchrecklichſte Uebel, *wenn die göttliche Gabe der Freiheit durch Mißbrauch verunehrt wird.* Dieß zu verhüten, iſt der erhabene Dienſt der Engel vonnöthen.

195. Aber anders verhält es ſich mit den böſen oder gefallenen Engeln. Wo einmal die Sünde in die menſchliche Natur eingebrochen iſt, da iſt ihnen der Weg zu Verſtand und Willen für immer gebahnt. Dieſe lieben den Mißbrauch der Freiheit und verlocken zum Ungehorſam, aber auch ſie vermögen nicht, die Freiheit zu tilgen; daher die innige Freude bei den guten Engeln, wenn ſich ein Sünder wieder losreißt und bekehrt. In dieſe Beziehungen ſtellt das Evangelium den Satan mit ſeinem Reich.

196. Nehmen wir nun den moraliſchen Geſichtspunkt vor uns, ſo ergibt ſich, daß das göttliche Prinzip der Freiheit das heiligſte Gut der Menſchheit iſt, welches, wie es der böſe Engel zum Mißbrauch zu verlocken und zu entehren ſucht, der gute Engel zu bewahren und zu ehren ſtrebt, damit der Schöpfer verherrlicht und die

Kreatur ſelig werde. Da aber jedes einzelne Glied der Menſchheit in eine unendliche Verkettung freier Einflüſſe geſtellt iſt, ſo daß der Arme Hülfe, der Bedrängte Troſt, der Verlaſſene Aufrichtung, der Verſuchte Stärke, der Geprüfte Geduld und die Unſchuld ihren Wächter bedarf, ſo iſt klar, daß dieſes weder in einem Vernunft — noch Naturzuſammenhang vorher geordnet, ſondern daß das, was aus dem Zuſammenhang und der Gemeinſchaft freier Urſachen hervorgeht, auch nur durch Entgegenſetzung freier Weſen wieder aufgehoben werden kann. Und dazu bedarf es Engel.

197. Sollte aber nicht, um den Glauben nicht nur theoretiſch, ſondern auch praktiſch zu begründen, ein Zeichen der Gegenwart ſowohl des guten als des böſen Engels uns gegeben ſeyn? Allerdings; — Iſt nicht die leiſe Stimme des Gewiſſens der mahnende Ruf des guten Engels? Habt ihr die wunderbare Trias in euch noch nicht erkannt, nämlich, daß der Menſch Thäter, nachher ſein eigener Ankläger und zuletzt ſein eigener Richter iſt? Wie kommt es, daß der Menſch als Schuldiger vor ſein eigenes Forum gefordert wird und mit ſich ſelbſt ins Gericht geht? Sagt es nicht manchmal zu euch: „Das iſt Gottes Stimme, folge ihr?“ Oder was hält euch im Augenblick, wie von einer innern Stimme aufgerufen, von einer Handlung ab, wohin euer ganzer Vorſatz mit Eifer gerichtet iſt? Alles dieß iſt nicht durch Begriffe, Gefühle und Eigenſchaften vermittelt, wie eure

Vernunftgeſetzgebung, ſondern es ſpricht unmittelbar an euer Selbſtbewußtſeyn, dieß iſt euer guter Engel.

198. Aber auch der böſe Engel gibt ſich euch kund, aber nicht durch Mahnung und Warnung, ſondern durch Reizung und Lockung. Er ſteckt in der verbotenen Luſt, welche die erſte Sünde in den Menſchen brachte und nun von Geſchlecht zu Geſchlecht wie ein Erbübel fortgepflanzt wird. Was macht, daß ihr das Gute wohl erkennet, auch Wollen dazu habt und doch nicht vollbringet? Sagt ihr nicht öfters: »Ich bin wider Willen und Wiſſen hineingezogen worden?« Was iſt denn das in euch, was ſtärker iſt, als euer Wiſſen und Wille? Wer löſet eure Zunge zum Fluchen und Schwören und zum Mißbrauch des heiligen Namens bei den nichtigſten Anläſſen? Sehet, das iſt euer böſer Engel.

199. Aber habt ihr darum weniger Verdienſt, wenn euch der gute Engel mahnt und antreibt, und weniger Schuld, wenn euch der Böſe verführt? keineswegs.

Die menſchliche Natur ſteht zwiſchen der Unnatur oder dem Reich der Finſterniß, worin der Satan mit ſeinen Engeln herrſcht, und zwiſchen der Uebernatur oder dem Reich des Lichts, worin Chriſtus mit ſeinen Engeln herrſcht. Beide Mächte greifen in den Menſchen ein, und er fühlt ſich, wenn er genau auf ſich merkt, immer auf zwei Seiten gezogen. Chriſtus zieht ihn durch ſein Wort und das Gewiſſen mahnt ihn, dieſem Zuge zu folgen. Der Satan zieht ihn durch die Lockung der Welt, und die Begehrungsſucht mit der verbotenen Luſt reizt ihn, dieſem Zuge zu folgen. In der Mitte aber zwiſchen beiden iſt der Pendel der Freiheit aufgehängt, und es iſt jedem Geiſt das Maas von Kraft verliehen, daß er ſich frei für den einen oder andern Zug beſtimmen kann. Läßt er ſich durch Chriſtum oder durch den Satan, durch das Wort oder durch die Sünde ziehen, ſo beruht in jedem Fall das poſitive Moment des Uebergewichts zu allererſt auf dem innern lebendigen Akt des Geiſtes, der aus ſeiner relativen Wahlvollkommenheit ausgeht.

200. Die Zeugen dieſes lebendigen Akts müßt ihr aber nicht in der Philoſophie oder Dogmatik verhören wollen. Denn die Freiheit iſt kein Begriff oder Dogma, das ſich durch Reflexion oder Dialektik erläutern läßt. Die Zeugen ſind die Reue und Vorwürfe, die auf ſchlechte Handlungen folgen, und ebenſo die innere Billigung und Freudigkeit, die ſich zu guten Handlungen geſellen. Sie fehlen nie, wenn nicht der Menſch ſich ihnen entzieht. Freilich kann der Menſch bei der Eingewöhnung in ſchlechte Handlungen die Stimme ſeines Gewiſſens übertäuben, aber eben dieſe Uebertäubung ruht auf dem fortgeſetzten böſen Vorſatz. Mit einem Wort, in jeder Handlung richtet der Menſch ſich ſelbſt zur Strafe oder Belohnung. Das Evangelium ruft uns zu: »Wachet und betet, daß ihr nicht in Verſuchung »fallet, denn der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt »ſchwach.« Alſo nicht die Selbſtgeſetzgebung gibt uns die Waffen in die Hand gegen den Feind, ſondern der

freie Entſchluß zum Gebet und Glauben, wodurch der Menſch den Einflüſſen der guten Engel ſich öffnet und den böſen verſchließt.

201. Die Lehre vom Satan führt uns in einen tiefern Grund ein, als bisher, wenn alle Stellen der heiligen Schrift über ihn verglichen werden. Hier nur einige Momente zur Erläuterung.

Allerdings iſt der Satan ſehr klug und hat eine ausgezeichnete Einſicht, ſo daß es in den Künſten der Dialektik und Skeptik verlorne Mühe iſt, ſich mit ihm zu meſſen. Sein Meiſterſtück beſteht eben darin, daß er ſich von den Dogmatikern hinaus votiren läßt als eine haltungsloſe Vorſtellung, damit die Menſchen jene Rüſtung anzuziehen verſäumen, welche Chriſtus gegen die Verſuchung und Petrus gegen den brüllenden Löwen empfiehlt. Das Wachen und Beten verliert die Schärfe ſeiner Kraft. Der Satan iſt nicht nur der Vater der Lügen, ſondern, was weit verſchmitzter iſt, der Vater jenes laodizeiſchen Halbglaubens, welcher die Perſon und die Lehre in Chriſto zertrennt, alles Außerordentliche und Wunderbare, was von Jener erzählt iſt und allen Naturzuſammenhang überſteigt, in Hintergrund ſtellt, dieſe aber hervorhebt und in den beliebten Vernunftzuſammenhang zu bringen ſucht. Der Satan ſteht lauſchend hinter der Grenze des Selbſtbewußtſeyns und freut ſich höchlich, wenn Philoſophen und Dogmatiker innerhalb des Selbſtbewußtſeyns über ſeine Nichtigkeit Rathsverſammlung halten. Er iſt der Geburtshelfer aller Akkommodationen, die, ſtatt den Geiſt aus dem Buchſtaben zu ziehen, ihren eigenen Geiſt dem Buchſtaben leihen und Jenen hinaustreiben. Er iſt der Meiſter aller jener Syſteme, die ihre eigene Weisheit zur Hauptſache machen und ſie, gleichſam nur zur Akkreditirung, mit evangeliſchen und apoſtoliſchen Beweisſtellen verzieren und verbrämen.

202. Der Satan ſtreitet nicht gegen die Allmacht, auch nicht gegen das Reich Gottes; dieß erkennt er ſelbſt für ein leeres Unternehmen, das ſeine Kraft überſteige. Vielmehr iſt ſeine Einſicht ſo ausgezeichnet, daß er die Grenzen der Zulaſſung kennt, welche Gott einerſeits für die Freiheit der Menſchen, andererſeits für ſeine Gerechtigkeit im göttlichen Plan feſtgeſetzt hat. Sein Plan iſt darauf berechnet, daß Gott nach ſeiner vollkommenen Gerechtigkeit keine Sünde ungeſtraft laſſen könne, und alle beharrliche Sünder aus ſeinem Reich verſtoßen werde. Er weiß, daß der Menſch frei erſchaffen iſt und daß der gute Gebrauch der Freiheit, nämlich der Gehorſam gegen göttliche Gebote, zur Seligkeit, der Mißbrauch aber, nämlich der Ungehorſam, zur Verdammniß führt. Darum geht all ſein Dichten und Trachten darauf hinaus, die Menſchen zum Mißbrauch der Freiheit zu verlocken, damit die Gerechtigkeit Gottes ſie endlich aus ſeinem Reiche verſtoße.

203. Der Satan iſt kein offener Empörer, der ſeine Macht gegen die Göttliche meſſen will; dieß iſt eine ganz

falſche Vorſtellung und nirgends unterſtützt durch bibliſche Stellen. Auch will er nicht Gott gegenüber ein Reich gründen, ſondern er empfängt nur diejenigen, die Gott um der *Gerechtigkeit willen* aus ſeinem Reiche verbannt, und ſo ſammelt ſich ihm freilich nach und nach ein Reich aus lauter Abtrünnigen und Verbannten von ſelbſt.

204. Unter dieſer Anſicht ſtellt ſich uns ſchon die *erſte Verſuchung Adams* dar, durch welche die Sünde in die menſchliche Natur einging. Der Satan konnte zu Adam ſagen: »Siehe, du biſt zum Ebenbilde Gottes geſchaffen, und biſt Herr der Erde und Alles deſſen, was darauf iſt. Aber *eine* Vollkommenheit geht dir ab, nämlich dieſe, Selbſtgeſetzgeber zu ſeyn, indem du die Gebote und Verbote eines Andern halten mußt. Willſt du mit deinem Urbild gleiche Vollkommenheit haben, ſo mußt du aus deinem Willen und deiner Einſicht beſtimmen, *was gut oder bös ſeyn ſoll*. Darum, wenn du von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Böſen iſſeſt, *wirſt du Gott gleich ſeyn*.« Dieß iſt die urſprüngliche Verſuchung des Satans unter dem Symbol der Schlange, wodurch die Sünde ſich für alle Zeit den Weg in das menſchliche Herz bahnte und alle die verheißenen Folgen nach ſich zog.

205. Das *Gottgleichſeynwollen* iſt der Anfang und die Vollendung der Sünde. In ihr liegt der Grimm des Eigenwillens, der, ſtatt den göttlichen Geſetzen zu gehorchen, ſich ſelbſt zum Geſetz machen will.

Das Reich des Satans iſt ein zerſtreutes oder differenzirtes Reich, das, ſtatt auf Liebe, auf Haß gegründet iſt und aus allen denjenigen beſteht, die ihren Willen zum Geſetz, oder ihre Weisheit in göttlichen Dingen zum Maaßſtab machen wollen, oder das Chriſtenthum verunehren. Noch bis auf dieſe Stunde hat ſich dieſe Erbſünde fortgepflanzt theils in der Politik durch den Deſpotismus im grundloſen Selbſt des Willens, theils in der Weltweisheit durch die Vergötterung des Selbſtbewußtſeyns in der Subſtanzialität des Weltgeiſtes, theils in der Religion durch den Fanatismus in der behaupteten Unfehlbarkeit der Menſchenſatzungen. Der Satan iſt der Oberſte der Deſpoten, der Meiſter der Weltweiſen und der Oberprieſter der Fanatiker. Wohin gehören aber die Halbgläubigen in der Dogmatik? — Es gibt ein Mittelreich, das Evangelium nennt es Hades.

306. Es iſt hier der Ort nicht, darzuſtellen, wie viele Anſtalten Gott im Verlaufe der Weltgeſchichte errichtete, um die an den Satan verkaufte und verrathene Freiheit wiederherzuſtellen, ſondern zu zeigen, daß die Verunehrung Gottes im allgemeinen Götzendienſt aufs Höchſte geſtiegen, die Menſchheit als unheilbar dem Gericht Gottes verfallen war und ebendaher dem Satan zur Beute überlaſſen werden ſollte. Da erſchien die unendliche Fülle der Liebe in Chriſto, gab den höchſten Preis, der im Himmel und auf Erden möglich iſt, nämlich ſein Leben als Löſegeld, errettete die Menſch-

heit von ihrem Feinde, ſtellte die verlorne Freiheit wieder her, und wandelte die Gerechtigkeit Gottes in Gnade um. Dahin deuten die Stellen aus Chriſti Mund: »Ich laſſe mein Leben für die Schaafe; — Niemand hat größere Liebe, als der ſein Leben für die Freunde läßt; — Darum liebt mich mein Vater, daß ich mein Leben laſſe, auf daß ich es wieder nehme; — Ich laſſe es von mir ſelber, Niemand nimmt es von mir. Ich habe Macht, es zu laſſen und wieder zu nehmen.« Da die ſich ſelbſt aufopfernde Liebe das höchſte Gebot Gottes iſt und ſeine Erfüllung ſomit den tiefſten Gehorſam gegen Gott enthält, ſo müſſen wir annehmen, daß der Preis des Lebens Chriſti, des Sohnes Gottes, nothwendig war, nicht nur um die Menſchheit von ihrem Feinde zu erretten, ſondern ihr auch das ewige Leben zu gewinnen. Hier iſt für uns freilich ein Geheimniß; denn das, was in der ewigen Idee des Verhältniſſes zwiſchen Vater und Sohn zuſammenhängt, wird kein Sterblicher erforſchen wollen.

207. So löſen ſich die evangeliſchen Grundwahrheiten ineinander auf. Das Reich Gottes iſt einerſeits auf die Freiheit der Menſchen, andererſeits auf die göttliche Gerechtigkeit gegründet. Jeder unbußfertige Sünder muß aus ihm verbannt werden, und dann iſt für ihn keine andere Stelle mehr übrig, als im ſataniſchen Reich. Klar aber iſt, daß die Sendung Chriſti den wichtigſten Theil ihrer Erfüllung in der Zerſtörung des ſataniſchen Reiches

hat, was jene über alle Zweifel erhabene Stelle klar ausſpricht: 1 Joh. 3, 8. «Wer Sünde thut, iſt vom «Teufel, denn der Teufel ſündiget von Anfang. Dazu «iſt erſchienen der Sohn Gottes, daß er die «Werke des Teufels zerſtöre.»

Hier kommt jedoch wieder der frühere Einwurf zur Sprache: Sollte die ausgezeichnete Einſicht des Satans dieſe Zerſtörung ſeines Reichs nicht vorausgeſehen haben, um ſeine darauf gewandte Mühe zu ſparen? Nein, die Höhe des Preiſes zwar mag ihm bekannt geweſen ſeyn und er konnte auch darauf pochen, aber an eine ſolche Liebe des göttlichen Sohnes, um die Menſchheit zu retten, glaubte der Satan nicht.

Aus den bisherigen Sätzen erhellt, daß gerade die höheren Wahrheiten des Erlöſungswerks jenſeits des menſchlichen Selbſtbewußtſeyns liegen, und weder aus dem Abhängigkeitsgefühl, noch allen frommen Gemüthserregungen entwickelt werden können. Nur das Evangelium hat ſie und diejenige Dogmatik, welche, ganz auf ein eigenes Syſtem verzichtend, kein anderes Geſchäft anerkennt, als die evangeliſchen Stellen unter ſich in Zuſammenhang zu bringen. So verhält es ſich auch mit der Lehre vom Satan, welche vom Standpunkt des transzendenten Prinzips der Freiheit eine ganz andere Bedeutung erhält, als vom Standpunkt des Evolutionsgeſetzes menſchlichen Selbſtbewußtſeyns. Wie wichtig aber dieſe Lehre für die geſammte Theologie werden kann, zeigt ſich, wenn wir noch diejenige Reihe von Stellen aus den heiligen Büchern vergleichen, welche die Gerichte des Satans enthalten und wovon ich jezt Einiges erläutern werde, was die halbgläubige Dogmatik bisher gänzlich unbeachtet gelaſſen hat.

Dritte Folgerung: Von den Gerichten des Satans.

309. Die hieher gehörigen Stellen ſind:

I. 1 Buch Moſ. 3. 15. Nach Verfluchung der Schlange ſpricht der Herr: „Ich will Feindſchaft ſetzen zwiſchen dir „und dem Weibe, und zwiſchen deinem Samen und ihrem „Samen. Derſelbe ſoll dir den Kopf zertreten; und „du wirſt ihn in die Ferſen ſtechen.“ Dieſe Stelle wird mit Recht auf Chriſtum bezogen, weßwegen er auch der Schlangentreter heißt; denn nur Er unter allen Lebenden, die waren, ſind, und ſeyn werden, ſtammt nicht aus des Mannes, ſondern nur aus des Weibes Samen. Sein Vater iſt Gott, das menſchliche Leben aber nahm er vom irdiſchen Weib. Die Schlange iſt das Symbol der Lüge, Liſt, Verſtellung und der (moraliſchen) Vergiftung, und dieß ſind heute noch die erſten Proben, wozu das Böſe den Menſchen treibt. Die Schlange (Satan) traf der Fluch, weil durch die Verſuchung die erſte Sünde in den Menſchen kam. Wurzel faßte und ſich bis zum allgemeinen Götzendienſt verſchlimmerte, wo es entſchieden war, daß keine andere Hülfe mehr retten konnte, als dieſe des Schlangentreters. Es iſt dieß zwar eine lange Periode, aber nach der Gerechtigkeit Gottes ſollte der Verſuch gemacht werden, ob die Menſchheit nicht, unterſtüzt durch mancherlei Anſtalten, aus eigener freier Kraft ſich aus dem Verderben retten würde. Die Verfluchung des Satans iſt das erſte Gericht Gottes.

210. II. Matth. 4, 9. „Der Satan ſprach zu ihm „(Jeſus): dieß Alles (alle Reiche der Welt und ihre Herr„lichkeit) will ich dir geben, ſo du niederfällſt und mich „anbeteſt. Da ſprach Jeſus zu ihm: Hebe dich weg von „mir, Satan; denn es ſtehet geſchrieben: du ſollſt Gott „anbeten, deinen Herrn, und ihm allein dienen. Da „verließ ihn der Teufel, und ſiehe, da traten die Engel „zu ihm und dienten ihm."

Die halbgläubigen Dogmatiker nehmen großen Anſtoß an der Verſuchungsgeſchichte, aber gerade hier iſt ja die Erfüllung der erſten weiſſagenden Stelle vom Schlangentreter. Deßwegen wird Chriſtus auch der Zweite Adam genannt, der das wieder gut machen mußte, was der Erſte verdarb. Dieß geſchah durch die Beſiegung des Satans, der bisher unangefochten Selbſtherrſcher der Welt war. Dieſe Selbſtherrſchaft bietet der Satan Jeſu an unter der anſcheinend leichten Bedingung, daß er ihn anbete. Wer ſollte ein ſolches Angebot ausſchlagen? Wer hält eine Abhängigkeit von fremdem Willen nicht für läſtig, wer ſtrebt nicht, ihrer los zu werden, wenn er Selbſtherrſcher werden kann? — Jeſus beſtand in dem Gehorſam gegen Gott, beſiegte den Satan und mit dieſem Sieg nimmt das Erlöſungswerk ſeinen Anfang.

211. Wir müſſen unſern Blick noch tiefer richten. Je näher an Gott, deſto freier die erſchaffenen Geiſter,

deſto größer die ihnen anvertraute Macht und Regierung nach eigener Wahl und ohne irgend ein anderes Geſetz, als das ſich ſelbſt aufgegebene, Gott zu ehren und zu verherrlichen. Unter dieſen Weſen war auch der Satan vor ſeinem Abfall. Sie gehören zur vorweltlichen Schöpfung, wie Chriſtus ſelbſt ſagt: »daß ihn Gott geliebet habe, »ehe die Welt gegründet war.« Die zweite Schöpfung iſt die Welt mit den Sphären und der darauf wohnenden menſchlichen Ordnung. Auch dieſen Geiſtern wurde die Freiheit geſchenkt, aber nicht in jenem hohen Grade, ſondern jetzt an beſtimmte Geſetze gebunden, die ihnen Gott offenbarte. Dennoch ſollte der Gehorſam frei ſeyn und der gleiche Beruf ſollte auch ihnen heilig ſeyn, durch Befolgung der Geſetze Gott zu dienen, und durch Lob, Preis und Dank ihn zu ehren und zu verherrlichen. Dieß verhinderte der Satan und verleitete die erſten Menſchen zum Mißbrauch der Freiheit, d. h. zum Ungehorſam gegen die göttlichen Befehle, und ſo kam die erſte Sünde in den Menſchen.

212. Die Sünde beſteht nicht, wie *Schleiermacher* will, in einer Lebenshemmung, was das Geringſte wäre, ſondern im Ungehorſam gegen göttliche Befehle. Daher kann Gott wohl der Zulaſſer, aber nicht Verurſacher, noch Veranlaſſer der Sünde ſeyn, wie die halbgläubigen Dogmatiker meinen. Mit dem Geſchenk der Freiheit verſteht ſich auch die *Zulaſſung ihres Mißbrauchs* von ſelbſt, aber im höchſten Widerſpruch ſteht es mit dem heiligen Willen, die Menſchen zum Ungehorſam gegen die eigenen

Geſetze zu verführen oder auch nur Anlaß dazu zu geben. Vielmehr mußte die göttliche Gerechtigkeit nach der erſten begangenen Sünde die verheißenen Folgen ſogleich eintreten laſſen und zugleich den Verführer züchtigen, was ihm den Fluch zuzog.

213. III. Luc. 10, 17. »Die ſiebenzig (ausgeſandten Jünger) kamen mit Freuden zurück und ſprachen: Herr, in deinem Namen ſind uns auch die Teufel unterthan. Er ſprach aber zu ihnen, ich ſah wohl den Satanas vom Himmel fallen, wie einen Bliz.«

Im Nachſatz zu dieſer Rede heißt es, v. 21: »Jeſus habe, im Geiſte ſich freuend, ſeinen Vater geprieſen, daß er ſolches den Weiſen und Klugen, d. h. den Weltweiſen und den dogmatiſchen Dialektikern, verborgen, aber den Unmündigen geoffenbart habe.« Darum wollen wir den einfachen, kindlichen Sinn aufſuchen, der darin beſteht, daß wir ebenſo an den Namen Jeſu glauben ſollen, als das Kind an das Wort ſeines Vaters, und ohne unſere Weisheit zu fragen, wo, wie, wozu, warum und wohin? Im kindlichen Sinn liegt der ungefärbte Glaube und in dieſem die Kraft, im Namen Jeſu zu wirken und ſich die Teufel unterthan zu machen, und dieſe Abhängigkeit liegt in dem Siege Jeſu über den Satan, der wie ein Bliz vom Himmel fiel. *Dieß iſt das zweite Gericht des Satans, in welchem er dem Namen Jeſu in allen Gläubigen unterworfen wurde.*

214. IV. Joh. 12. 27. 31. »Jetzt iſt meine Seele betrübt (über das verſtockte Volk). Und was ſoll ich ſagen? Vater, hilf mir aus dieſer Stunde (der Betrübniß), doch darum bin ich in dieſe Stunde gekommen (in welcher mich der letzte Entſchluß zum Tode ruft). Vater, verkläre deinen Namen (für alle kommende Geſchlechter durch mein Leiden, Tod und Auferſtehung). — — Jetzt geht das Gericht (im himmliſchen Rathſchluß) über die (verſtockte) Welt, und der Fürſt dieſer Welt (ſo beſtimmt es ſchon jetzt der himmliſche Rathſchluß) wird ausgeſtoßen werden.«

Der Entſchluß Chriſti, auch das letzte Opfer zu bringen, nachdem ſeine Lehre und Werke keinen Glauben gefunden und vom Satan durch den Phariſäismus vereitelt wurden, rief das Gericht über die Welt hervor, in welchem zwar der Name Gottes für alle Zeit verklärt, aber zugleich der Sturz des Fürſten der Welt beſchloſſen wurde.

215. V. Apok. 12. 9. 10. »Und es ward ausgeworfen der große Drache, die alte Schlange, die da heißt der Teufel und Satanas, der die ganze Welt verführet, und ward geworfen auf die Erde und ſeine Engel wurden auch dahin geworfen. Nun iſt das Heil, und die Kraft und das Reich und die Macht unſeres Gottes ſeines Chriſtus geworden, weil verworfen iſt der Verkläger unſerer Brüder, der ſie verklaget Tag und Nacht vor Gott.«

Das Gericht Gottes und der Rathſchluß über den einſtigen Sturz des Satans, wovon Chriſtus in der vorhergehenden Stelle ſprach, kommt jetzt in Erfüllung. Wir ſtehen hier ſchon tief in der Periode des Chriſtenthums, wo, zum äußerſten Verderben der Kirche, im Morgenlande der Bilderdienſt geſiegt, im Abendlande die falſchen Dekretale dem Hierarchismus ſeine Prieſtergewalt geſichert hatten. Zwar konnte der Name Chriſti nicht mehr verdrungen, die Kirche in ihren Fortſchritten zwar gehemmt, aber nicht aufgehoben und die Lehre zwar dem Sektenſtreit preisgegeben und verfälſcht, aber nicht ausgerottet werden. Dennoch muß dem Satan, da er der beſtändige Verkläger der Brüder vor Gott ſeyn konnte, noch ein Amt im Himmel geblieben ſeyn. Endlich aber wurde er, wie es v. 11 heißt, durch des Lammes Blut und der Brüder Zeugniß überwunden, und ſo geſchah durch den Sieg des Erzengels Michael ſein Sturz vom Himmel auf die Erde. Obgleich nun dieſes Gericht den Himmel von ihm gereinigt hatte, worüber eine große Freude entſtand, ſo wurde der Erde ein um ſo größeres Wehe angekündigt, was auch Jeder in der nachfolgenden Kirche im herrſchenden Fanatismus, dem gräßlichſten Werk der Hölle, erkennen wird. Dieß iſt das dritte Gericht des Satans.

216. VI. Apok. 20, 1 — 3. »Und ich ſahe einen Engel »vom Himmel fahren, der hatte den Schlüſſel zum Abgrund und eine große Kette in ſeiner Hand, und er »griff den Drachen, die alte Schlange, welche iſt der

„Teufel und der Satan, und band ihn tauſend Jahre, „und warf ihn in den Abgrund und verſchloß ihn, und „verſiegelte oben darauf, daß er nicht mehr verführen „ſollte die Völker, bis daß vollendet würden tauſend „Jahre, und darnach muß er los werden eine kleine „Zeit.“

Die Apokalypſe, da ſie öfters die menſchliche Weisheit zum Verſtändniß auffordert, gibt dadurch zu erkennen, daß ihre Bilder einer Auslegung fähig ſind. Dieß wäre auch ſchon geſchehen, wenn nicht immer die laodiceiſche Dogmatik ſie ins Capitel der Viſionen und Chimären verwieſen, das Entwicklungsgeſetz unſeres Selbſtbewußtſeyns zum Maasſtab fürs Chriſtenthum genommen und nicht immer über unſerer konventionellen Begriffsſprache das Studium der prophetiſchen Bilderſprache verſäumt hätte. Denn gerade in dem, was das Evangelium unvollendet läßt und was Chriſtus nur in einigen Gleichniſſen und einigen prophetiſchen Blicken über ſeine Wiederkunft andeutet, nämlich in den Verhältniſſen und Schickſalen der von Chriſtus ausgehenden Kirche, iſt die Apokalypſe eine wahre Ergänzung, ohne welche in dem ſich ſelbſt integrirenden Chriſtenthum eine Lücke gelaſſen wäre. Die Apokalypſe iſt die Vollendung des Zeugniſſes Jeſu vermittelſt der Kirche, denn das Zeugniß Jeſu iſt der Geiſt der Weiſſagung.

Nach der obigen prophetiſchen Stelle ergebt das vierte harte Gericht über den Satan. Es fällt in die Epoche der Wiederkunft Chriſti, nach Vollendung des Zornes Gottes in Ausgießung der ſieben Schalen.

217. VII. Apok. 20, 7 — 10. „Nach tauſend Jahren
„wird der Satanas los-werden aus dem Gefängniß, und
„wird ausgeben zu verführen die Völker in den vier
„Oertern der Erde, den Gog und Magog, ſie zu ver-
„ſammeln in einen Streit, welcher Zahl iſt, wie Sand
„am Meer. Und ſie traten auf die Breite der Erde
„und umringeten das Heerlager der Heiligen und die
„geliebte Stadt. Und es fiel das Feuer von Gott aus
„dem Himmel und verzehrete ſie. Und der Teufel, der
„ſie verführete, ward geworfen in den feurigen Pfuhl
„und Schwefel, da das Thier und der falſche Prophet
„war, und werden gequälet werden Tag und Nacht von
„Ewigkeit zu Ewigkeit."

Dieß iſt die Zeit des jüngſten Gerichts über den ganzen Erdkreis und zugleich das Fünfte und Letzte über den Satan.

218. In dieſen fünf erwähnten Gerichten erſcheint die Gerechtigkeit Gottes auf eine eigene Weiſe. Denn der Satan iſt wie jedes andere frei erſchaffene Weſen unter das Gericht Gottes geſtellt und wird nach Maßgabe ſeiner Werke beſtraft. Von [illegible] klar wird es ſeyn, daß jeder Mißbrauch der Freiheit und Macht nach göttlichem Geſetz Beſchränkung nach ſich zieht, und daß der Ungehorſam gegen göttliche Gebote Entfernung von der Majeſtät und dem Throne zur Folge haben muß. Je öfter nun der Mißbrauch ſich wiederholt und je erboſter die That iſt, deſto mehr wird auch Freiheit und Macht beſchränkt werden, und deſto größere Strafe wird darauf

folgen. In den fünf Gerichten ſehen wir eine ſolche ſtufenweiſe Beſchränkung und Strafe, bis ſie zuletzt abſolut wird. Durch dieſe Abſtufung aber iſt immer die Gerechtigkeit zugleich mit der Güte gepaart, indem auf jeder Stufe zugleich eine Friſt vergönnt war, welche der Satan hätte benützen können, um die verlorne Liebe Gottes zu gewinnen. Er that es nicht und beharrte in ſeinem Eigenwillen und ſo wurde er nach einander von der höchſten Stufe der Freiheit und Macht auf die mittlere, von dieſer auf die niedere, ſodann vom Himmel auf die Erde, von der Erde in den Abgrund und zuletzt in den Ort der ewigen Pein geworfen. Mit jeder Stufe vermindert ſich ſeine Freiheit, ſeine Macht und ſein Wirkungskreis, bis ſie endlich Alle drei gänzlich verſchwinden.

219. Was für ein treffliches Bild der Selbſtſucht, die in gleichem Maas, als der Eigenwille ſtärker wird, in ſich ſelber frißt, bis ſie zuletzt zu einer ſelbſtverzehrenden Flamme wird, die in der unendlich gewordenen Schuld immer neuen Zündſtoff findet! Dieß iſt das Feuer, das nie erliſcht und der Wurm, der nicht ſtirbt! Wie der Planet in ewigen Kreiſen ſich um den Schwerpunkt bewegt, wenn einmal das Geſetz und die Kraft gegeben ſind, ſo wird in der Selbſtſucht zuletzt die Freiheit zum blinden Geſetz und die unendliche Schuld iſt die Kraft, die den Geiſt um den finſtern Schwerpunkt ewig fortbewegt. Die unermeßliche Wirkungsſphäre, die dem Satan in Macht und Freiheit anvertraut war, zieht

ſich nach dem Maas ſeiner Schuld immer enger zuſammen. Wird die Schuld nach allen vergeblich gebotenen Neufriſten zuletzt unendlich groß, ſo wird die Wirkungsſphäre unendlich klein, d. h. ſie wird auf den Schwerpunkt zurückgeführt, und dieß iſt nun im moraliſchen Sinne der Ort der ewigen Pein, — das nie erlöſchende Feuer und der nie erſterbende Wurm, der in ſich ſelber frißt.

220. In dem Verhältniß der Gerechtigkeit und Gnade Gottes gibt es keine andere Wahrheit, als dieſe. Iſt die Verſtockung und Unverbeſſerlichkeit eines Sünders, wie des Satans, einmal dadurch entſchieden, daß ſie allen Mitteln der Gnade widerſteht und die oftmaligen Neufriſten vergeblich verſtreichen läßt, wohin kann ein ſolches Mißverhältniß anders führen, als zur ewigen Verdammniß? Es muß auch eine Grenze für die Gnade geben. Hat die Selbſtſucht ſie einmal überſchritten, ſo hat der Geiſt ſich ſelbſt auf ewig gerichtet. Gott mochte wohl die Unverbeſſerlichkeit des Satans vorausgeſehen haben, was ſchon aus der Weiſſagung hervorgeht, *aber jeder Geiſt muß durch ſeine Werke ſich ſelbſt richten*; dieß iſt eine der wenig beachteten Wahrheiten des Evangeliums, welche alle jene Colliſionen, die wir in der Allwiſſenheit Gottes in Beziehung auf die Sünder finden, wegräumt. Auch der Satan muß durch ſeine Werke ſich richten, ſelbſt bis zur ewigen Verdammniß, und dieß geſchieht, wenn er die letzte gebotene Neufriſt, — ohne Zweifel ſeine tauſendjährige Gefangenſchaft im Abgrunde, — welche die Grenze der Gnade bezeichnet, verſäumt. Mehr

oder weniger trifft dieſer Satz auch die Menſchen; u
die Apokalypſe wird wohl Recht haben, wenn ſie da
Thier aus dem Abgrund, den falſchen Propheten u
alle diejenigen, welche nicht im Buche des Lebens ſtehe
zum ewigen Tod verdammt.

221. Die Gerechtigkeit und Gnade müſſen ewig z
ſammen beſtehen, darum fällt die Grenze der Gnad
dahin, wo die Gerechtigkeit aufhören mußte, wirkſa
zu ſeyn. Wäre Gnade ohne Gerechtigkeit, ſo gäbe e
kein Geſetz, keinen Richter, und darum wäre auch kein
Erlöſung und Sündenvergebung durch Vermittlung nöthi
Wäre Gerechtigkeit ohne Gnade, ſo wäre kein Stra
nachlaß möglich, es würde keine Sünde vergeben un
der Erlöſer könnte durch eigene Opfer nichts erzielen
Darum iſt in dem Zuſammenbeſtehen und Wechſelver
hältniß der Gnade und Gerechtigkeit in Gott das Leben
der ganzen Geiſterwelt eingeſchloſſen und darum ſchließen
die Grenzen Beider einander aus.

222. Unter den Menſchen, wo *Geſetz und Urtheil*
unvollkommen, Schuld und Strafe, Verdienſt und
Lohn nie genau abgewogen ſind und Milderungsgründe
leicht in das Recht einfließen, da grenzen Gnade und
Gerechtigkeit nahe an einander und leicht kann der Gnade
die Gerechtigkeit Platz machen; aber bei Gott, wo
Gnade und Gerechtigkeit vollkommen ſind,
da ſind alle Milderungsgründe ſchon im Urtheil erwogen,
und das, was nach Abzug derſelben an Sünde noch übrig
bleibt, kann *ohne Sühne* nicht erlaſſen werden. Bei

Gott hat der Satz: »Gnade vor Recht ergehen laſſen,« keinen Sinn, weil, ehe das Gericht eintritt, ſchon alle Gnadenmittel erſchöpft ſind.

Denken wir uns nun bei der Menſchheit den Fall, daß nach Erſchöpfung aller derjenigen Gnadenmittel, welche mit der Freiheit verträglich ſind, noch eine ſolche Schuld übrig blieb, die nach der Gerechtigkeit Gottes gänzliches Verderben nach ſich ziehen mußte, — und dieß wird wohl im allgemeinen Götzendienſt der Fall ſeyn, — ſo konnte ohne eine Sühne, die dem Verderben der ganzen Menſchheit gleich kam, die Gerechtigkeit ſich nicht in Gnade umwandeln. Dieſes Löſegeld iſt das Leben des Menſchenſohns mit der ſich ſelbſt aufopfernden Liebe. Aber was hätte dieſe Sühne geholfen, wenn die Macht des Feindes, der die ganze Menſchheit verführte und ins Verderben ſtürzte, die gleiche geblieben wäre? Darum mußte Chriſtus auch die Macht des Feindes brechen, wie Johannes ſagt: Dazu iſt der Sohn Gottes erſchienen, daß er die Werke des Teufels zerſtöre.

223. Dieſe Sätze, obgleich dem Evangelium ganz angemeſſen, will die halbgläubige Dogmatik nicht anerkennen und dieß kommt daher, daß ſie das über allem Selbſtbewußtſeyn liegende *Heilige* nicht zu würdigen weiß. Gott iſt abſolut frei im Schaffen und Ordnen der Welt und des Geiſterreichs, *aber ſein Weſen iſt Heiligkeit*, ſo daß das, was ſein Wille einmal ausgeſprochen, zum ewigen Geſetz erhoben iſt. Daher kann der Einwurf nichts gelten, daß Gott auch darin frei ſeye, ob er gegen

die Menſchheit ſeine Gerechtigkeit ausüben wolle oder nicht. Sobald einmal die Beſchlüſſe, die aus der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit Gottes hervorgehen, ins Heilige erhoben ſind, da mag eher die Welt aus ihren Angeln ſich heben, als daß ein Jota unerfüllt bleibe. Eben weil Gott ein heiliger Gott und ſeine Gerechtigkeit heilig iſt, ſo konnte die Schuld der Menſchen nicht anders getilgt werden, und darum mußte ſich auch die rettende Liebe Chriſti dem Willen und Geſetz des Heiligen unterwerfen.

224. Auf dem Standpunkt des Heiligen wird Alles anders. Alle moraliſchen Eigenſchaften müſſen aus dem Grundweſen der Heiligkeit betrachtet werden und dann erſt erhalten ſie eine Sanction, die höher iſt, als die Moral, die der Menſch lehrt.

Würden die Dogmatiker den Exponenten des Heiligen verſtehen und das in Rechnung nehmen, was er überall zum moraliſchen Moment noch hinzubringt und wie er das, was im menſchlichen Sinne eine Ungleichheit ſcheint, vollkommen rectifizirt, ſo würde der gekreuzigte Chriſtus kein Aergerniß und der Satan keine Chimäre mehr ſeyn. So aber ſetzen ſie aus metaphyſiſchen Formeln und moraliſchen Maximen, wie ſie es in ihrem Selbſtbewußtſeyn antreffen, zuerſt ihr eigen Syſtem feſt, und dann will freilich das Evangelium, das allein im Heiligen zu würdigen iſt, nicht mehr paſſen.

225. Aus den erwähnten fünf Gerichten ſind mehrere evangeliſche Wahrheiten feſtzuſtellen:

1) Die beſtändige Verführung der Menſchen durch den Satan im Einzelnen und das Verderben der chriſtlichen Kirche im Ganzen.

2) Die Nothwendigkeit der erſten Erlöſung aus dem Abfall des Götzendienſtes, und der Brechung der Macht des Satans.

3) Die Nothwendigkeit der Wiederkunft Chriſti, um der chriſtlichen Kirche den Sieg zu verſchaffen.

4) Die ins volleſte Licht geſtellte Gerechtigkeit Gottes, und die Wahrheit, daß Jeder ſich ſelbſt richte.

5) Die bis zur ewigen Verdammniß ſich ſteigernde Sünde und Strafe.

226. Ihr fragt nun freilich, wo iſt dieſer Satan, damit wir ihn greifen? — Durch die erſte Sünde ſtiftete der Satan die Selbſtſucht, — dieſen mächtigen Schwerpunkt der menſchlichen Natur, welcher jetzt in jedem freien Weſen ſeine Wurzel hat und mit welchem der Satan auf eine uns nicht wahrnehmbare Weiſe zuſammenhängt. Eine negative Kraft iſt nicht ſinnlich wahrzunehmen, ſo wenig als die allgemeine Schwerkraft, womit die Sonne die Mittelpunkte aller ihr untergeordneten Sphären an ihren Mittelpunkt bindet. Der Satan iſt die allgemeine moraliſche Schwere der Menſchheit. Chriſtus iſt das allgemeine moraliſche Licht. Jener feſſelt alle individuelle Schwerpunkte an ſich durch die Selbſtſucht, dieſer macht ſie frei durch die Liebe. Selbſtſucht und Liebe ſind die zwei einander entgegengeſetzten

Pole, wovon der Eine nach dem Reich der Finſterniß, der Andere nach dem Reich des Lichts ſeine Richtung nimmt.

227. Ehe Chriſtus erſchien, hatte das Reich der Finſterniß das Uebergewicht; Es feſſelte die Freiheit und bewirkte den allgemeinen Götzendienſt. Durch Chriſtum wurde das Reich des Lichts wieder ſichtbar, die Freiheit wieder hergeſtellt und der wahre Gottesdienſt trat wieder in ſeine Rechte ein. Und nun iſt in das Chriſtenthum das eigenthümliche Verhältniß gekommen, daß nur durch Chriſtum die Gnade Gottes vermittelt iſt; Sein Opfer gilt nicht nur für dieſes oder jenes Geſchlecht, ſondern für alle vergangene und zukünftige Geſchlechter. Die Erfüllung des höchſten Gebots Gottes in der ſich ſelbſt aufopfernden Liebe und des tiefſten Gehorſams gegen ſeinen Vater hat ſeinen Namen geheiligt, ſo daß nun für immer eine unſichtbare Kraft mit ihm vereinigt iſt, die ſo groß iſt, daß ſie die Teufel nicht nur unterthan macht, ſondern auch die Menſchen zur Seligkeit führt. Darum konnte Chriſtus ſagen: „Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir ſeyen, die du mir gegeben haſt, daß ſie meine Herrlichkeit ſehen, die du mir gegeben haſt, denn du haſt mich geliebet, ehe die Welt gegründet ward. — Ich bitte aber nicht allein für ſie, ſondern auch für die, ſo durch ihr Wort an mich glauben werden."

228. So verhält es ſich im Einzelnen. Jeder kann ſich durch Glauben, Liebe und die Gemeinſchaft

mit Chriſto und durch ihn mit Gott vom Verderben retten und an der Erlöſung Theil nehmen. Aber anders verhält es ſich mit der Kirche. Die furchtbarſte Macht iſt die Kirche, wenn ſie das Herz mit falſchen Lehren füllt und einen Glauben gebietet, der nicht mit der Wahrheit des Worts gefüllt iſt, und darum auch nicht zur Seligkeit führen kann, — furchtbar deßwegen, weil die Völker die falſche Lehre für wahr und den falſchen Glauben für ſelig und heilig halten. Wer rettet die Menſchheit aus dieſem Verderben, in welchem ſelbſt der höchſte moraliſche Wächter, nämlich das Gewiſſen, irregeleitet iſt? Wie dem nun ſey, die Apokalypſe ſchildert ein großes Verderben der Kirche, was unerachtet mancher Gegenanſtalten immer anwächſt, bis zuletzt der Menſch der Sünde daraus hervorgeht, den Chriſtus mit dem Schwerdt ſeines Mundes vertilgen wird. Was kann das Geheimniß der Bosheit, das ſich nach Paulus ſchon am Anfang der Kirche regte und ſich durch die ganze Kirchengeſchichte hindurchzieht, anders ſeyn, als die allgemeine durch die Künſte des Satans erregte Verblendung über das innere Verderben der Kirche? Darum iſt die Wiederkunft Chriſti nothwendig, weil, wo die Macht des Irrthums herrſcht, alle Kraft der Wahrheit verloren geht.

229. Noch ſtärker leuchtet aus den Gerichten die göttliche Gerechtigkeit hervor, die auch beim Satan keine Ausnahme macht. Zugleich erhellt auch daraus, daß Gott

und der Satan nicht wie zwei Pole einander entgegengeſetzt ſind. Gott iſt wie über alle Vergleichung ſo auch über allen Gegenſatz erhaben; Er ſteht wie der oberſte Richter über allen Partheien, wie der oberſte Geſetzgeber über den Unterthanen, überhaupt wie der Schöpfer über allen Geſchöpfen mit ewiger Macht- und Wahlvollkommenheit. Begriffe und Ideen ſind verſchwindender Werth für ihn und das Abſolute iſt ja blos die Potenz unſeres in ſeiner leeren Unendlichkeit ſich faſſenden Selbſts. Chriſtus hingegen ſteht in einem beſtändigen Conflict mit dem Satan, und beſonders ſtellt die Apokalypſe das Lamm Gottes dem Drachen gegenüber, ſo daß der Gegenſatz immer ſtärker und ſtärker wird, bis endlich der vollendete Menſch der Sünde es zur Entſcheidung bringt, ob die Macht des Irrthums oder die Kraft der Wahrheit den Sieg davon trage, und bis der wahre Chriſtus, um ſeine Heerde zu retten, den falſchen Chriſtus auf ewig vertilgt.

230. Gleiche Bedeutung aus den Gerichten nimmt die bis zur ewigen Verdammniß geſteigerte Strafe. Die Apokalypſe nennt nur Wenige, die dieſe Strafe zu erdulden haben, nämlich das Thier aus dem Abgrunde und den falſchen Propheten bei der Wiederkunft Chriſti, und dann den Satan, den Tod und die Hölle, und alle diejenigen, die nicht im Buche des Lebens erfunden ſind, bei dem jüngſten Gericht. Ohne Zweifel trifft dieſe Strafe alle diejenigen, welche, wie der Satan, die Allmacht verhöhnten und der göttlichen Gnade, unerachtet

der vielen Neuchriſten, beſtändig ſpotteten; und dahin gehören alle die fanatiſchen Heuchler, welche den Geiſt der Wahrheit wohl kennen, aber das heilige Wort, ja ſelbſt die Sakramente, zu verruchten irdiſchen Zwecken mißbrauchen. Dieſe begehen die Sünde wider den heiligen Geiſt, ſie überſchreiten die Grenzen der Gnade und fallen dem göttlichen Strafgericht in ſeiner ganzen Strenge anheim. Bei dem jüngſten Gericht hören alle Mittelzuſtände auf, wie das irdiſche Leben, der Tod und der Hades oder das Mittelreich, und es bleiben nur noch die Extreme übrig, nämlich die ewige Seligkeit oder ewige Verdammniß. Wer nicht im Buche des Lebens ſteht, wird aus dem Reiche Gottes ewig verbannt, ewige Verbannung aber iſt zugleich ewige Pein.

Nach allen den bisher erwähnten Sätzen über die Lehre der Engel, des Satans und ſeiner Gerichte ſcheint nun die Entſcheidung, ob uns das transzendente Prinzip der Freiheit oder das immanente Entwicklungsgeſetz des Selbſtbewußtſeyns den evangeliſchen Wahrheiten näher bringe, keinem Anſtand mehr ausgeſetzt. Da die Freiheit ihre Quelle aus einem Gebiete ſchöpft, das weit über unſerem Selbſtbewußtſeyn liegt, ja ſeine Entwicklung erſt möglich macht, ſo iſt ſie auch im Stande, unſer geiſtiges Auge in dieß höhere Gebiet hinüberzuführen und uns die ſtärkern Gegenſätze des Evangeliums, wie zwiſchen dem Heiligen und der Sünde an ſich, zwiſchen Engel und Dämonen, zwiſchen Chriſtus und Satan, überhaupt zwiſchen Vernunft und Offenbarung, auch in einem höhern Zuſammenhang zu zeigen. Was hätten wir auch viel Gewinn und Hoffnung für ein ewiges Leben, wenn ſeine Gleichungen ſchon innerhalb der Grenzen unſeres Selbſtbewußtſeyns aufzufinden wären? Nein, alle dieſe Grenzen des Zeitlebens müſſen fallen, wenn der Geiſt in ſeine ewige Gleichung eingehen ſoll. Das Leben der Seele gebührt der Zeit, das Leben des Geiſtes der Ewigkeit.

Die halbgläubigen Dogmatiker und Vernunftgeſetzgeber denken freilich anders. Sie machen die Potenz ihres Selbſts zu ihrem Gott und nehmen keine andere Offenbarung an, als die ſie von dieſem innern Gott erhalten. Haben ſie einmal das eigne Seyn und das unendliche Seyn Gottes in der Einheit ihres Selbſts zuſammengefaßt, ſo dürfen ſie ſich nur recht feſt in dieſen innern Gott hineindenken, um Alles aus ihm zu entwickeln. Nur in einen innern Gott kann man ſich hineindenken, weil das Denken über die Vernunft hinaus die Grenzen ſeiner Gleichung überſchreiten und eine unmögliche Große werden würde. Mit dieſem innern Gott läßt ſich's gut verſöhnen, weil er mit dem, der ſich die Mühe genommen, ihn zu denken, nicht wohl zürnen wird. Dieſe ſind nun auch vor allen Anläufen geſichert und bedürfen der Schutzmittel nicht, welche Chriſtus verordnet. Wer ſeinen Gott ſchon innerlich hat, wozu ſollte dieſer Wachen und Beten und ſich hüten, daß ihn Niemand verführe? Für dieſe ſchreibe ich auch nicht, ſondern nur für diejenigen, die an Gott glauben und zwar an denjenigen, der der Vater Chriſti iſt, und zu dem der ſündige Menſch nach dem geoffenbarten Wort ſein Verhältniß ſuchen muß, wenn er ſelig werden will.

(Fortſetzung folgt.)

Brief eines Freundes
an den
Herausgeber dieſer Blätter
über die
Recenſion der Seherin von Prevorſt
im Hermes.

Du weißt, daß ich gerne nach den Recenſionen greife, die in den kritiſchen Zeitſchriften und Literaturblättern über die Seherin von Prevorſt vorkommen. Zur Beurtheilung derſelben konnte ich bis jezt keinen andern Geſichtspunkt feſtſtellen, als welchen ſchon Fichte in der Extrabeilage zu Nr. 312 des Morgenblatts 1829 angegeben hat, indem er ſagt: „Sind die Thatſachen wahr, ſo hört alles Raiſonnement dagegen auf und es bleibt nichts übrig, als eine Prüfung derſelben mit dem Verſuch, die Magie dieſer Erſcheinungen auf eine andere Weiſe, wie bisher, zu erklären; ſind die Thatſachen hingegen falſch, ſo iſt alles Gerede darüber überflüſſig." Und ſo iſt es auch. Die Wirklichkeit lacht alle Möglichkeiten aus und das gediegene Faktum zerſtiebt alle Hypotheſen wie Seifenblaſen. Der Thatbeſtand ſteht wie eine Granitſäule auf dem Boden der Erfahrung, während alle die Theorien wie Luftſchlöſſer um ſie hergaukeln. Nach dieſem Geſichtspunkt forſche ich in allen Recenſionen, aber leider meiſtens vergeblich, indem dieſe Herren den feſten Glauben haben, daß ihre Seelen zum Lohn für die Mühen, auf dieſer Erde viel gedacht, ſpeculirt, geſchrieben und recenſirt zu haben, ſogleich nach dem Tode in den dritten Himmel würden entrückt werden. Sie ſind daher jener Seherin äußerſt gram, weil dieſe behauptet, daß, wie den Menſchen ihre Werke, ſo auch ihre Irrthümer, falſche Neigungen und Grundſätze nachfolgen, daß ſie in einem beſtändigen Nebel, der aus ihnen ſelbſt hervorgeht, umherirren, und, um zum Licht zu kommen, zuletzt bei einem kranken Weib um ein Paar Vaterunſer betteln müſſen.

Von dieſer Art iſt die Recenſion der Seherin im 35ſten Band des jüngſt verblichenen Hermes. Denn bekanntlich hat ſich der Hermes ſelbſt entleibt, oder, wenn man will, zu todt geſchrieben, und wirklich iſt als letzter Artikel dieſe Recenſion auch der letzte Schrei des Entſetzens, der ſeiner Selbſtvernichtung voranging. Man könnte dieſe Recenſion beinahe impertinent oder etwas flegelartig nennen, weil ſie blos ſchimpft und nichts beweiſt, wenn nicht die Fatuität (ein neues treffliches Wort der franzöſiſchen Journaliſtik) bei weitem darin das Uebergewicht hätte, ſo daß ſich der anfängliche Aerger bald in Lachen, bald in Mitleiden auflöst. Warum muß aber deine Seherin den Schwanengeſang des Hermes ſingen? Der Eingang der Recenſion gibt viele Aufſchlüſſe. In ihm muß die Cotta'ſche Buchhandlung herhalten; es wird von ihr geſagt: „Nach ſo vielem Ernſt, nämlich der papiernen Verkörperung von Schiller's und Goethe's Geiſt, auch einmal ein Spaß; ein Ariſtophanes war nicht zur Hand, ſo mag Juſtinus Kerner aushelfen. — Nicht leicht haben wir den Scharfblick dieſer unſerer Meiſterbuchhandlung ſo bewundert, wie bei dieſer Speculation. Vor der neuen Revolution zu Paris hat die Langeweile allerdings ſchon ſeit längerer Zeit die Unterleibsbeſchwerden, bekannt unter dem Namen der myſtiſchen Frömmelei, zu deren Symptomen vorzüglich die Geiſterſeherei gehört, im heiligen römiſchen Reich epidemiſch werden laſſen, aber daß eine Vorſpiegelung an dieſe Kranken von ſo impertinenter Abgeſchmacktheit, wie dieſes Buch ſie enthält, für die Handlung ein ſo guter Artikel werden würde, das hätten wir nicht vorausgeſehen." Hier ſchlüpft offenbar irgend ein Buchhändler in den Recenſenten hinüber, ſo daß man ſicher, wenn man die Probe machte, wie Münchhauſen mit dem Fuchs, aus dem Fell des Recenſenten den Buchhändler herausklopfen würde. Der Zuſammenhang iſt nun klar, wie bei dem Leichenconduct des Hermes die Thränen ſich in dem Aerger Luft machen wollen, daß eine impertinente Abgeſchmacktheit ein ſo guter Handelsartikel werden ſoll. Allein der Recenſent weiß noch Vieles nicht, er weiß nicht, daß die Seherin eine ſo impertinente Infallibilität hatte, daß ſie die zweite Auflage ihrer Geſchichte als ſchon für das nächſte Jahr nöthig voraus ſah, was nun auch wirklich eintrifft, ſo daß man jedem Verleger derſelben ſchon zum Voraus über dieſes Unternehmen Glück wünſchen konnte.

Was die Sache ſelbſt betrifft, ſo wünſchte ich Dich gern mit einem Urtheil bekannt zu machen, wenn ich Eines gefunden hätte; aber eine üble Laune gibt keinen Stoff zur Antikritik und die Verunglimpfung ehrenwerther Namen rächt ſich immer von ſelbſt. Am Ende ſagt der Recenſent nach einem ekelhaften Spott über das Leben im Hades: »Dafür wollen wir dem Verfaſſer (nämlich »Dir) eine ganz zuverläſſige Geſchichte erzählen, die wir »von einem höchſt wahrheitliebenden Freunde erhalten haben.« Die Geſchichte, die Dir aus dem Hermes »wohl nicht zu Geſicht kommt, iſt folgende:*)

»Bei dem Aufenthalt der Herzogin A. v. Z. in Italien, blieb, nachdem ſie nach Neapel ging, ein Theil ihres Gefolges einige Wochen lang allein in Rom zurück. Dazu gehörten der Leibarzt M. und deſſen Bedienter Mandler, Herr R. und der Mundkoch Carpi, ein düſterer, melancholiſcher Mann von tiefem innerem Leben, welcher von Jugend auf die Gabe hatte, Geiſter zu ſehen. Carpi lag krank, der Leibarzt iſt eines Morgens beſchäftigt, ihm eine ſpaniſche Fliege zu verbinden, da ergreift Carpi unvermerkt aus des Leibarztes Bindezeug ein Meſſer und ſtößt es ſich ins Herz. Augenblicklich ſank er ſterbend hin; der Arzt trat zurück und rief: Pfui, Carpi, das war ſchändlich! — Mit wehmüthigem Blicke reicht Carpi dem Leibarzt die Hand, dieſer ſtößt ſie zurück, Carpi ſtirbt. Die Fremden waren nun in der größten Verlegenheit, der Hauswirth wüthend über die Gegenwart eines Ermordeten im Hauſe bei der großen Gefahr vor der Polizei. Doch bald wurde man einig; zwei Träger wurden gedungen, die Leiche in einen weiten grauen Mantel, in den Carpi ſich gewöhnlich gehüllt hatte, geſchlagen, in einen Sack geſteckt und den Trägern übergeben, um ſie Nachts in der Tiber zu verſenken. Mandler begleitete die Träger. Als ſie in eine Seitengaſſe an den Fluß einlenkten, ſtießen ſie auf eine Sbirrenwache; ſie flohen abwärts, die Sbirren folgten und kamen ſo zwiſchen ſie, daß Mandler zurückblieb, die Träger voraus waren. Schon hatte einer der Soldaten mit ſeiner Hellebarde einen derben Stoß in den Sack gethan, der durch den Mantel tief in die rechte Seite des Todten gedrungen war, als Mandler, in einem finſtern Winkel verborgen, mit aller Kraft zu ſchreien anfing: Ammazzate, ammazzate! Dieß Geſchrei lockte die Wache ſchnell zurück, ſie ſuchte vergebens die vermuthete Schlägerei; Mandler kam ruhig nach Hauſe, die Träger entkamen und verſenkten die Leiche in den Strom. Dort iſt der Sack, in einen Stein verwandelt, noch zu ſehen, Taucher erzählen, daß er Niemand heranlaſſe.

---

*) Von den animoſen Schreibereien der vielen bezahlten Blattſchreiber gegen die Seherin von Prevorſt las ich nur wenige und auch die hier erwähnte nicht, ich lernte ſie nur, wie dieſe, durch Erzählungen der Freunde kennen.

Kerner.

Einige Tage darauf klagte Mandler ſeinem Herrn, daß er oben, wo er früher mit Carpi geſchlafen, unmöglich bleiben könne, Carpi laſſe ihm keine Ruhe. Man wies ihm unten eine Kammer an. Acht Tage ſpäter kam auch noch der Baumeiſter S. zur Geſellſchaft, und aus Mangel an Platz mußte man dieſen, ohne ihm von dem Unglück zu erzählen, da er den Koch gar nicht kannte, in die obere Stube logiren. Die erſte Nacht verlief ganz ruhig. Den andern Morgen geht S. in die Küche, etwas zum Frühſtück zu beſtellen. Dort traf er den Mandler ſtarr und leichenblaß, der ihm zum Fenſter hinausdeutete. Er ſah hin und erblickte gegenüber einen Mann in grauem Mantel mit einem großen blutigen Schlitz an der rechten Seite, der über das Geländer einer Gallerie ſich lehnte und ſtier nach der Küche herüberblickte. S. ergriff ſchnell ein zur Paſtetenunterlage vorliegendes Papier und zeichnete den Menſchen ab. Kaum hatte er geendet, ſo trat auch der Leibarzt ein; als ihm S. das Blatt wies, rief er: Bei Gott, Carpi, wie er leibt und lebt! Wie, erwiederte S. ein wenig betreten, der Koch von dem mir Mandler heute Morgen erzählte? Unmöglich! den habe ich nie geſehen, aber dieſer Menſch lehnte ſo eben drüben am Geländer. Mandler beſtätigte das.

Noch einige Tage vergingen ruhig. M. und K. ſchliefen unten in einem Zimmer. In der ſiebenten Nacht ſtürzte mit dem Glockenſchlag zwölf S. mit dem Ruf: Der Koch, der Koch! ins Zimmer und warf die Thür ins Schloß.

R. ſprang auf, alle drei flüchteten an das Bett des Leibarztes, vor dem ein Tiſchchen mit der Nachtlampe ſtand. Indem hörten ſie Carpi's bekannten dumpfen Tritt die Treppe herabkommen; die Thür öffnete ſich; Carpi im grauen blutigen Mantel trat ein und ging langſam das Zimmer auf und ab. Die drei wagten kaum zu athmen; endlich gewinnt es der Leibarzt über ſich und ruft mit ſanfter Stimme: Carpi! Da wandte ſich dieſer langſam nach dem Bette, blieb davor ſtehen, die Lampe beleuchtete die tiefe Seitenwunde, dann hob er ſich dreimal ſenkrecht vom Boden bis an die Decke mit fliegendem Mantel, trat dann näher und neigte ſich rieſengroß über die drei hin, die ihn mit einem Schrei des Entſetzens empfingen. Doch der Leibarzt ermannte ſich; Carpi, ſey verſöhnt! rief er ihm zu und griff nach ſeiner kalten Hand. Faſt hätte er dieſe berührt, da verſchwand der Geiſt. Carpi's Geiſt iſt nun verſöhnt.«

Dieß die Geſchichte, welcher zu guter Letzt der Recenſent nachfolgende niedrige Skurrilität anhängt: „Aber, lieber Juſtinus, Sie wollen doch auch einmal ein ſeliges Geſpenſt werden! Vergeſſen Sie nicht, Nadel, Faden und Fingerhut mitzunehmen! Vielleicht begegnet Ihnen Carpi's unglücklicher Mantel — Lieber! flicken Sie ihn!“

Ich geſtehe Dir, Freund! daß mir dieſe Frivolität, das Factum ſey wahr oder erdichtet, wahrhaft Schauer erregt, nicht um Deinetwillen, da Du über ſolche Poſſenreißerei erhaben biſt, ſondern um dieſer Recenſentenſeele willen, die den Stachel dieſer Geſchichte gegen ſich ſelbſt kehrt und mit Gottes Gericht zu ſpielen ſich vermißt. Nein, lieber Kerner! nicht ein zerriſſener Mantel, ſondern ein innerlich zerriſſenes Leben wird Dir einſt begegnen, ſchauerlich rufend: Wäre ich nur wie Carpi!

Dein R.

Mittheilungen
aus dem
Gebiete des innern Schauens,
von Juſtinus Kerner.

I.

Eine briefliche Mittheilung an den Herausgeber dieſer Blätter.

N . . . den 29. November 1831.

Ihr Zweck, den Menſchen, der in der jetzigen Zeit ſo gar gerne nach Außen ſchweift, zum ernſtern Innern zurückzuführen und ihm das eben nach dieſem kurzen Erdentraume vor Augen zu halten, verdient alle nur mögliche Unterſtützung von allen dieſen Zweck ehrenden Leſern der Blätter aus Prevorſt, worunter Sie auch mich zählen können. Ich wünſche, daß Sie noch viele Beiträge wahrer Erſcheinungsgeſchichten erhalten mögen; aber es wird ſchwer halten, nicht eben wegen ihrer Seltenheit (wie ſo Manche es wollen glauben machen, um die Möglichkeit der Erſcheinungen zu beſtreiten), ſondern vorzüglich wegen den hierin eingreifenden Familienintereſſen. Meuchelmörder und Selbſtmörder, Hurer und Ehebrecher, Geizhälſe und Wucherer, Proceßkrämer und Grenzverrücker, Gottesläſterer und Heuchler, Flucher und Meineidige, Hochmüthige und Ehrgeizige, Diebe und Räuber ſind die gewöhnlichen Polter- und Spukgeiſter, welche ſich in den menſchlichen Wohnungen, auf Feldern und in Wäldern ſehen, hören und ſpüren laſſen. Dies ſagt uns ſchon ein uralter Volksglaube, den Hellſehende unſerer Zeit beſtätiget haben. Man mag nun die Perſonen der erſcheinenden Geiſter wirklich für ſeine Anverwandten erkennen oder nicht; ſo glaubt man Grund zu haben, ihre Erſcheinung zu verſchweigen. Im erſteren Falle ſieht jeder billig denkende Menſch ein, daß man nicht gerne die Sünden ſeiner Ahnen, Gatten, Geſchwiſter u. ſ. w. zur Schau tragen läßt. Im andern Falle bietet ſich ein nicht minder wichtiger Grund zum Verſchweigen ſolcher Geſpenſtergeſchichten dar; nämlich die Beſorgniß, ein Haus in einen ſo übeln Ruf zu bringen, daß es ſchwer hält, es zu verkaufen oder zu vermiethen. Und wenn auch einige Rechtsgelehrte der Meinung ſind, daß man, wegen ſolchen verborgenen Fehlern eines Hauſes, den Kauf oder die Miethe brechen könnte; ſo behaupten andere Rechtsgelehrte das Gegentheil, und würden einem Geſpenſterſcheuen nicht leicht zum Kaufe oder zum Pacht eines Hauſes rathen, welches im Rufe ſteht, von Geiſterſpukereien heimgeſucht zu werden. Bei einer ſolchen Bewandtniß der Dinge werden Sie mir verzeihen, daß ich in beiliegenden Geſchichten den Ort und die Namen der darin vorkommenden Perſonen verſchwiegen habe, und Sie blos verſichere, daß ich Ihnen die Wahrheit der Thatſachen verbürgen kann; um ſo mehr, da ich von vielen mir erzählten Geiſtergeſchichten nur diejenigen ſchriftlich aufbewahrt habe, welche mir von ſehr glaubwürdigen Zeugen verbürgt worden ſind.

Ich verharre mit aller Hochachtung

Ihr ergebenſter
T . . . r.

Der verſtorbene L. St. in B. wurde, als er von ſeinem bisherigen Amte abging, zum Oberpfleger einer Armenanſtalt in B. ernannt, und ſtarb in dem Rufe eines ausgemacht redlichen Mannes. Sein würdiger Sohn und Erbe ernannte deſſen alte Haushälterin, aus Dankbarkeit für die ſeinem Vater getreu geleiſteten Dienſte, zur Aufſeherin eines von ſeinem Vater ererbten Landgutes, das etliche Meilen von B. entfernt liegt. Mit Dank nahm die Alte dieſe zu ihrer Ruhe beſtimmte Stelle an, und verſah ſie mit aller Treue. Nicht lange aber nach Antretung dieſer Stelle, wurde dieſe Dienerin in der Nacht aus dem Schlafe erweckt und erſchrack nicht wenig, als ſie einen großen hageren Mann erblickte, deſſen Geſtalt ſich durch das Aushauchen eines feuerhellen Athems ſichtbar machte. Als dieſe Geſtalt ſich der Alten näherte, ſo verſteckte ſie ſich unter ihre Decke. Dieſe Erſcheinung wurde mehrere Male in verſchiedenen Nachten wiederholt. Endlich, dieſer Schreckensſcene müde, beklagte die Alte ſich darüber bei dem jungen Herrn St.

und bat ihn um Entlaſſung von ihrer Aufſeherſtelle. Herr St. aber verlachte ſie und verſprach ihr, in dem Nebenzimmer ihrer Ruheſtätte zu ſchlafen, mit dem Befehle, ihm zu rufen, wenn das vorgebliche Geſpenſt wieder erſcheinen würde. Er erfüllte ſein Verſprechen und die Alte erbot ſich, ſeinem Befehle nachzukommen. Der Geiſt ſtellte ſich nun wirklich wieder ein; allein die Aufſeherin ward durch deſſen Gegenwart ſo ſehr beklommen auf der Bruſt, daß es ihr unmöglich wurde, ihrem Herrn zu rufen. Den andern Tag bemerkte ſie dies ihrem Herrn; worauf dieſer ihr den Rath gab, den Erſcheinenden zu fragen, was er wolle? Sie that dieß, aber der Geiſt winkte ihr blos, ihm zu folgen. Anfangs hielt ſie die Furcht zurücke. Endlich aber entſchloß ſie ſich dazu. Das Geſpenſt führte ſie eine Treppe hinab in einen Hausgang, wieß ihr daſelbſt einen verborgenen Wandkaſten und gab ihr durch Zeichen zu verſtehen, daß ſie denſelben öffnen ſollte. Sie bemerkte dem Geiſte, daß ſie keinen Schlüſſel dazu hätte, worauf der Geiſt ihr, mit vernehmlichen Worten, eine Schublade angab, wo ſie denſelben finden würde. Sie ging, fand ihn wirklich und öffnete den angezeigten Schrank, worin ſie ein verſiegeltes Paquet fand, das ihr der Geiſt befahl, der B. Armenverwaltung einzuhändigen und dieſe zu erſuchen, nach Recht zu verfahren; wodurch er allein zu ſeiner Ruhe gelangen könnte. Die Alte erzählte hierauf dem Herrn St. Sohn dieſen Vorfall und begehrte Verhaltungsbefe[illegible] in dieſer Sache. Herr St. verhielt ſich hierin ganz unbefangen und trug ſeiner Dienerin auf, den

Willen des Erſchienenen zu erfüllen. Sie that es und übergab das Paquet den Verwaltern der bemeldeten Anſtalt. Man ſetzte ſogleich einen ſchriftlichen Verlauf über die Eingabe der Alten auf, worin man blos ihren Namen, Stand und Wohnort verzeichnete, benebſt der Erklärung, daß man ihr aufgetragen hätte, der Armenverwaltung das bemeldete Paquet zu übergeben. Man entließ hierauf dieſe Frauensperſon, die übrigens nichts von dem Vorfalle meldete, der Gelegenheit zu dieſer Einhändigung des Paquets gab. Nachdem nun die Verwalter das Paquet eröffnet hatten, fanden ſie eine Schenkung von mehr als 30,000 Gulden an die Armenanſtalt darin, welche der verſtorbene Vater des Herrn St. bezogen, aber unterſchlagen und zu ſeinem Nutzen verwendet hatte. Man rief ſogleich Herrn St. Sohn herbei und foderte ihm dieſe Summe. Dieſer erſchien, entrüſtete ſich ſehr gegen dieſe Anforderung, und ſuchte ſie mit der Behauptung abzulehnen, daß die ihm vorgewieſene Urkunde falſch wäre. Er begab ſich nach Haus, in der Hoffnung, daß dieſe Sache keine weiteren Folgen haben wurde. Allein bald hernach wurde er und ſeine Aufſeherin vor eine Verſammlung von zehn obrigkeitlichen Perſonen berufen, um beide gegen einander zu ſtellen und zu verhören; und um die Unterſuchung einer ſo wichtigen Sache deſto ernſter und feierlicher zu machen, und der Alten, die man, als der Verfälſchung angeſchuldigt, verhaftet hatte, ins Gewiſſen zu reden, um die Wahrheit zu geſtehen, ließ man den ehrwürdigen Herrn Pfarrer M. der Verſammlung beiwohnen. Als nun Herr St. und ſeine Aufſeherin gegenwärtig waren, ſo wurde dieſe aufgefordert, umſtändlich zu erklären, wie ſie in den Beſitz des beſagten Paquets gekommen ſey. Der Herr Pfarrer ließ es nicht an Ermahnungen gegen beide Theile, beſonders gegen die Aufſeherin, fehlen, der Wahrheit Zeugniß zu geben. Die Alte erzählte nun der ehrwürdigen Verſammlung die ganze Erſcheinungsgeſchichte mit allen Umſtänden auf das Genaueſte, und beſtand unwiderruflich auf ihrer Ausſage. Eben ſo ſtandhaft verwarf Herr St. die Aechtheit der in Frage ſtehenden Schenkungsurkunde und die damit in Verbindung ſtehende Geiſterſcheinung, als eine gottloſe Erdichtung ſeiner Dienerin. Plötzlich aber bekam Herr St. einen Schlag von hinten her auf ſeine Schulter, der ihn bewog, hinter ſich zu ſchauen, um zu erfahren, wo der Schlag herrührte; er erſchrack aber ſehr, als er ſeinen verſtorbenen Vater erblickte, den die Alte ebenfalls zu ſehen behauptete, und ausrief: »Da ſteht er ja, der Geiſt!« Keiner von allen Anweſenden, außer St. und ſeine Dienerin, ſahen die angezeigte Erſcheinung, welche jener nicht wohl abläugnen konnte, weil alle obrigkeitlichen Beamten, nebſt dem Pfarrer, deutlich folgende Worte hörten, die der erſchienene Vater zu ſeinem Sohne ſprach: »Mein Sohn, mache »das Unrecht wieder gut, das ich gethan habe; damit »ich zu meiner Ruhe kommen möge!« Dieſe im Sommer 1816 vorgefallene Geſchichte verbreitete ſich ſogleich in der ganzen Stadt B. und beſtätigte ſich um ſo mehr, da der junge St. in eine gefährliche Krankheit fiel, die man der heftigen Gemüthserſchütterung deſſelben zuſchreiben zu können glaubte; ſo daß man an dem Aufkommen deſſelben zweifelte. Einige Zeit nach dieſem Vorfalle verbreitete ſich das Gerücht, die Armenverwaltung hätte, um das Andenken des verſtorbenen Vaters zu ſchonen, und die befleckte Ehre der ſo hoch geachteten St..ſchen Familie zu retten, die in jener Urkunde angegebene Geldſumme von Herrn St. erhalten, mit der dringendſten Bitte, die ganze Geſchichte zu entſtellen, ſie ins Lächerliche zu ziehen, und dadurch aus dem Gedächtniſſe der Inwohner und Fremden auszulöſchen. Allein es hält ſchwer, eine ſo notoriſch gewordene Begebenheit wieder zu unterdrücken, und in ein Mährchen zu verwandeln, da ſo viele angeſehene Zeugen den Vorfall wahrſcheinlich ſogleich ihren Familien erzählt haben werden, auf welchen die Krankheit des Herrn St. gleichſam das Siegel gedruckt zu haben ſcheint.

Den 6. October 1817 verſicherte mich Herr D., ein angeſehener und aufgeklärter Handelsmann aus B., daß er zwar die kleinen Umſtände von dieſer Sache nicht genau erfahren habe; daß es aber in B. allgemein bekannt wäre, daß die Magd des Herrn St. zu ihrem Beichtvater † † † auf einem nahe bei B. gelegenen Dorfe gegangen wäre, und ihm erzählt hätte, daß Herr St. Vater ihr erſchienen wäre und ihr einen Ort angezeigt hätte, wo ſie das beſagte Paquet fand; daß der erſchienene Herr St. ihr geſagt hätte, er könne nicht zur Ruhe kommen, bis die Sache in Ordnung gebracht wäre. Sie begehrte Rath von ihrem Beichtvater, beſonders über die Frage: ob ſie, außer der bloßen ihr aufgetragenen

Uebergabe des Paquets, auch die Geſchichte, wodurch ſie es überkommen hätte, der Obrigkeit entdecken ſollte? und daß der Beichtvater dazu rieth. Auch wiſſe man in der Stadt, daß die Magd verhaftet wurde, und daß Herr St. einen Schlag auf die Schulter erhalten habe. Weiter wußte Herr D. nichts von der Sache, als daß St. Sohn bald nach dieſer Begebenheit geſtorben, und daß ſeine Freunde Geld zuſammenſchoſſen, um einem Fallimente vorzubeugen.

Da der Verlauf dieſer Thatumſtände mehrere Tage gedauert hat, ſo iſt es leicht möglich, daß in der Zeitrechnung, ſo wie in Nebenumſtänden, einige Varianten Statt haben können, obgleich die Hauptumſtände auf unverwerflichen Zeugniſſen beruhen.

II.

Die in St. bekannte Geiſterſeherin, Frau W., behauptete, jeder Menſch hätte ein gewiſſes, ihm beſonders eigenes, Zeichen, das nahe bei ihm wäre, ſich aber auch oft von ihm auf kurze Zeit trennte; und wenn es ſich ihr zeigte, die nahe Ankunft der Perſon verkündigte, welcher dies Zeichen angehörte. Dieſe W., Freundin des ſeligen Herrn S., bat dieſen einſt zu wiederholten Malen, er ſollte ihr doch ein Werk von Jane Leade leihen. S. ſuchte vergeblich unter den in ſeinem Kabinette ſtehenden Büchern nach, und fand das begehrte Buch nicht. W. ließ ihm aber keine Ruhe; ſo daß er endlich dieſer Freundin ſagte: „Ich habe es einmal nicht mehr und muß es ver-

„ſchenkt oder verloren haben.“ „Ei! erwiederte die W., „ſuchen Sie nur recht, Sie haben es gewiß.“ S. antwortete: „Ich habe vergeblich meine ganze Bibliothek „gemuſtert und habe dies Buch nicht gefunden. Ich habe „nur noch alte Bücher in einer Bühnenkammer; meine „Frau mag Sie dahin führen. Ich bin ſo ſehr verſichert, „daß das begehrte Buch ſich nicht darunter befindet, daß „ich es Ihnen ſchenke, wenn Sie es finden.“ W. dankte für dieſe Liebe und ließ ſich von der Gattin des Herrn S. in die angezeigte Kammer führen, wo ſich eine Menge alter Bücher auf Schäften befanden. W., die ein kurzes Geſicht hatte, ſchaute jedoch nur von weitem alle Schäfte an; heftete endlich ihren Blick auf ein in der Höhe ſtehendes Buch, und rief frohlockend: „Da ſteht es ja; langen „Sie mir es herab! (den Band genau beſchreibend).“ In dieſem Augenblicke ließ ſich ein Knall hören. Die Frau S. erſchrack und fragte die W., wo dieſer Knall wohl herrühren könnte. Dieſe antwortete: „Von Jane „Leade; ich ſah ihr Zeichen, und ſie iſt da; geben „Sie mir ihr Buch!“ Die Frau S. nahm das angezeigte Buch, es war wirklich das verlangte Werk der Jane Leade, wofür nun die W. lächelnd dankte. Letztere iſt vor einigen Jahren geſtorben.

III.

Wenn wir in der Geſchichte, die ſich mit der ehemaligen franzöſiſchen Schauſpielerin Hippolyte Clairon zutrug und die uns Herr von Meyer in ſeinen Blättern für höhere Wahrheit (Neue Folge; 1. Sammlung, S. 355) aus den Memoiren jener Dame mittheilt, hören, wie ein Verſtorbener ſein Erſcheinen unter anderem auch durch Töne, wie die eines Flinten- oder Piſtolenſchuſſes, kund gab, ſo hören wir in nachſtehender Erzählung eines ganz einfachen, redlichen würtembergiſchen Landmädchens, das überdieß von der erwähnten Geſchichte einer Clairon nicht das Mindeſte erfahren hatte, etwas ganz Aehnliches; und wenn uns in jener Geſchichte, die auch ſonſt ſehr romantiſch klingt (Goethe benutzte ſie auch in den Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter zu einer Novelle), dieſe Art eines Sichkundgebens eines Verſtorbenen unglaublich oder verdächtig war, ſo werden wir, hören wir nun das Aehnliche in einer Erzählung ganz anderer Art und von einer ganz anders gebildeten Perſon, jenem Umſtand auch wieder mehr Glauben ſchenken.

„Vom Jahre 1819 an (ſo erzählt ein wahrheitsliebendes Mädchen von etlich und dreißig Jahren aus N. am Neckar) wohnten meine ſelige Mutter und ich in einem Stübchen zuſammen. In den erſten Jahren fiel uns in dieſer Wohnung nichts auf, als daß wir öfters im Stübchen Töne auf dem Fußboden hörten, als liefe da vor uns ein Menſch oder ein Thier, das wir nicht ſehen konnten. Erſt nachdem das Stübchen verändert werden mußte, ein neuer Ofen geſetzt und die Bettſtätten ſo geſtellt werden mußten, daß ſie längs einer Thüre zu ſtehen kamen, die in die große Wohnſtube führte, wodurch der Gang von der Küche durch unſer Stübchen in die große Wohnſtube abgeſchnitten wurde, wurden nicht nur jene

Töne viel hörbarer, ſondern es wurde nun oft auch eine graue Geſtalt ſichtbar, wie die eines ziemlich großen Mannes, aber ſie war nicht Jedem ſichtbar, ſo ſah z. E. ich dieſelbe niemals, aber ich hörte ſie und empfand auch jedesmal ihre Nähe. Meiner Mutter wurde ſie am meiſten ſichtbar, hörbar aber auch vielen andern oft Anweſenden.

Oft wenn ich in der Küche war, wurde ich unverſehens, wie mit einem Kieſelſteine, geworfen, konnte aber nie, ſuchte ich nach, den Stein finden. Noch andere offenbare Neckereien trieb das Geſpenſt. Einmal blieb in einem Wandkaſten der Schlüſſel ſtecken. An dieſen Schlüſſel waren noch andere drei geknüpft und hingen an demſelben herunter, da ſah man auf einmal ohne irgend eine ſichtbare Veranlaſſung (es fand durch nichts Stoß oder Bewegung ſtatt), wie durch eine unſichtbare Hand, dieſe drei Schlüſſel auf's Schnellſte immerwährend um den im Schloſſe ſteckenden Schlüſſel herumgetrieben wurden, ſo lange bis ich den Schlüſſel aus dem Schloſſe zog. Was noch unglaublicher, aber völlige Wahrheit iſt, iſt, daß die Erſcheinung mir zu wiederholten Malen, wie mit einer Piſtole, in's Geſicht ſchoß. Als ich einmal auf den obern Boden die Treppe hinauf ging, kam es hörbar herab, und als ich es mir nahe fühlte, ſchoß es mich mit einem furchtbaren Knall, der auch von meiner Mutter gehört wurde, in's Geſicht, jedoch ohne mich zu beſchädigen. Der gleiche Schuß traf mich einmal, als ich die Schlüſſel, als ſie gerade wieder ſo herumgetrieben wurden, vom Kaſten abzog.

Einmal hatten wir einen Beſuch von einem Verwandten, der ſich Nachts eilf Uhr ungefähr wieder entfernte. Als ich dieſe Perſon bis an die Treppe mit dem Lichte begleitete, war es, als würde von jemand gerade über uns ein ungeheurer Stein aus allen Kräften auf den Boden geworfen. Dann war es, als ginge jemand in großen Pantoffeln und raſſelte damit die Treppe herunter vor uns her, ſo daß das Werfen, Toffelanziehen, Heruntergehen, bei uns ſeyn, und Verſchwinden eins war. Ich hörte alles, gewahrte aber nichts, dagegen ſah die andere Perſon die Geſtalt und beſchrieb ſie ſo, wie ſie meine Mutter mir früher oft beſchrieben hatte, ſie beſchrieb die Geſtalt wie Jene, als einen großen graulichen Mann, der ihr aber ſehr ſchnell wieder aus dem Geſichte verſchwand.

Als ich einmal ausgegangen und meine Mutter allein zu Hauſe war, ſah dieſe auf einmal die Thüre des Stübchens ſich öffnen und die Geſtalt den Kopf, auf dem wie eine Schlafmütze war, zur Thüre herein ſtrecken dann ging die Thüre wieder zu. Einmal kam auch, als meine Mutter zu Bette lag, die Geſtalt zur Thüre herein, ging gegen ihr Bette hin, beugte ſich über ſie, und ſah ſie ſtarr und wie bittend an, dann ging ſie wieder.

Als meine Mutter bald darauf ſtarb, verließ ich dieſe Wohnung, und kann über die Erſcheinung in ihr nichts Weiteres ſagen."

Spätere Nachforſchungen thaten kund, daß in jenem Hauſe, zwanzig Jahre, ehe es das Mädchen mit ſeiner Mutter bezog, ein Kornwucherer gewohnt hatte, der ſich in jenem Stübchen, das eine Kornkammer war, erſchoß.

IV.

Der geneigte Leſer erhält im Nachſtehendem eine Geſchichte, die ganz vollkommen den vielen Geſchichten gleicht, die ſich mit der Seherin von Prevorſt ereigneten. Art des Erſcheinens des Geiſtes, Klopfen, Eröffnen der Thüre, Werfen, Gehen wie in Socken u. ſ. w., in Anzügen, wie im Leben, ſind hier, wie bei den Erſcheinungen der Seherin von Prevorſt; auch die Ausdrücke bei der Seherin über Correſpondenz und Sprache, ſind ſich ganz gleich, und dennoch war, wie Jeder hier erheben kann, jene Frau W. mit der Seherin von Prevorſt nicht im Mindeſten bekannt, hatte auch ihre Geſchichte, wie überhaupt Geſchichten der Art, nicht geleſen und wurde von keinem geiſterſüchtigen (!!) Arzte je magnetiſirt, wurde überhaupt nie magnetiſirt, kennt dieſe Manipulation nicht einmal dem Namen nach. Nie ſprach ich mit ihr eine Sylbe über Gegenſtände der Art, ihr unglückliches Schauen war mir ganz unbekannt, kein Menſch iſt um ſie, der an derlei glaubt und mit ihr darüber ſpricht, ſie iſt in dieſer Hinſicht ganz iſolirt. Sie hat eine große, geſchäftsvolle Haushaltung zu verſehen, der ſie mit bewunderungswürdigem Fleiße obliegt und dennoch ſieht man hier eine (ich wiederhole es noch einmal), jenen

Geſchichten der Seherin von Prevorſt ganz gleiche Geſchichte. Die Anſteckungstheorie betreffend, ſo können ſich bei dieſer Geſchichte die Liebhaber dieſer Theorie nur allein dadurch durchhelfen, daß ſie annehmen: es verbreite ſich dieſer Anſteckungsſtoff, nach Art der Contagien überhaupt, auf andere Perſonen auch ohne nähern Umgang und Berührung, ſo z. E. durch die Scheidewand eines Zimmerbodens, daher auch jener Knabe durch das Contagium, das von dem Bette der Frau W. an die Gypsdecke aufſtieg und dieſe durchdrang, ohne daß er die Frau W. berührte oder ſprach, von gleichem wahnſinnigen Schauen und Hören in ſeiner Dachkammer befallen wurde. Wie aufwärts, wirkte dieſes Contagium auch abwärts in den untern Stock auf die Pferde im Stalle, und gab dieſen gleiches wahnſinniges Schauen und Fühlen, wie auch den Pferden, die die Frau W. zogen, wo Leitſeile und Stränge, mit denen dieſe Thiere mit dem Wagen, und ſo mit der in ihm ſitzenden Frau W., in Verbindung waren, noch dazu vortreffliche Leiter (beſonders wenn ſie durch Regen naß waren), dieſes, der Elektricität ähnlichen, Contagiums abgaben.

Solchen Contagiumsliebhabern ſage ich aber, daß auch ihr Wiſſen und Meinen durch ein Contagium erzeugt iſt, und zwar durch ein Contagium, das in der Kieſelerde iſt, welche der Sand ihrer Zirbeldrüſe und die Glastafel ihres Craniums in zu großem Ueberſchuſſe enthält, was ſie von jeder Ahnung einer nahen Geiſterwelt allerdings völlig iſolirt und ſie an das ihrem Leben gleiche Leben der compacten Erdſcholle bindet.

Frau W. zu M., welche die nachſtehende Geſchichte betrifft, iſt 36 Jahre alt, verheirathet, Mutter von fünf Kindern und eine ſehr brave, verſtändige Frau.

Auch ſie beſitzt von Jugend auf die Gabe, Geiſter zu ſehen. Es wären davon verſchiedene Geſchichten anzuführen, doch iſt keine derſelben ſo auffallend, wie die nachſtehende.

Es war vorauszuſchicken, daß Frau W. mit der Seherin von Prevorſt nie bekannt war, ſie nie ſah, auch ihre Geſchichte nie las, ſondern nur im Allgemeinen davon ſprechen hörte. Sie ſagte mir, aus Furcht, tiefer in dieſes Schauen zu kommen, habe ſie den Umgang mit ſolchen Perſonen und das Leſen ſolcher Schriften immer vermieden. Die Schriften von Jung ſind ihr völlig unbekannt.

Vom Hauſe, das ſie zu M. mit ihrer Familie bewohnt, gehört der zweite Stock ihr zu, der untere wird von einer andern Familie bewohnt, die mit der obern in keinem Umgange ſteht. Nur ein zu dieſer untern Familie gehörender Knabe von 16 Jahren hat ſeine Schlafſtätte unter dem Dache des obern Stockes, kommt aber nie in die Zimmer deſſelben, und überhaupt mit keiner Perſon jener Familie zuſammen. Im untern Stock befindet ſich ein Pferdeſtall; die Pferde gehören Perſonen an, die außer dem Hauſe wohnen, und keine Perſon der obern Familie kommt je in ihn.

Frau W. hatte ſchon einige Jahre dieſes Haus bewohnt, ohne daß in ihm ihr etwas Geiſterhaftes aufſtieß. Erſt im vorigen Sommer 1830 geſchah es, daß, als ſie ſich Abends mit einem Lichte in ihrer Küche befand, eine männliche dunkelgraue Geiſtergeſtalt (ſie ſagte, ſie habe wie dunkles Fließpapier ausgeſehen) die Treppe der Küche herab, ihr hörbar, mit lauten Tritten kam, an der Küche vorüberging und ſich der Thüre ihres Wohnzimmers zuwandte, weßwegen ſie mit dem Lichte aus der Küche trat, worauf ihr aber die Geſtalt aus dem Geſichte verſchwand.

Von da an ſtand es länger als ein halbes Jahr an, daß ſich der Frau W. nichts Aehnliches mehr zeigte. Erſt als nach Verfluß von 7 — 8 Monaten im untern Stocke des Hauſes eine alte Mauer in jenem Stalle einfiel und eine Reparation im untern Stocke gemacht werden mußte, hörte man von da an öfters nächtlich im obern Stocke des Hauſes ein Gehen, wie in Socken, oft auch wie mit lauten Tritten eines Menſchen; oft auch gab es Töne, als würde der Schlüſſel der Wohnſtube herumgedreht und ginge die Stubenthüre auf, und dieß wurde von verſchiedenen Bewohnern dieſes Stockes gehört, auf's Genaueſte unterſucht und nie eine natürliche Urſache gefunden.

In einer dieſer Nächte nun, wo wieder der Schlüſſel der Thüre des Wohnzimmers hörbar herumgedreht und hörbar die Thüre aufgemacht wurde, hörte Frau W. Tritte durch dieſes Zimmer in ihr Schlafzimmer, wo ſie ſchon im Bette lag, gehen, und jene von ihr ſchon einmal geſehene männliche dunkelgraue Geiſtergeſtalt trat herein und blieb vor ihr, wie flehend und mit den Händen ringend, ſtehen.

Die Geſtalt war wie mit einem Schlafrocke, den ein Gürtel umgab, bekleidet, die Kopfhaare erſchienen ihr lang, nur das Geſicht konnte ſie nicht ganz deutlich erkennen.

Auch in den ſpätern Erſcheinungen erblickt ſie den Geiſt in gleicher Geſtalt, nur mit dem Unterſchiede, daß wenn er ihr bei Tag erſcheint, er ſtatt des Schlafrockes, eine Art runden kurzen Wammes an hat, bei Nacht aber immer wie mit einem Schlafrock bekleidet iſt.

Als der Geiſt nun ſo die Hände rang und wie um Hülfe flehte, ſagte Frau W. zu ihm: »Iſt auch deine Sünde noch ſo groß, wende dich an Jeſus Chriſtus, den Verſöhner!« Da wandte ſich der Geiſt von ihr und ging wieder ſichtbar durch das Zimmer.

In der zweiten Nacht trat der Geiſt wieder vor ihr Bette, neigte ſich über ſie und hauchte ſie an. Dann ſtöhnte es, wie ein Seufzer, aus ſeinem Innerſten, wobei aus ihm wie ein Lüftlein drang, das einen Schwefelgeruch verbreitete. Geberden und Bewegungen nach, ſchien er ihr verzweiflungsvoller als das Erſtemal zu ſeyn. Sie ſagte ihm wieder, wie er durch Jeſus ſelig werden könne, aber da ſtrömte, wie aus ihm, in ſie das Gefühl ein, daß er nicht fähig ſey, ſich zu dieſem zu wenden.

Frau W. ſtellte nun in der andern Nacht das Bett eines ihrer Kinder vor ihr Bette, in der Hoffnung, der Geiſt werde ſie dann ruhig laſſen, aber derſelbe beugte ſich nun über das Bette des Kindes zu ihr herüber und wurde nun auch von dem, in demſelben Moment aus dem Schlafe auffahrenden, Kinde bemerkt.

Es wurde oben angeführt, daß ein junger Menſch von 16 Jahren, der zur Familie, die im untern Stock wohnte, gehörte, ſeine Schlafſtätte unter dem Dache des obern Stockes hatte. Dieſer ſtand aber mit der Familie im obern Stocke nicht in mindeſter Berührung, war nie in die Zimmer gekommen, hatte mit Frau M. nie geſprochen und nichts von dieſer Geſchichte gehört. Dieſer Umſtand wurde genau unterſucht und erhoben. In einer Nacht warf es dieſen Knaben, während er wachend im Bette lag, auf einmal mit einem Stückchen Kalk, es fiel auf ſeine Bettdecke und er griff darnach und ſchmiß es wieder nach der Richtung, wo es hergekommen war, da er glaubte, es habe es ein Menſch gethan. In der zweiten Nacht hörte er etwas, wie in Socken, durch ſeine Kammer gehen, es zupfte beſtändig etwas an ſeiner Decke, ſo daß er ſah, wie die Decke ſich auflüpfte, und er bemerkte nun eine aſchgraue Männergeſtalt, die ſich über ihn beugte und ihn anhauchte. In der dritten Nacht legte er die Bibel unter ſein Hauptkiſſen; da kam aber die Geſtalt wieder und zog die Bibel ihm fühlbar unter ſeinem Haupte hervor, und dennoch fand er ſie Morgens an gleicher Stelle. Nun verging ihm der Muth, er blieb nicht mehr oben, ſondern machte ſich das Bett in den untern Stock, wo er auch keine Anfechtungen mehr fühlte. Ein Menſch von etlich und zwanzig Jahren, der in einem hintern Zimmer des obern Stockes ſchlief, hatte dreimal die Erſcheinung der gleichen Geſtalt, und beſchreibt ſie auch ganz, wie ſie jener Knabe und wie ſie Frau M. beſchreibt.

In einer Nacht erſchien der Geiſt der Frau W. in Begleitung eines andern heller ausſehenden. Da hatte er etwas in der Hand, das wie ein Päckchen ausſah. Der andere hellere faßte die Frau W. bei der Hand und wollte haben, ſie ſollte mit ihm gehen, aber ſie widerſetzte ſich. Frau W. ſagt: das Anrühren von dem Geiſte habe ihr in den Nerven der Hand und des ganzen Armes das Gefühl eines unausſprechlichen Ziehens verurſacht.

Einmal ſang Frau W. bei Tage mit ihren Kindern ein geiſtliches Lied, und als es geendigt war, ſah ſie den Geiſt hinter einem ihrer Kinder ſtehen und wie erfreut in die Hände klatſchen.

Obgleich nachſtehender Vorfall dieſen Geiſt ſo dumm und albern, als irgend einen in den Geſchichten der Seherin von Prevorſt, in den Augen der ſtarken Geiſter machen wird, ſo muß er doch nothwendig angeführt werden.

Es war ein Geſchäftsfreund des Gatten der Frau W. auf Beſuch gekommen. Dieſer hatte eine Doſe, in der ein Glockenwerk war, das er den Kindern der Frau W. ſpielen ließ. Als der Geiſt um dieſe Zeit in einer Nacht bei Frau W. erſchien, ſagte er zu ihr: »Laſſe die Doſe wieder ſpielen!« Sie antwortete: »Ich habe ſie nicht, jener, der im hintern Zimmer ſchläft, hat ſie!« Hierauf entfernte ſich der Geiſt, und als der Geſchäftsfreund Morgens wieder kam, erzählte derſelbe, ohne die Urſache zu wiſſen, er habe dieſe Nacht ſehr unruhig geſchlafen, es ſey immer etwas um ihn geweſen, es ſey im Zimmer wie mit Menſchentritten umhergegangen und es habe bald da, bald dort, geklopft. Zum Schauen aber war es bei ihm nicht gekommen.

Als in der darauf folgenden Nacht der Gatte der Frau W. allein am Schreibtiſche ſaß, Frau W. aber im zweiten Zimmer ſchon im Bette lag, hörte Herr W. ganz vernehmlich den Schlüſſel an der Thüre herumdrehen und die Thüre ſich öffnen, und ſah ganz deutlich den Geiſt, ganz in der Geſtalt, wie ihn ſeine Gattin öfters beſchrieb, durch's Zimmer, in dem er ſaß, an ihm vorüber in das ſeiner Frau gehen. Dieſe, eingedenk des geſtrigen Vorfalls mit der Doſe, rief jetzt, als der Geiſt vor ihr ſtand, ihrem Gatten zu: »Bringe mir doch nun jene Doſe!« Herr W. brachte ſie und Frau W. ließ ſie ſpielen, und bemerkte an den Geberden des Geiſtes, daß er Wohlgefallen an dieſen Tönen habe. Herr W. hatte, wie bemerkt wurde, die Geſtalt wohl durch das erſte Zimmer gehen ſehen, aber im zweiten Zimmer, vor ſeiner Frau ſtehen, ſah er ſie nicht mehr.

In der jetzt folgenden Nacht war Frau W. mit ihren Kindern allein im Schlafzimmer im Bette, Gatte und Geſchäftsfreund waren außer dem Hauſe, da kam der Geiſt, heftiger als je, mit ſtarken Tritten und Klopfen und lief in beiden Zimmern, wie unruhig, hin und her. Auf einmal hörte Frau W. im andern Zimmer das Spiel jener Doſe, die ſie gar nicht in jenem Zimmer wußte, und erſt Morgens erfuhr ſie, daß der Geſchäftsfreund ſeinen Rock, und in ihm die Doſe, in jenem Zimmer an die Wand gehängt hatte. Die Doſe konnte aber, ohne daß ſie vorher dazu gerichtet wurde, nicht ſpielen und niemand hatte ſie dazu gerichtet. Beim Erſcheinen des Geiſtes kam Herr W. meiſtens in tiefſten Schlaf, während Frau W. von ihm erweckt wurde. Da Frau W. nun ſo oft von dieſer Erſcheinung im Schlaf geſtört wurde, erweckte ſie, als die Erſcheinung einmal wieder kam, ganz verdrüßlich ihren Mann mit der Aeußerung, er ſolle doch auch einmal wachen und mit ihr gemeinſchaftlich dieſe Widerwärtigkeit ertragen. Herr W. erwachte und rief: »Fort mit dir, infamer Kerl! laß uns ruhen!« Die Frau, die den Geiſt vor ſich erblickte, ſah nun, wie er auf dieſen Ruf mit zornigen Geberden ſich umwandte und zur Thüre hinausging. Bald aber kehrte er wieder, griff Frau W. an beiden Achſeln feſt an, rüttelte ſie heftig auf und nieder und ſah mit einem ihr ganz ſcheußlich vorkommenden Geſichte auf ſie hinein. Da rief ſie: »Weiche! du biſt doch ein böſer Geiſt! ſo kommt kein guter!« Er ging. Frau W. fühlte an den Achſeln, an denen ſie der Geiſt gefaßt hatte, mehrere Tage lang Schmerzen, und die Achſeln waren lange aufgeſchwollen und geröthet.

Ein bemerkungswerther Umſtand iſt auch, daß die Pferde, die im Stalle im untern Stocke ſtehen, ſeit dieſer häufigen Erſcheinung bei Nacht ſehr unruhig ſind und öfters am Morgen vom Schweiße triefend gefunden werden.

Um dem Geiſte zu entgehen, machte Frau W. eine Reiſe zu ihrem Vater. Unterwegs fühlte ſie mehrmals, daß der Geiſt ihr nahe war, doch kam es da nicht zum Schauen. Auf der Heerſtraße zwiſchen D. und N. nahm Frau W. beſonders ſtark durch das Gefühl wahr, daß ſich der Geiſt bei ihr befinde, und in demſelben Moment wollten auf einmal die Pferde an dem Wagen, in dem Frau W. ſaß, nicht mehr vorwärts gehen. Der Kutſcher verſuchte, ſie durch Schläge, Schreien und Fluchen vergebens anzutreiben, ſie blieben auf einer Stelle. Frau W. ſtieg nun aus dem Wagen und ging eine Strecke rückwärts, worauf die Pferde nun ſogleich vorwärts gingen. Als ſie eine Zeit lang ſo gegangen war und die Nähe des Geiſtes nicht mehr fühlte, ſtieg ſie wieder in den Wagen, worauf die Pferde ſie nun auch ohne Störung weiter zogen.

Als ſie nach wenigen Tagen wieder nach Hauſe kehrte, kam ihr der Geiſt wieder ſichtbar entgegen und bezeugte Freude, daß ſie wieder dieſes Haus betreten. Das Gehen des Geiſtes in den Zimmern und die Treppe herab, hatte man auch während der Entfernung der Frau W. dennoch noch im Hauſe gehört. Der Geiſt veranlaßt nun in Frau W. durch einen auf ihr Inneres, wie ſie ſich ausdrückt, gerichteten Zug, daß ſie bei ſeinem jedesmaligen Erſcheinen ihm immer ernſter und anhaltender Lieder und Sprüche der Bibel zum Troſte und Belehrung ſagen muß. Wenn ſie ihn auch nicht ſieht, ſo weiß ſie ſeine Gegenwart ſogleich dadurch, daß ihr Sprüche und Lieder zu Sinne kommen, an die ſie früher nicht dachte. Seit dieſer Unterhaltung, die ſchon mehrere Wochen dauert, wird die Geſtalt des Geiſtes ihr auch immer lichter und erſcheint ihr, wie eine helle durchſichtige Wolke. Die menſchlichen Kleider verſchwinden ihr immer mehr an der Geſtalt, und was merkwürdig iſt, weil es bei der Seherin von Prevorſt auch ſo Statt fand, ſie hörte nicht mehr die Erſcheinung (wie früher, als ſie wie körperlicher war) die Thüre eröffnen, gehen oder ſich durch Klopfen kund thun, ſie wurde ihr einzig nur zum Schauen und nur ihre Rede vernahm ſie.

Frau M. ſagt: man habe ihr ſchon oft zugemuthet, den Geiſt zu fragen, wer er ſey und was er wolle; allein ſie ſey bei ſeinem Erſcheinen nie im Stande, zu ſprechen, was ſie wolle; der Geiſt gebe nur (ſo komme es ihr vor) die Antworten, die er haben wolle, aus ihr heraus. Auch ſagte ſie: ſie habe gerade nicht nöthig, zu ſprechen, um ſich dem Geiſte zu verſtändigen, ſondern nur, was ſie ihm ſagen wolle, zu denken und er wiſſe es. Das Gleiche war bei der Seherin von Prevorſt der Fall.

In dieſer Geſchichte zeigte ſich auch wieder der ſchon ſo oft beobachtete Umſtand, daß Thiere, namentlich Pferde, des Schauens ſolcher für Menſchen nur ſelten ſichtbarer und fühlbarer Erſcheinungen fähig ſind. Bekanntlich weiß man von dem in Schottland einheimiſchen zweiten Geſichte, daß es hauptſächlich auch Thiere zu haben pflegen.

Herr Geheimerath Horſt erzählt in ſeiner Deuteroſkopie einen Fall, wo eine Dame ſeiner Bekanntſchaft über ein Feld ritt, über das ſie ſchon oft ohne Anſtand auf einem ſehr folgſamen Pferd geritten war, wo aber jetzt das Pferd zu ſchnauben und ſich in die Höhe zu bäumen anfing und vom Wege abſprang und dann erſt ruhig fortging. Die Dame ſah ſich um und ſah mitten auf jener Stelle, von der das Pferd abſprang, ſtarr und bewegungslos einen langen hagern Mann ſtehen, mit einem weißen Kittel angethan. Der Platz war ohne Wald, ohne Hohlweg, ohne Bäume, eine ganz leere Ebene. »Die Dame, ſagt Herr Horſt, welche dieſe Zeilen vielleicht leſen wird, iſt aufgeklärt (!!!) und muthvoll und verlacht den Geſpenſterglauben, und doch verſichert ſie, daß ſie in dem Augenblick von einem unwillkührlichen Schauer ſey überraſcht worden.«

Dieſe Dame, ſage ich, wird den Geſpenſterglauben in ſich nicht verlachen, ſie wird ſich aber vor der gebildeten Welt, zu der ſie gehören will, ſchämen, zu bekennen, was ihr ihr Inneres ſagte und was die Wahrheit iſt, daher wird ſie über ihre eigene Erfahrung vor den Menſchen lachen, ſo wie ſich Herr Geheimerath Horſt auch äußerſt hütet, bei der gebildeten Welt in Ruf zu kommen, als glaube er wirklich Geiſter, was aus ſo vielen Bemerkungen hervorleuchtet, die er zu ſeinen ſo ſchätzbaren praktiſchen Beiträgen machte.

Wir ſtimmen vollkommen mit ihm überein, wenn er ſagt: »Man fürchtet überall nichts ſo ſehr, als in den Ruf von Geſpenſter- und Geiſterſeherei zu kommen und daher wird ſo Vieles unterdrückt, was in wiſſenſchaftlicher Beziehung für den Forſcher vielleicht von hoher Wichtigkeit wäre.« Das Gleiche iſt von dem Glauben an Geiſter der Fall. Um Geiſter ſehen zu können, dazu wird mehr oder weniger ein Zurücktreten in den magnetiſchen Ring und namentlich in den magnetiſchen Traumring (ſ. die Kreiſe der Seherin von Prevorſt) erfordert. Bei jedem Erſcheinen eines Geiſtes findet ein ſolches Zurücktreten bei ſolchen

Statt, auf die ein Geiſt einzuwirken fähig iſt. Thiere aber leben, mehr oder weniger, immer in dieſem Kreiſe, in dem der Menſch nicht immer iſt und ſind alſo eines ſolchen Schauens viel fähiger, als der Menſch. Mit durchaus wachem Gehirne findet gewiß kein Schauen eines Geiſtes Statt, es geſchieht ein ſolches Schauen immer mehr durch das Leben auf der Herzgrube, als durch das im Gehirne, daher dieſes Schauen auch häufiger bei Frauen und Kindern, als bei Männern, Statt findet, was aber deßwegen ſeine Realität nicht ausſchließt. Frau M. ſagte, wie ſchon angeführt: der Geiſt ziehe die Antworten gleichſam aus ihr heraus, auch habe ſie oft nicht nöthig, zu ſprechen, ſondern nur zu denken und er wiſſe es, was auch bei der Seherin von Prevorſt geſchah. Es tritt ein magnetiſcher Rapport bei jedem Erſcheinen eines Geiſtes ein, und ohne Inſpiration iſt kein Geiſterſchauen möglich. »Wenn uns ein Geiſt erſchiene, ſagt Novalis, ſo würden wir uns ſogleich unſerer eigenen Geiſtigkeit bemächtigen: wir würden inſpirirt ſeyn durch uns und den Geiſt zugleich. Inſpiration iſt Erſcheinung und Gegenerſcheinung, Zueignung und Mittheilung zugleich.«

Viele der bekannt gewordenen Geſchichten von Erſcheinung von Geiſtern zeugen auch von beſonderer magnetiſcher Kraft, die Geiſter auf Menſchen auszuüben fähig ſind, oder, wie Böhme ſagt, von einer Magie, mit der ſie ſie zu inficiren vermögen. In der Geiſtergeſchichte, die Herr Geheimerath Horſt in ſeiner Zauberbibliothek unter der Aufſchrift: die Geiſterfamilie, gab und die auch in der Seherin von Prevorſt angeführt iſt, ſagt

Herr Pfarrer Hahn: »Wenn ſich die Geiſter eben irgendwo, z. B. im Garten, befanden, und wollten, daß man kommen ſollte, ſo äußerte ſich deren Verlangen durch einen innerlichen unwiderſtehlichen Zug.« Das Gleiche finden wir auch in der Geſchichte von David Hunter, die ebenfalls Herr Geheimerath Horn anführt, die zugleich auch wieder zum Belege dient, wie ſich auch Thiere eines ſolchen Schauens fähig ſind. Man ſehe Horn's Deuteroskopie 2. B. S. 234.

Erſcheinungen in den letzten Tagen eines Kranken.

Herr H. von S. lebte als Privatmann in Weinsberg, gerade im erſten Jahre, wo die Seherin von Prevorſt in ihrem ſomnambulen Zuſtand ſich daſelbſt befand. Er beſuchte ſie in dieſem Jahre häufig, aber zwei Jahre lang vor ſeinem Tode ſah er ſie nicht mehr. Er war Augenzeuge mancher Erſcheinungen; ſie liebte ſeinen Umgang und zählte ihn unter diejenigen Freunde, gegen welche ſie ſich mehr, als gegen Andere, aufſchloß. Durch öftere Fragen, welche er durch ſie an den ſogenannten weißen Geiſt, deſſen Geſchichte, unter der Aufſchrift: »Vierte Thatſache«, im Buche beſchrieben iſt, machen ließ, ſcheint er ſelbſt mit dem Geiſterreich in Rapport gekommen zu ſeyn, beſonders da er das Haus bewohnte, in welchem eben dieſer Geiſt ein Jahrhundert vorher gelebt hatte. Die Scenen, welche er erlebte, und welche ihn und ſeine Frau auf die vielfältigſte Weiſe beunruhigten, beſchrieb er ſelbſt im Buche, ſie ſtehen im II. Thl.

S. 134 — 158. Bemerkenswerth iſt, daß ihm von der in der Geſchichte erwähnten Gichtſucht, die er wie von einem Geiſterhauch erhalten zu haben ſeine Freunde verſicherte, eine entzündete etwas erhabene Stelle im Geſicht zurückblieb, die er durch keine Mittel zu vertreiben im Stande war. Zu vielfachen wohlthätigen Zwecken hinterließ er mehr als ſiebenzig tauſend Gulden an Stiftungen in ſeinem Teſtamente.

Die nachfolgende Schilderung ſeiner letzten Lebenstage iſt aus den Notizen genommen, welche ſeine Gattin aufzeichnete und den Freunden mittheilte.

In den letzten Jahren ſeines Lebens hatte der Verewigte manche Unannehmlichkeiten und beſonders auch große Verluſte ſeines Vermögens zu erdulden; allein, ſtatt daß ihn dieſes niederdrückte, erhob es vielmehr ſeinen Muth, und er faßte den Vorſatz, allen Bequemlichkeiten zu entſagen und ſeinem Berufe aufs Neue zu leben. Dieß war beſonders im Frühjahr 1831 der Fall, ſo daß ſeine Gattin ihm öfters ſagte: »Man kennt Dich ja nicht mehr, biſt Du denn ein anderer Menſch geworden?« Durch den Schullehrer ſeines Pfarrdorfs, der ihn um dieſe Zeit in Heilbronn, wo er ſich zuletzt aufhielt, beſuchte, ließ er ſeiner Gemeinde ſagen, daß er nun bald wiederkommen und ihr ſich ganz widmen werde. Sogleich nach dem Beſuch des Schullehrers, dem er noch alles Sehenswürdige zeigte, wurde er unwohl, was ihm jedoch ſeine Heiterkeit nicht benahm. Er gebrauchte Arznei; aber allmählig wurde die Sache bedenklicher und er äußerte ſelbſt, daß ſeine Gemüthsveränderung wohl einen tiefern Grund haben könne. Auf einmal ſetzte er allen Gebrauch von Arzneimitteln und Speiſen aus und verordnete ſich nichts, als weißen Zucker, er ſagte: »Ich »werde nun nicht viel mehr genießen, es wird die Zeit »kommen, wo ich gar nichts nehmen werde, ich werde »blos noch für Wohlgerüche und Töne Sinn behalten. »Auch wird mein äußeres Leben aufhören und ich werde »blos noch im Innern fortleben; dann begrabt mich nur »nicht lebendig. Merke Dir das. Ich komme nun in »das Mittelreich, wo die Andern auch nach dem Tode »hinkommen, ich muß die Feuerprobe beſtehen, ſonſt »können ſie mich nicht im Himmel brauchen; dieß iſt aber »eine ſchwere Aufgabe. Ich muß von jedem Tag meines »vergangenen Lebens Rechenſchaft ablegen, da handelt »es ſich zwar nicht von einem jeglichen unnützen Worte, »wie es in der Schrift heißt, — denn dieſes erläßt Gott »dem bußfertigen Sünder, aber demungeachtet, — wie »viele Sünden ſtehen auf der Rechnung? — Es läßt ſich »nicht Alles ſagen. — Aber ſiehe, da ſteht mir ein »Engel gegenüber, er ſpricht: Sei getroſt, Amara! — »Denn dieß iſt jetzt mein Name, ich bekomme aber noch »einen andern Namen.«

In dieſen Geſichten war er immer bei ſich, aber ich fühlte wohl, wie jedes Geſpräch von andern Dingen ihn ſtören würde und ließ ihn ruhig. Schlug die Glocke, ſo fragte er immer freundlich: »Wie viel Uhr?« Gab ich die Stunde an, ſo rechnete er ſorgfältig nach und ſagte jedesmal: »Nun ja.« Hielt ich ihm Wohlgerüche vor, ſo roch er und dankte freundlich. Oft mahnte er mich, für mich das Eſſen nicht zu verſäumen. Wollte ich ihm auch zu ſeinen ſonſtigen Lieblingsſpeiſen zureden, ſo erwiederte er mit freundlichem Ernſt: »Ich lebe vor Gott »und bedarf keine Speiſe; ſeyd darüber ruhig, mir geht »nichts ab.« Man hörte die ganze Zeit über keine Klage, immer lag er ganz ruhig im Bette, nur verlangte er immerwährende Wachſamkeit auf ihn. In dieſer Zeit würde ihn ſein beſter Freund durch Beſuche geſtört haben, weil er ihn zuviel auf die Erde gezogen hätte. Einſtmals erwachte er aus einem Schlaf und ſagte ganz bewegt: »Nun ſehe ich Dich noch, aber ich werde erwachen und »Du wirſt nicht da ſeyn!« Als ich ihn tröſten wollte, fing er ſogleich an: »Ja, es ſind ſchon Geiſter beſtellt, »die ſich meiner annehmen, und ich denke, meine gute »Mutter wird mich auch nicht vergeſſen haben. Meine »Seele wird ſich dann Abends in einem ſtillen Thale »niederlaſſen gleich einer Taube, und dann bete doch recht »inbrünſtig für mich.«

In dieſem Zuſtande war er in Allem ſehr raſch, was er gewöhnlich nicht war. Von vielen Nachtwachen ermüdet, verſuchte ich einmal im Nebenkabinet zu ſchlafen, weil er auch feſt ſchlief, und ließ die Magd an der Glasthüre lauſchen. Auf einmal rief er mich angelegentlich zu ſich und ſagte ſehr wehmüthig: »Nicht wahr, Du »bleibſt bei mir. O! mir iſt ſehr bange, ich ſehe die »Verdammten, ſie liegen im Schwefelpfuhl. Was für »abſcheuliche Geſtalten und wie unglücklich? Ich kann es »nicht ſchildern. Ach, ich ſehe meinen Gott nicht mehr. »Nun verſtehe ich erſt die Pſalmen, wo es heißt: »Waſſer

»gangen allmählich über unſern Seelen.« O! es iſt ent»ſetzlich. Merke Dir es beſonders, daß die Beſchreibung »der Höllenqual in der Bibel dieſen Zuſtand bei weitem »nicht gräßlich genug ſchildert. O! nicht zurück an dieſen »Ort, rief er aus. O! mein Erlöſer!« In dieſem Jammer that es ihm wohl, daß ich mit ihm betete, und er fühlte die Worte des Troſtes in der Verſicherung, daß der Erlöſer auch für ihn geſtorben wäre. Dennoch konnte er nicht aufhören, dieſen unausſprechlich jammervollen Zuſtand zu ſchildern. Möchten doch recht viele Chriſten und Nichtchriſten dieſe Scene mit angeſehen haben! Es war Alles ſo fürchterlich. Sein Gott wollte ſich auf einen Augenblick vor ihm verbergen und ihn allein kämpfen laſſen. Doch dem Himmel ſei Dank, dieſe qualvolle Angſt dauerte nicht zu lange. Er ſah ſeinen Gott wieder und rief nach wenigen Minuten freudig aus: »Nun »kommt eine weiße Taube und bringt mir den Lorbeerkranz.« Nachher wandte er ſich gegen mich und ſagte: »Ich ſehe in Dir ein blutendes Herz.« Als ich ihn um die Bedeutung dieſer Worte fragte, erwiederte er nachdenklich: »Das weiß ich nicht, aber es blutet unter Dornen.« Sah er vielleicht den Schmerz in mir über ſeinen bevorſtehenden Verluſt? Nachher fragte ich ihn, ob er meinen künftigen Zuſtand ſähe; er antwortete freundlich: »Ja, ich ſehe weit hinaus. Einige dunkle Punkte ausgenommen iſt Dein Leben ein wahrer Frühlingsmorgen.« Es war um Mitternacht, als er verlangte, daß dieſer Tag angezeichnet werden ſolle. Ich war in der Meinung, der Tag des [illegible]. Mai habe ſchon angefangen;

Er nahm die Uhr und ſah, daß noch fünf Minuten zu zwölf Uhr fehlten, worauf er ſagte: »Schreibe nicht den 16., ſondern 15. Mai 1831.« Er begehrte jetzt Waſſer in einem vollgefüllten Glas, tauchte ein an den Ecken künſtlich zuſammengerolltes Tuch in daſſelbe und fuhr damit wiederholt über Naſe und Augen, indem er zugleich den Namen der Dreifaltigkeit ausſprach. Auf einmal giengen ſeine vorher feſtgeſchloſſenen Augen auf, und er äußerte dabei: »Hätte dieſes Waſſer nicht ſeine Wirkung gethan, ſo wäre ich erblindet.« Die übrige Nacht ſchlief er ruhig. Als er in der Frühe ſich ausbat, daß man keinen Unbekannten in ſeine Nähe kommen laſſen ſollte, ſagte ich ihm, daß meine Schweſter dieſen Vormittag kommen werde, worüber er ſich freute. Sie kam auch wirklich bald. Meine Schweſter, da ſie den Zuſtand bedenklich fand, gieng weg, um ihrem Manne zu ſchreiben. Nach einer kleinen Weile fragte der Kranke: »Wo iſt Deine »Schweſter? Schreibt ſie? Sage ihr, wenn ſie meine »Geſchichte abwarten wolle, müſſe ſie bis Mittwoch nach »Pfingſten bleiben.« (Es war Montag vor Pfingſten, als er dieſes ſagte.) Seinem Arzte, der ihn beſuchte, ſagte er das Nämliche.

An dieſem Tage mußten die Prüfungen aufs Neue beginnen. Zwei qualvolle Stunden hatte er auszuhalten. Nach ſeinen Aeußerungen war es ihm, als ob er von den böſen Geiſtern gequält würde, als ob ſie ſeinen ganzen Körper zerhackten und zerwühlten. In dieſen Stunden hörte man die ſchönſten Gebete ihn ausſprechen. Er ließ ſich die Hände mit naſſen Tüchern umwickeln, um den

Brand abzuwehren, den ihm die Feinde verurſachten, und ſeufzte unaufhörlich leiſe vor ſich hin. Endlich wurde er ruhig, aber um über unſere Fragen Auskunft zu geben, ſchien er durch den Kampf viel zu ermüdet. Nach einiger Erholung rief er laut aus: „Nun iſt es auf dieſer Welt „vollbracht, das Uebrige wird im Himmel ausgemacht.“ Schon des Morgens ſagte er zu mir, indem er mich zu ſich hinwinkte: „Dieſe Nacht ſagte mir mein Schutzgeiſt eure Namen, wie ſie im Buche des Lebens geſchrieben ſind. Auch ich werde nun meinen (zweiten) Namen bekommen.“ Schon früher ſagte er, wie ſchon erwähnt, — er heiße Amara, er werde aber noch einen andern Namen bekommen. Sollten wohl dieſe Prüfungen noch nöthig geweſen ſeyn, damit ſein rechter Name ins Buch des Lebens eingetragen werden konnte?

Später fragte er meine Schweſter einige mal, ob denn Nebel im Zimmer wären, denn ſie verdunkelten ihm die Gnadenwonne, während er ſeinen Blick beſtändig an einen gewiſſen Ort richtete, mit der Aeußerung: „Hier ſteht vor mir die Gnadenwonne.“ Ebenſo ließ er die Fenſter öffnen und ſagte nachher: „Mit dieſer Himmelsluft könnte „ich jetzt hin, wo ich wollte, mein Körper bliebe hier, „aber mit dem Geiſt könnte ich mich Jedem auf der „weiten Erde mittheilen, allein ich habe nichts mehr auf „dem Herzen.“ Von dem nahe bevorſtehenden Pfingſtfeſt rühmte er einen großen Einfluß auf ſeine geiſtige Vollendung. Nach einer Bewegung, als ob ſein Kopf erſchüttert würde, ſagte er: „Ich ſehe die Gerechten in „Menge vor mir wandeln.“ Auf meine Frage, ob ſie auch verſchiedenen Geſchlechts ſeyen, erwiederte er: „Dort „iſt weder Mann noch Weib, weder Jüngling noch Jungfrau, die Kraft und Stärke der Männer mildert ſich „in Liebe und Glauben, und die Schwäche der Weiber „kräftigt ſich hinauf. Da iſt nur eine Harmonie und „eine Seligkeit. Ach! wie iſt mir nun ſo leicht? Ich „käme dort in einer Stunde weiter als hier in drei „Jahren.“ Auf die Frage, ob er denn auch unter den Gerechten ſey, lächelte er und ſagte: „Ich bin noch unter den ferneſtehenden Dienern, aber ich werde ſo glücklich wie ſie.“ Ich fragte: „Werden diejenigen, welche auf der Welt viele Widerwärtigkeiten und Kränkungen erlitten haben, jenſeits glücklicher? Wirſt Du es auch ſeyn?“ Hierauf faltete er die Hände und ſagte: „Ja wohl! Wie oft habe ich des Morgens beim Erwachen gebetet: Vater, hilf mir aus dieſem elenden Leben. Ach! wie iſt mir jetzt ſo leicht, ich fühle kein Hinderniß mehr.“

Nach einigen Stunden Ruhe ſagte er: „Meine Zeit „iſt abgekürzt, der Mondeswechſel iſt eingetreten, es „dauert nur noch bis übermorgen.“ Indeſſen war auch mein Schwager angekommen, trat vor ihn und unterhielt ihn. Er fühlte große Unruhe und ließ ſich Eisumſchläge machen. Nach mehrern Minuten verklärte ſich ſein Blick und er machte mit dem Kopfe einige Verbeugungen, aus allem war abzunehmen, daß er herrliche Geſtalten vor ſich haben müſſe, auch äußerte er, Jünger des Herrn zu ſehen.

Gegen Abend verließen mich Schwager und Schweſter auf ſeine Erinnerung, daß ſie ruhig gehen ſollten. Er war ziemlich ſchwach, und als ich ihn bat, von einem Saft, den mir die Hausfrau anrieth, zu nehmen, fragte er: »Wer gibt mir dieſes?« Ich nannte die Frau. Er lächelte und ſagte: »Daß ihr Weiber doch immer helfen wollt, ich nehme nichts und darf nichts nehmen, ich muß als Mann die Probe beſtehen und beſtehe ſie gerne. Laßt dieſen Leib verbrennen und zu Mehl zermalmen, an ihm liegt nicht viel. Wenn man den Boden umackert und die Erde herauskehrt, ſo wuchert nur neues Unkraut in ihm. So geht es mit dem Leib; wenn man ihm Speiſen vorſetzt, ſo wird das Thieriſche im Menſchen nur noch mehr genährt.«

Nach dieſen Reden wandte er ſich gegen den Ort, wo er ſagte, daß er die Gnadenſonne erblicke und blieb unbeweglich die ganze Nacht in dieſer Richtung, aber, wie man aus Allem abnehmen konnte, in ſeinem Innern ſehr beſchäftigt. Ich vermied alle Fragen, doch als er mir in die Augen ſah, fragte ich ihn, ob er mich kenne? Lächelnd ſagte er: „O ja! Ich kenne Deine Gutmüthigkeit. Du haſt in Deinem Innern mehr, als Du außen zu haben ſcheinſt.« Bei dieſer Veranlaſſung erinnert er ſich der ſeligen H. (Seherin von Prevorſt), er ſagte: »Nun weiß ich, warum die H. ſo viel auf die Augen der Andern blickte, durch die Augen geht man hinüber ins Innere.«

Nachher klagte er über einen dämoniſchen Krampf im Fuße und forderte von mir dreizehn Striche mit ſtarkem Aufdrucken. Er zählte ſie ſelbſt. Nach den Strichen ſagte er: »Nun erſt verſtehe ich Dich recht, nun weiß

»ich auch, daß Du diejenige Perſon biſt, die mich durch »dieſes Leben führen ſollte.«

In den letzten Tagen war er auch viel mit den Heiden beſchäftigt, er konnte es nicht genug rühmen, wie begierig dieſe Seelen ſeyen, das Evangelium Jeſu zu hören und ſich unterrichten zu laſſen. Wie lau, ſagte er, ſind unſere Chriſten dagegen?

Der letzte Tag verfloß ruhig und ohne Störung. Er bat mich inſtändig, ihn nicht durch Jammer über ſeinen Verluſt zu beunruhigen, ſondern Gott um einen leichten Uebergang zu bitten, was ihm auch gewährt wurde. Er ſtarb ohne Todeskampf; mit einer leichten Erſchütterung der Glieder endete ſein Leben an dem Tage, wo er es vorausgeſagt hatte.

Um die ſichern Zeichen des Todes abzuwarten, wozu er ſchon früher alle Vorſicht empfohlen hatte, waren vier Tage nöthig, und ſo fügte es ſich, daß er am heiligen Pfingſttag begraben wurde.

Bemerkung.

Viſionen, Phantasmen, Fieberträume eines Sterbenden! — wird man bei dieſer Geſchichte ausrufen. Dieſer Geiſtliche, lange im Umgang mit jener Seherin, wurde auch von ihr angeſteckt; daher der Glaube an ein Mittelreich, an Umgebung von guten und böſen Engeln, daher die Geſichter in den Zuſtand der Geretteten und Verdammten, — daher die Gefühle der eigenen Peinigung, in der ſich die körperlichen Leiden und Schmerzen wie Qualgeiſter, objektivirten, — daher der Wahn, als könne die Seele ihren Körper verlaſſen, ſich in Entfernungen mittheilen und wieder in den Leib zurückkehren, — daher das Hinüberblicken in das Herz der Andern, — daher die Vorherverkündigungen und überhaupt der verdächtige Prophetismus. — Was Wunder, wenn die eingewurzelten Glaubensſätze und ausgebrüteten Geiſtertheorien, womit ſich der Menſch während des Lebens beſchäftigte, in den letzten Tagen eines Sterbenden ſtärker hervortreten, und ſich in objektiven Bildern der Anſchauung darſtellen? Glaubt ja der Irre auch an die objektive Realität ſeiner fixen Idee und verſetzt ſich in eine eingebildete Welt, die er für die wirkliche hält!

Wir erwiedern, daß dieß Alles nichts beweiſe. Wenn das Uebergewicht der Einbildungskraft über die Vorſtellung und äußere Anſchauung ſo groß iſt, daß die innern Bilder der Seele eine objektive Realität vorſpiegeln, wie im Traumleben der Irren, ſo iſt dieſer Zuſtand keineswegs zu verwechſeln mit dem Zuſtand, in welchem das Band einerſeits zwiſchen Geiſt und Seele, andererſeits zwiſchen Leib und Welt ſich allmählig auflöſt, wie es bei Sterbenden der Fall iſt. Im Sterben verweilt die Seele mehr oder weniger auf dem Uebergang zwiſchen Dieſſeits und Jenſeits, ſo daß ihre geiſtigen Schwingungen jene Grenze überſchreiten, welche unſerem gewöhnlichen Individualleben geſteckt iſt. Es enthüllen ſich jetzt erſt dem geiſtigen Blicke die dunkeln Ahnungen, die der Menſch von einer höhern Welt in ſich trug, und der Glaube beginnt, Schauen zu werden. Wo aber weder

Ahnung noch Glaube iſt, da iſt auch keine Enthüllung und kein Schauen. Der Geiſt bleibt leer, die Seele aber ſtrebt mit allen ihren Neigungen noch zur Welt und ihren Freuden und kann ſich nicht losmachen. Stirbt ein ſolcher Menſch, ſo geht ſein Tod ſpurlos vorüber im gewöhnlichen Gange eines verlöſchenden Lichts. Wenn in ſolchen Menſchen Geiſt und Seele vom Leibe ſich trennen, ſo ſtehen beide wie verlaſſen an der dunkeln Pforte der Ewigkeit, ohne Licht und Leitſtern, und ihre Gedanken zerrinnen, wie Nebel in die Luft.

Anders aber verhält es ſich mit ſolchen Menſchen, die ſchon während des Lebens ſich mit jenen Wahrheiten vertraut machten, die zum Heil der Seele dienen. Wie ſie im Vorgefühl des herannahenden Todes ihre Rechnung mit der Welt ſchließen, und ihr Geiſt und ihre Seele nun hinausſtreben aus dem Körper, ſo öffnet ſich ihrem geiſtigen Blicke das jenſeitige Leben, und es entfalten ſich jene höhern Wahrheiten in plaſtiſcher Fülle, wovon der Menſch ſchon dieſſeits die Keime in ſich nährte und pflegte. In dieſen Menſchen finden wir alsdann das freilich ſeltene Schauſpiel, daß ſie das, was der Geiſt im Jenſeits wahrnimmt, in das Bewußtſeyn der Seele aufnehmen und durch das leibliche Organ den Andern mittheilen können.

Unter dieſe Menſchen gehört auch unſer Freund. Als er den tiefern Grund ſeiner Krankheit in ſich fühlte, ſchloß er mit der Welt ab unter den erwähnten Aeußerungen: „Er werde von jetzt an nichts mehr zu ſich nehmen, „die Speiſe nähre nur das Thieriſche im Menſchen und

»halte die Seele auf.« Es war ihm vergönnt, e
Blick in das jenſeitige Leben zu thun, Mittheilungen
Dort zu empfangen und uns Kunde davon zu g
Alle die Reden, welche ſeine würdige Gattin uns a
hielt, beurkunden ſein klares Bewußtſeyn für Alles,
ihn umgab, und nur derjenige, der die Wahrheiten
bei der Seherin von Prevorſt, für Wahnſinn ausg
wird auch das vollſte Wachſeyn für Fiebertraum ha
Das Mittelreich, die Feuerprobe zur Läuterung,
Stehen vor Gott mit dem Sündenregiſter und die Re
ſchaft ſind die Fieberträume, die wir Alle einſt träu
müſſen. Würden die Menſchen nur recht von dieſen Fi
träumen ergriffen, es wäre ihnen heilſamer, als
politiſchen Zwirn an der endloſen Spindel zu treibe

Der erzählte Verlauf gibt uns eine ſchöne Reihen
von Scenen. Unſtreitig gehört unter die erſten chriſtl
Wahrheiten der Gegenſatz des Heiligen und der Sü
der Seligkeit und der Verdammniß, der Gerechten
der Gottloſen. Darum öffnen ſich auch dem Geiſt,
es vergönnt iſt, in das Jenſeits zu ſchauen, dieſe Sc
zuerſt, er erblickt das Loos der Gerechten und der G
loſen, und die Parabel von Lazarus und dem re
Manne wird ihm zur Wirklichkeit. Aber ſo leicht
es der Seele nicht, ſich zu trennen und von den Schl
des Leibes zu reinigen, ſie muß die Feuerprobe beſte
dahin deutet erſtlich die qualvolle Angſt, in welcher
unſerem Freund ſein Gott verbarg. Wie ſchon w
die vorbildlichen Worte Chriſti am Kreuze auf d
Verhältniß hin: »Mein Gott, mein Gott! Warum

Du mich verlaſſen?« – Und Zweitens der Kampf, in welchem er die Beute aller Qualgeiſter zu ſeyn ſchien, nach welchem er ausrief: »Nun iſt es auf dieſer Welt vollbracht, »das Uebrige wird im Himmel ausgemacht.«

In dieſen wenigen Zügen, welche die letzten Tage unſeres Freundes enthalten, liegt Stoff genug zur Beherzigung, wie es einſt ſeyn wird, wenn der Menſch den Larvenzuſtand der Erde abſtreift. Dieſe Anklänge aus dem Jenſeits würden häufiger ſeyn, wenn nicht der Kampf der Trennung des Leibes von Geiſt und Seele bei den meiſten Menſchen ſo ſchwer wäre, wobei alsdann der Geiſt zuerſt entweicht und die Seele dem regelloſen Chaos der unterirdiſchen Mächte überläßt, bis auch ſie entbunden wird. Wir können dieſe Scenen nur bei Jenen erwarten, in welchen Geiſt und Seele näher verwandt ſind, als Seele und Leib; alsdann bleibt die geiſtige Kraft in ihrer Integrität, und vermag, ſobald das Band des Lebens aufgelockert wird, auch die dunkle Nacht des Todes zu erhellen und die Gnadenſonne zu ſchauen.

Goethes
zweites Geſicht.

In Goethes Leben 3. B. S. 84 lieſt man: »In ſolchem Drang und Verwirrung konnte ich doch nicht unterlaſſen, Friedericken noch einmal zu ſehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben iſt. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, ſtanden ihr die Thränen in den Augen und mir war ſehr übel zu Muthe. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen **Druſenheim**, und da überfiel mich eine der ſonderbarſten Ahnungen. Ich ſah nämlich, **nicht mit den Augen des Leibes**, ſondern des Geiſtes mich mir ſelbſt, denſelben Weg, zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nicht getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus dieſem Traum aufſchüttelte, war die Geſtalt ganz hinweg. Sonderbar iſt jedoch, daß ich nach acht Jahren, in dem Kleide, das mir geträumt hatte und das ich nicht aus Wahl, ſondern aus Zufall gerade trug, mich auf demſelben Wege fand, um Friedericken noch einmal zu beſuchen.«

Goethes, des Jünglings,

Unglaube an Aerolithen,

nebſt Nutzanwendung.

In dem gleichen Buche (Goethes Leben 3. B. S. 79) erzählt Goethe:

»Zu Enſisheim haben wir den ungeheuren Aerolithen in der Kirche aufgehangen und ſpotteten der Zweifelſucht jener Zeit gemäß über die Leichtgläubigkeit der Menſchen, nicht verahnend, daß dergleichen luftgeborne Weſen, wo nicht auf unſern eigenen Acker herabfallen, doch wenigſtens in unſern Kabinetten ſollten verwahrt werden.«

Wie hier zu Enſisheim Goethe und ſeine Freunde, der Zweifelſucht ihrer Zeit gemäß, über den Glauben an Aerolithen ſpotteten, nicht verahnend, daß ſie dergleichen luftgeborne Weſen noch in ihren eigenen Kabinetten verwahren würden, ſo ſpotten jetzt auch, der Zweifelſucht unſerer Zeit gemäß, ſehr geiſtreiche und gelehrte Herren über den Glauben, daß es Verſtorbene gebe, die ſich noch in unſerem Luftraume zeigen können, nicht vorahnend, daß dieſer Glaube in ſpäterer Zeit auch noch als eine völlige Naturwahrheit erkannt und gelehrt werden wird

Wahnſinn

eines

gläſernen Wadens.

Ein Recenſent der Seherin aus Prevorſt in einer deutſchen Literaturzeitung (ich las ſie nicht ſelbſt, aber ein zuverläſſiger Mund erzählte es mir) behauptet: daß bei der Seherin aus Prevorſt, wie bei allen Hyſteriſchen, zu welchen der Recenſent natürlich auch die Heiligen und Hexen rechnet, daher anſcheinend die Schwerkraft aufgehoben geweſen ſey, die Seherin z. E. alſo daher nicht habe im Waſſer unterſinken können, weil ſich in den Gedärmen ſolcher Hyſteriſchen und Heiligen, durch die Hitze ungemein viel inflammable Luft entwickle, wodurch ſie nach Art der mit inflammabler Luft gefüllten Ballone, oder nach Art der Fiſche mit Schwimmblaſen, in die Höhe gehoben und gleichſam fliegend erhalten würden, eine Erklärung, die ein vortrefflicher Beweis iſt, wie ſcharfſinnig einen Menſchen der Wahnſinn eines gläſernen Wadens machen kann.

Auszug und Beurtheilung
eines
ältern Buchs über den Hades,
betitelt:

Eines Anonymi ernſtliche Unterſuchung vom Orte,
Zuſtand und Leben der Seelen, ſonderlich der
Glaubigen, nach dem Abſchied aus dem Leibe;
aus dem Lateiniſchen verdeutſcht von J. A. B.
Frankfurt 1725. Vorrede und 172 S. 8.

Nachſtehender Auszug beweiſt, daß es zu keiner Zeit, auch in der evangeliſchen Kirche, an Perſonen gefehlt hat, welche einen Mittelort oder Mittelſtand zwiſchen Tod und Auferſtehung mit verſchiedenen Staffeln oder Zwiſchenſtanden, nebſt deren Läuterungen, gelehrt, und hinlängliche Beweiſe dafür in der heil. Schrift A. und N. T. gefunden haben. Dieſe Wahrheit beſtreiten zu wollen, wie neuerdings von einigen kirchlichen Orthodoxen geſchieht, iſt eine ganz vergebliche Mühe, eben ſo wohl, als wenn Andere die Nothwendigkeit der Auferſtehung der Leiber läugnen. Beide kennen die Schrift nicht, oder wollen ſie nicht kennen.

und die natürliche Erfahrung eben ſo wenig. Was gegen die Theorie des Verfaſſers im Einzelnen zu erinnern ſeyn möchte, weiſen die Entſcheidungen aus. Ob Jemand ſelig oder unſelig verſtorben ſey, hängt von ſeiner Geſinnung, und unter Chriſten inſonderheit von ſeinem praktiſchen Glauben oder Unglauben an das dargebotene Heil ab. Auch hierin herrſcht unſtreitig große perſönliche Verſchiedenheit. In der dortigen Gnadenſchule aber, die weit ſchwerer zu durchlaufen iſt, als die dieſſeitige, reifet noch immer die Erbarmung Gottes in Chriſto aus allerlei Volk, was zu retten iſt, damit es nicht dem Endgericht anheimfalle. Die Frommen und Gehorſamen erſteigen höhere Stufen, die Widerſpenſtigen fallen tiefer. Die gründlich Geheiligten reifen zur erſten Auferſtehung, und finden ſich nicht nur wieder im bleibenden, vollen Beſitz ihres Geiſtes, ſondern können auch, aus armen Seelen zu Geiſtern vollendeter Gerechten geworden, mit ihrem Leibe wieder vereinigt und alſo wahrhaft lebendig werden in Herrlichkeit. An dieſer erſten Auferſtehung, die mit Chriſti Auferweckung angefangen hat, nimmt ſchließlich, zufolge des N. T., noch eine beträchtliche Anzahl frommer Seelen zuſammen Theil, wann der Herr kommt. Sie hebt aber das letzte oder jüngſte Gericht keineswegs auf, in welchem alle übrige Todte auferſtehen, theils als gnadenfähig zum ewigen Leben, theils als verdammungswürdig zum andern Tode. Ein Jeder aber eile, und ſtehe geiſtlich auf von den Todten, damit Chriſtus ihn ſchon hier erleuchte mit dem Licht, das ihm ewiges Erbtheil bleiben ſoll.

P —

Sätze des Verfaſſers aus der Vorrede.

I. Alle Seelen der Sterbenden kommen an den Ort, ſo in der h. Schrift Scheol, Hades ꝛc. genannt wird; wohin auch des Herrn Chriſti Seele ohne den Leib gekommen iſt. Dieſer Ort aber iſt in der Erde, und beſteht aus unterſchiedlichen Theilen oder Kammern; als deren zwei oder drei in heiliger Schrift benannt werden.

II. Die Seelen ſchlafen einigermaßen, und ſo lange ſie außer dem Leibe ſind, haben ſie ordinär keine vollkommene Lebenswirkungen, empfangen nichts, weder in die Sinne, noch in den Verſtand, und bewegen ſich demnach auch nicht von ſich ſelbſt von einem Ort zum andern, ſondern werden von den Engeln bewegt oder getragen. Sie haben aber die Lebenskraft oder Wurzel, wie auch diejenigen Lebenswirkungen und Erweiſungen, die Gott allein in ihren Kräften erweckt. Sie können aber auch von Gott vollkommen lebendig gemacht werden, auch indem ſie außer ihren Leibern ſind und bleiben.

III. Gleichwie dreierlei Seelen ſind: etliche, die nicht ins Gericht kommen; etliche, die ins Gericht kommen; etliche, die ſchon gerichtet oder verdammt ſind: alſo werden die erſten durch die Wirkung Gottes in ihnen auf eine ganz heimliche Weiſe vollbereitet und völlig erneuert. Die mittlern werden gerichtet, das iſt, ſie müſſen das Examen oder Unterſuchung ihres ganzen geführten Lebens in ſich ſelber ausſtehen; welches bisweilen zu ihrer Abſolution, öfters aber zur Verdammung ausſchlägt. Die letzten aber werden durch jetzt gemeldete

Wirkung Gottes in ihnen zur Selbſtverurtheilung gebracht, daß ſie die Gerechtigkeit ihrer Verdammung ſelber erkennen müſſen. Und alſo ſind die Seelen aller Kreaturen todt, und leben Gott allein.

IV. Die Seelen der Frommen, ſobald ſie genug gereinigt und erneuert ſind, werden mit ihren Leibern wieder vereinigt. Und alſo gibt es Particular- oder abſonderliche Auferſtehungen der Frommen, die vor jener allgemeinen Auferſtehung vorhergehen.

(Was gegen dieſe Sätze zu erinnern ſeyn möchte, werden wir bei der weitern Ausführung ſehen.)

Des I. Capitels I. Hälfte, worin aus der heil. Schrift bewieſen wird, daß alle Seelen der Sterbenden in Scheol kommen. — 1 Moſ. 37, 35 ſpricht Jacob: »Ich werde mit Leid hinunterfahren in Scheol zu meinem Sohn.« 1 Moſ. 42, 38 derſelbe: »Ihr würdet meine grauen Haare mit Herzeleid in Scheol bringen.« 1 Kön. 2, 6 befiehlt der ſterbende David ſeinem Sohn Salomo: »Thue nach deiner Weisheit, daß du (des Joab) ſeine grauen Haare nicht mit Frieden hinunter in Scheol bringeſt.« Vgl. v. 9. Hiebei ſoll Niemand irren, daß die grauen Haare zum Leib gehören. Denn wer verſteht nicht, daß dadurch der Menſch ſelber, der die grauen Haare trägt, gemeint, und geſagt ſey: Ihr werdet mich grauen Alten mit Herzeleid in Scheol bringen? Und: Du wirſt machen, daß der graue alte Schalk nicht mit Frieden in Scheol hinabfahre. Scheol heißt nirgends Grab, ſondern Kebher. — 4 Moſ. 16, 31 u. f. fahren die Kora hren lebendig in die Helle hinunter — nicht eben alle in die Verdammniß, da auch Kinder darunter waren. — 1 Sam. 2, 6: „Der Herr tödtet und machet lebendig, er führet in die Helle und wieder heraus" — oder vielmehr wird wieder herausführen; da das vorige beſtimmt im Präſens gegeben war, und daher das V. converſivum hier nicht Statt findet; welches denn nicht bloß nämlich von Errettung höllischer Angſt und himmliſchen Troſtes zu verſtehen iſt. — Hiob 7, 9: „Wer in die Helle hinunterfähret, kommt nicht wieder herauf, und kommt nicht wieder in ſein Haus, und ſein Ort kennt ihn nicht mehr." C. 14, 13: „Ach! daß du mich in der Helle verdeckteſt und verbärgeſt, bis dein Zorn ſich lege." Er wünſcht ſich den Tod, doch ſo, daß er nicht darin bleiben müſſe, ſondern Gott ſeiner zu beſtimmter Zeit wieder gedenken möge. — Hiob 17, 13: „Die Helle iſt mein Haus." V. 16: „Hinunter in die Helle wird meine Hoffnung fahren, und wird mit mir in dem Staube liegen." Hier iſt von zweierlei Wohnungen, der Seele und des Leibes, die Rede. — C. 26, 5 heißt es: „Die Wohnung der Rephaim, d. i. der Todten, iſt unter den Waſſern, allwo ſie werden gebildet werden (jecholalu), wie nämlich ein Kind im Mutterleib gebildet wird. S. Buxtorf im Lex. voc. Chol. conj. Pual. Darauf V. 6: „Die Helle iſt aufgedeckt vor Gott, und das Verderben (die unterſte Helle, die Verdammniß) hat keine Decke." Jene Bildung iſt eben die Wirkung und das Geſchäft Gottes in den abgeſchiedenen Seelen. Die h. Schrift vergleicht auch anderwärts den Mutterleib und die Hölle als eine Gebärerin mit einander. Pſ. 139, 16. Ap. Geſch. 2, 24. [Dabei kommt in Betracht, daß das hebr. Scheol eigentl. ein Femininum iſt]. Rephaim heißt nur ein einzig Mal in der Schrift Rieſen, 5 Moſ. 2, 11, und ſonſt vielleicht nirgends [der Verf. behauptet dieß jedoch nicht als entſchieden], viel häufiger die Seelen der Verſtorbenen. Spr. 2, 18. C. 9, 18. C. 21, 16. Pſ. 88, 11 ꝛc. Daher will der Verf. auch hier weder die Rieſen vor der Sündfluth, noch die Babyloniſchen Thurmbauer und Gottesverächter darunter verſtehen. Mittachat hammajim heißt genau verdeutſcht: tiefer drunten als die Waſſer, u. zeigt in ſolcher Zuſammenſetzung einen Vorzug, ein Mehr an; im oder unterm Waſſer würde bammajim oder ſchlechthin tachat hammajim heißen. — Pſ. 6, 6: „Denn im Tode gedenket man deiner nicht, wer will dir in der Hölle danken?“ Pſ. 16, 10. Ap. Geſch. 2, 27. 31: „Denn du wirſt meine Seele nicht in der Hölle laſſen; auch nicht zugeben, daß dein Heiliger die Verweſung ſehe“ — „daß ſeine (Chriſti) Seele nicht in der Hölle gelaſſen iſt, und ſein Fleiſch die Verweſung nicht geſehen hat.“ Daher auch das ganze Alterthum mit Recht geglaubt hat, Chriſtus ſey allein der Seele nach zur Hölle niedergefahren. Eben ſo mit allen Menſchen; Chriſtus aber genoß hierin einen beſondern Vorzug. Denn was ſollte ſeine Seele in der Hölle thun, da ſie von Sünden ganz rein und heilig war, und nicht wie andre Menſchen Zeit und Weile nöthig hatte, ihre Erneuerung und Heiligung zu vollenden? Zudem war auch da die perſönliche Vereinigung mit der göttlichen Natur, durch deren Kraft Chriſtus ſeine Seele ſelber lebendig und ſeinen Leib von der Verweſung frei gemacht hat, als welcher Leib der Sünde nie gedient hatte. — Pſ 18, 5. 6: „Es umfingen mich des Todes Bande, die Bäche Belial erſchreckten mich. Der Helle Bande umfingen mich, und des Todes Stricke überwältigten mich.“ Die Todten müſſen alſo in die Helle hinab, und durch jene nicht nützliche, nicht heilſame Waſſer hindurch (denn Belial heißt nicht nützlich ꝛc. ꝛc.), unter welchen, wie wir aus Hiob 26 geſehen haben, Rephaim, die Todten, wohnen. Denn entweder verſteht die h. Schrift durch die Bäche Belial dieſe Waſſer, oder gar nichts, welches letztere ſagen zu wollen faſt geiſtlos wäre. Die Heiden haben durch ihrer Vorfahren Tradition etwas von den unterirdiſchen Waſſern gehört; nicht aber verhält ſich's umgekehrt, daß David die poetiſchen Redeblumen von ihnen entlehnt habe. Ein Vorbild dieſer Hinabfahrt zu den noch unter den unterirdiſchen Waſſern gelegenen Oertern, war das Hinabſteigen der Kinder Iſrael in den Fluß Jordan, deſſen Name von jarad, hinabſteigen, kommt: vielleicht daher, weil er allein unter allen Flüſſen der Welt gleichſam in die Helle hinabfährt, und nicht wieder aus dem todten Meer hervorkommt. Vielleicht iſt ſogar das n am Ende von Jarden [dieß iſt die Hebräiſche Form dieſes Namens] entſtanden aus der Zuſammenſetzung von Jarad, hinabſteigen, und din, das Gericht: ſo bildete er alſo eine Hinabfahrt zum Gericht ab. Die Iſraeliten mußten in dieſen Fluß hinab- und wieder heraufſteigen, ehe ſie in das ihnen verheißene gelobte

Land kamen; und ſo lange ſie in ſeinem Kanal ſich befanden, wurden ſie vermittelſt der Bundeslade, die ein Vorbild auf Chriſtum war, vom Waſſer nicht überfallen, Joſ. 3. Aus eben der Urſache hat Gott die Taufe eingeſetzt, daß ſie ein Mittel der Wiedergeburt wäre, wobei man unter das Waſſer hinunterſteigen, oder getaucht werden, und wieder aus demſelben herauskommen mußte, weil nämlich die in der Taufe angefangene Wiedergeburt unter jenen Waſſern und Bächen Belial dermaleins vollendet werden muß. Gleichwie auch die Iſraeliten zuvor in das rothe Meer hinabſteigen müſſen, ehe ſie das Geſetz, ſo ihnen eine Richtſchnur eines neuen Lebens ſeyn ſollte, empfangen: alſo iſt das rothe Meer ein Bild der Taufe, 1 Kor. 10. Die Taufe ſelber aber iſt die Hinabfahrt unter die unterirdiſchen Waſſer, unter welchen diejenigen Oerter ſind, da wir zum vollkommenen Ebenbild Gottes werden wieder erneuert werden. [So ſchön der Verf. dieſes deutet, ſo ſcheint er doch bei dieſer Lehre zu allgemein zu verfahren, und Gläubige und Ungläubige, desgleichen das alte und neue Teſtament nicht gehörig zu unterſcheiden, wie ſich im Verfolg noch mehr ergeben wird. Durch die Taufe, wenn wir ihrem Bund getreu bleiben, und wirklich den Unflath der Sünde von uns abwaſchen laſſen, ſind wir ſchon mit Chriſto begraben in den Tod (Röm. 6, V. 4), und kommen nicht mehr ins Gericht; ſie tritt an die Stelle der Bäche Belials, und iſt ein heilſam Waſſer, das uns vor jenen heilloſen Belials-Waſſern bewahrt; wir ſtehen ſchon in dieſem Leben in der Wiedergeburt des Geiſtes, haben alſo die langwierige Erneuerung im Mutterleib der Erde nicht nöthig, und es geſchieht, was Chriſtus ſagt: daß, wenn er werde erhebet ſeyn, er Alle nach ſich ziehen werde. Sollten wir auch durch und unter jene Waſſer hinab müſſen, ſo kann dieß doch nur verhältnißmäßig ein kurzer, obgleich ſchauerlicher, Uebergang ſeyn, worin wir Chriſto ähnlich werden, der freilich auch hinab mußte, und dieſe Schauer der Helle, denjenigen Hellenſtand, in welchem auch der beſſere Menſch ohne ihn hätte bleiben müſſen, menſchlich übernehmen mußte, zugleich aber auch die in dieſem Gefängniß beſchloſſenen Seelen durch ſeine geiſtliche Erlöſungskraft und göttliche Macht im Augenblick ſeines Wiederaufſteigens befreien, dabei ſich aus der Ferne zeigen den Teufeln in dem innerſten Abgrund. Man laſſe ſich nicht irren, daß David ſagt: „die Bäche Belials umringen mich.“ Denn eines Theils iſt's möglich, daß er hier nach dem gemeinen menſchlichen Schickſal redet; andern Theils gehört David ins A. T., wo das irdiſche Leben weit mehr denn im N. T. als ein Glück, und der Tod als traurig betrachtet wird, indem der Durchgang durch den Hades und die Pforten des Himmels noch nicht geöffnet waren. Chriſtus ſagt: Wer an mich glaubet, der wird den Tod nicht ſchmecken, iſt ſchon vom Tod zum Leben hindurchgedrungen (eigentlich übergegangen) u. dgl. Joh. 5, 24. C. 8, 51. 52. C. 11, 25. Es ſcheint daher, daß die Seele des hier im Leben geheiligten Gläubigen zwar jene Waſſer und die Oerter unter denſelben mehr oder weniger zu ſehen bekommen kann, daß ſie aber durchaus nicht bis zur Auferſtehung darin zu beharren hat, wohin doch die Meinung des Verf. zu gehen ſcheint, ſondern ſich, als bereits geiſtlich mit Chriſto auferweckt von den Todten, in höhere Räume der Geiſterwelt hinaufſchwingt, wo ſie auch wirklich bei dem Herrn iſt.] — Pſ. 23, 4 meint David unter dem Wandern im Thal des Todesſchattens, das Hinabkommen in die finſtern unterirdiſchen Oerter, da die Sonnenſtrahlen niemals hinkommen. — Pſ. 30, 4. „Herr, du haſt meine Seele aus der Hölle heraufgeführt, du haſt mich lebendig behalten von denen, die in die Grube fuhren.“ David war aus lebensgefährlicher Krankheit errettet, gleichſam aus dem Tode wieder ins Leben zurück gebracht worden. Vgl. Pſ. 86, 13. Davids Seele würde alſo, wenn er ums Leben gekommen wäre, in die Hölle hinuntergekommen ſeyn. Durch die Grube (Bor), wohin diejenigen fuhren, welche nicht vom Tod errettet wurden, ſondern an der Seuche ſtarben, wird ebenfalls die Hölle verſtanden. [Man hat ſchon bisher geſehen, daß der Verf. das Wort Hölle überall in Luthers oder vielmehr im altdeutſchen wahren Sinne nimmt. Was aber den David betrifft, ſo iſt eben eine Bemerkung gemacht über die Redensarten, die er in Abſicht ſeines Seelenſchickſals nach dem Tode gebraucht. Weil er vor der durch Jeſum Chriſtum vollbrachten Erlöſung lebte, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß er ſeiner Frömmigkeit ungeachtet eigentlicher in die Hölle hinabzuſteigen hatte, und länger darin verweilen mußte, als die Frommen des neuen Teſtaments. Gleichwohl bemerke man den feinen Unterſchied in dieſem Vers. Er kann zwar für nonymum mit Scheol gelten; gewöhnlich aber bezeichnet es die tiefere Hölle, ſonſt das Verderben, die Oerter der Qual. Da nun der Tod im alten Teſtament mehr als im neuen für eine Strafe anzuſehen iſt: ſo erſcheinen die, welche nicht am Leben erhalten wurden, wenigſtens dem größern Theile nach, zugleich als Sünder, die eine ſchwerere Reinigung nach dem Tode auszuſtehen hatten, als die vorübergehenden Schauer des Hades, welche David ſchmeckte oder geſchmeckt haben würde (ja wohl gar als ſolche, die ohne Rettung verloren waren), folglich in beiden Fällen in die Grube, den tiefern Scheol, hinabmußten. Darum ſagt er: „Du erhielteſt mich lebendig aus oder vor denen, die in die Grube fuhren." Nach andern Punkten ſagt zwar die Stelle: „Du erhielteſt mich, daß ich nicht in die Grube führe." Wäre dieſe Lesart richtig, ſo wäre hier Bor und Scheol völlig einerlei; wiewohl ſich auch noch dann der Unterſchied auf mehrere Weiſen retten ließe. Wenn man Pſ. 16, 10 auf David ſelbſt bezieht, welches neben der Beziehung auf den Meſſias immer ihre Statt findet, ſo zeigt ſich das Schickſal der Seele Davids deutlicher. Denn alsdann iſt das gebrauchte Wort Schachath, welches ſonſt Verweſung bedeutet, theils ſo viel, als Verderben, Qualort, verlängte Verdammniß, theils ſo viel wie Grube (in welchem Sinn es mit unſerm Schacht wenigſtens dem Klang nach übereinſtimmt), und mehrere Orientaliſten wollen ihm überall dieſe Bedeutung beilegen, welches dennoch ſo unrichtig ſcheint, als bloß die Auslegung von Verweſung und Verderben gelten zu laſſen, da es von zwei Wurzeln abgeleitet werden kann, die ihm eben jene zwiefache Bedeutung verſchaffen. Und ſo ſagt denn David im 16. Pſalm erſtlich: „Du wirſt meine Seele nicht in der Helle laſſen;" d. h. ungeachtet ich durch den Tod in Scheol übergeben muß, ſo werde ich doch deſſen Schrecken, deſſen ſchauerliche Nacht, nicht lange zu ertragen haben; du wirſt mich nicht darin laſſen, ſondern baldmöglichſt heraus und in das friedliche Paradies der Väter führen. Daſſelbe drückt er Pſ. 23 aus: „Wenn ich auch durch das Thal des Todesſchattens hindurchwandern muß, ſo fürchte ich mich doch nicht; dein Hirtenſtab tröſtet mich; du führeſt mich zu den paradiſiſchen Auen, zu den Waſſern der Ruhe (entgegengeſetzt den Bächen Belials); du bereiteſt mir im Angeſicht meiner Feinde (denn die Verdammten und Teufel können die Seligen ſehen, wie aus Luc. 16 und andern Stellen erhellt) eine Freudentafel," wo ich nämlich mit Abraham, Iſaak und Jacob zu Tiſche ſitze (Matth. 8, 11). Dieſe Erklärung des 23. Pſ. iſt zuverläſſig richtig, obſchon ſie nicht die einzige iſt. Ferner ſagt er Pſ. 16: „Du wirſt nicht zugeben, daß dein Heiliger die Grube, den Schacht des Verderbens, den Qualort ſehe," d. i. fühle, hineinmüſſe; und da es eigentlich nach der begründetſten Lesart heißt: „daß deine Heiligen — ſehen," welches auf Chriſtum bezogen (als Plural der Würde) ſo viel heißt, als: dein großer Heiliger, doch auch ſeine Glieder, die Gläubigen des N. T., mit einſchließt: ſo iſt hierin zugleich angedeutet, was mit allen Genoſſen von Davids Frömmigkeit nach dem Tode vorging: die Grube der Qual ſahen ſie nicht, und wurden auch nicht lange im eigentlichen troſtloſen Scheol gelaſſen, ſondern ſtiegen nach eines jeden beſtimmten Zeiten zum Paradieſ der Gerechten auf, wo ſie den Meſſias erwarteten.] — Pſ. 49, 15. 16 heißt es von den Weltkindern, ſie würden in der Helle liegen wie Schafe, und in der Helle bleiben müſſen [eigentlich: die Helle iſt ihre Behauſung], ſich ſelber aber getröſtet der Pſalmiſt der Erlöſung aus der Helle Gewalt. Er will nicht ſagen, ſeine Seele werde gar nicht in die Helle kommen, ſondern ſie werde wieder daraus erlöſet werden, im Gegenſatz von den Seelen der Weltmenſchen [dieſes beſtätigt unſere vorige Behauptung]. — Pſ. 88 enthält mehr als eine hieher gehörige Stelle. — Pſ. 89, 49 ſpricht ſehr deutlich: „Wo iſt Jemand, der da lebet und den Tod nicht ſehe? Der ſeine Seele errette aus der Helle Hand?“ Woraus ſich zeigt, daß Alle in die Helle müſſen, und daß dieſes bloß der Seele nach geſchieht, Scheol alſo unmöglich hier das Grab ſeyn kann, auch nicht die Hellenangſt, welche Lebendige einnehmen. — Pſ. 116, 3 iſt ähnlich der Stelle Pſ. 18, 5. 6. — Sp. Sal. 1, 12 heißt die Drohung der Gottloſen: „Wir wollen ſie lebendig verſchlingen, wie die Helle, und die Frommen, als die hinunter in die Grube fahren.“ Dieſes Gleichniß iſt von dem allgemeinen menſchlichen Schickſal, als von einer durchgehends bekannten Sache, entlehnt, worunter ſie ihre Grauſamkeit gegen alle Fromme verſtecken wollen. — Spr. 7, 26. 27. C. 9, 18, wird vor der Hurerei unter andern durch die Gefahr des Todes gewarnt, und an beiden Stellen heißt es: die Todten ſeyen in der Helle, nicht zwar eben alle in der Hölle der Verdammten; denn obſchon dieſe nicht ausgeſchloſſen wird, ſo wird ſie doch auch nicht gleich eingeſchloſſen, es ſey denn beharrliche Unbußfertigkeit vorhanden. Es iſt aber um ſo weniger bloß vom Grab die Rede, als in der zweiten Stelle ſogar die Tiefen der Hölle genannt werden. — Spr. 15, 24: „Der Weg des Lebens gehet überwärts für den Klugen, auf daß man meide die Hölle unterwärts.“ — C. 23, 13. 14: „Du haueſt ihn mit der Ruthe, aber du erretteſt ſeine Seele von der Hölle,“ wo nach V. 13 beſonders der zeitliche Tod verſtanden wird. — C. 27, 20: „Hölle und Verderbniß (Scheol und Abaddon) werden nimmer voll, und der Menſchen Augen ſind auch unerſättlich.“ Vgl. C. 30, 16. — Jeſaias 5, 14: „Die Hölle hat ihre Seele weit aufgethan, und ihren Rachen aufgeſperrt ohne Maaß; daß hinunterfahren beide, ihre Prächtigen und Pöbel, beide, ihre Lärmenden und Fröhlichen; daß Jedermann ſich bücken muß u.“ Vgl. Habak. 2, 5. Auch vergleicht Salomo die Stärke der eifernden Liebe, Hohel. 8, 6, mit der Stärke der Hölle, weil dieſe durch keine menſchliche Kraft vermieden oder umgangen, noch durchbrochen und daraus entgangen werden kann. — Ein ausdrücklicher Spruch iſt Pred. Sal. 9, 10: „Alles was dir vor Handen kommt zu thun, das thue friſch. Denn in der Hölle, da du hinfähreſt, iſt weder Werk, Kunſt, Vernunft, noch Weisheit.“ Hier iſt offenbar vom allgemeinen Schickſal aller Menſchen, und nicht der Gottloſen allein die Rede. — Jeſaias 14, 9 ff. und Ezech. 32, 18 ff. ſtehen zwar Grab und Hölle bei einander. Allein es iſt zu merken, daß beide Propheten zwar die Höllenfahrt und das Begräbniß bei einander ſetzen, aber ſie doch nicht für eins halten; jenes aber geſchieht wegen ihres gemeinen Orts, weil ſowohl das Grab als die Hölle in der Erde iſt, oder weil Seele und Leib ſich auf einander beziehen, oder weil ihrer beider Zuſtand zugleich eintrifft; denn zu eben der Zeit, da der Leib im Grab iſt, iſt die Seele in der Hölle. Alſo heißt es von jenen Königen und Völkern bei Ezechiel: daß ſie mitten aus der Hölle (mittoch Scheol) den Pharao anreden: nämlich der Seele nach: und daß all ihr Volk um ſie her begraben liege: nämlich dem Leibe nach. [Hierin ſcheinen jedoch noch Verborgenheiten zu liegen. Es ſoll gewiſſen Erfahrungen nach eins der größten Leiden für die abgeſchiedenen Seelen ſeyn, wenn ſie ſich bei ihrem Leichnam aufhalten und ſeiner Zerſtörung gleichſam mit theilhaftig werden müſſen]. — Jeſaias 28, 15 ff. „Wir haben mit dem Tode einen Bund, und mit der Hölle einen Verſtand gemacht; wenn eine Fluth daher geht, wird ſie uns nicht treffen; denn wir haben die Lüge unſre Zuflucht, und Heuchelei unſern Schirm gemacht" — wo von luſtiger Vermeidung der Todesgefahr die Rede iſt. C. 38, 18: „Die Hölle lobet dich nicht, ſo rühmet dich der Tod nicht; und die in die Grube fahren, warten nicht auf deine Wahrheit." Der Tod hat alſo beſtändig die Hölle, als den Seelenaufenthalt, bei ſich. — Hoſ. 13, 14 wird die dem menſchlichen Geſchlecht zu gut kommende Frucht der Höllenfahrt Chriſti beſchrieben: „Ich will ſie erlöſen aus der Hölle, und vom Tode erretten. Tod, ich will dir ein Gift ſeyn; Hölle, ich will dir eine Peſtilenz ſeyn!" Der Verf. ſucht zu beweiſen, daß hier nicht von einer ſolchen Erlöſung aus der Hölle die Rede ſey, daß man nicht darein komme, ſondern wo die Verſtorbenen wieder herauskommen, bey ihrer Auferſtehung, nachdem ſie wirklich darin geweſen ſind, wobey er die Ueberſetzung des obigen Spruchs nach den 70. 1 Kor. 15, 54. anführt. (Beides iſt vermuthlich richtig, und ob zwar alle Seelen in Scheol kommen, ſo hat Scheol doch Grade; und wie die durch den Glauben an Chriſtum Wiedergeborenen gewiß nicht in den tiefſten Scheol, in die Grube des Verderbens fahren, ſo kommen ſie auch ſchwerlich in denjenigen ängſtlichen Zuſtand, welchem natürliche Seelen der beſſern Art noch immer ausgeſetzt ſind, um darin durch langwierige Bearbeitung gebildet zu werden; ſondern ſie werden wirklich ſchnell durch die Schauer des Hades hindurchgeführt, ja davor bewahrt, ſchweben ſiegreich darüber hinweg. Um nun Einen Beweis beyzubringen, ſo erzählt unſer Heiland ſogar noch vor vollbrachter Erlöſung in jener wirklichen oder angenommenen Geſchichte Luc. 16, 22. 23: Lazarus ſey geſtorben, und von den Engeln getragen worden in Abrahams Schooß; der Reiche aber ſey in den Qualort des Hades gekommen. Daß nun die vergnügliche Ruhe der Patriarchen, welche hier Abrahams Schooß heißt, und zu dem paradieſiſchen Theil des Hades gehört, dem Raum nach ebenfalls unter der Erde, und unter dem Boden [illegible] ſey, iſt ſchwer zu glauben, und es ſcheint hiegegen nichts zu verſchlagen, daß Jacob und andere fromme Männer von ihrer Hinabfahrt in den Scheol reden, weil ſie nach dem gemeinen Schickſal reden, und mehr oder weniger durch das unterirdiſche Thal des Todesſchattens (Pſ. 23) wirklich mögen gegangen ſeyn; offenbar aber iſt hier, daß der fromme, arme Lazarus unmittelbar in die friedliche Ruhe der Seelen getragen wird, und von den Schauern der Unterwelt oder des Todtſeyns, aus denen er ſogleich von den Engeln gezogen wird, möglichſt wenig empfindet. Es drängt ſich auch hier noch auf die Stelle Offenb. 6, 9, wo die Seelen der Märtyrer unter dem Brandopferaltar des himmliſchen Tempels ruhen. Ferner iſt der Schächer ſchnell mit Chriſto durch die Angſt des Hades hindurchgefördert worden, und ins Paradies aufgeſtiegen; und wollte man behaupten, daß dieß ein einziges Beiſpiel ſey, ſo läßt es ſich noch mit weit mehrerem Recht für ein umfaſſendes Vorbild aller begnadigten Sünder erklären] — Röm. 10, 7, wo der Apoſtel, um zu beweiſen, daß die evangeliſche Gerechtigkeit nicht ferne ſey, die Worte 5 Moſ. 30, 12 ein wenig verändert anführt: „Sprich nicht in deinem Herzen: Wer will hinauf gen Himmel fahren? (Das iſt nichts anders, denn Chriſtum herabholen.) Oder: Wer will hinab in die Tiefe fahren? (Das iſt nichts anders, denn Chriſtum von den Todten holen.)“ Folglich hält Paulus dafür, die Todten ſeyen in der Tiefe. Tehom und Abyssos können nicht das Grab bedeuten, ſondern die ungeheuern Tiefen in der Erdkugel, deren etliche voller Luft, etliche voll Feuer, etliche voll Waſſer ſind, Pſ. 71, 20 die Tiefen oder Abgründe der Erde genannt. Einer Tiefe der

Waſſer wird Jon. 2, 6 gedacht. Einen Abgrund, worin kein Waſſer iſt, indem er vom Meer unterſchieden wird, führt Hiob an, C. 28, 14: „Der Abgrund ſpricht: Die Weisheit iſt nicht in mir, und das Meer ſpricht: Sie iſt nicht bei mir." Zachar. 9, 11: „Du läſſeſt auch durchs Blut deines Bundes aus deine Gefangenen aus der Grube, da kein Waſſer innen iſt." Offenb. 9, 11 läßt der Engel Abaddon oder Apollyon nicht zweifeln an der Bedeutung von Abyssos, Abgrund, indem er ohne Zweifel aus der Hölle geſendet iſt. Die Tiefe, wovon Paulus redet, iſt alſo nichts anders als Hades, die Hölle, das gemeine Behältniß der Todten, welches aber nach Unterſchiedlichkeit der Erdhöhlen aus etlichen gar ungleichen Theilen oder Wohnungen beſteht. Die Todten können aber bei ihm nicht die Verdammten ſeyn, weil er ſagt: „Das iſt Chriſtum von den Todten holen." Selbſt das Wörtlein aus (ek) zeigt an, Chriſtus habe einer von dieſen Todten ſeyn müſſen. — 1 Petr. 3, 18 ff.: „Chriſtus getödtet nach dem Fleiſch, aber lebendig gemacht nach dem Geiſt. In demſelbigen iſt er auch hingegangen, und hat geprediget den Geiſtern im Gefängniß, die etwa nicht glaubeten ꝛc." Dieſe Worte ſind den Auslegern ſehr ſchwer vorgekommen; es zeigt ſich aber jedem unpartheyiſchen Leſer beim erſten Anblick ſogleich folgender Verſtand: daß Chriſtus, der Seele nach lebendig gemacht, zu der Zeit, da er dem Leibe nach noch todt war, zur Hölle abgefahren ſey, und daſelbſt Hoffnung zur Seligkeit gemacht habe denen Seelen im hölliſchen Gefängniß, die ohne Hoffnung der Seligkeit in der

Sündfluth wegen ihres vorigen Unglaubens umgekommen ſind, doch aber mitten in ſolcher ihrer Noth und Untergang Gottes Barmherzigkeit angerufen haben. Nicht daß dieſen allein der Heiland die durch ſein Verdienſt ihnen erworbene Seligkeit verkündigt habe; ſondern weil dieſes einzige Exempel in der Schrift aufgezeichnet iſt von einem ſolchen Unglauben, der mit dem zeitlichen Tode geſtraft worden, doch aber in der Todesnoth durch herzliche Reue zurückgenommen, und gebeſſert worden, da weder Gefühl noch Verheißung göttlicher Erbarmung mehr zu ſpüren war. Denn daß die Predigt Chriſti eine evangeliſche oder Gnaden- und Troſtpredigt geweſen ſey, lehret uns V. 6 des folgenden Capitels: „Denn dazu iſt auch den Todten das Evangelium verkündigt.“ Und kann keine Urſache erdacht werden, warum der Heiland, der um des menſchlichen Heils willen Alles gethan hat, was er gethan hat, den verdammten und hoffnungsloſen Seelen ihre längſt ausgeſtandene Verdammniß aufs Neue habe ankündigen wollen. Man könnte dieſer Auslegung vorwerfen: 1) daß die Schrift nicht pflege, Seelen Geiſter (Pneumata) zu nennen, ſondern Psychai, Seelen, 2) daß vom Geiſt man nicht wohl ſagen könne, er werde lebendig gemacht, als der ja allezeit lebet. Daß ich auf beides zugleich antworte, ſage ich: die Seele lebe nicht allzeit vollkommen wirkſam, ſondern ſo lange ſie außer dem Leibe iſt, ſtehen die Lebenswirkungen für gewöhnlich in ihr ſtill; außerordentlich aber bekomme ſie bisweilen ihren Geiſt wieder von Gott. [Dieſe Lehre, wovon unten weiter, behaupten auch Andre, nämlich daß im Tode nicht bloß der erſtere Theil des Menſchen überhaupt vom Körper, ſondern auch Seele und Geiſt von einander geſchieden werden.*) Leblos kann darum die Seele nicht ſeyn, wie wir ſogleich hören werden, wohl aber ihrer höhern geiſtigen Kräfte für gewöhnlich beraubt, und mehr fühlend, als denkend und handelnd.] Und dieſes, lehrt hier Petrus, ſey der Seele Chriſti, da ſie in die Hölle fuhr, als etwas Sonderbares widerfahren [nämlich daß ſie den Geiſt, den Chriſtus vorher in die Hände des Vaters befohlen, nach dem Augenblick des Todes wieder erhielt, um, als ſie durch die Trennung das ganze Menſchenſchickſal erfüllt hatte, ihr übriges Geſchäft im Hades zu vollbringen. So verſtanden, iſt die Lehre, die der Verf. vorträgt, vollkommen glaublich, und erklärt vollſtändig die Worte V. 18. 19: — „Lebendig gemacht nach dem Geiſt; in welchem er auch hingegangen, und hat geprediget" ꝛc.] Doch müſſen auch die Seelen, denen Chriſtus geprediget hat, damals lebendig gemacht worden ſeyn. [Auch von ihnen iſt's allerdings wahrſcheinlich, daß ſie zur Anhörung der Gnadenpredigt Chriſti wieder mit ihrem Geiſt begabt wurden, wenigſtens auf dieſen Augenblick.] Denn ſie ſollten ja gleich darauf aus der Hölle ausgeführt und mit ihren Leibern vereinigt werden. [Für das Letztere, welches mit einer allgemeinern Hypotheſe des Verf. zuſammenhängt, kenne ich für eben dieſe Seelen keinen Beweis; daß ſie aber aus ihrem unſeligen Zuſtand durch den Glauben an den erſchienenen Erretter, in einen friedlichern verſetzt, und in ſofern aus dem Gefängniß ausgeführt worden, will ich ſo wenig als die folgende Sprachbemerkung widerſtreiten.] Und daher kommt es nun, daß nicht nur Chriſti Seele, ſondern auch jene Seelen im Gefängniß, Geiſter genannt werden, weil ſie nämlich wieder mit ihrem Geiſt begabt worden ſind. Denn die Seele iſt zwar lebend (ζωσα), der Geiſt aber iſt lebendigmachend (ζωοποιουν), wie Paulus redet 1 Kor. 15. [Es ſcheint überhaupt nicht ungewöhnlich, daß die Seele den Gebrauch ihres Geiſtes auf gewiſſe Zeiten wieder erhält. Bei ihren [illegible] als [illegible] ſcheint dieß nicht der Fall zu ſeyn. Wohl aber bei Gelegenheiten, wo ſie zur Beſinnung und zum Reden kommt, wovon ein bibliſches Beyſpiel die Erſcheinung Samuels, 1 Sam. 28; oder wenn ſie durch den eigentlichen Hades hindurchgefördert und zum Lebensbaum wieder vorgedrungen iſt.] — Offenb. 6, 8, folgt die Hölle dem Tod auf dem Fuße nach, wodurch zu erkennen gegeben wird, daß Alle, die durch die viererlei Plagen, Schwert, Hunger, Tod und wilde Thiere, umkommen, Fromme und Gottloſe gleich nach dem Sterben auch in die Hölle kommen. — C. 20, 13 ſieht Johannes, daß das Meer, und der Tod, und die Hölle, gaben die Todten, die darinnen waren, und ſie wurden gerichtet nach ihren Werken. Der Verf. bemerkt hier, der Tod, Maveth, ſey ein Theil von der Hölle, vgl. Hiob 28, 21, und das Meer ſey auch eins unter den Seelenbehältniſſen oder Gefängniſſen. Denn einige bibliſche

---

*) Auch in der Seherin aus Prevorſt kommen hierüber klare Angaben vor.

Abgründe ſind voll Waſſer, gleichwie andre voll Luft, und andre voll Feuer. Und es kann ſeyn, ſagt er, daß, nach Unterſchied der Seelen und der göttlichen Gerichte über ſie, einige Seelen in jenen Waſſertiefen ſich aufhalten müſſen. Denn daß von den Leibern der Todten die Rede nicht ſey, iſt daran zu ſehen, weil das Meer alle Todtenkörper von ſich auswirft, wie auch an der Beſchaffenheit der übrigen Behältniſſe, die ja keine Körper von ſich geben können, weil ſie keine gehabt haben. [Indeſſen ließe ſich der Tod oder die Verweſung auf den Körper beziehen, und ſo auch das Meer, indem vermuthlich die Menſchenleiber der Urwelt größtentheils unten im Meer begraben ſind. Jedoch geben auch Andere, und wo ich nicht irre, der ſel. Pf. Oberlin aus ſeinen Viſionen, das Meer als eine Abtheilung des Hades an.] Nach V. 12 wurden dieſe Todte gerichtet nach der Schrift in den aufgethanen Büchern, worunter eins das Buch des Lebens war; alſo folgt, daß auch die Seelen der Frommen, die ſelig werden, vor der Auferſtehung in der Helle ſind, die unterſchiedliche Wohnungen in ſich begreift; wiewohl nicht in dem Theil, der Tod oder Abaddon (Verderben) heißet. [Sowohl wenn Tod im leiblichen Sinn genommen, als wenn darunter das Todtſeyn überhaupt verſtanden wird, hat dieß keinen Anſtand; ja die Helle, d. i. der Hades, hat auch ihren Ort des Friedens und der Seligkeit, der aber nicht unter der Erde zu ſeyn braucht.]

Des I. Cap. 2. Hälfte. Auch die uralte Tradition oder Sage und Beſtimmung aller Völker beweiſt, daß jene Wahrheit den erſten Menſchen bekannt geweſen, von ihnen ihren Nachkommen mitgetheilt und alſo unter alle Völker verbreitet worden. Die natürliche Neigung zum Erdichten, wodurch ſolche etwas verändert worden, benimmt ihr ſelber nichts. Daß die Seelen aller Verſtorbenen ins Revier der Todten hinabkommen, hat erſtlich die Jüdiſche Kirche geglaubt, wie deren berühmteſte Lehrer zeigen. Nämlich Baruch 2, 17: „Die Todten in der Hölle, welcher Geiſt aus ihrem Leibe gefahren iſt, rühmen nicht die Herrlichkeit des Herrn.“ Die Worte ſind aus Pſ. 115, 17, und für Dumah, Stille, ſetzt er Hölle. — C. 3, 11 verbindet er die Todten und die zur Hölle fahren, als einerlei mit einander: „Wie kommt es, daß du dich verunreinigeſt unter den Todten? Daß du unter die gerechnet biſt, die in die Hölle fahren?“ — Sirach 14, 12: „Gedenke, daß der Tod nicht ſäumet; und du weißt ja wohl, daß du keinen Bund mit der Hölle haſt.“ V. 16: „In der Hölle iſt keine Luſt zu ſuchen“ (Luther: wenn du todt biſt, ſo haſt du ausgezehret.) — C. 48, 5 rühmt er unter des Elias Wunderwerken, daß er einen Todten aus der Hölle wieder in das Leben zurückgebracht habe. — C. 51, 7. 8: „Ich war dem Tode nahe, und mein Leben war ſchier zur Hölle geſunken.“ — Weisheit 16, 13: „Du, Herr, führeſt hinunter zur Höllenpforte, und führeſt wieder heraus.“ — Geſang der drei Männer V. 38 preiſt Gott, daß er ſie aus der Hölle erlöſet, und ihnen vom Tode geholfen habe. — Nach 4. Esra kommen die Seelen in die Hölle hinab, und bleiben darin, bis ſie vollbereitet werden, wie ein Kind im Mutterleibe; und wenn ſolches geſchehen, können ſie nicht länger von der Hölle aufgehalten werden [ob ſie aber ſchon dann mit dem Leibe auferſtehen? wie der Verf. glaubt], welche Vergleichung auch anderswo in den kanoniſchen Büchern gemacht wird. Daher die Auferſtehung der Todten, und die derſelben vorhergehende Erneuerung des Menſchen im Mutterleib der Erde, eine Wiedergeburt heißt Matth. 19, 28. Und Pſ. 139, 15 umſchreibt und nennt der Pſalmiſt den Mutterleib, worin die noch ungeborne Leibesfrucht ſich aufhält, tachtijoth haarez, die untern Oerter der Erde [alſo der Aehnlichkeit halber als geheimer Wink, nicht, wie Andre glauben, weil der Pſalmiſt einen Aufenthalt der Seelen vor der Geburt in der Erde annimmt.] Die Worte 4 Esra 4, 40 ſind: »Geh und frage ein ſchwangeres Weib, ob ſie auch, wenn ſie ihre neun Monden erfüllet hat, die Frucht noch könne bei ſich in der Mutter behalten? Und ich antwortete und ſprach: Nein, Herr, das kann ſie nicht. Und er ſprach zu mir: In der Hölle ſind die Kammern der Seelen der Mutter gleich. Denn gleichwie eine Gebärerin eilet, der Noth der Geburt zu entfliehen: alſo eilet auch dieſe, wiederzugeben, was ihr vertraut iſt.« Und V. 35 redet er von den Seelen der Gerechten [ſpricht aber hier im Ganzen vielmehr von einem allgemeinen Endetag, als von einzelnen leiblichen Auferſtehungen, wie der Zuſammenhang zeigt]. Und V. 8: »In die Tiefe bin ich nicht geſtiegen, in die Hölle bisher auch nicht.« — Joſephus ſchreibt den Eſſäern (Alterth. B. 18) die Lehre zu:

daß zwar alle Seelen nach dem Tod unter die Erde hinabfahren, allwo ſie gerichtet werden; die Frommen aber allein bald [dieſes Wort ſteht bei Joſ. nicht, man müßte es denn im Ausdruck überhaupt ſuchen] wieder da heraus und zum Leben kommen, die andern aber immerfort da gefangen liegen müſſen. Auch noch jetzt glauben die Juden einen unterirdiſchen Reinigungsort der Seelen. Tacitus ſagt von ihnen (Hist. V.) ſie begraben ihre Todten, anſtatt ſie zu verbrennen, und haben mit den Aegyptern einerlei Anſtalt mit ihren Todtenkörpern, und einerlei Glauben von den Seelen in der Hölle.

Dieſen Glauben der Aegypter, daß die Seelen in unterirdiſche Oerter hinabkommen, haben die Griechen von ihnen empfangen. Euſebius (Praep. Evang. X. 8) bezeugt aus dem Diodorus Siculus, daß das Gedicht von des Orpheus Reiſe in die Hölle zu ſeinem verſtorbenen Weib Eurydice daher entſtanden ſey, weil er, ſeine Traurigkeit über ihr Abſcheiden zu mindern, in Aegypten gereiſet, und daſelbſt von den Aegyptiſchen Prieſtern Unterricht von dem Zuſtand der abgeſchiedenen Seelen empfangen habe, welchen, er hernach in Griechenland heimgebracht und fortgepflanzt habe. Die Sinnbilder der Aegypter haben ſodann vielleicht zu den Fabeln der Griechen von der Hölle Gelegenheit gegeben. [Dieſe möchten wohl im ſymboliſchen Volksglauben der Griechen ſelbſt ihren Urſprung haben; die Orphiſchen Myſterien aber, von denen hernach durch Eumolpus den Orphiker die Eleuſiniſchen abſtammten, könnten richtige Begriffe von der Sache enthalten haben.] Außer Homer und den übrigen Poeten haben auch Philoſophen davon geſchrieben, inſonderheit Demokritus, der etwas älter iſt als Plato, wie Diog. Laertius meldet, ein Buch von dem, was in der Hölle vorgehe; welcher auch von der Auferſtehung der Leiber etwas gewußt hat, nach Plin. hist. nat. VII. 56. [Zweybr. Ausg. Die Worte des Materialiſten Plinius des Aeltern ſind: Similis et de asservandis corporibus hominum, ac reviviscendi promissa a Democrito vanitas, qui non revixit ipse. »Von gleicher Eitelkeit iſt auch das Aufbewahren der menſchlichen Körper, und was Demokritus vom Wiederlebendigwerden verſprochen hat, der doch ſelbſt nicht wieder lebendig wurde.« Demokrit hatte aber wohl ſchwerlich verſprochen, in Kurzem wieder lebendig zu werden. Ebenderſelbe Plinius ſagt am Ende des 53. Capitels im Vorbeigehen: es gebe auch Beyſpiele, daß Leute nach dem Begräbniß erſchienen ſeyen.] Ein ähnliches Buch ſchrieb Cebes von Theben, nach dem Bericht des Laertius und Suidas. Am ausführlichſten beſchreibt Plato den Zuſtand der Seelen in der Hölle, ſowohl im Timäus und Gorgias, als beſonders im Phädo, und iſt hierin ſeinem Vorgeben nach der überlieferten Sage der Alten gefolgt. — Anaxagoras von Klazomenä wurde beim Sterben von ſeinen Freunden gefragt, ob er in ſein Vaterland gebracht ſeyn wolle; antwortete aber, er wolle zu Lampſacus bleiben, denn es ſey von einem Ort ſo nah zur Hölle, als vom andern. — Der Römiſche Pöbel rief die Muttererde und die Höllengötter an, dem verſtorbenen Kaiſer Tiberius ja kein andres Quartier, als unter den Gottloſen zu vergönnen. —

Die Griechen bekennen, daß ſie die Lehre von der Hölle den Ausländern zu danken haben, und von den Aegyptern iſt bereits geſagt worden; von den mitternächtlichen Völkern aber, erzählt Xenokrates [wo?], habe Opis und Hekaerges eherne Tafeln in Griechenland gebracht, worauf geſtanden ſey, die Seele komme nach dem Abſchied aus dem Leibe an einen verborgenen Ort unter der Erde, da der Göttin Juno ihre Reſidenz ſey (das ſind Höhlen voll Luft, ſagt der Verf., denn die Luft hat das fabelhafte Heidenthum der Juno zugeeignet, gleichwie dem Jupiter den Himmel), mithin viel enger, als Jupiters Hof. Die Herausforderungen der Seelen aus der Erde gehören auch dahin, wie die 1 Sam. 28, 14. und die Berufung der Seele des Achilles bei Philoſtratus im Leben des Apollonius von Tyana, B. 4. C. 5. Zwar waren immer ſolche, die dieſe Lehre von den Verſtorbenen für Fabel hielten, daher das Sprichwort leichtfertiger Griechen, da man von einer Erdichtung zu ſagen pflegte: Ta en Hadu, »Mährchen von der Hölle!« Indeſſen benimmt dieß, ſo wie die Meinungen einzelner Secten, als der Epikureerchen, zu welcher Plinius der Aeltere gehörte (Hist. nat. II, 63 VII, 56), dem allgemeinen Beifall der Völker nichts. — Die Braminen der Indier haben denſelben Glauben von dem Aufenthalt der Seelen unter der Erde. — Deßgleichen die Mohammedaner, in deren Geſetz von einem Reinigungsort der Seelen gelehrt wird, und Gebete und Gottesdienſt für die Verſtorbenen angeordnet ſind. [Dieſe Lehren ſind eigentlich von den Auslegern des Korans hinzugeſetzt worden, ſ. Relands

Mohammedaniſche Moſchee S. 138. 730.] — Von den chriſtlichen Lehrern iſt in der erſten Kirche kein einziger, der da ſage, die Seelen der Frommen kommen für gewöhnlich gleich in den Himmel oder gar zum Anſchauen Gottes, und nicht vielmehr in die Hölle; die erſtere Behauptung entſtand, als in der Kirche die Anrufung der Heiligen, die Lehre von der Möglichkeit der Vollkommenheit des Menſchen in dieſer Sterblichkeit, und die Einbildung von überflüſſigen Verdienſten (opera supererogationis) aufgekommen. Die Lehre vom Fegfeuer ſelbſt rührt nur von Verfälſchung der Wahrheit eines Reinigungsſtandes der Seelen in den unterirdiſchen Oertern bis zur Vollendung ihrer Wiedergeburt oder Erneuerung her. — Tertullian macht nur einmal eine Ausnahme, L. de resurr. C. 43: »Keiner kommt alſo bald nach ſeinem Abſchied aus dem Leibe heim zu dem Herrn, es ſey denn wegen Vorzugs des Märterthums, daß er alſogleich ins Paradies, und nicht in die Hölle hinabkomme.« In ſeinem Buch von der Seele ſagt er C. 55: »Wenn Chriſtus zur Hölle hinabgeſtiegen, und nicht eher aufgefahren iſt, bis er in die untern Oerter der Erde hinabgefahren war, damit er daſelbſt den Patriarchen und Propheten ſich mittheilen möchte: ſo haben wir billig den Aufenthalt der Verſtorbenen unter der Erde zu glauben, und diejenigen abzuweiſen, die da ziemlich ſtolz meinen, die Seelen der Gläubigen ſchicken ſich nicht dahin; und alſo Knechte ſind, die über ihren Herrn, und Jünger, die über ihren Meiſter ſeyn wollen.« Und am Ende dieſes Cap. »Du haſt von uns ein

Büchlein vom Paradies, darin wir behaupten, daß eine jede Seele in der Hölle eine Zeit lang verwahrt werde.« Und C. 58: »So kommen denn alle Seelen in die Hölle, ſagſt du? Ja, dem iſt alſo, du magſt wollen oder nicht. Es gibt da beides, Pein und Erquickung.« Nebſt andern Stellen Tertullians citirt der Verf. noch den Lactantius, Ambroſius, Auguſtinus und andre Kirchenväter. Auguſtin läugnet zwar Epiſt. 57 und 59, daß der Schooß Abrahams, oder der Aufenthalt der Seelen der Erzväter, Hölle genannt werde, weil die Schrift dieſen Namen dem Ort der Qual gebe; allein man muß die obere und untere Hölle unterſcheiden, welche Erklärung er ſelber an die Hand gibt, L. 20. de civit. Dei C. 15: »Es ſcheint nicht ungereimt zu ſeyn, daß man glaube, auch die alten Heiligen, die an Chriſtum als zukünftig geglaubt haben, ſeyen zwar ſehr weit von dem Ort der Qual der Gottloſen, aber doch bei den Verſtorbenen drunten (apud inferos) geweſen, bis Chriſti Blut und Abfahrt an ſelbigen Ort ſie davon ausgeführt.« Gregorius M. ſagt L. 12. Moral. C. 6: »Doch ſagen wir nicht, daß die Seelen der Gerechten alſo in die Hölle hinab (ad Infernum) gekommen ſeyen, daß ſie in Oertern der Pein und Strafe geweſen ſeyn ſollten; ſondern man ſoll glauben, daß in der Hölle unterſchiedliche Oerter ſeyen, obere und untere; daß alſo in den obern die Gerechten geruhet, in den untern aber die Ungerechten gequält worden ſind.« Hieronymus ſchrieb zwar wider den Vigilantius, welcher ein Vertheidiger des Seelenſchlafs geweſen, und folglich die Anrufung der Heiligen und die Verehrung ihrer Ueberbleibſel widerlegt hatte, weil ſie nämlich die ihnen erzeigte Ehre nicht empfinden, noch wiſſen konnten; er ſagt jedoch in Comment. ad Eccl. 9: Bei den Verſtorbenen drunten (apud Inferos) ſey der gemeine Ort aller Seelen (zum wenigſten vor Chriſti Zukunft). [Dieſer letzte Unterſchied iſt wohl zu bemerken, und vermuthlich noch nicht hinreichend.] Unter den Griechiſchen Kirchenvätern, ſagt Irenäus L. 5. contra haeres. C. 31: »Da der Herr ſelber mitten in den Schatten des Todes (ſo erklärt er das hebr. Zalmaveth) hingegangen, wo die Seelen der Verſtorbenen waren, hernach leiblich auferſtanden, und nach der Auferſtehung gen Himmel aufgenommen worden iſt: ſo iſt offenbar, daß auch ſeiner Jünger, um deren willen der Herr auch ſolches gethan hat, ihre Seelen an einen von Gott ihnen beſtimmten unſichtbaren Ort (ſo umſchreibt er die Hölle, Hades) hingehen, und bis zur Auferſtehung daſelbſt bleiben werden.« Der Verf. citirt noch den Juſtinus, Origenes, Chryſoſtomus, Theodoretus, Theophylactus und Andre. Und obſchon die Griechen, ſetzt er hinzu, meiſtentheils das Wort Hadu oder Hades, Hölle, nicht ausdrücklich ſetzen, ſind ſie doch zum wenigſten darin auf unſrer Seite, daß ſie die Seelen der Frommen nicht unmittelbar aus dieſem Leben in den Himmel verſetzen, noch zur Anſchauung Gottes und Seligkeit zulaſſen. Hieher gehören auch die Ausſprüche aller Kirchenväter, da ſie lehren, daß die Höllenfahrt Chriſti nur ſeiner Seele nach, und zwar deßwegen, damit er andern Menſchen in allem gleich würde, geſchehen ſey. Auch kommt dazu die Beiſtimmung der heutigen Griechiſchen und der Armeniſchen Kirche; deren beſtändige Lehre iſt, daß keine Seelen vor der Auferſtehung zur Anſchauung Gottes gelangen, ſondern unterdeſſen in ihren Behältniſſen ſchlafen, worüber ſie von dem Florentiniſchen Concilio anathematiſirt worden ſind. [Im Ganzen alſo hatten die alten Kirchenlehrer unſtreitig richtigere Begriffe von der Sache, als man ſpäter ſowohl in der katholiſchen, als in der proteſtantiſchen Kirche, von welcher leztern nachher die Rede iſt, beſaß. Nur ſcheinen ſie in Abſicht der Behauptung des Verf., daß alle Seelen bis zu ihrer Auferſtehung in einem oder dem andern Behältniß unter der Erde verbleiben müſſen, eben nicht alle der entſchiedenen bejahenden Meinung geweſen zu ſeyn.] Bei der nachherigen Kirchenreformation ſind zwar die Irrthümer des Fegfeuers, das iſt die Meinung von einer genugthuenden peinlichen Reinigung, welche durch die Verdienſte und Fürbitte der Lebendigen abgekauft werden möge, und deren empfindliche Pein nur der Währung nach von der Pein der Verdammten unterſchieden ſey, ausgemuſtert worden; doch iſt nicht zu läugnen, 1) daß zugleich mit verworfen worden ſey die wahrhafte Lehre von der Vorhölle der Väter, und von der Reinigung der Seelen, die nicht in Genugthuung oder Bezahlung der Strafe, ſondern in der Wiedererneuerung des vollkommenen Ebenbildes Gottes und Heiligung beſteht, und durch unmittelbare Wirkung des Geiſtes Gottes verrichtet wird; und 2) daß anſtatt dieſer Wahrheit der Schluß des Florentiniſchen Concilii angenommen worden: daß nämlich Einige gleich nach dem Tode, bloß der Seele nach, die alle Wirkungen, nicht nur des verſtändlichen, ſondern auch des ſinnlichen Lebens vollkommen habe, in den Himmel kommen, und zur ſeligmachenden Anſchauung Gottes zugelaſſen werden. Denn es ſchien den Reformatoren das Gedicht vom Fegfeuer ſo von Irrthümern zu wimmeln, daß ſie glaubten, es ſey gar nichts Geſundes noch Wahrhaftes darunter, und es ſey ganz und gar mit Fleiß nur um des Gewinns willen erdichtet. — Luther aber ſcheint doch ſeine Meinung geändert zu haben, indem er Comment. in Genesin (eins der letzten Werke von ihm) S. 25 ſchreibt: »Gleichwie Keber, das Grab, den Frommen und Gottloſen mit einander gemein iſt, alſo auch Scheol.« Und S. 42: »Werden alſo dieſe mit Recht unterſchieden: daß nämlich das Grab ſey der Ort, da der Körper und Gebeine einer gewiſſen Perſon zu gewiſſer Zeit und Ort verwahrt werden; Scheol aber ein gemeines Behältniß, nicht der Leiber allein, ſondern der Seelen, wo alle Todten verſammelt werden.« — Die Wiedertäufer, Schwenkfelder und andere Secten ſind wenigſtens darin für uns, daß ſie den abgeſchiedenen Seelen keinen völligen und von ihnen ſelbſt empfundenen Genuß oder Gefühl der Seligkeit (sensum reflexum) und keine völlige Lebenserweiſung oder Wirkung zuſchreiben. [Dieſe und des Verf. Meinung wäre alſo die, daß die Seele kein eigentliches Bewußtſeyn ihres Zuſtandes habe, und ihre Empfindung nur traumartig ſey. Es kann jedoch ein Traum lebhafter als der andre ſeyn, wenn gleich das klare Bewuſſtern mit dem Geiſte in der Regel von der Seele geſchieden iſt; und da bei denen, welche ſchon im Leben weit in ihrer Reinigung und geiſtlichen Erneuerung oder Wiedergeburt fortgerückt ſind, keine lange Bearbeitung mehr nöthig ſeyn möchte, ſo möchten dieſe wohl bald in höhere Regionen und in ſeligere und klärere Entzückungen verſetzt, ja für immer wieder mit ihrem Geiſte begabt werden, ehe ſie dem Leibe nach auferſtehen, wenn auch dieſes einzeln geſchieht. Vgl. Hebr. 12, 23.]

2. Capitel. Daß Chriſtus allein der Seele nach zur Hölle abgeſtiegen ſey. Der Heiland mußte auch hierin allen Menſchen gleich werden, nur mit dem Unterſchied, daß er ſich nicht wie ſündhafte und der Erneuerung bedürftige Seelen darin zu verweilen brauchte. S. Pſ. 16, 10, verbunden mit Apoſtelgeſch. 2, 27, und das Vorbild Jonä, C. 2, verbunden mit Matth. 12, 40. Obgleich die Höllenfahrt Chriſti nicht ein herrliches Siegsgepränge und Aufzug in ſeinem Leib, ſondern die unterſte Staffel ſeiner Erniedrigung war, ſo hatte doch ſeine Seele dabei den Vorzug, daß ſie durch den Geiſt lebendig gemacht geweſen [den ihr alſo der Vater ſogleich nach der Hingebung deſſelben in ſeine Hände wiederſchenkte], und ihr wirkliches vollkommnes Leben hatte, auch nicht in der Hölle gelaſſen worden iſt, gleichwie ſein Fleiſch den Vorzug der Unverweslichkeit hatte [und nur verwandelt wurde, ſo daß er mit verklärtem Leibe wieder auferſtand]. Die Worte Matth. 12, 40: »Gleichwie Jonas war drei Tage und drei Nächte in des Wallfiſches Bauch, alſo wird des Menſchen Sohn drei Tage und drei Nächte mitten in

der Erde ſeyn« — ſind nicht von dem Begräbniß, ſondern von der Höllenfahrt zu verſtehen [oder doch von beiden zugleich, ja im ganzen Sinn bloß vom Begräbniß, weil das Paradies, wohin er bald nach dem tiefſten Abſteigen auffuhr, nicht, wie der Verf. meint, unter der Erde iſt. Der Verf. ſucht aber folgende Beweiſe zu bringen:]. 1) Der Heiland ſollte im Herzen d. i. mitten in der Erde ſeyn; zwar iſt nicht das Centrum und die allerunterſten Oerter der Erde gemeint, aber doch die untern Theile der Erde (Katotera, inferiora, nicht infima), wie der Apoſtel redet, Eph. 4, 9: Das Grab aber iſt nicht im Herzen der Erde, ſondern faſt an deren äußern Fläche, beſonders Chriſti Grab im Felſen, ſ. Joh. 20, 1 ff. (nicht »hinabgeſtiegen«, ſondern »hineingegangen«). Herz iſt nach dem Schriftgebrauch immer das Inwendige eines Dinges, z. B. 5 Moſ. 4, 11 heißt es, der Berg Sinai habe gebrannt von Feuer bis an das Herz des Himmels; zwar vergrößerungsweiſe, doch mit einem ſolchen Nachdruck, daß nicht eine kleine Weile, ſondern eine gar große Höhe angedeutet wird. [Allein eben dieſe Sprechweiſe ſcheint den Verf. zu widerlegen, und Chriſtus war dadurch im Herzen der Erde, daß er im Herzen der Gruft war.] Pſ. 46, 3: Die Berge im Herzen des Meers, ſind nicht Vorgebirge, ſondern die Berge, die mitten unter den Wellen entweder hervorſtehen oder verborgen ſind, beſonders gehört hieher Jon. 2, 4, wo er klagt, daß er bis zu der Berge Gründen und in das Herz des Meers hinabgeſunken ſey. [Auch dieſe Stellen überzeugen nicht vollkommen.]

2) Aus der Aehnlichkeit des Vorbilds ſelbſt erhellt, daß der Heiland von der Höllenfahrt und nicht von dem Begräbniß habe reden wollen. [Oder von beiden?] Denn der Prophet ſagt ſelbſt, da er im Bauche des Wallfiſches war, er ſey im Bauch Scheol, der Hölle, geweſen — dieſe bildete der Bauch des Wallfiſches ab, theils wegen der Unerſättlichkeit, theils wegen der Tiefe. 3) Die Zeit in den Worten Matth. 12 läßt ſich nicht in drei Tage des Aufenthalts im Grabe, wohl aber in drei Tage des Aufenthalts in der Hölle abtheilen, obgleich auch hier Schwierigkeit, aber nur ſcheinbare iſt. Tag und Nacht iſt Umſchreibung = ein Civiltag oder Zeit von 24 Stunden. Alſo drei Tage und drei Nächte = drei Civiltage. Man rechne das ganze Leiden, oder die Zeit des Todes bis zur Auferſtehung, ſo kommen doch nicht drei abſonderliche Tage und drei abſonderliche Nächte heraus, ſondern ein ganzer Civiltag (oder 24 Stunden) und von noch zwei die Stücke; dieſe Stücke werden synecdochice (pars pro toto) Tage, und periphrastice Tag und Nacht genannt. Dieſe drei Tage fangen an nach dem Tode des Heilandes, Joh. 2, 19. Luc. 24, 7. Jeſus wurde aber nicht gleich nach ſeinem Tode begraben, der nach 3 Uhr Nachmittags erfolgte. Da mußte erſt bei Pilatus angehalten werden; Joſeph von Arimathäa geht zu dieſem, kauft nachher Leinwand und Specerei, nimmt den Nikodemus zu ſich, kommt endlich wieder aus der Stadt nach Golgatha, nimmt den Leib ab, bringt ihn in ſeinen nahegelegenen Garten. Dieß Alles erforderte wenigſtens drei Stunden, ſo daß Chriſtus nicht

vor 6 Uhr Abends ins Grab kam. Und mit 6 Uhr endigte ſich dieſer tag- und nachtgleiche Tag, ſonderlich in Judäa, und der große Sabbath ging an; Luc. 23, 54: »Es war der Rüſttag, und der Sabbath brach an;« das klein Wenige aber, was vom Rüſttag noch übrig geweſen, würde man allzu ſeltſam einen Civiltag, oder Tag und Nacht, nennen, und umſchreiben. Für die Höllenfahrt aber paßt es gut: die drei Stunden des Freitags bis zum (Begräbniß und) Anfang des Sabbaths ſind der erſte Tag, der ganze Sabbath der zweite, die Nacht bis zur Morgendämmerung des Sonntags der dritte. [Dieſe Rechnung iſt allzu künſtlich. Was der Verf. von der Bedeutung von Tag und Nacht ſagt, iſt richtig: Chriſtus iſt in der Dämmerung begraben, und in der Dämmerung auferſtanden. Am Freitag Abend ward er begraben, am Sabbath iſt er im Grab gelegen, am Sonntag früh iſt er wieder auferſtanden — dieß ſind nach dem Sprachgebrauch drei Tage mit ihren Nächten, drei Civiltage, obgleich von zweien nur Stücke, und ſo paßt die Sache auf den Leib und auf die Seele Chriſti.] Die zwei Augenblicke, wo Chriſti Seele in die Erde hinab, und wo ſie heraufſtieg, ſind beide mit Erdbeben bezeichnet; der zweite war die Durchbrechung durch Kraft ſeines Verdienſtes und göttlicher Allmacht. Mich. 2, 13: »Der Durchbrecher wird herauffahren« ꝛc. — Der etwanige Einwurf, daß die Seele Chriſti gleich am Tage des Abſcheidens ins Paradies gekommen ſey, wird unten aufgelöst werden.

3. Capitel. Daß die Wohnung der Todten unter der Erde ſey. Dafür ſprechen unzählige Zeugniſſe — und iſt nicht entgegen die Beſorgniß, daß, wenn mit und in der Hölle auch der Qualort in der Erde iſt, derſelbe am Ende dieſer Welt nicht mehr vorhanden ſeyn möchte. Das Behältniß Hades oder Scheol braucht nicht übrig zu bleiben, wenn nur übrig bleibt die Geenna. S. Matth. 10, 28. Marc. 9. Offenb. 19, 20. C. 20, 14. 15. C. 14, 10 ff. 2 Petr. 3, 10 ff. — Der Verfaſſer führt nun Stellen für obigen Satz an: Jeſaias 7, 11. Matth. 11, 23. Hiob 11, 8 ff. C. 26, 5. 6. C. 28, 22. C. 38, 17. Sprüchw. 15, 11. — Das ganze Alterthum iſt hierin gleicher Meinung. — Die Hölle aber, ſagt der Verf., wird in der Schrift gleichſam in drei Gemächer getheilt: 1) Hades oder Scheol, Hölle; 2) Thanatos oder Maveth, der Tod; 3) Scotos exoteron, die äußere Finſterniß, oder Abaddon, das Verderben; dieß letzte ſcheint ein Ort der Qual zu ſeyn, die andern nicht alſo. Matth. 22, 13 ꝛc. Wiewohl Hades oder Scheol bisweilen gemeine Namen ſind, und auch der unterſten Hölle oder dem Ort der Qual beigelegt werden, Luc. 16, 23. [Der Reiche iſt nicht im tiefſten Qualort, ſondern nur in einer unſeligen Staffel im Hades; und daß Thanatos oder Maveth eine beſondere Stufe der Hölle ſey, iſt mir noch nicht erwieſen]. Daher iſt ohne Zweifel die Tradition in der Chriſtenheit entſprungen von drei Seelenbehältniſſen unter der Erde: der Vorhölle der Väter, dem Fegfeuer und der beſonders ſogenannten Hölle. Gregor. M. L. 12 Moral., deſſen

Worte kurz vorhin angeführt worden. [Daß das Paradies der Väter ſo ſchlechthin unter die Erde geſetzt worden in der Kirche, iſt mir keineswegs gewiß, auch aus Gregor. M. nicht; und ſo bleibt unter der Erde allerdings das Fegfeuer, d. i. die verſchiedenen peinlichern Reinigungsſtufen und die unterſte Hölle übrig.]

4. Capitel. Was für ein Leben und Lebenswirkungen die abgeſchiedenen Seelen nicht haben. — Einige, aus des Photinus Schule, meinen fälſchlich, die Seelen hätten gar kein Leben, als im Leibe. — Die Seele behält den Lebensgrund oder Wurzel, d. i. die Kräfte, von denen die Lebenswirkungen entſpringen, ſie ſey in welchem Zuſtand und an welchem Ort ſie wolle; dieſe Kräfte aber wirken nur alsdann, wenn ſie von ihrem Vorwurf bewegt und zum Wirken erweckt werden. Nun können der abgeſchiedenen Seele wachsthümliche und ſinnliche* Kräfte nicht bewegt werden; denn ſie empfangen ihre Vorwürfe nicht anders, als durch die Werkzeuge des Leibes. Und dieſes iſt nicht nur wahr von den äußerlichen Sinnen allein, ſondern auch von der Einbildungskraft und dem Gedächtniß — welche allein dem Verſtand die Bilder geben, die er hat — und zwar nicht ohne das Werkzeug des Leibes — nach der Regel: Nichts kommt in den Verſtand, was nicht zuvor geweſen in den Sinnen. Welches auch die Erfahrung bei Ohnmachten bezeugt. — Der Einwurf, daß die Seele, nur ſo lange ſie im Leibe iſt, Werkzeuge nöthig habe, die ihr die äußern Vorwürfe zuführen, nachher aber viel vollkommner und freier ſey, wenn ſie nicht mehr im Kerker des

Leibes wohne, iſt nicht von ſolcher Kraft, als er ſchein
Denn 1) wird in der Schrift geſagt, daß die Menſche
nach dieſem Leben weder leben noch ſelig ſeyn könnten
wenn keine Auferſtehung wäre. Matth. 22, 31, un
1 Kor. 15, 30. Die erſtere Stelle gibt den Schluß a
die Hand: diejenigen, welche in dem Stande ſind, da
wenn keine Auferſtehung iſt, Gott nicht ihr Gott ſey
kann, ſind vor der Auferſtehung nicht vollkommen leben
dig, und ſehen nicht Gott im Himmel von Angeſicht z
Angeſicht. Nun aber ſind Abraham, Iſaak, Jakob un
andre Fromme nach dem Tod vor der Auferſtehung i
ſolchem Stand; ergo etc. [Dieſer Schluß iſt nicht nu
ſinnreich, ſondern auch wahr; gleichwohl zeigt die Erzäh
lung vom reichen Mann, Luc. 16, daß Abraham nac
dem Tode vor der Auferſtehung wirklich lebt, denkt,
ſieht, redet und eine Art von Seligkeit genießt, un
daß der arme Lazarus, von dem Kerker des Leibes frei
ſich glücklich fühlt, und in einem vollkommneren Zuſtan
als auf Erden iſt. Es iſt nur der Unterſchied der beide
Welten wohl im Auge zu behalten, und daß auch jene
friedliche Zwiſchenleben noch nicht das wahre und voll
ſtändige ſelige Leben iſt.] 1 Kor. 15 ſagt der Apoſtel,
wenn keine Auferſtehung ſey, ſo ſey unſer Glaube eitel,
ſo würden wir allein in dieſem Leben an Chriſtum glau
ben, und die elendeſten unter allen Menſchen ſeyn —
der Apoſtel hätte nicht ſo ſchließen können, wenn die
Seelen ohne Wiedervereinigung mit dem Leibe ein höchſt-
ſeliges Leben im Himmel führten — «denn ein unvoll-
kommenes und confuſes Gefühl, als da iſt einer ſüßen

Ruhe mit lieblichen Träumen vermiſcht, will ich ihnen nicht abſprechen.« Daher auch Chryſoſtomus über die Worte des Apoſtels ſchreibt, Hom. 31. in 1. ad Corinth.: »Die Seele mag gleich hundert Mal unſterblich ſeyn, ſo wird ſie doch jene wunderbare Seligkeit nicht ohne den Leib genießen: denn ſo der Leib nicht aufersteht, wird unſre Seele ungekrönt bleiben, und außer der himmliſchen Seligkeit ſeyn.« Auf dieſe Schlußrede antwortet Bellarminus L. 1. de Purgat. Resp. ad sec., bei den Juden ſey vor Zeiten gar gemein geweſen, daß die zwo Fragen von der Auferſtehung und von Unſterblichkeit der Seele für Eine Frage gehalten werden, ob ſie ſchon in der That unterſchieden ſind. »Denn die eines laugneten bei den Juden, laugneten auch das andere, wie die Sadducäer; und die eines bekannten, bekannten auch das andere, wie die Phariſäer. Apoſt. 23. Und zwar nicht unbillig. Denn weil die vernünftige Seele ein zum Leib gehöriges, ihn belebendes und vollkommen machendes Weſen, und alſo ein wahrhafter Theil des Menſchen iſt, ſo iſt nicht wahrſcheinlich, daß Gott gewollt, daß die Seele immerdar ohne den Leib leben ſollte.« Aber das ſind Ausflüchte. Denn was für Urſache ſollten die Juden gehabt haben, die Auferſtehung und Seelenunſterblichkeit für gleichviel zu halten, und eins durchs andre zu beweiſen, wenn man nicht durchgehends bei ihnen geglaubt hätte, die Seelen leben vor ihrer Wiedervereinigung mit dem Leibe anders nicht, als gleichſam im Schlaf, und ſey alſo, wenn keine Auferſtehung wäre, die Unſterblichkeit der Seelen faſt ſo viel als nichts, zum wenigſten nicht ſo viel werth, daß man ihrentshalben ſo viel Elend dieſes Lebens ſollte ausſtehen wollen. Paulus aber disputirt nicht mit den Juden, ſondern mit den Korinthern, die aus Plato's Philoſophie den irrigen Grundſatz wiſſen konnten, daß die Seele, aus dem Kerker des Leibes erlöst, ein vollkommneres Leben als im Leibe führe. Er disputirt alſo nicht aus den Grundſätzen der Korinther, ſondern wider dieſelben. (Beide Grundſätze, der Platoniſch-Sokratiſche ſowohl, als der des Verf., haben ohne Zweifel ihren Grund, doch der des Verf. in gewiſſer Hinſicht mehr. Man muß nur beide Welten unterſcheiden, und ſich vorſtellen, daß während die Seele einiges Vermögen entbehrt nach der Scheidung vom Leibe, ſie auf der andern Seite wieder Vorzüge vor dem jetzigen Zuſtand erlangt, und zwar nicht bloß des Befindens, ſondern auch zum Theil ſchon der Erkenntniß. Was ihr jedoch hierin am meiſten im Wege ſteht, iſt, daß ſie insgemein von ihrem lebendigen Geiſt getrennt iſt, und ihn bis zu einer weitern Förderung etwa nur auf gewiſſe Augenblicke wiedererhält, ſo daß ſie folglich durchaus nicht vor der Auferſtehung vollendet zu nennen iſt. Durch dieſe Lehre einer Trennung der drei Theile, Leib, Seele und Geiſt, erhält auch der Beweis, den Chriſtus aus der Stelle Moſes: Ich bin der Gott Abrahams ꝛc. zieht, vollſtändiges Licht, und es erſcheint eine vollkommene Unſterblichkeit und die Auferſtehung gänzlich identiſch. Denn wenn die Seele ihren lebendigmachenden Geiſt nicht in ſich hat, ſo lebt ſie nur halb; ſie iſt [illegible], da ſie pneumatiſch ſeyn ſollte.] Ferner ſagen gewiſſe Schriftſteller, daß die Todten weder Gott loben, noch etwas Anderes thun, was den vollkommen Lebenden zukommt, insonderheit Pſ. 6, 6. Pſ. 30, 10. Pſ. 88, 11 ff. Pſ. 115, 17. Alſo: Die Seligen im Himmel, die völlig wirklich leben, loben Gott, erzählen ſeine Werke, verkündigen ſeine Güte, Gerechtigkeit und Wunder. Die aus dieſem Leben abgeſchiedenen Frommen loben Gott nicht vor ihrer Lebendigmachung, erzählen ſeine Werke nicht, verkündigen ſeine Güte, Gerechtigkeit und Wunder nicht — ſind alſo nicht völlig wirklich lebende Selige im Himmel. [Dieß letzte iſt gewiß richtig, jener Satz aber, daß die Abgeſchiedenen Gott nicht loben ꝛc., ſcheint große Ausnahmen zu haben, zumal in Abſicht auf gläubige Chriſtenſeelen. Der Verf. ſpricht viel von dem Land der Stille, der Finſterniß, der Vergeſſenheit ꝛc., und hat Recht, wenn er von gemeinen Seelen ſpricht; aber es gibt ohne Zweifel verſchiedene Stufen der Klarheit, Beſonnenheit und Glückſeligkeit im Zwiſchenzuſtand nach dem Tode.] S. ferner Pred. Sal. 9, 5. 10: «Die Lebendigen wiſſen, daß ſie ſterben werden; die Todten aber wiſſen nichts. In der Hölle, da du hinfahreſt, iſt weder Werk, Kunſt, Vernunft noch Weisheit.» Ferner Jeſaias 38, 11. [Salomo redet theils im Gegenſatz des jetzigen Lebens, und deſſen, was hier zu thun iſt, theils von der Regel oder von gemeinen Seelen; und noch muß immer ein Unterſchied gemacht werden zwiſchen dem A. und N. T. Ich zweifle nicht, daß die Abgeſchiedenen im N. T., nachdem Chriſtus die Riegel des Hades zerbrochen hat, leichter und heller zur Seligkeit hinauf gelangen, als im N. T. Viele Stellen im N. T. ſprechen davon, namentlich, daß Paulus wünſcht, daheim zu ſeyn bei dem Herrn, Stellen in der Offenbarung Joh. und die Verheißungen Chriſti: Wenn ich werde erhöhet ſeyn, ſo will ich ſie Alle nach mir ziehen. Wo ich bin, da ſoll mein Diener auch ſeyn ꝛc.] Ferner: Deren Seligkeit, Herrlichkeit und Belohnung und inſonderheit ſeligmachende Gottesſchau, nach durchgängigem Ausſpruch der h. Schrift aufgeſchoben wird auf den Tag der abſonderlichen und allgemeinen Auferſtehung, die ſehen Gott nicht gleich nach dem Tode, loben ihn nicht unter den Engeln, wirken und empfinden auch ſonſt nicht, wie die recht Lebendigen. Pſalm 17, 15. 1 Theſſ. 4, 17. 2 Theſſ. 1, 7. 8. 9. 10. 2 Theſſ. 2, 1. 2 Tim. 4, 8. 1 Petr. 1, 5. ff. — Warum gebraucht Paulus nicht einen nähern und deſto kräftigern Troſt? daß er nämlich die Frommen gegen die vielen Trübſale auf den bald erfolgenden Tod hinwieſe, nach welchem die vom Kerker des Leibes erlöſete Seele alſobald ihre Erquickung und Belohnung empfahen werde. Vgl. 1 Kor. 15. — Ferner: deren Leben vollkommner iſt außer dem Leibe, als es war in dem Leibe, die ſind nicht wahrhaftig todt. Nun aber ſind die gottſelig Verſtorbenen vor der Auferſtehung wahrhaftig todt: Alſo ꝛc. Die Schrift ſpricht in einigen Stellen auch die Seele vom Zuſtand der Sterblichkeit nicht gänzlich frei, ſondern ſo unſterblich, daß ſie doch einigermaßen ſterben könne; welches vom Stillſtand der Lebenswirkungen, da indeſſen die Lebenskräfte bleiben, am beſten zu verſtehen iſt —

wie bei Kindern in Mutterleib, oder ſolchen die in einer tiefen Ohnmacht liegen. 4 Moſ. 23, 10. Richter 16, 30. Pſ. 22, 30. Phil. 2, 10. [Dieſe Stellen beweiſen aber doch, daß bei den Todten ein Andenken an Gott iſt.] Rom. 14, 9. Einen Uebergang durch den Tod beweiſt Joh. 5, 24 — welches der Verf. nicht im Augenblick des Sterbens geſchehen laſſen will. [Gegen dieſen Beweis iſt auch mancherlei einzuwenden. Chriſtus ſpricht in dieſer ganzen Stelle von dem Leben, das der an ihn Glaubende ſchon wirklich erlangt habe, und daß er den Tod gar nicht ſchmecke ꝛc.] Rom. 15, 12. Worin die Erbſünde ihren Sitz zuerſt und unmittelbar hat, darin auch die Sterblichkeit — folglich in der Seele [beſonders die geiſtliche Sterblichkeit*)]. — Ferner wird auch die Lebendigmachung und die Auferweckung ſo unterſchieden, daß man nothwendig dieſe vom Leib allein, jene von der Seele allein verſtehen, und alſo den Tod der Seele vorausſetzen muß. Eph. 2, 5. 6. Rom. 14, 9. Gleichwie auch Chriſtus lebendig gemacht worden (und allein unter allen Seelen mit dem lebendigmachenden Geiſt in den Hades gegangen iſt, 1 Petr. 3, 19, ehe er auferweckt worden. Die Lebendigmachung iſt die Wiedererſtattung des wirklichen Lebens in der Seele, wenn Gott ihr ihren Geiſt, den er bisher in ſeiner Hand verwahrt gehabt, wiedergibt (ſ. weiter unten), die Auferweckung aber iſt die Vereinigung der Seele mit dem Leib, und alſo die vollkommene Wiederherſtellung des Menſchen. Weil alſo die Lebendigmachung der Seele vorgeht, ſo muß ſie vorher einigermaßen todt ſeyn. [Aus dieſem höchſt wahrſcheinlichen, oder vielmehr gewiſſen, Grundſatz erklärt ſich namentlich auch, warum die Bekehrung im Hades weit ſchwerer und peinlicher, als im Leben iſt, weil nämlich die Seele im Leben ihren verſtändigen Geiſt hat, wodurch ſie ſich ſelbſt zu Gott wenden, ihre Begierden und Handlungen regeln und ordnen, und ſich des Wandels im Lichte unter Gottes Beiſtand befleißigen kann; im Tode aber iſt ſie gleichſam thieriſch dumm, und muß denjenigen Trieben folgen, die ſie ſich hier zur Gewohnheit gemacht hat. Im Leben wird ihr die einmal empfangene Sehnſucht nach Gott und Chriſto natürlich, wird ihr ſo feſt eingeprägt, daß wenn ſie in dieſem Glauben (heilige Begierde durch Wirkung des h. Geiſtes) verſtärkt, ſie im Tode den rechten Weg zur Lebensquelle nicht verfehlen kann, dieſes Licht leuchtet in ihr, als nunmehr natürlich und eigenthümlich, auf dem Weg durchs dunkle Thal des Hades, und zieht ſie magnetiſch an den Ort (zu dem Stand) ihres paradieſiſchen Friedens; hingegen wirkt die vom Leben her in ihr befeſtigte Begierde nach der Sünde das Gegentheil, und zieht ſie abwärts ins Verderben. Alſo heißt's allerdings, wie Salomo ſagt: »Wie der Baum fällt, ſo bleibt er liegen.« Es muß aber, wenn Gott ſich einer ſolchen armen Seele erbarmt, und ihr predigen läßt, in einem ſolchen Augenblick ihr der Geiſt wiedergegeben werden, damit ſie die Predigt verſtehe, und dieß iſt der Grund, warum der Apoſtel, 1 Petr. 3, 19, die Seelen, denen der durch den Geiſt lebendiggemachte Chriſtus predigte, auch Geiſter nennt.] — Die Todten und gleich den Schlafenden. Darum empfinden die Todten nichts, weder durch den Leib, noch durch die Seele, üben auch die Wirkungen ihrer Kräfte nicht aus. Ja, denen die da ſchlafen, bleiben weit mehr Lebenswirkungen übrig, als denen, die nur gleichſam ſchlafen, aber wahrhaftig todt ſind. [Worin jedoch, je nach der Bildung und Lebhaftigkeit der Seele, ein großer Unterſchied ſeyn möchte, gleichwie auch in Thieren, die nur Seele, keinen Geiſt haben, ein Unterſchied in der Klarheit der Vorſtellungen und in ihrem Analogon des Denkens iſt; desgleichen in Träumen. Das Todtſeyn vor der Auferſtehung iſt ein Schlaf, aber kein abſoluter.] Die Schrift ſelbſt legt an Orten, wo der Tod dem Schlaf verglichen wird, den Schlaf insbeſondere der Seele bei, z. B. Pſ. 17: »Ich will ſchauen dein Antlitz [illegible] wenn ich erwache nach deinem Bilde.« Matth. 9, 24 muß der Ausſpruch: »Das Mägdlein iſt nicht todt,« nothwendig von der Seele allein verſtanden werden; der Heiland beſchreibt mit dieſen Worten die Art des Todes der Frommen, daß er nämlich nicht ſey ein gänzlicher, völliger Tod, indem ſie der Seele nach Gott leben, der ſeine Wirkungen in ihr fortführe, die ſie auch in ſich zulaſſe, und davon als ein lebendiges Weſen gerührt und bewegt werde, ob ſie ſchon ſonſt aller Empfindung und empfindlichen Dinge unfähig ſey. So muß denn aber: »ſondern es ſchläft« — ebenfalls von der Seele verſtanden werden, weil jenes erſte davon zu verſtehen. Ferner Matth. 27, 52 heißt es nicht: Es wurden viele ſchlafende Leiber der Heiligen auferweckt, ſondern: viele Leiber der ſchlafenden Heiligen. Sie ſchliefen alſo theils den Leibern nach, die erweckt werden, theils den Seelen nach, nach welchen ſie waren ſchlafende Heilige. Denn ich ſehe keine Aehnlichkeit zwiſchen Schlaf und Tod, wenn nicht im Tode die Lebenswirkungen zum wenigſten ſowohl der Seele als des Leibes aufhören, gleichwie im natürlichen Schlaf beide Theile meiſtentheils derſelben beraubt ſind. — Ferner würden aus dem Gegentheil einige Abſurditäten folgen. Erſtlich iſt ein langes Leben eine große Wohlthat Gottes, die Gott den ſeine Gebote Haltenden nicht nur in den zehn Geboten, ſondern auch ſonſt in der Schrift hin und wieder verheißen hat, daher die Heiligen Gott eifrig gebeten, ſie nicht wegzunehmen in der Hälfte ihrer Tage, und es für eine große Wohlthat gehalten haben, ſo oft ſie vom frühzeitigen Tod errettet worden ſind, Pſ. 30, 3 ff. Jeſaias 38. Pſ. 102. Sir. 51 ꝛc. Wären nun die abgeſchiedenen Seelen alſobald in wirklicher Seligkeit und völligem Leben, und ſchaueten Gott von Angeſicht, ſo wäre auch das allerglücklichſte lange Leben keine Wohlthat, ſondern eine Strafe. Nicht bloß um Andrer willen, zum Dienſt der Kirche ꝛc., erſcheint uns dieſes Leben wünſchenswerth, ſondern auch um unſertwillen. Wie denn auch die h. Schrift ſelbſt dieß Urtheil billigt, und bezeugt, daß dieß Leben an ſich ſelber dem Stand der Todten vorzuziehen ſey. Pred. Sal. 9, 4 ff. So iſt ja auch ein Wachender beſſer, als ein Schlafender, und der Schlaf nur zufälligerweiſe erwünſchter. [Bei dieſem Punkt hat der Verf. den Unterſchied der beiden Teſtamente nicht gehörig beobachtet; im A. T., als der Zeit der Sinnlichkeit und ſinnlichen Verheißungen, war das zeitliche Leben wünſchenswerther; im N. T., wo hauptſächlich geiſtliche Heilsgüter verheißen ſind, und die Riegel des Hades geſprengt ſind, alſo daß wir durch Chriſtum ſchnell zu höhern Freuden gelangen können, iſt dem Gläubigen verhältnißmäßig wünſchenswerther, daheim zu ſeyn bei dem Herrn. Gleichwohl kommt der Verf. ebendarauf in Folgendem.] — Zweitens würde dadurch dem Heiland der Vorzug des Eingangs in den Himmel benommen (welchen er durch ſeinen Eingang eröffnen ſollen), wenn vor ſeiner Geburt ſo viele Tauſend Heilige in den Himmel vor Gottes Angeſicht eingegangen wären (ſ. Hebr. 6, 20. C. 9, 8. Col. 1, 18), da doch auch die Gläubigen im A. T. die Mittel zur Seligkeit durch Jeſum Chriſtum kannten, Apoſtelgeſch. 15, 11. Er iſt der Vorgänger, der aus ſeiner eigenen Kraft auferſtanden iſt. 1 Kor. 15, 20. Mich. 2, 13. Und weil die Schrift ausdrücklich ſagt, Chriſtus ſey der Erſtling der Auferſtehung, ſo kommt es mir wahrſcheinlicher vor, daß Moſes bei ſeiner Erſcheinung mit Elias auf dem Berge, Matth. 17, noch ohne ſeinen Leib geweſen ſey. [Das iſt zwar darum ſchwierig anzunehmen, weil alsdann auch Elias, der doch lebendig gen Himmel gefahren, ohne ſeinen Leib, als bloße Seele, erſchienen ſeyn müßte. Und wiewohl der Verf. bemerkt, die Schrift ſage nicht deutlich, daß Moſes auferſtanden und damals in ſeinem Leib erſchienen ſey, ſo finden ſich doch anſcheinende Spuren davon, namentlich im Brief Juda. Was hinderts auch, daß ausnahmsweiſe jene beiden großen

Propheten, und etwa Henoch, durch eine Verwandlung in eine Art von Verklärung eingegangen, in Kraft der himmliſchen Menſchheit J. C., die ja ſchon im A. T. vorhanden war? Chriſtus geht ja auch ſchon in der Geneſis in Geſtalt eines Menſchen umher, und auf keinen Fall waren die Leiber des Moſes, Elias und Henoch dem auferſtandenen Leibe Chriſti und ſeiner Nachfolger an Klarheit gleich.] Es muß aber Moſes Seele zuvor ihren Geiſt wieder bekommen haben, und lebendig gemacht worden ſeyn, wie wir von Chriſti Seele droben aus 1 Petr. 3 geſehen haben, und wie von Samuels Seele die Schrift ein Gleiches bezeugt, 1 Sam. 28, 15. [Dieſe Behauptung ſtimmt mit der obigen Muthmaßung überein, nämlich daß überall, wo eine Seele ſpricht und handelt, durch Gottes Zulaſſung oder Befehl, und wo ſie durch einen Lebendigen zum Sprechen gebracht wird, ſie für dieſen Augenblick ihren Geiſt wieder erhält]. Denn es war wirklich Samuels Seele, während das Weib gemeint, ſie werde nur ihr gewöhnliches Geſpenſt und Blendwerk dem Saul vorbringen; daher ſie plötzlich ſo erſchrack und überlaut ſchrie. [Das war wohl nicht die Urſache ihres Schreckens, ſondern weil ſie jetzt Saul erkannte. Der Verf. glaubt, das Weib habe nur böſe Geiſter berufen können; die Sache verhält ſich aber anders.] Es iſt Gott nichts Ungewöhnliches, daß er ſein Werk thut, wenn der Teufel das ſeinige thun wollte, und daß er den Aberglauben anderswohin richtet, als dieſer gemeint; ſ. 4 Moſ. 23, 5 ff. C. 24, 1. Gleichwie nun die Seelen Chriſti und Samuels nach der Lebendigmachung, doch ohne Leib, einmal wirklich gelebt; nicht als hätten ſie dieſes wirkliche Leben oder Lebenswirkung allezeit, ſo lange ſie außer dem Leibe waren, gehabt, ſondern weil ſie durch eine beſondere Lebendigmachung gleichſam aus dem Schlaf erweckt waren: alſo auch iſt die lebendiggemachte Seele Moſes, doch ohne Leib, erſchienen, und wieder an ihren Ort hingegangen, nachdem ſie ſelbige Unterredung mit dem Heiland vollbracht hatte, damit ſie nachgehends mit Ihm unter den andern Heiligen zum ewigen Leben im Leibe auferſtehen möchte. Welche Heilige auch, wie der Evangeliſt bezeugt, obſchon ihre Gräber bei der Höllenfahrt des Heilandes in dem Erdbeben ſich aufgethan haben, doch nicht eher als nach ſeiner Auferſtehung aus den Gräbern gegangen ſind, und alſo dieſem ihrem Haupt den Vorzug in allen Dingen gelaſſen haben. Die zu dieſem Leben Wiederauferweckten, als der Sohn der Frau zu Sunem ꝛc., gehören nicht hieher. Henoch und Elia betreffend, obgleich bei ihnen Alles außerordentlich iſt, will ich doch lieber alſo antworten: daß Gott mancherlei Weiſen und Oerter in Bereitſchaft habe, wo er ſie bis zur Himmelfahrt Chriſti habe können beſeligen und unter der Geſellſchaft der Engel bleiben laſſen, doch außer dem Himmel, als in welchen Chriſtus zu allererſt eingehen ſollte; indem die Schrift nirgends ſagt, daß ſie in den Himmel, vielweniger in den Himmel der Seligen, wo Gott ſich von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen gibt, eingeführt worden; dagegen der Vorgang Chriſti mit ausdrücklichen Worten und mancherlei Vorbildern in der Schrift bezeugt wird. [Hiermit bin ich völlig einverſtanden; aber eben dieß konnte ja das interimiſtiſche Schickſal des Moſes ſeyn, wenn er bald nach ſeinem Tode mit ſeinem Körper wieder vereinigt wurde. Und ſo bleiben auch die Gläubigen, deren Körper nicht wieder belebt wird, nicht im trüben Hades, ſondern Gott hat in ſeinem Vaterhauſe viele Wohnungen für ſie.] — Ferner ſo müßten ja vor vollendeter Erneuerung die Seelen in den Himmel und vor Gottes Angeſicht gelaſſen werden, da doch ohne vollendete Heiligung Niemand Gott ſchauen kann, Hebr. 12, 14. Vgl. Röm. 7, 12. Daß aber im Augenblick des Sterbens bei denen, die im Glauben von hinnen ſcheiden, die Heiligung vollendet werde, iſt eine Forderung, die unmöglich zugegeben werden kann. Das Werk der Heiligung hat ſeine Zeit und Weiſe, gleichwie die Bildung eines Menſchen im Mutterleibe, worauf Paulus zielt Gal. 4, 19, und geſchieht hierin nichts Plötzliches, aus Gottes freier und unumſchränkter Allmacht, ſondern Alles in gewiſſer Ordnung, die denen Perſonen, an welchen die Wirkung des h. Geiſtes vorgeht, proportionirt und gemäß iſt. [Dieſe Forderung und Vollendung der angefangenen Wiedergeburt geſchieht ohne Zweifel nach dem Tode; nach ihr bemißt ſich aber auch der Aufenthalt der Seelen in niedern oder höhern Regionen.] Unter den ſelig Sterbenden iſt ein großer Unterſchied in den Graden oder Staffeln der angefangenen Erneuerung. Einige haben das Werk der Heiligung faſt bis zum höchſten Gipfel gebracht, wie jene hochberühmten Heiligen und Glaubenshelden, die Patriarchen, Propheten, Apoſtel, Märtyrer; in andern iſt ſelbiges kaum angefangen, als die Kinder, die in der Erkenntniß Gottes und in der Tödtung des Fleiſches noch nicht zugenommen haben. Daß nun Alle die heiligmachenden Gaben in gleichem Grad im Augenblick des Sterbens empfangen und ein vollkommner Mann werden, nach Eph. 4, 13, das wäre ungereimt und wider die Schrift geredet. Dann würde vergeblich gedrungen auf den Fleiß, die Heiligung zu vollenden, und täglich in der inwohnenden Heiligkeit und heilſamen Erkenntniß zu wachſen. Vgl. Phil. 3, 10 — 14, wo er dieſen Fleiß nennt ein *Entgegenkommen zur Herausauferſtehung der Todten*. Denn gleichwie Einer, der einem Kommenden entgegengeht, bälder zu ihm hinkommt, als der, ſo an ſeinem Ort bleibt, und den Kommenden erwartet: alſo werden, die täglich wohl zunehmen in der Aehnlichkeit des Todes Chriſti, das iſt, in der Tödtung des Fleiſches, mit welchem die Wiederherſtellung des neuen Menſchen verknüpft iſt, auch bälder auferſtehen, als die, die wenig zunehmen, und gleichſam an einem Ort ſtille ſtehen, nachdem ſie die Erſtlinge des Geiſtes und des wiederaufgerichteten göttlichen Ebenbildes in der Wiedergeburt empfangen haben. Welches auch der Gerechtigkeit Gottes gemäßer iſt. [Die Lehre vom Fleiß in der Heiligung iſt auf allen Fall richtig, wobei keineswegs vom äußern Geſetzesweſen die Rede iſt; der Verfaſſer wendet ſie aber ferner auf die Idee von einer partikularen leiblichen Auferſtehung vollendeter Chriſten an, und auch dieſe hat ſehr dringende Schrift beweiſe für ſich; es iſt die fortwährende erſte Auferſtehung.] Nicht zu gedenken der ſterbenden ungetauften Chriſtenkinder, der Kinder der Heiden, auch der Erwachſenen, die ohne Erkenntniß Chriſti ſterben, und von denen doch Gott vorherſieht, daß ſie würden geglaubt haben, wenn ſie das Evangelium gehört hätten, und die alſo auch auserwählt ſind, ob ſie ſchon in dieſem Leben nicht berufen worden. Denn ſ. Röm. 10, 14. Die h. Schrift macht daher dreierlei Claſſen: 1) die im wahren Glauben abſterben, und mit Gott durch Chriſtum bereits verſöhnt ſind, die nach Joh. 3, 18. C. 5, 24 nicht ins Gericht kommen. 2) Die dem gehörten Evangelio nicht glauben; dieſe ſind ſchon gerichtet, d. i. verdammt, weil ſie nicht geglaubt haben an den eingebornen Sohn Gottes, durch den ihnen das Heil verkündigt worden, mit dem Beding, daß ſie die Werke der Finſterniß laſſen, und im neuen Lichte wandeln ſollen. Joh. 3, 18 ff. 3) Die da werden gerichtet werden. Hebr. 9, 27: Es iſt dem Menſchen geſetzt ꝛc. Dieſe ſind aber wieder verſchiedener Gattung. Einige würden geglaubt haben, wenn ſie in der Kirche geweſen wären oder von ihr gewußt hätten; haben auch der Anweiſung der geſunden Vernunft und dem Geſetz der Natur ohne Argliſt und Heuchelei redlich, ſo viel die Schwachheit der Natur zuläßt, zu folgen ſich befliſſen, und ſind alſo von Gott nach ſeiner Vorwiſſenheit, die von den Schullehrern Scientia media genannt wird, von Ewigkeit zuvor erſehen. Von dieſen redet der Apoſtel 1 Petr. 4, 6. und ſagt: ihnen ſey das Evangelium auch nach dem Tode verkündiget worden — welches der Verf.

von der Predigt oder guten Botſchaft Chriſti bei ſeiner Höllenfahrt erklärt, und ferner die Worte: ſie ſollen ſelig werden nach dem Geiſt (daſ. V. 6) durch: wegen der Erſtlinge des Geiſtes, die ſie empfangen hatten, [nämlich jene im A. T. verſtorbenen], eben wie die außer der Kirche geborenen und geſtorbenen Heidenkinder, denen die Wiedergeburt und Erſtlinge des Geiſtes, der da blaſet, wo er will, zuzuſprechen wir kein Bedenken tragen. [Die Predigt Chriſti im Hades war aber nur der Anfang dieſer Gnadenanſtalt, welche ohne Zweifel alle Völker umfaßt.] Der Verf. ſpricht noch Einiges richtig von der Seligkeit der Heiden, und daß Gott kein Anſeher der Perſon ſey, und fährt fort: Wir müſſen alſo nothwendig mit Irenäus, Clemens Alexandrinus und andern älteſten Vätern ſagen, daß zwar Alle allein durch Chriſti Verdienſt ſelig werden, dieſes Verdienſt aber Einigen zugerechnet werde, wenn ſie das Geſetz der Natur, Anderen wenn ſie das Geſetz Moſes zu halten ſich befleißigen, Anderen, wenn ſie der Predigt des Evangelii glauben, alle dieſe aber nicht anders erwählt ſind, als nach der Vorſehung Gottes, daß ſie gegen ſeinen Beruf, dieſer ſey gleich ſo oder ſo, ſich gebührlich anſchicken werden. Solches lehret auch Paulus Apoſtelgeſch. 17, 30: „Gott hat die Zeiten der Unwiſſenheit überſehen, nun aber gebeut er ꝛc. Die mithin Gott in vorigen Zeiten nicht alſo zur Buße eingeladen hat, die will er nicht alſo richten, nämlich nicht nach dem wirklichen Glauben oder Unglauben, ſondern allein nach dem vorhergeſehenen Glauben oder Unglauben, im Fall gleicher Beruf an ſie ergehen würde. Hieher gehört auch Röm. 2, 10.

5. Capitel. Wie das Leben der abgeſchiedenen Seelen beſchaffen ſey? Luc. 20, 38 ſpricht Chriſtus: »Gott iſt nicht ein Gott der Todten, ſondern der Lebendigen. Denn ſie leben Ihm alle.« Fragt nun Jemand, was die Seelen der Frommen thun? So antworte ich: Sie leben Gott. Dieß iſt nicht einerlei mit Röm. 14, 8: Leben wir, ſo leben wir dem Herrn — wo die Rede iſt von unſerer Verbundenheit, unſerm Herrn zu dienen, ſo lange wir im Leibe leben. Sondern die Meinung iſt die: 1) die Seelen der Verſtorbenen haben einige Lebenswirkungen; 2) dieſe ſind im Verſtand und Willen. [Indeſſen hat die Seele der Frommen nach der Anſicht des Verf. einigen Verſtand, auch ohne Geiſt? Oder wird ihr eben dazu der Geiſt augenblicklich wiedergegeben, damit Lebenswirkungen in ihrem Verſtand vorgehen können?]; 3) dieſe beiden Kräfte werden bewegt von einigen Geſichten, die nicht Engel, nicht menſchliche Seelen, nicht irgend andre Kreaturen ihnen vorſtellen, ſondern Gott allein. Daher heißt es nicht ſchlechthin, ſie leben, ſondern mit dem Zuſatz: Gott leben ſie; weil dieſe Geſichte vom Geiſt Gottes allein ihnen vorgeſtellt werden, da ſie hingegen allen Kreaturen todt ſind. [Dieſes würde aber allen Umgang der Seelen unter einander und mit den Engeln ausſchließen, was gegen die Schrift iſt. Die Sache läßt ſich beſſer erklären. Da nämlich ihres Lebens Wurzel allein in Gott iſt, da ſie nicht für die Sinnenwelt, ſondern lediglich für die Gott

offenbare, uns unſichtbare Welt Gottes leben, da Gott ihren Geiſt, als ihr Lebensprinzip, in ſeiner Hand hat — ſo ſcheint hierin der wahre Sinn obiger Schriftſtelle zu liegen; nicht ausgeſchloſſen, daß Gott durch ſeinen Geiſt die Lebenswirkungen in ihnen anregt; gleichwie der Naturgeiſt die menſchlichen Leidenſchaften im Wachen und im Traum in Bewegung ſetzt.] 4) Dieſe Geſichte ſind nach Unterſchied der Seelen auch unterſchieden, alſo daß den Seelen der Frommen, die im Glauben an Chriſtum entſchlafen ſind, keine andere Geſichte vorkommen, als die durch die herrlichen Vorwürfe himmliſcher und göttlicher Dinge den Verſtand rühren, und den Willen bewegen, und durch ihre Süßigkeit alle Liebe zu den zeitlichen Dingen, und zwar auch alle übrige Lüſte des Fleiſches auslöſchen. [So daß ſie alſo auch, in ſo fern Gott, d. i. für Gott, zu Gott hin, leben. Und wobei auch für die Gläubigen das ſtete Schauen Jeſu Chriſti nicht fehlen wird, ſo daß ſie wirklich daheim ſind bei dem Herrn, ohne noch die höchſte Seligkeit erlangt zu haben: ſie ſind in des Vaters Hauſe, wo der Sohn aus und ein geht.] Durch welche Wirkung des Geiſtes Gottes die Heiligung vollendet, und die ſüße Ruhe verſchafft wird, die den im Herrn Sterbenden verheißen iſt, Offenb. 14, 13. allwo die von nun an gleich nach dem Tod erfolgende Seligkeit beſchrieben wird durch die Ruhe von den Arbeiten. Die Ruhe aber begreift in ſich nicht nur das bloße Aufhören der Arbeit mit einiger Unempfindlichkeit, ſondern auch eine, wiewohl confuſe und unvollkommene, doch liebliche Empfindung ſolcher Ruhe. 5) Was betrifft die, die ins Gericht kommen (welches die Epiſt an die Hebr. C. 9, 27 gleich nach dem Tode ſezt, und welches nicht geſchieht in einem Augenblick, ſondern darnach, welche Bezeichnung der Zeit nicht pflegt gethan zu werden, zu einer augenblicklichen Handlung), denen ſtellt Gott andere Geſichte vor: nämlich ihr Leben, ſo ſie zugebracht haben in Sünden, die ihnen in ihrer wahren Geſtalt erſcheinen, und die Gerechtigkeit ſeines Zorns. Welche Geſichte doch bei denen, die da Buße gethan hätten, wenn ſie die Predigt der Buße gehört hätten, und die an Chriſtum geglaubt hätten, wenn ihnen der Weg des Heils wäre gezeigt worden, Gott der Allmächtige alſo mäßiget und allmählich verändert, daß, nachdem ſie gerichtet worden am Fleiſch, d. i. nachdem Alles verdammt worden iſt, was an ihrem vorigen Leben ſündlich war, ſie doch ſelig werden am Geiſt, d. i. um deßwillen, was gut an ihnen und von Gottes Geiſt hergekommen war, welchem ſie, da er auch durchs Naturlicht und den Gewiſſensausſpruch in ihnen blies, Plaz gegeben hatten. Man halte 1 Kor. 5, 5 zu 1 Petr. 4, 6. Daß alſo auch in dieſen durch ſolche Wirkung des Geiſtes Gottes die Wiedergeburt ihre Vollkommenheit erreicht. Bei den Andern aber, von denen Gott vorhergeſehen, daß ſie der Predigt der Buße und des Evangelii nicht würden gehorcht haben, läuft dieſes Particulargericht endlich hinaus auf die Verdammung des ganzen Lebens und entſezliche Erwartung der Strafe. Endlich 6) die ſchon gerichtet, d. i. verdammt ſind, weil ſie nämlich durch die Predigt der Buße und des Evangelii beſonders zur

Kirche berufen worden, und doch nicht gefolgt haben, oder aber nur Zeitglaubige geweſen, die werden durch die von Gott ihnen vorgeſtellten Geſichte erſchreckt werden, eben wie ein Menſch manchmal durch Traumbilder im Schlaf erſchreckt wird, wodurch ſie denn die Gerechtigkeit ihrer Verdammniß erkennen und ſich ſelber verurtheilen werden.

6. Capitel. Beantwortung der Schriftörter, die unſern bisher erwieſenen Sätzen zuwider ſcheinen. — Pred. 12, 7: »Der Staub muß wieder — — und der Geiſt wieder zu Gott, der ihn gegeben hat.« Hier iſt nicht von der Seele die Rede, ſondern von einem ſolchen Geiſt, der ſo von Gott kommt, daß er nur allein der Frommen iſt, und in deren Sterben ſo zu Gott kommt, daß er in ſeiner Hand ſo lange verwahrt wird, bis Gott ihn den Frommen zu ſeiner Zeit wiedergibt, und ſie wieder lebendig macht durch eben dieſe Wiedererſtattung dieſes ihres Geiſtes, welcher iſt das, wodurch wir leben, gleichwie die Seele iſt das, welches lebet. Es iſt aber ferner zu merken, daß nicht ein jeder Geiſt aus Gott ſey, ſondern daß auch ein anderer, aus der Welt entſprungener, Geiſt ſey, ſo der Geiſt der Welt genannt wird. Jenen haben die Frommen und Wiedergeborenen gleichſam als eine Pflanze aus dem Geiſt Gottes ſelbſt; dieſen haben die Gottloſen. Sofern aber dieſer doppelte Geiſt vom Menſchen gleichſam beſeſſen wird, wird er des Menſchen Geiſt genannt, er ſey gleich von Gott oder von der Welt gekommen; welches beides 1 Kor. 2, 11 ff. deutlich angezeigt wird. (Der Verf. iſt hier im Irrthum.

indem er dasjenige, was zu dem menſchlichen Geiſt hinzukommt, ihn inficirt und nach ſich geſtaltet, mit dem menſchlichen Geiſt ſelbſt vermiſcht. Denn nach ſeiner Theorie konnte ein neugebornes Kind keinen Geiſt haben, wie ſich nachher noch weiter zeigen wird; es wäre daher faſt kein Unterſchied zwiſchen ihm und einem Thier. In der Wirklichkeit iſt auch kein Unterſchied, aber nur nach der anfänglichen Erſcheinung; denn ſobald ſich der Geiſt aus Gott in dem Kind entwickelt, ſo gewinnt es ein andres Anſehn. Der von Gott eingehauchte Geiſt (welcher zu der Zeit in die Frucht zu kommen ſcheint, wo die Mutter das erſte Leben ſpürt) iſt ein Zugehör des menſchlichen Weſens, deſſen dritter, natürlicher Beſtandtheil. Derſelbe wird aber in der Folge durch Einflüſſe qualificirt, und empfängt nach 1 Kor. 2, 12 entweder den Geiſt der Welt, oder den Geiſt aus Gott inſonderheit, d. i. den h. Geiſt der Gnade, gleichwie er ſelbſt ein Ausfluß des h. Geiſtes als Schöpfers der Natur iſt. Er iſt alſo nichts Zufälliges, ſondern dem Menſchen als ſolchem Weſentliches, ohne das auch ein neugeborenes Kind kein Menſchenkind ſeyn würde, ſondern wie das Junge von einem Thier. Das Wort *Geiſt* hat ja auch ſonſt noch andere, durch Aehnlichkeit und gewiſſes Verhältniß damit zuſammenhängende Bedeutungen in der h. Schrift. Es heißt außerdem noch ſo viel, als der *Odem* oder die Lebensäußerung, es heißt ſo viel wie *Wind*; und wenn wir im gemeinen Leben ſagen, ein Menſch habe viel Geiſt, ſo würde dieß zwar mit der Meinung des Verf. übereinſtimmen, welcher Geiſt mit

Bildung und Gemüthsart für gleichbedeutend nimmt; es will aber ſo viel ſagen, daß dieſer Menſch einen beſonders ſtarken, lebhaften, feinen Geiſt, theils von Natur, theils durch Bildung, beſitze.] Daß aber der Geiſt ſey des Lebens Urſprung, die Seele aber nicht der Urſprung, ſondern die Wohnung und Beſitzerin, zeigt eben dieſer Apoſtel C. 15, 45, da er ſpricht: »Der erſte Menſch Adam iſt gemacht zu einer lebendigen Seele, der letzte Adam zu einem lebendigmachenden Geiſt.« [Hierin bin ich mit dem Verf. einverſtanden, doch ſo, daß Geiſt hier den wiederbelebenden Gnadengeiſt ausdrückt; auch daß der individuelle Geiſt des Lebens Urſprung nicht ſchlechthin, ſondern des höhern menſchlichen Lebens iſt, weil ſonſt eine Thierſeele, die keinen menſchlichen Geiſt hat, auch kein Leben haben würde.] Nicht als hätte Chriſtus keine menſchliche Seele, ſondern an deren Statt den Geiſt gehabt, ſondern darum, daß der erſte Menſch allein aus einem beſeelten Leibe beſtand, den Geiſt aber anderswoher empfangen mußte; Chriſtus aber in eigner Perſon auch den Geiſt und das Leben, dadurch er lebt und Andere lebendig macht, empfangen hat. Es wird alſo in dieſen Worten des Apoſtels der Seele zwar das Leben, dem Geiſt aber die Lebendigmachung zugeeignet. Und ein jeder Geiſt belebt zwar die Seele, d. i. erweckt die Wirkungen ihrer Kräfte; aber weil allein der aus Gott herkommende Geiſt aus ewigen und unveränderlichen Dingen, der aus der Welt herkommende aber nur aus falſchen oder vergänglichen Bildern der Sachen beſteht, daher bringt allein jener Unſterblichkeit; dieſer aber vergeht mit der Welt, aus welcher er iſt, und errettet die nicht vom Tode, die aus ihm allein leben. [Hier findet ſich vielleicht ein Mittel, des Verf. Meinung mit der unſern zu vereinigen. Auch Andere behaupten, nur der Frommen Geiſt, nicht derjenigen, welche zur ewigen Verdammniß verurtheilt ſeyen, kommen nach dem Tode wieder zu Gott. Es könnte alſo hiemit folgende Bewandtniß haben. Das Kind erhält den Geiſt aus Gott, und behält ihn, ſo lange es in ſeiner Unſchuld bleibt. Wird der Menſch laſterhaft, ſo verliert er den Geiſt aus Gott, welcher durch den Geiſt der Welt in ihm erſtickt wird (ſo daß er gleichſam thieriſch wird), nach dem Tod aber vergeht; wird er tugendhaft und gläubig, ſo erhält er des Geiſtes Gottes mehr und mehr zum ſeligen, ewigen Leben. Vgl. Epiſt. Jud. V. 19.] Dieſes aber noch völliger zu verſtehen, ſoll aus der Gegeneinanderhaltung der Schriftörter gezeigt werden, daß die Schrift den Geiſt des Menſchen zu nennen pflege nicht die obern Kräfte der Seele, noch einige andere; ſondern das, was zu den Kräften kommt und ſie bewirket: als nämlich die erlangte Fertigkeit der Wiſſenſchaften, die Meinungen, Einbildungen, Triebe, Neigungen, Vorſätze, und Alles, was das Gemüth und die Sinne inwendig bewegt, und zum Wirken erweckt und befördert. [Dieß ſind Eigenſchaften und Kräfte, theils des Geiſtes, theils der Seele; es iſt aber nicht der Geiſt als eine Subſtanz. Der Geiſt iſt das Beſtimmbare, jenes ſind nur Beſtimmungen.] Alſo heißt es von

Johannes dem Täufer Luc. 1, 80: er ſey am Geiſt gewachſen und ſtärker werden. Welches nicht zu verſtehen iſt von der Seele und ihren Kräften, welche weder wachſen, noch ſtärker werden [?], nach der bekannten Regel der Metaphyſiker: die natürlichen Kräfte nehmen weder zu, noch ab, oder ſind nicht fähig des Mehr oder Weniger. Wie heißt es Richt. 9, 23: Gott habe einen böſen Geiſt (Luther: Willen) geſendet zwiſchen Abimelech und die Sichemiten. 4 Moſ. 5, 14: Eifergeiſt. Hoſ. 4, 12. C. 5, 4: Hurengeiſt, d. i. Hitze und Eifer bei dem Götzendienſt. Am allerklärſten iſt 1 Kor. 5, 3 ff., woraus man ſehen kann, daß eines Menſchen Gemüthsbewegungen, Gedanken, Abſichten, Verlangen nach einem Ding, ſein Geiſt genannt werden. [Dieſe Stellen alle beweiſen, nach dem ſehr verſchiedenen Sinn des Wortes Geiſt in der h. Schrift, gar nichts, und V. 5: »auf daß der Geiſt ſelig werde« ꝛc., gerade das Gegentheil.] Deßgleichen Apoſt. 20, 22: »gebunden im Geiſt.« Apoſt. 17, 16: Eifer des Geiſtes. 1 Kor. 4, 21: Geiſt der Sanftmuth. Röm. 12, 11: Inbrunſt des Geiſtes. An einigen Stellen wird auch die Seele vom Geiſt offenbar unterſchieden: 1 Theſſ. 5, 23. Hebr. 4, 12. Im Hebr. heißt die Seele allezeit Nephesch, der Geiſt Ruach. Im N. T. wird ein einzig Mal das Wort Pneuma (Geiſt) von den Seelen gebraucht, die zwar vom Leibe abgeſchieden, aber doch durch ihren Geiſt belebt ſind. Denn die Seelen, die des zur Hölle niedergefahrenen Heilands Predigt gehört haben, müſſen nothwendig durch ihren Geiſt wieder gelebt haben, gleichwie auch Chriſti wieder lebendiggemachte Seele ſelber. [Damit ſtimmt unſre ſchon oben geäußerte Meinung völlig überein.] Deßgl. Hebr. 12, 23 ſind die Geiſter der vollendeten Gerechten die Menſchen ſelber, die den Engeln gleich ſind und verklärte Leiber haben. [Vielmehr könnten die Seelen darunter gemeint ſeyn, die auf einer gewiſſen Stufe der Vollkommenheit ihren Geiſt zu deſto größerer Seligkeit wieder erhalten haben, aber noch nicht ihren Leib.] Sonſt allenthalben wird die Seele, in oder außer dem Leibe, Psyche, nicht Pneuma, genannt. Vgl. Pſ. 31, 6: In deine Hände befehle ich meinen Geiſt. Luc. 23, 46. Joh. 19, 30. Apoſt. 7, 57, worunter mit nichten die Seele gemeint iſt. [Eben deßwegen aber muß eine gewiſſe Subſtanz gemeint ſeyn, die von der Seele verſchieden iſt, und nicht bloße Triebe, Neigungen, Meinungen, Fertigkeiten in Wiſſenſchaften u. dgl., welche nicht wohl in die Hände Gottes befohlen werden können. Auch iſt nicht abzuſehen, wie die Seele durch Triebe, Neigungen, Meinungen ꝛc. wirkliches Leben empfangen, und nicht bloß zufällig angeregt werden ſoll. Der Geiſt muß alſo etwas Bleibendes und Selbſtſtändiges, nicht etwas Vorübergehendes und Wandelbares ſeyn.] Der Verf. ſucht noch ferner zu beweiſen, daß wir durch den Geiſt allein wirklich leben, und unſere Lebenskräfte ausüben, und fährt fort: »Dieſe Kundſchaft von allerlei Dingen nun, die dem Gemüth eingedrückten und ins Gedächtniß geſammelten Bilder der empfindlichen Dinge, und alle Lehre göttlicher oder menſchlicher Weisheit, nach welcher ſein Thun und Laſſen ausſchlägt, und ſeine

Begierlichkeit und Wille dadurch bewegt wird, und dieſe vom Geiſt Gottes zum Guten erweckten Bewegungen des Willens und der Vorſätze ſelber, desgleichen die aus dem gehörten oder geleſenen Wort Gottes geſchöpfte Wiſſenſchaft, dieſe mit einander ſind der Geiſt, der dem Menſchen von außen zukommt, der im Menſchen zunimmt, und des Menſchen als Beſitzers eigen wird, und alſo im Tod nicht wird vergehen, ſondern dahin, wo er herkam, wiederkehren, und mit herrlicher Vermehrung der Vollkommenheit in der Wiederlebendigmachung dem Menſchen wieder zugeſtellt werden.« [Dieß Alles ſind Eigenthümlichkeiten, Schätze, Ausbildungen des Geiſtes, aber nicht der Geiſt ſelbſt; wiewohl ſie ſich mit ihm identificiren und ihn erbauen zum Guten oder Böſen. Der Verf. hat alſo das Weſen des menſchlichen Geiſtes, als des dritten und wichtigſten Theils des Menſchen, gar nicht erkannt.] — Wegen Luc. 16, 19 ff. — halte ich — daß eine Parabel (ausgenommen wenn etwas Unmögliches als möglich erdichtet wird, um etwas dadurch vorzuſtellen) zum wenigſten ſo viel beweiſet, daß die Sache ſo ſeyn könne, und gemeiniglich auch, daß ſie ſo zu ſeyn pflege. Auf die daraus formirten Einwürfe, daß nämlich die Seele auch vor der allgemeinen Auferſtehung eine wirkliche empfindliche Seligkeit genieße und in den Himmel komme, antwortet der Verf. daß einige Fromme allerdings vor der allgemeinen Auferſtehung die wirkliche Seligkeit im Himmel genießen, theils weil die Offenb. 14, 13 beſchriebene ſelige Ruhe nicht ganz ohne alle Empfindung ſey, wiewohl ſie vergleichslich im Aufhören alles Elends beſtehe, theils weil wir Proben aus Phil. 3 geſehen, daß Paulus auch gehofft, der Auferſtehung der Todten gleichſam entgegenzukommen, d. i. durch Fleiß in Vollendung der Heiligung bälder als Andere aufzuſtehen und die himmliſche Freude zu erlangen, auch vor dem Ende der Welt. Daß aber die alſo voraus in den Himmel Kommenden nicht ohne Leib, ſondern ſchon Kinder der Auferſtehung ſeyen, gibt Paulus an eben dem Ort zu verſtehen. [Dieſer Annahme, daß viele vollendete Fromme allmählig ſchon jetzt und vor dem Ende der Dinge auferſtehen, läßt ſich nicht widerſprechen, wiewohl auch keine ganz ausdrückliche Zuſage darüber vorhanden iſt. Entgegen ſcheint 2 Timoth. 2, 18, deßgl. 1 Kor. 15, 23. 51. 1 Theſſ. 4, 16. Allein gleichwohl vertragen dieſe Stellen Auslegungen, die mit der Particular-Auferſtehung übereinſtimmen. Siehe auch, was Chriſtus ſagt Joh. 5, 25: »Es kommt die Stunde, und iſt ſchon jetzt, daß die Todten werden die Stimme Gottes hören, und die ſie hören werden, die werden leben.« Vgl. V. 24. S. dagegen von der allgemeinen Auferſtehung V. 28. 29. S. ferner Pſ. 16, 10. Auch erklärt ſich daraus, warum Offenb. 20, 4 nicht alle Entſchlafene Heilige genannt werden als ſolche, die Theil haben ſollen an der erſten Auferſtehung, ſondern ſolche ſchon vorher auferſtanden ſeyn müſſen, weil ſie zu Gericht ſitzen und über die Seelen der Enthaupteten, ob ſie nämlich auch auferſtehen ſollten oder nicht, richten ſollen.] Der Verf. geräth aber darauf in die, gewiß irrige, Meinung, Lazarus und der Reiche ſeyen als ſchon

Auferſtandene zu betrachten. Sodann ſagt er: es möchten zwar ſo zwei Perſonen gelebt haben — »das Uebrige aber, glauben wir, ſey nicht wahrhaftig geſchehen, ſondern, den Zweck der Parabel zu erhalten, bedingungsweiſe geſetzt: wenn's möglich wäre (wie es aber nicht iſt), daß der Reiche in der Qual hätte können ſehen Lazarum in der Freude — würde er in dieſe oder dergleichen Worte kläglich ausbrechen« ꝛc. Worin jedoch der Verf. ebenfalls allem Vermuthen nach ſehr irrt. — Der Gegenbeweis eines Landes der Todten aus Luc. 23, 43: »Heute wirſt du mit mir im Paradieſe ſeyn« — ſey ſchon oben widerlegt, indem das heute nicht ſo präcis gerade von dieſem Tag oder dem Augenblick nach dem Tode zu verſtehen ſey, ſondern ſchlechthin die gegenwärtige oder angehende Zeit bedeute, wie 5 Moſ. 9, 1, wo das Heute wenigſtens 40 Tage vor dem Durchgang durch den Jordan geſprochen worden; desgl. ſ. 5 Moſ. 26, 16. 17. 18. C. 27, 9. 10, wo heute das ganze gegenwärtige Geſchlecht (von nicht weniger als 30 Jahren) begreift. Ferner 1 Sam 27, 10, wo heute auch die vorhergehende Zeit in ſich begreift. Luc. 22, 69 und Matth. 26, 64, iſt von nun an auf gleiche Weiſe geſagt, und begreift den Stand der Erhöhung. Gleicherweiſe wird dem Schächer die Seligkeit heute verſprochen, weil ſolche gleich nach ſeinem Tod anfangen ſollte — (und vorher erklärt der Verf. die Worte ſogar dahin: Nach dem heutigen Leiden und bald erfolgenden Sterben haſt du weiter nichts zu thun, noch zu leiden, ehe du ins Paradies mit mir eingehſt — worüber ſich jedoch nicht genau urtheilen läßt, nämlich ob nicht der Schächer unmittelbar nach dem Tode, aber zur Seite Chriſti, die Schrecken der Hölle fühlen mußte, ehe er zum Paradies mit ihm aufſtieg; doch iſt im Uebrigen die Erklärung des Heute, wenigſtens im Allgemeinen, oder in Abſicht anderer Stellen, richtig; ob es aber in dieſer nicht ſtrenger genommen werden könne, bleibt die Frage.*) — 2 Kor. 5, 1 ſpricht der Apoſtel, daß er gewiß wiſſe, daß, anſtatt des zerbrochenen irdiſchen Hauſes, er haben werde ein Haus von Gott erbauet ohne Hände, d. i. menſchliche Hülfe, das nimmer zerbrochen werde, ſondern ewig im Himmel bleiben werde. Was verſteht hierunter der Apoſtel? einen engliſchen Leib, wie wir nach der Auferſtehung haben werden, oder die Wohnungen im Himmel, Joh. 14, 2? Das erſtere iſt glaublicher, weil es dem zu zerbrechenden Haus entgegengeſetzt wird, vgl. V. 2. 4. Dieſe Stelle wirft nun unſern Satz nicht um: allein V. 6 — 8 heißt es — — — »wir haben vielmehr Luſt, außer dem Leibe zu wallen, und daheim zu ſeyn bei dem Herrn.« Es folgt aber daraus nichts anders, als: daß Niemand zu dem Herrn kommen könne, er habe dann den ſterblichen Leib abgelegt und ſey alſo aus dem Leibe gewandert. Auch kann eben ſo wohl von den ſchon Auferſtandenen geſagt werden: ſie wallen außer dem Leibe. Eben dahin gehört Phil. 1, 23: »Ich habe Luſt abzuſcheiden und bei Chriſto zu ſeyn.« Worauf zu antworten iſt: Pauli Verlangen komme daher, weil man nicht zum Herrn kommen kann, als nur durch den Tod; ob man ſchon nicht alſobald nach dem Tod zu ihm kommen kann, ſondern die Seele vorher in dem Todtenrevier völlig erneuert werden muß — wobei Paulus theils durch das Aufhören ſeiner Trübſale, theils durch das oben bemerkte Entgegenkommen zur Auferſtehung, nach vollendeter ſeiner Heiligung, genugſamen Vortheil gehabt. [Indeſſen läßt ſich auch glauben und hoffen, daß die in ſeligem Stande befindliche abgeſchiedene Seele einigermaßen ſchon daheim bei dem Herrn ſey, und zuweilen ſeiner Erſcheinung gewürdigt werde.] Die Heiligung aber wird viel leichter vollendet in der abgeſchiedenen [frommen] Seele, als da ſie noch von den ſinnlichen Dingen um ſie her zu allerlei Lüſten gereizt wird, da die Widerſpenſtigkeit des Fleiſches das Werk Gottes, wo nicht gänzlich hemmt, doch oft ſtöret und hindert; da hingegen die abgeſchiedenen Seelen allen ſinnlichen Dingen todt ſind, und Gott alleine leben. Je bälder aber dieſes Werk Gottes vollendet und das Ebenbild nach der Gleichheit Gottes wiederbracht ſeyn wird, je bälder wird auch die Lebendigmachung und Auferſtehung geſchehen. Denn es müſſen nicht Alle auf die allgemeine Auferſtehung warten, wie wir nicht nur bei dieſen Worten Pauli, ſondern auch an dem Beiſpiel der vielen Heiligen ſehen, Matth. 27., vergl. Offenb. Joh. 2, 4 ff. Weil aber ſogar Niemand die abſonderliche Auferſtehung vorher ſich gewiß verſprechen kann, daß auch Paulus ſelber es nicht konnte, daher er zweifelhaft ſagt: ob ich etwa möchte entgegenkommen zur Auferſtehung der Todten: daher wird dieſe in der h. Schrift gemeiniglich auf den jüngſten Tag ausgeſetzt. Joh 5, 28.

C. 6, 39. 40. 54. C. 11, 24. Aus dieſem aus der h. Schrift erlernten Vorzug der abſonderlichen Auferſtehung iſt vielleicht entſtanden die Meinung der Alten von den Märtyrern, daß ſie nicht in die Wohnung der Todten hinab, ſondern gleich ins Paradies kommen, wovon Tertullian de anima, et de monogamia, redet. Daher hat auch das Gebet für die Verſtorbenen mit ſeinen Urſprung. Denn alſo betet Ambroſius zu Ende ſeiner über den Tod Valentinians gehaltenen Rede: »Ich bitte dich, o allerhöchſter Gott, daß du die theuerſten Jünglinge (die Kaiſer Valentinian und Gratian) bald wieder auferweckeſt, und den frühzeitig abgebrochenen Lebenslauf durch eine baldige Auferſtehung erſtatteſt.« Vgl. Joh. 5, 24.

7. Capitel. Vom Nutzen dieſer Lehre, vom Ort und Zuſtand der abgeſchiedenen Seelen. — »Denn wollteſt du den nicht ſelig achten, der nach ausgeſtandenem allerlei Elend in dieſer Welt nicht nur von ſolchem ſelber, ſondern auch von aller Gefahr, ferner in dergleichen zu gerathen befreiet wird; die allerſüßeſte Ruhe genießet; die allerſanfteſten Wirkungen des h. Geiſtes gleich einem allerſüßeſten Traum in ſich empfindet; und von allen andern ſinnlichen Dingen, die entweder ſeine Ruhe verſtören, oder dieſes Geſchäfte Gottes in ihm verhindern möchten, frei, leer und ledig iſt?« — Das Fegfeuer iſt daher aufgekommen, weil ſie erkannt haben, daß auch die in dem Herrn Sterbenden nicht vollkommen ſelig werden, bis ihre Seele zuvor gereinigt worden;

und daß hingegen Einige, auch von denen, die gerichtet werden ſollen, weil ſie ohne Verſicherung der durch Chriſtum erworbenen Vergebung der Sünden abgeſchieden, doch durch ſein Verdienſt ſelig werden können, ſo daß ſie zuvor das Gericht und die Anklage ihres ganzen Lebens ausſtehen müſſen, ehe ſie Hoffnung, ſelig zu werden, bekommen. [Eben weil ihnen der Geiſt und die Beſinnung fehlt, wodurch ſie ſich an J. C. wenden könnten. — bis Gott ſich ihrer erbarmt und ihnen das Evangelium predigen läßt.] — Wie nöthig es ſey, die Erneuerung und Heiligung zu vollenden, zeigt uns das Vorbild 2 Moſ. 19, 10, wo ſie geheißen wurden, ſich zu heiligen heut und morgen, daß ſie bereit wären auf den dritten Tag. Wodurch die Erneuerung bedeutet wird, die in dieſem Leben angefangen, und im Stande der Abgeſchiedenheit vom Leibe vollendet wird, damit wir am dritten Tage nach dem Ebenbild Gottes aufwachen mögen, und würdig erfunden werden, vor ſein Angeſicht zu kommen. Und dieſes hat ohne Zweifel Hoſeas gemeint C. 6, 2. Hingegen Joſ. 3, 5 beſiehlt Gott, nur heut ſich zu heiligen, damit ſie morgen über den Jordan gehen mögen. Denn dieſer Durchgang war ſelbſt eine Abbildung der Hinabfahrt ins Land der Todten, ſ. oben C. 1, vor welcher nur die Zubereitung dieſes Lebens vorhergeht. — Der nächſte Weg in den Himmel iſt, wenn wir der Heiligung eifrig nachjagen, und mit dem Apoſtel der Auferſtehung entgegengehen. Indem offenbar iſt, daß

Niemand ſogleich vor Gottes Angeſicht gelaſſen werde, und doch nicht Alle bis ans Ende der Welt warten müſſen; ſondern die, die vollendete Gerechte geworden ſind, mittlerweile allezeit aufſtehen und in den Himmel aufgenommen werden können. Laſſet uns demnach das Werk eifrig angreifen, und für Gewinn achten, wenn durch Kreuz und Leiden der äußerliche Menſch ſo verweſet, daß der neue erneuert wird, der nach dem Bilde Gottes geſchaffen iſt.

◆

Jeſus im Sturm auf dem Meere.

Von Julius Krais.

Wenn deines Lebens ſchwanke Fähre
In tiefer Nacht, vom Sturm gejagt,
Irrt auf dem ungeſtümen Meere,
Die Kraft dir bricht, der Sinn verzagt:
Wer iſt in ſolchem wilden Wetter
Dein Anker, Steuer, Schirm und Retter?

Wenn gährend, gleich der Waſſer Brauſen,
Die Wuth der Völker ſich empört,
Daß, tief bedeckt von ſchwarzem Grauen,
Um dich die Welt in Trümmer fährt:
Wer ob dem furchtbaren Getümmel
Enthüllt den ewig klaren Himmel?

Nur Einen weiß ich, den umfaſſen
  Dein Glaube muß in Noth und Harm.
Er will dich nimmermehr verlaſſen,
  Dich hält ſein Wort, dich trägt ſein Arm.
Ob Tau und Maſt dir krachend ſplittern,
Du ſtehſt mit ihm doch ohne Zittern.

Siehſt du die bleichen Jünger zagen
  Auf hoher See im Sturme dort?
Schon in das Schiff die Wellen ſchlagen,
  Und nur noch Einer blieb ihr Hort:
»Herr! hilf und rette! wir verderben!
Du läßt in dieſer Noth uns ſterben?!«

Er ſchläft, umtobt in wildem Kriege
  Von Sturm und Wogen, friedlich leiſ',
Wie, ſanft geſchaukelt in der Wiege,
  Ein Kind, das von Gefahr nichts weiß:
Der Fromme nur ſchläft ſolchen Schlummer,
Wie ohne Schuld, ſo ohne Kummer.

Ihn weckt der Angſtruf der Genoſſen;
Er hebt ſein ruhig Angeſicht,
Von Huld und Herrlichkeit umfloſſen,
Des Vaters Ebenbild, und ſpricht:
Wie wird, der rohen Furcht zum Raube,
So klein und matt in euch der Glaube!

Hoch ſteht er, ſcheltend ob dem Grimme
Der Elemente: Wind und Meer
Verſtummt, gehorſam ſeiner Stimme,
Und Alles ſtaunend fragt umher:
Wer iſt's, der alſo kann gebieten
Des Meeres und des Sturmes Wüthen?

Benachrichtigung.

Die Freunde danken auf dieſem Wege für die erhaltenen ſchönen Gedichte von E. E. B . . . . s und freuen ſich der Theilnahme aus ſo weiter Ferne; ſie wurden ſie gerne eingerückt haben, wenn es nicht leicht als Selbſtlob mißdeutet werden könnte.

Blätter aus Prevorst.

Originalien und Leſefrüchte

für

Freunde des innern Lebens

mitgetheilt

von dem Herausgeber

der Seherin aus Prevorſt.

Dritte Sammlung.

Karlsruhe,
Druck und Verlag von Gottlieb Braun.
1832.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Seite
Aphorismen über Freiheit und inneres Leben, von Profeſſor Eſchenmayer. (Fortſetzung.) 1
Ueber eine Behauptung Schwedenberg's, den Rapport des irdiſch lebenden Menſchen mit Geiſtern und Abgeſchiedenen betreffend, von Franz Baader 53
Sendſchreiben über Geiſt und Seele 61
Fragmente über den Hades und verwandte Gegenſtände, von —r— 93
Fragmente über den Zuſtand nach dem Tode, von Bengel . 131
Ueber das Wiedererkennen jenſeits des Grabes, von einem Freunde der Seherin von Prevorſt 134
Iſt es erweiſlich, daß es keine Geiſter-Erſcheinungen gibt? Eine Frage, in einem Briefe beantwortet von einem Gelehrten des vorigen Jahrhunderts 139
Lord Byron als Doppelgänger 161
Ein Wort über Kaſpar Hauſer, von —n— 164
Parallelen zwiſchen Kaſpar Hauſer und der Seherin von Prevorſt, beſonders in phyſiſcher Hinſicht 169

Seite
Beyſpiele des Wunderbaren aus dem Nachlaſſe eines glaubwürdigen Mannes, von —z— 178
Eine Berichtigung von R. 186
Zuverſicht, ein Gedicht, von Schreiber 191

Kr

(D
zwiſc
in sei
auf ei
tik au
erlaub
gegenw
mit
Contin
und d
tung d

231.
ſie ihre
Statt

Aphorismen

über

reiheit und inneres Leben

von Prof. Eſchenmayer.

(Fortſetzung.)

Das Prinzip der Freiheit und das aus ihm hervor-
llende innere Leben iſt im erſten Hefte dieſer Blätter
ſeinem Beſtande dargeſtellt, und im zweiten Hefte
einige Lehren der **Schleiermacher'ſchen** Dogma-
angewandt worden; eine gleiche kritiſche Anwendung
aubt ſich der Vf. auf die **Hegel'ſche** Philoſophie im
genwärtigen Hefte. **Hegel** endigt ſeine Philoſophie
der **Lehre vom abſoluten Geiſte**, als der
ſummation aller ſpeculativen Sätze ſeines Syſtems
darum eignet ſich dieſe Lehre am beſten zur Prü-
g des Ganzen.)

31. Die erſte Frage, welche die Philoſophie, wenn
hre Kraft für's Göttliche meſſen will, ſo leicht um

gebt, wird ſeyn: „Ob wohl der erſchaffene und anfängliche Geiſt des Menſchen den unerſchaffenen und unanfänglichen Geiſt denken, begreifen, erforſchen könne? Ob die dem endlichen Geiſte anerſchaffene Formen und Typen, ſeyen es Ideen, Prinzipien, Kategorien, Geſetze, Gleichungen, Eigenſchaften, oder auch der Complex von Allen, Maßſtab für den abſoluten Geiſt werden können? Ob das Geſetz des Selbſtbewußtſeyns, welches der Schöpfer in die Entwicklung des menſchlichen Geiſtes gelegt hat, je eine Anwendung auf den Schöpfer finden könne?

232. Dieſe Fragen müſſen alle verneint werden, weil auch das Ebenbildliche, wovon die heilige Schrift redet, den unendlichen Unterſchied zwiſchen dem unerſchaffenen und ewigen und zwiſchen dem erſchaffenen und der Zeit nach anfänglichen Geiſte nicht aufheben kann. Denn ſo gewiß der erſchaffene Geiſt durch die höchſte Potenzirung der Ideen und Eigenſchaften nie zum Unerſchaffenen werden kann, ſo gewiß kann auch das Ebenbildliche zwiſchen dem menſchlichen und göttlichen Geiſte ſich nicht auf Ideen und Eigenſchaften, oder überhaupt auf eine kreatürliche Verfaſſung, ſondern nur auf jenen göttlichen Funken der Freiheit beziehen, welchen der Schöpfer dem endlichen Geiſte aus ſeiner unendlichen Strahlenfülle mitgetheilt hat.

233. Was iſt alſo Seyn, was iſt Wiſſen, was Begriff und Zeit, was abſolut, was Subſtanz und Cauſa

tität, was Sub- und Objektivität, was abſtrakt und concret u. ſ. w. in Beziehung auf Gott? — Lauter unangemeſſene, meiſtens nichts beſagende Formen, die ſo wenig eine Uebertragung auf Gott geſtatten, als die Form des Topfes auf die Natur ſeines Meiſters. Ja, könnte der Geiſt über ſeinen Anfang hinausgehen, ſeiner eigenen Schöpfung zuſehen, und jenen Ort belauſchen, in welchem Gott die Ideen ſelbſt ſchuf und ordnete, ſo würde er auch die Natur der Schöpferkraft erkennen; aber wir erkennen ſein Weſen nicht, ſondern nur ſeine Werke, nicht das, was aller Schöpfung voranging, ſondern nur ſein Offenbarwerden für den Geiſt.

234. *Gott iſt die ewige Vorausſetzung von Allem.* Er iſt daher keine unendliche Subſtanz, wie *Spinoza* will, — Er iſt nicht das reine Seyn an ſich, wie *Fichte* will, — Er iſt nicht die abſolute Indifferenz, wie *Schelling* will, — Er iſt nicht weder die in ſich ſeyende, noch in ſich zurückkehrende und zurückgekehrte Identität, oder die ſich ſelbſt wiſſende Idee, wie *Hegel* will, ſondern *das Ewig Vorausgeſetzte* von Allem, mithin auch von dieſen Grundbegriffen. Er iſt das Prius der Schöpfung und Offenbarung, das ewige Myſterium, was weder Engel noch Menſchen ergründen, und wovon Chriſtus ſagt: «Niemand kennet den Vater, als der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren.»

235. Die Frage liegt ſehr nahe, wie es komme, daß die vier Meiſter der Weisheit mit den verſchiedenen Grundbegriffen doch nur ein und daſſelbe Subjekt «Gott»

bezeichnen, überhaupt, wie es komme, daß die höchſten Grundbegriffe des menſchlichen Geiſtes nur als Prädikat dem gleichen Subjekte dienen? — Nur daher, daß das Subjekt nicht erſchloſſen, ſondern das allen Begriffen Urtheilen und Schlüſſen Ewig-Vorausgeſetzte iſt. Daher ſagt der Apoſtel Paulus: »Der menſchliche Geiſt weiß nur das, was menſchlich iſt, Niemand aber weiß, was göttlich iſt, außer der Geiſt Gottes.« Eine ſolche Vorausſetzung iſt mithin nicht mehr Sache von menſchlichem Denken und Wiſſen, aber um ſo mehr iſt ſie Sache des Glaubens, der eben damit die Gewißheit der Exiſtenz Gottes in ſich offenbart.

26. In dieſer Expoſition ſtellt ſich der Glaube am ſtärkſten heraus. Er iſt kein unmittelbares Wiſſen, wie Hegel und die modernen Dogmatiker wähnen. Denn das, was den höchſten Grundbegriffen vorausgeſetzt iſt, nimmt eine ganz andere Natur an und iſt dem Wiſſen überhaupt nicht mehr zugänglich. Der Glaube iſt in ſeiner immanenten und transzendenten Seite noch nicht erfaßt worden. In ſeiner immanenten Seite iſt er das überirdiſche Auge der Seele, das ſich den Strahlen göttlicher Offenbarung öffnet, und wird dadurch ſich ſelbſt die gewiſſeſte Urkunde der Gottheit; Seine transzendente Seite aber iſt, welche das Evangelium hervorhebt, und wodurch der allgemeine Glaube ſich zum Chriſtlichen potenzirt. Chriſtus ſchildert ihn als die größte Macht der Erde, welche nicht nur die Welt überwindet, ſondern auch die Kräfte der Natur gehorchen heißt. Darum iſt

er Glaube kein unmittelbares Wiſſen, ſondern vielmehr
in unmittelbares Handeln. Das Wort iſt
ngleich That

237. Aber nicht nur Glaube, ſondern auch Gewiſ
en und Ahnung ſind transzendente Organe der Seele
nd haben die doppelte Funktion. Das Gewiſſen in
iner immanenten Seite iſt, ohne Vermittlung von Be
riſſen und Urtheilen, der angeborne Richter über unſere
andlungen, in ſeiner transzendenten Seite mahnt es
ns an eine göttliche Strafgerechtigkeit. Die Ahnung
ihrer immanenten Seite iſt das aufgeſchloſſene Ge-
hlsleben für höhere Einflüſſe, in ihrer transzendenten
eite iſt ſie die Andacht, die ihre Vereinigung mit Gott
cht und das Herz ſelbſt zum Opfer bringt. Die An-
cht iſt ein Erheben der ganzen Seele und nicht etwa
os eine Steigerung eines oder des anderen Vermö-
ns derſelben.

238. Aber über Allem liegt das Schauen des
eiſtes. Seine immanente Seite iſt dasjenige Schauen,
s uns vom Abſoluten Kunde gibt. Schon Schel-
ng ſchrieb mir einmal in einem Briefe: »Es gibt ein
hauen des Abſoluten«, und hiemit meinte er nicht
es Begriffs-Abſolute, was die Philoſophie ſo gerne als
hwerpunkt der Vernunft und des Wiſſens feſtſetzt,
ndern das Abſolute, was als Einheit der Ideen in das
ntrum des Geiſtes fällt. Wenn die Idee der Wahr-
t ausſchließlich dem Wiſſen, die Idee der Schönheit
sſchließlich dem Idealiſiren, und die Idee der Tugend

ausſchließlich dem freien Streben der Seele zugehört, ſo kann die Harmonie der drei Ideen nicht wieder durch eine Einzelne der drei Funktionen erreicht werden, ſondern nur durch Eine, welche alle Drei in Eins aufzufaſſen im Stande iſt. Und dieß iſt das Schauen des Abſoluten, welches hier als Urgleichung der Ideen geſetzt iſt. Seine transzendente Seite aber iſt das Schauen des Heiligen, und dieſe Funktion iſt das Eigenthum des Geiſtes, was er mit keiner andern Funktion der Seele theilt. Wie das äußere Auge des Leibes die Strahlen der irdiſchen Sonne empfängt, ſo öffnet ſich das innere Auge des Geiſtes den Strahlen einer himmliſchen Sonne, und damit gewinnt das Heilige eine eben ſo große Evidenz, wie das Wahre durch das Denken, das Schöne durch das Fühlen, und das Gute durch das Wollen.

230. Paulus ſagt: »Wir wandeln hier im Glauben und nicht im Schauen.« Er meint den durch ſeinen Abfall trübe gewordenen Geiſt, der nun im Glauben ſeine Redintegration ſuchen muß. Es iſt zwar das gleiche Licht der Wahrheit, welches den Glauben wie das Schauen erhellt, aber im Glauben iſt die Wahrheit noch eingehüllt, wie in einer Knospe; im Schauen hingegen iſt ſie offenbar, und liegt entfaltet vor dem Geiſte. Aber ohne Glauben kein Schauen, weil nur das, was im Glauben als Kraft der Wahrheit zuſammengefaßt iſt, im Schauen ſich entfalten kann. Denn eben jenes Ewig-Vorausgeſetzte, was der Glaube feſthält, enthüllt ſich in höherer Bedeutung erſt jenſeits dem Schauen.

240. Wiſſen, Glauben und Schauen bilden die Proportion des Totalſyſtems, das nicht nur alle Ordnungen, in welche der Menſch geſtellt iſt, ſondern auch das, was ihm durch Offenbarung gegeben iſt, umfaßt.

Das Wiſſen gehört ganz der Immanenz der Seele, und hat es theils mit dem Wahren an ſich (Logik), theils mit dem, was im Schönen (Aeſthetik) und Guten (Ethik) als Reflex des Wahren erſcheint, theils mit den objektiven Gebilden der Ideen in Natur und Geſchichte zu thun.

Der Glaube, der das dem Wiſſen Ewig-Vorausgeſetzte erfaßt, liegt auf dem Uebergange der Immanenz zur Transzendenz, und vereinigt den Standpunkt des Selbſtbewußtſeyns mit dem Standpunkte der Offenbarung.

Das Schauen hingegen gehört als Schauen des Heiligen ganz zur Transzendenz, aber es ſchließt ſich erſt im Geiſte auf, wenn er zu ſeiner Integrität gelangt, was während des Lebens nie ganz gelingen kann.

241. Ganz anders verhält es ſich in der Hegelſchen Lehre. Im § 63. Encykl. 2te Ausg. ſetzt Hegel Wiſſen, Glauben, Denken, Anſchauen ſo ziemlich in eine gleiche Kategorie. Den Glauben nennt er ein unmittelbares Wiſſen, und verkennt ſeine beiden Seiten ſo ſehr, daß es wirklich zu einer komiſchen Wendung Anlaß gibt, wenn wir den evangeliſchen Glauben damit in Contraſt ſetzen. Wenn Chriſtus ſagt: »Weib, dein

Glaube hat dir geholfen«, ſo müßte es nach Hegel ſo überſetzt werden: »Weib, dein unmittelbares Wiſſen hat dir geholfen.« Und wenn er ſagt: »Mit einem Senfkern von Glauben könntet ihr Berge verſetzen«, ſo müßte es nach Hegel ſo lauten: »Mit dem mindeſten unmittelbaren Wiſſen könntet ihr Berge verſetzen.« Ebenſo ſagt Hegel: »Reines Anſchauen iſt ganz daſſelbe, was reines Denken iſt.« Alles Denken iſt eine Zeitfunktion der Seele, welche, um Wahrheit zu finden, in einer langen Gliederreihe von Begriffen, Urtheilen, Schlüſſen bis zum Syſtem fortſchreiten muß, während das Schauen die Wahrheit in einem Moment auffaßt. Das Denken beurkundet eben durch die mühſelige Syſteme, die es zu Auffindung der Wahrheit durchlaufen muß, nicht nur die niedere Seite des geiſtigen Lebens, ſondern überhaupt die Unvollkommenheit des menſchlichen Geiſtes, während das Schauen nicht nur die höhere Seite des geiſtigen Lebens in ſich faßt, ſondern überhaupt Antheil höherer und vollkommnerer Naturen iſt.

242. In gleicher Verwirrung liegt auch das Abſolute in der Philoſophie. Da Hegel nicht über das Wiſſen hinauskommt, ſo bildet der abſolute Begriff den innerſten Schwerpunkt der Vernunft, um den alle Begriffe und Syſteme, wie um ihre Axe, ſich bewegen. Dieſer Begriff reißt die Herrſchaft an ſich, das Schöne, Gute, Heilige und Göttliche erſcheinen nur als Reflexe des Begriffs oder als Coeffizienten, wovon das Wahre an

uch der Exponent iſt. Dieß iſt nicht nur die Verkehrtheit der Philoſophie, in welcher das Höhere dem Niedern dienen ſoll, ſondern auch zugleich die ſtärkſte Profanation des Heiligen. Setzt hingegen die Philoſophie ihr Abſolutes in das Centrum des Geiſtes, alsdann iſt es die Harmonie der Ideen; nicht bloß das Wahre, ſondern auch das Schöne und Gute werden zur höhern Einheit erhoben, und um dieſe Einheit bewegen ſich Logik, Aeſthetik und Ethik zugleich. Aber dennoch gibt es noch einen höhern Mittelpunkt, und dieß iſt die Sonne der Offenbarung, das *Göttlich-Abſolute in Chriſtus*, um welchen ſich Vernunft und Geiſt wieder bewegen. Wir erhalten ſomit, je nachdem die Philoſophie ihre Grenze zieht, ein *Dreifach-Abſolutes*, das Erſte iſt der Begriff oder der äußere Schwerpunkt der Vernunft, das Zweite iſt das lichte Centrum des Geiſtes, und das Dritte iſt die Sonne des Heiligen, oder das Göttlich-Abſolute in Chriſtus.

243. Aller Rationalismus, der vom abſoluten Begriffe ausgeht, fängt mit der Vernichtung der *unbedingten Macht- und Wahl-Vollkommenheit* an, beraubt dadurch das göttliche Weſen deſſen, was es allein zum Göttlichen macht, und ſetzt an die Stelle der abſoluten Freiheit *das abſolute Geſetz*. Hegel ſagt: „Der abſolute Begriff ſchlage *nothwendig* in das Seyn um“, aber ohne ſich die Frage zu machen, wer denn die Nothwendigkeit in den Begriff gelegt habe, oder ob es ein Geſetz an ſich ohne einen freien Geſetz-

aber geben könne? Er ſetzt dadurch Gott offenbar unter die Würde des Menſchen herab: denn im Menſchen geht der Begriff nur durch den freien Willen in die That über, aber Gott erſcheint in dieſem Uebergange als das blinde Werkzeug eines nothwendigen Geſetzes. Es iſt allerdings wahr, der Satz der unbedingten Wahl- und Macht-Vollkommenheit ſetzt allem Begreifen ein Ende, da dieſes Prädikat über alle menſchliche Gleichungen erhaben iſt, aber gerade hier ſollten wir die Unbegreiflichkeit ehren, weil dadurch das Göttliche erſt in ſeiner wahren Würde erſcheint. Ueberhaupt findet zwiſchen Gott und Menſch ein umgekehrtes Verhältniß ſtatt. In Gott, der die Ideen und Prinzipien ſamt der Vernunft erſchuf, mußte der abſolut freie Wille der ganzen Schöpfung vorausgehen, und *die That iſt Grund der Idee.* Im erſchaffenen Geiſte aber geht das Wiſſen dem Handeln, *die Idee der That* voraus. Der Menſch findet die Idee und das Geſetz ſchon vorräthig in ſeiner Einrichtung und beſtimmt ſich nach denſelben zum Handeln. In Gott, wo gar nichts, auch die Verfaſſung des Geiſtes nicht, unabhängig von ſeinem abſoluten Willen geſetzt werden kann, geht die Schöpferkraft Allem voraus. Für uns iſt dieß freilich unbegreiflich, aber doch wahr.

241. Zum Verſtändniß der Aphorismen über die Lehre *Hegels vom abſoluten Geiſte* iſt es rathſam, eine Skizze der Hauptſätze des ganzen Syſtems voranzuſchicken, um die gehörige Beziehungspunkte zu haben. Die Hauptzüge werden folgende ſeyn:

(Encykl. 2te Ausg. §. 88.) „Seyn und Nichts iſt daſſelbe, ihre Einheit iſt das Werden.“ In dieſem Satze geht die Idee noch als reiner Gedanke in ihren erſten Prozeß ein, und findet Grund und Boden dadurch in ihm, daß Poſition, Negation und Limitation für die ganze künftige Conſtruktion ſchon gegeben ſind und keiner weitern Deduktion mehr bedürfen. Indeſſen iſt dieß die erſte willkührliche Geſtaltung der Idee, wovon ſpäter noch die Rede ſeyn wird.

(§. 112.) „Iſt die Idee in Seyn, Nichts und Werden gegeben, ſo fängt ſie an, in ſich ſelbſt zu ſcheinen und wird Weſen.“ Da nach Hegel Seyn und Nichts daſſelbe ſind, ſo müſſen auch das Weſen und der Schein daſſelbe ſeyn. Indeſſen iſt durch dieſen Satz noch nicht klar, wie in der allgemeinen metaphyſiſchen Proportion von Stoff, Form und Weſen, die an jedem Dinge ſich manifeſtirt, die drei Glieder aus der Idee hervorgehen.

(§. 159.) „Die Wahrheit des Seyns und Weſens iſt der Begriff.“ Durch dieſen Satz erhält die Hegel'ſche Lehre wieder einen großen Vorſchub; iſt der Begriff kein blos aus dem Seyn abſtrahirtes Moment, ſondern ſchon urſprünglich Eins mit dem Seyn, ſo iſt natürlich alle Verlegenheit gehoben, aus dem Begriff das Seyn herauszuconſtruiren.

(§. 163.) „Der Begriff realiſirt ſich im Objekt.“ Dieſer Satz geht raſch zu Werke; denn nach der Analogie, daß im Menſchen der Begriff nicht ohne die ſchaffende Kraft des Willens ſich in der That und im Werke realiſirt, ſollte man wohl vermuthen, daß der Begriff überhaupt nicht ohne die ſchaffende Kraft eines höhern Willens ſich im Objekt realiſire.

(§. 194.) »Das Objekt iſt der abſolute Widerſpruch der vollkommnen Selbſtſtändigkeit des Mannigfaltigen und der ebenſo vollkommnen Unſelbſtſtändigkeit derſelben.« Wie dauert mich das Objekt, das vollkommen ſelbſtſtändig ſeyn will und nicht kann, und ebenſo vollkommen unſelbſtſtändig ſeyn will und nicht kann! Soll es etwa heißen, »daß, weil in jedem Objekte ſich Stoff, Form und Weſen zuſammen finden, das Weſen die Selbſtſtändigkeit, Form und Stoff aber die Unſelbſtſtändigkeit repräſentiren«, ſo iſt der Ausdruck eines abſoluten Widerſpruchs ſchlecht gewählt, und gehört zu den Orakelſprüchen, welche zu Delphi beſſer mögen gelöſt werden, als bei uns.

(§. 213.) »Die abſolute Einheit des Begriffes und der Objektivität iſt die Idee, und dieſe iſt nun das Wahre an und für ſich.« Bis jetzt war die Idee blos in ihren Elementar-Proceſſen begriffen, aber jetzt iſt ſie fertig, ſie iſt nicht nur das Wahre an ſich, ſondern auch für ſich. Die Philoſophie ſprach ſomit auch dieſen Satz ſo aus: »Gott iſt die abſolute Einheit von Wiſſen und Seyn«, und ſo wird es wohl auch hier zu verſtehen ſeyn.

(§. 236.) »Die Idee wird abſolut, wenn ſie als Einheit der ſubjektiven und objektiven Idee zum Begriff der Idee wird; dieſe Einheit iſt die abſolute und alle Wahrheit, die ſich ſelbſt denkende, und zwar als denkende, logiſche Idee.« Hier iſt eine neue Steigerung. Im vorigen Satz iſt die Idee die abſolute Einheit des Begriffs und der Objektivität, aber ſie denkt ſich noch nicht als ſolche, nun aber wird die Einheit zum Begriffe der Idee, d. h. ſich ſelbſt denkende Idee, die Idee iſt abſolut, und nun auch iſt Gott fertig. Es hat allerdings lange gebraucht, bis die Hegel'ſche Logik dem lieben Gott zu ſeiner Selbſtklarheit verholfen hat, aber dennoch iſt er jetzt noch zu abſtrakt, er muß concret werden, und darum nimmt Hegel jetzt einen anderen Prozeß mit ihm vor.

(§. 244.) »Iſt die Idee abſolut frei, ſo entſchließt ſie ſich in der abſoluten Wahrheit ihrer ſelbſt, das Moment ihrer Beſonderheit oder des erſten Beſtimmens und Andersſeyns, die unmittelbare Idee als ihren Widerſchein, ſich als Natur frei aus ſich zu entlaſſen.«

Die Idee iſt nun auf einmal mit Freiheit begabt, aber wir wiſſen nicht recht, wie dies zugeht; denn von dem Sichſelbſtdenken iſt es noch ein weiter Weg zum Sichſelbſtbeſtimmen. Bis jetzt ſchien die Idee ſich nach einem bloßen Evolutionsgeſetz zu verhalten, aber nun will ſie auch etwas aus ſich ſeyn, und entläßt ſich als Natur frei aus ſich. Wie gut kommt es dieſer Lehre, daß das Seyn und Nichts daſſelbe ſind, denn jetzt iſt es der Idee leicht, ſich als Negativität, d. h. als Natur, frei aus ſich zu entlaſſen, wenn anders das Sichausſichentlaſſen noch einen Sinn hat.

(§. 247.) »Die Natur ergibt ſich als die Idee in der Form des Andersſeyn; da die Idee ſo als das Negative ihrer ſelbſt oder ſich äußerlich iſt, ſo macht die Aeußerlichkeit die Beſtimmung aus, in welcher ſie als Natur iſt.« Man wird nicht recht einig, 1) wo das Andersſeyn herkommt, und ob es in der Idee ſchon vorbereitet lag, und 2) ob die ganze Idee in die Natur übergeht und ſich gleichſam verflüchtigt, ſo daß von ihrem geiſtigen Weſen nichts mehr ſichtbar iſt. Wir nehmen zwar auch an, daß Gott frei die Natur erſchaffen habe, aber wir nehmen nicht an, daß er ſelbſt in ſie übergegangen ſey und eine andere Form in ihr angenommen habe.

(§. 248.) »In dieſer Aeußerlichkeit haben die Begriffsbeſtimmungen den Schein eines gleichgültigen Beſtehens und der Vereinzelung gegeneinander, der Begriff iſt deßwegen als Innerliches. Die Natur zeigt daher in ihrem Daſeyn keine Freiheit, ſondern Nothwendigkeit und Zufälligkeit. Die Natur iſt an ſich in der Idee göttlich, aber wie ſie iſt, entſpricht ihr Seyn ihrem Begriffe nicht; ſie iſt vielmehr der un aufgelöſte Widerſpruch. — Wenn Gott das urbildliche Leben der Ideen in den Geiſt, ihr abbildliches Leben aber in die Natur gelegt hat, ſo kann freilich das Abbildliche dem Urbildlichen, oder die Natur dem Begriffe, nicht ſo entſprechen, daß ſie einander gleich wären; aber ein Widerſpruch iſt hier nicht zu finden, vielmehr iſt, von einem anderen Standpunkte aus angeſehen, Alles harmoniſch. (Ich kann dies hier nicht weiter verfolgen, wer Luſt hat, der leſe meinen Grundriß der Naturphiloſophie nach.)

(§. 251.) — Die Natur iſt an ſich ein lebendiges Ganzes. Die Bewegung ihrer Idee durch ihren Stufengang, iſt näher dies, ſich als das zu ſetzen, was ſie an ſich iſt, oder was das Nämliche iſt, aus ihrer Unmittelbarkeit und Äußerlichkeit, welche der Tod iſt, in ſich zu gehen, um als Lebendiges zu ſein, aber ferner auch dieſe Beſtimmtheit der Idee, in welcher ſie nur Leben iſt, aufzuheben und zum Geiſt zu werden, der ihre Wahrheit und ihr Endzweck iſt. — In dieſer Stelle ſcheint es nicht mehr unentſchieden, daß die ganze Idee zur Natur geworden, weil ſie durch das Zurückgehen und Aufheben der Äußerlichkeit zuerſt zum Leben und dann zum Geiſt wird. Man hat Hegel ſchon eines ſtarken Empiriſmus beſchuldigt; dieſe Stelle weiſt darauf hin, weil das, was in der eigentlichen Natur bis zum Tode depotenzirt iſt, durch ein bloßes Zurückgehen Leben und zuletzt Geiſt werden ſoll. Was muß die Idee nicht Alles wirken in der Welt und ſich hergeben zu den Hirngeburten eines Philoſophen! Gab es denn nicht, ſo lange die Welt ſteht, neben dem Reiche der Natur auch ein Reich der Geiſter, ſo daß die Idee der Wahrheit immer doppelt ſich verhält, im Geiſte in ihrer Integration, in der Natur in ihrer Differenzirung?

(§. 376.) »Iſt die letzte Aeußerlichkeit aufgehoben, ſo geht die Natur in ihre Wahrheit über, in die Subjektivität des Begriffs, deren Objektivität ſelbſt die aufgehobene Unmittelbarkeit der Einzelheit, die concrete Allgemeinheit iſt, ſo daß der Begriff geſetzt iſt, welcher den Begriff zu ſeinem Daſeyn hat, — der Geiſt.« (Mit dieſen Sätzen geht Hegel in die Philoſophie des Geiſtes über, was ſpäter zu einer eigenen Betrachtung ſich eignet. Ich gebe daher die Hauptzüge vollends ohne weitere Bemerkung.)

(§. 381.) »Der Geiſt hat ſich als die zu ihrem Fürſichſeyn gelangte Idee ergeben, deren Objekt ſowohl als Subjekt der Begriff iſt.«

(§. 382.) »Das Weſen des Geiſtes iſt formell die Freiheit, die abſolute Negativität des Begriffs als Identität mit ſich.«

(§. 383.) »Die Beſtimmtheit des Geiſtes, indem das Allgemeine ſich ſelbſt beſondert, iſt Manifeſtation.«

(§. 384.) »Das Offenbaren, welches als abſtrakte Idee unmittelbarer Uebergang, Werden der Natur iſt, iſt als Offenbaren des Geiſtes, der frei iſt, Setzen der Natur als ſeiner Welt, ein Setzen, das als Reflexion zugleich Vorausſetzung der Welt als ſelbſtſtändiger Natur iſt. Das Offenbaren im Begriff iſt Erſchaffen derſelben, als ſeines Seyns, in welchem er die Affirmation und Wahrheit ſeiner Freiheit ſich gibt. Das Abſolute iſt der Geiſt, dies iſt die höchſte Definition des Abſoluten.«

(§. 385.) »Die Entwicklung des Geiſtes iſt, daß er 1) in der Form der Beziehung auf ſich ſelbſt iſt, innerhalb ſeiner ihm die ideelle Totalität der Idee wird, — ſubjektiver Geiſt, 2) in der Form der Realität als einer Welt, welche die Freiheit als vorhandene Nothwendigkeit iſt, — objektiver Geiſt, und 3) in an und für ſich ſeyender Einheit der Objektivität des Geiſtes und ſeiner Idealität oder ſeines Begriffs, der Geiſt in ſeiner abſoluten Wahrheit iſt, — der abſolute Geiſt. Dieſer nun hat ſeine Bildungsſtufen durch Kunſt und Religion, bis er zuletzt in der Philoſophie ſeine Conſummation in der ſich denkenden Idee erreicht hat.«

243. Dies ſind die Hauptzüge, durch welche der logiſche Gang Hegels in ſeiner Philoſophie ſich bewegt. Sie ſtehen in einer conſequenten Gliederung vom Elemente der Idee bis zum abſoluten Geiſte. Immer ſchließt ſich

das Reſultat der vorhergehenden Folgerung an den Anfang der nachfolgenden an, und behauptet einen feſten Stufengang. Jede Stufe bildet um ſich eine Sphäre, in welche Alles eingetragen iſt, was zu ihr gehört. Auf dieſe Weiſe erhebt die Progreſſion ihre Exponenten bis zum Höchſten, in welchem die letzte Syntheſe ſich ſchließt. Dies iſt der abſolute Geiſt, der in concreter Lebendigkeit allen Inhalt nicht nur in ſich vereinigt, ſondern ſich auch in ihm weiß. Der Philoſoph aber iſt der Beſchreiber, Verkünder, Bildner und Erfinder dieſes einen und ewigen Syſtems; Er hat dem Geiſte allein zu dieſer Selbſtklarheit verholfen, die er ſeit Jahrtauſenden entbehren mußte. Welcher Gewinn für die Welt, daß jetzt Jeder aus der Schule, der das Hegel'ſche Syſtem ſtudirt, das große Ganze auf gleiche Weiſe nachconſtruiren und ſich ſelbſt klar werden kann! Iſt es ein Wunder, wenn die Verehrer Hegels, in den Abgrund des Tiefſinnes hinabblickend, dem, ſeiner Hülle nach zwar geſtorbenen, aber dem Ruhme nach unſterblichen, Meiſter noch das nachrufen, was einſt Lukrez dem Epikur nachrief:

„Nein! ein ſolches Lied, das ſingt kein ſterblicher Sänger.
„Ja! ein Gott, ein Gott war er, mein edler Memmius!“

Ich zwar rufe dies nicht nach, weil ich einen andern Meiſter kenne, von dem ich gewiß weiß, daß Dieſer ihm nicht nur nicht die Schuhriemen, ſondern nicht einmal den Staub von den Füßen ablöſen darf, und der mich durch ſein Wort über den ganzen intellectuellen Kram der Vernunftformeln hinausführte, und pflichte dem Apoſtel Paulus bei, daß dieſe Weltweisheit Thor-

t bei Gott ſey. Nie werde ich Einem trauen, der in
nem eigenen Namen kommt, und Ehre von Menſchen
nmt, die Ehre aber, die Gott gebührt, nicht ſucht.

246. Um unſer Urtheil noch weiter zu begründen, kön-
n wir mehrere Aufgaben, welche in dem Hegel'ſchen
yſteme Hauptſtellen einnehmen, herausſuchen, um uns
bſt zu verſichern, ob dann die gerühmte Wahrheit in
nen zu finden iſt. Sie ſind: 1) Die Bedeutung
ner ſich ſelbſt wiſſenden Idee, oder eines ſich
lbſt denkenden Begriffs. 2) Die Gleichheit von
eyn und Nichts, woraus ein Werden entſteht.
) Der Prozeß des Uebergangs der Idee in ein
nderſeyn und der Rückkehr derſelben. 4) Die
edeutung der Freiheit im Hegel'ſchen Syſtem,
nd 5) die Bedeutung von Urkraft und Cen-
tel.

247. Erſtes Moment: Bedeutung des ſich ſelbſt
enkenden Begriffs.

Die Philoſophie des Geiſtes hat hauptſächlich darin ihre
Stärke bewieſen, daß ſie uns mit der Natur der Selbſt-
affirmation näher bekannt gemacht hat. Denn ehe
in Selbſtgefühl, ein Selbſtbewußtſeyn, eine Selbſter-
kenntniß und eine Selbſtgeſetzgebung möglich iſt, muß die
Selbſtaffirmation als Grundlage vorhergehen. Die
Philoſophie hat zuletzt auch ein Wunder zu ihrem Beſitz
at, und dies iſt die Abkunft des freien Prinzips
m Geiſte, das, weil es keinen anderen Grund haben
ann, als den unmittelbaren göttlichen Willen

und Weſen, über alle Werthe von Wiſſen und Seyn erhaben iſt. Es iſt das ewig rege und ſchöpferiſche Prinzip, das jeden Augenblick ſeine eigene Cauſalität erſchafft, und wenn es in einem Produkt erſtirbt, ſich ſogleich wieder zur Quelle der Produktivität umkehrt und in ununterbrochener Selbſtbeſtimmung Urheber ſeiner Thaten und Schöpfer ſeiner Werke bleibt. Ein ſolches Prinzip ſucht die Philoſophie umſonſt in der Reihe ihrer Ideen und Begriffe, umſonſt in den Kreiſen ihres entwickelten Selbſtbewußtſeyns, umſonſt als ein Erzeugniß der Immanenz von Seele und Geiſt. Es iſt, wie Kant ſagt, ein transzendentes Prinzip, und ſteigt, wie Jakob Böhm treffend bemerkt, aus dem göttlichen Ungrund heraus. — es iſt, mit einem Worte, die unmittelbare göttliche Gabe, die der Schöpfer aus ſeinem Weſen dem menſchlichen Geiſte mittheilte, und womit mittelbar alle übrigen gegeben ſind. Durch daſſelbe wird der Geiſt erſt zum Geiſt und gewinnt die großen Zwecke der Schöpfung, nämlich die Verherrlichung des Schöpfers und die Befähigung zur Seeligkeit.

248. Dieſes Prinzip iſt es, welches der Geiſt, der es von höherer Hand erhielt, dem Centrum der Seele mittheilt, wo es die abſolut-identiſche Größe im Ich bildet, in welchem die Selbſtaffirmation liegt. Im Selbſtbewußtſeyn liegt der Satz: »Ich weiß, daß ich bin.« In dieſem Satz kommt das Ich doppelt vor, das Einemal im Wiſſen, das Anderemal im Seyn. Dieſe Verdoppelung conſtituirt in der Seele

eine reine Sub-Objektivität, in welcher das wiſſende Ich als Subjekt dem ſeyenden Ich als Objekt gegenüberſteht, aber zugleich auch ſich mit ihm an jener identiſchen, ſich ewig gleich bleibenden, Grenze vermittelt. Seyn und Wiſſen werden nicht abſolut identiſch, ſondern werden nur in einer relativen Identität, d. h. in einem Gleichgewicht, vermittelt, ſo daß im Ich zwar das Wiſſende auch zugleich das Seyende iſt, aber doch noch im Abſolut Identiſchen des freien Prinzips ein Auge übrig bleibt, welches die relative Identität im Wiſſen und Seyn wahrnimmt, und in ſo fern ſich ſelbſt in den unendlich vielen Modifikationen von Wiſſen und Seyn erkennt. Das Ich hat offenbar eine dreifache Natur. Das Abſolut Identiſche iſt es durch die Selbſtpoſition im freien Prinzip, eine ſubjektive Natur hat es als wiſſendes Ich und eine objektive Natur hat es als ſeyendes Ich.

249. Das Prinzip der Freiheit iſt zugleich das einzig ſelbſttreibende Moment des geiſtigen Lebens, das ſich durch alle Hinderniſſe Bahn bricht, und während des Zeitlebens den Menſchen auch zum Erwerb der praktiſchen Freiheit beſtändig antreibt. Nur durch daſſelbe wird das Ich nach und nach vom Selbſtgefühl, durch Selbſtbewußtſeyn und Selbſterkenntniß zur Selbſtgeſetzgebung erhoben, wo es erſt im freien Willen in ſeinem wahren Charakter erſcheint. Der Menſch iſt nicht frei, weil er Vernunft und Willen hat, ſondern umgekehrt, der Menſch hat Vernunft und Willen, weil ihm Gott das Prinzip der Freiheit verlieh. Dieſes Prinzip, als von göttlicher Abkunft

iſt zugleich unvergänglich, und ſetzt ſeine Evolutionen nicht bloß im irdiſchen Leben, ſondern in weit höheren Progreſſionen, erſt nach dem Tode fort. Es iſt der einzige Zeuge der Unſterblichkeit, weil es, als göttlicher Funke, durch keine Macht im Himmel und auf Erden ausgelöſcht werden kann.

20. Zu dem Prinzip der Freiheit hat die Philoſophie ihren Stolz und ihre Demüthigung neben einander. In ſo fern die Selbſtaffirmation eine Aehnlichkeit oder Ebenbildlichkeit mit Gott beurkundet, verfällt der Philoſoph leicht in den Wahn, jene Vergleichung von Wiſſen und Seyn auch auf Gott zu übertragen und ihn wie einen Begriff oder Idee zu behandeln. In ſo fern aber das freie Prinzip über alle Gleichungen, über Wiſſen und Seyn, über Begriff und Idee weit erhaben iſt, erkennt er zugleich ſeine Unmacht, irgend einen Prozeß aus ſich auf die abſolute Freiheit in Gott zu übertragen. Hier iſt es, wo alles Wiſſen und Seyn ſeine abſolute Grenze findet, dagegen der Glaube erſt ſeine wahre Würde erreicht. Das abſolute Wohlgefallen Gottes iſt die ewige Vorausſetzung, welche weder Engel noch Menſchen begreifen, die aber der Glaube als unmittelbar gewiß in ſich aufnimmt. Das Wiſſen und der Glaube haben ein umgekehrtes Verhältniß. Der Wiſſende und Denkende ſteht immer höher, als ſein Objekt, weil dieſe Funktionen zur Immanenz der Seele gehören. Im Glauben aber ſteht das Objekt immer höher, als das Subjekt. Der Glaube läßt Gott in ſeinem überſchwenglichen Werthe; im Wiſ-

en und Denken hingegen wird er herabgezogen in das Gebiet der Begriffe und Ideen, ſo daß er jetzt unter die Gleichungen zu ſtehen kommt, welche die menſchliche Vernunft nach Belieben mit ihm vornimmt. Der Philoſoph oder Dogmatiker, ſobald er ſeinen Gott wiſſen oder denken will, vernichtet im Augenblick die ewige Vorausſetzung, die der Glaube feſthält, und ſetzt ſich als potenzirtes Selbſt an die Stelle Gottes. Dieß iſt die furchtbare Ironie, welche der Philoſoph mit Gott treibt.

24. Was ſoll nun eine ſich ſelbſt wiſſende Idee oder ein ſich ſelbſt denkender Begriff ſeyn? Der Geiſt iſt es, der ſeine Idee weiß und ſeinen Begriff denkt, und nie in denſelben aufgehen oder mit ihnen zuſammenfallen kann. Wenn irgend etwas zu Stande kommen ſoll, ſo muß der Geiſt Herr und Meiſter ſeiner Ideen und Begriffe bleiben; er muß über allen Gleichungen, ſelbſt über der Gleichung von Wiſſen und Seyn ſtehen, wenn er ſich ſelbſt in den Beziehungen zu denſelben erkennen will. Wie iſt es alſo möglich, daß die Hegel'ſche Logik den Geiſt erſt hervortreten läßt, nachdem Seyn und Nichts, Seyn und Weſen, Begriff und Objekt, Idee und Natur ſich vermittelt haben? Was haben denn alle dieſe Dinge für einen Werth ohne einen Geiſt, in dem ſie ſind, oder von dem ſie ausgehen? Gibt es denn Seyn, Weſen, Begriff und Idee ohne einen Geiſt, der ſie ſetzt? Wenn Hegel ſagt: „Geiſt iſt die abſolute oder ſich wiſſende Wahrheit“, ſo

verwechſelt er auch hier, wie überall, den Meiſter mit ſeinem Werke. Was Wahrheit ſeyn ſoll, iſt von Gott geordnet und dem menſchlichen Geiſt als Idee mitgetheilt, damit er, wie ſchon Plato ſagt, aus ſeinem abbildlichen Leben in ſein urbildliches zurückkehre. Eine Wahrheit ohne einen Geiſt, der ſie denkt, gibt es nicht.

252. Ein ſich ſelbſt denkender Begriff, in welchem der Begriff als denkendes Subjekt, und das »Sichſelbſt« als gedachtes Objekt geſetzt iſt, iſt ſelbſt mathematiſch unrichtig. So lange Denkendes und Gedachtes außer einander ſind, ſo laſſen ſie ſich in ihren Gleichungen wahrnehmen, gerade wie bei den Coordinaten x und y, wenn ſie innerhalb der Curven ihre Verhältniſſe bilden. Werden aber Denkendes und Gedachtes abſolut identiſch, was der obige Satz poſtulirt, ſo fallen ſie in Eins zuſammen, und werden $= 0$, gerade wie die Coordinaten x und y, wenn ſie in dem Scheitelpunkte der Curve zuſammenfallen, $= 0$ werden. Ueberſchreitet aber vollends der Begriff als Denkendes ſeine Sphäre, was der Fall iſt, wenn er das Göttliche in ſeinen Kreis ziehen will, ſo wird das Gedachte unmöglich, gerade wie bei der Abſciſſe x, wenn ſie den Scheitelpunkt der Curve überſchreitet, die Ordinate y unmöglich wird, wie die Quadratwurzel einer negativen Größe. Soll aber der Begriff als Denkendes und das »Sichſelbſt« als Gedachtes in irgend einen der drei Fälle geſetzt ſeyn, ſo muß über beiden doch noch ein Dritter ſeyn, der dieſe Verhältniſſe in ſich wahrnimmt, und dies iſt der Geiſt.

253. **Hegel** ſetzt den ſich ſelbſt denkenden Begriff gleich Gott, und glaubt in ihm das Höchſte ausgeſprochen zu haben. Aber dieſer logiſche Gott iſt ſehr arm, wenn wir den moraliſchen, der uns noch näher liegt, dagegen halten, ja es iſt ſogar eine ſehr ſchlimme Bedeutung in ihm. Nach *Hegel* iſt der logiſche Gott der aus der Natur zurückgekehrte und in ſich vertiefte geiſtige Schwerpunkt mit dem abſoluten Begriff; der moraliſche hingegen iſt abſolut frei, und flieht alle Schwerpunkte. In der moraliſchen Welt iſt der auf ſich zurückgekehrte geiſtige Schwerpunkt nichts anderes, als die *Selbſtſucht*, während die geiſtige Expanſion, welche alle Schwerpunkte in ſich aufzuheben ſucht, *die Liebe* iſt. Der Geiſt alſo, welcher als ſich ſelbſt denkender Begriff in den abſoluten Schwerpunkt zurückkehrt, iſt *der Satan*. Der Geiſt hingegen, der ſich ſelbſt aufgibt, um das ganze Geiſterreich zu umfaſſen, iſt *der Geiſt der Liebe oder Chriſtus*. Es bleibt auch in der That wahr, daß ſich keine größere Verdammniß für den Satan ausdenken läßt, als *daß er ewig ſich ſelbſt denke*.

254. Zweites Moment: »*Seyn und Nichts iſt daſſelbe, und die Einheit Beider iſt Werden.*«

Das Nichts iſt nicht dem Seyn, ſondern dem Etwas entgegengeſetzt, das Seyn hingegen, als unendliche Poſition, iſt dem Nichtſeyn als unendliche Negation entgegengeſetzt. Das Nichts geht hervor, wenn ein Plus durch ein gleich großes Minus aufgehoben wird, wie z. B. $+ 4 - 4 = 0$. Das Seyn aber entſteht, wenn das

Endliche mit dem Unendlichen potenzirt wird, = $\overset{+8}{n}$. Das Nichtſeyn entſteht, wenn das Endliche durch das Unendliche depotenzirt wird, = $\overset{-8}{n}$. Die Einheit beider iſt die Potenz Null = $\overset{0}{n}$ = 1. Das Endliche, als das Eins ſchlechthin, iſt ein Produkt aus zwei einander im Unendlichen entgegengeſetzten Faktoren: $8. \frac{1}{8} = 1$, woraus die Proportion des Analytikers folgt: $8 : 1 = 1 : \frac{1}{8}$. Das Differential oder die unendliche Negation ſetzt zwar der Mathematiker auch = 0, aber es iſt nicht an ſich Null, ſondern ein unendlicher Bruch mit verſchwundenem, endlichem Werth. Es iſt demnach ein Unterſchied zwiſchen Nichts und Nichts. Das Eine entſteht aus der Aufhebung einer beſtimmten Größe, das Andere aus der Aufhebung der unendlichen Größe. Der Unterſchied liegt darin, daß, wenn nur ein Etwas oder eine beſtimmte Größe aufgehoben wird, alle übrigen poſitiv bleiben, wobei das Seyn als unendliche Poſition nichts leidet, während [illegible]gegen, wenn der unendliche poſitive Exponent durch den unendlichen negativen Exponenten aufgehoben wird, die Potenz Null hervorgeht, welche aber nicht gleich Nichts, ſondern vielmehr das Eins ſchlechthin iſt. Hegel, der dieſen Unterſchied nicht gefaßt hat, ſteckt allerdings in einem Abſurdum. Seyn und Nichts können nie ein und daſſelbe ſeyn oder werden, weil ſie in alle Ewigkeit einander entgegengeſetzt ſind; dies hindert aber nicht, daß ſie einander indifferenziiren, d. h. ihre, im Unendlichen entgegengeſetzte, Werthe gegen einander aufheben, um in einem endlichen Werthe

Eins zu werden. Hegel hat hier auf eine falſche Grundlage ſeine Logik aufgebaut, und alle diejenigen Sätze, die mit dieſem Hauptſatze zuſammenhängen, ſtehen im gleichen Irrthum, namentlich jene, welche die Negativität ſchon der Poſitivität der Idee und des Geiſtes zugemiſcht annehmen.

255. Seyn und Nichtſeyn iſt ein blos objektiver Gegenſatz, und nimmt ganz und gar die Eigenſchaften aus der Anſchauungsform von Zeit und Raum in ſich auf. Der Raum iſt im Objektiven auch eine unendliche Poſition, und die Zeit eine unendliche Negation. Ihre Einheit iſt die Bewegung, welche unter dem Anſchauungsgeſetz ſteht, daß die Geſchwindigkeit gleich ſey dem Raume, dividirt durch die Zeit. Die Bewegung hat zwei abſolute Grenzen, nämlich die unendliche Geſchwindigkeit und die Ruhe oder unendliche Trägheit. Jene entſteht, wenn in ihr der Raum ein Größtes und die Zeit ein Kleinſtes wird, dieſe entſteht, wenn die Zeit ein Größtes und der Raum ein Kleinſtes wird. Zwiſchen beiden Grenzen liegen alle endliche Grade der Bewegung, deren Zahl unermeßlich iſt. Denken wir uns in Raum und Zeit die Momente von Subſtanz und Cauſalität oder das Moment der Kraft geſetzt, ſo wird aus der Bewegung ein Werden und Entwickeln, das ebenfalls ſeine zwei Grenzen hat, die eine im unendlichen Wachsthum, die andere in der unendlichen Abnahme. Der Raum, mit dem Moment der Kraft gefüllt und zur unendlichen Ausdehnung geworden, iſt das Seyn. Die Zeit dagegen, von dem Moment der Kraft entleert und auf einen Punkt reducirt, iſt das Nicht-

ſeyn. Zwiſchen beiden liegen alle endliche Grade des Werdens und Entwickelns, deren Zahl unermeßlich iſt. Auch dieſer objektive Gegenſatz iſt nur ein Abkömmling von dem höchſten Gegenſatz, der von dem Wohlgefallen des Schöpfers ausging, nämlich *zwiſchen dem freien und nothwendigen Prinzip*. Das Hinausgehen in eine unendliche *Sphäre*, um ſie mit Wirkſamkeit zu füllen, iſt die Eigenſchaft *des freien Prinzips*, und correſpondirt der unendlichen Poſition oder dem Seyn; das Zurückgehen aus der unendlichen Sphäre in den Schwerpunkt, um alle Wirkſamkeit aufzuheben in einem abſoluten Geſetze, iſt die Eigenſchaft *des nothwendigen Prinzips*, und correſpondirt der unendlichen Negation oder dem Nichtſeyn. Dieſe beide wirken wie negative und poſitive Kräfte. Die unendliche Negation differenzirt die Poſition zu lauter endlichen Werthen, und die unendliche Poſition integrirt die Negation zu lauter endlichen Werthen. In der Mitte liegt die Einheit als die abſolute Indifferenz. Iſt die Negation im *Uebergewicht*, ſo entſtehen die niedere Ordnungen der Einheit, oder die Brüche bis zum abſoluten Differential hinab; iſt die Poſition im Uebergewicht, ſo entſtehen die *höhere* Ordnungen der Einheit oder die ganze Zahlen bis zum abſoluten Integral hinauf. Und ſomit iſt alles Endliche eingeſchloſſen zwiſchen dem abſoluten Differential und Integral.

256. In *ſubjektivem* Sinne gibt es kein Nichts; denn die *Vernunft*, welche jenen Gegenſatz von Seyn

und Nichts denkt, iſt eine unveränderliche Poſition, welche nie aufgehoben werden kann. Da aber auch die Vernunft ſich nicht ſelbſt erſchuf und ordnete, ſo muß auch der Schöpfer und Geſetzgeber der Vernunft über jenem Gegenſatz ſtehen. Mit dieſen beiden aber iſt Alles gegeben, und jener Gegenſatz iſt nur Sache eines Gedankenprozeſſes, der über den Gedanken hinaus keinen Werth hat. So meint es aber Hegel nicht, ſeine Logik trägt dieſen Satz auf Gott über. Er ſagt: Die erſte Definition iſt: «das Abſolute iſt das Seyn», die zweite: «das Abſolute iſt das Nichts», und ſo folgt die dritte daraus: «die Wahrheit des Seyns, ſo wie des Nichts, iſt die Einheit beider, und dieſe Einheit iſt das Werden.» Hier ſind drei Definitionen freilich des noch impliziten Gottes, man wähle nach Belieben; denn wie man den Gedankenwürfel dreht, ſo iſt dieſer Gott bald das Seyn, bald das Nichts, bald das Werden.

257. Zu ſolchen kecken Sätzen hat dieſes Syſtem wirklich etwas Großartiges. Es iſt, wie das göttliche Wort, ſchaffend oder zernichtend, und ahmt in ſeiner endlichen Sphäre, d. h. auf dem Katheder, den Schöpfer in ſeiner unendlichen, d. h. im Weltall, nach, weßwegen auch ſeinen Anbetern ſchon jener Lukreziſche Ausruf entfuhr, und ſie ſich freuen, die Knechte dieſes Gottes zu ſeyn. Bedauern aber müſſen wir, daß ſeine Verehrer, da er das Seyn, das Nichts und das Werden ſo ſehr in ſeiner Gewalt hatte, nicht von ihm die kleine Probe verlangten, nur ein Grashalm oder auch nur ein

Sandkorn vor unſeren Augen werden zu laſſen. Da dies nun wahrſcheinlich nicht gelungen wäre, ſo müſſen wir allerdings annehmen, daß jener Schöpfungsprozeß nur ein logiſcher Traum ſey, wie wir auch in Träumen unſere Einbildungen für Wahrheit halten. Es iſt auch wirklich nicht abzuſehen, wie das Seyn als Gedanke, das Nichts als Gedanke und das Werden als Gedanke aus ihren idealen Kreiſen heraustreten und einen Grashalm ſchaffen ſollen; aber ſollte man nicht behaupten können, daß, wie es beim Menſchen im Gedanken ſey, es in Gott ſo in der Wirklichkeit ſich verhalten müſſe?

258. Dieſe Behauptung: »Daß das, was ein endlicher Geiſt denke und in ſeinen Vernunftformeln ſich zuſammenſetze, auch in Gott, dem abſoluten Geiſt, ſo ſeyn müſſe«, iſt eben der ungeheure Sprung, über welchem die Logik den Hals gebrochen hat. Ueber die Befugniß dieſes Sprungs »von einem menſchlichen Gedankenprozeß auf eine Nothwendigkeit in Gott« muß die Vernunft ſich ausweiſen können, — wo iſt ihre Legitimation? Der Schluß, daß die Idee der Wahrheit in Gott und Menſch ein und dieſelbe ſey, und daß die Prinzipien der Wahrheit und ihre Logik auch auf Gott übertragen werden können, iſt übereilt und unrichtig. Gott als Urheber der Wahrheit darf nicht mit ihr verwechſelt werden, und wir wiſſen weiter nichts, als daß es dem Schöpfer wohlgefiel, dieſe Idee dem menſchlichen Geiſte zu ſeiner Erkenntniß zu

geben. Unſere Erkenntniß reicht daher ſo weit, als die Idee der Wahrheit. Iſt nun Gott als Urheber der Wahrheit hoch erhaben über ſeine Werke, ſo kann die Erkenntniß nicht bis zu ihm reichen, d. h. der abſolute Geiſt kann unmöglich in die Formen des erſchaffenen Geiſtes aufgenommen und in die ſchale Formeln einer Logik eingezwängt werden.

279. *Gott iſt heilig.* Das Heilige aber, das unſer geiſtiges Auge nur wie einen Strahl von höherer Sonne empfängt, dürfen wir nicht mit den immanenten Ideen verwechſeln. Darum muß auch *die Wahrheit im Heiligen* eine ganz andere Natur annehmen, als *das Wahre an ſich* im Menſchen. Es gibt eine *ſchaffende Wahrheit*, der Menſch hat nur eine *erkennende Wahrheit*. Für die ſchaffende Wahrheit iſt Alles endlich, und für Gott gibt es kein Unendliches, aber für die erkennende Wahrheit gibt es eine Menge unendlicher Werthe. Darum mag eine menſchliche Logik zwar richtig ſeyn für die Ordnungen, in welche Gott den Menſchen geſtellt hat, aber völlig unzulänglich, ja entwürdigend und erniedrigend, wenn wir ſie auf das Weſen Gottes anwenden. *Dies iſt der ſchmähliche Vernunftgötzendienſt oder die Vergötterung des Begriffes.* Iſt aber die ganze Idee der Wahrheit viel zu gering für Gott, um wie viel mehr müſſen es ihre Reflexe und Formeln ſeyn, wie Subſtanz, Cauſalität, Allgemeinheit, Beſonderheit, Einzelheit, Seyn, Nichts, Werden, Sub- und Objektivität, womit ſo ganz in gutem Glauben *Hegel* ſeinen Gott conſtruirt?

XII. Drittes Moment: Uebergang der Idee in ein Andersſeyn und ihre Rückkehr in ſich.

Die Logik iſt die Wiſſenſchaft der Idee an und für ſich, die Naturphiloſophie die Wiſſenſchaft der Idee in ihrem Andersſeyn, und die Philoſophie des Geiſtes die Wiſſenſchaft der Idee, wie ſie aus ihrem Andersſeyn in ſich zurückkehrt. Hier haben wir nun eine dreifache Geſtaltung Gottes, 1) einen ſich feſtſetzenden oder logiſchen Gott, 2) einen ſich umwandelnden und entäußernden oder naturphiloſophiſchen Gott, und 3) einen in ſich zurückkehrenden und ſich wiſſenden Gott oder abſoluten Geiſt. Mit dieſen drei Götter-Geſtaltungen ſcheint ſich zwar der Meiſter zu begnügen, aber ich kenne jetzt noch einen vierten und größeren Gott, und das iſt Hegel. Denn derjenige, der dieſe Gottes-Wandlungen in der Sphäre ſeiner Spekulation erfaßt, muß nothwendig über allen dreien ſtehen und dieſem Prozeß ganz gemüthlich zuſehen. Dies iſt ſo wahr, daß es einem Axiom gleich kommt. Wahrſcheinlich hat Hegel nur verſäumt, die Frage an ſich zu machen, ob nicht derjenige, der die Gott-Idee von ihrem Elemente an durch alle Wandlungen bis zum abſoluten Geiſte conſtruiren kann, nicht auch, nicht blos ſich, ſondern auch Himmel und Erde erſchaffen könne? Denn warum ſollte die Idee, die ſich entſchließt, ſich als Natur frei aus ſich zu entlaſſen, demjenigen, der ſie denkt und dieſen ganzen Prozeß weiß, nicht die Macht geben können, ein Gleiches zu thun? Ich meine dies im Ernſte, denn ich ſehe nicht ein, warum derjenige, der den abſoluten Geiſt in die Gewalt ſeiner Spekulation hereinzieht und alle die Beſtandtheile ſeiner Macht kennt, ſich dieſer Macht nicht auch ſoll bedienen können? — Da dieß nun wirklich nicht der Fall iſt, was ein Jeder bei ſich ſelbſt erfahren wird, ſo muß ein Grundirrthum in der Conſtruktion liegen, und dieß wird wohl der ſeyn, daß der abſolute Geiſt weit über dem Menſchlichen liegt, daß weder ein Begriff noch eine Idee der menſchlichen Spekulation ihm adäquat ſeyn kann.

261. Man wendet aber ein, ob nicht die Idee von Gott in uns vorkomme? Allerdings, aber ſie iſt kein Erzeugniß unſeres Selbſtbewußtſeyns und unſerer Spekulation. Der Geiſt empfängt ſie wie einen höheren Strahl, leitet ſie durch die transzendente Organe in die Seele, wo ſie ſich mit den Ideen befreundet und dem Bewußtſeyn vorſtellt. Wer nun ihre Abkunft nicht weiß, der behandelt ſie bald wie einen Begriff, bald wie eine Erregung des Gefühls, bald wie ein Idol der Phantaſie, bald wie eine moraliſche Eigenſchaft, und dadurch verliert ſie *den Werth des Heiligen*, der weit über dieſen Potenzen ſteht. *Aber die Idee von Gott iſt unendlich viel geringer als Gott, wie er an ſich exiſtirt.* Sie iſt nur ein Strahl von ihm, der eben, weil er ſich mit den Ideen des Wahren, Schönen und Guten in der Seele befreundet, ſich plaſtiſch geſtaltet und Gott *zu einem Bilde* in uns macht, das aber nicht in allen Menſchen das Gleiche iſt, ſondern nach Maßgabe der Entwicklung der Ideen reiner oder

getrübter iſt. Der Unterſchied zwiſchen der Unmacht der Idee und der Macht der Exiſtenz iſt überhaupt unermeßlich. Wir machen uns wohl auch einen Begriff von der Sonne und entwerfen Hypotheſen, was ihre Natur ſey, aber wir können nicht in ſie hineinſehen, ohne zu erblinden. So machen wir uns auch eine Idee von Gott, würde er aber in ſeiner Macht ſich uns zeigen, wie er an ſich exiſtirt, der Sterbliche würde vergehen, wie ein Sonnenſtäubchen. Daraus mag die Philoſophie ihre eigene Unmacht abnehmen, wenn ſie eine Idee gleich Gott ſetzt. Das Abſolute, womit ſie ſich ſo ſehr brüſtet, iſt nur ein Differential von Gott.

262. Es wird überhaupt dem Unbefangenen wunderlich zu Muth, wenn er einen Philoſophen den Prozeß ſeines Selbſtbewußtſeyns — denn dieß iſt jede philoſophiſche Conſtruktion — anwenden ſieht auf einen Gegenſtand, von dem Jeder zugibt, daß er über das menſchliche Selbſtbewußtſeyn unendlich erhaben iſt. Soll denn dieſer Widerſpruch ewig in der Philoſophie fortdauern? Soll denn der Unterſchied zwiſchen der Immanenz des Selbſtbewußtſeyns und ſeiner Transzendenz nicht einmal erkannt werden? In jener liegen alle Begriffe, Ideen, Geſetze und Gleichungen, welche ſich für's Wahre, Schöne und Gute entwickeln, in dieſer liegen das Heilige, die Ahnungen des höhern Lebens und die Gegenſtände des Glaubens, nicht mehr darſtellbar durch Begriff und Idee. Soll hier eine Annäherung Statt finden, ſo muß das ganze Selbſtbewußt-

ſeyn ſich erheben, wie es in der chriſtlichen Religion geſchieht. Statt aber das Bewußtſeyn zum Heiligen und Göttlichen zu erheben, ziehen ſie dieſes in die Region der Begriffe und Gefühle herab, und dann büßt es in dem Prozeſſe der Spekulation ſeine ganze Würde ein. Die Philoſophen mahlen ſich in den Kreis ihrer Spekulation auch einen Himmel hin, und ſchmücken ihn ſtatt der Sterne mit lauter Vernunftformeln, das Ich ſpiegelt ſich darin ab und ſieht ſich unendlichemal vergrößert darin. Darum erkennt es ſich nicht mehr, und hält dieſen Widerſchein für das Göttliche. So entſteht die Selbſtvergötterung, die Niemand weiter getrieben hat, als Hegel, indem er noch die leichtfertige Ironie hinzumiſcht dadurch, daß er dem abſoluten Geiſte ſeine ganze Kunſt und Macht in das Sichſelbſtdenken contrahirt, während er ſich herausnimmt, nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch ſeinen Gott zu denken.

263. Ganz anders verhält ſich die Anſicht, wenn wir von der ewigen Macht und Wahlvollkommenheit Gottes ausgehen und von ſeinem Schöpfungswort, in welchem alle Weisheit und Macht auf ewige Weiſe vereint iſt. Nur ſo iſt Gott als ewige Vorausſetzung feſtgehalten, während er im Hegel'ſchen Syſtem das Ergebniß einer logiſchen Progreſſion oder überhaupt eines ſpekulativen Prozeſſes iſt. Darin liegt der Grundirrthum dieſer Philoſophie, daß ſie die formelle Einrichtung des menſchlichen Geiſtes, das Geſetz menſchlichen Selbſtbewußtſeyns, die Architek-

tonik der Kategorientafel und die ideelle Stufenfolge von Vorſtellung, Begriff, Idee ſamt allen Combinationen des ſpekulativen Kreiſes nicht mehr in ihrer Kreatürlichkeit betrachtet, ſondern ſich anſtellt, als könne der Schöpfer aus der Kreatur geboren werden, und der abſolute Geiſt ein Ergebniß eines logiſchen Prozeſſes ſeyn. Ein ſolcher abſoluter Geiſt iſt alsdann in der Logik das, was in der Chemie der höchſt rectifizirte Weingeiſt iſt, er iſt eine Sublimation der menſchlichen Intelligenz, dreimal abgezogen an den Kategorien.

264. Hat ſich die ewige Macht- und Wahlvollkommenheit im Wort (Logos) der Schöpfung geoffenbart, ſo müſſen wir das Geoffenbarte aufnehmen, wie es uns gegeben iſt, und es iſt uns nicht erlaubt, zu fragen, was den göttlichen Willen beſtimmt habe, ſich ſo und nicht anders zu offenbaren. Das Gegebene aber liegt in der Erkenntniß der drei großen Reiche der Schöpfung, nämlich des Reiches der Geiſter, des Reiches des Lebens und des Reiches der Natur. Dem Reich der Geiſter iſt das Prinzip der Freiheit verliehen und darin liegt die wahre Poſitivität, dem Reich der Natur iſt das Geſetz der Nothwendigkeit auferlegt, und darin liegt die wahre Negativität, dem Reich des Lebens iſt dasjenige Prinzip gegeben, was Freies und Nothwendiges in ſich vermittelt. Nur durch das Band des Lebens iſt Geiſt und Natur in Wechſelwirkung.

265. Auf gleiche Weiſe erkennen wir, daß den drei

Reichen auch die Ideen des Wahren, Schönen und Guten eingepflanzt ſind, aber auf verſchiedene Weiſe. In dem Syſtem des Geiſtes ſind ſie als Urbilder, wie ſchon Plato ſie nennt, als Integrale oder höhere Einheiten. In dem Syſtem der Natur ſind ſie als Abbilder, als abgebrochene oder differenziirte Einheiten. In dem Syſtem des Lebens ſind ſie als Typen oder als indifferenziirte Einheiten, in welchen Urbild und Abbild zum Individuum wird. Der Unterſchied iſt alſo wohl zu merken zwiſchen integrirten, indifferenzirten oder individuellen, und differenzirten Einheiten; nur die Erſtern ſind wahrhaft poſitiv und gehören zum Syſtem der relativen Identitäten von Wiſſen und Seyn, welche in unendlichen Modifikationen an der abſoluten Identität des freien Prinzips im Ich ihre Gleichung finden. Die Mittlern gehören zum Syſtem der relativen Indifferenzen von Wiſſen und Seyn, welche gleichfalls in unendlichen Modifikationen an der abſoluten Indifferenz des Lebensprinzips ihre Gleichung finden. Die Letztern aber gehören zum Syſtem der relativen Differenzen von Wiſſen und Seyn, welche ebenfalls in unendlichen Modifikationen an der abſoluten Differenz des nothwendigen Prinzips ihre Gleichung finden.

266. Auch ſchon dieſe kurze Darſtellung gibt uns einige Hauptmomente zur Vergleichung mit der Hegel'ſchen Lehre.

1) Hegel hat die Idee der Wahrheit ſo ſehr mit Gott als ihrem Urheber verwechſelt, daß er beide in einander aufgehen läßt. Daher kommt es, daß er die drei Formen, welche dieſe Idee im Reiche des Geiſtes, des Lebens und der Natur annimmt, als drei Prozeſſe betrachtet, welche in und mit Gott vorgehen. Um wie viel hoher und würdiger ſteht der ewige Gott vor uns, welcher als Schöpfer der Wahrheit jene Formen in den drei Reichen aus freier Wahl und Macht ſubſtantialiſirt hat?

2) Hegel zertrennt das, was Gott auf ewige Weiſe und im Anfange der Schöpfung in gleichzeitigen Ordnungen geſchaffen und eingerichtet hat, in einen Ausgang, Uebergang in ein Andersſeyn und Rückkehr in ſich ſelbſt, als ob in einer Zeitfolge der anfängliche Gott aus ſeinem impliziten Gehäuſe ſich hätte auswickeln und alsdann in der Negativität des Andersſeyns umhertreiben müſſen, um zuletzt als concreter Gott recht geſcheid und vernünftig zu ſich ſelbſt zu kommen.

Man weiß nicht, ſoll man über eine ſolche furchtbare Verſtümmelung des Göttlichen und Mißachtung des chriſtlichen Prinzips weinen oder lachen. Weinen ſollte man, weil das hohe chriſtliche Wort von einem ewigen, unveränderlichen, lebendigen und einigen Gott, dem kein Ding unmöglich iſt, völlig zu Grunde gerichtet iſt, — und lachen ſollte man, weil es denn doch nur ein kindiſcher Einfall iſt, von dem Cicero, wenn er noch lebte, gewiß das ſagen würde, was er von den

Epikuräern ſagte: „Sie fallen wie die Kinder von der Natur der Götter.“

Jene drei Reiche beſtehen von Anfang der Schöpfung neben einander, jedes hat ſeine eigenthümliche Natur und Entwicklung, keines geht auch nur der Idee nach in das Andere über oder kehrt aus ihm zurück, aber alle drei ſtehen in Wechſelwirkung, welche zur Fortbildung in höhern Stufen nothwendig iſt.

3) *Hegel* ſpricht blos von der Idee der Wahrheit, das Schöne, Gute und Heilige hingegen ſcheinen ihm ſo geringe Coeffizienten, daß ſie unter dem Exponenten des Wahren beinahe verloren gehen und bloſe Affektionen des Begriffes werden. Daher kommt es, daß das Schöne des Gefühls, das Gute des Willens und die Liebe des Gemüthes in ſeinem Syſtem eine höchſt untergeordnete Rolle haben, und daß von Ahnung und Glauben eines höhern Lebens, das dem Zuge des Heiligen ſich zuwendet, auch nicht eine Spur zu finden iſt.

267. Viertes Moment: Die Bedeutung der Freiheit in der Hegel'ſchen Lehre.

Da *Hegel* dem Prinzipe der Freiheit, *das erſt frei macht und die praktiſche Freiheit im Willen begründet*, keine eigene Betrachtung widmet, ſo wird es freilich ſchwer, den richtigen Sinn zu errathen; indeſſen können mehrere Stellen verglichen werden.

(Encykl. §. 158.) „Die Wahrheit der Nothwendigkeit iſt die Freiheit, und die Wahrheit der Subſtanz iſt der

Begriff. — Der Begriff iſt für ſich die Macht der Nothwendigkeit und die wirkliche Freiheit.“

(§. 215.) „Die Idee iſt weſentlich Prozeß, weil ihre Identität nur inſofern die abſolute und freie des Begriffs iſt, inſofern ſie die abſolute Negativität und daher dialektiſch iſt.“

(§. 244.) „Die abſolute Freiheit der Idee iſt, daß ſie ſich in der abſoluten Wahrheit ihrer ſelbſt entſchließt, ſich als Natur frei aus ſich zu entlaſſen.“

(§. 382.) „Das Weſen des Geiſtes iſt formell die Freiheit, die abſolute Negativität des Begriffes, als Identität mit ſich.“

(§. 442.) „Inſofern das Wiſſen nur erſt abſtrakt oder formell iſt, ſo iſt der Geiſt in ihm ſeinem Begriffe nicht gemäß, und ſein Ziel iſt, zugleich die abſolute objektive Erfüllung und die abſolute Freiheit ſeines Wiſſens hervorzubringen.“

Der einfache Ueberblick dieſer Sätze gibt zu erkennen, daß Freiheit und Nothwendigkeit nirgends im Prinzipe getrennt, vielmehr im Begriffe beiſammen ſind, und daß die Freiheit mit der abſoluten Negativität des Begriffs coincidirt.

268. Schon Kant nennt die Freiheit ein transzendentes Prinzip, d. h. ein ſolches, das nicht aus dem Selbſtbewußtſeyn entſpringt und das überhaupt die Intelligenz ſich nicht ſelbſt geben kann. Auch hierin hat

Kant tiefer geſehen, als ſeine Nachfolger. Das freie Prinzip ſteht ſo ſehr über allen Begriffen und Ideen, und über dem Selbſtbewußtſeyn, daß dieſe vielmehr ſelbſt ihr Leben aus ihm empfangen. Vernunft und Wille, Verſtand und Gemüth, Gedanke und Gefühl ſind es nur dadurch, daß der Geiſt durch das freie Prinzip die Seele potenzirt und den Progreß des Unendlichen in ihr einleitet. Wäre der Geiſt nicht, durch welchen das freie Prinzip ſich reflektirt, ſo würde die Menſchenſeele wenig über die Thierſeele hervorragen, da ohnedieß Thier und Menſch in der Organiſation des Leibes von einander wenig verſchieden ſind. Freiheit und Nothwendigkeit ſind eben ſo ſtarke Gegenſätze, als Geiſt und Natur. In der unbedingten Macht- und Wahlvollkommenheit Gottes iſt die Nothwendigkeit ins Unendliche abgeſtoßen und ihr Geſetz iſt nur da vollbracht, wo der Geiſt aufhört, nämlich in der Natur. Das freie Prinzip iſt zugleich das allerpoſitivſte, das Nothwendige das allernegativſte, und alle Werthe und Größen richten ſich in Poſition und Negation nach dem Maß der Theilnahme am freien oder nothwendigen Prinzip. Dieſe Beſtimmungen ſprechen ſich auch noch in den geiſtigen Funktionen aus. Das Wollen iſt bei weitem poſitiver, als das Denken. Das Denken und der Begriff iſt nicht ſeiner Natur nach frei, ſondern wird frei, wenn der Wille dem Gedanken ſeine Richtung gibt. Auch iſt das Wahre an und für ſich unter den Ideen die unfreieſte, während das Schöne ſchon einen größeren Antheil und das Gute einen vollen Antheil davon empfängt. Wenn Chriſtus ſagt: »Die Wahrheit wird euch frei machen«, ſo meint er die Wahrheit des Worts oder das Wahre im Heiligen, ja, er meint ſich ſelbſt, nach ſeinem eigenen Ausſpruche: »Ich bin die Wahrheit.« Jeder Begriff iſt eine Gleichung, welche Grenzen beſtimmt, während das Weſen der Freiheit darin beſteht, alle Grenzen und Gleichungen aufzuheben und keine anderen anzuerkennen, als die ſie ſich ſelbſt gibt. Darum iſt der Begriff das Negative, die Freiheit das Poſitive.

29. Fünftes Moment: »Bedeutung von abſtrakt und concret.«

Kein Prinzip iſt abſtrakt, denn es iſt die Seele ſeines Syſtems, keine Idee iſt abſtrakt, denn ſie iſt die Seele ihrer Ordnung. Es gibt eine allgemeine Proportion von Stoff, Form und Weſen, welche nicht nur in Natur, Leben und Geiſt, ſondern in jedem Syſtem derſelben und zuletzt in jedem Dinge der Welt ſich abſpiegelt. Geht die Speculation vom Stoffe aus, um zum Weſen zu gelangen, ſo muß ſie beſtändig abſtrahiren, weil das Weſentliche nicht anders erkannt wird, als bis alles, was zu Stoff und Form gehört, abgeſondert iſt. Geht ſie aber vom Weſen aus, ſo muß ſie das Allgemeine in ihre Formen beſondern, und jede Form in ihre Stoffverhältniſſe vereinzeln, und dann gelangt ſie zu dem in der Wirklichkeit gegebenen Dinge, was zuletzt im Unendlich-Mannigfaltigen der Erſcheinung zerfließt. Es iſt nun zwar richtig, daß das Weſen auch in den Formen und den Stoffverhältniſſen noch fortlebt, aber nicht mehr in ſeiner Reinheit und Integrität, ſondern gebrochen und in unzähliche Reflexe zerfallen. Liegt nun die Wahrheit im Weſen, ſo kann ſie nicht zugleich im Wirklichen der Erſcheinung liegen, und dieß ſo gewiß, als im Bruche nicht die Einheit liegt.

270. Aber ein Unterſchied iſt zwiſchen den Ideen als den dem Geiſte eingebornen Prototypen oder Urbildern, wie ſie Plato nennt, und zwiſchen ihrer Füllung, wenn ich es ſo nennen darf, während des Zeitlebens. Sucht der Geiſt in Hinſicht der Idee der Wahrheit alles, was der Erkenntniß angeboten iſt, in allen Richtungen und Syſtemen zu den Prinzipien zu erheben und dieſe Prinzipien mit der Idee der Wahrheit zu identifiziren, ſo gelangt er, bereichert mit allen Erkenntniſſen, zum Wiſſen und Schauen der Wahrheit, und dieß ſcheint nun das zu ſeyn, was Hegel den concreten ſich ſelbſt denkenden Begriff, oder die ſich ſelbſt wiſſende Idee nennt, was aber unrichtig im Ausdrucke iſt, weil es der Geiſt iſt, der die gefüllte Wahrheit erkennt.

Sucht der Geiſt in Hinſicht der Idee der Schönheit alles, was ihm in der Kunſtwelt angeboten iſt, in allen Formen und Typen zu den Idealen zu erheben und dieſe Ideale mit der Idee der Schönheit zu identifiziren, ſo gelangt er, bereichert mit allen Schöpfungen und Bildungen der Kunſt, zum Anſchauen der Schönheit, und dieß kann man mit gleichem Rechte das concrete ſich ſelbſt fühlende Gefühl oder ſich ſelbſt ſchauende Ideal nennen.

Sucht der Geiſt in Hinſicht der Idee der Tugend alles, was ihm im Reiche der Zwecke angeboten iſt, in allen Handlungen und Begebenheiten zu den Sittengeſetzen zu erheben und dieſe mit der Idee der Tugend zu identifiziren, ſo gelangt er, bereichert mit allen Rechten und Pflichten, zum Anſchauen der Tugend, und dieß kann man mit gleichem Rechte das concrete ſich ſelbſt befreiende und bewußte Wollen und liebende Gemüth nennen.

271. In Beſtimmung des Concreten gegen die leere Abſtraktionen hat Hegel zwar einen tiefen Blick gethan, aber daſſelbe nur auf den Begriff und das Wahre an und für ſich geſtellt, was ſich mit dem volleſten Rechte auch auf das Schöne und Gute übertragen läßt, ja übertragen werden muß, wenn man das pſychiſche Leben nicht ſo einſeitig auffaſſen will, wie Hegel. Der Hauptunterſchied aber unſerer Darſtellung mit Hegel's Lehre wiederholt ſich auch hier auf's deutlichſte, daß dieſes concrete Sichſelbſtwiſſen, -Schauen, -Fühlen, -Wollen und -Befreien nicht die mindeſte Beziehung auf den abſoluten Geiſt oder Gott, ſondern einzig und allein auf den menſchlichen Geiſt hat. Gott iſt unendlich erhaben über alle Ideen und ihre concrete Füllungen. Er hat vielmehr dem menſchlichen Geiſte die Ideen zu Prototypen gegeben, damit er ſich während des Zeitlebens an ihnen läutern, veredeln, vervollkommnen, freier werden und die hohe Zwecke erfüllen möge, nämlich Gott zu verherrlichen und ſich zum ſeeligen Leben zu befähigen.

272. Die Beleuchtung der fünf Momente betrifft

mehrere Hauptlehren des Hegel'ſchen Syſtems, und ſtellt ihnen aus einem ganz anderen Prinzipe auch eine andere Anſicht entgegen. Wie dem nun ſey, wahr oder falſch, ſo iſt es doch eine durchgängige andere Anſicht, die nicht aus alten Syſtemen genommen, von denen ich gerne zugebe, daß ſie nichts gegen die Hegel'ſche Logik vermögen, ſondern aus dem höheren Prinzipe der Freiheit geſchöpft iſt, und die ſeine Freunde, Verehrer und Anbeter, wenn ſie ſich nicht für Anderes verſchließen, als ſolche anerkennen müſſen.

Das ganze Hegel'ſche Syſtem iſt eine neuſcholaſtiſche Expoſition eines Philoſophen, der ſich einmal recht feſt in den Schwerpunkt der Vernunft, gleichſam den Sattel der Philoſophie, geſetzt hat, um von da aus alle ſpekulativen Kreiſe zu ziehen, die ſich um dieſen Mittelpunkt bewegen. Alle dieſe Kreiſe liegen innerhalb dem Schema der Wahrheit, reichlich ausgeſtattet mit allen Vernunftformeln, und der Begriff des Abſoluten iſt ihr unumſchränkter Herrſcher. Allein der Philoſoph wird doch bald inne, daß noch ein anderes Licht in dieſe rein ſubjektive Sphäre hereinſcheint, das die Vernunft nicht in ſich erzeugt. Dieſes Licht kann nach ſeiner Meinung kein anderes ſeyn, als das göttliche des abſoluten Geiſtes, und er nimmt daher keinen Anſtand, daſſelbe ſogleich dem Vernunftkreiſe einzuverleiben und dem gleichen Schwerpunkte zu unterwerfen. Daher kommt es, daß der Begriff des Abſoluten der Uſurpator einer fremden Herrſchaft wird, die er als dem abſoluten Geiſte gehörig ſich zueignet und ſich nun ohne Scheu auf den Thron deſſelben ſetzt, um wie ein Majordomus in ſeinem Namen zu herrſchen. Aber es iſt doch eine Täuſchung; denn das Licht, was in den Schwerpunkt des Wiſſens ſcheint, iſt nicht das des göttlichen Geiſtes, ſondern ein reflektirtes aus dem Centrum des eigenen Geiſtes, das fälſchlich für das Licht des abſoluten Geiſtes gehalten wird.

273. Der Unterſchied zwiſchen Vernunft und Geiſt iſt noch wenig gewürdigt, und ihre ewige Verwechslung macht, daß kein feſter Anhaltspunkt für das Ganze gewonnen wird. Die Vernunft iſt blos die Repräſentantin der Idee der Wahrheit und ſteht als höchſtes Erkenntnißvermögen in dem Organismus der Seele. Kant nennt ſie das Vermögen der Prinzipien, und dieß iſt ſie auch und weiter nichts. Der Geiſt aber enthält in ſeinem Centrum die Einheit aller Ideen, nicht nur des Wahren, ſondern auch Schönen und Guten und iſt dadurch um eine ganze Potenz höher, als das Centrum der Vernunft. Auf gleiche Weiſe iſt der Unterſchied zwiſchen der Immanenz und Transzendenz für die Philoſophie wichtig. Die Zeugen dieſes Unterſchiedes ſind die bisher von der Selbſterkenntniß-Lehre vernachläſſigte Kräfte in uns, nämlich das Gewiſſen, die Ahnung und der Glaube, welche das Element der Offenbarung der Seele zuführen, und die Immanenz der Seele, welche im Denken, Fühlen und Wollen ihre Kreiſe zieht, überſteigen.

274. Die eigenthümlichſte Funktion des Geiſtes iſt

das Schauen, das gegen das Heilige ſich richtet und in ihm die Offenbarung des wahren göttlichen Geiſtes aufs gewiſſeſte beurkundet. Das Heilige iſt erſt das höhere Licht, was weder Vernunft noch Geiſt in ſich erzeugen, ſondern empfangen, und im Bewußtſeyn dieſes Empfangens ſich gedrungen fühlen, das Göttliche unendlich erhaben über ſich ſelbſt zu ſetzen. Zugleich iſt das Prinzip der Freiheit, oder vielmehr die vom Begriffe und Gefühle unabhängige Freiheit, allein dem Geiſte verliehen, der Geiſt theilt ſie der Seele mit, und nur dadurch wird das Ich zur Selbſtbeſtimmung frei. Somit erhalten wir drei dem Geiſte weſentliche Funktionen, nämlich das tranſzendente Schauen, die Funktion des freien Prinzips und die Einigung der drei Ideen.

275. Nehmen wir Alles jetzt zuſammen, ſo werden die Unterſchiede mit der Hegel'ſchen Lehre folgende ſeyn:

Hegel hat keine Tranſzendenz, ſondern nur Immanenz. Er hat kein Schauen des Geiſtes, ſondern nur ein Wiſſen und Erkennen der Vernunft. Er hat kein Heiliges, das unmittelbar von göttlicher Abkunft ſich darſtellt, ſondern nur das Wahre an und für ſich, das er mit Gott identifizirt. Er hat kein Schönes und Gutes, das für ſich beſteht, ſondern beide nur als magere Reflexe des Begriffs. Aeſthetik und Ethik, welche mit der Logik gleichen Beſtand haben, fehlen ſo ſehr in ſeinem Syſtem, daß ſie kaum einer Erwähnung, und noch weniger einer

Betrachtung gewürdigt ſind. Wo Hegel die Sittlichkeit ſucht, iſt ſie nicht zu finden, nämlich in den Philoſophemen des Rechtsbegriffs und ſeiner Subſtanzialität im Staate. Er erkennt jene zur Transzendenz führende Kräfte, wie Gewiſſen, Ahnung und Glaube, nicht in ihrem wahren Werthe, ſondern nur die immanente Funktionen: Denken, Fühlen und Wollen. Das Denken, was gerade die niederſte Zeitfunktion der Seele iſt, hat ſo ſehr die Herrſchaft in ſeinem Syſtem an ſich geriſſen, daß Gefühl und Wille ihm blos wie Attribute des Begriffs erſcheinen; durch die Uebermacht des Begriffs muß das Schöne, das ſeine innerſte Natur aus dem Gefühle ſchöpft, und das Gute, das ſeine innerſte Natur aus dem freien Willen ſchöpft, ihren wahren Werth gänzlich verlieren. Ueberhaupt aber iſt der abſolute Geiſt, über den er philoſophirt, nicht der Göttliche, der in keines Menſchen Begriff Raum findet, ſondern ſein eigener Geiſt, der in das Centrum der Vernunft hereinſcheint und den er in den Begriff des Abſoluten herabzieht, ſo daß am Ende freilich nichts anders aus ihm werden kann, als ein ſich ſelbſt denkender Begriff oder eine ſich ſelbſt wiſſende Idee.

276. Die Hegel'ſche Lehre iſt, wenn wir das Ganze umfaſſen, die Durchbildung des Totalſyſtems in der niederſten Form, nämlich des Begriffs, welcher allerdings auch die Reflexe des Schönen und Guten ſchon in ſich trägt, aber ſie in ihren integralen Werthen nicht erreicht.

Innerhalb der Sphäre **des Begriffs** iſt dieſes Syſtem vollendet, wie kein Anderes vor ihm und neben ihm. Nimmt man mit ihm das Wahre an und für ſich als die herrſchende und gottgleiche Potenz, und die Idee, die ſich an und in der Wahrheit fortgeſtaltet, als ein ſelbſtſtändiges Weſen an, ſo gibt es kein anderes Syſtem, das dieſem an conſequenter Gliederung, an logiſchem Scharfſinne und metaphyſiſchem Tiefſinne gleichkommt. In der niedern Form des Begriffs iſt es vollendet, und dieß iſt wohl auch das große Empfehlungsſchreiben, das von ihm im gelehrten Publikum circulirt, und das *den Verſtand der Jüngern* ſo ſehr anzieht, weil ſie durch die Nachconſtruktion ſich ſogleich auch zur Meiſterſchaft erheben und den Ruhm der Schule theilen. Was kann es für den menſchlichen Geiſt Reizenderes geben, als *Gott, Seele und Welt wie in einem Panorama* vor ſich hingeſtellt erblicken, ſo daß *der kleine Gott*, welcher dieſes Gemälde beſchaut, von Freude durchdrungen ſeyn muß, *dem großen Gott* einmal ſeine Schöpfungs Methode abgelernt zu haben. Es iſt zwar nur der Gedanke, der dieſes nachbildet, aber wer weiß, ob nicht einſt auch zum Gedanken noch die Macht hinzukommt und dann jeder Philoſoph aus dieſer Schule ſich in der großen Welt noch ein kleines Weltchen herausconſtruirt, in welchem ſich der Begriff zu einer Erdkugel kryſtalliſirt.

277. Der Begriff hat, wie jedes Ding, ſein abſolutes Element und ſeine abſolute Grenze; was aber in

der niedern Form abſolut iſt, wird in der höhern Form wieder relativ. Kommt einſt ein Philoſoph, der das Totalſyſtem in den höhern Formen durchbildet und den Reichthum des Gefühls des Schönen und des Wollens des Guten und hauptſächlich die Fülle der Liebe des Gemüths uns öffnet und ihre Schätze auslegt, ſo wird das ganze Reich der Gedanken und Begriffe nur wie untergeordneter Stoff ſich verhalten, an welchem ein höheres Leben ſich offenbart. Der Begriff iſt alsdann blos das Gefäß, aus welchem Kraft und Fülle ausſtrömt. Am meiſten aber iſt es das freie Prinzip, das noch vom Begriffe gebunden iſt, und das alle die Feſſeln der Logik und Metaphyſik durchbrechen muß, um ſich in der Wahrheit des Worts auch wirklich frei zu machen.

278. Nach dieſem Inbegriffe iſt die Hegel'ſche Philoſophie nichts anders als der ſkeletirte und auf den Begriff reduzirte Geiſt, der zwar wie ein Knochenſkelet noch das Totalſyſtem nachbildet, aber kein Blut, kein Fleiſch und kein Leben mehr hat. Es fehlen das Schöne und das Gute, welche dem Wahren erſt ſeine Fülle geben und es in höhern Formen ausbilden. Vor allen Dingen aber fehlt dieſer Philoſophie, wie allen Andern, der Exponent des Heiligen, der eben ſo wahr iſt, als das Wahre ſelbſt. Wird dieſer einſt in's Syſtem aufgenommen, und zwar ſo, daß Wahres, Schönes, und Gutes, Begriff, Gefühl und Wille ihm dienen und ſich unterordnen, dann erſt kann der

Standpunkt des Selbſtbewußtſeyns mit dem Standpunkte der Offenbarung ſich vereinigen, und darin beſteht die chriſtliche Philoſophie, welche erſt die ächte und wahre Conſummation der Philoſophie überhaupt iſt. In dieſer Philoſophie iſt der logiſche Apparat der geringſte, einen größern Antheil hat die Aeſthetik und den größten die Ethik. Das Prinzip aber, das Alles beſeelt, iſt die große Meſſiasidee, in welcher alle Philoſophie ſich verherrlicht. Zu dieſer Wiedergeburt kann die Philoſophie erſt gelangen, wenn ihr Hochmuth ſich in Demuth und ihr Wiſſen in Glauben verwandelt, und die Weltweisheit an dem chriſtlichen Prinzip ſeinen Leiter erkennt, und wenn der Gott, den die Philoſophie einem Begriffe gleichſetzt und dadurch den menſchlichen Geiſt mit dem Göttlichen identificirt, wie ein Götze aus den Hallen der Weltweisheit verbannt wird.

Es iſt darum zu thun, daß das Prinzip der chriſtlichen Philoſophie einmal förmlich der Weltphiloſophie entgegen geſtellt wird, was ich im nächſten Hefte dieſer Blätter an dem Leitfaden der Hegel'ſchen Lehre vom abſoluten Geiſte, wozu die gegenwärtigen Aphorismen nur als Einleitung dienen, verſuchen werde. Hegel ſpricht zwar auch in dem Abſchnitte über geoffenbarte Religion von einer dreifachen Geſtaltung der Idee, worin die Dreieinigkeit als Vater, Sohn und Geiſt durchſchimmern ſoll, er ſpricht auch von einer

Verſöhnung und nach ſeiner beliebten Uebergangs- und Umkehrungs-Methode von einem, jedoch verſchleierten, Chriſtus, wovon übrigens ſeine Verehrer glauben, daß er ſich aus der logiſchen Idee in ein durch Philoſophie ſublimirtes Chriſtenthum umſetzen laſſe; aber alles dieß iſt eitel Blendwerk, das ſich wie leerer Schaum auflöſen läßt.

(Fortſetzung folgt.)

Ueber eine Behauptung Schwedenborg's, den Rapport des irdiſch-lebenden Menſchen mit Geiſtern und Abgeſchiedenen betreffend.

Von Franz Baader.

Was partiell (peripheriſch) in einer Sphäre oder Region ſich realiſirt (ſich vereinzelt, ſondernd erhebt oder herausſtellt), das iſt doch zugleich (überall und immer) in ihr, als befaſſendem Centrum (oder univerſellem Geiſt dieſer Region), auf centrale Weiſe vorhanden, als Vor- und Nachbild, als Vorſicht und Nachſicht, als Vorwirken und Nachwirken, d. h. als centrales Schauen und Wirken. Da nun jedes Individuum einer höheren (inneren) Region in der dieſer niedrigeren (äußeren) Region nur auf centrale Weiſe ſchaut und wirkt, wenn ſelbes ſchon beliebig der letzteren Region ſich zu conformiren und auch peripheriſch ſich in ihr darzuſtellen und zu offenbaren vermag*) —, und da der Menſch in dieſer zeitlichen oder materiellen Region, gemäß ſeiner Beſtimmung, nur central ſchauen und wirken, und in allen ſeinen peripheriſchen Wirkungen und Schauungen aus dieſer Centralität nicht weichen ſollte, welcher Centralität er indeſſen entfiel: ſo frägt ſich, unter welchen Bedingungen er wieder (noch in dieſer Zeit lebend) jener Centralität, wenn auch nur theil-, oder grad-, oder momentweiſe, ſey es nun wirklich, theilhaft zu werden vermag, oder auch nur in magiſcher Weiſe*)?

---

*) Dieſes iſt die Bedeutung der Offenbarung im engeren Sinne, welche als niederſteigend, ſohin immer durch eine Einhüllung (nicht Verhüllung) geſchieht, ſo wie das Aufſteigen durch eine Enthüllung.

Schwedenborg behauptet nun, daß dieſes nicht anders geſchehen kann, als mittelſt eines Rapports mit einem in jener höheren (oder auch tieferen) Region ſich befindenden Individuum, und er unterſcheidet einen ſolchen unmittelbaren Rapport (gleichſam at first hand) von dem mittelbaren Rapport, wo nämlich ein ſolcher, bereits ekſtatiſcher, Menſch einen anderen Menſchen mit ſeiner Ekſtaſis gleichſam infizirt.

---

*) Wenn man den Zuſtand des Menſchen, in welchen ihn dieſes Theilhaftwerden verſetzt, den der Ekſtaſe, der Entzücktheit, Hinaufgerücktheit oder Verzücktheit, ja den der Verrücktheit nennt, ſo bemerkt man gewöhnlich nicht, daß der Menſch, als in die Peripherie dieſer Zeitregion geſetzt, bereits aus ſeiner urſprünglich centralen Stellung gegen ſie verſetzt oder verrückt ſich befindet, ſo daß eine ſolche Ekſtaſe aus dieſer Verrücktheit oder falſchen Entzücktheit ihn nur wieder zurechtrückt; denn in der That befindet ſich der Menſch im materiellen Leben in einer ſolchen, ſeiner wahrhaften Natur widerſprechenden, Verzücktheit, und das materielle Univerſum iſt ihm in einem tieferen Sinne, als **Kant** dieſes Wort nahm, eine Apparition, als — Erdſpiegelung.

Schwedenborg behauptet aber ferner, daß ſelbſt umgekehrt kein ſolches Individuum einer anderen Region in dieſe äußere Region, nämlich in ihre partielle oder peripheriſche Manifeſtation *) unmittelbar, ſondern gleichfalls nur mittelſt eines Individuums dieſer letzten Region, in ſelbe einzuſchauen und einzuwirken vermag: ſo daß alſo nur ein Individuum der Geiſterregion dem irdiſch lebenden Menſchen unmittelbar als Auge und Hand in jene Region dient, ſo wie nur ein individueller Menſch einem ſolchen Geiſte Auge und Hand in dieſe äußere Region herein (ſey es herab oder hinauf) iſt.

Nicht nur allein würde folglich, nach dieſer Schwedenborg'ſchen Behauptung, die Gemeinſchaft oder der Rapport eines, ſeine Centralität wieder (inner dem Zeitleben) gewonnen habenden, Menſchen mit den materiefreien Weſen, als Folge ſeiner eigenen Befreiung (oder wie die franzöſiſchen Magnetiſeurs ſonſt zweideutig ſagten: ſeiner Desorganiſation), betrachtet werden

---

*) Ich ſage: partielle oder peripheriſche Manifeſtation, weil es ein Irrthum iſt, wenn man meint, daß die Gemeinſchaft der irdiſchen Weſen mit einer höheren oder tieferen durch einzelne Apparitionen (oder wie man mit Recht ſagt: Geiſter-Erſcheinungen, weil ſich dieſe Erſcheinungen zum Erſcheinenden verhalten, wie das katoptriſche Luftbild zum leibhaften) erſt geöffnet wird, da dieſe Gemeinſchaft durch eine ſolche Partiellheit vielmehr geſtört und abnorm wird, in ſofern hiemit die centrale oder univerſelle geſtört wird; beiläufig wie die ſogenannten Nutationen die allgemeine Gravitation ſtören.

müſſen, ſondern dieſe ſeine eigene Befreiung hätte der Menſch vielmehr als Folge der befreienden Einwirkung eines ſolchen freien Agens anzuerkennen.

Es iſt nun nicht zu läugnen, daß die Lehre vom Schutzgeiſt (und zwar von dem, jeden Menſchen durchs Zeitleben begleitenden, Lichtgeiſt ſowohl, als von dem ihn als Schatten begleitenden dunklen Geiſt) mit Schwedenborg's Behauptung übereinſtimmt, womit ſich aber noch eine andere Wahrheit anſchließt, auf welche nämlich Chriſtus in jenem Spruch hindeutet: »daß die Schutzengel der (ſchuldloſen) Kinder jederzeit das Angeſicht des Vaters im Himmel ſehen«, welches Schauen ihnen alſo durch die Schuld der Menſchen getrübt oder benommen wird, ſo daß folglich hier eine Solidarität des Wohl- und Uebelbefindens des Schutzgeiſtes mit dem ſich Wohl- oder Uebelverhalten des Menſchen Statt findet. Eine Solidarität, die man aber auch ſelbſt auf jenen, den Menſchen durchs Zeitleben begleitenden dunklen, Geiſt auszudehnen, kein Bedenken haben kann, wenn man ſich nur überzeugt hat, daß letzter nicht ein unerlösbarer, obſchon gefallener, und in die Zeitregion verwieſener, gebannter Geiſt iſt, der hinſichtlich ſeiner Reintegration eben an den Menſchen angewieſen ward *).

---

*) Hierauf deuten z. B. mehrere Aeußerungen der Seherin von Prevorſt. Wenn man dem Urſtand des zeitlich materiellen Univerſums eine Kataſtrophe in einer höheren Schöpfungsregion unmittelbar vorgehen läßt, ſo muß man, nach meiner Ueberzeugung, auch zugeben, daß die intelligenten Weſen ſich nicht blos in zween Partheien (nämlich in jene der in Gott be-

Noch mehr ſcheint mir endlich eine andere meiner Ueberzeugungen für Schwedenborg's Behauptung zu ſprechen, nämlich jene, »daß der eigentliche Magnetiſeur jeder Somnambule kein anderer, als ein Geiſt oder Abgeſchiedener iſt (denn Schwedenborg irrte ſich, wie man weiß, wenn er alle erſcheinenden Geiſter für abgeſchiedene Menſchen hielt), leztere (die Somnambule) mag nun davon gar nicht, oder nur zum Theil und unklar davon wiſſen oder ſprechen, denn bekanntlich ſagen die Somnambulen nicht Alles, was ſie wiſſen *) — wie

---

ſtandenen Engel und der gegen Ihn ſich empörenden Dämonen) geſchieden haben, ſondern daß noch ein dritter Theil derſelben durch die gleichſam ſchiefe Richtung, die ſelber einſchlug (als nämlich weder direkt oder central für noch wider Gott) die Schöpfung der Zeitregion veranlaßte, in welcher der Menſch zwar ſelber (nicht ohne Schuld dieſer Weſen) fiel, in welche er aber urſprünglich, als ſelbe beherrſchend und jene in ihr verwieſenen Intelligenzen erlöſend, geſendet ward, welche Origines mit den eigentlichen Dämonen vermengte und leztere darum läugnete.

*) Es iſt nämlich keineswegs an dem, daß (wie Herr Profeſſor Schmid in ſeiner übrigens vortrefflichen und wichtigen Schrift: Vorleſungen über die Bedeutung der hebräiſchen Sprache ſagt) die Somnambule uns keine Frage unbeantwortet läßt; auch iſt die Seele, ſelbſt in dieſer blos magiſchen Seynsweiſe keineswegs beſtimmungslos, wie ſchon ihre Beſtimmtheit nicht ihr Werk, auch nicht haftend in ihr iſt und nicht durch ihren Leib vermittelt; ferner beurkunden ſowohl die Somnambulen als die Abgeſchiedenen oft genug, daß es nicht immer dieſes blos magiſche Seyn iſt, in dem ſie ſich als verſchwommen und blos träumend befinden, ſo wie endlich der wahrhafte Dichter ſich nicht

denn auch der ſichtbare Magnetiſeur in der Regel nur ein blindes, oft genug ein ſchlechtes Werkzeug jenes unſichtbaren Magnetiſeurs, wenn ſchon auch letzterer nicht immer ein guter iſt.

ſehnt, in denſelben leibloſen Zuſtand zu zerfließen, ſondern dieſe hemmende und laſtende Beleibung, als drückende Verhüllung, mit einer, der freien Manifeſtation dienenden, Einhüllung zu vertauſchen, wenn ſchon freilich der gefallne Menſch dieſe letzte nicht anders, als durch Kreuztragen der erſten gewinnt. — Wenn ich übrigens hier den Magnetiſeur der Somnambule unterordne, ſo kann man aus der bekannten Abhängigkeit der letzteren von erſterem keinen Einwurf dagegen machen. Wenn nämlich der individuelle Aſtralgeiſt (die Seherin von Prevorſt hieß ihn Nervengeiſt) der Rückwirkung des Elementarleibes unterliegt oder weicht, ſo wird er nicht nur ein blos mehr paſſives Werkzeug des univerſellen Aſtralgeiſtes, welcher nur magiſch, nicht leiblich (wie die Träume beweiſen) in ihm bildet, ſondern der Menſch wird in ſolchen Fällen von einem anderen activen individuellen Aſtralgeiſt abhängig, nämlich zu ſeiner Fixirung in ſeiner leiblichen Wirkſamkeit bedürftig, worauf ſich denn in der Regel die Abhängigkeit der Somnambule von ihrem Magnetiſeur, wie von einer Menge anderer Naturweſen beſchränkt. — In der Regel reducirt ſich alſo die Abhängigkeit der Somnambule von ihrem Magnetiſeur auf die Abhängigkeit des Kranken von der Arznei, welche nämlich hier der Arzt ſelber iſt, weil in der lebendigen Region der Geber und die Gabe, die Perſon und die Sache nicht trennbar, ſo wie nicht vermengbar ſind, und darum freilich die Gabe den Geber (nicht als Zeichen, oder, wie man auch ſagt, myſtiſch, worunter man nur unreel verſteht, ſondern wirklich und wirkend) vergegenwärtigt, wie dieſes bei den Sakramenten geſchieht, deren Kraft nur die Unwiſſenheit jenes Geſetzes (der Untrennbarkeit der Gabe und des Gebers) verläugnet.

Noch muß ich übrigens bemerken, daß, was den hier aufgeſtellten Begriff der Eingebung, auch nur als Eingerücktwerdens des irdiſch lebenden Menſchen in das Centrum der Zeitregion*) betrifft, ich mich in einer ſo eben unter der Preſſe ſeyenden und in der Beilage zum erſten Band meiner kleineren philoſophiſchen Schriften nächſtens erſcheinenden Abhandlung: »Ueber unſere rationelle Theologie« beſtimmter über dieſen Begriff ausgeſprochen, und einen Satz aufgeſtellt habe, welcher, gehörig gefaßt, nothwendig der noch herrſchenden unphiloſophiſchen Anſicht hierüber ein Ende machen und ſelbe umkehren muß, indem es ſich nämlich zeigt, daß, ſowie der Menſch als wollend eigentlich nur ein Wollen wollen, oder in einem Wollen wollen kann, er als erkennend und ſchauend nur ein Erkennen oder Schauen erkennt oder weiß, ſomit als wollend ſich nur in einem Wollenden, als ſchauend in einem Schauenden, als wirkend in einem Wirkenden eingerückt weiß oder findet, wenn er ſchon über der Gabe den Geber, über dem ihm Eingebildeten den Inbildner theils zu ſeinem Schaden, theils zu ſeinem Beſten, außer Acht läßt**). Wogegen es aber unſerer rationellen oder allein ſich vernünftig dünkenden Theologie und Philoſophie auch nicht im Traume einfällt, daß ihre Fundamentalvorausſetzung doch abſurd iſt, nämlich die, daß das Licht, in dem der Menſch in jeder Region ſieht, ſelber blind und finſter; das Wort, in dem er ſpricht, ſelber ſtumm und taub ſey, oder daß gegen die Behauptung der Schrift: »Jener der das Auge macht, ſelber nicht ſehen, der das Ohr macht, nicht hören und ſprechen ſoll.«

---

*) Womit der Menſch doch keineswegs ſchon in den ewigen Himmel eingerückt und erhoben iſt, wie jene meinen, welche über oder inner dem Thierkreishimmel keinen anderen wiſſen.

**) Zu ſeinem Schaden — denn der Menſch, welcher alle gute und ſchlimme Eingebungen für ſeine eigenen Gemächte hält, der hält ſich für beſſer und ſchlimmer, als er iſt. — Zu ſeinem Beſten — denn falls dem Menſchen oft ſein inneres Auge geöffnet würde und er die ihn umgebende Hülfe oder Gefahr ſähe, ſo würde er fahrläſſig werden oder verzweifeln.

Sendſchreiben
über
Geiſt und Seele.

A . . . den 30. Auguſt 1832.

Von Kindheit auf wurde ich gelehrt und gewöhnt, in dem Begriffe eines Menſchen nichts als Leib und Seele zu unterſcheiden, und letztere als gleichbedeutend mit Geiſt anzuſehen. Alles, was ich über die Seelenlehre geleſen und von meinen Lehrern gehört hatte, beſtätigte mich in dieſer Anſicht, die ich mit Gelehrten und Ungelehrten theilte. Selbſt die Kantiſchen Schriften änderten hierin meinen Geſichtspunkt nicht im mindeſten, und ich blieb dabei, ob mir gleich einige myſtiſche Schriften von einer Dreieinigkeit des Menſchen Winke gaben, die mir aber durch manche Stellen der h. Schrift (z. B. Matth. 10, 28) widerlegt ſchienen. So blieb mein Ideengang in dieſer Sache im Stillſtande bis in das Jahr 1784, da ich anfing, nach Anleitung der phyſiſch Mesmeriſchen, und bald darauf der pſychiſch Barberiniſchen Schule zu magnetiſiren, und magnetiſch hellſehende Perſonen beiderlei Geſchlechts zu beobachten, auch die dadurch erworbenen Kenntniſſe mit den in Frankreich und Deutſchland bekannt gemachten Thatſachen und darauf gebauten Syſtemen zu vergleichen, alsdann erſt regte ich in mir der Zweifel, ob nicht die behauptete menſchliche Dreieinigkeit wohl etwas mehr, als bloſſe unerwieſene Hypotheſe ſeyn konnte? In der Hoffnung, einſt meinen Zweifel gelöſet zu ſehen, nahm ich mir vor, alle Schriften zu leſen, welche in dieſem Fache erſcheinen würden. Eine der erſten, die ſich mir darbot, war: **Der Menſchenfreund, eine Wochenſchrift für Alle, welche die Zukunft in der Gegenwart ſehen, und darum die Gegenwart für die Zukunft benutzen wollen. Stuttgart 1823. 8.**

Von dieſer Wochenſchrift ſind vom 4. Januar 1823 bis den 31. Dezember 1823 nur vier Quartalhefte herausgekommen, mit welchen ſie geſchloſſen wurde. In dieſen Heften kommen mehrere Reden von Hellſehenden verſchiedenen Alters und Geſchlechts vor, unter welchen ſich eine gemeine Bauerstochter auszeichnete, die anfänglich durch magnetiſche Einwirkung hellſehend wurde, bald aber erklärte, daß ſie keiner anderen Behandlung bedürfe, als einer Handauflegung mit Gebet, oder einer Einſegnung ohne erſtere, oder auch nur eines bloſſen Abſingens geiſtlicher Lieder, um in den Zuſtand verſetzt zu werden, den die h. Schrift **Weiſſagung** nennt [1].

---

[1] Der Geiſt der **Weiſſagung** kommt in vielen Schriftſtellen vor, von denen ich mehrere anführen will, nämlich: 4 Moſ. 11, 25. 26. 29. Cap. 24, 2 ff. 1 Sam. 10, 6. Cap. 19, 20. 23. 2 Sam. 23, 2. 1 Kön. 22, 24. 2 Chron. 15, 1. Cap. 20, 14. 15. Cap. 24, 20. Neh. 9, 30. Jeſ. 48, 16. Ezech. 11, 5. Cap. 37, 1. Joel 3, 1. 2. Micha 2, 7. Cap. 3, 8. Zach. 7, 12. Syr. 48, 26. 27. Matth. 22, 43. Marc. 12, 36. Luc. 1, 41. 67. Joh. 7, 39. Apoſtelgeſch. 1, 16. Cap. 2, 17.

Die Anzahl ſolcher Hellſehenden vermehrte ſich in verſchiedenen Gegenden von Europa; ich lernte mehrere derſelben perſönlich kennen, und wohnte einer großen Anzahl ihrer geſprochenen und geſchriebenen Reden bei, die theils Belehrungen, Vermahnungen, Beſtrafungen und Tröſtungen, theils aber auch Vorherſagungen der Zukunft enthielten.

Im Jahre 1824 kam in Baſel der erſte Theil der Reden von Hellſehenden über religiöſe Gegenſtände, und im Jahre 1825 kam in Stuttgart deren zweiter Theil heraus, der wegen unzulänglicher Anzahl der Exemplare, im Verhältniſſe zum erſten Theile, in dem nämlichen Jahre nochmals gedruckt worden iſt. In dem erſten Theile S. 74 las ich eine Erklärung von Leib, Seele und Geiſt von A. M. B., die ich perſönlich kennen lernte. Da mir aber dieſe Erklärung bei weitem nicht genügte, bat ich dieſe Seherin, mir dieſen Unterſchied genauer anzugeben. Ich will Ihnen hier die mir von dieſer eingeſegneten Seherin in die Feder diktirten Erläuterungen mittheilen, ſo wie ich ſie erhalten habe, und zwar als bloße Thatſache, die ich Ihrer und jedes unbefangenen Leſers Beurtheilung, nach 1 Theſſ. 5, 20. 21, in Liebe überlaſſe, mit dem Vorbehalte, ein Gleiches ausſprechen zu dürfen; nur erlaube ich mir, einige Anmerkungen beyzufügen. „Der Menſch

---

18. 33. Cap. 11. [illegible] Cap. 20, 13. Cap. 21. 11. Cap. [illegible] Röm. 8. 23. Gal. 1 Kor. 12, 10. Cap. 14. 1. 3 – 6. 22. 24. 29. 31. 32. 2 Kor. 1, 22. Cap. 5, 5.

(ſagte die Seherin) iſt nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffen; derſelbe beſtehet in drei Theilen. So wie die Gottheit in drei Theilen beſtehet und nur ein Weſen ausmacht, ſo beſtehet der Menſch in drei Theilen, und machet nur ein Weſen aus, nämlich in Leib, Seele und Geiſt. Der Leib denkt für ſich, fühlt für ſich, und hat ſeinen eigenen Willen. Das Denkorgan liegt in ſeinem Gehirne [1]. Wenn der Menſch dieſes Organs mehr oder minder beraubt iſt, ſo wird auch die Denkkraft mehr oder minder gehemmt ſeyn. Wenn z. B. der Menſch ſich mit einem berauſchenden Getränke anfüllt, ſo kann er nicht mehr denken, indem ein Dunſt aus dem Magen das Gehirn hindert, ſich gehörig auszudehnen. Die Thiere, welche ſich von dem Menſchen dadurch unterſcheiden, daß ſie keine Seele [2] und keinen Geiſt beſitzen, haben zwar auch, wie die Menſchen, ein Hirnorgan, vermöge deſſen ſie denken, es iſt aber nicht ſo fein ausgebildet, wie das Hirnorgan des Menſchen.« Frage: Haben demnach die Beobachtungen des Dr. Gall über die Hirnorganiſation einigen Grund? Antwort: »Allerdings; aber die Menſchen fallen in Irrthum, wenn ſie glauben, daß die Wirkungen der Gehirnorgane Wirkungen der Seele ſeyen, als z. B. die Wirkungen des Gedächtniſſes. Ueberhaupt alle Fähigkeiten des menſchlichen Körpers ſchreiben ſie der Seele zu, die zwar eben dieſelben Fähigkeiten hat, wie der Körper, aber in einem ungleich höheren Grade. Die körperlichen Fähigkeiten nennt die h. Schrift Fleiſch und Blut [1]. Die ſinnlichen Empfindungen, wodurch wir ſinnliche Vorſtellungen erhalten, ſo wie auch das ſinnliche Gefühl des Vergnügens und Schmerzes gehören ebenfalls dem Körper an, ob ſie ſich gleich mit der Seele verbinden. Man kann auch ganz gefühllos ſeyn nach dem Körper, aber nicht nach der Seele.

---

[1] Die Fähigkeit zu denken ſteht mit dem Maße des Hirns in ſichtbarem Verhältniſſe; dies zeigt die Vergleichung des verſchiedenen Gewichtes des Hirns mit dem Grade der Denkfähigkeit der Menſchen und der Thiere. Der Menſch hat, nach Verhältniß ſeines Körpergewichtes, vor allen Thieren das größte Hirn. Das Gewicht des Hirns eines Menſchen verhält ſich zu dem Gewichte ſeines ganzen Körpers wie 1 zu 30. Das Gewicht des Hirns eines Elephanten verhält ſich hingegen zu dem Gewichte ſeines ganzen Körpers wie 1 zu 500. Das Gewicht des Hirns der meiſten Fiſche verhält ſich zu dem Gewichte ihres ganzen Körpers ſogar nur wie 1 zu 5000.

[2] In ſo fern das Wort Seele das den Körper belebende Prinzip (griechiſch, ψυχή, anima, welches ſich durch den Athem, Hauch, animus von ἄνεμος, äußert) bedeutet, ſo haben die Thiere ebenfalls auch eine Seele, deren Sitz, nach der

---

Schrift (1 Moſ. 9, 4. 5. Jeſ. 53, 10. 3 Moſ. 17, 11. 5 Moſ. 12, 23.) im Blute iſt. Darum verſteht die Schrift unter Seele auch alles lebendige Weſen, es ſey Menſch oder Thier (Joſ. 10, 28. 30. 32. 35. 37. vergl. Pred. Sal. 3, 19. wo Odem für thieriſches Leben ſteht. Doch unterſcheidet die Schrift manchmal die Menſchenſeelen von den Thierſeelen, wie 4 Moſ. 31, 46. vergl. 1 Moſ. 14, 21. und [illegible] Die Seherin wollte alſo wohl ſagen, daß die Thiere keine ſolche Seele wie der Menſch haben, welches aber auch noch weitere Fragen übrig läßt.

[1] Matth. 16, 17. 1 Kor. 1, 26. Gal. 1, 16.

Der Leib des Menſchen iſt ein Körper, von der Erde bereitet, und muß von Erde erhalten werden; er kann ſich mit nichts Anderem verbinden; ſeine Nahrung iſt Erde, ſo wie ſeine Kleidung; er trägt aber in ſich einen kleinen Keim des Lebens, der nicht zur Erde gehört und der Verweſung nicht unterworfen iſt. Dieſer Keim iſt nicht zerſtörbar; man kann ihn weder verbrennen, noch ſonſt zerſtören; er entwickelt ſich erſt recht in dem Tode des Menſchen, bei dem Einen mehr, bei dem Andern weniger; inſonderheit aber bei den Chriſten iſt ſeine Entwickelung viel ſchneller, auf eine ſo unbegreifliche Art, daß Du es nicht faſſen könnteſt, ſonſt würde ich es dir auch gerne ſagen. Um dieſen Keim zu retten, ſo wie die Seele, hat Chriſtus, der Fürſt des Lebens, ſich dem Geſetze und allem Leiden freiwillig unterworfen, und ſein eigenes Leben zur Erlöſung der Sünder dahingegeben. Damit aber der Keim des Lebens im Menſchen befördert werde, gibt der Fürſt des Lebens dem Menſchenkörper ſeinen Leib und ſein Blut. Dieſe ſind die Nahrung des Lebenskeims, ſo wie auch der Seele, ſo daß er ſelbſt ſagt: „„Wer mein Fleiſch iſſet und mein Blut trinket, den werde ich auferwecken von den Todten[1].““ Hierin hat der Chriſt, nämlich der weit geförderte Chriſt, einen großen Vorzug, in Hinſicht ſeines Körpers, vor dem Gottloſen; denn er hat in ſich (in ſeinem Leibe) empfangen Chriſtus, den Fürſten des Lebens, deſſen Leib unzerſtörbar iſt, weil Chriſtus nicht

---

1) Joh. 6, 54.

verweſet, er iſt nicht der Verweſung übergeben. Der empfangene Chriſtus, das empfangene Lebensbrod, wird nie in ihm verweſen, es iſt dem Tode nicht mehr unterworfen; Chriſtus ſtehet auf von den Todten. Wenn alſo der glaubige Chriſt ſeinen Leib mit dem Leibe Chriſti, ſein Blut mit dem Blute Chriſti vereiniget hat, ſo wird der unverwesliche Lebenskeim in ihm ſich mit Chriſto, dem Unverweslichen, vereinigen, und der Menſch wird zwar mit ſeinem jetzigen Leib und Blut erſterben und verweſen, aber der Lebenskeim, der durch die empfangene Nahrung des Brodes des Lebens [1] ſchon in ſeinem lebenden Leibe ſich ſo außerordentlich befördern konnte, wird beſonders im Tode ſich immer noch entwickeln, und, wenn er zur völligen Reife gekommen iſt, auferſtehen. Doch iſt hier nur die Rede von einem weit geförderten Chriſten, der nicht mehr ſich, ſondern Chriſto, auch nach dem Leibe lebt. Sein Wille im Fleiſche, im Leibe oder im Körper muß ſich dem Willen Chriſti ganz unterwerfen, ſo daß er nicht ſich, ſondern jederzeit Chriſtum fragt: Was ſoll ich thun? und lieber nichts thut, als den Willen Gottes nicht vollkommen zu erfüllen. In einem ſolchen Menſchen lebt Chriſtus; er lebt nicht ſich, ſondern Chriſtus lebet und wirket in ihm. Derjenige Menſch, der ebenfalls Chriſtum empfängt, aber nicht nach Chriſti Sinn lebt, iſt zwar eben ſo unſterblich, aber nicht ſo weit gefördert; das Lebensbrod hat auch Er genommen, Chriſtus empfangen.

---

[1] Joh. 6, 48 — 51.

der nicht ſterben kann, und es entwickelt ſich in ihm im Tode, ſo wie in ſeinem Leben der Lebenskeim; auf das Rufen von Chriſto wird auch Er auferſtehen (denn der empfangene Chriſtus kann nicht ſterben; er hat alſo die Unſterblichkeit in Chriſto empfangen); er wird aber gerichtet nach der Auferſtehung, welchem Gerichte der Erſtere entgeht [1]. Aber auch der, welcher Chriſtum nicht empfängt, hat den Keim des Lebens in ſich; er wird aber nicht genährt, bleibt daher ſehr ſchwach. Doch will der Herr, daß Alle, die von Adam her gelebt haben, auferſtehen ſollen, und ſeinem Rufe iſt nichts zu ſchwach [2]. Aber hier wird man ſehen, welch ein Glück es iſt, wenn ſich der Menſch, auch dem Leibe nach, mit Chriſto immer und immer verbindet. Ein ſchreckliches Gericht aber wartet auf den Menſchen, der ſein Herz nicht zum Empfangen des Leibes und Blutes Chriſti bereitet hat, und Chriſtum unwürdig genießet; es wäre ihm beſſer, er hätte nie etwas davon gewußt.“ [3]

„Die Seele des Menſchen iſt ein ätheriſches Weſen, gebaut von Luft, die zuſammengeſetzt [4] und durch den Geiſt Gottes belebt iſt, wovon der Prophet in alten Zeiten ſchon ſprach: „„Jehova blies dem Menſchen einen lebendigen Odem in ſeine Naſe, und alſo ward der Menſch eine lebendige Seele.““[1]) Sie iſt das eigentliche Ich[2]), welches oft in der Bibel auch das Herz[3]) genannt wird. Die Seele des Menſchen denket, fühlt und will für ſich, und iſt dem Gehirne des Körpers nicht unterworfen. Wenn z. B. der Menſch

---

[1] Joh. 5, 25.

[2] Joh. 5, 28. 29.

[3] 1 Kor. 11, 27 — 29.

[4] Aus welchen Beſtandtheilen? — Dies wagte ich zu fragen. Die Seherin von Prevorſt begabet die Seele mit einem plaſtiſchen Vermögen, ſich zu geſtalten, und ſich manchen Menſchen ſichtbar, hörbar und fühlbar zu machen, auch allerlei Druck zu bewirken; ſie nennt dieſes Vermögen den Nervengeiſt. Iſt es etwa daſſelbe Vermögen, das man vordem, in manchen theoſophiſchen Schriften, den Aſtralgeiſt nannte?

---

[1]) 1 Moſ. 2, 7.

[2]) Hier wird Seele (ψυχή) für ein höheres animaliſches Weſen genommen, indem der göttliche Lebensgeiſt der Seele und dem Leibe das Leben gab. 1 Moſ. 2, 7. Cap. 12, 5. Cap. 32, 30. Cap. 44, 30. (Perſon an der Perſon) Cap. 49, 6. 2 Moſ. 30, 12. 3 Moſ. 7, 27. Cap. 17, 15. Cap. 18, 29. 4 Moſ. 19, 18. Cap. 31, 50. 5 Moſ. 24, 7. 1 Sam. 1, 26. Cap. 20, 17. Cap. 24, 12. 1 Kön. 19, 4. Hiob 9, 21. Pſ. 103, 1. 2. Pſ. 130, 6. Pſ. 138, 3. Pſ. 139, 14. Pſ. 143, 12. Sprüch. 16, 24. Cap. 21, 10. Cap. 24, 14. Cap. 25, 13. Pred. 2, 24. Cap. 6, 3. Cap. 7, 28. Hoheslied 1, 7. Jeſ. 1, 14. Cap. 5, 14. Cap. 42, 1. Cap. 55, 2. 3. Cap. 61, 10. Jerem. 5, 9. 29. Cap. 13, 17. Cap. 31, 25. Cap. 37, 9. Cap. 43, 6. Cap. 51, 14. Cap. 52, 29. 30. Klagelied. 1, 11. 16. 19. Heſ. 3, 19. Cap. 13, 19. Cap. 18, 4. Cap. 22, 25. 27. Amos 6, 8. Jonas 4, 8. Sir. 11, 16. Bar. 2, 18. 4 Esd. 3, 35. Cap. 5, 14. Cap. 7, 32. Cap. 10, 36. Cap. 12, 8. Cap. 15, 8. Matth. 10, 28. Cap. 11, 29. Cap. 12, 18. Cap. 16, 26. Cap. 26, 38. Luc. 2, 35. Cap. 12, 19. 20. Cap. 21, 19. Joh. 10, 24. Apoſtg. 2, 41. 43. Cap. 3, 23. Cap. 7, 14. Cap. 14, 2. 22. Cap. 15, 24. 26. Cap. 20, 10. Röm. 2, 9. 2 Cor. 1, 23. Cap. 12, 15. 1 Petr. 1, 9. 22. Cap. 2, 11. 25. Cap. 3, 20. Cap. 4, 19. 2 Petr. 2, 8. 14. 3 Joh. 2. Hebr. 6, 19. Cap. 10, 38. 39. Cap. 13, 17. Jac. 1, 21. Cap. 5, 20. Offenb. 18, 14.

[3]) Herz, als das Innerſte des Leibes, iſt das natürlichſte Bild, ſowohl der Seele, als des Geiſtes, welche den innern Menſchen ausmachen. Die vorzüglichſten Stellen der Schrift, wo Herz für Seele (Ich) gebraucht wird, ſind

---

wohl folgende: 5 Moſ. 8, 14. 17. Cap. 9, 4. 5. Cap. 13, 6. Cap. 29, 4. 1 Sam. 2, 1. Cap. 9, 19. Cap. 12, 20. 1 Kön. 8, 23. Cap. 10, 24. Cap. 14, 8. 2 Kön. 10, 31. Cap. 14, 10. Pſ. 7, 11. Pſ. 9, 2. Pſ. 64, 11. Pſ. 119, 2. 7. 10. 11. 69. Pſ. 138, 1. Spruch. 23, 26. 33. Cap. 27, 19. Jeſ. 61, 1. Jer. 3, 10. Geb. Aſar 39. Matth. 5, 8. Cap. 6, 21. Cap. 11, 29. Cap. 12, 34. 35. Cap. 13, 19. Cap. 15, 8. 18. 19. Cap. 18, 35. Cap. 19, 8. Luc. 8, 12. Joh. 14, 1. 27. Cap. 16, 6. 22. Apoſtg. 2, 26. Cap. 5, 3. 4. Cap. 8, 37. Cap. 16, 14. Cap. 21, 13. Röm. 5, 5. Cap. 16, 18. Gal. 4, 6. Epheſ. 3, 17. Cap. 5, 19. Cap. 6, 5. Coloſſ. 2, 2. Cap. 3, 15. 16. 22. 1 Theſſ. 2, 4. Cap. 3, 13. 2 Theſſ. 2, 17. Cap. 3, 5. 1 Tim. 1, 5. 2 Tim. 2, 22. Philem. 7, 12. 20. 1 Petr. 3, 4. 15. 2 Petr. 1, 19. Cap. 2, 14. Jacob. 1, 8. Cap. 5, 5. 8. Offenb. 2, 23. Cap. 17, 17. Cap. 18, 7. Auch im gemeinen Leben wird das Herz oft für die Seele genommen; ſo ſpricht man von herzlichem Dank, der nicht blos von den Lippen ſtrömt, ſondern aus dem Innern, aus der Seele kommt. Manchmal deutet der Ausdruck Herz auf Gedanken, wie in 1 Moſ. 17, 17. Cap. 24, 45. 2 Moſ. 31, 6. 4 Moſ. 15, 39. Pſ. 53, 2. Pſ. 140, 3. Spruch. 3, 1. 3. Cap. 4, 21. Matth. 9, 4, manchmal auf Gefühl, wie 1 Moſ. 44, 30. Cap. 45, 26. 2 Moſ. 4, 14. 5 Moſ. 15, 7. Cap. 19, 7. Richt. 19, 6. 9. Ruth 3, 7; ein andermal auf Muth oder Furcht, wie 1 Moſ. 42, 28. 4 Moſ. 26, 36. 1 Sam. 4, 13. Pred. 3, 11; auch auf Gewiſſen, 1 Kön. 2, 44. Cap. 8, 38. 1 Joh. 3, 20. 21. Am meiſten aber wird der Ausdruck Herz auf den menſchlichen Willen bezogen, wie in 1 Moſ. 8, 21. Cap. 20, 5. 6. Cap. 27, 41. Cap. 34, 3. 2 Moſ. 4, 21. Cap. 7, 3. 13. 14. 22. 23. Cap. 8, 15. 19. 32. Cap. 9, 7. 12. 35. 3 Moſ. 19, 17. 4 Moſ. 24, 13. Cap. 32, 7. 9. 5 Moſ. 5, 29. Cap. 30, 17. Richt. 9, 3. Cap. 16, 15. 1 Sam. 2, 16. Cap. 14, 7. Cap. 20, 4. Cap. 23, 20. Cap. 25, 25. 2 Sam. 15, 6. 13. Cap. 19, 14. 1 Kön. 2, 3. 37. Cap. 12, 27. 2 Kön.

ein ſchwaches Gedächtniß, ein ſchwaches Denkorgan hat, dem Leibe nach, oder gar keines, ſo daß er ganz verrückt iſt: ſo iſt es nicht, daß die Seele gleiches Unglück hat [1]. Schon durch die Zeugung und Erziehung, mit einem Wort, durch die Sünde, wird die Seele von dem Leibe unterjocht. Bei Kindern geſchieht dies immer weniger, je mehr aber die Sünde mit dem Menſchen wächst, deſto größer wird der Seele Gefangenſchaft. Sie iſt im Gefängniß, und um ihretwillen hat Chriſtus ſo Vieles leiden müſſen, um ſie herauszuführen. Sie hat auch ein Denkorgan, aber ein feineres, als der Körper im Gehirne. Die vom Geiſte Gottes belebte Seele iſt der

---

12, 1. 1 Chron. 28, 2. 19. Cap. 30, 9. 17. 18. Pſ. 90, 5. Pſ. 37, 1. Pſ. 40, 9. Sprüchw. 6, 25. Pred. 11, 9. Matth. 5, 28. Joh. 13, 5. Apoſtelgeſch. 7, 59. Röm. 1, 24. Cap. 10, 1. Aus dieſen Stellen und noch vielen anderen ſieht man, daß das Wort Herz bald von der Seele (dem eigentlichen Ich, der Perſon), bald von ihren Vermögen und Kräften, auf die man beſonders aufmerkſam gemacht werden ſoll, verſtanden werden müſſe. Und wenn das Beiwort ganz angefügt iſt, wie z. B. in Pſ. 86, 12, ſo verſteht die Schrift die Seele mit allen ihren Vermögen und Kräften. Setzt die Schrift das Beiwort ganz zu Leib, Seele und Geiſt, wie 1 Theſſ. 5, 23, ſo verſteht ſie den ganzen innern Menſchen, ſogar in Verbindung mit dem äußern, folglich den ganzen Menſchen.

[1] Nämlich der Seele an ſich genommen. Im Folgenden aber wird gezeigt, warum ſie dennoch blödſinnig oder verrückt zu ſeyn ſcheint.

innere Menſch [1], darum iſt es nothwendig, daß der äußere Menſch abſterbe, damit der innere die Herrſchaft über den äußern erhalte, dieweil der äußere Menſch nur das Irdiſche lieben und ſuchen kann, blind und taub iſt gegen alles Himmliſche, ſeine Klugheit nur im Irdiſchen beſitzt; der innere Menſch aber unterjocht dann den äußern immer mehr und mehr, wird immer größer und größer, ſo daß endlich der äußere Menſch taub und blind wird gegen alles Irdiſche, daß ſeine Klugheit nur im Himmliſchen liegt; er wird wieder ein Kind im Irdiſchen, und die Klugen des äußern Menſchen müſſen ihn für einen Unverſtändigen oder Narren halten [2], indem ſein äußerer Menſch mit ſeinem Organe zum Denken und Fühlen, ſo wie ſein eigener Wille, wie ein Kind geworden iſt gegen die Seele, das dieſe wie ſeine Mutter in allen Dingen anhört, ſie für klüger achtet, als ſich ſelbſt, und ſich dem Willen derſelben allezeit unterwirft. Ein ſolcher Ueberwinder ſeines äußern Menſchen iſt wiedergeboren [3]; er lebt nicht mehr fleiſchlich, ſondern geiſtlich; er wandelt nicht mehr irdiſch, ſondern himmliſch; er iſt nicht mehr von dieſer, ſondern von jener Welt; ſein Gott iſt nicht der Gott dieſer, ſondern jener Welt; es iſt der Gott des Lichtes; ein ſolcher Menſch iſt viel gleichgültiger als früher.

---

[1] Röm. 7, 22. Ephes. 3, 16. 2 Kor. 4, 16. mit oder ohne den Geiſt gedacht.

[2] 1 Kor. 2, 14.

[3] Joh. 3, 3.

gegen alles Irdiſche; ſein Wille iſt dem Willen Gottes unterworfen, durch die Kraft jenes Geiſtes, der ihn nicht nur belebt, ſondern auch erleuchtet und heiligt.«

»Da die Seele ein ſelbſtkräftiges Weſen iſt, ſo iſt deren Auswanderung aus dem lebenden Leibe ſehr möglich, beſonders da der Geiſt Gottes den Odem im Leibe immer erhalten muß, und die Seele iſt, gleich wie mit einem Faden, durch den Geiſt, an den Körper gebunden, ſo daß ſie doch nicht ganz ſich von ihm entfernen kann [1]). Vielmehr iſt es aber möglich, daß die

---

[1]) Eine ähnliche Anſicht findet ſich ſchon in Plutarchs Abhandlung über die ſpäte göttliche Beſtrafung. (S. 83 der Wyttenbachiſchen Ausgabe zu Leyden 1772. 8.) Hier wird von einem gewiſſen Theſpeſius erzählt, er wäre von einem hohen Orte herabgeſtürzt, und ſey, ohne ſichtbare Verwundung, geſtorben; aber am dritten Tage, während ſeines Leichenbegängniſſes, wieder lebendig geworden. (Er war folglich ſcheintodt.) Nach ſeiner gänzlichen Wiederherſtellung ſchien er ſeinen Bekannten aus einem laſterhaften Menſchen ein Tugendheld geworden zu ſeyn. Ueber dieſe Umwandlung befragt, erzählte er, daß es gleich nach ſeinem Tode ihm vorgekommen, als wenn er in die Tiefe des Meeres geſtürzt worden wäre. Dann wäre er wieder in die Höhe gehoben worden, und ſeine Seele hätte, gleichſam mit einem Blicke, den ihm allenthalben aufgedeckten Raum überſchauen können. Er erblickte nun die vorhin ihm bekannten Gegenſtände nicht mehr wie vorhin, ſondern die Sterne ſchienen ihm ungeheuer groß, und durch unermeßliche Zwiſchenräume getrennt, und einen wunderbar gefärbten Glanz ausſtrömend, ſo daß ſeine Seele im Lichtmeere, wie ein Schiff auf einem ſtillen Meere, auf alle Seiten hin herumſchwebte. Nun beſchrieb er mancherlei Geſichte. So ſagte er, daß die

Seele nach dem Leben des Körpers erſcheinen könne, da ſie viel freier in ihrem Wandel iſt. Wenn ſie alsdann

---

Seelen der Verſtorbenen, wenn ſie aufwärts ſteigen, eine hellleuchtende Blaſe darſtellen, aus welcher die Seele in un[illegible] Menſchengeſtalt mit ungleicher Geſchwindigkeit hervorträte. Denn einige brachen mit wunderbarer Schnelligkeit heraus, und ſchoſſen in gerader Linie aufwärts; andere drehten ſich wie eine Spindel im Ringe herum, ſich bald aufwärts, bald abwärts richtend, und wurden mit einer vermiſchten und unruhigen Bewegung hin und her getrieben, und bald hernach weiter befördert. Er erkannte wenige von dieſen Geſtalten, die er aber erkannte und anzureden ſich erkühnte, waren wie ohne Bewußtſeyn, und flohen, jeden Blick und Berührung fürchtend; ihre Stimmen waren undeutlich und glichen einem heulenden und ängſtlichen Wehklagen; andere hingegen ſchwebten in der Höhe umher, zeigten ſich hellglänzend, näherten ſich wohlwollend, und vermieden jene herumſchwärmenden Geſtalten. Die Seelen nämlich zeigten durch ihr verſchiedenes Benehmen ihren verdrießlichen oder freudigen Gemüthszuſtand an. Thespeſius, der ſich für geſtorben hielt, wurde nun, wie er erzählt, von einem ſeiner Verwandten belehret, daß er nicht geſtorben wäre, ſondern ſeine Seele wäre, durch eine göttliche Fügung, hieher gekommen; alle übrige Vermögen hätte die, gleichſam wie mit einem Anker an den Körper befeſtigte, Seele in dieſem zurückgelaſſen. Daß er nicht ein Verſtorbener wäre, konnte er auch daraus ſchließen, daß die wirklich Verſtorbenen weder einen Schatten würfen, noch die Augen ſchlöſſen. Dieſe Bemerkungen, ſagt Thespeſius, hätten ihn wieder zur Beſinnung und zum Vernunftgebrauche gebracht, und ihn wahrnehmen laſſen, daß eine Schattenlinie ihn begleitete, jene andere Seelen aber mit einem Glanze umgeben und durchſichtig waren, jedoch nicht auf dieſelbe erſcheint, ſo iſt ſie mit Licht oder Finſterniß gekleidet. Hat ſie ſich ſelbſt mit dem groben Leibe in das Irdiſche verloren, ſo iſt ihr Leben auch irdiſch, ihr ganzes Wirken irdiſch, und ſie bleibt an dem Irdiſchen hangen, ob ſie gleich den irdiſchen Körper verlaſſen hat [1]. Hat ſie aber das Himmliſche gefunden, ſo iſt ihr Leben himmliſch und ſie hat Licht zu ihrem Kleide gewählt, ſie iſt aus dem Reiche des Lichts. Da die Seele von einem feinen Luftkörper gebauet iſt, ſo ſchwingt ſich ihr ätheriſcher Körper ſchnell, wie der Wind, in die entfernteſten Gegenden; denn die Fittige des Windes hat ſie zu ihrem Wagen genommen.«

»Die ſeligen oder himmliſchen Seelen leben mit den himmliſch geſinnten Menſchen in genauer Verbindung; ſie ſind zu vergleichen, als wie wenn in einem Vaterhauſe große und kleine Kinder ſind. Die großen Kinder faſſen ſchon Alles, wiſſen des Vaters Willen genau, offenbaren denſelben auch öfters den kleinen Geſchwiſtern, nehmen ſich ihrer an, und gleichen den zweiten Müttern, die zur Pflege der Unmündigen gegeben ſind (darum ſagt der Herr auch, daß wir in der *Gemeinſchaft der Heiligen* leben), beſonders den kleinen Kindern.

Weiſe; einige nämlich hatten, wie der feinſte Goldſand, einen ſchwach gefärbten, gleich vereinzelten Schimmer, andere waren durch einige kleine, ſie durchlaufende, Schuppen und Striemen bedeckt; andere boten einen ſehr mannichfaltigen und ungewöhnlichen Anblick dar, indem ſie mit ſchwarzen viperartigen Flecken oder ſtumpfen Streifen gezeichnet waren.

[1] Matth. 6, 21.

denn je unmündiger wir ſind, deſto mehr bedürfen wir der Aufſicht; der Herr ſagt ſelbſt, daß die Engel der Kinder das Angeſicht des Vaters täglich ſehen[1]. Wenn wir Kinder ſind, ſo ſind die Engel und die Seligen bei uns, und ohne Kinder zu ſeyn, können wir nie in die Gemeinſchaft der Heiligen und Engel aufgenommen werden[2]. O daß wir Alle immer Kinder werden mögen, damit wir unter der Leitung des Vaters ſtehen, und die heiligen Seelen und Engel uns immer, gleich Geſchwiſtern und Dienern, zur Seite ſtehen mögen!«

Frage: Wie kommt es, daß du und andere Seher und Seherinnen den Herrn, ſeine ſeligen Kinder und ſeine Engel ſehen können?

Antwort: »Es iſt eine Gnade vom Herrn, daß er das Auge unſerer Seele geöffnet hat. Denn man kann alles Höhere, alles Aetheriſche nur mit dem Seelenauge ſehen; das leibliche Auge ſiehet nur das Irdiſche und ergötzet ſich an demſelben; es kann das Höhere nicht ſehen; es iſt Alles, was nicht irdiſch iſt, für daſſelbe unſichtbar. Aber das Seelenauge blicket in der Himmel Himmel; es ſuchet ſeinen Schatz[3] und ergötzet ſich an dem, woran die Seele Freude hat. Daß nicht Jeder ſolche Gegenſtände ſehen kann, das macht die Blindheit des Menſchen aus, die er durch den Sündenfall erhalten hat; darum iſt es eine Gnade, die der Herr hin und wieder Menſchen ſchenkt, damit ſie Andern es offenbaren, und dieſelben dadurch heimgezogen werden. Jeder Menſch ſollte eigentlich in dieſem Zuſtande ſeyn, in welchem er in der Himmel Himmel Lichtern wandeln und alle Herrlichkeit ertragen kann, und in welchem er ſich nicht mehr an das Irdiſche, ſondern nur allein an das Himmliſche ziehen läßt, wo für ihn alles Andere todt iſt, und dieſes kann ihm nur allein der Herr, durch ſeine Gnade, ſchenken.« [1]

---

[1] Matth. 18, 10.
[2] Matth. 18, 3.
[3] Matth. 6, 21.

»Der Geiſt des Menſchen [2]) iſt eine Kraft Gottes,

---

[1] Von dieſer Oeffnung des Seelenauges redet die Schrift 4 Moſ. 22. 31. Kap. 24. 3. 4. 15. 16. und vorzüglich 2 Könige 6, 17. Sollten dieſe Stellen nicht auch zur Beantwortung des Einwurfs gegen die Möglichkeit der Erſcheinungen dienen, daß, wenn ſie objektiv wahr wären, Jedermann ſie mit leiblichen Augen ſehen müßte?

[2] Der Ausdruck: Geiſt im allgemeinen Verſtande bedeutet jedes für ſich beſtehende Weſen, oder wirkende Subſtanz, die überſinnlich iſt, oder die wir dafür halten. In dieſem Sinne hält man oft Seele und Geiſt für gleichbedeutend; ſogar hat man von jeher das Todtenreich, das Schattenreich, den Hades, Geiſterreich, und die Erſcheinungen aus demſelben (Phantasmen, Geſpenſter) von verſtorbenen Menſchen, ſo wie von andern guten und böſen überirdiſchen Weſen, Geiſtererſcheinungen genannt (Matth. 14, 26. Vgl. mit Luc. 24, 37. 39. Apoſtg. 23, 8. 9.). Und da man ſich unter Geiſt etwas ſehr Feines, Wirkſames und Kraftvolles dachte, ſo bezeichnete man ſogar manche körperliche Subſtanzen mit dem Worte Geiſt. So gibt es in Weingeiſt, Salzgeiſt, Salmiakgeiſt u. ſ. w. Und da man

ein göttlicher Geiſt, der den Leib und die Seele mi
einander verbindet [1]), und ſich von beiden nicht trennen

---

in der Philoſophie und Theologie die Ausdrücke: Seelen- vermögen, Seelenkräfte, als gleichbedeutend mit Gei- ſtesvermögen und Geiſteskräften gebrauchte, ſo er- ſtreckte ſich dieſer Gebrauch auch auf die abgeleiteten Wör- ter: ſeeliſch, geiſtlich, geiſtig. Die Franzoſen nennen ſogar den Witz, Geiſt (esprit); und wenn ſie einen mo- raliſch gebildeten Menſchen bezeichnen wollen, ſo ſagen ſie „er hat keine Seele“ (il n'a pas d'ames) Daß durch dieſe Unbeſtimmtheit der Begriffe viel Mißverſtändniſſe und Wort- ſtreite entſtanden ſind und entſtehen müſſen, daran iſt nicht zu zweifeln, wenn auch die Seherin von Prevorſt und deren Kritiken und Antikritiken nie das Tageslicht geſehen hätten, deren Erſcheinung gleichwohl zur Berichtigung der Begriffe über die Natur des Geiſtlebens und den Zuſtand des Menſchen nach dem Tode ganz gewiß mehr beigetragen haben mag, als es in dem ganzen vergangenen Jahrhunderte nicht geſchehen iſt, und ich bin geneigt zu glauben, daß die entgegengeſetzten Denker mir hierin ihren Beifall nicht verſagen werden. Auch gereicht es Deutſchland zur Ehre, w manche andere Nationen in dieſem pſychologiſch-theologiſchen Fache ſo ziemlich hinter ſich gelaſſen zu haben. Die vorzüg- lichſten Stellen der Schrift, die ſich auf den Geiſt, als drit- ten Beſtandtheil des Menſchen beziehen, ſcheinen folgende zu ſeyn: 1 Moſ. 41, 8. 1 Kön. 21, 5. 2 Kön. 19, 7. Hiob 7, 11. Pſ. 142, 4. Sprüche 25, 28. Cap. 29, 10. Pred. 7, 9. Jeſ. 26, 9. Cap. 29, 10. 24. Cap. 30, 1. Cap. 57, 15. Cap. 61, 3. Cap. 66, 2. Ezech. 11, 5. Cap. 13, 3. Zuſ. zu Dan. 3, 39. Cap. 3, Sir. 48, 12. Cap. 31, 10. 4 Eſdr. 1, 37. Cap. 3, 3. Cap. 6, 37. Cap. 12, 4. 5. Cap. 13, 19. Luc. 10, 21. Joh. 11, 33. Cap. 13, 21. Apoſtg. 7, 59. Cap. 17, 16. Cap. 20, 22. 23. Röm. 1, 9. Cap. 8, 10. 16. Cap. 11, 8. Cap. 12, 11. 1 Kor. 2, 11. Cap. 5, 3. Cap. 5, 3. 4. 5. Cap. 6, 20. Cap. 7, 34. Cap. 14, 14. 15. 16. Cap. 16, 18. 2 Kor. 2, 13. Cap. 7, 1. 13. Gal. 5, 5. 16. 17. 18. Cap. 6, 18.

[1]) In anderem Betracht macht die Seele die Verbindung oder das Mittelglied zwiſchen Geiſt und Körper aus.

kann, bis der Herr ihn von dem Leibe auflöſet auf eine kurze Zeit, nach welcher Er dieſe drei Weſen wieder mit einander vereiniget. Er iſt der lebendige Hauch oder Odem [1], den Gott dem Menſchen in ſeine Naſe gegeben hat, ſo daß der Menſch eine lebendige Seele, ein lebendiges Ich ward [2]. Er iſt zugleich eine Kraft des Körpers, durch welche ſein Lebens-Odem gehalten wird; ſo daß, wenn der Geiſt den Menſchen verläßt, er plötzlich todt iſt. Wie der Menſch ſeinen Geiſt aufgibt, erſtarrt der Körper. Jener iſt eigentlich ein Odem Gottes, ohne welchen der Menſch nicht einen Augenblick beſtehen kann [3]. Zugleich iſt es aber auch der Wille Gottes, der dem Menſchen ſich offenbaret, und in dem Menſchen wirket das Gute. Er verbindet ſich mit dem Gewiſſen [4]. Der Menſch, welcher irdiſch lebt, folgt ihm minder oder mehr; diejenigen Menſchen, die ſich ihm ganz widerſetzen, ſeine Stimme gar nicht hören wollen, und ihm fluchen (ſolche Menſchen gibt es), die ihn verſpotten, läſtern, dieſe begehen die Sünde in den heiligen Geiſt, weil ſie mit Vorſatz das thun, was er nicht will, ihm zur Läſterung[1]). Dieſe Menſchen verlieren dann das von dem Menſchen ſogenannte Gewiſſen, ſolche Menſchen nennt man gewiſſenloſe, und böſe Geiſter haben ſich ihrer bemächtigt[2]). Aber der Odem Gottes erhält ſie dennoch durch ſeine unendliche Liebe am Leben, und die Zeit ihres Daſeyns iſt ihnen aus Gnaden gegeben, ob ſie gleich geiſtlich todt ſind; ihr Schickſal iſt hier und dort das unglückſeligſte, doch kann der Geiſt Gottes ſie ewig nicht ganz verlaſſen (ſonſt würde kein Fortleben hier und dort mehr für ſie möglich ſeyn), wenn ſie ſchon in der unterſten Hölle ſich befänden; denn durch den Odem Gottes muß Alles, was Daſeyn hat, beſtehen, und dies iſt ſeine unendliche Liebe, die nichts vernichten, ſondern Alles erhalten, Alles ſuchen will, was verloren iſt, durch ſeine unendliche Erbarmung. Jeder Menſch, der auf der Welt iſt, beſitzt minder oder mehr geiſtiges Leben, den Geiſt Gottes. Der Menſch entzieht ſich ihm oft ſelbſt, ſo wie er ſich der Sonne entzieht, ſo daß ſie ihn nicht anſcheinen kann. Der Geiſt Gottes iſt ein Licht, und arbeitet immer mehr im Menſchen, wenn ihm die Thüre

---

[1] Ruach, πνεῦμα, spiritus.

[2] 1 Moſ. 2, 7.

[3] Der Geiſt des Lebens. 1 Moſ. 7, 15. 16. 21. 22. Cap. 45, 27. 4 Moſ. 16, 22. Daſ. Cap. 27, 16. Richt. 15, 19. 1 Sam. 30, 12. Hiob 6, 4. Cap. 12, 10. Cap. 33, 4. Cap. 34, 14. Pſ. 31, 6. Pſ. 143, 7. Pſ. 146, 4. Pred. 12, 7. Daſ. Cap. 3, 19. 20. 21. Jeſ. 42, 5. Cap. 57, 16. Klagl. 2, 12. Heſek. 37, 14. Weisheit 12, 1. Cap. 16, 14. Tob. 3, 6. Sir. 11, 13. Cap. 38, 14. Bar. 2, 17. 18. 2 Macc. 14, 46. Luc. 8, 55. Cap. 23, 46. Apoſtg. 5, 5. 10. Cap. 7, 59. Cap. 12, 23. Offenb. 11, 11.

[4] 1 Moſ. 6, 3. 2 Chron. 24, 19. 20. Cap. 36, 22. Eſra. 1, 5. Nehem. 9, 30. Pſ. 51, 14. Pſ. 78, 8. Pſ. 143, 10. Jeſ. 1, 3. Hagg. 1, 14. Weish. 1, 5 ff. Cap. 5, 3. Suſan. 45. Matth. 26, 41. Luc. 2, 27. Apoſtg. 1, 2. Cap. 8, 29. Cap. 10, 19 f. Cap. 11, 12. Cap. 13, 2. 4. Cap. 15, 28. Cap. 16, 6. Cap. 18, 5. Cap. 19, 21. Röm. 8, 2. 4. 13. 14. 27. Cap. 9, 1.

---

1) Matth. 12, 31.

2) 1 Sam. 16, 14, 15. 16. Cap. 18, 10. Cap. 19, 9, 10.

nicht ganz verſchloſſen iſt, beſonders (wie die Menſchen zu ſagen pflegen) im Gewiſſen derſelben; er erleuchtet die dunkeln Stellen im Menſchen, ſo daß er alle Flecken der Seele deſſelben zeigen kann. Wenn die Seele dieſe Flecken gewahr wird, dieſe Selbſtkenntniß bekommen hat, ſo wacht ſie gleichſam aus einem Schlafe auf, aus welchem ſie erweckt werden iſt. Nur der Geiſt Gottes erweckt den Menſchen, und es iſt nicht anders möglich, daß der Menſch erweckt werden könne, als wenn der Geiſt Gottes ihm ſein Sündenleben vorhält [1]. Wenn nun der Menſch nicht nachläßt, den Herrn dabei um Hülfe anzurufen, ſo ſendet ihm der Herr dieſe Hülfe, wie es die Schrift verheißet [2]. Alsdann bemächtigt ſich die Seele des Körpers, und da tritt die Wiedergeburt ein, die Sinnesänderung, die Auferſtehung des neuen Menſchen« [3].

Als ich in der Folge noch weitere Aufſchlüſſe über den Geiſt des Menſchen von einer anderen Seherin, A. S., begehrte, erhielt ich von derſelben folgende Erläuterun gen, die ſie mir größten Theils in die Feder diktirte, manche aber konnte ich nur aus dem Gedächtniſſe ergänzen.

---

[1] Der Geiſt Gottes iſt auch ein Geiſt der Erleuchtung: 1 Moſ. 41, 38. 2 Moſ. 31, 3. Cap. 35, 31 ff. 4 Moſ. 11, 17. Cap. 27, 18. 20. 5 Moſ. 34, 9. 2 Könige 2, 9. Cap. 2, 15. Neh. 9, 20. Hiob 20, 3. Cap. 32, 8. Pſ. 51, 12. Sprüch. 1, 23. Jeſ. 32, 15. Cap. 40, 13. Dan. 4, 5. 6. 15. Cap. 5, 11. Cap. 6, 3. Weish. 1, 5. 6. Cap. 7, 7. 22. 23. Sir. 39, 8. Cap. 48, 12. 4 Esdra. 5, 22. Cap. 16, 62. 63. Luc. 12, 12. Joh. 14, 17. Apoſtg. 6, 3. 10. Cap. 19, 2. 6. Epheſ. 1, 17. Cap. 5, 18.

[2] Luc. 11, 5 — 13.

[3] Joh. 3, 3.

„Es gibt nur einen Geiſt Gottes, der ſich aber in der ſichtbaren und unſichtbaren Natur auf mancherlei Art und Weiſe äußert: als allgemeiner Lebensgeiſt erhält er das Daſeyn aller lebendigen Geſchöpfe; als Geiſt des Menſchen, welcher nicht wie deſſen Leib und Seele geſchaffen, ſondern als eine Ausſtrömung des Geiſtes Gottes dem Leibe und der Seele, beide zu beleben, gegeben iſt, und ſo kehrt dieſer Geiſt, nach dem Tode des Menſchen wieder zurück zu Gott, der ihn gegeben hat[1]. Als heiliger und als heiligender Geiſt heiliget er den unheiligen, geſunkenen Geiſt des Menſchen[2]. Die Wirkung des heiligen Geiſtes iſt jedoch viel ſanfter bei den Frommen, als bei den Gottloſen, die er in ihrem Gewiſſen ſehr beunruhiget, und bei welchen er faſt erloſchen iſt, wie ein auslöſchender Funke, weil Satan auch einen Funken ſeines Geiſtes in den Menſchen gelegt hat, nämlich den Hang zum Böſen, ein Funke, den er zu verſtärken ſucht, um den göttlichen Funken auszulöſchen. Dieſer Funke des Böſen iſt zwar auch, von Adam her, bei den Frommen vorhanden, da ſie aber dem Geiſte Gottes Raum und Gehör geben, ſo wird dieſes Böſe, gleichſam dieſer böſe Hauch des Satans, erſtickt, und je mehr eine fromme Seele dem Geiſte Gottes Gehör gibt, deſto mehr ſchwindet das Böſe, und muß am Ende ganz weichen. Zwar verliert das Böſe ſeine Macht nicht ganz auf dieſer Welt, wenn es aber immer unterdrückt wird, ſo muß es am Ende ſeine Macht und Gewalt verlieren. Das iſt dann die Stufe, welche der Menſch in dieſem Leben erreichen kann, nämlich *die innige Vereinigung mit Gott*. Ganz kann es dem Satan nie gelingen, den göttlichen Geiſtesfunken zu erſticken, der mit dem Lebensgeiſte auf's Innigſte verbunden iſt, ſonſt würde er das Leben

---

[1] Pred. 12, 7.

[2] Als heiliger und heiligender Geiſt äußert ſich derſelbe auf mancherlei Art, wie dies viele Stellen aus der Schrift darthun. Ich will mehrere davon anführen, nämlich: 1 Moſ. 41, 38. 2 Moſ. 28, 3. 4 Moſ. 11, 17. Cap. 14, 24. 1 Sam. 16, 13. 14. 23. Pſ. 32, 2. Pſ. 143, 10. Jeſ. 11, 2. (vergl. Offenb. 1, 4. Col. 2, 9.) Jeſ. 30, 1. Cap. 42, 1. Cap. 44, 3. Cap. 59, 21. Cap. 61, 1. Cap. 63, 10. 11. Ezech. 11, 19. Cap. 18, 31. Cap. 36, 26. 27. Cap. 37, 14. Cap. 39, 29. Hag. 2, 5. Weish. 9, 17. 4 Esdr. 14, 22. Matth. 3, 11. 16. Cap. 4, 1. Cap. 10, 20. Cap. 12, 18. 31. 32. Cap. 28, 19. Marc. 1, 8. Cap. 8, 12. Cap. 13, 11. Luc. 1, 15. 17. 35. Cap. 2, 25. Cap. 4, 1. 14. 18. Cap. 11, 13. Joh. 3, 5. 6. 8. 34. (Vergl. Pſ. 45, 8.) Joh. 4, 23. 24. Cap. 14, 26. Cap. 15, 26. Cap. 16, 13. Cap. 20, 22. Apoſtg. 1, 5. 8. Cap. 2, 4. Cap. 4, 8. 31. Cap. 5, 3. 6. Cap. 6, 5. Cap. 7, 55. Cap. 8, 15. 17. 18. 19. 29. Cap. 9, 17. 31. Cap. 10, 19.

---

38. 44. 45. Cap. 11, 12. 24. Cap. 13, 2. 4. Cap. 13, 9. 52. Cap. 15, 28. Cap. 16, 6. Cap. 18, 25. Röm. 1, 4. Cap. 2, 29. Cap. 5, 5. Cap. 7, 6. Cap. 8, 1. 2. 4. 9. 10. 11. 13. 14. 16. 26. 27. Cap. 14, 17. Cap. 15, 13. 16. 19. 1 Kor. 2, 4. 10. 11 — 13. Cap. 3, 16. Cap. 6, 11. 17. 19. Cap. 7, 40. Cap. 12, 3. 4. 7. 2 Kor. 3, 3. 6. 8. 17. 18. Cap. 6, 6. Cap. 11, 4. Cap. 12, 18. Cap. 13, 13. Gal. 3, 2. 3. 5. 14. Cap. 4, 6. 29. Cap. 5, 16. 17. 18. 22. 25. Cap. 6, 8. Ephes. 1, 13. Cap. 2, 18. 22. Cap. 3, 5. 16.

des Leibes und der Seele mit ihm zerſtören, weil der Geiſt des Menſchen, wie ſeine Urquelle, nur Einer iſt, und ſein Daſeyn von dem Grade ſeiner Heiligung nie ganz entblößt ſeyn kann. Satan ſelbſt beſitzt noch dieſen göttlichen, an ſein Daſeyn gehefteten Funken, ohne den er ſchon längſt vernichtet wäre. Wegen dieſes Funkens bleibt die Möglichkeit übrig, daß ſelbſt Satan gerettet werden könnte, wenn ſein Stolz ihn nicht hinderte, dieſe Möglichkeit wirklich werden zu laſſen. Und ſo iſt es mit den Gottloſen überhaupt, ſie können, wenn ſie wollen, durch die Gnade Gottes, den Funken wieder anblaſen und in lichte Flammen der Liebe zu Gott und den Menſchen ausſchlagen laſſen, ſo wie dies mehr oder minder bei den Frommen geſchieht. Bei dieſen kann, durch das Gebet und die Ergebung in den Willen Gottes, der Geiſt in ſeiner doppelten Verrichtung, als Lebensgeiſt und heiligender Geiſt, ſo ſtark, und dadurch das Leben der Seele, ja ſogar des Körpers, ſo ſtark werden, daß der Menſch ohne leibliche Nahrung leben kann, wie wir dies an dem Beiſpiele von Niklaus von der Flüe ſehen, der Jahre lang ohne materielle Nahrung lebte, und als er einſt, aus Gehorſam gegen ſeine Obern, etwas Brod zu eſſen ſich zwang, krank davon wurde. Da nun der h. Geiſt in dem angezeigten Sinne in dem Menſchen iſt, ſo treibt er ihn im Gewiſſen immer an, Gutes zu thun und heiliger zu werden. Er ſchweigt auch bei dem größten Böſewicht nie ganz, obgleich dieſer das Gewiſſen faſt ganz unterdrucken zu können ſcheint. Hat nun der Fromme der Stimme des h. Geiſtes Gehör gegeben, läßt er ſich von ihm leiten, ſo wiſſen wir ja, daß der h. Geiſt unzertrennlich vom Vater und Sohne iſt, und folglich es buchſtäblich wahr iſt, daß alsdann, nach der Verheißung Chriſti, der Vater und der Sohn, mit dem Geiſte, Wohnung bei uns nehmen 1); wir ſind dann ein Tempel des h. Geiſtes 2), d. i. des dreieinigen Gottes, der in uns wohnet und uns geiſtig und körperlich belebet. Dieſes Leben iſt, was die Myſtiker das innere verborgene Leben mit Gott nennen 3). Wenn wir aber nicht auf die Stimme des h. Geiſtes hören, ſo ſperren wir ihn gleichſam in einen finſtern Kerker ein, und erlauben ihm nicht, denſelben zu erleuchten. So geht es mit uns, ſo lange wir hier wallen; iſt aber unſere Laufbahn hienieden vollendet, ſo kehrt der Geiſt, bei dem Tode, wieder zu Gott, der ihn gegeben hat 4), nur mit dem Unterſchiede, daß bei den Frommen dieſer Geiſt, in Verbindung mit dem ätheriſchen Seelenkörper, zu dem Herrn oder doch in deſſen Nähe kömmt, und bei ihm allezeit verbleibt bis zur Auferſtehung, d. h. bis er bei der erſten beſonderen Auferſtehung, bei der Ankunft des Herrn, oder bei der allgemeinen Auferſtehung, einen ſichtbaren, dem jetzigen Leib ähnlichen, aber unendlich

---

1) Joh. 14, 23.

2) 1 Kor. 3, 16. 17.

3) Coloſſ. 3, 3.

4) Pred. 12, 7.

herrlicheren, Leib erhält [1]), deſſen Keim in dem Le
liegt und ſich zu ſeiner beſtimmten Zeit entwickeln w
Bei dem Gottloſen hingegen kehrt der Geiſt zwar a
wieder zu Gott, als zu ſeiner Urquelle; ſeine vom h
Geiſte entblößte Seele [2]) aber kommt in eine der vie
Wohnungen in des Vaters Haus, wo der Herr ni
iſt [3]), nämlich in einen beſtimmten Ort des Had
obgleich, aus großer Barmherzigkeit, noch zu ſagen,
Fünklein von ihrem Geiſte bei der Seele verbleibt,
dieſen Verlorenen immer die Möglichkeit übrig l
daß der Herr es noch anblaſen, noch Eingang bei ei
ſolchen Seele finden könne, wiewohl dieſes unend
ſchwieriger iſt, als hier auf Erden, weil die Kräfte
Finſterniß viel ſtärker auf eine ätheriſche Seele wir
können, wann ſie im Schattenreiche verweilet, oder
noch die unterſte Stelle darin einnimmt, und noch
der Erde klebt, wie dies bei ſo viel tauſend Verſto
nen der Fall iſt, welche der Satan mit aller ſeiner M
verhindert, zur Selbſterkenntniß zu kommen, und ſie
lich der Buße, Bekehrung und der darauf folgenden V
gebung der Sünden zu berauben ſucht. Deswegen
nen Jahrhunderte, Jahrtauſende, ganze unbegre
lange Zeiten, die wir Ewigkeiten nennen, verſ
chen, bis der Herr ſich ihrer annehmen kann.“

Als ſich nun wieder neue Zweifel in mir über

---

1) 1 Kor. 15, 35 ff.
2) 2 Kor. 5, 3. Vgl. Jud. 19.
3) Joh. 14, 2. 3.

Einerleiſeyn des Geiſtes Gottes und des Geiſtes des Menſchen äußerten, beſonders wegen Röm. 8, 16, wo der Geiſt Gottes von dem Geiſte des Menſchen unterſchieden wird, ſo wie auch wegen 1 Theſſ. 5, 23, wo der Geiſt Gottes als wirkend auf den Geiſt des Menſchen vorgeſtellt wird, und wegen Ezech. 13, 3, wo ſogar der Geiſt Gottes dem eigenen Geiſte des Menſchen entgegengeſetzt wird, ſo erhielt ich folgende Erläuterungen, die ich aber erſt nach geendigtem Vortrage zu Papier bringen konnte.

„Im Allgemeinen kommt alles Geiſtige im Menſchen von dem Geiſte Gottes her, der heilig iſt; alſo vom heiligen Geiſte, der vor dem Falle Lucifers und ſeiner Anhänger alle geſchaffene vernünftige Weſen, folglich auch dieſe, in vollem Maße durchſtrömte. Nach dem Falle dieſer Engel, welche die Erde bewohnten, ward die Erde wüſte und leer, ein Chaos, eine Verwirrung, mit Waſſer umgeben. Bei dieſer neuen Erſchaffung ſchwebte wirkend der Geiſt Gottes auf den Waſſern, und Gott ſchuf eine neue Erde und einen neuen Himmel, wie ſolches in dem erſten Buche Moſes beſchrieben iſt. Die Menſchen ſollten an die Stelle der abgefallenen Engel treten; Gott ſchuf alſo den Menſchen männlich und weiblich (Mann und Weib), anfangs in einer Perſon, von Staub aus dem Lande der obern Erde, und zwar aus den feinſten Elementartheilen, welches Luther mit Erdenkloß überſetzt. Dies war alſo der Leib des Menſchen. Und Gott blies ihm einen lebendigen Odem in ſeine Naſe, und alſo ward der Menſch eine lebendige Seele, von höherer Natur, als das Lebensprinzip der Thiere iſt, welche nicht, wie der Leib und die Seele des Menſchen, durch den göttlichen Lebensgeiſt belebt worden ſind; die Thiere ſind nicht göttlichen Geſchlechts, wie der Menſch[1]). Wenn die Schrift von der Seele der Thiere redet, ſo verſteht ſie nur das thieriſche Lebensprinzip, um es von ihrem ſichtbaren Körper zu unterſcheiden. Der dem Menſchen gegebene Lebensgeiſt Gottes war unſtreitig auch heilig: der Menſch ward nicht nur eine lebendige, ſondern auch eine heilige Seele; denn Gott ſagte nach der Erſchaffung und Belebung des Menſchen, von allem Geſchaffenen: „„es war ſehr gut.““ Bald nachher muß Satan ſchon auf Adam gewirkt und ihm die Begierde eingehaucht haben, auch wie die Thiere in getrennter männlicher und weiblicher Geſtalt zu leben; dies folgt nothwendig aus dem abgeänderten Ausſpruche Gottes, da es heißt: „„Und Gott der Herr ſprach: es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey““ u. ſ. w. Der dem Menſchen gegebene Geiſt Gottes blieb jedoch in unſeren Stammeltern, in ſeiner doppelten Verrichtung, als Lebensgeiſt oder Exiſtenzgeiſt des Leibes und der Seele, und als heiliger, erleuchtender, Weisheit bringender Geiſt. (Er iſt das Leben und das Licht, oder die Wahrheit[2]). Nach dem Falle Adams mußte zwar der Geiſt Gottes als Lebensgeiſt in dem Menſchen bleiben, ſonſt wäre er ſogleich in Nichts zerfallen; aber der ihm zum Lichte ſeiner Seele gegebene, erleuchtende heilige Geiſt hat ihn verlaſſen und ihm nur noch gleichſam einen Funken des Lichts zurückgelaſſen, den Satan immer mehr auszulöſchen ſucht, um die Selbſterkenntniß und die darauf folgende Sinnesänderung und darauf folgende Vergebung der Sünden zu verhindern, wozu jener heilige Funke den Menſchen in ſeinem Gewiſſen antreibt. Der Geiſt Gottes wurde dem Menſchen vor dem Falle als Leben und Licht geſchenkt; er war eine Gabe Gottes, alſo ein Eigenthum Adams; ſein eigener Geiſt aber, was iſt dieſer durch den Mißbrauch der Freiheit des Menſchen, durch die Liſt des Satans geworden? Dieſer eigene Geiſt ward verwundet; dieſes Licht des Geiſtes gleicht nun dem Monde, der von der Helle des Vollmondes bis zum ſchwachen Bruchſtücke eines Ringes geſunken iſt, auf welchen die Finſterniß im Neumonde folgt, welche der ganzen Gewiſſenloſigkeit oder Verſtockung derjenigen Menſchen gleicht, die der Apoſtel Judas (V. 19) Menſchen ohne Geiſt nennt, ob ſie gleich den Lebensgeiſt behalten müſſen, ſonſt wären ſie ja, auch dem Leibe nach, todt. Aber der Funke des heiligen Geiſtes iſt von dem Funken, den Satan in die Seele des Menſchen gelegt hat, gleichſam begraben, wie man Todte begräbt. Darum ſagt es der Herr: Laß die Todten ihre Todten begraben¹)."

---

[1] Apoſtg. 17, 28. 29.

[2] Joh. 1, 4. 5. Cap. 14, 6.

---

1) Matth. 8, 22.

Alles iſt demnach daran gelegen, daß die Menſchen den verlorenen heiligen Geiſt (im engeren Sinne des Worts) wieder erlangen. Wir können ihn aber nur aus Gnade erhalten, wenn wir den Herrn darum bitten. Er ſchenkt ihn den Menſchen in verſchiedenem Maße, nach ihrer Empfänglichkeit, wie dies das Beiſpiel der Altväter und ſo vieler Gläubigen aller Zeiten beweiſet. Dieſes Maß äußert ſich manchmal in gewiſſen beſonderen, ausgezeichneten Geiſtesgaben, wie dies ſchon die Propheten des alten Bundes beweiſen. In einem großen Maße empfiengen die Apoſtel am Pfingſttage die Gaben des heiligen Geiſtes, welche 1 Cor. 12, 13 u. 14 beſchrieben ſind. Der begrabene Funke des h. Geiſtes muß aber bei allen Menſchen angeblaſen werden; ſie müſſen aus dem Todesſchlaf erweckt ſeyn, wenn ihre Seele zum ſeligen, ewigen Leben gelangen ſoll. Sie müſſen alle den h. Geiſt haben, wenn ſchon nicht in gleichem Grade, ſonſt ſind ſie des ewigen Lebens, als Chriſti Eigenthum, nicht gewiß. »Denn«, ſagt der Apoſtel [1], »wer Chriſti Geiſt nicht hat, der iſt nicht ſein, kein Knecht Chriſti, dieſer iſt nicht ſein Herr«; »denn Niemand kann Jeſum ſeinen Herrn heißen, ohne durch den h. Geiſt« [2]. Die Seele, mit dem eigenen Geiſte, heißt auch der innere Menſch [3], welcher in ſeinem natürlichen, ſeeliſchen

---

[1] Röm. 8, 9.

[2] 1 Kor. 12, 3.

[3] 2 Kor. 4, 16.

Zuſtande verfinſtert iſt, und den **natürlichen** oder ſeeliſchen Menſchen darſtellet, der nichts vom Geiſte Gottes vernimmt [1]. Hat aber der Menſch den heil. Geiſt Gottes empfangen, »ſo gibt derſelbe Zeugniß unſerem Geiſte, daß wir Gottes Kinder ſind« [2].

Ich habe nun die von zwei Seherinnen mitgetheilten Erklärungen, ſo wie ich ſie erhalten habe, treulich mitgetheilt, und bemerke nur noch, daß ſich über Leib, Seele und Geiſt noch ſo manche Anwendungen machen laſſen, die ich, um mich nicht zu ſehr von meinem Zwecke zu entfernen, jedem Bibelkenner überlaſſen muß. Beſonders findet ſich das Wort Geiſt noch in mancherlei Bedeutung in der Schrift gebraucht. So findet ſich ein Geiſt der göttlichen Allmacht in mehreren Stellen, als in 1 Moſ. 1, 2. Richt. 3, 10. Cap. 6, 34. Cap. 11, 29. Cap. 13, 25. Cap. 14, 6. 1 Kön. 18, 12. 2 Kön. 2, 16. 1 Chron. 13, 18. Pſ. 33, 2. Eſ. 34, 16. Cap. 40, 7. Zach. 4, 6. Mal. 2, 15. Weish. 11, 20. Matth. 1, 18. 20. Cap. 8, 16. Cap. 10, 1. Cap. 12, 28. Apoſtg. 8, 39; ein Geiſt der **Strafgerechtigkeit Gottes**, als in Hiob 4, 9. Jeſ. 4, 4. Cap. 28, 6. Cap. 31, 2. 3. Zach. 6, 8. Mal. 2, 16. 17; ferner ein Geiſt der **Allgegenwart Gottes**, wie in Pſ. 139, 7. Weish. 1, 7; ein Geiſt der **Liebe, der Gnade, des Gebets, des Glaubens und der Sanftmuth**. Zach. 12, 10. Luc. 9, 55. 2 Kor. 4, 13. Gal. 6, 1. Auch wird das Wort Geiſt in ſchlimmem Sinne gebraucht, wie 1 Kön. 22, 21. 22. 23. 2 Chron. 18, 21. 22. 23. Hiob 4, 15. Zach. 13, 2. Tob. 3, 8. Cap. 8, 3. Cap. 12, 3. 14. Matth. 12, 43. 45. Marc. 9, 17. 20. 25. Apoſtg. 16, 16. Cap. 19, 12. 13. 14.

---

[1] 1 Kor. 2, 14.

[2] Röm. 8, 16.

Ich beſchließe dieſen Aufſatz mit der allgemeinen Bemerkung, daß die Bibelſprache, mit ihren mannichfaltigen Bedeutungen ihrer Ausdrücke, ſich wohl ſchwerlich zu philoſophiſch ſcharf zugeſchnittenen Begriffen bequemen werde, ſo daß der gelehrte wie der ungelehrte Bibelleſer den wahren Sinn einer Bibelſtelle nur aus dem Zuſammenhange und der Vergleichung mit anderen Stellen finden wird. G. Terſtegen in ſeinem Weg der Wahrheit, 1. St. Sendſchreiben von der Vernunft, hat ſchon gegen jenen Vernunftgebrauch geeifert, daß man von Gott und göttlichen Dingen deutliche Begriffe im Kopfe haben wolle, und das verwerfe, was mit unſeren angenommenen Begriffen nicht übereinkömmt. Dieſe Rüge haben auch mehrere andere erfahrene Chriſten nach ihm wiederholt, und beſonders in den neueſten Zeiten der verdienſtvolle Bibelüberſetzer Herr v. Meyer in ſeinen, die Seherſache betreffenden, Schriften.

Fragmente
über den
Hades und verwandte Gegenſtände.

1.

Wenn auch der eigentliche Urſprung des hebräiſchen Namens der Todtenwelt Scheöl und des griechiſchen Hades ungewiß bleibt, ſo laſſen ſich doch mehrere Etymologien damit vereinigen, deren Bedeutungen abwechſelnd ſchon im Alterthume mögen gegolten und auf die verſchiedene Form des griechiſchen Worts Einfluß gehabt haben (Hades, Aides, Ais ꝛc.). Coccejus ſagt im hebr. Wörterbuch: Wie Hades eigentlich den unſichtbaren Ort (τὸν ἀϊδῆ τόπον) bezeichnet, deſſen Bewohner man nicht ſieht, ſo bezeichnet Scheol (von schaal, fragen) den Ort, deſſen Bewohner in Frage ſind, oder davon man fragt: Wo ſind ſie? — Alſo der ungewiſſe Ort, der Nichtort, der Ort des Verſchwundenſeyns, das Land der Vergeſſenheit (Pſ. 88, 13). Man vergleiche Meyers Hades und deſſen Blätter für höhere Wahrheit VI. 229. Außerdem iſt das Zeitwort schaal auch ein Gerichtswort: postulare. ſ. Pſ. 35, 11. Jeſaj. 58, 2. ſo daß es auf die Rechenſchaft deutet, welche im Scheol gefordert wird, vg. Hebr. 9, 27. **Kanne** (Chriſtus im A. T. Th. 1. S. 260 ff. Th. 2. S. 19. 36) leitet Scheol und das Zeitwort schaal von der Wurzel schâl, schil ab, die auch in schalah vorhanden ſey, und erklärt es für den Ort der Ruhe und Stille. Hier würde es mit dem griechiſchen σχολή zuſammenhängen. Vielleicht findet dadurch auch das Wort Hades ſeine urſprüngliche Bedeutung, nämlich von ἅδω, nachher ἁνδάνω, placeo, in dem Sinn von Zufriedenheit, Friede, status placatus et paratus. Es wurde auch ohne Aſpiration gebraucht: ἄδω und ἀδέω placeo, gratificor, daher ἄδην satis, auch ἡδύς suavis, dulcis. Allein der Hades iſt zweideutig: erwünſcht für die Einen, traurig für die Andern. Setzt man ein η dazwiſchen, ſo wird das α ein privativum, es entſtehen die Wörter: ἀηδής insuavis, foedus, odiosus, ἀηδία foeditas, taedium, ἀηδέω, und daraus ἀδέω taedio afficior, fastidio, ἀδής injucundus, insuavis. Ein ſolches Conglomerat von Buchſtaben und Bedeutungen möchte nun das Wort ἅδης oder ᾅδης darbieten, nämlich ἅδης Friedensort, ἀηδής unluſtiger Ort, und daraus ἀδής und ᾅδης, verglichen mit ἀειδής und ἀϊδής unſichtbar, wozu noch kommt ἀΐς kraftlos (vg. das hebr. rephaim, die ſchwachen Schatten), und der im Namen Aidoneus hervortretende Bezug auf αἰδώς Ehrfurcht, Scheu, Grauen. Denn viele Wörter der verſchiedenen Sprachen haben ſich von jeher umgeſtaltet und dabei einen anderen Sinn angenommen, und die Umbildung der Wortbeſtandtheile wirkte dann mit dem veränderten Begriffe in einander, um ein ſolches Wort zu einem Räthſel zu machen. Es wäre ſogar nicht unmöglich, daß Scheol (eigentlich Sch'ol) anfangs durch einen Ziſchlaut für einen Hauchlaut nur eine andere Form unſers hohl, Hohle, Höhle, Hölle geweſen wäre, ein Wort jedoch, das wieder in einen andern Sinn hinüberzuwachſen ſcheint, vermöge des altdeutſchen Hel = Tod, obgleich durch die Hela die kaum trennbaren Begriffe von Tod und Hölle ſich wieder zuſammenfinden, und hohl den Begriff der Finſterniß bei ſich hat. Es zeigt ſich aber noch eine andere ſonderbare Wort- und Begriffsverwandtſchaft, nämlich Orcus = ὅρκος (Pluto war ein Gott des Eides, und es wurde bei ihm geſchworen, nämlich ſo viel als bei Leben und Tod), und Aides = Eid (Aid, Aydt), Genitiv Eides (Aides). Indeſſen ſoll man in ſolchen Vergleichungen nie zu weit gehen, und nicht zu feſt darauf bauen, ſonſt ließen ſich noch manche Lautverwandtſchaften beibringen, die aber eben durch ihre Zahl und Verſchiedenheit Bedenken erregen, z. B. Oede, Heide, das lateiniſche aedes, das eigentlich aides, doch zweiſilbig wie aides geſprochen wurde, und Haus, Gebäude, Gemach, einen eingeſchloſſenen, inſgemein dunkeln oder dämmerigen Raum bedeutet, und der altgriechiſchen Schweſterſprache konnte gemein geweſen ſeyn. Daß übrigens die Sprachen des Alterthums, vorzüglich die hebräiſche, mehrere Wortbedeutungen zugleich zulaſſen, leidet keinen Zweifel. Der Grund hievon lag theils in der urſprünglichen Prägnanz des Worts, theils in ſeinen allmähligen Schickſalen.

2.

Daß der Hades oder Mittelort von jeher in der Chriſtenheit angenommen war, was man um die Reformationszeit, was namentlich Luther davon dachte, und unter dem in ſeiner Bibelüberſetzung gebrauchten genuinen Wort Hölle verſtand, möchte denjenigen, welche dieſe Lehre für unbibliſch und irrglaubig halten, nicht oft genug vorgehalten werden können. Einen kurzen Auszug deſſen, was die älteſten Kirchenväter davon geſagt haben, findet man in einem Anhang der Schrift: »Was iſt Tod, Todtenbehältniß, Errettung vom Tode und Auferſtehung von den Todten? ſchriftmäßig beantwortet« ꝛc. Straßburg bei Silbermann 1810. Ferner ſehe man darüber den gelehrten Tractat von King: (Lateiniſch aus dem Engliſchen, Baſel 1750): Historia symboli apostolici pag. 152 — 226. Schröders hiſtoriſches Handbuch der Religion Th. 4. S. 442 ff. Sodann wird es, beſonders in Hinſicht auf Luther, angemeſſen ſeyn, eine Anmerkung aus Joh. Chriſtian Nehrings Ueberſetzung der Griechiſchen Sibyllinen (Halle 1719) S. 163 ff. hieher zu ſetzen. »Ueber das Wort Hades ſchreibt Grotius in den Anmerkungen über Luc. 4, 31. vg. 16, 23. alſo: Hades iſt eine Region, da die Seelen der Menſchen nach dem Abſcheiden aus dieſer Welt hinkommen. Derowegen war der reiche Mann in dem Ort Hades, aber es war auch Lazarus darin, doch in unterſchiedenen Regionen. Denn es iſt das Paradies und die Gehenna, oder wie die Griechen reden, die Elyſiſchen Felder und der Tartarus, in dem Hades.

Wer hievon fernere Nachricht verlangt, der ſchlage dieſes Werk in den Criticis sacris N. T. Eduardi Leigh auf, allwo noch viele merkwürdige Dinge ſtehen. Luther hatte zu ſeiner Zeit von dem Ort Scheol, welches die 70 Dolmetſcher Hades geben, eine ſonderliche Meinung. Nämlich er ſchreibt im 5. Altenb. Theil fol 457. a. b. (und im Eisleb. Theil fol. 59. b.) bey Anno 1530 über den 10. Vers des 16. Pſalms alſo: Ich wollte gern daß (Hades) Helle das hieße, daß die Seele, wie der Leib im Tode entſchläft, aller Sinnlichkeit und Fühlens dieſes Lebens, und aller Sinne benommen wird, wie der Leib, wenn er ruht, von keinem Sinne nichts fühlet. Alſo glaube ich, werde dieß Wort in der Schrift gemeinet, ſonderlich wenn es ſteht bey dem Wort: begraben ——— Darum halte ich noch dafür, daß die Hölle, darunter Chriſtus gefahren, nichts anders ſey, denn der Seele Grab; aber doch kann man ſolche Dinge mit Menſchen-Sinnen und Gedanken nicht begreifen. Und dennoch gefallen mir die Gemälde und Geſänge von der Niederfahrt Chriſti zur Helle und Erlöſung der Väter ꝛc., als wäre ſolches leiblicher Weiſe ergangen, nicht übel. Denn man kanns nicht anders vorbilden, ohne allein mit ſolchen Bildern. (Conf. Job 3. 13 sqq. Eccl. 9, 5. 10.) Und kurz vorher Tom. V. Altenburg fol. 456. b. in einer andern Auslegung des 16. Pſalms ſchreibt er alſo: Helle aber heißt Alles, was es iſt, da wir hinfahren nach dieſem Leben, es ſey das Grab, oder etwas anders, was es ſey. Ich halte aber dafür, daß Helle

(Scheol) genannt werde von dem Worte Schaal, daß da heißt fordern, als die nimmer kann erſättigt werden, ſondern immer mehr haben wolle. Tom. V. Altenb. fol. 1204. a. und Tom. XII. Witt. fol. 147. b. ſchreibt er: Die Hölle nennt die Schrift den heimlich verborgenen Ort, welcher außerhalb dieſes leiblichen Lebens, außerhalb aller Jahre, Tage, Stunden, Zeit, und alles leiblichen, zeitlichen Weſens iſt, da die Seele hinfährt, welches mit der Vernunft nicht zu begreifen iſt. Wo aber, und was das ſey, iſt verborgen. Tom. IX. Altenb. fol. 701. b. seq. und Tom. X. Wittenb. fol. 598. b. seq. ſchreibt Luther in der Auslegung über das 25. Capitel des 1. Buchs Moſis alſo: Augustinus in Enchiridio ad Laurentium ſagt, daß ſolche Enthaltniß verborgen ſey, und ſind daſelbſt dieß ſeine Worte: Die Zeit, ſo zwiſchen dem Tod des Menſchen und der letzten Auferſtehung iſt, hält die Seele in etlichen verborgenen Behältniſſen, nachdem eine jegliche Seele entweder der Ruhe oder des Jammers werth iſt, für das, ſo ſie im Fleiſche erlangt hat, da ſie lebte. — An obangeführtem Orte Tom. IX. Altenb. fol. 702. a. b. handelt Luther auch von den fünferlei Orten, welche die Katholiken den Seelen der Verſtorbenen beylegen, als namentlich: die Hölle der Verdammten, den Ort der ungetauften Kinder, das Fegfeuer, den Limbum patrum oder Schooß der Väter, und das Paradies. Da er denn von dem erſten Ort alſo ſchreibt: Der erſte Ort, ſagen ſie, ſey für die Verdammten, welches iſt die Pein und Qual des ewigen Feuers. Ob aber die Seelen der Gottloſen alsbald nach dem Tode gereinigt werden, kann ich nicht ſagen, obwohl das Exempel des reichen Mannes Luc. 16 ſich hieher zeucht. Aber in der andern Epiſtel Petri am 2. ſteht ein Spruch, der ſtracks dawider iſt, nämlich: daß er redet von den böſen Engeln, daß die zum Gericht behalten werden. Und lauten die Worte Pauli 2. Cor. 5 auch dawider, da er ſagt: Wir müſſen alle offenbaret werden vor dem Richterſtuhl Chriſti, auf daß ein Jeglicher empfahe, nachdem er gehandelt hat bey Leibes Leben, es ſey gut oder böſe.« — Einige von dieſen Stellen aus Luther ſind ſchon von Dr. Kerner in der erſten Sammlung der Blätter aus Prevorſt S. 85 f. angeführt und Bemerkungen hinzugefügt worden. Im Ganzen war Luthers Anſicht unvollkommen und ſchwankend; es läßt ſich aber nach Obigem weder zweifeln, in welchem Sinn er das Wort Hölle gebraucht, noch daß er eine, der Vernunft unbegreifliche Seelenwohnung zwiſchen Tod und Auferſtehung, außer unſerm Raum und unſerer Zeit, angenommen habe. Man kann noch eine Gloſſe von ihm hinzuſetzen bey Pſ. 94, 17: »Wo der Herr mir nicht hälfe, ſo läge meine Seele ſchier in der Stille« — wo er ſagt: »Das iſt: In der Hölle, da es ſtille iſt, und Alles aus.« Gewiß iſt, daß ein vorläufiges Gericht, ſowohl der abgefallenen Engel, als auch der abgeſchiedenen Seelen, ein nachheriges und allgemeines Haupt- und Endgericht nicht ausſchließt, auch daß die Seele unmittelbar nach dem Tode vor dem Richterſtuhl Chriſti offenbar werden muß, und ſchon alsdann Gutes oder Böſes empfängt, je nachdem ſie bey Leibesleben gehandelt hat. Und das geſchieht eben im Mittelort mit ſeinen Stufen aufwärts und abwärts, worin ſowohl der reiche Mann als Lazarus war, und wovon die Auferſtehung zum ewigen Leben einerſeits, und die Auferſtehung zur Verdammniß andrerſeits, den Gegenſatz bildet. Den böſen Engeln im Tartarus (2 Petr. 2, 4) ſteht dann auch ein härteres Gericht bevor; aber ſie ſind bereits durch einen Vorbeſcheid dahin verſtoßen, ſind in peinlicher Verwahrung, und ſtehen ſchon Qualen aus (in carcere mala mansio).

3.

Auch die Araber kennen, vermuthlich von den Urvätern her, einen Mittelort, Araf genannt, welches vielleicht eigentlich Vermiſchung, Dämmerung, Dunkel (Erebos) bedeutete, nach andrer Schreibart aber (Araph ſtatt Arab) Grenze, Scheidewand, wovon nachher Mohamed in der 7. Sura ſeines Korans redet, die daher al Araf oder die Scheidewand betitelt iſt. Auf dieſer Scheidewand zwiſchen Mohameds Paradies und dem hölliſchen Feuer ſtehen Leute, die denen im Paradies zurufen: Friede ſey über euch! aber ſelbſt nicht hinein können, ob ſie es gleich mit Sehnſucht verlangen; wenn ſie ſich aber gegen das hölliſche Feuer kehren, ſo rufen ſie: O unſer Herr, bringe uns nicht zu dieſen böſen Leuten! Dieſe Geſellen des Bergs Araf ſollen ſolche Menſchen ſeyn, deren gute Werke mit den böſen in gleicher Waage ſtehen. Immer liegt auch hierin der Begriff eines Zwiſchenſtandes. Merkwürdig iſt die Lehre des Zendaveſta oder der alten Perſer, deren Nachkommen bekanntlich vor der Mohamedaniſchen Eroberung und Verfolgung unter Jezdegerd ſich und ihren Glauben nach Kirman und Indien flüchteten. Der Grundbeſtand der Religion der Perſer oder Parſen iſt ein Nachhall der alten patriarchaliſchen vom Fuße des Kaukaſus. Sie wurde durch Anbetung der Natur und deren Geiſter, ſelbſt durch böſe Zaubereyen verunreinigt, und Zoroaſter hat zwar letztere vertilgt, aber das Ganze allerdings nicht zurechtgebracht. Indeſſen enthalten die Religionsbücher dieſes Reformators, welche anfangs durch Anquetil du Perron in der Mitte des vorigen Jahrhunderts aus Indien gekommen, und der ganze Umriß des Perſiſchen Lehrſyſtems, das ſeitdem zu Tag gefördert worden, das Meiſte und dem bibliſchen Dogma Aehnlichſte, was man je unter heidniſchen Völkern, die Hindu nicht ausgenommen, gefunden hat, und flößen gegen die Magier derjenigen Nation, die einſt Cyrus, der Freund und Wohlthäter Iſraels, beherrſchte, billige Achtung ein. Das unbegreifliche ewige Weſen, ſeine Offenbarung in dem von ihm hervorgebrachten Ormuzd, der einſt gut erſchaffene Rebell Ahriman, und mehreres Andre, ſind Dinge, die uns als Chriſten nicht fremd ſeyn können. Der Lichtkönig Ormuzd iſt urſprünglich kein Anderer als der ewige Sohn, und Ahriman das Haupt der gefallenen Engel. Die Unwiſſenheit will, dieſe Dogmen ſeyen aus dem Parſismus in das Chriſtenthum gekommen. Die beſſer Unterrichteten erkennen, daß das Chriſtenthum dasjenige im Lichte zeigt, was anderwärts im Schatten erſchien, und daß es entweder keine höhere Wahrheit, oder nur diejenige gibt, wovon alle Völker von jeher übereinſtimmende Spuren und Bruchſtücke beſeſſen haben. Wir klären dieſe mit Recht mittelſt des näher geoffenbarten Lichtes auf, die Unwiſſenheit aber leicht dieſes Licht aus, indem ſie die Wahrheit für eine Colonie des Irrthums ausgibt. — Kleuker in ſeiner Ueberſetzung des Zendaveſta (Th. I. S. 24) faßt die Lehre der Parſen von den letzten Dingen folgendermaßen zuſammen. »Der Tod iſt von Ahriman durch des erſten Menſchen Sünde unter die Menſchen gebracht worden. Er entlöſet aber nunmehr den Parſen ſeines Streitdienſtes [für das Lichtreich des Ormuzd]. Wenn er nur, ſo lang er lebte, treu war in ſeinem Dienſt, und durch Tilgung des Böſen wider Ahriman und die Dews [böſen Geiſter] kämpfte, ſo hat er vom Tode nichts zu fürchten. Der Parſe nennt ihn einen Gang über die Brücke zur Ruhe und Seligkeit für den Gerechten. Gleich beym Tode eilen Dews herbey, und wollen ſich der Seele bemächtigen; iſt ſie aber gerecht und rein, und hat ſich im Leben die Izeds [guten Geiſter, Engel] des Himmels zu Freunden gemacht, ſo ſind dieſe zu ihrem Schutz bereit; die Seele des Gottloſen aber iſt von allen verlaſſen, und da ſie aus Ohnmacht ſich ſelbſt nicht helfen kann, ſo wird ſie den Dews zum Raub. Einige Tage nach dem Abſchied aus dieſem Leben kommt die Seele vor die große Brücke Tſchinevad, die Scheidewand zwiſchen dieſer und der andern Welt; hier unterſucht der große Richter aller Menſchen und Thaten, Ormuzd mit Bahman [dem erſten der Amſchaſpands oder höchſten Geiſter nach Ormuzd], die Güte oder Nichtgüte des Lebens eines Menſchen; nach dem Urtheilsſpruch Ormuzds iſt der Mittelaufenthalt der Seele bis zur Auferſtehung mehr oder weniger ſelig, oder Unſeligkeit und Angſt. Spricht Ormuzd Lob und Preis über ſein Leben, ſo wird er von heiligen Izeds über die Brücke in ein Land der Freuden geführt, und wartet der fröhlichen Auferſtehung; ſonſt kann er nicht über die Brücke, und muß an den Ort, den ſeine Thaten verdienen. Endlich kommt die Auferſtehung der Todten, wovon die Parſen mit empfindungsvollen Betheuerungen reden. Gute und Böſe ſollen auferſtehen; Erde und Flüſſe ſollen die Gebeine der Menſchen wiedergeben; Ormuzd will ſie zuſammenſetzen und mit Fleiſch und Adern überziehen und neu beleben; Gute ſollen ſich zu Guten und Böſe zu Böſen geſellen. Darauf ſoll, nach Zendaveſta, die ganze Natur ſo neu werden, wie der Menſch nach Leib und Seele. Noch iſt nicht der Endpunkt. Es folgen nach einem, von der anbeginnloſen Zeit [dem Unendlichen, dem Ewigen, dem unbegreiflichen Gott] feſtgeſetzten Rathſchluß erſt noch neue Verſuche, dem Sünder die Thore Gorotmans [des Himmels, Paradieſes] aufzuſchließen. Wenn die Verdammten durch unterirdiſche Strafen im Abgrunde gedemüthigt und geläutert worden ſind, ſo müſſen ſie durch Feuerſtröme geſchmolzenen Metalls, wo ſie die letzte Reinigung erfahren; alsdann genießen ſie mit den Gerechten einer endloſen Seligkeit. Die ganze Natur iſt nun was ſie ſeyn ſoll.

Licht; ſelbſt der Abgrund iſt nicht mehr, die Hölle iſt Paradies; Ahrimans Reich iſt zertrümmert, und Ormuzds Reich allein Alles in Allem; Ormuzds Geſetz iſt allein in der ganzen Welt herrſchend, iſt einziges Element, worin alle Geſchöpfe aller Stufen und Arten leben. Ormuzd, im Gefolge von ſieben Izeds des erſten Rangs, und Ahriman, von ſieben der Erſten ſeines Reichs, die vormals Dews waren, begleitet, bringen zugleich dem Ur- und Allweſen, der unbegrenzten Zeit, ein Opfer des ewigen Lobes. Damit iſt aller Dinge Schluß.» — Ferner in einer Abhandlung des 2. Theils von Kleukers Zendaveſta S. 21 heißt es wie folgt. «Im dritten Jahrhundert nach J. C. wollte Ardeſchir Babekan, Stifter der Saſaniden Dynaſtie, dem Geſetz ſeiner Väter den Originalglanz wiederſchenken. Ahriman, ſagt Viraf namah (Annalen der Parſen) hatte Zweifel auf der Erde ausgegoſſen, als wenn verächtliche Gebräuche den Dienſt entſtellten; man beſtritt ihre Göttlichkeit, und hielt das Leben der Menſchen nach dem Tode für fromme Dichtung. Ardeſchir ließ die Mobeds und Deſturs [Magier und Herbe oder Obermagier] des Reichs verſammeln; 40,000 ſtanden vor dem Tempelthor des Feuers Zarea; Dſchemſchid bekam Altäre und Gebet. Sieben heilige Mobeds erwählten den Reicharur (damals Virafe, d. i. vortrefflicher Verſtand, corrumpirt Viraf), das heilige Weſen zu befragen. Nach Reinigungen und Gebet trank er dreymal den Becher Guſtaſps, und entſchlief auf einer Decke. Hier durchfuhr nun, ſagt der Pehlviſche Schriftſteller, ſeine Seele ſieben Tage Gorotman und Duzakh [Himmel und Abgrund], am achten kam ſie wieder zum Leibe, und Viraf erwachte. Die Mobeds ſahen ihn an, und celebrirten Zendaveſta und Jeſchts. Viraf forderte zu eſſen, und erzählte ſeine Geſichte der Seligen in ihrer Ruhe; zwiſchen Gorotman und Duzakh war ihm ein Ort Hameſtan gezeigt, für die, deren gute und böſe Thaten im Gleichgewicht ſtunden; jede Art der Sünden hatte eine eigene Züchtigung.« Kleuker ſetzt hinzu: »Zerduſcht namah erzählt von Zoroaſter daſſelbe, und Plato von Herus (Rep. 10.) [eigentlich von Er dem Armenier], den Clemens von Alexandrien für Zoroaſter hält (Strom. 5. Sect. 15).« — Endlich nach einer Stelle in Anquetils Nachrichten von den Parſiſchen Gebräuchen, Zendaveſta v. Kleuker Th. 3. S. 253, glauben die Parſen, daß die Seele den erſten Tag kraftlos am Ort des Sterbens hin und her taumele, die folgenden an den Orten der Beiſetzung, indem ſie verſuche, ob ſie ſich vielleicht wieder mit dem Körper vereinigen könne, den vierten bey der Brücke Tſchinevad. Um ſie nun gegen die Angriffe Ahrimans zu ſchützen, wird drei Tage und Nächte für ſie gebetet. — Der erwähnte Armenier Er bey Plato im 10. Buch der Republik (Zweybr. Ausg. Th. 7. S. 322 ff. Steph. 614.) kam nach dortiger Angabe im Krieg ums Leben; als man die Leichen der Gebliebenen am zehnten Tag, wo ſie ſchon in Verweſung gegangen waren, hinwegräumte, wurde er unverſehrt gefunden, nach Haus getragen, und am zwölften Tag, da er ſchon auf dem Scheiterhaufen lag, wieder lebendig. Hier erzählte er nun, daß als ſeine Seele aus dem Körper getreten, ſo ſey ſie mit vielen andern an einen »dämoniſchen Ort« (Geiſterraum) gekommen, wo Richter geſeſſen, welche die Gerechten rechts empor zum Himmel, die Ungerechten aber links hinab unter die Erde ſteigen laſſen; als er vor die Richter getreten, hätten ſie ihm geſagt, er müſſe den Menſchen von dannen Botſchaft bringen, und ſolle daher Alles daſelbſt anhören und betrachten. Hierauf folgt eine weitere, theils mythologiſche Schilderung, die wenig weſentlichen Werth für die Wiſſenſchaft hat.

4.

Daß der weiſe Homer Kenntniß von der Dreyheit des menſchlichen Weſens hatte, kann man aus dem merkwürdigen 11. Geſang der Odyſſee erſehen, wenn er die Sache auch noch ſo dunkel und bildlich ausdrückt. Odyſſeus findet dort unter den Abgeſchiedenen die Seele oder das Schattenbild des gewaltigen Herakles, wie ſie der gewohnten Lebensweiſe nach in heroiſcher Rüſtung mit Geſchoſſen umgeht; er ſelbſt aber, ſagt er, nämlich ſeine edlere Perſönlichkeit, ſein Geiſt, iſt bey den Unſterblichen im Genuß einer ewigen Jugend (V. 600 ff.). Vorher (V. 217 — 221) ſagt zu Odyſſeus die Seele ſeiner Mutter:

— »Dies iſt das Loos der Sterblichen, wenn ſie geſtorben.
Denn nicht mehr wird Fleiſch und Gebein von Sehnen gehalten,
Sondern die ſtarke Gewalt des brennenden Feuers verzehret
Solches, ſobald der Geiſt (*θυμός*) die weißen Gebeine verlaſſen.
Aber die Seel' entfliegt wie ein Traum von dannen und flattert.«

Das Wort thymos, Muth, Sinn, iſt hier bedeuten- er gebraucht als pneuma, Geiſt, weil dieſes auch Odem oder Hauch, der dem animaliſchen Leben überhaupt ge- mein iſt, bezeichnen kann. Zwar werden nur wenige eſer des Homer glauben, daß er zu denjenigen gehört, welche mehr wußten, als ſie buchſtäblich ausſprachen, oder eſſer geſagt, proſaiſch auseinanderſetzten.

5.

Aus der Jüdiſchen exoteriſchen Metaphyſik bringt Brucker m 2. Theil ſeiner Hist. crit. philos. folgenden Satz bey: Es giebt nach dem Tode einen Stand der Reinigung purgatorium, Reinigungsort, Fegfeuer). Die Seele elangt nach dem Tode nicht ſogleich zu den himmliſchen reuden, ſondern irrt ein Jahr lang in dieſer Welt mher, hält ſich meiſt bey ihrem Leichnam auf, und hat on den in der Luft ſchwebenden Geiſtern (daemonibus) iel zu leiden; in dieſem Reinigungsſtand wird ſie von lecken gewaſchen. Bey einigen Seelen dauert dieſer Zu- and nur etliche Monate« u. ſ. w. Man vergl. Bruckers urze Fragen aus der philoſophiſchen Hiſtorie, Th. 4. 543 f. Nr. LXV und S. [illegible], nebſt dem daſelbſt ngeführten Eiſenmenger. Zwar miſchten die Rabbinen uch viel Thörichtes und namentlich die Seelenwande- ung oder Metempſychoſis in jene Lehre.

6.

Vorhin wurde eines ſchlafwachen Seyns außer dem eibe gedacht, welches auch bey Stillings Theorie der

Geiſterkunde zur Sprache kam. Daß es auch nach der heil. Schrift möglich ſey, darüber berief er ſich mit Recht auf 2 Korinth 12. 2. 3. Die Griechiſchen und Römiſchen Schriftſteller kennen noch mehrere Beyſpiele davon. Theſpeſius Soleuſis (von Soli in Cilicien) führte, wie Plutarch erzählt (de sera numinis vindicta, opp. ed. Reisk. Vol. VIII. pag. 229 sqq.), erſt ein ruchloſes Leben, ſtürzte dann einſt von einer Höhe auf den Kopf, und lag für todt da, bis er am dritten Tage, als man ihn begraben wollte, wieder zu ſich kam, und von da an ſein Leben völlig änderte, indem er im Hades das Schickſal der abgeſchiedenen Seelen geſehen hatte, und es ſich zur Warnung dienen ließ. Die Schilderung des Hades, die Plutarch angeblich nach ſeiner Erzählung macht, hat viel Wunderbares und zum Theil Mythologiſches, was wohl der Berichtigung und Umkleidung bedürfen möchte, die aber nur ein gründlicher Kenner des »dämoniſchen Sitz« wird vollſtändig zu liefern im Stande ſeyn. — Von Epimenides (dem Propheten der Kreter Tit. 1, 12) berichtet Suidas: »Man ſagt, ſeine Seele ſey aus dem Leibe gegangen, ſo lange er gewollt habe, und dann wieder in den Leib hineingegangen.« — Plinius der ältere, an ſich der materialiſtiſchen Meinung Epikurs zugethan, daher hier um ſo unpartheyiſcher (ſ. deſſen Naturgeſch. VII. 56. Zweybr. Ausg. Th. 2), erzählt von ſolcher wahren Ekſtaſis zwey Fälle (C. 53), und gedenkt dabey ebenfalls des Epimenides, ferner des Ariſteas (von welchem man ſehe Meyers Blätter f. h. Wahrh. 9. Samml. S. 391), dann eines Knaben, der 57 Jahre in einer Höhle geſchlafen und bei ſeinem Erwachen geglaubt haben ſoll, er ſey erſt geſtern eingeſchlafen, und bemerkt, daß das weibliche Geſchlecht wegen hyſteriſcher Urſachen »dieſem Uebel«, folglich der Schlafſucht oder dem Scheintode, beſonders ausgeſetzt zu ſeyn ſcheine. Er fügt am Schluſſe des Capitels ſogar hinzu: »Es gibt auch Beiſpiele von Erſchienenen nach dem Begräbniß; wiewohl wir hier die Werke der Natur, nicht Wunderdinge verfolgen« (Post sepulturam quoque visorum exempla sunt; nisi quod naturae opera, non prodigia consectamur). Er hätte nur bedenken ſollen, daß es außer der ſichtbaren Natur auch eine Wundernatur geben könne. Jene zwey Fälle aber lauten wörtlich ſo: 1) »Wir finden unter andern ein Beyſpiel, daß des Hermotimus von Clazomenä Seele mit Verlaſſung ihres Körpers herumzuirren gepflegt habe, und mittelſt ihres Umherſchweifens Vieles aus der Ferne zu berichten, was nur einem Anweſenden bekannt ſeyn konnte, während ſein Körper halbtodt dagelegen habe, bis daß ſeine Feinde (welche Cantbariden hießen) ſolchen verbrannt und der wiederkehrenden Seele gleichſam den Ueberzug genommen.« 2) »Unter zwei Brüdern vom Ritterſtand (erzählt Varro) habe der ältere, Corfidius, das Schickſal gehabt, geſtorben zu ſcheinen, und der bei Eröffnung ſeines Teſtaments zum Erben erklärte jüngere habe Anſtalten zur Leiche gemacht; indeſſen habe der Scheintodte durch Händeklatſchen die Dienerſchaft herbeigeſchreckt, und erzählt, er komme von ſeinem Bruder,

der ihm ſeine Tochter empfohlen habe. Er habe ihm außerdem angegeben, wo er ohne fremdes Mitwiſſen Geld vergraben, und gebeten, daß man die von ihm angeſchafften Leichenrüſtungen zu ſeiner Beſtattung verwenden möge. Während er dieß erzählte, kamen ſeines Bruders Hausgenoſſen eilig mit der Nachricht, daß ſelbiger verſchieden ſey; auch wurde das Geld an der beſagten Stelle gefunden.«

7.

In Meyers Hades kommt beyläufig S. 99 die Begebenheit zwiſchen Swedenborg und der Wittwe eines Grafen v. Marteſeld aus dem allgemeinen Anzeiger der Deutſchen und dort aus der Berliner Monatſchrift nach Pernetty erzählt vor, welche einer Berichtigung bedarf. Ich ſchreibe hierüber eine ſehr glaubhafte Nachricht ab, nämlich einen Brief des däniſchen Generals v. E., des zweiten Gemahls jener Wittwe, nicht eines Grafen v. Marteſeld, wie Pernetty ihn nennt, ſondern eines Herrn v. Marteville; dieſer Brief ſtand zuerſt abgedruckt im Journal von und für Deutſchland, Jahrg. 1790. Bd. 1. S. 35. und war eine Antwort des Herrn v. E. an einen Prediger, der ſich wegen jener damals vielbeſprochenen Geſchichte an ihn gewendet hatte. Er lautet alſo:

»Ungefähr ein Jahr nach dem Tode des Herrn v. Marteville fiel es meiner Gemahlin ein, den berüchtigten und berühmten Herrn Swedenborg, der damals ihr Nachbar in Stockholm war, zu beſuchen, und ein ſo ſeltſames Wunder des menſchlichen Geſchlechts näher kennen zu lernen. Sie theilte ihre Neugierde mehreren Damen mit, und die Parthie wurde auf einen gewiſſen Tag feſtgeſetzt. Die Damen wurden ſämmtlich angenommen. Herr Swedenborg empfing ſie in ſeinem ſehr ſchönen Garten, und in einem prächtigen Salon, der gewölbt und oben in der Mitte des Dachs mit einem Fenſter verſehen war, wodurch er, ſeinem Vorgeben nach, ſich oftmals mit ſeinen Freunden, den Geiſtern, unterhielt.«

»Unter andern Geſprächen fragte meine Gemahlin: ob er den Herrn v. Marteville nicht gekannt? welches er mit Nein beantwortete, weil er zu der Zeit, als dieſer Herr am ſchwediſchen Hofe geſtanden, ſich faſt beſtändig in London aufgehalten.«

»Beiläufig muß ich hier anführen, daß die Geſchichte von den 25,000 holländiſchen Gulden *) ihre völlige Richtigkeit ſo weit hat, daß meine Gemahlin deßfalls in Anſpruch genommen war, und keine Quittung aufweiſen konnte. In gedachter Geſellſchaft wurde indeß von alle dem nichts erwähnt.«

»Acht Tage nachher erſcheint der ſel. Hr. v. Marteville meiner Gemahlin im Traume, und bezeichnet ihr einen Ort in einer engliſchen Chatoulle, wo ſie nicht allein die Quittung, ſondern auch eine Haarnadel mit

---

*) »Hr. v. Marteville hatte dieſes Capital aufgenommen, aber auch wieder abgetragen; allein nach ſeinem Tode konnte man die Quittung nirgends finden.«

30 Stück Brillianten, welche man ebenfalls für verloren hielt, finden würde.«

»Dieß war ungefähr zwei Uhr Nachts. Voller Freude ſteht ſie auf, und findet Alles an der bezeichneten Stelle. Sie begibt ſich wieder zur Ruhe, und ſchläft bis des Morgens um neun Uhr. Gegen eilf Uhr läßt ſich der Herr v. Swedenborg anmelden. Seine erſte Erzählung, ehe er von meiner Gemahlin ein Wort erfahren, war: er habe in der abgewichenen Nacht unterſchiedliche Geiſter, und unter ſelbigen auch den Herrn v. Marteville geſehen. Er hätte gewünſcht, mit ſelbigem ſich zu unterreden; der Herr v. Marteville habe ihm aber ſolches aus dem Grunde abgeſchlagen, weil er zu ſeiner Gemahlin müſſe, um ſelbiger etwas Wichtiges zu entdecken; da er alsdann aus der Colonie, worin er ein Jahr hindurch geweſen, austreten, und in eine weit glücklichere übergeben werde.«

»Dieſes ſind die wahren Umſtände derjenigen Begebenheiten, welche meiner Gemahlin ſowohl in Anſehung der Quittung, als mit dem Herrn von Swedenberg begegnet ſind. Ich unterſtehe mich nicht, in die dabei vorkommenden Geheimniſſe zu dringen; es iſt auch mein Beruf nicht. Ich habe blos erzählen ſollen. Dieſe Pflicht habe ich erfüllt, und es ſoll mich um ſo mehr vergnügen, wenn Ew. Hochehrwürden dadurch die gewünſchte Satisfaction erhalten haben.«

»Meine Gemahlin empfiehlt ſich Ihnen. Ich bin mit aller Hochachtung Ew. ꝛc. ergebener Diener v. E. G. d. 11. April 1775.«

So weit dieſe merkwürdige Urkunde. Auch Stilling kannte, wie man S. 93 ſeiner Theorie der Geiſterkunde erſieht, die nähern Umſtände dieſer Begebenheit nicht. Was ſoll man aber nun zu der natürlichen Erklärung derſelben mittelſt der als Zeichen in ein geheimes Buch gelegten Quittung ſagen? und daß es ſich wahrſcheinlich ſo damit verhalten habe — ohne daß man gleichwohl erfährt wie? ob Swedenborg das Buch mit der Quittung bekommen und unvorſichtigerweiſe ohne Bemerkung eben ſo zurückgegeben, oder anders. Was aber in obigem Brief unter andern von Bedeutung zu ſeyn ſcheint, iſt der Umſtand, daß Frau v. Marteville nicht eher eine Erſcheinung von ihrem verſtorbenen Gatten erhielt, als bis ſie, gleichſam zufällig, die Bekanntſchaft des Hellſehers Swedenborg gemacht, und dadurch gewiſſermaßen in deſſen Traum- oder Sehring hineingetreten. Indeſſen urtheile man hierüber wie man will, ſo ſteht wohl jene Thatſache, die auch die Königin Ulrike als zuverläſſig bekräftigte, unwiderſprechlich feſt; und daß Swedenborg nicht immer gleich richtig ſah, und gegen ſein dogmatiſches Lehrgebäude viel zu erinnern ſeyn mag, kann wider ſein Sehvermögen überhaupt nichts verſchlagen. Denn die Sehergabe kann auch mit Irrthümern beſtehen, und hat ſolche häufig zu Begleitern, daher uns eine geſunde Kritik zur Pflicht gemacht iſt (1 Theſſ. 5, 19 – 21)

8.

Cornelius Agrippa handelt im dritten Buche ſeiner philosophia occulta und deſſen 41. Capitel von dem Menſchen nach dem Tode, und führt darüber verſchiedene Meinungen, auch die der Kirchenväter, an. Er ſpricht unter andern von der Trennung des Geiſtes (mens) und der Seele (anima). Der menſchliche Geiſt, ſagt er, iſt göttlichen Geſchlechts, bleibt immer ſchuldlos, daher, auch ſtraflos (was wohl im Allgemeinen richtig ſeyn mag, aber bei denen, die ihren Geiſt gemißbraucht haben und dadurch den Teufeln ähnlich geworden ſind, viele und große Ausnahmen leiden möchte). Die Seele aber, fährt er fort, wenn ſie gut gehandelt hat, ſteht mit dem Geiſte in fröhlicher Gemeinſchaft (congaudet menti), tritt mit ihrem ätheriſchen Gewand (cum aethereo suo vehiculo, dem »Nervengeiſt«) heraus, und ſchwebt frei empor zu den Schaaren der Edeln und höheren Weſen, wo ſie eine beſtändige Glückſeligkeit, vollkommene Erkenntniß und ſelbſt das Anſchauen Gottes genießt, ja theilhaftig göttlicher Macht auf dieſe niedere Welt einen wohlthätigen Einfluß übt; hat ſie hingegen böſe gehandelt, ſo richtet ſie ihr Geiſt, und überläßt ſie der Willkühr des Teufels. Die traurige Seele, ohne Geiſt (man ſieht hier, daß dieſer Lehrſatz längſt klar anerkannt war), ſchwärmt bei den Untern (apud inferos, in der Todtenwelt oder Hölle) als Idol oder Bild umher. Ihrer Intelligenz beraubt, der Herrſchaft ihrer wüthenden Phantaſie überlaſſen, wird ſie auch in leiblicher Weiſe gequält, und muß erkennen, daß ſie durch ein gerechtes Gericht Gottes ihrer Schuld halben von dem göttlichen Anſchauen, wozu ſie erſchaffen war, immerwährend ausgeſchloſſen iſt und der Zorn Gottes über ſie ausgegoſſen.

Dieſes Seelenbild nimmt zuweilen einen luftigen Leib als einen Schatten an, in deſſen Hülle ſie bald bei Freunden Rath ſucht, bald ihre Feinde beunruhigt, indem ihr nämlich Leidenſchaften und Gedächtniß bleiben. Was ſie in dieſem Leben getrieben und ſich eingeprägt hat, das folgt ihr als Neigung und Gewohnheit bei ihrem Abſcheiden vom Leibe. — Man glaubt in dieſem abgekürzten Auszug den Text zu leſen, welchen ſpätere Schriftſteller, die doch den Cornelius Agrippa zu der Zeit nicht gekannt hatten, wo ſie über denſelben Gegenſtand ſchrieben, zu Grund gelegt; und am wenigſten wußten wohl um ihn die Seherin aus Prevorſt und andre, die auf ganz gleiche Weiſe von der Sache reden. Der Verfaſſer ſagt aber noch mehr. Dieſe Seelen, fährt er fort, welche die Alten insgemein Manen nannten, werden, wenn ſie in dieſem Leben unſchuldig, tugendhaft und ſittlich rein waren, ob ſie gleich außer der Gnade und Glaubensgerechtigkeit verſtorben ſind, nach der meiſten Theologen Meinung, ſchmerzlos in gewiſſe glückſelige Gefilde verſetzt, genießen dort ein wunderbares Vergnügen, und erfreuen ſich mehrfacher Erkenntniß, werden vielleicht auch im Glauben und in der Gerechtigkeit unterrichtet, nicht minder als vormals jene Geiſter, welchen Chriſtus das Evangelium gepredigt hat im Gefängniß. Denn gleichwie es gewiß iſt, daß Niemand ohne den Glauben an Chriſtum ſelig werden kann: ſo iſt es wahrſcheinlich, daß dieſer Glaube vielen Heiden und Saracenen nach dieſem Leben gepredigt wird in jenen Seelenbehältern zur Seligkeit, und daß ſie darin wie in einem gemeinen Gefängniß aufbewahrt werden, bis die Zeit kommt, wo der höchſte Richter unterſuchen wird, was ein Jeder werth iſt, welcher Meinung auch Lactantius, Irenäus, Clemens, Tertullianus, Auguſtinus, Ambroſius und ſonſt viele chriſtliche Schriftſteller nicht abhold ſind. Die unreinen, unzüchtigen und ungerechten Seelen der Sünder aber ſchweben nicht in glücklichen Träumen, ſondern werden von ſchrecklichen Phantasmen getrieben, und ſchwärmen an wüſten Oertern umher, haben keine Freiheit der Erkenntniß, es ſey denn durch einzelne Zulaſſungen oder Manifeſtationen, bey ſteter Begierde nach Fleiſch und Blut, und müſſen wegen des anklebenden körperlichen Roſts auch ſinnlicherweiſe Schmerzen ausſtehen. — Was ſagen wir nun abermals zu dieſer Predigt des Evangeliums an die Todten, welche Cornelius Agrippa v. Nettesheim ſchon um die Reformationszeit gelehrt und ſich dabey auf die älteſten Kirchenväter berufen hat? Wo bleiben hier die Verdammer der Heiden in der wahren katholiſchen Kirche? und was haben neuere Schriftſteller, und was hat die Seherin aus Prevorſt oder ihre Genoſſinnen im Seherreiche anders gelehrt, als das, ohne die Occulta philosophia oder die Kirchenväter ſtudirt zu haben? Oder endlich was ſpricht die heilige Schrift dagegen? Aber noch nicht genug; nachdem unſer Autor viel Wunderbares, beſonders aus den Alten, beygebracht hat, was füglich übergangen werden kann, ſo kommt er noch auf ein anderes, von der ſogenannten Orthodoxie proſcribirtes, Dogma. Es iſt endlich, ſagt er, der chriſtlichen Religion nicht zuwider, daß viele Seelen vor der allgemeinen Auferſtehung des Fleiſches ihre Leiber wiedererhalten können; ja wir glauben theils, daß Viele durch eine beſondere Güte Gottes mit ihren Leibern in die Herrlichkeit aufgenommen worden, theils auch Viele lebendig zur Hölle gefahren ſind (wenigſtens wird dieſes ausdrücklich von zwey Perſonen der Zukunft geweiſſagt Offenb. 19, 20). — Vor dem ſchalen Rationalismus, der meſſentlich und alltäglich mit endloſen Worten zu beweiſen ſucht, daß wir weder zu glauben noch glaubensgemäß zu forſchen haben, der mit der göttlichen Offenbarung auch alle Erfahrung wegwirft, iſt jenes Alles nur myſtiſcher Plunder; ſie werden auch nicht glauben, die Vernunftanbeter, wenn Jemand von den Todten auferſtünde; ja es könnte ihnen begegnen, daß ſie auch nach dem Tode mit endloſen Argumenten darzuthun ſich beſtreben, daß es keine Fortdauer, keinen Hades und keine Auferſtehung gebe, wie man in Träumen lange Reden hält, die keinen Sinn haben, und ſich in thörichten Disputationen erſchöpft, welchen etwa ein Stoß wider die Bettſponde ein glückliches Ende macht. Ich rede hier nicht ohne Grund; ſondern wen das Traumleben der abgeſchiedenen Seelen nicht an ſich von dieſer Möglichkeit überzeugt, der leſe bey Swedenborg (deſſen Erfahrungen ich von einigen ſeiner Lehrſätze zu unterſcheiden weiß), wie ſich viele Abgeſchiedene einbilden, noch in dieſem Leben zu ſeyn, und nichts davon wiſſen wollen, daß es Geiſter, Seelen oder eine andere Welt gebe. Man kann dies etwa in Oetingers Buch finden: »Swedenborgs und Anderer irdiſche und himmliſche Philoſophie«.

wenn man die Swedenborgiſchen Schriften ſelbſt nicht zur Hand hat.

9.

Folgende Begebenheiten verdienen hier aufgefriſcht zu werden, wovon die dritte wenigſtens beweiſt, daß der Geiſterglaube einigen Nutzen hat. Sie ſind genommen aus der bey Gelegenheit von »Wötzels Erſcheinung ſeiner Gattin nach ihrem Tode« unter mehreren herausgekommenen Schrift: »Vom Wiederkommen, Wiederſehen und Erſcheinen der Unſrigen nach dem Tode. Meine Ueberzeugung nach Cruſiuſchen Grundſätzen, von Dr. Joh. Friedrich Teller. Zeitz 1806.« — »Ein Gelehrter und ein Mann von vielen Kenntniſſen und Einſichten — erzählte folgende Geſchichte: Ich und ein akademiſcher Freund G* aus N** gingen in Leipzig von einander, und er ging in ſeine Vaterſtadt zurück. Wir verabredeten mit einander, daß wenn es möglich wäre, ſo ſollte der, der eher ſterben werde, dem Andern ſeinen Tod zu wiſſen thun. Nach Verlauf einiger Jahre that ſich, während einer Lection, die Ich meinen Schülern in S* gab, die Thüre des Auditoriums auf. Ich ſage einem Schüler, er ſolle die Thüre zumachen. Kaum hat er ſie zugemacht, ſo thut ſie ſich wieder auf. Ich, ganz unwillig, gehe vom Katheder herunter, um ſie ſelbſt zuzumachen. Da erblicke ich denn vor derſelben die ganze Geſtalt meines ehemaligen akademiſchen Freundes, und ſogleich fällt mir, in Rückſicht unſerer ehemaligen Verabredung, dabey ein: Iſt der etwa geſtorben? Nach einigen Wochen erhalte ich einen Brief aus N* mit der

der Nachricht, daß an demſelben Tage mein Freund geſtorben ſey, und noch vor ſeinem Abſterben befohlen habe, man ſolle mir ſogleich Nachricht von ſeinem Tode geben.« — »Eine andere ähnliche Geſchichte erzählte mir und vielen Andern ein alter ernſter und ſtreitbarer Krieger. Ich wohnte, ſagte er, einem Feldzuge in Polen bey, wo ich von meinem Vater etliche 40 Meilen entfernt war. Einſt da ich mich kaum zu Bette gelegt, ſah ich bey meinem Bette, bey welchem auf einem Tiſche mein Nachtlicht ſtand, einen Mann, ganz wie mein Vater geſtaltet. Indem ich fragte: wer da? und nach ihm griff, ſo ergriff er mit ſeinen eiskalten Händen die meinigen, und drückte ſie ſo feſt, wie ſie ſich zween Freunde drücken, die von einander zärtlich Abſchied nehmen. Ich ſah nach der Uhr, und ſchrieb mir den Tag und die Stunde in meine Schreibtafel. Dieſe Erſcheinung ging mir immer auf dem Fuße nach, und immer fiel mir dabey ein: Iſt etwa dein alter Vater geſtorben? Wem ich ſie erzählte, der lachte, bis ich nach drey Wochen die Nachricht erhielt, daß in derſelben Nacht mein Vater mit Tod abgegangen ſey.« — »Noch eine dritte Geſchichte iſt folgende, die der Hofrath Hellfeld in Jena, den ich daſelbſt beſuchte, bey der Tafel, im Beyſeyn vieler daſigen Profeſſoren, mit folgenden Worten erzählte: Es wurde bei unſerer Fakultät wegen eines Cavalleriſten, der einer Mordthat wegen in Unterſuchung war, ein drittes Urtheil eingeholt, nachdem ihm ſchon zwey Urthel das Schwert zuerkannt hatten. Nachdem ich die Acten ſorgfältig durchgeleſen, und, wie ich zu thun pflege, mein

Gebet verrichtet hatte, daß mir Gott den Geiſt des Raths dazu verleihen wolle (das ſagte der große Mann mit einer andächtigen Miene), und im Begriff war, das Urtheil der vorigen beyden beyfällig abzufaſſen, es war gegen 11 Uhr des Abends: ſo ſchlug etwas wie eine Spitzgerte an mein Fenſter, und indem ich glaubte nicht recht gehört zu haben, wiederholte es dieſen Schlag. Ich ſtand von meinem Tiſch auf und weckte meinen Famulus, er ſolle bey mir bleiben, weil mir nicht wohl wäre. Mit dieſem unterhielt ich mich, und ſchenkte ihm etliche Gläſer Wein ein. Bey dem dritten Glaſe ſchlug es wieder, ſo wie vorher, an das Fenſter. Ich: Haben Sie was gehört? — Er: Ja, es war, als ob etwas an das Fenſter ſchluge. — Ich: Es wär vielleicht eine Fledermaus. Wie kam's Ihnen vor? — Er: Wie mit einer Spitzgerte. — Geirrt, dachte ich, haſt du dich alſo nicht. Und hiemit bot ich ihm eine gute Nacht. Durch alle dieſe Umſtände aufmerkſam gemacht, der Cavalleriſte — die Spitzgerte — ich im Begriff ihm das Leben abzuſprechen, — verſchob ich die Abfaſſung des Urtheils bis auf den folgenden Abend, wo ich die Acten nochmals auf das ſorgfältigſte durchlas, und in der Meinung, der Menſch iſt doch wohl unſchuldig. Jetzt entdeckte ich unter den verwickelten Umſtänden einen einzigen, wo es ſodann, nach der eidlichen Abhörung eines Fleiſcherknechts, bey Zuchthausſtrafe bis zu weiterer Darthuung ſeiner Unſchuld verblieb. Beynahe ein Jahr darauf bekannte eben dieſer Fleiſcherknecht, der Diebſtahls wegen in Unterſuchung gekommen war, daß er dieſe Mordthat, welcher der Cavalleriſt beſchuldigt worden war, begangen habe.«

10.

Es drohte eine allgemeine Meinung der neuern theologiſchen Schule zu werden, daß die Israeliten erſt in der Babyloniſchen Gefangenſchaft mit der Lehre von Engeln, Teufeln und ſelbſt von der Fortdauer nach dem Tode bekannt geworden, daß ſie alſo eigentlich Sadducäiſcher Anſicht geweſen, und die nachmaligen Sadducäer das wahre, alte Syſtem behauptet. Dieſe in der That unglaubliche Meinung herrſcht nur allzuhäufig noch. Indeſſen haben ſich auch von jeher Stimmen dagegen erhoben. Etwas Hiehergehöriges findet ſich in einer Recenſion der Jen. Litt. Zeit. v. 1806, Nr. 233, wo ein Aufſatz: »Ueber das Schattenreich der frühern Juden« richtig beurtheilt wird. Es heißt daſelbſt: »In der Einleitung ſucht der Verf. zu zeigen, daß unter den Juden vor der Wegführung nach Babel noch kein Glaube an Auferſtehung, Unſterblichkeit und Vergeltung geherrſcht habe. In Anſehung der Auferſtehungslehre, die ſich eigentlich in ſpätern Zeiten mehr entwickelte [oder vielmehr offenbarer wurde, je näher die Zeit deſſen kam, in welchem die Auferſtehung begründet iſt, und der ſich daher die Auferſtehung ſelbſt nennt], gilt es Rec. zu; aber davon, daß man keine Spur von Gewißheit in Abſicht auf künftige Fortdauer, ſondern überall nur Hoffnungsloſigkeit bey dem Gedanken an den Tod antreffe, hat ihn auch dieſe Abhandlung nicht überzeugt. Die Gründe des Verfaſſers ſind die gewöhnlichen, die auch ſchon Andere aus Hiob und den Pſalmen angeführt haben. Freylich ſind einige dieſer Stellen auf den erſten Anblick frappant; aber wenn man ſie mit andern Aeuſſerungen zuſammenhält, und dabey erwägt, daß es dichteriſche Stellen ſind [das thut es jedoch eigentlich nicht], und daß darin eigentlich von dem ganzen Menſchen mit dem ſinnlichen Körper und in Beziehung auf dieſe Erde die Rede iſt: ſo verſchwindet wieder die Beweiskraft, die man darin ſucht. Auch wir pflegen uns von Verſtorbenen auf ähnliche Weiſe auszudrücken, ob wir gleich von der Unſterblichkeit und Fortdauer überzeugt ſind. Wir ſagen von dem entſchlafenen Freund: Er iſt uns auf immer entriſſen, er kehrt nicht wieder zurück, ſeine Augen, ſein Mund öffnen ſich nie wieder ꝛc. Wer wird aber daraus auf Unwiſſenheit oder Ungewißheit in Abſicht auf ein künftiges Leben ſchließen? — Können wir uns wohl bey aller unſerer Aufklärung rühmen, daß wir deutliche Begriffe von unſerer Fortdauer haben? [Gewiß nicht, wir ſind vielmehr ſo aufgeklärt, daß wir es ablehnen, ſie uns zu verſchaffen.] — Im Henoch 1 Moſ. 5, 24 kann man den Glauben an eine Fortdauer nicht verkennen. — Wie konnte Jakob, wenn er keine Fortdauer erwartete, ſich damit tröſten, daß er wieder im Scheol zu ſeinem geliebten Joſeph kommen würde? 1 Moſ. 37, 35. Er glaubte doch damals, daß ſein Sohn von einem reißenden Thier verſchlungen ſey, und konnte ſich nicht einmal die Hoffnung machen, den

Leichnam ſeines Sohnes wieder zu erhalten, und im Grabe neben ihm zu ruhen. Auch die geſchärften Befehle, die Moſes wegen der Nekromantie gibt, 3 Moſ. 19, 31. C. 20, 27. 5 Moſ. 18, 11. zeugen gar zu deutlich von dem Volksglauben an eine Fortdauer nach dem Tode. Vg. 1 Sam. 28, 3. 9. 2 Kön. 23, 24. — Man vergleiche über dieſen Gegenſtand noch Meyers Inbegriff der chriſtlichen Glaubenslehre S. 260. 261. 266.

11.

Der Verfaſſer des zuletzt genannten Buchs hatte ſich vorlängſt Folgendes angemerkt. Durch den Fall kam der Menſch in den Zuſtand und in die Unterwürfigkeit des Todes; er wurde ein ſterbliches Thier (homo sapiens bey den Naturhiſtorikern, richtiger insipiens), entfremdet von dem Leben aus Gott, ſeeliſcher Leidenſchaft unterworfen, blind am Geiſt, verderbt am Willen, dem Einfluß der äußern Natur und dem leiblichen Sterben untergeben; ſeine Seele mußte ewig in dem troſtloſen Hades bleiben; auch der Beſſere mußte dieſe Hölle zum ſteten Aufenthalt haben; je nach den Graden der Bosheit waren ihm die Qualen der untern Hölle bereitet. Der Erlöſer übernahm als ein heiliger, vollkommen reiner Menſch dieſes ganze Geſchick der ſündigen Menſchheit; er büßte an ihrer Statt, er wurde Fleiſch, er litt die Noth des Erdenlebens, die Noth des Todes, ging als abgeſchiedene Seele in den troſtloſen Hades, der ihn aber als Unſchuldigen nicht halten durfte, als den Sohn Gottes und das perſönliche Leben nicht halten konnte. Der tiefern Verdammniß war er nicht fähig, und der Adamiſche Fall an ſich hatte nur die Hölle, den Todtenſtand, nicht den Pfuhl verdient; »Ihr werdet des Todes ſterben«. Sein Eintritt in den Hades war daher nur ein Moment leidender Sehnſucht; alsbald wurde ihm der Geiſt wiedergegeben, und er predigte den Geiſtern im Gefängniß. Aber am Kreuze ſelbſt empfand er im Bewußtſeyn (gleichwie der, welcher in dieſer Welt durch ſchwere Läuterungen gehen muß) die untere Hölle, die gänzliche Verlaſſenheit von Gott, die Verzweiflung der Verdammten. — Ferner: der unſelige, ſehnſüchtige, trübe Hades iſt der natürliche Aufenthaltsort jeder natürlichen abgeſchiedenen Seele. In dieſen kommen alle Menſchen, die ſich nicht durch die Kraft des Evangeliums haben verneuern laſſen. In ihm hätten wir ohne Chriſtum alle ewig bleiben müſſen, mit größerm oder geringerm Grade der Unſeligkeit, nach Verhältniß der Reinheit der Geſinnung in dieſem Leben; wie ſchon hier auch die unſchuldigern Gemüther, und dieſe am meiſten, über die Schalheit, Nichtigkeit und Eitelkeit des Daſeyns ſeufzen, und wenn ſie ohne Beſchäftigung ſind, welche meiſt mühſam iſt, über Langeweile klagen. Für eben dieſe Beſſern, beſonders aber für die Gläubigen, fängt ſchon hier in dieſem Leben dieſe Hölle an, wiewohl mit Erquickungen abwechſelnd. Denn das allgemeine Uebelbefinden iſt die natürliche Folge der allgemeinen Sündigkeit, iſt unſer Tod, welcher jenſeits fortwährt und trauriger wird, wenn wir ihn hier nicht im Glauben ausgeſtorben haben. Quisque suos patimur manes. Die ihn durch ſtete Genüſſe zu vertreiben ſuchen, vermehren ihn; dagegen wird er an allen Leidenden vermindert. In Adam wurden alle ſeine Nachkommen Kinder des Todes und der Hölle. In Chriſto werden wir Alle Kinder Gottes und des Himmels. Wir müſſen aber hier mit ihm Kreuz tragen, um dort mit ihm ſelig zu ſeyn; wofern wir nicht früher entrückt werden, als die Sünde an uns ausgeſchlagen iſt, und wir dort durch die Schule einer ſanftern Erziehung geführt werden. Jeder genießt ſeine eigenen Vorzüge, das entſchlummernde Kind, und der bejahrte Träger der Erdenlaſt, der lebensmüde Pilger. Durch dieſe Zeit und ihre Leiden müſſen wir jedenfalls hindurch; dieſe Zeit aber iſt das Haus der Sterblichkeit; iſt unſere unſterbliche Seele nicht ſchon hier vom Tode zum Leben übergegangen, ſo muß ſie an einen Ort kommen, wo ſie endlich getrieben wird anzufangen, ſich für ihr ewiges Daſeyn zu läutern, oder als unläuterbar behalten wird zum andern Tode, um mit den gröbern Metallen umgeſchmelzen zu werden. Daher werden nun Einige zur Ewigkeit geſchickt oder ſelig durch das Feuer der Zeit, Andre durch das Feuer des Hades, noch Andre erſt durch das Feuer des Pfuhls. (Vg. Marc. 9, 49.) Weſſen ſich der Herr erbarmt, den läßt er hier durchs Feuer gehen, denn hier iſt es am gelindeſten; und er möchte ſich auf dieſe Weiſe Aller erbarmen, aber ſie fliehen dieſes Feuer, um in ein ewigeres zu ſtürzen; ſie glauben nicht. Sonderbar aber iſt es, daß das Mittel der Züchtigung den Sünder magnetiſch an ſich zieht; jeder Verbrecher eilt zu ſeiner Hölle, er läßt ſich, wenn ſeine Stunde gekommen iſt, nicht davon abhalten. Die Buße hemmt dieſen magnetiſchen Zug allein, und nun fängt Chriſtus den ſeinigen an auszuüben, weckt und hebt durch Kreuz und Troſt mehr und mehr, bis die Seele ganz ſein iſt. — Ueber die Wiederbringung der durch das jüngſte Gericht Verdammten, welche hier oben angedeutet iſt, ſchrieb der Verfaſſer einſt als Antwort an einen Freund: Die Lehre von der Wiederbringung der Dinge iſt keine ſolche, deren Annahme zur Seligkeit nöthig wäre; vielmehr iſt ihr leichtfertiger Gebrauch gefährlich. Sie iſt uns mehr als Hoffnung denn als Gewißheit in der Schrift verſiegelt, aber ſie liegt im Weſen Gottes, der ſich ewig aller ſeiner Werke erbarmt, und kein gleich ewiges Böſe neben ſich verträgt (welches Manichäismus wäre), ſondern darüber den Sieg alſo davontragen muß, daß daſſelbe nicht bloß wider Willen, ſondern endlich auch mit Willen ihm unterworfen wird. Gott hat ſeine Feinde nicht oder erſt halb überwunden, wenn ſie nicht ſeine Freunde geworden ſind; dahin zielt ſelbſt das Gebet der Feindesliebe. Die Schrift deutet jene Lehre in vielen Stellen an, worunter ich hier nur Röm. 11, 32—36 (auch zu ihm ſind alle Dinge) anführen will. Die ſcheinbar widerſprechenden Stellen reden alle relativ, d. i. von Aeonen, die vor Gott keine Unendlichkeit ſind. Wie wäre es möglich, daß die ewige Liebe z. B. ein laſterhaftes Leben von vielleicht nicht zehn Erdenjahren mit unausdenklicher Qual beſtrafen ſollte? Ich habe dafür keinen Begriff. Daß den Menſchen nach dem

Tode ein Läuterungsſtand bevorſteht, wenn ſie nicht hier im lebendigen Glauben geſtanden, ſagt die Bibel, die älteſten Kirchenväter und die gewiſſe Erfahrung; eben dieſes iſt das Gericht Hebr. 9, 27, welches zunächſt nicht das jüngſte Gericht ſeyn kann, und ohne Artikel ſteht, alſo eigentlich ein Gericht oder Gericht überhaupt, nämlich eben das, wodurch fürerſt das Schickſal des Menſchen entſchieden wird, wodurch Judas an ſeinen Ort ging (Apoſt. 1, 25), und das eben die Läuterungsqual für die Läuterungsfähigen enthält ([illegible], Luc. 16, 23), und wobey noch Sünden vergeben werden können (Matth. 12, 32. Vg. 1 Petr. 3, 19. 20. C. 4, 6), ſo daß die Seele nicht in die Verdammniß des Endgerichts fällt. Es kann uns hierin keine confeſſionale Meinung beſchränken, ſondern nur die Schrift ſelbſt, aus der ich mich nie von der abſoluten Endloſigkeit der Verdammniß, weder für die gefallenen Menſchen noch für die gefallenen Engel, habe überzeugen können, ſo unvorſtellbar auch die Größe und die Dauer ihrer Pein nach dem jüngſten Gericht ſeyn mag. Die Evangeliſchen hätten den 17. Artikel der Augsburgiſchen Confeſſion nicht geſchrieben, oder doch beſſer beſtimmt, wenn ſie beſſer unterrichtet und nicht durch Entſtellung der Wahrheit unter den Secten geirrt geweſen wären. — Noch Folgendes ſey hier geſagt. Gleich der erſte Eintritt der Seele Chriſti in den Hades (ſeine Höllenfahrt) brach die Macht des Gewalthabers des Todes, des Teufels, ſo ſehr, daß in den Leibern der Heiligen ſich die erſten Funken der Auferſtehung regten. Der Tod war nicht mehr Tod, ſondern Leben geworden, ſobald der Lebensfürſt in ihn eintrat, nämlich für Alle die an ihn glaubten und auf ihn hofften. Denn er war ſofort wieder lebendig dem Geiſt nach, den er in des Vaters Hände übergeben hatte. Und nach ſeiner Auferſtehung und Himmelfahrt befahlen die Seinigen ihm ihren Geiſt. »Herr Jeſu, nimm meinen Geiſt auf!« ruft der unter einem Steinhagel verſcheidende Stephanus (Apoſt. 7, 58); eine Stelle, die ſchon allein zum Beweis hinreichen würde, daß es nie ein Urchriſtenthum ohne die Lehre von der Gottheit Chriſti gegeben hat. Was aber Chriſtus that, und in weſſen Folge es geſchah, das war längſt geweiſſagt bey Sacharja 9, 11: »Auch will ich durch das Blut deines Bundes auslaſſen deine Gefangenen aus der Grube, da kein Waſſer innen iſt.« Und dieſe Verheißung trägt noch fortwährend ihre Früchte. Von da an können der Seelen in der Läuterung mehr ihre Augen aufheben (Luc. 16, 23; dieß Aufheben der Augen zeigt zugleich die Beſinnung an, zu der der Reiche kommt), und die ſcheidende Kluft (V. 26, der hindernde Zuſtand) iſt leichter zu überſteigen: denn Er, der todt war und lebendig iſt, hat die Schlüſſel der Hölle und des Todes (Offenb. 1, 18).

12.

Joh. Phil. Freſenius, vormals Senior des Miniſteriums zu Frankfurt a. M., einer der erfahrenſten evangeliſchen Seelſorger, ſpricht in ſeinem Beicht- und Communionbuch bei der Claſſe der »ängſtlichen Chriſten« von Aengſtigungen durch Anfälle des Satans, und hiebey von außerordentlichen Zuſtänden, wobey ſich wohl auch ein Poltern hören laſſe, das er zwar dem Satan überhaupt zuſchreibt, deſſen Thatbeſtand jedoch genügt, um nach Verhältniß auch andere Anwendungen davon zu machen. Denn die polternden Weſen können ſowohl unſaubere nichtmenſchliche Geiſter, als unruhige Seelen ſeyn. Dabey läßt er auch für manche Fälle die bloße Subjectivität als möglich gelten, die jedoch immer zugleich Objectivität ſeyn kann. Er ſagt: „Zuweilen geben die ſataniſchen Anfälle auf ganz außerordentliche Dinge. Manche Perſonen, welche unter dieſen Verſuchungen ſtehen, meinen, ſie müſſen immer lachen, oder ihre Geberden und Glieder verziehen, oder der Spottgeiſt plagt ſie mit allerley Spöttereyen, nicht nur über geiſtliche ſondern auch über natürliche Dinge. Oft entſteht ein Poltern, welches entweder äußerlich ſich wirklich alſo hören läßt, oder doch ſolchen Menſchen in ihrer Einbildung alſo vorkommt. Weil nun der gute, heilige und gnädige Gott unmöglich ſolche Dinge wirken kann, und ſich oftmals Fälle ereignen, da man deutlich wahrnimmt, daß die Natur des Menſchen, ob ſie ſchon ſehr verderbt und verwirrt iſt, dergleichen Wirkungen von ſich ſelbſt allein hervorzubringen nicht im Stande iſt: ſo bleibt nichts anders übrig, als daß wir ſagen, der Satan habe Erlaubniß empfangen, ſie mit ſeinen Anfällen zu plagen. Ich habe Perſonen geſehen, die da meinten, ſie müßten beſtändig lachen, und wenn das Lachen ausbrach, ſo weinten ſie zugleich; oder die innerlich lauter Spötterey empfanden, und dabey zitterten; oder die zur Verziehung ihrer Glieder verſucht wurden, und das Herz wurde dabey gemartert; oder die von unzähligen Arten des äußerlichen Polterns geängſtigt und dabey zu Gott getrieben wurden; bey welchen ich ſo viel Verſtand und Ueberlegung gefunden, daß ich dieſe Dinge unmöglich für eine Schwachheit der Natur halten konnte, ob ſich gleich dieſelbe auch gern dazu geſellt. Leute von dieſem Zuſtand haben vor allen Dingen nöthig, den oben ertheilten allgemeinen Rath fleißig zu beobachten, und zu Jeſu, der gekommen iſt, daß er die Werke des Teufels zerſtöre (1 Joh. 3, 8), im Glauben, mit Bitten und Flehen ihre Zuflucht zu nehmen.“ U. ſ. w.

— —

Fragmente
über den
Zuſtand nach dem Tode
von
Bengel.

I.

Der Augenblick des Abſcheidens aus der Welt gibt den Entſcheidungspunkt unſeres Zuſtandes in der Ewigkeit: doch bleibt meines Erachtens eine große Menge im Ungewiſſen, bis ſie an jenem großen Tage erſt erfahren, wie ſie daran ſind. Vermuthlich den Heuchlern mag bis zur Erſcheinung Chriſti eine falſche Hoffnung und Einbildung haften, welches erſchrecklich iſt. Daher iſt es gut, den Eingang in das ewige Reich ſich alſo zu ſichern, daß es ein gewiſſer und reichlicher Eingang ſeyn möge: denn während gar Böſe, die in völligem Unglauben und Argheit geſtanden ſind, vielleicht ſogleich in die Hölle fahren, ſind recht wackere Seelen ſogleich von ihrem Abſchiede an ſelig, und kommen ſogleich nach ihrem Tode zu dem Herrn. Zwiſchen beyden aber gibt es unendlich viele Abſtufungen. Es gibt zwar keinen dritten Zuſtand der Seelen nach dem Tode, ſo wenig als zwiſchen Ja und Nein es ein drittes gibt, aber der Aufenthaltsorte ſind nicht nur drey, ſondern tauſenderley.

2.

Es wäre grundfalſch, wenn man glaubte, der Tod bringe ſchon an und für ſich ſelbſt eine Verbeſſerung des Menſchen hervor. Der Leib geht in Verweſung und die Seelen, die hier ſo in eigener Nacht alles durchblicken und ausdecken wollen, die werden einſt mit einem innerlichen Durſte zu wiſſen geplagt werden und ſich in ihren eigenen Einfällen je länger je mehr verwickeln. Ach! welche entſetzliche Plage werden den Menſchen ihre beſtändigen Phantaſien ſeyn: denn wie ein Strom, der ſich in's Meer ergießt, ziemlich lange ſeinen eigenen Lauf und Farbe beybehält, ſo werden Viele ihre in dieſer Welt aufgefaßten irrigen Meinungen noch lange Zeit in der andern Welt feſthalten.

3.

Nach dem Tode geht zwar ſogleich eine Verbeſſerung an und währt fort, bis man dahin kommt wo man am jüngſten Tage ſeyn wird, aber nach dem Tode iſt eben keine Gelegenheit mehr, ſich ein Verdienſt zu erwerben, man iſt ſchon fixirt. Wenn einer in ſeiner Claſſe weiter fortrückt, ſo wird er eben ſo mitgenommen, er ſelbſt trägt nichts dazu bey und wenn es gleich auch bey den Unſeligen Abwechſelungen geben mag, ſo werden doch die im Unglauben Dahingeſtorbenen gegen die andern in einem ewigen Nachtheile ſtehen.

4.

Wenn wir wüßten, wie die unglücklich abgeſchiedenen Seelen das Leben in dieſer Zeit ſo theuer achten, da ſie nun das Gegentheil erfahren, ſo würden wir uns nicht vor Geſpenſtern fürchten; ſie fürchten ſich vielleicht mehr vor den Lebendigen als wir vor ihnen. Man kommt daher am beſten mit ihnen aus, wenn man ſeine Wege geht, es außer Acht läßt, nicht vorwitzig iſt, ſie nicht zu ſtören und aufzuſuchen begehrt, auch ſich nicht allzuſehr entſetzt, ſondern thut als ob ſie nicht da waren.

5.

Wahrſcheinlich haben die Erſcheinungen der Verſtorbenen ihre beſtimmte Zeit und hören hernach auf. Sie währen etwa ſo lange, bis alle Bande der Seele und des Leibes völlig aufgelöſt ſind. Wie es etwa bey einer Veſtung iſt, da man, wenn man ſie verlaſſen muß, durch verſchiedene Thore und Mauern zu paſſiren hat. Seelen, die in die Unreinigkeit verſunken waren, kommen weit ſchwerer als andere von den Banden der Materie los.

6.

Es iſt zwar wahr, die Liebe hoffet Alles, aber warum ſoll ſie ſich bey den Todten nur darum äußern können, daß ſie hofft, ſie werden ſelig ſeyn. Iſt es nicht auch ie Liebe, die da fürchtet, ſie möchten verloren gegangen eyn? —

Ueber das

Wiedererkennen jenſeits des Grabes

von einem

Freunde der Seherin von Prevorſt.

Es iſt nachweisbares Geſetz, daß jedes in einem Individuum ſich entwickelnde, höhere Bewußtſeyn die ihm vorangegangene niedrigere Bewußtſeynsſtufe deſſelben Weſens in ſich befaßt, ja daß jenes höhere Bewußtſeyn, als das innerlichere, gründlichere, die Gegenſtände des in das Höhere aufgenommenen niederen (oberflächlichen) Bewußtſeyns mit einer Tiefe, einem Durchblick erkennt, die das niedrige Bewußtſeyn nicht hatte.

Der Beweis dieſes Satzes iſt am augenfälligſten aus den Erſcheinungen des Somnambulismus zu führen, deſſen Mißcredit bey Ignoranten in dieſem Gebiete der Natur (als ihnen zu hoch und weſenhaft) die aber lieber für — ſelbiges (als ihnen zu nieder und nichtig) Ignorirende — gelten möchten, man auch mich — hier wenigſtens — ignoriren laſſe. Bey Somnambulen nämlich zeigt ſich (ſ. alle Geſchichten von ſolchen) durchgängig die Erſcheinung, daß ſie im magnetiſchen Schlafe nicht nur von allen vorhergegangenen Criſen die genaueſte Erinnerung haben, ſondern auch das ganze frühere wache Leben genau überſchauen, ja daß ſie Vorfälle dieſes wachen Lebens, von welchen ihrem wachen Bewußtſeyn nicht die mindeſte Erinnerung geblieben iſt, (z. B. Ereigniſſe der früheſten Kindheit, vgl. Kerners Geſchichte zweier Somnamb. 1824. Erſte Geſchichte) im magnetiſchen Bewußtſeyn wieder finden. Somit zeigt ſich hier (denn daß das magnetiſche Bewußtſeyn zu dem gemeinen, wachen, als das höhere zum niedrigeren ſich verhalte, iſt unwiderſprochen) das oben ausgeſprochene Geſetz als feſte Regel: das höhere (magnetiſche) Bewußtſeyn begreift das niedrigere (wache) nicht nur in ſich, ſondern die Gegenſtände der Erinnerung, die im niedrigeren Bewußtſeyn dunkel oder ganz verwiſcht ſind, treten im höheren wieder in das hellſte Licht, während umgekehrt das gemeine Bewußtſeyn das höhere nicht faßt (im wachen Leben von dem magnetiſchen keine Erinnerung iſt).

Das Bewußtſeyn eines Menſchen ohne und außer dem Leibe (ſohin das Bewußtſeyn nach dem Tode) verhält ſich zu dem Bewußtſeyn deſſelben Menſchen mit und im Leibe (dem Bewußtſeyn in dieſem Leben) wie das höhere zum niedrigeren.

Dem geiſtigen Reich gehört das Bewußtſeyn an, wie der Körperwelt das Seyn. In letzterer Region iſt das Bewußtſeyn nur ein im Elend (Exil) irrender Fremdling, als einzig dem Menſchen eigen, de [illegible] durch einen Fall der Sündenwelt angehört. Die [illegible]gige Materie trübt nach Aller Urtheil das Weſen des Geiſtes, d. i. ſein Bewußtſeyn; ſomit muß das Bewußtſeyn des ganz von der (bewußtloſen) Materie erlöſten Geiſtes ein höheres ſeyn, als das des noch durch ſie getrübten. Daß aber die Erinnerung an das in dieſem Leben in das Bewußtſeyn Aufgenommene nicht an die hier gehabten körperlichen Organe geknüpft ſey, iſt wieder leicht aus den Erſcheinungen des Magnetismus zu erweiſen. Nur iſt zuvor die in dieſer Sache gangbare Einwendung abzuſchneiden, daß ja z. B. Verhärtung des Gehirns (im Alter) Abnahme des Gedächtniſſes bewirke, oder daß Verletzungen gewiſſer Theile des Gehirns beſtimmte Partieen der Erinnerung zerſtören. Dieſes iſt nämlich allerdings nothwendig, — ſo lange der Geiſt noch in dieſen Kreis von körperlichen Organen gebannt iſt. Anders iſt es, wenn er von den einzelnen körperlichen Denkorganen befreit iſt, — (alſo nach dem leiblichen Tode) wozu wir ſchon in der magnetiſchen Extaſe einen Anſatz bemerken. Hier iſt nämlich die Gehirnthätigkeit auf die Dauer der Criſe ganz erloſchen, die Seele frei geworden, und nur noch durch die Lebenswurzel des Körpers (das Bauchſyſtem) mit dieſem verbunden; dennoch aber die Erinnerung nicht allein an das früher in gleichen Zuſtänden der Desorganiſation in's Bewußtſeyn Getretene, ſondern auch an das im wachen Leben mittelſt der Gehirnorgane Erfahrene.

Sonach bleibt dem Geiſte, wenn er von dieſer Trübung durch das Unbewußte (den materiellen Leib) erlöſt iſt (alſo nach dem Tode) nicht nur die vollſtändigſte Fortdauer des Bewußtſeyns von dem, was er bei Leibesleben inne geworden, ſondern auch, was in dieſem Leben kaum beachtet wurde, oder ſich im Laufe der Jahre wieder verwiſcht hatte, wird dann wieder hervortreten — den ganzen tiefen Plan ſeines Erdenlebens wird er überſchauen und durchdringen.

Nur durch den Körper iſt der Geiſt unterthan der Zeit, in ihm für ſich iſt kein vor oder nach, nur in den leiblichen Organen kann ſich ein Eindruck verwiſchen, und ſomit der Geiſt, ſo lang er noch an und in dieſe gebannt iſt, etwas verlieren, und vergeſſen: wenn er ſich von dieſen befreit hat, wird er alles wieder finden, was je in ihn gekommen war. — So folgt alſo eine Fortdauer der Erinnerung auch an das Kleinſte dieſes Lebens mit Bündigkeit aus unſern Prämiſſen, — vorausgeſetzt nämlich, daß es überall eine perſönliche Fortdauer gebe. — Daß nun aber eine ſolche Erinnerung an das einzelne des Erdenlebens, z. B. an Perſonen, zu unbedeutend und kindiſch für den entbundenen Geiſt wäre, möchte ſich doch als eine Vorſtellung ausweiſen, welche den Gegenſtand nicht in gebührender Tiefe faßt. In ein höheres Bewußtſeyn aufgenommen, wird auch das dem Niederen Unbedeutende bedeutend, aus dem Grunde, weil es überall nichts Unbedeutendes gibt, ſondern der Schein des Unwichtigen nur aus der Oberflächlichkeit des niedrigeren Bewußtſeyns fließt. (Wäre dieſes nicht, ſo müßte Gott die Allwiſſenheit, als unnützes Wiſſen von Nichtigem, abgeſprochen werden.) Ein höheres Bewußtſeyn erkennt in der ſcheinbar unbedeutendſten Erſcheinung oder Begebenheit eine Hieroglyphe des Weltgeiſtes, und die Entzifferung der Hieroglyphenreihe, welche ſein Erdenleben bildet, wird die erhabenſte Beſchäftigung des entbundenen Geiſtes ſeyn. — *Demnach dürfen wir auch in der Philoſophie nicht verloren geben, was uns unſere Religion lehrt, unſer Gefühl zu glauben nöthigt,* — und die tiefſte Wahrheit wohnt dem Worte bei, das der begeiſterte Dichter ſeinen Wallenſtein von dem vollendeten Jüngling ſprechen läßt:

— — — — — ſein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet,
Kein dunkler Flecken blieb darin zurück. —

oder einfacher der fromme Gellert:

Dann werd' ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel ſah.

Iſt es erweislich,
daß es
keine Geiſter-Erſcheinungen gibt?

Eine Frage,
in einem Briefe beantwortet
von einem
Gelehrten des vorigen Jahrhunderts.

Ich bin ein Feind des Aberglaubens, wie Sie, aber ich ſetze den Aberglauben nur in die Geſpenſter-Furcht, und nicht in den Glauben an die Möglichkeit eines ſelbſt mit unſern Sinnen zu empfindenden Einfluſſes geiſtiger Weſen auf uns. Weder meine Erziehung, noch eigene Geſpenſter-Erfahrungen, ſondern nur unbefangene und reifliche Erwägung der Sache hat mich vermocht, dieſe Möglichkeit nicht zu verwerfen. In der That ſehe ich nicht ein, wie ſich dieſes mit kategoriſcher Gewißheit thun laſſen ſollte. Ihre Gründe ſind, ſo viel ich wahrgenommen, folgende:

1) Es iſt noch keine einzige Erfahrung bekannt, welche die Wirklichkeit der Geſpenſter-Erſcheinungen unwiderſprechlich erwieſe; und eine ſolche wird auch wohl nie bekannt werden.

2) Wenn auch bey einer oder der andern Erfahrung der natürliche Aufſchluß nicht zu finden iſt; ſo folgt doch daraus noch auf keine Weiſe, daß kein natürlicher Aufſchluß derſelben möglich ſeye. Im Gegentheil beweiſen viele Geſchichten, daß man oft nur durch ein Ungefähr den wahren Aufſchluß erfähret, welcher leicht ſo verborgen hätte bleiben können, daß Niemand ihn entdeckt haben würde. — So viel a posteriori.

3) A priori läßt es ſich nicht mit der Weisheit des Schöpfers reimen, daß er den abgeſchiedenen Seelen erlauben ſollte, ſich ſelbſt und Andre zu beunruhigen. — Man könnte noch hinzuſetzen:

4) Es läßt ſich nicht einſehen, wie ein Geiſt meinen an Raum und Zeit gebundenen Sinnen ſollte ſichtbar, oder hörbar, oder fühlbar werden können.

Ich antworte darauf Folgendes: Durch alle dieſe Gründe wird keine kathegoriſche Gewißheit begründet. Was die beyden erſten Erfahrungsgründe anbelangt: ſo ſind ſie blos verneinend; verneinende Erfahrung aber iſt nie geſchickt zum Beweiſe. Es iſt, dünkt mich, offenbar, daß die Erfahrung zwar wohl zu einem ſubjectiven Beweiſe für die Möglichkeit der Geſpenſter-Erſcheinungen, aber nicht zu einem objectiven Beweiſe gegen dieſelbe dienen könne. Verneinende Erfahrung kann nur eine Wahrſcheinlichkeit geben, die alsdann an Gewißheit grenzt, wenn ſie von Vernunftgründen unterſtützt wird. So ſind wir z. B. nicht im Stande, ſtrenge zu erweiſen, daß jeder Menſch ſterben müſſe; allein die höchſte Wahrſcheinlichkeit dieſes

Satzes geht in Gewißheit über, weil die verneinende Erfahrung, daß noch niemand dem Tode entgangen (welcher von niemanden widerſprochen wird) eine mächtige Unterſtützung in der Vernunft findet, welche von anderweitigen Erfahrungen die Schlußfolge ziehet, daß die Materie nicht von ewigem Beſtande ſeyn könne.

Iſt der Fall mit den Geſpenſter-Erſcheinungen der nämliche: ſo werde ich wenigſtens zugeben müſſen, daß die höchſte, ſchon in Gewißheit übergehende, Wahrſcheinlichkeit gegen dieſelbe ſey. Allein, auch dieſes muß ich beſtreiten, denn der Fall iſt nicht der nämliche, a) weil die verneinende Erfahrung, welche gegen ſie zeugen ſoll, bei weitem nicht ſo allgemein iſt, indem viele ihr widerſprechen, und ihr ſogar poſitive Erfahrung entgegen ſetzen wollen; b) weil in der That die Vernunft, wenigſtens meiner Meinung nach, keinen zureichenden Grund an die Hand gibt, die Möglichkeit der Geſpenſter Erſcheinungen ſchlechterdings zu verwerfen.

Es kommt demnach auf die Prüfung der Vernunftgründe an, auf welche ſich die Geſpenſterleugner berufen. Der oben angeführte Grund Nr. 3 bezieht ſich auf eine Prüfung der Abſichten des Schöpfers. Sollten Sie wohl im Ernſte auf dieſem Grund beſtehen wollen? Wer ſind wir, daß wir irgendwo die Abſichten der ewigen Weisheit ergründen könnten? Und was berechtigt uns, deßhalb irgend etwas mit halbbegründeter Gewißheit wegzuleugnen, weil wir den Endzweck ſeines Daſeyns nicht ergründen können? Könnte nicht, auf eben die Art, etwa ein Philoſoph, der nie aus ſeiner Studierſtube gekommen wäre, behaupten: es gebe keine Selbſtmörder, weil er die Abſichten nicht einſehen könne, die der weiſe Schöpfer haben ſollte, den Selbſtmord zuzulaſſen? Eigentlich ſollte man ſich, meines Bedünkens, nie darein einlaſſen, von irgend etwas die Abſichten des Schöpfers errathen zu wollen, weil dergleichen Speculationen dem Irrthume jeder Art die Thore öffnen. Wenn ich indeſſen einer leeren Behauptung, vielleicht eben ſo leere Vermuthung entgegen ſetzen ſoll: ſo würde ich, ſo wie bei dem Selbſtmorde, ſo auch bei Geſpenſter-Erſcheinungen (wenn deren Möglichkeit jemals erwieſen würde) noch immer ſehr weiſe Abſichten des großen Schöpfers aller Dinge vermuthen können. Das edelſte Geſchenk, welches er den moraliſchen Weſen zu Theil werden ließ, iſt unſtreitig ihre moraliſche Freiheit; und dieſe darf er, ohne mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu gerathen, ſelbſt dann nicht verletzen, wenn ſie ſelbige zu ihrem Schaden mißbrauchen. Wie, wenn es nun zu der unverletzlichen Freiheit der Geiſter, deren Natur uns ſo wenig bekannt iſt, gehörte, ſich nach ihrem Gefallen auch dem ſinnlichen Auge noch darſtellen zu können? ließe das ſich nicht mit der Weisheit des Schöpfers reimen — geſetzt auch, daß wir ſo etwas reimen zu wollen berechtigt wären? Wenn Sie daher die Geſpenſterfurcht unchriſtlich nennen, ſo ſtimme ich zwar herzlich mit ein; allein aus einem ganz andern Grunde, als Sie. Sie nennen ſie deshalb unchriſtlich, weil es wider die Grundſätze des Chriſtenthums laufe, an die Möglichkeit der Geſpenſter-Erſcheinungen zu glauben. Das finde ich nicht; Chriſtus verbietet oder tadelt nirgends dieſen Glauben. Im Gegentheil, da ſeine Jünger einſt ihn ſelbſt für ein Geſpenſt anſahen, Matth. 14, 26. Luc. 24, 37. tadelte er ſie zwar wegen ihrer Furcht, belehrte ſie aber keineswegs, daß es überall Aberglauben ſey, an Geſpenſter zu glauben, wozu es ihm doch hier nicht an Gelegenheit fehlte. Ich halte die Geſpenſterfurcht deshalb für unchriſtlich, weil jede übertriebene Furcht unchriſtlich iſt, indem Chriſtus uns lehrt, daß wir unter der beſondern Leitung Gottes ſtehn, und daß uns (inſofern wir wahre Chriſten im practiſchen Sinne des Worts ſind) alle Dinge zum Beſten dienen müſſen.

Was den Grund Nr. 4 anbelangt, ſo bemerke ich zuvörderſt, daß aus dem: »es läßt ſich nicht einſehen« wiederum nicht gefolgert werden könne, daß das, was wir nicht einſehen können, auch nicht ſey. Ueberdieß kann ich aber auch den nämlichen Beweisgrund mit gleichem Recht umkehren: Ich kann nicht einſehen, warum es einem Geiſte unmöglich ſeyn ſollte, ſich meinen Sinnen ſichtbar zu machen. — Und wer iſt denn wohl von der Natur der Geiſter ſo gut unterrichtet, daß er ein gründliches Einſehen in dieſer Sache hat? Sollte die Philoſophie, nachdem ſie den Triumph über ſich ſelbſt davon getragen hat, zu erkennen, daß unſere Vernunft nichts von dem Ueberſinnlichen faſſen und erkennen könne, ſich noch unterfangen, in einer offenbar überſinnlichen Sache, ein entſcheidendes Urtheil fällen zu wollen? Die Vernunft iſt unſtreitig ein koſtbares Geſchenk Gottes, wenn ſie ſich innerhalb der Grenzen des Erkennbaren und der Sinnenwelt hält; allein ſo bald ſie ſich in das Feld des Ueberſinnlichen hineinwagt, befindet ſie ſich in einem ungeheuren Labyrinthe, ohne den Faden der Ariadne zu haben. Sie ſchwärmt hier unter Hypotheſen herum, und wird endlich beynahe unfehlbar ein Opfer des Irrthums.

Blos Vermuthungen dürfen wir über die Geiſterwelt wagen, inſofern uns nicht die Offenbarung einen gebahnten Weg zeigt. Dieſe Vermuthungen ſtützen ſich entweder auf die Offenbarung ſelbſt, oder auf eine gewiſſe leiſe Ahnung und innere Erfahrung, die von unſerer eigenen und geiſtigen Natur herrührt, oder endlich auf eine Analogie der Sinnenwelt, nach der nicht unwahrſcheinlichen Vorausſetzung, daß dieſe vielleicht nichts weiter, als ein Abdruck, eine wiewohl nicht überall getreue Copie der Geiſterwelt ſeyn möchte.

Alſo auch in Anſehung der Frage: Ob Geiſter ſich ſinnlichen Augen ſichtbar machen können; oder beſſer, ob wir, trotz unſerer Sinnlichkeit, geiſtiger Erfahrungen fähig ſind, können wir nur mit Vermuthungen fechten, und nirgends den Ton der Gewißheit annehmen. Wenn je einer berechtigt ſeyn könnte, mit einiger Gewißheit zu ſprechen: ſo müßte es ein ſolcher ſeyn, der ſich ſolcher Erfahrungen darüber bewußt iſt, die ihm untrüglich ſcheinen; und auch dann würde dieſe Gewißheit nur ſubjectiv bleiben, das heißt, er würde von keinem Andern fordern können, ſeine Erfahrungen für untrüglich zu halten. Dieſer Andre iſt aber dagegen eben ſo wenig berechtigt, jene Erfahrungen geradezu und ohne weitere Unterſuchung für ein Hirngeſpinſt zu erklären.

Dieſe Frage iſt in der That ſo wenig zur Entſcheidung reif, daß meines Bedünkens, ſogar die Vermuthungen für und wider ſich ziemlich das Gleichgewicht halten. Zum Beweiſe will ich nur drey Vermuthungen anführen, die den Geſpenſter-Erſcheinungen das Wort zu reden ſcheinen, und die, wenn ſie gleich ſich weder beweiſen laſſen, noch ſelbſt etwas beweiſen ſollen, doch wohl einige Aufmerkſamkeit verdienen. Die erſte dieſer Vermuthungen gründe ich auf die Offenbarung, doch kann ſie nur für diejenigen einiges Gewicht haben, welche dem altchriſtlichen Glauben zugethan ſind. Man will den Geiſtern mit einer ſo entſcheidenden Gewißheit, als wäre man genau mit ihrer Natur bekannt, die Fähigkeit abſtreiten, eine Körpernatur annehmen zu können, und doch lehrt uns die Offenbarung, daß Gott, der ein Geiſt iſt, in Chriſto die menſchliche, alſo eine ſinnliche Natur annahm. Warum ſollte ich es denn nicht als möglich annehmen können, daß auch ein weniger vollkommener Geiſt in einer willkührlich angenommenen ſinnlichen Natur, ſich mir darſtellen könne? — Ich weiß ſehr wohl, was ich wage, indem ich dieſe veraltete Fabel der chriſtlichen Mythologie« aufwärme; auch über mich wird man wahrſcheinlich das Urtheil ſprechen, daß ich in der Schriftauslegung um 50 Jahre zurück ſeye. Allein es ſey darum; ich bin nicht Theologe, und habe nie eine andre Schriftauslegung ſtudiert, als die von mir ſelbſt durchdachte.

Ich bekenne daher, daß meine Vernunft das hohe Geheimniß der Menſchwerdung Chriſti zwar unbegreiflich, aber doch wahrlich nicht ſich ſelbſt widerſprechend, und alſo ungereimt findet. Wie könnte ſie auch einen Widerſpruch in demjenigen finden, was ſie nicht verſteht, und niemals faſſen wird? Freilich ſoll ſich jedes denkende Weſen die Frage vorlegen: Warum glaubſt Du an etwas, das Du nicht verſtehſt? Auch mich habe ich daher allerdings forſchend geprüft, was mich bewegen könne, ein mir unbegreifliches Geheimniß anzunehmen. Es wäre wahrlich traurig, wenn ich keine andre Antwort dafür hätte, als daß mein Vater und Großvater demſelben Glauben zugethan geweſen; und ich finde es ſehr tadelnswürdig von einigen Altgläubigen, wenn ſie dem Zweifelnden keinen andern Glaubensgrund anzugeben wiſſen, als den: Du mußt Deine Vernunft unter den Gehorſam des Glaubens gefangen nehmen. In der That könnte aus dem nämlichen Grunde der Indianer für ſeinen Brama, und der Türke für ſeinen Mahomet, Glauben von mir fordern. Ein denkendes Weſen muß nie ſeine Vernunft gefangen nehmen, muß nie an irgend etwas glauben, ohne einen innern Beſtimmungsgrund dazu zu haben. Aber das heißt wohl nicht ſeine Vernunft gefangen nehmen, wenn man überhaupt an etwas glaubt, was ſie nicht begreift. Wir ſind überall dergeſtalt von überſinnlichen Geheimniſſen gleichſam umringt, daß man jederzeit, man mag ſich hinwenden, wohin man will, endlich etwas glauben muß, was der Vernunft immer gleich unverſtändlich bleibt. Der Naturaliſt glaubt doch noch immer einen Gott und deſſen Ewigkeit; der Gottesleugner muß entweder das *Ungefähr* als den Urheber aller Dinge annehmen, oder an die *Ewigkeit* der *Materie* glauben. Ich frage: Welcher von ihnen kann das, was er glaubt, mit ſeiner Vernunft faſſen und entwickeln? — Ohne einen Glauben deſſen, was unſerer Vernunft ein Geheimniß bleibt, kommen wir alſo nun einmal nicht weg, und es kommt demnach einzig *darauf* an: ob der Glaube, zu welchem wir uns beſtimmen, hinlänglich mit Gründen unterſtützt iſt. Denn ohne allen Grund an etwas glauben, dieß iſt der wahre Charakter des Aberglaubens, und ſo wie es der Charakter der Thorheit iſt, ohne allen Grund und Prüfung etwas zu verwerfen, oder zu leugnen. Der Philoſoph ſoll beide Klippen vermeiden.

Eine zweite Vermuthung gründe ich auf eine gewiſſe innere Erfahrung, die allen, oder doch den meiſten Menſchen gemein zu ſeyn ſcheint. Was iſt eigentlich der Grund der ſo gemeinen Geſpenſterfurcht? Was iſt das ſogenannte Grauen, das den beherzteſten Mann bisweilen unwillkührlich überfällt? Denn nichts iſt lächerlicher, als wenn ein Menſch ſich rühmt, gar nichts von dieſer Geſpenſterfurcht, oder von dieſem eigenthümlichen Grauen zu wiſſen, während er in dem nämlichen Augenblicke heimlich vor einer Erſcheinung zittert. Ich habe ſogar Menſchen geſehen, die mit ſichtbarem Grauen eine fürchterliche Geſpenſter-Geſchichte erzählten, die Zuverläſſigkeit des Geſchehenen verbürgten, und dann hinzuſetzten, daß ſie, *ihres* Theils, an keine Geſpenſter glaubten, ohne die Inconſequenz zu fühlen, deren ſie ſich ſchuldig machten. Was thut die Mode nicht? Sie kann den Menſchen dahin bringen, ſeinen innigſten Glauben zu verleugnen und aller Conſequenz Trotz zu bieten, blos um du bon ton zu ſeyn. Alle dergleichen Prahlereyen ſagen daher gar nichts; und nur wenige Menſchen, mit einem beſonders ſtarken Nervenbau verſehen, ſind in der That von Natur frey von dieſer Furcht, ſo wie von jeder andern. Einige andre haben ſich durch Nachdenken, oder mit Hülfe der Religion, aber nicht ohne Kampf, derſelben entledigt. Im Ganzen genommen aber iſt bloßes Vernünfteln noch bei weitem nicht hinlänglich, die ſo tief eingewurzelte, unwillkührliche Furcht vor Geiſtern in uns zu erſticken.

Ich weiß ſehr wohl, daß man den erſten Grund dieſer Geſpenſterfurcht lediglich in der Erziehung ſucht. Auch gebe ich gerne zu, daß eine thörichte Erziehung ſehr viel zur Vermehrung dieſer Geſpenſterfurcht beitragen kann. Allein den erſten Grund davon kann ich nicht in der Erziehung finden. Vielmehr habe ich gefunden, daß ſelbſt die beſte Erziehung nicht immer vermögend iſt, ſie ganz auszurotten. Es ſey mir erlaubt, hierüber nur einige Bemerkungen zu machen. Geſpenſter-Mährchen ſind nicht das Einzige, womit thörichte Ammen oder Wärterinnen ihre Zöglinge unterhalten. Sie ſchrecken ſie auch z. B. mit dem Bärwolfe, oder mit dem Knechte Ruprecht; ſie erzählen ihnen, daß ein Storch der Mutter die Kinder bringe und dergleichen mehr. Aber kaum fangen die Gedanken der Kinder an, ſich nur ein wenig zu entwickeln, ſelbſt noch ehe ſie deutliche Begriffe über dieſe Sachen haben, wiſſen ſie ſchon das alles zu würdigen, und es bleibt keine Spur eines Glaubens daran in ihrer Seele zurück. Man erzählt den Kindern Feenmährchen, und wo iſt wohl irgend ein verſtändiges Kind, welches an Feen glaubte, — ſich vor ihnen fürchtete? — Nur die Geſpenſter-Geſchichten machen einen ſo tiefen Eindruck in der Seele des Kindes, daß nichts in der Folge ihn zu verlöſchen vermag; — und ſelbſt der gebildete Mann, der die völlige Ueberzeugung von der Unmöglichkeit der Geſpenſter-Erſcheinungen erlangt zu haben glaubt, kann dennoch dieſen Eindruck nicht ganz in ſich vertilgen. Mich dünkt, dieſer ſonderbare Umſtand ſollte jeden unbefangenen Forſcher aufmerkſam machen. Scheint es nicht, daß das unwillkürliche Grauen bei dem Gedanken an einen Geiſt, einen beſonders tiefen Grund in unſrer Seele habe? Wie? wenn hier eine heimliche Ahnung der Verbindung und Gemeinſchaft zum Grunde läge, in welcher vielleicht unſer Geiſt, uns ſelbſt unbewußt, mit andern Geiſtern ſteht, und die uns wegen der Feſſeln der Sinnlichkeit, in denen wir gleichſam gefangen ſind, nicht deutlich wird. Daß eine ſolche, uns mehrentheils unbekannte Verbindung wirklich ſtatt finde, iſt in ſich gar nicht unwahrſcheinlich; denn warum ſollte nicht das Sprichwort: „Gleich und gleich geſellt ſich gern“, auch an Geiſtern ſich bewähren können? Ja es ſcheint ſogar, daß wiederum die heilige Schrift dieſe Vermuthung beſtätige, indem ſie ſich offendar auf eine Möglichkeit der Verbindung unſers Geiſtes mit dem Geiſte Gottes bezieht. Wir kennen unſern eigenen Geiſt nicht genug, um die Organe zu prüfen, durch welche er vielleicht mit andern Geiſtern in Gemeinſchaft ſtehen kann. Tägliche Erfahrung lehret uns, daß unſer Geiſt in einer höchſt genauen Verbindung mit unſerm Körper ſteht; obgleich auch dieſe unſrer Vernunft ein Räthſel bleibt. Wenn alſo eine Gemeinſchaft zwiſchen andern Geiſtern und dem unſrigen möglich iſt, wer bürgt uns dann dafür, daß es nicht Augenblicke geben könne, wo uns dieſelbe auf einmal deutlich wird, und zwar ſo deutlich, daß, vermöge der Gemeinſchaft unſres Geiſtes mit unſrem Körper, auch ſogar unſre Sinnlichkeit davon Eindrücke erhält?

Uebrigens wäre auch der Schluß nicht von aller Analogie entblößet, daß, ſo wie unſer Geiſt auf eine uns unerklärliche Art auf unſern Körper wirke, eben ſo auch ein andrer Geiſt einen ähnlichen Einfluß auf denſelben haben könne. Und endlich iſt noch ein dritter Fall möglich, nämlich, daß wir vielleicht gar nicht einmal unſrer Sinnlichkeit zur Erblickung eines Geiſtes bedürfen; ſondern mit den auf einige Augenblicke geöffneten Augen des Geiſtes ſehen, was wir mit ſinnlichen Augen zu ſehen wähnen. Freilich kommen uns dieſe Ideen ſeltſam und fremd vor, und wir ſind geneigt, ſie zu verwerfen, aber warum? Nur deßhalb, weil ſie außerhalb dem Kreiſe unſrer eigenen Erfahrung liegen. Aber daraus folgt keineswegs ihre innere Unmöglichkeit; denn wie oft iſt nicht ſchon das Menſchengeſchlecht durch ſpätere Erfahrungen belehrt worden, daß Dinge ſind, die man vormals für ſchlechterdings unmöglich hielt?

Man erzählt von einem gewiſſen Kaiſer von Marocco, daß er einſt einen europäiſchen Conſul als einen Lügner von ſeinem Hofe jagen ließ, weil er ihm erzählt hatte, daß man zu einer gewiſſen Jahreszeit in Europa die größten Laſtwagen über Flüſſe und Landſeen hinwegfahren könne. — Er ſchloß ganz richtig nach ſeiner Phyſik, allein er war dennoch in einem groben Irrthume; und ſo laufen wir alle Gefahr zu irren, wenn wir uns blos von dem Grundſatze leiten laſſen, daß Alles, was nicht in dem Kreiſe der hinlänglich beſtätigten Erfahrungen liege, unmöglich ſey. Was für einen Begriff kann ſich wohl der Blindgeborne von dem Sinne des Geſichts machen? Dennoch wird er die Möglichkeit deſſelben glauben, weil das einſtimmige Zeugniß aller ſeiner Mitmenſchen ſein inneres Gefühl überwältigt, welches jederzeit dieſem Glauben zuwider iſt. Man nehme aber an, daß die Menſchen faſt alle blindgeboren würden, und daß nur wenige Sehende unter ihnen wären, wie bald würden dieſe als Schwärmer, oder gar als Betrüger verſchrieen ſeyn? Worin fehlen hier die Blinden? Blos darin, daß ſie zu voreilig nach jenem Grundſatze ſchließen. Wie nun, wenn wir in moraliſcher oder geiſtiger Rückſicht in dem nämlichen Falle wären? Wenn nun einer oder der andere unter uns auftritt, und behauptet, mehr zu ſehen, als wir: ſo können wir freilich nicht wiſſen, ob er wirklich mehr ſehe, oder ob er ſich nur einbilde, mehr zu ſehen, und alſo ein Schwärmer, oder endlich, ob er nur vorgebe, mehr zu ſehen, und alſo ein Betrüger ſey; aber gerade, weil wir hierüber nicht entſcheiden konnten, dünkt es mich in ſolchen Fällen am gerathenſten, mit ſeinem Urtheile zu zögern, bis wir ſelbſt eine deutlichere Einſicht erlangen; weil die Vernunft da nicht entſcheiden kann, wo ihr die Erfahrung nicht zur Hand gehet. Dieß iſt, dünkt mich, der wahre Charakter der Demuth, welche Philoſophen, wie Voltaire und Friederich, fälſchlich darin ſuchten, wenn ſie den Menſchen verkleinerten, und den Abſtand zwiſchen ihm und der Gottheit vergrößerten. Nach dieſen Grundſätzen wird ſich alſo auch über die oben angeführten Ideen (die unſtreitig denkbar ſind, weil ſie keinen Widerſpruch in ſich ſchließen) nicht entſcheiden laſſen: ob ſie möglich ſind, oder nicht. Mehr habe ich aber nie behaupten wollen; denn ich werde mich wohl hüten, ihre Wirklichkeit erweiſen zu wollen. Mein Endzweck war nur zu zeigen, daß, weit gefehlt, daß man Geiſtererſcheinungen für ſchlechterdings unmöglich erklären könnte, die Möglichkeit derſelben ſich vielmehr auf ſehr verſchiedene Art denken laſſe.

Ich komme ferner zu der verſprochenen dritten Vermuthung. Dieſe gründe ich auf die Analogie, welche ſich mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit zwiſchen der Sinnen- und der Geiſterwelt annehmen läßt. Sehr wahrſcheinlich geht in der Geiſterwelt, ſo wie in der Sinnenwelt, alles nach gewiſſen Geſetzen, und es muß eine Naturlehre der geiſtigen Natur geben, wie es eine Naturlehre der ſinnlichen Natur gibt. Wenn wir jene, die allein mit Recht den Namen der Metaphyſik führen würde, nicht ſtudiren können: ſo iſt lediglich die Beſchränktheit unſerer Vernunft daran Schuld. Vermuthen aber läßt ſich Manches, beſonders wenn wiederum eine gewiſſe innere Erfahrung, die von unſerer eigenen geiſtigen Natur herrührt, unſere Vermuthungen zu beſtätigen ſcheint. So z. B. ſehen wir, daß die beyden Hauptgeſetze in der ſinnlichen Natur, nächſt der Impulſion, die Attraction und die Verwandtſchaft ſind. Vielleicht könnten wir dieſe Geſetze, mutatis mutandis, in der Geiſterwelt wieder finden. Dieſes Vielleicht wird nicht etwa durch die bloße Behauptung widerlegt: daß die Attraction, ſo wie die Undurchdringlichkeit, ihren Grund bloß in der Materie habe; denn dieſes gilt nur von der uns bekannten phyſiſchen Attraction, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß die magnetiſche Kraft in der Geiſterwelt, wenn ſie hier wirklich Statt findet, der Geiſternatur angemeſſen ſeyn müſſe. Es läßt ſich begreifen, daß nicht alle Geſetze der ſinnlichen Phyſik auf die Geiſterwelt anwendbar ſeyn können, weil die Materie immer ihr Eigenthümliches behält, welches ſie vom Geiſtigen unterſcheiden muß. So z. B. können die Geſetze der Undurchdringlichkeit und der Theilbarkeit keine Anwendung in der Geiſterwelt finden, weil ſie der Natur eines Geiſtes geradezu widerſprechen würden, indem ſie ſchlechterdings den Begriff des Raumes vorausſetzen, welcher bey einem Geiſte nicht gedacht werden kann. Dahingegen liegt gewiß nichts Unwahrſcheinliches in dem Gedanken: daß wir vielleicht manche andere phyſiſche Geſetze nur deßhalb in der ſinnlichen Natur entdecken, weil ſie ihren erſten Grund in der geiſtigen Natur haben, aus welcher die ſinnliche erſchaffen wurde. Vielleicht gehört nun die eben erwähnte magnetiſche Kraft mit zu dieſer Anzahl. Wenigſtens widerſpricht der reine Begriff des Anziehens und Zurückſtoßens, keinesweges dem Begriff eines Geiſtes, indem er weder Raum noch Materie als nothwendig vorausſetzt. Wenn man ſich etwa einbilden ſollte, daß der Begriff des Anziehens eine Annäherung im Raume; und der Begriff des Zurückſtoßens, eine Entfernung im Raume nothwendig vorausſetze: ſo iſt dieſes nichts weiter, als eine Täuſchung, die daher rührt, weil wir überhaupt, bei unſerer eingeſchränkten Vorſtellungskraft, unvermögend ſind, uns einen deutlichen Begriff von dem Daſeyn eines Weſens und von der Mitexiſtenz mehrerer Weſen. auſerhalb des Raumes zu machen. Wir ſind immer geneigt uns einzubilden, daß Alles, was da iſt, auch an einem gewiſſen Orte, und in einer gewiſſen Zeit daſeyn müße, weßhalb ſelbſt Philoſophen Raum und Zeit die Abstracta Existentiae genannt haben, bis die kritiſche Philoſophie Licht in der Sache gab. Ebenſo ſind wir geneigt, uns zu überreden, daß Annäherung und Entfernung unter Geiſtern nicht anders, als im Raume ſtatt finden könne; allein wenn eine Mitexiſtenz der Geiſter außerhalb des Raumes möglich iſt, von der unſre Vernunft nichts begreift: ſo iſt auch eine geiſtige Annäherung und Entfernung unter ihnen außerhalb des Raumes möglich, von der wir uns eben ſo wenig einen deutlichen Begriff machen können.

Die Vermuthung nun, daß es wirklich eine magnetiſche Kraft in der Geiſterwelt gebe, ſcheint uns allerdings eine gewiſſe innere Erfahrung zu beſtätigen; ich meine die alltägliche Erfahrung, die wir bei Freundſchaft und Feindſchaft, bei Liebe und Haß machen. Scheint es nicht, als ob ſich unſer ganzes Weſen zu dem Gegenſtande unſerer Liebe hingezogen fühle? Nur die Feſſeln, die unſern Körper an Raum und Zeit binden, ſcheinen uns bisweilen abzuhalten, dem allgewaltigen Zuge zu folgen. Iſt aber dieſer Gegenſtand unſerer Liebe nun vollends körperlich gegenwärtig, dann möchten wir ihn gerne ganz mit uns vereinigen; wir drücken ihn an unſer Herz. In der That, was könnte anders der Grund der heftigen Umarmungen ſeyn, als das innerſte Verlangen unſers Geiſtes nach gänzlicher Vereinigung? Aeußert alſo hier die Liebe nicht eine wirkliche magnetiſche Kraft? Wenn man nun annimmt, daß durch den Tod unſer Zuſtand nur inſofern abgeändert wird, als wir unſerer ſinnlichen Natur beraubt werden, ohne daß irgend eine weſentliche Veränderung in unſern Geſinnungen, in unſern Neigungen, und in unſern Leidenſchaften vorgeht: ſo läßt ſich nicht einſehen, warum nicht zwiſchen einer abgeſchiedenen Seele und einem noch lebenden Menſchen, das nämliche geiſtige Verhältniß, z. B. das der Liebe, ferner eben ſo wechſelſeitig Statt finden könne, als es zu Lebenszeit der erſten Statt fand. Nichts trennt die beiden Liebenden, als die freilich ungeheure Kluft der Sinnlichkeit. Allein wer bürgt uns dafür, daß nicht die anziehende Kraft der Liebe mächtig genug werden könne, um auf einige Augenblicke dieſen Nebel der Sinnlichkeit zu zerſtreuen? Wer mag es berechnen, was der Menſch vermag, wenn er mit der ganzen Kraft ſeines Geiſtes (deſſen wunderſame Thätigkeit uns bei andern Gelegenheiten in Erſtaunen ſetzt, wenn einige von den uns unbekannten, und gleichſam ſchlafenden Triebfedern deſſelben, plötzlich durch irgend etwas erweckt werden) jener geliebten abgeſchiedenen Seele entgegenſtrebet? Wie oft betreffen wir nicht den menſchlichen Geiſt auf unleugbaren Thatſachen, wo er ganz unerklärliche Kräfte und Fähigkeiten an den Tag legt, die nicht von ſeiner Willkühr abzuhängen ſcheinen, ja deren er ſich nicht einmal bewußt iſt! Das auffallendſte Beiſpiel hiervon gewährt der Somnambule. Gewiß, wer je einen Somnambulen geſehn und beobachtet hat, wird es ſich nicht mehr herausnehmen wollen, etwas darüber zu entſcheiden, was der menſchliche Geiſt vermöge, oder nicht vermöge. Etwas Aehnliches findet man oft in höchſt wunderbaren Träumen. Derjenige, der jeden Traum als nichts bedeutend zu verwerfen gewohnt iſt, bloß, weil es die Mode ſo will, giebt zwar Alles ohne Unterſchied dem Zufalle Schuld: allein er bedenkt nicht, daß ein ſolcher Zufall oft viel wunderbarer ſeyn würde, als die Sache ſelbſt. Warum ſollten wir nicht lieber eingeſtehen, daß es gewiſſe geheime Kräfte unſerer Seele gibt, deren Geſetze wir ſchlechterdings nicht kennen, weil ſie zu tief in unſerer geiſtigen Natur verborgen liegen? Mancher aufgeklärte Weltweiſe hat dieß nicht in Abrede geſtellt. Selbſt Cicero legte unſerer Seele ein Ahnungsvermögen bei. Müſſen wir aber eingeſtehen, daß die Seele verborgene Kräfte und Fähigkeiten beſitze, von denen wir wenig oder gar nichts wiſſen: was berechtigt uns denn, keck zu behaupten, daß die Fähigkeit nicht in ihr liegen könne, ſchon in dieſer Welt, wenn auch nur auf Augenblicke, ſich in das Geiſterreich hinein zu ſchwingen? Dieß mag willkührlich oder unwillkührlich geſchehen, verderblich oder heilſam ſeyn; ich weiß nichts davon; allein die Unmöglichkeit davon ſehe ich nicht ein.

Sehen Sie, Freund, ſo wage auch ich mich einmal in das Feld der Hypotheſen, nicht, um irgend eine Gewißheit darauf zu gründen; auch nicht, um Ihnen Artikel meines Glaubensbekenntniſſes vorzulegen; ſondern nur, um es ſo anſchaulich als möglich zu machen, daß ſich nur wenig Beſtimmtes und Zuverläſſiges über die ganze Sache ſagen läßt, und um zu zeigen, daß es vielleicht eben ſo ungerecht ſey, denjenigen, der ſich nach Gründen, die ihm genügen, berufen fühlt, an Geſpenſter zu glauben, einen Abergläubigen zu nennen; als es gewiß höchſt thöricht und lächerlich iſt, denjenigen, der dieſem Glauben nicht beypflichten kann, einen Ungläubigen und Religionsfeind zu nennen.

Wäre es nicht endlich einmal Zeit, daß wir die Verſchiedenheit der Meinungen, die bei der Beſchränktheit unſerer Vernunft ſo natürlich iſt, kein Hinderniß des Friedens unter den Menſchen mehr ſeyn ließen? Möchten doch die ſogenannten Orthodoxen einmal aufhören, die jenigen, die nicht ſo glauben wie ſie, des Irrthums zu beſchuldigen! — Möchten aber auch die ſogenannten Neologen einmal anfangen, in die von ihnen mit Recht angeprieſene Duldung auch diejenigen ihrer Brüder mit einzuſchließen, die, es ſey aus wahrer Schwachheit des Geiſtes, oder aus Gründen, etwas mehr glauben, als ſie. Mit dieſer Toleranz, der erſtgeborenen Tochter der Liebe, verträgt es ſich aber keineswegs, wenn man das Inquiſitionsgericht des Spottes, der Ironie, oder der Verachtung über diejenigen ergehen läßt, die einem ſolchen Glauben zugethan ſind.

Im Morgenblatte Nr. 229 vom 24. Sept. 1832 ſagt der bekannte Dr. Nürnberger:

„So zart ſind die Relationen zwiſchen der Geiſterwelt und der materiellen, daß die greifbare Gewißheit niemals erlangt werden kann, und daß daſſelbe Faktum des Hereinleuchtens der erſtern in die letztere von zwey verſchiedenen Auslegern meiſtens auch ganz verſchieden interpretirt wird. Ja, vielleicht gibt es Naturen, welche demjenigen, was ich Traum im höheren Sinne nenne, oder einem Ahnungseindruck ganz unzugänglich ſind; und es erſcheint alſo in der That vollkommen unnütz, ſich über Materien dieſer Art in einen Streit einzulaſſen, der durch Argumentation nun einmal ſchlechterdings nicht entſchieden werden kann. Der Sinn für die Geiſterwelt könnte ein eigener ſeyn, z. B. gleichwie das Geſicht; und ſo vergeblich es ſeyn würde, einem Blinden, dem alſo letzteres fehlt, auch nur einen Begriff von der blos dadurch auffaßbaren Seite der Natur beyzubringen, ebenſo ganz umſonſt würde man ſich vielleicht bemühen, einem, des erſten Organs nicht theilhaftig gewordenen, Weſen Ideen anzueignen, für welche daſſelbe keine Perceptionsfähigkeit beſitzt — — — — In der That, Demonſtrationen ſind in allen denjenigen Fällen überflüſſig, in welchen es ſich nur um Gefühlsgegenſtände handelt. Unſer Erkenntnißvermögen ſpaltet ſich auf das Beſtimmteſte in zwey Richtungen, auf deren einer mit dem rechnenden Verſtande fortzukommen iſt, während die andere in ein matt erhelltes Gebiet führt, deſſen geheimnißvolles Zwielicht kein bloßer Verſtand der Verſtändigen durchdringt. Die Relationen zwiſchen der Geiſterwelt und der Welt der Körper namentlich ſind für den dreiſten Blick jenes reinen Calculs nicht geeignet, und gleichwie das Auge des Kurzſichtigen in dunkler Nacht noch Gegenſtände erkennt, die ſich dem Scharfſichtigen entziehen, ſo kann die Schärfe des geiſtigen Vermögens ſelbſt ein Hinderniß dieſer beſondern Wahrnehmung werden. Eins nur ſteht hinſichtlich dieſer Relation unbezweifelt feſt: es gibt — und ich beziehe mich auf alle Leſer — Niemand, welcher ſich, zumal unter den dieſe Diſpoſition begünſtigenden Umſtänden ſtiller Mitternacht, tiefer Einſamkeit u. ſ. w. bey Verfolgung der hier angeregten Gedanken eines geheimen Schauers ganz erwehren konnte. Das leiſeſte Geräuſch, deſſen Grund ſich uns nicht alsbald ſinnlich offenbart, erſcheint unter ſolchen begünſtigenden Umſtänden als ein Herüberſchall aus fremder, geheimnißvoller Region, von deren Exiſtenz, gleich einer verklungenen Sage, eine Reminiſcenz oder Ahnung in unſerer tiefſten Bruſt lebt. Entſprechen muß dieſem unvertilgbaren und unwiderſtehlichen Gefühle eine gewiſſe Realität, wenn ſich gleich über deren eigentliche Natur durch Anwendung jenes erſteren Seelenvermögens nichts ſogenanntes Wiſſenſchaftliches feſtſetzen läßt.«

Lord Byron als Doppelgänger.

In Byron's Lebensgeſchichte lieſt man:

„Es verbreitete ſich im Jahre 1820 das Gerücht, Byron ſeye nach London zurückgekehrt, ja, ſein Buchhändler und Verleger will ihn ſelbſt geſehen haben und ſchickt ihm deshalb keine Reviews und Bücher, worüber Byron ganz toll und wild wird. Murray führt zu ſeiner Entſchuldigung an, daß einer, der ihn auch wolle geſehen haben, darüber eine Wette von 100 Guineen eingegangen ſey, und nun erzählt ihm Byron dagegen Folgendes:

„„Mir erzählte 1811 Peel der irländiſche Staats-Secretär, früher mein Schulkamerad, daß er mir 1810 wie er ſich einbildete in der St. James-Straße begegnet ſey, doch giengen wir einander vorüber, ohne uns anzureden. Er erwähnte dieſer Begegnung gegen Andere, die ſie für unmöglich erklärten, weil ich mich in der Türkey befände. Zwey oder drey Tage ſpäter zeigte er ſeinem Bruder jemand an der andern Seite des Wegs und ſagte: Der iſt's, den ich für Byron hielt; aber er iſt es ja, und niemand anders, erwiederte dieſer.““

»»Doch das iſt nicht alles. Ein anderer ſah auch, wie ich meinen Nahmen auf die Liſte der Nachfragenden nach des Königs Geſundheit ſchrieb, der damals wahnſinnig geworden war. Nun rechnete ich aus, ſo weit das möglich war, daß ich damals an einem heftigen Fieber in Patras darnieder lag, welches ich mir von der Malaria in den Sümpfen bey Olimpia zugezogen hatte. Wenn ich geſtorben wäre, hätte das für Sie eine neue Geiſtergeſchichte abgegeben. Es wird Ihnen ſehr leicht werden, von Peel die genaue Beſtätigung dieſer Geſchichte zu erfahren, der ſie umſtändlich erzählte, und ich wollte, Sie befrügen ihn darum, weil ich ſolche Dinge nicht gerne ohne Autorität erzähle; ich bin meiner Sache nicht gewiß, ob man nicht gar mit mir ſprach, doch könnten Sie das auch erfahren. Wahrſcheinlich theilen Sie Lucretius Anſicht (der die Unſterblichkeit der Seelen leugnete), der verſichert, daß oft, was ſich von der Oberfläche der Körper ablöſe, zuſammenhält wie die Haut einer Zwiebel und dann, ſelbſt getrennt von dem Körper ganz geſehen würde, ſo daß die Form und der Schatten der Verſtorbenen ſowohl wie der Lebenden wahrgenommen wurden.««*)

»Aber wenn Sie nun auch geſehen werden, erblickt man Ihre Röcke und Weſten dann ebenfalls?«

---

*) Lucrez, der an keine Unſterblichkeit der Seele glaubte, mußte zur Erklärung des Erſcheinens Verſtorbener, das er ſeines Glaubens ungeachtet doch nicht leugnen konnte, eine ſolche lächerliche Hypotheſe an den Haaren herbeyziehen.

„Ich zweifle nicht, daß wir durch irgend einen uns unbekannten Proceß dem Schein nach doppelt da ſeyn können, aber welcher von den beyden ich in dieſem Augenblick zufällig wirklich bin, überlaſſe ich Ihnen zu entſcheiden. Das einzige, was ich hoffe und wünſche, iſt, daß mein zweytes Ich ſich wie ein Gentelmen beträgt."

Ein Wort
über
Kaſpar Hauſer.

Nach dem was über Kaſpar Hauſer ſeither bekannt geworden iſt, ſtellte er bey ſeinem Erſcheinen in Nürnberg ein höchſt merkwürdiges Beyſpiel eines reinſeeliſchen, kindlich thieriſchen Menſchen von ſehr guter natürlicher Art, ein Beyſpiel der iſolirten Vernunft eines Kindes dar, deſſen Organe ſich bereits zum Jünglingsalter entwickelt hatten. Durch ſeine Vereinzelung und einfache Lebensart war der Ausbruch des Böſen bey ihm zurückgehalten, er war von aller Bekanntſchaft damit, von allem Reiz dazu abgeſchnitten, ſein weiches Gemüth fügte ſich leicht in die ihm vorgeſchriebene Ordnung, und ſo bewahrte es auf alle Weiſe ſeine Unſchuld, wie ein in der Welt erzogenes Kind es nie vermag. Man folgere daraus nichts für die natürliche Güte des Menſchen überhaupt; die natürliche Sündhaftigkeit oder Sündefähigkeit wohnt ſo gewiß in einem Jeden, als die Brennbarkeit in einem brennbaren Stoff, der aber nicht brennen wird, ſo lange man ihn ſorgfältig verſchließt. Und ſo wie es Selbſtzünder gibt, ſo offenbart ſich auch bey Kindern der Trieb zum Böſen oft ja mehrentheils ganz von ſelbſt, und es iſt die Frage, ob nicht bey längerer Verſperrung des gutmüthigen Hauſer ſich auch an ihm Spuren der großen Erbkrankheit entdeckt hätten, wäre es auch nur durch Widerſpenſtigkeit gegen ſeinen Ernährer geweſen, der ihm, wenn man ſeine Anſprüche als Menſch und deren Vorenthaltung auf einen Augenblick hinwegdenkt, eigentlich nichts Böſes anthat, wie Hauſer ſelbſt erkannte, ihn weder peinigte, noch ihm etwas entzog, wonach er hätte verlangen können. Dieſe Frage iſt zuverläſſig mit Ja zu beantworten. Und da eine langjährige Gewöhnung allezeit bleibende Folgen hat, ſo war Hauſers Geſchick inſofern ein günſtiges, als er wenigſtens bis in ſein 17tes Jahr allem böſen Einfluß von außen unzugänglich und in der Erſtorbenheit der übeln Neigungen der menſchlichen Natur verblieben war. So ſcheußlich demnach das Verbrechen ſeiner Gefangenhaltung, leiblichen und geiſtigen Verkrüppelung immerhin ſeyn mag, ſo möchte man doch bedauern, daß ihm, wenn er ſich über die verlorene Jugendzeit betrübte, die Sache nicht von dieſer Seite zum Troſt ſcheint vorgeſtellt worden zu ſeyn. Uebrigens, wovon hier mit Wenigem eigentlich die Rede ſeyn ſoll, zeigte K. Hauſer an ſich, was man nie ſo rein ſelbſtſtändig findet: die ganze indifferente, weder vom erwachten Verſtand emporgehobene, noch von körperlichen Potenzen unterdrückte Vernunft der Seele in einem menſchlichen Organenſyſtem; woraus deutlich wird ſeine große Empfindlichkeit für die Dinge der Außenwelt und für ihre innerſten, uns meiſt unwahrnehmbaren Kräfte, die Stärke des niedern Seelenvermögens bey ihm, beſonders des Gedächtniſſes, ſein durchaus ſinnliches, wenn auch als ſolches ſehr geſundes, Urtheil, und ſein Mangel an Empfänglichkeit für geiſtige Begriffe. Es iſt hier immer nur vom Anfang ſeines Lebens in der Freyheit die Rede. Seine einfache Koſt und alle leibliche und geiſtige Entbehrungen hatten beygetragen, die Seele an ihm als Seele, jedoch eines Menſchen, in einem möglichſt unvermiſchten Zuſtande zu erhalten, und ihr nichts zu laſſen oder zu geben, als ſich ſelbſt und ihre ſinnliche Vernehmungsgabe, die, als er in die Welt kam, nackt hervortrat. Die der Seelenvernunft gleichfalls eigene Wahrnehmung deſſen, was gar nicht in die äußern Sinne fällt, äußerte ſich bey K. H. allerdings auch, aber nur in Träumen oder dunkeln Vorempfindungen. Ganz richtig fing Profeſſor Daumer ſeinen Unterricht über das Daſeyn und Weſen Gottes bey ihm mit Bildern aus der ſinnlichen Natur an, indem er ihn auf das in ihm denkende und handelnde Unſichtbare aufmerkſam machte, und ihn aus der gleichzeitigen Bewegung ſeiner beyden Arme überzeugte, daß Gottes unſichtbare Macht auf einmal an verſchiedenen Orten wirkſam ſeyn könne. Wohl mögen dagegen andre theologiſche Geſpräche, die ſchon geiſtige Begriffe bey ihm vorausſetzten, ihm unverſtändlich und für ihn zurückſtoßend geweſen ſeyn; wenn ſie auch vielleicht nicht völlig verdienten, was Hr. v. Feuerbach in ſeiner Schrift »Kaſpar Hauſer« (Ansbach b. Dollfuß. 1832) dieſer Facultät und der mediciniſchen aus den Bemerkungen Kaſpars zuſpendet, welcher glücklicherweiſe noch keine nähere Bekanntſchaft mit der juriſtiſchen Facultät gemacht hatte. Wenn Hr. v. F. (S. 119 f.) ſagt: »Aus dieſem Wenigen mag man ſchließen, wie es vollends mit der poſitiven Religion, mit der chriſtlichen Dogmatik, mit dem Geheimniß der Verſöhnungslehre und andern dergleichen Lehren ſtand, worüber ſeine Aeußerungen anzuführen ich mich gern enthalte« — wenn er ſagt, daß H. ſich in Kirchen übel gefühlt, die Crucifixe ihm Schaudern erregt, weil ſeine Vorſtellung den Bildern Leben verliehen, das Singen und Predigen ihm als ein widriges Schreyen vorgekommen ſey: ſo haben wir hierin nichts als das natürliche ſeeliſche Urtheil, dem alles Geiſtige oder Geiſtliche paradox iſt (1 Kor. 2, 14), wenn es auch aus einem unſchuldigen Gemüthe kommt, wie bey unſern abgefallenen Chriſten nicht, ſondern bey ihnen vielmehr aus einem ſchuldbewußten und feindſeligen. Wenn endlich Hr. v. F. ſagt (S. 141 f.), K. H. ſey bey Zeit den Ammenmährchen der Wärterinnen entrückt geweſen, habe daher eine von jedem Aberglauben freye Seele auf die Welt des Lichts mitgebracht, »über den Glauben an Geſpenſter ſpotte er als über die unbegreiflichſte aller menſchlichen Albernheiten«: ſo haben wir auch hier nichts anders als ein ſinnliches Urtheil, das nie berichtigt worden iſt, wie das von dem unſichtbaren Gott, und das uns hoffentlich ſo wenig wird zur Maaßnahme für unſer Urtheil dienen ſollen, als die offenbaren »Albernheiten« des guten Kindes Kaſpar. Denn ſonſt müſſen wir auch gleich ihm den Katzen befehlen, mit den Pfoten zu eſſen, den Ochſen, ſich nicht auf die Straße ſchlafen zu legen u. ſ. w. Wäre er beſtimmt oder organiſirt geweſen, Eindrücke jener Art aus der unſichtbaren Welt zu empfangen, ſo würde er in der Hinſicht ſeinem Biographen vermuthlich ſelbſt zum Spott geworden ſeyn, anſtatt daß derſelbe jetzt, hinter ihm verſteckt, Pfeile gegen die »menſchlichen Albernheiten« verſchießt, die Kaſpar nicht getheilt habe. Die ſogenannten Geſpenſter ſind Weſen aus einem eigenen Naturreich, welcher Reiche es ſogar noch mehr außer unſerm Sinnenreiche gibt, das an ſich ſchon mit Fragen anfängt, endigt, umſchloſſen und überall durchdrungen iſt. Albernheit iſt daher vorzüglich die Unwiſſenheit, welche den gelehrteſten Weltmenſchen bewohnen kann.

— v —

Parallelen
zwiſchen
Kaſpar Hauſer
und
# der Seherin von Prevorſt,
beſonders
in phyſiſcher Hinſicht.

Wie bey der Seherin von Prevorſt an der Seele Statt die geſtaltenden und bewegenden Kräfte der äußern Natur auf den verlaſſenen, noch lebensempfänglichen Leib einwirkten, die Kräfte, welche den Stein gebildet oder der Pflanze und dem Thiere ihr Wachsthum gaben, ſo geſchah es auch bey jenem von früher Kindheit auf von der Außenwelt gewaltſam abgeſchloſſenen **Kaſpar Hauſer.** Auch in ihm veranlaßte in den erſten Monaten, als er mit der Außenwelt wieder vereinigt wurde, der Geiſt der Steine, Metalle und Pflanzen ähnliche Gefühle und Erſchütterungen, wie in jener Magnetiſchen. Von Metallen fühlte er ein beſonderes Ausſtrömen in ſich. Tabaksfelder, die auf gewöhnliche

Menſchen keinen Einfluß äußerten, waren ihm unerträglich; die Nähe eines Kirchhofes, die er auf bedeutende Entfernungen hin fühlte, erregte ihm Bruſtſchmerzen; ein Tropfen Fleiſchbrühe verurſachte ihm Fieber. Den Einfluß mancher Menſchen, namentlich ſtarker Männer, beſchrieb er als einen Zug in ſich hinein, der ſich durch Kaltwerden, kalten Schweiß und Zuckungen ausſprach. Auch auf ihn waren Töne von gleicher Einwirkung wie auf die Seherin, und Hr. v. Feuerbach *) ſagt in dieſer Beziehung von ihm: »waren die letzten Töne (einer Muſik) ſchon verhallt, blieb er noch lauſchend und unbeweglich ſtehen, gleichſam als wolle er die letzten Schwingungen dieſer für ihn himmliſchen Laute in ſich aufnehmen, oder als habe die Seele ihren Körper in Erſtarrung zurückgelaſſen, um dieſen Klängen nachzuziehen.«

Bey Tönen von Glocken ſagte die Seherin von Prevorſt oft, als die Glockentöne für andere Hörer ſchon längſt verhallt waren, ſie höre noch immer tönende Schwingungen, die andre nicht mehr vernahmen, und die von äußerſter Zartheit und Wohllaut ſeyen.

So war es auch bey Kaſpar Hauſer, er ſtund, als die letzten Töne ſchon verhallt waren, noch immer lauſchend, nicht als wolle er »die letzten Schwingungen dieſer für ihn himmliſchen Laute in ſich aufnehmen, oder als habe die Seele ihren Körper in Erſtarrung zurückgelaſſen, um dieſen Klängen nachzuziehen«, ſondern weil

---

*) S. v. Feuerbachs Kaſpar Hauſer.

ſein geſchärfter Sinn, wie der der Seherin von Prevorſt, da noch immer tönende Schwingungen hörte, wo für andere Ohren mit gewöhnlichem Gehörſinn ſchon längſt keine mehr hörbar waren.

Merkwürdig iſt, daß der Mond die gleiche Einwirkung auf Kaſpar Hauſer wie auf die Seherin von Prevorſt hatte. Herr Profeſſor Daumer ſagt in ſeinen vortrefflichen Mittheilungen über Hauſer: »Wenn er den Mond mehr als flüchtig anſah, ſo fror ihn durch den ganzen Leib, und Bewegungen des Schauders waren an ihm bemerkbar. Auch als er ihn in ſehr warmer Jahreszeit, noch zu Anfang des Auguſt oder ſpäter, wie einmal im Oktober, den Vollmond vom geheizten Zimmer aus, in dem er ſich ſchon lange Zeit befunden hatte, betrachtete, erregte er in ihm Froſt und Schauer.« *)

Und ſo ſteht in der Seherin von Prevorſt, 1. Theil, 1. Auflage 1829. »Sah Frau H. den Mond an, ſo erregte er in ihr Gefühl von Traurigkeit, **Kälte** und Schauer.« So ſagte Frau H. auch bey der Erklärung jener Kreiſe (1. Th. S. 227) bey dem zweyten Ring, den ſie als den Mond bezeichnete: »Im zweyten Ring war es mir kalt und ſchaudernd, es muß eine kalte Welt ſeyn«, und weiter unten ſagt ſie daſelbſt: »Der Ring, wo ich die **Kälte** fühle, iſt nichts anders als der wirkliche Mond.«

Wie bey der Seherin, war auch bey Hauſer magnetiſcher Einfluß von Erfolg, je nach der Perſon, die ihn ausübte; denn er fühlte wie die Seherin das Pſychiſche und das Phyſiſche im Menſchen.

---

*) Mittheilungen über Kaſpar Hauſer von Profeſſor Daumer. 1832. S. 20.

In der Geſchichte der Krankheit, die auf ſeine gewaltſame Verwundung erfolgte, erzählt Herr Profeſſor Daumer (S. 65 ſeiner Mittheilungen):

»Als er noch nicht lange zu ſich gekommen war, und Jemand, den Mesmerismus anwendend, ihm mit den Händen die Bruſt herunterzuſtreichen anfieng, bewog ich dieſen zwar ſogleich, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen, dennoch klagte der Kranke darauf über Vermehrung der Schmerzen, und hatte bald wieder einen Paroxismus. Bald bot ſich mir jedoch eine Gelegenheit dar, den Mesmerismus mit großem Nutzen in Anwendung zu bringen, indem ich unter den zu Wärtern und Wächtern beſtellten Männern einen fand, der allem Anſchein nach rein, geſund und ſehr robuſt, dabey wohlwollend gegen Hauſer geſinnt, mir hiezu tauglich ſchien. Ich ließ ihn die Hände auf die mit einem wollenen Wams bekleideten Arme Hauſers legen, worauf Linderung der Schmerzen und allgemeines Wohlſeynsgefühl erfolgte. Das zweyte Auflegen hatte Einſchläferung und den erſten erquickenden Schlummer zur Folge. Den folgenden Abend machte ein kurzes Auflegen der Hände jenes Mannes, daß er uriniren konnte, was er ſonſt bei vielem Trinken zu ſeiner Beſchwerde nicht ſobald vermochte. Bald darauf fiel er, wie den vorigen Tag, in einen kurzen erquickenden Schlummer, worauf ihm um recht vieles beſſer war. Auf der bloſen Hand konnte er des Mannes Hand nicht leiden, auch nicht auf der bekleideten Bruſt, die jetzt der ſchmerzlichſte Theil des Körpers war. Die Auflegung auf den untern Theil der Arme aber zog nach ſeiner Ausſage die Schmerzen von der Bruſt hinweg, eine ſpäter öfters vorkommende Erſcheinung.«

»Als der Mann einmal mit der Hand ein wenig herabdrückte, fieng Hauſers Hand zu zittern an, und es entſtand Kopfſchmerz. Ein erneuertes ruhiges Auflegen ließ beydes faſt ſogleich verſchwinden. Auch dieſes Auflegen jedoch durfte nicht lange und nur nach Wunſch des Kranken geſchehen, wenn es ihm wohlthätig ſeyn ſollte. Verſchwinden der Müdigkeit, leichteres Uriniren, Schlaf und Linderung der Schmerzen war fortwährend die Folge dieſes Auflegens.«

»Vorzüglich wohlthätig war es ihm, dem Mann in die Augen zu ſchauen, was er oft ſehr lange that. Schon ein kurzes Anblicken verminderte ihm die Lichtſcheu der Augen.« (Auch die Seherin von Prevorſt bediente ſich des Schauens in anderer Augen, namentlich in die nervenſtärkerer Perſonen, als eines Heilmittels für ſich.)

»Eine Perſon, die eine Zeit lang an ſeinem Bette ſtand, empfand er ſehr übel und bekam dadurch Aufſtoßen mit Heraufkommen bittern Waſſers aus dem Magen.« (Wahrſcheinlich war dieſe Perſon eine am Magen leidende, und ſie erweckte in Hauſer ähnliches Leiden. So hatte bekanntlich auch die Seherin von Prevorſt ein außerordentlich zartes Gefühl für die Krankheitsgefühle Anderer.) »Von einer Katze empfand er Ziehen, dann unangenehmes Abſtoßen. Als er in den Spiegel ſchaute empfand er in der Wunde und in den Augen ein ſtarkes Ziehen zum Spiegel; es war ihm, als ſtürze Blut aus der Wunde, und im Körper fühle er Froſt. Das Queckſilber des Spiegels bewirkte dieß. Bey Hauſer wirkte oft die Annäherung eines Fingers an das verſchloſſene Arzneygläschen ſo viel, oder noch mehr und auffallender, als bey gewöhnlichen Kranken das Einnehmen einer gewöhnlichen Arzneygabe zu wirken pflegt.«

Wie bey der Seherin war auch bey Hauſer die Wirkung der Mineralien hauptſächlich in der linken Hand ausgezeichnet.*) Wie bey ihr, war auch bey ihm das Ahnungsvermögen ſehr geſteigert, wovon hauptſächlich die Vorausahnung des Mordverſuches, der an ihm gemacht wurde, ein Beyſpiel iſt.

»Nach den beſtimmten Angaben Hauſers fieng die Ahnung am Montag und Dienſtag vor dem Sonnabend, an welchem die That geſchah, ſich zu regen an, und trat am Mittwoch mit voller Beſtimmtheit ein. Es befiel ihn des Morgens Angſt und Froſtſchauder, mit der Vorſtellung verbunden, es werde jemand kommen und ihn umbringen. Dieſes Gefühl hatte er die vier Tage lang bis zur Begebenheit, und wenn es ihn verließ, ſo kam es doch nach einer halben oder ganzen Stunde wieder. Wenn er allein im Zimmer war, kam es ihm vor, als ſeye ein (unbeſtimmter) Mann darin, auf der

---

*) So hütete er ſich auch wegen Schmerzlichkeit der Empfindung ſeine linke Hand in die Hand eines Andern zu legen.

Straße, als gehe ihm ein Mann nach, nach welchem er ſich auch umſah. Am Sonnabend Vormittags vor der That war das Gefühl am ſtärkſten. Es befiel ihn mitten auf dem Markte unter vielen Menſchen mit Froſtſchauder und Vorſtellung von Ermordung, die heute oder morgen an ihm geſchehen werde, ſo daß er ſeine Begleiterin, ohne ihr jedoch einen Grund zu nennen, antrieb, nach Hauſe zu gehen. Er hatte beſtimmt die Vorſtellung von Erſchlagenwerden (nicht z. B. von Erſtochenwerden). Die Vorſtellung, daß er in ſeiner Wohnung ermordet werden ſolle, hatte er nicht, er fühlte nur im Allgemeinen Angſt vor Ermordung. Bis zum Sonnabend ward es mit jedem Tage ärger; gleich als er am Sonnabend aufwachte, befiel es ihn mit der größten Stärke, und höchſt ſchmerzhaft wurde ein grabendes Gefühl in der Bruſt. Nicht lange vor der Begebenheit klagte er mir Unwohlſeyn und bat um Erlaß einer Lehrſtunde, die er außer Hauſe zu nehmen hatte, dabey ſagte er, es ſeye ihm ſo heiß, und er griff dabey nach dem Kopfe. Die Angſt in ihm wurde immer größer, und wahrſcheinlich ſpannte ſich dieſe auf das Höchſte, als es ihn zur ungewöhnlichen Zeit zu Stuhle trieb, als ihm der Mörder, in Erwartung, daß er wie gewöhnlich um dieſe Stunde ausgehen werde, auflauerte, wodurch es kam, daß der Mordverſuch am Abtritt verfiel.«

Auch magnetiſche Träume hatte Hauſer, und er vermochte zwiſchen Wachen und Träumen lange keinen Unterſchied zu machen, weil er auch in ſeinem anſcheinend wachen Zuſtande, wie die Seherin, doch nicht wach, ſondern immer im Traumring war. Dennoch hatte er aber die Gabe Geiſter zu ſehen mit der Seherin nicht gemein, wie auch dieſe Gabe, wie in der Seherin von Prevorſt öfters angeführt iſt, eine von magnetiſchem Zuſtande unabhängige, beſondere Gabe iſt. »Ueber den Glauben an Geſpenſter (ſagt von ihm Hr. v. Feuerbach in ſeiner Weltbildung) ſpottete er als über die unbegreiflichſte (!!!) aller menſchlichen Albernheiten (!!!), und er fürchtete nichts als den unſichtbaren geheimen Unheimlichen, deſſen Mordwerkzeug er empfunden hatte. Gäbe man ihm Bürgſchaft, daß er gegen dieſen Mann geſichert ſey, ſo würde er zu jeder Stunde der Nacht auf einen Kirchhof gehen und ohne Grauen über Gräbern ſchlafen.«

Herr Profeſſor Daumer ſagt von ihm in ſeinen Mittheilungen, 1. Heft. S. 57: »Ueber die merkwürdige Ahnung, die ihn in den, dem Mordverſuch vorausgehenden Tagen befiel, äußerte ſich Hauſer erſt nach dem Vorfall mit Beſtimmtheit, weil er verlacht zu werden fürchtete und ſeine Empfindlichkeit gegen Spott und Lächerlichwerden ſo groß war, daß er aus Furcht vor dieſem jede andere Furcht zu unterdrücken oder zu verbergen ſuchte.«

Hätte Hauſer nun auch wirklich die Gabe Geiſter zu ſehen gehabt, ſo hätte er ſie wohl bey ſeiner von Herrn Daumer bezeugten ſo großen Empfindlichkeit gegen Spott und Lächerlichwerden allein in ſich vergraben: denn durch was hätte er ſich in der gebildeten Welt, in der er nun einmal zu leben gezwungen war, lächerlicher machen können, als durch den Glauben an Geiſter, nach Herrn v. Feuerbach „die unbegreiflichſte aller menſchlichen Albernheiten“? Bey ſeiner Furcht lächerlich und verſpottet zu werden, konnte er, mochte er dieſe Furcht nicht bezwingen, allerdings nichts Beſſeres thun, als mit Herrn v. Feuerbach dieſen Glauben für eine lächerliche Albernheit zu halten; ſo wurde er nicht verſpottet, was er ſo ſehr fürchtete, ſondern noch eher gelobt.

Beyſpiele des Wunderbaren

aus dem

Nachlaß eines glaubwürdigen Mannes.

---

1. Einer Criſiake, nachdem ſie geäußert, wie ſie in Kurzem ihrem Magnetiſeur einen Kräutertrank zu verordnen für gut finde, wurden, zwar auf ihr Verlangen, jedoch mit ungewohnter Eilfertigkeit, die Augen geöffnet; ſie erwachte plötzlich, und ſagte gewiſſermaßen betroffen, doch mit Heiterkeit: »Wunderbar! ich befand mich am Abhang eines Hügels mitten unter Kräutern, als ich geweckt wurde.« Sie ſetzte hinzu: »Die Kräuter kamen mir aber anders vor, als ich ſie gewöhnlich ſehe; ſie ſchienen mir durchſichtig, und es war mir, als wären mir ihre Kräfte und Eigenſchaften genau bekannt.« Auf die Anfrage, ob ſie ſich des einen oder des andern dieſer Kräuter erinnere, nannte ſie eines, und zwar daſſelbe, welches ſie zehn bis zwölf Tage nachher als erſtes Ingrediens zu dem vorgedachten Kräutertrank verordnete.

2. Ein junger Mann hatte ſich vor mehreren Jahren, und ohne daß man die Bewegungsgründe dazu kannte, heimlich von ſeinen Anverwandten entfernt, und unge-

achtet aller deßfalls angeſtellten Nachforſchungen war deſſen Aufenthalt unbekannt geblieben. Die Verwandten befragten darüber eine Criſiake, welcher ſie eben ſo wenig als der Abweſende bekannt waren. Nach einigem Nachſinnen beſchrieb ſie genau des letztern Figur und Kleidung, gab die Urſachen ſeiner Entfernung an, und verſicherte, daß er über's Meer gegangen ſey und ſich in einem Handelsplatz aufhalte, wo er, jedoch ohne Handelsmann zu ſeyn, ſich viel mit Waaren abgebe, und daß man nächſtens beſtimmte Nachricht von ihm erhalten werde, indem ein Brief von ihm an ſeine Verwandten unterwegs ſey. Wenige Wochen nachher kam dieſer Brief an, woraus man erſah, daß der Abweſende ſich in einem Handelsplatze, wenn ich nicht irre, des nördlichen Amerika befand, und daſelbſt das Geſchäfte eines Maklers trieb. In einer Unterredung, die ich gleich nachher und während der nämlichen Criſis mit der Criſiake hatte, bezeugte ich ihr meine Verwunderung, daß es ihr möglich geweſen ſey, unter ſo vielen Millionen Menſchen einen ihr völlig unbekannten aufzufinden, und hierauf erhielt ich zur Antwort: »Auch würde ich ihn nie gefunden und eben ſo wenig nach ihm geforſcht haben, wenn die ſo eben gegenwärtig geweſenen Perſonen nicht mit mir in Rapport geſetzt worden wären, und wenn ſie nicht auf mein Anſuchen ſtark an ihn gedacht und ihn ſich gleichſam vergegenwärtigt hätten; unter ſolchen Bedingungen nur wurde ich fähig, ihn unter ſo vielen Andern zu erkennen. Uebrigens iſt ſelbiger in ſeiner Qualität als Menſch mir eben ſo wenig fremd und eben ſo nahe verwandt, als ein Anderer (nicht den Erſcheinungen in der Körperwelt nach, ſondern in Betracht ſeiner weſentlichen Exiſtenz). Ihre Verwunderung wäre nur dann gegründet, wenn die Schöpfung ſtufenweiſe oder mittelſt mehrerer verſchiedenartigen Kräfte Statt gehabt hätte; aber aus einer und derſelben Kraft iſt Alles entſtanden, die Schöpfung geſchah auf einmal, die ganze Schöpfung iſt eins, Alles in ihr hängt zuſammen, und wenn Sie auf einen Grashalm treten, ſo treten Sie auf einen Theil des harmoniſchen Ganzen.»

3. Eine andre Somnambule, welche man ſchon zu verſchiedenen Malen verſichert hatte, daß eine gewiſſe Pflanze, die ſie zur Wiederherſtellung ihrer Geſundheit ſich verordnet hatte, in der dermaligen Jahreszeit nicht zu finden ſey, erwiederte mit ſichtbarer Ungeduld: «Freylich iſt ſie zu finden!» und bezeichnete darauf einen ungefähr eine Viertelſtunde von der Stadt entlegenen Garten, in den ſie nie den Fuß geſetzt, und deſſen innere Anlage ihr nicht bekannt ſeyn konnte, mit der Verſicherung, daß in der Mitte deſſelben linker Hand mehrere Bretter lägen, und daß unter dieſen man die verlangte Pflanze antreffen würde. Man fand ſie wirklich auf der bezeichneten Stelle.

4. Ebendieſelbe, nachdem ſie entdeckt hatte, daß ihre anhaltende Unpäßlichkeit von einem in ihren Eingeweiden hauſenden Wurm herrühre, verordnete ſich nach und nach mehrere Mittel, die man ihr anfänglich nicht ohne große Beſorgniß, jedoch allmählig mit größerm Zutrauen

reichte, und die ungeachtet ihrer Heftigkeit nicht nur keine nachtheilige Folgen hatten, ſondern ihr auch merkliche Erleichterung verſchafften. Endlich nach Verlauf mehrerer Wochen verlangte ſie, um ſich von dem ihr ſo läſtigen Wurm ganz zu befreyen, ein ätzendes und tödtliches Gift, und zwar in einer Quantität, die unter mehr als zwanzig baumſtarke Männer vertheilt, ſie alle unfehlbar getödtet hätte. Alle Vorſtellungen dagegen fruchteten nichts; ſie beſtand ſo wiederholend und dringend darauf, daß zuletzt ihr Vater und ihre andern Verwandten, durch alles Vorhergegangene zuverſichtlich geworden, einwilligten, daß es ihr gereicht wurde. Nur mit Mühe und unter mancherley Vorwand wurde die Doſis aus mehreren Apotheken zuſammengebracht. Während der dazu beſtimmten Criſis reichte man ihr aus unzeitiger Beſorgniß, indem unter andern Umſtänden ſchon ein weit geringerer Theil ſie zu tödten hinreichend geweſen wäre, die Hälfte, unwillig ſtieß ſie ſelbige zurück und verlangte das Ganze. Nachdem ſie das Gefäß, worin es enthalten war, einige Secunden lang in der Hand gehalten hatte, leerte ſie es rein aus, und hielt ſich bis zum Erwachen aus der Criſis völlig ruhig. Am folgenden Morgen ging der Wurm von ihr, und ſie genas. — Schade daß der Arzt des Hauſes, der, ohne jedoch ſich direct damit zu befaſſen, den Gang ihrer Krankheit beobachtete, der ſich in den Folgen, die er von den heftigen Arzneymitteln erwartete, die der Kranken gereicht worden waren, immer betrogen fand, und welcher gegenwärtig war, als ſie das tödtliche Gift, wovon die Rede iſt, verſchluckte, ſeinen darüber gefertigten Aufſatz, aus leicht zu errathenden Gründen und Verhältniſſen, dem Publicum vorzuenthalten gemüßigt iſt.

5. Eine andre war mehrmals, in Abweſenheit der Dame, die ſie gewöhnlich magnetiſirte, von einem Hausfreund, einem Geiſtlichen, dem ſie, man weiß nicht warum, abgeneigt war, gleichſam wider ihren Willen magnetiſirt und in Criſis verſetzt worden. Wie das möglich ſey, läßt ſich folgendermaßen erklären: Die Criſiake, jedesmal bevor ſie die Criſis verläßt, beſtimmt genau die Stunde und die Minute, wo ſie wieder in Criſis verſetzt werden will; zu dieſer von ihr beſtimmten Zeit empfindet ſie äußerſt lebhaft das Bedürfniß magnetiſirt zu werden, ſie vermag nicht, ſich deſſen zu erwehren, und läßt in Abweſenheit des gewöhnlichen Magnetiſeurs ſich von Jedem magnetiſiren, der ſich dazu verſteht. Eines Tages nun, da jener Geiſtliche ſich abweſend und auf einem von dem Aufenthalt der Criſiake mehrere Stunden entfernten Landgute befand, wurde dieſe von der ſie gewöhnlich magnetiſirenden Dame in Criſis gebracht. Während derſelben ballte ſie zu verſchiedenen Malen die Hände, geberdete ſich als wenn ſie Stöße austheilte, und ſagte mit ſichtbarer Zufriedenheit: »Jezt habe ich ihn!« (hier nannte ſie den Namen des Mannes) »jezt will ich mich an ihm rächen!« Einige Secunden darauf ſezte ſie hinzu: »Jezt iſt es genug.« Bey der denſelben Abend erfolgten Zurückkunft dieſes

Mannes wurde er befragt, wie er den Tag zugebracht habe? „Sehr angenehm", gab er zur Antwort; „doch bald nach Tiſche, während ich mich mit der Geſellſchaft im Garten unterhielt, war mir als empfinge ich zu beyden Seiten des Hauptes ſehr empfindliche Stoße; der Schmerz, den ſie mir verurſachten, zwang mich, das Geſicht zu entfernen, und theils aus Unruhe, theils aus Furcht, Aufſehen zu erregen, entfernte ich mich von der Geſellſchaft; es hielt aber nur wenige Secunden an." — Um welche Zeit? — „Gegen vier Uhr." — Dieß war grade die Zeit, wo die Criſiake ihre Rache an ihm auszuüben verſicherte.

6. In Str. unter andern war es Gebrauch, daß der Magnetiſt nach geendigtem Magnetiſiren ſeiner Patientin eine runde Glasſcheibe hinterließ, die er zuvor magnetiſirt hatte, und die ſie auf der Bruſt tragen mußte. Man hielt dafür, daß mittelſt derſelben der Rapport zwiſchen dem Magnetiſeur und der Patientin beſſer unterhalten werde. Zufällig zerbrach die Glasſcheibe, deren ſich eine Somnambule ſchon ſeit langer Zeit bediente. Indem ſie ſich darüber beklagte, verſprach ich ihr den folgenden Tag eine andre zu bringen. Ich händigte ihr ſelbige, während ſie in Criſis war, ein; es war eine runde, reine, auf beyden Seiten convex geſchliffene Glasſcheibe. Sie fing damit an, ſelbige zwiſchen den Fingern beyder Hände geſchwind und während ungefähr einer halben Minute herumzudrehen; dann nahm ſie ſelbige in die linke Hand, und hielt die Fingerſpitzen

der rechten gegen ſie, indem ſie dieſelben bald näherte, bald davon entfernte, gleich als ob ſie verſuchte, das aus den Fingerſpitzen ſtrömende magnetiſche Fluidum mehr oder weniger darin zu concentriren. Nachdem ſie dieſe Operation mehrmals wiederholt hatte, ſagte ſie: »Dieß Glas iſt gut, es nimmt gut an, und gibt gut wieder zurück; dieß will ich behalten«; worauf ſie es ihrem Magnetiſeur zuſtellte. In dem Augenblick zog ich einen Kryſtall, ungefähr auf gleiche Art geſchliffen und von der nämlichen Größe, hervor, und bat ſie zu unterſuchen, ob dieß Glas, wie ich es nannte, nicht noch beſſer ſey. Sogleich machte ſie damit die nämliche Operation, wie mit der Glasſcheibe, jedoch mit dem Unterſchied, daß ſie ihn länger wie dieſe zwiſchen den Fingern herumdrehte, und dabey in Nachdenken verfiel. Nach einer Weile ſagte ſie: »Es iſt doch ganz beſonders, dieß Glas nimmt gut an, gibt aber nicht gut wieder zurück.« Nachdem ſie den Verſuch damit mehrere Male wiederholt hatte, warf ſie ihren Kopf zurück, und hatte das Anſehen, als wenn ſie über etwas nachdachte, und bald darauf ſagte ſie mit lächelnder und zufriedener Miene: »Jetzt ſehe ich es: jenes hat die Hand des Menſchen, dieß aber hat die Natur gemacht.« Hiebey iſt zu bemerken, daß ſie im wachenden Zuſtande den Unterſchied zwiſchen Kryſtall und Glas nicht kannte, von der Exiſtenz der Kryſtalle nichts wußte, und glaubte, daß dieſe Benennung allem reinen, ſchön geſchliffenen Glaſe zukomme.

Alle vorſtehende Beyſpiele gehören dem Magnetiſmus an, und ſind aus deſſen früherer Zeit, aus dem vorigen Jahrhundert. Der ehrwürdige Greis, aus deſſen ſchriftlichem Nachlaſſe ſie genommen ſind, iſt, wie man ſieht, zum Theil Augenzeuge davon geweſen. Einſender dieſes hat ihn genau gekannt. Nachdem ſich noch wunderbarere Aeußerungen in dieſem Fach ſeitdem gezeigt haben, ſind ſie um ſo glaubhafter, mögen indeſſen immer noch zur Beſtätigung und Vervollſtändigung der gemachten Erfahrungen dienen. Ein ander Mal vielleicht ein Paar Blätter von einem andern Zweig des Wunderbaums aus derſelben Verlaſſenſchaft.

— 9 —

Eine Berichtigung

von R.

In dem mediciniſchen Converſations-Blatt Nro. 6. 1832 erzählt Jahn aus einer alten Chronik von Meiningen eine Hexen-Geſchichte aus dem Jahr 1621, die auch in dieſen Blättern eine kurze Erwähnung verdient. Gelegentlich giebt er dabei Kerner und Eſchenmayer den Rath, ſich bei Geiſterſeherinnen der Stoll'ſchen Sentenz: »Mulieri ne naturae quidem credendum esse« zu erinnern. Dieſe Superklugheit gegen Männer, welche aus ihren vieljährigen Erfahrungen am Krankenbette gar wohl unterſcheiden gelernt haben, wie weit den Ausſagen der Weiber zu trauen oder nicht zu trauen iſt, wandelt gerne Diejenigen an, welche alle außerordentlichen Erſcheinungen in ihre literariſche Winkel werfen, über das Gewöhnliche aber mit ungemeinem Scharfſinn ſich auslaſſen. Die gedachten Männer glauben nicht den Weibern, ſondern den Thatſachen.

Die Geſchichte iſt kurz folgende: »Ein 16jähriges Mädchen wird von Hexen geplagt. Sie werfen ſie aus dem Bett, bald an dieſen, bald an einen andern Ort, bald in die Höhe, bald zur Erde, ſie zerren und ſchlagen das Mädchen, daß man zwar klatſchen hört, aber Niemand dabei ſieht. — ſie wenden und drehen das Mädchen, wie man einen Braten am Spieß wendet. — ſie reißen und zoken ſie, wie die Weiber das Garn zu zoken pflegen. Das Mädchen kennt die beiden Weiber, und als ſie dieſelbe nahmhaft machen will, ſtreicht Eine davon, M. A. über den Mund, worauf ſie acht Wochen verſtummt, auch übers Angeſicht, worauf ſie zehn Wochen blind wird. Auf geiſtliche Mittel erhält ſie Sprache und Geſicht wieder. Sie macht nun die Weiber nahmhaft; dieſe werden eingezogen, verurtheilt und ihrer Neun zu Suhla nach Urtheil und Recht den 28. Febr. 1622 juſtifizirt d. h. verbrannt. Die Qual lindert ſich zwar bei dem Mädchen, hört aber nicht eher auf, als bis noch zwei Andere den 18. Nov. 1624 zu Meiningen auch verbrannt werden. Nach ſo viel ausgeſtandener Marter kann das Mädchen nicht gehen noch ſtehen, hat aber einen Traum, daß, wenn man ſie zu Gevatter gewänne, und ſie ſich in die Kirche tragen ließe, ſie geſund wieder herauskommen werde. Dieſer Traum gieng in Erfüllung und das Mädchen wurde geſund.«

Warum läßt jener Aufſatz dieſe Geſchichte ohne Reflexion? Denn gerade hier wäre der Ort geweſen, zu Folge der Stelliſchen Sentenz zu unterſcheiden, wie weit man der Oſanna, des Schultheißen Tochter zu Albrecht in ihren Ausſagen hätte trauen und nicht trauen ſollen. Was man der Oſanna hat glauben dürfen, mag folgendes ſeyn: »Daß ſie ſich nicht ſelbſt zum Bett hinaus und in die Höhe geworfen, gezerret und geſchlagen hat, — daß ſie das Klatſchen, Reißen und Zoken nicht ſelbſt hervorgebracht hat, — daß ſie ſich nicht ſelbſt ſtumm und blind gemacht, auch ſich nicht nach Anwendung geiſtlicher Mittel Sprache und Geſicht wieder gegeben hat, — daß ſie nicht Schuld war, daß einmal Licht und Leuchter zur Stube hinaus ſpazierten, — daß ſie ſich auch den Traum nicht hat einfallen laſſen, deſſen Erfüllung ihr die Geſundheit wieder gab.« Aber was man der Oſanna nicht hätte glauben ſollen, iſt folgendes: »Daß die ihr bekannte und wahrſcheinlich in übelm Ruf geſtandene Weiber, welche mit Fleiſch und Bein unter den Menſchen wandelten, als unſichtbare Gäſte ſich eingefunden hätten, um vor aller Augen dieſen Unfug zu treiben.«

Zu dieſem Glauben und Nichtglauben hat uns jetzt die Lehre vom Somnambulismus den Schlüſſel gegeben. Die Erfahrungen weiſen beſtimmt darauf hin, daß der Somnambulismus beſonders im dritten Grad für den Contact ſowohl einer Unter- oder Unnatur als Uebernatur empfänglich iſt, was Baader treffend ein Hereinlangen nennt, — daß aber die unnatürliche Einflüſſe nicht nur in leiblichen Affectionen, ſondern hauptſächlich in äffenden und lügenden Verſpiegelungen der Seele beſtehen können. Keine Somnambule hat uns dafür mehr Aufſchlüſſe gewährt, als die in München, deren Geſchichte uns Franz Baader mitgetheilt hat. Bald ſchien ſie eine Beute der Dämonen, bald eine hochverklärte chriſtliche Heldin zu ſeyn. Sie gab an.

von dreyzehn Dämonen (jeder eine Stunde) gemartert zu werden, was auch für die Zuſchauer in furchtbaren Scenen beſtand. Sie erfuhr die Namen der Dämonen, und dieſe hatten, wunderbar genug! Aehnlichkeit mit den im Talmud vorkommenden Namen der Dämonen. Setzen wir nun den Fall, dieſe unnatürliche Einflüſſe hätten ſich der Seele der Somnambule unter der Geſtalt böſer Weiber vorgeſpiegelt, ſo wäre es ein und dieſelbe Geſchichte, wie dieſe unſerer Oſanna. Nur wäre heut zu Tage der Erfolg ein anderer geweſen, indem ohne Zweifel die Erklärung, daß die Verſpiegelung bekannter, vielleicht ſonſt verdächtiger, Weiber ein aus unnatürlichen Einflüſſen erzeugtes Blendwerk ſey, der Juſtiz den Weg zum Schaffot verrammelt hätte. Durch dieſe Erklärung kommen wir ganz mit den Vernunft-Helden überein, „daß es keine Hexen gebe,“*) weichen aber in der Behauptung von ihnen ab, „daß es, freilich unter ſeltenen Bedingungen, einen Contact mit der Unnatur gebe, aus welcher ein ſolches Blendwerk in der Seele ſich erzeugen könne. Warum die Dämonen die Geſtalten böſer Weiber nachzuäffen lieben, mag daher rühren, daß ſie am wenigſten Mühe haben, ſich in dieſe Rollen einzuſtudieren. Und ſo danken wir der Lehre des Somnambulismus, daß der ſeit Jahrtauſenden beſtehende Hexenglaube völlig ungegründet, aber dennoch ein

---

*) Daran zweifle ich. **Kerner.**

aus dem Contact der Unnatur aufſteigendes Blendwerk der Seele ſey. Es iſt zwar allerdings wahr, daß, wie einerſeits der gute und fromme Wille ſegnend und heilend auf Andere wirkt, was wir im Magnetismus ſehen, auch andrerſeits der Fluch und die Verwünſchung des böſen Willens Schaden zufügen kann; *) aber dieß hat ſeine Gränze und muß ſie haben nach einer göttlichen Ordnung.

---

*) In dieſem Sinne nehme ich Hexen an. Kerner

Zuverſicht.

Ein Gedicht,

veranlaßt durch Schillers Reſignation

von

Leopold Schleifer.

An Niembſch von Strehlenau.

Zwei Blumen blühn, und ihrer darf der Finder
Nur eine pflücken, — Hoffnung und Genuß! —
So ſang, als weinend ihn ſein Genius
Verließ, ein Sängerfürſt im Chor der Wunder;
Als ob des Glaubens leer, verarmt an Liebe,
Der Menſchenbruſt ein Hoffen übrig bliebe!

Drei Himmelsblumen blühn dem Erdenſohne
In wundervoll geheimer Sympathie,
Und Glaube, Hoffnung, Liebe heißen ſie! —
So rief der Weiſe mit der Dornen-Krone;
Der that es kund — und war dem Grab entſtiegen! —
Was ſeit Jahrtauſenden der Tod verſchwiegen.

Verſtummt nun, du Afterkind der Götter,
Du [illegible], von Wenigen gekannt,
Du [illegible], der Wahrheit ſich genannt, —
Und du verzweifle, Schlangenbrut der Spötter! —
Sie harrt, ſie keimt — nicht eitel war die Sage! —
Jenſeits der Gräber, der Vergeltung Wage!

Und träumt nicht, euer Lohn ſei abgetragen,
Und euern [illegible] von Sterblichkeit,
Den [illegible] der Schuld des Sünders leiht,
Fragt nur! Ihr könntet eure Edlen fragen,
Die zu den Sternen ſchauend, das Genießen
Dem Thier, das erdwärts weidet, überließen; —

Die treu dem Glauben wandelten, der klarer
In ihrer Herzen Kammern wiederhallt,
Als er auf des Verſtandes Bahn erſchallt,
Den der am Kreuz Verblutende — der Lehrer,
Der älter, als die Welt! ſo treu verkündet,
So feſt auf ew'ger Felſen Grund gegründet!

Auf dieſe Erd' — im Kranze ſchön'rer Sterne
Die unwirthbare — ward der Menſch geſetzt,
Daß er durchkämpfend, erſt ein Kind, zuletzt
Mit dem Unſterblichen ſich meſſen lerne,
Und ſich den Freibrief hol' in beſſ're Welten,
Denn nur der Himmel macht die Erde gelten!

Entzogen iſt das Bereich ſchöner Seelen,
Die ohne Hoffnung auf die Ernte ſä'n;
Die, wenn das Herz auch blutend bricht, verſchmäh'n,
Auf ihrer Opfer Wucherlohn zu zählen;
Die heiter lächelnd auf dem Sterbekiſſen
Von keiner Schuldſchrift, keiner Bürgſchaft wiſſen,

Die ihm, dem Ewigen, Unwandelbaren,
Mit Kinderſinn, mit Mannesmuth vertrau'n;
Die liebend ſeinem Reich entgegen ſchau'n,
Die reine Bruſt vor Schuld und Haß bewahren;
Die ſich des Tages freu'n im Lebensgarten,
Und Nacht und Morgenroth getroſt erwarten!

Dem Lehrer laßt uns trau'n, dem Himmelsboten!
Und wenn du forſchend tiefern Grund verlangſt,
Frag' nicht der Frömmlinge Gewiſſensangſt,
Die Spötter nicht, die nur ſo lange ſpotten,
Bis Blitz und Donner mit den Feuerfahnen
In's Weltgericht die bleichen Sünder mahnen!

Drei liebe Spiegel, Menſch! ſind dir gegeben
Die Weltgeſchichte, die Natur, dein Herz!
Sie zeugen treu, ſie winken himmelwärts:
»Ein Gott iſt, und unſterblich iſt das Leben!«
Sie führen dich, daß er ſich dein erbarme,
Dem Sohn der Jungfrau in die offnen Arme.

Wer iſt der Sänger, der die Wanderungen
Der Völker über'n Erdekreis geführt,
Seit unter'm Eichbaum Tafel hielt der Hirt,
Bis an's erhab'ne Ziel ſie vorgedrungen,
Wo Keplers Geiſt und Newtons es begonnen,
Mit Maß und Zahl den Weltbau zu umſpinnen

Weß Finger war's, der des Cambyſes Schaaren
Im Meer der Wüſte Lybiens zerrieb,
Daß ihrer keine Spur auf Erden blieb?
Weß Finger war's, der dort im Land der Czaaren
Das Heer des Weltgebieters von der Seine
Hinſtreut am Eis — als bleichende Gebeine?

Und hörſt du von den Höh'n und Tiefen allen,
Vom Staub, der hier des Wand'rers Fuß umweht,
Bis, wo der Schöpfung letzte Säule ſteht,
Nicht Antwort im Poſaunenton erſchallen:
»Gott hat's gethan!« — ſo tritt hinaus, ſo wage
An ſeine Sterne die verweg'ne Frage:

»Wer ſchuf dich, Sirius? Wer hat den Bogen
Dir, Schütze! — wer den Fittig dir geſpannt,
Du Schwan? dich, goldne Leyer, weſſen Hand
Mit Saiten, ſeines Ruhmes voll, bezogen?
Wer gürtete, Lichtſtröme aufzuſenden,
Mit diamant'nem Gurt Orions Lenden?«

Du ſtammelſt, Frager? Sinkſt zur Erde nieder?
Und findeſt Gott in Flur und Wald und Au,
Und findeſt Gott in jedem Tropfen Thau,
Und findeſt Gott in jeder Blume wieder,
Und findeſt Gott im leiſen Gang des Wurmes
Wie in dem walderbrechenden des Sturmes.

So find' ihn auch, o Freund! in deinem Herzen!
Die Bruſt hier blutet tief, dieß Auge weint;
Doch der da weint, der blutet, iſt — dein Feind!
Du aber träufelſt Oel in ſeine Schmerzen,
Und trägſt in dir den Himmel! Gottes Segen
Thaut nieder, Gott lebendig iſt zugegen!

Dann ſtrahlt von tauſend Sonnen hell, der Glaube:
„Ein Menſchenherz, dem ſolche Lieb' entquoll,
Ein Menſchengeiſt, von Gottes Geiſt ſo voll,
Wird der Verweſung nimmermehr zum Raube!
Hört auf, ihr Liebenden, am Grab zu trauern!
Des Geiſtes Sein verbürgt ſein ewig Dauern!

Dort öffnet ſich die Heimath dem Verbannten!
Dort endiget des Dulders Dornenbahn,
Und höhrer Freudenlohn — es war kein Wahn! —
Erwartet dort den Redlichen, Verkannten,
Als er von der Minute ausgeſchlagen,
Und nicht ſein Hoffen hat ihn abgetragen!«

Druckfehler.

Unter den Aufſatz S. 61: «Sendſchreiben über Geiſt und Seele», iſt zu ſetzen: von F . . . . —

Bei G. Braun in Karlsruhe

ſind ferner erſchienen:

Kerner, Dr. Jul., Geſchichte zweier Somnambulen. Nebſt einigen andern Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der magiſchen Heilkunde und der Pſychologie. gr. 8. 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 10 ggr.

Die Augsburgiſche Confeſſion, mit hiſtoriſchem Vorbericht. gr. 8. geh. 12 kr. = 3 ggr.

Mann, K., das alte und neue und ewige Evangelium zum 3ten Jubelgedächtniß der Augsburgiſchen Confeſſion, dargelegt in einer Predigt über Röm. 1, 16. 17. gr. 8. geh. 12 kr. = 3 ggr.

Scherer, J. L. W., die ſchönſten Geiſtesblüthen des älteſten Orients, für Freunde des Schönen und Großen. gr. 8. 1 fl. 40 kr. = 1 Rthlr. 4 ggr.

— — die ſchönſten Geiſtesblüthen des chriſtlichen Bundes, für Freunde des Schönen und Großen. gr. 8. 1 fl. 15 kr. = 20 ggr.

(Dieſe zwei Werke auch unter dem Titel: Bibliſche Lieder, Parabeln und andere Dichtungen.)

Unter der Preſſe iſt, und wird im Januar 1833 fertig:

Schlüſſel zur Offenbarung St. Johannis, oder Ueberſetzung und Erklärung dieſes heiligen Buchs mit Rückſicht auf die neuern Weltbegebenheiten, dargeboten durch einen Kreuzritter.

Blätter aus Prevorst.

Originalien und Leſefrüchte

für

Freunde des innern Lebens

mitgetheilt

von dem Herausgeber

der Seherin aus Prevorſt.

Vierte Sammlung.

Karlsruhe,
Druck und Verlag von Gottlieb Braun.
1833.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt.

Seite

Aphorismen über Freiheit und inneres Leben. Fortſetzung. Von Eschenmeyer 1

Der magnetiſche Zug der Seelen und die Eingänge zur Hölle. vom — p — 48

Goethe's Tod 63

Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens . . 66

I. Geſpräch dreier Freunde über Gegenſtände des innern Schauens 66

II. Eine briefliche Mittheilung aus Berlin 96

III. Anmeldungen von Verſtorbenen 1 — 13 108

IV. Von einem Schutzgeiſte aus Bodinus Zeiten . . . 122

V. Todesahnungen 1 — 9 133

Antidämoniſche Wirkung eines Amuletes 139

Ein Zug aus dem innern Leben des Großvaters der Seherin von Prevorſt 141

Seite

Zur Geſchichte Stigmatiſirter, von — y — 152

Sendſchreiben über Weiſſagung und Wahrſagung . . . 159

Nachricht von den ſonderbaren Vorfällen im ehemaligen Kloſter R — g 177

Recenſion 197

Die Erſcheinung, wörtlich aus dem Polniſchen des Dichters Mickewicz; überſezt von Juſtinus Kerner . . . 218

Stephanus, von Julius Krais 221

Aphorismen

über

Freiheit und inneres Leben

von Prof. Eſchenmayer.

(Fortſetzung.)

(Es iſt jezt davon die Rede, wie das freie chriſtliche Prinzip gegen das weltweiſe Prinzip der Hegel'ſchen Philoſophie ſich ausnehme, und welches von Beiden die Wahrheit, die wir bedürfen, am meiſten befriedige. Dieſes Thema wird ſich wohl keine angemeſſenere Aufgabe wählen können, als die Lehre Hegels vom abſoluten Geiſt.)

279. Encycl., 2te Ausgabe, §. 553, ſagt Hegel:
„Der Begriff des Geiſtes hat ſeine Realität im Geiſte.
„Daß dieſe in der Identität mit jenem als das Wiſſen
„der abſoluten Idee ſey, hievon iſt die nothwendige
„Seite, daß die an ſich freie Intelligenz zu ihrem Be-
„griffe befreit ſey, um die deſſen würdige Geſtalt zu
„ſeyn. Der ſubjective und objective Geiſt ſind als der

„Weg anzuzeigen, auf welchem ſich dieſe Seite der Reali-
„tät oder der Exiſtenz ausbildet. §. 554. Der abſolute
„Geiſt iſt ebenſo ewig in ſich ſeyende als in ſich zurück-
„kehrende und in ſich zurückgekehrte Identität, die eine
„und allgemeine Subſtanz, als geiſtige, das Urtheil in
„ſich und in ein Wiſſen, für welches ſie als ſolche iſt.“

In den Begriff des abſoluten Geiſtes drängt ſich die ganze Hegel'ſche Weisheit zuſammen, er iſt der aus der Encyclopädie als ſeiner Mutter herausgeborne Sohn. Darum ſammeln ſich auch viele Fragen, die das Ganze angehen, um dieſen Begriff her. Einige allgemeine werden folgende ſeyn: 1) über die Methode, welche Hegel befolgte, um zu dieſem Begriff zu kommen, 2) über den Begriff des abſoluten Geiſtes ſelbſt.

Ad. 1. Ueber die Methode: Die Hegel'ſche Idee hat ihre Elemente, aus denen ſie ſelbſt erſt erwächſt. Dieſe Elemente gehören in die Sphäre des reinen Gedankens und ſind das Seyn, das Nichts und das Werden. Kommt das Seyn zum Scheinen in ſich ſelbſt, ſo wird es Weſen. Die Einheit von Seyn und Weſen wird zum Begriff, dieſer verwirklicht ſich im Object, und jetzt entſteht erſt aus der abſoluten Einheit des Begriffs und der Objectivität die Idee, als das Wahre an und für ſich. Die Idee aber wird abſolut, wenn ſie als Einheit der ſubjectiven und objectiven Idee zum Begriff der Idee wird, das iſt zur ſich ſelbſt denkenden Idee.

Dieß iſt der logiſche Beſtand der Idee; aber, um weiter zu kommen, iſt ein zweiter Proceß nöthig:

Die Idee entſchließt ſich, in ein Andersſeyn überzugehen und ſich als Natur frei aus ſich zu entlaſſen. In der Natur wird die Idee, als das Negative ihrer ſelbſt, ſich äußerlich, was ihre Beſtimmung ausmacht, in der ſie als Natur iſt. Dieſe Natur iſt ein lebendiges Ganzes, und die Bewegung der Idee geht durch einen Stufengang, welcher darin beſteht, ſich als das zu ſetzen, was ſie an ſich iſt, das heißt aus ihrer Aeußerlichkeit oder dem Tode in ſich zu gehen, um als Lebendiges zu ſeyn, aber ferner auch dieſe Beſtimmtheit, in welcher ſie nur Leben iſt, aufzuheben und zum Geiſt zu werden, der ihre Wahrheit und ihr Endzweck iſt.

Dieß iſt der naturphiloſophiſche Beſtand der Idee, und nun gelangen wir zum dritten Proceß: Der Geiſt hat ſich als die zu ihrem Fürſichſeyn gelangte Idee ergeben, deren Object und Subject der Begriff iſt. Das Weſen des Geiſtes iſt formell die Freiheit, die abſolute Negativität des Begriffs als Identität mit ſich. Die Beſtimmtheit des Geiſtes, indem das Allgemeine ſich beſondert, iſt Manifeſtation. Das Offenbaren, was vorher als abſtracte Idee unmittelbarer Uebergang und Werden der Natur iſt, iſt als Offenbaren des Geiſtes, der frei iſt, Setzen der Natur als ſeiner Welt. Das Offenbaren des Geiſtes im Begriffe iſt Erſchaffen der Welt als ſeines Seyns, in welchem er die Affirmation und Wahrheit ſeiner Freiheit ſich gibt. Die Entwicklung des Geiſtes geſchieht nun 1) in der Form der Beziehung auf ſich ſelbſt, innerhalb ſeiner ihm die ideelle Totalität der Idee wird, nemlich als ſubjectiver Geiſt; 2) in der Form der Realität, als einer Welt, welche die Freiheit als vorhandene Nothwendigkeit iſt, nemlich als objectiver Geiſt, und 3) in an und für ſich ſeyender Einheit der Objectivität des Geiſtes und ſeiner Idealität oder ſeines Begriffs, der Geiſt in ſeiner abſoluten Wahrheit, — *der abſolute Geiſt.*

281. Dieß iſt nun der dreifache Proceß von dem Element der Idee an bis zum abſoluten Geiſt.

Die erſte Frage wird ſeyn, *wer ſetzt die Idee mit ihren Beſtandtheilen, und gibt ihr die Kraft, vom Niederſten ein Höchſtes zu werden?* Die Philoſophie kann es nicht überſehen, daß, wenn ein Niederſtes ſich zum Höchſten entwickeln ſoll, das Prinzip des Höchſten als Keim ſchon im Element liegen müſſe, um die Kraft zur Entwicklung zu geben. Denn aus dem Eins wird kein Unendliches, außer es liegt die Kraft des Unendlichen ſchon als Prinzip im Eins. So lag, um ein Beiſpiel zu geben, in *Hegel* als Embryon im Mutterleib *potentialiter* ſchon die ganze logiſche Idee mit ihrer Weisheit, aber um *actualiter* der große Philoſoph zu werden, mußte er an die Objectivität herausgeboren werden, eine große Schule durchgehen und eine halbe Lebenszeit ſpeculiren, bis jene Idee zum abſoluten Geiſt durchbrechen konnte; aber die Frage iſt nun, wer hat denn die logiſche Idee in den Embryon eingepflanzt und ihr die Kraft zur Entwicklung gegeben?

282. Eine zweite Frage iſt: Der Unterſchied zwiſchen dem Niederſten und Höchſten liegt in einer entgegen-

wirkenden Macht, welche durch die Kraft der Entwicklung nach und nach überwunden werden muß. Wer ſetzt nun dieſe Macht, welche immer hemmt, ſo daß die Idee erſt durch Proceſſe hindurch ſich zum abſoluten Geiſt emporarbeitet? Hegel ſagt zwar: „Die Idee entſchließe ſich frei, ſich als Natur aus „ſich zu entlaſſen, um durch ein allmähliges Zurückgehen „aus dem Tod zum Leben und vom Leben in den Geiſt „ſich zu erheben," und ſomit läge der Grund, warum die Idee erſt nach und nach zum abſoluten Geiſt wird, nicht in einem äußern zu überwindenden Widerſtand, ſondern in dem freien Entſchluſſe, vorher Natur zu werden und aus dieſer als Geiſt hervorzugehen. Aber welche Widerſprüche knüpfen ſich an dieſe Meinung? Erſtlich iſt eine Idee mit Freiheit zu Entſchlüſſen ſchon Geiſt und braucht nicht erſt Einer zu werden; denn Freiſeyn und Geiſtſeyn iſt identiſch, auch gibt es keine abſtracte Freiheit, ſondern immer nur eine concrete, die in einem perſönlichen Willen ſich offenbart.

Und zweitens, wie läßt es ſich reimen, daß die Idee freiwillig in die Negativität ihrer ſelbſt, in die unmittelbare Aeußerlichkeit, d. h. in ein Andersſeyn übergehe und ſich dem eiſernen Geſetz der Nothwendigkeit unterwerfe, um dann durch allmähliges Aufheben dieſer Aeußerlichkeit vom Tod zum Leben und vom Leben zum Geiſt durchzudringen?

293. Es gibt alſo in der Hegel'ſchen Philoſophie drei unbegriffene Dinge: 1) woher ſtammt die Idee an

ſich. 2) woher die entgegenwirkende Macht und 3) woher die Kraft, welche die Idee nöthig hat, um durch Proceſſe hindurch zum abſoluten Geiſt zu werden? Hegel antwortet: „Seyn und Nichts iſt „identiſch, und aus Beiden folgt das Werden. Darum „iſt der abſolute Geiſt eben ſo ewig in ſich ſeyende als „in ſich zurückkehrende und zurückgekehrte Identität.“ Nach Hegel iſt demnach die urſprüngliche Idee, welche in ein Werden geräth und den Proceß anfängt, und die vollendete Idee oder der abſolute Geiſt immer die gleiche Identität, nur iſt diß leztere zum Sichſelbſtwiſſen gekommen, was der erſtern fehlt. Und ſomit gehen jene drei unbegriffene Dinge in Eines zuſammen, nemlich in ein Identiſches, was ja, wenn je eine Philoſophie einen Anfang haben ſoll, als unbegriffene Selbſtpoſition poſtulirt werden muß. Dieß iſt der berühmte Monismus des Gedankens.

284. Den Grundirrthum, daß Seyn und Nichts identiſch ſeyen, habe ich ſchon im vorhergehenden Heft dieſer Blätter auseinandergeſezt, hier aber muß er wieder berührt werden.

Seyn und Nichts oder vielmehr Nichtſeyn ſind einander im Unendlichen entgegengeſezt, aber ſie heben, weil ſie unendlich ſind, einander gänzlich auf in einer abſoluten Indifferenz, welche als das Eins ſchlechthin der Grund alles Endlichen iſt. Dieſe Indifferenz iſt aber kein Werden, weder Wachſen noch Abnehmen, ſondern vielmehr eine ewige Ruhe in einem abſoluten

Gleichgewicht. Soll es zum Werden kommen, ſo muß ein Moment der Kraft hinzutreten, die, wenn ſie im Seyn überwiegt, ein Werden ins Größere oder ein Wachſen bis zum höchſten Integral, — wenn ſie aber im Nichtſeyn überwiegt, ein Werden ins Kleinere oder ein Abnehmen bis zum äußerſten Differential hervorbringt. Setzen wir nun den abſoluten Geiſt und das abſolute Natur-Element, was der Atem iſt, einander entgegen, ſo kann Jener nur daraus hervorgehen, wenn die Kraft im Seyn ins Unendliche das Nichtſeyn überwiegt, und dieſes nur daraus, wenn die Kraft im Nichtſeyn das Seyn unendlich überwiegt.

285. Dadurch alſo, daß Hegel die Indifferenz der Gegenſätze von Seyn und Nichtſeyn mit Identität verwechſelt, hat ſich ein Grundirrthum in ſeine Philoſophie eingeſchlichen, der ſich im ganzen Syſtem nachweiſen läßt, und die Frage um jene drei unbegriffene Dinge bleibt ſtehen. Darum ſcheint die ganze Methode, welche Hegel in dem Proceß 1) der Idee an und für ſich, 2) der Idee in ihrem Andersſeyn, und 3) der Rückkehr der Idee aus ihrem Andersſeyn in den abſoluten Geiſt, befolgte, nichts mehr und nichts weniger als das logiſche Vernunftſpiel eines Philoſophen zu ſeyn, der nicht wußte, daß Gott keine Idee und kein Begriff iſt, und, um abſoluter Geiſt zu ſeyn, keinen Proceß nöthig hat.

286. II. Ueber den abſoluten Geiſt: Hegel will wohl den abſoluten Geiſt und Gott für gleich halten, aber was nennen wir das Abſolute? Das wahre

und einzig Abſolute entſteht nicht, wenn wir alle Relationen, wie An ſich, Für ſich, An und Für ſich, in Eins zuſammen nehmen, auch nicht, wenn wir alle Potenzen in der höchſten auflöſen, und eben ſo wenig, wenn wir alle Begriffe, Ideen und Eigenſchaften in Eins aufhäufen, ſondern vielmehr durch ein völliges Abbrechen und Aufheben aller dieſer Momente. Ein ſolches Verhältniß hat das Unerſchaffene zum Erſchaffenen und das Unanfängliche zum Anfänglichen. Denn wir mögen das Erſchaffene potenziren, ſo lange wir wollen, ſo kann es kein Unerſchaffenes werden, und wenn wir das Anfängliche in eine unendliche Reihe von Progreſſionen ſtellen, ſo kann es doch nie ein Unanfängliches oder Ewiges werden. Es gilt hier das, was der große Haller vom Ewigen ſagt: „Ich häufe Zahl auf Zahl, um dich zu „meſſen, jedoch umſonſt, — ich tilge alle Zahl, und du „ſtehſt ganz vor mir.“ In dieſer Strophe iſt das Verhältniß von Wiſſen und Glauben am ſchönſten ausgeſprochen. Das Wiſſen iſt das Häufen von Zahl auf Zahl, von Potenz auf Potenz, von Begriff auf Begriff, von Idee auf Idee, aber alles dieß iſt umſonſt, — der Glaube vertilgt alle dieſe Momente, und dann hält er das Ewige feſt.

287. Wenn Hegel ſagt: „Gott iſt die abſolute Wahrheit, ſo verwechſelt er den Meiſter mit ſeinem Werke. Gott, der alle Ideen, Begriffe, Potenzen und Eigenſchaften dem menſchlichen Geiſt zur Einrichtung gab,

iſt eben daher keines von Allen. — Die Wahrheit iſt für ſich nichts, ſondern ſie iſt das, was ſie iſt, nur durch den Geiſt, in dem ſie iſt und von dem ſie ausgeht. Wenn daher Hegel ſeine magere Idee durch allerlei Proceſſe und Geſtaltungen zum Gott hinaufſchraubt, ſo hat er nichts als einen elenden Götzen, dem er aus ſeinem Ich das An und für ſich geliehen hat, und, welchen Gott zu nennen, Philoſophie und Dogmatik ſich ſchon lange hätten ſchämen ſollen.

288. Das Abſolute wird von jeher in der Philoſophie in mehrfacher Bedeutung genommen und gibt zu vielen Verwirrungen Anlaß. Nehmen wir das Abſolute des Wiſſens, ſo fällt es in das Centrum der Vernunft, und iſt das an ſich Wahre, um welches alle Begriffe, Urtheile und Schlüſſe, überhaupt alle Vernunftformeln ſich bewegen. Aus dieſem Abſoluten iſt die ganze Hegel'ſche Philoſophie herausgeſponnen. Nehmen wir aber zum Wahren auch das Schöne und Gute, ſo fällt ihre höhere Einheit in das Centrum des Geiſtes, und das Abſolute iſt die Harmonie der Ideen, das nur vom Schauen noch erfaßt wird. Von dieſem Abſoluten iſt das Wiſſen nur eine untergeordnete Function. Aber über dem Centrum des Geiſtes und der Einheit der Ideen liegt noch ein höheres, und dieß iſt das Heilige, was allein abſolut genannt zu werden verdient, indem es alle andere Bedeutungen des Abſoluten unter ſich faßt.

289. Die meiſten philoſophiſchen Syſteme ſind blos bei dem Vernunft-Abſoluten ſtehen geblieben, und

dieſe ſind zugleich die anmaßendſten und hochmüthigſten, weil ſie Gott dem Begriffe gleichſetzen, den Proceß unſeres Selbſtbewußtſeyns auf ihn anwenden und ihn unter einen ideellen Maßſtab, gleichſam unter das Microſcop der Speculation, bringen, wo er dann nichts Anders iſt und wird, als die Potenz des Ichs. Wenige Syſteme, welche außer dem Begriff auch Gefühl und Gemüth, außer dem Wahren auch das Schöne und Gute in Rechnung nehmen, ſind bis zum Geiſtes-Abſoluten vorgedrungen; dieſe aber ſondern die Immanenz von der Transzendenz ab und erkennen in ſich die Kräfte und Functionen, wie Gewiſſen, Ahnung und Glauben, die zur Transzendenz führen. Sie werden inne, daß über dem Wahren, Schönen und Guten das Heilige liegt, das nicht im Selbſtbewußtſeyn ſeine Quelle hat, ſondern höhern Urſprungs iſt.

230. Von dieſem Standpunkt aus iſt dann der Uebergang gebahnt zu dem Abſoluten des Heiligen, das aber nur in einer Offenbarung uns kund werden kann, und zwar nicht ſowohl in der allgemeinen, einer phyſiſchen, organiſchen und moraliſchen, Weltordnung, wo wir aus dem Werke auf den Meiſter ſchließen, ſondern in einer beſondern poſitiven Offenbarung, in welcher die Creatur erſt ihr Verhältniß zum Schöpfer erkennt. Dieſer Standpunkt iſt kein anderer, als das Chriſtenthum, und ihn zu entwickeln ſo, daß Offenbarung und Selbſtbewußtſeyn in eine genaue Verbindung kommen, iſt Sache der chriſtlichen Philoſophie.

291. Wenn wir dieſe Momente alle erwägen, ſo werden die obenerwähnten Sätze *Hegels* vom abſoluten Geiſte ihre Bedeutung aufgeben müſſen. Der abſolute Geiſt oder Gott kann nicht als das Endreſultat oder als der letzte Schlußſatz einer Philoſophie auftreten, weil er die *ewige Vorausſetzung* von Allem, *mithin auch von der Philoſophie* iſt, und weil, wie ich ſchon früher zeigte, auch die höchſten Grundbegriffe der Vernunft nur als Prädicate dem ewig vorausgeſetzten Weſen ſich unterordnen.

292. Der abſolute Geiſt ſteht über Begriff und Idee und über aller Realität, über aller Subjectivität und Objectivität, er iſt weder eine in ſich ſeyende noch zurückkehrende Identität, er iſt keine Subſtanz, noch ein Urtheil in ſich und in ein Wiſſen, überhaupt keine ſich wiſſende Idee. Alle dieſe Ausdrücke ſind theils vom menſchlichen Selbſtbewußtſeyn, theils von den Kategorien entlehnt, und auf Gott übergetragen, wo ſie ſo wenig paſſen, als die Form des Topfes auf die Natur ſeines Meiſters. Wie mag es doch den Menſchen einfallen, Gott in die Kreiſe der Speculation, wie ſonſt ein Object, herabzuziehen, und die uns *anerſchaffenen* Formen auf ihn als *den Unerſchaffenen* anzuwenden, wodurch die Würde Gottes beſtändig differenzirt wird?

293. Aber ein Anderes iſt es, wenn wir die Kreiſe des Selbſtbewußtſeyns öffnen, um dem Heiligen, welches der Geiſt in Strahlen von einer höhern Sonne empfängt, den Eingang zu geſtatten. Alsdann erhebt ſich *das ganze*

Selbſtbewußtſeyn zu dieſer höhern Offenbarung, die Ideen laſſen ihre Reflexe fallen, wie das Wahre ſeine Begriffe und Vernunftformeln, das Schöne ſeine Typen und Ideale, das Gute ſeine Eigenſchaften und Beſtreben, und werden vom Heiligen integrirt, ſo daß Gott in ſeinem transzendenten Werthe rein und unangetaſtet bleibt und alles Unangemeſſene der Speculation entfernt wird. Aber dieſe Transzendenz iſt kein Gegenſtand fürs Denken und Wiſſen, ſondern nur für Glauben und Schauen. Und ſo zeigt es ſich, daß der Glaube in dem Abbrechen und Aufheben aller ſpeculativen Momente erſt ſeinen Grund findet.

294. Um dieſe Transzendenz zu bezeichnen, bleibt uns nur ein würdiges Prädicat, und dieß iſt die unbedingte Wahl- und Macht-Vollkommenheit. Die ganze Schöpfung mit Geiſt, Leben und Natur iſt ein reines Werk des göttlichen Wohlgefallens, welches zu begreifen oder in eine Gleichung zu faſſen, alle Logik und Metaphyſik vergeblich ſich bemüht. Was der Geiſt an Freiheit und Ideen hat, was die Natur an Nothwendigkeit und Geſetzen hat, iſt von Gott gegeben und geordnet, und ſo hat auch Gott das univerſelle Band des Lebens durch das Univerſum gezogen, um Geiſt und Natur zu vermitteln.

295. Gehen wir von Gott als der ewigen Vorausſetzung aus, ſo brauchen wir keine Idee, die ihr An und Für ſich zuerſt feſtſetzen, dann in die Natur über-

gehen und in ihrer Rückkehr zum Geiſt werden muß. Ein viel kürzerer Weg iſt der Ausgang von Gott.

Der Unterſchied zwiſchen dem Schöpfer und der Creatur, zwiſchen dem unanfänglichen Geiſt und dem anfänglichen iſt das ewige Myſterium für Engel und Menſchen. Aus dieſem Myſterium iſt Gott nach ſeinem Wohlgefallen und durch das bloſe Wort in die Offenbarung übergegangen, und dieſes Wort hat in ſich die Allmacht zum Erſchaffen und die Allweisheit zum Ordnen. Das Erſchaffen iſt nichts Anderes, als das Subſtantialiſiren des Worts, d. h. das Wort geht in die That über als Weſen, Form und Stoff. Das Ordnen aber iſt nichts Anderes, als die Austheilung der drei Ideen des Wahren, Schönen und Guten. Werden die Ideen integrirt oder zu einer höhern Einheit erhoben und zugleich vereint mit dem Prinzip der Freiheit, was allerdings als Funke aus göttlichem Weſen die Ebenbildlichkeit in ſich trägt, ſo iſt dieß der Menſch, deſſen Weſen als Geiſt, die Form als Seele und der Stoff als Leib ſich darſtellt. Werden die Ideen differenzirt oder zu einer niedern Ordnung der Einheit depotenzirt und zugleich in das Prinzip der Nothwendigkeit geſtellt, ſo iſt dieß die Natur, deren Weſen als Weltſeele, die Form als Sonnenſyſtem und der Stoff als Planet (für uns als Erde) erſcheint. Werden die Ideen indifferenzirt oder in der Einheit an ſich feſtgehalten und zugleich in das Ebenmaas von Freiem und Nothwendigem geſtellt, ſo iſt dieß das vermittelnde Leben zwiſchen Geiſt und Natur, deſſen Weſen, Form und Stoff auch in einander verſchmolzen ſind, und nur noch die Unterſchiede zwiſchen Menſch, Thier und Pflanze darſtellen.

296. Es ſind nun drei allgemeine Proportionen angegeben, 1) in den Prinzipien: das Freie, Lebens- und Nothwendige, 2) in den Ideen: das Gute, Schöne und Wahre, und 3) in den logiſchen Momenten: das Weſen, die Form und der Stoff. Dieſe allgemeinen Proportionen geben aber auf die vielfältigſte Weiſe ins Beſondere und Einzelne ein, ſo daß es kein Ding in der Welt gibt, das ſie nicht auf irgend eine Weiſe modifizirt in ſich trägt. Im Allgemeinen werden ſie folgenden Ausdruck annehmen:

In der Natur oder phyſiſchen Ordnung überwiegt der Stoff ſo, daß Weſen und Form ihm untergeordnet ſind.

Im Leben oder der organiſchen Ordnung überwiegt die Form ſo, daß Weſen und Stoff ſich ihr unterordnen.

Im Menſchen oder der geiſtigen Ordnung überwiegt das Weſen ſo, daß Form und Stoff untergeordnet ſind. Aber vor allen Dingen iſt es die äußere oder objective Welt und die innere oder ſubjective Welt, die ſich einander gegenüber ſtellen, und durch das Leben, das bald innerlich bald äußerlich iſt, vermittelt ſind.

297. Im Geiſte oder in der Subjectivität ſind die Ideen integrirt. Das Wahre integrirt ſich in der Erkenntnißſeite von Vorſtellung, Begriff, Prinzip bis zu der unmittelbaren Sprache der Wahrheit im Gewiſſen. Ihre Mittelfunction iſt Denken; denn was wahr

ſeyn ſoll, muß gedacht werden. Das Schöne integrirt ſich in der Gefühlsſeite vom Bilde, Typus, Ideal bis zur Verklärung in der Ahnung oder Andacht. Ihre Mittelfunction iſt Fühlen; denn was ſchön ſeyn ſoll, muß gefühlt werden. Das Gute integrirt ſich in der Willensſeite von der Begierde, Neigung, Sitte bis zum Glauben. Ihre Mittelfunction iſt Wollen; denn was gut ſeyn ſoll, muß gewollt werden. Der Geiſt iſt nur Geiſt, weil er frei iſt, und in der Freiheit die ganze Proportion der Ideen in ſich vereint, welche ſich im Selbſtbewußtſeyn verwirklichen.

298. In der Natur oder in der Objectivität ſind die Ideen differenziirt, wo ſie nicht mehr als Einheiten, ſondern als Brüche erſcheinen. Das Wahre iſt differenziirt in der phyſiſchen Ordnung, wo es ſich im Uebergewicht des Stoffs verwirklicht, und in unzähligen Verhältniſſen, Proportionen, Gleichungen und Geſetzen ſich darſtellt. Das Schöne iſt differenziirt in der organiſchen Ordnung, wo es ſich im Uebergewicht der Form verwirklicht, und in unzähligen plaſtiſchen Bildungen und Typen der Individualität ſich darſtellt. Das Gute iſt differenziirt in der geiſtigen Ordnung oder Weltgeſchichte, wo es ſich im Uebergewicht des Geiſtes, d. i. im Gedanken, verwirklicht und in unzähligen Anſtalten, Handlungen und Begebenheiten ſich darſtellt.

299. Und nun laſſen ſich dieſe Sätze mit der Anſicht von Hegel vergleichen:

Bei Hegel iſt das Gottwerden der Proceß einer Idee, welche durch drei Geſtaltungen ſich zuletzt zum abſoluten Geiſt rectifizirt. Er gewinnt ſeinen Gott als Endpunkt ſeiner Speculation.

Was ich Gott nenne, liegt über aller Speculation und iſt vielmehr ihre ewige Vorausſetzung. Der unerſchaffene Geiſt iſt, was er iſt, auf einmal und auf ewige Weiſe. Es iſt keine Entwicklung in ihm möglich, weil ihm keine Schranke entgegenſteht, die er zu überwinden hätte. Er kann nicht größer werden, weil die unbedingte Macht- und Wahl-Vollkommenheit ſchon Alles in ſich ſchließt. Aber offenbaren kann er ſich durch ſeinen Willen und ſchaffen, was ihm beliebt; denn bei Gott iſt kein Ding unmöglich.

30. Bei Hegel iſt Gott eine Idee; — ich ſetze ihn unendlich erhaben über alle Ideen. Bei Hegel iſt Gott die abſolute Wahrheit, ich nenne ihn den Urheber der Wahrheit, der frei über ſeinem Werke ſteht. Bei Hegel iſt Gott eine ewig bei ſich ſeyende, in ſich zurückkehrende und zurückgekehrte Identität. Ich erkenne eine ſolche Identität blos im Ich des erſchaffenen Geiſtes an, ohne Conſequenz auf Gott, weil er keine Potenz des Ich's iſt. Was wollen überhaupt alle die Ausdrücke von Seyn, Wiſſen, Subſtanz, Cauſalität, Identität, Indifferenz u. ſ. w. für Gott beſagen? Was ſie für den erſchaffenen Geiſt ſind, wiſſen wir wohl; was ſie aber für den unerſchaffenen ſind, können wir nicht wiſſen, wohl aber annehmen, daß dieſe Vernunftformeln die Würde Gottes profaniren.

31. Bei Hegel entſteht die Natur, wenn die Idee an und für ſich in ein Andersſeyn übergeht, und der

abſolute Geiſt entſteht, wenn die Idee aus dem Andersſeyn zurückkehrt. Nach meiner Anſicht geht Geiſt, Leben und Natur aus dem Wort Gottes zugleich hervor, und der Schöpfer hat nach ſeinem Wohlgefallen in denſelben die Prinzipien, die Ideen und die logiſchen Momente ſubſtantialiſirt, und zwar ſo, daß ſie als Integrale im Geiſte, als Indifferenzen im Leben und als Differenzen in der Natur erſcheinen. Der abſolute Geiſt iſt daher kein Product eines Proceſſes aus Idee und Natur; vielmehr iſt er über Geiſt, Leben und Natur unendlich erhaben und theilt denſelben nach ſeinem Wohlgefallen jene drei Proportionen aus. Denn eben die Subſtantialität der drei Proportionen iſt zugleich geordnet und nicht in der Zeit ſich entwickelnd.

302. Bei Hegel kommen eine Menge Geiſter vor, als da ſind ein ſubjectiver und objectiver, ein theoretiſcher und praktiſcher, ein natürlicher, ein concreter, ein ſittlicher, ein Völker-, Menſchen- und Welt-Geiſt und zuletzt ein abſoluter Geiſt, der ohne Zweifel alle übrigen zu verſchlucken hat. Man kann dieſe Philoſophie mit Recht die Vielgeiſterei nennen; denn Hegel ſcheint das Jenſeits, das er verwirft, von Geiſtern ausgeplündert zu haben, um ſie dieſſeits zu verwenden, und jedem Revier einen eigenen Geiſt zum Verſtand zu geben.

303. Wozu dieſe Freigebigkeit mit Geiſtern? Unſere Philoſophie braucht nur einen Geiſt und einen Gott, um allen Beſtimmungen genügen zu können. Iſt der menſchliche Geiſt, was er ſeyn ſoll, ſo hat er auch die

freie Herrſchaft über Seele und Leib; er erhebt das Selbſtgefühl zum freien Selbſtbewußtſeyn, zur freien Selbſterkenntniß und zur freien Selbſtgeſetzgebung, und darum braucht es keinen eigenen theoretiſchen Geiſt. Eben ſo hat er die Harmonie der Ideen in ſich, und dieſe Einheit iſt die Liebe; denn es gibt im ganzen geiſtigen Gebiete nichts, was auf gleiche Weiſe wahr, ſchön und gut iſt, als die Liebe, und darum braucht es keinen eigenen praktiſchen Geiſt.

304. Den objectiven Geiſt nennt Hegel die Einheit des theoretiſchen und praktiſchen, und ſetzt hieher den freien Willen. Das Objectiwerden des Geiſtes iſt aber nicht das Wollen, ſondern das Handeln. Zum Handeln aber kommt es erſt, wenn der Begriff zum Zweck, das Gefühl zur Triebfeder erhoben wird, und nun zu beiden noch der innere lebendige Act des Entſchluſſes hinzukommt. Allein, es iſt immer der nemliche Geiſt, welcher das Wahre in der Erkenntniß; das Schöne im Gefühl und das Gute im Willen leitet und ordnet, und in allen Dreien ſeinen freien Charakter offenbart, und es braucht keinen beſondern objectiven Geiſt.

305. An dieſer Stelle wäre überhaupt der Ort geweſen, wo Hegel vom freien Prinzip und von der aus ihm abſtammenden praktiſchen Freiheit hätte ſprechen ſollen. Der Geiſt iſt nur Geiſt, weil ihm Gott das Prinzip der Freiheit verlieh. Dieſes Prinzip iſt transzendent und kein Erzeugniß aus uns. Es iſt die Seele von Allem und nur durch daſſelbe iſt geiſtige Entwicklung möglich.

Es iſt kein Begriff, auch keine Idee, ſondern ein Funke aus göttlichem Weſen, wodurch der Menſch in ſeiner relativen Sphäre Urheber ſeiner Thaten und Werke iſt, wie Gott in ſeiner abſoluten Sphäre. Hegel ſagt: „Die „allgemeine Beſtimmung der Freiheit hat der objective „Geiſt nur, indem er ſich denkt, Willen als freie In„telligenz iſt.“ Nichts weniger, das Denken iſt das geiſtige Differenziren, und in ihm hat die Freiheit den niederſten Werth, es iſt vielmehr an Geſetze gebunden, die es zur Erkundung des Wahren befolgen muß. Der Geiſt als Intelligenz iſt gerade am wenigſten frei. Das Fühlen iſt das geiſtige Indifferenziren, und darum ſtehen die Gefühle (nicht die Empfindungen) höher als die Begriffe, ſo wie die Einheit höher iſt als die Brüche und das Schöne höher als das Wahre; im Fühlen hat die Freiheit ihren mittlern Werth. Im Wollen hingegen integrirt ſich der Geiſt und die Freiheit tritt in ihrem erſten Werth hervor. Ueberhaupt hat Hegel das, was wir Ethik nennen, ganz vernachläſſigt. Er kennt kein Syſtem von Pflichten und Tugenden, keine praktiſche Grundſätze und Prinzipien, welche die Willensſeite des Geiſtes allein für ſich nimmt. Er hat blos einen objectiven ſittlichen Geiſt, der ſich im Staat verwirklichen ſoll, und verwechſelt ſomit die ſittliche Kraft mit dem Rechtsbegriff. Denn die Verwirklichung der Sitte gehört weit mehr der Kirche als dem Staat.

306. Die Bedeutung des Weltgeiſtes wird nach Hegel folgende ſeyn: „Der allgemeine Weltgeiſt, wie aus

„einer impliziten Idee hervorſteigend, und Subſtanz
„und Concretheit ſuchend, entfaltet ſich in der Welt-
„geſchichte als der Form des Geſchehens durch Staa-
„ten, Völker und Individuen, als für das Geſchäft und
„im Dienſte des Weltgeiſtes bewußtloſer Organe. Wäh-
„rend dieſer Entfaltung erhebt er ſich von einer Stufe
„zur andern, und während dieſer Entfaltung vollbringt
„er alle die Richtungen und Geſtalten des Selbſtbewußt-
„ſeyns. An der Spitze derſelben ſtehen die welthiſtoriſchen
„Individuen, und in ihnen, obgleich ihnen verborgen,
„lebt die ſubſtantielle That des Weltgeiſtes. Haben jene
„Richtungen ſich am weiteſten entfernt, ſo kommt es
„durch eine Rückkehr zur Verſöhnung, wodurch erſt der
„Geiſt in dem höchſten Act des Selbſtbewußtſeyns zu
„ſich ſelbſt kommt. Die Bewegung der Weltgeſchichte iſt
„die That, wodurch ſich dieſer Geiſt zum Bewußtſeyn
„und damit zur Offenbarung und Wirklichkeit ſeines an
„und für ſich ſeyenden Weſens bringt. Das Weſen des
„Weltgeiſtes oder Gottes, wie es an und für ſich iſt,
„wird offenbar in den Bewegungen der Individuen,
„Völker und Staaten durch die Weltgeſchichte, und mit die-
„ſem Offenbaren und Wirklichwerden kommt Gott zum Be-
„wußtſeyn ſeines Weſens. Die Geſtaltungen dieſes Selbſt-
„bewußtſeyns in dem Gange ſeiner Befreiung verwirklichen
„ſich in den vier welthiſtoriſchen Reichen, nemlich in dem
„orientaliſchen, griechiſchen, römiſchen und germaniſchen.“

307. So niedrig auch die frühern Sätze Gott halten und ihn durch die im Speculationskreiſe eines Philoſophen

vielfachen Geſtaltungen einer Idee hindurchführen, ſo daß er in dem Anderſeyn an dem Stufengang der Natur ſich als Geiſt heraufarbeiten muß, ſo übertrifft doch in der Entwürdigung Gottes die Darſtellung des Weltgeiſtes alles Andere, wenn wir die großen Ereigniſſe der Weltgeſchichte ſelbſt fragen.

Was iſt das für ein Gott, der in dem allgemeinen Götzendienſt, welcher heute noch großentheils fortdauert, ſein Weſen offenbart, — der im Despotismus und Fanatismus, welche mehr als die halbe Weltgeſchichte einnehmen, zum Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt kommen ſoll, — der in den ruchloſen Plänen der Politik, in den großen Leidenſchaften von Ruhm-, Ehr- und Eroberungsſucht, welche die Welt verheeren, und durch die blutigen Kriege und Drangſale aller Art in den Individuen, Völkern und Staaten zur Selbſtklarheit gelangen ſoll? Ein ſolcher Gott iſt der Satan, als Geiſt und Fürſt der Welt.

308. Was iſt das für ein Gott, der in dem winzigen Völkchen der Erde ſich zu ſeiner Befreiung durch vier Weltreiche herausgeſtalten ſoll? Was für ein Verhältniß hat das Pünktchen Erde zu dem Weltall mit ſeinen Myriaden Sonnen und ihren Sternen, wovon jeder ebenſo gewiß bevölkert iſt und ſeine Geſchichte hat, wie die Erde, die ja zu ihrem eigenen Sonnenſyſtem von geringer Bedeutung iſt? Wie mag nun der Wahn entſtehen, daß Gott, der Geiſt, Leben und Natur erſchuf, in den elenden Welthändeln eines Erdenvolkes zum Bewußtſeyn ſeines Weſens kommen müſſe? Scheint es nicht,

als ob die Philoſophen wieder anfangen, mit Bohnen zu ſpielen und Kartenhäuſer zu bauen, nachdem ſie die einfachen Wahrheiten verſchmähten, welche ſo klar von der Allmacht und Allweisheit Gottes zeugen, die doch beide früher ſeyn müſſen, als die Schöpfung ſelbſt? Muß denn die Allweisheit durch Entwicklung eines kleinen Menſchengeſchlechtes zur Selbſtklarheit gelangen, und kann die Allmacht durch Offenbarung des geſchichtlichen Ganges von ein Paar Weltreichen etwas gewinnen? Dieß iſt der Hochmuth dieſer Philoſophen, welche glauben, alle Macht und Weisheit des Schöpfers ſpiegle ſich in ihrem Selbſtbewußtſeyn ab, und es gebe nichts Höheres und nichts Tieferes, als was ſie in dem Triebrade ihrer Speculation umherwälzten. Die Erde iſt der Tropfen am Eimer, und die Geſchichte dieſes Tropfens behandelt der Philoſoph, wie wenn derſelbe das Weltall und er der Rathgeber Gottes wäre. Ach, wie ferne ſind wir noch vom Ziele!

XVI. Ganz einfach iſt die andere Anſicht. Im Anfang war das Wort, ſagt Johannes. Im Wort liegt die Allmacht des Erſchaffens und die Allweisheit zum Ordnen des Erſchaffenen. Die Thatſachen belehren uns, daß Gott die drei Proportionen, wovon ich oben ſprach, in dem Weltall ſubſtantialiſirte. In der Integration, wo die poſitiven Glieder derſelben, nemlich das freie Princip, das Weſen und die Idee des Guten, das Uebergewicht haben, entſteht das Reich der Geiſter, auf alle Sterne des Weltalls vertheilt, und deren Vortrefflichkeit ſich nach der Größe des Uebergewichts jener Poſitivität richtet. In der Indifferenz, wo die mittlern Glieder jener Proportionen, nemlich das vermittelnde Lebensprinzip, die Form und die Idee des Schönen, überwiegen, bildet ſich das Reich des Lebens, gleichfalls auf alle Sterne vertheilt, und deſſen Vortrefflichkeit ſich nach der Vollkommenheit des Gleichgewichts richtet. In der Differenziirung, wo die negativen Glieder, nemlich das nothwendige Prinzip, der Stoff und die Idee des Wahren, überwiegen, bildet ſich das Reich der Natur, das in den materiellen Sphären und ihren Bewegungen ſich ausdrückt, und deſſen Vortrefflichkeit gerade in das umgekehrte Verhältniß fällt, d. h. um ſo größer wird, je weniger die negativen Glieder überwiegen. (Die weitere Ausführung gehört nicht hieher, ſie ſteht in meinem Grundriß der Naturphiloſophie.)

380. Wie nun Gott den großen Zuſammenhang der Geſetze und Typen in Natur und Leben gelegt hat, ſo hat er dem Geiſterreich einen Weltplan aufgegeben, deſſen Entwicklung in unzählige Aufgaben zerfällt, wovon jeder Stern Eine zur Löſung in ſeiner Geſchichte erhielt. Es gibt keinen allgemeinen Weltgeiſt, der durch Völker und Staaten zum Bewußtſeyn gelangen mußte, ſondern einen allgemeinen Weltplan, den Gott dem Geiſterreich zur Erfüllung aufgetragen hat. Der letzte Endzweck vernünftiger Geſchöpfe iſt, ihren Schöpfer zu verherrlichen und ſelig zu werden, — nicht aber, ſich ſelbſt zu denken und zu wiſſen, — was nur

auf jenen intellectuellen Schwerpunkt der Vernunft zurückführt, der dem Geiſt der Liebe ganz entgegengeſetzt iſt. Die Verherrlichung Gottes aber, und die Beſeligung iſt nur in freien Weſen möglich, darum muß die Unverrücktheit des Weltplans neben der Willkühr und ihren Störungen doch fortbeſtehen. Die Annahme einer göttlichen Compenſations-Methode, die in jede Weltgeſchichte gelegt iſt und die Störungen ausgleicht, genügt ganz zum Beſtehen der individuellen Freiheit neben der Entwicklung des Weltplans. Die Vorherbeſtimmung des Plans geht nicht auf die Thatenreihen der Individuen, ſondern nur auf die ſecularen Gleichungen des Völkerlebens.

311. In dieſer Anſicht liegt eigentlich kein ſpeculatives Moment, ſondern nur die aller Speculation zum Grunde liegende Vorausſetzung des unbedingten göttlichen Wohlgefallens zur Schöpfung, und dann das Ordnen und Erklären der in der Schöpfung liegenden Proportionen als Thatſachen. Die Hegel'ſche Philoſophie aber will keine Vorausſetzung, ſondern ſucht in ſich ein ſpeculatives Moment auf, nemlich die Idee, die in einer nothwendigen Evolution Natur, Geiſt, Freiheit, Staat, Weltgeſchichte und Gott gebähren ſoll. Hier entſteht natürlich die Frage: Hat die Idee den Geiſt, oder der Geiſt die Idee in ſich? Der Geiſt des Philoſophen muß doch nothwendig vorausgeſetzt werden, wenn es zur Speculation kommen ſoll, und

dieß wird wohl auch bei Hegel der Fall geweſen ſeyn, als er ſeine Idee ſezte. Wie läßt ſich's nun reimen, daß die Hegel'ſche Idee den Geiſt aus ſich gebiert, da die Idee ohne den denkenden Geiſt nicht möglich iſt? Offenbar kommen hier die Idee und der Geiſt in ein wunderbares Gemenge. Bald nimmt der Geiſt, nemlich in der Speculation, die Idee für ſich, zieht ſie aus ſich hervor, entläßt ſie frei, damit ſie ihm die Natur ſchaffe; bald aber nimmt die Idee, nemlich in ihrer Entwicklung, den Geiſt für ſich, zieht ihn aus ſich hervor und entläßt ihn frei aus der Natur. Hier iſt alſo ein Widerſpruch! Hegels Geiſt ließ in ſeiner Speculation die Idee ſich entwickeln, und doch ſoll der Geiſt erſt aus der Idee hervorgehen. Dieſes Ineinanderſchieben von Geiſt und Idee gleicht jener komiſchen Scene, in welcher zwei Cameraden, einander umſchlungen, von dem Gipfel eines Berges herabrollten, unten aber beim Aufſtehen keiner mehr ſein Ich aus dem Andern herausfinden konnte, ſo daß Jeder den Andern fragte, ob er der Hans oder der Chriſtoph ſey?

312. Um hiebei ins Reine zu kommen, ob der Geiſt der Vater der Idee, oder die Idee die Mutter des Geiſtes ſey, hätte Hegel allerdings einen wunderbaren Proceß in ſich vornehmen müſſen. Er hätte ſeinen Geiſt müſſen bei Seite ſchaffen und nichts als die Idee in dem Speculations-Kreiſe ſchweben laſſen dürfen. Hätte die Idee alsdann von ſelbſt ſich in Natur und Geiſt und dieſen in allen Wandlungen bis zum abſoluten Geiſt entwickelt,

ſo wäre über die Macht der Idee kein Zweifel mehr geweſen. Wäre aber die Idee unbeweglich wie ein Automat im Kreiſe ſtehen geblieben, ſo hätte es ſich entſchieden, daß nur der Geiſt des Philoſophen ſie bewegt und ſo geſtaltet habe; aber dann iſt die Annahme ſchwer, daß der Geiſt aus der Idee geboren werde. Nach Allem zu urtheilen, gehört die ganze Sache unter die dialectiſchen Kunſtſtücke, in welchen der menſchliche Geiſt an einer imaginirten Idee ſich ſelbſt zum abſoluten Geiſt potenzirt. Hier liegt eben ein Hauptpunkt, nemlich der große Wahn, daß der menſchliche Geiſt die Proceſſe ſeines Selbſtbewußtſeyns und die Vernunftformeln auf die Geſtaltung Gottes überträgt, und ihn, wie der Dichter ſeinen Helden, ein logiſches Drama ſpielen läßt.

§ 8. Unſere Anſicht iſt ebenſo auch ferne von dem Streite, ob die Philoſophie von dem Monismus des Gedankens, wie ſie es nennen, oder vom Dualismus auszugehen habe. Ob man eine Idee annimmt, die dialectiſch ſich in Gegenſätze entwickelt, oder ob man von einer urſprünglichen Gleichung zweier Gegenſätze ausgeht, iſt in unſerer Anſicht völlig gleichgültig, weil der Wille Gottes, der über alle Dialectik und Gleichungen erhaben iſt, vom Einen oder Andern nach Belieben ausgehen kann. Indeſſen iſt es, da Gott ſelbſt den Gegenſatz zwiſchen Geiſt und Natur als Bewußtſeyn und Bewußtloſigkeit ſo ſcharf gefaßt hat, kaum glaublich, daß die Speculation den Monismus des Gedankens werde halten können. Der Ruhm der Hegel'-

ſchen Philoſophie, ſagt man, gründe ſich darauf, was bis jetzt noch keinem Philoſophen gelungen ſey. Bekanntlich hat Hegel das Seyn und das Nichts für identiſch erklärt, und dadurch allerdings den Vortheil erhalten, daß Logik und Dialectik ſchon urſprünglich in der Idee wohnen und nach Belieben zum Poſitiven und Negativen, zum Abſtracten und Concreten ſich gebrauchen laſſen können. Aber es liegt doch ein verſteckter Dualismus darin, und es iſt nur allzuwahr, daß Hegel die Indifferenz mit Identität verwechſelt hat. Das Seyn als unendliche Poſition und das Nichtſeyn als unendliche Negation müſſen ſelbſt in der göttlichen Speculation (wenn eine ſolche iſt) entgegengeſetzt ſeyn, aber auch ſich an einander aufheben in einer abſoluten Indifferenz, welche das Eins ſchlechthin oder die Grundlage alles Endlichen iſt. Dieſes Eins iſt zwar der Monismus, aber, wie gezeigt, doch ein verſteckter Dualismus zweier unendlichen Factoren.

314. Uebrigens iſt dieß Alles gleichgültig. Ob der eine Philoſoph mit ſeinem Geſpann hinüber und der Andere herüber fährt, liegt wenig daran, ſie begegnen einander doch auf dem Wege, und es iſt um die Unterſchiede die Hand nicht umzukehren. So lange die Speculation nicht in einer ewigen Vorausſetzung ihren Grund findet, in dem ſich nicht nur alle Gegenſätze, ſondern auch alle Gleichungen, nicht nur alle Differenzen, ſondern auch alle Einheiten völlig aufheben, ſo kann und wird ſie nie zur Ruhe kommen. Daher kann auch das Hegel'ſche

Syſtem den in ſeinen höheren Intereſſen ſich klar gewordenen Geiſt nicht befriedigen, wie überhaupt kein ſpeculatives Syſtem, und wenn deren noch hundert kommen ſollten. Aber dies hat Hegel vor Andern voraus, daß er den Begriff am ſtärkſten in die Rippen genommen hat, ſo daß er in drei großen Sätzen oder Lanzaden das vermeintliche Ziel erreichte, was die andern Syſteme, die zu viel unterwegs ſich aufhielten, umſonſt zu erreichen ſuchten.

315. Was ich ewige Vorausſetzung nenne, iſt nicht etwa das erſte oder letzte Poſtulat, von welchem der Philoſoph in gutem Glauben den Anfang ſeiner Conſtruction entlehnt; ſie erinnert uns vielmehr an die unendliche Kluft zwiſchen dem Erſchaffenen und Unerſchaffenen, zwiſchen dem Anfänglichen und Unanfänglichen, über welche die Philoſophie keine Brücke bauen kann, und, wenn ſie einen Sprung wagt, ſicher in den Abgrund fällt, wo der Sinn zum Unſinn und der Gedanke zum Ungedanken wird.

316. Die Frage muß entſtehen: Iſt die Idee, welche Hegel aufſtellt, frei vom menſchlichen Geiſt erzeugt, oder iſt ſie wie ein geiſtiges Samenkorn demſelben eingepflanzt? Im erſtern Fall hat die Idee keinen andern Werth, als beim Dichter das Epos; mag auch die Originalität ihrer Geſtaltung und die Combination ihrer Elemente noch ſo groß ſeyn, ſie hat dennoch keine ſubſtantielle Wahrheit. Im andern Falle hingegen hat die Philoſophie in dem geiſtigen Samen-

kern die volleſte Wahrheit und entfaltet ſie auch, aber nun kommt die Frage, wer hat dieſe Idee dem menſchlichen Geiſte eingepflanzt? Die Antwort lautet: Es iſt eine Gabe von Gott, dem Geiſte in ſein Zeitleben mitgegeben, damit er durch ihren rechten Gebrauch die Wahrheit erkenne, die von Gott kommt, die aber nicht Gott ſelber iſt.

317. Immer muß die Gabe vom Geber unterſchieden bleiben, denn der Geber geht nicht aus der Gabe hervor, ſondern die Gabe hat den Geber zur Vorausſetzung; d. h. Gott geht nicht aus der Idee der Wahrheit hervor, ſondern iſt ihr Urheber und Geber. Wie aber überall die Natur des Gebers von der Beſchaffenheit der freien Gabe unterſchieden iſt, ſo iſt es auch das Weſen Gottes von der Idee der Wahrheit; der Satz iſt demnach irrig, den Hegel ausſpricht: „Gott iſt die abſolute Wahrheit.“ Wenn der Gärtner ſeinen Kohl gepflanzt, ſo entfaltet ſich dieſer zur Blüthe und Frucht, aber der Gärtner ſelbſt wächſt nicht aus ihm hervor, und ſo iſt es auch mit der Idee und Gott. Das geiſtige Samenkorn entfaltet auch ſeine Blätter, Blüthen und Früchte, aber es gebiert Gott nicht aus ſich. Die Idee hat Gott zu ihrer ewigen Vorausſetzung, aber Er ſelbſt iſt nicht in der Idee. Gott iſt durch ſeine Gabe zwar offenbar, aber ſein Weſen kann in keine Idee gefaßt werden.

318. Der Schein der Hegel'ſchen Philoſophie beſteht eben in dem Zuſammenſchmelzen der beiden Anſichten, ob die Idee frei vom Geiſte erzeugt oder als

geiſtiges Samenkorn in ihn gepflanzt ſey. **Hegel** ſtellt die willkührlich erzeugte Idee vor ſich hin und erſchafft ſich, wie in einem logiſchen Epos, **Welt, Seele und Gott.** Aber eben dieſes Epos erhält den Schein von Wahrheit dadurch, daß er die in dem geiſtigen Samenkorn liegenden Formen, Kategorien, Prinzipien und Geſetze zu jener Entwicklung benutzt. Dadurch entſteht ein Helldunkel von Wahrheit und Dichtung, durch welches der an einigen wahren Sätzen fortgeleitete, aber befangene Leſer ſich leicht verführen läßt, die erdichteten Proceſſe der Idee für wahr zu halten. Nichts iſt gefährlicher, obgleich ſehr anziehend, als das halbe Verſtehen, weil die Sätze, die man verſteht, ihren Glanz auf das Dunkel werfen, das man nicht verſteht, aber zu verſtehen glaubt.

31. Der ſtärkſte Trug liegt in **Hegel** ſelbſt, weil er nicht erkennt, daß er Dramatiker, Schauſpieler und Zuſchauer zugleich iſt. **Dramatiker** iſt er, indem er eine Idee in ſeinem Speculationskreiſe aufſtellt, die Acte und Factoren des Selbſtbewußtſeyns nebſt den allgemeinen Vernunftformeln und Kategorien in dieſelbe hineinlegt, und ſie in verſchiedene Proceſſe und Situationen bringt, wozu das Geſetz ſchon im Selbſtbewußtſeyn vorhanden iſt. **Schauſpieler** iſt er, indem ſein Geiſt die Rolle des abſoluten Geiſtes übernimmt und durchführt; denn wer möchte je glauben, daß der dem **Hegel**'ſchen Geiſte erſchienene abſolute Geiſt ein anderer ſeyn könne, als ſein eigener potenzirter Geiſt? **Zuſchauer** aber iſt er,

indem er von Dichtung und Mimik abſtrahirt und glaubt, die Idee habe ihre drei Proceſſe von ſelbſt vor ſeinen Augen entwickelt.

321. **Hegel** will Gott nicht blos denken, begreifen, erkennen und in eine Wiſſenſchaft bringen, ſondern er läßt ihn auch handeln und führt ihn durch verſchiedene Stufen hindurch, damit er aus ſeiner Negativität in der Entäußerung als Natur, d. h. aus ſeiner Ohnmacht zu ſich ſelbſt komme. Wie jener Schauſpieler, der im erſten Act Hirtenknabe iſt und im dritten Act zum König geſalbt wird, nach geendigtem Drama fragte, wo iſt denn mein Königreich, ſo muß der **Hegel**'ſche Gott, der im erſten Acte implizite Idee, im zweiten Natur und im dritten abſoluter Geiſt wird, auf gleiche Weiſe fragen, wo iſt meine Schöpfung? Beides aber iſt ein Traum, — der Hirtenknabe als König, und die Idee des Philoſophen als abſoluter Geiſt, — ein Traum, der die Objectivität vorſpiegelt, aber keine hat, und worin die vorherrſchende Einbildung zur wirklichen Vorſtellung wird, wie bei den vermeintlichen Königen der Irrenhäuſer. Sollte der Unbefangene nicht einmal einſehen, daß, wenn der Philoſoph eine ſpeculative Idee zum Schöpfer Himmels und der Erde werden läßt, er es ſelbſt iſt, der den Purpurmantel um ſich wirft und den Scepter des abſoluten Königs in die Hand nimmt, ſogleich aber auch ſein wirkliches Ich von dem potenzirten Ich unterſcheidet und die Welt glauben machen will, es ſeyen Ihrer Zwei. Darin liegt der tauſendjährige Irrthum der Philoſophie, ſie macht ſich zum Schöpfer und Gott iſt ihr Geſchöpf.

321. Eine ganz andere Anſicht gewinnen wir, wenn wir die umgekehrte Methode einſchlagen.

Gott, als die ewige Vorausſetzung von allem Denken, Fühlen und Wollen, von allem Bewegen, Leben und Handeln, und beſonders von aller Philoſophie, kann von Menſchen kein ihm würdigeres und gleicheres Prädicat erhalten, als die ewige Wahl- und Macht-Vollkommenheit. Dieſes Prädicat mahnt uns ſogleich an den unendlichen Abſtand zwiſchen dem menſchlichen und göttlichen Geiſt; denn welcher Menſch vermöchte die unbedingte Freiheit in der Wahl unter eine Gleichung und die Allmacht unter ein Geſetz zu ſtellen? Das Prädicat mahnt uns an die gänzliche Vergleichungsloſigkeit zwiſchen Unerſchaffenem und Erſchaffenem, zwiſchen Unanfänglichem und Anfänglichem; es zeigt uns, daß, wenn Gott ſich nicht ſelbſt offenbarte, keine Idee und keine Entwicklung des Selbſtbewußtſeyns uns auf Ihn hinleiten könnte.

322. Wie ſollte auch ein erſchaffener Geiſt ſich von den kreatürlichen Formen befreien oder von denſelben abſtrahiren können, um zu wiſſen, was war, ehe Gott den Rathſchluß zu Erſchaffung der Geiſter und der Naturen gefaßt hat? Unſere höchſten Begriffe, Ideale und Eigenſchaften ſind und bleiben kreatürliche Formen, und ſelbſt das Abſolute, das wir als den höchſten Einheitspunkt auf das göttliche Seyn übertragen zu können wähnen, iſt nichts Anderes, als die höchſte Ordnung von Einheit, in welcher alle jene krea-

tiſche Formen ihren Anfang und ihre Rückkehr, ihren Ausgang und Eingang, ihr Beſtehen in ſich, an ſich, aus ſich und für ſich auf ſpeculative Weiſe finden. Dieſer Einheitspunkt liegt nicht über dem menſchlichen Geiſte, ſondern in ihm, und bildet die Urgleichung von Wiſſen und Seyn, nicht wie ſie in Gott ſind, ſondern wie die Philoſophie ſie im menſchlichen Geiſt findet. Es iſt ein transzendenter Schein, daß das Abſolute das göttliche Seyn darſtelle, welcher daher rührt, daß die Vernunft das Centrum des Geiſtes für ein fremdes und nicht ihr zugehöriges hält und dem Göttlichen gleichſetzt. Wäre der menſchliche Geiſt wieder in ſeinem Centrum zur Klarheit gekommen, ſo würde er in die Fülle göttlicher Offenbarung ſchauen und die Vernunft würde aufhören, die Urgleichung von Wiſſen und Seyn dem Göttlichen gleichzuſetzen. Dagegen würde ſie das Prädicat der ewigen Wahl und Macht-Vollkommenheit, welche über allen Gleichungen ſteht, ohne Bedenken Ihm beilegen.

323. Taugt aber die Urgleichung von Wiſſen und Seyn nichts, um das Göttliche zu beſtimmen, ſo taugen noch viel weniger alle die logiſchen und metaphyſiſchen Momente. Was göttliche Freiheit iſt, kann keine Philoſophie erfaſſen, weil jede Faſſung ihr Abbruch thut und ſie an Begriffe bindet, die ſie zermalmen. Selbſt für die menſchliche Freiheit, die doch nur eine relative Sphäre hat, kann kein Begriff der Vernunft zureichen, um ihr inneres Leben zu faſſen. Wären nicht lebendige Zeugen der Freiheit in uns, der Begriff der Vernunft kann uns nicht

nur nicht davon unterrichten, ſondern iſt vielmehr befliſſen, die Freiheit zu verneinen und ſein abſolutes Geſetz allein gelten zu laſſen. Darin hat es die Hegel'ſche Philoſophie weit gebracht.

324. Die ewige Macht- und Wahl-Vollkommenheit geht über in's Daſeyn und in ihm offenbart ſich Gott ganz nach ſeinem Willen und nicht nach ſeinem Weſen, wie es heißt: „Herr! du haſt alle Dinge geſchaffen und durch deinen Willen haben ſie das Weſen und ſind geſchaffen." Der Satz, „daß die ganze Schöpfung nicht aus dem Weſen Gottes, ſondern nur aus ſeinem Willen geſchaffen ſey, und daß nur der Geiſt durch die Mittheilung des freien Prinzips einen Funken des göttlichen Weſens in ſich habe," gehört unter die Hauptſätze derjenigen Philoſophie, welche von der ewigen Wahl- und Macht-Vollkommenheit ausgeht, weiſt aber alle jene Syſteme zurück, welche von einer Subſtantialität Gottes oder von einer Emanation ſeines Weſens in der Welt ſprechen.

325. Wir müſſen uns überhaupt hüten, die Einrichtung des erſchaffenen Geiſtes und beſonders unſeres Selbſtbewußtſeyns als Maßſtab auf Gott zu übertragen. In uns iſt allerdings ein Verhältniß geſetzt zwiſchen Denken und Wollen, zwiſchen Wiſſen und Handeln, zwiſchen Vernunft und Willen, zwiſchen der Idee und ihrer Verwirklichung, zwiſchen dem Geſetz und der That, aber eben dieſes Verhältniß iſt dem endlichen Geiſt von Gott gegeben, und es iſt nicht der mindeſte Grund vorhanden,

für Gott eine gleiche Einrichtung vorauszuſetzen. Würden wir in Gott etwas vorausſetzen, was von ſeiner ewigen Wahl unabhängig wäre, ſo müßten wir nothwendig fragen, wer denn dieſen von Ihm unabhängigen Grund oder Ungrund geſetzt habe? Solche Annahmen geben ins Leere zurück.

326. Man fragt: Iſt Gott nicht die ewige Wahrheit, Schönheit und Güte? — Er iſt es, wenn, wie und wo Er es ſeyn will, nicht aber, als ob dieſe Beſtimmungen unabhängig von ſeinem Willen vorhanden wären; vielmehr hat Er ſelbſt erſt beſtimmt, was wahr, ſchön und gut ſeyn ſoll und daſſelbe ſeinen Creaturen zum Geſetz gegeben. Für uns iſt es genug zu wiſſen, daß dieſes Geſetz ſein Wille iſt und daß Er, wie jeder vollkommene Geſetzgeber, ſeinem einmal ausgeſprochenen Willen getreu bleiben und nach ſeinem Geſetz verfahren wird. Mehr hat ja der Menſch nicht zu wiſſen nöthig, um das Heil ſeiner Seele zu beſorgen.

327. Die Philoſophie hat allerdings eine ſchwierige Beziehung zum göttlichen Seyn, weil ſie in Gott gar nichts vorausſetzen kann, als ſeine ewige Wahl- und Macht-Vollkommenheit. Sie ſoll einen Willen ſich vorſtellen, der ſeine Ideen zum Plan einer Weltſchöpfung erſt hervorbringt, während der menſchliche Geiſt die Ideen des Wahren, Schönen und Guten als Urbilder ſchon vorräthig in ſich findet, um ſeine Pläne darnach einzurichten. Darin liegt eben der mächtige Unterſchied zwiſchen Creatur und Schöpfer; allein die Philoſophie

beachtet ihn nicht und glaubt immer noch, ihre höchſten Grundbegriffe, Ideale und Eigenſchaften ſeyen ein Maßſtab für Gott. Dadurch wird Gott nichts mehr und nichts weniger, als die Potenz des Selbſts, ſo daß wir die Wahl haben, ob wir Gott einen großen Menſchen oder den Menſchen einen kleinen Gott nennen wollen. Betrachten wir die Idee, wie ſie Hegel aufſtellt, ſo iſt die Urgleichung unſeres Denkens, der Urtypus unſeres Fühlens und das Urgeſetz unſeres Wollens ſchon in ſie hineingelegt oder vielmehr hineingedichtet, und nun, wer möchte ſich wundern, wenn alle dieſe Momente bei der Analyſe der Idee wieder zum Vorſchein kommen?

328. Das göttliche Seyn iſt (um in Ermangelung eines Begriffs ein Bild zu geben) eine unendliche Strahlen-Fülle, aus welcher Gott hervorruft, was er will. Sagt Gott zu einem Strahl: „Gehe hin und werde Wahrheit," ſo wird er's; zum andern: „Gehe hin und „werde Leben," ſo wird er's; zum dritten: „Gehe hin „und werde ein Sonnenſyſtem," ſo wird er's, und dieß auf gleiche Weiſe, wie die Geneſis ſagt: „Und Gott „ſprach, es werde Licht und es ward Licht." Dieſes noch wenig beſagende Bild möge genügen, um einigermaßen die ewige Wahl- und Macht-Vollkommenheit in's Licht zu ſetzen und jenem Ausſpruche Chriſti: „Bei Gott „iſt kein Ding unmöglich," eine Deutung zu geben. Es hilft hier nichts, auch der Begriff des Abſoluten und die ſublimirteſte ſich ſelbſt denkende Idee iſt und bleibt ein intellectuelles menſchliches Machwerk, das zum göttlichen Seyn kein Verhältniß hat.

329. Hegel hat zwei Cardinalſätze, die ſein Syſtem wie eine Schutzmauer umgeben, ſo daß derjenige, der dieſe Mauer nicht durchbricht, in den immanenten Conſequenzen des Syſtems gefangen gehalten wird, wie die Mucke an dem Gewebe der Spinne. Sie ſind:

1) Daß Gott die abſolute Wahrheit ſey,

2) daß in der Sphäre des reinen Gedankens das Seyn und das Nichts identiſch ſeyen und daß aus beiden das Werden folge.

330. Gibt man den erſten Satz zu, daß Gott die abſolute Wahrheit ſey, ſo iſt es natürlich, daß die Vernunft, welche die gleiche Wahrheit anſpricht, ſich im Wiſſen abſoluter Dinge mit Gott auf gleiche Linie ſtellt, und alle die Prinzipien der Wahrheit, wie überhaupt die Vernunftformeln, dazu benutzt, um Gott ſelbſt in eine logiſche Nothwendigkeit zu bringen, in der Vorausſetzung, daß der abſolute Geiſt ſich ganz nach unſern Geſetzen der Wahrheit bequemen müſſe. Daher nahm Hegel nicht den geringſten Anſtand, Gott in die Sphäre ſeiner Speculation zu ziehen, ihn einen Begriff oder Idee zu nennen, Proceſſe mit ihm vorzunehmen, ihn in die Relationen von An ſich, Für ſich, An und Für ſich zu ſetzen und die ganze Kategorien-Tafel auf ihn anzuwenden, ſo daß der Schlußſatz des ganzen Syſtems in den Satz ſich endigt: „Gott iſt die wiſſende Wahrheit."

331. Gibt man aber dieſen Satz nicht zu und nimmt an, „Gott ſey der Urheber der Wahrheit," er

habe ſie gegeben und geordnet und dem menſchlichen Geiſt als Idee und Geſetz zugetheilt, ſo verhält es ſich anders. Wir wiſſen alsdann nur, was das Werk iſt, aber nicht, was der Urheber deſſelben iſt, und ſind nicht im Geringſten befugt, das Werk dem Meiſter gleichzuſetzen. Gott iſt mehr als wahr, er iſt heilig, und dieß Prädicat liegt ſchon über der menſchlichen Speculation, weil das Heilige kein Erzeugniß aus unſerm Selbſtbewußtſeyn iſt. Ueberhaupt hat die Wahrheit verſchiedene Formen. Das Wahre an ſich iſt gerade die niederſte Form, das Wahre im Schönen und das Wahre im Guten ſind ſchon höhere Formen; die vollkommenſte Form aber iſt das Wahre im Heiligen, und dieß iſt die Wahrheit des Worts, die über alle Speculation erhaben iſt. Darum ſagt Chriſtus: „Ich bin die Wahrheit.“

332. Gibt man den zweiten Satz von der Identität von Seyn und Nichts und ihrer Folge des Werdens zu, ſo werden alle Idealformen, die ſich wie Stufen über einander ordnen, den Charakter derſelben annehmen, ſo daß zuletzt, wie wir es bei Hegel ſehen, die Dreieinigkeit in dieſes Schema gepreßt wird. Wenn das Seyn ſchon das Nichts mit ſich führt und mit ihm identiſch iſt, ſo kann die Dialectik damit machen, was ſie will.

333. Gibt man aber den Satz nicht zu, aus den früher ſchon angeführten Gründen, indem nemlich von Hegel Indifferenz mit Identität verwechſelt iſt, ſo verhält es ſich anders. Das Eins ſchlechthin oder die Grundlage alles Endlichen läßt ſich einerſeits in alle negative Werthe und

Ordnungen auflöſen bis zum abſoluten Differential, und andererſeits in alle poſitive Werthe und Ordnungen erheben bis zum abſoluten Integral. Dieſe beiden Extreme aber ſind durch alle mögliche endliche Werthe und Ordnungen getrennt, und daher ſich auch einander entgegengeſetzt, wie das Unendlich-Kleine und Große; Beide aber können nie unmittelbar in einander übergehen, ohne alle zwiſchenliegende Exponenten zu durchlaufen. Ihre Bewegung aber geſchieht nicht durch eine in der Idee liegende Dialectik, ſondern durch eine Kraft, die von Gott kommt und über allen Ideen liegt.

334. **Erwägen wir die aufgeſtellten Sätze**, ſo erhellt, daß der dreifache Proceß **Hegels**, in welchen er die Idee und Gott verwickelt, nichts Anderes iſt, als *die Projection des Evolutions-Geſetzes unſeres Selbſtbewußtſeyns*, das aber über den Kreis der Speculation hinaus keinen Werth hat. Das Ich hat eine dreifache Natur, welche der Satz des Selbſtbewußtſeyns: „Ich weiß, daß ich bin.“ zu erkennen gibt. Das Ich ſetzt ſich doppelt, theils als wiſſendes, theils als ſeyendes Ich; aber dieſe doppelte Poſition wäre nicht möglich, wenn nicht ein Abſolut-Identiſches im Ich wäre, welches die Gegenſätze von Wiſſen und Seyn in ſich vermittelte. Dieſes Abſolut-Identiſche iſt *das freie Prinzip*, das der Geiſt dem Centrum der Seele mittheilt. Dieſe dreifache Natur des Ichs, nemlich als Wiſſendes, Seyendes und Abſolut-Identiſches, hat **Hegel** in einen dreifachen Proceß verwandelt, und ſo angeordnet, daß *das wiſ-*

ſende Ich die Rolle des logiſchen Begriffs, das ſeyende Ich die Rolle der Natur, und das abſolut identiſche die Rolle des abſoluten Geiſtes oder der in ihrem Seyn ſich wiſſenden Idee übernimmt.

335. Nach dieſer Anſicht läßt ſich der Grundcharakter der Hegel'ſchen Philoſophie aus dem Geſetz des Selbſtbewußtſeyns entwickeln.

Die innere Subjectivität des wiſſenden Ichs wandelt Hegel zum logiſchen Begriff um, die innere Objectivität des ſeyenden Ichs in ſeiner Entäußerung wandelt er zur Natur um, und das Abſolut-Identiſche des Ichs wird ihm als höhere Gleichung von Wiſſen und Seyn zum abſoluten Geiſt oder zur ſich ſelbſtwiſſenden Idee gleich Gott. Mit dieſer Methode gewinnt Hegel zuerſt die zwei großen Hälften der Subjectivität und Objectivität mit ihrer höhern Einheit im Abſoluten: Beides ſezt er in die Kategorien der Qualität, Quantität, Relation und Modalität. Aus der Qualität entſteht ihm das Seyn (Poſition), das Nichts (Negation) und das Werden (Limitation), wobei er irrigerweiſe die beiden Erſtern einander gleichſezt. Aus der Quantität nimmt er die Allgemeinheit, Beſonderheit und Einzelheit, die er gleichfalls unter gewiſſen Beſtimmungen einander gleichſezt. Aus der Relation nimmt er die Subſtanz, Cauſalität und Wechſelwirkung, welche dazu da ſind, die Andern zu verknüpfen. Nimmt man nun die Kategorie der Modalität und die übrigen logiſchen Momente, wie das Abſtracte und Concrete, Begriff, Urtheil, Schluß u. ſ. w., hinzu, ſo haben wir den ganzen großen Apparat, welchen Hegel benutzt, um ein in proportionalen Combinationen fortſchreitendes und ſcharfſinnig geordnetes Syſtem aufzuſtellen.

336. Wäre es nur um die intellectuelle Ordnung zu thun, in welche der Menſch geſtellt iſt, und wäre kein höheres Intereſſe in uns, als nur das an und für ſich Wahre zu ſuchen, ſo würde das Verfahren, das Evolutionsgeſetz unſeres Selbſtbewußtſeyns überall als Maßſtab anzulegen, uns wohl befriedigen können. Aber der große Irrthum liegt darin, daß aus dieſen logiſchen Formeln ein Gott ſich ausgebären ſoll, daß der menſchliche Geiſt aus den Kreiſen der Speculation zum abſoluten Geiſt ſich erheben will, und daß ein ſich ſelbſtdenkender Begriff jene über dem menſchlichen Bewußtſeyn liegende Region ausfüllen ſoll, welche nur Gewiſſen, Ahnung und Glaube und jene dem Geiſte zugehörige Functionen, wie die Harmonie der Ideen, die Freiheit und das Schauen des Heiligen auf eine unzweifelhafte Weiſe uns öffnen.

337. Nicht wohl begreiflich iſt es, warum Hegel die Glieder der Grundgleichung, nemlich Wiſſen, Seyn und Selbſt, in eine Aufeinanderfolge oder in die Form des Geſchehens bringt, da es doch klar iſt, daß kein Selbſtbewußtſeyn möglich wäre, wenn nicht Wiſſen, Selbſt und Seyn zugleich gegeben wären. Wie konnte der Gedanke entſtehen, daß die ſich entäußernde Idee zuerſt phyſiſche

Natur, dann Leben und zuletzt Geiſt werden müſſe? Wir erkennen allerdings eine aufſteigende Progreſſion in der phyſiſchen, organiſchen und geiſtigen Ordnung, aber ſie ſind von Anfang der Schöpfung zugleich gegeben, und ſtehen unter drei Prinzipien, wovon keines dem andern gleich iſt, aber auch keines das andere in der Wechſelwirkung entbehren kann. Der große Unterſchied iſt, daß die Hegel'ſche Philoſophie den abſoluten Geiſt als den höchſten Exponenten aus ihrer Entwicklungsreihe hervortreten läßt, — aus einer Reihe, die der menſchliche Geiſt ſich ſelbſt geſchaffen hat, während unſere Anſicht den abſoluten Geiſt zur ewigen Vorausſetzung aller Entwicklungsreihen macht, ſo daß alle jene Ordnungen ſammt den Prinzipien, die ſie beſeelen, nach freiem Belieben von Gott gegeben, eben ſo neben einander exiſtiren, als die Factoren unſeres Selbſtbewußtſeyns.

338. Das Verdienſt Hegels um die Philoſophie beſteht hauptſächlich darin, daß er die Aufgabe feſt ins Auge faßte, die dreigliederige Grundgleichung des Selbſtbewußtſeyns mit allen logiſchen Momenten unſerer Erkenntnißkreiſe in die Idee der Wahrheit aufzunehmen und ihre innere Syſtematik zu zeigen, die allerdings in der Natur wieder ſich vorfindet, was die Naturphiloſophie zu erweiſen hat. In dieſer Vollſtändigkeit die Aufgabe zu löſen, iſt noch keinem frühern Philoſophen gelungen; aber ſind damit wohl alle die Forderungen erfüllt, die wir an die Philoſophie machen können?

339. Nach dem Standpunkte, welchen die heutige Philoſophie gewonnen hat, laſſen ſich drei Aufgaben beſtimmt unterſcheiden. Die erſte Aufgabe enthält drei Löſungen, wovon jede eine ſubjective und objective Seite hat. Das Selbſtbewußtſeyn iſt ihre Grundlage. Die erſte Löſung zerfällt in Logik und Naturphiloſophie; in Beiden iſt das Wahre an und für ſich das Vorherrſchende. Die zweite Löſung beſchäftigt ſich damit, daß ſie dieſelbe Grundgleichung mit allen äſthetiſchen Momenten unſerer Gefühlſeite in die Idee der Schönheit aufnimmt, und ihre innere Typik darſtellt, welche ſich dann im Reiche des organiſchen Lebens auf ſubſtantielle Weiſe wieder vorfindet. Hieher gehören Aeſthetik und Biologie. Bei Hegel iſt das Schöne der Kunſt und die reiche Plaſtik des Lebens ſo ſehr unter den Begriff des Wahren geſtellt, daß ihr eigenthümlicher Werth ganz verloren geht. Was er vom Gefühl ſagt, zeugt von wenig Bekanntſchaft mit dem Schönen, das ſein Leben vom Gefühl erhält.

340. Die dritte Löſung beſchäftigt ſich damit, daß ſie die nemliche Grundgleichung des Selbſtbewußtſeyns mit allen ſittlichen Momenten unſerer Willensſeite in die Idee der Tugend aufnimmt und ihren Geſetzesplan zeigt, der dann in der Weltgeſchichte ſich wieder nachweiſen läßt. Hieher gehören Ethik und Geſchichtsphiloſophie. Kann ſchon der Begriff ſich nicht mit dem Schönen meſſen, ſo kann er noch weit weniger dem Guten ſich gleich ſtellen; daher iſt auch die Moral bei Hegel ſo dünn und mager.

daß ſie einem bloſen Schatten gleicht, und die Geſchichtsphiloſophie iſt nichts Anderes, als die hiſtoriſche Entwicklung des ſtarren Begriffs der Nothwendigkeit, welchen er Weltgeiſt nennt, in verſchiedenen Richtungen, ohne das freie Prinzip, das eine ſo große Rolle in der Weltgeſchichte ſpielt, zu berückſichtigen. *Hegel* kennt blos eine Freiheit oder Befreiung im Begriff und zum Begriff; ich aber kenne blos eine Freiheit, die ſich vom Begriffe ablöst und über ihm ſteht.

341. Alles, was dieſe erſte Aufgabe in ſich faßt, kann man *die Philoſophie der Vernunft* nennen; aber es gibt noch eine zweite Aufgabe, welche höher liegt, und welche erſt *Philoſophie des Geiſtes* genannt zu werden verdient.

Um dieſe zu finden, muß das Wahre, Schöne und Gute wieder in eine höhere Gleichung gebracht werden, und dann erſt erreicht der Philoſoph das Centrum des Geiſtes, in welchem die Harmonie der Ideen iſt. Was *Hegel* Philoſophie des Geiſtes nennt, iſt nichts Anderes, als ein Vertiefen der Idee zum Sichſelbſtwiſſen, was wohl Sache der Vernunft, aber nicht des Geiſtes iſt. Eine Philoſophie des Geiſtes muß zuerſt das feſthalten, was dem Geiſte eigenthümlich iſt, *wie das Schauen des Heiligen*, *die Function des freien Prinzips*, und, wie ſchon erwähnt, *die Harmonie der Ideen*.

342. Durch das *erſte* Moment wird der Geiſt auf eine göttliche Offenbarung hingeleitet, die er nicht aus ſich ſelbſt wiſſen kann, und die über allen Kreiſen des Selbſt-

bewußtſeyns liegt. Das *zweite* Moment fordert den Ausgang der Conſtruction von dem Prinzip der Freiheit mit Entfernung aller Geſetze der Nothwendigkeit. Darin unterſcheidet ſich eben die Philoſophie des Geiſtes von der Philoſophie der Vernunft, daß dieſe *den abſoluten Begriff als Geſetz der Nothwendigkeit in das Centrum ihres Wiſſens ſtellt, jene aber von dem freien Prinzip ausgeht, ſo daß die Wahrheit ſelbſt zur Freiheit wird.* Eine ſolche Wahrheit aber iſt weder logiſch noch metaphyſiſch, ſondern vielmehr moraliſch und religiös, — es iſt jene Wahrheit, wovon Chriſtus ſagt: „*Die Wahrheit wird euch frei machen.*“

Das *dritte* Moment aber iſt das, was für das Wahre, Schöne und Gute noch eine höhere Gleichung fordert.

344. Die Philoſophie des Geiſtes hat zweitens das Geſchäft, den Standpunkt der Offenbarung mit dem Standpunkte des Selbſtbewußtſeyns in Verbindung zu ſetzen. Dazu ſind gemeinſchaftlich der Seele und dem Geiſte die Functionen *von Gewiſſen, Ahnung und Glauben* verliehen, welche nur auf dieſer Stufe ihre wahre Würdigung finden können. Hier erſt iſt auch die Geneſis *von der Idee Gottes.* Was der Geiſt, freilich nur in dunkeln Strahlen, vom Heiligen empfangt, leitet er durch Gewiſſen, Ahnung und Glauben in die Seele fort, wo ſich der göttliche Strahl mit den Ideen befreundet, und im Vereine mit denſelben Gott zu einem lebendigen Bilde in uns macht, das zwar den Charakter der Perſönlichkeit

in uns annimmt, aber als Geiſt aller Geiſter unendlich über menſchliche Perſönlichkeit erhaben iſt. Dieſe Idee Gottes iſt aber kein Gottesbewußtſeyn, wie die Philoſophen und Dogmatiker wähnen, ſondern vielmehr ein Erheben des ganzen Selbſtbewußtſeyns zum Heiligen.

344. Aus den beiden Aufgaben bildet ſich die dritte, und dieſe erſt enthält den Standpunkt der mit dem Selbſtbewußtſeyn befreundeten Offenbarung. Dieß iſt die Religions-Philoſophie, welche ſich von den Formeln der Logik, von der Lyrik der Gefühle, ja ſelbſt von der moraliſchen Selbſtgeſetzgebung befreit, und blos eine göttliche Geſetzgebung, die ins Heilige aufgenommen iſt, anerkennt, und die drei höchſten Momente, nemlich die göttliche Gerechtigkeit, die göttliche Liebe und die göttliche Gnade entwickelt. Auch dieſe Aufgabe hat noch drei Löſungen: erſtlich den Rationalismus, der ſich mit der Idee Gottes beſchäftigt, zweitens den Myſticismus, der die Meſſias-Idee entwickelt, und drittens den Supernaturalismus, der ſich ganz allein an das Wort der Offenbarung hält.

345. So erhalten wir erſt ein Total-Syſtem, und an ihm wird ſich einſt die chriſtliche Philoſophie entwickeln, wozu bis jetzt nur ſparſame Verſuche vorhanden ſind. Es ſpricht zwar von dieſen Dingen auch die Hegel'ſche Encyclopädie; aber wie? ſo daß alles Höhere unter den ſtarren Begriff ſich beugt und in ihm begraben wird. Wer erkennt, daß die Philoſophie eine Tochter des Himmels iſt, und wer den Zug zum Heiligen in ſich

fühlt, der wird nicht mehr die Vernunftformeln in die Länge und Breite ziehen, und ſich nicht mehr auf den dürren Steppen der Speculation aufhalten, ſondern den geraden und kürzern Weg zum Ziele nehmen. Nur die chriſtliche Philoſophie vermag zu ſichten, weil ſie allein im Beſitze der Wahrheit iſt, ſie wird das Gute der Syſteme ſammeln, und das Unnütze wegwerfen, und den, den die Bauleute verworfen haben, zum Eckſtein machen, damit die Welt zu jenem Syſteme gelange, wovon Chriſtus ſagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Wer einen andern Weg, eine andere Wahrheit und ein anderes Leben ſucht, der geht irre, und mag einſt die Schuld ſeines geſliſſentlichen Irrthums büßen. Denn wer das Buch des Lebens verſchmäht, kann auch nicht in daſſelbe aufgenommen werden.

(Die Beleuchtung der Hegel'ſchen Religions-Philoſophie, die erſt kürzlich in zwei Theilen erſchien, bleibt den nachfolgenden Heften vorbehalten.)

(Fortſetzung folgt.)

Der
magnetiſche Zug der Seelen
und
die Eingänge zur Hölle.

„Wer dieſe Zeit verſäumt, und ſich zu Gott nicht kehrt,
„Der ſchrei' Weh über ſich, wenn er zur Hölle fährt.“

Es iſt eine ganz bekannte Erfahrung, daß wenn der Menſch ſich der Sünde hingibt, und ſich durch die Warnungen, die ihm Gott im Gewiſſen oder durch andere Menſchen, oder auch durch die fühlbaren Folgen ſeiner Verirrungen ertheilt, nicht aufhalten und zur Umkehr bewegen läßt, er alsdann immer tiefer und endlich einer völligen Verſtockung, ja dem Schwert der Gerechtigkeit anheim fällt. Die Sünde und das Laſter, mit denen er ſich einmal eingelaſſen hat, üben eine ſo mächtige Herrſchaft über ihn aus, daß es ihm aus eigener Kraft immer ſchwerer und kaum möglich iſt, ſich ihrem Joche zu entwinden; er hat einen magnetiſchen Rapport, eine Verwandtſchaft, eine Ehe mit ihnen eingegangen, er kann ſie nicht laſſen. Die Gnade begegnet ihm und ſucht ihn zu löſen von den Banden ſeiner Knechtſchaft; aber ſein verdorbener Wille zieht die Täuſchungen vor, womit das finſtre Reich (Eph. 6, 12) ihn reizt, und ihn enger und enger einſchnürt und dahinreißt. Jede, auch die härteſte Strafe, iſt alsdann eine Wohlthat für ihn, eine Seelenrettung, wenn auch das Fleiſch zu Grunde gehen müßte (1 Petr. 4, 1); und darum wird in den Pſalmen um die Beſtrafung und Vertilgung der Feinde Gottes und des himmliſchen Geſalbten gebetet, nicht damit ſie wahrhaft unglücklich werden, ſondern damit ihren Verſündigungen Einhalt geſchehen und ihrer Verdammniß zugleich mit dem Uebel, das ſie anrichten, geſteuert werden möge. Je länger der verderbliche Zug in ihrem Herzen dauert, Nahrung und Gelingen findet, um ſo unheilbarer werden ſie; und die Verbrechen, die in dieſer Welt nicht erkannt, bereut und gebüßt werden, führen an einen Ort, wo ſie weit ſchwerer, wenn je, geſühnt und hinausgetilgt werden durch die Kraft des Glaubens, deſſen Mangel ihr Urſprung iſt. Eben das iſt die Abſicht des Feindes, daß nämlich entweder zeitliches Unglück, oder was ihm weit lieber iſt, Ungeſtraftheit hier, und dort das ewige Gericht, ſeine Bemühungen an ihnen kröne, vermöge des magnetiſchen Zugs, der in der Seele fortlebt, und wenn er nicht bei Leibesleben unterbrochen wird, ſie unaufhaltſam in ein geiſtiges Verderben zieht. Dieſes Verderben iſt ſchon wirklich auf Erden in ihr, und enthüllt ſich nur bei dem Verſcheiden; der Sünder iſt in der Hölle, oder die Hölle iſt in ihm, bis ſie an ihm förmlich ausſchlägt, ihn mit ihren Flammen umſchlingt und in ihren Abgrund fortzieht. Der Wurm, der nicht ſtirbt, und das Feuer, das nicht verliſcht, wohnen in ſeinem Buſen; ſie finden nur im Sinnenleben noch Nahrung außer ihm; dort aber, wo die Sinne nicht mehr ſind, zehren ſie an ihm ſelbſt, und er gelangt zu der Frucht im Weſen, aber ohne Befriedigung, die ſein Hunger hier zu ſuchen gewohnt war, und die ihn ſcheinbar eine Zeit lang ſättigte. Kurz, der magnetiſche Zug, der ihn hier zur Sünde führte, ohne daß er ihm widerſtehen konnte, führt ihn dort unwiderſtehlich zur Verdammniß. Die Sünde iſt hier ſein Element geworden, die Verdammniß iſt es dort; denn die Sünde iſt ſelbſt die Verdammniß. Ein Wolf im Lammsfell iſt weſentlich ein Wolf; entkleidet man ihn, ſo wird er als Wolf offenbar, und ſein natürlicher Zug wird ihn unter die Wölfe führen, mit ihnen zu wüthen und zu heulen. Es wird auf dieſe Weiſe deutlich, daß eine ſolche Seele ſich ſogar nach der Verdammniß ſehnen muß, wie die Fledermaus nach der Finſterniß; denn das Licht iſt ihr weit unerträglicher. Sehen wir doch, daß gewiſſe Menſchen es unter tugendhaften und gottſeligen Leuten nicht aushalten können, andere da nicht, wo es friedlich hergeht; ein ſolches Leben däucht ihnen Langeweile; die Unſaubern und die Mürriſchen müſſen immerdar ihre Luſt büßen; die Zänker und Blutgierigen müſſen zanken und morden; Friede und Liebe, die Seligkeit guter Menſchen, iſt ihnen von Herzen verhaßt und unausſtehlich. Wird nun ſolch ein Unhold, frei von den Körperbanden, unter die Engel fahren wollen, wo Liebe und Friede iſt, oder unter die Unholde, wo Haß und Hader iſt? Alſo ſpricht er ſich ſelbſt ſein Urtheil, und ſein magnetiſcher Seelenzug kommt ſogar dem gerechten Richterſpruch Gottes zuvor; es kann zu ihm nur heißen: Siehe dich an, wo du hin gehörſt. Bedenken wir überdieß, daß der Seele im Sterben mit dem Geiſt ihr Bewußtſeyn entſchwindet, und ſie lediglich iſt und begehrt, was ſie geworden iſt: ſo werden wir um ſo klärer einſehen, daß da ſich Gleiches zu Gleichem geſellen, daß ſie hinſchweben muß, wohin ſie gehört. Nicht ſicherer wird die Magnetnadel nach Norden hin zittern, nicht ſicherer das Eiſen nach dem Magnete laufen, nicht ſicherer das Kind nach ſeiner Mutter Schooß, als die gereinigte Seele nach den Wohnungen der Seligen, und die unlautere nach den Orten der Verdammniß; denn es iſt ihre Verwandtſchaft, ihr Streben und ihr Ziel. Nach dem Allen wird es ſehr verſtändlich ſeyn, warum wir, von Natur mit den Trieben der Sünde behaftet, Gott bitten ſollen: Führe uns nicht in Verſuchung. Denn die Sünde in uns liebt und verdient verſucht zu werden; darum bitten wir gegen uns ſelbſt, und doch für uns ſelbſt, nämlich für unſer beſſeres Theil. Wir bitten erſt um Vergebung der begangenen Sünden, und dann um Bewahrung vor neuen, die als Strafe aus jenen folgen könnten uns zum endlichen Gericht. Auch wird wohl verſtändlich ſeyn, was Salomo ſagt (Sprichw. 15, 24): „Der Weg des Lebens geht überwärts für den Klugen, auf daß man meide die Hölle unterwärts.“ Und von der Sünde heißt es: „Ihr Haus ſind Wege zur Hölle“ (Cap. 7, 27).

Hier knüpfen wir eine andere Betrachtung an. Die Alten haben viel von den Eingängen zur Unterwelt oder zum Hades geredet, und wie man glaubt, gefabelt. Da aber das Sichtbare mit dem Unſichtbaren in Verbindung ſteht, und zwar durch das Mittelglied, das Seeliſche, da die Seelen einen Raum brauchen, weil ſie ſelbſt räumliche Weſen ſind, nur nicht wie die Körper unſerer materiellen Welt: ſo haben wir, auch von dieſer Seite genommen, Grund genug, der Bibel zu glauben, wenn ſie die geiſtigen Geſchöpfe und den Schöpfer ſelbſt, aufwärts und abwärts in Regionen reiht, welchen der Sinnenraum zum Exponenten und Maßſtab dient, die wahre Räume in oder neben unſerem Raume ſind, etwa wie ein Element im andern, eine Luftart in der andern (z. B. der Sauerſtoff in der atmoſphäriſchen) verborgen liegt; und wenn ſie namentlich die Abgeſchiedenen, je nach ihrem moraliſchen Zuſtande, bald in die Höhe, bald in die Tiefe ſetzt, Gott und die Engel in den Himmel, die Teufel und Verdammten in den Abgrund unſerer Erde; wenn ſie mit der Sinnlichkeit analoge Andeutungen von ihrem Zuſtand und Aufenthalt gibt; und wir haben auch die Erlaubniß, aus dem Allen weitere, ſachgemäße Folgerungen zu ziehen, wohin beſonders Nachſtehendes gehört. Chriſtus fuhr durch den ſichtbaren Himmel hinauf zum Vater; die Verworfenen werden in die feurige Gehenna, in den Feuerpfuhl im Innern unſeres Planeten geſtürzt. Da dringt ſich nun ſehr natürlich die Frage auf: Stehen etwa mit dieſer Feuerhölle unſere Vulkane in Zuſammenhang? ſind ſie vielleicht die Kamine des großen

Herdes? und ſollte da unten wirklich, nicht nur überhaupt ein Feuer brennen, ſondern ſollte es auch geiſtigere Weſen, als wir und die Geſchöpfe um uns her ſind, verſehren können? Sind die Keſſel der Feuerberge die Thore zur flammenden Hölle? — Antwort. Wenn wir im Raume der Sichtbarkeit aufwärts ſteigen, ſo können wir erfahren und wenigſtens berechnen, daß deſſen Elemente nach dem Maße der Entfernung immer geiſtiger werden. In einer gewiſſen Höhe unſeres Dunſtkreiſes hört wegen Feinheit der Luft für uns die Möglichkeit des Athmens auf; der Aether jenſeits deſſelben würde uns plötzlich tödten. So zeigen auch die drei oberen Planeten, Mars, Jupiter und Saturn, eine abnehmende Dichtigkeit ihrer Subſtanz; die des Saturns vergeiſtigt ſich ſchon gleichſam, indem ihre ſpecifiſche Schwere ungleich geringer als das Gewicht unſeres Waſſers iſt; weit feiner ſind die fixen Weltkörper. Der ſichtbare Raum muß zuletzt mit dem geiſtigen zuſammenfließen, der in den höheren Kreisſchichten in und neben ihm und gleichſam ſein Herz iſt, und der Aufenthalt des Seeliſchen und Geiſtigen. So möchte ſich's auch gewiſſermaßen abwärts verhalten. Als die weiche Erdwaſſermaſſe unſeres Balls anfing, ſich um ihre Axe zu drehen, und die beiden Centralkräfte ihr die Form gaben, ſo warfen ſich durch dieſe Umwälzung begreiflicher Weiſe die gröbſten Theile nach Außen, und erſtarrten durch Anſchluß und Abtrocknung zur jetzigen Erdrinde; in deren Tiefe oder Dicke ſelbſt ſich Höhlen, wie Blaſen, bildeten; im Innern der Kugel aber mußte leerer Raum entſtehen, doch angefüllt mit den dünneren Elementen, die ſich von der gröberen Materie abſchieden und ſie auswärts treiben halten. Im Centrum dürfen wir beſonders das Feuer vermuthen und zwar, da es gar verſchiedene Feuer und Feuerlüfte gibt, ein ſolches, das weit geiſtiger als unſer Küchenfeuer und vielmehr dem elektriſchen verwandt, dabei unſichtbar wie das Oxygen oder Hydrogen, die Quelle aller irdiſchen und unterirdiſchen Feuer, und ſo ſubtil iſt, daß es auch geiſtige Geſchöpfe vermittelſt des ſie umhüllenden Corpuſkels oder „Nervengeiſtes“ verletzen kann. Dieſes dringt, immer höher zu uns herauf, in Verbindung mit den greiflicheren Elementen, dampfende und ſchmelzende Hitze, endlich herausſchlagende Gluth und Flammen hervor, indem es Zunder wird für die Miſchung des Waſſerſtoffs mit dem Sauerſtoff; gleichwie das Sonnenfeuer von oben herab unſere Dunſtkugel ſtufenweiſe wärmt und erhitzt, und unter gegebenen Bedingungen zu elektriſchen Exploſionen reizt. Man hat eine Zeit lang das früher ſogenannte Centralfeuer der Erde geläugnet, iſt aber ſpäterhin durch ſichere Beobachtungen darauf zurückgekommen, nämlich auf eine von Strecke zu Strecke von oben nach unten gleichmäßig zunehmende Wärme *). Ihre Zunahme wird verſchieden angegeben, und mag nach den Orten auch verſchieden ſeyn; indeſſen beträgt ſie wenigſtens auf 150 Fuß einen Grad des Thermometers Reaumur, und hiernach hat man berechnet, daß in einer Tiefe von 50 Meilen das

---

*) G. Schuberts allgemeine Naturgeſchichte (Erlangen 1826) Seite 307 ff.

Eiſen ſchmelzen müſſe, und will ferner folgern, daß das Innere der Erde ein äußeres, flüſſiges Gluthmeer ſey. Wir ſind jedoch bei jener Berechnung noch innerhalb der Erdkruſte, deren Tiefe unter der Meeresfläche höchſtens auf 1200 Fuß erreicht worden iſt, was ſich zur Entfernung der Erdoberfläche von dem Erdmittelpunkte ungefähr wie 1 zu 20,000 verhält. In den Schichten der Peripherie nun ſcheint das eigentliche Feuer des Centrums erſt ſeine ſichtbare, flammende Geſtalt anzunehmen, wovon die heißen Quellen aufkochen, die Berge Feuer ſpeien, und die vulkaniſchen Inſeln von Zeit zu Zeit ihren Rücken emporheben und auch wohl wieder untertauchen, endlich die Knochen der alten Mutter ſtoß- und ſtrichweiſe erbeben. Denn hier trifft der feurige Stoff aus der finſtern Tiefe erſt auf materiellere Gegenſtände, mit denen er kämpft, ſich verbindet und zerſetzt. Es iſt daher ſo unrecht nicht, wenn Einige die feurigen Proceſſe erſt in den höheren Erdlagern ſich bilden, die Entzündung, wie ſie vor Augen liegt, erſt hier entſtehen laſſen. Daß dagegen dieſe Ausbrüche oder Entwicklungen aus einem dunkeln und ſubtileren Feuer im Erdmittelpunkte ihren Urſprung nehmen, daß hier das Herz der Erde ſchlägt, und ſeine elektriſchen Gluthwellen in die Glieder ausſendet, daß es durch dieſe mit dem äußeren atmoſphäriſchen Raume in Verbindung tritt, und hier mit deſſen Elementarſtoffen neue Proceſſe bewirkt, möchte eben ſo wenig zu läugnen ſeyn, als die Wirkung der Sonne und der anderen Weltkörper auf die Erdatmoſphäre und von da auf die Erdoberfläche herunter. Ja, wenn man anſieht, was bei Ausbrüchen der Vulkane vorhergeht *), wie ſich hier obere und untere Wetter begegnen, und gleichſam eine hölliſche Correſpondenz zwiſchen dem Obern und Untern eintritt: ſo eröffnen ſich ſeltſame Blicke, und man glaubt wirklich die Stimmen der Fürſten der Finſterniß aus der Tiefe und von der Höhe im Wechſelgeſpräche zu hören. Die Kratere der feuerſpeienden Berge aber ſind alsdann in der That Luftlöcher oder Rauchfänge eines vom Centrum aufwallenden Feuers, das erſt in beträchtlicher Höhe und in ihrem Buſen ſelbſt ſeine leuchtende Form annimmt, und ſtehen mit dem Erd-Centrum in abgeſtuftem Zuſammenhange. Was in den Keſſel hinabfiele, könnte, wenn es unverbrennlich wäre, und ihm ſonſt kein Hinderniß im Wege läge, weiter und weiter bis an ſeinen angewieſenen Ort und bis in die innerſte Hölle fortſtürzen; und da die unſaubern Geiſter und die verdammten Seelen von ſolcher Art ſind, ſo hätte es ſeine natürlichen Gründe, daß ſie, nach jenen Eingängen der Hölle magnetiſch hingezogen, zu den Brandſtätten eines geiſtigeren Feuers hinabführen. Wiſſen wir doch aus der Schrift, daß feurige Erdbrüche die Sünder verſchlungen haben, und daß die Teufel in die Tiefe ſtürzen, ſie, die ſich auf der Erdoberfläche gern an wüſten und unreinen Orten, als ihrer Natur verwandt, aufhalten, oder auch in unſaubere Thiere fahren.

Zu dem Allen, was hier theoretiſch oder als Erklärung des Nachfolgenden vorangeſchickt wird, liefert ein höchſt

---

*) S. Schubert, S. 221 ff.

ſeltſamer Bericht einen thatſächlichen Beleg, und zwar ein zwiefacher. Im Märzheft der Minerva von 1811, S. 349 ff., lieſt man unter der Aufſchrift: „Mount Stromboli, der Eingang zur Hölle. (Auch einige documentirte Geſpenſtergeſchichten.)" — Folgendes, aus dem Engliſchen überſetzt.

I.

Ein Schrecken erweckender Auszug aus dem Journal des Schiffes Sphinx vom Jahre 1686, im mittelländiſchen Meere.

„Am 12ten Mai. Als wir zu Manſion anlangten, fanden wir dort drei Schiffe, von den Capitänen Briſtol, Brown und Burnaby commandirt, ſämmtlich nach den Lipariſchen Inſeln *) beſtimmt, um dort eine Ladung einzunehmen."

„Am 13ten Mai. Dieſe drei Schiffe ſegelten in Geſellſchaft mit dem Sphinx nach Lipari ab und ankerten in 12 Faden Waſſer."

„Am 14ten Mai. Die vier Capitäne und ein Kaufmann, Herr Bell, gingen an das Ufer der Inſel Mount Stromboli, um Kaninchen zu ſchießen. Um 3 Uhr riefen ſie ihre Leute zuſammen, um an Bord ihrer Schiffe zu

---

*) Dieſe Inſeln liegen bekanntlich im Norden von Sicilien vor Neapel. Stromboli, die nördlichſte dieſer Inſeln, hat einen Vulkan. Anmerk. d. Ueberſ.

geben, als ſie, zu ihrem unausſprechlichen Erſtaunen, zwei Männer erſcheinen ſahen, die ſehr ſchnell durch die Luft auf ſie zuſchwebten: der eine war ſchwarz gekleidet, der andere hatte graue Kleider an; ſie kamen nahe bei ihnen vorbei, in höchſter Eile, und ſtiegen, zu ihrer größten Beſtürzung, mitten in die brennenden Flammen*) in den Schlund des ſchrecklichen Vulkans, Mount Strombolo, hinab.“

„Als ſie in den Schlund hinab waren, ließ ſich ein gräuliches Getöſe hören; die Flammen ſchlugen fürchterlicher empor: da rief Capitän Burnaby: Herr, mein Gott, erhalte mich! der vorderſte von den Zweien, in ſchwarzen Kleidern, iſt der alte Herr Bootty, mein nächſter Nachbar zu Wapping; den zweiten aber kenne ich nicht. Er verlangte ſodann, daß Jeder von ihnen Alles in ihre Taſchenbücher ſchreiben und wohl anmerken ſollte, was ſie geſehen hatten; dieß thaten denn auch ſogleich die drei Capitäne und Herr Bell, und aus dieſen iſt es in die Journale der ſämmtlichen Schiffe eingetragen.“

„Als nun die vier Schiffe ihre Ladungen zu Lipari eingenommen hatten, ſegelten ſie zuſammen nach London.“

---

*) Lies das neunte Capitel des heil. Marcus, Vers 43 bis 48, wo Chriſtus ſagt: So dich aber deine Hand ärgert, ſo haue ſie ab; es iſt dir beſſer, daß du ein Krüppel zum Leben eingeheſt, denn daß du zwo Hände habeſt, und fahreſt in die Hölle, ins ewige Feuer, da ihr Wurm nicht ſtirbt, und ihr Feuer nicht verliſcht. (Hellfire shall never go out.)

Anmerk. des Schiffsjournals.

„Als ſie auf der Themſe bei Graveſand anlangten, kam des Capitans Burnaby Ehefrau von London zu ihm. Er ſandte dann zu den übrigen drei Capitanen, und ließ ſie bitten, zu ihm an Bord zu kommen, um ihm wegen der Ankunft ſeiner Ehefrau Glück zu wünſchen.“

„Als ſie nun alſo zuſammen kamen, und ſich in der Cajüte mit einander ein wenig unterredet hatten, ſtand Miſtreß Burnaby ſchnell von ihrem Stuhl auf, und ſagte zu ihrem Manne: „Mein Lieber, ich will Dir was Neues ſagen, der alte Herr Bootty iſt todt!“ Er antwortete ſogleich: „Wir Alle haben ihn zur Hölle fahren!“ ꝛc. ꝛc. ſo wie oben erzählt, zu ihrer größten Beſtürzung.“

„Als Miſtreß Burnaby nach London zurückkehrte, ging ſie zu einer Bekannten, und erzählte dieß ſchreckliche Ereigniß, daß nämlich ihr Mann die Seele des Herrn Bootty am 14ten des letztverwichenen Mai habe zur Hölle fahren ſehen.“

„Dieſe Bekannte erzählte nun daſſelbe der Miſtreß Bootty, Wittwe des Verſtorbenen; dieſe wandte ſich ſogleich an den Gerichtshof King's Bench, und klagte den Capitan Burnaby auf eine Strafe von 1000 Pfund an, weil er die Seele ihres verſtorbenen Mannes ſo ſchändlich verunehrt habe (for defamation upon his late husband's soul). Capitan Burnaby leiſtete Bürgſchaft, daß er vor Gericht erſcheinen wolle, und ſo ließ der Gerichtshof von King's Bench in Weſtminſter Hall alle Leute vorladen, die bei der letzten Krankheit und dem Tode des Herrn Bootty gegenwärtig geweſen waren; auch der Todtengräber, der ihn begraben, und die Kleider, die er in ſeiner Krankheit getragen hatte, wurden herbeigeſchafft."

„An dem zur Entſcheidung des Proceſſes feſtgeſetzten Tage erſchienen die oben erwähnten Leute mit den ſchwarzen Kleidern vor Gericht, ſo wie auch Capitän Burnaby, die Capitäne der drei andern Schiffe, die Mannſchaft der vier Böte, Herr Bell, welche alle auf dem beſagten Eiland Stromboli geweſen waren, und die beiden Geſpenſter am 14ten Mai in die brennenden Flammen hatten hinabſteigen ſehen."

„Die zehn Männer, die in den Böten geweſen waren, leiſteten einen Eid, daß die Knöpfe an dem Rock, den das Geſpenſt anhatte, von gleicher Beſchaffenheit wie die geweſen ſeyen, die ſich in dem vorgezeigten ſchwarzen Rock des Verſtorbenen befänden, nämlich Formen mit ſchwarzem Tuch überzogen, als von welchem Stoffe auch der Rock geweſen ſey." *)

„Die Leute, welche beim Abſterben des Herrn Bootty zugegen geweſen waren, leiſteten einen Eid, daß derſelbe um 3 Uhr Nachmittags am 14ten Mai 1686 Todes verblichen ſey."

„Die Geſchwornen fragten den Capitän der Sphinx, ob er den Herrn Bootty bei deſſen Lebzeiten gekannt habe? Er antwortete, daß er ihn bei Lebzeiten nie geſehen, daß er aber die Kleidung der Erſcheinung, von der

---

*) Zum Beweis, daß ſie die Erſcheinung auf's Genaueſte beobachtet hatten. Daß die Verſtorbenen in ihrer gewohnten Tracht zu erſcheinen pflegen, iſt bekannt.

Herr Burnaby geſagt habe, es ſey Herr Bootty, deutlich bemerkt habe.“

„Der Richter ſagte ſodann: „Wolle Gott, daß ich nie eine ſolche Erſcheinung ſehen möge, wie ihr ſie erlebt habt; doch mir ſcheint es unmöglich, daß dreißig Mann ſich irren konnten.“

„Die Geſchwornen ſprachen ſodann gegen die Wittwe Bootty, Kläger, und verurtheilten ſie zur Bezahlung der Koſten ꝛc.“

„Die übrigen Thatſachen ſind ein Auszug aus dem Journal über die Reiſe des Schiffes Sphinx im mittelländiſchen Meere im Jahr 1686.“

(Lies das 16te Capitel St. Lucä, den 20ſten Vers bis zu Ende.)

Der Proceß befindet ſich in dem Protokoll des Gerichtshofes in Weſtminſter Hall — Miſtreß Bootty, Kläger, contra Capitän Burnaby, Beklagten.

Dieſes Protokoll iſt auf Pergament in lateiniſcher Sprache mit alter Notarialſchrift geſchrieben, und wird im Bureau des Schreibers hinter Glas aufbewahrt, wo man es noch täglich gegen Erlegung eines Schillings in Augenſchein nehmen kann.

II.

Sir John Gresham, Bruder des Sir Thomas Gresham, der die königliche Börſe in London erbaute, machte unter der Regierung Königs James II. eine Reiſe im mittelländiſchen Meere; als er mit acht Mann den feuerſpeienden Berg Stromboli beſtieg, hörte er eine Stimme, die aus dem Schlunde hervorhallte: „Fort, fort, der reiche Antonia kommt!“

Als Sir John mit ſeinen Leuten auf Sicilien ankam, hörte er, daß ein Herr Antonia, der reichſte Mann in dieſer ganzen Gegend, gerade zu der Zeit geſtorben ſey; als er ſich auf dem feuerſpeienden Berge befand, und die Worte aus dem Schlunde hervorhallen hörte.

Als Sir John in London ankam, beſtätigte er zuſammt ſeinen acht Leuten ebenfalls die Wahrheit ſeiner Ausſage vor dem Könige James II. mit einem Eidſchwur.

So weit die Minerva. Die Stelle vom reichen Mann, Luc. 16 (nicht vom 20ſten, ſondern vom 19ten Vers an), iſt ſchon in dem Bericht angeführt, und paßt hieher vollkommen. Die Lipariſchen Inſeln hießen im Alterthume auch die Aeoliſchen und die Hephäſtiaden, d. i. Vulkaniſchen. Cornel. Agrippa (III, 41) erzählt aus dem Ariſtoteles auch von einem Hügel auf Lipari, bei dem es nicht geheuer geweſen, allerlei Getöſe und Gelächter Nachts gehört worden, auch ein dort aus Trunkenheit eingeſchlafener Jüngling am dritten Tage für todt aufgehoben worden, als man ihn begraben wollen, erwacht ſey, und viel Wunderbares ausgeſagt, was er geſehen und gelitten hatte. Wo die Stelle bei Ariſtoteles ſteht, iſt nicht angegeben.

— • —

Goethes Tod.

In einer Nachſchrift zu Dr. Vogels ärztlichen Notizen über Goethe, ſagt Hufeland am Schluß: „Er endete mit den Worten: „Mehr Licht!“ — Ihm iſt es nun geworden. — Wir wollen es uns geſagt ſeyn laſſen, als Nachruf zur Ermunterung und Belebung.“

Offenbar hat Hufeland dieſe letzten Worte Goethes nicht ſo verſtanden, daß Goethe beim Verſcheiden mehr Licht geſehen, ſondern daß er es vermißt habe.

Ohne Goethen verdammen oder Hufelands milde Anſicht verketzern zu wollen, möchte man doch einen Zweifel gegen die Conſequenz des Zuſatzes zu jenen richtig ausgelegten Worten erheben. „Ihm iſt es nun geworden“ — woher weiß dieß Hufeland? Nur aus der gewöhnlichen Meinung, wonach alle Herren der Erde, wohl gar alle Menſchen, aus dem Schattenlande dieſer Welt unmittelbar in das ewige Licht übergehen ſollen. Hievon weiß die göttliche Offenbarung nichts. Dagegen ſcheint es der Erfahrung gemäß zu ſeyn, daß auf der Grenze beider Welten diejenigen, welche ſich hier mit dem ewigen Lichte befreundet haben, von demſelben ſchon angeleuchtet werden, und ſich nicht über das Dunkel des Todes zu beſchweren haben, wenn ihrem Auge das Licht der ſichtbaren Sonne erliſcht. Ganz allgemein ſoll dieſes nicht behauptet werden, vielmehr iſt es möglich, daß auch die frömmſten Chriſtenſeelen augenblicklich in eine Nacht verſinken, aus der ſie die Hand deſſen, der den Tod überwunden und an den ſie geglaubt haben, wieder hervorzieht. Allein wir haben Beiſpiele von frommen Sterbenden, die im Verſcheiden und ſchon vor demſelben den ewigen Tag ſahen. Stephanus ſah den Himmel offen. Von Johann Arndt wird in ſeiner Biographie berichtet: „Denſelben Abend, als er verſchieden, hat er aus dem 143ſten Pſalm alſo gebetet: Herr, gehe nicht ins Gericht mit deinem Knecht ꝛc. Darauf ihm denn geantwortet worden, es ſtünde Joh. 5, 24, wer Chriſti Wort hörete, und glaubete dem, der ihn geſandt hätte, der hätte das ewige Leben, und käme nicht ins Gericht. Und darauf iſt er alsbald ein wenig eingeſchlafen, und als er wieder erwacht, hat er ſeine Augen aufgehoben, und aus dem erſten Capitel Johannis alſo geſagt: Wir ſahen ſeine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit. Und weil ihm ſeine Hausfrau gefragt, wann er ſolche Herrlichkeit geſehen hatte? hat er geantwortet: Jetzt hab' ich ſie geſehen, ei welch eine Herrlichkeit iſt das! die kein Auge geſehen, kein Ohr gehört, und in keines Menſchen Herz gekommen iſt, dieſe Herrlichkeit habe ich geſehen." — Man hat die Züge frommer Sterbenden ſich verklären ſehen, als wenn ſie wirklich die Klarheit des Himmels ſchaueten; man hat, während ſie freundlich den Umſtehenden zuwinkten, weil ihr Mund ſprachlos geworden, einen Lichtſchimmer um ihr Haupt erblickt. Es wäre eine ſchöne Aufgabe, die Nachrichten von den letzten Augenblicken geheiligter Seelen, von ihren Worten und ihrem Benehmen im Sterben, zuſammenzuſtellen. Vielleicht unternimmt ſie ein Leſer dieſer Blätter, dem die nöthigen Bücher zu Gebote ſtehen, um dieſes Material zu ſammeln. Er wird etwas ſehr Nützliches und Erbauliches leiſten.

Von Menſchen, die fühllos, von ſolchen, die in Verzweiflung ſterben, werden auch merkwürdige Beiſpiele zu finden ſeyn. Eben ſo von ſolchen, die über Lichtmangel klagten. Ich erinnere mich unbeſtimmt einer Anekdote aus dem Jugendleben einiger Dichter. Dieſe Freunde, worunter Bürger geweſen ſeyn ſoll, ſaßen einſt beiſammen, einer von ihnen entfernte ſich, und bald darauf hörten ſie auf dem Gange vor der Thür mit ſeiner Stimme rufen: Licht! Licht! Er war auf dem Abtritt an einem apoplektiſchen Zufalle geſtorben. Vor die Thür konnte er körperlich nicht mehr gekommen ſeyn, auch nicht der Schall von der Stelle, wo er ſtarb. Seine Seele war im Dunkel ihres Raumes, in ihrem Hades.

◆

Mittheilungen
aus dem
Gebiete des innern Schauens.

I.
Geſpräch dreier Freunde über Gegenſtände des innern Schauens.

Dieſes Geſpräch dreier Freunde iſt in eine Novelle „Die Seherin,“ in dem weſtphäliſchen Taſchenbuche „Gunloda,“ von Herrn Moritz Bachmann, für das Jahr 1833 verwoben. Der Herr Verfaſſer hatte die Güte, es mir mit der **Bemerkung** zuzuſenden: daß er die unentſtellte Wahrheit der in daſſelbe verflochtenen Thatſachen verbürgen könne, und ſo theile ich es mit Vergnügen den Leſern unſerer Blätter mit.

K. —

Ich habe, ſagte Edmund, nie viel auf Träume gehalten, und an eine Bedeutung der Träume nie geglaubt. Ich träume ſelten, und wenn ich erwachend mich eines

Traumes erinnere, ſo finde ich darin nie allegoriſche Bilder, in denen ein Orakelſpruch verborgen liegen könnte, ſondern nur Bilder alltäglicher Begebenheiten, welche während des Schlummers in der Phantaſie wieder aufleben. Nur mein letzter Traum macht hievon eine Ausnahme. Ich hatte mich am letztverfloſſenen Donnerstage, nach meiner Amtseinſetzung, auch mit häuslichen Einrichtungen viel beſchäftigt, und legte mich, von den Anſtrengungen des Tages ermüdet, voll ſüßer Hoffnungen, ſeiner zu Bette. Bald nach Mitternacht erwachte ich von dem lebhaften Eindrucke eines Traumbildes, welches ich nie vergeſſen werde. Ein ſchöner Knabe ſtand, wie ein Genius, vor mir, und hielt mir eine mit Blumen bekränzte Fackel entgegen. Es drängte mich wunderſam, dieſe Fackel zu ergreifen; aber der Knabe zog ſie zurück, auf eine neben ihm ſtehende Urne deutend. Aus dieſer Urne nahm er eine Rolle ſchwarzen Flors hervor, umwand damit ganz dicht alle Blumen der Fackel, und ſenkte ſie nieder, ihre Flamme auszulöſchen. In dem Augenblicke, als ich dieſes verhindern wollte, erwachte ich. — Nachſinnend über den wunderbaren Traum, lag ich eine halbe Stunde ſchlaflos. Kaum aber war ich wieder eingeſchlummert, da ſchreckte mich ein zweites Traumbild, ein vor mir ſtehender mit Blumen bekränzter Sarg, vom Schlummer auf, und mein Herz klopfte mächtig. Meine Repetieruhr meldete mir den Ablauf der erſten Stunde nach Mitternacht, und die Domuhr ſchlug bald darauf zwei Viertel. Mein Gemüth war von dieſen Traumbildern ſo ſehr aufgeregt, daß erſt mit den Strahlen der Morgenſonne der Schlaf wieder auf meine Augenlieder kam. Die Deutung dieſes Traumes iſt jetzt nicht ſchwer, und ich werde künftig nicht mehr alle Träume für Schaum halten.

„Es iſt wahr,“ entgegnete der Pfarrer, „dieſer Traum war ſehr bedeutungsvoll, und wir können annehmen, daß er ganz in Erfüllung gegangen iſt. Der innere Poet — wie ihn der gemüthliche Schubert in ſeiner Symbolik des Traumes nennt — hat ſich in der That ſehr poetiſch ausgeſprochen; aber nicht, wie gewöhnlich, das bevorſtehende Ereigniß durch Gegenſätze ausgedrückt. Nach den meiſten Traumbüchern, und nach den Regeln, welche der Arzt Hadrianus Junius in zierlichen lateiniſchen Verſen zuſammengeſtellt hat, würde Ihnen, nach der Erſcheinung einer Bahre, ein Glücksfall bevorſtehen. Wir wollen wünſchen, daß Sie dieſen noch zu erwarten haben. Aber ſonderbar iſt es, daß dieſes Bild gerade um halb zwei Uhr, in jener Nacht, vor Ihr inneres Auge trat; denn genau eben zu dieſer Zeit hat der Geiſt unſerer nun verewigten Dulderin ſeine ſterbliche Hülle verlaſſen. Ihre Phantaſie ſchien noch wenige Minuten zuvor mit Zubereitung des Hochzeitfeſtes lebhaft beſchäftiget zu ſeyn. Und hat nicht jetzt Hymen ſeine mit Blumen geſchmückte Fackel mit Trauerflor umwinden müſſen?“

„Poſſen! Hirngeſpinnſte!“ fiel der rationelle Doctor ein. „Träume ſind nichts weiter als Dings — — als unwillkührliche, meiſtentheils krankhafte Regungen der Gehirnfaſern, wodurch die im Zuſtande des Wachens und Bewußtſeyns von äußern Eindrücken und innern Empfindungen der Phantaſie zugeführten Bilder ſo lebhaft in Bewegung gerathen, daß wir wachend uns wieder ihrer erinnern. Die Träume der meiſten Menſchen ſind nur aus Bruchſtücken von Bildern und ungereimten Dingen zuſammengeſetzt, und wenn unter tauſend Fällen einmal eine Begebenheit mit einem vorhergeſehenen Traumbilde, nach den Regeln irgend eines Traumbuches, oder nach dem herrſchenden Volksglauben in Verbindung gebracht werden kann, ſo iſt dieſes ein leicht begreifliches Wunder. Das Gehirn iſt im Zuſtande des Schlafes gleichſam ein Kaleidoſkop; denn auch ein Kaleidoſkop zeigt uns mitunter ſehr artige, durch Zufall entſtandene Bilder, welche mit Blumen und anderen wirklichen Dingen Aehnlichkeit haben. So iſt auch Ihr Traum," fuhr er zu Edmund gewendet fort, „nur zufällig bedeutend geworden, und deſſen Entſtehung läßt ſich ſogar leicht erklären. Sie waren den Tag über mit Ihren häuslichen Einrichtungen beſchäftiget, und haben dabei auch gewiß an die Hochzeitsfeier und vielleicht gar an Dinas — — an Hermines Fackel gedacht. Daß der Traum wirklich Sinn und Zuſammenhang hatte, kommt daher, daß Sie wachend richtig zu denken und Ihre Phantaſie mit der Vernunft im Zügel zu halten gewohnt ſind. Das iſt es eben, was uns von der Nichtigkeit der Träume überzeugen muß, daß ſie nach Maßgabe der Bildung des Träumenden ihre Geſtalt annehmen, was nicht ſo ſeyn dürfte, wenn ſie mehr als ein Produkt der Phantaſie wären. Es iſt auch eine bekannte Sache, daß heftige Gemüthsbewegungen, körperliche Anſtrengungen und ſelbſt die genoſſenen Speiſen, auf unſere Träume einen ſehr wirkſamen Einfluß haben; daß ſelbſt eine unbequeme Lage ſchreckhafte Bilder aufzuregen vermag. Dieſes iſt eine wohlthätige Einrichtung der Natur; denn man erwacht, um ſich einer ſolchen, der Geſundheit Gefahr drohenden, unbequemen Lage zu entziehen.“

„Ich gebe zu,“ erwiederte der Pfarrer, „daß die meiſten Träume nichts bedeuten, und ſich nach Ihren Bemerkungen erklären laſſen. Daraus folgt aber noch nicht, daß es nicht auch bedeutſame Träume geben könne. Der Glaube an ſolche Träume iſt bei allen Völkern der Erde ſo alt, wie ihre Geſchichte, und dadurch iſt er mir ſo ehrwürdig geworden, daß ich ihm nicht ganz entſagen kann.

Man könnte aus glaubwürdigen Ueberlieferungen der Geſchichtſchreiber viele Tauſend Beiſpiele von merkwürdigen, in Erfüllung gegangenen Träumen zuſammen ſtellen, welche von der Art ſind, daß man das Walten des Zufalls nicht ohne Zwang annehmen kann. Daraus darf man doch wohl den Schluß ziehen, daß die Erkenntniß zukünftiger Begebenheiten in Träumen möglich ſey. Selbſt die weniger gläubigen und weniger zum Wunderbaren geneigten Anthropologen läugnen es nicht, daß auch die höheren Seelenkräfte im Traume in einem ſo vorzüglichen Grade thätig ſeyn können, wie ſie es im Zuſtande des Wachens nicht vermögen. Wir haben Beiſpiele genug, daß im Traume Aufgaben gelöſet ſind, deren Auflöſung man wachend vergebens zu finden ſich mühete. Warum ſollte nicht auch ein hellerer Blick in die Zukunft im Traume möglich ſeyn? Wir kennen uns ſelbſt, unſer Verhältniß zu der Zeit, zu der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und die Verkettung der Dinge noch allzuwenig, um auf den Grund unſerer ſo engbegrenzten Erfahrungen ein abſprechendes Urtheil gründen zu dürfen. Vielleicht gibt es vollkommenere Weſen, denen die Zukunft und die Vergangenheit eben ſo aufgeſchloſſen da liegen, wie unſeren Blicken der Raum, wenn wir vor- und rückwärts ſchauen. Ueber unſere Träume viel nachzuſinnen und eine verborgene Bedeutung darin zu ſuchen, oder gar uns durch Traumbilder in Furcht ſetzen zu laſſen, halte ich für ſehr thöricht, obgleich ich der Meinung bin, daß man eine durch ein Traumbild gegebene Warnung, etwas zu thun oder zu vermeiden, oder auf etwas gefaßt zu ſeyn — ohne ſich eben Sorgen zu machen — nicht ganz außer Acht laſſen müſſe.

Ich erinnere mich einiger Träume von dieſer Art, welche uns von Valerius Maximus und andern Schriftſtellern des Alterthums überliefert ſind. Ich könnte aber auch außer dieſen noch eine zahlloſe Menge anderer Beiſpiele anführen, um meine Anſicht zu rechtfertigen. Laſſen Sie mich nur einiger Fälle erwähnen.

Simonides, der bekannte Dichter, ließ einen an der Meeresküſte vorgefundenen unbeerdigten Leichnam in ein Grab legen. Im Traume erſchien ihm der Verſtorbene, und warnte ihn, ſich am folgenden Tage nicht einzuſchiffen. Dieſe Warnung beachtend, blieb Simonides auf dem Lande zurück, und das abſegelnde Schiff wurde unter ſeinen Augen von den Wellen verſchlungen. Dankbar ſetzte Simonides ſeinem Retter ein Denkmal, deſſen

Inſchrift, dauernder als Erz, nicht untergegangen iſt im Strome der Zeit *).

Noch merkwürdiger iſt, was uns von zwei Arkadiern erzählt wird, welche zuſammen nach Megara reiſeten.

Einer dieſer Männer, welche Freunde waren, kehrte bei einem Gaſtfreunde ein, der andere übernachtete in einer öffentlichen Herberge. Dem Erſteren erſchien im Traume ſein Freund und flehete ihn an, ihm zu Hülfe zu kommen, da ſein tückiſcher Wirth ſeinem Leben nachſtelle, und nur ein ſchleuniger Beiſtand ihn retten könne. Aufgeſchreckt durch dieſen Traum, ſprang er vom Lager auf, um ſeinem Gefährten beizuſtehen; aber der Gedanke, daß es thöricht ſey, einem Traumbilde Gehör zu geben, veranlaßte ihn, ſich wieder nieder zu legen. Kaum war er eingeſchlafen, da erſchien ihm zum zweiten Male ſein Freund, aus mehreren Wunden blutend, und beſchwor ihn, mindeſtens ſein Rächer zu werden, da ſein Wirth ihn getödtet habe, und ſein Leichnam in dieſem Augenblicke, mit Dünger bedeckt, auf einem Wagen nach dem Thore gefahren werde.

Dieſe zweite Mahnung ſeines Freundes machte ihm die Sache bedenklich. Er lief ohne Verzug, bewaffnet, zum Thore, traf einen Düngerwagen, wie ihm ſein Freund im Traume gezeigt hatte, fand auf dieſem die

---

*) Deutſch lautet dieſelbe:
Dieſer errettete einſt den Simonides, Dichter von Keos,
Brachte geſtorben noch Dank alſo dem Lebenden dar.

Leiche, und lieferte den verhafteten Wirth der ſtrafenden Obrigkeit aus.“

„Zu dieſen Beiſpielen,“ nahm Edmund das Wort, „läßt ſich jene merkwürdige Geſchichte eines warnenden Traumes aus neuerer Zeit anreihen, welche Ihnen gewiß bekannt iſt, da ſie ſogar zu einer Ballade Stoff gegeben hat.

Drei Knaben ſchliefen allein auf dem Seitenflügel eines Schloſſes. Der älteſte dieſer Knaben glaubte, aufgeſchreckt vom Schlafe, die Stimme ſeines Vaters und ſeinen Namen rufen gehört zu haben. Er eilte zu dem entlegenen Schlafzimmer ſeines Vaters, hörte aber von dieſem zu ſeiner Verwunderung, daß er nicht gerufen ſey.

Sich wieder in ſein Bett begebend und kaum eingeſchlummert, wurde er zum zweiten Male durch denſelben, ihm noch lauter zuſchallenden, Ruf aufgeſchreckt, und wieder verſicherte ihm ſein Vater, daß es wohl nur ein Traum geweſen ſeyn müſſe, der ihn getäuſcht habe.

Beruhigt eilte er zu ſeinem Lager zurück, und ſchloß ſeine Augen. Aber zum dritten Male, noch ängſtlicher, erklang der Ruf, oder er glaubte vielmehr ihn zu hören. Da grauete dem Knaben, und er eilte mit ſeinen Brüdern, welche er weckte, und denen er den Vorfall erzählte, in des Vaters Schlafgemach. Dieſer entließ ſie nun nicht, und nach wenigen Minuten hörte man ein furchtbares Gekrache. Der ganze Flügel des Schloſſes, wo die Kinder ſchliefen, war eingeſtürzt, ihr Leben aber auf ſo wunderbare Weiſe gerettet.“

„Und wer möchte wohl,“ fuhr der Pfarrer fort, „Träume von dieſer Art für nichts weiter als Gaukeleien der Phantaſie halten, welche nur durch zufällig hinzugekommene Ereigniſſe bedeutend geworden ſind? Müſſen wir nicht vielmehr die Hand der göttlichen Vorſehung darin erkennen, und dankbar verehren, nach deren unerforſchlichen Rathſchlüſſen nichts zufällig und zwecklos iſt, und auch dieſe Träume, in der Verkettung unſerer Schickſale, nothwendig ſeyn ſollten?

Aber auch nicht ſelten findet man in einem erfüllten Traume noch einen Troſt bei dem angekündigten Schlage des Schickſals, welcher uns trifft. Für mich wenigſtens iſt die Erfüllung eines Traumes immer erhebend und beruhigend geweſen, beſonders in den Fällen, wenn das angekündigte und wirklich eingetretene Ereigniß nicht als eine Folge früherer Begebenheiten erſcheint, und mit menſchlicher Vernunft nicht als ſolche vorausgeſehen werden konnte. Glauben wir dann nicht an eine Einwirkung höherer geiſtiger Weſen als Schöpferin unſerer Träume glauben, ſo ſind wir doch genöthiget, eine in uns noch ſchlummernde höhere Seelenkraft anzunehmen, welche nicht in ſo enge Schranken, wie unſere Vernunft, geſtellt iſt, oder vermöge welcher ſich unſere Vernunft über die ihr geſetzten Schranken hinaus zu ſchwingen vermag. Da dieſe noch ſchlummernde Kraft gewiß nicht zwecklos in unſer Daſeyn verwebt iſt, ſo dürfen wir um ſo zuverſichtlicher hoffen, daß ſie einſt, wieder an den Staub gefeſſelt, freier ihre Flügel ausbreiten werde. Wir werden zu dem Glauben hingeriſſen, daß wir nicht ein Spielwerk des blinden Zufalls ſind, und, von dieſem überall abhängig, im Ocean der Zeit gleich einer Blaſe dahin ſchwimmen und vergehen; daß vielmehr alle Begebenheiten der Sinnenwelt, unabänderlichen Geſetzen, welche uns vermöge jener in uns noch ſchlummernden höheren Seelenkraft klar werden können, ſich an einander reihen, unſer Ich aber mit ſeinem Selbſtbewußtſeyn, ſo wie es einmal daſtehet in Zeit und Raum, nie und nimmer ausgelöſcht und vernichtet werden kann. Ich weiß nicht, ob Sie in meine Gedankenfolge eingehen können, über welche ich mich freilich mit wenigen Worten nicht klar genug ausſprechen kann. Die Freiheit des Willens kann daneben ſehr wohl beſtehen, und ich will keineswegs damit auf einen eigentlichen Fatalismus fußen."

„Als Beiſpiel eines Traumes," fiel Emmerich ein, „welcher nach ſeiner Erfüllung tröſtlich ſeyn mochte, kann jener Traum Luthers angeführt werden, welchen uns deſſen Freunde überliefert haben. Luther ſah im Traume zwei unvergleichlich ſchöne Jünglinge, welche ſeine Tochter zu einem Hochzeitfeſte einzuladen kamen. Sein Freund Melanchton, dem er dieſen Traum erzählte, fand ſofort die Bedeutung, welche auch ſchon am folgenden Tage in Erfüllung ging. Deine Tochter, ſagte er, wird von den Engeln zu einem himmliſchen Freudenmahle hinaufgeholt werden."

„Ich könnte noch mehr ſolcher Träume anführen," fuhr der Pfarrer fort, „wenn Ihnen dieß eine angenehme Unterhaltung gewährte; der ungläubige Herr Doktor möchte aber wohl kein aufmerkſamer Zuhörer ſeyn.

Bemerken wollte ich nur noch, daß wir mit Vernunftgründen keineswegs die Unmöglichkeit und Unglaublichkeit darthun können, wenn uns von wahrheitliebenden Menſchen verſichert wird, daß ihnen im Traume von den Seelen abgeſchiedener Freunde noch Geheimniſſe enthüllt und Winke und Mahnungen zu Theil geworden ſind. An Beiſpielen dieſer Art fehlt es nicht. Müſſen wir für die Wirkung unſerer Seele ein Analogon, oder ein Bindemittel zwiſchen der Geiſter- und Körperwelt, welches die wechſelſeitige Einwirkung der einen auf die andere möglich macht, nothwendig annehmen, weil uns die Verbindung unſerer Seele mit unſerer Körperhülle davon überzeugt; ſo können wir auch nicht folgerecht glauben, daß alle unſere Verbindung mit den Seelen der Verſtorbenen — wenn wir eine Fortdauer derſelben annehmen — durch den Tod gänzlich abgeſchnitten ſey."

Dieſe Bemerkung des Pfarrers leuchtete wie ein heller Strahl des Troſtes in des Freundes Seele. — Wenn unſer Gemüth durch einen Verluſt derer, die unſerm Herzen verwandt und theuer ſind, zu mächtig erſchüttert wird, dann wird oft in den erſten Momenten des Schmerzens, oft für längere Zeit, das Bild der geliebten Geſtalt in unſerer Phantaſie gleichſam ausgelöſcht. Dieſes war bei ihm der Fall, und das war ſein größter Schmerz, daß er mit aller Gewalt der Seele die Züge ſeiner geliebten Verſtorbenen nicht klar hervorrufen konnte. Jetzt trat auf einmal ihr Bild ſo lebendig vor ſeinen innern Sinn, daß er, wie Petrarcha, hätte ausrufen mögen:

Ell' e ben dessa; ancor e in vita!

Um das Bild feſt zu halten, zog er ſich von der Geſellſchaft zurück, ſich einſam ſeinen Betrachtungen hinzugeben, und den endlich gelösten Thränen freien Lauf zu laſſen.

Der Doktor fuhr nach einer kurzen Pauſe fort:

„Bei Ihren Anſichten, Herr Pfarrer, halten Sie auch wohl die Träumereien eines Schwedenborg und die Mährchen von Geiſtererſcheinungen, welche uns Heinrich Jung, genannt Stilling, und andere Schwärmer erzählen, für etwas mehr, als Ausgeburten einer wunderſüchtigen krankhaften Phantaſie?“

„Es mögen wohl,“ erwiederte der Pfarrer, „auch wahrheitliebende fromme Männer oft Schein und Täuſchung für Wahrheit genommen haben. Die Berichte Schwedenborgs ſind mir in dieſer Beziehung immer ſehr verdächtig geweſen, obgleich derſelbe ein mit vielen Kenntniſſen ausgerüſteter und eifrig nach Wahrheit forſchender Mann war. Viel Wunderbares iſt allerdings in deſſen Leben verwebt, und die Schriften, welche er uns hinterlaſſen hat, ſcheinen noch immer Anklang zu finden, da man neuerlich wieder eine neue Ueberſetzung derſelben angekündigt hat. Man würde zu weit gehen, wenn man alle unerklärlichen Thatſachen, welche uns Heinrich Jung in ſeiner Theorie der Geiſterkunde, und andere glaubwürdige Männer zum Theil auf den Grund eigener Erfahrung berichten, als unglaublich verwerfen wollte. Mir ſcheinen ſie nicht unglaublicher, als die wunderbaren Erſcheinungen aus dem Leben jener Seherin von Prevorſt, worüber uns ein ſehr geachteter Arzt — freilich auch

Dichter — Herr Juſtinus Kerner, ſeine und der übrigen Augenzeugen Berichte mittheilt."

„Ich muß geſtehen, daß ich dieſe nicht geleſen habe," entgegnete der Doktor. „Die Schriften über den animaliſchen Magnetismus und über die fabelhaften Beobachtungen an hellſehenden Somnambulen, womit man noch vor zehn Jahren ſo reichlich überſchüttet wurde, ſind jetzt größtentheils zu Makulatur geworden. Ein Beweis, wie ſehr man von dem Glauben an dergleichen Wunderdinge zurückgekommen iſt! Nur noch wenige, zum Wunderglauben geneigte, Männer können ungern von ihrer geträumten Wunderwelt ſcheiden, weil ihnen die Wirklichkeit nicht befriedigend iſt. Wie oft hat man nicht ſchon die Betrügereien enthüllt, welche dieſen Erſcheinungen zum Grunde lagen! Gedenken wir doch jener Eliſabeth Barton, der ſogenannten heiligen Jungfrau von Kent: war ſie nicht eine ähnliche Erſcheinung, wie die Seherin von Prevorſt? Ich mag dergleichen Schriften nicht leſen, und habe noch nie eine Erfahrung gemacht, welche mich zum Gläubigen bekehren könnte."

„Es iſt wahr," ſagte der Pfarrer, „daß der Glaube an die ſogenannten übernatürlichen Erſcheinungen periodiſch abnimmt und wieder auflebt. Wenn einmal eine ſolche Erſcheinung ins Leben tritt und Aufſehen erregt, dann will man auch gleich einen natürlichen Grund und Schlüſſel dazu finden; auch iſt es nicht zu läugnen, daß man in mehreren Fällen einen zum Grunde liegenden Betrug, oder eine Täuſchung entdeckt hat. In einem ſolchen Falle feiern die Ungläubigen ihren Triumph.

und die Zweifler werden auf längere Zeit wieder zu Ungläubigen. Kann man einen natürlichen Grund der Erſcheinung nicht ſofort auffinden, ſo hält man es doch nicht der Mühe werth, darüber weiter nachzudenken. Man ſpricht nicht mehr lange davon, und die Sache kommt in Vergeſſenheit. So läßt ſich der periodiſche Wechſel des Glaubens und Unglaubens leicht erklären, indem durch zufällige Anregungen bald dieſer, bald jener gleichſam Mode werden, und ſelbſt auf Unterhaltungsſchriften ihren Einfluß haben. Die Nachtſtücke und Schauergeſchichten unſerer Dichter und Novelliſten ſcheinen auch jetzt ſchon weniger, als vor zehn Jahren, an der Tagesordnung zu ſeyn. Immer aber wird der Glaube an eine Geiſterwelt, welche ſich uns in ſolcher Art kund zu thun vermag, daß wir wenigſtens glauben, Eindrücke von ihr mit unſern äußern Sinnen zu empfangen, ſeine Anhänger finden, ſo wie er bei allen Völkern, zu allen Zeiten ſeine Anhänger gefunden hat.“

Sunt aliquid manes, letum non omnia finit!

„Sonderbar iſt es,“ fiel der Doktor lächelnd ein, „daß, nach den Berichten der Geiſterſeher, die Geiſter der Verſtorbenen immer in demſelben Koſtüme auftreten, womit ihre zurückgelaſſene Hülle bekleidet war, daß man ſie mit Perrücken, Uniformen, Degen und ſogar zu Pferd geſehen haben will. Dieſes macht mir die Berichte ſehr verdächtig.“

„Eine ſehr gewöhnliche Einrede,“ vertheidigte ſich der Pfarrer, „welche ich durchaus nicht erwartet hatte! wenn die Geiſter die Gewalt haben, den Eindruck ihres Erſcheinens auf unſere Seele hervorzubringen — gleichviel auf welche Art dieſes geſchehe, — ſo muß dieſes natürlich unter einer Geſtalt geſchehen, in welcher wir ſie wieder erkennen. Ich würde es in der That lächerlicher finden, wenn man erzählte, daß ein Geiſt mit ſeiner bekannten Geſtalt und ſeinen bekannten Zügen, entweder unbekleidet, oder in einem neuen Gewand erſchienen ſey. Doch laßen wir die Geiſter ruhen! ich habe noch keine Erfahrung gemacht, womit dieſer Zweig der Theorie der Geiſterkunde bereichert werden könnte."

„Laßen Sie uns," bat Edmund, „dieſes Kapitel noch nicht abſchließen, denn Sie haben an mir einen Gläubigen, und ich kann Ihnen eine nicht unintereſſante Geſchichte einer Geiſtererſcheinung mittheilen, deren Wahrheit ich verbürge, weil ſie auf das Schickſal eines noch lebenden glaubwürdigen Mannes, welcher die Wahrheit beſtätigt, einen wichtigen Einfluß gehabt hat. In der früheſten Zeit des amerikaniſchen Krieges, als die Engländer noch im Beſitze der Inſel St. Domingo (Hayti) waren, war der General Stuart Gouverneur dieſer Inſel. Dort erwartete man die Ankunft des Majors von Blomberg, welcher ſein Regiment verſammeln ſollte. Die Zeit, wo er ankommen mußte, war längſt abgelaufen, und alle Schiffe, welche ankamen, überbrachten den mit Ungeduld harrenden Offizieren des Regiments nur die Verſicherung, daß der Major von Blomberg in wenigen Tagen eintreffen müſſe. — Dieſes geſchah aber nicht, und der Gouverneur war eben, noch ſpät am Abende, damit beſchäftigt, über dieſes Ausbleiben einen Bericht an die engliſche Regierung ſeinem Sekretär in die Feder zu diktiren, als man Tritte auf der Stiege und im Vorzimmer vernahm. „Was iſt das?“ frug der Gouverneur. „Wer mag noch ſo ſpät in der Nacht Einlaß gefunden haben, und was mag er wollen?“ „Der Major von Blomberg ſelbſt,“ ſagte der Sekretär, „ich erkenne deutlich ſeine Tritte.“ „Fürwahr, er iſt es ſelbſt!“ rief der Gouverneur aus, als die Thüre ſich öffnete, und der Major von Blomberg lebend vor ihm ſtand. Dem Gouverneur gegenüber einen Stuhl einnehmend, redete der Major von Blomberg dieſen ohne weitere Begrüßung und Einleitung mit den Worten an: „Ich muß eiligſt allein mit Ihnen ſprechen.“ Der Sekretär gehorchte dem Winke, ſich aus dem Cabinette zu entfernen, denn in dem ganzen Weſen des Gaſtes lag eine ſo wunderbar gebietende Würde, daß man es nicht gewagt haben würde, eine Einwendung zu machen.

„Wenn Sie nach England zurückkommen,“ hub der Major an, als er ſah, daß kein Zeuge horchte, „wenn Sie nach England zurückkommen, ſo verfügen Sie ſich nach Dorſetſhire zu der Wohnung des Pächters ***. Sie finden dort einen Knaben, welcher mein Sohn, die Frucht meiner heimlichen Ehe mit Lady Laring iſt. Nehmen Sie ſich dieſes nun verwaiſten Knaben an. Um ſeine Legitimität darzuthun, finden Sie die Urkunden bei der Frau, welche ihn unterhalten hat, in einer verſchloſſenen Brieftaſche von rothem Maroquin, welche ihr anvertraut iſt. Oeffnen Sie dieſelbe, und machen Sie von den Briefſchaften den beſten Gebrauch. Sie werden mich in dieſem Leben nicht wieder ſehen!“

Nach dieſen Worten entfernte ſich der Major und war ſchnell verſchwunden. Der Gouverneur, überraſcht und beſtürzt durch dieſen wunderlichen Eintritt und das plötzliche Verſchwinden ſeines Freundes, konnte ſich lange nicht faſſen. Keiner in ſeinem Hauſe hatte ihm die Thüre geöffnet, Keiner hatte ihn herein kommen oder heraus gehen geſehen. Bald nachher langte die Nachricht ein, daß das Schiff, auf welchem ſich der Major von Blomberg befand, zu derſelben Stunde, als derſelbe ſeinem Freunde, dem General Stuart, erſchien, in einem Sturme untergegangen war.

Der General Stuart und der Major von Blomberg waren von gleichem Alter, und hatten, gleichzeitig bei der engliſchen Marine dienend, ſich lieb gewonnen. Sie verloren faſt zu der gleichen Zeit ihre geliebten Gattinnen, und der gleiche Schmerz über dieſen Verluſt knüpfte ihre Herzen noch enger zuſammen. Als ſie mit dem Anfange des amerikaniſchen Krieges ſich trennen mußten, da gelobten ſie ſich gegenſeitig, Vaterſtelle bei ihren Kindern zu vertreten, wenn einer von ihnen früher aus dem Leben ſcheiden werde; und — wenn dieſes möglich ſeye — ſeinem Freunde noch einmal zu erſcheinen.

Der General Stuart befolgte den ihm ertheilten Auftrag auf das Genaueſte. Er fand nach ſeiner Zurückkunft in England Alles beſtätigt, und es hatte keine Schwierigkeit, die Legitimität des vorgefundenen Sohnes durch die überlieferten Beweismittel darzuthun.

Die Königin Charlotte, welche von dem ganzen Vorfalle Kunde erhielt, faßte ein ſolches Intereſſe für die

Sache, daß ſie ſich des jungen von Blomberg wie ihres eigenen Sohnes annahm. Sie ließ ihn mit ihrem eigenen Sohne dem letztverſtorbenen König Georg IV., zu Windſor erziehen, und das Band der Freundſchaft, welches beide junge Männer an einander knüpfte, hat immer fortbeſtanden.

Aus dem Munde des Dr. von Blomberg zu London, welcher eben dieſer Sohn des Majors von Blomberg iſt, und aus dem Munde anderer noch lebender Zeugen, kann man die Beſtätigung des ganzen Ereigniſſes erfahren."

„Die Erzählung," bemerkte der Doktor, „hat einen gleichen Zuſchnitt, wie hundert andere, und man muß ſehr leichtgläubig ſeyn, um ſie für wahr zu halten. Läßt es ſich doch wohl denken, daß man eben zu dem Zwecke, um für den verwaiſten Knaben ein Intereſſe rege zu machen, ein ſolches Mährchen erfunden habe."

„Mit ſolchen Zweifeln," ſagte der Pfarrer, „läßt ſich jede geſchichtliche Wahrheit anfeinden; ich aber bin der Meinung, daß ein redlich geſinnter Menſch in der Regel gleiche Geſinnungen bei Andern vorausſetzen müſſe. Darin liegt eben der Grund unſerer geringen Bekanntſchaft mit der Geiſterwelt, daß nur wenige Menſchen für die Einwirkungen derſelben empfänglich ſind, und dieſe wenigen, weil ſie über ihre Erfahrungen keine Urkunden und Zeugen vorbringen können, den Vorwurf, entweder Betrüger oder Schwärmer zu ſeyn, womit die ungläubige profane Menge ſo leicht bei der Hand iſt, nicht von ſich abzuwälzen vermögen. Wohl gebe ich zu, und

Schiller mag wohl Recht haben, wenn er ſagt, daß ſeit ſechstauſend Jahren noch kein Leichnam aus der Gruft geſtiegen ſey, und von einer Vergelterin Kunde gegeben habe; daß aber noch nie ein Geiſt, durch ſeine Einwirkung auf unſere äußeren und inneren Sinne, Kunde von ſeiner Fortdauer zu uns gebracht habe; dieſes widerſpricht wenigſtens den Betheuerungen glaubwürdiger Perſonen, deren Unwahrheit ſich durchaus nicht mit richtigen Schlüſſen darthun läßt. — Uebrigens erinnere ich mich, dieſelbe Erzählung, welche wir von Herrn Edmund eben vernommen haben, minder ausführlich, in einem in engliſcher Sprache geſchriebenen Werke *) geleſen zu haben, wo noch mehrere ähnliche Beiſpiele zuſammengeſtellt ſind. Dieſes Werk enthält auch ſehr ausführliche Nachrichten über die vorzüglich in Schottland und auf den Schottländiſchen Inſeln häufiger vorkommenden Erſcheinungen, welche man Second Sight nennt, und deren Wahrheit unläugbar iſt. Mich haben dieſe Nachrichten ſehr intereſſirt, weil nicht nur in unſerm Weſtphalen, ſondern auch in andern, am meiſten in den nördlichen Ländern, der Glaube an dergleichen Vorgeſichte oder Vorherſehungen, welche man hier in der Volksſprache Vorgeſchichten nennt, mehr Anhänger als Zweifler findet. Die Uebereinſtimmung der Erfahrungen und des darauf begründeten Glaubens bei verſchiedenen Völkern, ſollte uns zu der Ueberzeugung führen, daß ihnen Wahrheit zum Grunde liege, und wir ſollten über die noch in der

---

*) Signs before Death. By Horace Welby. London 1825.

Schattenſeite der Natur liegenden Phänomene nicht ſo abſprechend hinwegeilen. —

Ich habe mir manche Notizen darüber geſammelt, welche ich Ihnen, nebſt Auszügen aus einigen engliſchen Werken, aus Martin's Description of the western Islands of Scotland und Dr Johnson's journey to the Hebrides, mittheilen werde. Mich ſelbſt haben eigene Erfahrungen, deren ich mich nicht ohne Schauer und heilige Scheu vor den Berührungen mit einer Geiſterwelt erinnern kann, zu einer unerſchütterlichen Ueberzeugung geführt."

„Müſſen Sie aber nicht geſtehen," fiel der Doktor ein, „eben darin ein ſehr triftiges Argument gegen die Realität jener Erſcheinungen zu finden, daß, wie Sie ſagen, nur vorzüglich den Bewohnern der nördlichen Gegenden eine ſolche Sehergabe eigen iſt? — Daß der trübere Himmel des Nordens mit ſeinen langen Wintern, langen Nächten und Nebeln, auch den Geiſt in eine trübere Stimmung verſetzt, und die Phantaſie mit grauſigen Bildern erfüllt, läßt ſich leicht erklären. Wenn wir die Dichtungen der nördlichen und ſüdlichen Völker mit einander vergleichen, ſo finden wir in dieſer Beziehung einen ſehr auffallenden Contraſt. In den heiteren Südgegenden, wo man, weniger in ſich ſelbſt zurückgezogen, mehr dem Lebensgenuſſe nachſtrebt; ſelbſt ſchon in den ſüdlichen Gegenden Deutſchlands, iſt der Volksglaube an ähnliche Spukgeſchichten nicht ſo zu Hauſe. Wenn wirklich eine Geiſterwelt dabei ihr Spiel triebe, ſo wäre es doch ſehr ſonderbar, und nicht wohl zu erklären, warum die Geiſter nur die trüberen Nordgegenden zu ihrem Wohnſitze gewählt hätten.“

„Dieſen Einwand,“ entgegnete der Pfarrer, „habe ich wohl erwartet, denn man iſt damit leicht bei der Hand. Es läßt ſich aber das Wunderbare der Sache damit keineswegs auflöſen.

Wenn Sie behaupten, daß Erſcheinungen von der Art derjenigen, wovon wir uns jetzt unterhalten, den Völkern des Südens ganz fremd ſeyen, ſo muß ich Ihnen widerſprechen. Auch bei dieſen, wenn gleich ſeltener und unter anderen Benennungen, finden wir ſie, nicht nur in den Sagen des Volkes, in ihren Liedern und Dichtungen, ſondern auch in ſchriftlichen Ueberlieferungen wieder, wovon Sie ſich, durch aufmerkſame Forſchung, eben ſo wohl, wie ich, überzeugen werden. Schon die älteſten Urkunden des Menſchengeſchlechts enthalten Andeutungen davon. Sehr deutlich ſind dieſe in einigen Stellen des Buches Hiob ausgeſprochen, wo Elihu Gottes Gerechtigkeit vertheidiget. Der Glaube daran hat ſich im Oriente bis zu dieſen Zeiten fortgepflanzt, denn bei den Türken und Perſern iſt es ein ganz gemeiner Glaube, daß insbeſondere das herannahende Lebensende ſich durch ein Vorgeſicht kund thue. Wir finden Spuren davon ſchon beim Homer und andern ſpätern griechiſchen Dichtern und Geſchichtſchreibern. Was ſie mit dem Namen Ὅραμα bezeichneten, läßt ſich oft nicht anders erklären. Die Römer hatten ihre Praesagia und Praestigia, ihre Genien und Dämonen, ihre Lemures und Lares domesticos, wodurch ihnen die Zukunft oft kund gethan wurde. Die

Vorzeichen, welche Nero's Tod verkündigten, das ſchallende Gelächter, welches man in ſeinem Pallaſte, und das Geheul, welches man im Theater vernahm, waren ſie nicht ganz ähnlich den Erſcheinungen, von denen wir reden? Selbſt bei rohen Wilden haben Reiſende unſerer Zeit einen ähnlichen Glauben gefunden.

Doch, wir wollen annehmen, daß Ihre Behauptung gegründet ſey, und ich will nur vorausſetzen, daß Sie die Wahrheit deſſen, was uns über die bei einigen Nordländern vorkommenden Erſcheinungen — oder, wenn Sie wollen, Phantaſiebilder — welche man Second Sight, oder Vorgeſichte nennt, von glaubwürdigen Männern, zum Theil auf den Grund eigener Erfahrung, übereinſtimmend mit dem Volksglauben, berichtet wird, nicht in Zweifel ziehen wollen. Wollten Sie dieſes, und könnten Sie alle jene Berichte für Wahn und leere Erfindungen halten, dann würden freilich meine Worte zu Ihnen in den Wind geredet ſeyn.“

„Ich will nicht,“ fiel der Doktor ein, „die Verſicherungen vieler achtungswerthen Männer für Lügen erklären.“

„Nun ſo folgt auch,“ fuhr der Pfarrer fort, „aus dem, was Sie geſagt haben, weiter nichts, als daß der Einfluß klimatiſcher Verhältniſſe, der Erziehung und Lebensweiſe in einigen Gegenden, die äußeren und inneren Sinne der Menſchen für die Einwirkungen einer Geiſterwelt — welche keineswegs auf jene Gegenden beſchränkt ſeyn mag — empfänglicher zu machen, oder ihre Phantaſie zu jener höheren Potenz zu ſteigern vermag, vermöge welcher ſich Bilder zukünftiger Begebenheiten mit allen, ſelbſt unbedeutenden Einzelnheiten klar in ihr abſpiegeln. Es iſt gar nicht widerſinnig, ſondern im Gegentheile logiſch richtiger, nur dieſen Schluß aus Ihrer Behauptung zu ziehen. — Wiſſen wir doch, welchen wunderbaren Einfluß der Magnetiſeur durch ſeinen Blick und Willen auf den Seelenzuſtand einer magnetiſirten Perſon hat; wie ſollten wir nicht jenen Verhältniſſen einen noch ſtärkeren Einfluß zugeſtehen!

Sie mögen immerhin auch annehmen, daß der Glaube die Phantaſie für ſolche geiſtige Eindrücke empfänglicher mache, denn wahr iſt es, was Schiller ſagt:

> Wer es glaubt, dem iſt das Heil'ge nah.

Alles dieſes ſchadet der Sache nicht. Das Wunderbare liegt eben darin, daß zukünftige Begebenheiten, welche durch Combinationen und Schlüſſe von der Gegenwart unmöglich vorhergeſehen werden konnten, mit allen, ſelbſt ganz unbedeutenden, Nebenumſtänden auf einmal klar im Bilde vor die Seele treten. Gleichgültig iſt es, ob dieſes Bild mit unſeren äußeren Sinnen, oder mit unſerem inneren Auge in der Art aufgefaßt wird, daß wir es mit unſeren äußeren Sinnen wahrzunehmen vermeinen. Man wird jedoch durch den auch mit dem hieſigen Volksglauben genau übereinſtimmenden Bericht glaubwürdiger Reiſenden, über das Second Sight der Schottländer, zu der Ueberzeugung hingeriſſen, daß ſich das Bild des in der Zukunft liegenden Ereigniſſes nicht zufällig in der Phantaſie des Sehers geſtaltet, ſondern daß äußere Einwirkungen einer unſichtbaren Welt daſſelbe hervorrufen.

Wie wäre es anders gedenkbar, daß zwei und mehrere Perſonen in demſelben Momente, durch daſſelbe Bild gleichſam überraſcht werden, und es an demſelben Orte mit allen Farben und Einzelnheiten wahrnehmen? Nur in der Stimmung, in welcher ich jetzt bin, mag ich Ihnen die Erfahrung aus meinem eigenen Leben mittheilen, deren ich ſchon erwähnt habe, und welche mich vom Ungläubigen zum Gläubigen bekehrt hat.

Als ich zum Pfarrer dieſes Ortes ernannt wurde und meine Pfarrwohnung bezog, da fand ich in ihr einen jungen Mann, welcher bei dem letztverſtorbenen Pfarrer als Hausknecht im Dienſte geſtanden hatte, und den ich auch in dieſer Eigenſchaft bei mir wieder aufzunehmen nicht Bedenken trug. Nach Verlauf von etwa acht Tagen, ſpät am Abende von einem Krankenbeſuche zurückkommend, wurde ich durch das klägliche Gewinſel eines Hundes, welcher vor meiner Thürſchwelle lag, und ungeachtet aller Bemühungen meines Hausknechtes, ihn zu verjagen, und ſelbſt mit Prügeln hinweg zu bannen, immer zurückkehrte, in eine trübe Stimmung verſetzt. Mich überlief dann und wann ein Schauer, wozu ich den Grund in den vor meiner Phantaſie ſchwebenden Bildern nicht finden konnte, denn ich las eben Schillers Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, und meine Gedanken waren mit dem vor mir liegenden Buche beſchäftigt. — Mich endlich zu Bette legend, ſuchte ich vergebens einzuſchlummern, denn meine Phantaſie war mächtig aufgeregt, und manchfaltige, jedoch keineswegs traurige Bilder, ſchwebten vor meiner Seele. In dieſer Stimmung war ich bis um Mitternacht in einen ſo ungewöhnlichen Schweiß gerathen, daß ich aus Furcht vor Erkältung nicht aufzuſtehen wagte, als ich, etwa eine Stunde nach Mitternacht, meine Hausthüre mit lauten Geknarre ſich öffnen, und bald darauf ein dumpfes Gepolter, wie vom Falle eines hohlen hölzernen Gefäßes, vernahm. Räuber hatte ich, bei der Lage meines Hauſes, nicht zu befürchten, und die Treue und Wachſamkeit ließ keine Beſorgniß in mir aufkeimen.

Ich ſchrieb das vernommene Geräuſch irgend einem natürlichen Ereigniſſe zu, ohne weiter meine Gedanken damit zu beſchäftigen. Nach einigen Minuten wiederholte ſich aber ein ähnliches Geräuſch in dem neben meiner Schlafſtube befindlichen Gange. Ich glaubte Tritte zu hören und rief laut: Wer iſt da? Statt einer Antwort vernahm ich vier bis fünf nacheinanderfolgende laute Hammerſchläge, und dieſes wiederholte ſich viermal, während ich beſchäftigt war, mich in meinen Pelz zu hüllen, um dem Grunde des unheimlichen Geräuſches nachzuforſchen. Obgleich die vernommenen Töne ſehr laut zu meinem Ohr zu dringen ſchienen, ſo lag doch in dem Klange etwas ſo Wunderbares, daß ich nicht im Stande bin, Ihnen einen klaren Begriff davon beizubringen. Ich muß geſtehen, daß mich jetzt unwillkührlich ein mächtiger Schauer faßte, wie man ihn wohl bei der Geiſternähe empfinden mag, und daß ich alle Vernunftgründe auf mein Herz concentriren mußte, um es zur näheren Unterſuchung der Sache zu ermuthigen. Ich trat, faſt ſcheu, aus meiner Stubenthüre. Aber da war Alles auf der Hausflur ſtill und dunkel, und die Hausthüre war feſt verſchloſſen. Nun kamen mir — wie ich nicht läugnen kann — die Gedanken von Geiſterſpuk und Vorbedeutungen in den Sinn, und, mich wieder auf mein Lager hinſtreckend, ſuchte ich vergebens den Schlaf bis zur Morgenſtunde, wo der erwachende Strahl des Tages, die Geſpräche der vor meinem Kammerfenſter vorbeiwandernden Dreſcher und das harmoniſche Geräuſch ihrer Arbeit im Nachbarhauſe, mein Gemüth beſchwichtigten und meine Augen ſich auf einige Stunden vom Uebermaße der Ermüdung ſchloſſen. — Mein Freund, Herr Diethelm, welcher am Morgen in mein Zimmer trat, fand mich ſehr blaß und erkundigte ſich nach meinem Befinden. — Ich erzählte ihm das nächtliche Ereigniß ſehr umſtändlich, aber er lächelte dazu und meinte, daß ich wohl, unbewußt in Schlummer geſunken, einen beunruhigenden Traum gehabt haben möge. Ich ſelbſt ſuchte, in heiterer Gemüthsſtimmung, den Grund in einer Aufregung meiner Einbildungskraft zu finden, und hatte nach fünf Tagen das Ereigniß vergeſſen; da trat am Morgen mein Hausknecht zu mir ins Zimmer, und ſagte: „Ich komme zu ſpät zu Ihnen, Herr Pfarrer, um für meine Mutter noch einen Troſt bei Ihnen zu holen. Ich habe ſie heute Morgen entſeelt im Bette gefunden. Sie war zwar ſehr alt und hinfällig, und hat ſich auch noch am Tage vor Ihrem Einzuge zum Eingange in die Ewigkeit chriſtlich vorbereitet;

daß dieſer aber ſo nahe ſey, konnte ich nicht vermuthen, denn ſie legte ſich noch ganz munter zur Ruhe.“

Nun erſt erfuhr ich, was ich bisher noch nicht wußte, daß mein Hausknecht eine Mutter hatte, welche mit mir unter einem Dache wohnte, wo ihr mein Amtsvorgänger, neben der Kammer des Hausknechtes, am Stalle, eine Schlafkammer eingeräumt hatte. Die Entdeckung erſchütterte mich um ſo mehr, da ich ſeit zwei Tagen an einem Wechſelfieber litt, welches mich an meine Stube feſſelte. Ich gedachte nun wieder des vor fünf Tagen erlebten Ereigniſſes, und konnte nicht umhin, daſſelbe mit dem in meiner Wohnung eingetretenen Trauerfalle in Verbindung zu bringen. Am dritten Tage wurde die Leiche, wegen meines Uebelbefindens, durch den hieſigen Pfarrkaplan beſorgt. Herr Diethelm war früh am Morgen dieſes Tages bei mir, und, nicht ohne Schauer, erlebte ich nun die pünktlichſte Erfüllung alles deſſen, was ich in jener ſchlafloſen Nacht gehört hatte. Das Geknarre der geöffneten größeren Hausthüre, welche ſonſt nur ſelten geöffnet wird, — das Gepolter des durch einen Zufall dort niederfallenden Sarges, das Geräuſch bei dem Niederſetzen deſſelben in dem neben meiner Stube befindlichen Gange, der Schall und die Zahl Hammerſchläge in vier Pauſen, als der Deckel aufgenagelt wurde; Alles ſtimmte auf das Genaueſte mit dem überein, was ich acht Tage vorher nach Mitternacht erfahren hatte.

Herr Diethelm kann mir noch bezeugen, wie ich ihm an jenem Morgen bei ſeinem Beſuche die Einzelnheiten der Begebenheit vorher geſagt habe. Daß meine Viſion, oder vielmehr das, was ich zu hören glaubte, wirklich eine prophetiſche Eingebung geweſen ſey, werden Sie nicht bezweifeln können, und ich bin deſſen vollkommen gewiß. —

Nun erklären Sie mir aber, Herr Doktor, wie konnte dieſes Bild ſich, genau übereinſtimmend mit der nach acht Tagen eingetretenen Begebenheit, in meiner Phantaſie geſtalten, da ich nicht einmal wußte, daß eine alte, dem Tode nahe Frau mit mir unter demſelben Dache wohnte? Wie konnten ſich überhaupt Bilder von ſolcher Art dahin verirren, da ich Ihnen verſichern kann, an jenem Abende nicht an etwas Aehnliches gedacht zu haben, und da mir die Bedeutung des vernommenen Geräuſches erſt nach der Erfüllung klar geworden iſt?

Meine Erfahrung beſtärkt mich in dem Glauben, daß das Gewinſel eines Hundes, welches bekanntlich für ein Unglück verkündendes Zeichen gehalten wird, oft darin wirklich ſeinen Grund haben mag, daß dieſe Thiere mit ihren ſchärferen Sinnen Erſcheinungen wahrnehmen, welche unſeren Sinnen entgehen; daß ſie gleichſam Geiſter wittern. Der Domvikar B...... in P........ war ein unbefangener Wahrheit liebender Mann. Er ſuchte mit ſo warmem Eifer das Licht der Aufklärung um ſich her zu verbreiten, daß man ihn noch am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts als einen Ketzer anklagte und verdammte, und er nur durch die von ſeinen Freunden beförderte Flucht dem ſchon beſchloſſenen Auto da Fe zu entgehen vermochte. Dieſer Mann, mein Lehrer und

Führer in der Jugend, ſagte manche Begebenheiten, welche ſich in der Nähe ſeiner Wohnung ereigneten, z. B. Truppenmärſche, und zwar dieſe auch in Anziehung der Richtung, beinahe auf eine Minute voraus. Er ſelbſt war kein Seher, aber er glaubte an Viſionen, und er verſicherte mich oft, ſeine Vorherſagungen lediglich auf die Beobachtung eines kleinen Haushundes zu gründen, welchen er lange mit den in beſtimmter Zeit darauf folgenden Ereigniſſen verglichen, und beſtimmte Reſultate daraus gezogen habe. Ihm war es gar nicht zweifelhaft, daß einem jeden Ereigniſſe gleichſam ein Schatten voraus gehe, welcher nur mit geſteigerter Sinnenkraft und von manchen Thieren mit ihren ſchärferen Sinnwerkzeugen wahrgenommen werden kann.

Daß auch bei den Thieren die Phantaſie in der Art ihr Spiel treibe, daß ſie im Zuſtande des Wachens die Bilder derſelben für Sinnenwahrnehmung halten, iſt nicht wohl zu glauben. Treten wir aber der Meinung des Domvikar B...... bei, ſo müſſen wir auch eine Realität jener Erſcheinungen annehmen."

Dem rationellen Doktor blieb gegen dieſe Demonſtrationen, welche der Pfarrer mit ſolchem Feuer vorbrachte, daß man es nicht wagte, ihm in die Rede zu fallen, für den Augenblick nichts zu erinnern übrig.

„Ich werde Ihnen," ſagte er, „zu einer anderen Zeit meine weiteren Zweifelsgründe mittheilen, indem es ſchon ſpät geworden iſt und ich nicht länger weilen darf. — Aber Ihre Erzählung hat mir in der That Grauen gemacht, und ich fürchte, bald und bald ein

Geiſterſeher zu werden. Daher bitte ich Sie, mich wenigſtens bei dem Ruheplatze der Todten vorbei zu begleiten."

„Gerne," ſagte der Pfarrer, „bin ich dazu bereit; denn für die Herren Aerzte hat doch dieſer Platz oft unangenehme Erinnerungen. Ihre Zweifelsgründe werde ich gerne vernehmen, denn nur durch die Austauſchung unſerer Gedanken kommen wir ſchneller zur Wahrheit. Die Natur hat wunderbare Tiefen, welche noch kein Sterblicher zu ergründen ſich bemüht hat, obgleich man nicht behaupten kann, daß es dazu an einem Senkblei fehle, und unſer Auge nicht dahin dringen könne. Wenn ein jeder unbefangene Denker ſich ſelbſt mehr zum Gegenſtande ſeiner Aufmerkſamkeit machte, und mit einer Offenheit und Wahrheit, wie Rouſſeau ſeine Bekenntniſſe ſchrieb, und Lichtenberg ſeine Schwächen aufdeckte, alle Erfahrungen über das innere Seelenleben mittheilte, wenn unſere Philoſophen, ſtatt Alles für Trug und Täuſchung zu erklären, was ſie nicht ſelbſt erfahren haben, und wofür ſie nach ihren Syſtemen keinen genügenden Grund finden, alle glaubwürdige Berichte ſammelten und verglichen, ſo würden wir über das, was zu wiſſen uns am meiſten Noth thut, gewiß wichtigere Reſultate zu erwarten haben, als die Reſultate aller ihrer Speculationen, womit man in dieſer Beziehung ſeit Jahrtauſenden noch kein Haar breit weiter gekommen iſt. Wie arm an Weisheit, und wie noch ärmer an Demuth, und doch dieſe Herren, welche mit einem ſo entſcheidenden Tone, als ob ſie vom Mittelpunkte der Erde aus alle unendlichen Räume durchflogen hätten, hinter ihren Bücherſchranken hervortretend, und von ihren Kathedern herab alle Menſchen Narren und Schwärmer ſchelten, denen eine tiefere Ahnung des Lebens aufgegangen iſt! Mir haben die Früchte des Nachdenkens über meine wenigen Erfahrungen in manchen trüben Stunden kräftiger das zweifelnde Gemüth erhoben, als alle ihre Schulweisheit.“

II.

Eine briefliche Mittheilung aus Berlin.

Aus den beiden Heften der Blätter aus Prevorſt glaube ich ſchließen zu dürfen, daß Ihnen auch von anderen Gleichgeſinnten Mittheilungen nicht unwillkommen ſeyn werden, welche ſich auf den Zweck dieſer Blätter beziehen, und in dieſer Vorausſetzung erlaube ich mir die nachfolgenden.

Zuerſt veranlaßt mich der in dem zweiten Hefte enthaltene Bericht über eine im Jahre 1725 erſchienene Schrift, über den Hades*), Sie auf eine ſchon früher herausgekommene ähnliche Schrift: „Von dem mittlern Zuſtande der Seelen nach ihrem Abſchiede aus dem Leibe, Amſterdam 1703,“ aufmerkſam zu machen. Ich kenne dieſe nicht unmittelbar, ſondern nur aus einer im Jahre 1726 von dem ehrwürdigen Verfaſſer der „Hiſtorie der

---

*) Zweites Heft S. 122.

Wiedergebornen in Sachſen." Chriſtian Gerber, unter dem Titel: „Theologiſches Bedenken über die wichtige Frage, ob die Seele eines Gläubigen nach dem Abſchiede aus dem Leibe alsbald zu Chriſto in die ewige Freude komme, Gott ſchaue, und alſo vor dem jüngſten Tage die ewige Seligkeit genieße," herausgegebenen kleinen Schrift, in welcher die in jener aufgeſtellten Lehre von einem mittleren Zuſtande nach dem Tode (Hades) mit bibliſchen und theologiſchen Gründen zu widerlegen geſucht wird. Als Hauptbeweisſtelle gegen den Hades betrachtet Gerber die Worte Joh. 5, 24: „Wer mein Wort höret und glaubet dem, der mich geſandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, ſondern iſt vom Tode zum Leben hindurchgedrungen."— eine Stelle, die meines Erachtens gerade einen ſolchen Zwiſchenzuſtand für alle Nichtgläubigen und nicht das Wort des Herrn Hörenden (d. h. demſelben nicht folgenden) klar beweiſen dürfte, da das „Hindurchdringen" offenbar auf einen Zuſtand zwiſchen dem Tode und dem, was die Schrift Leben nennt, hinweiſt.

Alle ſich auf den Zuſtand der Seelen im Scheol oder Hades beziehenden Stellen, ſowohl des alten als des neuen Teſtamentes, deuten unzweifelhaft darauf hin, daß derſelbe vor Chriſto, in Folge des Sündenfalles, kein eigentliches Leben, ſondern nur ein unfreies Traumleben war, und auch jetzt ohne ihn nur iſt (und das ſcheinen auch die aus dem Hades uns zukommenden Erſcheinungen, wie die der Seherin von P., zu beweiſen); überall bezeichnet die Schrift den Zuſtand im Hades ohne lebendigen Glauben an Chriſtum, als einen Zuſtand des Todes, der dem ewigen Leben entgegengeſetzt iſt: nur wenn die Seele durch den Glauben an Chriſtum mit voller, durch kein irdiſches Verlangen getrübten Sehnſucht ſich zu Gott, der Quelle alles Lebens, wendet, und in dieſer Sehnſucht das eigene Leben ſelbſt daran gibt, erhält ſie aus dieſer Lebensquelle neues ſeliges Leben.

Mit einer zweiten, von Gerber für ſeine Anſicht angeführten Schriftſtelle, Offenbarung 14, 13: „Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben, von nun an,“ dürfte es derſelbe Fall ſeyn; denn dieſe führt, wenn das „von nun an“ ſo viel heißt, als: nachdem jetzt durch den Sohn Gottes uns der Weg zu ihm, alſo zur Seligkeit, geöffnet iſt, von ſelbſt auf die Frage: wo ſich denn bis dahin die Frommen befanden?

Auch die übrigen bibliſchen Gründe, welche Gerber gegen den Hades anführt, beweiſen nichts gegen denſelben, ſondern nur allenfalls, daß ein ſolcher Zwiſchenzuſtand der Seelen der ſeit Chriſto im Glauben Verſtorbenen nicht vorhanden iſt, ſondern ſie unmittelbar nach ihrem Tode zu einem Zuſtande der Seligkeit, wenn auch vielleicht noch nicht zu den höheren Stufen deſſelben, gelangen. Gerber ſcheint bei ſeiner Widerlegung mehr durch den Antagonismus des orthodoxeren Lutheraners gegen die Lehre der katholiſchen Kirche vom Fegfeuer, als von einer unbefangenen Prüfung der unzweifelhaft für den Hades ſprechenden bibliſchen Gründe geleitet zu ſeyn, wenn er gleich einräumt, daß Luther ſelbſt, wenigſtens in ſeinen ältern Schriften, ſich der Meinung, daß für die im lebendigen Glauben noch nicht vollendeten Seelen ein Zwiſchenzuſtand vorhanden ſey, nicht abgeneigt geäußert habe, und mehrere ſich darauf beziehende Stellen aus Luthers Schriften anführt.

Was nun die Schrift, welche **Gerber** zu der ſeinigen veranlaßt hat, betrifft, ſo iſt ſie keineswegs, wie man vermuthen könnte, ein früherer Abdruck der im vorigen Hefte dieſer Blätter (S. 122) angeführten; eine Vergleichung deſſen, was über den Inhalt jener in der **Gerberiſchen** Schrift geſagt iſt, mit den in dieſen Blättern enthaltenen Auszügen, ergibt vielmehr eine weſentliche Verſchiedenheit des von beiden Verfaſſern eingeſchlagenen Weges, um zu demſelben Reſultate zu kommen. Der von 1763 ſcheint ſeine Beweiſe für den Hades, neben den Ausſprüchen der heiligen Schrift, hauptſächlich aus den Schriften der Kirchenväter hergenommen zu haben.

Der Verfaſſer hat, wie aus **Gerbers** Gegenſchrift ſich ergibt, als Beweis für den von ihm ſogenannten mittleren Zuſtand der Seelen, auch die von Zeit zu Zeit vorkommenden Geiſter-Erſcheinungen betrachtet. Was die Möglichkeit oder Realität derſelben betrifft, ſo kommt **Gerber** ihm bei, indem er wörtlich bemerkt: „es iſt allerdings glaublich, daß die im Unglauben abgeſchiedenen Seelen ihren irdiſch geſinnten Sinn nicht ablegen, auch möchten wohl Manche ihren vorigen Leib gerne wieder anziehen, ſie dürfen aber nicht, ſondern vagiren in der Finſterniß mit großem Verdruß herum. Nachdem aber ſo oft mit den Verſtorbenen ſich ſehr wunderliche Dinge zugetragen, wer wollte läugnen, daß die abgeſchiedenen Seelen zumal wenn ſie irdiſch geſinnt geweſen, und alſo zu Chriſto nicht kommen können, aus Gottes Zulaſſung die alte Herberge wieder beſuchen und gerne bewohnen wollen."

Auch bei einer anderen Gelegenheit, nemlich in ſeiner Geſchichte der Wiedergebornen, äußert Gerber ſich über die Gewißheit der Geiſter-Erſcheinungen, und begründet dieſelbe auf eine für den gläubigen Chriſten gewiß ſehr überzeugende Art, indem er, gewohnt das Wort Gottes immer als das Fundament aller Erkenntniß und den Probierſtein aller Wahrheiten zu betrachten, bemerkt, daß der Heiland, als er nach ſeiner Auferſtehung den Apoſteln erſchienen, und ſie ihn für ein Geſpenſt hielten, nicht geantwortet habe: ihr Thoren, es gibt ja keine Geſpenſter; ſondern vielmehr: er ſey kein Geſpenſt, denn ein ſolches habe nicht Fleiſch und Bein, wie er.

Bei dieſer Gelegenheit erzählt er eine Geiſter-Erſcheinung, die ſich zu der Zeit, wo er ſchrieb, im Jahre 1728 „vor zwei Monaten" in Dresden zugetragen, und er aus dem Munde einer Theilnehmerin, „einer ſehr glaubwürdigen, chriſtlichen und beherzten Frau," gehört habe, eine Erzählung, die in mancher Beziehung merkwürdig zu ſeyn ſcheint, und die ich daher, größtentheils mit Gerbers Worten, hier wiedergebe.

Ein vornehmer Mann zu Dresden hatte eine Perſon, die ihm ſein Hausweſen beſorgte. Dieſe ſtarb vor einiger Zeit und er wird genöthigt, eine andere zu ſuchen.

Als dieſe neue in eben dem Zimmer ſchlafen muß, wo die Verſtorbene geſchlafen, ſo kommt ein Geſpenſt in der Verſtorbenen Geſtalt, und will ſie aus dem Bette werfen, ängſtigt und quält ſie bei zwei Stunden. Ob nun wohl dieſe Perſon andere mehr zu ſich genommen und in dem Zimmer ſchlafen, auch Licht brennen laſſen, iſt dennoch das Geſpenſt wieder gekommen und hat ihre Nachfolgerin geplagt. Dieſe bittet daher die Erzählerin, bei ihr im Bette zu ſchlafen, was dieſelbe auch bewilligt. Beide gehen daher um zehn Uhr zur Ruhe, ſchließen die Thüre zu, und es ſchlafen außer ihr noch zwei Frauenzimmer in der Stube; auch wird ein Licht, nebſt zwei Wachsſtöcken, angezündet. Um zwölf Uhr kommt das Geſpenſt, macht die Thüre auf und auch wieder zu. Sie wachen alle darüber auf, ſehen jedoch keine Geſtalt. Die Erzählerin aber, welche bei der neuen Haushälterin im Bette und zwar vornen liegt, ſieht eine blaue Hand, die greift über ſie hinüber nach dieſer, und zwar ſo fort nach deren Kehle, und würget ſie. Die Geplagte kann weder reden noch ſchreien, ſondern winſelt erbärmlich, hält ſich an die bemeldete Frau, und legt ihr Haupt in deren Arme, hat auch dermaßen geſchwitzt, daß Alles naß an ihr geworden. Dieſes Aengſtigen und Würgen hat bis des Morgens halb drei Uhr gewähret, da denn das Geſpenſt wieder zur Thüre hinausgegangen, aber unſichtbar, nur daß ſie die Thüre auf- und zugehen hören. Die Perſonen haben alle gebetet, was ſie nur gewußt haben. Das Geſpenſt hat ſich aber nicht daran gekehrt, ſondern fortgefahren, die Geplagte zu würgen, hat ihnen auch das Deckbette entzogen, da doch die Frau, die ziemlich ſtark war, das Bette ſo feſt gehalten, daß ihr die Finger wehe gethan, hat es aber nicht erhalten können, und wenn ſie es auch gleich wieder bekommen und an ſich gezogen, ſo hat ihr daſſelbe doch das Geſpenſt wieder von Neuem entriſſen, und das hat, wie geſagt, bei brennenden Lichtern bei drei Stunden gewähret.

Gerber fügt hinzu: „Ich könnte noch mehrere Umſtände anführen, die dieſen Handel glaubhaft machen, trage aber Bedenken, ſolches zu thun.“ Die Geplagte hatte erſt ſpäter Frieden vor dem Geſpenſte.

In dieſer Erzählung ſcheint mir beſonders bemerkenswerth, daß nur die Hand des Geſpenſtes ſichtbar war. Aus den Erſcheinungen der Seherin von Prevorſt ergibt ſich, daß ein Geiſt um ſo dunkler erſcheint, je mehr das Böſe in ihm Gewalt hat; ſollte es damit nicht im Zuſammenhange ſtehen, daß in dieſer Erzählung derjenige Theil ihres geiſtigen Körpers, deſſen die Verſtorbene ſich zum Werkzeuge ihrer Eiferſucht und ihres Haſſes bediente, die Hand, in blauer Farbe (oder wohl dunkelgrauer Farbe, da beim Nachtlichte beide ziemlich gleich erſcheinen), ſichtbar hervortrat?

Als einen beachtungswerthen Grund für die Realität der Geiſter-Erſcheinungen, welcher, dünkt mich, nach den Grundſätzen hiſtoriſcher Kritik, auch den hartnäckigſten Zweifel beſeitigen dürfte, glaube ich die in allen Erzählungen, wo deſſen gedacht iſt, übereinſtimmende Art, wie das Nahen und Entfernen eines ſolchen unſeligen Geiſtes ſich hörbar macht, betrachten zu müſſen. Da dieſelbe ſo ganz eigenthümlich und dem, wie die Phantaſie dieſes Nahen oder Entfernen der Geiſter, wenn ſie bloſe Gebilde derſelben wären, ſich vorſtellen würde, keineswegs entſprechend iſt.

Das Klopfen und hauptſächlich das Rauſchen wie mit Papier, kenne ich aus eigener Erfahrung lange bevor ich die Seherin las.

Denken wir uns, abgeſehen von ſolchen Erfahrungen, einen Geiſt, nach der gewöhnlichen Vorſtellung, als ein unkörperliches Weſen, ſo werden wir uns ſein Nahen als ſchwebend und dem Ohre nicht vernehmbar vorſtellen, wogegen die zu den verſchiedenſten Zeiten und von Perſonen, zwiſchen denen keine Mittheilung, oder bei welchen keine, durch die Erzählung der Anderen vorgefaßte Meinung Statt finden konnte, gemachten Erfahrungen darin übereinſtimmen, daß dieſes Nahen oder Entfernen gewöhnlich wie ein Schlürfen*) auf Socken oder niedergetretenen Pantoffeln hörbar, alſo dem, wie die Phantaſie ſich daſſelbe vorſtellen würde, durchaus nicht entſprechend iſt. Man muß, dünkt mich, alle Regeln hiſtoriſcher Glaubwürdigkeit verläugnen, um darin nicht den Beweis für die Realität dieſer Erſcheinungen zu erkennen.

---

*) Jener weibliche Geiſt im Stifte zu Oberſtenfeld (ſiehe die erſte Sammlung dieſer Blätter) durchſchreitet die Gänge deutlich auch gewöhnlich mit dem Tone des »Schlurfens«. Daher ihn die Bewohner deſſelben nur die »Stiftsſchlurferin« nennen. Kerner.

Ich erinnere mich in franzöſiſchen Memoiren aus den Zeiten Ludwigs XV. einer von dem Könige ſelbſt erzählten Geiſter Erſcheinung, die ihm von dem Beſitzer des Schloſſes, wo ſie ſich zugetragen und der ſie ſelbſt erlebt hatte, mitgetheilt worden. Es wird darin beſchrieben, wie der Geiſt ſich dieſem genähert habe, und dabei bemerkt, daß dieß plutôt *glissant* que marchand geweſen ſey.

Auch mehrere andere Erſcheinungen, die mir aus den zuverläſſigſten Quellen bekannt ſind, kann ich als Beleg dafür anführen. Ich hatte vor nicht kurzer Zeit ein Mädchen in meinen Dienſten von einer ſeltenen Treue und Einfalt des Charakters, von welcher Jeder, der ſie kannte, überzeugt ſeyn mußte, daß Lug und Verſtellung bei ihr nicht denkbar ſey. Meine Gattin bemerkte bald bei ihr große Abneigung gegen die Einſamkeit der ihr angewieſenen Schlafſtätte, und auf Befragen, was ſie zu dieſer Aengſtlichkeit veranlaſſe, kam heraus, daß ſie ſich ſehr vor Geſpenſtern fürchte, indem ſie einmal ein ſolches geſehen habe. Auf weiteres Befragen erzählte ſie darüber Folgendes: Als ſie noch bei ihren Eltern in Brandenburg, welche dort in einem ſehr alten Hauſe gewohnt hatten, als ſchon erwachſenes Mädchen ſich befunden habe, ſey ſie in einer Nacht mit einem ſehr ängſtlichen Gefühle erwacht, und habe beim Lichte des Mondes, der ſehr hell ins Fenſter geſchienen, die Geſtalt eines Mannes, der einen ſonderbaren, hohen und ſpitzigen Hut aufgehabt, vor ihrem Bette ſtehen ſehen; dieſe Geſtalt hat ſie angeblickt, und eine Hand auf ihre über die Bettdecke befindliche Hand gelegt gehabt. ſie ſey auf das Heftigſte erſchrocken, aber nicht im Stande geweſen, ihren Eltern, die in demſelben Zimmer geſchlafen, zuzurufen, ſondern ſie habe ſchnell ihre Hand weggezogen und ſey unter die Bettdecke gekrochen. Bald darauf habe ſie die Erſcheinung ſich entfernen, und aus der Stubenthür gehen gehört, und darauf erſt habe ſie ihren Eltern rufen können. — Auf die Frage: wie ſie das Weggehen gehört habe, erwiederte ſie: „als wenn Jemand auf Schlarfen (niedergetretenen Pantoffeln) geht.“ Das Mädchen erzählte ferner, daß, als ihre Mutter darauf einer mit im Hauſe wohnenden Bäckersfrau von dieſer Erſcheinung erzählt, Letztere darauf erwiedert habe, daß dieß nichts Neues ſey, ihre Geſellen holten das zum Brodbacken nöthige Mehl des Abends immer ſo früh wie möglich vom Boden, weil, wenn es ſpäter von ihnen geholt werden, ſie oft dieſen alten Mann an der Treppe ſtehend gefunden hätten.

Meine Schwiegereltern beſaßen in der Nähe von Lübeck ein Landgut, welches ehemals einem Bürgermeiſter Namens Lünneburg gehört hatte, deſſen Portrait ſich in einem, früher als Kapelle benutzten, Saale des Wohnhauſes befand. Als ſie einſt dieſes Gut mit einer zahlreichen Geſellſchaft von Bekannten beſuchten, um dieſe während einiger Tage dort zu beherbergen und zu bewirthen, hatten ſie ein erſt ſeit Kurzem in ihren Dienſt getretenes, und daher noch nie auf dem Gute geweſenes

Mädchen mitgenommen. Einige Tage nach der Ankunft geht meine Schwiegermutter mit demſelben vor dem Bildniſſe des Bürgermeiſters vorüber, und das Mädchen fragt, auf daſſelbe zeigend: „wo iſt denn der alte Herr hingekommen, den ſehe ich ja gar nicht unter den Gäſten?“ — Das glaube ich wohl, erwiederte meine Schwiegermutter, denn der iſt ſeit vielen Jahren todt. — „Todt?“ ruft das Mädchen heftig erſchreckend, „ach! dann habe ich ſeinen Geiſt geſehen;“ — und darauf erzählt ſie, daß, als ſie am Abend nach der Ankunft hinter einem, am Ende eines Ganges befindlichen, hölzernen Gitterverſchlage beſchäftigt geweſen, ſie Jemanden, wie auf Schlarfen gehend, den Gang herunter kommen gehört, und gleich darauf die Geſtalt dieſes alten Herrn, ſo wie er da abgebildet, vor dem Gitter ſtehend und ſie anblickend geſehen habe; ſie ſey gleich heftig erſchrocken, ohne eigentlich gewußt zu haben worüber, habe ſich auf einer anderen Stelle zu thun gemacht, und bald darauf die Geſtalt ſich eben ſo entfernen gehört, wie dieſelbe gekommen ſey. — Meine Schwiegermutter war durch dieſe Erzählung nicht überraſcht worden, da ſie ſchon von mehreren Perſonen, welche öfter und längere Zeit das Haus bewohnten, namentlich einem alten treuen Hauswärter, gehört hatte, daß ſich der ehemalige Beſitzer zuweilen in dieſer Art ſehen laſſe.

Ich ſchließe dieſe Mittheilungen mit einem Ereigniſſe, welches zwar nicht zu den bedeutenden der Art gehört, aber aus dem Grunde, weil es ſich erſt vor wenigen Monaten hier, in einer mir ſehr wohlbekannten, höchſt achtbaren Familie zugetragen hat, aus deren eigener Erzählung ich daſſelbe kenne. Im Dienſte der Familie befand ſich eine alte Kinderfrau, welche ſehr krank ward; in einer Nacht, als ihr Zuſtand ſchon von der Art war, daß der Arzt ihr Ende als nahe bevorſtehend erklärt hatte, ſteht ſie, da die Krankenwärterin eingeſchlafen war, aus ihrem Bette auf, ſchleppt ſich nach dem Zimmer, wo die Frau des Hauſes mit ihrer, unter den Händen der Alten aufgewachſenen und von dieſer auf das Zärtlichſte geliebten Tochter ſchläft, klopft an die Thüre, und als jene, aufgeſchreckt, erwachen und rufen: wer iſt da? kommt ſie herein und ſagt: ich muß doch ſehen, was mein Malwinchen macht. — Mit Mühe bringt ſie die Alte wieder zu Bette, indem dieſe mehrere Mal ſagt: „Morgen um dieſe Zeit (es war ein Uhr) komme ich doch wieder." — Am andern Tage ſtirbt ſie, und die Nacht darauf, mit dem Schlage ein Uhr, werden Mutter und Tochter durch ein helles und deutliches Klopfen an ihrer Thüre geweckt, und mit Schrecken an jene, bereits wieder vergeſſen geweſene, Verſicherung erinnert. Faſt allnächtlich klopfte es ſeit der Zeit in derſelben Art und zu derſelben Stunde, zum großen Schrecken der Bewohnerinnen, und zuweilen auch öffnete ſich die Thüre (zum erſten Male, als der Vater, welcher, um ſich ſelbſt von der Wahrheit zu überzeugen, ſich eine Nacht in dem Zimmer aufgehalten und auf das Klopfen „herein" gerufen hatte), ohne daß jedoch etwas Weiteres zu hören und zu ſehen war. Einige Wochen darauf bezog dieſe Familie eine Wohnung in einem anderen

Hauſe, und ſeit der Zeit iſt ſie von dieſem unheimlichen nächtlichen Zuſpruche befreit.

III.

Anmeldungen von Verſtorbenen.

Der vormalige Dr. M., auch Medicinalrath Ehrmann zu Frankfurt a. M., geboren zu Straßburg, und im vorigen Jahrzehend zu Speyer geſtorben, ein ausgezeichneter praktiſcher Arzt und ſehr gelehrter Mann, übrigens ein Liebhaber des Scherzes und der Laune, war bei allem Vergnügen am Außerordentlichen nichts weniger als entſchieden gläubig in der Geiſterſache. Als im J. 1804 Wetzels „Erſcheinung meiner Gattin nach ihrem Tode" herausgekommen war, ſo ſchrieb Ehrmann 1805 eine darauf bezügliche kleine Gelegenheitsſchrift, unter dem Titel „Onirus" oder Traumgott, welche nicht in den Buchhandel gekommen iſt. In dieſer wird die Sache humoriſtiſch hin- und hergeworfen, ungefähr wie in Kants „Träumen eines Geiſterſehers," und am Ende aus Coma vigil, oder der wachenden Schlafſucht erklärt, ſo daß alles Viſionsweſen auf den ſehr ſchwankenden Füßen der Träumerei ruhen ſoll. Inzwiſchen muß der ſpöttelnde Pſycholog doch zwei merkwürdige Erfahrungen erzählen, die wohl verdienen, bekannt zu ſeyn, eine von einem Andern, und die andere ſogar von ſich ſelbſt. Vermuthlich ſcheute er nur den Ruf eines Geiſterſehers, oder wollte nicht mehr behaupten, als ſtreng erweislich war.

Friede ſey mit ſeiner Seele! Wir glauben nichts Unerlaubtes zu thun, wenn wir ſeines, auf dem Titel der Druckſchrift ſelbſt befindlichen Namens mit verdientem Lobe erwähnen.

1.

S. 30 heißt es, wie folgt: „Der verſtorbene Hofrath Senkenberg (der Gründer der berühmten Senkenbergiſchen mediciniſchen Stiftung zu Frankfurt) ließ in der Lebensbeſchreibung ſeiner Gemahlin, einer geborenen Rieſe, ſeinen Mitbürgern kund und zu wiſſen thun, daß ſie ihm, während ihr Leichnam noch in ſeiner Behauſung lag, dreimal geklopft hatte, einmal an der Stubenthüre, das andere Mal am Kleiderſchranke, und das dritte Mal am Sargdeckel, „„und in dem war es, als ginge etwas zwiſchen uns durch, nicht dem Geſichte, ſondern dem Gefühle nach, und uns überlief, ohngeachtet wir ohne Furcht und leere Einbildung waren, auf gleiche Zeit ein Schauer, der uns nicht ſchreckhaft, ſondern vielmehr fröhlich machte.““ Dr. Joh. Chriſtian Senkenbergs Nachricht von ſeiner Ehefrauen Johanna Rebecca, gebornen Rieſe, chriſtlichem Leben und ſeligem Tode. Frankfurt a. M. 1743, in Fol. (gehört unter die rariora).“

2.

Die andere Geſchichte macht eigentlich die Grundlage der kleinen Schrift aus, und wird in brieflichen Actenſtücken erzählt, woraus wir Folgendes ausheben: Im Sommer 1804 reiſte Dr. Ehrmann nach Straßburg auf Beſuch, und fand daſelbſt unter wenigen alten Freunden ſeinen ehemaligen Lehrer, Magiſter Schmidt. Ihm theilte er das von Haus mitgenommene Wetzel'ſche Buch zum Leſen mit, worüber derſelbe ein unentſchiedenes Urtheil fällte. Sie unterhielten ſich oft über die Wahrheit der Erſcheinungen. Als nach einigen Wochen Dr. Ehrmann zu Straßburg Abſchied nahm, ſo ſagte Schmidt zu ihm bei der Trennung, in Gegenwart mehrerer Freunde, mit Thränen in den Augen: „Leben Sie wohl, mein theuerſter Freund, ich fühle, daß ich Sie nicht mehr ſehen werde; aber zählen Sie auf mein Verſprechen, daß, wenn es möglich iſt, Ihnen ein Anzeichen zu geben, wenn ich dieſe Welt verlaſſe, Sie den Beweis davon haben ſollen.“ Dieſe Wiederholung einer gegebenen Zuſage beim Scheiden geſchah, nach dem damaligen franzöſiſchen Kalender, am 24. Meſſidor des Jahres 12. Schon unterm 6. Thermidor erhielt Ehrmann die Nachricht von Straßburg, daß wenige Tage nach ſeiner Abreiſe von da, Schmidt mit Tode abgegangen ſey. Er erkundigte ſich nun genau bei mehreren Freunden um den Tag und die Stunde ſeines Verſcheidens, und erhielt die Auskunft, daß dieſes am 1. Thermidor (21. Juli), ungefähr um 1 Uhr in der Nacht, vom Freitag auf Sonnabend, erfolgt ſey. Die Angaben variiren nur um ¼, ½ und längſtens ¾ Stunden, wobei der verſchiedene Gang der Uhren, die wenige Aufmerkſamkeit, die in ſolchem Falle auf die Minute gerichtet zu werden pflegt, und daß dieſe bei einem Sterbenden oft gar nicht zu beſtimmen iſt, in Anſchlag kommt. Eine Nachricht, bei den Kaufleuten eingeholt, ſagte beſtimmt: um ein und ein halb Uhr in der Frühe. Die Urſache dieſer ſorgfältigen Nachfrage war, daß eben um halb zwei Uhr in derſelben Nacht ſich bei Dr. Ehrmann zu Frankfurt etwas angemeldet hatte. Er lag wach im Bette, und dachte über gewiſſe Angelegenheiten nach; in demſelben Augenblicke zieht es ſtark an ſeiner Hausſchelle, die hinten im Hofe hing, und deren Klang ihm ſo bekannt war, daß er ſich unmöglich darüber täuſchen konnte; auch hörte es ſeine Frau ebenfalls. Er ſpringt aus dem Bette ans Fenſter, ruft: Wer da? Niemand war an der Thüre, und auf der Straße Alles ſtill. Er denkt ſogleich, ohne näheren Grund, an ſeinen Freund Schmidt. Die eingezogenen Nachrichten ergaben mithin ein ſeltſames Zuſammentreffen. Ueber die Richtigkeit der Thatſache ſetzte er in der Druckſchrift ſeine Ehre zum Pfande, und erbot ſich, die Briefe zum Belege der Wahrheit jedem Unterſuchenden im Original vorzulegen. Hier alſo eine verabredete Anzeige, oder das Experiment, welches Wötzel empfohlen hatte; wenigſtens iſt aller Grund vorhanden, es dafür anzunehmen. Merkwürdig iſt, daß Dr. Ehrmann das Klingeln wachend vernehmen mußte, und ſeine Gattin, als zweite Zeugin, mit ihm; beide Umſtände ſchlagen ſeine Theorie vom zweideutigen Traumwachen, die aber wohl auch nicht ganz ernſthaft gemeint war, nieder.

3.

Hiſtoriſch gewiß, wie Alles, was wir dafür ausgeben, iſt auch dieſes. Die Ehegattin des Lehrers L. in U. (nur dieſes ſind nicht die wahren Anfangsbuchſtaben der Namen) hatte eine Erziehungsanſtalt für junge Mädchen; darin befand ſich die kleine Tochter eines dortigen Hauptmannes. Eines Abends kam der Vater zum Beſuch, herzte das Kind ſehr innig, und ging weg. In der Nacht gegen 4 Uhr erwachte die Frau des Lehrers, und ſagte zu ihrem Manne: Hörſt du nicht, daß dir der Hauptmann ruft? Auch er war erwacht, und hatte mit des Hauptmanns Stimme ſeinen Namen rufen hören: „Herr L.!" Dieſer Ruf ertönte dreimal. Der Lehrer ſtand auf, und warf ſeinen Rock um, fand aber Niemand vor dem Zimmer. Morgens kommt eine Bäuerin in das Haus, und erzählt, daß ſich über Nacht ein Mann bei ihrem Orte erſchoſſen habe. Sie kannte ihn nicht; es ergab ſich aber, daß es der Hauptmann war.

4.

Dieſe zwei alten Fälle erzählt Johann v. Müller in den Briefen an Eltern und Geſchwiſter. 1) Im J. 1461 zog ein von jenſeits der Alpen kommender Kaufmann mit 5000 Ducaten baar über Siena nach Rom. Dieſer träumte zu Siena in einer Nacht dreimal und ganz erſchütternd, man ſchneide ihm die Gurgel ab. Er konnte es dem braven Gaſtwirthe nicht verhehlen, der, den Kopf ſchüttelnd, ihm rieth, zu beten, zu beichten. Nach dem Gottesdienſte ritt er fort. Unterwegs wird er angefallen: von wem? von dem Beichtvater, dem er ſeine Geſchichte erzählt hatte. (Wozu war das nöthig?) Dieſer mit einem Ordensbruder tödtete ihn. Indeß lief das Pferd mit den Geldſäcken in das Wirthshaus zurück. Der

Wirth erſchrak, führte es zum Podeſta. Dieſer ſandte auf die Straße aus, und man fand die Mönche mit blutbedecktem Stricke: ſie bekamen ihren Lohn. 2) Anshelm von Ribaumont, der biedere Ritter, der treue Schirmvogt (ich weiß nicht auswendig, welches franzöſiſchen Kloſters), begehrt frühmorgens Beichte und Abendmahl, und bereitet ſich zum Tode. Er war ganz geſund. Man erſtaunte. Er: Ich will es euch ſagen: Ingelram von S. Pol, mein Freund, der bei Maarra ſtarb, kam dieſe Nacht zu mir, wachend ſah ich ihn, und „wie ſchön, da du todt biſt! wie hieher?" Da ſprach Ingelram: „Das kommt von der ſchönen Wohnung, welche unſer Herr mir gegeben, weil ich im Glauben für ihn ſtarb; und es iſt mir geoffenbaret, daß du in eine noch ſchönere einziehen wirſt, morgen." An demſelben Tage traf Herrn Anshelm ein Stein aus der Steinwurfsmaſchine. — So Johann v. Müller wörtlich. Woher er die beiden Geſchichten entlehnt hat, wiſſen wir jetzt nicht zu ſagen. Aber auch ohne daß wir, wie bei anderen, für ihre Wahrheit ſtehen können, wird man uns nicht verargen, ſie hier aufgeführt zu haben.

5.

Wolf in ſeinen Lectt. memor. et recond. T. 2. p. 868 führt aus Lud. Lavaterus de praesagitionibus mutationes Imperiorum praecedentibus Folgendes an. Fuit mihi notus Parochus quidam, vir honestus et pius, qui grassante peste praescivit, si quis in parochia sua moriturus esset ex peste. Noctu enim supra suum lectum sonitum audivit, ac si quis saccum frumento plenum ex humeris super tabulatum deponeret; haec audiens dicebat: Iterum quidam mihi valedicit. Postquam illuxit, interrogavit, quinam illa nocte obiissent aut peste correpti essent, ut eos consolaretur et erigeret, prout bonum pastorem decet. („Ich kannte einen gewiſſen Pfarrer, einen rechtſchaffenen und frommen Mann, der bei graſſirender Peſt vorherwußte, wenn Jemand in ſeiner Pfarrei daran ſterben werde. Er hörte nemlich Nachts über ſeinem Bette einen Schall, als wenn Jemand einen vollen Fruchtſack von den Schultern auf den gedielten Boden niederſetzte; wenn er das hörte, ſo ſprach er: Da ſagt mir wieder einer Lebewohl. Wenn es Tag geworden war, ſo fragte er, welche Leute wohl die vergangene Nacht geſtorben oder von der Peſt befallen worden ſeyen, um ſie zu tröſten und aufzurichten, wie es einem guten Hirten ziemt.“) — Einſender hörte einſt einen ähnlichen Fall erzählen, wo bei einem Landgeiſtlichen Nachts oben auf dem Boden ein Geräuſch entſtand, als ob Fruchtſäcke umgeſtellt und aufgezogen wurden; als der Geiſtliche hinaufging, hörte er noch den entſchwindenden Schall, hierauf kam die Nachricht von dem gleichzeitigen Tode eines entferntwohnenden Anverwandten.

6.

Eine jetzt verſtorbene Freundin ſaß eines Abends bei Licht in ihrem Zimmer, ſie war allein zu Hauſe, nur der Hund war bei ihr. Plötzlich rauſchte etwas wie von der Decke über die Stubenthür herab, als wenn man, ſagte ſie, ein Papier oder Pergament aufrollte. Sie hatte die Thüre im Auge, ſah aber nichts. Der Hund verkroch ſich winſelnd unter das Bette, ward krank, und ſtarb nach einigen Tagen. Sie erhielt Briefe mit der Nachricht, daß um dieſelbe Zeit, wo ſie das Geräuſch gehört hatte, ihre abweſende verheirathete Tochter mit Tode abgegangen war. — Der thieriſche Mitzeuge iſt nicht zu verachten; bekanntlich iſt bei Thieren das andere Geſicht nicht ſelten. Man vergleiche unter anderem Horſt's Deuteroſkopie.

7.

Ein naher Verwandter des Einſenders*) lag vor längerer Zeit, im Anfang des Frühjahrs, Morgens um ſechs Uhr, mithin bei Anbruch des Tages, noch zu Bette, als er durch ein Geräuſch geweckt wurde. Er hörte nemlich durch die halboffene Thüre ſeines Schlafzimmers die Thüre des Vorzimmers aufgehen. Als ein etwas bejahrter, ſchon ältlicher Mann, ſtand er auf, fand aber Niemand. Als hernach die Hausmagd Feuer in ſeinen Ofen machte, und der Bediente ihm das Frühſtück brachte, befrug er dieſe Leute darüber, daß ſie ſo früh in ſeinem Zimmer geweſen, und ihn geweckt hatten; ſie hielten es aber für Spaß, und entſchuldigten ſich, daß ſie es verſchlafen hatten. Kurz darauf kam die Anzeige, daß eine alte Freundin, bei der er lange zur Miethe gewohnt hatte, um ſechs Uhr verſchieden ſey. In ſeiner jetzigen Wohnung hatte um dieſe Stunde noch Alles im Schlafe gelegen, und das Haus war verſchloſſen. — Aehnlicher Geſchichten gibt es viele, aber man ſucht natürliche Erklärungen. Die Menge der Fälle ſollte doch überzeugen. Man wird hier fragen: War die Thüre verriegelt? Nein! aber das Schloß war feſt zu. Der Wind hatte keinen Zugang; Hund oder Katze war nicht im Hauſe. Es findet ſich kein Mittel der Erklärung, als in einer anderen Natur, die in uns ſelbſt wohnt, und mit welcher wir ſtets umgeben ſind.

---

*) Derſelbe, aus deſſen Nachlaß Beiſpiele in der dritten Sammlung mitgetheilt ſind. Gegenwärtiger Bericht iſt nicht aus dieſem Nachlaß.

8.

Was ſagen wir zu folgendem zuverläſſigem Beiſpiele? Eine brave, angeſehene, verſtändige aber einfache Frau geht einſt auf ihren Speicher nach der Waſchkammer. Hier ſieht ſie plötzlich ſich ſelber vor ſich ſtehen*). An eben dieſem Tage im folgenden Jahre ſtarb ihr älteſter, bereits verheiratheter Sohn. Als dieſer krank lag, nicht im Hauſe der Eltern, ſondern in dem ſeinigen, ſprachen ſie von ihm; plötzlich ging vor dem Zimmer eine gläſerne Blendlaterne mit außerordentlichem Gepraſſel entzwei, ohne daß ein Grund zu entdecken war. — Die dergleichen leſen oder hören, pflegen zu ſagen: Man kommt da wie in eine andere Welt! Nicht doch, wir ſind beſtändig darin: wir ſind ſtets beobachtet, wäre es auch nur von dem allſehenden Auge Gottes. Das ſoll uns vorſichtig machen in unſerm Wandel, und alsdann beruhigen. Der Schrecken iſt nur für die, welchen er auf eine oder die andere Weiſe nützt. Manchmal ſoll dies die Aufmerkſamkeit, die Andacht, die Fürbitte geweckt werden, und alsdann pflegt das Anzeichen keinen ſehr ſchreckhaften Eindruck zu machen. Wir haben uns gar nicht zu fürchten. Dem Gläubigen iſt vielmehr eine leere Welt unheimlich. Er fühlt ſich froh in der Umgebung guter Weſen, die ihm ähnlich ſind: „Euer Herz erſchrecke nicht. Glaubet an Gott, und glaubet auch an mich. In meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen.“

---

*) Ueber das Phänomen des Selbſtſehens oder Doppeltſehens vergleiche man die merkwürdige Erklärung in der Seherin von Prevorſt, obwohl es möglich, daß es nicht die einzige für alle Fälle dieſer Art iſt.

9.

Oder wie erklären wir nachſtehende Begebenheit? Ein frommer Mann und warmer Beförderer chriſtlicher Anſtalten, auch der damals noch nicht ſehr verbreiteten Miſſionsſache, war einſt allein in ſeinem Zimmer, und vernahm wiederholt eine innere Einſprache mit den Worten: „Cornelius leidet Noth, bete für ihn.“ Der wahre Name war nicht Cornelius, wir ſetzen dieſen nur an die Stelle von jenem, uns entfallenen, der eine ähnliche Endung hatte. Er kannte keinen Mann dieſes Namens, wunderte ſich, that aber, was ihm befohlen war. Nach Jahresfriſt ließen ſich ein Paar Miſſionäre bei ihm melden, wovon der eine jenen Namen führte, und es entdeckte ſich, daß derſelbe zu eben jener Zeit auf der See und durch einen heftigen Sturm, nebſt der übrigen Schiffsmannſchaft, in Lebensgefahr geweſen war. — Wir wollen die Sache ſogleich natürlich erklären. Der alte Betbruder konnte die Einbildung, die ihn befallen hatte, nicht geheim halten. Er poſaunte ſie aus, und zwar aus geiſtlicher Eitelkeit; ein Paar ungeiſtliche Spaßvögel hörten davon, gaben ſich bei ihm für durchreiſende Miſſionäre aus, und machten ihm und ſich ein unſchuldiges Vergnügen. Item: Er hatte den Namen des Miſſionärs gehört oder geleſen, ohne es zu wiſſen, es war ſtürmiſches Wetter, er dachte mit Beſorgniß an die armen Heidenbekehrer auf dem Meere, und meinte in ſeiner melancholiſchen Stimmung, es rede ein Engel mit ihm; die Uebereinſtimmung, die ſich nachher entdeckte, war Zufall. Item: Die Sache verhielt ſich ganz anders. Cornelius, oder wie er hieß, war des Mannes Verwandter, er wußte ihn zu der Zeit auf dem Meere, und erzählte ihm nach ſeiner Rückkehr, es ſey ihm geweſen, als hörte er beſtändig einen Befehl, für ihn zu beten. Item: Die Sache hat ihm blos geträumt, und iſt nachher als eine Begebenheit weiter erzählt worden. Item: Sie iſt erfunden, denn ſie iſt unmöglich. Der geneigte Leſer beliebe zwiſchen dieſen Enträthſelungen zu wählen, oder noch andere hinzu zu dichten. Einſender hat obige allzumal ſelbſt gemacht, glaubt aber an keine.

— v —

10.

Einem aufgeklärten Gelehrten F. in D. begegnete Folgendes: Er ſieht mitten in der Nacht die alte Stiefmutter ſeines Vaters, die bei demſelben in C. lebt, ganz weiß vor ſein Bett treten. Anfangs erſchrickt er, aber es fällt ihm ſogleich ſein Grundſatz ein, daß abgeſchiedene Geiſter nicht erſcheinen können, daß es irgend ein Spuk ſeyn müſſe, und ſchlug nun wacker darauf los. Da kommt von der Geſtalt eine klagende Stimme: „Ach Herr K — Rath! was habe ich denn gethan? ich hatte Ihnen freilich die Sache vorher entdecken ſollen." Dann verſchwand die Geſtalt. K. weckte ſeine Frau, und erzählte ihr, was geſchehen war, und ſagte: „Gib acht, in C. iſt etwas paſſirt."

Den anderen Tag konnte er, ſeiner Geſchäfte wegen, nicht nach C. kommen, den folgenden auch nicht. Am dritten kam er dahin, und findet jene alte Frau tödtlich krank, beſinnungslos.

In der Nacht, da ſie ihm erſchien, war ſie krank geworden, und hatte ſich ſehr bekümmert, daß ſie nicht mehr mit ihm hatte ſprechen können, ſie ſollte ihm nothwendig etwas entdecken. Den folgenden Tag entſchlief ſie in ſeinen Armen.

11.

Frau R. zu Calw ſah eines Abends in ihrem Nebenzimmer die Schattengeſtalt einer ihr verwandten und ſehr werthen Perſon, die in C. ſich aufhielt, ſtehen, als wollte dieſe auf ſie zugehen und ſie ſehnſuchtsvoll begrüßen. Sie hatte von dieſer ihrer Freundin ſchon lange nichts mehr erfahren, und am wenigſten wußte ſie, daß ſie jetzt gerade von einer Krankheit befallen war. Sie bemerkte ſich Tag und Stunde der Erſcheinung, und bald nachher wurde ſie durch einen von C. eingetroffenen Brief benachrichtigt, daß ihre Freundin an jenem Tage und jener Stunde im Todeskampfe begriffen war, ſich von ihrem Lager noch kurz vor dem Sterben haſtig in die Höhe richtete, und rief: „Kleidet mich an, ich muß zu Frau N. nach Calw!“ worauf ſie wieder aufs Bette zurückfiel und verſchied. —

Daß übrigens nicht allein Perſonen im Momente des Sterbens anderen entfernten erſcheinen können, ſondern auch Perſonen in geſunden Körpern, aber in Momenten von tiefer Sehnſucht, oder innigem Begehren, oder in Leiden der Seele, davon ſind folgende zwei Geſchichten ein Beiſpiel.

12.

Johannes B......r (unter dem Spottnamen: der gelbe B......r bekannt, Stiefvater des Hrn. Profeſſors K......n in St.....g) war, als Jüngling, mit einigen jungen Medicinern nach Paris gereiſt, die aus Wißbegierde und einem leidenſchaftlichen Hange zur Zergliederung, den ſie damals nicht befriedigen konnten, weil ihnen die Leichname fehlten, die Pariſer Gottesacker insgeheim beſuchten, um Leichname auszugraben, welches ſehr leicht geſchehen konnte, da man die Körper der Armen in großen Gruben neben einander legte, und nur mit ein wenig Erde zudeckte. Die Polizei, welche erfuhr, daß dieſe jungen Anatomiker einſt einen ſolchen Leichnam in einer Platzkutſche (fiacre) nach Haus brachten, ließ dieſe

Leichenräuber verhaften, um ihnen, wegen der verübten Verletzung der geweihten Gräber, den peinlichen Proceß zu machen. Johannes B......r war nicht unter der Zahl der Angeklagten, aber ſeine Mutter in St.....g, als ſie durch Briefe von Bekannten in Paris die Verhaftung der Schuldigen erfuhr, wurde von Todesängſten gepeiniget, indem ſie meinte, ihr Sohn möchte mit den Thätern in die Sache verwickelt ſeyn. Sie fühlte eine ſo heftige Sehnſucht nach ihrem Sohne, daß ſein Bild ſie überall in ihrer Einbildung begleitete. Einſt als ihr Sohn in Paris ſich zu Bette legte, und noch ſein Licht nicht ausgelöſcht hatte, erſchien ihm ſeine Mutter in einer Kleidung, die er nie auf ihrem Leibe geſehen hatte. Er ſchwieg dazu, ſchrieb aber ſogleich nach Hauſe, um ſich nach dem Wohlbefinden ſeiner Mutter zu erkundigen, und erfuhr, daß dieſelbe zu der Zeit, als er ſie ſah, krank war, und viele Beſorgniſſe wegen ihm äußerte. Ihre Sehnſucht war ſo groß, daß ſie ihren Sohn dringend bat, bald möglichſt nach Hauſe zu kommen; und als er bald darauf in ſeine Vaterſtadt zurückkehrte, fuhr ihm ſeine Mutter auf ein nahegelegenes Dorf entgegen. Kaum aber erblickte er dieſelbe, ſo erblaßte er, und umarmte ſie ſo kalt, zitternd und verlegen, daß ſie ihr Befremden über einen ſolchen Empfang mit Unwillen äußerte. Der Reiſende bat ſeine Mutter um Verzeihung, und ſprach ihre Geduld an, um ſich von ſeinem Schrecken zu erholen. Endlich geſtand er, daß er ſehr betroffen war, als er ſeine liebe Mutter in demſelben, ihm vorher unbekannten, Kleide erblickte, in welchem ſie ihm in Paris erſchienen war.

Dieſe Geſchichte hat mir mein treuer Lehrer, Profeſſor R......n, Stiefſohn des obbenannten B......rs, den erſten October 1812 erzählt.

13.

Der Landrichter F. in Fr. ſchickte eines Tages einen ſeiner Schreiber auf ein benachbartes Dorf, um dort ſo ſchleunig als möglich eine Beſtellung zu machen. Nach geraumer Zeit trat der junge Mann wieder in's Schlafzimmer des Landrichters, nahm aus dem Bücherſchranke ein Buch und blätterte darin. Der Landrichter fuhr ihn an, warum er noch nicht weggegangen ſey; plötzlich iſt der Schreiber verſchwunden, ein Buch fällt auf den Boden, und der Landrichter nahm es auf, aufgeſchlagen, wie es gefallen war, und legte es auf den Tiſch. Abends kam, ſehr zur rechten Zeit, der Abgeſchickte heim, und der Landrichter fragte ihn, wann er weggegangen ſey; und da ihm der Junge eine Zeit nannte, die vor der ſeines Wiedererſcheinens lag, ſo fragte er ihn weiter, ob ihm nichts unterwegs geſchehen ſey, ob er nicht wieder in der Stube geweſen ſey und ein Buch geſucht habe. Dem Schreiber fällt die Frage auf; er antwortet, es ſey ihm nichts begegnet, er ſey ganz ruhig ſeines Weges nach jenem Dorfe, in Begleitung eines Bekannten, gegangen, ſie hätten im Walde einen Zwiſt gehabt über eine Pflanze, die ſie gefunden, ſie ſeyen verſchiedener Meinung über die Gattung geweſen, der ſie angehörte; er aber ſey ſeiner Sache ſo gewiß, daß er auch geäußert habe, wenn er doch nur zu Hauſe wäre und ſeinen

Linne zur Hand hatte, er wollte ihm die Seite aufſchlagen, wo der Beleg für ſeine Behauptung ſtünde. Dieß aber war eben das Buch, welches gefallen war, und eben die Seite, die ſich aufgeſchlagen hatte.

14.

Herr Profeſſor Dr. *Kruſe* erzählt in ſeinem geiſtreichen Buche: „*Sieben Jahre*,“ nachſtehende ſehr intereſſante Geſchichte. Er hatte die Güte, dem Herausgeber dieſer Blätter in einer ſchriftlichen Mittheilung die Verſicherung zu geben, daß dieſe Geſchichte *buchſtäblich wahr ſey*; ſich in einem Hauſe ereignet habe, in dem er Zutritt hatte, und wo ſie ihm von mehreren glaubwürdigen Perſonen deſſelben mitgetheilt wurde.

Wir geben ſie unſeren Leſern mit einigen zu ihr paſſenden Aeußerungen in dieſem Buche.

„Es iſt eine alte, aber ſich täglich wiederholende Erfahrung, daß diejenigen, beſonders unter den höheren Ständen, welche ihre mit flüchtigem Leichtſinn angelernten Glaubensſätze aus keinem anderen Grunde, als weil ſie ſie nicht begreifen können, verwerfen, ohne jedoch ſich zu befleißigen, die Kenntniſſe zu erwerben, die nöthig ſind, um das Urtheil des ſonſt nüchternen Verſtandes geltend zu machen, zwar aus folgerechter Conſequenz auch jede Einwirkung einer Geiſterwelt in die irdiſche läugnen, aber doch in ihrem Innern, zwiſchen Andacht und Furcht getheilt, dem Aberglauben eben ſo ſehr huldigen und auf ſich einwirken laſſen, als ſie laut und öffentlich den Glauben verwerfen ....

Ich bin leider kein gelehrter Theolog, allein es hat mich immer gewundert, warum unſer großer Reformator die ſchöne Lehre der Katholiken von dem Purgatorium nicht aufgenommen hat, da doch der Uebergang des Menſchen von dem kleinlichen, von tauſend Leidenſchaften bewegten und befleckten, Erdenleben zu dem Zuſtande einer unermeßlichen Seligkeit und Herrlichkeit der Geiſter, geradezu von der Vernunft und von dem geiſtigen Charakter der Menſchen ſelbſt widerſprochen wird. —

Es gehört ein langer Zeitraum, ein ganzes inneres Einſiedlerleben der Seele dazu, damit ſie in ſtiller Selbſtanſchauung Mittel in ſich ſelbſt finde, durch Selbſtverſtändniß ihres innerſten Weſens ſich zu dem ewigen, wirklichen Leben der Geiſter würdig vorzubereiten, und beſonders den Geiſt von allen den Makeln, womit ihn die Erde behaftet, zu reinigen. So lange er aber noch von den finſteren Leidenſchaften der Erde, ſie heißen nun Geiz, Ruhmſucht, Rache, ſinnliche Liebe, beherrſcht wird, muß er ſich immer mehr der Heimath ſeiner Gebieter zurückgehalten fühlen, und ſo irrt der Sinn, dem Himmel noch nicht zugänglich, und von der Erde getrennt — mitunter ſogar vernehmbar und ſelbſt, wie es ſcheint, zeitmäßig, unter welchen Bedingungen wiſſen wir aber nicht — an den Stellen umher, woran er ſich nur zu feſt mit geiſtigen Feſſeln gebunden. — — —

Hier nun die Geſchichte!

Wenzel, einige und dreißig Jahre alt, hatte bei einer ſehr achtungswürdigen, bürgerlichen Familie, die ſich durch eine patriarchaliſche Lebensweiſe und die ſtrenge Beibehaltung angeerbter Sitten und Gebräuche auszeichnete, zu H. als Hausknecht gedient.

Er war etwas faul, verrichtete jedoch zur Nothdurft ſeinen Dienſt, war übrigens ſehr verdrießlich, dabei geizig, und vergaß, wo nur ein Schilling zu verdienen war, alle andere Rückſichten, um dieſen habhaft zu werden. Auch war er höchſt ehrſüchtig, und beſonders darauf that er ſich etwas zu gute, daß ihm der Hausherr noch kein böſes Wort geſagt hatte. So lange er aber in dem Hauſe gedient, war er hin und wieder mit der fallenden Sucht behaftet geweſen. Im Anfange erregte dieſer Umſtand Unruhe und Aufſehen im Hauſe, als er aber wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, beſchwor er weinend die Dienerſchaft und die Kinder vom Hauſe, dem Herrn ſeine Krankheit doch nicht zu verrathen, denn er fürchtete, den guten Dienſt wieder zu verlieren; bat nur, daß man ihn ganz in Ruhe herumtaumeln laſſen ſollte. Er wäre dieſer Krankheit ſeit den Kinderjahren unterworfen geweſen, wäre noch nie zu Schaden gekommen, obgleich er auf den gefährlichſten Stellen umgefallen ſey, und wenn man ihn nur nicht anfaſſe, würde er ſchneller hergeſtellt werden, und ſich weniger ermüdet fühlen. Man ließ ihn gewähren, und ſo geſchah es, daß erſt nach ſeinem Tode der Hausherr Kunde von dieſer Krankheit bekam, von der er gemeiniglich oben auf dem Boden, wo ſich ſein Kämmerchen befand, angefallen wurde; anfangs zu der größten Beſtürzung der Hausbewohner, die ihn ſpäter ſehr oft hoch über ſich vor der offenen Bodenlucke ſich zerarbeiten ſahen. So waren mehrere Jahre verſtrichen. Eines Tages kam er etwas traurig zu Hauſe, ſetzte ſich, ſtatt ſeine Geſchäfte auszuführen, verdrießlich in eine Ecke der Küche, wo er mitunter ſein Eſſen zu verzehren pflegte, das ihm auch bald gereicht wurde.

Während er dabei beſchäftigt war, trat der Hausherr plötzlich herein, fragte mit vielem Eifer nach einem beauftragten Geſchäfte, wegen deſſen Nichtbeſorgung das Mädchen, welches deßhalb geſcholten wurde, Bengt billigerweiſe die Schuld gab. Er war im Begriff, ſich entſchuldigen zu wollen, als der ſonſt immer ſehr gemäßigte Hausherr — vermuthlich durch das Pflegma gereizt, womit das, was in dem Augenblicke Werth für ihn hatte, angeſehen wurde — dem Hausknecht eine Maulſchelle gab, und ſich zurückzog.

Bengt ſtrich die Hand leiſe über die Wange, trat lebhaft vor das Mädchen hin, ſtarrte ſie mit brennenden Augen an, und ſagte: Warte Sie, wenn ich gegeſſen, ſoll Sie das bereuen! Dann ging er langſam zu dem Eſſen zurück, leerte mit gutem Appetite die ganze Schüſſel und verließ die Küche. — Nach mehreren Stunden, als er gar nicht zum Vorſchein kam, als man ihn vergebens gerufen, nahm man ſich vor, ihn zu ſuchen.

Das Mädchen behauptete, er habe nicht das Haus verlaſſen, dann hätte er bei der Küche vorbeigehen müſſen; auch läge ſein Hut noch da. — Er wurde auch bald auf dem Boden, aber todt, gefunden. Er hatte ſich aufgehängt, gerade vor der Bodenlucke. Die Hausbewohner wurden natürlich beſtürzt, aber das Mädchen, das ſich die Schuld ſeines Todes beimaß, gerieth in Verzweiflung, und fiel, ungeachtet ſie, um ihr Gewiſſen doch in etwas zu erleichtern, dafür ſorgte, zwei mit vieler Mühe von ihm geliebene Schillinge neben ihm in den Sarg zu legen, in eine langwierige Krankheit.

Kurz nachher, nachdem Benat begraben worden war, hörte man auf einmal in der Nacht einen ſchweren Fall oben auf dem Boden, worauf ein Geräuſch folgte, als wenn ein menſchlicher Körper die Treppe herunterrollte. Natürlich ſtrömte Alles hinzu; als man aber hinaufkam, war nichts weder zu hören, noch zu ſehen. Dieß polternde Geräuſch wiederholte ſich ſehr häufig; da es aber nicht jede Nacht vorfiel, wurde es dadurch ſchwieriger, die gehörigen Maßregeln zu treffen, um die Urſache deſſelben zu ergründen. Doch traf es ſich wirklich mitunter, daß, wenn Leute ſich oben befanden, ſie das Geräuſch ganz nahe und faſt wie unter ſich vernahmen. Man hatte ſich bemüht, alle materiellen Gründe zu entdecken, ehe dieſe wiſſenſchaftlich aufgeklärte Familie ſich bereden konnte, dem Verſtorbenen die Schuld aufzuladen. Indeß war es doch dabei auffallend, daß dieß Geräuſch ganz daſſelbe war, wie das, welches das ganze Haus gehört, wenn Benat von der Fallſucht befallen wurde; und daß es in der erſten Zeit gewöhnlich in den Zwiſchenräumen, die ſeine Krankheit mit ſich führte, eintraf.

Dieß Geräuſch ließ ſich im Verlaufe der Jahre immer ſeltener und ſchwächer hören, und verſchwand nach der Dauer von ungefähr ſieben Jahren.“ —

IV.

Von einem Schutzgeiſte aus Bodinus Zeiten.

Bodinus erzählt in ſeiner **Dämonomie** Folgendes: „Ich kann verſichern, daß ich von einem Manne, welcher noch jezt lebt, gehört habe, ein Geiſt ſey immer ſein Begleiter, den er aber dann erſt recht habe kennen lernen, als er beinahe ſchon 37 Jahre alt geweſen ſey; er glaube aber, derſelbe Geiſt ſey ſchon, ſo lange er lebe, bei ihm geweſen; dieſes habe er ſowohl aus früheren Träumen, als auch aus Viſionen erſehen, durch welche er voraus gewarnt worden, gewiſſe Fehler und Gefahren zu meiden; doch habe er es nie ſo deutlich bemerkt, als von dieſer Zeit an. Er erzählte, dieſes ſey ihm begegnet, nachdem er vorher nicht unterlaſſen, Gott beim Anfang des Jahres herzlich am Morgen und Abend zu bitten, er möchte ihm einen guten Boten (Engel) ſchicken, der ihn künftighin in ſeinen Handlungen leite: nachdem er vor- und nachher gebetet, ſo habe er ſich eine gewiſſe Zeit mit der Betrachtung der Werke Gottes beſchäftigt, und ſey zuweilen zwei oder drei Stunden dageſeſſen, um nachzudenken, Betrachtungen anzuſtellen, und in der Bibel zu leſen, auch um zu finden, was er nach allen Religionen, ſie möchten auch noch ſo verſchieden ſeyn, mit Wahrheit thun könne; daher ſoll er häufig dieſe Verſe hergeſagt haben:

Zeige mir, Gott! an, das, was dein heiliger Wille iſt,
Und verleihe mir regſame Hände und folgſame Schritte,
Denn du wirſt immer mein Gott ſeyn, auf dem rechten Wege
Und mich dieſer dein Geiſt und dein göttlicher Stab führen.

Er habe deßwegen diejenigen getadelt, welche Gott nur darum bitten, er ſolle ſie in ihrer ſchon gefaßten Meinung beſtärken; und als er in heiligen Schriften geleſen, habe er bei dem Hebräer Philo in einem Buche über die Opfer gefunden, ein rechtſchaffener, ſchuldloſer und vor Gott reiner Mann, könne Gott kein größeres oder angenehmeres Opfer bringen, als wenn er ſich ſelbſt dem Herrn weihe; dieſem Rathe folgend, habe er ſeinen Geiſt in Gottes Hände gelegt; von dieſer Zeit an habe er Träume und Viſionen voll von Mahnungen gehabt, er ſolle bald dieſen oder jenen Fehler wieder gut machen, bald einer Gefahr verſchützen, bald dem oder jenem Anſtoße in göttlichen oder menſchlichen Dingen abhelfen. Unter anderen ſey es ihm auch im Schlafe vorgekommen, als höre er die Stimme Gottes, welche ſpreche: ich will deine Seele ſchützen; ich bin es, der dir ſchon früher erſchienen iſt. In der Folge habe täglich um drei oder vier Uhr Morgens ein Geiſt an ſeine Thüre geſchlagen, wenn er aber aufgeſtanden, und die Thüre geöffnet, habe er Niemand geſehen; ſo habe es der Geiſt jedesmal Morgens gemacht, ihn dadurch aufgeweckt, und wenn er dann nicht aufgeſtanden, habe er immerfort hingeſchlagen, bis er aufgeſtanden. Jetzt erſt habe ihn die Furcht angewandelt, bei dem Gedanken, es könnte ein böſer Geiſt ſeyn; deßwegen habe er immerfort und alle Tage Gott gebeten, er möchte ihm einen guten Engel ſchicken, und oft habe er die Pſalmen, deren er viele auswendig konnte, geſungen; und nun habe ſich der Geiſt ihm auch wachend kund gethan, indem er leiſe angeklopft; von dieſem Tage an habe er ihn mit ſeinem

Sinne wahrgenommen, und öfters zu ſeinem großen Erſtaunen gehört, wie er an ein Trinkglas angeſchlagen.

Zwei Tage nachher, als er einen gewiſſen Freund, einen geheimen Sekretär, der jetzt noch lebe, beim Eſſen gehabt, ſey jener erſchrocken, als er gehört, daß ein Geiſt ebenſo an den Schemel, der neben ihm ſtand, ſchlage, und habe ſich gefürchtet; er aber habe zu ihm geſagt: fürchte dich nicht, es bedeutet nichts; um ihn aber davon zu verſichern, habe er ihm den wahren Hergang der Sache erzählt.

Von dieſer Zeit an ſey immer ein Geiſt bei ihm geweſen, habe ihm durch ſein Gefühl Zeichen gegeben, und ihn auf die Art gewarnt: daß er ihm bald an ſein rechtes Ohr geſchlagen, wenn er etwas Böſes gethan, bald an das linke, wenn er anders gehandelt; wenn Jemand gekommen, um ihn zu hintergehen, habe er einen Schlag an das rechte Ohr bekommen, an das linke aber, wenn ein guter Mann zu einem guten Zwecke gekommen ſey; wenn er etwas Schädliches habe eſſen oder trinken wollen, wenn er etwas zu thun oder anzufangen gezaudert, habe er auch ein Zeichen bekommen: wenn er etwas Böſes gedacht oder gethan, ſey er durch ein Zeichen davon abgelenkt worden; wenn er aber einmal Gott durch Pſalmen zu loben angefangen, oder ſeine wunderbaren Werke ausgeſprochen, ſo ſey er gleichſam durch eine geiſtige Kraft darin genährt und beſtärkt worden.

Und um die eingegebenen Träume von dem Wahnſinne (den verworrenen Träumen) unterſcheiden zu können, welcher durch Krankheit oder Gemüthsbewegungen herzukommen pflegt, ſey er um zwei oder drei Uhr von dem Geiſte aufgeweckt worden, dann wieder eingeſchlafen, und jetzt erſt habe er Träume über das, was er thun oder glauben ſolle, über das, worüber er zweifelte, oder was kommen ſollte, gehabt; ſo daß von jener Zeit an ihm beinahe nichts begegnet ſey, an was er nicht vorher erinnert worden, daß er Bedenken getragen, etwas zu glauben, von dem er nicht früher benachrichtigt worden ſey. Er habe Gott täglich gebeten, er möchte ihm ſeinen Willen, das Geſetz und die Wahrheit lehren, und Einen Tag in der Woche habe er dazu genommen (nicht aber den, dem Herrn gehörigen, wegen des Luxus und des ausſchweifenden Lebens, welches, wie er ſagte, an dieſem Tage geführt werde), daß er in der Bibel geleſen, das, was er geleſen, bedacht und auseinandergeſetzt, Gott gerne durch die Lobſprüche, welche in den Pſalmen kommen, geehrt, und an dem Feiertage ſey er dann nicht aus dem Hauſe gegangen; übrigens ſey er ſonſt in ſeinem Treiben recht fröhlich und heiter geweſen, denn darauf citirte er die Stelle in der Schrift: „Ich habe froh das Angeſicht der Heiligen.“ Wenn er in Geſellſchaft mit Andern zufällig ein unanſtändiges Geſpräch geführt, oder einige Tage lang zu Gott zu beten unterlaſſen, ſo ſey er im Schlafe daran erinnert worden. Wenn er in einem unnützlichen Buche geleſen, habe der Geiſt an das Buch geſchlagen, daß er es weglegen ſolle. Vor dem, was ſeiner Geſundheit hätte ſchaden können, ſey er gewarnt, und beim Krankſeyn eifrig gepflegt worden.

Er erzählte mir aber ſo Vieles, daß man unmöglich Alles wiederholen kann. Am meiſten wurde er gemahnt, er ſolle früh aufſtehen, und beinahe ſchon um vier Uhr habe er eine Stimme gehört, welche ſagte: wer wird wohl zuerſt aufſtehen, um zu beten? Er ſagte auch, er ſey oft erinnert worden, er ſolle Almoſen geben, und je mehr er gegeben, einen deſto günſtigeren Fortgang hätte ſeine Sache gehabt. Als Feinde, welche nach ſeinem Leben trachteten, erfahren, daß er auf dem Waſſer fahren werde, ſo ſey ihm ſein Vater im Schlafe erſchienen, und habe ihm zwei Pferde herbeigeführt, ein röthliches und ein weißes, und als er dafür geſorgt, daß zwei Pferde herbeigeführt werden, um die Reiſe zu Lande zu machen, ſo habe ihm ſein Diener, obgleich er die Farbe nicht beſtimmt gehabt, zwei Pferde, wie jene, ein röthliches und ein weißes, herbeigeführt.

Als ich ihn fragte: warum er den Geiſt nicht offen anrede? ſagte er, er habe dieſes einmal verſucht, aber plötzlich habe dann der Geiſt heftig, wie mit einem Hammer, an die Thüre geſchlagen, und ſo angezeigt, daß dieſes ihm unangenehm ſey. Uebrigens verhindere ihn der Geiſt, daß er lange leſe oder ſchreibe, damit ſeine Seele ruhe, und er allein nachdenke, und oft komme zu ſeinen Ohren, wenn er ſchlafe, eine ganz feine und unartikulirte Stimme.

Als ich ihn fragte, ob er ſchon einmal die Geſtalt des Geiſtes geſehen, antwortete er, ſo lange er ſchlafe, habe er nie etwas geſehen, als ein ganz helles, kreisförmiges Licht. Einmal aber, als er todtkrank geweſen, habe er Gott herzlich gebeten, er möchte für ſein Heil ſorgen, und ſey gegen Morgen hin eingeſchlafen: da habe er über dem Bette, auf dem er gelegen, einen kleinen Knaben in einem hellen, in das Purpurfarbene ſchimmernden Kleide von wunderbarem Angeſicht und Geſtalt geſehen; dieſes verſicherte er oft. Als er ein andermal ſich in einer großen Gefahr befunden, und eben ſich hinlegen wollte, habe ihn der Geiſt daran gehindert und nicht geruht, bis er aus dem Bette aufgeſtanden, und ſo habe er die ganze Nacht ſchlaflos mit Gebet zugebracht, und ſey den folgenden Tag auf eine unglaubliche und wunderbare Weiſe den Händen der Henker entflohen. Er erzählte, er habe bei allen Schwierigkeiten, auf allen Reiſen, und bei Allem, was er anfangen wollte, den Rath von Gott erbeten; und als er in einer Nacht gefordert hatte, Gott möchte ihn ſegnen, ſo habe er im Schlafe eine Viſion gehabt, nach der er von einem göttlichen Weſen wirklich eingeſegnet worden.

V.

Todesahnungen.

1.

In der vorigen Sammlung dieſer Blätter iſt der Ahnung erwähnt, die der bekannte Kaſpar Hauſer von dem Mordverſuche hatte, der an ihm gemacht wurde. Sie ſprach ſich durch Angſt und Beklemmung in der Bruſt und zuletzt durch Schmerzen im Unterleibe aus.

Ein gleiches Ahnungsgefühl hatte der Unglückliche, den nachſtehende Geſchichte betrifft.

Urbanske, ein Menſch von etlich und zwanzig Jahren, arbeitete ſchon drei Wochen in einem Steinbruche zu Weinsberg. Als armer Taglöhner genoß er nur Sonntags warme Speiſen, die Werktage über nur Brod und Waſſer, hie und da etwas Wein oder Branntewein. Schon durch dieſe Lebensart mochte er ſeinen Leib für geiſtige Eindrücke empfänglicher geſtimmt haben. Wenige Nächte vor dem harten Schickſale, das ihn traf, träumte ihm, es ſeyen ihm die Füße durch einen Felſenſturz im Steinbruche abgeſchlagen worden, welchen Traum er Morgens verſchiedenen Freunden erzählte. Mehrere Tage klagte er über Herzklopfen und Schmerzen im Unterleibe, und zu einem Mädchen, das er liebte, ſagte er noch am Abende vor ſeinem Todestage, er wolle ihr ein Andenken übergeben, denn er müſſe doch bald ſein Leben im Steinbruche laſſen. An dieſem Abende war er auch, wider ſeine Gewohnheit, ſehr ſchweigſam, und legte ſich, kein Wort ſprechend, auf die Ofenbank. In der Nacht wälzte er ſich ſchlaflos im Bette hin und her.

Wider alle Gewohnheit brach er am andern Tage ſchon Morgens halb ſechs Uhr vom Lager auf und mit ihm noch drei andere Arbeiter, die auch alle, wie durch ein nothwendiges Schickſal getrieben, außer aller Ordnung, diesmal ſchon ſo frühe (es waren noch die Wintermonate) ihrer Arbeit und dadurch auch ihrem Tode zueilten. Dieſen fanden ſie im Moment, als ſie im Steinbruch angekommen waren, der mit ſeinen ungeheuern Felſenmaſſen jetzt ſogleich über ſie hereinſtürzte und ſie begrub.

Ihre furchtbar verſtümmelten Leichname konnten erſt nach mehreren Tagen, der angeſtrengteſten Arbeit ungeachtet, wieder ans Licht gebracht werden. Der erſte derſelben war der **Urbansky**'s.

2.

Gleichwie ſich die Ahnung eines bevorſtehenden Unglücks oft durch das Gefühl von Angſt und Beklemmung ausſpricht, ſpricht ſie ſich gerade auch oft durch den vollkommenen Gegenſatz, durch das Gefühl von außergewöhnlichem Wohlbehagen, von ausgelaſſener Luſtigkeit aus, und der Menſch, die Ahnung erkennend, muß dann ſelbſt ſagen: es geſchieht mir gewiß ein Unglück, denn es iſt mir jetzt ſo ganz wohl. Dieſe Art von Vorgefühl iſt meiſtens noch weniger trügend, als die erſte Art.

Die ſchottiſchen Landleute haben hier ihren eigenthümlichen Glauben und ſind überzeugt, daß derjenige, welcher ſich einer gewiſſermaßen unwillkührlichen Freude überläßt, von einem großen Unglück bedroht iſt. Man iſt alsdann, ihrem Ausdrucke zufolge, „**frei**," d. h. von der Fatalität beſeſſen, und auf dem Punkte, von einem ſchrecklichen Ereigniſſe überraſcht zu werden. Das war denn auch die Gemüthsſtimmung, in welcher ſich der Gaſtwirth **Cruikshank** am 3ten Auguſt 1829 (in der ſchottiſchen Grafſchaft Moray) befand.

„Seht doch," ſagte ſeine Frau, „iſt er nicht **frei**? Wie er tanzt! wie er ſingt! Ich habe von den Strasbirer (ein ſehr lebhafter Geigentanz) noch nie ſo tanzen ſehen. Gewiß ſteht uns ein großes Unglück bevor.“

Der Wirth tanzte noch und ſpielte dazu auf ſeiner Violine, als die furchtbare Ueberſchwemmung begann, die im Jahre 1829 eine Oberfläche von mehr als ſechstauſend engliſchen Geviertmeilen, und die den größten Theil der Grafſchaft Moray begriff, verwüſtete. Sogleich war er darauf bedacht, ſein Brennholz auf's Trockene zu führen, wobei ihm zwei Nachbarn behülflich waren, die jedoch entflohen, als das Waſſer höher ſtieg. Cruickſhank verſpottete ſie, und blieb mit der Rettung ſeiner Habe beſchäftigt. Endlich ſah er ſich aber ſelbſt genöthigt, ſein Haus aus dem oberſten Theil deſſelben zu verlaſſen. Er ſchiffte ſich auf zwei Brettern ein, und immer noch bei guter Laune, ſpielte er, von der Fluth fortgeriſſen, auf ſeiner Violine. Er hoffte eine nahe Höhe zu erreichen.

Aber in demſelben Augenblicke ſah er die Waſſermaſſe hochaufgethürmt gegen ſich heranbrauſen. Er erblaßte, warf die Violine von ſich, und ſchrie, wie König Richard: „Ein Pferd! ein Pferd! Laßt ein Pferd ſchwimmen, mit einem Strick am Halſe, oder ich bin verloren!“ Kaum hatte er dieſe Worte gerufen, ſo wurde er von der Fluth verſchlungen. Einige Minuten nachher ſah man ihn über dem Abgrunde an einem Baume hangen. Er hatte die Zweige deſſelben ergriffen, während ſein Floß ihm unter den Füßen hinweggeriſſen wurde. Von den Höhen jauchzte man ihm zu. Er glaubte ſich gerettet. Umſonſt ſuchte man ihm mit einem Boote zu Hülfe zu kommen, das Boot wurde durch die zu ſtarke Bewegung fortgeriſſen und ſie gewannen mit größter Anſtrengung erſt bei völliger Nacht wieder das Land ohne ihn.

Die Waſſer ſtiegen immer mehr. Gegen 10 Uhr Abends hörte man ihn mehrmals um Hülfe rufen, wobei er ſeine Stimme ſehr anſtrengen mußte, um vor dem Heulen des Sturmes und dem Krachen des Donners noch gehört zu werden.

Nach und nach wurde ſeine Stimme immer hohler. Manchmal glich ſie der einer wilden Katze. Dann wurde ſie wieder durchdringend, wie wenn die Gegenwart des Todes und des Unglücklichen Lebenskraft den äußerſten Kampf beſtanden. Auf einmal trat eine lange Stille ein.

„Es iſt um ihn geſchehen,“ ſagten ſeine Freunde.

Plötzlich vernahm man ein ſchneidendes Pfeifen. „Was iſt das?“ ſchrie ſeine Frau und wollte ſich ins Waſſer ſtürzen. „Mein Mann muß in der Nähe ſeyn.“ Nur mit Mühe hielt man ſie zurück.

Cruiſhank hatte in der That, als die Stimme ihm ihre Dienſte verſagte, ſeine Finger in den Mund geſteckt, und auf ſolche Weiſe ein durchdringendes Pfeifen erſchallen laſſen. Er wiederholte es mehrmals ſehr ſtark erſchütternd, wüthend, bis es auf einmal verſtummte. Nur ſeine Frau glaubte es noch zu vernehmen; aber die Arme täuſchte ſich.

Mit Tagesanbruch ſah man ſie, hart am Waſſerrande, auf den Knieen, halb erſtarrt, mit Schlamm und Schaum bedeckt, die Augen gegen die Stelle gerichtet, wo ihr Mann ſich an einem Baum feſtgeklammert hatte. Man bemerkte etwas zwiſchen den Zweigen, das von ferne einem Menſchen ähnlich zu ſeyn ſchien. Darauf waren unverwandt ihre Blicke gerichtet. Aber bald überzeugte man ſich, daß der bemerkte Gegenſtand nichts anderes ſey, als ein Pack Stricke. Der Baum, auf welchem ſich Cruikſhank feſtgehalten, war mit ihm verſchwunden. Am andern Abend fand man den Leichnam des Gaſtwirths fünf Meilen weiter unten in der Nähe von Dandalrith.

Antidämoniſche

Wirkung eines Amuletes.

In der Geſchichte der Seherin von Prevorſt, 2ter Th. S. 277 (2te Auflage), iſt angeführt, daß ſie durch ein magiſch-wirkendes Wort in der Sprache ihres Innern als Amulet gebraucht, im Stande war, beſonders von Andern die Annäherung von Geiſtern abzuhalten. Mehrere auffallende Beiſpiele hievon ſind in jenem Buche zu leſen. Wer Zweifel trägt, vernehme die Perſonen, die ſie angeben, ſelbſt. Von ſolchen Dingen kann man überhaupt nur überzeugt werden, wenn man die Perſonen, die ſie betreffen, ſelbſt darüber hört, kennen lernt, prüft. Solche Mühe gaben ſich aber die Beurtheiler jenes Buches noch nicht; ſie ſchwätzten nur immer in den Tag hinein über ſeinen Inhalt ohne alle Bekanntſchaft mit den Menſchen, die es angeht.

Eine ſolche Thatſache iſt nun auch nachſtehende. Der Menſch, den ſie betrifft, iſt ein Weingärtner, Namens Sorg in Stuttgart, ein ſchlichter, wahrheitsliebender Mann von 33 Jahren.

Den Jammer, der 15 Jahre lang auf ihm laſtete, erzählte er folgendermaßen:

„Vor 15 Jahren, als ich noch ledig war, wurde ich in der Nacht eines der Chriſtfeiertage durch eine Empfindung aus dem Schlafe geweckt, als wurde ich von Jemand, der Pelzhandſchuhe anhat, an den Füßen angegriffen, welche Empfindung ſich über meinen ganzen Körper verbreitete, aber immer ſtärker und ſtärker auf mich druckte, ſo daß ich bald eine Laſt auf mir fühlte, die mir den Athem benahm. Ich wand mich nun, um nicht zu erſticken, mit aller Gewalt los und ſprang mit Geſchrei aus dem Bette, konnte mich auch erſt nach einigen Stunden, während welcher ich die größten Bangigkeiten und Schweiß hatte, wieder niederlegen.

Von dieſer Zeit an wurde ich nun jede Nacht heimgeſucht, jedoch auf verſchiedene Weiſen: Oefters geſchah es gerade wie das erſtemal, öfters aber war es, als liefe ein Hund von unten nach oben auf meinem Bette, ſo daß unter ihm das Kopfkiſſen meiſtens in die Tiefe getreten wurde. Dabei fühlte ich ganz genau ſeine Tritte auf die Kopfhaare. Oft ſchlug ich ſogleich nach ihm um, konnte aber nie etwas treffen oder fühlen. Ehe ich aber dieſes Ding bei mir auf dem Bette fühlte, wurde ich immer zuvor durch ein Krachen im Zimmer an den Bänken, Stühlen oder Kaſten erweckt, gleichſam damit ich, erweckt durch dieſe Töne, auf das, was ich jetzt fühlen ſollte, aufmerkſam gemacht würde. Oft, wenn ich auch ſeine Tritte nicht fühlte, empfand ich durch ein beſonders beängſtigendes Gefühl ſeine Nähe, und dabei hatte ich immer ein Gefühl in den Augen, als würden ſie mir mit Gewalt offen gehalten und nie vermochte ich ein Auge zu ſchließen.

Nach einiger Zeit konnte ich es Nachts durchaus nicht mehr aushalten, weswegen ſich mein Vater zu mir in die Kammer legte, wodurch ich zwar Erleichterung fühlte, aber ihm erging es wie mir. Oft wurde mir das Deckbett mit Gewalt herabgezogen. Sichtbar wurde mir nichts in der Regel, als daß im Verlaufe mehrerer Jahre es einigemale geſchah, daß ich etwas bald wie eine kleine ſchwarze Wolke, bald wie ein mattes Flämmchen ſah. Einigemale legte es ſich auch in Geſtalt dieſer ſchwarzen Wolke über mich herüber, und dann hörte ich ein dumpfes dreimaliges Stöhnen.

Von der erſten Zeit dieſes Gefühls an, habe ich auch außer dem Hauſe beinahe immer, ſowohl bei Tag als bei Nacht, die Empfindung, als gingen zwei Menſchen neben mir her, und bei Nacht, wenn es ſtill iſt, höre ich jeden ihrer Fußtritte. Arbeite ich im Felde, ſo iſt es mir immer, als wären neben mir Leute, wenn auch weit und breit niemand iſt. Ob ich nun gleich dieſes ſchon längſt gewohnt bin, ſo muß ich doch häufig ſchnell um mich ſchauen, weil ich glaube, es ſey ſo eben Jemand hart hinter mir.

Wenn es ſich meinem Bette nähert, ſo kann ich alle Schritte zählen, die immer im gleichen Takt erfolgen und gerade ſo ſind, als liefe Jemand in Socken oder auch als liefe ein Hund. An den Chriſtfeiertagen und zu einer andern heiligen Zeit fühle und höre ich dieſe Dinge viel ſtärker und häufiger.

Nach mehreren Jahren heirathete ich und bezog ein Haus vor der Stadt, es trat aber kein Unterſchied ein. Meine Frau und Kinder beunruhigt es nicht, ſie hören und ſehen nichts. Selbſt das Krachen, womit das Ding ſich ankündigt, und durch das ich erweckt werde, hören ſie nicht.

Als einmal zu Geißlingen ein Kamerad bei mir ſchlief, hörte dieſer, wie etwas an die Thüre klopfte und er rief: herein! Es ging aber weder die Thüre, noch hörte man etwas, aber ich wurde wieder wie ſonſt geplagt.

Ich betete ſchon viel und rief durch Beten und Flehen das Ding an, erhielt aber nie eine Antwort; oft fluchte ich auch, worauf es aber nur ärger wurde.

Allein kann ich jetzt nicht mehr ſchlafen, weil ich es ſonſt durchaus nicht mehr aushalten kann. Tauſendmal dachte ich ſchon darüber nach, was die Urſache davon ſeyn könnte, fand ſie aber weder in meiner Lebensart noch in einer Krankheit. An dem Feiertage, wo es zum erſten Male kam, trieb ich viele Narrenspoſſen mit luſtigen Kameraden und mit einem Weibsbilde, und oft ſchon kam mir der Gedanke, ob ich mich nicht wohl an dieſem heiligen Tage verſündigt. Viele Rathſchläge bekam ich ſchon gegen dieſen meinen Jammer. Allerlei ſchlug man dawider in meiner Stube an, auch gab man mir ſchon verſchiedene Amulete dagegen, die ich mir mit allem Vertrauen umhing. Auch an ärztlicher Hülfe ließ ich es nicht fehlen. Herr Leibmedikus Reuß aus Bruchſal, drang bei mir beſonders auf Aderlaſſen und Laxiren, aber es hatte nicht den mindeſten Erfolg, wie ich auch ſonſt kerngeſund bin. Könnte ich nur wieder meinen Schlaf erhalten und würde ich von dem unſichtbaren Weſen frei, ſo würde ich bald wieder froh und ſtark; da es aber ſchon ſo lange mich verfolgt, kann ich es nicht mehr hoffen."

Der Mann war ſehr abgemagert und blinzelte mit den Augen auffallend ſtark, ſonſt war nichts Krankhaftes an ihm zu bemerken.

Dieſes Blinzeln der Augen, ſagte er, komme von der 15jährigen Anſtrengung her, des Nachts die Augen zu ſchließen, was ihm aber nie möglich ſey, ſo lange er das Daſeyn von dem unſichtbaren Weſen noch fühle.

Er ließ mich flehentlich um Hülfe bitten und ich überſandte ihm ein Amulet, das jenes magiſch wirkende Wort enthielt, das die Seherin von Prevorſt für ſolche Fälle anwandte und mir hinterließ, und das ich wie ſie in ſolchen Fällen ſchon ſo oft mit dem beſten Erfolge anrieth. Ich erkundigte mich nicht ſogleich nach deſſen Wirkung, erhielt aber nach einigen Monaten von einer der Perſonen, die ſich in Stuttgart dieſes Unglücklichen annahmen, folgendes Schreiben:

„Ich benachrichtige Sie, daß wir den Sora geſtern geſprochen haben, der ſehr freudig und äußerſt dankbar für das Mittel war. Er ſagte, daß in der erſten Zeit des Umhängens des Amuletes der Geiſt noch viel unruhiger als je geweſen. Nach und nach ſey er, obgleich noch eben ſo oft als früher, doch auf viel kürzere Zeit gekommen und mit mehr Ruhe. Ueber die Chriſtfeiertage, wo es ſonſt unausſtehlich geweſen, habe die Unruhe und das Verweilen immer mehr abgenommen, ſo daß er den Geiſt jetzt nur noch einige Minuten, höchſtens eine Viertelſtunde, verſpüre, zur Zeit, wo er ſich ſchlafen lege, aber dann könne er die ganze Nacht ruhig ſchlafen.

In der erſten Nacht habe er das Amulet im Bette verloren, was ihm großen Schrecken verurſacht. Sein Weib habe das Bett ganz ausgeſchüttelt, ohne etwas zu finden, als ſie aber das Bett wieder hingelegt, ſey es auf dem Leintuche gelegen.

Im Geſicht iſt Sorg wieder viel ſtärker geworden und kräftiger in den Knochen, weil er, wie er ſagt, wieder ſeine Ruhe hat. Beim Tragen der Erde in die Weinberge hätten ihm immer die Füße gezittert, was ſich bereits verloren habe. Auch wenn er bei Nacht gehe, höre er nicht mehr die Tritte neben ſich.“

Dieſem iſt nur noch beizufügen, daß dieſer Mann mich nie ſah, auch ſonſt nicht kannte, nie etwas von einer Seherin von Prevorſt hörte, und nicht entfernt wußte, daß das, was ihm als Amulet umgehängt wurde, von ihr kam. Auch iſt noch zu bemerken, daß dieſem Manne früher auch Amulete, die er mit Glauben aufnahm, umgehängt wurden, dieſe aber alle ohne Wirkung blieben.

Ein Zug
aus
# dem innern Leben
des
Großvaters der Seherin von Prevorſt.

In der Geſchichte der Seherin von Prevorſt ſind mehrere Beiſpiele aus dem Leben ihres würdigen Großvaters, des alten Schmidgall's, angeführt, die für ein tiefes inneres Leben dieſes Mannes ſprechen. Zu jenen Beiſpielen gehört auch noch das folgende:

Es wurde dem alten Schmidgall immer Geld aus ſeinem Kaufladen geſtohlen, ohne daß er dem Dieb auf die Spur kommen konnte, ſo viel Mühe er ſich auch gab. Endlich ſah er einmal eine bekannte Frau an der Ladenthüre vorüber und dann ſchnell durch den [illegible] zur Scheuer hinausgehen; auch bemerkte er einmal, daß ſie aus dem Laden kam, ohne daß Jemand vom Hauſe im Laden geweſen war. Genug, ohne ſie gerade ertappt zu haben, faßte er den ſtärkſten Verdacht auf dieſe Frau.

Er ging zu dem Beamten und erzählte ihm die Sache. Dieſer ſagte, er wolle die Frau kommen laſſen, um ſie darüber zu verhören; wenn ſie die Diebin ſey, ſo müſſe er's herausbringen. Die Frau kam, und Schmidgall hielt ſich im Nebenzimmer auf. Der Beamte nahm die Beklagte allein vor, aber ſie wollte von nichts wiſſen; er verſuchte alle Liſt und Geſchicklichkeit eines Inquirenten, aber nichts war herauszubringen; im Gegentheil, ſie verlangte jetzt noch hinlängliche Genugthuung. Der Beamte ging ins Nebenzimmer zu Schmidgall und erklärte ihm, „er ſey nicht im Stande, die Frau zum Geſtändniſſe zu bringen, der Verdacht müſſe falſch geweſen ſeyn und er könne ihm nicht helfen, er werde der Angeklagten wohl Genugthuung geben müſſen, oder ſolle er ihm ſagen, was anzufangen ſey." Hier ging dem Schmidgall das Schauer an die Seele, er blickte auf gen Himmel und dankte tief, bat darauf den Beamten, er möchte ihm erlauben, die Frau in der Amtsſtube ſelbſt zu verhören. Der Beamte ſagte: „Das können Sie." Indem Schmidgall hinein ging, bekam er eine beſondere Kraft, die nicht Menſchenwerk war, nahte ſich freundlich der Frau und ſagte zu ihr: „Sie hat mir Geld geſtohlen!" Die Frau wich immer zurück, er ihr aber in gleichem Schritte nach. Sie wich zurück bis in die Ecke des Zimmers, wo ſie nicht weiter konnte. „Noch einmal, Frau, Sie hat mir Geld geſtohlen!" Antwort: „Ja, Herr Schmidgall, es iſt wahr, ich habe Ihnen Geld geſtohlen."

Schmidgall ging darauf ins Nebenzimmer zurück. „Jetzt hat's, Gott Lob! mit der Genugthuung ein

Ende.“ ſagte er; „Sie werden es ſelbſt gehört haben, Herr Vogt?“

„Ja wohl hab' ich es gehört, aber ſagen Sie mir, was können Sie für Künſte, ich habe eine ganze Stunde lang mir alle Mühe gegeben und kein Geſtändniß erzielen können; ich muß doch die Frau nochmals vernehmen, damit ich es ſelbſt höre.“

Der Beamte ging wieder zu der Frau, aber anſtatt, wie er ſicher glaubte, jetzt ſogleich das Geſtändniß ſelbſt vernehmen zu können, ſprach die Beklagte wie vorher und läugnete Alles rein hinweg, auch nahm ſie das gegen Schmidgall abgelegte Geſtändniß bei dem Beamten ganz wieder zurück, nichts half ihm, weder Zorn noch Güte, die Frau geſtand eben nichts.

Schmidgall wurde gerufen. Mit gleicher Kraft trat er zum zweiten Male auf. Als ihn die Frau nur ſah, wich ſie ſchon zurück, er aber wieder ihr nach, wobei er ihr immer freundlich ins Geſicht ſah. Sie wich fort, voller Angſt, bis in die Ecke. „Frau, Sie hat mir Geld geſtohlen!“ fing er abermals an.

Sie. „Ja, Herr Schmidgall, es iſt wahr.“

Er. „Wie viel hat ſie mir denn geſtohlen?“

Sie. „So und ſo viel — hier nannte ſie ihm die Zahl — und ſie bitte jetzt nur um eine gnädige Strafe.“

Dieſe wurde ihr ſogleich vom Beamten auferlegt.

Als die Frau fort war, rief der Herr Vogt aus: „Was in aller Welt haben Sie getrieben, Herr Schmidgall! daß Ihnen die Frau zweimal ſo plötzlich geſtanden hat?“

Schmidgall lächelte und ſagte: „Sie haben's ja ſelbſt mit angeſehen."

Dem Beamten blieb dieſe Geſchichte immer ein Räthſel, aber in Schmidgall brachte ſie mehrere Monate lang eine trübe Stimmung hervor, und er geſtand zu Hauſe bei den Seinigen, er habe zu einer Kraft und zu einem Mittel ſeine Zuflucht genommen, die er in ſeinem Leben für irdiſche Dinge nicht mehr anwenden werde. Wie er es gemacht habe, ſage er keinem Menſchen.

An dieſes reiht ſich, was der vortreffliche Schubert in ſeinem „Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde," 3ter Band (welches Buch wir allen unſern Leſern auf das Eindringlichſte empfehlen), unter der Aufſchrift: „Und der Herr wandte ſich und ſah Petrum an," auch aus Würtemberg, mit folgenden Worten ſo herrlich erzählt:

„Es iſt ſchon eine große Kraft in dem Blicke eines Menſchen, der Gottes Ernſt und Gottes Liebe an ſeinem Herzen erfahren hat und der den Segen dieſer Erfahrung in ſeinem Herzen bewahrt; wie groß muß dann erſt die Kraft eines Blickes von dem ſeyn, deſſen Augen Seele und Geiſt in ihren innerſten Tiefen durchdringen und vor welchem alle Gedanken und Anſchläge des Menſchenherzens blos und offenkundig daliegen! Zu Berg, bei Stuttgart, lag ein alter, vom Schlagfluß gelähmter Mann, Johann Georg Boley, Jahre lang auf dem Krankenbette und wartete mit innigſter Sehnſucht, doch ohne Ungeduld, der lieben Stunde, die ihn heimführen eilte zu ſeinem Herrn. Die Geſtalt war verfallen, die Kräfte der Glieder waren geſchwunden, aus den Augen aber blickten deſto mächtiger die Kräfte eines Lebens hervor, welches nicht mit dem Leibe vergeht. Seelen, die durch Gottes Gnade lauter und ohne Falſch waren, erquickte dieſer Blick und die einfache Rede des Mundes, welche göttlicher Gedanken voll war. So machten die Worte und der Anblick des kranken, damals ſechs und ſechzigjährigen Boley auf das fromme, etwa ſechsjährige Kind eines Kaufmannes in Stuttgart, das den Unterricht des ehrwürdigen Flatt genoß, einen Eindruck, von welchem am Abende beim Nachhauſekommen der Mund kindlich lobend überging. Arme, einfältige Seelen, gedrückt durch manchfache äußere Noth, fanden an dieſem Krankenbette einen Troſt, den die Welt nicht gibt. Dagegen fühlten ſich Andere, an deren Herzen etwa der Wurm nagte, der nie ſtirbt: Gotteshaß, oder eine geheime Todesſchuld, welche Niemand kannte, als der innere Rächer, Menſchen mit einem Herzen voll Trug und Falſch in Boley's Nähe und ſeinem ernſten, durchdringenden Blick gegenüber ſo beängſtigt, ſo unwohl, daß ſie entweder in feindſelige Regung des Haſſes verſanken, oder daß es ihnen ſo erging, wie der Blutſchuldnerin, von welcher wir hier erzählen wollen.

Der alte Boley war eines Tages allein im Zimmer. Ein fremdes Bauernweib tritt herein mit einem Fäßchen, und bietet ihm Branntwein zum Kauf an. Boley braucht keinen, er weißt den Antrag ab. Das Weib wiederholt, ungeachtet ſeines mehrmaligen Abweiſens, den Antrag, wird zuletzt frech zudringlich und will nicht von der Stelle gehen. Boley ſchweigt jetzt und blickt die Branntwein-Verkäuferin nur ernſt an. Ihre Blicke begegnen den ſeinen und können dieſen nicht mehr ausweichen. Sie hört auf zu markten und zu ſchelten und ſchaut, mit immer ſteigender Unruhe, unverwandt den alten Boley an. Endlich fragt ſie und wiederholt mehrmalen die Frage: „Was ſieht Er mich denn ſo an?“ Boley ſchweigt und blickt nur ruhig ernſt dieſe unruhigen Augen und bewegten Mienen an. Da ruft die Verkäuferin heftig bewegt aus; „Er braucht mich nicht ſo anzuſehen, ich habe nichts Böſes gethan! Sehe Er doch einmal weg, man meint ja, Er wolle einen erſtechen.“ — Boley ſchweigt. — „Ach, lieber Gott, laß Er mich doch gehen! was will Er denn von mir? — Ach, ich ſehe ſchon, Er weiß es, ich will's ihm ja gerne geſtehen, Eins hab' ich gehabt!“ Der Greis ſpricht blos: „So, Eins? ich habe Sie nicht gefragt.“ — „Ja, ein uneheliches Kind habe ich gehabt, aber gewiß nicht mehr.“ — Boley ſchaut ſie durchdringend an und fragt: „So, nur Eins?“ — „Ach,“ ſpricht die Verkäuferin, „woher weiß Er denn Alles? Ja freilich, hab' ich zwei gehabt, aber ſag' Er's um Gotteswillen Niemand! ich hab' ihnen gewiß nichts zu Leid gethan, gewiß nicht.“ — Da fragt der Greis, immer ernſter blickend: „So, nichts zu Leid gethan?“ — Jene ſchreit heftig auf, ach Gott im Himmel, nein, ich habe Eines davon erſtochen! Was iſt das für ein Mann! Gott behüt' einen vor dieſem Manne;“ und ſo ſchreiend, läuft ſie eilig zum Hauſe hinaus, und iſt dem kranken Alten ſchnell aus den Augen, ehe dieſer ſich nur beſinnen kann, was zu thun ſey.“

„Die Kinder Iſrael konnten (fährt der gottbegeiſterte Schubert bei Erzählung dieſer Geſchichte fort) den Anblick Moſis, da er vom Berge kam, aus der unmittelbaren Nähe deſſen, der ohne Anfang iſt, nicht ertragen; Moſes, wenn jene zu ihm traten, mußte ſein Angeſicht verdecken. Wie ſollte denn ein Herz, das nicht rein iſt, das Anſchauen, den Blick des ewigen Gottes, des Richters aller verborgenen Gedanken, aller Worte und Thaten, ertragen, des Gottes, vor welchem nichts beſteht, das nicht hienieden in ſeiner Kraft geläutert war. Wohl dem Menſchen, der, wenn ihm dieſer Blick noch im Kampfe des leiblichen Lebens begegnet, ſich wendet, wie einſt Petrus, und Thränen der inneren, lebendigen Bewegung und Reue weint. Einem ſolchen weinenden Auge begegnet dann der, welcher die Thränen der Reue gab, allmählig, wenn die Saat der Schmerzen genug bekräftigt iſt, auch in anderer Geſtalt: als milde leuchtende, wärmende Sonne, welche die Saat ſo zu ſich hinaufzieht, daß dieſer der Strahlenblick nicht mehr Schmerzen macht, ſondern ſie ſtärkt und bekräftigt zum beſſern Wachſen und Gedeihen.“

Zur Geſchichte

Stigmatiſirter.

Von einem glaubwürdigen Freunde aus Moſkau wurde dem Einſender Folgendes erzählt:

Als die Franzoſen im ruſſiſchen Kriege nach Moſkau kamen, ſo begegneten ein Koſake und ein Franzoſe einander in einer Sackgaſſe (ohne Ausgang) und kämpften mit einander. Ein dortiger Einwohner hatte ſich in dieſelbe Gaſſe geflüchtet und konnte nicht heraus, gerieth bei dem Anblick des Gefechtes in tödtliche Angſt, und als dieſes vorbei war und er nach Hauſe kam, ſo befanden ſich an ſeinen Armen und übrigem Körper dieſelben Wunden, die der Koſake dem Franzoſen gegeben hatte, ſo daß er blutete und ſich heilen laſſen mußte. Der Erzähler ſetzte hinzu: „Wie bei der Nonne zu Dülmen!“ Dieſe Vergleichung iſt ſehr richtig, denn das wirkende Mittel, wodurch dieſe Stigmatiſirte ihre Wunden erhielt, war eine fromme Imagination, welcher ein Gleiches in Abſicht auf die Stigmata Francisci ſchon bei Cornelius Agrippa (I, 64) zugeſchrieben wird. Sie iſt das Mittel, obgleich, wie zu allen Dingen, eine beſondere Schickung oder Zulaſſung dazu gehört. Es geſchieht keine Wirkung, weder auf die Seele, noch von ihr aus auf den Körper, ohne jenes mächtige Vermögen, das die Geſtalt wie die Geſinnung des Menſchen oft plötzlich zu ändern vermag, und deſſen ſich gute und böſe Mächte zu ihren Zwecken am Menſchen bedienen. —

* * *

Sendſchreiben
über
Weiſſagung und Wahrſagung.

N.... den 28ſten März 1833.

Die Herren von **Meyer**, **Eſchenmeyer**, **Kerner** und einige andere genannte und ungenannte Gelehrte haben zur Genüge bewieſen, daß das menſchliche Hellſehen ein außerordentlicher, von den ebemals angenommenen pſychologiſchen Geſetzen abweichender, Zuſtand der Seele ſey, der mancherlei Arten, und in jeder derſelben verſchiedene Grade in ſeiner Aeußerung darbietet, deren Erklärung die Gelehrten im Norden und Süden Europa's, vorzüglich aber in Frankreich und Deutſchland, zu einem Federkriege veranlaßt hat, der wahrſcheinlich noch lange nicht beendet ſeyn wird. Zu den bekannteſten Arten des Hellſehens muß wohl, wie ſelbſt die Ungelehrten wiſſen, das eigentliche Nachtwandeln, Nachtgehen, Schlafgehen, Somnambulismus (vom franzöſiſchen Somnambulisme) gerechnet werden. Von dieſer Art des

Hellſehens ſind unzählige Fälle bekannt. Einen der merkwürdigſten finden wir an dem bekannten franzöſiſchen Geiſtlichen, der bei ſeinem Erwachen ſehr oft eine wohl ausgearbeitete Predigt auf ſeinem Tiſche fand, die er des Nachts im Finſtern aufgeſchrieben hatte.

Als ich (vor vielen Jahren) in Göttingen bei der Frau Hofräthin B.... das ſogenannte Butterbrod nahm, ſo führte ich, eine gute Weile während dem Eſſen, eine Unterredung mit einer ihrer Tochter, die neben mir ſaß, ihre Antworten waren ſehr paſſend und geiſtreich, obgleich in einem etwas matten Tone. Die Tiſchgenoſſen lächelten, die Mutter gab mir durch Blicke und Geberden zu verſtehen, daß ich ihrer Tochter ins Geſicht ſchauen ſollte, da ich denn gewahr wurde, daß dieſe mit verſchloſſenen Augen redete. Ich ſetzte nun mein Geſpräch mit ihr noch eine Zeit lang fort, bis endlich ihre Mutter ſie mit Namen rief und dadurch aufweckte. Wir Alle lachten, ſie aber entſchuldigte ſich bloß, daß ſie ſo frühe ſchon etwas ſchläfrig geworden ſey, wußte aber nicht das Mindeſte von unſerer Unterredung und hielt die Erzählung davon für eine bloße Neckerei.

Vor mehreren Jahren ſtand des Morgens früh um 5 Uhr eine große Menge Menſchen vor einem in meiner Nachbarſchaft ſich befindenden Hauſe, und ſah eine Frauensperſon im bloßen Hemde auf dem Dache ſitzen, und einen Ziegel nach dem andern auf die Straße werfen. Erfahrene Perſonen, die ſich unter den Zuſchauern befanden, baten leiſe die Uebrigen, ja nichts der Nachtwandlerin zuzurufen, weil ſie ſonſt in die Straße herabſtürzen könnte. Man befolgte dieſen Rath und bemerkte, daß die Nachtwandlerin in Kurzem, durch das Dachfenſter ſchlüpfend, ſich wieder zur Ruhe begab. Alsdann aber benachrichtigte man den Hauseigenthümer, damit ſolchen Scenen möchte vorgebeugt werden.

Da der ſogenannte thieriſche Magnetismus oft einen dieſem Schlafwandeln ähnlichen Zuſtand hervorbringt, ſo pflegt man dieſen ebenfalls Somnambulismus zu nennen; allein da dieſer magnetiſche Somnambulismus kein eigentlicher Schlaf, ſondern vielmehr ein Wachen mit geſchloſſenen Augen iſt, ſo bezeichnete man ihn richtiger mit dem Namen des Schlafwachens. Dieſer Zuſtand entſteht oft von ſelbſt, ohne ſcheinbare Veranlaſſung, bei geſunden und kranken Perſonen; er wird aber auch durch magnetiſche Behandlung hervorgebracht. Daß dieſes Schlafwachen ſonderbare Erſcheinungen darbietet, iſt durch viele deutſche und franzöſiſche, theils blos erzählende und erläuternde Aufſätze, theils aber auch durch gegen einander gewechſelte Streitſchriften, allgemein bekannt, und es wäre überflüſſig, ſolche einem gelehrten Beobachter, ja ſelbſt einem blos gebildeten Weltmanne, ins Gedächtniß zu rufen.

Eine beſondere Art des Hellſehens bietet uns die Schrift und die Erfahrung dar, nämlich die durch den Geiſt Gottes bewirkte Weiſſagung (1 Cor. 12. 13. 14). Der damit Begabte ſieht in die überſinnliche Welt, von wo er abbildliche oder ſymboliſche Geſichte erhält. Er tritt als Geſandter Gottes auf in Tagen, wo Lehre, Strafe, Ermahnung und Troſt nöthig iſt, zur Zeit allgemeiner Sünde und Plage. Die Erſcheinung der Weiſſagung vermehrt ſich mit dem Sinken des Glaubens, mit dem Wachsthum des Verderbens unter dem Volke *). Die Gabe der Weiſſagung äußert ſich entweder von ſelbſt, gleich einer Waſſerquelle, deren lebendiges Waſſer unaufhörlich wie ein Strom fließt **); oder durch Einſegnung ***) mit Gebet oder Geſang †).

Mit der Weiſſagung darf ja nicht verwechſelt werden die Wahrſagung, welche nicht vom heiligen, ſondern vom böſen Geiſte und ſeinen Gehülfen, den Dämonen, herrührt ††), welche manchmal die Wahrheit, die ſie nicht läugnen können, öfters aber die Unwahrheit ſagen. Wenn dieſe Verwechslung ſtatt hat, ſo entſteht eine Verwirrung der Begriffe und eine nicht geringe Schwierigkeit in der Auslegung der heiligen Schrift, ſo wie auch in der Erklärung des magnetiſchen Hellſehens; wobei bald die Kräfte des Lichts, bald die der Finſterniß die Hauptrolle ſpielen, und wobei die ſtrengſte Prüfung erfordert wird, um ſich vor Irrthum und Betrug zu ſichern.

---

*) S. Hrn. von Meyer's heilige Schrift mit kurzen Anmerkungen, 3ter Theil, Einleitung S. X.

**) Jeſa. 58, 11. Joh. 7, 38. 39.

***) 1 Timoth. 4, 14. 2 Timoth. 1, 6.

†) Es iſt gar nichts Seltenes, daß chriſtliche Magnetiſten, wenn ſie die magnetiſche Behandlung in großen Zügen (à grands courants) mit Auflegung der Hände und gläubigem Gebete anfangen, eine erhabene Salbung in den Reden ihrer Hellſehenden bemerken, die einen Magnetiſirten von einem Weiſſagenden kaum unterſcheiden läßt.

††) Es ſoll hiemit nicht geläugnet werden, daß es auch noch anderartige Weiſſagung und Wahrſagung, und darunter ſolche, die von mittlern Kräften oder Einflüſſen herrührt, geben könne.

Dieſe Verwechſelung der Wahrſagung mit der Weiſſagung hat ſogar ſehr berühmte, verdienſtvolle, ehrwürdige, ächt chriſtliche Gottesgelehrte verleitet, wo nicht alle, doch mehrere Reden der weiſſagenden Perſonen unſeres Zeitalters zu verwerfen, und ſogar ihre Urheber verdächtig zu machen. Man wollte zwar dieſe nicht für betrügeriſche Bauchredner halten, doch aber verglich man ſie mit der philippiſchen Magd (Apoſtg. 16, 16 ff.), und dieſe wieder mit den magnetiſchen Perſonen unſeres Zeitalters, welche, wie man meint, bei erhöhtem Nervenreize theils Manches unmittelbar ahnen, theils in angeregtem Vortrage Manches ausſprechen, was ihrem geſteigerten Bewußtſeyn ſich darſtelle.

Dieſe Zweifel und Vermuthungen erlauben vielleicht einem aufrichtigen, jene Zweifler herzlich liebenden, im Herrn verbundenen Bruder, ſolche Zweifler an das Wort des Heilandes zu erinnern: „Ihr irret und wiſſet die Schrift nicht, noch die Kraft Gottes“ (Matth. 22, 29.). Wir würden nämlich ſehr irren, wenn wir glaubten, daß der Fürſt der Finſterniß, ſeine Diener und Angehörigen gar keine Wahrheit kenneten. Sie bezeugen dieſelbe aber nur zur Unzeit, zum Nachtheile des Reiches Gottes, und um die Kinder Gottes allerlei Gefahren auszuſetzen. Die Worte des Teufels (Matth. 4, 6.): „Es ſtehet geſchrieben: Er wird ſeinen Engeln über dir Befehl thun, und ſie werden dich auf den Händen tragen, auf daß du deinen Fuß nicht an einen Stein ſtoßeſt," erklärt Jeſus ſtillſchweigend für wahr; denn ſie ſtehen wirklich im 91ſten Pſalme geſchrieben. Satan führte aber dieſe Wahrheit nur in der Abſicht an, Jeſum zu einer ſtolzen Waghalſerei zu bereden. Darum läugnete Jeſus zwar dieſe Wahrheit nicht; er führte aber dem Teufel, um ſeine Zumuthung niederzuſchlagen, eine andere unläugbare Wahrheit an, welche die argliſtige Abſicht des Böſen aufdeckte und vereitelte. Er antwortete nämlich: „Wiederum ſtehet auch geſchrieben (es iſt eben ſo wahr), du ſollſt den Herrn, deinen Gott, nicht verſuchen (5 Moſ. 6, 16)." Und als ein unſauberer Geiſt (Dämon) vor allen Anweſenden in der Judenſchule die wichtige Wahrheit bekannte: „Ich weiß, wer du biſt, der Heilige Gottes," bedräuete ihn Jeſus und ſprach: „Verſtumme und fahre aus von ihm!" (Marc. 1, 23—27, 34. Luc. 4, 33 ff.) Ebenſo verfuhr Paulus mit der Wahrſagerin in Philippi, als ſie manchen Tag Paulo und deſſen Gehülfen nachfolgte, ſchrie ([illegible]) und ſagte: „Dieſe Menſchen ſind Knechte Gottes, des Höchſten, die euch den Weg zur Seligkeit verkündigen. Paulo aber that das wehe … und ſprach zu dem (unſaubern, dämoniſchen) Geiſte: Ich gebiete dir in dem Namen Jeſu Chriſti, daß du von ihm ausfahreſt. Und er fuhr aus zu derſelbigen Stunde" (Apoſtg. 16, 16 ff.). Warum handelten Jeſus und Paulus alſo? War etwa das Zeugniß der böſen Geiſter nicht wahr? Wer mag deſſen Wahrheit läugnen? Etwa der, welcher die Wahrheit ſelbſt iſt? Oder der, welcher ſelbſt ſagt:

„Das iſt je gewißlich wahr, ... daß Chriſtus Jeſus gekommen iſt in die Welt, die Sünder ſelig zu machen!“ Der Beweggrund Chriſti und ſeines eifrigen Apoſtels liegt offenbar darin, daß erſterer durch Wunderwerke ſeine Meſſiaswürde beweiſen wollte (Joh. 10, 24. 25. 37. 38. Cap. 14, 10. 11. Cap. 15, 24.), Paulus aber ging mehrmalen mit ſeinem Gehülfen zu dem Gebete, welches die Juden außerhalb der Stadt an einem beſonders dazu geeigneten, an dem Fluſſe gelegenen Orte verrichteten. Die Juden ſtrömten daher zur Gebetzeit dahin. Die Wahrſagerin begab ſich nun auf den zum Betorte führenden Weg, und rief den Vorübergehenden das obgemeldete ſcheinbare Lob zu, ſobald ſie Paulum und ſeine Geſellſchaft erblickte. Die Abſicht des unſaubern Geiſtes in der Judenſchule und auf dem Wege zu dem Betorte war offenbar, die Anerkenntniß der Meſſiaswürde und die Ausbreitung des Chriſtenthums zu hindern: indem dieſe Dämonen die Juden auf das Geſetz Moſis und die Propheten, welche die Wahrſagerei bei Todesſtrafe verbieten, aufmerkſam machen, und in beiden Fällen die Abſicht Jeſu und ſeines Apoſtels dadurch zu vereiteln ſuchten, daß ſie die Zuhörer Jeſu und Pauli auf die Folgerung leiten wollten, daß Chriſtus nicht der Meſſias, und Paulus und ſeine Gehülfen nicht Knechte Gottes des Höchſten, die den Weg zur Seligkeit verkündigen, ſeyn könnten: weil Gott verboten hat, ſich an Wahrſager zu wenden und ihren Ausſagen Glauben beizumeſſen, und befohlen hat, ſolche vom Satan beſeſſene oder getriebene Menſchen zu meiden

(3 Moſ. 19, 31. Cap. 20, 6. 27. 5 Moſ. 18, 9. 10. 1 Sam. 28, 3. 7. 9. 2 König. 21, 6. 1 Chron. 11, 13. 2 Chron. 33, 6. Eſaj. 2, 7. Cap. 8, 19. Cap. 19, 3. Jerem. 29, 8. Micha 3, 7. Sach. 10, 2.). Das lebende Zeugniß der Dämonen, die ſich damals der von ihnen beſeſſenen Menſchen als Sprachwerkzeuge bedienten, hatten demnach eine wahrhaft teufliſche Abſicht, welche Jeſus auf der Stelle vernichtete, und die Paulum um ſo mehr verdroß, da die Wahrſagerin das ſcheinbare Lob Pauli und ſeiner Gehülfen mehrmals wiederholte. Dieſe Erklärung der Schriftſtelle Apoſtg. 16, 16 ff., die ich in kindlicher Einfalt jedem unbefangenen Leſer zur Prüfung darlege, mag vielleicht dienlich ſeyn, den Tadel zu vermindern, den man gegen die zu Baſel 1824 erſchienenen Reden von Hellſehenden öffentlich ausgeſprochen hat, und ihren Verfaſſern die Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, daß dieſelben bei dem Hinweiſen auf Chriſtum nicht viel zu wenig im Sinne gehabt hätten. Wenn man jene Reden im Zuſammenhange lieſt und überdenkt, ſo wird man leicht finden, daß dieſes Hinweiſen auf Chriſtum, nach 1 Joh. 4, 1 ff. bloß den Prüfſtein anzeigen ſollte, woran man, nach des Apoſtels Warnung, erkennen konnte, ob die Verfaſſer jener Reden falſche Propheten wären. Und wenn man gegen jene Reden auch einwenden wollte, daß die heilige Schrift alten und neuen Teſtaments eine genügende Quelle deſſen darbiete, was der Menſch benützen ſoll, um den Weg des Heils zu finden: ſo möchte es wohl anmaßend ſcheinen, wenn ſchwache Menſchen ſich

unterfangen wollten, Gott vorzuſchreiben, daß das, was er am letzten geredet hat durch den Sohn (Hebr. 1, 2.), auch für Gott das Letzte ſeyn müſſe, was er den Menſchen zu ſagen in ſeiner Weisheit beſtimmt haben könnte; zu behaupten, daß es ihm nicht mehr erlaubt wäre, weiſſagende Perſonen noch heut zu Tage zu erwecken, und daß die den Corinthern gegebene Ermahnung Pauli: „Fleißiget euch der geiſtlichen Gaben, am meiſten aber, daß ihr weiſſagen möget; denn wer weiſſaget, der redet den Menſchen zur Erbauung und zur Ermahnung, und zur Tröſtung“ (ja ſogar zur Bekehrung der Unglaubigen, 1 Corinth. 14, 1. 3. 24. 25.); daß dieſe Ermahnung nur die zu Pauli Zeiten lebenden Corinther, nicht aber ihre Nachkommen, noch weniger die in den folgenden Jahrhunderten, am wenigſten aber die heut zu Tage lebenden Glaubigen angehe, oder auch, daß unter jenem Weiſſagen eine bloße gewöhnliche Belehrung zu verſtehen ſey.

Was ſoll man endlich dazu ſagen, wenn man, wie ſo manche Verächter jener Reden zu thun pflegen, einige aus dem Zuſammenhang geriſſene Stellen aus denſelben anführt, um ſie als widerbibliſch darzuſtellen; Bruchſtücke, welche jedoch, im Zuſammenhange betrachtet, ſehr bibliſch ſind? Zudem müſſen die Reden der Weiſſagenden zu Corinth auch nicht ohne Flecken geweſen ſeyn; ſonſt hätte der Apoſtel nicht verordnet: „Die Weiſſager laſſet reden zween oder drey, und die Andern laſſet richten“ (1 Corinth. 14, 29.). Ebenſo verordnet Paulus den Theſſalonichern: „Den Geiſt dämpfet nicht. Die Weiſſagung verachtet nicht. Prüfet aber Alles, und das Gute behaltet" (1 Theſſ. 5, 19. 20. 21.). Da aber die prophetiſche Sprache bildlich iſt, ſo muß man ſich wohl hüten, ſolche Bilderſcenen (z. B. vom Reiche der Mutter des Herrn und der heiligen Jungfrau Maria u. ſ. w.) buchſtäblich zu nehmen; ſo wenig als man die Beſchreibung des erhöhten Meſſias buchſtäblich nehmen darf, wenn es heißt: „Deine Kleider ſind eitel Myrrhen, Aloe und Kezia, aus elfenbeinernen Palaſten erfreuet dich Saitenſpiel" u. ſ. w. (Pſalm 45, 9.). Auch bitte ich doch alle Gläubige, welche noch keine Gelegenheit hatten, magnetiſirte oder eingeſegnete Hellſehende ſelbſt zu ſehen und zu hören*), ihren wohlgemeinten Eifer durch die Bemerkung Pauli zu mildern, daß unſer Erkennen und unſer Weiſſagen Stückwerk von dem ganzen Plane Gottes iſt, den wir nur theilweiſe erkennen können (1 Cor. 13, 9ff.).

---

*) Während 30 Jahren habe ich magnetiſirte und unmagnetiſirte, und in den letzten Jahren auch eingeſegnete mehr oder minder Hellſehende von verſchiedenem Geſchlechte und Alter zu beobachten Gelegenheit gehabt, und muß vor Gott bezeugen, daß das bloße Leſen der Reden von Hellſehenden von dem Sehen und Hören der Letztern gleichſam wie ein Kupferſtich von ſeinem Originalgemälde abweicht, deſſen Farben eine richtigere, lebendigere Abbildung eines Gegenſtandes geben. Dies möchte ich ſogar nicht blos den Gegnern der Seherſache, ſondern auch ihren Vertheidigern ſagen, und alle Augen- und Ohren-Zeugen werden ohne Zweifel die Wahrheit dieſer meiner Bemerkung beſtätigen. Auch muß ich gewiſſenhaft bezeugen, daß ich von der Genauigkeit der Auffaſſung und Abfaſſung der geſchriebenen und nachher gedruckten Reden nicht völlig überzeugt bin; denn ich muß geſtehen, daß ich ſelbſt manche ſolcher von Hellſehenden mir in die Feder dictirten Reden ſo mangelhaft geſchrieben hatte, daß eine darauf folgende Vorleſung, in einer ſpäteren Entzückung, mit dem Vorwurf

Nachdem ich nun den Unterſchied zwiſchen hellſehender Weiſſagung, die vom Geiſte Gottes herrührt, und hellſehender Wahrſagung, die vom Geiſte der Finſterniß abſtammt, dargeſtellt zu haben glaube, ſo will ich Ihnen einige Beiſpiele von Wahrſagungen anführen, welche Ihr tiefdenkender pſychologiſcher Freund Eſchenmeyer als Beitrag zur Erfahrungs-Seelenlehre benutzen kann, welche aber auch dienen können, um den noch in heutigen Zeiten ſo großen Hang, durch Wahrſagung, Traum- und Zeichendeutung, Kartenſchlägerei, Punktirung, Siebdrehen, Eier-, Kaffeeſatz-, Nagelfleckchen-, Handrunzeln-, Spiegel- und Waſſer-Beſchauung, ſein künftiges Schickſal zu erfahren, ohne der Hexe zu Endor zu gedenken, um dieſen Hang ſo viel möglich zu dämpfen, und die mit dieſem Wahrſager-Fieber behafteten Perſonen an das Gedicht aus Weiſſens Kinderliedern zu erinnern, das von dieſen Kranken beherziget zu werden verdient:

---

zeugen, daß ich den wahren Sinn der Rede ganz verfehlt hätte. Auf die Einwendung, daß man ſolche, vielleicht nicht ſo durchgeſehene Reden nicht hätte ſollen drucken laſſen, weiß ich nichts zu antworten, als daß man deßwegen nicht ſo abſprechend für oder gegen die Seherſache ſich erklären, und alle jene Reden, nach dem Rathe Pauli (1 Theſſ. 5, 21.), ohne vorgefaßte orthodoxe oder heterodoxe Meinung, prüfen und das Gute davon (was gewiß das Meiſte iſt) behalten möge.

Gütig hüllt in Finſterniſſen
  Gott die Zukunft ein;
Gänzlich ſie voraus zu wiſſen,
  Würde Strafe ſeyn.

Säh' ich Glück auf meinem Wege,
  Würd' ich ſtolz mich bläh'n,
Und leichtſinnig oder träge
  Meinen Zweck verſeh'n.

Säh' ich Unglück, würd' ich zittern,
  Und die künft'ge Zeit
Würde mir das Glück verbittern,
  Das mich jetzt erfreut.

Wie viel ſicherer iſt nicht das Vertrauen auf die Führung Gottes? Wie tröſtlich iſt nicht die Ergebung Paul Gerhards in den Willen Gottes, als er das berühmte Lied: „Befiehl du deine Wege ꝛc." verfertigte!*) Die Gefahren, denen man ſich und Andere ausſetzt, wenn man ſich an Wahrſager wendet, beweiſet ſonderlich folgende, wenig bekannte, wichtige Wahrſagungsgeſchichte, die ich Ihnen getreulich mittheilen will, ſo wie ich ſie aus dem Munde des verewigten blinden Dichters Pfeffel erhalten und wörtlich aufgeſchrieben habe.

Im Junius 1790, zur Zeit des Bundesvereins der fränkiſchen Bürger in Straßburg, ſchickte Herr Pfeffel die Zöglinge ſeiner Militärſchule in Colmar nach Straßburg.

---

*) S. Kanne, Sammlung wahrer und erwecklicher Geſchichten aus dem Reiche Chriſti. Nürnberg 1817, 3 Theile. 8.

Ein einziger derſelben blieb zu Hauſe, weil er krank war. Es war der Graf Adolph v. Stackelberg, deſſen Vorfahren Liefland für ihr Vaterland erkannten, ſich aber bei der Uebergabe dieſes Landes an Rußland von dem Hauptſtamme trennten, und ihrem alten Landesherrn nach Schweden folgten. Ihre Familie ſtand in großem Anſehen bei Hofe, und die Schweſter des jungen Grafen war Hoffräulein bei der Königin, Gemahlin Guſtavs III. Als Herr Pfeffel nach ſeiner Rückreiſe dem kranken Zögling einen Beſuch abſtattete, fand er ihn in ſeinem Bette ſitzend; er hielt einen Brief von Ebengenannter, ſeiner Fräulein Schweſter, in der Hand, und ſchien etwas betroffen über die darin enthaltene Nachricht, die er Herrn Pfeffel folgendermaßen mittheilte. Guſtav III. ging, in Begleitung eines einzigen Vertrauten, zu einer berüchtigten Wahrſagerin, Namens Arfwedson, um ſich, wie man ſagt, die Nativität ſtellen zu laſſen. Dieſe Frauensperſon kündigte dem Könige an, daß er ermordet werden würde. Auf das Befragen des Monarchen: wer wohl ſein Mörder ſeyn würde? antwortete ſie ihm: „die erſte Mannsperſon, „welche ihm, in einen blauen Mantel gehüllt, auf der „Königsbrücke*) begegnen würde, ſey einer der Verſchwornen;“ worauf Guſtav ſie verließ, um über die angezeigte Brücke nach ſeinem Palaſte zu gehen. Auf dieſer Brücke begegnete ihm wirklich einer ſeiner Garde-

---

*) Herr Pfeffel erinnerte ſich nicht mehr genau des Namens der Brücke.

Offiziere, der in einen blauen Mantel eingehüllt war; er hieß Herr v. Ripping. Guſtav ließ ihn auf der Stelle verhaften, ohne ſich in eine Erklärung einzulaſſen. Bis hieher war dieſe Geſchichte in bemeldetem Briefe erzählt. Die Fortſetzung derſelben wurde hernach durch fernere Privatcorreſpondenz, zum Theil auch durch öffentliche Blätter, bekannt. Die Folge der Rippingſchen Verhaftung war dieſe. Die ganze Familie, nebſt den Freunden Rippings, konnten den König nicht bewegen, dem Gefangenen die Freiheit zu ſchenken. Erſt nach mehreren Monaten, als der Verdacht ſich durch die beſten Zeugniſſe der guten Aufführung Rippings verloren hatte, ließ ihn der König los. Ripping ſoll aber, wie man ſagt, die Rache gegen Guſtav im Herzen behalten haben; und als Ankerſtröm den König ermordete, ergriff Ripping, nebſt Armfeld und Andern, die Flucht, woraus man zu ſchließen geneigt war, daß Ripping, wo nicht urſprünglich, wenigſtens aus altem Grolle, wegen ſeiner unſchuldigen Verhaftung, in der Folge ſich in die Zahl der Verſchwornen begeben habe, ob man gleich keine ſtrengen Beweiſe gegen ihn aufbringen konnte, da Ankerſtröm bekanntermaßen immer nur unter vier Augen mit jedem ſeiner Mitſchuldigen geſprochen hatte, und bei ſeinem Verhöre keine Mitſchuldige angeben wollte. Dieſe Anekdote iſt immer merkwürdig, weil dem Könige beinahe zwei Jahre vor ſeiner Ermordung ſein unglücklicher Tod vorhergeſagt wurde.

Dieſen Aufſatz hatte ich den 16. December 1807 Herrn

Pfeffel vorgeleſen, welcher die Thatumſtände der Wahrheit gemäß fand, und nochmals beſtätigte.

Eine ähnliche Geſchichte finden wir in dem Leben Napoleons. Es iſt nämlich bekannt, daß dieſer Eroberer die berüchtigte Wahrſagerin Lenormand über ſein Schickſal um Rath fragte, und daß ihm dieſe unter Anderm auch geſagt hat, er würde Glück haben, ſo lange er Joſephinen zu ſeiner Gemahlin behalte; nach der Trennung von ihr werde ſich aber das Blatt wenden, er werde eine Zeitlang noch in großem Glanze erſcheinen, dann aber werde ihn großes Unglück, wie mit einer Schlinge, überfallen. Die Erfüllung dieſer Vorherſagung erzählt die Weltgeſchichte. Napoleon, dem es gewiß nicht an Geiſt fehlte, ſoll überhaupt in manchen Stücken ſehr abergläubiſch geweſen ſeyn. Man weiß z. B., daß er einſt einen von den franzöſiſchen Regierungsdirektoren nach Italien zu ihm geſendeten General anzunehmen ſich geweigert hat, weil derſelbe, in Erzählung ſeiner Lebensgeſchichte, von vielen ihn betroffenen Unglücksfällen Meldung that: und da dieſer General ſich auf ſeine geſetzmäßige Ernennung berief, ſo drohete Napoleon, ihn mit den Feldjägern (gens d'armes) außer dem Kreiſe ſeines Commandos bringen zu laſſen, wenn er nicht auf der Stelle ſich auf den Weg begäbe.

Die Lenormand hat ſeitdem allerlei Abentheuer beſtanden, und wurde ſogar in den Niederlanden verhaftet. Wie ich höre, iſt ſie wieder in Paris; ſie ſoll aber jetzt weniger geſucht ſeyn, ſeitdem ein viel ſtärkerer Kartenſchläger, der ſich Moreau nennt, in der Nähe von Paris ſich aufhält, wohin man ihn, gegen gute Bezahlung, kommen läßt. Eine von meinen hieſigen Freundinnen, die ſich, um ihren kranken Schwager zu beſuchen, nach Paris begeben, wurde von ihren Bekannten ermuthigt, dieſen Wahrſager berufen zu laſſen; ſie that es, mehr um ihre Neugierde zu befriedigen, als ihn über wichtige Gegenſtände zu befragen. Unter andern ſagte er aber meiner Freundin, ſie müſſe ſehr bald eine Reiſe in ihre Vaterſtadt unternehmen, woſelbſt in wenig Tagen nach ihrer Ankunft eine ſie nahe angehende wichtige Begebenheit ſich ereignen werde. Meine Freundin achtete wenig auf dieſes Geſchwätz, weil ihre Gegenwart in der Hauptſtadt nothwendiger war, als in ihrer Heimath, wo ihre häuslichen Geſchäfte wohl beſorgt wurden. Allein bald hernach wurde ſie durch Briefe von ihren Verwandten dringend erſucht, baldmöglichſt nach Hauſe zu eilen, wo in wenigen Tagen nach ihrer Ankunft ihr Vater ſtarb.

Nicht minder intereſſant iſt wohl folgende Geſchichte. Eine, wegen ihrem großen Verſtande und mannigfaltigen Kenntniſſen, von Wieland, Goethe, Nikolai, Meiners, Lavater, Schloſſer und andern deutſchen und franzöſiſchen berühmten Schriftſtellern ſehr geſchätzte Edelfrau, geborne v. R., welche Herr v. H. geheirathet, und die Jahre lang mit einem tiefdenkenden Buſenfreunde von mir, Herrn v. Rotberote, und mit mir ſelbſt über religiöſe Gegenſtände correſpondirte, und uns beide mit einer Schaar von Zweifeln über die chriſtliche Religion beſtürmte, hatte jedoch die Schwachheit, ſich in allem Ernſte mit Kartenſchlagen abzugeben. Dieſe Dame erzählte mir, daß ſie einſt über den Zuſtand ihres Gatten, der ſich in den Niederlanden befand, und ihr ſchon lange nicht mehr geſchrieben hatte, unterrichtet ſeyn wollte. Sie miſchte dreimal hinter einander die Karten, und jedesmal, wenn ſie dieſe umſchlug und nach ihrer Verfahrungsart legte, kam ein ganz gleiches, höchſt bedenkliches Zuſammentreffen heraus. Sie erſchrak ſehr über dieſen Zufall*), wie ſie es nannte, und die nächſte Poſt brachte ihr die Nachricht von dem Tode ihres Gemahls.

Da ſie ſich nur mit Mühe von ihrem Einkommen ernähren konnte, ſo verfiel ſie auf den Gedanken, in die Zahlenlotterie zu ſetzen, bei welcher nur fünf Nummern gezogen werden. Sie hatte erfahren, daß Herr v. Eckartshauſen ein Mittel habe, die herauskommenden Zahlen voraus zu finden; und da ich ihr merken ließ, daß es magiſche Mittel geben könnte, wodurch man vielleicht in einige Verbindung mit der Geiſterwelt kommen, und dabei manche Dinge erfahren könnte, die dem Menſchen verborgen ſind, ſo quälte mich dieſe Freundin, ihr auf die Spur eines ſolchen Mittels zu verhelfen, und verſicherte mich auf ihre Ehre und Gewiſſen, daß wenn ſie in der Lotterie gewinnen ſollte, ſie das meiſte Geld zur Unterſtützung der Armen gebrauchen wollte. Ich würde aber, wenn ich ſo ein Geheimniß damals beſeſſen hätte, mich wohl gehütet haben, ihrem Wunſche zu entſprechen*).

---

*) So nennt die ſtolze Vernunft gegen ihren eigenthümlichen Grundſatz, daß nichts ohne Urſache geſchehe, jede Begebenheit, deren Urſache ſie nicht ergründen kann. Die letzte ſichtbare Urſache bei dem Kartenſchlagen iſt wohl die Miſchung derſelben, deren Ende von der Willkühr des Miſchenden abhängt. Was beſtimmt aber dieſe Willkühr, in einem gewiſſen Zeitpunkte die Miſchung zu endigen? — — Hier liegt der Gordiſche Knoten. Löſe ihn, wer es vermag!

---

*) Herr B……, ein vor Kurzem verſtorbener angeſehener hieſiger Handelsmann, ſtand mit Herrn v. Eckartshauſen in freundſchaftlichen Verhältniſſen. Bei einem ſeiner Beſuche kam er auf den Werth der Zahlenverhältniſſe zu ſprechen, welche Herr v. E. für ein Mittelding zwiſchen den körperlichen und geiſtigen Dingen hielt. Von dieſer Zahlentheorie kam B…. auf die Lotteriezahlen mit Herr v. E. zu ſprechen, und fragte ihn: ob er denn wohl die in einer ihm bekannten Zahlenlotterie herauskommenden Nummern voraus errathen könne? „Warum nicht?" erwiederte Herr v. E. Und als B…. dieſes bezweifelte, entfernte ſich jener einige Augenblicke, und brachte eine Oblatenſchachtel nebſt einem zuſammengewickelten Papier herbei, that es in die Schachtel, und verſah ſie mit einem Kreuzbunde, welchen B….. mit einem an ſeiner Uhr hangenden Petſchaft an mehreren Stellen verſiegelte. Herr v. E. verwahrte die Schachtel, und lud Herrn B….. ein, nach gezogener Lotterie ſich wieder bei ihm einzufinden. Als nun B…… nach gezogener Lotterie, kam, und nach Erbrechung der unverletzten Siegel die Schachtel öffnete, fand er alle fünf gezogene Nummern auf dem eingelegten Papiere geſchrieben. Zu größtem Erſtaunen fragte B……: warum denn Herr v. E., deſſen Glücksumſtände nicht ſehr glänzend waren, ſich nicht dieſes Mittels bediente, um ſeine Vermögensumſtände zu verbeſſern?" Worauf Herr v. E. erwiederte: „Ich könnte es, aber ich darf nicht." Dieſe Geſchichte hat B….., der ein verſtändiger, biederer, unbefangener Mann war, mehreren ſeiner Freunde erzählt, mit dem Zuſatze, daß er die Sache nicht erklären könne. Man konnte einwenden, daß bekanntlich Herr v. E. ſich auf Taſchenſpielerkunſt verſtanden habe. Allein

Herr Staatsrath P., Vater eines noch lebenden angeſehenen Geſchäftsmannes, verſtand meiſterlich die ſogenannte Punctirkunſt, gebrauchte ſie aber nur zur ſcherzenden Unterhaltung. Er entſagte aber einſt plötzlich allem Punctiren, nachdem ihm folgender Vorfall dieſe Kunſt verleidet hatte.

Ein Geiſtlicher aus ſeinen Bekannten, der ſich einſt mit dem Herrn Staatsrath in einem munteren Cirkel befand, worin von dieſer Sache geſprochen wurde, glaubte nicht, daß man im Ernſt ſein zukünftiges Schickſal durch ein ſolches Mittel erfahren könne, und bat den Staatsrath, ihm zu zeigen, wie er, der Geiſtliche, punctiren müſſe, damit er ſein Schickſal erfahren möge. Der Staatsrath gab dem neugierigen Zweifler ein Papier nebſt Feder und Dinte, und ſagte: „Machen Sie für die Frage, „die Sie im Sinne haben (er wollte wiſſen: ob er lange „leben werde), einige Puncte, ohne ſie zu zählen.“ Dieß geſchah, und der Staatsrath fand durch ſeine Combinationen, daß der Geiſtliche in einer Friſt von . . . . Tagen ſterben werde.

Die ganze Geſellſchaft ſpottete über die beſtrafte Neugierde des Geiſtlichen, welcher ſelbſt dieſen Orakelſpruch zu verlachen ſchien, der aber leider buchſtäblich eintraf.

Herr B..... wußte dieſes wohl auch, und wagte dennoch nicht, die Sache daraus zu erklären. Denn Herr v. E. pflegte ſeine Zaubereien nicht zum Scherz oder aus Eitelkeit zu gebrauchen, wenn von ernſthaften Dingen die Rede war.

Von dieſem Tage an entſagte der Staatsrath allem Punctiren, um ſich und Anderen eine ſo unangenehme Lage zu erſparen. Es mag nun, wie die Welt zu ſagen pflegt, jener Tod zufällig eingetroffen, oder eine Folge von Furcht und Schrecken geweſen ſeyn, wie dieß der Fall war, als der berüchtigte Graf von Caglioſtro einem angeſehenen Herrn zu Straßburg, der ſeinen vorgeblichen ägyptiſchen Geheimniſſen nicht huldigen wollte, den Tag ſeines Todes mit donnernder Stimme ankündigte, und dadurch ſein dem ſtolzen Grafen wohlbekanntes, ſchwaches Nervenſyſtem dermaßen erſchütterte, daß er von Stund an erkrankte, und an dem angedrohten Todestage mit Furcht und Zittern ſein Ende erwartete, und wirklich ſtarb.

Endlich will ich noch zweier ſonderbarer Arten von Wahrſagereien gedenken. Der verſtorbene Freiherr v. B....., den ich mit dem ebenfalls verſtorbenen blinden Dichter Pfeffel auf ſeinem Landgute Schoppenweyer bei Colmar, im oberen Elſaſſe, beſuchte, erzählte uns, daß ſich in Bennweyer, einem nahe bei Schoppenweyer gelegenen Dorfe, ein Knabe befinde, der ein Apothekerfläſchchen beſitze, das er mit Waſſer anfülle, und darin abweſende Perſonen handeln ſehe. Herr v. B.... ließ ihn öfters zu ſich kommen, um die Neugierde ſeiner Bekannten und Freunde zu befriedigen. Einſt fragte er ihn: ob er ihm wohl ſagen könnte, wie ſein Sohn in Berlin gekleidet wäre, und was er jetzt machte? „Ja!“ (antwortete der Knabe, indem er in ſeine mit Waſſer angefüllte Flaſche guckte) „ich erblicke ihn

„in einem Soldatenkleide, mit einem Stocke commandirend. Nun geht er fort — — Jetzt ſchenkt er einem Frauenzimmer Kaffee ein,“ u. ſ. w. Sogleich ſchrieb Herr v. B.... an ſeinen Sohn in Berlin, und befragte ihn über das Geſicht des Wahrſagers, welches ſich vollkommen richtig fand.

Ein andermal zeigte der Edelmann demſelben Knaben an, daß er beſtohlen worden wäre, und fragte: ob er, der Seher, ihm den Schuldigen kennbar machen könnte? Sogleich füllte der Knabe ſeine Flaſche, und rief: „Der Dieb iſt wirklich in dem nahe gelegenen Dorfe Oſtheim, er hat ein Invalidenkleid an.“ Herr v. B.... erkundigte ſich bei ſeinen Dienſtleuten über die Sache, und erfuhr von ihnen, daß am Tage des Diebſtahls ein Invalide auf dem Landgute herumgeſtrichen ſey. Ob man den Diebſtahl der Obrigkeit angezeigt habe, weiß ich nicht, zweifle aber ſehr daran, da das Geſtohlene ziemlich unbedeutend war.

Die andere Art von Wahrſagerei, die jedoch Aehnlichkeit mit der erſteren hat, iſt folgende:

Gedachter Dichter erzählte mir, daß einſt ein armer Knabe, als er durch einen im Badiſchen gelegenen Wald ging, eine Bande Zigeuner daſelbſt antraf. Sie ſaßen im Kreiſe, um einen Keſſel herum, worin ihre Nahrung kochte. Einer dieſer Gauner guckte in einen kleinen, vielſeitig geſchnittenen Spiegel. Die Neugierde bewog den Knaben, ſich hinter den Beſitzer deſſelben zu begeben, und auch in den Spiegel zu ſchauen. Hierauf ſagte er lächelnd: „Ei, welch' ein hübſches Männchen erblickt man in dieſem Spiegelchen! Es bewegt ſich ſogar!" Der Zigeuner ſah den Knaben an, und fragte: „Was ſagſt du, Junge?" Dieſer wiederholte ſeine Ausſage. „Nun," (rief der Zigeuner) „ich habe ſchon vielmal hineingeguckt, in Hoffnung, Etwas darin zu ſehen, habe aber noch nie Etwas darin geſehen. Da du glücklicher als ich biſt, ſo ſchenke ich dir das Wunderding. Du kannſt viel Geld damit gewinnen; denn es gehört zu unſerem Handwerk des Wahrſagens." Der arme Knabe war vor Freude faſt außer ſich, nahm den Spiegel, dankte, und ſprang hurtig davon, aus Furcht, das Geſchenk möchte den Zigeuner gereuen. Er wanderte von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, und hatte für ſich ſelbſt viel Genuß (Apoſtg. 16, 16) von ſeinem Wahrſagen vermittelſt des Spiegels. Er entdeckte Diebe, Liebeshändel, verlorene Sachen ꝛc. Endlich kam er auch nach Carlsruhe, und begab ſich in ein Kaffeehaus, wo man ihn fragte: wo ſich eine gewiſſe Perſon befände? „Ei!" (rief der Junge, in ſeinen Spiegel ſchauend) „er iſt ſo und ſo gekleidet, ſitzt an dem Tiſche in dem und dem Kaffeehauſe, und ſpielt Domino. Er hat ein Gläschen Schnaps neben ſich ſtehen." Man ſchickte ſogleich an den angezeigten Ort, und fand Alles genau ſo, wie es der Knabe angegeben hatte. Dieſe und einige ähnliche Fälle machten Aufſehen in der Reſidenzſtadt. Die Polizei verhaftete den Knaben, verhörte ihn, nahm ihm ſeinen Spiegel, um ihn zu den Prozeß-Acten zu legen, und ſetzte den armen Jungen, als bettelnden Landſtreicher, ins Zuchthaus zu Pforzheim. Ein Freund des

Herrn **Pfeffel**, ein Hauptmann in Badiſchen Dienſten, der ihm dieſe Geſchichte erzählte, gab ſich vergebliche Mühe, den Spiegel zu erhalten, der wahrſcheinlich noch exiſtirt, aber ſchwerlich dem Hauptmanne, ſo wie jedem Andern, der keine **Seherkraft** beſitzt, wie dieſer Knabe, etwas Anderes zeigen wird, als ſein eigenes Angeſicht.

Da von **Zigeunern** die Rede iſt, ſo fällt mir folgende Geſchichte ein: Frau N. hatte, aus bloſer Neugierde, und auf die den Zigeunern eigenthümliche Zudringlichkeit, ihre Hand einer Zigeunerin dargeboten, die, wahrſagend, ſie ermahnte, ſich vor Katzen zu hüten; denn in Kurzem werde ſie von einer wüthenden Katze verfolgt werden. Dieß traf bald darauf ein, und ſie konnte ſich mit genauer Noth durch das Zuſchmettern einer Gatterthüre vor den Angriffen einer wüthenden Katze ſchützen, die man gleich darauf erſchoß.

Nachricht
von
# den ſonderbaren Vorfällen
im ehemaligen Kloſter R—g.

Die nachſtehende Mittheilung kommt aus der Hand eines ſehr rechtſchaffenen, wahrheitsliebenden Mannes. Dieſe Geſchichte iſt übrigens in dem Lande, in dem das ehemalige Kloſter R—g liegt, gar wohl bekannt, und es wurde zu ihrer Unterſuchung ſogar von höchſter Behörde eine Commiſſion abgeſandt, durch welche aber keine natürliche Urſachen (auf welche ſolche Commiſſionen allerdings allein ausgehen) gefunden wurden.

Vielleicht wird es mir möglich, in einer der ſpätern Sammlungen unſerer Blätter, den näheren Grund dieſer Commiſſion, oder ſonſt noch weitere Belege, zu dieſen Vorfällen im ehemaligen Kloſter R—g zu liefern.

L., den 7. Jänner 1835.

Im Jahr 1828, während einer zweimonatlichen Abweſenheit von hier, bekam mein Schwiegervater, Herr

Hofrath P., einen Beſuch von einer Buſenfreundin, der Frau R. H., Tochter des in ganz Deutſchland bekannten K. S., eines ſehr aufgeklärten Theologen. Der Gatte dieſer Freundin war vor mehreren Jahren geiſtlicher Verwalter, und hatte ſeinen Sitz in O. R., welches auf einem kleinen Berge liegt, und mit den ſchönſten Ausſichten umgeben iſt. Die Gebäude, in welchen er wohnte, gehörten ehemals dem Antonier- oder Einſiedler-Orden, und beſtanden aus einem Schloſſe, einem im fünfzehnten Jahrhundert geſtifteten Kloſter, einer Kirche, vielen anſehnlichen herrſchaftlichen Meierei-Gebäuden, von Menoniten bewohnt, welche das herrſchaftliche Gut in Pachtbeſtand hatten, und einem herrſchaftlichen Keller von ungewöhnlicher Tiefe. Dieſe Gebäude, nebſt vielen dazu gehörigen Feldgütern, wurden in neueren Zeiten größtentheils in proteſtantiſche Kirchengüter verwandelt, welche obgenannter Herr H. verwaltete. Während des Aufenthalts deſſelben an dieſem Orte hatten ſich unglaubliche Spukereien in ſeiner Wohnung zugetragen, die in dem dazu gehörigen Heime nicht unbekannt waren, und den in der Seherin von Prevorſt angeführten ähnlich ſind. Die Frau H. ſchilderte viele von dieſen Geiſterſcenen meinem Schwiegervater, in Gegenwart ſeiner Familie, und dieſer theilte mir, nach der Abreiſe der Frau H. und meiner Rückkunft in E., die Hauptſcenen dieſes Gaukelſpiels mit, welche mir den Wunſch einflößten, den berüchtigten Schauplatz ſelbſt zu beſichtigen, um Beiträge zu meinem Lieblingsſtudium, der Erfahrungsſeelenlehre, einzuſammeln. Herr Hofrath P. verſprach mir, künftiges Frühjahr 1809 mich nach D. R. zu begleiten, um genaue Unterſuchungen dieſer ſeltſamen Thatumſtände anſtellen zu können, wobei er mich, ohne Furcht, unterſtützen würde. Aber ehe die zur Reiſe beſtimmte Zeit kam, ſtarb mein Schwiegervater, der mir kurz vor ſeinem Ende verſchiedene Geſchäfte auftrug, wovon eines insbeſondere die Frau H. betraf, und mich nöthigte, mit ihr in Briefwechſel zu treten. Ich benutzte dieſe Gelegenheit, um von ihr, deren Gatte ſeitdem auch geſtorben war, einen genauen Bericht über die Geſpenſtergeſchichte in D. R. zu begehren, den ſie mir auf das Freundſchaftlichſte erſtattete. Verſchiedene Urſachen veranlaßten mich, meinen erſten Brief an ſie erſt den 18. April 1811 zu ſchreiben. Ich will Ihnen nun, mit Uebergehung aller nicht zu dieſer Sache gehörigen Stellen, Auszüge dieſer darauf folgenden Correſpondenz mit den eigenen Worten der geiſtlichen Verwalters-Wittwe H. mittheilen.

S., den 12. September 1811.

„Die Zeit, die mich zu allem Schreiben unfähig macht,
„benutzte ich dazu, um, wenn es nicht möglich, alle Fragmente, doch wenigſtens einzelne Stücke jenes Journals,
„das ich in der Zeit, in der die meiſten jener ſeltſamen
„Erfahrungen vorkommen, an meinem Bruder, dem K.
„S., hieher ſchicken mußte, wieder aufzutreiben. So
„viel Mühe ſich auch derſelbe und ich gaben, ſo konnten
„wir doch nicht das Mindeſte mehr erhalten. Die meiſten Aufſätze ſind höchſt wahrſcheinlich im B... Schloſſe
„geblieben, von wo, bei den jetzigen Veränderungen gar

„nichts mehr zu erwarten war. Sie, theurer Freund, nehmen alſo gütigſt mit der trockenen Erzählung der Erinnerung vorlieb. Ich bin froh, daß Sie ſelbſt die Präliminarien, die einer ſolchen Erzählung notwendig vorhergehen müſſen, für bekannt angenommen, und mir erſpart haben *).

„Mein und meiner Geſchwiſter Erziehung wurde von der erſten Jugend an, beſonders über den Punkt der Furcht, gewiß die ſorgfältigſte. Wir mußten allhier in der äußerſten Nacht in den tiefſten Keller, auf den höchſten Speicher, an das äußerſte Ende des Gartens und über den Kirchhof marſchiren, und einen Beweis, daß wir da waren, mitbringen. Ich darf ſagen, daß ich dadurch ſo furchtlos wurde, daß ich einer meiner Schweſtern und einigen Freundinnen meines Alters einmal den Vorſchlag that, an einen Platz, den uns das Geſinde unſeres Hauſes als verdächtig beſchrieb, in der Nacht zu gehen, um das dortige vorgebliche Geſpenſt zu belauſchen. Das Geſpenſt würdigte uns freilich keiner Erſcheinung; aber dieſes Experiment hatte doch eine treffliche Wirkung auf uns, ſo daß wir auch deßwegen bei der Entdeckung geſcholten wurden. In meinem ſechszehnten Jahre mußte ich die kleine Haushaltung meines älteſten Bruders auf einer Pfarre, eine halbe

---

*) Ich bemerkte ihr nemlich in meinem Briefe, vom 18. April 1811, daß ich mich nicht zu denjenigen Denkern bekenne, welche *Thatſachen abläugnen*, weil ſie dieſelben *nicht begreifen können*.

„Stunde von unſerer Heimath, verſehen. Hier drang
„ſich aber ſchon mir die Gewißheit auf, daß es Dinge
„unter dem Monde gibt, von denen nichts in unſern
„Schulbüchern ſteht.

„Meine Geſundheit litt ſo dabei, daß meine Mutter
„mich nicht länger dortlaſſen wollte. Mein Vater hin-
„gegen munterte mich auf, Alles zu tragen, und ich trug
„es. Später geſtand man mir auch, daß es bei den
„vorigen Bewohnern des Pfarrhauſes nicht beſſer geweſen
„ſey. Mein Bruder kam bald von dort hinweg, und ich
„kehrte in das väterliche Haus zurück, wo ich das Alles
„rein vergaß. Im Jahr 1794 ſtarb mein Vater, und
„nach ſeinem Tode heirathete ich, und kam nach D. N.,
„wo mein Mann Verwalter der geiſtlichen Güter und
„herrſchaftlichen Domänen war. Unſere Wohnung lag
„auf einem Berge, und es ſind nur drei Haushaltungen
„da: die des Verwalters, eines Fruchtmeſſers, und des
„Pächters der dortigen herrſchaftlichen Güter. Es war
„in früheren Zeiten ein Kloſter, deſſen Einwohner, bei
„der Reformation, auswanderten. Das Haus iſt klein
„und alt, aber die Natur daherum göttlich; ſo ſchön,
„ſo lieblich habe ich ſie nirgends geſehen. Wie glücklich
„fühlte ich mich da! Wie froh lebte ich! Aber wie bald
„ward dieſes Glück geſtört! Es war im Frühjahre, als
„ich hinkam. Den Sommer über mußte mein Mann
„oft in Geſchäften abweſend ſeyn. Meine Hausgenoſſen
„waren: ein Scribent, eine Nichte, damals in ihrem
„zehnten Jahre, ein gar munteres liebes Kind, und eine
„Verwandte, die als Magd bei uns diente. Gewöhnlich

„ung zwiſchen neun und zehn Uhr jedes in ſein Zimmer,
„und ich ſetzte mich dann noch zu einem Buche,
„und meiſtens, ſo lange es Sommer war, bei offener
„Stubenthüre. Der Raum iſt ſehr klein, und es ſtoßen
„drei Thüren und zwei Treppen, die eine von unten
„herauf, die andere auf den Speicher hinauf, im Bezirke
„von wenig Schritten zuſammen. Bald bemerkte ich,
„daß in mehreren Nächten ſich Jemand die ſehr ſchmale
„Treppe, die auf den Speicher führt, wo die Nichte
„und das Mädchen ihr Zimmer hatten, herabdrängte.
„Ich achtete weiter nicht darauf, und dachte, es wäre
„das Mädchen, das an einen gewiſſen Ort (den Abtritt),
„deſſen Eingang auf dem Platze vor der Stubenthüre
„(Hausflur) war, gehen wollte. Das Ding kam aber
„ſo oft vor, daß ich endlich das Mädchen fragte: ob ſie
„denn alle Nacht herab käme? Sie ſah mich mit einem
„lauteren Weſen an, und verſicherte mich, daß es ihr
„nicht einfiele, des Nachts aus ihrem Zimmer zu gehen.
„Ich paßte alſo, weil ich dieß für eine Lüge hielt, auf,
„und ſobald das Schleichen auf der Treppe wieder kam,
„war ich mit dem Licht da, und — fand nichts. Sonderbar!
„dacht' ich, mehr nicht. Endlich fing's vor der
„offenen Thüre an, den Boden zu fegen; ich war den
„Augenblick bei der Hand, und fand — immer nichts.
„„Sonderbar! (ſagte ich einmal) das fegt und
„fegt alle Nacht, und ich ſehe — Niemand!““
„Ich ſtand unter der Thür mit dem Licht, da klopfte es
„mehrere Male laut und ſtark an die Lambrie's in der
„Stube. Da ſank mein Muth; ich ging zurück, machte

„die Thüre zu, und — ging traurig zu Bette. Von
„dieſer Zeit an wurde es immer ärger. Es kam in die
„Stube; es ging in der Kammer hin und her; es
„machte ſcheinbar die Schlöſſer an Commoden und Käſten
„auf; aber nur, wann ich allein war. Nie konnte ich
„vor fünf Uhr Morgens einſchlafen. Mein Mann, dem
„ich's endlich klagte, ſchien es nicht zu glauben, und
„lachte mich aus. Endlich, da es einmal ganz deutlich
„hin und her marſchirte, fing er ſchrecklich an zu ſchelten
„und zu lärmen, daß mir Todesangſt wurde, es möchte
„ihm etwas geſchehen; und da geſtand er endlich, daß
„das Teufelszeug ihn, ſchon ehe ich da geweſen ſey,
„geneckt habe; doch ſo unverſchämt nie, wie jetzt. Mein
„Vater hatte uns in ſpäteren Jahren endlich doch geſagt,
„daß dergleichen Dinge vorkamen, wiewohl ſelten,
„und erzählte uns eine Geſchichte, die ihm, als er noch
„Hofmeiſter war, begegnete, beifügend, er hatte Alles
„aufgeſchrieben, und endlich Zeichen aufgeſpürt, an welchen
„er erkannte, wann es kommen würde. Hatte er
„ſeine Thüre, die locker war, ſchütteln können, ſo hatte
„er die Nacht hindurch Ruhe davor gehabt; wäre ſie
„aber unbeweglich geblieben, ſo hatte er Beſuch von dem
„Unſichtbaren bekommen. Ich wollte das auch wohl auf
„eine Art verſuchen; ich wollte den Tag, oder vielmehr
„die Nacht der Woche merken, wo das Weſen am geſchäftigſten
„war. Mehrere Wochen hindurch fand ich,
„daß es Donnerstags war. Kaum wollte ich mich darnach
„richten, ſo ſtürmte das Teufelszeug, wie ich's
„endlich oft mit meinem Manne nennen lernte, an allen

„möglichen Tagen auf mich ein, um alle meine Calculs
„zu ſchanden zu machen. Der Winter kam, und jede
„Woche wurde es ärger. Es war über unſerem Schlafzimmer
„eine große Dachkammer, in der ich ſchwarze
„Wäſche und allerlei Zeugs hatte. Da wurden nun oft
„ſchwere Kiſten mit vielem Geräuſch hin- und hergezogen,
„und endlich mit ſolcher Gewalt ſcheinbar aufgehoben,
„und auf den Boden geworfen, daß ich, ob ich ſchon
„wußte, daß keine dort war, doch oft glaubte, der Boden
„müßte eingedruckt, und wir todt geſchlagen werden.
„Das Haus war nur einſtockig, und das Dach
„ging ſo tief herunter, daß es ſehr möglich war, hinein
„zu kommen; ich lief alſo im Anfang allemal um Mitternacht
„oft mit dem Licht hinauf, um, wenn es Diebe
„wären, ſie zu verjagen; aber nie war nur das Mindeſte
„verkehrt oder verrückt. Das Mädchen rückte auch mit
„den bitterſten Klagen deßwegen heraus. Sie hatte ihre
„Noth den Leuten auf dem Hofe geklagt, die ihr die
„traurige Nachricht gaben, daß dieß Alles unſerem Vorfahren
„auf dem Platze auch begegnet wäre. Mich hielt dieß
„nicht ab, bei jedem Geräuſch und in jeder Stunde der
„Nacht dahin, wo es ſich äußerte, zu eilen, weil mir,
„um meiner Ruhe willen, Alles daran lag, eine natürliche
„Urſache aufzufinden; aber Alles umſonſt. Ich
„hielt die Sache lange äußerſt geheim; allein das Geſchwätz
„der Mägde, die faſt nicht mehr bleiben wollten,
„machten es laut; und einige Perſonen aus dem Dorfe,
„und ſelbſt die Wittwe eines vorigen geiſtlichen Verwalters,
„verſicherten uns, daß ich mir nur vergebliche

„Mühe geben würde, einen natürlichen Grund des „Spektakels aufzufinden. Mein Bruder, dem wir endlich unſere Noth klagten, mißbilligte mein Nachforſchen „in jeder Stunde der Nacht ſehr, weil ich mich, im „Fall, daß es, wie ich oft vermuthete, böſe Menſchen „wären, die uns ſchrecken wollten, ja der größten Gefahr ausſezte. Aber dafür ſorgte ich doch auch; ich „nahm immer einen Hund mit.

„Es war ein finſterer Gang im Hauſe, von dem faſt „immer der Lärm ausging, und der alſo allemal der erſte „Gegenſtand meiner Unterſuchungen war. Einen Hund „brachte ich nie weiter mit mir, als an den Eingang „dieſes Ganges. Ein treuer Pudel, den ich ſpäter hatte, „ging einige Schritte weiter; aber nie bis an das Ende „des Ganges; dorthin mußte ich allein gehen *).

„Ich kann Ihnen die tauſendfältigen Aeußerungen des „Dings nicht alle erzählen. Manchmal war es, als ob „eine Pulvermine unter uns losginge; die Wände ſchienen um uns zu zittern. So hob's einmal den Stuhl, „auf dem ich ſaß, mit mir auf. Manchmal ſchien's „einen Korb voll Zinngeſchirr vor mich hinzuwerfen. Es

---

*) Genaue Beobachter der Natur haben ſich durch viele Erfahrungen überzeugt, daß gewiſſe Thiere, z. B. Pferde und Hunde, Gegenſtände ſehen, die der Menſch, im gewöhnlichen Naturzuſtande, nicht ſieht, ob er gleich die Wirkungen unſichtbarer Weſen bemerken kann. Man kann ſich ſogar ſolcher Thiere bedienen, um die Orte auszuſpähen, wo ſich ſolche Weſen vorzüglich aufhalten.

„ſchoß Flinten ab. Ein Scribent, den wir hatten, und „der es mir immer auszureden ſuchte, geſtand doch eines „Morgens: er könne es nicht mehr läugnen, er hätte „auch einen Schuß gehört*). Die Küche lag am Schlafzimmer, da war nun oft ein Reibens, ein Aufwaſchen, „ein Herumwerfen von Geſchirr und Holz, als ob Alles „zerſtört würde. Ich ſtand dann immer feſt an der Thüre, „den Drücker in der Hand; und wenn es am ärgſten „war, riß ich die Thüre immer auf, und fand — „nichts, nicht das Mindeſte. Wäre nur ein Kochkeſſel am Boden gelegen, ich hätte mich überredet, „meine Einbildung hätte das Uebrige hinzugethan. So „wurde ich auch heimgeſchickt, wenn es dem Unſichtbaren „beliebte, einen Brand zu figuriren. Das erſtemal ſaß „ich zwiſchen zehn und eilf Uhr Abends noch an meinem „Spinnrade, und mein Mann neben mir, als ein Praſſeln, Kniſtern und Sauſen, als ob Alles im Feuer „ſtände, ſich an der Stubenthüre erhob; es war deſto „unerwarteter, als unſere Leute noch nicht eine Viertelſtunde ſich entfernt hatten. Sie können ſich vorſtellen, „mit welchem Entſetzen wir die Thüre aufriſſen; aber

---

*) Solche Flintenſchüſſe kommen auch in der ſeltſamen Geſchichte der ehemaligen franzöſiſchen Schauſpielerin Hippolyt Clairon vor, deren Erzählung uns Herr v. Meyer mittheilt in den Blättern für höhere Wahrheit. Neue Folge, erſte Sammlung. Berlin 1830. S. Nr. XI, und in der Geſchichte der zweiten Sammlung der Blätter aus Prevorſt S. 97.

„da war — Gott Lob! nichts. Kaum hatten wir uns
„wieder geſetzt, ſo begann das Nämliche wieder; ich ſtellte
„mich an die Thüre, und als es am ärgſten war, riß
„ich ſie wieder auf, und ſah — nichts. Oft ſchien
„etwas die Thürſchwelle ausgraben zu wollen; es dröhnte,
„ächzte und ſtöhnte in ſchwerer Arbeit, und immer hatte
„mein Belauſchen und Schnellaufmachen denſelben nichtigen
„Erfolg. So habe ich mir tauſendmal vergebliche
„Mühe gegeben, es zu überraſchen und einmal zu ſehen.
„Nur einmal wurde mir's ſo gut, wenn man dieß ſo
„nennen will. Wir hatten Winters oft Lichtgang (wie
„man die Beſuche in Winternächten bei uns heißt); ich
„mußte alſo ſpäter, als um zehn Uhr, noch Wein holen.
„Ich war kaum auf den erſten Stufen der Kellertreppe,
„ſo erblickte ich eine coloſſale kohlſchwarze Menſchenfigur,
„die von der Seite des herrſchaftlichen Kellers quer
„durch unſern Keller ſchwebte. Ich kann ſo beſtimmt
„nicht ſagen, wie mir war; doch blieb ich ſtehen, und ſo
„bald jene Figur in die entgegengeſetzte Seite verſchwunden
„war, ging ich vollends hinunter und holte den
„Wein, aber nie, ſo oft ich auch um dieſe Zeit hinabgehen
„mußte, habe ich je noch etwas dergleichen geſehen. Die
„Figur berührte den Boden nicht. Die zweite und letzte
„ſichtbare Erſcheinung, die der Unſichtbare bewirkte, war
„eine Feuerflamme, die ich einſtens, da ich mich zu Bett
„legen wollte, mit ungeheuerem Schrecken erblickte, weil
„ich glaubte, der Vorhang brennte, indem ich einen Vorhang
„hinaufflammen ſah. Ich war aber bald beruhigt,
„und erkannte dieß Phänomen für einen Spuk, den ſich

der Unſichtbare auf meine Koſten erlaubte, und legte mich ruhig nieder; aber ſo wohlfeilen Kaufs kam ich doch nicht davon; ein furchtbares Geheul floß von der Decke des Zimmers neben mir herab, und verlor ſich endlich gegen den Boden. Ich geſtehe Ihnen gern, daß von allen ſonderbaren, oft gräßlichen Scenen mir das Geheul, das oft neben mir tönte, die ſchauerlichſte war; es ſchien mir das jämmerliche Zeichen des Zuſtandes des Armen. O, Gott! wie elend mögen ſolche Weſen ſeyn, denn leider habe ich oft, wenn's ſo gar toll herging, und ich keine Ruhe hatte, den Unſichtbaren ausgeſcholten, und geſagt: »Hätteſt du beſſer gelebt, ſo müßteſt du jetzt nicht noch da ſeyn.« So weit kam's noch mit mir, die doch bei den zornigen Worten, die mein Mann gegen ihn ausſtieß, bebte. Auch rief ich oft, wenn der Unſichtbare ſchien das Nachtlicht auslöſchen zu wollen, drohend: »Unterſteh' dich! Pack' dich fort, der Herr beſchützet uns!« Oft zwitſcherte es an unſeren Betten auf eine häßliche Art, wie wenn mehrere Perſonen mit einander ſich zankend unterhielten, wodurch wir im Schlafe geſtört wurden. Manchmal klopfte es, wie mit einem Stecken, auf den Betthimmel meines Gatten, dem es am meiſten aufſätzig zu ſeyn ſchien. Manchmal, wenn ich am Spinnrade ſaß, ſtrich es mir, ſchnurrend, wie eine Katze, um meine Füße herum.

»Zwölfthalb Jahre war ich unermüdet, in dieſer ſonderbaren Angelegenheit mehr Licht zu finden, und ſuchte vergebens. Aber dort, wo ſchon ſo viele meiner

Theuren, Ihr allgeliebter Vater, ſeine würdige Gattin und ſein koſtbarer Bruder ſind, dort werde ich finden, was ich hier ahnete, aber vergebens ſuchte. Gewiß, theurer Freund! ſind Sie meines Geſchwätzes müde, und bereuen vielleicht ſchon längſt, daß Sie ſich an mich gewendet haben. Doch kann ich Sie verſichern, daß ich Ihnen noch nicht Alles umſtändlich erzählt habe, Sie hätten ſonſt vielleicht das Blatt weit weggeworfen; aber daß ich für das, was ich geſagt habe, nicht nur drei Finger aufheben, ſondern auch ruhig darauf ſterben kann, das verſichere ich Sie. Von *Jungs* Schriften habe ich die *weiſe Frau* und die *Scenen aus dem Geiſterreiche* geleſen, die letzten aber nicht zu meiner Beruhigung. Gott! was legt der Mann uns noch für Prüfungen auf! Erlauben Sie mir, hier die Meinung meines Bruders hinzu zu ſetzen in Rückſicht auf *Jungs Seelenlehre*. Jener ſagte mir: »*Jung hat einer ſehr guten Sache einen ſehr ſchlechten Dienſt gethan. Man muß ſeine ungeheure Phantaſie bewundern, aber lieben kann man ſie nicht.*« Jetzt erlauben Sie mir noch einige Worte von meiner eigenen Lage. Im Frühjahr [illegible] ſtarb mein Mann, der beinahe ein halbes Jahr krank war. Durch ſeine Pflege ganz erſchöpft, fiel ich bald nach ſeinem Tode in eine ſchwere langwierige Krankheit. Zween Brüder, die hier wohnen, der K. S. und der A. S., beſtimmten mich, meinen künftigen Aufenthalt hier zu nehmen. Ich erfuhr durch meinen

»Bruder den Tod Ihrer mir ſo werthen Anverwandten....
»Würdigen Sie auch künftig Ihrer Gewogenheit

Ihre
dankbar ergebenſte Dienerin,
K. H.,
Geiſtl. Verwalters-Wittwe.«

»N. S. Noch einige Wünſche erlauben Sie mir; »wäre mir möglich, oder zu hoffen, Sie oder Jemand »aus Ihrer geliebten Familie hier zu ſehen, wie viele »Erfahrungen ließen ſich noch mittheilen! Sie wenigſtens ſind nicht ſicher, daß ich einmal, wenn's immer »möglich iſt, Sie heimſuche, um Theil an Ihren Kenntniſſen und Erfahrungen in dieſer ſonderbaren Sache zu »nehmen, die, *ſo ſehr ſie auch als Thorheit geachtet wird, doch ſo groß iſt.*«

Auf dieſes Schreiben antwortete ich den 7. October 1811 mit Dank für die mitgetheilte Geſpenſtergeſchichte, und geſtand, daß meine jugendlichen Zweifel gegen die objective Realität ſolcher ſeltſamen Begebenheiten auf dem Grundſatze beruheten, daß nur diejenigen Gegenſtände Eindrücke auf unſere ſinnlichen Organe machen könnten, die man in der Naturkunde *Körper* nennt, ſie mögen auch noch ſo fein und einfach ſeyn, als das Licht, — die elektriſche, magnetiſche, galvaniſche, gasartige Materie, daß aber etwas *Nichtmaterielles, Geiſtiges* ſolche *grobkörperliche* Wirkungen hervorbringen könne, dieß überſtiege meine Faſſungskraft; ob ich gleich dem genialiſchen *Kant* zugeben mußte, daß ich ja eben ſo wenig begreifen könnte, wie meine

Seele, mein Ich, meinen Arm in Bewegung ſetzen kann, ich auch nicht läugnen konnte, die verborgenen Urſachen der mir erſcheinenden Wirkungen in der Körperwelt, welche Urſache die Philoſophen das Ding an ſich nennen, mit allen Sterblichen nicht zu kennen, es bliebe mir daher nichts übrig, als dieſe Sache, ohne deren Realität widerlegen zu können, bis mehr Licht darüber verbreitet werden würde, als ein Räthſel, das noch nicht aufgelöſet iſt, auf ſich beruhen zu laſſen; ob ich gleich, ſo widerſprechend es auch ſcheinen mag, an der Wahrheit der mir von meiner Freundin erzählten zwölfthalbjährigen Erfahrungen nicht einen Augenblick zweifeln, oder dieſelbe, bei ſo reinen Nebenbeobachtern, als etwas der Individualität der Erzählerin Eigenthümliches, was die Philoſophen Subjectivität heißen, zuzuſchreiben mich getraue. Jedoch bleibe immer die Frage äußerſt ſchwierig: welchen Zweck ſolche Spukereien haben ſollten? Ich begehrte auch noch hiſtoriſche Notizen und Sagen über das Kloſter, über den Nachfolger im Amte ihres verſtorbenen Gatten, und legte folgende Fragen vor: Ob der Spuk noch fortdauere? Ob Zwiſchenräume zwiſchen den Scenen, und wie große, ſich vorfanden? Wie die nach D. N. geſandte Commiſſion die Sache befunden? Ob man nicht genauer erfahren könnte, — in welchem Orte der Bericht derſelben hinterlegt ſey? Die Antwort meiner Freundin aus C. vom 20. Juni 1842 zeigte mir eine Kette von Unglücksfällen, die es ihr unmöglich machten, meine Wünſche in genauer Beantwortung meiner Fragen zu erfüllen. Meine Antwort vom 14. September 1812 enthielt blos Troſtgründe über ihre kummervolle Lage. Um den Verluſt der beſtimmten Antwort auf meine vorgelegten Fragen einigermaßen zu erſetzen, erhielt ich eine kleine Epiſode in einem Briefe aus C. vom 22. December 1812, in welchem ſie Folgendes meldet:

„Ich muß Ihnen doch einige Erfahrungen in dergleichen Dingen (Geiſtererſcheinungen) während meines „Aufenthalts bei meiner Nichte im A. L. mittheilen. Das „Pfarrhaus (ihr Gatte war Pfarrer daſelbſt) liegt ſo einſam zwiſchen Bergen und Waldungen, daß ich Beſorgniß „wegen Einbruch äußerte. Meine Leutchen verſicherten „mich aber, daß ſo Etwas nicht zu beſorgen wäre, weil allgemein angenommen ſey, daß Geiſter ihr Weſen darinnen „hätten; dieſe Meinung hätte, wie ihnen ſchon mehrere „Perſonen erzählt, ein vor vielen Jahren da geweſener, gar nicht exemplariſcher Pfarrer, durch manche „Gaukeleien, die er den Pfarrkindern vorgemacht, beſtätigt zu haben geſchienen. Da alſo die Leute ſelbſt dieß „wiſſen, ſagte ich, nemlich, daß der Pfarrer ſie geäfft „habe, ſo könnt ihr von dieſer Volksſage wenig für eure „Sicherheit vor Dieben hoffen. Mir fiel alſo gar nicht „ein, daß wirklich Etwas an der Sache wahr ſeyn könnte; „und ich war ſo ruhig darüber, als man ſeyn kann. Und „doch mußte ich hier einige Erfahrungen in dieſem Fache „machen. Ich hörte einmal, da ich ſchlaflos da lag (mein „Zimmer war im zweiten Stockwerk und neben daran ein „Zimmerchen für die Magd), Jemand ganz deutlich von „der geſchloſſenen Thüre her durch mein Zimmer gehen.

„Da es nicht ganz finſter war, ſah ich mich um und fragte: „Wer iſt da? Aber es war nichts zu ſehen, noch zu „hören. So kam es drei bis viermal. Alle Nachſuchung „war vergeblich, es konnte auch Niemand hereingekom„men ſeyn. Das Ding war mir ungelegen, und ich „that endlich, was Sie vielleicht nicht billigen werden. Ich „bat Gott laut, mich mit dieſen Plagen zu verſchonen. „Wenn Sie, beſter Freund, wüßten, wie ſehr meine „Geiſteskräfte durch die vielen Erfahrungen dieſer Art „gelitten haben, ſo würden Sie mir wohl verzeihen, daß „ich mich, beſonders in einem Hauſe, wo ich nicht zu blei„ben hatte, keinen neuen Erfahrungen ausſetzen mochte; „auch wurde ich von da an ruhig gelaſſen. Nur noch „zweimal geſchah es am hellen Tage, daß, wenn ich die „Treppe aus dem untern Hauſe heraufging, jemand ſehr „deutlich neben mir herging, und, wie ſchnell ich mich auch „umſah, doch Niemand da war. Wir hatten einmal auf „einige Tage Beſuch von einer Bekannten, ich überließ „ihr mein Zimmer und ſchlief in einem daneben. Dieſe „fragte mich den dritten Morgen, an welchem ſie da war, „ob ich heute Nacht durch ihr Zimmer geſchlichen wäre? „Ich verſicherte ſie, der Wahrheit nach, daß ich nicht aus „dem Bette gekommen wäre. Sie verſicherte aber eben„falls, daß Jemand durch ihr Zimmer gegangen, und „ich geſtand ihr endlich, daß es mir auch ſchon geſchehen „wäre."

Dieſes Schreiben beantwortete ich kürzlich den 28. Hornung 1813. Ich dankte ihr für die fortgeſetzte Mittheilung ihrer Erfahrungen aus der überſinnlichen Welt, und gab ihrem Gebete, daß der Herr ſie mit ſolchen Prüfungen verſchonen möchte, vollen Beifall; indem ich die Wirkſamkeit eines ſolchen Präſervatifs aus mehreren anderweitigen Erfahrungen kannte. Ich theilte ihr auch meine jetzigen Anſichten über die Geiſterkunde mit, die ich hier übergehe, da ſie von mehreren geſchickteren Federn ſchon öfters öffentlich dargeſtellt worden ſind, und meine Stimme zu unbedeutend wäre, um den Glauben an Gegenſtände zu vermehren oder zu vermindern, welche auf Thatſachen beruhen, die jeder das Recht hat zu glauben oder zu verwerfen: ob es gleich ſehr unhöflich wäre, um nicht mehr zu ſagen, die Vermuthung zu äußern, daß eine verſtändige Perſon mehr als den ſechsten Theil ihres Lebens mit ihrem Gatten und einem Theile ihrer Umgebungen in einer Art von Wahnſinn zugebracht haben konnte. Ein von Philoſophen und Theologen eingeſtandener Satz, daß, was der Menſch hier ſäet, er in einer andern Welt ärndten werde, mag übrigens den beſten Schlüſſel zu einer Theorie der Geiſterkunde darreichen.

In einem Briefe aus C. vom 7ten April 1813 dankte mir meine Freundin für meine Bemerkungen. Was aber die verſprochenen Zuſätze zu der erzählten großen Geſpenſtergeſchichte anlangt, ſo ſagte ſie: „Schwerlich werde „ich ſobald das Glück haben, Sie zu ſehen: denn, leider, „liegt der nahende Sommer ſchwarz und Gewitter „drohend vor uns.“ (Sie deutete auf den Krieg der Alliirten gegen Frankreich.) „Ich will aber ſuchen, jene

„rückſtändigen Ereigniſſe, die Sie zu wiſſen wünſchen, „nach und nach aufzuſchreiben, und Ihnen mitzutheilen.“

Durch mancherlei Umſtände wurde von jezt an unſer Briefwechſel unterbrochen bis den 8ten September 1818, da ich meiner Freundin wieder ſchrieb. Ich erinnerte ſie an den verſprochenen Nachtrag zur O. N. Geſchichte und an die ihr in meinem Briefe vom 7ten October 1811 vorgelegten Fragen, beſonders auch, ob denn gar keine Hoffnung da ſey, den Bericht der von höchſter Behörde abgeſandten Commiſſion über dieſe Sache zu erhalten, worin viele mir nicht angegebene Ereigniſſe des Spukgeiſtes ſich befinden ſollen? Ich begehrte auch Nachricht über einige magnetiſche Seher und Seherinnen ihrer Gegend. Hierauf erhielt ich ihre lezte Antwort aus E. vom 27. September 1818, worin ſie über Altersſchwäche klagt, die ihre Feder lähme und von Unglücksfällen in ihrer Familie ſpricht. Ueber die Nachfolger in der geiſtlichen Verwaltung zu O. N. ertheilte ſie einige wenige Angaben, die aber zu keiner Publicität geeignet ſind. Doch bemerkte ſie, daß der Nachfolger ihres verſtorbenen Gatten nur eine kurze Zeit im Amte blieb und eine andere Stelle erhielt; dann wurde das Haus einem alten Penſionnär überlaſſen, der auch nur kurze Zeit daſelbſt blieb, und von welchem man nichts weiter erfahren hat. Hierauf wurde der Dienſt von E. aus verſehen.

Im Jahr 1815 verſicherte mich Mademoiſelle L. von E., Schweſter eines angeſehenen Handelsmannes in M., daß Hr. S., der erſte Nachfolger des verſtorbenen Gatten meiner Freundin, ebenfalls ſich bei ſeinen Freunden beklagt habe, von dem Geſpenſte in D. N. geplagt worden zu ſeyn, ob er gleich aus Klugheit, um ſeinen Wohnort nicht in ein übles Gerücht zu bringen, gegen fremde Perſonen ſehr zurückhaltend über dieſen Punkt geweſen ſeyn, und den Seinigen dieſelbe Klugheit anempfohlen haben ſoll. Ungefähr 8 Jahre ſpäter machte ich die perſönliche Bekanntſchaft dieſes Hrn S., eines ſehr verſtändigen und geſchickten Mannes. Er ſchien auch gegen mich ſo ziemlich zurückhaltend zu ſeyn. Jedoch da er merkte, daß mich die Spukereien in D. N. ſehr intereſſirten, noch mehr aber ſeine ſehr gebildete Familie, ſo geſtand er mir, ein Klöpfeln an dem Getäfel der Zimmer und ein Werfen, wie mit Erbſen*) gehört zu haben. Ich habe ihm auch verſchiedene hiſtoriſche Notizen über D. N. zu verdanken. Dieſer Herr hat nach einiger Zeit S. verlaſſen und hat die Stelle eines Domänenverwalters in N. erhalten.

---

*) In der berüchtigten Wohnung zu D. N.

Recenſion.

Schlüſſel zur Geiſterwelt, oder die Kunſt des Lebens. Von J. Kerning. Leipzig und Stuttgart, J. Scheible's Verlagsexpedition. 1833. 218 S. 8.

Recenſent kennt den Verfaſſer nicht, weiß nicht, ob der Name J. **Kerning** ein wahrer oder angenommener iſt. Er kann nur ſagen, welchen Eindruck das Buch auf die meiſten Leſer machen muß; nämlich den einer hypothetiſchen Speculation oder eines philoſophiſchen Romans. Andere möchten wohl gar eine Myſtification darin finden; allein dafür enthält das Buch zu viel Ernſt und Wahrheit, und jeder Schriftſteller hat billig die Vermuthung für ſich, daß er es aufrichtig meine. Indeſſen iſt es auffallend, wenn man in der Vorrede lieſt: „Die geſchichtliche Form, welche zu dieſer Aufgabe gewählt wurde, ſchien in jeder Beziehung die zweckmäßigſte, weil die Geſchichte, indem ſie als erklärendes Gleichniß daſteht, zugleich ein Zeugniß der vorhandenen Eigenſchaften und der Möglichkeit ihrer Anwendung gibt;“ und den Zuſatz:

„Die Begebenheiten ſind aus ſichern Quellen gezogen, und laſſen in Hinſicht ihrer Wahrhaftigkeit keinen Zweifel übrig.“ Hiebei wird man fragen, warum der Verf. dieſe Quellen nicht angegeben hat. Zwar die erſte Geſchichte, Krz. überſchrieben, iſt eine Privatgeſchichte, die aus Privatmittheilungen ſtammen kann*); aber die zweite: Blicke ins ſiebenzehnte Jahrhundert, die weitläufigſte, erwächst aus einer Gelehrtengeſchichte zu einer lauten Stadtgeſchichte, die irgendwo verzeichnet ſeyn mußte, und wobei nach ſo langer Zeit kein Grund war, Namen zu verbergen und unvollſtändig anzugeben (wenn es nicht Hieroglyphen ſeyn ſollen?), endlich die dritte: Blicke ins dreizehnte (und wie das Druckfehlerverzeichniß hinzuſetzt: und vierzehnte) Jahrhundert, wird aus einer Rittergeſchichte zu einer Reichsgeſchichte, und auch hier ſind die Namen nur angedeutet, und nirgends ein Citat oder ein Beleg, woran man ſich der Wahrheit erholen könnte. Alle dieſe Geſchichten müſſen aber um ſo gewiſſer Dichtung enthalten, weil ſich darin ausführliche Geſpräche finden, von einerlei Styl, weder von innen noch von außen mit einem urkundlichen Gepräge verſehen. Wollte alſo, wird man ſagen, der Verf. die aufgeſtellte Theorie in hiſtoriſche Gewänder kleiden, ſo erforderte der Glaube, den er anſpricht, und die Heiligkeit der Sache, daß er die erfundenen Novellen als ſolche gab; ſind es aber wahre Begebenheiten, ſo durfte er ſie um keinen Preis verändern oder verſchönern, ſondern mußte neben die Documente ſein Gutachten nach Belieben in dialogiſcher oder monologiſcher Form ſetzen; denn nun mißtrauen wir den Erzählungen, der Theorie, und, was das Schlimmſte iſt, der Meinung des Schriftſtellers.

---

*) Dieſe Geſchichte enthält die zum Roman gemachte Geſchichte eines jungen Schreiners, Namens Lauter, aus Stuttgart. K.

Es iſt wahr, wird man hinzu ſetzen, daß ein ſolches Apokryphon (um nicht pia fraus zu ſagen) aus guter Abſicht entſtehen kann. Jemand erinnert ſich, daß ihm einſt eine gute Ermahnungsrede aus der Feder eines frommen Predigers zu Geſicht gekommen, welcher derſelben die Geſtalt einer Epiſtel des heil. Paulus gegeben hatte. Er rieth, um der Form willen, dringend ab, das Manuſcript in die Welt zu ſchicken, und einen gleichen Rath würde er auch unſerm Verf. ertheilt haben. Denn dieſer muß nun ſchon einſehen, daß „die Begebenheiten hinſichtlich ihrer Wahrhaftigkeit großen Zweifel übrig laſſen.“ Soll hiebei nur an die innere Wahrhaftigkeit vermöge der darin enthaltenen Lehren oder auch einzelner wirklichen Thatſachen gedacht werden, ſo iſt der Ausdruck viel zu unbeſtimmt, und die Verſicherung wird hierdurch zur Unwahrheit. Sint proxima veris — die Regel der Dichtkunſt thut's bei Unterſuchungen über die Wunderwelt nicht, wenn das Erzählte beweiſendes Beiſpiel ſeyn ſoll.

Die Aufgabe ſelbſt erſieht man aus dem Anfang der Vorrede: „Die Zeit verlangt über das Weſen der Geiſterwelt in Kenntniß geſetzt zu werden, denn ſeit Jahren wird darüber geſprochen und geſchrieben. Wie wenig genügend die Aeußerungen der Somnambulen und die Geiſterſehereien nervenſchwacher Mädchen und Frauen ſeyen, erfahren wir täglich, denn es geht aus allen ihren Erſcheinungen und Erklärungen keine poſitive Wahrheit hervor. Keine von allen ihren Wahrnehmungen erhebt ſich über ihre beſchränkten Meinungen und über die Vorurtheile der Gegend und des Orts. Aus dieſem Grunde ſah ſich der Verfaſſer veranlaßt, die Sache näher zu beleuchten und von einem Standpunkt aus zu betrachten, wo die Geſetze der Vernunft nicht Noth leiden, ſondern ein höheres Gebiet für ihre Thätigkeit gewinnen.“

Der Verf., wiewohl er nachher ſagt: „Es iſt hier nicht die Abſicht, zu tadeln oder vorzugreifen ꝛc.,“ verwirft hier doch wirklich mehr, als er ſollte, erhebt ſich mit Unrecht über Erfahrungen, die uns zur Anregung, zur Lehre und zur Unterſcheidung, als roher Stoff, gegeben ſind, verallgemeinert aus Unkunde ihre Gebrechen, und ſtellt ihnen eine Theſis entgegen, die ihnen gar nicht zuwider iſt; denn auch ſie ſind, bis auf die einzelnen offenbaren Irrthümer, von einem Standpunkt aus zu betrachten, wo die Geſetze der Vernunft, wofern ſie in ihren naturgemäßen Schranken bleibt, und ſich den Geſetzen eines höhern Gebietes unterwirft, in das ja der Verf. einführen will, nicht Noth leiden. Indeſſen wollen wir weiter ſehen.

Er ſagt noch mehr: „Wahrheit aber iſt nur möglich, wenn derjenige, welcher ſie Andern mitzutheilen ſucht, ſolche ſelbſt empfunden hat, und auf der Stufe ſteht, wo die Erſcheinungen der Geiſterwelt ſich offenbaren und ihm Materialien zu neuen Begriffen und Denkformen geben. Die reine Wahrheit erfordert die höchſte Unmittelbarkeit; nur das offene Ohr kann die Harmonie der Töne vernehmen, nur wer im Reiche des Geiſtes ſelbſt Erfahrungen gemacht hat, kann darüber Grundſätze aufſtellen, und ſo erſcheint dieß Werkchen nicht ſowohl zur Beurtheilung, als vielmehr zur Belehrung für diejenigen, denen es Ernſt iſt, über den Zweck des menſchlichen Lebens ins Klare zu kommen."

Wären die Erzählungen nicht ungewiſſen Urſprungs, ſo könnten „diejenigen, welche im Reiche des Geiſtes ſelbſt Erfahrungen gemacht haben," die darin handelnden Perſonen ſeyn. So aber muß, wird man behaupten, der Verf. ſelbſt für einen ſolchen gelten, und in dieſem Fall würden wir ihm Dank wiſſen, wenn er die eigenen Erfahrungen, deren er ſich rühmt, ſo weit ſie mittheilbar ſind, angedeutet, und ſie wenigſtens nicht ſtillſchweigend mit Dichtungen vermiſcht hätte, weil es für den Unkundigen allzu ſchwer iſt, aus einem ſolchen Gemenge ſichere Belehrung zu ſchöpfen, und es weder klug noch recht iſt, den Kundigen die zuverläſſige Grundlage der Beurtheilung zu entziehen. Denn auch der Kundige, der nicht allwiſſend iſt, bedarf conſtatirter Thatſachen, ſeine Kritik iſt allerdings zu täuſchen, weil der Bezirk der Möglichkeiten ins Unendliche reicht, und nur ſeine Grenze findet, wo entweder eigene Erfahrung oder die von Gott geoffenbarte Lehre und geſchenkte Erleuchtung ihm ſolche anweiſt. Eine Abſicht, zu täuſchen, möchten wir aber dem Verfaſſer nur ſehr ungern zuſchreiben.

Indeſſen will Rec. für ſein Theil dem Verf. ſeine Ironie gern zu gut halten. Eine ſolche iſt hier offenbar gebraucht. Jeder Verſtändige ſoll von ſelbſt einſehen, daß die Geſchichten, wie ſie da geſchrieben ſtehen, nicht vollſtändig wahr ſeyn können, daß es nur Paradigmen für die Expoſition ſind, daß es Symbole ſind, nach Erfahrungen geformt und damit durchwoben, daß ihre Aufſtellung vielleicht auch dienen ſoll, die Meinung und Perſönlichkeit des Verf. zu verhüllen.

Faſſen wir nun das Ganze des Buches ins Auge, ſo iſt das Strebeziel, auf welches darin hingewieſen wird, edel und wahr; es bleibt es auch dann, wenn der Verf. die Erforderniſſe der Anleitung falſch begriffen, wenn er Unrichtigkeiten eingeſtreut, ja, was am allerwenigſten zu hoffen oder zu wünſchen iſt, wenn er nur ein ſchriftſtelleriſches Spiel getrieben hätte.

Der Verf. legt mit Recht den Satz zu Grunde, der Menſch ſey in höchſter Vollkommenheit (das kann jedoch nur heißen: der Anlagen) aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, und habe ſich von ſeinem Urzuſtande getrennt, der ihm die Gemeinſchaft mit Gott und allen Geiſtern zum Lebensziel geſetzt habe. Er ſetzt hinzu, dieſe höhere oder außerſinnliche Welt ſchließe ſich Jedem auf, der unbefangen ſuche, der nicht geblendet ſey vom Dunkel der Schulweisheit und ſelbſtgemachter Tugend; um dieſer Verblendung zu entgehen, ſoll ſich der Menſch als ſelbſtſtändiges Geſchöpf betrachten, das eigene, freie

Erkenntniß habe, und nicht erſt bei Andern das Ziel ſeines Daſeyns ſuchen müſſe; und dieſen freien Zuſtand werde er erringen durch Selbſtgebrauch ſeiner Kräfte, durch Inſichſchauen in ſeines Lebens geheimſte Werkſtätte, und durch das Erkennen der Wirkungen, die daraus entſpringen. — Wir geben dieſes Alles unter den erforderlichen Bedingungen zu, die vornehmlich in dem Beruf und Willen Gottes beſtehen, ſodann in den verſchiedenen Graden und Arten der Geiſtesfreiheit und der Gaben, in der verordneten Zeit des Wachsthums und der Reife, und in der entſchiedenen Abhängigkeit von dem, was von Gott ausgegangen iſt, nämlich von ſeinem Wort. Denn nur, „wenn euch der Sohn frei macht, ſeyd ihr recht frei, und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen" (Joh. 8, 36. 32.), und es ſind mancherlei Kräfte u. ſ. w. Wer das Maß, die Zeit und das Fach ſeines geiſtigen Berufes eigenwillig überſchreitet, geräth in Vorwitz.

Die Beſtimmung des Menſchen, heißt es ferner (S. 7), iſt geiſtiger Natur und kann nicht im Sichtbaren erreicht werden. Die Zukunft iſt des Menſchen Ziel. Für die Geiſterwelt iſt der Menſch geboren, nur in ihr kann er erreichen, was ſeine Seele begehrt: ein bleibendes Daſeyn in ununterbrochenem Frieden. Ewige Dauer im ſeligſten Genuſſe des Lebens iſt daher die Beſtimmung des Menſchen, welche er nur in der Geiſterwelt ſuchen und finden kann. — Dieſes Ziel ſoll, auch nach des Verf. Meinung, den Menſchen keineswegs von ſeinem irdiſchen Tagewerke abhalten, ſondern ihn nur beſſer dazu befähigen.

Er ſoll in ihm die Kräfte geltend machen, die jene freie Erkenntniß ihm erwirbt. So beſtimmt, wüßten wir nicht, was gegen dieſe Richtung auf die Geiſterwelt zu erinnern wäre, da der Menſch, er mag wollen oder nicht, früher oder ſpäter aus der vergänglichen Körperwelt und dem zeitlichen Geſchäfte in die ewige Welt der Geiſter hinüber muß, und es nur darauf ankommt, daß er dort auch den Frieden und den ſeligen Genuß des Lebens findet, den die heil. Schrift ihm hier ſchon voraus im Glauben und in der Hoffnung zuſichert. Daß ein jeder fromme Chriſt hier mit der ſeligen Geiſterwelt befreundet iſt, die ſein ewiges Erbtheil werden ſoll, daß kein Menſch außer Zuſammenhang mit der Geiſterwelt ſeyn kann, wovon er ja einen Theil in ſich trägt, wer will es läugnen? Ob man nähere Wahrnehmung von ihr vor dem Tode haben kann, das iſt die Frage, und ſie beantwortet ſich ſchon durch jedes beſondere Geſchick, durch jede Rührung des Gebets; warum ſollte ſich der Vorhang für Einzelne nicht auch weiter heben können?

Der Verf. ſetzt nun aber (S. 9) feſt, der Menſch könne außer ſich nicht in die Geiſterwelt eindringen, er müſſe in ſich gehen und daſelbſt ihren Geiſt belauſchen; wovon wenigſtens ſo viel wahr iſt, daß ohne Anregung des innern, geiſtigeren Sinnes, auch keine äußere Erſcheinung aus der Geiſterwelt ſich uns wahrnehmbar machen kann, wie die Erſcheinungen der Körperwelt von den äußern Sinnen ohne Weiteres aufgefaßt werden. Daher iſt es ſehr natürlich und begreiflich, daß bei verſchloſſenem innern Sinn keine Wahrnehmung Statt hat. Als erſten Beleg zu dem ausgeſprochenen Satz gebraucht der Verf. den Magnetismus, „welcher die Behandelten in einen Zuſtand verſetzt, der dem äußern Sinnenleben gerade entgegen iſt" — wobei „ſich zwei Ich zeigen, ein Aeußeres und ein Inneres." Er ſtehe aber noch ſehr unvollkommen da, weil wir ſeine Erſcheinungen nur an Kranken und Schwachen beobachten. „Wenn die Zeit kommt," heißt es, „wo der Mann in den magnetiſchen Zuſtand verſetzt wird, dann können wir Entdeckungen erwarten, die alle jetzige weit hinter ſich laſſen. Der Mann iſt geboren zu leuchten, in ihm muß ſich die Würde der Menſchheit herſtellen, und dieſes iſt nur möglich, wenn er jenen geiſtigen Zuſtand erringt, in welchem er die Bedingungen des Lebens erfahren und mittheilen kann. Noch mehr! der Mann als ſelbſtſtändige Kraft, auf den kein Anderer mehr einwirken kann, muß ſich ſelbſt in den Zuſtand des Magnetiſirten verſetzen und davon befreien können, wie es die Umſtände erfordern; nur dann iſt er im Stande, eines mit dem andern zu vergleichen und ein ſicheres Urtheil zu fällen. Nun fragt es ſich: ob es nicht möglich wäre, ſich den magnetiſirten Zuſtand als bleibend vorzuſtellen, ſo daß der Menſch mit ſeinem innern Ich dachte und beſchlöſſe, und das äußere nur zu groben Verrichtungen gebrauchte? Eine ſolche Lebensanſicht würde uns auf einen Standpunkt ſtellen, wo manche Erſcheinung ſich aufklärte, die wir mit der gewöhnlichen Schulgelehrſamkeit nicht zergliedern können. Ja, der Menſch ſtünde auf dieſe Art ganz als eigene Gattung da, [als ein Weſen] deſſen Bedürfniſſe aus dem Geiſt entſpringen und dem die Thiernatur als Unterlage diente, um ſeine geiſtigen Kräfte darauf zu bearbeiten. Hier ſind wir auf dem Punkte, wo ſo Viele in Verwirrung gerathen, weil ſie von jenem Zuſtande allzuweit entfernt ſind, und dennoch beruht auf der Annahme deſſelben die Enthüllung aller Geheimniſſe, auf die die Geſchichte uns hinweiſt, und welche die Bibel zu einem göttlichen Buche erheben. Was lehrt uns Chriſtus anders, als in den Geiſt zu kommen und das verlorene Paradies wieder zu gewinnen? Jener Zuſtand iſt Geiſt, und — iſt das verlorene Paradies. Im Geiſte ſeyn, in ihn kommen, in ihm leben, ſind die Bezeichnungen aller jener erleuchteten Männer, die mit den Kräften ihres innern Lebens die Schöpfung durchſchauten und in die Zukunft blickten" ꝛc.

Ueber dieſe Cardinalſtelle wäre Folgendes zu erinnern. Da der Menſch ein doppeltes Ich hat, ſo kann im Magnetismus bei der Krankheit und Schwäche des äußern, alsdann unthätigen, das innere eine geſunde Wirkſamkeit beweiſen, die ſich denn der Erfahrung nach auch auf das äußere verbreitet. Nothwendig iſt dieſer praktiſche Gegenſatz nicht, aber ſo möglich, als bei äußerer Geſundheit auch die innere iſt, ebenſo und noch möglicher insgemein iſt jenes umgekehrte Verhältniß, weil das äußere Ich, das normal geſunde, hindernd, hemmend und bedruckend auf das innere wirkt, und wenn letzteres unabhängig von ihm geworden, ſich ſeine Flügel frei entfalten können, unangeſehen, wie das äußere ſich befindet. Der Verf. ſagt ſelbſt (S. 13): „Mit dem innern Ich ging der Menſch aus der Hand des Schöpfers, das äußere hat die Welt ihm gegeben; und wie mächtig dieſes auf ihn wirkt, läßt ſich daraus ſchließen, daß die meiſten Menſchen keine Spur, ſogar keine Ahnung eines innern, geiſtigen und freien Lebens mehr haben.“ Eine abſolute Geſundheit oder Freiheit des Innern iſt darum bei den Magnetiſirten oder andern Ekſtatiſchen keineswegs vorauszuſetzen, ſonſt wären Alle, die auf ſolche Weiſe im Geiſt ſind, auch gleich hellſehend, wären ganz heilig, wären allwiſſend, und überſprängen das Geſetz der Natur, das auch das Geſetz des Paradieſes war, und Wachsthum, Reife heißt. Es gibt aber außer den kranken Magnetiſirten auch wirklich geſunde Seher und Seherinnen, die letzte Zeit hat dergleichen Beiſpiele gebracht, und ihr entzückter oder klarſichtiger Zuſtand kam von religiöſer Anregung oder Einſpannung. Auch dieſe waren nicht unfehlbar, hatten zuweilen ihre eigenen Fächer des Sehens, z. B. Heilmittel zu verordnen, während andere in die Zukunft, andere ins Ueberirdiſche ſahen. — Warum aber nur der Mann, und nicht auch das Weib? Es ſind Männer magnetiſch und ekſtatiſch geworden, wie ſchon bemerkt; aber die weibliche Natur hat ſie wegen ihres zartern Nervenbaues und größern Empfänglichkeit bis jetzt überboten. Stellen wir uns den paradieſiſchen Zuſtand vor, welchen der Verf. meint, wo der Unterſchied der äußern Organiſation weit mehr in ſeiner nachtheiligen Wirkung verſchwunden, wenn nicht gar aufgehoben ſeyn würde, ſo würde Mann und Weib auf gleiche Weiſe, d. i. ſchlechthin als Menſch, oder auf eine ergänzende Weiſe leuchten, das männliche Geiſteslicht das weibliche ſtärken, und das weibliche jenes verfeinern. Nehmen wir die Geſchichte zur Hand, ſo ſagt uns die Bibel von Propheten und Prophetinnen, obgleich jene vorzugsweiſe das Wort des Herrn zu verkündigen hatten; und wer kennt nicht aus dem profanen Alterthum die Sibyllen, die Pythia, die Alrunen? Der Verf. baut in ſeiner Theorie zu viel auf die männliche Selbſtſtändigkeit, „auf die kein Anderer mehr einwirken kann;“ denn eben jene vorzugsweiſe Berufung der männlichen Propheten oder Seher und Wunderthäter des alten und neuen Teſtaments beweiſt, daß der Menſch zur Wiedererringung der verlorenen geiſtigen Kräfte ſich vielmehr leidend als ſelbſtwirkend verhalten muß, und daß es nur eine Synergie, ein Mitwirken iſt, wovon die Rede ſeyn kann, und wonach der Apoſtel ſeinen Timotheus erinnert, zu erwecken oder anzufachen die Gabe Gottes, die durch Handauflegung in ihn gekommen ſey (2 Tim. 1, 6. vg. 1 Tim. 4, 14.). Die Apoſtel wurden plötzlich mit urſtändlichen und göttlichen Kräften vom Himmel herab getauft, ohne wenigſtens ganz das Was und Wie zu ahnden, und Andern ging es eben ſo durch ſie, wenn der heilige Geiſt auf ſie fiel (Apoſtelg. 10, 44.). So wie dieſe unwillkührlich von oben erleuchtet wurden und mit Kräften angethan, ſo iſt auch ein Aufſteigen von unten hinauf mit Willen und Arbeit möglich, damit die obere Lichtkraft uns begegne; und dieſes iſt dann das rechte Selbſtmagnetiſiren, wenn wir es ſo nennen wollen, von dem der Verf. mit zu viel Vertrauen auf die eigene Kraft des Mannes zu reden ſcheint, und wovon ſchon Viele einige Erfahrung gemacht haben, ohne es zu wiſſen, indem ihrer Begierde mancherlei Gaben zum nöthigen Gebrauch entgegengekommen ſind, auch Gaben für dieſe Welt und ihre Geſchäfte. Der magnetiſche oder vielmehr geiſtesfreie Zuſtand muß auf ſolchem Wege allerdings bleibend werden können, allein auch er wird erſt wachſen und mit großer Sorgfalt gehütet werden müſſen. Steht nun gleich der Menſch bereits wirklich als eigene Gattung da, als ein Weſen, „deſſen Bedürfniſſe aus dem Geiſt entſpringen, und dem die Thiernatur als Unterlage dient, um ſeine geiſtigen Kräfte darauf zu bearbeiten“: ſo iſt es doch gewiß, daß wenn er ſeinen Urſprung wieder ſucht, er ſeine Gattung zur eigentlichen Menſchenwürde ſteigert, zur Gewalt, welcher die jetzige Thiernatur dann in allen Beziehungen unterwürfig ſeyn und dienen muß, und auch ſelber dadurch veredelt wird. Eine ſolche Macht hat der Sohn Gottes in ſich dargeſtellt und dem Menſchen wiedererworben; und obgleich ſich Analogien und Bruchſtücke davon auch unter nichtchriſtlichen Völkern finden, ſo hat doch nur Chriſtus den Schlüſſel zum wahren Paradies, und iſt der ſicherſte Führer dahin. In daſſelbe iſt hienieden Wenigen ein Blick, ein Schritt verſtattet, ein Blatt vom Holze des Lebens zu pflücken vergönnt, noch Wenigern mit Paulus dahin entrückt zu werden, daß ſie nicht wiſſen, ob ſie in oder außer dem Leibe ſind (2 Korinth. 12. 4); und wer dieſen Beruf noch nicht hat, ſuche ihm nicht ungeduldig vorzueilen, denn für dort, nicht für hier, iſt allen frommen Seelen dieſer neue lebendige Weg geöffnet, einzugehen durch den Vorhang des Fleiſches in das Heiligthum vermöge der Kraft des Blutes Jeſu (Hebr. 10, 19. 20.). Indeſſen ſollen wir allzumal in den Geiſt zu kommen, im Geiſte zu leben ſuchen; aber wenn deſſen reinigende, heiligende und beſeligende Kräfte Allen verheißen ſind, welche darum bitten, ſo iſt doch nur noch Einzelnen gegeben, dergeſtalt im Geiſte zu ſeyn, daß ſie mit den Kräften ihres innern Lebens die Schöpfung durchſchauen und in die Zukunft blicken können; „ein Menſch aber kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel“ (Joh. 3, 27). Gleichwohl, wer eine ſolche Wiederveredlung ſeiner Natur begehrt, der begehret ein köſtlich Werk, und wenn ihr Glauben habt, ſo wird euch nichts unmöglich ſeyn, ſpricht der Herr.

Der Verf. geht nun vom Magnetismus, als nächſten Beweis des innern Lebens, zu den oben erwähnten geſchichtlichen Thatſachen über, die er, wie er bemerkt, nur mit Schüchternheit zu geben wagt; denn er ſagt: „Dem ſtillen Forſcher zeigen ſich zwar auch außer den magnetiſchen Behandlungen noch viele lehrreiche Merkmale des geiſtigen Lebens; aber dieſe ſind ſo verborgen und halten (wer?) ihr Glück ſo geheim, daß die plumpe Neugierde nichts davon wahrnimmt.“ Das iſt ſehr wohl geſagt; denn Einiges iſt gegeben zu ſchreiben und bekannt zu machen, Anderes zu verſiegeln. Rec. will hier den Verf. ganz ehrlich verſtehen, obgleich Andere noch ehrlicher ſprechen möchten: Was man uns beſtimmt als Thatſachen gibt, müſſen auch wirklich Thatſachen und keine Parabeln ſeyn.

Wenn aus der erſten Geſchichte, der des Schreinergeſellen, die Bedingungen der Demuth, der Verſchwiegenheit und der Achtung des Geiſteslichts über menſchliche

Studien gefolgert werden ſollen, ſo iſt gegen dieſe Moral der Erzählung nichts einzuwenden. Die zweite verzweigtere Erzählung greift die eitle Schuldialektik an, und zeigt ihre Beſiegung durch einen ſtillen Weiſen. Sie führt eigentlich tiefer in die Sache, indem der Sophiſt L...h durch **Herdtmann** in die Schule genommen wird, und endlich dahin gelangt, ein Seher und Wirker in der Kraft des wiedererrungenen Geiſteslebens zu werden. Auch wird beiläufig ein materialiſtiſch-ſpiritualiſtiſcher Chemiaſter abgefertigt. Die eingeflochtenen philoſophiſchen Geſpräche ſind nicht immer klar und überzeugend; Alles aber zielt darauf hin, daß der Menſch in ſein Inneres hinabſteigen, ſich und ſein geiſtiges Vermögen daſelbſt erfaſſen, und von da in der „Erkenntniß des Geiſtes" durch die Religion, durch die Bibel, als erneutes Weſen, mit wahrem Leben gewaffnet, hervortreten müſſe. Schon ſagt **Herdtmann** (S. 52): „Endlich nach jahrelangem Kampfe hatte ich gefunden, was ich ſuchte; es wurde licht in mir und ſeitdem erkannte ich, daß alles Wiſſen, welches nicht aus dem Ewigen kommt und wieder dahin zurückführt, nichts weiter als Eitelkeit iſt, die untern Dunkel nährt, aber keinen Funken innerer Lebenskraft enthält." Hier wird auch von dem heiligen Geiſt geredet, der dem Menſchen zum Führer und Eigenthum gegeben ſey, mit dem er ſich in Uebereinſtimmung ſetzen ſolle, und ſo würde denn die empfohlene Activität ihre paſſive Ermäßigung finden, von der oben gegen den Verfaſſer Einiges erinnert wurde. Auch ſtellen wir nicht in Abrede, daß die dialektiſchen Demonſtrationen für diejenigen, auf die ſie berechnet ſind, gute Wirkung äußern können.

Ein beſonderer Werth wird mit Recht auf das Beten mit wenig Worten und auf das Vaterunſer, als die Anweiſung dazu, gelegt, und gleichſam als den Schlüſſel der Geheimniſſe, der aber im Glauben ſelbſt gefunden wird, ohne den ja das Gebet ein Nichts iſt. Von ihm heißt es abermal ſchön (S. 88): „Der Glaube, welcher einmal Wurzel gefaßt, kann nicht mehr untergehen; im Gegentheil, er wächst, er ſtärkt ſich, und erwacht mit jedem Morgen in erneuter und verjüngter Herrlichkeit. Er kann uns nie täuſchen, nie gefährlich werden; ja, wenn Alles uns verläßt, ſelbſt wenn die Schöpfung bricht, iſt er ſich ſelbſt genug, und trägt uns durch die Regionen der ewigen Kraft, die von Anbeginn war und nie aufhören kann.“ Und die Reſultate, die dem Lehrling des Glaubens verheißen werden, ſind (S. 90): „Hellſehen, Glaubensgefühl, Leben im Reinſten, Göttlichen, Unwandelbaren, das uns die Zukunft aufhellt, die Gegenwart erleuchtet, und uns jeden Augenblick mit Gott und ſeiner ewigen Natur verbindet.“ Und die Lehre (S. 96): „Laß den Menſchen in dir denken, dann wird's erreicht — Wer Muth hat und Beharrlichkeit, dem iſt kein Ziel zu fern.“ — Aber die nähere Einweihung (S. 98): „Sie erlangen Erkenntniß des Geiſtes, wenn Sie ſeine Eigenſchaften zu erkennen trachten. Dieſe Eigenſchaften ſind die Beſtandtheile ſeines Weſens. Man kann ſie theoretiſch und praktiſch benützen. Die Theorie begnügt ſich, ſie zu benennen und zu wiſſen, daß ſie vorhanden ſind. Das Praktiſche aber dringt in ihr Weſen und in ihre Thätigkeit ein. Das Letzte iſt unſere Aufgabe, und dadurch gewinnen wir den Eintritt in die Geiſterwelt. „Du ſollſt nicht viel Worte machen,“ ſpricht die Bibel. „Wenn du beten willſt, ſollſt du alſo beten: Vater unſer u. ſ. w.“ Hiemit iſt ausgeſprochen, du ſollſt nichts Anderes, als dieſes beten, es ſo ſtill und ſo oft wiederholen, daß nicht nur dein Mund, ſondern dein Herz, ja, deine ganze Natur, von der Haut an bis zum innerſten Punkte deines Leibes, es auswendig lernt. Wenn du dann die Wirkung davon empfindeſt, wenn dein Haar ſich ſträubt, deine Knochen dich brennen, ſo denke: du habeſt die Taufe empfangen. Nun gehen Sie oder bleiben Sie bei mir. In der Uebung liegt die Auflöſung. Es ſcheint wenig, zur Ausführung aber wird die höchſte Kraft des Mannes erfordert.“

Daß das erhabene Formular, welches der Heiland uns zum Beten gegeben hat, vollkommen genügen könne, uns durch lebendigen Glauben gleichſam in den Geiſt hineinzubeten, räumen wir willig ein, und in ſo fern iſt die Auslegung: „Du ſollſt nichts Anderes als dieſes beten,“ wenn ſie auf den Inhalt geht und Bitten ausſchließt, die damit im Widerſpruch ſtehen, wohl ſtatthaft. Nur dürfen wir nicht vergeſſen, daß die Bibel auch andere Gebete enthält, daß ſie uns beſtimmte Bitten für einzelne Fälle und Anliegen zu thun erlaubt, daß Chriſtus ſagt: „Alles, was ihr bittet“ ꝛc., daß der Apoſtel ſagt, wir wüßten oft nicht, was wir beten ſollten, wo denn der Geiſt ſelbſt uns in wortloſen Seufzern vertrete. Wer aber im heißen Zweifelskampfe, wer im Ringen nach beſſerer Erkenntniß, nach haltbarerem Troſt, als die Welt und ihr Wiſſen darbietet, ſich zu Gott getrieben fühlt, zum Vater der Lichter, zur Quelle aller guten Gaben, und ein gegebenes Mittel ſucht, einen Stab, worauf ſein emporſtrebendes Gemüth ſich ſtützen kann, wer Worte verlangt, die, mit warmer Zuverſicht nach dem Himmel geſandt, gewiß Erhörung finden: der greiſe nach dem Gebet des Sohnes, der bete es wiederholt und dringend, gründe in den Tiefen ſeines Reichthums, und nehme daraus von dem Geiſt der Gnaden und des Gebetes alle Schätze der Wahrheit und des Lebens, die dem glaubigen Beter verheißen ſind. Es iſt nichts Neues, und iſt uns vom Herrn ſelbſt geſagt, daß nur anhaltendes, dringendes, angeſtrengtes Gebet und der dadurch in Wechſelwirkung geſteigerte Glaube, alles Gute nimmt, um was wir bitten. Wollten wir aber den Lehrer Herkmann mißverſtehen, ſeine Ausdrucke tadeln, die doch ſchon von Andern gebraucht worden ſind, kurz, ihn auf irgend eine Weiſe ſplitterrichtern: ſo würde er uns mit Recht entgegnen: Wenn denn Jemand ſchlechterdings in Verbindung mit der Welt des Geiſtes und der Geiſter treten will, die ja doch nicht zu läugnen iſt, weil es wenigſtens einen allerhöchſten Geiſt gibt: welchen richtigern, unſchuldigern, ungefährlichern Weg kann er einſchlagen, als das Gebet, und zwar ein glaubiges Vaterunſer?

Nun der Lehrling L...h kommt (S. 100) nach fünf Monaten wieder, und ſpricht: Ich habe die Taufe. Er empfängt die zweite praktiſche Lehre: „Sie ſind berufen, und wie ich hoffe, auch erwählt. Wir ſind Chriſten. Chriſtus muß unſer Lehrer ſeyn. Sie kennen ſeine Taufe. Laſſen Sie ſich von ihm die Füße waſchen." Nach einem Kampfe von ſechs Monaten kommt L...h wieder zu Herdtmann und ſpricht: „Meine Füße ſind rein." Endlich wird er (S. 102) um die Reinheit ſeiner Hände befragt, und ihm geſagt: „Die Hände müſſen lebendig werden" — welches denn auch nach drei Monaten gelingt. Was der Sinn von dieſem Allen ſeyn ſoll, mag man aus dem Buche ſelbſt und ſeinen weitern Andeutungen erforſchen, da es hoffentlich im Ernſt gemeint iſt. Jedenfalls iſt dem Forſcher nach Wahrheit die feurige Taufe des Geiſtes und der Andacht unerläßlich, eben ſo daß Chriſtus ihm abwaſche, was ſeiner niedern Natur vom Staub der Erde anhängt, daß er ſeine Hände rein erhalte, und ſie dadurch geſchickt und kräftig werden zu allem guten Werk. Mit andern Worten: Bittet, reiniget euch, thut Gutes, und das Alles in dem Herrn! Dieſe Lehre kann kein Spötter verklagen; und wenn wir dadurch nicht Geiſterſeher werden, was den Wenigſten jetzo frommt, ſo werden wir doch gewiß des guten Geiſtes Kinder ſeyn. Aber Herdtmann gibt (S. 103) noch einen weitern Aufſchluß, aus dem man entnehmen mag, was man für anwendbar und erfahrungsgemäß hält, und der gewiſſermaßen einen Widerſpruch enthält mit demjenigen, was der Verfaſſer von der geſunden Manneskraft im Gegenſatz von der krankhaften Weiblichkeit geſagt hat; denn es iſt da von einem Zerbrechen der alten Natur die Rede, und heißt: „Von dem Tage der Fußwaſchung bis zum Tod am Kreuze iſt Alles nur für uns geſchrieben. Wenn wir kindlich glauben, blindlings üben, ſo werden wir auch auferſtehen. Alles, was dem großen Meiſter in dieſen drei Tagen begegnete, iſt uns zum Vorbild. Die Backenſtreiche müſſen wir empfinden, und die Geißelung erfahren, die Laſt des Kreuzes muß uns drücken, und, um dem neuen Menſchen Raum zu geben, ſich Mattigkeit durch alle unſere Glieder verbreiten. Mag dagegen die Vernunft ſich ſträuben, die Sinne ſich auflehnen, ſelbſt unſere ganze Natur empören, wir dürfen nicht wanken, müſſen ſtandhaft dulden, um die Schmerzenskrone in eine Krone des Lebens zu verwandeln. Wer nicht viel Worte macht, die wenigen Worte aber überall in Thätigkeit ſetzt, und dadurch ſeine ganze Natur zur Fähigkeit des Denkens erhebt, der geht den Gang zum Siege, und wird verherrlicht werden am Kreuze des Lebens." — Sollte jene Kreuzesſchule nicht wirklich die rechte ſeyn?

Noch mehrere theils geheimnißvolle Lehren und die Ausübung des Erlernten übergehen wir, und von der dritten Geſchichte (S. 169) ſagen wir nur ſo viel, daß hier das erworbene Geiſteslicht ſich in den Kräften der äußern Natur offenbart, wie bei den Helden des alten Teſtaments. Gewiß iſt es, daß einerlei Geiſt Gottes, es ſey unmittelbar, oder in ſeinen Ausflüſſen und Dienern, durch alle Reiche des Daſeyns hindurch das Gute wirkt, das in ihnen liegt, daß er da herrſcht, richtet, heilt und verneut, und daß, wer ihn von ganzem Herzen liebt und aus allen Kräften ſucht, ihn finden und durch ihn von innen aus verklärt werden wird zu einem neuen kräftigen und ſeligen Leben; daß er dann in dieſem Geiſte leben und handeln wird, wobei auf das bloße Geiſterſehen ohne andern Zweck wenig oder nichts, Alles aber darauf ankommt, mit ihm und durch ihn mit dem Herrn zu Einem Geiſte zu werden, und es zu bleiben in Ewigkeit. Haben wir den Geiſt der Geiſter, ſo iſt die Geiſterwelt von uns, nicht aber wir von der Neugierde des Suchens nach ihr (wovon die Ueberzeugung durch belehrende Beyſpiele zu unterſcheiden iſt) abhängig. Wir freuen uns aber dann nicht, daß die Geiſter uns unterthan ſind, ſondern daß unſere Namen angeſchrieben ſind im Himmel.

Wir glauben, daß wir dem Verf. alle Gerechtigkeit haben widerfahren laſſen, die er verlangen konnte; und iſt es nicht geſchehen, ſo ſetzen wir hinzu, daß ſein Buch leſenswerth und Vieles darin beherzigenswerth ſey, was jedoch ſchon zum Theil herausgehoben worden; etliche Kleinigkeiten, die noch gerügt werden könnten, zählen nicht. Wir glauben, dieſe Gerechtigkeit auch dann geübt zu haben, wenn er wider Verhoffen ſeine Theorie ſelbſt nur als ein bloßes Problem betrachten ſollte. Hat er gleichwohl ſich über uns zu beklagen, in einigem Stück mit uns zu rechten, ſich näher zu erklären: ſo ſchenke er uns eine Antikritik, aber in demſelben Geiſt geſchrieben, wie dieſe Recenſion, und am beſten wird es in dieſen Blättern geſchehen. Wir lernen vielleicht etwas daraus, oder finden dadurch ſelbſt Gelegenheit, einiges Nützliche hinzuzuſetzen.

— y —

Die Erſcheinung.

Wörtlich aus dem Polniſchen des Dichters Mickewicz
überſezt von Juſtinus Kerner.

Höre Mädchen! Doch ſie will nicht hören!
Heller Tag iſt und dort liegt das Städtchen.
Sage, nach was greifeſt du? wen ſiehſt du?
Iſt ja doch kein lebend Weſen um dich.
Sag, wen grüßeſt du? — Sie bleibt verſtummt.
Leblos, wie zum todten Stein erſtarret,
Schaut ihr Auge nur auf eine Stelle;
Jezt mit Thränen füllt ſich's, was zu haſchen,
was zu halten ſcheint ſie, weint und lächelt.

„Du biſt's, in der Nacht, mein lieber Heinrich?
Ja! der Treue lebt noch nach dem Tode.
Hieher, hieher, ſtill an meine Seite!
Sachte, daß Stiefmutter uns nicht höret!
Doch mag hören ſie's, du biſt ja todt längſt,
Biſt begraben ja, ſchon lange Jahre
Eine Leiche. — Ach! ich fürcht' mich! — Thorheit!

Warum ſollt' ich fürchten meinen Heinrich?
Iſt's ja doch ſein Angeſicht, ſein Auge
Und ſein weißes Kleid! — Bleich, wie ſein Kleid, iſt
Sein Geſicht, wie Eis ſind ſeine Hände!
Lege dich nur feſt an meinen Buſen!
Du Geliebter! küſſ' mich! Lipp' an Lippe! — —
Hu! wie kalt muß ſeyn im Grabe unten!
Wie! du ſtarbeſt? — — — Ja, ſchon ſind's zwei Jahre!
Lieber! nehme mich mit dir! will ſterben,
Bei dir ſterben, — — o, ich lieb' die Welt nicht!
Im Gewühl der Menſchen geht es ſchlecht mir.
Wein' ich, lachen ſie, und ſprech' ich, Niemand
Mich verſtehet, ſeh' ich, ſehen ſie nicht.
Komm' einmal bei Tag! — — Das iſt ein Traum wohl!
Doch kein Traum! ich halt' dich ja im Arme!
Heinrich! weh! wohin verſchwind'ſt du? weile!
Noch zu früh iſt's! Gott! der Hahn kräht, Frühroth
Blitzt durch's Fenſterchen, — — halt! halt! ich folge!
Heinrich! Heinrich! du verſchwindeſt? weh mir!!“

So mit dem Geliebten koſ't das Mädchen,
Will ihm folgen, ruft und ſtürzt zur Erde.
Auf den Fall, den Angſtſchrei kommt der Nachbar,
Kommen aufgeſchreckt Frauen, Männer.
„Betet, rufen ſie, für eine Seele,
Hier iſt Heinrich's Geiſt bei ſeiner Lotte,
Er hat lebend ſie geliebt, liebt todt ſie!“

Und ich hör' es, und wie Jene glaub' ich.
Weine, bete für die irre Seele.

Aber ſiehe! plötzlich zu dem Volke
Ruft ein Greis, ein alter Sternenkund'ger:
„Glaubet meinem Auge, meinem Glaſe,
Hier iſt nichts: denn ich ſeh' nichts hier ringsum!
Geiſter! glaubet mir, ſind nur Geburten
Hohler Köpfe, auf der Dummheit Schmiede
Ausgeſchmiedet; Wahnſinn ſchwatzt das Mädchen,
Und das Volk hier läſtert den Verſtand!“

Ich beſcheiden ſag': „Das Mädchen fühlet,
Und das Volk, das Volk hat tiefen Glauben,
Aber Glaube und Gefühl ſpricht ſtärker
Zu mir, als des Weiſen Glas und Auge.
Todte Wahrheit, unbekannt dem Volke,
Kennſt du, kennſt der Sterne Rund' und Dichte,
Aber kennſt nicht die lebend'ge Wahrheit,
Und ſo kannſt du niemals Wunder ſehen.
Habe Herz und ſchau' in's Herz, du Alter!

Stephanus.

Hinweg von lichten Wolken war
Der Herr gen Himmel aufgenommen,
In Sturm und Flammen auf die Schaar
Der Jünger dann ſein Geiſt gekommen.
Geſammelt durch ihr mächtig Wort,
Mehrt ſich die heilige Gemeinde:
Doch brennt der Haß und wüthet fort,
Auch in der Rotte ſeiner Feinde.

Wer iſt der Mann dort, der, gejagt
Von des erzürnten Volkes Wogen,
In blinder Wuth, in wilder Haſt
Wird durch die Straßen fortgezogen?
Durch ſeines Glaubens Wundermacht
Ragt er vor Tauſenden erhaben,
Hat hoher Thaten viel vollbracht,
Gerüſtet mit des Geiſtes Gaben.

Ihm leuchtet hell der Weisheit Licht,
Die hochberedt ſein Mund verkündet;
Von Sturm und Feuer, wenn er ſpricht,
Wird aller Hörer Herz entzündet.

Verſtummen dieß, des Geiſtes voll,
Er vor der Welt die ſtolzen Weiſen,
Die jetzt im Neid und bittern Groll
Hin vor den hohen Rath ihn reißen

Da treten Männer wider ihn,
Die ſie um ſchnöden Gold gedungen,
Fertig zu Trug und Lüge, hin
Als Kläger, mit verruchten Zungen:
„Zu Trümmer wird dieß Heiligthum
Nun bald durch Jeſu Macht gebrochen;
Moſis Geſetze ſtürzt er um:
Hat läſternd dieſer Menſch geſprochen!“

Und, gleich dem Rath der Hölle, blickt
Auf ihn die Schaar von ſeinen Richtern;
Wie Blitz aus Nachtgewölken, zuckt
Der Grimm aus hundert Angeſichtern:
Von Hoheit wunderbar umſtrahlt,
Steht er, ein Engel, unter ihnen;
Die Heiterkeit des Himmels malt
Sich in den Gottverklärten Mienen.

Wie häuft doch endlos Schuld auf Schuld,
Spricht er, dieß Volk, das nimmer hörte
Die Stimme ſeines Herrn voll Huld,
Ihm frech den Nacken ſtets empörte!
Verfolgt, gemartert ſterben ließ
Der Väter Haß einſt die Propheten:
Euch ſah man, den ihr Wort verhieß,
Den Retter jüngſt am Kreuze tödten!

Da ſchwillt der Rotte Grimm empor,
Die Zähne knirſchen ſie zuſammen:
Er ſchaut hell durch das offne Thor
Der Himmel; ſeine Blicke flammen.
Ich ſehe, ruft er, Gottes Thron
Dort oben in den lichten Höhen,
In ſeiner Herrlichkeit den Sohn
Dem Vater zu der Rechten ſtehen.

Von ihrem Wuthgeſchrei erbebt
Das Haus im tiefen Grund; ſie halten
Die Ohren zu; und ſchon erhebt
Es ſich mit ſtürmenden Gewalten.
Und wie den Fels des Meeres Braus
Hinwälzt im fluthenden Gedränge,
Schleppt ungeſtüm zur Stadt hinaus
Den Heil'gen die empörte Menge.

Seht ihr den Jüngling Saulus dort
Den Steinigern die Kleider hüten?
Er weidet an dem Frevelmord
Den Blick und an des Volkes Wüthen.
Ha! bald getauft mit Feuer wirſt
Du und vom Geiſte neu geboren;
Zum Rüſtzeug hat der Lebensfürſt
Dich, ſeinen Haſſer, auserkohren.

Von Mörderhänden wird das Blut
Des erſten Zeugen jetzt vergoſſen;
Dem Land, getränkt mit ſolcher Fluth,
Muß tauſendfach die Saat entſproſſen.

Und wenn der bittern Feinde Zorn
Zerſtreut umher die edeln Streiter,
So trägt der Sturm das Saamenkorn
Durch Länder und durch Meere weiter.

Von Steinen bald zerſchmettert ganz,
Iſt Stephanus dahingeſunken;
Doch freundlich mit dem Siegeskranz
Hinauf hat Jeſus ihm gewunken.
Noch ruft er laut, behalte nicht,
O Herr, dem Volke dieſe Sünde!
Und, wie ſein ſterbend Auge bricht:
Nimm auf den Geiſt von deinem Kinde!

Julius Krais.

Blätter aus Prevorst.

Originalien und Leſefrüchte
für
Freunde des innern Lebens
mitgetheilt
von dem Herausgeber
der Seherin aus Prevorſt.

Fünfte Sammlung.

Karlsruhe,
Druck und Verlag von Gottlieb Braun.
1834.

Bibliothek

Inhalt.

Seite

Angebliche Monomanie, von —y— 1

Nachtrag zu dem Aufſatze über Goethe's Tod, in der vierten Sammlung, und eine Antikritik, von —y— 16

Ueber die Schrift: Wege zur Unſterblichkeit, von J. Kerning. Von —y— 25

Biographiſche Skizze eines Sehers 42

Ahnung Humphry Davy's von einem Nervengeiſte 63

Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens:

- I. Vorbedeutende Träume, 1—7. 66
- II. Lebensrettung durch einen ſichtbaren Schutzgeiſt . . . 78
- III. Heraustreten aus ſich ſelbſt kurz vor dem völligen Scheiden, 1—3. 81
- IV. Thieriſche Antipathie oder anderes Geſicht 91
- V. Die Kaiſerin C. als Doppelgängerin 93

Mittheilungen einer Leidenden 98

Von der Fürbitte für die Todten, von —y— 113

Zwey Geſchichten, ähnlich der im Schloſſe Slawensik 131

Die Nonne von Dülmen 146

Zugabe. Die Gemeinſchaft der Leiden, von —y— 172

Heinrich Suſo, genannt der heilige Amandus 174

Von der Stille und Einſamkeit, aus dem Franzöſiſchen der Marie Guyon 197

Bilder aus dem Scheol, von J. F. v. Meyer 205

Seite

Gedichte

1. Primula veris, von N. Lenau 207
2. Tiſchchen, von —n— 208
3. Der ſtarke Geiſt, von —n— 209
4. Der Schwanenſang, von Gerber 210

Angebliche Monomanie.

Was man nicht begreift, heißt häufig Einbildung, Wahnſinn, fixe Idee, oder was ungefähr daſſelbe ſagen will, Monomanie. Daß es Wahngebilde der eigenen Phantaſie geben könne, läßt ſich nicht läugnen; dieſes geſtaltende Vermögen findet bei ganz geſunden Sinnen und völliger Geiſtesgegenwart oft Formen lebendiger Weſen an unbelebten Gegenſtänden, z. B. an den Wolken, und beſonders iſt die Kindheit ſehr gewandt in dieſem Spiel einer träumenden Plaſtik. An undeutlichen, unbeſtimmten Objecten, im Zwielicht, formt und formt unſer Auge ohne Unterlaß, wie die Hand an weichem Wachs. Die Kunſt des Vergleichens, als ein Hauptſtück der Poeſie, und gewiſſermaßen ihr Ganzes, hat hier ihre Quelle; wenn aber die innere Dichterin Einbildung mit kranken, mit überreizten Nerven vergeſellſchaftet iſt, in der Fieberhitze oder im kühlern Irrſal, dann projicirt ſie ihre Geſchöpfe in die leere Luft, und hält ſie für weſentliche Dinge, mit denen ſie umgeht, ſie liebt oder verabſcheut. Außer dieſer ſubjectiven Selbſteinbildung aber gibt es Einbildungen von außen; ſie ſind im Ganzen genommen überaus häufig, ſtrömen uns unabläſſig zu; denn Alles was wir mit den Sinnen wahrnehmen, macht einen Eindruck auf uns, der mit mehr oder weniger Bewußtſeyn in uns zum Bilde wird, welches die Imagination eine Zeitlang feſthält, es auch mit andern Dingen vergleicht, und es ihrer Schweſter, dem Gedächtniß, zur Aufbewahrung überliefert. Man denke nur an den Geſchmack einer Speiſe oder eines Tranks, wie er im Genießen ſich uns einbildet, wie wir ihn mit ſchon Geſchmecktem zuſammenhalten, wie wir uns ſeiner von innen aus durch die Kraft der Einbildung wieder erinnern. Die geiſtigen Eindrücke, durch das Ohr vermittelt, verhalten ſich eben ſo, eilen jedoch ſchneller und unmittelbarer vom äußern Sinn zum Verſtande, der ſie der Imagination übergibt, um ſie zu Vorſtellungen aufzuarbeiten. Gibt es nun eine geiſtige, von dieſer ſichtbaren unabhängige Welt, ſo iſt ſie entweder eine geſtaltloſe, wahrhaft geiſtige, oder eine Formenwelt, welche wir ſeeliſch nennen wollen. Jene geiſtige kann unſtreitig mit unſerm Geiſt, ohne äußere Vermittelung, in Wechſelwirkung treten; denn ſie iſt frei und mächtig an ſich, und unſer Geiſt iſt das Freieſte an uns, als innig verwandt, als einander anziehend, können beide ſogar nicht ohne Berührung mit einander bleiben, wie die äußere Luft die im Zimmer verſperrte niemals unverändert läßt, wie das Eiſen auf die mit Glas bedeckte Magnetnadel wirkt, wie kosmiſche Verhältniſſe auf verſchloſſene Körper einen verborgenen Einfluß äußern. Auf dieſe Art wirkt das Göttliche auf uns, und dieſe Wirkungen ſetzt alsdann die Einbildungskraft der Seele in die Form, in die Vergleichung, ins Gemüthsleben, endlich der Wille ins äußere Leben. Die geiſtige oder vielmehr ſeeliſche Formenwelt aber geht eben ſo unmittelbar an unſern innern Gemeinſinn, der in ſeiner Thätigkeit Einbildungskraft heißt. Denn auch dieſe ſeeliſche Welt iſt frei und ſtark, und daß es unſere Seele mit ihrem ſchöpferiſchen Gemeinſinn iſt, haben wir oben bei der Selbſteinbildung geſehen. Hier aber, bei der Einwirkung ſeeliſcher Gegenſtände, verhält ſie ſich weniger ſchaffend als empfangend, obgleich nicht unthätig, nicht ganz unabhängig von ihrer Eigenheit; weßwegen einerlei ſeeliſche Objecte von Verſchiedenen verſchieden geſehen werden, wie das ja auch bei ſinnlichen Wahrnehmungen, wenn gleich weniger, der Fall iſt, weil wir allzumal im Sinnenleben und faſt auf gleicher Stufe ſtehen. Wie aber das Geiſtige durch die Imagination in die Vorſtellung übergeht, ſo ſtellt der innere Gemeinſinn das zunächſt von ihm wahrgenommene Seeliſche dem äußern Sinne vor, und dieſer Prozeß kann bei beſonderer Naturanlage und vermöge der Uebung ſo augenblicklich vor ſich gehen, daß der innere und der äußere Eindruck ſich gar nicht unterſcheiden laſſen. Weil das aber nicht immer und nicht bei allen Wahrnehmenden der Fall iſt, ſo ſieht zuweilen die eine Perſon gleichzeitig dasjenige nur im Traum, alſo nur von innen, was die andre, ſeheriſcher conſtituirt oder disponirt, mit wachen Augen erblickt. Viele aber verſichern, im Wachen geſehen zu haben, aber nicht mit den leiblichen Augen; das heißt, ihr innerer, ſeeliſcher

Gemeinſinn hat geſehen, das Seeliſche hat ihn unmittelbar berührt, aber es fehlte dieſem Sinn die Kraft, ſeine Wahrnehmung auf das äußere Sehorgan zu erſtrecken, deſſen materiellen Widerſtand zu überwinden. Hiemit iſt die Möglichkeit erwieſen, daß äußere ſeeliſche Objecte ſich uns einbilden, uns vorſtellig werden können, und daß auch unſer leiblicher Sinn, durch ein vergeiſtigendes Ueberſtrömen des innern Sinnes in denſelben, an ihrer Wahrnehmung Theil nehmen kann; und dieß wird ſonderlich dann geſchehen, wenn dieſe Objecte ſelbſt es wollen, daher ſich durch materiellere Zwiſchenmittel oder Vehicula den Sinnen annähern, oder wenn ſie durch das ihnen anhängende gröbere Material ihnen ſchon verwandter ſind. Man wird wiſſen, auf welche Erfahrungen hier gezielt wird. Nun kommt es nur darauf an, ob wir das Daſeyn ſolcher ſeeliſch geiſtigen Weſen glauben oder nicht. Unſere eigene Seele, wenn wir ihre Selbſtſtändigkeit und Fortdauer annehmen, iſt uns dafür Bürge. Daß ſie ſich in einer Geſtalt zeigen, daß ſie auf Körper wirken, daß ſie gleichſam körperlich handeln könne, läßt ſich ſchwer prioriſtiſch beweiſen. Hier tritt aber an die Stelle der Vernunftſchlüſſe die Erfahrung, wie in der äußern Phyſik, wo wir ja auch der Experimente bedürfen, um zu wiſſen und zu glauben; und ſogar erklärbarer als die Phänomene der Natur werden uns, unter Zugrundlegung dieſer, die geiſtigen Phänomene in mancher Beziehung erſcheinen, wenn wir ſie nur nicht ſchlechthin als unwahr, als unmöglich, ablehnen. Auf ihnen aber beruht endlich unſer ganzer Offenbarungsglaube, und wenn es höchſt gleichgültig iſt, ob Jemand Geſpenſter ſtatuirt oder nicht, manchmal ſogar ſchädlich, wie er es thut: ſo iſt dagegen die Gewißheit von dem »Hereinragen« einer überſinnlichen Welt in die unſere von dem größten Belang für die Wahrheit des Chriſtenthums, das ohne ſolches Wunder nicht vorbereitet, nicht gekommen und erſchienen, nicht ausgebreitet worden iſt; und wirft man ein, die bibliſchen Wunder und Erſcheinungen ſeyen wahr, die nachbibliſchen falſch, weil nicht mehr nöthig: ſo zeigt die Lehrerin der Wahrheit, die Geſchichte, daß man mit der Läugnung der nachbibliſchen Wunder und Erſcheinungen anfing, und mit der Läugnung der bibliſchen endigte. Eben darum iſt der Satz grundfalſch: Wunder ſeyen nicht mehr nöthig. Weil ſie ſo höchſt nöthig geworden ſind um des eingeriſſenen Unglaubens willen, ſo häufen ſie ſich jetzt wieder merkwürdig genug, gegen frühere Zeiten, wo der Glaube in den Gemüthern noch Stand hielt, und werden ſich mehr und mehr häufen und wunderbarer werden. Denn ſie haben, nach der gelinden, gleichſam lockenden göttlichen Lehrmethode, von unten auf begonnen; der ſideriſche, der animaliſche Magnetismus mußte ſie einleiten; der ſpiritualiſtiſche Somnambulismus mußte ſie fortleiten; das ſpontanee oder durch geiſtlichen Segen entſtandene Hellſehen mußte ſie beſtätigen; allerlei Nervenleiden mußten zum Beweis, daß das geſunde Sinnenleben nicht dasjenige ſey, worauf ſich zu verlaſſen, und womit man in ein höheres Reich eingehe, ein inneres Leben hervortreten laſſen, das mit eben dieſem außerſinnlichen Reich in faſt greiflichem Zuſammenhang ſtand; von fern und nah gab es Prophezeihungen, Heilungen, Geſichte, Beſitzungen u. ſ. w., zum Erſtaunen und Verdruß für diejenigen, welche das Alles ſchon aus der Bibel hinausgefegt hatten, und die denn nur die Klage anzuſtimmen wußten, der alte Aberglaube breche wieder herein, ach! was ſolle aus der Welt werden? Wir antworten: eine Welt voll von immer mehreren und größern Wundern, bis die Läugner beſchämt oder von ihnen hingenommen ſind. Es ſind nicht finſtere, abergläubiſche Menſchen, welche den Wunderdingen, von denen es ſich handelt, das Wort reden, ſondern es ſind aufgeklärte, vorurtheilsfreie Leute, die ihre geſunde Vernunft haben und ſie zu gebrauchen wiſſen, wo ſie hingehört; es ſind Chriſten und es ſind Denker, welche den ſchalen Antichriſtianismus neuerer Schulen, in dem ſie wohl auch befangen waren, ſich längſt abgedacht haben, und haben ein beſſeres Licht empfangen, welches nicht an dem Öllämpchen der Scholaſtik, nicht an ihrer wahrhaft ſeelenkranken Kopfbrecherei angezündet iſt. Sie ſind nur nicht der Meinung, daß die geſunde Thierheit ewig ſelig mache, und eben ſo wenig daß man durch die Verneinung oder auf dem Thurmgebälke überſpannter und abſtruſer Begriffsconſtructionen in den Himmel ſteigen könne. Das Alles iſt eitel; aber Gottes Wort, und was er uns von Thatſachen zuſchickt, bleibt und fruchtet bis in Ewigkeit.

Hier alſo, bei ſolchen Leuten, befindet ſich keine Monomanie. Dagegen iſt es allerdings ungewiß in einzelnen Fällen, ob dieſes Lieblingswort, womit man unläugbaren Vorkommenheiten einen Namen beilegt, welcher ſie als ſubjective Einbildungen bezeichnen ſoll, Anwendung darauf erleidet; gleichwie denn auch in den Erſcheinungen der ſichtbaren Welt, im Alltäglichen, bei weitem nicht Alles zur Gewißheit zu bringen iſt, und handelte es ſich bloß davon, ob Jemand etwas verloren, oder ob es ihm geſtohlen worden ſey, ob das Subject oder ein Object es gethan hat. Wie kann man im Reich der Geheimniſſe größere Entſchiedenheit verlangen? Eben darum ſammeln, prüfen, vergleichen wir ja, ſtellen Vieles dahin, und ſind weit entfernt, gleich zuzugreifen und Wunder zu ſchreien, wo ein Hühnchen die Geburt eines neuen Eies ankündigt. Novitäten ſind für den Forſcher nichts ohne das Alte, wogegen die neue Welt nur lauter neue »Fündlein«, neue Syſteme liebt, je wunderlicher je beſſer. So mögen denn hier einige ſonderbare Begebenheiten ſtehen, und zwar deren drei, die in dem »Ausland« von 1833 Nr. 59 (vom 28. Febr.) S. 236 aus der »Lanzette« des Dr. Andral (eines berühmten franzöſiſchen Arztes) als Beiſpiele von Monomanie angeführt werden.

I.

Vor einigen Jahren ſpeiſte Dr. Andral bei einem Freund, einem Manne von ausgezeichneten Fähigkeiten. Es befanden ſich noch mehrere Gäſte an der Tafel; der gemeinſchaftliche Wirth war vollkommen wohl, und gab eben hinreichende Beweiſe von der Thätigkeit ſeiner intellectuellen Kräfte, als er plötzlich nach der Thür des Zimmers hin grüßte, als bewillkommne er einen unſichtbaren Freund; er ſtand auf, reichte ihm einen Stuhl, ſprach mit ihm, erhielt Antwort, und führte die eingebildete Unterhaltung fort. »Am folgenden Tage war dieſer Freund von ſeiner ſeltſamen Einbildung ganz wieder geneſen.« — Dieſe Angabe iſt allzu unvollſtändig, als daß ſich darüber urtheilen ließe. War das vermeinte Object eine beſtimmte, dem Wirth bekannte, nahe oder fern abweſende, lebendige oder todte Perſon? Wovon unterhielt er ſich mit ihr? Glaubte er ſie bis zu Ende der Tafel oder auch noch länger gegenwärtig? Ging er mit der Ueberzeugung von ihrem Beſuch ſchlafen, und erkannte er am andern Morgen, daß er delirirt habe? Woraus erkannte er das? Hat er, wenn es ein abweſender Freund war, keine Nachfrage bei ihm angeſtellt? Oder war es ein ihm im Wachen ſonſt ganz unbekanntes Weſen, von deſſen Perſönlichkeit er ſogar aus dem Geſicht keine nähere Erinnerung mehr hatte? Wir wollen nicht vorausſetzen, daß die Oberflächlichkeit des Berichts abſichtlich ſey, aber oberflächlich iſt er; wiewohl wir das franzöſiſche Orginal nicht geſehen haben.

2.

Beſtimmter iſt die »Geſchichte der epidemiſchen Monomanie zu St. Touard«, wie ſie genannt wird. Mit dieſem Ausdruck laſſen ſich freilich alle Erſcheinungen, die Mehrere zugleich wahrgenommen haben, natürlich erklären. Es iſt eine Anſteckung, von einer Phantaſie der andern mitgetheilt! Wie aber dieſe Anſteckung geſchieht, wie ſie beſonders in gegenwärtigem Beiſpiel möglich war, das möchte ſchwer zu erklären ſeyn. Und gibt es auch ſolche Anſteckungen, kann dem Hochſchotten von ſeinem

Landsmann das andere Geſicht mitgetheilt werden: ſchließt dieſes alle objective Einwirkung oder Wirklichkeit aus? macht die Contagion nicht blos für das Schauen empfänglich? Kann aber das eine Monomanie heißen, was achthundert Menſchen zugleich wahrnehmen, plötzlich, ohne Vorherwiſſen, als eine augenblickliche Erſcheinung? Nämlich ein Bataillon franzöſiſcher Soldaten hatte während des beſchwerlichen Feldzugs, den der Erzähler mitmachte, an einem heißen, ſchwülen Tag einen doppelten Marſch nach einem gewiſſen Orte zu machen. Es war 800 Mann ſtark, lauter kühne, abgehärtete, verſuchte Leute, die keine Gefahr ſcheuten, die, wie es heißt, „ſelbſt den Teufel nicht gefürchtet hätten, und ſich wenig um Geſpenſter und Geiſtererſcheinungen kümmerten“. In der Nacht war das Bataillon gezwungen, in einem engen, niedern, kaum für 300 Mann Raum bietenden Gebäude Quartier zu nehmen; dennoch aber ſchliefen ſie. Um Mitternacht aber wurden Alle von einem aus allen Winkeln des Hauſes ertönenden gräßlichen Geſchrei aufgeweckt, und den erſtaunten, erſchrockenen Soldaten erſchien das Geſicht eines ungeheuern Hundes, der durch das Fenſter hereinſprang, und mit ſchnellem und gewaltigem Tritte den Schläfern über die Bruſt hinlief. Die Soldaten verließen entſetzt das Gebäude. Am nächſten Abend nahmen ſie auf dringendes Bitten des Arztes und des Bataillonchefs, die ſie begleiteten, ihr früheres Quartier wieder ein. „Wir ſahen, ſagt der Erzähler, daß ſie ſchliefen; vollkommen wach erwarteten wir die Stunde des Schreckens; und kaum hatte es zwölf geſchlagen, ſo waren die alten Soldaten auch ſchon zum zweitenmal auf den Füßen. Abermals hatten ſie die übernatürlichen Stimmen gehört, abermals hatte der Hund ihnen die Bruſt bis zum Erſticken beklemmt. Der Bataillonschef und ich ſahen und hörten nicht das Geringſte.“ Der Verfaſſer ſucht nun die Sache aus phyſiſchen Urſachen, aus dem Luftdruck u. ſ. w. herzuleiten. Allein dieſe Urſachen erklären weder die erſte, noch weniger die zweite, übereinſtimmende Erſcheinung. Der Schlaf ſcheint Bedingung des Wahrnehmens dabei geweſen zu ſeyn, es war aber darum ſchwerlich ein gemeinſchaftlicher Traum von 800 Mann ohne Wirklichkeit. Was es war, gedenken wir nicht näher anzugeben, denn wir wiſſen es nicht; aber daß es bloße Selbſteinbildung war, ſcheint uns unmöglich.

3.

Der letzte Fall, ſagt Andral, begegnete mir ſelbſt, und zwar in einem Augenblick, wo ich nicht die geringſte Anlage zum Wahnſinn ſpürte. Ich war noch ein junger Mann, als ich zum erſten Mal das anatomiſche Theater von la Pitie beſuchte, und dort den ſchon ſtark in Fäulniß übergegangenen, mit Maden und Würmern bedeckten Leichnam eines Kindes ſah. Ich machte mir wenig daraus, kehrte nach Haus zurück, legte mich zu Bette und ſchlief feſt. Als ich aber am andern Morgen aufſtand, um das Fenſter zu öffnen, ſah ich zu meinem größten Erſtaunen den Leichnam von la Pitie auf meinem Tiſche liegen. Ich ſtutzte, rieb mir die Augen, zwickte mich in die Naſe, Alles vergebens: er war es wirklich, blau und grün, faul und von kriechendem Gewürm bedeckt. Nie ſah ich etwas deutlicher, und doch ſchwand die Täuſchung bald, und ich erhielt meine Beſinnung wieder, die ſeitdem nie mehr durch ein ähnliches Geſicht zum Beſten gehalten wurde. — Es möchte allerdings unnöthig ſeyn, die Neckerei irgend eines Dämons hiebei zu Hülfe zu nehmen. Die Phantaſie iſt für ſich ſelbſt ein wunderthätiges Vermögen, ſie kann Wahngebilde ſchaffen, und Andral hat hier möglicherweiſe wirklich einen wachen Traum gehabt. Man denke ſich die Jugend und die jugendliche Einbildungskraft des Verfaſſers, den Umſtand, daß er zum erſten Mal das anatomiſche Theater beſuchte, und ſogleich auf jenen Gegenſtand des Ekels wie des Mitleids traf. Der Eindruck mußte tief ſeyn, ſo bewußtlos er auch geweſen ſeyn mag; denn viele Dinge kommen uns im Traum wieder vor, bei deren wirklicher Begegnung im Wachen wir, durch andere Dinge zerſtreut, leicht vorüberglitten und ſie ſchnell vergaßen; dieß iſt eine ganz gemeine Erfahrung. Das Bild, welches ſich ſeiner Seele und ſeinem äußern Sinn eingeprägt hatte, das in ihm geſchlafen hatte, trat beim Erwachen ſogleich wieder hervor. Hinlänglich bekannt iſt es, daß wenn wir eine Zeitlang, beſonders auf helle, weiße oder glänzende Gegenſtände ſehen, auch ohne die Aufmerkſamkeit auf ſie zu richten, ihr Bild erſt nach einiger Zeit im Auge wieder erliſcht, und daß dieſes Phantom vornehmlich zurückbleibt, wenn wir die Augen ſchließen. Die Leiche des Kindes auf einem Tiſch ausgeſtreckt, ein frappanter Anblick, blieb alſo auch hier im äußern und innern Sinn als ein Phantom haften, und nur die Lebhaftigkeit der optiſchen Reproduction ſcheint dieſes Beiſpiel zu einem ausgezeichneten und bewundernswürdigen zu machen. Die Benennung Monomanie iſt aber dabei um ſo uneigentlicher angewandt.

4.

Wir fügen eine vierte Geſchichte hinzu, die aus zweierlei engliſchen Schriften in verſchiedene Tagsblätter des Jahrs 1830 gekommen iſt, und welcher eben ſo wenig als der obigen zweiten der Name Monomanie zuſtehen möchte. Es iſt „Cannings Mutter in der bezauberten Tiſchlerwerkſtatt.“ Dieſe Frau war Wittwe von dem Vater des berühmten Miniſters Canning, nachher Madame Hunn, und war wegen der Unfälle, die ihr Mann im Handel erlitt, wieder aufs Theater gegangen, das ſie zuvor verlaſſen hatte. Sie ſpielte auf der tragiſchen Bühne zu Plymouth, und zwar im Fach der edeln Mütter, und genoß wegen ihres Charakters und ihrer häuslichen Tugenden die öffentliche Achtung. Von ihrem Muth liefert nachſtehendes Beiſpiel den Beweis. Bei ihrer Ankunft zu Plymouth bat ſie den Erzähler, ihren alten Freund Bernard, ihr eine Wohnung ſuchen zu helfen, die bequem und wohlfeil wäre. Der Zimmermann und Tiſchler des Theaters, welches Bernard dirigirte, Namens Symmonds, beſaß ein Haus, das nicht weit vom Schauſpielhaus entfernt lag. Es hatte ſich aber das Gerücht verbreitet, daß es Nachts darin ſpuke, und da mehrere Miethsleute nach einander es verlaſſen hatten, ſo fand ſein übler Ruf ſo viel Glauben, daß die Zimmer ſeit ſechs oder ſieben Monaten leer ſtanden. Der Eigenthümer ließ der Frau Hunn die Wohnung durch Bernard unentgeltlich, aber unter der Bedingung anbieten, daß man nicht anders wiſſen ſollte, als ſie bezahle die gewöhnliche Miethe; er hoffte dadurch dem Haus wieder einen guten Namen zu machen. Frau Hunn ging in den Vorſchlag ein, und ſagte lachend, es ſei nicht das erſte Mal, daß ſie ihre Rolle in einem Geiſterſtück zu ſpielen habe. Den erſten Abend nach ihrem Einzug wollte ſie ſich alsbald überzeugen, ob ſich etwas Unheimliches verſpüren ließe. Die Magd und die Kinder waren zu Bette gegangen; Alles ſchlief. Sie ſetzte zwei Lichter auf einen Tiſch, nahm ein Buch vor ſich, und wartete ſtill auf die Geſpenſter. Unter dem erſten Stockwerk, welches Frau Hunn bewohnte, war die Werkſtätte des Zimmermanns oder Tiſchlers, von innen mit Riegeln und eiſernen Stangen verwahrt. Eine verborgene Thür, durch welche die Arbeiter weggingen, führte auf einen Gang, der an die Treppe ſtieß, und war nur mit einer Klinke verſehen. Frau Hunn hatte eine halbe Stunde geleſen, als ſie ein Geräuſch vernahm, das aus der Werkſtätte im Erdgeſchoß zu kommen ſchien. Erſt war es wie ein ſcharfes und langes Pfeifen eines Werkzeugs, womit man ein Stück Holz abſchneidet; alsdann kamen andere Töne hinzu, die endlich ein fürchterliches Concert bildeten. Alles Handwerkszeug ſpielte ſeine Parthie. Die Säge kreiſchte, der Hobel rutſchte, die Feile ſchnarrte, der Hammer ſchlug in gemeſſenen Abſätzen, ſämmtliche Inſtrumente tobten verworren durcheinander, wie in einer belebten Werkſtatt. Frau Hunn iſt beherzt genug, die

Sache zu unterſuchen. Sie legt ihr Buch hin, zieht die Schuhe aus, um nicht gehört zu werden, nimmt ein Licht und öffnet ihre Thür. Noch ſtärker wird der Lärm und kommt von demſelben Orte. Vorſichtig und leiſe ſteigt ſie die Treppe hinab. Als ſie die Klinke aufdrücken will, hört ſie noch die abſcheuliche Muſik. Sie macht die Thür auf, tritt ein, ſieht ſich um: Alles iſt ſtill, das Handwerkszeug an ſeinem Platz, in der ganzen Werkſtatt herrſcht völlige Ruhe. Kein Menſch, kein Geiſt iſt ſichtbar. Sie geht in dem Saal umher, unterſucht Schlöſſer, Thüren und Fenſterläden, und findet nichts in Unordnung. Sie geht wieder hinauf, und fängt an zu zweifeln, ob ſie wirklich etwas gehört habe; da geht das Getöſe von neuem los, dauert eine halbe Stunde, und ſchweigt. Frau Hunn legt ſich ungeſtört zu Bette. Mehr denn hundert Perſonen zu Plymouth bekamen von dieſem wunderlichen Vorfall Kenntniß. Inzwiſchen entdeckte Frau Hunn den andern Tag weder Kindern noch Freunden etwas davon, und ſtellte einen zweiten Verſuch, ganz mit gleichem Erfolg, an. Nun offenbarte ſie das Ergebniß der beiden Nächte dem Hauseigenthümer und ihrem Freund Bernard. Jener wollte nicht glauben, und entſchloß ſich, die folgende Nacht bei ihr zu wachen. Das Getöſe begann in demſelben Augenblick wie zuvor, und als Frau Hunn ihre Thür aufmachte, und den Hauswirth erſuchte, mit in die Werkſtatt zu gehen, kam dieſen ein Grauſen an, und er ſchlüpfte zur Hausthür hinaus auf die Straße. Ein anderes Weib hätte die Wohnung verlaſſen; Frau Hunn blieb. Alle Nacht fing es wieder in der Werkſtatt zu arbeiten an, und die Bewohnerin wurde den Spuk am Ende gewohnt. Sie ſagte zu Bernard: die Gewohnheit iſt eine andere Natur; wenn ich die Zimmerleute nicht mehr bis um halb eins arbeiten hörte, ſo würde ich mich fürchten und denken, ſie kämen zu mir herauf. So brachte ſie den ganzen Sommer in dieſem Hauſe zu, und legte eine Probe von ſeltener Unerſchrockenheit ab.

So weit der Bericht.

Man möchte wünſchen, daß Hr. Bernard ſelbſt einmal das Tiſchlerconcert mit angehört hätte; iſt es indeſſen nicht geſchehen, ſo nennt er wenigſtens ſeinen Namen und alle Umſtände, und beweiſt damit, daß an der Wahrheit der Geſchichte nicht zu zweifeln ſey.

Nachtrag zu dem Aufſatz
über Göthes Tod,
in der vierten Sammlung,
und eine Antikritik.

Der aus der frühern Revolutionsgeſchichte bekannte Blau war Profeſſor der Theologie zu Mainz und Subregens des geiſtlichen Seminars daſelbſt; er las beſonders Dogmatik. Sein Charakter war der eines redlichen, ſtreng ſittlichen und ſanften Mannes; man pflegte ihn den Melanchthon von Mainz zu nennen. Durch das Studium der Rationalphiloſophie, wovon die Kantiſche damals aufblühte, wurden ſeine Glaubensanſichten gelähmt; er verfiel heimlich dem Syſtem falſcher Aufklärung, ließ ſich von den franzöſiſchen Freiheitsmaximen blenden, und gerieth, zur Verwunderung Vieler, die ihn kannten und ſchätzten, unter die Clubbiſten. Mit andern derſelben wurde er 1793 gefangen auf die damalige Feſtung Königſtein abgeführt, hernach aber wieder an Frankreich ausgewechſelt. Er ſtarb als Bibliothekar an der Centralſchule zu Mainz im Jahr 1798. Sein letztes Wort war: „Licht! Licht!“ Einige von ſeinen Freunden legten dieſes vom Lichtlieben, Andre wohl richtiger vom Lichtmangel aus.

Man kann ſich bei ſolchen Gelegenheiten des Andenkens an die Worte nicht erwehren: „Ich bin zum Gericht auf dieſe Welt gekommen, auf daß, die da nicht ſehen, ſehend werden, und die da ſehen, blind werden. — Wäret ihr blind, ſo hättet ihr keine Sünde; nun ihr aber ſprechet: Wir ſind ſehend; ſo bleibet eure Sünde“ (Joh. 9, 39—41). Und: „In deinem Lichte ſehen wir das Licht“ (Pſ. 36, 10).

Man kann auch nicht umhin, ſich über folgenden Umſtand zu wundern. Den Heiden war die Philoſophie, und urſprünglich eine gewichtigere als die der griechiſchen Schulen, wie den Iſraeliten ihr Geſetz, ein Zuchtmeiſter auf Chriſtum. Nun aber Chriſtus gekommen iſt, ſtellt man ihm gleichwohl wieder eine heidniſche Vernunftlehre an die Seite, die gar nichts als entbehrliche „weltliche Anfänge“ unter glänzendem Wortſchein enthält, und, weil ſie weder dem Verſtand wahrhaft große Aufſchlüſſe, noch dem Gemüthe Kraft gewährt, ihre Anhänger leicht eben ſo weit ſinken läßt, als der gute Mann geſunken iſt. Sie ſprechen: wir ſind ſehend. Ihr Rühmen iſt aber nichts als das Gericht des Unglaubens an den, der das Licht der Welt, das Licht der Lebenden und der Sterbenden iſt. —

Bei Göthe ſelbſt aber (von dem wir nochmals verſichern, daß wir ihn nicht zu verdammen geneigt ſind, gleichwie wir auch nicht die Macht dazu haben) findet ſich in ſeiner Lebensgeſchichte folgendes merkwürdige Zuſammentreffen, das man immerhin als eine bloße Sonderbarkeit anſehen mag. Er war bekanntlich am 28. Aug. 1749 um die Mittagsſtunde geboren. Als er eine Reihe von Jahren vor ſeinem Tode ſeine Vaterſtadt Frankfurt beſuchte, ſo hörte er im Vorbeigehn bei ſeinem Geburtshauſe Nachts (wo ich nicht irre um 10 Uhr) den Schlag der Standuhr auf dem Vorplatz zu ebener Erde, der ihm von ſeiner Jugend her bekannt war, und jetzt in der Erinnerung einen beſondern Eindruck auf ihn machte. Dieß gab Veranlaſſung, daß im Jahr 1828 ein angeſehener Gönner dieſe Uhr durch die dritte Hand erkaufen ließ, und ſie Göthen zum Geburtstagsgeſchenk überſchickte. Als ſie am 9. Juli beſagten Jahrs von dem untern Uhrkaſten, in welchem die Bleigewichte hingen, abgenommen wurde, folglich ſtillſtand, ſo war es in der Stunde vor Mittag, und ſie zeigte 11 Uhr und 9 Minuten. Göthe ſtarb zu Weimar den 22. März 1832, Vormittags nach 11 Uhr, zufolge einiger Angaben um 11, nach andern um halb 12; alſo wenn man den mittlern Zeitpunkt nimmt, ungefähr um die Minute, wo, vier Jahre früher, die Uhr zu gehen aufgehört hatte. Dieſer Augenblick des Stillſtehens der Uhr kann durch zuverläſſige Zeugen, ſelbſt durch eine ſogleich verfertigte Abzeichnung, erwieſen werden. Vergl. Herrmann v. Meyer's Paläologika zur Geſchichte der Erde, Vorrede S. XI., wo von Göthen als Geologen, und dem Verluſt, den die Wiſſenſchaft an ihm erlitten, die Rede iſt.

Nach Abfaſſung dieſes erſcheint im Literaturblatt des Morgenblatts Nr. 87 (26. Auguſt 1833) eine Recenſion der Blätter aus Prevorſt, worin unter andern gegen den Aufſatz über Göthe's Tod, in der vierten Sammlung, geeifert wird. Vorher geht etwas über den S. 152 daſelbſt abgedruckten kurzen Aufſatz: „Zur Geſchichte Stigmatiſirter." Der Recenſent, welcher ihn vollſtändig mittheilt, ſetzt hinzu: „Wenn man ſolche Geſchichtchen im Ernſt glaubt, ſo iſt man offenbar auf dem Wege zurück zum allerdickſten und allerdunkelſten Aberglauben, und ſchüttet ſo ſehr das Kind mit dem Bade aus, daß man ſich nicht wundern darf, wenn das Publikum, empört über ſolche Zumuthungen, Alles, was aus dieſer Quelle kommt, ſelbſt das wirklich Glaubwürdige, verwirft. Wer an die Stigmata glaubt, der kann auch nur gleich wieder anfangen, Hexen zu verbrennen; denn, wenn die „böſen Mächte" doch wieder eingeführt werden ſollen, ſo muß man ihnen auch alle ihre Prärogative zurückgeben."

Es iſt ſchwer, auf ein ſolches Urtheil ohne „Empörung" zu antworten. Indeſſen ſoll es geſchehen. Der Mittheiler jenes Geſchichtchens hat nicht geſagt, daß er es „im Ernſt glaube," aber auch nicht geläugnet, daß er es im Ernſt für möglich halte. Hiedurch iſt er keineswegs „zurück auf dem Wege zum allerdickſten und allerdunkelſten Aberglauben," vielmehr erklärt er das, was der Aberglaube für abſolut göttlich zu halten geneigt iſt, aus der Kraft der Imagination. Die Stärke dieſer Kraft kennt der Recenſent gar nicht, ſonſt würde er nicht den Badkübel zur Hand nehmen. Unzählige Beiſpiele, wozu die unwiderlegbaren Muttermaale gehören, beweiſen, was die Einbildungskraft auf den Menſchenleib wirken, wie ſie ihn beſchädigen, entſtellen, verwandeln kann. An die Stigmata glauben viele achtungswerthe Leute, die ſolche mit eigenen Augen geſehen haben, wollen aber darum nicht wieder anfangen Hexen zu verbrennen (vergl. v. Meyer's Blätter f. höh. Wahrh. II. S. 341) auch iſt nicht einzuſehen, in welcher engen Verbindung die Stigmata mit dem Hexenverbrennen ſtehen. Daß „die böſen Mächte wieder eingeführt werden ſollen," iſt eine Rede des allerdunkelſten Unglaubens, der mit ihrer Exiſtenz auch die Offenbarung Gottes verwirft; und daß dieſe Mächte die ihnen von Gott an den Ungläubigen noch gelaſſenen Prärogative nicht erſt zurückzuempfangen haben, erkennt ein Jeder, der mit offenen Augen in die Welt und in die Literatur ſehen will.

Hierauf erklärt der Recenſent, er leſe gar zu gern Geiſtergeſchichten, und bringe dem Herausgeber hier einige gleichſam zur Verſöhnung ſeines noch immer hartnäckigen Unglaubens. Mit jenem Bekenntniß liefert er einen Beitrag zur Gewißheit der Sache im Allgemeinen; denn der ſehr allgemeine Hang des Menſchen zum Wunderbaren iſt eine angeborne Sehnſucht nach der Rückkehr zur verlorenen Wundernatur. Die Beiſpiele ſelbſt betreffend, ſo kommt es nicht auf Geiſtergeſchichten, die jede Amme machen kann, ſondern auf deren Glaubwürdigkeit und Beſtätigung an. Der Recenſent iſt alſo ſehr irre.

Weiter zieht er die Stelle über Golbes Tod (Blätter aus Prevorſt S. 63) ganz aus, und hat ſie doch nicht recht geleſen, ſagt ſie: „Unmaßgeblich ſcheint es ſich zu geziemen, daß wir das Richteramt Gott überlaſſen, und uns das fromme Mitleid mit dem künftigen Schickſal großer Männer erſparen. Iſt in Gothes Schriften Vieles, was wir mißbilligen, ſo ſollen wir ſtrenge Kritik an dieſen Schriften üben, damit Niemand aus ihnen Nachtheil ſchöpfe, durch ſie mißleitet werde. Dieß Recht, dieſe Pflicht haben wir; aber ihn für dieſe Welt anerkennen, und nur ſeiner abgeſchiedenen Seele eins anzuhängen, iſt nicht recht. Ich würde ihn lieber im Leben bekämpfen, und nach dem Tode einen Segen über ſeinem Grabe ſprechen. Ich würde nur die Sache bekämpfen, durch die er ſchaden kann, nämlich einige ſeiner Schriften; aber ſeine Perſon, ſeine abgeſchiedene Seele, deren glückliche oder unglückliche Zukunft gewiß keinen Einfluß mehr auf dieſe Welt übt, ungekränkt laſſen".

Vor allen Dingen hat der Verfaſſer des Aufſatzes: „Gothes Tod," das Richteramt geziemend Gott überlaſſen, und ſich gegen das Verdammen, aber auch gegen den voreiligen Sprung mit Gothes Seele ins ewige Licht verwahrt. Das iſt keine Injurie. Ferner handelt ſich's nicht von dem künftigen, ſondern von dem gegenwärtigen Schickſal. Sodann iſt es grade recht, Gothen als großen Mann für dieſe Welt anzuerkennen, in welcher er ſogar eine Art von Apotheoſe empfangen hat; wie es aber mit ihm in jener Welt ſteht, das weiß der Recenſent ganz gewiß nicht, ſo wenig wie Hufeland weiß, daß ihm das Licht nun geworden iſt. Zu dem, was der Recenſent nicht weiß, gehört weiter: Ob der Verfaſſer von „Gothes

Tod" nicht Göthen im Leben bekämpft und nach dem Tode einen Segen über seinem Grabe geſprochen hat? Denn es iſt wirklich geſchehen, jenes ohne Bitterkeit, dieſes ohne Vergötterung. Endlich: daß die glückliche oder unglückliche Zukunft (ſoll heißen Zuſtand) von Göthes abgeſchiedener Seele gewiß keinen Einfluß mehr auf dieſe Welt übt, das weiß der Recenſent ſeiner Meinung nach, aber in der That nicht. Er müßte ſonſt ſelbſt ein Hellſeher ſeyn, wie er ſie nicht gelten laſſen will. Der Recenſent ſehe alſo, daß der Verfaſſer von „Göthes Tod" nicht die Abſicht gehabt hat, Göthes Perſon zu kränken, daß aber er ſich nicht entblödet hat, dem Verfaſſer und den Blättern aus Prevorſt „eins anzuhängen". Und das iſt nicht recht.

Zuletzt ſagt der Recenſent: „Wenn übrigens die neuen Vertheidiger des Hades conſequent ſeyn wollen, müſſen ſie auf die Vorſtellungen der Inder zurückkommen" — und exponirt hierauf das indiſche Syſtem über den Zuſtand der Seelen nach dem Tode. „Zurückkommen" ſoll uns wohl an die Vorausſetzung erinnern, daß alle Weisheit oder religiöſe Lehre aus Indien ſtamme. Dieſe längſt widerlegte leere Hypotheſe gehört nicht zu unſern Vorſtellungen, und wir ſind conſequent genug, das Zurückkommen auf die Inder in Betreff des Hades um ſo mehr zu verwerfen, als deren Lehre hievon mit Fabeleyen und mit Seelenwanderung (Metempſychoſis und Metenſomatoſis) verunreinigt iſt. Gleichwohl iſt es recht, in Betreff des Hades neben andern alten Völkern auch auf die Inder zurückzukommen, in ihrer Lehre aber auf deren urſprüngliche Geſtalt, welche der Sachkenner ohne große Mühe von den ſpätern Zuſätzen entkleiden kann. Die Erinnerung des Recenſenten iſt alſo nur in letzterm Sinne ſtatthaft, an ſich aber vergeblich. Es wird aber eben ſo vergeblich ſeyn, den Recenſenten, welcher ſich in dem ganzen Fach des Magnetiſtiſchen, Pſychiſchen und Pneumatiſchen auf halbem Wege gefällt, eines Beſſern belehren zu wollen, und ihn zu erinnern, nicht über Dinge zu urtheilen, von denen er ſehr unvollſtändige, auf keinem feſten Grund ruhende Begriffe erlangt hat. So lang ein Urtheiler nicht entſchieden an die göttliche Offenbarung der heiligen Schrift glaubt, und mit ihr die Erfahrung zuſammenhält, ſo lange iſt ſeine ganze Philoſophie ein Wahn, und alle ſeine Urtheile können füglich ungeſchrieben bleiben. Es handelt ſich auch gar nicht von Mährchen oder Raritäten, ſondern vom Seelenheil, und wie daſſelbe durch den Glauben an den, welcher das Heil allein iſt, zu erwerben ſey, welcher es jenſeits auch für die gnadefähigen Ungläubigen aller Völker, welcher es hoffentlich auch für einen Göthe werden wird, wenn dieſer es hier, durch Dichtung und Wahrheit bezaubert, bei Seite geſchoben hatte. Denn wir zweifeln an der Möglichkeit der endlichen Wiederbringung keines einzigen Geſchöpfs. Aber der unſelige Zwiſchenzuſtand vieler Seelen ſoll durch den Erweis, daß er wirklich vorhanden ſey und ſehr lange dauern könne, wohl gar in den andern Tod als die wahre Verdammniß übergehen werde, und durch die ſich dabei offenbarende Urſache, welche der Unglaube iſt, die Gemüther antreiben, Leute, ſo ſie Gottes Stimme hören, ihre Herzen nicht zu verſtocken, ſondern ihre künftige Seligkeit zu ſchaffen mit rechtem Ernſt, welches die Schrift nennt „mit Furcht und Zittern", nicht aber nach einer ſelbſtgemachten loſen Philoſophie, welche nach der Welt Principien iſt und nicht nach Chriſto (Coloſſ. 2, 8.).

— v —

Zuſatz.

Wie oben angeführt, hielt ein Geiſtreicher es für den derbſten, dickſten Aberglauben, an Stigmatiſirte zu glauben. Nach Schubert iſt auf dem Wege zurück zu dieſem „allerdickſten, allerdunkelſten Aberglauben", wenn wir im Morgenblatte Nr. 270, 11. Nov. 1833 von ihm leſen: „die Seherin von Prevorſt wurde durch Berührung mit einem fremden kranken Körper ſo ganz in die Natur deſſelben verbildet, daß ſie in hohem Maße alle Leiden, alle Schmerzen deſſelben fühlte, und daß an ihrem Leibe, auch dem Arzte und allen Umſtehenden ſichtbar, alle die krankhaften Erſcheinungen hervortraten, wozu die Anlage und Neigung im fremden, von ihr mittel- oder unmittelbar berührten Körper war. In einigen andern Fällen hat die Verbildung der Seele in eine oft mit Rührung betrachtete Geſtalt an der äußern Hautfläche, ſtatt der fremden Wunden, blutende Stellen (Stigmata) hervortreten laſſen, und in den eigenen Körper die Schmerzen des andern übergetragen".

Dieß ſagt Schubert völlig wahr, weil er die Natur und das Seelenleben kennt und dieſes ſein Wiſſen an den Quellen ſelbſt ſchöpfte.

K.

Ueber die Schrift:

Wege zur Unſterblichkeit,

auf unläugbare Kräfte der menſchlichen Natur gegründet, von J. Kerning. Leipzig und Stuttgart, J. Scheible's Verlags-Exped. 1833. 171 S. 8.

Ein Seitenſtück zu dem in der vierten Sammlung angezeigten Schlüſſel zur Geiſterwelt. Wenn man das Buch etwa bis über die Mitte hin geleſen hat, ſo hält man nicht nur noch an der Frage, die nirgends ganz gelöst wird, ob nach des Verfaſſers Anſicht (ſ. S. 4) alle Menſchen ohne Ausnahme unſterblich ſeyen, oder nur die Fähigkeit beſitzen, die Unſterblichkeit zu erringen, wohin allerdings der Titel deutet; ſondern man wird auch verſucht, zu glauben, er gebe hier den zweyten Grad ſeiner Myſterien, die der Schlüſſel zur Geiſterwelt eröffnet hat, und indem ſich darin das ganze Geiſterweſen rein ſubjectiv zu geſtalten ſcheint, wird man beſorgt, es möchten die Epopten des dritten Grads endlich belehrt werden, daß man von der ganzen Sache eigentlich nichts wiſſen könne. Indeſſen gewinnt ſeine Meinung ein ernſthafteres Anſehen gegen Ende des Buchs; und ob man gleich mit ſeiner Theorie in mehrern Stücken nicht einverſtanden ſeyn kann, und wir ſie gradezu für einſeitig erklären dürfen, ſo hat ſie doch ſehr ehrenwerthe Beſtandtheile, und in ihrem Beſtreben einen praktiſchen Werth, mit dem ſich kein bloß ſpekulatives Lehrgebäude meſſen kann. Im Allgemeinen ſtellt J. **Kerning** ſich als den Bringer oder Enthüller des Kerns im Innern des Menſchen dar (ſ. S. 114, 167 ꝛc.).

Ein Zweifler an der **Unſterblichkeit**, ein verfeinerter Sinnenmenſch, **Silbert**, ſoll durch ſeinen Freund **Fielding** von ihrer Wahrheit überzeugt werden. Da Glaube und Religioſität, auf die er hingewieſen wird, bey ihm nicht Wurzel faſſen, ſo wird er auf einem Wege bekehrt, welcher, um es mit einem anderwärts bekannten Kunſtwort auszudrucken, zur **mikrokosmiſchen Magie** gehört. Auf dieſer oder der beſondern Art derſelben beruht ſowohl im Schlüſſel zur Geiſterwelt als in dieſem Buche das Syſtem des Verfaſſers. Das innere Leben des Menſchen ſoll Stärke und Gewalt über ihn ſelbſt und die Außenwelt erlangen: er ſoll ſich und die Macht ſeines Geiſtes erkennen, und in deſſen Kraft wahrnehmen und wirken. Der Geiſt ſoll alle Sinne und Glieder lebendig durchdringen, ſich überall eine Linie zum Sehen, oder ein Organ zum Hellfühlen und andern ähnlichen Wahrnehmungen bereiten, dadurch in die Ferne, in die Zukunft und Vergangenheit, und beſonders in die Geiſterwelt hinausreichen. Von den Füßen zu den Händen und zum Haupt ſoll der Menſch alſo durchgeiſtet werden. Das Alles ſoll geſchehen aus dem eigenen Vermögen der menſchlichen Natur, in der Nachahmung Chriſti, der, obgleich Gottes Sohn, als Menſch dem Menſchen hierin ein

Vorbild gegeben habe, wie er ſchon in dieſem Leben den Weg zur Unſterblichkeit antreten, und in einem ſeligen Daſeyn der wiedergeborenen Natur ſtehen könne. Zu dem Ende wird Silbert von Fielding auf die Bilder des Traums als die nächſten Beweiſe eines außerſinnlichen Lebens im Menſchen aufmerkſam gemacht, und von da in jener angeſtrengten Selbſtbearbeitung, durch die ſchreckhaften Phantome eines wachen Wahnſinns hindurch, welche nichts als eigene Ausgeburten, Auswüchſe der verdorbenen Natur ſind, und mittelſt des feſten Willens beſiegt werden müſſen, in das ſelige Geiſterreich, in den Himmel fortgeleitet, wo er Umgang mit Verſtorbenen oder deren Bildern erhält, und durch ſie das Vergangene und das Zukünftige erfährt. Als Vorbereitung wird ihm in dieſer Schule Fieldings ein Buch mit wunderbaren Geſchichten zu leſen gegeben. Deren erſte: „der Gelehrte", ſtellt einen Mann dar, der durch eine Nervenkrankheit ſeine ganze glänzende gelehrte Bildung verlor, und in die neckiſche Knabennatur zurück, ja tief in die Thierheit hinabſank; eine Sache, die wahr ſeyn mag, und eine heilſame Warnung gegen die eitle Geiſtescultur enthält, welche für die Erneuerung des menſchlichen Weſens ohne Erfolg iſt. Die zweite: „das Bild der Geliebten", berichtet, daß ein Schiffmann, zum Matroſen gepreßt, im vierten Jahre der Seefahrt in einer Art von magnetiſchem Schlummer ſeine zurückgelaſſene Geliebte vor ſich ſah, die er deßwegen für geſtorben hielt, und deren Erſcheinung ſich ihm von da an immer mehr und öfter näherte, täglich mit ihm ſprach, und ihn von den bevorſtehenden Schickſalen des Schiffs, das hiedurch mehrmals gerettet wurde, unterrichtete. Bei ſeiner Heimkunft nach fünfzehnjähriger Abweſenheit findet er, ſelbſt todt geglaubt, die todt geglaubte Braut noch am Leben, aber um eben ſo viel Jahre gealtert und dem ihn begleitenden Bilde unähnlich geworden, hält Wort, heirathet ſie, und bekommt, als die Begebenheit laut geworden, von einem unbekannten Mann den Beſcheid: „Die, die euch erſchienen, iſt ihr Bild, in eurem Herzen entſtanden und zu euch herausgetreten, als ein Abdruck eurer Liebe. Bleibet dieſem getreu, denn es iſt ein Zeuge eines wiedergefundenen innern Lebens; folget ihm wie bisher, und es wird euch und eurer Frau zum Schutz vor Unglück dienen, und in jenem Leben ewige Wonne bereiten." — Dieſe Geſchichte ſoll alſo ohne Zweifel hindeuten auf die Subjectivität der Erſcheinungen, auf ihre imaginative und projective Eigenſchaft, unbeſtimmt laſſend, ob ein weſentlicher Einfluß aus der Ferne die Erſcheinung hervorgerufen, oder ob, was ſogar mehr der Sinn zu ſeyn ſcheint, nur das eigene wiedergefundene innere Leben dieſe weiſſagende Imagination und Projection, dieſes Hellſehen in die Particularform eines geliebten Bildes ſich geſtaltend, ohne weſentlichen geiſtigen Zuſammenhang mit ſeinem leiblichen Original, bewirkt habe. Freilich iſt der Verf. ſchuldig zu beweiſen, daß die Sache ſich ſo, wie er ſie erzählt, zugetragen habe, und ſie nicht ganz oder größtentheils erdichtet ſey. Zugeſtanden, erdichtet dieß, ſo iſt die Folgerung, werde ſie mehrfach, wie man will; noch keineswegs bündig oder allgemein gültig für die Läugnung der Objectivität der Erſcheinungen, denn jene Fähigkeit oder Neigung des menſchlichen Gemüths, ſeine etwaige Sehergabe in eine Perſon zu fliehen, eingeräumt, so sagt sie nichts für anderartige Fälle, nicht einmal nothwendig für diesen Fall. Es können wesentliche Einwirkungen von außen Statt haben, die, als [illegible] [illegible], im schaffenden Vermögen der [illegible] eine Form annehmen und solche erzeugen, welche sich dann im [illegible] durch die eigenthümliche Verwechslungsart eben [illegible] und die Begriffe des Sehens von wahren äußern [illegible] oder [illegible] Dingen unterscheiden. [illegible] nicht bloß von innen kommt, [illegible] die einzige Art ist, [illegible] gewöhnlich [illegible] als einer [illegible] aus dem Bilde der [illegible] wird. Drittens ist [illegible] nicht auf ein vollständig wieder [illegible] zu schließen, sondern auf ein [illegible], wie es bei manchen Menschen einzeln vorkommt, [illegible] der Name der [illegible] wohl nicht zukommt. Denn es gibt keine [illegible] ohne den [illegible] der [illegible], deren Wirkungen sich allerdings auch [illegible] auf die Glieder des Leibes erstrecken können, wie bei dem [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] haben.

In der dritten Erzählung: „Der Doppelgänger", sieht ein Hauptmann von einer gewissen Zeit an sein Ebenbild neben sich, mit ihm gehend, stehend, sitzend. Ein Mann, „der von sich behauptet, von ihm die Gabe [illegible], Alles zu wissen", befreit ihn endlich von der Verlegenheit, welche diese sonderbare Gesellschaft nach sich zog, indem er erklärte, der Zustand rühre von einer allzugroßen Gewissenhaftigkeit her, indem der Hauptmann zweifle, ob die bessere Menschennatur sich mit dem Soldatenstande vereinen las-

„Durch dieſen Kampf haben ſich zwey Weſen in ihm gebildet, ein Selbſt und ein gewöhnliches Menſchenkind; dieſe beyden möchten ſich mit einander vereinigen, aber die Unentſchiedenheit des Willens hindert ſie daran" — „er ſolle ſich mit [illegible] mehr befreunden und Eins mit ihm zu werden trachten, daß derſelbe in ihn übergehe und ihn zum vollkommenen Menſchen mache" u. ſ. w., welches [illegible] „Das Bild, welches ihm noch lange zur Seite [illegible] endlich die Stellung und trat vor ihn hin [illegible] mit den Zirkeln ſeiner Gedanken in [illegible] nach und nach an, zu ihm zu denken und zu ſprechen." — War die vorige Geſchichte eine [illegible] der Erſcheinungen fremder Geſtalten, ſo iſt in dieſer eine Entfaltung des Selbſtſehens [illegible] fürwahr ſo neu und wunderlich, daß man [illegible] die Thatſache glauben, als die Auflöſung [illegible] Nach [illegible] kann das Ebenbild kein wahres Object [illegible], ſondern nur eine Fiction, und was für eine? ein [illegible]zuſtand, welcher perſönlich wird! [illegible] Beyſpiele vom Selbſtgeſicht oder Doppelſehen, [illegible] die Bedingungen jenes angeblichen Axioms [illegible] Erklärung durchaus mangeln.

Nach dieſen Vorbereitungen ſchreitet die pſychologiſche [illegible] zur letzten und bedeutendſten Stufe in der erſten Geſchichte: „Die Familie Ruppert", wo wir ohne Zweifel belehrt werden ſollen, was es mit den Begegnungen und dem Zuſammentreffen eines guten und eines böſen Geiſtes, welcher letztere jenen an der Seligkeit hindert, für eine Bewandtniß habe. Dieſe weitläufige Erzäh lung enthält eine deutliche Parodie der Begebenheit mit dem Mädchen von Orlach (ſ. S. 82 f.). Nämlich um kurz zu ſeyn, die beyden Geiſter ſind gleichfalls nur das eigene, getheilte Ich der Caroline Ruppert (S. 86: „Die beyden Geiſter, welche ſich in dem Mädchen zeigen, ſind keine Weſen außer ihr, ſie iſt es ſelbſt“), welche in ihrem ſchlafwandleriſchen Wahnſinn heimlich auch allerley Spuk anrichtet, der von ihrer Umgebung irrigerweiſe dem böſen Geiſt als einer ſelbſtſtändigen Perſon zugeſchrieben wird. Dieſen böſen Geiſt muß Caroline durch den Kampf des eigenen Willens, durch Stehen auf ſeinen Füßen und Ich-Denken (ſ. S. 92) überwinden, wodurch dieſer böſe Auswuchs von ihr abgelöſt und ausgeſchieden, und die ſanfte Geiſterſtimme mit ihr als ihr wahres neues Leben für immer vereinigt wird, ſo ſelbſtſtändig ſich auch beyde eine Zeitlang in und außer ihr geberden mögen. Die phantaſtiſche Trias, Caroline und ihre zwey Geiſter, wird vermöge der Beſiegung und Vernichtung des böſen Weſens, durch die reine Dyas hindurch, zur Monas der Wiedergeburt. Wiewohl auch der ſanfte Geiſt ein Auswuchs des eigentlichen Lebens iſt (S. 88 f.). Das Ganze reduzirt ſich alſo auf die gemeine Lehre: Der Menſch muß den Trieb des Böſen, der von Natur in ihm iſt, und ihn oft mit allerhand ängſtlichen Phantaſien peinigt, ſogar zum Narren macht, mit ſtandhaftem Vorſatz, mit Widerſtand gegen die Ungethüme der Wahnſchöpfung, überwältigen, ſo gewinnt das Gute und Wahre in ihm die Herrſchaft und eine beſeligende, unberechenbar große Macht. Wiefern das nun der Menſch kann, und ob wir dadurch in der Kenntniß des unbekannten Reichs weiter kommen, davon handelt ſich's.

Der Held des Romans, woran die vier Erzählungen gereihet ſind, behauptet zuletzt (S. 132): „das Geiſterreich iſt mir aufgeſchloſſen; Alles was ich aus der frühern Geſchichte zu wiſſen begehre, erfahre ich durch diejenigen, welche Theil daran genommen haben. Selbſt mein Vater kommt, ſo oft ich es wünſche, führt und lehrt mich bey den ſchwierigſten Nachgrabungen. Ich habe es errungen, was Sie mir vorgeſchrieben, als Sie ſprachen: Wenn Sie den Lebendigen nicht glauben, ſo mögen Sie die Todten fragen. Die Todten leben, ſie zeigen ſich nur, ſie geben nur Antwort, und hiemit iſt der Weg zur Unſterblichkeit durchwandelt." — Ob dieſe Todten wirklich die Originale, oder ihre kryſtalliſirten Eindrücke, oder nur ſelbſtgeſchaffene nährende Mittel der Wahrnehmung ſind, aus der plaſtiſchen Kraft des erwachten neuen Lebens gewachſen, hierüber bleiben wir gleichfalls im Zweifel. Vermuthlich ſoll auf dieſem Weg Swedenborgs und Andrer Umgang mit der Geiſterwelt erklärt werden. Wir erfahren nur zu wenig von eben dieſen Todten des „neuen Himmels" (ſ. S. 131 f.), von ihrer Lage, ihrem Fortſchreiten u. ſ. w., und es wird dadurch um ſo wahrſcheinlicher, daß nach des Verfaſſers Anſicht nur ſie zu einer ſeligen Unſterblichkeit gelangen, eine unſelige aber es vielleicht gar nicht gibt, ſondern daß die böſen Auswüchſe des Menſchen, oder die Menſchen, welche ganz ſolche Auswüchſe geworden ſind, weil das neue Leben der Wiedergeburt nicht in ihnen geſiegt hat, dem Tode der Vernichtung anheimfallen. Sehr achtbar iſt bey dem Verfaſſer ſein Glaube an Chriſtus und an die Bibel; der entſchiedene Ernſt, welchen er für die Wiedererneuerung der Natur des Menſchen als deſſen heiligſte Angelegenheit an den Tag legt. Aber wenn er mit Recht verlangt, daß unſer Glaube That und Leben, wirkliche Erfahrung und Kraft werden ſoll; wenn er ſagt (S. 141): „Zu dem Geiſt muß kommen, wer den Namen Chriſt mit Recht führen will; wer nur im äußern Wiſſen ſchimmert, die Lehrſätze der heiligen Schrift nur durch andere Sätze aus derſelben wieder beweiſt, der dreht ſich in einem Cirkel herum, deſſen Mittelpunkt er niemals findet": ſo fragt ſich, ob er das, was er hier als Oberflächlichkeit anklagt, nicht gleichwohl zu üben verſäumt hat, überhaupt aber, ob er die Wiedergeburt nicht von vorn herein zu materiell, zu eigenwillig angreift. Zwar er rückt ſogar Auszüge aus dem N. Teſtament ein, die von der Wiedergeburt aus dem Geiſt, vom Glauben und ſeiner Wunderkraft, vom Heilen der Beſeſſenen handeln; aber wie er ſie verſteht, wollen wir gleich ſehen. S. 147 heißt es: „Die hölliſchen oder böſen Geiſter ſind Erzeugniſſe unſerer verkehrten Lebensbegierden, und bereiten in uns auch eine Wiedergeburt, die aber aus böſem Saamen entkeimen;" und S. 149: „Auch Chriſtus heißt dieſe Kräfte Geiſter und Teufel, als wenn ſie etwas außer uns, etwas Abgeſondertes wären. Dieſes muß uns jedoch nicht irre führen; denn der Wirkung nach ſind ſie etwas außer uns, indem ſie, namentlich wenn ſie uns verlaſſen müſſen, als leibliche Weſen und nur gewaltſam von uns ſcheiden; der Sache nach aber waren ſie Eins mit uns, waren geiſtige Auswüchſe, die von uns abgelöſt werden mußten, um uns wieder in völlige Einheit mit uns ſelber zu bringen." — S. 150: „Ungewöhnliche Schickſale, Unglück, Gewiſſensbiſſe, auch Furcht vor dem Tode, rütteln manchmal an der Verſtocktheit des Menſchen, und wecken Kräfte in ihm, die ſeinem gewöhnlichen Zuſtande entgegen ſind; es erfolgt ein Kampf, die frühern Leidenſchaften und Begierden erheben ſich zu Bildern und ſtreiten um den Beſitz ihrer Herrſchaft, und ſo kann es ſich ereignen, daß die Zahl ſolcher Erſcheinungen Legion wird." (Dergleichen iſt bey Unglücklichen, Verzweifelnden, Büßenden, Hyſteriſchen allerdings möglich, aber darum iſt es noch nicht die „Legion", welche Chriſtus beſchwor.) „Spürt man in ſolcher Lage das Vermögen in ſich, die beſſere, reine Natur wieder zu ſtärken und zu ihrer Würde zu erheben, ſo fliehen nach und nach jene Geſtalten, und der vorher geplagte Menſch tritt aus dieſem Streite als ein Wiedergeborener, dem der Himmel ſich öffnet und Engel ſelbſt Loblieder ſingen" (welches jedoch abermals nur eine vorübergehende Täuſchung ſeyn kann). Nun werden Stellen aus dem Evangelium eingeſchaltet, womit der Verfaſſer ſeine Theorie belegen will. Ob er dieſe Theorie durchgängig ſelbſt verſteht, ob er ſie perſönlich erfahren zu haben glaubt, laſſen wir dahingeſtellt; wenn wir ſie auch verſtünden, ſo erklären wir ſie, wenigſtens ſofern ſie generaliſirt wird, für falſch. Wer das Reich des Böſen bloß in der Anthropologie ſucht, wie auch Swedenborg, obgleich objectiver Geiſterſeher, thut, iſt ſelbſt irre geführt; er kennt die Schrift nicht, er hat ſie nicht mit ſich ſelbſt verglichen, er hat das Licht über die Geiſterwelt in dieſem Punkte nicht erlangt. Was die evangeliſchen Stellen uns für die Meinung des Verfaſſers ſagen ſollen, iſt unerfindlich; daß aber Chriſtus und ſeine Boten den Teufel und ſeine Engel überall als ſelbſtſtändige, perſönliche, vom erſten und jetzigen Adamiſchen Menſchen durchaus unterſchiedene Weſen betrachten (ſ. z. B. Joh. 8, 44), iſt ungleich klärer, als Alles was der Verf. uns lehren will.

Aber noch mehr. Wir wiederholen, daß wir den ernſten Sinn des Verfaſſers beachten, wir haben aus den letzten Blättern dieſes Buchs eine zuverſichtlichere Meinung von ſeiner Ueberzeugung und Wahrheitsliebe gefaßt, als von dem Schlüſſel zur Geiſterwelt; allein hat er ſich wirklich von ſeinem Syſtem vollſtändige Rechenſchaft gegeben? Er will, daß der Menſch mittelſt des Glaubens an ſein Ich und deſſen Kraft ſich durch das Reich des Böſen, das in ihm iſt, hindurchringe zur Wiedergeburt ſeines Weſens, und dadurch ſchon hier himmliſche Gewalt, ja den Himmel erlange; er will, daß das Böſe mit ſeinen unzähligen Larven und Geſpenſtern nur etwas relativ Objectives, eigentlich aber ein abnormes Stück, ein Auswuchs der Menſchennatur ſey. Kann Caroline Rupprecht die Geiſter, von denen ſie beſeſſen ſcheint, wirklich durch die Kraft ihres eigenen Willens bändigen und austreiben, ſo beweiſt dieß noch keineswegs, daß es bloß ſubjective Dinge ſind; es können perſönliche Geiſter ſeyn, die der reinen Kraft der menſchlichen Natur weichen müſſen, wie der Kraft Chriſti, den der Verfaſſer uns zum Vorbild hinſtellt. Aber dieſe ſelbſtwillige Procedur des Exorcismus und der Wunderthätigkeit lehrt uns die Bibel nicht. Chriſtus ſpricht: Ohne mich könnet ihr nichts thun; und die Apoſtel haben nicht aus eigener Kraft (ſ. Apoſtelgeſch. 3, 12) Kranke geheilt, Todte erweckt und Teufel ausgetrieben, ſondern in Vollmacht ihres Senders, im Namen Jeſu. Der wunderthätige Glaube wird von den Apoſteln beſtimmt als eine beſondere Gnadengabe bezeichnet. Er iſt eine Herſtellung der menſchlichen Urkräfte; der Menſch, auch der getaufte, hat ihn aber darum noch nicht an und für ſich, und erringt ihn nur, wenn er ſoll. Auch wurde der geſalbte Paulus nur einmal von hinnen ins Paradies entzückt (2. Kor. 12). Der Verfaſſer muß alſo erſtlich beweiſen, daß die Beſitzenden der Beſeſſenen und die Geſichte der Sehenden nichts anders ſind und ſeyn können, als ſubjective Objecte, keine ſelbſtſtändige perſönliche Weſen; zweitens muß er die Probe ablegen, daß (man merke wohl!) ein Chriſt, welchem Chriſtus verkündigt iſt, durch die bloße Anſtrengung ſeiner Kräfte ſich zur gänzlichen Wiedergeburt ſeiner Natur, zur vollen Freyheit des Wahrnehmens und Wirkens fordern und ſo in den Himmel ſchon auf Erden anhaltend verſetzen könne. Der Verf. läugnet zwar den Beyſtand der göttlichen Gnade nicht; aber daß der Menſch nur in der Kraft Chriſti, des Wiederbringers und nicht blos des Vorbilds (ſ. S. 156 f. u. anderwärts), ſo weit gelangen könne, das leuchtet nicht klar genug aus ſeinen Vorſchriften hervor, die übrigens mancherley Seltſames und Unverſtändliches enthalten. Denn die praktiſche Selbſterkenntniß, die der Verf. anempfiehlt, um den Himmel zu erreichen, ſo viel Wahres auch darin liegt vermöge der chriſtlichen Pflicht der Selbſtbeherrſchung und des muthigen Kämpfens und

Mitwirkens, ſcheitert wieder an den damit vermengten Hypotheſen oder problematiſchen Vorſtellungen, und die Pſychologie des Verf. iſt ſo unausgebildet, namentlich die Begriffe von Geiſt und Seele ſo wenig darin geſchieden, daß wir ſehr zweifeln, er baue auf feſte und von ihm ſelbſt genugſam erprobte Grundlagen; daß er aber mit ſeinem Syſtem die ganze pneumatiſche Wahrheit umſpannt, ſtellen wir aufs entſchiedenſte in Abrede.

Auch von moraliſch-chriſtlicher Seite verdient daſſelbe einige Mißbilligung, indem ſein pſychiſch-magiſcher Egoismus den natürlichen Hochmuth nährt. Die Sünde und deren eigentliches Tilgungsmittel tritt hier in Schatten. Alles wird hier Ich; am Ende muß die Gottheit ſelbſt eine Handlung des Innern wie im ſkeptiſchen Idealismus werden. S. 103 erſcheint der Caroline Ruppert am Schluß der pſychiſchen Cur das Bild ihrer verſtorbenen Mutter. Ihr Rathgeber und Lehrer ſagt: „Jetzt ſind wir am Ziele! Sie haben Ihr Ich in ſeinem Urſprung, im Bilde Ihrer Mutter geſehen; nun dürfen wir frohlocken und die Wunder des Schöpfers preiſen.“ Außer dem tropiſchen Witz iſt hier nichts von Bedeutung; denn das Ganze iſt Poeſie, und die Erklärung Hypotheſe, aber in der That eine ſolche, die zu ſchädlichen Auswüchſen führen kann. Wir fragen auch wiederholt: Sind das die angekündigten Erſcheinungen von Verſtorbenen, durch welche Silbert der Unſterblichkeit gewiß werden ſoll? Wenn ſie das Ich ſind, ſo ſind ſie keine Zeugen für das Ich. Es wird alſo hier das Gegentheil von der Aufgabe bewieſen. Denn wer wird daraus, daß ihm wiſſentlich nur vorkommt, als gebe er mit Verſtorbenen um, den Schluß ziehen, daß folglich die Verſtorbenen fortleben?

Vielleicht ſind wir zu unweiſe. Wenn wir aber das Subject anerkennen, ſo verlangen wir auch das Object, und die Kräfte und Symptome des Subjects können nicht zahlloſer ſeyn, als die Beſtandtheile und Möglichkeiten des Objects. Der Menſch iſt eine Welt im Kleinen, aber die Welt iſt eine im Großen. Der Verf. hat die ganze Welt nicht geſehen, am wenigſten die ganze unſichtbare; die Bibel aber, die uns über die ganze Welt viel ſagt, verſteht er nach ſeinem vorgefaßten Syſtem. Darum bedauern wir, daß durch das Gute in ſolchen Büchern das Falſche einen Schein gewinnt. Der „Schlüſſel zur Geiſterwelt" war uns einigermaßen lieber; aber auch hier liegt viel Gutes und Wahres zerſtreut vor. Wir ſagen nicht, daß der Verf. alles geiſtige Object läugne, denn S. 37 heißt es: „Der reine Geiſt kann ſich mit andern auch in der weiteſten Entfernung in Berührung ſetzen" — aber eben deßwegen leidet ſeine Darſtellung an einer Unklarheit, welche kaum lösbare Widerſprüche mit ſich führt, indem eins das andere wieder aufhebt. Die Schreibart iſt meiſt ſchön und manchmal ſententiös, wie S. 41: „Der Menſch geht an dem Lichte vorüber und ſucht die Nacht, damit er Urſache finde, über Finſterniß zu klagen". S. 143 iſt wohl geſagt: Woran erkennt der Menſch die Wiedergeburt? Antwort: An ſeiner Lebensweiſe, wenn er ſich ändert und aus dem Zeitlichen ins Ewige übergeht. Aus der Veränderung ſeiner Geſinnung, wenn er nur an Ewigem und Unwandelbarem Luſt hat, und alles Vergängliche als Durchgang betrachtet, wenn er ſich prüfen, ſammeln und läutern kann. An den neuen Sinnen, die in ihm ſich zeigen" u. ſ. w.

Wir wollen nicht weitläuftiger ſeyn. Es ſind zwey Fälle möglich: entweder hat der Verf. auf ſeinem practiſchen Wege Erfahrungen gemacht, wovon er das vermeinte Reſultat in ſeinen beyden Schriften in Erzählungen, Geſprächen, Briefen und Bemerkungen niederlegt; oder er hat keine eigenen Erfahrungen des neuen Wunderlebens der Menſchennatur, das er als das Ziel des Daſeyns darſtellt, wenigſtens keine weitreichende gemacht, ſondern ſeine Schriften enthalten mehr eine problematiſche Theorie, auf ſubjective Wahrſcheinlichkeit, aber mit redlichem Willen gebaut. Im erſtern Fall kann er nicht behaupten, daß ſeine phyſiſch-magiſchen Experimente und die daraus herzuleitenden Lehrſätze das Ganze der Wunderwahrheit ſeyen; im zweyten Fall wird er noch mehr wie in jenem eines examinirenden Studiums bedürfen. Daß er deſſen bedarf, kann ihm unter andern derjenige Kanon der Wahrheit zeigen, den er bald mit Recht, bald mit augenſcheinlichem Unrecht, für ſeine Meinungen anführt.

Endlich aber wünſchen wir ſehr, daß dieſe Art der Wiedergeburt, welche mehr auf die Kräfte des Seeliſchen und Körperlichen als auf die Heiligung des Willens hinzielt, nicht ſo allgemein und unbedingt als Ziel des menſchlichen Beſtrebens auf Erden empfohlen werden möge, weil jedenfalls, auch nach der Bibel (1 Kor 12, 29. 30), nur Wenige dazu berufen und mit den nöthigen Mitteln verſehen ſind, und weil dieſe Lehre allzuſehr der Wunverſucht ſchmeichelt, um nur heilſam und nicht ſchädlich werden zu können. In die Schule des heiligen Geiſtes mit Gebet, Geduld und Stille, auch allerdings kampfend einzugehn, iſt der allgemein gute Weg, auf welchem Jeder ſeine Aufgabe und zuletzt die Seligkeit findet. Wir beziehen uns auf die vorige Recenſion.

— 9 —

Biographiſche Skizze eines Sehers.

Johannes L. war den 6. Januar 1767 in St. geboren. Sein Vater war Johannes L., Schuſter und Bürger daſelbſt; ſeine Mutter hieß Anna Maria geborne B. Ihr Sohn wurde mit vieler Sorgfalt erzogen und hatte die ſogenannten Kinderkrankheiten glücklich überſtanden; wurde aber im Jahr 1772, dem fünften ſeines Alters, von der rothen Ruhr ergriffen, in welcher die bei ſolchen Krankheiten gewöhnlichen Mittel, wiewohl ohne den erwarteten Erfolg, angewendet wurden. Als einſt dieſes kranke Kind nach einem Fieberanfalle die Augen ſchloß und anfing zu ſprechen, hielt man ſeine Rede für ein bloßes Faſeln und eine Wirkung der Fieberhitze: die Eltern erſtaunten aber nicht wenig, als dieſes Kind mit ſchwacher aber vernehmlicher Stimme verſchiedene Mittel vorſchlug, die man ihm geben ſollte, um ſeine verlorne Geſundheit wieder herzuſtellen. Da dieſe Mittel unſchädlich zu ſeyn ſchienen, ſo entſchloſſen ſich die Eltern des Knaben, ihm dieſelben zu geben, und bemerkten mit Vergnügen, daß ihr Kind durch deren Gebrauch in kurzem wieder vollkommen hergeſtellt wurde. Die Eltern dieſes Knaben dankten dem Herrn für die Erhaltung dieſes lieben Kindes, und bewahrten alles Vorhergegangene in ihrem Herzen; und als ihr Söhnchen im 10. Jahre ſeines Alters, nämlich im Jahr 1777 von einem hitzigen Fieber überfallen wurde und in einem anſcheinenden Schlafe ſeine Eltern abermals bat, ihm die von ihm angezeigten Mittel zu geben, welches nun, ohne die mindeſte Bedenklichkeit vollzogen wurde, ſo genas der Kranke, ohne alle ärztliche Hülfe.

Eben ſo handelten ſeine Eltern, als der junge L. im 17. Jahr ſeines Alters, im Jahr 1784, wieder an einem hitzigen Fieber litt, und erfuhren mit Dank gegen Gott, den Herrn des Lebens, daß er durch die von ihm vorgeſchriebenen Mittel bald genas. Die L'ſchen Eheleute, die ſehr verſtändige, aber in wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen unerfahrene Leute waren, bemerkten zwar wohl, daß die Organiſation ihres Sohnes etwas Beſonderes darböte, wußten aber nicht, wie ſie ſeinen Zuſtand benennen ſollten: unter den ihnen bekannten Gemüthszuſtänden, welche dem ähnelten, die ihr Sohn bisher nur in einem kranken Zuſtand äußerte, fanden ſie das Schlafwandeln; und ſo wurde dann jener für einen Schlafwandler gehalten, der zwar nicht im Schlafe wandelte, wohl aber in ſeinen Krankheiten im Schlafe, wie ein Wachender, redete und die ihm zuträglichen Heilmittel vorſchrieb. Von dieſer Vorſtellung befaßt, blieben ſie bei jedem Anfalle von Krankheit ihres Sohnes ruhig und getroſt und verließen ſich auf den allerbarmenden Vater, der dieſem, durch ſein Nachtreden, ein langes Leben zugeſagt habe. Doch überfiel ſie einige Beſorgniß, als im Jahr 1794 eine brandartige, anſteckende Bräune in St. regierte, an welcher viele Leute ſtarben: denn auch ihr lieber Sohn wurde im 27. Jahre ſeines Alters von dieſer peſtartigen Krankheit überfallen.

Die Eltern verfertigten nun begierig die Heilmittel, die ihr Nachtredner, ſogleich im Anfange der Krankheit, zu ſeiner Heilung angab, und die ihn in wenig Tagen wieder völlig herſtellten.

Allein im Jahr 1790 gewann das vermeinte Schlafreden eine andere Geſtalt. Im 32. Jahre ſeines Alters beſuchte unſer Schlafredner eine ſeiner Bekannten, nämlich die Jungfer T., Tochter eines Paſtetenbeckers, welche immer kränkelte. Dieſelbe wohnte in einem Brauhaus, das an einen Waſſergraben ſtoßt, über welchen man vermittelſt eines Brückchens zu dieſem Hauſe kommt; welches Brückchen man aber, ſelbſt von der Waſſerſeite, nur dann erblicken konnte, wenn man ſich an eines der an dieſer Seite angebrachten Fenſter begab. Während dem nun L. ſich mit der Jungfer T. unterhielt, überfiel ihn, ganz unerwartet am hellen Tage, in einem Zimmer des obern Stockwerks, worin er und ſeine Bekannte ſo weit von den Waſſerfenſtern entfernt waren, daß ſie das Brückchen unmöglich ſehen konnten, ein ſcheinbarer Schlaf, in welchem er ſagte: „Es geht ein Mann über das Brückchen mit einem Keſſel Milch auf dem Kopfe, die unverfälscht iſt“. Die Jungfer T. ſtand ſogleich auf, lief an das Waſſerfenſter, öffnete es, und erblickte wirklich in demſelben Augenblicke einen Mann, der einen Keſſel mit Milch auf dem Kopf trug, und auf bemeldtem Brückchen über den Graben auf ihr Haus zukam. Jungfer T. wunderte ſich ſehr über dieſes ſonderbare Sehen ihres Geſellſchafters: ſie würde jedoch dieſes Sehen mit geſchloſſenen Augen für ein gewöhnliches Traumreden gehalten haben; wenn das genaue Eintreffen der Ausſage des Johannes L. ſie nicht auf den Gedanken gebracht hätte, daß dieſer zu der Claſſe mehrerer hieſigen Perſonen gehören könnte, die man durch magnetiſche Behandlung in einen ſchlafähnlichen Zuſtand verſetzt, in welchem ſie den innern Leibeszuſtand der Kranken und die Mittel ſehen, welche zur Heilung oder doch Linderung und Beſſerung des kranken Zuſtandes am beſten geeignet wären, welche Perſonen man Hellſehende nennt. Dieſen Zuſtand des Hellſehens nannte man damals eine magnetiſche Criſe: obgleich der Ausdruck Criſe in der Arzneiwiſſenſchaft nur gebraucht wird, um eine entſcheidende Veränderung zu bezeichnen, die dem Kranken zur Beſſerung verhilft, oder ihn dem Grabe nähert. Dem ſey nun wie ihm wolle, ſo beobachteten die Verwandten und Bekannten unſers Sehers über dieſe ſeine Organiſation, welche man für einen krankhaften Zuſtand hielt, deſſen Bekanntmachung ihn in ſeinem zeitlichen Fortkommen hindern könnte, noch Jahre lang ein tiefes Stillſchweigen, und betrachteten die Sache als ein Familiengeheimniß, das aber nach und nach in der Stadt ruchbar wurde. Im Jahr 1802, dem 33ſten ſeines Alters, verheyrathete ſich Johannes L. mit Maria Luiſe Odilie B., einer Kaufmannstochter, mit welcher er drei Kinder erzeugte, wovon noch zwei erwachſene, ein Sohn und eine Tochter, am Leben ſind. In demſelben Jahre erfuhr ein gewiſſer Kräuterhändler, Namens Kr., der eine Jungfer B. magnetiſirte, im Einverſtändniſſe mit derſelben ein Gewerb mit ihrem Hellſehen trieb, und durch ihre in der ſogenannten Criſe verordneten Mittel manche Kranke, um Bezahlung, heilete, daß unſer L. ebenfalls ſolcher Criſen fähig wäre, ſuchte und fand bald Gelegenheit mit ihm bekannt zu werden. L. ließ anfänglich willig ſich eine Zeitlang von Kr. magnetiſiren, der ihm auch eine kleine Entſchädigung für den Zeitverluſt zukommen ließ, die er ſehr bedarf, da er ſein Brod durch Schuſtern verdienen mußte. Allein nach einiger Zeit machte der Magnetismus des Kr. einen ſo widrigen Eindruck auf L., daß er dieß ſeiner Gattin entdeckte, und, wiewohl gegen ihren Rath, ſeinen Magnetiſeur plötzlich verabſchiedete, und ihn durch N. M. erſetzte, der ſich bekannter Maßen auch mit Magnetismus abgab, aber, ſo wie Kr. ſeine magnetiſche Behandlung zu einer Finanzſpeculation gebrauchte; und da M. befürchten mußte, daß die harte Schuſterprofeſſion, den ohnehin nicht ſehr ſtark gebauten Körper dieſes Sehers zu ſehr ſchwächen könnte; ſo rieth er L. ſeine körperliche Arbeit aufzugeben, und bloß von Conſultationen für Kranke zu leben: weil, wie er ſagte, die Leibesarbeit der Geiſtesarbeit hinderlich wäre; welchen Rath auch L. im Jahr 1803 befolgte, aber auch bald bemerken mußte, daß die vielfältigen Magnetiſirungen, um den Kranken Rath zu ertheilen, den äußern Menſchen ſchwächten; wodurch ihm die Rückkehr zu der Ausübung ſeiner Handarbeit erſchwert und endlich unmöglich wurde; ſo daß er keinen andern Verdienſt mehr hatte, als die freywilligen Gaben, welche die Erkenntlichkeit ihm opferte. Die Verbindung mit ſeinem zweiten Magnetiſeur Ki. löſete ſich, nach einiger Zeit eben ſo auf, wie bei ſeinem erſten Magnetiſeur. L. fühlte nämlich einen ſo heftigen Widerwillen gegen ihn, daß er denſelben zuerſt im magnetiſchen Schlafe, und dann auch wachend nicht mehr leiden konnte: er verwarf ihn demnach, wie ſeinen Vorgänger. Noch vor der Verabſchiedung des Ki. bekam dieſer von Hrn. Hofrath **Böckmann** in Carlsruhe den Auftrag, L. über den Zuſtand der Gräfin von Hochberg zu befragen. Dieſer Seher erklärte in ſeinem magnetiſchen Schlafe, daß dieſelbe ſchwanger wäre, und glücklich mit einem Sohne niederkommen würde. Als nun dieſe Vorherſagung eingetroffen war, kam Hr. Hofrath **Böckmann** ſelbſt zu L. und conſultirte ihn für ſich ſelbſt. Während der Verbindung des L. mit Ki. magnetiſirte dieſer auch Jungfer Barbara R., die einen großen Zulauf von Kranken hatte, welchen ſie Heilmittel angab. Voll Vertrauen in die Gabe dieſer Seherin, wünſchte die kranke Frau B. eine Conſultation von ihr zu erhalten. Sie berief daher die obbemeldte Jungfer T., welche ſelbſt kränklich war, ſich in dürftigen Umſtänden befand, und deswegen viele Wohlthaten von der Frau B. genoß. Von dieſer Jungfer T. erfuhr letztere, daß niemand beſſer ihren Auftrag befolgen konnte, als L., weil er ſelbſt ein ſogenannter **Schläfer** wäre. Frau B. ließ ihn deßwegen durch gedachte Jungfer T. zu ſich berufen, und gab ihm das nöthige Geld, um die R. in Gegenwart der Jungfer

T. zu befragen. Als aber L. zu jener Seherin kam, ſagte ſie ihm, im magnetiſchen Schlafe: „Warum kommſt du zu mir: du biſt ja auch, was ich bin, und du wirſt, wann ich nicht mehr bin, groß werden.[1] Du kannſt ihr (der W.) helfen; du wirſt noch einen großen Schatz haben“.[2]

---

[1] Dieſe Vorherſagung iſt buchſtäblich erfüllt worden; denn die Seherin W. iſt ſchon ſeit mehrern Jahren geſtorben, und die Gabe des Sehers L. hat ſich ſehr vergrößert; ſo daß er von vielen auswärtigen Gegenden her um Rath gebeten wird.

[2] Auch dieſe Ausſage hat ſich beſtätigt. L. ſieht nicht bloß das Innere ſeiner Kranken; welche Gabe er in einem ſo hohen Grade beſitzt, daß die Gegenwart derſelben nicht immer nöthig iſt; ein Kleidungsſtück, das der Kranke zuletzt getragen, ja ein kleines auf dem bloßen Leibe getragenes Läppchen eines beliebigen Zeugs, nebſt der Angabe des Tauf- oder Beſchneidungs-Namens und des Alters ſind hinreichend, um ihm die abweſende Perſon zu vergegenwärtigen und ihren Körper zu durchſchauen; ſondern er ſieht auch oft andere dem leiblichen Auge verborgene Dinge, z. B. vergrabene oder vermauerte Schätze; er zeigt ſie aber nur den rechtmäßigen Eigenthümern an. Vor etlichen Jahren wurde er von einer ſehr reichen Erbin befragt, ob alles zur Erbſchaft ihres Bruders gehörige Geld und Silber inventirt worden ſey, oder ob noch Etwas davon verborgen wäre? L. zeigte hierauf in ſeiner Entzückung zwei Orte an, wo der Verſtorbene, vermuthlich in einer gewiſſen Kriegszeit, [illegible] Reichthümer an Geld, Silber und Juwelen hatte einmauern laſſen. Wenn aber Fragen an den Seher L. gerichtet werden, die auf bloßer Neugierde oder auf Eigennutz beruhen; ſo pflegt er gewöhnlich die Fragenden zu beſtrafen, und ſie zur Gottſeligkeit zu weiſen. So wurde er einſt, in der Entzückung befragt, ob nicht in dem Wohnhauſe der fragenden Perſon ein Schatz verborgen wäre, deſſen Daſeyn auf Geiſtererſcheinungen beruhen ſollte? „Ja! (antwortete L.) Ich ſehe

Zu derſelben Seherin M. begab ſich einſt die Pfarrwittwe H., um ſie für ihren kranken Sohn zu conſultiren, welcher auch durch den Rath der M. wieder hergeſtellt wurde. Während der Zeit, als N. Ki. den Seher L. magnetiſch behandelte, machte dieſer durch jenen die Bekanntſchaft dieſer Pfarrwittwe und beſuchte ſie oft. Ihr verſtändiges und ehrbares Betragen gefiel ihm ſo ſehr, daß er ſie bewog, die Stelle des verabſchiedeten N. Ki. bei ihm zu verſehen, um ihn in die ſogenannte Criſe zu verſetzen; es fiel ihm jedoch beſchwerlich, ſich immer an fremde Perſonen wenden zu müſſen, um zum Hellſehen zu gelangen; und während einer ſolchen Criſe bemerkte er ſeiner Gattin, daß ſie ihn eben ſo gut magnetiſiren könnte, wie dieſe Wittwe, und ihre Vorgänger, und belehrte ſie, wie ſie ſich dabei zu benehmen hätte. In der Folge ließ er ſich auch manchmal von ſeinen Kindern magnetiſch behandeln.

Von den verſchiedenen Heilungen, welche durch die Vorſchriften L. geſchehen ſind, die er in ſeinen magnetiſchen Criſen ertheilte, und welche dem Verfaſſer dieſer biographiſchen Skizze bekannt worden ſind, will derſelbe nur folgende anführen.

---

ihn; aber du würdeſt dir vergebliche Mühe geben, ihn aufzuſuchen; ich darf dir nicht ſagen, wo er verborgen iſt; es wäre dir nicht gut, ihn zu beſitzen.« Eine ſchärfere Strafpredigt erhielt eine andere Perſon, die L. zumuthete, ihr gewinnende Nummern zum Satze in eine Zahlenlotterie anzugeben. Aus dieſem Benehmen läßt ſich auch auf die Moralität dieſes Sehers ſchließen.

Der hieſige geſchickte Arzt Doktor R. konnte die entferntere Urſache einer beſondern Krankheit nicht entdecken: L. wurde darüber in Gegenwart des Leidenden befragt, und antwortete in einer ihm gegebenen Criſe: daß der Kranke vor einem Jahr in einem naſſen Schilf herum gewadet wäre, wodurch er den Grund zu ſeiner Krankheit gelegt hätte. Der Kranke beſann ſich lange: endlich erinnerte er ſich, daß er in einer ſumpfigen mit Schilfgras bewachſenen Gegend gejagt, und daß ihn ein in der Nachbarſchaft ſich befindlicher Bauer vor dieſem Gange gewarnt hatte, mit der Bemerkung, daß dieſes naſſe Schilfgras wie ein Gift auf den Menſchen wirke, der darin herumwandelte; welcher Warnung aber der Jäger kein Gehör gab. L. ſchlug hernach die Mittel vor, welche die Heilung dieſes Jagdliebhabers bewirkten.

L. unterwarf ſich den magnetiſchen Behandlungen bis ins Jahr 1823. In dieſer Zeit ging eine wichtige Veränderung in dem Zuſtande ſeines Hellſehens vor. Der K. R. Staatsminiſter Herr von A. befand ſich nebſt ſeinem Schwager dem Freyherrn von R in St. Die anhaltende Krankheit des erſtern, welche mit einer merklichen Schwäche in allen Gliedern und einer großen Empfindlichkeit gegen Kälte beſtand, bewegte ſeine Freunde, ihm Zutrauen in die Vorſchriften des Sehers L. einzuflößen. Als kluger Staatsmann, noch mehr aber als geförderter Chriſt und großer Freund der Brüdergemeinde, welche die Seherſache gering ſchätzt, wollte er vor allen Dingen genau erforſcht wiſſen, von welcher Beſchaffenheit das Hellſehen des vorgeſchlagenen Sehers wäre. Man ließ deßwegen dieſen in einen kleinen Cirkel von chriſtlich geſinnten Perſonen zu B. W. kommen, und befragte ihn über den Urſprung ſeines Hellſehens und die Mittel, deren man ſich bediente, um ihn in die ſogenannte Criſe zu verſetzen, worin er nicht nur die Krankheiten, ſondern auch die zu deren Heilung paſſendſten Heilmittel ſähe. Nach dieſer ſcharfen Prüfung ergab ſich, zur Freude aller Anweſenden und zum Troſte des nach Hilfe ſchmachtenden Kranken, daß L. die Gabe des heiligen Geiſtes, geſund zu machen, (wörtlich: Gnadengabe der Heilungen) beſäße (1 Corinth. 12, 9.), welche ſich einerſeits von der in der nämlichen Stelle beſchriebenen Gabe des (wunderthätigen) Glaubens (1. Corinth. 12, 10. Cap. 13, 2. Apoſtelg. 3, 2 ff. Cap. 9, 33 ff. Cap. 14, 8 ff. Cap. 19, 12. Cap. 20, 9 ff. Cap. 28, 8. 9.) unterſcheidet, durch welche Gabe die gänzliche Herſtellung der Geſundheit bewirkt wird; da hingegen die Gabe geſund zu machen nur die beſten Heilmittel darbietet, die Krankheit zu heben, oder doch den Schmerz, bis zur Todesſtunde, zu lindern[1]), andererſeits der wiſſenſchaftlich ärztlichen Behandlung darin ähnlich iſt, daß ſie gewöhnlich körperliche Heilmittel verordnet; ſich aber dadurch von der gelehrten Heilart unterſcheidet, daß der Arzt aus den Zufällen der Krankheit auf den Sitz des Grundübels ſchließt; wobey auch der geſchickteſte Arzt ſich irren kann, und leider ſich ſchon oft geirret hat [1]. Der Beſitzer der Gabe geſund zu machen hingegen ſieht den Sitz des Grundübels und iſt hierin vor Irrthum geſichert. Auch in der Wahl der Heilmittel findet ſich ein großer Unterſchied zwiſchen dem Arzte und dem Seher. Jener gründet die Wahl derſelben auf den Vernunftſchluß: „Dieſes oder jenes Mittel hat in ſo viel tauſend Fällen geholfen, wie es mir aus eigener oder fremder Erfahrung bekannt iſt; es wird folglich auch in dem mir vorliegenden Falle helfen". Der Seher aber bedarf

---

[1]) So kann der Verfaſſer dieſes Aufſatzes folgendes Beiſpiel anführen. Auf eine dringende Bitte der Anverwandten eines Schuſters, der ſich durch Ausſchweifungen eine unheilbare Schwindſucht zugezogen hatte, verſetzte ich den Seher L. in Entzückung, und bat um ſeinen Rath. Er gab mir ihn folgendermaßen: „Sage ihm, das Grab winkt dir; es iſt hohe Zeit, daß du dich von deinem geiſtloſen Weſen bekehreſt, und dich zum Herrn wendeſt, um Vergebung deiner Sünden zu erlangen. Du verdienteſt billig deinem Schickſal überlaſſen zu werden; doch will der Herr, daß ich dir, in Hoffnung deiner Bekehrung, zu Linde-

---

rung deiner Schmerzen, noch folgendes Heilmittel vorſchreibe". Dieſes beſtand in einer Brühe, welche die heftigen Schmerzen des Kranken ſo ſehr linderte, daß er Hoffnung ſchöpfte, durch Fortſetzung des Gebrauchs dieſes Mittels, in kurzem wieder geſund zu werden; ob er gleich wenige Tage nachher ſtarb.

[1] Vor einigen Jahren ſtarb hier ein junges lediges Frauenzimmer, welches von einem geſchickten, beſonders in Heilung der weiblichen Krankheiten berühmten, Arzte behandelt wurde. Die Zufälle der Krankheit jenes Frauenzimmers deuteten auf eine kranke Lunge und der Arzt richtete die Heilmittel nach dieſer Anzeige. Die Kranke ſtarb, und der untröſtliche Vater ließ Kunſtverſtändige berufen, die den Leichnam öffneten, und zu ihrem Erſtaunen die Lunge geſund, und die Urſache des Todes in dem Unterleibe fanden. Der Vater der Verſtorbenen behandelte den Arzt, der ſeine Tochter aus Irrthum unrichtig behandelt hatte, auf eine ſehr beſchimpfende Art; wie wenn jeder Arzt mit Unfehlbarkeit begabt ſeyn müßte.

dieſes Schluſſes nicht; er ſieht, ſo wie den Sitz der Krankheit, ſo auch die beſten Mittel und deren erforderliche Gaben (Doſen) nach Hand- und Fingergriffen oder nach dem Gewichte und nach den bey trocknen und flüſſigen Beſtandtheilen gebräuchlichen Hohlmaßen.

Da aber unter den meiſten, ſelbſt geförderten Chriſten die Meynung herrſcht, daß die außerordentlichen Geiſtesgaben, die vorzüglich in dem 12. 13. und 14. Capitel des 1. Briefs Pauli an die Corinther angezeigt ſind, heut zu Tage nicht mehr Statt fänden; ſo iſt es begreiflich, daß man das Hellſehen des L. dem damals im Schwunge gehenden thieriſchen Magnetismus zuſchrieb, ihn unter gebildeten Perſonen einen magnetiſchen Somnambulen, unter dem gemeinen Volke aber einen Schläfer hieß, und ihn an die Reihe etlicher mehr oder weniger magnetiſch hellſehenden hieſigen Frauensperſonen anſchloß, die mit ihren ſogenannten Criſen ein ziemlich einträgliches Gewerbe trieben.[1])

Sogleich man nun in jenem kleinen Freundſchaftsvereine zu der feſten Ueberzeugung gelanget war, daß L. bisher blos aus Unwiſſenheit, durch magnetiſche Behandlung, in ſeine Criſen gebracht worden war, und man das ächte Mittel fand, L. nicht in eine körperliche Criſe, ſondern in eine geiſtliche Entzückung zu ſetzen, durch Händeauflegung, nach der Vorſchrift Pauli (1 Tim. 4, 14. Cap. 5, 22.) oder durch Gebet, um Oeffnung des Seelenauges (2. Kön. 6, 17.); ſo wurden beyde Mittel angewandt, und, der Erwartung der Zuſchauer entſprechend, ward L. ſogleich hellſehend und lobete den Herrn.

---

[1]) Für Leſer, welche nicht gründlich von den verſchiedenen Arten des Hellſehens unterrichtet ſind, könnte es nothwendig ſeyn, zu bemerken, daß der höhere Magnetismus, welcher von gottesfürchtigen Perſonen, mit Andacht, gläubigem Herzen und Gebet verrichtet wird, mehr durch das Erweckungs-Mittel, als durch die dadurch hervorgebrachte Wirkung, ſich von dem Hellſehen durch bloße Einſegnung zu unterſcheiden ſcheint, wie dies aus den von Meſmeriſchen, Eſchenmeyeriſchen, Kieſeriſchen, Neesiſchen, Wienholtiſchen, Gmeliniſchen, Kerneriſchen und andern in dieſes Fach gehörigen Schriften zur Genüge erhellet.

Hierauf ergriff er den kranken Staatsminiſter bey der Hand, beſchrieb ſeine Krankheit auf das pünktlichſte und ſchrieb dem Kranken verſchiedene Heilmittel vor. Unter den Vorſchriften des Sehers befand ſich auch der Gebrauch eines Mineralbads, das er noch nie mit dem leiblichen Auge geſehen hat, wovon er aber den Namen nicht ſogleich anzugeben vermochte, und um ihn zu ſuchen, nachdenkend inne hielt. Wir baten ihn deswegen uns die Gegend des Badorts zu beſchreiben; worauf er ſagte: „Ich ſehe dieſes Heilbad in einer angenehmen etwas bergigen Gegend liegen, an einem Berge, auf dem ich ein altes zerfallenes Bergſchloß erblicke. Bey dem Badorte befinden ſich Trümmer uralter Badegebäude, die ſehr ſchön geweſen ſeyn müſſen; in der Tiefe des unteren Thals ſehe ich einen Teich. Dieſes Heilbad liegt jenſeits des Rheins, nahe an demſelben, ungefähr 4 Stunden von Freiburg und eben ſo weit von Baſel.

Ich rieth ſogleich auf Badenweiler im Großherzogthum Baden, wo ſich Ruinen des alten badiſchen Bergſchloſſes, das den Herzogen von Zähringen gehörte, ſo wie auch merkwürdige Ueberreſte eines römiſchen Bades befinden; und gab L. den Namen dieſes Bades an: „Ja (ſagte er) dies iſt es.“ H. von A. begab ſich auch wirklich an dieſen Ort, um die ihm von L. vorgeſchriebenen Bäder zu gebrauchen, die, von andern von L. verordneten Mitteln unterſtützt, ſeine zerrüttete Geſundheit ſo gut wieder herſtellten, daß er in kurzer Zeit ſeine weite Rückreiſe in die K. Reſidenzſtadt, woran ihn ſein gebrechlicher Geſundheitszuſtand hinderte, ohne die mindeſte Schwierigkeit, unternehmen konnte.

So wie L. durch bloßes Einſegnen, ohne magnetiſche Behandlung in Entzückung geſetzt worden war; ſo wurde er auch ebenfalls ohne eine magnetiſche Behandlung, im Namen des Herrn, außer Entzückung geſetzt, oder, wie die Magnetiſten zu ſagen pflegen, aus der Criſe aufgeweckt.

Und da, wie dies den Kennern des höhern Magnetismus bekannt iſt und traurige Erfahrungen hierin übereinſtimmen, es für den Leib und die Seele des Menſchen gefährlich werden kann, ſich von jeder Perſon, deren Charakter man nicht genau kennt, magnetiſiren zu laſſen; ſo befolgte L., ohne die mindeſte Bedenklichkeit dagegen zu äußern, von Stund an, den wohlgemeinten Rath, in Zukunft nicht mehr durch Magnetismus ſich ſogenannte Criſen geben zu laſſen, ob er gleich dieſen den meiſten ſeiner Mitbürger angewöhnten Ausdruck noch jedem ſeinen Rath ſuchenden Nichtkenner der Natur ſeines Hellſehens geſtattet; ſondern ſich nur von ihm wohlbekannten glaubgen Chriſten einſegnen, und hernach durch Gebet aus der Entzückung ſetzen zu laſſen. In dieſem Vorhaben wurde auch bald hernach L. durch eine andere, hellſehend weiſſagende Perſon beſtärkt; indem ihm dieſe in einer Entzückung verkündigte, daß der Herr ſeine Gaben verſtärken würde, wenn er ihm, ohne ſich dem *gemeinen* Magnetismus zu unterwerfen, in kindlichem Glauben und ungeheuchelter Treue nachfolgen wollte. Dieſe Verſtärkung iſt nun, nach dem einmüthigen Zeugniſſe aller ſeiner Freunde und Bekannten, eingetroffen; ſein Blick iſt ſicherer und feſter geworden und von dem ungewiſſen magnetiſchen Herumtappen, wovon ich vormals ſelbſt Zeuge war, iſt keine Spur mehr vorhanden; ob es gleich manchem Ungläubigen ſo ſcheinen möchte, wenn etwa L. das dem Rath Begehrenden auffallendſte ſichtbarſte und fühlbarſte Symptom der Krankheit nicht ſogleich, oder auch gar nicht angiebt: weil eben dieſes Symptom nicht der *Grund* der Krankheit, ſondern eine bloße *Folge* derſelben iſt, deren Grund oft im Innerſten verborgen iſt, und weil der Herr dem Seher nicht immer erlaubt, denſelben Grund dem Kranken oder ſeinen nächſten Anverwandten beſtimmt anzugeben, um keine ſchädliche Angſt zu erregen; beſonders, wenn das Uebel unheilbar oder gar tödtlich iſt; obgleich in einigen Fällen der Herr deſſen Offenbarung um Sünder zur Buße zu leiten, manchmal dem Seher geſtattet, oder gar *gebietet*; wovon ich oben ein Beyſpiel angeführt habe.

Seit der Verabſchiedung aller Magnetiſten ſind auch die von ihm vorgeſchriebenen Heilmittel ſo genau den von ihm erkannten Krankheiten angepaßt; daß ſelbſt berühmte Aerzte ihn in unheilbar ſcheinenden Krankheiten, — entweder ſelbſt befragten, oder durch vertraute Perſonen befragen ließen; wovon ich ebenfalls oben ein Beyſpiel gegeben habe, welchem ich noch ein anderes beyfügen will. Schon vor etlichen Jahren hat ein hieſiger, durch ſeine Kenntniſſe[1], ſeinen Eifer, ſeine Unterſtützung der Armen, und ſeine chriſtliche Liebe ausgezeichneter Arzt den Seher L., durch Vermittelung einer ſeiner Freunde, insgeheim[2] wegen eigenen kränklichen Umſtänden befragt, die ihm in ſeinem großen praktiſchen Wirkungskreiſe hinderlich waren. L. ſagte ihm: „Lieber Doctor! an deiner Erhaltung iſt dem Publicum zu viel gelegen, daß du nicht trachten ſollteſt, deine Geſundheit baldmöglichſt wieder herzuſtellen. In ähnlichen Fällen ſchickeſt du deine Patienten in das Markgräfer Bad. Warum thuſt du dies nicht für dich ſelbſt"? Der Arzt antwortete: „Ich kann nicht, meine Kranken erfordern meine Gegenwart." Der Seher: „Aber 20 Tage lang kann ja einer deiner Freunde deinen Dienſt verſehen." Der Arzt: „Das Zutrauen zu einem andern Arzt kann ich nicht gebieten. Ich will 8 Tage lang eine Luſtreiſe machen, dies mag das Mineralbad erſetzen." Der Seher: „Eine ſolche Reiſe wird dir allerdings heilſam ſeyn; aber das Bad kann ſie nicht erſetzen. Doch will ich dir ein Kräuterbad angeben, das den Fortſchritten deiner Krankheit vorbeugen kann; dich aber nicht ganz herſtellen wird." Dabei blieb es für das erſte Jahr. Dieſelbe Scene wiederholte ſich noch 2 Jahre lang, und L. beſtand unwiederruflich auf ſeiner Badecur, die jedesmal der Doctor mit einer kleinen Luſtreiſe, wiewohl vergebens, zu erfüllen ſuchte, ob ihm gleich L. mit wehmüthiger Stimme die Gefahr darſtellte, welcher er ſich durch ſeine Weigerung, das angezeigte Mineralbad zu gebrauchen, ausſetzte. Der Krankheitsſtoff des Arztes nahm aber endlich ſo überhand, daß letzterer ſeinen Freund bat, den Seher L. zu wiederholten Malen zu ihm zu führen und in Entzückung zu ſetzen. Bey jeder Sitzung führte der kranke Arzt die Feder, um die Angaben und Vorſchriften des Sehers genau aufzuſchreiben, die er der Beurtheilung ſeines Buſenfreundes, eines durch Schriften und Praxis berühmten Lehrers der Arzneywiſſenſchaft, vorlegte, welcher dieſelben, ſo wie der Kranke ſelbſt, den vorliegenden Umſtänden gemäß, anwendbar fand. Allein der verſpätete Gehorſam des Kranken konnte die vernachläſſigte Badecur nicht erſetzen, die traurige Ahnung des Sehers verwirklichte ſich bald; der liebe Doctor wurde ein Schlachtopfer des Eifers für ſeine Kranken, und das Publikum verlor einen geſchickten treuen Arzt; erhielt jedoch zum Troſt, in deſſen Erben, einen in Kenntniſſen und Charakter ihm ähnlichen Nachfolger, der in den ſchriftlich verfaßten mediziniſchen Beobachtungen des Verſtorbenen einen reichen Schatz von wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen gefunden haben wird.

---

[1] Seiner Beantwortung einer anatomiſchen Frage wurde von einer der berühmteſten Akademien der Wiſſenſchaften der Preis zuerkannt. Er hatte auch wichtige Beobachtungen im anthropologiſchen Fache der Arzneywiſſenſchaft gemacht, wovon er einiges dem Hrn. Profeſſor Eſchenmeyer mitgetheilt hat.

[2] Nicht nur für ſich, ſondern ſchon vor ſeiner letzten Krankheit, ließ dieſer Arzt, durch einen ſeiner Freunde, mehrmalen den Seher L. für Leidende befragen, bey welchen die gewöhnlichen Heilmittel fruchtlos blieben. Da aber jener, wie begreiflich, die Vorurtheile mancher ſeiner Kranken, noch mehr aber der Gelehrten, Aerzte und Nichtärzte, als kluger Menſchenkenner, ſchonen mußte; ſo ſuchte er alle nur erdenkliche Mittel anzuwenden, um den Gebrauch jenes Sehers und die Hilfe dazu, welche ſeine Freunde, als Mittler leiſteten, mit einem dichten Schleier zu umhüllen.

Glücklicher als die des Doctors fiel eine andere Heilung aus. H. Kl. wurde von einer Waſſerſucht ſo heftig überfallen, daß er weder Hände noch Füße gebrauchen konnte. Durch die vorgeſchriebenen Heilmittel unſers Sehers wurde er ſo gut wieder hergeſtellt, daß er in wenig Wochen wieder ausgehen konnte. Nicht weniger bedeutend war die Heilung einer Bruſtkrankheit. Eine unſerer ehemaligen Mägde litt an einem ſo hohen Grade von Bruſtentzündung, daß alle menſchliche Hülfe erſchöpft ſchien. Man ſegnete ſie zum Tode ein: allein durch unſers Sehers Rath ward ſie in wenig Tagen gänzlich hergeſtellt und lebt noch. W., einer unſerer Freunde, hatte ſchon mehrere Anfälle von Hirnkrankheiten, wobey Schlagflüſſe ſich anmeldeten: in wenig Tagen wurde er jedesmal mit Gottes Hülfe, durch den Rath des L. wieder hergeſtellt. Ich könnte noch eine lange Reihe von merkwürdigen Heilungen anführen, welche durch den Rath dieſes Mannes gelangen, um den Grad der Verſtärkung der ihm vom Herrn ertheilten Gabe geſund zu machen, zu bezeugen: deren Fortſetzung würde aber wenig nützen, da ich die Heilmittel nicht anzeigen kann, die er in den verſchiedenen Krankheiten vorgeſchrieben hatte, wie dies in den durch den Druck bekannten magnetiſchen Curen geſchehen iſt. Die Kenntniß der Arzneymittel und ihrer Wirkungen (materia medica), die L. als Heilmittel in dieſer oder in jener Krankheit vorgeſchrieben hat, würde übrigens nur irre leiten: da dieſer Seher derſelben Perſon, in gleichſcheinenden Fällen, ſelten dieſelben Mittel verſchreibt; und wenn manchmal der Kranke anfragt, ob er nicht das vorher gebrauchte Mittel wieder ergreifen ſolle, ſo verwirft es oft L. mit der Bemerkung, daß die Jahreszeit, die Witterung, die Anhäufung der Säfte in in dieſem oder jenem Theile der Eingeweide eine zu große Reizbarkeit oder deren Mangel und Schwäche, kurz die jetzige Organiſation des Körpers, die vorhin gebrauchten Mittel nicht vertragen könne. So z. B. verwarf er den Gebrauch des weißen Senfs und des Rhabarbers, welche Jemand in einer gewiſſen Krankheit große Dienſte leiſteten, und vertauſchte ſie bey wieder eingetretener Krankheit gegen einen nicht allzu ſauern Lattich-Salat, ſammt deſſen Wurzeln; deſſen Gebrauch vortreffliche Dienſte leiſtete und bald darauf ließ er dieſe Mittel mit dem Gebrauche des Antigaſter Mineralwaſſers vertauſchen. Zum Schluſſe der merkwürdigen Curen, die unſer Seher leitete, will ich noch eine anführen, die er neulich verrichtet hat. In dem Dorfe Z., das eine teutſche Meile von St. entfernt iſt, wurde ein Anverwandter von L. mit einem gefährlichen Frieſel behaftet. Man holte den Hrn. Pfarrer, der ſo viel praktiſche Kenntniſſe der

Arzneywiſſenſchaft beſaß, daß er aus den Zufällen der Krankheit auf drohende Gefahr ſchloß, und auf ſchleunige Berufung eines Arztes drang. Man ließ deswegen zugleich den rühmlich bekannten H. Doctor U. aus St. kommen, der, nach genauer Unterſuchung der Krankheit, den Anverwandten des Leidenden erklärte, daß ihm wenig Hoffnung zum Wiederaufkommen des Kranken übrig bliebe. Man ſendete deswegen eiligſt zu L., der aber ſeinen Rath verſagte, und ſeinen eigenen Anverwandten an den ihm als ſehr geſchickt bekannten H. Doctor U. verwies, in deſſen Behandlung er ſich nicht miſchen dürfte, ſo lange der Arzt den Kranken nicht aufgegeben hat: auch wäre es nicht möglich, den Rath des Arztes mit dem ſeinigen zu verbinden: da man dieſen kindlich glaubend und ausſchließlich befolgen müßte, wenn er nicht fruchtlos ſeyn ſoll. Troſtlos erwartete man nun am folgenden Tage den Ausſpruch des Arztes, der, nach genauer Unterſuchung der Lage des Kranken, ihn für verloren gab, und ſeine fernere Beſuche für unnütz hielt. Nun überbrachte man eilends dieſes Todesurtheil dem geliebten Vetter L., der ſich nun des verlaſſenen Kranken annahm, das Innere ſeines abweſenden Vetters durchſchaute und die erforderlichen Mittel vorſchrieb, die der Herr reichlich ſegnete: denn in wenig Tagen kam der hergeſtellte Kranke ſelbſt zu L., um ihm für ſeinen heilſamen Rath zu danken.

Unſer Seher, der zu der kleinen Heerde der gläubigen Chriſten gehört, kennt ſehr genau den Unterſchied zwiſchen der Gabe geſund zu machen, womit der Herr ihn begnadigt hat, und der Gabe der Weiſſagung, und hat mehreren Reden weiſſagender Perſonen beygewohnt. Er ſelbſt aber beſitzt dieſe Gabe nicht; jedoch öffnet ihm der Herr manchmal, unter gewiſſen Umſtänden, das Seelenauge, um ihm, durch Träume, und Geſichte, Dinge entdecken zu laſſen, die dem natürlichen Auge entzogen ſind, (davon ich oben Beyſpiele angeführt habe), oder auch um ihn in Verbindung mit dem Geiſterreiche zu bringen. So wurde es ihm ſchon mehrere Male geſtattet, unſaubere Geiſter, welche allerhand Spuck in Häuſern trieben oder gar durch ihre Erſcheinung deren Innwohner ängſtigten, zu vertreiben, oder den Ort anzuzeigen, wo ſich die Leichname von Selbſtmördern befanden. Vor kurzem vermißte man ſchon 3 Tage lang einen ſchwermüthig gewordenen Gärtner. Man befragte L. über den Aufenthalt dieſes Mannes, und der Fragende erhielt die Weiſung, noch 2 Männer mit ſich zu nehmen, um den ertrankten Leichnam, aus dem von dem Seher genau bezeichneten, mit Schilfe bewachſenen, Waſſergraben zu heben, wo man ihn finden würde. Dieſer Ausſage gemäß fand ſich der Leichnam des Vermißten an dem angezeigten Orte.

Im Laufe des Monats September dieſes 1833. Jahrs kamen 2 Eheleute in tiefer Trauer gekleidet zu dem Seher L. und zeigten ihm an, daß ſie ſo eben eines ihrer beyden Mädchen begraben ließen, und das andere Mädchen hätte, nach der Ausſage der Aerzte, dieſelbe Krankheit, und würde auch bald ſterben; doch wollten Sie morgen es beſuchen, und, wenn es noch am Leben wäre, mit einander conſultiren: ob es noch zu erhalten ſeyen. Da nun ſie, die Eltern des Kindes, einen letzten Verſuch das Kind am Leben zu erhalten, zu machen entſchloſſen ſeyen; ſo kamen ſie zu H. L. um ihn über die Lage des Kindes zu befragen. Der Seher L. ließ ſich ſogleich von ſeiner Tochter einſegnen, und ſagte dieſen niedergedruckten Eheleuten, er ſehe das Kind halb tod und unbeweglich liegen: ſie ſollen aber nur die ihnen vorgeſchriebenen äußerlichen und innerlichen Mittel ſogleich im Glauben gebrauchen; ſo würde es beſſer mit ihm werden. Den folgenden Tag dankten die Eltern dem Seher, und erzählten ihm, daß das kranke Kind, nach dem Gebrauch der von ihm vorgeſchriebenen Mittel ruhig geſchlafen habe. Dieſen Morgen mußten ſie das Kind anziehen. Nun kamen die beiden Aerzte, um eine Conſultation über daſſelbe anzuſtellen; ſahen aber einander mit bedeutender Miene an, als ſie das Kind in der Stube herumſpringen ſahen, und machten den Eltern denſelben die Bemerkung, daß die Natur, durch eine außerordentliche Criſe, die Krankheit des Kindes gebrochen und es wieder hergeſtellt haben müßte; wogegen die Eltern des Kindes nicht die mindeſte Bemerkung zu machen ſich getrauten; doch in ihrem Innern dankten ſie dem Herrn für die gnädige Erhaltung ihres Kindes.

Ich könnte noch viele ſolche Züge aus dem Leben dieſes Mannes anführen, um die Eigenthümlichkeit ſeiner Seelenkräfte ans Licht zu ſtellen; das Erzählte mag aber hinreichend ſeyn, um die Stufe zu bezeichnen, die ihm unter den verſchiedenen Hellſehenden gebührt.

Ahnung
Humphry Davys
von einem Nervengeiſte.

Humphry Davy ſagt in ſeinen tröſtenden Betrachtungen auf Reiſen: „Die Schnelligkeit und unendliche Mannichfaltigkeit der Phänomene der Wahrnehmung machen es äußerſt wahrſcheinlich, daß ſich im Gehirn und in den Nerven eine Materie befinden müſſe, welche bey weitem zarter und feiner, als irgend Etwas iſt, was durch Beobachtung und Experiment entdeckt worden, und daß der unmittelbare Zuſammenhang zwiſchen dem empfindenden Principe und dem Körper durch eine Art ätheriſchen Stoffes hergeſtellt werde, der niemals in die Sinne fallen kann, und ſich vielleicht zur Wärme, zum Licht und zur Elektrizität eben ſo verhält, wie dieſe Formen oder Erſcheinungsweiſen der Materie ſich zu den Gasarten verhalten. Die Bewegung wird am leichteſten an den wenigſt ſchweren Arten der Materie hervorgebracht; jedoch beſitzen unwägbare Agentien, wie die Elektrizität, hinreichende Kraft, um die ſchweren Körper umzuſtürzen. Nichts kann meiner Anſicht fremder ſeyn, als irgend eine Definition dieſes Gegenſtandes zu verſuchen, und niemals möchte ich mich dem Gedanken **Newtons** hingeben; daß die unmittelbare Urſache der Empfindungen in Undulationen eines ätheriſchen Mediums beruhe. Uebrigens iſt es mir nicht unwahrſcheinlich, daß dem empfindenden Prinzipe irgend eine ſehr verfeinerte Maſchinerie des Denkens ſelbſt in einem andern Zuſtande der Exiſtenz anhänge; denn, obſchon die Organe der gröbern Empfindungen, die Nerven und das Gehirn, durch den Tod zerſtört werden, könnte doch ein gewiſſes, von mir ſupponirtes Etwas von ätheriſcher Natur weniger zerſtörbar ſeyn. Und bisweilen bilde ich mir ein, daß manche jener Kräfte, die man inſtinktartig nennt, dem verfeinerten Gewande des Geiſtes angehören. Das Gewiſſen ſcheint in der That eine gewiſſe unbeſtimmte Quelle zu haben, und dürfte in Beziehung zu einer früern Exiſtenz ſtehen.“ —

Mittheilungen
aus dem
Gebiete des innern Schauens.

I.
Vorbedeutende Träume.

1.

Als ich in E. ſtudierte — es war in meinem dritten Studienjahr — lernte ich im Freimaurerzirkel einen jungen niverſitätslehrer Dr. S.[1] kennen, der ſowohl durch ſein ußeres, als auch durch ſein inneres Weſen Jedermann uf eine wunderbare Weiſe an ſich zog. Er war ein lbino, mit weißem Geſicht, kaninchenrothen Augen, eißen Augenwimpern und Augenbraunen, und ſchnee eißem etwas lockigem Haare, das ſeinem gutmüthigen eſichte, ſo wie ſeiner ganzen Erſcheinung ein ehrwür iges Anſehen gab. Flößte ſchon ſein Aeußeres ein ei enes myſtiſches Gefühl ein, ſo wurde daſſelbe noch mehr urch die Art und Weiſe geſteigert, mit der er ſeinen ertrauteren Freunden ſein Inneres offenbarte. Sein ge ildeter Geiſt und ſein tiefes, herrliches Gemüth machte einen Umgang eben ſo belehrend als anziehend. Als angehender Lehrer der Heilkunde hatte er einen reichen Vorrath an Kenntniſſen und ſein raſtloſes Weiterſtreben berechtigte zu der Hoffnung, daß er einſt in der Wiſſenſchaft ganz ausgezeichnet werden würde. Ich hörte bei ihm Aſtronomie und Phyſiologie, welche beide Collegien durch meine Bemühung zu Stande kamen. Dadurch, ſo wie durch meine damalige Beziehung zur Freimaurerei wurde ich ihm ſehr vertraut, ſo daß wir öfters des Abends auf meiner Stube zuſammen kamen und unter traulichen Geſprächen über naturwiſſenſchaftliche Gegenſtände zuweilen bis über Mitternacht beiſammen ſaßen. War ich bei ihm auf ſeiner Stube, ſo ſpielte er mir auf dem Violoncell, das er meiſterhaft behandelte, vor, und lehrte mich die Stenographie, in der er ſein Tagebuch zu ſchreiben pflegte. Zuletzt theilte er mir die Geſchichte ſeiner ſtillen Neigung zu einem trefflichen Frauenzimmer mit, das er leider hoffnungslos liebte. Ich war Zeuge ſeines ernſten und zehrenden Kampfes, mit dem er dieſer Liebe auf immer zu entſagen ſich auferlegte. Von nun an war er oft ſchwermüthig, ſchrieb noch häufiger in ſein Tagebuch, ſpielte ſtets im klagenden Moll auf ſeinem Violoncell und hatte manchmal ein zerſtreutes wunderſames Ausſehen, wobei einem eigen zu Muthe wurde, zumal wenn er eine Thräne niederkämpfte.

---

[1] Es iſt derſelbe, deſſen Schubert in ſeiner Geſchichte der Seele Bd. II. S. 614 in der Anm. erwähnt.

Einige Monate zuvor ſchon, noch ehe er mich mit dieſer Angelegenheit ſeines Herzens bekannt machte, hatte ich, nachdem S. einen Abend auf meiner Stube zugebracht und uns über den Magnetiſmus etwas vorgeleſen hatte, in der Nacht folgenden Traum.

Mir träumte: Ich befinde mich in einer ſchönen Gegend und ginge auf einen Berg zu, auf welchem ein tempelartiges Gebäude ſtand. Ich beſteige den Berg, trete in das Gebäude ein und gehe eine breite Treppe hinauf; vor einer hohen Doppelthüre ſtehend, thue ich meine Schuhe ab, öffne die Thüre und befinde mich in einem großen ſchwarzbehangenen Saal; ringsum ſitzen Männer in Freimaurerkleidung; unter ihnen erkenne ich einige, die damals Univerſitätslehrer waren. Auf einmal höre ich einen Geſang, der ſo klar, rein und himmliſch war, daß ich auf's tiefſte gerührt wurde. Da es Trauertöne zu ſeyn ſchienen, ſo fragte ich, wem der Geſang gelte? „Dem Bruder S." bekam ich zur Antwort. Da weinte ich und ging zur Thüre hinaus, vergeſſe meine Schuhe, und ſchwebe, ohne eine Treppe mit den Füßen zu berühren, die große Stiege hinab. Unten angekommen, befinde ich mich in einer großen alterthümlichen Kirche. Ich ſchwebe immer noch, ohne den Boden zu berühren, den langen breiten Mittelgang zwiſchen den leeren Kirchenſtühlen hinab nach dem Altare zu. Dort ſehe ich eine Menge ſchwarzgekleideter Nonnen um den Altar ſich drängen. Ich ſchwebe durch ſie hindurch und gebe mir große Mühe, an keiner anzuſtoßen, weil mir war, als würde mir dann etwas Schlimmes begegnen. Aller Vorſicht ungeachtet, ſtreife ich aber einer Nonne an die Schulter. Voll Angſt fliehe ich; die Nonne, auch ſchwebend, mir nach; ich eile zur neben befindlichen Sacriſteithüre hinaus und befinde mich in einem Kirchhofe. Derſelbe war lang und ſchmal; mitten durch ging ein Weg; auf beiden

Seiten lagen reihenweiſe die Gräber; am Ende des Weges ſtand ein ſchönes Gruftgebäude. Ich eile, aber immer von der Nonne verfolgt, dieſen Weg hinab und begebe mich in jenes kleine Gebäude, das innen wie ein Gartenhausſaal mit marmorbelegtem Boden ausſah. Es war finſter und ich ſchmiege mich in eine Ecke. Plötzlich kommt der ganze Nonnenchor den Kirchhofweg herab nach dem Grufthauſe zu und in den Saal herein. Die Nonnen, von denen einige Fackeln in der Hand haben, beginnen nun, ohne auf mich zu merken, einen Tanz in Form eines Doppelkreuzes, indem Viere ſich kreuzweiſe (wie bei einem Contretanz) die Hand gaben, und jede derſelben mit der andern Hand eine andere Nonne mit ſich im Kreistanze herumführte. Auf einmal verlöſchen die Lichter und alle Nonnen ſind verſchwunden. Ich trete aus dem Saal ins Freie, und laufe, nun mit den Füßen auf dem Boden, den Kirchhofgang wieder hinauf. Da begegne ich jener Nonne, an der ich angeſtoßen war; ſie tritt mir in den Weg und greift mich an; ich packe mit meinen Händen die ihren ſo, daß Finger zwiſchen Finger zu liegen kommen, biege ihr die Hände mit großer Gewalt zurück und zwinge ſie ſo, vor mir auf die Knie zu fallen, wobei ſie um Gnade bat. Ich wollte ſie dahin bringen, mir zu weiſſagen, aber in dieſem Augenblicke erwachte ich. — Dieſer ſeltſame Traum ging mir lange im Wachen nach. Ich erzählte ihn gleich einigen Freunden, die, wenn ſie dieſes leſen, ſich deſſelben noch erinnern werden. Gegen S. ſelbſt erwähnte ich nie etwas davon.

Ein Vierteljahr darauf, als ich die Univerſität verlaſſen hatte und mich in meiner Heimath zu A. befand, erhielt ich in einer Geſellſchaft einen Brief mit der unvermutheten Nachricht vom Tode des edeln S. Er hatte ſich bei Beſteigung eines Berges eine Verkältung und dadurch ein Fieber zugezogen, dem er erlag. Laut weinend ging ich nach Haus und konnte mich lange Zeit nicht faſſen.

Ein halbes Jahr darnach wohnte ich in einer der Freimaurerlogen zu N., in der ich vorher noch nie geweſen war, der Todtenfeier bei, die dem Bruder S. zu Ehren gehalten wurde, im gleichen Saale, den ich damals im Traume vorausſah.

2.

Im Januar 1830 träumte mir: Ich befinde mich auf einem Kirchhofe, und ſehe eine Frauengeſtalt in ſchwarzem Kleide, mit friſchen Wangen, ſich auf einen Grabſtein legen, gerade ſo, als ob ſie da den ewigen Schlaf ſchlafen wollte. Sie zog dabei ein Kind an ſich. Es war mir eigen zu Muthe, zu ſehen, wie man ſich ſo lebendig zum Sterben hinlegen könne.

Ein Vierteljahr darauf ſtarb meine Gattin in der Blüthe ihres Alters. Zur Zeit meines Traumes war ſie noch friſch und geſund geweſen.

3.

Am 30 Nov. 1830 träumte mir: Ich ſitze in einer Gaſſe meiner Vaterſtadt vor einem mit ſchwarzem Tuche behangenen Kinderſarge und ordne etwas daran. Da biegt in dieſelbe Gaſſe herein ein Leichenzug mit einem großen Sarge auf einem Wagen. Ich rufe, man ſolle mich nicht überfahren. Der Leichenführer hält die Pferde des Wagens etwas zurück; ich faſſe mein Särglein und ſtelle es aufrecht, um es beſſer in den Arm nehmen zu können, wobei ich mit Sorgen denke: nun wird das darin befindliche gepuzte Kind in Unordnung kommen! Dann laufe ich mit dem Sarge unter dem Arme neben dem Leichenwagen vorbei, quer über die andere Gaſſe, wo verſchiedene Leute ſtehen, und, wie es mir ſchien, mitleidig zuſehen. Dabei denke ich: jezt könnteſt du gleich die kleine Leiche mit der großen beiſezen laſſen, das ginge in Einem hin; aber nein! ſo mußt du zu Vermehrung des Schmerzes morgen die kleine Leiche allein begraben! Dabei wurde mir wehe, es übernahm mich vor den Leuten, und ich wollte eben anfangen zu weinen, als ich aufwachte, und lange nicht von der Angſt loskommen konnte, in die mich der Traum verſezt hatte.

Drei Tage darauf, am 3. December, ſtarb einer meiner Freunde in der Ferne.

D.

4.

In dem Hauſe des Fräulein K. v. N. ſtarb ein Sekretar, der viele Jahre lang der treue Diener des Hauſes geweſen war. Acht Wochen nach ſeinem Tode träumte es dem Fräulein K., ſie ſize mit ihren Verwandten, unter denen auch ihr Vater war, der aber gerade krank lag, zu Tiſche. Auf einmal (ſo träumte es ihr fort) ertönte die Hausglocke; ſie ſchaute zum Fenſter hinaus, und unten ſtand der verſtorbene Sekretär, ſie um Einlaß bittend. Sie eilte durch die Hausflur, die Treppen hinab, ihm entgegen. Er ſchien ihr gerade nicht wie ein Todter, aber hatte ſo etwas Unheimliches, Sonderbares an ſich, was ſie nicht näher bezeichnen, nur fühlen konnte. Sie fragte ihn, was er wolle, da ſagte er ganz ruhig: „Jemand abholen," und trat in den Hausgang ein. Sogleich ſtellt ſich Fräulein K. auf die Seite desjenigen Ganges, der zu dem Zimmer des krankliegenden Vaters führte, und ſagte raſch: „aber doch nicht den Vater?" Darauf drehte der Sekretär langſam und feierlich den Kopf dreimal hin und her, damit anzuzeigen, er hole dieſen nicht ab, und ſchlug den Weg in einen andern Gang ein, wo er bis vor die Thüre (Fräulein K. ging ihm im Traume immer nach) eines unbewohnten Gaſtzimmers ſchritt, und vor dieſem aus ihren Augen ſchwand. Fräulein K. erwachte, und lag in einem ſo ſtarken Schweiße, wie ſie nie einen, ſelbſt nicht in Krankheiten durch Arzneimittel, je erhalten hatte. Am andern Tage erzählte ſie den Traum, in Beſorgniß um ihren Vater, einem Lehrer, der ſie aber damit tröſtete, daß dieſer Traum, der wohl in jedem Falle nichts zu bedeuten habe, doch am allerwenigſten ihren Vater bedeuten könne, da ja der Sekretär auf ihre Frage: ob er doch nicht den Vater abholen wolle? verneinend geantwortet, und ſeinen Gang nach einem andern Zimmer genommen habe.

Der Vater genas auch glücklich, und Fräulein K. erwartete ſchon bereits keine Folge mehr von dieſem

Traume, während deſſen auch ſchon zwei Monate verſtrichen waren. Innerhalb dieſer hatte ſie mit ihrer Mutter eine Reiſe nach Ulm gemacht, und als ſie von dieſer wiederkehrten, begegnete ihnen wenige Stunden von der Heimath ein Verwandter zu Pferde, mit der Erklärung: er ſey ihnen beſonders auch deßwegen entgegengeritten, um ihnen zu ſagen, daß inzwiſchen der Leopold (Bruder der Fräulein K.) erkrankt, jedoch bereits wieder in völliger Geneſung ſey. Sie waren getröſtet durch die letzte Verſicherung; als ſie ſich aber dem Hauſe näherten, bemerkte Fräulein K. Licht in jenem Gaſtzimmer, und fragte den Verwandten: weßwegen das Licht dort ſey? „Wir haben, antwortete er, den kranken Leopold dahin gelegt." Auf dieſe Rede fiel dem Fräulein K. auf einmal die ganze Schwere jenes Traumes, den ſie inzwiſchen ganz vergeſſen, auf's Herz. Sie trat ein, fand den Bruder zwar anſcheinend auf dem Wege der Beſſerung; aber nach einigen Tagen verſicherte er ſie, er fühle wohl, daß er dennoch ſterben müſſe, was ihm um ſo ſchwerer falle, da er nach dem Tode des alten Sekretärs die einzige Stütze des Vaters geweſen, bat ſie nun, dieſe Stütze zu ſeyn, und ſtarb auch nach wenigen Wochen in dem vom alten Sekretär ihr im Traume bezeichneten Zimmer.

5.

Ein noch lebender, gegenwärtig in H. angeſtellter Lehrer, hatte vor ungefähr zwei Jahren folgenden Traum: „In einer Nacht bildete ſich in ihm die Vorſtellung, als ſey er in dem Lotteriehauſe in S., woſelbſt er außen am Hausgange eine Nummer, welche mit großen Ziffern auf eine ſchwarze Tafel geſchrieben war, ſah. Als er dieſe Nummer eine Zeitlang beſchauet hatte, gedachte er auch mit dem Lotterieſchreiber zu ſprechen; dies that er auch wirklich, und dann kehrte er wieder in ſeinen Aufenthaltsort zurück." Dieſer Traum machte auf ihn einen ſolchen Eindruck, daß er ſich am folgenden Morgen, als er erwacht war, Alles ganz lebhaft vorſtellen konnte, was ihm im Traume vorgekommen war. Er ſchrieb ſich die Nummer, welche er ſah, genau auf, und nahm ſich vor, auf dieſelbe in die Lotterie zu ſetzen. Eine Handelsfrau, die öfters nach S. ging, beauftragte er, bei ihrem nächſten Dahinkommen, für ihn auf die Nummer zu ſetzen; da dieſe Frau aber gleich darauf niederkam, ſo war es ihr unmöglich, ſeinen Auftrag zu beſorgen, und die Nummer wurde von einem Andern beſetzt. — Bald nach der Looſung erfuhr der Lehrer, daß die Nummer, auf welche er ſetzen wollte, 5,000 fl. gewonnen. Nach einiger Zeit traf es ſich, daß der Lehrer nach S. kam, denn er hatte vor ſeinem Traume S. nie geſehen, und da er ſich noch wohl vorſtellen konnte, wie er das dortige Lotteriehaus im Traume geſehen, ſo nahm er ſich vor, dahin zu gehen, um zu ſehen, ob es ſich wirklich ſo verhalte. Mit Verwundern wurde er gewahr, daß wirklich Alles ſo beſchaffen, wie er es im Traume geſehen hatte. Nun ging er auch auf das Zimmer des Lotterieſchreibers, um ſich von demſelben über das Lotterieweſen belehren zu laſſen; aber wie erſchrak er, als ihm dieſer, noch ehe er ſich recht im Zimmer umgeſehen hatte, zurief: „Guten Tag, Herr Schullehrer!“ Der Schullehrer, der den Lotterieſchreiber noch nie geſehen, fragte ihn: Woher kennen Sie mich? Dieſer antwortete: „In einer Nacht ſprach ich mit Ihnen im Traume; Sie erſchienen mir damals gerade ſo, wie Sie gegenwärtig vor mir ſtehen.“ — Der Schullehrer erkundigte ſich näher nach der Nacht, in welcher es dem Lotterieſchreiber geträumt, worauf ſich zeigte, daß es in derſelben Nacht war, in welcher er ſelbſt den erzählten Traum hatte. Die Wahrheit dieſes Traumes kann aus dem Munde des Lehrers ſelbſt gehört werden.

M.

6.

Folgender Vorfall ereignete ſich erſt in dieſem Jahre zu Eichelberg, im Oberamte Weinsberg. J., ein Bauer von da, wurde von einem Menſchen von L. auf eine unrechtmäßige Weiſe genöthigt, ihm 100 Gulden abzutreten, wofür er aber von Jenem einen Schein, daß er von ihm 100 Gulden erhalten, und nichts weiter mehr an ihn fordere, ausgeſtellt erhielt. J. hatte dieſes Geld, ohne Wiſſen ſeiner Frau und überhaupt eines andern Menſchen, abgegeben, trug es aber immer als einen großen Kummer in ſich, der ihn auch auf's Krankenbette warf, auf dem er die Sache zwei anweſenden Männern klagend anvertraute, und dieſen auch dabei ſagte, daß er es hinter ſeiner Frau gethan habe.

Er ſtarb, ohne gegen ſeine Frau etwas zu äußern, und nach ſeinem Tode erſt hörte ſie die Sache durch jene Männer, die ſie aber damit tröſteten, daß das Geld ihrem Manne auf die ungerechteſte Weiſe abgedrungen worden ſey, und daß es, ſobald ſie durch einen Schein beweiſen könne, daß es jener Mann im L. erhalten, es dieſem nach allem Rechte wieder abgenommen werden würde.

Sehr angelegen war es nun der Hinterlaſſenen, den Schein zu finden, aber alles Suchen war vergebens, es konnte derſelbe nirgends gefunden werden. Es verſtrichen mehrere Wochen, da erſchien der Tochter, einem Mädchen von 17 Jahren, der Vater im Traume, ganz wie er lebte, und ſagte: „Ja! es iſt wahr, ich wurde auf's Erbärmlichſte um dieſes Geld betrogen, und es hat mir dies noch im Sterben viel Kummer gemacht. Den Schein, den ihr ſucht, und den ihr haben müßt, habe ich, der Mutter wegen, verſteckt. Suchet unter dem Dache der Laubhütte, da ſchob ich ihn in die Spalte eines Balkens, und nagelte vor dieſelbe das Stück einer Latte." Das Mädchen erwachte und erzählte den Traum ſogleich der Mutter, aber dieſe wollte auf ihren Traum nichts halten, und hielt nicht für der Mühe werth, unter dem Dache der Laubhütte nachzuſehen. Erſt nach einigen Tagen, als ſie mit der Tochter ohnedies unter dieſes Dach kam, um Laub zu holen, und das Mädchen wieder von dem Traume anfing, ſuchte ſie an den Balken dieſes Daches nach, und fand auch wirklich einen, auf den ein Lattenſtück genagelt war. Begierig riſſen ſie es herab, und ſiehe! in der Spalte des Balkens fanden ſie auch wirklich jenen Schein mit der ächten Unterſchrift jenes Mannes von L.

Der Schein wurde dem Gerichte übergeben, und die Sache wird ohne Zweifel zu Gunſten der Wittwe entſchieden werden.

7.

Schubert theilt in der 2. Auflage ſeiner Geſchichte der Seele nachſtehenden merkwürdigen Traum des Herrn Geh. Kirchenraths Schwarz in Heidelberg, wie er ſagt, als theure Gabe der Liebe, wörtlich aufgenommen, mit.

„Es mochte etwa in meinem neunten Lebensjahre ſeyn, als ich anfing, Griechiſch zu lernen. In der lateiniſchen Schule des Städtchens Gr. war damals ein wackerer Rektor, der für jene Zeit ſich darin auszeichnete, daß er dieſe Sprache einführte. Sie zog mich an, ungeachtet der Unterricht ſehr dürftig war. Wir kleinen Knaben mußten ſogleich an dem Evangelium Johannis uns verſuchen, nachdem wir nur in das Dekliniren und Conjugiren ſo einigermaßen hereingekommen waren. Indeſſen lernten wir täglich in unſerm griechiſchen Wörterbuch ſo gut als in unſerm lateiniſchen Cellarius. Dieſe Freude dauerte nicht lange für mich, denn ich kam in die lateiniſche Schule des Städtchens M., wo an das Griechiſche nicht gedacht wurde. Doch entfremdete ich mich nicht von meiner Halliſchen Grammatik. Nach einigen Jahren war ich ſo glücklich, anderswohin in einen beſſern Unterricht zu kommen, nach A., wo ich ein Privat-Inſtitut eines jungen tüchtigen Schulmannes beſuchen durfte. Die griechiſche Grammatik, verſteht ſich nach damaliger Weiſe, die Etymologie mit aller Genauigkeit der Accente, wurde tüchtig auswendig gelernt, und ich war ſogar ſo glücklich, zuhören zu dürfen, wenn die größern Schüler in Geßners Chreſtomatie überſetzten, und das Buch ſelbſt zu beſitzen. Um dieſe Zeit, ich war zwölf bis dreizehn Jahre alt, hatte ich einen Traum, worin mir meine Großmutter (eine fromme Frau, auf die ich ſehr viel hielt) mein Lebensſchickſal auf einer Pergamentrolle in griechiſcher Sprache vorlegte. Ich verſtand Alles, als wäre es in deutſcher Sprache, war aber nicht mit Allem zufrieden, und wollte dieſes und jenes anders wünſchen. Hierauf aber erwiederte meine Großmutter Folgendes, das ich unten geſchrieben las: *Τοῖα χρησμῳδηθεὶς χρησμῳδέω σοι* (wie mir prophezeit worden, ſo prophezeihe ich dir hier). Hierauf erwachte ich; Alles war vergeſſen, Worte und Inhalt, ich mochte mich beſinnen ſo viel ich wollte, denn der Traum hatte mich ſehr bewegt. Nur dieſe letzten Worte ſtanden noch ganz vor meinen Augen mit allen griechiſchen Sprachzeichen, wie ſie da oben ſtehen, und ſo ſchrieb ich ſie augenblicklich auf die Papierdecke meiner griechiſchen Chreſtomathie, wo ſie mir noch im männlichen Alter unter die Augen gekommen ſind. Aber ich verſtand ſie nicht, denn ich mußte das Wort *χρησμῳδέω* erſt im Lexikon aufſuchen, weil es mir damals noch ganz fremd war. Man wird die Genauigkeit bemerken, ſogar im nicht accentuirten enclitiſchen ων und in der weiblichen Form des Wortes γεγαμημένην, daß es eine Frau war, welche das von ſich ſagte. Daher darf man wohl zurückſchließen, daß ich auch das andere Griechiſche ganz richtig im Traume vor mir hatte. Wie war nun die Seele im Stande, ſo etwas zu produciren, das ſie im wahren Bewußtſeyn nicht verſtand, und welches ſie vielleicht kaum nach allen Schuljahren zu ſchreiben fähig geworden. Bewußtlos mochte ſie allerdings die Worte, wie jenes γεγαμηκέναι, gehört haben; aber zur Erklärung der Sache gehört da doch noch mehr."

Ich ſage: es gehört noch dazu die Annahme des Hereinragens einer Geiſterwelt in die unſere, die ſich uns hauptſächlich auch oft in Träumen offenbart. Es gehört dazu die Annahme von Schutzgeiſtern, von lieben Verſtorbenen, die, wie im Leben ſo noch nach dem Tode, an uns Theil nehmen, und auf uns liebend einzuwirken ſuchen.

II.

Lebensrettung durch einen ſichtbaren Schutzgeiſt.

Der Zunftmeiſter und Kupferſchmidt H., der im Jahr 1793 noch zu Ulm als ein betagter Mann lebte, hatte ſich aus den Zeiten ſeiner Wanderſchaft folgende auffallende Lebensrettung durch einen ihm ſichtbar gewordenen Schutzgeiſt in ſein Tagebuch notirt, dem es hier wörtlich entnommen iſt.

„Als ich in dem Wirtemberger Land, nach der Dämmerung, da es ſchon recht dunkel war und finſter werden wollte, in einen Marktflecken kam, begegnete mir ein Lehrjunge und trug Kerzen in der Hand, die ich kaum mehr erſah. Da fragte ich ihn, wo das Wirthshaus wäre? Er ſagte zu mir, nur noch etliche Häuſer da hinauf. Ich ſagte, man ſehe keinen Menſchen mehr, weil es nicht weit, ſo ſolle er ſo gut ſeyn und mir es zeigen, ich wolle ihm einen Kreuzer ſchenken. Ich gab ihm auch den Kreuzer, mit Verſprechen, weil man das Geld nicht mehr erkennen könne, ſo es kein Kreuzer wäre, ſo ſolle er zu mir ins Wirthshaus kommen, ſo wolle ich ihm zwei Kreuzer dafür geben. Er zeigte mir das Wirthshaus und ſprach: ich ſolle nur gerade fortgehen, die Stube ſey hinten linker Hand, ich werde ſchon hören reden. Ich ging allmählig fort, es war ſo finſter, daß ich von mir ſelbſten nichts ſah. Als ich nun zu mittelſt im Haus war, da war eine Oeffnung oben am Keller oder Gewölbe, allwo man die Fäſſer auf- und abließ, und war die Fallthüre vergeſſen worden zuzumachen, ich wußte es aber nicht. Als ich nun nahe an der Oeffnung des Kellers war, da ergriff mich Jemand an meinem linken Arm ganz oben, daß ich die Hand unter dem Arme verſpürte, und vermeinte, es wäre Jemand da, der etwa ſcherzen thäte. Die Hand faßte mich aber noch härter an, und hielt mich, daß ich nicht weiter gehen konnte; da ſprach ich: thut mir kein Leid, ich bin ein reiſender Handwerksburſch, ich thue auch keinem Menſchen ein Leid, ich weiß nicht wo ich bin in der Welt. Da gab es aber auf einmal einen hellen Schein, und ich ſah die

Geſtalt eines ſchönen Jünglings im Glanze ſtehen, weiß und röthlich und ſehr fein von Angeſicht. Seine Bruſt ſah röthlich aus, ſeine Arme waren anzuſehen, wie fein weißer Schleier. Er war in meiner damaligen Größe, und er wendete ſich, daß ſein Angeſicht und mein Angeſicht gegen einander über waren, und war keine rechte Elle zwiſchen ihm und mir, und er hielt mich noch, und ich ſah ihn an und er lächelte. Da verlor ſich allmählig das Licht und es ward wiederum recht finſter, und er hielt mich noch und ließ mich nicht gehen. Da kam die Frau des Hauſes mit einem brennenden Licht aus dem hintern Keller hervor, und ich ſtund hart an der Oeffnung und ſah hinunter, da erſchrak ich, und ſprach: o Herr Gott, wie hätte ich plötzlich können ſo unglücklich werden! Da ſie aber reden hörte, ſah ſie hinauf und ſchrie aus vollem Halſe: o Herr Jeſus ſtehet ſtille! ſtehet ſtille! ich habe vergeſſen die Falle zuzumachen. Ich redete zu ihr hinunter und ſprach: komme ſie nur mit dem Licht herauf, daß ich ſehe, wo ich bin, und ſie kam eilend herauf, erblaßte und keuchte, getraute ſich nicht, nahe zu mir zu treten, und ſprach: nur zurückgetreten, nur nicht vorwärts! und ich trat zurück. Da ſprach ſie: jetzt iſt's gewonnen! und leuchtete mir mit dem Licht in die Stube. —

Nun du, heiliger Vater und Gott, wie ſoll oder kann ich dir genugſam danken, daß du ſo einen ſtarken Helden, einen himmliſchen Geiſt mir zugeſendet, der mir zur Seite ſtand bey dieſem mir bevorſtehenden Unglück? Ich war dem Tode nahe, und du haſt mich alſo errettet!" —

III.

Heraustreten aus ſich ſelbſt kurz vor dem völligen Scheiden.

Jean Paul ſagt in ſeinem Aufſatze „über den Tod nach dem Tode" in ſeinem verbeſſerten Werkchen I B. S. 343.

„Unter allen Erſcheinungen von Verſtorbenen ſind die von eben Verſtorbenen oder von Sterbenden am ſchwerſten rein abzuläugnen. Der Todte der Stunde trägt gleichſam noch Erdenſtaub genug an ſich, um damit noch einmal im Sonnenſtrahle des Lebens vor einem geliebten Auge zu ſpielen. Ueber Geiſtererſcheinungen wurde bisher noch nicht mit rechter Religion und Freiheit geurtheilt und am wenigſten können gegen ſie, ſo wie gegen den thieriſchen Magnetismus, negative Erfahrungen entſcheiden, die eben darum gar keine ſind. Mich beſticht jeder Gebildete, der Geiſtererſcheinungen glaubt, weil er mich an die religiöſe deutſche Zeit erinnert, wo man ſie eben ſo feſt glaubte als aushielt."

1.

Als ich im vergangenen Auguſt d. J. von L. aus über M. zurückreiſte, beſuchte ich dort unter Andern die Frau Räthin M., von der ich gehört hatte, daß ſie voriges Jahr eine Erſcheinung gehabt, die einſchlägt in die Lehre vom Heraustreten der Seele aus dem Körper, hervorgerufen durch große Sehnſucht nach einer entfernten Perſon kurz vor dem Sterben. Ich fand in ihr eine ſehr muntere, geſprächige und durchaus redliche, wahrheitsliebende Frau, wie ſie mir denn auch als ſolche von verſchiedenen Seiten her geſchildert worden war. Sie erzählte mir — in Gegenwart von noch einem Herrn und einer Dame — jenes ihr Begegniß, und ſchrieb mir, auf meine Bitte, es ſogar nieder, und theilte mir auch die darauf ſich beziehenden Originalbriefe mit, in denen die Beſtätigung der Objectivität der ihr vorgekommenen Erſcheinung liegt. Sie hat mir erlaubt, von ihrer handſchriftlichen Erzählung Gebrauch zu machen. Zwar iſt von dergleichen Erſcheinungen ſchon vielfach zu leſen geweſen und ſelbſt die vierte Sammlung der Blätter aus Prevorſt erzählt eine ganz ähnliche[1]; doch da die gegenwärtige nicht blos wie jene im Allgemeinen gehalten iſt, ſondern mehr Beſonderheiten angibt, ſo möchte ſie doch wohl ſelbſt bei denen Theilnahme finden, welchen das Weſentliche davon nicht neu iſt.

Frau Räthin M. ſchreibt mir:

„Es war Sonntag, den 19. Febr. 1832, als ich ganz allein zu Hauſe mich befand, indem ich mein Dienſtmädchen gleich nach Tiſch zu einer kranken Freundin nach D. geſchickt hatte, um ihr etwas zu bringen. Ein Beſuch, den ich von der Frau Finanzräthin F. erhielt, verließ mich um 4½ Uhr wieder. Als ich durch die offene Thüre meines Wohnzimmers in das Schlafzimmer trat, um etwas hineinzutragen, da ſtand zwiſchen der Thüre und der Kommode eine weibliche Geſtalt in weißer Schürze, Halstuch und Haube, die ich im erſten Augenblick für eine Dienſtmagd anſah. Ich erſchrack darüber, weil ich mich ſogleich erinnerte, daß Niemand durch die geſchloſſene Küchenthüre in mein Schlafzimmer hätte kommen können. Ich betrachtete ſie näher. Sie hatte ein bleiches Ausſehen und ſah mich freundlich an. Aber gerade als ich die Frage an ſie richten wollte, warum ſie mich ſo erſchrecke? verſchwand ſie vor meinen Augen. Voll Furcht und Staunen ſagte ich: „Gott hab' dich ſelig, wer du auch biſt"! und eilte in mein Wohnzimmer zurück, denn ich konnte nicht anders glauben, als daß es die Erſcheinung einer vielleicht eben verſtorbenen Freundin oder Verwandtin war. Ich riß in meiner Angſt das Fenſter auf, weil ich mich ſo allein zu Hauſe wußte, um mich nach einer Bekannten umzuſehen. Da ging eben Frau v. A. vorüber, und ich bat ſie inſtändig, zu mir herauf zu kommen. Sie fand mich in großer Alteration, und als ich ihr die Urſache davon erzählt hatte, durchſuchten wir mit einander Alles, ohne etwas zu finden; auch war die Küchenthüre feſt verſchloſſen. Sie begleitete mich hierauf zur Frau Staatsräthin R., welche mir auf der Stelle meine Gemüthsbewegung anſah, und mich fragte, was mir begegnet ſey. Ihr Gatte war auch zugegen und hörte meine Erzählung lächelnd an, indem er äußerte: „Sie werden Ihren eigenen Schatten geſehen haben!" Ich berichtete die Geſchichte dieſer Erſcheinung wenigſtens zwanzig Perſonen, denen ich äußerte, daß ich ſehr begierig ſey, ob keine Nachricht von einer Perſon käme, die ich früher gekannt habe und die an jenem Abende geſtorben ſey. Erſt Montags den 27. Febr. erhielt ich einen Brief aus Kalw im Würtembergiſchen, vom 25. Febr. datirt, worin mir eine junge Verwandte den Tod ihrer Mutter, der am 20. Febr. erfolgt war, meldete und folgende Anfrage an mich ſtellte:

---

[1] Es iſt die dort erzählte Geſchichte die gleiche, allein hier erhalten wir ſie ausführlich und aus der erſten Quelle. K. —

„Theure Frau S., ſchreiben Sie uns doch, ob Sie „keinen Vorboten gehabt haben? Den letzten Tag (vor „ihrem Todestag) ſagte die Kranke noch, man ſolle ſie „anziehen, ſie wolle nach K. zu der Frau Räthin S.“

Ich theilte dieſen Brief vielen Perſonen mit, unter andern auch jenem Herrn Staatsrath R., welcher ihn, ſowie auch die ſpätern Nachrichten mit großem Erſtaunen las. Ich beantwortete das Schreiben meiner Verwandten, theilte ihr die Geſchichte der Erſcheinung mit, und befragte ſie, um welche Stunde ihre Mutter ſo dringend nach mir verlangt habe? Die darauf erfolgte Antwort lautet:

„Es war Sonntag Abends halb fünf Uhr, da ſie „ſagte, man ſolle ſie anziehen, ſie wolle nach K. zu „der Frau S.; und darüber legte ſie ſich auf die „rechte Seite und fiel in einen tiefen Schlaf. „Um 6 Uhr wachte ſie wieder auf und ſagte: ich werde „jetzt bald nicht mehr unter euch ſeyn; ich ſehe ſchon „die Pforten jener Heimath offen ſtehen und den Abgrund, in welchen der Sünder ſtürzt, wenn er nicht „Buße thut und glaubt an Gott. Darum liebe Kinder, „eilet, und rettet Eure Seele, weil es noch Zeit iſt:

„wann der Herr des Hauſes kommt, iſt es zu ſpät. „Thuet Gutes und werdet nicht müde"! Am andern „Tag ſtarb ſie". —

Bemerkenswerth ſcheint mir noch, daß die Geiſtergeſtalt ihre weiße Schürze ſehr locker gebunden hatte, ſo daß dieſe eine Hand breit über die Taille herabhing, und nachdem ich gehört hatte, daß es dieſe Verwandte geweſen war, erinnerte ich mich ſogleich, daß dieſe Frau von jeher die Gewohnheit hatte, ihre Schürze nicht feſt zu binden, und daß ich ſie einmal bei einem Beſuche in K. im Scherz darüber beredet hatte.

So weit die ſchriftliche Mittheilung der Frau M.

D.

2.

Als meine Gattin, die vor mehreren Jahren in der Blüthe ihres Lebens an den Folgen einer zu ſchnellen Niederkunft ſtarb, in eben dieſer Krankheit, die ihr den Tod brachte, darniederlag, man aber durchaus noch keine Urſache hatte, an ihrer Wiedergeneſung zu zweifeln, wurde ſie hauptſächlich von ihrer Schweſter L*** gepflegt, die mit ihrer ſtillen, beſonnenen, gleichmäßigen und durch und durch zuverläſſigen Thätigkeit der Kranken äußerſt wohl that. Dieſe Schweſter, damals 19 Jahre alt, zeichnete ſich überhaupt durch ein eben ſo tiefes Gemüth, als einen klaren, nüchternen Verſtand aus. Eben ſo muß erwähnt werden, daß dieſelbe noch nichts von der Seherin von Prevorſt oder ähnlichen Schriften geleſen hatte, wie ſie denn in dieſen Dingen nichts weniger, als ſchnellgläubig war. Obgleich in die Nachtwache ſich Mehrere theilten, ſo nahm doch die gute Schweſter immer den größten Theil davon auf ſich, weil die Kranke die Arzenei, ſo wie jede andere Beihülfe am liebſten von ihr nahm. Von dieſen den Körper und das Gemüth angreifenden Anſtrengungen mochte es wohl kommen, daß ſie bereits in der ſiebenten oder achten Nacht folgende Erſcheinung hatte, von der ſie gleich andern Tags ihrer Mutter, mir aber erſt nach dem Tode der Schweſter Eröffnung machte. Auf meine Bitte ſchrieb ſie damals, was ihr begegnet war, mit dieſen Worten nieder:

„Ich wachte um dieſe Zeit immer bis 1 Uhr, worauf
„ich denn abgelöſt wurde. In jener Nacht beſchäftigte
„ich mich, um mich wach zu erhalten, mit Leſen. Die
„Lectüre war aber keineswegs von der Art, daß ſie die
„Phantaſie beſonders hätte aufregen können, ſondern ſie
„handelte von der phyſiſchen Behandlung kleiner Kinder.
„Das Nachtlicht, bei welchem ich (vorn am Fenſter) ſaß,
„ſtand ſo dicht an der Wand, daß ich kaum noch das
„Buch zwiſchen Licht und Wand legen konnte. Trotz dem,
„daß ich mir die größte Mühe gab, recht wach zu bleiben,
„übermannte mich doch einigemal der Schlaf. Es war
„aber kein eigentlicher Schlaf, ſondern es überfiel mich
„ganz ſchnell eine Betäubung, aus welcher ich im nächſten
„Augenblicke eben ſo ſchnell wieder auffuhr und dann
„für einige Zeit ganz wach war. Jedesmal, wenn ich
„wieder zu mir kam, ſah ich neben dem Ofen eine große
„weibliche Geſtalt in gewöhnlicher Kleidung mit einem

„braunen Halstuch wie L'n* (nämlich die Kranke) es
„ſonſt zu tragen pflegte, und einer Haube. Das Geſicht
„war gegen das Krankenbett gewendet; ich konnte
„aber keine Züge darin erkennen, weil die Geſtalt immer
„ganz ſchnell wieder weg war. So war es bald 1 Uhr
„geworden, als ich plötzlich noch andere Gegenſtände ſah.
„Unten an dem Bett der Amme, wo das Kind war (das
„erſt einige Tage ſpäter mit der Amme in ein anderes
„Zimmer gebracht wurde), kniete eine weibliche Geſtalt
„in ſchwarzem Gewand und ſchwarzem Schleier auf dem
„Haupt, nur über die halbe Stirne verhüllt, mit niedergeſchlagenen
„Augen und gefaltenen Händen. Ein
„blaſſes Licht ſchien ſie zu umgeben, ich weiß aber nicht,
„wo es herkam, mir kam es ſo vor, als ob es von der
„Geſtalt ſelbſt ausginge. Ums Haupt war das Licht
„etwas ſtärker. Von Zeit zu Zeit ſprang aus der Ecke
„neben der Thüre, die auf den Gang führt, ein ſchwarzes,
„ganz wohlgeſtaltetes Thier, wie ich niemals eines ſah,
„hervor und verlor ſich in der ſchräg gegenüberſtehenden
„Ecke. Furcht hatte ich nicht, aber eine Beklemmung
„überfiel mich, die ich nicht beſchreiben kann. Ich war
„überzeugt, daß Alles weg ſeyn würde, wenn ich nur
„einige Schritte durchs Zimmer ginge, und dachte das
„mehrere Mal mit klarem Bewußtſeyn. Aber immer
„hielt mich meine Beklemmung auf dem Stuhle feſt. Ich
„hätte ſie aber beſtimmt gleich anfangs überwunden, wenn
„ich nicht, da L'n* gerade ſchlief, das kleinſte Geräuſch
„hätte vermeiden wollen. Um 1 Uhr fing das Kind an

„zu weinen; ich ſprang auf, und in dem Augenblick war
„Alles weg, wie ich es vorher gewußt hatte".

Einige Wochen darauf, da die Krankheit vorgeſchritten war und eine gefährliche Wendung genommen hatte, trat die ſchlimmſte Nacht ein, welche die Kranke bis jetzt gehabt hatte: denn alle Nächte waren bisher, wenn auch ziemlich ſchlaflos, doch nicht ſehr unruhig geweſen; dieſe Nacht aber tobte das Fieber mit brennender Glut und ließ erſt zwiſchen 2 und 3 Uhr Morgens nach. In der erſten Hälfte der Nacht wachte die gedachte Schweſter, in der andern ich. Da hatte dieſelbe wieder eine eigene Erſcheinung, die ſie ſelbſt ſo beſchreibt:

„Die Kranke lag im Fieberſchlummer und ich nickte
„mehreremal auch auf einige Minuten ein. Ich wachte
„jedesmal ſehr ſchnell auf, war aber doch immer beim
„Erwachen in einer ganz ſonderbaren Betäubung. Mein
„erſter Blick fiel immer auf L*n*'s Bett und da ſah ich
„ſie jedesmal in gedoppelter Geſtalt, beide Geſtalten
„*neben* einander, im Bette liegen, ſo daß ich immer,
„ſelbſt beim Arzneieingeben einige Zeit brauchte, bis ich
„fand, welches die eigentliche L*n* ſey. Die eine Geſtalt
„war viel weißer, als die andere, und kam mir manchmal
„ganz verklärt vor, hatte auch ein *weißes* Kleid
„an und *Kopfbedeckung*, während die andere Geſtalt
„mehr *roth* im Geſicht war, ein *buntes* Jäckchen anhatte
„und nichts auf dem Kopf (welches eben die Kranke
„war, die wirklich ſo ausſah und ſich trug, da ſie keine
„Haube im Bette, der Hitze wegen, leiden konnte), ſo
„daß ich mich dabei des Gedankens nicht erwehren konnte:

„So (nämlich wie jene weiße Geſtalt) mag L*n* ausſehen, wenn ſie todt iſt"! Sobald ich (bei größerer Annäherung des Löffels mit der Arznei an den Mund der Kranken) wußte, welches die eigentliche L*n* ſey, war auch die andere Erſcheinung weg". —

Sie ſagte Niemanden etwas davon. Vier Tage darauf ſagte die Kranke zu einer andern Schweſter, die zur Theilnahme an der Pflege eingetreten war: „Ich weiß gar nicht, wie ich liege, *ich komme mir immer wie getheilt vor, als wenn ich in zwei Theilen wäre.*" — Ehe noch dieſer Tag zu Ende ging, gab die Kranke ihren Geiſt auf.

Zwei Jahre darauf ſtarb auch die gute Schweſter L*n*, die jene Geſchichte geſehen, nach einem kurzen Krankenlager, plötzlich und Allen ganz unvermuthet. —

D.

Merkwürdig iſt in dieſem Falle das *Doppelſehen* der Kranken von der Schweſter neben dem ſich faſt zu gleicher Zeit *Doppeltfühlen* der Kranken. Es gehört dieſer Fall auch zu dem Heraustreten der Seele und des Nervengeiſtes momentan vor dem völligen Verlaſſen des Körpers. Merkwürdig iſt auch, daß dieſes zweite geiſtige Bild der Kranken eine Kopfbedeckung hatte, was das leibliche Bild nicht hatte, welcher Umſtand dadurch Bedeutung gewinnt, daß die Erfahrung lehrt, worüber auch in der Seherin von Prevorſt geſprochen iſt, daß weibliche Geiſter nie ohne Kopfbedeckung, ſondern immer mit einer Art Verſchleierung des Hauptes erſcheinen, und was auch an die bibliſche Stelle erinnert: „Du ſollſt eine Macht auf deinem Haupte tragen um der Engel Willen".

3.

Frau Oberregierungsrath R. von H., eine äußerſt mildthätige, verſtändige und in jeder Hinſicht vortreffliche Frau, bemerkte eines Tages, daß ein alter Mann, welcher als Holzſpalter in ihrem Hauſe Dienſte leiſtete, auffallend betrübt war. Sie, die gern den Armen fröhlich macht, fragte ihn ſogleich um die Urſache ſeiner Betrübniß. „Ach! ſagte er, ich fühle, daß ich nicht lange mehr leben werde, und dann werde ich, weil ich im Armenhaus bin, auf die Anatomie nach Tübingen transportirt und dort zerſchnitten, und nicht begraben! Daran muß ich jetzt immer denken und das macht mich ſo traurig."

„Lieber Mann, wenn nur das euer Kummer iſt, erwiederte Frau H., ſo kann ich ja helfen; ich gebe euch das Verſprechen, euch nach eurem Tode auf meine Koſten begraben zu laſſen, daß euer Körper nicht auf die Anatomie geführt wird"! Dieß Verſprechen verſetzte den Mann nun auch auf einmal in das größte Vergnügen.

Der Alte lebte noch einige Jahre und Frau H. hatte, da er aus Altersſchwäche nicht mehr als Holzſpalter ins Haus kam, jenes Geſpräch mit ihm und ihr Verſprechen auch wirklich vergeſſen.

In einer Nacht aber erwachte Frau H. an Tönen, als ſpalte man Holz in ihrem Schlafzimmer, ſie hörte ganz deutlich auch den Ton von den jedesmal auf die Seite geworfenen, durchſägten Holzſtücken, fuhr auf und ſchrie:

Herr Jeſus! das iſt mein alter Holzſpalter, er muß geſtorben ſeyn und ich muß ihn begraben laſſen."

Wirklich ward auch der Alte Abends zuvor, wahrſcheinlich mit dem beunruhigenden Gedanken, Frau H. habe ihr Verſprechen vergeſſen, verſchieden, was auch geſchehen wäre, hätte er ſich nicht in der Nacht ihr durch jene Töne angemeldet. Frau H. ließ ihn nun auch auf ihre Koſten ein ordentliches Leichenbegängniß halten und hörte ihn nie mehr.

IV.

Thieriſche Antipathie oder andres Geſicht?

In einem Auszug aus den Memoires de M. Arnault im Journal de Francfort vom 31. Juli 1833 Nr. 212, wo die franzöſiſche Republik des Jahrs 1793 geſchildert wird, lieſt man von dem Blutbad, womit die Guillotine unausgeſetzt ihren Platz zu Paris überſchwemmte, und dabei folgende ſonderbare Thatſache. „Einen einzigen Tag jedoch, am Feſt des **höchſten Weſens** ruhte das Mordinſtrument. Soll ich ſagen, welchen Vorwurf die Thiere an jenem Tag den Menſchen machten? Als die zwölf Ochſen, die — ich weiß nicht welche — Göttin zogen, deren Wagen Robespierre begleitete [1], ſich dieſem von Mord geträuften Platze näherten, obgleich er abgewaſchen, obgleich er dick mit Sand bedeckt war: ſo hielten ſie von Schauder gelähmt ein, und man konnte ſie nur mit dem Stachel vorwärts treiben. Das gab dem Volk zu denken, dieſer vergeſſenen und unvorſichtigen Menge, die ſich zwiſchen der Schlächterey des vergangenen und der Schlächterey des folgenden Tags beluſtigte.“

---

[1] Vermuthlich die Göttin Vernunft (d. i. Unvernunft) in der Perſon einer Maitreſſe? Oder war dieſe beim Feſt des „höchſten Weſens" ([illegible] Il est un Etre suprême) nicht ſchon abgeſchafft?

Iſt dieſe Thatſache wahr, wie ſehr möglich, ſo gibt ſie dem Verſtändigen noch mehr zu denken. Der ungewohnte Geruch von Menſchenblut, welcher die Luft auf dieſem Platz geſchwängert hatte, konnte dieſe ſanften, an reine Pflanzengerüche gewohnten Thiere wohl ſtutzig machen, ihnen eine widerwärtige Empfindung, eine thieriſche Scheu beybringen. Aber wenn es dieß nicht allein geweſen, wenn die Luft hier wirklich gereiniget geweſen wäre, und dieſe Thiere etwas geſehen hätten, das ſchon unzählige Thiere geſehen haben? — Alsdann ohne Zweifel ein großes Heer von Schatten.

— • —

V.

Die Kaiſerin E. als Doppelgängerin.

In dem kaiſerlichen Palaſte zu — iſt die Sitte, daß in gewiſſen Zimmern und Salen deſſelben, von einer adeligen, dazu beſonders in Pflichten genommenen Leibgarde, Wache gehalten wird.

Dieß war nun auch in einer Nacht im Thronſaale zu

Zeiten C's. der Fall. Da geſchah es, daß auf einmal, nicht nur einer, ſondern mehrere, und hierauf die ganze Zahl der Wachthabenden, zu ihrem außerordentlichen Erſtaunen die Kaiſerin, die ſie um dieſe Zeit der Mitternacht doch ſchlafend wußten, in ihrem kaiſerlichen Ornate auf dem Throne ſitzen und ernſt auf ſie niederblicken ſahen. Sie wußten nicht war es Wirklichkeit oder Traum, und Keiner hatte den Muth, die Geſtalt anzuſprechen oder gegen den Thron vorzuſchreiten. Während ſolchem ſtarren Erſtaunens der Wache, ſuchte der Chef der Wache, Graf v. O., das Zimmer der dienſtthuenden Hofdame, der Gräfin v. R., zu erreichen, und ihr den außerordentlichen Vorfall im Thronſaale mitzutheilen. „Das iſt eine Unmöglichkeit, ſprach dieſe; ich weiß gewiß, daß die Kaiſerin in feſtem Schlafe liegt; denn ich vernahm ſo eben bey halbgeöffneter Thüre ihre Athemzüge.“ Sie trat leiſe ein und fand auch die Kaiſerin wirklich in feſtem Schlafe. Aber Graf O. ruhte nicht, die Dame mußte mit ihm in den Thronſaal. Sie trat ein, und wie groß war auch ihr Erſtaunen, als nun auch ſie die Kaiſerin auf dem Throne ſitzen und ernſt zu ihr niederblicken ſah. Sie eilte in das Schlafzimmer der Kaiſerin zurück, fand dieſe noch ſchlafend, weckte ſie aber und erzählte ihr, was im Thronſaale geſehen werde. Die Kaiſerin, begierig, ſich ſelbſt von dieſer Sonderbarkeit zu überzeugen, erhob ſich und ging begleitet von der Hofdame, in den Thronſaal. Und ſiehe! da ſah ſie noch wie von ſich ſelbſt nun geſehen, ſo wie von Allen noch, ſtumm und ernſt auf ſich niederblickend.

„Ich befehle euch, ſprach die Kaiſerin zu der Wache mit Muth, — tretet vor und gebt Feuer auf dieſes Scheinbild hier auf dem Throne!“

Da flogen die Kugeln durch die Geſtalt in die Wand des Saales und dieſe zerfloß im Pulverdampfe.

Aber die Kaiſerin ergriff hierauf ein ernſtes Ahnungsgefühl und als ſie aus dem Saale trat, ſprach ſie: „meine Kinder, ich werde nicht lange mehr bey euch ſeyn!“

Drey Monate nachher erfolgte auch wirklich der Kaiſerin Tod.

Die Kugeln, die dazumal in die Wände des Thronſaales fuhren, ſoll man noch jetzt unter der neuen Sammtverkleidung, die inzwiſchen dieſe Wände erhielten, fühlen können.

Dies iſt die Erzählung eines ſehr rechtſchaffenen, wahrheitsliebenden Oberſten, der jenem Hofe ſehr nahe ſteht.

Mittheilungen einer Leidenden.

Die Grenze, welche in den Zuſtand der Krämpfe und Nervenzufälle leitet, iſt im Anfang ſo unmerklich, daß nur der damit bekannte und genaue Beobachter ſie beſtimmen kann. Bey manchen weiblichen Weſen iſt eine große Empfindlichkeit und ein großes Mitleiden mit ſich ſelbſt, ich möchte ſagen, angeboren, zum wenigſten zeigt es ſich ſchon in früheſter Jugend; man glaubt ſich immer verkürzt, und iſt im Stande ſich ſtundenlang ſelbſt zu beweinen. Läßt man dieſes Gefühl nun walten, und gibt ſich ihm ganz hin, ſo ſteigt es bis zur Unleidlichkeit. Iſt dieſer Punkt erreicht, ſo geſellt ſich Kaltwerden, ja manchmal Starrkrampf hinzu, und das Thor iſt allen Uebeln geöffnet. Iſt nun ein erfahrener Beobachter in der Nähe, oder gibt Gott dem Gemüth ſelbſt ſo viel Kraft, ſich aus dieſer peinlichen Lage zu erheben, ſo können es äußerliche Zufälle zwar erſchüttern, aber zu dem Grad von Nervenzufällen, als Convulſionen oder Starrkrampf, wird alsdann das Uebel nicht ſteigen. Bey einigen Frauenzimmern, beſonders ſolchen, die eine geheime

Liebe verbargen, habe ich Folgendes bemerkt. Sie fangen ohne Urſache oft an zu lachen, ſind ganze Perioden hindurch äußerſt heiter, und mitten in dieſer Heiterkeit fangen ſie über Nichts zu weinen an, jede Kleinigkeit erregt ihr Gemüth und entlockt ihnen die bitterſten Thränen. Empfindlichkeit, das übergroße Mitleiden mit ſich ſelbſt, eine heftige Reizung, all dieſe Gemüthszuſtände ſind zu beſiegen: Gebet thut wohl das Meiſte dabei, wenn erſt die Patientin ſo weit gebracht und völlig von ihrem Zuſtand überzeugt iſt; aber man kann nicht Allen auf gleiche Weiſe beykommen. Manche finden dergleichen nicht an ſich und wollen nicht geheilt ſeyn; Manche haben durch die moderne Erziehung keinen Glauben an das Gebet; was nun anfangen? Man überhäufe nur das Subject mit Arbeit, jedoch mit ſolchen Arbeiten, die Intereſſe erregen, ermüde es ſo viel wie möglich, bis zum Umſinken; der Genuß der friſchen Luft, beſonders an trüben, kühlen Tagen, iſt ſehr heilſam; wenn eine Empfindlichkeit oder Empfindſamkeit auftauchen will, wenn ſich Lachen oder Thränen äußern, ſuche man es zu verhindern, aber ja nicht durch Spott, vielmehr durch ſanfte Vorſtellungen. Das Vertrauen darf durchaus nicht geſtört werden, ſonſt verhärtet ſich das Herz, und dann kann bey nicht ganz gutmüthigen Weſen leicht Bosheit der ärgſten Art aufkommen. Man laſſe ſolche Kranke (ja wohl Kranke, denn ſie ſind kränker als vielleicht Jemand, der ſchwer darnieder liegt) wo möglich niemals allein; denn dann brüten ſie, und das ſteigert alle Gefühle noch mehr. Der Augenblick, der entſcheidet, iſt oft für die

Außenwelt ſo unmerklich, ſo ſpurlos, als ſey gar nichts vorgefallen, und die den böſen Mächten oder langer, oft nur mit dem Tode endigenden Krankheit Verfallene, ſcheint äußerlich ganz ruhig[1]. Eben ſo entſcheidet ſich der weibliche Charakter oft durch eine Kleinigkeit, beſonders bey Neuvermählten. Es hüte ſich der junge Ehemann, die ganze Fülle ſeiner Gefühle ſeiner jungen Gattin zu zeigen. Iſt bey dem Weibe die Luſt, bey dem Manne die Sinnlichkeit überwiegend, dann wehe dem Mann! ſeine Gattin wird dann nicht ſäumen ihn zum Sklaven zu machen; ihre hiedurch erweckte Heftigkeit gewinnt alsdann immer mehr Stärke, von jedem Sieg ermuntert, kann ſie bis zur Wuth einer Furie ſteigen, und wehe von nun an ihrer ganzen Umgebung! Häufige Schrecken und geheim gehaltene Kränkungen können auch nachtheilige Wirkungen auf den Körper hervorbringen, aber meiner Meinung nach nie in dem Grad, um jene heftigen Aeußerungen nach ſich zu ziehen. — Es iſt eine große Gnade von Gott, daß er mich Herr über meine Empfindlichkeit werden ließ; denn ohne dieſelbe wäre ich auch dahin gekommen, wo ſchon ſo Viele hingekommen ſind, ich wäre in den Kreis der Krämpfe weiter hineingezogen worden, und wie weit das führen kann, wiſſen Sie beſſer als ich es ſagen kann. Das Reſultat meiner Erfahrung und meines Gefühls iſt nun dieſes, daß alle ungeregelte Gefühle dahin leiten, daß man aber mit allen Kräften dagegen arbeiten muß, um denſelben auf keine

---

[1] Beiſpiele von Selbſtmörderinnen beweiſen die Richtigkeit des Geſagten. Sie ſcheinen oft vor der That ganz heiter.

Art zu erliegen; aus einer Leidenſchaft, gut oder böſe, entſpringt die andere, und das Ende iſt Siechthum bis an den Tod; wohl uns, wenn Gott uns nicht ganz ſinken läßt!

— Woher nur die Luſt und Freude an dem Schauderhaften kommen mag? Ich habe dieſer Sache oft und viel nachgedacht, und wenn ich mich prüfe, ſo finde ich dieſe Neigung auch ſehr ſtark in mir; und ich glaube doch mit gutem Gewiſſen ſagen zu können, ich will kein Thier, ja keine Blume kränken, viel weniger einen Menſchen. Mir iſt ein recht verwickelter Criminalprozeß weit angenehmer zu leſen, als die ſchönſte Novelle; es reißt mich hin, es zieht mich fort, ich kann nicht widerſtehen, ich leſe weiter und weiter, kann Schlaf und Nahrung darüber vergeſſen. Vornehmlich habe ich dabey zwey Dinge vor Augen: wie das Verbrechen entſtanden oder was die Beweggründe dazu geweſen? und wie es entdeckt worden? Oft liegen meinem innern Gefühl nach weit unbedeutendere Dinge als wirkliche Bosheit dabey zum Grunde. Oft iſt es nur eine kindiſche Neugierde, oft ein Trieb ohne Grund, und da meine ich, es ſey Eingebung eines böſen Weſens, das unbewußt auf uns wirke[1]). Geben wir dieſem Triebe nach, ſo ſind wir den böſen Mächten verfallen; gibt uns aber Gott die Kraft zu widerſtehen, ſo ſind wir gerettet auf immer, denn wir erlangen, wenn wir das Böſe beſtimmt abweiſen, eine Kraft in uns, die über alle Beſchreibung geht, und die nur von oben kommen kann; unſer freyer Wille muß aber ſelbſt entſcheiden. Ich kenne eine ſehr gutmüthige Frau, die als Mädchen von 16 bis 18 Jahren immer den Trieb in ſich verſpürte, ein Haus in Brand zu ſtecken; ſie malte ſich die Verwirrung, den Schrecken, die ſchönen Flammen, gar ſo ſchön aus; ja ſie meinte, ſie müſſe nur die Hand ausſtrecken, um es zu vollbringen [1]. Wem ſie das Haus anſtecken wollte, war ihr ſehr gleichgültig, auch die Folgen; ſie war auf Niemand böſe, nur das Durcheinander hätte ſie ergötzt. So kam ihr auch oft der Gedanke, Jemand umzubringen, oder auch, ſelbſt in ſpätern Jahren, lächerliche Handlungen zu begehen, wodurch Andre in Verlegenheit kommen würden. Ich weiß nicht, wie ſolche unregelmäßige Begierden in der Seele erwachen können, aber ich glaube, es liefert einen Beweis, wie viel öfter Handlungen vorgenommen werden, ohne daß wirklicher böſer Wille dabey vorherrſcht, und die doch oft hart beſtraft werden. Kann denn der Richter nicht auf den Grund der That zurückgehn, und darnach ſeine Strafe einrichten [2]?

---

[1]) Dieſes iſt auch die bekannte Behauptung vieler Verbrecher. „Ich weiß nicht wie ich dazu gekommen bin! der Teufel hat mich verblendet!“ Mit Unrecht wird darüber gelacht, aber ſie entſchuldigt nicht.

---

[1] In unſerer nervenkranken Zeit erklären ſich daraus wohl viele Brandſtiftungen, beſonders von weiblicher Hand. Man nennt es zu unbeſtimmt Monomanie, die etwas Anderes (eine fixe Idee) iſt, eine wirkliche Verrücktheit.

[2] Das geſchieht von einſichtsvollen Richtern ſo viel wie möglich; aber Gott allein konnte hiernach über jeden Fall richten, und thut es auch. Ueber dieſen ganzen Gegenſtand wäre viel zu ſagen und iſt bereits geſagt worden.

Gewiß verhärtet oft das Urtheil erſt die Menſchen, und macht ſie erſt böſe, wenn ſie zuvor nur momentan verrückt waren. — Ich habe mich oft ſchon darüber gekränkt, daß ich die trüben Tage lieber habe als die hellen, und habe gedacht, ob das eine Anlage verrathe zum Böſewerden? Aber ich habe ſie dennoch lieber, ſo auch ſtarken Schnee, oder überhaupt garſtiges Wetter; bei ſchönem Wetter iſt Alles ſo einerlei, aber bei garſtigem Wetter iſt Abwechſelung, wenn der Regen ſo an die Fenſter ſchlägt oder die Schneeflocken tanzen, wenn der Sturmwind zum Schornſtein herunterfährt und die Katzen heulen. — Iſt dieſes vielleicht auch die Freude am Schauerlichen? oder iſt es das Gefühl des Geborgenſeyns [1]?

In Ihrer Seherin wird auch der Phantasmen von Nicolai erwähnt. Ich ſehe auch eine Art von Phantasmen, und was ich darunter verſtehe, iſt Folgendes. Vor mehreren Jahren war ich, ſo oft ich mich zu Bette gelegt, und es finſter im Zimmer war, mit ſolchen Gebilden geplagt; es ſchien mir nämlich, als komme aus weiter Ferne ein menſchliches Angeſicht, ganz klein, und bloß der Kopf auf mich zugeſchwebt, welcher immer größer wurde, die Augen rollte oder das Geſicht verzog; auch beſon-

---

[1] Vermuthlich beydes, und das Vergnügen an den Phänomenen habe, und es beweist jedenfalls eine gewiſſe Stärke im Nervenſyſtem dieſer ſonſt auch körperlich Leidenden und in gewiſſem Grad Hellſehenden. Bei Kindern, und zwar ganz gutartigen, findet man oft dieſelbe Luſt am Schlackerwetter und Ungeſtüm.

rs häßliche alte Weiber erſchienen mir ganz nahe, ver-
rrten die Geſichter auf das furchtbarſte, und quälten
ich ſehr mit ihrem Anblick; auch erheben ſich häßliche
eſtalten mit halbem Leib aus der Erde, mit Krallen,
edermausflügeln und garſtigen Geſichtern, und langen
ch mir. Dieſes nenne ich Phantasmen, und glaube,
r in ſehr geſchwächtem Zuſtand können dieſe entſtehen.
o erinnere ich mich, als ich die Maſern mit beinahe
Jahren hatte und zugleich in Mutterhoffnung war,
d nach dem Wochenbette, daß ich dergleichen ſah. Ganz
ders aber ſtehen andere Erſcheinungen vor meiner
innerung; dieſe möchte ich als etwas Vorhandenes
gen jene als etwas Eingebildetes ſtellen, und ſie halten
her keinen Vergleich aus *). Wenn ich auf der Straße
be, wo viele Menſchen ſind, ſo komme ich in eine
nderbare Stimmung; da erſcheinen mir die Menſchen,
s verzerrten ſie die Geſichter, oder der obere Theil ihres
geſichts nimmt eine völlige Thierlarve an, theils von
ölfen, theils von Raubvögeln, theils von Schaafen ꝛc.;
geräthe in eine Angſt, in einen Taumel, es kommt
r vor, als machten die Menſchen Sprünge, verrenke-

---

*) Was die Verfaſſerin ihre Phantasmen nennt und oben beſchreibt, begegnet mehreren Perſonen vor dem Einſchlafen, beſonders in geſchwächtem und gereiztem Nervenzuſtand, woferne dieſer nicht immer als Urſache dabei vorhanden iſt. Da erſcheinen häßliche Geſichter, die ſich auf allerlei Weiſe verwandeln, u. dgl. Ein gewiſſer ſonſt geſunder Mann durfte durchaus keinen Kaffee trinken, um nicht von dieſen Geſtalten geplagt zu werden. Vermuthlich ſind es wirklich bloße Wahngebilde, obgleich noch manche Frage dabei übrig bleibt.

ten mir den Weg, kurz ich bin ganz außer mir; ich darf da ganz bekannten Leuten begegnen, ich ſtolpre ohne Gruß an ihnen vorbei, und werde deßhalb als unhöflich angeſehen. Ruft mich Jemand an, ſo beſinne ich mich, und komme ich nach Hauſe und zur Ruhe, ſo fühle ich mich matt und abgeſpannt. Manchmal ſehe ich auch Menſchen als Gerippe, was aber immer vorbedeutend iſt. Vor vier Jahren begegnete mir in B. ein Mann von hier, den ich nur von Anſehen kannte; da war mir, als ſehe ich, indem er gegen mich kam, vor ſeinem Geſicht einen Schleier; ich ſagte zu meiner Tochter: „Dieſer lebt auch nicht lange mehr“; welches auch eingetroffen iſt. Im vergangenen Sommer wollte ich in den Garten eines Bekannten gehen; auf dem Wege dahin begegnete mir ſein jüngſter Sohn, er grüßte mich freundlich, aber in ſeinem Geſicht ſah ich einen unbeſchreiblichen Ausdruck, und ſagte zu meiner Tochter: „Den hat der Tod auch geküßt.“ Eben in ſeinem Lächeln lag etwas ſo Schreckbares, das über allen Ausdruck ging. Seine Erzieherin, die ſeit dem Tode ſeiner Mutter das Hausweſen führt, eine ſehr gebildete, verſtändige Frau, die ich eben beſuchen wollte, ſagte mir, er befinde ſich nicht ganz wohl, es ſey aber nicht von Bedeutung; einige Monate darauf ſtarb er in Italien, wohin er der milderen Luft wegen gereiſt war. So ſehe ich oft Menſchen, bei deren mir ſehr unangenehmem Antlick ich ein Wort denken muß, deſſen Sinn ſich nachher beſtätigt. Eines Zuſtandes erinnere ich mich, worin ich mich unendlich beglückt fühlte, es war nach den Maſern, ich befand mich ſchwach, ging aber doch ſchön aus; da war es mir wie in einem Traum, die Welt bekümmerte mich wenig, den ganzen Tag kamen mir die ſchönſten Blumen, Arabesken ꝛc. vor die Augen, im Schlaf machte ich Verſe, die ſehr ſchön waren, wie mir vorkam, oder ſang ſehr ſchöne Rouladen, an die ich im Wachen gar nicht dachte, kurz Alles, was ich angriff, gelang mir wie ein Kinderſpiel, aber nur im Traum; noch heute möchte ich mir dieſen Gemüthszuſtand zurückwünſchen.

Ein Herr aus M. erzählte mir vergangenen Winter, nachdem er meinen Geſpenſterglauben (wie er's nannte) belacht hatte, Folgendes, das ihm ein Student, der früher in B. ſtudirt, erzählt habe; es ſoll erſt vor einigen Jahren geſchehen ſeyn. Ein Profeſſor der Phyſik zu B. glaubte an kein Leben nach dem Tode, und ein anderer Profeſſor ſagte zu ihm, er wolle ihm, wenn er ſterbe, einen Beweis geben. Derſelbe ging nach E. ins Bad, jener blieb zu B. Eines Abends, als letzterer bis zur Dämmerung an ſeinem Schreibtiſch zugebracht hatte, ſtand er auf und ſchaute am Fenſter. Zu ſeiner Befremdung ſaß ſein Freund, den er in E. wußte, (gegenüber) am Fenſter, und ſah ihn an; er grüßte, der Andere dankte nicht, ſondern ſah ihn nur ganz ernſt an. Das fiel ihm noch mehr auf; aber jetzt entzündeten ſich auf Einen Schlag (drüben) [1]) alle Lichter am Lüſter und auf den Tuchen. Da überfiel den Unglaubigen ein Grauen, er ging zu ſeiner Frau und ſagte, ſie ſolle ſogleich in des Profeſſors Haus ſchicken, und ſich erkundigen laſſen, ob er zurückgekommen ſey, und was es denn eigentlich ſey? Als die Magd wiederkam, ſagte ſie, die Mägde (drüben) ſeyen über ihre Frage erſchrocken, und haben ſogleich den Saal geöffnet, aber dunkel gefunden; denn der Profeſſor ſei noch in E. Den andern Tag kam ein Brief mit der Nachricht, daß er in der Stunde, wo ſich dieß ereignet, geſtorben ſey. Der Profeſſor der Phyſik habe es dem Studenten ſelbſt erzählt, und geſagt, daß ſein Glaube wankend geworden ſey.

---

[1]) Die der Deutlichkeit wegen hier gemachten Einſchaltungen bringt der Sinn der Erzählung mit ſich; die beiden Freunde müſſen Nachbarn geweſen ſeyn.

Ueber das Sich-ſelbſt-ſehen hat mir ein zuverläſſiger Mann Nachſtehendes erzählt. Sein Vater war Schullehrer zu S. Er kam einmal in das Zimmer ſeiner Frau und fragte ſie, wer der Mann geweſen, der ſo eben von ihr weggegangen ſey und ihm auf dem Gange begegnet? Er habe ihm ſelbſt ganz ſprechend ähnlich geſehen. Seine Frau wußte von nichts. Am Sonntag, als er von der Kirche nach Haus kam, ſagte er: „Denke dir, der Mann, der mir ſo ähnlich iſt, und auch wie ich angezogen, ging heute mit mir Schritt vor Schritt, als ich den Klingelbeutel herumtrug; ging ich, ſo ging er mit, ſtand ich ſtille, ſo ſtand er auch.“ Am Nachmittag hatte er einen heftigen Schrecken, legte ſich, bekam ein Faulfieber und ſtarb [1]. Für die Wahrheit kann ich bürgen.

---

[1] Daß das Selbſtſehen zuweilen, aber bey weitem nicht immer den nahen Tod anzeigt, iſt bekannt.

Neulich mußte an dem Dache des Hauſes, das wir bewohnen, etwas gemacht werden, und der Steindecker, ein noch ganz junger Mann, mußte aus dem Fenſter einer Kammer ſteigen, die wir inne haben. Es graute mir, wenn ich ihn ſo kühn aus- und einſteigen ſah, ich blieb aber ſo lange in der Kammer, bis die Arbeit vollbracht war, um ſie wieder zu verſchließen. Ich fragte ihn, ob er ſich denn nicht fürchte, er läugnete es, und ich weiß nicht wie es geſchah, daß wir auf Ahndungen zu ſprechen kamen. Da wurde er ganz ernſt und erzählte mir, ſein Vater ſey in Ausübung ſeines Berufs von einem Dache gefallen und geſtorben; ihm dem Sohn, habe es einige Tage zuvor geträumt, er habe das Haus und von demſelben den Vater herabfallen ſehen, grade wie es hernach gekommen. Ich fragte ihn, ob er denn ſeinen Vater nicht gewarnt oder zurückgehalten habe? Er ſagte, er ſey noch ſehr jung geweſen, der Traum ſey ihm aus dem Gedächtniß gekommen, und erſt als das Unglück geſchehen geweſen, ſey er ihm wieder eingefallen.

Folgendes kann ich ebenfalls feſt verbürgen. Ein mir wohlbekannter Mann hatte bei ſeiner Tante die Handlung erlernt, aber viel Verdruß von ihr ausgeſtanden. Auch hatte er ihrem Mann ſein ganzes Vermögen gegeben, auf das Verſprechen, daß er einſt die Handlung übernehmen ſollte. Er ſah aber ein, daß er ſich mit dieſer ſehr böſen Frau nicht vertragen könne, ſuchte das Vermögen wieder herauszuziehen, erlitt aber daran einen bedeutenden Verluſt, und die Wittwe war nicht zu bewegen, ihm um des einzigen Kindes dieſer Leute willen den Erſatz wenigſtens auf ihren Todesfall zuzuſichern. Erbittert ſchieden ſie von einander. Vor einigen Jahren war der Mann nach Tiſch ausgegangen, ſeine Frau war nicht im Zimmer, und die Magd ſpülte in der Küche; da kam die Kleine aus dem Wohnzimmer, und verlangte, die Magd ſolle mit ihr hineingehn, ſie bleibe nicht allein darin, ſie fürchte ſich (die Mutter hörte nebenan ganz genau was geſprochen wurde). — Närrchen, bei hellem Tage?“ ſagte die Magd. — „Ja, ja, es raſchelt drinnen, auf dem Tiſch hat es angefangen, und iſt ſo bis an den Ofen gelaufen und an den Ofen hinauf, da hat mich die Furcht ſo ergriffen, ich gehe nicht mehr hinein“; ſie blieb auch außen, bis die Mutter mitging. Wie ſie hineingingen, ſchlug es drei Uhr; jedoch ließ ſich nichts mehr hören. Des Abends ſaßen die Eltern und das Kind um den Tiſch beſchäftigt; da kam ein Verwandter der Tante in aller Eile, und ſagte, der Mann ſolle ſogleich hinkommen, ſie werde die Nacht nicht überleben. Erſt wollte er nicht, da ihm aber ſeine Frau zur Verſöhnlichkeit rieth, ſo war er auch zur Verſöhnung bereit; allein der Verwandte ſagte, dazu möchte es zu ſpät ſeyn, denn ſeit drei Uhr liege ſie im Sterben und rede irre, ſie ſage immer was das für ein großer Mann ſei, der am Spinnrad ſtehe? man ſolle ihn hinausjagen. Inzwiſchen ging der Mann hin, und blieb bis zu ihrem Tode, obgleich ſie nicht mehr zu ſich kam. Aus der Verlaſſenſchaft kam unter andern eine ſpaniſche Wand und ein großes Tiſchblatt auf den Antheil dieſer Leute.

Erſtere wurde neben das Bette des Kindes geſtellt, letzteres zu Häupten an des Mannes Bette (vermuthlich um den Luftzug abzuhalten). Einige Zeit darauf klagte die Kleine, die Mutter ſolle die ſpaniſche Wand wegnehmen laſſen, die Tante komme des Nachts, wenn die Eltern ſchliefen, daraus hervor, wandle in der Stube herum, betrachte den Vater und drohe ihm mit dem Finger; dann gehe ſie wieder in die ſpaniſche Wand zurück. Man erfüllte die Bitte des Kindes, und es war von da an ruhig; aber auf das Tiſchblatt thut es oft Schläge, daß die Leute erwachen, oder wenn ſie wachen, in die Höhe fahren, obgleich es ſchon ſehr alt und kein neuer Sprung daran zu entdecken iſt.

Eine gebildete Frau, die, wie ſie ſagte, frei von allem Aberglauben erzogen war, erzählte mir Folgendes, das ſie beſchwören will. „Ich war Braut, und ſaß einige Wochen vor meiner Verheirathung mit meinen Eltern im Zimmer. Da ſah ich ganz genau, wie die Thür aufgemacht wurde, ein Mann mit finſterm Geſicht ſah herein, und winkte mir mit der Hand, zu ihm hinauszukommen. Ich erſchrack, daß ich an die Lehne des Stuhls zurückſank und bleich wurde. Meine Eltern bemerkten es und waren beſorgt um mich, ich aber ſagte, es ſey mir nicht ganz wohl. Noch denſelben Tag ging ich zu einem frommen Geiſtlichen, dem ich es erzählte; der ſagte mir, ich ſolle fleißig beten und es mir aus dem Sinne ſchlagen. Wenig getröſtet ging ich zurück; denn ich wußte alles das ſelbſt, was er mir ſagte. Einige Zeit hernach ſaß ich allein in meinem Zimmer; an der Wand hingen Bilder; da ſehe ich ganz deutlich, daß ſich die Bilder an der Wand herumdrehen, das Gemälde nach der Wand zu gekehrt, und die Rückſeite gegen mich. Ich erſchrack auf das heftigſte und dachte: In Jeſus Chriſtus Namen, was iſt das? Da drehten ſich die Bilder wieder auf die rechte Seite, ohne daß ich ſah, wer es gethan. Den andern Tag fühlte ich mich über dieſen Schrecken ſo krank, daß ich einige Tage das Bette hüten mußte. Mein Vater, der vor meinem Bette ſaß, ſah, daß ich ſo furchtſam nach den Bildern ſchaute, und ſagte, ich ſolle die einfältigen Bilder nicht ſo betrachten, ſtieg hinauf, nahm ſie herunter, und trug ſie fort. Wer war froher als ich? — Als ich drei Monate ungefähr verheirathet war, etwa im zweiten Monat meiner Mutterhoffnung, ging ich einmal in den Keller. Wie ich die Stiege hinuntergehen wollte, ſagte Jemand neben mir (ich ſah aber Niemand) ganz laut und wie aus hohler Bruſt: Bleib oben, geh nicht hinab! Ich war ſehr erſchrocken, blieb oben und ſagte es meinem Vater; er ging gleich ſelbſt hinunter, wo er einen Sack fand, in dem heiße Aſche war, und der lichterloh brannte. — Weil mein Mann verreiſt war, bat ich eine Freundin, in meinem Zimmer zu ſchlafen. Ich liege einmal ganz hell wach im Bette, da kommt der gräßliche Mann wieder zur Thür herein, naht ſich mir immer mehr, die Augen ſtarr auf mich gerichtet, und legt ſich neben mir in das Bette; ich fühlte ihn deutlich neben mir, es ging eine große Hitze von ihm aus. Denken Sie ſich meinen Schrecken; ich wollte ihn abwehren, konnte aber kein Glied regen; ich wollte ſchreien, und konnte keinen Laut von mir geben[1]. Endlich erwacht meine Freundin von meinem Stöhnen; wie ſie ſich aufrichtet, und mich fragt, was mir ſey, iſt die Erſcheinung fort. Der Arzt, den ich am andern Morgen rufen ließ, lachte mich aus, und ſagte, es ſey vom Blut. — Einige Zeit hernach ſitze ich und ſticke etwas an einem Kiſſen von einem Bette, das mir meine Eltern zum Magdbette mitgegeben hatten: es war in einem Ausruf gekauft und ein ſehr gutes Bette. Da beſucht mich eine Bekannte. Sie fragt mich: Wie kommen Sie zu dieſem Bette? Ich ſagte: Wie ſo? meine Eltern haben es gekauft und es mir für die Magd mitgegeben. Sie ſagte: Betrachten Sie das Zeichen, kennen ſie es nicht? es iſt daſſelbe Bette, auf dem ſich ein Freund von uns erſchoſſen hat, ich kenne es ganz genau. — Ich entfernte das Bette ſogleich aus dem Hauſe, und habe ſeitdem nie mehr etwas geſpürt.“

Die Frau, die mir dieſes erzählte, iſt eine vollkommen glaubwürdige Frau, und ich glaube ihr auch, ohne daß ſie die Sache beſchwört, weil ich von ihrer Wahrheitsliebe viele Beweiſe habe.

Eine mir wohl bekannte Frau ſieht zuweilen an der Thür zwiſchen der Wohnſtube und dem Schlafzimmer bei Tag den Schein einer Geſtalt, wie in lange, ſchleppende weiße Tücher gehüllt, es iſt aber nur wie ein Bild. An ein gläſernes Gefäß, das ganz frei auf dem Ofen ſteht und woran nichts rühren kann, klopft es zuweilen wie mit etwas von Metall, und dieſes wird von mehreren Perſonen gehört, ohne daß eine Urſache zu entdecken iſt. Der noch jungen, zwar kränklichen Tochter, hat es ſchon mehrmals und in einer Nacht zweymal geträumt, unter dem Kanapee ſey ein Stein in der Wand, unter dieſem Stein liege in einem ſchwarzem Netz ein großes ſchwarzes Buch mit Ketten umwunden, ein kleines Buch mit ſilbernen Schlöſſern, zwei Rauchfäſſer, ein großes und ein kleines; auch hört ſie da zuweilen ein Geräuſch, als wenn man Geld zählte. Nun iſt es auffallend, daß dieſes Haus vormals ein Theil eines Kloſters war. Indeſſen will die Bewohnerin nichts unternehmen, und ferner ruhen laſſen, was ſo lange da geruht hat, wenn ſich auch wirklich daſelbſt etwas befinden ſollte. Als Mutter und Tochter jüngſt Abends zwiſchen 8 und 9 Uhr allein im Zimmer waren, erhob ſich vor der offenſtehenden Stubenthür ein abſcheuliches Geſchrey, beynahe wie das eines Katers, und dennoch nicht ſo, ſondern als wenn man einen Menſchen würgte und er ſich bemühete zu ſchreien; auch iſt der Vorplatz verſchloſſen, und es kann keine Katze hinein. Die Mutter und Tochter hörten es beyde auf gleiche Weiſe. Jene, die ein ſeltſames Grauen befiel, ſagte in Gedanken: „In Jeſu Namen ſey ſtille“! und ſie hatte dieſen heiligen Namen in Gedanken kaum ausgeſprochen, als es mitten in einem

---

[1] Die Läugner werden (wenn ſie nicht unanſtändigere Bemerkungen machen) an das Alpdrücken denken, das aber auch noch nicht erklärt iſt, und die Erzählerin war hell wach. Man ſehe, was nachher der Arzt ſagt.

Schreyen (ſonſt hatte es bereits aufgeſtoßen) inne hielt und ſich auch weiter nicht mehr hören ließ. Die Tochter ſieht manchmal zweyerley Geſtalten vor der Thür: die eine iſt ihrer Angabe nach weiß, hat ein langes weißes Kleid an mit vielen Falten, die Bruſt iſt ganz platt, und das Kleid ungerade eine halbe Elle länger als die Füße; um den Kopf hat ſie ein weißes Tuch wie einen Turban herumgewunden, und breitet immer beyde Arme aus; das Tuch fällt hinten nicht ſchleyerartig herab, ſondern iſt bloß um den Kopf gewickelt. Die andre Frau iſt als hätte ſie ein graues durchſichtiges Kleid an, wodurch man den ſchwarzen Körper hindurchſcheinen ſähe; Kopf kann ſie aber nicht an ihm erkennen. Sie ſieht aber die Geſtalten ebenfalls nur wie im Blick, ſie verſchwinden gleich wieder. Ueberhaupt vermeynt ſie eher etwas zu ſehen, aber nicht mit den Augen. So behauptet ſie, in der hinterſten Stube, die als Kammerkammer gebraucht wird, habe ſie mit ihren geiſtigen Augen einen jungen Mann im Hemd ohne Strümpfe hinter der Thür kauern ſehen, der die Zunge aus dem Hals geſtreckt und ſich bewegt habe. Was Wirklichkeit, was Phantaſie bey dieſen glaubhaften Leuten iſt, kann ich nicht beurtheilen, ich erzähle nur, was und wie ſie es wahrgenommen haben.

Wenn ich mein gewöhnliches Nachtgebet gebetet habe und noch wach bin, ſo bete ich immer für Verſtorbene, die noch nicht zu ihrer Ruhe gelangen können. Neulich betete ich auch, da kam mir der Gedanke für das jenige Verſtorbene zu beten, das mir am übelſten gewollt habe, und mir am weheſten gethan. Ich hatte keine Perſon namentlich dabey im Sinn, denn es ſind mehrere dahingeſchieden, die mich im Leben arg täuſchten und betrübten. Während des Betens kam es kniſternd und als wenn man Papier zerknitterte hinter dem Ofen hervor auf mein Bette zu, jedoch ſah ich nichts. Aehnliche Erfahrungen, von Geräuſch oder auch Gerüchen, habe ich mehrmals beym Beten für Verſtorbene gemacht.

Von der
Fürbitte für die Todten.

Die Berliner evangeliſche Kirchenzeitung, die ſich um den chriſtlichen Glauben entſchiedene Verdienſte, nur nicht durch Bekämpfung deſſen erwirbt, was über ihren und der ſymboliſchen Bücher Geſichtskreis geht, hat ſich gegen die Lehre vom Hades, von der Predigt des Evangeliums an die Abgeſchiedenen und der Fürbitte für ſie verſchiedentlich ausgeſprochen. Unter andern redet ſie davon als von „einem in Süddeutſchland beſonders verbreiteten Irrthum", eifert auch dabey gegen die Seherin von Prevorſt [1]. Wir wollen nicht hoffen, daß hiedurch das ſüdliche Deutſchland, oder wie man ehedem ſagte: „das Reich", mit vornehmem Blick in Schatten geſtellt werden ſoll, obgleich der gelehrte und aufgeklärte Norden oder deſſen Jugend ſich eine Zeitlang dem ſchmeichelhaften Dunkel überließ, daß von Straßburg bis Wien und von Franken bis Tyrol eine Art von Barbaren herrſche. Wenigſtens möchte die neuere Zeit den Unterſchied ausgeglichen haben, wenn er je als vorhanden angeſehen werden konnte, während in eben jener Periode viele ausgezeichnete Männer, denen der Norden einen Theil ſeines Glanzes verdankte, Südteutſche waren. Es mag genug ſeyn zu bemerken, daß der Geiſterglaube und die von der evangeliſchen Kirchenzeitung verworfene Lehre in allen Weltgegenden verbreitet iſt, und in Südteutſchland ſo viel Gegner hat, als einige Breitegrade weiter nach Norden, ſeinen Boden aber beſonders da, wo es einfache, unverbildete und glaubige Gemüther gibt. Auch im Norden ſind ſolche Menſchen [1]).

---

[1] Vgl. v. Meyers Blätter für höhere Wahrheit. II. Sammlung S. 107.

Indeſſen wollen wir hier wirklich einen wichtigen Beitrag aus dem ſüdlichen Teutſchland und zwar aus einem ſüdteutſchen Blatte liefern, welchem die evangeliſche Kirchenzeitung gleichen Eifer in Vertheidigung des Evangeliums mit dem ihrigen wohl nicht abſtreiten wird. Sie wird hierin einen Beweis finden, daß keineswegs „der chriſtliche Glaube ſich dagegen ſträubt“, wie ſie von jener Wahrheit oder jenem „Wahn“ behauptet. Die Redaction des homiletiſch-liturgiſchen Correſpondenzblatts aber wird uns dieſen Auszug nicht für eine unerlaubte Benutzung anrechnen, indem wir hiedurch die Billigkeit ihres Verhaltens darthun, und ſie auch von dieſer Seite empfehlen, gleichwie ſie als verſtändige Kämpferin für die Hauptſache des Chriſtenthums, näm-

---

1) Die Blätter aus Prevorſt erhielten ſchon dankenswerthe Beiträge aus Berlin.

lich für die Verſöhnungslehre und für den bibliſchen Rechtglauben, längſt empfohlen iſt und reichen Segen ſtiftet.

In Nr. 15 vom 9. April 1833 theilt das Correſpondenzblatt einen Aufſatz mit unter der Aufſchrift: „Einige Erfahrungen von der Wirkung der Fürbitte bei Erſcheinungen aus der Geiſterwelt. In Beziehung auf die Anfrage in Nr. 10 des Jahrgangs 1831". Der Einſender iſt ſeiner abgekürzten Unterſchrift und dem Inhalt nach ein Geiſtlicher, und zwar ein wahrer und ein wahrhaft erfahrener, alſo nicht etwa eine nervenſchwache Seherin, unter welchem Vorwand man aus Unwiſſenheit ſolche Erfahrungen verdächtig zu machen ſucht. Er verdient Dank für ſein Zeugniß, und die Redaction für deſſen Bekanntmachung. Seinem Beiſpiel folgend, wie es der Eingang zeigt, wollen wir ihn gleich ſelbſt reden laſſen.

„Ich will Kürze halber mit der Species facti anfangen. Ich wohnte als Vikar in einem Hauſe, wo gegenüber von meinem Zimmer an den Fenſtern eines damals unbenutzt ſtehenden alten Wohngebäudes alle Abende ein ſchönes Licht in mannigfaltigen Farben ſpielte. Mehrere Male beobachtete ich die Erſcheinung, und ergötzte mich an dem Wechſel und Farbenſpiel der Lichtfunken, welche dem Aufſteigen der ſogenannten romaniſchen Lichter in den Herbſtfeuerwerken ſehr ähnlich waren. Als ich die Erſcheinung zum erſten Mal bemerkte, war ich grade im Begriff zu Bette zu gehen, und da im Hauſe ſchon

Alles ſchlief, konnte ich Niemand darüber fragen. Den andern Tag vergaß ich es, und bekam dadurch Gelegenheit, das ſchöne Phänomen unbefangen noch einmal beobachten zu können. Denn von dem Glauben an Geiſtererſcheinungen war ich damals ſo weit entfernt, daß mir auch der Gedanke daran bei dieſer ſchönen Erſcheinung gar nicht kam, während ich mich in Muthmaßungen über die Urſachen irgend einer optiſchen Täuſchung oder über die Möglichkeit, ob ſich eine Art von Irrlicht in einem verſchloſſenen Zimmer bilden könne, erſchöpfte. Ich war daher frappirt, als ich auf meine Nachfrage die Antwort erhielt: „das iſt der Lichtlesgeiſt“, wobei denn verſichert wurde, es ſey eine Perſon von vornehmem Stand, die noch keine 40 Jahre todt, und in ihrem Leben als eine chriſtliche Dame bekannt geweſen ſey. Es wurde mir ausführlich erzählt, daß mein Vorgänger, der an kein ſolches Geiſterſpiel geglaubt habe, manche Stunde der Nacht in jenem Zimmer zugebracht, und ſich alle mögliche Mühe gegeben habe, die Sache natürlich zu erklären. Da ich dieſen als einen Mann kannte, dem es nicht nur nicht an der nöthigen Beſonnenheit und Geiſtesgegenwart zu einer ſolchen Unterſuchung fehlte, ſondern der auch mit vorzüglichen phyſikaliſchen Kenntniſſen ausgerüſtet iſt, um ein ſolches Phänomen vielſeitig auffaſſen und beurtheilen zu können (es iſt der allgemein hochgeſchätzte Profeſſor Sch. in B.), ſo war ich um ſo geneigter, die Möglichkeit der Wirkung eines abgeſchiedenen Geiſtes anzunehmen, und die Belehrungen, welche die heilige Schrift über das Reich der Geiſter gibt, aufzuſuchen. Indeß ich nun mehrere Wochen lang jeden Abend dem ſeltſamen Lichterſpiel zuſah, und dabey über die Offenbarungen Gottes, welche den Zuſtand der Seelen nach ihrem Abſchied aus der Sichtbarkeit betreffen, nachdachte, ſchnitt es mir oft durchs Herz, wenn mir auf meine weitere Erkundigung mit leichtfertiger Rede, oft in leichtſinnig ſcherzendem Ton dieſelbe Erzählung wiederholt, und mit kühner Behauptung Name, Geburts- und Todestag ꝛc. in den Kirchenbüchern nachgewieſen wurde. Auf eine ganz natürliche und nothwendige Weiſe entwickelte ſich unter ſolchen Nachforſchungen der Gedanke, es ſey meine Pflicht, für dieſe arme Seele zu beten. Doch von der Erkenntniß der Pflicht iſt auch noch ein Schritt bis zur That. Eines Abends kam ich von einem Ausgang, den ich in meinem Beruf gemacht, ſpät nach Hauſe. Es war eine finſtere November-Neumondsnacht, und ein dichter Nebel drückte das enge Thal; aber als ich an jenen Fenſtern vorüberging, leuchtete mir das lazurblau und goldgrün ſpielende Licht aus denſelben freundlich entgegen. Alsbald kniete ich in der dunkeln Nacht auf der freien Straße nieder, und betete in aller Einfalt (ich geſtehe wohl, daß es mir nicht recht klar war, was und wie ich beten wollte), mit der Tendenz, damit in die Seele des Geiſtes hineinzuwirken, und für ihn um Ruhe zu bitten, ein ſtilles Vaterunſer; ſtund dann auf, winkte dem Lichtgeiſt noch mit der Hand ein freundliches „Gut Nacht" zu, und ging nach Hauſe. Wirklich hatte ich die Satisfaction, von da an nur noch ein einziges Mal, und zwar nur auf etliche Augenblicke in der Neujahrsnacht, außerdem aber niemals wieder das Licht zu erblicken. Ja, auch den Leuten im Dorf (die freilich von mir nichts erfuhren) fiel es auf, und ich hörte nicht ohne geheimes Vergnügen und Dank gegen Gott einigemal die Leute ſagen: „der Lichtgeiſt hat ſich ſchon lange nicht mehr ſehen laſſen“. Nun möchte ich doch denjenigen hören, der mir beweiſen könnte, der Teufel habe dieſe Erſcheinung bewirkt (Jahrgang 1831 Nr. 52), und mein Gebet ſey nichts als Sünde und Aberglaube geweſen. Denn — wohl zu merken: ich betete nicht wider ſondern für die Erſcheinung“.

Wir unterbrechen hier die Berichte, um einige Bemerkungen einzuſchalten. Die Anfrage vom Jahr 1831 haben wir nicht zur Hand. Sie läßt ſich verſtehen, und die Antwort ohne ſie. Daß das bunte Licht in dieſem alten Hauſe nicht von verwitterten Fenſterſcheiben im Mondſchein herrührte, iſt offenbar, da es jeden Abend erſchien, und zuletzt in einer trüben November-Neumonds-Nacht. Es wäre zu wünſchen, daß auch der Vorgänger des Berichterſtatters, Prof. Sch. in B. (wie er bezeichnet wird), Zeugniß über die Sache ablegte, und beſonders die Frage beantwortete, ob er ſelbſt in dem Zimmer des alten Wohnhauſes, worin das Licht erſchien, bei Nacht geweſen, und was er alsdann wahrgenommen; denn weil dieſes nicht hinzugeſetzt wird, ſo könnte man das „Zimmer“ für das des gegenüberſtehenden Pfarrhauſes halten, von wo aus der Erzähler beobachtete. Vielleicht iſt jenes wirklich geſchehen, ohne daß das Licht ſich innerhalb des Spukzimmers gezeigt hat. Ferner, wie ſollte es kommen, daß die „chriſtliche Dame" nach bald 40 Jahren ſich noch in der Unruhe befunden hatte, die das Lichterſpiel anzeigt? Es iſt Mehreres möglich. Wie wenn ungeachtet ihrer chriſtlichen Denkungsart Eitelkeit und Glanzſucht dieſe Seele im Leben beſchwert, und ihr nach dem Tode die Kraft des Glaubens gemangelt hätte, ſich darüber und über die Vorwürfe des Gewiſſens mit voller Zuverſicht auf die göttliche Gnade zu erheben? Allein die Erzählung ſcheint auf etwas Weiteres zu deuten, was die Abgeſchiedene beunruhigt haben kann, und dieſes mag auch hier bedeckt bleiben. Die eigene Frömmigkeit dieſer Perſon mochte aber die Wirkung der Fürbitte des frommen Vikars erleichtert haben; denn dieſe Wirkung war auffallend ſchnell. Welches Weib, welcher Mann, iſt vor Fehltritten ſicher? Wohl ihnen, wenn ihnen um deß willen, an den ſie geglaubt haben, ſo leicht vergeben werden kann. Und dennoch ſchwer, nach vieljähriger Noth. Eben darum kann dieſe Lehre nicht zum Leichtſinn führen; denn geſchieht das am grünen Holz, was will am dürren werden? Auf der andern Seite liegt in dieſer Geſchichte ein ſchöner Beweis von der Kraft der Liebe und des Gebets vor, ja von der Kraft des einfältigen Bittens im Glauben mit den Worten des Gebets, das der Herr uns gelehrt hat, und worin wir in ſeinem Namen um Sündenvergebung und Erlöſung für uns und Andere flehen. Die letzte Erſcheinung in der Neujahrsnacht auf Augenblicke ſieht ſich an wie ein Dank und eine Anzeige des fröhlichen

Abſchieds aus der Zeit, welche ſich damals wandte. Gewiß, keine Fürbitte bleibt unbelohnt. Wie wohl mag's thun, wenn uns einſt zugerufen wird: Ach für mich haſt du gebetet! — Der Erzähler fährt fort.

„An einem andern Orte kam eines Tages eine Dienſtmagd, eine gute, treue Seele, die den Heiland herzlich liebte, und auf die Triebe ſeines Geiſtes zu achten gelernt hatte, mit der Frage zu mir: „Her Pfarer! ſöll mer au für der Tüfel bäta“? (Ich muß aber zum Voraus bemerken, was ich erſt geraume Zeit nachher erfuhr, daß dieſes Mädchen niemals an Geiſtererſcheinungen geglaubt hatte, und in ihrer Einfalt eine Erſcheinung, von der ſie häufig beunruhigt wurde, dem Teufel zuſchrieb.) Wie kommſt du zu der Frage? ſagte ich verwundert. Ich darf es nicht ſagen, antwortete das Mädchen; aber — ſetzte ſie nachdrücklich hinzu — es iſt mir gewiß Ernſt. Ich ſuchte ſie hierauf zu belehren, daß nach der Schrift der Teufel ein grundböſes Weſen ſey, daß auch keine Spur in der Schrift zu finden ſey, die uns hoffen oder vermuthen laſſe, daß ſich die Dämonen je bekehren könnten, daher ſey eine Fürbitte für dieſelbigen etwas in ſich Widerſprechendes und Undenkbares. „Wenn ich mit irgend einem feindſeligen Weſen in Berührung komme“, ſagte ich, „von dem ich eine gegründete Hoffnung haben kann, daß es ſich noch bekehren und zur Erkenntniß der Wahrheit kommen kann, ſo muß dieſes Weſen um Chriſti willen ein Gegenſtand meiner Liebe werden, und ich ſoll alſo auch für daſſelbe beten. Aber das iſt bei dem Teufel nicht der Fall". Ich hatte mich dieſes Gegenſatzes bloß zu der Erläuterung meiner Behauptung, daß für die Dämonen keine Fürbitte Statt finden könne, bedient, ohne daran zu denken, daß ich damit den Satz aufſtelle: man könne und ſolle für Seelen abgeſchiedener Menſchen, wenn man mit ſolchen in eine Berührung komme, Fürbitte thun. Ihr aber wurde dadurch der Unterſchied zwiſchen Teufeln und Geiſtern der Menſchenſeelen klar, und mehr bedurfte es für ſie nicht. „So! ich dank', ich dank' Ihnen", ſagte ſie ſchnell: „ich verſteh' jetzt ſchon"! und ging. Erſt geraume Zeit nachher erfuhr ich, daß ſie von da an für den Geiſt, der ſie beunruhigte, gebetet hat. Ob dieß dem Geiſte zu einiger Beruhigung diente, habe ich nicht erfahren; daß es aber ihr ſelbſt zu gut kam, weiß ich gewiß. Sie hatte vorher durch den Einfluß jenes Geiſtes an ihrem Körper und an ihrem Geiſte gelitten, beydes hörte bald auf; und für ihre Seele war dieſes Gebet von entſchieden geſegneter Wirkung".

Das war alſo eine geſegnetere Belehrung als die des vormaligen ſächſiſchen Predigers an eine andere Bauernmagd, wovon die evangeliſche Kirchenzeitung Nachricht gibt*), und ohne Zweifel nicht minder chriſtlich. Man überlege nun, ob dem vorurtheilsfreyeren und erfahrenen Seelſorger der Vorzug gebühre, oder dem, der an Menſchenlehren haftet. Es ſcheint, daß die Lehre, alle Geſpenſter ſeyen Teufel, der Dienſtmagd in unſerer Erzählung ebenfalls eingepredigt geweſen, bis ſie durch jenes Begegniß eines Andern überzeugt worden. Was der Erzähler von dem Unterſchied zwiſchen Menſchenſeelen und Dämonen in Abſicht auf die Fürbitte ſagt, hat unſtreitig ſeine Richtigkeit. Man kann dieſes ſchon daran abnehmen, daß erſtere die Fürbitte der Lebendigen begehren, letztere nicht, vielmehr nach zuverläßigen Beweiſen ſelbſt behaupten, daß für ſie keine Erlöſung ſey. Zwar ſoll das Evangelium aller Creatur gepredigt werden (wie weiter unten angeführt iſt); aber den Teufeln wird es zuerſt nur zu ihrem Schrecken verkündigt. Ob ein Zeitraum kommen wird, wo auch ſie noch fähig werden, an deſſen unbedingte ſeligmachende Kraft zu glauben, wo es mithin den Verklärten möglich ſeyn wird, auch für ſie im Namen Jeſu um Erbarmung zu bitten: dieſes bleibt dem ewigen Rathſchluß des Allwiſſenden überlaſſen, wovon ſich dennoch vielleicht Spuren in der Schrift finden; zur Zeit haben wir keinen Befehl für ſie zu beten, es wäre zwecklos, und ſie ſtehen in der Todſünde (1 Joh. 5, 16), ihre Zeit iſt noch auf keinen Fall gekommen, die der Abgeſchiedenen aber iſt mit Chriſto angegangen (Joh. 5, 25). Die Dienſtmagd alſo hat auf den Unterricht oder Wink eines verſtändigen Geiſtlichen ſich ſelbſt und vermuthlich auch der armen Seele geholfen, die ſie bey fortdauerndem Wahn, daß es nur ein Teufel ſeyn könne, noch unglücklicher gemacht haben würde. Man nehme für vorkommende Fälle — die zweyerley Parteyen für unmöglich halten — ein Beyſpiel hier an. Der Erzähler berichtet eine dritte Begebenheit.

---

*) S. die angegebenen Blätter S. 136.

„Wieder an einem andern Orte hörte ich in der Nacht eine Perſon im Zimmer neben meiner Schlafkammer auf und ab gehen. Am Tritt erkannte ich deutlich den Gang einer Frauensperſon, ich hörte z. B. das Rauſchen eines taffetnen Gewandes und dergl. Während ich mich lauſchend im Bette aufgerichtet hatte, und mich anzukleiden anfing, um der Sache nachzugehen, wurde es ſtille, und nun ſchien die Erſcheinung, nachdem der Sinn des Gehörs befriedigt war, ſich für das Geſicht bilden zu wollen. Aus einem grauen Nebel entformten ſich die Umriſſe einer weißen Frauengeſtalt, die im Vollmondſchein (es war der Oſtervollmond) ſtille an der Wand ſtund. Jetzt fiel mir ein, dieß ſey die Gräfin von Schl., von deren Erſcheinungen ich an dem Ort ſchon gehört hatte. Der herrſchende Affect in mir war in dieſem Augenblick nur die Neugierde, doch war mein Herz zugleich ſtill betend. Indem ſich aber die Geſtalt ſo vor meinen Augen entwickelte und ausbildete, wandelte mich allmählich ein Grauſen an, und ſtatt mit der armen Seele freundlich zu reden, und ihr die Gnade und Liebe des Sünderfreundes nahe zu legen, fing ich an, in heftigem Affect, mit ausgerecktem Arm und ſtarker Stimme zu predigen, „daß in dem Namen Jeſu ſich beugen ſollen aller deren Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde ſind", und indem ich das ſagte, ſchwand ſie mit einem wiſpernden Rauſchen dahin, und ich habe ſie von da an nie wieder geſehen. Ich kann nicht läugnen, daß es mich von Stund an reute, und mir zur Stunde noch wehe thut, daß ich gegen die arme, körperloſe Seele einer Frau ſo hart geweſen, von der ich aus guten Gründen annehmen konnte, daß ſie diejenige ſey, welche einſt vor 375 Jahren an dieſem Orte viel Barmherzigkeit erzeigt hatte, und die ſich jetzt in einem traurigen Zuſtand befand, der, wie ich aus den Ausdrücken der heil. Schrift ſchließe[1], ein unruhevoller, ſchlaf- und traumähnlicher Zuſtand iſt. Es war die Härtigkeit meines Herzens, die ſich mir in dieſem Fall der Ueberraſchung offenbarte. Es hieß mit Kolben dreinzuſchlagen, wo mit Lanzetten operirt werden ſoll. Und was vollends das Grauen und die Furcht vor Geiſtern betrifft, die in ſolchen Fällen gleich nach den ſtärkſten Sprüchen der Bibel greift, ſo iſt dieſe, wenn nicht immer, doch meiſtens etwas ſo Unnöthiges, daß ich ſie mit einer Don Quixotes-That vergleichen möchte, der einen Vierundzwanzigpfünder aufpflanzt, um ein Hühnerhaus zu belagern. Gewiß, dieſe armen, körperloſen Geiſter fürchten und ſchämen ſich vor uns; wir brauchen uns nicht vor ihnen zu fürchten, und es iſt auch in dieſer Hinſicht eine große Schwachheit, ihre unbedeutenden (wiewohl nicht unbedeutſamen) Operationen grade der Macht und Liſt des Satans zuzuſchreiben. Doch glaube ich, auch ſelbſt in dem Fall, wenn ich bey irgend einer beunruhigenden Erſcheinung Grund zu haben glaubte, dieſelbe dem Teufel ſelbſt zuſchreiben zu müſſen, ſo wäre es auch dann meine Pflicht, zu ihm zu ſagen: du biſt eine Creatur; und mein Herr hat geſagt: Prediget das Evangelium aller Creatur. Auch du ſelbſt, wenn auch ungern, doch nichts als von der Gnade Jeſu Chriſti gegen arme Sünder von mir hören“.

---

[1] „Z. B. Pſ. 49, 15. Hiob 10, 21. 22. daß der Schlaf der Frommen von dieſem verſchieden iſt, und daß die Stellen, wo Entſchlafen ſo viel als Sterben bedeutet, wieder von dieſen beyden zu unterſcheiden ſind, wird ſich von ſelbſt verſtehen“.

Indem der Verfaſſer ſich hier als einen wahren Evangeliſten darſtellt, möchten wir Diejenigen, welche daſſelbe Amt, das die Verſöhnung predigt, mit gleicher Wärme führen, freundlich und ernſtlich fragen, was ſie gegen die Beweisſtelle: „Prediget das Evangelium aller Creatur“ (Marc. 16, 15), in Bezug auf deſſen Predigt an die Todten mit Grund einzuwenden vermögen? Zwar werden Theologen von allerlei Farbe mit der Philologie auftreten, und uns beweiſen wollen, das griechiſche Wort für Creatur (κτίσις) bedeute nach dem Hebraismus nur Menſchen mit Fleiſch und Bein, und zwar die Heiden. Allein das heißt eine beſondere Bedeutung einer allgemein redenden Stelle aufzwingen, und das Verdienſt des Heilandes, des Wiederbringers der ganzen Schöpfung, deſſen der Alles neu macht, aus gelehrtem Vorurtheil verkürzen. Man läugne doch, daß eine abgeſchiedene Seele eine Creatur iſt! Nur wenn man dieſes kann, wird man die berühmten Worte des Apoſtels Petrus (1 Petr. 4, 6): „dazu iſt auch den Todten das Evangelium verkündigt“ (oder auch: „wird verkündigt“, denn es iſt der Aoriſtus), wunderlich genug von den Lebendigen verſtehen dürfen, nämlich ſo: „dazu iſt auch den jetzt Verſtorbenen das Evangelium bey ihren Lebzeiten verkündigt worden" — was denn ſehr übel in den Zuſammenhang paßt. Selbſt der gute Bengel verirrte ſich in dieſe flache Auslegung, und ſagt entſchieden in ſeinem Gnomon: Evangelium nulli post mortem prædicatur. Er muß aber doch hinzuſetzen: Iis, qui olim vixerant, Christus ipse prædicavit, C. 3, 20. (bei der Höllenfahrt); in N. T. abunde prædicatur viventibus. Ad quos ea prædicatio in vita non pervenit, de iis videt Dominus. Alſo iſt dennoch einmal das Evangelium den Todten gepredigt worden; damit ſoll es aber genug ſeyn, jene zweyte Stelle Petri ſoll aus dieſer erſten kein Licht empfangen, im Neuen Teſtament wird das Evangelium reichlich den Lebendigen verkündigt (wann? wo? auch im Mittelalter? auch zu unſrer Zeit?), und zu denen dieſe Predigt auf Erden nicht gelangt iſt, wegen deren ſieht Gott zu! Wie das? mit oder ohne Evangelium? da ſich Gott aller ſeiner Werke erbarmt, ſo müßte es für dieſe Heiden ein andres Evangelium geben, vermöge deſſen er ſich ihrer erbarmen könnte; da es nun kein andres gibt (Gal. 1, 6 ff.), ſo kommen wir mit den Heiden wieder auf den Spruch in ſeiner gelehrten Auslegung: „Prediget das Evangelium aller Creatur", und fragen, ob denn der verſtorbene Heide nicht auch ein Heide iſt? „Wegen deren ſieht der Herr zu!" ganz gewiß; aber auch wir dürfen ihretwegen zuſehen, und uns überzeugen, daß die Gnade Gottes in Chriſto ewig und unendlich iſt. Was aber den Teufel und ſeine Engel wenigſtens vor der Hand und auf Ewigkeiten betrifft, ſo haben wir uns ſchon eben mit dem Erzähler einverſtanden erklärt, und billigen vollkommen, daß er dieſen Feinden das Evangelium zu ihrer Beſchämung entgegenhalten will, unter welchen Umſtänden und in welchem Sinn es auch ſeyn mag, und nichts als dieſe Lehre „von der Gnade Jeſu Chriſti gegen arme Sünder". Dieſe Predigt iſt auch an die verdammte Creatur die rechte. — Was die Erſcheinung ſelbſt anlangt, ſo zeigt ſich hier wieder, was anderwärts vorkommt: Erregung der Aufmerkſamkeit durch den Gehörſinn, dann eine Nebelhülle und hieraus eine Geſtalt ſich hervorbildend. Wohl hätte der Erzähler ſanfter verfahren können, und würde dann dieſe Unruhige vermuthlich öfter geſehen haben, auch wiſſen was ſie, der geübten Barmherzigkeit ungeachtet, Jahrhunderte lang im Zwiſchenſtand gefangen hielt. Er war erſchrocken, und wie er ſelbſt richtig erklärt, mit Unrecht. Allein die ſinnliche Natur (nicht „der chriſtliche Glaube") ſträubt ſich gegen jede Erſcheinung aus einer andern Welt; jenes Grauſen iſt für Unvorbereitete höchſt natürlich, und gehört zu den Eigenheiten unſers thieriſchen Menſchen, weßwegen es auch die Thiere befällt, wenn ihr andres Geſicht aufgeſchloſſen iſt. Kindern kann man die Geſpenſterfurcht ausreden und abgewöhnen, aber man kann ihnen den Schrecken über ungewöhnliche Vorkommenheiten ſo wenig wie den Erwachſenen nehmen, und es iſt falſch, daß die Wärterinnen ihnen jene Furcht einpflanzen, obwohl ſie ſolche nähren können. Wie kann man pflanzen, wo kein bequemer Boden iſt? Ein Kind, welches zum erſten Mal einen Schornſteinfeger in ſeinem rußigen Habit mit geſchwärztem Geſicht erblickt, zittert vor dieſem erſchrecklichen Weſen, obgleich es von dieſer Welt iſt, und fürchtet ſich vor ihm ſo gewiß von Natur, als überhaupt vor ſchwarzen Kleidern und andern ſchwarzen Gegenſtänden, wenn es ſie nicht gewohnt iſt. Wer Kinder beobachtet, überzeugt ſich leicht von dieſem pſychologiſchen Phänomen. Auch Thiere zagen davor; ich ſah eine zahme Katze in großer Scheu vor einem Kaminfeger. Dieſer Katze hatte wohl keine Amme vom ſchwarzen Mann erzählt. Wenn alſo der chriſtliche Berichterſtatter ſich ſelber der Herzenshärtigkeit anklagt, ſo werden wir ihn um ſo mehr entſchuldigen; ſeine gemeine Natürlichkeit (nämlich die er mit allen ſeinen Brüdern nach dem Fleiſch gemein hat) überwog im Augenblick der Ueberraſchung den liebreichen Willen. Welcher Beſonnene iſt auch auf einen ſolchen Beſuch gefaßt? Indeſſen hat er dennoch der armen Seele das Evangelium verkündigt, wenn es auch klang, als ob es an einen Teufel geſchehe; ein heiliger, ſeligmachender Name wurde ihr ins Gedächtniß gerufen, und was hinderte den Prediger, ferner für ſie zu beten, oder es noch zu thun? Hier gilt keine Entfernung. — Der Erzähler ſchließt.

„Mein Name thut hier zur Sache nichts. Ich habe die Thatſachen einfach erzählt, und weiß gar wohl, daß es denjenigen, welcher darauf ausgeht, die Sache für Täuſchung der Phantaſie zu erklären, an pſychologiſchen Erklärungen nicht fehlen kann, er kenne mich von Perſon oder er kenne mich nicht. Darum iſt es ja auch gar nicht zu thun, und es erlaubt weder der Raum noch der Zweck dieſes Blattes, die Frage zu erörtern, ob es Geiſter gibt oder nicht, ſondern die Frage iſt, ob diejenigen, welche mit Geiſtern in Berührung kommen, für dieſelbigen beten ſollen oder nicht.

Pfr. H.

Recht gut, lieber Herr Pfarrer! aber wenn es, oder vielmehr da es keine Geiſter gibt, ſo kann auch Niemand mit Geiſtern in Berührung kommen, ſoll alſo auch nicht für dieſelben beten. So ſpricht der eine Theil; der andre ſagt: die Geiſter oder Menſchenſeelen ſind entweder ſelig oder verdammt; jene bedürfen der Fürbitte nicht, und dieſen hilft ſie nicht. Da kämen wir wieder recht in den Papismus hinein! Uebrigens iſt's entweder Täuſchung oder der leibhaftige Satan. Die Bibel weiß nichts vom Evangelium an die Todten, von der Fürbitte für ſie; wir wiſſen beſſer zu interpretiren. — Und unter dieſem Geſchrei muß die Weisheit ſich rechtfertigen laſſen von ihren Kindern. Wir ſagen alſo vielmehr: Lieber Herr Pfarrer! haben Sie Dank für Ihre Nachrichten aus dem Geiſterreich, für Ihre gegründeten Anſichten, für die Lehre die Sie darüber geben, ob man für die Todten beten ſoll (auch wenn man nicht mit ihnen in merkliche Berührung kommt) oder nicht, wovon ſich's allerdings allein handelt, während Andre auf ihre Verantwortung die Geiſtererſcheinungen läugnen oder dem Teufel zuſchreiben mögen; für Ihren thatſächlichen Beweis, daß „der chriſtliche Glaube ſich nicht dagegen Kranke", und daß die **Seherin aus Prevorſt ſo** wenig eine **Lügnerin war, als Andre, die etwas der** Art geſehen oder gehört, **den Abgeſchiedenen Evangelium** gepredigt und für **ſie gebetet haben.** Fahren Sie, lieber Herr Pfarrer, **fort es zu thun, wenigſtens wenn** ſich Ihnen ein näherer **Anlaß zeigt, welchen wir aber** im Grunde ſtündlich haben, **und getröſten Sie ſich, wenn** Sie auch auf dieſe Weiſe **das Gebot befolgen,** „für alle Menſchen zu bitten", ſie **mögen dieſſeits oder jenſeits** ſeyn, daß die **Frucht hievon Ihnen einſt** herrlich entgegenwinken wird.

— B —

Zwei Geſchichten

hnlich der im Schloſſe Slawenzik *).

Die nachſtehende Geſchichte des Theologen Schu-
arts, die ihm zu Pfedelbach, das wenige Stunden
en Prevorſt liegt, in den Jahren 1703. u. ſ. f. begeg-
ete, muß für die Leſer der Seherin aus Prevorſt
m ſo mehr von Intereſſe ſeyn, als mit ihr die den Herrn
ofrath Hahn und andern im Schloſſe Slawenzik be-
egnete, in jener Schrift angeführte, Geſchichte, ſehr
iele Aehnlichkeit hat. Auch die nach ihr gegebene Ge-
hichte, die ſich im Jahre 1659 im würtembergiſchen Klo-
er Maulbronn ereignete, läßt ſich mit ihr in Vielem
rgleichen.

Johann Gottfried Schubart war im Jahre 1677.
m 22. Oct. zu Heinsheim in Franken geboren, ſtudirte
Jena und legte ſich, neben der Theologie, beſonders
uf die orientaliſchen Sprachen. Im Jahre 1703 kam
als Pfarrer und Konſiſtorialrath nach Pfedelbach,
nno 1708 als Paſtor und Scholarch nach Heilbronn
d Anno 1721 als Profeſſor der Theologie nach Gießen.

) Die Seherin aus Prevorſt 2. Theil.

Im Jahre 1730 den 3. Auguſt ſtarb er unvermuthet als Rector der Univerſität, an einem Schlagfluß, im Schwalbacher Bade, unter dem Waſſertrinken. Er war ein durchaus wahrheitsliebender, von ſeinen Zeitgenoſſen geehrter Mann.

Die Geſchichte ſeiner geſpenſtigen Verfolgungen pflegte er jedesmal in ſeinen Vorleſungen über die Dogmatik bei der Lehre von den Engeln zu erzählen. Wie ſie von einem ſeiner damaligen Schüler getreu nachgeſchrieben wurde, geben wir ſie hier wieder, und überlaſſen dem geneigten Leſer die Auslegung, nach eigenem Glauben.

Schupart pflegte ſie alſo zu erzählen:

Wollen wir jetzo in collegio thetico de Angelis malis reden, und zugleich fragen: an Diabolus possit gere in corpus? ſo will ich mein eigen Exempel, ſo mir widerfahren, und davon ich vor dem dreimal heiligen Gott bezeuge, daß es wahr ſey, auch auf erforderten Fall nicht nur mit einem Eyd, ſondern auch mit mehr als hundert Zeugen beweiſen wollte, erzählen. Ich weiß zwar wohl, daß bei Erzählungen von Geſpenſtern viele alte Weiber-Mährlein mit unterlaufen, aber ich verſichere, daß ich mein Tag nicht ſo abergläubiſch geweſen, habe auch niemalen viel auf dergleichen gehalten, ich habe zwar kein Journal darüber geführt, doch will ich erzählen, was mir beifällt. Ich habe bei die 6 Jahr mit dem Teufel gekämpft, und bin faſt keine Viertelſtunde ſicher geweſen, daß mir der Teufel nicht den Hals umgedrehet; der Anfang war alſo: Ich lag in meinem Cabinet im Bette, und ſchlief, und meine Frau lag gegenüber, und hatte das

Fieber, da kam es um 1 oder 2 nach Mitternacht an die Thür, und ſchlug dieſelbe mit einer ſolchen Heftigkeit zu, als wenn ſie ſollte in Stücke fahren. Ich fuhr aus dem Bette auf, und ob ich ſchon nicht recht geſchlafen, ſondern nur geſchlummert, meine Frau aber auch ſehr erſchrocken, ſo bildete ich mir doch ein, es müſſe uns beiden geträumt haben, legte mich deßwegen wieder nieder, und hatte doch ſo meine Gedanken darüber, weilen ich eben damalen einen Bruder hatte, der ſehr krank war, welcher auch nachgehends geſtorben iſt. Doch dachte ich: es hat dir geträumet, legte mich deßwegen wieder in's Bett, ob ſich etwa was weiter wollte hören laſſen. Indem ſchlug es die Thür nochmal eben ſo hart zu, wie zuvor und da ſahe und hörte ich, daß es kein Traum war, doch ſchlug ich mir's aus dem Sinn.

Des folgenden Abends ſetzte die Magd das Licht auf den Tiſch, dieſes ſchlug es von dem Tiſch, daß es auf der Erden weit hinaus fuhr, und blieb doch brennen, und aufrecht ſtehen, und das machte mir vielerlei Gedanken. Hernach fuhr es immer weiter fort, es warf mir Steine an den Kopf von 6, 8, 9 — 10 Pfd. und zwar ſo geſchwind, als wenn ſie von einem Bogen abgeſchoſſen würden, und durch die Luft rüſſen, daß die ganzen Fenſter mit Scheiben und Blei hinausfuhren, mich aber hat keiner getroffen, nun faſt alle Tage hatte ich neue Fenſter zu machen. Oft bin ich in 4 Wochen nicht aus den Kleidern gekommen, es hat mich in's Angeſicht geſchlagen, mich mit Stecknadeln geſtochen, gebiſſen, daß man utramque seriem denlumm 1) geſehen, die zwei großen Zähne ſtanden da, und waren ſo ſpitzig und ſcharf wie Stecknadeln. Wann ich in der Beicht geweſen, hatte ich allezeit die größte Anfechtung, und mußte ordinaire, wann ich nach Haus kam, alle meine Bücher wieder zuſammen ſuchen, die es herunter von der Bücherbank und durch einander geworfen hatte. Wann ich habe ſchlafen wollen, ſo habe ich mich mit einem Backen auf's Küſſen gelegt, und den andern mit einem andern Küſſen zugedeckt oder zugebunden, daß ich vor den Maulſchellen ſicher war, da hat mich's dann hingegen gezwickt, gepetzt und doch geſchlagen.

Endlich hab ich mich des Nacht's wider die Wand geſetzt, und hab alſo Svens Histoire de l'Eglise, 4 ſtarke Quartant ganz durchgeleſen. In Specie hat's Feuer angelegt 2), und da habe ich meinen Landes-Herrn um etliche Wächter gebeten, und Ihnen remonstriert, wie es nicht nur meinen, ſondern auch den andern armen Unterthanen Nutzen und Schaden betreffe, und zwar wollte ich nach meinem Gutdünken ehrliche, fromme Männer ausleſen, welches mir auch erlaubt worden. Dieſe Wächter nun haben zugeſehen, wie es mich geſchlagen, haben auch wohl Ohrfeigen mit bekommen, ob ſie gleich allenthalben mit dem Degen um ſich in der Stube herumgefahren.

Es hat meine Frau in Gegenwart von 12 Perſonen auf die Backen geſchlagen, daß man es durch 3, 4 bis 5 Zimmer gehört. Sie hat wieder in einem andern Haus,

---

1) beide Zahnreihen.

2) Dieß wiederholt ſich in der unten angeführten Geſchichte zu Maulbronn und in der des Mädchens von Orlach.

dahin ſie ſich, weil ich ausgegangen, retirirt, in Gegenwart von 3 Perſonen mehr als 50 Backenſtreiche bekommen, daß Sie auch geſagt: Ich kann die Schläge ſowohl in meinem, als in eines andern Haus aushalten. Die Schläge aber, obſchon ſie ſo erſchrecklich auf die Backen geklatſchet, ſo haben ſie doch nicht ſo wehe gethan, als man aus dem Klatſchen hätte urtheilen mögen.

Wie es nun ſo gar arg thäte, ſo ſchloſſe ich mich auf herrſchaftliche Erlaubniß mit in das öffentliche Kirchengebet ein, bate auch meine Zuhörer, daß ſie ja ſich nicht ärgern, oder durch Vorurtheile ſich verſündigen möchten, wenn auch Gott dem Satan gar zuließe, daß er mich umbrächte, und ich etwa hie oder da tod gefunden würde. Wenn ich Abends nach Gewohnheit Betſtunde gehalten, da meine Zuhörer fleißig hineinkamen, hat es mich, da die ganze Stube voll Leute geweſen, die es geſehen und gehört, unter währendem Gebet geſtochen, geriſſen, geſchlagen, und gezwickt, daß auch endlich ich nebſt meiner Frau die Beine unter deren bei uns Sitzenden Kleider verſtecken mußte. Es hat mir und meiner Frau Stricke um den Hals geworfen, daß, wo wir ſie nicht geſchwind hätten abgemacht, wir ohnfehlbar wären ſtranguliret worden. Der Talmund hat wunderlich unter meinen Büchern ſehr leiden müſſen. Die Kirchenordnung hat's zerriſſen, item die Blätter aus denen Gebet- und Geſangbüchern. Hedingers Neues Teſtament hat's zerriſſen, und mir vor die Füße geworfen. Das Evangelium Johannis hat's zerriſſen, et quod maxime notandum, als ich die Epiſtel an die Römer in meinen Exordiis expliſirte, und eben an das 8. Capitel v. 17 et 18 gekommen war (Sind wir dann Kind, ſo ſind wir auch Erben, nehmlich Gottes Erben und Miterben Chriſti, ſo wir anders mit leiden, dann ich halte es dafür, daß dieſer Zeit Leiden nicht werth ſey der Herrlichkeit, die an uns ſoll offenbaret werden) ſo riß es mir das Blatt, da der Text aufſtund, in dem eben dieſes Blatt mit dieſem Vers anfing, aus dem Buch, da ich nun auf die Kanzel kam, hatte ich den Text nicht, meiner Frau aber, die zu Hauſe krank lag, wurde dieſes Blatt kurz und klein zerriſſen auf das Bett geſtreuet. In der Bibel hat's nichts gethan, ohne einmal, da es das 54. Capitel des Propheten Jeſaiä mit Dinten beſchuttet.

Ich lag einmal im Bette, da warf es die Tranchir-Gabel nach mir, allein der Stiel traf mich, das Meſſer folgte der Gabel auch ſogleich nach, aber ich blieb immer unbeſchädigt. Ein andermal warf's wieder dieſes große Meſſer nach mir, als ich's hörte kommen (maßen alles in der Luft pfiffe wie ein Pfeil)[1], ſo zukte ich, es that mir auch wehe, aber ich wurde doch nicht beſchädigt; ich ſaß einmal in der Stube im Hemd, da fuhr mir ein ſehr ſpitziges Meſſerlein an die Seite, wie es nun meine Frau hörte ſauſen, ſprach ſie: Du haſt gewiß etwas bekommen? ich ſahe zu, ſo ſteckte das Meſſer da, aber mir war nichts. Als ich nun eben zu meiner Frau ſagte, da ſehe ſie ja deutlich den göttlichen Schutz, fuhr ein pfündiger Stein mir an den Kopf her, und ſchmiß das Fenſter

---

[1] Dies war auch bei den Würfen in Slavenſik der Fall.

Wenn ich zu Bette gegangen, bin ich oft auf Stück-
ln gefallen, daß ſie krumm wurden, mich aber haben
cht beſchädigt. Meine Studiosi, ſo bei mir in meinem
ſe logirt, haben manchmal Koth *) und Steine in
n Säcken gefunden. Die Seſſel ſind in der Stube herum
rfen worden. Sehen konnte ich nichts, jedoch konnte
s merken, quod quid corporei interesserit, denn
ch einsmals in die Kirche gehen wollte, war meine
ucke fort, und hätte ich nicht predigen können, wo
nicht, nachdem ich an verſchiedene Orte geſchicket,
gewiſſer Cammer-Rath eine gelehnt hätte. Als ich
mit einer fremden Perrucke auf die Kanzel kam,
omaſete gleich Jedermann, es müſſe mir wieder etwas
k ſeyn, ich wurde deßwegen gleich nach der Predigt zu
Grafen gerufen, mit ihme zu ſpeiſen, und da wollte ich
meinen neuen Rock anziehen, aber es war ein Aermel
us, ich ließe mir den alten Rock holen, wie der kam,
auch ſchon nur ein Aermel darinnen, indeſſen raſete
im Hauſe, Hunde und Katzen und zwo Turteltauben
h in der Stube hatte) als wenn es toll wäre. Den
ntag darauf ſagte ich zu meiner Frau, ich muß doch
n Rock haben, und wollte den einen Aermel aus dem
n Rock trennen, und in den neuen Rock ſetzen laſſen,
ich aber den Rock nahm, war dieſer Aermel auch
und da hatte ich 2 Röck, aber nur einen Aermel,
chickte daher in den Kram, und wollte zu einem
n Kleide holen laſſen. Indeſſen ging meine Frau in

Wieder wie in der Geſchichte zu Maulbronn.

die Kammer und wollte zuſehen, ob ſie noch etwas Futter hatte, kniete deßwegen vor eine Schublade nieder, da fällt ihr etwas auf den Kopf, ſo ſchwer, als ob es eine Centnerlaſt wäre, worüber ſie denn jämmerlich anfangen zu ſchreien, ich ſprang herbei, und ſahe, daß meine Frau da auf den Knien ſaß, und hatte meine entwandte Perrüke auf dem Kopf. Ich gerieth hierüber in einen Eifer, und beſchwur den Geiſt im Namen der heiligen Dreieinigkeit ꝛc. daß er mir auch die übrigen entwandten Sachen wieder bringen ſollte, denn alle Geſangbücher waren auch fort.

Hierauf wurde ich eben zu einem Malefikanten gerufen, ſagte deßwegen zu meiner Frau, ſie ſollte nicht alleine im Hauſe bleiben, der Teufel würde die Sachen wieder bringen müſſen, daß er nicht etwa ein ander Unglük anſtellen möchte. Ich war nicht lange fort, meine Frau war aber in den Garten am Hauſe gegangen, ſo entſtehet in meiner Stube ein entſezliches Rumoren, Kazen, Hunde und die Turteltauben ſchreien alle, und flattern unter einander, meine Frau laufet in die Stube, und ſiehet, daß unter dieſem ihrem Viehe, ein ſchwarzer Vogel wie eine Dohle mit herumflattert [1]), und wie ſie beherzt worden, will ſie den Vogel tod machen, weilen aber alle Meſſer mußten verſchloſſen ſeyn, ſo hatte ſie nichts, kriegt deßwegen den Bratſpieß, und ſtößet nach ihm, da er dann augenblicklich wegkommen, und ſie nicht geſehen wohin, aber Blut hat auf der Stelle, wo er geſeſſen, gelegen, welches ich noch, da ich nach Hauſe ge-

---

1) Wie in der Geſchichte des Mädchens von Orlach.

kommen, geſehen, die ganze Affaire kam auf die Kanzlei, meine Sachen hatte ich alle wieder, auſſer die Gläſer ꝛc. waren zerſchmettert.

Ein andermal wurde ich nach Hof gerufen, da wollte ich erſt ein wenig Salat und Bratwurſt eſſen, aß aber nur ein wenig, und meine Frau auch, und iſt mir mein Tag nicht ſo übel geweſen, als auf dieſen Salat. Wir mußten eine Stunde darauf alles wegvomiren, was wir gegeſſen hatten, der Hund, ſo nur a wenig das Evomirte gefreſſen, mußte wieder vomiren, die Katze aber ſtarb. Ob nun der Teufel mir Gift beigebracht, und vergeben wollen, das kann ich eben ſo gewiß hier nicht ſagen, weilen aus Verſehen, ſonſt was hat können Urſach ſeyn, doch iſt mir dieſes paſſirt. Wann ich einen Degen hatte, war ich über den vornen her, und dann warf es nur nach mir, wenn ich ihn aber weglegte, ſo bekam ich wieder Schläge. Wann ich ſchlief und zwei Wächter hielten die Degen über meinem Geſichte, ſo war ich ſicher, thaten ſie aber ſolche weg, und hörten auf zu fechten, ſo hatte ich meine vorige Qual. Ich habe den Zauberbalſam gebraucht aus der fürſtlichen Apotheke in Stuttgart, allein er hat nichts geholfen.

Als meine Frau einsmals einen ſo gar dicken Backen hatte, ſchickte mir ein Chirurgus ein Buch gegen Zauber. In demſelben Buch ſtand ein Recept, das ließ ich machen, nämlich ein Rauchpulver in der Apothek, legte es hernach auf Kohlen, und hielt meiner Frauen weilen ſie ſagte, ſie könnte die Schmerzen, ſo ſie von dieſem Rauch empfinde, nicht ausſtehen, den Kopf mit Gewalt darüber, ich holte einen Schöpfer herbei, und zog ihr erſtlich ein langes ſchwarzes Pferdshaar aus dem Mund, hernach viel Zwirn, und des Zeugs mehr, den halben Schöpfer voll, als hierauf die Schmerzen zimlich nachließen, ſie aber doch noch etwas fühlte, hielte ich ihr den Kopf noch einmal über, und zog noch ein ſolches Pferdshaar heraus, da war es all.

Ich ſaß einmal und ſchrieb, da nahm es einen ganzen Kolben voll Brandenwein, und ſchmiß mir ihn über den Kopf und die Schrift, daß ich ganz eingeſalbet war. Ich bin allezeit in meinem Hauſe geblieben, und dem Teufel nicht gewichen, ob mir gleich die Herrſchaft eine andere Wohnung offerirt. Ich wollte einſtmal Taback rauchen, da war meine Pfeife und Taback fort. Von ohngefähr kam ich salva venia auf das Sekret, da fand ich meinen Taback und Pfeife geſtopft hinter dem Deckel liegen. Ich hatte die Pfeife ausgeraucht, aber ſie kam mir ſo ſchwer vor, deßwegen rauchte ich nicht, ſondern räumte ſie aus und befand, daß unten lauter Koth hineingeſtopft, und oben ein wenig Taback drüber [1]. Es hat ſonderlich in meinem Hauſe Niemand geſchadet, als mir und meiner Frau, außer einem Mann, der ſagte: da er die Wache hatte, und es eben ſehr tumultuirt: wenn dieſes kein Pfarrhaus wäre, ſo fluchte ich, und als ihm doch in der Hitze ein Fluch entfuhr, ſo fuhr ihm ein Schlüſſel an die Naſe, daß es einen hellen Schall that.

Ein einzigesmal hat mich ein Meſſer unten am Fuß

---

[1] Wie in der Geſchichte zu Maulbronn.

rletzt, und dann hatte ich einen alten Degen im Kaſten
gen, den nahme es, und warf ihn nach meiner Frau,
rletzte ſie auch ein wenig am Fuß, und als ſie die
linge nahm, und wieder einſchließen wollte, riß es ihr
ſelbe aus der Hand, und warf ſie maxima cum vehe-
entia in den Kaſten, daß ſie darinnen ſtecken blieb,
orauf ich ſie in die Hand nahm, und ſagte: Herr Teufel,
enn du Gewalt haſt, ſo nimm ſie auch mir aus der
and, aber es kam nichts, deßwegen ich ſie dann wieder
nſchloß. Den Wein hat es mir mit der Kanne oft weg-
tragen, und auch wieder gebracht, ich habe ihn doch
trunken, und hat mir nichts geſchadet, das ubrige will
r jetzo nicht beifallen. Jedoch will ich einmal die Sache
ſammen notiren, und daruber diſputiren laſſen. Keine
00 Rthlr. nehme ich, daß es mir nicht widerfahren,
nn da habe ich gelernet, was das Gebet vermag —
er auch ſo viel Geld nehme ich nicht, daß ich's noch
nmal ausſtehen ſollte. Nicht darf man meynen, als ob
die 6 Jahre durch immer an einem Stuck gewahret,
nn das ware ja nicht moglich auszuſtehen geweſen, ſon-
rn es hat bisweilen 8—14 Tage, bisweilen 4 Wochen, auch
nmal ½ Jahr innegehalten, hernach aber deſto heftiger
eder fortgefahren. Als meine Frau den Vogel verletzt
tte mit dem Bratſpieß, hatten wir lange Zeit Ruhe.
eſes iſt's nun, wovon ich mit Gott dem allmachtig und
wiſſenden bezeuge, daß mir es ſelbſt widerfahren ſey.
ie oder auf was fur Weiſe es geſchehen, weiß ich nicht,
chen habe ich mein Tag auch nichts, aber gehort und

gefühlt habe ich genug, überlaſſe es alſo eines Jeglichen reifen Ueberlegung.

Die eben berührte ähnliche Geſchichte, die ſich im Jahre 1659 und 60 im Kloſter Maulbronn bei dem damaligen evangeliſchen Prälaten **Schlotterbek** ereignete, iſt folgende.

Am 12. Auguſt fing es unter dem Dache der Abtei an. Es warf durch das Dach herab Steine, Holz, Kohlen, Papier, Lumpen, Kupfer. Zuerſt achtete man es nicht, ſondern meinte, es geſchehe etwa von einem Alumnus, oder ſonſt Jemand im Kloſter, oder vielleicht nur von einem Marder, allein all dieſe Vermuthungen waren nichts: denn es nahm, aller Nachforſchungen unerachtet, von Tag zu Tag zu, ſo daß der Hof, wenn man ihn kaum aufgeräumt, alsbald wieder voller Steine, Holz und anderm Unrath lag, des Nachts aber wurde alles ſehr fein und ſauber wieder auf einen Haufen zuſammen geleſen, ſo daß Jedermann, der dies ſah, ſich darüber ſehr verwundert.

Man räumte nun alles, was unter dem Dache war, hinweg und ſuchte dabei genau nach, ob man nicht ein Thier wahrnehme, von dem es etwa gekommen, allein man fand nichts. Das Wegräumen dieſer Gegenſtände fruchtete aber auch nichts, es wurde im Gegentheil viel ärger und nun kam es von dem Dache herunter in die Gemächer des Hauſes. Aus dieſen, dem Wohnzimmer, der Speiſekammer, der Küche ꝛc., des Prälaten, warf es nun wie mit unſichtbaren Händen die verſchiedenſten Geräthſchaften, ſelbſt im Beiſeyn der Hausbewohner,

dem Fenſter hinaus in den Garten und Hofraum. So
B. aus einem Zimmer einen Auszugtiſch, ein großes
tück Fenſterblei, aus der Speiskammer Gewichtſteine,
nen Korb voll Aepfel, aus der Schlafkammer ein Deck-
tt und Kopfkiſſen. Der Hausfrau warf es Tuch, den
Mägden ihre Kleider zu verſchiedenen Fenſtern hinaus.
us der Küche warf es Hafen, Schüſſeln, Zinnteller
nd anderes Geräthe zu verſchiedenen Zeiten hinaus.
s nahm den Mägden, wenn ſie das Geſchirr reinigten,
ſelbe mit einer unſichtbaren Hand gleichſam aus ihren
änden hinweg, und ſchleuderte es durch die Fenſter.
Man ſah dieſe Gegenſtände und beſonders einmal ein
imer und einen ſchweren Block Holz, wann ſie durch
e Laden oder Fenſter paſſirt, in Garten und Hofraum
cht niederfallen, ſondern langſam, als würden ſie an
nem Seil hinabgelaſſen, auf die Erde ſchweben. Es
äre zu ermüdend, all die Geſchichten der vielen Gegen-
ände (z. B. Brod, Schmalz, Fleiſch aus den Hafen am
euer, Bücher ꝛc.) noch namentlich anzuführen, die
an auf ſolche unbegreifliche Weiſe tagtäglich ihre Stelle
rlaſſen und durch die Fenſter in Hofraum oder Garten
r Prälatur in den verſchiedenſten Tageszeiten ſpazieren
h. Kurz, nichts, was beweglich war, ſchien mehr an
iner Stelle bleiben zu dürfen.

Bei Nachtzeit nahm es den Mägden die Bettdecke,
warf einmal das ganze Bett zum Fenſter hinaus. Es
ieb aber nicht bei dieſem, es fing nun an, an verſchie-
nen Orten der Abtei Feuer anzulegen, ſo daß es meh-
remal zu einem völligen Brande kam. Man ſtellte nun

überall Wachen aus, aber auch in Gegenwart dieſer dauerte das Unweſen fort. In dem Pferdeſtall wurden oft die Pferde losgebunden und einsmal, als der Knecht ſie wieder anband, wurde ein Kommet unter ſie geworfen, was aber, als er nachſah, doch an ſeiner Seite hangend gefunden wurde. Am 29. Sept. zwiſchen 2 und 3 Uhr Nachmittags hob ein großes Gerumpel in der Speiskammer der Alten an, ſo daß man nicht anders glaubte, als es werfe einen großen Arm voll Holz vor der Thüre nieder, davon der ganze Boden erſchüttert wurde. Die Wächter ſuchten ſogleich nach, ſahen aber nichts als eine ſchwarze Katze, die ſich während der Verfolgung verloren. Eine Stunde darauf kam es wieder vor die Wachſtube und erſchütterte dieſelbe wie mit einem Schuſſe und dann gieng es in der Stubenkammer umher, nicht anders als wenn Jemand mit aller Macht auf Stelzen hin und her gienge. Als einer der Wächter die Kammer aufriß, erblickte er nichts als einen fremden Vogel [1], der gegen ihn herausflog und verſchwand. In der Nacht um 10 Uhr gieng es die Schneckentreppen hinauf, nicht anders als gienge Jemand in großen weiten Pantoffeln hinauf, als man meinte, es werde nun eben erſcheinen, erblickte und hörte man nichts mehr, dagegen warf es unten im Gange die Feuereimer, die dort hiengen, theils untereinander, theils ſtellte es ſie aufrecht in einer Reihe hin.

---

[1] Wie in voriger Geſchichte von Schupart und wie in der Geſchichte des Mädchens von Orlach.

Ein Lieblingsſpuk von dem Kobold ſchien zu ſeyn, daß er Unflätereyen in die Speiſen miſchte, und auf die Stubenböden, ja in die Betten der Hausbewohner ſetzte und das oft in unbegreiflicher Menge.

Die Regierung ſandte auf die Klagen des Prälaten, eine Abtheilung Soldaten die Tag und Nacht die Wachen in der Prälatur, aus der nun der Prälat mit ſeiner Familie gezogen war, fortſetzten, aber auch ihnen erging es wie den Bürgerwachen, ſie wurden von dem Unweſen nur gefoppt und kamen auch auf keinen Grund. Ebenſo wenig brachten die nach Maulbronn geſandten fürſtlichen Räthe durch weitläufige Verhöre etwas heraus. Hier einige Beyſpiele aus den Unterſuchungsacten, nur von dem, was den wachthabenden Soldaten begegnete. Den 15. Nachts kam es in die Stube und dann in die Nebenſtube und an das Bett, in dem der Offizier der Wache ſchlief, und ſchüttelte und rüttelte die Bettlade, ſo daß der Offizier vermeinte mit derſelben in die Höhe gehoben zu werden. Ein Hund, der bei ihm im Zimmer lag, ſprang zum Zimmer hinaus, als würde er gejagt. Am 17. Nachts ſah einer von der Wache bei völliger Windſtille zum Laden hinaus, kaum aber hatte er den Kopf wieder hereingezogen, ſchlug es den Laden mit ſolcher Gewalt zu, daß er in Stücke zerſprang.

In einer andern Nacht zwiſchen 12 und 1 Uhr, entſtund in mehreren Gemächern der Prälatur ein furchtbares Gepolter. Der auf der Wacht geſtandene Soldat Brinkh eröfnete das Gemach, von wo aus die Töne gingen, da war es ihm aber als führe etwas mit großem Ungeſtüm zum

Zimmer hinaus und es fing auf einmal ein ſolches Poltern und Krachen an, als würde ein großes Stück vom Dache abgehoben und in den Garten hinunter geworfen. Morgens als man das Dach unterſuchte, fand man an demſelben nichts verletzt und auch nichts in den Garten geworfen.

Von einer andern Nacht gibt einer der wachthabenden Soldaten an: als er vor des Prälaten Gemach Wache gehalten, ſey etwas die Schneckenſtiege heraufgerauſcht, er habe nun nachgeſehen was es ſey, da habe er ein langes weißes Ding (ſo iſt ſein Ausdruck) erblickt. Als er der Schneckenſtiege zugegangen und es genau habe fixiren wollen, ſeye es auf einmal zu einer runden Kugel geworden, die in die Stiege hineingefahren. Oft legte es ſich auf die Soldaten ganz ſchwer im Schlafe und es war ihnen als drückte ihnen eine ſchwarze Geſtalt mit beiden Daumen feſt auf's Herz. Am öfterſten neckte es die Wachen und auch die andern Bewohner unter der Geſtalt einer ſchwarzen Katze, die aber größer als eine gewöhnliche Katze und hinten höher als vornen war. Die Regierung ſetzte einen Preis von 40 fl. auf die Habhaftwerdung dieſes geſpenſtigen Thiers; aber nie konnte es gelingen, immer entwichte es, waren die Soldaten auch noch ſo ſchnell und fleißig mit ihren Degen und Feuergewehren hinter ihm her. Dieſe Geiſterkatze wurde meiſtens, nachdem irgend ſo ein Spuk geſchah, ſogleich geſehen, namentlich auch immer auf der Stelle, wo ein Brand in der Prälatur ausgebrochen war.

Wäre dieſe Spukerey einzig nur ein Menſchenwerk geweſen, ſo hätte es doch bei den vielen und ſtrengen Inquiſitionen, die hierüber durch fürſtliche Abgeſandte an Ort und Stelle geführt wurden und bei den vielen Menſchen, die davon, ſelbſt als Wachen, Ohren- und Augenzeugen waren, an den Tag kommen mußten; allein es wurde keine natürliche Urſache erhoben.

Findet man den Spuk mit den berührten Unflätereien gar zu menſchlich und grob und will man daraus den Schluß machen, daß hier Menſchen ihr Spiel gehabt haben müſſen, daß ſo etwas kein Geſpenſt thue, ſo kann man gerade dagegen ähnliche Spukgeſchichten anführen, wo gleiches geſchah und wo man mit Beſtimmtheit ſagen kann, daß in dieſen durchaus kein Menſch den Spuk gemacht haben konnte. Der geneigte Leſer ſuche in Horſt Zauberbibliothek 2. Th. S. 319. die Geſchichte Nro. 3 und er wird ſich überzeugen, daß derlei Unflath die an Schmutz Gefallen habende Natur verworfener niederer Spukgeiſter ſchon öfters bezeichnete.

Die Nonne von Dülmen.

Zwar mit nichten „ein Aergerniß und eine Thorheit“, aber auch nicht unbedingt göttliche Weisheit, ſoll uns das Buch ſeyn, das, von Vielen längſt gewünſcht, unter dem Titel erſchienen iſt:

„Das bittere Leiden unſers Herrn Jeſu Chriſti. Nach den Betrachtungen der gottſeligen **Anna Katharina Emmerich**, Auguſtinerin des Kloſters Agnetenberg zu Dülmen. († 9. Febr. 1824.) Nebſt dem Lebensumriß dieſer Begnadigten. Sulzbach, in Commiſſ. der v. Seidel'ſchen Buchhandlung. 1833.“

Der Herausgeber verdient mehrfachen Dank, daß er aus den Reden oder Anſchauungen der ſtigmatiſirten Wundernonne (wie man ſie zu nennen pflegte) gerade dieſes wichtigſte und gemeinnützigſte Stück endlich an den Tag gegeben, daß er es mit einem reichhaltigen „Lebensumriß der Erzählerin“, dem Haupttheil der Einleitung, begleitet hat, und daß er es in dem beſcheidenen Sinne mittheilt, welchen der Eingang alſo bezeichnet: „Sollten die folgenden Betrachtungen unter vielen ähnlichen Früchten der contemplativen Jeſusliebe ſich irgend auszeichnen, ſo proteſtiren ſie doch feyerlich auch gegen den mindeſten Anſpruch auf den Charakter hiſtoriſcher Wahrheit. Sie wollen nichts als ſich demüthig den unzählig verſchiedenen Darſtellungen des bittern Leidens durch bildende Künſtler und fromme Schriftſteller anſchließen, und höchſtens für vielleicht eben ſo unvollkommen aufgefaßte und erzählte, als ungeſchickt niedergeſchriebene Faſtenbetrachtungen einer frommen Kloſterfrau gelten, welche ſolchen Vorſtellungen nie einen höhern als einen menſchlich gebrechlichen Werth beylegte, und daher einer fortwährenden innern Mahnung zur Mittheilung nur aus Gehorſam gegen den wiederholten Befehl ehrwürdiger Gewiſſensführer mit Selbſtüberwindung Folge leiſtete".

Die ſelige Emmerich, von Geburt ein gemeines Bauernmädchen, ſah ſich von Kindheit auf gleichſam in die heilige Geſchichte hinein, glaubte mit Perſonen derſelben umzugehn, und hatte dabey das ausgezeichnete Charisma, oder den urnatürlichen Inſtinkt, Gutes und Böſes, Heiliges und Gemeines, im Geiſtigen und Körperlichen zu unterſcheiden. Außerdem ſtand ſie in ſtetem Verkehr mit abgeſchiedenen Seelen, und ſuchte ihnen, wie den Lebendigen, voll Selbſtverläugnung mit Hülfe beizuſtehn, ohne ſich dadurch am irdiſchen Tagwerk, der ſchwerſten Feldarbeit, hindern zu laſſen. „Ihre eigentliche innere Schule war Abtödtung und Abbruch". Die Geſchichte ihrer innern Führung wurde ihr durch ein fortwährendes, zuſammenhängendes, ſymboliſches Traumbild voraus dargeſtellt, welches ſie von Jugend an begleitete. Die innigſte Sehnſucht hatte ſie nach der Aufnahme in ein Kloſter, welche, wider den Wunſch ihrer Eltern, endlich doch auf eine Weiſe befriedigt wurde, wobey nicht das Fleiſch, aber wohl der Geiſt, ſein Element finden konnte. Schon einige Jahre zuvor bekam ſie die Wunden der Dornenkrone in einem Geſicht; wobey gleich zu erwähnen iſt, daß der Beſitz dieſer und andrer Stigmen, dieſe leibliche Theilnahme an dem Schmerzenleiden des Herrn, ſich längſt an gottſeligen Menſchen gezeigt hat (wenn auch Gal. 6, 17 nicht buchſtäblich hievon zu verſtehen iſt); und es widerſpricht dieſe hiſtoriſche Thatſache der Verſchiedenheit der Gaben um ſo weniger, als dieſe dennoch dabey beſteht, und der Herausgeber (S. VII.) mit Recht ſagt: „In allen ſolchen Erfahrungen kehren mit angemeſſenen Abweichungen dieſelben Formen wieder". Alle Geſchlechter der Naturgeſchöpfe haben ihren gemeinſamen Charakter und ihre beſondern Eigenheiten daneben; es gibt Arten,und Unterarten, und Individualitäten obendrein; eben ſo verhält ſichs mit den Creaturen der Gnade, ſie laſſen ſich nur theilweiſe mit einander vergleichen, ſie haben alle ihren beſondern Werth und vervollſtändigen einander. Gott theilt ſeine Gaben ſehr verſchieden aus, und will in deren Mannigfaltigkeit alſo erkannt ſeyn, daß keine zweymal ſich völlig ähnlich ſey, mithin einmal umſonſt vorkomme, und doch keine der andern widerſpreche, ſondern jede die andere beſtätige. — Nach Aufhebung des Kloſters empfing die Emmerich, abermals in einem Geſicht, die übrigen Wundenmaale Jeſu. Sie beobachtete der Herausgeber über vier Jahre lang, und, wie ſchon weltbekannt, eine große Anzahl ehrwürdiger und auch unwürdiger Perſonen. Von einigen der erſteren bei ihr eingeführt, wurde der Herausgeber ihr Geiſtesvertrauter, und opferte, wie gleichfalls bekannt, dieſer ſeltenen Erſcheinung, zu der ihn unſtreitig ein höherer Beruf hintrieb, Zeit, Ruhe und Geduld. Seitdem die Emmerich nicht mehr zu gehen vermochte und bettlägerig wurde, begann auch ihre Unfähigkeit, Nahrung zu ſich zu nehmen; ſie konnte erſt nur Waſſer, mit wenig Wein vermiſcht, dann allein Waſſer, und ſelten den Saft einer Kirſche oder Pflaume, den ſie ausſog, zu ſich nehmen. Wie an gewiſſen Tagen ihre Wunden blutend aufbrachen, wie ſchwer ſie in der Gemeinſchaft ihres Heilandes, wie ſie bei der tiefſten Selbſterniedrigung zugleich für Andere litt [1], wie ſie von Menſchen gequält und geſchmäht wurde, ihre Entzückungen und Geſichte in dieſer ganzen und der vorhergehenden Zeit, ihre Gebetsarbeiten, dieß und Anderes muß man in der Einleitung ſelber leſen. Sollte man hiebei auf confeſſionelle Eigenheiten ſtoßen, ſo ſchadet dieſes der Sache nichts; denn der Seher ergreift das Object häufig in ſubjectiven Formen, worin es ſich für ihn abdrückt, um ihm faßlich zu werden, und wenn man deßwegen die Einbildungskraft für die Schöpferin aller ſolcher Geſichte hält, ſo iſt dieß ein Irrthum, indem ſie nur Gehülfin, zuweilen Mitſchöpferin, bei wirklichen Geſichten, übrigens ohne ſie, als empfangenden innern Sinn, überall keine geiſtige Beſchauung möglich iſt. Man ſtelle ſich das ſinnliche Sehen und Hören ferner Gegenſtände oder Laute vor, denn vermöge der körperlichen Schranken iſt das Ueberſinnliche uns fern, wenn es uns auch an ſich nahe iſt, wir ſind blödſichtig und harthörig dafür; nun denke man, daß Augen und Ohren den fernen Gegenſtand oder Laut, daß Blödſichtige und Harthörige auch den nähern verſchieden ſehen und hören, und zwar insgemein nach ihren vorgefaßten Begriffen und eigenthümlichen Vorſtellungen, die darum keineswegs leer ſind; hieraus wird man die Verbindung des Objectiven mit dem Subjectiven bey allen Sehern, die beſondere ſymboliſche Geſtaltung ihrer Geſichte und auch ihre theilweiſen Irrthümer ſich zu erklären wiſſen, bey ſolchen nämlich, denen die Augen nicht rein geöffnet ſind, wie ſie den bibliſchen Propheten geöffnet ſeyn mußten, weil dieſe beſtimmt und für alle Zeiten weiſſagen ſollten. Man mache aber auch keine zu ſcharfen Unterſchiede, und denke, daß Alles, Wahrheit und Irrthum, Klarheit und Finſterniß, ſeine Stufen hat, ſonſt verkennen wir den verheißenen Geiſt auch da, wo er ſich wahrhaftig offenbart. — Auffallend ſind die ekſtatiſchen Reiſen auch bey der Emmerich, wovon ſich die Folgen ſelbſt am Leibe, durch Ermüdung, Verwundung u. dgl. zeigten. Es iſt aber eine bekannte und aus dem Zuſammenhang begreifliche Sache, daß die Affectionen des innern Menſchen auf den äußern wirken; und wenn ein gewiſſer Seher durch die Einbildung (den Eindruck) der

---

[1] Ueber das ſtellvertretende Leiden vergl. Col. 1, 24. und dazu einen Aufſatz in v. Meyers Blättern für höhere Wahrh. XI. S. 200 ff. Es ſetzt die eigene innigſte Buße voraus.

Viſion von dem Schall einer Poſaune auf dem einen Ohr taub wurde, ſo iſt dieſes eben ſo möglich, als daß ihm ein Gleiches im äußern Wachen von einer metallenen Poſaune begegnen konnte, ſo wie umgekehrt ein Todter oder Lethargiſcher bey offenen Hörwerkzeugen den Schall nicht hört. Das Leibliche iſt nichts außer Verbindung mit der Seele, dieſe aber viel mächtiger als jenes. — Bey der Nonne bezogen ſich ihre Gebetsarbeiten und ihre Pilgerträume ſtets auf die Kirche, auf das Reich Gottes, und ihr Ziel war immer das gelobte Land. Sie betrachtete dieſes nach ſeinem Zuſtand in allen Zeiten der heiligen Geſchichte, ſah und erzählte das Weſen aller Feſte des Kirchenjahrs, alle bibliſche Hiſtorien, auch verwandte Dinge aus der Heidenwelt, mit genauer Beſchreibung und Benennung der Orte, Perſonen, Sitten u. ſ. w. — „Die eigentliche Aufgabe ihres Lebens (S. XXVI) war Leiden für die Kirche oder einzelne Glieder derſelben, deren Noth ihr im Geiſte gezeigt wurde, oder die ſie um Gebet anflehten"; wobey hinzugenommen werden muß (S. XXVII): „Wie iſt es möglich, nicht zu leiden, wenn ein Glied meines Fingers leidet? Wir ſind alle Ein Leib in Chriſto" — und: „Sie mußte aus Liebe fremde Krankheit tragen, ja fremde Verſuchung auf ſich nehmen, auf daß Jene Muße zur Todesbereitung fände." Iſt dieſes etwas Außerordentliches, für Viele Unglaubliches, ſo werden es wohl auch andere Dinge ſeyn, z. B. die wechſelsweiſen Traumbeſuche (S. XXVIII f.). Ueber die Abtödtung erklärt ſie ſich vortrefflich (S. XXX): „Nach Geſetzen wird geſchnitten; denn nur das viele Ueberflüſſige, was im Menſchen hervorbringend iſt, muß vertilgt werden, ein Mehreres wäre Verſtümmelung und ſündhaft.“ — Aehnlichkeit mit der Seherin von Prevorſt und andern Hellſehenden hat die Emmerich unter andern durch die Erkenntniß der Naturkräfte, namentlich im Pflanzenreich (S. XXXIII), neben der geiſtlichen Bedeutung ſeiner Erzeugniſſe, wodurch zugleich ein gewiſſes Vorurtheil widerlegt wird, vermöge deſſen man ſtrenge Abſchnitte zwiſchen den Sehern, wohl gar nach den verſchiedenen Kirchen der Chriſtenheit machen will. — Die Seherin war in ihrer Leidensgemeinſchaft mit dem Herrn oftmals dem Grabe nah, doch in den empfindlichſten Schmerzen ſtets mit der Ausſicht auf die ewige Stadt, unſer Aller Mutter und Heimath, und mit wirkſamer Arbeit für andre Seelen und für die Sünden der Kirche überhaupt. Unter die unvollendeten Aufgaben, die ſie in ihrem letzten Lebensjahre löſte, gehörte die Erzählung der ganzen Paſſion, wie dieſes Buch ſie darbietet. Ihre Theilnahme an dem kirchlichen Leben war inniger als bei Vielen, es war eine lebendige, hellfühlende Sympathie, und der Herausgeber drückt ſich darüber lehrreich für Chriſten aller Confeſſionen aus S. XXXVI: „Die geſchichtliche Grundlage jeder kirchlichen Handlung ſah ſie als einen Act Gottes in der Zeit zur Herſtellung der gefallenen Menſchheit, und da ſie die Acte Gottes als ewige ſah, ſo erkannte ſie, daß dieſelben, um dem Menſchen in der endlichen Zeit, die gezählt wird, zu Gute zu kommen, in fortgeſetzten Momenten in Beſitz genommen werden, und darum nach Anordnung Jeſu Chriſti und des heiligen Geiſtes in ſeiner Kirche in Myſterien wiederholt und erneuert werden müſſen u. ſ. w., womit zu verbinden S. 149 der Betrachtungen, wo ihre Mitleiden der natürlichen Theilnahme des gemüthlichen und körperlichen Lebens an Jahres- und Tageszeiten, Klima und Witterung ſchön verglichen wird. Wenn jene Theilnahme nicht blos eine rituale, ſondern eine wahrhaft geiſtliche und lebendige iſt, ſo iſt ſie kein neuer Levitismus, gegen welchen der Brief an die Galater (beſonders C. 4, 10) eifert, und wird ſich auch an Chriſten äußern, deren Seelen nicht mehr in der endlichen Zeit ſo ſehr wie andere leben, und denen die Gnadenanſtalt Gottes in ihrem ganzen Umfang ſchon gleichſam ewig gegenwärtig iſt. Sie ſtehen ja ganz beſonders in der großen Gemeinſchaft der Heiligen und Gläubigen, mit welchen ſie, ſeitdem die heilſame kirchliche Feyer angeordnet iſt, gerne Trauer und Freude theilen werden. — Daß die hülfreiche Emmerich auch Nachts ohne Licht im Schlafe leibliche Handarbeit in Bereitung von Kleidungsſtücken für Arme verrichtete (S. XXXVIII), iſt wohl ſehr verwunderlich, kann aber bei erfahrenen Pſychologen, die ähnliche Erſcheinungen kennen, nicht für unmöglich gelten. Sind doch Gedichte und Predigten auf gleiche Weiſe verfertigt worden, warum nicht Mützen und Kinderjäckchen? — Wahrhaft rührend und erbaulich iſt ihr Abſchied aus der Zeit beſchrieben.

Am Schluß der Einleitung gibt der Herausgeber Nachricht von der Art der Abfaſſung der nun folgenden Mittheilungen, und ſagt: „Sie ſprach gewöhnlich Niederdeutſch, im ekſtatiſchen Zuſtande oft auch eine reinere Mundart; ihre Mittheilung wechſelte zwiſchen Kindlichkeit und Begeiſterung. Alles Gehörte, das unter behinderten Verhältniſſen in ihrer Gegenwart ſehr ſelten kaum in wenigen Zügen notirt werden konnte, ward unmittelbar zu Haus aufgeſchrieben. Der Geber alles Guten gab Gedächtniß, Fleiß und jene Gemüthserhebung über viele Leiden, welche die Arbeit möglich machten, wie ſie iſt.“ Es ſind alſo nicht wörtliche Dictate, ſondern die Einkleidung gehört mehr oder weniger dem Herausgeber zu.

Wenn wir nun im Allgemeinen die Gnadengabe der frommen Emmerich für wahr und ehrwürdig halten, ſo hindert dieſes gegenſeitig nicht, ſie in Uebereinſtimmung mit obiger Eingangsſtelle als eine unvollkommene zu denken, wie nach der weiſen göttlichen Abſicht es in der nachapoſtoliſchen Zeit ſich insgemein, und ſchon unter den erſten Chriſten verhielt (vgl. 1. Kor. 13, 9—12). Das reine Schauen iſt hienieden nicht, iſt etwa nur ſtückweiſe und für niedere Gegenſtände vorhanden. Dieſelbe Einbildungskraft, welche als inneres Auge unentbehrlich iſt, hat ihre Augenſchwächen, ihre Eigenheiten von Natur oder durch Angewöhnung. Darum iſt uns ein Buch gegeben, nach welchem Alles zu prüfen iſt, was in ſpäterer Zeit als pneumatiſch auftritt. Nur was in der durch den heiligen Geiſt für die Kirche ausgeſchiedenen zwiefachen Schriftenſammlung geſchrieben ſteht, was hiernach einem Moſes, einem Jeſajas, einem Johannes von höheren Anſchauungen gegeben worden, iſt rein, iſt gewiß und vollkommen, obwohl es zum Theil auch noch Bildervorhang iſt. Es iſt univerſal, während meiſtens die ſpäteren Seher particulariſtiſch ſehen, je höher oder entfernter die Gegenſtände ihrer Beſchauung ſind. Denn die Wahrheit iſt ein Manna, das allerley Geſchmack gibt, wie es einem Jeden mundet, und manchmal hängt ſich beym Sammeln auch noch von dem Staub der Stätte daran. Man kanoniſire alſo nicht zu ſchnell, was dieſe oder jene heilige Seele geſchaut hat, ſondern man richte es der apoſtoliſchen Verordnung gemäß (1. Kor. 14, 29. Röm. 12, 7. 1. Theſſ. 5, 20. 21) nach dem unfehlbaren Kanon. Denke man ſich alſo hier eine in der römiſchen Kirche aufgewachſene, mit ihren Lehren, Traditionen und Gebräuchen immer vertrauter gewordene gottſelige Perſon, umgeben von gleichgeſinnten Kirchengenoſſen, durch ihr ganzes Verhältniß, durch kindliche Liebe zu ihrer geiſtlichen Mutter, durch Vieles, was ſie im Leben ſieht und hört, geneigt und gewöhnt, ihre Kirche für die allein rechtgläubige, begnadigte, ſeligmachende, kurz — nach jener anmaßlichen Benennung — für die Kirche zu halten, und man wird eine Emmerich leicht entſchuldigen, erſtlich daß ſie oft in den Formen und nach den Sagen ihrer Kirche ſieht, und zweytens, daß ſie ungerechte Blicke auf andere Kirchen und deren Kinder werfen kann, wenn dergleichen auch buchſtäblich von ihr herrührt. Eben deßwegen werden wir uns aber nicht irren laſſen, ſondern das Gute behalten. So riecht Einiges wirklich nach Ketzermacherey, was in dem wichtigen Capitel „Jeſus am Oelberge" von S. 15—25 vorkommt, wo zwar von den Verirrungen aus allen Jahrhunderten, aber auch mit beſonderer Rückſicht die Rede iſt auf ein Prieſterthum und auf eine Stadt, wovon ungewiß bleibt, ob es das des ewigen Melchiſedek und die heilige Jeruſalem, die im Geiſt erbaulich iſt, und wo S. 18 etwas anzüglich geſagt wird: — „und erleuchtet vom Eigenlichte nannten ſie die Kirche des Fleiſch gewordenen Wortes unſichtbar." Man wünſchte wohl zu wiſſen, bei welchem Lichte die gute Emmerich oder Jemand anders die Kirche des Fleiſch gewordenen Wortes, die der ganze Sternhimmel nicht faßt, geſehen oder vielmehr nicht geſehen hat? Wer läugnet aber, daß die Kirche auch auf Erden ſichtbar iſt? Dagegen wird man die Emmerich, auch wenn ſie niemals Kloſterfrau geworden wäre, lieber für eine Prieſterin des Heiligthums achten, als viele Tonſurirte und Infulirte, welche die Salbung des Geiſtes nie empfangen haben, wenn gleich durch ihr ſichtbares Amt der äußere Bau des Lehr- und Bethauſes auf Erden mit erhalten wird, aber auch durch eben ſie zuſammenfällt, wie durch die Prieſter zu Chriſti Zeit.

Nehmen wir ferner Folgendes. Ein geöffnetes inneres Sehvermögen (heiße es das magnetiſche, magiſche, ſeeliſche, geiſtliche oder andere Geſicht) ſieht eine Menge Objecte ohne Unterſchied und ohne oft Unterſchied machen zu können, wie Kinder und von leiblicher Blindheit Geheilte anfangs Alles gleich nah ſehen. Je näher und niederer der Gegenſtand, um ſo leichter die Wahrnehmung. Daher wird eine Magnetiſirte leichter den Zeigerſtand auf der Thurmuhr, oder was ihre entfernte Freundin macht, oder den Inhalt einer auf ihre Magenhöhle gelegten Schrift, anzugeben wiſſen, als in Himmel und Hölle ſchauen. Nun exiſtiren Begriffe der chriſtlichen Lehre und Begebenheiten der heiligen Geſchichte, nicht bloß in der Bibel, ſondern auch, ſo oder ſo geſtaltet, in den Köpfen derer, die einer from-

nen Seherin nahe ſtehen, in vielen Büchern, in den Werken der Kirchenväter, in den Schriften der Beſchau-
chen, in Legenden und Sagen, kurz in allem dem, was
u der kirchlichen Tradition gerechnet wird, hiernächſt in
Geſchichten und Reiſebeſchreibungen vom heiligen Lande,
uch in unzähligen Gemälden und andern Kunſtwerken,
n frommen Schauſpielen. Dieſer ganze Apparat der An-
bauung ſteht der Betrachtenden, ſo weit ſie ihn nicht
den zuvor kennt, in ihrem Zuſtand offen, und er liegt
r näher, ſie ſieht mithin leichter darin, als in den wahren
Objecten jener Zeugniſſe und Auffaſſungen ſelbſt, und
war ohne zu wiſſen, wo ſie ſieht, ohne den Urſprung
r vorhandenen Ideenmaſſe einzeln wahrzunehmen. Wenn
aber der Herausgeber auch nicht den mindeſten Antheil
n den Dictaten unſerer Nonne gehabt haben ſollte, ſo
nnte er ſonſtige benachbarte Einflüſſe und Erinnerungen
cht abwehren, nicht den ſie umſchwebenden Ideenkreis
tfernen, wollte es auch nicht. Dazu kommt, daß dieſelbe
fgeſchloſſene Phantaſie, das Seherauge, allerdings zu-
eich ein ſchaffendes Vermögen iſt, und ausmalen kann
ch Wohlgefallen, was ihr als Keimgedanke vorſchwebt,
dann aber nicht das Object, ſondern deſſen ſubjectiven
ſler als Poeſie liefert. Hiermit iſt dennoch nicht geſagt,
ß alle ſchon vorhandene Vorſtellungen, daß ſelbſt die
ſinnereyen der Künſtler, ganz irrig oder willkührlich
en; das Hellſehen iſt nicht von heute, und der begei-
rte Zeichner trifft vielleicht beſſer als er weiß. Auch
unſtreitig gewiß, daß der Seher das Vergangene
Weitentlegene ſo gut wie das Gegenwärtige wahr-

nehmen kann, wenn ſein Blick ſo weit reicht, und daß es möglich iſt, im Geiſt die ganze Erde und die geringſten Einzelheiten geſchichtlicher Thatſachen zu durchwandern und zu beſchauen. Kann dieſes Gott, wie wir nicht läugnen werden, ſo kann er auch dem Geſchöpf die Theilnahme an ſeiner Allmächtigkeit zu heilſamen Zwecken verleihen, und er wird ſeiner Zeit auf dieſem Wege uns noch viele Zweifel löſen. Aber ob nun im einzelnen Fall eins oder das andere Statt habe, ob Alles, wie man ſpricht, für Evangelium zu halten ſey auch in dieſem vorliegenden Buche, das wagt der Herausgeber ſelbſt nicht zu bejahen, und wir müſſen je nach der Wichtigkeit oder Unwichtigkeit der Sache, nach den oben angedeuteten Möglichkeiten, und nach dem geſchriebenen Prüfſtein, dem wahren Felſen der Kirche, das Urtheil fällen, oder auch, weil gleichgültig, aufſchieben, den Grundſatz aber feſthalten, daß von Gottes wegen nichts unfehlbar oder vollkommen ſeyn ſoll, was nur beſtimmt iſt, auf das Unfehlbare zurück und auf das Vollkommene vorwärts zu weiſen.

Das Ganze dieſer Betrachtungen zeichnet ſich aus durch einen höchſt frommen, heiligen Sinn, durch eine ungemein warme, ſchmerzenvolle Liebe, durch Ausführlichkeit, Lebendigkeit und äußerſte Genauigkeit der Schilderungen, die auch meiſt für zeit- und landesgemäß gelten können, und wobey viele hiſtoriſche, geographiſche, topographiſche und antiquariſche Umſtände und Namen vorkommen, welche wohl nicht alle anderwärts nachzuweiſen ſind. Manchmal wird jedoch nur die Aehnlichkeit der Namen angegeben, ſie wurden der Seherin nicht immer deutlich geoffenbart, Es iſt wie ein neues apokryphiſches Evangelium, das den vorhandenen ächten in Hauptſachen nicht widerſpricht, aber eine Menge Erklärungen und Zuſätze liefert, welche theils erbaulich und ſchön, theils doch intereſſant ſind, aber auch gegenüber die kluge Sparſamkeit der bibliſchen Erzählungsweiſe bewundern laſſen, die nur Heilſames, und nur Körner der Weisheit zur Betrachtung, ausgeſucht und in Buchſtaben verſiegelt hat. Auch ſteigert ſich das Leiden und beſonders die körperliche Mißhandlung und Zerfleiſchung des Herrn bis ins Gräßliche und Ungeheuerſte, und wie hierin das ſinnliche Gefühl vorherrſcht, ſo wird man zuweilen verſucht zu glauben, die körperlich Mitleidende übertreibe, oder ſehe mehr ſinn- als ebenbildlich, wenn ſchon die Schmach und Martern des Heilandes ohne Zweifel viel größer waren, als daß ein Anderer an ſeiner Statt gleicher Geduld fähig geweſen wäre. Die verſchiedenen Leidensſcenen ſind genaue Gemälde, und ſcheinen bald Copien von Bildern aus den verſchiedenen Malerſchulen, bald ſcharfbeſtimmte Angaben, wonach ein Zeichner arbeiten ſoll. Es iſt ein fortlaufendes Drama, dem nur der Dialog fehlt. Manches läßt ſich als Auskunft bey Schwierigkeiten, namentlich für die Vereinigung der Parallelen, mindeſtens als Hypotheſe benutzen. Etwas ganz Eigenes und ſcheinbar Willkührliches iſt die Verflechtung von bekannten Perſonen und Dingen der neuteſtamentlichen Geſchichte mit einander, und der neu- mit der altteſtamentlichen, dieſe mit ſymboliſchem, jene meiſt ohne bedeutendern Bezug. Auch hierin zeigt ſich Aehnlichkeit mit den willkührlichen Motiven der Dramaturgie. So ſtehen alle in den Evangelien genannte Männer und Frauen, einſchließlich des Nikodemus und Joſeph von Arimathäa, zuſammen in fortwährendem, innigem Verkehr. Die heilige Jungfrau, die Mutter des Herrn, erſcheint überall nach ihrem Sohn als Hauptfigur, während wir ſie im N. T. ſo ſelten auftreten ſehen. Die Höhle, worin Chriſtus am Oelberg betete, ſoll der Ort geweſen ſeyn, wohin Adam und Eva nach dem Fall aus dem Paradieſe herabgekommen, wo ſie gezagt und getrauert; unter der Schädelſtätte ſollen ſie begraben ſeyn, das Kreuz Chriſti ſoll ſenkrecht über dem Schädel Adams geſtanden haben; Seth ſoll zu Bethlehem geboren ſeyn, Japheth an der Stelle der Kreuzigung Wein gekeltert haben, ferner der rechte Schächer ſoll aus Aegypten gebürtig, als Knabe ausſätzig geweſen, dort in dem Badewaſſer des Jeſuskindes von ſeiner Mutter auf Anrathen der Maria gewaſchen und augenblicklich heil geworden ſeyn. Viele Spezialien ſind unbedeutend, andre bedenklich, wir wollen noch eine kleine Durchſicht halten.

S. 7. heißt es „es war ihm (dem Satan) verborgen, daß Jeſus der Sohn Gottes war, und er verſuchte ihn als einen unbegreiflich gerechteſten Menſchen" — wogegen Math. 4, 3. anzuführen ſeyn möchte. — Die 30 Silberlinge waren (S. 36), „dreyßig Stücke Silberblech von der Geſtalt einer Zunge, an dem halbrunden Ende durchlöchert und mit Ringen an einer Art Kette zu einem Bündel zuſammengekettet. Es waren Zeichen in dieſe Bleche geſchlagen." — Nach S. 37. ſoll Judas der Heuchler ſchon voraus das Geld als Opfer in den Tempel angeboten, die Prieſter aber es als Blutgeld zurückgewieſen ben (überhaupt kommen mehrmals gewiſſe Umſtände ederholt und das erſte Mal ſcheinbar zu früh vor. — anchmal erſcheint die Art der Marter ganz zwecklos, e gleich bey der Gefangennehmung Jeſu S. 41 ff. — er Jüngling Marc. 14, 51. wird S. 45. beſtimmt für hannes mit einiger Abweichung in Abſicht des Anzugs klärt. — Petrus und Johannes ſollen nach S. 56. durch in das Gerichtslokal gekommen ſeyn, daß ſie l ihren Bekannten, den Kanzleyboten, ebenfalls Beten- antel angelegt und die Aelteſten zur Sitzung berufen. — e Charactere des Hannas und Kaiphas, beſonders aber r des Pilatus, und durchweg conſequent und kräftig zeichnet. — Weil Jeſus verklagt war, er habe das aſſah unregelmäßig, nämlich einen Tag früher gegeſſen, ſo weiſen Nikodemus und Joſeph von Arimathäa, daß dieß Galiläern vermöge eines alten Herkommens erlaubt (S. 76 f.). Man ſehe jedoch bey den Commentatoren b, ob nicht noch andere Juden das Paſſah am Don- ſtag, alſo genau am 14. des Monats gegeſſen. — S. 79 t die Seherin merkwürdig, es werde ihr Alles in Bil- n gezeigt, und ſetzt hinzu: „welche Sprache nur auch wahrer, kürzer und deutlicher iſt, als andre Expli- ionen, weil die Menſchen doch auch Geſtalten und hand- lich und keine Redensarten ſind". Einestheils liegt rin die größte Wahrheit, indem die richtige ſymboliſche rache die kürzeſte und treffendſte iſt, anderntheils beweiſt daß man eben mit Recht zweifeln kann, ob dieſe trachtungen buchſtäblich zu nehmen ſeyen. Vgl. hiezu 169 f. — S. 104 heißt es von Judas, er habe ſich mit ſeinem Gürtel an einem Baum erhängt, „und als er hing, platzte ſein Leib und ſein Eingeweide ſchüttete ſich auf die Erde“; daß er herabgeſtürzt ſey, wird nicht geſagt, wiewohl es nach Apoſtelgeſchichte 1, 18 ſcheint, daß er erſt hieben zerborſten. — Die Kleidung Jeſu ſieht ſie bald ſo, daß er allein mit ſeinem gewirkten Unterkleid bekleidet geweſen (S. 105. 106), bald gibt ſie ihm mehr Gewänder als man gewöhnlich annimmt. — Maria Magdalena wird nach der Tradition für diejenige genommen, welche von der Beſeſſenheit geheilt wieder in Fleiſchesſünden verfallen ſey, und den Herrn geſalbt habe; eine bekannte Streitfrage. Sie ſpielt eine Hauptrolle in dieſen Erzählungen, und ihr Charakter iſt wenigſtens folgerecht und lebendig dargeſtellt. — Wenn es Matth. 27, 19 blos heißt, dem Pilatus habe, als er auf dem Tribunal geſeſſen, ſein Weib (Claudia Procle von der Seherin genannt) ſagen laſſen: „Habe du nichts zu ſchaffen mit dieſem Gerechten“ ꝛc., ſo kommt dieß hier S. 137 unten und 166 oben zwar auch vor, es wird aber S. 122 eine Scene vorausgeſchickt, wo Claudia ſich mit Pilatus mündlich darüber beſpricht, wobey er ihr ein Pfand gibt, daß er Chriſtum nicht verurtheilen werde. Nach der Verurtheilung aber trennt ſich Claudia heimlich von ihm, verbirgt ſich bey den Anhängern Jeſu und wird Chriſtin. — Wenn es Luc. 23, 11 heißt, Herodes habe mit ſeinen Kriegsleuten den Herrn verſpottet und ihm ein weißes Kleid oder auch Prachtkleid (ἐσθῆτα λαμπράν) anlegen laſſen, ſo erzählt die Seherin S. 131: „Einer brachte einen großen weißen Sack, der in einer Kammer des Pförtners lag, es war einmal Baumwolle darin hieher geſendet worden, ſie ſchnitten mit ihren Schwertern ein Loch in den Boden des Sacks und warfen denſelben mit einem allgemeinen Hohngelächter über Jeſu Haupt, ein Anderer brachte einen rothen Lappen und warf ihn Jeſu wie einen Kragen um den Hals" u. ſ. w. — Sie hat häufig ſymboliſche Erſcheinungen von Kindern (ſ. S. 153. 156 f.), welche mit die Objectivität mancher andern Geſichte beweiſen können. Auch die Parallele zwiſchen dem Ausſehen der Mutter des Herrn und der Magdalena S. 159 ſcheint dahin zu gehören. Daß ſie aber (wie S. 169. 208 ꝛc.) Teufel und Engel ſich in die Handlungen miſchen ſieht, möchte von weſentlicherer Art ſeyn. — Uebrigens wird ſie S. 171 wegen etwaniger Irrthümer von dem Herausgeber ſelbſt entſchuldigt. — Merkwürdig iſt die ſtandhafte Beſchreibung des Kreuzes Chriſti, deſſen Form S. 177 ſo angegeben wird: „Ich ſah immer das Kreuz ſo, daß die beyden Arme, wie die Aeſte eines Baums, aus dem Stamm aufwärts liefen, und es wäre gleich einem Y, wenn man deſſen untere Linie bis zu gleicher Höhe zwiſchen den Armen verlängerte". Die Arme wurden eingezapft u. ſ. w. Die Kreuze der Schächer aber werden angegeben als aus einem rohern Stamm und einem etwas gebogenen Querholz beſtehend, das oben am Stamm befeſtigt wurde. Chriſtus trug nach S. 181 f. die Kreuzhölzer auseinandergelegt und zuſammengebunden auf der rechten Schulter, den Schächern aber wurden die Querhölzer ihrer Kreuze über den Nacken gelegt und an den Händen feſtgebunden. Man erinnert ſich wohl hiebey der Ausdrücke Furca und Furcifer, und das Kreuz Chriſti bildet nach obiger Beſchreibung eine wahre Furca. — Sonderbar iſt die Angabe, daß Chriſtus außer dem den Juden gemeinen Bruſtlatz oder Scapulier auf der bloßen Haut erſtlich getragen habe den ungenähten Rock, der aber braun und von ſeiner Mutter gewirkt geweſen ſey, darüber ein weites weißes wollenes Gewand nebſt breitem Gürtel, und darüber einen Mantel, auch noch eine „Halsbahn“ (ſ. S. 178. 208. 220). Bey Johannes 19, 23 leſen wir jedoch nur von „Kleidern“, d. i. nach dem Hebraismus dem Mantel, der geviertheilt wurde, und von dem (ungenäheten) Leibrock, welches zuſammen die gewöhnliche einfache Tracht des Alterthums war. — Häufig kommen Eindrücke in Steine vor, durch das Knien oder Niederfallen Jeſu oder ſeiner Mutter verurſacht (ſ. unt. and. S. 180). Ebenſo zeigt ſich eine große Neigung, nicht nur zur beſtehenden Tradition im Allgemeinen (vgl. S. 205) ſondern auch zu Reliquien, ſowohl von Gebeinen als Kleidungsſtücken u. dgl. So ſollen die Soldaten nach S. 220 die Kleider Jeſu an die Chriſten verkauft haben, bey denen daher dieſe Heiligthümer geblieben ſeyen. — Nach S. 191 hatte Simon von Cyrene das Kreuz zugleich mit, jedoch hinter dem Herrn getragen, was auch nach Luc. 23, 26 wohl glaublich iſt. — Das Schweißtuch der Veronica kommt ebenfalls vor. Sie ſoll (S. 192) eigentlich Seraphia geheißen haben, und das Weib Sirachs, eines Mitglieds des hohen Raths, geweſen ſeyn, ihren Beynamen aber von vera icon erhalten haben (Andre nehmen ihn bekanntlich für römiſche Form von Berenike). Die Sache

ſich einigermaßen natürlich erklären, indem es
ſchaftsſitte geweſen, den Leidenden das Geſicht
cknen, und das des Herrn mit Blut und Schweiß
ſen war, ſich alſo auf dem dargehaltenen Schweiß-
drucken mußte. Es heißt davon S. 197 Anmerk.
Angeſicht Jeſu war nicht wie ein reines Gemälde,
mit Blut darin abgedruckt, es war auch breiter
Gemälde, denn es hatte um das Angeſicht herum
". Daß damit ſeiner Zeit Wunder gewirkt wer-
ße ſich nach Apoſtelgeſchichte 19, 12 wohl anneh-
Jeſus ſoll ſiebenmal unter dem Kreuze gefallen
. 201). — Die Geſtalt Jeſu wird beſchrieben S.
Der Hauptmann beym Kreuz hieß Abenadar, wä-
rben getauft, und der Unteroffizier Caſſius, nach-
ginus (S. 225. 230. 350). Auf dieſen letzten Seiten
twas vor, was die Seherin in dem dort beſchrie-
Document geſehen haben könnte, oder was gegen
ehlbarkeit der obern Kirchenbehörden ein ſtarkes
bildet. — Merkwürdig iſt ferner die Stelle
Leben S. 229: „In ſolchen Betrachtungen wird
vernommen, was nicht geſchrieben ſteht, und man
r das Gemälde mit den gewöhnlichen Worten
rzählen. Was dort ſo klar iſt, daß man glaubt,
he ſich von ſelbſt, das weiß man hier nicht mit
verſtändlich zu machen" — wozu gehört S. 230
unten, auch S. 329. — Von der Finſterniß bei
e Jeſu (bekanntlich bey Vollmond und darum
ar) ſcheint ſie eine ſeltſame Vorſtellung zu haben,
der Mond einen Sprung gethan und vor die

Sonne getreten, hernach aber wieder von ihr gewichen ſey (S. 228. 237), wohl offenbar bloße Phantaſie. Von dem Yſop hat ſie ebenfalls eine eigene Idee (S. 239): „Der Hauptmann Abenadar — ſteckte das eine Ende des Schwamms in ein kurzes Stück Yſoprohr, welches wie ein Mundſtück zum Saugen diente, und hob dieſe auf der Spitze ſeiner Lanze befeſtigte Vorrichtung ſo zu dem Antlitze Jeſu empor, daß das Rohrſtück zu dem Munde Jeſu gelangte, und dieſer durch daſſelbe den Eſſig aus dem Schwamme ſaugen konnte.“ — Die Seele des ſterbenden Heilandes ſieht ſie wie einen leuchtenden Schatten bey dem Kreuz zur Erde hinab in die Vorhölle fahren (S. 239. 244. 314), und bey dem Erdbeben einen Riß im Felſen zwiſchen Jeſu und des linken Schächers Kreuz entſtehen (S. 240). — Aeußerſt maleriſch, wie das Meiſte, iſt das Verſcheiden Jeſu geſchildert S. 241 f. — Was von S. 244 an über die „Erſcheinung der Todten in Jeruſalem“, und zwar im Tempel und andern Orten, vorkommt, dieſes Gewimmel von Auferſtehenden aus den Gräbern während des Todes Jeſu, dann Umherwandelnden und hernach wieder Verſünkenden, möchte ſchwer mit der heiligen Schrift zu reimen ſeyn. Man ſehe davon unter andern S. 316 und 343. Nach Math. 27, 52. 53 erwachten viele Leiber der entſchlafenen Heiligen, ſie gingen erſt nach Chriſti Auferſtehung aus den Gräbern, oder nach anderer Interpunction, die für den nächſten Sinn unwahrſcheinlich iſt, wenigſtens da erſt in die Stadt Jeruſalem und erſchienen Vielen. Wir ſind berechtigt, zu glauben, daß ſie hiedurch Kinder der erſten Auferſtehung

orden, und daß die Seherin nur deßwegen lehrt, ſie
en ihre Leiber wieder abgelegt, um erſt am jüngſten
e aufzuſtehen, weil dieſes die jetzige römiſche, obwohl
die älteſte katholiſche, Orthodoxie ſo mit ſich bringt.
Der zerreißende Vorhang iſt nach der Seherin der
ere des Heiligen, und es wichen dabey die Säulen
Eingangs oben auseinander (S. 246). Nach ihr
248) ſoll auch ſchon damals die aus Joſephus bey
Tempelzerſtörung bekannte Engelſtimme getönt haben:
ſet uns von dannen ziehen!" — Die Seitenwunde
herrn von dem ausziehbaren Speer des Caſſius Lon-
(welcher auch Reliquie wird), findet ſich traditions-
g an der rechten Seite, obwohl Joh. 19, 34, in Ver
ung mit Pſ. 91, 7, dieſes ſehr zweifelhaft läßt. —
n Kunſtreminiscenzen, Blicken auf Kunſtwerke, oder
zu den Poeſieen, ſcheint mehr oder weniger zu ge-
: die genaue Beſchreibung der Kreuzabnahme und
Bereitens zum Begräbniß (S. 270 ff.), des Balſa
s (S. 279), das Legen des heiligen Leichnams in
rme der Mutter (S. 271), das feyerliche Leichen-
gniß (S. 282), vollends das weiße Siegesfähnlein
Hand des erſtandenen Erlöſers (S. 330, was je-
e Seherin ſelbſt, nebſt dem Drachen dabey, S. 331,
innbild erkennt), und die Erſcheinung Chriſti als
er mit Schaufel und Hut (S. 336), die an Alb-
Dürers Paſſionsbilder erinnert. Daß die Weiber
ichnam Jeſu ſchon am Abend nach der Kreuzigung
hen und geſalbt, wovon die E. eine umſtändliche
ibung gibt, möchte den Evangelien widerſprechen.

und daß die Mutter des Herrn dabey geweſen, ſteht nirgends in dieſen. Man ſehe Matth. 27, 59 ff. C. 28, 1. Marc. 15, 46. 47. C. 16, 1. Luc. 23, 53—56. C. 24, 1. Joh. 19, 39—42. C. 20, 1. Die Weiber wollen nachher am Oſtermorgen die Leiche zum zweyten Mal mit Wohlgerüchen übergießen und mit Blumen beſtreuen (S. 329. 332); was Alles nach den angeführten Stellen unwahrſcheinlich iſt. Auch daß nach S. 331 der Herr zuerſt ſeiner Mutter erſchienen ſey, möchte ſich mit Marc. 16, 9 ſchwer vereinigen laſſen. — Noch machen wir auf einige wichtige Angaben aufmerkſam: auf den Chaldäiſchen Cultus S. 298 ff.; auf den angeblichen weiten Bereich des Erdbebens S. 303; auf die Erwähnung der bekannten Luftſtimme: „Der große Pan iſt todt!" S. 306; auf das Capitel von der Höllenfahrt S. 314 ff., wo S. 317 auch die Seligkeit der Heiden durch Chriſtum zugeſtanden wird und S. 321 von einem fortwährenden Erlöſen die Rede iſt; auf die Geheimwirkungen durch den Dienſt der Engel und deren Sendungen S. 292 f. Daß das Cönaculum, worin der Herr mit ſeinen Jüngern das letzte Mahl genoſſen, dem Nikodemus gehört habe, und daß dieſer und Joſeph von Arimathäa Steinmetzen geweſen, iſt vielleicht ſonſt in keiner heiligen Geſchichte geſagt. Wir haben die apokryphiſchen Evangelien und Legendenbücher gerade nicht zur Hand. Auch iſt merkwürdig, daß öfter die Secte der Eſſäer genannt wird, unter welcher Jeſus Bekannte gehabt habe; doch wird, wie ſich verſteht, nicht geſagt, daß er (wie die falſche Hypotheſe will) ein Mitglied derſelben geweſen ſey.

glauben genug geſagt zu haben, um dieſe ausge-
literariſche Erſcheinung den Verſtändigen zu em-
und zugleich die Gründe bemerklich zu machen,
wir der Realität dieſer Betrachtungen nicht durch
viel Zutrauen ſchenken können, als dem frommen
nd reinen Willen der Betrachtenden ſelbſt. Es
ch hiebey noch eine gute Lehre für diejenigen,
ach den Beſonderheiten der h. Geſchichte neugie
d, als nach dem, was zum Heil genügt, und ob
mit Recht wollen, daß die beſten Apokryphen
Bibel erhalten werden, doch allzuſehr die Seiten
den Verluſt anderer bedauern. In der That
s dieſe Betrachtungen nichts, was wir zu wiſſen
nglich nöthig haben, bleiben aber im Ganzen ein
s Zeugniß für die geoffenbarte Wahrheit abſeiten
eiligten, gottvertrauten Seele, und ein ſonder-
enkmahl frommer Hellſichtigkeit. Wo Irrthümer
en ſeyn mögen, da ſey es uns eine Warnung
ahnung, mit der Bitte um Erleuchtung auch die
heit und Untadelhaftigkeit derſelben zu verbinden,
vor unzeitiger Neugierde zu hüten, die theils
ſelbſt, theils auf Antrieb derjenigen zu entſtehen
elche etwas von uns zu wiſſen begehren. Wohl
der weiß, wie weit er ſieht, und ſeine Einbil-
it zu zähmen vermag.

iner neuen Auflage wird es nöthig ſeyn, auf
pographiſche Fehler, wie Reflection S. 168 ff.
Anmerk. richtig Reflexion geſchrieben), Pal

laſt für Palaſt (palatium, nur aus proſodiſcher Licenz pallatium) und das beſtändige Barrabas für Barabbas, Rückſicht zu nehmen.

Zugabe.

Die Gemeinſchaft der Leiden.

Du willſt, o Herr, mein Opfer haben,
Bereitet iſt der Brandaltar;
Drum bring' ich Armer meine Gaben,
Die Leiden meiner Tage dar.
Sind Narben erſt eigne Sünden,
Die Früchte ſeiner Menſchlichkeit,
So darf er dann auch Sühne finden
Für ſeines Volkes Irdigkeit.

Wohl iſt mir täglich noth zu weinen,
Daß ich auch heute noch verbrach;
Du magſt nicht Werke, die nur ſcheinen,
Auch dem Gedanken blühet Schmach.
Du forderſt fleckenloſe Triebe,
Die Sterne ſind nicht rein vor dir,
Und wenn ein Stäublein übrig bliebe,
Was iſt des Demants edle Zier?

Iſt dein Geſetz nicht Eins im Weſen?
Und biſt nicht ganz vollkommen du?
Was will mein Stolz an mir denn leſen
Zur Tugend zur Gewiſſensruh?
Drum haſt du dich dahin gegeben,
Du Prieſter ewigen Geſchlechts,
Und bringſt für der Verlornen Leben
Dein eignes Blut zum Preis des Rechts.

Nun leiden wir als deine Glieder,
Und büßen wirkſam unſre Schuld,
Erwerben ſelber für die Brüder
In dich verwoben Gottes Huld.
Was du als Haupt trägſt, tragen Alle;
Die deines Lebens Glanz durchrinnt,
Sie kämpfen mit am ſchweren Falle,
Und heben, die verworfen ſind.

So laß denn ſtille mich erdulden,
Auch da, wo mich kein Vorwurf zeiht;
Einſt danken viel getilgte Schulden
Der Liebe, die ſich büßend weiht.
O richtet nicht, die ihr's nicht kennet,
Wie der Gemeinſchaft Kraft verſöhnt!
Doch wer den Namen Chriſti nennet,
Der leide mit, und ſey gekrönt.

— B —

Heinrich Suſo,

genannt

der heilige Amandus.

Leben und Schriften dieſes in Gott verſunkenen „minnereichen“ Menſchen erſchienen vor wenigen Jahren nach den älteſten Handſchriften und Drucken mit unverändertem Texte, herausgegeben von Diepenbrok, und mit einer ſehr merkwürdigen Einleitung von Görres begleitet. Noch iſt dieſes Buch, das ſo ſehr verdiente in aller der Menſchen Hände zu kommen, die dem innern Leben nachſtreben, nur noch wenig bekannt. Möchten zu ſeiner weitern Verbreitung nachſtehende Auszüge und Ueberſichten aus ihm dienen!

Aus Suſo's äußerem Leben.

Der Prologus zur deutſchen Ausgabe der Schrift Suſo's von 1512 gibt von ihm folgende Nachrichten:

„Der würdige Vater und andächtige Liebhaber und Diener Gottes der ewigen Weisheit, den man nennet Seuß (Suſe), hat zween Eigennahmen gehabt und auch zween Zunahmen.

In der Taufe ward er genannt Heinrich, da er ein Chriſt-Menſch ward durch das Sakrament der Taufe.

ber da er voll Tugend und Gnade ein vollkommener
iſtlicher und liebhabender himmliſcher Menſch ward, da
ſchah es, daß ihm Gott ſelber, die ewige Weisheit,
n erſten Nahmen Heinrich abnahm, und hieß ihn
mandus, den Liebwerthen. Dieſer Nahme ward nicht
sgekommen in ſeinem Leben: denn er verdruckte ihn
n Demuth wegen. Da er aber aus dieſer Zeit ver
ied, fand man in ſeinen heimlichen Offenbarungen, daß
n Gott ſelbſt den Nahmen Amandus aufgeſezt hatte,
s der Eigenſchaft, ſo er Gott ſo inniglich lieb hatte.
er erſte Zunahme war, daß er hieß Heinrich vom Berg:
nn ſein Vater war ein wohlgeborner Mann, einer vom
erg aus dem Hegau. Den Zunahmen hat er nicht
ge gehabt; ſondern er wollte genannt werden nach
ner Mutter Seuß: denn ſie war eine andächtige gottes-
chtige Frau, und hieß Seußerin. Darum wollte er
h ihren Nahmen haben und ihr in Tugenden und Nah-
n nachfolgen. Alſo nannte man ihn Heinrich Seuß.
er nun zu Konſtanz in den Predigerorden kam, und
andächtiger, ſeliger Menſch und dazu auf der hohen
ule zu Kölln hochgelehrt ward, daß er ſollte Doktor
der heiligen Schrift werden, das ward ihm durch den
igen Geiſt unterſagt und geſagt: „Du kannſt genug
n, daß du dich magſt zu Gott kehren, und andere
nſchen durch deine Predigt auch zu Gott ziehen."
hub er an zu predigen mit großem Ernſt, und ward
berühmter ſtrenger Prediger."

Suſo war ungefähr um das Jahr 1300 gebohren und
b im Jahr 1366.

Er kam zu Konſtanz in den Predigerorden und lebte lange zu Ulm, wo er auch ſtarb und begraben liegt.

Aus Suſo's innrem Leben.

Suſo hatte von Jugend auf ein minnereiches Herz, das iſt (ſagt Görres) der kürzeſte Ausdruck, auf den er ſich ſelbſt gebracht und in dem er ſein ganzes Weſen ausgeſprochen.

„Herr! (Suſo's Worte) ich ziehe das an dich, der du alle Dinge weißt, daß mir das gefolgt hat von meiner Mutter Leib, daß ich ein mildes Herz gehabt hab alle meine Tage. Ich ſah nie einen Menſchen in Leid noch in Betrübniß, ich hatte ein herzliches Mitleiden mit ihm; alle, die je traurig oder beſchwert zu mir kamen, die fanden je etwas Rathes, daß ſie fröhlich und wohlgetröſtet von mir ſchieden; denn mit den Weinenden weinte ich, mit den Trauernden trauerte ich, biß daß ich ſie mutterlich widerbrachte. Das müßen mir all meine Geſellen jahen und bekennen, daß es von mir ſelten gehört ward, daß ich je eines Bruders oder eines Menſchen Sache ſchlimmerte mit meinen Worten, ſondern aller Menſchen Sache beſſerte ich, ſo fern ich konnte. Der Armen getreuer Vater hieß ich, aller Gottesfreunde beſonderer Freund war ich. Mir that je kein Menſch ſo großes Leid, wenn er mich nur gütlich darnach anlachte, ſo war es alles dahin in Gottes Namen, als ob es nicht geſchehen wäre."

„Herr, ich will geſchweigen der Menſchheit, denn ſelbſt

ierlein und Vöglein und Gottes Kreatürlein Man-
Trauern, ſo ich das ſah und hörte, ſo gieng es
nein Herz, und ich bat den oberſten milden Herrn,
hnen hülfe. Alles, was im Erdenreich lebt, das
ade und Mildigkeit an mir. Ach, und du, milder
eſtatteſt etlichen, daß ſie mit ſo großer Grimmig-
gen mich beweiſen, wie du, Herr, wohl weißt,
ffenbar genug iſt. Ach, milder Herr, das ſich
ergeße mich deß mit dir ſelber.“

eine gute Weile ſein Herz alſo mit Gott erkühlet
kam er in ein ſtilles Ruhlein und leuchtete ihm
Gott alſo: Deine kindliche Rechnung, die du da
gethan haſt, kommt davon, daß du nicht allzeit
rnimmſt des gelittenen Chriſtus Werk und Weiſe.
wiſſen, daß Gott nicht von dir genüget eines
Herzens, das du haſt; er will noch mehr von
will auch, wenn du von jemand mit Worten
iſen härtlich mißhandelt wirſt, daß du das nicht
uldiglich leideſt; du mußt dir ſelbſt auch alſo gar
n, daß du nicht ſchlafen geheſt, ehe daß du hin
Widerſacher kommeſt, und ſo fern es möglich
üthendes Herz beruhigſt mit deinen ſüßen Wor-
Gebärden; denn mit ſolcher ſanftmüthigen De-
mmſt du ihm Schwert und Meſſer, und machſt
ächtig in ſeiner Schalkheit. Siehe, dies iſt der
mmene Weg, den der liebe Chriſtus ſeine Jünger
er ſprach: Sehet, ich ſende euch als Schäflein
Wölfe.

Diener zu ſich ſelbſt kam, da dauchte ihm dieſer vollkommene Weg zu mühlich, und war ihm ſchwer darnach zu betrachten, und noch viel ſchwerer zu befolgen, und doch gab er ſich darein und begann es zu lernen.

Welche Milde und Tiefe eines kindlichen Gemüthes thut ſich hier kund, und dieß erwies ſich in Suſo bey allen Vollkommenheiten ſeines Lebens.

Als jenes böſe, ihn mit falſcher Anklage verfolgende Weib, ihr Kind ihm aufbürdend, zu ihm kam und ihm, dem Verzweifelten, anrieth, es zu tödten, in welche rührende kindliche Klage ergießt ſich da ſein minnigliches Herz!

„Da er das Kindlein auf den Schooß ſetzte und es anſah, da lachte es ihn an. Davon erſeufzte er grundlos und ſprach: Sollte ich ein mich anlachendes hübſches Kindlein tödten? Nein, wahrlich! Ich will gern Alles leiden, was darauf fallen mag. Und er kehrte ſich gegen dem Kindlein und ſprach dieſe Worte: O weh, du elendes, zartes Kindlein! wie biſt du ſo gar ein armes Waislein; denn dein eigener ungetreuer Vater hat dich verläugnet, und deine mördige Mutter wollte dich hinwerfen, wie ein ungenehmes verwerfliches Hündlein.

Nun hat Gottes Verhängniß dich mir gegeben, daß ich ſoll und muß dein Vater ſeyn; und das will ich gern thun. Ich will dich haben von Gott und von niemand anderm; und wenn mir Gott lieb iſt, ſo mußt auch du mein liebes Kindlein ſeyn. Ach Herzenskind meines, du ſitzeſt auf meinem traurigen Schooße und ſieheſt mich gütlich an und kannſt doch nicht reden. Ach, ſo ſeh ich dich an mit verwundetem Herzen und weinendem Auge

ndem Munde; ich begieße dein kindliches Antlitz
Bache meiner heißen Zähren. Da dem hübſchen
des weinenden Mannes große Zähren über ſeine
ſo feſt abrannen, da ward es auch herzlich wei
ihm und weinten alſo beyde mit einander. Da
ndlein alſo weinen ſah, druckte er es lieblich
erz und ſprach: Schweige, Glück meines! Ach
nd meines, ſollte ich dich tödten, darum daß
ein Kind biſt, und daß ich dich ſauer erarnen
e, ſchönes, liebes, zartes Kind, ich mag dir
thun, denn du mußt mein und Gottes Kind
ieweil mich Gott beraubet eines einzigen Munde
will ich mit dir theilen, dem gütigen Gott
nd will alles das geduldiglich leiden, das mir
uf fallen mag, zartes Kind meines!
grimme Herz des Weibes, die es zuvor wollte
ben, dieß weinliche Zarten ſah und hörte, da
herzlich bewegt zu großem Erbarmen, daß ſie
ein Weinen und Heulen, daß er ſie ſtillen
s Furcht, daß etwa jemand käme, und daß
e würde. Da ſie ſich wohl erweinet hatte, da
wieder das Kindlein, und geſegnete es, und
Nun, geſegne dich der minnigliche Gott, und
Engel beſchirmen dich vor allem Uebel! und
ſeine Seelen wohl verſehen nach aller Noth
ach gieng das böſe Weib, des Kindes Mutter,
t, und wie ſie den Bruder übel verläumdet
t ſie es auch noch fürder, wo es ihm ſchaden

möchte, ſo daß er davon manchem reinen tugendhaften Herzen zum Erbarmen ward.“ —

„Der Mutter Gemüth (ſagt Görres), die auch in der Charwoche vor Leid und Theilnahme an den Leiden des Kreuzes geſtorben, iſt als Erbe auf den Sohn übergegangen, und der ganze eigenthümliche Mannescharakter der Schwaben, von ſeiner beſten Seite gefaßt, hat in ſeiner ſchönen Natur ſich ausgeprägt.“ Wie oben angeführt, ſo nannte er ſich auch nach ſeiner Mutter Namen Seuß, wie überhaupt das Beyſpiel einer guten Mutter noch viel ſtärker, als das des Vaters, auf das Kinderherz einwirkt.

„Des Dieners leibliche Mutter (erzählt Suſo von ſich und ſeiner Mutter) war auch alle ihre Tage eine viel große Leiderin; und das kam von der widerwärtigen Ungleichheit, die ſie und ihr Hauswirth hatten. Sie war voll des allmächtigen Gottes, und hätte gern darnach göttlich gelebt; da war aber ihr Ehemann der Welt voll, und zog mit ſtrenger Härtigkeit dawider, und daraus fiel ihr vieles Leiden zu.

Sie hatte eine Gewohnheit, daß ſie all ihre Leiden in das bittere Leiden Jeſu Chriſti warf, und damit ihr eigen Leiden überwand. Sie bekannte ihm vor ihrem Tode, daß ſie innerhalb dreißig Jahren niemals einer Meſſe beywohnte, ſie erweinte ſich denn bitterlich von herzlichem Mitleiden über unſeres lieben Herrn und ſeiner getreuen Mutter Marter, und ſagte ihm auch, daß ſie von der unmäßigen Minne, die ſie zu Gott hatte, einſt ſiech ward, und wohl zwölf Wochen zu Bette lag, alſo jämmerlich

machtend nach Gott, daß es die Aerzte kundlich
rden und ihre Hülfe darnach einrichteten.
ging einſt zu angehender Faſten in das Münſter
m), da die Ablöſung Jeſu, des Herrn, vom
in geſchnitzten Bildern auf einem Altare ſtund,
den Bildern fühlte ſie den großen Schmerz, den
Mutter unter dem Kreuze hatte; und von die-
geſchah dieſer guten Frau auch alſo weh vor
n, daß ihr Herz empfindlich erkrankte in ihrem
daß ſie vor Ohnmacht niederſank auf die Erde,
er ſah noch ſprach.

an ihr heim half, da lag ſie ſiech bis an den
tag zu Non, da ſtarb ſie unterdem, daß man
en las. In derſelben Zeit war ihr Sohn, der
ſo nennt ſich Suſo immer), zu Köln zur
und ſie erſchien ihm und ſprach mit großer Freu
va Kind meines, habe Gott lieb, und getraue
, er läßt dich mit nichten in keiner Widerwär-
Sieh, ich bin von dieſer Welt geſchieden, und
todt; ich ſoll ewiglich leben vor dem ewigen
ie küßte ihn mütterlich an ſeinen Mund und
ihn treulich, und verſchwand alſo. Er fing an
, und rief ihr nach, und ſprach: „O getreue
utter meine, ſey mir getreu bei Gott!“ und
end und ſeufzend kam er wieder zu ſich ſelber.

r frühern Stelle erzählt Suſo (er ſpricht in ſeinen
immer von ſich wie von einer andern Perſon):
igener Vater, der der Welt Kind zumal geweſen
rſchien ihm nach ſeinem Tode, und zeigte ihm

mit einem jämmerlichen Anblick ſein ängſtliches Fegfeuer (ſeinen Aufenthalt im Zwiſchenreiche), und womit er das allermeiſt verſchuldet hätte, und ſagte ihm ausführlich, wie er ihm helfen ſollte. Und das that er; und derſelbe erzeigte ſich ihm darnach, und ſagte ihm, daß er ledig davon wäre worden. Seine heilige Mutter, mit deren Herz und Leib Gott Wunder wirkte in ihrem Leben, die erſchien ihm auch, und zeigte ihm den großen Lohn, den ſie von Gott empfangen hatte. Desgleichen geſchah ihm von unzählig vielen Seelen, und das gab ihm eine Aufrechthaltung in der Weiſe, die er da führte."

Weiter ſagt Suſo von ſich: „Es war ihm gewöhnlich, daß ihm viele Seelen erſchienen, ſo von dieſer Welt geſchieden waren, und die thaten ihm kund, wie es ihnen ergangen wäre, womit ſie ihre Buße verſchuldet hätten, und womit man ihnen helfen möchte, oder wie ihr Lohn wäre vor Gott. Unter andern erſchien ihm auch der ſelige Meiſter Eckart und der heilige Bruder Johannes der Tauler von Straßburg."

Der Unterſchied zwiſchen lautrer Wahrheit und zweifeligen Viſionen in Gegenſtänden der Erkenntniß (ſagt Suſo) iſt folgender: „Ein mittelloſes Schauen der bloßen Gottheit das iſt rechte lautere Wahrheit, ohne allen Zweifel; und eine jede Viſion, ſo ſie je vernünftiger (intellektueller) und bildloſer iſt, und derſelben bloße Schauung, je gleicher, je edler iſt ſie. Etliche Propheten hatten bildreiche Viſionen, wie Jeremias und die andern. Solche bildreiche Viſionen werden noch oft Gottes heimlichen Freunden, etwa wachend, etwa ſchlafend, in

er Ruhe und Abgeſchiedenheit der äußeren Sinne.
es ſpricht ein Lehrer, daß Engelserſcheinung etlichen
nſchen öfter im Schlafe wird als im Wachen, darum,
l der Menſch im Schlafe von äußerer mannichfaltiger
rkſamkeit mehr geſtillt iſt, denn im Wachen; wenn
r eine Viſion, die dem Menſchen im Schlafe wird,
e wahrſagende Viſion möge oder ſolle heißen (wie in
alten Ehe dem Könige Pharao von ſieben feiſten
ſieben mageren Rindern träumte, und desgleichen
von Träumen, daß die heilige Schrift ſagt), wie
deß könne Unterſchied der Wahrheit finden (weil die
äume gemeiniglich trügen, und auch unterweilen be-
mt wahrſagen) da ſollſt du wiſſen, was St. Auguſtin
ſeiner heiligen Mutter ſchreibt. Sie ſagte ihm, daß
die Gabe von Gott hätte: wenn ihr was von Gott
ganzen Schlaf oder im halben Schlaf würde, ſo ward
damit der Unterſchied von innen gegeben, daß ſie
l erkannte, ob es allein ein gemeiner Traum war,
nicht zu achten, oder ob es war eine bildliche Viſion,
n ſich zu kehren wäre. Und welchem Menſchen
t die Gabe gibt, der kann ſich deſto beſſer hierin be-
en. Es kann es niemand dem andern wohl mit Wor-
geben; nur der verſteht es, der es empfun-
hat.“

ie Zunge hielt er in ſolcher Hut, daß er innerhalb
ig Jahren ſein Schweigen über ſich nie brach, ſech-
Jahre lang ſchlief er in dem mit Nägeln beſetzten
rkleid und in den mit Spitzen reichlich beſteckten
dſchuhen, die Arme zu Nacht durch Bande aufge-

ſpannt; ein hölzern Kreuz mit vielen Nägeln auf dem Rücken u. ſ. w. Durch viele Zeit iſt er nur einmal des Tags, und faſtet ohne Fiſche und ohne Eier, ein überkleines Maß hat er zum Trinken ſich ſelbſt erkauft u. ſ. w.

Dennoch rathet er Andern ein gleich hartes Leben ab, ſo z. E. ſeiner geiſtlichen Tochter:

„Liebe Tochter, willſt du dein geiſtliches Leben nach meiner Lehre richten, wie du es an mich gefordert haſt, ſo laß ſolche Strengheit unterwegen, weil es deiner fräulichen Schwachheit und wohlgeordneten Natur nicht zugehört. Der liebe Jeſus ſprach nicht: Nehmet mein Kreuz auf euch; er ſprach: jeder Menſch nehme ſein Kreuz auf ſich. Du ſollſt nicht befolgen der Altväter Strengheit, noch die harten Uebungen deines geiſtlichen Vaters; du ſollſt aus allem dem dir ſelbſt ein Fach oder Theil nehmen, das du wohl erzeugen mögeſt mit deinem kranken Leibe, damit die Untugend in dir ſterbe, und du mit dem Leibe lange lebeſt; das iſt eine ſehr würdige Uebung, und iſt dir die allerbeſte.

— — Luge allein jeder Menſch auf ſich ſelbſt, und merke, was Gott von ihm haben wolle, und ſey dem genug, und laſſe alle andere Dinge bleiben — — —

Gott hat mancherlei Kreuz, womit er ſeine Freunde kaſteit. Ich verſehe mich deß, daß dir Gott ein anderley Kreuz wolle auf den Rücken laden, das dir noch peinlicher wird, denn ſolche Kaſteyung: das Kreuz empfahe geduldig, ſo es dir kommt“ u. ſ. w. —

Ein Somnambules (ſagte die Seherin von Prevorſt) ann kein anderes Schauen ausſprechen, als dasjenige m Zentrum des Sonnenkreiſes, und das bezieht ſich allein uf unſern Sonnenkreis, auf Sonne, Mond, Erde und onſtige Planeten, auf's Mittelreich, das in unſerm Luftaum; das tiefere Schauen im Centrum des ebenszirkels aber, hat noch keine Somnamule ausgeſprochen. Dieſes Schauen im innerſten eiligen Kreiſe aber, iſt, nach Görres, das Schauen der eiligen, und ſie allein können das dort Erſchaute ausrechen.

Zu dieſem Schauen war auch Suſo durch die ernſte, renge, freiwillig übernommene Asceſe gelangt, zu einem chauen, wo er bis zu den tiefſten Tiefen ſeines innern bens hinabſtieg. Es war dieß der Zuſtand, von dem öfters heißt: „Er war niedergeſeſſen in ein ſtilles tüblein, und in einer Vergangenheit der äußern Sinne ard ihm gar viel der göttlichen Verborgenheit.“

So heißt es einmal: „Das Antlitz war ihm erbleicht, in Mund erſchwarzt, und alle lebliche Weiſe war dan, wie an einem todten Menſchen, den man auf die ahre gelegt hat. Das währte wohl ſo lange, daß man nterdem eine Meile Wegs wäre gegangen. Seines eiſtes Gegenwart, dieweil er alſo vergangen lag, war hts anderes, denn Gott und Gottheit, Wahr und ahrheit, nach ewiger inſchwebender Einigkeit.“

Oder: „Da geſchah es eines Mals, daß er verzückt r in ſich und über ſich ſelbſt, und in einer Entſunkent der Sinne ward in ihm ſüßiglich geſprochen“ u. ſ. w. er auch geiſtige Leiden aller Art, Schmach und Unehre, als habe er mit Diebſtahl und böſer Lüge ſich beſchmuzt, müſſen ſeinem Innern zur Läuterung und Erhebung dienen, bis er endlich ſich die rechte Gelaſſenheit erkämpft, und er ein vollkommen durchgeübter Gott ergebener Menſch geworden, es dahin gebracht hat, daß er befürchtet, Gott habe ſeiner vergeſſen, wenn ihn eine Zeit lang keine Widerwärtigkeit trifft.

Mit welch einem kindlichen Gemüthe, in welch eigener, herzergreifenden Sprache, erzählt er im vierten Kapitel von der Schwere ſeiner geiſtigen Kämpfe „in der Reue ſeines Anfanges.“

„In der Reue ſeines Anfanges, da ſtund der Diener auf dem Sinne, daß er von Herzen gern den Augen des minniglichen Gottes wohlgefallen hätte mit vornehmer Sonderheit, aber ohne Arbeit und ohne Leiden.

Es fügte ſich, daß er eines Mal ausfuhr, um Predigens willen in das Land; und da er kam in ein gemeines Schiff auf dem Bodenſee, da ſaß unter andern darin ein ſchöner Knappe, der zierliche Kleider anhatte; zu dem machte er ſich und fragte ihn, wes Mannes er wäre. Er ſprach: Ich bin ein Abenteurer und rufe die Herren zu Hof zuſammen; und da ſticht man und turniret, und dienet den ſchönen Frauen; und welcher da das Allerbeſte thut, dem gibt man die Ehre, und ihm wird gelohnet. Er ſprach: was iſt der Lohn? der Knecht ſprach: die allerſchönſte Frau, die da iſt, die gibt ihm ein gülden Fingerlein (Fingerring) an ſeine Hand. Er fragte: Aber ſag' mir, Lieber, was muß einer thun, daß ihm die Ehre werde und das Fingerlein? Er ſprach:

r am meiſten Streiche und Gedränges erleidet,
rin nicht verzaget, und kecklich und mannlich ſich
et, der feſt ſitzet und ſich ſchlagen läßt, dem wird
eis gegeben. Er fragte abermals: Ach, ſag' mir,
t in dem erſten Anreiten keck iſt, wäre das ge-
Er ſprach: Nein, er muß den Turnier aus und
ten, und würde er geſchlagen, daß ihm das Feuer
Augen ausführe, und ihm das Blut zu Mund
ie ausbrache, das muß er alles leiden, ſoll er
gewinnen. Er fragte weiter: Eya, lieber Ge-
f er nicht weinen, oder ſich traurig gebährden,
übel geſchlagen wird? Er ſagte: Nein, und ob
Herz in ſeinem Leibe verſänke, wie es man-
il, er darf desgleichen nicht thun. Er muß ſich
und weidlich gebährden, anders würde er zu
und verlöhre damit die Ehre und das Fingerlein.
ieſer Rede war der Diener in ſich ſelber ge-
und ſeufzte herzinniglich und ſprach: Ach wür-
er Gott, müſſen die Ritter dieſer Welt ſolche
nwraden um ſo kleinen Lohn, der an ſich ſelbſt
it: ach Gott, wie iſt dann ſo billig, daß man
ewigen Preis noch viel mehr Arbeit erleide.
Herr, wäre ich deß würdig, daß ich dein geiſt-
tter wäre!

ene minnigliche Weisheit, deren Gnadenreich-
is gleich iſt in allen Landen, möchte meiner
Fingerlein von dir werden, darum wollte ich
as du immer wollteſt. Und ward da weinend
m Ernſt; den er gewann. Da er an die Statt

kam, da er hin wollte, da ſandte Gott auf ihn große bärliche Leiden, ſo viel, daß der arme Diener nahe verzagt wäre an Gott, und daß manch Auge naß war voll Erbarmen über ihn. Da vergaß er aller verwegenen Ritterſchaft und Gelübde, und war traurig und widermuthig gen Gott, weß er ihm zeihe und ihm ſolche Leiden zuſende. Da des Morgens der Tag aufging, da kam eine Stille in ſeine Seele, und in einer Vergangenheit ſeiner Sinne ſprach etwas in ihm alſo: Wo iſt nun vornehme Ritterſchaft? Was ſolch ein ſtrohener Ritter und ein tuchener Mann jetzt für große Verwegenheit hat in Liebe, und dann verzagt in Leid! Damit gewinnet man nicht das ewige Fingerlein, das du begehreſt. Er antwortete und ſprach: O Herr, die Turniere, da man dir ſich innen muß leiden, die ſind gar langwierig. Deß ward ihm wieder geantwortet: Da iſt auch das Lob und die Ehre, und das Fingerlein meiner Ritter, die von mir geehrt werden, ſtät und ewig.

Da ward der Diener in ſich ſelbſt geſchlagen, und ſprach viel demüthiglich: Herr, ich habe Unrecht; erlaube mir nur zu weinen in meinen Leiden, denn mein Herz iſt recht voll. Er ſprach: Wehe dir, willſt du weinen wie ein Weib, du ſchändeſt dich ſelbſt vor dem himmliſchen Hof; wiſch deine Augen und gebährde dich fröhlich, daß es weder Gott noch Menſchen inne werden, daß du um Leidens willen geweint habeſt. Er fing an zu lachen, und fielen ihm doch dabei die Zähren über die Wangen ab, und er verhieß Gott, daß er nicht mehr weinen

amit ihm das geiſtliche Fingerlein von ihm wer-
hte.“

h aber ward die Schale durchbrochen, er ſah in
iden nur ein ihn zur Seligkeit förderndes Ge-
Gottes, und glaubte, Gott habe ſeine Hand von
ogen, blieben Verfolgung und Leiden eine Weile

hatte ihn deß gewöhnt, wenn ihm ein Leiden
ſo ward zur Hand ein anderes bereit, damit
ott mit ihm ohn Unterlaß. Nur einſt ließ er
ia geben, es währte aber nicht lange.

m in derſelben müßigen Zeit zu einem Frauen-
und ſeine geiſtlichen Kinder fragten ihn, wie es
ſtunde. Da ſprach er: ich fürchte, daß es jetzt
mich ſteht, und das darum: ich bin jetzt wohl
chen geweſen, daß ich weder an Leib noch an
jemand angerennt bin, wider meine alte Ge-
, und fürchte, daß Gott meiner vergeſſen habe.
ſo eine kleine Weile bei ihnen am Fenſter ſaß,
ein Bruder des Ordens und rief ihn hinaus, und
ſo: Ich war kürzlich auf einer Burg, und der
agte euch nach, wo ihr wäret, und that das viel
; er hub ſeine Hand auf und ſchwur vor allen
ch: wo er euch fände, ſo wollte er ein Schwert
ch ſtechen. Daſſelbe haben auch gethan etliche
Kriegsleute, ſeine nächſten Freunde, die euch
etlichen Klöſtern geſucht haben, daß ſie ihren
len an euch vollbrächten; darum ſeyd gewarnet
euch, als lieb euch euer Leben ſey. Ob dieſer

Rede erſchrak er und ſprach zu dem Bruder: Ich wüßte gerne, womit ich den Tod verſchuldet hätte. Da ſprach er: Dem Herrn iſt geſagt, ihr hättet ihm ſeine Tochter, wie auch viele andere Menſchen, verkehrt in ein beſonderes Leben, das da heißt der Geiſt, und die in derſelben Weiſe ſind, die heißen die Geiſter und Geiſterinnen: und iſt ihm vorgelegt, daß das das allerverkehrteſte Volk ſey, das auf Erden lebt. Und noch mehr: ein anderer war da und redete von euch alſo: Er hat mir einen Raub genommen an einer lieben Frau; ſie zeucht nun den Schleyer vor und will mich nicht mehr anſehen, ſie will nur einwärts ſehen; das macht der Mönch und das muß er büßen.

Da er dieſe Mähre gehört, ſprach er: Gelobt ſey Gott! und eilte bald hinwieder an das Fenſter und ſprach zu ſeinen Töchtern: Eya meine Kinder, gehabt euch wohl! Gott hat an mich gedacht und hat mein nicht vergeſſen. Und er ſagte ihnen die harte Mähre, wie man ihm um Wohlgethanes übel lohnen wollte." —

Nachſtehende Sprüche, aus Suſo's Schriften ausgezogen, mögen von ſeiner Tiefe und Herzlichkeit und ſeiner kindlichen, eigenthümlichen Sprache weiter zeugen.

Hab ein Inleiden (Gelaſſenheit) in Lieb und in Leid; denn ein inleidender Menſch minnet mehr in einem Jahre, denn ein ausbrechender in dreyen.

Fleiße dich, daß kein Ausbruch geſchehe, der dem innern göttlichen Bilde ungleich ſey.

t etliche Menſchen, die haben ein Nachrüh-
nere Rührung und Mahnung von Gott) ge-
nd dem nicht gefolgt; ihr Innerſtes und ihr
nd fern von einander; und darin gebricht es
chen.

erkeit wird in Außerkeit, dem wird Inner-
er, denn dem Innerkeit wird in Innerkeit.

daß ihm alle Dinge ſeyen, der ſoll ſich ſelbſt
ngen nichts werden.

nichts, was nicht Gott iſt.

ſt und laß dir nimmer genugen, biß daß du
der Zeit das gegenwärtige Nun der Ewig-
ern es möglich iſt menſchlicher Krankheit.

Lieb bey Lieb iſt, ſo weiß Lieb nicht, wie lieb
n aber Lieb von Lieb ſcheidet, ſo empfindet
e lieb Lieb war.

biſt du nun in dem elenden Jammerthal, in
Leid, Lachen mit Weinen, Freude mit Trau-
cht iſt, in dem vollkommene Freude nie ein
denn es trüget und lüget, als ich dir ſagen
heißet viel und leiſtet wenig; es iſt kurz,
andelbar, heute viel Liebes, morgen Leides
; ſiehe, das iſt dieſer Zeit Spiel.

lieber, daß man in dieſer ſorglichen Zeit
Wahrheit ſage durch den Mund, woran es

liege und was das Gebrechen ſey, denn daß man es verſchweiget. Ein Menſch, der den rechten Weeg gienge, wäre Gott lieber, denn hundert tauſend andere. Es wäre auch den Menſchen wäger und fern beſſer, daß ſie in Furcht und Sorgen giengen, ſo ſie die Wahrheit wüßten, denn daß ſie alſo gehen und wähnen recht zu gehen, und gehen doch unrecht.

Herr, thue mit deiner armen Kreatur, was deines Lobes iſt; denn es gehe wie es wolle mir: dein Lob das will ich ſprechen, ſo lange ein Aethemlein in meinem Munde iſt; und ſo ich die Sprache verliehre, ſo begehre ich, daß ein Aufheben meines Fingers eine Beſtätigung und ein Beſchließen ſey all des Lobes, das ich je ſprach; und dennoch ſo mein Leib verpulvert wird, ſo begehre ich, daß von jedem Pülverlein ein grundloſes Lob aufdringe durch die harten Steine, durch alle Himmel hin vor dein göttliches Angeſicht bis an den jüngſten Tag, da ſich Leib und Seele wieder geſammelt in deinem Lobe

---

Ein edler geiſtlicher Menſch ſollte alſo gelaſſen ſeyn, ſchluge man ihn an einen Backen, er ſollte den andern darbieten; was man an ihm thäte, deſſen ſollte er in Frieden bleiben. Von dem minniglichen Bilde unſeres Herrn Jeſu Chriſti ſprach man: er wäre ein Verleiter, ein Verrather, und wäre mit dem Teufel beſeſſen. Er ſchwieg und trug und litt es gütlich.

Der liebe St. Bernhardt ward mehr geehret, denn der Pabſt oder einige Menſchen auf Erden; deſſen achtete er

t mehr, denn den Staub unter ſeinen Füßen. St.
mas ſprach: willſt du probiren, ob ein Menſch groß
vollkommen ſey, ſo ſehe, ob er kindliche Worte ſpreche.
andern, ſucht er Ehre, flieht Schmach und Schande,
iſt ihm die nicht willkommen und wonniglich, ſo halte
s von ihm, er thue, was er thue, da iſt kein Grund
n. Wer nicht leiden will, der iſt nahe bey ſeinem
.

---

as Leiden, was Gott ſeinen Freunden gibt, iſt eine
e Bürde, denn der Herr ſelbſt hilft es ihnen tragen.
h das Leiden werden wir Gott lieb, und mit ihm
mat; ſein inwendiger Troſt überwieget alle Leiden.
lebt in dieſer Zeit ohne Leiden? Wahrlich niemand
Erden, wie hoch die Burgen ſeyen, wie weit die
le ſeyen, noch rothe Mäntel, noch ſeidene Kleider,
n deſſen nicht los ſeyn; ſie haben das luſtige, glän-
Gewand auswärts gekehrt, aber das ſchmerzende iſt
einwärts zum Herzen geſchlagen. — —

---

e Leute ſind recht verblendet und wollen viel thun,
angen ſo manches an, als ob ſie Gott erziehen wollten,
mit ſich ſelber, in ihrem eigenen Willen, voll Gut-
ns; in ihrer eigenen Natur. Nein! nicht mit dei-
Erfechten, ſondern mit Laſſen, mit Sterben und
rben, und mit Verzichten. So lange ein Tropfen
in dir iſt ungetödtet, ungeſtorben und unüberwun-
gebricht dir. Der liebe Paulus ſprach: Ich lebe,
ich, ſondern Chriſtus lebt in mir! Wiſſe, dieweil
etwas in dir lebt, das nicht Gott iſt, du ſeyeſt

das ſelbſt, oder was das iſt, ſo lebt Gott nimmer vollkommen in dir.

Die Welt iſt voll Untreue, denn wie der Eigennutz ein Ende nimmt, ſo nimmt auch die Freundſchaft ein Ende. Rechte Liebe, ganze Freude, noch wahren Frieden, gewann nie ein Herz in geſchaffenen Dingen.

Einem Menſchen ward einſt geoffenbaret, wie er ſich laſſen ſollte; er ſollte thun, als ob er in dem tiefen Meere auf ſeinem Mantel ſäße und eine Meile im Umfange ſollte kein Land ſeyn, weder nahe noch ferne; was wollte er thun? Er konnte weder rufen, noch ſchwimmen, noch waten, er mußte ſich Gott laſſen. Alſo ſollte der Menſch ſich allezeit Gott laſſen, wenn er in Wahrheit ein gelaſſener Menſch ſeyn will.

Gott verſteht die Herzensſprache und Seelenmeinung, ein gründliches, innerliches und weſentliches Anſprechen. Mariens Sinn und ihre Gegenwart betete heiliger und tiefer in den Ohren Chriſti, denn alles, was Martha ſagen oder klagen konnte.

Wir leſen in St. Lucas Evangelio, daß ein reicher Mann, ein Phariſäer, unſern Herrn Jeſum geladen hatte in ſein Haus; das war ein ſehr gutes Werk, Chriſtum ſpeiſen, mit all ſeinen Jüngern; und da war viel Volks. Dieſer meinte es gar wohl; aber ihm gebrach des edlen *Non sum* (ich bin es nicht). Da kam eine Sünderin, die fiel nieder, und ſprach in ihrem Grunde: *Non sum*

in es nicht). Dadurch iſt ſie erhaben über alle Himmel
über manchen Chor der Engel. Dieſe fiel in das
iederkeit vor Chriſti Augen, und aus ganzem inner
Herzen ſprach ſie: Non ſum (ich bin es nicht). Aus
Grunde wuchs ein ewiges, immerwährendes: *Ego*
(ich bin es). Chriſtus that ihr alles, was ſie wollte.
s da der Wirth, der in dieſer großen, guten Uebung
nd ihnen allen Eſſen und Trinken gab, der ver
ete dieſes und meinte: warum ſich Chriſtus zu ihr
, ſie wäre eine Sünderin. Ach, er war in ſich das
Ego ſum (ich bin es), und nicht *Non ſum* (ich
nicht), und meinte, er wäre der, zu dem man
ren und ihn hören ſollte; und mit ihm ſollte man
und nicht mit dem Weib. Ach, lieben Kinder, wie
det man dieſer Phariſäer noch, geiſtliche und welt
Die Welt iſt ihrer voll, ſchwarz und grau, roth
nn. —

Menſchen Thun geht darauf, wie ſie das Wort:
ſum (ich bin es nicht) verleugnen und verbergen.
llen alle etwas ſcheinen, es ſey im Geiſt oder in
Wer dieſen Grund allein treffen könnte, der
nde von dem allernächſten, kürzeſten Wege zu
ſten Wahrheit, die man in der Zeit erfolgen mag.
m iſt niemand zu alt, noch zu krank, noch zu
och zu arm, noch zu reich. Das iſt: Ich bin's
Ach, was für ein unausſprechliches Weſen liegt
t. *Non ſum* (ich bin es nicht)! Dieſen Weg
nand wandeln, man kehre es, wo man es hin-

Lehre, wir wollen immer etwas ſeyn. Ja, wir ſind, und wollen und wollten immer ſeyn. Hierin ſind alle Menſchen alſo gefangen und gebunden, daß ſich Niemand laſſen will.

Ein wahrhafter Untergang des Menſchen (völlige Gelaſſenheit und Demuth) iſt eine Wurzel aller Tugend und Seeligkeit; daraus dringet dann eine ſanftmüthige Stillheit in ſein ſelbſt rechter Gelaſſenheit, gegen den Mindeſten als gegen den Meiſten. Das thut weh, wohl reden können und doch ſchweigen, böſe Unrede empfahen und ſich nicht rächen, ein wohlkönnender, würdiger Menſch einem unächtigen, gebrechhaften Menſchen gegenüber ſchweigen, das iſt nach dem edlen Chriſto gebildet werden

Von der

Stille und Einſamkeit.

Aus dem Franzöſiſchen

der Maria Guyon.

Jeanne Marie Guyon, geborne Bouviers de la
Mothe, war im Jahr 1648 zu Montargis geboren. Sie
dmete ſich von früher Jugend auf einem beſchaulichen,
nern Leben. Dennoch ging ſie, um den Willen ihrer
tern zu erfüllen, eine Ehe mit einem Herrn Guyon
n; den ſie aber, nachdem ſie mehrere Kinder mit ihm
zeugt hatte, durch den Tod verlor. Sie war dazumal
rade 28 Jahre alt. Im Jahre 1681 verkündigte ſie
uptſächlich in der Dauphiné und in Savoyen und im
ndchen Gex die Lehre der Quietiſten. Im Jahre 1688,
ſie nach Paris zurückkam, ſperrte man ſie in ein
oſter, aus dem man ſie zwar wieder in Freyheit ſetzte;
r da ſie zu lehren und zu ſchreiben fortfuhr, verſchloß
n ſie in das feſte Schloß Vincennes. Ihre abermalige
freyung hatte ſie hauptſächlich dem Wohlwollen Fene-
s zu verdanken, der ſich mit Boſſuet in einen lan-
Streit über ihre religiöſen Anſichten einließ. Ihr
d erfolgte im Jahre 1717.

Sie ſchrieb viele religiöſe Bücher und gab in 20 Bänden
Bibel mit Erläuterungen über das innere Leben heraus.

Im Deutſchen beſitzen wir folgende Schriften von ihr, die alle ſehr ſelten wurden:

Geiſtliche Discourſe, die das innere Leben betreffen. 4 Theile. Leipzig, 1728. Geheime Gottesgelahrtheit. Leipzig, 1706. Geiſtliche Ströme. Leipzig, 1728. Das alte Teſtament, mit myſtiſchen Erklärungen. 4 Theile. Berlenburg, 1746. Anweiſung zum ſteten Wandel in der Gegenwart Gottes. 4 Theile. Stuttgart, 1763., und einen geiſtlichen Wegweiſer zum innern Leben in zwey Büchern, ohne Druckort, im Jahre 1720.*)

Das erſte Buch davon: „Kurzes und ſehr leichtes Mittel zu beten", ließ ſie im Jahre 1688 zu Lyon erſcheinen, unter dem Titel: „Le moyen court et très facile pour l'oraison." Das zweyte Buch von dieſem Werke enthält: „Mütterliche Anweiſung zum chriſtlichen Wandel in der Gegenwart Gottes", und wir entnehmen ihm einen Auszug aus dem 18ten Kapitel:

Von der Stille und Einſamkeit.

Wollt ihr die Welt verlaſſen, ſo müßt ihr zuvor euch ſelbſt verlaſſen, weil man ſich ſelbſt aller Orten mit ſich trägt. Wenn ihr euch ſelbſt in die Wüſte traget, ſo ſeyd ihr daſelbſt viel übler daran, als da, wo ihr jetzt ſeyd.

Bleibet nur immer in dem Stande des Berufs, zu dem euch Gott berufen hat. Eure Abſonderung ſey nur eine ſtetige Verläugnung eurer ſelbſt, dann werdet ihr euch mitten am Hofe ſo einſam befinden, wie ein Einſiedler in der Wüſte.

---

*) Ihre Selbſtbiographie hat Frau v. Montenclaut ins Deutſche überſetzt.

Der ganze Unterſchied beſteht nur darin, daß ihr mehr Kämpfe auszuſtehen habt; ich will Gott bitten, daß er euch den Sieg über euch ſelbſt und über alle andere Feinde, die euch umgeben, davon tragen laſſe. Faſſet guten Muth, liebet Gott von ganzem Herzen, trachtet darnach, daß ihr ſeine göttliche Gegenwart in eurem innerſten Grunde durch eine faſt immerwährende Sammlung und Einkehr bewahren möget; nicht dadurch, daß ihr euch dem äußeren Betragen nach viel Zwang anthuet, ſondern durch eine aus Gewohnheit erlangte Fertigkeit, in euch ſelbſt auf eine ganz einfältige und ganz natürliche Art einzukehren. Uebergebet euch in die Macht Gottes, daß er euch in euren Schwachheiten ſtärke; denn wer ſich auf ſeine eigenen Werke ſtützet, der lehnet ſich auf ein zerbrochenes Rohr, welches ihn eher verwundet, als daß es ihn ſchützt.

Sobald ihr in euch das Gefühl der Gegenwart Gottes empfindet, das euch zur innerlichen Einkehr ziehet, ſo bleibet ſtille in Ruhe und laſſet von aller Wirkung ab, damit ihr Gott in euch wirken laſſet. Unterſtehet euch ja nicht, durch eure grobe und ungeſchickte Wirkung die Wirkung Gottes zu verhindern. — — —

Die äußerliche Abgezogenheit iſt, ſonderlich im Anfang, hoch nöthig, damit man der innern Stille obliegen könne; doch muß dieſelbe auf eine ſolche Art angeſtellet und gerichtet werden, daß man von außen nichts Außerordentliches daran bemerke. Wir müſſen unſere Frömmigkeit, ſo viel möglich, vor den Menſchen und vor dem Satan verbergen, welche beyderſeits diejenige weit heftiger als andere angreifen, die auf eine beſondere Lebensart verfallen. Das äußere Weſen muß eine Frucht des innern ſeyn.

Das innere muß auf den lebendigen Felſen, Jeſum Chriſtum, gebaut werden, welcher, weil er der niedrigſte unter allen Menſchen geweſen, anders nicht, als durch eine tiefe Erniedrigung, und durch völlige Verläugnung, nicht allein der Dinge, die außer uns ſind, ſondern auch unſer ſelbſt, kann gefunden werden. — —

Es wäre eine ſchlechte Sache, alle Creaturen oder allen äußern Umgang mit Menſchen zu verlaſſen und in die Wüſte zu gehen, wenn man ſich nicht ſelbſt verlaſſen wollte. Sich in die Einſamkeit begeben, das heißt noch nicht aus der Welt fliehen, aber mitten in der Welt von ſich ſelbſten abgeſchieden ſeyn, das heißt fliehen.

Deßwegen hat unſer Herr uns nicht ausdrücklich befohlen, in die Wüſte zu fliehen, aber wohl uns ſelbſt zu verläugnen, weil ſolche Verläugnung die Seele zur vollkommenen Einſamkeit bringet. Denn wenn ſie von ſich ſelbſten ausgehet und ſich verläßt, ſo hat Gott in ihr allein ſeine Wohnung und ſie wird der ewigen Einſamkeit und ruhigen Vergnügung Gottes, wie dieſe vor der Schöpfung der Welt war, theilhaftig.

Man meine nicht, daß dieſes die Seele hindere, mit denen Dingen und mit denen Perſonen ſich zu beſchäftigen, mit denen ſie Gott beſchäftigen will, aber ſolches geſchiehet als in Gott ſelbſten, der ſie auf dieſe Seite, zu dieſem oder jenem lenket und beweget, und ſie mit dem beſchäftigt ſeyn läßt, was ihm gefällt. Dieſes unterbricht die Einſamkeit der Seele ſo wenig, als Gottes Ruhe und Stille durch ſeine ſtete Beſchäftigung mit den Menſchenkindern und ſeine beſtändige Fürſorge geſtört wird.

Alſo müßt ihr inwendig einſam ſeyn und euch gewöhnen, euch in euer Herz hinein zu begeben; daraus laſſet euch nicht treiben, wenn euch etwas Widriges und Mißfälliges begegnet.

Je zuweilen findet man ſich ins Innere gezogen und geſammelt außer dem Gebet, nachdem man vorher zerſtreuet und ohne Kraft und Andacht unter und in dem Gebete geweſen iſt. Zu der Zeit muß man, wenn man anders kann, ſich bey Seite machen und in die Stille begeben, damit man ſich von Gott ganz möge einnehmen und beſitzen laſſen. Wenn man aber nicht dazu kommen kann, ſo muß man in dem Innern eine deſto tiefere Aufmerkſamkeit beweiſen, welches gleichſam die Uebereinſtimmung des ganzen Herzens iſt. Denn die göttliche, lautere Liebe rufet die Seele zu einer unbegreiflichen Abgeſchiedenheit und Einſamkeit und ſpricht unaufhörlich zu derſelben: Komm mit mir in die Wüſte, wo ich allein bin, und du magſt auf dem Wege antreffen, was du willſt, wenn es auch Engel wären, ſo meide ſie, ich bin eifrig. —

Wir müſſen aber zuvor unſer Elend, ſo groß als es iſt, erfahren und empfinden. Man muß ſolche Steige betreten, die voll jäher Stellen ſind, und bey der Nacht wandeln, man muß vom Bach auf dem Wege trinken, ehe man das Haupt empor heben kann, das iſt, man muß erſt durch die Bitterkeit des Lebens hindurch, ehe man Gott in völliger Stille beſitzen kann. Je mehr uns die Welt kreuziget und von ſich ausſtößt, je mehr ſind wir der Welt gekreuziget und von derſelben geſchieden, eingedenk, daß Gott ſagt: Gehet aus von Babel, mein Volk! Das Verderben iſt jetzt dermaßen groß, daß man ſich aus dieſem Babel nicht eilig genug herausbegeben kann. Es iſt aber auch ein anderes Babilon, das weit gefährlicher iſt, weil wir es immer bey und in uns tragen, und da ſind wir ſelbſt unſer größter und gefährlichſter Feind.

Wir würden nicht um ein Haar vollkommener ſeyn, wenn wir auch in eine Wüſteney giengen, wofern wir uns ſelbſt mit dahin nähmen. Wir würden dagegen auf einem öffentlichen Platze können geheiligt werden, wenn wir uns auf demſelben nach Gottes Willen und Ordnung einfänden. Bleiben wir in uns, ſo ſind wir auch ſelbſt in der Einſamkeit nicht einſam. Wer Gott beſitzet, iſt überall einſam, wer aber Gott nicht hat, der iſt mitten in der Wüſte in dem größten Getümmel. Wir können nur bey Gott allein einſam ſeyn, auch an der Einſamkeit, die er in ihm ſelbſt hat, nicht eher Theil haben, als wenn wir uns von dem, was Ich heißet, entfernen. Wenn dieſes Ich nicht wäre, ſo könnte ich auch an den unheiligſten Orten einſam und allein ſeyn, und wo das Ich noch bey mir iſt, da bin ich auch in der Wüſteney nicht einſam.

Ich rede nicht von der äußern Einſamkeit, welche ohne die innere nichts bedeutet, ſondern von der Einſamkeit

ſchiedenheit von allen Creaturen und von uns
h wird die innere Einſamkeit durch die äußere
— — — Jeſus Chriſtus, unſer vollkom-
ßer, hat dreyßig Jahre in einem verborgenen
bracht, alſo daß er ſich auf ein ſtetes, inneres
t legte und während ſolcher langen Zeit vor
er vernichtet blieb, ehe und bevor er ſich ſicht-
iſe zu dem Heil der Menſchen gebrauchen ließ.
urch ſein Beyſpiel zu lehren, wie wir alles
d heftiges Bemühen, dem Nächſten im Geiſt-
ſtlich zu ſeyn, ſterben laſſen und in Stillſchwei-
der Ruhe bleiben ſollen, bis die Zeit und
kommen ſind, darinn uns Gott ſein Wort
Befehl geben wird, für das Heil der Seelen
, wenn er im Sinne hat, uns dazu zu ge-
. — Wir müſſen auf gleiche Weiſe verfahren:
gerne wollen verborgen und unbekannt ſeyn.
s aus unſerer Abgeſchiedenheit und Einſam-
r auf beſondern Befehl der göttlichen Vor-
herausbegeben.

der die Urſache, daß man in der Führung der
bey dem vielen Predigen und Lehren ſo wenig
ſt, weil man ſich von ſelbſt darein ſetzt und
gründet und in der Wahrheit befeſtigt iſt.
in unſerer Einſamkeit zu einem Grund in
ffenheit gelangt ſeyn, ehe wir andern etwas
, ſonſt geben wir, was uns ſelbſt nöthig iſt,
n uns, oder lernen uns aus. — — — Jeſus
chts ſo zuwider, als der Hochmuth des Geiſtes.

Der Menſch achtet nur ſein eigen Werk hoch. Die geringſte gute That, die er thut, rühret ihn in dem Innerſten ſeines Herzens und erwecket in demſelben eine geheime Selbſtgefälligkeit, welche, indem ſie Gott ſeine Ehre in allen Dingen raubet, den Menſchen vor Gottes Augen zu einem Greuel macht. Er lobt ſich ſelbſt, wenn es die Leute nicht thun, und wenn er ſo demüthig iſt, daß er ſeine Werke in Geheim thut, ſo hält er ſich um ſo vortrefflicher, weil er dieſelbe ſo that, daß niemand davon weiß. Inzwiſchen iſt er doch froh, daß man viel von ihm hält, und die ſcheinbare Demuth, die er an ſich ſehen läßt, erhebt ihn gewaltig. Aber eine einfältige Einkehr und Sammlung im Innern, eine verborgene Liebe, die denſelben antreibt, ſich ohne Unterlaß nach ſeinem Geliebten zu ſehnen (wobey ſich aber dennoch zum öftern allerley Beklemmungen und Zerſtreuungen, die man wider ſeinen Willen leiden muß, mit untermengt finden), — die machen, daß er ſich in ſeinen Augen ſehr klein vorkommt. — — So haltet denn allezeit an der innern Einſamkeit, ohne welche die äußere (wie oft geſagt) gar nichts bedeutet. Vergeſſet euch ſelbſt und ſeyd aller Creaturen halber ohnbeſchäftigt, damit ihr euch mit Gott allein beſchäftigt halten möget. Um dasjenige aber, was in euch ohne euer Zuthun vorgeht, müſſet ihr euch ganz unbekümmert halten.

Bilder aus dem Scheol.

Unſere Poeſie nimmt einen neuen Aufſchwung. Der Adlercherub leiht ihr ſeine Flügel, um der Erde zu entſchweben, nachdem ſie hier ſich mit Brod und Wein der neuen Kunſt geſtärkt hat. Unter andern hat, vom Glauben begeiſtert, der geliebte Dichter Albert Knapp ihr einen Sammelplatz für ihre Freunde bereitet in ſeiner Chriſtoterpe, wo er ſelber den Zuhörern viel Schönes, Lebendiges, Großartiges aus dem Vorrath ſeiner Muſe ſpendet. Hiezu gehören (Jahrgang 1834) unter obiger Aufſchrift ſechszehn Gedichte in ernſt auftretenden, fünffüßigen, gereimten Jamben, ein kleiner Dante, der wohl Manchem zu finſter, Andern willkommen, wenigſtens heilſam ſeyn wird. Gleich das erſte Bild bezeichnet die Region, in welche wir uns zu ſtellen haben, um dieſe Bildnerey zu betrachten:

„Im Traume war's. Durch einen tiefen Schacht
Sah ich hinab zur ew'gen Mitternacht" u. ſ. w.

Nun werden der Reihe nach verſchiedene merkwürdige Charaktere in ihren unterirdiſchen trübſeligen Lagen und Geſchäften vorgeführt. Wer nicht Geſpenſter glauben kann, der ſehe doch dieſe hier als Traumgeſtalten an, nach der Wahrſcheinlichkeit und nach der gewiſſen Lehre gebildet: „Ihre Werke folgen ihnen nach.“ Der Verf. ſelbſt äußert ſich in der Vorrede darüber ſehr billig und beſcheiden, will die paraboliſche Einkleidung nicht mit zum Weſen gerechnet wiſſen, beruft ſich aber auf die Analogie der heiligen Schrift, und auf wirkliche Anregungen durch Träume, ohne auf deren ſymboliſche Form zu viel Gewicht zu legen, indem er nur den Gewiſſensanklang bey dieſen Gedichten in Anſpruch nimmt. Zu dieſen Scheolsbildern will er im nächſten Jahrgang einen Cyklus von Himmelsbildern als Gegenſtück folgen laſſen. Vielleicht ſöhnen ſie diejenigen aus, die ſich im Dunkeln fürchten, weil ſie ihre eigene Finſterniß noch nicht wahrgenommen haben. Wir meynen nämlich hier nicht das leibliche Dunkel, das ſie fürchten macht.

J. F. v. Meyer.

Gedichte.

1.

PRIMULA VERIS.

Liebliche Blume,
Primula veris!
Holde, dich nenn' ich
Blume des Glaubens.
Gläubig dem erſten
Winke des Himmels,
Eilſt du entgegen,
Oeffneſt die Bruſt ihm.
Frühling iſt kommen,
Mögen im Froſte,
Trübende Nebel
Wieder verhüllen.
Blume, du glaubſt es,
Daß der erſehnte
Göttliche Frühling,
Daß er gekommen,
Oeffneſt die Bruſt ihm;
Aber es dringen
Lauernde Fröſte
Eiſig in's Herz dir;
Mag es verwelken!
Ging doch der Blume
Gläubige Seele
Nimmer verloren.

N. Lenau.

2.

Diſtichen.

Immer haſt du, o Welt, Wahrheit und Lüge verwechſelt;
Darum glaub' ich izt mehr, weil du izt weniger glaubſt.

Gibt es närriſche Leute, ſo ſind es die Herren Scribenten,
Reden der Zeit nach dem Maul, wollen unſterblich doch ſeyn.

Sperr' in die Kammer dich ein, doch gibt es der Räume noch viele;
Binde die Augen dir zu, doch ſind noch Andre, die ſehn.

Falſcher Eifer ſind zwey: ſeyn wollen wie andere Leute,
Und die Andern nach ſich modeln mit aller Gewalt.

Haſt du ein Eychen gewonnen, mein Hühnchen, ſo brüt' es zur Reife;
Eh' du nicht warm es gehegt, hüpfet kein Küchlein heraus.

Geiſter hat Mancher geſehn; doch wolleſt vor Allem du ſorgen,
Daß der erhabenſte Geiſt immerdar nahe dir ſey.

Alles iſt eitel; ſo ruft ein Spötter. Was ſuchſt du denn Eitles?
Wirſt ja, je mehr du es liebſt, minder ein Salomo ſeyn.

Schlag doch ein Loch in die Wand, hier haſt du den Hammer des Glaubens!
Ehe du recht ihn geführt, wird dir die Ausſicht nicht frey.

Bibel! ja Bibel! ihr armen Kameele; ſtatt ſie zu genießen,
Tragt ihr am Rücken ſie fort, aber ihr nährt euch mit Stroh.

Fleug nicht zu hoch, noch zu niedrig. Hier unten iſt böſes Geziefer;
Hebt dich kein Engel empor, fällſt du nur ſchmählicher hin.

Mache die Weisheit nicht: denn ehe die Berge geworden,
Iſt ſie geweſen und ſpricht: Suche, ſo findeſt du mich.

Schläfrig leben iſt nichts, doch Stillſeyn heilige Loſung.
Wer mit Sehnſucht harrt, hat das Geheimniß erkannt.

— 8 —

3.

Der ſtarke Geiſt.

„O Nachbar, ſeyd ſo thöricht nicht
Und glaubet an Geſpenſter!
Es ſchillert oft das Mondenlicht
In einem Kirchenfenſter;
Es fliegt ein Handtuch in den Wind,
Nun ſagt, ob das Geſpenſter ſind!

Einſt hört' ich's raſcheln in dem Stroh,
Und heulen, ſchrey'n und kratzen;
Da ſchlug ich drein, durch's Dachloch floh
Ein halbes Dutzend Katzen,
Zerſprengt war die Armee geſchwind.
Nun ſagt, ob das Geſpenſter ſind!

Zwar hab' ich einmal was geſehn,
Das war nicht gar geheuer;
Ich ſah's bey Nacht auf Rädern gehn,
Sein Augenpaar wie Feuer;
Huhu! — zwar war ich noch ein Kind; —
Glaub's doch nicht, daß Geſpenſter ſind!" —

Und plötzlich ſchaut ein Ziegenbock
Herein zum offnen Fenſter;
Da fällt vom Seſſel wie ein Pflock
Der Läugner der Geſpenſter.
„Geh nur, du Ungethüm, geſchwind!
Ich glaube, daß Geſpenſter ſind."

— 9 —

4.

Der Schwanen-Sang *).

Nacht war's und der Sterne Schimmer
Hüllten dunkle Schatten ein,
Nur noch aus des Schloſſes Trümmer
Glänzte matter Lampenſchein.

Auf dem alten Thurme droben
Lag ein todteskranker Greis
Und des Odems Züge hoben
Seine Bruſt nur ſchwach und leis.

's war der Thürmer, neunzig Jahre
Zählte bald ſein graues Haupt,
Hatten ihm gebleicht die Haare,
Doch die Kraft noch nicht geraubt.

Muſika hat geſpielt bis heute,
Klang Muſik, der Alte mit,
Und es flog nach ſeiner Saite
Nach des Walzers munt'rer Schritt.

Und ſein treues Glöcklein brachte
Kunde von der Stunden Zahl,
Wenn ſchon Alles ſchlief, ſo wachte
Er für Wertheim und das Thal.

---

*) Das hier Erzählte iſt Thatſache. Es war ein Verwandter von mir, der alte Thürmer und Muſikus N. auf dem alten Schloß in Wertheim, bei deſſen Tod die Inſtrumente auf die hier beſchriebene Weiſe erklangen. Ich habe mir aus poetiſcher Licenz nur die kleine Aenderung erlaubt, aus der 11ten Stunde die 12te zu machen, und den Tod ſogleich nach dieſem Klang erfolgen zu laſſen, während der Kranke erſt 12 Stunden ſpäter ſtarb.

Doch das Ziel der Lebenstage
War erreicht, und ſanft und leis
Nahte der Tod, den ohne Klage
Fromm erwartete der Greis.

Ueber ſeinem Bette hiengen
Glänzend in des Lichtes Strahl,
Die mit ihm durch's Leben giengen,
Inſtrumente, ohne Zahl.

Horch! da tönen, erſt nur leiſe
Seine Inſtrumente all'
Nach der Aeolsharfen Weiſe,
Wie ein ferner Wiederhall.

Bis daß durch ein ſanftes Schwellen
Mächtig ein Akkord erſchallt,
Der dann wieder wie in Wellen
Eines Zephirs ſtill verhallt.

's war der Abſchied von dem lieben
Alten Herrn, der ihm erklang,
Ein Willkommen war's dort drüben,
Wunderbarer Geiſterſang!

Und der Kampf, er war vorüber,
Auf dem Glöckchen ſchlug es zehn,
Da entſchlief er ſanft hinüber
Wie Akkorde ſtill verwehn!

Gerber.

Folgende frühere Werke von Herrn Dr. Juſt. Kerner ſind auch bei dem Verleger dieſes erſchienen und noch im Buchhandel zu erhalten:

Almanach, poetiſcher. 8. 1812. 1 fl. 30 kr. oder 20 ggr.

Geſchichte zweier Somnambülen, nebſt einigen andern Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der magiſchen Heilkunde und der Pſychologie. gr. 8. 1823. 2 fl. 30 kr. = 1 Thlr. 10 ggr.

Reiſeſchatten vom Schattenſpieler Luchs. 8. 1811. 1 fl. 18 kr. oder 1 Thlr. Sächſiſch.

Blä

Fr

Dru

itter aus Prevorst.

Originalien und Leſefrüchte
für
eunde des innern Lebens
mitgetheilt
von dem Herausgeber
der Seherin aus Prevorſt.

Sechste Sammlung.

Karlsruhe,
k und Verlag von Gottlieb Braun.
1835.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt.

Seite
uch wieder ein Laut aus einer beßern Welt 1
chuberts Geſchichte der Seele, nebſt etlichen Zugaben von F. v. Meyer 11
ie Jungfrau von Orleans, von —y— 37
ragen und Bitten an die Erzähler wunderbarer Begebenheiten, von —y— 65
ranz von Baaders Bemerkungen bei Leſung der „Geſchichten Beſeſſener neuerer Zeit“ in einer Zuſchrift an Juſt. Kerner 71
iniges über Herrn Dr. Menzels Recenſion der Schrift: Geſchichten Beſeſſener neuerer Zeit, aus einer Zuſchrift an denſelben von Kerner 75
ine Zuſchrift Eſchenmayers an Kerner über den gleichen Gegenſtand 91
uſchrift J. G. L—s an Kerner über die Aeußerung eines würtemberg. Tagblattes in Betreff der Geſchichten Beſeſſener 102
ie Beſeſſenen neuerer Zeit. Von —y— 105
ittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens:
1. Geiſtererſcheinungen 116
1. Wahrnehmungen eines Geiſterſehers 117
2. Zur Geſchichte des Geiſterſehens der Seherin von Prevorſt 118
3. Die weiße Frau im Schloße zu Berlin 127
4—5. Zwey andere Erſcheinungsgeſchichten 130
6. Brieſliche Mittheilung einer ſonderbaren Erſcheinung 137

Seite
II. Träume:
1—6. Merkwürdige Träume, mitgetheilt von Herrn Pfarramtsverweser **Schönhuth** 149
7. Traum und Erscheinung 159
8. Ein merkwürdiger Traum, mitgetheilt von Herrn Oberst von P—r 163
III. Vorgesichte:
1. Magnetisches Vorausschauen der Schwester Montezumas. Mitgetheilt von Hrn. Dr. **Menzel** . . 165
2. Vorgefühl von einem verletzt werdenden Gliede 169
3. Eine schützende Ahnung 170
4. Zwey Voraussagen 171
IV. Ein zweytes Gesicht, mitgetheilt von Hrn. Oberst v. P—r 173
V. Ahnungen, mitgetheilt von T—r:
1. Marie Antoinettes Ahnung von ihrer Hinrichtung 175
2. Buffons Kopf 176
VI. Todesanzeigen, mitgetheilt von T—r 178
Martin von Schlierbach 189
Das Albmädchen, von —r— 192
Verwahrung gegen einen Aufsatz in der Christoterpe auf das Jahr 1833, von Dr. J. F. v. **Meyer** 196
Sage einer Unwahrheit 201
Der Schlüssel zur Apokalypse 204
Zwey Gedichte 207
Berichtigung eines in der dritten Samml. befindlichen Aufsatzes 211

ch wieder ein Laut aus einer beſſern Welt.

Lengenwang, einem Weiler der Pfarre Seeg, lebte
Jüngling von beiläufig 30 Jahren (er iſt geboren
, 24 Febr. 8 Uhr Morgens). Schon von ſeiner Kind-
an litt er an der fallenden Sucht — und zwar in
m mir unerhört ſchrecklichen Grade. Manchen Tag
rfe ihn das ſchreckliche Uebel wohl 20 mal zu Boden
ſen. Darauf — bisweilen auch vorher — kam ein tie-
dumpfer Schlaf von 36 — 48 Stunden.
eine Eltern, ſo gern ſie ihn hatten, konnten ihn nicht
r zum gemeinſchaftlichen Tiſche gehen laſſen, weil er
ar oft von ſeiner Krankheit befallen wurde, und dann
Schrecken und Eckel übermannt Niemand mehr eſſen
ate. Die Stiege mußte er immer rückwärts hinabgehen.
uchte er ordentlich, wie andere Leute, herunter
ehen, ſo ſtürzte er meiſtens herab, und wälzte ſich
umend am Boden. Bei der geringſten Erhitzung, An-
gung oder Gemüthsbewegung war das Uebel da.
enn es ihn im Bette ankam, ſo warf es ihn mit
ht heraus. Kaum konnten ihn zwei Männer halten.
n Vater wußte keinen Rath mehr, als ihn mit Stricken
ie Bettſtätte hineinzubinden.

Weil ſeine Eltern vermögliche, und in ihrem Weiler angeſehene Leute ſind, und man dieſe Krankheit gewöhnlich für eine Schmach, und beinahe für etwas Ehrloſes hält, ſo hielten ſie es ſo viel möglich geheim.

Sie hätten es ſich wohl tauſend Gulden koſten laſſen, wenn ſich jemand gefunden hätte, der ihrem Sohn um dieſen Preis hätte helfen können. Aber da war Niemand. Indeß ward die Sache doch kund. Er hatte drei öffentliche Anfälle.

Einmal kam es ihn auf der Wieſe an. Er mußte auf einem Wagen nach Hauſe geführt werden.

Das andere Mal war er auf einer andern Wieſe mit Aufrechen beſchäftiget. Ein mächtiger Anfall warf ihn nieder auf den Boden, dann wieder mehrere Schuhe empor in die Luft, und ſo auf dreimal in eine zum Flachsbeitzen beſtimmte, gegen 30 Schuhe entfernte, große Waſſergrube hinein. Zwei Männer bemerkten es und retteten ihn, ſonſt wäre er unfehlbar ertrunken.

Das dritte Mal befiel's ihn in der Kirche, einen oder zwei Tage nachher. Weil die ſchreckliche Plage nach einem heftigen Anfalle, oder nach einer Reihe ſchnell auf einander folgender Anfälle gewöhnlich einige Zeit ausſetzte, ſo nahmen die Eltern keinen Anſtand, ihn dahin zu ſchicken. Er hatte ſeinen Platz zu hinterſt in der Kirche im letzten Stuhle an der Mauer gewählt. Ich (Chriſtoph Schmid) predigte eben. Auf einmal fiel er mit großem Getöſe von ſeinem Sitze herab. Alles erſchrack — alle Aufmerkſamkeit hatte ein Ende. Ich wußte von der ganzen Sache noch kein Wort, und ſtieg von der Kanzel, zu ſehen, ob ich nichts helfen könne. Der furchtbare An-

es armen jungen Menſchen, ſein ſchreckliches, von
aufenem Blute ſchwarz und blau aufgeſchwollenes
t, der vorgeworfene Schaum, und die mächtigen
ngen, welche die vereinte Kraft von ſechs Männern,
aus der Kirche trugen, kaum bändigen konnte,
einen erſchütternden Eindruck auf mich.

h dem Gottesdienſte beſuchte ich ihn. Er ſaß auf
nk am Ofen — ruhig und lächelnd, doch war ſein
och matt und krank, und hatte immer etwas Zer-
und Trübſeliges.

nun an ſtieg ſein Elend wieder aufs Höchſte. Er
gar nicht mehr vom Bette aufſtehen. Sobald er
r aufſitzen wollte, ſchlugs ihn wieder zurück ins
hätte er des Tages hundertmal verſucht, aufzuſtehen,
mal hätte es ihn wieder niedergeworfen.

dieſem furchtbaren, jammervollen Zuſtande nahm
Zuflucht zu Gott.

nun mag er ſelber weiter erzählen, ſoviel ich mich
Worte noch erinnern kann.

muß ich für einige Leſer, denen dieſe Blätter in
nde kommen können, bemerken, daß das Wort
im Allgäu beiläufig das nemliche ſagt, was in
ndſprache des Evangeliums das herzliche, trau-
ort „[illegible]“ Kind, Sohn, bedeutet.)

war Nachmittags am 3. Juli 17[illegible], halb 3 Uhr;
r waren in der Kirche. Es war kein Menſch zu
alle Thüren waren geſchloſſen. Ich allein lag in
n Stube in meinem Bette.“

ieng mir nun mein Elend ſo zu Herzen, wie noch nie in meinem Leben. Ich weinte bitterlich, daß eine Zähre die andere ſchlug. Ich betete mit einer Innbrunſt, daß ich es in meinem Leben noch nie ſo konnte. Ich ſaß im Bette auf, ohne dießmal wieder umzufallen, und betete mit ausgeſpannten Armen gegen das Muttergottesbild hin, das an der Bettſtatt hängt.“

„Da klopfte etwas an der Thüre. Ich dachte es ſei nur die Katze, und betete weiter. — Es klopfte das zweitemal. Ich verboſte — betete aber wieder fort.“

„Nun gieng die Thüre mit einem ſtarken Schlage auf. Ich erſchrack und verſteckte mich geſchwind unter die Decke.

„Ich verſpürte, daß etwas die Bettdecke wegziehen wollte. Ich hielt ſie aus allen Kräften an mich. Es half nichts — ich mußte es geſchehen laſſen.“

„Nun ſah ich eine weiße Kugel. So weiß, wie ein ſchönes; reines, weißes Leinentuch.“

„Die Kugel ſagte; „„Bue! dein Kreuz iſt groß! recht groß: aber vertraue auf Gott, und ſteh auf! dir wird geholfen.““

„Vergelts Gott! ſagte ich und die Kugel ſtieg empor, und verſchwand.“

„Gleich darauf kam der Vater aus der Kirche nach Hauſe. Es wunderte ihn, als er in das Haus trat, daß es auf dem obern Söller ſo helle war. Er gieng die Treppe hinauf, und ſah die Kammerthüre, die er wohlbedächtig geſchloſſen hatte, offen ſtehen.“

Biſt du außer dem Bette geweſen, und konnteſt du aufſtehen? fragte der Vater voll Verwunderung.

Der Sohn erzählte ihm die Geſchichte. Der Vater wollte ſie ihm als einen Traum ausreden, und beſtrafte ihn mit Worten.

Der Sohn beſtand darauf: „Ich wachte gewiß! ich ſaß ja in dem Bette auf! ich laß mir es nicht nehmen."

Nun holte der Vater den Hr. Kaplan Bayer, der eben den nachmittägigen Gottesdienſt gehalten hatte, vor das Bett des Kranken her.

Dieſer ſagte dem Knaben: „Die Sache kann von Gott ſeyn. Wenigſtens iſt die Anweiſung zum Vertrauen auf Gott gewiß die rechte Anweiſung. Glaub du, und vertrau!"

Auf dieſes hin verließ der Knabe das Bett, und nun mag er ſelbſt wieder weiter erzählen:

„Eine Stunde nachher, etwa um 4 Uhr war ich wieder allein in der Kammer. Ich ſaß auf einer Truhe. Ich konnte wieder mit einem rechten Vertrauen und mit einer rechten Inbrunſt beten. Ich war voll Troſt und voll Hoffnung."

„Wie ich betete, fiel etwas von der Stubendecke eben auf die Truhe neben mich herab. Ich ſah auf — die Kugel erſchien. Sie ſchwebte herunter und ſetzte ſich neben mich hin auf die Truhe. — Ich erſchrack, daß ich zitterte. „„Bue""! ſagte die Kugel, „„Gott ſchickt mich her — dir iſt geholfen. Geh hin, wo du willſt."" Als ich von Gott hörte, legte ſich mein Schrecken, und mir wurde recht wohl ums Herz."

„„Dir iſt geholfen! geh und ſteh, wie du willſt"" — ſagte ſie noch einmal."

„„Dein Kreuz iſt von dir genommen. Fürchte dich nimmer"", ſagte ſie das drittemal."

„Ich hatte eine unausſprechliche Freude. Ich konnte die Kugel nicht genug anſehen, ſo ſchön dünkte ſie mich. Ich dachte, wie ſie ſo neben mir ſaß, wenn ich ſie nur anrühren, und mit der Hand ſtreicheln dürfte. Ich getraute mir aber nicht.“

„Ei“ — ſagte ich — darf ich nicht Vater und Mutter holen, daß ſie es doch auch ſehen, und glauben?“

„„Nein! antwortete die Kugel. Ich laſſe dir ein Wahrzeichen da. Wenn ſie dem nicht glauben, würden ſie dem andern auch nicht glauben.““ — „Die Kugel verſchwand.“

„Ich ſah auf die Truhe. Eine volle — noch geſchloſſene Erbſenhülſe lag da. (Er zeigte ſie.) Es war dieß, was gleich anfangs — ſo — (Er ließ die Erbſenhülſe, ſo doch er mit der Hand reichen konnte, auf den Tiſch herabfallen) von der Stubendecke auf die Truhe herunterfiel.“

„Ich nahm das Zeichen. Ich gieng voll Freuden, gerade zu, und ohne an das Fallen auch nur zu denken, die Stiege herab, und erzählte es meinen Eltern.“

„Sie wollten mir lange nicht glauben, aber wie ſollte es mir einfallen, ſo zu lügen! oder wie könnte man ſo träumen! — Zu meinem Leben habe ich nichts ſolches gehört oder gedacht. Meine Eltern wiſſen's ſelbſt, daß ich ſonſt in meinem ganzen Leben noch kein Wort von ſolchen Sachen geredet habe.“

„Mich bekümmert nur eins bei der Sache, daß ich vergeſſen habe, mich zu bedanken, und nicht Vergelt's Gott! geſagt habe. Das thut mir nun recht leid.“

„Auch hätte ich fragen ſollen, wer denn dieſe Kugel ſey. Die Stimme war gerade wie die Stimme des Len-

er Herrn ſeligen (des kurz vorher verſtorbenen
aten Gottfried Ehrhardt, der eine überaus fromme,
hafte, gottergebene Seele war). Gerade ſo ſaß
al neben mir. Gerade ſo ſagte er allemal: „„Bube,
uz iſt groß; aber vertrau auf Gott““ ꝛc. Wenn
gefragt hätte! Es reuet mich jetzt recht. Ich
recht vergeſſen.“ —

eit der Jüngling. So erzählte er die Geſchichte
nwart ſeines Vaters zuerſt dem Hrn. Kaplan
So erzählte er im Beiſeyn ſeines Vaters hernach
. Ich hab' dieß alles aus ſeinem Munde.

iſt nun von dieſer Geſchichte zu halten? das
nicht. Was aber ich davon halte, das weiß
will es noch hieher ſetzen.

ur Herr Xaver die Geſchichte zuerſt erzählte,
ich zwar ſeiner Erzählung — aber es war mir
iches bei der Sache ſonderbar. Mein Glaube
h kein rechtes Leben, und keine rechte Feſtigkeit.
ſelbſt nicht, wie mir dabei zu Muthe war.

aber den Jüngling ſelbſt ſah — da wurde es
anders. Welche Glaubensfreudigkeit! welche
t! welche Unbefangenheit! Sein blaſſes Geſicht,
in die Apoſtelgeſchichte gehört, iſt ſchon ein
gungsſchreiben der Begebenheit. Da iſt nichts
nichts Zerſtörtes mehr, das den an der fallenden
idenden ſonſt eigen iſt. Seine Augen funkel-
Freude. Eine Ueberzeugungsfülle — ein ſeiner
ewißſeyn leuchtete aus ſeinem ganzen Weſen
as jeden Zweifel niederſchlagen muß.

Beſonders rührte mich noch die Einfalt des Knaben. „Das iſt doch ein Wunderding,“ ſagte er, „die Kugel konnte jezt reden, und hatte doch kein Maul.“ Das ſchien ihm das Wunderbarſte an der ganzen Sache.

Die Erſcheinung ſelbſt hat für mich nichts Anſtößiges. Sie iſt genau im Geiſte bibliſcher Erſcheinungen. Wie dort faſt durchgehends ein zweifaches Zeichen für die zwei edelſten Sinne des Menſchen bemerkt wird; ſo iſt auch hier Bild und Stimme für Aug' und Ohr. Eine ſchneeweiße Kugel oder ein brennender Dornbuſch, woraus die Stimme kommt, iſt mir übrigens ganz einerlei.

Der Umſtand mit der Erbſe irrte mich anfangs — aber als ich ſie geſehen hatte, auch nicht mehr. Die noch geſchloſſene, mit Frucht gefüllte Erbſenhülſe iſt ſo vollkommen, rein und niedlich ausgewachſen, als wäre ſie aus tauſenden ausgeleſen. Sie iſt noch ſo unverdorben und unverlezt, daß ſie nicht wohl vom vorigen Jahre ſeyn konnte; und doch ſo ausgereift, und ſo wenig mehr grasgrün, daß ſie noch nicht von dieſem Jahre ſeyn konnte. Um nichts zu übertreiben, ſage ich bloß, ich hätte mir zu dieſer Jahreszeit in unſerer Pfarrei keine dergleichen zu finden getraut. Der Vater verſicherte auch, daß er überhaupt in ſeinem ganzen Hauſe keine Erbſen habe. Die Erbſe iſt wenigſtens, wie die offen gebliebene Kammerthür bei der erſten Erſcheinung der Kugel, ein ganz einfaches — bleibendes Zeichen, daß auch ihre zweite Erſcheinung kein bloßer Traum, oder eine leere Einbildung geweſen ſey. Auch an ſolchen Zeichen fehlt es nicht in der heiligen Geſchichte.

s Merkwürdigſte bleibt mir aber der Jüngling ſelbſt.
nach der Begebenheit gieng er überall frei, ohne
t und voll Zuverſicht herum. Als der Vater ihn
erſtemal ſo frei und gerade vorwärts die Stiege
gehen ſah, ſprang er erſchrocken hinzu, und rief:
Gottes Willen, Nue, was treibſt du? Wenn du
!“ — Er aber antwortete lächelnd: „Sorge nicht!
ja — es hat's ja geſagt, ich falle nicht.“ Er ar-
e, was ihm vorher ganz und gar unmöglich gewe-
äre, den ganzen Sommer über, mit der größten
engung, in der oft brennenden Sommerhitze, ohne
hm nur im geringſten übel wurde. Er befindet ſich
dritten Juli an, bis auf den heutigen Tag voll-
en wohl und geſund.

bglaube iſt meine Sache ſchon einmal gar nicht.
ehe ich wohl, daß ſich die Begebenheit, wie man
gewöhnlich zu erklären pflegt, noch immer aus ganz
lichen Gründen erklären ließe. Ich will auch nicht
ſuchen, ob denn eine Begebenheit nothwendig aus
rſachen geſchehen ſeyn muß, aus denen ich ſie er-
kann.

bemerke bloß im Vorbeigehen, daß mir derlei na-
e Erklärungen ein wenig unnatürlich vorkommen,
aß ſie, was ich von dieſer Geſchichte nun eben nicht
eten möchte, mir gar zu ſehr gegen den geſunden,
n Menſchenſinn anzuſtoßen ſcheinen. Was ich aber
lich ſagen wollte, iſt dieß:

nn ich den Jüngling anſehe, vergehen mir alle
chen Erklärungen, und ich denke an die im Syne-

drie, von denen Lukas ſagt: „Sie ſahen aber den (lahmgeborenen) Menſchen, der geſund worden war, daſtehen — und hatten nichts dawider einzuwenden.“

Auch dem Jüngling iſt dieß ein Hauptgrund ſeines Glaubens. Als ihn Hr. Baver das letztemal beſuchte, ſagte der Vater, er habe die Geſchichte einem weltlichen Herrn erzählt; der Herr habe aber geſagt, das ſeyen nur Einbildungen ꝛc. „Wie meinſt du, Mattheus?“ ſagte Hr. Baver. Der junge Menſch lachte und antwortete: „Sie mögen ſagen, was ſie wollen, mir iſt's geholfen.“

Doch genug! Ich glaube alſo die Geſchichte. Und da fühl' ich's: „der Glaube macht ſelig.“ Die Geſchichte hat für mich einen unbezahlbaren Werth. So arm ich bin — wenn mir jemand 100 Goldſtücke verehrt hätte, ich denke nicht, daß er mir ſo viel Freude gemacht hätte.

Manchmal kann ich nicht an die Geſchichte denken, ohne daß mir aus einer Art Sympathie mit der unſichtbaren Welt, wie irgend ein guter Mann den Glauben nennt, die Thränen in die Augen dringen. Die Geſchichte weckte in mir ein feſteres Vertrauen auf jene unſichtbare Güte, die ſich ſo gnädig unſerer Schickſale annimmt; ſie gab mir mehr Herrſchaft über die Sinnenwelt; ſie ſtärkte mich in der lebendigen Ueberzeugung, daß wir zu etwas Beſſerem beſtimmt ſind, als nach einigen kurzen Augenblicken voll Mühe und Schmerz zu verfaulen. Auch fiel mir nur ſo ein, als ich die Erbſe ſo in der Hand hielt: Wenn zu den Zeiten Jeſu eines Senfkornes groß Glaube nöthig war, ſo dürfte wohl in unſern Tagen ein Glaube einer Erbſe groß nöthig ſeyn.

dieſen Glauben und ſeine heiligen Wirkungen bie
a vielleicht in einem Herzen zu wecken, habe ich
aufgezeichnet. — Uebrigens heißt der Jüngling
aus Keller, — geboren zu Lengenwang 1775 den
ebruar 8 Uhr Morgens. Herr Pfarrer Feneberg
die Geſchichte auch. Hr. Kaplan Bayer auch.
mein Name:

Chriſtoph Schmid,
Kaplan.

, den 24. Nov. 1796.

Nachtrag I.

(Von einer andern Hand.)

r Jüngling hat nachher ein trauriges Ende ge
. Er wurde nach einiger Zeit leichtſinnig, ließ
allerlei luſtige Geſellſchaften hineinziehen, kam
in der Nacht nach Hauſe, und machte ſeinen
riel Kummer und Verdruß. Man warnte ihn
und ſagte ihm unter anderm vor, daß, wenn er
beſſern würde, das vorige Uebel, oder noch ein
über ihn kommen würde. Er aber, des beſtän
rmahnens müde, entfloh aus dem väterlichen
und ließ ſich zu Dillingen unter die Soldaten
. Da bekam er wirklich das vorige Uebel, die
e Sucht wieder, und wurde um deßwillen mit
entlaſſen. Auf der Heimreiſe ſezte er ſich müde

zwiſchen Mindelheim und Gernſtall auf einem Steg über die Mindel nieder, um auszuruhen. Da bekam er nun wieder einen Anfall, es warf ihn in die Mindel hinein, und er ertrank.

Mögen alle, die Gnade vom Herrn empfangen, und undankbar ihn und ſeine Wege wieder verlaſſen, an dieſem Beiſpiele ſehen, daß Gott ſeiner nicht ſpotten laſſe, und daß dann die lezten Dinge ärger werden als die erſten waren.

Nachtrag II.

Ich habe jezt dieſe Geſchichte zum drittenmale geſchrieben — ſchon recht oft geleſen und ſie iſt mir jedesmal auf ein Neues intereſſant.

Es iſt jezt ungefähr 7 Jahre, daß ich das erſtemal Kunde von ihr erhielt. Ich war damals noch Student am Gymnaſium. Das Außerordentliche war es damals, was mich ganz beſonders anzog. Ich ſchrieb ſie dort mit vieler Freude ab. Ich bekam wieder mehr Reſpekt, für das Wunderbare in der göttlichen Geſchichte, das mir in ſelber Zeit etwas anſtößig und verdächtig zu werden anfing.

Ich kam in den Ferien 1825 einmal ſelbſt nach Lengenwang und erkundigte mich genau nach allem, was ich ſchon früher ſchriftlich erfahren hatte. Der damalige Hr. Vikar wußte um die Geſchichte, kümmerte ſich aber

r zu viel um dieſelbe. Um meine Wißbegierde
edigen, ließ er den jetzt noch lebenden Bruder
tthäus Keller, der als Schmid in L. anſäſſig iſt,
und ich erkundigte mich dann nach allem aufs
e.

Bruder, dem man übrigens die Gleichgültigkeit
, was höher liegt, als das Material, das ihm
n Handwerke unentbehrlich iſt, auf dem Geſichte
ann, konnte mir alles genau erzählen — und
auch alles genau, wie ich's geſchrieben bei mir
ihm dann verlas.

n erfuhr ich auch das Ende der Geſchichte, wie
chtrag Nr. I. beſchrieben iſt.

ſten geſpannt war ich auf das Denkzeichen der
a — auf die Erbſenbülie. Dieſe, ſagte er
man im Altärlein verwahrt. — (In den alten
uſern findet man faſt durchgehends in der Ecke
tube, wo der Tiſch angebracht iſt, ein Käſt
mit einer Glasthüre verſchloſſen iſt, in dem
r — ein Marienbild — das Bild des Na
s — auch mitunter Reliquien von Heiligen
rhaupt alles Koſtbare des Hauſes aufbewahrt
nennt dieſes in unſerer Gegend das Altärlein.)
nun hatte man auch im Altärlein verwahrt.
e ſie denn lange geweſen. Dann aber, nach
Heimath übernommen hätte und ſeine Kin
chten, wären ſie öfters über dieſes Altärlein
hatten die Sachen herausgenommen, und ſo

ſei manches und wahrſcheinlich auch die Erbſenhülſe verloren gegangen.

Dieſe Gleichgültigkeit des Mannes, die alle Schilderung übertrifft, und nicht nur gehört, ſondern auch geſehen ſeyn will, ärgerte mich recht, und ich konnte nicht umhin, ihm meinen Unwillen recht erkennen zu geben. Bei mir war's, wie ſchon geſagt, mehr Neugierde als Sinn für das Religiöſe, und ich ſagte ihm noch, wenn er mir ſie geben könnte, ſo wollte ich ſie ihm doppelt mit Gold aufwägen. Allein man fand ſie nicht mehr.

Zwei Jahre ſpäter wurde mir dieſe Geſchichte von einer andern Seite höchſt wichtig.

Meine fromme Mutter, deren religiöſer Sinn ſich während einer mehr als jährigen Kränklichkeit unter der Leitung zweier würdiger Geiſtlichen, ſehr vortheilhaft entwickelt hatte, ſo daß ſie mit gänzlicher Reſignation von dem Vater und ihren neun Kindern ſcheiden konnte, war während dieſer Zeit geſtorben.

Dieß war ein Schlag für mich — und ward ein Schlag zu meinem Heile.

Meine liebe Mutter war mir oft im Sinne, und das Andenken an ſie wurde mir gleichſam eine Leiter, an der ich zum Umgang mit Gott aufſteigen lernte.

Da plagte mich denn anfangs gar oft der zweifelnde Gedanke: „Weiß wohl deine Mutter um dich? — Kümmert ſie ſich wohl um dich?“ — und die Geſchichte des Mattheis ward mir Antwort auf meine Frage und Ueberzeugung für meinen Zweifel.

Wußte — ſo dachte ich — wußte der fromme Ebr-

noch nach dem Tode um ſeinen Mattheis — und
ſeine Sorge ſo weit für ihn gehen, daß er ſich
chtbar und hörbar zeigte — und war er da ſo gar
erändert in ſeinem Verhältniſſe zu dem Jünglinge,
ſogar noch in den nemlichen Ausdrücken zu ihm
, in denen er vor Jahr und Tag mit ihm zu reden
nt war — wie ſollte es da mit deiner Mutter, die
h einmal ſelig glaubſt, in ſo weit anders ſeyn, daß
weder nicht um dich wiſſen konnte, oder ſich um
cht mehr kümmern wollte? — So in der zweiten
e meiner Bekanntſchaft mit der Geſchichte des
eis.

die fruchtbarſte Betrachtungsweiſe für mich erkenne
malen dieſe, wenn ich mich an die Stelle des Jüng-
etze. Und da kann ich denn nie daran denken,
mit einem ſo ſonderbaren Gemiſche von Freude
rchtgefühl erfüllt zu werden, daß ich nicht im
e bin, auszudrücken, wie mir zu Muthe iſt.

erhebend iſt der Gedanke an die ſorgſame Vater-
ners Gottes, wie man ſie in dieſer Geſchichte
ſieht, wie Chriſtoph Schmid dieß recht ſchön ſagt.
ütternd aber iſt das Ende der Geſchichte. Es
nem recht wehe, wenn man ſolche Gnaden ver-
— einen ſo herrlichen Anfang ſo fürchterlich ab-
en findet.

mir da oft in den Sinn kommt, iſt dieß:
in unthätiger Ruhe ſind unſere abgeſchiedenen
Gottes — nein, ſie ſind Könige und Prieſter
und wirken da wohl mehr, als je ein Heiliger
en gewirkt hat.

Wie könnte auch ein Geiſt, deſſen einzige Sorge die Verherrlichung Gottes in der Rettung und Heilung ſeiner Brüder während ſeines ganzen Erdenlebens war, jetzt, wo er näher bei dem Allmächtigen — inniger vereint mit der unendlichen Liebe iſt, dieſe ſeine Sorge aufgeben — unthätig ſein? —

Groß iſt Gott in ſeinen Heiligen — und wunderbar ſind ſeine Wege, und aller Aufmerkſamkeit und alles Nachdenkens werth! —

Nur aus ſeinen Werken und aus ſeinen Wegen, nicht a priori lernen wir Gott kennen; das iſt meine feſteſte Ueberzeugung.

Die Geſchichte wurde mir auf ein neues merkwürdig, als ich mehr Kunde von der einen — mir jetzt merkwürdigſten Perſon der Geſchichte — vom frommen Ehrhard erhielt.

Dieſer Gottfried Ehrhard — ich nenne ihn den Heiligen — war vor ungefähr 60 Jahren Kaplan, wo ich es nun ſeit 1½ Jahr bin — in Altdorf. Die älteſten Männer und Weiber der Pfarrei können ſich noch ſeiner erinnern, und nennen ihn nur den frommen Kaplan. In unſern Sterbbüchern finde ich noch ſeine Handſchrift. Er war längere Zeit bei einem gar frommen Pfarrer als Gehülfe und nach deſſen Tod verſah er die Pfarrei als Vikar.

Die ſchöne Grabſchrift, die auf den Grabſtein des Herrn Pfarrers Linder eingegraben iſt, iſt von ihm; denn das nemliche iſt von ſeiner Hand in dem Sterbebuch eingetragen.

Er ſchrieb nemlich jedesmal neben den Namen des Verſtorbenen einige Umſtände von ſeinem Tode und drückte denn da ſeine Empfindung über den Verſtorbe-

wenigen aber inhaltsreichen Werken in lateini-
rache aus.

Altdorf kam er als Benefiziat nach Lengenwang,
is zu ſeinem Tode blieb. Von Altdorf nahm er
fromme Perſon, die daſelbſt ſchon längere Zeit im
f als Magd gedient hatte, zu ſich als Haushälterin.
e ſtarb vor ungefähr 13 Jahren in einem Wei
hieſigen Pfarrei bei ihren nächſten Anverwand-
insgeſammt recht biedere Leute mit einem tief
ten, in vieler Trübſal erprobtem chriſtlichen Sinne
denen ſie recht oft von dem frommen Ehrhard
at.

dieſen Leuten erhielt ich ein cilicium und eine
die ſie von ihrer Baſe und dieſe von dem gott-
hrhard geerbt hat.

Werkzeuge ſind gebraucht worden," war das
was ſie ſagte, das einzige, was ſie auch ſagen
denn der Gottſelige hielt alles ſolche Außeror-
ganz geheim.

malige ſchon ziemlich bejahrte Hausmutter in
milie erinnert ſich noch immer mit Freuden und
n der ſeligen Tage, die ſie hin und wieder als
ädchen in dem Hauſe des ſeligen Ehrhard bei
ſie zugebracht hat.

at man mich länger laſſen ſollen — da wäre
— ja heilig geworden," habe ſie einmal zu ihrer
agt, als ſie wieder nach Hauſe abgeholt wurde.
genwang iſt er noch allenthalben in gutem An-

denken — beſonders unvergeßlich jenen, die er zur erſten heiligen Beicht und Communion zubereitet hat.

Herr Pfarrer Bayr, damals Kaplan in Seez, war in den letzten Jahren ſeines Lebens ſein Beichtvater.

Als ich das letztemal denſelben beſuchte, fing ich von meinem Ehrhard zu reden an, und erzählte ihm, daß ich ſo koſtbare Andenken von ihm in meine Hände gebracht hätte.

Hr. Bayer that einen wehmüthig-freudigen Blick zum Himmel und ſprach: „O das war ein heiliger Mann!“

Er erzählte dann: Dieſer Mann hat in ſtrengſter Selbſtverläugnung ein heiliges Leben geführt — in glühender Liebe für Gott und ſeinen Heiland — in thätiger Liebe gegen den Nächſten. Einſiedler und Apoſtel war er — und Niemand, ſelbſt ſeine Haushälterin wußte von ſeinen ſtrengen Bußübungen das allerwenigſte. In ſeiner letzten Krankheit, als er ſchon fühlte, daß der Tag der Scheidung nicht mehr ferne ſey, übergab er ſeinem Beichtvater ſeine ſämmtlichen Beichten, die er ſeit vielen Jahren mit aller Gewiſſenhaftigkeit aufgeſchrieben hatte.

Er wollte noch einmal ſein ganzes bisheriges Leben überſchauen, und um es ſich und dem Beichtvater zu erleichtern, übergab er ihm denn Alles.

Herr B., damals noch ein junger Prieſter, wußte mit dem großen Packe nichts anzufangen, nahm ihn wohl mit nach Hauſe, warf ihn aber ſogleich in den Ofen.

Als er am andern Morgen wieder zu dem Kranken kam, fragte dieſer zuerſt, ob er ſich nun wohl umgeſehen hätte. B. ſagte ganz unbefangen: Ja, ich habe alles in den Ofen geworfen.

h! Doch! was haben Sie angefangen — fieng der
e an zu klagen — es war nemlich noch zum letz-
le in ſeiner Seele finſter geworden — er ſuchte
— glaubte in einer recht genauen Wiederholung
licher Beichten ſie zu finden — fand ſie aber ohne
denn gleich darauf. B. hatte noch wenig geredet,
in Benehmen nur mit ein Paar Worten verthei-
wurde der Kranke himmliſch heiter und ſprach ſo
en dem Heile der Begnadigung, von der Hoff-
er Kinder Gottes, daß man mehr einen Himmli-
ls einen Menſchen zu ſehen und zu hören glaubte.
it dieſer Glaubensfreudigkeit verſchied er ſanft
ig — hier ſchon theilhaftig des ewigen Lebens,
nun ungehindert genießen zu können von Ewig-
Ewigkeit.

ger Mann! bitte für meine arme Seele!

iſt's, was mein ganzes Herz ſpricht, ſo oft ich
denke.

Reliquien von ihm verehre ich als ein Heiligthum.
dieſer Heilige — macht mir die obenbeſchriebene
he Geſchichte lieblich. Habe ich nemlich das
bedacht, und hat es mich traurig gemacht, dann
hin auf den edlen Kämpfer, laß mir's ſeyn,
er mir die wichtigen Worte: „Bue! vertrau
! dir wird geholfen."

ſage ich dann dazu — wie er dir geholfen hat,
er auch mir helfen! — Erflehe mir nur einen
terlichen Glauben — und den Geiſt der Liebe
en Geiſt der Selbſtverläugnung! —

e Pſychologen mag die Geſchichte ſehr viel Bedeutung haben, daß mir aber, wenn ich die Hauptſache ſo recht anſchaue, faſt verſchwindet.

Hr. Pfarrer Bayr erzählte mir, er hätte dieſe Geſchichte einmal dem Herrn Regierungs- und Schulrath v. Müller (dem Vater unſers lieben Markus) als dieſer auf einem Beſuche bei ihm war, vorgeleſen.

Dieſen Mann, der immer ſehr viel Intereſſe für das Religiöſe hatte, die Religion ſchützte und beförderte, wo er konnte — ſich immer zu den Beſſern hielt und ſie nach Kräften auch zu ſeinem eigenen zeitlichen Nachtheile ſchützte gegen die offenen und insgeheim ränkevoll geſpielten Angriffe der Menſchen vom Schlangengeſchlecht — dieſen gelehrten Mann hätte die Geſchichte recht gefreut, und er hätte bekannt: „Noch nie habe er etwas gehört oder geleſen, was ſeinen Glauben an ein Geiſterreich — und an eine Einwirkung deſſelben auf die Menſchheit mehr befeſtigt hätte.“ —

Die Geſchichte ſelbſt wird jedem von euch — meine Geliebteſten — intereſſant ſeyn. Für ihre Wahrheit bürgt euch der Verfaſſer, der jetzt Domherr in Augsburg iſt, und den ihr aus ſeinen Schriftchen kennet.

Was von Nachtrag II. an folgt, iſt ſehr flüchtig geſchrieben — und ſollte eigentlich nicht neben dem vorangehenden ſtehen.

Doch, ihr nehmet auch dieſes, und ärgert euch nicht daran. Lebet herzlich wohl! meine Lieben!

Euer

M. S. Pr.

Im März 1833.

Schuberts
eſchichte der Seele.

Nebſt etlichen Zugaben.

ausgezeichnete Buch, das in pſychologiſchen Blät-
beſonders eine nähere Erwähnung verdient,
ſo reich an Wiſſenſchaft als an Urtheil und
hat in kurzem „die zweyte" ſehr vermehrte und
te Auflage erlebt (Stuttgart und Tübingen b.
33.) Es iſt kein engbeſchränktes Lehrbuch der
nde, ſondern reicht mit vielen Armen hinaus
ganze Natur, iſt dann inſonderheit anthropo-
vollen Umfang, und erhebt Haupt und Herz
htbare und Göttliche. Man konnte es kurz alſo
n: der Zuſammenhang aller Dinge und ihr dop-
ntrum, unten der Menſch, droben die Gottheit.
e Seele eine Bürgerin zweyer Welten iſt, ſo
ie ihr Geſchichtſchreiber in ihrem zwiefachen Ver-
Verkehr, und geht gleich anfangs von dem ein-
n Fragen und Heiſchen im innern Menſchen aus,
Quelle aller Weſen und aller Weisheit, dem Ur-
lles Regens, Bewegens und Sehnens, von dem
sſtrahlt und zu dem Alles hinſtrebt, Gott. Der

Kreislauf des allgemeinen Lebensſtroms, der von dem ewigen Born abrinnt und wieder in ihn ſich hineinſenkt, iſt die Seele dieſer Seelengeſchichte. Die beyden Richtungen der Bewegung und des Werdens, vom Mittelpunkt zum Umkreis und von dieſem zu jenem, bilden die Grundlage der Betrachtung, und alle Abhandlungen, in welche das Ganze zerfällt, ſind mit vieler Literatur, Beyſpielen und Auszügen aus alten und neuen Schriftſtellern ausgeſtattet, wodurch dieſe umfaſſende Pſychoſophie ſich ſelbſt in der Erkenntniß aller Zeiten, auch beſonders im Heiligthum unſerer Offenbarung nachweiſt. Fürwahr ein lehrreiches Panorama des Menſchenthums, und vielmehr von deſſen Standpunkt aus der geſammten niedern Schöpfung, auch der geſchichtlichen Fortentwickelung unſers Geſchlechts, mit einfallenden Lichtſtrahlen aus den oberſten Himmeln und der zartverſchleierten Ferne der ewigen Höhen. Zum Verſtändniß des Organismus des irdiſchen Menſchen ſind jetzt noch acht wohlgelungene anatomiſche Steinzeichnungen hinzugekommen.

Sollen wir den Charakter der Behandlung und der Schreibart angeben, ſo iſt es, wie mehrentheils in den Schriften des Verfaſſers, der eines anhaltenden, ſanften Phantaſirens auf den Saiten der Naturwiſſenſchaft. Dieſes iſt insgemein und auch hier von großem Umfang der Töne, was ein reiches und glückliches Gedächtniß und eine ſtarke oder doch höchſt bewegliche, zum Vergleichen ſtets bereite Einbildungskraft vorausſetzt. Schuberts poetiſches Denken ſchwebt mit leichtem Flügelſchlag über den Gegenſtänden einher, die er beſchauen will, und nennt

bald dieſes bald jenes aus ihrer mannigfaltigen Fülle.
eicht gewiſſermaßen einem hellſichtigen Traumwachen,
o zwar nicht alle Theile des vielſeitigen Objects
beleuchtet erſcheinen, und Einzelnes in der Tiefe der
ng ſich verdämmert oder unentſchieden bleibt, manch-
ie Schärfe der gewandten Sprache der Macht der
ndung unterliegt. Aber dieſes Begreifen des leben-
Ganzen der Natur und ihres allwaltenden harmo-
n Geiſtes, dieſes Mitfühlen und Hineinfühlen in
Seele, dieſes Belauſchen ihrer Stimmen und Ac-
, das unſerm Naturkundiger ſo eigenthümlich iſt,
ben aus jener Art von ekſtatiſcher Verſetzung, aus
beſchaulichen Ruhe im Schooß der großen Mutter
, wodurch wir zu gleicher Sympathie getrieben und
ie Stufen der Sichtbarkeit hinaus dem Unvergäng-
dem weltenordnenden Geiſt zugeführt und befreun-
rden. Iſt es der größte Gewinn für das Gemüth,
che Weiſe der Schale der Materialität zu entſchlü-
erin die gemeine Naturkunde es gleich dem unaus-
en Küchlein gefangen hält; liegt zugleich in den mit-
en Erfahrungen des wiſſenſchaftlichen Forſchens das
Gewicht, welches den verwegenen Flug des Prie-
niederhält und ſeinen Lauf durch die [illegible]
uſſe regelt: ſo iſt nicht geringer der Schatz, der
erm Schubert und ſeinem Leſer für den denkenden
ufthut in der Harmonie und wechſelsweiſen Spie-
der Dinge, jene unermeßliche Symbolik des Un-
, für deren Beleuchtung Wenigen ſolche Gabe,
eine ſo umfaſſende Gelehrſamkeit, wie unſerm

Schriftſteller gegeben iſt; eine Gabe, aus der ihm ein edles wiſſenſchaftliches Verdienſt, beſonders in der Anwendung erwachſen, ohne welche ſie ſich nicht zur vollen Freiheit entwickeln konnte, in der Verſchmelzung ſeiner Naturkenntniß mit der geoffenbarten himmliſchen Weisheit. Sind Andre verdiente Entdecker, Unterſucher und Ordner des Entdeckten, ſo iſt Schubert Symboliker der Natur. Er hat daneben noch die liebenswürdige Eigenheit, daß er nicht bloß, wie ein dichteriſcher Plato, oder wie ein neuerer Vorgänger in jenem Fach, der treffliche St. Martin, ſich in den höheren Regionen der Erkenntniß gefällt, ſondern ſich anderwärts auch kindlich herabzulaſſen weiß zu denen, deren Flugarme noch der Schwungfedern ermangeln.

Dieſe Blätter ſind keine Recenſiranſtalt; ſie verſprechen aber Leſefrüchte mitzutheilen. Gar Vieles wäre hier auszuſuchen für ihren Zweck, was aber ein Raub werden konnte. Eben ſo wenig kann von kritiſcher Sichtung die Rede ſeyn, da keine feindliche Elemente zu bekämpfen ſind. Einige Beyſpiele in dieſem Werk ſind ſchon mitgetheilt worden, und es bezieht ſich ſelbſt hin und wieder auf die Seherin von Prevorſt. Wir deuten nur einzelne fur die Aufgabe der Blatter wichtige Stellen an. — S. 26 finden ſich Citate über die unſichtbare Welt der Engel und Dämonen aus den Alten und den Kirchenvätern. — S. 58 ff. leuchtet ein Troſtblick der Betrachtung der ſchweren Körpernatur voran. Ueber den ringenden, ſehnenden, mühſeligen Kreislauf des niedern Creaturlebens erhebt ſich der Menſch, mit einer Stätte des Sabbaths in ſeinem

Inwendigen ſchon hier, nämlich ſeinem Geiſt, vermöge deſſen er, während ſein Uebriges dem Wandel der Sichtbarkeit mit frohnet, unbeweglich in Gott ruhen kann, und vorausſchmecken die Seligkeit des Endes der Werkwoche. — Bei dem Anſchließen des körperlichen Menſchen an ſein Zerrbild den Affen und des letztern an andre Säugethiere (S. 64), möchten wir die Frage zu löſen geben, welches Geſchöpf vor dem Fall die Lücke zwiſchen dem Affen und Adam ausgefüllt habe, oder ob kein ſolches, die Kette vervollſtändigendes Glied vorhanden geweſen ſey? — S. 123 wird geſagt, daß „das Fleiſch einer ganzen, auch durch die vollkommnern Claſſen hindurchgehenden Reihe von Thieren, welche zuletzt mit den Fleiſchfreſſern endet, einen eigenthümlichen (urinöſen, vielleicht ſelbſt dem Gift verwandten) Stoff beigemiſcht enthalt, der ſeinen Genuß widerlich macht und ihn der menſchlichen Natur verbietet“, und hinzugeſetzt: „Bey dieſer Thierreihe ſcheint das Gangliennervenſyſtem mehr entwickelt; deßhalb waren grade die Thiere, welche das Moſaiſche Geſetz als unrein bezeichnet’, bei den Aegyptern als weiſſagende oder die Zukunft anzeigende ([illegible]) betrachtet (m. vergl. Origines contra Cels. L. IV. 93, welcher jene Organismen der Einwirkung unheilbringender, dämoniſcher Kräfte mehr ausgeſetzt hält als andre.)“ Es läßt ſich hieher zunächſt an Hunde und Pferde denken, an denen das andre Geſicht vorzüglich beobachtet worden iſt. — S. 247 heißt es nicht ohne tiefen Grund: „So ſcheint auch die Seele, wenn ihren Leib der Schlaf umſchattet, einer jenſeitigen Region näher, aus welcher ſie ihren Urſprung genommen, wie der Leib aus den Elementen der feſten Erde." Vg. dazu S. 412. 414. 417. — Schön iſt S. 256 ꝛc. dargeſtellt, wie das bedürftige Liebende den Untergang der alten eignen Natur und ein neues Leben in einem Andern ſucht, ſich aber hiebey, von der Sinnlichkeit geblendet, allzu oft in der Wahl irrt. — Von dem Selbſtſehen oder Doppelgehen iſt an zwey Stellen, S. 260 und S. 401 die Rede; an der letztern wird, wohl nicht mit Unrecht, eine zwiefache Art dieſer Erſcheinungen angenommen: „die einen könnte man als Folge einer faſt vollkommenen Scheidung der noch mit dem ſichtbaren Leibe bekleideten Seele aus ihrer gewöhnlichen Behauſung betrachten; die andern erinnern an die alte Lehre von den Schutzengeln." — Zuweilen (zwiſchen S. 298 u. 303) ſcheint es, als ob die ätheriſche Hülle der Seele, der „Nervengeiſt," mit dem neuen Leib der Auferſtehung verwechſelt werde; wie es S. 303 heißt: „Die Hülle fällt, und der neue Menſch ſteht da, mit Allem was er durch das ſterbliche Leben geworden." Allein anderwärts wird wieder das Gegentheil ausgedrückt (z. B. S. 310 oben, S. 675 ꝛc.). — Von einem willkührlichen Seyn außer dem Leibe iſt S. 326 ein Beyſpiel eines Geiſtlichen aus Cälius Rhodiginus angedeutet, deſſen Werk wir nicht zur Hand haben. — In Bezug auf dieſer Blätter 4. Samml. S. 63 ff. führen wir aus S. 330, wo auch der Entzückung Joh. Arnds auf dem Todbette gedacht wird, folgende Worte an: „Fälle wo bey Sterbenden, mehr noch als bey ſogenannt magnetiſch Hellſehenden, Sprache und ſingende Stimme ſich veredelt und gleichſam verklärt hatte, ſind dem Ver-

er ſelber, zum Theil aus eigener Beobachtung be-
nt." — Zu S. 336 und vorher, ſey es erlaubt zu
erken, daß die nächſte und auffallendſte Erſcheinung
Siebenzahl am menſchlichen Körper immer die ſieben
ptheile bleiben (die er zwar mit der vollkommnern
erwelt gemein hat): Kopf, Arme, Beine, Bruſt und
ch, mit ihren Zugehören. — Daß auch die Chineſen
y Seelen (wir ſagen Seele und Geiſt) annehmen,
empfindende (Pe) und eine denkende (Hang hoen),
S. 372 u. 709 erwähnt. — S. 382 geht der Verf.
der Irre einer atheiſtiſchen Zeit zu ihrem entdeckten
mittel, dem animaliſchen Magnetismus über, und
t die bekannten Erfahrungen, die er mit ſinnreichen
erkungen durchwebt; z. B. S. 386 über das Uebrig-
en und die Erhöhung des redenden Menſchen bey
Scheintode des thieriſchen, S. 388 f. über den in-
Lichtſtrom, in welchem der Ekſtatiſche ſteht, wie
mittelſt des äußern. Wir möchten dieſen Theil des
s allen Gegnern der Sache empfehlen, die freylich
hiedene Gründe des Widerſtreits haben, gemein-
lich aber die Unkenntniß auch bey gutem Willen.
r iſt längſt der ganze Gegenſtand von Dr. Paſſavant
auch Naturſymboliker iſt) und andern guten Schrift-
rn überzeugend behandelt worden. An Vergötter-
oder Vergöttlichung iſt, ungeachtet eines hohen Klar-
ſtandes mancher Hellſehenden, an ſich nicht zu denken,
nicht in eben jenen Ständen Licht dem Lichte be-
t, und ſo die Seele ins Göttliche (das unter man-
o Umſtänden den Menſchen ergreifen kann) ent-

rückt wird. — Es werden dann von S. 392 an andre außerordentliche Zuſtände und Viſionen, dem Magnetismus verwandt, beſchrieben, die Geſichte der Sterbenden und Kranken, der Tolltanz der Schamanen in Nordaſien, die Ekſtaſen der Lappländer, das Doppelgeſicht der Bewohner der Schottiſchen und Färöer-Inſeln, das Nachtwandeln u. ſ. w. Gerechtes Anerkenntniß widerfährt hier der, oft mit Irrthum, zuweilen mit Betrug gemiſchten Wahrheit, auch bey den ſogenannten Inſpirirten. Alles nämlich, was man Schwärmerey nennt (wo nicht der wahre Glaube ſelbſt dahin gerechnet wird), iſt ſtets eine hypothetiſche Aufgabe für die Prüfung des erleuchteten Pſychologen, die ſich blos theoretiſch unmöglich löſen läßt. Nur kann der Grundſatz feſtgehalten werden, daß das Heilige ſich ſelten rein im ſterblichen Gefäße findet, und daß es überall, wo es ſich zeigen will, die Licht- und Feuerprobe des Kanons und wahrer Wiſſenſchaft (welche nicht in allen Schulen gelehrt wird) muß aushalten können. — Zu S. 405 gedenken wir eines uns bekannten Beyſpiels von zufriedenem Wahnſinn bey einer guten Alten, welche liebe Verſtorbene bloß für abweſend hält, und ihre Wiederkunft mit Zuverſicht erwartet. — Auch davon wiſſen wir Beyſpiele, was S. 411 geſagt wird: „Denn es wird nicht ſelten beobachtet, daß grade ſolche Menſchen, welche eine ganz beſondere Anlage zu dergleichen (außergewöhnlichen) pſychiſchen Zuſtänden haben, mit allen Kräften ihres wachen und verſtändigen Zuſtandes dagegen kämpfen" — nicht blos wie die Pythia, ſondern Beyſpiele von Zweiflern, die nicht

elten laſſen wollen, was ſie ſelbſt erfahren haben. So
enig bedeutet das Wort: „was ich ſehe, das glaube ich.“
mmerhin mögen dieſe Leute achtbarer ſeyn mit ihrer
nwahrheit, als die, welche erfahren zu haben fälſchlich
ehaupten. — Der Traum, der ebendaſ. dem Philologen
rneſti zugeſchrieben wird, iſt nur von ihm erzählt, und
ehört ſeinem nachherigen Schwiegervater an. Ueber
räume wird ſonſt noch viel Gründliches vorgebracht.
er merkwürdige Traum aus der Jugend des Geh.
irchenraths Schwarz (S. 415) iſt bereits in der 5. Samml.
ſer Blätter S. 76 ausgezogen. — Der §. 28. S. 422 ff.
t der Ueberſchrift: „Von dem Verhältniß der Wirk-
hkeit der Seele zu den ihr etwa verwandt oder ähn-
h erſcheinenden Wirkungen der leiblichen Natur,“ iſt
s etwas undeutlich, und konnte die Meinung erwecken,
werde das werkzeugliche Mittel der Seele in ihren
irkungen auf den Leib, das den unwägbaren Stoffen
wandt und ſelbſt aus ihrer Zahl iſt, das die Seele
deutlichſten als das Mittelglied, als das Aſtraliſche
Menſchen darſtellt, geläugnet, was doch nicht der
n ſeyn möchte. — Ein ſehr wichtiges Capitel iſt S. 522 ff.
von dem Gemeingefühl und dem Gewiſſen, nebſt
daſelbſt angeführten Beyſpielen. — Eben ſo bedeu-
d iſt, was S. 612 ff. über die polariſchen Gegenſätze
Mittel des Ausruhens oder der Erholung von an
rengter Geiſtesthätigkeit erwähnt wird. — Zu §. 31
rt der Verf. S. 653 ff. die Literatur der Präexiſtenz
Metempſychoſe, wovon er wenigſtens die letztere
hieden verwirft, während er ſich mit dem „Anfang

der Seele" durch die Fortpflanzung (per traducem) nicht ganz einverſtanden äußert, und die Seele lieber von oben herabſtammen zu laſſen ſcheint, was unſers Dafürhaltens nur dem Geiſt des Menſchen zugehört. — S. 680 von der tiefen bedeutenden Kraft der ältern Sprachen vor den neuern, ſehr gut. — Bey der Lehre vom Geiſt und der Scheidung des Menſchen nach Geiſt und Seele, wird S. 706 eine richtige Sprachbemerkung gemacht, welche zu Verhütung von Verwirrungen in der Theorie nützlich iſt: „Der ganze äußere Menſch, geoffenbart als lebende Seele durch den lebenden Leib, wird öfters in der Weiſe der alten Sprache Seele genannt; der ganze innere Menſch aber, in derſelben Weiſe, der Geiſt." Nämlich durch dieſen häufigen Sprachgebrauch wird nichts über das Weſen der innern Theile des Menſchen entſchieden. Auch die Note zu dieſem §. iſt von ſprachlicher Wichtigkeit, und von weſentlicherer die Lehre des Origenes S. 709: „Bei dem Sünder wird nur die Seele in der Hölle geſtraft, nicht aber der Geiſt, welcher von ihr geſchieden zu dem zurückkehrt, der ihn gab" — „Der Gerechte aber wird nicht ſo getheilt, ſondern ſeine Seele geht mit ihrem Geiſte zu Gott." — Nicht minder wichtig iſt §. 48 vom geiſtig Guten und geiſtig Böſen, §. 52 von dem Einfluß und der magiſchen Wirkung der Elemente, von Sympathie und Antipathie, und hieher S. 788 von den Verſuchen mit der Berührung mannigfaltiger Naturkörper an der Seherin von Prevorſt, die ſo oft getadelt, hier vertheidigt werden. Auch der Homöopathie geſchieht S. 791 ff. in merkwürdiger Rückſicht Erwähnung.

bigend iſt der Wink S. 793 von dem aufregenden
rſtreit der äußern geiſtigen wie leiblichen Elemente
die Kräfte des Innern. — Zu S. 842 („die Macht
Seele über den Leib") verſtatte man abermals
kleinen Beytrag. Ein jetzt verſtorbener Jugend-
e, als Kind an Schwäche der untern Gelenke lei-
kroch bis in ſein 8tes oder 9tes Jahr am Boden,
e auf den Füßen ſtehen zu können. Als der Knabe
in der Nähe des Zimmerfenſters auf der Erde ſaß,
urch unbekannte Veranlaſſung die ſchwere eiſerne
nagſtange ihm auf den Kopf, und in heftigem Schrecken
r zum erſten Mal in ſeinem Leben von der Stelle.
m behielt er das Vermögen zu gehen. — Zur
Zugabe eignen wir uns ein beſſeres Geſchenk, ein
iel von der Macht des religiöſen Glaubens, hier
ie es S. 847 nach Feder erzählt wird: die Hei-
er Augenkrankheit des Pfarres Kubze zu Berlin.
ar dieſer im Jahr 1760 an einem Auge von einem
igen und ungemein ſchmerzhaften Uebel befallen,
e Aerzte, den Krebs befürchtend, das ohnehin für
n geachtete Auge herausſchneiden wollten. Der
rz des Leibes, die nun hinzugekommene Furcht vor
peration, hatten dem Kranken ſchon länger weder
acht noch am Tage Ruhe gelaſſen; er war von
ſtändigen Qual gebeugt und zerriſſen. Da hört
t den Geſang eines alten frommen Liedes, das
er völligen Ergebung des Menſchen in Gottes
redet. Er ſingt mit, wird innig bewegt, zugleich
ſeinem Gemüthe ſo ſtill, ſo beruhigt, ſo freudig,

wie er ſeit lange nicht geweſen. Mit der innern Unruhe legt ſich auch der äußere Sturm, der Kranke ſchläft zum erſten Male wieder ſanft und ruhig. Die Aerzte finden am Morgen das Auge ſo gebeſſert, daß die Operation nicht mehr nöthig erſcheint. Der Kranke wird, bey Anwendung einiger ihm noch verordneten Mittel, geheilt, und erhält den Gebrauch des Auges faſt vollkommen wieder."

Die Lehre von der Seele nimmt ihren Ausgang in den Erzeugniſſen der Bildung: Kunſt und Wiſſenſchaft. Wie richtig und hoch hiebey die „nächſte' Beſtimmung der Kunſt" angeſchlagen wird, lehren S. 858 die ſie erklärenden Worte, nämlich: „dem Geiſt des Menſchen von einem Seyn der Ewigkeit zu zeugen und ein Sehnen nach dieſem Seyn in ihm zu wecken." — Allein warum iſt in dieſen ſo gelehrten als ſeelenvollen Capiteln bey der Kunſt nicht auch jener gedacht, welche ihren Fittig am höchſten über die Erde erhoben, in welcher der Geiſt Gottes ſelbſt gebildet und geſungen hat? welche durch ihre zartgewobenen Schleier tiefer in das Weſen des Todes als das Aegypterthum, und in das wahre Leben als das Griechenthum, ſchauen läßt? der prophetiſch-lyriſchen aus der Zeit des Geſetzgebers und des weiſeſten Königs in Israel? nämlich der plaſtiſchen inſonderheit. Der Verfaſſer kann zu dieſer Auslaſſung Urſache gefunden haben, und wir laſſen es bey der Frage bewenden. Wir haben aber etwas über dieſen Gegenſtand zu verhandeln, wozu wir jetzt keinen ſchicklichern Ort und Ge-

egenheit wiſſen, als hier. Möge der Leſer dieſe Ab-
chweifung entſchuldigen.

Zwiſchen dem Kunſtblatt des Morgenblatts und der
zten Sammlung der Blätter für höhere Wahrheit
S. 315 ff.), oder mit Namen: zwiſchen Hr. Hofkaplan
rüneiſen und dem Unterzeichneten, iſt ſeiner Zeit eine
ontroverſe über den Tempel Salomos in Liebe ventili-
rt worden. Der Unterzeichnete muß einen kleinen Zu-
tz zu ſeinen frühern Bemerkungen liefern. Erſtlich,
Hr. Gr. jenes Bauwerk ſtreng nach der Architektur
nd Einrichtung der heidniſchen Tempel zu conſtruiren
eneigt iſt, was nicht ganz verwerflich erſcheint, indem
e Vergleichung allerdings auf richtige Spuren leiten
ann: ſo iſt doch dagegen zu erinnern, daß das „Vor-
ld“ der Stiftshütte dem Moſes und das des Tempels
m David von dem Gott, der darin verehrt ſeyn wollte,
nmittelbar geoffenbart war (2 Moſ. 25, 9. 40. 1. Chron.
9 (28, 19). Eine Abweichung von der Geſtalt der
eidentempel, mit denen Iſrael ſo wenig wie möglich
mein haben ſollte, iſt darum eher als das Gegentheil
vermuthen. Nur das reine ſymboliſche Beywerk ver-
ng Aehnlichkeit. Jedenfalls iſt das hiſtoriſche Wort
erin entſcheidender, als die Vergleichung mit dem frem-
n Styl. Dagegen will der Unterzeichnete zweytens eine
erichtigung ſeiner Anſicht von den Salomoniſchen Säu-
knäufen anzeigen, wiewohl ſie im Ganzen an ſeiner
ühern Annahme wenig ändert. Die Knäufchen am
bertheil des Knaufs, oder am Keſſel des Capitells,
eiben, nach Art der zuſammengeſetzten Aegyptiſchen

Säulenknäufe, die auf der Tafel zur 9. Samml. der Bl. nicht gut nachgebildet iſt. Was aber die Granatäpfel auf den Stäben betrifft, ſo ſcheint es richtiger, ſie nicht die vereinigenden Knoten der Kettenfäden, der Geſtricke oder Gehänge, bilden zu laſſen; ſondern gleichwie die vier größern Granatäpfel an den Cardinalpunkten das Geſtricke im Ganzen trugen, ſo möchte dieſes mit ſeinen einzelnen Zellen oder Augen an die kleinern Granatäpfel aufgehängt geweſen ſeyn. Dieſe machten an den Knäufen oder deren Stäben die Grundlage der Verzierung aus, daher der Ausdruck „Granatäpfelreihen.“ Sie waren die Träger der geketteten Netze, die man um ſie ſpannte.

So viel im Vorbeygehen; wir kehren zu Schuberts Werk zurück. Daß nach S. 898 das Iſraelitiſche Volk „bis zur Zeit der Erfüllung ein verſchloſſener Garten für andere Völker ſeyn ſollte,“ iſt nicht ſo ganz richtig, und die Parallele, die hier zwiſchen ihm und den Griechen gezogen wird, hat einen andern Grund, welcher in dem ſinnlichen Hang des Menſchen liegt. Auch ſind hiebey die Myſterien Griechenlands außer Betracht gelaſſen. Man ſehe nur unter viel andern Thatſachen 1 Kön. 8, 41 — 43. Das alte Iſrael verhält ſich hierin genau ſo, wie das neue zu der übrigen Welt. Auch ſein Garten ſteht offen, deſſen Früchte machen aber weniger Glück, als was den Sinnen oder der Eigenliebe der Vernunft ſchmeichelt. Inzwiſchen iſt bey dem Verfaſſer (ſ. S. 910 ff.) die chriſtliche Verklärung der Wiſſenſchaft, überhaupt die Führung des Menſchengeſchlechts, gut begriffen, und was

uere Philoſophie Wiſſenſchaft nennt (S. 915) mit
tigkeit gewürdigt. Ueber das unvordenkliche Alter
hreibkunſt iſt S. 918 ff. wahr geurtheilt, ſo wie
) über die Authenticität des alten Teſtaments und
heit der Homeriſchen Geſänge. S. 930 wäre in
eratur des Juſtinianeiſchen Rechts etwas zu än-
– Der letzte Abſchnitt, „die Herrſchaft des Geiſtes“
ieben, enthält wenige, aber gewichtige Andeu-
z. B. über die Achtung des Gebets bey den
des Alterthums S. 951. Und ſo löst ſich dieſe
te der Seele zuletzt in ſehnende Laute nach dem
es Geiſtes und ſeiner Herrlichkeit auf.

haben mit Wenigem das Buch und ſeinen Geiſt
en, haben vom Material nur einzelne merkwür-
offe herausgehoben oder darauf hingedeutet, wir
legenheitlich Einiges hinzugethan. Wir wünſchen,
ungeachtet der Schwierigkeit, die in ſeiner großen
ichkeit liegt, von Vielen benutzt und beherzigt
möge.

J. F. v. Meyer.

raum als Nachſchrift. Bald nach Abfaſſung
en hat ſich bey einem Freund der umgekehrte
et eingeſtellt, von welchem Schubert in ſeiner
des Traums ausführlich handelt. Ein ſchöner
Er kam kurz vor dem Erwachen am Morgen.
ndes Bedienter brachte ihm ein beſchwertes Brief-
worauf 20 Rth. ſtand, und that es mit einer
ls wolle er ſagen, das ſey ein theures Porto.

Der Träumer fand es aber ganz recht, bemerkend, daß damit der Inhalt angegeben ſey; und wirklich erwartete er von einigen Seiten Geld, deſſen Ankunft er, nachdem er wach geworden, für vorbedeutet halten konnte. Aber ſiehe da! nach eingenommenem Frühſtück bringt ihm der Bediente, eben ſo bedenklich, ein Couvert mit einem Bittſchreiben eines unvermögenden Vaters um einen Geldbeytrag zum Unterricht ſeiner Kinder. Einige Bekannte hatten ſchon eine verhältnißmäßige Gabe unterzeichnet und gegeben; er that ein Gleiches, und lobte Gott dafür. Denn was ſagte die Erfüllung des Traums? Antwort: „Geben iſt ſeliger denn Nehmen." — Ueberhaupt: was unſerm ſinnlichen Menſchen zuwider iſt, das iſt dem geiſtigen heilſam; was jenem angenehm iſt, das iſt dieſem ſchädlich. So lautet der allgemeine Commentar zu der umgekehrten Traumſprache.

Die Jungfrau von Orleans.

Die denkwürdige, tief ins Wunderbare reichende Geſchichte der Johanna d'Arc hat eine erwünſchte Bearbeitung nach den Proceßacten und gleichzeitigen Chroniken erhalten von G. Görres (Regensburg b. Puſtet 1834, mit Vorrede von J. Görres, und einem lieblichen Titelkupfer von Fellner gezeichnet). Ein ſummariſcher Auszug des thatſächlichen Inhalts wird in den Blättern aus Prevorſt an ſeinem Orte ſeyn.

Zu Domremy, einem kleinen Dorf an den Grenzen von Champagne, Burgund und Lothringen, einem unmittelbaren Hausgut der Franzöſiſchen Krone, wurde Johanna im Jahr 1411 geboren. Ihre Eltern waren arme, fromme Bauersleute, Jakob von Arc und Iſabelle Romee mit Namen. Sie hatten drey Söhne und wey Töchter, worunter Johanna ſich als beſonders gut, romm, verſtändig und fleißig von Kindheit an auszeichnete. Hinter dem Dorf auf einer Anhöhe lag eine kleine Kapelle in der Nähe eines alten Eichenwaldes: der ehrwürdige Ort, zu welchem das gottesfürchtige Mädchen wöchentlich Bittgänge that, ſcheint ſchon in heidniſcher Zeit eine Stätte des Opferdienſtes geweſen zu ſeyn. Bey der Kapelle floß ein Born, woraus Fieberkranke u ihrer Heilung zu trinken pflegten, und nicht fern davon ſtand eine alte Buche (oder Eiche?); es ging die Sage, dort hätten vormals die Feen gewohnt, ließen ſich noch ſehen, und man finde daſelbſt Zauberwurzeln, auch hieß der Baum der Feenbaum. Jeden Frühling am Sonntag Lätare wurde hier ein Freudenfeſt gefeyert, welches vielleicht chriſtliche Fortſetzung eines alten Opferfeſtes war. Auf jene Sagen, welche Johanna kannte, gründete man ſpäter die Beſchuldigung ihrer Zauberey, während ſie ſtandhaft läugnete und nicht überwieſen werden konnte, ſich mit unreinen Künſten gemein gemacht oder ihren Beruf und ihre Erſcheinungen unter dem Feenbaume erhalten zu haben. Frankreich war während des Wahnſinns Königs Karl VI. in zwey Parteyen zerriſſen, in die des Hauſes Orleans, auch die Armagnakiſche genannt, und in die des Hauſes Burgund. Von letzterer unterſtützt wird König Heinrich V. von England zum Erben der franzöſiſchen Krone erklärt, auch hernach ſein unmündiger Prinz Heinrich VI. von dem größten Theil Frankreichs als ſolcher anerkannt, hingegen der rechtmäßige Thronfolger Karl VII., Karls VI. Sohn, durch die Uebermacht der Engländer und Burgunder beynahe unterdrückt.*) Der Ort Domremy hielt feſt an dem alten Königshauſe. Als Johanna ungefähr dreyzehn Jahr alt war, befand ſie ſich einſt (wie ſie ſpäter vor ihren Richtern ausſagte) an einem Sommertag um die Mittagsſtunde in dem Garten ihres Vaters,

---

*) Dieſe kurze Anſicht der politiſchen Lage findet einen dramatiſchen [illegible] im [illegible] Kapitel des Buchs.

hörte da zum erſten Mal zu ihrer Rechten nach
Kirche hin eine Stimme, und es ſtand eine Geſtalt
ellem Glanz vor ihren Augen. „Sie hatte das Aus-
n eines recht guten und tugendhaften Menſchen, ſie
Flügel, war von allen Seiten von vielen Lichtern
geben und von den Engeln des Himmels begleitet.
nn die Engel kommen oft zu den Chriſten, ich ſelbſt
gte ſie) habe ſie oftmal unter ihnen geſehen. Es war
der Engel Michael" — „Der Engel ſagte mir, vor
m ſollte ich ein gutes Kind ſeyn, mich gut aufführen
fleißig in die Kirche gehen. Gott würde mir auch
ſtehen. Er erzählte mir von dem großen Erbarmen,
Gott mit Frankreich habe, und wie ich meinem
ig müßte zu Hülfe eilen. Er ſagte mir auch, die
ige Katharina und Margaretha würden zu mir kom-
n, und ich ſollte thun, was ſie mir befehlen würden;
ſeyen auf Gottes Geheiß geſandt, mich zu führen und
mit ihrem Rath in dem beyzuſtehen, was ich zu
n hätte. Die heilige Katharina und Margaretha ſind
, wie der Engel vorhergeſagt, darauf erſchienen; ſie
oten mir mich aufzumachen und zu Robert von Bau-
court, des Königs Hauptmann zu Vaucouleurs, zu
en, er würde mich zwar mehrmals abweiſen, zuletzt
r doch einwilligen und mir Leute geben, die mich in
Innere Frankreichs zum König führen würden, und
t würde ich die Belagerung von Orleans aufheben.
erwiederte ihnen, daß ich nur ein armes Kind ſey,
kein Roß zu reiten und keinen Krieg zu führen verſtehe.
e ſagten mir, ich ſolle mein Banner kühn führen,

Gott werde mir helfen, mein König werde ſein ganzes Reich wieder gewinnen, ſeine Feinde möchten nun wollen oder nicht. Gehe getroſt, ſprachen ſie, und wenn du zu deinem König kommen wirſt, dann wird ein ſchönes Zeichen geſchehen, auf daß er dir glaube und dich willkommen heiße. Sie haben mich ſieben Jahre hindurch geführt, und mir in allen meinen Nöthen und Arbeiten Beyſtand geleiſtet, es vergeht gegenwärtig kein Tag, daß ſie nicht zu mir kommen. Gebeten habe ich ſie um nichts als für meine Kriegsfahrt, und daß Gott den Franzoſen beyſtehen wolle und ihre Städte beſchützen; für mich ſelbſt habe ich keinen andern Lohn verlangt, als das Heil meiner Seele. Schon das erſte Mal als ich ihre Stimme hörte, gelobte ich Gott von freyen Stücken, eine reine Jungfrau an Leib und Seele zu bleiben, wenn es alſo dem Willen Gottes wohlgefällig wäre.*) und ſie haben mir auch verſprochen mich ins Paradies zu führen, wie ich es von ihnen begehrt habe"— „Selten ſehe ich die Heiligen ohne daß ſie von einem Glanz umgeben ſind, ich ſehe ein Geſicht, von ihren Kleidern, ihren Haaren, ihren Armen und ob ſie überhaupt ſonſt leibliche Glieder haben, davon weiß ich nichts zu ſagen. Ich ſehe ſie ſtets unter derſelben Geſtalt, und nie habe ich in ihren Reden einen Widerſpruch wahrgenommen; ich weiß eine von der andern wohl zu unterſcheiden, ich erkenne ſie an dem Klang ihrer Stimme und an ihrem Gruß, denn ſie nennen ſich mir, wenn ſie zu reden beginnen. Bin ich im Walde, ſo höre ich ſie zu mir kommen. Die heilige Katharina und Margaretha tragen überaus koſtbare und reiche Kronen, wie das auch billig iſt; ich verſtehe recht gut was ſie ſagen, ſie haben eine liebliche, ſanfte, demüthige Stimme, und ſprechen ſehr würdig und gut, und zwar in franzöſiſcher Sprache. Ich wollte Jeder hörte ſie ſo deutlich als ich. Vor der Befreyung von Orleans und nachher haben ſie mehrmal, wenn ſie zu mir ſprachen, mich „Johanna die Jungfrau“ und „Tochter Gottes“ genannt. Von Zeit zu Zeit heißen die heilige Katharina und Margaretha mich auch zur Beichte gehen u. ſ. w.

---

*) Vergl. hiezu einen beſondern Umſtand S. [illegible]

Nur wenig ließ die junge Hirtin ſich von der hohen Aufgabe merken, die ſie ängſtigte, und wovon ihr Vater in Träumen eine beſorgliche Ahnung erhalten hatte, als werde ſie mit Kriegern wegziehen. Indeſſen wurden die Stimmen der Heiligen, die ſie zum Aufbruch ermahnten, und ihr geboten zu des Königs Hauptmann zu gehen, immer häufiger und dringender. Noch unruhiger machten ſie die hinderlichen Umſtände, indem ſie vor dem Einfall einer Burgundiſchen Rotte mit ihren Eltern auf einige Tage nach Lothringen flüchten und nach der Rückkehr ſich in einen fälſchlich angeſponnenen Verlöbnißproceß verwickelt ſehen mußte. Nachdem ſie freygeſprochen war, ging ſie mit Erlaubniß ihrer Eltern zu ihrem Oheim Durand Laxart, einem Landmann in der Nachbarſchaft. Ihm entdeckte ſie den Befehl Gottes, nämlich „wie ſie dem König Karl die Krone ſeiner Väter auf das Haupt ſetzen werde, und darum zu dem Hauptmann nach Vaucouleurs müſſe.“ Der verwunderte Bauer machte ſich fürerſt ſelbſt mit dieſer ſeltſamen Nachricht zum Hauptmann auf, der ihm aber empfahl, das Mädchen von ihrer Narrheit mit Ohrfeigen zu heilen. Sie ließ ſich durch dieſe Antwort nicht abhalten, und ging mit Laxart um den Himmelfahrtstag 1428 nach Vaucouleurs zu demſelben Hauptmann Baudricourt. Von dieſem konnte ſie, der merkwürdigen Verkündigung ungeachtet, nichts erlangen, als daß er über ihre Verheißungen an den König ſchrieb. Inzwiſchen blieb ſie hier im Städtchen unter frommen Uebungen und brennendem Verlangen. Der Hauptmann hielt ſie ſogar für beſeſſen, und ließ den Exorcismus an ihr verſuchen. Nach einigen Zwiſchenvorfällen, die zu ihrer Ehre und zur Beſtätigung ihres Berufs dienten, und nach Empfang eines königlichen Briefs, gewährte ihr der Hauptmann ihre Bitte, gab ihr ſogar ein Schwert zu ihrer Ausrüſtung, indem ſie auf den Rath ihrer himmliſchen Stimmen Reiterkleidung anlegte, und am 13. Febr. 1429 ging ſie zu Roß, in Begleitung mehrerer Perſonen, unter der Verwunderung und Beſorgniß ihrer Freunde und des Volks, aber durch den Zuſpruch der Boten Gottes geſtärkt, nach dem Hofe des Königs ab. Auf dieſer 150 Stunden weiten Fahrt nach Chinon ſchützte ſie ihr ehrfurchtgebietendes Weſen und die göttliche Führung vor Allem, was nah und fern ſie bedrohte.

Im Sommer 1428 war Graf Salisbury mit einem Engliſchen Heer gelandet. Er erreichte und belagerte die Stadt Orleans, die Hauptſtadt der treuen Anhänger

arls VII. und das Thor nach dem Süden des Reichs,
nd die Feinde brachten ſie nach tapferer Gegenwehr
lezt in die äuſſerſte Bedrängniß. Um dieſelbe Zeit er-
hien die Hülfe in dem Hirtenmädchen von Domremy,
as auch bereits geweiſſagt war, und neben welchem
uber und ſpäter, wie nicht ſelten unter den Gräueln
er Tage, gottbegeiſterte, heilige Menſchen auftraten.*)
Nach Johanna's Ankunft zu Chinon wurde erſt weltlicher
Rath und geiſtliche Prüfung gepflogen, bey welch lezterer
e Anfangs nur zur Antwort gab, ſie müſſe mit dem
önig ſprechen, auf deſſen Geheiß aber ſich beſtimmt,
nd zwar dahin erklärte, ſie ſey auf Befehl des Him-
elskönigs daher gekommen um der Erfüllung zweyer
inge willen: einmal die feſte Stadt Orleans von ihren
einden zu befreyen, und dann den König in ſeine gute
tadt Rheims zur Salbung und Krönung zu geleiten.
ndlich kam ſie vor den König. Im Glanze des Hofs
ard ſie eingeführt, der König aber hatte ſich in ein-
chem Kleid auf die Seite geſtellt. Das 17jährige Mäd-
en geht grade auf ihn zu, läßt ſich nach Sitte vor
m nieder, und ſpricht ſeine Knie umfaſſend: „Gott
rleihe euch ein glückliches Leben, edler König!" Karl
wiederte: „Ich bin nicht der König, dort ſteht der
önig!" indem er auf einen der Umſtehenden zeigte.
Im Namen Gottes," erwiederte die Jungfrau, „ihr
d es und kein Andrer." Auf des Königs weitere Frage
er Namen und Verhaben antwortete ſie: „Ich heiße

---

*) Von dieſen berichtet das 10. Capitel.

Johanna die Jungfrau, und bin daher geſandt von Seiten Gottes, euch wohlgeborener Herr und dem Reiche Hülfe zu bringen, und der König des Himmels entbietet euch durch mich, daß ihr ſollt geweihet und gekrönet werden zu Rheims in der Stadt, und ſollt werden ein Statthalter des Königs der Himmel, der da iſt der wahre König von Frankreich.“ Die heiligen Stimmen hatten ihr vorher Muth eingeſprochen; „denn ein ſchönes Zeichen werde vor dem König geſchehen, daß er ihren Worten glaube.“ Dieſes Zeichen war nämlich, daß ſie dem König, als er ſie aus dem Kreis bey Seite nahm und leiſe mit ihr ſprach, ein großes Geheimniß offenbaren konnte, wovon Karl ſelbſt ſagte, nur Gott und er habe es wiſſen können; und das Geheimniß war die Verſicherung von Gottes wegen, daß er der wahre Erbe von Frankreich und der Sohn des Königs ſey; nachdem Karl in ſeiner äußerſten Noth, wo ihm faſt nichts mehr übrig blieb und er nur an die Erlöſung durch den Tod dachte, einſt in der Stille zu Gott gebetet hatte: „daß wenn er wirklich der wahre Erbe, entſproſſen aus dem edeln Hauſe von Frankreich wäre, und das Reich von Rechts wegen ihm zugehörte, Gott es ihm bewahren und beſchirmen möge, oder ihm doch im ſchlimmſten Fall die Gnade angedeihen laſſen wolle, daß er nicht im Gefängniß ſtürbe, ſondern glücklich nach Spanien oder Schottland entkäme“ ꝛc. (ſ. S. 85 und 279). Gleichwohl hatte die Jungfrau noch lange Verhöre vor Biſchöfen, Gelehrten und Großen des Reichs zu beſtehen, weil der König für möglich hielt, daß die Sache vom Böſen ſey; beſonders vor

Doctorenverſammlung zu Poitiers unter Vorſitz des ichofs von Rheims. Dabey ſagte ſie vier Dinge s, die nachher eingetroffen ſind, die Befreyung von ans, die Krönung zu Rheims, die Eroberung von und die Heimkehr des Herzogs von Orleans aus Gefangenſchaft in England. Auch wurden noch Prüfungen mit ihr vorgenommen und Gutachten ogen, obgleich kaum zu ſäumen war, ſollte Orleans unterliegen.

lich durfte ſich die Jungfrau zur Heerfahrt rüſten; önig ſelbſt gab ihr die Rüſtung und einen kleinen at, der Herzog von Alençon zog mit einigen Rit- ach Blois voraus, und ſie brach am 21. April 1429 ours ebendahin auf, begleitet von dem Erzbiſchof Rheims, dem Großmeiſter des königlichen Hauſes ner kleinen Schaar von Bewaffneten. Ihr Schwert anner haben ihr ihre Heiligen angewieſen; das rt wurde in der Kirche der heiligen Katharina von is bey dem Altar ausgegraben, das Banner ließ nach dem Bilde machen, das jene ihr gezeigt . Noch vor ihrer Abreiſe ſagte ſie dem Könige , daß ſie bey der Befreyung von Orleans durch Pfeil werde verwundet werden, doch werde dieſe ſie nicht hindern ihr Werk zu vollenden; was Orleans nochmals am Morgen des Tags, wo rophezeihung in Erfüllung ging, wiederholte. in geiſtlichen Uebungen, und überall darauf be- unter den verderbenen Kriegern Glauben und urcht wieder zu erwecken, ſandte ſie noch vor ihrem Aufbruch von Blois den Engländern im Namen Gottes eine vom Samſtag der heiligen Woche 1429 datirte Aufforderung zu, Frankreich zu verlaſſen. Am 27. April ſetzte ſich der Zug, nunmehr ſehr verſtärkt, von Blois gen Orleans in Bewegung, voran Prieſter mit dem Banner des Gekreuzigten. Bey der Ankunft vor Orleans mußte Johanna anfangs die menſchliche Selbſtklugheit bedauern, die ihren Rath verſchmäht hatte; inzwiſchen gelang nicht nur die Zufuhr von Lebensmitteln, ſondern ſie ſelbſt zog, im Angeſicht des Feindes, mit dem Grafen von Dunois und vielen Rittern, wohlbehalten und ſchon gleichſam ſiegreich in die Stadt ein. Von hier aus ließ ſie den Engländern zum zweyten Mal entbieten abzuziehen, was Talbot und ſeine Leute mit Schmähungen erwiederten, eben ſo wie ihren eigenen mündlichen Zuruf vom Bollwerk herab, obgleich Muth und Kraft von ihnen ſchon gewichen ſchien. Bey einem mißlungenen eigenwilligen Verſuch einer franzöſiſchen Schaar gegen eine Engliſche Verſchanzung, wovon man in der Stadt nichts wußte, fuhr ſie hier plötzlich aus ihrer Mittagsruhe auf, begehrte Waffen und Roß, hielt die Fliehenden auf, und erſtürmte die Schanze mit den Übrigen. Dieß war ihr erſter Waffenſieg. Einen dritten Mahnbrief ließ ſie nun an einem Pfeil den Engländern zuſchießen, und führte zu einem zweyten Sieg. Beym dritten Unternehmen ſchwer in den Hals verwundet *).

---

*) Es heißt S. 129: „der Pfeil war ihr beynahe einen Schuh lang durch den Hals gefahren" — was zu ſtark ſeyn möchte. S. 141 berichtet Eberhard v. Windecken: „da ward ſie ein wenig unter der rechten Bruſt durch den Leib geſchoſſen."

erlor ſie doch weder Glauben noch Kraft; die wichtigſte
Feſte ward erobert, die Engländer hoben die Belager-
ung auf, und zogen am folgenden Tage nach großem
Verluſt ab. Die Siegesfeyer des 8. May 1429 wurde
eitdem alljährlich bis zum J. 1830 in Orleans gehal-
en, „zum feyerlichen Gedächtniß, daß an dieſem Tage
ie Stadt in ihrer größten Noth, durch ein achtzehn-
ähriges Mädchen, in ſieben Tagen, von einer ſieben-
onatlichen Belagerung, befreyt worden, nachdem Alle
jeder menſchlichen Hülfe verzweifelt."

Johanna, die ſich überall ſo tapfer und kriegskundig
s fromm, demüthig und rein bewies, kehrte zum Kö-
g zurück, um ihn nach göttlichem Befehl zur Krönung
ch Rheims zu begleiten. Der Ruf ihrer Thaten er-
oll weit und breit, und die Engländer wußten dafür
ne andre Erklärung, als daß ſie im Bund mit dem
ufel ſtehen müſſe. Bey dem König im Schloſſe zu
ches angelangt, fand ſie dieſen und ſeine Räthe wie-
rum voller Zweifel und Unentſchloſſenheit, bis es zu
er neuen Heerfahrt kam, wobey unter Anführung der
ngfrau die feſte Stadt Jargeau erſtürmt und der
ße Sieg von Patay errungen wurde. Endlich am
Juni brach ſie mit ihrer Schaar, vor dem übrigen
r und dem König voraus, nach Rheims auf; der
g von faſt 60 Meilen war überall vom Feind beſetzt.
Schwäche des Königs und die Kleingläubigkeit der
migen erſchwerte den Zug und ſeine Abſicht, ſo daß
Troyes von der Umkehr die Rede war, bis man
der Jungfrau Rath ſich anſchickte, dieſe Stadt zu

berennen, und ſie darauf ihre Thore öffnete. Schon am folgenden Tag rückte man weiter, und Johanna voraus, durch Chalons auf Rheims zu, die ſich beyde unterwarfen. Der König hielt im Geleite der Jungfrau und ſeines Heeres den feyerlichen Einzug in die Krönungsſtadt. Den 17. Juli 1429 ging die Salbung und Krönung vor ſich.*)

Die Sendung der Jungfrau war vollbracht, und ſie wollte nun heim zu ihren Eltern ziehen. Allein die menſchliche Weisheit des Königs und ſeiner Räthe hielt ſie ab, wiewohl Alles bewies, daß ſie nicht länger hätte bleiben ſollen.**) Auf dem Wege nach Paris unterwarfen ſich Städte und Burgen. Paris wurde berannt, und Johanna kämpfte muthig mit, obſchon ſie nie ſelber Blut vergoß, ſondern nur ihr Banner vortrug; ſie mußte aber, in den Schenkel verwundet, ſich mit dem Heer nach St. Denys zurückziehen, wo ſie dankend ihre Rüſtung ablegte, abermals heimkehren wollte, und abermals zu bleiben ſich bereden ließ. Der erkenntliche König hatte ſie nicht nur perſönlich mit vieler Pracht umgeben, ſondern erhob ſie auch mit ihrer ganzen Familie im December 1429) in den Adelſtand*). Bey wechſelndem Kriegsglück mußte St. Denys wieder verlaſſen werden. Johanna half noch die Stadt Pierre le Moutiers erobern, und hernach zu Melun wurde ihr um Oſtern von ihren Heiligen verkündigt, daß ſie noch vor dem Feſte des heiligen Johannes in die Gewalt ihrer Feinde fallen werde. Dieß erfolgte zu Compiegne am 23. May 1430 vor der Brücke, als ſie im Kampf mit den Burgundern und Engländern den Rückzug der Weichenden decken wollte, und ſich zuletzt verlaſſen und umringt ſand. Lionel, genannt der Baſtard von Vendome, führte ſie gefangen nach Marigny, wo ſie von einer ſtarken Wache unter dem Befehl des Johann von Luxemburg in Gewahrſam gehalten, hierauf weiter gebracht, bey einem Verſuch ſich zu befreyen, und bey einem zweyten durch einen Sprung vom Thurm zu Beaurevoir, den ihre Heiligen ihr verboten hatten, wieder feſtgenommen, und endlich von den Burgundern an die Engländer durch ihr Werkzeug Peter Cauchon, Biſchof von Beauvais, ausgeliefert wurde. Von einem Gefängniß ins andre geführt, gelangte ſie in den Burgthurm zu Rouen, wo der minderjährige König von England und ſeine Großen ihren Sitz hatten. „Am 3. Januar (1431) ward der Biſchof von Beauvais im Namen des Königs von England ermächtigt, gegen die Jungfrau in gerichtlicher Form vorzuſchreiten, als gegen eine ſolche, die gottloſer Weiſe wider das heilige Geſetz Männerkleidung angelegt, und Menſchenmord, die Waffen in der Hand, verübt, die dem einfältigen Volk geſagt habe, ſie ſey von Gott geſandt und in ſeine göttlichen Geheimniſſe eingeweiht, und die noch andrer ärgerlicher und gefährlicher Irrlehren und Verbrechen wider die göttliche Majeſtät verdächtig ſey. Würde ſie dieſer Verbrechen nicht überführt werden, ſo behalten ſich die Engländer das Recht vor, ſie wieder zurückzunehmen.“

---

*) S. 101 ſteht: „Lampe mit dem heiligen Krönungsöl;" allein ampoule (ampulla) iſt Flaſche, Fläſchchen. Die in der erſten Revolution zerſchlagene sainte ampoule iſt aus Abbildungen bekannt. Auf Deutſch wird wohl Ampel für Lampe geſagt.

**) Der Verf. macht hier richtige Bemerkungen, und nichts iſt gefährlicher, als wenn ein Geſandter Gottes ſeinen Beruf überſchreitet, und nichts frevelhafter, als ihn dazu zu nöthigen.

---

*) S. 280 unten wird bey der Adelserhebung vom 16. Januar die Jahrzahl 1430 heißen müſſen, und S. 281 oben ſtatt Helm — Schild zu leſen ſeyn.

Vor ungerechten Richtern in eigener Sache vielmal verhört und durch mancherley Mißhandlungen gequält, wurde die begeiſterte Heldin, die Retterin der Krone, von dem der dieſe trug jetzt undankbar verlaſſen. Nur der Muth, die Wahrheit ſtandhaft zu behaupten, die Kraft der Antwort und der Zuſpruch ihrer Heiligen, verließen ſie nicht. Auch hier weiſſagte ſie noch durch Offenbarung den Engländern, daß ſie vor ſieben Jahren Alles in Frankreich verlieren würden, und ſo Mehreres. Die ihr von geiſtlichen Freunden angerathene Berufung an den Pabſt und das zu Baſel verſammelte allgemeine Concilium wurde gewaltſam unterdrückt. Es wurden aus den Verhören zwölf falſche Artikel entworfen, wodurch Johanna der Zauberey, der Unzucht und andrer Verbrechen verdächtig werden ſollte, und an die Univerſität von Paris und das Capitel von Rouen zur Begutachtung eingeſchickt, welche jedoch verſchieden ausfiel. Inzwiſchen fuhr man fort, ſie zur Unterwerfung unter die Kirche, welches ſo viel war als zur Anerkennung ihrer Richter und der falſchen Anſchuldigungen, zu ermahnen

man auch eine tödtliche Krankheit, in die ſie verfiel,
le. Das Gutachten der Pariſer Univerſität, wiewohl
Vorausſetzung des rechtlichen Beſtandes der zwölf
l und ohne Acteneinſicht gegeben, kam den gott
Richtern zu Statten. Feyerlich, im Angeſicht des
eeres, und auf eine höchſt tumultariſche Weiſe,
ihr dann zugeſetzt, und ihr (die nicht leſen konnte)
nterzeichnung eines untergeſchobenen Bekenntniſſes
ungen, ſie darauf zu lebenslänglichem Gefängniß
theilt. Bey dieſem, den Engländern ſehr mißfälli-
eſchluſſe blieb es nicht. Genöthigt im Kerker wie-
Männerkleidung anzulegen, widerrief ſie die erzwun-
Abſchwörung. Hierauf wurde ſie denn für rück-
erklärt, am 30. May 1431 zum Tode in den Flam-
eführt, und nahm als eine wahre Heilige ein höchſt
ades Ende. Ihr letzter Ruf auf dem Scheiterhau-
ar: „Jeſus! Jeſus! Jeſus!“ Unter den wunder-
Ereigniſſen wird bezeugt, daß ihr Herz dem hef-
Feuer widerſtanden habe, weßwegen es mit der
in die Seine geworfen wurde. Sehr bald offen-
ſich die allgemeine Stimme gegen die Richter und
nat ihres Gewiſſens; auch ſtarben die Hauptwerk-
der Verdammung der Unſchuldigen eines plötzlichen
lenden Todes. Im Jahre 1437 war Karl VII.
von Paris, bis endlich, wie die Jungfrau voraus-
, die Engländer Alles in Frankreich verloren hatten.
efehl des Königs im J. 1449, ſobald Rouen wie-
ſeiner Gewalt war, wurde eine vorläufige Revi-
es Proceſſes angeſtellt, und das Verfahren nach

Form und Gehalt für nichtig und ungerecht erkannt, ſodann durch ein vom Pabſte beſtelltes Gericht die Unterſuchung wieder aufgenommen, und am 7. Juli 1456 die neue Sentenz im erzbiſchöflichen Palaſt zu Rouen öffentlich verkündigt, wodurch der ganze Proceß und ſeine Urtheile, als Betrug, Verläumdung, Bosheit, Widerſpruch, offenbare Fehler im Recht und in der Sache enthaltend, mithin als null und nichtig kaſſirt, und Johanna für unſchuldig erklärt wurde.

So weit der gedrängte Auszug des hiſtoriſchen Verlaufs. Er umfaßt bei weitem nicht alles Wichtige oder auch Wunderſame, was das gut und zweckmäßig geſchriebene Buch enthält. Zu deſſen literariſchen Verdienſten gehört ein Aufſatz: „Ueber die Proceßacten, die Geſchichtſchreiber und Dichter der Jungfrau von Orleans," und zu ſeinen Zierden zwey Gedichte am Schluß. Die Geſchichte ſelbſt betreffend, ſo iſt wohl kein menſchliches Gemüth, welches bei jeder Form der Darſtellung nicht bewegt werden ſollte über das Schickſal der jungfräulichen Glaubensheldin, deren die Welt nicht werth war. Wie? muß denn die Blüthe des Menſchengeſchlechts hier allzumal durch Schmach und Vernichtung, durch Kreuzesnoth und Flammen gehen, um erkannt und gerechtfertigt zu werden? So ſcheint es; denn der Heiligſte iſt dieſen Weg vorangegangen. Nur wehe thut es auch dann noch, (der platten Verſündigung des edeln Shakſpeare und des Voltäriſchen Schmutzes nicht zu gedenken), wenn z. B. um des eiteln Kunſtintereſſes willen einer Märtyrerin ein ſinnliches Motiv ihres Falles angedichtet wird, wel-

s wahrer darin gefunden werden konnte, daß ſie ihren
ruf überwartet und in einem Stande geblieben, der
prophetiſcher zu ſeyn kein Recht mehr hatte, es wäre
n um den Gräuel der Verkehrtheit unter den Sterb-
en und die Macht des himmliſchen Lebens kund zu
n, und ſo die irdiſche Heilandin als Siegerin in der
it Gottes zu verklären. Schillers Jungfrau wird vom
faſſer richtig beurtheilt, ſo viel Tiefe auch in ſeiner
htung hin und wieder liegt. Ja, möchten doch alle
ngedichte der Wahrheit zu lieb unterbleiben, und die
ntaſie ſich in der Nachfolge der alten Meiſter zur
benwelt kehren, wo kein Stoff über Lüge ſchreit.
s den wunderbaren Beruf und die Erſcheinungen der
nna d'Arc anlangt, und daß Heilige aus den himm-
n Höhen mit ihr reden konnten: wer wagt es zu
nen? Wo iſt die Unmöglichkeit? oder wo erſcheint
Abgötterey in der hier geſchilderten Vermittelung?
S. 267: „Sobald ich etwas von St. Katharina
re, begehrt ſie und St. Margaretha es von dem
n, und auf des Herrn Befehl antworten ſie mir
“) Mit dem niedern, natürlichen Somnambulis-
oder magnetiſchen Hellſehen (das etwas komiſch zu
gerufen werden, ſ. S. XVI) reichen wir hier nicht
obgleich aus dem Schatten auf die Geſtalt geſchloſſen
n kann; d. h. die ſeeliſchen Wunder ſind uns
n, um uns Höheres glaublich zu machen. Dieſes
Reich hat viele Stufen, und erſtreckt ſich weit auf-
Aber die Weltklugheit kennt ein Drittes. Denn
cht z. B. der ehrliche Meuſel in ſeiner Staaten-

hiſtorie S. 126, 3te Ausg. v. 1788): „Das Wunderbare dieſer allem Anſehen nach verabredeten Sache begeiſtert Karls Truppen ſo ſehr“ ꝛc. Ob eine ſolche herzloſe Deutung nach dem Kanon: „Wunderbar folglich unwahr,“ eine hiſtoriſche heißen kann, müſſen die Acten beweiſen, woraus Meuſel wohl nur nahm, was dem Unglauben der Zeit zuſagte und Andre ſchon vor ihm gewähnt hatten.

Gottes Friede ſey mit dir, Johanna, durch bitteres Leiden erhöheter, ſeliger Geiſt! In deinem erſten Heldenlauf warſt du wie eine Richterin des alten Bundes; in deinem zweyten, als Natur und Geiſt jetzt auf einander trafen, und jene die alte Stelle behauptete, mußteſt du durchs Feuer geläutert und bewährt, eines beſſern Bundes Zeugin, eine Ueberwinderin der Welt, hinauf zum Paradieſe ſchweben. Dem Verſtändigen genug.

—y—.

Fragen und Bitten

die Erzähler wunderbarer Begebenheiten.

Mit Beyſpielen.

nächſte Frage und Bitte, die hier vorgetragen
ſoll, betrifft „die Erſcheinung“ im Frankfurter
rſationsblatt Nr. 58. von 1834.

e Erzählung, die angeblich einem Arzt angehört, iſt
em Auszug folgende. An einem Abend des Monats
1815 war eine glänzende Geſellſchaft bey Lady
* zu London, worin große Freude über die Siege
gländer auf dem Continent herrſchte. Daſelbſt
ſich ein junges ſchönes Mädchen, Luiſe, und ſchien
traurig und bekümmert zu ſeyn. Man bat ſie
d, man zwang ſie endlich, die beliebte ſchottiſche
„Die Ufer des Allan,“ am Clavier zu ſingen,
ihrer Lage allzu ſehr harmonirte; denn ſie war
em jungen Hauptmann, der im Felde war, verlobt.
ſangen und in Gedanken vertieft, ſetzte und ſang
die rührende Ballade zum Entzücken der Anweſen-
ſie aber kaum die Worte der zweyten Strophe:
jungen Krieger gibt ſie ihre Hand,“ vorgetragen,
plötzlich auf, ſtarrt erſchrocken und bleich vor ſich
hre Schweſter eilt zu ihr, erhält keine Antwort

auf ihre Frage; aber einige Augenblicke drauf ſtößt Luiſe einen durchdringenden Schrey aus, bleibt ferner regungslos ſitzen, und ſtammelt endlich: „Ach! da ſind ſie! da ſind ſie mit ihrer Laterne! da kommen ſie um einen Leichenhaufen herum; ſie ſuchen den Todten. Seht, ſeht, wie ſie einen nach dem andern unterſuchen. Dort iſt er! ... dort ... ach! ſchaudervoller Anblick! das Herz iſt ihm durchbohrt!"

Tief ſeufzend ſank ſie ihrer Schweſter in die Arme, wurde bewußtlos zu Bette gebracht, und durch reizende Mittel aus der Ohnmacht erweckt. In heftigem Schweiß und nach tiefen Seufzern murmelte ſie endlich: „O ich Unglückliche! warum mußte ich das erleben? warum habt ihr mich nicht ſterben laſſen? Er rief mich zu ſich; ich wollte zu ihm, und ihr habt mich zurückgehalten; aber ich gehe zu ihm, ich gehe." — Indem man ſie zu beruhigen ſuchte und zu verſichern, Karl werde bald zurückkehren, erwiederte ſie: „O nie, nie!" ſie habe geſehen, wie ſie geplündert; Karl ſey todt, ſie habe ihn geſehen; „er war durchbohrt, ſie plünderten ihn" —

Die Ohnmachten kehrten öfters wieder, ſie lag ſehr ſchwach und in dumpfem Hinbrüten, ſprach nicht, und nur bisweilen hörte man ſie murmeln: „Ja, bald, Karl, bald, morgen! — Todt! todt auf dem Schlachtfelde! Ach, ich werde den jungen Sieger ſehen, ich werde ihn ſehen... wie wird er mich lieben! — Ach laßt mich, laßt mich in Frieden ſterben!" — und ſo Mehreres.

Am vierten Tage ihrer Krankheit erhielt ihre Familie einen ſchwarzgeſiegelten Brief von dem Oberſten des

s, mit der Nachricht, daß Karl zu Ausgang
cht von Waterloo durch eine Flintenkugel, die
Herz durchbohrt, getödtet worden ſey. Der faſt
ſterbenden Luiſe wurde die Trauerbotſchaft von
vorſichtig beygebracht; ſie errieth ſchnell und
ammender Lebhaftigkeit den Inhalt des erblick-
ſs, den ſie ſich dann vorleſen ließ. Nach einem
en Druck, den ſie empfand, wobey ſie ſich einen
ünſchte, auf den man weinen könne, wurde ihr
ngſamer und beſchwerlicher, und ſie gab den
. —

öglichkeit dieſer Geſchichte iſt einem Jeden klar,
dem hellſehenden Vermögen des Menſchen, von
iſchen Magnetismus und von der Macht der
aften einen Begriff hat. Aber ſie iſt unverbürgt,
ame noch Quelle angegeben, und ſie kann eben
rfunden ſeyn. Es fragt ſich daher: Gedicht
ebenheit? und im letztern Fall, welche glaub-
Gewähr iſt dafür vorhanden? — Die Poeſie
als ſolche, ſo bewundern wir das Talent. Allein
ologie verlangt hiſtoriſche Bürgſchaft; ſie kennt
gfräuliche Keuſchheit, welcher die leichtfertige
ngskraft des Mährchens in keiner Geſtalt zu nahe
rf; ſie verſtößt ſogar jede ungenaue Angabe,
ſchönerung; denn ihr iſt das Werk der ewi-
tur, dieſe authentiſche Poeſie der Wahrheit,
elbſt genug. Es wird folglich um den nöthigen
, oder doch um Erklärung gebeten, was von
erung der Erzählung zu halten ſey. Dieſe

gleiche Bitte geſchieht zugleich an Alle, die etwas Wunderbares oder der höhern Natur und ihren verborgenen Kräften Angehöriges zu erzählen wiſſen. Unſere Zeit beſonders verlangt Entſcheidung und Gewißheit, und die herrlichſte Wunderdichtung, die geglaubt ſeyn will, iſt in ſo fern nicht beſſer als die geſchmackloſe Lüge des Aberglaubens. Keineswegs wird hiemit voraus behauptet, daß jene „Erſcheinung" unhiſtoriſch ſeyn müſſe, ſondern nur die Nothwendigkeit ihrer Beſtätigung gezeigt.

Was hier gefragt und gebeten wird, iſt noch aus einem zweyten Grunde wichtig. Die Literatur hat ihre Moden, ſie hat ihre Jahreszeiten wie die Vögel und die Blumen. Einer auffallenden Apparition in der Kunſtwelt oder der wiſſenſchaftlichen folgt ſogleich ein Heer von Begleitern und Nachtretern. Kant philoſophirte, und es regnete Kantiſche Bücher. Der Magnetismus kam auf, und es erblühte eine Saat von magnetiſchen Schriften. Jung Stilling ſchrieb eine Theorie der Geiſterkunde, und viele Federn theoretiſirten für und wider. Die Seherin von Prevorſt hat geſchaut und von Erſcheinungen aus einem andern Daſeyn zu reden gegeben, und ſiehe! die Bücher von der Geiſterwelt machen abermals Glück. Dieſes iſt aber grade kein Glück für die Sache. Es kann es bey einem ſo zarten Gegenſtand nur dann ſeyn, wenn die Schriftſteller mit der äußerſten Wahrheitsliebe, Vorſicht und Gewiſſenhaftigkeit verfahren. Wir brauchen keine Leſebücher, keine Schauer- und Wundermährchen zur bloßen Unterhaltung des ſchauer- und wunderluſtigen Publicums. Wir brauchen beglauneue Thatſachen, gründliche Forſchung und ſtrenge

Compilation unter dem Titel: „Der Zuſammen-
rer Seele mit der Geiſterwelt. Von Profeſſor W.
ung. Ludwigsburg 1834, verräth zwar durchaus
feindlichen noch unfrommen Sinn, ferner mit
itung von Dr. Kerner, verweiſt auf ſeine Seherin
Blätter aus Prevorſt — empfiehlt jedoch dann den
ie bekannten Schriften von J. Kerning, und
nd über die Aechtheit des Namens W. Stilling
er den von J. Kerning Bedenklichkeiten an.
findet man nicht nur viele längſt bekannte Ge-
ſchichten, was bei einer kritiſchen Sammlung nicht
ſein wäre, ſondern es entdeckt ſich auch, daß andre
ch bekannte Schriftſteller ohne Namen und Sylben
rbeitet haben; das heißt: der ferne und lange
ne" S. 284 ff. iſt ohne Angabe der Quelle, ohne
warum als entlehnt bezeichnet wird, wörtlich al-
chen aus Schuberts Geſchichte der Seele S. 3
s recht, lieber Autor? — Was ſoll man hieraus
ets für einen Schluß auf die mitgetheilten Ver-
ziehen, wenn man ſie nicht bereits anderwärts
t gefunden hat? — Die gelindeſte Meinung möchte
daß, um ein Buch zu machen, zuſammengerafft
n, was ſich dargeboten hat.

wird aber wohl ſehr gebeten, ſolche Vorgänge nicht
ahmen, dergleichen Bücher, welche der Leſewelt
hr ſchaden als ſie zu belehren ſuchen, man unter-
reſſe zu bringen, und was der Art gedruckt iſt,

ſtandhaft, d. h. nicht mit leeren Worten, zu rechtfertigen. Mit der ausgedruckten Hochachtung vor Perſonen und Schriften kann es auch nicht großer Ernſt ſeyn, wenigſtens bedürfen dieſe ſolcher Ehrenbezeigungen nicht.

Eins der ſeltſamſten Beyſpiele: „Der Todesruf“ (S. 98.) wird mit den Worten eingeleitet: „Für die Wahrheit der nachfolgenden Erzählung bürgt uns Hr. Guſtav Sellen, welcher als Officier in Griechenland mitgefochten und Zeuge dieſer Begebenheit war, die wir mit ſeinen eigenen Worten wiedergeben wollen.“ Schreiber dieſes kennt Hrn. Guſtav Sellen nicht, weiß nicht, an wen dieſe Erzählung geſchrieben, wo ſie früher gedruckt worden, über all dieſes ſchweigt der Herausgeber — wer oder was bürgt für die Wahrheit? In ſolchen Fällen gibt ein gründlicher Schriftſteller ſo weit möglich an, was zur Gewähr dienen mag, und iſt es unzulänglich, ſo ſpricht er nicht im Tone der Gewißheit. Unter mehreren Deutſchen Philhellenen in Griechenland nämlich war ein Hr. v. W. aus Bayern — wie die Angabe lautet — welcher nebſt ſeinen Gefährten ſich einſt mit Wein erfriſchen wollte, und welchem das zum Einſchenken dargehaltene Glas in der Hand zerſprang. Einige Zeit nachher nimmt die kleine Geſellſchaft ihre Zuflucht oder Nachtlager in einem halbzerſtörten Haus, worin kurz zuvor eine Türkiſche Familie grauſam ermordet worden war. Sie wollen ſich auch hier mit Wein laben, und eben anſtoßen, als die von innen mit einem hölzernen Drücker verſchloſſene Thür plötzlich, und mit einem heftigen Schlag auf dieſen Riegel, weit aufſpringt. Alles Nach-

Die Jungfrau von Orleans.

e denkwürdige, tief ins Wunderbare reichende Ge
te der Johanna d'Arc hat eine erwünſchte Bear-
ng nach den Proceßacten und gleichzeitigen Chro
erhalten von G. Görres (Regensburg b. Puſtet
, mit Vorrede von J. Görres, und einem lieb-
Titelkupfer von Zellner gezeichnet). Ein kom
cher Auszug des thatſächlichen Inhalts wird in den
ern aus Prevorſt an ſeinem Orte ſeyn.

Domremy, einem kleinen Dorf an den Grenzen
Champagne, Burgund und Lothringen, einem un
baren Hausgut der Franzöſiſchen Krone, wurde
nna im Jahr 1411 geboren. Ihre Eltern waren
fromme Bauersleute, Jakob von Arc und Isa
Romee mit Namen. Sie hatten drey Söhne und
Tochter, worunter Johanna ſich als beſonders ant,
n, verſtändig und fleißig von Kindheit an auszeich
Hinter dem Dorf auf einer Anhöhe lag eine kleine
le in der Nähe eines alten Eichenwaldes; der ehr
ge Ort, zu welchem das gottesfürchtige Mädchen
tlich Bittgänge that, ſcheint ſchon in heidniſcher
eine Stätte des Opferdienſtes geweſen zu ſeyn.
er Kapelle floß ein Born, woraus Fieberkranke
er Heilung zu trinken pflegten, und nicht fern

ſtandhaft, d. h. nicht mit leeren Worten, zu rechtfertigen. Mit der ausgedruckten Hochachtung vor Perſonen und Schriften kann es auch nicht groſſer Ernſt ſeyn, wenigſtens bedurfen dieſe ſolcher Ehrenbezeigungen nicht.

Eins der ſeltſamſten Beyſpiele: [illegible] Todesruf" (S. 9 ff.) wird mit den Worten eingel[illegible] für die Wahrheit der nachfolgenden Erzählung bu[illegible] Hr. **Guſtav Sellen**, welcher als Officier in Griechenland mitgefochten, und Zeuge dieſer Begebenheit war, die wir mit ſeinen eigenen Worten wiedergeben wollen." Schreiber dieſes kennt Hrn. Guſtav Sellen nicht, weiß nicht, an wen dieſe Erzählung geſchrieben, wo ſie früher gedruckt worden, über all dieſes ſchweigt der Herausgeber — wer oder was bürgt für die Wahrheit? In ſolchen Fällen gibt ein gründlicher Schriftſteller ſo weit möglich an, was zur Gewähr dienen mag, und iſt es unzulänglich, ſo ſpricht er nicht im Tone der Gewißheit. Unter mehreren Teutſchen Philhellenen in Griechenland nämlich war ein Hr. v. W. aus Bayern — wie die Angabe lautet — welcher nebſt ſeinen Gefährten ſich einſt mit Wein erfriſchen wollte, und welchem das zum Einſchenken dargehaltene Glas in der Hand zerſprang. Einige Zeit nachher nimmt die kleine Geſellſchaft ihre Zuflucht oder Nachtlager in einem halbzerſtörten Haus, worin kurz zuvor eine Türkiſche Familie grauſam ermordet worden war. Sie wollen ſich auch hier mit Wein laben, und eben anſtoßen, als die von innen mit einem hölzernen Drücker verſchloſſene Thür plötzlich, und mit einem heftigen Schlag auf dieſen Riegel, weit aufſpringt. Alles Nachuchen nach der Urſache war vergeblich. Bey wiedergekehrter Fröhlichkeit wollte man einen Becher auf das glückliche Ueberſtehen des Freiheitskampfes leeren, und er Schlag und das Aufſpringen der Thür wiederholte ich. Dieß geſchah zum dritten Mal beym Trinken auf glückliches Gelingen des vorhabenden Sturms auf Napoli. Nun band v. W. den Drücker ganz feſt an die Kramme, und als gegen Morgen Einer der Geſellſchaft den Toaſt ausbrachte: „Auf unſer Aller glückliches Wiederſehen des Vaterlandes!“ ſo ſchlug es wieder die Thür, als wollte es ſie zerſchmettern, und mit dumpfer Stimme wurde der Name des Barons gerufen, was Alle deutlich hörten. Drey Tage nachher fiel dieſer bey dem Sturm auf Napoli. — Recht ſehr bedeutend, aber wir bitten um Beſtätigung.

Ferner wo iſt die Quelle der Geiſtererſcheinung bey Salon (S. 31), die unter Ludwig XIV. als Hofgeſchichte allgemeines Aufſehen erregt haben ſoll? — Was zwiſchen Georg I. von England, ſeiner Gemahlin Sophie und Lady Horatia vorgefallen ſeyn ſoll und hier (S. 43 ff.) unter der Ueberſchrift: „Der Spitzenkragen,“ abgedruckt ſteht, hat man vor einigen Jahren im Morgenblatt und andern öffentlichen Blättern geleſen; aber woher geſchöpft? Wenigſtens die Zeitangabe bedarf einer Berichtigung. Der Anfang lautet: „Am 4. Januar 1726 war im Schloß Windſor Alles in Aufruhr und Bewegung; die Königin Sophie, Gemahlin Georgs I., lag im Sterben,“ und am andern Morgen ſoll ſie todt geweſen ſeyn. Aber nach der Geſchichte ſtarb ſie ſchon am 13. November

1726, alſo über neun Jahre früher, worauf ihr Gemahl am 11. Juni 1727 ihr in die Ewigkeit nachfolgte. — S. 106 ſteht ein Beyſpiel vom Hellſehen im Traum, welches alſo beginnt: „Zwey Freunde reiſeten mit einander, und als ſie nach M... gekommen waren, ging der eine in ein Wirthshaus, der andre als Gaſt zu einem Freunde.“ Sollte man nicht glauben, dieſer Vorfall ſey aus ganz neuer Zeit, und man wolle, etwa zur Schonung der Familie des Gaſtwirths, der den Reiſenden umgebracht hat und dafür hingerichtet worden iſt, die Stadt nicht verrathen? Keineswegs, der Ort heißt Megara, und der Traum iſt älter als Cicero, denn er ſteht im 27. Capitel ſeines 1. Buchs von der Weiſſagung, was der Verf. uns errathen läßt. — Einige Geſchichten werden anderwärts anders oder mit andern Nebenumſtänden erzählt, wie die von dem Paſtor mit den zwey Kindern (S. 129). — S. 133 wird die Erſcheinung im Pfeffelſchen Garten zu Colmar mit den Worten eingeführt: „Der den 1. May 1809 verſtorbene Hr. Pfeffel erzählte oft nachfolgende Geſchichte, deren Wahrheit er verbürgte: Nachdem mein Schwiegervater, Herr Gottlieb Conrad Pfeffel, ſchon ſeit mehreren Jahren das Geſicht verloren hatte“ u. ſ. w. Hier möchte ein großer Mißgriff in den Namen Statt finden. Wir kennen einen Schwiegerſohn des blinden Dichters Pfeffel, der nicht Pfeffel heißt. Mehrere Erzählungen ſcheinen aus engliſchen Schriften genommen, weil ihre Scene in England iſt; hierunter iſt die unter der Aufſchrift: „Ein Mord wird durch einen Traum entdeckt“ (S. 158),

ychologiſch merkwürdig, weil der Gaſtwirth zwey erſt
n folgenden Tag bey ihm einkehrende Gäſte voraus
Traume ſah, wie auf einem nahegelegenen Hügel der
inere davon den größern ermordete, und hierauf
ade das Umgekehrte eintrat, indem letzterer der Mör
des erſtern wurde. — Die „Erſcheinung der verſtor-
nen Königin von Schweden (Ulrike) und der Gräfin
renhof“ (S. 172), ſoll ſich bey hellem Tage begeben
en, während andre Erzähler die Mitternachtsſtunde
geben und die Freundin Ulrikens nicht Gräfin Steen-
f aus Stockholm, ſondern Gräfin Schönberg aus
chien nennen. Was von der bekannten Sage übrig
bt, iſt, daß die entfernt wohnende Edelfrau ſich im
loß als lebend gezeigt, zu dem Paradebette der Kö
n gedrungen, deren Leichnam ſich zu ihr aufgerichtet,
auf das Geſicht verſchwunden, dann aber die Nach
angelangt, daß jene Gräfin um gleiche Zeit mit der
ſam verſtorben ſey. Nicht das bloße Nacherzählen
einſeitigen Berichten, ſondern deren Vergleichung
die möglichſte Herſtellung der Wahrheit, wäre die
gabe für einen gründlichen Sammler. — S. 192:
e Londonderry als Geiſterſeher,“ gehört zu den we
Fällen, wo ſich beſtimmt auf ein früheres Werk,
ch auf das zu London heftweiſe herauskommende
bezogen wird. Der Lord beſuchte einſt einen
ß im nördlichen Irland, und ſah Nachts in ſeinem
vor dem Einſchlafen die Geſtalt eines ſchönen
n, von einer milden Glorie umgeben, die, als er
hob und auf ſie zuging, ſich vor ihm zurückzog und

in die Erde verſank. Der Hausherr ſagte den andern Morgen zu ihm, dieſe Sage ſey von jenem Zimmer bekannt; „Sie haben den ſtrahlenden Knaben geſehen, und es iſt eine Vorbedeutung von beſonderm Glück.“ — S. 205 wird ſich auf ein lebendiges, namhaftes Zeugniß, jedoch ohne Angabe des Wohnorts der Perſonen berufen, von denen wohl gleichnamige vorhanden ſind. — S. 210 kommt eine richtige Antwort über die Indifferenz der Sehergabe vor. Ein Prediger auf der Inſel Skye fragte einen dortigen berühmten Seher, ob er das unglückliche Vermögen des zweyten Geſichts noch habe? er wünſche ihn davon befreyt zu ſehen, da es nicht immer ein Kennzeichen eines wahren Chriſtenthums ſey. Worauf der Seher erwiederte, er hoffe weder unglücklicher noch unfrommer als Andre zu ſeyn, weil er ſehe und wahrnehme, was jene nicht ſehen und wahrnehmen; auch habe er heute ſo ernſthafte und fromme Gedanken bey ſeiner Predigt als die Mitzuhörer gehabt, und doch in der Nähe des Predigtpults eine Leiche liegen ſehen — die auch bald hernach wider Erwarten daſelbſt beerdigt wurde. — Abermals verſchiedene Abweichungen findet man in der Erzählung von der bekannten politiſchen Geiſtererſcheinung, die Karl XI von Schweden auf dem Ritterholm gehabt haben ſoll, und die hier (S. 264) ohne alle hiſtoriſche Kritik wiederholt wird, ſogar mit der Verſicherung, ſie ſey zwar anderwärts durch Leſeblätter mitgetheilt, „jedoch keineswegs ſo ausführlich, wie wir ſie zu geben in Stand geſetzt wurden.“ Frage: wie? wodurch? von wem? — Der Verfaſſer möge wiſſen,

ß dieſes Abenteuer aus der Geiſterwelt ein großes
ttiſches Kreuz iſt. Im Weſentlichen lautet der angeb-
he Sachverhalt alſo. König Karl XI. von Schweden
r nach dem Tode ſeiner Gemahlin Ulrike Eleonore
e er hart behandelt haben ſoll) in eine ſchwermüthige
immung verfallen. Einſt ſpät in der Nacht ſaß er
dem Kamine im Palaſte zu Stockholm; einige Hof-
e, worunter ſein Günſtling Graf Brahe und ſein
arzt Baumgarten, waren bey ihm. Das Cabinet
Königs war dem großen Saal gegenüber, worin ſich
Reichsſtände zu verſammeln pflegten, und der jenſeits
dem andern Flügel des alten Schloſſes lag. Dieſer
l erſchien jetzt plötzlich hell erleuchtet. Karl, obgleich
dem ſeltſamen Anblick ſehr betroffen, wollte ſelber
n, was dort im Ständeſaal vorgehe. Seine Geſell-
er mußten mitgehn, und der Caſtellan wurde ge-
um aufzuſchließen. Das Vorgemach wurde geöff
nd war wider Gewohnheit ſchwarz behangen. Den
wollte aus Furcht Keiner aufſchließen, und der
ſelbſt mußte es thun. Hier eingetreten ſahen ſie
roßen Tiſch, worauf große Bücher lagen, von
en Männern umgeben. Aber nun folgt Verſchie-
in den Berichten, nach deren einem der König
e Thür des Verſaals mit eigner Hand aufſchloß,
ine Begleiter es verweigerten. Unſer Buch er-
auf einem erhöheten Thron ſaß ein blutender
mit allen Zeichen der Königswürde; zu deſſen
ſtand ein gekröntes Kind mit dem Scepter in
d; zur Linken ſtützte ſich ein bejahrter Mann

im Ceremonienmantel der ehemaligen Reichsverweſer auf die Lehne des Throns; gegenüber dem Thron ſtand der ſchon bemerkte Tiſch mit Männern in Richtergewändern und mit Büchern; zwiſchen dem Thron und dem übrigen Saalraum ſtand ein Block von Trauerflohr umhüllt, und darauf lag ein Beil; der älteſte Richter klopft auf das vor ihm liegende Geſetzbuch; einige junge Edelleute treten durch eine entgegengeſetzte Thür in den Saal, die Hände auf den Rücken gebunden; der vorausgehende und kühnſte Gefangene legt ſeinen Kopf auf den Block und wird enthauptet, das Blut ſpritzt an die Stufen des Throns und der abgehauene Kopf rollt zu Karls Füßen. Auf Karls Frage nach der Bedeutung dieſes Geſichts erhält er vom Reichsverweſer zur Antwort: „Dieß Blut wird nicht unter deiner Regierung vergoſſen werden, aber unter dem Fünften nach dir.“ — Nach einer vor uns liegenden Abſchrift der Urkunde, welche Karl XI vorgeblich über die Erſcheinung ausfertigen ließ, mit ſeiner und der übrigen Zeugen Unterſchrift verſehen, verhielt ſich die Sache ſo: unter den ſechzehn Männern um den Tiſch befand ſich ein junger König, 16 bis 18 Jahre alt, mit Krone und Scepter; ihm zur Rechten ſaß ein langer ſchöner Herr von ungefähr 40 Jahren, zur Linken ein alter Mann von ungefähr 70; der junge König ſchüttelte mehrmals den Kopf, während die würdigen Männer alle mit der einen Hand hart auf die Bücher ſchlugen; neben dem Tiſche ſtand Richtblock bey Richtblock und waren Henker da mit aufgezogenen Hemdsärmeln, die hieben einen Kopf nach dem andern ab, ſo

as Blut auf dem Boden ſtrömte; die Enthaupteten
meiſt junge Edelleute; hinter dem Tiſch in der
ſtand ein Thron, der faſt umgeſtürzt war, und
n ein Mann von ungefähr 40 Jahren, der wie
eichsverweſer ausſah; auf die wiederholte Frage
antwortete ihm der junge König: „Nicht ſoll dies
en zu deiner Zeit, ſondern in der Zeit des ſechſten
ten nach dir, und er wird ſeyn von eben dem
und Geſtalt, wie du mich ſiehſt, und der, welcher
het, offenbart, daß ſein Vormund ausſehen wird
ier; und der Thron wird grade in des Vormunds
Jahren an dem Fall ſeyn durch einige junge Edel
aber der Vormund, der unter ſeiner Regierung
gen Herrn verfolgt, wird ſich da ſeiner Sache
en, und ſie werden den Thron ſtärker befeſtigen“
Dieſe mit der eidlichen Bekräftigung des Königs
l. und der Uebrigen verſehene Urkunde bietet
h an ſich in ihren verſchiedenen Ausgaben Varian-
Was die Verſchiedenheit zwiſchen dem „fünften“
ſechſten“ nach Karl XI. betrifft: ſo folgte auf die-
Sohn Karl XII. im Jahr 1697, dann 1718 die
Ulrike Eleonore, welche 1720 die Regierung
emahl Friedrich von Heſſen übergibt, nach denen
n gelangt 1751 Adolf Friedrich zur Krone, nach
f ſein Sohn Guſtav III., nach ihm der noch
hrige Guſtav IV. Adolf unter der Regentſchaft
zogs von Südermannland, der nach deſſen Ent-
König wird, und ſein Nachfolger wird Karl
Bernadotte). Nun kann man die Königin

Ulrike mitrechnen oder nicht, und mit Einigen das Geſicht auf die Ermordung Guſtavs III. und die Hinrichtung Ankerſtröms, den gekrönten Jüngling auf Guſtav Adolf IV., den Greis im Kleide des Reichsverweſers auf deſſen Oheim den Herzog von Sudermannland beziehen; jedenfalls aber findet ſich einige Incongruenz zwiſchen dem Geſicht und der Geſchichte, ſo daß es eher einer verworrenen Verahndung im Traum als einer klaren prophetiſchen Viſion ähnlich iſt. Allein damit nicht genug; die Aechtheit und das frühere Daſeyn der Urkunde ſelbſt iſt beſtritten. Wir geben hier einen Artikel aus dem Frankfurter Converſationsblatt Nr. 77. vom 18. Sept. 1833, überſchrieben:

„Officielles Gutachten über die Viſion Karls XI., Königs von Schweden.

„Die Revue de Paris enthält folgende Mittheilung, welche ihr von der Schwediſchen Geſandtſchaft in Bezug auf einen Artikel über jene Viſion Karls XI. gemacht wurde, der im vierten, 1829 erſchienenen Bande des genannten Journals enthalten iſt. „Auszug aus dem Schreiben eines hohen, bey dem Schwediſchen Archivweſen angeſtellten Beamten. — Sie wünſchen zu wiſſen, was von der unter dem Namen der Viſion Karls XI. bekannten Sage zu halten ſey, welche angeblich durch einen eigenhändigen Bericht des Königs, unterſchrieben von mehrern ſogenannten Augenzeugen, beglaubigt ſeyn ſoll. Dieſer Bericht war zu verſchiedenen Zeiten Gegenſtand der genaueſten Nachforſchungen, beſonders zu Anfang der Regierung Guſtavs III., auf welchen die Worte

rſcheinung ſich beziehen, wenn die Gelangung der
Eleonore zum Thron als Regierungsperiode gerech-
ird; allein nie hat man auch nur eine Spur von
iſtenz einer Urkunde dieſer Art, oder einer authen-
Relation überhaupt, auffinden können. Aus die-
achforſchungen hat ſich vielmehr beſtimmt ergeben,
Schweden erſt nach dem 1741 erfolgten Tode der
n Ulrike Eleonore, der Schweſter Karls XII. und
Karls XI., von jenem Geſicht etwas verlautet
glich 44 Jahre nach ihres Vaters Hintritt, und
e 50 Jahre nach dem Zeitpunkt, wo das Ereigniß
llen ſeyn ſoll. Klar iſt außerdem, daß der Ver-
er im Ganzen zu Grunde liegenden Schrift, von
hrere gedruckte, allein weſentlich von einander
nde Ausgaben in Schweden noch exiſtiren, nicht
n Zeitgenoſſe Karls XI. war, ſondern auch der
blichſten Kunde vom Hofe dieſes Monarchen ent-
Zwey Nachrichten von jener Begebenheit kannte
l, eine dritte fand ich in der Revue de Paris.
ſte ſetzt dieſelbe in die Nacht vom 16. — 17.
er 1676; allein die Geſchichte und Karls XI.
ndiges Tagebuch belehren uns, daß er ſich damals
unden von Stockholm befand. Wahrſcheinlich
der Verfaſſer der zweyten dieſen Widerſpruch,
datur den 2. April 1697 an. Der am 5. ver-
König *) war an dieſem Tage aber gewiß nicht

ſetzen jedoch ſeinen Todestag auf den 15. April; vielleicht
es von dem Unterſchied des alten und neuen Kalenders her,
wären es immer nur drey Tage nach der Viſion.

mehr im Stande, eine Viſion im Ständeſaal mit anzuſehen, der im entfernteſten Theile des Schloſſes ſich befindet. Nach der von der Revue mitgetheilten, welche augenſcheinlich nach Guſtavs III. Tode in Schweden verfaßt iſt*), hatte der König die Erſcheinung im alten Palaſte von Riddarholm, bekannt unter dem Namen Kungshus, gehabt; allein Karl XI. hat dieſen nie bewohnt. Dieſes Gebäude diente nur während des Wiederaufbaues des alten Stockholmer Schloſſes zur Reſidenz, und dieſes wurde, während Karls XI. Leiche auf dem Paradebette ausgeſtellt war, ein Raub der Flammen. Die unter den uns früher bekannten Nachrichten als Augenzeugen unterſchriebenen Senatoren führen den Titel Reichsräthe; allein zu Karls XI. Zeit hießen ſie königliche Räthe, und nahmen jenen ältern Titel erſt nach dem Tode Karls XII. wieder an. Endlich findet man unter allen drey Nachrichten die Namen von Perſonen, von denen die einen nicht zu Karls XI. Zeit lebten, wie z. B. die Senatoren U. W. Bjelke, A. Oxenſtierna und E. Brahe, und die andern nicht die ihrer Unterſchrift beygefügten Würden beſaßen, wie Karl Bjelke, Großdroſt, und ein gewiſſer Baumgarten, königlicher Leibarzt. Noch eine Menge anderer Beweiſe dafür, daß die ganze Sache, wer weiß in welcher Abſicht, erfunden worden, ließe ſich aus den Nachrichten darüber aufzählen, allein ohne Zweifel reicht das Angeführte dazu ſchon hin ... Paris 13. Juny 1833. Für die Richtigkeit der Graf von Löwenhjelm.“ **)

---

*) Ihr iſt die Erzählung unſers Buches nachgebildet.

**) Um dieſe Zeit königl. ſchwediſcher Geſandter zu Paris.

Verfaſſer dieſes Gutachtens zeigt keinen allgemei
Unglauben an Geiſterſcheinungen, er führt aber
mte hiſtoriſche Beweiſe für die Unächtheit der ſchon
 variirenden urkundlichen Viſion an. Es kann
entgegengeſetzt werden, das ächte Document, wor
ie Sage ſich gründet, müſſe verloren gegangen
denn alsdann wäre deſſen vormaliges Daſeyn dieſer
rch die bloſſe Sage zu erweiſen, und ohne daß es
cht käme, wären auch die verſchiedenen Lesarten
u berichtigen. Daß es authentiſche Weiſſagungen
erſonen, Staaten und Länder aus früherer und
r Zeit gibt, welche die kritiſche Feuerprobe aus-
und ſchon ganz oder zum Theil in Erfüllung gegan
d, läßt ſich unmöglich läugnen. Um ſo mehr fra
r den Verfaſſer unſers Buchs, der die Viſion
XI. und ſeiner Mitzeugen „ſo ausführlich zu geben
Stand geſetzt wurde“: ob er ſich nicht das Ver-
erwerben wolle, das von dem Grafen von Löwen-
eſertigte und beglaubigte amtliche Gutachten mit
ſten Gründen zu widerlegen, und ſomit die Ehre
ſtlichen Geſichts Karl XI. aufs neue zu retten?
rmögen es nicht.

— p —.

Franz von Baaders

Bemerkungen

bei Leſung der „Geſchichten Beſeſſener neuerer Zeit" in einer Zuſchrift an Juſtinus Kerner.

Ich ſäume nicht, Euer Wohlgeboren Verlangen gemäß, Ihnen vorerſt wenigſtens einige jener Bemerkungen mitzutheilen, welche ſich mir bei Leſung Ihrer Geſchichten Beſeſſener neuerer Zeit darboten, und ich ſehe mich um ſo mehr veranlaßt, in der Folge mich ausführlicher über die Beſeſſenheit und über dieſen ihren Zuſammenhang mit dem Magnetism zu erklären, da ich, ſo viel mir bekannt, in neuerer Zeit der Erſte war, welcher durch öffentliche Bekanntmachung eines Fragments aus der Geſchichte einer magnetiſchen Hellſeherinn*), allen Rationaliſten und Denkgläubigen zum Scandal, ſowohl das Factum als den Begriff der Beſeſſenheit**) wieder

---

*) Zuerſt in den **Blättern für höhere Wahrheit** I. Samml., ſodann im 2ten **Bande** meiner **philoſophiſchen Schriften und Aufſätze.**

) **Beſeſſenheit (occupatio) iſt, man mag hierunter leibliche, ſeeliſche oder geiſtige verſtehen, nicht mit **Erfülltheit** zu vermengen. Wie denn ein höheres Weſen, **wenn es von ſeinem Sitze nicht weicht,** ein niedriges wohl erfüllt, aber darum nicht beſitzt. Sehr richtig wird aber in der **Geſchichte**

Anregung brachte, obſchon die Sache ſelber nichts
niger als ſelten in unſrer wie in älterer Zeit iſt, und
r durch eine Verbindung von Unverſtand und Schalk-
t ſeit geraumer Zeit, wenigſtens unter dem gebildeten
eil der Völker, beſonders unter Gelehrten, heimlich
alten, und im engern Sinne des Worts: ignorirt
h.

uerſt alſo bemerke ich, daß jene katholiſche und pro-
antiſche Theologen, welchen ſeit lange der Verſtand,
hiemit auch der Muth ausgegangen iſt, die alte
benlehre von der Beſeſſenheit, und vom Exorcism*),
der fortdauernden Gemeinſchaft der Abgeſchiednen
den irdiſch Lebenden (wonach alſo die revenants ei-
ich non-allants ſind) und von der Pflicht der letztern
Gemeinſchaft durchs Gebet zu rectificiren — gegen
Theologen feſtzuhalten, dieſe Theologen, ſage ich, kön-
dieſen Verſtand und Muth wieder in E. W. Mit-
ngen holen, welche (in Verbindung mit den in der
erin von Prevorſt und den Blättern aus
orſt gegebenen) zu dieſem Zwecke ſo ſehr geeignet

ſeſſener die eigentliche Inſpiration eine geiſtige Beſitzung
annt. Das Geſagte gilt übrigens eben ſo wohl von einem
er gebenden Weſen in Bezug auf ein höheres.

r Name Jeſus hat im neuen Bunde dieſelbe Bedeutung
der Name Jehova im alten hatte, und nicht im Verjagen,
dern im gläubigen Anrufen deſſelben äußert Er ſeine wun-
hende Macht, inſofern Er ſich nämlich im Anrufenden
durch ihn ſelber ausſpricht. — So wie jenes Gebet
wahrhafte iſt, das ſich ſelber in uns betet, jener Gedanke in
der lebendige, welcher ſich ſelber in uns denkt.

r aus Prevorſt, [illegible] Heft.

ſind, daß es mich wundern ſollte, falls nicht ein rationaliſtiſcher Phyſicus auf den Einfall geriethe, die hiſtoriſche Wahrheit Ihrer Mittheilungen damit zu verdächtigen, daß ſelber nicht nur Sie, ſondern alle magnetiſchen Perſonen ſelber für Kryptokatholiken erklärt resp. denuncirt, weil man doch nicht wiſſen kann, ob dieſer Kryptokatholicism ſich nicht ſelbſt bis in die Region des Hades erſtreckt.

Durch alle dieſe neuern an Magnetiſchen und Abgeſchiednen gemachten Erfahrungen wird nämlich die alte Lehre der Kirche beſtätigt, daß dieſe Sonnenzeit im Vergleich mit der Zeit im Hades eine Hilfs- und Gnadenzeit dem Menſchen iſt, nicht als ob die im Hades Fortlebenden völlig hilf- und gnadenlos wären, ſondern weil der Menſch in letzterm zur Auswirkung ſeines Seelenheils und Tilgung ſeiner Sündhaftigkeit oder ſeiner als Verletzung (Desintegrität) an ihm haftenden Schuld, ungleich mehr (gleichſam ad separatum verwieſen) auf ſich ſelber beſchränkt iſt, und alle jene Hilfen entbehrt, die ihm dieſes Sonnenzeitleben darbet. Der im Sonnenkreis noch Lebende, kann man ſagen, vermag ungleich leichter ſeine Sünde zu beichten, als der Abgeſchiedne. Beichten heißt aber und iſt: ſeine Sünde (welche als vorübergehende That ein Verbrechen des Sünders, rückwirkend aber auf ihn nicht minder eine ſubjective Verletzung deſſelben iſt, als eine objective Verletzung hiebei ſtatt findet)*) den ſie (die Sünde) tilgenden, den Sün-

---

*) Mit der ſubjectiven Entſündigung oder Reparation muß alſo die objective Reparation oder Satisfaction zuſammenfallen, und

er ſelber ſomit von ihrer Laſt und Qual befreienden
Mächten darbieten oder erponiren, (welche Erpoſition
e freie Uebernahme der Schmerzen einſchließt, welche
eſe Zerſtörung der Sünde und Sündhaftigkeit begleit-
n), indem der Menſch zwar, wie es ihm ſcheint, die
ünde allein zu begehen vermag, nicht aber allein ſelbe
ieder zu tilgen und ſich von ihr zu erlöſen. Und ſo
ht denn wieder aus Ihren Mittheilungen daſſelbe Reſul-
t nur mit größerer Beſtimmtheit hervor, was uns
ier alle Erzählungen von Revenants geben, daß näm-
h der eigentliche Sinn und Zweck ihres ſich freiwilli-
n oder gezwungenen Kundgebens dem irdiſch lebenden
enſchen eben kein andrer, als eine Beichte im obigen
nne iſt *). Eben ſo machen es dieſe neuern Erfahrun-

---

es muß alſo ein bleibender ſolidärer Rapport zwiſchen dem Ver-
brecher und dem Betheiligten ſtatuirt werden. Hieraus begreift
z. B. der alte Begriff der Blutrache als Nemeſis, oder der
Glaube, daß die Blutſeele des Gemordeten, ſomit um ſein Son-
nenzeitleben verkürzten und vom Mörder beraubten, den Mör-
der beſitzt, und ihn nicht mehr in dieſem Leben verleben laſſen,
ondern vor den Richter jenſeits geſtellt ſehen will.

*) So z. B. ſagt der Geiſt der Nonne in der Geſchichte des Mädchens
n Orlach: „daß ihm nur durch dieſe das Irdiſche genommen wer-
en kann, welches ihn noch da unten hielt, und zwar dadurch, daß
r (der Geiſt der Nonne) die auf ihm laſtenden Unthaten durch
ieſes Mädchens ihren Mund der Welt ſagen kann.“ So wie
erſelbe Geiſt den Wunſch ausſpricht: „daß doch Niemand bis
ach dem Ende warten, ſondern ſeine Schuld noch vor ſeinem Ver-
heiden der Welt bekennen möchte!“ und eben ſo ſagt ein Dämon
in der Geſchichte der Beſeſſenen U.) „daß er keine Ruhe und Ver-
nügen finde, bis alles an den Tag komme“. — Die Magikonen

gen wieder klar, daß zu den Hilfen im Hades vorzüglich die Mitwirkung und der effektive gute Wille, d. i. das Gebet*), der noch in der Sonnenzeit Lebenden gehört, womit ſich denn auch ſowohl die alte Benennung: armer Seelen bewährt, jener flachen modernen Meinung entgegen, nach welcher der bloße Uebertritt in den Hades ſelbſt die bereits im Sonnenleben ſchon blutarme Seelen, ſofort in reiche und vollendete Seelen umzaubern ſoll — als man auch hiemit neuerdings einſieht, wie unrichtig jener Schluß von der Verwerflichkeit des Gebets für die Abgeſchiednen ums Geld, auf die Entbehrlichkeit deſſelben überhaupt war.

E. W. führen S. 18 Ihrer Geſchichten Beſeſſener

---

zeigen ſich in dieſer Hinſicht, meiſt gleich Wahnſinnigen von einer fixen Idee wie beſeſſen, welche ſie auch außer ſich plaſtiſch in andre (irdiſchlebende) Menſchen (und durch dieſe in die äußere Region) mehr oder minder unbehilflich projiciren, und welcher Phantaſien Objectivität eben darin beſteht, daß nicht ſie mehr ſelbe beliebig haben, ſondern von ihnen gehabt ſind. „Unſre Seele," ſagt Oetinger, „iſt darum nach dem Tode überbleibend, weil ſie aus dem generativen Grund Gottes (zwar nicht durch Emanation) entſtanden, in einer unaufhörlichen Gebärung ihrer unauflöslichen Lebenskräfte ſteht, ſo daß, wenn ſie die wahre Idea (Gottes Bild) nicht erreicht, ſie nothwendig aus ihrer generativen Kraft eine falſche Bildung gebiert, darin ſie nach dem Tod ihre Qual haben muß. So kann man ohne Schauer nicht das Exempel des Czaars Peter leſen, welcher dem Doctor Dippelio erſchienen, und ihm die [illegible] ſeiner Mordthaten klagte."

*) Wie Gott allein gut iſt, ſo iſt auch nur Sein Wille der gute, und der gute Wille des Menſchen nur durch Eingabe des Willens des leztern in Gottes Willen, gut.

Gelegenheit der Erwähnung des Ibbur (Seelen-
wohnung) der Rabbinen eine von Ihnen bereits in
r Geſchichte zweier Somnambulen gemachte Mit-
eilung wieder an, über welche, da ich ſie zum Ver-
ändniſſe des Magnetismus überhaupt ſehr bedeutend
lte, folgender mein Commentar hier nicht an unrech-
r Stelle ſtehen wird. Was nämlich Paracelſus den
tralgeiſt, J. Böhm den geiſtigen Tincturleib,
d die Seherin von Prevorſt den Nervengeiſt nann-
, iſt daſſelbe, was die Alten unter Lebensgeiſtern
ſtanden und zwar darum im Pluralis genommen,
l hier immer ein Complex oder eine Mehrheit von
tenzen oder ſecundären Lebensprincipien gemeint iſt,
e welchen (als Hilfsprincipien des Lebens) kein Leben
ſteht und beſteht, und deren Original die hebräiſche
loſophie in Gott ſelber ſuchte. — Von dieſen Lebens-
tern (und zwar von jenen in der niedrigſten oder
aliſchen Region) behaupteten nun die Alten, daß im
tgewaltſamen Tod ſelbe ſich vom Kopf und Leib ins
z (cordis) zögen, um mit dem centralen Lebens-
ncip den Leib zu verlaſſen; im gewaltſamen Tode hin-
n eine (temporäre) Interception zwiſchen dem cen-
en Princip und ſeinen Hilfsprincipien ſtatt fände,
m letztere noch im Leibe verweilen, während erſteres,
hes ohne jenen nicht im Leibe halten kann, dieſen
ſt verlaſſen hat; und durch dieſes zwiſchen beiden
zu ihrer Wiederconjunktion) beſtehende Dieſſeits
Jenſeits habe ich (in meiner Schrift über Segen
Fluch) jenen magnetiſchen Rapport erklärt, welchen

alle Blutopfer (gute und böſe, z. B. auch die Menſchenopfer) geöffnet und bezweckt haben*). Aehnliches geht nun auch bei Somnambulen vor, indem auch bei ihnen, wie bei Sterbenden, die Lebensgeiſter ſich aus dem Kopf in die Cardia ziehen, und von hier aus gleichſam auf dem Sprunge ſind, den Leib zu verlaſſen, folglich keinesweges etwa eine neue irdiſche Bindung mit den Gangliennerven eingehen. Und ſo ſagte denn Ihre Somnambule, daß wenn alles Geiſtige und Leben ſich ihr aus dem Kopfe in die Cardia gezogen, ſie ſodann mit dieſer losgewordnen und in ihre Dispoſition gekommnen Macht, aus ihrem Leibe heraus, in Ihren (als ihres Magnetiſeurs) Leib ſelbſt zu verſetzen, und letztern ſomit zu heilen vermag. Wie aber dieſes Eingehen nur allmählig geſchehen kann oder ſoll, ſo dürfte auch die Rückkehr in den Leib der Somnambule, wie ſie behauptete, nicht forcirt werden, indem doch hiebei noch immer die freie Verbindung mit ihrem centralen Lebensprincip offen gehalten bleiben mußte, deren ſchnelle Unterbrechung entweder durch Ihr plötzliches Verlaſſen des Zimmers oder durch ſonſt einen Ihnen zugeſtoßenen Unfall, der

---

*) Man hat mir von einem fürchterlichen in der Schreckenszeit im ſüdlichen Frankreich an einer Somnambule gemachten Experiment erzählt, welcher man das friſche (arterioſe) Blut eines Guillotinirten in einem Lappen auf die Herzgrube legte, wodurch ſie mit dem Hingerichteten in Rapport kam, ſchier aber ſelber das Leben darüber verlor. Nicht nur bei den Alten, ſondern auch im Mittelalter findet man Spuren von dieſer Weiſe, die Todten zu befragen.

nambule den Tod brachte *). — Ich habe nun bei
n Gelegenheiten nachgewieſen, daß das, was hier
ſam extra ordinem, oder wie beim gewaltſamen
ſelbſt contra ordinem geſchieht, in andern Fällen,
bei der Alimentation und Befruchtung unmerklich
uf normale Weiſe vor ſich geht, indem das ſpeiſende
befruchtende) Agens gleichfalls ſeine ſecundären
Principien in das Empfangende ſendet, hiemit
ie Integrität ſeines eignen Lebens (gleichſam ſelbe
d) ſuſpendirt, damit dieſe Lebensprinzipien und
d in ihr Centralprincip (in ihrem transcensus)
Begeiſtwerdenden den Rapport mit Jenem öffnen
ſen halten. Euer Hochgeboren brauche ich mich
er nicht klarer über jenes allgemeine Geſetz alles
rapports auszuſprechen, worauf ich hier hindeute
as z. B. durch eine ſolche Zuſammenſtellung des
und der Alimentation (Eucharistie) unter das
ſetzes gewonnen iſt.

Hrn. Prof. Eſchenmayers lehrreiche und licht-
Reflexionen werde ich bei andrer Gelegenheit
zurück kommen, nachdem ich mich in einer nächſt

---

erzählt von C. v. Eckartshauſen kurz vor ſeinem Tod,
[illegible] über das ſchwarze Kunſtſtück, einen noch lebenden
ohen Anderen erſcheinen zu machen, wobei dieſer nicht
kataleptiſch oder ſcheintodt iſt, ſondern wobei auch Lebens-
r für ihn eintritt, wenn man gewiſſe Vorſichtsmaßregeln
nicht beachtet, welche alle darauf hinzielen, den Rapport
ildes mit dem Menſchen nicht zu interceptiren oder zu
en.

erſcheinenden Schrift über das Verhältniß der Uebernatur und der Unternatur zur Natur werde erklärt und gezeigt haben, daß und wie die Natur durch den Descensus oder die Offenbarung der Uebernatur in ihr, ſomit durch die Occultation der Unternatur ihre Integrität erhält, wogegen ſie zur Unnatur ſich entſtellt, ſo wie umgekehrt die Unternatur in ihr zur Selbſtöffnung kommt. J. Böhm nennt die Region der Unternatur in ihrem für ſich oder Selbiſch ſeyn, d. i. in ihrem Erhobenſeyn in der Creatur und durch ſie, die Region der Phantaſey, und auch Hr. Prof. Eſchenmayer vergleicht, wie ich in meinen Vorleſungen gethan habe, die phantaſtiſchen Bildungen, oder den chaotiſchen Bildungstrieb dieſer allerzeitlichſten und allerräumlichſten Region (ſ. Daub's Judas Iſcharioth) mit den Infuſorien, und ſtellt den richtigen Begriff der Atome auf, als ſubſtanzloſer (unmaterieller, weil untermaterieller) in beſtändiger Fluction ſeyender Differenzialen, welche des Integrators, des allein ſtandhafte (wahrhafte) Form gebenden Lichts mangeln, wobei ſich jene vier kabbaliſtiſchen bei Iſaias und bei J. Böhm vorkommenden Momente bemerklich machen: vidi Te (in der Idea) creavi (essentiavi) Te, formavi Te, et feci (substantiavi) Te. — Wenn übrigens Paulus ſagt, daß der erſt unmittelbar geſchaffene natürliche Leib vor ihm als verwandelter iſt, welche Verwandlung ſelber damit erlangt, daß der gute oder Weibesſaame in ihm zum Gewächs kommt, ſo gilt daſſelbe vom Schlangenſaamen, welchen der gefallene Menſch nicht minder erregt in ſich trägt, und welcher, ſo wie er

Gewächs kommt, den natürlichen Leib gleichfalls in
verwandelt und verſchlingt, und zum inſtabilen,
lichen Geſpenſt und Phantasma, als zu einer gif-
, Unform macht*). Was nun aber den Zauber

---

r richtig bemerkt übrigens Hr. Dr. Eſchenmayer, daß
der Weiſe des ehemaligen Verfahrens in Hexenproceſſen
Teufel in die Richter wie in die Gerichteten gefahren iſt
ſcheint, ſo wie ſich ſelber mit Recht darüber wundert,
um man dem Teufel als einer doch in effectu unläugbaren
sona publica (von Napoleon einmal in einer Rede mit
maliger Courtoiſie genie du mal genannt) noch keinen
liſirten Gerichtsſtand einräumte. Beſonders merkwürdig
ich die S. 155 angeführte Declaration Semlers (eines
Patriarchen der deutſchen Nationaliſten), welcher bereits
Aufklärungs-Inquiſitor das Verdammniß und den Bet-
bann über alle jene ausſprach, „welche ſich noch unter-
en, die Schriftlehre vom Teufel — für ſchriftgemäß zu hal-
und welche er „böſe Buben" nannte, ohne zu bemerken, daß
mit gleicher Humanität, nur aber mit mehrerm Rechte ihn
in dieſen Gegenſtänden unwiſſenden und dummen Buben
n konnte. Semler hatte übrigens bereits eine Meinung
, welche ſich ſeitdem ungleich breiter gemacht hat, näm-
daß nicht nur alle in der Schrift (und außer ihr) erzähl-
alle von Beſeſſenheit rein nur leibliche Krankheiten waren
zwar Chriſtus zu ſeiner Zeit, die aber von derſelben
ereits ſo gut wußte, als es dermalen jeder rationaliſtiſche
Knabe weiß, nur aber den Muth nicht hatte, es den
en Juden zu ſagen, und darum temporiſirte d. i. log,
n das Lehren, wie wir in vielen Schriften nun leſen, der
it den meiſten argen Verbrechen, z. B. mit allem Selbſt-
Brandſtifterei u. dgl. und warum, frage ich, nicht mit
Verbrechen der Menſchen iſt, ſo daß man folglich bereits
alls dieſe mediciniſche Aufklärung einmal allgemein ſeyn
alle Strafgeſetzbücher mit Dispensatorien vertauſchen zu

betrifft, ſo bemerke ich nachträglich zu den von Hrn. Prof. Eſchenmayer über ſelben gegebenen Aufſchlüſſen, daß man ohne zur Hilfenahme der Paracelſiſchen Idee, welche ſelber zur Erklärung der ſogenannten Hexengeiteſſe aufſtellte, und welche ich im erſten Bande meiner philoſophiſchen Schriften S. 324 wieder in Erinnerung brachte, in dieſer Sache nicht Licht bekommen wird.

Wenn, wie E. W. bemerken, die leibliche und individuelle Beſeſſenheit in unſern Zeiten theils ſeltner, theils nicht mehr ganz das iſt, was ſie in frühern Zeiten war, ſo zeigt ſich dagegen die Seeliſche und Geiſtige ungleich weiter, und zwar weniger individuell, als ſocial die Menſchen ergreifend, und wie ſich die ſeeliſche Beſeſſenheit durch ihre Leidenſchaften kund giebt, ſo die geiſtige durch ihre Ideen, welche nicht ſelten den Kern weltberühmter ſogenannter Syſteme machen, deren Erfinder und Verbreiter darum des Exorcismus ungleich mehr bedürftig ſeyn würden, als die nur leiblich dämoniſch Beſeſſenen. Zu wünſchen wäre es darum, daß wenigſtens der Eine oder Andre unſrer Denkgläubigen (la pensée, ſagen ſie, c'est nous!) bei Leſung Ihrer Schrift S. 25 (wo nämlich das Mädchen von Orlach ſagt, daß ſie auch nur denkend von dem Geiſte Antwort erhielt, wie ſich daſſelbe auch bei allen Somnambulen zeigt) auf den geſcheiten Gedanken verfiele, „daß der Menſch denkend doch nicht allein iſt, und die meiſten ſeiner Einfälle nichts weniger als ſein Selbſtgemachte ſind.“

F. v. Baader.

Einiges über

rn Dr. Menzels Recenſion

der Schrift:

Geſchichten Beſeſſener neuerer Zeit,

eraturblatte des Morgenblattes 1834 Nr. 115,

s einer Zuſchrift an denſelben, von Kerner.

hrter Freund! Ihre Recenſion der Beſeſſenen
und ſie iſt redlich: denn Sie konnten aus der
ocke, unter die Sie ſich ſtellen, nicht anders ſchrei-
Keinen Glauben will und kann ich Ihnen nicht
gen, aber erlauben Sie mir, Sie auf einige Punkte
ſam zu machen, wo Sie von offenbar falſchen
ſetzungen ausgiengen.

s iſt in mir keine Sucht, wunderbare und auf-
Dinge in die Welt zu bringen, wie Sie mir zu-
, indem Sie ſogar dichten, daß ich das alle fünf
[illegible] thue; es ſcheint vielmehr das unglückliche
auf mir zu liegen, daß mir ſolche Dinge von
fallen müſſen.

nglückliche Frau mit ihrem Schauen (die Sehe
Prevorſt) habe ich nicht aufgeſucht, ſogar zurück
ſie wurde mir aber vor's Haus gelegt, und ich
ie Geſchichte geben wie ſie war, ungeſucht, ein
konnte nichts anderes aus ihr machen. So wie
eſchichte gab, war ſie auch, und, wer das nicht

glauben will, der glaube es eben nicht. Die Dämoniſchen und namentlich die beſeſſene U., (deren Geſchichte den Kern der Beſeſſenen in jenem Buche ausmacht, nicht aber, wie Sie ſagten, die Geſchichte des Mädchens von Orlach), wurden mir, nachdem ſie überall vergeblich herumgeſchleift worden waren, ins Haus gebracht. Ihre Geſchichte gab ich, wie ſie war, und konnte ſie auch nicht anders geben. Andere beobachteten ſie mit und ſchrieben das Gleiche darunter *). Theorien daraus zu bilden, ſteht jedem frei, dem Eſchenmayer, Ihnen, dem Paulus u. ſ. w.

Sie nehmen an: man habe, ehe ich wieder von Geiſtern geſprochen, nicht ſo viele Geiſter geſehen, wie jetzt, und, ehe ich von Beſeſſenen geſprochen, nicht ſo viele Beſeſſene geſehen, wie jetzt. Iſt dieß wirklich wahr, und ich will nicht daran zweifeln, ſo geht es auch mit dieſen Dingen, wie es mit meinem Wurſtgift gieng (deſſen Sie auch in Ihrer Recenſion ſo erwähnten, als wäre das auch nur ſo eine wunderſüchtige Behauptung von mir).

Bevor ich die Erſcheinung der Vergiftungen durch Würſte ſo ſtark in Anregung brachte, ſah man (da haben Sie ganz recht) allerdings nicht ſo viele Fälle wie ſpäter. Im Auslande behauptete man, das müſſe nur in Würtemberg vorkommen, und würtembergiſche Aerzte gab es

---

*) Siehe in meinem Buche den Aufſatz über die beſeſſene U. von Herrn v. M. — De Wette beobachtete die Frau zu kurz und zu befangen, als daß er zu einem wahren Urtheil über ſie hätte kommen können. S. Darmſtädter Kirchenzeitung.

Wurſtvergiftete als bloſe Nervenfieberkranke
Erſt als meine Beobachtungen bekann
eſen bald von Baden, Bayern und Sachſen
von dergleichen Erſcheinungen auch in dieſen
n, und in Würtemberg kam jedes Frühjahr
derlei Fälle zu Tage. Wäre man nun, ſtatt
ſcheinung zu ſchreiben, gegen ſie aufgetreten,
der hätten andere, geſchrieen:
keine Wurſtvergiftung! ich will vor Zeugen
Wurſt verzehren, ſie wird mir nichts ſchaden
ller notoriſchen Exiſtenz des Wurſtgifts doch
. An Wurſtvergiftungen zu glauben, iſt eine
und es iſt nicht der Mühe werth, dieſer
an die kein gebildeter, kein geiſtreicher Mann
dzuſehen; was man bisher für Wurſtver-
llt, ſind ja notoriſch bloſe Nervenfieberzufälle ꝛc.
die Sache auch von Vielen ununterſucht
htet gelaſſen werden, und es wären dann
wenige Wurſtvergiftungen wirklich gefunden

ge Hinwegräſonniren einer Sache mit dem
nn allerdings machen, daß zuletzt dieſe Sache,

---

mißverſtanden zu werden, muß ich hier noch bemer-
ich damit nicht ſagen will: ich ſeye der Entdecker
ſtvergiftungen. Sie waren vor Erſcheinung meiner
ungen ſchon längſt bekannt, aber aufmerkſamer wurde
meine Schriften auf ſie, und ſie wurden durch dieſe
nnt

beſonders iſt ſie ſo geiſtiger Art wie eine aus dem Geiſterreiche, für den Verſtand gar nicht mehr exiſtiret, ob ſie gleich da iſt. So und nicht anders ging es mit dem Verſchwinden der Geiſter und der Beſeſſenen ꝛc. das Sie als Beweis gegen ihre Realität anführen, das aber in Wahrheit gar keiner iſt.

Ich fand irgendwo ganz wahr geſchrieben: „Wie Manches, was man im alten, braven Herodot für Fabel erklärte, ſich, Dank ſey es den Naturforſchern! als Wahrheit herausſtellte, ſo wird Manches, was ſonſt für wahr galt und heute verlacht wird, Dank ſey es der chriſtlichen Philoſophie! (nur anders gedeutet, und vom Mißbrauche, der damit getrieben wurde, befreit) wieder zur Wahrheit werden.“

Man ſchrieb und ſchrie ſeit einem halben Jahrhunderte immer: „es giebt keine Geiſter! es giebt keine Beſeſſene! es iſt Unſinn! es iſt Albernheit! glaubet dieſe „Narrheit nicht! leſet die albernen Bücher nicht, die „ihre Realität behaupten. Wer ſo etwas glaubt, iſt nicht „gebildet, iſt nicht geiſtreich.“ Man predigte von den Canzeln: „es giebt keinen Teufel!“ man lehrte die Kinder in den Schulen: „es giebt keine Geiſter!“ und es mußte nun allerdings weniger Geiſter und weniger Beſeſſene geben, aber blos aus dem Grunde, weil, wo ſie auch erſchienen, ſie (es war ja gegen jede Bildung, wenn man etwas anders glaubte) Geſichtstäuſchungen, Nervenanomalien und was alſ, nur nicht Realitäten — waren.

Was nun insbeſondere die Beſeſſenen betrifft, ſo hoffe

allerdings zu Gott, es werde durch unſere Erfah-
en und unſer Wort darüber geſchehen, daß auch die-
geiſtige Jammer (wie der leibliche der Wurſtvergift-
n) immer mehr erkannt und auf dem einzigen
e, dem des Gebets und der magiſchen Einwirkung,
r mehr geheilt werde; auch daß demnach immer
vom Beſeſſenſeyn die Rede ſeyn werde, und zwar
dem Grunde, weil, durch uns beherzt gemacht, es
auch manchen andern geben wird, der ſich durch das
rei der Geiſtreichen und Gebildeten nicht mehr ab-
ken läßt und Beſeſſenſeyn nicht mehr für eine Narr-
erkennt, die im Tollhauſe zu heilen iſt, ſondern
Jammer für das erkennt, was er einzig auch wirk-
t — für Beſeſſenſeyn, wie es das neue Teſta-
lehrt und ſeine Heilung angiebt.

auben Sie, verehrter Freund! doch ja nicht, daß
Uebel jetzt erſt komme aus Nachäfferey und un-
Schreiben davon.

e Reihe von Beyſpielen könnte ich Ihnen von Men-
anführen, die ſchon daran litten, ehe ich es ſo
, die noch daran leiden und die ganze Apotheken
ſſen, und auch Streukügelchen einnahmen, und
geheilt wurden.

h nach Schreibung jenes Buches wurde mir ein
ſeit Jahren beſeſſenes Kind von acht Jahren ge-
Es war auf die gleiche Art beſeſſen, wie die
l. Alle Arzeneien halfen nichts, auch Magne-
nichts, es war mehrere Monate hier, und aus
anz andern Gegend als die U. — Anderthalb Tage

magiſcher Einwirkung und des Gebetes reichten hin, es zu befreyen, was um ſo auffallender ſeyn mag, da das Kind ſelbſt am Gebete gar keinen Antheil nahm, es betete nicht ſelbſt innbrünſtig, wie die U., es blieb negativ wie eine Docke.

Sich über dieſe Erſcheinung, die nun einmal gar nicht zu beſtreiten iſt, belehren zu laſſen, muß man freilich nicht zu Geiſtreichen und Gebildeten gehen; man muß zu ſchlichten, einfältigen (dieſes Beywort im guten Sinne gebraucht) Menſchen gehen, deren Glaube nicht auf Menſchenweisheit, ſondern auf Gotteskraft beſteht, und die vielſeitige Erfahrungen in dieſen Dingen haben; nur dieſe und nicht andere können in ihnen unſere Lehrmeiſter und Recenſenten ſeyn. Leidende der beſprochenen Art ſuchen auch nur bey ſolchen Hülfe, und nicht bey denen, die, ohne ſie nur anzuhören — ſie ſogleich zur Heilung in's Tollhaus ſprechen, nicht bei gebildet dreſſirten Aerzten und Geiſtlichen und daher werden letztere auch dieſen Jammer nie kennen lernen, wie er wirklich iſt, und werden über derlei Gegenſtände immer vornehm abſprechen und ohne alle Erfahrung und Sachkenntniß urtheilen.

Ich erinnere Sie hier auch an Novalis Wort: „In allen Ständen, unter jedem Alter und Geſchlecht, in allen Zeitaltern und unter jedem Himmelsſtriche hat es Menſchen gegeben, die von der Natur zu ihren Lieblingen auserſehen und durch inneres Empfängniß beglückt waren. Oft ſchienen dieſe Menſchen einfältiger und ungeſchickter zu ſeyn, als Andere, und blieben ihr ganzes

hindurch in der Dunkelheit des großen
ns. Es iſt ſogar als eine rechte Seltenheit zu
wenn man das wahre Naturverſtändniß bey
Beredſamkeit, Klugheit, Gewandheit zu ihrer
s iſt gewißlich wahr!) und einem richtigen Be
ndet, da es gemeiniglich die einfachen Worte,
nden Sinn, und ein ſchlichtes Weſen hervorbringt
leitet. In den Werkſtätten der Handwerker und
, und da, wo die Menſchen in vielfältigem Um-
Streit mit der Natur ſind, (nicht unter dem Re-
lich oder in der Ständekammer) als da iſt beym
, bey der Schiffahrt, bey der Viehzucht, bey
gruben, und ſo bey vielen andern Gewerben,
e Entwicklung dieſes Sinnes am leichteſten und
ſtalt zu finden. —"

an weiß, daß ich nicht über Dinge lache und
die mein Verſtand auch oft nicht ſogleich in
unzubringen kann, ſeitdem kommen Menſchen, die
Dingen leiden oder von ſolchen Dingen wiſſen,
, die auch in ihrer Heilung Erfahrung haben
diejenigen gehören, von welchen hier Berichte
ch häufig und immer häufiger zu mir, und da
es auch, daß ich mehr Gelegenheit als ein
r Apothekerarzt erhalte, von ſolchen Dingen
t ſprechen, und ſo von Ihnen und Andern
erechterweiſe für einen nach Wundern
Wunderſüchtigen, gehalten werden muß.

rtel über die Aeußerungen in Ihrer Recenſion,
gen mich, den „Wunderſüchtigen", ſind: an

dere Aeußerungen in ihr könnten eben ſo gut gegen den Heiland und ſeine Jünger ſeyn: die auch einen Teufel und Beſeſſene glaubten, ſind Sachen des Glaubens, und Gott läßt jedem frei den zu wählen, wie man will: und ſo glauben auch Sie, verehrter Freund! hier, was Sie wollen, Sie

liebt recht herzlich

Ihr aufrichtiger
J. Kerner.

Eine Zuſchrift Eſchenmayers
an Kerner
über den gleichen Gegenſtand.

Tübingen den 20. Nov. 1834.

Deinem letzten Briefe mein Lieber! ſah ich ſogleich
daß er ein literariſches Eingeweide, irgend einen
gout von einem Recenſenten enthalte, und ſiehe, es
das Literaturblatt Nr. 115 zum Vorſchein. Menzel
ſeine Fennepferde wieder angeſpannt, um die Ge-
ſen- und Geſchichts-Bahn Deines Buches zu durch-
en. In der Eile hat er nun freilich nicht wahrge-
men, was rechts und links liegt, ſondern nur das,
ihm gerade auf dem Wege aufſtieß, und auch von
m nahm er nur das auf, wo das Subject des
rnehmenden in das Object der Wahrnehmung (ein
wurf, den er uns macht) leicht hinübergleiten
e. Das, was Menzel ſagt, iſt immer kräftig, bald
bald grob-körnig, und immer genial. Daher gefällt
ſein literariſches Carrouſel, das er um die Bu-
hält, doch noch beſſer, als das Langflözen der
ner Jahrbücher, in welchen nicht nur die litera-
Holzſtämme, ſondern auch Bretter, Latten und
gen von den Oberzollern aufgezählt werden. Wenn
el ſich berufen fühlt, der Richter der Gedanken-

welt zu ſeyn, ſo habe ich nichts dagegen, da er Kopf und Herz dazu mitbringt, aber jeder Richter, der die Acten nicht vollſtändig lieſt, muß ſich gewöhnlich von der höhern Inſtanz eine Reformation ſeines Urtheils gefallen laſſen. Dieſe höhere Inſtanz bleibt, wenigſtens für den Innhalt Deines Buchs, immer die Philoſophie, und zwar, weil ich keine Andere mehr anerkenne, die chriſtliche Philoſophie.

Manches in der Recenſion ſteht allerdings einer ſchnellen Abfertigung gleich, und dazu nahm Menzel den Stoff größtentheils aus dem Capitel der pſychiſchen Täuſchungen. Da wir aber ältere Schulmeiſter ſind, als er, und ſich der Aeltere nicht gerne den Ton der Belehrung vom Jüngern gefallen läßt, ſo bin ich auch mit Dir der Meinung, daß wir etwas entgegen reden müſſen. Es ſollte freilich ein eigener Aufſatz ſeyn, aber es iſt weniger weitläufig, es in Briefform zu geben:

„Die Hauptpuncte, um die ſich die Recenſion dreht, ſind die zwei Schlagwörter: „Wunderſucht bei Dir, und Glaube an Hexen bei mir.“ Alles Andere iſt Zuthat oder Decoration. Das Wort „Wunderſucht“ hat Dir ſchon ſo oft in die Ohren geklungen, daß es jetzt in dem Munde Menzels vollends zu einer Glocke wird, die aber keinen andern Zweck hat, als die Aufklärung wieder einzuläuten, die wir freilich ſchon ſeit geraumer Zeit hinauszuläuten ſuchten. Der Vorwurf iſt unverdient und unbillig. Die Hauffin (Seherin) iſt Dir wider Willen aufgedrungen worden. Das Mädchen von Orlach hat Dir ihr Vater, und die Beſeſſene von J . . . m ihr Mann

Dein Vorwiſſen geradezu in's Haus gebracht und
ebentlich um Hülfe gebeten. Hätteſt Du etwa dieſe
ationaliſtiſche Kranke von der Hand und wieder
lange vergeblichen Methoden der Mediciner zu
ten ſollen, welche Geiſter und Teufel durch Pur-
hinaustreiben? Alle drei haben Dir ihre Ge-
, voll der merkwürdigſten Erſcheinungen, zurück-
und Du haſt ſie der Welt mitgetheilt. Wo iſt
bei eine Wunderſucht aufzuſpüren?
l meint, es ſeye pſychiſch richtig, daß eine leb-
nbildungskraft in eine Geſchichte mehr hinein-
hineinlegen könne, als darin liege. Diß mag
r der Vorwurf kann Dich nicht treffen, da Du
Erſcheinungen die gültigſten Zeugen
t pſychiſch richtiger und häufiger iſt, daß Einer
ſehen will, was er, um ſein Urtheil zu be-
ſehen ſollte. Ich führe, um Erläuterungen zu
eine früher in gleicher Abſicht geſchriebene
meinen Myſterien S. 3 an:
terſchied zwiſchen denen, welche die Ereigniſſe
und hören und ſie von ihrer Entſtehung bis
Vollendung mit allen den kleinen Schattir-
elche der Feder des Geſchichtſchreibers ent-
rfolgen können, und zwiſchen denen, welche
Gehörte und Geſehene in einer Geſchichte
ſchon in pſychiſcher Hinſicht ſehr groß ſeyn.
n auf einmal erſchüttert, und eine Menge
fen und Gefühlen aſſociiren ſich ſo damit,
eigniß zu einer feſten Thatſache wird, die

„ihre ganze Erfahrungskenntniß in Anſpruch nimmt. Dieſe
„hingegen legen an das Geſehene und Gehörte ſogleich
„die Kritik des Verſtandes an, welcher, in ſeinen Naturgeſetzen
„befangen, jedes ſeinen Horizont überſchreitende
„Phänomen unter ſich zu bringen ſucht, und nun,
„ſtatt die ſinnliche Erfahrung auszurunden und zu füllen,
„ſie vielmehr von allen Seiten ſchmälert und entleert,
„ſo daß zuletzt nichts übrig bleibt, als ein ſinnlicher
„Schein, welcher dem Verſtande nicht viel werth iſt.
„Daher kommt es, daß die meiſten Kritiker, die ſich
„bisher hören ließen, keinen Werth auf den Thatbeſtand
„legen, ſondern ſich blindlings ihrem Raiſonnement hingeben
„und alle Andere der Leichtglaubigkeit beſchuldigen,
„während diejenigen, welche die Erfahrung zu einem vollen
„Thatbeſtand in ſich entwickelt haben, um alle die ſinnreichen
„Einwürfe und Combinationen ſich nichts bekümmern
„können, wenn ſie den Thatbeſtand nicht ſelbſt
„treffen.

„Eine zu einer Erfahrung erſtarkte Thatſache iſt unüberwindlich,
„weil kein Menſch das Geſchehene ungeſchehen
„machen kann, und weil eine ſolche Zumuthung
„das gleiche Unmögliche enthielte, als aus einer negativen
„Größe eine gerade Wurzel zu ziehen."

Prüfung und Unterſuchung der Thatſachen iſt das, was uns Noth thut. Theorien, Hypotheſen, Combinationen, einſeitige Reflexionen, die nicht auf Thatſachen ſich gründen, ſondern aus dem weiten Topfe der Conjecturen hervorgeholt werden, ſind bloſer Luxus des Verſtandes, der zwar Glanz gibt, aber die Blößen nicht

ckt. Als der **Pater Gaßner** durch ganz Oberſchwa-
n, dann in Ellwangen, Regensburg und Neuburg ſeine
erationen machte, ſchimpfte Dr. **Semmler** zu Halle,
d bewegte Himmel und Hölle gegen ihn. Dr. **Schleiß**,
r Leibarzt der Pfalzgrafin zu Neuburg, lud ihn in
em Sendſchreiben ein, zu kommen, ſelbſt zu prüfen
e zu ſehen. Allein, **Semmler** kam nicht und wollte
ht ſehen, ſchimpfte aber fort. Zwei Jahre war die
herin in Weinsberg, ihr Ruf war in allen Ecken laut.
r Naturae Curioſi hätten Alle kommen, ſehen und
ſen können; aber ſie kamen nicht und wollten nicht
n, ſchimpften aber hinten drein.

as Nichtſehen- und Nichterkennen-**wollen**, iſt der
onaliſtiſche Starrkrampf unſerer Zeit. Ein ein
r Mann, der durch Handauflegen einen Kranken
t, reißt unſern ganzen phyſiſchen und logiſchen Ge-
s-Zuſammenhang auseinander und zeigt uns eine
ft, die höher liegt, als die, die wir aus der Ein-
unſeres Selbſtbewußtſeyns nehmen. Wie arm ſteht
ganze Hegel'ſche Philoſophie neben einer verklärten
nambule, die ihre Boten ausſendet, in die Ferne
rken oder aus der Ferne Kunde zu holen? Eine
e beglaubigte Urkunde aus dem Geiſterreich, wie
ſie in der Geſchichte der Seherin mehr als einmal
t, ſtößt den ganzen Plunder der Aufklärung um,
zeigt dem politiſchen Alltagsleben die Gefahren, die
rohen. Da liegen die Gebrechen unſerer Zeit.
r hat ſie beſſer getroffen, als der Witzling, der an
traßen-Ecken anſchlug: „Heute wird auf dem großen

Marionetten-Theater Paris zum zwanzigſtenmal aufgeführt: der Miniſterwechſel. Ein tragi-komiſches Schauſpiel.“

Das zweite Hauptſtück der Recenſion iſt mein Beſitzungs- und Hexen-Glaube und meine Erklärung über ihre Möglichkeit. Zur Erläuterung mag Folgendes dienen: Ich gieng mit dem Analytiker von ſeiner höchſten Proportion aus, „daß das Endliche das Mittelglied ſeye zwiſchen zwei einander entgegengeſetzten Extremen des Unendlichen nach folgender Formel: $\frac{1}{\infty} : 1 = 1 : \infty$“ Tragen wir nun dieſen bloſen Größenwerth in die Ordnungen über, in die wir als Menſchen geſtellt ſind, nämlich in die phyſiſche, organiſche und moraliſche Ordnung, ſo können wir in jeder Ordnung die Extreme angeben, mit gleichem Rechte, wie ſie der Analytiker aufſtellt. Menzel hat die Extreme der beiden erſtern Ordnungen, wie ich ſie in den Reflexionen aufſtelle, richtig angegeben, aber warum hat er dieſe der moraliſchen Ordnung weggelaſſen, in welchen gerade die beweiſende Kraft für die Erſtere liegt?

Die moraliſchen Extreme ſind gerade die Hauptſache, weil ſie uns aus dem Evangelium auf die klarſte Weiſe entgegenkommen. Es kann gewiß Keinem ſchwer fallen, das Böſe bis zur ſataniſchen Selbſtſucht vertieft und das Gute bis zur göttlichen Liebe verklärt zu denken und Gebiete anzunehmen, in welchen dieſe Eigenſchaften zur perſönlichen Subſtantialität gelangen. Jenes ſind die Dämonen, dieſes die Engel. Nimmt man die Extreme aller Ordnungen zuſammen, ſo kommt man auf förmliche Lehr-

e, welche uns die Eigenſchaften der Unnatur wie der
ernatur gerade ſo zu erkennen geben, wie das Evan-
ium ſie ſchildert. Menzel meint zwar, dieſe Erklär-
gen beweiſen nichts und ſeyen willkührliche Analogien,
che das Relative zum Abſoluten erheben. Ich aber
ne, ſie beweiſen dem Religionsphiloſophen eben ſo
, als jene Propoſition dem Mathematiker; — es
n keine Analogien, ſondern es führe uns ein Geſetz
Geiſtes von den endlichen Exponenten zu den Un-
chen und vom Relativen zum Abſoluten. Und dar-
bin ich von der Möglichkeit der Beſitzung wie des
ers überzeugt.

er nun muß wohl unterſchieden werden, daß die
rzeugung von der Möglichkeit einer Sache
kein Glaube an ihre Wirklichkeit iſt. Zum
n gehören beſtimmte, außer Zweifel geſetzte, That-
, die an Zeit und Ort vorgefallen ſind. Und dar-
habe ich mich noch etwas zu erklären:

s das Beſeſſenſeyn betrifft, ſo liegen die Thatſachen
ne ſo beſtimmte Weiſe im Evangelium vor, daß
r kein Zweifel mehr ſeyn kann. Jeſus heilte nicht
le Beſeſſene, ſondern er verlieh auch den Glau
ine Macht in ſeinem Namen für die Zukunft.

den Zauber betrifft, ſo geht der Glaube an ſeine
keit durch alle Jahrhunderte, und Tauſende von
llen liefern uns die Thatſachen dazu. Der An
t nicht darin, daß es keine Thatſachen gebe,
darin, ob die durch Gewaltmittel erpreßten Ge-
e der der Zauberei verdächtigen Perſonen irgend

noch einen Werth haben können? Dieß bezweifelte ich ſo ſtark, als alle Rationaliſten, wie man ſich aus der Berichtigung, die im 3ten Heft der Blätter von Prevorſt S. 186 ſteht, leicht ſelbſt überzeugen kann. Inzwiſchen ſind mir aber andere Beweismittel in die Hände gekommen, die über die wenigſtens frühere Wirklichkeit des Zaubers auch dem ſtrengſten Skeptiker keine Ausflucht mehr übrig laſſen. Menzel hat überſehen, daß ich mich in meinen Reflexionen auf zwei Protocolle berufe, die mich in meinen frühern Zweifeln umſtimmten. Es ſind Originalprotocolle, die aus den Archiven genommen ſind und uns von Freundeshand zukamen.

Die Qualitäten der Protocolle, wie ich ſie zum Theil ſchon angab, ſind folgende:

1) Der Beſtand der Thatſachen iſt durch ein förmliches richterliches Verfahren erhoben und mit großer Gewandtheit des Unterſuchungsrichters in der Fragenſtellung in ein Protocoll verfaßt.

2) Das Gericht iſt proteſtantiſch wie auch die ſchuldigen Perſonen, und ohne den mindeſten Einfluß der Schrecken einer Inquiſition.

3) Es ſind ſechs des Zaubers angeklagte Perſonen, welche in abgeſonderten Verhören zuletzt in den Thatſachen völlig übereinſtimmten, und wenn auch Anfangs Differenzen in den Ausſagen waren, ſo ruhte der Richter nicht, bis ſie durch Confrontationen ausgeglichen waren.

4) Der Richter enthielt ſich aller Gewaltmittel und Ueberredungskünſte, und brachte blos durch Schärfung des Gewiſſens und religiöſe Ermahnungen die Schul-

mit unermüdeter Geduld zu ganz freien Geſtänd-
s.

Die begangenen Uebelthaten, welche zum Theil ſchon
- 30 Jahre alt waren und ohne Verdacht der Zu-
blieben, wurden durch die Depoſitionen der Zeugen,
n der Schaden zugefügt wurde, mit allen Um-
n beſtätigt. Aus dieſem Umſtand erhellt, daß die
chen keine bloß vorgeſpiegelte Blendwerke waren.
Bei der Hauptperſon kam es zur völligen Reue
efehrung unter Ausdrücken der tiefſten Verzweif-
ber ihr Seelenheil. Auch ſagte ſie, als man ihr
odesſtrafe ankündigte: Sie wiſſe wohl, daß ſie
nrecht geſchehe.

ie Acten wurden an die juriſtiſche Facultät in
en geſandt, dort in Conſilien erwogen, und ein
es Rechtsurtheil wurde nach dem Beſtand der
ausgeſprochen.

e Beſchreibungen, welche die ſechs ſchuldigen Per-
er die Natur des Verbrechens, nämlich des Zau-
achten, haben in der Vergleichung mit den Pro-
aus den vorhergehenden Jahrhunderten und bei
chiedenſten Völkern eine ſolche auffallende Con-
daß die Lehre von Viſionen, Phantasmen,
gen und ihren Ideen keine Anwendung mehr

Eigenſchaften werden doch wohl hinreichen, die
chtigkeit geſchehener Dinge zu verbürgen und
den Glauben an das Factum zu rechtfertigen,
uch eine Erklärung dieſer Erſcheinungen zu ver-

ſuchen. Menzel ſagt: „die Erſcheinungen haben allemal die Gefälligkeit, ſich nach denen zu richten, welche ſie ſehen oder nicht ſehen wollen. Luther wollte keine Wunder der Heiligen mehr ſehen, und ſiehe, es gab keine mehr; aber er wollte noch Wunder des Teufels ſehen, Hexerei und Zauberei, und ſiehe, es gab noch welche.“ Dieſe Phraſe lautet ganz anders, wenn wir ſie in das rechte Licht ſtellen. Luther hatte einen vollen Glauben an die im Namen des Herrn verrichteten Zeichen und Wunder, aber er wußte, daß dieſe Kraft nur den lebendigen Gläubigen von Jeſus verheißen war, und nicht ihren todten Bildern, und darum ſchaffte er dieſen Bilderdienſt ab. Die Macht des Teufels kannte er aus dem Evangelium und glaubte an ſie; und zur Annahme des Zaubers war er höchſtwahrſcheinlich durch die Thatſachen ſeiner Zeit getrieben. Das Gleiche gilt auch, was Menzel von Thomaſius ſagt: „daß die Hexen aufgehört hätten, weil Thomaſius ſie nicht mehr ſehen wollte.“ Nur die Hexenproceſſe hörten auf, weil die Gerichte ſie von ſich abwieſen; ob aber auch die Hexen aufhörten, das wird Menzel ſo wenig als ich zu beſtimmen wiſſen. Die Frage, ob der Glaube an Zauberei ſchädlich oder nützlich auf die Geſellſchaft zurückwirke, liegt tiefer als ſie Menzel faßt, und iſt umfaſſender, als daß ſie hier erörtert werden könnte. Nur ſo viel iſt gewiß, daß, wenn ein Zauber wirklich exiſtirt, es beſſer iſt, ihn zu kennen und ſich vor ihm zu verwahren, wozu gerade in den Protocollen die ſchönſte Anleitung gegeben iſt, als ihn zu ignoriren oder blindlings zu verwerfen.

Meine Reflexionen haben keinen andern Zweck, als
Wunder zu verbannen; denn das, was nach Geſetzen
wet, hört auf, Wunder zu ſeyn. Nur ſind die Geſetze
nagiſchen Erſcheinungen anderer Art, als die Natur-
e, die wir aus der Proportion unſerer menſchlichen Ord-
n nehmen. Auch ſie werden wir einſt kennen lernen,
ann mit Schauder erblicken, wie vielgliederig die Kette
ſich durch die menſchliche Geſellſchaft hindurchzieht.
n müſſen von Zeit zu Zeit ſolche Erſcheinungen kom-
te ſie das vorliegende Buch enthält, um die Indolenz
nſchen zu erſchüttern, damit ſie ſich nach und nach
n Muthe rufen, der über allen Mächten der Fin-
ebt.

Freund! iſt es, was ich als Gegenrede für geeignet
ür Deine Aufforderung konnte den Widerwillen
en, den ich gegen alle Kritiken und Antikritiken
unde ich allein, ſo hätte ich es hingenommen, weil
Recenſion blos für ein individuelles Urtheil und
en Spruch eines Collegiums anſehe. Was ſollte
kümmern? Jeder wuchert mit ſeinem Pfund
ſeinen Herrn empfangen hat, und mag dann
is ihm der Herr die Rechnung abfordert. Wer
e und Ruhm einerndten will, der muß die drei
olitik, Aufklärung und Rationalismus, recht
Munde führen, Katheder und Rednerbühne da
und die glatte Schlange im Buſen wärmen.
weggeworfen, darüber ſtach ſie mich in die
un trachte ich ihr nach dem Kopfe.

Ewig Dein Eſchenmayer.

Zuſchrift F. G. L — s

an Kerner

über die Aeußerung eines würtembergiſchen Tagblattes in Betreff der Geſchichten Beſeſſener.

Da ich weiß, daß Sie kein anderes Tagblatt als den ſchwäbiſchen Merkur leſen, muß ich Ihnen erzählen: daß es in einem Ihrer würtembergiſchen Tagblätter einem liberalen Herrn gefiel, gegen Ihre Schrift: „Geſchichten Beſeſſener neuerer Zeit“ die Cenſur aufzurufen. Jeder glaubt wirklich, der Repräſentant der öffentlichen Meinung zu ſeyn, und doch iſt ſein Ausſpruch weiter nichts als der Schrei der augenblicklichen Aufwallung, die er beym Leſen einer Schrift empfindet. Die Aufklärung, deren Acker ich auch einige Zeit gepflügt, iſt doch nichts anders, als eine vornehme Ignoranz, der es, wie Plato ſagt, beſtändig an den Schultern juckt, die Flügel zu ſchlagen, die aber ſich nicht über den Boden zu erheben vermag. Sie treibt die meiſten Pfifferlinge in dieſer Welt, die nach jedem Regenſchauer tauſendweis aufſchießen, aber am Licht der Sonne wieder vergehen. So auch der liberale Herr, der die Cenſur gegen Sie auffordert. Ich betrachte die Sphäre ſolcher Urtheile, wie den Hintertheil einer Dreſchmaſchine, wo die Leute ſehr geſchäftig

. das Stroh zu ſammeln, während die Aehren kornen
allen. So iſt es mit den Tagblättern. Sie ſammeln blos
Stroh Ihres Buches, aber kennen die Aehren nicht.
halte ich es lieber mit dem wackern Spleiß aus
affhauſen, der in dem großen Verſammlungsſaal der
räiſchen Zunftlade das geiſtige Intermezzo gab.
wieß die Naturforſcher auf die Schriftforſchung hin
zeigte, daß die wahre Natur in der Schrift und
ahre Schrift in der Natur zu finden ſey. Er mahnte
e Kräuterſucher an eine himmliſche Botanik, wo
Blumen nicht verwelken, ſondern aus ihrer Aſche
r aufleben, wozu er das Recept angab. Sie haben
ravo gerufen, aber ſchwerlich haben's die andern
nden, wo es hinaus wolle. Laſſen Sie uns mit
iß botaniſiren, wo die exotiſchen Gewächſe einer
n Sphäre ſtehen und bald als Scheuſale, bald als
, aufſchießen.

ſind freilich nur Wenige, die mit Ihnen in das Reich
natur hinab — und in das Reich der Uebernatur
ſteigen. Die Meiſten bereiſen blos die irdiſchen
nbeete, legen ihre Eyer in die Tagblätter und ſchau-
f den leichten Wellen des Lebens herum, ohne zu
daß ihr Schiffchen in das finſtere Land treibt.
inſterniß lehrt allerdings Ihr Buch, aber es lehrt
auch, wie man ſich davor hüten ſoll. Dieß kommt
eltmenſchen ungelegen, und ebenſo auch den mo-
Theologen und Philoſophen, welche ſich ſchon nahe
aubten, das Farbenbild ihrer Aufklärung zwiſchen
an und Chriſtus hineinzuſtellen und dieſe Er-

treme nur wie die zwey äußerſten Farben ihres Regenbogens abzuſpiegeln.

Was hat denn Ihr Buch verbrochen? Es gibt in einem Theil bloſe Thatſachen, die Sie und andere gewichtige Zeugen mitanſahen, im andern Theil gibt es Reflexionen, um die Möglichkeit dieſer Erſcheinungen zu erklären. Was gibt's denn hier zu verbieten? So lange die Kunſt nicht erfunden iſt, das Geſchehene ungeſchehen zu machen und den wiſſenſchaftlichen Geiſt als Modehändler auf die Jahrmärkte der Aufklärung zu ſchicken, ſo lange wird auch die Freiheit der Rede beſtehen. Uebrigens ſind mir diejenigen, welche die Thatſachen läugnen, noch lieber, als jene Abart von Skeptikern, welche in Allem Viſionen und Täuſchungen ſehen, wie ich ſelbſt einmal einem ſolchen Skeptiker in folgendem Geſpräch zuhörte.

A. Die Thiere freſſen Knochen. B. Kein Thier frißt Knochen. A. Ich ſehe meinen Hund taglich freſſen. B. Bloſe Augentäuſchung. A. Ich höre ihn die Knochen zermalmen. B. Bloſe Ohrentäuſchung. A. Man ſieht, wie ſie die Knochen verſchlucken. B. Bloſes Spiel der Schlundmuskeln. A. Warum ſtehlen denn die Hunde die Knochen? B. Aus bloſem Zeitvertreib. A. Warum hat denn mein Hund Ihnen letzthin Ihren Braten geſtohlen? B. Das war unverſchämt, aber wir müſſen diſtinguiren: der Hund frißt Fleiſch, aber keine Knochen.

Ich aber meine: wie man den Aerzten das Beobachten und den Schriftſtellern das Schreiben verbieten kann, ſo ſollte man dem Hunde auch das Fleiſchfreſſen verbieten. —

Die Beſeſſenen neuerer Zeit.

Ein neues Buch: „Geſchichten Beſeſſener neuerer Zeit,"
Juſtinus Kerner, nebſt Reflexionen von Eſchen-
ver (Karlsruhe bei Braun 1834), gehört abermals
den Lichterſcheinungen unſerer Tage, in welchen die
r des inwendigen Lebens zum Schrecken und Ver-
s der Außenlebigen mehr und mehr ſcheint aufgehn
wollen, die ſolche Vorkommenheiten zu den Nacht-
ln zählen *). Hier wird richtig die jetzige menſch-
Natur als Mittelglied zwiſchen einer Uebernatur
einer Unnatur dargeſtellt, und ihr normaler Zuſtand
hen einem agatho- und kakodämoniſch magnetiſchen,
er letztere die kakomagiſche Verbindung mit der ge-
ten Geiſterwelt und das Beſeſſenſeyn begreift. Es
en uns über das Mädchen von Orlach und andere
tlich Beſeſſene die unverdächtigſten Zeugniſſe vor-
ten, das Ganze mit pſychologiſch-theologiſchen Be-
ungen durchflochten, und mit Eſchenmayers chriſtlich-
ophiſchen Erörterungen gekrönt.
wender fühlt ſich bewogen, dieſem merkwürdigen

Siehe mehrere öffentliche Blätter!

Text (zu welchem er, wie er nicht läugnen will, auch einige kleine Beyträge geliefert hat) noch folgende Noten anzuhängen.

1. (S. 9.) Matth. 9, 32. 33 heißt es: „Sie brachten zu ihm einen Menſchen, der war ſtumm und beſeſſen. Und da der Teufel war ausgetrieben, redete der Stumme.“ Ferner C. 12, 22: „Da ward ein Beſeſſener zu ihm gebracht, der war blind und ſtumm; und er heilete ihn, alſo daß der Blinde und Stumme redete und ſah.“ Hier war alſo wirkliche Stummheit vorhanden durch einen böſen Geiſt, welcher die Sprachwerkzeuge und die Sehkraft des Beſeſſenen lähmte. Wenn Marc. 9, 17 der Vater ſagt: Mein Sohn „hat einen ſprachloſen Geiſt,“ und Jeſus ſelbſt V. 25: „Du ſprachloſer und tauber Geiſt!“ ſo iſt dieſes die bekannte Redefigur (Metonymie), wonach der Beſeſſene mit dem Beſitzenden für eine Perſon angeſehen wird. Deutlich erweiſt ſich dieſes aus Luc. 11, 14: „Und er trieb einen Teufel aus, der war ſtumm. Und es geſchah, da der Teufel ausfuhr, da redete der Stumme.“ Erſt wird hier der Teufel ſelbſt ſtumm genannt, nachher der Menſch, welchen er ſtumm gemacht hatte, und der nach deſſen Austreibung wieder reden konnte. Eben ſo heißt bey Moſes Jideoni ſowohl der Wahrſager oder Zauberer, als der Dämon, der ihm beywohnt oder ihn inſpirirt. Auch von dem heiligen Geiſt wird geſagt, was er durch Propheten redet, wie es Apoſtelg. 20, 23 heißt: „Ohne daß der heilige Geiſt in allen Städten bezeuget und ſpricht, Bande und Trübſal warten meiner.“ — Wenn ein berufener, glaubiger

Exorciſt in eine Taubſtummenanſtalt käme, ſo iſt nicht
zu zweifeln, daß er wenigſtens einem und dem andern
Patienten durch den Namen Jeſu zum Gehör und zur
Sprache verhelfen könnte.

2. (S. 14.) Wenn Hugo Farmer und Andere glauben,
der Heiland und die Jünger hätten unter den Dämonen
er Beſeſſenen nicht Teufel, ſondern Geiſter böſer ver-
ſtorbener Menſchen ausſchließlich verſtanden, ſo iſt dieſe
Annahme eine Einſeitigkeit, und die Beweiſe dafür nicht
andhaltend. Es iſt richtig, daß die beſitzenden Geiſter
n N. T. nicht eigentlich Teufel (διάβολοι) ſondern Dä-
onen oder Dämonien (δαίμονες, δαιμόνια, gleichſam
eiſterlein) genannt werden. Allein der Grund iſt theils
r, daß der Plural von Teufel (διάβολοι) ſo viel wie
ſterer und Verläumder, auch ohne Nebenſinn, bedeu-
t (1 Tim. 3, 11. 2 Tim. 3, 3. Tit. 2, 3), weswegen
r Singular anderwärts für den Teufel und ſein Heer,
ne ganze Macht, oder, wie es andere Stellen aus-
ücken, für den Teufel und ſeine Engel gebraucht wird
B. Apoſtelg. 10, 38: „er hat geſund gemacht Alle,
vom Teufel überwältigt waren," worunter eben auch
ſeſſene zu verſtehen ſind); theils rührt es wohl da-
, weil die Wörter Dämon und Dämonion um-
ender ſind, und geiſtige Weſen aller Art, auch Men-
nſeelen begreifen können, aber unmöglich die letztern
in, wenn man nicht erſt mit Swedenborg den ſchrift-
rigen Satz aufſtellt, alle gute und böſe Geiſter ſeyen
ſtorbene Menſchen. Engel und gute Menſchenſeelen
en nach Schrift und Erfahrung beide ein Schutzamt

über die Lebendigen; eben ſo mögen Teufel und böſe Menſchenſeelen beyde ein Quälamt ausüben, auch dieſe böſen Seelen ſelbſt noch von Teufeln beſeſſen ſeyn, mit welchen ſie in die Lebendigen fahren und ſich hinter ihnen verſtecken. Wird ja der Menſch bald von lebendigen Mitmenſchen, bald von geiſtigen Potenzen zum Guten und Böſen getrieben, und keine Art von Wirkern ſchließt hier die andre aus; warum ſollten gute oder böſe Engel und Abgeſchiedene nicht eine concurrente Einwirkung äußern können? Wie unſer Buch beweiſt, ſo wußte man längſt um die Beſeſſenheit durch Menſchenſeelen; und weil die theologiſche Schule den Teufel jetzt für eine jüdiſche Redensart ausgibt, ſo treten in den neuern Beyſpielen jene noch auffallendere Beſitzungen hervor, um die Schule zu ſchlagen. Man ſehe auch die (dem Einſender längſt umſtändlich bekannte) Geſchichte vom Jahr 1829 (S. 101), wo ſich keine Spur von Seelen, ſondern nur von Teufeln findet, deßgleichen die von 1714 (S. 104). Es kam ja auch im Evangelium nicht ſowohl auf den Beweis an, daß der Sohn Gottes Macht über böſe Menſchen, als daß er ſolche über den Urheber des Böſen, über den Satan und ſein Heer habe, daß die ganze Hölle ihm unterthänig ſey. Bey einem Aufruhr iſt noch wenig gewonnen, wenn man die entferntern Werkzeuge in ſeiner Gewalt hat; man muß, um ihn zu zernichten, der Rädelsführer mächtig ſeyn, und das war bey dem Auftreten Jeſu und ſeiner Boten die Frage. Zudem ſind ganz klare neuteſtamentliche Stellen vorhanden, daß der Teufel mit ſeinen Schaaren auf die

...nichen einwirkt, wobey es gleichgültig iſt, ob durch ...liche Beſinnung oder bloße Einflüſterung und Einprenung, zwiſchen welchen es vielleicht nicht einmal eine ...rfe Grenze für ein geiſtiges Weſen gibt (z. B. ...h. 2, 2 S. 6, 12 u. ſ. w.).

... (S. 24.) Die Geiſtin ſagte: „Man wird meinen, ...l ich eine Nonne geweſen, wiſſe ich nichts von der ...el, aber ich weiß bald Alles in ihr.“ — Wie die ... die Bibel nicht geleſen haben, müſſen ſie dort im ...ſte leſen, wenn ſie erſt guten Willens geworden ſind. ...s wird Vielen unverſtändlich ſeyn, und doch iſt es ...die, welche die geiſtige Sehkraft kennen, ſehr ver...lich. Zur Erläuterung mag dienen, daß (1. S. 25) ...Geſpräch mit einem Geiſt blos durch das Denken ...bar werden kann; denn Geiſt kann im Geiſt leſen. ...gl. noch S. 34. 41.) Woraus ferner die große Mo...folgt, daß, wenn ſich ein Menſch mit böſen Gedanken ...t, er ſich unbewußt in einer traulichen Unterredung ...einem Erzfeind befinden kann, der ſolche gar gern ...ußt, daher alle böſe Gedanken zu fliehen ſind. ...men die argen Gedanken auch aus dem Herzen ...th. 15, 19), ſo iſt damit der nicht ausgeſchloſſen, ...er ſie aus ſeinem argen Schatzkaſten hervorlockt, ...ſie dann durch weitere Mittheilung ausbilden hilft.

... (S. 25.) Die gelben Fröſche auf dem Feuerherd ...ern an Offenb. 16, 13. 14, und beſtätigen in ſo ..., was eben von dem Nebeneinanderwirken verſchie...s geiſtigen Weſen geſagt iſt; wiewohl es auch andre ...liche Gebilde geweſen ſeyn können.

5. (S. 26. 32. 33.) Die Thiergeſtalten, die ſich der Geiſt für ſeine Perſönlichkeit zuſammenwebt, laſſen auch hier die Quelle der falſchen Lehre von der Seelenwanderung deutlich erkennen. Vergl. Blätter f. höh. Wahrh. 4. Samml. S. 259. Manchmal ſcheinen dieſe Transfigurationen vorgeſchrieben zu ſeyn, wie (S. 93) der Geiſt des Müllers ausſagt: „Seit ich mich im Jahr 1818 aufgehangt habe, habe ich als Weſpe in der Luft ſchweben müſſen.“ Außer dieſem Bann in eine beſtimmte Form aus atomiſtiſchem Stoffe, der eine Einbildungsſtrafe (opinio necessitatis) und unbekannten Urſprungs iſt, kann die plaſtiſche Kraft der Imagination auch freyer und nach willkührlicher Erfindung wirken, wie aus den Verwandlungen des Mönchs bey dem Mädchen von Orlach zu erſehen iſt, wiewohl ihr gewiſſe Linien gegeben ſeyn mögen, die mit der Geſinnung übereinſtimmen. Zu den freundlichern Darſtellungen des Seelen-Ichs gehört vielleicht folgende Thatſache, deren Außenſeite man als wahr verbürgen kann. Im Sommer 1820 ſtarb eine ledige Freundin von ſtiller, ſinniger, guter Gemüthsart, welche ſchon in geſunden Tagen oft von dem Leben nach dem Tode und von der Hypotheſe der Seelenwanderung ſprach, und alsdann äußerte, wenn ſie ſich nach ihrem Ableben willkührlich verwandeln dürfte, ſo möchte ſie ein Schmetterling werden und auf den Blumen umherfliegen. Dieſes war wirklich eine Lieblingsidee von ihr geworden. Nachdem ſie um Mittag geſtorben war, ſo ſaß Abends ihr Bruder mit Frau und Kindern und ſeiner andern ledigen Schweſter, in einem Gartenſaal, nach

achteſſen, noch in ſtummer Trauer bei Tiſch, un-
um zehn Uhr. Plötzlich kommt ein ungemein
weißer Schmetterling zur offenen Thür aus dem
hereingeflogen, ſchwebt nicht ins Licht, ſondern
n die Geſellſchaft, zittert eine Zeitlang über dem
es Bruders und fliegt hierauf tief in den langen
ſaal hinein, wo er nicht mehr gefunden [illegible]de.

S. 28. 29.) Fragen: Hat Magdalene alsdann
ihre Senſe ſitzend gewetzt? (es ſcheint nicht) —
r Mönch wirklich Gras abgemäht, oder ſchien es
? (erſteres iſt möglich). — Merkwürdig iſt die
mmung verſchiedener Stimmen, wonach ſich die Ge
r Seelenplaſtik auf die Töne erſtreckt, aber nicht
Geſtalt anderer Menſchen.

S. 32.) Sonderbar erſcheint die Verſicherung
nne, daß wenn Magdalene dem Mönch auch nur
t erwiederte, das Haus in Flammen ſtehen würde.
araus auf die Richtigkeit des Ganzen zu ſchlie-
re unrecht; wir kennen das jenſeitige Verhältniß
rechnen. Ohne Zweifel hätte leicht jedes harte
n Mönch zum Zorn gereizt, und klar iſt's, daß
mit dem Böſen nur im mindeſten ohne Beruf
nicht ohne Schaden davon kommt.

S. 35—38. S. 49. 79.) Merkwürdiges Her-
n des eigenen Geiſtes, während der fremde Geiſt
Körper Beſitz nimmt. Hievon iſt das Nähere
re Vorſtellungsformen unermeßbar; nur ſo viel
ch annehmen laſſen, daß in ſolchem Fall nicht
des Beſeſſenen, ſondern der Geiſt mit ſeinem

Denk- und Sprachvermögen (dem Logikon) hinausweicht (vergl. Jud. 19), und man möchte an jenen Homeriſchen Herakles denken, deſſen Eidolon (Schatten, die Seele mit dem Nervengeiſt) im Hades iſt, ſein höheres Ich aber (αὐτὸς) bey den unſterblichen Göttern. Vergl. Bl. aus Prevorſt, 3. Samml. S. 166.

Z. [illegible] 51.) Hier iſt noch hinzuzufügen, daß auch das offene Bekenntniß der Sündenſchuld und die Entdeckung ihrer Spuren weſentlich zur Beruhigung einer ſündigen Seele beyträgt, aber erſt wann ſie zur Buße reif geworden iſt, wie die Nonne (ſ. S. 41). Früher herrſcht noch Verſtockung, Eigenſinn, Selbſtgerechtigkeit, oder die lügenhafte Abſicht, das Andenken der Sünde zu vertilgen; hier tritt Aufrichtigkeit und der beſſer verſtandene Wunſch der Entladung von den Vorwürfen des Gewiſſens ein, und ſo gewinnt der Glaube an die Verſöhnung Raum. Daher heißt es Pſ. 32: „Wohl dem, dem die Uebertretungen vergeben ſind, dem die Sünde bedeckt iſt; wohl dem Menſchen, dem der Herr die Miſſethat nicht zurechnet, und in deß Geiſt kein Falſch iſt. Denn da ich es wollte verſchweigen, verſchmachteten meine Gebeine durch mein täglich Heulen" ꝛc. Dieſes Bekenntniß, dieſe Beichte, kann, wenigſtens wo keine Capitalverbrechen oder Blutſchulden auf dem Gewiſſen laſten (wie doch bey David der Fall war), und wenn der Glaube für ſich ſtark genug iſt, auch in der Stille vor Gott mit vollkommener Wirkung geſchehen; daher heißt es ferner V. 5: „Darum bekenne ich dir meine Sünde und verhehle meine Miſſethat nicht. Ich ſprach: Ich will dem Herrn meine Uebertretungen bekennen. Da vergabſt du mir die Miſſethat meiner Sünde." Dennoch bleibt das ſpecielle Sündenbekenntniß an theilnehmende Menſchen für das geängſtete Gewiſſen eine Wohlthat (vergl. Jak. 5, 16), weil hiedurch der Wahrheit, dem Rechte, wonach die Seele heimlich als nach ihrem urſprünglichen Elemente lechzt, noch vollſtändigere, fühlbare Genüge geſchieht. Vergl. S. 88, 90 ff.

10. (S. 94) „Da kam ich doch wieder zu einem Leib." Dieſe und andre Stellen, wonach ſich die böſen Geiſtweſen nach einem körperlichen, zumal organiſchen Gegenſtand ſehnen, worein ſie ihre Blöße hüllen können (S. 108, 112, 116, 119), iſt lehrreich, einmal für den Grund der Beſitzungen ſelbſt, ſodann für die evangeliſche Begebenheit mit den Säuen, endlich als Nachweis einer zweiten Quelle des Mißverſtandes von einer Seelenwanderung (Metempſychoſis oder Metenſomatoſis), wo die unreine Seele begehren ſoll, wieder als Menſchenkind oder als Thier, ja als Pflanze, geboren zu werden, und auf dieſe Weiſe wieder mehrere Menſchenleiber oder gar alle Naturreiche durchwandern muß. Umgekehrt finden wir, daß der Unſelige einen fremden Leib ſich ſelber verähnlicht (S. 99), und daß er Kindern nichts anhaben kann (S. 75, 105, 107). Vergl. Blätter f. höh. Wahrh. 9. Samml. S. 244 ff.

11. Dem chriſtlichen Philoſophen Eſchenmayer iſt die Wiſſenſchaft wahren Dank ſchuldig für ſeine, „nicht nur aus Thatſachen, ſondern auch aus theoretiſchen Gründen" geführten Beweiſe, und ſeine „Reflexionen" verdienen

daher die größte Aufmerkſamkeit. Nur Weniges erlaube ich mir daber zu erinnern. Daß ein menſchlicher Wille die dämoniſche Beſitzung durch Zauber vermitteln müſſe (S. 141, vergl. S. 142), daß es nothwendig eines menſchlichen Willens bedürfe, um Uebels in der Welt zu ſtiften (S. 166), daß der Satan für ſich keine Macht habe, der Menſchheit zu ſchaden, nur der Verführer und Verſucher, aber nicht der unmittelbare Thäter ſeyn könne (S. 185), möchte ſich ſo allgemein nicht behaupten laſſen. Das Evangelium ſagt uns nichts davon, daß die damaligen Dämonen durch Zauberey in Menſchenleiber gebannt werden ſeyen, und das Beyſpiel von Hiob, ſo wie andre Schriftſtellen, beweiſen das Gegentheil. Freylich kann der Satan ſo wenig wie der Zauberer mehr thun, als ihm zugelaſſen wird. — Die Stelle, wo Chriſtus beym Austreiben auch die Verwahrung gegen die Rückkehr hinzufügt, iſt S. 143 nicht citirt, und damit man das Citat nicht vermiſſe: ſ. Marc. 9, 25. — Ueber den Exorcismus iſt ſehr richtig geſprochen, unter anderm über die feyerliche Wirkung der an ſich überflüſſigen exorciſtiſchen Formeln (S. 147). Die Auszüge, Gaßnern betreffend, würdigen dieſen verkannten Mann nach Verdienſt. — Der Ausſpruch: „Fahr' aus in die Hölle!" (S. 158) iſt nur in dem individuellen Fall unchriſtlich, wo das beſitzende Weſen entſchieden eine unſelige Menſchenſeele iſt; außerdem erwarteten die Dämonen von Chriſto ſelbſt jenen Bann (Luc. 8, 31).

12. Einige entſtellende Druckfehler ſind: S. 51 Z. 18: ſtatt Stellung lies Stillung; S. 52 Z. 7 v. u.:

gunſtige lies geiſtige; S. 53 Z. 9: ſt. könnte.
nnte; S. 54 Z. 17 ſtreiche mit weg; S. 71 Z.
t. dem Ort, wird heißen müßen der Art. —
ens vergleiche man noch über Beſeſſenheit, böſe
e und deren Verwandtſchaft Blätter f. höh. Wahr-
. Samml. S. 330 ff. — 7. Samml. S. 170 (die
ung eines Indianiſchen Knaben durch den Geiſt des
amanier). — 11. Samml. S. 239 (die Geſchichte
hmannin).

— r —.

Mittheilungen
aus
dem Gebiete des innern Schauens.

I.

Geiſtererſcheinungen.

„Ich halte,“ ſagt Addiſon, „einen Menſchen, den die Einbildung von Geiſtern und Geſpenſtern in Schrecken ſetzt, für weit vernünftiger, als denjenigen, welcher, den Erzählungen aller Geſchichtſchreiber, ſowohl der heiligen als der weltlichen, der alten als der neuen und den Ueberlieferungen aller Völker entgegen, das Erſcheinen der Geiſter für fabelhaft und grundlos hält. Könnte ich dieſem allgemeinen Zeugniß des Menſchengeſchlechtes nicht vertrauen, ſo würde ich doch in die Erzählungen einzelner Perſonen keinen Zweifel ſetzen, die noch im Leben ſind, und denen ich in andern auf Thatſachen beruhenden Dingen nicht mißtrauen kann.“

In dieſen Worten Addiſons haben wir nicht blos eine geſchichtliche Anführung in Betreff der Allgemeinheit jenes Glaubens, ſondern das offene Geſtändniß von

Manne von den erſten **Talenten**, einem Manne,
h in all ſeinen Schriften frey von Vorurtheilen
s einen ſolchen zeigt, dem es Ernſt um die Ver
ng der Wahrheit war, daß er feſt an Geiſter
n Geiſtererſcheinungen glaube.

1.

Wahrnehmungen eines Geiſterſehers,

ſeinem Seelſorger auf ſeinem Sterbebette, wenige
Wochen vor ſeinem Heimgang, mittheilte.

Mitgetheilt von Hrn. Pfarrer P

rich J....r von B....f beſaß eine ausge
e Gabe Geiſter zu ſehen, und zwar von Jugend
ber immer nur bey geſundem Körperzuſtand; ſo
anfieng zu kränkeln, wie vor ungefähr 14 Jahren,
an einer Auszehrung arbeitete, von welcher er
eder genas, ſo ſchien dieſe Gabe ganz verloren
; ſobald ihn aber die Krankheit verlaſſen hatte,
n ſeine Augen von neuem geöffnet, und blieben
im April 1831, wo ſich die vorige Krankheit von
einſtellte, und mit derſelben auch der Blick in die
elt ſich wieder verdunkelte. Er hatte nur zu
noch während dieſer Zeit Empfindungen von ihrer
urch Angſt und Beklemmung, aber er ſah ſie nicht.
em geſunden Zuſtand, wo er die Geiſter ſah, war
den dunkelſten Nächten, wenn Andre weder Weg
eg ſehen konnten, ſein Geſichtskreis ſo erhellt,
alle Gegenſtände nicht nur der Geiſter-, ſondern
Sinnen-Welt, ſehr genau unterſcheiden konnte,

ſo daß er im Stande war, Andern den Weg zu weiſen. Seinem Auge erſchien Alles wie bey der Dämmerung, oder bey der Mondbeleuchtung, bisweilen auch heller. Es war aber nicht immer gleich. Je geſunder er ſich fühlte, deſto lichter und heller erſchien ihm Alles, auch bey ſonſtiger dichter Finſterniß.

Dieſes giebt einen Aufſchluß über das Weſen des Geiſterſehens, daß es nämlich nicht ein körperliches Sehen, ſondern ein Schauen oder Hellſehen des menſchlichen Geiſtes ſelbſt iſt, wo nicht ſowohl dem leiblichen Auge des Sehers ein Geiſt oder Geſpenſt erſcheint, als vielmehr von dem Geiſte des Sehers durch das Auge angeblickt und geſehen wird.

Als er von ſeinem Pfarrer gefragt wurde: ob er in keiner Bekanntſchaft mit B... — einer Geiſterſeherin aus dem gleichen Dorfe, welche vor 10 Jahren geſtorben war — geſtanden ſey? ſo verneinte er es, machte aber die Bemerkung, daß er jene Perſon nicht gleich Andern geſehen habe. Sie habe ihm bey Lebzeiten gleich einem Geiſte geſchienen, und zwar gleich einem guten Geiſte. Des Nachts ſey ſie ihm, wenn er ihr etwa begegnete, weiß vorgekommen, aber in Bauerntracht, während die weißen Geiſter ſonſt mit einem langen weißen Kleide vom Kopf bis auf die Füße angethan ſeyen, das um den Leib von einem Gürtel zuſammen gehalten werde*).

In ſeiner Phyſiognomie — bemerkt hiebey der Pfarrer

---

*) Uebereinſtimmend mit der Seherin von Prevorſt. K.

mir der gleiche Stechblick auf, der mir, als ich
Jahren B...ſ.. in B.... als Candidat be-
atte, an derſelben ſo eindrucklich geblieben war.
... ſagte beſonders wichtige Dinge in Beziehung
Geiſter im Allgemeinen, welche mit den Aus-
er Seherin von Prevorſt übereinſtimmen, ohne daß
Schrift, welche von derſelben handelt, jemals ge-
ech geſehen hatte, manches auch, das mir ganz
, aber Ihnen vielleicht aus mancherley Beobach-
chen bekannt iſt.

rt — ſo ſprach er — dreyerley Arten von Gei-
eiße, mit langem Faltenrock und einem Gürtel
lenden; graue Nebelgeſtalten, und ſchwarze in
her Kleidung. Die erſtern zerfallen in ſolche,
Kopfbedeckung haben, und die ohne Kopfbedeck-
), wodurch wahrſcheinlich derſelben Geſchlecht an
wird. Die Kopfbedeckung läßt das Geſicht frey,
n Mittelding zwiſchen einem rückwärts geworf-
ier und einer Haube. Einige Geiſter mit wei-
nrock haben noch ſchwarze Gürtel; bey den
ſieht das Weiße des Rockes ziemlich ſchmutzig
den Geiſtern, welche um das weiße Gewand
Gürtel tragen, bemerkte er mehrmals, daß ſie
nach immer heller geworden, und endlich, wenn
ll und glänzend geweſen, nicht mehr erſchie-

---

erin von Prevorſt ſah nie einen weiblichen Geiſt, der
ne Kopfbedeckung, immer die gleiche Verſchleierung
net) hatte.

nen ſeyen; denn die Geiſter, die ganz weiß werden, bleiben nicht mehr lange auf Erden. Die grauen Geiſter, welche, wie ſchon bemerkt worden, nach ihrem Geſchlecht, mit oder ohne Kopfbedeckung erſcheinen, hätten einen nebel- oder wolken-ähnlichen Leib, und ſeyen gemeiniglich die bösartigſten, auch verändere ſich ſelten einer derſelben. Da ſie noch im Leibe gewohnet, hätten ſie meiſtens der ehrbaren Claſſe angehört, und ſich alſo wahrſcheinlich durch Stolz, Geiz und Härte, nicht durch beſchämende oder beugende Vergehen ausgezeichnet. Die ſchwarzen Geiſter ſeyen in der Kleidung zu ſehen, welche ſie auf Erden getragen: nicht aber gerade nach der Zeit ihres Alters, welches ſie erreicht hatten, da ſie ſtarben, ſondern nach der Geſtalt ihres Leibes in denjenigen Jahren, in welchen ſie beſondere Sünden mögen begangen haben. Zuweilen hatten ſie auch gefärbte Kleidungsſtücke an, aber meiſtentheils von dunkler Farbe. Ihre Augen ſprühen, als leuchteten ſie, und in der Gegend der Bruſt ſey es als flackere ein Licht, oder ein Flämmchen, welches, nach dem Maßſtabe der Schwärze des Geiſtes, größer oder kleiner ſey. Es brenne aber nie ruhig, ſondern erſcheine jederzeit, als blaſe ein Wind darein. Daß auch dieſe ſich nach und nach verändern, machte der Geiſterſeher ſchon in ſeinen Lehrjahren eine merkwürdige Erfahrung.

Bey der Wohnung eines Schreinermeiſters in S... gieng beynahe täglich eine nicht bejahrte Geiſtin, gemeiniglich des Abends vorbey. Anfänglich ſah er ſie ſchwarz in der gewöhnlichen Tracht der damaligen Zeit herumgehen, es war um das Jahr 1802. Auf der Bruſt, oder

---

vielmel
chen.
ſah er
mit ei
aber a
nur no
ſie noch
geſehen
nachgeſ
ſen ſey
Verfol
nach ih

In
lebende
Geiſter
ſelben
graue
oder be
gern ge
auch na
daß ſie
Auf Le
keine G
er mit
ſonſtigen
begegnet
haben.

---

*) A
Blätter

er in der Bruſt, bemerkte er das flackernde Flämm Nach einiger Zeit wurde ſie etwas heller. Später ſie im Faltenrock, der jedoch ſchmutzig war, und em ſchwarzen Gürtel zuſammen gezogen, welcher ach endlich weiß geworden. Nun ſtand es aber ch kurze Zeit an, ſo ſah er ſie nicht mehr, indem bey ihrem letzten Erſcheinen ganz glänzend aus hatte. Auf Befragen des Pfarrers: ob er nicht orſcht habe, wer dieſe Perſon wohl möchte gewe n? verſetzte er: daß er aus Furcht, des Geiſtes gung ſich zuzuziehen, nicht gewagt habe, ſich näher n zu erkundigen *).

Beziehung auf das Betragen der Geiſter gegen Menſchen, ſagte F.... Wenn man weißen begegne, ſo habe man keinen Schaden von den n befürchten; hingegen ſchwarze und namentlich Geiſter, welche auf Erden gehäſſige, rachgierige haſte Gemüther gehabt, und ihre Mitmenſchen eckt haben, verſuchen die Menſchen, die ſie ſehen, ihrem Tode noch zu anfechten; denn ſie wiſſen, von denen, welche ſie ſehen, auch geſehen werden. ſe, welche die Geiſter nicht ſehen, haben dieſelben ewalt. Es ſey ihm mehrmals geſchehen, wenn Freunden auf dem Wege nach B..l oder auf Berufswegen gegangen ſey, daß ihm Geiſter ſeyen, und ihm abſichtlich den Weg verſperrt Wenn er dann hinter einen ſeiner Freunde ge-

---

ermals wie bey der Seherin von Prevorſt. K.

ſtanden, oder ſtatt hinter demſelben gegangen, ſo habe er ungehindert den Weg fortſetzen können; wo ihm aber dieß nicht gelungen ſey, da habe er die Straße verlaſſen, und auf ungebahnten Pfaden über Aecker und Wieſen und ſogar durch den Bach den Weg in die Heimath ſuchen müſſen.

Auf Befragen hin, erzählte J....r ſeinem Pfarrer, daß in der Gemeinde B.....f viel mehr Geiſter aus frühern Jahrhunderten ſich aufhalten, als in andern Ortſchaften, hingegen weniger aus den neuern Zeiten. (Bis ins Jahr 17[illegible] war die Pfarre ein Erblehen. Dadurch wurde die Gemeinde ſehr ſchlecht beſorgt, weil die Pfarrer größtentheils Scherer der Gemeinde und nicht Hirten derſelben waren. **Schreiber** dieß war der Erſte, der ſagen kann, daß er von dem **Herrn** dazu berufen worden, dieſe Herde zu weiden, nebſt einem Adjunkt, welcher dem vorigen Pfarrer, der die Gemeinde ganz verwahrloſete, an die Seite geſtellt wurde, zwölf Jahre vor meinem Antritt, mir den Weg bahnte, und in den zwey Jahren, da er noch neben mir war, zu vielem Segen gereichte, und mir eine Ordnung einführen half, welche jetzt noch in der Hand des Herrn ſo geſegnet iſt, daß die Gemeinden B... und J..., die damals zuſammen gehörten, der Regierung treu geblieben ſind, ungeachtet zweyer Ueberfälle, die ſie von revolutionirten Nachbars-Gemeinden auszuhalten hatten, wobey mein Sohn als Gefangener abgeführt und ſehr grob behandelt wurde, und der Pfarrer von J..n die Flucht nehmen mußte, und ausgeplündert wurde.) Die

en verhalten ſich zu den Letztern wie $\frac{3}{4}$ zu $\frac{1}{4}$, wäh
hingegen anderwärts der entgegengeſetzte Fall ein
Nicht wenige ſeyen noch aus den Zeiten vor
en, wo die Einwohner des Landes große weite Pump-
getragen haben, d. i. bis um das Jahr 1760.
eſe Geiſter ſeyen ſehr fleißig im Beſuch der Got-
enſte; aber Vielen ſey es nicht geſtattet, in die Kirche
ben, ſondern ſie müſſen ſich auf dem Gottesacker
lten, weßhalb dieſer bey dem Gottesdienſte meiſtens
t ſey. Wenn die Kirche oft gedrängt voll Men-
ſich befinde, ſo werden nichts deſtoweniger eine
ge Geiſter geſehen. Das Sonderbarſte dabey ſey
daß die meiſten davon den Rücken gegen Canzel
ltar kehren, und alſo mit weggewandten Angeſich-
daſtzen. Dieſe gehören in die Claſſe der grauen
r, denn die weißen Geiſter ſchauen vorwärts. Aber
nur dieſe dürfen nebſt den grauen die Kirche betre-
während die ſchwarzen auf dem Kirchhofe weilen
n.

dem Kirchengebet betragen ſich die ſchwarzen und
n Geiſter ganz theilnahmslos, ſo lange aus der
e gebetet werde, und nur die weißen bezeugten
Theilnahme. Hingegen beym Herzensgebet ſeyen
eiſter, ohne Ausnahme, andächtige Mitbeter; und
mein Sohn etwa mit beſonderer Kraft gebetet
ſo habe es geſchienen, als würden die Geiſter
ends weißer, und als müßte es ſchnell zur Ruhe

nn ein Leichenbegängniß eines Menſchen ſtattfinde.

der einen chriſtlichen Wandel geführt habe, ſo ſehe man ſeinen Sarg von weißen Geiſtern und glänzenden Engeln begleitet; wäre aber ein Menſch geſtorben, der zur Claſſe der unbegnadigten Geiſter komme, ſo gehe derſelbe bey ſeinem Leichenbegängniſſe hinter ſeinem eigenen Sarge her, was bey der erſtern Claſſe, die ſogleich nach ihrem Abſterben zur Ruhe gelange, nicht mehr der Fall ſey.

J... bemerkte, daß er in der Kirche oft Geiſtinnen geſehen habe, welche Blutflecken an ihren Kleidern hatten und zugleich mehrere Kinder, und zwar oft drey bis vier auf ihren Armen trugen. Da er einige derſelben bey ihrer Lebzeit gekannt hatte, und wußte, daß ſie keine Kinder gehabt, die ſie hätten ermorden können, hingegen doch einen zweydeutigen Lebenswandel geführt, ſo vermuthete er, dieſe Kinder ſeyen die abgetriebene Leibesfrucht, die ſie nun zur Schau herumtragen müßten *).

Dieſe Mittheilungen machte mir J. ganz unbefangen noch kurz vor ſeinem Tode.

2.

Zur Geſchichte des Geiſterſehens der Seherin von Prevorſt.

Meine Nichte, Frau Hauffin (Seherin von Prevorſt), die ſchon ſeit Jahren magnetiſch war, aber von

---

*) Man leſe hier auch in dieſen Blättern 1. Sammlung S. 66. wo es heißt: „Ich ſah mit Erſtaunen (in einem Keller) eine Frauengeſtalt in einem weißen altdeutſchen Gewande, das mit rothen Flecken, wie Blutflecken, überſät war, einen Schleyer auf dem Haupte und ein Kind auf den Armen tragend, hart an mir vorübergehen." K.

eit auf die Gabe hatte Geiſter zu ſehen, befand
Jahre 1827, in **Weinsberg** unter der ärzt-
Kurſorge des Herrn Oberamtsarztes **Kerner** und
e mich einmal, ihr meine Magd, Dorothea **Bayerin**,
jähriges, **höchſt rechtſchaffenes und wahr-**
liebendes Mädchen, doch nur auf ein oder
Tage, zur Aushülfe zu überlaſſen. Wir konnten
e Geſuch nicht abſchlagen.

war im Oktober deſſelben Jahres, da gieng Bayerin
Weinsberg, verſah die ihr aufgetragenen Ge-
und blieb in der Frau H. Zimmer über Nacht.
andern Morgen erzählte Bayerin: es ſei heute
eine Mannsperſon und ein Weibsbild mit einem
uf dem Arme zur Thüre der Wohnſtube herein
en, durch das Wohnzimmer nach dem Schlafzimmer
au **Hauffin** gegangen, die ſie hierauf mit ih-
de ſprechen und beten hören, worauf beyde Ge-
wieder umgekehrt und durch das nämliche Zim-
ieder mit einander zur Thüre hinaus gegangen
Nach dieſen ſeye ein junger Menſch (ſie beſchrieb
Kleider) durch das gleiche Zimmer in das der Frau
fin gegangen, habe nur etwas weniges geſpro-
d ſey dann wieder fort und zur Thür hinaus —
ſie dieß der Frau **Hauffin** erzählte, habe ſich
erwundert, daß ſie auch ganz richtig das geſehen,
e geſehen habe und habe die Wahrheit ihres gan-
auens beſtätigt.

Bayerin kehrte wieder zu uns nach Löwen-
ück und erzählte uns den Verfall. Herr Ober-

amtsarzt Kerner erſuchte mich hierauf in einem Schreiben, die Bayerin noch einmal zu Frau Hauffin zu laſſen, um deren Erſcheinungen mit deren der Frau Hauffin vergleichen zu können, weil er lange an deren Wahrheit und Realität zweifelte, er hoffte dadurch mehr Aufſchluß in dieſer Sache zu erhalten. Auf dieſes ſchickte ich die Bayerin am 7. November zum zweitenmal nach Weinsberg, wohin ſie aber, der Erſcheinungen wegen, ungerne gieng, und erſt am Samſtag wieder entlaſſen wurde. In dieſen drei Nächten ſah Bayerin nun wieder alle die Geiſter die zur Frau Hauffin kamen, ohne daß dieſe vorher von ihnen zu ihr nur ein Wort geſprochen hatte, nur erblickte ſie nicht die lichte Geſtalt, die dazumal neben einem dunklen Geiſte erſchien, ſich gewöhnlich zwiſchen die Frau Hauffin und den dunklen Geiſt ſtellte und der Frau Hauffin das Wort abnahm; auch erſchienen ihr die Geſtalten grauer, von dunklerer Farbe, als ſie der Frau Hauffin erſchienen*).

Chriſtian Schmidgall.

---

*) Man vergleiche Seherin von Prevorſt. 2. Theil. 2. Auflage, Seite 151, 152 und 262. Das Sehen der B. war nicht ſo intenſiv wie das der Frau H. und ſie konnte nur die Geſtalten ſehen, die mehr Irdiſches mit ſich hinübergenommen hatten. Die Lichtgeſtalten war ſie nicht zu ſehen fähig, weil dieſe weniger Nervengeiſt (das Sichtbare) an ſich tragen.

3.

Die weiſſe Frau im Schloſſe zu Berlin.

er hat nicht von der weißen Frau gehört? Jung
lling hat ihr Bild ſeiner Theorie der Geiſterkunde
itelkupfer vorgeſetzt, nicht wie ſie als Geiſt erſchie-
, ſondern wie ſie im Leben ausgeſehen haben ſoll.
war aber über ihre Perſon ungewiß, ob es nämlich
es Gräfin von Orlamünde, oder Bertha von
tenſtein, geborene von Roſenberg, ſey. Vorn
r Erklärung des Kupfers ſagt er, übereinſtimmend
deſſen Unterſchrift: „Sie hieß Agnes, war eine
zogin von Meran, und Gemahlin Otto des Zweiten,
en von Orlamünde, der ums Jahr 1340 ſtarb. Aus
Ehe hatte ſie zwey Kinder. Sie verliebte ſich in
rt den Schönen, Burggrafen zu Nürnberg. Um
Zweck leichter zu erreichen, ermordete ſie ihre bey-
kinder, wodurch er aber gänzlich vereitelt wurde.“
eber dieſen hiſtoriſchen Umſtand wird unten mehr
mmen, wodurch die Angabe vielleicht berichtigt wird.
uche ſelbſt aber hält Stilling die weiße Frau viel-
für Bertha, Berchta oder Perchta von Roſen-
, im Jahr 1449 an Johann von Lichtenſtein,
reichen Freyherrn in Steyermark, verheirathet,
r ein ſehr übles Leben geführt und ihr viel Drang
gefügt habe, daher ſie mit bitterm Groll gegen ihren
l aus der Welt gegangen ſey. Sie ſey jedoch
Wittwe geworden, und habe das Schloß Neuhaus
hmen gebaut. Ueberhaupt aber ſagt er von der

weißen Frau (S. 351): „Es iſt eine faſt allgemein bekannte Sache, daß ſich auf verſchiedenen Schlöſſern, zum Beyſpiel auf dem Schloß Neuhaus in Böhmen, zu Berlin, zu Bayreuth, zu Darmſtadt, hier im Karlsruher Schloß, und an andern Orten mehr, von Zeit zu Zeit, eine weiß gekleidete, ziemlich lange, weibliche Figur ſehen läßt; ſie trägt einen Schleyer, durch den man aber eben ſo ihr Angeſicht erkennen kann; gewöhnlich erſcheint ſie des Nachts, und zwar nicht lange vor dem Tod einer fürſtlichen Perſon; wiewohl auch viele ſolcher Perſonen ſterben, ohne daß ſich dieſer Geiſt ſehen läßt. Zuweilen zeigt ſie auch durch ihr Erſcheinen den Tod ſolcher Menſchen an, die nicht zur fürſtlichen Familie, aber doch zum Hof gehören.“ Hierauf erzählt er zwey Beyſpiele von dem Schloß zu Karlsruhe aus dem Munde glaubwürdiger Augenzeugen.

Die Sache könnte nun wohl die ſeyn, daß es mehrere weiße Frauen gibt, welche auf gleiche Art an verſchiedenen Orten ſichtbar werden. Wir laſſen dieß dahingeſtellt, und reden hier inſonderheit von der zu Berlin, oder von ihren Erſcheinungen im dortigen Schloſſe.

Der in ſeinen beſten Jahren verſtorbene, beliebte romantiſche Dichter, Legationsrath Georg Döring, ein redlicher, wahrheitsliebender Mann († zu Frankfurt a. M. den 10. Oct. 1833), war der Redakteur und Stifter der Frankfurter Iris, eines Beyblatts der „Zeitung der freyen Stadt Frankfurt.“ Beyde Blätter hörten ſpäterhin auf. In der Iris von 1819 Nr. 2. und 3. lieferte er einen Aufſatz unter der obigen Ueberſchrift, und ſagte in einer Note:

„Ich gebe dieſe Erzählung in ihrer Einfachheit, wie ſie aus dem Munde meiner verſtorbenen Mutter, ner Frau, welche nach dem Urtheil Aller, die ſie kann, durch ihren aufgeklärten Geiſt und feine Bildung auszeichnete, erhielt. G. D.“

Einſender, welcher Hrn. L. M. Döring perſönlich gennt hat, fragte ihn einige Zeit vor ſeinem Tode, ob wirklich der Verfaſſer jenes Aufſatzes ſey, der ihm nals wieder in die Hände gekommen, und ob er nicht, bey einem Dichter denkbar und ſogar gewöhnlich, as an der Erzählung verändert und zugeſetzt habe. Antwort war: der Aufſatz ſey von ihm, die Erzäh ſey ſeine leibliche Mutter geweſen, ſie habe ihm Andern in ſeiner Jugend mehrmals die Sache er, wie er ſie ohne alle Aenderung treulich mitgetheilt. Dieſe Verſicherung konnte genügen, und Dörings tter ſpricht, wie folgt.

Ich möchte ein Kind von dreyzehn bis vierzehn Jahſeyn; Schweſter Chriſtelchen war ein Jahr älter, eſter Lottchen aber die älteſte und ſchon ein erwach Frauenzimmer. Fräulein von H., eine Hofdame önigin, hatte Gefallen an der älteſten Schweſter, nahm ſie als Geſellſchafterin zu ſich auf das Schloß; wurde Lottchen öfters mit unſerm Beſuche beehrt, ls die Mutter einmal auf eine Woche verreiſte, erte ſie uns auch bey der Fräulein ein.

as war nun eine große Freude für mich insbeſon denn ich hatte ſeit dem Tage, daß König Friedrich der Einzige mich auf die Wangen geklopft und geſagt hatte: „Geh' fort, du keckes Ding!“ eine rechte Liebe zu dem Schloſſe bekommen. Dieſe Vertraulichkeit des großen Königs hatte folgende Bewandtniß. Allenthalben war die Rede davon, daß Niemand den ſcharfen, ſtechenden Blick ſeines Auges ertragen könne, und auch wir Kinder hatten ſchon oft davon ſprechen gehört. Da nahm ich mir denn in meinem kindiſchen Uebermuthe vor, das Wagſtück zu unternehmen, und ſtellte mich, als ich einſt bey Schweſter Lottchen zum Beſuche war, mitten in den Saal, durch welchen der König gewöhnlich nach der Parade ging, und heftete meine ſtarren Blicke auf die Thür des Zimmers, aus welchem der Monarch kommen mußte. Endlich trat er heraus, und natürlich fiel ſein Auge auf mich, die ganz allein mitten im Saale ſtand und ihn immer keck anſchaute. Da ſah er mit einem ſeltſamen, unbeſchreiblichen Blicke, der das Innerſte der Seele zu durchbohren ſchien, mir gerade in die Augen; es war als müßte ich ſie niederſchlagen, aber ich faßte mir einen Muth und dachte: Thun kann er dir doch mit dem Blicke nichts! Wir mochten uns wohl beyde einige Secunden lang ſo angeſehen haben, da trat der König auf mich zu, liebkoſte mich und ſprach die obigen Worte. Seit der Zeit trug ich meine Naſe um Vieles höher.

„Schweſter Chriſtelchen und ich waren ſchon ungefähr eine Woche auf dem Schloſſe, und amüſirten uns wie die Prinzeſſinnen, d. h. wir ſpeiſten aus der Hofküche, und fuhren ſpazieren, wenn wir wollten; da wurden wir eines Nachmittags von Fräulein v. H. und der

lteſten Schweſter, welche einer Dame in der Stadt den
eſuch machten, allein gelaſſen. Wir ſetzten uns zur
rbeit nieder, und plauderten vom letzten Hofball, den
ir mit anſehn durften, vom ſchönen Wetter, das wir
uſ auch nur anſehn durften, und ärgerten uns über
ſe Einſchränkung. Plötzlich erhob ſich der Ton eines
uitenſpiels gleich einer Harfe; ich lief an das Fenſter,
il ich glaubte, unten auf dem Schloßplatze werde ge
ielt; aber mir fiel ſogleich ein, daß der Ton dieſes
ſtrumentes nicht bis zu unſerer Wohnung im dritten
ocke heraufdringen könne. Wir lauſchten aufmerk-
ner, und da ſchien es denn, als käme der harmoniſche
t unter dem großen Ofen, der in einem Winkel des
mmers ſtand, hervor. Ich dachte: Ey, du haſt den
ß des großen Friedrich nicht gefürchtet, du wirſt dich
vor dem Ton eines unſichtbaren Muſikanten nicht
ſen; nahm die Elle und ſchlug damit wacker unter
Ofen hin und her; die Muſik ſchwieg, aber in dem
ugenblicke wurde mir mit gewaltiger Kraft die Elle
der Hand geriſſen. Ich erſchrack ſehr; Chriſtelchen
e mich aus und meinte: die Muſik ſey doch auf der
ſſe geweſen, und meine Waffe, ſo wie mein Helden-
, waren in einem Mäuſeloch ſtecken geblieben. Ich
lte mich, und um dieſes Gefühl zu verbergen, lief
rt, unter dem Vorwande, in einem benachbarten
mannsladen Band holen zu wollen.

s ich nach einer halben Stunde wiederkehrte, fand
e Scene ſehr verändert. Schweſter Chriſtelchen
tiefer Ohnmacht, Fräulein v. H. und Schweſter

Lottchen waren von ihrem Beſuche zurückgekommen, und nebſt einer Kammerfrau der Fräulein beſchäftigt, die Bewußtloſe wieder in das Leben zurückzurufen. Die Kammerfrau war in dem dritten Zimmer von dem unſrigen geweſen, hatte plötzlich einen Schrey gehört, und als ſie herbeygeeilt, Schweſter Chriſtelchen in dieſem Zuſtande gefunden: kurz darauf waren Fräulein v. H. und Lottchen hereingetreten.

„Erſt nach den ſorgfältigſten Bemühungen kam die Schweſter wieder zu ſich, und erzählte nun: kaum ſey ich fort geweſen, ſo habe ſich das ſeltſame Tönen wieder hören laſſen, und dießmal ſey es recht deutlich aus dem Winkel, wo der große Ofen ſtand, hervorgeklungen, es habe ſich vermehrt, und in ſonderbaren, aber lieblichen Lauten das ganze Zimmer angefüllt — da ſey ihr ſchon bange geworden — als aber plötzlich eine weiße Geſtalt, die ſich in jenem Theile des Zimmers, ſie wiſſe nicht wie, gebildet habe, auf ſie losgeſchritten ſey, wäre ihr die Beſinnung vergangen, die ſie erſt jetzt wieder erhalten habe.

„Fräulein v. H. war ſehr abergläubiſch und zugleich geizig; ſie unterſuchte ſogleich die Gegend um den großen Ofen, in der Meinung, irgend eine Anzeige zu finden, daß hier ein Schatz verborgen läge. Höchſt auffallend war jetzt uns Allen ein Umſtand, den wir früher gar nicht beachtet hatten; das Getäfel des Fußbodens war nämlich hier auf eine eigene Weiſe, welche gar nicht mit der übrigen Arbeit dieſer Art im Zimmer übereinſtimmte, eingefugt, und höchſt wahrſcheinlich durch beſondere Veranlaſſung umgeſchaffen worden.

ezt hatte Fräulein v. H. die feſte Ueberzeugung,
unter dieſer Decke eine geheime Kammer des Plu-
r, bat um unſere Verſchwiegenheit, verhieß goldene
, und ſandte die Kammerfrau hinunter, um ganz
Stille den Holzhauer mit gewichtiger Art herauf
en. Auch ihm wurde Verſchwiegenheit auferlegt,
chtiges Trinkgeld verſprochen, und nun gings an
beit. Das leichte Getäfel war bald aufgebrochen
ebe da! es fand ſich noch ein Fußboden von feſte
uſammenfügung. Die Begierde der Fräulein v. H.
ſie legte ſelbſt Hand an; auch dieſes Hinderniß
us dem Wege geräumt, und vor uns öffnete ſich
tiefes Gewölbe, aus welchem ein lang verhaltener
Duft zu uns emporſtieg. Ich riß eilig die Fenſter
nn der Qualm war beynahe erſtickend. Fräulein
ieß durch die Kammerfrau einige Fackeln herbey
um die dunkle Tiefe zu beleuchten, und da bot ſich
rlich ein Anblick, den wir nicht erwartet hatten.
e unabſehbare Tiefe, in der ſich der Schein der
verlor, gähnte uns entgegen; an den vier Sei-
en von Zwiſchenraum zu Zwiſchenraum eiſerne
ngebracht, auf denen ſich ungelöſchter Kalk befand;
ar nichts zu erkennen. Wir ließen ein Gewicht
n Bindfaden hinab, und konnten danach berech-
ß dieſes Gewölbe die ganze Höhe des Schloſſes
dritten Stock habe. Fräulein v. H. hätte den
ten Kalk gern in Gold verwandelt, aber der
cht.

fand Fräulein v. H. für gut, der Königin den

Vorgang anzuzeigen, bey der ſie ſich ſogleich melden ließ. Die Monarchin war nicht im mindeſten darüber erſtaunt, und gab folgenden Aufſchluß: Die Erſcheinung ſey der ruheloſe Schatten einer Gräfin von Orlamünde, welche in dieſes Gewölbe lebendig eingemauert worden ſey. Sie war die Geliebte eines Markgrafen von Brandenburg, dem ſie zwey Knaben gebar. Als der Markgraf Wittwer geworden, drang ſie in ihn, er möge ſie heirathen, der Markgraf lehnte aber dieſes Anſinnen unter dem Vorwand ab: er fürchte, die von ihr geborenen Kinder möchten alsdann dereinſt Anſprüche auf das Land machen, und die Rechte der im ächten Ehebette erzeugten Prinzen beeinträchtigen. Da faßte die grauſame Mutter den Entſchluß, das Hinderniß, welches ſich ihren ehrgeizigen Entwürfen entgegenſtellte, aus dem Wege zu räumen, und tödtete ihre eigenen Kinder durch Gift. Das Verbrechen ward entdeckt, und der Markgraf, deſſen Liebe ſich in unerbittliche Strenge verwandelte, gebot, die unnatürliche Mutter in das geheim erbaute Gewölbe des Schloſſes, ohne den Schleyer des Geheimniſſes von dieſer Begebenheit zu ziehen, lebendig einzumauern. Die Seele der Gräfin habe nun keine Ruhe in ihrem weiten Grabe, und alle ſieben Jahre nehme ſie ihre körperliche Hülle an (vielmehr ihre geiſtige oder feinkörperliche) und erſcheine in dieſer, gewöhnlich nach einem vorhergegangenen Klingen, wie Töne der Harfe (auf dieſem Inſtrument ſolle die Gräfin Meiſterin geweſen ſeyn); und man habe bemerkt, daß die Erſcheinung am häufigſten von Kindern geſehen worden ſey, woraus man ſchließe, daß die Liebe, welche ſie ihren eigenen Kindern im Leben verſagt habe, ſie jetzt aus dem ſtillen Reiche des Todes herauſtreibe, um ſie mit der ganzen Kinderwelt, gegen welche ſie ſich in ihren Kindern ſchwer vergangen, wieder zu verſöhnen. Dieſes ſey die Geſchichte der ſogenannten weißen Frau.

„Noch am nämlichen Abend beſah ein königlicher Baumeiſter die Zimmer der Fräulein v. H., und erklärte ſie für ſchadhaft. Ihr wurde eine andere Wohnung im zweyten Stock angewieſen, welche wir gleich den Tag darauf bezogen.

„Meine Schweſter (Lottchen? oder Chriſtelchen?) aber ſetzte ſich in den Kopf: die Erſcheinung ſey ein Vorbote des Todes geweſen, und ſie werde bald ſterben. Auch ſchlummerte ſie in der Jahre ſchönſter Blüthe hinüber.“

So weit dieſe merkwürdige Erzählung. Man könnte ihr noch andre Thatſachen von Berlin und andern Orten beyfügen, die aber fürerſt beſſer übergangen werden. Nur ſo viel glauben wir zur Rechtfertigung dieſer Mittheilung hinzufügen zu müſſen. Die Königin von Preußen (vermuthlich die zweyte Gemahlin Friedrich Wilhelms II.) gab einen Aufſchluß, den ſie nicht geheim zu halten befahl, und erklärte die Sache für bekannt. Ferner was die Erſcheinungen zu Karlsruhe betrifft, ſo ſchrieb Jung Stilling ſein Buch auf Befehl und Erlaubniß des Großherzogs Karl Friedrich, vielgeſegneten Andenkens, der ſeine Meinung über dieſe Gegenſtände von ihm wiſſen wollte, las ihm auch (wenn Einſender ſich recht erinnert) ſein Manuſcript vor, und durfte ihm das Buch mit folgender ſchönen Dedication zueignen: „Sr. Königlichen Hoheit, Herrn Karl Friedrich, Großherzog zu Baden und Hochberg, Herzog von Zäringen u. ſ. w., dem Patriarchen der Chriſten und Chriſtus-Verehrer auf dem Thron, gewidmet vom Verfaſſer.“ Was dieſer große Fürſt hat ſagen und drucken laſſen, haben freylich kleine Geiſter genug angefochten; aber daß man von der Sache rede, und zwar zum Beſten der Wiſſenſchaft, iſt doch durch ſein edles Beyſpiel aufgeheißen, auch an ſich überaus unſchuldig.

Das Hiſtoriſche und Perſönliche von jener finſtern Begebenheit würde etwa noch näherer Erörterung bedürfen; inzwiſchen kann dieſer Punkt füglich ſo weit bedeckt bleiben. Auch wird ſich ſchwerlich mit Gewißheit ſagen laſſen, ob, wie vermuthet wird, es dieſelbe weiße Frau ſey, die an allen mit dem Hauſe Hohenzollern verwandten Höfen ſich ſehen laſſe. —y—.

Anhang.

In Bayreuth iſt allgemein bekannt, von den Proſaiſchen und Unbefangenen nicht widerſprochen und von dem Ungläubigen höchſtens mit Achſelzucken beſtritten, daß der bekannte Teutſche Fürſtengeiſt, die weiße Frau, zu allen Zeiten in dem daſigen Schloſſe ihr Weſen treibt, und zwar nicht blos als Todesvorbote, ſondern ohne daß ein beſonderes Ereigniß erfolgt.

Erſt vor nicht langer Zeit begegnete ſie dem Regierungsrathe Grafen von M., einem ruhigen Manne, der auch bey den Ungläubigſten für nichts weniger als für

n Viſionär gilt. Beſonders merkwürdig mußte das
ere derjenigen Geſchichte ſeyn, die ſich zu Napoleons
daſelbſt mit einem franzöſiſchen Marſchalle ereignete.
wie man verſichert, ſich gegen dieſes Weſen zu ſi-
e, ſein Schlafzimmer mit Soldaten füllte, dennoch
, ungeſehen von dieſen, von der weißen Frau im
e in die Höhe und aus dieſem herausgeworfen wor-
ſeyn ſoll. Eine Mittheilung des Nähern dieſer Ge-
ie von glaubwürdiger Hand, wäre dem Herausgeber
Blätter ſehr willkommen.

r Wundarzt Cosmar in Berlin, der Aſſiſtent des
nentsarztes Engel und oft während der Krank-
Friedrichs II. um denſelben war, hinterließ Pa-
in denen er Nachrichten über die weiße Frau mit-
(S. Sagen aus Berlins Vorzeit. Berlin bei Cos-
und Krause 1831). Nach dieſen Mittheilungen ſaß
mar in der Nacht des 17. Auguſtes 1786 in ei-
Gemache des Schloſſes und ſchrieb Briefe und auch
über die Geſchichte der weißen Frau, deren Er-
ung er immer noch bezweifelte. Er richtete die
fen an eine gewiſſe geliebte Caroline und war in
ken über Unſterblichkeit beſchäftigt, indem er wußte,
er große Friedrich in den letzten Zügen lag.

urchzog ein Seufzer die Luft, und erſchütterte ſein
ſes. Einige Sekunden blieb es ſtill, dann hörte
as an der Thüre rauſchen und zu Boden ſinken.
nete die Thüre und ſah eine weiße Frauen-
vor ſich liegen; es war ſeine Caroline. Als ſie
er Stube ſich wieder erholt hatte, geſtand ſie,

daß ſie ſeine Schrift über die weiße Frau am vorigen Abend geleſen und ihn habe auf die Probe ſtellen wollen. Ein Badekleid und Schleyer gab ihr das Ausſehen einer weißen Dame. Zwar habe ſie ein entſetzliches Grauſen empfunden, als ſie ſich ſelber im Spiegel geſehen, dennoch habe ſie ihre Wanderung begonnen, und alle Wachen waren entſetzt vor ihr zurückgewichen. Da ſey ihr im langen Gange eine weiße Geſtalt entgegen gekommen, habe den Schleyer gelüftet und mit Grabesblick ſie angeſchaut. Was weiter geſchehen, wußte ſie nicht. Wenige Sekunden darauf ward dem Kronprinzen der Tod des Königes angekündigt. Caroline ſtarb Morgens um 5 Uhr am 18. Auguſt 1786.

Cosmar ſchreibt: „Die erſte Erſcheinung dieſer weißen Frau war bey dem Ableben des Churfürſten Johann Georg im Jahre 1598. Hierauf wiederholte ſich ihr Erſcheinen vor dem Tode des Churfürſten Johann Sigismund.“

Der Hofprediger J. Berger erwähnt in der Leichenpredigt, daß ſich die Geſtalt vor Perſonen allerley Standes habe ſehen laſſen.

Nach J. M. Rentſch, Brandenburgiſchem Hofprediger, erſchien ſie im Jahr 1628 während des dreißigjährigen Krieges; Peter Goldſchmied ſpricht in ſeinem hölliſchen Morpheus von ihrer Erſcheinung im Jahre 1661 und 1666, vor dem Tode der Mutter des Churfürſten. Den Oberſtallmeiſter von Burgsdorf, der ihre Erſcheinung in Zweifel zog, ſoll ſie von der Treppe hinuntergeworfen haben.

m Jahre 1667 ſah man die Geſtalt im Schlafzim-
der Churfürſtin auf einem Seſſel, als wenn ſie ſchreibe;
die Fürſtin ſelbſt gekommen ſey, habe ſich die Ge-
verneigt, und ſey bald darauf verſchwunden. Kurz
uf ſtarb die Churfürſtin Luiſe Henriette.

n Jahr vorher, ehe der große Churfürſt ſtarb, ſah
er Hofprediger Bruſenius, als er Sonntags zur
igt auf's Schloß ging.

iedrich I. rief eines Tages: „Ich habe die weiße Frau
en, ich muß ſterben!“ Bald nachher erfolgte ſein Tod.

4.

Zwey andere Erſcheinungsgeſchichten.

chſtehende merkwürdige Geſchichte erzählt die 16jäh
Tochter des im B— Hofe zu H. arbeitenden Me-
miſcher Religion. Wir laſſen das unbefangene Mäd-
ganz bey ihren Worten, wodurch der geneigte Leſer
ſſen die innre Wahrheit der Ausſage deſſelben er-
n wird.

h wurde von der Herrſchaft des Hauſes angewie-
Zwiebeln auf dem Speicher zu putzen. Es war da
große ſogenannte alte Gerumpelkammer mit einem
n alten Schloſſe einige Schritte von dem Platze
nt, wo die Zwiebeln auf dem Speicherboden lagen.
ſten Tage, als ich ſo auf dieſem Boden ſaß, hörte
en und hinter mir nieſen, und da ich glaubte, es
mich anderes Geſinde aus dem Hauſe erſchrecken,
h, ohne umzuſehen: „Ey geht nur, was braucht
s zu thun!“ Als ich aber dieſes geſagt hatte, ſah

ich eine graue wolkenartige Bewegung, ich kann es nicht anders ausdrücken, neben mir in den Boden ſinken, worauf ich einen Schauer fühlte und unwillführlich hinuntergieng und dem Geſinde ſagte: wer denn ſo heimlich heraufgeſchlichen ſeye und genießt habe. Als dieſe Aeußerung vor die Herrſchaft kam, ſo machte dieſe (Frau und Herr) mir den Vorwurf, daß ich geträumt und ein furchtſames und einfältiges Ding ſeye.

„Den andern Tag um 11 Uhr wurde ich wieder angewieſen, eben Zwiebeln zu putzen, und ob ich gleich bis um dieſe Stunde einen großen Widerwillen hatte hinauf zu gehen, ſo fühlte ich dagegen jetzt ein Verlangen darnach, und gieng in geſpannter Erwartung der Andern hinauf. Mehrere Perſonen ſchlichen mir bis in den zweyten Stock unten an die Speichertreppe nach, um zu ſehen, was es gäbe: denn den Leuten im Hauſe und beſonders dem Gaſtwirthe H. und ſeiner Frau, war es, ſcheint's bekannt, daß es eben nicht richtig ſeye.

„Während ich nun wieder meine Arbeit verrichtete, nießte es wieder neben mir und ich ſagte wieder wie geſtern: „wohl bekomm's!“ Hierauf ſah ich wieder, aber größer und deutlicher, eine graue dunkle Geſtalt, die vor mir in den Boden ſank. Auf dieß befiel mich wieder, aber jetzt ein größeres Grauſen, ich wollte ſchnell fortlaufen, erreichte aber nur die erſte Stufe der Treppe und fiel dann beſinnungslos hinunter. Ich wußte nun nichts mehr von mir, bis ich mich wie erwacht auf dem Zimmer meiner Frau auf ihrem Sopha liegen ſah, umgeben von dieſer, dem Manne und einem Arzte. Man

mich an, man gab mir zu trinken, ich mußte er
en, aber da hieß man mich wieder ein dummes, ein-
es Ding, das mit Einbildungen geſtraft ſeye.
An dieſem Tage gieng ich an meine Arbeit in der
e und ſonſt im untern Stocke und erklärte da jeder
: daß mich niemand mehr auf den Speicher bringe.
Frau aber ließ mich noch einmal hereinrufen und
mußte ihr da in Gegenwart ihres Mannes die Sache
einmal erzählen. Die Frau rieth mir nun an, wenn
Ding wieder nieße, ſo ſolle ich nicht wieder ſagen:
l bekomm's", ſondern: „helfe dir Gott!" Darauf
ich: das bedarf ich nicht: denn ich gehe für mich
ieder da hinauf.

eſer Entſchluß war auch in mir ganz feſt bis um
r Vormittags, da wurde in mir auf einmal wieder
anz dringende Sehnſucht rege, ein unwillkühr-
Ziehen, wieder hinauf zu gehen, mich auf den
zu ſetzen und Zwiebeln zu putzen. Bald hernach
dem ich wie gezwungen auf die Thüre der alten
er ſehen mußte, raſſelte das große alte Schloß an
es ſtund die dunkelgraue Geſtalt, aber ohne Kopf,
r und nießte dreymal, worauf ich ſagte: „helfe
tt!" Nachdem ich das zum drittenmal geſagt hatte,
ie Geſtalt immer mehr und wurde dann ſo groß
gewöhnlicher Menſch: denn das war ſie vorher
nd ſprach: „Marie! du warſt beſtimmt mich zu
Ich wandle ſeit 85 Jahren hier auf dieſem
o ich eine Gurte Geld verſteckt habe. Nimmer-
ein Kind! vergrabe Geld, und ſey es auch noch

ſo wenig. Ich habe die ganze Zeit über auf dich gewartet und ſah den Baum deiner Wiege pflanzen. Gebe mir die Hand und folge mir in die Kammer, erbreche den 6ten und 7ten Diehlen, da liegt das Gold, es iſt für dich!“

„Bis hieher hörte ich ohne die geringſte Angſt ruhig zu und ſah dem Geiſte immer in die Gegend des Geſichtes, wo die Worte von ihm herkamen, obgleich kein Kopf da war. Die Hand aber konnte ich ihm nicht geben und nun ſank er wieder in den Boden, wo ich dann wie ein Häufchen Aſche liegen ſah. Nun erſt befiel mich eine unbeſchreibliche Angſt, ich wollte fortrennen, fiel aber an der Treppe und rollte bis in den zweyten Stock hinab. Ich wußte nichts mehr von mir bis ich im Zimmer der Herrſchaft wieder erwachte, aber erſt nach mehreren Stunden, wo ich zwey Aerzte erblickte, die mir Mittel reichten. Ich lag hier drey Tage, dann aber ſchaffte man mich ins Spital, wo ich erſt nach ſechs Wochen wieder hergeſtellt wurde. Ich hatte bald nach meinem Erwachen was mir geſchehen erzählt und noch an demſelben Abend fuhr der Hausherr nach Speyer oder Wagbäußel, holte einen Geiſtlichen und ſoll mit dieſem das Gold erhoben haben. Die Kammer ließ er abbrechen. Der Geiſt ſoll der Urgroßvater des Herrn geweſen ſeyn, man habe das ſogleich der Zeit nach im Kirchenbuche gefunden, ich aber bin ſeit dieſer Zeit krank.“ —

Noch erzählte dieſes Mädchen: daß ihre Eltern und Voreltern die Gabe des Sehens gehabt und ſie habe in ihrem ſiebenten Jahre in der reformirten Spitalkirche zu

oft die verſtorbene Verwalterin geſehen, wie ſie als
he gekleidet mit Päcken unterm Arm, auf einem Stein
er der Treppe geſeſſen ſeye.

---

n dieſer Erzählung jenes Mädchens ſind mehrere
kte, aus denen man klar erkennen kann, daß das
ählte dem Mädchen wirklich zuſtieß und daß es nicht
ein erdichtetes Vorgeben von ihm iſt. Bezeichnend iſt,
das Mädchen den feſten Vorſatz hatte, nicht mehr
den unheimlichen Boden zu gehen, aber dann auf
al gegen ihren Willen ſich ein Sehnen dahin zu
n anfachte, das ſie ſehr gut mit einem unwillkührli-
Ziehen ausdrückte. Das iſt, wie Jakob Böhm ſich
ückt, die Magie mit der Geiſter zu inficiren ver-
n und daß ſie eine ſolche auf Menſchen ausüben,
igen vielſeitige Erfahrungen. Es war der Wille
Geiſtes, der den ihrigen, ihr unbewußt, beſiegte.
ieß es in der, auch in der Seherin von Prevorſt
führten, Geſchichte eines Herrn Pfarrers Hahn aus
heim von einem Geiſte: „Er hatte ein beſonderes
ögen aus der Entfernung auf Menſchen zu
t, und das aufs ſtärkſte. Wollte er meinen Bru
n Garten ſprechen, ſo verurſachte er zu dem Ende
olche Beklemmung in ſeiner Bruſt, daß er genöthigt
inaus zu gehen, um friſche Luft zu ſchöpfen, da er
ſogleich bey ihm geweſen.“
rakteriſtiſch iſt auch der Umſtand, daß das Mäd-
ine Angſt befiel, ſo lange der Geiſt mit ihr ſprach,
n daß ſie dem Geiſte da nur immer ruhig in die

Gegend des Geſichtes ſah, wo die Worte von ihm herkamen, obgleich kein Kopf da war, wenigſtens von ihr nicht geſehen werden konnte, und daß ſie dann erſt Angſt befiel, als der Geiſt ihr wieder verſchwunden war. Dieß kam daher, weil bey jedem Erſcheinen eines Geiſtes ein magnetiſcher Rapport zwiſchen dem Geiſte und dem Seher eintritt. Ohne einen ſolchen kann auch gar kein Sehen eines Geiſtes ſtattfinden (daher Einer einen Geiſt ſehen, der Andere ihn nicht ſehen kann, weil nicht Alle eines ſolchen Rapportes fähig ſind). In ſolchem Momente des magnetiſchen Rapportes iſt das Gehirnleben, von dem allein die Furcht oder das Unheimliche ausgeht, ausgeſchloſſen. Der magnetiſche Menſch, gleichſam ſelbſt Geiſt, iſt auf ſeinen heimatlichen Boden getreten und hat auf dieſem keine Furcht mehr. Nur wenn der magnetiſche Rapport ſich wieder löſt, durch den Willen des Geiſtes oder eine höhere Nothwendigkeit, der er weichen muß, und der Menſch in das dem magnetiſchen entgegengeſetzte wache Leben wiederkehrt, tritt das Gehirn wieder in ſeine alten Rechte ein, und kommt dann auf dem irdiſchen Boden die Empfindung von Unbehagen, Schauer vor dem Geſehenen, Gefühlten oder Gehörten oder auch oft Zweifel an ſeiner Wirklichkeit.

5.

Ein ehrſamer bejahrter Mann in der Stadt H. bewohnt ſeit dreyßig Jahren ein Eigenthum unten am Neckar, ein Haus, an dem ein großer Garten und Grasplatz iſt. Ehemals war das der churpfälziſche Bauhof

vor dem dreyßigjährigen Kriege war es ein Bene-
ner Kloſter. Schon als er dieß Lokal kaufte, ſagte
der vorige Bewohner, der ſehr alt war, wenn er
htſamer Natur ſeye, ſo ſolle er das Haus nicht kau-
Da er aber dieß nicht war, kaufte er das Haus
ſah und hörte auch in ihm bis zum Jahre 1825
s Beſonderes. In dieſem Jahre grub er zuerſt
ley Dinge im Garten heraus, z. E. ein altes Schild,
t, ein Goldſtück. Dieſes Goldſtück hatte die Größe
s kleinen Thalers und die Aufſchrift Miſan (oder
a), König von Ungarn.
eym Setzen eines Bäumchens grub auch ſein Sohn
Goldſtückchen hervor, um das er 3½ Gulden erhielt.
s der Alte ein Pfirſichbäumchen ſetzen und das Loch
n wollte, ſah er auf einmal eine abgehauene Men-
hand vor ſich liegen. Er verwunderte ſich ob ihr
trug ſie zu ſeiner Familie ins Zimmer. Dieſe Hand
ſehr weit hinter dem Knöchel abgehauen, ohne Nä-
der alle Finger ſtraff, die Haut und Muskeln ein-
knet. Verweſung war keine an ihr ſichtbar, ſie ſah
räuchert aus. Nachdem ſeine Frau und ſein Sohn
gedrungen, die Hand zu vergraben, ſo that er
ber nach einiger Zeit kam ſie wieder in der ver-
nen Gegend hervor, da trug er ſie wieder ins Haus.
Leute machten ihm den Vorwurf, daß er die Hand
zu leicht vergraben und er vergrub ſie nun wieder
einen andern Baum, aber bald fand er ſie zu ſei-
ſchrecken beym Arbeiten wieder. Nun vergrub er
emal an einem andern Orte zum drittenmal und

ſeitdem (es ſind jezt zwey Jahre) erſchien ſie nicht wieder. An einer gewiſſen Stelle im Grasgarten ſah er ſchon öfters einen grauen dunklen Geiſt mit einem Feuerſtern (oder Feuerplatz), ſo groß wie ein Apfel, er gehe immer von dieſer Stelle 40—50 Schritte weit und ſinke dann neben einem Baume in den Boden. Eine andere Erſcheinung hat er im Hauſe ſelbſt. Gegen Mitternacht nämlich wird er oft durch ein Schellen, wie das in einer catholiſchen Meſſe, geweckt. Mit dieſem Schellen fühlt er eine Art Druck in die Seite, als wie wenn man jemand drückt, Platz zu machen. Er richtet ſich dann gewöhnlich im Bette auf und hört dann ein Poltern, ein ſchwaches Gehen, ein Seufzen, Werfen, Schubladen auf- und zumachen, ein Rollen, ein Hinwerfen, als wäre es ein Sack mit Glas. Einmal that es im Ofen und im Rohr, währenddem kein Feuer darinn war, einen Knall, als ob das Haus zuſammenfalle. Am Tage wirft es mit Speis, wo doch im Zimmer keiner zu finden iſt. Einmal ſagte es: ‚im Namen Jeſu.“ — Ein andermal ſagte es: „ich komme in Kleidern!“ Kurz darauf geſchah diß auch und der Seher beſchreibt diß ſo: „Ein dreymaliges Schellen und eine feine Stimme weckte mich um Mitternacht und als ich das Zimmer, in dem kein Licht verbrannte, hell erleuchtet ſah, ſetzte ich mich geſchwind auf und ſah mit Erſtaunen, daß das Zimmer ganz hellblau war und daß ein alter, hübſcher Geiſtlicher mit unbedecktem Haupt, grauen Haaren, und offenen Augen (die Augen ſtunden ſtarr und hell offen, aber ich ſah nicht, daß ſie wie ſonſt Augen mit den Augendeckeln eine

egung machten) daſtand. Die Geſtalt war mit
n weiß und roth gewürfelten, mit Zickzack beſetzten
genen Borden verbrämten Kirchenrocke bekleidet und
mit zwey Händen einen Kelch, wie es jetzt keinen
giebt, indem der hohle Theil oben ſehr hoch, das
ſtiel, oder der untere Theil aber ſehr klein war.
n der Erſcheinung funkten zwey hohe brennende
n auf hohen Lichtſtöcken. Das Ganze war etwa
Schritte von mir. Nun ſprach es: „Nimm hin
Abendmahl!“ worauf der Geiſtliche, den Kelch noch
rhaltend, mit ganz markirten Schritten, ohne daß
doch das Auftreten hörte, auf mich zukam und mich
anſah. In dieſem ſonderbaren Momente vermochte
chts auszurufen als: „Ach Gott! was ſoll ich denn
?“ worauf der Geiſtliche, gerade als wolle er ſich
einen engen Raum am Tiſch, welcher unten an
m Bette ſteht, durchzwängen, ſich bog, und auf
t Alles verſchwand.“

6.

iche Mittheilung einer ſonderbaren Erſcheinung.

r Wohlgeboren bin ich, durch eine Aufforderung
errn Dr. v. M. in F. ermuthigt, ſo frei, die Er
einer Erſcheinung, die ich vor mehreren Jahren
mit dieſem zuzuſenden. Beim hellſten Sonnen
wöhnlich am Himmelfahrtstage, in der Stunde von
, ging ich mit meinem Freunde nach einem eine
von unſrer Heimath befindlichen Städtchen, um

dort Verwandte zu beſuchen. Eine Viertelſtunde weit waren wir gegangen, als wir zur Linken im Weinberge einen ſchwarz gekleideten Mann ſahen. Wir gingen etwas weiter und ſahen dann auf einmal zur Rechten eine Bahre von 6 Männern getragen, die nicht bloße Trauermäntel, wie ſie in unſerm Vaterlande noch bei Leichen getragen werden, ſondern Oberröcke anhatten. Auf dieſe zu kam ein ebenfalls ſchwarzgekleideter Mann vom Walde, der ebenfalls, nur noch weiter rechts war. Sobald dieſer bei der Bahre angekommen war, wurde ſie von ihren Trägern nieder geſtellt. Einige Zeit ſahen wir zu, wie die Träger der Bahre und der noch vom Walde hergekommene Mann mit einander ſprachen, doch warteten wir nicht den Augenblick ab, wo ſie wieder auseinander gingen, ſondern eilten in unſerer Angſt unſerem Geburtsort zu. Daß dies alles keine Täuſchung war, ſondern eine wirkliche Erſcheinung, dafür ſpricht das lebendige Bild, das wir beide, deren Phantaſie auch gar nicht ſo ſchaffend war, hatten, der helle Sonnenſchein, bei dem wir die Erſcheinung hatten, und die Einheit des Bildes, das ſich in uns beiden darſtellte. — Wir erzählten dieſe Erſcheinung überall und wurden auch von unſern Lehrern und Pfarrern darüber vernommen und es fehlte nicht an ſolchen, die ſie mit einem Ereigniß, das ſich in meinem Geburtsorte zu demſelben Augenblicke zutrug, in Verbindung bringen wollten. In demſelben Augenblicke nehmlich ſtarb ein Geiſtlicher, der wegen —— zuerſt nur auf eine andere Stelle verſetzt, nachher aber völlig abgeſetzt wurde; und in ſeiner ehe-

aligen Amtswohnung ſoll auch ein furchtbares Getöſe
hört werden ſeyn.

T. den 22. Aug. 1834.

II.
Träume.

1.
Merkwürdige Träume,

arbeitet von O. Schönhuth, Pfarramtsverweſer zu Hohentwiel.

Mit ſchwerem Herzen hatte ich die Heimath verlaſſen,
n ich mußte wieder in das Seminar nach Schönthal
ückkehren. Gern hätte ich gewartet, bis ich über das
ickſal meiner unglücklichen Schweſter beruhigt geweſen
e. Sie war verſchwunden in ihrem verworrenen
iſteszuſtande, und Niemand konnte eine Spur von ihr
nden. Mit bekümmertem Herzen gieng ich, mit banger
mmung brachte ich drei Tage zu — immer ſchwebte
das Bild meiner unglücklichen Schweſter vor. Da
umte mir eines Nachts. Ich ſtand in einem unbe-
ten Zimmer, das die Ausſicht auf einen großen See
et. Ein hohes Bogenfenſter war geöffnet. Da
ien mir die Geſtalt meiner Schweſter. Sie
in ein weißes Gewand gehüllt. Einige Minuten
ſie vor mir: auf einmal däuchte mich, als ob ſie
usſchwebete durch das hohe Bogenfenſter — ich ſah
ach, wie ſie niederſchwebte in den See und in ſei
Wellen verſchwand. In dieſem Augenblicke, als

noch im Traume, tritt einer meiner Stubengenoſſen, der jetzige Vicar H...., in das Gemach. Er bringt mir ein Briefchen im 16er Format mit ſchwarzem Siegel. Ich erbreche das Briefchen, und mit Schrecken vernehme ich die Nachricht, daß meine unglückliche Schweſter in einem See unfern des Ortes, wo ſie verſchwunden war, aufgefunden worden ſey. Ich erwache bei der ſchrecklichen Nachricht. Da, in dem erſten Augenblicke, als ich aufſtehe, kommt der genannte Freund, und bringt mir ein Brieflein in dem beſchriebenen Format, und ſein Inhalt war der ſchreckliche, den ich ſchon im Traume erfahren hatte.

Träume dieſer Art ſind ſelten — mit ſo deutlicher Hinweiſung auf die Zukunft. Wirklich iſt mir auch in allen meinen ſpäteren Erfahrungen keine ſolche mehr vorgekommen. Wenn man ſo gerne Träume in unſrer Zeit verwirft, ſo mag wenigſtens dieſer beweiſen, daß es bedeutſame Träume gibt.

2.

Als ich von meiner Reiſe ins Unterland über meine Heimath S. kam, verweilte ich mich dort einige Tage. Meine Gemüthsſtimmung war mehr eine heitere als düſtere zu nennen, das einzige, was mir manchmal allein einen trüben Gedanken machte, war, daß ich immer wähnte, ich würde das Kind meiner Schweſter, welches ich ſo herzlich liebte, nimmer am Leben treffen. Da träumte mir am vorletzten Tage, ehe ich abreiſte — ich befinde mich in einer weiten Ebene. Zwei Freunde

nden neben mir, und es dünkte mich, einer dieſer bei-
n wäre flüchtig, und ich und der andere Freund be-
iten ihn auf ſeiner Flucht, und ſuchen ihm durchzu-
fen. Ich trennte mich von beiden — da däuchte mir,
ob ich auf einmal in eine Kirche verſetzt wäre. Ich
nd am Altar, und reichte das heilige Abendmahl.
ährend dieſer heiligen Beſchäftigung fiel mein Blick
die Kirchenthüre: ſie öffnete ſich und ein Mann in
warzer Kleidung trat herein. Er trug in ſeiner Hand
Gefäß mit ſchwarzem Tuch bedeckt. Der Mann na-
r dem Altar — er deckte das Tuch auf, und in dem
fäß lag ein Herz von übermenſchlicher Größe, das im
ute ſchwamm und ſich noch bewegte. Was iſt das,
gte ich, voll Entſetzen. Das iſt das Herz deines un-
cklichen Freundes — ein ſchreckliches Schickſal hat ihn
ſeiner Flucht getroffen. Schauder überlief mich —
erwachte, und noch ſehe ich das Herz im Blute lie-
d, wie es zuckte, und ſich ſichtbar hob, als der Mann
ſchreckliche Wort ſprach. Was der Traum bedeutete,
noch nicht offenbar. Wohl ſtarb nach 14 Tagen mei-
Rückkehr das liebe Kind, welches noch zu begraben
meiner ganzen Reiſe mich verlangt hatte.

3.

s war in den letzten Wochen des Jahres 1832, da
mte mir eines Nachts — ich hatte ein Feſt mit vie-
kleinen Kindern. Ich ſang ihnen einige heitere Lie-
der, die ſie mitſangen. Noch ganz erinnerlich iſt
Schillers Lied aus Tell: „Mit dem Pfeil" ꝛc. Wir

hatten das geſungen — da ſprach ich: ihr Kinder, kommt, wir gehen jetzt in die Kirche — da müſſen wir aber andre Lieder ſingen. Wir wollen das ſchöne Lied ſingen: „Herr, dir iſt Niemand zu vergleichen.“ Ich gieng den Kindern voran und ſang mit ihnen das Lied. Da kam ich mit meinen Kindern an einen Kreuzgang, welcher zur Kirche führte. Wir durchwanderten den größten Theil des Kreuzgangs, da ſprach ich: haltet, ihr Kinder, ich will voran zur Kirche, daß ich Alles für euch in Ordnung richte. Gerade waren wir an den letzten Verſen des Liedes: die Kinder ſtanden ſtille, und ich beugte um die Ecke des Kreuzgangs: da gieng ein Leichenzug vor mir ganz todtenſtill. Auf einmal verſchwand die Leichenbegleitung, und ich ſah nur einen Mann, der trug einen Sarg von ungeheurer Größe und brauner Farbe auf dem Kopfe. Er wandte ſich um gegen mich, und ſprach: komm her und geh hinter mir, und ſinge ein Begräbnißlied: ich gieng hinter ihm, und ſang ein Sterbelied, deſſen ich mich nimmer erinnere. Wir kamen bis an die Treppe der Kirche — da war der Mann mit dem Sarge ſchnell voran, und ſtand an der Kirchenthüre ſchon weit über mir. Der Mann mit dem Sarg verſchwand, und an ſeiner Stelle ſtand eine Perſon von meiner Größe — in demſelben Kleide, das ich gewöhnlich trage — kurz es war mein zweites Ich. Deutlich ſah ich, wie dieſe Perſon eine Brieftaſche herauszog, die ich von meinem ſeel. Bruder erbte — ich ſah, wie er blätterte, und lachend ein Papier von Wichtigkeit, das ſtets in meiner Brieftaſche liegt, betrachtete. Da wandte er ſich von der

eſtaſche. Er zog einen bekannten Schlüſſel heraus,
warf ihn lachend vor meine Füße, daß der Boden
Kreuzgangs hell ertönte. Da erwachte ich, und in
ſelben Augenblicke fiel ein Schlüſſel auf den Tiſch
meinem Schlafzimmer, und der Klang war derſelbe,
ich ihn im Traume gehört. Aber ſpäter fand ich
ts auf meinem Tiſche.

cht Tage darauf — es war an einem Donnerſtag —
ich mit meinen Schulkindern Prüfung, was ſie ge-
nlich als einen Ferientag betrachten — ich gieng hin-
auf das nicht ferne Filial B., da war vor wenigen Mi-
n eine innigverehrte Freundin, Frl. Fanny v. F., Stifts-
e zu Oberſtenfeld, geſtorben. Am Donnerſtag hatte
geträumt, am Donnerſtag ſtarb ſie. Ich hielt das
enbegängniß — gieng hinter dem Sarge — der
erzerfüllte Bruder der Verſtorbenen konnte nicht er-
nen — ich ſang mit Wenigen an ihrem Grabe ein
belied, und tröſtete die Vielen, die an ihrem Grabe
ten.

4.

einer Zeit, die ich nur mit Schmerzen nenne,
nte mir, ich befinde mich in einem Wirthszimmer;
ar mir, als ob es die Zeit meiner Univerſitätsjahre
Mit noch zwei oder drei Andern ſaß ich an einem
, und alle waren heiterer Laune. Da auf einmal
die Thüre auf; es trat herein einer meiner Uni-
itätsfreunde, der ſchon im Seminar mit mir gelebt
Er trat auf mich zu: ich erſchrack, als ich ihn

erblickte. Sein Geſicht war in Fetzen zerriſſen, daß ich kaum noch ſeine früheren Züge erkannte; er reichte mir die Hand — da war ſie voll von Blut und die meinige wurde gleichfalls mit Blut erfüllt von ſeinem Händedrucke. Ich fuhr zurück — da ſah ich den ganzen Tiſch mit Blut überſchwemmt. Es lag Brod auf dem Tiſche — ich nahm von dem Brode und gab es dem Hunde, der neben mir ſaß auf dem Stuhle — und der Hund nahm es begierig. Dieſer Hund war ein Vermächtniß von meinem ſeel. Bruder, den er mir noch in den letzten Augenblicken empfahl. Er war ſo anhänglich an mich, daß er ſich Tag und Nacht nicht von mir trennte. Auch ich hatte ſolche Anhänglichkeit an den Hund, daß er in keinem Traume von mir fehlte, und wenn er mir nur einen Tag fehlte, rief ich im Traume ſeinen Namen. Nun auf die wahrſcheinliche Deutung des Traumes. Wohl war in jener Zeit mein Gemüth erkältet, wie vielleicht noch nie, und Rache gegen einen Gegenſtand, der mich am ſchwerſten unter den Menſchen beleidiget hatte, kochte in meinem Herzen — aber ein ſpäterer Umſtand belehrte mich, daß ſeine Deutung weiter gieng. Auf meiner letzten Reiſe hörte ich, daß dieſer mein Univerſitätsfreund — er hieß W... und ſtudierte ſpäter Medizin — in Paris, wo er ſich aufhielt, durch einen ſchauerlichen Selbſtmord ſein Leben geendet hatte.

5.

Es war um jene Zeit, als meine jüngſte Schweſter P. mit einem wackern Manne aus der Schweiz ſich ver-

rathen ſollte. Der junge Mann, an dem ich mit
zem Herzen hieng, kam und holte meine Schweſter
um ſie ſeinen Eltern vorzuſtellen. Er gieng mit ihr
mfang der Liebe, und am Sonntage ſollte die
zeit ſeyn. Alles freute ſich auf dieſen Tag; man
te Kleider und war froh in den Tagen ihrer Ab-
. Mir war ganz anders zu Muthe. Mit dem An-
ck ihrer Abreiſe wurde mir bange. Ich, der ich in
Jahren immer geſund war, klagte über Unwohlſeyn,
konnte doch keinen rechten Grund dafür angeben.
gte ich mich, was ſonſt ſelten der Fall war, Mit-
um 3 Uhr ein wenig auf das Bett. Ich entſchlief
atte einen wunderbaren Traum. Es dauchte mir,
ich in einer Kirche wäre. Ich fragte einen an-
den Mann, ob hier keine Gruft ſey; der bejahte
zeigte mir die Stelle. Ich ſtieg hinab in ein
s Gewölbe — der obengenannte Hund lief neben
Ich ſtieg ziemlich tief hinunter — da kam ich auf
den. Im dämmernden Lichte erblickte ich nur Tod-
ine und Todtenſchädel. Ich mußte hinüberſchreiten
dtengebeine — ſie bewegten ſich ſchrecklich, wenn
uß darauf trat. Da ſchmiegte ſich mein Hund
n meine Füße — er zitterte und bebte, und ich
inen Schauder durch meine Kniee, an dem ich
. Schweißtropfen ſtanden auf mir, als ich er-
Ich ſtand auf, und fand in meinem Zimmer
ch und heiter. Die Umſtehenden ſprachen ſchon
von der Freude der Hochzeit — ich ſprach nur:
ch nicht Hochzeit, es liegen noch einige Tag-

dazwiſchen; und die Freude meiner Umgebung wollte meinem düſteren Gemüthe nicht zuſagen. Am zweiten Tag nach der Abreiſe des Brautpaars träumte mir wieder. Ich ſah meine Schweſter in einer mir unbekannten Gegend laut jammern und die Hände ringen, und all mein Tröſten konnte ſie nicht beruhigen. Sie ſtand an einem Brunnen, und nur mit aller Macht konnte ich ſie abhalten, ſich nicht hineinzuſtürzen. Warum ſie aber klagte, konnte ich nicht von ihr erfahren.

Am dritten Tage träumte mir, als ob ich mich gleichfalls in einer unbekannten Gegend befände. Donner und Blitz umgab mich; ich floh in ein Haus, das einzig daſtand unter vielen, die ſchon ein Raub der Flammen geworden waren. Da ſtand in der Stube, in welche ich hineintrat, ein Sterbebett: ich trat hin. Der Sterbende, der da lag, glich meinem verſtorbenen Bruder — auf einmal änderten ſich die Geſichtszüge, und ich ſah deutlich das Bild meines werden ſollenden Schwagers.

Am vierten Tage träumte ich, und es kam mir vor, als ob ich in einer ganz fremden Kirche einem Verſtorbenen eine Rede hielt. Dieſes Traumbild iſt aber ſchon oft bei mir wiedergekehrt, und ſo oft es mir erſcheint, weiß ich es gewiß, daß ich bald darauf eine Beerdigung vorzunehmen habe.

Dieß die Träume, welche einer ſchmerzlichen Kunde vorausgiengen. Meine Schweſter kam mit ihrem Bräutigam an Ort und Stelle. Sie wollte von da aus noch ihren künftigen Schwager am Zürcher See beſuchen. Sie fuhren mit einem Pferde, das ihr Bräutigam erzogen

: als ſie in die Gegend von Herrleberg kamen, wo
bedeutende Steige iſt, da wurde das Pferd ſcheu,
es ließ ſich nimmer halten. Kurz zuvor ſprach der
tigam meiner Schweſter zu, ſie ſolle den Plaz
hm wechſeln: ſie that es. Indeſſen lief das Pferd
Aufhören. Das Gefährt ſtreifte in Männedorf
nem Eckſteine — die beiden wurden herausgeſchleu-
Als meine Schweſter von einer Ohnmacht erwachte,
r Bräutigam zerſchmettert neben dem Eckſteine.
meine Schweſter nicht den Plaz gewechſelt, ſo
ſie das Opfer geworden. Nach wenigen Augen-
ſtarb der wackre Mann.

dieſer traurigen Kunde kam meine Schweſter in
acht vor dem Sonntage an. Gott hatte ſie wun-
erhalten. Nur ein Arm wurde ihr gequetſcht,
unbedeutend. Ich begleitete meine Schweſter zur
gung des wackern Mannes — und hielt am Grabe
glücklichen mit gebeugtem Herzen eine kleine Rede.
ag, der für ſeine Hochzeit beſtimmt war, wurde
ſeiner Beerdigung. Merkwürdig iſt noch, daß
glückliche am Abend vor dem ſchrecklichen Vorgang
ner Schweſter ſprach: ich ſah in der vergangnen
wie alle meine Habe in Böhmen in Flammen
n. Der wackre Mann war in Böhmen etablirt,
s, was er hatte, hatte er durch eignen Fleiß und
rworben — denn aus ſeiner Heimath gieng er
ähriger Knabe ohne alle Unterſtüzung. Was war
Rathſchluß Gottes — möchten wir fragen, wenn
Wackern aus ſeiner Laufbahn reißt, die er ſich

mühevoll geſchaffen; deſſen ganzes Weſen nur gut war gegen alle Menſchen. Aber Taugenichtſe und Böſewichter leben zum Fluche der Menſchen. Bei dieſem ſchrecklichen Vorfalle konnte ich nur ſprechen: Herr, ſtreng ſind deine Gerichte — und dunkel deine Wege.

6.

Seit dem Tode meines lieben Bruders ſtehe ich im Traume in häufigem Umgange mit ihm, und nicht leicht ereignet ſich etwas Merkwürdiges in meinem Leben, wo er nicht zuvor mir erſchiene. Meiſtens ſehe ich ihn, wie er im Leben war, gar freundlich gegen mich. Er iſt mir ſchon mehrere Male erſchienen — ich unterhielt mich lange mit ihm — da verlaſſe ich ihn, und ſteige gewöhnlich in ein Schifflein, um über einen See oder Fluß zu fahren. Jedesmal nimmt er am Strande freundlich von mir Abſchied, und geht dann vom Schifflein weg am Ufer hinauf, bis ich ihn nimmer ſehe. Schon oft machte ich dieſe Erfahrung.

Einmal erhielt ich im Traume einen Brief — ich ſah die Ueberſchrift; ſie hieß: „Mein lieber Bruder!“ ich las die Unterſchrift, und die lautete: „von deinem verſtorbenen Bruder!“ Als ich aber den Inhalt leſen wollte, erwachte ich.

Doch das Wichtigſte iſt Folgendes: Als ſich auf ſchmerzliche Weiſe ein Verhältniß auflöſte, das 6 Jahre gedauert hatte, da war ich immer zweifelnd, ob das, was der Grund der Auflöſung wurde, wirklich Wahrheit wäre. Viele Menſchen, dachte ich, beneiden Glückliche. Unter

n Zweifeln entſchlief ich. Da träumte mir, als ob
ſeel. Bruder neben mir ſäße. Eine andere Perſon,
h immer mit Liebe nenne, ſprach — es iſt Unwahr-
was man über mich ſagte. Da trat mein Bruder
en uns, und ſagte: nein, es iſt Wahrheit. Er führte
weg von mir, und verſchwand mit ihr. Daſſelbe,
mein verſtorbener Bruder erſchien, und ſie von mir
hrte — träumte um dieſelbe Zeit Jene, die ich
hmerz verloren. Des ſeel. Bruders Wort war
heit — und wir trennten uns, was ich drei Wo-
vor geahnt hatte.

7.

Traum und Erſcheinung.

Dorfe P., wo ich ein Jahr vikarirte, ereignete ſich
e merkwürdige Geſchichte, welche ſogar vor dem
konvente zur Sprache kam. Ein lediger Menſch
ngere Zeit im Umgang mit einer Weibsperſon,
nicht ohne Grunde bei dem ganzen Dorfe in
Rufe ſtand. Obgleich ein uneheliches Kind aus
Verhältniſſe entſprungen war, ſo herrſchte doch
die Anſicht, daß es zwiſchen dieſen beiden Leuten
einer Verbindung kommen würde, indem der
Menſch neben dieſem Verhältniſſe ſonſt ein lockres
hrte. Da geſchah es, daß die Weibsperſon in
were Krankheit verfiel. Jedermann bezweifelte
kommen. Aufgefordert von einigen Verwandten
sperſon, und auf ihr eigenes ſehnſüchtiges Ver-
ſuchte ich ſie in ihrer Krankheit. Ich fand in

ihr im eigentlichen Sinne eine recht bußfertige Sünderin; ſie wollte nur immer das Lied hören: „Jeſus nimmt die Sünder an“, und fand vielen Troſt darin. Neben ihrem Krankenbette fand ich jenen jungen Menſchen, von dem man geglaubt hatte, daß er die Weibsperſon durchaus verlaſſen würde ſammt ihrem Kinde. Doch ſeine Geſinnung war ganz verändert, und Jedermann wunderte ſich, wie er ſo ausgezeichnet fleißig und liebevoll an ihrem Lager Tag und Nacht abwartete, und ſie auch zuweilen mit Erfriſchungen erlabte. Da geſchah in einem der Abende, daß er folgenden Traum hatte, den er ſelbſt ſo erzählte: Als ich vor ihrem Bette ſaß — träumte mir (dieß ſind ſeine eignen Worte, die er vor mir, ſeinem Beichtvater, ausſprach), als ob ich mich in einem großen Gemach befände, da ſaßen zwölf Männer um einen Tiſch, wie zu einem Gerichte verſammelt. Auf einmal öffnete ſich eine Nebenthür des Gemachs und herein trat die auf dem Krankenlager Liegende im weißen Kleide und einen Kranz von Roſen auf ihrem Haupte. Sie ſtand einige Zeit vor den Männern und verließ wieder das Gemach. — Das zeigte ſich dem jungen Menſchen, und er konnte nicht beſtimmt angeben, ob es ein Traum war, oder halbwachender Zuſtand. Als er wieder zu ſich gekommen war, da lag die Weibsperſon in den letzten Zügen. Sie ſtarb, und der junge Menſch verließ weinend das Gemach. Als ich hinausgieng, ſo erzählte er mir wörtlich — es war tiefe Dämmerung, da trat eine Geſtalt zu der Hausthüre herein: ſie war ſchwarz und Anfangs nur klein, wuchs aber immer mehr

bis ſie in Rieſengröße vor mir ſtand. So, böſer
ſprach ich laut, gelt jetzt iſt dir wieder eine Seele
gen. Als ich dieß geſagt hatte, trat die Geſtalt
Ecke des Hausraumes vor der Thüre, und, wie
eine Katze an der Wand hinaufſpringt, ſo hörte
Geſtalt hinaufſtreifen. Voll Entſetzen floh ich
Perſon hin, die gerade in der Küche am Heerd
und ſchrie: der Teufel! der Teufel! Wirklich
auch der Menſch zu der Thüre hinein, und rief
ſtörtem Angeſicht: der Teufel iſt mir erſchienen!
die Begebenheit, welche mir der junge Menſch
s darauf erzählte, und die er vor dem Kirchen-
wiederholte. Er ſprach ſich vor demſelben aus,
ich des verlaſſenen Kindes annehmen wolle, auf
uvor gar wenig geachtet hatte. Im Dorfe aber
von jener Zeit an bis jetzt: der Teufel habe
aten jungen Menſchen holen wollen. Das ge-
September des Jahres 1820 zu Pliezhauſen
ingen, und iſt wahre Thatſache.

8.

Ein merkwürdiger Traum

mitgetheilt von Herrn Oberſt von P – r.

ne eine Dame, die noch als Kind ſich oft in
arlich-magnetiſchen Zuſtande befand; ſie kün-
rſtehende Beſuche richtig an, antwortete oft
ern auf ihre Gedanken, und behauptete, Gei-
en.

t noch hat ſie zu Zeiten Träume, die ſich in ihren kleinſten Umſtänden erwahren; ſelten geſchieht etwas von Bedeutung in ihrer Haushaltung, ohne daß ſie nicht zuvor eine Ahnung davon gehabt hätte.

Einſt erzählte ſie ihrem Gemahl, ſie habe dieſe Nacht ſehr deutlich und umſtändlich geträumt, und erinnere ſich ihres Traumes vollkommen.

„Ich reiſete mit dir, ſprach ſie, nach einer, mir unbekannten, Stadt, die ich nun beſchreiben will. (Ihr Ehemann erkannte ſogleich eine Hauptſtadt in der Schweiz, die er oft beſucht.) Du führteſt mich in ein Haus, wo der unterſte Gang von oben bis unten mit Familienportraits behangen war, was mir nicht übel gefiel, ich dachte auch, wir könnten ſo einen Gang mit den Gemälden, die nun dem Staub und den Mäuſen preis gegeben ſind, ausſtaffiren.

Die, die im zweyten Stock wohnten, empfiengen uns auf das Freundſchaftlichſte, wir ſpeiſten dort zu Mittag, hernach machten wir alle zuſammen einen Spaziergang auf einen Wall, von welchem wir die prächtigſte Ausſicht über einen See genoſſen. Eine alte Frau ſaß auf einer Bank und verſuchte eine Bürde Holz aufzuheben, es ſchien ſie aber ſauer anzukommen, ich wollte dich bitten, ihr zu helfen, als ein wohlgekleideter Herr in weißſeidenen Strümpfen ihr dieſen Dienſt leiſtete, da erwachte ich."

Ihr Gemahl ſchien dieſem Traum keine große Aufmerkſamkeit zu widmen, aber nach ein Paar Wochen fragte er ſie, ob ſie ihn nicht nach Zürich begleiten wolle, es war ihr Namenstag, ſie nahm den Vorſchlag recht gern an; denn ſie hatte ſchon lange gewünſcht dieſe Stadt zu ſehen!

Als wir, erzählte er, durch den Thalacher herumfuhren,
ar meine Frau ganz erſtaunt: da muß ich, ſprach ſie,
ich ſchon geweſen ſeyn, und als wir um die Ecke ge-
n das Zeughaus zufuhren, da ſprach ſie: nun kommt
n großes Haus mit ſchwarzen Thoren, was auch richtig
ntraf.

Beym Gaſthof zum Rappen fand ſie ſich auch gleich
recht. Während wir die Treppen herauf ſtiegen, be-
rieb ſie mir das Mobiliar der Gaſtſtube und fand die
chte Thüre, ohne jemand zu befragen.

Sobald wir uns umgekleidet hatten, führte ich ſie nach
r Engelsburg. Als die Hausthüre aufgieng und ſie
alten Herren in Perücken und die Damen in Schiff-
d Zeckelkappen ſah, da ward ſie leichenblaß, der Traum
n ihr auf einmal wieder in das Gedächtniß.

Die Familie F... empfieng uns auf das Freund-
aftlichſte, und behielt uns zum Imbiß. Während
n Eſſen erzählte ich den Traum, der den Frauenzim-
rn ſogleich einleuchtete. Herr F... aber, ein Scep-
r, lächelte ſchelmiſch und warf einen Blick auf meine
au. Nach dem Nachtiſche nahm er mich auf die Seite:
ie haben uns, lieber Herr Oberſt, zum Beſten haben
ſen, oder, was auch unter die möglichen Dinge gehört,
e Frau Gemahlin hat Sie zum Beſten gehabt; wie
ben Sie mich glauben machen, daß ein an ſich un-
utender Traum ſich ſo mit allen Nebenumſtänden
ahre.

hre liebe Frau wäre halt gerne nach Zürich gekom-
., iſt vielleicht ſchon früher hier geweſen, ſie kennt

Ihren Hang zum Abentheuerlichen; o die Weiber, die Weiber, die wiſſen alles aufs Klügſte einzufädeln!"

„Möglich," ſprach ich, „doch der Traum iſt ja noch nicht in allen ſeinen Theilen in Erfüllung gegangen, nach dem Kaffee kommen Sie mit uns auf die Promenade, ich bin ſelbſt begierig, ob die ſeidenen Strümpfe ſich einfinden werden; denn die wird doch ſchwerlich meine Frau beſtellt haben, da ſie geſtern Morgens noch nicht wußte, daß wir heute abreiſen würden!"

Als wir auf der Katze die herrliche Ausſicht bewunderten und meine Frau ganz ernſthaft verſicherte, ſie ſeye ganz ſo, wie ſie ſie im Traum geſehen habe, rief ſie auf einmal aus: „Siehe da, das Mütterchen! ich würde dich bitten, ihm die ſchwere Bürde aufzuheben, wenn ich nicht ſo zuverſichtlich an meinen Traum glaubte."

Da kam der zweyte St . . ., Herr L . . ., in ſeidenen, wie Schnee ſo weißen Strümpfen daher getrippelt, ſprach mit der Alten, gab ihr ein Almoſen und half ihr das Holz aufnehmen.

Ich warf einen Blick auf Herrn F . . .: „Sonderbar, das hätte ich doch nicht geglaubt," ſprach dieſer. „Ach, wir hätten auch ſo manches nicht geglaubt!"

III.

Vorgeſichte.

1.

Magnetiſches Vorausſchauen der Schweſter Montezumas.

Mitgetheilt von Herrn Dr. Menzel.

Nachſtehende Begebenheit, der Geſchichte Clavigeros
n Mexiko wörtlich entnommen, iſt von Intereſſe.
ollte ſie auch von dem ſpaniſchen Geiſtlichen etwas
chönert ſeyn, ſo iſt ſie doch ſchwerlich ein Gedicht,
dern es liegt ihr ohne Zweifel eine ganz einfache
tſache aus dem Gebiete des Somnambulismus zu
nde.

aranzin, eine Mexikaniſche Prinzeſſin, und Schwe-
des Montezuma, war mit dem Stallhalter von Tla-
ko verheirathet, und lebte nach ſeinem Tode in ſei-
Pallaſte bis 1509, da ſie ſelbſt in ziemlichem Alter
. Das Leichenbegängniß war den folgenden Tag
tig, und ihr Bruder nebſt dem ganzen Adel von
ko und Tlatalolko zugegen. Ihr Körper war in
unterirdiſchen Höhle des Gartens an dem Pallaſte
ben der Fontäne, wo ſie zu baden pflegte, begra-
und die Oeffnung der Höhle mit einem Stein zu-
Den folgenden Tag gieng von ohngefähr ein
briges Kind von ihrer Mutter Zimmer nach des
ſtmeiſters der verſtorbenen Prinzeſſin ſeinem, wel-
n der andern Seite des Gartens lag. Im Vor-

begraben ſahe das Kind die Prinzeſſin auf den Stufen der Fontäne ſitzen, und hörte, daß ſie von ihr mit dem Namen Cocoton gerufen ward. Das Kind, welches ſich um den Tod der Prinzeſſin nicht bekümmert hatte, glaubte, ſie wolle ſich baden, trat alſo ohne Furcht zu ihr hinzu, worauf ſie ihm befahl, die Frau des Oberhofmeiſters zu rufen. Das Mädchen that es auch, aber die Frau lachte und ſagte: liebes Kind, Papantzin iſt todt, und geſtern begraben. Als das Kind aber dabey blieb, und ſie beym Kleide fortziehen wollte, gieng ſie mehr aus Gefälligkeit, als daß ſie die Sache glaubte, mit. Kaum erblickte ſie aber die Prinzeſſin, ſo ſank ſie zur Erde nieder. Die Kleine lief und holte ihre Mutter nebſt zwey andern Weibsperſonen zu Hülfe. Sie würden beym Anblick der Prinzeſſin eben das Schickſal gehabt haben, wenn die Prinzeſſin ſie nicht verſichert hätte, daß ſie lebe. Sie ließ durch dieſelbigen ihren Haushofmeiſter rufen, und trug ihm auf, es ihrem Bruder zu melden. Er getrauete es ſich aber nicht, und fürchtete, der König würde es für ein Mährchen halten, und ihn nach ſeiner gewöhnlichen Strenge als einen Lügner beſtrafen, ohne die Sache zu unterſuchen. „So gehe nach Takuba," ſagte die Prinzeſſin, „und bitte den König Nezahualzilli, in meinem Namen, daß er komme und mich ſehe." Der Haushofmeiſter richtete den Befehl aus, und der König gieng auf dieſe Nachricht ſogleich nach Tlatelolko. Bey der Ankunft traf er die Prinzeſſin in einem Zimmer des Pallaſtes. Er begrüßte ſie voll Erſtaunen, worauf ſie ihn bat, ſich nach Mexiko zu begeben, ihrem

Bruder, dem Könige, die Nachricht von ihrem Leben zu hinterbringen, und ihm zu melden, daß ſie ihm Dinge von Wichtigkeit zu ſagen hätte. Bey ſeiner Ankunft in der Reſidenz wollte Montezuma kaum glauben, was er ihm ſagte. Um inzwiſchen einem ſo ehrwürdigen Abgeordneten nicht Unrecht zu thun, ſo gieng er nebſt vielen vom Mexikaniſchen Adel mit ihm. Beim Eintritt in das Zimmer, wo die Prinzeßin war, fragte er ſie, ob ſie wirklich ſeine Schweſter wäre. „Ich bin," ſagte ſie, „leibhaftig deine Schweſter Papantzin, die du geſtern begrubeſt, ich lebe noch, und wünſche dir zu erzählen, was ich geſehen, weil es dich ſehr genau angeht. Beyde Könige ſetzten ſich hierauf, und die übrigen Hofleute blieben voll Erſtaunen über das, was ſie ſahen, ſtehen. Die Prinzeßin redete ihn darauf folgendergeſtalt an: „Nach meinem Tode, oder wenn du vielleicht nicht glaubſt, daß ich todt geweſen, nachdem ich ohne Empfindung und Bewegung blieb, befand ich mich auf einmal in eine weite Ebene verſetzt, deren Grenze ich nicht abſehen konnte. In der Mitte bemerkte ich einen Weg, der ſich nachehends in viele Fußſteige theilte; auf der einen Seite oß ein großer Fluß mit fürchterlichem Geräuſch. Als h nach dem Fluß gieng, um hinüber zu ſchwimmen, ard ich vor mir einen ſchönen Jüngling von edler Bilung in einem langen ſchneeweißen und wie die Sonne lenden Gewande gewahr. Er hatte Flügel von ſchönen edern, und an der Stirne dieſes Zeichen (hier machte e Prinzeßin mit zwey Fingern das Zeichen des Kreu), faßte mich bey der Hand und ſagte: halt; es iſt noch nicht Zeit über den Fluß zu gehen; Gott liebt dich, ob du es gleich nicht weißt. Darauf führte er mich längſt dem Fluß hin, und ich bemerkte an den Ufern eine große Menge von Hirnſchädeln und Menſchenknochen, hörte auch ein ängſtliches Stohnen, welches mich ungemein rührte. Indem ich meine Augen hernach auf den Fluß wandte, ſahe ich etliche große Schiffe mit Menſchen angefüllt, die eine ganz andere Farbe und Kleidung als die unſrige hatten. Sie waren ſchön, trugen einen Bart, trugen Fahnen in der Hand, und Helme auf dem Kopf. Der Jüngling ſagte darauf: Es iſt Gottes Wille, daß du leben ſollſt, um Zeuge von den großen Veränderungen in dieſen Reichen zu ſeyn. Das Stohnen, welches du hörſt, iſt von den Seelen deiner Vorfahren, welche auf ewig für die begangenen Miſſethaten gequält werden. Die, welche in den Schiffen ankommen, ſind diejenigen, welche ſich durch ihre Waffen zu Herren von allen dieſen Reichen machen werden; mit ihnen wird zugleich die Kenntniß des wahren Gottes, des Schöpfers des Himmels und der Erde eingeführt werden. Nach Endigung des Krieges, und wenn das Bad, welches von allen Sünden reinigt, bekannt gemacht ſeyn wird, ſollſt du es zuerſt empfangen, und durch dein Beyſpiel die Eingebornen zur Nachfolge reizen. Nach Endigung dieſer Rede verſchwand der Jüngling, und ich fand mich wieder lebendig. Ich ſtand von meinem Lager auf, ſchob den Stein von meinem Grabe weg, und gieng heraus in den Garten, wo mich meine Leute fanden.“ Montezuma war über die Erzählung dieſer ſonderbaren Bege-

it ganz erstaunt, und alle fürchterlichen Gedanken
sterten sich seiner Seele. Er stand auf und begab
ach einem seiner Palläste, welcher zum Aufenthalte
etrübten Vorfällen bestimmt war, ohne von seiner
ener, von dem Könige von Tacuba, noch sonst von
d Abschied zu nehmen. Einige Schmeichler suchten
ma Trone zu überreden, daß die Krankheit der
essin den Kopf verrückt habe. Nach der Zurück-
vermied er ihre Gegenwart, um die traurigen
Sagungen von dem Untergange seines Reichs nicht
zu hören. Die Prinzessin lebte, wie man sagte,
s noch viele Jahre sehr eingezogen. Sie war die
welche 1524 zu Tlatalolko getauft ward, und da
n Namen Donna Maria Papantzin empfieng.
Clavigero's Geschichte von Mexiko. Deutsche
tzung. Leipzig, 1789. S. 324 ff.)

2.

ogefühl von einem verletzt werdenden Gliede.

verstorbene Generallieutenant von Holtzendorf
Jahre 1806 noch Hauptmann und führte eine
Batterie bey dem Korps des Herzogs von Wür-
das am 17. Oct. bey Halle geschlagen wurde.
m Tage früh, kurz vor dem Aufstehen, träumte
aß ihm seine Haut an der Spitze zweyer Finger
n Hand heftig beiße, das ihm einen solchen
verursachte, daß er laut aufschriee. Er wacht
uf, steht auf und kleidet sich an. Kurz darauf
den Befehl, mit seiner halben Batterie vor-
[illegible]

zuachen. Als abgeprotzt iſt, will er das erſte Geſchütz ſelbſt richten; in dieſem Augenblicke aber kommt eine feindliche Kugel, zerſchmettert das Rad an der Kanone, deſſen eiſerne Schiene ſpringt ab und zerſchlägt ihm die beiden Zeigefingern, an denen er den Schmerz voraus gefühlt hatte.

(Aus des Verſtorbenen eigenem Munde.)

3.

Eine ſchützende Ahnung.

Samstag Abend den 21. Juny 1828, nach einem ſchwülen Tage, ſammelten ſich am Horizont ſchwere Gewitterwolken, welche ſich ſchnell über Chur zuſammenzogen und das Entladen eines Gewitters durch anhaltenden Donner und Blitz anzeigten. Es mag ungefähr halb 8 Uhr geweſen ſeyn, ich war außer dem Haus — meine Frau mit drei Kindern, einer Näherin und einer Dienſtmagd ſaßen ſo eben am Tiſche beim Nachteſſen, mit einem Male befiel meine Frau eine heftige Unruhe und Bangigkeit; ſie ſtand vom Tiſche auf und ſagte den Andern: „Wir wollen in das Zimmer meines Mannes gehen, es iſt mir hier ganz unwohl." Ohne einen andern Grund angeben zu können, nahm ſie das kleinere Kind, und forderte die Uebrigen auf, ihr zu folgen, alle ſtanden vom Tiſche auf und giengen auf mein Zimmer, nur die Dienſtmagd wollte bleiben, doch auf wiederholte Aufforderung meiner Frau mußte auch ſie das Zimmer verlaſſen. Kaum waren ſie dort angekommen, als ungefähr ein Drittel einer ſehr dicken gypſenen Zimmerdecke ge-

ade über dem Dache, wo ſie ſaßen, mit heftigem Kra
den herabſtürzte, den Tiſch und alles, was ſich darauf
efand, in Stücke zerſchlug, eben ſo die Seſſel, welche
m den Tiſch herum ſtanden, zerſchlug und mit einer
Maſſe von Schutt bedeckte. An der Zimmerdecke war
rher auch nicht die geringſte Spur von Riſſen oder
nſt etwas zu bemerken, welches Verdacht hätte geben
nnen.

N. H.

4.

Zwei Vorausſagen.

Vor einiger Zeit las man in verſchiedenen Tagblät
n, namentlich auch im Auslande, Folgendes: „Wenn
te zum Beweiſe, daß die geheimnißvolle Gabe des
eiten Geſichts, von welcher bis jetzt wohl nur von
rdländer, Schottland, Schweden, Kamtſchatka verlau
wollte, ſich auch unter dem Himmel Indiens fin
det. Eine Stelle der in Calcutta herauskommenden
ung, the India Gazette, vom 3. März d. J. (1830)
t wörtlich ſo: „Sehr bedeutende Gerüchte ſind im
uf in der Stadt, wir waren jedoch nicht im Stande,
lben aus irgend einer zuverläſſigen Quelle zu ver
n. Es heißt nämlich, der König von England ſey
rben und in Frankreich habe eine Revolution ſtatt
den. Mit Unruhe ſehen wir nähern Nachrichten
gen.“

e Krankheit Georgs des IV. wurde in London
en 15. April öffentlich bekannt gemacht, und zur
wo das am 3. März in Indien angekommene Pa

ſelbſt England verließ, fand, wie die engliſchen Blätter bemerken, noch nicht das leiſeſte Gerücht vom Unwohlſeyn des Monarchen ſtatt. Die Kunde von den Vorfällen in Paris iſt wahrſcheinlich heute noch nicht (den 1. Decemb. 1830) in Calcutta angelangt. Man kann ſich vorſtellen, wie verwundert die Bewohner dieſer Stadt die Beſtätigung jener Sagen aufnehmen."

Wir werden hier an die neuere Geſchichte erinnert, wo ein Herr Cooper vor dem geheimen Rathe zu London die Behauptung aufſtellte: daß er am 16. October d. J. (1834) zu Dudley von der Verbrennung beyder Parlamentshäuſer ſchon einige Stunden nach dieſem Ereigniſſe ſprechen gehört habe.

Der Globe läugnet jede Spur einer Brandlegung, nimmt aber die Möglichkeit an, daß man an demſelben Abende von dem Brande zu London in Dudley geſprochen habe. „Solche Fälle," ſagt das Journal, „wo Ereigniſſe von Perſonen, die ſich dadurch beſonders berührt fühlten, in weiter Ferne geahnt und verkündigt worden ſind, gehören zu den geſchichtlichen Thatſachen. So iſt durch glaubhafte Zeugen beſtätigt, daß Dillon, Graf v. Roscommon, der Dichter, der ſich auf einer Reiſe durch Frankreich befand, plötzlich ausrief: „der Graf, ſein Vater (der in Irland war), ſey geſtorben," und bald traf die beſtätigende Nachricht ein. Was die Sache noch merkwürdiger macht, iſt ein ähnlicher Vorfall in der nehmlichen Familie. Ein anderes, wie wir glauben, noch am Leben befindliches Mitglied derſelben, ebenfalls

ſteller, verkündigte den Tod ſeiner 100 engliſche
von ihm entfernten Mutter.“

IV.

Ein zweytes Geſicht.

Mitgetheilt von Herrn Oberſt von P — r.

wahrlich nicht beneidenswerthe Gabe iſt nicht
nordiſchen Ländern eigen, ſie iſt vielleicht ge-
als man glaubt: nur halten ſie die damit Be-
geheim, zum Theil um den ſpöttelnden Alwiſſern
hen, Theils, weil wahrlich das Handwerk eines
ropheten eben nicht angenehm iſt.

M. Brand..., in Beromünſter, wo ein re-
rherren Stift iſt, hatte dieſe Gabe, aber ſon-
nung beſchränkte ſich dieſelbe auf die Chorherren
es ein. Wenn einer ſterben ſollte, ſo ſahe die
hellen Tag die Geiſtlichen zur ungewohnten
ach der Kirche gehen, der, der der Letzte in der
r, ſtarb zuverläſſig binnen acht Tagen.

s theilte ſie dieſe Beobachtungen mehrern Per-
, und als die Sache ſich immer beſtätigte, ſo
, wie natürlich, großes Aufſehen.

re Frau, Mutter des noch lebenden würdigen
N. N. in M..., wurde erſucht, nie mehr
prechen; die Gründe leuchteten ihr ein, ſie
s und hielt redlich Wort.

nal konnte ſie ſich nicht enthalten, etwas davon zu verſtehen zu geben, und zwar unter ſehr verzeihlichen Umſtänden; denn die Perſon, die es betraf, war ihr leiblicher Bruder.

Mit dem Kapitel war eine weſentliche Veränderung vor ſich gegangen durch eine Uebereinkunft der Regierung; mit dem, in geiſtlichen Angelegenheiten ſo gefälligen Biſchof Waßenberg, verlor die Bürgerſchaft von Luzern das Recht, allein die Candidaten zu den damals noch ſehr einträglichen Chorherrenſtellen zu liefern, und dieſe wurden dadurch durch verdiente Pfarrherrn beſetzt.

Der Bruder der Frau Brand, Pfarrherr zu Schwarzenbach, an der Grenze des Kantons Aargau, wurde ernannt, ein würdiger, von den benachbarten Proteſtanten und ſeinen Pfarrkindern geliebter und geſchätzter Mann.

Da ſprach Frau B.: mein Bruder wird ſchwerlich aufreiten (eine übliche Benennung für Aufziehen), und als ihr Mann und ihre Söhne in ſie drangen, die Urſache zu ſagen, ſo geſtand ſie, was wir nun ſchon wiſſen.

Man wollte ihr keinen Glauben beymeſſen, der alte Herr war kerngeſund, und ſeine regelmäßige Lebensart ſchien ihm noch viele Jahre beſtens Wohlſeyns zu verſprechen.

„Gebe Gott, daß ich mich irre, ich habe die traurige Gabe ſchon oft verwünſcht, leider hat ſie mich nie betrogen," ſagte Frau Brand.

Wenige Tage vor dem Aufritt gab der Pfarrherr ſeinen Collegen und Freunden ein Abzugseſſen, welches

Schweſter beſorgen mußte; auf der Kanzel dankte
nen weinenden Pfarrkindern für alles Liebe und
am Ende der Predigt fand er ſich unwohl, konnte
ey Tiſche erſcheinen und ſtarb drey Tage nachher.
s iſt ein wahres Faktum.

V.

Ahnungen.

Mitgetheilt von T – r.

I.

Antoinette's Ahnung von ihrer Hinrichtung.

ere Jahre vor der franzöſiſchen Revolution gieng
Antoinette von Oeſtreich, die Gemahlin
s des XVI., an einem Morgen in dem Luſt-
des für ſie erbauten und ſo lieblich ausge-
n kleinen Trianons ſpazieren. Da die Königin
r Geſellſchaft den bekannten ſich daſelbſt befind-
attigen Gang einſchlug, der auf beyden Seiten
n Wänden von Hagebuchen beſetzt war, traf
wohlgekleideten Mann an, der ſich ſogleich aus
entfernte. Die Königin überfiel, bey Anſicht
ekannten, ein unwillkührliches Zittern und ein
Schrecken. Die Damen, die ſie umgaben, frag-
n die Urſache einer ſo großen Erſchütterung.
ſo eben fühlte," erwiederte die noch ganz be-
igin, „iſt mir unerklärbar. Kaum hatte ich

dieſen Mann erblickt, der mir übrigens ganz unbekannt iſt, ſo fühlte ich mich von einem heftigen Abſcheu ergriffen, den ich mir auf keine Art erklären kann. Sie ſehen, daß ich noch ganz davon in zitternder Bewegung bin.“ —

Dieſer Mann, den die Königin in der langen, hernach eingetretenen Revolution nur zu genau kennen lernte, war der berüchtigte Commandant Santerre, der bey der Verhaftung und Enthauptung des Königs Ludwigs XVI. und ſeiner Gemahlin, Marie Antoinette, eine ſo große Rolle ſpielte.

2.

Buffon's Kopf.

Herr Buffon, Enkel des berühmten Naturforſchers, und Hauptmann in dem 13ten franzöſiſchen Dragoner-Regimente, erzählte ſeinem Freunde, dem Herrn Levaſſeur, Lieutenant in dem 12ten Jäger-Regimente zu Pferd, und Sohn des vor kurzem verſtorbenen Raths bey dem königlich franzöſiſchen obern Gerichtshofe des Niederrheiniſchen Departements (des obern Elſaſſes) zu Colmar, daß, als er mit Buffon in einem Alter von eilf Jahren, am hellen Tage mit ſeinen Kameraden in dem Hofe des Erziehungshauſes, wo er in Penſion war, unter freiem Himmel ſpielte, er während dem Spiele plötzlich ſeines Vaters Kopf über ſeinem Haupte, wie die Fratzköpfe der Phantasmagorieen, in der Luft im Kreiſe herumflattern ſah, daß dieſe ſonderbare Erſcheinung ihn ſo ſehr erſchreckt hätte, daß er darüber in Ohnmacht

eine Kameraden lieſen ſogleich, mit Angſtgeſchrey,
Penſionshaus, und ſchrien um ſchnelle Hülfe.
lte den Arzt des Hauſes, der ſogleich die beru-
Verſicherung gab, daß Buffon nicht vom Schlage
ſondern blos in einer Ohnmacht läge, woraus
Arzt in kurzem wieder durch paſſende Mittel
zum völligen Bewußtſeyn brachte. Er erzählte
ſchreckhafte Erſcheinung, die ihn gleichſam dar-
nnerte, und war gegen die Vorſtellungen, die
machte, daß dieſe Viſion eine Geburt ſeiner,
Spiel erhitzten Einbildung geweſen ſey, un-
h, und ſah dieſe ſchauderhafte Begebenheit für
ung einer Krankheit oder eines ſonſtigen Un-
s an, der ſeinen, ihn zärtlich liebenden, Vater
haben könnte. Er ſchrieb ſogleich nach Haus,
er das Wohlbefinden deſſelben zu erkundigen,
r bald darauf die Nachricht, daß ſein lieber
demſelben Tage, und in derſelben Stunde, in
Kopferſcheinung ſtatt hatte, enthauptet wor-
. Dieſe traurige Nachricht erſchütterte den
ffon um ſo mehr, da er nicht einmal ge-
daß ſein Vater in Verhaft genommen war.
er dieſer Geſchichte, Hauptmann Buffon.

---

ich war der Enthauptete Leclerc-Buffon, Sohn des
n Grafen dieſes Namens, welcher Letztere den 10. Juli
ris, nebſt 43 andern Perſonen, zum Tode verurtheilt
S. Poſſelts und Jochums chronol. Regiſt. der
Revolution 1. Bd. Tübingen 1803. 8. S. 256.

betheuerte ſeinem Freunde Levaſſeur auf ſein Ehrenwort, daß er ihm die reine Wahrheit, ohne den mindeſten Zuſatz, geſagt habe.

VI.

Todesanzeigen.

Mitgetheilt von K — r.

1.

Eingang.

Was ich hier niederſchreibe, iſt nicht Traum, nicht Täuſchung. Ich lebe noch, und bin mir alles deſſen noch deutlich bewußt, was damals mit mir vorgieng. Mögen manche die Sache deuten, wie ſie wollen, mir liegt nichts daran. Genug; ich ſchreibe Wahrheit; ſchreibe ſie, wie ich ſie wachend und prüfend erfahren habe. „Es geſchehen Dinge,“ ſagt Hamlet, „wovon ſich unſre Philoſophie nichts träumen läßt.“ Die ſtarken Geiſter werden über mich lachen, während Andere Hamlets Worte beherzigen.

Die nächtliche Erſcheinung.

Es war im Herbſt 1789, als ich von meiner Vaterſtadt aus eine Reiſe nach A., zu dem Grafen Carl von S., in Angelegenheit der Beſetzung einer Pfarrey in ſeinen Landen, Namens M., machen mußte. Ich war dabey intereſſirt, weil ich die Hoffnung hatte, die Pfarrey

halten. Ehe ich aber dorthin abreiſete, trug ſich ein
and zu, von dem und deſſen Folgen jetzt die Rede
ſoll.

ine Baſe nämlich, die würdige Frau des damaligen
ctors in meiner Vaterſtadt, kam in die Wochen,
atte an den Folgen der Niederkunft viel zu leiden.
ebte mich von ganzer Seele, und ich hatte Mühe,
ihrem Lebewohl zu entreißen. „Lieber Vetter,“
ſie, „wir ſehen einander nicht mehr!“ Ich ſuchte
beruhigen, drückte einen Kuß auf ihren Mund
ied.

tags den 18. September reiſete ich ab und kam
h in F. an. Dort erkundigte ich mich nach dem
Grafen und man wies mich nach N. Ich traf
ht dort; er ſey vor zwey Tagen nach M. gereiſet.
. Alſo links um nach M. Da traf ich zwar den
Grafen; aber ſeine Erklärungen wegen Beſetzung
rrey gefielen mir nicht, und ſo reiſete ich, ohne
iters um Graf und Pfarrey zu bekümmern, ruhig
e Heimath zurück. Mittwoch Abends um 5 Uhr
in die Arme meiner Eltern und Geſchwiſter;
freuten uns, einander wieder geſund zu ſehen.
nd dem Abendeſſen ſagte mein Vater: „Es iſt
s du da biſt, deine kranke Freundin hat ſchon
h dir verlangt.“ — „Alſo noch krank?“
ängſtlich. — „Ja, ſehr krank,“ erwiederte er.
gte ich Meſſer und Gabel nieder und lief zu
nden, nach mir Verlangenden. Schwach und
rbenden gleich, empfieng ſie mich; wollte reden

und konnte nicht. Tief gerührt ſank ich mit dem Kopfe auf die Bruſt der Lieben; und was mein Herz in dem Augenblicke mir eingab, ſprach ich zu ihr. Ihr Gatte und ihre 30jährige Tochter zerfloſſen in Thränen. Ich hielt mich, weil ich Erholung von der Reiſe brauchte, nicht länger als eine Stunde auf, rief allen mit Thränen in den Augen, eine ruhige Nacht, und ſchlich, von den Gefühlen naher Trennung übermannt, meinem väterlichen Hauſe zu. Man fragte da, aber es war wenig zu fragen, weil meine Antworten durch Thränen unterbrochen wurden. Man ahnete baldige Trennung.

Erſte Erſcheinung.

Mit beklommenem Herzen wünſchte ich meinen Eltern und Geſchwiſtern eine gute Nacht, und ſtieg, mit dem Lichte in der Hand, drey Treppen hoch, in mein Schlafzimmer. Nach meiner Gewohnheit damals noch auf dem Claviere zu ſpielen, ehe ich mich zur Ruhe niederlegte, geſchahe es auch dießmal, und eingeſtimmt für Trennung, Tod und Grab und Ewigkeit, wühlte ich noch eine Zeitlang in dem Gräbertone des harten A S (sol b mol majeur). Es ſchlug 10 Uhr, und ich legte mich zu Bette; doch noch bey brennendem Lichte, in einem Buche leſend. Endlich fielen mir die Augen zu, ich blies das Licht aus und legte mich bequem zum Einſchlafen. Ich mochte ungefähr zwey Stunden geſchlafen haben, als mich ein Muſikton weckte. Ich fuhr mit dem Kopfe auf und hörte beſtimmt und deutlich auf dem Clavier den Accord des harten Ges (sol b mol majeur) anſchlagen.

ſtaunte, glaubte zu träumen, und wurde aufmerk-
r. Zum zweytenmale tönte der nämliche Accord, und
ſprang ich raſch aus dem Bette auf das Clavier zu.
es war verſchloſſen, und nun überfiel mich doch ein
uer. Ich ſchlich nach dem Bette zurück, und indem
ie Bettdecke über mich ſchlug, ertönte zum dritten-
der nämliche Accord. Wer wird mirs verdenken,
ich da ganz in mich hineinfuhr, und in einem Ge-
u Gott, Muth und Troſt bey dieſer Erſcheinung
erflehete? An Schlafen war natürlich nun nicht zu
n und ſo mußte ich wachend noch alles das ſehen
emerken, was ſpäterhin geſchahe. Meine Vorhänge
Bett waren dicht zugezogen, und ſo manchmal ich
im Sinne hatte, die drey Treppen hinunter zu
n Eltern zu gehen, um dort Beruhigung zu ſu-
ſo wollte ich doch, eines Theils, die ſanft Schla-
in ihrer Ruhe nicht ſtören, andern Theils war
r, als hielte mich eine unſichtbare Gewalt feſt.
ir aber zu Muthe war, läßt ſich nicht beſchreiben.

Zweite Erſcheinung.

lag ich dann, wachend, voll ängſtlicher Erwartung,
enfalls noch geſchehen möge. Ich brauchte nicht
n warten. Die Bettvorhänge wurden ganz ſanft
gen, und eine Jünglings-Geſtalt, weiß gekleidet,
f in ein weißes Tuch verhüllt, mit übereinander
enen Armen, ſtand vor mir, beugte ſich über mich
d ſprach mit vernehmlicher Stimme: „nächſten
g Abends um 11 Uhr iſt die Stunde der

Vollendung!“ Es war Mittwoch Abends, als dies Geſicht erſchien. Die Geſtalt verſchwand, und eine herrliche, aus der Ferne kommende Muſik, die immer mehr ſich näherte, tönte in meine Ohren, bis ich ſie dicht vor der Thüre meines Schlafzimmers zu vernehmen glaubte: aber eine Muſik, dergleichen auf Erden, durch Menſchen veranſtaltet, nie gehört wird. Und — wunderbar! — das Concert war aus dem nämlichen Tone, der früherhin, von dem Claviere aus, in meine Ohren fiel. Nach und nach entfernte ſich die Muſik wieder, und verlor ſich in weiter Entfernung, in der Stille der Nacht. Furcht empfand ich nun nicht mehr; denn es war, als ob dieſe himmliſche Muſik neue Kraft und neues Leben mir in Herz und Adern gegoſſen hätte. — Es wurde nun ſtille, ganz ſtille; der Wächter drauſſen rief die Stunde ab, und ich ward noch ruhiger, als ich ein lebendiges menſchliches Weſen die Straßen entlang, daher wandern hörte.

Der Tag kam und ich blieb liegen, wäre gerne liegen geblieben, weil der anbrechende Tag mich nichts mehr fürchten ließ. Aber mein Bruder kam und lud mich ein zum Frühſtück beym Vater. Ich erſchien, und mein Vater empfieng mich mit der Anrede: „Carl, wie ſiehſt du aus? Biſt du krank?“ — Mir fehlt nichts, antwortete ich, ſah aber doch in den Spiegel und erſchrak vor meiner bleichen, todtähnlichen Geſtalt. Wir frühſtückten und ich ſagte kein Wort von der nächtlichen Erſcheinung. Zu Hauſe bleiben konnte ich aber den Tag über nicht. Ich lief ins Feld, beſuchte Freunde, ſetzte mich an den Spieltiſch, und gieng Abends aufs Billiard. Doch immer

mir die nächtliche Erſcheinung vor Augen. Ich
es Jünglings in Weiß gekleidet, und der himm-
Muſik nicht vergeſſen.

it des Abendeſſens nahete, und mit klopfendem
etrat ich mein väterliches Haus. Ich ſollte und
vher noch in mein Zimmer, um dort ein Buch
das ich einem Freunde dieſen Abend noch zu
n verſprochen hatte. Ich kann nicht ſagen, wie
, als ich die Treppe hinanſtieg, als ich den
zum Zimmer aus der Taſche zog und aufſchloß.
hure blieb ich ſtehen, und es war mir, als ſähe
üngling und hörte die Muſik. Endlich trat ich
griff nicht ohne Zittern nach dem Buche, riß
h, und fort zur Thüre hinaus und die Treppe
Während dem ward des Vaters Tiſch ſchon
h ſetzte mich, aß wenig und ſprach noch weni-
ahnete mir, was dieſe Nacht noch geſchehen
Vergeſſen darf ich nicht, noch zu erinnern,
Vormittags beym Frühſtück noch zutrug. Es
h der Arzt, der die Kranke behandelte, ein
Mann, in meines Vaters Apotheke und ver-
Recept für die Leidende. Ich öffnete das
, das aus der Stube in die Apotheke gieng.
: „Doctor, was macht die Kranke?" „Gut
antwortete er, und ſchrieb zu. „Halt," rief
: „künftigen Freytag Abends um 11 Uhr ſtirbt
Staunend drehete er den Kopf ſeitwärts und
er ich dies wiſſe? „Ich weiß es," antwortete
achte das Fenſter zu.

Dritte Erſcheinung.

Endlich! endlich nahete die Stunde, wo ich mein Schlafzimmer betreten mußte. Zehn Uhr hatte es eben geſchlagen, und gerne würde ich die Nacht in meiner Eltern Zimmer wachend zugebracht haben, was auch geſchehen ſeyn würde, wenn ich mich hätte überwinden können, meinem Vater von der nächtlichen Erſcheinung etwas zu ſagen. Aber ich that es nicht, eines Theils, um nicht für einen Abergläubigen gehalten zu werden, andern Theils, damit nicht die Kranke zufälliger Weiſe etwas von der nächtlichen Erſcheinung vernähme, und ſie ſich nicht ängſtige.

Alſo, mit dem brennenden Lichte in der Hand, und in Gottes Namen, Trepp auf! Es brauſte mir in den Ohren, als ich das Zimmer betrat. Es kam mir vor, als ſähe ich den Bettvorhang ſich bewegen, und beſonders, als ob in der Ecke des Zimmers, wo das Clavier ſtand, etwas verſchwände. Doch dies war in meinen Augen Täuſchung. Aber, um eine ganze Welt nicht, hätte ich mich jetzt ans Clavier geſetzt. Ich kann mir bis auf dieſe Stunde den Heroismus nicht erklären, mit dem ich damals ſo dreiſte im Zimmer auf und ab ſpazierte. Doch bald kam es anders!

Mechaniſch ſtopfte ich mir eine Pfeife Tabak, und rauchte, indem ich den Rauch vor mir hinblies, mit einem Gefühl, das ich niemanden beſchreiben kann. Tief in meinem Innerſten ertönte die Stimme des Jünglings noch — „Freytag Abends um 11 Uhr iſt die Stunde der Vollendung!“ — Alſo noch eine

nde, dachte ich: denn es war eben 10 Uhr. Freytag
nds 10 Uhr! Wie war mir da! Allein, von allen
ſchen verlaſſen, und in banger Erwartung deſſen,
da kommen ſoll! Denn, daß noch etwas kommen
e, war bey mir entſchieden. Denke ſich jeder in
r Lage! Im Auf- und Abgehen mied ich ängſtlich
Nähe des Claviers, als wenn von dorther Geſpenſter
rſcheinen würden. Unwillkührlich warf ich mich end-
ufs Lager, angekleidet, und das Licht brennend.

ötzlich erhob ſich ein Gekniſter, im Nu das Licht
und es platſchte gleich einem fliegenden Vogel an
nſter. Ehe ich mich recht beſinnen konnte, erblickte
hter Hand des Zimmers, juſt in der Ecke, wo das
r ſtand, einen hellen Schein und zugleich eine aus
and hervorragende Hand, die ein weißes, ſchwarz
dertes Band hervorhielt, mit den brennbaren
aben bezeichnet: „Heute Abend um 11 Uhr,
ſtunde der Vollendung.“ — Zugleich erhob
e mir bekannte Muſik, die wieder bis vor die
meines Zimmers kam, und dann ſich in weiter
verlor. Da lag ich, ſahe und hörte alles ohne Furcht
rauſen, und war meiner Sinne ganz mächtig.

ein ſchnelles Laufen die Straße herab zog meine
kſamkeit, von innen aus dem Zimmer, nach außen
Welt; denn ich glaubte ſeit drey Tagen in der
en Welt nicht mehr zu Hauſe zu ſeyn. Ich hörte
unten an der Hausthüre, ſah den Schein einer
bis an meine Fenſter herauf ſpielen, hörte die
meines Vaters. — Bald 11 Uhr, dachte ich. —

bald der Entſcheidungspunkt. Was wird's bis dorthin noch werden! Da lag ich reſignirt, und alles erwartend. Horch, da lief es wieder die Straße herab! Da wieder der Schimmer einer Laterne bis zu meinen Fenſtern herauf. — Ich immer ſtille, immer voller Erwartung. — Denn noch ſchlug die Glocke nicht eilf! Es tappte die Treppe herauf zu meinem Zimmer. — Die Thüre gieng auf, und meine Mutter, mit einer Laterne in der Hand, ſtand vor mir. — „Du noch wach und angekleidet?“ ſprach ſie. — „O, ich weiß Alles,“ rief ich, „nicht wahr, die B. ſtirbt?“ — „Ach Gott,“ antwortete ſie: „du ſollſt zu ihr kommen, ſie will dich noch einmal ſehen.“ — Ich raſch die Treppe hinunter, und zum Hauſe hinaus.

Zitternd und bebend trat ich an das Sterbelager meiner Freundin, an welchem der Doctor, der neben an wohnte, ſich ſchon befand. Ich legte mich über die nun bald Vollendete hin, und fragte in leiſem, aber ſchmerzlichem Tone: „Liebe Baaſe, kennen Sie mich noch?“ — Keine Antwort! Todt, alles todt an ihr, den rechten Arm auf der Bettdecke, doch ſo, daß die Hand die Bruſt bedeckte, und die Augen hell geöffnet. — „Sie iſt todt,“ ſagte der Arzt, „kommen Sie!“ — In dem Augenblicke ſchlug es auf der benachbarten Kirche drey Viertel auf 11 Uhr. Meiner Sache zu gewiß, ſprach ich den Arzt an: „Und ſie iſt noch nicht todt!“ — „Aber ſehen Sie doch,“ entgegnete er, „wie ſie da liegt; alle Zeichen des Todes!“ — „Und ſie iſt nicht todt,“ wiederholte ich. — Der Arzt ſchwieg; ich ſchwieg auch, ſtarr die Augen auf die ſeyn ſollende Todte geheftet.

und Tochter jammerten im Nebenzimmer. Der
und ich giengen abwechſelnd zu den Jammernden
ndeten Troſt. Doch machte ich mir mehr am
ett zu ſchaffen, ohnerachtet die Todtähnliche nicht
h und hörte. Die eilfte Stunde lag mir ſtets
Seele. Drey Viertel waren vorüber: bald
e es 11 ſchlagen. Es war mir, als würde aus
htbaren Welt noch etwas folgen.

Vierte Erſcheinung.

m Nebenzimmer kam nun der Arzt, begleitet
Gatten der Sterbenden, ans Krankenbette. —
fragte Erſterer, „glauben Sie noch nicht, daß
?“ — „Nein,“ antwortete ich, „ſie iſt noch
; erſt dann, wann es 11 Uhr ſchlägt. Jetzt
ie,“ ſprach ich mit einem feſten Tone, „Sie
en.“

hub die Muſik wieder aus der Ferne an,
nach und nach auch hier an die Thüre des
mmers. „Doctor,“ rief ich voll heiligen Schauers,
hören Sie nichts?“ —
ich höre nichts,“ war ſeine Antwort. — „O
göttlich, wie überirrdiſch!“ ſchrie ich, „und
nichts?“ — Unwillkührlich riß ich die Thüre
dem Nichthörenden die Zaubertöne näher an
zu bringen, wie ich glaubte. — Aber er hörte
n faltete ich die Hände, betete über die bald
und wandte mich thränenden Auges zu dem
dem Arzte: „Sie ſtirbt! Gott ihre Seele

empfohlen!" — Während dieſem Ausrufe ſchlug die Glocke 11 Uhr. — „Doctor," rief ich, „Achtung!" Starr hefteten wir unſere Blicke auf die Scheidende. Ihre rechte Hand lag immer noch unbeweglich auf der Bruſt.

„Achtung!" rief ich noch einmal — und ſiehe, der rechte Arm ſank ſtrack nieder, begleitet von einem tiefen Athemzuge. „Jetzt iſt ſie todt!" ſagte ich, und entfernte mich in's Nebenzimmer.

Martin von Schlierbach.

Sehen der Lokalitäten in großen Entfernungen
t aus den vielen über den Lebensmagnetiſmus
ekommenen Schriften, bekannte Sache. Weniger
iſt die **Wirkung der Hellſehenden auf ent-
Perſonen**, welche ſchon die älteren Pſychole
dem lateiniſchen Ausdrucke: **Wirkung in die**
(Actio in distans) bezeichnet haben. Daß hier
chtbarer Dunſtkreis im Spiel ſeyn könne, in wel
e beſondere Kraft der Seele ſich äußert, welche
Seherin von Prevorſt unter der Benennung
rvengeiſtes vorkömmt, dies iſt nicht unwahr-
: obgleich das: **Wie**, noch zur Zeit durch dieſe
ſen erklärt werden kann, von welchen bisher
nehmbare, den Beobachtern der Seelenzuſtände
en worden iſt. Am ſchwerſten wird wohl die
entliche Kraft eines Mannes zu erklären ſeyn.
lebende Gegenſtände wirken konnte, die man
ſeinen auch ziemlich entfernten Schatten ſtellte,
eich gewöhnlich nur die **Gabe geſund** zu ma-
erte, ungefähr ſo wie dieſelbe L. beſitzt, deſſen
iſche Skizze in der 5ten Sammlung der **Blät-
Prevorſt** zu leſen iſt. Ich will nun einige

Züge aus dem Leben jenes ſeltenen Mannes anführen, die dem Pſychologen ſo wie dem Theologen einigen Stoff zum Nachdenken darreichen, und überlaſſe es jedem, davon zu nehmen, was ihm für die Philoſophie und die Offenbarung Gottes brauchbar ſcheinen mag.

In dem Würtembergiſchen Oberamt Göppingen, in der Gegend von Kirchheim unter Teck, befindet ſich das Dorf Schlierbach, woſelbſt in den Jahren 1770 bis 1780 ein gottſeliger armer Mann lebte, den man in der ganzen Umgegend unter dem Namen Martin von Schlierbach kannte. Er ſoll, nach dem Zeugniſſe glaubwürdiger Perſonen, die Gabe geſund zu machen (1 Cor. 12, 9.) in einem ſo hohen Grade beſeſſen haben, daß ſie der Gabe durch Wunder zu heilen (V. 10) ſich näherte; er ſoll kranke Menſchen und Thiere blos dadurch geheilet haben, daß man ſie in ſeinen Schatten ſtellte *). Von dieſem Martin von Schlierbach hörte der berühmte Geiſtliche L. in Z. und bat ſeine Freunde in Stuttgart, dieſen Seher zu bewegen, daß er ihn beſuchen möchte. Weil er aber ſeinen Namen nie anders nennen hörte, als: Martin von Schlierbach, ſo hielt er ihn für einen Edelmann. Als nun der vermeintliche Edelmann der Einladung folgte, und den L. ankam, ſo erſtaunte dieſer nicht wenig, einen ganz einfachen Bauern in einem grauen Kittel zu erblicken, da er doch ſeinen Freunden in Z. die Erwartung eines Edelmanns angeſagt hatte. Und um den Glauben

---

*) Man vergleiche Apoſtelg. 5, 15.

Freunde nicht ſogleich durch einen groben Bauern ſel bewirken, behielt er ſich vor, die geringe Her- des Wundermanns erſt nach mehreren von ihm teten Heilungen zu entdecken und ließ dem Bauern h andere vornehme Kleider machen, und ſetzte ihm errucke auf; allein dieſe Umwandlung ſchmeichelte keit des guten **Martin** ſo ſehr, daß er die Pauli (1 Cor. 1, 26 bis 29) darüber vergaß: t an, lieben Brüder, euern Beruf; nicht viel nach dem Fleiſch, nicht viel Gewaltige, nicht viel ſind berufen, ſondern was **thöricht** iſt vor der das hat Gott erwählet, daß er die Weiſen zu den mache; und was ſchwach iſt vor der Welt, t Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, ark iſt; und das **Unedle** vor der Welt, und das chtete hat Gott erwählet, und das da nichts iſt; zu nichte mache, was **etwas** iſt, (um ſo mehr, etwas ſeyn will, das es doch nicht iſt, — elmann wie **Martin**): auf daß ſich vor ihm eiſch rühme." Der ſcheinbare **Edelmann** verlor Anzuge der Edelmanns-Tracht die dem armen n verliehene Gabe, in ſeinem Schatten zu heilen, lle Kraft, den Sitz der Krankheiten im Menſchen ren und die zu ihrer Heilung paſſenden Mittel .

Das Albmädchen.

Wieder ein Beyſpiel des aufdämmernden Wunderlebens für dieſe Zeit, deren Zeichen verſchmäht werden. Ein Landprediger, wie es ſcheint, der ſich unter dem Vorwort mit S . . . unterzeichnet, und von jeher ein großer Zweifler in ſolchen Dingen geweſen zu ſeyn verſichert, erſtattet einen genauen, einfach gut geſchriebenen Bericht über die ungewöhnlichen Zuſtände eines 20jährigen rechtſchaffenen Mädchens „ſeiner Gemeinde", aus dem Dorf Grözingen, Würtembergiſchen Oberamts Ebingen, zur Alb gehörig. Der Titel dieſer Druckſchrift, deren Ertrag dem Mädchen zu gut kommen ſoll, heißt:

> „Neuere Beobachtungen im Gebiete des Somnambulismus und Magnetismus, oder wunderbare Erſcheinungen eines Alb-Mädchens in den Jahren 1832—1833. Als Beytrag zu Dr. J. Kerners Geſchichte der Seherin von Prevorſt." Stuttgart bey Haſſelbrink. 1834. 38 S. 8.

Verſchiedene krankhafte Anfälle, darunter Blindheit und Sprachloſigkeit, leiteten die ſonderbaren Ekſtaſen und Begebenheiten ein, wovon der Verfaſſer um ſo mehr Zeuge ſeyn konnte, da das Mädchen ſpäterhin, ſcheinbar geheilt, in ſeine eigenen Dienſte getreten war. Auch hier zeigt

ich ein Schutzgeiſt, der ſich endlich als den frommen Ur-
großvater des Mädchens zu erkennen gibt. Zuvor heißt
s S. 121: „Das Weſen, mit welchem es in jenen ſchauri-
egenden wandelte, gab ſich ihm zu erkennen als ſeinen
Schutzgeiſt, welcher ſchon ſeit ſeiner Geburt es umſchwebt
abe, damit es auf guten Wegen bleibe. Er ſey einſt
uch Menſch geweſen, könne ihm aber jetzt noch nicht ſagen,
er er auf Erden geweſen ſey. Er warnte das Mädchen
nachdrücklich vor Stolz, Lügen, Spotten und Sonntags-
entheiligung; gab ihm ferner den Rath, wieder bey recht-
ſchaffenen Leuten Dienſte zu ſuchen, und tröſtete es wegen
r vielen Urtheile, die es über ſich ergehen laſſen mußte;
agte ihm auch, daß er darum nicht ſchon früher ihm er-
ſchienen ſey, weil man da alle Angaben des Mädchens für
ßes Kindergeſchwätz erklärt und noch weit weniger ge-
laubt haben würde, als dieß jetzt der Fall ſey. Blind ſey
geworden, theils um ihm die angefangene Näharbeit
nmöglich zu machen; denn die Fortſetzung derſelben
te, ob er ihm jetzt gleich nicht ſagen dürfe warum, ein
ßes Unglück geworden; theils zur Uebung ſeiner Ge-
d und Ergebung in Gottes Willen, theils um durch die
ge Begebenheit in dieſer glaubensloſen Zeit Glauben
Unſichtbare zu erwecken. Dieß ſey auch der Grund,
um grade in gegenwärtiger Zeit ſo vieles Wunderbare
Art geſchehe.“ — Dieſe letzte Aeußerung iſt aller Auf-
ſamkeit würdig; der Unglaube der Zeit iſt eine fac-
e Wahrheit; die vielen außerordentlichen Erſcheinun-
aus einem andern Reich der Dinge hören dadurch
auf, factiſch zu ſeyn, daß der Unglaube ſie läugnet;

in allen Perioden des Verderbens aber trat göttliche Botſchaft irgend einer Art herein, rettend was rettbar war, und von der ihrem Untergang nahen ſinnlichen Welt verwerfen.

Sodann iſt hiebey eine allgemeine pneumatologiſche Bemerkung zu machen. Die Schutzgeiſter in mehrern neuern Geſchichten des Hellſehens ſind verſtorbene Menſchen. Es werfen ſich da einige Fragen auf, die wir vielleicht ein andermal erörtern werden; daß aber Verſtorbene, ſo gut wie Lebende, den Lebenden, oder auch andern Abgeſchiedenen, zu Lehrern, Führern, Beſchützern, gegeben ſeyn können, leidet keinen Zweifel. Swedenborg, der dieſe Anordnung der göttlichen Fürſorge kannte, weil er ſie ſah, begieng nur (aus Kurzſichtigkeit ſeines geiſtigen Organs) den Fehler, die Sache zu generaliſiren, und in offenbarem Widerſpruch mit der heil. Schrift zu behaupten, es gebe weder gute noch böſe Engel, als die zuvor ſterbliche Menſchen geweſen, alle Geiſter ſeyen Abgeſchiedene. Daß auch dieſe letztern als Engel dienen, daß ſie unter der Benennung Engel, d. i. Boten, mit begriffen werden können, hat keinen Anſtand; auch der Sohn Gottes heißt ein Engel. Es iſt aber ein großer generiſcher Unterſchied: der Engel Jehova iſt kein Geſchöpf; die Engel aus Adams Geſchlecht ſind nicht die, welche ſchon vor Adam als ſelige oder verdammte Geiſter vorhanden waren, die ihr Fürſtenthum und ihre Behauſung bewahrt oder nicht bewahrt haben (Jud. 6), und die ſehr deutlich von der „alten Welt“ unterſchieden werden (2 Petr. 2, 4. 5).

Es ſtehe aber hier noch die gleich folgende Stelle (S. 13):

„In einigen geiſtesabweſenden Zuſtänden traf das Mädchen auch noch mit andern, ſeinem Schutzgeiſt, der ja doch allemal auch zugegen war, ähnlichen Geſtalten in jenen paradieſiſchen Gegenden zuſammen; von dieſen ſagte ihm ſein Schutzengel, ſie ſeyen noch lebende Menſchen, welche auf eben die Weiſe, wie das Mädchen ſelbſt, hieher gekommen ſeyen. Faſt immer begannen und endigten dieſe Scenen mit herrlichem Geſang" u. ſ. w. Dieſe Anzeige eröffnet wichtige pſychologiſche Blicke für das weitere Nachdenken. — Und hiemit wird genug geſagt ſeyn, um dieſe zwar nicht einzige, aber ſehr merkwürdige Erſcheinung der Literatur zu eigener Bekanntſchaft zu empfehlen.

— r —.

Verwahrung

gegen

einen Aufſatz in der Chriſtoterpe auf das Jahr 1831.

Polemik gehört nicht in ein chriſtliches Taſchenbuch, und am wenigſten Streit zwiſchen den Mitarbeitern. Eben deßwegen hätte aber der Verfaſſer eines Aufſatzes über die erſte Geſchichte des Menſchen (S. 119 ff.) billig Bedenken tragen ſollen, dazu Anlaß zu geben, und die Räthſel der Urwelt im ausdrücklichen Widerſpruch mit demjenigen zu deuten, was tiefere Forſchung, die ihm für Klügeley gilt, ganz anders findet und ſo darzuſtellen das Recht hat. Gewiſſe Dinge ſind im Allgemeinen klar und können für ſich genügen: Schöpfung des erſten und einzigen Menſchenvaters, das Weib aus ihm genommen, ihr glückſeliger Wohnort und ihr Unſchuldsſtand, ihre Prüfung und ihr Fall. Das Wie? iſt auf eine Art ausgeſprochen, welche, wenn man ſie durchaus buchſtäblich nimmt, ein einfaches Gemüth befriedigt. Einem denkenden Geiſt aber ſtoßen dabey mancherley Schwierigkeiten auf, und ihre Hebung iſt für ihn um ſo weniger leicht, als er ſich ſagen muß, daß er von einem andern als dem jetzigen natürlichen Zuſtande

Menſchen ſich einen anſchaulichen Begriff zu bilden,
n naheliegendes Mittel finde. Denn anders muß er
weſen ſeyn. Es läßt ſich nun gleichwohl manches Er-
liche über dieſen Gegenſtand entwickeln; allein der
rſtand von der Sache ſelbſt verträgt keine Beſchrän-
g auf das, was nur eben von den jetzt lebendigen
rhältniſſen abgezogen iſt, und am wenigſten die Ein-
chung von Hypotheſen, die nicht in dem räthſelhaften
orte ſelbſt wie in einem Keim beſchloſſen liegen. Im
nzen mag hierüber ein Jeder ſeine eigene Anſicht be-
ten; aber ſobald ſie die des Andern beſtreitet, ſo iſt
Gelindeſte, was dieſer thun kann, und was ihm
t verwehrt werden darf, daß er erkläre, nicht damit
verſtanden zu ſeyn. In dieſem Sinn verwahrt ſich
der Unterzeichnete, und zwar mit Hindeutung auf
en „Inbegriff der chriſtlichen Glaubenslehre“ (Kemp-
b. Dannheimer 1832), gegen folgende Annahmen des
faſſers, die — es iſt gleichgültig, ob mit Wiſſen oder
s — gegen ihn gerichtet ſind oder zu ſeyn ſcheinen,
lich:

) daß die zwey erſten Capitel der Geneſis aus zwey
chiedenen, einer ältern und einer jüngern Urkunde,
n durch die göttlichen Namen Elohim und Jehova
einander abgegrenzt, zuſammengeſetzt ſeyen (S. 121
Dieſe Hypotheſe, die den meiſten Leſern des Ta-
buchs vorhin unbekannt geweſen ſeyn möchte, rührt
der neuern Schule der Theologie, und zwar aus der
naliſtiſchen her, und entbehrt aller zureichenden Be-
dung. Den Sinn der Namen hat der Verf. zwar

richtig angegeben; aber wenn Cap. 2. V. 4 der Anfang und gleichſam die Ueberſchrift einer neuen Urkunde ſeyn ſollte, ſo fehlt dazu das, was dieſer Eingang verſpricht. Denn es folgt nicht die Geſchichte der Schöpfung Himmels und der Erde, ſondern die nähere Geſchichte des erſten Menſchen. Folglich ſehen vielmehr die Worte: „Das iſt der Urſprung des Himmels und der Erde ꝛc." nach dem häufigen Gebrauch des A. T. auf das Vorhergehende zurück, und verflechten ſich durch den Uebergang auf das Land und deſſen Erzeugniſſe mit der nachſtehenden Anthropologie. Sollten hier wirklich zwei vormoſaiſche Urkunden durch den Seher Moſes, der ihrer nicht bedurfte, ſeinem Geſchichtwerk zum Portal gegeben worden ſeyn, ſo war dabey ſein oder vielmehr des heiligen Geiſtes Sinn gar ein anderer und tieferer, als man insgemein mit der Idee von einer Urkunde Elohim und einer Urkunde Jehova, und als der Verfaſſer des Aufſatzes ſelbſt größtentheils damit verbindet. Es ließe ſich noch viel mehr bemerken, wenn eine vollſtändige Kritik Statt haben ſollte.

2) daß der Verf. überall ſo wenig Unterſchied zwiſchen dem jetzigen gefallenen, ſterblichen Menſchen und dem erſten gottähnlichen und unſterblichen wahrnehmen läßt.

3) daß nach der Note zu S. 136 die vier Flüſſe des Paradieſes uns nach Armenien hinweiſen ſollen, von wo zwar das zweyte oder Noachiſche Menſchengeſchlecht, aber ſchwerlich das erſte oder Adamiſche, ausging.

4) daß die Worte: „Welches Tages du davon iſſeſt, wirſt du des Todes ſterben," nur ſo viel bedeuten ſollen

als: „daß du den Tod unfehlbar zu erwarten", oder: „biſt du heimgefallen an das Loos des Todes" (S. 158). Man vergleiche unter andern Eph. 2, 1. 5. Coloſſ. 2, 13. 1 Joh. 3, 14. Matth. 8, 22.

5) daß (S. 141) der Menſch nicht hätte „geſellig leben" oder „Umgang mit ſeines Gleichen pflegen" können, ohne die Schöpfung des Weibes; denn die Engel thun das auch, ohne Männer und Weiber zu ſeyn; und daß es, wenn auch für Manchen „verwunderlich," doch nicht bloß ein „klügelnder (afterweiſer) Scharfſinn" ſey, zu erkennen, es ſey erſt Alles gut, nachher Etwas nicht gut geweſen, was von Gott nicht ſtammen könne, und es habe Adam, das Ebenbild Gottes, zuerſt beyde Geſchlechter in ſich (auf eine uns unvorſtellbare Weiſe) vereinigt, worauf hernach das Weib aus ihm genommen worden ſey (1 Kor. 11, 8), um mit ihm im Stande der Unſchuld fortzuleben, und abermals auf eine andre als die jetzige Weiſe das Geſchlecht des Menſchen zu vervielfältigen, wo aber alsdann der Fall eingetreten ſey, bey welchem (nach 1 Tim. 2, 14) nicht Adam, ſondern Eva der erſte verführte Theil geweſen. Wie die Stelle Jeſ. 45, 18: „Gott hat die Erde gemacht — nicht daß ſie leer ſeyn ſollte, ſondern ſie zubereitet, daß man darauf wohnen ſollte" — obiges Nichtgute ſo „ganz verſtändlich" machen ſoll, iſt nicht einzuſehn. Wenigſtens war vorher, ehe ſie „bewohnbar geworden," nicht ſchon Alles gut.

Man könnte über dieſe Dinge noch ein Mehreres hinzufügen; es ſind und ſollen für uns Geheimniſſe ſeyn;

wir ſollen das Allgemeine davon zu unſerer Belehrung annehmen; wir ſollen dem Verſtändigen nicht wehren, mittelſt des Lichtes aus Gott, welches keinem Aufrichtigen verſagt wird, in ihre Dunkelheiten tiefer einzudringen; wir ſollen ihn nicht widerlegen wollen, wenn er möglicherweiſe weiter geſehen haben konnte als wir; wir ſollen mit Keinem, der das Beſondre der Sache noch anders anſieht als wir, darüber Krieg führen, wenn wir auch Angriffe abwehren dürfen. Die Wege der Weisheit ſind Friede. Aus dieſem Grunde ſchließt hier der Unterzeichnete ſeine Verwahrung.

Dr. J. F. v. Meyer.

Rüge einer Unwahrheit.

Der Welthiſtoriker Herr F. Munch ſpricht in dem
itten Bande ſeiner allgemeinen Geſchichte der neue
en Zeit (S. [illegible]) von des Freyherrn von Wan-
enheims Glauben an Geiſtergeheimniſſe u. ſ. w. Es
ag dem guten Hiſtoriker ſehr viel daran, den Herrn
n Wangenheim zu einer Art Cagliostro zu ſtempeln.
ſagt daher auch noch in einer Anmerkung: „Die
eherin von Prevorſt ſpielte auch bey dem Frey-
rrn in der Folge eine große Rolle.“ Daß die
au Hauffin (die Seherin v. P.) weder den Frey-
rrn v. Wangenheim noch er ſie kannte, und weder
noch andere ein Ereigniß ſeines Lebens zu erzählen
ſſen werden, in welcher die Rolle von der Seherin
ielt worden wäre, kümmert dieſen Hiſtoriker nicht.
Wahr möchte allerdings ſeyn, daß Herr v. Wangen-
m ſich nicht größer als Plato denken und ſich nicht
nen möchte, das allenfalls in einem inſtrumento
hen auch als ſein Glaubensbekenntniß zu unterſchrei-
, was jener Heros der Philoſophie im XXX. Cap. des
ädon den Sokrates ſagen läßt:

„Eine reine Seele begibt ſich, wenn ſie den Körper verläßt, zu dem was ihr verwandt iſt, zum Göttlichen, Unſterblichen und Vernünftigen. — Wenn ſie aber befleckt und ungereinigt den Körper verläßt, als eine, die immer mit dem Körper verbunden geweſen, die dieſem nur gedient und ihn allein geliebt hat, die von ihm und den Begierden und Wolluſten bezaubert geweſen, ſo daß ſie nichts anderes für wahr und wirklich gehalten, als das Körperliche, das man berühren, ſehen, trinken oder eſſen kann, oder deſſen man ſich zum ſinnlichen Vergnügen der Liebe bedient, dasjenige aber, was den Augen verborgen und unſichtbar iſt, was nur die Weisheit erforſcht, zu haſſen, zu fürchten und zu fliehen gewohnt geworden, glaubſt du, daß eine ſolche Seele ſich ganz vom Körper trennen werde? Keineswegs! — Ich denke ſie mir vielmehr durchdrungen von dem Körperlichen, welches die ſtete Verbindung und Geſellſchaft des Leibes, mit dem ſie immer umgieng, ihr anbildete. Dasjenige nun, was eine ſolche Seele mit ſich nimmt, müſſen wir für etwas Zuſammengeſetztes, Schweres, Irdiſches und Sichtbares halten, welches ſie darniederdrückt und zwingt auf der Erde wieder zu erſcheinen, und, wie ſie das Unſichtbare und die Unterwelt ſcheut, um Gräber umherzuirren. Bey dieſen haben ſich ſchon oft Seelen der Verſtorbenen in ſchattenähnlichen Bildern ſehen laſſen: denn dieſe haben ſolche Seelen an ſich, die ſich nicht völlig vom Körper getrennt und die etwas Sichtbares mitgenommen haben (den Nervengeiſt, nach der Seherin von Prevorſt), weßwegen ſie auch geſehen werden können.

Gewiß iſt es aber auch, daß das nicht Seelen der Frommen ſind, ſondern der Gottloſen, die gezwungen werden ſo umherzuirren, und für ihr vergangenes ruchloſes Leben dieſe Strafe leiden.“ — So Plato. —

—r.

Der Schlüſſel zur Apokalypſe.

Nicht leicht hat ein literariſches Blatt eine ſo oberflächliche und ungerechte Anzeige geliefert, als das Literaturblatt des Morgenblatts in Nr. 56 v. 1834 von dem Buch:

> „Schlüſſel zur Offenbarung St. Johannis, oder Ueberſetzung und Erklärung dieſes heiligen Buchs mit Rückſicht auf die neuern Weltbegebenheiten, dargeboten durch einen Kreuzritter.“ Karlsruhe bei Braun, 1833.

Der Beurtheiler hat dieſen Schlüſſel, wie es ſcheint, nicht geleſen, er fliegt kurz drüber hinweg und ſagt:

1) „Der Verfaſſer ſieht in der Apokalypſe nur die Schickſale der katholiſchen Kirche vorbedeutet.“ — Das iſt unwahr; der Verfaſſer ſieht a) die Schickſale der ganzen chriſtlichen Kirche von Anfang bis zu Ende vorbedeutet, und entwickelt ſolche nach dem Text, und darunter die der ausgebreitetſten, nämlich der ſogenannten katholiſchen, eigentlich Römiſchen Kirche vom Mittelalter her. b) Er ſieht auch die Schickſale der wichtigſten, beſonders der Europäiſch-chriſtlichen Völker und Staaten vorbedeutet, und ſpricht ſo viel darüber, als der kirchlich-

cyklopädiſche Zeit vermöge der beſtehenden Verbindung zwiſchen Kirche und Staat, auch ſelbſt außerdem, mit ſich bringt.

2) „[illegible] ſuchten wir nach den neuen Weltbegebenheiten, aber auch hier iſt nur auf die katholiſche Kirche Rückſicht genommen.“ — Iſt ganz und gar falſch; es iſt auch auf die proteſtantiſche und andere Kirchen, und auf die neueſten Staatsbegebenheiten im Abend- und Morgenlande gleiche Rückſicht genommen, wie der Titel verſpricht und jeder Leſer finden wird.

3) „Endlich ſuchten wir nach irgend einer Beſchreibung des Antichriſts, aber da iſt wieder von nichts die Rede, als von dem Ende der katholiſchen Kirche.“ — Iſt eben ſo falſch, es iſt vom Antichriſt und vom Ende der Kirchen, Staaten und der ganzen Welt viel die Rede, wie eine Auslegung der Apokalypſe nothwendig mit ſich bringt. Man ſiehet daher vergeblich, wie der Recenſent geleſen haben mag.

4) „Ich hoffe, der gerechte Gott wird bey dieſer ſchrecklichen Gelegenheit auch die Böſen unter den Proteſtanten nicht verſchonen, und empfehle ihm namentlich die Intoleranten“ (ſic!). — Daß die falſchen Proteſtanten nicht verſchont werden ſollen, ſteht in dem Schriftchen deutlich geſchrieben, und was die Toleranz betrifft, ſo kann das Buch oder ſein Verfaſſer in die etwas ſtrenge und liebloſe Empfehlung darum nur mit Unrecht eingeſchloſſen ſeyn, weil überall in dieſem Schriftchen die möglichſte Toleranz gegen die Römiſche Kirche und ihre würdigen Glieder ausgeſprochen liegt und empfohlen wird.

Hiernach muß man den blinden Beurtheiler auf den Rath verweiſen, der Cap. 3, 18 gegeben wird, nämlich Augenſalbe zu kaufen, zu ſalben ſeine Augen, damit er ſehen möge. Glücklicherweiſe haben ſehende Leſer bereits ganz andre Urtheile über dieſen, der Beachtung ſehr werthen Commentar gefällt, und die Zukunft möchte wohl ein eben ſo günſtiges hinzufügen.

N. N.

Gedichte.

1.

Lob der Halbheit.

Die Halbheit iſt ein großer Schatz;
Schaut nur den Türken an:
Er hat auf Erden weiten Platz,
Der Halbmond macht' ihm Bahn.

Die halbe Kugel ſtützt ſich feſt
Auf ihren flachen Grund;
Doch Raſt und Ruhe ſie verläßt,
Wird ſie vollkommen rund.

Wenn Einer halb den Wein verſpürt,
Iſt er ein froher Mann;
Doch wen Herr Bacchus ganz verführt,
Bleibt liegen wo er kann.

Ein Halbgeſicht man trifft gewiß,
Voll wird es ſchwer erkannt,
Es malt ſich ſelbſt im Schattenriß
An jeder weißen Wand.

Des ſtolzen Englands Genius
Halbirt den Pferdeſchwanz;
Und ſagt nicht ſchon Heſiodus,
Halb ſeie mehr denn Ganz? *)

Die halben Leute ſchlupfen leicht
Durchs enge Thal der Welt,
Indeß ein Ganzer ſchmählich kreucht,
Und [illegible] nur ſein [illegible].

Ein Halbgelehrter weiß ſich viel,
Ein halber Narr noch mehr;
Der Halbpoet rühmt ſeinen Kiel,
Der Halbgott ſeinen Speer.

Drum hoch die Halbheit leben ſoll,
Sie ſchützet vor Gefahr.
Was ganz iſt, das iſt voll und toll,
Das Halbe nur iſt wahr.

— g —.

---

*) Νήπιοι, οἳ οὐκ ἴσασιν, ὅσον πλέον ἥμισυ παντός. Thörichte, welche nicht wiſſen, wie viel mehr Halb als das Ganze. (Freilich in anderm Sinn!)

2.

„Dein Reich zu uns komme!
„Dein Wille geſchehe auf Erden, wie im Himmel!“

Faſt tauſend, tauſend Jahre ſind verſchwunden,
Seit von den reinſten Lippen im Gebet
Die Sehnſucht heilig ſie empor geweht,
Von Millionen flehend nachempfunden;
Wie Meeresrauſchen iſt ihr Laut erklungen:
Noch iſt Dein Reich nicht ganz herabgerungen!

Iſt Kettenraſſeln, dumpfes Kerkerdrohnen
Wohl ferner Hall von ſeinem ſel'gen Nahn?
Wird bald in Harmonie der Sündenwahn,
Des Laſters Flüche und ſein wildes Tönen
Sich himmliſch wohllaut, ſüß und leiſe löſen?
Dein Will' auf Erde walten, ſtatt des Böſen?

Wenn ſo auf tauſend, tauſend bange Fragen
Die Klügelei auch nichts erwiedern kann,
Drum waltet ewig nicht der finſtre Bann.
An der Erhörung laßt uns nicht verzagen;
Der ſich zu Tode liebend drauf verblutet,
Sein Leben heimlich durch das Weltall flutet.

Sein Gottesleben, Heiligkeit und Liebe!
Iſt der Erhörung ſichres Element.
So weit es ſiegend durch die Herzen brennt,
Entzündet es die reinen Glutentriebe,
Wovor das finſtre Reich des Wahns, der Sünden,
Und jede Kerkernacht wird ſicher ſchwinden.

Noch zieht Er ein, in öde Kerkerwüſten,
Der einſt nur himmliſch ſegnend zog umher;
Allmächtig heilend, rettend, Land und Meer
Durchpilgerte; Er wird zum Sieg ſich rüſten;
Vernimmſt Du nicht ſein wunderbares Kommen
In jedem lautern Herzensſchlag des Frommen?

Ja wohl! es geht Sein Weg durch eure Herzen,
Ihr Brüder! und Sein Sühnblut, das vom Kreuz
In Todesnöthen rann, will Lebensreiz,
Will Liebesreiz, bei eurer Brüder Schmerzen
In Euch erwecken; reicht der Rettung Spenden
Den wunden Brüdern gern mit beiden Händen.

A. Röttgen d. ält.

Nöthige Berichtigung

eines in der dritten Sammlung befindlichen Aufſatzes S. 61.

Jn der dritten Sammlung der Blätter aus Pre-
ern S. 61 findet ſich ein Aufſatz über Leib, Seele
nd Geiſt. S. 79 Note 3 iſt der Anfang folgender
ätzen zu ſetzen: „Der Geiſt des Lebens. Den Aus-
druck: Odem nimmt die Schrift, im allgemeinen Sinne,
für das Lebensprincip aller thieriſchen Kör-
er, mit Inbegriff des Menſchen: I. Moſ. 6, 17. Cap.
, 22. V. Moſ. 20, 16. Joſ. 10, 40. Cap. 11, 14. I. Kön.
5, 29. Cap. 17, 17. Hiob 10, 12. Cap. 17, 1. Cap. 27,
. Cap. 32, 18. Pſalm 104, 29. Pſ. 135, 17. Pred. 3,
9, 21. Jeſ. 42, 5. Ezech. 37, 5. 6. 8. 10. Dan. 5, 23.
ap. 10, 17. Hab. 3, 19. Zach. 12, 1. Weish. 7, 3. Spr.
, 21." Dann folgen die in gedachter Note jenes ge-
ckten Aufſatzes angeführten Stellen I. Moſ. 7, 15. 16.
22. u. ſ. w. bis Offenb. 11, 11. Dann muß Folgendes
getragt werden: „Insbeſondere aber wird der Aus-
uck: Odem für denjenigen Geiſt des Lebens genom-
en, der nur den Menſchen, nicht das Thier, belebt.
Moſ. 2, 7. Weish. 15, 11. IV. Esdr. 3, 5. II. Macc.
22. 23. Apoſtelg. 17, 25; wiewohl auch einige unter
n das Lebensprincip aller thieriſchen Körper

„bezeichneten Stellen, nach verſchiedener Anſicht, auch auf „denjenigen Geiſt des Lebens bezogen werden mögen, der „den Menſchen belebt."

S. 91 des gedruckten Aufſatzes heißt es: „So findet ſich „ein Geiſt der göttlichen Allmacht in mehreren Stel„len, als in 1. Moſ. 1, 2. u. ſ. w." Hier wären noch folgende wichtige Stellen] beyzufügen: „2. Sam. 22, 16. „Hiob 4, 9. Cap. 15, 30. Cap. 32, 8. Cap. 33, 4. Cap. 37, „10. Pſalm 18, 16. Pſ. 104, 30. Eſ. 11, 4. Cap. 30, 28. „IV. Esdr. 13, 10. II. Macc. 7, 22. 23.".

Blätter aus Prevorst.

Originalien und Leſefrüchte

für

Freunde des innern Lebens

mitgetheilt

von dem Herausgeber

der Seherin aus Prevorſt.

Siebente Sammlung.

Karlsruhe,
Druck und Verlag von Gottlieb Braun.
1835.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Seite
Swedenborg, von — y — 1
Oberlin, von — y — 26
Oetinger 43
Die Nonne von Dülmen, von — y — 54
Weitere Berathung über die Nonne von Dülmen, von — y — 73
Schriftmäßige Gedanken über Jenſeits 104
Wohnen die Seligen auf den Sternen? von — y — . . . 122
Ueber die ſogenannten Hellſeherinnen, von E — 135
Die Kabala, von — y — 151
Stehen wir im Verkehr mit der Geiſterwelt? von — y — . 160
Von der Fürbitte für die Todten, von — y — 172
Ein Wort aus Veranlaſſung dieſer Blätter, von — lar — 197
Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens, I—VI. 208
Gedichte I—II. 220

Swedenborg.

»Alſo iſt das Gute wider das Böſe, und das Leben wider den Tod, und der Gottesfürchtige wider den Gottloſen geordnet. Alſo ſchaue alle Werke des Höchſten: ſie ſind immer Zwey und Zwey, und Eins wider das Andere geordnet.« Sirach 33, 15. 16

Am 20. Febr. 1695 wurde zu Paris ein Genius geboren, in welchem ſich der Naturcharakter ſeiner Nation und ſeines Zeitalters zu centraliſiren ſchien, der Repräſentant einer Vernunftaufklärung, welche nicht ungeſchickt war, Sauerteig auszufegen und Heuchler zu entlarven, aber in ſchalen Deismus und Leichtfertigkeit überſchlug, ihre Anhänger noch in weitere Abwege führte, und mit Sittengräuel und Empörung gen Gott und alle Obrigkeit blutbeſpritzt endigte. Dieſer um ſeiner großen Gaben willen bedauernswürdige Held ſeines ſinnlichen Jahrhunderts, der nicht ganz wußte, was er that, zwiſchen den Tagen Ludwigs XIV., des Regenten Herzogs Philipp von Orleans und Ludwigs XV., war Franz Arouet von Voltaire. Er ſtarb unter Ludwig XVI. den 29. März 1778, folglich im 84. Jahr ſeines Alters.

Der ſchädliche Reflex, den er ſeiner Zeit aus dem Brennpunkt ſeines Geiſtes wiedergab, und der bis in die unſrige fortflammte, iſt ſo bekannt, als die Verdienſte, die er ſich um Literatur und Kunſt, einzeln auch in der That um Recht und Menſchlichkeit erwarb, und er war nur Vertreter einer Schule, deren Genoſſen weniger kräftig, aber wohl noch ſchlimmer waren als er. Lächerlich iſt das ihm nachmodellirte Prädicat eines Philoſophen, um welches forthin die geiſtige Nachkommenſchaft buhlte. Man ſagt, er ſey in Verzweiflung geſtorben. Wir ſind nicht Richter über ſeine Ewigkeit.

Wenige Jahre früher, am 29. Januar 1689 (nach eigner Angabe, nach Andern 1688), gebar der Norden in ſeiner Schwediſchen Hauptſtadt Stockholm einen ernſtern, tiefern Geiſt, den Sohn des Biſchofs von Weſtgothland Jeſper Swedberg, Imanuel von Swedenborg. Nach mancherley gründlichen poſitiven Studien und wohlverwalteten Aemtern, und bey einem tugendhaften Leben, das er unverheirathet führte, erſchloß ſich ihm im Jahr 1743 oder 1745 der Sinn für die Geiſterwelt. Mit ihr verkehrte er bis er ſelbſt in ſie überging, indem er, gleichfalls 83 oder 84 Jahr alt, am 29. März 1772 zu London einem Schlaganfall unterlag.

Hatte Voltaire den Grundſtein zur Vergötterung der ſinnlichen Vernunft gelegt, ſo brach ihm gegenüber in Swedenborg ein ganz anderartiges Licht herein, wodurch die Welt auf etwas Beſſeres aufmerkſam werden ſollte. Dem Götzen des Tags, dem frivolen Philoſophismus, diametral entgegengeſetzt, auch den erſtarrten

Begriffen der kirchlichen Orthodoxie häufig widerſprechend, mußte Swedenborgs Lehre nothwendig verlacht und verworfen werden. Aber ſie war ja auch nicht — und das iſt bis jetzt der Mißgriff, den ſeine zahlreich gewordenen Anhänger machten — ſie war nicht die Wahrheit, die da kommen ſollte, denn dieſe war ſogar längſt gekommen und mitten unter uns; ſondern ſie war nur ein Zeugniß für die gekommene und für die kommende Wahrheit, je wunderlicher, um ſo aufregender, je weniger vollkommen, um ſo geeigneter auf das Vollkommene zu weiſen. Das Aehnliche trat hernach in Frankreich ſelber (und zwar zu Voltaire's großem Aergerniß) durch die **Martiniſten** (nach **Martinez Pasqualis** ſo genannt), und ſehr gemildert, geiſt- und gemüthvoll, in deren vornehmſtem Mitſchüler, dem erleuchteten **St. Martin** auf; anderer frommen und weiſen Zeitgenoſſen nicht zu gedenken, die mit Swedenborgs Beſonderheiten wenig oder nichts gemein hatten.

Gleichwie nun Voltaire, mancher gefährlicher Aeußerungen darüber ungeachtet, ſelbſt nicht errathen konnte, wo ſein ſchädlicher Weg zuletzt hinauslief, und ſich der eiteln Hoffnung hingab, der Bote einer ſchönern Zukunft, eines Reichs des Lichts und der Gerechtigkeit zu ſeyn: ſo vermaß an ſeiner Seite ſich auch Swedenborg zum Theil offenbar eines Mehrern als ihm gegeben war, aber mit dem unſchuldigſten Willen, und mit geringerem Erfolg, der ſonſt das Gute ſehr zum Schlimmen hätte umgeſtalten können. Nicht als ob er keine Geiſter geſehen und nicht viel noch Unerhörtes von ihnen gelernt hätte, ſondern daß er einzelnen Geiſtern, daß er ſeiner Einſicht und Unterſcheidungsgabe öfters zu gutmüthig traute, daher eine neue Theologie gründen wollte, worauf nachher ſeine Anhänger eine neue Kirche bauten, die er aber (wie unten weiter vorkommen wird) nur verkündigt hatte als »das Neue Jeruſalem, welches der Herr gründen wird auf Erden.« Das allein iſt gegen ihn und ſeine Schriften zu erinnern, aus denen der Mündige am Geiſt allerdings viel Nutzen ſchöpfen kann. (Jerem. 15, 19. 1. Kor. 2, 15. C. 12, 10. C. 13, 9. C. 14, 29. 1. Theſſ. 5, 20 21. Hebr. 5, 14.).

Alſo der Voltairiſchen flüchtigen Freygeiſterey ließ Gott Swedenborgs Viſionen ſich gleichzeitig gegenüberſtellen. Als in der Folge jene zum ſyſtematiſchen Materialismus und Atheismus fortrückte, und beſonders der Stand der Aerzte und der Weltleute davon angeſteckt wurde, ſo ward eine neue Entdeckung von der Körpernatur aufſteigend kund, Mesmers Magnetismus, der ſich bald ſpiritualiſtiſch geſtaltete, die Selbſtſtändigkeit des innern Menſchen an den Tag ſezte, und chriſtliches Dogma predigte. Als die rationaliſtiſche Theologie dennoch fortfuhr, Gottheit Chriſti, Wunder, Geiſterwelt und Beſizungen zu läugnen, und die Philoſophie die individuelle Fortdauer des Menſchen aufzuheben verſuchte, während ſie zugleich ihn ſelbſt zum geoffenbarten Gott erhob: ſo wurden ihnen, von Gasner an und bis auf die Seherin aus Prevorſt, lebendige Proben von Perſönlichkeiten aus dem Reich der Geiſter und von den Kräften der Erlöſung vor Augen gehalten. Das Alles unter

Spott und Widerſpruch, ſelbſt von Seiten rechtglaubiger Kirchenlehrer, welche meinten, durch ihre Worte und gelehrte Beweisthümer den Feind ſchlagen zu können, und die Thatenſprache göttlicher Schickungen verketzerten und verdammten, anſtatt ſie zu benutzen. Alle jene Manifeſtationen waren zwar nicht in dem Sinn oder Grade göttlich, wie die Offenbarungen der bibliſchen Propheten, die Wunder Chriſti und ſeiner nächſten Apoſtel. Aber hatten ſie nur das Gepräge des Glaubens, hielten ſie die Prüfung nach dem Kanon der h. Schrift und ſchriftgemäßer Wiſſenſchaft aus in ihren weſentlichen Beſtandtheilen, ſo war es ein eben ſo grober Irrthum, ſie um des Glaubens und der Schrift willen (d. h. um des ſelbſtgeſchaffenen dogmatiſchen Syſtems willen) zu verachten, als was die phariſäiſche Gelehrtenclaſſe um Moſes willen gegen das Evangelium that. Nämlich die Vernunft und Gelehrſamkeit ohne lebendige Erfahrung macht lauter abſolute Sachunterſchiede, ſie läßt keine Abſtufungen zu, und affirmirt oder negirt, ehrt oder verſchmäht, immer ſprungsweiſe und mit kindiſcher Beſchränktheit. Es fehlt ihr zum Annehmen oder Verwerfen alle thatſächlich-wiſſenſchaftliche Kritik (die von der ihr beliebten theoretiſchen Halbheit ſehr verſchieden iſt, wonach man z. B. an den Magnetismus glauben und die Gottheit Chriſti läugnen kann). Daher iſt es auch geſchehen, daß bis auf dieſe Tage herab die außerordentlichen Offenbarungen höherer Wahrheit nicht nur öffentlicher und allgemeiner, ſondern auch glaubwürdiger, faßlicher und tadelloſer für Unbefangene werden mußten, rückwärts dagegen Swedenborg, mit welchem eine neue Periode der ſpiritualiſtiſchen Wiſſenſchaft anbrach, noch mehr Wunderliches und Bedenkliches als entſchieden Beifallswürdiges darbot. Man darf behaupten, daß er, überraſcht von ſeinem neuen Geſicht, ſich in ſeine Gabe nicht ganz zu finden wußte, daß ihm nicht die Gabe noch der Beruf, aber die beſonnene Reflexion darüber und die völlige Wiedergeburt ſeiner Erleuchtung fehlte. Es war ihm nicht verbürgt, daß er, ſeiner menſchlichen Schwachheit ungeachtet, unmittelbar in den Stand der Unfehlbarkeit gekommen ſey, und daß er Alles klärlich verſtehen werde, was der Herr ihm ſagte oder ſagen ließ. Kurz, er war (wenn wir nicht ſelbſt nach der Schwachheit urtheilen) ein hocherleuchtetes Kind, ſtand plötzlich in einer ungewohnten Natur, die ihn überwältigte und in einen Particularismus bannte, deſſen Fülle ihm kaum zuließ, allgemeineren Anſichten Raum zu geben und ſich völlig zu demüthigen. Denn das iſt die Art unſers ſterblichen Maaßes, daß die überſchwänglichen Gnaden es leicht ausfüllen, und daneben kein Platz mehr iſt, wohl aber verdunkelnde Irdigkeit. Auffallender tritt dieſe menſchliche Ohnmacht hervor an entſchiedenen Schwärmern, welche bey den erſten Blicken, die ihnen aufgehn, ſich ſogleich für weiſe, für gottgeſandt halten, um ſo leichter, je unwiſſender ſie von vorher ſind. Alle lebhafte Achtung des Unweſentlichen aber iſt Schwärmerey, ſey ihr Object das Subject oder ein anderes; und nur in ſo fern, nicht weil er Geiſter geſehen hat, kann Swedenborg einigermaßen ein Schwärmer heißen, was außerdem nichts geſagt heißt.

Sogar in ſeinen Irrthümern hatte er Recht, aber nicht völlig. In der „neuen Kirche“ ſelbſt, habe er ſie ſtiften wollen oder nicht, liegt etwas Wahres, das wir ſo eben ausgeſprochen haben. Mit ihm regte ſich die lang verſchloſſene Thür der **Wunder** für die Gemeinde Chriſti (im Gegenſatz Einzelner); aber ſie konnte ſich nicht frey in ihren Angeln bewegen, wenn man ſie zurückhielt, ſich weiter aufzuthun, wie denn von ſeinen Anhängern geſchehen iſt, und wie bey allen Reformationen der Fall war. Man meinte jedesmal ſchon fertig zu ſeyn, und verwahrte mit Schrift und Siegel, mit Eid und Bann, das Gefundene; es hieß: Bis hierhin und nicht weiter! Daher verlangte die Nachzeit mit Recht fernern Fortſchritt, legte ihn aber irrig von der Vernichtung und Verneinung aus, da es ſich vom Ausbau des Poſitiven handelte, der freylich ohne den heiligen Geiſt, um den man nicht bitten wollte, nicht möglich war.

Wir wollen das Bekenntniß der Swedenborgiſchen „Neuen Kirche“ oder „Kirche des neuen Jeruſalems“ beleuchten, wie es Dr. Burkhard in ſeiner Geſchichte der Methodiſten in England (Th. I. S. 82) liefert. Unſere Bemerkungen ſtehen bei jedem Artikel.

1. „Ich glaube, Jehova Gott, der Schöpfer Himmels und der Erde, iſt ein Einiger in ſeinem Weſen und Perſon, in welchem eine göttliche Dreyheit iſt, die aus Vater, Sohn und heiligem Geiſt beſteht, und daß der Herr und Heiland Jeſus Chriſtus dieſer Gott iſt.“

Das iſt eine harte Rede, deren ſich die h. Schrift nicht bedient. Daß im Menſchen Jeſus Chriſtus das Wort oder der ewige Sohn Fleiſch wurde, daß in ihm die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt, iſt bibliſch (Col. 2, 9), ſogar daß, wer ihn ſieht, der ſieht den Vater (Joh. 14, 9): denn der Sohn iſt die Sichtbarkeit des unſichtbaren Gottes, oder dieſe in ihm begründet. Aber daß Jeſus Chriſtus die ganze Gottheit ſelbſt iſt, und nichts iſt als ſie, und ſonſt keine als er, dieſes ſagen, heißt das Geheimniß der Dreyeinigkeit monotheiſtiſch verkörpern und tödten, eben wie der Tritheismus in ſeiner Art es thut, und daneben die beiden Naturen verwechſeln. Wer dieſes Swedenbergiſche Dogma noch weiter ausgebildet leſen will, der ſehe das Buch eines der eifrigſten Mitglieder der „Neuen Kirche“, Wilh. Oegger (vormals katholiſchen Geiſtlichen und aus Tyrol gebürtig): Le vrai Messie (Paris 1829), wonach ſich ergibt *): „die abſolute Einheit Gottes in Weſen und Perſon, die alleinige Gottheit Jeſu Chriſti, als Schöpfers und Erlöſers zugleich, als Vaters, Sohnes und h. Geiſtes, indem derſelbe einige Zeit als geiſtlicher oder göttlicher Menſch irdiſches Fleiſch an ſich genommen habe, und nur dadurch Sohn geworden ſey; der Sohn ſey der erniedrigte Vater, der Vater der erhöhete Sohn, der Vater das univerſelle Ich, der Sohn das perſonificirte Ich; die Trinität beſtehe eigentlich nicht in Gott, ſondern rück-

---

*) S. die Beurtheilung deſſelben in den Berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, 1830, Nr. 54.

ſichtlich des Menſchen" u. ſ. w. — Lauter halbwahre, unreife Sätze, die man ſehr ſcharfſinnig beweiſen kann, ohne ſie wahr zu machen. Es liegt eine große Bequemlichkeit für die Einbildungskraft in dieſer Anſicht, und darum iſt ſie deſto gewiſſer falſch.

2. „Ich glaube, daß Jehova Gott ſelbſt vom Himmel als göttliche Wahrheit, welche das Wort iſt, niederkam, und menſchliche Natur annahm, die Hölle vom Menſchen zu entfernen, die Himmel in ihre Ordnung wieder einzuſetzen, und der Neuen Kirche einen Weg zu bereiten; und daß hierin die wahre Beſchaffenheit der Erlöſung beſtehe, welche allein durch die Allmacht der göttlichen Menſchheit des Herrn bewirkt wurde."

Hier fehlt alſo die ganze Genugthuungslehre: Chriſtus um unſerer Sünden willen geopfert und um unſerer Rechtfertigung willen auferweckt (Röm. 4, 25). Die Erlöſung ſoll ſonach nicht eigentlich in der Erniedrigung, ſondern bloß in der Allmacht und Erhebung beſtanden haben. Eine ganz unvollſtändige, ganz unverſtändliche Chriſtologie!

3. „Ich glaube an die Heiligkeit des Worts, und daß es einen dreyfachen Sinn enthalte, einen himmliſchen, geiſtlichen und natürlichen, welche durch Correſpondenzen vereinigt ſind, und daß es in jedem Sinne göttliche Wahrheit iſt, wie ſie den Engeln in den drey Himmeln, und auch den Menſchen auf der Erde angemeſſen iſt."

Das Wort hat nicht bloß einen dreyfachen, ſondern wohl einen ſiebenfachen Sinn; die Rabbinen reden gar von einem ſiebenzigfachen *). Daß Swedenborg die Vielſinnigkeit des Offenbarungsworts überhaupt und ihre Correſpondenz inne wurde, gehört zu dem wirklichen Licht der Kirchenerneuerung, da man zu ſeiner Zeit, wie noch jetzt, das: Unus est verborum sensus, ſteif und ſtarr feſthielt; aber ſeine gewöhnliche geiſtliche oder moraliſche Deutung reicht nicht weit, wie wir hernach ſehen werden.

4. „Ich glaube, daß ſogleich nach dem Tode des materiellen Leibes (welcher niemals wieder von uns angenommen werden wird) der Menſch mit einem geiſtlichen oder weſentlichen Leibe aufſteht, worin er in einer vollkommenen Geſtalt ſeine Exiſtenz hat, und daß alſo der Tod eine Fortſetzung des Lebens iſt.“

Iſt offenbarer Mißverſtand und Irrlehre. Die Seele geht beym Tode in einer Geſtalt aus ihrem Körper, die aber bloß ein atomiſtiſcher, hellerer oder dunklerer Schatten („Nervengeiſt“) und nicht der Auferſtehungsleib iſt, welchen ſie, ſey es einzeln vor oder bey der allgemeinen Auferſtehung der Todten anziehen wird. So lehrt es die wahre Offenbarung in Chriſto, wie Paulus aus deſſen Vorbild erweist (1 Kor. 15, 12 ff.), und dagegen die Lehre des Hymenäus und Philetus, „daß die Auferſtehung ſchon geſchehen ſey,“ als falſch und ungöttlich bezeichnet (2 Tim. 2, 16—18). Freylich verwirſt Swedenborg oder

---

*) Schib im panim la thora.

ſeine Kirche die Stellen, aber übel genug. Wird man uns auch die auferſtehenden Leiber der Heiligen bey Matthäus (C. 27, 52. 53) und ſo viel andere Stellen wegdeuten? Daß wir dieſen grobmateriellen, ſterblichen Leib, wie er iſt, nicht wieder annehmen werden, iſt klar; aber der geiſtliche oder weſentliche Leib iſt nicht jene Geſtalt. Und was heißt eine vollkommene Geſtalt? Sind die Abgeſchiedenen, die Swedenborg geſehen hat, in dem herrlichen Leibe erſchienen, der uns in Chriſti Aehnlichkeit zu Theil werden ſoll (Phil. 3, 21)? Der Tod iſt eine Fortſetzung des Lebens, ſofern das Unſterbliche des Menſchen fortdauert; aber die abgeſchiedenen Seelen ſind Todte, ob ſie gleich leben, und heißen deswegen in der Schrift bald lebendig und bald todt, jenes inſonderheit ſofern das geiſtliche Leben in ihnen angefangen hat.

5. „Ich glaube, daß das letzte Gericht in der Geiſterwelt ſchon vollendet iſt, und daß der alte Himmel und die alte Erde, oder die alte Kirche, vergangen und Alles neu geworden iſt.“

Für dieſen Glauben gibt es durchaus keinen Beweis, der Augenſchein aber beweiſt das Gegentheil. In der Geiſterwelt ſelbſt können Gerichte vorgefallen ſeyn, auch im Großen; aber Chriſtus iſt noch nicht gekommen, die Lebendigen und Todten ſichtbar zu richten. Von dem erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung her, wo ein neuer Himmel und eine neue Erde verkündigt worden iſt ſteht der alte Himmel und die alte Erde bis heute noch; und wenn damit im geiſtlichen Sinn die Kirche ſynonym ſeyn ſoll, ſo iſt die neue Kirche erſt im Beginn, und die alte auf Erden mit all ihren Gebrechen noch offenbar vorhanden. Daß die alte Jüdiſche Kirche für uns vergangen und in Chriſto Alles neu geworden iſt in der Potenz, damit er endlich Alles neu mache in der Wirklichkeit, läugnet kein Chriſt. Wie iſt denn Alles neu geworden unter den viel hundert Millionen Ungläubiger? Was ſoll alſo dieſer Artikel heißen?

6. „Ich glaube, daß jetzt die zweyte Zukunft des Herrn iſt, der nicht in Perſon, wohl aber in der Macht und Herrlichkeit des geiſtlichen Sinnes ſeines heiligen Worts, welches er ſelbſt iſt, kommt. Und ich glaube, daß die heilige Stadt, das neue Jeruſalem, jetzt von Gott aus dem Himmel herabſteigt, und wie eine Braut für ihren Bräutigam geſchmückt wird.“

Sofern die zweyte Zukunft des Herrn unſichtbar und im Geiſt geſchieht, hat ſie ſeit ſeiner Himmelfahrt nicht aufgehört, und von der Mitte des vorigen Jahrhunderts mögen wir eine beſondere Periode dieſes geiſtlichen Kommens her datiren, womit ſich auch im gewiſſen Sinn die himmliſche Jeruſalem bereits näher herabgelaſſen hat. Der Herr verheißt aber auch in Perſon zu kommen, warnt gegen voreiligen Glauben an ſeine Wiederkunft (Matth. 24. 26. 27), und das Niederſteigen der heiligen Stadt muß allen Glaubigen ſichtbar dereinſt erfolgen.

7. „Und der Geiſt und die Braut ſagen: Komm. Und Jeder, der höret, ſage: Komm. Und Jeder, der dürſtet, komme. Und wer da will, trinke das Waſſer des Lebens umſonſt. Amen. Ja, komm, Herr Jeſu!“

Dieſe Aneignung der Offenbarungsworte iſt erbaulich,
eweiſt aber nichts für die Richtigkeit der vorausgehenden
ogmen. Sind dieſe wahr, ſo hat die Kirche Jeſu Chriſti,
e Braut, in welcher der Geiſt der Verheißung war,
is in die Mitte des vorigen Jahrhunderts in weſent-
chen Glaubensartikeln allgemein geirrt, was nicht zu-
egeben werden kann.

Swedenborg oder deſſen Verehrerkreis will zwar die
blichen Gegenbeweiſe durch eine Verkürzung des Ka-
ons entkräften; aber er iſt aus denſelben Büchern zu
derlegen, deren göttliche Inſpiration er anerkennt.
r glaubt nämlich, das Wort Gottes begreife nur den
entateuch, die Propheten, die Pſalmen, die Evangelien
nd die Offenbarung Johannis. Allein geſetzt, die
piſteln, die er ausſtößt, wären dieſen nicht gleich an
öttlichem Licht: werden ſie auch als gleichzeitige, älteſte
irchenſchriften, Unwahrheit lehren? Und die Kirche
ätte in ihrer Annahme auch bis ins 18te Jahrhundert
eirrt? Für die Lehre der Apoſtel haben wir die aus-
rückliche Beglaubigung des Herrn in der ihnen ertheil-
en Vollmacht, in der Ausgießung des heiligen Geiſtes
ber ſie; für Swedenborgs Lehre nicht. Für dieſe kann
e nur in der Uebereinſtimmung oder Verträglichkeit
it jener liegen.

Aber damit noch nicht genug. Es fehlt dem Sweden-
orgiſchen Syſtem an dem weſentlichen Gegenpol des
öttlichen, ſomit an dem wahren Grunde der Erlöſung.
wedenborg kennt nur ein unperſönliches böſes Princip,
as ſich im Menſchen äußert; wobei man ſogleich fragen

möchte: Warum nicht auch einen unperſönlichen Gott, welcher ſich nach der Lehre gewiſſer Philoſophen erſt in der Fortbildung des Menſchengeſchlechts entwickelt? Er nimmt keinen Teufel an, ſondern alle gute und böſe Engel ſind nach ihm „vormalige Menſchen, ihres fleiſchlichen Ueberzugs entkleidet, nunmehr Geiſter, entweder entartete und verworfene, oder ſelige und vergöttlichte; auch die dämoniſchen Beſitzungen werden durch Verſtorbene bewirkt.“ — Vielleicht finden wir hier die Quelle des Swedenborgiſchen Irrthums. In unſern Tagen haben ſich wirklich, theils Selige als Schutzgeiſter, theils Beſitzungen durch abgeſchiedene Gottloſe gezeigt, und es hindert nichts anzunehmen, daß dergleichen auch unter den Beſeſſenen der Evangelien vorhanden geweſen. Solche Fälle mag der Seher als vorhanden erkannt haben; aber daß es nicht auch andere gegeben und noch gibt, wo die guten Engel und die Quälgeiſter aus anderm, als Adamiſchem Geſchlechte ſind, und daß dieſe Fälle nicht dort die häufigern geweſen, dafür fehlt es außer Swedenborgs Ausſage an allem Beweis *).

Und dieſer Mann, ehrwürdig als Menſch, als frommer, praktiſcher Chriſt, als mit einem hiſtoriſch unläugbaren, ſehr bedeutenden Vermögen in das geiſtige Reich der Dinge zu ſchauen begabt, aber irr und abermals irr in den wichtigſten Stücken, ſollte der unſer Prophet ſeyn, ſollte uns ein Meiſter ſeyn der Propheten und Apoſtel

---

*) Vergl. Kerner, die Beſeſſenen neuerer Zeit, und Blätter aus Prevorſt, 6. Samml. S. 107 f.

und aller Gottbegeiſterten, die vor ihm geweſen ſind? Er ſollte nicht uns und unſerm erleuchteten Glauben, ſondern wir ihm unterworfen ſeyn? „Es iſt Alles euer" — auch Swedenborgs Entdeckungen, ſofern ſie Stand halten — „Ihr aber ſeyd Chriſti, Chriſtus aber iſt Gottes," d. h. ihr eben ſo unmittelbar Chriſti, als Chriſtus Gottes iſt (1 Kor. 3, 22. 23). Swedenborg iſt als Seher nicht im mindeſten mehr für ſein Fach, denn ein Gelehrter in Dingen der Gelehrſamkeit. Wollten wir nun alle Irrthümer großer Gelehrten gut heißen, ſo würden wir nimmermehr gründlich in dieſen Stücken gelehrt; wie wollen wir göttlich weiſe werden, wenn wir einen Seher als untrüglich kanoniſiren, der eben darum augenſcheinlich unvollkommen bleiben ſollte, damit er uns nicht abzöge von dem vollen Licht, ſondern uns erweckte, zu dieſem Licht ſelbſtſtändig unter des Geiſtes Leitung, der auch uns verheißen iſt, hinzuſtreben? So haben es würdige Männer ſtets mit einer ihnen überlieferten Lehre gehalten. Aber das iſt unſere Schwachheit insgemein, daß, gleichwie Swedenborg ſelbſt ſeine Blicke verallgemeinerte und abſolutirte, anſtatt Unterſchied zu machen, wir, was wir Edles finden, nun auch unbedingt genehmigen und vergöttern. Kindiſch iſt es, würde ein Apoſtel ſagen, und nicht dem Wachsthum zur Mannheit Chriſti (Eph. 4, 13. 14) gemäß. Das menſchliche Gemüth iſt ein ſo ſklaviſches als übermüthiges Ding. Bald macht ſich die Vernunft zu ihrer eigenen Gottheit, bald beugt ſie ſich abergläubiſch vor dem Fremden, das nicht Gott iſt. Wo Chriſti Geiſt nicht mit ſeiner unbedingten Freiheit waltet, da gibt es immer falſche Unbedingtheiten, d. i. Abgöttereyen, mit dem Ich oder Nichtich getrieben.

Es haben in letzter Zeit zwey ſehr ehrenwerthe Männer, Hofacker und Tafel, durch Herausgabe und Ueberſetzung der Werke Swedenborgs und ſeiner Jünger ſich ein Verdienſt um die theoſophiſche Literatur erworben; denn daß dieſe Schriften ihren großen Nutzen für Verſtändige haben, behaupten wir. Wie weit jene Herausgeber ſelber dem Syſtem Beifall ſchenken, geht uns hier in perſönlichem Betracht nicht an, wir reden von der Sache. Auch ſcheint bey manchen Freunden Swedenborgs eine Verwechſelung aus Unkenntniß obzuwalten, ſie halten ſich für Swedenborgiſch, weil ſie übernatürliche Erſcheinungen und deren fortwährende Möglichkeit annehmen, wiſſen aber nicht um das Ganze dieſer Lehre. Aus gleichem Grund erklären manche Theologen andre, welche Geiſtererſcheinungen und Geſichte zulaſſen, für der Swedenborgiſchen Lehre zugethan. Das iſt aber bey weitem nicht der Fall. Man könnte ſonſt auch unter andern den König Saul und die Zauberin zu Endor zu dieſer Stockholmer Schule rechnen. Endlich wollen wir gern annehmen, daß zuweilen Swedenborg die empfangenen richtigen Einſichten übel ausgelegt, ſich unangemeſſen ausgedrückt, oder ſeine Leſer ihn nicht wohl verſtanden haben. Es irret uns auch nicht, daß unter den Swedenborgiſchen Glaubensgenoſſen ſich die edelſten Menſchenfreunde befinden; wir ehren ihre Geſinnung. „Die Weiſſagung verachtet nicht; prüfet aber Alles, und das

Gute behaltet.“ Dieſe Pauliniſche Regel iſt unſer Leitſtern, und ſoll es bleiben.

Unter den Schriften, die wir Hrn. Ludwig Hofacker verdanken, gehört eine eigene: „Das große Jenſeits, nun erbaulich gewiß“ (Tübingen 1832). Ihr Thema im Ganzen iſt, „daß das große Jenſeits“ (die Fortdauer nach dem Tode) „auf dem Wege der Erfahrung zu erkunden ſey,“ und daß unzählige Zeugen es bekräftigen, vornehmlich Swedenborg, deſſen ausführliche Einzelheiten über die Geiſterwelt durch die entfernteſten Mitzeugen ihre Beſtätigung finden ſollen, was allerdings mit einzelnen merkwürdigen Beyſpielen erwieſen wird. Dieſes Büchlein iſt daher zu empfehlen. Mehreres darin bezieht ſich auf das Raumverhältniß, auf Sprache und Schrift der Geiſter, auf ihre Geſtalt u. ſ. w. Wir treffen aber auch hier auf eigenthümliche Swedenborgiſche Begriffe, wie (S. 29): „der nach dem Tode fortlebende Geiſtmenſch,“ was freilich noch nicht den vollen Schein der fehlenden künftigen Auferſtehung hat. (Vergl. dann S. 44 f.)

Wir wünſchen übrigens nachgewieſen zu ſehen, daß Swedenborg ganz deutliche Begriffe von dem Unterſchied zwiſchen Geiſt und Seele gehabt hat, und müſſen ſo lange daran zweifeln, obgleich einiges Dahingehörige in ſeinen Schriften vorkommt. Erſt die neuern Erfahrungen haben uns darüber aufgeklärt; und aus dieſem Grunde der unaufhörlichen Fortdauer, Steigerung und Vervollſtändigung des göttlichen Unterrichts an die Welt, ſollte die „Neue Kirche“ am wenigſten die Rechnung der Lehrſätze ſchließen wollen, da ſie vielmehr nur durch die Wiedergeburt und Vollendung ihrer [illegible] zu einer allgemeinern Ausbreitung gelangen kann, wo aber die Namen Swedenborg, Jakob Böhm, und aller auserwählten Werkzeuge der Vorbereitung, in dem Einen großen Namen, alle Sterne der Dämmerung in dem Glanz der Sonne der Gerechtigkeit verſchwinden werden.

Gleiche Bewandtniß hat es mit dem innern Sinn der h. Schrift und mit der geiſtigen oder Naturſprache, deren Erkenntniß man an Swedenborg rühmt, und wonach Oegger ſein Buch betitelt hat: Le vrai Messie, ou l'ancien et le nouveau testament examinés d'après les principes de la langue de la nature und hat noch ein beſonderes Dictionnaire de la langue de la nature geſchrieben. Die Kenntniß der Naturſprache war längſt vor Swedenborg vorhanden, und die Swedenborgiſche iſt mangelhaft und einſeitig, wenn er auch merkwürdige Aufſchlüſſe darüber erhalten hat. Die ſogenannten Correſpondenzen, oder die natürlichen Harmonien der Dinge, ſind der Grund aller Symbolik, und wer gründliche Einſicht von ihnen hat, kann in den Hieroglyphen der Bibel und aller Myſterien der alten Welt leſen; denn dieſe typiſche Sprache war das theophiloſophiſche Lehrmittel des ganzen frühern Alterthums, und iſt es beſonders in der Hand der Offenbarung in Iſrael als ein ſiebenflammiger Leuchter geweſen. Dieſe Wiſſenſchaft der Hieroglyphik iſt überaus weitſchichtig, und läßt ſich nicht mit einem einfachen Wörterbuch abthun, auch die der bibliſchen nicht, und vielleicht am wenigſten. Swedenborg hat eine Thür oder auch mehrere aufgethan, aber die Schlüſſel zum ganzen

Palaſt hat er nicht beſeſſen; ſie allmählich zu finden, war der Nachzeit vorbehalten, und wird noch die Aufgabe der Ewigkeit ſeyn. Die Swedenborgiſche Methode des Bilderleſens iſt meiſt nur einfach, da doch jedes Bild viele Seiten und Beziehungen hat; auch möchte ſie ſich ſchwer umgekehrt in dem gemeinſchaftlichen Sinn mehrerer Figuren zurecht finden. Sie iſt insgemein nur moraliſch allegoriſch, da die Correſpondenzen an ſich doch viel weiter reichen. Wir können an ihr lernen, aber ſie darf uns nicht feſthalten.

Es iſt ein neues Buch von dem eben genannten Verfaſſer erſchienen: „Stille Wege zwiſchen Menſchenwelt und Engelwelt, oder mein Uebertritt vom Römiſch-katholiſchen Glauben zu der neuen Kirche des Herrn, in Begleitung überſinnlicher Erſcheinungen. Von Wilhelm Oegger, geweſenem Ober-Vicar der Cathedrale zu Paris. Aus dem Franzöſiſchen mit erläuterndem Schlüſſel übertragen von Ludwig Hofacker,“ Tübingen 1835. Der Titel des franzöſiſchen Originals heißt: Rapports inattendus entre le monde materiel et le monde spirituel, ou ma transition à la Nouvelle Eglise, et circonstances surnaturelles qui ont accompagné cette demarche. Wir müſſen dieſe angenehme Gabe ein wenig näher betrachten. Es iſt darin beſonders von der Deutung der bildlichen Bilderſprache und von der „Entſprechungskunde“ (scientia correspondentiarum) und dem „Einfließen der geiſtigen in die naturmäßige Welt“ die Rede. Der große Umfang dieſer Wiſſenſchaft wird hier nicht verkannt, aber doch wohl nicht ganz erkannt. Von dem „innern oder geiſtigen Sinn des Worts“ wird u. a. (S. X) Folgendes geſagt: „Vom Herrn geht eine dreyfache Sphäre oder Potenz aus — die eine geht in den obern Himmel aus von ſeiner Liebe, ſie heißt die himmliſche; die andere geht in den untern Himmel aus von ſeiner Weisheit, ſie heißt die geiſtige; die dritte geht in das irdiſche All aus, letztere iſt die Zuſammenſetzung jener beiden im Unterſten und Aeußerſten, und heißt die naturmäßige. So ſind alſo die Engel des obern Himmels in Liebegutem vom Herrn (oder in Himmliſchem), die Engel des untern Himmels in Wahrheitswahrem vom Herrn (oder in Geiſtigem), die Menſchen der Kirche hienieden aber in Naturmäßigem, ebenfalls noch einem Ausfluß aus dem Göttlichen.“ (Man ſieht, daß Swedenborg die ſchöpferiſchen Ausflüſſe auf dieſe Weiſe erkannt hat, zwar nicht falſch, aber ein Anderer ſieht ſie etwa unter andern Beſtimmungen.) „Und ſo folgt, daß die vom Herrn ausgehende göttliche Sphäre, in ihrem Herabſteigen zum Letzten und Unterſten, jene dreyerlei Grade durchläuft. Das Göttliche, welches vom Herrn herniederſteigt zu dem Menſchen, durchläuft alle jene drey Grade; und wo es in ſeinem Niedergang ausläuft, da faßt es all jene drey Grade in ſich; ſo iſt die Einrichtung alles Göttlichen; und darum, iſt es in ſeinem unterſten Grade, ſo iſt es in ſeinem Vollbeſtand. So denn auch iſt's mit dem göttlichen Wort. Dieſes nämlich iſt in ſeinem unterſten Sinn naturmäßig, in ſeinem inwendigern geiſtig, und in ſeinem inwendigſten himmliſch, und es iſt göttlich in jedem dieſer Sinne. Daß das Wort ſo beſchaffen iſt, gibt ſich nicht in ſeinem Buchſtabenſinne kund, welches eben der naturmäßige Sinn iſt; aus dem Grunde nicht, weil der Menſch dieſer Welt bis daher" (bis wo?) „gar nichts um Himmel wußte, folglich auch nicht, was Geiſtiges und was Himmliſches iſt, und ſo denn auch nicht den Umſtand der Abſcheidung zwiſchen dieſen beyden und dem Naturmäßigen kannte. Wirklich laßt ſich auch die Abſcheidung zwiſchen dieſen drey Graden nicht erfaſſen, ſo lang man keine Kenntniß von der Entſprechung und ihrem großen Geſetze hat. Jene drey Grade ſind nämlich unter einander völlig abgeſchieden, wie Abſicht, Urſache und Wirkung, oder wie Vorgehendes, Nachgehendes und Letztes, und doch machen ſie wieder Eins mittelſt der Entſprechungen; denn das Naturmäßige ſteht in Entſprechung mit dem Geiſtigen, und auch mit dem Himmliſchen" — „Weil nun das Wort in ſeinem Inwendigern iſt geiſtig und himmliſch, darum iſt es in lauter Entſprechungen verfaßt." Alsdann werden Beyſpiele gegeben, zuerſt das weiße Pferd in der Apokalypſe (C. 19, 11 ff.), wo durch die Augen wie Feuerflamme, durch die Diademe auf dem Haupt und durch den Namen, welchen Niemand kennt als Er, verſtanden werden ſoll eben der geiſtige Sinn des Worts, und daß Niemand ihn kennt als der Herr ſelbſt, und wem er ſolchen enthüllen will, und durch das blutgefärbte Gewand der Sinn des göttlichen Worts in der Naturſphäre oder ſein buchſtäblicher Sinn, und daß dieſem Gewalt angethan werden. Ferner die vier Reiter des erſten bis vierten Siegels (C. 6, 1—8) werden

(S. XIII) ſo gedeutet: „Im Ganzen finden ſich geſchildert die verſchiedenen, im Zeitenlauf allmählich eintretenden Zuſtände der vom Herrn geſtifteten Kirche, gegenüber ſeinem Wort und in Beziehung auf deſſen Verſtändniß, vom Beginn dieſer Kirche gerechnet bis zu ihrem Ausleben; und da wird denn bezeichnet: durch Eröffnung der Siegel des Buchs vom Lamm, die Verkündung jener im Verfolg eintretenden Zuſtände der chriſtlichen Kirche, durch den Herrn; durch Pferd, das Verſtändniß des Worts im Allgemeinen; durch weißes Pferd, Verſtändniß von Wahrem aus dem Wort in der Kirche erſtem Stand; durch den Bogen des auf dieſem Pferde Sitzenden, die Lehre von Liebthätigkeit und Glauben im Kampf gegen Falſches; durch Krone, ewiges Leben, des Sieges Preis; durch rothes Pferd wird bezeichnet Verſtändniß des Worts in ſeiner Entſchwundenheit für den Betreff von Gutem daraus, in der Kirche zweitem Stand; durch das große Schwert, Falſches im Ankampfe wider Wahres; durch ſchwarzes Pferd, Verſtändniß des Worts in ſeiner Entſchwundenheit für den Betreff von Wahrem daraus, in der Kirche drittem Stand; durch die Wage, Erſchätzung der noch dürftig vorhandenen Wahrheiten; durch fahles Pferd wird bezeichnet Verſtändniß des Worts in völligem Verſchwundenſeyn, als Folge von Lebensböſem und daraus Falſchem, im vierten oder letzten Stand der Kirche, als worin ſie ſich ausgelebt hat; durch den Tod aber geiſtiger Untergang.“ — Das Alles läßt ſich mehr oder weniger hören, wiewohl Pferd und Verſtändniß des Worts weit auseinander liegen. Die Erklärung hievon wird hernach in dieſem Buche (S. 102) gegeben, wo es heißt: „daß das Pferd vorbildend iſt für Verſtändniß der heiligen Schrift, einer Urkunde, welche dem Menſchen eine bündigere Art ſeiner Unterweiſung darbietet, wie das Pferd ihm eine bündigere Weiſe zu reiſen und eine Länderſtrecke zu durchſchneiden ſchafft;" auch wird anderwärts (S. 161) von dieſer Hieroglyphe geſagt: „Pferd bezeichnet das Verſtandesvermögen, reiten, ſich erheben mit dem Verſtande." Wir laſſen dieſe Deutung von Pferd, als eine unter vielen, dahingeſtellt; aber wir können unmöglich einräumen, was in jener Einleitung über die vier Reiter hinzugeſetzt wird: „Dieſe geſammte Bedeutung der Stelle tritt nirgends in ihrer buchſtäblichen oder naturmäßigen Faſſung hervor; wäre denn nicht ihr geiſtiger Sinn noch aufgeſchloſſen worden, ſo wäre das Wort für ihren Betreff, und für die Johanneiſche Offenbarung überhaupt, eine verſchloſſene Urkunde; ſo daß zuletzt Niemand wüßte, worin denn da die Heiligkeit etwa wohne." Man hat vor und nach Swedenborg viel Heiliges und Erhabenes in dieſen prophetiſchen Bildern erkannt, was dem Geſagten wohl nicht widerſpricht, aber weiter reicht und tiefer eindringt, als jene Allegorie vom Wortverſtändniß, vom Glaubenswahren und Liebeguten. Ferner von den Heuſchrecken (C. 9, 1—11) heißt es (S. XIV): „Auch dieſe Stelle wäre für Keinen irgend verſtändlich, dem nicht ihr geiſtiger Sinn" (welcher?) „aufgedeckt würde; und doch iſt nichts in ihr ohne Bedeutung geſetzt, Alles bis ins Einzelnſte hat ſeine Bezeichnung. Es iſt in ihr die Rede von jenem Stande der Kirche, wo die Erkenntniſſe von Wahrem aus dem Wort alle würden entſchwunden ſeyn, und in Folge hievon der bloß noch mit dem Sinnenvermögen auffaſſende Menſch ſich einreden würde, Anſichten des Irrſals ſeyen Wahrheiten.“ Dieſes nebſt der folgenden ausführlichen Entwickelung, die ſich immer wieder um Verſtändniß des Worts, Wahres und Gutes oder deren Gegenſatze dreht, iſt noch äußerſt wenig. Die jetzige Kirchenzeit ſoll bezeichnet ſeyn in der Stelle bei Matthäus von der Zukunft des Herrn (C. 24, 29–31), worüber geſagt wird (S. XVI f.): „In der Bedeutung der Correſpondenzenſprache oder des innern Wortſinns iſt gemeint: durch die Sonne, welche zu dieſer Zeit werde verfinſtert werden, der Herr, unter dem Geſichtspunkte der Liebe zu ihm; unter dem Mond, welcher nicht geben werde ſeinen Schein, wieder der Herr, unter dem Geſichtspunkte des Glaubens an ihn; unter den Sternen, welche werden vom Himmel fallen, Erkenntniſſe von Gutem und Wahrem, als welche zu dieſer Zeit untergehen werden,“ u. ſ. w. und das iſt ebenfalls wenig, oder doch nicht Alles. Noch weniger bedeutend oder neu iſt die Auslegung (S. XXII): „Wir leſen bei Johannes: Er hat ihre Augen verblendet, und ihr Herz verhärtet, daß ſie nicht ſehen mit den Augen und verſtehen mit dem Herzen, und ſich bekehren, und Ich ſie heile (12, 40). Durch die Augen, welche verblendet ſeyen, wird bezeichnet das Verſtändniß und der Glaube an Wahres; durch das Herz, welches verhärtet ſey, wird bezeichnet der Wille und die Liebe für Gutes“ (allein dem Herzen wird hier nicht ſowohl Wille und Liebe als Verſtändniß zugeſchrieben, wie kommt das?), „und durch geheilt werden wird bezeichnet gebeſſert werden.“ Wichtiger iſt, was hinzugeſetzt wird: „Sich bekehren und geheilt werden ſollten ſie darum nicht, damit ſie nicht entheiligten; denn der Böſe, welcher geheilt wird, und zu ſeinem Böſen und Falſchen zurückkehrt, der entheiligt; ſo wäre es dem Jüdiſchen Volk ergangen“ — und doch iſt auch hieneben eine andere Auslegung möglich.

Der Verfaſſer liefert hernach (S. XXX f.) eine im Ganzen richtige Andeutung der Geſchichte der Hieroglyphik, oder wie er es nennt: „des geſchichtlichen Verlaufs der Entſprechungskunde.“ Er bemerkt, wie die Entſprechungsbilder erſt heilige Verbindungsmittel zwiſchen den zwei Welten waren, dann, als die Kunde der Entſprechungen ſich verlor, Götzendienſt aus ihnen entſtand. Allein die Deutung bleibt in der Manier des Meiſters, ſie iſt charakteriſtiſch unvollkommen, wie es denn (S. XXXI) heißt: „So finden wir, um ein Beiſpiel zu geben, an den Aegyptiſchen Altären aus jener Zeit ſehr oft Kälber, Stiere, Schlangen, dann Knaben, Greiſe, Jungfrauen abgebildet: und dieß geſchah darum, weil Kälber und Stiere bezeichneten Neigungen und Vermögen des naturmäßigen Menſchen, Schlangen die Klugheit des ſinnenmäßigen Menſchen, Knaben Unſchuld und Liebe, Greiſe Weisheit, und Jungfrauen Wahrheitstrieb; ſo in allem Uebrigen.“ Damit iſt abermal die Aegyptiſche Bilderpoche noch lange nicht entziffert. Auch iſt es unwahr, daß (S. XXXII) die Kunde der Entſprechungen, und mit ihr des geiſtigen Sinnes der Schrift, vom Herrn ſeiner neugeſtifteten Kirche nicht kundgethan worden ſey, weil die Chriſten der Urkirche zu ſchlichten Geiſtes geweſen. Man braucht nur die evangeliſchen Gleichniſſe (vgl. Matth. 13, 34. 35) und den Brief an die Hebräer anzuziehn (der doch wenigſtens zur Urkirche gehört), um das Gegentheil zu finden. Der heilige Geiſt brachte dieſe Entſprechungskunde nothwendig mit ſich. Daß aber endlich dieſe Kunde für die Kirche verloren gegangen, und durch die „neue Kirche" wieder ins Leben treten ſollen, geben wir gerne zu; aber in Swedenborg iſt ihre Praxis nur noch ein Embryo, und das iſt der alleinige Punkt unſers Widerſtreits. Wer bei ihm, ſeinem Wörterbuch und ſeiner Methode ſtehen bleibt, der läßt das geſchenkte Saatkorn unbenutzt, das von der Spreu gereinigt hundertfältige Früchte tragen ſollte.

Was aber die neue Kirche ſelbſt betrifft, ſo hat die Swedenborgiſche den epiſkopaliſchen Fehler aller Kirchenſecten (die Römiſche, Lutheriſche u. ſ. w. mit eingeſchloſſen), nämlich ſich und ihren Particularismus, wie er iſt, für den Univerſalismus (Katholicismus) auszugeben. Mit gleichem Recht kann ſich die Brüdergemeine für die neue Kirche oder Kirche des neuen Jeruſalems halten laſſen, d. i. für einen Bruchtheil der fortwährenden poſitiven Kirchenerneuerung, obgleich kein Hellſehender das Werkzeug, den Grafen v. Zinzendorf, und deſſen erſte Anſtalt zu Herrnhut, mit allen Fehlern und

Gebrechen der erſten Zeit, für rein göttlich wird anſehen wollen. Und ſiehe da! eben in ihm und ſeinen Brüdern ſchuf Gott einen gleichzeitigen, einen ſchon zuvorkommenden Gegenſatz gegen die Zerſtörung der wahren Erlöſungslehre im Swedenborgismus, und hemmte durch die einfache Liebe des Heilandes den excentriſchen Flug, den die neue Kirche auf den Fittigen der Phantaſie vergeblich in verſchloſſenen Welten nehmen konnte. Sie beteten gleichwohl dieſen Heiland vorzüglich, aber nicht als den dreieinigen Gott im Sinn der Swedenborger an, und mußten ſich auch ihrer erſten Natur, die manchmal in barocke Geſtaltung ausartete, entledigen. Dergleichen Gegengewichte, durch das göttliche Kirchenregiment geordnet, laſſen ſich in der neuern Kirchengeſchichte noch mehr nachweiſen; und wenn die unbedingten Verehrer Swedenborgs recht geiſtlich zu deuten wußten, ſo müßten ſie verſtehen, was es heißt, daß der Herr die ſieben Geiſter Gottes hat, und die ſieben Sterne, und unter ſieben goldenen Leuchtern wandelt. Swedenborgs Jünger ſind mit nichten allein die Kirche des neuen Jeruſalems.

In der Schrift von Oegger ſelbſt, welcher hier ſeine Lebens- und wunderbare Uebertrittsgeſchichte gibt, und in deren Anmerkungen, zeigt ſich nun unter leſenswerthen Dingen, auch unter Aeußerungen kirchlicher Toleranz (ſ. S. 7. 8. 15. 142, indem nämlich die Swedenborger oder „Neuſalemiten" Chriſten von allen äußern Confeſſionen unter ſich haben), der ganze ſtarre Swedenborgismus. So ſteht S. 122 der Ausdruck: „die abenteuerliche

Lehre von dem Auferſtehen der Todtengerippe" — und „daß der inwendige Menſch (das Handelnde im Traum und in der Verzückung) der geiſtige Leib iſt, von welchem Paulus redet" — obgleich Paulus ganz anders redet; ferner S. 11 und anderwärts (beſonders S. 145) Bemerkungen über Dreieinigkeit und Perſon Chriſti, mit obigem Glaubensbekenntniß übereinſtimmend. Chriſtus iſt allerdings „Schöpfer, Erlöſer und Wiedergebärer;" denn daß der Vater die Welt erſchaffen habe ohne den Sohn und den heiligen Geiſt, iſt ganz untheoſophiſch, ganz bibelwidrig; aber darum iſt Jeſus Chriſtus nicht zugleich der Vater und der heilige Geiſt ſelbſt, etwa nur ſo, wie ein Menſch dreierlei Aemter hat. Man ſehe aber, was Oegger von ſeiner eigenen Perſon hält, und weßwegen er dieſe Schrift eigentlich geſchrieben hat. Er hat eine Zeitlang viele vorbereitende Traumgeſichte erhalten, und hierauf eine „große Veroffenbarung," von der er ſagt (S. 24): „eine Veroffenbarung, welche nur gedankenloſer Unbedacht noch mit Unaufmerkſamkeit betrachten könnte nach alle dem, was da zur Sprache kommen wird, und welche bekunden wird, daß mir der Beruf geworden iſt, ſchließlich zu verkünden auf Erden das Daſeyn des irdiſchen Neu-Jeruſalems, welches vom Herrn vorhergeſagt ward gleich von Anbeginn des Chriſtenthums, über welches Emanuel Swedenborg ſeine zwanzig Bände Offenbarungen und Schrifterklärungen niedergeſchrieben hat, und welches ganz einfach auf der allgemein verbreiteten Kenntniß der Naturſprache fußt, die alle Chriſten in den Stand ſetzen wird, zu erfaſſen den geiſtigen Sinn der heiligen Bücher, und einzutreten in einen mehr oder minder engen Verkehr mit dem Neuen Jeruſalem in den Himmeln." Ferner (S. 36) — „der großen Veroffenbarung, die ich am Schluß empfing, und die, wie ich bereits erwähnte, die Beſtimmung hat, nicht mir einen Namen in der Welt zu machen, ſondern die Chriſtenheit neu zu geſtalten; es ſind höchſtkleine Mittel, durch welche der Herr höchſtgroße Dinge wirkt." Dieſe Ueberzeugung nämlich gründet er auf ein ausführlich erzähltes Traumgeſicht (eben jene große Offenbarung), welches er im Julius 1828 zu London hatte, worin er im Kreis verſtorbener frommer Freunde und nach heftiger Prufung die Stimme des Herrn ſelbſt vernahm und mit ihm redete. Da nun, wie Degger hier (S. 57) ausdrücklich bemerkt, Swedenborg in keiner ſeiner Schriften geäußert hat, ſein Auftrag ſey zu gründen, noch auch definitiv zu verkunden, die Neue Kirche, ſondern er, wie Degger ſagt, nur deren Lehre vorbereitete, und nur die Ausdrücke in ſeinen Schriften vorkommen: „das Neue Jeruſalem, welches der Herr zu gründen vorhat auf Erden" — „das Neue Jeruſalem, welches der Herr gründen wird auf Erden" (was denn, als zu Swedenborgs wahrer Ehre und ſeinen voreiligen Verehrern zur Zurechtweiſung dienend, wohl zu merken iſt!), Degger aber von dem Herrn unter andern die feierlichen Worte, merkbar abgeſetzt, vernommen haben will (S. 56): .... „Man wird denn nicht mehr harren drei Jahre ..... noch drei Tage ..... noch drei Stunden ..... noch drei Minuten ..... noch drei Secunden.

Sondern das heilige Jeruſalem, ewig im Himmel, ... auf der Erde ... iſt ... Neu!“ — ſo folgerte er hieraus wie nachſteht: „Das Reich des Neuen Jeruſalems auf der Erde empfing ſomit ſeinen eigentlichen Beginn erſt von dem Augenblick, wo die für immer denkwürdige Verkündung, die hier oben ſteht, ausgeſprochen ward“ — und ſagt weiter (S. 57 f.): „So ſcheint anzunehmen, daß keine widerſprechenden Gründe vorliegen, und daß ich auf den dritten Sonntag des Monats Julius im Jahr 1828 zu ſetzen habe die Stunde des Vaters, die Stunde der ewigen Liebe, welche das himmliſche Jeruſalem ſollte herniederführen auf unſern Erdball.“ Indem Degger noch die Frage that (S. 58): „Wie iſt's denn geworden, daß gerade ich, in Vorzug vor ſo manchen minder unwürdigen Brüdern, erwählt ward, mich mit ſo beſonderer Gunſt zu überhäufen?“ ſo erwiederte eine Stimme: „Darum, weil du der Stolzeſte biſt unter den Menſchen.“ Und ſofort nach einigem Innehalten: „David iſt's, der den Goliath überwand.“ — Wie er das zu ſeinem Vortheil deutet, leſe man bei ihm ſelbſt; es läßt ſich auch eine andere Deutung denken; und angenommen, Degger habe das Alles gehört, ja er ſey wirklich zu einem auserwählten Rüſtzeug für die „Neue Kirche“ durch das Traumgeſicht ernannt worden, ſo bedauern wir, ihn in ſeiner Vorſtellung von ihrer und von ſeiner eigenen Univerſalität nicht als den demüthigen David noch zur Zeit anerkennen zu dürfen, welcher den Goliath des Widerchriſtenthums überwinden wird, und warnen ihn treulich, als denen vor Gott bekannt iſt, daß es höchſt bedenklich iſt, wenn Jemand von ſich hält und vorgibt, Etwas zu ſeyn, und daß es Wege der Erkenntniß gibt, von denen Degger nichts weiß. Er wünſchte hierauf noch in jenem Traum durch Handauflegung eines Apoſtels zum Wirken im Neuen Jeruſalem geweiht zu werden, und ſie mußte zu ſeinem Erſtaunen der unglückliche, nun begnadigte Judas an ihm vollziehen (den wir zwar ebenfalls nicht mit Andern für unendlich verloren halten). Er ſagt (S. 67): „Alles, was ich weiß, iſt, daß nach dem Zeugniß meines Geſichts Judas gegenwärtig im Himmel iſt mit ſeinem Meiſter, viel liebend, weil ihm viel vergeben ward. Alles was ich weiß iſt, daß er es iſt, der die Hände mir auflegte, im Augenblick, da der Herr das irdiſche Jeruſalem in Zuſammenhang mit dem himmliſchen Jeruſalem zu ſetzen kam“ (nämlich eben in jenem Geſicht am 3. Sonntag des Monats Julius 1828). Wir möchten den guten Degger um ſo mehr warnen, da er nach jenem Traum zu London in einen Zuſtand gerieth, welcher ihn in ein Irrenhaus führte, und in welchem er zuvor Begegniſſe (mit kabaliſtiſchen Juden) gehabt haben will, an deren Realität man zu zweifeln Urſache hat. Sagt er doch ſelbſt (S. 114): „Während der drei Tage von religiöſem Schwung, oder, wenn man will, Ueberſpannung, die auf meine wirkliche Verzückung in London folgten, erblickte ich Perſonen und Gegenſtände, die nach allem Vermuthen nicht dieſer materiellen Welt angehörten“ — wer bürgt ihm denn dafür, daß es nicht ganz leere Fieberphantaſien geweſen ſind? Degger muß ſeinen großen Beruf nicht durch Erzählungen und nicht durch Träume, ſondern durch die That beweiſen, und hier wird es noch Anſtände geben, die ihn in manchem Stück eines Andern belehren werden. Der Niederfahrt des Neuen Jeruſalems auf die Erde im Julius 1828 nicht weiter zu gedenken.

Sehr gut iſt die Warnung, die Oegger ſelbſt im Anhang (S. 84 ff.) gegen denjenigen Verkehr mit der Geiſterwelt gibt, der nicht die Abſicht hat, ſich in chriſtlicher Vollkommenheit zu fördern. Sehr ſchön iſt, was Frau Gobert in einer Verzückung zu ihm ſagte (S. 98): „Du ſchreibſt noch einmal ein Werk über die Bibel; du biſt der Bibel nicht recht hold der vielen Stellen wegen, die du darin nicht verſtehſt; allein du haſt Unrecht: ſieh einmal, die Bibel iſt wie eines von den Familienbildern, das Jedem, der es anſieht, ins Auge blickt." Aber ſein „wahrer Meſſias" und ſein Büchlein „über die Naturſprache" ſind bei weitem nichts Vollendetes, und enthalten ſogar viel bibelwidrige Irrthümer. Swedenborgs Schlüſſel öffnet noch nicht die ganze „Univerſalſprache" (S. 99), deren Kenntniß man dem Verfaſſer nachweiſen könnte, wo er ſie am wenigſten vermuthet. Das Manuſcript ſeines Werks über den wahren Meſſias wurde ihm einſt (S. 101) im Traum unter dem Bild eines großen Haufens von Trauben gewieſen, der auf ſeinem Arbeitstiſche lag, und eben in Gährung übergehen wollte, um den Saft in Wein zu verwandeln. Er hätte daraus zu erkennen gehabt, daß ſeine Theorie ſich erſt durch die Gährung umkehren müſſe, um wahr und brauchbar zu werden. Was man für überſpannte Begriffe von der Kraft der Swedenborgiſchen Lehre hat, zeigt S. 109: — „ſie" (nämlich die St. Simoniſten, zu denen der Verf. gute Hoffnung hegt, ſ. S. 162) „würden vielleicht damit endigen, daß ſie unbefangener das Chriſtenthum des Neuen Jeruſalems in ſeinem Werth und Anſpruch prüften, ein Chriſtenthum, das einzig für vernunftmäßig begründet, und einzig für fähig erkannt werden wird, das Wunder der Wiedergebärung der ganzen Welt zu bewirken." Wir fürchten, daß das mehr eines Goliaths als eines Davids Rede ſey. Ueberall aber möchte ſowohl Oegger als ſeine Freunde zu viel Werth auf Träume legen (S. 118. 165), darnach haſchen, und dadurch in Irrthumer gerathen; da Träume doch oftmals nichts Anderes ſind, als unſere eigenen Gedanken und Meinungen, die ſich, wie wir ſie im Wachen bilderlos denken, im Schlaf durch das losgebundene Seelenvermögen, die Phantaſie, in Bilder und Handlungen kleiden, welche denn ein Swedenborger aus der ihm geläufigen Correſpondenzenſprache ſeines Meiſters entlehnen wird. Es gibt vielleicht beſſere Träume, deren Gemälde nach dem Erwachen nicht in der Erinnerung haften, und auch ſchlimmere dieſer Art.

Der Ueberſetzer hat noch einen Schlußkranz aus Birgit (Brigitta) von Schweden hinzugethan. Wenn er aber (S. 170) glaubt, ſie habe nur den Gott Chriſtus im Swedenborgiſchen Sinne gekannt, ſo folgt das nicht aus dem Umgang mit dem verklärten Gottmenſchen.

Die Summa des Geſagten iſt, daß um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, nach zuvor eingetretenem Schlaf in der Chriſtenheit, ſich das zwiefache geiſtige Reich der Finſterniß und des Lichts mächtig geregt hat, indem jenes die Stunde ſeiner Gewalt für gekommen hielt, und ſich ihm die göttliche Vorſehung mit ſchützenden Waffen entgegenſtellte, inzwiſchen für die Einzelnen ihre Wahl entſcheiden mußte. In Folge hievon äußerte ſich auf Erden einerſeits Zweifel, Unglaube, Vernunftſtolz, Abfall, Gottesvergeſſenheit, allerlei Sinnlichkeit und Gräuel des natürlichen Menſchen; andrerſeits fielen ungewöhnliche neue Lichtſtrahlen der Gnade herein und brachen ſich in mancherlei Farben; aber je reiner und höher ſie an ſich waren, deſto trüber und ſtückhafter verſichtbarten ſie ſich meiſt in den irdiſchen Gefäßen ihrer Fortleitung. Jedem ausgewirkten Theil aber offenbarte ſich die herablaſſende Gnade nach ſeinem Geſchmack, nach ſeiner Färbung und Fähigkeit. Das Alles geſchah durch Correſpondenzen und Influenzen aus der ewigen Welt, und wie das Ganze dieſer noch verborgenen neuen Kirche der verſunkenen alten und dem Abgrund des Böſen ſelbſt entgegengeſezt ward, ſo ſollten auch ihre ſichtbaren Sectionen einander wieder durch Gegenwerthe im Gleichgewicht halten. Die Aufgabe und der Rathſchluß Gottes iſt nun, daß dieſes Schwanken der Gewichte, oder der Widerſtreit der Formen und Begriffe, unnöthig werde, und durch Förderung der einzelnen Theile in der Erkenntniß und himmliſchen Liebe der gebrochene und getrübte Strahl in die klare Einheit zuſammenfließe, welche, nachdem auch die Bruchtheile der Finſterniß kräftiger als je ſich concentrirt haben werden, einen entſcheidenden Sieg feiern wird ohne Ende. Das iſt erſt alsdann die Kirche des Neuen Jeruſalems.

— ◦ —

Oberlin.

Wer kennt nicht den Namen des ehrwürdigen, nun ſelig entſchlafenen Greiſes, des unermüdeten Geſitters der Wüſte, des Vaters ſeiner Gemeinde zu Waldbach im Steinthal? Wohlan! „Oberlin war auch Geiſterſeher," ſagt uns in der abermals reich ausgeſtatteten Chriſtoterpe von Albert Knapp auf 1835, ein merkwürdiger biographiſcher Aufſatz von Pf. Chr. Barth, überſchrieben: „Ein Beſuch bei Oberlin im Jahr 1824," und erzählt uns authentiſch, was in andern Biographien des Mannes nur im Vorbeigehen berührt oder in den Gerüchten darüber entſtellt iſt. Hr. Pf. Barth berichtet alſo (S. 260 ff.):

„Ich gebe mit ſeinen eigenen Worten, was er mir darüber mittheilte, und überlaſſe die Erklärung den chriſtlichen Pſychologen. Gleich am erſten Abend erzählte er mir unaufgefordert, wie er zu dem Glauben an eine Verbindung mit der Geiſterwelt gekommen ſey, die ihm vorher ganz fremd geweſen. Ich hatte, ſagte er, bis auf den heutigen Tag in meiner Gemeinde mehrere Familien, welche das Vermögen, Geiſter zu ſehen, und mit ihnen im Umgang zu ſtehen, gleichſam erblich beſitzen.

Als ich hieher kam, wurde mir eine Nachricht um die andere von Erſcheinungen u. dgl. hinterbracht. Ich ärgerte mich darüber, weil ich nicht daran glaubte, und predigte dagegen. Allein die Leute lachten mich aus. Wir müſſen doch beſſer wiſſen, was wir geſehen und gehört haben, als er! war ihr Urtheil. Ich wurde nachdenkend, und konnte endlich nicht umhin, die Berichte redlicher und bewährter Leute, die mir ſo häufig zukamen, zu glauben. Was geſchah? Meine Frau hatte, wie ich ſpäter von ihr in der unſichtbaren Welt erfuhr, eine Erſcheinung von ihrer verewigten Schweſter, der Gattin meines Bruders, des Prof. Oberlin zu Straßburg. Dieſe ſagte ihr, daß ſie bald ſterben werde, und welche Vorbereitungen ſie treffen ſolle. Meine Frau glaubte und folgte. Sie machte ihren Kindern doppelte Kleider, richtete die Speiſen für die Leichenmahlzeit zu, nahm Abends, ohne von ihrer Erwartung etwas zu entdecken, gerührten Abſchied von mir und meinen Kindern, und ſtarb den andern Morgen. Gleich in der folgenden Nacht erſchien ſie mir im Traum, und von da an ſah ich ſie neun Jahre lang faſt alle Tage, träumend und wachend, theils hier bei mir, theils drüben in ihrem Aufenthaltsort in der unſichtbaren Welt, wo ich merkwürdige Dinge, auch politiſche Veränderungen, lang ehe ſie vorgingen, von ihr erfuhr. Sie erſchien aber nicht nur mir, ſondern auch meinen Hausgenoſſen und vielen Perſonen im Steinthal, warnte ſie oft vor Unglück, ſagte voraus, was kommen werde, und gab Aufſchluß über die Dinge jenſeits. Nach neun Jahren geſchah es, daß ein Bauer von meinem Filial Belmont, Joſeph M., ein Mann, der ſammt ſeiner ganzen Familie oft Erſcheinungen hatte, in der unſichtbaren Welt war. Dem ſagte mein verſtorbener Sohn, ſeine Mutter ſey jetzt in einen höhern Zuſtand verſetzt worden, und könne fortan nicht mehr auf der Erde erſcheinen. Auch wurde M. zu ſeinem Onkel Odil geführt, der in einem Walde als Holzhauer arbeitete, weil er ſo viele Schulden hinterlaſſen hatte, aber ganz heiter dem M. erzählte, ich hätte eine Subſcriptionsliſte im Ort herumgehen laſſen, um ſeine Schulden zu bezahlen, und er hätte die meiſten Stimmen. Den letztern Umſtand wußte ich noch nicht, als mir Joſeph M. von ſeinem Geſicht erzählte, und erfuhr erſt am Abend, da der Zettel zurückkam, daß es wirklich ſo war. Von da an aber ſah ich meine Frau nicht wieder. — Es mußte einem ſeltſam zu Muthe ſeyn, wenn man ſah und hörte, wie dieſer Mann, welchem man nie die mindeſte Abſence anmerkte, welcher auf die geringſten Erſcheinungen dieſer Körperwelt ſo aufmerkſam, und ſo unabläſſig bemüht war, ihren Unebenheiten abzuhelfen, der überdieß Alles, was er trieb, mit ganzem Ernſte trieb, doch zu gleicher Zeit von der unſichtbaren Welt auf eine Weiſe redete, wie wenn er dort eben ſo bekannt und zu Hauſe wäre, als in dieſer. Die eine war ihm ſo gewiß wie die andere, und er redete von einem Orte jenſeits grade wie von Straßburg oder Colmar. Er verſicherte, alles Irdiſche habe ſein Gegenbild (αντιτυπος) in der andern Welt, und ſagte z. B. von der Burg, welche früher hier ſtand, und dem Thal den Namen gab (ban de la Roche), aber nun in Trümmern liegt, in der unſichtbaren Welt ſtehe ſie noch ganz, und er habe ſie oft dort geſehen. Bei einem jungen, einſeitig gebildeten, wenig beſchäftigten, oder phantaſiereichen Manne wüßte man ſich in einem ſolchen Falle ſchon zu helfen, und dürfte um eine Auslegung ſeiner Träumereien nicht verlegen ſeyn; aber dieſer durch und durch klare, nüchterne, ſcharfſinnige, claſſiſch gebildete, und unbegreiflich arbeitſame Mann, redete von der Geiſterwelt auf eine ſo ruhige, einfache Weiſe, daß auch die Ungläubigſten in Verlegenheit kommen mußten, und nicht zu widerſprechen wagten. Und wenn ſie es gethan hätten, ſo würde Oberlin mit der größten Ruhe und mit lachendem Munde geſagt haben: So wenig Sie wegläugnen können, daß dieſer Tiſch hier ſteht, ſo wenig können Sie mir die Wirklichkeit der Dinge beſtreiten, die ich im vollſten Bewußtſeyn mit meinen Augen geſehen habe. Ich glaube Ihnen als einem ehrlichen Mann auf Ihr Wort, daß Ihnen noch nichts der Art vorgekommen iſt; aber glauben Sie mir auch, was ich als ein ehrlicher Mann bezeuge. — Uebrigens denke man nicht, als ob Oberlin irgend eine ſeiner Erfahrungen in dieſem Gebiet über das Wort Gottes hinaufgeſtellt habe; die Bibel ging ihm über Alles, und wenn er mit derſelben ſeine beſondern perſönlichen Anſichten in Uebereinſtimmung zu bringen wußte, ſo hat wenigſtens der Erfolg gezeigt, daß ſeine Wirkſamkeit im Predigt- und Seelſorgeramt dadurch nicht beeinträchtigt wurde. — Noch zwei Anekdoten aus der reichen Menge deſſen, was mir Oberlin erzählte, werden hier an ihrem Platze ſeyn. Einmal war er tödtlich krank, ſo daß ſein Sohn für ihn predigen mußte, und in der Kirche den Zuhörern ſagte, wenn nicht Gott ein Wunder thue, ſo treffe er ſeinen Vater nach dem Gottesdienſte nicht mehr lebend an. An demſelben Morgen früh, ehe Oberlins Krankheit bekannt war, hatte die Frau des obenerwähnten Joſeph M. in Belmont eine Erſcheinung; ſie ſah nämlich den Papa (ſo wurde Oberlin von ſeinen Pfarrkindern allgemein genannt), deſſen ganzer Leib vom Hals an bis auf die Füße mit lauter zum Beten gefalteten Händen bedeckt war. Dieß Geſicht ging in Erfüllung. Die ganze Gemeinde vereinigte ſich zum Gebet für ihn, und er genaß zuſehens, ſo daß er am andern Abend wieder geſund war. Ein andermal war er, wie er ſich ausdrückte, wirklich geſtorben. Seine Kinder und Luiſe waren damals alle krank. Eine alte Magd, welche ſchon an vielen Sterbebetten geweſen war, befand ſich allein bei ihm zu ſeiner Pflege, und als ſie ſich einmal nach ihm umſah, war er todt, nach allen Kennzeichen todt. Sie unterſuchte den Puls: keine Bewegung, kein Athem mehr! Was? ſagte ſie, die Kinder krank, die Luiſe krank, und der Papa ſoll todt ſeyn? Das kannſt du nicht thun wollen, lieber Herr im Himmel! Sie betete mächtig. Oberlin erwachte, und es war ihm leid, wieder zur Erde zu kommen; denn ſeine Seele war in herrlichen Gegenden geweſen. —

Vorher wird etwas aus den Verſammlungen angeführt, welche Oberlin in ſeinem Wohnzimmer zu halten pflegte; nämlich: „Bei einer Ermahnung, den Glauben an Jeſum nicht aufzuſchieben, weil man ſonſt nach dem Tode in ſeinen Erwartungen ſehr getäuſcht werde, ſagte Oberlin, er habe von vielen ſeiner ehemaligen Zuhörer, die ſeine Worte nicht benutzt hätten, aus der unſichtbaren Welt Nachricht bekommen, daß ſie mit großem Verlangen auf ſeinen Tod warten und ſagen: Wann er ſtirbt, predigt er uns wieder, und dann wollen wirs gewiß beſſer benutzen als ehemals. Bei dieſer Gelegenheit ſprach er auch von der Hölle, welche in der Erde ſey. Er ſagte: Sehet, die Erde iſt 3000 Stunden dick; da ſind viele tauſend Höhlen darin, in denen die Gottloſen aufbehalten werden. Im Centrum iſt ein großes Feuer, welches auch durch ſeine Wärme Alles auf der Erde wachſen macht, ſo wie die Metalle in der Erde. Denn die Metalle ſind Dünſte, welche ſich anſetzen und verhärten, wie ihr in Rothau ſehen könnet, wo man alte, längſt ausgebeutete Schachte wieder aufgegraben, und gefunden hat, daß das Eiſen wieder gewachſen iſt. Die feuerſpeienden Berge ſind die Kamine dieſes Feuers. Je tiefer man in die Erde kommt, deſto wärmer findet man es, weil es dem Feuer näher geht.“ —

Mit dieſer letzten Mittheilung vergleiche man den Aufſatz: „Der magnetiſche Zug der Seelen und die Eingänge zur Hölle,“ in der 4. Sammlung der Blätter aus Prevorſt. Uebrigens verdienen in dieſem Jahrgang der Chriſtoterpe (welchen ein vortrefflicher Aufſatz von Olshauſen über das Wort Gottes eröffnet) beſondere Aufzeichnung in Bezug auf den Gegenſtand dieſer Blätter:

ein von **Schubert** erzählter Traum unter der Ueberſchrift: „Nicht mehr hienieden, heißt nicht geſchieden,“ und die ſchönen und zahlreichen „Himmelsbilder“ vom Herausgeber **Albert Knapp**, welche vielleicht einige Leſer mit ſeinen frühern „Hadesbildern“ wieder ausſöhnen werden, obgleich auch dieſe ſo ſchätzbar als ernſt ſind.

— y —

Oetinger.

Ein Magier neuerer Zeit war der ſelige, hochehrwürdige Prälat Oetinger, ein Vater in Chriſto von vielen tauſenden erweckten Chriſten, einer der merkwürdigſten Menſchen des vorigen Jahrhunderts, ausgezeichnet an Erkenntniß, mächtig im Gebet, groß in Demuth und in Liebe. Er war geboren 1720 und ſtarb 1782. Obgleich dieſer Glaubensheld meiſt nur ein verborgenes Leben mit Chriſto in Gott geführt, und ſeine wahrhafte gewaltige Wirkſamkeit, deren Früchte noch jezt, vornehmlich in ſeinem Vaterlande Würtemberg, und der angrenzenden Schweiz in reicher Menge vorhanden ſind, meiſt nur Gott und einigen wenigen treuen Seelen bekannt geworden, ſo iſt er doch bis hieran, an unſere Zeit, den Juden unter ſeinen Glaubensgenoſſen ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit geweſen. Vorzüglich wohl ſeitdem er ſein bibliſch-emblematiſches Wörterbuch dem Telleriſchen entgegengeſetzt hat. Daher muß man Oetinger nicht aus dem Urtheil und Bericht der gelehrten Theologen ſeiner Zeit kennen lernen wollen. —

Ihnen galt er „zwar als ein ausgezeichnet Gelehrter, aber in der allerſeltſamſten Thorheit und Aberglauben Befangener, welcher zum Beweis mit großem Eifer Naturkunde, vornehmlich höhere Chemie getrieben habe, wahrſcheinlich um Gold zu machen oder um den Stein der Weiſen zu finden, er habe aber nichts herausgebracht, als manche, freilich ſehr wohlthätig wirkende Arzenei, die er immer an arme Kranke zu verſchenken pflegte; in ſeinem höheren Alter ſey er geiſtesſchwach und kindiſch geworden, und habe zuletzt nur wenig geſprochen." Andere, die mehr zu wiſſen vorgaben, erzählten ſich lächelnd und kopfſchüttelnd von Oetingers Umgang mit Geiſtern, vorzüglich von den vergeblich in einer Kammer ſeines Hauſes von ihm aus Mitleid geduldeten, nur ihm ſichtbaren, Andern zuweilen hörbaren, Hausgeiſtern, von ſeinem felſenfeſten Glauben an die Wunderkraft des Gebets, auch wohl von ſeinem Leſen in der Natur, beſonders in den Geſtirnen. Faſt Alle indeß, die den merkwürdigen Mann auch nur einmal in ſeinem Leben geſehen hatten, mußten bekennen, daß ſein Anblick wie ſein Wirken Ehrfurcht und Liebe einflößte; denn es war in ihm eine gewaltige Majeſtät der Liebe, Hoheit der Demuth, ſtille feſte Kindlichkeit des Glaubens unverkennbar, man mochte ihn nun als Lehrer der Gemeinde, oder als Tröſter und Pfleger der Armen, Betrübten und Verlaſſenen, oder in ſeinem tiefen Sinnesvollen Spiele der Natur geſehen haben.

Oetinger übte vor allem das Hauptſtück aller ächten und frommen Magie, das Geſchäft des lebendigen Wortes, oder das Gebet, auf ſo eine außerordentliche und wunderkräftige Weiſe, daß er mit Recht zu Jenen könnte gezählt werden, welche nach dem Worte der heiligen Schrift dem Himmelreiche Gewalt anthun; und welche durch glaubensfeſtes Flehen die Kräfte der Natur bewegen, nach Matth. 17, 20. Deſſen ſind die Zeugen, die in Stunden, wo ihnen um Hülfe, Noth und Angſt war, zu ihm kamen, welche dann erfuhren, wie der Glaubensheld ihnen die Hülfe wunderbar herbei, und alle innere und äußere Noth hinweg betete. Die nachſtehenden Züge gehören freilich vielleicht zu denen, was man ſtarke Speiſe nennt, Hebr. 5, 14., ſie kommen jedoch aus lautrer, reiner Quelle.

Oetinger pflegte ſehr oft, beſonders am Abend Jünglinge bei ſich zu haben, mit denen er betete. Vornehmlich waren es arme Studierende und Candidaten der Theologie, deren er ſich auch äußerlich wie ein lieber Vater annahm, und die meiſt in ſeinem Umgange und durch die Kraft ſeines Gebets zu Glaubenshelden erſtarkt, zu Vätern in Chriſto aufgezogen worden ſind. Ich nenne unter ihnen nur den ſeligen Pfarrer Hahn. Oefters verzog ſich dieſe ſelige Abendſtunde bei Vater Oetinger, die Stunde des Gebets, bis tief in die Nacht, und meiſt pflegte es allgemeine Angelegenheit der ganzen Chriſtenheit, oder des Vaterlandes, oder einer ganzen Gemeinde zu ſeyn, welche das betende Häuflein dem Herrn vortrug. Einsmals war das ganze Würtemberger Land, vor allen aber jene Zahl von Seelen, welche nach dem Herrn fragen, und ſein Angeſicht ſuchen, in ſolcher Angſt und Gefahr, wie niemals ſonſt, weder vor noch nachher. Um dieſe Zeitda die Noth am höchſten, und die Ausſicht auf Hülfe am dunkelſten und entfernteſten, ja unmöglich erſchien, war Oetinger mit ſeinen jungen Streitern auch verſammelt. Er ermahnte ſie heute zu ganz beſonderm Ernſte, Inbrunſt und Anhalten im Gebet, ſie wollten heute zuſammen Dem, der das Schreien der Seinigen gerne erhört, die große Noth des Vaterlandes, und der in ihm lebenden Schaar von Chriſten vortragen. Die Noth ſey jetzt ſo hoch geſtiegen, daß wenn nicht plötzlich eine wundervolle Hülfe von Oben käme, der leibliche als geiſtliche Untergang unvermeidlich wäre.

Hierauf fing der Alte mit ſolcher feſten Glaubenszuverſicht und kindlichen Innigkeit an um Hülfe und Errettung zu beten, daß die Herzen Aller, die ihn beten hörten, mit unwiderſtehlicher Gewalt emporgehoben wurden. Es war dieſen Abend etwas ganz beſonders um den Mann und ſein Gebet. Er ging von Zeit zu Zeit hinaus, ſah hinauf an den geſtirnten Himmel, kam dann herein, und ſagte: „Kinder, wir ſind noch nicht erhört, aber betet nur ernſter, zuverſichtlicher und inbrünſtiger, ich weiß gewiß, wir werden erhört.“ Hierauf beteten ſie wieder, immer ernſtlicher und ernſtlicher, und in den Worten und Mienen des Glaubenshelden war wohl dieſe Nacht ſo etwas Prophetiſches, Geiſterhaftes, Außerordentliches, daß die Anweſenden mehr wie ſonſt die unmittelbare Berührung einer freundlichen und friedlichen Geiſterwelt und die Nähe einer verborgenen Majeſtät zu fühlen glaubten. Endlich gegen zwei nach Mitternacht kam Oetinger wieder von dem Anblick des ſternenhellen Himmels herein, und ſagte: „Nun, Kinder, laßt uns Gott loben und danken, wir ſind erhört, Rettung iſt da.“ Und ſiehe, ſchon am andern Tage erfuhr man: der Urheber ſolcher Noth habe heute Nacht um zwei Uhr ſo plötzlich, und auf eine ſo furchtbare Weiſe geendigt — man hörte ihn auf einmal fürchterlich ſchreien, und da man ins Zimmer kam, fand man ihn von einem Schlagfluß getödtet, das Geſicht blau und durch entſetzliche Krämpfe verzerrt — daß noch jetzt das Volk in Würtemberg glaubt, er ſey durch eine böſe, geiſterhafte Gewalt getödtet worden. Oetinger hatte nicht um ſeinen Tod gebetet, und wahrſcheinlich auch nicht an dieſen Weg der Rettung gedacht, ſondern er hatte nur um Rettung aus großer Noth geflehet.

So ſtark auch und freudig unſer Oetinger im Gebet war, ſo lebte doch in ſeiner Nähe ein Mann, welchen er, als ihm bei weitem überlegen im Glauben und Gebet betrachtete und verehrte, ein Mann, auf welchem auch allerdings die Salbung und der Geiſt der Gnade vor Tauſenden ſichtbar ruhte; das war der Commandant auf dem Aſperge. Oetinger war, als ein vielgeübter Streiter des Herrn, beſonders in ſeinen kräftigeren Jahren von jugendlicher (?) innerer Angſt, Kummer und großer Seelennoth angefochten. Wenn es ihm nun einmal zu arg wurde, und ihm das Waſſer an die Seele ging, da pflegte er wohl öfter, ſelbſt noch ſpät am Abend, etliche Stunden weit von ſeinem Hauſe durch Wald und Feld hinauf nach dem Aſperge zu gehen, und immer gelang es dem alten Commandanten, alle innere Noth und Angſt ihm vom Herzen wegzubeten. — Hierbei erwähne ich noch eines merkwürdigen Zuges, welcher allerdings nur aus einer höhern Phyſik, als die gemeine iſt, erklärt werden kann. Der alte Commandant ſtarb, und ſein Leichnam wurde in der Nähe einer Kirche zur Erde beſtattet. Im nächſten Frühjahre ſollte an dieſer Kirche gebaut, und grade da, wo das Grab war, ein Pfeiler in die Erde geſenkt werden. Man hatte bereits in der Nähe ein neues Grab geöffnet, um die Leiche des ehrwürdigen Mannes, aus ihrer bisherigen Gruft heraus, in jenes zu verſetzen. Da die Todtengräber den Sarg aufhoben, fanden ſie ihn zu ihrem Erſtaunen ganz leicht, als ſey er leer. Verweſt konnte er doch, der Leichnam eines großen ſtarken Mannes, in einem Jahre noch nicht ſeyn, und der Sarg war noch friſch. Sie öffneten dieſen aus Neugierde, und finden ihn ganz leer, ohne Spur eines Körpers. Da man Oetinger es berichtete, ſagte er: „Wie wundert euch das? habt ihr nicht geleſen von einer erſten Auferſtehung der Todten? Zu dieſer iſt unſer Seliger gelangt, deſſen Leib ſammt der Seele und dem Geiſt ſchon hienieden zu einem reinen und heiligen Tempel Gottes verklärt war, und geläutert durch und durch.“ Es faſſe es, wer es kann! —

(**Anmerkung:** Der leibliche Prozeß der Verweſung iſt ſeiner Natur und ſeinem Verlaufe nach ganz nahe verwandt mit dem des Verbrennens, ja er iſt ſelber eine Art von Verbrennungs-Prozeß. Das Verbrennen entſteht in unſerer Körperwelt dadurch, daß das in allen Körpern gebundene, und gleichſam

> erſtarrte Licht, frei wird und lebendig. Dieſes geſchieht, wenn ein Körper völlig paſſiv, leidend, gleichſam ſeine ſtarre Eigenheit ganz aufgebend, gegen den höhern Gegenſatz, die Lebensluft, wird. Je vollkommener und durch und durch gehend der leidende, dem höhern Gegenſatz ſich ganz ergebende Zuſtand iſt, deſto vollkommener iſt das Verbrennen. Daher laſſen manche Körper, wenn ſie ſich entzünden, gar keinen groben Rückſtand [Aſche noch Schlacke], ſondern werden durch und durch in feine, emporwärts ſteigende dampfartige Weſen verwandelt. Doch dies ſoll nur als unvollkommenes Bild das Höhere andeuten!)

Aber ich habe noch Wunderbareres zu erzählen! Oetinger hatte in hohem Grade das, was der ſelige Stilling „eröffnetes Ahndungsvermögen“ nennt. Er war ein Geiſterſeher und zwar im andern Sinne als Swedenberg. Hierüber wäre mehr zu ſagen, doch ſey hier nur Eins erwähnt. Oetinger predigte den Seelen der Abgeſchiedenen Buße und Vergebung der Sünden in dem Glauben an Jeſum Chriſtum. Zu einer gewiſſen Zeit ging er am Abend in einer nahe an dem Kloſtergebäude, welches er bewohnte, abwärts unter die Erde gebauten Kammer, im Kirchhofe gelegene Kapelle. Der Dienſtmagd, welche bei ihm war, fiel es als ſehr ſonderbar auf, daß ihr Herr immer ſo zur ſpäten Abendſtunde jene Kapelle zu beſuchen ging, und ſo ſchlich ſie ihm einsmals nach, ſein Thun zu belauſchen. Durch die halbgeöffnete Thür hört ſie, daß ihr Herr, auf der Kanzel ſtehend, Todte zum

Glauben an Jeſum Chriſtum ermahnt, und geht, von Schauder ergriffen, wieder hinweg. Aber ſie war bemerkt worden von den Geiſtern, und durch die Bewegung, die unter ihnen entſtanden war, auch von dem Prediger. Beim Nachhauſekommen warnt und ermahnt er ſie ernſt, nie ſo etwas wieder zu wagen.

Doch genug des Wunderbaren von dem hochſeligen Vater Oetinger. Ich will nur noch einige Worte von den letzten Lebenstagen hinzufügen:

Oetinger hatte faſt ſein ganzes Leben hindurch in der angeſtrengteſten, unausgeſetzteſten Thätigkeit für das Reich Gottes und für das Wohl der Brüder gewirkt, und jene Zeit, die ihm der Hauptberuf übrig ließ, ſeinem Durſt nach Erkenntniß geweiht. Aber er ſollte — ſo pflegte der würdige Schüler des Seligen, Pfarrer Hahn, über die letzten Lebensjahre ſeines Lehrers zu ſprechen — auch noch auf der Erde eine kurze Zeit der ſeligſten Ruhe des Leibes und Geiſtes genießen; denn, welche Ruhe kann wohl ſeliger ſeyn, als die eines unſchuldigen frommen Kindes? Und ein ſolches iſt der ſelige Oetinger in den letzten Tagen ſeines Lebens geworden. Denn es iſt allerdings gegründet, daß der Greis, der ſein ganzes Leben hindurch die Kinder lieb gehabt, zuletzt ſich zu den 3- und 4jährigen Kindern auf die Erde geſetzt, mit ihnen Haufen von Sand gemacht, Brötchen aus Erde gebacken, und alles mitgeſpielt hat, was die Kleinen ſpielten. Denn dieſe, die den Alten ſchon vorher geliebt hatten, wurden nun gar bald noch viel vertrauter mit ihm, und behandelten ihn als ihres Gleichen. Sie ſagten

om, ſie wollten jezt in den Wald gehen und Beeren
der Vogelneſter ſuchen, und der Alte war gleich und
erne willig, und da er am Leibe noch ſehr friſch war,
ef er mit ihnen, und hat eben ſo laut und fröhlich mit
ufgejauchzt, als die Kleinen, wenn ſie etwas fanden.
ber eben in dieſem Zuſtande bemerkte man an ihm
inen unbeſchreiblich rührenden Umgang des Herzens mit
Gott. Nicht bloß faltete er, wie ein frommes Kind,
mitten im Spiel gar oft die Hände, und betete die Kinder-
ebetlein, wie: »Chriſti Blut und Gerechtigkeit« u. ſ. w.,
ondern ſein Gebet für Andere war in dieſem Zuſtande
o innig und wirkſam, daß gar Viele, mit innerer und
ußerer Noth Belaſtete, zu ihm kamen, und bei ihm
Troſt und Hülfe ſuchten. Da ſagte er dann, kindlich
cher und zuverſichtlich, „wartet nur ein wenig, ich will
en lieben Vater um eure Sachen fragen“ — ging dann
n ſein Nebenzimmer, betete, und kam gar bald mit einer
Antwort wieder, der man es an dem immer eintreffenden
Erfolge anmerken konnte, daß ſie nicht aus dem Sinn
nd Mund eines Menſchen kam. Und ſo entſchlief der
Alte endlich auch als ein ſchon hier auf Erden, wenn
uch nur im Vorbilde und in der Schwachheit zu einem
eligen Kinde Vollendeter.

Zum tiefen Nachdenken auffordernd iſt dieſes Ende
ines Mannes, der mehr als viele Tauſende von Chriſten,
ier auf Erden, in ſeltener und außerordentlicher Er-
enntniß der verborgenſten Weisheit, ſowohl der heiligen
Schrift, als der Natur, an ſeltener Gabe des Geiſtes
nd Glaubens zum vollendeteſten Mannesalter in Chriſto

gelangt war. Denn ſiehe, dieſer hoch und tief vollendete Mann mußte in ſeinen eigenen und in den Augen derer, die ihn verehrt hatten, wieder zum frommen, einfältigen, ſeligen Kinde in Chriſto werden, und als ſolches enden. Hinweg war alles Wiſſen, alles Erkennen, alle glänzende Gabe des Mannesalters, und nur der Kinderglaube war geblieben, und des Kindes Wiſſen um den lieben Vater, vor allem aber die Kindesliebe. — O ſelig, wem dieſe zu aller Zeit des Lebens hier auf Erden die Hauptſache war und iſt!

Dieſen wahren und großen Naturforſcher Oetinger rief der wackere Spleiß aus Schaffhauſen den im Jahre 1834 zu Stuttgart verſammelten rationellen Naturforſchern in einer originellen Rede in's Gedächtniß. Er mahnte die Kräuterſucher an eine himmliſche Botanik, wo die Blumen nicht verwelken, ſondern aus ihrer Aſche wieder auferſtehen, und gab hiezu Oetingers Recept an. Er wurde von den wenigſten verſtanden, ſondern nur belacht oder bedauert.

Wir geben aus Oetingers bibliſchem Wörterbuche, auch zur nähern Verſtändniß der Spleißiſchen Rede folgendes:

„Das Sterben iſt nur eine Abſchneidung der Dinge, die das Leben verdecken, Ablegung der groben Hülſe, das treibende lebende Weſen bleibt alle Zeit. Dieß iſt's was die Stäublein in die Form und die Blume in die Figur bringt. Die irdiſche Hülle der Pflanzen bleibt in der Retorte, das bildende Oel geht als ein Geiſt über mit völliger Form. Ich bewieß, daß im wachsthümlichen Oel der Pflanzen das Bild mit allen Zeichnungen liegt, ehe die Blume ihre Geſtalt offenbart. Ein ſolches Bild liegt auch im Menſchen verborgen. Der Geiſt hat das Bild in ſich und formirt es in der Seele. Elias Camerarius ſah mit offenen und geſchloſſenen Augen das Bild der Seele. Helmont, der frei von Einbildung war, ſah im Jahre 1633 noch auf eine hellere Art ſeine Seele als Camerarius. Er ſah eine geiſtige Subſtanz, wie ein Kryſtall, die ein Licht von ſich gab, ſie hatte aber die Figur eines Menſchen. Tertullian ſchrieb von einer Seherin: „Sie ſprach: unter anderem iſt mir auch die Seele gezeigt worden, körperlich. Den Geiſt ſah ich in der allerdünnſten Zurückſtrahlung, leuchtend, himmelfarb, übrigens nach allen Stücken in menſchlicher Geſtalt.“

Die Nonne von Dülmen.

Nachtrag.

In der 5ten Sammlung dieſer Blätter wurde für möglich gehalten, daß viele einzelne Umſtände der heiligen Geſchichte in den Geſichten der ſeligen Emmerich nur als Erinnerungen aus dem zuvor Vernommenen oder in der vorhandenen Tradition ihrer Kirche von ihr geſchaut worden, ohne daß dadurch ihr hiſtoriſcher Grund beſtätigt werde. Bei einigen wurde das Unwahrſcheinliche derſelben bemerklich gemacht, das weſentlich Gute und Wahre der Betrachtungen aber darum nicht verkannt, weil particulariſtiſche Anſichten ihnen hier und da eine eigenthümliche Geſtalt geben oder die Gemälde mit werthloſen Einfaſſungen verſehen ſind. Der neuere Seher hat oft ſeine angelebte Symbolik, durch deren Vermittelung er ſchaut; ja bei den unfehlbaren bibliſchen Propheten findet ſich das Aehnliche, nämlich die nationale Form des Mediums, worin ſich ihnen die Wahrheit nähert; worüber ein Freund von uns richtig bemerkt: „aus dieſem Grunde mag wohl der Geiſt Gottes dem Petrus in der Jüdiſchen Bilderſprache die unreinen Thiere zur Schlachtung angeboten haben.“ — Nur daß hier das Symbol ſtets treffend und dem Weſen innig verwandt, hingegen dort mehr willkührlich und zufällig ſeyn wird, nicht aus zuvorgegebenen göttlichen Typen, ſondern aus menſchlichen Begriffen, Gebräuchen und nahen Umgebungen hergenommen. So wenn ein Prophet der Römiſch katholiſchen Kirche ſieht, wie Jemand zuletzt ins Kloſter geht, kann es ſchlechthin bedeuten, daß er ſich in die Einſamkeit zurückziehe; wenn er die ganze Kirche wieder unter dem Pabſt, als ſeinem ſichtbaren kirchlichen Oberhaupt, vereinigt ſieht, kann es den richtigen Sinn haben, daß die Heerde ſich ohne ſcheidende Meinungen unter den einzigen himmliſchen Hirten ſammeln werde. Ein gewiſſer Seher jetziger Zeit, ein Landmann evangeliſcher Confeſſion, beſchrieb die Lage und den Bau des neuen Jeruſalems als einer großen Stadt in der Nähe ſeines Dorfs; und dergleichen mehr. Durch ſolche Nebel hat der Hörer kritiſch durchzudringen und den Kern von der Schale zu löſen; er hat ſich nicht irren zu laſſen, wenn zweifelhafte Zuthaten die Hauptſache umgeben oder gar entſtellen ſollten; er muß Ausleger und muß Richter ſeyn. Dieſe Scheidekunſt der Erleuchtung iſt von den Apoſteln empfohlen (1 Kor. 14. 29. Hebr. 5, 14).

Was nun die apokryphiſchen Einzelheiten betrifft, welche zwar in der Vergangenheit ſelbſt, wenigſtens zum Theil, von der Emmerich geſchaut ſeyn könnten, aber auch näher als Beſtandtheile der kirchlichen Tradition: ſo finden ſich Beiſpiele von letztern in dem Codex apocryphus oder pseudepigraphus ſowohl des alten als des neuen Teſtaments von Joh. Albert Fabricius. Die Gattin des Pilatus heißt bei der Emmerich Claudia Procle. Fabricius ſagt (Cod. ap. N. T. Th. 3. S. 398), daß ſie bei Johannes Malala und Andern Claudia Procula heiße, und führt folgenden Titel eines Büchleins an: „Historia anecdota, noch nie publicirte Geſchicht-Erzehlung von der Frau Pilatusin, oder Cholem eines Syrers von Claudia Procula, Cnei Pontii Pilati, dazumahl Landpfleg- und Bann-Richters zu Jerusalem Gemahlin, Ankunfft, Tugend-Wandel und Austritt aus dieſem Leben.“ Fabricius erwähnt nur Einiges von der Unzuverläſſigkeit des Inhalts, und daß nach demſelben Claudia zuletzt plötzlich zu Arimathäa, Pilatus im Exil in der Schweiz geſtorben ſeyn ſoll. Uebrigens kann die „Frau Pilatuſin“ ſehr wohl Claudia Procula oder auch Procle geheißen haben. — Nach der Ueberlieferung hat Chriſtus nicht nur im Schweißtuch der Veronica ſein Geſicht, ſondern auch (wie bei der Emmerich S. 281) ſeine ganze Geſtalt mit ihren Wunden in den Grabtüchern abgedruckt (Fabric. Th 3. S. 436). — Die Namen der beiden Schächer lauten in den apokryphiſchen Schriften verſchieden, in dem Evangelium infantiae Titus und Dumachus (Fabr. Th. 1. S. 186), in dem Evang. Nicodemi Dimas und Geſtas, anderwärts Dismas und Gesmas (daſ. S. 258. Th. 3. S. 472). Daß dieſe Räuber das Jeſuskind in Aegypten geſehen, iſt gleichfalls traditionsmäßig (Th. 1. S. 186. Th. 3. S. 444), ſo wie die Heilung des Ausſatzes durch deſſen Badwaſſer (wenn auch nicht an dem Schächer) im Evang. infantiae vorkommt (Th. 1. S. 180 ff.). —

Daß Adam im Calvarienberg begraben liege, ſagt eine oft wiederholte Ueberlieferung (Cod. ps. V. T. Th. 1. S. 59 ff.). — Der Name des Longinus, und daß ſein Speer die rechte Seite des Herrn verwundet haben ſoll, iſt bekannt, wiewohl nach Andern die linke, nach noch Andern gar beide Seiten, indem er wieder herausgedrungen (Cod. ap. N. T. Th. 1. S. 259. Th. 3. S. 472), welches letztere auch bei der Emmerich vorkommt (S. 276 oben). — Dieſe Beiſpiele können zum Beweis hinreichen, daß die neu ſcheinenden Angaben der E. es wenigſtens nicht alle ſind, und können zum Suchen nach weitern Quellen oder übereinſtimmenden Traditionen einladen. Man wird auch nach unſern Bemerkungen ſich nicht geneigt fühlen, in den Geſichten der E. eine beſtätigende Autorität für jene Ueberlieferungen, ſondern nur eine Uebereinſtimmung zu finden, deren Gewicht ganz unbedeutend ſeyn kann. Ja man hat uns berichtet, daß ſie einſt auf eine Frage über einen hiſtoriſchen Umſtand geäußert habe: „Das ſteht ja in dem Buch" — ohne es näher zu bezeichnen.

— v —

Wir theilen hier ferner ein Paar Schreiben aus frühern Jahren über die Nonne von Dülmen mit, die uns von guter Hand zugekommen ſind.

1.

Aus einem Briefe des Hrn. E. an Hrn. Prof. Sch. in M. vom Jahr 1813.

Da ich nicht ſicher bin, ob es von Hrn. M. geſchehen iſt, ſo halte ich es für Pflicht, Sie mit einem Phänomen bekannt zu machen, das ſich im Münſterlande zugetragen hat und noch zuträgt. Obſchon ich ſelbſt Augenzeuge davon war, ſo folge ich doch in der Erzählung dem Faden, den einer meiner Freunde davon entwarf. Am 22. Juli 1813 reiſete ich in Geſellſchaft der ..... nach Dülmen, um Zeuge zu werden einer außerordentlichen Erſcheinung, einer auffallenden Erweiſung der Allmacht und Allbarmherzigkeit Gottes, wie wir den 23. auch wirklich es wurden. Dort iſt jetzt eine Perſon, die an ihren Händen, an ihren Füßen und in der Seite die Wundenmaale unſers Heilandes trägt, wie auch an ihrer Stirne. Anna Catharina Emmerich, 35 Jahre alt, war Auguſtinerin in einem jetzt aufgehobenen Kloſter zu Dülmen, Stieftochter eines gemeinen Kothers bei Koesfeld im Münſteriſchen. Als ſie drei Jahr alt war, zeigte ſie ſchon eine beſondere Frömmigkeit, und pflegte Gott zu bitten, ſie aus der Welt zu nehmen, ehe ſie durch Sünde ſich beflecken möchte. Furcht vor der Sünde aus Liebe zu Gott gab ihr frühe eine beſtimmte Richtung, in welcher Gott ſie erhielt. Ihre Bildung iſt zart, ihr Angeſicht angenehm; ſie hat einen ſehr lebhaften Geiſt, iſt zart und reizbar von Empfindung, hatte von Kindheit an das innigſte Mitgefühl für Leiden und Freuden Anderer, gab daher alles, was ſie hatte, den Armen, ſo arm ſie und ihre Eltern auch ſelbſt waren. Als ſie in die Schule kam, ward ſie nach 4 Monaten wieder herausgenommen, weil der Schullehrer erklärte, ſie ſey fertig, er habe ſie nichts mehr zu lehren. Nachher ging ſie als Nonne in ein Auguſtinerkloſter zu Dülmen. Hier veranlaßte die jetzt ſich äußernde Erſcheinung eine Unterſuchung, bei welcher alle Perſonen, die von Kindheit an in näherem Verhältniß mit ihr geſtanden, über ſie ſind verhört worden, ſo wie auch alle Kloſterſchweſtern und deren Oberin. Alle Ausſagen ſtimmten dahin überein, daß ſie immer tadellos in ihrer Aufführung, ſehr gottesfürchtig, freundlich, muntern Gemüths, in hohem Grade arbeitſam, vorzüglich mitleidig geweſen; ſie ſey von Natur hitzig, werde aber gleich wieder gut, und habe keine Ruhe, wenn ihr ein heftiges Wörtchen entfahren, bis ſie um Verzeihung gebeten und dieſe erhalten habe. Von Jugend auf hat ſie Gott oft gebeten, ſie etwas von den Leiden Jeſu Chriſti erfahren zu laſſen. Seit einigen Jahren hat ſie ſehr heftige Schmerzen am Kopfe und in der Bruſt gehabt, ſpäter an Händen und Füßen. Voriges Jahr den 28. Auguſt äußerte ſich ein graues Kreuz auf der Magenhöhlung, bald darauf darüber ein doppeltes rothes Kreuz, das gewöhnlich wie aus hellrothen Strichen beſteht, zuweilen aber blutet. Den 25. November fing die Stirne und der Hinterkopf an zu bluten; am Weihnachtstage zeigten ſich die Wunden an Händen und Füßen und in der rechten Seite. Obſchon ſie Alles ſehr geheim hielt, wurden doch die Maale der Hände entdeckt, und die Sache wurde der geiſtlichen Obrigkeit gemeldet. Eine Commiſſion begab ſich nach Dulmen. Es wurden viele Verſuche angeſtellt, Verhöre gehalten, Berichte und Ausſagen zu Papier gebracht. Die Aerzte behaupteten das Wunder der Sache früher und lauter als die Geiſtlichen, weil jene, nach ſichern Regeln der Wiſſenſchaft, die darliegende Erſcheinung zu beurtheilen, evidente Anzeigen haben. Sie ſagen: es ſey unmöglich, ſolche Wunden in gleichem Zuſtande durch Kunſt zu erhalten, da ſie weder eitern, noch ſich entzünden, noch heilen. Sie ſagen: es ſey natürlich nicht zu erklären, daß ſie bei dieſem, an ſich unbegreiflichen Faſten, und bei der unabläſſigen Pein, nicht verſchmachte, nicht mager werde, nur etwas blaß und ihr Blick voll Leben und Liebe ſey. Sie leidet unaufhörlich an ihren Wunden und hat oft ſehr heftige Pein. Freitags früh pflegen die Dornenwunden der Stirne und des Hinterkopfs zu bluten, ſpäter am Vormittag die Wunden an Händen und Füßen. Den ganzen Winter und Frühling beſtand ihre Nahrung aus einem Glas Waſſer des Tags und dem Saft eines Stückchen Apfels oder einer getrockneten Pflaume; gewöhnlich aus Waſſer allein. Zur Zeit, da die Kirſchen anfangen, ſog ſie zuweilen eine Kirſche; alle andere Nahrung oder Getränke bricht ſie gleich wieder aus, unter heftigen Schmerzen. Wegen ihrer Fußwunden kann ſie weder gehen noch ſtehen, und liegt immer zu Bette. Arbeiten kann ſie nicht, weil die

Hände immer leiden und die Muſkeln zu anhaltender Bewegung zu geſchwächt ſind. Sie lebt von der kleinen Penſion, welche im Namen des aufgehobenen Kloſters noch bezahlt wird, und nimmt durchaus keine Geſchenke an. Sie iſt zehn Tage von Bürgern der Stadt, welche je zween zwey Stunden im kleinen Zimmerchen ſie bewachten, Tag und Nacht beobachtet worden; während dieſer Zeit hat ſie keine Nahrung, als Waſſer, zu ſich genommen. Stuhlgang hat ſie ſeit Anfang Februars nicht gehabt. Sie leidet auch an ſehr großen Nachtſchweißen, iſt aber im höchſten Grade reinlich. Nach heftigen Schmerzen fällt ſie oft in eine Art von Ohnmacht, bey welcher die Augen feſt geſchloſſen ſind, und, wie die Aerzte ſagen, der Puls ſehr leiſe, gleichwohl regelmäßig geht. Dann wird der Leib ganz ſtarr, Muſkeln und Flechſen aber, gegen die Natur gewöhnlicher Krämpfe, ſind ganz ſchlaff. Dann liegt ſie manchmal wie todt, hat hin und wieder Phantaſien wie ein Fieberkranker, manchmal aber redet ſie Wunderbares und Schönes. Sie empfing uns mit herzlicher Freundlichkeit, und bald ward es ihr ſo heimlich bey uns, daß ſie die Hände unter dem Tuche hervorzog, unter welchem ſie ſelbige, außer den Augenblicken, da ſie die Maale zeigt, zu halten pflegt. Es war am Freytage. Die Dornenwunden hatten ſtark geblutet, und ſie hatte unſertwegen das Blut, ſo weit die Stirne bedeckt war, nicht abgewaſchen; ſie nahm nur die Haube und das Tuch ab. Die Stirn und der Kopf waren, wie von großen Dornen durchſtochen; deutlich ſah man die friſchen, zum Theil noch mit feuchtem Blut erfüllten Wunden, und der ganze Kreis um den Kopf war beblutet. So natürlich hat kein Maler dieſe Dornwunden gemalt. Sobald aber die Stelle abgewaſchen wird, bleiben, nach Ausſage Aller, die es geſehen, nur hellrothe Pünktchen, wie Flohſtiche. Es iſt offenbar, daß, wenn Jemand die Stirne ſich oft durchſtäche, ſie nicht glatt bleiben, ſondern Schwären und Narben bekommen würde. Die Seitenwunde iſt unter der vierten Rippe; dieſe blutete nicht, hatte aber eine deutliche Blutrinde; ſie iſt etwa ſo groß:

.

Die Nagelmaale haben auf dem Rücken der Hände und Füße ohngefähr die Größe von 8 Linien im Durchſchnitt. Die Blutrinden auf dem Rücken der Hände und Füße ſind viel ſtärker, als auf den flachen Seiten; überhaupt die Wunden an den Füßen größer, als an den Händen. Sie fingen zugleich an zu bluten, wie wir an den Händen bemerkten; worauf ſie uns auch die Füße zeigte. Aus allen dieſen Wunden drangen Tropfen unter der Rinde hervor. Manchmal bluten alle dieſe Wunden viel ſtärker; dann wird ſie ſehr erleichtert. Das doppelte Kreuz auf der Bruſt blutete auch. Sobald das Blut abgewaſchen wird, zeigt ſich nur ein dünner hellrother Strich in derſelben Form. Vorher fühlt ſie heftiges Brennen. Unter dieſem Kreuze, welches ſie ſo zu zeigen weiß, daß man nicht die Brüſte, ſo wenig wie bey Enthüllung der Seitenwunden ſieht, iſt ein kleines, breites, graues Kreuz, aus welchem zuweilen heißes Waſſer quillt, welches wir nicht ſahen. Das Kreuz aber iſt immer ſichtbar. Dieſes Nönnchen, welches in der Kindheit Vieh gehütet und grobe Arbeit verrichtet hat, ſpricht mit zarter Stimme, und drückt ſich über die Religion in edler Sprache, die ſie nicht im Kloſter lernen konnte, nicht nur mit Würde und Beſcheidenheit, ſondern auch mit erleuchtetem Geiſte aus. Ihr geiſtreicher Blick, ihre heitere Freundlichkeit, ihre lichthelle Weisheit und ihre Liebe, athmen aus Allem, was ſie ſagt; ſie ſpricht leiſe, aber mit heller, reiner Stimme; es iſt nichts Ueberſpanntes in ihren Aeußerungen, weil Liebe nichts von Ueberſpannung weiß; ſie zeigt hin aufs Höchſte, auf reine, in allen Handlungen, Empfindungen und Worten waltende Liebe zu Gott, und auf Duldſamkeit gegen Alle. Weit entfernt, ſich der äußern Zeichen der Begnadigung Gottes zu überheben, fühlt ſie ſich deren unwerth, und trägt mit demüthiger Beſorgniß den Schatz des Himmels in gebrechlichem irdenen Gefäße. —

So weit die Erzählung eines erleuchteten ächten Chriſten. Späterhin ging ich ſelbſt nach Dülmen, und hatte das Glück, dieſe Nonne zu ſehen; denn da ſie äußerſt ſchwach iſt, ſo kann ſie nur wenige Beſuche annehmen. Ich fand Alles, wie eben geſagt iſt. Aus Schüchternheit und Furcht, das arme Geſchöpfchen zu quälen, ließ ich mir nur eine Hand zeigen. Die Wunde hatte eine ſtarke Blutrinde; ich erſtaunte über deren Größe; ſie kam mir ſo groß vor als ein 4 gute Groſchen Stück. Die Leidende hat Vieles zu mir geſprochen, allein die Hälfte davon habe ich nicht verſtanden, theils weil ſie ſo leiſe und geſchwind ſprach, theils auch, weil in dem überaus kleinen Stübchen, nebſt dem Arzte, noch zwey Fremde waren, die zuſammen ſprachen. Ihr ganzes Weſen und ihr Reden hat mich ſehr erfreut; Alles ſo ungekünſtelt, ungeſucht, ohne Prunk, die höchſte Simplicität. Jetzt iſt ſie, ſo viel ich weiß, gerade noch in dem vorerwähnten Zuſtande. Sie war neulich ſo ſchwach, daß man glaubte, ihr Ende ſey nahe; dennoch hat ſie ſich wieder erholt.

2.

Auszug eines Briefs von Hn. M. zu F. vom 28. Nov. 1817.

Durch einen meiner Freunde, einen Katholiken, der bernahe zwey Monate hindurch die Nonne von Dulmen faſt täglich beſucht hat, habe ich Folgendes von ihr erfahren. Selbige iſt, im Betreff ihrer Stigmate, noch immer in demſelben Zuſtand. Gewöhnlich genießt ſie nur ein wenig Waſſer; und ſelbſt ſehr leichte und dazu von einem Prieſter eingeſegnete Speiſen vermag ſie nicht zu verdauen. Vor ohngefähr 6 Wochen ſchien ſie ihrer Auflöſung ganz nahe zu ſeyn. Man gerieth *) auf den Einfall, ſie Frauenmilch genießen zu laſſen: vermuthlich iſt ihr dieſe gut bekommen; denn ſie lebt noch **). Auf ihre Wundenmaale ſezt ſie gar keinen Werth, und iſt überhaupt von der ungeheucheltſten Demuth und Ergebenheit in den Willen Gottes. Sie hat oft Geſichte und Viſionen, und ihre Unterhaltung iſt äußerſt lehrreich und erbaulich. Sie ſpricht gerne mit Solchen, die ähnliche Geſinnungen mit ihr haben: ſieht aber ungern viel Menſchen um ſich; und die Nähe Ungläubiger oder bloß Neugieriger verurſacht ihr Unbehaglichkeit und Kummer. Perſonen, die ſehr weite Reiſen thaten, um ſie zu beſuchen, ſind nicht zugelaſſen worden. Zum Theil mag dieß aber auch wohl von den geiſtlichen Behörden und von ihren Umgebungen herrühren. Es wird Keinem vergönnt, ſie zu beſuchen, der nicht mit einem Erlaubnißſcheine von irgend einem hohen Geiſtlichen, der ihrem Beichtvater vorgezeigt werden muß, verſehen iſt. Letzterer iſt ihre gewöhnliche Geſellſchaft, ſo wie auch ein bejahrter franzöſiſcher Geiſtlicher, der ſchon ſeit vielen Jahren mit ihr in demſelben Hauſe wohnt, und ein Arzt, der ein ſehr geſchickter, rechtſchaffener Mann iſt, und den der Umgang mit der Nonne aus einem ganz Ungläubigen zu einem wahrhaft frommen Chriſten umgewandelt hat. Dieſer hat Manches von ihr in ein Journal aufgezeichnet; und aus dem, was ich davon geleſen, ſo wie aus Allem, was ich ſonſt vernommen, kann ich nicht anders als folgern, daß dieſe Perſon auf einem hohen Grad der Erleuchtung ſteht; daß ihre Viſionen von der rechten Art, und äußerſt bedeutend ſind; daß ſie aber von ihren Umgebungen aus den höhern Regionen häufig in die niederen herabgezogen wird, und daß man ſie in gewiſſe Formen zwängt, wodurch ihr Geiſt in ſeinem Schwunge geſtört wird. Wie mich und Andere dünkt, will man, daß ſie zum unumſtößlichen Beweis für die ausſchließliche Aechtheit der Lehren der Römiſch-katholiſchen Kirche diene; und bey dieſer ſo beſchränkten Abſicht wird Vieles überſehen und verabſäumt, was zu wiſſen, dem redlichen Sucher frommen würde. —

---

*) Der Rathgeber war ein Geiſtlicher.

**) Sie hat ſich etwas erholt, wie ſpätere Nachrichten melden. Man glaubt, daß die unpaſſende Behandlung, zum Theil wenigſtens, an ihren Leiden Schuld iſt.

Die ſie umgebenden Geiſtlichen *) wiſſen die Lage der Leidenden nicht zu würdigen, und beurtheilen ſelbige nach ihren partikularen und individuellen Einſichten, und, dem zu Folge, falſch. Sie foltern ſie gleichſam mit allerhand geiſtigen Prüfungen und kirchlichen Verſuchen, mißbrauchen den Gehorſam und die Demuth der Kranken, und ziehen ſie aus den höheren Sphären, wohin ſie oft entrückt wird, in die Sphären der Formen herab.

Folgende ihre Aeußerungen ſind, bey einer ſonſt unwiſſenden Perſon, merkwürdig. Unter andern ſagte ſie:

„Wird es euch ſchwer, zu beten, ſo fangt nur mit einem „Act der Demuth und Anbetung an. Betet übrigens „mehr für Andere und für die abgeſchiedenen Seelen, „als für euch ſelbſt. Auf dieſe Weiſe legt ihr euer Gebet auf gute Zinſen. Für euch ſelbſt betet nur: „„Herr „„mache es mit uns, wie Du willſt!““ Dann geht ihr „ſicher; denn das liebreichſte Weſen kann nur Gutes „geben.“

„Die Menſchennatur ſcheint ſich ganz umgewandelt zu „haben. Es koſtet den Menſchen ſelbſt Ueberredung, lei-

---

*) Es verſteht ſich, daß nicht von Allen die Rede iſt, mit denen ſie in Verbindung gekommen. Die Nachricht iſt aber ſo wichtig als glaubwürdig.

»nem Nächſten zu dienen; und das iſt doch eine der natürlichſten unſerer Hauptpflichten.«

»Von Chriſten verlangt der Herr Glauben; und wer »glaubt, bekömmt die Ueberzeugung dazu: wer ſich aber »erſt überzeugen will, um zu glauben, der gelangt nicht »zum Ziele.« Dieſe leztere Wahrheit druckte ſie einſt, gerade zu der Zeit, als ſie, weil man ſich hintergangen glaubte, 14 Tage lang durch Commiſſarien bewacht wurde, folgendermaßen aus: »Was ſie an mir ſehen, ſehen ſie »zu früh, und wenn ſie es ſehen wollen, iſt es zu ſpät. »Sie wollen Zeichen und Wunder ſehen; aber ſind ſie es »auch würdig? Es bedarf einer Vorbereitung, um äußere Zeichen würdigen zu können. Wer ſich in der Gnadenzeit der Wunder unwürdig gemacht hat, dem wird, »wenn der Durſt darnach nun erwacht, keine Labung »werden. Wer hat, dem wird gegeben, wer aber nicht »hat, dem wird auch das Wenige, was er hat, genommen.«

Nachdem die Paſſionsbetrachtungen der Nonne von Dülmen ſo ſtarken Abſatz gefunden, daß bereits eine zweyte Ausgabe nöthig geworden war, ſo bat der Herausgeber eine Zugabe zu derſelben:

Das letzte Abendmahl unſers Herrn Jeſu Chriſti nach den Betrachtungen der gottſeligen A. Kath. Emmerich,

aus dem Vorrath ihrer Dictate für die Beſitzer der erſten

Ausgabe beſonders abdrucken laſſen, was mit Dank erkannt zu werden verdient. Haben wir bey der Beurtheilung des Buches ſelbſt deſſen Merkwürdigkeit anerkannt, aber auch auf die bedenkliche, apokryphiſche Natur ſeines Inhalts aufmerkſam gemacht, ſo gilt dieſe Bemerkung vorzugsweiſe von gegenwärtigem Supplement. Es wird hier nicht nur das Cönaculum, worin der Herr die letzte Mahlzeit hielt, genau und mit Angabe ſeiner frühern Beſtimmung, und ſonſt viel Beſonderes auffallend geſchildert, ſondern es zieht auch Einiges auf eine ganz eigene Weiſe des Leſers Augen auf ſich, Dinge, die bey dem gänzlichen Stillſchweigen der heiligen Schrift, der wirklichen Unweſentlichkeit ihres Gehalts, und ihrer Verwandtſchaft mit der buntgemiſchten, ſchwer zu ſichtenden kirchlichen Ueberlieferung, wenig buchſtäblichen Glauben finden dürften. Dahin gehört was von dem Abendmahlskelch (S. 14 ff.) erzählt wird. Dieſes „ſehr wunderbare, geheimnißvolle Gefäß" war der Angabe nach zuvor im Tempel geweſen, und von dort als ein alterthümliches Geſchirr veräußert worden. Es wurde von Seraphia (Veronica) erkauft, und kam hernach an die chriſtliche Gemeinde, iſt auch wohl noch irgendwo verborgen. Bey der Stiftung des Sakraments war damit eine beſondere Vorrichtung verbunden, es ſtand auf einer tragbaren Fläche, und um daſſelbe noch ſechs kleine Becher, welche nachher an andre Kirchen kamen. Der Kelch war von bräunlicher, ſpiegelglatter Maſſe, birnförmig, mit goldnem Fuß, mit Edelſteinen verziert ꝛc. Er war ſchon bey Abraham; Melchiſedek hatte ihn aus dem Lande der Semiramis gebracht; ja er iſt ſchon bey Noah in der Arche geweſen; dieſer hatte ihn von geheimnißvollen Leuten bekommen, mit einem unbekannten Kern und einem wachſenden Rebenzweiglein, die er in einen gelben Apfel ſteckte und ſolchen in den Kelch legte. Dieſer Kelch war auch in Aegypten geweſen, und Moſes beſaß ihn. „Er war von etwas Natürlichem, und wie gewachſen, nicht gehämmert.“ Nur Jeſus wußte, wovon er war. — Sollte man hier nicht an die Geſchichte des heiligen Grals denken? und hat die redliche Emmerich nicht irgend ein Symbol geſehen, das ſie nicht zu deuten wußte? — Das Oſterlamm, das der Herr mit den Jüngern aß, ſoll nicht wie die andern im Tempel, ſondern in der Vorhalle des Cönaculums geſchlachtet worden ſeyn, und Jeſus ſelbſt ihm den Hals abgeſtochen, auch das Cönaculum zu einem neuen Tempel eingeweihet haben. Die Fußwaſchung ſoll zwiſchen dem Eſſen des Oſterlamms und der Einſetzung des Sakraments geſchehen ſeyn; und dabey war es, als ſpreche Jeſus zu Petrus belobende Worte, mit dem Zuſatz: „Es ſoll auch meine Kraft bey deinen Nachfolgern bleiben bis ans Ende der Welt.“ — Bey welchen? — Die Einſetzung des Sakraments wird wie ein Meßopfer beſchrieben, bey welchem communicirt wird; auch kommt der Spülkelch vor. S. 37: „Alles zeigte den Keim der heiligen Meſſe. Ich ſah auch die Apoſtel beym Heranſchreiten und andern Gelegenheiten ſich prieſterlich gegen einander beugen.“ — Sollte die gute Emmerich nicht offenbar durch das Coſtum ihrer Kirche geſehen haben, wie die Maler des 15. und 16. Jahrhunderts im Coſtum ihrer Zeit und

Nation walten? Und noch mehr: Jeſus hielt zuletzt noch eine Geheimnißlehre (S. 38), worin er die Apoſtel über das Prieſterthum, die Salbung und die Bereitung des Chriſma und der heiligen Oele unterrichtete, ſolche ſelbſt miſchte und die Jünger ſalbte. Der Herausgeber bemerkt hiebey in der Note, er habe einige Jahre nachher im Catechismus Romanus geleſen, daß nach der Ueberlieferung des Pabſtes Fabian zu lehren ſey, Jeſus habe bey der Einſetzung des heiligen Abendmahls die Apoſtel in der Bereitung des Chriſma unterrichtet. Vermuthlich las die entzückte Emmerich dieſe angebliche Handlung ebenfalls in der Tradition und nicht im Buch der wahren Geſchichte. Womit dem geweihten Salböl oder Chriſma, als einem frommen Werkzeug aus der frühern Kirchenzeit, weder ſein Nutzen gänzlich abgeſprochen, noch daſſelbe für unentbehrlich erklärt werden ſoll. Sogar heiliges Feuer weihete Jeſus den Apoſteln (S. 40), das fortglühte, und das ſie zu geiſtlichem Gebrauch hielten. — Zu welchem? — Ferner heißt es hier: „Ob Petrus und Johannes beyde zu Biſchöfen, oder nur Petrus zum Biſchof und Johannes zum Prieſter geſalbt wurde, und welchen Grad von Würde die vier Andern erhielten, vergaß die Erzählerin zu bemerken.“ — Sie möchte wohl nur daran gedacht haben, wenn man ſie dazu verleitet hätte; ſo aber blieb ſie in den geſchichtlichen Grenzen, wonach in der erſten Kirchenzeit zwiſchen Epiſkopen und Presbytern kein Unterſchied war. — Endlich wird in dem „Blick auf Melchiſedek“ (S. 43 ff.) dieſer für einen Engel gehalten, und der Herausgeber ſagt in dem Vorwort:

„Die Ausſprüche des Hebräerbriefs ſcheinen auf einen Engel zu deuten“ ꝛc. — was aber in der That nicht der Fall iſt, ſondern ſie deuten auf einen wirklichen König zu Salem, als vorbedeutende Figur des Meſſias nach den ſinnvollen Umſtänden der altteſtamentlichen Erzählung. Dabey wird (S. 45) angegeben, daß Abraham einige Gebeine von Adam beym Opfer auf den Altar geſtellt habe. Selbſt die Worte des 110. Pſalms: „Der Herr ſprach zu meinem Herrn“ ꝛc. und: „Der Herr hat geſchworen und wird ihn nicht gereuen: Du biſt ein Prieſter ewiglich nach der Weiſe Melchiſedeks“, ſoll Melchiſedek prophetiſch beym Segen über Abraham ausgeſprochen haben (S. 46).

Was ſollen wir zu dem Allen ſagen? was ſollen wir urtheilen? — Auf’s allermindeſte: Prüfet Alles, und das Gute behaltet. Für den Pſychologen aber, für den, dem die Augen über den Zuſtand und die Wahrnehmungsart dieſer frommen Seherin wirklich geöffnet ſind, bleibt auch dieſe nachträgliche Schrift merkwürdig. Zum Glauben kann man ſie nicht empfehlen.

— y —

Anmerkung. Maria von Mörl zu Kaltern, unweit Botzen, iſt ſeit einem Jahre ſtigmatiſirt. Die gleiche Erſcheinung kann man gegenwärtig in dem Fleimſer Thale, gegen Trient zu im Dorfe Cabriano, an einer Müllerstochter beobachten. Sie nimmt bereits ein ganzes Jahr nicht die mindeſte Nahrung zu ſich. Sie iſt an Händen und Füßen durch und durch ſtigmatiſirt und trägt, wie die Emmerich, die Wunden der Dornenkrone an der Stirne, die immer bluten.

— r.

Weitere Berathung über die Nonne von Dülmen *).

Nachdem in einem frühern Aufſatz der Berliner evangeliſchen Kirchenzeitung von dieſem Jahr (1835) Anna Katharina Emmerich, meiſt übereinſtimmend mit den in den Blättern aus Preverſt niedergelegten Anſichten, als eine „Paſſionsblume“ behandelt und Lehrreiches über ſie geſagt war, folgt im Juniusheft ein gleichfalls merkwürdiger Aufſatz von andrer Hand, welcher uns Anlaß gibt, mit dem Verfaſſer in aller Liebe einige Worte zu wechſeln. Er ſchickt etwas über das Weſen der Ekſtaſe als Einleitung voran, und definirt: „Die Ekſtaſe (Entzückung) iſt derjenige außergewöhnliche, ſelbſtbewußte Zuſtand der Seele, in welchem ſie mehr oder weniger von den Feſſeln des Leibes frey, mit der Geiſterwelt in Berührung tritt, und alsdann ſelbſt in höherm oder niederm Grade als Dämon (guter oder böſer) wirkſam wird.“ Er nennt dieſes Seelenvermögen auch die ſeeliſche Magie oder das ſeeliſche Religionsgefühl, einen Kraftapparat, wovon das Ahnungsvermögen und der animaliſche Magnetiſmus nur als Glieder zu betrachten ſeyen. Er ſagt, Selbſtbewußtſeyn ſey ein weſentliches Merkmahl der Ek-

---

*) Vgl. 5. Samml. S. 148. 7. Samml. S. 50.

ſtaſe, wodurch ſie ſich vom Fieberdelirium, vom Wahnſinn und vom Traum unterſcheide; der Delirirende wiſſe nicht, daß er fabele, der Verrückte halte ſich nicht für einen Narren, der Träumende wiſſe nicht, daß er träume; dagegen wiſſe der Ekſtatiſche von ſeinem Zuſtand, und könne ihn auch von dem nicht ekſtatiſchen unterſcheiden.

Bey ſonſtiger Richtigkeit der Anſicht, ſcheinen hier die Begriffe von Ekſtaſe und von Selbſtbewußtſeyn nicht gehörig geordnet, wie ſich in der Folge noch naher ergeben wird. Ekſtaſis bedeutet buchſtäblich ein Außerſichſeyn, eine Nichtgegenwart des Gemüths in der Sinnenwelt, und kann mit oder ohne Selbſtbewußtſeyn Statt haben.

Die momentanen Abſenzen oder Zerſtreuungen gehören eben dahin, ſie entrücken das Gemüth aus der Gegenwart, und der Wachträumende iſt ſich deſſen nicht bewußt. Ferner der Schlaftraum hat verſchiedene Arten, worunter auch die Varietät vorkommt, wo der Träumende träumt, daß er träume. Das Selbſtbewußtſeyn läßt ſich verſchieden verſtehen: als ein Bewußtſeyn des äußern Daſeyns bey Entrückung des Gemüths, das nichts von dieſem ſeinem Zuſtand und deſſen Abnormität weiß (wie beym Wahnſinn)*); oder als Unbewußtheit des äußern Lebens bey dem Bewußtſeyn des geiſtigen Ichs von ſich ſelbſt in, und von der Ekſtaſe, ſowohl in materieller als in formeller Hinſicht, d. i. von ſeiner Abſcheidung. Von dieſer letztern Art möchten manche Träume ſeyn, deren wir uns nicht erinnern, und die doch wichtigen Einfluß auf unſer nachheriges Denken und Handeln haben. Bey ihnen fehlt das äußere Selbſtbewußtſeyn ganz, und das innere, wenn es auch klar iſt und den jetzigen Seelenzuſtand zu unterſcheiden weiß, was gleichwohl nicht nothwendig iſt, verſchwindet mit dem Wiedereintritt in das äußere nach allen Beziehungen. Durch das als charakteriſtiſch erforderte Selbſtbewußtſeyn möchte alſo die Definition zu eng und verworren werden.

---

*) Auch von dieſem wird [illegible] und [illegible] gebraucht.

Nun unterſcheidet der Verf. vier beſondere Arten oder Formen der Ekſtaſe, und zwar 1) die, „wobey die Seele ihren Einfluß auf den Körper ſcheinbar ganz verliert.“ Sie findet ſich im Scheintode, ſagt er, welcher Wochen, ja Monate lang anhalten kann, wie denn ein Fall erzählt wird, wo eine Mutter ihre (ſcheinbar) verſtorbene Tochter ſieben Wochen vor der Beerdigung ſchützte, ſie Tag und Nacht am eigenen Leibe wärmte, und nach Verlauf dieſer Friſt die Scheintodte wieder ins Leben brachte. Im Scheintode ſind in der Regel die äußern Sinne, namentlich das Gehör, geſchärft, das Bewußtſeyn von dem vorhandenen Zuſtande klar, der Gedanke, lebendig begraben zu werden, in voller Thätigkeit. Dabey hat die Seele, je nachdem ſie religiös gebildet iſt, mehr oder weniger ekſtatiſche, wonnevolle Gefühle einer Seligkeit, die ſich nicht beſchreiben laſſen. Es iſt ihr, als lebte ſie ohne Leib, ja ſie ſieht ihren Leib oft wie ein Marmorbild auf dem Lager liegen. Der Scheintodte kann aber bey aller Willensanſtrengung dennoch keine Bewegung als Lebenszeichen zu ſeiner Rettung zu Stande bringen.

Unſers Dafürhaltens iſt der Scheintod um ſo weniger die oben definirte Ekſtaſis, als bey ihm weiter nichts als die Gewalt der Seele über den Körper nebſt dem Blutumlauf fehlt, wenn auch die Seele klares Selbſtbewußtſeyn von ſich und ihrem Zuſtand hat. Es möchte aber verſchiedene Arten des Scheintodes geben, und darunter die, worin der Seele das Selbſtbewußtſeyn mangelt, ganz wie im traumloſen Schlaf oder in der Ohnmacht, ſelbſt in ſonſtiger Betäubung, obgleich hier die organiſche Lebensthätigkeit fortwährt. Daß jedoch im Scheintod eine Ekſtaſis oder Entzückung, ſelbſt eine bewußte und förmliche Abſcheidung vom Körper Statt haben könne, leidet keinen Zweifel, und iſt durch viele Beyſpiele bewieſen. Was iſt aber überhaupt der Scheintod? Er kann zuweilen wirklicher Tod, nämlich Trennung des ganzen innern Menſchen vom äußern ſeyn, obgleich die Auflöſung des Organismus noch nicht angefangen hat und ein vegetatives animaliſches Leben zurückgeblieben iſt; und in dieſem Todesgrade iſt alsdann die Auferweckung des Todten um ſo leichter, kaum durch leibliche Mittel, wohl aber durch den magiſchen Willen oder feſten Glauben, welcher bey jener liebenden Mutter ohne Zweifel das Agens war, vielleicht ſo, daß die Seele des Kindes ihm in ſympathetiſcher Annäherung begegnete. Dieſe Auferweckungsmacht iſt ein urmenſchliches Vermögen, das durch den Gottmenſchen wiedergebracht wurde, nachdem es ſchon die Propheten geübt hatten (1 Kön. 17, 17—24. 2 Kön. 4, 18—37), aber mit der Abnahme der Wunderkräfte in der Kirche größtentheils erloſchen iſt. Chriſtus ſelbſt übte es in ſtärkſter Potenz aus bey Lazarus, der ſchon in der Verweſung lag. Noch immer finden ſich Spuren davon. Oberlin war todt und als Todter in Entzückung, und ſeine gläubige Wärterin betete ihn wieder ins äußere Leben *). Um ſo lächerlicher erſcheint die Theorie von dem Scheintode Jeſu, die gar nicht weiß, was ſie ſagt. Man fürchte ſich darum nicht zu ſehr vor dem Scheintod; iſt er jener Art, ſo vollendet er ſich zum abſoluten Tode des Leibes, worüber die göttliche Vorſehung unſtreitig bey jedem menſchlichen Weſen wacht, ſonderlich bey frommen Menſchen, und das Lebendigbegraben iſt möglich, aber ſehr ſelten.

Die zweyte Art der Ekſtaſe bey dem Verfaſſer iſt die entgegengeſetzte, »wobey die Seele mit ihrer geiſtigen Natur die Materialität des Leibes überwiegt, und kraft einer Art von Vergeiſtigung der Materie eine ungewöhnliche Herrſchaft über ihn gewinnt.« Als Beyſpiele werden angeführt: hyſteriſche Leute, welche während ihres Krampfanfalls ſich in Winkeln und Löchern verkriechen, die enger als der Umfang ihres Körpers ſind, oder (wie auch die Indianiſchen Gaukler) oft ziemlich lange frey in der Luft über dem Boden ſchweben; auch die Nachtwandler (obſchon einer andern Species der Ekſtatiſchen angehörig), die kraft dieſer ſeeliſchen Uebermacht über die Materie des Leibes die höchſten Gebäude beſteigen, und ſelbſt aus dem Schwerpunkt heraustretend nicht herabſtürzen, bis durch unvorſichtiges Erwecken die körperliche Schwerkraft die Kraft des Willens wieder überwiegt.

---

*) 7. Samml. S. 36.

Allein nur uneigentlich kann dieſes unläugbare magiſche Vermögen der Seele, und was ihm verwandt iſt, zur Ekſtaſe gerechnet werden; jedoch kann es ſich mit Ekſtaſe und bey der Ekſtaſe äußern. Der Verfaſſer verſteht hier bey der zweiten Art eine Erhöhung der Seelenkraft, bey der vorigen Art eine Schwächung oder Bindung der Seelenkraft, und beydes nennt er Ekſtaſe. Sein Ausdruck »ſeeliſche Magie« iſt umfaſſender, paßt aber nicht zum Scheintod, ſondern zu dem, was im Scheintode vorfallen kann. Daher reiht er auch unklar in dieſe zweyte Claſſe die Amulete und deren Wirkung, ſelbſt wenn ſie von einem Spaßmacher mit Narrenpoſſen beſchrieben wären, die wunderthätige Kraft der Heiligenbilder, Gaßners Gewalt über die Glieder ſeiner Patienten, und warnt dagegen mit Recht vor der unverſtändigen Läugnung dieſer magiſchen Erregung einzelner Organe des eigenen oder auch eines fremden Leibes, die ſich ſogar oft meilenweit erſtreckt. — Was iſt nun die Sache? Glaube, mit oder ohne andre Hülfsmittel, ſeyen dieſe leiblicher oder geiſtiger Natur. Das iſt die umfaſſendſte Beſtimmung deſſen, was die Orientalen Magie im praktiſchen Sinne nannten, und es gehören dahin ſelbſt unbewußte und unwillkührliche Erſcheinungen der Ueber- oder Wundernatur, wie das gemeine Nachtwandeln, und wie das angeborene Talent, unkörperliche Dinge wahrzunehmen. Immer ſpielen auch die Köperkräfte eine große Rolle bey dem magiſchen Wirken, ſofern ſie von den geiſtigen durchdrungen und belebt oder aufgenommen werden; der Glaube aber, d. i. die Ueberzeugung des Könnens, gehört ſelbſt dann dazu, wenn kein wiſſentlicher Vorſatz vorausgeht. Sein Organ iſt dasjenige Seelenvermögen, welches wir insgemein die Einbildungskraft, Imagination oder Phantaſie, nennen, und der Wille iſt dabey entweder antreibend oder doch einſtimmend. Erhöht oder gewaffnet aber wird dieſe magiſche Kraft durch die Verbindung mit der äußern geiſtigen Welt, von der zuweilen die Anregung ſelbſt ausgeht. Daher ſetzt der vielverkannte Paracelſus, indem er die ceremonialiſche Magie größtentheils verwirft, die wahre in drey Stücke, nämlich in Glaube, Imagination und Gebet. Die böſe Magie aber iſt die ſündhafte Verkehrtheit des Willens im Zuſammenhang mit der böſen Geiſterwelt, der böſe Glaube. Der höchſte und heiligſte Magus (wenn dieſer Ausdruck hier erlaubt iſt) iſt der Geiſt Gottes. Ihn ſandte der Heiland ſeinen Jüngern, und machte ſie dadurch zu wahren Wunderthätern. In ſeiner Kraft wirkte auch Moſes und andre Propheten; aber neben ihnen und den Apoſteln wirkten auch andre, weit unvollkommnere Künſtler, die dieſen Geiſt nicht hatten, und die daher in beſonderm Sinn Magier und Zauberer hießen, Beſitzer der Geheimniſſe und Kräfte der leiblichen und geiſtigen erſchaffenen Natur, die zum Guten oder Böſen angewandt werden können, und mit deren Anwendung ſich allerdings auch Ekſtaſe in verſchiedenem Grade verbinden kann. Die mikrokosmiſche oder eigentliche ſeeliſche Magie, wo der Menſch bloß durch ſeine eigenen verborgenen Kräfte ſieht oder wirkt, iſt eine einzelne Gattung davon, die wieder ihre Zweige, wie Magnetismus oder Somnambulismus, hat.

Das Luftſchweben kann gleichfalls daher rühren, aber auch von fremden Potenzen, da es ſich namentlich bey Beſeſſenen findet. Die Wirkung der Amulete und geweihten Dinge kann rein ſubjectiv ſeyn; daher können auch falſche Reliquien (deren gewiß viele, wo nicht die allermeiſten ſind) vermöge des Glaubens (frommen Selbſteinbildens) Wunder wirken; es können aber auch dem Object geiſtige Lebenskräfte eigen ſeyn, und bald wegen Glaubensmangel unwirkſam bleiben, bald ohne anderes Zuthun (wegen Mangel an Unglaube) für ſich Kraft verbreiten, wovon ein merkwürdiges Beyſpiel ſchon im A. T. vorhanden iſt (2 Kön. 13, 21). Das Generaliſiren in dieſem ſehr mannigfaltigen Fach iſt, wie das allzu ſcharfe Scheiden, eine Beſchränkung. Daß das Luftſchweben nicht nur ſelbſtſtändig (mikrokosmiſch), ſondern auch gutartig ſeyn kann, und unter die reinmenſchlichen Vermögen gehört, beweiſt Chriſti Wandeln auf dem Meer, wobey ebenfalls die materielle Schwerkraft aufgehoben war, und das des Petrus, der erſt daſſelbe thun konnte, beym Sinken aber wegen ſeines Kleinglaubens geſcholten ward. Was in höchſter Wunderſtärke der Geiſt Gottes der Art zu thun vermag, beweiſen die leiblichen Verſetzungen von Perſonen in der h. Schrift (Apoſt. 8, 39. 2 Kön. 2, 16. 1 Kön. 18, 12. Heſek. 3, 14. C. 8, 3).

Eine dritte und vierte Claſſe bildet der Verfaſſer aus dem verſchiedenen Verhältniß der Rückerinnerung, nämlich: „3) die Ekſtaſe, wobey die Erinnerung auch während des nicht ekſtatiſchen Zuſtandes unangetaſtet bleibt“, und „4) diejenigen ekſtatiſchen Zuſtände, deren Erinnerung in den nicht ekſtatiſchen des gewöhnlichen Lebens allemal ohne einige Ausnahme verſchwindet.“ Zur dritten rechnet er die Ekſtaſen aller wahren Propheten und Seher, indem allen Propheten und Apoſteln die beſtimmte Rückerinnerung an das, was ſie in der Ekſtaſe vernommen, geblieben ſey; aber auch die eines Bileam und der ſogenannten Inſpirirten, namentlich Jakob Böhms; zur vierten das ſogenannte Hellſehen oder den Somnambulismus, der nie bey den Propheten und Apoſteln, auch nicht bey den ſogenannten Inſpirirten, ſeltener bey Männern, am häufigſten bey nervenſchwachen Frauen vorkomme, und wobey eine Vermittelung zum äußern Leben entweder durch Perſonen geſchehe, die mit den Somnambulen in Rapport ſtehen, oder durch Träume, welche die Erſcheinungen des vorigen Hellſehens als Traumbilder abſpiegeln, ſelten dadurch, daß die Ekſtaſe des Hellſehens in die Ekſtaſe dritter Art ſich auflöſe oder auch mit ihr abwechſele, als Complication, aber doch verſchiedener Zuſtand.

Wir glauben, daß dieſe 3. und 4. Claſſe des Verfaſſers die wahren ekſtatiſchen Zuſtände enthält, ſehen aber die angegebenen Kriterien für weit minder bedeutend an, und zur Claſſification für ungeeignet, wenigſtens für nicht hinreichend. Sie betreffen nur die äußere Form des Lebens, oder gar nur das, was von letzterm übrigbleibt. Solcher Formverſchiedenheiten gibt es überdem noch mehrere, und zwar in Bezug auf das Selbſtbewußtſeyn, mit mancherley Abſtufungen. Daß die göttlichen Seher des A. und N. Teſtaments ſich nothwendig aller ihrer Ekſtaſen bewußt bleiben mußten, läßt ſich ſo wenig behaupten, als daß alle Somnambulen die übrigen vergeſſen müſſen. Dieß letzte iſt wirklich nicht der Fall; es gibt Schlafſeherinnen, die ſich ihrer Kriſen genau erinnern, und zwar aller; es gibt ihrer dann, die im Schlafwachen verſchiedene Stufen beſchreiten, und ſich nur eines oder des andern Grads im gemeinen Wachen wieder erinnern, während der andre nur den Umſtehenden aus ihren Reden bekannt wird. Es gibt ein magnetiſches Doppelwachen, mit äußerm und innerm Bewußtſeyn, welches dann nur halb ekſtatiſch, vielleicht aber doch ſehr hoch iſt. Es gibt künſtlichen und gibt natürlichen oder ſelbſtigen (ſpontanen) Somnambulismus, mit oder ohne Nacherinnerung. Es gibt ein Hellſehen oder Schlafſehen, das durch die bloße Nähe von magnetiſch verwandten Perſonen oder Dingen manchmal ganz unerwartet eintritt, oder willkührlich durch Auflegen magnetiſirter Dinge; es gibt ein Schlafhellſehen durch Einſegnung, Gebet oder Anſtimmung chriſtlicher Lieder. Wer will behaupten, daß die göttlichen Propheten und Apoſtel nicht Manches niedergeſchrieben, was ſie in unerinnerlichen ekſtatiſchen Offenbarungen erhalten hatten? oder daß, wenn ſie nicht in der doppelhellen Offenbarung ſelbſt geſchrieben hätten, ſie doch Alles hätten behalten müſſen? Wenn die Propheten und Apoſtel durch den heiligen Geiſt ſchrieben, ſo thaten ſie es ſowohl für ſich als für Andre; da keine unnöthige Wunder geſchehen, ſo iſt es ihnen wohl meiſt eben ſo wie Allen ergangen, die ihre Gedanken aufzeichnen, um ſie nicht zu vergeſſen, was zumal ſolchen begegnet, die als Erleuchtete ihr geiſtliches Denken auf gewiſſe Punkte fixiren, welche ihnen hernach durch die Zerſtreuung des gemeinen Lebens wieder verſchwimmen. Der ekſtatiſche Schreiber, der Inſpirirte, wie Jakob Böhm, verſteht zuweilen ſelber nachher nicht, was ihm in der Ekſtaſe klar war, und muß ſich neuerdings darüber erleuchten laſſen. Daß dieſes auch bei der Nebua der bibliſchen Propheten zuweilen geſchah, iſt ſehr glaublich, und es wird ausdrücklich geſagt, daß ſie in ihren Weiſſagungen hätten forſchen müſſen (1 Petr. 1, 10. 11). Dieſes Reich der Dinge iſt ſo äußerſt frey und mannigfach, daß ein Daniel wiſſen konnte, was der König geträumt, welcher es vergeſſen hatte. Es liegt zwar wohl einiger Unterſchied in der Form, ſofern die eine etwa reinere Zentrirung und Erhebung des Gemüths mit ſich führt, als die andere, oder ſofern durch Bilder oder unbildlich geſehen wird, oder ſofern Moſes den Herrn von Angeſicht ſchaute (4 Moſ. 12, 6—8). Allein ein wichtigerer Unterſchied liegt im Weſen, das von der Form nicht ſchlechterdings abhängig iſt.

Die Haupteintheilung der prophetiſch magiſchen Geiſtes- und Seelenthätigkeit, welche der Verf. ungeſondert ließ, beſteht im Wahrnehmen und im Wirken (daher Nabih roeh und Nabih poel), im Sehen und im Wunderthun. Beydes kann beyſammen ſeyn, beydes kann mit mehr oder weniger Ekſtaſis verbunden ſeyn, enthält aber immer eine Exaltation der jetzigen innern menſchlichen Normalkräfte. Bey beyden iſt oft die äußere Natur abgeſchwächt, doch beſonders beym Sehen; und dieſer ſomatiſche Umſtand iſt gewiſſermaßen gleichgültig, da es ſeheriſch organiſirte Naturen von der Geburt her gibt, und andre es nur durch Einbüßung eines Theils ihrer angeborenen Organiſation (durch Desorganiſirung) werden können. Zum magiſchen Wirken gehört aber mehrentheils ein gewiſſer Grad von Nervenſtärke, wenn auch keine rieſenmäßige Conſtitution, wenigſtens ungehemmte Lebendigkeit der geiſtigen und ſeelichen Kräfte, die denn auch durch Abtödtung der Sinnenkraft, je nach den Eigenheiten des Individuums und ſeines Wirkens, entſtehen kann. Außer der natürlichen und künſtlichen Befähigung aber, und über der mittelbaren Schickung, iſt die unmittelbare Gabe; und hier kommen wir ſogleich auf die weſentlichen Unterſchiede des Uebernatürlichen oder deſſen, was der höhern Natur angehört. Die höchſte iſt die Natur Gottes, und wenn dieſe ſich zum Menſchen herabläßt und in ihn eingeht, ſo wird er ein Prophet und Wunderthäter im höchſten Sinne des Worts. Wird er durch Geiſter, die unter Gott ſind, wird er durch Geburt oder andre Begegniſſe, wird er ſelbſt durch Erkrankung, der gemeinen Natur entrückt, und einem innern, geiſtigern Leben zugeführt, ſo mögen ſich auch hier wunderbare Kräfte an ihm äußern; ſie ſind aber an ſich nicht göttlich, ſind vom magiſchen Mittelreich, daher öfters mangelhaft, zweydeutig, trügeriſch, gefährlich, während der äußerliche Normalmenſch, ohne Wunderſchein und ohne Wundermacht, mit einem innern Leben der ſeligmachenden Gnade begabt ſeyn kann, deſſen Werth alles Weiſſagen und alles Wunder übertrifft. Denn dieſes letztere kann nie Selbſtzweck ſeyn, ſondern ſein Zweck muß die Ehre Gottes und die Erleuchtung der Creatur zum Behuf ihrer Wiedergeburt und Heiligung, zur Herſtellung des göttlichen Urbildes in ihrem Inwendigen ſeyn, welche denn zwar nie ohne die Wunderwirkung Gottes an bereitwilligen Seelen, aber wohl ohne merklichen Magismus vollbracht werden mag. Dagegen heißt es (Matth. 7, 22. 23): „Haben wir nicht in deinem Namen geweiſſagt — Teufel ausgetrieben — Wunder gethan? — Ich habe euch noch nie erkannt; weichet Alle von mir, ihr Uebelthäter!" — Unter welcher Form aber nun der Geiſt Gottes ſelbſt ſich dem Menſchen, und zwar dem Chriſten, der deſſen Verheißung hat, wunderwirkend mittheilen will, ob unter der 3. oder 4. Claſſe des Verf., oder unter allen Arten, die oben angedeutet ſind, im Traum oder Wachen, mit oder ohne Selbſtbewußtſeyn und Erinnerung, mehr oder minder ekſtatiſch, darin haben wir ihm nicht Maaß und Ziel zu ſetzen; deßgleichen was er hierin durch eine oder die andere Vermittelung an dem Menſchen thun will; wobey er denn an ſeinem Theil immer dafür ſorgen wird, daß das Wunderbare nicht ohne das Seligmachende eintrete oder fortrücke. Und da dieſer erhabene Geiſt ein äußerſt demüthiger Geiſt und der Demuth hold, hingegen dem Stolz und dem Selbſtvertrauen der alten Natur ein abgeſagter Feind iſt: ſo mag er ſich wohl auch unter den demüthigſten, ganz unſcheinbaren Formen, an Kranken, Preßhaften und Elenden, an Subjecten des verlachten oder verketzerten Magnetismus u. dgl. mit Wunderlicht und Wunderthat offenbaren, auf daß vor ihm ſich kein rationales oder orthodoxes Fleiſch rühme. Er will aber ſelbſt in den entſchiedenen Propheten erkannt und unterſchieden und an ihnen gerichtet ſeyn, ob er es ſey und kein Andrer, und wo er es ſey oder ein Andrer (1 Kor. 14, 29 ꝛc.); denn das ſterbliche Gefäß hat immer noch Eigenheiten und Unreinigkeiten in ſich, die ihn nicht lauter ſeyn laſſen überall, und ſelbſt von den Apoſteln hat er uns nur das Unfehlbare in der Schrift aufbewahren laſſen, indem wir uns nicht vorſtellen müſſen, daß Alles an ihnen und von ihnen unfehlbar geweſen ſey (vgl. Gal. 2, 14. Jak. 3, 2).

Wir kommen jetzt bey dem Verf. an die Emmerich. Er rechnet ſie zu der dritten Claſſe, zu den Inſpirirten, doch mit Spuren ſomnambuliſtiſcher Complication. Er warnt ſowohl vor der Läugnung ſolcher Thatſachen, als davor, daß man dieſe Zuſtände an ſich ſelbſt als Zeichen beſondrer Religioſität und Heiligkeit betrachtet; beydes mit Recht, aber mit einigen ſtrengen Nebenbemerkungen, die nicht ohne Ermäßigung zu billigen wären, wenn ſie nicht ſchon für ſich die große Mehrheit der einfachen Glaubigen angingen, denen allerdings möglichſtes Fernhalten von dem magiſchen Kreiſe anzurathen iſt. Die Seherin aus Prevorſt „und die hieher bezüglichen Schriften“ werden dabey nicht vergeſſen. „Das eifrige Leſen ſolcher Bücher“, heißt es, „kann ein ganzes Haus, ja eine ganze Gegend, magiſch erregen und dämoniſiren, ohne daß das wahre Chriſtenthum, der wahre Glaube und das Reich Gottes einen Vortheil davon hat.“ — Wir wollen aber doch dem Verf. drey Fragen entgegenhalten, nämlich: 1) Warum zeigen ſich dergleichen Erſcheinungen mehrentheils grade an ſolchen einfachen, gläubigen, kindlichen Menſchen, die nie Bücher jener Art geleſen haben? die wohl nie wirkliche Begriffe von ſolchen Dingen gehabt? 2) Warum vermehren ſich dieſe Erfahrungen in unſerer unglaubigen Zeit, werden von den Sehenden in der Ekſtaſe für göttliche Schickungen zur Beſchämung des Unglaubens und zur Rechtfertigung der bibliſchen Wahrheit erklärt, überzeugen und bekehren auch wirklich gar manchen Leichtſinnigen und Selbſtklugen? 3) Soll man das Licht unter den Scheffel ſetzen, in der Kammer verſperren, dem Publicum nichts davon mittheilen, oder ſoll man ihm dasjenige davon und in der Art ſagen, was und wie es ihm nützen kann, ihm folglich, mit den hiebey unentbehrlichen Thatſachen, den rechten Geſichtspunkt angeben, aus welchem ſie dem Unglauben und dem Aberglauben zum Trotz ihm nützen können? Nun hiezu dienen eben jene Schriften, zumal wenn der rechte kritiſche Geiſt ſie dictirt; der Verf. ſehe doch zu, ob das nicht das Beſtreben iſt; und was die erſte und zweyte Frage unterſtellt, iſt factiſch und unläugbar. — Eine dritte Warnung des Verf. betrifft den Irrthum, daß man ſolche ekſtatiſche Leute an ſich ſelbſt ohne Weiteres als Beſeſſene betrachtet; und er bekennt hiebey, daß der Geiſt Gottes in den Apoſteln und Propheten offenbar auf ſolche Zuſtände gewirkt und eine wahre göttliche Inſpiration zu Stande gebracht habe, und daß ein wahres Kind Gottes (nicht auch ein Menſch, der es aus freyer Gnade werden ſoll?) in ſolchen Zuſtänden durch den heiligen Geiſt eine ächte und wahre Wundergabe, ein Charisma der erſten Chriſten erhalten könne. — Endlich findet der Verf. die Anſicht derer unſtatthaft, welche den ekſtatiſchen Zuſtand frommer Perſonen als einen Mittelzuſtand zwiſchen Natur und Gnade betrachten. Es gebe zwiſchen Natur und Gnade kein drittes organiſches Glied in der Pluralität der Kräfte, eine ſolche Brücke ſey nicht nöthig, die Anſicht ſey der Analogie des Glaubens entgegen, ſtecke im Siechthum des Semipelagianismus, ſey die Mutter einer gewiſſen gnoſtiſchen Eſoterie, ſtöre Einfalt und Bruderliebe u. ſ. w. Was das Alles heißen ſoll, iſt ſchwer verſtändlich; der Verf. muß hier gewiſſe Aeußerungen im Auge haben, die er übel aufgefaßt hat; denn mit Halbchriſten, die ſelber zwiſchen Natur und Gnade ſchwanken, wird er es wohl nicht zu thun haben, da in dieſer Vorausſetzung ihm Beyfall gebühren würde. Wie aber, wenn es Gott gefiele, einem Individuum vermittelſt einer Ekſtaſe oder ſonſt einer magiſchen Vorkommenheit eine Brücke zur Gnade zu bauen? hätte er deß nicht Macht? und wäre das nicht auch eine Gnade? — Hiemit iſt auch beantwortet, was er hernach über den Werth ſagt, den die genauere Kenntniß der Naturmagie in unſern Tagen als ein Hülfsmittel des Glaubens an das Evangelium hat. „Es irren", ſagt er, „diejenigen gar ſehr, die da meinen, die beſondere Aufmerkſamkeit, welche z. B. dem Animal-Magnetismus ſeit einiger Zeit geſchenkt worden iſt, führe an ſich Jemand dem Glauben an Chriſtum näher" — nebſt mehrern Andeutungen der falſchen Anwendung und des Mißbrauchs, und fünf Sätzen, die namentlich die Prüfung nach dem göttlichen Wort empfehlen, und an ſich ihre volle Richtigkeit haben. Der Verf. irrt aber ſelbſt, wenn er das, was Gott in Tagen des Unglaubens zur Ueberzeugung von der Wahrheit des Evangeliums hat kommen laſſen, um des Mißbrauchs und der Widerſpenſtigkeit vieler Zeitgenoſſen willen für unkräftig erklärt, dem Glauben an Chriſtum näher zu führen. That nicht der Herr und ſeine Boten Wunder, um ihre Worte zu beglaubigen (Joh. 5, 36. C. 10, 25. C. 14, 11)? Und ſetzt er nicht dennoch ſelbſt hinzu: „Aber ihr glaubet nicht“? Waren darum die Werke zwecklos? an Allen unfruchtbar? Mit nichten; und eben ſo geht es in dieſer Zeit, nämlich daß Viele ſich gegen die Wunder oder Halbwunder, die unter uns geſchehen, und die als irdiſche Spiegel uns das Göttliche glaubhaft machen ſollen, verſtocken, Andre dieſes Göttliche mit ihnen verwechſeln und herabziehen, noch Andre ſie wirklich dazu anwenden, wozu ſie geſendet ſind. Selbſt wenn von dieſen Einige fürerſt auf halbem Wege ſtehen bleiben, ſind die Erſcheinungen nicht fruchtlos, und es iſt ihre eigne Schuld.

Nun werden die verſchiedenen Perioden im Leben der Emmerich und ihre Begebniſſe durchgegangen, und mancherley Bedenken aufgeſtellt, welche wir um ſo weniger ſämmtlich zu verwerfen gemeint ſind, als nur ein Augenzeuge des Lebens und der Ekſtaſen der Emmerich gründlich darauf antworten könnte, und wir uns ſchon früher über Eins und das Andre zweifelnd ausgeſprochen haben.

Oefters aber möchte der Verf. zu kühn entſcheiden, ohne ſich ſelbſt vollſtändiger Erfahrung oder der durchſchauenden Prophetie rühmen zu können. So z. B. braucht der Umgang der jungen Emmerich mit Maria und dem Jeſuskinde nicht leere Selbſttäuſchung geweſen zu ſeyn, da es ſubjective Anſchauungen durch objective Wirkung ohne perſönliches Erſcheinen geben kann, und daß, wie der Verf. will, Engel einen Menſchen nicht in der Religion und heiligen Geſchichte unterrichten können, nachdem jene ihnen kund geworden (Eph. 3, 10. 11. 1 Petr. 1, 12) und ſie dieſe erlebt haben, iſt nirgends erwieſen noch erweislich. Von dem Gefühl der E. für Reliquien wird geſagt: „Es läßt ſich denken, daß vielgebrauchte und gewanderte Reliquien am Ende wirklich magnetiſirt werden, und es iſt daher wohl begreiflich, daß die Emmerich einen magiſchen Eindruck von ihnen bekam. Es hätten daher dieſe Reliquien wer weiß was für Knochen ſeyn können. Unter ähnlichen Umſtänden, d. h. als kirchliche Reliquien anerkannt, hätten ſie dieſelbe Wirkung gehabt." Dieſes zugebend als möglich, ſind wir doch mit dem Folgenden nicht ganz einverſtanden, wenn es heißt: „Daß ſie aber daher zugleich die Geſchichte des fraglichen Heiligen ohne vorherigen Unterricht habe zu erzählen gewußt, dieſes halte ich jedenfalls für Selbſttäuſchung." Denn der Seher kann wirklich in die Vergangenheit und darin beſtimmte Dinge und Begebenheiten wie gegenwärtig ſehen, wenn ſein Blick durch irgend eine Anregung darauf gerichtet wird (vorbehältlich des Irrthums der niedern Hellſichtigkeit), und die E. konnte wenigſtens in der

Tradition leſen, wenn ſie ihr auch nie zuvor wäre mitgetheilt worden. Uns iſt ein Beyſpiel bekannt, wo eine Magnetiſirte, der man in der Kriſis Jakob Böhms Aurora in die Hand gab oder auf die Herzgrube legte, die Geſtalt des Autors als eines kleinen, freundlichen Mannes beſchrieb, wie ſie die Nachrichten von ihm ergeben, von denen ſie zuvor keine Kunde hatte, und zwar mit einer Wundennarbe am Kopf, die er davon erhielt, daß er einſt von böſen Menſchen unterwegs in einen Graben geworfen wurde. — Was den Umgang der E. mit abgeſchiedenen Seelen betrifft, ſo räumt der Verf. die Möglichkeit der ſogenannten Geiſtererſcheinungen ein, und daß die Seele durch die ihr anhängende ätheriſche Atmoſphäre, die während des leiblichen Lebens die Nerven erfüllt, auch noch nach dem Tode auf die Sinnenwelt einwirken könne. Er ſetzt dann hinzu: »Eben ſo wenig kann man die Möglichkeit läugnen, daß unſelige Geiſter zur Linderung ihrer Qualen ſich wohl auch noch lebenden Menſchen zu offenbaren ſuchen, ohne daß jedoch letztere die mindeſte Verpflichtung hätten, in ſolchen Fällen etwas zu thun. Hat doch der reiche Mann Abraham um ein Gleiches erſucht.« — Wer keine Verpflichtung in ſich fühlt, in ſolchem Fall etwas zu thun, mag es unterlaſſen; indeſſen wird kein Chriſt ein Almoſen verweigern, das nicht aus Muthwillen begehrt wird; es heißt: Gib dem, der dich bittet; und wie ſollen Fürbitte einlegen für alle Menſchen. Man könnte noch mehr ſagen, muß es jedoch unterdrücken, ſelbſt auf die Gefahr, einer unbrüderlichen, gnoſtiſchen Coterie beſchuldigt zu werden. Das Beyſpiel vom reichen Manne und Abraham paßt aber ſehr übel hieher. Der ſinnliche Reiche erſuchte den Abraham nicht um Unterricht, den er auch aus der Ferne von ihm empfangen konnte, noch um ſein Gebet, ſondern um einen Tropfen Waſſer auf die leckere, jezt glühende Zunge; zudem war die allgemeine Erlöſung noch nicht vollbracht. Und daß er ihn bittet, den Lazarus in ſeiner Bruder Haus zu ſchicken, um ſie zu belehren und zu warnen, iſt das Umgekehrte von dem, was geſchieht, wenn die erſcheinenden Todten für ſich etwas von den Lebendigen verlangen. Ja Abraham that wirklich etwas an ihm; er nannte ihm Moſen und die Propheten, aus denen er ſich einiger Stellen zu ſeiner Erquickung erinnern konnte, wie ſie allein noch möglich war, nämlich von Sündenvergebung und Barmherzigkeit.

Hier fährt der Text fort: „Eben ſo wenig kann ich mich auch an dieſem Orte über die bedenkliche Richtung verbreiten, welche in dieſer Beziehung durch den Verf. der Seherin von Prevorſt, und durch die fortgeſezten Mittheilungen deſſelben Verf., ſelbſt unter Glaubigen Mode wird" — und eine Anmerkung: „Hier nur ſo viel: Eine wahre Schmach und Schande für den Glauben und den chriſtlichen Verſtand iſt es, wenn man es billigt, daß auf Befehl eines dämoniſchen Mädchens ein Haus niedergeriſſen wurde." — Da die Bedenklichkeit nicht ausgedrückt iſt, ſo kann ſie auch nicht gehoben werden. Wenn die Sache unter den Glaubigen bloße Mode wird, von eben ſo wenig weſentlichem Nutzen als die neuen Trachten aus den Hauptſtädten, ſo iſt ſie bedauerlich, und wird als eitel der Zeit verfallen, obgleich es eine Sache der Ewigkeit iſt; auch die Frömmigkeit ſelbſt hat ſchon ein gleiches Loos erfahren. In dieſem Fall wäre denn die geiſtliche Eſoterie, oder vielmehr das Verſiegeln der Weiſen und Propheten, dafür an ſeiner Stelle, was nach Umſtänden gar wohl eine traurige Pflicht werden kann. Indeſſen iſt dieſer Gegenſtand von Zeit zu Zeit immer laut geworden, wie man ſich aus der Literatur dieſes und der vorigen Jahrhunderte überzeugen kann, und die Berathung deſſelben unter den Gläubigen nie ausgegangen. Das Niederreißen des Hauſes betreffend, ſo iſt noch weit mehr eine Schmach und Schande, z. B. daß in der Chriſtenheit nur ein einziger Zahn ausgeriſſen wird, weil die Gemeinde Wunderärzte unter ſich haben ſollte, die jeden Zahnſchmerz müßten ſtillen können, was ja ſogar durch magiſche (ſympathetiſche) Mittel von geringerer Natur geſchieht; oder daß Häuſer abgeriſſen werden, um einer ausgebrochenen Feuersbrunſt Einhalt zu thun, da es Chriſten geben ſollte, die durch den Glauben des Feuers Kraft auslöſchen konnten (Hebr. 11, 34); oder endlich, daß wir, die wir ſollten längſt Meiſter ſeyn im pneumatologiſchen Fach, ſein Studium wieder von vorn anfangen müſſen, und als Gläubige darüber mit einander rechten.

Hart wird Manches an der Emmerich beurtheilt, und der falſchen Werkheiligkeit zugeſchrieben, wie die

Caſteyungen, während unſer Meiſter dem Faſten ſeinen Werth zuerkennt, und es ganz unrecht iſt, allen Seelen ein gleiches Verhalten zum geiſtlichen, wie allen Körpern eine gleiche Diät zum leiblichen Wohlſeyn vorzuſchreiben. Wenn der Apoſtel ſeinen Leib bläuet (1 Kor. 9, 27), ſo gibt es Andre, die ihn (in ſo weit) nicht bläuen ſollen, oder nicht zu bläuen brauchen. Ein ſolcher Tadel iſt um ſo weniger an ſeinem Platz, da der Verf. die Emmerich im Verdacht hat, beſondern „ſeeliſch leiblichen Geſchlechtserregungen" unterworfen geweſen zu ſeyn, und darin den pſychologiſchen Schlüſſel findet, indem nämlich in ihrem jungfräulichen Alter der Heiland ihr nicht mehr als Kind, ſondern als ein leuchtender Jüngling erſchien. Sein Urtheil iſt überhaupt mehrmals particulariſtiſch einſeitig. Inzwiſchen iſt zu verwundern, daß die E., als ihr der Jüngling einen Blumenkranz und eine Dornenkrone darreichte, leztere wählte und erſtern ausſchlug. Die Blutungen werden durch das Alpdrücken (incubus) erläutert, und hievon geſagt: „Diejenigen Perſonen, welche an ſolchen Zufällen leiden, ſehen im halbwachen Zuſtand irgend ein Ungeheuer, einen Kobold, ein feuriges Roß, einen wilden, rieſenhaften Mann u. ſ. w. langſam herbeyſchweben. Dieſe Geſtalt ſezt ſich dann auf die Herzgrube, und preßt die Geängſteten ſo eng zuſammen, daß ſie kaum athmen und bey aller Anſtrengung kein Glied regen können. Nach überſtandenem Anfall ſieht man dann oft blaue Flecke (Sugillationen); Manche behaupten ſogar wirkliche Abdrück des Kobolds u. ſ. w. auf derſelben Stelle, wo das Ungeheuer ſaß. Ich ſelbſt kenne eine Perſon, welche behauptet, ein Geiſt, den ſie am hellen Tage eine Strecke Wegs habe tragen müſſen, habe ihr die blauen Flecke auf dem Rücken eingedrückt, die ſie ſpäter hin und wieder vertrauten Leuten zeigte. Ich ſelbſt habe ſie nie ſehen mögen. Was nun die Sugillationen (örtlichen Blutergießungen unter das Zellgewebe der Oberhaut) betrifft, die der Alp erregt, ſo kann ich mich auf bekannte Erfahrung berufen. Hieraus folgt aber keineswegs, daß ein wirkliches, objectiv vorhandenes Ungeheuer dieſe Quetſchungen erregt habe. Man kann getroſt annehmen, daß die durch örtlichen Blutandrang erregte magiſche Phantaſie zuerſt einen Kobold als Urſache untergeſchoben, und ſodann nach ihrer magiſchen Kraft auch rückwirkend eine Blutergießung an der gedrückten Stelle bewirkt habe.“ — Er beruft ſich noch auf die Schmerzen, die Amputirte an dem verlorenen Gliede zu empfinden pflegen, und fragt: „Warum ſollte die magiſche Phantaſie einer ekſtatiſchen Nonne (welche wahrſcheinlich ſchon lange ſolchen ſchwärmeriſchen Gedanken nachgehangen hat) dem Blutlauf nicht willkührlich eine ſolche Richtung geben können, wie ſie eben zu Erzeugung eines Mirakels an dem eigenen Leibe nöthig iſt?“ — ſpricht dann noch von den abnormen Richtungen der reproductiven (productiven) Kraft der Natur, und ſchreibt der ekſtatiſchen Seele ein gleiches ſchöpferiſches Vermögen zu, glaubt aber nicht, daß ihr der Heiland erſchienen ſey, ſo wenig als an die Gegenwart eines

Ungeheuers bei den Alpgedrückten. Im Vorbeygehen bemerkt er noch, daß dergleichen Blutungen immer nur bei weiblichen Heiligen vorgekommen ſeyn ſollen.

Dieß letzte iſt falſch, obgleich es aus der größern Empfänglichkeit der weiblichen Natur erklärbar wäre; die Stigmata des heiligen Franz von Aſſiſi ſind bekannt. Auf die ſchöpferiſche Kraft einer frommen Imagination haben wir früher ſchon ſelbſt aufmerkſam gemacht, und ihr ließen ſich allerdings die Dornenſtiche und ſonſtigen Hautblutungen der Emmerich, nicht ohne göttlichen Willen, aber ohne Dazwiſchenkunft einer wirklichen Erſcheinung, zuſchreiben. Allein wer beweiſt die Unmöglichkeit auch der letztern? zumal in der ſubjectiv-objectiven Art (der Anregung des bildernden Seelenvermögens von außen), die oben bemerkt iſt. Denn ſo gut eine leibliche Empfindung die Phantaſie zum Bildern beſtimmen kann, wie der Verf. will, ſo gewiß auch ein geiſtiger Einfluß, ja, ein Strahl der göttlichen Gnade, der, gleichwie der Sonnenſtrahl ein Gewächs entwickelt, ein geiſtiges Object entſtehen läßt, das ihn in einer Form vorſtellt. Solche Geſtaltungen des empfangenen Eindrucks heißen dann ebenfalls Engel oder Boten, d. i. Sendungen; man mache nur nicht alle Engel oder andre Erſcheinungen zu ſolchen Unperſönlichkeiten. Ueberdem thut der Verf. unrecht, indem er das Ungewiſſe mit dem Ungewiſſen vergleicht. Er kann keinen ſtandhaltenden Beweis dafür beybringen, daß der Alp lediglich eine ſeeliſche Selbſtſchöpfung ohne alles Object ſey, wie wir eine ſolche von einem Ruſſen zu Moskau erzählt haben *). Der Alp kann ein Wahnbild ſeyn, aber auch ein perſönliches Weſen, wie der Volksglaube will; es kann nur der darüber entſcheiden, der die Geiſterwelt von Angeſicht kennt. Auch ſind die Sugillationen bei dem Alpdrücken nicht allgemein noch weſentlich; eine Stockung oder Anhäufung des Bluts um die Herzgegend kann in jedem Fall dabey Statt haben, obwohl ſolche Congeſtionen noch nicht Alles erklären. Es wäre wünſchenswerth, genaue Beſchreibungen dieſes Zuſtands von verſtändigen Perſonen zu erhalten, die damit behaftet ſind, oder von erfahrenen Aerzten, die über den Urſprung keine vorgefaßte Meinung haben. Als ein kleiner Beytrag werde hier angeführt, daß eine ſolche Patientin verſichert hat, ſtets etwas Rauhes oder Pelziges dabey gefühlt zu haben. — Endlich iſt der vermeinte Abweg des Menſtruationsgeſchäftes bey der E., woraus der Verf. die Blutungen erklären will, ebenfalls nur Hypotheſe, wie ſo viele ſind, ein ſelbſtbeliebiges Licht, wenn auch an lebendigen Erfahrungen angezündet, jedenfalls nicht entſcheidend für den Urſprung der Sache, eine zweyte Urſache, die ihre Mutter ſucht. Immer aber kann der Verf. nicht unterlaſſen, der unſchuldigen Emmerich zu ſagen, wie ſie hätte werden ſollen, damit ja keine Mirakel an ihr zu Tag gekommen wären, und eine andre Heilige aus ihr noch jetzo machen zu wollen, als ſie bey Lebzeiten unter dem tiefen Gefühl des natürlichen Sündenelends

---

*) 6. Sammlung S. 152.

und bey brennender Liebe geworden iſt. Er hat dabey gewiß eine gute Abſicht; aber wir ſollen nicht Alles über Eine Form ziehen wollen, noch Gottes wunderbare Führungen ſeiner Heiligen meiſtern (Pſ. 4, 4). Es gibt einen Wunderhaß wie eine Wunderſucht, auch unter Gläubigen, die ſich doch hüten ſollten, in eine ſolche willige Schwächung der chriſtlichen Kräfte einzuſtimmen, und dadurch den Vorwurf einer gewiſſen Partey zu verdienen. Der Verf. verpflanze einmal ſeinen Aufſatz oder einige Theile deſſelben in die Apoſtelzeit, und frage ſich, aber unbefangen, wie man damals, wo noch keine „kleine Kraft", ſondern eine große vorhanden war, darüber geurtheilt haben würde. Kann eine ſolche Zeit nicht wiederkehren? auch etwa mit einleitenden Vorſpielen? Iſt Chriſtus nicht heute wie geſtern und in Ewigkeit? Der Verf. iſt um ſo fähiger, ſeine Anſichten hierin zu mildern, und nicht überall zur Ehre der eben uns doch geprieſenen „rechtfertigenden Gnade" den „Lügengeiſt der Werkheiligkeit" im Uebermaaß vorzuſchieben, als er doch wirklich Vieles richtig einſieht und zugeſteht.

Vollends ärgerlich ſind ihm die vicarirenden Leiden und Büßungen der Nonne, wobey es an manchem harten Wort, in chriſtlichem Eifer geſprochen, nicht fehlt. Schreiber dieſes iſt ſich bewußt, der Nonne von Dülmen und ihrer Kirche in andern Aufſätzen nicht zu viel eingeräumt, jedoch auch manches Problematiſche ſchonender als der Verf. behandelt zu haben. Was das Leiden überhaupt, ſeinen Grund und die Möglichkeit betrifft, für Andre oder zu ihrem Wohl zu leiden, ſo iſt dieſes das geheimnißvollſte Capitel der chriſtlichen Anthropologie, das ſich ſelbſt auf das Schickſal der ganzen animaliſchen Natur erſtreckt. Denn auch die Creatur ſeufzet und leidet um deßwillen, der ſie unterworfen hat (Röm. 8), nicht um ihrer Sünde willen. Die Strafe des Sünders wird durch ſeine Bekehrung Züchtigung zur Gerechtigkeit und zur Heiligung, ſie wird Kreuz. Treiben wir die Anforderungen der Selbſtverdammung zu weit, ſo gerathen wir endlich wieder in eine der Werkheiligkeit ähnliche und zu ihr gehörige ſelbſtſtändige Verdienſtlichkeit des Leidens, in eine ſehr finſtere Aſcetik (vg. 1 Joh. 3, 19 ff.). Die Unſchuld leidet wirklich auf Erden, ſey es die erneuerte, oder die urſprüngliche, wie an Kindern. Gründlich geheiligte Seelen haben lange fortgelitten; dem liebloſen Urtheil der drey Freunde Hiobs hat Gott gezürnt, Elihu's halbe Erklärung kein Lob erfahren. Wie nun? ſind wir nicht etwa verſchlungen in den großen Leidensproceß, deſſen Hauptvertreter Chriſtus iſt? und ſollte es ſo unmöglich ſeyn, daß eines von deſſen Gliedern dem andern ſeine Laſt abnähme und weiter tragen hälfe? Geſchieht dieß nicht wirklich alle Tage? Beyde gewinnen dadurch, und die Fortläuterung iſt dabey nicht ausgeſchloſſen. — „Es hat weder dieſer geſündigt“, ſprach der Herr vom Blindgeborenen, „noch ſeine Eltern; ſondern daß die Werke Gottes offenbar würden an ihm“ (Joh. 9, 3; ſ. was dagegen die Phariſäer meinten V. 34). Das allgemeine Sündenübel wird darum nicht geläugnet, mit welchem auch der Heilige an ſich zu kämpfen hat. — Doch die Verhandlung über dieſen tiefen Gegenſtand möchte zu weitläufig und ſtets unvollkommen ausfallen. Wir ſtellen ihn daher Dem anheim, den der Verf. zuletzt anruft als „den erbarmenden Richter zwiſchen Schaf und Schaf.“

— v —

Schriftmäßige Gedanken über Jenſeits *).

(In einem Briefe an eine Freundin.)

Liebe Freundin!

Drei Zuſtände ſind es, durch welche der Menſch ſeit dem Sündenfalle ſeiner ewigen Beſtimmung entgegeneilt, oder, wenn er die Führung nicht verſchmäht, derſelben zugeführt wird.

Dieſe drei Zuſtände ſind:

1) Der Zuſtand im ſterblichen Leibe;
2) Der Zuſtand außer dem ſterblichen Leibe;
3) Der Zuſtand im unſterblichen Leibe.

In dem erſten dieſer drei höchſtmerkwürdigen Zuſtände, der uns durch die tägliche Erfahrung des Sinnenlebens am bekannteſten iſt, und von manchen Kurzſichtigen als die einzige Periode unſers Daſeyns irriger Weiſe

---

*) Wir geben dieſen vortrefflichen Aufſatz aus dem Monatsblatte aus Beuggen, da er ſo ſehr mit den Anſichten, die dieſe Blätter ausſprechen, übereinkommt.

betrachtet wird, treten wir durch die Zeugung und Geburt. In den andern, den Zuſtand außer dem ſterblichen Leibe, der uns nur aus dem, was uns die göttliche Offenbarung durch die Propheten, Apoſtel und Evangeliſten darüber mittheilt mit Gewißheit, und aus den noch nicht genugſam beleuchteten Erfahrungen des Traumlebens und des Hellſehens mit prüfender Vorſicht bekannt iſt, aber dennoch auf uns Alle wartet, treten wir durch das Sterben ein. In den dritten Zuſtand, im unſterblichen Leibe, gegen welchen ſich die zwei vorhergehenden nur als Vorbereitungs- und Durchgangs-Perioden verhalten, und welcher der für die Ewigkeiten der Ewigkeiten entſcheidendſte genannt werden muß, gelangen wir durch die Auferſtehung. So ſind alſo die drei wichtigſten Eintritts-Ereigniſſe unſers Daſeyns die Geburt, das Sterben und die Auferſtehung.

Den erſten Zuſtand, der für uns mit der Zeugung und Geburt beginnt, nennet die Schrift gar häufig dieſes Leben, auch das Leibes-Leben, (z. B. 1. Kor. 15, 19. und 2. Kor. 5, 10.) und beſchreibet ihn, weil wir darin an der wunderbaren Bewegung Antheil haben, durch welche unſere äußere Zeit, die Sinnen-Zeit entſteht, und in derſelben ſo Viele aus freier Gnade Gottes dargereichte Weckungs-, Uebungs- und Vorbereitungs-Mittel genießen, und dabei ſo viele Gelegenheit des Wohlverhaltens wie des Uebel-Verhaltens, ſo viele Prüfungen und Verſuchungen durchlaufen, die unſerer Willkühr zur Wahl vorgelegt werden, als eine ſehr wichtige Vorbereitungs-, Prüfungs- und

Gnadenzeit, die wir benutzen und ergreifen, aber auch vernachläßigen und verſäumen konnen. Er iſt, der Sinnenzeit nach gemeſſen, der kürzeſte, und wir heißen ihn mit Recht die Zeit unſerer Wallfahrt, den Pilgerſtand, das Wallen in der Hütte oder im Wanderzelte, den Aufenthalt in der Fremde, wo wir nicht daheim ſind. Er bildet das Dießſeits.

Hingegen das Zweite und Dritte unſerer Zuſtände bildet das: Jenſeits, auch jenes Leben, oder das Zukünftige Leben genannt.

Ueber dieſe zwei Zuſtände ſind noch gar viele irrige Vorſtellungen unter uns anzutreffen, indem wir ſie uns gar ſo oft nach willkührlichen Vorſtellungen einer lebhaften Phantaſie, nach eingewurzelten Ideen einer heidniſchen Vorwelt, u. ſ. w.*) denken, ſtatt daß wir ſie nach den allein wahren und durchläuterten Berichten, Lehren, Winken und Weiſſagungen der geſchriebenen Offenbarung Gottes, nicht mit unſicherm Vordenken, ſondern in vorſichtigem und vergleichendem Nachdenken, uns zu betrachten erlauben, und dabei die weiten Schranken ehren ſollten, welche der Herr des Lebens um unſere Neugierde, die ſo gerne den Vorhang lüften möchte, auch nach dem Maße der Schrift gezogen hat. Ich will es verſuchen, in einzelnen Gedanken unſere Vorſtellungen darüber nach der Schrift darzuſtellen oder zu berichtigen:

---

*) Die Stelle über Somnambulismus ließen wir weg, weil der Verfaſſer ſie nicht geſchrieben hatte, wäre er mit einem wirklich hellſehenden Somnambulismus je bekannt geworden.

1) Mit dem Augenblicke unſeres Verſcheidens iſt unſer Daſeyn nicht beendigt, ſondern es beginnt vielmehr eine neue Fortſetzung deſſelben, nämlich unſer Zuſtand außer dem ſterblichen Leibe. Beweiſe davon ſind, außer mehreren andern, der Umſtand, daß der Herr, mehrere hundert Jahre nach dem Tode der Erz-Väter, zu Moſe ſpricht: Ich bin, (nicht ich war,) der Gott Abrahams, Iſaaks und Jacobs. Ferner die Erſcheinung Moſis und Elias auf dem Berge der Verklärung. Ferner, was der Herr von dem reichen Manne und dem armen Lazarus nach Beider Tode erzählt. Ferner alle die auferſtandenen Heiligen, die nach der Auferſtehung Jeſu aus den Gräbern gingen, und Vielen erſchienen. Endlich ſo viele Stellen von der Auferſtehung der Todten, daß ſie nicht alle ihrer Menge wegen hier angeführt werden können.

2) Bei weitem die meiſten Menſchen, die je geboren worden ſind, ſind noch in dem zweiten Zuſtande, in dem Zuſtande außer dem ſterblichen Leibe, alſo unter den Todten, aber im Tode forteriſtirend, und nur die kleinſte Zahl aller Gebornen, ungefähr tauſend Millionen, leben mit uns noch im ſterblichen Leibe. Denn die Zahl der Seligen und Heiligen, welche Theil haben an der erſten Auferſtehung, iſt nach ſorgfältiger Erwägung der Stelle Offenb. 20, 4—6. nur eine kleine Minderheit in Vergleichung mit der unbeſchreiblich großen Zahl der noch nicht Auferſtandenen.

3) Der Zuſtand außer dem ſterblichen Leibe und vor der Auferſtehung iſt bei der größeſten Mehrzahl der Verſtorbenen ein *langer*, ja ein *ſehr lang dauernder Zuſtand*, wenn die Dauer nach unſerm äußern Zeitmaße gemeſſen wird. Unſer Herr ſtieg im Geiſte zu den Geiſtern im Gefängniſſe, die zur Zeit Noah's nicht glaubten, und alſo wenigſtens, nach unſerer Zeit zu rechnen, über 2300 Jahre in dem Zuſtande außer dem Leibe geweſen ſeyn mußten. Und von einer ſehr großen Zahl Verſtorbener, von denen Offenb. 20. die Rede iſt, heißt es: »Die andern Todten wurden nicht wieder lebendig, bis daß *tauſend* Jahre vollendet wurden.«

4) Die *Oerter* der verſtorbenen Menſchen in ihrem Zuſtande außer dem Leibe ſind ſehr *verſchieden*, ſind aber ebenſowohl als *Zuſtände*, denn als *Räume* zu betrachten, indem ja die Verſtorbenen nicht im Leibe, ſondern im Geiſte fortexiſtiren. Daher haben ſo viele Oerter der Geiſterwelt, als da ſind: Paradies, Abrahams Schooß, Gefängniß, Scheol, Hades, Hölle, Meer, Tod, Abgrund, faſt eben ſo viele zuſtändliche Benennungen, als da ſind: Seligkeit, Ruhe, Gebundenheit, Finſterniß, Dunkel, Qual, Pein, Heulen, Zähnklappen, u. ſ. w., worüber viele bekannte Stellen heiliger Schrift nachgeleſen werden können, wo das Räumliche und das Zuſtändliche öfters neben einander genannt wird; z. B. in der Erzählung von dem reichen Manne, wo es heißt: »Als er nun in der *Hölle* und in der *Qual* war, u. ſ. w.« Luk. 16, 23.

5) Die *Zeiten* der Verſtorbenen ſind gleichfalls ver-

ſchieden, je nachdem ſie a) entweder auf dem Standpunkte der im Leibe Lebenden, oder b) auf dem Standpunkte der Abgeſchiedenen betrachtet werden. In jenem Falle werden ſie nach unſern körperlichen Zeitverhältniſſen gemeſſen und beurtheilt; hingegen auf dem Standpunkte der Verſtorbenen ſcheinen ſie nach andern, wahrſcheinlich nach geiſtigen Zeitverhältniſſen betrachtet werden zu müſſen. Denn gleichwie wir auf dem Standpunkte des Leibeslebens unſere Zeiten nach den Bewegungen der Himmelskörper unſerer Sonnenordnung meſſen, ſo ſcheinen die Zeiten der Verſtorbenen nach der Abwechslung und Aufeinanderfolge der geiſtigen Zuſtände und Bewegungen von den verſtorbenen, außer dem Leibe und außer unſerer Zeit ſich befindenden Menſchen angeſchaut zu werden. Wenigſtens leſen wir, daß dort die Seelen unter dem Altare ſchreien und ſprechen: »Herr, du Heiliger und Wahrhaftiger! wie lange richteſt du und rächeſt nicht unſer Blut an denen, die auf der Erde wohnen?« Sie haben alſo eine Empfindung oder Vorſtellung von einer Zeitlänge. Daher wird auch zu ihnen geſagt, daß ſie ruheten noch eine kleine Zeit, u. ſ. w. Offenb. 6. 10. 11.

6) Der Zuſtand der Verſtorbenen, da ſie ſich zwar außer dem ſterblichen Leibe befinden, aber auch noch nicht auferſtanden und nicht im unſterblichen Leibe ſind, iſt kein vollendeter, kein Vollendungs-Zuſtand. Denn es fehlt ja eben der unſterbliche Leib, der zur Vollendung unſers Weſens gehört. Daher warten alle im Herrn Verſtorbenen auf die ſelige Hoffnung und Erſcheinung

der Herrlichkeit des großen Gottes und unſers Heilandes Jeſu Chriſti, welcher unſern nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde ſeinem verklärten Leibe, nach der Wirkung, womit er kann auch alle Dinge Ihm unterthänig machen. 1 Kor. 1, 7. Phil. 3, 21. Tit. 2, 13. Dieſes *Warten* zeigt an, daß ſie noch nicht vollendet ſind. Daher können wir auch unſere verſtorbenen Brüder, die noch nicht auferſtanden ſind, nicht mit Recht unſere *vollendeten* Brüder nennen, es wäre denn, daß wir ihnen dieſes Beiwort nur in dem Sinne geben, daß ſie ihren erſten, nämlich ihren Erdenlauf, vollendet haben. Daß aber die Verſtorbenen, auch wenn ſie im Glauben an den Herrn, alſo ſelig geſtorben ſind, vor der Auferſtehung noch nicht eigentlich vollendet, ſondern noch im Warten ſeyen, das ſehen wir aus Hebr. 11, 39. 40., wo der Apoſtel von den Glaubigen, die er gerühmet, die Schlußanmerkung beifügt: »Dieſe Alle haben durch den Glauben Zeugniß überkommen, und nicht empfangen die Verheißung, darum, daß Gott etwas Beſſeres für uns zuvor verſehen hat, *daß ſie nicht ohne uns vollendet würden*.« Auch von den Glaubigen des neuen Bundes ſagt der Apoſtel: »Denn as ſagen wir euch als ein Wort des Herrn, daß wir eben und übrig bleiben *in der Zukunft des Herrn*, erden denen nicht zuvorkommen, die da ſchlafen; enn Er ſelbſt, der Herr, wird mit einem Feldgeſchrei und Stimme des Erzengels und mit der Poſaune Gottes; die alſo auch, und zwar vornehmlich, von den Ver- orbenen gehört werden wird,) hernieder kommen vom immel, und die Todten in Chriſto werden *aufer-*

ſtehen zuerſt. Darnach wir, die wir leben und überbleiben, werden zugleich mit denſelben hingerückt werden in den Wolken, dem Herrn entgegen in der Luft, und werden alſo bei dem Herrn ſeyn alle Zeit.« 1 Theſſ. 4, 15—17.

So ſind alſo auch die ſelig Verſtorbenen, wie die hieſigen Seligen, zwar wohl ſelig, aber in Hoffnung, und zwar in Hoffnung ihrer verklärenden Auferſtehung, und warten auf ſie, wie wir allhier, durch Geduld. Vgl. Röm. 8, 22—25. Auch ſie gehören zu der wartenden Kreatur Gottes.

7) Der Zuſtand der Verſtorbenen vor der Auferſtehung iſt ein Zuſtand der Entkleidung und Enthüllung. Im Leibesleben ſind wir bekleidet mit dem irdiſchen, ſterblichen Leibe, der ſeiner proviſoriſchen Beſtimmung wegen mit einer Hütte, mit einem Wanderzelte verglichen wird. In dieſer Bekleidung iſt der Zuſtand unſers Herzens, und was darin vorgeht, überhaupt unſer innerer Menſch, wie verborgen, verhüllt und verſteckt, alſo daß der böſe Herzenszuſtand unter einem angenehmen Aeußern, und ein guter Herzenszuſtand unter einem widrigen Aeußern oft ganz anders erſcheint, als er wirklich iſt, und nur von einem ſehr geübten Kenner durch Blicke, Geſichtszüge, beſonders die Mundwinkel, durch Geberden, Stellung, Gang und Bewegungen der Hände einigermaßen beobachtet und geahnet werden kann. Hiezu kommen ſo viele äußere Verhältniſſe des häuslichen, bürgerlichen und kirchlichen Lebens, wo bald äußerlicher Zwang, bald die Furcht, bald die Schaam die freien

Aeußerungen unſers Herzens hemmet, zurückhält oder unterdrückt. Das Alles fällt größtentheils und vielleicht gänzlich weg nach dem Sterben, nach unſerer Entkleidung von dem ſterblichen Leibe, wenn der Menſch, der im Leibesleben die Gerechtigkeit Chriſti und die Kleider des Heils nicht als innere Kleider angezogen hat, bloß erfunden wird, nackt erſcheinet, und alſo offenbar und als eine Schrift, leſerlich für Jedermann, da ſteht, und ſich nicht mehr verbergen noch verſtellen kann. Von dieſer Entkleidung, von dieſem Offenbar- und Bloß-Erfundenwerden ſchreibt Paulus 2 Kor. 5. 1—10.

8) Daher iſt der Zuſtand nach dem Tode und vor der Auferſtehung nicht mehr ein Zuſtand der Prüfung und Uebung, ſondern eben wegen der Entkleidung, Enthüllung und Offenbarwerdung unſers wahren, innern Zuſtandes, mehr ein Zuſtand des Gerichts, ein Offenbarwerden vor dem Richterſtuhle Chriſti. Wäre der Zuſtand nach der Entkleidung von dem irdiſchen Leibe noch ein Zuſtand der Uebung und Prüfung: ſo könnte der Apoſtel in Beziehung auf die Verſtorbenen nicht ſagen: »Denn wir müſſen Alle offenbar werden vor dem Richterſtuhle Chriſti, auf daß ein Jeglicher empfange, nach dem er gehandelt hat bei Leibesleben, es ſey gut oder böſe.« 2 Kor. 5, 10.

Eben deßwegen, und in Beſtätigung des Geſagten, heißt es ſehr nachdrücklich: »Und wie dem Menſchen geſetzt iſt, Einmal zu ſterben, darnach aber das Gericht: alſo iſt Chriſtus Einmal geopfert, wegzunehmen Vieler Sünden. Zum andern Male aber wird er ohne Sünde erſcheinen denen, die auf Ihn warten zur Seligkeit.“ Hebr. 9, 27. 28. Wir werden alſo nicht gerichtet, nach dem ein Jeglicher gehandelt hat in dem Zuſtande nach dem Tode außer dem irdiſchen Leibe, ſondern nach dem ein Jeglicher gehandelt hat bei Leibesleben. Gleichwie nämlich bei einer Revolution, wenn ſo viele äußerliche Hemmungen und Rückſichten, ſo viele äußere Schranken und Abhaltungen des Böſen, ſo viele Zäune und Schutzwehren des Guten plötzlich fallen, dagegen ſo viele finſtere Kräfte plötzlich durch die umgeſtürzten äußern Zäune einbrechen, auf die auffallendſte Weiſe offenbar wird, wie ein Jeglicher geſinnet iſt, was ein Jeglicher im Hintergrunde ſeines Herzens verborgen gehalten hat: alſo ſcheint es auch zu gehen, wenn der Menſch leiblich ſtirbt, und dann auf einmal ſo viele äußerliche Verhältniſſe, Schranken und Hemmungen wegfallen, und die Kräfte der Finſterniß ſo viel Wahlverwandtes in den von der Aeußerlichkeit entbundenen Seelen und Geiſtern antreffen, das ſie anzieht, oder aber, im beſſern Falle, ſo viele Lichtes- und Himmelskräfte, die das Finſtere und Hölliſche abſtoßen. Dieſe ungehemmte Wirkung und Anziehung ſo vieler finſtern Wahlverwandtſchaften der finſtern Geiſterwelt ſcheint auch die Urſache zu ſeyn, daß ſo ungeheuer viele Verſtorbene im Tode bleiben, und nicht durch die Himmelskraft des Glaubens und der Liebe zum Heiland, der da iſt der Weg, die Wahrheit und das Leben, vom Tode zum Leben hindurchdringen können. Alſo iſt der Zuſtand der Verſtorbenen ein äußerſt wichtiger Stand, nicht der Prüfung und Uebung, ſondern des Gerichtes und der Enthüllung.

9) Darum iſt es von einer überaus großen Wichtigkeit, in welch einem Zuſtande des Herzens ein Menſch aus der Zeit gehe. Denn es iſt nicht genug, daß ein Menſch durch dieſe Welt, (durch die Zeit und das Leibesleben) komme, und wie er dadurch komme, ſondern es iſt auch die ernſte Frage und Angelegenheit, daß und wie er durch den Tod (durch den Zuſtand außer dem irdiſchen Leibe) hindurch komme. Wenn ſchon das Leibesleben ſo viele Anziehungskräfte des Irrthums, der Lüge, der Verführung und des Böſen hat, daß ein Lebender kaum durchkommt, was wird es erſt im Tode ſeyn, wo ſo unzählig viel abgeſchiedene Seelen, befangen in Irrthum, Unglauben, Sünde und Laſtern, ſich aufhalten, wo ſo ungeheuer viel entbundene Kräfte der Finſterniß auf unſere, gleichfalls entbundene Seelen einwirken, ſo gewaltige Anziehungskräfte des Böſen und Falſchen uns umgeben, eine ſo große Macht des Leichtſinnes, der Sicherheit, der Verſtockung, oder aber der Muthloſigkeit, der Hoffnungsloſigkeit und der finſterſten Verzweiflung die unbefeſtigten Seelen anficht oder anzuſtecken droht? Denn im Tode, außer dem Leibesleben, gibt es keine andern Fortſchritte, als die Fortſchritte der Enthüllung des Vorhandenen, die Fortſchritte des Offenbarwerdens des aus der Zeit in die Geiſterwelt mitgebrachten, die Fortſchritte des entbundenen und aufgewachten Andenkens an Alles, was wir im Leibesleben mit Bewußtſeyn gedacht, empfunden, geredet, gethan, gelitten und unterlaſſen haben, was wir

zurückgelaſſen haben, was wir einſt waren, und noch ſind, aber kein neues Werden deſſen, was wir nie waren, noch ſind, keine Geneſung, kein Geſundwerden. Zum neuen Werden, zum Geneſen, zum Geſundwerden muß man von dem Holz des Lebens eſſen, oder von den Blättern des Lebensbaumes, der im Paradieſe Gottes und im neuen Jeruſalem iſt, wozu nur die Auferſtandenen, aber nicht die Todten Zutritt oder Erlaubniß haben. (Offenb. 2, 7. K. 22, 2. 14.)

10) Obgleich viele Verſtorbene im Tode bleiben, und nicht vom Tode zum Leben hindurch dringen; „denn wer den Bruder nicht liebet, der bleibet im Tode, und wer ſeinen Bruder haſſet, der iſt ein Todtſchläger, und ihr wiſſet, daß ein Todtſchläger, auch der im Duell tödtet, nicht hat das ewige Leben in ihm bleibend." (1 Joh. 3, 14. 15.) Denn haußen ſind die Hunde, und die Zauberer, und die Hurer, und die Todtſchläger, und die Abgöttiſchen, und Alle, die lieb haben und thun die Lügen, (Offenb. 22, 15.) obgleich alle ſolche Verſtorbene, die im Tode bleiben, wenn ſie auch auferſtehen, in den andern oder zweiten Tod kommen: ſo iſt dennoch der Tod, das iſt, der Zuſtand außer dem irdiſchen Leibe, für manche Verſtorbene, für alle, die geſchrieben ſind in dem lebendigen Buche des Lammes, nur ein mehr oder minder kurzer Durchgang, da ſie, nach einer mehr oder minder kurzen Entkleidung überkleidet werden mit dem unſterblichen Leibe bei der Auferſtehung.

Ja, es iſt möglich, daß Einige gar nicht entkleidet, ſondern gleich bei dem Sterben überkleidet werden, auf daß das Sterbliche verſchlungen würde von dem Leben. Wenigſtens wünſchte ſich dieſes der Apoſtel Paulus, (2 Kor. 5, 4.) und ich glaube nicht, daß er ſich etwas Unmögliches gewünſcht habe. Warum aber der Tod für manche, Gott gebe! für viele Verſtorbene nur ein Durchgang iſt, das kommt daher, daß ſie Etwas im Herzen, in ihrem Innerſten haben, das nicht nur alle finſteren Anziehungskräfte der Hölle und des Todes zurückſtößt, ſondern ſie auch überwindet, und durch alle Hemmungen durchdringt. Was iſt nun dieſes kräftige Etwas? Es iſt der heilige, von dem heiligen Geiſte durch das Evangelium gewirkte, in ihrem Innerſten lebendig gewordene Glaube an den Nahmen, die Perſon, das Amt und die durch Leiden und Sterben theuer erworbene Gnade des Sohnes Gottes, Jeſu Chriſti, und die dadurch ihnen zugerechnete Gerechtigkeit deſſelben. Wer dieſes heilige Etwas in ſeinem Herzen mitbringt aus dem Leibesleben in das Todtenreich, der bleibet nicht darin, ſondern kommt hindurch, und dringt vom Tode zum Leben, d. i. zu Jeſu durch, zu welchem er im Leibesleben gezogen wurde vom Vater, und der ihn nun, wie ein Haupt ſein Glied, an und nach ſich zieht. Denn „wer an den Sohn glaubet, der hat das ewige Leben; wer dem Sohne nicht glaubet, der wird das Leben nicht ſehen, ſondern der Zorn Gottes bleibet über ihm.“ (Joh. 3, 36.) Jeſus ſpricht: „Ich bin die Auferſtehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich ſtürbe. Und wer da lebet, und glaubet an mich, der wird nimmer mehr ſterben.“ (Joh. 11, 25 26.)

Aber, ſagen Sie vielleicht, liebe Freundin! wie kann mir denn durch dieſen Glauben die Gerechtigkeit Chriſti zugerechnet werden? Wie kann mir denn der Wahrhaftige und Heilige etwas zurechnen, das ich nicht habe, nicht empfinde? — Ei, meine Liebe! wo ſteht denn das geſchrieben, daß Ihnen in jenem heiligen Glauben etwas zugerechnet werde, das Sie nicht haben? „Wer an den Sohn glaubet, der hat ja das ewige Leben.“ Ja, er hat es, wenn er es auch gleich hier noch nicht in ſich fände, oder empfände. Wir haben gar Manches in uns, ehe und ohne daß wir es fühlen. Wie Manches hat ein kleines Kind in ſich, das in ihm ſchlummert, ohne daß es daſſelbe empfindet! Laſſen Sie mich zu näherer Erklärung deſſen ein Gleichniß gebrauchen, deſſen ſich der Apoſtel Paulus bedienet. Wir werden durch den Glauben, den ich oben beſchrieben habe, in den Herrn Jeſum eingepflanzet. (Röm. 6, 5.) Wir werden durch dieſen Glauben, als wilde Oelzweige oder Schößlinge eingepfropfet in den guten, heiligen Oelbaum Chriſtus, und werden ſo der Wurzel und des Saftes im Oelbaum theilhaftig. Iſt nun die Wurzel heilig, ſo ſind auch die Zweige heilig, und was der Oelbaum iſt und hat, das werden und ſind auch die Zweige. (Vgl. Röm. 11, 16—24) Was meinen Sie aber, liebe Freundin! wenn der eingepfropfte Oelzweig Bewußtſeyn hätte, würde er wohl gleich nach der Einpfropfung, ja auch gleich nach der Einpflanzung, d. h. wenn er angewachſen iſt, ſogleich empfinden, daß er der Wurzel und des Saftes im Oelbaum theilhaftig ſey? Würde er es wohl gleich empfinden, oder an ſich wahrnehmen, daß er ein veredelter Zweig ſey? Oder bringt er ſogleich veredelte Früchte? — Gewiß nicht. Iſt er aber deßwegen der Wurzel und des Saftes im Oelbaum, und alſo der wirklichen Veredlung nicht theilhaftig, weil er es noch nicht empfindet, noch nicht an ſich ſiehet? — —

Sehen Sie, ſo iſt es auch mit der Gerechtigkeit Chriſti. Werden wir durch den Glauben in ihn eingepflanzt und eingepfropft, ſo haben wir wirklichen Antheil an Allem, was Er als verherrlichter Menſchenſohn iſt und hat, alſo auch an ſeiner vollkommenen Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlöſung, ob wir es gleich noch nicht ſehen oder empfinden; aber der allwiſſende Gott, der weiter ſieht, als wir, und der in „dem kleinen, geringen Umfang, in dem Senfkörnlein ſchon den ganzen Baum ſieht,“ der ſieht, was wir noch nicht ſehen und empfinden, und rechnet uns die Gerechtigkeit Chriſti zu, weil er ſie in uns ſieht, und weiß, wie die Glaubensgerechtigkeit auch nach und nach durch die Heiligung zur Lebensgerechtigkeit wird.

11) Diejenigen Todten, die alſo ſterben, ſterben in dem Herrn, und ſind auch im Tode ſelig; denn ſie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach. Ihr Zuſtand außer dem irdiſchen Leibe iſt, wenn er gleich noch kein vollkommener Zuſtand iſt, dennoch ein ſeliger Zuſtand der Ruhe und der hoffnungsvollen Erwartung der Erſcheinung des Herrn und ihrer ſeligen

und herrlichen Auferſtehung. Und wenn auch ſie offenbar werden müſſen vor Gericht, ſo kommen ſie doch nicht ins Gericht. „Wer die Wahrheit thut, der kommt an das Licht, daß ſeine Werke offenbar werden; denn ſie ſind in Gott gethan.“ (Joh. 3, 21.) Jeſus ſpricht: „Wahrlich, wahrlich, ich ſage euch: Wer mein Wort höret, und glaubet dem, der mich geſandt hat, (wer alſo meine Worte als Worte Gottes, als göttliche Worte, annimmt,) der hat das ewige Leben, und kommt nicht in das Gericht, ſondern er iſt vom Tode zum Leben hindurch gedrungen.“ (Joh. 5, 24.) Ja, ſie ſind, wenn ſie auch noch eine kleine Zeit auf ihre ſelige Auferſtehung warten müßten, vor Gottes Augen, und wegen der Gewißheit ihrer ſeligen Auferſtehung, dennoch, wie die Hebräer, an welche der Apoſtel ſchreibet, im Geiſte ſchon gekommen „zu dem Berge Zion, und zu der Stadt des lebendigen Gottes, zu dem himmliſchen Jeruſalem, und zu der Menge vieler tauſend Engel, und zu der Gemeine der Erſtgebornen, die im Himmel angeſchrieben ſind, und zu Gott, dem Richter über Alle, und zu den Geiſtern der vollkommenen Gerechten, und zu dem Mittler des neuen Teſtamentes, Jeſu, und zu dem Blute der Beſprengung, das da beſſer redet, denn Habels.“ (Ebr. 12, 22—24.)

12) Die ganze Durchgangs-Periode unſers Zuſtandes außer dem irdiſchen Leibe wird beendigt durch die Auferſtehung, welche, gleichwie der wahre Zuſtand der Verſtorbenen entweder ein ſeliger oder unſeliger iſt, und durch die Entkleidung und Enthüllung mehr und

mehr als ſolcher reif und offenbar wird, gleichfalls entweder eine ſelige oder unſelige Auferſtehung iſt. Jene wird von unſerm Herrn eine Auferſtehung des Lebens, dieſe aber eine Auferſtehung des Gerichtes genannt. Von der letztern, der unſeligen Auferſtehung, haben wir nur wenige, aber entſetzliche Winke. (Matth. 25, 41. Offenb. 19, 20 K. 20, 10. 11—15.) Die ſelige Auferſtehung, oder die Auferſtehung des Lebens, iſt gedoppelt, eine erſte, theilweiſe, und eine letzte, allgemeine.

a) Die erſte Auferſtehung findet ſehr wahrſcheinlich Statt in dem ganzen Zeitraume von der Auferſtehung unſers Herrn an, nach welcher ſo viele Leiber der Heiligen aus den durch das Oſter-Erdbeben geöffneten Gräbern hervorgingen, bis zu der tauſendjährigen Bindung des Satans, und iſt vielleicht ſchon jetzt an vielen Tauſenden geſchehen, ohne daß wir es wiſſen. Denn der Herr machet lebendig, welche Er will. (Joh. 5, 21.) Namentlich gehören dazu die Seelen der Blutzeugen, „die Seelen der Enthaupteten um des Zeugniſſes Jeſu und des Wortes willen, die Seelen derer, die nicht angebetet haben das Thier, noch ſein Bild, und nicht genommen haben ſein Mahlzeichen an ihre Stirn und auf ihre Hand,“ (die den Karakter des herrſchenden Weltgeiſtes und Weltſinnes weder in ihre Geſinnung, noch in ihre Handlungsweiſe aufgenommen haben.) „Selig iſt der und heilig, der Theil hat an der erſten Auferſtehung! Ueber ſolche hat der andere Tod keine Macht; ſondern ſie werden Prieſter Gottes und Chriſti ſeyn, und mit ihm regieren tauſend Jahre.“ (Offenb. 20, 4—6.) Alle dieſe Genoſſen der erſten Auferſtehung leben in unſterblichen, verklärten Leibern, kommen zu der obern Gemeine im Himmel, ſind Bürger des Jeruſalems, das droben und aller Glaubigen Mutter iſt, und ihre Regierung geht, wie die Regierung ihres Herrn und Meiſters, vom Himmel aus, und iſt auf dieſer Erde, höchſt wahrſcheinlich, nur in ihren Wirkungen, und in der erfreulichen Ausbreitung des Reiches Gottes während der Gebundenheit des Satans, die gleichfalls nur in ihren Wirkungen ſichtbar iſt, offenbar und anſchaulich. Und es werden wohl auch in dieſer Erquickungs- und Sabbathszeit des Reiches Gottes wiedergeborne Augen, wie jetzt, dazu gehören, um das Reich Gottes auch nur ſehen zu können, nach dem Worte des Herrn zu Nikodemus: „Wahrlich, wahrlich, ich ſage dir: Es ſey denn, daß Jemand von Neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht ſehen.“ (Joh. 3, 3.) Denn was ſieht ein Unwiedergeborner jetzt vom Reiche Gottes anderes, als Pietismus und Myſtizismus? Und wie Mancher meinet auch jetzt noch, wie einſt Saulus, bei ſich ſelbſt, er müſſe viel zuwider thun dem Nahmen Jeſu von Nazareth, und iſt überaus unſinnig auf die Glaubigen, und verfolget ſie auch bis in die fremden Städte, oder proteſtiret in den Zeitungen als gegen einen Schimpf, wenn ihn Andere zu dieſer Sekte rechnen wollen!

Daher wir allen fleiſchlichen Erwartungen auch von dieſer merkwürdigen und erfreulichen Zukunft des Reiches Gottes ernſtlich mißtrauen, und uns davor hüten ſollen, damit, wenn unſere willkührlichen Phantaſien nicht in Erfüllung gehen, wir nicht erfunden werden unter denen, die da weichen und abfallen, oder gar wider Gott ſtreiten. Denn das Reich Gottes iſt und bleibt, ſo lange dieſe Welt ſtehet, und die neue Erde und der neue Himmel noch nicht da iſt, immer anderer Art, als die Weltreiche, und mag dem Irdiſchgeſinnten, dem der Bauch ſein Gott iſt, und der ſeine Ehre in der Schande ſucht, nicht gefallen.

b) Was aber die letzte oder allgemeine Auferſtehung betrifft: ſie werden alle diejenigen dann zumahl ſelig auferſtehen, welche im Buche des Lebens geſchrieben ſtehen, und in denen alſo Etwas von dem Leben des Geiſtes, und ein, wenn auch früher ihnen ſelbſt verborgener, Liebesglaube an den Heiland, bei der Offenbarung ihres wahren Herzenszuſtandes, erfunden wird. Denn ausdrücklich ſagt der Apoſtel: „Gott wird eure ſterbliche Leiber lebendig machen um deßwillen, daß ſein Geiſt in euch wohnet." (Röm. 8, 11.) Bei dieſer großen Auferſtehung wird der gegenwärtige Himmel und die gegenwärtige Erde erneuert, und das Alte iſt vergangen.

13) Auf der neuen Erde werden nur Auferſtandene in unſterblichen Leibern wohnen. Aber auch unter ihnen wird es Unterſchiede geben: a) Bürger und Einwohner des neuen Jeruſalems; b) Heiden oder Nationen, die da ſelig werden, außer dem himmliſchen Jeruſalem wohnen, aber in dem von dieſer Gottesſtadt ausſtrahlenden Lichte wandeln, und nach und nach, durch

das Eſſen vom Holz des Lebens, geneſen, geſund und zum Beſuch und Wohnen in der Stadt Gottes fähig gemacht werden. Solche werden wohl zu der Herrlichkeit und Ehre gehören, welche von den Königen auf Erden in die Stadt Gottes gebracht werden wird. (Offenb. 21, 24—27. Kap. 22, 2.)

Wertheſte Freundin! aus dieſem Wenigen, das ſich noch ſehr viel weiter ausführen ließe, ſehen Sie wohl ohne meine Bemerkung ein, welch ein Irrthum es iſt, wenn man meinet, es ſey uns in heiliger Schrift nur wenig über das große Jenſeits geoffenbaret. Es iſt uns viel, ſehr viel darin kundgethan. Wir aber ſind von dem Leibesleben ſo eingenommen, daß wir unter den Sorgen und Mühen, unter den Lüſten und Zerſtreuungen deſſelben, viel zu wenig an dieſes Jenſeits denken, viel zu wenig dem Vielen nachdenken, das uns darüber geoffenbaret iſt, viel zu wenig das demſelben Nachgedachte ſammeln und in vergleichende Verbindung bringen. Und doch iſt die Zeit unſers Leibeslebens ſo kurz, daß es ja eine große Thorheit iſt, wenn wir ſie noch vertreiben zu müſſen meinen. Ich habe neulich geleſen, daß ein Engländer in einer öffentlichen Verſammlung geſagt habe, in England halte man Zeitgewinn für Geldgewinn, und daß man es daher für einen wahren Gewinn erachte, wenn man durch Verbeſſerung der Dampfwagen und der Eiſenbahnen, ſtatt, wie bisher, in einer Stunde zehen engliſche Meilen zurückzulegen, in einer Stunde 60, ſage ſechzig engliſche Meilen durchfliege. Sehen Sie, ſo geizet die irdiſche

Gewinnſucht mit der Zeit! Und wir ſollten unſere kurze Erdenzeit nicht ſparen wollen, um Ewiges zu gewinnen?

Welche Schätze ſind uns angeboten, die wir aus Gedankenloſigkeit verſäumen, jetzt anzunehmen, die wir verſäumen, mit aus der Zeit zu nehmen, und mit denen wir durch den Tod unaufhaltſam zum Leben hindurchdringen, und durch die Thore der himmliſchen Hauptſtadt in ſeliger Wonne eingehen könnten! Freundin! Lebensgewinn, Gewinn des ewigen Lebens, das iſt mehr als engliſcher Geldgewinn.

Darum wollen wir, da die Zeit eilt, und der Geiſt der Gnade uns antreibt, mit Geduld in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben, wo Preis, und Ehre, und unvergängliches Weſen auf die glaubigen Pilger wartet. Leben Sie wohl!

Wohnen die Seligen auf den Sternen?

Die Wunder mehren und ſteigern ſich von Jahr zu Jahr. Es wird erlaubt ſeyn, das Wort Wunder im allgemeinern Sinne, doch in Bezug auf die verborgenen Kräfte unſerer Natur und ihren Zuſammenhang mit einer überſinnlichen Welt zu gebrauchen. Durch eine eben ſo merkwürdige Schickung werden dieſe Dinge ſogleich laut und öffentlich, da man ſonſt nur zögernd, nur in der Stille von dergleichen ſprach. Es iſt alſo Pflicht, ihnen ins Angeſicht zu ſehen, ſie zu prüfen, zu würdigen, zu rechtfertigen oder zu richten. Ihr Werth beruht lediglich auf dem Guten in ihrem Gefolge; die Probe ihrer Schätzung iſt die erkennbare göttliche Abſicht; dieſe kann keine andre ſeyn, als die Menſchen aus dem Taumel der herrſchenden Sinnlichkeit zu wecken, zur Weisheit, zur Beſſerung, zum ewigen Heil zu führen. Daran halte ſich die Kritik zunächſt, und verſage dem, was wider den Unglauben auftritt, ihre Beyſtimmung nicht um einzelner Bedenklichkeiten oder um der Unvollkommenheiten willen, die ſich von menſchlicher Seite dareinmiſchen, und die ſie zurechtzulegen oder abzuſcheiden gezwungen iſt. Denn dieſes iſt im vorkommenden Fall ihre Pflicht.

Es iſt eine ſehr allgemeine, ſentimentale Meinung, daß die Sterbenden in die Geſtirne verſetzt werden. Man hat hiegegen Mehreres mit Grund eingewendet, ſonderlich ſofern dieſe Fahrt nach den Himmelskörpern den Seelen der Todten ohne Unterſchied zuerkannt wird. Nun ſcheint eine der merkwürdigſten Schlafſeherinnen jene Anſicht zu beſtätigen. Der Titel des über ſie erſchienenen Berichts redet ſchon deutlich genug, er heißt: „Reiſen in den Mond, in mehrere Sterne und in die Sonne. Geſchichte einer Somnambule, Weilheim an der Teck im Königreich Würtemberg in den Jahren 1832 und 1833. Ein Buch, in welchem Alle über das Jenſeits wichtige Aufſchlüſſe finden werden. Herausgegeben von einem täglichen Augenzeugen und Freunde der Wahrheit und der höhern Offenbarungen.“ Augsburg 1834.

Alſo abermals in Würtemberg! — Ja, denn wie es einzelne Menſchen gibt, welche für dergleichen höhere Eröffnungen empfänglicher ſind als andre, ſo auch ganze Länder, deren Einwohner nicht ſämmtlich, aber in größerer Zahl als anderwärts, dieſe Empfänglichkeit beſitzen, und zwar um ihres einfachen, offenen, frommen Gemüths, und um ihrer lebhaftern Phantaſie willen, ohne deren Spiegel die höhere Wahrheit nicht geſchaut werden kann, und von der wir insgemein bloß die productive oder poetiſche Seite, und die Kehrſeite im Wahnſinn kennen. Unter dieſen Erdſtrichen gehört das gute Schwäbiſche Land, nördlicher der Niederrhein, dann Schweden, Hochſchottland und andre in allen Weltgegenden. Dieſe Bemerkung iſt ſelbſt um gewiſſer Mitländner willen nöthig, die ſich wohl des abergläubiſchen Bodens ihrer Geburt ſchämen, und nicht ahnden, daß hierin auch eine beſondre göttliche Gnade walten kann.

Was nun das obige ſiebenzehnjährige, ganz einfache, gutartige, häusliche Mädchen betrifft, ſo gerieth es in einen natürlichen Somnambulismus, worin ſich ein geiſtiger Führer bey ihm einſtellte, der ihren Geiſt erſt an die Orte der Unſeligen, dann auf mehrere Weltkörper mit ſich nahm, und ihr hier die Wonne der ſelig Abgeſchiedenen zeigte. Es verdient füreꝛſt noch erwähnt zu werden, daß ſchon vor zwanzig Jahren das freywillige Schlafſehen ſich bey unſchuldigen Mädchen einſtellte, welche verkundigten, daß dieſe pathopſychiſche Erſcheinung ſich um des überhandnehmenden Unglaubens willen von nun an häufiger offenbaren werde. *)

Das Allerwichtigſte, was dieſes Buch aus dem Munde der jungen Seherin liefert, ſind die fortwährenden Ermahnungen zur ernſtlichen Buße und Bekehrung, ihre abſchreckenden Schilderungen von dem Zuſtande der Verworfenen, ihr ſtaunendes Rühmen von der Größe und Herrlichkeit Gottes, und von dem Glück derer,

---

*) Einſender erinnert ſich auch, daß ſchon im Jahr 1815 eine natürliche Somnambule zu Stuttgart, ein ſehr junges Mädchen, eben ſolche Reiſen in die Sternwelten gemacht haben ſoll, weiß aber nicht, ob etwas davon im Druck erſchienen iſt.

Ja! es iſt die Geſchichte des hellſehenden Fräuleins Römer.

K—r.

die der Stimme ſeines guten Geiſtes hier Gehör geſchenkt, und dem Geſetz ſeiner nähern Offenbarung oder dem des Gewiſſens gemäß gelebt haben. Denn unter den Seligen findet ſie Menſchen aus allen Völkern und Religionen der Erde, denen allerdings der einzige Heiland aller Welt jenſeits verkündigt werden muß, wenn ſie ihn dieſſeits nicht ſchon kennen gelernt haben. Ihre geiſtigen Führer ſagten ihr von den Juden und Heiden: „Gott richte dieſe auch nach der Treue ihrer Glaubens-Grundſätze, und beſonders auch nach ihrer Gewiſſenstreue und dem einem Jeden in ſein Herz geſchriebenen Geſetze. Der allwiſſende Gott wiſſe zum Voraus, wie weit ein Jeder, wenn er in dem ganzen geoffenbarten Wort Gottes unterrichtet worden wäre, gekommen ſeyn würde; nach dieſem werde er, wie mir ſchon einmal geſagt worden iſt, gerichtet. In dem Monde ſeyen für dieſe beſondere Lehranſtalten angelegt, woſelbſt ihnen der Sohn des Allerhöchſten nach ſeiner Gottheit und ſo unausſprechlichem Verdienſt und Liebe für die Menſchheit bekannt gemacht werde. Meine Führer ſagen, daß ſie in dieſer Erkenntniß ſehr ſchnelle Fortſchritte machen, und im Verhältniß zu Jenen, welche das geoffenbarte Wort Gottes gehabt haben, in Hinſicht der Verſetzungen gleichlaufen.“ (S. 288 f.) Hier hören wir alſo ein ganz anderes Evangelium, als das verketzernde und verdammende des mißverſtandenen Rechtglaubens in mehrern Kirchen der Chriſtenheit. Wegen der überaus großen Lauterkeit nun der in den Reden dieſer Seherin herrſchenden chriſtlichen Sittenlehre, Bußlehre und Tröſtung, wegen deſſen, was ein Jeder, der auch nicht an Seher und erſcheinende Geiſter glaubt, wahr und gut finden muß und ſich zu Nutze machen kann, verdient dieſes Buch beſondere Auszeichnung und Empfehlung. Es kommt jetzt nur darauf an, ob die theoretiſche Einfaſſung dieſer edeln, unumſtößlichen Wahrheiten für ſich feuerbeſtändig ſeyn möge, oder nur, wie ein hübſches Mährchen, dazu dienen könne, die darin eingehüllte bittere Arzney ſchmackhafter zu machen. Sie wird es bey verſchiedenen Leſern wohl gewiß thun.

Daß bey dieſer Seherin ſich die gewöhnlichen Symptome des Magenleſens, des Fernſehens, des Fernhörens, des Gedankenleſens, des Suchens von Heilkräutern mit geſchloſſenen Augen, des Schreibens im Dunkeln u. ſ. w. ebenfalls vorgefunden haben, iſt für unſere gegenwärtige Unterſuchung Nebenſache, nur dient es zur Feſtſtellung der Natur des Zuſtandes. Die Frage iſt hier, ob die Seligen von dieſer Erde auf dem Mond, auf der Sonne und ihren Planeten wohnen, und ob dieſe Weltkörper, auch die Fixſterne, bloß zu deren Aufnahme dienen, oder an ſich ihre eigenthümlichen Bewohner haben? — Die Seherin ſcheint das erſtere zu lehren, obgleich ſie nirgends beſtimmt auf dieſe Frage geführt worden iſt, auch jetzt nichts mehr darüber ausſagen kann, nachdem ſie in Folge der ſelbſtverordneten Heilmittel wieder in einen normalen Geſundheitszuſtand gelangt iſt. Die Aufgabe ſteht jetzt zu unſerm Bedenken, und wir glauben ſie verneinend löſen zu dürfen.

Der Aufenthalt geiſtiger Weſen mit Bewußtſeyn wird in der heiligen Schrift, als der wahren Richtſchnur unſers Urtheils in außerſinnlichen Dingen, nach den Dimenſionen der Sichtbarkeit bemeſſen. Die Hölle der ewigen Qual iſt im Erdmittelpunkt; Chriſtus fuhr ſichtbar gen Himmel und durch alle Himmel (Heb. 4, 14 ꝛc) zum Vater empor. Aber die Orte der Sichtbarkeit ſind darum nicht die Orte der Geiſter, auch nicht der vergeiſtigten oder verklärten Körper; dieſe geiſtigen Weſen haben ihren eigenen Raum in oder neben dem der Sichtbarkeit. Nun wiſſen wir nicht bloß, daß Gott allgegenwärtig iſt, was ein Jeder glauben muß, der an dieſen allerhöchſten Geiſt glaubt, und daß wir doch von ihm am wenigſten nach dem ſinnlichen Raumbegriff ſagen können, hier oder da iſt er; ſondern die Erfahrung bringt auch mit ſich, daß Geiſter und Verſtorbene ſich in unſern Räumen, unräumlich für uns, aber räumlich für ſie ſelbſt, aufhalten, und zuweilen denen, die in ihren Raum hineinſehen können, oder auch räumlich für uns heraustretend, als ſogenannte Geſpenſter ſichtbar werden; worüber der ſel. St. Martin ſich einſt witzig ſo ausgedrückt haben ſoll: Je ne crois pas aux revenans, mais aux restans. Gleicher Art möchte nun auch das Wohnen der ſeligen Seelen oder Seelgeiſter auf den Weltkörpern außer dem unſrigen ſeyn, ſo daß ſie in die Regionen derſelben entrückt werden und gewiſſermaßen an ſie gebunden bleiben, zu ihrer Förderung und demnächſtigen Verſetzung, bis zu dem Tag, wo ſie einzeln oder gemeinſchaftlich mit ihrem herrlichen Auferſtehungsleibe bekleidet, feſſellos das große, nun auch verklärte All durchwandern werden, und ganz erfüllt wird, was David ſingt: „Ich werde ſehen deine Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet“; und: „Du wirſt ihn zum Herrn machen über deiner Hände Werke, Alles haſt du unter ſeine Füße gethan“ (Pſ. 8). Daß unſere Seherin dieſes Verhältniß nicht genau unterſcheidet, gereicht ihr nicht zum Vorwurf, aber aus ihren eigenen Reden iſt es zu erweiſen. Die Seligen, die ſie ſieht, haben ihre Leiber noch nicht wieder, ſondern nur eine mehr oder minder leuchtende Geſtalt. Sie glaubt gleichwohl (gegen Swedenborg) an eine künftige Auferſtehung, und auf die ihr gethane Frage: ob jetzt nicht auch ſchon Leiber von hochſelig Verſtorbenen auferſtanden wären, antwortet ſie (S. 142): „Mein Führer ſagt: Zu der Zeit, wo der Gottmenſch ſein Leben für die Sündenwelt in den Tod dahingegeben habe, ſeyen zwar mehrere Leiber der Heiligen aus ihren Gräbern hervorgegangen; aber von da an ſey ihm nichts bekannt; er müſſe jedoch ſagen, daß Gott unendlich viel thue, das nicht jedem Seligen gleich offen, oder auch gar nicht kund werde; er habe mir ſchon Vieles auf meine Fragen geantwortet, worüber er, ehe er mir habe Antwort und Nachricht geben können, ſelbſt habe Kunde einziehen müſſen; es ſey dieſes auch deßhalb geſchehen, daß es für ihn ſelbſt Luſt und Seligkeit ſey.“ — Dieſer letztere Umſtand iſt ſehr merkwürdig; man ſieht daraus, daß es ein Irrwahn iſt, ſolche, denen das geiſtige Geſicht geöffnet iſt, wie z. B. Swedenborg, fortan für untrüglich, für allwiſſend zu halten. Die Geiſter ſelbſt, mit welchen ſie umgehen, ſind es nicht, ſeyen ſie auch von der beſten Art. Nehme man doch immer faßliche Gleichniſſe zu Hülfe. Fragen wir einen Reiſenden, ob ſich in einer entfernten großen Stadt, welche er beſucht hat, gewiſſe Dinge befinden, von denen wir Nachricht beſitzen, ſo kann er es mit dem beſten Gewiſſen läugnen, weil er ſie nicht geſehen hat, nicht darauf aufmerkſam geworden iſt, weil vielleicht die Einwohner, mit welchen er verkehrte, ſelbſt nicht darum wußten; ſollte ſich es mit dem Univerſum der ſichtbaren oder gar der unſichtbaren Welt, wenn uns daraus ein Gaſt beſucht, anders verhalten? oder wenn wir mit der Seherin dahin gereiſt wären, ſollten wir Alles davon wiſſen und geſehen haben? Kennen wir doch Manches in unſerer eigenen Heimath nicht.

Die Seherin ſagt ferner aus, daß bey den Seligen, die ſie auf den Sternen beſucht hat, kein Schlaf und keine Nacht mehr iſt; und doch müſſen die ſichtbaren Planeten vermöge ihrer Umkehr oder Abkehr von der Sonne ihre Nachtzeiten haben *). Sie ſieht auf den Sternen die allerherrlichſten Länder und Gebäude, Städte, Paläſte, Thore, Säle, Wälder, Blumen, Bäche, Alles verklärt und über alle Beſchreibung köſtlich, obwohl in Aehnlichkeit der Formen der irdiſchen Welt; allda wohnen, wandeln, lernen und lobſingen die ſeligen Geiſter. Als ſie gefragt wurde, durch wen die ihr gezeigten Städte

---

*) Die Berechnung ihrer Rotation oder Axendrehung ſ. in Schuberts Kosmologie, S. [illegible].

erbaut und angelegt worden ſeyen? ſo ſprach ſie ganz ernſthaft (S. 172): „Iſt das nicht eine ſchwache und elende Frage! Gott ſelbſt iſt aller Baumeiſter; denn, wenn er etwas ſpricht, ſo geſchiehet es, und wenn er etwas gebeut, ſo ſtehet es da. Menſchen- und Engelverſtand wären nicht vermögend, ein Gebäude der Art aufzuführen; ein irdiſches Bauwerk, wenn es auch noch ſo kunſtreich iſt, kann mit einem himmliſchen niemals verglichen werden.“ Alſo ſämmtliche Oertlichkeiten, die ſie geſchaut hat und ſo wunderherrlich ſchildert, gehören nicht der ſichtbaren Welt der von ihr bereiſten Planeten an, ſondern dem dieſe Weltkörper begleitenden geiſtigen Raum, von welchem deren leibliche Bewohner (welcher Art ihre Leiblichkeit auch ſeyn mag, während ihr Daſeyn höchſt wahrſcheinlich iſt) wohl ſo wenig wiſſen, als die meiſten Menſchen von dem, welcher unſere Erde begleitet, und von ſeinem Inhalt Kunde haben. Denn wie? wenn ſich plötzlich neben uns ein prachtvolles Gemach aufthäte, oder wenn die Sage Recht hätte, daß Wanderer unvermuthet in die Höhle eines Bergs gekommen, wo Alles von feſtlichem Glanz geſtrahlt habe, ſie von wunderbaren Geſtalten bedient worden, hernach aber nichts mehr von der Höhle noch von dem Berg zu finden geweſen ſey, würde dadurch das proſaiſche, greifliche Leben unſerer Erdenwelt irgend einen Abbruch erleiden? Wohlan, ſo mag auch die Seherin Recht haben, im Geiſt auf den Planeten und der Sonne geweſen zu ſeyn, und doch nur geiſtige Beyſaſſen derſelben, Colonien von unſerer Erde, in deren unſichtbare Nebenländer eingewandert, beſucht haben. Die Planetenkörper ſelbſt und ihre Eingebornen hat ſie darum nicht geſehen. Daß ihr hin und wieder Blicke in die wirkliche Sichtbarkeit vergönnt worden, daß ſie von dort aus manchmal die Erde wie einen ſchwärzlichen Ball oder dunkeln Punkt geſehen hat, verſchlägt auch nichts für ihre übrigen Geſichte. Sie iſt nach ihrer Verſicherung ſogar bis an das himmliſche Jeruſalem gelangt, und hat deſſen Herrlichkeit angeſchaut, welches denn gewißlich eine Stadt iſt, nicht mit Händen gemacht, und nicht von dieſer ſichtbaren Schöpfung, ſondern deren Baumeiſter Gott iſt (Hebr. 9, 11. C. 11, 10). So müſſen auch die andern Städte, die ſie im Geiſt geſehen, wohin ſie mit Geiſtern gereiſt, wo ſie Geiſter gefunden hat, geiſtige Städte ſeyn, und ſie hat ihren Fuß nicht auf den materiellen Boden des Mondes oder anderer Sternbälle geſetzt. Sie ſelbſt ſagt (S. 164): „Auch auf unſerer Welt iſt ein Geiſterreich", und ſpricht dabey von den herumwandernden Schatten von Uebelthätern; alſo war ſie auch im Mond, im Merkur, in der Venus, im Jupiter, in der Sonne, nicht auf deren ſichtbaren Globen, ſondern in deren Geiſterreich, das aber nach der Natur jener ſpecificirt ſeyn mag, wie unſer Geiſterreich ſich nach der Erdſphäre richtet. Den Aſtronomen greift ſie daher nicht in den Bereich ihrer Wiſſenſchaft und optiſchen Entdeckungen, noch ſolchen Sehern in ihr Werk, welche etwa von den Sternkörpern ſelbſt und deren natürlichen Bewohnern anderweite Kunde erhalten. Ihre Geiſter haben noch keine Leiber, folglich iſt auch deren Aufenthalt nicht leiblich, und ſelbſt wenn darunter in

Verklärung Auferſtandene geweſen wären, auch dann nicht; denn dieſe wohnen ſo wenig auf den noch unverklärten Schöpfungswelten ſelbſt, als der Herr nach ſeiner Auferſtehung ferner auf dieſer Erdenwelt herbergte, ſondern hier nur gleichſam wie ein Geiſt, ſo oft er aber wollte, auch im gröbern Körper, erſchien.

Ueber die wirklichen Planetenbewohner mag man Swedenborg nachſehen, deſſen Nachrichten (die wir dahingeſtellt laſſen) wohl neben den übrigen beſtehen können. Er ſagt aber offenbar richtig, die Geiſter jedes Planeten ſeyen neben und außer ihm, und unterſcheidet ſie von den Einwohnern. Dagegen iſt ſie in andern Stücken entgegengeſetzter Anſicht von ihm. So macht ſie genauen Unterſchied zwiſchen den Geiſtern Verſtorbener oder verſtorbener Engel, und zwiſchen „erſchaffenen Engeln", d. i. die vor unſerer Welt als Engel erſchaffen worden und nicht durch einen ſeligen Tod engelgleich geworden ſind. Sie ſagt (S. 239): „Die erſchaffenen Engel haben zwar auch menſchliche Bildungen — aber in der Schönheit und Vollkommenheit übertreffen ſie diejenigen, die vorher Menſchen waren, und nur dem Geiſt und der Seele nach hier ſind" — und (S. 251): „mir kommt es vor, als ob ihre Körper Fleiſch und Bein haben, ſie ſehen viel feſter und dichter aus, als die Seligen, die von unſerer Erde hinüber gekommen ſind." Sie nennt ſie auch wohl (S. 234) „von Ewigkeit her erſchaffene Engel," oder (S. 246) „erſchaffene Engel, die von Ewigkeit her ſind," desgleichen „Urquell-Engel" (S. 263 283. 312), d. h. urſprüngliche, aus dem ſchöpferiſchen Urquell der göttlichen Kräfte vor Erſchaffung unſers Sonnenſyſtems ausgefloſſene Engel *). Eben ſo unterſcheidet ſie die Verdammten von den Teufeln (S. 76, 249). Auch ihre Trinitätslehre und ihre Erlöſungslehre iſt nicht Swedenborgiſch. Es zeigt ſich alſo hier, was wir ſchon früher behauptet haben, daß Engel und Selige gemeinſchaftlich ein Hüteramt, Verdammte und Satane ein Quälamt führen, daß aus jenen beyden es Schutzgeiſter, aus beyden letztern Beſitzer der Beſeſſenen gibt.

Was in dieſem Buch unter viel Merkwürdigem und Schönem für Irrthümer oder eigene Phantasmen, oder Reminiscenzen eingemiſcht ſeyn mögen, dieſes einzeln zu erörtern, bleibe dem Urtheil der Verſtändigen und der Zeit überlaſſen. Daß Seher und Seherinnen irren können, leidet keinen Zweifel. Als eine Kleinigkeit führen wir hier an, daß an zwey Stellen (S. 50, 298) dem Apoſtel Paulus ein Wort für gewiſſe Sünden zugeſchrieben wird, das erſt durch Luther in die Bibel gekommen, obgleich gut gewählt iſt, und nur Weish. 14, 26 ſteht, wo der Ausdruck des Originals und auch der Vulgata anders lautet. Zu den Merkwürdigkeiten gehört, daß ſie behauptet (S. 75), Bengel habe das Ende der Nothzeit nicht auf 1836, ſondern auf 1839 ſetzen ſollen. Auch erfährt ſie endlich, wie ihr ſchon zuvor angekündigt war, die wahre Zeit von Chriſti Geburt, und zwar bey ihrer erſten Reiſe in die Sonne, durch ihren Führer, der

---

*) Ganz wie v. Meyer behauptet, ſ. deſſen Glaubenslehre S. 107 f. 118.

ihr Bruder und früh geſtorben war; ſie ſagt (S. 279 f.): „Jetzt fängt mein Bruder wieder an zu reden, ſeine Stimme iſt heute ſehr ſtark und durchdringend, er ſpricht: Sage deinen Erdenbewohnern, du habeſt nun den Auftrag erhalten, ihnen zu ſagen, wann Jeſus Chriſtus, der Sohn des Allerhöchſten, geboren ſey. Nun (am 30. December 1832) ſeyen es 1835 Jahre, alſo um drey Jahre früher, und nicht den 25. December, wie ihr zählet, ſondern am 30. December Morgens zwiſchen drey und vier Uhr iſt er geboren, das iſt die ganz richtige Stunde, der Tag, Monat und das Jahr.“ — Dadurch fällt alſo die Geburt Chriſti nicht, wie Petav will (andrer

Ueber
die ſogenannten Hellſeherinnen.

(Erläuterungen zu einem Aufſatze in Nr. 5 des Chriſtenboten d. J.)

Der Aufruf, den der Einſender des erwähnten Ar-

ſicht glaubt Einſender dieſes auch ſeine Stimme abgeben zu dürfen.

Die Somnambülen ſind keine Prophetinnen, ihre Reden ſind keine göttlichen Offenbarungen, und ihre Verkündigungen keine Einflüſſe des heiligen Geiſtes. Aber es hat ſich auch noch keine Somnambüle, ſo viel deren mir bekannt ſind, ſolcher hohen Dinge gerühmt; vielmehr weiſen ſie allen Ruhm und alles Verdienſt von ſich ab, und erkennen ſelbſt an, daß ſie nicht durch ihr eigen Wiſſen und Willen in die höhern Anſchauungen verſetzt ſeyen. Nur die Seherin von Prevorſt konnte ſich willkührlich in jenen Zuſtand verſetzen, ſo wie auch

Swedenborg. Daß ſie keine Propheten ſind, erhellt ſchon daraus, daß ſie im natürlichen Wachen keine Erinnerung deſſen mehr haben, was während ihrer Kriſen in ihnen und um ſie vorging.

Das, was Alle, die zu den Extaſen oder in den dritten Grad des Somnambulismus erhoben ſind, feſt behaupten, iſt, daß ihr geiſtiges Auge für eine höhere Sphäre geöffnet ſey, aus der ſie durch Führer oder Führerinnen, die ſie gewöhnlich als ſelig verſtorbene Verwandte oder Freunde bezeichnen, Mittheilungen erhielten, die ſie nicht aus ſich ſelbſt nahmen. Die allerdings wichtige Einwendung, daß ein Verkehr mit dergleichen Führern mit dem bibliſchen Verbot, Todte zu befragen, ſtreite (5 Moſ. 18, 9—11. 1 Sam. 28, 11. Jeſ. 8, 19.), kann durch die Annahme befriedigend gelöſt werden, [illegible]

iſt dämoniſcher Art, und nimmt ihre Macht von der Unnatur und vom Teufel. Sie wirkt zur Unehre Gottes und im Fluche. Obige alt-teſtamentlichen Stellen beziehen ſich alle auf die letztere Art, und müſſen ſich darauf beziehen, weil die erſtere Art, im Namen des Herrn zu wirken, erſt mit dem Chriſtenthum ſich entwickelte, und nur dem Gläubigen von Jeſu verliehen iſt. Weiteres über dieſen Gegenſtand iſt in dem jüngſt-erſchienenen Buche »Geſchichte Beſeſſener neuerer Zeit« zu leſen.

Hier liegt nun ein Hauptpunkt. Die gewöhnliche Theorie will, daß dieſe geiſtige Führer bloße Gebilde der geſteigerten Phantaſie ſeyen. Allein dieſer Annahme widerſpricht, daß bloße Truggebilde weder in die Ferne, noch in die Zukunft zu ſchauen, und uns ſolche, für uns verhüllte Dinge zu verkünden vermögen, welche, was aus einer Menge von Geſchichten nachgewieſen werden kann, mit den Thatſachen auf's genaueſte übereinſtimmen. Ueberhaupt wäre eine ſolche Verdopplung des Ichs eine ſonderbare Erſcheinung: »Das herausgetretene höhere Ich ſtellt ſich dem wahren Ich gegenüber, führt eine trauliche Unterhaltung mit dieſem über Dinge, die ihm ganz fremd ſind, und ermahnt es, dieſe Dinge allen Umſtehenden zu verkünden, was auch ſogleich geſchieht!! In den Träumen finden ſich zwar manche vorüberziehende Geſtalten, aber eine ſolche be-

[illegible]

in höhere Anſchauungen verſetzten geiſtigen Auge ſeligverſtorbene, durch B[illegible] der Liebe und des Blutes vereinigte, Geiſter, gleichſam als Berufene, ſich nahen könnten, um durch Lehre, Mahnung und Warnung auf die Menſchen zurückzuwirken, die Wahrheiten des Evangeliums einzuſchärfen, zum feſten Glauben zu ermuntern, und zum Zeichen, daß es keine leere Viſionen ſeyen, ſolche Aufſchlüſſe zu geben, die unſere gewöhnlichen Begriffe, Gefühle und Beſtrebungen völlig überſchreiten? Läßt ſich nicht ein Mittelzuſtand denken zwiſchen einem geſteigerten Nervenleben und den Eingebungen des heiligen Geiſtes, in welchem zwar keine Offenbarungen und Weiſſagungen, aber doch ſolche Mittheilungen vorkommen, welche durch die außerordentlichen Umſtände, unter denen ſie geſchehen, die ſtärkere Einwirkung auf das Gemüth der Menſchen nicht verfehlen können?

Von dieſer Art ſcheint mir der dritte Grad des Somnambulismus zu ſeyn, in welchem der Geiſt des Menſchen, freier geworden von Leib und Seele, ſich gleichfalls mit Geiſtern höherer Art in Verbindung ſetzen kann. Dieſe Geiſter ſind allerdings nicht lauter gute Geiſter, vielmehr lehrt die Geſchichte der Seherinnen, daß hie und da auch Lügengeiſter einzuwirken ſuchen.

Die drey Grade des Somnambulismus unterſcheidet die Seherin von Prevorſt ſehr genau.

Vom erſten ſagt ſie: „er ſey ein bloß geſteigertes Nervenleben.“ Vom zweiten: „er ſey ein Hervortreten des ganzen innern Menſchen von Seele und Geiſt zugleich,“ wobei ſie behauptet, daß Wahrheit und Dichtung in ihm wohl noch zuſammenfließen können, beſonders bei ſolchem, in welchem die Seele ſchon vorher nicht rein war. Vom dritten Grad hingegen ſagt ſie: „dieſer iſt das Hellſchlafwachen oder das hellſte innere Wachen. Es iſt die innerſte Thätigkeit im Menſchen, die bei dem natürlichen geſunden Menſchen gleichſam ſchläft, hauptſächlich bei ſolchen, die nur ſelten von ihrem Gefühl oder ihrer innern Stimme etwas annehmen, welche doch, achtet man auf ſie, der ſicherſte Leiter im Leben iſt. Im Hellſchlafwachen durchſchaut der innere Menſch den äußern, und ſein geiſtiges Weſen lebt da frey und ungebunden. Dieſes geiſtige Wachſeyn findet aber nur in den Augenblicken ſtatt, wo ſich die Somnambüle in ſich ſelbſt verliert, oder aus ſich geht. In dieſen Augenblicken iſt der Geiſt ganz frey, kann ſich von Seele und Leib trennen, und gehen, wohin er will, gleich einem Lichtſtrahl. In dieſer Faſſung iſt die mangnetiſche Perſon zu nichts Ungöttlichem fähig, kann weder täuſchen noch lügen, wäre ihre Seele auch vorher mehr oder weniger unrein."

Von dieſem Grad ſcheint der willkührliche Somnambulismus zu ſeyn, in welchen die Somnambüle von Weilheim verfiel, deren Geſchichte bei dem Einſender des Artikels in Nr. 5. mancherlei Einwürfe veranlaßte.

Ich erkläre mir Manches aus dieſer Geſchichte auf andere Weiſe in folgenden Bemerkungen:

„Das einfach erzogene, unbeſcholtene Mädchen, das außer mehreren Erbauungsbüchern ſich wenig mit Leſen beſchäftigte, verfällt auf einmal in einen freiwilligen Somnambulismus, man weiß nicht recht wie! da die vorangegangenen Nervenleiden bei hundert andern Mädchen vorkommen, ohne ähnliche Folgen zu haben. Die Aechtheit des magnetiſchen Lebens bezeugen viele Erſcheinungen des erſten und zweiten Grads; wie z. B. die richtigen Zeitbeſtimmungen, das genaue Vorherſagen ihrer Leiden und Kriſen, die ſympathiſchen und antipathiſchen Gefühle für Kommende und Anweſende, die Verordnungen für ſich und Andere, das Sehen und Leſen durch die Herzgrube u. dgl. Bald erſcheint ihr ein Führer, der ſich ihr als ihr verſtorbener Bruder und als dazu berufen zu erkennen gibt, ſie in die Wohnungen der Seligen und Unſeligen zu führen, und aus ihrem Munde das, was ſie ſah und hörte, mit den ſtärkſten Warnungen und Ermahnungen zur Buße und Bekehrung an die Menſchen gelangen zu laſſen.“

Das iſt der kurze Abriß der Geſchichte. Der Fragen und Einwürfe, die ſich dabei uns aufdringen, ſind mancherlei; aber freilich wird ſie derjenige, der an die Sache glaubt, anders beantworten, als der nicht daran glaubt.

1) Die Frage, warum ein ſolches Geſchäft einer Somnambüle aufgetragen ſey, hängt hauptſächlich mit der zuſammen, ob das Geſchehene und Geſagte mit den chriſtlichen Wahrheiten übereinſtimme oder nicht? Im verneinenden Falle werden wir leicht unſer Auge davon wegkehren, und die Sache unter die Zufälligkeiten des Lebens rechnen. Im bejahenden Falle aber dürfte doch der Ernſt an der Sache ſeyn, den das Mädchen einmal ſelbſt angibt in Folgendem, S. 393:

„Mein Bruder (der Führer) ſagt: es iſt mir neben dem, daß ich dir die großen Seligkeiten zu zeigen habe, auch das aufgegeben worden, deiner Sündenwelt ihre Fehler zu ſagen, und ſie zur Buße zu rufen. Obgleich Alles, was du auf Auftrag ſagſt, in Gottes Wort deutlich und ernſtlich aufgezeichnet iſt, ſo möchte doch deine Stimme, als außerordentlich, nicht ohne Nutzen ſeyn. Sage deiner Sündenwelt, die Gerichte Gottes, die ihr entgegen kommen, ſeyen nahe da, ſie möge es glauben oder nicht.“ Wem fällt hiebey nicht das ein, was der Apoſtel Paulus ſagt: „Was thöricht und ſchwach iſt vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weiſen und Starken zu Schanden mache.“

2) Der Einwurf, „daß die Ermahnungen zur Buße und Bekehrung himmelweit an Einfalt, Salbung und Kraft hinter dem Evangelium zurückſtehen,“ wird auf gleiche Weiſe Kanzel und Catheder treffen; denn wer möchte dem Evangelium hierin gleichkommen?

3) Der Einwurf, „daß die Seligkeit zwar als ein Gnadengeſchenk Gottes, aber als ein nicht ſowohl durch Chriſti Verdienſt, das wir im Glauben zu ergreifen haben, ſondern vielmehr als ein durch unſer Bemühen, — unſere Buße und Bekehrung, — vermitteltes Geſchenk dargeſtellt werde,“ finde ich nicht gegründet, indem mehrere Stellen dagegen ſprechen, beſonders folgende S. 244: „Wer ſelig ſey, ſey es aus lauter Gnade, um Jeſu Chriſti willen, geworden. Wer die vorgeſchriebenen Gebote und Geſetze Gottes muthwillig und freventlich übertrete, den Sohn Gottes nicht als den einzigen und wahrhaften Mittler und Fürſprecher bei Gott, in einem lebendigen Glauben ergreife und den Einwirkungen des heiligen Geiſtes nicht alles Gehör gebe, der ſey ohne Rettung verloren.“ Ohne Buße und Bekehrung iſt der Glaube an das Verdienſt Chriſti todt und kann nichts fruchten; darum gehört allerdings auch unſer Bemühen dazu, und das Mädchen hat recht, wenn ſie darauf dringt.

4) Der Einwurf, „daß die heilige Schrift das Joch

Jeſu ſanft und ſeine Laſt leicht nenne, die Somnambüle aber meine, daß zum Seligwerden unſäglich viel erfordert werde,“ führt zu keinem Widerſpruch, da Beides wahr iſt. Wer einmal das Joch Jeſu auf ſich genommen hat, findet die Laſt nicht ſchwer; aber bis es ſo weit kommt, muß der Sieg über die Welt vorhergehen. Wenn Jeſus ſagt, daß ſelbſt das *unnütze* Wort vor Gericht zur Rechenſchaft nicht gezogen werde, ſo iſt der Preis der Seligkeit doch ſehr hoch geſetzt. Iſt die Geſchichte der Somnambüle Wahrheit, ſo läßt ſich nicht erwarten, daß ihr Führer durch ſie mit glatten Worten an die Unbußfertigen ſich wende, ſondern daß er ihnen die Greuel der Sünde vorhalte, und ſie an die Strafgerichte Gottes mahne.

5) Der Einwurf, „daß ſich die Somnambüle *eine noch nicht Wiedergeborene* nenne, mithin noch unter dem Geſetze ſtehe, und das Heiligthum des Gnadenſtandes noch nicht aus Erfahrung kenne,“ erledigt ſich von ſelbſt. Denn wer mag ſich *einer völligen Wiedergeburt* rühmen? Dieſe Demuth ſpricht mehr zu ihrem Vortheil als Nachtheil. Die Somnambulen ſind allerdings durch das bloße Verſetztſeyn in höhere Zuſtände weder Erlöſte noch Wiedergeborene. Sie treten vielmehr in ihr gewöhnliches Leben zurück, und müſſen, wie andere Menſchen, ihre chriſtliche Wiedergeburt auf gleiche Weiſe erringen. Ueberhaupt ſah ich noch keine Somnambüle vom dritten Grade, welche nicht die gleichen chriſtlichen Wahrheiten in Warnungen und Ermahnungen mit Eifer ausſprach, ſo daß mir ſchon der Gedanke

kam, ob nicht im Innerſten der menſchlichen Seele die Erlöſungsbedürftigkeit als Grundzug herrſche, und ſich im magnetiſchen Leben aufſchließe, wo dann der wahre Erlöſer ſogleich dieſem Bedürfniß entgegenkommt, und die ganze Heilslehre ſich an ihn anknüpft?

6) Die Rugen über die Reiſen in die Planeten, die Schilderungen der Grade der Seligkeit und Unſeligkeit, und die bildlichen Darſtellungen ihrer Wohnungen müſſen wir freilich der Auslegung jedes Einzelnen überlaſſen. Es iſt aber zu bemerken, daß die Somnambulen ihre höhern Anſchauungen nur in menſchlichen Worten und Bildern wiedergeben können; daher auch ihre Klage, daß ihnen die Worte fehlten, um das auszudrücken, was ſie ſchauten. Uebrigens glaube ich ſelbſt, daß in der Beſchreibung der Weilheimer Somnambule manches Menſchliche mitunterlief, was unſer geiſtiges Auge einſt anders ſchauen wird. Nur finde ich nichts Ungereimtes und Unchriſtliches darin.

Die Behauptung der Somnambule, „daß ihr Geiſt blos daſelbſt geweſen, die Seele aber das, was dieſer vernahm, ſogleich durch das Organ des Leibes ausgeſprochen und mitgetheilt habe,“ hat nichts wider ſich, da wir jedenfalls dem Geiſte, wie dem Gedanken, eine unendliche Geſchwindigkeit beilegen müſſen. Auch die verſchiedenen Reiſen mitunter, welche die Somnambule jedesmal angibt, ſcheinen mir blos dazu gedient zu haben, um die angemeſſene Faſſung und Stimmung von Geiſt und Seele zu ſolchen Scenen hervorzurufen.

Was nun die Schilderungen der Planeten ſelbſt betrifft, ſo will es uns freilich nicht zuſagen, daß die Erde, als ein gleiches Familienglied des Sonnenſyſtems, an Glanz, Herrlichk[illegible] und Seligkeit ſo weit den andern Planeten nachſtehen [illegible], daß die hier verſtorbenen Menſchen in ihnen zu höheren Graden gelangen. Es müßte denn angenommen werden, daß jene Bewohner nicht aus der Gnade gefallen, nicht vom Satan überliſtet, auch keines Erlöſers bedurft hätten, ſondern daß ſie vielmehr in angeſtammter Kraft und Freiheit, und ihre Wohnplätze in ihrer Integrität geblieben wären. Die Erde wäre dann unter Vielen das verlorene Schaf, dem der gute Hirte nachgelaufen wäre, um es wieder zur Heerde zurückzubringen. In dieſem Falle nur wäre eine Verſetzung der Verſtorbenen dahin ein Fortſchritt zur Seligkeit. Nur iſt alsdann die Angabe der Somnambüle ſchwer damit zu vereinigen, daß Verſtorbene der Erde in jenen Sternen ſobald als Lehrer angeſtellt werden.

Eine andere Meinung ſcheint mehr für ſich zu haben, nämlich, daß die Namen der Planeten nur erborgt ſeyen, und daß die Sterne, in welche der Geiſt der Somnambüle geführt wurde, eigentliche Vereine der gleichgeſinnten Seligen oder Unſeligen ſeyen, wie ſie Swedenborg gleichfalls in ſeinen freiwilligen Exſtaſen ſchildert. Daß nach dem Tode, zufolge dem Geſetze der ſpecifiſchen Vergeltung nach den Werken, die Verſtorbenen von gleichem moraliſchen Gewinn oder Verluſt zu einander geſellt werden und Vereine bilden, iſt ſchon nach dem Rechtsgrundſatz, „daß Sittlichkeit und Glückſeligkeit, Verdienſt und Lohn einerſeits, und Unſittlichkeit und Unglückſeligkeit, Schuld und Strafe andererſeits im geraden Verhältniß ſtehen,“ mehr als wahrſcheinlich. Dazu braucht es keine verirrte Phantaſie oder Ammenmährchen, wie der Einſender meint, ſondern bloß chriſtliche Analogien. Das Evangelium ſchildert meiſtens nur die Extreme jener Zuſtände, theils in der Parabel vom reichen Manne, theils in den Reden vom Weltgericht, beſonders auch in jenen Stellen, wo Chriſtus von den Frommen ſagt: „die Gerechten werden leuchten wie die Sonne in meines Vaters Reich,“ und von den Gottloſen: „Ihr Feuer (der Pein) wird nicht erlöſchen, und ihr Wurm nicht ſterben.“ Zwiſchen dieſen Extremen gibt es aber gewiß eine Menge Mittelſtufen; denn wer will der Liebe Gottes wehren, die Gnadenfriſten auch noch jenſeits fortgehen zu laſſen, damit die Sünde gebüßt, die verdorbene Seele gereinigt, und im Glauben aufs neue unterrichtet, zur Bekehrung und Aufnahme gelange? Dieſe Wahrheit leuchtet auch aus unſerer Geſchichte hervor; die Somnambüle ſagt S. 299: „Ich fragte meinen Führer: ob es noch möglich ſey, daß dieſe Sünder ſelig werden können?“ Er antwortete: es ſey keine Sünde ſo groß, daß ſie nicht bei wahrhaftiger Buße, Bekehrung, Reue und Leid, und auch Bekenntniß vor den Menſchen vergeben werden könne. Wohl wird dieſe Vergebung auch noch jenſeits unter den gleichen Bedingungen ſich bewähren. Nur mag es viel ſchwerer und langſamer und durch viele Büßungen hindurchgehen.

Uebrigens ſteht dieſe Somnambüle in Beziehung auf Planetenreiſen nicht allein. Die Somnambüle **Römer**, deren Geſchichte auch öffentlich bekannt iſt, that das Gleiche. Auch eine meiner Somnambülen verſetzte ſich öfters im Geiſte in den Mond, und erzählte mancherley von ihm. Erſt dann, als ich ihr ſagte, daß der Mond der Aufenthalt der Leichtſinnigen ſey, ſtellte ſie ihre Reiſen ein.

7) Alle die Gefahren, welche der Einſender im Somnambulismus zu ſehen ſcheint, finde ich nicht in ihm, und ich wäre gewiß der Erſte, ihn zu verwerfen, wenn ich nur einmal ein trügeriſches Spiel in ihm entdeckt hätte *). Er iſt eben ſo wenig Krankheit, als Prophetie. Wenn bei nervenſchwachen Perſonen die Reizbarkeit, und mit ihr das innere Gefühlsleben ſich ſtark erhöht, ſo werden Seele und Geiſt viel loſer von den Feſſeln des Leibes; ſie bewegen ſich dann nicht nur viel freier als im wachenden Leben, ſondern ſchließen ſich auch für das Ueberſinnliche auf, das nicht bloß Ideal, ſondern Wirklichkeit wird.

Die Somnambüle weist ſelbſt darauf hin, indem ſie mehrmals ſagte: „Sie hätte, um für das geiſtige Leben empfänglicher zu ſeyn, leiblich geſchwächt werden müſſen." Ein ſolches Hervortreten des Geiſtes ſteht zwar mit dem Leibe im Mißverhältniß, iſt aber an ſich nicht Krankheit zu nennen.

---

*) Es gab Somnambüle, die, wenn ihr magnetiſcher Zuſtand ſchon vorüber war, ihn noch zum Scheine, der Bewunderung zu [illegible], fortſetzten, und da fand allerdings Betrug ſtatt.

K—r.

Auf gleiche Weiſe verhält es ſich mit den Beſchreibungen jener Wohnplätze von Städten, Gebäuden, Bergen, Thälern u. ſ. w. Unſere ſinnlichen Vorſtellungen und Bilder treten im Schwunge der Phantaſie überall in einem idealiſchen Gewande auf; denn warum ſollten die Idealen des Schönen nicht in höheren Sphären zur vollen Wirklichkeit ſich geſtalten können? Die Kunſt erhebt ſich ja hier ſchon über die gemeine Wirklichkeit, und läßt die bloße Technik der Erfahrung hinter ſich zurück, um wie viel mehr dürfen wir erwarten, daß in höheren Sphären die rohen materiellen Maſſen ſich in den organiſchen Formen des Schönen veredlen werden.

Das Recht zu einer ſolchen Annahme liegt in der Schrift, wo das neue Jeruſalem als Stadt mit Mauern, Gründen, Gaſſen und Thoren aufs prächtigſte beſchrieben wird. Wenn nun hier das Extreme der äußern Herrlichkeit geſchildert wird, ſo werden wir wohl auch Mittelſtufen annehmen können, und die Beſchreibung der Somnambüle hat demnach nichts Ungereimtes in ſich.

8) Es iſt ſchwer zu glauben, daß Alles, was in dieſer Geſchichte ſteht, aus der Individualität dieſes anſpruchloſen Mädchens hervorgegangen, und theils aus einem geſteigerten Ahnungsvermögen, theils aus Reminiscenzen der Gebet- und Geſang-Bucher zu erklären ſey. Wie ſollte die Somnambüle zu der Behauptung kommen, daß das Geburtsjahr Chriſti drey Jahre früher ſey, als unſere Zeitrechnung angebe, was auch Bredow behauptet?

Wie ſollte ſie dazu kommen, ſelig verſtorbene Geiſter und erſchaffene Engel ſo zu unterſcheiden, daß dieſe verklärte Leiber haben, was ganz mit dem Ausſpruch des Apoſtel Paulus übereinſtimmt, „daß bei der Auferſtehung der Todten ein unverweslicher, geiſtlicher Leib an die Stelle des verweslichen und natürlichen treten werde?“ Was ſie von den Stufen der Seligkeit, von der Unterſcheidung von Geiſt und Seele, die ſelbſt manchem Pſychologen noch nicht klar geworden iſt, von ihrem eigenen Zuſtand, von den ſtummen Sünden, und überhaupt von den tiefern chriſtlichen Wahrheiten ſpricht, konnte ſie ſchwerlich aus einem Unterricht, aus einem Buche, oder aus ihrer eigenen Individualität entnehmen. Man könnte in der That die Täuſchung nicht ganz unabſichtlich nennen, wenn die Somnambüle mit ſtrenger Conſequenz behauptet, daß ſie nichts aus ſich ſelbſt nehme, ſondern Alles auf Auftrag ihres Führers den Menſchen verkündigen müſſe. Wie aber läßt ſich eine ſolche Täuſchung mit dem chriſtlichen Sinne vereinigen, der durch das ganze Buch herrſchend iſt?

Ich trage kein Bedenken, ſolche außerordentliche Zuſtände, in welche dieſe Perſonen wider Willen und Wiſſen hingeriſſen werden, und welche, eben weil ſie wie Stimmen aus höheren Sphären erklingen, tiefer greifen als Kanzel und Katheder, für Zeichen zu halten, die den Menſchen mahnen ſollen. Zuletzt müſſen es freilich, wie Joel vorherſagt, Söhne und Töchter, Knechte und Mägde ſeyn, die den Herrn verkünden, da die Eltern in ihr laues Gewohnheitsleben verſunken, und die vornehmen Gelehrten und Weiſen, ihren Begriffen nachſagend, den Verheißungen des Chriſtenthums kein Gehör mehr ſchenken.

Und nicht nur dieſe Zeichen fallen in unſere Zeit, ſondern auch die Unnatur wälzt ſich aus ihren Abgründen hervor, und fängt an, das Geheimniß ihrer Bosheit zu enthüllen. Aber alles vergeblich! Sie ſehen, hören und prüfen nicht. Der Unglaube beharrt; ihm gilt die Meinung mehr als die Thatſache, und das Naturgeſetz mehr als die Stimme Gottes. Aber auch der gelehrte Gläubige kann das Farbenbild ſeiner Syſteme nicht verwiſchen, um das Evangelium in ſeiner reinen Einfalt und Nacktheit anzuſchauen. Weil die Syſteme nicht wiſſen, wie die Engel ſich der Menſchen annehmen, — wie durch auserwählte Rüſtzeuge höhere Wahrheiten verkündet werden, — wie die Zukunft des Herrn an ihren Vorboten zu prüfen ſey, — wie die Verheißungen ſich erfüllen werden; ferner wie Dämonen Menſchenleiber beſitzen, — wie der Satan ſich zu einem Engel des Lichts verſtelle, — wie ſeine geheimen Einflüſterungen unter der Maske phyſiſcher und organiſcher Geſetze ſich darbieten; ferner, wie das Senfkorn des Glaubens zur unüberwindlichen Macht über die Welt werde, — wie in dem Namen des Herrn die Kraft liege, Kranke zu heilen, Teufel auszutreiben, und das Schädliche unſchädlich zu machen, — wie das Gebet das ſtete Verbindungsglied zwiſchen Gott und Menſchen ſey, und ſeine Erfüllung von unbedingtem Vertrauen und Gehorſam abhänge — weil von allem dem die Syſteme nichts wiſſen, ſo bleibt immer noch ein Reſt von Zweifel zurück, der den Glauben an die Wahrheiten des Evangeliums trübt und unwirkſam macht.

Stellet einmal einen hochgelehrten und hochbegabten Gläubigen, der jedes Wort der heiligen Schrift auf der Wage der Exegeſe und der Kritik abgewogen hat, und einen einfachen ſchlichten Glaubensmann, der aber dem Evangelium und dem Namen des Herrn unbedingt vertraut, neben einander, und ſehet dann der Probe zu, *welcher von Beiden durch Handauflegen die Kranken heilt?* Gewiß der Letztere vermag es, der Erſtere nicht. Und nun richtet, in welchem nicht bloß die Wahrheit, ſondern die Kraft der Wahrheit liege. Der Unterſchied zwiſchen dem unmittelbaren Glauben, dem der Geiſt des Evangeliums inwohnt, und zwiſchen dem durch Syſteme vermittelten und der Vernunft hingegebenen Glauben iſt noch nicht beherzigt. Jener nur iſt in voller Integrität und Kraft, dieſer iſt bloß reflektirt und gebrochen, und die Zweifel nagen an ihm, wie der Roſt am Eiſen.

E.—

Die Kabala.

Unter dieſem Wort, welches ungefähr ſo viel wie Aufnahme oder Tradition bedeutet, verſteht das Judenthum alle geheime oder höhere Wiſſenſchaft und Kunſt, und theilt ſie hiernach in die theoretiſche und praktiſche.[*] Wie viel Aberglauben und unlauterer Gebrauch zumal bey letzterer mit unterläuft, iſt längſt bekannt, und hat, wie bey der Aſtrologie, dem Namen ſelbſt einen Flecken angehängt, welcher auch an dem ſinnverwandten Wort Magie (eigentlich der orientaliſchen Prieſterweisheit), ihrer ſpätern Verdorbenheit wegen, haftet. Mehrentheils hört man vom Fragen oder Schlagen der Kabala, d. i. von einer Art Wahrſagerkunſt durch Berechnung, wie man vom Kartenſchlagen redet, und es iſt nicht zu läugnen, daß beyde, keineswegs empfehlungswerthe, vielmehr ſehr zu widerrathende Künſte, ſchon öfters auffallende Ergebniſſe geliefert haben. Was von dieſen der wahre, nicht aus dem Unding Zufall hergeleitete Grund iſt, ob er in einem verborgenen, natürlichen Zuſammenhang der Dinge, ob er in einer magiſchen Kraft der Zahlen oder in einem einwirkenden Spiel der Geiſterwelt liegt, iſt bis jetzt ein Räthſel, und mag der weitern Forſchung anheimgeſtellt bleiben; nur daß Niemand ſich hiebey mit dieſen vorwitzigen Künſten (vg. Apoſtelg. 19, 19) zur Anſtellung gefährlicher Experimente einlaſſen wolle.*)

---

[*] Vgl. den kurzen Begriff der Kabala in v. Meyers Blätt. f. höh. Wahrheit, 4. Samml. S. 214 ff.

Zu den öffentlich bekannt gewordenen wahrſageriſchen Kabalen gehört die des Vicarius **Maas** zu Paderborn, von welcher gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ſelbſt in Zeitſchriften die Rede war, deren ich mich nicht mehr genau erinnere**). Vermuthlich leben noch Perſonen, die ihn und die Sache gekannt haben; möchte es ihnen gefallen, zuverläſſige Nachrichten darüber, oder auch den erwähnten Journalartikel in dieſen Blättern mitzutheilen. Die Sache ſelbſt nämlich oder deren Kundwerden läßt ſich als eine Schickung und ein Fingerzeig betrachten für eine Zeit, wo bereits die heiligern Prophezeihungen der Bibel frevelhaft in Zweifel gezogen wurden. Solchem überklugen Unglauben werden von der Vorſehung niedere Dinge wunderbarer Art aus der Gegenwart als Steine des Aergerniſſes in den Weg geworfen, ob er ſich daran ſtoßen und zur Beſinnung kommen möchte. Dem Hrn. Vicar Maas aber, von dem man ebenfalls nicht ſagen kann, ob er noch am Leben iſt, und der in dieſem Fall die ſicherſte Auskunft geben könnte, ſoll dieſe wiederholte Erwähnung ſeiner Kabala um ſo weniger zur Unehre gereichen, als es ganz gewiß iſt, daß er dem Andrang neugieriger Frager zuletzt durch entſchiedene Verweigerung ſeiner kabaliſtiſchen Hülfe ein angemeſſenes Ziel ſetzte. Auch dient die Art, wie er zu ſeiner Kunſt gelangt ſeyn ſoll, zum Ruhm ſeiner Menſchenliebe, wovon hernach. Ein Jugendfreund von mir, der nicht mehr unter den Lebendigen wandelt und aus Weſtphalen gebürtig war, erzählte mir in der oben bemerkten Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution, daß, als Vicarius Maas ſich bereits über ſein geheimes Wiſſen Stillſchweigen auferlegt gehabt, derſelbe in einer Geſellſchaft geweſen, wo die Frage verhandelt worden, ob das republicaniſirte Frankreich wieder einen König bekommen werde. An den Kaiſer Napoleon konnte noch Niemand denken. Als nun die Mehrheit der Anweſenden jenes Bedenken mit Nein beantwortete, und Maas ebenfalls um ſeine Meinung oder Wiſſenſchaft befragt wurde, ſo ſetzte er ſtatt aller Antwort ein ſtummes, aber bedeutendes Lächeln entgegen.

---

*) S. Blätter aus Prevorſt, 4. Samml. S. 163 ff.

**) Nachträglich fand ich, daß das im „Genius der Zeit", etwa vom Jahre 1798, geſchah.

Eines der auffallendſten Orakel der Maas'ſchen Kabala war folgendes. Der älteſte von drey Herren von Brabeck war verheirathet, die beyden andern Brüder waren als Domherren in Weſtphalen und Niederſachſen präbendirt. Jener, der Stammherr, ſtarb kinderlos; zur Erhaltung der Familiengüter ſollte der folgende Bruder ſäculariſirt werden, um eheliche Succeſſion zu erhalten. Ueber den Erfolg dieſes Schrittes wurde die Kabala befragt, und gab zur Antwort:

Terra tuus thalamus, tristis tua sponsa cupressus;
Cum tot praebendis victima mortis eris.
(Dein Brautbett' iſt die Erde, die Braut die Trauercypreſſe;
Bey der Präbenden ſo viel wirſt du ein Opfer des Tods.)

Wirklich ſtarb dieſer Herr v. Brabeck bald hernach, und der dritte Bruder wurde ſäculariſirt und ſchritt zur Ehe. Dieß Alles iſt Thatſache, und ſteht ſchon in dem erwähnten Aufſatze.

Wie Vicar Maas zu ſeiner Kabala gekommen ſeyn ſoll, wird ſo erzählt: Als er einſt am dunkeln Abend ausging, um einen Freund oder eine Geſellſchaft zu beſuchen, ſo hörte er in einem Winkel, an einer Mauer, ein Wimmern, und fand einen halbverſchmachteten, fremden Juden, den ſeine Glaubensgenoſſen nicht hatten aufnehmen wollen. Er brachte ihn in ſein Haus und gab ihn ſeiner Haushälterin zu verpflegen. Der Jude wurde, der ärztlichen Hülfe ungeachtet, todtkrank, und als er dieſes fühlte, ſo vertraute er aus Dankbarkeit ſeinem Wirth das Geheimniß, das er beſaß, durch Berechnung nach gewiſſen Regeln, in jeder Sprache, auf eine angeſetzte Frage, über die Zukunft oder andere unbekannte Dinge Antwort zu erhalten; er ſtarb hierauf im Hauſe des Vicars. Vielleicht bildete dieſer die Kunſt aus Wiſſensluſt weiter aus, als der arme Jude ſelbſt vermocht hatte.— Man ſpricht auch noch von folgendem

Vorfall. Maas fragte einſt die Kabala, wer ihr Urheber ſey. Zuerſt kam wider Gewohnheit keine verſtändliche Antwort heraus, bey der zweyten Rechnung eine Art Abmahnung, nicht darnach zu forſchen, und als Maas dennoch zum dritten Male fragte, die Antwort: „Sieh' hinter dich!“ Da befiel den Rechner ein Grauen, er ſank mit dem Geſicht auf den Tiſch, rief ſeine Haushälterin, und als er nachher aufſtand, war weiter nichts zu ſehen. Ob dieſe beyden Erzählungen ihre Richtigkeit haben, darüber mögen Zeugniß ablegen, die es wiſſen.

Etwas ganz Anderes, und wohl werth, zum Studium empfohlen zu werden, iſt die theologiſche Kabala oder Tradition der Iſraeliten, der Hauptzweig der theoretiſchen, oder vielmehr ihr Stamm. Sie iſt die Glaubensphiloſophie, die theoſophiſche Erklärung des alten Teſtaments und ſeiner Myſterien, die mit Naturkunde durchflochtene Metaphyſik der Hebräer, zuerſt mündlich fortgepflanzt, und aus der anfänglich reinen und geheimen Ueberlieferung ſpäter in bilderreiche Syſteme gefaßt, niedergeſchrieben und theilweiſe ausgeartet. In ihr iſt eine uralte Vorſchule des Chriſtenthums zu erkennen, wo der vom neuen Teſtament uns aufgeſchloſſene Verſtand des alten ſich wenigſtens in einem Dämmerlichte zeigt, bey welchem die Weiſen des Väterbundes einer Wiederbringung der Creatur durch einen Geſalbten aus dem Mittel der dreyeinigen Gottheit harreten. Nachdem die richtigern Anſichten dieſer Tradition durch das Evangelium vollends aufgehellt, geläutert und beſtätigt waren, ging ſie als öffentliche und doch verborgene Weisheit, d. i. als ein unerſchöpflicher Schatz für Geiſt und Herz, auf die Kirche des neuen Iſraels über, und in dem Maße, als die Gemeinde Chriſti ſich von ihren Grundwahrheiten losſagte, löste ſich auch das Band, welches die geiſtlichen Kinder Abrahams und Gottes mit dem Leibe des Heiligen in Iſrael als deſſen Glieder zuſammenhielt. Wer von ihren alten Anhängern in den neuen Bund einzutreten verſchmähte, ſchloß ſich eben dadurch von ihrem vollen Lichte aus, gerieth in Blindheit, und blieb in den Dornen eigenmächtiger, gekünſtelter Spekulation behangen. Das wurde dann die falſche oder irre Kabala, die abergläubiſche. Wer im Evangelium nicht auch die prophetiſche Veroffenbarung Iſraels nach eben jenem überlieferten und erprobten Sinne umfaſſen wollte, die Judaismen verwarf, auf die er doch als Chriſt gegründet war, und der eigenen Vernunftſpekulation huldigte, wie beſonders in der jungſten Zeit geſchah, ſchied ſich ebenfalls von dem heiligen Oelbaume ab, deſſen Wurzel im Lande der Väter liegt, und deſſen Zweige in das himmliſche Zion hinaufragen. Das that der ſelbſtkluge Rationalismus, der Meiſter des Unglaubens als ſolcher.

Die Aufgabe für die Chriſtenheit und ihre Lehrer iſt nun, ſich wieder als das wahre Iſrael, als die Kinder der gekommenen Verheißung zu erkennen. Dieſe Einſicht zu erleichtern, und „die Herzen der Väter und Kinder zu einander bekehren“ zu helfen (Mal. 4, 6. Luc. 1, 17), dient unter andern jenes ausgezeichnete Werk: „Philoſophie der Geſchichte oder über die Tradition in dem alten Bunde und ihre Beziehung zur

Kirche des neuen Bundes, mit vorzüglicher Rückſicht auf die Kabala," woron endlich der lang gewünſchte zweite Theil (Münſter, bei Theißing. 1834) erſchienen iſt*). Wie ſehr dieſes Buch geeignet iſt, jenen Zweck zu erfüllen, oder zur Verſöhnung beyzutragen, mag ſchon der Umſtand beweiſen, daß hier die moderne Philoſophie ihre eigenthümliche Sprache reden hört, und ihr die fremdartige kabaliſtiſche Bilderſprache in dieſelbe überſetzt wird. Jedoch darf ſich auch der minder Befreundete mit dem logiſchen Idiom nicht ſcheuen, das Buch in die Hand zu nehmen, da es (beſonders im erſten Theil, und hier im zweiten und dritten Abſchnitt) Stoff genug von allgemeiner Verſtändlichkeit und Erbaulichkeit für gebildete Leſer enthält. Wir wollen der Deutlichkeit halber wiederholen, daß in ſo fern die Kabala oder Tradition, abgeſehen von ihrer jüdiſchen Literatur und deren theils verdorbenen Dogmen, nichts anders iſt, als der aus Iſrael überkommene und durch die Kirche fortgepflanzte wahre bibliſche Lehrbegriff in ſeiner tiefern Entwicklung, alſo die reine myſtiſche Theologie, dieſelbe, welche die Apoſtel und alle Erleuchtete von jeher übten, und die man ebenſowohl die poſitive Philoſophie des Chriſtenthums nennen kann, ja welche die einzige mögliche poſitive Philoſophie oder Metaphyſik überhaupt iſt. Alle andre iſt entweder ſchwankender Kriticismus, oder unbedeutendes, wohl gar verzerrtes Bruchſtück, oder Erdichtung*). Die Fachgelehrten werden an dem hier Geſagten zwar Anſtoß nehmen, das ändert aber nichts; denn die Gottheit iſt kein abgeſondertes Fach, hat auch keine Fächer gemacht, ſondern eine ganze Welt, welche ſo groß iſt, daß unſere Beſchränktheit und Schwachheit, um nur einzelne Theile davon ſich näher zu bringen, Copien derſelben in beſondere Rahmen faßt, welche wir Wiſſenſchaften oder Facultäten nennen, und die manchmal gar, wie die Götter Homers, Krieg mit einander führen. Die wahre Weisheit aber, wonach unſer Geſchlecht auch unbewußt ringt, ſchlichtet ſolchen Streit, vereinigt und verſöhnt alles Beſondere, und wird den Menſchen endlich aus einem Suchenden und Strebenden zu einem Wiſſenden und Könnenden machen. Aber nicht ohne Gott, welcher allein vollkommen weiß und kann, und Wiſſenſchaft und Kunſt verleiht wem er will, und wer ihn will. Unter dieſe Gottſuchenden gehört unſer tiefdenkender Autor, und gibt uns in dieſem zweyten Theile, dem noch andre folgen ſollen, nach der Einleitung erſtlich einen Aufſatz über die ſpekulative Erkenntniß der Gottheit, dann einen wohlgelungenen Verſuch einer Entwickelung der allgemeinen Grundbegriffe der Theoſophie, nach den Grundſätzen der Kabala, mit neuen und ſehr tiefen Blicken; hierauf eine überzeugende, lichtvolle Abhandlung über die Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung und das Verhältniß des Wiſſens zum Glauben, zuletzt einige Stellen aus den Schriften hebräiſcher Kabaliſten. Wir dürfen nur noch anführen, daß die Pſychologie, welcher die Blätter aus Prevorſt inſonderheit gewidmet ſind, hier merkwürdige wiſſenſchaftliche Beyträge findet, und wünſchen dieſem Unternehmen fernern geſegneten Fortgang. Zur Rechtfertigung der logiſchen Methode des Verf. aber kann, neben ihrer theilweiſen Unentbehrlichkeit zu ſeinem Zweck, in dieſem zweiten Theile der dritte Abſchnitt und die Worte (§. 376) dienen: „So gelangt alſo der Philoſoph, wenn er der wahren Gottſeligkeit folgt, endlich, nach einem langen, beſchwerlichen und höchſt bittern Kampfe zu jenem Ziele, zu welchem das einfältig fromme Gemüth auf einem viel kürzern Wege kommen kann.“

---

*) Eine Beurtheilung des erſten Theils ſ. in v. Meyers kritiſchen Kränzen, S. 369.

---

*) Wir empfehlen bey dieſer Gelegenheit die vortreffliche Schrift von Eſchenmayer: „Die Hegel'ſche Religionsphiloſophie, verglichen mit dem chriſtlichen Princip" (Tübingen bey Laupp, 1834), welches letztere vom Verf. mit großer Klarheit feſtgehalten und entwickelt wird.

— p —

Stehen wir im Verkehr mit der Geiſterwelt?

Ein Aufſatz in Nr. 26 des homiletiſch-liturgiſchen Correſpondenzblatts von 1834 unter der Aufſchrift: „Schlüſſel der Offenbarung,“ iſt nicht nur wohlgemeint, ſondern enthält auch gegründete Wahrheiten, veranlaßt uns aber gleichwohl zu Erinnerungen, die hier dem vollſtändigen Auszug deſſelben eingeſchaltet werden ſollen. Er lautet ſo:

„Stehen wir im Verkehr mit der Geiſterwelt? — Dieſe Frage läßt ſich weder durchaus verneinen, noch durchaus bejahen. Im gewöhnlichen Zuſtande wohl niemals, im ungewöhnlichen allerdings. Von einzelnen Menſchen läßt ſich dieß eben ſo wenig läugnen, als ſichs von allen behaupten läßt.“

Anmerkung. Unter „Verkehr“ kann hier nur ein wahrnehmbarer verſtanden werden. Denn daß alle Menſchen, im gewöhnlichen Zuſtand, unbewußt, Einflüſſe aus der guten und böſen Geiſterwelt empfangen, iſt höchſt wahrſcheinlich, und bibliſch zu erweiſen. —

„Ein ungewöhnlicher Zuſtand iſt der des Träumens. Träume ſetzen uns entweder in Verkehr mit der Menſchenwelt (Unterwelt) oder mit der Geiſterwelt (Oberwelt); jenes ſind die gewöhnlichen, dieß die ungewöhnlichen Träume; jene haben alle, dieſe nur einzelne Menſchen. Dieſe Verſchiedenheit beruht auf der Beſchaffenheit des Nervenſyſtems. Menſchen von robuſter Conſtitution und von ſtarken Nerven träumen gar nicht oder nur ſelten; und wenn ſie träumen, ſo ſtehen ſie nur im Verkehr mit der ſichtbaren oder Menſchenwelt. Menſchen von zarterem Bau und von feinen Nerven träumen häufiger, und ihr Träumen ſetzt ſie ſelbſt auch in Verkehr mit der Geiſterwelt. Wie ſie überhaupt durch ihre Reizbarkeit empfänglicher für Alles ſind, ſo ſtehen ſie auch mehr unter dem Einfluß der geiſtigen Berührung. Im Traum iſt bey ihnen der Geiſt gewiſſermaßen feſſellos; die Schranke, welche zwiſchen der ſichtbaren und unſichtbaren Welt ſteht, iſt etwas weggerückt, die Geiſter nähern ſich, es findet eine Mittheilung Statt. So z. B. bey Joſeph, dem Pflegevater Jeſu. Der Körper iſt der Riegel, der zwiſchen die Menſchen- und Geiſterwelt geſchoben iſt. Der Tod ſchiebt dieſen Riegel ganz weg, der Traum nur ein wenig. Hier fällt ſchon etwas Licht hinein, dort iſt lauter Licht. So löſet ſich das Räthſel der Offenbarung.''

Anmerkung. Der Zuſtand des Träumens möchte im Schlaf ſogar ein gewöhnlicher ſeyn, und ſelbſt im Wachen iſt er häufig. Nur werden hier die Bilder nicht immer ſcharf ausgeprägt, nicht für lebendig und wahr gehalten; von dort aber gehen nicht alle Schöpfungen oder Empfängniſſe der Einbildungskraft in die wache

Erinnerung über, vielleicht die allerwenigſten, und alsdann ſagen wir, wir haben nicht geträumt. Eben ſo weiß eine magnetiſirte Perſon der Regel nach nie, was in der hellſehenden Kriſe mit ihr vorgegangen, was ſie geſehen und geſprochen hat; und unſere lebhafteſten Träume ſind die, nach welchen wir unmittelbar erwachen, die alſo noch friſch im Gedächtniß haften. Manchmal fallen uns Träume erſt nach mehrern Stunden des Wachens, nach mehrern Tagen ein, und wir müſſen uns beſinnen, um ſie wieder vollſtändig zuſammenzuſetzen. Nebukadnezar hatte den Inhalt ſeines Traums vergeſſen, obgleich er plötzlich davon erwacht war (Dan. 2). Vermuthlich haben wir unwiſſend ſehr viele Träume, und zwar ſolche, welche, nachher ohne Bewußtſeyn davon, auf das wache Leben mehr oder weniger Wirkung äußern. Die Geiſterwelt iſt nicht bloß eine „Oberwelt,“ es gibt darin auch eine ſehr niedrige, und beyde geiſtige Welten oder ihre Einwohner können dem Schlafenden wie dem Wachenden Gutes und Böſes einflüſtern. Auch kann die geiſtige Welt mitunter eine Menſchenwelt ſeyn, eine weſentliche, mit welcher der Träumende nicht bloß in phantaſtiſchem Wahn verkehrt; es gibt unläugbare Beyſpiele von wirklichen Traumerſcheinungen Verſtorbener, vielleicht ſogar Lebender. Allerdings haben Menſchen von verſchiedener Nervenbeſchaffenheit größere oder geringere Neigung und Anlage zum bewußten Träumen; manche werden, ohne eigentliche Krankheitsparoxysmen, von den Gebilden der Phantaſie im Schlaf zeitlebens, oder vornehmlich in einem gewiſſen Alter, ſtark beunruhigt, ein Uebel, worüber z. B. der ehemalige Profeſſor der Philoſophie zu Göttingen, der redliche Hofrath Feder, klagte. Manche haben von Natur die Gabe, wahre Traumgeſichte, Abbilder der Zukunft zu ſehen; Andre ſehen mehr ſymboliſch, und dieſes, nebſt der eigenen ſymboliſchen Traumſprache, die nach Arten und Individualitäten ihre Dialekte, aber auch gemeinübliche Bezeichnungen hat, ſcheint das Eigenthum der meiſten Menſchen zu ſeyn *). Daher von uralter Zeit her die Traumbücher, und daß ſie nicht Jedermanns Träume auslegen können. Die Erſcheinung im Allgemeinen erklärt ſich aus der iſolirten Thätigkeit der Seele, ohne Mitwirkung des Geiſtes und ſeiner Beſonnenheit, im Schlaf, welches nämlich die Regel ausmacht; in der Seele geſtaltet ſich insgemein jeder Gedanke, vermöge des ihr inwohnenden poetiſchen oder vergleichenden Vermögens, zum Tropus. Hierüber wäre noch viel mehr zu ſagen. Der Gedanke ſelbſt, folglich auch ſein darſtellendes Bild, kann übrigens wahr oder falſch ſeyn; daher iſt es Aberglaube und ſchädlich, viel auf Träume zu achten, die, wie das Reimſprichwort ſagt, und ſchon Sirach warnt, nur allzu oft Schäume (Fäume) ſind. Woher aber alle dieſe und die abbildlichen Träume kommen, ob aus dem eigenen Sehvermögen des Menſchen, oder aus dem Zuſammenhang mit der Geiſterwelt, iſt ſchwer und nur in einzelnen Fällen mit Beſtimmtheit auszumitteln. Es gibt Menſchen von robuſter Conſtitution

---

*) Vgl. Schuberts Symbolik des Traums.

und ſtarken Nerven, welche viel, ſchwache, welche wenig träumen oder ſich ihrer Träume ſelten erinnern. Auch die ſtärkſten Thiere träumen. Joſeph, der Pflegvater Jeſu, träumte nicht wegen ſeiner feinen Nerven, ſondern weil ihm ein Engel geſandt wurde. Ganz richtig ſpricht der Verfaſſer von der Entriegelung oder Wegrückung der Schranke im wahren Traumgeſicht; jedoch iſt im Tode nicht unbedingt und nicht lauter Licht, ſondern für Viele nur größere Finſterniß. —

„Wenn ein Nachtwandler in phyſiſcher Hinſicht thun kann, was ein Menſch im gewöhnlichen Zuſtande nicht vermag, warum ſollte nicht auch in geiſtiger Hinſicht Ungewöhnliches geſchehen können, wenn ſich ein Menſch während des natürlichen oder magnetiſchen Schlafs in einem ungewöhnlichen Zuſtande befindet? Daß man im träumenden Zuſtande, alſo mit geiſtigem Auge, ſieht, was man im wachenden Zuſtande und mit leiblichem Auge nicht ſehen kann; daß man ſich da gewiſſer Vorſtellungen bewußt wird, deren man ſich außerdem nicht bewußt iſt; daß man da eine Fertigkeit und Geläufigkeit in Dingen, ſelbſt in Sprachen hat, von denen man außerdem nur wenig weiß — dieß werden Viele ſchon an ſich erfahren haben.“

Anmerkung. Gegen dieſes Alles iſt mit Grund nichts einzuwenden. Die Entbindung der Seele und mit ihr des Geiſtes von der körperlichen Feſſel in ungewöhnlichen Zuſtänden iſt unumſtößliche Erfahrung. —

„Haben nur einzelne Menſchen ungewöhnliche Träume, ſo ſtehen auch nur Einzelne im Verkehr mit der Geiſterwelt, ſo offenbart ſich Gott ſelbſt nur Einzelnen. Und ſo war es auch. Nicht allen — einzelnen Menſchen offenbarte ſich Gott. Wie? — das werden wir nie ergründen; aber doch gewöhnlich ſo, daß er ſie in einen ungewöhnlichen Zuſtand gerathen ließ. Dem Moſe aus einem feurigen Buſche, dem Paulus auf dem Wege nach Damaskus."

Anmerkung. Die Offenbarungen Gottes an den Menſchen ſind überaus verſchieden *), und ſind häufiger als man denkt. Es gibt aber ausgezeichnete Offenbarungen Gottes, und dieß ſind vornehmlich ſolche, die dem Seher für Andre und für die ganze Welt geſchehen, wie die bibliſchen, die denn allerdings nur Einzelnen geſchehen ſind. Alle unmittelbare Offenbarungen Gottes, und aller Verkehr mit der Geiſterwelt, der öfter als jene vorkommt, ſetzen einen ungewöhnlichen Zuſtand voraus oder bewirken ihn; es gehört eine Eröffnung des Wahrnehmungsvermögens für das insgemein (oder „dem Fleiſch") Unwahrnehmbare dazu. Hiernach ſind auch die Beyſpiele nicht ganz unrichtig gewählt; denn namentlich hatte Paulus eine vollere Wahrnehmung als ſeine Begleiter (Apoſt. 9, 7), und Moſes ſelbſt mochte bey dem brennenden Buſch in einer Entzückung ſeyn, worin er nicht ein unweſentliches, ſondern ein wahrhaftiges, aber geiſtiges Feuer ſah, das vielleicht ſonſt Niemand neben ihm geſehen haben würde, obgleich von ihm bezeugt wird, er habe eine höhere Gnade als andre Seher genoſſen, nämlich den Herrn von Angeſicht zu ſehen und mündlich mit ihm zu reden (4 Moſ. 12, 6–8), was denn aber an ſich eine ungewöhnliche Gabe oder ein Zutritt höchſter Art war. Auf ähnliche Weiſe kann der Umgang mit der Geiſterwelt bey einzelnen, dazu disponirten Menſchen zur Gewohnheit werden, und geiſtige Weſen können ſich nicht nur dem ſogenannten andern Geſicht, ſondern auch den äußern Sinnenwerkzeugen darſtellen. Sie thun es häufig vom Gehör aus, das dem innern Gemeinſinn am nächſten zu liegen, das wahre Ahnungsorgan zu ſeyn ſcheint (wie ſchon die geheimnißvolle Kraft der Töne in der Muſik beweiſt), und disponiren dadurch den Geſichtsſinn zum Schauen. Geſchieht es doch, daß im gewöhnlichen Geſpräch der Redner auf den Tiſch klopft, um die Aufmerkſamkeit auf das, was er ſagen will, höher zu ſpannen. Auch bey den bibliſchen Manifeſtationen geht öfters ein Ruf, ein Schall voraus. Geiſtige Weſen ſcheinen auch das Vermögen zu haben, ſich für die minder Disponirten und ihren äußern Sinn in eine wahrnehmbarere Hülle zu kleiden. —

---

*) Vgl. v. Meyer's Glaubenslehre S. 39 f.

„Auch das Traumdeuten iſt nicht Jedermanns Sache. Das ſtehet nicht bey mir, ſprach Joſeph; Gott wird dem Pharao Gutes weiſſagen. Er ſelbſt hatte ungewöhnliche Träume, und konnte ſolche auch deuten. Die ſeinigen gingen in Erfüllung, wie die, welche er deutete. Daß nicht alle Träume leer ſind — die genaue Erfüllung ſo mancher ſetzt dieſes außer allen Zweifel. Die Wiederholung eines und deſſelben Traums iſt Verſtärkung der Wahrheit, und es iſt um ſo mehr darauf zu achten. Das iſt kein Aberglaube.“

Anmerkung. Hiegegen iſt nichts zu erinnern. Das Sehen und das Deuten ſind zwar verſchiedene Gaben, aber nahe Zweige aus einerley Wurzel, und können ſich wohl beyſammen finden. Welcher aber die einzelnen Träume, die nicht leer ſind; ob von Gott (Hiob 33, 14 ff. Sirach 34, 6), oder aus beſondrer Naturgabe, oder von Mittheilung andrer geiſtigen Weſen, das iſt, wie ſchon geſagt, nicht allzeit zu beſtimmen. Auch die eigentlichen göttlichen Träume, durch das Licht des heiligen Geiſtes hervorgebracht, ſind für den Chriſten, der dieſen Geiſt hat oder haben ſoll, keine Unmöglichkeit. —

„Ohne die Sache hier weiter ausführen zu wollen, genüge es für jetzt an dieſen Winken, um Andere zu weiterm Nachdenken hierüber zu veranlaſſen.

— Ib —“

Anmerkung. Es iſt zu wünſchen, daß der Verfaſſer ein Mehreres über dieſen Gegenſtand ſagen, es auch, wo möglich, mit glaubhaften Beyſpielen aus ſeiner oder fremder zuverläſſigen Erfahrung belegen möge.

Hiebey iſt noch etwas über jene Phantasmenkrankheit zu ſagen, wovon ſchon in der 5. Samml. S. 101 die Rede war.

Dieſes Uebel haben viele Perſonen, wenn auch nicht allzeit, Nachts vor dem Einſchlafen. Die ſeltſamſten, abenteuerlichſten Figuren ſtellen ſich dem innern Sinn dar, ſie werden groß und klein, verwandeln ſich, man glaubt ſie wohl auch reden zu hören. Am häufigſten kommt es bey Geneſenden vor, und ſcheint an die Stelle der Fieberträume zu treten oder ein Nachlaß derſelben zu ſeyn. Die Nerven ſind noch aufgeregt, und die leicht bewegliche, ſtets geſchäftige Einbildungskraft, welche innig mit ihnen zuſammenhängt, ſchafft ihnen tauſendfachen Stoff, wovon ihre krankhafte Thätigkeit ſich abmüht. Nur der Schlaf überwältigt und verwiſcht dieſe Bilder einer halbwachen Exaltation. Der Zuſtand und ſeine Geſchöpfe gleichen vollkommen dem Traum und den ſeinigen. Die Aerzte nennen ihn Coma vigil, im Gegenſatz von Coma somnolentum (das Wort Coma ſtammt wahrſcheinlich aus dem Arabiſchen). Letzteres, das ſchlafrige Coma, iſt ſchlimmerer Art als jenes, ein bewußtloſes Phantaſiren; jenes iſt wenigſtens mit halbem Bewußtſeyn verbunden, und geht dann durch den Schlummer in die wirkliche Schlafruhe über. So wenig aber die wirren Geſtalten des gemeinen Traums Geiſter ſind oder zu ſeyn brauchen, ſo wenig die des wachen Coma. In beyden übt die Imagination als Groteskenkünſtlerin eine gleiche Plaſtik. Eben daran läßt ſich leicht ihre Natur und Unweſentlichkeit unterſcheiden. Sie gleichen nicht einmal den ſtäten, ruhigen, einzelnen, Nikolaiſchen und Blake'ſchen Viſionen, wenn dieſe auch bloße Selbſtgebilde ſind. Je wunderlicher, lächerlicher und veränderlicher ſie ſind, um ſo gewiſſer ſind es eigene Produkte. Da gibt es bald ſchöne Figuren, bald Fratzen und Mißgeſtalten aller Art, Häuſer und Gegenden, unſinnige Dinge, die in der Natur unmöglich ſind, neben vorübergehenden gemeinen Scenen, tanzende Bäume, pazierene Hunde in vollem Lauf u. ſ. w. Gleichwohl kann nach Umſtänden die Frage ſeyn, ob das Geiſterreich, das uns kaum je verläßt, nicht anregend mitwirkt, oder ſich in dieſen exaltirten Zuſtand mit einmiſcht, oder ihn beſonders benutzt, um dem Kranken wahrnehmbar zu werden. Außer der leiblichen Arzney und der Hülfe des Arztes iſt ein untrügliches Mittel gegen ſolche Unannehmlichkeiten, auch wenn ſie objectiven Urſprungs ſind, das Gebet und die dadurch errungene Gewalt über ſich ſelbſt, ſo weit der Leidende ihrer fähig iſt: aus dem Sinn ſchlagen und an Gott und ſeinen Heiland denken.

Es gibt demnach Schlafträume, Wachträume und Fieberträume, auch ſelbſt ähnliche magnetiſche Träume, welche alle aus der eigenen unordentlichen Seelenthätigkeit entſpringen können; ihr Hauptcharakter iſt das raſch Veränderliche, Stürmiſche, Verworrene und Widerſinnige oder Barocke. Hiernächſt folgt das Durchſchauen deſſelben innern Auges durch das Gewirre falſcher, ſelbſtgeſchaffener Bilder in die weſentlichere Wahrheit, wobey die Geiſterwelt ſich mehr annähern und kund geben kann; obgleich in der Seele ſelbſt ein Ahnungsvermögen liegt, welches die Wahrheit an ſich heranziehen, oder was gleich iſt, ſich in ſie verſetzen und ihr Geſtalt geben kann. Wer aber wegen des letztern Umſtands alle Objectivität der Erſcheinungen im Traum oder Wachen läugnen wollte, würde überaus einſeitig und irre ſeyn. Denn je weiter der innere Blick reicht, um ſo mehr Objectives begegnet ihm, und zwar endlich von der erhabenſten Art.

Es verhält ſich damit genau ſo, wie wenn unſer leibliches Auge ſeine nächſten Umgebungen im Zimmer verläßt und Ausſicht ins Ferne nimmt, wiewohl im Geiſtigen die äußern Raumgeſetze nicht unbedingt Anwendung leiden.

Noch thut ſich hier eine eigene Wahrnehmung auf. Auch Perſonen, die nicht an Coma vigil leiden und dadurch am Einſchlafen geſtört werden, pflegen, ehe der Schlaf ſie übermannt, mit einer Art von Träumen beſchäftigt zu ſeyn. Wir wollen ſie Schlummerträume nennen; ſie ſind zuweilen weiſſageriſch, zeigen ſinnbildlich Vorfälle des nächſten Tags an. Aus dieſer niedern bildlichen Einfaſſung (gleichſam dem Zerberus) des innern Lebens aber ſcheint ſich dann das Gemüth zu den Höhen reinerer Wahrheit emporzuſchwingen, und hier Dinge zu ſchauen, die es nicht ins wache Bewußtſeyn herübernehmen noch ausſagen darf (*[illegible]*). Von dieſen ätheriſchen Stufen ſinken wir wieder herunter, ehe wir aufwachen, ſehen und weiſſagen auch da wieder Bilder des Wahns oder der Zukunft und der Ferne, wie wir durch ein ähnliches Bildergetümmel oder Pleorama der innern Atmoſphäre hinaufgeſtiegen ſind; und ſolches geſchieht wohl mitten in der Nacht, beſonders wenn der Verlauf der körperlichen Thätigkeit, wenn die Ordnung des Gangliensyſtems, durch eine krankhafte Affection, durch Ueberfüllung oder Erſchlaffung, geſtört iſt. Es iſt hier die Rede von reinen Seelen, von guten Menſchen; die unreinen mögen wohl tiefer hinabſteigen und böſe, thörichte Gedanken als einen argen Schatz für das wache Leben einſammeln. Jene aber, die Gott und ſein Licht lieben, werden wohl thun, ſich ſeinen Geiſt zu empfehlen, wann ſie zur Ruhe gehen, um einer ſeligern und heilvollen Entruckung im Schlafe zu genießen. Sie wird ihnen vielleicht das wache Leben, unbewußt warum, mehr und mehr verleiden, deſto ſicherer aber ihnen eine geſegnete Vorbereitung auf das helle Schlafwachen eines beſſern Lebens ſeyn.

— y —

Von der Fürbitte für die Todten.

Zweyter Aufſatz.

Derſelbe evangeliſche Prediger, welcher Anlaß zu dem erſten Aufſatz unter obiger Aufſchrift in der 5. Sammlung dieſer Blätter gab, hat in Nr. 40 des homiletiſch-liturgiſchen Correſpondenzblatts von 1834 eine neue Mittheilung über dieſen Gegenſtand gemacht unter dem Titel: „Beyträge zur Beantwortung der Anfrage: wie ſich der Seelſorger bey vorkommenden Geiſtererſcheinungen zu verhalten hat.“ Dieſe Beyträge ſind ſo wunderbar, daß, wenn wir nicht hinlänglichen Grund des Zutrauens zu der Wahrheitsliebe des Verfaſſers hätten, wir uns vor allen Dingen eine nähere Beglaubigung erbitten würden. Wir werden darin auch den Charakter eines höchſt ſeltſamen Geiſterſehers, mit welchem der Verfaſſer zuſammengetroffen iſt, kennen lernen. Die Erlaubniß des Auszugs dürfen wir, unter gegenſeitigem Zugeſtändniß, abermals vorausſetzen, muſſen aber doch vorher noch das Bedenken erledigen, das Manche gegen die Veröffentlichung ſolcher Wundergeſchichten hegen. Erſtlich werden dieſe Thatſachen geſchickt, und ihre Bekanntmachung ſoll zur Widerlegung des eingeriſſenen negativen Princips, der Freygeiſterey und des Materialismus dienen, die leider mehr Anhänger haben, als man weiß. Zweytens ſoll ſie der heilſamen Wiſſenſchaft von dem außerſinnlichen Reich der Dinge förderlich ſeyn, und drittens bey der ſehr allgemeinen Liebe zum Wunderbaren in der Leſewelt mittelſt des Lichtes der Wahrhaftigkeit jene carikirten poetiſchen Schattenbilder verdrängen, jene Schauermähren und Geſpenſterromane, deren geringſter Fehler iſt, daß ſie ein kindiſcher Zeitverderb und leere Seifenblaſen aus der Muſen Waſchbütte ſind, übrigens wahre Nervenverwüſter. Die Wahrheit hat ihren Segen, die Lüge führt ſtets Unſegen mit ſich. Man begreift hoffentlich, daß wir das ächt geniale Spiel, das auch ſeine Wahrheit hat, darum nicht verdammen wollen. Hören wir nun den Hrn. Pfarrer H.

„In Nr. 15 dieſes Jahrgangs habe ich einige Erſcheinungen aus der Geiſterwelt erzählt, in der Meinung, daß die Anfrage: ob man für ſolche Geiſter, welche ſelbſt ausdrücklich und dringend um unſere Fürbitte flehen, beten ſolle oder nicht? durch dieſe Thatſachen hinlänglich beantwortet ſeyn konnte. Es ſchien mir nämlich die Pflicht der Fürbitte in den von mir ſelbſt erzählten Fällen ſich dem chriſtlichen Gefühl ſo von ſelbſt aufzudringen, und der Segen eines ſolchen Gebets ſich ſo klar herauszuſtellen, daß ich damals nicht für nöthig hielt, etwas weiter hinzuzufügen. Ich finde aber, daß die Hauptfrage: „ob ein Seelſorger einem beängſtigten

Gemüth, das durch Erſcheinungen abgeſchiedener Geiſter beunruhigt ſey, zumuthen dürfe, für dieſelben zu beten," einer nähern Erörterung fähig und bedürftig iſt, wobey ſich bedeutendere Schwierigkeiten einſtellen, als ich anfänglich dachte. Beyſpiele, wie die in Nr. 15 von mir erzählten, daß ſolche, die, wie man es ausdrückt, nie Geiſter geglaubt haben, wenn ſie durch Erfahrungen überzeugt werden, ſich auch angetrieben fühlen, für dieſe armen Seelen zu beten, ſind häufig, und der Schluß, daß man nur für die Geiſter beten dürfe, um ſowohl ſich als ihnen Ruhe zu verſchaffen, ſcheint ſehr nahe zu liegen." (Hiebey die Anmerkung: „Diakonus L. in T. erzählte mir z. B. eine der meinigen ſehr ähnliche Erfahrung. Er ſey nebſt allen ſeinen Hausgenoſſen durch ein Klopfen, Poltern, Scharren, Hin- und Herwandeln eines unſichtbaren Weſens in ſeinem Hauſe geraume Zeit beunruhigt worden. Als er endlich in Erfahrung gebracht, daß dieſer Rumor ſchon ſeit bald hundert Jahren in dieſem Hauſe ſey, und daß es der Geiſt eines Weibes ſey, das ſich in dieſem Hauſe aufgehängt hätte, habe er angefangen, für denſelben zu beten. Oft habe derſelbe, wenn er mit den Seinigen in der Bibel geleſen habe, ſeine Gegenwart durch ein Schnalzen oder Anklopfen zu erkennen gegeben, wobey er ihm dann gewehrt, und denſelben, wenn er nicht ſtille geworden ſey, bedroht habe. Dann habe er aber auch dem Geiſt abſichtlich aus der Bibel vorgeleſen, und ihn auf das Wort Gottes aufmerken heißen; und nachdem er damit unter Gebet und Fürbitte angehalten, habe ſich das Geräuſch verloren, ſo daß er jetzt ſeit einigen Jahren nichts mehr bemerke.“) „Es fehlt aber auch nicht an Beyſpielen von ſolchen, die durch das Gebet für die ihnen erſcheinenden Geiſter in einen ihnen ſelbſt ſehr ſchädlichen Rapport mit denſelben kamen, und ihre Geſundheit und das Leben darüber einbüßten. Es iſt nicht Jedermanns Ding, ſich mit den Geiſtern einzulaſſen, und Leuten von ſchwachen Nerven oder von ängſtlicher Gemüthsart möchte es nicht zu rathen ſeyn. Der Seelſorger, an den ſolche Fragen gemacht werden, muß alſo prüfen, was er ſich ſelbſt, und was er Andern zutrauen und zumuthen kann. Ich kenne einen Mann, der ſchon oft, und mit gutem Erfolg, den Leuten, die vor Geiſtern Bange hatten, geſagt hat: „„Schickt eure Geiſter nur zu mir; ſagt ihnen, ich wolle zuerſt mit ihnen reden, dann werde ich für ſie beten.““ Das wäre wohl das Beſte, was ein jeder Seelſorger thun könnte; wer nur immer dazu Zeit, Muth und Freudigkeit hätte! Aber ich hätte ſie ſchwerlich. Es wäre zu wünſchen, daß bey ſolchen Aufgaben, wo das Meiſte auf die Erfahrung ankommt, diejenigen, welche ſolche gemacht haben, und unter dieſen insbeſondere der Steller der Anfrage ſelbſt, ſich entſchließen möchten, ihre Erfahrungen und ihr Urtheil kund zu geben, und auf ſolchem Wege zu einem ſchriftgemäßen Reſultat über den Gegenſtand der Anfrage zu gelangen, zu deren Löſung ich jetzt einen weitern hiſtoriſchen Beytrag geben will.“

Ehe wir dieſen hören, möchte Folgendes zu bemerken ſeyn. Daß der Seelſorger ſich, wenn ihm eine Eröffnung der erwähnten Art gemacht wird, genau nach allen Umſtänden zu erkundigen und dabey zu prüfen habe, ob die angeblichen Geiſtererſcheinungen nicht entweder Betrug oder bloße Einbildung ſind, verſteht ſich von ſelbſt. Auch hat er die heimgeſuchte Perſon je nach ihren Verſtandeskräften, ihrer Einſicht in die göttlichen Wahrheiten, ihrer Fähigkeit zu beten, ihrem Gemüthscharakter und ihrer Körperconſtitution, zu beurtheilen und für den beſondern Fall anzuweiſen, zu welchem Allem Kenntniß und Erfahrung gehört. Was er aber Beſſeres anrathen könnte, als das Gebet, iſt nicht wohl einzuſehen. Die Beyſpiele, wo Leute „durch das Gebet für die ihnen erſcheinenden Geiſter in einen ihnen ſelbſt ſehr ſchädlichen Rapport mit denſelben kamen, und ihre Geſundheit und das Leben darüber einbüßten,“ müßten näher beſchrieben werden, ſonſt läßt ſich keine Meinung darüber faſſen. Zwiſchen dem Sicheinlaſſen mit Geiſtern, und zwiſchen dem Gebet für erſcheinende Geiſter, iſt noch ein Unterſchied; jenes läßt ſich ablehnen, dieſes nicht anders, als durch Unthätigkeit, oder gar durch ſträfliche Verwünſchung. Wenigſtens für ſich in ſolchem Fall zu beten, nämlich für die Wegnahme ſolcher Beſuche, wird auch den Zaghafteſten zu ihrer Stärkung zu empfehlen ſeyn; denn der Apoſtel ſpricht: „Leidet Jemand unter euch, der bete“ (Jak. 5, 13). Es kann aber ſeyn, daß dieſes Gebet nicht erhört, ſondern der Kleinglaube zur Selbſtermannung gereizt und hiemit ein doppelter göttlicher

Zweck erreicht werden ſoll, ſo daß dem Geängſtigten nichts übrig bleibt, als neben ſeiner eigenen Ruhe auch in Liebe für die Ruhe der armen Seele zu bitten, worüber denn der Seelſorger ihn ebenfalls verſtändigen müßte. Wenn freylich die Verbindung mit der Geiſterwelt aus Vorwitz geſucht und unterhalten wird, wenn der Menſch, dem dergleichen begegnet, nicht reines Herzens iſt, wenn er es zu unchriſtlichen, gemeinen Abſichten zu benutzen ſucht, und nicht der erſcheinenden Seele Heil durch die Kraft der Erlöſung zu befördern trachtet: alsdann iſt die Sache gefährlich und eine wahre Verſuchung, die aber auch nicht anders, nicht kräftiger, als durch ernſtliches Gebet abgewendet werden kann. Miſſethäter (wie die Giftmiſcherin Gottfried) haben Erſcheinungen gehabt, und wenigſtens keine gehörige Anwendung davon gemacht; ja an die Stelle hülfsbedürftiger Seelen können dann, bey einmal geöffnetem innern Geſicht, andre geiſtige Weſen treten, die weder ihr eigenes noch des Sehers Heil ſuchen, ſondern ihn verderben wollen. Hier hilft abermals nur das Gebet um Erleuchtung, um Stärke, um Abwendung der Verſuchung, und hiernach ſoll der Pfarrer Warnung und Ermahnung ertheilen. Was ſoll es aber im Allgemeinen bedeuten, wenn der Seelſorger ſagt: Schickt eure Geiſter zu mir u. ſ. w.? Entweder will er damit erklären, es ſeyen Selbſteinbildungen, oder er weiß nicht, ob die Geiſter dieſer Verweiſung an einen Andern Folge leiſten werden, vielleicht am wenigſten, ob er die Gabe haben wird, ſie zu ſehen und ſich mit ihnen zu beſprechen.

Uebrigens wird in der katholiſchen Kirche jährlich am Allerſeelentag und bey jeder Seelmeſſe öffentlich, dann auch in der Stille, für die Verſtorbenen gebetet; ein Gleiches geſchieht nach der Preußiſchen Kirchenagende bey einer jährlichen Feyer in der evangeliſchen Kirche, und niemals hat ſich weder hier noch dort, unſers Wiſſens, eine ſchädliche Folge davon gezeigt; ja es läßt ſich behaupten, daß ein andächtiges, frommes Gebet für die Todten, ſeyen es erſcheinende oder nicht, als ein Werk des Glaubens und der Liebe, niemals Nachtheil bringen könne, und was dabey gefährlich werden könnte, in eben dieſem Gebet, als einer Vereinigung unſers Willens mit dem göttlichen, wonach allen Menſchen geholfen und ihnen Beyſtand zu Theil werden ſoll, ſein wahres und einziges Gegengift finden müſſe. Der würdige Verfaſſer hat ſich alſo wahrſcheinlich nicht klar den Unterſchied gedacht zwiſchen dem allgemeinen oder beſondern Gebet für die Todten, und zwiſchen dem fortgeſetzten Umgang mit der Geiſterwelt, oder ſich wenigſtens nicht deutlich genug darüber ausgedrückt. Weiß aber eine einfache Perſon, wenn ihr eine Erſcheinung zuſtößt, keine andre geeignete Worte für den beſondern Fall zu finden, ſo halte ſie ſich an das allumfaſſende Gebet des Herrn, und ſpreche es laut oder ſtill mit lebendigem Verlangen und feſtem Vertrauen, ſo wird der Geiſt, welcher auch unſere Seufzer vertritt, es gottgefällig auslegen, und ihm Erhörung verſchaffen. Der Verfaſſer ſelbſt hat nach ſeinem vorigen Bericht hievon die

Erfahrung gemacht. — Vernehmen wir nun den weitern hiſtoriſchen Beytrag.

„Ich befand mich auf einer kleinen Außreiſe, und ging von einem Beſuch, den ich in einem benachbarten Dorfe gemacht, in ſpäter Nacht auf der Landſtraße in das Haus meines Gaſtfreundes zurück. Eine halbe Stunde von dem Städtchen entfernt, ſah ich aus einem jenſeits des Fluſſes auf einem ſteilen Hügel gelegenen Dorfe ein ſchönes Irrlicht bis auf die Straße herüber und ſchnell wieder hinüber fliegen. Ich erblickte hierauf in den Fenſtern des adeligen Schloſſes daſelbſt ein Licht, das ich vorher nicht bemerkt hatte. Doch fiel mir noch nicht ein, dieſes mit dem Irrlicht für eins und daſſelbe zu halten, als es ſich plötzlich vor das Fenſter heraus machte, herunter auf die Erde ſprang, dort ein paarmal aufhüpfte, dann wie ein großes Feuer den ſteilen Hügel herunterwallte, im Bogenrichtung über den Fluß ſetzte, und hierauf, wieder kleiner werdend, im Flug über das Wieſenthal herüber und über das Ackerfeld die Anhöhe herauf, gerade auf mich zu kam. Dieſen ganzen Weg von einer ſtarken Viertelſtunde hatte das Licht in etwa 8—10 Secunden gemacht, und blieb jetzt ungefähr 20—25 Schritte vor mir im Ackerfeld einen Augenblick ſtehen, und ſetzte ſich dann in Marſch, wie ein Mann, der eine Laterne trägt, wobey ich ganz deutlich die Hand, welche das Licht trug, ſich nach dem Gang bewegen ſah, und die Bewegung der Schenkel hinter der Laterne unterſcheiden konnte, welche mit mir völlig gleichen Schritt hielten. Noch nie hatte ich bey einer ähnlichen Erſcheinung, deren ich außer den in Nr. 15 erzählten ſchon manche gehabt, gezittert; jetzt aber gerieth ich in eine heftige Angſt, ſo daß ich anfing, um Muth und Freudigkeit zu beten, wenn etwa das unholde Weſen mir über den Hals kommen wollte. Nachdem es aber etwa hundert Schritte mit mir gegangen war, wandte es ſich, und flog eben ſo ſchnell und auf dieſelbe Art, wie es hergekommen war, wieder in ſein Haus zurück, wo es nach einigen Secunden verſchwand. Jetzt fing ich an, mir über meine thörichte Furcht Vorwürfe zu machen, und zu wünſchen, daß ich das ſeltſame Ding noch einmal ſehen dürfte. Bald ward mein Wunſch erfüllt. Nach etwa 7—8 Minuten zeigte ſich das Licht im Schloß wieder, flog wieder, wie das erſte Mal, über das Thal und die Anhöhe herauf in ſauſender Schnelle auf mich zu, und hielt dann wieder im Ackerfeld, 20 Schritte von mir entfernt, gleichen Schritt mit mir. Aber hatte ich das erſte Mal gezittert, ſo bebte ich jetzt noch viel mehr; ſo daß ich anfing, mit dem Heiland zu reden, er möchte mir doch ein ſolches Herz und einen ſolchen Muth ſchenken, daß ich vor keiner Creatur, ſondern allein vor ihm, meinem gerechten Richter, mich fürchten möchte. Indem ich aber dieſe letzten Worte laut ausſprach, fuhr der Geiſt wieder dahin wie das erſte Mal. Jetzt dachte ich an meine im Correſpondenzblatt ausgeſprochene Behauptung, wie übel es einem Chriſten anſtehe, ſich durch eine ſolche Erſcheinung in Schrecken und Angſt ſetzen zu laſſen, und ich nahm mir vor, einer ſolchen Furcht nicht mehr zu ſpotten. Hatten doch ſelbſt die Apoſtel gezittert, als ſie meinten, es ſey ein Geiſt, der auf dem Galiläiſchen See auf ſie los ging! — Am folgenden Abend benutzte ich die Gelegenheit, die ich hier hatte, mich mit einem erfahrenen Mann über den Gegenſtand unſerer Unterſuchung zu unterreden. Es iſt ein biederer Mann, wie man wenige findet, ein rüſtiger Greis von bald achtzig Jahren, aber mit dem Ausſehen eines Sechzigers und der Munterkeit und Kraftfülle eines Fünfzigers, dem es noch nicht zu viel iſt, des Morgens einen Weg von 3—4 Stunden über Feld zu Fuß zu machen, dann einen ganzen Tag im freyen Feld zu arbeiten, und des Abends wieder zu Fuß nach Haus zu gehen. Ich erzählte ihm zuerſt mein Abenteuer, wobey er mich auch nach Gebühr auslachte, und mir dann ſagte: Ich kenne den Geiſt wohl, und bin ſchon manchmal mit ihm gegangen. Er iſt aber kein feuriger Geiſt, ſondern hat ſeine vollkommene Menſchengeſtalt, und iſt, wenn man ihn von Nahem betrachtet, ſchwefelgelb glänzend und hell durchſichtig. — Dieß ſagte er aber mit derſelben Ruhe und Präciſion, als ob er etwa die unterſcheidenden Merkmahle eines Topaſes zu beſtimmen oder eine Pflanze zu claſſificiren hätte. — Ich. Sie fürchten ſich alſo wohl gar nicht? — Er. Nein. Gewöhnlich, wenn ich bey Nacht dieſen Weg gehe, geht er eine Viertelſtunde weit auf der Landſtraße mit mir und dann quer über das Feld wieder heim. Ich. Haben Sie ihn niemals angeredet? — Er. Ich habe das noch nie für nöthig gefunden.“

In die Wahrheit jener eigenen Erfahrung des Verfaſſers können wir durchaus keinen Zweifel ſetzen, und es zeigt ſich hier zugleich, daß er zum Sehen beſonders begabt und berufen iſt, wozu allerdings eine eigene Organiſation und Beſtimmung gehört, welche diejenigen, die ſie nicht haben, zu verlachen pflegen, ungeachtet es noch unzählige andre Eigenheiten verſchiedener menſchlicher Naturen gibt. Seine Erzählung rechtfertigt ſeine Behauptung, daß nicht Jedermann anzurathen ſey, ſich mit der Geiſterwelt einzulaſſen, weil dazu beſonderer Muth und Nervenkraft gehört; ſie rechtfertigt aber auch die unſrige, daß in ſolchen Fällen die Erhebung des Herzens zu Gott in dem Erlöſer nur nutzen kann. Was dieſer Geiſt geweſen, iſt noch zweifelhaft, und der alte Geiſterſeher drückt ſich, der genauen Beſchreibung ſeiner Geſtalt ungeachtet, allzu unbeſtimmt über das aus, wofür er ihn hält, vielleicht auch aus Unkunde. Es iſt nämlich die Frage, ob es eine Menſchenſeele ſey, die, etwa weil ſie die Grenzen verrückt hat, oder wegen einer andern Uebelthat, wie die gemeine Sprache lautet, feurig gehen muß, oder ob dieſes, zwar menſchenähnlich wandelnde, aber auch wie ein klares Irrlicht und wie ein Feuer hüpfende, tanzende, ſpringende Weſen, zu einer Claſſe natürlicher Geſchöpfe gehört, von denen die frühere Zeit mehr als die jetzige zu ſagen wußte, und die keiner Fürbitte bedürfen. Wir laſſen das für jetzt unausgemacht, erkennen in dem Zeugniß des alten Biedermanns eine Beſtätigung, daß, was Hr. Pf. D. geſehen hat, kein Wahn geweſen, und laſſen das unterbrochene Geſpräch wieder fortfahren, wo die Wunderlichkeiten erſt recht angehen werden.

„Ich. Haben Sie überhaupt noch nie Furcht oder Angſt vor einem Geiſt gehabt? — Er. Aengſtlichkeit oder Furcht noch niemals; wohl aber nach der Beſchaffenheit der Geiſter das eine Mal ein angenehmes, ein ander Mal aber auch ein ſehr widriges und abſtoßendes Gefühl. Die meiſten Erſcheinungen aber afficiren mich eigentlich gar nicht. Ich will zum Beleg einen ſonderbaren Fall erzählen. Ich ging in einer dunkeln Regennacht von B. nach Hauſe. Nun wiſſen Sie den tiefen Hohlweg, an welchem hart oben der Fußweg hinführt, auf welchem ich mit meiner Laterne ging, als mir plötzlich mein Licht auslöſchte. Nun war nichts zu machen, als ſo lange ſtehen zu bleiben, bis ſich die Wolken ein wenig brachen, daß ich den Weg ein wenig ſehen konnte, um nicht in den Hohlweg hinunter zu ſtürzen. Indem ich nun nach den Wolken ſah, und meine Pfeife rauchte, hörte ich neben mir Einen mit den Lippen klopfen und ſeine Pfeife ſchmauchen. Als ich mich nach ihm umſah, war es eine dunkle Geſtalt, aber durchſichtig. Ich erkannte ihn auch ſogleich; ich dachte aber: „„Du rauchſt mir wohl!““ und ſah wieder nach den Wolken. Nachdem ich nun 5—6 Minuten geſtanden, und der neben mir immer fort geſchmaucht hatte, brannte auf einmal mein Licht wieder ſo hell, als zuvor, und ich konnte ungehindert meinen Stab weiter ſetzen. Ob nun der Geiſt mir zuerſt das Licht ausgelöſcht und nachher wieder entzündet, oder ob er es mir auf eine andre Weiſe die Zeitlang verdeckt hat, weiß ich nicht; das kann ich aber ſagen, daß mich der Vorfall nicht im mindeſten alterirte. — Ich: Ich meine aber, ſolche Weſen ſollten der Gegenſtand unſers innigſten Erbarmens ſeyn. Wenn mich nicht Furcht beherrſchte, oder ein gewiſſes Grauen zurückhielte, ſo würde ich mich ihnen mit dem zarteſten Mitleiden nähern. Halten Sie es denn nicht für Ihre Pflicht, denſelben ihr Mitleid zu erkennen zu geben? — Er. Ich bin darauf ſchon mehrmals aufmerkſam gemacht worden; aber, ich geſtehe, ich kann mich nicht darein finden. Von welcher Art ſollte denn dieſes Mitleid mit einem Geiſt ſeyn? Ohne Zweifel von derſelben Art, wie das Mitleid mit einem Menſchen. Nun kann ich ja keinen Menſchen darum bedauern, daß er ein Menſch iſt; obſchon der Menſch hienieden ein bedauerliches Weſen genannt werden möchte, indem wir ja allenthalben unſere Schwachheit fühlen. So vermag ich auch keinen Geiſt darum zu bedauern, daß er ein Geiſt iſt. Die beſondern Zuſtände aber, nach welchen der eine einen angenehmen, der andre aber einen widrigen Eindruck auf mich macht, ſprechen nicht mein Mitleiden an, ſondern bewirken im erſten Fall ein Lob Gottes, in dem andern aber Zorn, Abſcheu und Verachtung."

Dieſer originelle Mann weiß alſo mit ſeinem Pfunde nichts anzufangen, was in der That faſt ſo wunderbar iſt, wie eine Geiſtererſcheinung. Was er von den verſchiedenen Eindrücken ſagt, verdient alle Aufmerkſamkeit, findet aber ſein Gegenſtück in den Sympathien und Antipathien unter den Lebendigen. Daß ſein Grund, warum er kein Mitleid mit einem Geiſt fühlen könne, falſch iſt, bedarf kaum hervorgehoben zu werden, vorausgeſetzt, daß er von unſeligen Seelen redet. Wir bedauern einen Menſchen nicht darum, weil er ein Menſch, ſondern weil er ein unglücklicher, ein nothleidender, ein verirrter, ein laſterhafter Menſch iſt, weil noch mehr als die allgemeine menſchliche Schwachheit ihm anhängt oder auf ihm liegt, und er unſerer leiblichen oder geiſtlichen Hülfe bedarf. Eben ſo haben wir keinen Geiſt darum zu bedauern, daß er ein Geiſt, ſondern daß er ein unſeliger Geiſt iſt. Abſcheu und Verachtung können daneben doch beſtehen; aber in einem wahrhaft frommen Gemüth wohnen ſie nie ohne Mitleid. Der kaltblütige Alte war ſich wohl deſſen nur nicht bewußt. Er fährt fort.

„Ich übernachtete z. E. ſchon oft in dem Wirthshaus in W.... Faſt jedesmal ſah ich dort Geiſter, und immer wieder in einer andern Geſtalt. Ob es einer und derſelbe iſt, der unter verſchiedenen Formen erſcheint, oder ob ihrer dort ſo viele ſind, weiß ich nicht. Einmal lag ich ruhig im Bette, und war eben am Einſchlafen, als ein Mann im Zimmer auf und ab ging, der, ſo oft er an mein Bette her kam, ſich über mich hereinbeugte, und mir in's Geſicht ſah; ich ließ es aber geſchehen, und ſchlief ruhig; und als ich am andern Morgen, vor Tagesanbruch, wie gewöhnlich, wohl geſtärkt, aufwachte, ging er noch auf und ab, und ſah noch bey jedem Gang an meiner Bettſtelle vorüber auf mich herein. Als aber der Tag graute und ich mich zum Aufſtehen richtete, verſchwand er. Ein ander Mal wachte ich bald nach dem Einſchlafen wieder auf, und ſah das Zimmer von einer Menge von Wandlichtern beleuchtet. Ich ſchlief aber bald wieder ein, und als ich am Morgen erwachte, waren die Lichter noch da, und ich ſah ſie dann allmählich eins nach dem andern erlöſchen." (Hingen die Wandlichter unangezündet wirklich da? waren ſie und die Leuchter bloße Erſcheinung? Es ſcheint, das letztere). „Ein ander Mal aber, als ich eben in das Bette geſtiegen war, kam ein rieſenmäßiger Kerl mit einem ungeheuern Leuchter und einem faſt armsdicken, hell fackelnden Licht in der Hand, langſam zur Thür hereingeſchritten. Ich hatte ihn ſchon, ehe die Thür aufging, draußen gehen hören, und mich in meinem Bette aufgerichtet. Da ergriff mich ein ſolcher Abſcheu, daß ich aus dem Bette ſprang, und mit beyden Händen ſchnell die Thür ergriff und mit aller Macht zuſchlug, daß der Kerl zurückprallte. Ein ander Mal aber, wieder in demſelben Zimmer, kam ein ſolches Gepolter, daß ich, wirklich in der Meinung, das Haus falle ein und die Decke des Zimmers weiche grade über mir herunter, aus dem Schlafe auffuhr. Indem ich mich aber aufrichtete, ſah ich vor mir auf einer Bank ein Ungeheuer von einem Bären ſitzen, der die Zähne gegen mich bleckte, und mit einer blutrothen Zunge gegen mich leckte. Ich legte mich nun mit Bruſt und Armen über die untere Bruſtwehr der Bettlade hinaus, um dem Unthier näher zu rücken, und ſah es ungefähr eine Minute lang feſt an. Als es aber nicht aufhörte zu fletſchen, ſo fing ich an, recht aus vollem Halſe zu lachen, worauf es im Augenblick verſchwand. „Nun ſagen Sie mir,“ fuhr er fort, „was ſoll ich mit ſolchen Kerlen Mitleiden haben? Ich wußte nicht, wo es mir herkommen ſollte. Ich fühle nichts gegen ſie als Abſcheu und Verachtung.“ Ha! dacht' ich, was magſt du auch für Nerven haben! — „Nun ſollen Sie aber doch, fuhr der edle Greis fort, auch ein Exempel von ſchönerer Art hören, damit Sie doch wiſſen, daß mir die Geiſterwelt auch liebliche Erſcheinungen darbietet. Ich ſaß an einem Sonntag Abends allein in meinem Hauſe, und ſang zu meiner Cither das Lied: Sey Lob und Ehr' dem höchſten Gut. Als ich an die zweyte Zeile des letzten Verſes kam, ſang eine hellklingende Stimme mir gegenüber mit: „Gebt unſerm Gott die Ehre!“ Es war ein überaus reiner Ton, viel heller und ſtärker als der reinſte Harfen- oder Flötenklang, vierſtimmig, und doch nur von einer einzigen Stimme geſungen. Ich ſpielte und ſang weiter: „Ihr, die ihr Gottes Macht bekennt,“ und die Engelsſtimme ſang mit. Da ließ ich den Geiſt allein ſingen: „Gebt unſerm Gott die Ehre! Die falſchen Götzen macht zu Spott! Der Herr iſt Gott, der Herr iſt Gott!“ wobey ich nur mit der Cither accompagnirte, und fiel darauf mit ein: „Gebt unſerm Gott die Ehre!“ Dann fiel ich nieder und lobte Gott.“

Mitſingende unſichtbare Weſen beym Singen geiſtlicher Lieder hat man ſchon öfter gehört; gegenwärtiger ſchöne Fall beſtätigt dieſe Erfahrung. Geiſter, die ſich in widerwärtigen oder ſchrecklichen Geſtalten zeigen, wenn es fruchtlos iſt, ſie ernſtlich zur Unterlaſſung ihres Spuks und zur Buße zu ermahnen, alsdann mit Verachtung zu behandeln, und im Namen Jeſu weichen zu heißen, iſt ohne Zweifel recht, welches nicht ausſchließt, daß man ſie daneben der göttlichen Barmherzigkeit empfiehlt. Widerſtand, ernſter Tadel, Bedrohung in jenem Namen, dem auch die böſen Geiſter Unterthan ſind, ſelbſt gemäßigter Spott, iſt noch kein Verfluchen, und nur dieſes iſt lieblos und Sünde. Jenes Benehmen ſetzt aber allerdings Feſtigkeit, Unerſchrockenheit und Beſonnenheit voraus, Gaben, um die derjenige zu bitten hat, welchem ſie fehlen, und der dennoch die, nicht unbedingt wünſchenswerthe Beſtimmung in ſich fühlt, mit der Geiſterwelt in wahrnehmbare Verbindung zu kommen. Hat er Kräfte dazu, ſo kann ihr Nichtgebrauch ihn verantwortlich machen. Von Jedem wird gefordert, was ihm gegeben iſt, nicht was ihm nicht gegeben iſt. Nach göttlichem Willen kann er ſich auch das Sehvermögen verbitten, wenn es ihm ſchädlich zu werden droht. Man lache aber nicht über dieſe Art von Gaben, die uralt ſind, und nur erſt in unſern Tagen ſo öffentlich haben zu Sprache kommen ſollen. In der Folge werden wir eine ſehr moraliſche Seite des Geiſterweſens kennen lernen, die uns wohl antreiben mag, reines Herzens und reiner Lippen zu ſeyn.

„Ich. Sie halten es alſo für gerathen, ſich aller und jeder Einwirkyng auf die Geiſterwelt gänzlich zu enthalten? — Er. Nicht gar aller und jeder. Es gibt eine Art von Einwirkung auf die Geiſterwelt, die gewiſſermaßen unwillkührlich und faſt unabweislich iſt. Ich will es wieder durch ein Exempel erläutern. Ich hatte Geſchäfte in D. und übernachtete daſelbſt in einem Wirthshaus. Nun ſaß da der Amtmann von B. und ſchwatzte lüderliche Zoten. Die Bauern hatten zum Theil ihr Wohlgefallen daran, andere ärgerten ſich darüber. Endlich ſagte ich zu ihm: wenn er ſich nicht vor Gott fürchte, ſo ſollte er ſich doch vor Menſchen ſcheuen, und nicht ſo gar grobes Aergerniß geben. Der Amtmann aber fuhr heraus: er ſey im Wirthshaus und zehre um ſein Geld, und könne reden was er wolle. Ich erwiederte ihm: „ich zehre auch um mein Geld, und habe nicht nöthig, ſeine wüſten Reden anzuhören.“ Als er aber damit fortfuhr, ſo warnte ich ihn, er möge Acht geben, wie er ſich betten werde. Denn ich wußte, daß ungefähr halbwegs zwiſchen D. und B. ein Geiſt ſteht, und hatte eine innerliche Verſicherung, daß ihn dieſer für ſeine gottloſen Reden züchtigen werde. Der

Amtmann ſetzte ſich auf ſein Pferd und ritt nach Haus. Aber kaum war er eine Viertelſtunde fort, als das Pferd ohne Reiter in vollem Gallop wieder auf das Wirthshaus zugelaufen kam. Der Wirth, voll Schrecken, ſchickte ſeine Knechte mit Fackeln, um den Amtmann zu ſuchen. Da fanden ſie ihn in einer Pfütze liegend, ganz mit Koth überzogen, und brachten ihn ſo ins Wirthshaus zurück. Hier erzählte der Amtmann: „als er an den — mir wohl bekannten — Ort gekommen ſey, habe er oben an dem Rain einen Mann mit einer Spitzgerte ſtehen ſehen, an dem ſein Pferd geſcheut habe. Als er aber gleichwohl an demſelben habe vorüber reiten wollen, habe dieſer mit ſeiner Gerte (er könne gar nicht begreifen, wie ſie auf einmal ſo lang geworden ſey!) herunter gelangt, und ſeinem Pferd einen Schlag gegeben, worauf ſich ſein Pferd gebäumt und ihn in die Pfütze geworfen habe." Ich brauchte kein Wort weiter zu ſagen, fügte S. hinzu; die Bauern waren alle nachdenklich geworden, und der Amtmann dachte jetzt gewiß auch an meine Warnung. — Ich. Aber glauben Sie denn nicht, daß wir den armen Geiſtern mit einem Wort der Ermahnung zum Herrn entgegenkommen und auch für dieſelben beten ſollten? — Er. Ich habe mich noch nie dazu gedrungen gefühlt, es iſt aber möglich. So oft ich z. E. bey Nacht an den H—bunder Steg komme, ſo pflegt mir dort eine Weibsgeſtalt in den Weg zu treten, die auch nicht von mir weicht, wenn ich grade auf ſie zugehe. Sie ſcheint alſo etwas von mir zu verlangen. Aber ich habe ſie noch nie gefragt, was ſie von mir begehre. — Hier mußte zu meinem Bedauern das Geſpräch abgebrochen werden, denn die Glocke ſchlug zehn, und ich mußte in das Haus meines Gaſtfreundes zurück. Auch S. hatte den andern Morgen eine Fußreiſe von etlichen Stunden in ſeinem Beruf zu machen, nur leider auf eine andre Seite hin als ich. Ein ſicheres Reſultat konnte ich mir in jedem Fall daraus ziehen, nämlich daß diejenigen nicht übel fahren, welche ſich mit der Geiſterwelt ſo wenig als möglich einlaſſen. Die Ehrfurcht gebietende Originalität des erfahrenen Greiſes verdient auf jeden Fall alle Beachtung, und ich möchte wenigſtens einem, der ſich nicht ſelbſt dazu gedrungen fühlt, nicht unbedingt rathen, für die Geiſter zu beten. Wem freylich einmal das Loos dieſer Geiſter zu Herzen gegangen iſt, oder wer ſelbſt von ihnen um Fürbitte angefleht wird, der würde ſich einer unverzeihlichen Härte ſchuldig machen, wenn ihm die Liebe nicht über alle Bedenklichkeit weg hälfe. Der Seelſorger aber wird auf jeden Fall beſſer thun, dieſe Pflicht ſelbſt auf ſich zu nehmen, anſtatt ſie Andern aufzuladen."

Mit dieſen Grundſätzen des Verfaſſers ſind wir einverſtanden. Der Umgang mit der Geiſterwelt iſt für unſere jetzige Natur eine Ausnahme, die für wenige Menſchen paßt; aber wo ſich die Gabe dazu, wo ſich wenigſtens die beſondre Anforderung der Fürbitte für abgeſchiedene Seelen findet, und ſelbſt bey der allgemeinen Frage: Soll man für das Heil der Verſtorbenen überhaupt beten? ſoll der Seelſorger ſich nicht aus Vorurtheil an die Negative halten, Gutes hindern und Böſes veranlaſſen. Er hindert dennoch nicht, was dann heimlich, daher vielleicht gefährlich geſchieht. Man denke auch nicht, wir redeten vom Geiſterweſen, um das Geiſterſehen zu empfehlen. Wir reden bloß davon, um die falſche Aufklärung zu tadeln und ihres Nichts zu überweiſen.

„Noch eine Schlußbemerkung dringt ſich mir bey dieſer Gelegenheit auf, die, wenn auch hier nicht ganz am rechten Orte, doch wohl zu rechter Zeit kommt. Neben jener, aus der alten Rüſtkammer der Orthodoxie hervorgeholten Behauptung, daß alle Geiſtererſcheinungen nichts als Spuck des Teufels ſeyen, will ſich neuerdings eine andre, dieſer grade entgegengeſetzte, aber darum nicht weniger ſonderbare Vermuthung geltend machen, welche ſich theils auf Swedenborgiſche Lehrſätze, theils auf die Vorſtellungen der Griechen und Römer von den Dämonen gründet, daß nämlich alle die im Neuen Teſtamente und ſeither vorkommenden Fälle von Beſeſſenheit der Wirkung von Geiſtern abgeſchiedener Menſchenſeelen zuzuſchreiben ſeyen. Geſetzt, dieſe Behauptung ließe ſich erweiſen, ſo hätten wir dann in dem Beyſpiel Jeſu einen entſchiedenen Grund gegen die Fürbitte für dieſe Geiſter, indem Er auch niemals ein Wort des Erbarmens oder Ermahnens an einen derſelben geſprochen, nie ein Wort des Troſtes an einen derſelben verloren hat, ſondern ſie ſchlechthin ausfahren, verſtummen und ausfahren oder in den Abgrund fahren hieß. Wir ſollen nicht barmherziger handeln wollen als Er. Es iſt aber noch lange nicht an dem, daß alle Dämonen, welche Menſchen beſeſſen haben, abgeſchiedene Menſchengeiſter ſeyen; vielmehr geht aus den neuerdings hierin gemachten Erfahrungen nur das hervor, daß viele, und wahrſcheinlich die meiſten, die man in ältern und neuern Zeiten, als vom Teufel Beſeſſene anſah, dieß nicht wirklich waren, ſondern nur von unreinen Geiſtern Ueberwältigte ſind.

Pfr. H.“

Der Unterſchied zwiſchen Beſeſſenen und Ueberwältigten möchte bey Geiſtern ſchwer zu ziehen, vielleicht gar keiner ſeyn (ſ. Apoſtelg. 10, 38). Im Uebrigen hat Hr. Pfr. H. zuverläſſig Recht, wenn er die Allgemeinheit der Beſitzungen durch Menſchengeiſter läugnet; unter den Fällen im Evangelium ſcheinen dieſes vielmehr die ſelteneren geweſen zu ſeyn, wenn ſich je welche darunter befanden, und die Swedenborgiſche Lehre, daß alle gute und böſe Engel verſtorbene Menſchen ſeyen, iſt geradezu bibelwidrig. Allein aus dem Beyſpiel Jeſu läßt ſich auch dann nichts gegen die Furbitte fur die Todten herleiten, wenn ein Theil der Beſitzenden unſelige Seelen geweſen wären, weil die Erlöſung noch nicht vollbracht und den Todten das Evangelium noch nicht gepredigt oder zu predigen angefangen war (1 Petr. 3, 19. C. 4, 6). Eher könnte man ſich auf das Beyſpiel der Apoſtel berufen. Allein bey Beſitzungen kommt es zunächſt nicht darauf an, den Büßenden ſelig, ſondern den Beſeſſenen geſund zu machen. Das war nicht die Gelegenheit, wo die Apoſtel, auf deren Wort im Namen Jeſu der Dämon ſogleich ausfahren mußte, für das Heil der Todten zu wirken hatten, wie etwa bey neuern, langſamen Curen; und was ſie außerdem durch Fürbitte für dieſelben gethan haben, iſt uns nicht näher aufgezeichnet, obgleich aus dieſem Stillſchweigen kein Verbot folgt, vielmehr der Apoſtel Petrus, ohne die Buße der Lebendigen zu ſtören, bedeutende allgemeine Winke darüber ertheilt.

— y —

Nachtrag.

Jener rüſtige Greis von bald 80 Jahren, der die Gabe, Geiſter zu ſehen, in ſo hohem Grade hat, iſt Herr Stadtrath S—l zu Neuſtadt an der Linde. Es wurde ſeiner auch ſchon in der Geſchichte der Seherin von Prevorſt, 2ter Theil, 2te Aufl., S. 46, erwähnt. In dieſem Manne entwickelte ſich vom 30ſten Jahre an ohne alle vorausgegangene Krankheit, in einem für das äußere Leben äußerſt thätigen Zuſtande, ein inneres Schauen, wie man es ſonſt nur bey Schlafwachen zu finden meint.

Noch ſchreitet Herr S—l jetzt in ſeinem hohen Alter tagtäglich unverdroſſen über Berg und Thäler, und ſetzt ſich jeder Witterung aus, ohne je eine eigentliche Krankheit gehabt zu haben. Wir fanden im vorſtehenden Aufſatze, daß Herr S—l dem Hrn. Pfarrer H. erzählte: „So oft ich bey Nacht an den H—r Steg komme, ſo pflegt mir dort eine Weibsgeſtalt in Weg zu treten, die auch nicht von mir weicht, wenn ich gerade auf ſie zugehe. Sie ſcheint alſo etwas von mir zu verlangen. Aber ich habe ſie noch nicht gefragt, was ſie von mir begehre."

Erſt kürzlich erzählte uns dieſer wahrheitsliebende, rechtſchaffene Mann auch folgende, dieſe Erſcheinung betreffende Begebenheit.

„Dieſe Frauengeſtalt erſcheint mir immer aus der Gegend kommend, wo eine zerfallene Kapelle mit alten Grüften iſt. In einer dieſer Grüfte fand man vor einigen Jahren einen Handwerksmann todt, ohne daß man begreifen konnte, wie er (wahrſcheinlich nächtlich) in dieſelbe gekommen, und was ſeinen Tod veranlaßte. Kürzlich, als ich eine Arbeit in dieſer Gegend anzugeben hatte, erſchien mir die Frauengeſtalt wieder. Sie kam von der Kapelle her. Im Momente hatte ich in aller Eile zu dem öffentlichen Geſchäfte einige wenige Backſteine nöthig, und ich ſagte zu dem Arbeiter: „Hol' er mir, da Eile Noth thut, nur die paar Backſteine aus den zerfallenen Grüften der Kapelle, mein Fräulein da wird es nicht übel nehmen." Letztere Worte waren nur mir verſtändlich, wie auch die Erſcheinung nur für mich ſichtbar daſtand.

Der Arbeiter ging und brachte die Steine.

Am andern Tage hatte man eine größere Parthie

Backſteine nöthig, und es hatte damit auch keine Eile. Ich ſagte deswegen dem Arbeiter, er ſolle ſie in der Ziegelhütte holen und mir die Koſten davon ſagen.

Die Backſteine brachte der Arbeiter, aber gab an, er könne heute nicht ſchaffen, ſein Arm ſey ihm ganz gelähmt worden, er wolle nach Hauſe. Als er am andern Tage wieder auf den Platz gefordert ward, erſchien er, klagte aber immer noch über einen lahm gewordenen Arm.

Ich hatte an den Steinen wohl erkannt, daß er mich hintergangen, und dieſelben aus den Grüften der Kapelle, nicht aber aus der Ziegelhütte genommen, obgleich er eine Anrechnung dafür gemacht hatte. Während er ſo klagte, kam die Frauengeſtalt wieder von der Kapelle zu mir her. Da ſagte ich zu ihm: „Sein Arm iſt ihm mit Recht von Geiſterhand gelähmt worden, weil er die Steine in der Kapelle geholt und ſie für erkaufte ausgegeben, aber es ſoll ihm nur eine Warnung ſeyn, und ich bitte dieſes Fräulein hier, ihm ſeinen Arm wieder zu heilen. Ich wandte (ohne daß der Mann meine Rede von einem Fräulein begreifen konnte) einen bittenden Blick zur Erſcheinung, und im Moment bewegte der Mann den Arm wieder und arbeitete den ganzen Tag ungehindert.“

K — r.

Ein Wort aus Veranlaſſung dieſer Blätter

an den Herausgeber, von —lae—

Wenn ein liberaler Herr, wie man aus S. 102 6. Bd. dieſer Blätter erfährt, die Cenſur gegen ſie auffordert, und ein gewiſſer Hiſtoriker, der Herr v. **Wangenheim**, wegen des Glaubens an einen Glauben, den auch Plato hatte, anklagt, ſo ſage ich Ihnen mit Vielen den herzlichſten Dank, daß Sie das Herz faßten, des Geſchreyes des aufgeklärten Pöbels unerachtet, ein fortlaufendes Werk über Gegenſtände dieſes Glaubens zu eröffnen, und was den Hrn. v. **Wangenheim** betrifft, ſo ſehe ich in ſeinem Glauben, beſitzt er denſelben wirklich, nichts weiteres, als was ich von einem ſo ſehr inſtruirten und geiſtreichen (hier das Wort geiſtreich im guten Sinne gebraucht) Manne, dem die Natur und die Erſcheinungen des Magnetismus nicht fremd ſind, zu erwarten berechtigt war, wie auch gewiß alle wahrhaft geiſtreichen, alle wahrhaft verſtändigen Menſchen das Negationsſyſtem nicht à tout prix angenommen haben, ihren innern Sinn nicht verſchließen und, wie billig und recht iſt, an Thalſachen glauben, die von rechtſchaffenen, zur Beurtheilung fähigen Menſchen geſehen und bezeugt werden.

Ich weiß dagegen nicht, was ich von Leuten halten ſoll, welche nach dieſen Prämiſſen nicht *daran glauben*?!

Es gibt aber Menſchen, die einmal durchaus nicht ſehen und nicht hören *wollen*, und die es Andern übel nehmen, daß ſie von ihren geſunden Sinnen und ihrer Vernunft Gebrauch machen!

Das iſt aber nun einmal der Streit zwiſchen der Wahrheit und der Lüge — und der beſtändige Krieg, den der Hochmuth, der Unglaube und die Finſterniß dem Licht und der Wahrheit aufdringt.

Aus all' dem verſchiedenen, theils geraden, theils verdeckten Geſchrey geht aber hervor: daß die Seherin von *Prevorſt* dem Unglauben, dem Laſter und der ſo angenehmen *materialiſtiſchen Sicherheit* einen tödtlichen Streich verſetzt hat!!

Dieſe Macht der Finſterniß hat dabey zwey mächtige Alliirte, nämlich: die jetzige *ſogenannte große Bildung*, und die *ſogenannte philoſophiſche Aufklärung*.

Beyde haben jetzt das menſchliche Geſchlecht von ſeiner Abhängigkeit von Gott emancipirt, und es majorenn erklärt! Zu was aber auch eine Dependenz von Gott, es, das ja ſelbſt den vollſten Entwickelungskeim, mithin die eigene Gottheit, in ſich trägt, die doch einmal hervorbrechen muß?!

Unter dieſen *großen* — jetzt Alles ohne Gnade und

Barmherzigkeit darniederſchmetternden Zeit-Geiſts-Wörtern muß man bis über die Ohren ſchamroth werden, wenn man noch an ſo einfältiges Zeug, wie an Geiſter, glauben wollte! Was Geiſter? was Erſcheinungen? Haben die Verſtorbenen denn nicht ihren Wechſel mit hinüber gebracht, um ſogleich nach der Rangordnung der ewigen Seligkeit locirt zu werden?!

Zu was die Fehler und Schwachheiten dieſes Lebens noch aufwärmen, welche alle mit dem Tode aufhören? Was ſolche Rügen nach dem Tode? Das ſind Albernheiten! das wäre grauſam von Gott! das ſind lauter beſchränkte, ungebildete Menſchen, welche ſo etwas glauben! Swedenborgiaden, Jungiaden, Myſticismus, Pietismus!

Dagegen muß man die Cenſur, die Polizey, die Landſtände aufrufen!!

Jenen zwey ſtarken Mächten kommt dann noch eine dritte zu Hülfe, das iſt: die rationaliſtiſche Theologie und die neue Exegeſe, wie ſich dieſe Theologen jetzt ausdrucken, welche die Bibel als einen Polizey- und hiſtoriſchen Codex für das alte Judenthum, oder als eine Sittenlehre für uns betrachten, und ſie antiquiren. —

Nach der Lehre und Meynung dieſer Philoſophen und Theologen iſt die bibliſche Lehre von der Erbſünde eine Narrheit, — die Lehre der Gnadenwahl und der Verſöhnung durch Chriſtus eine Erfindung finſterer Moraliſten. — Jeſus Chriſtus? Nun das iſt der Weiſe von Nazareth, ein begeiſterter Menſch, ein Geſandter

Gottes (ſo wie Socrates), der eine reine, herrliche, göttliche Lehre gebracht hat; deſſen Wunder aber keine Wunder ſind, ſondern man muß ſie natürlich, figürlich, und dem damaligen dummen Volke anpaſſend erklären!! Die Hälfte der Bibel iſt eine Mythe! Wer wird jetzt noch ſolche veraltete Sachen glauben?

Ja, nach der Lehre, Meinung und Thaten dieſer, leider großen Anzahl von Theologen und Philoſophen ſollte man glauben: ſey das Evangelium eine in der Vorzeit erfundene Kunſt, deren Verbeſſerung, Verſchönerung und richtige Auslegung der jetzigen geiſtreichen und geläuterten Zeitepoche und dieſer ihrer Apoſtel vorbehalten geweſen ſey!!

Das will ich dieſen Letztern aber gern einräumen, daß ſie das Chriſtenthum und die geoffenbarte Religion, oder die Bibel, dem Zeitgeiſt und dem großen Haufen gemäß anpaſſen, weil ihnen Allen damit gedient iſt.

Mit dieſer geiſtreichen und aufgeklärten Zeitperiode wird's aber, fürchte ich, am Ende gehen, wie mit ſchlecht erzogenen Kindern, welche ihren Verwandten, Lehrern und Vorgeſetzten mit reichem Maas zurückgeben und vergelten, was ſie von ihnen gelehrt worden, was ſie von ihnen geſehen und gehört haben, und was man ihnen zu thun erlaubt hat!! Und da ich mich denn doch einmal in einer Oppoſition mit unſerer mechaniſchen Philoſophie und ſcholaſtiſchen Dogmatik, denn anders weiß ich es nicht zu nennen, befinde, ſo gebe ich als weitern Beytrag meiner praktiſchen Lebenserfahrung noch die weitere Zugabe, daß ich erfahrne, alte

Leute kenne, welche zwar die Philoſphie nicht hinter den vier Mauern und in beſtäubten Büchern geſchöpft — und das Chriſtenthum nicht in der Verläugnung Jeſu treiben, aber im Verſtändniß ihrer reichen Lebenserfahrung und einer geſunden Natur- und Menſchenkenntniß, ſich durch die Seherin von Prevorſt und die bibelgemäße Chriſtuslehre von Eſchenmeyer, deſſen Geſinnung und innere Ueberzeugung ich, im Vorbeigehen geſagt, recht vielen Geiſtlichen und recht vielen Weltlichen, Großen und Kleinen, wünſche, mehr erbaut und geſtärkt gefunden haben, als durch vieljährige ſeichte Alltagspredigten und die übliche Moralkrämerey.

Sollte in dieſer nicht ein Grund liegen, warum ſeit Jahren ſo viele Auswüchſe in der chriſtlichen Kirche und eine Art Separatismus ſtattfindet, der nur in dem unbefriedigten Gemüthe und in den rationaliſtiſchen — Chriſtus verläugnenden Kanzelvorträgen, und andern nachtheilig wirkenden Beyſpielen, zu ſuchen iſt?

Ich glaube es nach dem, was ich von vielen Seiten her, und aus allen Ständen, ſeit Jahren gehört und beobachtet habe.

Zu dieſem Grunde mag dann wohl auch noch die Betrachtung des Privatlebens mancher Geiſtlichen und Obern kommen, die ſich mehr und weit lieber mit dem lieben Intereſſe und den weltlichen und politiſchen Angelegenheiten befaſſen, als mit einem ſtillen, tugendhaften Leben, und mit dem Seelenheil ihrer Heerde.

Ich ſchließe mit dem Gruß: Apoſtelgeſch. 4, 12, und Galater 1, 7. 8. 9.

an Alle, — welche auch mit dem Chriſtenthume, mit der Wahrheit und mit dem Recht das ſo charakterloſe Schaukelſpiel eines Juste milieu treiben, und verbleibe ꝛc.

H., den 12. April 1835.

— ſae —

Mittheilungen
aus dem
Gebiete des innern Schauens.

I.

(Von A. Köttgen in Langenberg.)

Indem ich es wage in den Kreis der verehrten Mitarbeiter an dieſen Blättern zu treten, iſt es billig, daß ich es ohne alle Maſke thue, da meine Leiſtungen in vieler Hinſicht untenan ſtehen werden — in wiſſenſchaftlicher Hinſicht untenan ſtehen müſſen, da ich kein eigentlicher Gelehrter irgend eines Faches bin. — Wenn es aber auch ſehr in Frage ſteht: ob ſtrenge Wiſſenſchaft durchaus Erforderniß jedes Mitarbeiters an dieſen Blättern iſt, ſo muß ich doch auf jede Anonymität verzichten, da einige ſpätere Mittheilungen ſich auf eine Begebenheit beziehen, die, im Allgemeinen verrufen, der Sache des Magnetismus ſchon vor mehr als einem Decennium einen ſchweren Stoß verſetzte, und wobey mehr als einmal mein Name in die Klemme gekommen, da ich Hauptbeobachter und Erzähler jener Begebenheit bin, die in dem „Archiv für den thieriſchen Magnetismus von Hrn. Prof. Eſchenmeyer, Kieſer und Naſſe,“ Jahrgang 18, Aufnahme fand, unter der Ueberſchrift: „Maria Nubel die Hellſeherin von Langenberg.“ — Doch es hat mein Name vielleicht auch bei Manchen einiges Vertrauen erworben, durch die ſtrenge Offenheit, womit ich Alles, auch die ſeltſamen Betrügereien der M. N. erzählte; aber ich mache deßwegen keine Anſprüche auf allgemeine Glaubenszuſage für die folgenden kleinen Mittheilungen. Aehnliche Erzählungen ſind ſchon lange in das Gebiet des Magnetismus gezogen worden, aber in anderer Bedeutung, wie es durch die Seherin und die Blätter von Prevorſt geſchehen.

Der Glaube an Wiedererſcheinungen nach dem Tode iſt ſchon länger als ein halbes Jahrhundert zu den Dingen des ärgſten Aberglaubens gezählt worden. — Die tiefern, faſt wundervollen Thatſachen des Magnetismus ſollten — unter das Prisma gewaltiger Theorien und Syſteme geſchoben — den einfachen Strahl der Erſcheinung in die Urfarben der Wahrheit zerlegen, und mit dieſem bunten, ſogenannten wiſſenſchaftlichen Licht, ſollte auch die letzte Spinnſtube erleuchtet werden. Ich will dagegen ganz einfach erklären, daß mir die Möglichkeit der Wiedererſcheinungen nach dem Tode nie ſonderlich ungereimt vorgekommen, ſo lange ich überhaupt den Glauben an Unſterblichkeit, und vor allem bibliſch feſt halten darf. Es iſt indeſſen ſo Vieles und ſicher Beſſeres in dieſen Blättern geſagt worden, für die Möglichkeit des Herüberragens der Geiſterwelt, in das Gebiet der Sterblichkeit und der Gräber, daß ich ſolches nicht würde überbieten können. Darum erachte ich es für überflüſſig, meine Zuſage daran durch ein näheres Glaubensbekenntniß zu bekräftigen.

Aber ich kann die Bemerkung nicht wohl unterdrücken, daß es mich befremdet, warum ſo viele Männer, wovon ich mich überzeugt halten darf, daß ſie es mit der Sache des Glaubens, nicht nur an Unſterblichkeit, ſondern mit dem Glauben an das Evangelium redlich meinen, den Glauben an eine ſich kund gebende Geiſterwelt für völlig unſtatthaft halten? — Die Antworten auf dieſe Frage kenne ich zwar nach vielen Richtungen hin, doch keine hat mir bis dahin die Richtigkeit der fraglichen Erſcheinungen bewieſen, und die Löſung ſo mancher ſeltſamen Thatſache in anderer Weiſe befriedigend geben können.

Herr H....... war ein hieſiger, ſchon vor mehreren Jahren heimgegangener Bürger, und der Sohn eines gleichfalls hier verſtorbenen Predigers. — Seine eigene tiefe Herzensfrömmigkeit iſt mir erſt ſeit Kurzem aus hinterlaſſenen Papieren ihrem Umfange nach bekannt geworden. — Sein unbekanntes, ſtill inniges Gebetsleben ſcheint ihn einem außergewöhnlichen Schauen und Vernehmen näher gebracht zu haben.

H....... hatte einen Bruder, der mit ganz andern Geſinnungen ein ſogenannter Lebemann war. — Da von ſeiner Verwilderungsgeſchichte nur das Hauptreſultat hieher gehört, ſo ſage ich mehr nicht davon, als daß ſie ihn aus den Armen einer liebenden Familie weit fort, in Kaiſerl. Oeſterreichiſchen Soldatenſtand führte. — Die ſchriftliche Verbindung mit ſeiner Familie war ſehr ſparſam und unerfreulich, wie leicht zu denken.

Lange hatte H........ von ſeinem Bruder nichts gehört, und ſelten an ihn gedacht, als er eines Abends ſpät allein in ſeiner Stube ſitzt, um auf einen jungen Arzt zu warten, der ſchon einige Jahre ein paar Zimmer in ſeinem Hauſe bewohnte, und den noch ſpät Geſchäfte heraus geführt hatten: —

Endlich iſt es ihm, als höre er das bekannte Klopfen des Hrn. Doktors; mit dem Gedanken, derſelbe ſey da, geht er mit dem Licht nach der Thüre und öffnet; aber — wie wird's ihm! — als er ſtatt des Arztes ſeinen fernen Bruder unverkennbar vor ſich ſieht! — Mit dem Vorſatz der Bewillkommnung und Umarmung iſt indeſſen auch die Erſcheinung ſchon verſchwunden, und mit dem Verſchwinden haucht es ihm entgegen: Adieu Bruder! —

Das Datum des, einige Zeit nachher ankommenden, Todtenſcheines weiſet nach: daß der Bruder, wahrſcheinlich in derſelben Stunde, in einem fernen Lazareth geſtorben iſt.

Südöſtlich, etwa eine halbe Stunde von meinem Vaterdörfchen, Neviges bei Elberfeld, lebte auf einem Hofe, zur Bredde genannt, vor einigen vierzig Jahren eine redliche, fromme Bäuerin, Frau S..... die an Vertraute folgende — wenn auch nicht zu den Wiedererſcheinungen gehörende — Begebenheit erzählte, die aber doch einen überaus lieblichen Verkehr der Boten von drüben mit frommen, bekümmerten Seelen andeutet.

Der Frau S..... war ein Lieblingskind in einem Teich des Hofes ertrunken. — In den arbeitvollen Zeiten der Landleute eilt oft die ganze Hausgenoſſenſchaft in Feld, Wieſe oder Wald: nur eine Perſon, meiſt die Hausfrau, bleibt zu Hauſe, hat dann am Herde volle Beſchäftigung, um für die Befriedigung des friſchen Hungers der Heimkehrenden zu ſorgen. — Nur die Kleinſten, welche noch nicht arbeiten oder zur Schule gehen können, bleiben um die vielbeſchäftigte Mutter; aber die Sorgſame iſt oft ſo im Gedränge, daß ſie die Kleinen eine Weile vergißt. — Unter ſolchen Verhältniſſen war das Unglück hereingebrochen, und die jammernde Mutter blieb Wochen und Monate troſtlos, und die Beängſtigung über ihr Verſäumniß — ihre Verſchuldung, ſtieg faſt bis zur Verzweiflung. — Kein Wort der Beruhigung aus fremdem Munde, oder aus ihrer ſonſt ſo lieben Bibel konnte bleibenden Eingang finden. —

An einem ſchönen Sommermorgen beſucht ſie in dieſem Zuſtande die Kirche in Neviges; aber die Predigt des Pfarrers A. ſchärft zufällig ihre innere Noth, und in höchſt rathloſem Zuſtande kehrt ſie in der Mittagsſtunde heim. — Ganz in der Nähe des Hofes iſt ein Eichenwäldchen, durch das ihr Weg führt. In demſelben iſt eine ſumpfige Vertiefung, welche, in der Regenzeit des Herbſtes beſonders, wie ein Teich mit Waſſer gefüllt iſt, welche aber jetzt faſt gänzlich vertrocknet war. — Trotz ihrer Stimmung erregt es daher auch ihre volle Aufmerkſamkeit, daß ſie beim Eintritt in den Wald einen nach damaliger Sitte vornehm gekleideten Mann, hart an ihrem Wege, mit einer ſtattlichen Fiſchangelruthe am Sumpf ſtehen ſieht, der mit großer Beharrlichkeit die Angel in den Sumpf hält. — Als ſie ihm nahe kommt, kann ſie, nach höflichem Gruß, die Frage nicht unterdrücken: „ob er denn im Ernſt glaube, dort Fiſche fangen zu können?“ — Die Antwort lautet: „Warum denn nicht — meint ihr, daß es nicht gelinge?“ — Die Frau: „Hört nur auf, es würde ein thörichtes Bemühen ſeyn, fortzufahren; der Sumpf iſt ja beynahe trocken.“ —

Der Fremde: „Iſt es nicht merkwürdig, liebe Frau! daß man Andern einen guten Rath geben kann, den man ſelbſt ſo nöthig hätte? — Ich will den Eurigen befolgen, aber nun hört auch den meinigen. — So wenig wie ich wahrſcheinlich Fiſche mit dieſer Angelruthe hier herausziehe, ſo wenig werdet Ihr mit Eurem endloſen Kummer das geliebte, ertrunkene Kind je wieder lebend aus dem Teich heben.“ —

Von Staunen überwältigt, aber doch nicht verzagt, fragt die Betroffene zwar näher nach der Herkunft des Fremdlings, und wie er ſo tief in ihrem Herzen leſen könne? — Aber dieſen Fragen ausweichend, fährt derſelbe fort, mit hinreißender Milde und ſinnigem Ernſt, die bald in ihrem eigenwilligen Schmerz gründlich gedemüthigte, von dem Gottmißfälligen in ihrer Trauer zu überzeugen. — Seine Rede dringt wie Wein und Oel in ihre wunde Bruſt, und obgleich ſie brennt, ſo kann ſie doch nicht ablaſſen, den theuren Fremdling zu bitten: mit ihr ins nahe Haus zu gehen, und ein ländliches Mahl vorlieb nehmen zu wollen, damit ſie an ſeiner Rede ferner ſich erquicken möge.

Willig folgt der traulich Belehrende, und es mag ihr dabey geworden ſeyn, wie den zween Jüngern auf dem Wege nach Emaus, die ſich fragten: „Brannte nicht unſer Herz in uns, da Er mit uns redete auf dem Wege, als Er uns die Schrift öffnete?“—

Als ſie indeſſen bald der Hausthüre nahe gekommen, tritt ſie einen Schritt vor, um dieſe zu öffnen; indem ſie aber ſich wendet, um den lieben Fremdling an ſich vorüber höflich zum Eintritt zu bitten, ſiehe — da iſt er verſchwunden! — Aber mit ihm auch aller herzzermalmende Kummer für immer; obgleich ein Staunen über das ſeltſame Begegniß ſie faſt ohnmächtig erdrücket, und ſie ſich zu Bette legen muß. — Der durch ihren verlegenen Mann herbeygerufene Arzt verordnet einen Aderlaß, und ſonſt etwas Niederſchlagendes kunſtgerecht. — Sie aber fühlt innerlich einen Frieden, der höher iſt, denn alle Vernunft, und der auch bald ihr Gebein wieder fröhlich machte.

Später zuweilen näher befragt um das Aeußere der Erſcheinung, wußte ſie nichts Sonderliches davon zu ſagen, als was ſchon angedeutet iſt; doch bemerkte ſie dazu: daß die an derſelben wahrgenommene Wäſche nicht eigentlich weiß, ſondern gelblich geſchimmert habe. —

Noch eine andere Geiſtmeldung ohne Geſicht! — Sokrates würde ſie wohl die Stimme ſeines guten Genius genannt haben. — Aber auch der fromme Chriſt findet Sprüche genug in ſeiner lieben Bibel, die ihn geneigt machen, ſie für Stimmen von drüben und droben zu halten, wenn er es auch nicht wagt, die zarte Geiſterſtimme in die Sprache der Verſtandesbegriffe zu überſetzen.

In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebte in Duisburg am Rhein ein frommer Pfarrer — **Henke**, aus deſſen Leben manches Erbauliche im Druck erſchienen — vielleicht auch folgende Lebenserfahrung, die ich aber dem treuen Munde eines, in Duisburg geborenen Freundes nacherzähle.

Henke bekommt eines Tages eine dringende Gemüthsmahnung, als müſſe er zu einem Landmanne in Düſſern gehen — ein zu Duisburg gehörendes Dorf. — Da er aber noch geſtern bey demſelben war, und er ſich auch keine nähere Deutung dieſes innern Dranges ſagen kann, ſo kämpft er im Laufe des Tages die wunderliche Stimme dreymal nieder; aber ſie wird ihm dennoch zu dringend laut, und am Abend entſchließt er ſich noch, die halbe Stunde nach dem Dorf hin zu ſpaziren, ohne näher bewußten Zweck. —

So kommt er in das Haus des Landmannes, wohin ihn ſeine innere Mahnung getrieben, um die Zeit, als ſich die Familie zum Abendbrod ſetzen will. — Wenige freundliche Grüße und Worte werden gewechſelt; da iſt es ihm beym Umblick im Familienkreiſe, als müſſe er nach der Urſache der Abweſenheit eines Knechtes fragen. — Bis dahin war dieſer nicht bemerkt worden;

es wird aber jetzt nach ihm gerufen, und da dieſes eine Weile vergeblich geſchieht, ſo eilt man in einiger Befremdung nach ſeiner Kammer, doch dieſe iſt — gegen alle Gewohnheit verſchloſſen. — Nun eilt man in wachſender Verlegenheit ſie zu erbrechen. — Sie ſprengt und — der arme Verirrte hangt da! — Henke löſt raſch das Band des leiblichen Todes, es währt nicht gar zu lange, da ſind ſchon friſche Zeichen der neuen Belebung vorhanden, und als dieſe vollſtändig iſt, da beginnt Henke mit Milde und Ernſt den geiſtig Todten zu wecken, und auch hier bricht das neue Leben mit einer ſolchen Macht und Stättigkeit durch, daß der im Geiſt geknechtete bald und für immer ein Freier in Chriſto wird, der mit beſonderer Glaubenskraft und Freudigkeit lange eine Zierde der Gottergebenen im Lande dieſer Gegend war. —

II.

(Von — ll — mitgetheilt.)

Der vor einigen Jahren verſtorbene catholiſche Decan und Stadtpfarrer, geiſtlicher Rath, Ph. Kirch zu Karlsruhe, war vor etwa 10—12 Jahren bey einer Revue auf dem großen Exerzierplatz nahe bey Karlsruhe, und hatte ſich am Saum des Waldes ſo weit vor geſtellt, daß, als die Artillerie im Schwenken begriffen war, er, wenn er ſtehen geblieben, ohne Weiteres überfahren worden wäre.

Dieſe Gefahr erkennend, eilte der nun auch vor 2 Jahren verſtorbene evangeliſche Feldapotheker Frey, herbey, und zog den geiſtlichen Rath Kirch von dem gefährlichen Platz zurück.

Hier ſah nun Kirch auch gleich ein, welchen Dienſt ihm Frey erzeigt hatte, und faßte ſeit dieſem Augenblick eine Liebe und Freundſchaft zu ihm, die ſich im täglichen Umgang bis an den Tod bewährte.

Kirch wurde unwohl, und konnte nicht ausgehen.

Mehrere Tage vor ſeinem darauf erfolgten Tod, befiel Frey eine leichte Unpäßlichkeit, und er mußte zu Haus bleiben. Er hatte die Gewohnheit, ein Nachtlicht zu brennen.

In der Nacht, wo Kirch ſtarb, ſey er völlig wach geweſen, habe auf dem Rucken gelegen, und die beyden Hände auf der Bettdecke liegen gehabt.

Auf einmal habe ihm jemand die Hand gedrückt. Auf dieſes hin habe er ſich herumgedreht, und dann geſehen, daß der geiſtliche Rath Kirch in ſeiner gewöhnlichen Tageskleidung vor ſeinem Bett ſtehe, ihn ernſtfreundlich anſehe, mit dem Kopf nicke, ſich herumdrehe, und langſamen Schrittes durch dieſes und das andere Zimmer, zur dortigen Thür hinausgehe, bis wohin er ihm mit den Augen gefolgt ſey.

Nun habe er ſeine ebenfalls im nämlichen Zimmer ſchlafende Frau gefragt: Ob ſie nichts gehört habe.

Auf die Antwort: nein! habe er ihr die Erſcheinung erzählt und bemerkt: Kirch müſſe etwas zugeſtoßen ſeyn, und er wolle gleich hinſchicken.

Dies beſtritt und widerrieth die Frau, als zur Unzeit die Leute aufweckend, und als ſey die Sache Traum oder Täuſchung.

Früh 5 Uhr aber ſchickte Frey ins Pfarrhaus und hörte dann, daß Kirch um jene Stunde verſtorben, wo er von ſeinem Freunde Frey wahrſcheinlich Abſchied nahm.

Frey hat mir dieſe Geſchichte mehrere malen erzählt, und mir dabey jedesmalen verſichert, daß ſeine Sinne vollkommen ruhig geweſen, er die genauſte Wahrnehmung vernommen habe, und der Eindruck ganz eigen und unauslöſchbar geweſen ſey. Er bemerkte mir noch, daß, als er im Jahr 1807 mit der Armee in Polen geweſen, er damalen bei hellem Tag die Erſcheinung ſeines Bruders gehabt, der über 300 Stunden weit von ihm verſtorben ſey. —

Der Feldapotheker Frey war bekanntlich kein Schwärmer. Auf dieſe Erſcheinung las er die Seherin von Prevorſt, die ihm hierüber Aufſchlüſſe gab. Seitdem war er ein neuer Menſch geworden — die Bibel, die Ewigkeit, das war jetzt der Boden, den er bearbeitete; — bald darnach ſtarb er.

III.

(Mitgetheilt von T — r.)

Im Jahr 1779, als Herr Magiſter Bleßig, (nachheriger Doctor der Theologie bey der ehemaligen Univerſität in Straßburg, die unter Napoleon in ein Seminar umgeſchaffen wurde) ſich vornahm, eine Reiſe nach

Paris zu machen, hielt er eine Abſchiedspredigt in der neuen Kirche. Die bekannte Geiſterſeherin, Frau Weſtermann, war eine ſeiner Zuhörerinnen. Da ſie wohl mit H. Bleſſig bekannt war, beſuchte ſie ihn nach der Predigt, um von ihm Abſchied zu nehmen; ſie benachrichtigte ihn aber, daß ihm eine ſchwere Krankheit in Paris bevorſtände. Bleſſig, der zwar der Sache wenig Glauben beyzumeſſen ſchien, doch aber etwas über dieſe Vorherſagung betroffen war, da er mit ſeiner künftigen Gattin, Fräulein Beyckert, Tochter des Präſidenten des Kirchenconvents, verlobet war, erwiederte der Weſtermann, in ſcherzendem Tone: „Dieß iſt nicht ſehr erfreulich! Woher wiſſen Sie dieſes, liebe Freundin?“ Weſtermann: „Ich ſah, während Ihrer Predigt, einen Todtenkopf auf Ihrer Bruſt. Beruhigen Sie ſich aber, wertheſter Herr Magiſter; denn die Krankheit iſt nicht tödtlich!“ Bleſſig: „Woher wiſſen Sie dieß, da Sie einen Todtenkopf ſahen?“ Weſtermann: „Wenn die Krankheit tödtlich wäre, ſo hätte ich zwey gekreuzte Gebeine unter dem Todtenkopf geſehen; welches ich aber nicht wahrnahm. Sie werden alſo nicht an der Krankheit ſterben; ſondern geſund und wohl wieder hier ankommen.“ Nach einer kurzen Unterredung mit dieſem beredten Prediger, wünſchte die Seherin ihm eine glückliche Reiſe und Rückreiſe, und nahm Abſchied von demſelben. In der That traf dieſe Prophezeyhung genau ein. Bleſſig ward ſehr krank in Paris, kam aber wieder völlig hergeſtellt in die Arme ſeiner Braut. Dieſe Geſchichte erzählte Herr Bleſſig ſelbſt ſeinem Buſenfreunde, Hrn. S., der dieſelbe ſeinen Freunden mittheilte.

Die Erklärung der Weſtermänniſchen Bilderſprache konnte einem Straßburgiſchen Pſychologen nicht ſchwer fallen. Von undenklichen Zeiten her war es in Straßburg, Bleſſigs Vaterſtadt, gebräuchlich, daß man bey Leichenbegängniſſen von vornehmen, der römiſchkatholiſchen Religion zugewandten Perſonen, den Eingang des Hauſes, das der Verſtorbene bewohnte, mit ſchwarzen Tüchern behängte, an welche man von Pappe ausgeſchnitzte, grau gemachte Todtenköpfe heftete, die auf zweyen, ins Kreuz gelegten Todtenbeinen ruheten. Dieß ſah die Weſtermann von Jugend an; und ſo vergeſellſchaftete die reproductive Einbildungskraft in der Seele der Seherin dieſes Bild des Todes mit dem Tode ſelbſt. Fehlten nun die gekreuzten Knochen an dem der Seherin angewöhnten Bilde, ſo konnte es ihr nicht den vollſtändigen Tod, ſondern nur einen demſelben nahe verwandten Zuſtand, nämlich eine den Tod drohende Krankheit anzeigen, welche Bedeutung ſich ihr durch vielfältige Erfahrung beſtätiget hat. Auf eine ähnliche Art dient den, mit dem zweiten Geſicht (ſecond ight) begabten Einwohnern der weſtlichen Inſeln Schottands das Leichentuch zum Symbol dieſes Geſichts, om Tode, und der Seher beurtheilt die Zeit des einreffenden Todes, nach der Höhe, in welcher das Leichenuch die Perſon umgibt *).

---

*) S. Archiv für den thieriſchen Magnetismus. 6r Bd. III. Stück. S. 105.

IV.

Aus dem Todtenregiſter von Niedernhall in Würtemberg. „Donnerſtag den 8. November 1782, Abends zwiſchen 7—8 Uhr, iſt Sophia Barbara, Michael Joſens, Bürgers und Kiefers allhier ehliches Töchterlein, an der Lungenſucht geſtorben, 8 Jahre 8 Monate, weniger 3 Tage, alt.

Notabene. Dieſes Mädchen kam den 4. July h. a. zu mir und erzählte: daß ſie einige Zeit vorher am hellen Mittag, zwiſchen 11—12 Uhr, wo ſie allein war und Bleichtuch hütete, eine Erſcheinung wach und bey guten Sinnen folgender Art gehabt habe. Es ſey eine lange weißliche Geſtalt den Berg herabkommen, habe ſich zu ſeiner Seite geſetzt und mit den ſchmeichelhafteſten Worten es zu überreden geſucht, mitzugehen, indem dieß von guten Folgen ſeyn wurde. Eine gegenüberſitzende ſcheußliche Geſtalt hätte aber jedesmal mit grimmer Miene davor gewarnt. Da es ſich dann nun weigerte, ſo wäre ihm von der weißen Geſtalt ein Billet in die Hände gegeben worden, mit den Worten: Daß es bald ſterben werde. Das Kind fürchtete ſich aber weiter nicht, gedachte nicht mehr daran und ſtarb dann am oben angegebenen Tage. Pfarrer Beyer.“

V.

Vorgefühl eines Soldaten bei der Schlacht von St. Pierre.

(Aus dem Albion.)

Als wir Vorpoſten Morgens ausrückten, kam ein Soldat meiner Compagnie, der Grenadier Namens M'Kinglay zu mir, übergab mir ein Papier, und ſagte: Hauptmann, hier iſt mein (lezter) Wille. Ich werde heute getödtet, und ich vermache alle meine Rückſtände und was ich habe meinem Kameraden Hugh Swift. Welcher Unſinn, M'Kinglay, antwortete ich ihm, geh' in das Treffen, und thu', was du immer gethan haſt, betrage dich als ein tapferer Soldat. Er antwortete, ich will es thun, mein Herr; aber ich weiß gewiß, ich werde heute getödtet, und ich erſuche Sie, mein Teſtament anzunehmen. Um ihn zu befriedigen, that ich es; der Mann focht mit den Vorpoſten den ganzen Tag mit der größten Kälte und Tapferkeit. Nachmittags, kurz ehe das Gefecht vorüber war, kamen wir wieder zu dem Regimente. Wir hatten ſehr gelitten; aber M'Kinglay war immer neben mir ſtehen geblieben. Ich ſagte ihm endlich: Kinglay, ich vermuthe, du irrſt dich heute. Da der rechte Flügel an dem runden Ende eines Hügels, in den man Treppen für die Weinberge eingehauen hatte, aufgeſtellt war, rückte eine Abtheilung der feindlichen Scharfſchützen geſchloſſen auf uns an, und eröffnete ein Feuer, um ihre ſich zurückziehenden Colonnen zu decken. Da M'Kinglay einen von ihnen, der auf dem Aſte eines Feigenbaumes aufgelegt hatte, gegen uns zielen ſah, rief er: ſehet dieſen Schurken, welcher auf unſern Hauptmann ſchießen will. Und indem er eine Treppe den Berg herunter geht, zielt er nach dem Franzoſen, welcher jedoch unglücklicher Weiſe für ihn zu ſchnell war; denn einen Augenblick nachher (nach dem Deutſchen: im nämlichen Augenblicke) wurde der arme M'Kinglay durch den Nacken geſchoſſen, und ſogleich getödtet. Die nämliche Kugel traf mich auf die Bruſt und ich fiel mit dem unglücklichen Manne, und wurde (wirklich) mit ſeinem Blute beſpritzt. Er war einer der beſten Soldaten in der Grenadier-Compagnie, und wurde ſehr bedauert. Ich ſollte (in der That) nur ſeinetwegen leben, um dieſe Sache zu erzählen. Sein Teſtament wurde ſogleich an das Kriegscollegium befördert, welches den Befehl gab, daß ſein Camerad Swift ſeine ganze Verlaſſenſchaft bekommen ſollte.

VI.

(Mitgetheilt von T — r.)

Alle dieſe Begebenheiten können die Leſer der Seherin von Prevorſt und der darauf folgenden Blätter nicht befremden; aber folgende Thatſache ſcheint das Nachdenken der Pſychologen zu erfordern.

Der Gatte der Frau B. gebohrne S. aus St. auf dem N. wohnend, hatte einen großen, ſchönen, grauen Windhund, der eine beſondere Anhänglichkeit an die Frau B. bey jeder Gelegenheit äußerte, auch ſehr gütlich von dieſer behandelt wurde. Dieſer Hund hatte die Gewohnheit, jedesmal, wenn er die Stubenthüre verſchloſſen fand, mit ſeinen beiden Vorderpfoten ſtark an die Thüre anzuſchlagen, und dann mit denſelben herabzuſcharren, bis man ihm die Thüre öffnete.

Dieſer Hund war einſt ſehr erhitzt und ſoff aus einer ſehr kalten Quelle. Er bekam einen Huſten und eine darauf folgende Schwindſucht, nebſt den dieſe Krankheit anzeigenden Zufällen, wie ſich dieſelben bey einem Menſchen äußern. Er kam jedoch täglich herzu, um ſeine Nahrung zu empfangen, bis er endlich nicht mehr gehen konnte.

Ein Bedienter des Hauſes war ſo eben bey dieſem Hunde auf einem obern Stockwerke, um ſeinen annähernden Tod abzuwarten, als die Frau B., die in der auf dem Erdgeſchoſſe gelegenen Wohnſtube ſaß, das Anklopfen und Scharren des Windhundes deutlich hörte. Sie ſtieg ſogleich auf das obere Stockwerk, wo ſie den Bedienten bey dem Hunde antraf und ihn befragte: ob der Hund hinabgegangen wäre? „Ey, erwiederte jener, dieß wäre ja unmöglich; ich war ja immer bey ihm, und er liegt, wie Sie ſehen, im Hinziehen!“ Und in wenig Minuten hörte er auf zu leben.

Gedichte.

I.

Nach des Gatten Tod.

Der Abend kam, ich ſank ermattet nieder,
Bald ſchloſſen ſich die müden Augenlieder,
Ich ſah im Traum verſetzt mich in den Garten
Und meiner jungen Pflanzen dort auch warten.
Da fand ich — (ach! warum denn nur in Träumen?)
Den Lieben unter ſeinen jungen Bäumen.
«Sieh! — ſprach er, — welche Labung dieſe Früchte!
Noch nie genoß ich beſſere Gerüchte!
Schien's, daß ich lang gepflegt umſonſt den Garten,
Wie herrlich lohnt nun mein geduldig Warten!»

Und alle Bäume, die er ſelbſt gezogen,
Von edlen Früchten waren ſie gebogen,
Und niemals noch ſah ich von ſolchen Gaben
Den Lieben ſo, wie dieſesmal ſich laben.
«Gern führt' ich dich nun auch zu meinen Reben,
Die immer jetzt den beſten Saft mir geben.
Verwandelt ſind auch ſie, ſind gleich der Quelle,
Die hier fließt unerſchöpflich, wunderhelle.
Doch ſieh'! ich kann hier nicht zu lange weilen,
Der ſchönen Pflanze dort muß ich zueilen,
Die frühe mir, — ſo war mein Wahn! — erſtorben;
Doch ſieh! aufs neue hab' ich ſie erworben!»

Und als ich aufſah, ſah, von Glanz umgeben,
Ein Weſen höh'rer Art ich fernher ſchweben.
Die Arme hob ich auf, es zu empfangen;
Da ward ich wach, und weh! mein Traum vergangen.
Die Sonne ſtund ſchon hell am heitern Himmel,
Ich ſah hinaus in's menſchliche Getümmel,
Wie ward mir fremd dieß Rennen und dieß Treiben!
O! klagt ich leis — könnt' ich doch träumend bleiben!
Ja, Lieber! ſtets bey dir in ſolchen Träumen!
Bey jener Pflanze, Herz! bey deinen Bäumen!
Nun kann ich fürder nimmer mit dir gehen;
Warum iſt Täuſchung was ich hab' geſehen?
Der ſchöne Traum (hat er mir gleich gelogen)
Käm' er nur wieder, wenn der Tag verflogen!

Doch glücklich in Erinnrung jener Bilder,
Den Schmerz bald heftig fühlend und bald milder,
Ging wehmuthsvoll auch dieſer Tag vorüber;
Dann ſchlummert' ich in andre Träum' hinüber,
Die führten mich an unbekannte Orte,
Die ich zu ſchildern finde keine Worte.
Doch all die Schönheit dieſer hehren Räume
Sie ſtillte nicht den Wunſch, daß jene Träume
Sich mir erneuen möchten, daß in Wahrheit
Ich wieder ſchaute ihrer Bilder Klarheit.
Und als ich ſinnend weiter ging und weinte,
Sieh da! mein treuer Schutzgeiſt ſich mir einte.
»Ich komme, ſprach er, deinen Traum zu deuten,
Laß allen Kummer, thu' die Zweifel meiden.
Was iſt's, daß deine Träume dich betrübten,
Sie ſind ja ſchon erfüllt für den Geliebten?
Doch darfſt du nimmermehr ſie irdiſch deuten,
Er iſt befreit von ird'ſchem Thun und Leiden.
Der Weinberg ſeines Herrn, das iſt der Garten,
Darin er pflegt' mit Lieb' und Treu' zu warten.

Die Früchte, die du ſahſt und die er pflückte,
Sind Früchte ſeines Thuns, das dort ihn ſchmückte.
Der Quell, aus dem er trinkt, iſt ew'ge Wahrheit:
Sein ird'ſches Wiſſen iſt nur Schaun und Klarheit.«
Doch jene Pflanze, die er wähnt' erſtorben? —
»Sagt's Mutterherz dir nicht, was er erworben?
Kannſt du dieß Bild nicht deuten, jenes Weſen,
Der Liebe erſte Frucht, krank dort und hier geneſen?«

O Dank für deine Deutung! ſtärk' mein Hoffen,
Mein Glauben, Lieben, laß den Himmel offen
Auch mir und führe mich nach Leiden, Weinen,
Hinauf zu jener Seligkeit der Meinen!!

Wilhelmine St. geb. K—r.

II.

Glück des Verlaſſenſeyns.

Wohl iſt es ſchön, zu ſtehen
Im trauter Freunde Reih'n,
Doch ſchöner iſt's, zu gehen
In weiter Welt allein.

Menſch! biſt du ganz verlaſſen,
Klag' keinen Augenblick!
Da kannſt du erſt dich faſſen
Und geh'n in Gott zurück.

Es täuſcht die Welt, die trübe,
Dir nimmer Aug' und Ohr,
Die innre Welt der Liebe
Eröffnet dir ihr Thor.

In ihr lebſt du verſunken
In Gottes Angeſicht,
Die Andern, erdetrunken,
Gewahren deiner nicht.

Ja! möchten ſie dich laſſen
In deinem Innern ſtumm,
Verlaſſen, ganz verlaſſen,
Bis deine Zeit iſt um.

In Tiefen unberühret
Wächſt einſam das Metall;
Wo's nachtet und gefrieret,
Sich bildet der Kriſtall.

Juſtinus Kerner.

Druckfehler.

In der dritten Sammlung.

S. 62 Z. 6, ſtatt: erſten, lies: letzten.
· — Note 1, Z. 2 von unten, ſt. Spr. 48, 26. 27, l. Spr.
· 69 · 2, Z. 5, ſt. 3. Moſ. 9, 27. l. 7, 27.
· — · 2, Z. 8, ſt. Pſ. 106, 12. l. Pſ. 145, 1. 2.
· 78 · 2. der vorhergehenden Seite, Z. 8, ſt. d'ames l. ame.
· 79 · 3, Z. 2, ſt. 4. Moſ. 6, 22. Bal. Cap. 17, 16. l. 4. Moſ. 16, 22. Bal. Cap. 27, 16.
· — · 3. Z. 6. ſt. Weisheit 12, 1. l. 7, 3.
· — · 3. Z. 8. ſt. Cap. 7, 59. l. 7, 58.
· 82 · 2. Z. 9 v. u., ſt. Luc. 18, 31. l. Cap. 18, 31.
· 86 Z. 8, ſt. aus großer Barmherzigkeit, noch zu ſagen, l. Barmherzigkeit noch, ſo zu ſagen.
· 89 · 12, ſt. *Eigenthum* Adams; ſein *eigener* Geiſt aber, was, l. Adams, ſein *eigener* Geiſt: aber was.
· 90 · 12, ſt. 1. Cor. 12, 13 u. 14. l. 1. Cor. 12. 13. 14.

In der ſechſten Sammlung.

· 23 · 7 v. u. l. *philoſophiſchen*.
· 108 · 4, l. und die *Teufel* ſich hinter ihnen verſtecken. (Dieſelbe Verbeſſerung iſt anzubringen in K. Geſchichten Beſeſſener, 2te Aufl., S. 245, Z. 18.)

Blätter aus Prevorſt.

Originalien und Leſefrüchte

für

Freunde des innern Lebens

mitgetheilt

von dem Herausgeber

der Seherin aus Prevorst.

Achte Sammlung.

Stuttgart.
Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.
1837.

A. D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt.

Seite
Das Syſtem der unſichtbaren Welt. Von — y — 1
Die entvölkerte Geiſterwelt. Von — y — . . 31
Die kleine Kraft. Von — y — 38
Bemerkung über den einfältigen Glauben . . . 47
Ueber ein Wort des Paracelſus. Von — y — . 50
Wie man den Wald vor Bäumen nicht ſieht. Von — y — 55
Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens — aus Preußen. Von Dr. St — k. . . . 67
Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens vom Neckar, Rhein und Main 140
Der geſpenſtiſche Hund. Von — y — . . . 186
Sonderbarer Seelenzuſtand. Von — y — . . 195
Ein räthſelhafter Spuk (aus der Schweiz) . . 197
Fürbitte der Todten für die Sterbenden. Von — y — 200
Nachträgliche Sprachbemerkung und der Hades der Kalmucken. Von — y — 216
Aerztlicher Traum. Von — y — 218
Traumerfüllung. Von — y — 221
Der Graf von Modena. Von — y — . . . 222
Wullens Schrift über Jakob Böhme's Leben und Lehre. Von X. 227
Das Schriftchen über die Geſichte des Landmanns von Gallarden 235

Druckfehler in der ſiebenten Sammlung.

Seite	Zeile	ſtatt:	lies:
1	8 v. u.	gen	gegen.
27	8 v. o.	verſchloſſenen	verſchloſſene.
54	8 v. u.	angelebte	angelobte.
123	2 —	dieſen Erdſtri[illegible]	dieſe Erdſtriche.
156	13 v. o.	Veroffenbarung	Voroffenbarung.
167	6 —	Welcher	Woher.
168	6 —	wovon	woran.

Das Syſtem der unſichtbaren Welt.

Nach den Lehren der Theoſophen.

§. 1. Unter der unſichtbaren Welt verſtehen wir nicht eine abſolut unſichtbare: denn dieſes iſt nur die Gottheit an ſich, außer ihren Offenbarungen; ſondern eine ſolche, von der wir mittelſt unſerer niedern Sinnenwerkzeuge insgemein keine Wahrnehmung haben, die überſinnliche oder geiſtige. Ihr Daſeyn wird eben deßwegen öfters bezweifelt, obgleich die Stimme Gottes im Herzen, die wir Gewiſſen nennen, als ein in der Sinnenwelt nicht begründetes Geſetz, ferner der bleibende Grund aller veränderlichen ſichtbaren Dinge, und endlich das mannigfache Unheil des äußern Lebens davon Zeugniß gibt, wenigſtens ſofern die Gottheit ſelbſt, die von ihr ausgegangenen Kräfte und des Menſchen Inneres dahin gehören.

§. 2. Das für uns wahrnehmbare veränderliche Daſeyn und ſeine Währungen pflegen wir Zeit zu nennen; was außer ihm liegt, mit ſeiner feſtern Dauer, Ewigkeit. Von dieſer, als außer unſerer

Erfahrung liegend, haben wir keine anſchauliche, weſentliche Vorſtellung, ſondern höchſtens eine von unſerm Zeitbegriff nach Maaß und Beſtändigkeit abgenommene. Die Zeit iſt ein Bild oder Schatten der Ewigkeit, als des weſentlichen Daſeyns. Wie aber die Zeit aus der Ewigkeit hervorgetreten, welches mithin ihr Anfang geweſen, ob und welches Ende ſie haben werde, von dieſem Allen faſſen wir von uns aus nichts.

§. 3. Das unſichtbare Weſen der Ewigkeit in ſeinem innerſten Grunde iſt Gott ſelbſt, welchem wir nach der Sprache des Raums und der Zeit, als der uns allein zu Gebot ſtehenden, um uns nur einigermaßen einen annähernden Begriff von ihm zu bilden, dazu halb negativ, eine unermeßliche Weite, Tiefe und Dauer zuſchreiben müſſen, nebſt der weſentlichſten Weſenheit und höchſten Geiſtigkeit, Ausdrücke, wovon genau genommen einer wieder den andern aufhebt. Am würdigſten nennen wir ihn, und er ſich ſelber, das ewige Seyn, als die Urſache alles Daſeyns außer ihm, das Weſen der Weſen.

§. 4. Das Faßliche von ſich muß daher Gott ſelber darſtellen. Die Selbſtoffenbarung Gottes heißt das Wort oder der Sohn, durch welchen der Geiſt vom Vater ausgeht, und aus des Geiſtes entfalteten Kräften geht hervor das Unſichtbare, das nicht mehr Gott iſt, die Geburt des Erſchaffenen. Dieſes ſind Geiſter, Formen und Kräfte, von der Natur des

Lichts, als ihres göttlichen Urſprungs; denn Gott iſt ein Licht.

§. 5. Gott iſt die Liebe, und in dieſer ſollten nach ſeinem Willen alle aus Liebe von ihm hervorgebrachten Geſchöpfe zu ihm und unter einander ſtehen. Wichen ſie aus dieſer Harmonie des Gehorſams und der Gegenſeitigkeit, mithin der Güte, von dem höchſten Gut nach dem in ihm liegenden Geſetz ihnen anerſchaffen, ſo offenbarte ſich die Liebe als Eifer oder Zorn. Denn die Liebe kann nur ihr Verwandtes lieben; findet ſie einen feindſeligen Gegenſatz, ſo zieht ſie ſich von ihm zurück, und ſucht ſich ſelbſt, als die Güte, gleichwie jener ſich ſelbſt, aber als die Unliebe oder Bosheit ſucht. Beide eifern dann um ſich ſelbſt; aber die Selbſtſucht der Liebe eifert um das Gute, die Selbſtſucht der Feindſchaft um das Böſe. In dieſem Eifer entzündet ſich ein Feuer, das die Liebe von der Unliebe trennt und beide umkehrt. Was in der Liebe Gütigkeit war, wird Zorn oder Abſtoßen, und was in der Unliebe vorher Licht war, wird Finſterniß und Grimm. Da die Liebe allein nie aufhört, ſo zieht die Unliebe in ihrer Ausgeburt zugleich die Vergänglichkeit oder das Verderben ihrer ſelbſt an.

§. 6. So ſind in Gott, dem Unveränderlichen, rückſichtlich des Geſchöpfs, das als ſolches vermöge der Freiheit, Gott oder ſich ſelbſt zu ſuchen, veränderlich ſeyn konnte, zwei polariſche Eigenſchaften offenbar geworden, die in ſich durch das Band der

Güte eins ſind: Liebe und Zorn. Die Liebe, die Licht iſt, wirkt aus ſeinem innerſten Weſen in das Geſchöpfliche, ſo lange ſie keinen feindlichen Gegenſatz trifft; der Zorn, der Finſterniß iſt, entdeckt ſich in den Gegenſätzen, wenn das verſchmähte Licht von ihnen weicht, und durch den Mangel ſeines fortwährenden Einfluſſes das, was ſie von dem Licht ihres Entſtehens an ſich haben (denn ſie ſind urſprünglich lauter Licht), ſich verdunkelt und verbittert, mithin in ſich ſelbſt verdirbt. Weil aber die Liebe dennoch niemals aufhören kann, ihre Lichtſtrahlen auszuſenden, und bei deren gänzlichem Erlöſchen das Geſchöpf in ſein Nichts zurückkehren würde, und die innere Verwandtſchaft des verkehrten geſchöpflichen Urlichts mit dem Urlichte des Schöpfers noch bleibt: ſo offenbart ſich Gott an dem abtrünnigen Geſchöpf als ein verzehrendes Feuer, wie er ſich ſelber nennt. Je entfernter die Creatur von der göttlichen Liebe iſt, um ſo brennender wird jene Gluth für daſſelbe, vermöge des dickern Dunkels, worin es wie in einer hineleitenden Atmoſphäre beſchloſſen iſt. Dieſe Abſonderung wird endlich die äußerſte Finſterniß, der Grund der Hölle, des Todes und alles Verderbens; wenn aber die Finſterniß einen Zugang vom Lichte gewinnt, ſo wird die Finſterniß wieder in Licht, der Zorn in Liebe und der Tod in Leben verwandelt.

§. 7. Das Licht, welches das Leben iſt, hat zwar ſeinen ewigen Beſtand in ſich ſelber; allein als Liebe verlangt es einen gleichgearteten Gegenſatz oder Gegenſtand, worin es ſich faſſen, empfinden und bewegen könne. Dieſer Gegenſtand iſt in der Gottheit ſelbſt für den Vater der Sohn, für den Sohn der Geiſt; ſofort für den Geiſtſchöpfer das Geſchöpf, und für die Creatur, als Gegenſtand eines Wirkenden, alles Leidende oder Empfangende, das dann wieder wirkend für einen andern Gegenſtand werden kann. In ſo weit iſt auch die Finſterniß etwas Weſentliches, das gegenſtändliche Princip des Lichts, das aus ihm ſelbſt als ein Coagulum ſeinen Urſprung nimmt. So heißt es daher: Im Anfang ſchuf Gott die Weſenheit des Himmels und die Weſenheit der Erde; welche leztere nämlich in jenem zuerſt geſchaffenen Himmelsſtoff oder Lichtwaſſer (Feuerwaſſer) der Potenz nach ſchon enthalten war. Alles Geformte iſt in ſo fern Finſterniß gegen das Formloſe, alles Materielle gegen das Geiſtige. Es iſt ſeine Faſſung, ſein Spiegel, worin es ſich ſelber beſchaut, ſein Werkzeug und ſeine Maſſe, worin es wirkt und ſich ſelbſt erkennt. So lange dieſe Gegenſätze zuſammen in Uebereinſtimmung bleiben, was in der Gottheit ewig und nothwendig geſchieht, ſo iſt die Finſterniß des andern Gegenſtandes noch ſelber Licht, Liebe und Leben; weichen ſie aber auseinander, was im Geſchöpf gegen den Schöpfer und unter ſich der Fall ſeyn kann, ſo wird ſie je nach dem Maaße der Abweichung wahre Finſterniß, Tod und Grimm.

§. 8. Als Gott Geiſter mit Bewußtſeyn ſchuf, ſo legte er ihnen ihren perſönlichen, ſelbſteigenen Gegenſatz, nämlich die Möglichkeit und die Wirklichkeit ihrer Faſſung, d. i. einer Geſtaltung, bei. Je mehr Möglichkeit und je weniger Nothwendigkeit ihnen hierin eigen war, um ſo höher, geiſtiger und gottverwandter waren ſie, während wir jetzt an den grobmateriellen Dingen eine Feſſel der Bildung wahrnehmen, aus welcher ſie nicht heraustreten können. In dieſer Geſtaltung konnten ſie nicht nur ſich und Andern erſcheinen, ſondern auch ſich nach dem Geſetz der Freiheit mannigfaltig fühlen, bewegen und bewegt werden, wirken und ſelig ſeyn. Denn aus dem freundlichen Gegenſatz entſteht eine lebendige und belebende Rückwirkung; gleichwie (daß wir ein ganz geringes Beiſpiel nehmen) wir uns im Anthun eines reinen, wärmenden Gewandes wohl und aufgelegt fühlen. Demnach empfing jeder Geiſt ſeine eigenthümliche Körperlichkeit, in welcher er ſich gefallen konnte, eine geiſtige Leiblichkeit, die ihm bewogen war. Und ſo haben noch die Seelen, die aus dem Leibe weichen, ihre atomiſtiſche, mehr oder minder grobe Form, die aber insgemein blos ihres Gleichen ſichtbar iſt, und die Seele wird nicht in voller Vergänglichkeit und Kraft ſtehen können, ehe ſie nicht ihr ewiges Gewand voll ewigen Lebens, den Leib der Auferſtehung, angelegt hat.

§. 9. Als durch die Abtrünnigkeit der geiſtigen

Urgeſchöpfe ſich die Liebe Gottes im Zorn offenbarte, ſo wurde der lichte Gegenſatz jener Geiſter, nämlich ihre Form und ihre Wohnung, aus dem Licht und der Geſtalt in die Finſterniß und Ungeſtalt verſchlungen, ihr göttlicher Friede in Haß und Grauen; denn ſie wollten das Unmögliche der Selbſtſucht. Die aber in der Liebe und Abhängigkeit von Gott beharrten, fühlten den Zorn blos in der verſtärkten Wonne ihrer Freiheit, in der Bewunderung der göttlichen Gerechtigkeit und Allmacht, im Schrecken und Mitleid über den Fall der Gefangenen. Sie hatten einen neuen, aber nun gemiſchten und feindlichen Gegenſatz, der von da an ſich weiter durch die Zeiten vererbte, und eine ununterbrochene Aufgabe bis jetzt für ſie, ſo wie für die Weisheit und Erbarmung Gottes ſelbſt, geworden iſt. Es gab nun in der Wirklichkeit Gutes und Böſes, Licht und Finſterniß, Liebe und Zorn. Die Finſterniß aber, d. h. das Finſtere (denn die Eigenſchaft mag wohl als Negation oder Privation gedacht werden), iſt ſo wenig eine loſe Abweſenheit des Lichts, als der Zorn eine Abweſenheit der Liebe, das Böſe eine Abweſenheit des Guten; ſondern eine Subſtanz, ein verkehrtes Licht, nd in gewiſſem Grade geſchickt, das Licht erſt ſichtbar nd wirkſam zu machen, wie der Sonnenſtrahl ohne ie Erdatmoſphäre uns weder leuchten noch wärmen ürde, dafür aber auch, wenn dieſe ſich verdickt, für ns erliſcht oder unausſtehlich brennt.

§. 10. Der Gegenſatz alſo, wodurch das Licht, in welchem das Leben iſt, Bewegung und Empfindung hat, und ſeine eigene Süßigkeit ſchmeckt, die bewegende Urſache des Lebens und ſeiner Wirkſamkeit, nennen wir Finſterniß, oder das Dichte. Wiefern nun die Finſterniß herbe, ſauer, bitter, wüthend und wallend, aller Unruhe und Widerwärtigkeit Urheberin iſt, ſo iſt und verrichtet das Licht das Gegentheil. Denn ſobald es mit ſeiner Süßigkeit in die Finſterniß einfließt, ſo wird deren Unruhe geſtillt, ihre bittere Säure und Herbigkeit verſüßt, und ihre Todeseigenſchaften in Leben verwandelt; wo es ſich ihr aber entzieht, alſo daß ſie auf ihre eigene Verkehrtheit beſchränkt iſt, auf ihre Noth und Bedürftigkeit nach dem allein ſelbſtſtändigen Leben, da iſt der bittere Tod vorhanden, oder ſie wird unruhig, tobend und wüthend. Sofern aber dieſelbe Finſterniß des herausgekehrten Lichtes noch mehr beſitzt, ſo geht ſie mit ihm eine friedlichere Verbindung ein, und ihr Sehnen und Wallen macht das Licht liebethätig und kräftig. Von ihm erfüllt, bringt ſie je nach ihrer eigenen Stufe und Art mancherlei Leben und Geſtalt hervor.

§. 11. Aus dem Schooße der unbegreiflichen Ewigkeit, in welcher Gott wohnt, und die Gott ſelbſt iſt, unanſchaulich an ſich für den Verſtand auch der höchſten Geſchöpfe, mithin abſolut unſichtbar, ging hervor als ein harmoniſcher Gegenſatz die erſte, geiſtige Welt, ſichtbar ſich ſelber, und mit ihr die nächſten Stufen des Raums und der Zeit nach der Unendlichkeit, ſammt ihren Unterſtufen oder deren Möglichkeit, abgerechnet was mit dem Weſen der Gottheit an Form und ausgeſprochenen Kräften ſchon in ſeiner Ewigkeit vorhanden war, iſt und ewig ſeyn wird, als göttlicher Gegenſatz des eigenen väterlichen Weſens. Der Geiſt Gottes, der höchſte werkzeugliche Wirker der Dinge, wird uns nach ſeinen Kräften vorgeſtellt unter dem Bilde eines ſiebenſtrahligen Lichtes. Als die kreatürlichen Ausflüſſe und Ebenbilder dieſer Kräfte würden diejenigen ſieben Geiſter anzuſehen ſeyn, welche einige ältere Pneumatologen um den Thron Gottes, alſo auf die Grenze der Endlichkeit ſtellen, und ihnen verſchiedene Namen beilegen. Indeſſen bezeichnen diejenigen Stellen der heiligen Schrift, auf die ſie ſich berufen, mit dem Ausdruck: „die ſieben Geiſter vor dem Throne Gottes,“ den heiligen Geiſt ſelbſt in ſeinen wirkenden Ausgängen (Offenb. 1, 4. Cap. 3, 1. Cap. 4, 5. Cap. 5, 6.), und es müßten dieſes zugleich Winke ſeyn für Dasjenige, was die Tradition hierin behauptet. Anderwärts werden ſieben Engel angezeigt, die vor Gott ſtehen (Offenb. 8, 2; vergl. Luc. 1, 19. Tob. 12, 15.), welche eben dieſelben zu ſeyn ſcheinen, die ſonſt Erzengel, auch große oder vornehmſte Fürſten heißen (Dan. 10, 13. Cap. 12, 1. 1 Theſſ. 4, 16. Jud. 9.) *).

---

*) Man wird uns hoffentlich entſchuldigen, wenn wir

Dieſe wären dann die eigentlichen nächſten Throndiener, während anderwärts die „Erzengel“ auf der Leiter der himmliſchen Hierarchie nach den überlieferten Syſtemen aus den jüdiſchen Schulen eine weit niedrigere Stufe einnehmen, da ihnen noch die „Throne, Herrſchaften, Fürſtenthümer, Gewalten ꝛc.“ (Col. 1, 16. 1 Petr. 3, 22.) vorgeſetzt werden. Jedenfalls liegt in der Zahl des ſiebenfachen Gottesgeiſtes der Urtypus der geſchöpflichen Artung (Specification) bis in die Sichtbarkeit herab, worin ſolcher an demjenigen, was die Alten geocentriſch die ſieben Planeten nennen, nämlich den Hauptkörpern unſers Sonnenſyſtems, deren Wirkung auf unſere Erde am bedeutendſten iſt, und näher noch an den ſieben Farben und Grundtönen, ſich erkennen läßt. Ob unter den eben erwähnten Ausdrücken (Throne, Herrſchaften ꝛc.) beſondere Claſſen von Geiſtern zu verſtehen ſind, oder ob ſolche überhaupt nur die Mächte der unſichtbaren Welt mit ihren höhern und niedern Ordnungen bezeichnen, iſt wegen Mangels zuverläſſiger Auskunft nicht zu beſtimmen, doch möchte das Zweite wahrſcheinlicher ſeyn. Dagegen finden wir bibliſch, außer dem ſiebenflammigen Geiſt der Geiſter und den ſieben Erzengeln, zunächſt dem

---

die Neulehre, daß die Juden ihre ganze Engellehre als einen Wahn erſt aus dem Exil mitgebracht, ſelber für einen Wahn erklären.

Throne oder über und neben ihm ſchwebend, jene Seraphim, die Jeſaias ſah (Cap. 6.), mit ſechs Flügeln, ihre Zahl ſelbſt aber unbeſtimmt; von gewiſſer Zahl aber die vier Cherubim als unter dem Thron oder deſſen Träger, obgleich auch in der Zahl zwei vorkommend (Heſek. 1, 5. ff. Cap. 10, 1. ff. Offenb. 4, 6. ff. 2 Moſ. 25, 18. ꝛc.). Wenn die Seraphim, nach der Etymologie ihres Namens brennende Weſen, die Liebe und den Zorn Gottes andeuten und ausrichten, ſo ſind die Cherubim Sinnbilder oder Repräſentanten ſeiner allmächtigen Weisheit, nämlich in ihrer Vierzahl, als dem Typus des Grundes der Schöpfung, wie die Dreizahl die des Schöpfers iſt, und die aus beiden entſtehende Siebenzahl die Artung des Geſchöpflichen darſtellt. Wir laſſen hier die Zahlen 10 und 22, die in der Kabala näher erörtert werden, bei Seite liegen. Die vier Cherubim aber ſind die eigentlichen Geiſter der Natur, die Cardinalweſen des Schöpfungsraums, die dann in weitern Geſchöpfen ihre Nachbilder haben.

§. 12. Hiernächſt folgen im weiten Raum der Unſichtbarkeit die übrigen Ordnungen der Engel. Nach dem Wink, den der Herr gibt (Matth. 26, 53.), wo er von zwölf Legionen Engel redet, nehmen die Pneumatologen zwölf Ordnungen oder Hauptchöre derſelben an, die denn nach ſechs Dimenſionen oder den Radien der Kugel vertheilt (obgleich ſie auf ihrem Standort nicht unbeweglich ſtehen) zweiundſiebenzig Unterordnungen bilden würden, aber auch nach dem Lager Iſraels (4 Moſ. 2.) ſich unter ihren Fürſten (vier Oberfürſten) in die Vierzahl ſchaaren können. Dieſes, wie der Rang unter ihnen ſelbſt, iſt uns verdeckt. Aber wir reichen nun niederwärts an die uns ſichtbaren Kreiſe, auf welche die obern Welten ihren Einfluß üben, und zwar zunächſt an die Fixſternkreiſe. Allen Fixſternen, die an ſich wiederum nach der Siebenzahl geartet ſind, ſollen geiſtige Bewohner oder vielmehr Begleiter und Regenten zugetheilt ſeyn, und zwar nach den Zwölftheilen des ſichtbaren Himmels zwölf Heere mit ihren Führern; doch iſt bei den Lehrern dieſer Dinge keine Gewißheit zu finden, ob dieſes die zwölf Engelchöre ſelbſt ſeyn ſollen, oder ihnen nachſtehende andre Weſen, die höchſten und mächtigſten der Aſtralgeiſter. Da eins wie das andere möglich iſt, da der Name Engel ſehr allgemein iſt, da tauſendmal tauſend Geiſter dem Herrn dienen, und zehntauſendmal zehntauſend vor ihm ſtehen (Dan. 7, 10. Offenb. 5, 11.), ſo überlaſſen wir dieſes ihm und denen, die ſichere Kunde davon haben können. Vermögen wir über die uns ſichtbaren Fixſterne ſelbſt nichts Vollſtändiges zu erkunden, ſo wird ihr Unſichtbares uns um ſo mehr fürerſt verſchloſſen ſeyn müſſen. Wir gelangen nun an die uns nähere Welt, und laſſen auch den ungeheuern Zwiſchenraum zwiſchen den Fixſternkreiſen und unſerm Sonnenſyſtem, dieſes große Meer der

Waſſer über der Veſte, mit ſeinen muthmaßlichen geiſtigen Bewohnern, die wieder ein eigenes Geſchlecht ausmachen würden, unberückſichtigt.

§. 13. Indem nämlich die Gottheit im Anfang die geſammte Engelwelt erſchuf, ſetzte ſie in den Mittelpunkt unſers jetzigen Sonnenreviers den höchſten und gewaltigſten der Geiſter mit ſeinen Heeren, ihr herrlichſtes Gegenbild, welchen man in ſeinem erſten Stande nach einem Wink der Schrift (Jeſ. 14, 12.) figürlich den Morgenſtern oder Lucifer nennt. In ihm ſollten die Strahlen ihres Lichts, ihrer Liebe und Wonne, durch alle Engelwelten und von ihm rückwärts über ſie alle zur allgemeinen und unendlich ſich mehrenden Seligkeit leuchten. Aber er fiel, und ſeine Schaaren mit ihm, und dieſer Fall offenbarte die wahre Finſterniß und Schwere, in der Abkehr vom göttlichen Licht und ſeiner Geiſtigkeit. Ein großes Chaos mit durcheinander wallenden Elementen beſchloß die Empörer; und als die Schöpferhand es neu geſtaltete, feſſelte ſie dieſe Abtrünnigen mit unſichtbaren Ketten an unſern Planeten und in deſſen Abgründe, und es gab jetzt ein Reich der Finſterniß und der Bosheit neben dem Reich des Lichtes und der Güte. Mit den verſchiedenen Planeten und geordneten Elementen aber ſollen, wie die Lehre der Ueberlieferung oder geheimen Erfahrung ſpricht, außer ihren leiblichen Bewohnern, auch geiſtige Vorſteher und Einwohner derſelben erſchaffen ſeyn; was denn eben ſo wenig unglaublich iſt, als daß auf Erden außer dem Menſchen unzählige Thiere und Thierarten, bis auf die Inſekten und Infuſionsthierchen, die Länder und Elemente ſichtbar bevölkern, ohne daß wir von vielen derſelben den Zweck und Nutzen oder ſelbſt ihr Daſeyn kennen. Die oberſten derſelben ſind nun die eigentlichen ſideriſchen oder aſtraliſchen Geiſter, die man auch die olympiſchen nennt, die Beherrſcher und Begleiter der Himmelskörper unſeres Sonnenſyſtems (außer deren muthmaßlichen leiblichen Bewohnern), alſo beſonders der ſogenannten ſieben Planeten; und weil dieſen letztern ein entſchiedener, theils allgemein wahrnehmbarer Einfluß auf unſere Erde beigelegt wird, ſo lehrt man auch, daß ihren geiſtigen Regenten nach gewiſſen Zeiten oder Jahrhunderten eine wechſelnde Herrſchaft über die Erde zukomme. Von dieſen Sterngeiſtern ſcheint einer der vornehmſten Theile der alten Mythologien ſeinen Urſprung genommen zu haben. Man behauptet auch, daß dieſe Geiſter, ſo wohl wie andere, dem Menſchen erſcheinen können, und gewiſſermaßen ihm unterthan ſeyen, weil nämlich Gott in ihm, als der letzten und höchſten Creatur der zweiten Schöpfung, ſein ſeitdem verdunkeltes Ebenbild dargeſtellt habe, dem nach ſeiner Erneuerung, laut der heiligen Schrift, wieder Alles unterthan werde.

§. 11. Indem wir aber unſerer irdiſchen Umgebung noch näher rufen, wollen wir hier nicht den Geiſt und die Seele des Menſchen, als der unſichtbaren Welt allerdings und vorzugsweiſe angehörig, betrachten, weil darüber anderwärts ausführlich gehandelt wird, ſo wie vom Seelenzuſtand nach dem Tode, und von den unſichtbaren Räumen der Seligkeit oder Unſeligkeit; ſondern mit dieſer Erwähnung uns begnügend wollen wir ein Weniges von den Elementargeiſtern aus den Schriftſtellern anführen, die davon geredet haben. Es ſollen nämlich in Feuer, Waſſer, Luft und Erde verſchiedene geiſtige, mit einem aus den feinſten Theilen des Elements gebildeten Körper wohnen, die große Aehnlichkeit mit dem Menſchen haben und darum auch Elementarmenſchen genannt werden. Sie können ſich, wie man ſagt, ſichtbar und unſichtbar machen, fühlbar werden oder nicht, können feſte Körper, wie Mauern und Felſen, durchgehen, und ſind ſo ein Gemiſche von Geiſtern und fleiſchlichen Geſchöpfen. Sie beſitzen viele eigenthümliche Kräfte und Kenntniſſe, womit ſie von jeher den Menſchen, die mit ihnen umgehen konnten, auch wohl ohne deren Wiſſen, gedient haben ſollen. Sie ſind theils guter, theils ſchlimmerer Natur, theils langlebend, aber ſterblich, theils unſterblich. Viele mythologiſche Figuren, die Nymphen, Faune u. ſ. w. werden zu ihnen gerechnet. In jedem der vier Elemente unſers Planeten gibt es, wie es heißt, von dieſen ſeltſamen geiſtleiblichen

Creaturen ſiebenerlei Arten oder Kreiſe, nach den ſieben Weltkörpern ſpecificirt, und dazu in der Erde noch drei andere, geringere Arten: Kobolte, als die ſchlimmſten, die mit dem Reich der Finſterniß Vieles gemein haben ſollen, Bergmännlein und Zwerge oder Pygmäen. Die Alten haben jene Geiſter unter dem Namen der Genien (Dämonen) begriffen, und darunter wohl vorzüglich die Luftgeiſter verſtanden, die vor andern von großer Weisheit, aber auch oft lügenhaft und unbeſtändig ſeyn ſollen, und von denen man noch jetzt zuweilen Spuren findet, daß ſie ſich den Menſchen nähern und ihnen mancherlei Dienſte leiſten. Hiemit wollen wir unſern kurzen Abriß der unſichtbaren Welt endigen, deſſen Zweck dahin geht, zu erinnern, daß es ein Irrthum iſt, wenn man die menſchlichen Seelen allein für Geiſter hält und ihnen, wie vormals den Teufeln, alle Erſcheinungen und übernatürliche Wirkungen zuſchreibt, vielmehr der allmächtige Gott noch ſehr viel Gattungen von Geſchöpfen mit Verſtand und Willen begabt in die Unſichtbarkeit geſetzt haben kann, und nach ſeinem Worte (z. B. Pſ. 118. Hiob. 38, 7. Cap. 36, 2. 3.) wirklich geſetzt hat, die ſeine Güte genießen, zu ſeiner Ehre und ſeinen heiligen Abſichten dienen. Doch hängen wir noch einen Auszug aus des Bergraths Retzels Schrift über dieſe Weſen (v. J. 1722) an, worin einiges Nützliche nicht verkannt werden wird.

„Wir wollen alſo in der Unterſuchung dieſer Geiſter von den unterſten zuerſt anfangen. — Die Zwerge, wo welche vorhanden, müſſen an ihren Leibern vieles materialiſchen ſubtilen Weſens ſeyn, indem von ihren Wirkungen, Vermiſchungen und Vermehrungen Vieles erzählt, mitunter auch fabulirt wird. *) Wenn ſie aber, wie es ihnen gefällt, erſcheinen, auch wieder verſchwinden, und verſchloſſene Thüren, Mauern und Felſen durchdringen können, ſo muß die Materie ihres Leibes ſehr ſubtil und von ihrem inwohnenden Lebensgeiſte gar geiſtlich gemacht ſeyn; daher ſie auch weiſe und klug ſeyn und in den natürlichen geheimen Künſten viele Erfahrenheit haben ſollen.

„Noch iſt Vieles geſchrieben von Geiſtern, welche man Feldteufel oder unreine Feldgeiſter, und andern auch, die man Kobolte nennt. Jeſ. 31, 11. wird unter andern deren Meldung gethan. Dieſe ſollen gar arbeitſam ſeyn, auch einigen Leuten zuweilen dienen und große Arbeit verrichten. Dieſe müſſen aus einer combinirten geiſtlichen Subſtanz des Erd- und Luftſalzes einen unſichtbaren Leib haben, worin ſie wirken und arbeiten, auch wenn ſie wollen in einer gewiſſen Geſtalt erſcheinen, auch wieder ſich unſichtbar machen können.

---

*) Man vergleiche die Dichterwerke des Mittelalters, namentlich das Heldenbuch.

„Weiter hat man eine Art Geiſter, welche man Bergmännlein nennt; dieſes iſt nicht ohne Grund, und iſt am meiſten den Bergleuten bekannt, welche Viſionen oder Empfindungen davon gehabt. Sie laſſen ſich ſelten in einer gewiſſen ſichtbaren Figur ſehen, mehr aber unter der Erde in den Gruben, wo die Bergleute arbeiten, hören, werden ſonderlich in ſolchen Zeiten gehört, wenn Glück oder Unglück vorgehen ſoll; und wenn nächtlicher Zeit wenige, oder an Feiertagen gar keine Arbeiter in den Gruben oder auf den Hallen angefahren, ſo verrichten ſie ihr Spiel und machen ein Getöne, als wenn Alles mit Arbeitern beſetzt wäre, beſonders auf ſolchen Gruben, wo was Gutes zu hoffen; daher es ſcheint, ſie wollen mit ſolchem vorgeſtellten Getöne die Arbeiter veranlaſſen, daß ſie daſelbſt fleißig arbeiten, und den Segen, welchen Gott dahin gelegt, gewinnen und an den Tag bringen ſollen. Wenn dieſe nicht gereizt werden, pflegen ſie Niemand zu verletzen; wer aber ihrer ſpottet oder ſeinen Hohn über ſie hat, ſelbiger wird ohne ihre Verfolgung nicht bleiben, und im Ein- und Ausfahren öfters von ihnen gedrückt oder beſchädigt werden. Und ſind die Bergleute darin ſehr verſchwiegen, indem ſie dafür halten, daß wenn Jemand zu ſeiner Verwarnung von ihnen geſtraft wird, und derſelbe alſobald, ſonderlich vor dem neunten Tage, davon nachſaget, er ſodann noch vor dem neunten Tage ſterben müſſe. Dergleichen Exempel habe ich ſelber erlebt, geſehen und erfahren, daß Bergleute, welche geſund angefahren, krank wieder herausgekommen, und auf an ſie ergangene Frage, was ihnen fehle, ſolches (vielleicht ohne Vorbedacht) von ſich geſagt, nämlich das Bergmännlein habe ſie gedrückt, oder ſo und ſo vorgehabt; worauf man inne geworden, daß ſolche noch vor dem neunten Tage, ungeachtet ſie bis an ihr Ende gegeſſen und getrunken, dennoch geſtorben, und nach ihrem Tode, da ſie als Todte angekleidet werden, wie gekniffen und gedrückt an den mehrſten Theilen ihres Leibes ausgeſehen. Andre Bergleute, wenn ſie krank aus der Grube gekommen, haben das was ihnen begegnet verſchwiegen, und ſind einige Tage traurig gegangen, bald aber wieder geneſen, und haben zu Zeiten wohl nach dem neunten Tage ſich mehr über das Vorgefallene herausgelaſſen.

„Es mögen aber auch dieſe Geiſter oder Bergmännlein verſchieden ſeyn, indem einige, wenn ſie ſich ſpüren laſſen, oder erſcheinen, Unglück, wieder andre aber Glück bringen. Selten laſſen ſie ſich in einer Geſtalt ſehen; welche aber in der Geſtalt eines Bergmännleins mit einem brennenden Licht erſcheinen, ſelbige bringen Glück, und zeigen an den Orten, wo ſie ſich ſehen laſſen, gute Anbrüche an. Die wenigſte Zeit wird ihre Geſtalt, aber wohl ein blaufunkelndes Licht, als ob Jemand auf den Streſſen damit hinfahre, von ihnen geſehen. Je heller nun das Licht ſcheint, je beſſere Hoffnung hat man von ſolcher Erſcheinung; wenn ſich aber Viſionen von thieriſchen oder gar monſtroſen Geſtalten unter der Erde ſehen laſſen, ſolches bedeutet nichts Gutes, und pflegt groß Unglück darauf zu erfolgen.

„Noch iſt eine Art Geiſter, welche ſich zu den vergrabenen und unter die Erde verſetzten Schätzen hinbegeben, ſolche lieben und verwahren, auch nicht gar gerne von ihnen weichen, mit dergleichen Schätzen auch allerhand Gaukelſpiel treiben.[*]

„Dieſe und alle andre elementariſche Geiſter ſind nicht, wie insgemein dafür gehalten wird, holliſche Geiſter, ſondern unſichtbare Creaturen, welche in dieſer Zeit aus den Elementen entſtanden, und ihr Leben wie auch ihren unſichtbaren Leib aus den Elementen haben, und nach des Elements Eigenſchaft, worin ſie prävaliren, am meiſten auch geneigt und geartet ſind. Einige lieben die Finſterniß mehr als das Licht, welche am meiſten aus der Natur der Erde entſtehen, auch in deren Höhlungen ihre Wohnungen ſuchen, und meiſtens auf der Erde nur zu nächtlicher Zeit wirken, nicht aber allezeit den Menſchen Schaden zuzufügen ſuchen, leicht aber irritirt und dahin bewogen werden mögen, daß ſie Unglück und Schaden den Menſchen oder dem Vieh zufügen. Andre aber ſind boshaftiger, vor welchen man ſich mehr zu hüten, und überhaupt ſolcher Creaturen Geſellſchaft oder Converſation, ob ſie gleich nicht weſentliche Teufel oder Höllengeiſter ſind, zu vermeiden hat, indem man leicht etwas verſehen und von ihrem Umgang ſich Schaden über den Hals ziehen kann.

---

[*] Dieſe ſind jedoch von den Seelen, die bei ihrem verſteckten Geld oder Kleinoden umgeben, wohl zu unterſcheiden, können ſich aber bei ihnen befinden und ihr Leiden vermehren.

„Es haben aber dieſe Geiſter zum Theil gern Gemeinſchaft mit den Menſchen, und wäre zu ihrer Converſation leicht zu kommen. — Da ſie bei den Menſchen in dieſen Elementen wohnen, auch gleiche Weſenheiten wie die Menſchen aus den Elementen mit an ſich haben, und unſichtbar um und neben den Menſchen ſind, ſo können ſie ſich von den Menſchen hören, auch wenn ſie wollen ſehen laſſen, können mit den Menſchen reden, und ihnen die verborgenen Kräfte und geheimen Wirkungen einiger natürlichen Dinge entdecken, ſie zu deren Gebrauch unterweiſen, auch in den Wirkungen elementariſcher Dinge mit behülflich ſeyn. Denn in ihrer geiſtigen Weſenheit können ſie alle Dinge durchdringen, ſolche probiren und erkennen, und davon den Menſchen, mit welchen ſie in Converſation ſtehen, Entdeckung thun.

„Von dieſen Geiſtern, durch welche auch der Satan in ihrer finſtern Qualität wirken und ſein Spiel mit ihnen treiben kann, iſt größtentheils die

Wiſſenſchaft der Zauberei den Menſchen kund gemacht. Denn alle Zauberei *) wird zwar durch natürliche Kraft und Wirkung vollbracht; ſie wird aber auch, ſo weit ſie dem Menſchen zum Schaden gereicht, durch der Seele Impreſſion in Macht der Finſterniß verrichtet. — Die Kunſt der Zauberei zu wiſſen, wäre an ſich nicht ſündlich; ſelbige aber zu der Creatur Schaden oder in finſtern Kräften zu gebrauchen, ſolches iſt ſündlich, weil alsdann der Satan in dem verdorbenen Willen des Zauberers vornämlich mitwirket. Alle Naturkündiger, je nachdem ſie es weit in der Erkenntniß der Natur bringen, werden der Zauberei und ihrer Wiſſenſchaften im Lichte der Natur kundig, müſſen ſich aber deren nicht anders, als es Gott und die gütige Natur zugelaſſen hat, bedienen, viel weniger ſolche ihrem Nächſten zum Schaden gebrauchen. Andern aber auch wird dieſe Wiſſenſchaft von einigen Geiſtern, wie bereits erwähnt worden, geoffenbart; jedoch verſtehen ſolche Zauberer, welche nur ſtückweiſe dieſe Wiſſenſchaft erfahren, ſelber nicht die Kraft der Natur, wiſſen

---

*) Zauberei heißt in allgemeiner Bedeutung nichts anders als Magie, und dieſe kann gut oder böſe ſeyn, je nach ihrer Anwendung. Aus dem, was der Verf. ſagt, erklärt ſich alle gute und böſe Thaumaturgie der heidniſchen Völker und ihrer einzelnen Magier, ohne daß dadurch den evangeliſcher Wundern Abbruch geſchieht.

auch nicht, wie es damit zugehe, daß ein ſolcher Effect von ihrem Procediren erfolgen müſſe, als daß ſie es aus der Erfahrung ſo inne werden. —

„Ferner ſind die unſichtbaren Creaturen, ſo aus dem Weſen des Waſſers entſprungen, und in ſolcher Eigenſchaft prävaliren, wieder wohl etwas reiner, als einige der Erde, nach Eigenſchaft ſolches Elements geworden. Und die Geiſter der unſichtbaren Creaturen der Erde ſind nach der Weſenheit ihrer Leiber zum Theil auch weit von einander unterſchieden; denn nach der Qualität und Reinigkeit ihrer Leiber faſſen ſie von dem in die Erde eindringenden Naturlicht eine Weſenheit ſolches erſchaffenen Lichts, und nach der Quantität ſolches angenommenen Lichts ſind ſie an Tugenden unterſchieden. Die unſichtbaren Creaturen des Elements Waſſer prävaliren dann unter einander wieder mehr wegen der in ihre Eſſenz eindringenden größern Quantität des Lichtſcheins; und die unſichtbaren Creaturen der Luft ſind wieder geſchwinder, hurtiger und fertiger, als jener beiden Elemente Geiſter, und zwar wegen der Subtilität ihrer Leiber, welche ſie aus ſolchen ſubtilen körperlichen Weſenheiten der Luft bekommen. Denn die Luft iſt mit einem unſern Augen unſichtbaren körperlichen Weſen überall angefüllt, in welcher Kraft die Winde eine ſolche große Gewalt ausüben können, und die Vögel von der Luft getragen werden.

„Wie nun das Weſen der Luft Gutes und Böſes, Licht und Finſterniß, in ſich faſſen mag, alſo ſind auch die unſichtbaren Creaturen der Luft nach ihren in ſich gefaßten Qualitäten unterſchieden, gut und böſe. Sie ſind am meiſten um und bei den Menſchen, und mancher Menſch genießt ihre Gutheit und Dienſte unwiſſend. Sie ſind auch um und neben andern ſichtbaren Creaturen, am meiſten aber bei den Menſchen; ſie lieben und haſſen die Creaturen, nachdem deren Wirken und Aufführung ihrem Element angenehm oder zuwider iſt. Von den Wirkungen dieſer Creaturen könnte Vieles geſchrieben und endlich ausgefunden werden, wie vermittelſt ſelbiger alle Phantaſien, ſowohl die reellen als die nichtigen, in Träumen oder ſonſt, Menſchen und Vieh vorgebildet, und ſo Gutes und Böſes, auch falſche und nichtige Verſtellungen den Menſchen imprimirt werden mögen. — So unterſchieden die Complexionen der Menſchen gefunden werden, als einige aufrichtig und ernſthaft, andre falſch, kurzweilig oder gaukelhaftig: von ſolchen Arten und natürlichen Miſchungen finden ſich auch ſolche Geiſter in der Luft. Einige bilden den Menſchen im Schlaf durch Träume Wahrheiten, andre wieder Lügen, Gaukeleien und Narrentheidungen vor; andre haben Wohlgefallen, durch allerhand vorbildende Figuren und Gleichniſſe ſolchen Menſchen, welche ſie lieben, von einer Sache Beſchaffenheit, oder was einem an Glück oder Unglück begegnen werde oder nahe bevorſtehe, Offenbarungen zu thun, welchen der

Menſch nachdenken und ſie errathen ſoll. Denn die Geiſter der Luft durchgehen und wiſſen Alles, was in der Weite der Welt geſchehen iſt, können auch aus Vielem abnehmen, was geſchehen und ferner vorgehen werde.

„Mir ſelbſt iſt es mehrmals widerfahren, daß, wenn an einer Sache mir gelegen geweſen, und ich dahin meine Gedanken öfters gewendet, mir guten Theils in Träumen davon ſolche Figuren vorgekommen, oder dergleichen vorgebildet werden, woraus ich den Ausgang deſſelben colligiren und errathen mögen. Wenn ſich auch Feinde und Verfolger ſinden, wie mir leider noch täglich gar viel begegnet, welche mich bei meinen Obern belogen und verleumdet, und mir zu mehrern Malen nach Gut und Ehre getrachtet, oder ſonſt was Widriges gegen mich aufzubringen geſucht haben: ſo iſt mir ſolches die meiſte Zeit durch Träume, vor- oder nachher kund geworden, und ſolche genaue Umſtände dabei vorgefallen, daß ich aus dem Erfolg nachher völlig abnehmen können, was vorgegangen, und von wem und vermittelſt welcher dieſes oder jenes bewerkſtelligt worden; welches ich nur dergleichen Genien zuzuſchreiben vermag.*) Und ſolchem Genius, durch welchen man mehrmals Wahrheiten erfahren, hat man mehr Urſache zu trauen; und obgleich auch von andern, falſchen oder gaukleriſchen Genien dann und wann Gaukeleien mitunter vorgebildet werden, ſo muß man ſuchen das Gute von dem Böſen zu unterſcheiden, und die einem bekannten Umſtände mit den gehabten Träumen und darin vorgekommenen Abbildungen zu conciliiren.

---

*) Hier entſteht die große Frage, ob ein ſolches Vorherſehen, ob Warnungen, Entdeckungen und dergl. von einem Genius, welcher Art und Natur er

„Noch iſt mehrmalen mir auch ſelbſt begegnet, daß, wenn zu Zeiten unterſchiedene und mehr als

---

auch ſeyn mag, herrühren müſſen, oder ob die menſchliche Seele durch ihren eigenen Geiſt und ihr anerſchaffenes Licht von ſelber dazu gelangen kann. Beides wird möglich ſeyn und ſich ſtets zutragen; wo der innere Menſch für ſich ſchon hellſehend iſt, da bedarf es keines fremden geiſtigen Eingebens, er iſt ſein eigener Genius; im entgegengeſetzten Fall muß ihm ein ſolcher die Augen öffnen. Letzteres iſt bei den höchſten Weiſſagungen, wie bei den bibliſchen Propheten, hauptſächlich anzunehmen; ſie redeten durch den heiligen Geiſt. Die Seele kann auch ihre eigenen Wahrnehmungen in ſymboliſche Bilder kleiden. Jene beiden Möglichkeiten finden auch Statt bei Wahngeſchichten und irrigen Einbildungen, welche von körperlicher Unordnung, von krankhaftem Nervenreiz und aufgeregter Leidenſchaft allein herrühren können; obgleich nicht zu berechnen iſt, wieſern ſich hierbei das Geiſterreich mit einmiſcht.

gewöhnliche Zuſchriften und Erſuche von Patienten bei mir einlaufen wollen, denen ich mit ärztlichem Rath oder mit meinen ſelbſterfundenen Medicamenten willfahren ſollen, und ich nächtlicher Zeit oder gegen Morgen erwacht bin, ich unter meinen in oder nächſt meiner Schlafkammer vorhandenen Gläſern und medicinischen Gefäßen ein ziemliches Raſſeln und Umkehren geſpürt, und wachend bei guten, völligen Gedanken gehört habe. Dergleichen Regungen mehr auch andrer Wege mir paſſirt ſind, welche Wirkungen ich keinem ſonſt zuzuſchreiben weiß, als dieſerlei Geiſtern, welche ihr Geſpiele darunter zu treiben pflegen. —

„Weil ſolche Geiſter, ihrer ſubtilen und unſichtbaren Leiber wegen, in ihrem Naturlicht ſchneller, auch heller und weiter judiciren mögen, wie die in den dicken und gröbern Weſenheiten des Fleiſches und Blutes ſubſiſtirenden Lebensgeiſter thun können: ſo ſuchen die guten Genien ſolcher Menſchen, mit deren Complexion ſie am meiſten verwandt oder natürlich einerlei ſind, ſie auch allerwege zu ſecundiren, durch Träume oder ſonſt vor Unglück zu warnen, *) oder auch das ihnen bevorſtehende Glück zu Zeiten vorher anzuzeigen und ſie damit in Freude zu ſetzen; die Gaukelei liebende Geiſter aber trachten mehr dahin, die Menſchen mit vorbildlichen Träumen zu

---

*) Wer denkt hier nicht an den Genius des Sokrates.

turbiren, vergeblich zu erſchrecken, oder ihnen falſche Freude zu machen. Noch wird den Menſchen auf viel andre Weiſe durch dergleichen Geiſter Nutzen oder Schaden zugefügt, als im Spiel, auch andern Verrichtungen mehr, welches hier auszuführen zu weitläufig fallen würde. —

„Wir ſind verſichert, daß das Element der Luft alle Qualitäten der andern Elemente am erſten in ſich faſſe und am meiſten in ſich hege, alſo der elementariſchen Geiſter, ob ſelbige gleich in den Qualitäten der andern Elemente prävaliren, doch die meiſten in der Luft ſubſiſtiren, und unſern Augen unſichtbar darin ſchweben und wirken. Wie denn die Luft als ein unſichtbarer, mithin geiſtiger Körper, alle Figuren der in dieſelbe ausgeſprochenen guten und böſen, nützlichen oder unnützlichen Worte und Werke der Menſchen in ſich faſſet, und ſolche weſentlich bis zum Tage des Gerichts aufhebet. Dieſes ſind die Bücher, welche an dem großen Gerichtstage aufgethan, und woraus die Menſchen, jeglicher nach ſeinen Werken, gerichtet werden ſollen ꝛc.

„Von den Geiſtern des Feuers wollen wir noch dieß Wenige anführen, daß ſie, aus einem Gemiſche des erſchaffenen Lichts beſtehend, auch anderntheils von der Weſenheit der Materie participiren, und darin eine große Gewalt haben, auch am meiſten in der Luft ſubſiſtiren, und auf Erden den Menſchen öfters viel Gutes erweiſen, leicht aber von denſelben durch deren böſe Thaten erzürnt werden können. Uebrigens mögen ſie in ihrem Naturlicht aller natürlichen Weisheit kundig ſeyn, und können zu vieler Erkenntniß den Menſchen Anleitung thun, ihnen ſowohl in Träumen, als auch ſonſt, vernehmliche und erkennliche Ideen vorſtellen, ſich auch mit in das natürliche Lebensfeuer eines Menſchen einmiſchen, und durch die Complexion ſolcher Menſchen zur Erkenntniß einiger verborgenen Dinge wirken."

Dem Leſer bleibt überlaſſen, aus dieſer Darſtellung anzunehmen, was ihm beifallswürdig ſcheint, und jedenfalls die nöthige Lehre und Ermahnung, auch bei der bloßen Möglichkeit, daraus zu ſchöpfen. Mancherlei möchte ſich dadurch erklären, und unter andern ſich ergeben, daß nicht alle Erſcheinungen der erlöſenden Fürbitte bedürftig, wohl aber die ſchlimmern von jenen Gattungen durch die Kraft des Gebets zu entfernen ſind. Einſender will hier noch erwähnen, was ihm vor langer Zeit von einem aufgeklärten Arzt mitgetheilt worden. Nämlich in Hannover, woher dieſer gebürtig war, ſoll ſich in einem Hauſe ein unſichtbares neckiſches Weſen haben ſpüren laſſen, das die Hausbewohner *Pickmänchen* nannten (wahrſcheinlich verdorben aus *Pygmachen*). Dieſes richtete allerlei Spuk an, theilte Schläge aus; wenn man es erzürnte, machte den Fußboden ſchwanken, und hielt ſich beſonders zu dem jungen Sohn des Hauſes, der es herbeilocken und mit ihm reden konnte. Vielleicht weiß ein Leſer Näheres davon zu berichten.

— v —

Die entvölkerte Geiſterwelt.

Anhang zum vorigen Aufſatz.

Dr. Jak. Matter in ſeiner ſehr gelehrten und umfaſſenden gekrönten Preisſchrift: „Kritiſche Geſchichte des Gnoſticismus ꝛc.“ (A. d. Franz. von Dörner, Heilbronn 1833) äußert zuweilen viel Bewunderung über die reich ausgeſtatteten und ſcharfſinnigen Syſteme der ſogenannten Gnoſis, nebſt andern Anſichten, die man nicht völlig theilen kann. Die Gnoſtiker waren im Durchſchnitt, bei allen guten Eigenſchaften einzelner Häupter und ihrer Schüler, überkluge Phantaſten, deren Synkretismus nur ſelten mit dem Rechtglauben zu vereinigen war, weil er des wahren Grundes der Weisheit ermangelte, und ſelbſtbeliebige Träumereien an die Stelle der beſcheidenen Forſchung im Geiſt und in der Wahrheit ſetzte, daher nicht richtiger bezeichnet werden konnte, als mit dem Ausdruck des Apoſtels (1 Tim. 6, 20): „falſchbenannte Gnoſis“, und von den „katholiſchen“ Vätern mit Recht bekämpft wurde. Mancher großen Thorheit, ſo wie des Unſittlichen und ſogar Läſterlichen in dieſem Chaos einer ſich ſelbſt widerſprechenden, höchſt wandelbaren Theoſophie, nicht weiter zu gedenken. Hätten dieſe Erkenner wirkliche Erkenntniß beſeſſen, und nicht blos bunte Gelehrſamkeit und ſelbſtthätige Phantaſie, ſo würden ſie ſtatt ihrer wichtigen Allegorien die wahre Typologie gefunden und die Theologumena des Morgenlands und Aegyptens auf eine weit ſtandhaltendere Weiſe gewürdigt und dem Chriſtenthum, ohne ſie mit ihm zu vermengen, unterordnend angepaßt haben. Doch verdient der Verfaſſer ſelbſt und ſein Ueberſetzer das ehrenvolle Zeugniß, daß ihnen das Chriſtenthum ungleich mehr als all jener gnoſtiſche Plunder gilt. Denn das „Pleroma“ iſt wirklich oft nichts Beſſeres.

Zugleich hat Matter vollkommen Recht, wenn er am Schluſſe ſeines Werks über die Leerheit der höhern Wiſſenſchaften unſerer Tage im Vergleich mit der Fülle von Ideen und (wenn auch falſcher) Beſtimmungen des Gnoſticismus, der wenigſtens den guten Willen einer befriedigenden Poſitivität an den Tag legte, bitter klagt. Er ſagt unter andern: „Die neuere Pſychologie hat nicht Einen Schritt weiter gethan in den großen Fragen, womit ſich die Pſychologie der Gnoſtiker beſchäftigte. Wohl hat ſie die Kräfte und Fähigkeiten unſerer Seele, eine um die andere, beſſer beobachtet, erörtert und beſchrieben — aber befragen wir uns bei der Wiſſenſchaft unſerer Tage, was die Seele ſey, woher ſie komme, wohin ſie gehe, wie ſie mit ihrer Hülle verbunden ſey, wie ſie davon ſich unterſcheide, ſo wird unſere Wiſſenſchaft, ſo wortreich bei den kleinen Fragen, ſtumm bleiben bei den großen." — „Unſere Philoſophie iſt nicht Philoſophie; es gibt gar keine mehr; es gibt nur Skepticismus, und ſelbſt der Skepticismus iſt nicht mehr was er ſeyn ſollte: er führt nicht mehr zum Glauben." Ferner: „Indem ſie von den irdiſchen Geiſtern zu den himmliſchen, von der Pſychologie zur Pneumatologie aufſtieg, erzählte die Gnoſis dem Menſchen die Geheimniſſe einer Welt voll zahlloſer Weſen. — — Wie arm erſcheint unſere Pneumatologie neben einer ſolchen Wiſſenſchaft: Eigentlich haben wir gar keine Pneumatologie mehr; denn all unſer Wiſſen über die Geiſter beſteht nur noch in einigen Begriffsbeſtimmungen. Allein, giebt es wirklich höhere Geiſter, oder gibt es keine? Und wenn es gibt, wie ſind ſie beſchaffen, was treiben ſie, in welchem Verhältniſſe ſtehen ſie zu den Menſchen? Ueber dieſe Fragen weiß unſere Pneumatologie nicht mehr was ſie ſagen ſoll. Ohne Kunde von den guten Geiſtern hat unſere Wiſſenſchaft ſich der böſen Geiſter gleichfalls entledigt, und für uns hat die Dämonologie, die den Alten ſo viele Räthſel löste, aufgehört zu ſeyn. Allein die Fragen ſind noch da, und ihr Daſeyn bezeugt laut die inconſequente Oberflächlichkeit unſerer Lehren", u. ſ. w.

Die Wahrheit dieſer Bemerkungen iſt offenkundig. Allein hier hätten wir mit dem würdigen Verfaſſer um einen Punkt zu rechten, den er ſelber vernachläſſigt zu haben ſcheint, und durch den er ſeinem verdienſtvollen Werk noch größern Werth verſchafft haben würde. Bei ihm ſtehen einander nur gegenüber die Rationaliſten und diejenigen Gnoſtiker, deren Geſchichte er geliefert hat. Beide meinen die Gnoſis zu beſitzen, jene indem ſie läugnen und zerſtreuen, dieſe indem ſie ſammeln und bauen nach Willkür. Beide bleiben daher in der Peripherie hängen, wir aber haben uns vor allen Dingen in das Centrum zu ſtellen, zu welchem der Weg uns geöffnet iſt. Dieſe dritte oder Centralwiſſenſchaft eignen wir uns durch einfache aber vollſtändige Annahme der heiligen Offenbarungsſchriften des alten und neuen Iſraels zu, und verbinden damit, unter dem kritiſchen Beiſtand ihres Geiſtes, Alles was Vorwelt und Mitwelt uns über höhere Wahrheiten an die Hand geben. Durch dieſe wahre Gnoſis (denn das Wort iſt ehrwürdig und neuteſtamentlich) werden wir im Stande ſeyn, ſowohl die öde und ausleerende Vernunftklugheit, als die Grillen der Aftergnoſis zu ſchlagen und zu verſcheuchen. Und dieſe eigentliche Wiſſenſchaft hat ſich der Geſchichtſchreiber der Geheimlehren vor allen Dingen eigen zu machen, um über ſeinen Gegenſtand zu richten und ihn gründlich pragmatiſch zu behandeln. Er muß ſelbſt erſt Theoſoph, Gnoſtiker, Myſtiker, oder wie man es nennen mag, ohne eigenes, ohne anderes Syſtem als das in ſeinen Grundlagen gegebene ſeyn, und wird alsdann, wenn er durch dieſes lange aber freundliche Studium einen gewiſſen Grad klarer Einſicht erlangt hat, weder verſchmähen, was ſelbſt in der falſchen Gnoſis als ein erborgter Schimmer einigen Werth hat, noch bewundern, was es nicht verdient. Auf den Felſen der Erleuchtung durch den Glauben gegründet, welchen er durch innere Demuth erſtiegen hat, und nur durch ſie behaupten kann, ſieht er dann die Schulen und Geheimlehren des ganzen Alterthums zu ſeinen Füßen liegen, und wenn er gleich ihren hiſtoriſchen Zuſammenhang (zu welchem Bücher wie das Matteriſche ſehr behülflich ſind) nicht ganz zu entwirren vermag, ſo entdeckt er doch ihre geiſtige Verwandtſchaft, und was ſie eigentlich haben ſagen wollen, in welchen Stücken ſie ſich ausgezeichnet, wie ſie geſunken, verdorben und erblindet ſind; was die Nachzeit (wie in den Gnoſtikern) wieder von ihnen blindlings aufgegriffen hat, um brüchige, unſtäte Syſteme aufzurichten; was die Katholiker an den Häretikern und Gnoſtikern mit Recht oder auch mit Unrecht getadelt haben; endlich wie ſich das Gute der ethniſchen Weisheit mit der chriſtlichen in eine beſcheidene, fruchtbare Verbindung bringen läßt. Dieſem Studium hatte zum Theil das Mittelalter, zumal das Teutſche, ſich gewidmet, und es ſind reiche Bruchſtücke davon in den vielen myſtiſchen und magiſchen Schriften auf uns gekommen, die es hervorgebracht hat, und die nach der Reformation wieder mancherlei Fortſetzungen fanden. In dieſer magiſch-myſtiſchen Literatur muß nächſt der Bibel der Hiſtoriker der höhern Richtungen und Verirrungen des menſchlichen Geiſtes wohl bewandert ſeyn, und wird hier Material genug für Pſychologie, Pneumatologie, Dämonologie, zuſammengehäuft finden, das nur der ſondernden Hand und eines wachſamen Fortſpeculirens in den Vorfallenheiten der Tage bedarf. Der fertige Ausbau einer unendlichen Wiſſenſchaft iſt in der Zeit nicht zu erwarten, manche Theile nicht zu veröffentlichen; aber als Beitrag dazu dürfen ſich wohl auch dieſe Blätter anſehen laſſen, die man nebſt den ihnen verwandten Schriften nur nicht ignoriren oder beſeitigen muß, um dann über unſere Armuth an poſitiven pneumatiſchen Kenntniſſen Beſchwerde zu führen. Allerdings redet Matter von der heutigen öffentlichen Schulwiſſenſchaft, und tarirt ihre Entvölkerung des Geiſterreichs nach Verdienſt. Ihre reine Vernunft ſieht vollkommen aus wie ein reiner Nachthimmel ohne Mond und Sterne. So wenig dieſer möglich iſt, ſo wenig gibt es eine leere geiſtige Welt, Will man ſie aber mit Thatſachen füllen, ſo wird über Aberglauben geſchrieen, und etwa lieber wieder zu dem Pleroma der Gnoſtiker oder zu den zahlloſen Nebelweſen der Buddhiſten gegriffen, oder zu den „dünnen, durchſichtigen Jemanden“ des göttlichen Meiſters Epikur.

Wir wollen alſo, in Matters gerechte Klagen einſtimmend, gleichwohl nicht wie die Pſeudognoſis, Geiſter machen; denn was ſind ihre Aeonen anders als göttliche Schatten ohne Weſen? oder entſtellte Hypoſtaſen? oder ihr Demiurg anders als ein verkrüppelter Gott, aus dem ſie die Unvollkommenheiten dieſer Welt ganz lächerlich erklären will? Sondern wir wollen, nächſt der unerſchaffenen hochgelobten Trias, deren weſentliche geiſtige Creaturen wieder aufſuchen, wie ſie die Bibel und ältere und neuere Erfahrung uns kennen lehrt, jene unzähligen Schaaren und Mächte, welche die ſkeptiſche Philoſophie aus den Räumen der unſichtbaren Natur ſadducäiſch verbannt hat. Wir wollen uns dafür ſelbſt von Theologen Geiſterſeher ſchelten laſſen, nachdem ſie bloße Körperſeher geworden ſind, die nämlich alle Ekſtaſen, Offenbarungen, Erſcheinungen, Beſeſſenheiten, bloß aus einer Ueberſpannung oder Zerrüttung der Nerven zu erklären wiſſen, und die Wunder zu Gemeinheiten herabwürdigen, die ihnen kein geſunder Menſchenverſtand verzeihen kann.

O die Schule iſt entſetzlich arm! Wenn man ihr aber ein Almoſen geben will, ſo wird ſie beleidigt, und ſpricht: „Ich bin reich, und habe gar ſatt, und bedarf nichts — und weiß nicht, daß ſie (mit all ihrem Kopfbrechen) iſt elend und jämmerlich, arm, blind und bloß.“

— p —

Die kleine Kraft.

Im 3. Cap. der Offenbarung Johannis V. 8 heißt es: „du haſt eine kleine Kraft." Es iſt von guten Auslegern anerkannt, daß unter dem Bilde der Philadelphiſchen Gemeinde, von welcher dieſes geſagt wird, die durch die Reformation entſtandene, alſo inſonderheit die evangeliſch-proteſtantiſche mit ihren verſchiedenen Zweigen, zu verſtehen ſey. Das Wort Kraft oder Macht (δύναμις) kommt häufig im N. Teſtament von der Wundergabe vor z. B., Luc. 8, 46. C. 9, 1.) Nun iſt es gewiß, und beſtätigend für jene Anwendung, daß in keiner Periode der Kirchenzeit, und faſt in keiner Kirche, die Wunder ſeltener geweſen ſind, als hier. Dieſem Wundermangel geht eine andere Erſcheinung zur Seite, die zum Theil ſein Grund iſt, nämlich der Mangel des Glaubens an Wunder und die Wunderſcheu, auch unter denjenigen Proteſtanten, die feſt an das Wort der Erlöſung glaubten oder noch glauben, und die in beiden Teſtamenten erzählten Wunder buchſtäblich für wahr halten. Der Rationalismus trieb endlich die Sache aufs Aeußerſte mit ſeiner Läugnung und natürlichen Erklärung der Wunder. Jene Glaubigen aber erklärten die Wunderloſigkeit der ſpätern Zeiten und rechtfertigten ihren Widerſpruch gegen neue Wunder damit, daß ſie behaupteten, die Wunder ſeyen anfangs nöthig geweſen, um unter den verheideten und zur Abgötterei geneigten Iſraeliten dem Geſetz, und unter den wunderſüchtigen Juden und den Götzendienern oder Verbildeten der Heidenwelt dem Evangelium Eingang zu verſchaffen; ſie ſeyen einmal für immer als Beweiſe der Allmacht des Einen wahren Gottes und der Ankunft des Gottesreichs geſchehen, und noch zu unſerer Ueberzeugung in der heil. Schrift urkundlich aufbewahrt; ſonach ſeyen keine neuen Wunder nöthig, und es geſchehe kein Wunder mehr.

Sie hatten hierin einigermaßen Recht; denn wären die Wunder allzeit ſo nothwendig geblieben, wie im Anfang, ſo hätte Gott ihr Verſchwinden oder ihre Verminderung nicht zugelaſſen. Der Glaube mußte durch die Probe gehen, und die Werke mußten praktiſche Gültigkeit erlangen: „Selig ſind, die da nicht ſehen und doch glauben.“ Aber der Grund iſt damit noch nicht erſchöpft, zumal die Urſache, warum es ſeit der Kirchenreformation ſo leer an Wundern geworden, und die Behauptung, es gebe keine Wunder mehr, iſt falſch; in allen Zeitläufen der Kirche hat ſich der wunderthätige Glaube einzeln geregt, und neue Beiſpiele zur Beſtätigung der bibliſchen geliefert.

Nachdem die Wundergabe wirklich abgenommen hatte, endlich die Kirche mehr und mehr dieſer Gnaden durch den Verluſt des ſeligmachenden Glaubens unwürdig geworden war, und ſich deren gleichwohl noch im Großen rühmen wollte, während ſie ſich nur noch hier und da an wahrhaft frommen und heiligen Menſchen äußerten: ſo fehlte es nicht an erlogenen Wundern und Gaukelſpielen, womit man den Unwiſſenden Haufen blendete, und zwar bloß in der unerlaubten Abſicht, die klerikaliſche Herrſchaft zu befeſtigen. Wahre und falſche Wunderthaten wurden hierbei zuſammengerafft, um ſich mit ihnen und mit kanoniſirten Wunderthätern zu ſchmücken; da aber des Unächten weit mehr als des Aechten hierunter war, ſo geſchah es durch ein verdientes Gericht, daß die Gabe gleichen Schrittes zurückgenommen, der Betrug entdeckt, und der Widerſpruch endlich ſo weit getrieben wurde, wie wir oben geſehen haben. In dieſem theilweiſen Unglauben ſelbſt lag die Schwächung der Wunderkraft, und er ward eben deßwegen zugelaſſen, damit die Wunder ausgingen, und wurde dagegen ein Muſter von Chriſten und chriſtlichen Gemeinden aufgeſtellt, welche ohne ſichtbare Mirakel ihren Heiland und durch ihn die Seligkeit alſo ſuchten, daß ſie lediglich im Glauben und nicht im Schauen dieſem Ziele zuwandelten.

Darum ſollte nun dieſe Kirche eine kleine äußere Kraft haben; allein weil der Menſch die Dinge ſtets zu übertreiben und die Meinung Gottes zu überbieten geneigt iſt, ſo ſetzte er an die Stelle der ihm verkündigten kleinen Kraft zuletzt in Lehre und Leben eine gänzliche Unkraft, ein abſolutes Unvermögen, das weder Gottes Wille war, noch ſein Wort mit ſich brachte. Dieß geſchah denn, wie erwähnt iſt, auf doppelte Weiſe, durch die Satzungen des vermeinten Rechtglaubens, und durch diejenige Lehre, welche, um allem ſinnlichen Wunder zu entgehen und zur Ehre einer ſelbſtgemachten überſinnlichen Religion, ſich gerade durch die Sinnlichkeit, nämlich durch die natürliche Vernunft und gemeine Erfahrung, gefangen nehmen läßt.

Inzwiſchen iſt das Wunderleben aufs Neue, wenn auch nur noch von ferne, durch göttliche Schickung rege geworden, weil der Unglaube der Zeit, ſo gut wie der der ältern Juden und Heiden, neuerdings Zeichen bedarf. Sie kommen nicht gleich in vollem Maaße; denn Gott wünſcht allezeit den Glauben und nicht das Schauen zur Gerechtigkeit anrechnen zu können. Fahren wir aber in jenem zweifachen Irrthum fort, ſo ſchwächen wir die uns neu angebotene Kraft und widerſtreben der göttlichen Abſicht. Denn ſogar jede gemeine Kunſt kann nur Derjenige ausüben, der ſich das Vermögen derſelben zutraut, und wer nicht glaubt gehen zu können, kann keinen Fuß vor den andern ſetzen. Die Abſicht Gottes iſt aber weder Wunderſucht noch unbedingte Annahme aller vorgeblichen Mirakel; ſondern daß wir prüfen, Unterſchied machen, das Falſche verwerfen, aber wenn wir unläugbar Wahres finden, es glauben und annehmen, und uns dadurch ſtärken ſollen, um vielleicht auch ſelbſt noch Gaben zu empfangen, deren Ablehnung Sünde werden kann. Die Zukunft wird es lehren. Denn wir werden an gute und böſe Wunder glauben müſſen, weil beide offenbar ſeyn werden. Und wenn der Herr auf der einen Seite die Juden tadelt, daß ſie immer nur Zeichen verlangten, bei denen ihr Sinn ungebeſſert bleiben konnte, ſo ſchilt er auf der andern Seite ſeine Jünger wegen ihres Kleinglaubens. Sind wir nun wirklich ſeine Jünger, ſo wird uns das Wunderweſen, zu welchem wir wenigſtens in der Ewigkeit beſtimmt ſind, gewißlich nicht ſchaden, und ſein Geiſt wird uns die Wahrheit von der Lüge unterſcheiden lehren, zumal wenn wir das geſchriebene Wort dabei zur Richtſchnur behalten. Wir ſind als ſolche verpflichtet, uns nach der uns geſchenkten Einſicht der Sache anzunehmen, auf die Gefahr, uns mit dem Aberglauben zu verfeinden, und von dem Unglauben verſpottet zu werden. Wir ſind es deßwegen, weil, gleichwie Gott neue Wunderkräfte von fern her ankündigt, alſo die Gemüther zu einem geſunden Urtheil darüber vorbereitet werden müſſen, um die Geiſter prüfen zu können, und zu wiſſen, welche Zeichen von Gott ſind oder nicht. Denn es handelt ſich nicht allein davon, fähig zu ſeyn, Gaben und Kräfte zu empfangen, ſondern vielmehr noch, ſolche zu richten, welches auch eine Gabe iſt, die aber durch Begabte kann eingeleitet werden. Geſichte, Weiſſagungen, ungemeine Wirkungen und Erſcheinungen, gehören alle in dieſes Reich. Um es recht zu faſſen, und alle Täuſchung zu vermeiden, müſſen wir Phyſiker ſeyn, gute Pſychologen, gründliche Schriftkenner, und uns nicht irren laſſen durch eine läugnende Weisheit, welche keinen Boden hat, und eine Thorheit iſt bei Gott.

„Du haſt eine kleine Kraft.“ Wer dieſes bloß von Kräften der niedern Natur, etwa der Beredſamkeit oder ausgedehnter Herrſchaft verſtehen wollte, würde ſehr irren. Die Kräfte der höhern und niedern Natur begegnen ſich zwar und verbinden ſich oft, ähneln auch einander, ſo daß man ſie verwechſeln könnte, daher man um ſo gerüſteter gegen ſolche Mißgriffe und Verführungen ſeyn muß. Aber es iſt hauptſächlich von geiſtlichen Gaben die Rede, deren Abgang der Herr dadurch erſetzen will, daß er ſelbſt will die Thür der Wirkſamkeit äußerlich und an den Herzen öffnen, ſo daß Niemand ſie zuſchließen kann. Im apoſtoliſchen Zeitalter brach ſich der ausgegoſſene Geiſt mittelſt übernatürlicher Kräfte ſeine Bahn. Bis ins 7te und 8te Jahrhundert hin verlor ſich durch den Widerſtand des alten Menſchen ſeine ſeligmachende und mit ihr ſeine wunderthätige Wirkung nur allzu ſehr. Im Abendland ſtand bald hernach die Miſſion ſtille; im Orient und gegen Mittag löſchte gar ein Lügenprophet das Licht des Reiches Gottes aus, und ſetzte ſeine Zeichen an die Stelle der wahrhaftigen. Dann fand jener wahnſinnige Gedanke Raum, gleich ihm die Welt mit dem Schwerte zu bekehren, und das Schwert konnte zwar den Tod aber kein Leben bringen. Dieſer Terrorismus, der ſelbſt nicht hatte, was er dem Namen nach geben wollte, ſtritt vergeblich durch das ganze Mittelalter, äußerte ſich auch unter andern in den grauſamen Hexenproceſſen, und brachte bloß durch die Lenkung des verborgenen Gottes hin und wieder geſegnete Früchte. Das wahre Chriſtenthum gewann durch ihn wenig neues Land, und büßte viel altes Beſitzthum ein. Seine öffentlichen Kriegswunder konnten die weſentlichen nicht erſetzen; dieſe flüchteten ſich in die Einſamkeit, und es trat gar im Laufe der Kreuzzüge und anderwärts heidniſch böſe Magie an ihre Stelle, in den Kirchen aber viel Fabelwerk. Man ward endlich der Meinung, die Juden und Heiden ſollten nicht bekehrt werden, und dieſe ſeltſame Idee vererbte ſich noch in den neuen Prädeſtinatismus der antipapiſtiſchen Gemeinden. Aber ſie berichtigte ſich, und neue Sendboten gingen in die neuentdeckten Erdſtriche aus, und haben bis heute, nicht ohne den Kampf, aber ohne die Wunder der erſten Apoſtel, bloß durch das Wort und durch den unſichtbaren Beiſtand eines göttlichen Pförtners, Millionen zum ewigen Heil geführt. Sie haben eine kleine Kraft; aber ihr Eifer, ihre Ausdauer, ihre geiſtlichen Siege, ſind dennoch eine Kraft, und zwar eine mehr denn natürliche. Wie nun? iſt es undenkbar, daß der, welcher ſtets derſelbe iſt, zum Lohn und zur Vollendung des angefangenen großen Werks auch noch äußere Wunderkräfte hinzuthun könnte? zumal wo ſich offenbare ſataniſche entgegenſtellen, wie die Kenner der Miſſionsnachrichten wiſſen werden? Gewiß nicht, und die letzte Zeit wird und muß reich an außerordentlichen Gaben ſeyn, die unter dem Hohn der Selbſtweiſen, aber auch zu ihrer Beſchämung, ſchon wirklich im Anzug ſind. Eile Niemand, ſeine kleine Kraft mit einer größern ſelbſtwillig zu vertauſchen; es muß uns Alles gegeben werden, und dieſes geſchieht nach der Ordnung der Geduld. Wer da ſuchet, der ſuche in der Schrift und mit der Schrift; wer da bittet, der bitte im Namen Jeſu Chriſti, wer da anklopfet, der überhöre nicht ſein Anklopfen, und thue erſt ihm die Thür auf; ſo wird einem Jeden gegeben werden, nachdem er es tragen kann, aber die Aftergeheimniſſe werden zugleich mit der Anmaßung einer verwegenen Vernunft, welche ſich ſelbſt Eintagskränze flicht, vor ſeinen Augen als Nebel verſchwinden. Du haſt eine kleine Kraft; freue dich ihrer, aber verſchmähe nicht die größere. Denn du würdeſt dich durch deren Ablehnung verantwortlich machen, wenn der Herr ſie an dir brauchen kann. Läugneſt du aber ihre Möglichkeit und ihren Nutzen an dir oder an Andern, ſo lehnſt du ſie ſchon voraus ab, und entkräfteſt dich ſelbſt und die dir folgen.

— 8 —

Bemerkung über den einfältigen Glauben.

Es gibt viel fromme Chriſten, welche verſichern, daß ihr einfältiger Glaube ihnen genüge, und die daher von den dunklern Gegenſtänden der Lehre, welche mehr zur Philoſophie des Glaubens als zu den ſeligmachenden Wahrheiten gehören, nichts wiſſen wollen. Dieſe Chriſten thun ſehr wohl, indem ſie das Maaß ihres Berufs und ihrer Gaben erkennen, und ſich hüten wollen, es zu überſchreiten. Darin liegt aber auch die Pflicht, ſich des Urtheils über Dinge zu enthalten, die Andern zu erforſchen gegeben ſind, und über die Forſcher, die in der Hauptſache eben auch nur einfältige Chriſten ſind, nämlich mit der Einfalt und unzertheilter Liebe, welche der Apoſtel (2 Kor. 11, 3.) fordert, an Chriſto hangen, daneben aber noch eine weitere Aufgabe beſitzen. Dieſe beſteht darin, zur Befeſtigung des Glaubens und zur Freude an den Wegen und Werken Gottes, zur Warnung vor theoretiſchen und praktiſchen Irrthümern, und zu manchem andern heilſamen Zweck, durch tieferes Gründen im Lichte der Wahrheit, behülflich zu ſeyn. Einen andern Grund kann freilich Niemand legen, als der gelegt iſt, Chriſtus. Aber er iſt ſo unendlich in ſeinem Weſen und in ſeinem Wirken (denn er iſt ja das Wort, durch welches alle Dinge ſind), Offenbarung und Natur ſind ſo unausforſchlich, und ſo wenig doch umſonſt, auch in unbedeutend ſcheinenden Nebenſtücken, daß hier das eigentliche, immerwährende Geſchäfte des denkenden Chriſten zu ſuchen iſt, welches in inniger Verbindung ſteht mit dem Werk der Beſſerung und Heiligung, das ein Jeder durch Ergreifung der göttlichen Gnade an ſeinem Herzen zu verrichten hat. Setzen wir den Fall, daß einem einfältigen Chriſten, wie er ſich nennt, etwas Ungewöhnliches, etwas Wunderartiges begegnet, wovor er die Augen nicht verſchließen kann, das ihn aus dem Geleiſe ſeines ruhigen Ganges herauswirft, die Zufriedenheit und Bequemlichkeit ſeines innern Lebens antaſtet, wird er nicht entweder der Trägheit in ſeinem vorigen Zuſtande ſich beſchuldigen müſſen, oder doch Rath ſuchen bei einem Verſtändigern als er ſelbſt iſt? Wohl ihm, wenn er ſeine Zuflucht zu Gott im Gebet nimmt; aber Gott will nicht bloß für den Fall der Noth, plötzlich durch ein Wunder, Licht gewähren; dieß thut er nur, wenn andre Hülfe uns verläßt, und gebraucht auch hiezu, oft nach langem Hülfeſuchen, ſeine unterrichtetern Werkzeuge. Daß es nun ſolche gebe, daß ſie ſelbſt ſolche ſeyen für den Fall der Noth, dafür haben alle Diejenigen zu ſorgen, denen Geiſtestalente und Wiſſenſchaften verliehen ſind. Sie haben ſich umzuſehen in allen Heimlichkeiten des Worts und in allen Winkeln der

Erfahrung, Oel zu ſammeln ununterbrochen für ihre Lampen in der Finſterniß dieſer Welt, um ſich ſelbſt und Andern zu leuchten, auch mittheilen zu können von dem Ueberfluß ihres Vorraths, der ihnen täglich gemehrt werden wird, weil „wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe.“ Zu dieſem Zweck, und mithin zu Gottes Ehre, ſollen Forſchungen und Nachrichten dienen, wie dieſe Blätter darbieten, folglich den „einfältigen Chriſten“ ſelbſt zu gut kommen. Richtet nicht!

— 0 —

Ueber ein Wort des Paracelſus.

Theophraſtus Paracelſus ſagt in ſeiner Schrift de occulta philosophia (Ausgabe ſeiner Werke Straßburg 1616, Thl. 2. S. 298): „Magica iſt an ihr ſelbſt die verborgenſte Kunſt und größte Weisheit übernatürlicher Dinge auf Erden; und was menſchlicher Vernunft unmöglich zu erfahren und zu ergründen iſt, das mag durch dieſe Kunſt Magica erfahren und ergründet werden. Denn ſie iſt eine große verborgene Weisheit, ſo die Vernunft eine große öffentliche Thorheit iſt. Darum wäre auch gut und hoch vonnöthen, daß die Theologi auch etwas wüßten davon zu ſagen" u. ſ. w.

Unſtreitig hat P. das blos von der Anwendung der Vernunft verſtanden, die zu natürlichen Dingen kein Menſch entbehren kann. Unter Magie aber verſteht er die ganze höhere oder geheime Philoſophie, die bei verſchiedenen Völkern verſchiedene Namen führt, ſich mit den drei Reichen der Dinge, dem elementariſch-körperlichen, dem ſeeliſch-aſtraliſchen und dem geiſtig-göttlichen, zugleich beſchäftigt, und in Theorie und Praxis zerfällt. Von dieſem ganzen andern Theil des Wiſſens, den die Vorzeit neben der niedern Wiſſenſchaft cultivirte, und den unſer negatives Studium als einen Auswuchs zurückſtößt, urtheilt die Vernunft, eben dieſem Studium ausſchließlich ergeben, wie der Blinde von der Farbe. Sie hat es blos mit der Erſcheinungswelt, mit der ſinnlich wahrnehmbaren zu thun, und ſucht ſelbſt die Bruchſtücke, die wir von jenem höhern Wiſſen beſitzen, und was uns davon im Chriſtenthum als das Höchſte aufgegangen iſt, wie es kein Magismus der Vorwelt beſeſſen hat, in den Kreis ihrer Senſualtheorie herabzuziehen. Daher gibt es für ſie keine Wunder, als die der gemeinen Natur; die Kräfte und Wirkungen unſers innern Menſchen ſind ihr am Ende nur unſelbſtſtändige Produkte der feinſten Materialität, oder wenn ſie ſchonender verfährt, der innere Menſch ſelbſt ein Unerkennbares, für die Wiſſenſchaft nicht Geeignetes, ob er ihr gleich beſtändig zum Werkzeug ihrer läugnenden Demonſtration dienen muß, und ſie legt ihm willkürlich Eigenſchaften und Erzeugniſſe bei, die nur dazu nützen können, das ganze höhere Reich der Dinge zu zernichten. Sie hat ſich ſo weit verſtiegen und erkühnt, Gott, die Quelle alles Daſeyns, zur bloſen ſubjectiven Vorſtellung zu machen, und wenigſtens müſſen alle geiſtige Weſen außer ihm, und alle ihre Erſcheinungen, ſammt aller göttlichen Offenbarung, die ſinnenweltliche ausgenommen, bloſe Geſchöpfe der Einbildung unerleuchteter Menſchen ſeyn. In ihrer Seelen- und Geiſterlehre ſpielt die Phantaſie faſt die alleinige Rolle, von einigen Krankheiten, als Statiſten und ſtummen Gehülfen, begleitet, und dieſelbe hat nicht einmal die Beſcheidenheit, ſich in dem verzweifelten Monolog: „Seyn oder Nichtſeyn“ zu bewegen, ſondern will uns glauben machen, ſie ſey die einzige hervorbringende Potenz aller angeblichen körperlichen Weſen. Dieſe, ſofern ſie ſich zeigen, ſind projicirte Wahngebilde, und ſofern ſie unſichtbar von einem Menſchen Beſitz nehmen, ſo heißt es, die Krankheit werde von den Nervenpatienten als etwas Fremdartiges empfunden. daher für einen inwohnenden Geiſt gehalten; dieſer gewinne Geſtalt, Handlung, Sprache, durch die poetiſchen Gaukelkünſte der Einbildungskraft. Es ſey ein geträumtes Drama.

Ob es nun nicht eine große öffentliche Thorheit iſt, entweder das ganze geiſtige Reich für ein Unding zu achten, oder ſeine Aeußerungen, wiewohl ſie den Grund unſerer Religion bilden, nach ſomatiſchen Erſcheinungen und niedern Analogien zu erklären, iſt Gott im Himmel bewußt. Es iſt noch mehr, es iſt Blasphemie, weil das Wort Gottes zur Lüge gemacht wird. Auch unſer inneres Weſen iſt für unſern Körper etwas Fremdartiges, zumal da ſeine Anſprüche und Geſetze mit denen des letztern oft in großem Widerſpruch ſtehen; mithin iſt es nichts als Nervenkrankheit, zu glauben, daß man eine ſelbſtſtändige Seele oder einen Geiſt beſitze, und ſie wird am leichteſten dadurch heilbar ſeyn, daß wir gleich den

Thieren, die auch nichts von ihrer Seele wiſſen, und keine höheren Beweggründe des Handelns als ihre Triebe kennen, lediglich den Anforderungen und Leidenſchaften unſerer äuſſern Natur folgen. Das moraliſche Gefühl iſt ein Wahn, ein Nichts, ein Fremdartiges, das wir heilen müſſen, und vollends die Idee von einer geiſtigen Offenbarung des vielleicht vorhandenen geiſtigen höchſten Weſens, mit ihren geiſtleiblichen Wundern, Weiſſagungen, kurz allen ihren Uebernatürlichkeiten, weil es keine Uebernatur gibt. Man ſehe, wohin dieſe, auf ſich ſelbſt zurückgezogene, ſinnliche Vernunft conſequenterweiſe geräth, und frage ſich, ob ſie etwas anders ſey, als eine öffentliche und offenbare Thorheit. Conſequenz iſt gewiß in dieſem Syſtem, zumal wenn es zum gänzlichen Materialismus fortwächſt, und jede theilweiſe Ermäſſigung deſſelben iſt unfolgerecht oder für daſſelbe gar zernichtend. Es iſt thieriſch conſequent in ſich; ob mit andern unläugbaren Wahrheiten, die jenſeits der Thierheit liegen, übereinſtimmend, iſt eine andere Frage. Wir möchten aber doch wiſſen, ob die gergeſeniſchen Schweine, in welche die Teufel fuhren, auch Nervenpatienten waren, die ſich etwas einbildeten, oder ob die evangeliſche Nachricht von der fremdartigen Potenz, welche die Heerde in's Waſſer warf, eine Fabel iſt.

In der That, es iſt betrübend, eine Vernunft, welche ſich der ihr angewieſenen Stellung nicht zu beſcheiden weiß, und anſtatt einer brauchbaren Magd, Fürſtin in der Wiſſenſchaft ſeyn will, ſo ohne Scheu und ohne Widerſtand öffentlich die Gemüther tyranniſiren zu ſehen. Indeſſen wir ſind Fleiſch und unter die Sinne verkauft; der ſinnliche Menſch nimmt nichts Geiſtiges an, es iſt ihm eine Thorheit, weil er geiſtig will gerichtet ſeyn, und er merkt nicht, daß ſeine Weisheit die wahre Thorheit iſt. O über die ſüße Knechtſchaft! Knechte denn nur fort, aber folgerecht, und fort und fort, und ſiehe, wohin du kommſt. Indeſſen möchten wir noch Eins fragen, nämlich ob die Bekenner dieſer gergeſeniſchen Philoſophie, die nichts Fremdartiges in ihren Grenzen dulden will, glauben, ſofern ſie eine individuelle Unſterblichkeit glauben, ſie werden ihre umgekehrte Logik nach dem Tode mit hinübernehmen, und gleichfalls geltend machen können in einem Lande, wo ein anderes Geſetz als das der Sinnlichkeit herrſcht?

— * —

Wie man den Wald vor Bäumen nicht ſieht,

und

über Nikolai's Phantaſmen.

Es iſt ein Buch erſchienen, betitelt: „Aeltere und neuere Geſchichte des Glaubens an das Hereinragen einer Geiſterwelt in die unſrige; in Beziehung an [?] eine Fortdauer der Seele nach dem Tode, an [?] Engel, Mittelgeiſter, Geſpenſter, Vorboten und Teufel. Beſonders aus den Meinungen nichtchriſtlicher Völker gezogen von Ernſt Simon. Zweite Auflage. Heilbronn a. N. J. D. Claßiſche Buchhandlung. 1831. 516 S. 8." Die erſte Auflage hat Referent nicht geſehen.*) Die Einleitung fängt alſo an: „Wenn die allgemeine Beiſtimmung der Völker in einer oder der andern Meinung ein vollwichtiger Beweis für die Wahrheit derſelben wäre, ſo müßte der Lehrſatz vom Daſeyn der Geſpenſter gewiß ſehr gegründet ſeyn; denn es iſt kein Volk in einem Winkel des Erdbodens, das, beſonders im Finſtern, nicht vor dieſen Schattenbildern zurückbebt, welche ſeine Phantaſie erfunden und ſeine aberglaubiſche Furcht ausgemalet hat. Aber wie nichtig iſt ein ſolcher Beweis dem Menſchenforſcher, der die erſten Keime der räſonnirenden Vernunft ſorgfältig auffaßt und deſſen (weſſen?) Schritte bis zur Morgendämmerung einer werdenden Aufklärung unpartheiiſch ausſpäht? Hier zerſtiebt dieſer fürchterliche Popanz in Nichts, wird ein Gegenſtand entweder des Gelächters oder Mitleids, und bleibt für künftige Zeiten ein entehrendes Schandmahl der Geiſtesverirrungen der Sterblichen." — Wir lernen hier, daß der allgemeine Conſens nichts beweist, und dieſen verneinenden Grundſatz mußte freilich der Verfaſſer voranſtellen, weil ſein Buch ein fortlaufendes Zeugniß für die Sache und gegen den Autor iſt. Wir wollen alſo fragen: Erſtlich, hält ſich der Verfaſſer für klüger als die Millionen Menſchen aus allen Völkern und Zeiten, die ſein Buch umfaßt, und die er ſelbſt nur aus Büchern kennt, oder die es nicht umfaßt, weil er ſie nicht kennt oder nicht kennen will, und die ohne die Thorheiten verfinſterter Wildlinge zu theilen, ein „Hereinragen einer Geiſterwelt in die unſrige" für möglich halten? und was berechtigt ihn dazu? Zweitens, tritt nicht derſelbe Fall des allgemeinen Conſenſes ein bei dem Glauben an eine Gottheit (ſey es mono- oder polytheiſtiſch), bei dem moraliſchen Gefühl (ſo entſtellt es auch hier und da ſeyn mag), bei allen prioriſtiſchen Begriffen? Folglich wird auch dieſer Glaube, dieſes Gefühl, dieſe Begriffe, bei der „Morgendämmerung einer werdenden

---

*) Es exiſtirt auch wahrſcheinlich keine.

Aufklärung“ verſchwinden müſſen. Uns will es daher bedünken, daß die prioriſtiſche Negation, oder was gleichbedeutend, die Aufklärung des Verfaſſers, ein wahres Geſpenſt, d. i. ein ganz nichtiges Ding, und in Verbindung mit dem von ihm ſelbſt geführten hiſtoriſchen Beweis wunderbar als alle Geſpenſter, ein wahres Monſtrum der Logik iſt. Sein Satz lautet nämlich, ſofern er verſtändlich iſt, ſo: Obgleich alle Menſchen (die „aufgeklärten“ ausgenommen) einverſtanden ſind, daß es Geſpenſter oder geiſtige Erſcheinungen gibt, ſo iſt doch der unpartheiiſche Menſchenforſcher nicht damit einverſtanden, weil ſeine particulare Morgendämmerung ſämmtliche Phantome der allgemeinen Erfahrung und Ueberzeugung verſcheucht, ſie belacht oder bemitleidet, und ſie für entehrende Schandmahle der Geiſtesverirrung erklärt. In der That, ein ſehr unpartheiiſcher Menſchenforſcher!

Aber wir irren; der Verfaſſer hat einen ſtringenten Beweis für die Unpartheilichkeit ſeines Menſchenforſchers. Er beſteht darin: „Selbſt die Verſchiedenheit der Begriffe, die faſt ein jedes Individuum von einem Geſpenſte ſich macht, legt den Ungrund dieſes eiteln und ſchädlichen Glaubens an Tage“ (zu Tage, oder an den Tag, ſagt man auf Teutſch). — Wie? alle Völker machen ſich verſchiedene Begriffe von der Gottheit, legt dieß auch den Ungrund des Glaubens an eine Gottheit zu Tage? oder weil ich und viele

Leute nicht wiſſen, wie der Verfaſſer ausſieht, und uns verſchiedene Vorſtellungen von ihm machen, iſt er darum nicht vorhanden?

Alſo 1) weil alle Völker Geſpenſter glauben, und 2) weil faſt ein jedes Individuum ſich einen verſchiedenen Begriff von einem Geſpenſt macht — darum gibt es keine Geſpenſter. Quod erat demonstrandum.

Nun wird es aber doch zu allererſt nöthig befunden, ſelbſt zu wiſſen, was ein Geſpenſt iſt oder ſeyn ſoll. Darum heißt es ferner: „Unmöglich wird man ſich aus den unendlichen Verworrenheiten, die ſich hier in Weege legen“ (in den Weg legen) „herausſpinnen, und zum echten und wahren Ziel gelangen können, wenn man nicht wenigſtens über die geläufigſten Begriffe vom Weſen eines Geſpenſts ſich zuſammen vereinigt, und einverſtanden hat.“ — Wenn das, was hier dem Verfaſſer aufs Herz fällt, nicht das Zuvorgeſagte wieder aufhebt, ſo zeigt ſich doch bei näherer Beſichtigung, daß er eine vergebliche Frage aufwirft, auch mit Unrecht eine Verſchiedenheit der Begriffe von einem Geſpenſt bei Völkern und Individuen behauptet, indem er vielmehr von verſchiedenen geiſtigen Weſen zu reden gehabt hätte, die bei einem oder dem andern Volk geglaubt und gefürchtet worden und noch werden, wie er auch wirklich hernach thut, oder die verſchiedenen Individuen erſchienen ſeyn ſollen. Verſchiedene Species kann man nicht unter Einen ſpecifiſchen Begriff bringen. Er kommt aber hiebei auf einen dritten Beweis gegen das Daſeyn der Geſpenſter. Die Unwiſſenheit, beſonders in der Naturlehre, ſchafft ſie, oder wie er ſich unter anderm ausdrückt: „ſo lange die Natur in ihrer aufhellenden Blöße ſich uns nicht aufdeckt (!) — ſo glauben wir Geſpenſter. Dieſe bekannte Behauptung, die bis auf einen gewiſſen Punkt wahr iſt, wird von da an wieder falſch, und von eben da, nämlich von der Grenze des Materiellen und Bewußtlos-geiſtigen an, oder jenſeits derſelben, gilt der umgekehrte Satz: Die Unwiſſenheit in der Naturlehre läugnet die Geſpenſter. Denn daß es eine höhere, eine geiſtige Natur gibt, widerſpricht nur der Materialiſt; gibt es aber eine ſolche, und nehmen wir ihr Daſeyn an, ſo iſt es unvernünftig, ihre Eigenſchaften, ihre Aeußerungen, ihr Vermögen, das ſich zu dem der niedern Natur wie Kraft zur Unkraft verhält, ununterſucht zu verwerfen, ſich dagegen beſtändig auf die niedere Natur zu berufen, und ſo die Kraft aus der Unkraft, oder um letzterer willen das „Hereinragen“ der erſtern für Aberglauben zu erklären. Man ſpricht immer nur von Verkennung der niedern Natur, und die iſt in vielen Fällen möglich und wahr; warum aber nicht auch von Verkennung der höhern Natur und ihrer Nähe? eine Verkennung, die doch gleich möglich und weit leichter ſeyn muß, weil ihr Gegenſtand verborgener iſt. Alſo das dritte Argument, ab ignorantia, iſt zwar nicht ſo unlogiſch wie die beiden erſten, aber es bleibt zwiſchen Himmel und Erde hängen und reicht bei weitem nicht aus; es fällt auf den Demonſtrator mit dem Gewicht der Unendlichkeit zurück, und zerſchmettert ſeinen irdenen Syllogismus.

Sofort rechnet der Verfaſſer nach dem Völkerglauben unter die Geſpenſter: Engel, Teufel, Seelen von verſtorbenen Menſchen, Thierſeelen, gute und böſe Elementargeiſter, und ſagt, ſeine Abſicht ſey, alle Geſpenſtergattungen oder vielmehr den Glauben an dieſelben in dieſer Schrift abzuhandeln, und macht nach Obigen ſeine Eintheilung. Er hat aber ſein Vorhaben in dieſem Bändchen noch lange nicht ausgeführt.

Die Wortſache iſt nun einfach die: unter dem Ausdruck Geſpenſt läßt ſich entweder jede Erſcheinung aus der immateriellen Welt begreifen, oder es läßt ſich nach dem gewöhnlichern Sprachgebrauch darunter inſonderheit eine abgeſchiedene Seele verſtehen, welche wie man ſagt, ſpukt, umgeht, ſichtbar oder ſonſt wahrnehmbar wird. Aber auch die Engel Geſpenſter zu nennen, iſt ein ganz ungewöhnlicher, dem Ref. noch nicht vorgekommener Sprachgebrauch, deſſen er ſich nimmermehr bedienen möchte.

Die vorliegende Abhandlung hat eilf Capitel. Sie iſt reich an Literatur und dadurch brauchbar (einige confuſe Citate und Druckfehler abgerechnet), aber arm an geſundem Urtheil, und manchmal wie die Einleitung übel ſtyliſirt. Das hier vorgetragene aufkläreriſche Syſtem iſt veraltet, und weil es ſonſther bekannt iſt, ſo halten wir uns im Ganzen nicht weiter dabei auf. Das erſte Capitel, von den Meinungen und Begriffen über des Menſchen Seele und ihren Zuſtand nach dem Tode, fängt mit einer beſtialiſchen Schilderung des rohen Naturmenſchen an, vor deren Anerkennung als des normalen Urſtandes des Menſchen, und nicht als einer Ausnahme durch Verwilderung, uns Gott bewahren wolle. Alles geht hier auf den bekannten Stufen vom Nichts zum Etwas, wobei man zu ſehen glaubt, wie ein Hund oder Bär von ſich ſelbſt zum Menſchen dreſſirt wird. Das zuſammengehäufte Material iſt gleichwohl intereſſant genug, und der Verf. hätte bei ſeiner groſſen Beleſenheit beſſer ſich blos das Verdienſt eines Sammlers als eines Philoſophen zu erwerben geſucht. Wichtig iſt die Lehre von der eigentlichen Ekſtaſis, dem Seyn auſſer dem Leibe, die ſich entſtellt bei vielen Völkern findet. Dem Verf. iſt ſie natürlicherweiſe ebenſo unbedeutend, als was er ſonſt Pſychologiſches von wahrem Werth findet, z. B. die richtige Theilung des innern Menſchen in zwei verſchiedene Subſtanzen, eine denkende und eine empfindende (Geiſt und Seele), bei den Chineſen (S. 21). Was hilft aber alle Büchergelehrſamkeit und Völkerkunde, wenn man fähig iſt zu ſagen (S. 27): „Dieſer Glaube (an Fortdauer) geht bis ins graueſte Alterthum, wo der Menſch noch kaum zu denken anfing"? Wann gab es doch ein ſolches Alterthum außer der Einbildung des Verf. und ſeiner modernen Autoren? Er miſcht daher Gutes und Schlechtes, Verſtand und Aberglauben aus den Völkerlehren über das Seelenleben durcheinander. Allerdings iſt bei den verwilderten Nationen des Wahns mehr denn der Wahrheit; aber des Philoſophen Aufgabe iſt, die Goldkörner der letztern überall herauszuſcheiden. Weil nun die Unſterblichkeitslehre bei jenen mit den verſchiedenſten, oft lächerlichſten Vorſtellungen und Gebräuchen verbunden iſt, welche der Verf. wie aus einer großen Bibliothek zuſammenträgt, ſo fragen wir: Iſt darum auch die Unſterblichkeit ein Wahn? Nach obiger Art zu ſchließen muß dem alſo ſeyn. — Bei dem Schickſal des Menſchen nach dem Tode kommt natürlich auch die Lehre von der Seelenwanderung vor, mit viel Allegaten ausgeſtattet, deßgleichen die Begriffe von Seligkeit und Verdammniß, von der Dauer der letztern, von der Fürbitte für die Todten u. ſ. w. Nun folgt: „Von dem Urſprung und der Entſtehung des Geſpenſterglaubens" — nämlich wie insgemein, aus lebhafter Phantaſie, Träumen und nervöſen Affectionen, wobei nichts Neues zu lernen iſt. — Doch das Buch verdient eher gelegenheitlich benutzt zu werden, wie ein Realkatalog, als daß wir es hier weitläufiger zergliedern ſollten. Es iſt eine auf den Windfüßen der ſogenannten Aufklärung ruhende, nicht allzu geſchickte, und in ihren Citaten oft unzuverläſſige Compilation, die ſich mit Nutzen gebrauchen läßt, aber wohl geſichtet ſeyn will.

Weil auch Nikolai's Phantasmen (S. 127 ff.) eingeführt werden, ſo wollen wir hier zum Schluß, um gelegenheitlich auch zu unterrichten, ſo weit es uns verliehen iſt, Einiges darüber folgen laſſen. Das Bilderſehen eines Nikolai, Blake und ähnlicher Patienten, hat eine entſchiedene und eine zweifelhafte Seite. Das Entſchiedene dabei iſt eine Oeffnung und Aufregung des innern Geſichts, die für dieſes Individuum im Vergleich mit ſeinem geſunden Befinden abnorm, zufolge eines kranken Nervenzuſtandes, daher durch leibliche Mittel dergeſtalt heilbar iſt, daß das innere Auge wieder zugeht, oder mit andern Worten, daß dieſes Sehvermögen und ſein Sehen aufhört, und das Individuum nichts mehr ſieht und hört, als ſinnliche Gegenſtände, wie zuvor. Das Zweifelhafte bei der Sache iſt, daß, weil das innere Geſicht oder imaginative Vermögen nicht blos leidend ſondern auch handelnd und ſchaffend iſt, es ſowohl Objecte aufnehmen als ſubjective Vorſtellungen projiciren kann, und nicht allzeit im Stande iſt zu unterſcheiden, was es objectiv wahrnimmt oder nur ſubjectiv wahrzunehmen meint, was es empfängt oder ſelbſt bildet, ebenſo wenig die, welche über ſolche Geſichte von außen her urtheilen ſollen, obgleich ſich mitunter Kriterien der Wahrheit oder des Wahns ſinden laſſen. Anders verhält ſich's mit ſolchen Individuen, in deren eigenthümlicher Organiſation bereits die Aufgeſchloſſenheit des ſeeliſchen Sehvermögens als normale Gabe von Natur liegt, und die bei völligem Wohlbefinden geiſtige Objecte ſehen, die man daher abnorm und krank machen müßte, um ihnen das Vermögen zu nehmen, um ihr ſeeliſches Auge zu verſchließen. Dieſe Perſonen ſind mehr empfangend als hervorbringend, ſehen wahrer und unvermiſchter, zumal wenn es einfache, kindliche Gemüther ſind, bei denen ſich keine Eigenmacht des innern Sinnes hervorthut, und wenn ihre Lebensart, Stand und Beſchäftigung ähnlicher Art iſt. Auch andere Perſonen, deren Organiſation und Gemüthsart dem Sehen nur nicht widerſtreitet, ſind deſſelben fähig, am meiſten wenn ſie nicht daran denken, alſo paſſiv ſind, und wenn ihnen dadurch etwas geſagt werden ſoll, wozu ſie eben für den Augenblick paſſiv gemacht werden. Die welche von einer ſolchen Anlage und Beſchaffenheit Anderer keinen Begriff haben, weil ſie anders organiſirt ſind, halten dieſelben für wahnſinnig, thun ihnen aber eben ſowohl Unrecht, als wenn ſie die Möglichkeit einer andern Fertigkeit läugnen wollten, weil ſie ihnen ſelbſt nicht beiwohnt. Aber auch die ſubjectiven Viſionen ſind nicht immer falſch. Abgerechnet daß es Bilder ſeyn können, die ſich durch objective Einwirkung, ohne wahre Erſcheinung, in der Seele vermöge deren Mitthätigkeit geſtalten, ſo kann dieſe auch außerdem unter gewiſſen Bedingungen alles Geweſene, und nicht minder das Zukünftige, in ihrem Spiegel anſchauen, als wenn ſie es leibhaftig vor ſich hätte. Daher kann ein Blake im Wachen, oder ein Anderer im Traum, verſtorbene Könige, Helden und ſonſtige Perſonen in ihrer vormaligen Geſtalt ſehen, ohne daß ihre Schatten ihnen gegenwärtig wären; im Reich des Geiſtes hört Entfernung der Zeit und des Raums auf. Es ſind aber hiebei auch noch andere Möglichkeiten vorhanden. Aehnlich wie jene Normalen verhalten ſich die Ekſtatiſchen in ihrer ſeeliſchen Iſolirung und ihrem innern Wohlbehagen, mögen ſie magnetiſirt oder auf andre Weiſe in ihren ungewöhnlichen Zuſtand gekommen ſeyn, der, weil er für ihr gewöhnliches Leben unnatürlich iſt, zuweilen eine Deſorganiſation genannt wurde. Es giebt aber dabei überall Grade der Reinheit, Paſſivität und Klarheit, ſo wie Grade der Ekſtaſe und des Doppelwachens, auch des Traums; daher unterliegen die meiſten Geſichte einzeln einer verſtändigen, nicht läugnenden aber prüfenden Kritik, die uns auch das N. T. bei denjenigen anzuwenden befiehlt, welche in heiliger Begeiſterung reden. Es gibt endlich Seher von ganz beſonderm Beruf, denen durch göttliche Gabe die Augen des Geiſtes hell geöffnet werden, und dieſe ſind alsdann über das menſchliche Urtheil erhaben und ganz untrüglich. Sie ſehen allerlei Gegenſtände, Entferntes, Vergangenes und Zukünftiges, und erhalten wahrhaftige Erſcheinungen aus der unſichtbaren Welt. Ob und wiefern man ſich zu dieſem Vermögen durch Willen, Gebet, Uebung oder gewiſſe geheime Mittel befähigen könne, ſteht hier nicht weiter zu unterſuchen; es iſt genug, daß ein ſolches höheres Wahrnehmungsvermögen mit ſeinen Verſchiedenheiten überhaupt vorhanden iſt. Um aber daſſelbe gänzlich zu läugnen, dazu gehört erſtlich die Verwerfung aller hiſtoriſchen Autorität, und zweitens die Verwerfung der heiligen Schrift, gegen deren unumſtößliches Anſehen auch in dieſem Stück, ganze Bibliotheken der Aufklärerei eitel Plunder und Betrug ſind. Es gibt kein jämmerlicheres Ding als die negative Pſychologie; wenn ſie ihr Syſtem ausgeſponnen hat, ſo bleibt ein Bißchen Erde und ein Nichts übrig.

— p —

Mittheilungen

aus

dem Gebiete des innern Schauens, aus Preußen.

Von Herrn Dr. St–k.

1. Beobachtungen über das Vermögen des „zweiten Geſichts“ oder Todten-Vorſchau.

Erſte Beobachtung.

Die nachfolgenden Mittheilungen aus dem Leben einer Seherin betreffen eine ſchlichte Bauersfrau, genannt Dorothea Schmidt, geb. Kaarmann aus Götz, einem Dorfe, welches 1½ Meile von Brandenburg, nach der Gegend von Potsdam zu, entfernt liegt. Dieſe Frau iſt jetzt 55 Jahre alt und ſeit 30 Jahren in Wuſt, einem dicht bei Brandenburg gelegenen Dorfe, verheirathet. Die Mutter derſelben litt ſehr häufig an Hyſterie und ſtarb auch in einem Alter von 78 Jahren bei nervöſer Schwäche in einem hyſteriſchen Krampfanfalle; ſie hat, ſo viel ich durch das Ausforſchen erfahren konnte, nie Spuren von dem Vermögen des zweiten Geſichts gezeigt. Der Vater der Frau Schmidt war ſtets geſund, nur liebte er den Trunk und erhängte ſich in einem Zuſtande von Betrunkenheit. Die Frau Schmidt ſelbſt iſt von mittlerer Statur, nicht eben ſtark gebaut, von geſundem Ausſehen; ihre Augen haben jedoch ein eigenthümliches Anſehen; ihr Blick iſt umſchleiert und doch ſcheint in dieſem Schleier ein Funken zu glimmen, ſo daß der Blick bisweilen ſtechend wird. Ihr Weſen iſt ſtill, freundlich, ſanftmüthig, duldſam, beſonders zeichnet ſie ſich durch ein religiöſes Gemüth und durch Beleſenheit in der Bibel und im Geſangbuche aus. Bei einer Krankheit vor einem Jahre hatte ich Gelegenheit, öfters die Ruhe und Kraft zu bewundern, welche ſie aus ihrer eigenen Religioſität geſchöpft hatte. Ihre Kinderjahre gingen ohne Krankheit vorüber; im funfzehnten Jahre litt ſie an Tympanie und anderen periodiſchen Unterleibsbeſchwerden, die auf die Bildung der menses zu beziehen ſind. Ob ſie ſchon damals Spuren ihrer jetzigen Divinationsgabe beſeſſen habe, weiß ſie nicht gewiß, jedoch behauptet ſie, damals oft viele Geſtalten des Nachts geſehen, aber wegen ihrer Unerfahrenheit und aus Furcht, für abergläubig gehalten zu werden, nicht darauf geachtet zu haben. Der erſten deutlichen Viſion iſt ſie ſich aus ihrem achtzehnten Jahre bewußt, in einer Zeit, wo ſie ſehr oft an Krämpfen und an der ſogenannten Mutterplage litt, welche, nebſt andern ſtets zunehmenden Beſchwerden auf ein baldiges Erſcheinen der Menſes hindeuteten, die auch im neunzehnten Jahre, obwohl ſehr ſchwach, eintraten und für die ganze Lebenszeit nur ſchwach blieben. Obige Viſion iſt nun folgende: Als achtzehnjähriges Mädchen ging ſie einſt von ihrem Geburtsorte Götz nach einem anderen Dorfe Feben, welches 2 Meilen näher an Potsdam liegt, um ihre dort wohnende Tante zu beſuchen. Als ſie Mittags 12 Uhr einen Wald durchſchreitet, welcher einen Hügel vor dem, im Thalgrunde an der Havel liegenden, Dorfe bedeckt und von mehreren Kreuzwegen durchſchnitten iſt, ſieht ſie plötzlich, ohne daß ſie vorher auf dem zu überſehenden Kreuzwege etwas bemerkt hätte, einen Reiter auf einem Schimmel heranreiten, beide jedoch ohne Kopf und zwar ſo, daß die bunte Pferdedecke den Theil des fehlenden Kopfes bedeckte. Vor Erſtaunen bleibt ſie ſtehen und ſieht die Erſcheinung ungefähr einen guten Schritt von ihr vorbeireiten, ſo daß ſie Alles genau unterſcheiden kann und an dem Anzuge des Reiters in ihm den Gutsherrn vom nahe liegenden Dorfe Kemnitz mit ſeinem Leibſchimmel erkennt. Sie ſieht der Erſcheinung auf dem Kreuzwege nach und will ſogar das Pferdehufes Stampfen gehört haben; als aber der geſpenſtiſche Reiter zu einem zweiten Kreuzwege gekommen iſt und ſie immer weiter nachſehen will, iſt derſelbe ſpurlos verſchwunden, obwohl der Weg noch weiter vollkommen zu überſehen war. Zweifelnd, ob dieſer geſpenſtiſche Reiter eine Erſcheinung außer ihr oder eine Geſichtstäuſchung geweſen ſey, kommt ſie bei ihrer Tante an, welche ſie jedoch nach der Erzählung der Viſion auslacht und beruhigt. Sie ſelbſt aber wurde ſeit dieſer Zeit ernſter und aufmerkſamer auf ſich, beſonders da acht Tage nach dieſer Erſcheinung der bis dahin ganz geſunde Gutsherr von Kemnitz ganz unvermuthet ſtarb. *) Auffallend und wichtig ſcheint mir der Umſtand, daß dieſes Vermögen des „zweiten Geſichts“, als welches noch die gehabte Todten-Vorſchau betrachtet werden muß, zu einer Zeit zuerſt ſich ausdrückte, wo heftige Menſtruationsbeſchwerden eingetreten waren und einen Tumult im geſammten Nervenſyſtem erregt hatten; dieß ſpricht für einen innigen Zuſammenhang der Nerven des Genitalſyſtems mit dem Abdominal-Ganglienſyſtem, indem die an dieſe materielle Leiter geknüpften höheren geiſtigen Kräfte durch die, dem Genitalſyſteme ent-

---

*) Beiläufig geſagt iſt dieſer Herr nach ſeinem Tode am hellen Mittage von einem alten Fiſcher und einem alten Tagelöhner in Zeben, welche beide die Gabe des „zweiten Geſichts“ beſaßen, in ſeinem mit vier Pferden beſpannten Wagen brauſend dahinfahrend zugleich und ohne daß ſie ſich gegenſeitig darauf aufmerkſam gemacht hätten, geſehen worden; die Erſcheinung ſoll aber ebenfalls ſchnell und ſpurlos verſchwunden geweſen ſeyn.

ſtammende, Aufregung in freiere Thätigkeit und Wirkſamkeit kommen. Mehrere Beobachtungen bei jungen, an menstruatio difficilis leidenden, Mädchen haben mir daſſelbe Reſultat geliefert, indem ſich bei allen ein ausnehmendes Ahnungsvermögen, ein Schauen von nebelhaften Geſtalten im Hauſe, bei einem Mädchen ſelbſt ein Schauen einer Feuersbrunſt einſtellte, welche acht Tage darauf wirklich das ganze Dorf und den Amthof in Aſche legte, auf welchem letzteren das Mädchen wohnte.

Von jener erſten Viſion an betrachtete die Frau Schmidt ihren Zuſtand genauer und fand, daß ſie vor jedem Todesfall in ihrem Dorfe eine Todten-Vorſchau hatte. Die nachher näher zu beſchreibende Art des Zuſtandes war dieſelbe, wie jetzt. Ob zu Zeiten der ſich annähernden und ſtets ſchwachen Menſes als Folge der, durch eine unvollkommene Kriſis (die ſchwachen Menſes) nicht geſtillten Aufregung jene Viſionen ſtärker waren, weiß ſie nicht mehr, es wird jedoch daraus wahrſcheinlich, da ſie nie eine *beſtimmte* Zeit vor dem wirklichen Todesfall die Vorſchau deſſelben hatte, ſondern dieſe gewöhnlich in unbeſtimmten Zeiträumen, wahrſcheinlich je nach der momentanen Geneigtheit des Nervenſyſtems, ſich einſtellte. Bis zum 27ſten Lebensjahre ſah ſie auf dieſe Weiſe alle Todesfälle in Götz vorher, verſchwieg jedoch dieſelben, theils um den Leuten keinen Schrecken einzujagen, theils um dem inneren Drange und der innern rathenden Stimme, ihre Geſichte zu verſchweigen, zu genügen. Sie ward und wird noch jetzt in Krankheitsfällen zwar oft um den Ausgang befragt, allein ſie lehnt jede Auskunft ab.

In ihrem 27ſten Jahre verheirathete ſie ſich mit einem Sohne ihrer Tante in Feben, mit ihrem jetzigen Manne, dem Bauer Schmidt, und zog nach dem Dorfe Wuſt bei Brandenburg, wo ſie noch jetzt wohnt. Sie gebar drei Kinder, und außer öfterem Abortus iſt ſie in der ganzen Zeit ihrer Ehe bis vor einem Jahre nicht krank geweſen. Nur hat ſie öfters leichte hyſteriſche Beſchwerden gehabt, beſonders ſeit ihrem 40ſten Jahre, wo ſich die menses verloren. Die öfteren Schwangerſchaften übten keinen ſiſtirenden Einfluß auf den divinatoriſchen Zuſtand aus, ſondern je nach den eintretenden Todesfällen hatte ſie, wie außer den Schwangerſchaften, die Vorſchau derſelben. So erzählte mir ihr Mann ein merkwürdiges Beiſpiel aus ihrem eigenen Familienkreiſe, welches ſie auf Befragen nicht in Abrede ſtellen konnte, ſondern wiewohl mit Widerſtreben, bekräftigen mußte. Ihre unverheirathete Schweſter, die ſelbſt nie Spuren des „zweiten Geſichts" gezeigt hat, war ſo eben entbunden und bald darauf wieder ſchwanger geworden, worüber ſie ſich, der Mutter und deren Vorwürfe wegen, ſehr ängſtigte, was auf ihren ſchwachen Geſundheitszuſtand ſehr bös einwirkte. Die Todten-Vorſchau oder das „zweite

Geſicht“ der Frau Schmidt nahm hier eine andere Form an, die an den berühmten Schotten Campbell erinnert, welcher dem Menſchen die Art und Zeit ſeines Todes im Geſicht anſah. So oft nämlich die Frau Schmidt von Wbuſt nach Götz zum Beſuch zu ihrer Mutter ging und dort ihre Schweſter ſah, überfiel ſie, beim erſten Anblick ihrer Schweſter, ſtets jene Angſt, welche ſonſt dem zweiten Geſicht voranzugehen pflegte, auch ſah ſie beim erſten Anblick ihrer Schweſter deren Geſicht jedesmal mit Todtenbläſſe überzogen und verzerrt. Einige Augenblicke darauf war zwar Alles vorüber, allein die Frau Schmidt folgerte daraus mit Gewißheit den baldigen Tod der Schweſter und bat die Mutter, das, was ſie mit derſelben etwa noch zu beſprechen hätte, ja bald abzumachen, da ſie (die Schweſter) bald ſterben werde. Die Mutter achtete nicht darauf und glaubte nicht daran, weil die Tochter ganz wohl war. Einſt befand ſich die Frau Schmidt Mittags in einer Kammer in ihrem Wohnhauſe zu Wbuſt, als plötzlich ihre Schweſter in ihrer gewöhnlichen Kleidung zu ihr hereintritt und vor ihr ſtehen bleibt. Ueberraſcht fragt die Schmidt nach einigen Rufen der Verwunderung, wie ſie ſo unvermuthet kommen und was ſie begehre, indem ſie nicht im Entfernteſten an eine Erſcheinung dachte, weil die Schweſter ganz natürlich ausſah, wie ſie im Hauſe zu ſeyn pflegte; als aber die Schweſter ſtumm, ohne zu antworten, ja ohne die Lippen zu bewegen, ſtarr vor ihr ſtehen blieb und nach einigen Augenblicken ſpurlos verſchwunden war, ohne daß der in der Vorſtube ſitzende Ehemann Jemanden hätte durchgehen ſehen, da war es ihr klar, daß ihre Schweſter ihr erſchienen und wahrſcheinlich geſtorben ſey. Am andern Tage erhielt die Schmidt die Nachricht, daß ihre Schweſter, die, in der Mitte der Schwangerſchaft, ganz wohl geweſen war, durch einen Fehltritt und einen Fall eine Mißgeburt erlitten habe, und unter großen Schmerzen und vielem Blutverluſt ſogleich geſtorben ſey. Die Mutter war nun außer ſich, den Rath der Schmidt nicht befolgt zu haben.

Ein anderer merkwürdiger Fall trug ſich ebenfalls in ihrer Familie vor mehreren Jahren zu. Sie erwachte nämlich einſt in der Nacht mit einer namenloſen Beängſtigung, welche ſie, wie gewöhnlich, von ihrem Bette auf und in's Freie trieb. Indem ſie durch das vordere Zimmer gehen will, ſieht ſie an der einen Wand einen großen Sarg ſtehen mit einer Leiche, über welcher ein lichter Schein ſchwebt; um den Sarg ſtanden viele Perſonen in Leichenkleidung; um den Todten zu ſehen, wodurch ihr deſſelben Geſicht verhüllt blieb. Durch die geöffnete Zimmerthür ſah ſie die ganze Hausflur voller Menſchen, die ſich, neugierig herumdrängend, ſtill durcheinander bewegten. Wenige Augenblicke darauf war Alles verſchwunden und die Beängſtigung vorüber; aber die Todtenvorſchau in ihrem eigenen Hauſe bekümmerte ſie dergeſtalt, daß ſie ganz trübſinnig ward und ihr Mann vergebens nach der Urſache forſchte. Sie glaubte nämlich nichts gewiſſer, als daß ihr Dienſtmädchen, welches gerade damals krank war, ſterben würde. aber ſie täuſchte ſich. Denn als nach einigen Tagen in einem mehrere Meilen entfernten Dorfe (Bernewitz) ein großes Feuer ausging, eilte ihr neunzehnjähriger Sohn in die Scheune, um für die angeſchirrten Pferde einiges Stroh mitzunehmen; da dieß jedoch ſehr raſch gehen ſollte und es finſter war, ſo trat er in der Dunkelheit fehl und fiel durch das lockere Sparrenwerk auf die Tenne der Scheune hinab, wodurch er ſich mehrere Rippen zerbrach und innerlich verletzt wurde. So wie der Unglückliche in's Zimmer getragen ward, ſchrie die Frau Schmidt auf, denn ihre Vorſchau wurde ihr plötzlich klar. Aerztliche Hülfe blieb erfolglos und der Kranke ſtarb einen Tag darauf. Der Sarg mit der Leiche konnte keinen andern Platz erhalten (wegen Enge der Wohnung) als den, welchen die Schmidt geſehen hatte, und da die ganze männliche und weibliche Dorfjugend zuſammenſtrömte, um den Jüngling noch einmal im Sarge zu ſehen, ſo traf auch dieſer Theil der Todtenvorſchau pünktlich ein.

Bald darauf (vor einem Jahre) ſtarben vier junge Menſchen kurz hintereinander, was ſie Alles mir, als dem Arzt, der ihr Verſchwiegenheit zugeſichert hatte, vorhergeſagt hatte. Sie wurden damals vier

Nächte hintereinander von entſetzlicher Beängſtigung gequält, die nur durch das Schauen der geſpenſtiſchen Leichenzüge auf der Gaſſe geſtillt werden konnte.

Nicht gar lange darauf trug ſich ein ſonderbarer Fall zu, von dem ich ſelbſt Zeuge geweſen bin. Ich beſuchte nämlich die Frau Schmidt zufällig, und befragte ſie wegen ihrer Divinationsgabe; ſie erzählte mir darauf, daß in dieſen Tagen wieder Jemand ſterben müßte, denn ſie habe in der vergangenen Nacht den Leichenzug geſehen, wie er auf den Kirchhof gezogen ſey, nur habe der lichte Schein über der Leiche gefehlt und dieſelbe ſey ganz ſchwarz geweſen, was für den Todten von keiner guten Vorbedeutung ſey. — Wenige Tage darauf ward des Morgens eine Schifferfrau in dem ganz verſchloſſenen Zimmer mit einer großen Halswunde nebſt einem kleinen Strick um den Hals todt gefunden und die gerichtliche Unterſuchung ſtellte nach langer und geraumer Prüfung der Thatſachen die Wahrſcheinlichkeit eines Selbſtmordes gegen die Annahme einer Mordthat hervor, was ich gegen den unterſuchenden Richter gleich anfangs ausſprach, indem ich mich auf die ſymboliſche Todtenvorſchau der Frau Schmidt ſtützte und den fehlenden Schein um die Leiche und deren ſchwarzes Ausſehen als Symbole einer böſen That betrachtete.

Die letzte Todtenvorſchau des vorigen Jahres hatte die Frau Schmidt beim Tode ihres eigenen achtzehnjährigen Sohnes, der viele Monate an Fieber, Milz- und Leberverhärtung und an allgemeiner Bauchwaſſerſucht krank gelegen hatte. Alle Mittel waren fruchtlos geblieben und ich erwartete den baldigen Tod des Kranken, den die Mutter aber ſtets nicht zugeben wollte. Nach dreimaliger Punktion waren die Kräfte des Kranken jedoch ſo geſunken, daß die Auflöſung bald zu erwarten ſtand. Da endlich trat auf die gewöhnliche Weiſe, eine Nacht vor dem Tode des Sohnes, die Beängſtigung bei der Mutter ein; ſie zwang ſich jedoch mit aller Gewalt, in der Kammer zu bleiben, um nicht den Leichenzug des eigenen Sohnes zu ſehen. Am folgenden Tage ſchien der Kranke beſſer zu ſeyn, gegen Mittag jedoch kam die Mutter zum Mann nach der Scheune und ſagte ihm, daß um den Kopf des Sohnes ein heller Glanz ſchwebe, was ein ſicheres Zeichen von ſeinem nahen Tode ſey. Der Mann wollte dieß nicht glauben, da ſich der Kranke gerade an jenem Tage wohler gefühlt hatte. Nach zwei Stunden jedoch war der Kranke ſanft eingeſchlummert, indem, nach Ausſage der Mutter, der lichte Glanz um den Kopf des Kranken bis zum Tode fortwährend zugenommen hatte.

Die Vorſchau ſelbſt geſchieht in der Regel in der Nacht zwiſchen eilf und zwölf Uhr, auch zwiſchen zwölf und ein Uhr. Die Frau erwacht mit einer unbeſchreiblichen Beängſtigung in der Magen- und Herzgrubengegend, welche ſie unwillkürlich in's Freie treibt, wo ſie dann ſogleich den Leichenzug ſieht, mit deſſen Schauen ſich die Beängſtigung verliert und ſie ſich wieder ruhig in's Bett legen kann. Früher, als ſie noch im Dorfe ſelbſt wohnte und die ganze Reihe von Gebäuden überſehen konnte, da wußte ſie auch ſtets, in welchem Hauſe Jemand ſterben würde, weil ſie den Leichenzug ſtets aus der Thüre herauskommen ſah; jetzt, wo ſie am Ausgange des Dorfes wohnt und nur zwei bis drei Nachbarhäuſer überſehen kann, aber die Kirche und den Kirchhof vor ſich hat, ſieht ſie blos den Leichenzug auf den Kirchhof ziehen und weiß blos im Allgemeinen, ob eine Perſon weiblichen oder männlichen Geſchlechts oder ein Kind ſterben werde, weil, iſt letzteres der Fall, gewöhnlich eine männliche Geſtalt einen kleinen mit einem hellen Schein umgebenen Sarg unter dem Arm trägt. Stirbt hingegen ein Mann oder eine Frau, ſo erkennt ſie dies an der männlichen oder weiblichen Begleitung der Leiche. Wenn die Frau Schmidt, wie ſie dieſes früher öfters verſucht hat, ehe ſie von der Exiſtenz der Vorſchau überzeugt war, auf den geſpenſtiſchen Leichenzug zuging, weil ſie glaubte, daß es ein wirklicher Leichenzug ſey, ſo wuchs die Angſt in ihr und ſie ward durch eine innere Gewalt gezwungen, dem Zuge auszuweichen; war indeſſen zufällig Jemand zugegen, der natürlich dieſe Viſion nicht ſah, ſo wich der Zug aus. Dieß hat ſich öfters zugetragen, indem der Nachtwächter gerade das Dorf entlang ging, wobei die Frau ſah, wie der Leichenzug ſchon von weitem demſelben auswich. Selbſt mit ihrem Manne trug es ſich einſt zu, als ſie noch im Dorfe ſelbſt wohnten. Sie ward nämlich in einer Nacht von ihrer Beängſtigung hinausgetrieben; ihr Mann folgte ihr und fand ſeine Frau vor der Hausthüre ſtarr nach dem gegenüberſtehenden Hauſe, in welchem der Bauer Kuhlmey wohnte, hinüberſehend; ſie fragte ihn, ob er nichts ſehe, und als er es verneinte und auf den bezeichneten Ort zuging, ſchwieg ſie zwar, erzählte aber nachher, daß die Hausthüre des Kuhlmey weit geöffnet geweſen und aus dem Hauſe ein Leichenzug mit vieler Begleitung von bekannten Geſichtern herangekommen ſey, unter denen auch das ihres eigenen Mannes geweſen ſey, der doch in demſelben Augenblicke neben ihr geſtanden habe. Der Leichenzug ſey aber ganz zurückgewichen, als er (der Mann) auf die bezeichnete Hausthüre zugegangen ſey. Der Bauer Kuhlmey befand ſich damals noch ganz wohl, ſtarb aber acht Tage darauf ganz plötzlich am Schlagfluß, und der Bauer Schmidt befand ſich wirklich nebſt allen den geſchauten Geſichtern unter den Leidtragenden des Leichenzuges.

Ueberhaupt ſcheint die Frau Schmidt jenes „zweite Geſicht“ gewöhnlich acht Tage vor dem Eintreffen zu haben; wenn gleich auch Fälle vorgekommen ſind, wo die Erfüllung erſt nach einem halben bis dreiviertel Jahren geſchah. Immer aber beziehen ſich ihre Viſionen nur auf eine Todenvorſchau, von andern bedeutenden Ereigniſſen, z. B. Feuer, welches das ganze Dorf in Zeit von zwanzig Jahren zweimal ganz und einmal theilweiſe in Aſche legte, hat ſie nie die geringſte Vorahnung gehabt, und wenn im Dorfe Niemand ſtirbt, ſo befindet ſich auch die Frau ganz wohl und hat weder Beängſtigung noch eine Vorſchau. Von dem Tode anderer Perſonen, als die im Dorfe wohnen, hat ſie keine Vorſchau, es ſey denn, daß ſie mit demſelben eng befreundet oder verwandt, alſo mit ihnen in ſympathetiſchem Rapport ſtände. Sonderbar aber iſt es, daß ſie vor dem Tode ihrer Mutter keine eigentliche Vorſchau hatte. Sie war in dem letzten Lebensjahre derſelben mit ihr zerfallen, ſie ſahen und ſprachen ſich auch nicht; einſt, gegen Abend, rauſcht etwas an ihr vorüber, und als ſie ſich umſieht, ſcheint es ihr, als ſey die Geſtalt ihrer Mutter an ihr vorübergeſchwebt. Aus den bald eingetroffenen Nachrichten erſah ſie, daß ihre Mutter um dieſelbe Zeit geſtorben war. —

Die Frau Schmidt lebt jetzt noch und iſt nach einer vor einem Jahre überſtandenen heftigen Lungenentzündung vollkommen wohl und beſitzt ihre Gabe des „zweiten Geſichts“ nach wie vor, nur daß ſie die Beängſtigung bisweilen im Zimmer aushält, wo ſie dann nichts weiter ſieht. —

Zweite Beobachtung.

Unter den andern mir bekannt gewordenen Fällen von dem Vermögen der Todtenvorſchau erwähne ich eines Knechtes in dem Dorfe Meſenberg im Magdeburgiſchen, welcher dieſelbe Gabe der Todtenvorſchau in derſelben Art, wie die Frau Schmidt in Wbuſt, beſaß. Auch er ſah die Leichenzüge nach dem Kirchhofe ziehen. Einſt kam er nachdenklich zum Prediger Münnich und erzählte ihm, daß er eine Todtenvorſchau gehabt habe, die er nicht zu deuten im Stande ſey. Er habe zwar einen Leichenzug geſehen, derſelbe ſey aber einen ganz entgegengeſetzten Weg zum Kirchhof gegangen, als bisher; auch ſey ihm von dem Zuge ſelbſt Manches anders und eigenthümlich vorgekommen. Nach wenigen Tagen trat ein heftiger Regen ein, die Waſſer ſchwellen an und als der Knecht mit den Pferden zur Schwemme geritten war, ward er vom Strome mit fortgeriſſen und ertrank. Sein Leichnam ward aufgefunden und in ein vom Dorfe entferntes einzeln ſtehendes Haus gebracht, von welchem er denn auch auf demſelben entgegengeſetzten Wege, den er in ſeiner Viſion geſehen hatte, zum Kirchhof getragen wurde. —

Hier ſah alſo der Menſch ſeinen eigenen Tod voraus, ohne daß er die Ahnung vor demſelben gehabt hätte. —

Dritte Beobachtung.

Im Dorfe Uellnitz bei Magdeburg lebte vor nicht gar langer Zeit ein Todengräber, der bei jedem Leichenbegängniſſe durch eine ſymboliſche Vorſchau erfuhr, wer der nächſte Todte ſeyn werde. Wenn ihn die Leute darnach fragten, ſo ließ er ſie ohne Antwort und behauptete, er dürfe dies nicht ſagen, eine innere Stimme verbiete es ihm. (Gerade ſo wie bei der Frau Schmidt in Wbuſt.) Einmal jedoch fragte ihn die Frau des damaligen Richters Pflugmacher, eine ſehr chriſtliche alte biedere Frau, die im Allgemeinen ſehr hochgeachtet wurde wegen ihres chriſtlichen Sinnes und frommen Wandels, und in deren Hauſe der Prediger (Zimmermann) gewöhnlich abſtieg, — dieſe fragte jenen Todtengräber einſt, als er gerade auf dem Hofe arbeitete, wer zuerſt ſterben werde? Er weigert ſich, es zu ſagen. Auf die feſte Verſicherung aber, es Andern zu verſchweigen, bis die Bekanntmachung nichts ſchade, und auf ihre bekannte Redlichkeit ſich verlaſſend, ſpricht er, er wiſſe es dießmal nicht, denn es ſeyen, als bei dem letzten Leichenbegängniſſe der Sarg von der Bahre gehoben ſey, eine alte Frau und ein Soldat, die er beide mit Namen nannte, gekommen und hätten ſich um die Bahre geſtritten, bis endlich die Frau die Oberhand gewonnen und ſich darauf geſetzt habe. Der Soldat ſtand in Magdeburg und war ſogenannter Dienſtthuer, er wurde dort krank und ins Lazareth gebracht. Sein Vater in Uellnitz erhielt der beſſeren Verpflegung wegen die Erlaubniß, ihn in ſein Haus nehmen zu können. So kam er nach Uellnitz, wo er ſtarb, nachdem jene Frau *eine Stunde früher* geſtorben war. —

Auch folgende Geſchichte iſt nicht unintereſſant: Der Sohn des Senators Jahn ward im Frühjahre krank, erholte ſich aber nach einigen Wochen wieder und begegnete dem Todtengräber auf der Straße, zu deſſen großer Verwunderung. „Hm, hm," ſprach derſelbe, „daß der wieder geſund geworden iſt, kann ich nicht begreifen; ſollte ich denn nicht recht geſehen haben?" Dieſe Worte hörten einige Leute. Im Spätherbſte aber ward der Knabe von Neuem krank und ſtarb, ohne daß in der Zwiſchenzeit Jemand auf dem Kirchhofe begraben worden wäre. —

Der oben erwähnte Prediger Zimmermann ſah bei Leichenbegängniſſen jenen Todtengräber öfters auf dem Kirchhofe an einem etwas entlegenen Orte, wo er nicht leicht bemerkt werden konnte, etwa hinter einem Gebüſch oder hinter der Kirche, wo er dann blos mit dem Kopfe hervorſah und die Augen nach der Bahre hinrichtete, auf welche er, in ſeinem „zweiten Geſicht" jedesmal, wenn der Sarg abgehoben war, die Geſtalt desjenigen hinaufſpringen oder ſich ſetzen ſah, der zunächſt ſterben würde. Auch konnte derſelbe an der Art, *wie* die geſchaute Geſtalt ſich auf die Bahre niederließ, ſehen, ob der Tod bald oder ſpät erfolgen werde. —

An dieſe Beobachtungen reiht ſich folgender Fall von einer „Vorſchau des Todes“ an, welcher auch zur Klaſſe des „zweiten Geſichts“ gehört und einem zu wenig bekannten Buche entnommen iſt. *)

Ein Freund des Verfaſſers (v. Voß), B. v. N. zu J., der im Jahre 1813 im Beruf der Menſchenliebe am Hoſpitalfieber in Litthauen ſtarb, hatte, als er noch in Militärdienſten war, einen Bedienten, der die Eigenſchaft beſaß, das Sterben eines Menſchen vorherſagen zu können.

Es erſchien demſelben nämlich alsdann eine dunkle Geſtalt, welche ſolche dem Tode geweihte Perſonen überall hin, Unheil und Verderben bringend, begleitete. Er ſah, wie dieſes unheimliche Geiſterweſen oft die grauſigen Hände auf Kopf und Rücken ſeines Opfers legte, mit dem Beſtreben, es dem Untergange entgegenzuführen und ihm alle Lebenskraft zu entziehen.

Sehr oft theilte der Bediente ſein ſchreckliches Vorwiſſen vom nahen Tode, der Bekannten ſowohl als anderer Perſonen, ſeinem Herrn mit. Dabei war derſelbe ein ganz geſunder, kräftiger Mann, von etwa dreißig Jahren, treu, wahr und fromm. Ihm

---

*) Dr. Ludwig von Voß. Ahnungen und Lichtblicke über Natur und Menſchenleben. Berlin 1826. S. 173.

grauſete ſelber vor der geiſtigen Gabe, die die Natur ihm verliehen.

Folgende zwei Vorfälle ſcheinen dieſe Zuſtände beſonders zu charakteriſiren: In einem kleinen polniſchen Städtchen ſagte dieſer Bediente auf einmal mit ängſtlicher Stimme auf der Straße zu ſeinem Herrn, hinter welchem er ritt: „Betrachten Sie doch dort vor uns rechts auf dem Gipfel des Hauſes den Dachdecker, der Tod iſt um ihn und ſucht ihn zum Sturze zu bringen; ſchon hat er die Hand auf ihn gelegt; gewiß ſtirbt der Mann bald.“ — Und kaum ſind ſie etwa zweihundert Schritte weiter geritten, ſo ſtürzt der Dachdecker todt auf die Straße hinab! —

Ein ander Mal, auf einer kleinen Reiſe, erſchien das ſonſt ruhige Pferd des Herrn von N. ſehr geängſtigt und voller Schweiß. Dieſer Zuſtand vermehrte ſich, je näher es einem kleinen ſumpfigen Fluſſe kam, deſſen Fuhrt durchritten werden mußte. Nun wollte das Pferd durchaus nicht weiter fort. N. ſpornt heftig das ſonſt muthige Thier, und nur nach ſtarker Anſpannung erhebt es ſich endlich mit voller Kraft, ſpringt wie von Schauder erfüllt in den Fluß und jagt, als wäre es von Todesängſten getrieben hindurch und davon .... Da ſpricht dann der Bediente: „Gott ſey gedankt, daß wir hinüber ſind. Ich ſah, wie die ſchwarze Geſtalt ſie begleitete und die Hand auf dem Kreuz des Pferdes liegen hatte, es in Angſt zu verſetzen und kraftlos zu machen, und dadurch zu bewirken, daß Sie mit demſelben im Moraſt ſtecken bleiben und umkommen möchten. Verhindern konnte ich es nicht. Ich habe nur für Sie beten können. Doch wurden Sie nur durch die gewaltſame Anſtrengung ihres Pferdes gerettet. Denn im nämlichen Augenblicke ließ die ſchwarze Geſtalt von Ihnen ab und ging nicht mit über das Waſſer.“ —

---

2. Prophetiſche Träume.

Erſte Beobachtung.

Das Fräulein von Wedell, eine ziemlich bejahrte Dame, die ſchon öfters hellſehende Traumzuſtände gehabt hatte, träumte im Frühjahr 1832, daß ihre Mutter, die bis dahin ganz wohl geweſen war (bis ins 77ſte Jahr) vom Schlage gerührt zu Boden ſinke. Bei meinem Beſuche am folgenden Morgen erzählte ſie mir den Traum, der ſie ungemein ängſtigte, da ſie die Bedeutſamkeit ihrer Träume kannte. Ich ſuchte ſie zu beruhigen, da der Geſundheitszuſtand der Mutter bis auf einen kleinen Rheumatismus der Augenlieder ganz zufriedenſtellend war. Am folgenden Tage wurde ich ſchleunig hingerufen und fand die Mutter, nachdem der Rheumatismus plötzlich gewichen war, von einer Apoplexia sanguinea befallen, lallend und halbſeitig gelähmt. Nach den angewandten Mitteln beſſerte ſich in den folgenden Tagen der Zuſtand dergeſtalt, daß auch nicht die kleinſte Spur von Lähmung zurückblieb. Am neunten Tage aber darauf wurde ich Nachts ſchleunig hingerufen; ein Lungenſchlag und Stickfluß waren ohne Vorboten, nachdem Patientin ganz geſund zu Bette gegangen war, hinzugetreten und hatten trotz aller Bemühungen den ſofortigen Tod zur Folge.

Zweite Beobachtung.

Als im Jahre 1831 die Cholera von Polen nach Preußen übergeſprungen und in Berlin ausgebrochen war, und die Bewohner Brandenburgs in großer Angſt lebten, ſagte mir der Schullehrer Kr.....: „Wir wollen uns nicht ängſtigen; die Cholera kommt nicht hierher. Als ich geſtern Abend mit dem Gefühl der Angſt zu Bette ging und an das Unheil dachte, welches dieſe Krankheit anrichtet, da ſah meine geängſtigte Seele im Schlafe und Traume ein Ungeheuer, welches von Oſten hergeflogen kam, bis in die Nähe von Brandenburg, dann aber plötzlich in einem großen Sprunge ſich rechts und dann wieder links wendend in ferne Gegenden von dannen eilen, um nicht wieder zu kehren.“ Als ich meine Zweifel über die Bedeutung dieſes ſymboliſchen Traumgeſichts ausſprach, antwortete er mir, daß ſeine Träume ſtets Bedeutung hätten.

Dieſer Traum traf pünktlich ein; denn Brandenburg iſt trotz ſeiner ſumpfigen Gegend, deren Atmoſphäre zu unglaublich vielen Fiebern und gaſtriſch-galligen Nervenfiebern prädiſponirt, dennoch von der echten orientaliſchen Cholera vollkommen verſchont geblieben, indem die Cholera von Berlin nach Potsdam ging, dann rechts von Brandenburg einige Dörfer im weſthernländiſchen Kreiſe heimſuchte, dann wieder links ſich wendend in Plaue, einem Städtchen eine Meile hinter Brandenburg, erſchien und ſofort nach Magkeburg überſprang, ſo daß Brandenburg vollkommen verſchont blieb. —

Dritte Beobachtung.

Das ſiebenzehnjährige, blühende, aber mit zartem Nervenſyſtem begabte und an Kindesſtatt auferzogene Mädchen des obengenannten Fräulein von Wedell litt bei den geringſten Anläſſen an tiefen Ohnmachten, ſelbſt einmal beim Anlaß der Wiederholung der Pockenimpfung zum Schutze gegen die Menſchenblattern. Im Sommer des Jahres 1833 ſprach ſie, wie ich zufällig hörte, an verſchiedenen Orten die feſte Ueberzeugung aus, daß ſie bald ſterben werde, obwohl ſie ganz geſund und blühend war. Dieſe Ueberzeugung gründete ſich auf eine unerklärbare Todesahnung, welche ſich in der Mitte des Oktobers durch folgenden Traum noch deutlicher ausſprach. Es war ihr, als ſäße ſie im Himmel in wundervoller Umgebung auf einer blumigten Raſenbank neben ihrer verſtorbenen Pflegemutter, der Frau

Generalin von Wedell, von welcher ſie ſehr geliebt worden war. Sie ſah auf die Erde hinab und erblickte auf dem Kirchhofe, dem Gewölbe, wo die verſtorbene Frau Generalin ruhte, gegenüber, ein friſches Grab, welches, wie die Generalin ſagte, für ſie gemacht ſey, da ſie bald ſterben werde. —

Das Mädchen erzählte mir dieſen Traum, den ich jedoch für bedeutungslos hielt, da ſie ganz geſund war und anſcheinend keinen Krankheitskeim in ſich trug. Kurz darauf aber erkrankte das Mädchen an einem Nervenfieber, welches gleich einen drohenden Charakter annahm. In dem anfangs entzündlich-erethiſtiſchen Stadium ward ſie unaufhörlich von Todesahnungen und ſchwarzen Phantasmen gequält, die auf ſie um ſo ſchädlicher einwirkten, als ſie von lebendiger Liebe zum Leben erfüllt war und mit einer ungemeinen Haſt von mir die Unwahrheit der Phantasmen und die Gewißheit ihrer Geneſung ausgeſprochen erwartete. Am Mittwoch den 30. Oktober, als gerade eine günſtige Kriſis durch Schweiß eingetreten war und die Prognoſe ſich günſtiger zu ſtellen ſchien, indem auch alle Phantasmen aufgehört hatten, ſah ſie ſich Morgens um 9 Uhr plötzlich nach der Thüre um, als ob Jemand hereinkäme; dann ſtreckte ſie, ſtarr hinſehend, die Hand aus, als ob ſie etwas in Empfang nehme und mit der rechten Hand feſthielte, welche ſie ſodann vor die Augen führte, gleichſam um etwas zu leſen. Nach einigen Augenblicken ſank ſie ganz abgeſpannt ins Bett zurück und fragte, welcher Tag in der Woche es ſey. Als ihr geſagt wurde, es ſey Mittwoch, antwortete ſie ganz gelaſſen, dann werde ſie wohl heute Abend um 11 Uhr ſterben. Auf Befragen, woher ſie dieß glaube, antwortete ſie: „Habt ihr denn nicht den kleinen lichten Knaben geſehen, welcher ſo eben durch die Thüre kam? Er gab mir einen Zettel und darauf ſtand: am Mittwoch um 11 Uhr mußt du ſterben.“ — Den ganzen Tag blieb dieß ihr Hauptgedanke; ſie kam allmählig von demſelben zurück, da ſie ſelbſt ſich wohler und leichter fühlte und ſehr heiter war. Nach einigen Tagen verſchlimmerte ſich aber, durch eine Gemüthsbewegung hervorgerufen, der Zuſtand bedeutend, die Krankheit ſtieg von Tag zu Tag bis zu der furchtbarſten Höhe, ſo daß das Mädchen den 6. Nov., als der Mittwoch um 11 Uhr Morgens in meiner Gegenwart ſanft verſchied. —

Die zweite Hälfte dieſer Beobachtung gehört nun zwar nicht in die Klaſſe der prophetiſchen Träume, ſondern zum ſymboliſch-prophetiſchen Hellſehen, wie es in Krankheiten öfters vorkommt; da aber gerade hierin die Erfüllung des im Anfange angeführten Traumes enthalten iſt, ſo habe ich es vorgezogen, den Fall in ſeinem Zuſammenhange zu erzählen. —

Vierte Beobachtung.

Madame H. in Potsdam, Putzmacherin, litt früher an bedeutender Nervenſchwäche und an einer, damit gewöhnlich verbundenen Reizbarkeit der Nerven, d. h. an jener Prädiſpoſition im Organismus, die ſich durch die Leichtigkeit ausſpricht, mit welcher ſolche Perſonen in höhere, freiere Zuſtände der Seele zu gelangen vermögen. Die Aerzte haben ſich bisher angewöhnt gehabt, ſolche Zuſtände „Reizbarkeit“ zu nennen, und deren Entſtehung auf eine vorhandene lebhaftere „Einbildungskraft“ und deren Wirkungen zu beziehen. Habeant sibi; nur das muß man geſtehen, daß die Thätigkeit und Wirkungen dieſer ſogenannten Einbildungskraft oft viel wahrhafter, ſicherer und erſtaunenswürdiger ſind, als die Thätigkeit der höchſten Combinationsfähigkeit der ſogenannten klaren Vernunft, welche doch die Blüthe des geiſtigen Innenlebens zu ſeyn ſich angemaßt hat. Doch zur Sache.

Die angeführte Dame lag einſt des Morgens im Halbſchlummer mit einem Halbbewußtſeyn und ward plötzlich von einem Traume oder einer Viſion überraſcht; ſie ſah nämlich ihre jüngere Schweſter, die ſeit acht Jahren verſchollen war, mit einem ſechs- bis ſiebenjährigen Kinde ins Zimmer zu ihr hereintreten und ſich ihr bittend nähern. Mit einem Schrei des Schreckens fuhr ſie aus dem Schlummer auf und ward von einer düſtern Ahnung bekümmert. Ihre in Rußland verſchollene Schweſter war ſtets ſehr leichtſinnig geweſen und wurde ſchon ſeit Jahren für todt gehalten, welchem Glauben von nun an die

Madame H. widerſprach, indem ſie, auf ihr Traumgeſicht bauend, die nahe Rückkehr der Schweſter feſt vorherſagte. Schon hatten die Verwandten Alles vergeſſen, als eines Mittags beim Mittagtiſch, wo alle Verwandten beiſammen waren, die im Traume geſchaute und längſt todt geglaubte Schweſter aus Rußland mit einem ſiebenjährigen Kinde an der Hand plötzlich hereintrat und die Verſammlung aufſchreckte. Der Traum war ſo erfüllt.

Ein zweiter prophetiſcher Traum bei derſelben Dame iſt folgender: Ihr Vater war geiſteskrank und hatte ſchon mehrmals den Verſuch gemacht, ſich ſelbſt zu entleiben, weßhalb er ſtets unter Aufſicht war und des Nachts im Zimmer der Mutter und der Tochter ſchlafen mußte. Einſt, gegen Morgen, träumte der Madame H., ihr Vater ſey ſo eben im Begriff, ſich aufzuhängen; ſie erwacht mit einem Schrei des Entſetzens und — ſieht, wie im Mondenſchein der Vater an der Thüre ſteht und im Begriff iſt, eine an einen dort befindlichen ſtarken Nagel befeſtigte Schlinge ſich um den Hals zu legen und ſich aufzuhängen. Natürlich ward derſelbe daran verhindert. —

Nach einiger Zeit hatte dieſe Dame einen dritten prophetiſchen Traum. Sie empfand eines Tages gegen Mittag eine unerklärbare Angſt und zugleich einen unwiderſtehlichen Drang zum Schlummer. Sie überläßt ſich demſelben und kaum eingeſchlafen, ſieht ſie ſich nach dem auf dem Petriplatze am Schloſſe liegenden Rathhauſe verſetzt und erblickt ihren Vater, der ihr ein Lebewohl zuruft und im Begriffe iſt, ſich auf das Steinpflaſter hinabzuſtürzen. Mit einem Schrei der Angſt erwacht ſie, ſpringt auf, läuft, wie ſie iſt, fort, dem Rathhauſe zu, und indem ſie am Schloſſe um die Ecke biegt, um dem Rathhauſe zuzueilen, ſieht ſie, wie in demſelben Augenblicke ihr Vater aus dem dritten Stocke ſich auf das Straßenpflaſter hinabſtürzt und zerſchmettert. Mit einem Schrei der Verzweiflung ſtürzte ſie ohnmächtig zu Boden und wurde ſo nach Hauſe getragen. —

Dieſe Fälle ſind ſämmtlich verbürgt und könnten noch vermehrt werden. Auffallend und für einen Rapport zwiſchen Vater und Tochter ſprechend iſt die Angſt bei der Tochter in jenem Augenblicke, wo der Vater den Entſchluß zum Selbſtmorde vielleicht faßte, und dann iſt der Drang zum Schlummer höchſt merkwürdig und erſcheint als ein gewaltſames Verſetzen in einen Zuſtand, in welchem die Seele freier ihre Thätigkeit äußern und das Schauen und die Ahnung des Geiſtes in das irdiſche Bewußtſeyn hinüberſpielen konnte.

Fünfte Beobachtung.

Auch dieſer Fall iſt, gleich der dritten Beobachtung, eine Todesahnung im Traume. Für die Wahrheit des Faktums kann der Prediger Dr.

Friedrich in Großkreuz bei Brandenburg um ſo mehr bürgen, als ſich das ganze Faktum unter ſeinen Augen zugetragen hat. Der Gaſtwirth Ritzhaupt, ¼ Meile von Großkreuz, fuhr am 27. Juli 1833 nach Brandenburg und kehrte gegen Abend bei ſchlechtem, feuchtkaltem, windigem Wetter zurück, wobei es ihm ſchien, als ſey ſein einer Arm, welcher dem Winde beſonders ausgeſetzt war, von einem Rheumatismus befallen. Da er aber öfters an ſolchen flüchtigen Rheumatismen litt, ſo beachtete er das Uebel nicht, und da er ſehr ermüdet war, ſo ſchlief er einige Stunden. Während dieſes Schlafes hatte er einen ſehr lebhaften Traum. Es erſchien ihm nämlich ſein Vater und ſeine Mutter, beide ein großes Buch tragend, worauf mit Flammenſchrift ſtand: „Die heilige Schrift.“ Sein Vater ſah ihn ernſt an und ſagte: „Mein Sohn, lies aufmerkſam Jeſus Sirach, fünftes Kapitel, achten Vers und thue darnach.“ Darauf verſchwanden beide Geſtalten und er erwachte. Sogleich nahm er die Bibel zur Hand, ſchlug nach und fand folgenden Vers, den er in ſeinem Leben nie geſehen oder gehört hatte: „Darum verziehe nicht, dich zum Herren zu bekehren und ſchiebe es nicht von einem Tage zum andern.“

Obgleich ſich nun der Gaſtwirth Ritzhaupt ganz wohl befand, ja ſeinen Rheumatismus vollkommen geſchwunden fühlte, ſo ließ er doch am folgenden

Tage, den 28. Juli, den obengenannten Prediger um einen Beſuch bitten, bei welchem der Letztere denn auch den Traum erfuhr. Da er aber den Mann vollkommen geſund ſah, derſelbe ſich auch im kräftigſten Alter befand, ſo ſuchte er die von dem Träumenden darauf gelegte Wichtigkeit zu entkräften, empfahl ihm jedoch an, ſein Inneres von jeder Sünde zu reinigen, was zu allen Zeiten nöthig und gut ſey, ohne daß man gerade ſtets an den nahen Tod zu denken brauche. Der Gaſtwirth Ritzhaupt blieb nun bis zum erſten Auguſt vollkommen geſund. An jenem Tage ſtellte ſich ſein Rheumatismus im Arm wieder ein; am 4ten hatte ſich rheumatiſches Fieber hinzugeſellt. Ein Aderlaß linderte den Armſchmerz, auch war der Zuſtand des Kranken im Ganzen genügend. Gegen Abend 6 Uhr kam der Prediger Friedrich in Amtsgeſchäften vorbei und fand den Kranken anſcheinend wohl und heiter. Als er aber um 9 Uhr Abends zurückkehrte und noch einmal nachſehen wollte, — fand er eine Leiche. Der Patient war unverhofft plötzlich vom Nervenſchlage getroffen und leicht und lautlos verſchieden! —

Sechste Beobachtung.

Die Mutter des Gaſtwirths Meinike auf dem Dom beſaß das eigenthümliche Vermögen, alle wichtige Lebensmomente, beſonders in Familienangelegenheiten, im Traume vorauszuſehen. So ſah ſie einſt im Traume ihren Mann aus dem Garten kommen und das älteſte Kind triefend und todt in den Armen in das Haus tragen. Erſchreckt durch dieſen warnenden Traum verbot ſie den Kindern und der Wärterin in den Garten zu gehen, an welchem die Havel dicht vorbeifloß. Eines Tages fehlt beim Mittagstiſch der älteſte Knabe; ſie ruft nach der Kinderfrau, die aber in demſelben Augenblicke ſchreiend und händeringend angelaufen kommt, während der Mann ſo eben aus dem Garten über den Hof zum Hauſe herauf kommt, das ertrunkene Kind gerade ſo auf den Armen tragend, wie die Mutter es im Traume geſehen hatte. —

Einſt träumte ihr, der Kriegsrath K.... träte zu ihr ins Zimmer ſichtbar befangen und eröffne ihr nach vielen Umſchweifen, daß ihr Mann ihr untreu ſey, eine Maitreſſe unterhalte und alles Hab und Gut an dieſer verſchwende, ſo daß er (K....) aus Freundſchaft ſie darauf aufmerkſam machen wolle, um den Ruin ihrer Wirthſchaft möglichſt zu vermeiden. Einige Tage nach dieſem Traume, der die Frau ſtill und nachdenklich gemacht hatte, weil ſie die Bedeutung ihrer Träume kannte, trat plötzlich der erwähnte Kriegsrath zu ihr ins Zimmer; ſie ſtand vor Schrecken wie gelähmt und da der Kriegsrath ihren Schreck und ihre peinliche Verlegenheit merkte, dieſelbe ſich aber anders deutete, ſo unterhielt er ſich eine Zeit lang ſehr freundlich mit ihr, und als er ſie wieder heiter ſah (da ſie glaubte, er werde nichts Anderes ſprechen), ſo lenkte er zu ſeinem Thema ein, ſprach von der Untreue, dem Unrecht der Männer, dem Unglück der Frauen und von der Pflicht derſelben, mit chriſtlicher Ergebung ein Unglück zu ertragen und Alles gut zu machen zu ſuchen. Als darauf die Meinecke außer ſich vor Schreck ihn beſchwor, innezuhalten, da ſie Alles ahne, ſo ließ ſich jener doch nicht abhalten, ſondern erzählte Alles, wie es der Traum der Frau verkündigt hatte, die darauf in eine lange Ohnmacht verfiel. —

Dieſe Begebenheit wurde indeß wirklich Urſache, daß der Mann ſeine Lebensweiſe aufgab und ſich beſſerte. —

Siebente Beobachtung.

Auguſte Meinicke, Frau des Gaſtwirthes Meinicke, des Sohnes jener unter der ſechsten Beobachtung gedachten Frau, beſitzt das Vermögen, alle Begebenheiten in der Familie, die nur von irgend einer Bedeutung ſind, im Traume ſymboliſch vorauszuſehen und ganz richtig zu deuten. Als Mädchen träumte ihr einſt, daß zwei junge Männer in das Zimmer hereinträten, in welchem ſie ſich nebſt ihrer Schweſter befand. Sie kannte beide junge Männer ſehr wohl, hatte dieſelben jedoch noch nie in dem Anzuge geſehen, in welchem ſie ihr im Traume erſchienen. Nach einigen Erklärungen im Traume kamen beide jungen Männer mit einem Heirathsantrag heraus, über welchen ſie im Traume ſo erſchrack, daß ſie ſogleich erwachte. Nach dieſem Traume ſcherzte ſie öfters mit ihrer Schweſter, wenn der eine jener im Traume geſchauten Männer zufällig vorbeiging, daß dieſer um ſie anhalten werde. Der andere ihr im Traume gezeigte und für ſie beſtimmte junge Mann war häufig abweſend und hatte noch nie ſich ihr zu nähern geſucht; jedoch hatte ſie ihn gern. Nach ſechs Monaten ſieht ſie eines Tages aus dem Fenſter und erblickt jene beiden Männer zuſammen um die Ecke der Straße biegen und auf ihr Haus zukommen. Sogleich ruft ſie ihrer Schweſter zu, die beiden Männer kämen, um ihnen ihren Heirathsantrag zu machen. Die andere Schweſter lacht ſie aus, in demſelben Augenblicke aber klopft es ſchon, die Thüre öffnet ſich, und jene beiden Männer treten in derſelben ganz neu angefertigten Kleidung herein, in welcher ſie dieſelben im Traume geſehen hatte. Nach einigen verlegenen Aeußerungen ſagte die junge Meinicke, ſie errathe den Zweck ihres Beſuches, worauf denn die Zungen gelöſ't wurden und die Scene zur Zufriedenheit Aller mit einer Doppel-Verlobung endigte.

Vor zwei Jahren fand ich die Frau ſehr ſtill und traurig und erfuhr beim Nachforſchen, daß ihr geträumt habe, das älteſte Kind ſey geſtorben; den Schmerz darüber habe ſie im Traume weinend und ſchluchzend in langen, fließenden Verſen ausgeſprochen, was ihr ſelbſt um ſo auffallender war, als ſie bei ihrer einfachen bürgerlichen Erziehung niemals einen Verſuch zur Verſifizirung ihrer Rede gemacht hat. — Um ſie zu beruhigen, unterſuchte ich den Zuſtand des Kindes, den ich ganz befriedigend fand. Zwei Tage darauf ward ich noch Abends ſpät hingerufen und fand das Kind in den heftigſten entzündlichen Gehirnkrämpfen, welche durch eine an demſelben Tage vorangegangene Erkältung hervorgerufen zu ſeyn ſchienen. Alle Mittel halfen nicht, das Kind ſtarb am folgenden Tage! Merkwürdig iſt bei allen dieſen Träumen der Umſtand, daß ſie ſich ihrer Träume nicht erinnert, wenn ſie plötzlich aus dem Schlafe aufgeweckt wird, dieſelben aber lebhaft im Gedächtniß behält, wenn ſie von ſelbſt langſam aus dem Schlafe erwacht. Auch hat ſie die prophetiſchen Träume nie im feſten, tiefen Schlaf, ſondern im leichten Schlummer bei einem ſogenannten Halbbewußtſeyn.

Achte Beobachtung.

Madame Seuß, Tochter jener in der ſechsten Beobachtung erwähnten Frau Meinecke, träumte im Jahr 1831, ſie befinde ſich auf einem hohen Thurme und wandle mit einem kleinen Kinde, das ſie nicht kannte und das ihr doch nach ihrem innerſten Gefühle ungemein werth war, auf dem ſchmalen Rande des Thurmes mit der fortwährenden Gefahr, in die finſtere Höhlung hinabzuſtürzen, welche das ganze Innere des Thurmes ausfüllte. Indem ſie ſich abmüht, das ſchwankende, ihr unbekannte und doch ſo werthe Kind vor dem Falle in die Thurm-Höhlung zu ſichern, erblickt ſie ihren Onkel, den Färber Meinecke, der damals noch ungemein korpulent und vollkommen geſund war, ganz entſtellt und abgezehrt auf dem gegenüberſtehenden Thurmrande und hört von ihm die Worte: „Du ſuchſt das Kind zu hüten, daß es nicht in dieſe Höhle hineinſtürze; es wird nicht fallen, du aber nimm dich in Acht, daß du nicht hineinfalleſt, denn ich bin auch hineingeſtürzt.“ Auf dieſe Worte war die Geſtalt verſchwunden und die Träumerin befand ſich plötzlich am Fuß des Thurmes, wo ihr ein Leichenzug entgegenkam. Voller Angſt und Verwunderung, ſo viele bekannte Geſichter dem Sarge folgen zu ſehen, fragt ſie den erſten Leidtragenden, wer denn die Leiche ſey, worauf ihr jener erwiedert: „weißt du nicht, daß dein Onkel todt iſt? Dieſe Leiche iſt er ja ſelbſt!“ — Vor Schreck erwacht die Träumerin und findet dieſes Traumgeſicht um ſo unglaublicher, als der Onkel noch ſehr wohl war. — Nach kurzer Zeit wurde die Frau wieder guter Hoffnung und auch der Onkel fing an zu kränkeln, was die Frau ſehr bald an ihren Traum erinnerte. Denn der Onkel ward immer kränker und die Verwandten ſuchten den Grund nicht in der Krankheit ſelber, ſondern in der falſchen Behandlung des Arztes, weßhalb ſie ſich auch, trotz aller Verſicherungen der Madame Senß, daß der

Onkel dennoch an der Abzehrung ſterben würde, nicht abhalten ließen, mit dem Arzte zu wechſeln. Indeſſen rechtfertigte der Erfolg die Vorausſagung der Träumerin; dieſe ward entbunden (von einem Mädchen) und wollte in der Geſichtsbildung des Kindes jenes Kind erkennen, für deſſen Wohl und Erhaltung ſie im Traume ſich ſo abgemüht habe. Der Onkel wurde inzwiſchen immer kränker und ſtarb endlich an der Abzehrung, ſo daß er im Sarge ganz dem entſtellten und abgezehrten Bilde im Traume glich. — Als das Kind ein Jahr alt war, bekam es die Lungenentzündung mit Zahnbeſchwerden, eine damals unter den Kindern faſt epidemiſche Krankheitsform; in der Regel folgte ein abzehrender Zuſtand, in das auch jenes Kind der Senß verfiel. Die größte Sorgſamkeit von meiner und der Mutter Seite war allein im Stande, das Kind zu retten, während die meiſten von jener Krankheit befallenen Kinder ſtarben. Merkwürdig iſt es, daß die Mutter des Kindes früher ſchon zweimal bedeutend an der Bruſt litt und bei ihrem phthiſiſchen Habitus nach meiner Anſicht doch einmal ein Opfer der Lungenſucht wird, was ſie auch ſelber glaubt und wodurch die Prophezeihung des Onkels im Traume auch erfüllt werden dürfte.

Auffallend iſt bei derſelben Madame Senß die ſtereotypartige ſymboliſche Traumprophetie, indem dieſelbe bei einem Unglück in ihrer Familie ſtets einen großen Fiſch im Traum ſieht, welcher dem

Todeskandidaten geſchenkt wird. Als ihr älteſter Sohn einſt durch eine Verwahrloſung einen Hieb mit dem Beile in zwei Finger erhielt (von einem Spielkameraden), ſah die Mutter mehrere Tage vorher im Traume jenen ſymboliſch-prophetiſchen Fiſch, der ihrem Sohne in die beiden verletzten Finger biß! —

3. Symboliſche Vorausſicht im Veitstanz.

Fräulein von Brandt, ungefähr 38 Jahre alt, ward am 10. April 1829 nach mehrtägigem Unwohlſeyn und offenbarer Verſtimmung im Nervenſyſtem und im Gemüth von einem heftigen krampfhaften Leiden befallen, weßhalb ich zu ihr gerufen wurde. Ich fand dieſelbe in einem heftigen Paroxismus des Veitstanzes, welcher jedoch weniger die Bewegungsnerven als die Nervengeflechte der Bruſt und des Unterleibs ergriffen zu haben ſchien, daher das Bild der Krankheit eine Miſchung von Ekſtaſe und Veitstanz war. Bei meinem Eintritt fand ich die Kranke in einem Winkel heftig ſingend und ſchreiend; auf Befragen ſagte ſie mir, daß plötzlich eine ſchwarze, unheilverkündende Krähe ins Zimmer geflogen ſey, vor der ſie ſich nicht retten könne und die ſie fortwährend umſchwirre, als wolle ſie ihr etwas verkünden. Die Anfälle dieſer Ekſtaſe kommen täglich (es war zugleich eine febris intermittens larvata mit im Spiele), und jedesmal erſchien die ſchwarze

Krähe wieder; nur am 17. April fing der Anfall mit der Erſcheinung einer weißen Taube an, welche einen Brief mit einem darin enthaltenen Verlobungsring im Schnabel trug; gleich darauf erſchien auch die bekannte Krähe und trug im Schnabel einen ſchwarzgeſiegelten Brief. Nach dem Paroxismus ſprach ich noch mit der Kranken über die heutige ſonderbare Viſion, an deren Bedeutung die Kranke nicht nur feſt glaubte, ſondern die ſie auch vermöge einer Ahnung ſich ſo auslegte, daß ihr Couſin ſich gewiß verlobt habe und daß eine ihrer beiden Tanten ſicherlich todt ſey. Ich ſuchte ſie zwar auf andere Gedanken zu bringen, da ich es für nachtheilig hielt, ein reizbares Gemüth durch Todesgedanken noch mehr aufzuregen; aber umſonſt. Wie ſehr mußte ich aber am andern Morgen erſtaunen, als zuerſt ein Brief mit einer Verlobungskarte von ihrem mir ſehr wohl bekannten Couſin und wenige Stunden darauf ein ſchwarzgeſiegelter Brief mit der Todesnachricht ihrer Tante in Lobburg ankam. Die Ankunft dieſer Briefe konnte der Kranken vorher nicht bekannt ſeyn, da zwei verſchiedene Poſten dieſelben erſt am nämlichen Tage überbracht hatten.

Hier kleidete die Seele ihre Vorausſicht in ein ſymboliſches Gewand und es iſt merkwürdig, daß der Tag der Erkrankung (10. April) mit dem Todestage der Tante übereinſtimmt, die nur einige Tage krank gelegen hatte, gerade ſo lange, als das Fräulein von Brandt, vor dem Ausbruche des Paroxismus am 10ten, ſich unwohl gefühlt hatte. Mich dünkt, in dieſem Falle ſey das geheime Band der Sympathie recht deutlich zu erkennen, indem das Fräulein von Brandt von früheſter Jugend an der Liebling der Tante geweſen war, und dieſe durch ihre Erkrankung und ihren Tod ſympathiſch (d. h. durch die an keine Zeit und keinen Raum gebundene geiſtige Einwirkung) auf die Entſtehung der Nervenverſtimmung, der Ekſtaſe und des Veitstanzes und auf das Hervortreten der ſymboliſchen Vorausſicht influirte. —

Die Krankheitsgeſchichte dieſer Dame bietet übrigens noch mehrere Fälle einer ſolchen ſymboliſchen Vorausſicht dar; da dieſelben jedoch zu ſehr Familienangelegenheiten betreffen, ſo halte ich es für ſchicklicher, dieſelben zu übergehen.

4. Todesahnung einer Sterbenden.

Die Tagelöhnerfrau Brieſt war eine ſehr fromme, in der Bibel und im Geſangbuche äußerſt beleſene, ſonſt aber völlig ungebildete Frau, die auch ſchon aus Armuth keine andere Beſchäftigung, als Handarbeit, vornehmen konnte. Die meiſten Lieder des Geſangbuches konnte ſie auswendig. Schon ſeit vielen Jahren litt ſie an der Lungenſucht, hatte ſich aber auf Monate immer wieder erholt, bis ſie in Folge heftiger Erkältung und Anſtrengung im Nov.

1832 einen Anfall von Wechſelfieber bekam, welches ſich bei ihrer habituellen Lungenſchwäche um ſo leichter mit einer occulten Lungenentzündung verband, als die Verbindung beider Krankheitsformen an ſich ſehr häufig iſt und damals in hieſiger Gegend ſehr häufig vorkam. Aller Bemühungen zum Trotz blieb ein ſchleichend-entzündlicher Zuſtand in den ſchon höchſt entarteten Lungen zurück und das Wechſelfieber machte fortwährend maskirte Anfälle, in denen die Kranke ungemein aufgeregt, ja in einzelnen Momenten förmlich ekſtatiſch erſchien, wie dieſelbe denn auch ſchon früher Spuren eines ſich momentan entwickelnden Hellſehens gezeigt hatte. Als ich die Kranke einſt in einem ſolchen aufgeregten Zuſtande ſah (es war am Morgen eines Sonnabends) ſprach ich ihr Troſt ein und ſtellte ihr die endliche Beſſerung und Heilung nicht als unmöglich dar. Darauf ſah ſie, die ſchon lange ſich nach dem Tode geſehnt hatte und ſchon einer Leiche glich, mit einem unbeſchreiblich milden Lächeln zu mir hinauf und ſprach leiſe und langſam folgende Worte, die ich ſo, wie ich ſie ins Tagebuch eintrug, wiedergeben will:

„Schon naht der Tag, ich höre Glocken läuten,
Die Seele muß ſich im Gebet bereiten;
Schon fühl' ich, daß mein Auge ſterbend bricht,
Halleluja, mir glänzt das langerſehnte Licht."

Es würde ungerecht ſeyn, dieſe Zeilen, als das erſte Lallen der in höherer Freiheit erwachenden

Seele, kritiſch bemäkeln zu wollen; es iſt ja nur das Streben der hellſehenden Seele zur Verklärungsgeſtaltung im Tode, wobei dieſelbe vielleicht durch Erinnerungen und Anklänge aus den Liedern des Geſangbuches unterſtützt wurde. Merkwürdig iſt es hiebei, daß die Frau nachher ſanft ſchlief und die Nacht fieberfrei verbrachte, am folgenden Morgen (Sonntag) aber ſehr einſylbig war und nur ihrer achtjährigen Tochter, die ihr Liebling war, bei ihrem Bette zu bleiben befahl. Um neun Uhr wurde ich ſchnell hingerufen und fand die Frau todt. Nach Ausſage der Tochter, die vor ihrem Bette geblieben war, hatte ſich um 8½ Uhr plötzlich ein Röcheln beim Athemholen eingeſtellt und um 8¾ Uhr war ſie, langſam ſich ausſtreckend, in demſelben Augenblicke verſchieden, als eben die Thurmglocken zur Kirche zu läuten anfingen! —

So kann alſo auch ſelbſt der Sterbende zum Dichter werden, wenn die bis dahin eingeengte Seele frei wird und die poetiſchen Schwingen in einer neuen Daſeynsform und Lebensſphäre entfalten kann!

5. Erſcheinungen von Sterbenden.

Erſter Fall.

Madame Hammer hatte in den Kriegszeiten unter Napoleon zwei ihrer Söhne im franzöſiſchen Heere, von denen der eine ſich in Spanien befand und lange Zeit nichts hatte von ſich hören laſſen. Eines Abends liegt ſie im Bette, als plötzlich die verſchloſſene Thüre aufgeht und ihr Sohn mit einer Todtenbläſſe im Geſicht auf ſie zukommt und die Worte ſagt: „Nun muß ich doch ſterben.“ Die Erſcheinung iſt darauf ſogleich verſchwunden. Die Mutter, überzeugt von der Realität der Erſcheinung, ließ ſich durch keine Troſtgründe beruhigen, obwohl der Name des Sohnes nicht unter den Gebliebenen gefunden wurde. Nach einigen Monaten endlich kam ein Brief an, worin der Mutter der Tod des Sohnes gemeldet wurde, welcher gerade an demſelben Abend der gehabten Erſcheinung in einem Lazareth in Spanien am Typhus geſtorben war. Seine letzten Worte waren geweſen: „Nun muß ich doch ſterben, arme Mutter!“

Zweiter Fall.

Der Oberbürgermeiſter Z...... erzählt und verbürgt folgendes Ereigniß aus ſeinen Univerſitätsjahren in Halle: Derſelbe ſaß eines Abends mit ſeinem Freunde, dem jetzigen Prediger P..... in Berlin an einem Tiſche einander gegenüber. Nach anhaltendem Studium ging er (der Ob. Z.), ohne ſeinem Freunde gute Nacht zu wünſchen und ohne daß dieſer es bemerkt hatte, zu Bette. Kaum aber liegt er im Bette, ſo hört er ſeinen Freund einen durchdringenden Schrei der Angſt und des Schreckens ausſtoßen. Er ſpringt unwillkürlich aus dem Bett zu ihm ins Zimmer hinein, derſelbe kommt ihm jedoch ſchon aufgeregt entgegen und erzählt ihm, daß er zufällig von ſeiner Arbeit auf- und nach dem ihm gegenüberſtehenden Seſſel des Freundes hingeſehen habe, aber zu ſeinem Schrecken habe nicht er, ſondern ſein Onkel in Potsdam im Hemde und mit einem eingefallenen Todtengeſicht darauf geſeſſen, welche überraſchende Erſcheinung ihm den Schreckensruf ausgepreßt habe. Er äußerte die Vermuthung, daß ſein Onkel wahrſcheinlich geſtorben ſey, welche Vermuthung nach wenigen Tagen zur Gewißheit wurde, als ein Brief die Nachricht von dem, an jenem Abend der in Halle ſtattgefundenen Erſcheinung, erfolgten Tode des Onkels in Potsdam überbrachte. —

An dieſe Beobachtung reiht ſich der

Dritte Fall,

welchen derſelbe Gewährsmann verbürgt. Er ſtand nämlich eines Abends mit einem anderen Freunde am Ofen, als plötzlich der dem Ofen gegenüberhängende Spiegel wie durch einen Blitz oder einen ſtarken elektriſchen Funken der Länge nach in zwei Hälften geſpalten wurde. In demſelben Augenblicke wurde ſein Freund von einer trüben Ahnung ergriffen, die ſich in ſeiner Seele als vollkommene Gewißheit geſtaltete, daß nämlich ſeine Mutter in Preußen todt ſey. Eine bald darauf eingetroffene Nachricht von dem plötzlichen Tode der Mutter an jenem Abend beſtätigte dieſe Ahnung. —

6. Lebhafte Rückerinnerung in einer Krankheit.

Madame Senß, Tochter der in der ſechsten Beobachtung unter den prophetiſchen Träumen angeführten Frau, hat bei vielen Gelegenheiten ſowohl vor als nach ihrer Verheirathung die Fähigkeit und das Vermögen einer freieren Seelenthätigkeit entwickelt, wovon ich die Hauptmomente weiter unten noch anführen werde. Seit ihrer Verheirathung bin ich ihr Arzt und habe dieſelbe öfters an Nervenſchwäche, beſonders der Unterleibsnerven, an Beängſtigung in der Herzgrube, ja einſt in der Nacht während eines heftigen Wechſelfieberanfalls an momentaner Catalepſie leiden ſehen. Im Januar 1833 bekam ſie ein Recidiv des Wechſelfiebers, und ſah in der Hitze des Anfalls plötzlich ſich ſelbſt als kleines Kind in einer Lehmgrube liegen und eine Wartfrau händeringend daneben. Bald darauf ſah ſie ſich als ein größeres Kind am Fußende eines Bettes ſitzen (worin ihre Mutter lag) und einen gewiſſen Spruch herbeten. Sie hielt dieß für Phantaſien und für eine Folge der Krankheit; der Vater jedoch benahm ihr den Glauben und verſicherte ſie, daß ſie als ganz kleines Kind aus Verwahrloſung der Wärterin in eine Lehmgrube gefallen ſey und ſpäter bei einer gefährlichen Krankheit der Mutter ſtets an dem Fußende des Krankenbettes geſeſſen und einen Spruch hergebetet habe, welcher ihr, nachdem ſie kaum ſprechen konnte, von der Mutter beigebracht werden ſey. — Von beiden Ergebniſſen wußte die Kranke im geſunden Zuſtande durchaus nichts und nur die in der Krankheit freier hervorgetretene Seele erinnerte ſich ſelbſtſtändig dieſer Momente des früheſten kindlichen Lebens. Der früher gelernte und längſt vergeſſene Spruch iſt ſeit jener Krankheit feſt im Gedächtniß der Kranken geblieben.

---

7. Fall eines „zweiten Geſichts.“

Dieſelbe Madame Seuß hatte einſt in ihrem achtzehnten Jahre vor ihrer Verheirathung folgende viſionäre Ahnung von dem Unglücke ihres fernen Vaters, deren Liebling ſie war.

Der Vater war in einem Spätherbſt nach der Altmark verreiſet und fuhr mit einem Einſpänner gewöhnlich noch bis ſpät in die Nacht hinein. Da derſelbe jedoch ein beherzter Mann war, ſo fiel es keinem ſeiner Verwandten ein, ſich um ihn zu ängſtigen.

Eines Abends um 10 Uhr, nachdem die genannte Frau (damals noch unverheirathet) die drei Thüren, welche durch die Gaſtzimmer in's Schlafkabinet führten, feſt verſchloſſen und ſich in ihr, neben dem der Mutter ſtehendes Bett niedergelegt hatte, hört ſie, wie eine Thüre nach der andern aufgeht und wundert ſich, wie dieß möglich ſey, da ſie dieſelben doch noch kurz zuvor feſt zugeſchloſſen habe; in demſelben Augenblicke geht auch die verriegelte Schlafthüre auf, und ihr Vater tritt, im Geſicht mit Blut und Schmutz beſudelt, herein, geht auf ſein mit einer Decke zugedecktes Bette zu, ſtreift die Decke von der Seite weg und ſpricht dabei ſeufzend: „ach, ich armer verlaſſener Mann!“ Plötzlich iſt die Erſcheinung verſchwunden: die Tochter weckt die Mutter, erzählt ihr die gehabte Erſcheinung, findet aber das Bett ſowohl als die ſämmtlichen Thüren in vollkommener Ordnung und feſt verſchloſſen. Alles Reden der Mutter half nichts; die Tochter blieb bei ihrer Behauptung von der gehabten Erſcheinung und folgerte daraus entweder ein dem Vater zugeſtoßenes Unglück oder gar ſeinen Tod. Nach drei Tagen, als dem letzten zur Rückkehr geſetzten Termin, kam aber der Vater nicht zurück. Nun fing die Familie an ſich zu ängſtigen und verlachte die Worte der Tochter nicht mehr. Die Unruhe ſtieg von Tag zu Tage. Endlich nach acht Tagen kam der Vater zurück und ward von der Tochter gleich mit der Erzählung empfangen, daß ihm ein Unglück begegnet und er am Kopfe verwundet geweſen ſey. Der Vater läugnete anfangs Alles, dann zürnte er auf den Landrath, den er gebeten habe, nichts von ſeinem Unfall nach Hauſe zu berichten, und als er voller Verwunderung die Erzählung ſeiner Tochter hörte, berichtete er nun umſtändlich die Begebenheit. Er war an jenem Abend, wo die Madame Senß das zweite

Geſicht gehabt hatte, in der Dunkelheit den Elbwall entlang gefahren, aber plötzlich in eine von der ausgetretenen Elbe ausgewaſchene ſchlammige Grube mit Wagen und Pferd ſo hineingeſtürzt, daß er unten gelegen habe und ein kleiner Kaſten Geld auf ſeinen Kopf gefallen ſey. Die Beſinnung habe er durch den Fall und Schlag auf den Kopf ſogleich verloren und erſt ſpäter wieder erlangt. Denn zu ſeinem Glücke habe das Pferd die Scheere abgebrochen und ſei nach dem ihm bekannten Wirthshauſe hingelaufen, deren Bewohner, den Herrn Meinicke erwartend, über die Erſcheinung des Pferdes verwundert mit Laternen die Spur des Pferdes verfolgt, ſo zu ihm gelangt ſeyen und ihn leblos ins Dorf getragen hätten. Als er unter der Hand eines herbeigeholten Wundarztes, der ihm ſogleich die Ader geſchlagen und die Kopfwunde ausgewaſchen habe, ins Leben zurückgekehrt ſey und ſeine Beſinnung wieder erlangt habe, ſey ſein erſter Gedanke ſeine Tochter und ſein erſtes Wort geweſen: „ich armer verlaſſener Mann.“

Merkwürdig iſt es hiebei, daß die Frau deſſelben (dieſelbe, die in der ſechsten Beobachtung unter den Träumen angeführt iſt) nicht die geringſte Ahnung und [illegible] im Traume von dem Unglück ihres Mannes gehabt hat, da ſie doch alle wichtigen Familienereigniſſe im Traume vorausſah; indeß lebte ſie mit ihrem Manne in bedeutendem Unfrieden, es fehlte alſo der eigenthümliche und nothwendige ſympathetiſche Zug der einen Seele zur andern, welcher ſich in dieſem Falle gerade dadurch ausſpricht und offenbart, daß die Tochter das zweite Geſicht von dem Unglücksfalle des Vaters hatte, weil ſie deſſen Liebling war und weil der Vater ſowohl im Augenblicke des Unglücks als auch im Augenblicke des wiederkehrenden Bewußtſeyns lebhaft und ſehnſuchtsvoll der Tochter gedachte! —

Daß dieſer Mann überhaupt das Vermögen beſitzt, leicht aus ſich herauszugehen, wird aus den folgenden Beobachtungen erhellen, zunächſt aber aus dem:

8. Fall eines Sichſelbſtſehens.

Der erwähnte Gaſtwirth Meinecke litt im Jahre 1810 an heftiger Diarrhoe. Eines Tages beſuchte ihn der damalige Oberbürgermeiſter hieſelbſt, um mit ihm einige perſönliche Angelegenheiten abzumachen. Da überfällt den Gaſtwirth Meinecke plötzlich ein heftiger Drang zum Stuhlgang; da er es aber für unſchicklich und für einen groben Verſtoß hält, ſeinen Gaſt zu verlaſſen, ſo ſucht er den Drang zu unterdrücken, kann aber ſeine Gedanken nicht vom Appartement entfernen, da jener Drang zur Stuhlausleerung ſtets mit ſteigender Heftigkeit eintritt, ſo daß er ſehnſuchtsvoll die Entfernung ſeines Gaſtes herbeiwünſcht. Dieſe erfolgt endlich. Der Gaſtwirth Meinecke eilt fort, öffnet die Thüre des Appartements und — ſieht ſich ſelbſt ſchon darauf ſitzen, in dem

Kleide, das er an dem Tage gerade trug. Mit einem Schreckensruf prallt er zurück und hiemit iſt die Erſcheinung verſchwunden. — Hieran ſchließt ſich das Sichſelbſtſehen in Krankheiten, und noch kürzlich machte ich bei einem fünfzehnjährigen jungen Menſchen, dem Sohne der Müllerfrau Lehmann, welcher an einem Nervenfieber ſehr krank darniederlag, dieſelbe Beobachtung. Ich fand ihn nämlich bei einem Beſuche am 10. Oktober vor. J. ganz am Rande des geräumigen Bettes liegen und fragte bei der Mutter nach der Urſache. Dieſe berichtete mir geheimnißvoll, daß der Kranke ſchon ſeit mehreren Stunden dieſe Lage unverändert beibehalte, indem er ſtets verſichere, die beiden Geſtalten, die neben ihm im Bette lägen, ließen ihm keinen größeren Platz übrig; auf Befragen, wer denn die beiden Geſtalten wären, habe er geantwortet, daß er ſich ſelbſt in ſeinem gewöhnlichen Hausanzuge neben ſich erblickt und neben ſeiner zweiten Geſtalt liege ſein (vor einigen Jahren) verſtorbener Vater, der ihm immer winke. Dieſe Ausſage fiel mir auf und ich fragte nun den im Stumpfſinn ſtarrblickenden Kranken, weßhalb er nicht in der Mitte des Bettes läge, worauf er mir ärgerlich erwiederte, ob ich denn die beiden andern Geſtalten neben ihm nicht ſehe und drei Perſonen hätten in dem Bette nicht gut Raum. Bald darauf verfiel der Kranke in Schlaf, mit welchem die Erſcheinung des Sichdoppeltſehens verſchwunden war. —

Einen ähnlichen Fall beobachtete ich vor einigen Jahren bei der mehrmals erwähnten Madame Senß in einem heftigen Anfalle des Wechſelfiebers, wo dieſelbe, vor und nachher vollkommen frei im Kopf und ohne die geringſten Phantaſien, behauptete, ſie ſehe ſich doppelt, ihr zweites Ich ſitze im gewöhnlichen Hausanzuge neben ihrem Bette. Dies währte ungefähr fünf Minuten, nach welcher Zeit die Doppelgängerin verſchwunden war. Merkwürdig bei dieſer Frau iſt das Gefühl derſelben, als ob häufig noch eine zweite Geſtalt neben ihr ginge, deren Tritt ſie ſogar vernehme; ja, nicht ſelten hat ſie nach ihrer Behauptung eine zweite Geſtalt ſchwebend neben ſich erblickt, die ſie aber wegen der Flüchtigkeit des Anblicks nie erkennen konnte; ſie fühlte und ſah nur, daß eine Geſtalt neben ihr ſchwebe, deren Umriſſe ſie jedoch nicht erkennen konnte. Uebrigens darf man der Ausſage dieſer Frau um ſo mehr Glauben ſchenken, als dieſelbe höchſt wahrheitsliebend iſt, ein frommes Gemüth beſitzt und nur höchſt ungern von dieſer ihrer geiſtigen Eigenthümlichkeit ſpricht. Noch kürzlich verſicherte mich dieſelbe, daß ſie, von Natur ganz furchtlos, zu manchen Zeiten von ſolcher beängſtigenden Furcht überfallen werde, daß ſie ſich nicht getrauen würde, allein nach dem Hofe zu gehen. Als Grund gibt ſie an das Gefühl von der Nähe unheimlicher Weſen, deren graue Geſtalten ſie bisweilen flüchtig ſehe, obwohl ſie durchaus nicht an

Geſpenſter glaube! — Dieſes Seelenauge für die Wahrnehmung geiſtiger Weſen beurkundet ſich auch bei folgendem:

---

9. Fall eines Ausſichheraustretens.

Die Madame Senß war ungefähr achtzehn Jahre alt und hatte nebſt andern Hausgenoſſen die Gewohnheit, des Abends das warme Waſſer aus der großen Deſtillirblaſe zu nehmen, indem der Vater (der erwähnte Meinecke) häufig Brantwein deſtillirte, aber ver[illegible]ten hatte, des Abends das Waſſer aus der Blaſe zu [illegible]ehmen. Eines Abends hatte ſich derſelbe frühzeitig ins Bette gelegt und noch kurz zuvor nachgeſehen, ob auch in der Brennerei Alles in Ordnung ſey, worauf er mit dem Gedanken an ſein Brantweingeſchäft einſchlief. Die Tochter, welche den Vater ſchlafend im Bette wußte, war mit dem Dienſtmädchen beim Waſchen beſchäftigt und gab deren Aufforderung nach, das fehlende warme Waſſer aus der Deſtillirblaſe in der Brennerei zu erſetzen. Beide machen ſich auf den Weg, öffnen die Thüre der Brennerei und ſehen Beide — den alten Meinecke in ſeiner Hauskleidung oben auf der Blaſe ſitzen. Beide wandelt ein kalter Schauer an und mit einem Angſtſchrei eilen ſie hinweg. Die Madame Senß überzeugte ſich, daß der Vater ruhig im Bette ſchlief. Am andern Morgen kam derſelbe zur Tochter und ſagte dieſer auf den Kopf zu, ſie habe gewiß Waſſer aus der Blaſe geholt, denn es ſey ihm dunkel erinnerlich, als habe er dieſe Nacht davon geträumt und ſie mit dem Mädchen nach der Brennerei gehen ſehen. Die Madame Senß geſtand dann auch, daß ſie die Abſicht gehabt hätten, aber durch ſeine auf der Blaſe ſitzende Geſtalt zurückgeſchreckt und daran verhindert worden ſeyen, welcher Umſtand den alten Mann, der an dergleichen wunderbare Dinge nicht glaubt, ungemein amüſirte und noch jetzt bei der Erzählung ſehr beluſtigt.

Ein anderer Fall eines Ausſichheraustretens ereignete ſich bei der Frau dieſes Mannes, der oft genannten prophetiſchen Träumerin (ſ. die ſechste Beobachtung der Träume). Dieſe lag, nach einer langen Krankheit dem Tode nahe, im Sterben; ihre Tochter, die Madame Senß, bei welcher ſie wohnte, war bei ihr im Zimmer und ſaß an ihrem Bette; plötzlich fing der fünf Monate alte Sohn der Letzteren in dem, von dem Krankenzimmer durch den Hausflur getrennten gegenüberliegenden Zimmer ungemein heftig an zu ſchreien. Die Kranke forderte die Tochter mehrmals auf, zu ihrem ſchreienden Kinde zu gehen, was dieſe ſtets unter dem Vorwande ablehnte, daß eine Wärterin und vier Verwandte bei dem Kinde ſeyen und daſſelbe ſchon gut abwarten würden. Die Kranke aber, faſt mit halbgebrochenen Augen, wiederholte ihren Ruf „das Kind ſchreit“ noch öfters, dann lag ſie plötzlich ruhig und das Schreien des Kindes hörte auch auf; es währte nicht lange, ſo klopfte die mit dem Kinde beſchäftigte Verwandte die Madame Senß heraus und erzählte unter Grauſen und Zittern, daß ſie und die Wärterin ſich alle mögliche Mühe gegeben hätten, das ſchreiende Kind in der Wiege zu beruhigen; aber Alles ſey vergeblich geweſen; da habe die Wärterin plötzlich geſagt, es überlaufe ſie ein ängſtlicher Schauer und die Wiege gehe ſo ſchwer, als wenn plötzlich eine Laſt hineingelegt wäre. Da nun das Kind plötzlich ganz ruhig geworden ſey, ſo habe dies in Verbindung mit dem Gefühl der erſchwerten Bewegung der Wiege beide vermocht, ſich der Wiege zu nähern und das Kind zu beobachten. Ein unerklärlicher Schauder habe Beide überrieſelt und ſie hätten Beide gleichzeitig einen Schrei des Schreckens ausſtoßen müſſen, als ſie beim Aufdecken der Wiege in derſelben neben dem Kinde zuſammengekauert eine menſchliche Geſtalt erblickt, deren Umriſſe zwar unbeſtimmt geweſen ſeyen, jedoch den Gedanken an ihre kranke Mutter erregt hätten. Bei ihrem gemeinſamen Aufſchreien ſey die Geſtalt verſchwunden geweſen und die Wiege habe ihre frühere Leichtigkeit wieder gehabt; auch ſchlafe das Kind ſeit jenem Augenblicke ſehr ſanft und ruhig.

Die Kranke lag ſeit jenem Moment ganz ſtill und ſchien zu ſchlummern; aber ſie erwachte nicht mehr zum irdiſchen Bewußtſeyn und verſchied noch in derſelben Nacht. —

10. Eine Erſcheinung beruhigt ein Kind.

Als die Madame Seuß mit ihrem erſten Kinde in Wochen war (den zweiten Tag nach der Entbindung), ſchrie das Kind ungemein heftig und konnte durch nichts beruhigt werden. Die Wärterin ging hinaus in die Küche und ließ die Wöchnerin allein; plötzlich öffnet ſich die Thüre, eine ihr ganz fremde Frau tritt herein, deren Anblick ſie wunderbar ſchaurig bewegt; auch kann ſie die Augen nicht von ihr abwenden und ſieht, wie die Geſtalt zur Wiege geht, dieſelbe ſich bückend umfaßt und leicht bewegt, worauf das Kind plötzlich ſtill wird und zu weinen aufhört. Die der Wöchnerin völlig fremde wunderbare Frau verharrt in ihrer Stellung, bis die Thüre aufgeht und die Wartsfrau wieder hereintritt, worauf die Erſcheinung plötzlich verſchwunden iſt. Die Wöchnerin, die nicht anders dachte, als daß eine andere Wartsfrau gekommen wäre, fragte nun die eingetretene eigentliche Wartsfrau, wer die Frau ſey, die ſo eben hier geweſen wäre und das Kind beruhigt habe, und wo ſie geblieben ſey? Jene verſicherte jedoch, daß Niemand da geweſen wäre. Die Wöchnerin ließ ſich aber nicht davon abbringen und erzählte die Erſcheinung ihrem eintretenden Manne und ihrem Schwager, welche ſich bei der Beſchreibung der geſehenen Frau wechſelſeitig verwunderungsvoll anblickten und in dieſer weiblichen Geſtalt, welche, dem Seelenauge der Wöchnerin ſichtbar, das Kind plötzlich beruhigt und in tiefen Schlaf gebracht hatte, ihre eigene Mutter erkannten, die, ſchon lange todt, ſich gerade ſo, wie die Frau Senß beſchrieb, in ihrem Hauſe in der Kleidung trug. Die Wöchnerin hat ihre Schwiegermutter nie gekannt, nie geſehen und niemals hat ihr Mann die Hauskleidung oder das Ausſehen ſeiner Mutter der Wöchnerin beſchrieben, welche auch feſt von der Realität ihres Geſichts überzeugt iſt und ſich den Glauben nicht nehmen läßt, daß die erſchienene Geſtalt der Geiſt ihrer Schwiegermutter geweſen ſey, die mit der beſänftigenden Kraft eines befreundeten Geiſtes ihr Enkelchen beruhigt habe und ihr allein ſichtbar geworden ſey. —

Nachdem ich nun eine Anzahl Beiſpiele einer höheren Wirkung des Geiſteslebens in einer Familie (nämlich in der Familie Meinecke, beide Eltern, Tochter und Schwiegertochter) angeführt habe, was gewiß für eine Vererbung des Vermögens eines, unter gewiſſen günſtigen Umſtänden eintretenden, höheren, geiſtigeren Erkennens ſpricht: will ich noch einige Beobachtungen anführen, die ich kürzlich bei einem jungen Mädchen und bei einer ſchlichten Frau zu machen Gelegenheit hatte.

11. Merkwürdiger Fall einer Erſcheinung im Sterben.

Demoiſelle R....., ein tugendhaftes, durchaus nicht überbildetes Bürgermädchen, war ſchon ſeit längerer Zeit mit einem jungen Manne verlobt, welcher mit dem 1. Januar 1835 eine fixe Anſtellung als Forſtſekretär, zwanzig Meilen von hier entfernt, erhalten ſollte, weßhalb dieſer Zeitpunkt auch zur Verheirathung gewählt war. Die jungen Leute waren ſchon mehrere Jahre verlobt und da die Verheirathung ſtets hinausgeſchoben werden mußte, ſo hatte das junge Mädchen von ihrer ungeduldigen Mutter manche Vorwürfe zu hören, und grämte ſich im Stillen um ſo mehr, als ſie auch an ihrem Bräutigam bisweilen ein kaltes, auffallend ſonderbares Benehmen und eine düſtere Stimmung bemerkte, wenn Derſelbe auf einige Wochen zum Beſuche kam. Mitten in den Vorbereitungen zur Ausſtattung und Hochzeit erkrankte das junge Mädchen plötzlich gegen Ende Oktobers 1834 und nach einigen Tagen zunehmender Kränklichkeit ward ich am 1. November zu ihr gerufen. Jch fand das Mädchen auf dem Uebergangspunkte zwiſchen Katarrhal- und Nervenfieber, ſo daß ich bei dem entſetzlich ſtieren Blicke mich ſogleich für ein Brechmittel entſchied, wozu alle Jndikationen vorhanden waren. Dieß wirkte auch vortrefflich, der ganze Tag und die darauf folgende Nacht vergingen auch ganz erwünſcht; allein am 2ten ſtellte ſich ein heftigeres Fieber mit gelinden Delirien ein und nun hielt ich ein Nervenfieber für unvermeidlich, beſonders als ich von der Mutter den langen Gram des Mädchens erfuhr, durch welchen mir das geſammte Nervenſyſtem depotenzirt zu ſeyn ſchien. Das erethiſtiſche Nervenfieber, welches ſich nun entwickelte, bot ſo eigenthümliche geiſtige Erſcheinungen dar, daß ich auf die Entwickelung und Geſtaltung der folgenden Stadien ungemein geſpannt war. Vom 4ten an kam Patientin aus dem Phantaſiren ſchon nicht mehr heraus. Bei meinem Abendbeſuch um ſieben Uhr ſagte mir die Mutter, daß ſie am Nachmittag ſehr viel von ihrer Tante (einer Pächtersfrau in der Nähe von Magdeburg, ungefähr acht Meilen von hier wohnend) geſprochen habe, vielleicht weil dieſe von allen ihren Verwandten ihr die liebſte ſey. Noch bei meiner Anweſenheit, gerade in dem Augenblicke, als ich neben ihrem Bette ſtand und den Puls unterſuchte, den ich ſehr klein, kaum fühlbar fand, richtete ſich die Kranke mit einer ſchnellenden Bewegung in die Höhe, blickte ſtier und bewegungslos, gleich einer bleichen, marmernen Bildſäule nach einem Punkte und ſchien ſich in einem ſtarrkrampfartigen Zuſtande zu befinden. Der Athem war nicht hörbar, der Puls nicht fühlbar, die Hauttemperatur plötzlich geſunken, die Geſichtszüge bleich und nur in den ſtarrblickenden Augen glimmte ein Funken, der Leben verrieth. Ich ſuchte die, den Tod für nahe bevorſtehend haltenden

Geſchwiſter und die Mutter zu beruhigen und verſicherte denſelben, daß der Krampf bald vorübergehen werde, was auch nach einigen Minuten wirklich eintrat. Dieſer Vorfall iſt, wie ich gleich unten zeigen werde, beſonders wichtig und intereſſant.

In der folgenden Nacht vom 4ten zum 5ten wurde ich zur Kranken gerufen und hörte, daß ſie noch am Abend von jenem ſtarrkrampfartigen Zufall an ſehr viel von ihrem Bräutigam geſprochen habe und von Stunde zu Stunde ſchlimmer geworden ſey. Ich fand ſie allerdings in einem viel erregteren Zuſtande; plötzlich rief ſie aus (es war ſo eben zwölf Uhr): „Ich muß hin, ich muß ihn noch einmal ſehen! Kutſcher! vorgefahren!“ Die einzelnen Worte, die ſie nun ſprach, drückten theils die Freude über die ſchnelle Fahrt, theils die einzelnen Gegenſtände und Oerter, die zwiſchen Brandenburg und dem Wohnorte ihres Geliebten lagen, theils die Erwartung, ihn wieder zu ſehen, aus, und die Geſtikulationen, mit denen ſie jene Worte begleitete, waren ſo lebhaft und ausdrucksvoll, daß ich erſtaunt und verwundert auf die Entwickelung dieſer mimiſch-dramatiſchen Scene geſpannt war. Mit dem Ausrufe: „Nun bin ich dort! hier wohnt er!“ ſchien ein ähnlicher Starrkrampf, wie ich ihn ſchon Tags zuvor an der Kranken beobachtet hatte, einzutreten, aber ihre ſtarren Züge drückten in dem Augenblicke, als Leben in dieſe ſcheinbare Bildſäule wiederzukehren ſchien, einen ſo tiefen Schmerz, Staunen und Verzweiflung aus, daß die dabei ſtehende Mutter ſagte: „Sie muß doch recht viel Schmerzen erdulden!“ Mir aber ſchien dieſer Ausdruck in den Geſichtszügen nur auf ein großes Leiden der Seele hinzudeuten, in welcher Anſicht ich beſtärkt wurde, als das Mädchen mit einem langen und tiefen ſchreiartigen Seufzer erwachte. Der körperliche Zuſtand ſchien ſich nach dieſem Vorfall etwas beruhigt zu haben; ein ſanfter Schlummer oder vielmehr ein Halbſchlaf trat ein, in welchem die Kranke fortwährend ſprach, womit ein ſchmerzliches Lächeln verbunden war.

Am folgenden Morgen, den 3ten, erzählte mir die Mutter, daß ſeit der Nacht oder vielmehr ſeit ihrer phantaſtiſchen Reiſe der Zuſtand gebeſſert erſcheine; die Kranke liege ruhig, ſpreche nicht mehr ſo laut und nur bisweilen rufe ſie in einem verzweiflungsvollen Tone: „Das hätte ich nicht gedacht!“ Ich fand zwar die ſtürmiſchen Symptome geſchwunden, aber das Bewußtſeyn fehlte durchaus; ich erblickte in dem ganzen Zuſtande nichts als eine bedeutende Abnahme der Kräfte, aber durchaus keine Beſſerung. —

Am Abend dieſes Tages traf ich plötzlich die Tante aus dem Magdeburgiſchen mit ihrem Manne bei der Kranken; ſie waren aus eigenem Beweggrunde gekommen, ohne von der Krankheit des Mädchens eine andere Kunde, als folgende Erſcheinung gehabt zu haben. Am vergangenen Abend (5ten) befand ſich die Tante in der Küche ihrer Pachtwohnung bei Magdeburg ganz allein; die nach dem Hausflur führende Küchenthüre iſt mit einem ſchweren Gewicht verſehen, um deren Offenſtehen zu verhüten. Plötzlich öffnet ſich die Küchenthüre, und da dieſelbe nicht, wie ſonſt immer, mit einiger Gewalt und knarrendem Geräuſch zufällt, ſondern offen bleibt, ſo fällt dieß der Tante auf, ſo daß ſie ſich neugierig und zugleich von einem ihr unerklärlichen ängſtlichen Gefühl befangen ſich umſieht. Zu ihrem großen Schrecken erblickt ſie in der offenſtehenden Thüre die Geſtalt ihrer Nichte, welche ſie durchdringend anſchaut und dann plötzlich verſchwunden iſt, worauf die Thüre, wie gewöhnlich, knarrend zufällt. Die Frau erzählt dieß ſogleich ihrem Manne und beide entſchließen ſich, am folgenden Morgen herzufahren. Das Erſtaunen und die Verwunderung Aller iſt nicht zu beſchreiben! — Der Zuſtand der Kranken blieb ſich fortwährend gleich. Am folgenden Morgen (den 6ten) um fünf Uhr erzählte mir die Mutter, daß die Kranke in der vergangenen Nacht ebenfalls eine phantaſtiſche Reiſe zu ihrem Bräutigam gemacht habe, um noch einmal, wie ſie ſich ausgedrückt, ihn zu ſprechen. Sie habe darauf Vieles leiſe geſprochen, in einzelnen Pauſen, jedoch habe man nur die Worte: „ſterben, verzeihen, glücklich ſeyn, wiederſehen," und unter ängſtlichem Rufen den Namen ihres Bräutigams verſtanden.

Darauf ſey, wie in der vergangenen Nacht, ein Halbſchlummer eingetreten. Ich fand die Kräfte in bedeutender Abnahme, die Kranke lag ganz ruhig, ſprach nichts mehr, oder, wegen Trockenheit der Mundhöhle, nur unverſtändliche Laute; es ſchien ein langſam fortſchreitender Todeskampf, eine überhandnehmende Lähmung des ganzen Nervenſyſtems zu ſeyn; der Tod erfolgte um ſieben Uhr Morgens faſt unmerklich! Es war ein allmähliches Verlöſchen der Lebensflamme. —

Am 8ten Abends kommt plötzlich ein Brief von dem Bräutigam an, auf deſſen innerer Rückſeite die Worte ſtanden, daß ſie, wenn ſie dieſen Brief erhielte, denſelben einſam und ganz allein leſen ſolle. Dieſer Brief, der am 5ten Morgens geſchrieben und abgeſandt war, enthielt das Bekenntniß einer ſchweren Schuld. Der junge Mann ſchreibt in demſelben, daß ihn ein junges, nicht unbemitteltes Mädchen, das ihn ſehr gern möge, in ihre Netze gelockt, und um ihn ganz an ſie zu feſſeln, ihn verführt habe. Er ſey ſo ſchwach geweſen und habe ihr und ihren nächtlichen Beſuchen nicht widerſtanden. Schon lange habe ihn dieß gedrückt und er habe es ihr (der Braut) geſtehen wollen, ſtets aber ſey ihm dann die Zunge wie gelähmt geweſen. Jetzt aber laſſe es ihm keine Ruhe mehr und ein Vorfall in der vergangenen Nacht (zwiſchen dem 1—5ten) *zwinge* ihn jetzt, ſeine Schuld zu bekennen; er füge hiemit aber die feſte

Verſicherung ſeiner Reue und das Verſprechen ſeiner Beſſerung hinzu und hoffe, ſie werde ihm verzeihen und ihn mit leichtem, frohen Herzen den Tag ihrer ehelichen Verbindung herbeiſehnen laſſen. Jener angedeutete Vorfall, der den jungen Mann ſo erſchütterte und zum Bekennen ſeiner Schuld zwang, beſtand nun nach jenem Briefe in nichts Geringerem, als daß er am vergangenen Abend (den 4ten) den Beſuch des Mädchens erhalten hatte, welche die Nacht bei ihm geblieben war. Um zwölf Uhr wurden Beide aus ihrem Taumel durch einen heftigen Schlag gegen die verſchloſſene Thüre aufgeſchreckt; dieſelbe öffnete ſich und Beide ſahen eine weibliche Geſtalt, wie eine weiße, lichte Nebelmaſſe, in der Thüre ſtehen, auf das Bett hinſtarren und plötzlich mit einem tiefen, ſeufzenden „Ach!“ wie ein unterdrückter, gedämpfter Schrei, verſchwinden, worauf die Thüre nach wie vor feſt verſchloſſen war. Der junge Mann hatte in der Geſtalt ſogleich ſeine Braut erkannt und war in der größten Beſtürzung und Verzweiflung. Sein Gewiſſen erwachte und vermochte ihn zum Bekenntniß ſeiner Schuld. Er hielt, wie der Brief deutlich ausſprach, die Erſcheinung für eine Mahnung des Himmels, ſich zu beſſern und durch freies Bekenntniß ſein gedrücktes Herz zu erleichtern. Die Ahnung ihrer Krankheit und ihres Todes erwachte erſt ſpäter, nämlich einen Tag darauf, nachdem er in der folgenden Nacht (5 – 6ten) zwei Träume gehabt hatte, von welchen ein ſpäterer Brief an die Mutter und ein anderer an mich ſelbſt Nachricht gibt. Der erſte Traum um Mitternacht (um die Zeit, wo die Kranke ihre zweite phantaſtiſche Reiſe machte) zeigte ihm die Geſtalt ſeiner Braut, welche ihm freundlich verzieh und ihm ſagte, daß ſie ſterben müſſe und wünſche, daß er ſeine Schuld und Sünde bereuen und durch wahrhafte Beſſerung ſich wieder ruhig und glücklich fühlen möge, wobei ſie ſo glänzend und freundlich ausgeſehen, er aber vor Angſt und Schmerz im Traume entſetzlich geweint habe. Nach dem Erwachen ſey es ihm geweſen, als höre er öfters ſeinen Namen rufen, aber von einer zitternden Stimme und beängſtigt, worauf ihn ein heftiges, unnennbares Weh ergriffen habe, wie ſich ſein Brief an mich ausdrückt. Nachdem er wieder eingeſchlummert ſey, hatte er am Morgen zwiſchen ſechs und ſieben Uhr (alſo in der Sterbeſtunde) folgenden Traum, den er in ſeinem Briefe an mich ausführlich ſo erzählt: „Ich ſah ſie plötzlich vor mir und etwa in dem geſtörten Weſen und Anzuge, wie ſie den entſcheidenden und mein Lebensglück zerſtörenden Augenblick der Auflöſung entgegenrang. Sie zu umarmen war ich unfähig und in wenigen Minuten war ſie, wie durch einen Zauberſchlag, auf dem Ufer eines reißenden Stromes jenſeits und winkte ängſtlich und ſehnend. Jetzt ſteigerte ſich meine Angſt auf's Höchſte und ich wagte es zu verſuchen, ihr nachzukommen.

Es war eine Brücke über jenen Fluß, jedoch zur Hälfte ganz und zur Hälfte zerſtört. Auf jener Seite war, wie es ſchien, die Brücke in einem ſehr guten Zuſtande und oben überwölbt; das geliebte Weſen trat bis auf den äußerſten Rand nach mir zu, von da ab aber war die Brücke zerſtört und zu mir herüber lagen nur einzelne, aber ſehr ſtarke Balken. Da ich mich entſchloß, einen Balken zu betreten und zu verſuchen, ob mich mein Muth hinüber tragen oder mich der Schwindel in den Fluß hinabſtürzen würde, ſo faßte ſie jenſeits den Balken feſt an, als ob ſie ihn halten wolle, und ich ſchritt in der fürchterlichſten Angſt vorwärts. Allein nach wenigen Schritten vorwärts wich Alles unter mir, oder ich gleitete ab, oder der Balken brach, kurz ich ſtürzte mit lautem Schrei hinab und mit dem Auffahren aus dem Traume war ihre Geſtalt verſchwunden.“ — Dieſe beiden Träume in derſelben Nacht erweckten in ihm die Ahnung und den marternden Gedanken an ihren Tod; dieſe Marter wurde noch dadurch erhöht, daß er am Tage vorher ein trauriges Geſtändniß in ſeinem abgeſandten Briefe gemacht hatte, welches nun, zu ſeinem größten Nachtheile, zur Kenntniß der Familie gelangen mußte, wie dieß denn auch wirklich ſo war. — In ſeinem Briefe an mich erzählt mir der junge Mann, daß ſeine geliebte Verblichene ſtets die Ueberzeugung in ſich getragen habe, daß ſie nie verheirathet werden würde; auch habe ſie einen großen Hang zur Schwermuth und Trauer gehabt und in ſolchen Stunden habe ihn, von ihr entfernt, ſtets ein unbegreifliches Etwas gequält. Oft habe ſie in ſolcher traurigen Stimmung, Nachts oder zeitig des Morgens, ſehr laut und ängſtlich ihn bei Namen gerufen und dieſes Rufen ſey von ihm vielfach vernommen worden, indem er aus einem halbſchlummernden Zuſtande mit einer gewiſſen Beklemmung um ihre beiderſeitigen Verhältniſſe erwacht ſey. —

12. Eine Geiſterſeherin.

Henriette Kunkel, Invalidenfrau, befindet ſich jetzt in ihrem 51ſten Jahre und hat niemals beſondere Krankheiten gehabt. Sie iſt groß und hager, blaß im Geſicht und ſtark pockennarbig; ihr Auge blitzt aus buſchigen Augenbrauen hervor und hat einen eigenthümlichen ſtechenden Glanz. Die Frau macht durch ihren männlichen, kräftigen Sinn, durch ihr determinirtes Weſen bei aller ſchlichten Einfalt, durch ihren feſten Glauben an Geiſter und an die Realität ihrer Erſcheinungen und durch ihre Freudigkeit und Ruhe bei der Unterhaltung über dieſen Gegenſtand einen wunderbaren Eindruck. Sie entſinnt ſich nur zu Zeiten, wenn ſie krank oder kränklich war, Erſcheinungen gehabt zu haben und da ſie früher nie krank geweſen iſt, als vor einem Jahre, ſo hat ſie auch nur dann nach ihrem Ausdrucke Geiſter geſehen.

Eines einzigen Falles entſinnt ſie ſich im Jahre 1806, als ſie 21 Jahre alt und zum erſten Male ſchwanger war; ſie wachte damals in einer Nacht auf, als ob ſie geweckt würde; ſie ſah jedoch Niemanden im Zimmer, als ihre Mutter, welche neben ihr ſchlief. Plötzlich ſah ſie vor ihrem Bette auf dem Erdboden ein helles Licht aufleuchten, welches in allen Farben des Regenbogens ſpielte und in einer ewigen Kreisbewegung zu ſeyn ſchien. Sie ſtarrte das wunderbare Licht an, welches das ganze Zimmer erhellte und ihre Augen faſt blendete; nachdem ſie ſich von ihrem Schrecken und Erſtaunen erholt hatte, rief ſie den Namen ihrer Mutter, um dieſer das Licht zu zeigen. Sogleich aber fing das Licht an, im mannigfaltigſten Farbenwechſel eine heftige Kreisbewegung zu machen, zu welcher ſich ein Ziſchen, Knarren und Kniſtern hinzugeſellte, als ob Sand zertreten würde, unter welchem Geräuſch es in den Erdboden verſank. Die Mutter hörte noch beim Erwachen ein ſeltſames Geräuſch, ſchalt aber die Tochter bei ihrer Erzählung aus. Seit jener Zeit vernahm die Frau Kunkel nichts von fremdartigen Erſcheinungen um ſie, bis im Oktober 1833. Sie war ſeit acht Tagen an einem Rheumatismus in den Armen und im Rücken bettlägerig geweſen, übrigens durchaus fieberlos und mit keinen Geiſtergedanken beſchäftigt. Am 9. Oktober Abends kam ihr Mann halbbetrunken nach Hauſe und legte ſich nach einem heftigen Wortwechſel mit der Frau, welche ihm über ſein Leben die bitterſten Vorwürfe machte, zu Bette; ihre drei Kinder ſchliefen auch noch in demſelben Zimmer, welches vollkommen dunkel war. Nach Verlauf von einer Viertelſtunde fühlte ſie plötzlich, daß Jemand von ihren Schultern herab die Bettdecke entlang wie mit der Hand ſtrich; dies wiederholte ſich öfters, worauf die Frau in dem Wahne, daß es ihr Mann ſey, der ſie beſänftigen wolle, nicht achtete und ſich deshalb ſchlafend ſtellte. Als jedoch das Streichen nicht nachließ, ſo fuhr ſie ſcheltend auf und wies ihren Mann, den ſie in einer in der Dunkelheit vor ihrem Bette ſtehenden undeutlichen Geſtalt zu erkennen glaubte, zur Ruhe, worauf auch das Streichen nachließ. Nach kurzer Zeit jedoch fing das Streichen wieder an; die Frau ſah ſich um und erblickte nun die Geſtalt eines Kindes, das ſie für ihren älteſten Sohn hielt. Sie wies auch dieſen mit heftigen Scheltworten zur Ruhe und drehte ſich um. Aber nun fing das Streichen heftiger an, und nun erſt wurde ſie aufmerkſamer, als ihr Sohn Fritz auf ihr Rufen und Schelten erwachte und verſicherte, daß er im Bette liege und daſſelbe nicht verlaſſen habe. Nach einiger Zeit fing das Streichen und Zupfen an der Bettdecke wieder an; jetzt fing die Frau ſich zu fürchten an, ſie ſah ſich ſcheu um und es ſtand, wie vorher, die Geſtalt eines Knaben vor ihr, deſſen Geſicht ſie aber nicht erkennen konnte. Plötzlich ſah ſie das ganze Zimmer von vielen Geſtalten angefüllt, unter denen ihr beſonders eine große Dame auffiel, die ſich ihr näherte; um jene weibliche Geſtalt drängten ſich beſonders ſechs kleinere Geſtalten, welche die Frau Kunkel für drei Knaben und drei Mädchen erkannte und die ſie für Kinder jener Dame hielt. Sämmtliche Geſtalten im Zimmer konnte ſie erkennen, obgleich es eine ſehr dunkle Nacht war und kein Licht ſich im Zimmer befand. Die Frau Kunkel beſchreibt die Geſtalten als graue Nebelgeſtalten. an denen ſie aber dennoch die Kleidung erkennen konnte, welche ſchwarz war und nach altmodiger Art zugeſchnitten. Es war ihr, als ob die Geſtalten durch ſich ſelbſt Licht ausſtrömten, auch ſchienen ſie ihr an den Umriſſen deutlicher zu ſeyn, als an den übrigen Theilen. Jene erwähnte große Dame trat zum Bette und winkte; auch winkten ihr ſämmtliche Geſtalten zu und dann will ſie ſehr oft die Worte: „Komm mit, es brennt;“ gehört haben. Nachdem nun die Frau Kunkel ihre anfängliche Angſt etwas verloren hatte, folgte ſie dem Rufe und ſtand auf, worüber ſich die Geſtalten zu freuen ſchienen, indem ſie luſtig durcheinander hüpften. Plötzlich trat eine dunklere männliche Geſtalt aus der Menge der andern Geſtalten hervor und ging auf die große Dame zu, mit welcher er heftig, aber in einer Sprache, die ſie nicht verſtand, redete. Zuletzt glaubte ſie die Worte zu hören: „ſie ſoll es dennoch haben!“ Während dieſes heftigen zankartigen Zwiegeſpräches hatte die Frau Kunkel verwundert zugeſehen; wie die feſtverſchloſſene Thüre auf- und zuging und die Geſtalten kamen und gingen. Die Dame zeigte nun nach der Thüre, welche nach der Küche ging, auf deren Fußboden eine Fallthüre in den engen Keller führte. Die Frau Kunkel mußte in der Küche auf den Wink der großen Dame die Fallthüre aufheben und erblickte in der Mitte des Kellers eine kleine Flamme auf dem Erdboden. Die ſie umringenden Geſtalten deuteten ihr mit Geſten an, auf jener Stelle nachzugraben, auch hörte ſie die Worte: „da liegt es, ſo lang, ſo breit!“ Die Frau Kunkel, welche mittlerweile alle Furcht verloren hatte, ſagte aber, daß ſie nicht graben könne, da ſie keinen Spaten im Hauſe habe und ihre Arme (durch den Rheumatismus) gelähmt ſeyen; auch fragte ſie, ob ſie nicht am folgenden Tage graben könne? Da legte die Dame ihre Hand auf den Nacken und den Rücken der Frau Kunkel, wodurch in jenen ſtets heißen und ſchmerzhaften Theilen das Gefühl der Kühlung und Schmerzlinderung entſtand; von dem Augenblicke an waren die rheumatiſchen Schulterſchmerzen fort und ſind ſeit jener Zeit nicht wiedergekommen, obwohl ſie früher öfters, jedoch im Vergleich mit dem damaligen Uebel, nur gering daran gelitten hatte. Die Dame ſagte ihr zugleich, daß es am andern Tage noch Zeit ſey. Plötzlich hörte ſie die Stimme ihres wachgewordenen Mannes, der nach ihr rief. Die Geſtalten waren plötzlich wie verſchwunden und die Kunkel eilte in's Zimmer hinauf, wo ſie Licht anzündete, um im Geſangbuche zu leſen. Ihr trunkener Mann ärgerte ſich darüber und lachte ſie auf ihre Erzählung, daß hier Geſtalten im Zimmer geweſen ſeyen, aus, ſprang aus dem Bette, als ſie die Lampe auszulöſchen ſich weigerte, ergriff einen Stock, ſtieß ſeine Frau mit dem Fuße auf die Erde und wollte ſie ſchlagen; aber plötzlich fühlte er ſich nach ſeinem eigenen Ausdrucke (gegen mich) wie gebunden oder wie feſtgehalten und dieſe Empfindung ſtimmt mit dem überein, was die ſchluchzende Kunkel ſah. Sie erblickte nämlich (ihr Mann hatte in ſeiner Wuth die Lampe ausgeblaſen) die vorigen Geſtalten in großer Menge um ihren Mann gedrängt, als ob ſie ſeine Arme hielten und am Schlagen hindern wollten. Der Mann erzählt mir, daß ihm in dieſem Augenblicke ganz unheimlich und ſchauerlich zu Muthe geworden ſey, wie derſelbe denn auch ſeit dieſer Zeit ungemein furchtſam iſt, nicht mehr unmäßig trinkt und nur ſehr ungern ſowohl des Abends als am Tage allein bleibt. Nach jener Scene erhob ſich die Frau Kunkel und legte ſich in's Bett, wie auch ihr Mann that, der auch ſogleich wieder einſchlief. Nun waren alle früheren Geſtalten wieder da, ja ſie vermehrten ſich auch in jedem Augenblicke dergeſtalt, daß es der Frau Kunkel unmöglich ſchien, daß ihr kleines Zimmer ſo viele Menſchen faſſen könne. Nun begann ein lautes

Rauſchen im Zimmer, und Werfen wie mit Sand, und ein Beſprengen, wie mit Waſſer, was die Frau Kunkel deutlich fühlte. Auch ihr Mann wurde, wie ſie ſah, ſtark beſprengt und warf ſich in Folge davon unruhig hin und her, was die neckenden Geſtalten zu ergötzen ſchien. Je lauter und luſtiger das Treiben der Geſtalten im Zimmer zu werden ſchien, deſto unheimlicher wurde ihr der ganze Spuk. Plötzlich ſah ſie an den Fenſtern von außen mehrere weiße, lichte Geſtalten ſtehen, die einen hellen Schimmer um ſich verbreiteten; am andern Fenſter, auch von außen, ſtand ein ſchwarzes, ſchrecklich ausſehendes Scheuſal, welches grinſend in's Zimmer hineinſah. Als die Frau Kunkel voller Angſt fragte, wer jene Geſtalten ſeyen, antwortete ihr die große Dame (wie es ihr ſchien) tiefſeufzend, die lichten Geſtalten ſeyen ſeligere Geiſter, der andere aber ſey der Böſe. Allmählig wurde die Kunkel immer dreiſter und beſah ſich die verſchiedenen Gruppen der Geſtalten im Zimmer. Die Geiſter im Zimmer waren alle in ihrer gewöhnlichen Kleidung, die ſie vielleicht im Leben getragen hatten; aber die lichten Geſtalten am Fenſter beſchreibt ſie ganz anders; dieſelben hätten eine eigenthümliche, das Haar verhüllende Kopfbedeckung und dann ein langes, weißes glänzendes Faltenkleid getragen, das durch einen ebenfalls weißen Gürtel feſtgehalten worden ſey *). Uebrigens wechſelten die Gruppen der Ge-

---

*) Man ſehe die Seherin von Prevorſt.

ſtalten im Zimmer jeden Augenblick; es kamen immer neue herein und andere gingen; es gab keinen Raum im Zimmer, welcher nicht mit Geſtalten beſetzt geweſen wäre; gegen Morgen indeß verminderte ſich das Gewirre derſelben. Die Frau Kunkel, dreiſt geworden, bot den Geſtalten die Hand, um ſich von ihrer Wirklichkeit überzeugen zu können, ſie ſchüttelten aber mit dem Kopfe; nur jene oft erwähnte große Dame, welche die Frau als ſehr ſchön und von einnehmenden Geſichtszügen beſchreibt, legte ihre Hand freundlich in die ihrige, aber ſie fühlte beim Zuſammendrücken nichts und überzeugte ſich (wie ſie ſagte), daß die Geſtalt ein Schatten ſey. — Um 5 Uhr Morgens wurde ihr älteſter Knabe wach und verlangte ſein Zeug; als er nach demſelben griff, ſah die Frau mehrere Geſtalten ſich von dem Zeuge und von der Stelle, wo daſſelbe lag, wegbegeben und ſich im Gedränge verlieren. Gegen 6 Uhr ſah ſie nichts mehr von allen Geſtalten. Sobald der Tag anbrach, ſuchte ſich die Frau einen Spaten zu verſchaffen, um nach Beſorgung der Wirthſchaft im Keller zu graben. Ihr Mann wunderte ſich über ihr Wohlſeyn und ihre Behendigkeit, da ſie doch in den letzten acht Tagen von Gliederreißen gelähmt geweſen ſey. Zwiſchen 11 — 12 Uhr erblickte ſie plötzlich in der Küche die Geſtalt der oben beſchriebenen Dame, die ihr zuwinkte, en Finger auf den Mund legte und dann verſchwand. Dies nahm die Frau für eine Aufforderung, im Keller zu graben. Als ſie die Fallthüre aufhob, ſah ſie in der Mitte des Kellers ein Loch in der Erde und die nebenliegenden Kartoffeln von der ſchwarzen Erde des Kellers und von dem darunter befindlichen weißen Sande überſtreut. Sogleich fing ſie an weiter zu graben, ſchon ſtieß ſie auf einen harten Gegenſtand, als plötzlich die ſcheltende und fluchende Stimme ihres zurückkehrenden Mannes erſcholl, worauf es (nach Ausſage der Frau) in der Erde anfing, mit dem Getöſe eines kochenden und quäckernden Breies zu ſinken. Erſchreckt lief die Frau hinauf und erzählte es dem Mann, der nun mit ſpitzen Stangen überall, beſonders auf das eingeſunkene Erdreich in der Mitte des Kellers einſtach, aber nichts finden konnte. Nach der Meinung der Frau mußte der Schatz in der Erde weitergerückt ſeyn, weshalb auch die Nachbarn den Erdboden ihrer Keller unterſuchten, aber eben ſo wenig etwas fanden. Die Nachſuchungen konnten übrigens nur oberflächlich vorgenommen werden, da die kleinen Häuſer, von denen die Frau Kunkel eines bewohnte, verkauft waren und die damaligen Bewohner ſehr bald nach jenem Ereigniß ausziehen mußten. Ob der jetzige Beſitzer, welcher namentlich das Haus, in welchem die Frau Kunkel wohnte, faſt ganz einriß und zu einer Meſtrichmühle einrichtete, etwas entdeckt und ob er überhaupt nachgeſucht habe, habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Uebrigens gehört jenes kleine Haus, wo die

Frau Kunkel die Erſcheinungen hatte, zu den Wirthſchaftsgebäuden eines früheren Spitals oder Kloſters, welches für alte Frauen dicht daneben noch jetzt beſteht. — Seit jener Zeit hat die Frau Kunkel, die jetzt in einer andern Gegend wohnt, nie wieder Anmahnungen an ein Geiſterreich gehabt, iſt aber von der Realität jener Geiſtererſcheinungen ſo feſt überzeugt, daß ſie mir als felſenfeſten Glauben ausſprach, die Menſchen blieben ſicherlich nach dem Tode eben ſo geſtaltet, als ſie im Leben waren, denn alle Geſtalten, die ſie in jener Nacht geſehen habe, und die ganz gewiß nicht Einbildungen geweſen ſeyen, hätten außer Fleiſch und Blut dieſelben Geſtalten gehabt, wie im Leben. Unſer Leib ſey nur Staub, unſere Seele dauere fort, nur ſey es ein Schattenbild, denn ſie habe es deutlich gefühlt, als die Erſcheinung der Dame ihre Hand in die ihrige gelegt habe.

Und wegen dieſes Glaubens der perſönlichen Fortdauer nach dem Tode im Bilde und Gewande des Lebens, welchen Glauben jene Frau erſt ſeit jener Erſcheinungsnacht gewonnen hat, hat man die Frau für wahnſinnig gehalten und ausgeſchrieen. Ich habe bei aller Nachforſchung nicht die kleinſte Spur von Wahnſinn an ihr entdecken können! — —

Mittheilungen
aus
dem Gebiete des inneren Schauens vom Neckar, Rhein und Main.

1.

Eine Erſcheinung im Katharinenhoſpital zu Stuttgart.

Es befand ſich zu Weinsberg eine unverheirathete weibliche Perſon von etlich und ſiebenzig Jahren Namens Geltenbotin. Sie hatte ein kleines Vermögen, war früher lange Zeit beliebte Dienſtmagd in einem angeſehenen Hauſe und lebte ſpäter für ſich ſtille und ehrſam, zuletzt hier bei zwei Verwandten, neuverehelichten jungen Leuten, die ſie ſchätzten. Es bot ſich ihr öfters Gelegenheit dar, ſich vortheilhaft verheirathen zu können, aber immer ſchlug ſie, auch die beſten Anträge, aus, man wußte nicht warum. Sie ſchloß ſich aber nach ſolchen Anträgen meiſtens ein, trauerte und weinte bitterlich, ohne eine beſtimmte Urſache anzugeben, jedoch vermuthete man, daß ſie irgend etwas binde, ſelbſt ſolchen Anträgen, die nur wünſchenswürdig für ſie ſeyn konnten, nicht Folge leiſten zu können. Ich weiß nicht, was ſie am Ende ihres Lebens bewog, nach Stuttgart zu Bekannten zu ziehen, in deren Haus ſie erkrankte und als krank in das daſige Katharinenhoſpital gebracht wurde.

Von ihrem Erkranken wurde ihren hieſigen Verwandten nichts bekannt gemacht. In einer Nacht aber wurde die junge Frau durch eine Berührung am Arme erweckt und ſah die bleiche Geiſtergeſtalt ihrer alten Verwandtin vor ſich. Sie ſchrie in der Angſt ihrem Manne, aber als dieſer erwachte, war die Erſcheinung ſchon wieder verſchwunden.

In der zweiten Nacht hörten ſie ein Klopfen und Gehen im Zimmer und wurden ſie, als ſie eingeſchlafen waren, beide durch eine Berührung geweckt. Beſorgt um das Leben ihrer Verwandtin, reiſen nun beide (nachdem ſie mir vorher dieſe Vorfälle erzählt) nach Stuttgart ab, trafen aber die Alte ſchon in der Todtenkammer des Katharinenhoſpitals.

Als ſie in das Krankenzimmer kamen, in dem ihre Verwandtin geſtorben, erfuhren ſie nachſtehende Begebenheit, die ſie mir nachher erzählten, die ich aber von der Quelle erfahren wollte, weßwegen ich mich an Herrn Dr. Cleß, Vorſtand des Katharinenhoſpitals wandte, der nach Vernehmlaſſung der Perſonen mir dann wörtlich Folgendes ſchrieb:

Die Verſtorbene lag mit drei andern Kranken in Einem Zimmer, einem Dienſtmädchen, die zur Zeit des Todes der Geltendotin in der Reconvalescenz von einer Lungenentzündung war, einem zweiten Dienſtmädchen, die an Bleichſucht mit Lungentuberkeln leidet, und einer armen, aber in ganz gutem Rufe ſtehenden Schreinersfrau, Namens Sophie Rommel von hier, mit Hydrothorax auf dem Wege der Beſſerung. Letztere Kranke, die am entfernteſten von der Geltenbotin, nahe an der Thüre des Zimmers liegt, hatte in der Nacht, die der Todesnacht der Geltenbotin voranging, folgende Erſcheinung: „Ich lag, das ſind ihre eigenen Worte, wie in einem Halbſchlaf (im magnetiſchen Traumring) Morgens fünf Uhr, als die Zimmerthüre ſich öffnete und eine männliche Geſtalt von mittlerer Größe, entblößtem Haupte, mit eisgrauen Haaren und wunderbar glänzenden Augen, einen mit Silber beſchlagenen Stock in der Hand und gekleidet wie die Herrn aus den höheren Ständen, ſich meinem Bette näherte und folgenden Vers langſam ſprach:

„Ich armer Menſch, ich armer Sünder,
Steh' hier vor Gottes Angeſicht.
Ach Gott! ach Gott! verfahr' gelinder
Und geh' mit mir nicht in's Gericht.
Erbarme dich, erbarme dich
Gott mein Erbarmer über mich!“

Nachdem er dieſen Vers geendet hatte, bat er mich, ihn zu behalten, entfernte ſich langſam, ging an das nächſte Bett der Bleichſüchtigen, über die er ſich nur hinneigte, ohne etwas zu ſprechen, und eben ſo an das dritte mit der nämlichen Bewegung, bis er zu dem vierten Bette der Geltenbotin kam.

Mit dieſer ſprach er leiſe, ohne daß ich es verſtand längere Zeit und endete mit den laut ausgeſprochenen Worten: „Nun Magdalene, ſind wir verſöhnt!“

Bei dieſen Worten raffte ich mich auf, blickte näher nach der Geltenbotin, dieſe ſchien zu ſchlafen und die Erſcheinung war verſchwunden. Die Geltenbotin, die bald darauf den Geiſt aufgab, ſprach ſich nicht mehr darüber aus.“

Nimmt man nun zuſammen: Erſtens den Kummer, den die Geltenbotin nach jedem neuen Heirathsantrage äußerte, als ſchien ſie durch irgend etwas gebunden zu ſeyn, ſich verheirathen zu können, dann ihre Erſcheinung ſogleich nach dem Tode bei ihren Verwandten zu Weinsberg, denen ſie vielleicht noch etwas anvertrauen wollte, und endlich die Erſcheinung jenes männlichen Schattens noch vor ihrem Todtenbette mit jenem Verſe als Bußgebet und dem Ausſpruche: „Nun Magdalene! ſind wir verſöhnt!“ — ſo ſcheint aus all’ dieſem unumſtößlich hervorzugehen, — daß die Verſtorbene ein Geheimniß im Leben bei ſich trug, das ſich durch dieſe Begebenheiten während und nach ihrem Tode wenn auch nicht völlig offenbart, doch einigermaßen ahnen läßt.

2.

Die drei heiligen Meſſen.

Ein dem Einſender perſönlich bekannter, achtungswerther, zuverläßiger Mann in einer Stadt am Rhein ſchrieb Ende April 1833 das Nachſtehende, wobei man die Namen bloß mit den Anfangsbuchſtaben bezeichnen zu dürfen geglaubt hat.

„Vor mehreren Wochen beſuchte ich (den katholiſchen) Hrn. Pfarrer N —, der mir unter Anderem Folgendes mittheilte: Es ſey vor wenig Tagen ein Dienſtmädchen zu ihm gekommen, und habe ihm geſagt, daß ſie ſchon mehrmals des Abends, wenn ſie in der Küche beſchäftigt geweſen, durch die Erſcheinung eines Geiſtes beängſtigt worden ſey; ſie habe dieſes ihrer Dienſtfrau geſagt, welche ihr gerathen habe, den Geiſt um ſein Begehren zu befragen. Dieß habe ſie auch gethan, und die Erſcheinung habe ihr geantwortet, ſie ſoll drei heilige Meſſen leſen laſſen und den nächſten Charfreitag barfüßig auf den Kirchhof gehen; das Mädchen habe hinzugefügt, ſie ſey Proteſtantin, allein ſie wolle jedenfalls die heiligen Meſſen geleſen haben. Der Herr Pfarrer nahm keinen Anſtand, dieſe Bitte zu erfüllen. Ihm und mir fiel die Sache zwar auf, allein wir legten doch kein beſonderes Gewicht darauf. Später verbreitete ſich jedoch die Sage von dieſen mehrmaligen Erſcheinungen mehr und mehr, und zuletzt, als der Charfreitag eintrat, hieß es, das Mädchen habe jenen Gang gethan, und auf dem Kirchhofe habe ihm der Geiſt die Hand gereicht.

„Zuerſt hatte ich Gelegenheit, den Herrn des Hauſes, worin das Ereigniß vorfiel, zu ſprechen. Er ſchien nicht gern in dieſe Unterhaltung eingehen zu wollen, ſtellte jedoch den Vorfall nicht in Abrede, war auch nicht der Meinung, einen ſcherzhaften Accent auf ſeine Aeußerungen zu legen. Mir war es indeſſen intereſſant geworden, Näheres zu erfahren, und ich war endlich ſo glücklich, das Mädchen ſelbſt aus Veranlaſſung eines Geſchäfts in meiner Wohnung zu ſprechen.

„Als ich ſie fragte, ob ſie mir wohl eine genaue Mittheilung ihrer fraglichen Erfahrung machen wolle, ſo erbot ſie ſich ganz unbefangen hiezu. Dieß Mädchen heißt L — h, iſt bei K — zu Hauſe, 28 Jahre alt, und dient dermalen als Köchin bei der Familie R — in meiner Nachbarſchaft.

„Sie erzählte, vor ungefähr acht Wochen habe ſie zum erſten Mal etwas geſehen; ſie habe geglaubt, einen weißen Pudelhund auf dem Hausgang zu ſehen, wie ſie aber die Geſtalt habe näher betrachten wollen, habe ſie nichts mehr geſehen. Darauf habe ſie gedacht, ſich getäuſcht zu haben, und die Sache nicht beachtet; nach einiger Zeit habe ſich jedoch dieſe Erſcheinung wieder eingefunden. Damals ſey noch ein Mädchen in der Küche bei ihr geweſen, zu welchem ſie geſagt habe: Sieh einmal, was da ein ſchönes Hündchen iſt! Auf die Erwiederung des Mädchens, daß man meinen müſſe, ſie ſey ein Narr, es ſey ja kein Hündchen da, habe ſie dann abermals nichts mehr geſehen. Beſtimmte Umriſſe von einer Hundsgeſtalt habe ſie nicht wahrgenommen; es ſchien ihr nur ſo, als wenn ſie im Blick dergleichen geſehen hätte; ſpäter erſchien ihr aber eine weibliche Geſtalt, in ein weißliches Florgewand ſo dicht eingehüllt, daß ſie das Geſicht nicht erkennen konnte. Die Erſcheinung verſchwand ſehr bald wieder, plötzlich, ohne ſich zu entfernen, auf der Stelle.

„Da man dem Mädchen gerathen hatte, den Geiſt anzuſprechen, ſo faßte ſie den Entſchluß, dieſes zu thun. Sie ſah bald darauf des Abends gegen ſieben Uhr, nachdem ihr Dienſtherr drei Minuten zuvor bei ihr in der Küche geweſen (er kam öfters, weil er die Erſcheinung ſehen wollte), die Erſcheinung über den Gang zur offenſtehenden Küchenthüre hereinſchweben. Nun faßte das Mädchen den Muth und ſagte wie ſie unterrichtet worden: Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn; Geiſt, was iſt dein Begehren? Hierauf habe, ſagt ſie, die Erſcheinung klar und deutlich geantwortet, ſie gehe ſchon ſieben Jahre, ſie, das Mädchen, könne ſie erlöſen und müſſe ſie erlöſen; ſie ſolle drei heilige Meſſen leſen laſſen, ein halb Pfund Wachs opfern, und auf Charfreitag barfüßig auf den Kirchhof gehen und neun Vaterunſer beten. Nach dieſer Antwort habe das Mädchen geſchrieen: Herr N — ! und ſey ohnmächtig zu Boden geſtürzt; als ſie wieder zu Sinnen gekommen, habe Herr N — und die andern Dienſtmädchen ſich eingefunden gehabt; ihre Dienſtfrau, welche gerade Wöchnerin geweſen, ſey vor Schrecken krank geworden; ſie ſey nun ernſtlich bedacht geweſen, die Meſſen leſen zu laſſen; man habe ſie zu dem Kaplan von St. C — geſchickt; derſelbe habe nach Vernehmung des Verfalls ſich vorbehalten, zuvor mit ſeinem Pfarrer zu reden, und habe ihr nachher ſagen laſſen, es ſey nichts an der Sache, man glaube an dergleichen nicht. Sie habe damals geſagt: deſto beſſer, dann ſparſt du auch dein Geld. Allein am dritten Abend nachher habe ſich die Erſcheinung wieder eingefunden, und ſie, das Mädchen, habe gleich geſchrieen, ſie wolle ja Alles thun, worauf der Geiſt vor ihren Augen auf der Stelle verſchwunden ſey. Denſelben Abend ſey ſie noch zu Pfarrer N — gegangen, der ſie tröſtlich und vernünftig aufgenommen und auch ihr Geſuch nicht abgewieſen habe. Alles ſey ſodann ruhig geweſen; am grünen Donnerſtag hätten die Mädchen im Hauſe in ſie gedrungen, den folgenden Tag den Gang auf den Kirchhof zu thun; ſie habe damals geantwortet, dieß ſey gefährlich, ſie könne durch Verkältung krank werden, und ſey wirklich nicht entſchloſſen geweſen hinauszugehen. Allein des Nachts ſey ſie aufgerüttelt worden, ſie habe beim Erwachen den Geiſt vor ſich ſtehen ſehen, und ſogleich geſchrieen, ſie wolle Alles thun; derſelbe ſey ſodann plötzlich verſchwunden. Den andern Tag habe ſie in Begleitung eines andern Dienſtmädchens den Gang verkleidet als Bäuerin (weil viele Leute darauf aufmerkſam waren, und um dieſer Aufmerkſamkeit zu entgehen) angetreten. Als ſie vor dem M—thore angelangt, wo der Weg rechts in das Gartenfeld und links ein Weg nach dem Kirchhofe führt, ſey der Geiſt zu ihr gekommen und habe ſie begleitet. Auf dieſem Gange ſey ſie ohne alle Furcht geweſen. Das andere ſie begleitende Mädchen habe ſie mehrmals gefragt, warum ſie denn nicht auf dem Pfad gehe; dieß habe aber nicht ſeyn können, weil der Geiſt ſich darauf fortbewegt habe.

„Auf dem Kirchhof angekommen, habe ſie ſich vor das große Kreuz geknieet, die Gebete verrichtet, und als ſie damit geendet, habe der Geiſt ihr die Hand gereicht, da habe ſie dann auch das Geſicht des Geiſtes erblickt; die Augen der weiblichen Erſcheinung hätten ſie klar und ſanft angeſehen. Die dargereichte Hand habe ſie nicht angenommen, und ſie ſey vor Schrecken von Sinnen geweſen. Seitdem ſey Alles ruhig.

„Sie antwortete mir auf alle Fragen äußerſt unbefangen, und äußerte, ſie ſey gar nicht furchtſam, und habe von jeher jede Stunde in der Nacht auf den Speicher und überall hingehen können, wenn etwas zu holen geweſen ſey. Uebrigens habe ſie vor vier Jahren hier in der A — gaſſe und mehrere Jahre zuvor auf der Brücke zu K — einen Geiſt geſehen. Dieſe Unterredung war am vergangenen Sonntag; meine Frau und Pr. F. hörten im Nebenzimmer Alles mit an. Es machte einen unbeſchreiblichen Eindruck auf uns Alle; die unbefangene, kunſtloſe und ſo lebendige Erzählung des Mädchens dringt einem unwiderſtehlich Ueberzeugung auf.“

Der Schluß beweist an dieſem Dienſtmädchen die Gabe des Geiſterſehens überhaupt; aus dieſer Urſache näherte ſich ihr der Geiſt, welcher erlöst zu werden verlangte. Daß der Erzähler vorſichtig und genau unterſucht hat, ergibt ſich aus ſeinem Bericht. Die Seherin iſt Proteſtantin, war alſo am wenigſten darauf gefaßt, einen Geiſt auf die verlangte Art erlöſen zu können. Daß der Kaplan und ſein Pfarrer ſie abwieſen, geſchah aus vermeinter Aufklärung; Pfarrer N — that, was ſeines Amts und Glaubens war. Um die Sache wußten mehrere Perſonen, die Dienſtherrſchaft und anders Geſinde; ein Spuk von letzterem iſt nicht denkbar, weil der Geiſt ihr bei hellem Tag und unter freiem Himmel erſchien. Die weiße Farbe des Geiſtes beweist, daß er nicht zu den ſchlimmern gehörte und ſeine Beruhigung leicht war. Dießmal fing die Manifeſtation nicht mit dem Gehörreiz an, ſondern es zeigte ſich ſogleich dem Auge ein unbeſtimmtes Geſicht, wie das eines weißen Hundes, worüber ſich weiter nicht urtheilen läßt, indem die Phantaſie der Sehenden dieſe Form hinzugeſchaffen haben kann. Die abſchreckende Erwiederung des andern Mädchens entfernte den Geiſt, oder ſetzte die Sehende außer Ekſtaſe, ſcheuchte ihr Gemüth in das äußere Sinnenleben zurück.

Wie nun aber drei bezahlte Meſſen, ein halb Pfund Wachs und neun Vaterunſer, barfuß auf dem Kirchhof gebetet, jener unruhigen Seele habe helfen können, und ob die Proteſtantin recht gethan, ſich darauf einzulaſſen, iſt die Frage.

Daß die katholiſche Kirche für das Halten der Meſſe ſich eine kleine Gebühr erlegen läßt, iſt einmal Herkommens, ob mit Recht oder Unrecht, hatte weder der Geiſt noch die Seherin nothwendig zu fragen, und einigermaßen dient es zur Verhütung von anderm Mißbrauch, wenn es auch ſelbſt ein ſolcher wäre; wir kennen ja auch in der evangeliſchen Kirche den Beichtpfennig und andere Jura stolae. Die erſchienene Geiſtin war im Leben ohne Zweifel römiſcher Confeſſion; ſie wollte geholfen haben durch eine feierliche Fürbitte im Namen des Heilandes nach den Begriffen ihrer Kirche, durch das, was ſie für das wirkſamſte Mittel zu halten gelernt hatte; dazu gehörte eine dreimalige Seelmeſſe, ein Opfer für die dabei gebräuchlichen Kerzen, und ein dreimal dreimaliges Vaterunſer. Dieſes Begehren ging aus dem

Glauben, und den Glauben ſieht der Herr an; die Form ſeines Ausdrucks iſt mehr oder minder gleichgültig. Die Proteſtantin, eine einfache Magd, wußte kein beſſeres Mittel, dieſer Seele Frieden und ſich Ruhe zu verſchaffen, als daß ſie ihren frommen Willen buchſtäblich erfüllte, und ſie that wohl daran; denn ihr Thun ging auch aus dem Glauben und aus der Liebe, und der Herr ſieht das Herz an. Sie hätte ſich die Ausgabe und den Gang mit bloßen Füßen wohl erſparen können, wenn ſie die Gabe gehabt hätte, durch ihren Unterricht und ihr Gebet den Glauben jener unruhigen Seele über das Confeſſionelle zu erheben, ſie unmittelbar zu dem Erlöſer zu führen, und ihr mit Beſtand der Wahrheit einzubilden, daß allein in ſeinem Namen, unabhängig von menſchlichen Verordnungen, daß in ſeiner Anrufung und hohenprieſterlichen Fürbitte die Seligkeit durch ſein Verdienſt zu finden ſey. Sie würde ſie dadurch weiter gefördert haben; aber das zu leiſten war ſie nicht im Stande, und jene hätte vielleicht nur mit vieler Mühe, bei oft wiederholten Beſuchen, dafür empfänglich gemacht werden können, wie ſo viele fromme Chriſten aller Kirchen nur die Ordnung ihrer Kirche für ſeligmachend halten wollen. So war es mithin wohlgethan, daß ſie durch das verlangte bildliche oder rituelle Mittel ſie befriedigte, da ſie ihr das Weſen nicht unmittelbar zu geben vermochte. Die ſtellvertretende Bußübung oder Demüthigung in dem Bittgang mit bloßen Füßen iſt hiebei nicht außer Acht zu laſſen, deßgleichen die Zahl, die im ganzen ſeeliſchen Reich ſehr bedeutend und wirkſam erſcheint. Auch die ſieben Jahre des Umgebens gehören dahin, und merkwürdig iſt, daß die Geiſtin in der Paſſionszeit und ſchon voraus die Vorbereitung traf, um am Todestage des Herrn endlich Theil an ſeiner Verſöhnung zu finden. Es liegt hierin, nämlich in den heiligen Zeiten, Etwas, was für dieſes Fach von Wichtigkeit iſt.

Alſo man merke: dieſer umgebenden Seele mußte durch die Fürbitte nach dem Ritus ihrer Kirche, worauf ſie Werth legte, geholfen werden. Im Grunde half ihr der Glaube an den Heiland.

— y —

Nachtrag.

Im Auguſt deſſelben Jahrs meldet der Freund, welchem wir obige Nachricht verdanken, Folgendes:

— „Die Magd wurde nicht mehr von dem weiblichen Geiſt beunruhigt. Allein nun erſchien ihr auf einmal ein männlicher Geiſt von großer Geſtalt in grauem Gewande, am Leibe mit einem Gürtel eng zuſammengehalten, mit kleinem zuſammengedrückten Geſicht und großen Augen. So erzählte das Mädchen und ſetzte hinzu, dieſer Geiſt habe mit ihr geſprochen und habe ihr geſagt, ſie ſolle im Keller unter einer

Platte linker Hand holen, was daſelbſt verborgen liege. Der Dienſtfrau war dieſer neue Vorfall höchſt unangenehm; ſie erklärte dem Mädchen, ſie zweifle nicht an der Wahrheit ihrer Angaben; wofern ſie aber ihren andern Mägden die Sache mittheilen werde, ſo werde ſie denſelben ſagen, ſie, die Geiſterſeherin, ſey eine phantaſtiſche Perſon, um Ruhe zu erhalten. Ich ſprach die Dienſtfrau, ſie fand ſich durch die Sache ſehr angegriffen, und äußerte, ſie fürchte die Wohnung vor Ablauf ihrer Miethzeit verlaſſen zu müſſen. Das Mädchen ſprach ich ebenfalls; ſie weinte über dieſe Begegniſſe, und ſagte unter Anderem, es ſey hart für ſie, daß man in ihre Angaben Zweifel ſetze; man habe ihr ſogar ſchon gedroht, die Polizei werde ſie aus der Stadt weiſen, wenn ſie nicht aufhöre, Dinge in Umlauf zu bringen, die nicht wahr ſeyn könnten.

„Später hat die Dienſtfrau für gut befunden, das Mädchen fortzuſchicken, um, wie ſie glaubte, dadurch Ruhe zu erhalten. Sie nahm ein Mädchen aus F. in Dienſte, das noch nie in hieſiger Stadt gedient hatte, und gebrauchte die Vorſicht, ihren andern Mägden ernſtlich anzuempfehlen, der neuen Magd ja nichts von der Geiſtergeſchichte zu ſagen; dieſe Perſon ſoll ein robuſtes und munteres Mädchen geweſen ſeyn. Nachdem ſie die erſte Nacht in der Stube geſchlafen hatte, worin der Geiſt dem vorigen Mädchen mehrmals erſchienen war, erzählte ſie des

Morgens den andern Mädchen, ſie habe vergangene Nacht im Traum einen Mann in der Stube geſehen, und beſchrieb dieſe Traumerſcheinung gerade ſo, wie der graue männliche Geiſt von ihrer Vorgängerin beſchrieben worden war; ſie legte aber durchaus keinen Werth auf dieſen Traum. Nach der zweiten Nacht erzählte ſie, nun habe ſie aber in vergangener Nacht ganz wachend den grauen Mann in ihrer Schlafſtube geſehen; ſie ſoll dabei keine Furcht gezeigt, ſogar geſcherzt und geſagt haben, wenn die Erſcheinung wieder käme, würde ſie dieſelbe anreden. In der dritten Nacht fiel nach ihrer Ausſage Folgendes vor. Sie lag wachend im Bette und das Licht brannte noch; da hörte ſie in dem Zwiſchenboden der Stube, der ſich oben an der Decke befindet, wohin eine in der Stube angebrachte Stiege führt, ein Gepolter. Bald hernach entſtand ein dichter Nebel mit *entſetzlichem Leichengeruch begleitet* in der Stube, und zugleich ſtieg die graue Geiſtergeſtalt, aus dem Zwiſchenboden kommend, die ſchmale Stiege herunter, ſtellte ſich in einen Winkel, und ſah von Zeit zu Zeit das Mädchen an, welches außer Stand war, ſein Vorhaben, die Erſcheinung anzureden, auszuführen, *indem der große Geſtank ihr beinahe den Athem benahm.* Durch dieſes Ereigniß in die größte Angſt geſetzt, verließ das Mädchen eilends die Stube, begab ſich zu ihrer Dienſtfrau, erzählte mit Schrecken das Vorgefallene, und erklärte, um keinen Preis mehr in jener Stube zu übernachten. Die Frau war genöthigt, ihr ein anderes Lokal einzugeben. Nun blieb es mehrere Tage ruhig; auch des Nachts wurde das Mädchen in ſeinem neuen Schlaflokal nicht beunruhigt. In jener Zeit äußerte das Mädchen einmal, ſie habe gefehlt, über die Erſcheinung zu ſcherzen, vielleicht ſey ſie deßwegen bei der letzten Erſcheinung zur Strafe ſo erſchreckt worden. Es währte nicht lange, ſo ſah das Mädchen, als ſie Abends gegen zehn Uhr von dem Abtritt kommend, über den Hausgang gehen wollte, die nämliche Erſcheinung auf dem Hausgange; das Mädchen ſtürzte laut ſchreiend nieder, und wurde in Folge dieſes Schreckens ſo krank, daß es nach Verlauf von zwei Tagen in das Spital gebracht werden mußte, wo es ſich dermalen noch befindet.“

Der Berichterſtatter äußert noch, Niemand könne hier, auch nur mit der entfernteſten Wahrſcheinlichkeit, eine Täuſchung oder Betrügerei, oder was ſonſt der Scharfſinn des Unglaubens der Realität ſolcher Erſcheinungen entgegenzuſetzen pflegen, unterſtellen.

Was die Sache dagegen ſehr wahrſcheinlich macht, iſt der mit andern Erfahrungen übereinſtimmende Umſtand, daß das zweite Mädchen, ſeiner Natur nach vermuthlich weniger zum unmittelbaren Sehen geeigenſchaftet als das erſte, durch einen Traum dazu vorbereitet wurde. Das innere Organ, der eigentliche Sinn für die Phänomena einer ihm verwandten Welt, muß auf ſolche Weiſe erſt das mit ihm verbundene äußere zur demnächſtigen Mitwahrnehmung zurichten. Letzteres rührt an die Sinnenwelt, für die es geſchaffen iſt, und verſchlingt im gemeinen Leben den geiſtigen Sinn mit ſich in die Anſchauung ihrer Phänomene, worin er gefangen gehalten wird und untergeht. Im Traum iſt er iſolirt, und vermöge dieſer ſeiner Unabhängigkeit für Eindrücke offen, die ihm homogen ſind. Sind ſodann die äußern Sinne nur irgend fähig, ſich ihm zu unterwerfen und gleichzugeſtalten, mit ihm eine Verbindung einzugehen, in welcher er vorherrſcht; ſo entſteht ein geiſtiges Sehen auch im Wachen, es werden Gegenſtände geſchaut, für die das Auge ſonſt verſchloſſen iſt. Dieſe Vergeiſtigung der äußern Sinne, dieſe ihre Beherrſchung und Verſchlingung in die Gewalt des Seelenorgans, findet in jedem Falle Statt, wo ein außerſinnliches Objekt wahrgenommen wird, und kann ganz unmerklich erfolgen; ſie tritt auch dann ein, wenn die Phantaſie, durch irgend eine Anregung, ſelbſtgeſchaffene oder eingewirkte Bilder als Objekte projicirt, woraus aber durchaus nicht auf die Allgemeinheit dieſer ſubjektiven Bildnerei zu ſchließen iſt, die wieder ihre verſchiedenen Unterarten hat.

— y —

3.

Aktenmäßige Spukgeſchichte.

In einem einzeln ſtehenden kleinen Haus mit Garten, an einem abgelegenen Theil einer namhaften Stadt, ereignete ſich um die Adventszeit des Jahrs 1789 eine Spukerei, welche die Stadtbewohner in große Bewegung ſetzte, und amtliche Unterſuchung nach ſich zog. Da noch oft daren die Rede war, ſo wird es zu Verhütung aller falſchen Angaben wohlgethan ſeyn, den Verlauf authentiſch mitzutheilen. Das Haus und der Garten waren ſtädtiſches Eigenthum, und an einen Handelsmann und Fabrikanten von Liqueur- und Parfümeriewaaren verpachtet, welcher ein entferntes eigenes Haus bewohnte, dort aber, wo im Garten Spirituoſa bereitet wurden, im Erdgeſchoß einen Knecht mit Frau und ihrem kleinen Kinde wohnen ließ; den obern Theil hatte er an einen Blumengärtner in Aftermiethe gegeben, der Frau und Kinder und ein junges Mädchen von ſiebenzehn bis achtzehn Jahren, reformirter Confeſſion, von ihm ſelbſt erzogen, zur Dienſtmagd hatte. Alle dieſe Perſonen waren unbeſcholten, und die erwähnte Magd hatte die beſten Zeugniſſe ihres Wohlverhaltens für ſich. Bei Gelegenheit der Unterſuchung kam zur Sprache, daß ſchon ſieben Jahre früher ſich in demſelben Lokal etwas Aehnliches zugetragen habe, wovon man aber nichts weiter angeführt findet, als daß damals „die geſammten Tiſchgenoſſen Garten und Luſtmahl zitternd und ſchreckenvoll verließen, und auf das eilfertigſte ſich wegbegaben.“ Deßgleichen bezeugte ein alter Invalide, „daß, als er vor ungefähr vierzehn Jahren in jenem Hauſe krank darnieder gelegen, es zum öftern an der Thürſchlinke geraſſelt, auch in dem Ofen, worin aber kein Feuer geweſen, meiſtens Nachts um 12 und 1 Uhr, gerade ſo, als wenn Jemand einen Klotz hineinwürfe und mit einer Ofengabel das Feuer ſchüren wollte, gepoltert, ohne daß jedoch ſeines Ermeſſens ein Menſch, weil alle Thüren wohl verſchloſſen geweſen, ſolches hätte verurſachen können.“ — Die Zahl von ſieben und zweimal ſieben Jahren ſcheint hiebei merkwürdig.

Ueber die Vorfälle von 1789 nun deponirte die Magd des Gärtners, auf welche das unſichtbare Weſen es beſonders abgeſehen zu haben ſchien, Folgendes. Vor etwa ſechs Wochen auf einen Sonntag Abends nach 8 Uhr habe es an ihrer Kammerthür (die Kammer, worin ſie ſchlief, war neben der Stube, worin die Dienſtfrau ſchlief) mit der Schlinke gerappelt, und es ſey ihr vorgekommen, als höre ſie eine Menſchenhand an den Wänden herumſtreichen; ſie habe aber, obgleich der Mond geſchienen, nichts geſehen. Dann habe es einen Schlag an ihre Bettlade oben zu Kopf gethan. Sie habe ſich gefürchtet, ſey in die Stube gelaufen, und habe ihr Bette in die Stube gemacht.

Sie habe gedacht, es müſſe eines ihrer Verwandten krank ſeyn, habe aber hernach das Gegentheil erfahren. Am Bettag vor Advent (einem Freitag) habe es zum zweiten Mal an der Stubenthür, und das dritte Mal Tags hernach an der Kammerthür, allemal des Abends um 7 oder halb 8 Uhr geklopft. Ihre Dienſtfrau habe es jedesmal auch gehört, der Mann aber ſey nicht zu Hauſe geweſen, und habe es anfangs nicht glauben wollen. Hernach aber ſey dieſes Klopfen täglich ſowohl Abends als auch bei Tag, und öfters in Beiſeyn ihres Dienſtherrn wiedergekommen. Sie haben ſich anfangs ſehr gefürchtet; da ſie aber nie etwas geſehen, ſo halte ſie es für Betrügerei. Doch wiſſe ſie nicht, wie die Sache zuſammenhänge. Sie habe auf Niemanden Verdacht, habe auch gegen Niemanden Feindſchaft, und, wie ſie verſichern könne, mit Niemanden Umgang, noch jemals Zuſetzungen von Mannsperſonen erlitten (wobei zu bemerken iſt, daß ſie den Angaben nach auch nicht ſchön geweſen). Vor 8 Tagen (als die Sache ſchon Aufſehen erregt hatte, und viel Zulauf war) ſey ein Scharfrichtersſohn aus A. gekommen, habe vorgegeben, er ſey von Jemanden geſchickt, und habe in der Kammer, vor der Stube und auf der Stiege, Sprüche gethan, die ſie nicht verſtanden. Darauf habe man die beiden folgenden Tage nichts geſpürt; den nächſtfolgenden aber habe es auf dem Boden gelärmt, und auch wieder an der Stubenthür, auf der Stiege und im

Keller geklopft. Die Hausbewohner hätten ſich alle gefürchtet, ihre Dienſtfrau aber am meiſten; ſie ſelbſt weniger, weil ſie keine rechte Ueberzeugung davon gehabt; allenfalls habe ſie nebſt ihrer Herrſchaft geglaubt, es ſey ein guter Geiſt, der einen verborgenen Schatz anzeigen wolle. Es habe mit einer Weibsſtimme öfters dreimal gerufen: „Mach' uf!“ Dieſes hätten ſie für die Stimme der verſtorbenen N. gehalten. Nur einmal habe es ihr Dienſtherr, deſſen Frau aber und ſie dreimal gehört, und zwar ganz vernehmlich und deutlich, und zu verſchiedenen Tageszeiten. Sie hätten jedesmal ſogleich die Thüre geöffnet, aber nichts geſehen. Es habe allemal ganz hart geſagt: „Mach' uf! mach' uf! mach' uf!“ Ein gewiſſer Mann habe, als es in ſeiner Gegenwart geklopft, die Thür geöffnet, und da er nichts geſehen, den Geiſt citirt. Dieſer ſey auch um 7 Uhr gekommen, und habe einen Schlag gethan; doch habe man nichts geſehen. Als ſie an jenem Freitag (Bettag) Abends ihr Bette wieder in die Stube an den Ofen geſtellt, habe es um 11 Uhr des Nachts am Ofen geklopft.

Ihr Brodherr und deſſen Frau ſagten in der Hauptſache übereinſtimmend aus. Erſterer: er habe das Klopfen ſelbſt öfter gehört; es ſchlage an ſeine Stubenthüre, an ſeine Kammerthüre, wohin man doch durch die Stube kommen müſſe, dann wieder an die Stubenthüre, ohne daß man Jemanden antreffe. Unbegreiflich ſey ihm die Sache, ob er gleich nichts von Geſpenſtern halte. Es klopfe im ganzen Haus, bei Tag und bei Nacht.

Von nun an ſtrömte eine Menge Menſchen täglich nach dem Hauſe, ſo daß die Obrigkeit, um Unordnung zu verhüten, innen und außen Wache daſelbſt aufſtellen mußte, die nur anſtändige Perſonen einließ, und daß endlich der Gärtner mit ſeiner Familie ſogar auszog. *Wenn Amtsperſonen dahin kamen, was häufig geſchah, ſo hörten ſie nicht das Geringſte, ob es gleich, ſobald ſie aus dem Hauſe getreten waren, bisweilen zu klopfen anfing.* Einer großen Anzahl Anderer ging es eben ſo, noch Andere aber bezeugten vielfältig, den Schall gehört zu haben. Keiner aber wußte zu entdecken, wie es damit zugehe, und von verborgenen künſtlichen Einrichtungen, wodurch dieſer vermeinte neckiſche Betrug geſpielt werde, fanden Bauverſtändige, alles Nachſuchens ungeachtet, keine Spur.

Indeſſen fiel deßwegen der nächſte Verdacht auf das achtzehnjährige Dienſtmädchen, und ein entfernterer auf den zu ebner Erde wohnenden Knecht. Beide wurden daher eingezogen und in verſchiedenen Gefangenhäuſern verwahrt, jedoch nach einigen Wochen auf Verwendung ihrer Herrſchaften, erſt der Knecht, nachher das Mädchen, wieder auf freien Fuß geſetzt. Das Verfahren gegen letzteres war beſonders dadurch begründet, daß unter den Neugierigen ein fremder

Werboffizier ſie als die Thäterin entdeckt zu haben behauptete, indem er, als er abſichtlich immer bei der Stubenthüre geſeſſen, und es an dieſer geklopft, ſchnell die Thüre aufgeriſſen habe, und geſehen, wie das Mädchen nach dem auf dem Vorplatz befindlichen Herd zurückgefahren ſey, und daß ſie nachher im Garten ihm und einem Mitoffizier auf ernſtliches Eindringen ihre Schuld, und daß ihre Dienſtfrau mit verwickelt ſey, geſtanden, und flehentlich gebeten habe, ſie nicht zu verrathen. Eine nähere Vernehmung dieſer beiden Männer war unthunlich, und wurde unter dem Vorwand der militäriſchen Ehre von ihnen verweigert; das Mädchen ihrerſeits läugnete zwar nicht, daß jene ihr zugeredet, widerſprach aber ſtandhaft, ſowohl daß ſie nach dem Herd geſprungen ſey, als daß ſie jenes Bekenntniß abgelegt, und beharrte bei ihrer Ausſage und der Verſicherung ihrer Unſchuld ſo feſt, daß eine angewandte Territion, da man ſie in's Zuchthaus und vor den Einſpannſtuhl führte, und ihr die Ruthen zeigte, womit ſie vierundzwanzig heftige Streiche bekommen ſollte, fruchtlos ausfiel, indem ſie wirklich im Begriff war, ſich der Züchtigung zu unterwerfen, darauf aber nach Befehl ungeſchlagen entlaſſen wurde. — Das Zurückfahren des armen jungen Mädchens vor einem aus ſeiner Lauer hervorbrechenden Militär wäre nicht nur bei all' ſeiner Unſchuld erklärlich, ſondern es würde ſelbſt ein durch Schrecken abgedrungenes Bekenntniß und Bitte um

Schonung nichts verſchlagen, welche übrigens, ſo wie die ganze Unterredung, wie ſich beſtimmt ergibt, ſonſt Niemand wörtlich mit angehört hat. Für die Unſchuld beider Inculpaten aber ſprachen die meiſten Umſtände, und darunter der, daß nach ihrer Verhaftung es im Hauſe zu klopfen fortfuhr. Jedoch ſoll es ſeitdem merklich abgenommen haben (was ebenfalls zu erklären iſt, wenn der Geiſt, an dieſen Ort gebannt, das Mädchen nicht mehr in ſeiner Nähe hatte), nach Weihnachten aber gänzlich aufgehört haben.

Leute verſchiedenen Standes, und unter ihnen Gebildete und Gelehrte, bezeugten und ſollten bezeugen können, daß ſie, als die Magd ſchon verhaftet geweſen, eine Erſcheinung in der Kammer wahrgenommen (welche, wird nicht geſagt); Andre, daß ſie vor der Thüre bei der Wache geſtanden, und nach vernommenem Schlag die Dienſtfrau und die Magd nebſt zwei Mann Wache drinnen in der Stube getroffen u. ſ. w. Man hörte nach mehrfacher Angabe in dem Hauſe, und zwar an verſchiedenen Orten, oft wimmern und heulen, namentlich vor der Thüre, wenn die Magd in der Stube war und während mit ihr geſprochen wurde, deßgleichen Schläge auf den oberſten Stufen der Treppe, auf dem Speicher, u. dgl. (Außerdem erzählte man auch ſonſt mancherlei, z. B. daß mehrere angeſehene Perſonen in dem Haus auf einer Bank geſeſſen, es dann plötzlich vor ihnen wie ein Schwärmer geſaust und einen Schlag gethan habe, ohne daß etwas zu ſehen geweſen.) Die amtliche Unterſuchung wurde aber nicht auf Conſtatirung dieſer Wunderbarkeiten gerichtet, weil man in der Vorausſetzung, daß das Ganze ein fein angelegter und fortgeſpielter Betrug ſey (obgleich kein muthmaßlicher Zweck zu finden war), nur auf deſſen Urheber inquiriren zu müſſen glaubte. Späterhin wurde das Mädchen, als weder geſtändig noch überwieſen, auf geführte Vertheidigung von der Inſtanz losgeſprochen, und die Sache beruhte auf ſich. Die Hausmiethe wurde aber für die Folge aufgehoben, und das Haus iſt wahrſcheinlich ſeitdem abgeriſſen und der Platz zu einem andern Bau verwendet worden.

Als das Urtheil noch nicht publicirt war, und die Magd wieder mit ihrer Herrſchaft in dem Hauſe wohnte, über ein halb Jahr nach jenen Vorgängen, machte der von ihr gewählte Vertheidiger nachträglich eine ſeltſame Anzeige, um ihre Unſchuld noch beſſer darzulegen. „Ich erkaufte,“ ſo erzählt er in ihrem Namen, „vorlängſt Cattun zu einer Schürze, und legte denſelben zu einigen ganz neuen Hemden und ſonſtigen Kleidungsſtücken in meine verſchloſſene Kiſte. Meine Brodherrſchaft wartete ihre Berufsgeſchäfte ab, ich bereitete das Mittageſſen, und es war außer einem in der Wiege ſchlummernden Kinde Niemand in der Stube. Nach Verlauf einiger Zeit ging ich in dieſelbe, und fand zu meinem größten Jammer, nicht allein jenen Cattun, ſondern auch die meiſten meiner Kleider, welche ich auf Erfordern vorzuzeigen erbötig bin, theils in Stücke zerſchnitten vor der Kiſte, theils aber auch weit von der Kiſte entfernt liegen, und ich mußte voll Angſt und Schmerz über den Verluſt meines größten Reichthums das Zimmer verlaſſen. Beim Nachhauſekommen meiner Leute klagte ich laut, und mein Herr legte an gedachte, ſchon für ſich ſchließbare Kiſte ein Vorlegeſchloß; allein deſſen ungeachtet fanden wir nicht lange nachher das meiſte darin Verwahrte noch mehr zerſetzt auf dem Erdboden liegen, ohne irgend eine Spur der Verletzung weder der Kiſte noch der Schlöſſer wahrzunehmen, worauf ich mich gemüßigt ſah, den noch geringen unverdorbenen Kleidervorrath in das Waiſenhaus zu flüchten. Als Tags darauf eine Jüdin Milch holte, und ganz allein an der Stiege ſich befand, ſo wurde ihr ein zinnerner Teller an den Kopf und bei dem Weggehen eine Schüſſel mit der größten Heftigkeit, ohne daß ſie Jemand an dem Ort, wo der Wurf herkam, wahrgenommen, nachgeworfen, welches ſie bereit iſt bei der Thora zu beſtätigen. Weil nun auch meine Brodherrſchaft beinabe täglich mehrere Effekten zertrümmert ſieht, und bis anhero einen unglaublichen Schaden erlitten, ſo hat ſolche, ſo ſchwer es ihr auch fällt, eine in Rückſicht des Miethzinſes und des Gartens ſo vortheilhafte Wohnung zu verlaſſen, demohnerachtet aufzukündigen, weil ſie ſonſt noch Alles einbüßen würde, ſich gemüßigt gefunden."

Wenn eine unglückliche Seele die Urheberin des frühern und nun erneuten Spuks war, ſo iſt ihre ſteigende Bosheit, weil ſie der von ihr auserſehenen Perſon nicht beikommen können, abermals erklärbar. Wahrſcheinlich hätte ein unterrichteter Mann, wiewohl nicht unter dem öffentlichen Getümmel, Rath ſchaffen und das arme Mädchen belehren können, was zu ihrem und ihrer Erſcheinung Beſten zu thun ſey. War es ein nicht menſchlicher Poltergeiſt, ſo konnte wohl auch Rath werden; nur nicht durch die angewandte militäriſche Aufklärung, die in ſolchen Fällen zwar als Probe zweckmäßig ſeyn kann, da es furchtſame Pſeudogeſpenſter gibt, aber oft auch beſchämt das Feld wird räumen müſſen. Friedrich II. und ſeine Leute machten davon die Erfahrung (ſ. die erſte Sammlung dieſer Blätter S. 121).

— n —

4.

Die Giftmiſcherin.

Am 23. März 1835 wurden vor den Aſſiſen zu Mainz angeklagt: Margaretha Jäger, und Sibylla Katharina Reuter, beide Wittwen und in gleichem Alter von 58 Jahren, erſtere zuletzt Dienſtmagd bei ihrer Mitbeſchuldigten. Margaretha Jäger iſt angeklagt worden: ſie habe im Monat Mai 1825 ihren

Oheim Matthias Toll, im Juni 1826 ihre achtundſechzigjährige Mutter, im Dezember 1830 ihren ſiebenzigjährigen Vater, im Auguſt 1831 ihren Gatten, im Dezember deſſelben Jahres ihre zweijährige Tochter Anna Maria, ihre zehnjährige Tochter Regina Suſanna und ihre fünfjährige Tochter Katharina durch Gift getödtet, und endlich im Auguſt 1833 zugleich mit der Angeklagten Sibylla Katharina Reuter den Gatten dieſer Letzteren auf dieſelbe Weiſe ums Leben gebracht; und dieſes Alles mit ſo viel Geſchicklichkeit, ſo meiſterhaft, daß bei den ſieben auf einander folgenden Todesfällen ihrer nächſten Verwandten Niemand an gewaltſame Tödtung dachte, eine Unterſuchung wegen des letzten vielleicht zu keinem Reſultat geführt hätte, wäre nicht die Thäterin, ſo ſteht es in der Anklagakte, durch ihre geängſtigte Phantaſie zum Bekenntniß ihrer Thaten verleitet werden, wäre ihr nicht auf dem Holzthurm zu Mainz, ihrer Angabe zufolge, ein Geiſt erſchienen, der ſie ſo ſehr in Angſt ſetzte, daß ſie, was ſie während acht Jahren Schreckliches verübt, nun bekannte. — Man wird ſich erinnern, daß die Gottfried ſchon während des Laufs ihrer Miſſethaten und hernach noch im Gefängniß Viſionen gehabt hat. Es heißt weiter in dem Bericht: „Verhaftet und auf den Holzthurm eingekerkert, läugnete die Jäger anfangs ihre Theilnahme an dieſem ſchauderhaften Verbrechen“ (der Tödtung des Reuter), „bis ſie endlich eines

Tags dem Unterſuchungsrichter erklärte, ſie wolle Alles bekennen: ſie habe ihren Oheim, ihren Vater und Mutter, ihre Kinder und Gatten vergiftet, und habe auch das Gift bereitet, an dem Reuter geſtorben; ein Geiſt, der ihr in dem Gefängniß erſchienen, und eine halbe Stunde ſie angeſehen, ſey ihr ein Zeichen, daß Gott wolle, daß ſie Alles bekenne.“ Sie nahm zwar dieſes Bekenntniß ſpäter zurück, und läugnete vor den Aſſiſen; beide Miſſethäterinnen wurden jedoch als überwieſen für ſchuldig erkannt, und am 27. März zum Tode verurtheilt. — Damit man aber jenen Geiſt nicht für eine bloße Selbſteinbildung der Jäger halte, ſo ſagen uns die Aſſiſenverhandlungnn noch Folgendes. „Der Präſident hatte in Gefolge ſeines Pouvoir discretionaire den Unterſuchungsrichter Lebert auffordern laſſen, vor dem Gerichte zu erſcheinen, und über die, die angeklagte Jäger betreffenden Vorgänge im weiblichen Arreſthaus und auf dem Holzthurm, ſo wie über die von ihr gemachten Eingeſtändniſſe und Wiederrufungen, zu deponiren. Der Unterſuchungsrichter erklärte, die Jäger hätte nie in geheimer Haft geſeſſen, und wenn ſie einige Mal von dem Vikariate nach dem Holzthurm gebracht worden, ſo wäre einzig und allein ihre Unverträglichkeit und ihre Zankſucht gegen ihre Mitverhafteten Urſache daran geweſen. Selbſt auf dem Holzthurme hätte ſie nie allein geſeſſen, ſondern immer mit zwei andern

Frauensperſonen in demſelben Zimmer. Auf dem Holzthurm hätte ſich, zufolge der ihm von dem Verwalter gemachten Anzeige, Folgendes zugetragen: In dem Zimmer, wo die Jäger gelegen, hätten ſich zwei Betten befunden; in der einen Ecke ein Bett, auf dem ihre zwei Mitgefangenen, und in der andern das, wo die Jäger gelegen. Jede Nacht hätten die zwei Mitgefangenen die Erſcheinung eines Geiſtes bemerkt, der Stunden lang vor dem Bette der Jäger geſtanden und dieſe angeſehen hätte; die Jäger hätte damals geſchlafen und nichts bemerkt; nach einigen Nächten hätte ſie aber nicht geſchlafen und hätte die Erſcheinung geſehen; von dieſem Augenblick hätten die zwei andern Frauen nicht mehr in dem Gefängniſſe bleiben wollen, und die Jäger wäre durch den Gedanken, daß durch ihr hartnäckiges Läugnen ihre Verwandten ſelbſt in der andern Welt keine Ruhe finden könnten, ſo ſehr beängſtigt worden, daß ſie den beiden Frauen eingeſtanden, ſie hätte den Renter vergiften helfen, und einige ihrer Verwandten ſelbſt vergiftet. Der Unterſuchungsrichter, hievon in Kenntniß geſetzt, begab ſich nun ſelbſt in das Gefängniß, und fand die Beklagte in einem Zuſtande, der einige Reue zeigte; ſie erklärte ihm ſogleich, ſie wolle die Wahrheit bekennen: den Renter hätte ſie mit Hülfe ſeiner Gattin vergiftet, und außerdem mehrere ihrer nächſten Verwandten; nur das eine Kind hätte ſie nicht vergiftet, ſondern es habe ohne ihr Zuthun von dem vergifteten Waſſer getrunken; bei der Vergiftung ihres Onkels hätte ſie ihrem Vater geholfen; ſpäter geſtand ſie auch die Vergiftung ihres Onkels zu, und bat den Unterſuchungsrichter, ſie von dem Holzthurm hinwegzunehmen, weil ſie die Erſcheinung zu ſehr fürchte. Auf das Vikariat gebracht, bekannte ſie alle dieſe Thaten, worüber auf der Stelle protokollirt wurde. Später wiederholte ſie dieſe Geſtändniſſe u. ſ. w.

Dieſe Nachrichten waren gegen Ende des Märzmonats zunächſt in der Mainzer und aus ihr in andern Zeitungen zu leſen. Man hat ſich ſeitdem bemüht, weitere Erkundigungen einzuziehen, aber bis jetzt ohne Erfolg. Die Sache iſt einmal aktenmäßig, und an der Realität der Erſcheinung zweifeln nur die Zweifler. Den Advokaten und Richtern, wenn ſie auch nicht unter dieſe gehörten, kam es nicht weiter darauf an, für ihr Amt nämlich; ſie hatten nur auf das Geſtändniß und die Beweiſe der That ſelbſt zu achten, nicht auf die Art, wie jenes herbeigeführt wurde. Sollte man noch etwas Näheres über die Geſtalt und Perſon des Geiſtes und dergl. erfahren, was verſchiedener Umſtände wegen ſchwer iſt, ſo wird es nachträglich mitgetheilt werden.

Später hat man in Erfahrung gebracht, daß die Jäger dem katholiſchen Geiſtlichen, dem ihre Seelſorge zugewieſen war, erklärt habe, die Angabe von der Erſcheinung ſey falſch, und die mit ihr auf dem Holzthurm geſeſſen, ſeyen verlogene Weiber. Indeſſen gebührt wohl ihr ſelber dieſes letztere Prädicat vorzugsweiſe, und bei einem ſo verworrenen Gemüth läßt ſich nicht beurtheilen, ob ſie bei dem Geſtändniß ihrer Unthaten (das ſie ebenfalls zurückzunehmen geſucht hat) jenen Umſtand mit Recht oder Unrecht, und aus welchem Grunde ſie ihn nachher geläugnet. Vielleicht ſcheute ſie mehr, verſpottet als verabſcheut zu werden. Denn nachdem ſie am 2. Jul. 1835 zu Mainz, als Mörderin ihrer nächſten Blutsverwandten (Oheim, Mutter, Vater, Ehemann und drei Töchter) ſchwarz verhüllt und baarfuß zum Richtplatz geführt und guillotinirt worden, enthalten die öffentlichen Blätter in der Relation über ihre Thaten und Bekenntniſſe noch immer Folgendes: „Die Art und Weiſe, wie dieſelben (Bekenntniſſe) herbeigeführt wurden, hat der Unterſuchungsrichter demnächſt in der öffentlichen Audienz vor dem Aſſiſengerichte mit folgenden Worten erzählt: „„Die Jäger mochte ungefähr 20 bis 24 Tage auf dem Holzthurme geweſen ſeyn, als der Aufſeher dieſes Verwahrungsortes eines Tages zu ihm gekommen ſey, und ihm die Anzeige gemacht habe, daß die andern Gefangenen, die gemeinſchaftlich die Stube mit der Jäger bewohnten, ſich über das Zuſammenſeyn mit der Jäger ſehr beklagten, indem ſie geängſtigt würden, da der Jäger des Nachts ein

Geiſt erſcheine, der ſich vor ihr Lager ſtelle; die Jäger ſchlafe übrigens feſt, und nehme keine Notiz davon. In einer Nacht ſey dieſelbe jedoch ebenfalls aufgewacht und habe auch den Geiſt geſehen; wie die Geſtalt wieder weg geweſen ſey, habe ſie ſehr geweint, was ihre Mitgefangenen bewogen habe, der Jäger zum Geſtändniß zu rathen; die Jäger habe hierauf erklärt, daß ſie den Renter habe vergiften helfen, ſo wie ſie auch einige Blutsverwandten vergiftet habe. Er habe ſich auf dieſe Ausſage hin auf den Holzthurm zu der Jäger verfügt, und habe dieſelbe in einer aufgeregten Stimmung angetroffen, ja es habe ihm geſchienen, als ob ſie einige Reue fühle, was ihn veranlaßt habe, derſelben zuzureden, die Wahrheit zu geſtehen, indem ſie dadurch ihr Schickſal lindern könne, worauf ihm die Jäger bekannt u. ſ. w.““ — Ferner heißt es daſelbſt: „Nach den Protokollen ſelbſt ſind die betraglichen Geſtändniſſe wörtlich folgende: „„Ich habe große Sünden begangen, und habe in der Nacht vom $^{14}/_{15}$. d. M. mich feſt entſchloſſen, die Wahrheit gewiſſenhaft zu ſagen. In dieſer Nacht nämlich erſchien mir ein weißer Geiſt von gewöhnlicher Mannesgröße, und ſtand während anderthalb Stunden unbeweglich und ohne ein Wort zu reden vor meinem Bette. Darin glaube ich einen Fingerzeig von Gott zu erblicken, der mich zur Wahrheit bekehren will.““ (Folgen die beſondern Geſtändniſſe). — Hiernach kann denn auf den Widerruf dieſes, für die Criminalunterſuchung ſelbſt unerheblichen Umſtandes (des Motivs des Bekenntniſſes, vgl. Tittmanns Strafrechtswiſſenſchaft, 2. Aufl. 3. Bd. §. 832. S. 480. u. §. 836.), da dieſer Widerruf auch nicht mit Gründen unterſtützt iſt, nichts ankommen.

Ja noch mehr! In dem angeführten Bericht heißt es am Schluß: „Sie will übrigens auch nach der bereits erwähnten Geſpenſterſcheinung noch fortgeſetzte Viſionen gehabt haben. „„Einige Mal noch, ſagt ſie, kam ſeither mein Vater mit meinem Manne nächtlicher Weile im Gefängniſſe zu mir. Ich war hell wach, und habe ſie wirklich geſehen; doch wagte ich nicht, ſie anzureden, auch ſie blieben ſtill, und nachdem ſie über zwei Stunden lang vor meinem Bette verweilt hatten, verſchwanden ſie eben ſo plötzlich, als ſie gekommen waren. — Ich glaube, daß mein Vater und mein Mann Mitleiden mit meinem traurigen Schickſal haben, und vor mir erſcheinen, um mich zu tröſten. Ich muß wünſchen, daß meine Unterſuchung bald zu Ende geht, damit dieſe Todten zur Ruhe kommen.““

Was ſoll man nun von dem Widerruf denken? Es iſt möglich, daß er ſich auf dieſe letzte Angabe bezieht, vielleicht aber iſt auch ſie richtig *), ſo bedenklich übrigens das hinzugefügte Urtheil iſt.

---

*) Man vergleiche das Aehnliche, was die Akten der Bremer Giftmörderin Geſina Gottfried, geb. Tiemm, ergeben.

5.

Der Kirchendieb.

Zwiſchen dem 17. und 18. Jahrhundert lebte Erasmus Francisci, gräfl. Hohenloh-Langenburgiſcher Rath, ein gottesfürchtiger Chriſt und beleſener Mann, aber in der wahren Philoſophie übel unterrichtet, etwas leichtgläubig, wie es ſcheint, und von dem Vorurtheil eingenommen, daß alle übernatürliche Erſcheinungen und Wirkungen von guten Engeln oder von Teufeln herrühren, eine damals vorherrſchende Lehre in der evangeliſchen Kirche, aus Widerſpruch gegen das entſtellte Fegfeuer der katholiſchen erſonnen. Er ſchrieb unter anderem das dicke Buch, deſſen Titel ſein Syſtem verräth, welcher ausführlich ſo lautet: „Der hölliſche Proteus, oder tauſendkünſtige Verſteller, vermittelſt Erzehlung der vielfältigen Bildverwechslungen erſcheinender Geſpenſter, werffender und poltrender Geiſter, geſpenſtiſcher Vorzeichen der Todesfälle, wie auch andrer abentheuerlicher Händel, argliſtiger Poſſen und ſeltſamer Aufzüge dieſes verdammten Schauſpielers, und, von theils Gelehrten, für den menſchlichen Lebens-Geiſt irrig-angeſehenen Betriegers, (nebenſt vorberichtlichem Grund-Beweis der Gewißheit, daß es würcklich Geſpenſter gebe) abgebildet durch Erasmum Francisci, hochgräfl. Hohenloh-Langenburgiſ. Rath. Nürnberg ꝛc. Anno 1708," — mit einem abſcheulich ſchönen Titelkupfer, den hölliſchen Proteus und deſſen Genoſſenſchaft vorſtellend. Aus dieſem Buch, deſſen hundert Beiſpiele manches Brauchbare enthalten, ſoll hier eine Begebenheit ausgezogen werden, die mit andern Erfahrungen übereinſtimmt, und man wird ſich noch öfters darauf zu beziehen veranlaßt finden. Der pedantiſche Styl der Zeit und die „curieuſen Raiſonnements“ des Autors, bleiben ſo viel möglich bei Seite. Die Geſchichte (S. 56.) iſt überſchrieben: „Der weiße Diebsgeiſt.“

Anna Dirlerin von N. N., 23 Jahre alt, bekannte im Jahr 1679 am 4. Dec. ihrem Beichtvater, daß ſie vor vier Jahren eine böſe Bruſt bekommen, und deßwegen von ihrem Geburtsort nach N. N. zu dem dortigen Bader gehen müſſen; um Pfingſten 1675, da ſie abermals zu dieſem Bader gegangen, ſey ihr ein weißer Geiſt begegnet, welchen ſie für den Tod gehalten, und deßwegen zu dem Bader geſagt, ſie wiſſe wohl, daß ſie an dieſem Schaden ſterben werde, denn der Tod wäre ſchon zweimal (?) mit ihr auf Königſtein gegangen. Nachdem ſie aber wieder heil geworden, verdingte ſie ſich zu ihrem Bruder, wo jener Geiſt in einem Jahr viermal zu ihr kam. Sie wurde darüber vor Schrecken krank, und als ſie wieder geneſen war, ging ſie auf Königſtein zu einem Bierbrauer Namens Leſcher in Dienſt. Hier hatte ſie vor dem Geiſt keine Ruhe mehr, klagte es im Beiſeyn ihres Bruders ihrem Beichtvater

Herrn Jugler zu Eſchenfelden, und fand anfangs keinen Glauben bei ihm, konnte jedoch, durch öftere Erſcheinung des Geiſtes erſchreckt und davon abgemattet, nicht länger arbeiten und im Dienſt bleiben. Als ſie es ihrem Beichtvater Jugler abermals klagte, zeigte er es dem Fürſten an, der ſie vor ſich kommen ließ, ſcharf und unterſchiedlich fragte, und ſie vierzehn Tage lang auf dem Schloß behielt, wo ſie aber auch keine Ruhe hatte. Als ſie wieder nach Haus kam, faßte ſie der Geiſt rücklings an, und warf ſie mit ſolchem Ungeſtüm nieder, daß ihr Rücken davon ganz blau wurde. Der Fürſt befahl ihr daher, ſoſobald er wieder erſcheine, ihn anzureden, welches ſie nach den ihr anbefohlenen Fragen that, und hieraus entſtand folgende Unterredung:

Sie: Wer biſt du?

Er: Ich bin Lorenz Birner.

Sie: Von wannen biſt du?

Er: Zwo Stunden von dem Bayerlande bin ich gebürtig.

Sie: Was haſt du denn hier bei mir zu thun?

Er: Du ſollſt mich erlöſen.

Sie: Was haſt du denn gethan?

Er: Ich habe zu Nemsrieth vor ſechzig Jahren einen Kelch geſtohlen, ſammt einem Buch und Altartuch.

Sie: Welcher Religion biſt du?

Er: Ich bin fünfzig Jahre lutheriſch geweſen, aber hernach katholiſch geworden und auch ſo geſtorben.

Sie: Was ſoll ich dir denn thun?

Er: Du ſollſt das Geld, ſo ich bekommen, erbetteln, und wieder in die Pfarre geben. Nämlich für den Kelch habe ich neunzehn Gulden, für das Buch ſechs und einen halben Gulden, für das Tuch fünfundzwanzig Batzen bekommen. Dieſes ſollſt du von ſchlechten Leuten erbetteln.

Sie: Was leideſt du denn für Qual? in einer Hitze oder in einer Kälte?

Er: Ich leide höllische Hitze.

Sie: Ich kann dich nicht erlöſen, du magſt dich erlöſen.

Er: Ich wollte mich wohl erlöſen, wenn ich Gottes Macht hätte.

Daß jener Diebſtahl am benannten Ort und zu benannter Zeit geſchehen ſey, bezeugten noch alte Leute. Der Geiſt erſchien nach Ausſage des Mädchens als ein langer alter Mann in einem langen Kittel, mit Strümpfen an den Füßen, hatte keinen Bart, die Augen zu und eingefallene Backen. Da ſie nun das Betteln lange nicht ergreifen wollen, ſo hat er ſie verſchiedene Male gewürgt, wobei ſie gefühlt, daß er harte kalte Hände gehabt; und als ſie es dennoch nicht thun wollen, hat er geſagt, er thue ihr nicht gern etwas; aber wenn ſie ihm nicht folgen wolle, müſſe er ſie noch umbringen.

Hierauf bequemte ſie ſich denn zum Betteln. Wenn ſie aber eine Zeitlang es ausſetzte, ſo erſchien er ihr alsbald wieder, redete zwar nichts, rang aber die Hände und ſeufzte. Nachdem ſie nun die angezeigte Summe Geldes zuſammengebracht hatte, ſo erſchien er ihr nicht mehr, und ſie hatte von nun an Ruhe vor ihm. Von dem erbettelten Gelde wurde an dem genannten Ort eine Kanzel gebaut.

Nun wirft ſich unſer Autor verſchiedene Fragen über die Confeſſion des Geiſtes auf, und warum er doch, da er im Leben zuletzt römiſch-katholiſch geweſen, die Erlöſung nicht bei einem Religionsverwandten, ſondern bei einem evangeliſchen Mädchen geſucht, zumal da er nicht habe glauben dürfen, daß das Mädchen ſelbſt in der evangeliſchen Religion ſelig werden könne u. ſ. w., meint endlich, daß dieſer weiße Geiſt innerlich pechſchwarz geweſen u. ſ. w.

Die Sache iſt wohl einfach die: Es handelte ſich nicht von der Kirchenform, ſondern von einem Diebſtahl, der auf dem Gewiſſen des Geiſtes laſtete, und von deſſen Erſatz, ohne den er keine Ruhe erwartete. Dieſen zu bewirken, wandte er ſich an ein Mädchen, das die Anlage hatte, Geiſter zu ſehen. Er wollte, daß ſie dieſen Zweck durch eine ſtellvertretende demüthige Bußübung, oder in Verbindung damit, erreichen ſollte; daher befahl er ihr, das Geld einzeln, von ſchlechten, d. i. geringen Leuten, zu erbetteln, nicht etwa durch Jemandes Großmuth auf einmal herbeizuſchaffen, und es ſeiner Zeit an die Pfarrei abzugeben. Hierin liegt jedenfalls die Lehre, daß das Gewiſſen nicht leicht zur Ruhe kommt, wenn der angerichtete Schaden nicht nach Möglichkeit erſetzt wird, und daß Jeder, der ſich einer Schuld von dieſer oder ähnlicher Art bewußt iſt, neben der Buße des Herzens nicht verſäumen ſoll, noch in dieſem Leben ſo viel wieder gut zu machen, als er kann. Weil aber die Erſtattung oder ſonſtige materielle Genugthuung für angethanes Unrecht oft über Menſchenkraft geht, ſo muß die innere Buße um ſo ernſtlicher das Verdienſt deſſen ergreifen, der für Alles genug gethan hat, und Alles mehr denn gut zu machen im Stande iſt. Wäre daher jener Kirchendieb als ein armer Mann, der nichts zu erſetzen hatte, mit reumüthigem Bekenntniß und im feſten Glauben und Vertrauen auf den göttlichen Erlöſer aus der Welt geſchieden, ſo hätte er vermuthlich nicht müſſen als ein unvollkommener Bußfertiger ſechzig Jahre lang Qual ausſtehen nach dem Tode, um endlich eine Erlöſerin zu finden, die er zwingen mußte, für den materiellen Schaden auf eine demüthigende Weiſe einzuſtehn, oder an der er ſich gar in ſeiner unausſtehlichen Marter noch ſchwerer verſündigen wollte. Und wäre dieſes arme Mädchen und ihr Beichtvater oder der (nicht näher bezeichnete) Fürſt beſſer unterrichtet geweſen, ſo hätte es vermuthlich weder des Bettelns, noch ſelbſt der Erſtattung des Schadens, an welchen kaum mehr gedacht wurde, bedurft. Nämlich der Geiſt konnte belehrt werden, da er nicht ſelbſt habe zu bezahlen, und jetzt, obwohl in aller Demuth, andere arme Leute für ſeine Schuld wolle beſteuert wiſſen; ſo ſey es beſſer, in reumüthigem, feſtem Glauben, ſowohl um Vergebung ſeiner ſchweren Sünde, als um die gewünſchte Entſchädigung der Pfarrei, Den zu bitten, der auch den nackten Schächer am Kreuz, welcher nichts mehr zu vergüten gehabt, begnadigt habe, und der zugleich reich ſey über Alle, die ihn anrufen, um hundertfältig zu vergüten; könne es jedoch zu ſeiner, des Geiſtes, Beruhigung dienen, ſo wolle der Fürſt die 27 oder 28 Gulden, ſogar mit ſechzigjährigen Zinſen, der Pfarrei aus ſeinem Ueberfluß zum Geſchenk machen, nur unter der Bedingung, daß der Geiſt dieſes nicht als das wahre [illegible]ſegeld für ſein Verbrechen anſehe, ſondern ſich deſto ernſtlicher zu dem Sündentilger kehre, um durch Dieſen Gnade und die endliche Aufnahme in das Paradies zu erlangen. Hätte man dieſen Geiſt alſo beſprochen, für ihn und mit ihm gebetet, ſo wäre er wahrſcheinlich nach einiger Zeit freundlich wiedergekehrt, um dankbaren Abſchied zu nehmen. Weil aber dazu die Einſicht fehlte, ſo hat das geplagte Mädchen ſich durch die Erfüllung ſeines Begehrens nicht verſündigt, ſondern ſie und die ihr beiſteuerten, werden dafür von Dem, der größer iſt als unſer Herz, mit Barmherzigkeit angeſehen worden ſeyn, weil ſie Barmherzigkeit geübt haben. — Man ſehe hier, wie praktiſch eine gründliche Geiſterkunde iſt, und wie übel beſonders der Pfarrſtand handelt, wenn er ſich nicht mit dieſer Wiſſenſchaft zu caſuiſtiſchem Gebrauch vertraut zu machen ſucht.

— y —

6.

Die weiße Frau.

(Vergl. 6. Sammlung S. 127.)

In dem „hölliſchen Proteus“ des Erasmus Franciſci, über den man den Artikel: „Der Kirchendieb“ in dieſen Blättern nachſehen wolle, kommt viel von der weißen Frau vor, die daſelbſt für Bertha von Roſenberg gehalten wird. Vermuthlich iſt aber zwiſchen dieſer böhmiſchen weißen Frau und der zu Berlin ein Unterſchied zu machen, und es bleibt noch die Frage, ob die zu Bayreuth und zu Karlsruhe ꝛc. erſchienene mit letzterer, oder auch mit erſterer, dieſelbe iſt.

Die böhmiſche weiße Frau ſoll ſich beſonders in den Schlöſſern der Herren von Roſenberg und von Neuhaus zeigen, und zwar vor einem Todesfall oder auch angenehmen Ereigniſſen in vornehmen Familien. Warum man ſie mit der zu Berlin für einerlei hält, erklärt ſich aus der Verwandtſchaft des mächtigen

Roſenbergiſchen Geſchlechts mit fürſtlichen Häuſern, welche unſer Autor ſo angibt: „Die Gemahlin Herrn Wilhelms von Roſenberg hat Sigismundi, Königs in Polen, Tochter zur Mutter gehabt; er ſelbſt aber, der Herr Wilhelm, viermal in höchſtfürnehme fürſtliche Häuſer geheirathet, als ins Braunſchweigiſche, Brandenburgiſche, Badiſche und Pernſteiniſche; da es denn allemal ihn ein Großes gekoſtet, die Braut ſowohl als dero hochanverwandte Fürſten zu beſchenken, und dazu jene mit anſehnlicher Morgengabe und Leibgedingen zu verſehen. Unter ſothanen viererlei Gemahlinnen iſt ihm mit der aus dem durchlauchtigiſten Hauſe Brandenburg das Allermeiſte daraufgegangen u. ſ. w.“ „Dieſemnach hat ſich die weiße Frau etlicher ſolcher hochfürſtlichen Häuſer gleichfalls mit anhängig gemacht, und läßt ſich daſelbſt bei wichtigen Bevorſtehungen, bevorab leidtragenden Fällen, ſo wohl blicken, als auf obbemeldten böhmiſchen Schlöſſern; und zwar nicht nur an denen großen Höfen allein, ſondern auch an theils andern hochfürſtlichen Höfen, welche mit denen vorigen in Verwandtſchaft ſtehen.“

Franciſci folgt hauptſächlich dem Jeſuiten P. Balbinus, der über die weiße Frau in Böhmen beſondere Unterſuchungen angeſtellt hat, und ſie eben für die Bertha oder Perchta von Roſenberg hält. Dieſe war geboren zwiſchen 1420 und 1430, ihr Vater Ulrich von Roſenberg, und ihre Mutter Katharina von Wartenberg. Ulrich v. R. war Oberburggraf in Böhmen und Oberfeldherr gegen die Huſſiten. Er vermählte jene Tochter 1119 an den Steyeriſchen Freiherrn Johann von Lichtenſtein, der hernach in ein wüſtes Leben gerieth und ſie ſehr mißhandelte, bis er aus der Welt und ſie wieder zu den Ihrigen nach Böhmen ging. Sie wird als eine ſehr würdige und kluge Frau gerühmt, und ſoll nach der von P. Balbinus bei alten Leuten eingezogenen Erkundigung und von deren Vätern ererbten Tradition das Schloß Neuhaus gebaut, und den Unterthanen für ihre vieljährigen Frohndienſte bei dieſem Bau einen „ſüßen Brei“ verſprochen haben, den ſie ihnen denn auch verſetzen laſſen, und zu einer jährlichen Stiftung gemacht. Dieſe Mahlzeit wurde hernach von dem Herbſt, wo ſie zuerſt angeſtellt worden, auf den grünen Donnerſtag verlegt, und wurde noch bis in das vorige Jahrhundert (ob noch jetzt, weiß man nicht) durch den Gubernator zu Neuhaus in Böhmen gegeben. Es verſammelten ſich dazu aus der ganzen Nachbarſchaft eine große Menge von Armen auf dem Neuhauſer Schloß, von ſieben bis zu zehntauſend, die ſich zu Zwölfen in den Schloßplätzen niederſetzten, und von angeſehenen Perſonen bedient wurden. Die Geſättigten wurden durch das Hintertheil des Schloſſes hinaus und Andre herein gelaſſen. Die Speiſung beſtand in Brod, Suppe, Fiſch, und endlich dem ſüßen Brei aus irgend einer Hülſenfrucht mit etwas

Honig; dazu erhielten ſie dünnes Bier, ſo viel ſie wollten, und zuletzt jeder Gaſt ſieben Bretzeln. Auch durften ſie von den Speiſen mit nach Haus nehmen. Die Stifterin dieſes Armenmahls, über deſſen Urſprung P. Balbinus vergeblich die Archive durchſucht, ſoll nun, wie geſagt, die verwittwete Perchta v. Lichtenſtein, geb. v. Roſenſtein, die Erbauerin des Schloſſes Neuhaus, geweſen ſeyn.

Daß aber eben ſie die in den böhmiſchen Schlöſſern umgehende weiße Frau ſey, beruht faſt nur auf Vermuthungen. Zwar haben die alten Leute dem P. Balbinus bei ſeinen Erkundigungen geſagt: „Dieſe (vornehme Matrone, welcher man die Vormundſchaft der verwaiſeten jungen Herren von Neuhaus vertraut) habe man, weil ſie, als eine Wittwe, in Wittwenkleidung gegangen, die weiße Frau genannt, und ſey ebendieſelbe, ſo, wie die Vorfahren gleichfalls angezeigt, bisweilen im Schloß erſcheine.“ Auch ſoll die weiße Frau, wenn in Kriegszeiten die Sitte des ſüßen Breies unterblieben, ein großes Getümmel und allerhand Schrecken erregt haben, bis den Armen wieder die Mahlzeit verabreicht worden. Endlich führt Balbinus noch nach unſerm Autor zum Beweis an: „In dem alten Gebäu des Neuhäuſiſchen Schloſſes ſteht ein Bild in menſchlicher Leibesgröße, welches die weiße Witwe, nämlich oftgemeldte Frau Perchtam, vorſtellet. Selbiges Bild aber ſtehet der Frau Perchtä, nach Ausſage aller deren, welchen ſie jemals begegnet iſt, ſo gleich, als ob es derſelben aus den Augen geſchnitten wäre.“ Indeſſen wenn auch dieſes und dergleichen mehr mit einiger Wahrſcheinlichkeit auf die Perſon der weißen Frau in Böhmen ſchließen läßt (wobei zugleich vorausgeſetzt werden will, daß ſie den Groll über die von ihrem Gemahl erlittene unwürdige Behandlung mit in die Ewigkeit genommen und deßwegen nicht zur Ruhe gelangen können), ſo wird ſich doch kein ſtringenter Beweis daraus herleiten laſſen; und ſo lange dieſe Erſcheinung nicht ſelbſt Namen und Stand von ſich angibt, wird man ſtets in Ungewißheit bleiben, ſowohl wer ſie im Leben geweſen, als in welchem Verhältniß ſie zu der weißen Frau von Berli[illegible] Bayreuth und andern Orten oder Schlöſſern ſteht.

Man kann übrigens bei Franciſci mehrere ältere Geſchichten von Erſcheinungen der weißen Frau leſen. Sie ſind wegen ihres Alters und der ungewiſſen Glaubwürdigkeit der Zeugen nur im Allgemeinen und zuſammen merkwürdig, und weniger erheblich, als ſolche Beiſpiele, die uns in der Zeit näher liegen, und deren Angabe bekannte Autoritäten für ſich hat. Hierunter gehört die Erzählung in der ſechsten Sammlung d. Bl., wonach die Berliner weiße Frau keineswegs Bertha v. Roſenberg ſeyn würde.

7.

Der geſpenſtiſche Hund.

Unter dieſer Ueberſchrift wird in den vortrefflichen „Mittheilungen aus dem Tagebuch eines Arztes,“ aus dem Engliſchen von C. Jürgens (Braunſchweig bei Vieweg 1833, Thl. 1. S. 273 ff.) nachſtehende Begebenheit erzählt, die wir etwas abgekürzt wiederholen. Die ganze Sammlung flößt ſo großes Zutrauen ein, daß wir ihren Inhalt nicht für Dichtung halten können.

Hr. D. war ein Geiſtlicher der engliſchen Kirche, zu Oxford gebildet, ein tüchtiger Gelehrter, ein Mann von ausgezeichnet ſcharfem und kräftigem Verſtande, allein, wie er ſelbſt ſagte, ohne auch nur ei[illegible] Spur von Einbildungskraft. Er verwaltete ſein Amt muſterhaft, predigte, und zwar mit Freuden, zweimal jeden Sonntag, und verrichtete alle ſeine ſonſtigen Pflichten mit treuem Eifer und zur vollen Zufriedenheit ſeiner Pfarrkinder.

Er hatte eines Tags die Geſchäfte eines kranken Freundes in deſſen Pfarrkirche, einige Meilen von London, verrichtet, und kehrte am ſpäten Abend, der feierlichen Stille und des herrlichen Vollmondes ſich erfreuend, nach Haus zurück, als er plötzlich, ungefähr noch drei Meilen von der Stadt entfernt, dicht hinter ſich ein Keuchen und Schnauben, wie das eines ihm auf den Ferſen nachfolgenden, vom Laufen athemloſen

Hundes vernahm, oder zu vernehmen glaubte. Er ſah ſich nach allen Seiten um, bemerkte indeß keinen Hund, ging in der Meinung, daß er ſich geirrt haben müſſe, weiter, und überließ ſich wieder ſeinen Betrachtungen. Der Ton wiederholte ſich augenblicklich. Abermals blickte er rund um ſich her, doch mit eben ſo wenig Erfolg als das vorige Mal. Er meinte ſchon, daß hier doch etwas Seltſames zum Grunde liegen müſſe, als ihm einfiel, was er gehört habe, ſey nur das durch ſein eigenes Athemholen verurſachte Geräuſch, etwa dadurch verſtärkt, daß er ſeine Gedanken auf einen ihn lebhaft beſchäftigenden Gegenſtand richtend ſeine Schritte beſchleunigt habe. Kaum aber war er wiederum zehn Schritte weiter gegangen, ſo hörte er ganz dieſelben Laute, jezt aber begleitet von ſolchen, als wenn ein Hund etwas links dicht hinter ihm hertrabte.

Er ſtand zum dritten Mal ſtill, ſah ſich nach allen Richtungen um, und begann mit einiger Aengſtlichkeit ſeine Wanderung von Neuem, faßte ſich aber, lauſchte dreißig oder vierzig Schritte weit, ohne was zu hören, und verfiel dann wieder in ſein Nachdenken, als ſich gleich drauf das Geräuſch jetzt an ſeiner rechten Seite wiederholte, und er nahm einen Satz vom Fußpfad auf den Fahrweg, da er fühlte, daß ſeine Wade von einem unſichtbaren zottigen Begleiter geſtreift wurde. Er blickte ſchnell hin, und ſah zu ſeinem Schrecken und Erſtaunen die dämmernde Geſtalt eines großen neufundländiſchen Hundes — von blauer Farbe! Er bewegte ſich weg, das Phantom folgte ihm; er rieb ſich die Augen, aber es war noch da, war von der Größe eines jungen Kalbes, und hatte nunmehr eine beſtimmtere Geſtalt angenommen; die Farbe aber war geblieben, ein mattes Blau; die Augen, als es ihm gerade ins Geſicht ſchaute, glichen ausglühenden Kohlen. Er rührte mit ſeinem Stock das Phantom an, und durchſtieß daſſelbe mehrere Male, durchfuhr es nach allen Richtungen, aber es blieb untheilbar, unfühlbar, und ein Hund wie vorher. Hr. D. eilte einige Schritte weiter, ſah wieder hin, und der Hund war da. Gleichwohl war Hr. D. ein höchſt mäßiger Mann, der nicht berauſcht ſeyn konnte; er hatte an jenem Abend nur ein einziges Glas Portwein am Bette ſeines kranken Amtsbruders genoſſen.

Indem er überlegte, ob es eine optiſche Täuſchung ſeyn könne, und doch nicht ohne Furcht war, fuhr ein Poſtwagen daher, den er anrief, und da noch ein Platz offen war, ſich einſetzte. Hier ſchloß er anfänglich die Augen, und als er ſie nach etwa fünf Minuten wieder aufſchlug, ſo war der erſte Gegenſtand, der ſeinen Blicken begegnete, die Geſtalt des blauen, auf eine etwas unerklärliche Weiſe zu ſeinen Füßen, halb unter dem Sitze, ausgeſtreckt liegenden Hundes. Er prüfte durch eine Frage die Mitreiſenden, ob ſie ihn auch ſähen; da er aber das Gegentheil wahrnahm, ſo erklärte er lächelnd, geträumt zu haben. Indeß der Hund blieb regungslos liegen, und ſprang beim Ausſteigen unmittelbar nach ihm aus der Kutſche. Zu Hauſe angelangt, verlor er das Phantom während des Abendeſſens und der Andachtsübungen der Familie aus dem Geſicht. Sobald er aber ſein Licht ausgelöſcht und ſich zu Bette gelegt, hatte er eine Empfindung, als wenn ein großer Hund ihm zu Füßen in das Bett geſprungen wäre. Er wäre faſt wieder aufgeſtanden, denn er fühlte den Druck vom Hunde, und ſchickte ſich ſchon zu einem beſondern Gebet deßhalb an. Seine Frau fragte ihn, was ihm fehle; denn er fröſtelte und ſchauderte ſehr merklich. Er beruhigte ſie jedoch durch das Vorgeben, ſich etwas erkältet zu haben, ſtand, als ſie eingeſchlafen war, behutſam auf, und ging in der Kammer auf und nieder. Der Mond ſchien durch die Fenſter, und, wo er ging und ſtand, ſah er die dämmerige Geſtalt des Hundes, der ihm überall nachfolgte. Hr. D. öffnete, er wußte ſelbſt nicht genau warum, ein Fenſter, und war deßwegen auf einen Tiſch geſtiegen. Als er hinabſchaute, bevor er wieder hinunterſprang, ſah er den Hund ruhig auf den Hinterläufen kauernd ihn erwarten. Voll Ungeduld und Entſetzen eilte er ſeinem Bette zu, hüllte ſich bis über den Kopf dicht ein, und entſchlummerte endlich. Am andern Morgen hielt er Alles für einen Traum, da der Hund mit dem Tageslicht gänzlich verſchwunden und nirgends mehr zu erblicken war, und entdeckte es ſeiner [illegible] die nicht umhin konnte, etwas Uebernatürliches [illegible] Sache zu vermuthen. Er ſah hernach das Geſpenſt, das in Betragen, Geſtalt und Farbe ganz unverändert blieb, noch vier Male. Dieſes fand immer ſpät am Abend, und gewöhnlich wenn er allein war, Statt. Er beſaß ausgedehnte phyſiologiſche Kenntniſſe, wußte aber dennoch auf keine Weiſe einen Erklärungsgrund ausfindig zu machen. „Einmal war er bei mir," ſagt der berichtende Arzt, „als er eben das Phantom ſah." Dieſer unterſuchte ſeine Augen, fand ſie aber in ganz regelmäßigem Zuſtand, und kann beſtimmt anführen, daß ſein Magen ſeit einiger Zeit etwas in Unordnung geweſen ſey, deſſen Verrichtungen ſo genau mit dem ganzen Nervenſyſtem zuſammenhängen, weiß aber auch hiedurch das Räthſel dieſer Erſcheinung nicht aufzulöſen, und ſetzt hinzu: „Ich kenne noch andre, dem Erzählten nicht unähnliche Fälle von Erſcheinungen, welche viel Unruhe und Schrecken bei Perſonen verurſacht haben, die mit weniger Feſtigkeit und Verſtand begabt waren als Hr. D."

Dieſe Erzählung, zuvor in einer Zeitſchrift abgedruckt, veranlaßte eine Mittheilung eines gelehrten Freundes, des Arztes vom Dec. 1830, die er beifügt. Dieſer Freund hatte in ſeinen Jugendjahren ein Laboratorium, worin er, und zwar mit großem Geldverluſt, alchemiſtiſche Verſuche machte, und das mit

Ausſchluß des Sonnenlichts, und feſt verſchloſſen, Tag und Nacht nur von einer Hänglampe erleuchtet war; Niemand durfte es betreten. „Als ich," erzählt er, „eines Sonntag Abends um fünf Uhr haſtig geſpeiſt hatte, ergriff ich mein Licht, und eilte zurück in mein Laboratorium, das ich nur eine halbe Stunde zuvor verlaſſen, um zu Tiſch zu gehen. Als ich die Thür aufgeſchloſſen hatte, und eintrat, ſah ich zu meinem eben ſo großen Schrecken als Erſtaunen ganz deutlich die Geſtalt einer kleinen, alten, gebückten Frau, welche in einen rothen Mantel gehüllt und ſehr bleichen Antlitzes war. Sie ſtand unweit des Kamins, mit beiden Händen auf einen Stock geſtützt. Ich war nahe daran, den Leuchter fallen zu laſſen. Doch ich gewann ſo viel über mich, denſelben ziemlich ſtandhaft auf den Tiſch zu ſetzen, der zwiſchen meinem geheimnißvollen Gaſte und mir ſtand, und redete die Frau an. Ich erhielt keine Antwort. Die Geſtalt bewegte ſich nicht, ja ſie ſah mich nicht einmal an. Ich ſtampfte mit dem Fuße, ich klopfte auf den Tiſch, rüttelte denſelben mit beiden Händen, rief wiederholt die alte Frau an — Alles vergebens! Auf dem dicht hinter mir befindlichen Schenktiſche ſtand eine Flaſche mit Branntwein und ein Weinglas. Ich ſchenkte ein Glas voll ein und trank es aus. Die Geſtalt ſtand fortwährend eben ſo deutlich und eben ſo regungslos vor mir. Ich fing an zu vermuthen, daß eine bloße Augentäuſchung obwalte. Ich rieb mir die Augen, drückte ſie einwärts, bis Lichtfunken aus denſelben herauszuſprühen ſchienen. Wenn ich ſie aber wieder auf die Stelle richtete, wo die Erſcheinung geſtanden hatte, ſo ſah ich die letztere immer von Neuem. Ich ging, etwas unſicher, darauf los. Sie ſtand gerade vor meinem Lehnſtuhle, als wenn ſie im Begriff wäre, ſich in denſelben hineinzuſetzen. Ich ſchritt wirklich gerade durch ſie hindurch, und ſetzte mich nieder. Nach einigen Augenblicken ſchlug ich meine Augen wieder auf, die ich beim Niederſitzen geſchloſſen hatte, und ſah die Geſtalt gerade gegen mir über, in einer Entfernung von ungefähr ſechs Schritten. Ich ſtand auf — ſie wich zurück; ich hob drohend meinen rechten Arm auf — eben ſo die Geſtalt; ich erhob meinen andern Arm — die Alte that es mir nach; ich bewegte mich ſchnell hin nach ihr — ſie zog ſich zurück, ohne mich auch nur ein einziges Mal anzuſehen. Jetzt ging ſie nach der Stelle hin, wo ich zuvor geſtanden hatte; und ſomit war der Tiſch abermals zwiſchen uns. Ich gerieth mehr als jemals außer Faſſung; als ſie ſich aber in gerader Linie mir näherte, und augenſcheinlich durch den Tiſch ging, verlor ich gänzlich meine Geiſtesgegenwart. Ein Uebelbefinden, ein Schwindel ergriff mich; ich fiel in Ohnmacht. Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, war das Geſpenſt verſchwunden.

„Ich habe es ſeitdem nicht wieder geſehen, auch nichts Aehnliches. Solche Geſichte ſind bei Literaten von reizbarem, lebhaften Temperament und ſtarker Einbildungskraft keineswegs etwas Seltenes. Ich kenne einen gelehrten Baronet, der ſie zuweilen zu Haufen in ſeinem Studierzimmer hat; und nie fühlt er ſich ſo heimiſch, als wenn er von dieſen luftigen Geiſtern umgeben iſt.“ —

So weit der Auszug. Aber was iſt dieſes Alles, wenn, wie wir hoffen, keine Poeſie? Iſt's optiſche Täuſchung geweſen? Sind es leere Selbſtgebilde geweſen, wache Träume, aus der erhitzten innern Bilderkammer wie durch den Tubus einer Zauberlaterne in die leere Luft geworfen? — Höchſtens möchten dahin die Haufen luftiger Geſtalten des Baronets zu rechnen ſeyn, deſſen der Briefſteller zuletzt erwähnt, und die ſich den Nikolaiſchen Phantasmen vergleichen. Was aber ſo einzeln, ſo ſtät, und doch in verſchiedenen Lagen und Bewegungen wahrgenommen wird, von beſonnenen, nüchternen, geſunden, vorurtheilsfreien, mit der Natur vertrauten Männern, die ſich ſogleich ſelbſt die Frage aufwerfen, ob es nicht ein Geſichtsbetrug ſey, und dennoch, als über einen fremdartigen Beſuch, Schauder dabei empfinden; das möchte ſich nicht nach einer ſo kurzen Regel natürlich conſtruiren laſſen. Wir wiſſen in der That nicht, und man wird uns wohl glauben, daß wir nicht wiſſen, was der blaue Hund, dieſer ſchlanke, haarige Neufundländer mit den mattglühenden Augen, oder was die krumme Alte in dem rothen Mantel geweſen iſt. Allein es finden ſich bei erſterm ähnliche Vorkommenheiten, wie bei ausgemachten Geiſtererſcheinungen: erſt Anregung des Gehörſinns, dann des Gefühlſinns, dann aufdämmernde Form, die hernach in beſtimmterm Umriß geſehen wird. Die matte Bläue und die verlöſchende Augenkohle ſind eine Phosphorescenz, die der ſeeliſchen Natur in ihrer Darſtellung eigenthümlich zu ſeyn ſcheint, gleichwie die Durchdringlichkeit oder Durchgehbarkeit ſolcher Geſtalten nichts Unbekanntes iſt. Sie beweiſen damit, daß ſie nicht in unſern Körperraum gehören, oder wenn ſie darin erſcheinen, nur halb, gleich dem Sonnenſtrahl, den unbeſchadet ſeiner Ganzheit unſere Finger oder glasartige Stoffe durchfahren, theilen können, und der hinwiederum ohne ſie zu beſchädigen dieſe Zwiſchenkörper durchgeht und er ſelbſt bleibt, ſich gleichſam mit ihnen kreuzt. Eine beſondere Nervenſpannung mag allerdings zu ſolchen Wahrnehmungen gehören, und in ſolcher ſcheinen beide obige Zeugen geweſen zu ſeyn; denn wenn wir zerſtreut ſind, ſo hören wir auch das leiblich Hörbare oft nicht, und das Sichtbare entgeht unſern offenen Augen. Es iſt keine Voreingenommenheit für ſolche Erſcheinungen ſelbſt hiebei erforderlich, vielmehr kommen ſie, wie in obigen Beiſpielen, ganz unerwartet, aber bei einer gewiſſen abgeſchloſſenen Sammlung des Gemüths, gleichviel wohin die feſte Gedankenrichtung gehe; das zeigen wenigſtens eben jene Vorfälle. Wir ſehen auch beſonders bei dem alten Weib im Laboratorium, das durch den Tiſch geht, wie ſolchen Weſen kein dichter Körper unſerer Region Widerſtand leiſtet, ſondern, was ſo oft behauptet wird, daß ſie durch Thüren und Wände gehen können. In welche Claſſe von Geſchöpfen nun der blaue Hund und das rothe Weib gehören, bleibt denen zu ergründen und zu entſcheiden überlaſſen, die nähern Beruf dazu haben; nicht nothwendig müſſen beide Phantome abgeſchiedene Seelen geweſen ſeyn, obgleich der Hund eine unſelige Metamorphoſe einer ſolchen geweſen ſeyn kann, eine von den Formverwandlungen, welche zu der Lehre ſpäterer Zeit von der Metampſychoſis mit Veranlaſſung gegeben zu haben ſcheinen.

— 9 —

8.

Sonderbarer Seelenzuſtand.

Ein jetzt verſtorbener katholiſcher Geiſtlicher von oherm Rang (B. J. B.), der früher Profeſſor an iner katholiſchen Univerſität war, demnach ein wiſſen- haftlicher und ein aufgeklärter Mann, erzählte dem inſender einſt eine eigene ſeltſame Erfahrung, un- efähr wie ſie hier aus dem Gedächtniß wiederge- eben wird. Als er noch Profeſſor war, ſo pflegte n ein College zwiſchen den Lehrſtunden zu beſuchen, und im Zimmer umherwandelnd eine Pfeiſe mit ihm zu rauchen. Dieſer Freund ſtarb. Einige Zeit nachher verfiel jener Geiſtliche in eine Krankheit, von der er genas. Als Reconvaleſcent ſtand er einſt Vormittags aus dem Bette auf, ſein Freund kam herein, ſie rauchten und wandelten zuſammen, wie vormals; plötzlich im Geſpräch beſann ſich der Geiſtliche und rief: Ach Gott, Sie ſind ja todt! fiel halb ohnmächtig zu Boden, und das Phantom war verſchwunden. Was ſie zuſammen geſprochen, wußte er nicht mehr, wenigſtens ſagte er nichts davon. Er ſelbſt aber zweifelte, ob es eine wahre Erſcheinung ſeines verſtorbenen Freundes oder eine krankhafte Reminiſcenz geweſen ſey, und war vielmehr geneigt, das Letztere anzunehmen. So möglich dieſes iſt, ſo wenig iſt das Erſtere darum unmöglich. Gerade durch die krankhafte Stimmung der Nerven konnte der innere Sinn aufgeſchloſſen oder eine Ekſtaſe bewirkt ſeyn, wodurch die Wahrnehmung einer objectiven Erſcheinung bedingt war. Der Fall gehört zu den zweifelhaften, über die ſich nicht urtheilen läßt, aber zu den merkwürdigen.

— y —

9.

Ein räthſelhafter Spuk.

(Aus der Schweiz mitgetheilt.)

n Jahr 1788, noch vor dem Ausbruch der
ſiſchen Revolution, erregte ein ſonderbares Er-
die Aufmerkſamkeit unſerer ganzen kleinen
Die Mutter des Herrn Rathsherrn von H***
Gilgen), einer der bedeutendſten Männer bei
r ehemaligen Ariſtokratie, verſchied auf ihrem
ute, nahe bei der Stadt.

die nämliche Zeit wurde die Hausglocke auf-
ſtark angezogen, und obgleich augenblicklich
d zum Fenſter hinausſah, war Niemand zu
und auch die Nachbarn wollten Niemanden
t haben.

r Eigenthümer des Hauſes beklagte ſich bei der
, die Anſtalten traf, daß dieſe Büberei, wie
s dafür hielt, ſich nicht ungeſtraft wiederhole;
ch wiederholte ſie ſich den andern Tag mehrere
ohne daß man ſo glücklich geweſen wäre, den
ausfindig zu machen. Die Nachbarn beklagten
nn der Schall der Glocke, den ſie vorher kaum
ten, war nun ſo grell, daß er den Ton der
wenn ſie auch noch ſo ſtark angezogen wurde,
bertraf.

s viele Leute etwas, das nicht mit rechten

Dingen zugehe, vermutheten, verſteht ſich von ſelbſt. Viele ſtellten ſich um das Haus herum, um den Spuk abzuwarten, beobachteten die Glocke, und konnten ſich überzeugen, daß ſich dieſelbe ohne ſichtbare Urſache in Bewegung ſetzte.

Das Haus ſteht von drei Seiten frei, von der vierten am See, die Glocke war außer dem Haus befeſtigt, ſo, daß Jedermann die Bewegung ſehen konnte.

Herr von Z... begab ſich ſelbſt hin, machte ſeiner Schweſter Vorwürfe über ihre Leichtgläubigkeit, und während er unter der Hausthüre mit ihr ſprach, erſchallte die Glocke gräßlicher als nie.

Nun wurden Tiſchler, Zimmerleute und Maurer angeſtellt; Wände abgebrochen. Der ſehr geſchickte Profeſſor der Phyſik, Walſer und Herr Profeſſor Emeran Geiger (Bruder des berühmten Theologen dieſes Namens) dirigirten die Unterſuchung; die Glocke läutete oft in ihrer Gegenwart; auch die genaueſte Prüfung blieb ohne Reſultat.

Endlich entſchloß ſich der nichts weniger als abergläubige Hausherr, nachdem der Spuk über drei Wochen zu ſeinem großen Aerger und dem der ganzen Nachbarſchaft gedauert hatte, zu den Mitteln, welche uns die katholiſche Kirche in ähnlichen Fällen vorſchreibt, Zuflucht zu nehmen und der Spuk nahm ein Ende.

Sehr oft hatte ich Gelegenheit, mit Augen und

Ohrenzeugen darüber zu ſprechen, und nie konnte ich einen Widerſpruch entdecken. — Bemerkenswerth iſt es, daß dieſer Spuk nie bei Nacht ſtattfand und daß der Ton der Glocke viel ſtärker und greller war, als der, den man mit dem heftigſten Anziehen des Glockenſeiles hervorzubringen im Stande war.

Ich erinnere mich einer ähnlichen Geſchichte, die ſich in Amerika ereignete, in deutſchen Zeitſchriften geleſen zu haben. Man verſprach Aufſchluß, der aber, ſo viel ich weiß, ausgeblieben iſt.

Auch Schweizerzeitungen, die ich aber nicht mehr bei Handen habe, unterhielten uns zur Zeit von einer ähnlichen Geſchichte auf einem Schloß im Kanton Bern. Eine Regierungskommiſſion verfügte ſich hin, Phyſiker, Chemiker, Bau- und Maurermeiſter und der berühmte Mechanikus Schenk, gaben ſich alle Mühe, eine natürliche Urſache herauszuklügeln. Die Glocke hieng in einem Thurme des Schloſſes und läutete oft in Gegenwart der Herren der Commiſſion, denſelben zum Trotz; viele wollen das Abſterben der Regierung von Bern, das bald hernach erfolgte, dadurch vorhergeſagt wiſſen.

10.

Fürbitte der Todten für die Sterbenden.

Unter dieſer Ueberſchrift gibt das homilet. liturg. Correſpondenzblatt in Nro. 1. von 1835 einen merkwürdigen anonymen Aufſatz, den wir ganz mittheilen müſſen, weil es darin ſogar verlangt wird. Er lautet ſo:

„Die intereſſanten Mittheilungen in Nro. 15 u. 40 dieſes Blattes vom vorigen Jahre*), für deren Bekanntmachung ich dem unbekannten Einſender herzlich danke, beſtimmen mich, eine Thatſache hier zu erzählen, die in das nämliche ſeltſame Gebiet gehört, in welches uns jene merkwürdigen Notizen führen, und der ich einen Platz in dieſen Blättern vergönnt wünſche, weil nun einmal auch ſolche Dinge hier zur Sprache gebracht worden ſind, und weil alles hierauf Bezügliche die Aufmerkſamkeit aller nachdenkenden Chriſten ohne Zweifel mit großem Recht in Anſpruch nehmen muß. Stehen ſolche Mittheilungen auch nicht in unmittelbarer Beziehung zu dem Zweck dieſer Zeitſchrift, ſo tragen ſie doch auch das Ihrige zur Förderung deſſelben bei, wie

---

*) S. Blätter aus Prevorſt. 5. Sammlung S. 115. 7. Sammlung S. 172.

Alles, was von einer Welt Zeugniß gibt, von welcher er Materialismus der Rationaliſten nichts wiſſen will; und was ich hier zu berichten habe, das wird gewiſſermaßen durch den Titel dieſer Blätter ls hieher gehörig legitimirt, indem es fürwahr in as liturgiſche Fach einſchlägt, wiewohl freilich ein wenig in extraordinärer Weiſe. Es iſt ein kleiner neuer Beitrag zu den tauſend und aber tauſend Erfahrungen ähnlicher Art, die von alten Zeiten her bekannt ſind, und die der Unverſtand der Flachköpfe mitleidig belächelt, ohne ſie weglächeln und wegſalbadern zu können. Vielleicht gefällt es dem Herausgeber der Blätter aus Prevorſt, gelegentlich einen beleuchtenden Blick auf das zu werfen, was ich hier ohne weitere Bemerkungen genau ſo mittheilen will, wie es zu meiner eigenen Kenntniß gelangte:

„Im letzten Winter beſuchte ich öfters eine ſehr wackere Frau, die mehrere Wochen lang an einem Nervenfieber krank darniederlag, und endlich im Glauben an ihren Erlöſer ſehr getroſt, ſanft und ſelig entſchlief. Ihr Gatte, ebenfalls ein ſtiller, wohldenkender Mann, der mit ihr in einer vieljährigen muſterhaften Ehe gelebt hatte, war ſchon ſeit manchen Jahren kränklich geweſen, der Verluſt ſeiner treuen Lebensgefährtin beugte ihn tief, und wenige Tage nach ihrer Beerdigung, der er nicht hatte beiwohnen können, mußte er gleichfalls bettlägerig werden. Er hatte viele Schmerzen auszuſtehen, da es aber ſein altes Uebel war, von dem er ſich ſchon öfters wieder erholt hatte, ſo hielt man es nicht für ſo dringend gefährlich; ich beſuchte auch ihn ein und das andere Mal, ohne ſein Ende für nahe zu halten. Indeß hatte der Arzt, wie ich ſpäter erfuhr, die Tödtlichkeit des Uebels bald erkannt, der Familie jedoch nichts davon geſagt. Als nun der Mann etwa drei Wochen krank geweſen war, wurde ich des Nachts gegen ein Uhr geweckt, mit der Bitte, ſchnell zu Herrn St. zu kommen, weil man ſein Ende erwarte. Als ich hinkam, fand ich die Familie in der äußerſten Beſtürzung, und den Patienten in einem Zuſtande, der allerdings nicht daran zweifeln ließ, daß er die Nacht nicht überleben werde; er ſchien zwar noch bei Bewußtſeyn, hatte aber die Sprache verloren. Ich that, was meines Amtes war, und ſuchte dann die untröſtlichen Kinder einigermaßen zu beruhigen. Da erklärte mir nun die älteſte Tochter, ein Frauenzimmer von viel geſundem Verſtande, ſie ſeyen nicht unvorbereitet auf den Verluſt des theuern Vaters, weil in den letzten Nächten die Fürbitte ſich wieder ſtark habe hören laſſen, eben ſo wie während der Krankheit ihrer ſeligen Mutter. Auf meine Frage, was ſie damit meyne, erfuhr ich nun zu meiner nicht geringen Verwunderung, es habe ſich in verſchiedenen Nächten vor dem Tode der Frau St. und jetzt wieder ſchon einigemal vor den Fenſtern des Krankenzimmers in dem kleinen Hofe ein ſehr vernehmliches Geräuſch hören laſſen, vollkommen ähnlich den Fürbitten, welche eine Verſammlung von Katholiken vor einem Hauſe anzuſtimmen pflege, in welchem einem abſcheidenden Glaubensgenoſſen die Sterbeſakramente adminiſtrirt werden. Es habe wie die feinen, gedämpften, ſingenden Stimmen vieler Frauensperſonen geklungen, und ſey zuerſt drunten im Hofe, dann allmählig näher kommend, und zuletzt ſogar wie innerhalb des Zimmers ſelbſt, zu einem Fenſter herein und zum andern wieder hinaus ſchwebend, gehört worden. Ich erkundigte mich bei allen Mitgliedern der Familie nach dem Ereigniß; alle, vier erwachſene Töchter, ein Sohn von eilf Jahren, der Knecht, die Magd und eine Nachbarin, welche zur Pflege der Kranken manche Nacht hier zugebracht hatte — alle bezeugten mir einſtimmig ganz das Nämliche, die Nachbarin mit dem Zuſatze, ſie ſey, als ſie Solches zum erſten Male vernommen, mit großer Verwunderung und mit der Frage an die Töchter: Was haben ſie denn da für Leute in ihrem Hofe? an das Fenſter gegangen, habe es geöffnet und in den Hof hinuntergeſehen, jedoch nichts erblickt, ob es gleich eine mondhelle Nacht geweſen ſey. Ich wünſchte zu wiſſen, ob wohl auch die Kranken es gehört hätten; man konnte mir jedoch nichts Beſtimmtes hierüber ſagen, da die Kranken nicht darüber befragt worden waren, und dieſe ſelbſt ſich nicht darüber geäußert hatten. Es iſt indeſſen wahrſcheinlich, daß dieſe nichts davon gemerkt haben mögen, da ſie die Nächte meiſt in einem fieberiſchen Schlummer zubrachten, und über eine ſo auffallende Erſcheinung doch wohl mit den Ihrigen geredet haben würden.

„Es war halb zwei Uhr, als man mir dieſe Eröffnungen machte, und man kann ſich vorſtellen, mit welch einer Spannung ich nun wartete, bis es zwei Uhr ſchlagen würde.[*] Nicht leicht habe ich etwas ſo lebhaft gewünſcht, als ſelbſt Zeuge eines ſo ſeltſamen und merkwürdigen Phänomens zu werden, und alle Anweſenden zweifelten nicht daran, die unſichtbaren Fürbitterinnen würden auch heute nicht ausbleiben. Allein unſere Erwartung wurde getäuſcht; ich blieb, indem ich von Zeit zu Zeit mit dem Sterbenden betete, bis gegen vier Uhr da, ohne das Geringſte von der bezeichneten Art zu hören. Da der Sterbende kein Zeichen des Bewußtſeyns mehr blicken ließ, ſo begab ich mich, nachdem ich ihm die Ausſegnung ertheilt hatte, nach Hauſe; er verſchied mit Anbruch des Tages, und von jenen Gebeten der unſichtbaren Kirche hatte ſich nichts mehr vernehmen laſſen.

„Der kleine Hof des Hauſes liegt hinten hinaus, und iſt auf zwei Seiten von dem Hauſe ſelbſt, in welchem damals Niemand als dieſe Familie wohnte, auf den andern Seiten von einem zum Hauſe gehörigen Garten umgeben; alle Einwohner des Hauſes, mit alleiniger Ausnahme der Magd, gehörten zur proteſtantiſchen Kirche, wie auch die Bewohner der beiden nächſten Nachbarhäuſer, und weit und breit findet ſich nichts, was auch nur den Schein einer ſogenannten natürlichen Erklärung der Sache geben könnte. Noch weniger iſt an eine abſichtliche Täuſchung von Seiten der Hinterbliebenen zu denken, von denen ſich ja wohl vorausſetzen läßt, wenn ſie mir auch nicht ohnehin als höchſt einfache, aufrichtige Seelen bekannt wären, daß ſie am wenigſten in jenen ernſten Augenblicken, am Sterbebett eines inniggeliebten Vaters, deſſen Hinſcheiden ſie in eine hülfloſe Lage verſetzte, fähig geweſen wären, eine ſolche Unwahrheit zu ſagen, zu der ſie nicht die mindeſte Veranlaſſung hatten. Sie ſagten mir, ſie hätten gehört, da, wo jetzt ihr Haus ſtehe, ſolle in ſehr alten Zeiten ein Nonnenkloſter geſtanden ſeyn, von deſſen Capelle ſich im Erdgeſchoß noch Spuren vorfänden, und was jetzt der Hof ſey, ſolle damals der Gottesacker des Kloſters geweſen ſeyn. Ich habe mir jedoch keine nähern Aufſchlüſſe darüber verſchaffen können, ob an dieſer Sage etwas Wahres iſt oder nicht. Die Familie bewohnt dieſes Haus ſchon ſeit etlichen und zwanzig Jahren, ohne jemals etwas Unheimliches darin bemerkt zu haben, ob ſich gleich während dieſer Zeit ſchon mehrere Todesfälle darin ereignet hatten. Auch verſicherten ſie mich einſtimmig, daß jenes geſpenſtiſche Beten ganz und gar keinen widrigen, ſchauerlichen, ſondern im Gegentheil einen ſanften, rührenden Eindruck auf ſie Alle gemacht habe, weßwegen ſie ſich auch gar nicht davor gefürchtet hätten; nur habe es ihnen eine deutliche Ahnung von dem bevorſtehenden Tode ihrer Eltern gegeben. — Es that mir ſehr leid, nicht frühe genug von dieſer räthſelhaften Erſcheinung benachrichtigt worden zu ſeyn, um ſie ſelbſt beobachten zu können; indeſſen, wie geſagt, an der Wahrheit des Faktums läßt ſich billiger Weiſe nicht zweifeln.“

---

[*] Dieß ſcheint alſo die gewöhnliche Zeit der Fürbitte geweſen zu ſeyn, wovon zuvor nichts geſagt iſt.

Wir ſind dem Verfaſſer für dieſe Nachricht von der „unſichtbaren Kirche“ vielen Dank ſchuldig, dem auch hoffentlich Niemand den Zweifel entgegenhalten wird, die katholiſche Magd könne aus irgend einem Verſteck den melodiſchen Sterbegeſang haben ertönen laſſen, oder gar unſichtbarer Weiſe zu einem Fenſter herein und zum andern wieder hinausgeſchwebt ſeyn. Die Sache gehört in das wirklich katholiſch-chriſtliche, oder auch evangeliſche, Capitel von der *Fürbitte der Heiligen*, welche in der erſten Kirchenzeit als Wahrheit geglaubt, ſpäter aber durch das litaneymäßige Ora pro nobis, ſelbſt an erdichtete Heilige, und durch den ganzen Mißbrauch dieſer Stellvertretung, ſo ſehr verunſtaltet wurde. Heilige heißen in der Bibel A. u. N. Teſtaments alle durch den Geiſt Gottes geheiligte und fromme Menſchen, und deren Fürbitte überhaupt ſieht die Schrift für wirkſam an. Warum nicht auch, wenn ſie in ein anderes Leben übergegangen ſind, Chriſto nach, der für uns bittet? (Hebr. 7, 25.) Gottfr. Arnold (Kirch. u. Ketzg. I. 3, 5, 6) erwähnt aus den Kirchenvätern, daß man in den erſten Jahrhunderten „faſt durchgehends geglaubt, daß die Abgeſchiedenen für die noch Lebenden beteten, auch wohl bei ihren Gedächtnißtagen zugegen wären, und bis auf gewiſſe Zeiten von dem Anſchauen Gottes und von der Vollendung ihrer Seligkeit abgehalten würden, bis ſie völlig gereinigt wären; wiewohl ſie indeſſen weder die Heiligen angebetet, noch auch die im Glauben abgeſchiedenen Seelen für unſelig oder elend gehalten.“ — Die Reformation hat nur die Anrufung der verſtorbenen Heiligen verworfen, und das aus dem richtigen Grunde, weil ſie nicht in der heil. Schrift verordnet iſt und zur Abgötterei führen kann, auch wirklich geführt hat, während ſich der Chriſt unmittelbar an Gott und an den einzigen allgemeinen Mittler Jeſum Chriſtum wenden darf. Sie hat aber in der Apologie der Augsburgiſchen Confeſſion ausdrücklich zugegeben, daß die Engel und die Heiligen im Himmel „für die ganze Kirche insgemein“ bitten mögen. Wenn für das Ganze, warum nicht auch für die Einzelnen?

Darum iſt aber nicht nöthig, ſie deßhalb anzuſprechen, ſie erſchienen uns denn; denn wo iſt uns verheißen, daß ſie uns hören werden, wie der allgegenwärtige Gott? Sind ſie uns zu Beſchützern und Nothhelfern geſetzt, ſo vollziehen ſie den göttlichen Auftrag von ſelbſt und beſſer als wir es verſtehen. Bitten ſie für uns, ſo bedarf es nicht erſt unſers Verlangens, wie wenn wir uns den ſichtbaren Heiligen zur Fürbitte empfehlen, die außerdem unſern Wunſch und unſer Bedürfniß nicht kennen würden gleich denen, die über uns erhöhet ſind. Haben wir beſondere Schutzheilige, von Gott verordnet, ſo rufen wir vielleicht ſolche an, die einem Andern zugehören und gehen irre. Kurz, wir haben den Herrn und nicht die Knechte anzurufen, denen er über uns Befehl gibt. Daraus folgt aber nicht, daß ſie nicht für uns beten und handeln ſollten nach eben dieſem ſeinem Befehl, von dem wir nichts wiſſen. Die Diener anzugehen, und zwar blindlings, iſt ein Umweg und eine Eigenmacht, die Gott nicht leiden mag; er aber kennet ſchon die, welche er ſendet und höret.

Nach dieſem Allen iſt es ganz wahrſcheinlich, daß theilnehmende Weſen aus der andern Welt ſich jener Sterbenden als Fürbitter angenommen haben, wie der Geiſtliche, der im ſterblichen Leibe an dem Krankenbette ſtand. Ob es die Geiſter der dort begrabenen Kloſterfrauen, oder welche andere es waren, iſt ungewiß, und zeigt ebenfalls, daß der Chriſt die

erſtorbenen Heiligen für ſich gewähren laſſen ſoll,
hne näher nach ihnen zu fragen. Daß die Stimmen
usblieben, als der irdiſche Krankentröſter bei dem
Sterbenden war, hat außerdem, daß bei ſolchen Er-
gniſſen die Neugier gewöhnlich ihren Zweck verfehlt,
ohl vornämlich darin ſeinen Grund, weil er durch
uſpruch und Gebet ihre Stelle erſetzte. Nichts ge-
hieht umſonſt in jenem Reich der Dinge; hätten
er die Fürbitterinnen in ſein Gebet hörbar einge-
immt, was auch möglich geweſen wäre, ſo würde
uch dieſes einen göttlichen Zweck nach den gegebenen
mſtänden gehabt haben.

Wir finden uns veranlaßt, aus glaubhafter Quelle
nen beſtätigenden Vorgang mitzutheilen, der ſich
i dem Tode eines gewiſſen ſehr bekannten Mannes
eignet haben ſoll. An dem Tage, wo er ſtarb,
rte man vor ſeinem Abſcheiden zuerſt unten in der
olzkammer ſeines Hauſes ein Gepolter, als wenn
olz geworfen und geſägt würde. Man ſchickte
nab, fand Niemand und Alles ſtill. Hierauf ließ
ch in der Gegend ſeines Zimmers ein lauter Geſang
ren. Eine angeſehene Frau kam zu der Schwieger-
chter, ſich nach dem Befinden des Kranken zu er-
ndigen, hörte auch dieſes choralartige Singen auf
m Vorplatz, und fragte, ob denn ihr Schwieger-
ter ſinge? Als man die Thüre öffnete, ſo war
n Zimmer Alles ſtill, der Wärter ruhig neben dem
atienten; im andern Zimmer daneben ſaßen ein

Paar Freunde, von denen der Geſang nicht herrühren konnte, die ihn aber ebenfalls hörten. Man kam überein, dieſe Vorfälle zu verſchweigen, aber ſie wurden dennoch bekannt. Wir nennen aus jener Urſache den Mann nicht, von dem die Rede iſt; wer ihn erräth, kann ſich bei ſeinen Hinterlaſſenen um die Wahrheit der Sache erkundigen; indeſſen ſteht dahin, ob ſie für angemeſſen halten, ihm ſolche zu bezeugen.

Es iſt bemerkenswerth, daß die Mutter dieſes Greiſes, welche geraume Zeit vor ihm verſtorben war, obwohl von lebensfrohem Charakter, und in ihrem ſpätern Wittwenſtande mehr einer gebildeten Geſelligkeit und Kunſtgenüſſen ergeben, doch einen innern Glaubensgrund aus einem frühern Lebensalter bewahrte, wo ihr Sinn ausſchließlicher zu Gott gerichtet war, und daß ſie namentlich an ſchönen Choralgeſängen immer noch viel Freude fand. Wie wenn ihre Fürbitte für ihren hochgeliebten Sohn ſich in einem frommen Lied in ſeiner Nähe ergoſſen hätte? Zwar hatte er auch ſonſt Freunde und Freundinnen von entſchieden geiſtlicher Geſinnung gehabt.

Es läßt ſich kaum zweifeln, daß noch mehr Beiſpiele dieſer Art zu finden ſeyn werden. Aber welch ein herzerhebender Blick thut ſich hier auf! Der Gedanke der gegenſeitigen Fürbitte der Lebenden für die Todten und der Abgeſchiedenen für die Lebenden und für die Sterbenden, iſt groß und lieblich, mag

f

die ſinnliche Flachheit ihn verkleinern wie ſie will. Die Ewigkeit ſteht offen; die ſichtbare und die unſichtbare Welt ſind in beſtändigem Wechſelverkehr; der Geiſt der Liebe ſchlingt ſein heiliges Band allerwärts durch beide hindurch; es iſt eine ewige „Gemeinſchaft der Heiligen“ oder Frommen, die um einander, die um ihre Angehörigen, die um alle Gnadefähigen beſorgt ſind, ſie dem Hirten der Seelen zur Erbarmung in Kraft ſeines Verdienſtes zu empfehlen, ihnen wo möglich Glauben und Sehnſucht nach ihm, ihnen Troſt einzuhauchen in den letzten Augenblicken, ſie mit Lobgeſängen einzuführen in die Wohnungen des Friedens. Wir ſind ſogar überzeugt, daß es nicht anders ſeyn könne, als es die mitgetheilte Erfahrung ergibt. Jene Welt, welche ſchon hier geiſtig in uns liegt und aufwächſt in den Frommen, ſteht in umgekehrtem Verhältniß zur dieſſeitigen. Hier ſorgt, in der Armuth des Sinnenlebens und im Hunger nach deſſen Genuß, Jeder zunächſt für ſich; dort hört bei den Geheiligten die Selbſtſucht völlig auf, der ſie ſchon hienieden durch die geübte Selbſtverläugnung entwachſen ſind; ſie haben keine irdiſchen Bedürfniſſe mehr, um die ſie für ſich arbeiten ſollten; aber ſie wirken und arbeiten für Andre, wie der Herr für Alle. Es iſt ein ſtetes Opfer, das ſie bringen, und wovon ſchon hier in jeder Handlung wahrer Liebe ſich der Abglanz zeigt; es iſt dieſes ihr ewiger Gottesdienſt, wodurch das Reich Gottes gemehrt und ihre eigene Seligkeit erhöht wird. Alle für Alle, Jeder für den Andern, das Ganze für den Herrn, der Herr für das Ganze! wer dieſe himmliſche Loſung nicht begreift, wen ſie nicht rührt, wer ſie nicht zu der ſeinigen machen möchte, der bleibe in der Knechtſchaft ſeines Ichthums, und ſchelte fort auf die Myſtiker, die nach dem göttlichen Leben der allgemeinen, allbeſeligenden Liebe lüſtet — oder was wir lieber ſagen: Gott erbarme ſich ſein!

Man denke ſich doch: wenn ein Seliger den Auftrag erhält, ein geliebtes aber verirrtes und darum unglückliches Geſchöpf auf den Weg des Heils zu führen hier oder dort, ſollte ihm das nicht eine Wonne ſeyn? ſollte er nicht gerne bitten, daß es durch ihn oder durch Andere geſchehe? Wir wiſſen nicht, wer uns von Kindheit auf geführt hat, wer uns noch führt; aber daß wir geführt werden, erkennen wir, ſobald uns die Augen über uns und unſere Schickſale aufgethan ſind. Spricht man, Gott hat es gethan, ſo iſt das wohl richtig; aber ſoll er nicht ein Geſchöpf durch das andre führen, wie er ja hier ſchon thut, auf daß Jedes in Liebe, Kraft und Erkenntniß wachſe, ſey es Führer oder geführt, auf daß es ſeinem Alles leitenden Vorbild ähnlich werde? Da aber alles Vermögen und Gelingen von ihm ausgeht und ohne ſeine Erbarmung das Geſchöpf nicht einmal nach beſſerer Führung verlangen kann, als es auf den

Wegen ſeiner irdiſchen Natur ſich ſelber gibt oder findet; ſo bedarf es allerdings des Hülferufs, der Fürſprache derer, die ihm die Richtung nach den Wegen des Lebens geben wollen und ſollen. Sie haben an ihm zu kämpfen, ſie haben für daſſelbe zu kämpfen, und Gott allein verleiht den Sieg. Wir wollen uns alſo freuen, daß wir Fürſprecher im Himmel haben, wenn wir ſie gleich nicht kennen, außer dem Einen, der aller Welt oberſter Fürſprecher iſt, und durch den auch Jener Gebet zu Gott geht.

Eine verſtändige Freundin hat folgendes ähnliche Beiſpiel erlebt und aufgeſchrieben:

„Es war in der Nacht vom 9. auf den 10. Juli 1826, zwiſchen ein und zwei Uhr, als wir, etwa zwölf Perſonen, um das Bette unſerer ſterbenden Mutter ſtanden; es war ſehr heiß, deßhalb ſtand das Bette der Sterbenden an einem ſchmalen Pfeiler zwiſchen zwei offenen Fenſtern, ihr Kopf lag nach demſelben hin. Sie hatte ſchon viele Stunden lang geſtöhnt, nun wurde aber der Athem leichter und ſeltener; bei den letzten Athemzügen, zwiſchen welchen mehrere Sekunden verſtrichen, hörten alle wir Umſtehenden mehrere Accorde wie von etwa zwölf oder mehr ſehr reinen Knabenſtimmen vierſtimmig und choraltaktmäßig ſingen. Niemand von uns Allen wollte die feierliche Stille bei jenem Ausathmen unterbrechen; doch war ein allgemeines Aufhorchen auf dieſen

Geſang; ich hob meine eine Hand in die Höhe, um darauf aufmerkſam zu machen, und mein Vater, der dem Fenſter zunächſt ſtand, oder irgend einer der Anweſenden, bog ſich zum Fenſter hinaus, um zu hören, wo der Geſang herkomme. Erſt nachdem die Sterbende ausgeathmet hatte, und wir im andern Zimmer waren, ſprachen wir über dieſen Geſang, und wollten uns den andern Tag in der Nachbarſchaft erkundigen, wo geſungen worden ſey. Dieß geſchah, aber Niemand hatte da geſungen. Denke ich jetzt daran, ſo kann ich ſagen, daß ich nie einen ähnlichen Geſang gehört habe, am wenigſten iſt er mir denkbar von Knabenſtimmen, die gewöhnlich viel Rohes haben; dieſe Accorde wurden aber auf's Reinſte geſungen, und waren dabei ſo deutlich, daß ich ſie niederſchreiben könnte, und doch drangen ſie nur ſehr leiſe durch die tiefe Stille der Nacht zu unſern Ohren.

„Meine ſelige Schweſter Amalie hörte, etwa drei Wochen vor ihrem Tode, um Mitternacht wachend eine helle, klare Sopranſtimme ſingen; ſie erzählte davon, der Geſang ſey ſo ſchön geweſen, daß ſie nicht habe einſchlafen wollen, um ihn zu hören.“ —

Die erſte Begebenheit hat wieder viele gegenwärtige Zeugen für ſich. Die zweite erinnert mehr an Jakob Böhm, der vor ſeinem Abſcheiden auf dem Todtenbette ſeinem Sohn Tobias rief und ihn fragte: Ob er auch die ſchöne Muſik höre? und als er es verneinte, ſprach: Man ſolle die Thür öffnen, daß man den Geſang beſſer hören könne. Ob nun in ſolchen Fällen die Sänger Engel oder Verſtorbene ſind, gilt im Ganzen gleich, und es iſt beides zuſammen möglich.

— v —

11.

Nachträgliche Sprachbemerkung, und der Hades der Kalmuken.

In der dritten Sammlung d. Bl. S. 93 f. iſt von der Etymologie des Wortes Hades die Rede. Zu den griechiſchen Wörtern, welche Anſpruch auf deſſen Verwandtſchaft machen können, gehört auch ἀΐδιος, ewig, offenbar ſo viel wie ἀείδιος, von ἀεί, immer, durch deſſen Analogie ſich auf der andern Seite die Herleitung aus ἀειδής, unſichtbar, die aber ohnehin durch das gleichbedeutende ἀειδής unbeſtritten iſt, beſtätigt. Vermöge des Zuſammenhangs mit ἀΐδιος aber wäre ἀϊδής, folglich ᾄδης (Aides, Hades), der ewige Ort, oder was wir ſchlechthin die Ewigkeit und das Ewige nennen, wenn wir z. B. ſagen: Er iſt in die Ewigkeit gegangen. Denn daß ἀϊδής ebenſowohl von ἀεί kommen kann, als ἀΐδιος, ja daß dieſes als von ἀϊδής abgeleitet angeſehen werden könnte, leidet keinen Zweifel, mag nun ἀϊδής als Subſtantivum oder als Adjectivum, wobei τόπος zu verſtehen wäre, gelten, mag auch die proſodiſche Quantität des α ſeyn, welche ſie will.

Uebrigens iſt neuerlich in öffentlichen Blättern auch von dem Hades der Kalmucken oder Mongolen die Rede geweſen, welchen ſie Birid nennen. Die Gelegenheit dazu gab die Nachricht von dem alten epiſchen Gedicht dieſes Volks, wovon der Held Dſchangar heißt, und deſſen Verfaſſer unbekannt iſt, aber ein aus dem Todesſchlaf Auferſtandener geweſen ſeyn ſoll, der die Dſchangariade im Birid gehört und von da mitgebracht habe. Die Dichter der Kalmuken, die eine halb prieſterliche Genoſſenſchaft wie die Barden bilden, heißen von jenem unſterblichen, und wie man ſagt vortrefflichen Heldengedicht, Dſchangarſtchi.

— y —

Aerztlicher Traum.

Der gottſelige Chriſtian Scriver führt in ſeinem Werk: „Gottholds Sieg- und Siegesboten,“ 2. Thl. 4. Betracht. §. 15. (neue Ausgabe von Blochmann, Dresden 1835. S. 102), folgenden merkwürdigen Fall an, den wir mit ſeinen eigenen Worten wiedergeben:

„Es iſt manchmal eine ſchwere Krankheit, ein verzweifelter böſer Schade, an dem alle Medici, Barbirer und Wundärzte lange curiren und oft kein Mittel finden können; Gott gibt ihnen aber manchmal in den Sinn, was ſie thun ſollen, und läßt endlich ihre Cur gelingen daß ſie ſagen müſſen: Das hat Gott gethan, und erkennen, daß es ſein Werk ſey. Eine merkliche Sache iſt es, die ein gelehrter und hochberühmter Medicus von einem andern gottſeligen und erfahrenen Manne ſeiner Profeſſion erzählt,*) daß nämlich demſelben, als er wegen eines ſonderbaren wunderlichen Zufalls eines ſeiner Patienten hoch bekümmert war, wie er demſelben kräftig begegnen möchte, dabei, als leicht zu erachten, herzlich zu Gott ſeufzete, und endlich darüber einſchlief, ein medieiniſches Buch im Schlaf vorgekommen, darin ihm, wie ſolchem Zufall zu wehren, gründlich und deutlich gezeigt ward. Als er nun erwachte, und ſolchen Traum, wie billig, für göttlich hielt, folgte er der Cur, welche er im bemeldeten Buche und im Traum erlernt hatte, und zwar ſo, daß er ſeinem Kranken, durch Gottes Segen, erwünſchte Hülfe leiſtete. Etliche Jahre hernach kam ein ſolch Buch durch den Druck ans Licht, darin die gemeldete Cur und zwar an dem Blatt und auf der Seite des Blattes die er im Traum geſehen und angemerkt, vollkömmlich beſchrieben geweſen. Hier wird ohne Zweifel dieſer Medicus Gott die Ehre gegeben und für ſolche Offenbarung ihm herzlich gedankt haben, daß er ein ſolch Licht in ſeinem Herzen aufgehen, und ſo einen gewünſchten Ausgang ſeiner Cur ſehen laſſen.“

---

*) Joh. Dan. Maj. D. et Prof. Kib. in vita Sachsii miscell. curios. permisc. c. 16. de D. Christoph. Rhumbaum, Med. Vratislav.

Alſo doppelt wunderbar, einmal als Offenbarung des Heilmittels, und zugleich als Vorgeſicht des ſpäter gedruckten Buchs, worin die Vorſchrift enthalten war. Dieſes Beiſpiel ſollten ſich billig alle Aerzte zu dem Ende merken, und nie eine Cur, und am wenigſten eine ſchwierige, ohne Anrufung des himmliſchen Arztes unternehmen, in deſſen Hand auch alle Bücher und künftige Entdeckungen ſind, und der ſie ihnen voraus und zuerſt kund machen kann. Wie er es thut, iſt gleichgültig. Allein anſtatt daß die Heiden ſich in die Aeſkulapstempel einlagerten, um Heilträume zu erhalten, ja ſelbſt anſtatt unſere Schlafſeherinnen zu befragen, ſollte billig der chriſtliche Arzt darnach trachten, ſelbſt Eingebungen für die richtige Anwendung ſeiner Kunſt zu erhalten. Vielleicht würde er nicht unmittelbar damit begabt, ſondern etwa im Traum oder Wachen an ein vorhandenes Buch, an eine Hellſehende, wohl gar an einen verachteten Empiriker gewieſen, um ſich der eigenen Offenbarung nicht zu überheben. Das würde ihm aber doch nicht ohne Gott geſchehen, und je nach ſeiner Dankbarkeit würde er weiter kommen.

— y —

Traumerfüllung.

Der umgekehrte Traumpoet, oder der Traum, von welchem in der ſechsten Sammlung dieſer Blätter S. 35 die Rede war, hat Wort gehalten auch im geraden Sinn der Vorbedeutung. Denn der damals der Summe nach noch ganz unbekannte Gewinn, auf den zunächſt gerechnet wurde, lief ſpäter ein, und betrug wirklich zwanzig Reichsthaler und etwas darüber. Es war übrigens kein Lotteriegewinn, dergleichen ſo viel ſchädliche Träume veranlaßt. Wenn dich alſo ein Traum auf gleiche Weiſe zu necken ſcheint, lieber Leſer, und verkehrt ausſieht, ſo denke nur: Du kommſt mit ſeiner Zeit auch gerade! und lobe Gott immerdar.

— y —

Der Graf von Modena.

In den kürzlich zu Paris erſchienenen Soirées de S. M. Louis XVIII., recueillies et mises en ordre par M. le Duc de **, befindet ſich die nachſtehende abgekürzte Erzählung des Königs; ausführlich iſt ſie in dem „Ausland“ und von da in andern deutſchen Blättern überſetzt erſchienen.

Vor der erſten franzöſiſchen Revolution befand ſich unter den Edelleuten, welche den nachherigen König Ludwig XVIII. (damaligen Monsieur) umgaben, der Graf von Modena, ein verſtändiger, jeder Unwahrheit unfähiger Mann, dem der Prinz von Herzen zugethan war. Dieſer bemerkte an ihm im Jahr 1788 ſeit mehreren Monaten eine ungewohnte tiefe Schwermuth. Im hohen Sommer ging der Prinz nach Brunoy und befand ſich daſelbſt mit Modena faſt ganz allein. Bei einem Spaziergang im Garten fragte er ihn um die Urſache ſeines Kummers, und ob er nichts thun könne, ihn zu mildern. Der Graf ſah ihn ſtarr an. und ſagte endlich mit dumpfer Stimme: „Ich bin ein Narr.“ Auf weiteres Eindringen eröffnete er ihm, daß ihn ein ſtets wiederkehrender Traum plage. „Jede Nacht,“ ſagte er, „ſo wie ich einſchlafe, wirft es mich im Bette umher, ohne daß ich eine Urſache anzugeben wüßte, woher dieß kommt, und ich werde von peinlichen, ja ſelbſt abſcheulichen Traumbildern gequält, die ich durchaus nicht zu verſcheuchen vermag. Es ſind böſe Träume: ich ſchwimme im Blut, und um dem Todesſtreiche zu entgehen, flüchte ich zu dem Eis des Nordpols, und finde mich oft in St. Petersburg auf einem Roſenbette liegen, ohne daß deßhalb meine Einbildungskraft minder gequält wäre. Wenn,“ fuhr der Graf mit gedämpfter Stimme fort, „dieſe furchtbaren Geſichte nur mich beträfen, ſo möchte es hingehn; allein ſie umfaſſen das Heiligſte, was es für mich auf der Welt gibt.“ — Wen denn? fragte der Prinz. — „Den König, die Königin, Ihre erlauchte Familie.“ — Und mich? — „Sie, gnädiger Herr, erſcheinen mir auch, aber immer mit einem glänzenden Schein umgeben. Sie ſchwimmen, ſo wie ich, auf dem Blutſtrom, aber wir ſind von einander getrennt, und landen Jeder an einem andern, weit von einander entfernten Geſtade.“ Er verſicherte wiederholt, daß dieſe Träume jede Nacht wiederkehrten, und ihn um ſo mehr erſchreckten, als die Sache auf einen Umſtand ſeiner Jugend Bezug habe.

Seine Mutter nämlich war mildthätig, und verſah die Armen ihrer Gegend perſönlich mit ihren Bedürfniſſen. Unter dieſen war ein armer, finſterer, wortkarger Italiener, Namens Jacobi, der ſich ſtets in der Ferne hielt, ſich bei keinem ländlichen Feſt und noch weniger bei Proceſſionen oder in der Kirche ſehen ließ. Der Anblick ſeiner ärmlichen Hütte ſtößte Ekel und Abſcheu ein. Jedermann mied ihn und verweigerte ihm alle Dienſte; denn ſeine Nachbarn glaubten allgemein, daß er ein Zauberer ſey, der mit böſen Geiſtern umgebe, von ihnen und andern Zauberern zuweilen beſucht werde, jeden Sonnabend um Mitternacht auf den Hexenſabbath reiſe, und gaben ihm jedes Ungewitter, jeden verwüſtenden Hagel Schuld, konnten auch der Gräfin Mitleid gegen ihn nicht begreifen. Dieſe ließ ſich jedoch nicht abhalten, ihm wohlzuthun, nöthigte mit Mühe ihre Dienerſchaft, ihm, als er bettlägerig war, Nahrungsmittel zu bringen, und begab ſich Abends ſelbſt zu ihm. Einſt wurde ſie durch ein heftiges Gewitter daran gehindert. Gegen zehn Uhr Abends ging ſie, durch ein unwiderſtehliches Etwas getrieben, früher als gewöhnlich auf ihr Zimmer. Hier überfiel ſie neue Unruhe, ſie fühlte ſich beängſtigt, und glaubte, daß ein Gebet ſie aufheitern würde, beugte daher ihre Kniee vor ihrem kleinen Altar, und wendete ſich inbrünſtig zu Gott. In dieſem Augenblicke geſchahen zwei Schläge an die äußere Thüre ihres Vorzimmers, die ſie von ihrem Betpult aus im Auge hatte; der Platz, wo ſie betete, war völlig finſter, zwei auf einem Armleuchter brennende Kerzen aber erhellten das Vorzimmer, ſo daß man den Eintretenden ſehen konnte, ohne geſehen zu werden. Sie erkannte an jener Art zu klopfen Niemand aus ihrer Umgebung; doch rief ſie, furchtſam und faſt unwillkürlich: „Herein!“ Die Flügelthür ging auf, und herein trat Jacobi mit ganz veränderten, wilden und fürchterlichen Zügen. Er ging langſamen feſten Schrittes durch das Zimmer, und blieb auf der Schwelle des Oratoriums ſtehen, als wenn er die Gräfin ſähe. „Madame,“ hub er an, „meine Stunde iſt gekommen; Sie werden mich nicht wiederſehn. Ihre Güte hat Ihnen ein Recht auf meine Dankbarkeit erworben, ſo daß ich, ehe ich dahin gehe, wo ich für immer wohnen muß, gekommen bin, um Ihnen für Ihre Wohlthaten zu danken. Ich bin zwar ein armer Mann, aber es ſteht mir dennoch ein Mittel zu Gebot, mich für das, was Sie an mir gethan haben, erkenntlich zu bezeigen. Ihr Sohn (er nannte hier den Vornamen des jungen Grafen) wird bei Zeiten von dem Unglück benachrichtigt werden, das über Frankreich kommt, und wenn er klug iſt, kann er ſich retten noch ehe es ausbricht. Leben Sie wohl, Madame; der, der mich hieher geführt hat und an der Treppe auf mich wartet, hat Eile, und ſomit bin ich Ihr Diener.“ — Jacobi verſchwand, wie die Mutter des Grafen ſagte; ein fürchterlicher Blitz und Donnerſchlag brach in dieſem Augenblick los, und die Gräfin fiel in eine Ohnmacht, aus der ſie mit der Nachricht geweckt wurde, daß Jacobi's Hütte vom Blitz angezündet worden ſey, und daß man den Leichnam des italieniſchen Hexenmeiſters nicht mehr gefunden habe.

Der Prinz, der nicht leiden konnte, 'wenn man allzu leichtglaubig war, machte dem ernſten Erzähler Einwendungen, mußte aber einlenken, und ſagte endlich: „Ich hoffe, daß Ihre Hypochondrie bald vorübergehen wird, und daß, wenn ſie ja jemals nach Rußland kommen ſollten, dieß nicht als ein flüchtiger Verbannter, ſondern als Geſandter Sr. Majeſtät des regierenden Königs von Frankreich und Navarra ſeyn wird.“

So kam es wirklich, jedoch nicht, wie es der Prinz verſtand: Modena fand während der Revolution ein Aſyl in St. Petersburg, wo er diplomatiſche Aufträge vollzog, die Jener ihm ertheilte.

Im Original redet Ludwig XVIII. ſelbſt. Ob die Geſchichte wirklich aus ſeinem Munde gekommen iſt, wird der Verfaſſer der Soirées beſſer als ſeine Leſer wiſſen. Hätte er ſeinen Namen genannt, ſo würde ſie an Glaubwürdigkeit gewinnen. Ihre Möglichkeit iſt nicht zu läugnen; es gibt der wunderbaren Vorzeichen und Verkündigungen der franzöſiſchen Revolution noch mehr. Ob der Graf von Modena noch lebt, weiß man nicht zu ſagen. Die Beſtätigung oder gründliche factiſche Widerlegung der Geſchichte wäre wünſchenswerth.

* * *

15.

Wullen's Schrift über Jacob Böhme's Leben und Lehre.

Wir erweiſen vielleicht den Leſern dieſer Blätter einen Gefallen, wenn wir ihnen von einer jüngſt erſchienen Schrift, welche mit mühereichem Eifer aus den Quellen geſchöpft, zum erſtenmale die Geſchicke und die Anſichten Böhme's, vollſtändig und zuſammenhängend darlegt, eine Anzeige mittheilen. Dieſe Schrift hat den Titel: „Jakob Böhme's Leben und Lehre, dargeſtellt von Dr. Wilhelm Ludwig Wullen“ (Stuttgart bei Lieſching). Wiſſenſchaftliche Rückſichten empfehlen unläugbar die Erinnerung an dieſen gewaltigen, tiefen Geiſt. Denn ihm gebührt nicht blos in den Reihen der Vergangenheit eine ehrenvolle Stelle, er hat auch noch für unſere Gegenwart eine große Bedeutung. Böhme's Lehre iſt ein Ackerfeld, auf dem reiche, folgenſchwere Gedanken ſproſſen. Sie iſt die Lehre des Willens und der chriſtlichen Freiheit im Gegenſatze gegen die jetzt herrſchende Lehre des Begriffs und antiker Nothwendigkeit; allein nicht nur wiſſenſchaftliche Rückſichten gebieten, den Stein von dem Grabe dieſes Geiſtes zu wälzen; auch Rückſichten auf das Leben, auf die Sache der Religioſität erheiſchen dieſe Arbeit. Unſere Zeit iſt, wie bekannt ſeyn möchte, reich an blendendem Weltverſtande, aber arm an heiligen, das Licht des Jenſeits in die Nacht des Diesſeits tragenden Gemüthern, die begeiſtern und erheben können. Zu dieſen hehren ermuthigenden Naturen gehört Böhme, der glaubend, duldend, denkend die äußere Welt überwand. Der Gute ſoll in der ſchlechten Zeit doppelt freudig begrüßt ſeyn.

Wullen giebt zuerſt eine Lebensbeſchreibung Böhme's. Böhme wurde in der Nähe von Görlitz im Jahre 1575 geboren, und ſtarb in dieſer Stadt im Jahre 1624. Sein Leben, über dem der gewitterreiche Himmel der kirchenverbeſſernden Zeit lag, zeigt keine großen Wechſel. Es war im Allgemeinen einfach, freilich auch nach irdiſcher Weiſe durch Schmerzen getrübt. Seine Schriften waren die Hauptbegebenheiten deſſelben. **Wullen** ſchließt dieſen Lebenslauf mit folgenden Worten: „Böhme wurde von ſeinem Freunde Balthaſar Walther philosophus teutonicus genannt. Er war der Art, daß ihm der Name eines tiefen und eines deutſchen Denkers gebührt."

Eine eigenthümliche ſchöpferiſche Kraft zeichnet ihn in hohem Grade aus. Er hat Manches aus der heiligen Schrift und andern Büchern ſich angeeignet, aber die Hauptgedanken ſeines Lehrgebäudes, die Grundſteine, auf denen es ruht, die Säulen, von denen es getragen wird, hat er aus den reichen Schachten ſeines Geiſtes, *ohne Unterweiſung der Schule*, zu Tage gefördert. Beſaß er ja den glücklichen Blick, den Keiner durch Arbeit oder Mühe ſich geben kann, den Blick, welcher die Wahrheit in der Tiefe ſchaut, ehe ſie den Ringgang des Beweiſes heraufgeſtiegen iſt. So wurde es ſeinem großen, ſcharfen Verſtande möglich, den Gegenſatz zwiſchen bedingter und unbedingter Erkenntniß, zwiſchen höherer und niederer Einſicht anzugeben, und den Inhalt deſſelben mit der folgerichtigen Gründlichkeit darzuſtellen, die immer nur ſeine Lage, ſeine Umſtände, ſeine Zeit geſtatteten. Es geben ſich daher Diejenigen eine Blöße, welche ihn als Schwärmer bezeichnen, und man muß ihnen den Rath ertheilen, über dieſen gewaltigen Geiſt fernerhin ſtille zu ſeyn, damit nicht das Mitleid der Kundigen zu ſehr in Anſpruch genommen wird. Böhme hatte ein tiefes, klares Bewußtſeyn ſeines Selbſt's, ſeines Selbſt's als eines von göttlichem Lichtſtrahl erleuchteten Spiegels des Alls. Daraus floß ſein kühner Muth auf dem Felde der Wahrheit, ſein erhabenes Vertrauen auf die ſiegreiche Macht des um Erkenntniß kämpfenden Geiſtes.

Wenn ihm vermöge dieſer Vorzüge der Name eines großen Denkers gebührt, ſo gebührt ihm der Name eines echt deutſchen Denkers, wegen des Tugendernſtes, der in jedem ſeiner Worte ſichtbar iſt, und der hohen Frömmigkeit, die mit heiliger Gewalt durch ſein ganzes Leben zog. Er ſtrebte nach Wahrheit, weil er glaubte, es ſey Forderung der Sittlichkeit, nach Wahrheit zu ſtreben. Er ſtrebte nach Sittlichkeit, weil er überzeugt war, daß ohne Sittlichkeit, ohne Herzensreinheit die Wahrheit nicht gefunden werde. In dem Einen ſah er ein ſicheres Beförderungsmittel für das Andere. Das Eine und das Andere aber bezog er auf den Mittelpunkt, um den alle ſeine Anſtrengungen, alle ſeine Mühen, alle Kräfte ſeines Geiſtes, Tiefſinn, Scharfſinn, Phantaſie mit bewundernswürdiger Folgerichtigkeit kreiſten, auf das Göttliche. Sein reines Auge war immer zum Himmel gerichtet, ſein Hauptziel Gottesdienſt und Gottesverherrlichung — ſein ganzes Forſcherleben ein Streben, im Reiche des Denkens und Seyns, der Freiheit und der Nothwendigkeit, des Geiſtes und der Natur, des Guten und des Böſen das Wandeln Gottes zu erkennen.

Nach der Lebensbeſchreibung Böhme's giebt Wullen die Entwicklung ſeiner Lehre, welche ſich als ein gegliedertes abgerundetes Ganzes darlegt. Das Innerſte und Tiefſte des Alls, ſagt er, iſt der Ungrund. Sein Weſen iſt die unendliche Regſamkeit des ewigen Urwillens, der ſich als Vater, Sohn, Geiſt, Wort, Weisheit, beſtimmt. Der Urwille aber iſt eine unendliche Stille. Kein Ton würde in dem All hervorquellen, wenn nicht die Elemente des

Urwillens ſich ſelbſt erfaſſend die ewige Natur gebären würden. Die ewige, von der zeitlichen, äußeren und zerſtörbaren wohl zu unterſcheidende Natur oder der Grund offenbart den ſtillen geheimnißvollen Ungrund. Sie entfaltet ſich in der Siebenzahl, enthält ſieben Stufen, ſieben Geſtalten. Jede dieſer Geſtalten hat eigenen Beſtand und eigenes Weſen, wenn gleich jede das Weſen der ſechs andern Geſtalten einſchließt. Sie ſind durch ein ewiges Band vereint, aber dennoch laſſen ſich in der ewigen Natur zwei Reiche unterſcheiden, das der Nacht von dem des Lichtes, das des Grimmes von dem der Liebe. Ohne das erſte Reich könnte das zweite nicht beſtehen. Das zweite iſt der Zweck des erſten. Im erſten herrſcht die Verneinung, im andern die Bejahung, in jenem die Nothwendigkeit, in dieſem die Freiheit. Gott als Ungrund bringt keine Geſchöpfe hervor, ſie treten erſt dadurch in das Daſeyn, daß der durch den Grund geoffenbarte Gott in ihm ſich bewegt, dadurch, daß das offenbare, göttliche Wort ſich ausſpricht. Die Geſchöpfe, die Geiſter ſchöpfen ihr Seyn aus der ewigen Natur. Ihr Weſen iſt daher aus den Elementen des Urwillens gebildet, aus Begierde und Luſt, aus Nacht und Licht, aus Grimm und Liebe. Die ganze Geiſterzahl zerfällt nach dem Vorbilde der Dreieinigkeit in drei Kreiſe. Zwei Geiſterkönige und zwei Geiſterkreiſe entſprachen durch Hingabe an die göttliche Bewegung ihrem Berufe, wurden gut;

ein Geiſterkönig und ein Geiſterkreis entſprach ihm nicht, wurde böſe. Das iſt Lucifer und ſein Reich. Lucifer ſtrebte ohne äußeren Anſtoß über das ewige Urbild ſich zu erheben, es zu ſeinem Abbilde herabzuſetzen, und ſo der Herrſchaft des Alls ſich zu bemeiſtern. Die nothwendige Folge dieſes naturwidrigen Strebens iſt unendliche Qual. Gegen den Andrang dieſer Verbrecher iſt die Schöpfung unſerer Welt gerichtet. Unſere Welt, gemiſcht aus Nacht und Licht, aus Grimm und Liebe, ſteht dämmernd in der Mitte des Alls, hinter ihr die ſchreckliche Nacht der leerſten Aeußerlichkeit, vor ihr das ſelige Licht der reichſten Innerlichkeit. In dem Schöpfungswerke laſſen ſich ſieben Tage, ſieben Stufen unterſcheiden, da die Schöpfung durch die ſieben Geſtalten der ewigen Natur vollzogen wurde. Jeder ſpätere Tag, jede ſpätere Stufe war ein höherer Triumph des Guten über das Böſe. Der Menſch vereinigt in ſeinem reichen Leben alle Mächte, die in dem All wirkſam ſind. In ihm iſt die Ewigkeit mit ihrer Finſterniß und ihrem Lichte, wie auch die Zeit mit ihren wandelbaren Geſtalten. Er ſteht daher auch höher als die vorweltlichen Geiſter. Mit ſeinem leiblichen Weſen bildet er die äußere Welt ab, mit ſeinem geiſtigen die innere. Die Seele erreicht ſich ſelbſt erſt dadurch, daß ſie als Wille ſich regt. Der erſte Wille iſt der erſte geiſtige Pulsſchlag in der zeitlichen Schöpfung. Der freie Wille beſteht in der Wahl, mehr und mehr ſich zu verfinſtern, oder mehr und mehr ſich zu durchleuchten, oder zwiſchen Finſterniß und Licht hin und her zu ſchwanken. Der eigene Wille erſteht, wenn ſich die Seele als Ich ausſpricht, wenn ſie das All nur auf ſich bezieht, ſtatt ſich auf das All zu beziehen. Die Vernunft iſt das Auge der vergänglichen Welt, die Seherin des Scheins. Die Reue iſt ein nothwendiges Glied in dem Entwicklungsringe des menſchlichen Seyns, wie es ſich durch die Sünde geſtaltet hat. Der gelaſſene Wille bildet den ſchroffſten Gegenſatz gegen den eigenen Willen. Wenn der letztere Alles zu ſeyn ſtrebt, ſtrebt der erſtere Nichts zu ſeyn. Der Glaube wird durch den Willen hervorgebracht, und iſt nichts Anderes, als ein Wille, der in Gott und mit Gott wirkt. Der Verſtand erfaßt das Unbedingte und Bedingte, Freiheit und Nothwendigkeit, Schöpfer und Geſchöpf. Gott weiß ſich im Verſtande, und der Verſtand weiß ſich in Gott. Die Seele beſitzt Sehergabe, da Gott in ihr die Figur der werdenden Zeit bildet. Das Gemüth iſt der gemeinſame Grund, aus dem die verſchiedenen Geſtalten der Seele aufſteigen und in den ſie wiederum niederſteigen. In ihm feiert der ganze Gott ſeine Offenbarung. Die Zuſtände der abgeſchiedenen Seelen ſind verſchiedener Art. Nicht immer zerſchneidet der Tod mit einem Male alle Beziehungen der Geſtorbenen zur äußeren ſichtbaren Welt. Nur jene Seelen, welche ſchon auf der Erde durch Hingabe an das ewige Wort wiedergeboren werden, vergeſſen alle endlichen Beziehungen, alle bedingten Einzelnheiten, und erwarten ſtill den Schluß der Weltgeſchichte, welcher den Anfang und auch ihre Hüllen wiederum herſtellt. Die Weltgeſchichte zerfällt in drei Abſchnitte. Der erſte offenbart den Grimm des allmächtigen Vaters, der zweite die göttliche Liebe, der dritte vereinigt die Offenbarungen des göttlichen Zorns und der göttlichen Liebe.

Dieß ſind einige Gedanken aus der in Rede ſtehenden Schrift; die eigenthümlicheren, deren ſehr viele ſich finden, laſſen ſich nicht hervorheben, weil ſie nur im entwickelnden Zuſammenhange verſtändlich ſind. Man mag das Buch ſelbſt leſen, das in einer Form ſich bewegt, welche dem Wiſſenſchaftlichen nicht als zu leicht, und dem Nichtwiſſenſchaftlichen nicht als zu ſchwer erſcheinen kann.

X.

16.

Das Schriftchen über die Geſichte Martins, des Landmanns zu Gallardon.

Wir machen die Leſer dieſer Blätter auf die in der Drechsleriſchen Buchhandlung zu Heilbronn erſchienene kleine Schrift aufmerkſam, betitelt:

„Die Geſichte des Thomas Ignaz Martin, Landmanns zu Gallardon, über Frankreich und deſſen Zukunft, im Jahre 1816 geſchaut. Nach dem Franzöſiſchen.“

Wegen des großen Vorraths von ſchätzbaren Beiträgen zu unſeren Blättern, konnte dieſer längere Aufſatz keine Stelle in gegenwärtigem Hefte finden, und doch glaubte man, dieſe merkwürdige Geſchichte, welche einer unſerer geſchätzteſten Mitarbeiter wieder aus der Vergeſſenheit hervorgezogen hat, nicht länger zurückhalten zu dürfen, und wählte daher den Weg der einzelnen Bekanntmachung.

Im Jahre 1816 hörte und las man in Frankreich, beſonders in der Hauptſtadt und durch die Zeitungen, ſo viel von einem prophetiſchen Bauer, der zu Ludwig XVIII. geſandt worden ſey, daß ein ungenannter Schriftſteller ſich entſchloß, die Nachrichten über ihn und ſein Auftreten bis an die Quelle zu verfolgen, und die authentiſchen Ergebniſſe noch in jenem Jahre in einer Schrift bekannt zu machen, welche 1820 zu Beſançon neu aufgelegt und zum Beſten der Armen verkauft wurde, zwei Monate nach der Ermordung des Herzogs von Berry. Der Titel iſt: Rélation concernant les événemens qui sont arrivés à un laboureur de la Beauce dans les premiers mois de 1816.

Von dieſer Relation enthält nun jenes Schriftchen einen getreuen Auszug.

An der Begebenheit iſt nicht zu zweifeln, und die Zeit hat das, was Drohendes darin lag, und ſelbſt im Jahre 1820 noch hinter dem Schleyer der Zukunft ruhte, nur allzuſehr als wahr beſtätigt. Wir empfehlen unſern Leſern die authentiſche Erzählung dieſer intereſſanten Begebenheit in jener kleinen Schrift.

Blätter aus Prevorst.

Originalien und Leſefrüchte
für
Freunde des innern Lebens.

Mitgetheilt vom
Herausgeber der Seherin aus Prevorst.

Neunte Sammlung.

Stuttgart.
Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.
1837.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt.

Seite

Ueber die Incompetenz unſerer dermaligen Philoſophie, zu Erklärung der Erſcheinungen aus dem Nachtgebiete der Natur. Von F. Baader . . 3

Sendſchreiben Hrn. Fr. v. Meyer an Dr. Kerner über deſſen Schrift: „Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur“ 32

Ueber den Glauben an Geiſter. Von Dr. N — dt. 40

Der Geiſterſeher Fournier, nebſt ſeinem Urtheil über den Magnetiſmus, über Swedenborg und Andre. Von — y — 52

Gloſſe. Von — y — 79

Einige aphoriſtiſche Bemerkungen, zum Theil zu der Schrift: „eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur“ und zum Theil der Seherin von Prevorſt gehörig. Von K. 81

Ueber die Relationen der ſinnlichen und überſinnlichen Welt. Von — y — 92

Eine ältere Thatſache aus der Pneumatologie, zur Beſtätigung ganz ähnlicher neuern 101

Oberlin. Zweiter Aufſatz. Von — y — 109

Eine Erſcheinung am hellen Tage. Von L. H — r. 121

Mittheilungen aus der Rheingegend. Von — y — 131

Seite

Auch ein Beſuch nach dem Tode, und zwar ein verabredeter. Von — y — 138
Mittheilungen aus England. Von — y — . . . 140
Doppelſeyn. Von — y — 150
Ferneres Beiſpiel von Doppelſeyn oder Heraustreten aus ſich ſelbſt. Von Wangenheim . . . 176
Merkwürdiges zweites Geſicht 179
Ueber Erſcheinungen. Aus einer brieflichen Zuſchrift. Von X. 180
Ein Wort über das Hellſehen, von einem Seidenweber. Von J. L — l. 183
Nauſkopie 205
Oberſt Townſend. Von — y — 208
Die Nebel der Geiſterwelt und die Lügen der Dämonen. Von — y — 210
Ueber die Schrift: „Nachricht von dem Vorkommen des Beſeſſenſeyns, eines dämoniſch-magnetiſchen Leidens ꝛc.“ Von K. 216
Ein Beſuch bei dem (jetzt verſtorbenen) Seher Adam Müller. Von Profeſſor D. 222
Eine Roſe als Stigma. Von K. 227
Eine Berichtigung für die Leſer meiner Schrift: „Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur u. ſ. w.“ Von K. 228

Ueber die Incompetenz unſrer dermaligen Philoſophie zur Erklärung der Erſcheinungen aus dem Nachtgebiete der Natur.

Aus einem Sendſchreiben an Juſtinus Kerner von Franz Baader.

> Wir können nicht unterlaſſen zu reden, was wir geſehen und gehört haben.
>
> Apoſtelgeſch. 4. 20.

München, den 15. September 1836.

Indem ich E. W. freundſchaftlichem Anſinnen Folge leiſte, mich über Ihre neueſte Schrift: Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur *) auszuſprechen, muß ich vorerſt mit Allen, denen es ernſtlich um Förderung des Wiſſens zu thun iſt, weil ſie die Schmach und den Schmerz des Nichtwiſſens lebhaft fühlen, Ihnen meinen Dank öffentlich darbringen für dieſe ohne Zweifel gewichtige Mittheilung, weil nämlich bei dieſem Falle, wie bei keinem andern in neuerer Zeit, das Phänomen den Zuſchauer ganz nur in der Sphäre der Objektivität und zwar gleich einer Demonſtration und Zeugenausſage bei offnen Thüren feſthielt. Weßwegen auch, wie E. W. bemerken, dieſes Factum wie dazu beſtimmt ſcheint, jene lächerliche rationaliſtiſche Geiſterfurcht vollends ins Licht und jene Zwingherrſchaft des rationaliſtiſchen Obſcurantismus einzuſtellen, welche lange genug zur Schmach und zum Schaden der Naturkunde das freie experimentirende Forſchen in dieſen bisher verpönt bliebnen Erſcheinungen und Ereigniſſen, gefeſſelt und nieder hielten. Indem ich nun E. W. Hoffnung theile von der Erweiterung unſrer Erkenntniß der Natur und des Menſchen in Folge dieſes frei gemachten Forſchens, erlaube ich mir die auf eine ziemlich vollſtändige Bekanntſchaft mit Dem, was bereits ältere deutſche Forſcher hierüber wußten und hierin geleiſtet haben, gegründete Ueberzeugung auszuſprechen, daß eben die Ignorirung dieſer ältern praktiſchen und ſpeculativen Leiſtungen unſrer Vorfahren (hinter welchen wir eben ſo ſehr zurückgeblieben ſind, als wir ſie in der Exactitude der Beobachtungs- und Experimentirkunſt übertreffen) — eine Haupturſache jener Stupefaction iſt, mit welcher ſeit geraumer Zeit, freilich meiſt nur unſre Gebildeten und Gelehrten, alle immer wiederkehrende Erſcheinungen dieſer Art simpliciter belächeln, ohne doch aus ihnen klug zu werden; und zwar darum, weil hnen die Principien mangeln, welche unſre Vorfahren leiteten, und weil die nach ſelben aufgekommnen falſchen Principien oder vielmehr Vorurtheile, in welchen dieſe Gebildeten von Jugend auf feſtgerannt ſind, ihnen die zum Verſtändniß jener Erſcheinungen nöthige Freiheit ihrer Intelligenz rauben, indem dieſe Doktrinairs mit dieſen falſchen Prinzipien die Menſchen wie Kinder in Wickelbinden, wie J. Böhme ſich ausdrückt, gebunden halten, denen man zur Diſtraktion klingende Schellen um die Wiege hängt. Wenn es darum Noth thut, vor Allem die Falſchheit dieſer soi-disants Principien (erreurs et mensonges mères) aufzudecken, um die richtigen zu finden (wie denn das Eine nicht ohne dem Andern geſchehen kann), ſo muß jeder Beitrag hiezu, alſo auch der hier folgende, willkommen ſeyn, in welchem ich übrigens nur darum etwas weit auszuholen ſcheinen dürfte, weil die im Verhältniß ihrer Seichte gleich einer Geiſtesſündfluth Weitverbreitheit jener falſchen Principien, auf welchen doch größern Theils unſerer systèmes de la nature et de l'esprit in ihrem ſpeculativen Theil 1) baſirt ſind oder ſchwimmen, zu ihrer Ueberholung ein ſolches Weitausholen nöthig macht.

Ich behaupte alſo, daß, falls unſre Phyſiker und Pſychologen z. B. nur den Begriff der Imagination in demſelben Umfang und Tiefe gefaßt hätten, in welchen namentlich Paracelſus und J. Böhme ſelben, in den höhern wie niedrigern Regionen des

Lebens faßten, und falls ſie hiemit von der ſchlechten Vermengung der impotenten nichts producirenden Einbildung mit der ſchöpferiſchen, im Subjekt ſowohl wie außer ihm real producirenden Einbildung ſich frei gehalten hätten, — auch ihre Theorien der Natur und des Geiſtes nicht ſo flach, dürr und unlebendig, ſomit unpraktiſch geblieben oder geworden ſeyn würden, als ſolche dermalen wirklich ſind. Beide genannte Naturforſcher hatten nämlich bereits die Einſicht gewonnen, daß jede (affektive und effektive) Speculatio eine Imaginatio, als ſolche aber, falls ſie zur Effektivität gelangt iſt, eine wahrhaft innere Generatio (Eingeburt) iſt, welche die Operatio bedingt [3]), wie denn Imaginatio auch animi Informatio heißt, und daß dieſes ſowohl für die denkenden als nichtdenkenden Naturen gilt, oder daß letztere ſo gut ihr Imaginativum haben als erſtere, wenn ſchon ihr inneres Bilden kein Denken iſt [4]). Wogegen man es eben der gänzlichen Ignorirung dieſer innern, immateriellen und allverbreiteten Imagination der nichtdenkenden Naturen zuzuſchreiben hat, daß z. B. die Pſychologie derſelben noch immer ſo mangelhaft iſt, und daß wir immer noch ſo weit davon entfernt ſind, neben und über einer Anatome comparata eine Psychologia comparata zu haben [5]). Aber dieſer Begriff einer allgemeinen Imagination als eines allgemeinen innern Naturproceſſes würde unvollſtändig geblieben ſeyn, falls Paracelſus und ſein Nachfolger hierin, J. Böhme, nicht auch die Dualität in ſelber, als nämlich die aktive und reaktive Imagination erkannt hätten, und zwar wieder in allen Regionen des Lebens, z. B. in des Menſchen aktiver Begierde und ſeinem paſſiven Sehnen (Sucht), ſo wie außer ihm in der ſideriſchen Imagination und in der elementaren Gegenimagination, obſchon unſre neuern Naturphiloſophen, indem ſie überall Polarität ſuchen, gerade von dieſem Gegenſatz oder vielmehr Unterſatz keine Notiz nahmen *).

Wenn nun aber, wie geſagt, die affektive Speculatio als Imaginatio eine Procreatio oder Generatio iſt, ſo ſetzt ſie ebenſowohl eine Visio voraus (a visu desiderium) als die Visio (nämlich des Werks oder Poema) aus der Imaginatio wieder hervorgeht, nämlich ſo, daß letztre als die durch die That und Ausführung verwandelte Visio von der erſten unvermittelten unterſchieden, und als die wahrhafte (bewährte) weil durch die Konſtruktion **) gegangne Cognitio zu faſſen iſt. Die Imaginatio verhält ſich hiemit zur Visio, wie in der Schriftſprache ſich der Genitus zur Sophia oder wie ſich das Einſprechen und das eingeſprochne Wort (λογος ενθετος) zum Ausſprechen deſſelben und zum ausgeſprochnen Wort (λογος εκθετος) verhält. Hieraus, d. h. aus der Simultaneität des Einſprechens und innern Hörens mit dem Ausſprechen und äußern Hören (entſprechend dem Einleuchten und Ausleuchten) ſieht man, um es hier im

Vorbeigehn zu bemerken, ſowohl die Grundloſigkeit ein der Kantiſchen Theorie des ſich nicht Entſprechens des Dings an ſich (des innern Weſens) und ſeines zum Vorſchein Kommens *), als man die Richtigkeit der Behauptung Hegels einſieht, daß das Weſen zum Vorſchein kommen will oder muß, nur daß man dieſer Behauptung eine zweite beizufügen hat, daß jedes zum Vorſchein Gekommne wieder ins Weſen (in die Fructiſicirung) geht. Im Zeitleben als im gemiſchten Leben hat nun aber der Menſch freilich ebenſo oft dieſem ins Innre (Weſen) Gehen eines ihm erſcheinenden, als dem zum Vorſchein Kommen eines ihm bereits oder noch Innerlichen *) zu wehren, d. h. er hat Vieles, was man ihm äußerlich ſagt und zeigt, innerlich ſich nicht geſagt und gezeigt ſeyn zu laſſen, ſo wie er vieles ihm innerlich Geſagte und Gezeigte äußerlich nicht zu ſagen und zu zeigen hat; wie er im Gegentheil vielem ſich ihm äußerlich Präſentirenden eben ſo wohl Folge in ſein Innres als umgekehrt geben ſoll. Welche Folgeleiſtung, ſey es von Außen nach Innen oder umgekehrt, man Glauben heißt und allein heißen ſoll, weil es eben ſo richtig iſt, wenn man mit Auguſtin ſagt: nemo credit (imaginat) visa, audita nisi volens, als wenn man ſagt: nemo vidit, audit, sentit volens. Unter credere verſteht auch der gemeine Sprachgebrauch mit dem „zu Herzen faſſen“ das animo informare, und der Gläubige unterſcheidet das ihm als Subjekt hiemit Einerzeugte als vita propria von ſich, ſo wie die Mutter das ihr eingebildete Kind, oder der Mutterorganism den ihm einerzeugten Bandwurm von ſich unterſcheiden **). Dieſes im Gläubigen, Imaginirenden zum Leben Gekommne iſt aber die ihm eingezeugte Bildniß des Geglaubten, und dieſes lebhafte Bildniß bedingt die Beſeſſenheit des Gläubigen vom Geglaubten, und des erſtern Hörigkeit oder Angehörigkeit an letzterm. Auf dieſer Einſicht (der Identität des Kennens, Nennens und Beſitzens) beruht das Verſtändniß des Chriſtenthums als Lehre vom Bilde Gottes, und nur ſie gibt den Schlüſſel zur Erklärung alles ekſtatiſchen, magnetiſchen und ſpektriſchen Rapports. — Was nun aber die hiebei, wie ſie ſagen, ſtatt findende Inſpektion betrifft, ſo kann man weder ſagen, daß die Innbildung, mit welcher die Furie des Gewiſſens einen Verbrecher verfolgt. Des letztern Selbſtgemachte iſt und der Objektivität ermangelt noch minder, daß dieſes der Fall iſt, falls ſich wie bei coſtatiſchen und abgeſchiedenen dieſelbe Innbildung auch äußerlich ihm objicirt, und endlich dieſe Objicirung ſich auch auf andre verbreitet.

J. Böhme erkannte aber nicht nur in der Imagination den doppelten Grundtrieb des Seyenden, zugleich innerlich und äußerlich beſtimmt, erfüllt, d. h. affirmirt, ponirt und manifeſt (Etwas) zu ſeyn — wie denn jedes Daſeyende eben nur in der ungehemmten (unperturbirten), beſtändigen, ſich begegnenden Ausgleichung dieſer doppelten Affirmation ſeine Integrität und Vergnügung (Sufficientia) findet, und ſein Uebelſeyn (mal-être), die Qual, Angſt und Ungeſtüme ſeiner unerfüllten Begierde in dem ſich nicht Entſprechen oder Widerſprechen dieſer doppelten Erfülltheit und Figuration beſteht 11) wie denn die Unganzheit der Begierde eben in der Nichtunion der innern und äußern Beſtimmtheit beſteht. — ſondern dieſer Forſcher wies auch das Original dieſes Doppeltriebs oder Verlangens des Geſchöpfes, im Schöpfer ſelber nach, nämlich in deſſen doppeltem Willen, ſein Wort zu gebären und ſelbes zu offenbaren oder zum Vorſchein zu bringen (laut zu verkünden); womit alſo bereits die Selbſtaffirmation Gottes (A = A oder sum qui sum) als eine doppelte, in dieſer Doppelheit weder confundirbare noch trennbare begriffen wird; wogegen bekanntlich die Nichtunterſcheidung der Generatio und erſten Factio in Gott, ſeiner unvermittelten und vermittelten Selbſtaffirmation (ſo wie die Confundirung letzter mit der Schöpfung) d. h. in der Schriftſprache die Confundirung oder Trennung (denn Confuſion iſt zugleich Trennung, wie Unterſcheidung Einung iſt) des Begriffs des Logos mit Sophia die Lehre des Ternars noch jetzt eben ſo im Dunkeln hält, als die Confundirung des Begriffs der letztern (der ewigen ungeſchaffnen und ungebornen Jungfrau) mit der kreaturlichen Jungfrau, die Lehre von der Menſchwerdung.

Aber freilich konnten unſre philoſophiſchen System-Mongern dieſe Duplicität der Affirmation des Seyns ſchon darum nicht klar einſehen, weil ſie den Begriff der Affirmation nicht als bereits im Satz der Identität ausgeſprochen erkannten. Wie denn, um es hier im Vorbeigehen zu bemerken, ſowohl die *Fichte*'ſche Nichtidentitätslehre, als die ihr entgegengeſetzte *Schelling*'ſche Identitätslehre, vom demſelben logiſchen Mißverſtändniß ausging, welcher den Satz der Identität (A = A) nur tautologiſch nimmt, und in ihm nicht die Selbſtaffirmation oder die Bewegung, noch wieder die Duplicität derſelben zu ihr erkennt, obſchon hiemit die Duplirung des Seyns oder Setzung ſeines mit ihm einweſigen Gleichniſſes oder Bildes ausgeſprochen wird, wie denn auch der Mathematiker mit dem Wort „Gleichung" die Identität *eines* Werthes in deſſen doppeltem Ausdruck verſteht. Wenn man darum mit *Fichte* den Satz: A = A für Ich = Ich nimmt, ſo ſieht man nach dem Geſagten ein, daß das geſetzte Ich in Bezug auf ſein ſetzendes zwar ein andres und inſofern ein Nicht-Ich iſt, aber in ſeiner Gleichheit oder Ausgeglichenheit mit jenem doch wieder daſſelbe Ich oder, wie der Sprachgebrauch richtig ſich ausdrückt, ein zweites Ich iſt. Von dieſem richtigen Standpunkt aus ſagten nun auch die ältern, ſogenannten *myſtiſchen* 12) Theologen von den drei göttlichen Perſonen, daß ſie nicht numeriſch drei ſind, und dieſe Theologen begriffen die Dreizahl ſowohl für die erſte, als für die untheilbare (Prim-) Zahl, indem der Binarius nur die Bewegung der Monas zu dieſer erſten oder Dreizahl iſt; und nicht etwa ſchon für die erſten zween Perſonen zu nehmen oder zu zählen; über welche Subtilitäten unſre dermaligen nicht myſtiſchen und waſſerklaren Theologen in ihrer Speculationsunſchuld freilich nur noch lächeln. Verſteht man aber den Satz der Identität in der hier nachgewieſenen Bedeutung, ſo gilt ſelber allerdings als oberſter Satz der Ontologie, ſowie nur von ihm alle Theorie des ſich und Anderen offenbar Werdens, ſich und Andres Wiſſens oder zu Wiſſen Machens ausgeht. Weßhalb es eine eben ſo große Gedankenloſigkeit vieler unſrer Philoſophen verräth, wenn ſie in dieſem Satze nicht die theologiſche Lehre vom Genitor und Genitus erkennen, ſo wie Daſſelbe von den Theologen gilt, falls ſie in dieſer letztern Lehre nicht jenen philoſophiſchen Satz erkennen. Wenn darum dieſe Theologen die Lehre von der Trinität 12) als ein allem Verſtändniß unzugängliches Myſterium ausgeben, bei welchem ſich ſchlechterdings nichts denken ließe, ſondern vielmehr alles Denken nur aufhören und ex officio eingeſtellt bleiben müßte, ſo hat doch neuerlich ein andrer Theolog (Leopold Schmid) mit Recht dagegen behauptet, daß eben von dieſem Urgedanken, d. h. von der Anerkenntniß der zugleich unmittelbaren und durch den Geiſt vermittelten Selbſtmanifeſtation alles Denken

(Sich und Anderes Wiſſen) nur ausgehen und anfangen kann. Mit der oben gerügten Ignorirung einer innern Produktivität der nichtdenkenden Natur hängt nun auch ſowohl die Nichtunterſcheidung dieſer Innerlichkeit als das Nichtverſtändniß der Materie zuſammen, in ſofern man dieſe in der allgemeinen Bedeutung als die Aeußerlichkeit (äußeres Weſen) dieſer nichtdenkenden (gedachten) [14] Natur in jeder Region, ſomit auch ihre Nichtſubſtanzialität in Bezug auf dieſes ihr entſprechende Innre begreift. Dieſen richtigen Begriff der Materie entgegen der ſie zur Subſtanz erhebenden Vorſtellung gibt ſchon die Sprache zur Hand, indem ſie die Materie mit den Worten Werkzeug, Zeug, Geſchirr und Gefäß bezeichnet, ſomit auf ein von ihr wenigſt unterſchiednes Nichtmaterielles (ſo wie das Gefäß [enveloppe] auf ſeinen Inhalt) hinweiſt, und ihren Beſtand und Wirkung nur als eine Fortſetzung einer ihr innerlichen Aktion darſtellt. Haben aber unſre Phyſiker dieſe Identität des Begriffs des Materiellen (Somatiſchen) und Werkzeuglichen [15] nicht klar eingeſehen, ſo haben ſie eben ſo wenig die zweifache (oder dreifache) Weiſe unterſchieden, auf welche die Materie in Wirkſamkeit geſetzt und in dieſer unterhalten wird: nämlich die materiell-vermittelte (mechaniſche) Weiſe, indem eine Materie auf eine andre durch Druck und Stoß, d. h. durch ihre äußere Figur [16] wirkt, und die materiell-unvermittelte. Die Nichtunterſcheidung dieſer zwei Einwirkungsweiſen auf die Materie hat nun bekanntlich alle jene maſchiniſtiſchen Phantaſtereien hervorgebracht, die unter dem Namen der Korpuſcular- und Moleculephyſik noch jetzt allgemein ihren Spuck treiben, ſo daß man phyſiſche und mechaniſche Wirkungsweiſe für identiſch und alles Metamaterielle ſofort für metaphyſiſch nahm, wovon denn jener ſchlechte Spiritualiſm zugleich mit dem eben ſo ſchlechten Materialiſm (den man für Naturaliſm ausgab) ausging, welcher die Natur geiſtlos, den Geiſt naturlos, beide gottlos faßt 17). Es würde übrigens ein nicht leicht zu entſchuldigendes Mißverſtändniß ſeyn, falls man meine Behauptung, daß die Materie (und zwar vor Allem die verwesliche dieſer Weltzeit) ſich nicht materiell begreifen läßt 18)), mir als hylozoiſtiſch, nämlich dahin deuten wollte, als ob ich hiemit den Unterſchied der belebten (beſeelten) und nicht belebten Materie aufhöbe. So z. B. kann freilich ſelbſt die blos mechaniſche Einwirkung eines mechaniſchen Individuums (einzeln Beweglichen, gleichviel ob Erdenkörper oder molecule) auf ein andres nur ſo begriffen werden, daß A erſt unmittelbar eine Innerlichkeit in B momentan erweckt, wie denn, falls B dieſer innern Faſſung des mechaniſchtn Impulſes nicht fähig iſt, ſelbes entweder nicht mechaniſch afficirt wird oder in ſeiner mechaniſchen Individualität untergeht, eine Bleikugel z. B., auf eine halb offene Thüre geworfen, ſelbe zuſchlägt, auf ſie geſchoſſen, ſie durchſchlägt, ohne die Thüre in Bewegung zu ſetzen.

Nun wird aber Niemand dieſe blos mechaniſche Senſibilität, ſelbſt nicht mit der elektriſchen oder magnetiſchen, geſchweige mit einer organiſchen Innerlichkeit vermengen. Nicht minder irrig würde es ferner ſeyn, falls man mich, weil ich dem Begriff der Materie (als äußern Weſens jedes Seyenden) eine allgemeinere Bedeutung gebe, als ihm Spiritualiſten wie Materialiſten geben, des Materialismus beſchuldigen wollte, wogegen ich freilich, gegen die Vereinerleiung aller Materie proteſtirend, einen jenen Beiden neuen Begriff einer Relativität der Materialität, nämlich in jenem Sinne, aufſtelle, daß, was in einer höhern Region nur werkzeuglich (materiell) beſteht, in einer niedrigern zugleich immateriell, d. h. von Innenheraus wirkend ſich präſent erweiſen kann; ſo daß alſo eine höhere Leiblichkeit unter gewiſſen Umſtänden in einer niedrigern Region und in niedrigern Leibern, ohne handgreiflich da zu ſeyn, doch wirklich, weil wirkſam; gegenwärtig ſeyn kann, weil geiſtige Naturen, wie Paracelſus ſagt, nicht von Außen, ſondern von Innen angreifen 19). In welcher Hinſicht ich hier mich auf das 4te H. m. ſp. Dogm. berufe, in welchem ich, dem ziemlich allgemein noch herrſchenden irrigen Begriff der Impenetrabilität entgegen, nachwies, daß die Impenetrabilität als wechſelſeitige Impotenz einzudringen nur zwiſchen Weſen ſtattfindet, welche in ein und derſelben Region eingeleibt oder verſelbſtigt ſind, nicht aber zwiſchen Weſen verſchiedner Regionen, und daß der **abſolut undurchdringbare** eben nur der **abſolut durchdringende**, d. h. der **abſolute Geiſt iſt** 20). — Die deutſche Sprache ſagt aber beſonders deutlich, daß, was wir äußerlich nicht **berühren**, und was ſelbſt uns nicht berührt, nichts deſto minder ſeine Präſenz und von uns unterſchiedne Exiſtenz damit beweiſt, daß es uns (innerlich) **rührt** oder afficirt. Woraus denn weiter folgt, daß, wenn auch eine Kreatur immer tiefer in eine andre Kreatur einzudringen und ſie hiemit zu beſitzen im Stande iſt, doch nur der Schöpfer allein im allerinwendigſten einer Kreatur präſent und nur von dieſem ihrem Allerinwendigſten (ihrer abſoluten Mitte) heraus, ſelbe zu rühren, afficiren, beſtimmen, erfüllen oder zu leeren vermag 21). — Wie nun der unverſtändige Unglaube dem das Subjekt rührenden (ſelbes hiemit ſich Subjicirenden), weil nicht zugleich äußerlich ſelbes Berührenden die Objektivität und Realität für ſich ableugnet, ſo fingirt ſich der Aberglaube eine beliebige Weiſe und Natur deſſelben, wie z. B. der mechaniſche Aberglaube der Korpuscularphiloſophen thut, wenn er die die Materie innerlich rührenden Potenzen ſich wieder als blos mechaniſch wirkende Körper vorſtellt, ſomit der Natur ihre intus-Susceptio und ab intus Productio ableugnend dieſe durch ihr Gegentheil (durch eine bloſe juxta Positio oder Ablatio) **erklären** will. Was übrigens hier von der phyſiſchen intus-Susceptio und von der Relativität materieller Weſen geſagt wird, das gilt suo sensu auch von geiſtigen Naturen, und wenn z. B. der Menſch einmal in den Wahn verfällt, ſich als Geiſt gegen und von jedem Andern abſolut impenetrabel zu achten, ſo iſt er nahe daran, den abſoluten Geiſt (Gott) zu leugnen. Hiezu aber kömmt er ſicher durch Philoſopheme, welche ihn glauben machen, daß Alles, was ſich ihm nur ſubjektiv, d. h. in ihm als Subjekt kund gibt, auch nur von ihm komme und ſey; auch begreift man, daß ein ſolcher Menſch ſelbſt in jenen ſeltneren Fällen, in welchen ſich mehr oder minder deutlich ein Zuſammenhang einer äußern Objektivirung oder Berührung mit ſeiner innern Rührung merklich macht, ſelber eben dieſes Zuſammenhanges wegen, wenigſt ſo lange ein ſolcher Philosophus kann, ihre Objektivität ableugnen und ſie als bloſe Selbſtſpieglung und Bauchſtimme ſeiner hohlen Subjectivität ſich demonſtriren oder, wie geſagt, ſo gut es geht, anlügen wird. Wobei indeß, nämlich bei derlei von einer nichtirdiſchen Region kommenden Erſcheinungen und Ereigniſſen noch ein tieferer, von Euer Wohlg. bereits bemerkter Grund der Renitenz gegen die Anerkenntniß ihrer nichtirdiſchen Abkunft bei mehrern Menſchen eintritt, welcher darin liegt, daß der Dämon der Selbſtſucht ſich mit aller Macht in der Diſtraktion und Abſtraktion eines blos irdiſchen ihn am wenigſten genirenden Selbſtbewußtſeyns feſtzuhalten ſtrebt. —

Als lediglich aus einer ſolchen Renitenz entſtanden muß man die kürzlich erſchienene ſich ſo nennende Theorie des Somnambulismus von Wirth deuten, über welche E. W. mein Urtheil verlangen, bei welchem ich mich aber um ſo kürzer faſſen werde, theils weil dieſe Compilation nichts Neues über den Somnambulismus uns bringt, theils weil mir auch dieſes Häufchen philoſophiſcher Aſche, mit welcher der Verfaſſer die magnetiſchen Erſcheinungen beſtreut, einen Beweis mehr gibt, daß jener philoſophiſche Vulkan, vom dem auch ſie kam, ſeinem völligen Ausgebranntſeyn nahe iſt, weil ſelber nichts mehr als Aſche auswirft.

Der Verfaſſer, gleichſam ein Kieserius redivivus nimmt auch ſelber den (freilich jedem Primaner der Hegel'ſchen Schule leicht faßlichen) kurzen Inhalt ſeiner breiten Rede, in der Vorrede ſo wie auf dem erſten und letzten Blatte ſeines Buchs in der von ihm gemachten Entdeckung zuſammen, daß der ganze mehrtauſendjährige Spuck der ſämmtlichen ekſtatiſch-ſomnambuliſtiſchen Erſcheinungen, worunter denn auch die göttlichen Inſpirationen begriffen werden 22), durch ein bloſes verſtecktes Duodram des Geiſtes jedes einzelnen Menſchen mit ſeinem Leibe völlig immanent, zu begreifen iſt, wobei der Verf. ſich zwar rühmt, mit ſeiner Theorie die Fakta intakt zu belaſſen, ſich indeſſen doch oft genug die licentia philosophica erlaubt, von ſelben quantum satis wegzuleugnen oder hinzuzulügen (wie z. B. in der Anmerkung S. 297), am Ende ſeiner Schrift aber, auf ſeinen Lorbeern ruhend, ſich das Lob ertheilt, das ganze Feld der Phantaſterei des Menſchen in jener ermeſſen zu haben, nämlich nach den drei Richtungen, welche deſſen Phantaſie nur nehmen kann, indem ſie entweder, ſich einen Gott, der der Menſch nicht ſelber wäre, fingirend, ſich diviniſirt oder, einen böſen Geiſt in ſich projicirend ſich diaboliſirt, oder als beides unterlaſſend als Thier ſich indifferenzirt. Wobei dieſer Theologus dem Menſchen noch die troſtreiche Ueberzeugung zur Hand gibt, daß die Konkretheit ſeiner Natur es ſo mit ſich bringt, daß er ſucceſſiv und abwechſelnd nach einer dieſer drei Richtungen hin ſein Dichtungsvermögen projiciren muß. Die Art und Weiſe nun, wie dieſer aus der jungen deutſchen Theologie hervorgegangne Autor zu ſeiner Entdeckung kam, iſt freilich äußerſt einfach, indem er hiezu weiter nichts that, als das Weſen der Ekſtaſe in ihren himmel- und höllenweit diſtanten Verſchiedenheiten zu ignoriren und, ohne ſich mit der Verſetztheit und Entrücktheit des menſchlichen Gemüths und Geiſtes in die nichtintelligente Natur und in die Uebernatur abzugeben, ſich lediglich an jene in die Unnatur oder Unternatur als an die primitive des Menſchen hält, wie er denn mit Roſenkranz in demſelben Irrthum befangen iſt, die Unnatur einiger verwilderter Völker und ihre beſtialiſch - diaboliſche Begeiſterung, d. h. die Unnaturreligionen für die reinen und unſchuldigen Naturreligionen derſelben zu nehmen. Dieſe fixe Idee einmal vorausgeſetzt, daß die Extasis als ſolche den Menſchen unter der Natur, ſomit als Geiſt in einem widernatürlichen und ſchmählichen Zuſtande, gefangen und nieder hält, wird nun gelehrt, daß zwar der Moſaism und nach ihm der Chriſtianism beſtrebt geweſen, den Menſchen zu deſekſtaſiren, daß aber dieſes letzterm nur halb und im Grunde ſchlecht gelungen ſey, indem der Chriſtianism bekanntlich den Menſchen von der Fiktion eines Gottes, Teufels oder Chriſtus, der er (der Menſch) nicht ſelber iſt, keineswegs zu befreien vermochte, vielmehr nur eine neue Persona poetica (den heil. Geiſt) einführte, wie ſelbes denn des Menſchen Selbſtbewußtſeyn nicht bis zu jener Clairvoyance bringen konnte, bis zu welcher es Hr. **Wirth** bringt, indem er den Menſchen darüber verſtändigt, daß ſein Gebet zu Gott nur ſein geſteigertes Selbſtvertrauen in ſich ſelber iſt 22). Aus welcher Finſterniß und Dämmerung den Menſchen endlich, wie der Verf. lehrt, die germaniſche Philoſophie (nämlich die noch ganz junge) ins volle Licht geſetzt hat. Puer sum, nescio loqui. Jerem.

Ein neues Licht iſt aufgegangen.
Ein Licht, wie ſchier Carfunkelſtein ꝛc.

Welche germaniſche Philoſophie ſich, wie der Verfaſſer zwar beſcheiden nicht ſagt, aber zu verſtehen gibt, in ihm auf die Spitze getrieben und als das Licht der Welt, ja als der Erlöſer vom Chriſtenthum ſelber perſonificirt hat. Wobei nur zu bedauern iſt, daß es der Natur nicht beliebte, eine Geſchichts-Abbreviatur anzubringen, d. h. dieſes Licht einige Jahrhunderte früher aufgehen zu laſſen. — Wobei ich übrigens noch bemerke, daß eigentlich ſchon Horſt dieſelbe Trilogie ſtabuirte als drei Stufen des zu ſich ſelber Kommens der Menſchheit, indem ſelber die erſte Stufe die träumende (ekſtaſtiſche), die zweite die ſpeculativ-objekticirende, die dritte die idealiſtiſche nennt, welche ſomit, als alles Objectiven und Hiſtoriſchen quitt, in einer Art Monomanie beſtände.

Anmerkungen.

1) Paracelſus führt bereits die Nigromantik als einen Zweig ſeiner Aſtronomie, d. i. Lehre von der Imagination auf, und er nennt den Aſtral- (Nerven-) Geiſt des Menſchen, darum den Nachtgeiſt, weil er ihm der Luftgeiſt, folglich mit derſelben Finſterniß behaftet iſt, mit welcher (nach Paulus) alle unterm Himmel ſeyenden Luftgeiſter behaftet ſind.

2) Unter ſpeculativer oder philoſophiſcher Erkenntniß verſteht man jene, welche unſre Vorfahren Cognitio per causas nannten. Wenn darum z. B. der Verfaſſer eines noch vor wenig Monaten in der allgem. deutſchen Zeitung erſchienenen Aufſatzes „über die dermalige Naturwiſſenſchaft“ es als ein Zeichen unſerer Zeit rühmt, daß die Menſchen in ihrem Gebrauch wie in ihrem Begriff der Materie ſich lediglich auf dieſe ſelber beſchränken, ſo muß man ſagen, daß dieſ’s freilich ein Zeichen, der Zeit aber ihrer Geiſtloſigkeit und Verdümmung iſt und ihres verkehrten Treibens, in der Phyſik von der Geſchichte die Speculation, in der Ethik aber und Religion von der Speculation die Geſchichte fern zu halten.

3) „In das astrum, „ſagt Paracelſus,“ ſetzeſt du deinen Glauben, und macht deine Imagination und

das astrum eine Ehe, Pflicht und Bündniß, was eine Generatio gibt, dieſe ein opus, welches opus deſſen iſt, in den du glaubſt.“ — Und anderswo ſagt er: „Der ganze Himmel iſt nichts als Imaginatio; derſelbe wirkt in den Menſchen, nicht durch leiblich Inſtrument, ſondern wie die ſcheinende Sonn anzündt, und wiewohl die Sonn allein nur einen Gewalt hat, der Mond auch nur einen, und ſo jeglicher Stern, ſo iſt der Menſch in ſeiner Integrität alle Stern, falls ſeine Imagination in ihre Exaltation geht und eine ganze Sonne wird.“ —

4) Ich habe in meiner Theorie der Opfer bemerkt, daß, wenn ein Künſtler auf geniale Weiſe z. B. einen Löwen bildet, man nicht etwa ſein Treffen des Charakters des Löwen, als bloſe Kopirung und Memorirung zu begreifen hat, ſondern ſo, daß dieſelbe pſychiſch-plaſtiſche Natur, welche den Löwen real producirt, deſſen Bild (Schema) unmittelbar aus ihrer Imagination in jene des Künſtlers fortſetzt, welche innere Fortſetzung und Oeffnung der Imagination der Natur in jene des Menſchen und Thiers im Traum und ekſtatiſchen Zuſtänden wahrnehmbar iſt, welche uns nur darum ſtupend erſcheinen, weil wir die Natur für ſtupid halten, von welcher man ſagen könnte: Natura (imaginans) Spiritus (cogitantis) Simia. — Wenn nun ſchon hieraus ferner folgt, daß die ſideriſch-elementare Natur auch ohne Mitwirkung von Intelligenzen unter gewiſſen Umſtänden ſpektriſche Apparitionen hervorbringen kann, wie auch S. Martin

im Ministere de l'homme-esprit §. 142. bemerkt, ſo begreift man auch, daß dieſe Erſcheinungen um ſo leichter eintreten müſſen, wenn ſolche intelligente Weſen mit im Spiele ſind.

5) Den erſten Schritt zu einer ſolchen Psychologia comparata that Oken durch ſeine Klaſſifikation der Thiere nach den Sinnen. Man begreift nämlich ein Thier, wie einen Menſchen, nur, in ſo fern man begreift, wie ſelbes empfindet und wie ihm zu Muth iſt.

6) In der Schrift: „Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur“ wird mehreremal des ſich gezeigt habenden Unterſchieds des ſtrahlenden vom nichtſtrahlenden (phosphorescirenden) Lichts erwähnt, und dieſer Unterſchied auch auf den Laut ausgedehnt. In der That fällt es auf, daß die Optiker dieſe Duplicität des Lichts, die ſich auch in den zweien Elektricitäten zeigt, nicht im Sonnen- und Mondlicht erkannten, ſo wie es auffällt, daß die Phyſiologen, indem ſie in den Nerven ein elektriſches Princip ſtatuiren, nicht hierin den Schlüſſel zum Gegen- oder Unterſatz des Ganglien- und Cerebralſyſtems erkannten. Denn die Ganglien- als Gräbernerven verhalten ſich nicht, wie Kieſer meinte, als die Erde, ſondern als das Nachtgeſtirn zum Taggeſtirn. Auch unterſchied ſchon der Elektriker Diviſch die poſitive Elektricität als die ſoderiſch aktive von der negativen.

7) Wenn der Mathematiker uns ſagt, daß wir einen mathematiſchen Lehrſatz nicht verſtehen können, wenn wir ihn nicht ſelber auch konſtruiren, ſo ſagt uns

die Schrift, daß wir die im Erſtgebornen angefangene Menſchwerdung des Wortes nicht verſtehen, falls wir ihrer Fortſetzung in uns uns entziehen.

8) Dieſer Kantiſchen Vorſtellung liegt eigentlich die Vermengung des Erſcheinens als indirekter Manifeſtation mit dem zum Vorſchein Kommen als direkter zum Grunde. In einer höhern Bedeutung kann man darum freilich dieſe gegenwärtige Weltanſchauung ein second sight (wie Paulus ſagt, ein Spiegelſehen) nennen, ſomit eine Apparition einer andern (eigentlich) Erſten Welt, als first-sight. Wobei man aber vor allem jene dreifache Relation bedenken ſollte, welche S. Martin damit unterſchied, daß getrennte, von einander perſönlich abweſende Freunde einander ſchreiben, näher gekommne einander rufen, völlig ſich gegenwärtige ſich perſönlich ſehen, welche Triplicität von substances en germe, substances en vegetation und en production (fructification), dem Johanniſchen Zeichen, Wort und Griff entſprechend, allein zu einer noch mangelnden Theorie der Manifeſtation behülflich ſeyn kann.

9) Die Kategorie des Innern und Aeußern findet ſich in Kants Kategorientafel darum nicht, weil Kant (wie ſeine Nachfolger) das Innere mit dem Subjekt, das Aeußere mit dem Objekt identiſch nahm, welchem grundverderblichen Irrthum ich im vierten Heft m. ſpec. Dogmatik das mihi inest, ipsi insum, mihi adest aufſtellte. Z. B. wenn

Gott als Vater nicht in uns, wir nicht in Gott als Sohn ſind, ſo iſt Gott auch als Geiſt nicht bei uns.

10) Nur flüchtig kann ich mich hier über jenes tiefſte Mysterium der affektiven Imagination ausſprechen, welches, obſchon von J. Böhme aufgeſchloſſen, doch noch immer, und beſonders ſeinen neuern Auslegern verſchloſſen bleibt. Nämlich ſowohl die Sophia (Idea), als das Princip der ewigen Natur, haben in Gott (bezüglich auf ihn), ob ſie ſchon Gottes ſind, keine Perſönlichkeit oder Selbheit; wohl aber kommen ſie in der Kreatur und bezüglich auf dieſe zu ſolcher, wie ein Minister bezüglich auf ſeinen Herrn keine Selbheit hat, wohl aber für die Region, in welcher ſelber als Repräſentant des erſtern auftritt. Aber das perſönlich Werden (kreaturlich lebhaft oder geboren Werden) der Sophia in der Kreatur iſt bedungen durch das nicht perſönlich Werden, nicht zu ſich ſelber Kommen ihres Naturprincips (als Princips der Ichheit), und umgekehrt. Man ſieht hiemit ein, wie dieſes Princip der Natur gleich einem Pyrophor ſich entzündet, ſo wie ſeiner eignen Selbſtverzehrlichkeit (Unſelbſtſtändigkeit und Haltloſigkeit) das ſubſtantirende Aliment entzogen wird, weil es ſich ſelber vor ihm, ſich gleichſam auf ſich krümmend und hiemit zum verzehrenden Eingeweidwurm (Schlange) werdend, verſchließt. Was nämlich nur dienende Urſache des Lebens ſeyn und nicht für ſich ſelber zur eignen Lebensſucht kommen ſoll, das wird und iſt eben der böſe oder Krankheitsgeiſt, welchen als

das radikale Böſe aber nicht der Menſch in ſich zuerſt erweckte, ſondern als (durch eine andre Kreatur erweckt) ſchon vorfand, wie denn nach der Schriftlehre die Sünde von Anfang dieſer Weltzeit, in ihr auch unabhängig vom Menſchen fort geſchehend vorgeſtellt wird. S. 4. Heft der ſp. D. S. 88, 89. — Wie übrigens Gott ewig in ſich ſeine Idea (Name, Sophia, himmliſche Menſchheit oder Adam Kadmon) in ſeiner ewigen Natur ewig aufhebt, entäußert und verbirgt (verdeckt), damit ſelbe ewig durch Aufhebung und Verbergung des Naturprincips in ihr, in Herrlichkeit auferſtehe, eben ſo verhält es ſich mit der kreaturlichen Nachbildung dieſes ewigen Proceſſes oder der kreaturlichen Manifeſtation dieſer Idea; denn nicht Gott unmittelbar, ſondern ſeine von ihm zwar ungetrennte Idea wird von Gott in die Natur ein- und durch ſelbe ausgeführt. — Noch folgt aus dem Geſagten der für die Phyſiologie wichtige, wenn ſchon neue Satz: omnis vita (creatura) a verme, welcher Wurm aber ſelber keine Kreatur und nicht Kreator iſt. — Je mehr darum in einer Kreatur das Centrum Naturae in ſeiner Abgründigkeit ſich geöffnet befindet, um ſo mehr wird in ihr die Wurmgeſtalt, Larvengeſtalt und Gyration hervortreten.

11) Der nicht geſchehende Wille iſt der leere unerfüllte Wille, und das Thun erfüllt ihn innerlich und äußerlich mit demſelben, was als bloße Figur in ihm iſt, und zwar erfüllt ihn das rechte Thun

poſitiv, das antinome negativ. Wie ſich z. B. dieſe Poſitivität und Negativität der äußern Erfüllung im ausſcheinenden Licht und der ausgebenden Verfinſterung zeigt.

12) Es iſt ein verwirrender Mißverſtand, mit den Rationaliſten von einer (doctrinellen) Myſtik zu ſprechen, welche was Andres wäre als Speculation, und man thut darum ſehr Unrecht daran, dieſe auf einem Mißverſtändniſſe beruhende Benennung einer myſtiſchen Erkenntniß noch beizubehalten, wonach man ein Chriſt und Theolog ſeyn könnte, ohne ein myſtiſcher Chriſt und Theolog zu ſeyn. Da nun aber dieſe ſich mit großer Leichtigkeit auf der Waſſerfläche (gleich jenen Waſſerſpinnen) haltenden und bewegenden Rationaliſten alles Das myſtiſch nennen, was ſie nicht ſpeculativ begreifen, ſo ſehen wir, daß und warum ſie ſich das Feld der Myſtik immer mehr erweitern und ihrerſeits uns eben ſo ſehr die Erkenntniß natürlicher und göttlicher Dinge myſtificiren, als ihre Gegner, die Religionsobſcuranten, thun.

13) Weil, wie geſagt, dem unmittelbaren Urſtand des Genitus (ſeiner Geburt) die durch den ausgebenden und ausführenden Geiſt (als Operator, Formator und Confirmator) vermittelte Produktion der Sophia als des Wiederſcheins und Herrlichkeit Gottes entſpricht, welche als Form den Ausgang eines Spiegelweſens (als äußerer Weſenheit) vorausſetzt, welchem ſie inhärirt.

14) So wie nämlich dieſe Natur nicht mehr gedacht (geſprochen und gewirkt) würde, ſo hörte ſie auf

zu exiſtiren, ſo wie ich aufhören würde zu denken, ſprechen, wirken, falls ich aufhören könnte, von meinem Schöpfer gedacht, geſprochen und gewirkt zu ſeyn.

15) Ich habe in den **Fermentis Cognitionis** bereits den Unterſchied des centralen Wirkens, des Mitwirkens (durchs Organ) und des werkzeuglichen Wirkens in die Phyſiologie eingeführt, als des Unterſchieds der vollſtimmigen Buchſtaben, der mitlautenden und der ſtummen.

16) Wie fließende Subſtanzen, welche keine ſelbſtändige Figur haben, doch dieſe temporair annehmen und ſomit gleich feſten Körpern mechaniſch wirken, ſo können ſelbſt auch immaterielle Subſtanzen ſich momentan eine ſolche Figur in einem Element (z. B. der Luft) bilden und mittelſt derſelben gleichfalls mechaniſch wirken.

17) Wer nämlich in der Natur die Natur und nicht den Geiſt, wer im Geiſt nur dieſen und nicht Gott, oder wer den Geiſt außer und ohne der Natur, Gott ohne und außerm Geiſt ſucht, der wird weder Natur noch Geiſt noch Gott finden, wohl aber ſie alle Drei verlieren. Wie z. B. Hegel zwar von einem Aufgehobenſeyn der Natur im Geiſt, nicht aber von einem Aufgehobenſeyn, welches zugleich ein Emporgehobenſeyn des Geiſtes in Gott, wußte und darum Gott verlor. Auf gleiche Weiſe verhält es ſich mit jener abſtrakten Auffaſſung der Geſchichte, welche in dieſer nur ſie und nicht das

Ewige, oder umgekehrt, welche dieſes Ewige außer und ohne der Geſchichte ſucht. Nach dieſer noch jezt herrſchenden abſtrakten Auseinanderhaltung des Zeitlichen und Ewigen von Seite unſrer Moral- und Religionslehrer zu urtheilen, ſollte man meinen, daß der der Weltzeit untergebne und doch für die Ewigkeit beſtimmte Menſch in jener nichts Beſſeres bis zum Ablauf dieſer Weltzeit zu thun habe, als der Papagei und ſein Herr (in Göthe's Vögeln), welche eben vom Morgen angefangen nichts thun als warten, bis der Abend kommt. — Man mag nun aber über die dermalige Stellung des Menſchen zur Weltzeit denken, wie man will, ſo ſollte man doch wiſſen, daß der Menſch nur darum in dieſe Zeit ſich geſezt (primitiv geſendet) befindet, um ſowohl in wie außer ſich in ihr nicht ſie ſondern die Ewigkeit zu ſuchen und ſelbe auswirkend zu finden, ſo wie er dieſe nur in jener ſuchen und finden und ſich alſo ihr keineswegs, wie eine falſche Aſcetik will, entziehen ſoll. In der That beſteht auch die ganze Immoralität und Irreligioſität des Menſchen darin, daß er in der Kreatur (in ſich) dieſe (ſich) und nicht Gott ſucht, und ſeine Thorheit beſteht darin, daß er meint, hiemit ſeinen Zweck erreichen, d. h. im Zeitlichen nur das Zeitliche ſuchend, der Ewigkeit, in ſich nur ſich ſuchend, ſeinem Gott entgehen zu können, da er ſich doch, er mag wollen und wiſſen oder nicht, durch jede Zurücklegung ſeiner zeitlichen Zukunft eine ewige bereitet, wie durch jede Verzehrung der Speiſe ſeinen Leib.

18) Ich habe in der angeführten Schrift nachgewieſen, daß die Natur beſtändig aus immateriellen differenzialen Materiell-Weſen (ſeyen es auch molecules) integrirt, ſo wie ſie hinwieder dieſe radical in Differenzialen auflöst, ohne welche Operation ſich nicht einmal der Feuerproceß, alſo auch der chemiſche nicht begreifen läßt, wogegen die Phyſiker meinen, daß die Natur nicht mehr kann, wie ſie mit ihren Händen, nämlich addiren und ſubtrahiren.

19) „Der Menſch,“ ſagt **Paracelſus**,“ iſt mit ſeinem Leib den Geiſtern, wie eine Wand, durch welche ſie ohngehindert ſchießen, darum ſie wohl in den Menſchen greifen mögen, ohne die Haut zu öffnen, wie der Blitz die Klinge angreift, ohne die Scheide zu verletzen. Wie aber Stroh, Nadeln ꝛc. oder das Ding, damit ſie ſchießen, in den Menſchen kommt, das verſteht in dem Exempel. Wie ein Mann mag einen Stein in ſeine Hand nehmen und, mit ſelbem in ein Waſſer greifend, die Hand wieder herausziehen und den Stein im Waſſer liegen läßt, und das Loch, was die Hand machte, Niemand ſieht, daß man hinein gegriffen hat; alſo bekommen die Menſchen, welche den Geiſtern wie Waſſer in ihrem Leibe ſind, ſolche Ding in ſich, nicht durch Angriff, ſondern durch Ingriff.“ — Was die Phyſiker mit den Worten „Leitung“ und „Iſolation“ bezeichnen, erklären ſie uns zwar nicht, jedoch ſieht man leicht, daß hierunter Etwas verſtanden wird, was in allen Regionen des Lebens ſtattfindet.

20) Die Negativität der Uneindringbarkeit iſt ſo zu verſtehen, daß z. B. a, um nicht von b beſtimmt (erfüllt) zu werden, ſich ſelber beſtimmt gegen b, ſomit ſich gegen b verſchließt, oder daß a, von einer andern Macht beſtimmt und verſchloſſen ſeyend, ſich in der Impotenz befindet, ſich gegen b zu öffnen.

21) Die abſolute Dependenz der Kreatur von ihrem *Autor*, ſomit ihre erſte und letzte *Autorität* wird ſelbe nur durch dieſes ihr Ergriffen- und Beſtimmtſeyn vom Innerſten heraus inne und ihrer gewiß, und die gewöhnliche Vorſtellung einer Allgegenwart Gottes hat ohne dieſem innern Zeugniß keine Bedeutung. Wer nun der Kreatur dieſe ihre innere *Orientirung* nähme oder turbirte, der würde ſie wahrhaft ohne Gott oder gottlos machen, was denn auch einerſeits von den Autonomiſten, andrerſeits von Jenen geſchieht, welche dem Menſchen durch das *Surrogat* einer andern (äußern) Autorität jene innere *entbehrlich* machen wollen, anſtatt letzte nur zu ſchirmen und frei zu machen. Weil nun der Rationaliſm, das Princip der Vernunft mit dem Menſchen identiſch nehmend, ihn eben ſo ſehr verdummt, als jener, welcher dieſes Princip mit einem andern Menſchen identificirt, ſo ſieht man, daß hier, wie im Politiſchen, kein eigentlicher Gegenſatz zwiſchen Liberaliſm und Serviliſm ſtattfindet, weil zwiſchen der Selbſtverknechtung des Menſchen und ſeiner Knechtſchaft gegen einen andern kein ſolcher iſt. Nur ältere Theologen, z. B. *Tauler* (nach Eckart), erkannten dieſes

Kriterium des Göttlichen, indem z. B. erſter ſagt, daß jede intelligente Kreatur eine Stelle in ſich weiß, bis in welche keine Kreatur eindringen, wenn auch ſelbe (temporair) verdecken kann.

22) Der Verfaſſer bekennt ſich nämlich zu jener Schule, welche ſagt: il n'y a que nous (hommes oder nous philosophes) qui ont d'esprit, oder daß die Intelligenz nur im Menſchen und ſonſt weder über noch unter ihm in irgend einem Weſen wohnt.

23) Der Menſch als Etre-organe Gottes als Etre-principe kann nur ſich aufhebend, vertiefend und öffnend gegen leztres von ihm erfüllt und erhoben werden, ſo daß alſo die Aufgabe des Selbſtvertrauens in ſich und die Schöpfung des leztern aus dem Vertrauen in Gott der religiöſe Grundaffekt iſt. Welchem entgegen eine Philoſophie unter dem Vorwand, den Menſchen von allem Affekte frei zu machen, ihn der luciferiſchen Hochfahrt (mit ihrem non oram, non accipiam, non credam) preisgibt und ihm eingibt, daſſelbe Experiment des abſoluten ſich diviniſirenden Selbſtvertrauens (wie der Verfaſſer ſich ausdrückt), welches bei Lucifer ſchlecht ablief, an ſich zu wiederholen. Wenn aber dieſen Geiſtern das ſich ohne Gott zu Gott Machen nicht gelingt, ſo gelingt ihnen das ſich zum Teufel Machen ohne dem Teufel auch nicht.

Sendſchreiben

Herrn Friedrich v. Meyers an **Dr. Kerner** über deſſen Schrift:

„Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur ꝛc.“

Frankfurt, den 2. October 1836.

Sie wünſchen, mein theurer Freund, ein Urtheil von mir über das Buch: „Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur.“ Dieſes Buch ſpricht ſich ſelbſt das Urtheil; es iſt ein fortlaufendes, übereinſtimmendes Zeugenverhör, mit Unterſuchung von Sachverſtändigen und Beamten verbunden, ein Actenſtoß, nach deſſen Durchleſung jeder Unbefangene leichtlich das Reſultat ziehen kann. Ihren treffenden Bemerkungen in der Vorrede und am Schluß muß ein ſolcher ebenfalls beipflichten, und ich ſehe nicht ein, weßwegen die Grobheiten eines Hr. Pfarrers Wirth und ſeine ſeichten Angaben, mit welchem Allem er nur ſich ſelber ſchlägt, oder die Klatſchereien der Zeitungs-Correſpondenten, Sie, den Mann von Einſicht und lebendiger Erfahrung, irgend beunruhigen ſollten. Dergleichen Lügen und Sävitien verdienen nichts als Verachtung, zumal wenn man eine ſolche Reihe von unverwerflichen Urkunden und den eigenen Augenſchein für ſich hat. Sollte eines Jeden Wiſſen ſich nach demjenigen abgrenzen müſſen, was gewiſſe Köpfe für wahr und wißbar halten, ſo würde es in der heutigen Welt bald noch viel ſchöner ausſehen, als in dem verrufenen Mittelalter, das doch noch den chriſtlichen Glauben und ſonſt gar Manches hatte, was uns fehlt. Man hätte übrigens denken ſollen, in Ihrer Seherin aus Prevorſt ſey der Gipfel dieſer ungemeinen Phänomene aus der magiſchen Natur erſtiegen; aber Sie haben mir mit Recht in Ihrem neuen Buch eine „Geſchichte der Geſchichten“ angekündigt, indem zwar in der Seherin manches Tiefere, aber nicht ſo viel Augenfälliges und Unleugbares, wie in dieſer Begebenheit liegt. Soll ich dem Buche jedoch ſeine Nativität ſtellen, ſo iſt es für die Mehrheit abermals die, welche ſchon im Evangelium ausgeſprochen iſt: „Sie werden nicht glauben, wenn auch Jemand von den Todten auferſtünde“ — ſie werden auch dieſe Thatſache nicht glauben. Von dieſer Stelle wird gewöhnlich eine falſche Auslegung gemacht, indem ſie weder, in der allgemeinen Bedeutung der Rückkehr, ſagt, es ſey unmöglich, daß Jemand aus dem Ort der abgeſchiedenen Seelen ſich ſichtbar zeigen könne, was zu bewirken (den Lazarus auf unſere Welt zu ſchicken) auch Abraham ſich nicht für unvermögend erklärt, noch im engern Sinn, daß ein Todter mit ſeinem Leib aus dem Grab hervorgehen könnte, was ja wenigſtens in Chriſto geſchah. „Da ſie aber höreten die Auferſtehung der Todten, hatten's Etliche ihren Spott" (Apoſt. 17, 32) — und was einem Apoſtel von den überklugen Philoſophen Athens geſchah, deſſen haben wir uns auch nicht zu ſchämen. Wir wollen Wiſſenſchaft, und zwar eine heilbringende, wie die Sache ſich nach S. 28. 29. 85. an einigen Seelen wirklich beweist. Nur die fünf Brüder des reichen Mannes (die verſinnlichte und irrkluge Hälfte der Menſchheit) laſſen ſich nicht überzeugen, weil ſie reich ſind, d. h. nicht zur Armuth des Geiſtes gelangen können.

Wenn wir den Widerſtreit beim wahren Lichte beſehen, ſo findet ſich, daß die eingebildeten Starkgeiſter nur darum wider den Glauben an Geſpenſter, Beſitzungen und das ganze magiſche Reich eifern, weil ſie ſich ſelbſt vor Geſpenſtern fürchten. Mit ihrem vermeinten Heldenmuth wollen ſie ſie vertreiben, um nicht von dem, was dieſe Weſen ſind und ihnen ſagen könnten, beunruhigt zu werden. Daß ſie ſich nicht vor ihnen fürchten wollen, beweist noch nicht, daß ſie ſich nicht wirklich vor ihnen fürchten; ſie machen's damit nicht anders als mit den Stechfliegen, und erſcheint ihnen einmal ein ſolches Ungethüm, ſo kriechen ſie unter die Decke. Die Eigenſinnigern ſprechen dann am andern Morgen wieder: Es war nichts! — Wenn über Nacht ein Gewitter kommt und glücklich vorübergegangen iſt, ſo kann man auch ſagen: Es war nichts! inzwiſchen war es ein Gewitter. Aber wie ich ſchon früher bemerkt habe: es gibt zwei Parteien, deren jede die andre in dieſen Dingen für wahnſinnig halten muß. Die eine vertritt hierin die phyſiſch-rationalen Rechte, die andre die pneumatiſch-magiſchen. Es iſt auch gewiſſermaßen gut, daß es ſo iſt, damit während der Zeiten der Unvollkommenheit das Gleichgewicht auf beiden Seiten erhalten werde, und jeder Theil den andern in den Schranken halte. Durch den Widerſpruch der Vernunftklugen wird der Schwärmerei und dem Betrug geſteuert und die Forſchung angeregt; durch die Erfahrung und die Theorie der Glaubenden wird die Seichtheit der blinden Widerſprecher zur Beſcheidenheit verwieſen. Seiner Zeit werden beide Theile ſich zuſammenfinden, oder vielmehr, das rationale Nichts wird ſich zu dem geläuterten, wiſſenſchaftlichen Etwas bekehren — dem wir überdieß Alle entgegengehen. Dieſes Etwas zu begründen, dienen Schriften wie die Ihrigen, aus deren Mittheilungen unter Anderem hervorgeht, daß die Unterſuchung auch von der phyſiſchen Seite aus angeſtellt ein poſitives Ergebniß liefern wird, kein taſchenſpieleriſches, illuſoriſches, phantasmagoriſches, ſondern ein ſolches, das nicht beſſer als mit dem

Namen des magiſchen bezeichnet werden kann. Ich habe ſchon öfter in meinen Schriften erinnert, daß, wenn das Weſen des Lichts, als des Mittelglieds zwiſchen geiſtiger und körperlicher Natur, in allen ſeinen Abſtufungen und Formen gründlicher erkannt würde, der Streit ſich unter Unbefangenen am leichteſten ſchlichten würde. Nun, Ihr neueſtes Buch liefert Stoff genug zu dieſer Betrachtung; denn hier erſcheint ein rechter „Lichtlesgeiſt“ (vgl. Blätter aus Prev. 5. Samml. S. 116), ein phosphorescirendes Weſen, das aber allererſt ſich aus dem finſtern Moder des Seelentodes herausgewickelt zu haben ſcheint und noch gröbere Elektricität verſpendet, bis es, durch Glauben und Fürbitte gereift, mit einer ſanftern Lichthülle zum Frieden emporſchwebt, die Gewalten der Nacht es laſſen müſſen (S. 211), und gute Geiſter — ſeyen es Engelchen oder Kinderſeelen — erſt in fromm-thieriſcher, dann in menſchlicher Geſtalt erſcheinend, ihm das Heimfahrtslied ſingen (S. 209 ff.). Was ich bei dieſen jüngſten Erfahrungen, wo nicht ganz neu, doch neu modificirt, klar ausgeſprochen und für die Theorie ſehr fruchtbar finde, iſt das Erſcheinen von Phantomen, die der Geiſt mitbringt, und zwar von Ebenbildern lebender Perſonen (S. 11 ff.). Hieraus iſt nun ſicher zu ſchließen, daß diejenigen Kinder, welche oftmals weibliche Geiſter auf den Armen tragen, eben ſolche Schattengebilde und keine wirkliche Kinderſeelen ſind, und daß das imaginative

laſtiſche Vermögen einer ſolchen Seele ſehr weit
reicht. Sie bildet, was ſie denkt, aus dem ihr zu
Gebot ſtehenden atomiſtiſchen Stoff, mit dem ſie
ſelbſt bekleidet iſt, ſey es ihre Tracht, oder ihre Ge-
ſtalt, oder gewiſſe Attribute, womit ſie ſich zeigt,
oder ſogar andre Perſonen mittelſt einer ſeltſamen
uftmalerei ohne Weſenheit. Dieſe Projectionen
ängen allerdings verwandtſchaftlich zuſammen mit
er Bildnerei des Traums und des Wahnſinns, nur
aß ſie ſich auch für Andre objectiviren, weil die
Seele in ihrer Freiheit eine magiſche Kraft wirk-
icher Darſtellung beſitzt; ſie haben auch Aehnlichkeit
mit dem Regenbogen und allen Luftſpiegelungen, denn
s ſcheint dabei mehr oder weniger auch eine Ver-
indung mit atmoſphäriſchen Stoffen vorzugehen,
ußer daß das Phantom durch einen perſönlichen
ormativen Willen hinausgeſtrahlt wird. Um ſo er-
lärbarer wird es dann, wie ſich höhere Weſen durch
Botſchaften ihrer ſelbſt offenbaren können,
hne gleich Körpern eben die alleinige Stelle in unſerm
aum einzunehmen, worin ſie ſichtbar werden. Zu
en Eigenſchaften der Körperwelt gehört die Indivi-
ualität der Erſcheinung; je höher die Weſen im
eiſterreich, um ſo weniger. Doch hievon jetzt
icht weiter. Was bei jener Gelegenheit mit Ihrem
chattenbilde geſchah, und was Sie nicht deuten
können glauben, nämlich, daß der Geiſt ſchrieb
nd Ihnen das Papier übergab (S. 13 f.), möchte

einfach den Sinn haben, daß Sie die Begebenheit, als eine der auffallendſten pneumatiſchen Schickungen, der Welt berichten ſollten und würden; denn auch die folgende Figuration mit Herrn Oberamtsrichter Heyd war prophetiſch. Ein literariſcher Umſtand, welchen Sie (S. 236) anführen, und der mir bisher entgangen war, verdient, wenn irgend ein anderer, belacht zu werden. Seither wurden die Geiſtergeſchichten dem Katholicismus und dem Mönchthum zugeſchrieben; jetzt ſollen ſie Geburten des Proteſtantismus oder Lutherthums ſeyn! Man ſieht, wie ſich die Leugner durch convulſiviſche Windungen zu helfen ſuchen, wären es auch bare Widerſprüche. Einer von Beiden muß es gethan haben, nur der Wahre nicht. Dieſe Urtheiler können ſich aber bei jetzigen proteſtantiſchen Theologen der glaubigen Partei erſehen, wie nach deren obwohl irrigen Meinung „der chriſtliche Glaube ſich dagegen ſträubt.“ Denn „modern proteſtantiſch“ ſoll wohl nicht rationaliſtiſch heißen, indem die ſogenannten Denkglaubigen das Geſpenſterweſen vermuthlich nicht in Schutz nehmen. Ferner: zum Lutheranismus ausſchließlich gehören die Geiſtergeſchichten auch nicht; reformirte Confeſſionsverwandte haben ſie bezeugt, und wer die Sache neuerer Zeit zuerſt am ſtärkſten wieder angeregt hat, war der ſelige Jung-Stilling, zur reformirten Kirche gehörig, und hat gar eine ausführliche Theorie der Geiſterkunde geſchrieben. Was mir aber auffiel, und ſcheinbar einen Confeſſionsunterſchied macht, iſt, daß der Chorherr Sch. den Poltergeiſt zwar liturgiſch beſchwor, aber nicht gefragt zu haben ſcheint, ob man ihm durch Fürbitte helfen könne, die doch, wie auch Sie bemerken, in der katholiſchen Verordnung der Seelmeſſen liegt. Was die öffentliche Seelmeſſe bewirken ſoll, das thut im Proteſtantismus, wie auch außer jener unter den Katholiken, das Gebet für Verſtorbene, ohne Unterſchied von Ort und Zeit, wohl auf den Gräbern, aber auch in der Kammer, mit oder ohne Erſcheinungen. Ueberaus komiſch endlich iſt, was der redliche und beherzte Chorherr Sch. (S. 275 f.) berichtet, daß die Leute ihm Vorwürfe gemacht, den Geiſt wieder losgebunden zu haben, ohne daß ſie zu gleicher Zeit an deſſen vorherigen Spuck geglaubt. Ein vortrefflicher Bull!

Und nun, mein verehrter und geliebter Freund, preiſen Sie den Herrn für den neuen, wichtigen Auftrag, den er Ihnen mit der beſchriebenen und beurkundeten Geſchichte gegeben hat, ſuchen Sie dergleichen nicht, wie Sie es denn nicht ſuchen (denn angreifend wird es immer ſeyn), aber je nach Beruf machen Sie es ſich und den Verſtändigen zu Nutze, und empfangen Sie dafür den Dank Ihrer beſſern Leſer. Belieben Sie dieſen Brief in der neunten Sammlung Ihrer Blätter abdrucken zu laſſen.

Ihr herzlich ergebener

J. F. v. Meyer.

Ueber den Glauben an Geiſter.

Von Dr. R — n.

Nach Erkenntniß in allen Dingen zu ſtreben und prüfend ſich an Allem zu verſuchen, dieß iſt die unabweisbare Richtung unſeres Geiſtes, daher hat jeder Menſch das Recht ſeine Zweifel und ſeine Meinung zu haben.

Geiſterſpuck iſt keine Erfindung des finſtern Mittelalters. Es mag nur ſeyn, daß damals die Leichtgläubigkeit und der Mangel an verſtändiger Prüfung der Täuſchung und dem Betrug großen Spielraum ließen. Der Glaube daran war ſchon bei den in den Wiſſenſchaften weit vorangerückten Römern, Griechen und früheren Völkern. Ernſt Siman, der ihn in ſeiner Schrift*) natürlich zu erklären verſucht, führt

---

*) Aeltere und neuere Geſchichte des Glaubens an das Hereinragen einer Geiſterwelt in die unſerige. Herausgegeben von Ernſt Siman. 2te Auflage. Heilbronn. Claſſiſche Buchhandlung. 1834.

Stellen aus mehr als 200 Schriftſtellern an, die ihn bei allen vergangenen wirklich lebenden Völkern der Erde als beſtehend bezeugen, und es wird wohl anzunehmen ſeyn, daß nebſt dem Glauben an Gott nur dieſer es iſt, der ſich ſo allgemein über das Menſchengeſchlecht verbreitet hat.

Es war ein Glück, daß es Dr. Jenner der Mühe werth hielt, eine Volksſage zu prüfen. Ihr verdanken wir die Wohlthat einer Kuhpocken-Impfung; und hätte Copernikus ſich ohne Prüfung der gleichförmigen Lehre aller Gelehrten hingegeben, hätte er nicht neue Beobachtungen und Berechnungen angeſtellt, der durch 2000. Jahre feſt gewurzelte Irrthum über den Lauf der Planeten hätte vielleicht noch Jahrhunderte fortbeſtanden. Es ließen ſich noch viele ſolche Beiſpiele anführen, welche zeigen, daß es nicht klug iſt, einen allgemein verbreiteten Glauben ohne gehörige Prüfung zu verwerfen oder auf gelehrte Auktoritäten hin fernere Prüfungen auszuſchließen. Leider geſchieht dieß aber öfters. Bei den vorherrſchend rationaliſtiſchen und materialiſtiſchen Anſichten unſeres Zeitalters reicht ein leicht hingeworfener Zweifel, eine ungeprüfte Sage oder Vermuthung, ein witziger Gedanke ſehr oft hin, die an Allem zweifelnden Unglaubigen zu den leichtgläubigſten Menſchen zu machen. Es iſt, als ob ihnen zur Erwägung eine zweite Wagſchale fehle.

Eine ernſte Sache verdient ein ernſtes Wort.

Die erſten Quellen all unſeres Wiſſens und all unſerer Wiſſenſchaften liegen in der Wahrnehmung und Beobachtung der Erſcheinungen und Ereigniſſe. Haben wir uns zuerſt von der Wirklichkeit und Wahrheit der Thatſachen überzeugt, durch Beobachtungen und Verſuche uns mit mehreren bekannt gemacht, dann beginnt erſt das Geſchäft des Nachdenkens und Forſchens, um den Zuſammenhang mit der Urſache und dem Zwecke aufzufinden.

Dieſen einzig richtigen Weg verfolgen ſonſt auch unſere Gelehrte, und es hat ſich ſchon manchmal ereignet, daß dasjenige, was ihnen darauf anfangs unbegreiflich ſchien, ſpäter begreiflich wurde. Nur hier in Bezug auf die geiſtigen oder ſeeliſchen Eigenſchaften und Erſcheinungen will die Mehrzahl unſerer Gelehrten nicht dieſen Weg einhalten. Wenn etwas ihren ſelbſt erdachten oder adoptirten Theorien und Syſtemen nicht anpaßt oder über den Horizont ihrer Begriffe geht, ſo wollen ſie nichts davon wiſſen. Ihr Syſtem iſt gemacht; was nicht darein paßt, für das ſchließen ſie oft ſogar die Thore der ſinnlichen Wahrnehmung. So haben die merkwürdigſten Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus, die uns einen tiefen Blick in die geiſtige Schöpfung gewähren, ſich in der Zeit eines halben Jahrhunderts nur mühſamen und ſeltenen Eingang und Geltung verſchaffen können. Nur wenige Gelehrte hielten es der Mühe werth, die in ihrer Nähe ſich zeigenden Erſcheinungen ſelbſt zu beobachten, und von dieſen wenigen thaten es mehrere nicht mit der gehörigen Unbefangenheit und Beharrlichkeit, ſondern ſehr oberflächlich. Dagegen leſen wir viele Werke von Gelehrten, die mit großen Koſten, mit Mühſeligkeiten aller Art, mit vielen Gefahren des Lebens in entfernte Länder oder Welttheile gereiſt ſind, um einige neue Mineralien, Pflanzen oder Thiere zu entdecken, um alte, in Stein gehauene Inſchriften zu entziffern und die Namen der Bewohner dieſer ſeit Jahrtauſenden verfallenen Städte kennen zu lernen. Das Fortſchreiten in allen Wiſſenſchaften iſt loblich; aber ich möchte fragen, welchen Werth hat ſolch ein Wiſſen gegenüber von demjenigen, „ob eine Geiſterwelt beſteht, in welcher der Menſch das Bürgerrecht hat, und die ihn über ſeine höhere Beſtimmung aufklärt?“ — Der Grund und Endzweck der Schöpfung und das Daſeyn der Menſchen iſt gewiß die höchſte Aufgabe des menſchlichen Forſchens.

Es gab wohl eine Zeit, wo die innere Stimme, wo das in ſeiner Geltung erhaltene Gefühl — als die Quelle der Erkenntniß des Guten und Schönen — hinreichte, den Glauben feſtzuſtellen, wo Schiller's Worte galten:

> Und was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
> Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

In unſern Tagen iſt dieſes anders geworden; der Verſtand (das Denkvermögen) hat über das ebenbürtige

Gefühlvermögen das Uebergewicht bekommen; Alles, ſelbſt den Glauben wollen die Menſchen durch das Wiſſen begründen, daher ſollte ihnen eine auf Thatſachen geſtützte Einſicht, die den Vorzug vor allen theoretiſchen hat, ſehr wünſchenswerth ſeyn.

Hinſichtlich der Thatſachen will ich die Leſer auf die Schriften verweiſen, die Dr. Juſtinus Kerner und Andere herausgegeben.

Nur von dem zweiten Mittel der Erkenntniß, von dem Standpunkte der Reflexion aus will ich einiges zu bedenken geben, was zwar nicht für die Materialiſten und Atheiſten, aber für diejenigen von Intereſſe ſeyn kann, die noch einiger Maßen an Gott und eine Fortdauer glauben.

Ich halte zur wahren Fortdauer eines Menſchen eine Perſönlichkeit, begabt mit Vernunft, Wille, Bewußtſeyn und Wahrnehmungsvermögen, erforderlich; keine Fortdauer iſt denkbar, ohne daß das Einzelweſen (die Individualität) fortbeſteht. Taucht Jemand den Finger in das Meer und hebt ihn wieder, ſo gewahrt er daran einen Tropfen Waſſer, der als Einzelweſen beſteht; ſo wie aber dieſer Tropfen wieder in's Meer zurückfällt, verſchwimmt er im All, und das Daſeyn des Einzelweſens iſt verloſchen. Iſt nun zur möglichen Fortdauer die Erhaltung eines Einzelweſens nothwendig, ſo iſt es unmöglich, ein erſchaffenes Einzelweſen ohne Abgrenzung, ohne Anfang und Ende zu denken und von allen übrigen zu unterſcheiden. Was aber eine Abgrenzung hat, muß eben ſo nothwendig etwas Materielles oder, wie man es nennen mag, Subſtantielles an ſich tragen. Es mag daher nicht ſo unvernünftig genannt werden, wenn man ſich eine Fortdauer denkt, in welcher ſich der menſchliche Geiſt, zwar nicht wie hier auf Erden mit rohen, aber doch mit feineren materiellen Stoffen verbindet, und auf dieſe Art eine Fortdauer und Geiſterreich durch Individualität beſteht. Selbſt die Menſchen, welche ſich nur an Verſtand und Begriffe halten, werden nicht behaupten können, daß die Exiſtenz eines reinen Geiſtes ohne Materielles begreiflicher ſey, als das. Auffallend iſt es, welche merkwürdige Anſicht die Seherin von Prevorſt über die Möglichkeit dieſer Sache gegeben.

In ihrem hellſehenden Schlafzuſtande gab ſie an: der Menſch beſtehe aus dem Körper, dem Nervengeiſt, der Seele und dem Geiſte; in der Seele, welche das Mittel ſey, ſolche heterogene Dinge, als Geiſt und Körper ſind, zu verbinden, liege die Bildungskraft; im Akte des Sterbens ſcheide die Seele mit dem Geiſte vom Körper und bilde vermöge ihrer inwohnenden Bildungskraft aus ätheriſchen Stoffen eine neue Hülle von gleicher Form.

Von Vielen wurde dieſe Seherin als eine Perſon, mit einer Unterleibskrankheit und periodiſcher Narrheit behaftet, angeſehen. Die Aeußerungen ſolcher

Kranker ſind ſonſt immer ein buntes, tolles Spiel der Phantaſie. Es muß daher ſehr auffallen, daß ihre folgerichtige Aeußerung in der erſten Ausſage mit den gewöhnlich nur den Gelehrten bekannten Behauptungen übereinſtimmt, welche zwiſchen Nervengeiſt (auch Nervenfluidum genannt), Seele und Geiſt unterſcheiden. Worin aber die Seherin noch weiter als dieſe großen Gelehrten gegangen, iſt die zweite Ausſage: daß die Seele, mit dem Geiſt verbunden, von dem Körper ſcheide und vermöge ihrer inwohnenden Bildungskraft aus ätheriſchen Stoffen das gleiche Bild wieder bilde. So ſeltſam dieſer Satz auch lauten mag, ſo wird man ſeine Möglichkeit doch nicht beſtreiten können, wenn man das in's Auge faßt, was die Bildungskraft bei dem Entſtehen und Erhalten der Pflanzen und Thiere täglich vor unſern Blicken bewirkt. Im Samen ſehen wir ſie oft Jahrelang unthätig, wie todt, weilen, bis ſie, von günſtigen Umſtänden geweckt, ihre wunderbare Thätigkeit beginnt, und ſich als die größte bildende Künſtlerin zeigt.

Im menſchlichen Organismus wirkt ſie in jedem Augenblick zerſtörend und ſchaffend; ſtets löſt ſie die ältern unbrauchbar gewordenen Stoffe von dem Körper und führt ſie durch die Ausförderungsorgane aus demſelben, während ſie andere Stoffe ſich aneignet und auf dieſe Art ſtets neu ſchaffend dem Körper einverleibt, ſo daß vielleicht in 6 — 8 Jahren — was ſich nicht genau beſtimmen läßt — kein Stäubchen mehr von dem vorigen Körper an dem gleichen Menſchen iſt.

So wechſelt hier auf Erden der Stoff; das Bleibende iſt die in der Seele haftende Bildungskraft. Betrachten wir, was dieſe hier vor unſern Augen vermag, ſo wird es wohl möglich ſeyn, daß ſie das gleiche Geſchäft, das ſie im rohen Stoff vollbringt, auch im feineren Stoff (der doch als materielles die gleiche Eigenſchaft haben muß, eine beſtimmte Geſtalt anzunehmen) bewirken könne. Es iſt ein alter Satz: Die Seele bauet ſich ihren Leib. Daß es aber ſolche feine — ich möchte ſagen — halbgeiſtige Stoffe in der Natur gibt, iſt eine bekannte Sache. Alle unwägbare Stoffe, das Licht, die Wärme, der irdiſch magnetiſche Stoff, die Elektricität ꝛc. gehören hieher, und unſere Chemiker geſtehen, daß ſie noch nicht alle kennen; ihre Feinheit geht ſo weit, daß ſie alle feſte Körper durchdringen und manchmal eine unbegreifliche Gewalt auf ſie ausüben.

Hiemit wäre — und ich glaube nicht auf unvernünftige Weiſe — wenigſtens die Möglichkeit einer Fortdauer nachgewieſen, ſo wie ſie auch in den Briefen Pauli an die Korinther, C. XV. bezeichnet iſt; er ſagt allda in dem 38ſten Vers von den Todten: „Gott aber gibt ihnen einen Körper, wie er will, und einer jeden Samenart ihren beſondern Körper,“ V. 40. „Auch gibt es himmliſche Körper und irdiſche Körper, aber ein anderes Anſehen haben die himmliſchen, ein anderes die irdiſchen.“ V. 44. „Ein irdiſcher Körper wird geſäet, und ein geiſtiger wird auferſtehen. Es gibt einen thieriſchen Körper und einen geiſtigen Körper, wie es auch geſchrieben ſteht.“

Ueber die Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit unſeres Geiſtes vom Körper und über das dem Geiſte inwohnende Wahrnehmungsvermögen gibt uns der thieriſche Magnetismus Thatſachen an die Hand, die in vielfacher Hinſicht von hoher Bedeutung ſind. Sie beſtehen nämlich in dem Gewahren ohne die Vermittlung der Sinnwerkzeuge und in dem ſogenannten Fernſehen, welche Erſcheinungen in den höheren Graden des magnetiſchen Schlafes vorkommen und ſeit 10 — 50 Jahren gleichförmig in verſchiedenen Ländern Europa's von vielleicht mehr als tauſend Zeugen bekräftigt wurden.

Nach allem Dieſem möchte ich die Frage ſtellen: Sollten die Menſchen wirklich durch die Beobachtung von Thatſachen und durch das hierauf geſtützte Nachdenken zur Erkenntniß kommen, es beſtehe eine Geiſterwelt in dem angedeuteten Sinne, und es finde ihr Hereinragen in die unſere wirklich Statt, welche Folgen könnte dieß haben?

Bisher waren alle Verſuche, rein theoretiſche Beweiſe für die Fortdauer aufzuſtellen, ungenügend; würde man dafür auf Beobachtung und Erfahrung geſtützte erhalten, ſo könnte dieß um ſo weniger ein Nachtheil ſeyn, als in unſerer Zeit der Unglaube an die Stelle des Aberglaubens getreten iſt, und die Völker mit all ſeinen unglücklichen Folgen bedroht ſind. Man hat große Furcht vor dem Zurückkehren des Aberglaubens und der Wunderſucht, ſo wie ſie im Mittelalter beſtanden; aber deſto weniger vor dem gefährlicheren Unglauben, ſonſt würden ſich Viele nicht ſo wenig ſcheuen, ihre atheiſtiſchen, materialiſtiſchen Anſichten oder ihre Scherze über religiöſen Glauben öffentlich auszuſprechen. Wie alle Dinge in der Welt mißbraucht werden können, ſo würde auch hier ein Mißbrauch durch Täuſchung oder Betrug hin und wieder ſtattfinden; wenn man aber den Bildungszuſtand der Völker des Mittelalters — wo unter tauſend Menſchen kaum einer leſen und ſchreiben konnte — mit dem wirklichen vergleicht, ſo wird man dieſe Gefahr nicht für ſo bedeutend halten. Unmöglich kann man all das abſchaffen, womit Mißbrauch getrieben werden kann.

Auch die Wunderſucht wird uns nicht mehr über den Kopf wachſen; der Verſtand iſt zu thätig geworden, um dieß aufkommen zu laſſen. Man hat erannt, daß entweder Alles Wunder in der Welt iſt der Nichts. Eigentlich wäre nur dasjenige ein Wunder, was mit den uns bekannten Naturgeſetzen m Widerſpruch ſtände, und — wie ſichs von ſelbſt erſteht — nicht das, was uns unerklärlich iſt. Ein iefer Denker hat uns aber darauf aufmerkſam gemacht, daß die Kräfte der Natur in beſtimmte Ordnungen gereiht werden können und in der Art über einander ſtehen, daß die niedrigeren von den höheren beherrſcht werden. In der unterſten Reihe ſtehen die anorganiſchen, die ſogenannten leb- oder empfindungsloſen Kräfte, als die Schwerkraft, die Schnellkraft u. ſ. w., über dieſen die chemiſchen und in der dritten Reihe die organiſchen. Jede Reihe hat ihre beſtimmten, den Naturforſchern bekannten Geſetze, die aber — wie ſichs wahrnehmen läßt — von den, in höhern Reihen ſtehenden oft modificirt, oft beinahe ganz aufgehoben und beherrſcht werden. Jeder Arzt kann täglich beobachten, daß in dem Kreis des Organismus die Geſetze der anorganiſchen und chemiſchen Kräfte mehr oder weniger ihre Geltung verlieren, und nur die organiſchen ſie haben; daher waren auch die Verſuche fruchtlos, die Heilkunde ganz auf die Chemie zu ſtützen. Bei der ungeheuren Stufenleiter der Schöpfung wird man aber wohl annehmen können, daß dieſe Reihen von Kräften auch aufwärts und in's Geiſtige gehen. So gewahren wir oft die auffallendſten Erſcheinungen von der geiſtigen Kraft des Willens über das Materielle. Wiſſen wir nun, daß alle Erſcheinungen und Ereigniſſe nur durch beſtimmte Kräfte und Geſetze hervorgerufen worden, ſo wird das Unerklärliche und das anſcheinend den niedrigen Naturgeſetzen Widerſprechende uns nicht mehr als Wunder erſcheinen und auch vom fleißigen Beobachten und Forſchen nicht mehr abhalten, wodurch es uns hin und wieder gelingen kann, zur Kenntniß der beherrſchenden und höhern Kräfte und ihrer Geſetze zu gelangen.

Eine fernere Folge wäre, daß ſich die gelehrten Syſteme der Atheiſten, Materialiſten und zum Theil auch — in ihrer gegenwärtigen Richtung — der Rationaliſten nicht mehr halten könnten, daß der angemaßte Werth mancher philoſophiſchen Schule dabei verlieren würde; dafür würde aber bei der innigeren Ueberzeugung von der Fortdauer und von einer Geiſterwelt, mit welcher wir in Verbindung ſtehen, der chriſtliche Glaube der chriſtlichen Sittenlehre wieder als ein feſteres Fundament dienen, und hiedurch — wie es nicht zu verkennen iſt — jene durch ſtete Zweifel geſtörte Ruhe, jenes Einverſtändniß im eigenen Innern, jene unzerſtörbare Hoffnung im einzelnen Menſchen, wie in ganzen Völkern wieder geweckt werden, wie ſie das Feſthalten an dem chriſtlichen Glauben und an der chriſtlichen Moral unfehlbar herbeiführt.

Der Geiſterſeher Fournié,

nebſt ſeinem Urtheil über den Magnetismus über Swedenborg und Andre.

Abbé Fournié, ein katholiſcher Geiſtlicher zu Lyon, wanderte zur Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution nach London aus, wo er im Jahre 1801 ein Buch drucken ließ unter dem Titel: Ce que nous avons été, ce que nous sommes, et ce que nous deviendrons. Par **Pierre Fournié**, clerc tonsuré. Première partie. Dem Vernehmen nach iſt kein zweiter Theil erſchienen, und man weiß nicht zu ſagen, ob Fournié, was kaum glaublich, noch am Leben iſt. Er kam, wie er in nachſtehenden Auszügen erzählt, zu Lyon in die Geſellſchaft der Martiniſten, nämlich der Lehrlinge des ſpaniſchen Theoſophen **Martinez Pasqualis**, worin auch der erleuchtete **Saint-Martin** ſeine Schule machte. Das Buch enthält chriſtliche Religionsphiloſophie, auf die Bibel gegründet, und verräth deutlich den Zweck, den falſchen und leichtfertigen Philoſophismus der Landsleute des Verfaſſers zu bekämpfen. Es handelt von dem durch die Abweichung vom Geſetze Gottes eingetretenen Fall des Menſchen, der Gewalt der Sünde und des Satans über ihn und von ſeiner Rückkehr zu Gott durch den Erlöſer auf dem Wege des praktiſchen Glaubens, enthält daher viel Gutes und nur hin und wieder eine verzeihliche Vorliebe für die Kirche, „gegründet auf den heil. Petrus und ſeine Nachfolger“ (welche?), bei dem Verfaſſer vornehmlich durch das redliche Bedauern der Spaltungen der chriſtlichen Gemeine veranlaßt, an welchen jedoch bekanntlich die Reformatoren des 16. Jahrhunderts ſehr unſchuldig waren. Da er gegen die wahren Abtrünnigen ſchreibt und als ein Mann ohne wiſſenſchaftliche Bildung und Kenntniß der Kirchengeſchichte, ſo konnte er nicht anders hierin urtheilen, als er, und zwar ohne heftige Polemik, thut. Zuvörderſt verdient ſeine Anſicht von dem Hades oder Fegfeuer (purgatoire, Läuterungsſtand) angeführt zu werden, welche keinen Fanatiker, ſondern einen bibliſchen Chriſten an ihm zeigt.

Er ſpricht (S. 300) von der Nothwendigkeit, aus unſerm natürlichen Todeszuſtand zum göttlichen Leben geiſtlich aufzuſtehen; geſchehe dieſes nicht vor unſerm leiblichen Tode, ſo müſſe es, um der ewigen Pein zu entgehen, nach demſelben und vor dem Ende der „erſchaffenen Zeit“ (temps créé) geſchehen, wozu es alsdann keine andere Mittel, kein beſſeres Licht und keine leichtere Mühe gebe, als die uns ſchon hier verkündigt und empfohlen ſeyen. Er bezieht ſich dabei auf das, was Petrus (1 Epiſt. 3, 18 — 20. C. 4, 6) von der Predigt des Evangeliums an die Todten ſagt, und fährt fort: „In dieſen Stellen des Apoſtels St. Petrus müſſen wir beachten, daß die Worte: den Geiſtern predigen, klar anzeigen, daß dieſe Geiſter oder dieſe ſchon körperlich todten Menſchen (todt in unſern, aber keineswegs in ihren Augen) die Freiheit hatten, ſich nach der Predigt unſers göttlichen Meiſters Jeſus Chriſtus richten zu wollen oder nicht zu wollen und ſie in Spötterei, in's Lächerliche und in Scherz zu verkehren, wie wir ſelbſt, welchen Jeſus Chriſtus zu predigen gekommen iſt, das Unglück haben, täglich zu thun, indem wir alle Gebote Gottes übertreten und lächerlich machen.“— Von dieſer Unbußfertigkeit vieler Seelen nach dem Tode haben die neueſten Erfahrungen aus der Geiſterwelt Beiſpiele geliefert. Er ſagt dann ferner (S. 302): „Mögen denn dieſe Gründe uns bewegen, nicht länger zu ſagen, daß, wenn wir todt ſind, wir von allen unſern Uebeln geheilt ſeyen und nichts mehr bedürfen, weil es gewiß iſt, daß wir nach unſerm leiblichen Tode fortfahren, in demſelben Purgatorium, das heißt, zwiſchen Jeſus Chriſtus ganz für Gott und zwiſchen Satan ganz wider Gott, zu ſtehen, in welchem wir jetzo ſind, und dieſelbe Freiheit haben wie jetzt, es von einem

Ende zum andern durch Ausübung der Gebote Gottes zu durchwandern oder dieſer Durchwanderung mittelſt der Gebote Gottes uns zu verſagen, indem wir ihr Gegentheil oder die Gebote des zum Satan gewordenen Lucifer vollbringen, und das bis an das Ende der Welt oder der erſchaffenen Zeit. In der That iſt das Purgatorium, wovon die Katholiken ſagen, daß wir nach unſerm leiblichen Tode hineinkommen, nichts Anderes, wenn wir wohl zuſehen, als dasjenige, durch welches die Apoſtel hienieden gegangen ſind, und welches wie Alle berufen ſind mittelſt ſtrenger und ſtandhafter Ausübung unſers Taufgelübdes durchzugehen. Dieſes Purgatorium beſteht dann in dem völligen Widerſpruch des falſchen Gottes gegen den einzigen wahren Gott, ein Widerſpruch, der ſich bis an die ewigen Pforten des Himmels erſtreckt, und den wir fühlen, wenn wir zu Gott kommen wollen, weil wir uns willig unter die Gewalt des falſchen Gottes begeben haben, den wir urſprünglich dem wahren Gotte vorgezogen. Diejenigen unter uns, die dieſes Purgatorium nicht durchwandern, das iſt, die ſich nicht bemühen, nur einzig den Geboten Gottes nachzuleben, welche die chriſtliche Moral ausmachen, fühlen es nicht, indem ſie ohne ſolche Wanderung, wie ſchon geſagt, in ihrer natürlichen Abgeſtorbenheit von Gott bleiben und begraben unter der Gewalt des falſchen Gottes oder des Teufels, der ſie ohne Widerſtand von ihrer Seite und durch ihre eigene Schuld in dieſem Zuſtande erhält. Wir fangen alſo wahrhaft erſt an, dieſes Purgatorium zu empfinden, wenn wir der Gnade entſprechen, die Gott uns verliehen hat, zu ihm zu kommen, durch die ſtrenge Erfüllung des Taufgelübdes; aus dem Grunde, weil alsdann der falſche Gott, unter deſſen Gewalt wir uns willig begeben haben, ſeine Oppoſitionsgewalt gegen die Gewalt Gottes geltend macht, gegen unſer Wollen den Willen Gottes zu thun; eine Oppoſition oder ein Kreuz, wodurch wir von nun an leiden, indem, wenn wir durch Ausübung des Taufgelübdes unſern Weg zu Gott nehmen und alſo bemüht ſind, uns vom Satan und ſeinen Heeren (pompes) wegzuwenden, Satan, dem wir uns urſprünglich verkauft haben, ſich widerſetzt und uns ſeine Oppoſition im Widerſpruch gegen Gott oder in der Leugnung Gottes, nebſt Allem, was daraus hervorgeht, empfinden läßt. Bemerken wir alſo, daß, da dieſes Purgatorium ſeinen Beſtand hat in dem Widerſpruch des falſchen Gottes, der uns von dem wahren Gott ſcheidet und ihn uns verbirgt, es für uns ganz unmöglich ſeyn muß, zu Gott zu gelangen, von welchem wir uns urſprünglich und freiwillig zurückgezogen haben, ehe wir nicht eben ſo freiwillig dieſes Purgatorium bis an's Ende durchwandert, das heißt, ehe wir nicht ſtufenweiſe vollſtändig allen Anforderungen des Satans abgeſagt haben, die den göttlichen entgegen ſind, gleichwie wir bei der Taufe verſprochen haben, es durch ſtandhafte Ausubung der Anforderungen Gottes zu thun. Jezt werden wir wahrnehmen, warum die Patriarchen, die Propheten, unſer göttlicher Meiſter Jeſus Chriſtus, der ſich zu unſerm Heil in unſere Mitte begeben hat, die Apoſtel und die Heiligen, auf dieſer niedern Welt ſo beträchtlich gelitten haben, und warum beinahe Keiner von uns ähnliche Leiden empfindet. Die Urſache des Unterſchieds zwiſchen ihnen und uns in dieſer Hinſicht iſt, daß ſie durch den Gehorſam gegen Gott in Ausübung ſeiner Gebote den Satan bekämpften, unter deſſen Gewalt uns Alle die Urſünde geſtürzt hat, während Satan, um ſie in ſeiner Gewalt zu behalten, durch ſeine Oppoſition gegen Gott und was Gottes iſt, mit dem ſie ſich wieder zu vereinigen ſuchten, wider ſie ſtritt. Daraus folgte, daß dieſe wahren Diener Gottes geiſtigerweiſe in ihrem Innern ſich durchkreuzt fanden von dieſer Oppoſition, die ihren Glauben, ihre Hoffnung, ihre Rückkehr zu Gott und ihren Willen, in der Ausübung ſeiner Gebote zu beharren, anfocht und hemmte, was ſie denn wahrhaft in einer Art von Hölle erhielt. Der Widerſtand, welchen ſie empfanden, ſchien ihnen anfangs aus ihnen ſelbſt zu kommen und wurde dadurch noch quälender für ſie; aber indem ſie Stand hielten in ihrem Glauben, ihrer Hoffnung und ihrer Zuflucht zu Gott gegen alle geiſtige Widerſezlichkeiten des Teufels, verlieh ihnen Gott die Gnade, ſie wahrnehmen zu laſſen, daß dieſe Widerſtände anderwärts herkamen als aus ihnen ſelbſt, und dieſe Wahrnehmung verdoppelte in ihnen den Willen zu Gott zu kommen, trotz allem Widerſpruch, der ſich entgegenſtellte. Hierauf, nachdem ſie in dieſem Willen beharrt, verlieh ihnen Gott die Gnade, die Anfechtungen zu hören und zu bemerken, die der falſche Gott ihnen zuzufügen ſich vornahm; ſie ſahen allmählich die guten Geiſter, die ſie für Gott, und die böſen Geiſter, die ſie gegen Gott antrieben; endlich in Folge ihres ſtandhaften Muths durch Glaube, Hoffnung und Liebe, ließ Jeſus Chriſtus ſich vor ihnen ſehen, und zu gleicher Zeit ließ er ſie den Teufel oder falſchen Gott ſehen. Da begriffen ſie deutlicher die Nothwendigkeit, dieſen falſchen Gott in ſeiner ganzen Oppoſition gegen Gott und was Gottes iſt zu beſiegen und zu überwinden durch Glaube, Hoffnung und Liebe, durch vollen Gebrauch der ganzen Auferſtehung Jeſu Chriſti in Gott von unſerer urſprünglichen Abgeſtorbenheit von Gott, um ganz und gar die Oberhand über den falſchen Gott zu gewinnen, wie ſie es urſprünglich gekonnt und geſollt hätten, und nun bis zu den ewigen Pforten des Himmels zu gelangen, um unter dem Altar ihre Stelle einzunehmen, in Erwartung des Endes der erſchaffenen Zeit, wie es uns der Apoſtel St. Johannes in ſeiner Apokalypſe (C. 6, 9) zu erkennen gibt. Nach ihnen und gleich ihnen ſind wir Alle berufen, aufzuerſtehen in Gott auf die alleinige Weiſe, die der König David nach ſeiner eigenen Erfahrung beſchrieben hat, indem er ſpricht: „Ich ſtelle mir den Herrn allezeit vor mein Angeſicht“ (Pſ. 16, 8), und dann die Hülfe Gottes gegen die Feinde anruft, die nach ſeiner Seele ſtehen (Pſ. 17, 9).“ —

Die Leiden begnadigter und geheiligter Menſchen, von denen der Verfaſſer redet, und deren perſönlichen Urheber das Buch Hiob offenbart, beſtehen in ſehr mannigfaltigen innern und äußern Anfechtungen und Mühſeligkeiten, in Allem, was den Leidenden nach ſeinem beſondern Charakter von der ernſtlichen Rückkehr zu Gott abzuhalten und mit ſeinem Geſchick und deſſen Lenker aufs Neue in Feindſchaft zu ſetzen geeignet iſt. Da der Angriff muß faſſen können, ſo bietet die natürliche Blindheit und Sündhaftigkeit allerdings den Anlaß und die verwundbaren Stellen dar, und in ſo fern kommt der Widerſtand gegen den göttlichen Willen aus uns ſelbſt; aber er würde in einem ſchon geheiligten Gemüthe nicht vorhanden und nicht ſo ſtark und ſchmerzhaft ſeyn, würde er nicht von äußerer Macht heftig angeregt. Solcher frommer Dulder, die der Feind mit Reizungen, Verführungen, Beängſtigungen und unzähligen Trübſalen verfolgt, gab es jederzeit viele, mehrere, doch ſehr wenige im Verhältniß zu der großen Menge, die vor dem Feind Ruhe hatte, und in dieſer Hinſicht ſagt der demüthige Verfaſſer: „Beinahe nicht Einer von uns.“ Das Leiden der Frommen und das Leiden überhaupt, auch derer, die nicht den Vorſatz gefaßt haben, auf Gottes Wegen ſich ihrem Urſprung wieder zu nähren, enthält noch mancherlei Geheimniſſe, deren Entwickelung hier theils zu weitläufig wäre, theils dem Menſchen fürerſt nicht zugelaſſen wird, bis er die Früchte davon ſieht. Auch dieſes lernen wir aus dem weiſen Buch Hiob. Wenn endlich der Verfaſſer von dem Brandopferaltar in der Apokalypſe redet, ſo iſt zu bemerken, daß dort die Seelen der Märtyrer oder leidenden Zeugen der göttlichen Wahrheit nicht bis ans Ende der erſchaffenen Zeit zu warten haben, denn dieſes wäre bis zum jüngſten Gericht, ſondern bis zur Vollendung des ganzen Märtyrerthums auf Erden, welche früher erfolgen wird. Gewiß iſt, daß wir Alle ſchon in dieſer Welt unſer Fegfeuer durchmachen ſollen und können, um es nicht nach dem Tode zu erleben; darum preiſt unſer Heiland die Leidenden, die hier Weinenden, ſelig. Denn einmal muß es durchgemacht ſeyn, wollen wir nicht ins Endgericht fallen; und in der That iſt das ganze hieſige Leben für den größten Theil der Menſchen ein Fegfeuer, das immer heiſſer wird mit den Jahrhunderten, oder wenigſtens ein Anfang deſſelben, der aber allzuoft gotteswidrig angewandt wird. Denn wer leidet nicht und nie? Quisque suos patimur Manes, d. h. in dieſem Sinn: Wir müſſen alle die Folgen unſers natürlichen Todes tragen; und wohl uns, wenn wir ſie ausſtehen!

Was nun eigentlich hier mitgetheilt werden ſoll, aber aus dem Vorigen einiges Licht erhält, iſt folgender merkwürdige Bericht nebſt den dazu gehörigen Bemerkungen des Verfaſſers (S. 362 ff.).

„Ohne Zweifel wären wir ſchon lange zu dieſer Erkenntniß der Wahrheit von geiſtlichen und göttlichen Dingen gelangt, wenn wir, anſtatt uns mit der Leſung ſolcher Bücher zu beluſtigen, welche ſie lächerlich machen, uns entſchloſſen hatten, im Geiſte der Einfalt und des Gehorſams, und ohne alle eitle Neugierde, die Bücher zu leſen, die ſie fühlbar machen und vor Augen ſtellen, wie die heilige Schrift *), die Gebetbücher, die voll göttlich eingegebener Wahrheiten und Empfindungen ſind, das Buch von der Nachfolge unſers göttlichen Meiſters Jeſu Chriſti und die einer Menge von wahren Dienern Gottes, welchen Gott ſeinen Geiſt mitgetheilt hat, wie ſich ein Jeder von uns bei aufmerkſamem Leſen derſelben überzeugen kann **). Wir würden ferner die Wahrheit der geiſtlichen und göttlichen Dinge erkannt haben, wenn wir unſern Wandel ſtreng nach der chriſtlichen Sittenlehre geregelt hätten, wenn wir gearbeitet hätten, um von Tugend zu Tugend zu wachſen und für das allgemeine Gedeihen der von Gott ſelbſt eingeſetzten Ordnung. Wir würden endlich dieſe Wahrheit erkannt haben, wenn wir, anſtatt uns vorſätzlich in ihre Leugnung einzuringeln, anſtatt als Blinde zu richten und tollkühn über Sachen zu entſcheiden, die wir nicht kennen, nur dann erſt über ſie geurtheilt hätten, wenn eine aufmerkſame Prüfung nach der chriſtlichen Moral vorausgegangen wäre. Dann hätten wir zum Beiſpiel geſehen, was jener Magnetismus iſt, von dem man uns ſo viel geſprochen hat, und über den wir ſo leicht abgeſprochen haben; wir hätten gemerkt, daß er uns wirklich von Gott geſandt worden, um uns zu zeigen, daß wir eine beſondere und von unſerm vergänglichen materiellen Körper unabhängige Seele haben; daß dieſe Seele, die unſer ewiglebendes Weſen iſt, ihrer Natur nach unſterblich iſt, und daß, wenn wir leiblich todt ſind, wir nicht einen Augenblick aufhören, eben ſo lebendig zu ſeyn als jetzt. Das iſt es, was wir geſehen hätten, wenn wir es hätten ſehen wollen, und was Tauſende von Unglaubigen und Materialiſten geſehen haben; ſie haben ſich dadurch aufrichtig zu Gott bekehrt; ſie können jetzt mit Sachkenntniß davon reden und ſchreiben, indem ſie ſich begnügen werden, zu erzählen, was ſie geſehen haben, ohne eitle Vermuthungen einzumiſchen, die keinen Zweck haben würden, als unſere ſchnöde Neugier zu befriedigen, welche, da ſie nicht nach Gott iſt, uns blos irre führen konnte. Wenn ſie ſo handeln, ſo werden ſie Gott die Ehre geben und predigen, wie ſie müſſen, zu Gunſten der ewigen und göttlichen Wahrheiten, zum Beſten und zur Bekehrung von uns Allen, die wir durch unſere abſcheuliche Erbſünde ärger als die Teufel geworden ſind.“

---

*) Man merke zur Ehre des Verfaſſers dieſe Empfehlung des Bibelleſens.

**) Wohin wir ganz beſonders Arndts wahres Chriſtenthums rechnen.

„Was mich geringes Werkzeug Gottes betrifft, ſo zeige ich bei Abfaſſung dieſes Tractats, wovon ich heute den erſten Theil herausgebe, unumwunden zu ſeinem größten Ruhm und zum Heil aller Menſchen, die geweſen ſind, noch ſind und ſeyn werden, an, daß ich durch die Gnade Gottes gar keine Kenntniß von menſchlichen Wiſſenſchaften habe, ohne darum gegen ihre Kultur zu ſeyn, daß ich nie ſtudirt und keine andere Bücher geleſen habe, als die heilige Schrift, die Nachfolge unſers göttlichen Meiſters Jeſu Chriſti und das unter den Katholiken gebräuchliche Gebetbuch, betitelt: Le petit paroissien; hiezu noch ungefähr ſeit einem Jahre zwei oder drei Bände von den Werken der demüthigen Dienerin Gottes Frau Guyon.“

„Nachdem ich meine Jugend in Ruhe und nach der Weltſprache in der Dunkelheit zugebracht hatte, ſo gefiel es Gott, mir ein brennendes Verlangen einzuflößen, daß das künftige Leben eine Wirklichkeit ſeyn möchte, und daß Alles das, was ich in Abſicht auf Gott, Jeſus Chriſtus und ſeine Apoſtel ſagen hörte, auch Wirklichkeiten ſeyn möchten. Ungefähr anderthalb Jahre verſtrichen in der heftigen Bewegung, welche dieſe Wünſche mir verurſachten; da erzeigte mir Gott die Gnade, daß ich einem Mann begegnete, der vertraulich zu mir ſagte: „Sie ſollten kommen „und uns beſuchen, wir ſind brave Leute. Sie werden ein Buch aufſchlagen, ſie werden das erſte Blatt, „die Mitte und das Ende anſehen, werden nur ein „paar Worte leſen und Alles wiſſen, was es enthält. Sie ſehen da allerlei Leute über die Straße „gehen; wohlan! die Leute wiſſen nicht, warum ſie „gehen; aber Sie, Sie werden es wiſſen.“ Dieſer Mann, der mich auf eine, wie es ſcheinen mag, ſo außerordentliche Weiſe anging, nannte ſich Don Martinez de Pasqualis.“

„Anfangs befiel mich der Gedanke, der Mann, der mit mir geredet habe, könnte ein Zauberer oder gar der leibhaftige Teufel ſeyn. Dieſer erſten Idee folgte bald eine andre, bei der ich ſtehen blieb. „Wenn dieſer Mann der Teufel iſt,“ ſagte ich innerlich zu mir, „ſo gibt es alſo wirklich einen Gott, und ich will nur zu Gott; und weil ich nur zu Gott will, ſo werde ich eben ſo viel Schritte zu Gott thun, als der Teufel glauben wird, daß er mich zu ihm ſelbſt thun laſſe.“ Ich ging alſo zu Herrn von Pasqualis, und er nahm mich unter die Zahl derjenigen auf, die ihm folgten.“

„Seine täglichen Lehren waren, uns unaufhörlich Gott zu nähern, ſtets an Tugenden zu wachſen und für das allgemeine Beſte zu arbeiten; ſie glichen genau denen, welche, wie aus dem Evangelium erſichtlich, Jeſus Chriſtus ſeinen Nachfolgern gab, ohne je einen Menſchen zu zwingen, ſie zu glauben bei Strafe der Verdammniß, ohne andre Gebote aufzulegen, als die göttlichen, ohne andre Sünden zuzurechnen, als die ausdrücklich dem Geſetze Gottes zuwider ſind, und ſo, daß er uns gar oft im Zweifel ließ, ob er wahr oder falſch, gut oder böſe, Engel des Lichts oder Teufel wäre. Dieſe Ungewißheit brannte ſo heiß in meinem Innern, daß ich Tag und Nacht zu Gott ſchrie, daß er, wenn er wirklich vorhanden wäre, mir beiſtehen möchte; allein je mehr ich Gott anrief, deſto tiefer fand ich mich in den Abgrund verſunken, und ſtatt aller innerer Antwort hörte ich nur dieſe troſtloſen Ideen: Es gibt keinen Gott, es gibt kein anderes Leben; es gibt nur Tod und Vernichtung. Nur von dieſen Ideen umringt, die mich immer heftiger marterten, ſchrie ich noch heißer zu Gott und ohne abzulaſſen, ſchlief beinahe nicht mehr und las in der Schrift mit großer Aufmerkſamkeit, doch ohne ſie je durch mich ſelbſt verſtehen zu wollen. Von Zeit zu Zeit geſchah es, daß ich von oben einiges Licht und Strahlen von Einſicht erhielt; aber das Alles verſchwand wieder mit Blitzesſchnelle. Andre Male, doch ſelten, hatte ich Geſichte, und glaubte, Herr v. Pasqualis beſitze ein Geheimniß, dieſe Geſichte vor mir vorübergehen zu laſſen, ob ſie ſich gleich wenige Tage nachher grade ſo verwirklichten, wie ich ſie geſehen hatte. So lebte ich über fünf Jahre in ermüdenden Zweifeln, mit großen Stürmen untermiſcht, immer wünſchend, daß Gott ſeyn und ich ſelbſt der Vernichtung entgehen möchte, aber immer verſunken in einen finſtern Abgrund, und ſtets umringt vom Gegentheil der Wirklichkeit des Daſeyns Gottes und folglich des andern Lebens; ſo daß ich aufs Aeußerſte gepeinigt war und wie verbrannt von meinem Verlangen nach Gott und von dem Widerſpruch dieſes Verlangens.“

„Endlich als ich einsmals in meinem Zimmer hingeſtreckt lag und zu Gott um Hülfe ſchrie, gegen zehn Uhr Abends, hörte ich plötzlich die Stimme des Herr v. Pasqualis, meines Obern (directeur), der ſeit länger als zwei Jahren dem Leibe nach todt war, und der jetzt deutlich außerhalb meines Zimmers redete, wovon die Thür zu war, eben ſo wie die Fenſter und Fenſterläden. Ich ſehe nach der Seite, woher die Stimme kam, das heißt, nach einem großen Garten, der an das Haus ſtieß, und alsbald ſehe ich mit meinen Augen den Herr v. Pasqualis, der mit mir zu reden anfängt, und bei ihm meinen Vater und meine Mutter, die auch alle beide dem Leibe nach todt waren. Gott weiß, welche ſchreckliche Nacht ich zubrachte! Ich bekam unter Andern einen leichten Schlag an meine Seele von einer Hand, welche durch meinen Körper hindurchgriff (je fus, entr'autres choses, legèrement frappé sur mon ame par une main qui la frappa au-travers de mon corps), der mir einen Eindruck von Schmerz zurückließ, welchen die menſchliche Sprache nicht ausdrücken kann, und welcher mir weniger mit der Zeit als mit der Ewigkeit verwandt zu ſeyn ſchien (qui me parut moins tenir au temps qu'à l'éternité). O mein Gott! wenn es dein Wille iſt, gib, daß ich einen ſolchen Schlag nie mehr empfinde! Denn er war ſo ſchrecklich, daß, obgleich fünfundzwanzig Jahre ſeitdem verfloſſen ſind, ich doch von Herzen gern die ganze Welt, mit allen ihren Freuden und aller ihrer Herrlichkeit und mit der Verſicherung, ſie tauſend Milliarden von Jahren zu genießen, hingäbe, um nie mehr nur einen einzigen Schlag dieſer Art zu empfinden."

„Ich ſah alſo in meinem Zimmer den Herr v. Paſqualis, meinen Obern, nebſt meinen Eltern, redend mit mir und ich redend mit ihnen, wie Menſchen gewöhnlich mit einander reden; es war überdem eine von meinen Schweſtern dabei, die auch ſeit zwanzig Jahren dem Leibe nach todt war, und endlich ein anderes Weſen, das nicht vom menſchlichen Geſchlecht iſt."

„Wenige Tage nachher ſah ich deutlich vor mir und bei mir vorüberziehen unſern göttlichen Meiſter Jeſus Chriſtus am Stamme des Kreuzes. Drauf nach einigen Tagen erſchien mir dieſer göttliche Meiſter aufs Neue und trat zu mir in dem Zuſtande, worin er war, als er lebendig aus dem Grabe hervorging, darein man ſeinen Leichnam gelegt hatte.

Endlich wieder nach einem Zwiſchenraum von wenigen Tagen erſchien mir unſer göttlicher Meiſter Jeſus Chriſtus zum dritten Mal, ganz glorreich und triumphirend über Welt, Satan und ſein Heer, vor mir vorüberſchreitend mit der ſeligen Jungfrau Maria, ſeiner Mutter, und mit einem Gefolge von verſchiedenen Perſonen.“

„Dieſes habe ich mit meinen leiblichen Augen vor mehr denn fünfundzwanzig Jahren geſehen, und dieſes mache ich jetzt als wahrhaftig und gewiß öffentlich bekannt. Unmittelbar, nachdem ich mit dieſen Geſichten oder Erſcheinungen unſers göttlichen Meiſters Jeſus Chriſtus in ſeinen drei verſchiedenen Ständen beſchenkt worden war, verlieh mir Gott die Gnade, daß ich mit einer außerordentlichen Geſchwindigkeit den Tractat ſchrieb, woven man hier den erſten Theil geleſen hat; folglich ſchrieb ich ihn mehrere Jahre, bevor man in Frankreich wußte, daß ein Swedenborg in der Welt ſey, und ehe man die Exiſtenz des Magnetismus kannte.“

„Nach dem, was ich von meiner völligen Unwiſſenheit in menſchlichen Wiſſenſchaften gemeldet habe, wird man wohl ermeſſen, daß der Tractat, ſo unvollkommen er noch in Abſicht auf die Wendung der Phraſen iſt, damals, als ich ihn ſchrieb, ſehr verſchieden, jedoch lediglich im Styl, von dem war, was er jetzo iſt. Um ihn verſtändlich zu machen, mußte ich einen Mann finden und habe ihn auch durch die Gnade Gottes gefunden, der ſich der Arbeit unterzog, genau den Sinn meiner Worte und die Ideen ſo wiederzugeben, wie ſie in meinem erſten Aufſatz ausgeſprochen ſind, nur mit Veränderung gewiſſer gänzlich fehlerhafter Ausdrücke und ſolcher Redensarten, die zu offenbar gegen die unter den Menſchen üblichſten Sprachregeln verſtießen.“

„Ich füge dem, was ich in Betreff der erſten Erſcheinung des Herr v. Pasqualis und meiner Eltern geſagt habe, noch bei, daß ich ſie nicht blos einmal auf die angezeigte Weiſe geſehen habe, oder nur eine Woche, oder einen Monat, oder ein Jahr lang; ſondern daß von jenem erſten Augenblick an ich ſie ganze Jahre hindurch und beſtändig geſehen habe, mit ihnen gehend und kommend, zu Hauſe, draußen, bei Nacht, bei Tag, allein oder in Geſellſchaft, ſo wie mit einem andern Weſen, das nicht vom menſchlichen Geſchlecht iſt, und indem wir Alle wechſelsweiſe mit einander redeten, wie die Menſchen zuſammen reden.“

„Ich kann und darf hier nichts berichten von dem, was geſchehen, geſagt worden und vorgegangen iſt in allen meinen Viſionen ſeit dem erſten Augenblick bis auf heute. Unglücklicherweiſe ſpottet man in der Welt über alle dieſe Dinge; man leugnet ihre Wirklichkeit, und man ſpaßt oder hat freundliches Mitleid mit denen, die ſie bezeugen, als wenn es gänzlich unheilbare Narren wären. Es möchte alſo ſcheinen, als ob nach der Art, wie die Menſchen die, ſo Viſionen haben, ſchon vor Zeiten aufnahmen und noch aufnehmen, von den Patriarchen und Propheten an zu rechnen, ich von den meinigen nicht hätte reden ſollen. Allein der Wille und die Wahrheit Gottes müſſen allezeit die Oberhand behalten über Alles, was Menſchen ſagen können.“ —

Der Schluß dieſes Berichts mag denn auch zur Rechtfertigung ſeiner neuen Bekanntmachung und aller Schriften dienen, welche dergleichen und verwandte Erfahrungen einfach mittheilen oder der Natur, der Offenbarung und einer geſunden Vernunft gemäß, die vor allen Dingen ſich ſagen läßt, ſie beurtheilen. Wir haben einen Mann kennen gelernt, dem, ungeachtet des oben abſichtlich erwähnten kleinen Vorurtheils ſeines Standes, das zugleich eine Wahrheit enthält, der Charakter der größten Redlichkeit gewiß nicht abzuſprechen iſt. Er beſaß, gleich den meiſten Apoſteln, gar keine wiſſenſchaftliche Bildung, und erinnert an Agur, wenn er von ſich ſagt (Spr. 30, 2 — 3): „Ich bin der Allerdümmſte, und Menſchenverſtand iſt nicht bei mir; ich habe Weisheit nicht gelernet; doch habe ich die Erkenntniß des Heiligen.“ Dieſer Einfältige aber lieſt die h. Schrift, Kempis und ſein Gebetbuch und wird innerlich entzündet, hierauf aber unerwartet in eine Schule geführt, die er ſelbſt als ſo rein bezeichnet, daß die Lehrlinge, weil nur Gottes und nicht der Menſchen Satzungen gelehrt, keine gemachte Sünden zugerechnet werden, und nicht gradezu die Verdammniß angedroht wird, oft in Zweifel gerathen, ob die Lehre vom Guten oder vom Böſen ſey. Er gelangt nach heftigen Kämpfen endlich ſelbſt zum Schauen, um Zeugniß von Gottes Wahrheit und einem andern Leben abzulegen unter den Menſchen, deren Manche, wie er klagt und, was wir ihm rückſichtlich der höhern Natur des Menſchen und ſeines Berufs nicht widerſprechen wollen, ihn auch die Schreckenszeit gelehrt hat, ärger als die Teufel geworden ſind. Wenn er nun ſagt, „daß, wenn wir leiblich todt ſind, wir nicht einen Augenblick aufhören, eben ſo lebendig zu ſeyn als jetzt," ſo ſchließt dieſes einen Zuſtand der Betäubung oder eines nur halben, gleichſam thieriſchen Bewußtſeyns vieler abgeſchiedener Seelen, wie die Erfahrung es ergibt, ſo wenig als in dieſem Leben aus. Er ſpricht ferner zweimal von einem Weſen, das ihm mit ſeinen Angehörigen erſchienen und nicht vom menſchlichen Geſchlechte ſey, ohne deſſen gute oder böſe Natur anzugeben, beweiſt aber hiemit gegen Swedenborg, daß es noch andre geiſtige Geſchöpfe als diejenigen gibt, welche aus dieſen ſterblichen Leibern in die unſichtbare Welt verſetzt werden, oder mit andern Worten, daß nicht alle Engel und Teufel, wie der Stockholmer Seher ſich wider die Bibel hat einreden laſſen, verſtorbene Menſchen ſind. Von großer Merkwürdigkeit iſt der ungeheure Schlag, den Fournie innerlich leiden mußte, als ihm die

Geiſterwelt anging, und mahnt an die gelähmte Hüfte Jakobs, womit er ſich hinkend forttrug (1 Moſ. 32). Was die dreimalige Erſcheinung Chriſti nebſt deſſen Gefolge betrifft, ſo iſt es möglich, daß dazu eine andre Art von Ekſtaſe oder Schauen gehörte, als worin Fournié täglich mit Abgeſchiedenen perſönlich umging, eine weſenlos-weſentliche Erſcheinung, die wir Spiegelung nennen wollen, eine Anregung des innern Sinnes und abbildliche Darſtellung vor demſelben, dergleichen wohl zu derſelben Zeit an verſchiedenen Orten Statt haben kann (ähnlich der gleichzeitigen unſichtbaren Gegenwart Chriſti im h. Abendmahl), was die h. Schrift an einigen Orten einen Engel oder eine Botſchaft nennt. Doch ſoll dieſes dahingeſtellt bleiben. Wir wollen aber noch einige Urtheile des erleuchteten Mannes über die „myſtiſchen Schriftſteller" hören, womit er den erſten Theil ſeines Tractats ſchließt, und welche eben die Ueberſchrift verſpricht.

Er ſagt (S. 370 ff.): „Es iſt gewiß, daß eine große Anzahl von Unglaubigen, Deiſten, oder Atheiſten, oder Materialiſten, ſich bekehrt haben und noch täglich bekehren durch die aufmerkſame Leſung der Bücher von Jakob Böhm, der beurtheilenden Auszüge, die davon William Law in ſeinen verſchiedenen Werken gegeben hat, der von Frau Guyon, von Swedenberg und von mehrern Andern, die gleicher Gattung ſeyn ſollen. Es iſt eben ſo gewiß, daß eine ſehr große Anzahl von Perſonen ſich unter uns erlaubt, über die Schriften dieſer Knechte Gottes zu ſpotten, ohne ſonſt etwas davon zu wiſſen, als aus den Erzählungen und dem Anſtrich von Lächerlichkeit aus dem Munde ſolcher Leute, die für ſtarke Geiſter zu gelten ſuchen, oder deren Liebe zu Gott und deren Glaube an ſeine gnädigen Offenbarungen wenigſtens ſehr zweifelhaft ſind; und auf das gefährliche Wort dieſer Menſchen, denen wir unſer ganzes Zutrauen ſchenken, tragen wir kein Bedenken, die vormals Ungläubigen, welche ſich durch die aufmerkſame Leſung der Schriften jener warmen Diener Gottes bekehrt haben, als Blödſinnige und Idioten zu behandeln. Indeſſen ſollen wir uns wohl hüten und uns nimmermehr erlauben, diejenigen unter uns ſo zu behandeln, die ſich zu Gott bekehrt haben oder noch bekehren, indem ſie dieſe Schriften leſen, die wir nicht kennen, oder welche uns theilweiſe nur darum unverſtändlich ſind, weil der Geiſt Gottes, der ſie allein verſtändlich machen kann, nur denen mitgetheilt wird, die mit Inbrunſt und Standhaftigkeit auf den Wegen Gottes wandeln und unaufhörlich zu ihm ſchreien mitten aus den tiefen geiſtlichen Finſterniſſen, womit uns die Sünde umhüllt hat. Wir ſollen im Gegentheil uns freuen und Gott danken für die Bekehrung dieſer armen Verirrten, die es für immer zu ſeyn ſchienen. — Wir ſollen ferner wahrnehmen, daß Jeſus Chriſtus, unſer göttlicher Meiſter, gekommen iſt, alle Menſchen ſelig zu machen, die allzumal Schafe ſeiner Heerde ſind, aber vornehmlich die Schafe, die am unwiderruflichſten verloren ſchienen. Um ſie nun ſelig zu machen und nun die Verlorenen unter uns wieder zu ſich zu rufen, welche nicht gar ſo zahlreich ſind, als uns insgemein zu ſagen beliebt, hat Gott ſich nicht damit begnügt, den Abraham zu berufen und in ihm und ſeinem Samen alle Menſchen ohne Ausnahme zu ſegnen, ihm eine Lebensvorſchrift zur Ausübung und zur Predigt an ſeine Nachkommen, daß ſie ſie ausübten, zu geben, ſondern dieſer zahlreichen Nachkommenſchaft zu allen Zeiten Männer geſandt, die wir oft ſpöttiſch, wie ihnen auch bei Leibesleben geſchah, außerordentliche nennen, einen Moſes, Elias, Eliſa, die übrigen Propheten, Jeſus Chriſtus, den lieben Sohn des allmächtigen Vaters, die Apoſtel und die Jünger, die unermeßlich viele Bekehrungen wirkten. Bemerken wir wohl, daß dieſe wahren Knechte Gottes faſt nie Gehör und ſtandhafte Nachfolge gefunden haben, als bei den dem Anſcheine nach verlorenſten Schafen, die ſich, als ſie ſie hörten, von ganzem Herzen zu Gott bekehrten. Bemerken wir weiter, daß nach Maßgabe wie dieſe wahren Knechte Gottes durch ihren leiblichen Tod die Sendung beendigt zu haben ſchienen, die ihnen Gott auf Erden zu erfüllen gegeben hatte, Glaube, Hoffnung und Liebe unter uns erkalteten, und es Gott alsdann in Gnaden gefiel, von einer Zeit zur andern und bis heute andere außer ordentliche Männer zu ſenden, die wir Myſtiker nennen, aus deren Zahl diejenigen ſind, von denen ich ſchon geredet habe, nämlich Jakob Böhm, Frau Guyon und Swedenborg, die auch unzählige Bekehrungen an den Verlorenen unter uns geſtiftet haben. Ich kann mit Beſtand der Wahrheit ſagen, daß ich auf meiner Emigration, und ohne höher hinaufſteigen zu wollen, in der Schweiz und hier zu London, eine Menge Perſonen bekehrt gefunden habe durch die Schriften dieſer Myſtiker, die nur darum ſo verſchrien ſind, weil man ſie nicht mit Aufmerkſamkeit und chriſtlichem Sinne lieſt, ſondern nur mit einem Geiſt der Neugierde und in der Abſicht, ſie in's Lächerliche zu kehren; und unter dieſen Perſonen ſind ſolche, die man immer für bewandert in menſchlichen Wiſſenſchaften anerkannt hat, und die mir ſagten, ſie hätten bis zu jener Zeit nie gedacht, daß es einen Gott und folglich ein anderes Leben als das jetzige gebe." —

Wir wollen aus chriſtlicher Liebe nicht hoffen, daß insgeheim diejenigen gleicher Art ſind, welche in unſern Tagen den Namen der Myſtik, des Myſticismus und der Myſtiker in den Zeitungen zu brandmarken ſich angelegen ſeyn laſſen, müſſen ſie jedoch ehrlich verſichern, daß ſie nicht wiſſen, was dieſe Wörter bedeuten, und ſie ſich damit nur lächerlich machen. Unſer Autor fährt fort.

„Ich füge mit derſelben Wahrheit hinzu, daß, da ich von Zeit zu Zeit einige kleine Stücke aus den

Schriften Jakob Böhms habe leſen hören *), Alles, was davon auf dieſe Weiſe zu meiner Kenntniß gelangt iſt, mir geſchienen hat außerordentlich tief zu ſeyn in den Wegen Gottes, gut in ſich, aber zu abſtrakt für Anfänger; und unglücklicherweiſe pflegt man oft zu glauben, man ſey weit, während man den Lauf noch kaum begonnen hat. Die beurtheilenden Auszüge, welche William Law davon gegeben, ſind ein wenig deutlicher, wie mir gewiſſe ſchon bekehrte Seelen geſagt haben, die mich überdem verſichert haben, daß ſie großen geiſtlichen Nutzen aus den Werken des Hrn. Law geſchöpft. Das Wenige was ich von denen der Frau Guyon auf Zureden eines ihrer geiſtlichen Kinder geleſen habe, ſchien mir durch den Geiſt Jeſu Chriſti geſchrieben und ſehr gut für Menſchen aus allen Ständen zu ſeyn. Nach dem endlich, was man mir von den Schriften Swedenborgs vorgeleſen und berichtet hat, denke ich, und meine eigene Erfahrung überzeugt mich, daß er wirklich geſehen, und daß man ihm wirklich geſagt hat, in der Geiſterwelt, Alles, was er darin geſehen und gehört zu haben verſichert; allein er ſcheint von böſen und guten verſtorbenen Menſchen

---

*) Vielleicht Ueberſetzungen ſeines Mitſchülers St. Martin, beſonders aus der Aurora, wovon Einiges gedruckt iſt, und wobei ein dem Schreiber dieſes genau bekannter Deutſcher ihm zuweilen zur Erklärung des Wortverſtandes behülflich war.

durcheinander, eben ſo wie von guten und böſen Engeln, erhalten zu haben, was er ihnen nachſagt, und nicht genugſame Unterſcheidung angewandt zu haben." —

Dieſe Stelle iſt ſo lehrreich und warnend an ſich und ſo vielerklärend in Abſicht auf Swedenborg, daß ſie im Original angeführt zu werden verdient, wo ſie ſo lautet: mais il parait avoir reçu des hommes corporellement morts, soit mauvais, soit bons, ainsi que des bons et mauvais anges, tout ce qu'il rapporte d'après eux, et sans en avoir assez fait le discernement. Dem Verfaſſer ſcheint es noch dazu unbekannt geblieben zu ſeyn, daß Swedenborg gar nicht von guten und böſen Engeln außer den verſtorbenen Menſchen wußte. Was er aber im Folgenden zu Gunſten Swedenborgs und ſeiner Sendung ſagt, iſt eben ſo wahr und ſtimmt mit dem überein, was in der 7. Sammlung der Blätter aus Prevorſt geäußert wurde. Er fährt fort.

„Man kann alſo glauben, daß Swedenborg unter dieſen Geiſtern geweſen iſt, daß er ſie geſehen und ſich vertraulich mit ihnen unterredet hat, und daß Gott ihm dieſes zugelaſſen hat, damit er im Stande wäre, uns ſchriftlich über ihren phyſiſchen und moraliſchen Zuſtand zu unterrichten, um uns durch dieſes Mittel abzuziehen von unſern materiellen und irdiſchen Gedanken, in die wir auf eine unwürdige Weiſe unſern Geiſt und unſere Neigungen verſenkt haben, und uns ſo nach und nach zu geiſtlichen Ideen zurückzuführen, die allein würdig ſind, unſer geiſtiges, ewiges Weſen zu beſchäftigen."

„Es muß uns um ſo weniger Mühe machen, zu begreifen, daß Swedenborg in der That unter guten und böſen Geiſtern geweſen iſt und berichtet, was er in den Unterredungen mit ihnen gehört hat, wenn wir uns vorſtellen, daß wir gerade ſo beiſammen ſeyn würden, wenn Gott uns auf einmal gänzlich entkörperte; das heißt, wenn wir ſo entkörpert wären, ſo könnten wir als unſterbliche Weſen fortfahren einander zu ſehen und von ewigen und göttlichen Wahrheiten zu reden, wie jeder von uns ſie jetzo anſieht, glaubt, ſchaut und davon ſpricht."

„Wir müſſen auch glauben, daß in derſelben barmherzigen Abſicht, und um uns noch kräftiger zu ſich zu rufen, Gott, bevor er das Endurtheil über uns ergehen laſſen wollte, uns durch den Magnetismus auf eine augenſcheinliche Weiſe das Daſeyn unſers geiſtigen Weſens und deſſen Unabhängigkeit von ſeiner materiellen Hülle ſehen laſſen, in welche es ſeit unſerer traurigen Urſünde eingeſchloſſen iſt. In der That iſt dieſer Magnetismus, wovon Tauſende von Menſchen Zeugniß ablegen können, darum nicht weniger ein wirkliches Ding, weil es möglich wäre, ihn zu mißbrauchen. Der Mißbrauch ſelbſt, den man davon machen kann, iſt eine überzeugende Probe ſeiner Wahrheit und zeigt nur, daß es gefährlich iſt, ſich ohne Unterſchied Allem zu uberlaſſen, was er uns in moraliſcher und geiſtlicher Hinſicht darbietet, wie es gefährlich iſt, ſich allen Ideen hinzugeben, welche uns gegenwärtig von guten und böſen Engeln und von leiblich verſtorbenen oder noch unter uns lebenden Menſchen an die Hand gegeben werden."

Dieſe letzten Worte ſind ſowohl für den Magnetismus als ſonſt von der größten Bedeutung, und man darf dieſen ganzen Auszug als ein ſehr merkwürdiges und nützliches Aktenſtück anſehen, zumal da das Originalwerk in Deutſchland ſelten iſt.

— 9 —

Glosse.

In einem Aufſatz der Berliner evangeliſchen Kirchenzeitung (Sept. 1836. Nro. 71): „Ueber das Verhältniß des Chriſtenthums zum Pantheismus," wird mit Recht bemerkt, wie die Thätigkeit der Glaubigen für die Fortentwickelung der Erkenntniß und des Kirchenweſens hinter der der pantheiſtiſchen Neutheologen für ihr Syſtem zurückbleibe, aber die Parallele mit den Worten geſchloſſen: „Sie bekämpfen die Lehre von der Unſterblichkeit mit allen Scheingründen pantheiſtiſcher Philoſophie und Religion; wir dagegen erzählen Geiſtererſcheinungen und Geſpenſtergeſchichten." — Nein, lieber Mann, Gott erzählt ſie durch die That und heißt ſie uns erzählen, um die angebliche Vernichtung oder unperſönliche Fortdauer der Pantheiſten zu ſchlagen. Wozu jener Seitenhieb? und wem gilt er? Ohne Zweifel denen, welche die lebendige Erfahrung mit Gottes Wort in Uebereinſtimmung zu bringen ſuchen; daher iſt er ungerecht und unüberlegt. Der Verfaſſer des Aufſatzes wird ſich vergeblich bemühen, mit langer Rede diejenigen zu überzeugen, welche Thatſachen in den Wind werfen, und eine einzige ſolche Thatſache redet jedenfalls weit nachdrücklicher, als die längſte apologetiſche Diatribe. Macht er ſich nicht ſelbſt des Sadducäismus ſchuldig (Apoſtelg. 23, 8), während er die Sadducäer ſchilt?

— y —

Einige aphoriſtiſche Bemerkungen,

zum Theil zu der Schrift:
„eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur“
und zum Theil zur
„Seherin von Prevorſt“
gehörig.

Hätte die rationaliſtiſche Geiſterfurcht und das abgeſchmackte Geſchrei: „im neunzehnten Jahrhundert noch an Geiſter zu glauben!“ nicht alle Forſchung auf dieſer Nachtſeite der Natur bisher gehemmt, ja faſt diktatoriſch verboten, ſo wären wir gewiß auch auf praktiſchem, phyſiſchem Wege ſchon längſt zu Entdeckungen gekommen, gegen die all dieſe materialiſtiſchen Syſteme und der Unglaube an eine perſönliche Fortdauer ſchon längſt in Wahn und Nacht verſchwunden wären.

Stellt man nur die Thatſachen aus dieſem Felde, von deren Aechtheit man verſichert iſt, zuſammen und vergleicht ſie mit einander, ſo findet man eine Uebereinſtimmung in der Art der Erſcheinung, der Töne, der Gefühle u. ſ. w; daß man leicht ſieht, es waltet hier ein Geſetz ob, das unumſtößlich für eine objektive Realität zeugt, welche die Urſache von all dieſem iſt. Es wird ſich aber klar herausſtellen, daß das nicht elektriſch-magnetiſche Wirkungen lebender Perſonen oder eines elektriſchen Katers unter dem Dache ſind, ſondern Wirkungen (mögen ſie auch elektriſch-magnetiſcher Art ſeyn) von etwas ganz Anderem.

Ein Freund ſchrieb mir: „Menzel ſagt in ſeiner Recenſion über Ihre neueſte Erfahrung, er könne dieß oder jenes nicht glauben, und das glaube ich ihm gerne, Sie auch und jeder Andere; sed quid inde? Die elektriſch-magnetiſche Allmacht jener Frau, der Schöpferin und Ansteckerin! iſt in der That ein größeres Wunder als Geiſtererſcheinungen. Man ſollte ſich ſo eine Tauſendkünſtlerin zur Beluſtigung kommen laſſen; ſie könnte ihr Brod verdienen, ſo gut wie ein Feuerwerkfabrikant.“ —

In der Verſammlung der Prälaten zu Madrid, in der Columbus ſein Unternehmen, eine neue Welt zu entdecken, vertheidigen mußte, ſagte einer derſelben, Firmian Lactanz (ein Verſtändiger, wie es jetzt viele gibt): „Gibt es etwas Abgeſchmackteres, als zu glauben, daß es Gegenfüßler gebe, deren Füße gegen die unſrigen gerichtet ſeyen? Man denke ſich Menſchen, die mit den Ferſen in der Luft und mit dem Kopfe nach unten gehen. Man denke ſich, daß es einen Theil der Welt gebe, wo Alles umgekehrt wäre, wo die Bäume mit ihren Zweigen von oben nach unten treiben, während es von unten nach oben regnet, ſchneit und hagelt. Zu ſagen, daß es Gegenfüßler gebe, würde ſagen, daß es Völker gebe, die von Adam nicht abſtammen, weil es unmöglich wäre, daß ſie über den Ocean hätten dahin gelangen können. Es würde alſo heißen, die Bibel ableugnen, die ausdrücklich erklärt, daß alle Menſchen nur einen Vater gehabt?“ — Dieß ſind die gleichen Redensarten, die jetzt die Gewöhnlichkeit im Munde führt, ſchreibt man von der Möglichkeit eines Mittelreiches und niederer Geiſter.

Gaffarillus (in curiositat. inaudit. Cap. 5.) hielt die Geſpenſter für Ausdünſtungen der verfaulten menſchlichen Leichname, die des Nachts durch die Kälte der Luft verdickt und zuſammengepreßt würden, daß ſie die äußere Geſtalt der verſtorbenen Menſchen vorſtellen. Ein Herr Dr. Walch macht hiebei die Anmerkung: „Dieſe Meinung iſt die abgeſchmackteſte.“ Nein, es gibt im jetzigen Jahrhundert noch abgeſchmacktere. Man hörte bei jener Gefängnißgeſchichte in Weinsberg häufig ſagen: „warum denn abermals in

Weinsberg?“ Darauf iſt zu antworten: Es kommen derlei Phänomene in anderen Gegenden ſo häufig wie in Weinsberg vor. Die Leſer dieſer Blätter werden ſich ſchon überzeugt haben und immer mehr überzeugen, daß nach den hier mitgetheilten Beobachtungen derlei Phänomene ſich in den verſchiedenſten Gegenden gleich zeigen und namentlich auch in dem ſeinen Zeitungsſchreibern nach ſo ſehr unglaubigen, unſern Glauben verhöhnenden Preußen, — wie dieſe Blätter auch ſehr ſchätzbare Mittheilungen aus dieſem Nachtgebiete der Natur hauptſächlich preußiſchen Aerzten und ſelbſt Offizieren aus dem Generalſtabe in Berlin zu verdanken haben.

Hört man aber derlei Phänomene ausführlich von Weinsberg, wie z. B. letztere Gefängnißgeſchichte, ſo geſchieht es einzig aus dem Grunde, weil hier derlei Phänomene nicht ſogleich ohne alle Beobachtung und Prüfung verworfen werden. Würde dieß in andern Orten unſeres Landes eben ſo geſchehen, würde man auch von ſolchen ebenſo oft Gleiches vernehmen.

Die Leſer der „Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur“ werden ſich erinnern, daß ein hauptſächlicher Zeuge für ſie auch der berühmte Herr Kupferſtecher Duttenhofer iſt. Das Zeugniß dieſes Mannes iſt um ſo gewichtiger, als derſelbe ein Mann von ausgezeichnetem Gleichmuthe, ſcharſem Auge und tieſem Beobachtungsgeiſte iſt. Um ſo zeugender iſt, was dieſer Mann nach Erſcheinung jener Schrift, und nachdem er ſein Zeugniß in derſelben geleſen (ſiehe S. 119 d. S.), an mich noch nachträglich ſchrieb, und was ich der Thatſache wegen, um die es ſich handelt, nicht verſchweigen darf. Es iſt Folgendes:

„Zuerſt muß ich Ihnen bezeugen, daß ich bei Durchleſung des Buches ſehr befriedigt wurde ſowohl wegen der treuen und unverfälſchten Darſtellung aller der verſchiedenen Thatſachen und Nebenumſtände, ſo weit ſie mir theils aus eigener Erfahrung, theils von anderen glaubwürdigen Leuten bekannt geworden ſind, und dann überhaupt über die Anordnung des ganzen Inhalts. Auch mir war eine Veroffenbarung, oder wie Sie das nennen wollen, in meiner Wohnung in der Nacht vom 29. auf den 30. Dezember v. J. geworden. (Es war alſo dieſes in der Nacht, wo Herr Baron v. Hügel und Herr Pfarrer Megnin die ganze Nacht bis Morgens bei der E. im Gefängniſſe waren (ſ. S. 136 der Schrift), und in der gleichen Nacht, wo das Phänomen auch zu Herrn Maler Dörr nach Heilbronn kam. (S. S. 172 der Schrift.) Da ich aber Morgens frühe nach Oehringen reiſte, ſo hatte ich Niemand etwas davon erzählt. Nach meiner Zurückkunft am 2. Januar erfuhr ich nun ſogleich, mit welchem gewaltigen Geſchrei über die Phänomene, die Herr Dörr beobachtet hatte, die Stadt erfüllt war, wie

Vergrößerungen und boshafte Mißdeutungen ſtattfanden, und wie überhaupt über dem Geſchrei der Menge zu keinem vernünftigen Wort zu kommen war *), daher ich das mir Begegnete nur einigen Freunden mittheilte, indem ich glaubte, jetzt ſchweigen zu müſſen, da ſolche Beobachtungen zu wichtig ſind, und auf einem anderen Gebiete beſprochen werden müſſen, als hier der Fall iſt.

Es kam damals jenes Phänomen, als ich ganz wach im Bette lag, zu mir nicht nur mit jenen Tönen, von denen ich früher und auch Herr Dörr und Andere zeugten, ſondern es lief in meinem Zimmer, in dem ſich außer mir kein Menſch befand, wie mit Schlurken (an den Füßen los angelegten Schuhen), auf und ab, und als ich ihm zurief: „Laß dich noch beſſer hören!“ — that es zu meinem Erſtaunen vor mir (im Zimmer) einen völligen Schuß. Nach dieſem Schuſſe aber ſchwieg es auf einmal ſtille, es war Alles wie verſchwunden. Für's Auge, oder ſonſt für ein Schauen, ſtellte ſich mir nichts dar. — Es iſt ſehr natürlich, daß ſolche Behauptungen und erlebte Thatſachen, gibt man ſie der Menge preis, ſogleich alle Stände und Alter beſchäftigen, und da einerſeits diejenigen, die ſeit 50 Jahren das eingetrichtert

---

*) Dieſes nämliche unſinnige Geſchrei der Menge über dieſe Geſchichte dauert noch in allen Markt- und Wirthshausblättern an. K.

haben, was wir alle wiſſen, nicht geſtört ſeyn wollen, und andererſeits diejenigen, welchen eingetrichtert worden iſt, das erworbene liebe Gut der Erkenntniß ſich auch nicht rauben laſſen wollen, ſo iſt mir recht gut erklärlich, woher dieſe leidenſchaftliche Wuth gegen ſolche Beobachtungen kommt.

Mich u. ſ. w.

Duttenhofer.

Heilbronn, den 27. Sept. 1836.

In Würtemberg eifern hauptſächlich die ſogenannten Hegelsmagiſter gegen allen Geiſterglauben, weil ein ſolcher in ihre Syſteme nicht paßt. Um das Geiſterſehen nach ihrer Weiſe zu erklären, bilden ſie ſich Theorien des Somnambulismus, ohne je eine Somnambule, geſehen zu haben aus Kiefers Journalen und Hegels Schriften, auch ohne zu bedenken, daß jene Phänomene zwar an das Gebiet magnetiſcher Erſcheinungen grenzen, aber noch lange nicht ein und daſſelbe mit ihnen ſind. Es kann eine Perſon magnetiſch oder ſomnambül ſeyn, deßwegen hat ſie doch nicht die Gabe, Geiſter zu ſehen. Schon als Kind, ehe ſie magnetiſch und ſomnambül wurde, hatte die Seherin von Prevorſt dieſe Gabe. Ihr Vater, ihr Bruder und ihre Schweſtern, die nicht ſomnambül waren, beſaßen die gleiche Gabe. Der ſiebenzigjährige Herr Stadtrath S. zu Neuſtadt, der dieſe

Gabe in hohem Grade hat, iſt nichts weniger als ſomnambül. Die zwei tiefmagnetiſch geweſenen Mädchen, deren Geſchichte ich in dem Buche: „Geſchichte zweier Somnambülen,“ ſchrieb, verriethen dagegen keine Spur von dieſer Art des Schauens.

Im Gebiete der Phyſiologie und Anatomie ſind jene würtembergiſchen Hegelsmagiſter ſo unwiſſend, daß ſie, wenn von der Herzgrube (dem Leben auf der Herzgrube) geſprochen wird, vermeinen, das ſey das Herz. Von einem ideoſomnambülen Zuſtande ſcheinen ſie gar nichts zu wiſſen. Was Wunder, daß eine ſolche Unwiſſenheit behauptet: was die Seherin von Prevorſt über jene merkwürdigen Kreiſe, über eine Sprache des Innern u. ſ. w. entwickelte, ſey blos von ihrem Magnetiſeur (ſie wurde dazumal gar nicht magnetiſirt) oder von andern Menſchen, die mit ihr in Rapport geſtanden, z. B. von Eſchenmayer, auf ſie übergegangen?

Möchten dieſe Herrn Magiſter wiſſen, daß namentlich auch Eſchenmayer von jenen Kreiſen, ehe ſie die Seherin entwarf, gar keinen Begriff hatte, daß ich ſie ihm nach Tübingen mit der Erklärung der Seherin ſandte, und daß er, erſt erſtaunt über die Tiefe ſolcher Eröffnungen, hieher kam und ſich von der Seherin darüber belehren ließ.

Er ſchrieb mir ſchon im Mai 1828 auf das gleiche irrige Meinen eines Altmeiſters alſo:

„Dieſe Kreiſe betreffend, deren Erklärung allein die Seherin ſelbſt gab, ſo liegen die Hauptmomente dieſer Erklärung ja ſchon in der Figur ſelbſt, von der ich früher gar keine Ahnung hatte. Auch die Erklärung verſtand ich, wie ſie die Seherin gab, lange nicht, bis ſie mir zuletzt den Alles aufklärenden Satz ausſprach: „Der Geiſt ſchaue aus dem Mittelpunkt des Lebenskreiſes in den Mittelpunkt des Sonnenkreiſes, wo die Gnadenſonne ſey,“ und nun konnte ich nicht mehr daran zweifeln, daß ſie die Größe ihrer Aufgabe ſelbſt am beſten verſtand. Die Rolle, welche die Seherin dem Geiſte, abgeſehen von der Seele, in den beiden Kreiſen überträgt, iſt ſo ausgezeichnet und zugleich ſo fruchtbar, daß ich, ungeachtet ich ſchon 16 Jahre Pſychologie docire, doch jetzt erſt durch dieſen neuen Faktor zu beſſern Aufſchlüſſen geleitet werde.“ —

Wer findet nun hier, daß Eſchenmayers Philoſophie auf die Seherin übergegangen? Nur Jene, die Alles zu wiſſen und zu finden vermeinen, finden und wiſſen das ganz beſtimmt.

„Nicht von uns lernte jene Seherin, ſagt ein Denker, ſondern wir lernten einzig von ihr und lernen noch täglich von ihr. Die Polarität ſowohl der Lebens- als Seelenkraft war bei dieſer Perſon viel weiter auseinander gerückt, als bei andern Menſchen. Wir ſind bloſe

Indifferenzmenſchen, die vom täglichen Brode ſich nähren; allein Chriſtus ſagt: Der Menſch lebt nicht allein vom Brode, ſondern von einem jeglichen Worte, das aus dem Munde Gottes gehet. Darum ſollten wir während des täglichen Berufs unſer Leben nicht nur vom Brode, ſondern auch vom Worte Gottes zu erhalten ſuchen. Eine ſolche Anmahnung gibt uns jene Seherin, welche wirklich zeigt, daß unſer Leben eben ſo gut himmliſche als irdiſche Speiſen zu genießen vermag. Auch wir könnten gewiß unſere Polarität weiter auseinanderrücken, wenn wir mehr nach himmliſcher Speiſe trachteten. Das heißt, wenn wir unſer Leben und unſeren Beruf ſo einrichteten, daß wir immer eingedenk wären der tiefern Wahrheiten des göttlichen Worts, ſo würden unſere Fühlfäden, die immer nur in's Zeitliche eingetaucht ſind, ſich verlängern und uns vom Ewigen und Unſichtbaren mehr Kunde geben. Ein ſolcher verlängerter Fühleſinn iſt der Glaube; aber wo ſind die Menſchen, welche glauben? Ich ſpreche nicht vom dogmatiſchen Glauben, denn dieſer will geſcheidt ſeyn und den Glauben ſelber wieder wiſſen. Alles Wiſſen aber kehrt ſich nur auf uns ſelbſt zurück. Wenn wir daher einen Gott im Wiſſen haben wollen, ſo müſſen wir ihn in unſere Begriffe hereinziehen, und dann nimmt er auch die Natur unſerer Begriffe an. Das Unendliche und Ewige, in den bloßen Begriff aufgenommen, iſt eben ſo gehaltlos, als es unſerm Auge eine bodenloſe Tiefe iſt. Ganz anders verfährt der verlängerte Fühlſinn, den wir Glauben nennen; er läßt Gott, wo er iſt, das heißt, über alle Begriffe erhaben, und nimmt nicht Gott ſelbſt, ſondern nur die Strahlen ſeiner Offenbarung in ſich auf, das heißt, er hält ſich blos an Chriſtum und ſein Evangelium. Aus dieſem erhalten wir freilich auch ein Wiſſen, aber ein ſolches, das vom Anfange bis zum Ende ſich immer dem Glauben unterordnet. Der Glaube, der über die Armuth unſeres Wiſſens erſt aufgeht, aber den Reichthum des Evangeliums in ſich trägt, der iſt der wahre lebendige Glaube, und zu dieſem weiſt uns auch jene Seherin, die aber allerdings von ſolchen, die aufgebläht von eitlem Wiſſen und Selbſtſucht, leer an Chriſtusliebe und Glauben ſind, nie begriffen werden kann."

K.

Ueber die Relationen der ſinnlichen und überſinnlichen Welt.

Unter obigem Titel enthält in Bezug auf Kerners „Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur“ das Morgenblatt vom 19 — 23. Dec. 1836 (Nro. 303 bis 307) einen mit Ruhe, Beſcheidenheit und Einſicht geſchriebenen Aufſatz, unterzeichnet Nürnberger, worin zuerſt der Grundſatz entwickelt wird, daß die Ungewißheit des Zuſtandes nach dem Tode, der Zweifel oder das Zwielicht, worin das Geiſterreich und deſſen Einwirken auf dieſes Leben ſich darſtelle, göttliche Abſicht und die Baſis unſerer moraliſchen Freiheit ſey. Wenn Gewißheit einträte, „wie viel des Höchſten, Edelſten, würde die Vorſehung durch Zulaſſung einer ſolchen Profanation zerſtören! und was würde ſie für die Sterblichen dadurch gewinnen?“ ſagt der Verfaſſer. Die Allgemeinheit einer ſolchen Zulaſſung erſcheine gefährlich, bedenklich u. ſ. w.

Wenn auch die von dem Verf. angeführten Beweggründe nicht völlig die Probe halten ſollten, ſo ſpricht er doch das Faktiſche der Sache aus, nämlich, daß die wahrnehmbare Einwirkungen der überſinnlichen auf die ſinnliche Welt, an ſich genommen, oder rückſichtlich der Empfänglichkeit der Subjekte, verhältnißmäßig eine Seltenheit und eine Ausnahme von dem gemeinen Gang der Dinge ſind, und daß die Nichtallgemeinheit ſolcher Ereigniſſe und Beobachtungen ihr Geſetz in der göttlichen Weisheit finden muß. Daſſelbe läßt ſich jedoch auch von der Einzelnheit derſelben ſagen, ſofern es unleugbare Vorkommenheiten ſind. Gleichwie nämlich in den einzelnen bibliſchen Wundern ſich ein Reich überſinnlicher Kräfte und eine Schöpfung außer der ſichtbaren eröffnet, ſo kann es Gott gefallen, auch heute noch zuweilen Aehnliches und Verwandtes geſchehen zu laſſen. Der Zweck hievon iſt erklärbar. Vermöge der Theokratie hatte Iſrael Anſpruch auf die Nähe ſeines Gottes. Die Wunder Chriſti mußten die Gottesherrſchaft in einem höhern und ewigen Sinn aufs Neue ankündigen und bewähren; denn die Loſung war ſchon von Johannes her: „Thut Buße, denn das Himmelreich iſt nahe herbeigekommen!“ Die Auferſtehung des Herrn mußte unter Mehrerem die Gewißheit eines andern Lebens beweiſen; ſie wurde aber nur denen ſichtbar und glaubhaft, welche ſchon vorhin an ihn geglaubt hatten, oder denen er, wie einem Saulus, zu beſonderm

Zweck erſchien. Wenn nun in Zeiten, wo der Glaube in der Welt auf die Neige geht, und materialiſtiſche Grundſätze an deſſen Stelle treten, ſich ebenfalls Erſcheinungen aus der überſinnlichen Welt anmelden, wenn ſie laut werden, wenn ſie überwältigende Zeugniſſe für ſich haben, wenn ſie, wie von jeher, und wie vorausgeſagt, von den Ungläubigen und Sinnlichen verſpottet werden, was nicht gegen ſondern für ihre Wahrheit beweiſt; ſollte hiebei der Finger der göttlichen Vorſehung nicht ſehr erkennbar ſeyn? Eben darum werden ſie kund und bezeugt, welches keine Profanation iſt, werden aber nicht allgemein, was die Ordnung dieſer Welt umkehren würde, und ſollen allerdings durch ihre Seltenheit und Räthſelhaftigkeit, durch die Möglichkeit des Zweifels, zur Prüfung des Glaubens dienen, da dieſer, und nicht das Schauen, die Bedingung des Heils iſt. Denn während eben durch ſie in unſern, durch glaubensloſe Sinnlichkeit ausgezeichneten Tagen aufs Neue der Ruf ergeht: „Thut Buße, denn das Himmelreich iſt nahe herbeigekommen!“ bleibt nebenher auch die andere Loſung: „Selig ſind, die nicht ſehen und doch glauben!“ Vielleicht hätten weniger offene Gemüther, als Dr. Kerner und ſeine Freunde, als früherhin Jung-Stilling und Andere, als ſeiner Zeit ſchon Swedenberg und Oetinger, es wirklich für eine Profanation gehalten, laut von der Sache zu reden; aber ſie iſt eben dieſes ihres Charakters wegen gerade an ſie gekommen, damit ſie laut würde, ſie haben den Beruf zur Bekanntmachung gehabt und befolgt und wiſſen, daß ein blindes Urtheil nichts dagegen vermag; indeß manche andere Perſonen ſeither vorhanden waren, die dieſen Beruf nicht hatten, wohl aber aus eigener Anſchauung die volle Gewißheit, wovon man merkwürdige Beiſpiele anführen könnte.

Der Verfaſſer des obigen Aufſatzes gehört nicht zu den Ungläubigen in dieſem Fach und ſollte wohl nicht abgeneigt ſeyn, dem ſo eben Geäußerten beizuſtimmen. Er ſagt: „An die Realität, an die Möglichkeit einer beſtändigen geheimen Relation zwiſchen der ſinnlichen und jener überſinnlichen Welt, ſogar an die Möglichkeit eines, zwar beſondern Geſetzen unterworfenen, aber beſtimmten, aus jenem geiſtigen Gebiet auf die ſinnliche Welt erfolgenden Einfluſſes glaube ich eben ſo feſt, als an die eben hervorgehobene allgemeine Nothwendigkeit, dem ſterblichen Menſchen den Zugang zu dieſen Ueberzeugungen zwar durch Ahnung und Schluß, nicht aber durch wirkliches Schauen und Ergreifen zu eröffnen und alſo Dinge nicht zur palpabeln Gewißheit zu erheben, deren Profanation die ſchlimmſten Folgen für den Einzelnen und für das Ganze haben könnte." — Aber obgleich zu den Gründen der Einzelnheit und Verborgenheit auch der gehört, deſſen der Verfaſſer gedenkt, nämlich, daß durch die nähere Bekanntſchaft mit der jenſeitigen

Welt Vielen die dieſſeitige (ſogar aus zweifachem Grund) unerträglich werden dürfte, und ſo Mehreres: ſo ſcheinen ſolche doch durch das vorhin Bemerkte, und zwar für den jetzigen Zeitlauf der Chriſtenheit, im Allgemeinen ganz einfach aber ſcharf präciſirt zu werden. Denn es gilt abermals das Wort: „Wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen;“ und nur, wo das Schauen für den Glauben nützlich erſcheint, wird es von Gott geſandt und zugelaſſen, auch weltkundig.

Der Verf. ſagt ferner, wenn er von Träumen und Ahnungen redet: „Ich halte mich feſt überzeugt, daß Traum und Ahnung Mittel einer Mittheilung werden können, welche uns höhere, an unſerm Schickſal theilnehmende Mächte zu machen wünſchen. Eine Disputation iſt übrigens hierüber um ſo überflüſſiger, da es ſich dabei um Materien handelt, welche ganz außerhalb der Grenzen eines gewöhnlichen Räſonnements liegen.“ Anſtatt „überflüſſiger“ hätte der Verf. eben ſowohl, was auch ſeine Meinung zu ſeyn ſcheint, „unnützer“ und „unmöglicher“ ſagen können. Denn wenn der Schuſter vor dem Gemälde des Apelles nicht über den Schuh hinaus urtheilen ſoll, wie viel weniger ein ſinnliches Auge über das Weſen und die Wirkſamkeit einer überſinnlichen Welt? Ein ſolches Auge will nicht einmal, wie der überkluge Schuſter, wenn es auch könnte, das Ding in Betrachtung ziehen, ſondern wendet ſich davon, um damit den äußerſt

ündigen Beweis zu führen, daß das ganze Ding
n Nichts, daß es gar nicht vorhanden ſey. Es
ommt aber, wie ſchon oft bemerkt, nicht auf Ge-
enſtergeſchichtchen, ſondern auf das an, was ſie, als
hatſachen erhärtet, nach Gottes Abſicht beweiſen
len: das Daſeyn der überſinnlichen Welt ſelbſt, die
rſönliche Fortdauer der Seelen und ihre jenſeitigen
ſtände nach Maßgabe ihres vorherigen Lebens, end-
die Gewißheit und Untrüglichkeit der geſchriebenen
tlichen Offenbarung, weil nämlich in dieſer ſich ein
ichthum von Wundern und Erſcheinungen aufthut,
che mit unſerm ſinnlichen Alltagsleben in ſo auf-
endem Contraſt ſtehen, daß man ſie nicht beſſer
erklären weiß, als wenn man ſie für Fabeln aus-
. Was wäre aber eine Offenbarung ohne ſolche
nbarungen? und ſo wird alle wirkliche Offen-
ng (außer der vermeinten der menſchlichen Ver-
t) verworfen, und auf dieſe Weiſe entledigen wir
zuletzt ſelbſt Gottes. Die Folge iſt praktiſch
. Nicht, wer Geſpenſter leugnet, iſt darum ein
iſt; aber die Atheiſten und Materialiſten ſollen
die von Gott zugelaſſenen wunderbaren Erſchei-
en, wo möglich mittelſt richtiger Folgerungen, zu
bekehrt werden, was wichtiger als dieſe Phan-
iſt. Es iſt auch geſchehen, wenn gleich nicht
, wenn gleich ſelten, wie ſchon das Evangelium
eichen Mann traurig genug vorausſagt. Ehe-
ewies man die Wahrheit der Bibel aus ihren

Wundern; jetzt müſſen erſt dieſe Wunder als wahr bewieſen werden.

Sehr gut bemerkt der Verf., daß die Fähigkeit für die Communication mit der überſinnlichen Welt, namentlich mittelſt Ahnung und Traum, durch das vorrückende Alter und den Ernſt ſtreng wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung beeinträchtigt werde. Nämlich die Denkkraft oder ſelbſtwillige Reflexion, verbunden mit zerſtreuender Thätigkeit, gewinnt die Oberhand über das Gefühl, die offene Empfänglichkeit für ſtille Eindrücke wird verſchloſſen; das „Gehirnleben“ wird vorherrſchend, und verdrängt das „Leben auf der Herzgrube,“ wie die Seherin aus Prevorſt es nennt. Hr. N. ſieht jenen Umſtand als die Urſache an, daß dieſer Glaube feſter in der Ueberzeugung des Volks haftet, „welches länger jung, d. h. durch Leben und Wiſſenſchaft unverbildet bleibt.“ Er warnt daher vor überklugem Spott und kann bei dem unzerſtörbaren Volksglauben an das Geiſterreich und an das mögliche Herübertreten ſeiner Geſtalten auf das Gebiet der ſinnlichen Welt nicht glauben, daß alle dieſe Millionen Menſchen, dieſe unverkünſtelten, der Natur ſo nahe lebenden Menſchen, deren Meinung ſich ſelbſt in der Naturkunde wider die Gelehrſamkeit oft neu bewährt, alle, alle an der gemeinſchaftlichen Krankheit eines nämlichen, ganz objektivloſen Irrthums laberiren ſollten. Uns gebricht insgemein der geöffnete Sinn für die Wahrnehmung der geiſtigen

Gegenwart, wie für die Zukunft. Er bemerkt noch, aß das Avertiſſement des Traums den freien Willen nicht beeinträchtige, ſondern nur Vorbereitung ſey auf ein Ereigniß, mit welchem unſere Willenskraft gleichwohl noch den Kampf zu beſtehen hat; was denn um ſo gewiſſer iſt, je dunkler oftmals dieſe Vorbedeu- ungen, um je weniger oftmals das Vorbedeutete von unſerer Wahl abhängt. „Ein inneres, unvertilgbares Gefühl," ſagt er zuletzt ſehr ſchön, „welches ſeine Wurzeln in unſerer tiefſten Bruſt gemeinſchaftlich mit den heiligſten Glaubenswahrheiten hat, verſchafft uns Gewißheit über das Vorhandenſeyn dieſes Rap- orts, und wir ſtützen noch in allen denjenigen Fällen unſer Leben darauf, in welchen wir uns von der Rechnung des Gewöhnlichen verlaſſen fühlen." Die Anwendung auf den concreten (Kerner'ſchen) Fall ber überläßt er den Leſern, denen er nur ſeine An- cht von den bei dieſer Unterſuchung zu befolgenden Prinzipien habe mittheilen wollen.

Die Beſonnenheit des Verf. beſchämt alle die Klugen und Unklugen, die, ſobald von Annäherungen es Ueberſinnlichen die Rede wird, nichts Eiligeres u thun haben, als zu lachen oder Trugſchlüſſe zu iehen. Die letzteren ſind entweder aus der gemeinen rfahrungswelt gegriffen, daher unſtatthaft, oder ſie nd aus einem ſelbſtbeliebigen Syſteme geſchöpft und arum nicht gemeingültig. Sie pflegen auch wohl hre Blöße mit dem Nebel einer philoſophiſchen Sprache zu verhüllen, die lächerlicher iſt, als irgend ein Mährchen aus der Rockenſtube, und wenigſtens beweist, daß ſie ſich weit von der Natur entfernen. Das günſtigſte Reſultat iſt alsdann, die Zeugen ſeyen getäuſcht; von da ſteigt der Widerſpruch zur Möglichkeit und endlich zur Wirklichkeit eines abſichtlichen Betrugs; eine Anklage, mit welcher Kerner wegen ſeiner letzten Schrift in Zeitungen beehrt worden iſt, ohne daß jedoch die Denuncianten ſich zur Begründung ihres Vorgebens angeſchickt hätten. Bei all dieſen Urtheilen braucht man am Ende nicht mehr zu fragen, was geſagt wird (worauf doch die Wahrheit beruht), ſondern wer es ſagt, und weiß dann ſchon mehrentheils das Erſte. Denn was der eine Theil in dieſem Fach weiß nennt, iſt dem andern ſchwarz. Die es aber für grau anſehen, ſind am beſcheidenſten, wenn ſie ſich alles Urtheils enthalten, weil ſie in der That kein Urtheil haben, und die weiß nennen, was weiß iſt, ſind darum keine ſolche, die den Tünch für Alabaſter halten, oder Weißkupfer für Silber, ſondern führen eine gute Scheideprobe, die theils thatſächlicher, theils theoretiſcher Natur, nämlich aus derjenigen Philoſophie abgeleitet iſt, welche Natur und Bibel gemeinſchaftlich an die Hand geben. Selbſtgemachte Theorien haben nicht den allermindeſten Werth und beſchimpfen den Namen ihres Urhebers mehr, als daß ſie ſich auf ihn ſtützen könnten. Indeſſen die Welt will dergleichen haben, und wer in

n eigenen Namen redet, dem wird geglaubt,
denn durch den größten aller Propheten voraus-
t iſt.

ś iſt aber über die „Relationen der ſinnlichen
überſinnlichen Welt“ noch eine weitere, oben
angedeutete Erinnerung zu machen. Als Jeſus
tus in die Welt kam, ſo war viel Unord-
in der Welt und Wenige, die auf den
Jſraels warteten. Es mußte mit neuen
dern zugehen, daß Jeruſalem auf den arm ge-
en König der Juden aufmerkſam wurde; denn
lorie, die den Hirten erſchienen war, kam nicht
aus oder fand wenig Glauben. Morgenländiſche
ier hatten einen wunderbaren Stern geſehen
unternahmen die Reiſe zu dem erhabenen Weſen,
r ihnen anzeigte, ihm zu huldigen. Herodes
ickt, läßt ſich aus den Propheten den Geburts-
es Meſſias angeben, heuchelt, ihn auch anbeten
ollen, und richtet demnächſt, weil er ſich betro-
laubt, ein Blutbad unter den Kindern gleiches
s zu Bethlehem an; denn die Magier, durch
Traum gewarnt, kehren auf einem andern Wege
Wir leſen nicht, daß irgend ein Prieſter oder
ftgelehrter ſie zum Meſſiaskinde begleitet, ſich
deſſen Geburt unterrichtet hätte, obwohl ganz
alem über ihre Erſcheinung in Unruhe geſetzt
Herodes und die Prieſter fürchteten für ihre
rheit; ſie mochten die Sache nur bedecken oder

mit kaltblütiger Mörderei verfolgen und ſo die Schwärmerei ausrotten. „Was konnten auch die heidniſchen Fremdlinge wiſſen?“ Leiſe aber war ihnen der Stern wieder aufgegangen und wies auf das Geburtshaus des großen Heilandes. Wir ſehen hier eine wichtige Relation der ſinnlichen und überſinnlichen Welt, von jener nach dem erſten Schrecken verſchmäht und ſo weit irdiſch möglich verfolgt. Gleichwohl war ſie eine gewiſſe Botſchaft von dem größten Ereigniß, das je die Erde geſehen hatte. Die nachherigen Wunder Chriſti hatten bei der Menge, bei den Großen und bei den Prieſtern ein ähnliches Schickſal.

Von dem Ablauf des vorigen Jahrhunderts her äußern ſich in der Chriſtenheit, unter moraliſchen und politiſchen Umſtänden, welche die Vorzeit nie erwartet hätte, unter wachſender Verſinnlichung und Vergeſſenheit der ewigen Beſtimmung des Menſchen, unter Verflachung und Verleugnung des geoffenbarten Chriſtenthums ſelbſt, neue wunderbare, magiſche Kräfte, überſinnliche Erſcheinungen und, was wichtiger, wenn auch unſcheinbarer, Erweckungen und Antriebe zum Glauben, rege Thätigkeiten für das Reich Gottes und für deſſen Ausbreitung bis an die Enden der Erde. Das Alles iſt gleichgültig, iſt nichts, iſt lächerlich und verfolgungswerth in den Augen der ſinnlichen Welt, welche die Zeit ihrer Heimſuchung und die Vorboten größerer Ereigniſſe nicht gewahr wird. Sogar werden die Relationen der überſinnlichen zur ſinnlichen Welt von denen gelästert, welche ſich für rechtglaubig halten und, unverdient als Zionswächter verſpottet, eben ſo unverdient nicht wiſſen wollen, was in Bethlehem vorgeht. Aber der Stern der Magier iſt nicht umſonſt erſchienen, und nicht umſonſt häuſen ſich in dieſen Tagen die Aeußerungen der unſichtbaren Natur in der Sichtbarkeit. Die Aufgeklärten ſchreien über Verfinſterung, die Sichern haben ihren Spott, man verleumdet, man redet von Betrug, kurz, man will es nicht. Iſt es aber je der überſinnlichen Wahrheit anders ergangen? und je mehr die Sinnlichkeit ſteigt, muß nicht um ſo mehr die Wahrheit leiden? Schon dieſe Probe zeigt, was Wahrheit iſt oder nicht.

—9—

Eine ältere Thatſache
aus der Pneumatologie, zur Beſtätigung ganz ähnlicher neuern.

Wir finden in Francisci Protheus eine Erlöſungsgeſchichte die ſehr derjenigen gleicht, die uns die Geſchichte des Mädchens von Orlach und die in der Schrift: „Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur“ vorkommende Geſchichte liefert. Gleichförmig iſt in dieſer Geſchichte mit jenen Geſchichten und auch mit der in der Hammeriſchen Familie (ſ. Jungs Geiſtertheorie S. 193.) das Vorkommen eines nicht blos phosphorescirenden, ſondern wirklich brennenden Feuers, wodurch gerade wie in jenen Geſchichten auch hier durch die Hand der Erſcheinung ein von derſelben berührtes Tuch verſengt wurde. Beſonders ſehr mahnend an die Geſchichte des Mädchens von Orlach erzählt Francisci dieſe Begebenheit alſo:

Als man zählte 1671 am 21ſten Juli, ging ein dreizehnjähriges Mägdlein, Anna Reidlin genannt, Hanſen Reidels, Metzgers zu Ezelwangen, Tochter, vor dem Dorf Lehen auf Ezelwangen, zu erſtgedachten ihrem Vater, des Abends um das ſogenannte Betläuten. Da begegnete ihr auf der Wieſe nahe bei Ezelwangen ein Geſpenſt, vor welchem das Mägdlein ſehr erſchrack und ſtark anfing nach ihres Vaters Wohnung zu laufen; das Geſpenſt lief ihr gleichfalls ſtark nach, doch entkam das Mägdlein für dießmal. Als ſie nun zu ihren Eltern kam, fiel ſie in eine Ohnmacht und bekam das Fräiſch (die ſchwere Krankheit), ſo ſie auch im folgenden Jahr faſt täglich hatte. Gegen Lichtmeß des Jahres 1676 ließ es ſich ein wenig zur Beſſerung an. Da dann ihre Eltern ſie nach Schmiedt-Stat verdingten zu einem Bauer, Namens Georg Schmied. Dieſer war mit dem Mägdlein wohl zufrieden. Einesmal aber, nämlich den 29. Februar dieſes bemeldeten Jahrs, kehrte das Mägdlein die Stuben und trug das Kehrig, ungefähr um 9 Uhr Vormittags, hinaus; da rief ihr Jemand bei dem Namen hinter dem Haus. Sie meinte, es wäre Jemand von ihrer Herrſchaft, und ging dahin. Als ſie nun hinter das Haus kam, lehnte ſich eben das Geſpenſt an einen Aepfelbaum und war ganz weiß angekleidet, ſahe im Geſicht aus wie ein altes Weib und ſagte zu ihr: Sie, das Mägdlein, wäre ihr ſchon, ehe es in Mutterleibe empfangen, zugeben zu ihrer Erlöſung; derwegen ſollte ſie wohl Acht haben, daß ſie ſolche Erlöſung nicht unterließe, wo nicht, ſo wollte ſie ihr den Kopf umdrehen.

Das Mägdlein wollte zwar vor Furcht und Schrecken davonlaufen, war aber von dem Geſpenſt ſo feſt beim Arm gehalten, daß unterſchiedliche Leute die blauen Flecken an dem Arm geſehn. Hierauf fiel ſie in ihre gewöhnliche Krankheit. Als nun der Bauer ihren Eltern ſolches zu wiſſen gemacht, haben ſie das Mägdlein wieder in ihre Behauſung nach Ezelwangen genommen.

Vierzehn Tage ungefähr nach dieſem, nämlich am 11. März (der neuen Zeit), ſtund das Mägdlein etwas früh, ein wenig vor der Sonnen Aufgang auf und ging auf eine Wieſe. Da fand ſich das Geſpenſt abermal, das Mägdlein war nun aber wegen öfterer Erſcheinung etwas beherzter und ſprach: Alle gute Geiſter loben Gott den Herrn! Darauf antwortete das Geſpenſt: Ich auch. Das Mägdlein fragte: Was iſt denn dein Begehren von mir? Bete mir, ſprach das Geſpenſt, drei Vater Unſer! ſolches that das Mägdlein. Und als ſie unter dem Beten das Geſpenſt anſahe, ward ſie gewahr, daß demſelben Thränen über die Wangen herabliefen*). Da ſie nun ausgebetet hatte, bot ihr das Geſpenſt die Hand; und das Mägdlein wollte ihm auch die Hand reichen, ward aber von dem

---

*) Das Gleiche kommt in jener Gefängnißgeſchichte vor.

Geſpenſt gewarnt und vermahnt, es ſollte ihm nur ein Tüchlein geben. Indem nun das Mädchen in den Sack griff und ein Tüchlein ſuchte, ſprach der Geiſt: Nun haſt du mich erlöſet, ich will dir auch nicht mehr erſcheinen, du wirſt auch nicht mehr krank werden. Unterdeſſen fand das Mägdlein in ihrem Sack einen ſogenannten Schleier, wie ihn die Bauernmädchen um den Kopf tragen, und ſchlug denſelben in des Geſpenſtes Hand, welcher alsbald auch, ſo weit er die geſpenſtiſche Hand berührte, verbrann; das Uebrige behielt ſie und ward von ihren Eltern dem evangeliſchen Pfarrer ſelbigen Orts zugeſtellt, der er es bisher noch aufbehalten als eine abenteuerliche Sache. Am Ende ſolches Ueberbleibſels ſieht man den Brand ganz zugeſpitzt, wie eine ausgeſtreckte Hand. Seit dem hat die Krankheit des Mägdleins aufgehört, und beſagter Geiſtlicher dieſen Verlauf an den hochfürſtlichen Hof berichtet.

Oberlin.

Zweiter Aufſatz[*].

Endlich erſcheint, was längſt im In- und Ausland gewünſcht wurde, ein Auszug aus Oberlins hinterlaſſenen Papieren in Betreff ſeiner Erfahrungen von der unſichtbaren Welt, unter dem Titel:

> Berichte eines Viſionärs über den Zuſtand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlaſſe **Johann Friedrich Oberlins**, geweſenen Pfarrers im Steinthale, mitgetheilt von Dr. G. H. v. **Schubert**, Hofrath und Profeſſor in München. Nebſt einem Fragment: Die Sprache des Wachens. Ein Anhang zu des Herausgebers Symbolik des Traums. Leipzig bei Brockhaus, 1837.

Der würdige Schubert gibt auch hier der Wahrheit die Ehre und ſchenkt uns aus verſchiedenen

---

[*] Vergl. 7. Sammlung. S. 36.

Quellen, dem Tagebuch des „ſeligen Papa,“ ſchriftlichen Urkunden und mündlichen Mittheilungen, Nachrichten über deſſen vieljährigen vertrauten Umgang mit der Geiſterwelt und über ſeine Anſichten von ihr und ihrer Wahrnehmung in der Sichtbarkeit. Das erſte Kapitel handelt von den Bleibſtätten oder Manſionen der abgeſchiedenen Seelen, worüber Oberlin eine topographiſche Charte entworfen hatte. In dieſer wies er ſelbſt ſeine Bauern zurecht, die er übrigens in viel Anderm, was zeitlich und ewig nützt, unterrichtete, die ſchon vor ihm das „Ferngeſicht in das Geiſterreich“ beſaßen, und „denen dieſe ſonderbare Gabe nach und nach zu einem ſtarken Schutzengel geworden war, welcher den Menſchen, die auf ſeine Stimme merkten, bis in die verborgenſte Kammer des Hauſes, bis in die geheimſten Verhältniſſe des Lebens nachging und ſie gewöhnte, bei Allem, was ſie thaten, das Ende zu bedenken.“ Unſtreitig ein Gewinn, vor dem alle Spötterei verſtummen muß.

Der Verf. ſchickt zuerſt die übereinſtimmenden Angaben anderer Seher über jene Bleibſtätten, inſonderheit die des Engländers Thomas Bromley (v. J. 1681), voraus und zählt ſodann die ſieben Manſionen der Verſtorbenen nach Oberlin auf, deren jede wieder in ſieben Stufen oder Grade getheilt iſt. Beiläufig kann hier bemerkt werden, daß, wenn das Weilheimer Mädchen die Wohnungen der Seligen nach den Sternen an einander reiht, hierin um ſo weniger Widerſpruch mit den Oberlin'ſchen Berichten liegt, wenn, wie früher als nothwendig gezeigt worden *), geiſtige Regionen verſtanden werden, welche mit den Kreiſen der ſichtbaren Himmelskörper parallel laufen, eine Beziehung, die bei Oberlin nicht in Betracht gekommen und darum doch ſtatthaft iſt. Weiter iſt ſie es deßwegen, weil Oberlins Topographie von der Seelenwelt auch die Manſionen der Unſeligkeit umfaßt und ſich demnach in folgende theilt: 1) das neue Jeruſalem, 2) der Berg Zion oder das Reich Gottes, entſprechend dem Allerheiligſten des Tempels, 3) das Paradies oder das Leben, entſprechend dem Heiligen, 4) das Meer (Off. 20,13.), abgebildet im ehernen Meer des Vorhofs, 5) der Tod (daſ.), 6) die Hölle (daſ.), 7) der Feuerſee. Hiebei dürfte ſich zwiſchen Nro. 1. und 2. eine Verwechſelung finden, wie denn auch Hebr. 12, 22 der Berg Zion zuerſt genannt wird; er entſpricht dem Allerheiligſten, das himmliſche Jeruſalem dem Heiligen, das Paradies der Vorhalle und dem dreifachen Umgang.

Das zweite Kapitel enthält Oberlins Urtheile über *die Gabe des Geiſterſehens*, wobei er ſich wegen ſeiner frühern metaphyſiſchen Vorurtheile anklagt. Er erzählt hier merkwürdige Beiſpiele. Was ſchon in dem vorigen Aufſatz vorgekommen iſt, von Joſeph M., der ſeinen verſchuldeten Oheim Odil in der andern Welt Holz hauen ſah, erklärt ſich nebſt ähnlichen Vorkommenheiten aus der plaſtiſchen Kraft der Seele, die ſich mit Scheinbildern ihrer Neigungen oder Sorgen umgibt, ohne dadurch befriedigt zu werden; wobei man ſich erinnern kann, was hievon Homer im 11. Geſang der Odyſſee, obgleich an mythiſchen Perſonen, der Wahrheit gemäß andeutet. Oberlin ſagt (S. 25): „Wenn die Seele eines natürlichen Menſchen, deſſen ganzes Herz noch an der Welt und Luſt der Sinne hing, von ſeinem Leibe abſcheidet, da geht ihm ſein gewohntes Gelüſt, ſein irdiſches Sinnen und Trachten, nach. Ja, es gibt auch da drüben noch einen Hunger und Durſt, welche weher thun als der Hunger und Durſt des Leibes; es gibt auch da drüben noch für ſolche Seelen, welche wohl Gott fürchteten, aber noch nicht den vollen Frieden, die ganze Genüge in Chriſto gefunden haben, Arbeit und Mühe und vergebliches Sorgen.“ „Der Mann fragte ihn, was er da thäte; der Abgeſchiedene antwortete, er müſſe da Holz machen, bis er ſeine Schulden, die er ſo leichtſinnig auf der Erde gemacht hatte, abverdient hätte. Die arme Seele kannte ja wohl kein anderes Verdienſt als das eigene, und es wäre nicht gut, wenn wir Alles ſelber abverdienen müßten ꝛc.“ Auf die Frage, warum ſo wenig Menſchen und gerade im Steinthal mehrere die Gaben haben, Geiſter zu ſehen, antwortet O. treffend (S. 25): „Ich habe einmal geleſen, daß die Lappländer und die Bewohner der Schottländiſchen Inſeln, die in einer gar armen Natur leben, ganz beſondere Anlage haben zu dem Geſicht in die Geiſterwelt; die Bewohner aber der ſchönern, fruchtbarern Länder, wie die Italiener, die Südfranzoſen, wären weniger und ſeltener dazu geeignet. Mit den nördlichern Ländern hat nun unſer Steinthal freilich wohl viele Aehnlichkeit: es liegt hoch und kalt, der Boden iſt unfruchtbar, unſere Bergeshöhen ſind einſam und ſtill. Und mit dem Sichtbarwerden des Reiches der abgeſchiedenen Todten verhält es ſich faſt eben ſo, wie mit dem Sichtbarwerden eines vom lebenden Baum abgeſchiedenen, todten Stück Holzes, das bei Nacht aus dem Moosboden des Waldes hervorleuchtet wie eine glühende Kohle. Das Stück Holz leuchtet nicht blos bei Nacht, es leuchtet am Tage auch; aber mein Auge ſieht es nicht, denn der Tagesſchein füllt das Auge ſo an, daß ein ſo ſchwaches Flimmern, wie das des verweſenden Holzes iſt, keinen Eindruck mehr machen kann. So iſt auch die Seele eines lebenden Menſchen, der geſättigt iſt mit Allem, was die Sichtbarkeit Schönes und Angenehmes hat, für den leiſen Schimmer der Geiſterwelt nicht empfänglich. Das iſt aber doch noch nicht der einzige und der Hauptgrund des Sehens oder Nichtſehens der Geiſter. Wenn eine zärtliche Mutter und ein ſonſt braves und ſorgſames Dienſtmädchen mit einander in einer Kammer ſchlafen, wo das Bettlein des Säuglings ſteht, und der Kleine fängt in der Nacht an ſich zu regen und ſich hören zu laſſen, da wacht die Mutter bei den erſten noch leiſen Tönen des Kindes auf; das Dienſtmädchen hört es aber nicht, wenn auch der Kleine noch ſo laut ſchreit, es muß durch das Rufen der Frau beim Namen oder wohl gar durch Rütteln aufgeweckt werden. Das macht der natürliche Rapport, der zwiſchen der Mutter und dem Kinde, nicht aber zwiſchen dieſem und dem Dienſtmädchen iſt. Denn wenn ich ein Stücklein Eiſen oder eine Nähnadel mitten zwiſchen Holzſpäne hineinlege, und ich halte da den Magnet über die Späne, ſo bewegt ſich von den allen kein einziger, aber die Nähnadel macht ſich gleich daraus hervor und fliegt dem Magnet entgegen" — wobei ein merkwürdiges Beiſpiel vom Fernhören des Dr. Kämpf. Ferner S. 29: „Das iſt aber doch immer noch nicht Alles und noch nicht einmal das Hauptſächliche, was zum Geiſterſehen gehört. Es iſt freilich wahr, wenn mich mein Nachbar, der alle Tage im Walde draußen iſt und in der Dämmerung einen alten Holzſtock oft hat flimmern ſehen, recht darauf aufmerkſam macht, ſo ſehe ich am Ende, ſelbſt am Tage, im Schatten des Waldes daſſelbe Flimmern. Aber ich muß doch, wenn es nicht Einbildung ſeyn ſoll, ein gutes Auge dazu mitbringen. Es gehört noch eine beſondere Anlage zum Geiſterſehen, eine beſondere Natur, wie es die Natur des Eiſens iſt, die für den Magnetiſmus empfänglich macht. Ich habe mir die Leute, welche die Gabe des Hineinſehens in die unſichtbare Welt hatten, oft betrachtet; es ſind, wie ihr es hier im Steinthale ſehen könnt, manchmal kränkliche, zärtliche Perſonen, aber andere Male auch ganz ſtarke, arbeitſame. Ich habe da viele Stücke Kieſel. Sie ſind alleſammt Kieſel; aber in dem einen iſt viel Eiſen eingemiſcht, das ja magnetiſch werden könnte, in dem andern wenig oder keines. Mitunter iſt wohl ein kränkliches Weſen, das die Seele vom Leibe ſchon ein wenig losmacht oder die ſichtbare Decke, unter der ihre Kräfte ſchlummern, emporhebt, was dem Nachtwind der Gräber den Zugang eröffnet." — S. 31: „Die Geiſter, die an der Grenze zwiſchen Hölle und Tod auf den noch in die Erde hereinragenden Stufen des Kidronthales der Unterwelt wohnen, ſind die grobkörperlichſten, die ſich am leichteſten ſichtbar machen können; ſie drängen ſich in ihrer Qual und Angſt an jede Menſchenſeele hinan, die ein anzügliches Element für ſolche Naturweſen hat. Man muß ſich aber ſehr in Acht nehmen, mit dergleichen Geſellen ſich keck meſſen zu wollen; ſein Schild gegen ſolche Pfeile des Schreckens hat der Chriſt immer bei ſich; aber herausfordern ſoll er den Feind, der mit ſo feinen Waffen kämpft, niemals." Hierauf wird eine Geſchichte von dem Schloß Gemmingen mitgetheilt, welche mit der von Hrn. Pf. H. in der 7. Samml. d. B. S. 179 f. große Aehnlichkeit hat und vielleicht identiſch iſt. — S. 33: „Für den Rapport mit der Geiſterwelt kann freilich Niemand etwas; die Leute mögen uns auslachen, wie ſie wollen, es iſt doch ſo. Manche von uns ſehen, ſie mögen das nun gern thun oder nicht, Sachen, die andere Leute nicht ſehen.“ Auch wird (S. 31) die Frage, warum Gott nicht öfter Geiſtererſcheinungen zulaſſe, die doch ſo lehrreich ſeyn könnten, richtig mit dem Spruch beantwortet: Sie haben Moſen und die Propheten. „Es iſt ja hienieden unſere Aufgabe und Beſtimmung, daß wir ſollen lernen auf's Wort achten, aus Wort glauben, an ihm uns feſthalten. In das einfältige, lautere Wort hat unſer Herr die Kräfte der Ewigkeit hineingelegt, welche unſer Herz zum Leben der Ewigkeit geſchickt machen ſollen.“ Aber freilich, der Wievielte achtet auf's Wort? — S. 38: „Die Welt der abgeſchiedenen Seelen und das, was wir das Geiſterreich nennen, die haben eine andere gemeinſame Beſtimmung und Aufgabe, bei welcher ſie auch Eins für das Andere da und wahrnehmbar, Eins zum Nutzen und Dienſt des Andern ſind. Dieſe Weſen der unſichtbaren Welt ſollen ihr Auge entwöhnen lernen von dem kreatürlichen Lichte der Sonne und der Sternen und ſich allmählich an das Licht gewöhnen, das von Ihm, dem Quell und Vater des Lichts, unmittelbar ausfleußt. Denn die beſſern Bürger der unſichtbaren Welt ſind nicht von dem Licht unſerer Sonne oder des Mondes beleuchtet, ſondern von einem anderen Lichte, das wohl ſchon hienieden auf unſer Herz wirkt und mit ſeinen wärmenden Strahlen von dieſem empfunden wird, für welches aber unſer Auge, das für das kreatürliche Licht gemacht iſt, keine wahrnehmende Kraft hat. Darum ſehen wir die Geiſterwelt nicht, weil ſie von einem Lichte beleuchtet iſt, für das uns der Sinn fehlt.“ — Nachdem ihm (S. 39) ſeine Frau nach ihrem Tode neun Jahre lang erſchienen war, erhielt er durch einen Dritten die Nachricht aus der Geiſterwelt, ſie könne ihm nicht mehr erſcheinen, weil ſie in einen höhern Himmel gekommen ſey. „Hieraus und aus manchem Andern ſchließe ich, daß die abgeſchiedenen Seelen, je mehr ſie aus der Region der Dämmerung, wo ſich das kreatürliche Licht mit dem göttlichen noch vermiſchen mag, hinaufrücken in das Reich des Glanzes, da ſie Gottes Licht heller beſtrahlt, deſto mehr unſerer Wahrnehmung entzogen werden. Daher ſind es auch in der Regel bei den gemeinen Geiſter- oder Geſpenſtererſcheinungen, wobei kein Rapport anderer Art mitwirkt, nur abgeſchiedene Seelen von den niederſten Stufen, etwa ſolche, die noch im Tode oder ſelbſt ſchon in den Manſionen der Hölle ſtehen, welche ſich dem Menſchenauge zeigen. In ſolchen iſt der Zug nach der verlaſſenen Kreatürlichkeit noch ſo heftig, die Verwandtſchaft mit dieſer noch ſo groß, daß ihre Geſtalten noch von unſerm gemeinen Licht berührt und ſichtbar gemacht werden; oder es leuchtet wohl auch aus ihnen eine Gluth von eigenthümlicher Art." Seligern Abgeſchiedenen und Engeln muß bei ihrem Erſcheinen „der ſichtbare Leib erſt gegeben und anerſchaffen werden durch die Kraft deſſen, der ſie zum Nutzen und Dienſt der ſichtbaren Kreatur ſenden und gebrauchen will" — oder, läßt ſich hinzuſetzen, der Sehende muß dazu einen angemeſſenen höhern Geſichtsſinn erhalten. Für Oberlins Behauptung ließen ſich übereinſtimmende Erfahrungen anführen. — Bei Gelegenheit der Geſchichte einer Gärtnerstochter wird (S. 43) folgendes Lehrreiche bemerkt, was dem in der 6. Samml. d. Bl. S. 111 unter Nro. 7 Geäußerten entſpricht: „Anfangs war unter den Erſcheinenden kein einziger guter, ſeliger Geiſt; doch gab es einen Unterſchied zwiſchen ihnen, indem die einen mit hölliſchen Kräften ihr zu ſchaden trachteten, die andern, welche ſich an die ihnen in der kranken Natur jener Jungfrau geöffnete Pforte zur Sichtbarkeit herandrängten, um da Linderung ihrer Unruhe zu finden, ſie vor jenen warnten und ſchützten. Namentlich wurde ſie gewarnt, von jenen nichts anzunehmen und auf alle ihre Fragen kein Wort zu erwiedern *), weil ſie durch beides in eine Art von Beziehung oder Abhängigkeit von den böswilligen Geiſtern gerathen würde." Es folgt hierauf eine ernſte Warnung vor

---

*) 7. Sammlung. S. 122.

---

*) Gerade wie bei dem Mädchen von Orlach.

der Anhänglichkeit an das Geld, als „eine ſtarke Feſſel, wodurch die Seele am Aufſchwung gehindert und an die Welt des Untern feſtgekettet wird.“ — S. 47. wird die Erfahrung eines ſonderbaren Rapports mitgetheilt, wonach ein Säugling, ſo lang er geſtillt wurde, Antheil an den Geſichten der Mutter nahm und mit den Händchen darnach langte, ſpäter aber ſich keine Spur mehr bei ihm von jener Gabe zeigte. — S. 50. äußert ſich Oberlin ſehr gleichgültig über den Glauben an Erſcheinungen, weil es kein ſeligmachender ſey, obgleich er jetzt wiſſe, „daß es Zuſtände gibt, in denen die Seele des lebenden Menſchen Manches und Vieles erfährt von dem, was den abgeſchiedenen Menſchenſeelen nach dem Tode des Leibes geſchieht; auch, daß es eine Kirche jenſeits gibt, die noch immer mit der Kirche dieſſeits des Grabes in einer Verbindung des gemeinſamen Gebetes bleibt und iſt“ (vergl. hiezu 8. Samml. d. Bl. S. 200 ff.): „denn beide, die unſichtbare wie die ſichtbare Gemeinde, haben ja nur ein Haupt: das iſt Chriſtus.“

Man hat hier abſichtlich nur einige belehrende Grundſätze ausgezogen, die das kleine Werk empfehlen können, und enthält ſich der Mittheilung vieler bedeutenden Thatſachen, die darin von andern Sehern erzählt werden, auch beſonders, was im dritten und weitläufigſten Kapitel über Oberlins Umgang mit der Seele ſeiner verſtorbenen Frau meiſt in Form eines Tagebuchs berichtet wird. Nur noch folgende wichtige Stellen (S. 62): „Es iſt eine große Gnade von Gott, daß wir hienieden auf dieſer Erde der Prüfungen und Trübſale wohnen dürfen, wo man, wenn man der Gnade des Heilandes treu iſt, in einem Jahre weiter vorwärts ſchreiten kann auf dem Wege der Heiligung, als in den Bleibſtätten der Vorbereitung während langer Zeiträume. In manchen unſerer, auch ſonſt guten geiſtlichen Geſänge wird von der Vollendung der Kinder Gottes mit und durch den Tod geredet, und jeder einigermaßen fromme Menſch, der meint, man brauche nur zu ſterben, um ſogleich Gott zu ſchauen. Dieſer Wahn hat vielen abgeſchiedenen Seelen, wenn ſie hinüberkamen an den ihnen angemeſſenen Ort, Veranlaſſung zu den bitterſten Klagen gegeben.“ Der hier von O. angeregte Irrthum wird durch den Mißbrauch des Beiworts ſelig verſtärkt, welches man jedem Verſtorbenen beizulegen gewohnt iſt. — S. 72: „1784. März 20. Am Tage Gabriel, Morgens um 3 Uhr, wurde ich auf eine bildliche Art gewarnt: 1) vor niederm Geiz; 2) vor großer, munterer, zerſtreuender Geſellſchaft und vor Sinnlichkeit; 3) vor Prunk. Hingegen wurde ich aufgemuntert, aus aller Macht nach der hohen Wiedergeburt zu ſtreben, von der unſer lieber Heiland ſagt, daß ſie einem Reichen ſchwerer zu paſſiren ſey, als einem Schiffsſeil ein Nadelöhr.“ — S. 81: „Der Papa ſagte, er wolle es nicht für unmöglich erklären, daß der Menſch in dieſem

Leben dahin gelangen könne, in Gott zu ſeyn, und, während er noch im Leibe walle, ſein Weſen ſchon im Himmel zu haben, auch hätte es wirklich ſolche Menſchen gegeben; man müſſe ſich aber ſehr vor dem Wahne hüten, als ob es nur darauf ankomme, zu ſterben, um ſogleich zum Schauen zu gelangen."

Das vierte Kapitel heißt: Vom Nutzen der Leiden der Zeit, und der Anhang iſt ſchon auf dem Titel genannt. Beide werden von denen, die ſie faſſen, nicht ohne Beifall und praktiſchen Nutzen geleſen werden.

— v —

Eine Erſcheinung am hellen Tage.

Auf unſerer großen Hauptſtraße, zwiſchen H......n und F....d, wo ſich dieſelbe durch eine weite fruchtbare Hochebene dem Nachbarlande Baden entgegen windet, ſoll zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges ein höchſt aſotiſcher Viehhändler ſein Leben im Rauſche ausgehaucht haben.

Auf dieſer Stelle nun, die jetzt ein koloſſaler Birnbaum ſtatt dem früheren rauhen Kreuzſteine deckt, der des Wüſtlings Hülle zu Häupten ſtand, und wo ein Meilenzeiger nun dem Wanderer das Ziel der hier auslaufenden Vicinalſtraße, das nahgelegene ſchöne Dorf B.....d, kund thut, will das Volk der Umgegend und ſchon ſo mancher Reiſende der zur Mitternachtsſtunde dieſe Straße fuhr, beunruhigt worden ſeyn, und zwar durch Erſcheinungen von Thieren, Heerden von Schafen, Ochſen, Schweinen u. ſ. w., die doch in Wirklichkeit, wenn man nachforſchte, nie vorhanden waren.

Ob und was nun an dieſem, dem gewöhnlichen Verſtande ſo ſehr widerſprechenden Schauen Wahres iſt, wollen wir nicht unterſuchen. Um ſo reinere Wahrheit iſt aber folgender Bericht von einer Erſcheinung auf dieſer Stätte, welche nicht nur der Berichterſtatter ſelbſt, ſondern mit ihm ein junger Geiſtlicher und eine vorurtheilsfreie gebildete Dame bei hellem Tage wahrgenommen hat, ohne daß ſie noch die Sage gekannt, welche ihnen erſt dann kund geworden, als ſie die ihnen arrivirte Erſcheinung Andern mitgetheilt gehabt, wie ſie uns nun hier zur Einleitung diente.

Mit meinem Freunde — Pfarr-Vicar S., den ich behufs ſeiner Bewerbung um die hieſige Pfarre in Geſellſchaft ſeiner Braut und einer Schweſter von mir nach H. geleitete, von wo aus jene weiter reiſete, fuhr ich an dem beſonders heitern Abende des 21. Juni 1826 zwiſchen 5 und 7 Uhr retour. Da begann mein Freund — rückwärts fahrend, meiner Schweſter und mir die Geſchichte ſeiner Kindheit folgendermaßen zu erzählen, welche ich troz unſeres mehrjährigen täglichen Beiſammenſeyns und vertrauten Verhältniſſes jezt das Erſtemal von ihm hörte.

„Mein Vater,“ fing er an, „war Seelſorger der braven Gemeinde G. Sein Dienſteinkommen, meiſt in Naturalien- und Gütergenuß beſtehend, gab ihm Gelegenheit genug, ſeiner großen Liebe für die Natur nachzuleben, welchen Hang meine Mutter, eine fleißige unverzärtelte Schwäbin, mit ihm theilte, daher es gewiß ſehr natürlich erſcheint, wenn auch auf einen ihrer drei Söhne dieſe Neigung überging, und dieß war bei mir, dem Mittleren, der Fall.

„Die Einheimſung der vielen Zehentfrüchte, und der Bau des Beſoldungsgutes machten mehrere eigene Pferde nöthig. Das in wohlhabenden Orten ſchwer zu veräußernde Futtergewächs erheiſchte eine nicht geringe Zahl Rindvieh, und die üppigen Weiden mußten mit mehreren hundert Stücken eigener Schafe betrieben werden. So nöthigten die Umſtände meine Eltern gleichſam, ihre Liebe für das Landleben aufs Thätigſte zu verfolgen und eine nicht unbeträchtliche Oekonomie zu treiben, die ſie auch mit zimlichem Glücke führten.

„Daß ich nun — ſchon ehe ich den Fallhut und den Laufer abgelegt hatte, auf den Armen des Vaters zu den munteren Heerden getragen wurde und von da an mein höchſtes Ergötzen nur unter dieſen fand, iſt ſo wenig unnatürlich, als die Folge davon, daß ich nämlich, als ich kaum meine Füße ſelbſt nach Gefallen zu lenken vermochte, den Mutterſchooß mit den freundlichen Triften vertauſchte, welche die Heerden meines Vaters nährten, und von meinem ſechsten Jahre an wirklich ein völliger Nomade ward, indem ich jetzt nicht nur durch Tage, ſondern ſelbſt Nächte hindurch die entfernten Heerden weidete, ohne die älterliche Wohnung zu ſehen noch zu vermiſſen.

„Wie gern mein Vater dieß geſehen — (mag es vielleicht ſeyn, um meine Geſundheit dadurch zu befeſtigen) beweiſt, nebſt dem, daß er mich nicht davon abhielt, das, daß er mir an meinem zehenten Chriſtabende ein ganzes idylliſches Gewand nebſt Schäferſtab beſcheeren ließ, was mich wahrhaft überglücklich machte.

„Mit noch größerem Eifer widmete ich mich nun dem Hirtenleben, beſonders aber der Schäferei, bis ich auch mein **eilftes** Jahr zurückgelegt hatte. Jetzt aber wandte ſich mit Einemmale das Blättchen, indem mit dem Beginnen meines 12. Jahres meine Eltern die Zeit herankommen ſahen, wo über meine künftige Beſtimmung ernſtlich berathen werden mußte.

„Auf der vaterländiſchen Univerſität hatte meine Familie ein Stipendium zu genießen, und mein älterer Bruder war ſchon von Geburt aus zu dem Stipendiaten beſtimmt; als es aber dazu kam, davon wirklich Gebrauch zu machen, erklärte dieſer ſich feſt und unerſchütterlich **blos für die Malerei**, wozu er ſchon frühe die beſte Anlage zeigte. Da nun bei meinem älteren Bruder keine Sinnesänderung zu hoffen war, und mein Vater bei ſeinem krankhaften Alter fürchtete, es nicht mehr zu erleben, daß mein jüngerer Bruder die Univerſität betrete, was er doch ſo ſehr wünſchte, ſo wurde beſchloſſen: daß ich, **der „Schafhirt,“** mich nun zum **Seelenhirten** umbilden und jetzt das Kloſter beſuchen müſſe.

„Welch ein Donnerſtreich für mich, der ich mich im kindlichen Sinne ſchon unabänderlich dem Hirtenleben geweiht glaubte! Aber ſo ſehr ich mich gegen den elterlichen Beſchluß auch ſträubte, ſo mußte ich eben doch darein willigen und den Hirtenſtab mit der Fibel und das weiße Schäfergewand mit ſeinen gleichfalls rothen Schleifen mit dem faltenreichen

Kirchenrocke wechſeln, wofür ich indeſſen jezt Gott und meinem ſeligen Vater innig danke, da mir dieſer Tauſch den edelſten Beruf gab: Herzen zu bilden und zu beſſern! Möchte ich nun aber auch des Glückes noch theilhaftig werden, mein Vicariat bald aufgelöst zu ſehen, und mich der liebende Hirte meiner wirklichen Heerde wiſſen, damit ich ihr auch bald eine treue Hirtin in meiner theuren Braut zuführen könnte!"

Mit dieſem Wunſche ſchloß mein Freund ſeine Erzählung, worauf dann eine tiefe Stille folgte, während welcher er ſich rückwärts beugte und gleich mir und meiner Schweſter über die Schultern des Poſtillons in Gedanken verſunken hinausſchaute.

So mochten wir etwa eine Viertelſtunde gefahren ſeyn, als wir noch vor Untergang der unumwölkten Sonne jenem, wenn gleich ſehr freundlichen, doch von Vielen gefürchteten Orte nah kamen, ohne es jedoch zu wiſſen, da wir ſeine Bedeutung und die nächtlichen Spukereien erſt ſpäter kennen lernten. Hier ſahen wir nun eine ſehr zahlreiche Schafheerde langſam uns entgegen kommen und die ganze Breite der Landſtraße anfüllen, voran der Schäfer in dem gewöhnlichen Habit mit einem langhärigen ſchwarzen Hunde.

Da dieß aber in hieſiger Gegend eine ſo ganz gewöhnliche und ſehr häufige Erſcheinung iſt, ſo wurde darüber kein Wort gewechſelt, um ſo weniger, als uns ſchon am Morgen mehrere Heerden begegneten, die uns jedesmal jene bekannte freundliche Deutung zur Sprache brachten, daß wir angenehm empfangen werden würden. Wir dachten vielmehr blos ſtillſchweigend daran und, was ſich nachher ergab, wir drei zu gleicher Zeit: wie dieſe große Heerde wohl unſerm Wagen auszuweichen im Stande ſeyn werde, ohne entweder das üppige Fruchtfeld zur Linken oder die Auen zur rechten Seite der Straße zu beſchädigen. Während dem griff ich dann nach meiner Tabakspfeife, füllte ſie gemächlich im Angeſichte der Schafe und ließ mir alsdann durch meinen Freund Pfarr-Vicar S. von dem Poſtillon Feuer erbitten, wodurch unſer Stillſchweigen für einen Augenblick unterbrochen wurde.

Näher und näher kamen uns die Schafe mit ihrem langſam voranſchreitenden Führer, und bis ich den dargereichten glühenden Zunder auf meinem Tabak zur Verkohlung geblaſen hatte, dachte ich, nun müſſen wir vor den Füßen der Heerde ſeyn, blickte auf, ſah aber zu meinem höchſten Erſtaunen auch nicht die leiſeſte Spur mehr von derſelben, und ehe ich noch meine Verwunderung deßhalb laut werden laſſen konnte, frug mich mein Freund und meine Schweſter zugleich: ob nicht ich es wiſſe, wo die Schafe mit Einemmale hingekommen, die uns in der Ebene dieſer Gegend ſo lange vor Augen geweſen? und Eines ſtierte das Andere ſtaunend an.

Nun ließen wir plötzlich anhalten, legten uns aus dem Wagen und ſtiegen dann ſelbſt aus, um weniger gehindert nach allen Seiten hin uns in dieſer flachen Gegend umſehen zu können; allein fruchtlos war unſer Verſuch, mit unſern ſechs geſunden Augen auch nur die Fährte der Verſchwundenen zu ſehen, und erſt jetzt fiel uns bei, auch unſern Poſtillon zur Rede zu ſtellen, der aber zu unſerem noch größern Befremden behauptete, vor, wie jetzt, weder Schafe noch Hirt geſehen zu haben. —

Stärker ließen wir hierauf unſere Pferde antreiben, einen Wagen, der uns ſchon von dem Dorfe K. an vorangefahren war, einzuholen, um auch da Nachfrage zu halten, und wir holten ihn ſchnell ein, allein die drei Perſonen auf ihm hatten eben ſo wenig nach ihrer feſten Verſicherung von unſerer Erſcheinung geſehen, denn unſer Poſtillon.

In ernſte Betrachtung über dieſes ſonderbare Ereigniß verſunken, langten wir auf der Markung unſeres Wohnortes F.....d an, als gerade die Sonne unterging, und hier kam uns ganz unerwartet die Mutter meines Freundes, die ihm während ſeines Vicariates das Hausweſen führte, in Geſellſchaft meiner Gattin und Schwiegermutter entgegen, welche meinen Freund mit den Worten begrüßten: „Willkommen, lieber Schäfer!“

Darauf ſahen wir Ankommende uns auf's Neue betroffen an, und unbegreiflicher noch ward uns jetzt das Vorangegangene. Als wir dann vereint, und ohne vorher zu erzählen, was uns begegnet, um Erklärung dieſes Willkomms baten, entgegnete meine Gattin und Schwiegermutter, daß ihnen die Frau Pfarrerin (die Mutter meines Freundes) auf ihrem Spaziergange hieher die Jugendgeſchichte ihres geiſtlichen Sohnes erzählt habe, was ſie indeſſen gut unterhalten und zu dieſem Anrufe veranlaßt habe.

Jetzt theilten denn auch wir unſer Abenteuer mit, wobei ſich ergab, daß mein Freund und ſeine Mutter ganz in einem und demſelben Momente die Geſchichte ſeiner Kindheit, an welche Mutter und Sohn ſeit Jahren nicht mehr gedacht, ohne alle nähere Veranlaſſung mir und meiner Familie erzählt hatten.

Stellt man nun dieß zu der unleugbaren Erſcheinung, ſo tritt Letztere noch bemerkenswerther hervor, und ſo wenig ich auch je ein Freund und Verehrer der Spinnſtuben-Unterhaltungen und alberner Ammenmährchen war, ſo wird mir doch dieſes Ereigniß ewig wichtig bleiben, um ſo mehr, da von einer Täuſchung, für die ich es ſo gerne halten zu können wünſche, hier um ſo weniger die Rede ſeyn kann, als einmal die Erſcheinung bei hellem Tage Statt hatte, und ſie zum Andern von der Art war, daß ſie ſelbſt in dem Furchtſamſten, ihrer freundlichen Geſtalt nach, weder Angſt, noch deren bilderreiche

Folgen erwecken konnte. Noch merkwürdiger erſcheint das Ganze aber durch folgenden Umſtand.

Es mochten etwa drei Monate vorüber ſeyn und jene Erſcheinung war bereits aus unſerem Gedächtniſſe verdrängt, und die Hoffnung meines Freundes auf definitive Uebertragung der hieſigen Pfarre aufgegeben, als ihm allein eine neue Erſcheinung ward. Ich theile ſie hier mit, wie er mir ſie ſelbſt unverweilt darnach erzählte.

„In der Nacht vom 4ten auf den 5ten Okt. 1826, legte ich mich ſpät zu Bette, nach dem ich meine Predigt auf den folgenden Sonntag ausgearbeitet hatte. Noch hatte ich die Augen nicht geſchloſſen, als die Glocke die zwölfte Stunde ſchlug, und ich, troz der finſtern Herbſtnacht, mein Schlafzimmer plötzlich ſo erhellt ſah, daß ich jed' einzelnen Band meiner Bibliothek in Farbe und Ueberſchrift deutlich erkennen konnte. Ich richtete mich auf, um die Quelle des auffallenden Lichtes zu ſuchen. Da ſah ich denn, wie aus den Wolken gefallen, eine männliche Geſtalt neben meinem Bette, in ein Schäferkleid gehüllt, ganz dem ähnlich, das ich in meiner Kindheit von meinen Eltern als Chriſtgeſchenk erhielt. Ohne alle Furcht rieb ich meine Augen zu einem lichteren Blicke, da ich mich ſchlaftrunken wähnte; aber nur deutlicher ſchaute ich den magiſchen Schein und die Geſtalt neben mir, die mir eine glänzende Schäferſchippe zuwendete, worauf mit flammenden

Zügen geſchrieben ſtand: der „neunte Oktober.“ Darauf wollte ich der Geſtalt in das Geſicht blicken, aber fort war das Weſen, erloſchen der Schein.

„Schwärzer denn zuvor umfloß mich jetzt wieder die Nacht, und außer dem melancholiſchen Geknarre des Perpendikels der nahen Thurmuhr ſtörte nichts die Todtenſtille um mich her.

„So unerſchrocken ich auch während des Daſeyns des Geſichtes war, ſo unheimlich wurde es mir doch jetzt, obgleich das Ganze nichts Schauderhaftes an ſich getragen hatte. Ich ſchlug mir daher ungeſäumt ein Licht, ſuchte mir durch Lektüre eine andere Stimmung und damit den erſehnten Schlaf, beides jedoch umſonſt, und keinen Morgen wünſchte ich in meinem ganzen Leben ſo ſehnlich herauf, als dießmal.

„Um ſo langſamer gingen mir jedoch eben deßhalb ſeine Schritte; die Minute ward mir zur Stunde, die Stunde ein qualvoller langer Tag. Als endlich der Tag erſchien, erhob ich mich und notirte, noch ehe ich ihn nach Gewohnheit mit Gebet gegrüßt, den „9. Oktober“ in mein Tagebuch.

So erzählte er mir dieß noch an demſelben Morgen, und die Zuſammenſtellung dieſer mit der frühern Erſcheinung, ſo natürlich ſie auch von uns erklärt werden wollte, blieb, nebſt der ſcherzhaften Berechnung ihrer Folge, die Unterhaltung des Tages, und man wartete nun mit Begierde auf den 9. Oktober, ſo wenig man es ſich auch gegenſeitig geſtand.

Dieſer ging, vermöge der geſpannten Erwartung eben auch wie jener Morgen, den unerträglichen Schneckengang; als er aber erſchien und ohne das geringſte beſondere Ereigniß für uns wieder verlief, ſchämte ſich ein jeder der Eingeweihten, darüber nur ein Wort verloren zu haben.

Was jedoch er uns nicht gebracht, verbarg nicht länger der zwölfte Oktober; denn an dieſem Tage lief zu unſerer Aller Verwunderung und gegen alles Erwarten, da die Umſtände hiezu alle Hoffnung benahmen, das Anſtellungs-Dekret meines Freundes ein, de dato 9. Oktober! —

Mag jene freundliche Erſcheinung der Schafe am hellen Tage, die eben ihrer ſcheinbaren freundlichen Natürlichkeit wegen gewiß nur furchtlos beobachtet werden konnte, mag ſie nun gleich der letztern mit ihrem geiſterhaften Weſen blos für eine leere Viſion gehalten werden wollen, ſo bleibt ſie wegen ihrer richtigen Vorherſagung immer bemerkenswerth genug und erſcheint gewiß als würdiger Beitrag zu den vielen intereſſanten Ahnungen, in welchen die Vorſehung ſich den Menſchen ſchon ſo oft als warnender Genius oder als Verkündiger künftiger Dinge geoffenbaret hat.

Nachtrag.

So wie mein Freund, der ſeit dem 12. Okt. 1826 als definitiver Pfarrer in A........g am Fuße der ſchwäbiſchen Alb lebt, gleich wie meine Schweſter, verehelichte S. in W., und ich ſelbſt die Richtigkeit jener ſonnenklaren Erſcheinung eidlich zu erhärten keinen Anſtand nähme, ſo betheuert gleich doch der Poſthalter J.... dahier die Wahrheit ſeiner folgenden Erzählung eines vier Jahre ſpäter auf derſelben Stelle erlebten Vorfalls, wodurch jener beſtätiget wird, ziehen wir den Einfluß und Zuſammenhang ab, welchen er auf und mit meines Freundes Schickſal gehabt zu haben ſcheint.

„Ich fuhr“ — erzählte er mir — „ohne entfernt an Ihre einſt hier gehabte Erſcheinung zu denken, geſtern Abend mit Herrn Pfarrer G. und ſeiner Gattin von H. nach Hauſe. Ich kutſchirte ſelbſt vom Bock aus, und als wir im Halbdunkel der anbrechenden Nacht uns jener Stelle näherten, wo ſich die Vicinalſtraße von dem Nachbarorte B.....d in die Hauptſtraße mündet, da gewahrte ich vor meinem Wagen plötzlich eine ſtarke Schafheerde, die mir vorangetrieben ward und eben rechts in die Vicinalſtraße nach B. einzulenken begann. — Da mir bekannt war, daß mein Nachbar, der Guts- und Schäfereipachter M. zu B., auf den Hammeleinkauf ausgegangen, was auch ich in den nächſten Tagen Willens war, ſo war mir daran gelegen, den Preis der Schafwaare in Erfahrung zu bringen, und da ich nicht zweifelte, daß die vor mir her getriebenen ſchönen Hammel, denn als ſolche erkannte ich ſie, gedachtem

M. angehörten, hielt ich an und legte die Zügel in die Hand des Herrn Pfarrers G. unter dem Bemerken, daß ich den Treiber dieſes Hammelhaufens zu fragen wünſche, ob ſie wirklich dem Pächter M. gehören, und wo und wie theuer er ſie gekauft?

Während nun Herr Pfarrer vereint mit ſeiner Frau Gemahlin frug, wo denn die Schafe ſeyn ſollen, die ich zu ſehen glaube, ſtieg ich aus dem Wagen und befand mich ſogleich in Mitte der Heerde, was ich meinen Reiſegefährten zurückrief, und dann eilte ich, den vorangehenden Führer zu erreichen, um ſo mehr, als ich über die Schönheit und Größe der Hämmel ſtaunen mußte. Der Trieb dieſer kräftigen Thiere ging aber ſehr raſch vorwärts, und ſo hatte ich denn bereits den Meilenzeiger und Birnbaum an der Einmündung der Vicinalſtraße B.....ds hinter mir, ohne durch den dichten Haufen der Hämmel ſo weit vorgedrungen zu ſeyn, den Führer zu erreichen, der nun mit Einemmale meinen Blicken entſchwunden war nebſt der mich bis dahin dicht umſchloſſenen Heerde.

Verblüfft und wie zum Stein geworden, ſtand ich und ſtierte hinaus in die feierlichſtille Nacht, und erſt jetzt fiel, wie ein Blitzſtrahl, mir Ihre hier erlebte ähnliche Spukgeſchichte in die Erinnerung, worauf mich ein Schauer durchzitterte, und ich in meinen Wagen zurück eilte, meine Reiſegeſellſchaft mit meinem Abenteuer bekannt zu machen, die nicht minder ſtaunte, als ich, und die, da ſie meine Furchtloſigkeit kennt, und das Geſchehene ohnehin nichts weniger denn ein Gegenſtand der **Furcht** war, trotz aller Aufklärung keinen Augenblick einen Zweifel in meine Angabe ſetzte.“ L. H — r.

Mittheilungen aus der Rheingegend.

Eine würdige Frau, zur reformirten Kirche gehörig, erzählte folgende drei Fälle:

1.

„Mein Großvater, zu Z. wohnhaft, reiste nach ſeinem Geburtsort St. G., und beſuchte daſelbſt eine Verwandte, die eine böſe Frau war. Als er zu ihr eintrat, öffnete ſie ihm die Thüre des Vorſaals in ihrer gewöhnlichen Hauskleidung mit einem Bund Schlüſſel an der Seite. Inzwiſchen geht er weiter und findet ſie zu ſeinem Erſtaunen in einem hintern Zimmer bettlägerig. Die Krankheit, an der ſie darniederlag, führte zum Tode noch während ſeines Aufenthalts. Er ging mit der Leiche, und plötzlich ſieht er, und noch ein Mitgehender außer ihm, die Frau in obiger Kleidung mit ihren Schlüſſeln auf dem Leichenwagen ſitzen. Als der Sarg herausgenommen wurde, ſetzte ſie ſich darauf, und nach deſſen

Verſenkung verſchwand ſie. Von nun an aber ſpukte es in ihrem Hauſe ſo arg, daß dieſes endlich abgeriſſen werden mußte.“ — Obige Erfahrung ſtimmt mit ähnlichen in dieſen Blättern erzählten überein.

2.

„Ein Obriſt auf einem Landgut unweit Z. hat vor langen Jahren niedergeſchrieben, was folgt: Sein kleines Kind hatte eine Säugamme, Namens Marie. Das Kind ſtarb und wurde begraben. Einige Zeit darauf ſtarb auch die Amme. Bald hernach kam eines Abends ſeine Köchin auf ſein Zimmer und ſagte, er möge herauskommen, die Marie wolle ihn ſprechen. Er wies ſie mit Unwillen ab, weil die Marie ja todt ſey. Den folgenden Tag, oder ſpäter, kommt die Köchin mit derſelben Meldung, die Marie müſſe ihn ſprechen und könne höchſtens noch einmal kommen, ſonſt ſey ſie verloren. Er wies ſie abermals mit dieſem närriſchen Vorgeben ab. Aber Marie kam zum dritten Mal, und er entſchloß ſich, die Verſtorbene zu ſehen. Dieſe eröffnete ihm dann: ſie habe ſein Kind getödtet, weil es Nachts ſo arg geſchrien habe, ſie habe ihm eine Nadel in den Kopf geſtochen, und wenn man es ausgrabe, werde man die Nadel noch finden, welches auch geſchah und ſich zeigte. Außerdem habe ſie noch eine Uebelthat begangen, die ihr keine Ruhe laſſe; ſie habe von ſeiner Frau Geld an ein armes Weib für geſponnenes Garn zu bezahlen gehabt und ſolches unterſchlagen; das Weib ſey jetzt in großer Noth, und wenn das Geld nicht bezahlt werde, ſo werde ſie ferner unruhig umherwandern müſſen. Der Obriſt bezahlte das Geld, und Marie kam nicht wieder.“

3.

„Ein gewiſſer Mann hatte ein Töchterchen von etwa ſechs Jahren, das ſein Bruder, ein katholiſcher Geiſtlicher, ſehr lieb hatte. Dieſer erkrankte, und das Kind mußte ihn öfters beſuchen. Er ſtarb, und zur Verwunderung der Erben fand ſich wenig oder kein Vermögen vor. Das Kind verlangte bald hernach in das Haus des Onkels, das einen Garten hatte. Indem es hier herumlief, ſah man es bald mit ausgeſtrecktem Aermchen gehen, als wenn es von Jemand geführt würde. Hernach ſagte es zu ſeinen Eltern: Der Onkel iſt ja nicht todt, er hat mich herumgeführt. Dieſes geſchah zum zweiten Mal, und ſein Vater befahl ihm, das nächſte Mal den Onkel zu fragen, ob er ihm nicht etwas zu ſagen hätte. Das Kind that es, und die Antwort war, man ſolle auf einer gewiſſen Stelle im Feld oder an einer Anhöhe, wo Hanf gebrochen wurde (Brechkaute), nachſehen, da werde ſich etwas finden. Man grub nach und fand ein Käſtchen mit Kapitalbriefen, das beim Abſterben des Geiſtlichen von Leuten, die ihm nahe ſtanden, entwendet worden war. Als das Kind zum vierten Mal in den Garten gelaſſen wurde, kam es klagend wieder, weil der Onkel nicht wiedergekommen ſey.“

Alſo drei Fälle von Wiederkunft wegen irdiſcher Angelegenheit, wovon der letzte lieblich, die zwei erſten traurig und ſchrecklich ſind. Eine Kindesmörderin und Diebin ſcheint zwar ärger als eine böſe Frau; allein was Alles auf der Letztern Gewiſſen haftete, wiſſen wir nicht, und ſo viel iſt klar, daß bei ihr keine innere Buße, wohl aber bei jener eingetreten war, weil ſie ſonſt nicht gekommen wäre, um zu bekennen und gut zu machen. So viel liegt an dem offenen Sündenbekenntniß, an dem Hunger nach Vergebung, daß auch die größte Miſſethat in Kraft des ewigen Verdienſtes dadurch Tilgung finden kann, während verſtockte Bosheit und Liebloſigkeit vergebens auf ihr vermeintes Rechthaben pocht. Leider ſind der närriſchen Rechthaber und der zänkiſchen Rechthaberinnen viele in der Welt. Aber eine bußfertige Sünderin iſt beſſer denn ſie. — y —

Auch ein Beſuch nach dem Tode,

und zwar ein verabredeter.

Unter jener Ueberſchrift liefert die Hertha von Chriſt. Kapp auf 1836. S. 313 ff. folgende Mittheilung von Hrn. Bergrath Dr. Hehl in Stuttgart:

„Als mein Schwiegervater, der verſtorbene Leibmedikus v. Klein, im Jahr 1756 in Straßburg Medicin ſtudirte, hielt ſich damals ein böhmiſcher Graf dort auf, der durch ſeine allſeitige Bildung die Achtung von allen Lehrern und Studirenden gewann. An den Folgen einer früheren Fußwunde leidend, wurde er von meinem Schwiegervater gründlich hergeſtellt, und beim Abſchied von Straßburg ſchloß er mit demſelben einen ewigen Freundſchaftsbund, mit dem Zuſatze, der Erſte, der von ihnen ſterben würde, ſollte dem Andern in einer möglichſt heitern Geſtalt erſcheinen. Nach drei Monaten erwacht Klein Morgens um 3 Uhr an einem Geräuſch in ſeinem Zimmer und ſieht ſeinen Freund in einem Hemd, wo auf der Seite des Herzens ſich eine blutende Wunde zeigte, an ſeinem Bette vorübergehen — er ruft ihn an — keine Antwort, ſondern nur ein Hindeuten mit der rechten Hand auf ſeine Wunde. — Die Erſcheinung verſchwindet, Klein ſteht auf, macht ſich Licht, ſchreibt ſich Stunde, Tag u. ſ. w. auf, und nach ſechs Wochen kommt die Nachricht, daß der Graf auf einem Vorpoſtendienſt um die nämliche Stunde durch das Herz geſchoſſen worden ſey.“

Alſo wieder eine völlig beglaubigte Erfahrung! Ein Umſtand verdient hiebei für mehrere Fälle Erwähnung. Klein war erwacht, er träumte die Geſtalt ſeines Freundes nicht. Aber es war noch dunkle Nacht, wie es ſcheint, denn er mußte nachher Licht machen. Allein dieſe Erſcheinungen bringen ihre dämmerige Sphäre mit, oder das innere Geſicht des Sehenden leiht ſie ihnen, kurz, das Dunkel der Nacht kann ſie nicht, wie körperliche Gegenſtände, verbergen. Auch dieſer Umſtand kommt ganz gewöhnlich vor. Man erinnere ſich, daß verſchiedene Thiere, wie die Arten der Katzen und Eulen, ſelbſt gewiſſe Menſchen, beſonders die Kakerlaken, im Finſtern ſehen; ſollte nicht das geöffnete Auge der Seele dem äußern Organ eine ähnliche phosphoriſche Kraft oder Erregung für die Wahrnehmung geiſtiger Objekte verleihen können? Der Nervenäther iſt lichtverwandt, und wohin er ausſtrömt, beleuchtet er, was ſich ihm darbietet und gleicher Natur mit ihm iſt. Allein wo das Subjekt nicht ein ſolches phosphoriſches Sehen hat, wie es jener J...r von B...f (ſ. Blätter a. Prev. 6. Samml. S. 117) beſitzt, da erſetzt es die hellere oder trübere Phosphorescenz des Objekts, wobei man ſich ſtatt aller anderer Beiſpiele auf die „Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur“ von Dr. J. Kerner, berufen kann.

Wo aber das Auge von einem Organ aus ſelbſt phosphoreſcirt, da wird es die Erſcheinung um ſo deutlicher wahrnehmen. Dieſes kann auch in einzelnen Zuſtänden geſchehen, während die Gabe bei andern Individuen bleibend iſt. —y—

Mittheilungen aus England.

1.

Walter Scott.

Eine Frau von Stande in England ſchrieb an einen Correſpondenten des Einſenders Folgendes:

„Der verſtorbene Sir Walter Scott, mit welchem ich genau bekannt war, hatte ſehr ſtarke Empfindungen (feelings) von einem Verkehr mit der geiſtigen Welt und glaubte daran; er wurde jedoch durch Srott und die Furcht, abergläubiſch zu ſcheinen, verleitet, ſeine wahre Ueberzeugung zu verleugnen, und ich habe mit Schmerz die Kämpfe in ſeinem Gemüthe geſehen zu der Zeit, wo er ſeinen Verſuch über Dämonologie und Zauberei ſchrieb.“

2.

Todesanzeige.

In dem erwähnten Schreiben heißt es weiter: „Haben Sie von dem Geiſt gehört, welcher dem

Hrn. M. S. (älteſten Sohn des L. C.) unlängſt zu Paris erſchienen iſt? Es iſt ein ſonderbares Faktum. Er iſt ein ſehr ausſchweifender junger Menſch, und es lebte bei ihm eine junge Frauensperſon zu London, welche wirkliche Anhänglichkeit an ihn gehabt zu haben ſcheint und, obgleich ſchuldig in einem Betracht, doch keinen verdorbenen Charakter hatte. Hr. S. verließ ſie und ging nach Paris mit einer andern Perſon. Sein Vater lebt daſelbſt. Eines Morgens kam er ſehr erſchüttert zu dieſem und ſagte: So wahr ich je in meinem Leben die Marie geſehen habe, ſo hat ſie letzte Nacht zu den Füßen meines Bettes geſtanden; ſie ſah ſehr blaß und melancholiſch aus; ich erwartete, ſie würde reden, aber ſie that es nicht. L. C. (der Vater) ſagte, es müſſe ein Traum geweſen ſeyn, und ſolche Dinge wie Geiſter ſeyen lauter Unſinn. Indeſſen kam die Nachricht, daß die junge Weibsperſon um dieſe Zeit geſtorben war. Man wird wahrſcheinlich den Hrn. S. glauben machen, es ſey eine Täuſchung geweſen, und anſtatt der Beſſerung wird es ihn blos verhärten. Aber wie auffallend erläutert dieſes die Erzählungen in der Theorie der Geiſterkunde (von Jung Stilling), und wie rührend iſt die Anhänglichkeit des armen Mädchens an den Mann, der ſie verlaſſen hatte!“ — Weder der Sohn noch der Vater werden alſo benutzen, was ihnen zur ernſten Berückſichtigung geſchickt worden iſt, und es iſt eine ſo leere Frage, was Geiſtererſcheinungen für einen Zweck haben ſollten, als die, was eine Bußpredigt bezwecke, wenn gleich die wenigſten Menſchen darauf achten. Die Leichtſinnigen ſind um ſo verantwortlicher. Dieſelbe Erfahrung des Leichtſinns iſt in dem Evangelium vom reichen Mann ausgedrückt, aber keineswegs die Unmöglichkeit der Geiſtererſcheinungen.

3.

Erſcheinung einer Seligen.

Aus dem Gentlemen's Magazine.

Der Schreiber des nachfolgenden Briefs war ein Mann von geſundem Sinn und Urtheil, und weit entfernt, ein Schwärmer zu ſeyn. Er blieb bis zu ſeinem Abſcheiden im J. 1798 vollkommen von der Wahrheit des Geſichts überzeugt. Seine Gattin war eine fromme und liebenswürdige Frau.

Der Brief iſt datirt vom 27. Nov. 1787 und lautet alſo:

„Samstag Abends den 2. Sept. 1769, zwiſchen Eilf und Zwölf in der Nacht, wurde ich aus einem leiſen Schlummer geweckt durch ein ſanftes wiſperndes Geräuſch, welches zur Thür hereinzukommen und an der Seite meines Bettes ſtillzuſtehen ſchien. Ich hatte früher nie etwas empfunden, das einen ſolchen ruhigen und feierlichen Eindruck auf meine Sinne gemacht hätte. Der Ton war gleich einem Lüftchen, das durch eine Allee von Pappeln ſtreicht. Ich hob meine Augen auf und ſah mein theures Weib, welches vor zwei Monaten geſtorben war, in meiner Nähe ſtehen. Ich fühlte weder Furcht noch Schrecken, vielmehr die höchſte Freude, als über eine Gelegenheit, mich wieder mit ihr zu unterhalten. Ich ſagte zu ihr:

„Ich brauche mich nicht nach deiner Glückſeligkeit zu erkundigen; ich war ihrer durch dein Verhalten in deiner letzten Krankheit gewiß; aber nun leſe ich ſie in deinem Ausſehen und Anſtand; denn du biſt von einem Glanz umfloſſen, dergleichen einen Bewohner des Himmels und hoch Bevorzugten verräth.“

„Nein“ — gab ſie zur Antwort — „ich bin nicht von hohem Rang in den Wohnungen der Seligen; aber Dank ſey meinem Gott und meinem theuern Heiland für das Glück, das ich genieße; es iſt ſo groß, als meine jetzige Natur deſſen fähig iſt, und ich weiß, daß ich zu weit größern Stufen der Glückſeligkeit aufſteigen werde und näher kommen der Vollendung in der ſeligen Stadt meines Gottes, worin ich jetzt wohne, wie ich an Allen ſehe, die hineingehen. So viel iſt mir erlaubt, dir zu ſagen, auch, daß, wenn ich die mir von Gott verliehenen Gaben beſſer benutzt hätte, ſo lang ich auf Erden war, und weiter fortgeſchritten wäre in Uebung der Heiligkeit, Frömmigkeit, Gerechtigkeit und Liebe, ich unmittelbar an eine ſolche höhere Stelle in dieſen ſeligen Bleibſtätten verſetzt worden wäre, als meine Natur zu genießen fähig geweſen; und ſolche Glückſeligkeit dürfen Alle erwarten, die vorwärts gehen und zunehmen in der Liebe und Erkenntniß Gottes, während ſie auf dieſer niedern Welt ſind.“

Ich wagte eine andere Frage zu thun: „Wie beſchäftigen ſich die Seligen droben, und was ſind ihre Verrichtungen und Erholungen, wofern ſie dergleichen haben?“

„Ich weiß bis jetzt ſelbſt nur wenig“ — antwortete ſie — „obgleich viel mehr, als du zu hören in deinem gegenwärtigen Zuſtand ertragen kannſt. Du magſt verſichert ſeyn, daß ein großer Theil unſerer Zeit zugebracht wird in beſtimmten Perioden mit Anbetung, Dienſt und Preis des Allmächtigen und ſeines Sohnes, unſers theuern Heilandes. Unſer Anbeten und Dienen iſt rein und lauter, fern von aller Unvollkommenheit; unſere Lieder und Choralharmonien ſind wonnevoll, die Zahl und Mannigfaltigkeit der Inſtrumente faſt unendlich, und wenn ſie zuſammenſtimmen, läßt ſich nichts ſo Großes, Herrliches und Süßes auf Erden begreifen. Ich kann ſolche Herrlichkeiten noch nicht anders ertragen, als in großer Entfernung von dem Throne Gottes, dem Mittelpunkt unſers Anbetens und Lobes; aber ich werde näher und näher zugelaſſen werden nach Maßgabe jener fortſchreitenden Ordnung und Regelmäßigkeit, die in unſern Regionen beſteht. Ich lerne viel von einem Geiſt, der weit über mir iſt und mich ſeines Umgangs würdigt, und der von dem Herrn beſtimmt ſeyn mag, ſich mit mir zu unterhalten und mich zu unterrichten; denn die Stufen der Erkenntniß folgen ſchrittweiſe wie bei euch, und es wird nichts auf übernatürliche Weiſe erzwungen. Du fragſt mich, ob die himmliſchen Einwohner Erholungen haben. Du weißt, daß es viele Chriſten und gutgeſinnte Leute gibt, welche dieſe Frage beinahe für läſterlich halten würden. Ihre melancholiſchen Geberden und finſtern Geſichter rühren von den falſchen Religionsbegriffen her, welche ſie in ihrer Jugend eingeſogen haben, und wonach ſie glauben, Gott verſage ſeinen Geſchöpfen alle Luſt und Fröhlichkeit. Die Seligen droben haben viele Erholungen geiſtiger und verſtändiger Art, und die Folge davon iſt, daß ſie mehr und mehr befähigt werden, die unendlichen Vollkommenheiten des Herrn aller Dinge zu preiſen, zu lieben und anzubeten. Da es mir jüngſt geſchah, daß ich in die Nähe einer Geſellſchaft verklärter Weſen kam, viele Stufen über meiner Sphäre, und ſie in einer tiefen Betrachtung verſunken ſah, ſo wagte ich, mich an ſie anzuſchließen, wozu ſie mich ermunterten, wie denn die höchſten Ordnungen in den himmliſchen Bleibſtätten den Niedrigſten erlauben, ſich unter ſie zu miſchen, und ſie deren Erkenntniß ſo viel möglich fördern; denn Alle ſchreiten immer vorwärts zur Vollkommenheit, ohne Möglichkeit, auf deren Gipfel zu gelangen. Das allgemeine Wohlwollen, das im Himmel herrſcht, macht Alle begierig, einander gefällig und behülflich zu ſeyn. Nachdem ich mich unter dieſe Geſellſchaft gemengt hatte, und ob ich gleich ihre Sprache nicht völlig verſtehen konnte, ſo konnte ich doch ſo viel entdecken, daß ſie von einer Wanderung ſprachen, die ſie neulich gemacht hatten, um die Wunder einer Welt zu beſchauen, entweder einer neu erſchaffenen, oder die ſie nie zuvor geſehen hatten. Und o wie entzückt waren ſie von der Schönheit und Pracht ihres Baues! Dann und wann wollten ſie auf ihr Angeſicht fallen in der Anbetung Deſſen, der auf dem Throne ſitzt, und des Lammes für und für. Ich verſtand, daß ſie einen neuen und wunderbaren Unterſchied an der Welt, wovon ſie redeten, wahrgenommen gegen alle, die ſie zuvor geſehen hatten; und das Anſchauen der Wunder des Allmächtigen an den verſchiedenen Welten, womit er einen unendlichen Raum erfüllt hat, iſt kein geringer Theil der ergötzlichen Geſchäfte der Seligen im Himmel.

„Sage mir“ — ſprach ich noch weiter — „kennen die Seelen, welche dieſe Erde verlaſſen, ihre Verwandten und Freunde, die ſie hier gehabt haben, wenn ſie ihnen im Himmel begegnen?

„Darüber“ — verſetzte ſie — „kann ich dir keine Auskunft geben, da ich noch Niemand von meinen irdiſchen Bekannten geſehen habe. Du kannſt dir nicht verſtellen; welche Millionen und Myriaden bei uns ſind; und ſollten Alle, die je auf eurer Erde gewohnt haben oder wohnen werden, dahin kommen, ſo wären ſie dennoch faſt wie Nichts unter den unendlichen Schaaren in unſern Regionen. Aber ich zweifle nicht, daß die, ſo auf Erden zuſammen glücklich waren in Uebung der Tugend und geſelliger Verbindung, und die ſich an der Erforſchung dieſer Gegenſtände in dieſer Welt vergnügten, in den obern Regionen zuſammentreffen und ſolche erneuern werden. Aber die Unterhaltung über ihren vorigen Zuſtand und ihre irdiſchen Händel würde weit unter ihrer Natur und ihren Vergnügungen in den ſeligen Bleibſtätten ſeyn.

„Haſt du“ — ſprach ich — „das beſeligende Anſchauen (Gottes) genoſſen, oder kannſt du mir einen Begriff davon geben?

„Was ich von Verehrung, Anbetung und Preis geſagt habe, die wir dem Allmächtigen darbringen“ — antwortete ſie — „muß dir genügen. Ich weiß bis jetzt wenig von dem glorreichen Anblick, und wäre mir erlaubt, dir Alles zu ſagen, was ich weiß, ſo könnte dein gegenwärtiger Zuſtand es nicht faſſen. Meine Annäherungen zu dem beſeligenden Anſchauen geſchehen aus weiter Ferne. Ich muß warten, bis ich gewöhnter an den göttlichen Anblick bin, bis meine Natur mehr verfeinert und vergeiſtigt iſt, ehe ich ihn vollkommen genießen kann. Und nun, mein

Freund, da ich im Begriff bin, dich zu verlaſſen, um nie wieder auf Erden mit dir zuſammen zu kommen, laß mich dich bitten, daß du dich nicht länger um mich grämen wolleſt auf eine ungöttliche Weiſe. Ich unternahm dieſe Reiſe, um dich wiederzuſehen, weil ich deine Betrübniß über meinen Verluſt kannte. Ich bin zur Seligkeit und Unſterblichkeit entrückt aus dieſer niedern, vergänglichen Sphäre, und, außer um deinetwillen, konnte ich nie wünſchen, zurückzukehren, wiewohl ich ſo viel Glück genoſſen hatte, als die Erde erlaubt, ſo lange ich darauf weilte. Aber der Wohlſchmack und das Vergnügen, die wir an unſern himmliſchen Genüſſen finden, iſt ſolcher Art, daß wir allen Geſchmack für die irdiſchen verloren haben. Dieß iſt die Urſache, warum ſo Wenige geneigt ſind oder Erlaubniß haben, die Erde wieder zu beſuchen.“

Da ſie dieß geſprochen hatte, verſchwand mein theurer himmliſcher Beſuch und ließ mich zurück voll Dankbarkeit für die genoſſene Gnade und mit einem Gefühl von Freude und Hoffnung der künftigen Seligkeit, das nie in meinem Herzen vergangen iſt.

So weit das Excerpt. Der zuletzt von der Erſcheinung bemerkte Umſtand iſt der Grund, warum in Geiſtergeſchichten mehr Grauenhaftes als Liebliches vorkommt, obgleich der ſinnliche Menſch auch das

Liebliche aus der Geiſterwelt ſchauerlich findet, weil es von anderer Natur iſt, als die ſeinige und als die, ſo er lieben kann. Jedes Weſen liebt nur ſein Gleichartiges. Das Auftreten der Erſcheinenden kündigt ſich wieder, wie gewöhnlich, durch Anregung des Gehörſinnes an, aber nicht durch Krachen, Schlürfen, Werfen oder Poltern, wie bei den Unſeligen und Unruhigen, ſondern durch ein anmuthiges, zartes Geſäuſel (vgl. 1. Kön. 19, 12), das auf den Hörer einen feierlichen Eindruck macht. Hieraus läßt ſich eine Charakteriſtik der Geiſter und ihres Zuſtandes entnehmen. Was dieſe Selige von dem obern Reich der Dinge ausſagt, hat das Gepräge der Glaubwürdigkeit, und es liegt darin eine Kraft freundlicher Ermahnung zum Ringen nach dem Kleinod des himmliſchen Berufs, wie nicht leicht ein irdiſcher Prediger, deren viele dem Geiſterweſen ſo abhold ſind, ſie beſſer zu ertheilen im Stande ſeyn möchte. Wenn die Erſcheinung von neu erſchaffenen Welten redet, ſo fragt ſich, ob darunter materielle zu verſtehen ſind, oder vielmehr ſolche, die den noch nicht zur Wiederbekleidung mit ihrem Leibe (erſten Auferſtehung) gelangten Seelen der Frommen zum Aufenthalte dienen, Welten im Geiſterraum, worüber anderwärts Ausſagen vorkommen*). Daß ſie die Sprache der höher Beſeligten nicht völlig verſtand, iſt merkwürdig und deutet auf eine große Mannigfaltigkeit der Zungen oder wenigſtens der Ausdrücke, als gegenſtändlicher Bezeichnungen. Wenn ſie behauptet, daß, wenn auch Alle, die je hier auf Erden gelebt haben oder noch leben werden, dort hinkämen, ſie faſt wie Nichts unter der dortigen zahlloſen Menge ſeyn würden, ſo müſſen hierunter Engel oder Seelen aus andern Weltkörpern mitbegriffen ſeyn, oder es wäre noch Unwiſſenheit von ihr, indem die Zahl der innerhalb 6000 Jahren auf Erden lebenden Menſchen ſich zu hundert und achtzig tauſend Millionen und drüber berechnet, von welcher Zeit ſchon der größte Theil abgelaufen iſt, und deren Ende, oder wie weit ſich die Geburten über 6000 Jahre erſtrecken werden, unbekannt iſt.

---

*) S. Blätter a. Prev. 7. Samml. S. 122 ff.

— y —

Doppelſeyn.

Von dem außer ſich oder außer dem Leibe ſeyn, der weſentlichen Ekſtaſis der Seele (vgl. 2 Korinth. 12, 2. 3.), erzählt L. P. G. Happach, Prediger in Mehringen bei Aſchersleben, in ſeinen „Materialien zu neuen Anſichten für die Erfahrungsſeelenkunde ꝛc." (Hamburg 1802) im zweiten Stück einige merkwürdige Beiſpiele aus eigener Erfahrung.

Das erſte (S. 125 ff.) gehört mehr unter die Ahnungsträume; doch ſehe man, was der Verfaſſer zuletzt darüber ſagt. Seine Erzählung iſt dieſe:

„Ungefähr in meinem ſiebenzehnten Jahre war ich bei meinen Eltern, als ein Bote von meines Vaters Bruder, der hier in Mehringen, wo ich jetzt bin, Prediger war, die Nachricht brachte, daß dieſer krank wäre, und daß mein Vater ihn beſuchen möchte. Es war im Sommer, zu einer Zeit, wo das Wild viel Schaden an den Früchten auf dem Felde that, ſo daß mehrere Hüter mußten gehalten werden, und mein Vater ſelbſt genöthigt war, die ganze Nacht herumzugehen, damit die Hüter nicht einſchlafen möchten. Er reiste fort und befahl mir, nach ſeinem Ausdruck: die Nachtrunde an ſeiner Statt zu machen. Ich mußte es mehrere Nächte hintereinander thun und ward endlich äußerſt ſchläfrig. Ich mußte bei dem Herumgehen allezeit über eine alte Dorfſtelle und den dazu gehörigen Gottesacker gehen. Als ich hier war, wurde ich ſo müde, daß ich auch keinen Schritt weiter gehen konnte; ich ſetzte mich nieder und legte den Kopf auf einen Grabhügel — ich träumte: Ich kam hieher nach Mehringen in eine Stube der Pfarrwohnung, wo ich neben der Thüre drei über einander gemauerte Sitze traf, und worüber ich mich wunderte. Nach mehr als zwanzig Jahren bekam ich den Ruf als Prediger hieher; ich war vormals nie hier geweſen und beſuchte jetzt, ehe ich noch anzog, vorher die Wittwe. Sie empfing mich in der Hausthüre, und ehe ſie mich noch in ihre Wohnſtube führte, machte ſie mir die andere Stubenthüre auf; ich ſah hinein, und ich war ſchon darin geweſen; ich fand die drei über einander gemauerten Sitze, wie ich ſie vorher im Traume geſehen hatte; ich wunderte mich darüber und hörte, daß es die Decke eines Kellerhalſes war. Dieſer Traum war mir zu ſeiner Zeit darum merkwürdig, weil ich mir dabei ſchien zu fühlen, außer mir geſetzt und hier in Mehringen zu ſeyn.“ — Eine räumliche Verſetzung der Seele im Traum gehört ſicher nicht unter die Unmöglichkeiten. Uebrigens hatte Schreiber Dieſes eine jetzt verſtorbene ältere Schweſter, welche einige Zeit vor ihrer Verheirathung, ehe ſie Braut wurde oder wußte, wer ihr Gatte werden würde, im Traum die ganze innere Einrichtung ſeines Hauſes ſah, in das ſie nachher zu wohnen kam, und das ſie zuvor nie betreten hatte; ſie wußte auch bis dahin nicht, was der Traum ihr bedeuten ſollte.

Happachs zweite Erfahrung (S. 162) war ein Selbſtſehen nach einem Krankheitsanfall. „Ich lag einige Wochen,“ ſagte er, „und war wieder in der Geneſung. Ich hatte zu dieſer Zeit ſchon den Ruf zum Prediger nach Alten bei Deſſau. Ich lag des Nachmittags um vier Uhr auf meinem Bette auf dem Rücken, gerade ausgeſtreckt, im Schlafrock, daß ich mit dem Geſichte gerade nach der Stubenthüre ſah. Ich lag in den Gedanken, daß mir die Magd den Kaffee bringen ſollte — ſchlummerte mitunter, und dachte nichts, von dem ich etwa hernach hätte ſagen können, daß ich was gedacht hätte — und ich ſah mich ſelbſt in meinem Schlafrock und in meiner Geſtalt von meinem Bette weg langſam nach der Stubenthüre hingehen. Ich dachte während dieſes Akts ganz beſonnen: Das biſt du ja! das iſt ja kein bloßer Schatten! Vor der Thüre verſchwand das Bild — ich glaubte ein leiſes Aufmachen der Thüre zu hören, ſah aber, daß die Thüre zublieb. Die Sage fiel mir ein, daß, wenn Jemand auf ſolche Weiſe ſich ſelbſt ſehe, ſein Tod ſehr nahe ſey; aber weil ich mit dem Gedanken über den Tod, welchen ich für eine bloße Veränderung des Zuſtandes hielt *), ſchon berichtiget war, rührte mich die Erſcheinung gar nicht, ſondern ich erklärte ſie mir als ein Spiel der Phantaſie, aus dem Gedanken, den ich natürlich damals gehabt hatte, daß ich von Raguhn weg nach einem andern Ort ziehen wollte."

Dieſe Erklärung iſt ſo übel nicht; der Gedanke der Auswanderung von Raguhn kann ſich in der Phantaſie ſo ſcharf ausgeprägt haben, daß ihre Inhaberin, die Seele, in einem noch ſchwächlichen Körperzuſtand und bei mangelnder Beſonnenheit des

---

*) Dieſer Punkt gehört zu dem eigenthümlichen Syſtem des Verfaſſers.

Geiſtes ein ſymboliſches Vorſpiel machte, als wollte ſie in ihrem animaliſchen Verlangen ſagen: So laſſet uns von hinnen ziehen! Gemeiner Schlaftraum war es offenbar nicht, ſondern wahrſcheinlich ein unbewußtes Austreten der niedern innern Perſönlichkeit in ihrer geiſtigen Nervenhülle. Der Schlafrock gehört, wie die ganze Geſtalt, zu den Produkten des imaginativen, plaſtiſchen Seelenvermögens; die Seele weiß um das Ausſehen der Perſon und ſtellt es durch die ihr eigene Magie vollkommen dar. Es wäre eben ſo vergeblich zu fragen, wie ſie das kann, als, wie der Roſenſtock eine Roſe machen kann, und zwar ohne allen Verſtand, oder der Embryo ſeine Glieder. Der Trieb iſt der Verſtand und der Künſtler, und der wirkliche Verſtand (das Hirnleben) hindert ihn nur, ſein Erzeugniß zu entwickeln, wie in obigem Fall volle Beſinnung von Anfang die Erſcheinung nicht zugelaſſen haben würde.

Eine dritte Begebenheit iſt die merkwürdigſte. Hierüber fährt Happach (S. 163) alſo fort: „Weniger erklärbar aber war mir folgende Geſchichte, als ich nicht lange in Alten geweſen war. Ich pflegte ſehr früh aufzuſtehen. Ich hatte eine alte Magd, welche ein Muſter von Accurateſſe war in dem, was ihr befohlen wurde, und den ganzen Tag mit ſich ſelbſt nicht zufrieden war, wenn ſie etwas verſäumt hatte. Um drei Uhr mußte ſie mir Morgens den Thee bringen. Es war keine Dorfuhr da, meine

Stubenuhr war nicht im Stande, und meine Taſchenuhr, welche allein ging, hing unter dem Spiegel. Wenn die Magd erwachte und nicht wußte, was es geſchlagen hatte, kam ſie in meine Stube, holte die Taſchenuhr, wonach ſie ſich aber nicht ſelbſt richten konnte, brachte ſie mir an das Bette, und ich mußte ihr ſagen, was es geſchlagen hatte. Wenn es Mondſchein war, kam ſie ohne Licht, weil ſie wußte, daß ich ohne dieß die Uhr beſehen und ihr Beſcheid geben konnte. Gewöhnlich, wenn ſie kam, hörte ich ſie ſchon vorher und war munter. Eines Morgens war ich ſchon aufgewacht — ich hörte nichts; auf einmal kam ſie zur Stube herein; ich dachte, ſie käme auf den Strümpfen, weil ich ſie nicht gehört hatte. Sie ging nach dem Spiegel, holte die Uhr, welches ich Alles ſah, und kam auf mein Bette zu. Sie hatte ihre völlige Geſtalt und zeigte ein ganz analoges Weſen, wie ſie es ſonſt in dieſem Fall hatte; doch fiel mir Etwas auf, wovon ich ſelbſt nicht wußte, was es war, und auch nicht weiter darüber dachte. Sie war meinem Bette ſo nahe, daß ich mich aufrichtete, um die Uhr in die Hände zu nehmen. Sie wendete ſich aber weg nach der Thüre zu; blitzſchnell ſchien ſie einen Seitengang nach dem Spiegel zu machen, blieb aber auf ihrem Weg nach der Thüre zu. Deutlich hörte ich, daß ſie die Thüre auf- und zumachte. Schnell ſprang ich aus dem Bette, mit dem Gedanken, es wäre ein Fremder in der Stube geweſen. In dem Augenblick, da ſie die Thüre aufmachte, rief ich ſie bei Namen; ſie antwortete aber nicht; und in dem Augenblick war ich auch aus dem Bette und hinter ihr her. Ich rief, bekam aber keine Antwort. Eine Schweſter lag mit in meiner Stube; ich ging zurück und glaubte, ſie wäre es geweſen. Aber dieſe ſchlief und war nicht zu ermuntern. Ich ging wieder zur Thür hinaus und befühlte die Schlöſſer der Hausthüren; ſie waren zu. Ich wunderte mich; es ſchien mir nicht möglich geweſen zu ſeyn, daß die Magd nur die Hälfte auf die hohe Treppe hinauf konnte geweſen ſeyn, ſo ſchnell war ich hinter ihr her. Sie ſchlief oben in der zweiten Etage und hatte ſonſt einen ſo leichten Schlaf, daß ſie auf den geringſten Ruf antwortete. Ich ging hinauf, rief ihr mit einer ſtarken, unwillig tönenden Stimme zu — und nur erſt, nachdem ich dieſes etlichemal wiederholt hatte, holte ſie ſehr tiefen Athem, war, als wenn ſie ſich ſelbſt nicht hätte zurechtfinden können, und antwortete. Ich war genug bei mir; um ihr alſo keine weitere Verlegenheit zu machen (denn ſie war feſt im Geſpenſterglauben, fürchtete ſich aber nicht), ſagte ich ihr blos: Macht mir Thee; und ging fort. Ich war mir hiebei Alles ſo lebhaft bewußt, dachte und handelte ſo frei, daß ich mir unmöglich ſagen konnte: Du haſt dich getäuſcht. Was nun aber meine Aufmerkſamkeit noch mehr auf ſich zog, war Folgendes: Von nun an gewöhnte ich mich, wenn ich ſie hörte kommen und ſie die Thüre aufmachte, ſie bei Namen zu rufen; und ſie antwortete. Gewöhnlich war ſie ſchon in der Küche geweſen, wenn ſie kam; nach einigen Tagen hörte ich ſie von der Treppe herab und gerade in meine Stube kommen. Sie machte die Thüre auf, ich ſah ſie, ich rief ihr zu; aber ſie antwortete nicht, ſondern machte wieder zu, und ich hörte ſie nicht weiter. Ich horchte einige Augenblicke, hörte nichts, ſtand auf und rief ſie; aber ſie antwortete nicht, und ich ließ es dabei bewenden. Nach einigen Tagen ſagte ich ihr des Abends: Verſchlaft es nicht, daß Ihr mir den Thee zur rechten Zeit bringet. Ich war etwa noch eine Stunde auf; kaum aber hatte ich mich niedergelegt, ſo hörte ich ſie kommen. Sie machte die Thüre auf, kam herein, ich ſah ſie, rief ſie an; — ſie machte die Thüre wieder zu, und ich hörte nichts weiter. Sie diente wohl noch drei Jahre bei mir, und ich habe dieſe Erſcheinung über hundertmal geſehen und wurde nie klug; ſobald ſie meinen Dienſt verlaſſen hatte, hörte es auf. Merkwürdig war es mir, daß die Erſcheinung ſich nach gewiſſen Umſtänden beſonders modificirte. Ich veränderte bald meine Schlafſtelle, ſo daß ich eine andere im Winter, und eine andere im Sommer hatte. Der Anfang der Erſcheinung war mit dem Winter und dauerte auch gleichförmig im Winter und im Sommer fort. Im letzten Sommer aber, da ich durch einen andern Umſtand veranlaßt ward, des Nachts meine Thüre zu verſchließen, ſchlief ich auf meiner Studierſtube in der oberſten Etage, und die Magd ſchlief in der unterſten. Wann ich zu Bette ging, ſchloß ich meine Thüre ab, und legte den Schlüſſel außen in das Kamin an einen nur ihr bekannten Ort. Nun hörte ich ſie die Treppe heraufkommen, das Kamin öffnen, den Schlüſſel in das Schloß ſtecken und aufſchließen und aufklinken, die Thüre auf- und zumachen. Ich ſchlief in der Kammer und konnte ſie alſo nicht durch die Thüre in die Stube eintreten ſehen; ſie kam aber bis an die Kammerthür, welche gewöhnlich offen war, daß ich ſie nun ſah. Hatte ich die Kammerthür zugemacht, welches ſelten geſchah, ſo machte ſie auch dieſe auf. Oft, aber nicht immer (wenn ich ſie anredete, ging ſie zwar gleich zurück, und ich hörte ſie die Stubenthüre zumachen), hörte ich den Schlüſſel herausziehen und in das Kamin legen — manchmal auch nur das Kamin zumachen. Ich ward des Dinges nach und nach ſo gewohnt, daß ſich die Neugierde völlig dabei vergaß, und mir nur der Sinn blieb, darüber zu forſchen. Ich bemerkte, wenn ſie bis an die Kammerthür kam, daß mir die Frage: Was wollt Ihr? oder ihr Name oft unwillkürlich entfuhr, ob ich mir gleich bewußt war, daß nicht die geringſte Furcht in meinem Gemüthe war. Auch wenn ich ſie hörte die Treppe heraufkommen und das Kamin öffnen und mir vornahm, du willſt ſie ganz nahe zu dir herankommen laſſen, entfuhr mir dergleichen Frage; und nur manchmal, wenn ich mich ganz in meiner Gewalt hatte und ſie nicht fragte, trat ſie zur Kammerthür herein; ſobald ich mich aber aufrichtete, um ſie recht anzuſehen, wich ſie zurück. Bei dieſem Aufrichten wäre nun der Punkt äußerſt wichtig geweſen, worauf ich aber damals, weil ich den Zuſtand zwiſchen Schlafen und Wachen von dem des Träumens nicht unterſchied*), daß ich bemerkte, wenn ich mich aufgerichtet hatte und nach dieſem Aufrichten eine andere Lage in dem Bette nahm, als ich erſt hatte, da ich mich niederlegte, ich mich nach einiger Zeit manchmal ſelbſt wunderte, daß ich doch wieder ſo lag, wie ich mich niedergelegt hatte, ungeachtet ich es mir bewußt war, daß ich nach dem Aufrichten eine andere Lage genommen hatte. Ueber dieſen einzigen Umſtand konnte ich mit mir ſelbſt nicht einig werden und blieb doch immer geneigter, Alles für einen ſogenannten ſehr lebhaften Traum zu halten, ob mir gleich meine eigene, ſo unleugbare ſinnliche Erfahrung etwas Mehreres zu ſagen ſchien. Z. E. in der erſten Zeit, wann ich aufſtand und der Erſcheinung nachging, verſchloß ich einmal, da ich wieder zurückging, meine Stubenthür und nahm den Schlüſſel mit mir in die Stube, um mich ſelbſt des Morgens zu überzeugen, daß ich nicht geträumt hatte; und die Thüre war des Morgens auch noch ordentlich verſchloſſen, und der Schlüſſel lag in der Stube, wo ich ihn des Nachts hingelegt hatte. Der Umſtand blieb mir auch merkwürdig, daß ich immer mit Beſonnenheit unterſchied: die Erſcheinung war nicht wie ein gewöhnlicher *feſter* Körper, hatte aber übrigens den Schein, wie einem ein gewöhnlicher menſchlicher Körper in ſeiner Kleidung des Nachts vorkommt, ſo daß von dieſer Seite kein Zweifel blieb, es ſey eine wahre menſchliche Geſtalt. Uebrigens war ich, ſonderlich in der letzten Zeit während dieſer Erfahrung, ſo geſund, daß ich weder vor- noch nachher geſunder geweſen bin. Weil ich nun aber ſelbſt nicht wußte, was ich aus der ganzen Geſchichte machen ſollte, ich für keinen Abergläubigen wollte gehalten ſeyn und auch keinem Andern Gelegenheit zu abergläubigen Vorſtellungen und Gedanken geben wollte, ſo behielt ich das ganze Ding für mich und ſagte keinem Menſchen etwas davon, als einem Bruder, von dem ich wußte, daß er furchtlos war. Ich bat ihn, die Erfahrung mit mir zu machen und ſich bei mir in mein Bette zu legen. Ich ſagte ihm, wenn ich der alten Magd ſagen würde, ſie ſollte uns morgen *ſehr früh wecken und es ja nicht verſchlafen* (denn wenn ich ſolche Beſtellung auf dieſe

---

*) Hier fehlt offenbar: „nicht achtete.“ Die ganze Periode aber hat etwas Unklares, vielleicht Mangelhaftes. Ueber den Zuſtand zwiſchen Schlafen und Wachen redet der Verfaſſer anderwärts.

Art machte, ſo kam ſie richtig allemal etwa eine Stunde nachher, als ſie ſich niedergelegt hatte, manchmal auch zweimal), ſo würde ſie richtig erſcheinen; aber er hatte keine Luſt, die Sache durch eigene Erfahrung zu prüfen. Weil ich mich nachher glaube überzeugt zu haben, daß ich die Erſcheinung in einem Zuſtande zwiſchen Schlafen und Wachen gehabt habe, ſo würde er, wenn er auch bei mir geſchlafen hätte, doch nicht eben die Erfahrung haben machen können, die ich machte; es ſey denn, daß er mit mir zu gleicher Zeit in einem gleichen Zuſtande geweſen wäre. Dieß wird klarer werden, wenn ich ein andermal dieſen Punkt genauer und beſtimmter auseinander ſetzen werde; was ich aber auch ſchon darüber vorher geſagt habe, daß zu ſolcher Erfahrung eine beſondere körperliche Dispoſition gehört, wird dem, der darüber weiter denken kann, auch ſchon zureichen, ſich dieſes heller zu machen. Ich ließ nun die Sache dahin geſtellt ſeyn. Als die Magd weggezogen war, hörten die Erſcheinungen auf; inzwiſchen war ich doch noch aufmerkſam, zu erfahren, ob ſolche Erſcheinungen allein in mir ohne eine Veranlaſſung von Außen ihren Grund gehabt hätten. Ich bekam eine andere auch betagte Magd und ſetzte ſie in gleiche Umſtände, worin jene geweſen war. Sie mußte früh auf ſeyn; ich ſagte ihr manchmal, daß ſie die Zeit ja nicht verſchlafen möchte; ich ſagte ihr dieß manchmal an einem Abend zwei und dreimal, daß ſie manchmal wohl unwillig antwortete und ſagte: Ich werde es ja nicht verſchlafen. Ich legte mich mit dem Gedanken nieder und war nicht nur aufmerkſam, ſondern gleichſam geſpannt darauf, ob ſie nicht auch ein ſolches Nachtſpiel geben würde. Aber niemals ließ ſie dergleichen Etwas von ſich merken. Dieſer Umſtand war mir nun allerdings merkwürdig, doch konnte ich nach meiner damaligen Denkübung zu keiner Beſtimmung kommen; ich blieb ſkeptiſch, doch immer mehr geneigt, die ganze Sache auf dem Felde der Phantaſie zu laſſen, als eine Realität darin finden zu wollen."

So weit der Verfaſſer. Bei der Erklärung dieſer ſonderbaren Thatſache drängen ſich viererlei Möglichkeiten auf. Erſtlich bloſe träumeriſche Selbſteinbildung; dagegen ſprechen die angeſtellten Verſuche, die öftere, ſelbſt regelmäßige Wiederholung, und endlich der Ausgang der Geſchichte. Zweitens, daß die alte Magd eine körperliche Schlafwandlerin geweſen; dieſes iſt um ſo unwahrſcheinlicher, als der Verfaſſer gar nicht darauf verfiel, ob er gleich auch von dieſem Zuſtand oder der Krankheit des Nachtwandelns eine lebendige Erfahrung an einem der beiden Knaben gemacht hatte, zu denen er nach ſeinen Univerſitätsjahren als Erzieher gekommen war (ſ. S. 154 ff.). Drittens ein ſpuckender Dämon, ein neckiſcher Geiſt, welcher die alte Magd vorſtellte; zu dieſem brauchen wir nicht unſere Zuflucht zu nehmen. Viertens endlich, ein Doppelſeyn, ein ſeeliſches Austreten der gewiſſenhaft ängſtlichen, um die eingeſchärfte und doch ſo ungewiſſe Weckſtunde bekümmerten, alten Perſon, die auf dieſe Weiſe, durch Sorge und Gewohnheit, bei lebendigem Leibe ein gutartiges Geſpenſt wurde; und dafür ſprechen alle Umſtände. Was Happach von der nöthigen körperlichen Dispoſition zur Wahrnehmung ſolcher Erſcheinungen und von dem Zuſtand zwiſchen Schlaf und Wachen (intersomnium) ſagt, iſt ganz recht; eben dieſer Zuſtand iſt ein animaliſcher, vom beſonnenen Geiſt nicht beherrſchter, und disponirt zu ſolchen Wahrnehmungen, indem er die Seele des Wahrnehmenden außer Bereich mit der Außenwelt und in verwandtſchaftliche Beziehung zu dem ſeeliſchen Gegenſtand ſetzt. Der Menſch lebt alsdann „nicht im Gehirn, ſondern auf der Herzgrube“ und hat doch noch einen Theil ſeines Bewußtſeyns, vermöge deſſen er Wahn und Wirklichkeit unterſcheiden kann, mehr wenigſtens als im Traum, und nur das Coma bei Kranken macht hierin eine Ausnahme, ohne daß auch hier die objektive Grenze ſcharf zu ziehen iſt. Es wird nicht nöthig ſeyn, zum Beweis unſerer Annahme alle einſchlagende Momente zu wiederholen. Einiges iſt nicht klar; daß das Phantom beim erſten Mal wirklich die Uhr unter dem Spiegel holte, möchte nicht anzunehmen ſeyn, da es ſie nicht wieder hinhängte. Daß dieſe erſtere Erſcheinung mit dem Winter eintrat, ſtimmt zu der Ungewißheit der feſtgeſetzten Morgenſtunde in dieſer

Jahreszeit, welche im Sommer der Tag anzeigte. War aber einmal der erſte Austritt geſchehen, ſo wurde er auch im Sommer fortgeſetzt, die Thüre des Leibes war jetzt offen. Die Seele in ihrer Nervenhülle konnte auch körperlich wirken, das Auf- und Zumachen der Thüren, der Gebrauch des Schlüſſels, konnte ſo weſentlich ſeyn, als das hörbare Auftreten, das doch anfangs nicht Statt hatte. Bedeutend für unſere Erklärung iſt der tiefe Schlaf, in welcher H. die ſonſt ſo leicht erweckbare Magd beim erſten Male fand, wo er in ihre Kammer nachging. Die Seele war hier noch kaum in ihr Gehäuſe zurückgekehrt und mußte ſich erſt wieder in vollen Beſitz der Organe ſetzen, deren Thätigkeit das wache Leben bedingt; ſie erholte ſich wie aus einem Todesſchlummer. Wer kann aber hiernach an dem Erſcheinen von Sterbenden oder von wirklich Abgeſchiedenen zweifeln?

Von dieſem letztern, und nicht eigentlich vom Doppelſeyn, handelt Happach nach ſeiner etwas unvollſtändigen Theorie, die durch neuere Erfahrungen einen Zuwachs an Material zum Fortbauen erhalten hat. Indeſſen liefert er in einer andern Schrift: „Ueber die Beſchaffenheit des künftigen Lebens nach dem Tode, aus Anſicht der Natur“ (Quedlinburg 1809), auch Beiſpiele für die Sache, wovon wir reden.

Das erſte (S. 100) iſt aus dem Muſeum des Wundervollen und heißt ſo. Iſaak Walton erzählt in ſeiner Lebensbeſchreibung des Doktor Donne, daß, als der letztere ſich mit dem Geſandten des engliſchen Königs Jakob, dem Lord Hay, zu Paris aufgehalten, ihm ſeine Frau daſelbſt erſchienen ſey, ob dieſe gleich wegen ihrer Schwangerſchaft zu London geblieben war. Zwei Tage nach ſeiner Ankunft zu Paris blieb Dr. Donne in der Stube allein, in welcher er mit Herrn Robert und einigen andern guten Freunden zu Mittag geſpeiſt hatte. Nach einer halben Stunde ging Hr. Robert wiederum in dieſe Stube und fand ſeinen daſelbſt allein gelaſſenen Freund in einer ſo auffallenden Unruhe, daß er ſich ſogleich nach der Urſache dieſer ſo plötzlichen Veränderung in den Geſichtszügen des Dr. Donne erkundigte. Dieſer blieb eine Zeitlang ſprachlos; endlich aber erwiederte er, er habe etwas geſehen, das ihn ganz außer ſich geſetzt habe. Seine Frau ſey zweimal in der Stube vor ihm vorbeigegangen, und haben ein todtes Kind in ihren Armen getragen. Robert ſchickte ſogleich einen Bedienten nach England, um Nachrichten von dem Befinden der Doktorin Donne zu holen; nach 12 Tagen langte dieſer Bote wieder in Paris an und ſagte, er habe die Doktorin krank und betrübt im Bette angetroffen; ie ſey nach einer ſchweren und gefährlichen Nieder-unft von einem todten Kinde entbunden worden. Dieſe Niederkunft war in der nämlichen Stunde er-olgt, in welcher der Dr. Donne ſeine Frau in der Stube hatte bei ſich vorbeigehen ſehen.“ — Wenn ir auch die Möglichkeit annehmen, das Andenken der Frau und die Harmonie der Gemüther habe bei dem Manne einen Gedanken erzeugt, welchen „die Einbildungskraft verſinnlicht und als Gegenſtand verwirklicht“ habe (wohin der Verfaſſer des Aufſatzes im Muſeum ſich, wiewohl unklar, zu neigen ſcheint), oder die andere, der Schutzgeiſt, vielleicht gar der böſe Dämon der Frau, habe ſich gezeigt und ihre Perſon vorgeſtellt; ſo iſt doch nach ſo viel andern Beiſpielen des Doppelſeyns, dem keine räumliche Ferne entgegenſteht, die Erklärung aus ihm nicht weniger wahrſcheinlich.

Es kommt bei H. ein zweites, auch ſonſt bekanntes Beiſpiel (S. 105 ff.) hinzu, das aber billig in keiner Sammlung ſolcher Begebenheiten fehlen ſollte, das aus Wieland's Euthanaſia, von dieſem ſehr redlichen Mann, (der bei den vielen Wunderdingen, womit ſich ſeine reiche Phantaſie vorzugsweiſe beſchäftigte, dem Wunderbaren, wenigſtens ſeinen Schriften nach, nie eine reelle Seite abgewinnen konnte), oder von ſeinem Wilibald, als unzweifelhaft beglaubigt. Die Geſchichte betrifft eine Frau v. K., die von Allen, die einen Sinn für die hohe Einfalt und Güte ihrer Seele hatten, verehrt, von Mann, Kindern und Hausgenoſſen geliebt und von den Armen beinahe angebetet wurde, und bei dem Allen ſeit mehreren Jahren mancherlei zum Theil ſeltſamen und unerklärbaren Zufällen unterworfen war. Sie ſtieg z. B. öfters mitten in der Nacht, ſchlafend oder vielmehr träumend, aus dem Bette auf, kleidete ſich an, wanderte mit geſchloſſenen Augen im Hauſe herum, verrichtete allerlei Geſchäfte, und wenn ſie durch irgend einen Zufall, oder von ihrer Tochter (die aus vorſichtiger Liebe ſie zu beobachten und zu hüten pflegte), erweckt wurde, wußte ſie nicht nur nicht das Geringſte von dem was ſie vorgenommen hatte, ſondern fühlte ſich auch unmittelbar darauf ſo matt und krank, daß ſie ohne Hülfe kaum ihr Bette wieder zu erreichen vermögend geweſen wäre. Auch geſchah es nicht ſelten, daß ſie, mitten unter den Ihrigen bei einer häuslichen Arbeit ſitzend, auf einmal in eine Verzückung gerieth, worin ſie kalt und ſtarr an allen Gliedern, des Gebrauchs aller äußern Sinne beraubt, und einer marmornen Bildſäule ähnlich, öfters ziemlich lange beharrte, bis ſie von ſelbſt wieder in's Leben zurückkam, und zu erkennen gab, daß während dieſes ſeltſamen Paroxysmus außerordentliche aber unbeſchreibliche Dinge in ihrem Innerſten vorgegangen. Die Ihrigen wurden dieſes Zufalls nach und nach gewohnt, und warteten ihre Zurückkunft in die Sinnenwelt ruhig ab, zumal da Alles ohne ſchlimme Folgen ablief, und ſie während dieſes wunderbaren Stillſtandes alles äußern Lebens unbeſchreiblich herrliche Dinge zu ſehen und zu hören verſicherte.“ — Alſo eine natürliche Somnambule in zwiefachem Sinne des Worts, bald Nachtwandlerin, bald ekſtatiſch oder verzückt. Die eigentliche Geſchichte aber lautet ſo:

„Nahe an dem Orte, wo jene Dame ſich gewöhnlich aufhielt, liegt ein von dem fürſtlichen Stift … abhängiges Kloſter von Benedictinernonnen, welches von dem jeweiligen Abt, als ſogenannten Pater domus, aus der Zahl ſeiner Conventualen mit einem Probſt, der über das Zeitliche des Kloſters die Aufſicht hat, und mit einem Beichtiger, der die geiſtlichen Angelegenheiten der guten Mädchen beſorgt, verſehen wird. Seit mehreren Jahren hatte ein gewiſſer Pater Cajetan (wie ich ihn nennen will, da mir ſein wahrer Name entfallen iſt) die letztere Stelle verwaltet; ein Mann, der aus einer edeln niederländiſchen Familie ſtammte, und ſeiner vorzüglichen Eigenſchaften, ſo wie eines unſträflichen Lebens wegen, in allgemeiner Achtung ſtand. Zwiſchen dieſem und dem Herrn v. K., der als Herr von … ein Lehnsmann des beſagten Kloſters war, hatte ſich eine vertraute Freundſchaft entſponnen, an welcher die ganze Familie um ſo mehr Antheil nahm, da der Mangel an einer zu ihnen paſſenden Geſellſchaft den Umgang mit einem Manne von ſo vielen Kenntniſſen und ſo gefälligen Sitten (nichts von ſeinem muſikaliſchen Talente zu ſagen) zu einem ſehr ſchätzbaren Vortheil für ſie machte. Kurz, Pater Cajetan ward der Freund vom Hauſe, und des Unterſchieds der Religion ungeachtet von Allen nicht weniger geliebt, als ob er ein Glied der Familie geweſen wäre. Eine geraume Zeit vor dem Ableben der Frau v. K. wurde Pater Cajetan von ſeinem Fürſten nach Bellinzona verſetzt, um auf einer dortigen Schule, die mit Lehrern aus ſeinem Stifte verſehen werden mußte, in der Mathematik und Naturlehre Unterricht zu geben. Da dieſe Trennung dem wackern Benediktiner und dem Herrn und der Frau v. K. gleich ſchmerzlich war, ſo verſprachen ſie einander, ihre Freundſchaft wenigſtens durch einen traulichen Briefwechſel warm zu erhalten, der denn auch zwiſchen beiden Theilen ziemlich fleißig geführt wurde. Nach Jahr und Tag fiel Frau v. K. in eine Krankheit, worüber die Ihrigen ſich keine ſorgliche Gedanken machten, weil ſie die nämliche Krankheit mit eben denſelben Zufällen ſchon mehrere Mal glücklich überſtanden hatte. Sie allein dachte anders davon und ſagte ihrer einzigen Tochter, die damals ſiebenzehn oder achtzehn Jahr haben mochte, den Tag und die Stunde, wann ſie ſterben werde, ganz beſtimmt voraus, doch mit dem ernſtlichen Verbot, Niemand, ſelbſt den Vater nichts davon merken zu laſſen. Dieſer blieb auch ganz unbekümmert und zweifelte ſo wenig an der baldigen Geneſung ſeiner Gemahlin, daß er Bedenken trug, ſeinen Freund in Bellinzona durch die Nachricht von ihrer Krankheit zu beunruhigen. Indeſſen war unvermerkt der Tag herangekommen, an welchem Frau v. K. (ihrer Vorherſagung zufolge) ſterben ſollte. Sie ſchien ſich um Vieles beſſer zu befinden, war ſehr heiter und ſprach mit ihrer Tochter (der einzigen Perſon, die ſie an dieſem Tage um ſich haben wollte) von ihrem bevorſtehenden Tode ſo gelaſſen, als ob von einer kleinen Fahrt nach Z. oder B. die Rede wäre, wandte aber doch die wenigen Stunden, ſo ſie nach ihrem Vorgefühl noch zu leben hatte, dazu an, ihrer noch immer zwiſchen Angſt und Hoffnung ſchwebenden Tochter eine Menge guter Lehren und Warnungen zu geben. Dieſe ſchöpfte aus der Lebhaftigkeit und Freiheit der Bruſt, womit die vermeinte Sterbende ſprach, [illegible]mer mehr Hoffnung und erhielt dadurch die gelaſſene Faſſung, worin die Mutter ſie zu ſehen verlangte. Gegen Mitternacht endlich richtete ſich die Kranke auf und ſagte mit einem ihr eigenen holden Lächeln: Nun iſt's Zeit, daß ich gehe und vom P. Cajetan Abſchied nehme. Mit dieſem Worte legte ſie ſich auf die andere Seite und ſchien in wenigen Augenblicken ſanft eingeſchlafen zu ſeyn. Nach einer kleinen Weile erwacht ſie wieder, wendet ſich mit einem Blick voll Liebe und Ruhe zu ihrer Tochter, ſpricht noch wenige einzelne Worte und entſchläft auf immer. An eben dieſem Tage und (wie es ſich in der Folge zeigte) in eben dieſer Stunde ſaß Pater Cajetan zu Bellinzona in ſeinem Zimmer am Schreibtiſch bei einer Studierlampe, mit Ausrechnung einer mathematiſchen Aufgabe, die er am folgenden Tage ſeinen Lehrlingen vortragen wollte, ernſtlich beſchäftigt und an nichts weniger als an ſeine Freundin denkend, von deren Krankheit er nicht die geringſte Kunde hatte. An einer Seitenwand neben der Thüre des Zimmers hing ſeine Pandore, ein Inſtrument, das er liebte und ſehr geſchickt zu ſpielen wußte. Auf einmal hört er die Pandore einen ſtarken Knall, als ob der Reſonanzboden geſprungen wäre, von ſich geben. Er fährt auf, ſieht ſich um und erblickt mit einem Schauer, der ihn einige Augenblicke unbeweglich macht, eine weiße, der Frau v. K. vollkommen gleichende Geſtalt, die ihn mit freundlichem Ernſt anſieht und verſchwindet. Er faßt ſich wieder, iſt ſich auf's deutlichſte bewußt, daß er wacht und die Geſtalt ſeiner mehr als dreißig Meilen von ihm entfernten Freundin geſehen hat; er unterſucht die Pandore und findet den Reſonanzboden geſprungen. Er weiß ſich eine ſo ſonderbare Erſcheinung nicht zu erklären, kann aber doch die ganze Nacht durch den Gedanken nicht los werden, daß ſie ihm vielleicht den Tod der Frau v. K. angekündigt habe. Er ſchreibt mit der nächſten Poſt an ihren Gemahl, erkundigt ſich mit einer Unruhe, deren Urſache er jedoch verſchweigt, nach ihrem Befinden; erhält die Nachricht von ihm, daß ſie eben in derſelben Stunde, da er die Erſcheinung hatte, geſtorben ſey, und entdeckt ihm nun in einem zweiten Briefe, was ihm in der nämlichen Stunde begegnet war.“ — Finden ſich zwar viele ähnliche Geſchichten, ſo iſt doch eben dieſes ein Beweis mehr für ihre Echtheit, welche Wieland von ſeinem ſüddeutſchen Vaterlande her wiſſen konnte und verbürgt.

Einſender erinnert ſich dabei einer andern, die er in ſeiner Jugend öfters erzählen hörte, einen jetzt verſtorbenen Kanonikus bei einer katholiſchen Stiftskirche betreffend, welcher ſehr luſtigen Temperaments war und in jüngern Jahren ſeinem geiſtlichen Stande nicht ganz gemäß mag gelebt haben. In dieſer ſeiner fröhlichen Zeit blieb er einſt, wie öfters, Abends ſpät außer dem Hauſe; endlich geht die Thürſchelle, die Köchin öffnet, leuchtet ihm hinauf in ſein Zimmer, ſetzt ihm das Licht hin und wünſcht ihm eine gute Nacht, wundert ſich aber, daß er dießmal wider Gewohnheit ſo ernſt und ſtumm geblieben; denn er ſprach kein Wort. Als ſie ſich zu Bette legen will, ſchellt es zum zweiten Mal. Sie geht hinab, öffnet, und als ſie eben erſtaunt fragen will, ob ihr Herr denn wieder ausgegangen ſey, fällt er ihr mit der Frage in's Wort, warum ſie denn ſchon Licht auf ſein Zimmer geſetzt habe, das er von der Straße aus bemerkt hatte. Sie erzählt ihm, wie er ſchon einmal nach Haus gekommen ſey, er eilt die Treppe hinauf, und als er eintritt, ſieht er ſein völliges Ebenbild im Lehnſeſſel ſitzen, das aufſtehend um ihn herum zur Thür hinausgeht und verſchwindet. Daß hiebei weder eine natürliche Illuſion noch etwa ein ſcherzhafter Betrug Statt gefunden, beweiſt einestheils die Magd, anderntheils der Umſtand, daß er von da an auf lange Zeit in Melancholie verfiel, vermuthlich, weil er ſein bevorſtehendes Ende erwartete. Indeſſen erholte ſich ſein Muth wieder, ſcheint ſich aber gemäßigt zu haben, und ſo hätte die Erſcheinung, die man hier wohl einem Schutzgeiſt zuſchreiben möchte, ihren Zweck erfüllt.

Was die zerſprungene Pandore betrifft, ſo mag Folgendes als Gegenſtück dienen. Ein Univerſitätsfreund von mir, der nie Anzeichen glaubte, lag krank in ſeiner Stubenkammer. Plötzlich that es einen Streich an die Thür eines innerhalb dieſer Kammer befindlichen Verſchlags, wie mit einer Gerte, und zugleich ſprangen drei Saiten von dem in der Nähe ſtehenden Violoncell. Um dieſelbe Zeit war in der Heimath ſein Vater geſtorben.

Ein Freund ſchickte mir einſt ein geſchriebenes Blatt mit mehreren hier einſchlagenden Berichten, die er „Beiträge zur Seelenkunde“ betitelte, und die ſämmtlich hier ihre Stelle finden können.

1) „Die Köchin im Schweſterhauſe zu Ebersdorf, im Fürſtenthum Reuß-Ebersdorf, wird im Garten beim Körbel- oder Schnittlauchbeet geſehen, wenn ſie am Kochherd ſteht und mit ſehnlichem Verlangen dieſe Kräuter zu haben wünſcht. Sie pflegt dann zu lachen, wenn man ihr ſagt: Nun, heute haſt Du wieder einmal beim Körbel geſtanden!“ — Auf die Wichtigkeit des Verlangens kommt offenbar nichts an; ſie iſt relativ, und einer Köchin mag der Körbel ſo wichtig ſeyn, als einem, dem Einſender bekannt geweſenen, jetzt verſtorbenen fleißigen Gelehrten ſein Schreibtiſch,

an dem er ſich zuweilen bei der Rückkunft in ſeine Studierſtube ſitzen ſah. Man kann hiebei die beiden Geſchichten von Erſcheinungen abweſender geſunder Perſonen „in Momenten von tiefer Sehnſucht oder innigem Begehren“ in den Blättern aus Prevorſt, vierte Sammlung, S. 120, 122, vergleichen. Auch ſagt Cornelius Agrippa (de occulta philos. I, 64): „Die Seele wird zuweilen durch eine heftige Imagination oder Spekulation von dem Körper ganz hinweggerückt, wie Celſus von einem gewiſſen Presbyter erzählt, der, ſo oft ihm beliebte, ſich den Sinnen enthob und einem Todten ähnlich da lag, ſo daß er, wenn man ihn ſtach und brannte, nichts von Schmerz empfand, ſondern unbeweglich und athemlos lag, dennoch hernach angab, daß er Menſchenſtimmen, bei etwas lautem Schreien, wie aus der Ferne gehört habe.“ Dieſes war willkürliche Ekſtaſis, von der auch anderwärts Beiſpiele vorkommen.

2) Beſuch einer Sterbenden. „Eine unverheirathete Schweſter im Schweſternhauſe zu Gnadau bei Barby war nach Haus zu ihren Eltern gereist, wurde krank und ſtarb auch zu Hauſe. Um dieſe Zeit befanden ſich einige Schweſtern — die Erzählerin war eine von ihnen — auf dem Boden des Schweſternhauſes, um an ihren Kleiderſchränken etwas zu holen, als ſie auf einmal zu ihrem nicht geringen Entſetzen erwähnte Schweſter, von der ſie zwar wußten, daß ſie krank, aber nicht, daß ſie geſtorben ſey, an ihrer

Kleiderkiſte erblickten und in Eile den Boden verließen.“ — Die Sterbende oder ſchon Abgeſchiedene ſehnte ſich wohl weniger nach ihrem Kleiderſchrank, als daß ſie den Schweſtern ein Zeichen geben wollte, wie es mit ihr ſtehe; zufällig waren dieſe an ihren Schränken.

3) Wiefern dieſe und die folgende Erzählung hieher oder in das Gebiet der Vorgeſichte, am Niederrhein und in Weſtphalen „Vorgeſchichten“ genannt (second sight), gehören, kann die Frage ſeyn; es iſt wenigſtens nicht ganz abwegig, ſie hier mitzunehmen. — „Ein Freund von mir, jetzt ein noch ziemlich munterer Greis von 71 Jahren, konditionirte in ſeiner Jugend bei dem Stadtmuſikus in Uelzen im Hannöver'ſchen. Er war damals nichts weniger als leichtgläubig, ſondern wollte vielmehr als ein esprit fort nach damaliger Sitte Alles, was nur an Geiſtererſcheinungen erinnerte, verwerfen. Dieſer wurde von ſeinem andersdenkenden Prinzipal an einen dortigen Fleiſcher gewieſen, deſſen Sohn er in der Muſik unterrichtete. Der Fleiſcher erzählte ihm unter Andern, daß er zu verſchiedenen Malen, wenn er vor Tag über Feld gegangen, die Landleute in voller Thätigkeit geſehen in Beſtellung des Feldes, welches Geſicht ſich immer mit anbrechendem Tag verloren habe.“

4) „Ein andermal ſey er früh Morgens vom Lande nach der Stadt gegangen. In den Gärten vor derſelben

habe er einen wohlhabenden Bürger von Uelzen in ſeinem Garten ſpazieren gehen ſehen. Er habe ihm einen guten Morgen geboten, aber keinen Dank erhalten, und habe ſich darüber ſehr gekränkt gefühlt. Seine Empfindlichkeit habe ſich aber in Erſtaunen verwandelt, als er bald darauf eben dieſen Bürger von der Stadt her auf ſich zukommen geſehen habe, mit der Anrede: Nun, habt ihr euer Fohlen wieder auf meiner Weide gehabt?“ — Es wird zwar hiebei bemerkt, daß der Fleiſcher ein Freund von ſtarken Getränken geweſen ſey; indeſſen möchte dieß keinen Unterſchied machen, zumal, da von Geſichten am frühen Morgen die Rede iſt, wo der Mann ſchwerlich betrunken war, und da jene Liebhaberei ſelbſt den Nerven eine ſo abnorme Spannung geben kann, wie eine Krankheit, welche für die Wahrnehmung außerſinnlicher Gegenſtände empfänglich macht.

— h —

Ferneres Beiſpiel von Doppelſeyn oder Heraustreten aus ſich ſelbſt.

Mein Freund, der verſtorbene Direktor des Gerichtshofs zu Ulm, Herr von Pfizer, erzählte mir aus einer, wie er mich verſicherte, ganz authentiſchen

Quelle folgende Begebenheit, die ich um ſo lieber ihm nacherzähle, je proſaiſcher die ſie begleitenden Umſtände ſind, und je wahrhaftiger er in jeder Beziehung ſelber war.

Ein würtembergiſcher Oberamtmann, deſſen Namen mir mein Freund zwar nannte, den ich aber vergeſſen habe, war ein großer Liebhaber von Büchern und hatte ſich nach und nach, namentlich im juriſtiſchen Fache, eine bedeutende Bibliothek angelegt. Ein Sohn von ihm, der in Tübingen die Rechte ſtudirt hatte, war nach Göttingen gegangen, theils um dort noch einige Vorleſungen zu benutzen, theils aber auch, und zwar vorzugsweiſe, um dort, wo die Bücherquellen ſo reichlich fließen, eine Diſſertation zu ſchreiben. Er war ſchon weit in dieſer ſeiner Arbeit vorgerückt, als er ſich einer früher geleſenen Monographie erinnerte, von der er in ſeiner Diſſertation Gebrauch machen zu müſſen glaubte. Da er dieſelbe aber auf der Göttinger Bibliothek nicht vorfand und ſicher vorausſetzte, daß er ſie in der Bibliothek ſeines Vaters kennen gelernt habe, ſchrieb er dieſem und bat ihn dringend, ihm dieſelbe ſo bald als immer möglich zuzuſenden, indem die erſehnte Vollendung ſeiner eigenen Schrift von der Einſicht jener Monographie allein noch abhänge. Der Vater ſuchte nicht blos in ſeinen Katalogen, ſondern auch in den Fächern, wo ſie ihrem Gegenſtande nach hätte aufgeſtellt ſeyn ſollen, emſig darnach, aber, aller angewandten Mühe ungeachtet, immer vergeblich. Davon ſetzte er den Sohn in Kenntniß und äußerte dabei die Vermuthung, er, der Sohn, müſſe das verlangte Buch irgendwo anders, als bei ihm geſehen haben; er möge ſich daher nur näher beſinnen, wo er es allenfalls gefunden haben könne, er werde dann gerne da, wohin ihn ſein Gedächtniß führen werde, weiter nachforſchen. Einige Zeit darauf, nachdem dieſer Brief nach Göttingen abgegangen war, arbeitet der Vater in ſeiner Bibliothek. Er erhebt ſich von ſeinem Sitze, um aus einem ihm im Rücken ſtehenden Repoſitorio ein Buch zu holen. Zu dieſem ſich hinwendend, erblickt er ſeinen Sohn vor einem andern, im Begriffe, ein in beträchtlicher Höhe befindliches Buch, an das er ſchon die Hand gelegt hatte, herabzulangen. „Mein Sohn, wo kommſt denn du her?“ ruft der überraſchte Vater. Indem er näher zu ihm hintritt, verſchwindet der Schemen des Sohnes urplötzlich. Sofort greift der beſonnene Vater an die Stelle, an welcher er die Hand ſeines Sohnes gewahr worden war, und — das von dem Sohn ſo dringend verlangte Buch liegt in der ſeinigen. Er ſendet es ſofort nach Göttingen ab, allein im Wechſel mit dieſer Sendung erhält er von ſeinem Sohne einen, von dieſem an demſelben Morgen deſſelben Tags geſchriebenen Brief, in welchem er ihm, als Antwort auf ſeinen früheren Brief, genau die Stelle bezeichnet, an welcher er die Monographie zuverläſſig finden werde. Es war dieſelbe

Stelle, die ihm ſchon der Schemen des Sohnes gezeigt hatte.

Dieſes einfache Ereigniß bietet ein ſcheinbar ſehr ſchweres Problem zur Löſunq dar, welche jedoch demjenigen nicht allzuſchwer fallen dürfte, der über die, von der Seherin von Prevorſt aufgeſtellte und von Profeſſor v. Eſchenmayer weiter ausgebildete Theorie des Zuſammenhangs des Körpers, der Seele und des Geiſtes mittelſt des Nervengeiſtes reiflicher nachgedacht hat.

Wangenheim.

Merkwürdiges zweites Geſicht.

Man ſchreibt uns aus Paderborn aus ſicherer Quelle:

„Man hatte in einer, eine Meile von Paderborn entlegenen Ebene, unweit vom Städtchen Salzbotten, ein Lager von großem Umfang bemerkt und Truppen von allen Gattungen in daſſelbe ziehen ſehen. Nicht eine, ſondern dreißig Perſonen, hatten zu derſelben Zeit dieſelbe Wahrnehmung gleichförmig in allen Umſtänden.

Da die Erſcheinung aber nur ein Luftbild war, ſo hielt man ſie für eine Vorbedeutung kriegeriſcher Begebenheiten; jetzt aber, nach mehreren Jahren, iſt durch die vor einigen Monaten dort ſtattgehabte Revue, wo 20,000 Mann manövrirten, Alles genau in Erfüllung gegangen.

Die Wahrheit dieſes Vorausſehens von dreißig Perſonen iſt ganz beſtimmt, und dieß ſollte faſt dafür ſprechen, daß dergleichen Erſcheinungen nicht lediglich ſubjektive ſind; denn es läßt ſich nicht denken, daß dreißig Perſonen zugleich in demſelben Momente und in denſelben Räumen dieſelben von ihrer Phantaſie geſchaffenen Bilder ſehen.

Uebrigens wird die gleichzeitige Wahrnehmung eines zweiten Geſichtes von mehreren Perſonen, ja auch von Pferden und Hunden, wie man das aus dem Benehmen derſelben ſchließen muß, auch hier nicht ſelten von glaubwürdigen Perſonen verſichert.“

Paderbon, den 25. Oktober 1836.

Ueber Erſcheinungen.

Aus einer brieflichen Zuſchrift.

Schon längſt bin ich theoretiſch von der Möglichkeit und ſelbſt Wahrſcheinlichkeit ſolcher Erſcheinungen überzeugt geweſen, ohne daß ich gehofft hätte, daß dieſe letztern auch dem beobachtenden Sinne ſo nahe und handgreiflich würden dargeſtellt werden können, wie dieſes durch Ihre Bemühungen geſchehen iſt. Um an dieſe Phänomene mehr theoretiſch glauben zu können, muß man die Ueberzeugung haben, daß der Menſch nicht blos aus Leib und Seele beſteht, wie Viele annehmen, ſondern daß in ihm noch ein drittes Princip waltet, welches man Spiritus, πνευμα, Geiſt nennen kann, und welches dereinſt in der Geiſterwelt eben ſo vorzugsweiſe das Organ der Seele oder der geiſtige Leib nach dem Apoſtel Paulus, ſo wie der mehr körperliche Leib das Organ der Seele und des Geiſtes in dieſer Welt iſt. Für dieſen geiſtigen Leib iſt der Todestag in dieſem Leben ein wahrer Geburtstag für das andere Leben, an welchem er ſich eben ſo von der Gefangenſchaft des Leibes loswindet, wie das neugeborne Kind ſich in ſeiner Geburtsſtunde von den Banden, welche dasſelbe in ſeiner Mutter Leib feſtgehalten haben, frei macht. So wie es aber unzeitige Geburten für dieſes ſublunariſche Leben gibt, ſo gibt es auch ſolche für das künftige Geiſterleben, und wie unreif auf dieſe Welt gekommene Kinder, wenigſtens theilweiſe, noch eine Art von Fötusleben durch fortwährendes Schlummern ꝛc. fortführen und, wenn ſie Bewußtſeyn hätten, ſich bis zur gehörigen Stunde in den mütterlichen Schooß zurückſehnen würden, ſo ſcheinen jene wohl faſt durchgängig durch ihre eigene Schuld unzeitig gebliebenen Geburten der Geiſterwelt entweder freiwillig ſich zurück zu ſehnen in dieſe Welt, wenn anders freier Wille neben höchſter Erniedrigung und Sklaverei beſtehen kann, weil ihr Geiſt in ſeiner Unreifheit für die andere Welt noch mehr von dieſer Welt angezogen wird, als von jener, oder, weil ſie, wenn ſie auch gerne wollten, ſich nicht ſo leicht losmachen können von den Banden der Sinnlichkeit und der Verſchuldung, in welche ſie ſich in dieſem Leben verſtrickt haben und nun freiwillig in dieſen Banden zurückgehalten werden. Daß ein ſolcher weder zu dieſer noch zu jener Welt paſſender Geiſt noch bis zu einem gewiſſen Grade phyſiſchen Geſetzen unterworfen iſt, iſt wohl nicht zu bezweifeln; er iſt ja auch das, was von dieſer Welt mit in die Geiſterwelt übergeht und dort an die Stelle des Leibes tritt; und daß einen ſolchen Geiſt nach einer Wohnſtätte und nach einem Organ für dieſe Welt gelüſten mag, je nachdem er Gelegenheit dazu findet, ſcheint mir ebenfalls gar nicht unwahrſcheinlich zu ſeyn, ſo wie auch von einem Geiſte, welcher ſich vor der Geiſterwelt fürchtet oder von derſelben zurückgeſtoßen wird, eben nicht viel Geiſtreiches und Erbauliches zu erwarten ſeyn wird, was den Gegnern der Sache ſo anſtößig iſt.

Es iſt allerdings möglich, daß, wie es auch bei dem animaliſchen Magnetismus nur zu häufig der Fall geweſen iſt, auch auf dieſem neuen Felde der Wiſſenſchaft allerlei Täuſchungen und Ausartungen ſtattfinden werden, gegen welche man ſehr auf der Hut wird ſeyn müſſen, indem ſich früher oder ſpäter manche Unberufene als Beobachter und zu Beobachtende herbeidrängen werden; übrigens zweifle ich nicht, daß dieſes von Ihnen zuerſt ſo muthig und, man darf wohl ſagen, mit ſo überraſchendem Erfolg angebaute Feld, dieſer lange brach gelegene Neubruch, ſeine Früchte für die Wiſſenſchaft und das Leben tragen wird. Die Hauptſache wird ſeyn, mit kluger Vorſicht in der Sache voranzuſchreiten, übrigens aber bei allen Anfechtungen von Außen ruhigen Gleichmuth und Frieden in der Seele zu bewahren, ohne welche kein Gedeihen in unſerem Thun und Treiben iſt.

X.

Ein Wort über das Hellſehen,

von einem Seidenweber.

Nachſtehende merkwürdige Worte über das Hellſehen ſind von einem Mann aus dem Volke, ohne Studien, gar nicht bewandert in der Literatur, einem Seidenweber von Profeſſion, aber von ausgezeichneten Geiſtesgaben, von einem geſunden, ſcharfſinnigen Verſtande und ziemlicher Menſchenkenntniß.

Seit 13 Jahren hat ſich die Sehergabe in ihm, von welcher ſich ſchon in ſeiner Jugend Spuren zeigten, vollends entwickelt und vervollkommnet ſich von Jahr zu Jahr. Sie wird immer innerlicher und geiſtiger. Ich kenne ihn ziemlich genau ſchon ſeit zwölf Jahren. Was ihn mir beſonders ſchätzbar machte, iſt, daß dieſe Gabe mit ſeinem praktiſchen Chriſtenthum gleichen Schritt hält; er muß Alles im Leben erfahren, was ihm vom Geiſte gezeigt und eröffnet wird.

Empfindliche innere Leiden und Kämpfe gehen öfters den wichtigſten Aufſchlüſſen, die er bekommt, voran. Zuerſt äußerte ſich bei ihm die prophetiſche Gabe. Nach und nach wurden ihm tiefe Blicke in die Religionswahrheiten geſchenkt, nur ſteht das Prophetiſche mehr im Hintergrunde, und der Geiſt der Weiſſagung äußerte ſich mehr in der Gabe, licht- und ſalbungsvoll über religiöſe Wahrheiten zu reden und zu ſchreiben.

Als in einem gewiſſen Tageblatte unziemlich über das Hellſehen geſprochen wurde, erhielt er bald eine innerliche Aufforderung, die hier folgende Abhandlung über das Hellſehen zu ſchreiben, welche meiner Anſicht nach neues Licht über dieſe Sache verbreitet.

Was mich ermuntert, ſie Ihnen für dieſe Blätter zuzuſenden, iſt vorzüglich die Sache der Wahrheit, die Sie kräftig und muthvoll vertheidigen und dadurch den Unglauben unſeres Zeitalters in einer wichtigen Angelegenheit beſchämen; denn es liegt doch viel daran, ob wir das Daſeyn einer Geiſterwelt und ihren Einfluß auf unſere Menſchenwelt annehmen oder nicht.

Ich habe ſeit achtzehn Jahren mehrere Perſonen in verſchiedenen Graden des Hellſehens und auch des Somnambulismus kennen gelernt, ſie beobachtet, Jahre lang gleichſam mit ihnen gelebt; auch die dämoniſchen Zuſtände ſind mir nicht unbekannt, und ich finde in der Seherin von Prevorſt nichts Befremdendes, ſondern vielmehr Uebereinſtimmendes mit dem, was ich in meinem Kreiſe geſehen, gehört und wahrgenommen habe.

F. L—l.

Das Wort Gottes iſt dreifach.

Erſtlich: Gott, als das Wort über die Natur, über die Zeit, als der Urgrund in ſich ſelbſt.

Zweitens: Gott, als das geoffenbarte Wort, wie er ſich in der himmliſchen Welt, in der Schöpfung derſelben geoffenbaret hat und ſich noch offenbaret.

Drittens: Gott, als das in der äußern, ſichtbaren Weltſchöpfung geoffenbarte Wort. Alles, was wir in dieſer ſichtbaren Schöpfung erblicken, iſt von ſeinem ausgeſprochenen Worte, durch welches Alles gemacht iſt. Ev. Joh. 1, 3. Dieſes Wort wurde auch in der Fülle der Zeit Fleiſch, wie Johannes 1, 11. ſpricht, und die verborgene Herrlichkeit Gottes erſchien in dieſem Fleiſche, u. ſ. w.

Dieſes dreifache Wort: Gott über die Natur, Gott in der himmliſchen Welt in und durch Alles, Gott in der ſichtbaren Welt in und durch Alles und in Allem, welches unzertrennlich iſt und in vollkommener Einheit ſtehet, iſt auch im Menſchen, der nach dem Bilde Gottes geſchaffen iſt.

Als Ebenbild Gottes iſt der Menſch die Quinteſſenz von Allem, was Gottes geoffenbartes Weſen in ſich begreift. Durch den Fall Adams iſt freilich Gott nach ſeiner Herrlichkeit in dem Menſchen verblichen. Aber deſſenungeachtet iſt Gottes dreifaches Wort nicht ganz aus ihm gewichen, ſondern hat ſich nur in den innerſten Kreis der Seele zurückgezogen, wo es durch die Kraft des verheißenen Schlangentreters wieder hervorgerufen werden muß.

Jeſus Chriſtus, der verheißene Schlangentreter, erſchien in der Geſtalt des ſündlichen Fleiſches; er nahm die Menſchheit an ſich und brachte dadurch ein neues Leben in die ganze Menſchheit, nämlich in diejenigen, die ihn im Glauben aufnehmen und auf ſeinen Namen hoffen.

Durch ſein Leiden und Sterben hat er uns die verſchloſſene Pforte des Himmels wieder eröffnet, und durch ſeinen Hingang zum Vater uns den Weg und

en Zugang zu ihm gebahnt, nämlich zu Gott, der
einem Lichte über der Natur wohnt.

Jeſus Chriſtus, das Ein und Alles, das Licht
er Welt, iſt auch derjenige, der durch ſein Licht das
uge in der menſchlichen Seele wieder öffnet. In-
em er Alles in Allem iſt, ſo iſt er auch der Seher
ller Seher. Er iſt's, der dem h. Schauer
ohannes das Seelenauge aufſchloß! Aber
icht nur ſchloß er ihm dasjenige Seelenauge auf,
it dem er in das Reich der Himmel ſchaute und
rin die himmliſchen Heerſchaaren erblickte, ſondern
ſchloß ihm auch das tiefere Auge im innerſten
runde der Seele, das Auge des Geiſtes auf, wel-
es wir aus dem erſten Kapitel ſeines Evangeliums
ohl merken können. Ja, merken können wir darin
d fühlen, daß Gott ihn damals als ſeinen licht-
d liebefähigen Liebling noch eines tiefern Blickes
ürdigte, als auf der Inſel Patmos, wo er die hohe
d tiefe Offenbarung von der Zukunft erhielt.

Auf der Inſel Patmos war ihm ſein magiſches
eelenauge eröffnet nach dem Grunde der engliſchen
elt, die ſowohl in ihm als außer ihm war. Durch
eſes Auge ſah er, wie in einem Spiegel, Dinge,
der fleißigſte und erleuchtetſte Bibelforſcher nicht
hl verſtehen noch begreifen kann, bis Alles, was
rin ſteht, in Erfüllung gegangen iſt.

Dieſes heilige Wort, welches dem Johannes
ſeeliſche und geiſtige Auge eröffnete nach dem

Grunde der engliſchen und himmliſchen Welt und auch nach dem tieſern Grunde in Gottes Weſen, als Gott über die Natur und Kreatur, welches auch ſchon in den heiligen Sehern und Propheten des alten Bundes ſich bewegte, dieſes heilige Wort *lebt* und *wirkt noch heutiges Tages*, beſonders in denjenigen Seelen, welche ſchon von Geburt, nach ihrer anerſchaffenen Eigenſchaft, eine Seheranlage haben.

Dieſes Licht, das in die Welt gekommen iſt, um die Menſchen zu erleuchten, Ev. Joh. 1, V. 9., welches das Auge der Seele aufſchließt, iſt nicht aus der Welt verbannt, es iſt nicht an die verfloſſenen Zeitperioden gebunden. Mir kommen daher jene willkürlichen Auslegungen der Bibel ganz ungereimt und abgeſchmackt vor, die da glauben machen: Gottes allezeit wirkendes Wort wäre *jetzt* gebunden.

Chriſtus iſt das Auge aller Augen. Diejenige Seele, in welcher die Eigenſchaft ſeines Auges mehr oder minder vorherrſchend iſt, hat auch mehr Fähigkeit zum Seherſtande, als eine andere Seele, an welcher ſich ein anderes Glied ſeines heiligen Leibes als eine vorherrſchende Eigenſchaft vorzugsweiſe offenbaren kann.

Eine Seele, in welcher ſich Anlagen zeigen, in die geiſtige Welt zu blicken, hat ſehr nöthig, um ein ſanftes Gemüth zu bitten, damit ſie die Dinge, welche ihr gezeigt und geoffenbart werden, nur leidend empfange; denn wenn ſie eine feurige Gemüthsart hat, ſo iſt ihr Geiſt auch treibend und geräth dadurch bald in eigene Wirkſamkeit, wodurch fremde Geiſter bei ihr Zutritt erhalten, und ihr Seelenauge durch ihre eigene Wirkſamkeit getrübt und von einem unreinen Dunſtkreiſe umnebelt wird.

Beſonders iſt auch große Gefahr für eine Seele vorhanden, die ein ſtarkes Begehren hat, in die unſichtbare Welt zu blicken, ohne daß ſie doch Anlagen dazu beſitzt, oder wenn ſie durch künſtliche Mittel, durch Andere, in die Regionen der Geiſterwelt eingeführt wird, da denn auf dieſe Weiſe die Thüre zum magiſchen Seelenauge gleichſam mit Gewalt aufgeſprengt wird. Eine Seele iſt dann in dieſem Stande nicht zur rechten Thüre eingegangen und hat ſich eines Berufs angemaßt, der nicht der ihrige iſt, und kommt in Gefahr, großen Schaden zu leiden.

Wer hingegen nichts verlangt, nichts zu wiſſen noch zu ſehen begehrt, als was ihm ohne ſein Zuthun vom Himmel gegeben wird, der kann und ſoll ſein aufgeſchloſſenes Seelenauge nicht zuſchließen; denn Gott will die Welt nicht blind laſſen an dem, was in der andern Welt vorgeht, und was in derſelben für die in die Ewigkeit hinüber Gehenden zu thun ſey; denn der größte Theil der in dieſer Zeit lebenden Menſchen hat neben dem Worte Gottes in der heiligen Schrift eine erneuerte Erinnerung nöthig, daß Belohnung für das Gute und Beſtrafung für das

Böſe zu erwarten ſey. Man könnte zwar dagegen das Gleichniß vom reichen Manne und vom Lazarus anführen, wo Abraham zum Reichen ſprach: Sie haben Moſen und die Propheten; aber hiemit wäre doch nicht bewieſen, daß dieſe Stelle (Lukas 16, V. 29 und 30) geradezu auf alle Menſchen bis an's Ende der Tage anzuwenden wäre. Wir leſen (Evangelium Matthäi 27, V. 52 und 53), daß nach dem Tode Jeſu Gräber ſich aufthaten, viele Heilige aufſtanden, nach Jeruſalem gingen und Vielen erſchienen; *umſonſt* ſind dieſelben gewiß nicht erſchienen.

Es gibt auch *manche Seelen, die der Herr nicht anders als auf eine außerordentliche Weiſe zu ſich ziehen kann.* Wenn ſolche Seelen in dieſem Stande ſich leidend verhalten und alles von Gott Mitgetheilte ihm wieder geben, ihre eigene Luſt daran immer aufopfernd, ſo leiden ſolche Seelen, wenn ſie in der Demuth und Selbſtverleugnung ſtehen, nicht nur keinen Schaden, ſondern dieſe Sehergabe wird ihnen zu Förderung ihres Heils dienen. Solche werden auch durch den Geiſt Chriſti, der über den prophetiſchen Geiſt und über die Gabe des Schauens die Herrſchaft führet, einſehen, ja ſogar von demſelben unterrichtet werden, daß dieſe Gaben eigentlich nicht ſelig machen, ſondern nur als dienſtbare Geiſter und als Mittel dienen müſſen, um ſie näher in die innige Gemeinſchaft des Herrn zu ziehen.

Wenn wir von der Sehergabe reden wollen, ſo
üſſen wir nach der Erfahrung erkennen, daß ſie un-
hlige Stufen hat, die bis ins Unbegreifliche gehen.
Es gibt erſtlich Leute, die nicht erweckt ſind,
denen ſich Geiſter offenbaren, die ihnen viele ver-
rgene Dinge ſagen. Unter dieſen können Viele
ch einen Grad des Sehervermögens haben; es iſt
nen aber gewöhnlich nicht von Gott ver-
eben, ſondern beſteht in einer finſtern
agie. Dieſe Leute blicken in die Finſterniß, denn
ſehen nicht das Gute an ihren Nebenmenſchen,
dern nur das Böſe. Dergleichen bedauernswürdige
eelen geben ſich dann öfters mit der ſogenann-
n Wahrſagerei ab und verführen dadurch
ele, daß ſie, anſtatt in ihren Anliegen Zuflucht zu
tt und ſeinem Worte zu nehmen, bei ſolchen Wahr-
egeiſtern, gleich wie Saul nach 1. Samuel 28, V. 7.
Raths erholen. Ich glaube daher, daß in ſolchen
llen die Stellen III. Buch Moſe 19, V. 31 und
Buch Moſe 18, V. 10 und 11 anzuwenden ſind.
Zweitens gibt es Leute, die, durch die Gnade Jeſu
einem chriſtlichen Wandel erweckt, ſchon eine An-
zum Sehervermögen haben, die aber noch nicht
wickelt worden iſt. Im erſten Eifer ihrer Er-
kung beten und kämpfen ſolche Seelen gewöhnlich
ernſtlich und wenden in ihrem Gebete alle
len-, ja ſogar alle Leibeskräfte an, um ſich vom
ide loszumachen, der ihnen gewaltig zuſetzt, um

ſie vom Guten und von ihrem vorgeſetzten Wege abzuhalten. Durch die Kraft ſolcher allzufeurigen Gebete wird in dieſen Seelen, beſonders, wenn ſie einen ſchwachen Nervenbau haben, der magiſche Kreis (Centrum) in ihren Seelen mit Gewalt eröffnet, und es geht eine Thüre in ihnen auf, durch welche ihnen ein Blick in die Geiſterwelt aufgeſchloſſen wird. Dadurch gerathen ſie in große Gefahr, wenn ſie nicht bei ſolchen Geſichten in die tiefſte Demuth und Gelaſſenheit niederſinken; beſonders iſt die Gefahr groß, wenn ſie nicht geübte Führer haben, die ihnen durch Erfahrung den richtigen Weg durch die Labyrinthe zeigen können. Solche Menſchen müſſen ſich aber auch einem geübten, erfahrenen Führer unterwerfen wollen und ſich vor allen hochfliegenden Gedanken wie vor dem Satan hüten und fürchten und alle ihre Viſionen beſtändig dem Herrn aufopfern, ſich auch bei ſolchen vorkommenden Erſcheinungen in dem dreieinigen Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes empfehlen und zum innerſten Kreiſe der Seele ſich wenden, wo die göttlichen Kräfte in Einheit koncentrirt liegen. Durch dieſe Uebung werden ſolche Erſcheinungen, wenn ſie nicht ächter Art ſind, verſchwinden oder gereiniget und geheiliget werden. Auf ſolche Weiſe werden die Seelen nach und nach zu einer Feſtigkeit, zu einem rein[illegible] Lichte und zu einem heiligen Schauen gelangen.

Der natürliche Trieb, etwas Außerordentliches zu ſeyn, verſchwindet dann nach und nach bei ſolchen Seelen; denn ſie verſinken in Demuth und Liebe und bedecken wie die Cherubinen ihr ſinnliches Angeſicht und laſſen alle niedere Kräfte der Seele in Ohnmacht ſinken. Bei einer ſolchen gebeugten Stellung muß der Verſucher, der immer zur Seite ſteht, weichen, der Blick dieſer Seele wird rein, und Jeſus, ihr Bräutigam, offenbart ſich ihr durch heilige, vollendete Geiſter und belehret ſie durch dieſelben zu ihrem Heil, gibt auch zuweilen für die Umgebung dieſer Seele lehrreiche, praktiſche Unterweiſungen für das Leben. Wie mehr nun eine Seele in das praktiſche Leben des Chriſtenthums eingeht, deſto reiner werden auch ihre Geſichte und deſto ſchneller auch von ihr entfernt die betrügeriſchen Geiſter; denn ein reines Herz und Leben erzeugen ein reines Oel, und ein reines Oel gibt ein helles Licht, vor welchem die betrüglichen Geiſter von ſelbſten weichen, denn ſie kommen nicht an das wahre Licht, damit ſie nicht offenbar werden.

Es gibt auch *erweckte Seelen*, in denen ſich das Hellſehen nur im *ſchlafwachen Zuſtande* offenbart. Die Kräfte ihres körperlichen und aſtraliſchen Menſchen ſinken dabei in Ohnmacht, und nur die höhern, reinern Seelenkräfte bleiben wachend. Dieſer ſchlafwache Zuſtand hat für das Hellſehen eine *gute*, aber auch eine *gefahrvolle Seite*.

Wenn der Seher oder die Seherin noch einen gewiſſen Grad der Erſtorbenheit ſeiner ſelbſt erreicht hat, ſo iſt es in dieſem Falle gut, wenn er ſeinen niedern Kräften während der Zeit des Schauens beraubt wird; denn ſo lange dieſe niedern Kräfte in Ohnmacht darnieder liegen, die das richtige Schauen hindern könnten und auch wirklich hindern, ſo iſt der Geiſt des Sehers freier, aber doch nicht ſo frei, daß keine Täuſchung vorgehen könnte; denn dieſes hängt jederzeit von dem mehr oder minder gereinigten Zuſtande der Seele ab.

In einem ſolchen ſchlafwachen Zuſtande ſchweigen zwar die Stimmen der Eigenheiten, aber die Seele iſt darum nicht ganz der Gefahr enthoben; denn die im natürlichwachen Zuſtande wirkenden Eigenſchaften ſind im ſchlafwachen nicht todt, und der unlautere Zuſtand der Seele verurſachet im magiſchen Schlafe eine unreine Ausdünſtung, die, aus den Tiefen der Seele emporſteigend, den ganzen Dunſtkreis derſelben erfüllt, wodurch die erſcheinenden Gegenſtände, die zwar an ſich ſelbſt richtig ſeyn können, in einer andern Geſtalt ſich zeigen, als ſie bei einem reinern Dunſtkreiſe der Seele erſcheinen könnten.

Dieſer aus den Tiefen der Seele aufſteigende Nebel offenbart ſich aber nicht immer in einer weißgrünen Farbe, ſondern er kann ſich auch in einer ſchönen, dünnen, ganz weißen Nebelgeſtalt, einem heitern, durchſichtigen Schleier gleichend, offenbaren.

In dieſem Zuſtande kann ſich der Feind gar leicht in einen Engel des Lichts verſtellen, denn er bedient ſich dieſes gleichſam ſchimmernden Nebels zu einem Lichtgewande, und, in demſelben eingehüllt, redet er mit der Seele. Dieſe hat dann im ſchlafwachen Zuſtande nicht das Vermögen zu prüfen, wie ſie es im wachenden Zuſtande haben kann, und ſteht daher in Gefahr, getäuſcht zu werden. Gut iſt es dann, wenn ein treuer Führer mit einer geheiligten, durch Erfahrung bewährten Prüfungsgabe einer ſolchen Seele zur Seite ſteht.

Schon die Gegenwart eines ſolchen wohl erfahrenen Führers, mit einem männlichen, feſten, im Worte Gottes gegründeten Geiſte, der ſich allemal vor oder bei der Entzückung (Kriſis) der ſchlafwachen Seele in die Gegenwart Gottes verſetzt, jagt dem Feinde eine Furcht ein, daß er ſich nicht ſo unverſchämt der Schlafwachen nahen kann.

Ein Führer ſoll auch die einſchlafende Perſon wohl beobachten in jedem Zuſtande, der ſich bei ihr in dieſen Momenten äußert; er ſoll beachten, ob ſie ruhig oder unruhig ſich verhalte, ob die empfangenen Offenbarungen eine ſtarke Bewegung im Unterleibe verurſachen oder nicht. Hat nun eine ſolche Perſon während der Entzückung viele Krämpfe und Zuckungen im Unterleibe, ſo iſt dieſer Zuſtand als ſehr verdächtig anzuſehen; denn aus dem Unterleibe, als dem Centralſitze der unreinen Geiſter, die ſich, nach dieſen

Bewegungen zu urtheilen, in's Spiel miſchen, kommt nichts Gutes. Ein ſolcher Fall kann ſich hie und da bei Schlafwachen ereignen und hat ſich ſchon öfters ereignet. Es iſt daher nöthig, wohl darauf zu achten, *man ſoll und darf aber deßwegen nicht die ganze Sache verwerfen.*

Es herrſcht unter Vielen, ſelbſt auch unter geförderten Gläubigen die Meinung, das Hellſehen der Schlafwachen ſey ein krankhafter Zuſtand, der von geſchwächten und überreizten Nerven herrühre und daher immer in ſeinen Erſcheinungen und Wirkungen als verdächtig anzuſehen ſey. Aus dieſem Grunde würdigen ſie die Ergebniſſe dieſer Art keiner Unterſuchung, ja ſelbſt keiner Beachtung, ſondern ſind zum Voraus geneigt, Alles zu verdächtigen, ja ſelbſt zu verwerfen, was von dieſen, wie auch von andern Hellſehenden geäußert und geredet wird; ja Einige gehen ſo weit, daß ſie es als ein Werk des Teufels anſehen.

Wahr iſt's, daß geſchwächte und überreizte Nerven viel zum ſchlafwachen, hellſehenden Zuſtande beitragen; aber daraus folgt noch nicht, daß alle ſchlafwache Hellſehenden in einem krankhaften Zuſtande ſich befinden; denn ſelbſt die Erfahrung zeigt das Gegentheil, da unter den Schlafwachen, beſonders unter andern Hellſehenden, auch geſunde und ſelbſt ſtarke Perſonen gefunden werden. Und ſelbſt da, wo

Hellſehende in einem krankhaften Zuſtande ſich darſtellen, darf man deßwegen nicht ihre Aeußerungen und Aufſchlüſſe verdächtigen; denn geſchwächte Nerven machen die Bande locker, welche die Seele an den Körper feſſeln; freier vom Einfluſſe des Irdiſchen, tritt dann die Seele der überſinnlichen Welt, ja ſelbſt der Gottheit näher, und iſt geſchickter, die himmliſchen Einflüſſe zu empfangen. Und da, ſollte die Weisheit Gottes nicht gerade dieſe Gebrechlichkeit, dieſe Nervenſchwäche zu ihren liebevollen Abſichten, zum Heil der Seelen benutzen; ſie, die ja ſelbſt das Böſe, die größten Sünden zum Guten zu lenken weiß, ſie ſollte in dieſen letzten Tagen nicht verſuchen, durch außerordentliche Gnadenmittel zu retten, was noch zu retten iſt? Wer unterrichtet den Geiſt des Herrn, wer iſt je ſein Rathgeber geweſen, wer hat je des Herrn Sinn erkannt? Wahr iſt's indeſſen, daß der ſchlafwache Zuſtand nicht geradezu nothwendig iſt, um einem Seher oder einer Seherin einen richtigen Blick in das Ueberſinnliche zu verſchaffen, ſondern Gott richtet ſich hier mehr nach der Beſchaffenheit der körperlichen und ſeeliſchen Eigenſchaften des Sehers.

Eine in einem gewiſſen Grade mehr gereinigte Seele, die ſich bei der Spur der Annäherung der ſich offenbarenden geiſtigen Himmelskräfte in den Tod aller geſchaffener Dinge und in die Wunden Jeſu verſenkt, kann einer reinen Offenbarung ohne Schlaf oder auffallende Entzückung gewürdigt werden. Indeſſen iſt das Schlafwachen der Hellſehenden, das ſehr viele Grade und Stufen hat, an ſich ſelbſt gar nicht zu verwerfen oder gering zu achten. Gefahr iſt dabei, dieß iſt nicht zu leugnen; aber iſt denn nicht auch bei der Erforſchung und Erkenntniß der höhern Wahrheiten des Lebens den Graden nach, mehr oder weniger Gefahr? Es kommt dabei vieles auf die Leitung eines treuen, durchblickenden Führers an, der nur auf Gottes Ehre ſieht und dabei auf die Richtung einer ſolchen Seele und auf ihren mehr oder minder gereinigten Zuſtand. Nichts wollen, nichts begehren, nichts zu wiſſen, nichts zu ſehen verlangen, als was Gott der Seele aus freiem Willen geben will, iſt die Geſinnung, welche die Seele am richtigſten in dem hellſehenden Zuſtande leiten kann. Denn die Täuſchungen werden ſchon naturgemäß von einem unlautern, dem Sinn und Willen Gottes widrigen Verlangen erzeugt und ſind eine gerechte Strafe des unreinen eigenen Willens.

Es gibt noch eine *andere Weiſe*, in die Räume der überſinnlichen Welt eingeführt zu werden. Es iſt nämlich der Fall, daß manche Seher entweder *in einem ſchlafenden oder ganz wachen Zuſtande von einem Geiſt oder Engel in die Regionen der Geiſterwelt über ſich geführt werden.* Aber auch *dieſe Ueberführung* iſt nicht ganz nothwendig, um die göttlichen Wahrheiten enthüllt zu ſchauen und zu empfangen. Der Menſch, als die Quinteſſenz der ganzen Schöpfung (Mikrokosmus) die kleine Welt genannt, hat die ſichtbare Welt, Himmel und Hölle in ſich, denn Alles, was Gott geſchaffen hat, liegt nach dem kleinen Maßſtabe in ihm; darum darf er nur auf eine ſanfte, gelaſſene Weiſe in ſich ſelbſten kehren, um das große Geheimniß Gottes zu erkennen, nicht mit dem Geiſte der Vernunft, ſondern durch Gottes Geiſt, der unſern aus Gott gefloſſenen Geiſt, welcher im Innerſten unſerer Seele wohnet, in dieſes Geheimniß einführen kann. Das Lamm Gottes muß auch die ſieben Siegel, die vor dem großen Myſterium im Menſchen liegen, durch die Kraft ſeines Blutes und ſeiner heiligen Verdienſte im Menſchen entſiegeln.

Das Forſchen und Schauen einer ſolchen Seele geht dann nicht mehr überwärts in die Höhe, ſondern unterwärts durch die Tiefen und Abgründe der Seele ſelbſt. Aber nur an der Hand Jeſu kann eine ſolche Seele dieſen Weg gehen; denn ohne Jeſus würde ſie ſich immerdar in den Labyrinthen dieſes Wegs verirren und in ſeinen Abgründen umkommen.

Jeſus Chriſtus hilft aber einer ſolchen Seele durch eine ihr unſichtbare Macht heiliger Schutzengel und Führer durch die finſtern Thore des Todes und der Hölle, die auch in ihr liegt, hindurch brechen und durch die düſtern, unterirdiſchen Gänge, ohne etwas zu ſehen, hindurch wandern und endlich ſiegreich an's Licht treten.

Dieſer Weg iſt zwar leidensvoll und gewährt der Natur wenig Genuß, denn es iſt ein Weg der Demuth und Vernichtigung; er iſt aber ſicherer als die übrigen alle, denn er führt zur weſentlichen Selbſterkenntniß, welche der Seele zu einem ſegensreichen Gewinn wird.

Der Geiſt des Menſchen, der in der menſchlichen Seele wohnt und vor ihrer Erweckung mit derſelben wie vermiſcht war, wird öfters dieſen leidensvollen Gang geführt. Aber dieſer Geiſt muß zuerſt durch die Kraft des Worts Gottes aus dem Chaos oder dem Gewirre der Seele, darin er bis auf die Zeit der Scheidung gefangen liegt, als ein eigener Beſtandtheil, ſiehe 1. Buch Moſe 1, V. 3 und 4, und Hebr. 4, V. 12, entwickelt, und nach und nach aus der Seele, als die oberſte, herrſchende Kraft derſelben, in Freiheit geſetzt werden. Dieſer Geiſt, der nur nach dem Maße ſeiner Entwicklung in die tiefern Geheimniſſe eingeführt werden kann, hat auf dieſem Wege auch ſeine himmliſchen Führer und Schutzgeiſter, die ihn durch alle geheime, dunkle Gänge begleiten, die ihn zur heiligen Stadt führen, welche der heilige Schauer Johannes ſah vom Himmel herabkommen. Ja, der Geiſt ſchaut dann in tiefern Blicken nach höhern Geheimniſſen, er ſchaut in die Tiefen der Gottheit im Maße des ſtillen Blicks des heiligen

Johannes, da er im erſten Kapitel ſeines Evangeliums ſprach: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.“ Ein ſolcher Seher iſt dann an keine beſondere Zeit, Ort und Raum gebunden. Nachdem er durch alle Stufen hindurch gegangen, iſt ſein Schauen nichts Außerordentliches mehr dem Aeußern nach, denn ſein gereinigter Blick geht nun in ſtiller, heiliger Feier durch die göttlichen Tiefen hindurch. Selbſt mitten in Leiden und Trübſalen, von welchen die Seele nicht frei ſeyn kann, ſpricht der Geiſt Jeſu zur Braut: Komm! und die Braut ſpricht: Ja, Amen, Herr Jeſu, komm!

Nota.

Wenn von der Hand des Herrn und ſeiner Führung geſprochen wird, ſo iſt es nicht immer ſo zu verſtehen, als hälfe und führte der Herr unmittelbar in eigener Perſon, wie es viele Gläubige verſtehen, wenn das Wort Herr gebraucht wird. Der heilige Name Gottes iſt in Allem und durch Alles. Wenn der Name Herr ausgeſprochen wird, ſo umfaßt derſelbe alle Fürſtenthümer und Herrſchaften im Himmel und auf Erden. Gott, als das heilige, unbegreifliche Weſen, das in einem unzugänglichen Lichte wohnt, kann wegen der großen Entfernung, in welche der Menſch durch Adams Fall von der Gottheit gerathen iſt, und wegen der ihm anklebenden ſündlichen

Unreinigkeit nicht ſo unmittelbar auf die Seelen wirken; ſondern es geſchieht häufig, beſonders im Anfange der Bekehrung durch himmliſche Geiſter, vorzüglich durch den Dienſt der vollendeten Geiſter des Menſchengeſchlechts, die dem Gottmenſchen als Organe der Gnade dienen und ſo freier mit dem Menſchen umgehen können. Wie mehr nun eine Seele durch das Wachsthum in der Gnade am innern Leben des Geiſtes zunimmt, deſto reinere und höhere Geiſter ſich derſelben nähern und ſie bewirken können. Dieſe reinen Geiſter halten aber dieſe Seele keineswegs gefangen unter ihrer Herrſchaft, ſondern ſie bewirken dieſelbe nur ſo lange, bis ſie fähig iſt, näher und unmittelbarer zur Vereinigung mit Gott zu gelangen. Dieſes lautet vielleicht manchen beſchränkten und kalten Proteſtanten ziemlich katholiſch; aber darum iſt es noch nicht unbibliſch, es beſteht in der eingeführten Ordnung Gottes, nach welcher im Himmel Alles auf's Genauſte eingetheilt und geordnet iſt, wo jeder Geiſt ſeinen angewieſenen Dienſt und beſtimmte Beſchäftigung hat.

Hier iſt alſo etwas Weniges und noch immer Mangelhaftes über das Hellſehen oder, wie es Einige früherhin unſchicklicher Weiſe nannten, die Seherſache, von welcher ſo viel geſprochen und ſo verſchieden geurtheilt wird! Nur etwas Weniges, denn wenn man alle Stufen in ihren mannigfaltigen Schattirungen beſchreiben wollte, ſo würde ein großes Buch daraus werden, wodurch aber diejenigen Gegner, welche dem Leibe Chriſti aus Neid ſo gern ein Auge ausreißen möchten (1. Kor. 12, V. 16), weil ſie eben kein Auge ſind oder gerne blind bleiben, nicht gebeſſert werden, wenn auch gleich Einer ihres Gleichen aus der Zeit der Vorfahren von den Todten auferſtände, der nach vollendeter Läuterung und Belehrung in den Regionen des Zwiſchenreichs endlich ſehend geworden iſt.

Mit dem Hellſehen ſteht der Geiſt der Weiſſagung mehr oder minder in Berührung. Die Gabe der Weiſſagung hat auch unzählige Stufen, und es iſt mit ihr von jeher, wie mit der Sehergabe, viel Mißbrauch getrieben worden, denn auch ihre Anwendung iſt großen Gefahren unterworfen. Aber deßwegen iſt die Sache ſelbſt wegen der Gefahren und der Mißbräuche, welchen ihre Anwendung in gewiſſen Fällen und bei gewiſſen Menſchen unterworfen iſt, keineswegs falſch und verwerflich.

Denn ſelbſt beim Bibelleſen ſtehen wir in großer Gefahr, den Sinn der Schrift falſch auszulegen, wenn wir ohne Gottes Geiſt mit unſerm eigenen Geiſte dieſen Sinn zu erforſchen ſuchen. Und mit welchem Buche iſt nicht ſeit Jahrhunderten bis auf unſere Zeiten mehr ſchädlicher und ſchändlicher Mißbrauch getrieben worden, als mit dieſem heiligen Buche? Wäre es aber deßwegen rathſam, dieſes Buch der Bücher zu verwerfen, oder das Leſen deſſelben zu verdächtigen?

Die Sehergabe iſt und bleibt nach ihrem Grunde, ungeachtet der mancherlei falſchen Zweige, die ſich als Auswüchſe oder Mißgeburten darſtellen, doch ein Werk Gottes und gehört zur Bibel, als eine Tochter des prophetiſchen Geiſtes. Wer dieß nicht glaubt, der thue, wenn er konſequent, folgerecht ſeyn will, die Propheten hinweg aus der Sammlung der Schriften des alten Bundes, er reiße die Offenbarung Johannis aus dem neuen Teſtamente, wiſſe aber, daß ihm Gott nehmen wird ſeinen Antheil am Holze des Lebens und an der h. Stadt, die in dieſem Buche verheißen wird. Ja ein ſolcher Menſch, der den prophetiſchen Geiſt verachtet, reißet ſich ſelbſten los von jenem Lebensbaum, welcher Chriſtus iſt, als das geoffenbarte Wort, der ſeine Aeſte und Zweige einerſeits über die Propheten des alten Bundes ausdehnt und andererſeits bis auf unſere Zeiten, ja bis an's Ende der Tage, über lichtfähige Seelen ſie ausbreitet und Früchte des Geiſtes zum allgemeinen Nutzen der Gemeine Gottes hervorbringt. —

Schluß des Verfaſſers.

Möge nun das Wenige, das ich nach meinem ſchwachen Vermögen über dieſe Materie geſchrieben habe, zu Gottes heiliger Ehre dienen, in deſſen Namen ich es angefangen habe! –

Nauſkopie.

Das Journal „Ausland“ hat ſchon vor einigen Jahren einer Wiſſenſchaft erwähnt, die darin beſtehen ſoll, die Ankunft eines oder mehrerer Schiffe mehrere Tage, ehe ſie in den Geſichtskreis kommen, vorherzuſagen. Ein gewiſſer Bottineau auf Isle de France (Mauritius) ſoll der Erfinder dieſer Wiſſenſchaft ſeyn und ſie ſchon in den ſiebenziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit großem Erfolge geübt haben. Merkwürdig iſt, daß Dümont d'Urville, der in ſeiner Reiſe auf der Aſtrolabe neuerdings wieder Nachricht gibt von dieſer Wiſſenſchaft oder vielmehr dieſer Kunſt, ſie als eine Art second sight (zweites Geſicht) darſtellt, und daß der Nauſkope, den er fand, ebenfalls wieder auf der nun engliſch gewordenen Isle de France ſich befindet. Herrn d'Urville's Angaben hierüber ſind folgende:

„Auf Isle de France erhielt ich den Beſuch des

Herrn Faillafé, eines wegen ſeiner angeblichen Eigenſchaft, die Annäherung der Schiffe in den Wolken zu leſen und ihre Ankunft im Hafen um mehrere Tage vorauszuſagen, wohl bekannten Mannes. Ich war erfreut, ihn zu ſehen, und brachte ihn bald auf das Kapitel ſeiner unter dem Namen Nauſkopie bekannten Eigenſchaft. Da ich ihm meine Zweifel darüber ausdrückte, ſo erklärte er mir ganz ernſthaft und mit augenſcheinlicher Ueberzeugung, daß mehrere Perſonen dieſe Eigenſchaft beſeſſen hätten, obwohl die Fälle ſelten ſeyen. Jetzt aber ſey er der Einzige auf der Inſel, bei welchem ſie ſo entwickelt und ausgebildet ſey. Er beſitzt dieſe Eigenſchaft ſchon ſeit 30 Jahren und bemerkt Schiffe auf eine Entfernung von 2, 3, ja 500 Meilen, je nach den Umſtänden, obwohl 60, 80 oder 100 Meilen die Entfernungen ſind, bei denen ſich dieß Phänomen am deutlichſten zeigt.

„Das Bild der Schiffe reflektirt ſich am Firmament unter der Form einer braunen, dunkeln Wolke mit ſchwachen Conturen und in einer dem Horizont parallelen Richtung. Es nimmt einen, zwei, drei und oft mehr Grade ein, je nachdem das Schiff näher oder ferner iſt, und an einigen Beſonderheiten der Configuration erkennt man die Klaſſe, zu der das Schiff gehört, ſein Segelwerk und ſeine Richtung. Bei 45° iſt das Bild am klarſten und nimmt an Beſtimmtheit ab, je nachdem es ſteigt oder fällt,

d. h. je nachdem es ſich nähert oder entfernt; ſobald das Schiff am Horizont ſichtbar iſt, verſchwindet das Bild ganz.

„Sonderbarer Weiſe genießt Faillafé, deſſen angebliche Wiſſenſchaft das Gelächter der Fremden erregt, zu Mauritius den Ruf eines ganz redlichen Mannes, und Niemand beſtreitet ſeine Wahrhaftigkeit und die Richtigkeit ſeiner Vorherſagungen; indeß ſchenkt man ſeinem nauſkopiſchen Talent nur geringe Aufmerkſamkeit, als wäre es die natürlichſte Sache von der Welt.

„Herr Faillaffé, Schiffsfähndrich in den erſten Jahren der franzöſiſchen Republik, hat den Zopf, das Coſtüm und das Benehmen aus der Zeit des Convents beibehalten. General Decaen gab ihm die Stelle eines Signaldirektors, weßhalb er eine Penſion von 1800 Fr. von der franzöſiſchen Regierung erhält; er iſt ferner Inſpektor des Kanals von Bathurſt, welche Stelle ihm 25 Piaſter monatlich einbringt. Mit dieſem mäßigen Einkommen erzieht er eine ſehr zahlreiche Familie. Er genießt nichts als Reis, Hülſenfrüchte, Brod und Waſſer. Nie trinkt er Wein oder geiſtige Getränke, und ſtets weigerte er ſich, auf dem Schiffe mein Gaſt zu ſeyn. Er verſichert, nur eine ſehr kleine Anzahl echter Nauſkopen getroffen zu haben, da nur eine geringe Zahl beſonders organiſirter Perſonen dieſes Talent beſäßen; indeß verbindet er damit durchaus keine myſtiſche oder kabbaliſtiſche Idee."

Wie leicht zu erachten, war der ungläubige Franzoſe ein ſtarker Zweifler und konnte in den kleinen Wolken, die ihm Herr Faillaſe bei ſeinen wiederholten Beſuchen zeigte, durchaus nichts Beſonderes erkennen. Es befanden ſich indeß auf der Inſel noch eine Nauſkopin, Mdme. Dufailly, Schülerin Boutinats (wahrſcheinlich der oben genannte Bottineau), des großen Nauſkopen vor Faillaſe, und eine Demoiſelle Ribourdin, die jedoch durch ein anderes Organ als das des Geſichts ſah. Dieſer Umſtand veranlaßte Herrn Dumont d'Urville vollends, das Ganze unter die Wunder des Magnetismus einzureihen, von deren Wahrheit er nicht ſonderlich überzeugt ſcheint.

Oberſt Townſend.

In magnetiſchen und verwandten Schriften iſt ſchon öfters vom Seyn außer dem Leibe, der eigentlichen Ekſtaſis oder deren höchſtem Grade, und zwar durch einen Akt des eigenen Willens hervorgebracht, die Rede geweſen. Ein engliſches Werk: The Philosophy of sleep von Robert Macniſch, ins Deutſche überſetzt von Dr. Becker, Leipzig, bei Voß, 1835, liefert ein hieher gehöriges Beiſpiel von einem Oberſt Townſend, jedoch in mehren Stücken von andern verſchieden, beſonders durch die abſolute Gebundenheit aller Kräfte, im Gegenſatz von der Verzückung, durch eine todesähnliche Vernichtung, ohne auch nur ein traumartiges bewußtes Fortleben, wenigſtens dem Scheine nach. „Dieſer Mann,“ heißt es daſelbſt, „beſaß die ſonderbare Fähigkeit, ſich nach Willkür in einen Scheintod zu verſetzen. Sein Herz hörte ſcheinbar auf zu ſchlagen, wenn er es wollte, das Athemholen hatte ein Ende, der ganze Körper nahm die eiſige Kälte und Steifheit des Todes an, und das Geſicht wurde farblos, es fiel zuſammen, das Auge erſchien ſtier, ſtarr und gläſern; ſein Geiſt ſelbſt äußerte keine Thätigkeit mehr, denn es fehlte ihm während dieſes Zuſtandes eben ſo das Bewußtſeyn, wie dem Körper das Leben. In dieſer Lage pflegte er ſtundenlang zuzubringen, wo er dann wieder in ſeine gewöhnliche Körperbeſchaffenheit zurückkehrte. Die Annalen der Heilkunde haben kein Seitenſtück zu dieſem außerordentlichen Fall. Man mag ihn von der phyſiologiſchen oder metaphyſiſchen Seite nehmen, ſo iſt er gleich erſtaunlich und unerklärbar.“ — Es ſcheint hiernach, daß Oberſt Townſend ſich nicht eben ſo willkürlich wieder erwecken konnte, wie er entſchlief, ſondern daß er, wie ein Menſch, der ausgeſchlafen hat, jedesmal von ſelbſt erwachte. Ob aber ſeinem innern Theil in jenem Zuſtand alles Bewußtſeyn oder nur nach demſelben die Erinnerung an letzteres fehlte, wie wir uns vieler unſerer Nachtträume nicht erinnern, kann die Frage ſeyn, und nach eben der hier bemerkten gemeinen Erfahrung wäre die letztere Annahme vorzuziehen. Jedenfalls iſt die Sache ein Beitrag zu den thatſächlichen Beweiſen der Möglichkeit des freiwilligen ekſtatiſchen Schlafs.

— y —

Die Nebel der Geiſterwelt und die Lügen der Dämonen.

Alle, die mit der Geiſterwelt oder mit Beſeſſenen auf irgend eine Weiſe in Berührung kommen, etwas darüber leſen oder darüber urtheilen wollen, werden gebeten, folgende Sätze zu beherzigen.

1) Das Geiſterreich iſt ein dunkles Reich, über welches Niemand genau urtheilen kann, als welchem ſelbſt ein helles Einſchauen in daſſelbe vergönnt iſt.

2) Deſſen Leugnung und der Spott über deſſen zeitweiſes Hereintreten iſt alltäglich und gemeiner Weltbrauch, aber um ſo irriger, thörichter und ſträflicher, als dadurch dem Zweck der göttlichen Zulaſſung, nämlich dem Glauben an die Wunder der Offenbarung, entgegengetreten wird. Auf dieſen allein und auf die Erkenntniß der Werke Gottes

und das Seelenheil, nicht auf Geſpenſtermährchen, kommt Alles dabei an.

3) Für diejenigen, welche keine, oder auch für die, welche wirklich eigene Erfahrung von ſolchen Dingen gemacht haben und machen werden, gibt es keinen Maßſtab des Urtheils darüber, als eben dieſe Offenbarung, die Bibel. Hält man ſich an dieſe, ſo fällt auch alle Beſorgniß vor der Wiederkehr des Aberglaubens von ſelbſt hinweg.

4) Viele Geiſtergeſchichten ſind oder waren Betrug, Täuſchung und Einbildung, andere ſind entſtellte Thatſachen; darum iſt allezeit ſtrenge faktiſche, dann theologiſch-pſychologiſche Unterſuchung nöthig. Allein falſche Münze iſt kein Beweis gegen das Daſeyn der echten, ſondern dafür; das unglaubige allgemeine Abſprechen aber iſt Brutalität oder Eigenſinn.

5) Auch bei wahren Erſcheinungen iſt die Wahrnehmung je nach der ſubjektiven Fähigkeit unterſchieden, indem der Eine blos hört, der Andere ſieht (vergl. Apoſt. 9, 7. Dan. 10, 7), der Eine mehr oder weniger ſieht oder anders ſieht, als der Andere, gar Mancher weder hört noch ſieht, weil ſein inneres Wahrnehmungsorgan nicht geöffnet iſt. Hiernach iſt alſo das Urtheil vorſichtig zu reguliren.

6) Was die Beſeſſenen inſonderheit anlangt, ſo iſt der erſte Grundſatz, den wir im Auge haben

müſſen: Das Reich des Böſen iſt ein Reich der Lüge, und Satan iſt der Vater der Lüge (Joh. 8, 44).

7) Wenn daher die böſen Geiſter ſich für verſtorbene Menſchen ausgeben, ſo iſt ſich um ſo weniger geradezu darauf zu verlaſſen, als ſie nicht leicht ihre wahren Namen nennen wollen (vergl. Mark. 5, 9), und es ihnen die größte Freude macht, den Exorciſten zu äffen, wofern ſie ihn nicht mißhandeln können (Apoſt. 19, 16).

8) Es iſt möglich, daß unſelige Menſchenſeelen von einem lebendigen Menſchen Beſitz nehmen (Ibbur), allein oder mit einem böſen Dämon, der ſich hinter ihnen verbirgt; es iſt aber auch möglich, daß der Dämon ihren Namen blos vorgibt, überhaupt, um ungekannt zu bleiben, um der Irrlehre Eingang zu verſchaffen, daß es keine Engel und Teufel als Verſtorbene gebe, um das Mitleid des Exorciſten rege zu machen, folglich ſeine austreibende Gewalt zu entkräften, um bei den Verwandten der angeblichen Verſtorbenen Verdruß und Verfolgung des Beſeſſenen oder ſeines Exorciſten zu erregen, und um andrer teufliſcher Zwecke mehr. Denn was ſoll man dazu ſagen, daß Dämonen ſich ſogar für Seelen noch lebender Menſchen ausgeben? — Ehedem hielt man allen Geiſterſpuk für teufliſch, heut zu Tage ſollen alle Teufeleien menſchlich ſeyn!

9) Wenn mit den Stimmen böſer Geiſter

auch die von guten Geiſtern in Dämoniſchen wechſeln, ſo ſey man abermals höchſt vorſichtig; denn es iſt möglich, daß auch dieſes ein Lügenſpiel iſt, indem wir wiſſen, daß der Satan ſich in einen Engel des Lichts verſtellen kann (2. Kor. 11, 14).

10) Ueberhaupt erfordert die Heilung der Dämoniſchen große geiſtliche Klugheit, neben entſchiedenem Beruf dazu, eifrigem Gebet, reinem Herzen und Allem was die Bibel in dieſer Hinſicht empfiehlt. Wer ſich vollends auf gelungene Kuren etwas einbildet, die Demuth verläßt, willkürlich und eigenmächtig exorciſiren will, verliert nicht nur die fernere Kraft dazu, ſondern geräth auch ſonſt in des Teufels Stricke und macht die Sache ſelbſt zum Spott, was dem Satan ſehr lieb iſt.

Wenn aber der Unglaube nicht aufhören kann, gegen Erſcheinungen aus der Unſichtbarkeit zu läſtern, zu ſpotten und mit ſeinen Schmähartikeln die Zeitungsblätter anzufüllen, weil nämlich dergleichen warnende Zeichen, unſerer irren Zeit gegeben, der ſinnlichen Welt und ihrer Jugend nicht munden wollen, ſo gehört das auch nicht in's Reich des Guten; ſolche Spötter machen aber gewöhnlich eine Satyre auf ſich ſelbſt, woran der Vater der Bosheit und ſein Heer wiederum die größte Freude hat. Beiſpielsweiſe ſoll hier ein angebliches „Schreiben vom Neckar“ in Nro. 28 der Frankfurter Didaskalia angeführt und kürzlich beantwortet werden, wonach Kerners

„Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur“ bei dem Hausgeſinde des Correſpondenten eine Geſpenſtermerkerei durch Anſteckung bewirkt haben ſoll. Und zwar

1) fragt ſich vor allen Dingen, ob’s wahr oder gemacht iſt; denn der Mann iſt anonym geblieben;

2) mag der Correſpondent „ſeine Meinung“ behalten, mit gleicher Erlaubniß für Andere;

3) „daß der Verfaſſer (Kerner) Spaß mit leichtgläubigen Menſchen getrieben und ſelbſt nicht glauben können, was er geſchrieben und unterſchrieben,“ mag der Mann „praktiſch“ als vermeinte „Nothwehr“ ſeinem Geſinde weiß machen, glaubt es aber ſelbſt nicht;

4) iſt Kerners Buch nicht für Knechte, Mägde und Kinder geſchrieben, ſondern für Naturforſcher und ihres Gleichen;

5) hätte der Correſpondent ſelbſt unterſuchen dürfen, ob ſich nicht wirklich etwas Geiſterhaftes in ſeinem alten Hauſe rege, da der Befehl, nichts davon zu ſehen und zu hören, kein Beweis gegen die Sache iſt;

6) gratulirt man ihm, daß er durch ſeine „Praktik“ ſeinem Hauſe Ruhe verſchafft hat, räth ihm aber

7) für’s Künftige zu Präventivmaßregeln, nämlich zur Abhaltung aller Bücher, die nicht für Kinder und Geſinde geſchrieben ſind, und die doch geſchrieben werden dürfen und müſſen, als z. B. über Sexualkrankheiten und Geburtshülfe, über Diebsbanden und

ihre Künſte, über theologiſche Irrlehren u. dergl. mehr; zumal da

8) gar nicht geleugnet werden ſoll noch kann, daß das zweite Geſicht, im ganzen Umfang des Worts oder ſeinen Arten, nicht als Wahn, ſondern als Wirklichkeit, von einem Seher auf den andern möglicherweiſe übertragbar iſt, wie von Schottland her bekannt; wogegen

9) es zwei rechtmäßige Mittel gibt, Geiſterfürchtige von Schrecken und Angſt zu heilen, nämlich zuerſt die ſchon oben erwähnte eigene Unterſuchung in ihrer Gegenwart, welcher ſich der Correſpondent (si fabula vera) nicht ausgeſetzt hat, und wobei wohl Irrthum und Betrug entdeckt werden kann, wie bei der Metallprobe; und zweitens vernünftiger und religiöſer Unterricht über die Sache, wozu aber dem Correſpondenten, der ſich nur mit der Drohung des Fortjagens ſeiner Dienſtboten zu helfen wußte, die Einſicht abzugehen ſcheint; indem denn ich,

10) ohne Ruhm zu melden, verſichern darf, daß ich durch ſolche Anweiſung meine Kinder und andere Perſonen für den Fall von dergleichen Erfahrungen beherzt (nicht behext) gemacht habe, welches meine Praktik iſt, weil ich nun einmal die Sache nicht widerſtreiten kann.

— p —

Ueber die Schrift:

„Nachricht von dem Vorkommen des Beſeſſenſeyns, eines dämoniſch-magnetiſchen Leidens und ſeiner ſchon im Alterthum bekannten Heilung durch magiſch-magnetiſches Einwirken, in einem Sendſchreiben an den Herrn Obermedicinalrath Dr. Schelling in Stuttgart, von dem Herausgeber dieſer Blätter.“ Stuttgart und Augsburg bei Cotta, 1836.

Den Beſitzern dieſer Blätter wird vielleicht die Durchleſung oben betitelten Sendſchreibens nicht ohne Intereſſe ſeyn, beſonders, weil in dieſen Blättern ſchon öfters jenes dämoniſche Leiden zur Sprache kam; ich empfehle es denſelben zur näheren Einſicht.

Mit Umgehung aller Theorie verſuchte ich in dieſem Sendſchreiben darzuthun, wie es Leiden von beſonderer Art gibt, die nicht durch die gewöhnlichen Apothekermittel gehoben werden können, und daß dieſes immer magiſch-magnetiſche Leiden ſind, die nur auf magiſch-magnetiſchem Wege gehoben werden können. Unter dieſen Leiden zeichnet ſich das ſogenannte Beſeſſenſeyn hauptſächlich aus. Es iſt angegeben, wie daſſelbe weder mit Manie noch mit

Epilepſie zu verwechſeln iſt, welche erſtere Leiden durchaus nicht die Natur magiſch-magnetiſcher an ſich tragen, wodurch aber das Leiden des Beſeſſenſeyns ſich ſo ſehr als ein eigenthümliches charakteriſtiſches herausſtellt. Es wird bedauert, daß deſſenungeachtet dieſes Leiden ſo oft mit Manie verwechſelt wird, und Leidende der Art in Irrenhäuſern oft umſonſt mit Apothekersmitteln gequält und zerrüttet werden. Es iſt gezeigt, daß, wie in dem guten magnetiſchen Zuſtande der Leidende die Wahrnehmung guter Geiſter (als Führer, als Schutzgeiſter) hat, er in dem dämoniſch-magnetiſchen Zuſtande die Wahrnehmung, ja das Beſeſſenſeyn von böſen Geiſtern hat, im erſtern Zuſtande nur Religiöſes, Göttliches entwickelt, im andern nur Teufliſches, wodurch dieſer dämoniſch-magnetiſche Zuſtand ſich gleichſam als der andere Pol jenes gut-magnetiſchen Zuſtandes darſtellt.

Es iſt geſagt, daß die Dämonen aus all dieſen Dämoniſch-magnetiſchen (Beſeſſenen) vom verſchiedenſten Alter, angeben, ſie ſeyen Geiſter Unſeligverſtorbener. Hierauf iſt übrigens nichts zu bauen; denn oft geſchieht dieſe Angabe des Dämons nur, um den Behandelnden irre zu führen und dadurch ſich oft noch länger im Menſchen verweilen zu können, oder teufliſch, um ihn und den Beſeſſenen in Verlegenheit, ja oft ſelbſt in Anklage zu bringen, was dann dem Dämon zur teufliſchen Freude gereicht. Ebenſo nimmt dieſer Geiſt der Lüge oft ganz den Charakter eines guten Geiſtes (eines Schutzgeiſtes) an und äfft den Behandelnden und den Beſeſſenen, daher auch dieſe genau zu prüfen ſind. Es iſt in dieſem Sendſchreiben ferner die Art und Weiſe der Behandlung ſolcher Leidenden auf magiſch-magnetiſchem Wege näher gezeigt, wie dieſelbe nicht nur eine beſondere organiſche Kraft, ſondern auch pſychiſche Kraft des religiöſen Glaubens erfordere, welche Kräfte vereint oft ſeltener in dem gebildeten und gelehrten Stande als unter ganz ungelehrten Menſchen aus dem Volke zu finden ſeyen.

Es iſt dabei erwähnt, wie der für ſolche Leidende hülfreich ſeyn wollende Arzt ſich nicht durch Furcht verlacht zu werden, oder durch vorgefaßte Meinung verhindern laſſen ſolle, für ſolche einen mit derlei Kräften begabten Menſchen aus dem Volke als Medikament zu gebrauchen, nur möge dieß, um Mißbrauch zu vermeiden, immer nur unter ſeinen Augen geſchehen *). Mehrere Fälle von dieſem dämoniſch-magne-

---

*) In einem würtembergiſchen Volksblatte ſagte kürzlich ein bornirter Herr, der ſich Z. E. unterſchrieb: „Ein Oberamtsarzt (er meinte damit mich), der einen Quackſalber zu Kranken berufe, verletze die Medicinalgeſetze.“ Ich heiße dieſen Herrn bornirt, weil ſeine Beurtheilungskraft nicht ſo weit gehet, zu erkennen, daß in ſolchen Fällen jener Menſch nicht als Arzt, ſondern als Medikament gebraucht wurde und das Medikament für ſeine Kranke kann ein Arzt hernehmen woher er will. Möchten ſich

tiſchen Leiden ſind aus der Erfahrung des Verfaſſers angeführt. Das Ende dieſes Sendſchreibens und namentlich die Worte, die die Seltenheit ſolcher begabten Menſchen und ihre ſo leichte Entartung beklagen, ſey uns erlaubt hier zu wiederholen.

„Es iſt ſehr zu beklagen, daß ſich dieſe zwei Kräfte (die pſychiſche Kraft des religiöſen Glaubens mit organiſcher Kraft) im Menſchen ſo ſelten vereinigt finden, um die Zahl derjenigen, die der rationelle Arzt zur Heilung ſolcher Dämoniſch-magnetiſchen als Arznei verſchreiben kann, ſo klein iſt.

Zu beklagen iſt auch, daß es gar oft geſchieht, daß wenn ein ſo begabter Menſch die Wirkung einer ſolchen ſeltenen Kraft aus ſich ſieht (die freilich nicht aus ihm, ſondern aus Gott kommt), von der die Welt Aufſehen macht, er ſo leicht in Eitelkeit verfällt, mit welcher ſolche Kraft nicht mehr beſtehen kann. Als hohe Gönner dem magiſch-magnetiſch heilenden Bauer Martin im Dorfe Schlierbach (im vorigen Jahrhundert) vornehme Kleider machen ließen und ihm eine Perücke aufſetzten, erzeugte dieß in ihm Stolz, und damit ſchwand von ihm die ihm verliehen geweſene Kraft. (S. dieſer Blätter 6. Sammlung S. 191.)

---

zur Beurtheilung derlei Erſcheinungen und Fälle doch keine Herren aufwerfen, die ſo wenig dazu berufen ſind wie Jener. K.

Mit der organiſchen Kraft hat es aber den Uebelſtand, daß ſie ſich, beſonders an Dämoniſchen, leicht erſchöpft, ſich auch durch veränderte Lebensweiſe leicht verliert. Es iſt dann ein großer Irrthum ſolcher Menſchen, die Schwäche, die ſie fühlen, durch Genuß von Wein erſetzen zu wollen, zumal ſie auch in kleiner Menge dieſes Getränk nicht mehr ertragen können. Auch mit dem zunehmenden Alter ſcheint ſich dieſe organiſche Kraft mehr zu verlieren.

Bei den Wenigen, die ich für ſolche Heilungen wirkſam fand, habe ich mit Bedauern dieſe Erfahrung gemacht. (Die Wirkungsloſigkeit jenes Magnetiſeurs in den in dieſem Sendſchreiben zuletzt angeführten Fällen, ſo wirkſam er ſich in den früheren zeigte, möchte beſonders auch daher gekommen ſeyn, daß er die gefühlte Schwäche durch Genuß von Wein zu erſetzen ſuchte, wodurch er auch in einen phyſiſchen und pſychiſchen Zerfall gerieth, aus dem ihn nur die chriſtliche Fürſorge und Theilnahme eines Eſchenmayers wieder gezogen zu haben ſcheint. Die wunderbare Hülfe, die jener Mann aus dem Volke mir in jenen erſtern Fällen leiſtete, mißkenne ich gewiß nicht im mindeſten, und bin ihm mit jenen Leidenden großen Dank ſchuldig, aber ſehr ſchmerzen mußte es mich, von ihm gewaltſam die ihm durch Gott verliehene Kraft am Ende mißbraucht und dadurch verſcherzt zu ſehen.)

Es wäre zu wünſchen, daß fromme Brüdergemeinden ſich ſolcher Dämoniſch-magnetiſchen (die mitnichten in Irrenhäuſer taugen) annehmen würden; denn nur ſelten werden Unglückliche der Art in ihren Gemeinden und bei ihren Geiſtlichen den Glauben finden, der hier allein zu helfen vermag.

Männer wie der Pfarrer Hartmann zu Döffingen in unſerm Vaterlande, der im Jahre 1715 in ſeiner Kirche vor verſammelter Gemeinde mehrere Dämoniſch-magnetiſche blos durch das Wort heilte, würden wir jetzt gewiß kaum nach langem Suchen finden, und iſt auch der Glaube da, fehlt Muth und Kraft, im Geziſche des Marktes aufzutreten, und den Glauben, der Berge verſetzt, zu bekennen. Eſchenmayer ſagt ſehr wahr: „Bei den Katholiken gehört dieß alles nicht blos unter die erlaubten, ſondern ſelbſt unter die verordneten Gebräuche, wie überhaupt in der katholiſchen Kirche der Exorcismus unter einem ganz andern Geſichtspunkt geſtattet wird, als in der proteſtantiſchen. Allein wo findet man eine ſolche Gemeinde, die an einem ſolchen Akt nicht Anſtoß und Aergerniß nehmen und mit herzlicher innerer Beiſtimmung den Geiſtlichen unterſtützen würde? — — Nicht überall trifft man Gemeinden an, wie die Gemeinde Bonnet im franzöſiſchen Maasdepartement iſt, die ſich auf die chriſtlichſte Weiſe Geiſteskranken annimmt.“

Wie hat das Alterthum (ſelbſt das vorchriſtliche) doch eine viel tiefere Einſicht in Leiden der Art gehabt, als nun unſer ſo hochgeprieſenes, aber in

Wahrheit gerade in den höchſten Dingen ſehr bornirtes neunzehntes Jahrhundert!

Leidende beſchriebener Art fanden da, entzogen dem Auge der Neugierde und Gemeinheit, in Tempeln ihre Zuflucht und Heilung. Da war die ſegnende Hand des Prieſters auch die heilende, ſtatt daß jetzt, wo aller Glaube von der Mehrzahl der Prieſter gewichen iſt, Aerzte Prediger und Vertheidiger des Glaubens ſeyn müſſen.

Wir müſſen bei Betrachtung jener Leidenden und unſerer Kirche mit Trauer bekennen, daß wir gar Vieles vermiſſen, was die erſte chriſtliche Kirche uns gab, und daß nur eine Rückkehr zu dieſer eine wahre und heilbringende Reformation geweſen wäre.“

K. —

Ein Beſuch bei dem (jetzt verſtorbenen) Seher Adam Müller.

(Aus einem Schreiben von Profeſſor D.)

Von Nußloch gingen wir während der großen Mittagshitze in's Gebirge hinauf und von da in ein Thal, worin der Weiſenbacherhof liegt, wo der im Jahre 1807 in allen Zeitungen beſprochene und beſchriebene neue Prophet Adam Müller wohnt. Als wir an ſeiner ärmlich ausſehenden, mit einem großen Traubenſtock überwachſenen Hütte anlangten, fanden wir ſie geſchloſſen, und Nachbarn ſagten uns, er werde wohl in einem ſeiner Felder ſeyn. Wir ſuchten ihn dort auf, fanden ihn aber nicht und kamen nach dreiviertel Stunden von Schweiß triefend wieder vor ſeinem Hauſe an. Zum Glücke kam in demſelben Augenblick ſeine Tochter von einem andern Felde zurück und bedeutete uns, daß ihr Vater im Hauſe wäre und wahrſcheinlich ſeinen Mittagsſchlaf halte; zudem ſey er faſt taub und würde auch ſtärkeres Anklopfen nicht gehört haben.

Sie öffnete uns, und nach kürzerer Zeit trat der alte Prophet auch zu uns in die Wohnſtube herein. Eine originelle Geſtalt, gewiſſermaßen erzhäßlich und ungeſtaltet, kleine Statur, dünne Beine, dicken Kopf, kleine, fleiſchrothe, triefende Augen, blonde Härchen, weiße Augenbraunen, großen Seitenkropf mit mehreren kleinen Nebenkröpfen oder Auswüchſen, breiter Oberleib, ſchlechte vernachläſſigte Bekleidung, ſchmutzige zerriſſene, enganliegende Hoſen an den dünnen Beinen, weiße ſchmutzige Nachtmütze auf dem Kopf, kurz urhäßlich und darum höchſt überraſchend, zumal wenn man ſich ihn vorher wenigſtens in einer ordinären, aber ordentlichen Bauerntracht gedacht hatte. Die gutmüthige Freundlichkeit aber, mit der er uns begrüßte, und ſpäter das heitere Lachen, in das er ausbricht, wenn er die Verwunderung der hohen Standesperſonen (über etwas, das er vermöge ſeiner Eingebungen beſſer wußte, als ſie) ſchildert, und endlich die ſchlichte treuherzige Weiſe, mit der er ſeine Viſionen und die durch ſie veranlaßten Reiſen nach Königsberg und Aachen echt homeriſch bis ins kleinſte Detail erzählt — dieß Alles läßt einen bald das Aeußere ſeiner Geſtalt nicht nur vergeſſen, ſondern ſogar auch bedeutſam finden, indem einem im Verlauf ſeiner Erzählung bald klar wird, warum gerade ſo unſcheinbare, ja von den gewöhnlichen Menſchen verachtete Geſtalten zu Aufnahmsgefäßen des Höhern erſehen ſind. Dieſer Mann gewährt eine um ſo merkwürdigere Erſcheinung, als er ein rein unbewußtes paſſives Aufnahmsgefäß iſt (oder vielmehr war); darum iſt auch ſeine Darſtellung ſo objektiv und unentſtellt von ſubjektiven aus menſchlichem Wiſſen hergenommenen Einmiſchungen. Ich hätte viel darum gegeben, wenn Sie dabei geweſen wären, ſchon auch um der mehrſeitigen Ergänzung willen, die beim Wiedergeben einer ſo ſehr ausgeführten und gerade in ihrer Ausführung ſo anziehenden Darſtellung nöthig iſt, indem wenigſtens ich kein ſo lebhaftes Gedächtniß für ſolche epiſche Details habe, ich auch zu ſehr mit genauer Beobachtung ſeiner Phyſiognomie und der Art, wie er ſich gab, beſchäftigt war, als daß ich dem Faden ſeiner Erzählungen ſo genau hätte folgen und mich auch in die Nebenbegebenheiten, bei denen er oft am liebſten zu verweilen ſchien, hätte verſenken können. Es würde mir wirklich ſchwer, faſt unmöglich ſeyn, Alles, was ich gehört und mich ſelbſt doch ergötzt hat, im gehörigen Zuſammenhang zu Papier zu bringen. Ich kann Ihnen daher nur rathen, wenn Sie von dieſer gewiß außerordentlichen Erſcheinung eine nähere Anſchauung haben wollen, ſich ſelbſt einmal nach dem Meiſenbacherhof zu begeben. Wie gern ging ich noch einmal mit Ihnen dahin und machte dann dabei — den Nachſchreiber. Denn eines ſolchen bedarf es; denn gerade *ſeine eigenen Worte und Wendungen und noch dazu in ſeinem Dialekte* geben der Nacherzählung das volle Gepräge der Wahrheit. Noch Niemand von den vielen Hunderten, die ihn wohl ſeit jener Geſchichte aus Neugierde geſprochen haben, hat dieſe Erſcheinung ruhig und gehörig gewürdigt und für die Annalen des Innenlebens aufgefaßt; es wäre Schade, wenn mit dieſem Manne alles das, was er noch, und nur er, aus der Erinnerung wiedergeben kann, zu Grabe ginge. Und es iſt wohl höchſte Zeit, daß Männer mit Ihrer Erfahrung ſich deſſen annehmen, da der Mann zuſammengeht und wohl nicht lange mehr leben dürfte. Noch vor einem Jahre hat er, nach St. Behauptung, einen gewiſſen Stechblick gehabt; dieſer iſt bereits da ihn wahrſcheinlich dieſe Gabe gänzlich verlaſſen hat, völlig verſchwunden. Auch ſcheint er ſich immer mehr ins ſtille oder dumpfe Innere zurückzuziehen, und er iſt nicht ſo leicht in den Fluß der Rede zu bringen; iſt er aber zutraulich gemacht, ſo geht's, wie geſagt, wenigſtens ſtreckenweiſe im epiſchen Zuge vorwärts. Man muß aber ſelbſt ihm immer den Faden gleichſam vorhalten, ſonſt ſchweift er leicht in Nebenſachen zu ſehr ab oder gar in andere Zeiten und Begebenheiten hinüber. Das Wichtigſte iſt, ſich darſtellen zu laſſen: 1) ſeine erſten Erſcheinungen, dadurch er berufen ward, dem Könige von Pr. zu weiſſagen; 2) ſeine Reiſe nach Königsberg ohne Geld und Wegkenntniß oder auch nur den geringſten Wegweiſer auf dem ganzen langen Wege, blos einer unerklärlichen innern Stimme der Wegweiſung folgend und ſich an die vorauserhaltenen Bilder der ihm aufſtoßenden Perſonen oder Begebenheiten haltend; 3) ſeine wunderbaren Erhaltungen; 4) ſeinen neunmonatlichen Aufenthalt in Königsberg bei ſtrengſter Enthaltung von geiſtigen Getränken (überhaupt ſeit jener Zeit bis jetzt noch) und von allen andern Speiſen außer Brod und Gemüſe; 5) ſeinen Aufenthalt zu Aachen zur Kongreßzeit; 6) ſeine ſpätern Viſionen, die aber unbedeutender ſind. Darunter aber eine, daß die Cholera nicht in ſeine Gegend käme wiewohl er das Terrain der Verſchonung nicht genau bezeichnen könne. Auf meine Frage nämlich, ob er über die Cholera, die ſich bereits dem Weſten von Deutſchland näherte, keine Aufſchlüſſe bekommen habe, ſagte er, er habe folgende Erſcheinung auf dem Felde gehabt: ein langer Zug teufliſcher Geſtalten von theils rother theils brauner Farbe und häßlichem Ausſehen ſey auf ihn zu gekommen; als ſie noch eine Strecke von ihm entfernt geweſen, hätte ſich der Zug getheilt, die rothen ſeyen links, die braunen rechts abgezogen und dann verſchwunden; daraus ſchließe er, daß dieſe Gegend von der Cholera verſchont bleiben würde. —

Eine Roſe als Stigma.

Frau B. von N. (die ſich übrigens in einem magnetiſchen Zuſtande befand) hatte in einer Nacht einen ſehr lebhaften Traum von einer Perſon, die ihr eine rothe und eine weiße Roſe hinbot und ſie bat, ſich eine von dieſen zu wählen. Sie wählte ſich nun die rothe Roſe. Als ſie vom Traum erwachte, fühlte ſie ein heftiges Brennen am Arme, und nach und nach bildete ſich auf derſelben Stelle das völlige Gemälde einer rothen Roſe aus, nach Zeichnung, Farbe und Schattirungen. Die Bildung dieſer Roſe war etwas über die Haut erhaben, wie ein Muttermaal.

Am achten Tage war dieſe Roſe in ihrer völligſten Ausbildung in Zeichnung und Farbe. Von da an aber wurde ſie täglich bläſſer, und nach vierzehn Tagen war keine Spur mehr von ihr zu ſehen.

Dieſes wahre Ereigniß iſt ein merkwürdiger Beitrag zu der Erſcheinung Stigmatiſirter und der Muttermaale.

K.

Eine Berichtigung

für die Leſer meiner Schrift: „Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur u. ſ. w.“

Ein gewiſſer Herr, der dieſe Erſcheinung, weil ſie ſeinen Theorien durchaus entgegenſtrebt, um jeden Preis vernichten möchte, benutzte den Umſtand, daß in jener meiner Schrift (S. 83) in dem Zeugniſſe eines Mädchens, Namens Leibesberger von Lachweiler, die wirkliche Irrung iſt: daß die Begebenheiten in einer Nacht von ihm bezeugt werden, von welcher doch im frühern Verlaufe ſeines Zeugniſſes (S. 81) geſagt wird, daß es in dieſer Nacht nicht in jenem Gefängniß geweſen, geradezu zu einem gehäſſigen Aufſatze, den er in die Frankfurter Oberpoſtamtszeitung vom 3. Dezember einrücken ließ, wo er dieſes Zeugniß, jener Irrung wegen, als ein Falſum von mir erklärt und die Behauptung aufſtellt: man könne daraus ſehen, von welcher Beſchaffenheit all die von mir in jener Geſchichte gegebenen Zeugniſſe ſeyen!!!

Daß jener wirkliche Fehler aber auf einer Irrung, nicht auf einem Betruge beruhen müſſe, wird gewiß wohl des beſſer denkenden Leſers Urtheil geweſen ſeyn.

S. 80 dieſer meiner Schrift heißt es: „Fortſetzung des Tagebuchs der Margaretha L. In der neunten Nacht kam es Abends um 7 Uhr ſchon herein, ſchwebte einigemal hin und her, dann hörte man ein Krachen, dann ging es wieder hinaus, und man ſah es nicht mehr.“

Hier nun muß eingeſchaltet werden, was S. 81 ſteht: „In dieſer Nacht [*] (nach 9 Uhr) wurde ich in ein anderes Gefängniß gebracht, da die Frau Oberamtsgerichtsdienerin Mayer mit einer Verwandtin in der heutigen Nacht bei der Eslingerin allein ſchlafen wollte. In dieſer Nacht bemerkte und hörte ich gar nichts.“

Dann muß es wieder (S. 80) fortlaufen: „Morgens 6 Uhr aber, (wo das Mädchen nämlich wieder nach Entfernung der Frau M., in ihr Gefängniß bei der Eslingerin zurückgebracht war), kam es wieder mit einem ſtarken Geräuſch und leiſem Krachen. Das Weibsbild betete immer fort. Ich hörte es dann nur im Gange ſchlürfen und ſah es nicht mehr.“

Dann iſt im Text weiter fortzufahren (S. 81):

---

[*] Nicht in der zehnten.

„Frau Oberamtsgerichtsdienerin Mayer gibt von dieſer Nacht Folgendes an.“ u. ſ. w.

Daß die Frau M. angibt (S. 83): „Gegen 5 Uhr ſchwebte es wieder zum Fenſter hinaus und ſagte vorher ganz deutlich: Behüt euch Gott!“ und daß das Mädchen angibt: (S. 80) „Morgens 6 Uhr aber kam es wieder mit einem ſtarken Geräuſch und leiſem Krachen. Das Weibsbild betete immer fort. Ich hörte es dann nur im Gange ſchlürfen und ſah es nicht mehr,“ das iſt kein Widerſpruch; denn die Erſcheinung kam und ging in einer Nacht und noch Morgens oft zu verſchiedenen Malen, und der Ausdruck: „Behüt euch Gott!“ im Zeugniſſe der Frau M., galt der Frau M. und ihrer Verwandtin, die ſie nun an dieſem Tage nicht mehr beſuchte, nicht der F.

Wer nun in jener Irrung S. 80 und 81 mit der neunten Nacht, die zwiſchen der Margarethe L. und der Frau Mayer mit ihrer Verwandtin getheilt war, da die Margarethe L. ſich wirklich im Gefängniſſe der E. in der zehnten Nacht (20. auf 21. Dec.) allein befand, für einen Betrug von mir und Fälſchung dieſes Zeugniſſes (aber zu welchem Zwecke?) halten will, der thue es immer zu.

Es haben ſich ja überhaupt chriſtliche und jüdiſche Redakteure bei der jetzt herrſchenden politiſchen Windſtille, in Muſeums- und Wirthshausblättern aller Farben, mit Lügen, Hanswurſtiaden und albernen Urtheilen über mich und jene Geſchichte ſchon ſeit

Monaten ganz erſchöpft. Zur Unterhaltung und Tröſtung des Marktes, auf dem ſich jene Blätter ausbieten, taugen freilich ernſte Geſchichten der Art nicht. Spricht einer für Derlei das Wort, muß man die Trommel ſchlagen und den Hanswurſt ſpringen laſſen, die Menge in dem beliebten Verkehr zu erhalten. *)

K.

---

*) Herr Kirchenrath Paulus, der bekanntlich in allen Dingen den Nagel ganz unfehlbar auf den Kopf zu treffen verſteht, gibt in dem theologiſchen Literaturblatte zur allgemeinen Kirchenzeitung im Nov. 1836 ſeine merkwürdige, aus der Ferne gemachte Entdeckung preis: wie jene ganze Erſcheinungsgeſchichte im Gefängnißhauſe zu Weinsberg einzig nur durch einen in der Kammer der Niece des Gefangenwärters ſich nächtlich aufgehaltenen Liebhaber augenſcheinlich hervorgebracht worden ſey.

Ueber dieſes Herrn Pauli ſcharfſinnige Naſe geht kaum die eines Trüffelhundes! Hier an Ort und Stelle iſt allerdings nicht das Mindeſte von einem ſolchen Liebhaber jenes Mädchens und von einer ſolchen Sittenloſigkeit deſſelben erſpäht worden. Im Gegentheil ſteht jenes Mädchen im beſten Rufe und könnte gegen dieſe Verläſterung durch den Herrn Kirchenrath mit dem beſten Gewiſſen eine Injurienklage anſtellen.

Druckfehler in der achten Sammlung.

Seite	Zeile	ſtatt:	lies:
6	4 v. u.	Vergänglichkeit	Vergnüglichkeit.
11	2 —	Kluge	Kugel.
13	13 v. o.	nach Körper fehlt:	begabte Weſen.
16	3 v. u.	Reyels	Reyel.
26	Anm. 6 —	Wahngeſchichten	Wahngeſichten.
51	15 v. o.	Anerkennbares	Unerkennbares.
52	7 —	körperlichen	unkörperlichen.
54	7 —	er	es.
57	6 —	wunderbar	wunderbarer.
59	7 —	nach Geſpenſter	ſeye ".
155	8 v. u.	pflegen	pflege.
159	12 v. o.	haben	habe.
173	Anm. 1 v. u.	Tiemm	Timm.
179	10 —	unvollkommene:	unvollkommen.
184	7 v. o.	Roſenſtein	Roſenberg.
190	Anm. 1 v. u.	nach Freundes	löſche das Komma.
195	13 v. o.	Metam:	Metem.
216	12 —	(des zweiten) αειδης	αιδης.
218	3 v. o.	Sieg:	Siech:
218	Anm. 1 v. o.	Kib	Kil.

Ferner bittet man die Beſitzer des daſelbſt S. 255 empfohlenen Schriftchens über die Geſichte **Martins** in dieſem folgende Druckfehler zu corrigiren:

S. 2. Z. 19 lies: daß er es zur Buße. — S. 5. Z. 6 v. u. l. ſeine. Z. 12 v. u. ſtatt was l. wer er ſey. — S. 8. Z. 5 ſt. ſeine l. deſſen Söhne. — S. 9. Z. 3 ſt. ſich l. ſie. Z. 11 v. u. l. Loir. — S. 17. Z. 1 ſt. fragen l. fangen. (NB. auf S. 12 folgt 17.) — S. 18. Z. 6 v. u. l. Sehen Sie zu. — S. 20. Z. 9 löſche hierauf aus. Z. 9 v. u. l. hinabkam. — S. 21. Z. 11 v. u. l. ihren. — S. 28. Z. 10 v. u. nach Herr löſche das Komma. — S. 30. Z. 10 v. u. l. blieben. — S. 31. Z. 15 l. Perruque. — S. 33. Anmerkung. füge ein Fragzeichen bei und: Oder: beſuchte. — S. 31. Z. 15 v. u. l. ihn. Z. 4 v. u. l. Schenken. — S. 37. Z. 1 l. ſchrecklichſte. Z. 9 l. Unreinigkeit. — S. 40. Z. 17. l. dem. Z. 2 v. u. im Text: ſt. ſprach l. ſagte. — S. 43. Z. 2 v. u. ſt. Hier erfolgt l. Hier folgt. — S. 50. Z. 7 l. allerchriſtlichſter. Z. 11 ſt. rendre l. rentrer. — S. 53. Z. 11 ſt. ſtebt l. hielt. Z. 4 v. u. l. demſelben. — S. 54. Z. 5. ſt. 1717 l. 1817. Z. 3 v. u. ſt. den l. dem. — S. 55. Z. 6 l. paix und l'an, Z. 17 l. le Gros.

Druckfehler in der neunten Sammlung.

Seite	Zeile	ſtatt:	lies:
2	11	bliebnen	gebliebnen.
3	4	gerannt	gebannt.
5	11	dem Andern	das andere.
7	15	Inſpektion	Infektion.
—	20	coſpatiſchen	ekſtatiſchen.
—	18	verfolgt. Des	verfolgt, des.
—	19	ſetze hinter ermangelt ein Komma.	
9	23	wieder	minder.
13	18	ſetze hinter wirkſam ein Komma.	
19	10	ſtaduirte	ſtatuirte.
—	13	objekticirende	objektirirende.
22	32	Gräbernerven	Gräbernerven.
—	letzte Zeile	auch	nach.
25	28	nach Irrthum lies entgegen.	

Blätter aus Prevorst.

◆

Originalien und Leſefrüchte

für

Freunde des innern Lebens.

Mitgetheilt vom

Herausgeber der Seherin aus Prevorst.

Zehnte Sammlung.

Stuttgart.
Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.
1838.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt.

Seite
Uebertragung der Eigenſchaften Gottes in die concrete bildliche Anſchauung der Offenbarung. Von Eſchenmayer 1
Bemerkungen gegen den im Monatsblatt von Beuggen Nro. 4. April 1836, befindlichen Aufſatz: „Ueber das Befragen der Todten.“ Von E. 13
Die Verkehrtheit der Menſchen in Beurtheilung geiſtiger Dinge. Von Herrn Dr. R — ll. . . . 21
Dr. Paſſavant's neubearbeitete „Unterſuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellſehen.“ Von J. F. v. Meyer 33
Der Apoldamismus. Von — y — 47
Beitrag zur Geſchichte des Lebensmagnetismus. Von T — r. 52
Einige Mittheilungen aus magnetiſchen Zuſtänden. Aus der Schweiz. Von Y — r 59
Merkwürdiges Schlafleben. Aus Abercrombie's Inquiries concerning the intellectual powers, 5te Ausg. Von — y — 66
Welby's Sammlung von Erzählungen aus dem Gebiete der Seelenkunde und des Geiſterreichs. Von — y — 76
Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens. Aus Rußland. Von R. Lüderitz 95

Seite

Beobachtungen aus dem Gebiete des Traum- und magnetiſchen Lebens der Seele. Aus Preußen von Dr. St — l 156
Eine Geiſtererſcheinung in der Familie des Herrn Kirchenrath Dr. Paulus zu Heidelberg. Mitgetheilt von Herrn P. H. 167
Nachtrag zur Geiſtererſcheinung in der 6ten Samml. dieſer Blätter. S. 144 — 147. Von Regierungsrath von Wolfſchläger 169
Träume. Von — y — 171
Ein Traum Friedrichs II. von Preußen. Von — y — 174
Rettung durch einen Traum. Mitgetheilt von Dr. M. in C. 175
Zweifelhafter Todesfall eines Menſchen und merkwürdiger dabei vorgekommener Traum. Aus Akten des Hofgerichts zu Raſtatt 189
Erſcheinung eines Mörders. Von T — r. . . 194
Merkwürdiges Ahnungsgefühl und geiſterhafter Geſang während des Sterbens eines Mädchens. Mitgetheilt von T — r. 196
Erſcheinung eines guten Geiſtes. Von T — r. . 199
Gaßner und Marie-Antoinette. Von — y — . . 203
Schreiben über eine Ekſtatiſche. Aus Oeſterreich . 205
Briefliche Aeußerungen Eſchenmayers über Verunglimpfungen in Zeitungsblättern 224
Eine briefliche Mittheilung Herrn von Baaders . 227

Uebertragung der Eigenſchaften Gottes in die konkrete bildliche Anſchauung der Offenbarung.

Von Eſchenmayer.

Fragt ihr nach dem Tage des Herrn in unſern Zeiten, ſo ſucht ihn nur da, wo am meiſten Luſtbarkeiten, Schmäuſe, Tänze und Schauſpiele angekündigt ſind. Fragt ihr nach der Lehre des Herrn, ſo werdet ihr Mühe haben, ſie anders zu finden, als wo der Rationalismus und Kritizismus das alte evangeliſche Kleid in zierliche Formen zuſchneidet, wo aber *weder Liebe*, *noch Glaube*, *noch die Gemeinſchaft mit Jeſu* gelehrt wird. Der Dogmatismus, nachdem er ſein Symbolum aufgegeben, hat ſich der Weltweisheit in die Arme geworfen und ſpricht jetzt zu ihr: „Mache uns Götter, die ins gelobte Land vor uns hergehen, denn der Herr verziehet zu kommen." Der Meiſter der Weltweisheit erwiedert: „Bringet alle eure Syſteme her von den Kirchenvätern an bis auf den heutigen Tag, ich will ſie im

Feuer ſchmelzen.“ Es geſchieht und ſiehe: Aus der Flamme ſteigt die Idee wie eine graue Rauchſäule auf. Der Meiſter deutet darauf hin und ſpricht: „Sehet, das iſt euer Gott.“ Die Welt glaubt es und die mythiſch-kritiſche Schule tanzt jetzt um das güldene Kalb, errichtet ihm Altäre und opfert ihm. Aber nehmet euch in acht, der größte Theil des Volkes iſt noch levitiſch geſinnt und wird das Schwert umgürten, um euch alle aus dem Tempel zu treiben. Und um dieſes Volkes willen hat der Herr die Gemeinde noch lieb.

Die philoſophiſch-theologiſche Metaphyſik gibt uns lauter abſtrakte Begriffe von den Eigenſchaften Gottes, wie Macht, Weisheit, Gerechtigkeit und Güte, aber kein Bild der Anſchauung, wie dieſe Eigenſchaften ins Leben einwirken. Dagegen erhalten wir ein ſolches Bild in der Apokalypſe von der Regierung Gottes und beſonders von der Art und Weiſe, wie er in die Schickſale der chriſtlichen Kirche einwirkt. Einen ſchönen Beleg hiezu finden wir im vierten Kapitel der Offenbarung, wovon wir einige Hauptzüge hier angeben können.

> „Siehe, im Himmel ward ein Thron geſetzt, und auf dem Thron ſaß Einer.“

Der auf dem Thron im Himmel Sitzende iſt der Eine des Weltalls, der Eine, der zugleich Alles in Allem iſt, der nicht nur als der Unerſchaffene und Unanfängliche keine Vergleichung oder Gegenſetzung zuläßt mit allem, was erſchaffen iſt, ſondern auch als Geſetzgeber alles ſeinem Willen unterthan gemacht hat. Er ſteht nicht nur als König aller Könige über den Myriaden Sternen, die zur menſchlichen Ordnung gehören mögen, ſondern auch als Geiſt aller Geiſter über allen Weſen, die über die menſchliche Ordnung erhaben ſind. Auch im Himmel wird eine ſtufenweiſe Verfaſſung gegründet ſeyn, die ihre Eigenſchaften und Functionen nach Maaßgabe der Nähe oder Entfernung von dem Thron Gottes erhält. Das Bildliche eines Thrones ſchadet unſerem Ideal von Gott nichts. Wie Paulus den ſterblichen Leib den Tempel des heiligen Geiſtes nennt, ſo mag wohl auch ein Thron im Himmel der Sitz des ewigen Gottes genannt werden, umgeben mit der Majeſtät der unendlichen Strahlenfülle, gleich dem Glanze der Edelſteine.

> „Rings um den Thron waren vierundzwanzig Throne, und auf denſelben vierundzwanzig Aelteſte ſitzend, mit weißen Kleidern angethan und auf ihren Häuptern goldene Kronen."

Wer ſind dieſe Aelteſte? Jeſus erwiederte einſt auf eine Frage des Petrus: „Wahrlich, ich ſage euch, darum, daß ihr mir nachgefolgt ſeyd, werdet ihr einſt in der Wiedergeburt, wo des Menſchenſohn ſitzen wird auf dem Throne ſeiner Herrlichkeit, auch ſitzen auf zwölf Thronen und richten die zwölf Stämme Israels."

Zwölf aus dem alten Bunde und zwölf aus dem neuen werden die vierundzwanzig Aelteſten ſeyn, welche nach dem Auftrag und Willen Gottes das Richteramt für die Chriſtenheit beſorgen.

„Und von dem Throne gehen Blitze und Stimmen und Donner aus.“

Dies Bild bezeichnet die Macht, durch welche Gott außerordentlicher Weiſe in die Natur wirkt. Er hat zwar allen Sternen ihre Geſetze und Bahnen in ewiger Ordnung angewieſen, aber dies hindert ſeinen Willen nicht, durch auſſerordentliche Mittel in die freien Angelegenheiten der Menſchen einzuwirken. Gerade darin erkennen wir die Allmacht Gottes um ſo gewiſſer. Evangelium und Offenbarung ſchildern uns eine Menge ſolcher unmittelbaren Einwirkungen. Sie ſind in der Hand Gottes die angemeſſenen Straf- und Prüfungsmittel. Für die Sphäre freier Handlungen gibt es keine nach Geſetzen vorherbeſtimmte Anordnung. Alle Störungen des göttlichen Plans, die aus freier Willkür kommen, können nur wieder durch Gegenwirkungen freier Weſen ausgeglichen werden; daher bedient ſich Gott theils auserwählter Organe unter den Menſchen, theils himmliſcher Organe, wie der Engel, welchen die Macht anvertraut iſt, durch auſſerordentliche Mittel auf die Schickſale der Menſchen zu wirken, was die Offenbarung auf jedem Blatte beſtätigt.

„Und ſieben Feuerflammen brannten vor dem Throne, welches ſind die ſieben Geiſter Gottes.“

Dieſes Bild bedeutet den h. Geiſt mit den ſieben Gaben, der auch am Pfingſtfeſt in Geſtalt feuriger Flammen ſich auf die erſte verſammelte Gemeinde niederließ. Chriſtus hatte vorherverkündigt, daß die Jünger mit dem h. Geiſt würden getauft werden.

Beide erwähnte Bilder ſtehen ſehr paſſend nebeneinander. Durch die Macht in die Natur drückt Gott *ſeine Gerechtigkeit* aus in den Strafgerichten, die er über die Sünden der Menſchen verhängt. Durch den h. Geiſt, den Er ausſendet, drückt er *ſeine Gnade* aus, die ſich eben in Mittheilung der ſieben Gaben an die Menſchen kund thut. Das Evangelium ſetzt die innerſte Beziehung des Sünders zu Gott: *in die Umwandlung der Gerechtigkeit in Gnade durch die Liebe Chriſti.* Daher ſtehen die ſtrengen Mittel der Gerechtigkeit, wie die Naturmächte in Donner und Blitzen, neben den Gnadengaben des h. Geiſtes.

„Und vor dem Thron war wie ein gläſern Meer, gleich einem Kryſtall.“

Das kryſtallene Meer iſt nichts anders, als das Centrum des Alls, aus dem ſich der Aether erzeugt, der dann konvergirend in den Sonnen zu Licht wird und die ganze Welt mit Helle und Wärme verſorgt. Das Naturcentrum iſt das Aethermeer, das am

Throne Gottes ſeine Quelle hat und alle kosmiſche Potenzen der Natur in ſich vereint und ausſendet, um die phyſiſche Weldordnung in Bewegung zu ſetzen und zu erhalten. Dieſes Aethermeer darf nie ſtocken, wenn die Sonnen nicht erlöſchen ſollen. Denn überall, wo etwas der Zeit und Bewegung hingegeben iſt, iſt auch ein Verbrauch der Kraft, der Erſatz nöthig hat. Wie Gott die Strahlen aus dieſem Aethermeer zurückhält, ſo erlöſchen die Sonnen.

> „Und mitten und rings um den Thron waren vier Thiere voll Augen vornen und hinten. — — Und ein jegliches der vier Thiere hatte ſechs Flügel umher und waren inwendig voll Augen und hatten keine Ruhe Tag und Nacht und ſprachen: Heilig, heilig, heilig iſt Gott.“

Die vier Thiere bedeuten die Leben ſchaffenden Kräfte, wodurch Gott die organiſche Ordnung der Natur ſchafft, bewegt und unterhält. Die vier Geſtalten, wie Löwe, Kuh, Menſchenantlitz und Adler ſind die vier groſſen Lebenstypen, welche als Repräſentanten die ganze Lebensökonomie ausfüllen und durch deren Interpolationen ſich alle übrigen Geſchlechter erzeugen.

Leben iſt das große Wort der Schöpfung. Wo es ſich blos um den Stoff und ſeine Kraft handelt, da könnte ſchon ein endlicher Geiſt Maaße und Geſchwindigkeit in Geſetzen abwägen und ein dynamiſch-mechaniſches Syſtem mit Maaß und Ordnung hinſtellen; aber wo *Leben* iſt, da dringt ſchon ein unendliches Princip in das Innere, und wir faſſen die Fülle ſeiner Plaſtik nicht mehr.

Wenn der Schöpfer *ſein großes Princip* ſich *im Wahren* objectiviren läßt, ſo entſteht der univerſelle Geſetzesplan, dem alle Sphären unterthan ſind. Im Leben aber iſt der Geiſt des Schönen ausgegoſſen und der Schöpfer läßt *ſein Ideal im Schönen* ſich geſtalten, in welchem der unermeßliche Reichthum plaſtiſcher Formen liegt. Es gibt auch Potenzen des Unendlichen. Das Organiſchunendliche liegt um eine ganze Potenz höher, als das Phyſiſchunendliche.

Auch dieſe beiden Bilder gehören zuſammen. Wie der Aether *die oberſte bewegende Kraft* der phyſiſchen Weltordnung iſt, ſo ſind die Lebensprincipien, welche die Offenbarung durch Thiere (Ζῶα) vorſtellt, *die oberſte lebenſchaffende Kraft* der organiſchen Weltordnung. Wo aber Leben iſt, da iſt auch ſchon eine ſeelenartige Regung, und die oberſten Funktionen des Organismus ſind *Empfindung und Bewegung*. Darum erſcheinen die Thiere, um ihr Symbol auszudrücken, *mit lauter Augen*, als der vorzüglichſten Sinnempfindung, und *mit ſechs Flügeln*, die Tag und Nacht in Unruhe ſind, als dem Symbol der Bewegung.

Durch die Plaſtik des Lebens verherrlicht ſich Gott. Daher rufen auch die lebenſchaffenden Weſen, welche von Gott dieſe Macht empfangen haben, vor dem Thron das „Dreimalheilig“ aus. Auch die vierundzwanzig Aelteſten ſtimmen mit ein und legen als Zeichen ihrer Demuth und Anbetung ihre Kronen vor dem Throne nieder. Eine wichtige Stelle iſt in dem Lobe enthalten:

> „Denn du haſt alle Dinge erſchaffen und durch deinen Willen haben ſie das Weſen und ſind geſchaffen.“

Die Weltweiſen behaupten, die geſchaffenen Dinge ſeyen nothwendig aus dem Weſen Gottes hervorgegangen. Die Offenbarung deckt dieſen Irrthum auf, indem ſie lehrt, alle Dinge ſeyen durch den Willen Gottes geſchaffen. Alle die Emanationsſyſteme, ſo wie der ganze Pantheismus, erhalten hier ihre Abfertigung.

Es ſind nun fünf himmliſchen Kräfte, welche um den Thron Gottes verſammelt ſind und, wovon jede eine eigene Schöpfungs- oder Regierungsfunktion repräſentirt. Sie ſind:

1) die vierundzwanzig Aelteſten, als Richter über die moraliſche Ordnung der Menſchen,
2) die vier Thiere, als lebenſchaffende Weſen für die organiſche Ordnung,
3) das Aethermeer, als bewegende und erhaltende Kraft für die phyſiſche Ordnung.

Durch dieſe drei Kräfte ſind die Ideen von Gott in das Seyn übergetragen und objektivirt, und zwar die Idee des Guten in der moraliſchen Ordnung, die Idee des Schönen in der organiſchen Ordnung, und die Idee des Wahren in der phyſiſchen Ordnung.

Dieſe drei können wir zu den ordentlichen Potenzen zählen, welche Gott beſtimmt hat, um das Werden und Erhalten der Schöpfung und ihrer Ordnungen zu beſorgen. Zu dieſen aber geſellen ſich noch zwei außerordentlichen Kräfte, welche Gott ſeinem Willen und ſeiner Regierung vorbehalten hat. Sie ſind:

4) die Naturmächte zur unmittelbaren Einwirkung in den Lauf der Welt als ſtrenge Mittel der Gerechtigkeit, und
5) die ſieben Gaben des h. Geiſtes zur Einwirkung in die Menſchen als milde Mittel der Gnade.

Betrachten wir nun den geiſtigen Sinn, der unter dieſen Bildern verhüllt liegt, ſo ſehen wir, daß die abſtrakten Begriffe von den Eigenſchaften Gottes, wie Macht, Weisheit und Güte hier alle in die konkrete Anſchauung heraustreten, und ſtatt dem langweiligen metaphyſiſchen Hin- und Hergerede dem Geiſte eine ſichere Unterlage darbieten, an der er die ſtufenweis geordnete himmliſche Verfaſſung genau erkennen kann.

Gott erſcheint nicht nur als Geiſt aller Geiſter über allen erſchaffenen Weſen, ſondern auch als Herrſcher aller Herrſcher über allen Sternen des Univerſums, als der Eine, ſitzend auf dem Throne ſeiner Herrlichkeit, im Centrum des Alls, umgeben von allen Engeln, welche auf ſeine Befehle warten. Eben das All, das zwar unter den Formen von Raum und Zeit für uns unendlich, für Gott aber endlich iſt, hat ein Centrum, in welchem alle Macht und Kraft verſammelt iſt, von welchem alles ausgeht und in welches alles zurückgeht. Und dies iſt es auch allein, was wir den Himmel nennen können, der allerdings, wie in koncentriſchen Kreiſen, eine ſtufenweiſe Verfaſſung der Geiſter haben mag, deren Würde von der Nähe oder Entfernung von dem Throne Gottes abhängt. Gott iſt ein ewiger lebendiger Gott, mit vollkommener Perſönlichkeit, wovon unſere Perſönlichkeit nur ein mattes Abbild oder vielmehr ein ſchwacher, unzähligemal reflektirter Abglanz iſt.

Gott erſcheint ferner als Schöpfer der Welt und dies nicht blos mit dem abſtrakten Begriff der Allmacht, ſondern auf konkrete Weiſe, indem er die drei Ideen in der phyſiſchen, organiſchen und moraliſchen Ordnung ſubſtantialiſirte. Die Idee iſt blos Sache des Gedankens oder vielmehr der geiſtigen Anſchauung und kommt nie aus ſich ſelbſt über dieſe Sphäre hinaus. Soll ſie Subſtanz gewinnen, ſo kann es nur durch den Willen Gottes geſchehen. Es iſt ein großer Irrthum bei Hegel, daß die Idee von ſelbſt in das Seyn übergebe; denn die Idee iſt nicht ſchaffend, ſondern nur der freie Wille iſt es; er iſt das konkret-machende Princip, wozu die Idee nur den Typus hergibt.

Die drei Ordnungen gehören zu dem großen Schöpfungs- und Regierungsfunktionen, welche Gott aber durch andere Weſen beſorgen läßt.

Die in der Idee der Wahrheit objektivirte phyſiſche Ordnung wird durch die dynamiſchen Kräfte, die in dem Aethermeer ihre Quelle haben, in Bewegung geſetzt und erhalten.

Die in der Idee der Schönheit objektivirte organiſche Ordnung wird durch die vier lebenſchaffenden Weſen, die durch die vier Thiere vorgeſtellt ſind, im Wechſel der Generationen beſtändig erneuert und erhalten.

Die in der Idee der Tugend objektivirte moraliſche Ordnung wird durch die vierundzwanzig Aelteſten, welchen der große Plan der Weltgeſchichte anvertraut iſt, beſorgt und erhalten.

Gott erſcheint aber nicht nur in dieſen permanenten Schöpfungs- und Regierungsfunktionen, ſondern noch weit mehr in den auſſerordentlichen Rathſchlüſſen, Verheißungen und ihren Erfüllungen, wodurch er in die durch die freie Willkür der Menſchen ſich geſtaltenden Angelegenheiten einwirkt. Dieſe Einwirkungen hat Gott allein ſeiner Macht vorbehalten. Dahin gehören die Naturpotenzen, wie die Blitze, Donner und Stimmen, die von dem Throne ausgehen, und wozu er ſeine Engel ausſendet, als ſtrenge Mittel ſeiner Strafgerechtigkeit, und die ſieben Geiſter, die er ſeinen Auserwählten mittheilt, als Mittel der Gnade.

Die metaphyſiſche Anſicht wird Mühe haben, ein herrlicheres Bild von den Eigenſchaften Gottes zu entwerfen, als welches die Offenbarung uns gibt. Die Allweisheit iſt darin in der Faſſung der drei Ideen und die Allmacht in der Bildung und Entfaltung der drei Weltordnungen nach denſelben. Beide zuſammen erfüllen die Schöpfung. Die Gerechtigkeit iſt darin in Abwägung der Schickſale und der freien Handlungen, welche, damit ſie den göttlichen Weltplan nicht ſtören, auſſerordentlicher Einwirkungen bedürfen, und die Gnade iſt darin in Ausſpendung der ſieben Gaben des h. Geiſtes. Dieſe beiden zuſammen erfüllen die Regierung Gottes. Alle übrigen Eigenſchaften ſind nur abgeleitete Richtungen aus dieſen vier Grundtypen.

So verhält es ſich in Beziehung auf den phyſiſchen, logiſchen und moraliſchen Zuſammenhang der Kreaturen mit Gott; aber Gott iſt unendlich erhaben über das, was wir Menſchen Weisheit, Macht, Gerechtigkeit und Gnade nennen. Er iſt der allein Heilige, und darum gehen alle dieſe Eigenſchaften ins Myſterium der Heiligkeit zurück, wohin ſie unſer Auge nicht mehr begleiten kann.

Der Standpunkt der Heiligkeit iſt allein der chriſtliche und gehört der Philoſophie nicht mehr an. Darum liegen alle Syſteme, wie der Neuplatonismus, Gnoſticismus, Naturalismus, Kritizismus, Mythizismus, Theismus und der alte wie der neue Pantheismus tief unter den Füßen des chriſtlichen Princips, wie Geſangene, die auf ihr letztes Gericht warten. Alle die Formen, die ſie ausgebären, um das Chriſtliche nachzuahmen, ſind bloße Aeffereien, die aus des Satans Schule kommen. Ueber allen thront Chriſtus als der göttliche Meiſter.

Bemerkungen gegen den im Monatsblatt von Beuggen Nro. 4, April 1836, befindlichen Aufſatz: „Ueber das Befragen der Todten.“

Den Magnetismus zur Befriedigung der Neugierde oder ſonſt unerlaubten Zwecken zu treiben, und die Todten zu fragen, um Geheimniſſe von ihnen zu erfahren, iſt allerdings unrecht und verboten, zumal wenn noch Mittel dabei angewendet werden, die etwa mit denen, deren ſich jenes Weib zu Endor bedient haben mag, zu vergleichen ſeyn möchten, wovor jedermann gewarnt zu werden verdient. Wo aber Erſcheinungen dieſer Art als Folge von angewandten Heilmitteln bei Kranken, oder auch ganz unwillkürlich von ſelbſt, und ſogar gegen den Willen deſſen, dem ſie zu Theil werden, vorkommen, da gehören ſie, meines Erachtens, zur Geſchichte unſerer Zeit, und ſind werth, unterſucht und um der nützlichen Erfahrungen willen, die daraus hervorgehen können, auch um der thatſächlichen Beſtätigung des göttlichen Wortes willen, aufgezeichnet und bekannt gemacht zu werden.

Der Verfaſſ[illegible] obigen Aufſatzes fragt: „Was haſt du für ein Recht, Todte reden zu machen oder zu laſſen, Beſeſſene reden zu laſſen oder es ihnen zu erlauben?“

Wenn es ohne Vorwitz und unerlaubte Neugierde geſchieht, iſt es mir eben ſo wenig verboten, als ich einen Fremden, der in mein Zimmer tritt, mit Fug und Recht fragen darf, was ſein Begehren ſey? und ſagt er mir es ungefragt, ſo kann ich es ihm auch nicht verbieten. Chriſtus hat Beſeſſene reden laſſen und auch Fragen an ſie gerichtet.

Er fragt ferner: „Was haſt du für ein Recht, Todte zu beunruhigen?“

Wer dieſes thut, thut allerdings unrecht, wenn er gewaltſame Mittel wie jenes Weib in Endor anwendet. Mir iſt aber noch kein Fall bekannt worden, daß ſich in neuerer Zeit ein erſchienener ſeliger Todter über ſeine Beunruhigung beklagt hätte, es iſt alſo auch keinem Gewalt geſchehen.

Wird der Magnetismus als Mittel zur Herſtellung der Geſundheit gebraucht, ohne irgend andre Abſichten (und daß er als ſolches in manchen Krankheiten ſich von kräftiger Wirkung gezeigt hat, iſt nicht zu leugnen), ſo iſt er keineswegs verboten, und anſtatt zu fragen, wer uns das Recht zum Gebrauch dieſes Mittels gegeben habe, frage man lieber, ob es recht ſey, den Kranken eher dahinſterben zu laſſen, als ſich deſſelben zuletzt noch zu bedienen? — Kommt der Kranke dabei aber ungeſucht in Berührung mit der Geiſterwelt, ſo iſt dies als eine Zulaſſung, oder auch Fügung Gottes zu betrachten, bei welchen er ſeine weiſen Abſichten haben kann. Stellen doch mehrere neuere Geſchichten, z. B. die beiden Gefängnißgeſchichten in Weinsberg und Mainz, den Beweis her, daß man auch ohne allen Magnetismus in eine ſolche Berührung kommen kann, welche alſo zur göttlichen Führung der Seelen gehört hat.

Es wird weiter gefragt: „Was der Menſch für ein Recht habe, ſich in eine Geiſterwelt, welche Gott durch ſein Leben im Leibe ihm verſchloſſen habe, Einwirkungen zu erlauben, oder einer Geiſterwelt, welcher Gott durch den Tod das Hereinragen in dieſe Welt abgeſchnitten — ein ſolches Hereinragen in dieſelbe zu erlauben?“

Wir ſehen aber gerade in den Geſchichten unſrer Tage, daß uns darum, weil wir noch auf dieſer Welt leben, die Geiſterwelt keineswegs ſo ganz verſchloſſen iſt, auch daß derſelben das Hereinragen in die unſere, ohne Erlaubniß dazu abzuwarten, ſelbſt gegen den Willen der Seher und Seherinnen, durch den Tod keineswegs abgeſchnitten, ſondern das Leben der meiſten Menſchen nach dem Tode nur eine, gewöhnlich für uns unſichtbare Fortſetzung ihres irdiſchen Lebens iſt, und ſie ſich auch zum Theil mitten unter uns befinden. Wer Augen dazu hat, dem ſind ſie auch ſichtbar. Moſes und Elias ſind dem Herrn erſchienen und [illegible] mit ihm verkehrt, ob ſie gleich längſt geſtorben waren, und nicht ſelige, auch böſe Geiſter, haben ſich nicht allein ſehen laſſen, ſondern ſogar Menſchen beſeſſen, worin es auch an neueren Beiſpielen gar nicht fehlt, fehlte es nur nicht an Austreibern derſelben! Es braucht demnach keine Thür zwiſchen dieſer und jener Welt aufgethan zu werden, indem ſie von jeher nicht ſo ganz verſchloſſen war, als ſich Viele einbildeten und glauben machen wollten.

Nun fragt der Verf. weiter: „Was haſt du für ein Recht dieſes Einwirken und Hereinragen — öffentlich bekannt zu machen oder zu verbreiten?“

Chriſtus und ſeine Apoſtel haben kein Geheimniß daraus gemacht, warum ſollten wir eins daraus machen? Dem Unglauben mag es überlaſſen bleiben, alles Uebernatürliche und Unternatürliche, ſelbſt in der h. Schrift, zu verdrehen und zu leugnen, ſo auch die Geſchichten unſrer Tage, Chriſten ſollen aber die Wahrheit bekennen. Nächſt der h. Schrift, iſt die Geſchichte unſer erſter Lehrmeiſter, und ſie verheimlichen oder leugnen wollen, heißt der Finſterniß das Wort reden.

Endlich fragt der Verf.: „Wenn du zu dem Allem auch das Recht hätteſt, frommet es auch Alles?“

In einer Zeit, wie die unſrige, wo die heiligſten Wahrheiten geleugnet oder verdrehet werden, wo Beſeſſenheit für Epilepſie ausgegeben, wo Belohnung und Strafe nach dem Tod, als blos ſchreckhafte Mährchen angeſehen, ja wo ſelbſt ein künftiges Leben ſehr in Zweifel gezogen wird, wer kann da fragen, was die wunderbaren Thatſachen unſerer Zeit frommen ſollen? Für glaubige Chriſten wären ſie freilich nicht ſo nöthig, aber das Heer der Unglaubigen iſt unendlich größer, und ſollte Gott nach dieſen nichts fragen? vielmehr nicht um ihretwillen ſolche Thatſachen zum Vorſchein kommen laſſen, um die Lehrer des Unglaubens, deren es jetzo ſo viele giebt, dadurch zu Schanden zu machen und dem verführten Volk abermals durch Thatſachen zuzurufen: Glaubet doch den Werken (oder den unter euch vorgehenden Geſchichten), wollet ihr mir nicht auf mein Wort glauben. Man muß vielmehr dieſe wunderbaren

Ereigniſſe als ein Mittel in der Hand Gottes erkennen, dem mit mächtigen Schritten überhandnehmenden Unglauben aufs kräftigſte entgegen zu treten, und daß Viele durch dieſelben ſchon erſchüttert und zu einem heilſamen Nachdenken über ſich ſelbſt gebracht worden ſind, daran kann wohl niemand zweifeln.

Der Verf. ſagt ferner: „Die Seherin von Endor, durch welche Saul den verſtorbenen Samuel fragen ließ, war eine Frau, welche einen Wahrſagergeiſt hatte und durch einen Wahrſagergeiſt weiſſagte, und eben dadurch mit dem Geiſt Samuels redete. — Was ſind denn unſere Seherinnen? Was würde man zu Sauls beſſeren Zeiten mit ihnen gethan haben, und mit denen die ſie befragen?“

Der Verf. nimmt hier als unbeſtreitbar gewiß an, daß die Frau zu Endor durch den Wahrſagergeiſt mit Samuel redete und deſſen Antwort Saul mittheilte, wodurch unſre Seherinnen freilich eine Aehnlichkeit mit ihr bekämen. Allein ſo möglich dies auch iſt, ſo iſt es doch keineswegs gewiß, indem die h. Schrift bei Erzählung dieſer Geſchichte nichts davon erwähnt, und alſo will, daß wir uns dieſes Geſpräch als unmittelbar zwiſchen Samuel und Saul ſtattgefunden vorſtellen ſollen. Wäre das Weib dennoch die Dolmetſcherin dabei geweſen, ſo würde alſo dieſer Umſtand, als etwas ganz Unwichtiges, gar nicht erwähnt, es geziemt ſich alſo auch für uns nicht, ihn als eine Wichtigkeit hervorzuheben. Die Sünde des Weibes beſtund nicht in ihrer etwaigen Vermittlung bei dem Geſpräch, ſondern in der gewaltſamen Heraufbringung des Samuel. Es wäre nun die Frage, ob der Verf. unter den neueren Seherinnen eine anzugeben wüßte, die auf jemandes Verlangen durch ihre Ekſtaſe einen Todten gegen ſeinen Willen heraufgebracht hätte, oder gar durch einen Wahrſagergeiſt, wie die zu Endor; dann erſt wäre eine ſolche mit dieſem Weibe zu vergleichen und in jene gottloſe Magie eingeweiht, die uns nur Entſetzen einflößen könnte. Meines Wiſſens ſind aber bisher alle Tode von ſelbſt und wider Willen der Seherinnen gekommen. — Daß übrigens der Magnetismus und die ganze Magie ſehr gemißbraucht und von der Gottloſigkeit, angelockt durch die bisher ſchon zum Vorſchein gekommenen, Alles in Erſtaunen ſetzenden Wirkungen, künftig zu wahrhaft teufliſchen Zwecken angewendet werden kann und wird, darüber belehrt uns die h. Schrift hinlänglich, und wir haben allerdings Urſache, auf dieſe ſchrecklichen Abwege gefaßt zu ſeyn.

Der Verf. meint auch, ſelige Todte, die noch nicht der erſten Auferſtehung theilhaftig worden ſeyen, würden von Gott nie zu Boten an die Menſchen gebraucht, ſondern nur Engel. Hat aber nicht eben dieſer Samuel dem Gottloſen ſein Ende verkündigen müſſen, und Elias, der doch ein Menſch war wie wir, hat ſogar noch einen Urtheilsbrief aus jener Welt an den König Joram geſandt, und will ihn nicht auch Gott einſt ſelbſt ſenden, ehe der ſchreckliche Tag des Herrn kommt? Gebraucht Gott Menſchen, die noch im Leibe ſind, zu ſeinen Boten, weßwegen ſie öfters auch Engel, z. B. Haggai 1, v. 13. Mal. 2, v. 7. Off. Joh. 1, v. 20, ja Götter genannt werden, wie z. B. 2. B. M. 4, v. 16. C. 22, v. 8, warum nicht auch Abgeſchiedene, wenn es ihm gefällig iſt? —

Nun werden noch zum Schluß mehrere Bibelſtellen angeführt, welche nach des Verfaſſers Meinung ſeine Sätze beweiſen ſollen; aber er gedenket nicht der Verheißung für die letzte Zeit: Eure Söhne und Töchter ſollen weiſſagen, eure Aelteſten ſollen Träume haben, und eure Jünglinge ſollen Geſichte ſehen. Zwar ſiehet der Apoſtel (Ap. Geſch. 2, v. 17) dieſe Verheißung ſchon im Anfang des Chriſtenthums erfüllt und weist darauf hin; aber die letzte Zeit, für die ſie gegeben iſt, hat damals erſt angefangen und iſt bis heute noch nicht zu Ende.

E.

ie Verkehrtheit der Menſchen in Beurtheilung geiſtiger Dinge.

Von Herrn Dr. N — dt.

Ganz auf Erfahrung gegründet, machte Rotteck in
iner Weltgeſchichte die Bemerkung, wie die Men-
hen manchmal mit aller Kraft und Anſtrengung
ach einem beſtimmten Ziele ſtreben, und doch am
nde bei dem entgegengeſetzten anlangen.

So ſahen wir, mit welcher Begeiſterung das fran-
ſiſche Volk nach Freiheit und Gleichheit gerungen,
m Königthum ewigen Haß geſchworen hat, um
ld darauf der noch unumſchränkteren Gewaltherr-
aft Napoleons heimzufallen.

Das Gleiche beſtätigt ſich in unſerer Zeit auch in
ligiöſer Beziehung.

Seit ungefähr vierzig Jahren beſtrebte ſich die
hiloſophie, insbeſondere die deutſche — dem Chriſten-
um eine Grundlage aus ihrem Gebiete, feſtere
berzeugung durch den ſogenannten Vernunftglau-
n — zu verſchaffen; und wer kann verkennen, daß
tdem der Unglaube nicht nur bei den wirklichen,
d eingebildeten Gelehrten, ſondern ſogar bei dem
olke größere Fortſchritte als je gemacht hat.

Ein gefeierter Dichter ſagt: „Zwiſchen Sinnen-
t und Seelenfrieden bleibt dem Menſchen nur die
nge Wahl;“ — So iſt's auch. — Entweder hat

unſer Leben zu ſeinem höchſten Zweck den Genuß, oder möglichſt ſittliche Vervollkommnung in ſtetem Hinblick auf ein beſſeres Leben, wie es unſere angeborne Sehnſucht nach Vollkommenheit und Glückſeligkeit verlangt, und die chriſtliche Offenbarung am vernunftgemäßeſten verheißt.

So verderblich die erſte Anſicht für die menſchliche Geſellſchaft durch ihre unleugbare Förderung der Selbſtſucht wäre, ſo heilbringend iſt letztere, weil ſelbſt die beſte Staatseinrichtung bei einem Volke wenig gute Früchte bringen kann, wenn ihm die Sittlichkeit und das Gewiſſen fehlt.

Die Gelehrten, in ihrem Streben, die chriſtliche Offenbarung auf das moderne philoſophiſche Syſtem zu bauen, ſetzten vorherrſchend das Denkvermögen — eines von den mannigfaltigen Geiſtesvermögen, die uns zum Behuf der Erkenntniß gegeben ſind — in Thätigkeit, um Begriffe, Schlußfolgerungen und Verſtandesurtheile zu einer Ueberzeugung zu ſchaffen, was ſie Vernunftglauben nannten. Man muß geſtehen, ſeit dieſer Zeit ſind die religiöſen Mißbräuche, der bloße Ceremoniendienſt und der Aberglaube, wogegen anfänglich ihr Kampf vorzüglich gerichtet war, ſo ziemlich ausgerottet, aber, wie im Eifer die Menſchen oft gern auf das Entgegengeſetzte überſpringen, ſo gelangten ſie hier zum Unglauben.

Eine Pflanze gedeiht nicht, wenn ihr der paſſende Boden und das gehörige Klima abgeht.

Auf ähnliche Art, wie die Philoſophen unſerer Zeit, haben es ſchon vor zweitauſend Jahren die Griechen verſucht — die Moral auf theoretiſche Grundſätze geſtützt — demonſtrirend zu lehren; kaum aber waren wenige Jahrzehnte verfloſſen, als ihre philoſophiſchen Lehrgebäude und ihre Demonſtrationen von andern wieder verdrängt wurden; — was nach dem Zeugniß der Geſchichte der Philoſophie mit allen folgenden bis auf unſere Tage der gleiche Fall war.

Man könnte bei dieſer Art zu philoſophiren, zu bedenken geben, was Schiller vom menſchlichen Wiſſen geſchrieben:

„Weil du lieſeſt in ihr, was du ſelber in ſie geſchrieben,
„Weil du in Gruppen für's Aug' ihre Erſcheinungen reih'ſt,
„Deine Schnüre gezogen, auf ihrem unendlichen Felde,
„Wähneſt du, es faſſe dein Geiſt, ahnend die große Natur.

Unſere Vernunft kann und ſoll die Natur der Dinge nicht ſchaffen, ſondern nur auffaſſen oder in Kunſtgebilden nachahmen.

Auf eine von allen philoſophiſchen Schulen ganz verſchiedene Weiſe lehrte Chriſtus, der weiſeſte und ſegenreichſte Lehrer. Er, der die geiſtige Weltordnung ſo tief wie noch keiner durchblickte, der ein Lehrgebäude aufgeſtellt, das an Dauer und Haltbarkeit alle andere weit hinter ſich zurückließ, hätte gewiß eben ſo gut, wie ein Gelehrter oder Profeſſor unſerer Tage vermocht, ſeine Lehren demonſtrirend vorzutragen.

Anſtatt aber durch Begriffe, Schlußfolgerungen und ſo weiter, beweiſend zu Werk zu gehen, ſprach er einfach: Es iſt ein Gott, der Urheber alles Geſchaffenen, und aller Menſchen Vater; es iſt eine Fortdauer, zu welcher ihr berufen ſeyd, und zu Erreichung dieſes Zweckes müßtet ihr die von mir geoffenbarte Glaubens- und Pflichtenlehre erfüllen.

So einfach dieſe Lehren gegeben wurden, ſo einfach nahm ſie die ungekünſtelte Natur der Menſchen auf.

Wie durch Wahrnehmung, mittelſt der äußeren Sinne, der Menſch ohne feinere Beweiſe das Daſeyn der Dinge erkennt, ſo gewahrte er unmittelbar durch ſeine inneren Sinne dieſe Wahrheiten.

Er fühlte den Einklang dieſer Offenbarungen mit ſeinen innern Geiſtesanlagen und Fähigkeiten, mit ſeiner Ahnung, Glaubensfähigkeiten und ſeinem Gefühl; mit ſeinem angeſchaffenen Moralgeſetz und Gewiſſen, und ſelbſt der reflektirende Verſtand mußte dieſen Einklang anerkennen, mußte anerkennen, wie dieſe Offenbarungen, als der Schlußſtein unſers Wiſſens, die ganze Schöpfung zur Einheit verbindet, und dieſelbe als hohe gotteswürdige Zweckmäßigkeit darſtellt, wofür wir das immerwährende Spiel der

Naturkräfte in ihrem ewigen Entſtehen und Vergehen nicht halten können.

So war nun bei der ungetrennten, naturgemäßen Thätigkeit unſerer geſammten Geiſtesvermögen — wo ſie als ein harmoniſches Ganzes wirkten — dieſe Erkenntniß einer Anſchauung gleich; weßwegen Schiller in Wahrheit ſagen konnte:

Und was kein Verſtand der Verſtändigen ſieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Man mag es für Mythe oder Wahrheit halten, daß der ungezügelte Drang nach Wiſſen, nach dem Baum der Erkenntniß, die erſten Menſchen aus dem Paradies getrieben. Wir ſehen noch heut zu Tag, daß das Gleiche geſchieht; der Menſch kann ſich ein Paradies in ſeinem Innern ſchaffen, ungetrübtes Einverſtändniß und Frieden in ſeinem Gemüthe erhalten, wenn er nicht, der Ordnung der Natur zuwider, das Denkvermögen — was doch nur ein Theil von unſerem Erkenntnißvermögen iſt — aus dem Verband aller übrigen Geiſtesvermögen trennt, und als entſcheidende Vernunft oben anſtellt, wenn er nicht die übrigen, von Gott verliehenen Erkenntnißfähigkeiten, als: die Ahnung, der Glaube, das Gefühl, das Gewiſſen und das eingeborne Moralgeſetz aus ihrer gebührenden Geltung verdrängen und von dem kalten Verſtande ſich abſtreiten läßt.

Alle Kräfte und Vermögen, die in uns wirken, haben wir von Gott, der nichts ohne Zweckmäßigkeit geſchaffen, und nach meiner Ueberzeugung gebührt nur den geſammten, in Einheit und harmoniſcher Thätigkeit wirkenden Geiſtesvermögen der Name: Vernunft.

Nur nach dieſer eigenen Lehrweiſe ihres Stifters werden die Menſchen die chriſtliche Offenbarung in ihrem ächten Geiſte, und mit inniger Ueberzeugung auffaſſen; nur auf dieſe Art kann ſich ein Volk dem höchſten Ideal irdiſcher Glückſeligkeit nähern.

Dies ſind die verſchiedenen Wege, welche Chriſtus und die Philoſophen eingeſchlagen; — dies iſt die große Streitfrage unſerer Zeit, und gewiß gibt es in der Wiſſenſchaft nichts Wichtigeres als die Unterſuchung: „auf welchen Grund geſtützt wir die Religion zur Erkenntniß und Ueberzeugung bringen ſollen," zumal in einer Zeit, in welcher der ſogenannte Vernunftglaube (wohl zu unterſcheiden vom *vernünftigen* Glauben) ſeine ſchlimmen Wirkungen in allen Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft äußert, und beſonders dem Volke, welchem die künſtlichen Beweisführungen der Philoſophen keinen Erſatz für das verlorene Kleinod zu bieten vermögen, ſeine bisherigen Glaubens- und Sittenlehren erſchüttern oder gar zerſtören.

Erſt neuerlich glaubte die däniſche Regierung die verderbliche Quelle der Indifferenz bei den höhern, und der großen Entſittlichung bei den niedern Ständen, in der neueſten Philoſophie gefunden zu haben.

Jede beſtehende Religion ſtützt ſich allein auf den Glauben an eine Fortdauer; könnten wir in unſerem zweifel- und ſelbſtſüchtigen Zeitalter dieſen wankenden Glauben zur Ueberzeugung ſteigern, ſo wäre dies gewiß kein geringer Gewinn.

Weiß der Menſch, daß es ein Jenſeits für ihn gibt, daß er zu Höherem berufen iſt, daß ſeine guten und ſchlimmen Thaten jenſeits gewogen werden, ſo ſind die Folgen hievon nicht zu berechnen. Der ſicherſte und kürzeſte Weg hiezu wäre unſtreitig eine auf ſinnliche Wahrnehmung gegründete Uberzeugung.

Wir ſollten daher die Gelegenheit hiezu nicht ohne gründliche Prüfung, nicht ohne ruhige Anhörung der beiderſeitigen Gründe von uns ſtoßen, wenn ſie uns auch nur die entfernteſte Hoffnung darbietet.

Durch Ruhe und Beharrlichkeit iſt in den Wiſſenſchaften ſchon manches erzweckt worden, was viele anfangs für unmöglich gehalten haben.

Schon früher, in der neunten Sammlung dieſer Blätter S. 16, glaube ich nachgewieſen zu haben, daß es nicht unvernünftig, ſondern im Gegentheil vernunftgemäß ſey, ſich unſern Geiſt — den wir hier auf gleich unbegreifliche Weiſe mit einer groben Hülle ſo eng verbunden ſehen — in der Fortdauer mit feinerer Hülle verbunden zu denken; dort ſchon habe ich auf die wichtigen Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus aufmerkſam gemacht, welche von der Selbſtſtändigkeit unſeres Geiſtes Zeugniß geben, und uns einen tiefen, bisher ungekannten Blick in das geiſtige Leben gewähren.

Hinſichtlich der für unmöglich gehaltenen Einwirkung einer geiſtigen Schöpfung auf die unſere, ſcheint mir noch ein Widerſpruch in der Meinung der Gelehrten zu liegen. Mit Recht nehmen ſie allgemein an: das All der Schöpfung — der körperlichen und geiſtigen — ſey eine Einheit, ein Zuſammenhang; deſſen ungeachtet wollen ſie es aber für unmöglich halten, daß in dieſer Einheit, die ich einem Organismus vergleichen möchte — eine gegenſeitige Wechſelwirkung ſtatt finden könnte.

Wollten ſie vielleicht die Wechſelwirkung der geiſtigen Schöpfung mit der körperlichen allein nicht zugeben, ſo ſteht dieſem die Thatſache der engen Verbindung unſeres Geiſtes mit unſerem Körper entgegen, die uns zwar eben ſo unbegreiflich als eine Verbindung unſeres Geiſtes mit ſeinen ätheriſchen Stufen im Jenſeits, oder überhaupt als jede Verbindung der geiſtigen Schöpfung mit unſerer iſt; doch wir müſſen geſtehen: es iſt vieles wirklich, was wir nicht begreifen, und was wirklich iſt, das beſteht ohne Zweifel, wie alles Geſchaffene durch des Schöpfers weiſe Anordnung.

Ueber die Wirklichkeit eines für die Fortdauer zeugenden Geiſterreichs und ſeines Hereinragens in unſere Natur, oder, wenn man es anders nennen will: ſeiner Verbindung mit dem uns angewieſenen

Schöpfungstheile hat Herr Dr. Kerner den Gelehrten ein Werk zur Prüfung vorgelegt, das er „Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur“ benannte.

Die darin vorkommenden Thatſachen tragen alle Kriterien der Wahrheit an ſich; ſie ſind vor den Behörden durch achtundvierzig Zeugen bekräftigt; ſelbſt zwei in der Erzählung angeführte Katzen — die weder durch Ammenmährchen, noch durch Phantaſie angeſteckt werden konnten — verdienen einige Aufmerkſamkeit. Sämmtliche Zeugen waren bei der Sache der Seherin durchaus unbetheiligt; neunzehn davon aus dem gebildeten oder dem Gelehrtenſtande, und unter Letzteren mehrere, die ihres offenkundigen Unglaubens an, und ihrer vorgefaßten Meinung gegen dergleichen Erſcheinungen lieber das Gegentheil bezeugt hätten.

Viele haben weder ihre Mitzeugen noch deren Ausſagen gekannt.

Deſſen ungeachtet ſtimmen alle Zeugniſſe auf's beſtimmteſte überein. Wer perſönliche Bekanntſchaft mit mehreren dieſer zeugenden Gelehrten hat, der wird keinen Grund finden, in ihre Unbefangenheit, Wahrheitsliebe und Umſicht Zweifel zu ſetzen, und gewiß dürfte unter gleichen Umſtänden kein Richter Anſtand nehmen, den Thatbeſtand eines Verbrechers als wahr anzuerkennen.

Wir leſen in den Annalen der Naturwiſſenſchaft oder Arzneikunde Regelwidrigkeiten der Natur aufgezeichnet, die uns unbegreiflich ſind, und aus dem einzigen Grunde nicht geleugnet wurden, weil ſie durch mehrere rechtliche, wiſſenſchaftliche und unbefangene Männer bezeugt waren.

Nur hier ſollen alle, ſonſt überall gültigen, ſelbſt in der Rechtspflege vorgeſchriebenen Kriterien der Wahrheit ohne Gültigkeit ſeyn; dies könnte ſich einen Zweifel in die erforderliche Unpartheilichkeit unſers Zeitalters erregen. Nicht durch bloßes Ableugnen und Beſpötteln kann ein alſo erhobener Thatbeſtand entkräftet werden.

Wie der eine Theil durch eigne Wahrnehmung bezeugt, was er beobachtet hat, ſo muß der andere auf Wahrnehmung gegründete Zeugniſſe bringen, daß dies nicht geſchehen ſey, oder daß es blos durch wirklichen Betrug oder Täuſchung auf dieſe oder jene Art ſtattgefunden habe.

Jeder Unterſuchungsrichter würde ſich einem unverzeihlichen Vorwurf ausſetzen, wenn er bei einem begangenen Verbrechen nicht ſo viel als möglich durch eigene Wahrnehmung die That und ihre hinterlaſſenen Spuren zu erforſchen ſuchte; wenn er, um die Wahrhaftigkeit der Ausſagen zu beurtheilen, nicht den Verbrecher und die Zeugen perſönlich vor ſich treten ließe, ſondern, anſtatt dieſem, ſich an ſein Schreibpult ſetzte und einen Bericht abfaßte, der aus Muthmaßungen, Meinungen und Möglichkeiten für oder gegen die Thatſachen und Ausſagen ſprechen würde.

Einem ſolchen Verfahren haben die Gegner der Kerner'ſchen Schrift Spott und beleidigenden Schimpf über Sache und Perſonen in öffentlichen Blättern beigefügt, wodurch blos die Leidenſchaften angeregt, die Humanität verletzt, aber nie etwas bewieſen werden kann.

Es iſt klar, daß die Frage damit nicht abgemacht iſt, wenn auch die Lacher auf ihrer Seite ſtehen; Zweifel konnte man auf dieſe Art erregen, und den andern Theil, der nur auf wirkliche Gegengründe, nicht aber auf Muthmaßungen und Spott antworten will, zum Schweigen bringen.

Nachdem Dr. Paulus in dem theologiſchen Literaturblatt der allgemeinen Kirchenzeitung vieles über „den Unſinn, die Täuſchung, den Betrug und die Unmöglichkeit" der Sache vermuthet, gemeint und geſpottet hatte, ſagt er auf Seite 1061: „Ich bezweifle auch gar nicht, daß das meiſte, von ſonſt unverdächtigen Perſonen Angegebene, ihnen in der That theils äußerlich, theils innerlich ſichtbar und hörbar geworden war. Alles nicht vorſätzlich erdichtete Wunderbare hat wirkliche Erfahrungen zur Grundlage. Der große Fehlgriff der Zeugen und des Verfaſſers ſelbſt beſteht nur darin, daß ſie auch die Urſachen gefühlt zu haben ſich beredeten, da ſie doch nur die Wirkungen ſahen, die Urſache davon aber zu ſuchen nicht verſtanden."

Es iſt nicht zu verkennen, iſt einmal der Thatbeſtand erhoben, ſo iſt das zweite Geſchäft, das

Urſächliche zu erforſchen. Hiezu hat Herr Dr. Kerner die Gelehrten aufgefordert, und ohne Zweifel werden auch zu dieſer Prüfung diejenigen geeigneter ſeyn, die ſelbſt beobachtet haben. Die Eindrücke von Tönen, Lichterſcheinungen ꝛc. — beſonders wenn ſie ungewöhnlich ſind — laſſen ſich immer richtiger empfinden, als in der Beſchreibung geben, und wer ſie ſelbſt empfunden hat, muß auch richtiger zu unterſcheiden wiſſen, ob ſie von bekannten Naturkräften hervorgebracht werden konnten, oder ob andere Kräfte hier im Spiele waren, indem jedem Naturereigniß eine Kraft zu Grunde liegen muß.

Wenn die Gelehrten, die, um ſtets in den Wiſſenſchaften fortzuſchreiten, nichts unerklärt, nichts unausgemeſſen liegen laſſen wollen (wodurch ſie glauben, es gebe ſich ihre Vernunft gefangen), mit gleichem Eifer in dieſer Sache forſchen, ſo werden wir Erörterungen zu erwarten haben, die zu Aufſchlüſſen und Entſcheidungen führen. Freilich wäre es ſehr wünſchenswerth geweſen, wenn mehrere Gelehrte vor anderthalb Jahren im Verein nach Weinsberg zu einer Unterſuchung gereiſt wären; zu weit minder bedeutenden Forſchungen werden ja oft von ihnen ungeheuere Reiſen gemacht.

Hier hätten ſie ſich das Verdienſt erwerben können, die Menſchen von einem Irrthum und Aberglauben zu befreien, den ſie für höchſt gefährlich halten, oder es wäre, dem Bedürfniß unſerer Zeit gemäß, durch ſie der gelockerte Glauben an eine Fortdauer und die Grundſätze der Religion auf eine Art feſtgeſtellt werden, welche alle bisherigen Verſuche hierüber weit übertroffen hätte. —

All dieſem kann ich nur den Ausſpruch beifügen: Prüfet Alles — und das Gute behaltet.

Dr. Paſſavant's neubearbeitete „Unterſuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellſehen."

Dieſes mit Recht geſchätzte Buch, welches längſt an Aerzten, Philoſophen und Theologen ſich dankbare Freunde erworben hat, iſt umgearbeitet erſchienen (Frankfurt a. M. bei Brönner 1837), und der Verfaſſer ſagt in der Vorrede, dieſe neue Auflage habe ſich faſt zu einem neuen Buche geſtaltet. Er bemerkt, es habe nicht den Zweck, eine abgeſchloſſene Theorie der Magie und der Ekſtaſe zu geben, wohl aber ſolle es den Leſer in den Stand ſetzen, ſich frei ſeine Anſichten darüber aus den angeführten Thatſachen und deren Erörterungen zu bilden. Das Inhaltsverzeichniß ſelbſt beweiſt jedoch, daß hier dem Forſcher umfaſſende Materialien, von einem denkenden

Sachkenner verarbeitet, dargeboten werden. Von den allgemeinen Naturkräften und organiſchen Kräften geht die Abhandlung zu der lebensmagnetiſchen Kraft über, beleuchtet den Lebensmagnetiſmus als Heilmittel, erörtert das Weſen der Ekſtaſe, das Hellſehen im magnetiſchen Schlaf nach ſeinen verſchiedenen Attributionen, im Traum, in Krankheiten, in der Todesnähe, in der Contemplation und in den Propheten. Es folgt ein hiſtoriſcher Ueberblick der beſprochenen pſychiſchen Erſcheinungen in der Urgeſchichte bei den Israeliten, Indiern, Griechen und Römern, nordiſchen Völkern und im Chriſtenthum.

Ueber die Natur des Lichts, wovon d. Verf. im erſten Kapitel handelt, habe ich in der zweiten Sammlung meiner Blätter für höh. Wahrh. (S. 250 ff. „Gedanke über Licht und Wärme.") meine Anſichten ausgeſprochen, und glaube daſelbſt den Grund angedeutet zu haben, warum die Phyſiker in ihrer Theorie darüber nicht einig werden können. Er liegt hauptſächlich darin, daß der Lichtſtoff mit andern Stoffen und deren Weſen keine Vergleichung zuläßt, während ein Aus- und Einfluß des Lichtſtrahls auf das Lichtfähige unleugbar, aber ein ſolcher iſt, welcher „anſteckt," wie das Miasma, und doch bei vielen Körpern, namentlich der Atmoſphäre, bleibend ſeyn muß, wenn nicht ihre Anſteckung erlöſchen ſoll. Ich glaube dort kürzlich gezeigt zu haben, daß die Lichtmaterie allerdings keine beſondere, ſondern „die

Materie ſelbſt in höchſter Potenz und Vereinfachung," mithin ein Zuſtand derſelben iſt, und daß die Wärme und alle Imponderabilien bloße Modifikationen einer und derſelben (feurigen) Kraft ſind, wogegen man mit der bloßen „Bewegung" (Vibration, Undulation) nicht auslangt. Hiemit iſt der Verf. wenigſtens zum Theil einverſtanden, obwohl er Gründe gegen die Emanationstheorie anführt. Die Interferenz oder Verdunkelung eines Lichtſtrahls durch den andern möchte ſich ſchwerer aus der mechaniſchen Aufhebung der Bewegung, als aus einer chemiſch-elektriſchen Abſtoßung, Depotenzirung, erklären. — Die organiſchen Kräfte ſieht der Verf. offenbar richtig als Modifikationen der allgemeinen Naturkräfte durch das Lebensprincip an. Hier beginnen aber ſchon merkwürdige Sympathien, mit oder ohne leitende organiſche Vermittelung. Unter den angeführten Beiſpielen iſt das von den bekannten ſiameſiſchen Doppelmenſchen eine ſo ſeltſame Erſcheinung, daß ſie aus dem Alterthum überliefert als Fabel verlacht worden wäre. — Von der lebensmagnetiſchen Kraft heißt es (S. 27): „Die Nerventhätigkeit vermag über ihr Organ hinaus zu wirken. Statt ihre Wirkung am Nervenende, wo die Empfindung entſteht, zu beſchließen, überſchreitet ſie dieſe Grenze und übt unmittelbar einen Einfluß auf nähere und fernere Gegenſtände aus. Dies iſt wohl die natürlichſte Erklärung aller lebensmagnetiſchen Erſcheinungen," und (S. 28): „Da die

Nervenkraft in ihrer gewöhnlichen Wirkungsweiſe ſo entſchiedene Aehnlichkeit mit den imponderabeln Agentien hat, ſo iſt es um ſo begreiflicher, daß ſie, gleich jenen, auch in einer gewiſſen Entfernung wirken kann" ꝛc. Das Nervenagens oder der Nervenäther wird noch weiter mit jenen Kräften, namentlich mit der Elektricität verglichen, aber zugleich als Diener leiblicher und geiſtiger Kräfte betrachtet. — S. 32: „So hätten wir weſentlich drei verſchiedene Stufen der lebensmagnetiſchen Thätigkeit: eine rein organiſche,*) der eigentlich thieriſche Magnetismus, die nicht durch beſtimmte materielle Organe vermittelte Wirkungsweiſe, wie wir ſie bei allen lebenden Weſen beobachten; eine geiſtige, wo dieſe organiſche Thätigkeit der Intelligenz und dem Willen gehorcht, und endlich eine höhere geiſtige, wo der Menſch zum freien Leiter göttlicher Kräfte wird, und dadurch eine höhere Weltordnung antizipirt." — Als die Mittel oder Agenten der lebensmagnetiſchen Einwirkung zeichnen ſich Hand und Auge aus (S. 33), dann der Athem und der Speichel (S. 34). Wenn hernach die Fernwirkungen durch dieſelbe Nerventhätigkeit erläutert werden, welche in der Nähe wirkt, ſo bleiben allerdings noch Fragen übrig, allein d. Verf. betrachtet mehrere Gegenſtände dieſer Art (ſ. z. B. S. 38 ff.) von Seiten ſeiner Wiſſenſchaft.

---

*) Beſſer geſagt: animaliſche.

womit ſie wenigſtens in Zuſammenhang ſtehen, ohne damit andre Anſichten ausſchließen zu wollen, die etwa ſeine Theorie ergänzen mögen. Er ſtellt auch die magnetiſche Einwirkung unter die Gewalt des Willens und der Geſinnung (S. 38), und läßt, wie ſchon bemerkt, die organiſchen oder animaliſchen Kräfte gegen höhere geiſtige Einwirkungen zurücktreten. Folgerecht erklärt er die Heilkraft des Lebensmagnetismus (S. 39), und macht dann auf die Bedingungen eines wohlthätigen oder ſchädlichen Einfluſſes der magnetiſchen Kraft aufmerkſam (S. 15), eine ſehr praktiſche und in allem Betracht lebenswerthe Anweiſung, die hernach auf die zu Trägern des Magnetismus bereiteten Körper: Waſſer, Glas, Metalle übergeht, wobei (S. 17) ein wichtiger Wink über die Verbindung der phyſiſchen, organiſchen und geiſtigen Kräfte bei Gelegenheit der Zurichtung des Baquets. Bei dem Einfluß der Mondsphaſen (S. 16 ff.) hätte noch der Waſſerſucht gedacht werden können.*) In den „allgemeinen Betrachtungen des Weſens der Ekſtaſe“ wird (S. 32) eine Erfahrung mitgetheilt, welche über die Fähigkeit des andern oder magiſchen Lebens Aufſchluß zu geben ſcheint. Das Hellſehen wird ſonach als erweiterte Thätigkeit des innern oder Centralſinns angeſehen, der ſich zum äußern Sinn entwickelt. Es wird ferner vom Inſtinkt und deſſen Vorauswiſſen, der Ahnung, gehandelt, und von ſeiner Verwandtſchaft mit dem Hellſehen, dann Fortſchreiten des magiſchen Schauens zur gottbegeiſterten Seherkraft. Damit vergleicht ſich ferner in ihrer Art die geniale Begeiſterung (S. 59). Bei dem innern oder geiſtigen Leib, welchen das Chriſtenthum in Uebereinſtimmung mit dem allgemeinen Völkerglauben lehrt (S. 58), wäre jedoch zwiſchen dem nächſten Vehikel der Seele (Nervengeiſt, Nervenbild) und jenem wirklichen Leib, der ſich in der Auferſtehung entwickelt, wohl zu unterſcheiden. — Die Unempfindlichkeit im magnetiſchen Schlaf und ähnlichen Zuſtänden wird (S. 65) aus dem Zurücktreten des Nervenäthers von den Nervenenden erklärt, wodurch der Nerv nicht mehr als Conductor des äußern Reizes dienen kann. In andern Fällen wird dagegen das Gemeingefühl hoch geſteigert, ſo daß „das Nervenſyſtem nach außen mehr als gewöhnlich geöffnet“ iſt. Es fänden ſich alſo hier die Gegenſätze vom Zurücktritt und abnormen Hervortreten des Nervenäthers, von Beruhigung und Aufregung, die nach Verſchiedenheit der Bedingungen für einander alterniren können, wie Ohnmacht und Ueberreiz in allen nervöſen Krankheiten, obgleich Menſchen, in denen das Gemeingefühl auf eine beſondere Weiſe erhöht iſt, nicht immer ſchwachnervig oder kränklich ſind (S. 69). Die Abhandlung geht von hier auf die Metallfühler über, auf die Wünſchelruthe und auf das Durchſchauen opaker Körper, mit merkwürdigen Beiſpielen. Für die Erregung von Ekſtaſen durch äußere Gegenſtände, namentlich Metalle und Edelſteine, wird das des Jak. Böhm angeführt (S. 81), und fragweiſe Joſephs Trinkbecher, worüber die Worte allerdings zweifelhaft ſind. Die Edelſteine im Bruſtſchild Aarons (S. 86) hatten jedoch noch eine Zugabe, 2. Moſ. 28, 30. 3 Moſ. 8, 8. (vergl. S. 199). Indeſſen findet d. Verf. den Grund der Entwickelung des innern Schauens nicht in dieſen Objekten, die nur als Mittel anzuſehen ſeyen, die innere Kraft zu fixiren, oder höchſtens ſie in die Erſcheinung zu rufen, wie denn ohne Wechſelwirkung der Kräfte, ohne Empfänglichkeit kein Mittel ſeinen Zweck erfüllt. Die Verſetzung der Sinnesthätigkeit (S. 87) auf das Gangliengeflechte der Magengegend, auf dieſe Nerven des Gemeingefühls, welche den Gegenpol des Hirnſyſtems bilden, wird als gewöhnlich, aber nicht nothwendig, zumal bei den höhern Stufen des Hellſehens dargeſtellt, auch kommen ſonſtige Verſetzungen vor. Ref. erinnert ſich hiebei, ſelbſt gegenwärtig geweſen zu ſeyn, als einer Magnetiſirten die Ohren feſt verſtopft und verbunden wurden, welche gleichwohl ſtandhaft behauptete, was man mit ihr ſprach durch die Ohren zu hören, folglich ohne daß der Gemeinſinn, durch den ſie hörte, eine Uebertragung erlitt. So geht denn d. Verf. (S. 89) weiter zu der eigentlichen centralen Intuition der Hellſehenden, einem Vernehmen ohne Vermittelung der Sinnesorgane, namentlich im Durchſchauen des eigenen Körpers „mittelſt eines vom Gehirn ausſtrahlenden innern Lichts," gleichwie viele Somnambulen auch alles Lebendige leuchtend ſahen. Wenn hier des Heiligenſcheins gedacht wird, ſo mag derſelbe wirklich in einem Schimmer von Verklärung ſeinen Grund haben, den man an frommen Sterbenden und eifrig Betenden beobachtet hat, und der als Ausſtrahlung eines innern Lichts angeſehen werden kann, aber nicht ohne entzündenden höhern Einfluß, zumal bei dem gleichfalls angeführten Leuchten des Angeſichts Moſe's, worin ſich die göttliche Herrlichkeit ſpiegelte (vgl. S. 198.) Sodann ferner vom Schauen des Entfernten, vom völlig raumfreien, unvermittelten Hellſehen, durch den Geiſt beherrſcht, wonach (S. 95) eine Seherin ein niederes und höheres Hellſehen unterſchied, und jenes ein Sehen in der Seele, dieſes ein Sehen im Geiſt nannte. Wenn vollends die Entbundenheit im magnetiſchen Schlafe bis zur Erſcheinung bei entfernten Perſonen ſteigt, ſo nimmt d. Verf. (S. 91) eine zwiefache Erklärung als möglich an: „entweder ſetzt der in einem ekſtatiſchen Zuſtand ſich Befindende die Perſon, an die er mit Intenſität denkt, in eine Art von Somnambulismus, in welchem dieſe den magiſch auf ſie Wirkenden wahrnimmt, oder der Ekſtatiſche erſcheint dem in Rapport Geſetzten mittelſt des die Form ſeines Leibes an ſich tragenden Nervenäthers." Dieſe letzte Art ſcheint die gemeinſte zu ſeyn, während erſtere mehr der anſchaulichen Mittheilung höherer Weſen eigen ſeyn möchte (vgl. Bl. a. Prev. 9 Samml. S. 72). — Nach dem Wahrnehmungsvermögen in Bezug auf den Raum betrachtet es d. Verf. auch in Bezug auf die Zeit, auf Erinnerung und Vorausſehen, mit Rückſicht auf das Traumleben. Eine wichtige Bemerkung (S. 101) betrifft die Unabhängigkeit der Seele und des Geiſtes von ihren leiblichen Werkzeugen. Bei den zur Zeitbeſtimmung dienenden Zahlen (S. 101) iſt zu erinnern, daß die Zehnzahl, mag man ſie als aus drei und ſieben entſtanden, oder als oberſte Stufe der Zahlenleiter denken, wodurch die Vielheit potenzirt in die Einheit zurückkehrt, eine heilige Zahl iſt, das Symbol der Vollendung, der Fülle des Alls, der Ewigkeit. — Was (S. 111 ff.) von der geſteigerten Mitleidenſchaft oder der innigen Verbundenheit mit dem Magnetiſeur geſagt wird, hat oft ſchon große Scheu vor magnetiſchen Curen erweckt, welche gerecht wäre, träte nicht (nach S. 113) die höchſte ſittliche Empfindlichkeit des ſomnambulen Zuſtandes dazwiſchen. Beides zuſammen enthält aber eine Warnung für Menſchen, deren entzündliche Natur nicht zur Uebung dieſes Theils der Heilkunde ſtimmt. Auch kommt dieſer „ſklaviſche Rapport" nur in niedern Zuſtänden vor. (Der öfter genannte Namen Barbarin iſt Barberin zu leſen.) — Das Leſen in den Gedanken (S. 115) iſt am Ende eben ſo unerklärbar, als das leibliche Sehen; der freie innere Sinn erkennt im innern Lichte das ihm Verwandte. — Nützlich iſt die Erinnerung (S. 116): „Man irrt aber gewiß ſehr, wenn man glaubt, daß die Schlafwachenden in ihren Anſichten immer durch den Magnetiſeur oder andre auf ſie einwirkende Perſonen beſtimmt würden.“ — *) Wenn (S. 117) der Nervengeiſt oder das Eidolon als der „Keim des geiſtigen Leibes“ angeſehen wird, ſo widerſpricht dieſer Annahme die höchſt beſtimmte und in dem Erlöſer klar bethätigte Verſicherung der Auferſtehung des Leibes, allerdings als eines verwandelten. Jenes Nervenbild iſt vielmehr deſſen geiſtiger Magnet, er ſein künftiges Gewand. Auch die hoch verklärte Seele iſt noch eine nackte Seele. In ihrem unſterblichen Leibe, den ſie hiernächſt wieder anzieht, offenbaren ſich vollends, verhimmliſcht oder verhölliſcht, die eigenthümlichen Kräfte, die in ihm bei der Geburt ins Fleiſch ihr durch den kosmiſchen Einfluß beigelegt und hierauf durch Wahlfreiheit weiter ſo oder ſo ausgewirkt wurden, wodurch eben jene unzählige Mannigfaltigkeit der Individuen oder Glieder des großen Menſchheitsorganismus an den Tag kommt, wovon d. Verf. im Gegenſatz der pantheiſtiſchen Verflößung der Perſönlichkeiten (S. 121 ff.)

---

*) Vergl. m. Hesperiden. proſ. Schr. 1. Samml. S. 144.

---

*) Dies gilt namentlich hauptſächlich auch bei der Seherin von Prevorſt. R. —

ſo ſchön rede. Denn keine göttliche Schickung vergeht, kein Temperament wird zerſtört. Wir können ſchon hier eine Ahnung davon haben, wenn wir z. B. Uebergänge von angeborner Sinnlichkeit zur wärmſten göttlichen Liebe ſehen (vgl. Luc. 7, 37 ff.). — Das Kapitel vom höhern Bewußtſeyn (S. 122) iſt beſonders wichtig für Religion und Pneumatologie. — Von hier an weicht die Abhandlung von der eigentlichen magnetiſchen Betrachtung ab, und wendet ſich (S. 129) mit dem Hellſehen im Traum u. ſ. w. (ſ. oben) zu allgemeinen pſychologiſchen Materien, wo man überall geiſtreichen, tiefen Anſichten und merkwürdigen Beyſpielen begegnen wird. Sie gehören aber allerdings in dieſen magiſchen Bereich, und es zeigt ſich hier ihre enge Verwandtſchaft mit einer Sache, die als Kunſt entdeckt werden mußte, während ſie nie aufgehört hatte, als Natur vorhanden zu ſeyn. — S. 155: „Das hebräiſche Wort Nabi, Prophet, bedeutet auch einen Wahnſinnigen" — dieſer Gedanke ſcheint aus den Stellen 2. Kön. 9, 11 und Jerem. 29, 26 entſtanden zu ſeyn, die es aber nicht beweiſen. An ſich ſchwankt der Begriff von Nabi zwiſchen Wortführer und Inſpirirter. — Die Bemerkung (S. 168): „Im Alter überwiegt die Nachtſeite des Lebens, der Greis träumt mehr als er wacht" — iſt ein Commentar zu dem Prophetenwort (Joel 3, 1. Apoſt. 2, 17): „Eure Alten ſollen Träume haben, und eure Jünglinge ſollen Geſichte ſehen."

Es werden hiebei noch tröſtliche Blicke für das ſcheinbar todte Greiſenalter angereiht, und das folgende Kapitel: „Hellſehen in der Contemplation" führt dahin, daß das Alter auch außer dem ſomnolenten Zuſtand ſchauen kann. Aber wie erquicklich ſind die Ausſagen derer, welche kurz vor ihrem Tode in ein ſeliges Schauen entzückt wurden! — Bei den Nachrichten von der h. Hildegard (S. 177) dringt ſich wiederholt der Wunſch auf, ihre Schriften endlich einmal vollſtändig edirt zu ſehen. — S. 181 ff.: „Der Begriff des göttlichen Propheten beſteht darin, daß er nicht blos Seher iſt, ſondern daß er als Seher Organ des göttlichen Willens iſt und göttliche Offenbarungen verkündet. Es findet demnach bei dieſem Sehervermögen nicht blos ein Erheben des menſchlichen Geiſtes in der Ekſtaſe ſtatt, ſondern ein Empfangen eines höhern Lichts in derſelben. Der göttliche Seher iſt der von Gott erleuchtete und begeiſterte Seher." Wenn man dieſe einfachen, klaren Sätze feſtgehalten und ſie auch auf den Wunderthäter ([illegible]) übertragen hätte, ſo würde man ſeit der Entdeckung des Magnetismus nicht den öftern Mißgriff gethan haben, die göttliche und die erhöhete menſchliche Kraft zu verwechſeln oder aus vermeinter Orthodoxie letztere um der erſtern willen zu leugnen und falſch auszulegen. Indeſſen iſt eine abſolute Scheidung dennoch oft ſchwierig und zwar je geheiligter die Seelen ſind. Der Satz aber (S. 185): „Der geſchaffene Geiſt exiſtirt überhaupt nicht an und für ſich, er iſt nur in Bezug zum abſoluten Weſen" — möchte einer Erklärung bedürfen, um nicht mißverſtanden zu werden. — Bei Moſ. 1, 27. 28. (S. 187) wäre die berichtigte Ueberſetzung vorzuziehen geweſen. — (S. [illegible] ſtatt chorch lies choſch.) — Daß das unmittelbare Wirken und Erkennen, die magiſche Kraft, als ein der Menſchheit angebornes Vermögen, an der allgemeinen Verſchuldung und Verirrung des menſchlichen Geiſtes in den Völkern des Heidenthums Theil nahm, daher hier Licht und Finſterniß vermiſcht war, iſt (S. 193) ſehr richtig geſehen (vgl. S. 201 ff.). — Die hierarchiſchen Formen des chriſtlichen Kultus (S. 196 ff.) erklären ſich wohl am beſten als eine rückgängige Herabſinkung von dem formenloſen Wunderleben der erſten Chriſtengemeinde zur altteſtamentlichen heiligen Magie, mithin als deſſen unvollkommener Erſatz, ohne Ausſchluß deſſelben bei Einzelnen. Im Proteſtantismus ſollte nach Gottes Abſicht vollends (im Allgemeinen) der wunderloſe, darum aber nicht minder ſeligmachende Glaube ſeine Stelle finden. — Die (S. 205 Anmerk.) bemerkte und ſehr merkwürdige Verſchiedenheit der Ueberſetzung: geöffnet und geſchloſſen, hängt blos an einem diakritiſchen Punkt, wonach ſchethum oder ſethum geleſen werden kann. — Die oft krankhaft ekſtatiſche Philoſophie der Indier iſt (S. 213) gründlich gewürdigt, und dabei der Omphalopſychen oder Heſychiaſten gedacht. — (S. 222 ſt. τιν l. τον.) — S. 231 werden die Griechen treffend mit den Worten charakteriſirt: „Das Göttliche erſchien ihnen als das Schöne,“ aber eben ſo wahr der Einfluß des Orients (einſchließlich Aegyptens) auf ſie behauptet. Eigentlich vergeſtaltete Javan (oder Hellas) die ihm ſchon urſprünglich mit dem Orient gemeinſame höhere Wiſſenſchaft in ſchönſinnliche Form, unter der ſie endlich erloſch, je vollendeter und reizender dieſe Oberfläche wurde. Da ſie ſo erdrückt oder zum Phantaſieſpiel geworden war, ſo ſchlug ſie durch die Philoſophen wieder als Logik aus, welche gleichwohl zur beſſern Belehrung in den „Barbarenländern“ und deren alten Fundgruben Umſchau ([illegible]) hielten. Dabei blieb es jedoch nicht; daher endlich die neuplatoniſche Schule, über die, ſo wie über Plato, ſeine Dämonenlehre, den Dämon des Sokrates, die Orakel, die Philoſophie der Divination nach Cicero, den Tempelſchlaf, den Urſprung der Heilkunde und die Sibyllen, vom Verf. gehandelt wird. Wegen des zweiten Buchs de divinatione iſt (zu S. 236) zu bemerken, daß Cicero darin gegen ſeinen Bruder Quintus den Akademiker ſpielt. — Wegen des Buddha (S. 289) beziehe ich mich auf m. Blätter f. höh. Wahrheiten, 9. Samml. S. 382. — (S. 292, Z. 12 ſt. zu l. des.) — Belehrend iſt, was über die Pflanzennamen (S. 302 ff.) vorkommt. Ferner überaus richtig, was (S. 307) über den Zauberglauben geſagt wird. Es muß nur immer im Auge behalten werden, daß alle reine Magie der Völker mit der Zeit einen böſen Ausgang nahm (vgl. S. 310 ff. 312 ff.) Die altdeutſchen Seherinnen, das zweite Geſicht der Hochſchotten, die Zaubereien der Lappen, Finnen und andern Skandinavier nebſt ihren Runen, die Schamanen Nordaſiens u. ſ. w. ſind nicht übergangen. Sonderbar erſcheint Shakeſpeare's Macbeth, in der Originalſage von Boethius, eigentlich Boyce, aufbewahrt, gleicherweiſe latiniſirt als Maccabäus! wozu natürlich das engliſche th die Zunge lieh. Auf die ſchauderhafte nordiſche Magie folgt ſchließlich das ſanfte, hypermagiſche Licht des Chriſtenthums in einer kurzen, ſchönen Betrachtung.

Möge dieſes ausgezeichnete Buch, dieſe compendiariſche Anleitung zu allen in ſein Fach gehörigen Spekulationen, ferner die verdiente Aufnahme und Beherzigung finden!

J. F. v. Meyer.

Der Apoldanismus.

Unſere geiſtreichen Zeitgenoſſen halten ſich an neue Wörter, mit denen ſie liebäugeln, ſich damit herausputzen und ein ander Mal gleichſam wie mit einer Fliegenklappe dreinpatſchen. Dieſer Stich-, Schlag- und Zauberwörter gibt es verſchiedene zu verſchiedenem Gebrauch. Dahin gehören z. B. die „Zuſtände," der „Anhaltspunkt," das „Bewußtſeyn" — vor ein paar Jahrzehnten ſagte man von Allem: „es ſpricht ſich aus," und dgl. curſirende Münze, wiewohl verrufen, ſind noch: der „Pietismus," woneben gleichwohl die „Pietät" gelten ſoll, und der „Myſtizismus," deſſen Avers und Revers aber die ihn ſcheltenden Numismatiker gar nicht zu erklären wiſſen. Weil jedoch allmälig der Pietismus und der Myſtizismus ſo abgegriffen ſind wie die Brabanter Quartchen (die doch dem Vernehmen nach Geld enthalten), ſo hat man in Zeitblättern ein neues Wort geprägt, es heißt: „Prevorſtianismus!" Was es bedeuten ſoll, verſtehen die Leſer von ſelbſt, und vielleicht beſſer als die Münzmeiſter, die es geſchlagen haben.

Analogiſch wird nun hier von uns der „Apoldanismus" geſchaffen, der einer Erläuterung bedarf. Wir verwahren uns vor allen Dingen, daß wir der gewerbfleißigen Apoldaer, oder der würdigen Männer, die zu jener Wortſchöpfung den dankenswerthen Anlaß gegeben haben, nicht ſpotten wollen; ſondern liegt Spott in dem Terminus für eine dem Publikum neue Sache, ſo trifft er die, welche über das damit Bezeichnete ſpotten werden, und der Ausdruck ſoll nur ſagen, daß es nicht blos in Würtemberg einen Prevorſtianismus gibt, ſondern daß er in ſeiner Art auch in Thüringen und anderwärts zu Hauſe iſt.

Man höre alſo! Zu Apolda, in der Nähe der Univerſität Jena, hat ſich eine magnetiſtiſche Geſchichte begeben, die eben ſowohl wie die Prevorſtiſche ihre beſondere Merkwürdigkeit hat, und erſt in der Abendzeitung, dann vollſtändiger beſchrieben worden iſt in einem Buch unter dem Titel:

> Richard's natürlich-magnetiſcher Schlaf. In protokollmäßiger Darſtellung herausgegeben von ſeinem Bruder Bernhard Görwitz. Leipzig 1837 bei Schumann. 170 Seiten in 8.

Sie hat ſehr glaubhafte Zeugen für ſich. Myſtiſch iſt ſie nun freilich in hohem Grade, aber pietiſtiſch keineswegs, obgleich ſie ſich in einer Predigerfamilie zugetragen; man könnte ſie weltlich nennen, aber ſie iſt vorzugsweiſe magiſch, wiewohl auch das Magiſche mancherlei Abtheilungen und Uebergänge hat. Dieſes iſt der weſentliche Unterſchied zwiſchen Richard Görwitz und Frau Hauffe. Wem alſo der Prevorſtianismus zu fromm iſt, der lerne aus dem Apoldanismus, daß es mehr Reiche der Dinge und größere Kräfte des Menſchen gibt, als wovon die Gelehrſamkeit und jedes Thier weiß. Das Hellſehen und Fernſehen des jungen, vierzehnjährigen Richard war bewundernswürdig, nicht minder ſeine erhöhte Intelligenz im Schlafe. Sein äußeres Benehmen erſcheint natürlich und gemein, in Ausdrücken zuweilen roh, wie es Knaben ſeines Alters eigen zu ſeyn pflegt, auch gutartigen, unter die Richard ohne

Zweifel gehört. Von Verſtellung kann keine Rede ſeyn. Die Heilung von ſeiner ſiebenjährigen Kränklichkeit wurde durch ſeine Vorſchriften bewirkt. Was aber dieſe Geſchichte auszeichnet, iſt von ſo beſonderer Art, daß auch glaubige Leſer daran irre geworden ſind. Sie haben nach unleugbaren neuern Beiſpielen auf Beſeſſenheit ſchließen wollen. Nun ſind die Erſcheinungen, die dabei faſt ununterbrochen vorkamen und den Schläfer inſpirirten, zwar dämoniſch, aber nicht ſataniſch, und wenigſtens gewiß nicht alle von unſeligen Verſtorbenen herrührend. Es thut ſich hier ein anderer Geiſterkreis auf. Man braucht nur eine geringe Einſicht in die magiſche Wiſſenſchaft zu haben, um ſogleich zu erkennen, daß hier Mittelgeiſter, Aſtralgeiſter, Elementargeiſter ſpielen, und wer das Buch ohne Vorurtheil ſtudiren will, wird darüber guten Aufſchluß darin finden. *) Es ſpukt vornehmlich ein ſchwarzes und hernach ein weißes gekröntes Männchen; letzteres iſt gutartig, erſteres von zweideutiger, wohl gar tückiſcher und verlogener Natur. Es ſagt ſelbſt (S. 57): „er wäre halb ein guter, halb ein böſer Geiſt,“ will ein Menſch, und zwar ein Soldat im dreißigjährigen Kriege geweſen ſeyn, der ſchlimme Thaten verübt; aber man braucht ihm das nicht auf ſein Wort zu glauben. Wir haben in

---

*) Vgl. in dieſer Blätter 8ten Sammlung das Syſtem der unſichtbaren Welt.

dieſen Blättern ſchon bemerkt [*], daß bei wirklich Beſeſſenen die Teufel ſich für Seelen Verſtorbener ausgeben können, um ihre Natur zu verbergen und andre Zwecke zu erreichen, und es gibt Mittelgeiſter, die an die Kreiſe der Finſterniß grenzen, ſich von deren Inwohnern gebrauchen laſſen und ihren Sinn annehmen. Ein abſolut böſes Weſen kann das, wenn auch ein wenig grauenhafte ſchwarze Männlein mit den blauen Hoſen und den rothen Federn auf dem Kopfe nicht geweſen ſeyn. Der geh. Hofrath Kieſer, der auch zum Beſuche kam, ſah freilich in dieſen Geſchöpfen, ſeinem bekannten Syſtem getreu, nur das hinausgeſpiegelte Ich des Knaben, wurde darüber ausgelacht, und mag wieder lachen. Jeder nach ſeinem Belieben! Wir dagegen müſſen dieſes Büchlein als von großem Intereſſe für alle Forſcher in den Fächern der natürlichen und göttlichen Geheimniſſe empfehlen. Sogar über den Urſprung der Poeſie und hrer Erzeugniſſe wird man an einer gewiſſen Stelle etwas lernen können. Was aber ganz zu dieſer mittelgeiſtigen Region paßt, in die wir das Hellſehen des Richard G. klaſſifiziren, das ſind gegen das Ende ie ſehr unvollkommenen, verworrenen und bibelwidrigen Anſichten von der menſchlichen Seele und hrem Schickſal nach dem Tode, denn davon wiſſen ie Naturgeiſter nichts, unter deren Einfluß der junge chlafſeher ſtand.

---

[*] S. beſond. 9te Samml. S. 212.

Was alſo für ein Unterſchied zwiſchen Prevorſtianismus und Areldanismus iſt, welche beide in ihrer Art lehrreich ſind, wird man aus Obigem erſehen. Man laſſe ſich aber durch letztern nicht am erſtern irre machen, ſondern vervollſtändige beide durch einander. Es wird noch mehr Vervollſtändigungen geben, denn die Thür iſt aufgegangen; wer ſie zuhalten will, wird ſich die Hand verrenken, und wer unvorſichtig hineinrennt, wird ſich den Kopf anſtoßen.

— y —

Beitrag zur Geſchichte des Lebens-Magnetismus.

Als ich im März 1781 mit Hrn. R., hochfürſtl. Leiningiſchen Hofrath, der in Amtsgeſchäften nach Paris reiſete, in dieſer Hauptſtadt ankam, und mich einige Tage hindurch, vermittelſt eines guten Plans derſelben, mit ihren Hauptſtraßen bekannt gemacht hatte, beſuchte ich den damals ſich in dieſer Stadt aufhaltenden Hrn. Doctor Mesmer, um ihn zu befragen, ob er glaube, die Taubheit eines meiner nächſten Anverwandten durch Magnetismus heilen zu können. Mit vieler Beſcheidenheit bemerkte er mir, daß die magnetiſche Kraft zwar unſtreitig auf den Organismus des Menſchen einen großen Einfluß hätte, daß er aber nie mit Gewißheit behaupten konnte, daß Heilung des Gehörs erlangen müßte, da bei einer Schwächung des Gehörnerven eine unheilbare Verhärtung des Trommelfells ſtatt finden könnte; bei ſolchen Umſtänden wäre dem Tauben vorzuſchlagen, daß er während zwei bis drei Monaten einen Verſuch wagen ſollte, ſich bei ihm oder ſeinem Gehülfen Hrn. Deslon magnetiſiren zu laſſen.

Ich meldete dieſes meinem tauben Anverwandten, deſſen Lage ihm aber nicht erlaubte, nach Paris zu reiſen und ſich ſo lange Zeit daſelbſt aufzuhalten. Da mir jedoch der thieriſche Magnetismus, in phyſiſcher und pſychologiſcher Rückſicht, ein großes Intereſſe einflößte, ſo beſuchte ich auch Hrn. Deslon, und unterhielt mich mit ihm über die Wirkungen des thieriſchen Magnetismus. Deslon betrug ſich ſehr höflich, ob er gleich ſehr zurückhaltend bei Fragen war, die ſich dem damaligen Geheimniſſe der magnetiſchen Behandlung zu nähern ſchienen, deren Mittheilung zu hundert Louisd'or angeſchlagen war. Während meines Aufenthalts in Paris fand ich Gelegenheit, manche, von glaubhaften Perſonen bezeugte, Thatſachen über den damals ſogenannten magnetiſchen Somnambulismus zu erfahren. Eine der merkwürdigſten war wohl die Magnetiſirung einiger feilen Dirnen des Palais royal und der Halle aux bleds, die gewöhnlich den Mund nicht öffnen, ohne durch ihre unzüchtige Sprache ihr Gewerbe zu verrathen.

Mehrere derſelben wurden durch magnetiſche Behandlung Somnambule und redeten in ihren Kriſen (ſo nannte man damals den Zuſtand des Hellſehens) eine rein moraliſche Sprache, ja ſie wieſen mit Unwillen einige junge Leute zurück, welche immoraliſche Fragen an ſie thaten. Kaum aber waren dieſe Freudenmädchen aus ihrem magnetiſchen Traumzuſtande erwacht, ſo vertrugen ſie willig jedes unzüchtige Geſpräch und redeten ihre gewöhnliche bekannte Sprache. Ich habe Grund zu vermuthen, daß dieſe Thatſache dem Ritter B...... Gelegenheit gab, die magnetiſch-pſychiſche von Mesmer ganz unabhängige Schule in Lyon zu bilden, wodurch der Mesmeriſche Magnetismus einen viel höhern Schwung nahm, und wichtige Thatſachen darſtellte, die zu keiner Publizität geeignet ſcheinen. Aus allem, was ich über Mesmer, Deslon und ihre Schüler in Paris erfahren konnte, iſt es mir klar geworden, daß dieſe Magnetiſten den ſogenannten thieriſchen Magnetismus für eine in dem Weltall ſtrömende unſichtbare Kraft hielten, die ſich durch Manipulation und andre phyſiſche Vorkehrungen, wie die mineraliſch-magnetiſche, elektriſche und galvaniſche Materie anhäufen und dadurch verſtärken laſſe. Dies wollten ſie durch magnetiſche Wannen (baquets), magnetiſirte Bäume, Gläſer, Metalle u. ſ. w. beweiſen. Und da ſich die Wirkungen des Magnetismus in manchen Krankheiten heilend bezeigten, wie dies der Arzt

Mesmer zuerſt in Wien bei Gelegenheit der Anwendung der mineraliſchen Magnete, die ihm der Pater Hell verfertigte, entdeckte, ſo blieb Mesmer und ſeine erſten Schüler bei dem Grundſatze ſtehen, der thieriſche Magnetismus wäre ein neu entdecktes Heilmittel, das man bei allen Krankheiten anwenden könne, ob es gleich nicht alle zu heilen vermögend ſey. In dieſem Satze liegt auch vielleicht der natürlichſte Stoff
u einer Vertheidigung Mesmers, als man ihn
n Wien beſchuldigte, er habe gelogen, indem er
rhauptete, die blinde Fräulein Paradis ſehend ge-
acht zu haben. Wahrſcheinlich wurde dieſelbe durch
esmers magnetiſche Behandlung hellſehend
nd ſah wirklich in dem Schlafwachen die ihr von
rem Magnetiſeur vorgewieſenen Gegenſtände
it ihren Farben, und, da zu dieſer Zeit (im Jahr
77) Mesmer von dem heut zu Tage allgemein
annten Hellſehen noch nichts wußte, und doch
hrnahm, daß Paradis in ſeiner Gegenwart
lglich im Rapport mit ihm) die Farben unterſchied,
erklärte er, durch eine unſchuldige Selbſttäuſchung
ührt, dieſes Hellſehen für eine Herſtellung
s gewöhnlichen Sehvermögens. Daß
, als Mesmer auf Befehl der von der Kaiſerin
Unterſuchung dieſer Sache ernannten Kommiſſion
von Paradis entfernen mußte, dieſe keine von
Kommiſſarien ihr vorgezeigten Farben mehr

unterſcheiden konnte, läßt ſich leicht dadurch erklären, daß die Mitglieder der Kommiſſion in keinem Rapport mit der Hellſehenden ſtanden.*) Hätte dieſe Kommiſſion Mesmern wieder hereintreten und ihn ſelbſt die Paradis über die Farben befragen laſſen, ſo würden jene gelehrten Herren zwar durch dieſen neuen Verſuch nicht klüger geworden ſeyn als vorher, doch aber würden ſie durch fortgeſetzte ſcharfe Beobachtung des Magnetiſten ihm die ehrenrührige Beſchuldigung erſpart haben, als hätte er, durch gegebene Zeichen, eine betrügeriſche Komödie mit der Blinden geſpielt.**)

In einem ähnlichen Irrthum ſcheint, wenigſtens in mehrern Fällen, die Kommiſſion geweſen zu ſeyn, welche der König Ludwig XVI. im Jahr 1781 ernannt hatte. Sie beſtand aus vier Mitgliedern der medizinischen Fakultät von Paris, auf deren Begehren noch fünf Mitglieder aus der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften beigefügt wurden.

---

*) Es gibt auch Hellſehende, die keines ſolchen Rapports zum Sehen für jedermann (objectiv) bedürfen.

**) Es freut den Verfaſſer dieſes Aufſatzes, eine Gelegenheit gefunden zu haben, etwas zur Ehrenrettung eines Mannes beitragen zu können, der, wenn er noch lebte, das Gebäude anſtaunen würde, das ſo viele gelehrte Baumeiſter auf den Grund errichtet haben, den Mesmer unſtreitig gelegt hat.

Dieſer Kommiſſion war hauptſächlich aufgetragen, die Thatumſtände oder Wirkungen des Mesmeriſchen Magnetismus zu unterſuchen und als ſolche darzuſtellen. Die Abgeordneten unterſuchten zwar die magnetiſche Behandlung nicht bei Mesmer ſelbſt, (warum, konnte ich nicht erfahren), ſondern bei ſeinem Gehülfen Deslon, Arzt zu Paris, und bei deſſen Amtsgenoſſen Jumelin. Da der in 1784 gedruckte Bericht dieſer Kommiſſion, anſtatt die beobachteten Thatſachen darzuſtellen, faſt nur allein dies zu beweiſen ſich bemühete, daß die Wirkungen der magnetiſchen Behandlung, die ſie zu leugnen ſich nicht getrauten, blos der Einbildungskraft zuzuſchreiben wären; ſo ernannte die königliche Geſellſchaft der Arzneiwiſſenſchaft in Paris ebenfalls eine Kommiſſion zu gleichem Zwecke und ließ ihren Bericht drucken, der mit dem der obgemeldten Kommiſſion im Ganzen übereinſtimmte, wiewohl Juſſieu eines der Mitglieder derſelben, einen beſondern Bericht abſtattete, der mit dem der übrigen Mitglieder der Kommiſſion nicht übereinſtimmte, und dem Magnetismus mehr Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Beide Berichte fanden keinen großen Beifall in Paris, deren Gelehrte und andere kultivirte Männer eine getreue Darſtellung der Thatumſtände der magnetiſchen Behandlung mit Ungeduld erwarteten und ſich weniger um das Urtheil einiger Akademiker bekümmerten, die in einer noch ſo wenig gekannten Sache dem Publikum ihre individuelle Anſicht für unumſtößliche Wahrheit darboten. Dieſe Akademiker und ihre Anhänger wußten jedoch ihre Behauptungen am Hofe und in den Vereinen der vornehmen Welt (salons) durchzuſetzen, und fanden bald Mittel, die magnetiſche Behandlung lächerlich zu machen; man ließ den Somnambulismus auf den kleinen Volkstheatern verſpotten, ob ihn gleich angeſehene Männer, als der Marquis de Puysegur, de Leuze und andere in Schutz nahmen, und erſterer ſogar eine magnetiſche Geſellſchaft in Straßburg bildete, von welchem Zeitpunkte an denkende Aerzte und Pſychologen mit der dem deutſchen Gelehrten eigenen Ruhe unterſuchten, prüften und die Ergebniſſe ihrer Beobachtungen, nebſt ihren für oder wider den Werth des thieriſchen Magnetismus dienenden Anſichten, der Beurtheilung des Publikums darboten. Auch in Petersburg wurde im Jahr 1816 eine Kommiſſion der Regierung beauftragt, den Nutzen des Magnetismus zu unterſuchen. Ganz anders als in Paris erklärte dieſe-Kommiſſion, daß der Magnetismus ein wichtiges Heilmittel wäre, daß ſich aber nur wohl unterrichtete Aerzte deſſen bedienen ſollten. Die ruſſiſche Regierung hat den Aerzten befohlen, alle Woche dieſer Kommiſſion von ihren hierüber angeſtellten Erfahrungen Kenntniß zu geben.

T......r.

Einige Mittheilungen aus magnetiſchen Zuſtänden.

(Aus der Schweiz.)

Herr von Toloſen, ehemaliges Mitglied des Pariſer Parlaments, verließ ſein Vaterland in den erſten Jahren der franzöſiſchen Revolution und ſetzte ſich in Freiburg in der Schweiz. Frau von T. war eine ſehr liebenswürdige Dame, und ihr Haus in kurzer Zeit der Sammelplatz der guten Geſellſchaft.

Einſt als ich nebſt einigen Hausfreunden bei ihr zu Gaſte geladen war, fiel es uns allen auf, einen Bonapartiſchen General unter den Geladenen zu finden, eine Erſcheinung, die uns in dieſem ſehr royaliſtiſch geſinnten Hauſe etwas ſonderbar ſcheinen mußte; auch der über und über mit Gold gezierte Herr ſchien ſich in unſerer Geſellſchaft etwas unbehaglich zu befinden.

Frau von T. wies dem Gaſte am Tiſche den erſten Platz ihr gegenüber an, und überhäufte ihn mit Höflichkeiten.

Plötzlich bemerkte ich eine auffallend ängſtliche Veränderung an der Phyſiognomie des Hausherrn. Er flüſterte einem aufwartenden Bedienten etwas ins Ohr, der ſich dann ſogleich entfernte.

Nun wandte ſich Frau von T. mit einer ſpöttiſchen Miene, die ich ſonſt nie an ihr bemerkte, an den

General und ſprach: „Ich hoffte, mein Herr, Sie würden unſere Einladung ablehnen, Sie fühlen wohl ſelbſt, daß Sie nicht in unſern Kreis paſſen; Herr von T. wünſcht bald von der Emigrantenliſte geſtrichen zu werden, und meint, Sie könnten uns gute Dienſte leiſten, ich aber — — — hier kam der Haushofmeiſter und bat ſie, einen Augenblick herauszukommen.

Man denke ſich unſere Verlegenheit! Herr von T. nahm den Platz ſeiner Frau, gegenüber dem General ein, geſtand daß ſeine Gemahlin zuweilen an Geiſtesabweſenheit leide, und bedauerte gar ſehr, daß dieſer ſonſt höchſt ſeltene Fall ſich gerade jetzt ereignen mußte. Der General nahm die Sache nicht hoch auf und ſprach dem vortreflichen Weine wacker zu; wir alle ſtrengten uns an, den Mann bei Laune zu erhalten. Ein diplomatiſcher Freiburger brachte ſogar die Geſundheit des erſten Konſuls in Vorſchlag. Wir dachten, er ſolle leben, weil es doch nicht anders ſeyn könne. Frau von T. kam noch ehe das Deſſert aufgetragen wurde ganz unbefangen wieder zu Tiſche und ſagte dem General die artigſten Sachen; wir konnten uns nur mit großer Anſtrengung des Lachens enthalten, der gute General beſonders ſchnitt die ſonderbarſten Geſichter. Die Somnambüle erinnerte ſich nichts von allem, was ſie geſagt hatte. *)

---

*) Als ſie jene Wahrheiten ſagte, war in ihr der Zuſtand des Innern, der keine Verſtellung zuläßt,

Wenige Monate nachher erhielt der Herr von T. die gewünſchte Ausſtreichung aus der Liſte der Verbannten. Der General hatte mit dieſer Geſchichte ſeinen Prinzipal beluſtigt. „N'est ce pas, Fouché," ſoll Bonaparte gefragt haben, „vous ne vous soucierez pas de cette maladie là?" Er erwiederte: „Mais je pense que votre Majesté *) ne me garderait pas long-temps à son service si je l'avais

---

Katharine Schürmann, eine etwa zwanzigjährige Dienſtmagd litt ſehr an Nervenſchwäche. Ich ſezte ſie an das Baquet von Kieſer, ſie gerieth bald in magnetiſchen Schlaf. Nach wenig Tagen fing ſie an zu ſprechen, und erzählte uns, als wirklich geſchehend, eine Geſchichte, die ſich wohl vor mehr als hundert Jahren ereignet haben mag.

„Was iſt das für ein Reiter in alter Tracht, er hat ein großes Kreuz auf das Kleid genäht, eine goldene Kette am Hals mit einem großen goldenen Thaler. Seht! er ſteigt ja vor dem Hauſe ab, jezt kommt er die Treppe herauf! Nun beſchrieb ſie uns den Ritter, ganz nach einem alten Familienportrait,

---

eingetreten und ſie konnte nicht anders ſprechen. Mit Aufhören deſſelben trat wieder der äußere Zuſtand und mit dieſem die Verſtellung ein.

*) Im engeren vertrauten Kreiß ſoll Bonaparte dieſen Titel recht gerne angenommen haben.

das ſie nie ſah: (da er einen ausgezeichnet großen Kopf hatte, nannte ſie ihn nur den Großgrind) eine Frau mit einer Schiſſkarre (eine Art wollener Grenadiermütze, die unſere Ahnfrauen trugen und deren ich noch eine in einem alten Kaſten fand) empfängt ihn oben an der Stiege und führt ihn in eine altmodiſche Stube, er ſetzt ſich und zieht einen ſchweren Geldbeutel heraus und zählt der Frau viel Geld vor. Sie verſorgt es in einen Kaſten. Jetzt läßt ſie ihn allein. Sie kommt wieder mit einem ſchönen etwa ſechsjährigen Kinde, das heftig weint; die Alte weint auch; er nimmt das Kind beim Arm!“ — Hier wurde ſie durch ein ſtarkes Geräuſch unterbrochen; eine Dame, welche meine Frau beſuchen wollte, fand die Hausthüre offen und trat mit großem Geräuſch in die Stube, Katharine erwachte erſchrocken, und ſeitdem wollte ſie nicht mehr an das Baquet, denn ſie behauptete, es werde ihr ganz bange. Mir und beſonders meiner Frau fiel dieſe Geſchichte ſehr auf, denn als Kind hatte ſie dieſe Schiſſkarrenfrau, wie ſie ſie nennt, oft als Geiſt geſehen, auch ein Kind, wie es die Magd beſchrieb. In unſerem ſehr alten Hauſe zeigen ſich oft, beſonders im Advent und im Monat Auguſt Spuren von Geiſterweſen, die aber ehemals viel ſtärker waren und die auch mir nicht ganz fremd blieben.

Dieſe Katharina Schürmann hatte eine Schweſter Joſephe, die als natürliche Somnambüle viel Aufſehen machte und während mehrerer Jahre wirklich auffallende Kuren im Schlaf diktirte, und jetzt noch, wie ich aber glaube ohne Inſpiration ums Geld, dem löblichen Sanitätsrath zum Trotz und mit ſehr zweideutigem Erfolg kuriren will.

Später magnetiſirte ich ein faſt blindes Fräulein von Z., die eine höchſt intereſſante Somnambüle ward und unter geſchickteren Händen gewiß wichtige Aufſchlüſſe geliefert haben würde. Einsmals rief ſie plötzlich: „Jage mir die alte Frau weg, das iſt eine böſe Frau, ſieh, ſie kommt auf mich zu, ſie trägt eine Schiffkappe und lange Manſchetten!“ Ich befahl dem Geiſte, ſich zu entfernen, und das Fräulein beruhigte ſich. Finde ich die Noten wieder, welche ich während dem Laufe der magnetiſchen Behandlung aufſchrieb, ſo werde ich Ihnen manches nicht unwichtige mittheilen; lange bevor die Seherin von Prevorſt erſchien, ſahe ſie etwas, das ſie mit dem Zifferblatt auf einer groſſen Uhr verglich, ſchrieb mit dem Finger auf den Tiſch ſonderbare Figuren, die ſie Buchſtaben nannte. Auch ſah ſie in der Mitte des Kreiſes eine Uhr, deren Zeiger auf halb zwölf ſtund. Oft ſagte ſie: „mir iſt ſo wohl wenn ich keinen Kopf habe. „Der magnetiſche Rapport war ſo ſtark, daß ich ſie auf ziemliche Diſtanz, nur mit meinem Willen allein, einſchläfern konnte. Das Magnetiſiren mit einem eiſernen Stäblein hatte ihr die Augen ſo geſtärkt, daß ſie Leute auf mehrere Schritte weit erkennen konnte, die ihr vorher nur wie in einem Nebel erſchienen. Sie war auf dem Punkte, ſich zu verheirathen, und jammerte immer, ſie werde nicht glücklich ſeyn, ich ſolle ihr aber im wachenden Zuſtande ja nichts davon ſagen, denn es würde doch nichts nützen. Sie heirathete wirklich und hatte richtig vorhergeſehen; doch iſt ihr Geſicht ſchärfer, als es vor der Behandlung war, geblieben. Ob ihre Vorſage: ich werde wenige Monate nach ihr ſterben, ſich bewähren wird, ſteht noch zu erwarten. Sie iſt um vieles jünger als ich. Oft antwortete ſie mir auf meine Gedanken. Sie ſagte auch acht Tage vor deſſen Ableben den Tod eines Oheims voraus, der ſich damals noch recht wohl befand.

Ihren jüngſt verſtorbenen Bruder ſah ſie im Grabe, wie ihn die Würmer verzehrten. Bei jeder Sitzung beſchrieb ſie mir die Fortſchritte ſeiner Verweſung, was keine angenehme Unterhaltung war.

Ich ſah ſie erſt einmal ſeit mehreren Jahren wieder. Sie befindet ſich recht wohl. Sie bekräftigte mir ihre frühere Ausſage, daß ſie unglücklich verheirathet ſey. Sie hat mehrere ſchöne und geſunde Kinder.

P — r.

Merkwürdiges Schlafleben.

Aus Abercrombie's Inquiries concerning the intellectual powers. 3te Ausg.

Die folgende Geſchichte habe ich von einem ſehr verſtändigen Frauenzimmer erhalten, welches ſelbſt Zeuge der von ihr erzählten Thatſachen war.

Ein Mädchen von ſieben Jahren, eine Waiſe aus dem niedrigſten Stande, wohnte bei einem Pächter im Hauſe, der ſie zum Hüten des Viehes gebrauchte. Sie ſchlief gewöhnlich in einem Gemach, das durch einen ganz dünnen Verſchlag von einem andern abgeſondert war, welches öfters ein reiſender Geiger einnahm. Dieſer Mann war ein Muſiker von vorzüglicher Geſchicklichkeit, und brachte oft einen Theil der Nacht mit Ausführung ſchon komponirter Stücke zu, worauf aber das Kind nicht achtete, außer als auf einen unangenehmen Lärm.

Nach einem Aufenthalt von ſechs Monaten in dieſer Familie, verfiel das Mädchen in Kränklichkeit und wurde in das Haus einer wohlwollenden Dame gebracht, wo es nach ſeiner Geneſung von einem langwierigen Uebelſeyn als Magd verwendet wurde. Als ſie einige Jahre bei dieſer Dame gewohnt hatte, hörte man oft in dieſem Hauſe bei Nacht die allerſchönſte Muſik, was eine nicht geringe Aufmerkſamkeit und Verwunderung in der Familie erregte, und man verwachte viele Stunden in dem Bemühen, den unſichtbaren Spielmann zu entdecken. Endlich führte die Spur des Schalles nach der Schlafkammer des Mädchens, das man feſt eingeſchlafen fand, während ſie durch die Lippen einen Ton von ſich gab, der genau den ſanfteſten Klängen einer kleinen Violine glich. Bei weiterer Beobachtung fand man, daß, nachdem ſie ungefähr zwei Stunden zu Bette gelegen, ſie unruhig wurde und für ſich zu murmeln anfing; ſie gab alsdann Töne von ſich, die vollkommen dem Stimmen einer Violine glichen, und endlich, nach einigem Vorſpiel, ſprang ſie zu wohlgeordneten Muſikſtücken über, die ſie auf eine klare und gemeſſene Art vortrug, und mit einem Tone, der ganz den zarteſten Modulationen dieſes Inſtruments ähnlich war. Während des Vortrags hielt ſie zuweilen ein, ließ einen Laut hören, als wenn ſie ihr Inſtrument wieder ſtimmte, und alsdann fing ſie genau wieder an, wo ſie ſtehen geblieben war, auf die korrekteſte Weiſe. Dieſe Paroxysme fielen in unregelmäßigen Zwiſchenräumen vor, wechſelten zwiſchen einer und vierzehn oder ſelbſt zwanzig Nächten, und es folgte darauf jedesmal ein gewiſſer Grad von Fieber und Schmerzen an verſchiedenen Theilen ihres Leibes.

Nach ungefähr zwei Jahren beſchränkte ſich ihre Muſik nicht auf die Nachahmung der Violine, ſondern wechſelte oft mit der eines Piano von ſehr alter Beſchaffenheit, welches ſie in dem Hauſe, worin ſie jetzt wohnte, zu hören pflegte, und alsdann fing ſie auch an zu ſingen, indem ſie genau die Stimmen verſchiedener Frauen von der Familie nachahmte. Ein Jahr ſpäter begann ſie viel im Schlaf zu reden, wobei ſie ſich einzubilden ſchien, als unterrichtete ſie eine jüngere Geſpielin. Sie handelte oftmals mit der äußerſten Geläufigkeit und Richtigkeit die mannigfaltigſten politiſchen und religiöſen Themata ab, die Neuigkeiten des Tags, die bibliſchen Geſchichten, öffentliche Charaktere, und beſonders die Charaktere von Mitgliedern der Familie und deren Beſuchern. Bei dieſen Verhandlungen zeigte ſie die wundervollſte Unterſcheidungsgabe, öfters mit Sarkasmen und erſtaunenswürdigem Vermögen des Nachſpottens verbunden. Ihre Sprache war durchgängig fließend und korrekt, und ihre Erläuterungen oft kräftig und ſelbſt beredt. Sie liebte ihre Gegenſtände mit demjenigen zu erläutern, was ſie eine *Fabel* nannte, und hierin war ihre Bildnerei ſo angemeſſen als zierlich. „Sie war keineswegs — ſagt meine Berichtgeberin — eingeſchränkt in ihrem Bereich; Bonaparte, Wellington, Blücher und alle Könige der Erde, traten zwiſchen der Phantasmagorie ihres Gehirns auf, und alle wurden mit ſo unverhaltener Freiheit getadelt, daß ich öfters denken mußte, die arme Nancy (Annchen) ſey in der Frau von Genlis Wahrheitspalaſt verzückt worden. Die Richtigkeit und Wahrheit ihrer Bemerkungen über alle Gegenſtände erregte außerordentliches Erſtaunen bei denen, die ihre beſchränkten Kräfte zu Aneignung des Unterrichts kannten.“

Es kam bei ihr vor, daß ſie lateiniſche Zeitwörter richtig konjugirte, die ſie vermuthlich in der Lernſtube der Familie gehört hatte; und einsmals hörte man ſie verſchiedene Sentenzen ganz richtig auf franzöſiſch ausſprechen, zugleich mit der Angabe, daß ſie ſolche von einem fremden Herrn gehört, welchen ſie zufällig in einem Laden getroffen. Als ſie darüber im Wachen befragt wurde, ſo erinnerte ſie ſich, den Herrn geſehen zu haben, konnte aber kein Wort von dem, was er geſagt hatte, wiederholen. Während ihrer Paroxysmen war es faſt unmöglich, ſie aufzuwecken, und wenn man ihre Augenlieder in die Höhe ſchob und eine Kerze in die Nähe des Auges brachte, ſo ſchien die Pupille für das Licht unempfindlich. Mehrere Jahre lang war ihr während der Paroxysme die Gegenwart anderer Perſonen ganz unbewußt; aber um das Alter von ſechzehn fing ſie an die, welche im Zimmer waren, zu bemerken, und ſie konnte genau ihre Zahl ſagen, obgleich die äußerſte Sorgfalt angewandt wurde, die Stube dunkel zu halten. Sie wurde nun auch fähig, auf an ſie gethane Fragen zu antworten und Bemerkungen zu vernehmen, die man in ihrer Gegenwart machte, und in beider Rückſicht zeigte ſie eine erſtaunenswürdige Scharfſinnigkeit. Ihre Wahrnehmungen waren in der That oft ſolcher Art, und ſtimmten ſo genau mit Perſonen und Erfolgen überein, daß die Landleute glaubten, ſie ſey mit übernatürlichen Kräften begabt.

Während des ganzen Verlaufs dieſer merkwürdigen Behaftung, welche wenigſtens zehn oder elf Jahre lang ſich fortgeſetzt zu haben ſcheint, war ſie im Wachen ein dummes, unbeholfenes Mädchen, ſehr langſam in Aufnahme jeder Art von Belehrung, ob man gleich viel Sorgfalt auf ſie wandte, und in Betreff des Verſtandes war ſie weit unter den übrigen Dienſtboten der Familie. Inſonderheit zeigte ſie keinerlei Hinneigung zur Muſik. Sie ſchien keine Wiederbeſinnung von dem zu haben, was während ihres Schlafs vorgegangen war; aber während ihrer nächtlichen Faſeleien hörte man ſie mehr denn einmal über die Schwachheit klagen, die ſie an ſich habe, im Schlafe zu reden, mit dem Zuſatz, wie glücklich es für ſie ſey, daß ſie nicht bei den andern Mägden ſchlafe, weil ſie ſchon jetzt ſie genug darüber neckten. Ungefähr mit einundzwanzig Jahren wurde ſie unſittlich in ihrer Aufführung und von der Familie entlaſſen. Ihr Hang zum Schlafreden dauerte bis zur Zeit ihrer Entlaſſung, aber es war eine große Veränderung in ihrem nächtlichen Geſpräch eingetreten. Es hatte allmälig ſeine Schärfe und ſeinen Glanz verloren, und wurde zuletzt ein leeres Plappern eines gemeinen Gemüths, oft mit unziemlichen

Bemerkungen gegen ihre Vorgeſetzten vermiſcht, und mit dem ruchloſeſten Spott gegen Sittlichkeit und Religion. Man glaubt, ſie ſey ſpäterhin wahnſinnig geworden.

So weit Abercrombie. Wir haben hier erſtlich eine Menſchenſeele im Gefängniß eines unglücklichen äußern Organismus, daher es unrecht iſt, die Philoſophen zu tadeln, welche den Leib als den Kerker des innern Menſchen anſahen, was ja auch die h. Schrift thut (Röm. 7, 24 ꝛc.), oder die vielfachen Stufen der Zurechnungsfähigkeit, Freiwilligkeit, Geiſtesfreiheit, Geiſteskraft, ſammt ihrem Grunde zu verkennen. Dieſer eingeſperrte Seelgeiſt wird aber hier im Schlafe frei und beurkundet ein Doppelleben; entbunden von der aſtraliſch-phyſiſchen Dispoſition der Materie offenbart er zuerſt eine wunderbare Macht des Gedächtniſſes (die wohl manches Herz in heilſamen Schrecken ſetzen dürfte für die Ewigkeit), und zugleich des Gebrauchs der Stimmwerkzeuge. Mit dieſer Erinnerungskraft[*]

---

[*] Von deren Stärke in außergewöhnlichen Zuſtänden erzählt Dr. Steinbeck ein ähnliches Beiſpiel in ſeinem Buch: „Der Dichter ein Seher“ (Leipzig 1836) S. 462 ff. „Ein Landgeiſtlicher (der Vater eines hier in Brandenburg wohnenden und lehrenden Profeſſors) wurde zu einem Bauer zur Darreichung des heiligen Abendmahls gerufen. Bei

zeigt ſich auch ein außernormaler, aber ſehr edler Geſchmack an der Muſik, dieſer wahren Seelenſprache, die bis in den Himmel reicht. Hierauf wird der Geiſt wach, wiederholt vormals gehörte Sprachformen und Denkſprüche, und gibt ſich ſelbſt Unterricht in mancherlei Wiſſenswürdigem unter Vorſtellung einer andern Perſon, die ſein Lehrling iſt, eigentlich aber das doppelhafte Ich des gemeinen Wachens. Hier ſcheinen ſich aber ſchon fremde geiſtige Potenzen (Schutzgeiſter?) einzumiſchen; denn die Gallerie aller Helden und Könige der Erde und ihre oft ſarkaſtiſche Kritik ſcheint einem ſo unwiſſenden Kinde nicht allein anzugehören, man müßte denn annehmen, daß zuvor deſſen eigener Geiſt ſich ſehr in die Weite begeben und in den Handlungen und Geſinnungen der Beurtheilten geleſen hatte, was bei Perſonen der nähern Umgebung wohl geſchehen ſeyn kann. Das Mädchen ſieht auch zukünftige Ereigniſſe, und es iſt hiebei wieder die Frage, ob aus eigenem geiſtigen Vermögen

ſeinem Eintritt in die Krankenſtube hörte er den halb Sterbenden griechiſch und hebräiſch reden, zu ſeiner größten Verwunderung. Nach der Herſtellung des Kranken konnte ſich dieſer ſelbſt das auffallende Factum nicht anders erklären, als aus einem unmittelbaren Jugendeindrucke, indem er als kleiner Knabe bei dem damaligen Prediger Eberd griechiſch und hebräiſch reden gehört hatte, ohne ſich jedoch um das Behalten der Worte bemüht zu haben."

oder durch Eingeiſtung. Jetzt aber wird mit den Jahren der Geſchlechtstrieb rege, und erweiſt ſich auch hier als die Quelle alles Unheils, obgleich der ſüßeſten und ſelbſt reinſten Freuden (als Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen). Da das Herz unbefeſtigt iſt und kein Cherub vor dem innern Paradieſe der Unſchuld lagert, ſo ſchiebt ſich an die Stelle des klugen Weltgeiſtes der böſe Luſtgeiſt, und hilft das ſchwache Gefäß verführen. Die Luſt gebiert die Sünde, und mit ihr erliſcht das Licht der Weisheit; es bleibt Gemeinheit übrig, und in allmälig wachſenden Läſterungen entdeckt ſich eine eingetretene feſtere Beſeſſenheit, die ſich zuletzt bis zu entſchiedenem Wahnſinn oder gar zur Raſerei ſteigert. O welch eine lehrreiche Geſchichte! Wäre dieſes Mädchen keuſch geblieben (denn „die Weisheit von oben iſt aufs erſte keuſch," Jak. 3, 17), oder hätte zu rechter Zeit in eine ordentliche Ehe treten können und hiedurch auch die Bitterkeiten des Geſchlechtsverhältniſſes zu tragen bekommen, ſo wäre ihr verborgenes Talent nicht abwärts geſunken, ſondern als ein geſegnetes Gewächs in höhere Lüfte emporgeſtiegen. Ihr Schlafwachen, das nach und nach hellſehender zu werden und ſich nach außen zu wenden anfing, hätte ſeine Lichtſtrahlen in das gemeinwache Daſeyn erſtreckt, und das heimlich durch ſich ſelbſt unterrichtete Annchen wäre eine gebildete und chriſtlich erleuchtete Perſon geworden, wie davon Beiſpiele bekannt ſind. Aus dieſem Grunde ſucht der Feind nicht nur die Naturtriebe zu reizen und zu erhitzen, ſondern hindert und erſchwert auch ſo viel möglich den gottgefälligen Eheſtand an Menſchen, welche Neigung dazu haben. Man widme daher jungen Leuten, an denen ſich etwas Außerordentliches von der erzählten Art regt, große Aufmerkſamkeit, um ihr Herz und ihren Wandel auf reinem Wege zu erhalten, indem es zwar ganz falſch iſt, daß der Somnambulismus, wie Einige wollen, allein und unmittelbar aus der Geſchlechtsentwickelung, aus Hyſterie entſpringe, wohl aber die innere Entfaltung auf einer gewiſſen Stufe, und durch anderweite Medien, mit dem niedern Gefühl eine gefährliche Verbindung eingehen kann; wie wir denn auch ſehen, daß aufgeweckte Köpfe meiſt am geneigteſten zu fleiſchlichen Ausſchweifungen ſind. Ein ſanguiniſch-melancholiſches, empfindſames Temperament ſteht von Natur immer auf dem Scheidewege, iſt aber auch der höchſten und heiligſten Ausbildung fähig. Man bedenke aber noch weiter: wie Vieles mag an jedem Menſchen von Jugend auf im Schlaf geſchehen!

— v

Welby's Sammlung von Erzählungen aus dem Gebiete der Seelenkunde und des Geiſterreichs.

Im Jahr 1825 erſchien zu London ein Buch, betitelt: Signs before death and authenticated apparitions, in one hundred narratives. Collected by **Horace Welby** (Vorboten des Todes und beglaubigte Erſcheinungen, in hundert Erzählungen. Geſammelt von **Horatius Welby**).*) Das Titelkupfer ſtellt **Hogarth's** bekanntes Gemälde: „Das Ende aller Dinge," vor, das für den Künſtler ſelbſt ominös war. Hogarth hatte, wie hier erzählt wird, einige Gäſte geladen, und während die Flaſche umherging, ſo ſagte er: „mein nächſtes Unternehmen wird das Ende aller Dinge ſeyn." — „Wenn das der Fall iſt," verſetzte einer der Freunde, „ſo werden Ihre Geſchäfte geendigt ſeyn, denn der Maler wird auch ein Ende nehmen." — „Das wird er," antwortete Hogarth mit einem ſchweren Seufzer, „und je eher ich fertig bin, deſto beſſer." — Er fing gleich am nächſten Tage die Zeichnung an, und es war wirklich ſeine letzte Arbeit, indem er einen Monat hernach, den 25. Oct. 1764, plötzlich an einer Pulsadergeſchwulſt im ſiebenundſechzigſten oder achtundſechzigſten Lebensjahre ſtarb.

---

*) Es iſt bereits angeführt in dieſer Bl. 4. Samml. S. 84.

Der Verfaſſer vertheidigt in der Einleitung die Wahrheit geiſtiger Erſcheinungen unter Anführung von Autoritäten, und nennt unter den Schriftſtellern, aus denen ſeine Sammlung mehrentheils geſchöpft iſt: **Beaumont's** history of apparitions, **Glanvils** Sadducaeismus triumphatus, **Baxter's** visits from the world of spirits, **Sinclair's** invisible world u. ſ. w. Beiſpiele von Ahnungen, Träumen, Geſichten, Spukereien, kurz, was dieſem ganzen geheimnißvollen Reich zugehört, werden hier aus alter und neuer Zeit geliefert, auch meiſt mit Namen und Quellen belegt; darunter häufige Verabredungen des Beſuchs nach dem Tode, und Einiges was ſchon aus dieſen Blättern bekannt iſt. Eine und die andre Geſchichte dürfte wohl Roman ſeyn, namentlich der aus dem Franzöſiſchen überſetzte „Mitternachtsſturm" (S. 181), und was (S. 285) der berühmten **Ninon de l'Enclos** (geb. zu Paris 1615, geſt. 1706) begegnet ſeyn ſoll, der nämlich ein ſich ſo nennender „Nachtwandler" angeblich die Wahl vorlegte zwiſchen den höchſten Ehren, unermeßlichem Reichthum und ewiger Schönheit, und nachdem ſie letztere gewählt ihr am Ende ihrer langen verliebten Laufbahn, unter Vorzeigung der von ihr erhaltenen Namensunterſchrift, den Tod ankündigte. Wer dieſe Geſchichte zuerſt erzählt hat, weiß man jetzt nicht zu ſagen, und der Verfaſſer ſagt es auch nicht. Manches bei ihm iſt von geringerer Bedeutung. Man ſcheide dergleichen immer aus, und ſehe ſcharf auf die Gewähr. Ueberhaupt ſind Vorkommenheiten dieſer Art am wichtigſten, wenn ſie neu und aus jüngſter Zeit ſind, wenn ſie lebendige Zeugniſſe für ſich haben, oder ältere, wenn etwas für die Sache daraus zu lernen iſt. Denn wie ſchon öfter bemerkt worden, es handelt ſich von dem Anbau einer Wiſſenſchaft, und nicht von Mährchen. Aeltere Beiſpiele und Sammlungen davon dienen aber immer zum Beweis, daß dergleichen ſtets vorgefallen, und nicht blos geglaubt, ſondern auch von glaubwürdigen Perſonen bezeugt worden.

Eine der ausführlichſten und wunderlichſten Geſchichten iſt (S. 11) die von dem Trommler zu Tedworth, vom Jahr 1661, einem verabſchiedeten Soldaten unter Cromwell, der ſich dafür, daß ein Herr Joh. Mompeſſon ihm ſeine Trommel und die falſchen Päſſe abnehmen ließ, auf die er bettelte, durch einen ſehr läſtigen und nachtheiligen zauberiſchen Spuk rächte, womit ſeitdem deſſen Haus heimgeſucht war. Die Sache war in England ſo bekannt, daß ſie Stoff zu einem Schauſpiel gab.

Bei Gelegenheit einer ſchrecklichen Vergiftung eines Hrn. Blandy durch ſeine Tochter (S. 61) und der ihr vorausgegangenen Vorboten wird erzählt, daß, als deſſen Frau noch vorher geſtorben, und wenige Tage vor ihrem Tode einen Traum gehabt, welcher ihr jene Unthat verkündigte, zu gleicher Zeit ſich um Mitternacht ein großer Muſikchor habe hören laſſen, der aus dem Garten hinter dem Zimmer der Kranken zu ertönen ſchien. Die Kranke, mit ihrem Traum beſchäftigt, hörte nichts davon, wohl aber die Tochter und einige Dienſtboten. Man vergleiche dazu die Fürbitte der Todten, Bl. a. Prev. 3te Samml. S. 200.

Die Geſchichte von Dr. Donne, deſſen entfernte Frau ihm mit einem todten Kinde in den Armen erſchien (ſ. Blätter 9te Samml. S. 161), wird hier ebenfalls (S. 105) und zwar nach Iſaak Walton erzählt.

Einiges verdient umſtändlicher ausgezogen zu werden. Einem Hrn. Thornton (S. 100) träumte in einer Nacht zweimal, ſein Gärtner ermorde die Köchin. Durch die Wiederholung des Traums aufgeſchreckt, eilt er mit dem Nachtlicht hinunter, um nach der Stelle zu gehen, wo er die That im Traum geſehen hatte. Es war vier Uhr, Mondſchein und kalt. Als er den kürzeſten Weg in den Garten durch die Küche will, findet er hier die Köchin weiß angezogen, wie ſie die Haube aufſetzt und den Mantel anthut, als wenn ſie verreiſen wollte. Auf ſeine Frage entdeckte ſie ihm, ſie ſey im Begriff, ſich mit dem Gärtner trauen zu laſſen, der am Ende des Gartens mit einem Pferd und Wagen halte, um ſie in einem benachbarten Dorf zur Kirche zu führen. Thornton ſagte, er habe wohl gegen die Heirath nichts einzuwenden, finde aber die Verheimlichung unrecht, und ſie ſolle nur einige Augenblicke warten bis er wieder komme, indem er vorher mit dem

Gärtner ſprechen wolle. Als er an den von ihr bezeichneten Ort kam, war weder der Gärtner noch Pferd und Wagen da. Er ging weiter nach dem Platz, den ihm der Traum gezeigt hatte; und hier arbeitet ein Mann, ihm den Rücken kehrend, ſehr eilfertig an einer Grube, etwa ſechs Fuß lang und vierthalb Fuß tief und breit, ganz nach Art eines Grabes. Thornton nähert ſich leiſe und ergreift den Menſchen plötzlich und heftig bei der Schulter. Der Gärtner blickt nach ſeinem Herrn um, zittert und fällt in Ohnmacht. Man denke das Uebrige hinzu.

Sehr lehrreich iſt (S. 118) eine von einem würdigen Prediger Ruddle zu Launceſton in Cornwall berichtete und mit Bemerkungen begleitete eigene Erfahrung vom J. 1665. Seit Anfang dieſes Jahrs herrſchte dort eine gefährliche Krankheit, woran auch einige von ſeinen Schülern ſtarben. Unter den Opfern der Seuche war ein vortrefflicher Jüngling von ſechzehn Jahren, Eduard Elliot, dem er die Leichenrede hielt. Ein dabei anweſender alter Herr wurde ſehr davon gerührt, indem er dabei an ſeinen Sohn gleichen Alters dachte, der durch ein ſeltſames Geſchick ſeine Eltern bekümmerte. Nach der Beerdigung nöthigte dieſer Mann den Prediger dringend, bei ihm einzukehren, und nach mehrern Einladungen und Verhinderungen kam dieſer endlich acht oder vierzehn Tage ſpäter zu ihm zum Mittageſſen. Er fand dort ſcheinbar zufällig einen Amtsbruder aus der Nachbarſchaft, welcher ihn nach Tiſch im Garten umherführte, und ihm die Urſache der Bewirthung entdeckte. Der ſonſt ſo hoffnungsvolle jüngſte Sohn, ſagte er, iſt zum äußerſten Schmerz der Familie tiefſinnig geworden, hat den Verſtand verloren; er glaubt von Geiſtern verfolgt zu werden, und hat die Ueberzeugung, daß ihm auf einem gewiſſen Feld, ungefähr eine halbe (engl.) Meile von hier, ein böſer Geiſt begegne, ſo oft er dieſen Weg nach der Schule geht. — Während des Geſprächs kamen die Eltern hinzu, beſtätigten die Ausſage und Alle wollten ſchließlich Ruddle's Meinung über die Sache hören. Er erklärte dieſe für ſeltſam, doch nicht unglaublich, und verlangte vor einem nähern Urtheil eine vertrauliche Unterredung mit dem jungen Menſchen. Als dieſer gerufen war, ſuchte er ihn vor allen Dingen durch Freundlichkeit zu gewinnen, fand ihn aber gleich offen, und hörte von ihm, er werde beſtändig von einer weiblichen Erſcheinung auf einem benachbarten Felde beunruhigt, wobei er mit einem Strom von Thränen klagte, daß die Seinigen ſo unbillig ſeyen, ihm weder zu glauben, noch Mitleid mit ihm zu haben; wolle Jemand mit ihm dahin gehen, ſo werde er ſich überzeugen, daß er die Wahrheit rede. Die Frau, die mir erſcheint, ſagte er, war eine Nachbarin meines Vaters, iſt vor ungefähr acht Jahren geſtorben, und hieß Dorothea Dingley; er beſchrieb dann ihr Alter und Ausſehen, und erzählte, daß ſie nie mit ihm ſprach, ſondern ſchnell vorüberging, und ihm insgemein zwei bis dreimal auf dem Felde begegnete. Es war etwa ein Jahr her, ſeit er ſie zuerſt bemerkte. *) Anfangs hielt er ſie für eine in der Nachbarſchaft lebende Frau, die oft des Wegs käme, und erinnerte ſich wohl des Geſichts, aber nicht des Namens. Als ſie aber beſtändig Morgens und Abends, oft zwei bis dreimal, auf demſelben Felde bei ihm vorüberkam, und er ſie endlich für einen Geiſt halten mußte, hatte er dennoch guten Muth, redete ſie oft an, erhielt aber nie Antwort. Nun änderte er ſeinen Weg nach der Schule, ſie begegnete ihm aber auch hier. „Am Ende," ſagte er, „fing ich an davor zu erſchrecken, und betete beſtändig, Gott wolle mich entweder davon befreien, oder mich wiſſen laſſen, was es bedeute. Tag und Nacht, im Schlaf und Wachen, ging mir die Geſtalt immer im Sinn herum, und ich wiederholte oft die Sprüche der Schrift: Du erſchreckeſt mich mit Träumen, und mit Geſichten macheſt du mir Grauen (Hiob 7, 14), und: Des Morgens wirſt Du ſagen: Ach daß es Abend wäre! und des Abends wirſt du ſagen: Ach daß es Morgen wäre! vor Furcht deines Herzens, die dich ſchrecken wird, und vor dem, das du mit deinen Augen ſehen wirſt (5. Moſ. 28, 67). — Pfarrer Ruddle war über die Aufrichtigkeit des

---

*) Alſo ſieben Jahre nach ihrem Tode.

Jünglings und über die paſſende Anwendung der Bibelſtellen erfreut, und hieß ihn weiter erzählen. — „Allmälig,“ ſagte er, „wurde ich ſehr nachdenklich, ſo daß es meiner ganzen Familie auffiel. Als ich heimlich darüber befragt wurde, ſagte ich es meinem Bruder Wilhelm, und er vertraute es meinen Eltern. Sie lachten mich aber aus, befahlen mir, meiner Schule abzuwarten, und mir ſolche Phantaſien aus dem Kopf zu ſchlagen. Ich ging demnach oft in die Schule, begegnete aber immer der Frau unterwegs.“ Der Pfarrer erbot ſich zuletzt, ihn auf das Feld zu begleiten, worüber er höchſt vergnügt war. Nun kamen aber die Eltern mit dem andern Geiſtlichen voll Ungeduld wegen des Ausgangs der Unterredung, und da der Junge ſo fröhlich ausſah, ſo fing der Vater ſogleich an: „kommen Sie, Herr Ruddle, Sie haben mit Samuel geſprochen, ich hoffe, er wird jetzt geſcheuter ſeyn; ein fauler Burſche! ein fauler Burſche!“ — Bei dieſen Worten lief der Jüngling ohne Erwiederung zur Treppe hinauf in ſein Zimmer, und Ruddle beſchwichtigte die Neugierde der Uebrigen mit der Verſicherung, daß er Stillſchweigen gelobt habe und Wort halten werde, daß ſie aber bald Alles erfahren ſollten. Am nächſten Morgen vor fünf Uhr war der Jüngling in des Pfarrers Zimmer; dieſer ſtand auf und ging mit ihm. Das Feld, wohin er ihn führte, war ganz frei und ungefähr drei Furlongs *)

---

*) 1 Furlong = ⅛ engl. Meile.

von allen Häuſern entfernt. Sie hatten kaum den dritten Theil zurückgelegt, als das Geſpenſt in weiblicher Geſtalt, mit allen zuvor beſchriebenen Umſtänden ihnen begegnete und vorbeiging. Der Pfarrer war etwas betroffen; er hatte ſich feſt vorgenommen es anzureden, konnte aber nicht, und wagte auch nicht zurückzuſehen. Sie gingen bis ans Ende des Feldes, aber das Geſpenſt begegnete ihnen nicht wieder. Bei der Heimkunft erwartete ihn die Mutter; er ſagte ihr, die Klage ihres Sohnes ſey ſeiner Meinung nach nicht zu verwerfen, ſie ſolle aber vorſichtig ſeyn, daß es keinen Lärm in der Gegend gebe. An einem folgenden Morgen (am 27. Jul.) ging Ruddle allein über das Feld, ohne daß ihm etwas begegnete. Er kehrte um und machte noch einen Gang, da erſchien ihm das Geſpenſt ungefähr auf derſelben Stelle wie vorher, als der junge Mann bei ihm war; es ſchien ſich aber ſchneller als damals zu bewegen, und war etwa zehn Schuh weit rechts von ihm. Abends an demſelben Tage waren die Eltern und der Sohn bei ihm auf ſeiner Stube; er ſchlug ihnen vor, nächſten Morgen zuſammen hinzugehen, und ſie entſchloſſen ſich dazu. In der Frühe, um kein Aufſehen bei dem Geſinde zu erregen, gingen ſie unter dem Vorwand hinaus, einen Waizenacker zu beſehen, der Pfarrer auf ſeinem Pferde nahm einen Umweg, und traf bei einer verabredeten Steige*) mit ihnen zuſammen.

---

*) Stile, Querbalken an einem Zaun, wo man überſteigt.

Von da wandelten ſie alle Vier gemächlich in das Feld, und waren ſchon über die Hälfte, ehe das Geſpenſt erſchien. Alsdann kam es, erzählt Ruddle, über die Steige, die gerade vor uns lag, und bewegte ſich mit ſolcher Geſchwindigkeit, daß, während wir ſechs oder ſieben Schritte gethan hatten, es vorüber war. Ich wandte mich um und lief ihm nach mit dem Jüngling zur Seite; wir ſahen es über die Steige gehen, durch die wir hereingekommen waren, aber nicht weiter; ich ſtieg auf die Hecke an einen Platz und er an einen andern, wir konnten aber nichts wahrnehmen, ſo daß ich behaupten darf, daß das ſchnellſte Pferd in England nicht in ſo kurzer Zeit aus dem Geſicht hätte verſchwinden können. Zweierlei beobachtete ich bei der Erſcheinung an dieſem Tage: 1) daß ein Hühnerhund, welcher der Geſellſchaft unbemerkt folgte, bei dem Vorübergang des Geſpenſtes bellte und davonlief, woraus leicht zu ſchließen iſt, daß nicht unſere Furcht oder Einbildung das Geſpenſt erſchaffen; 2) daß die Bewegung des Geſpenſtes keine ſchreitende oder tretende war, ſo daß es die Füße bewegt hätte, ſondern eine Art von Gleiten, wie das der Kinder auf dem Eis oder eines Boots auf einem ſchnellen Strom abwärts, was genau mit der Beſchreibung übereinſtimmt, welche die Alten von der Bewegung ihrer Lemuren machen. Dieſer Augenſchein (fährt Ruddle fort) überzeugte, erſchreckte aber auch außerordentlich den alten Herrn und ſeine Gemahlin, welche die Dorothea Dingley bei Lebzeiten gekannt hatten, bei ihrem Begräbniß geweſen waren, und vollſtändig ihre Züge in der jetzigen Erſcheinung wiederſahen. Ich war entſchloſſen zu handeln, und Mittel zu gebrauchen, dergleichen unterrichtete Männer in ſolchen ungewöhnlichen Fällen mit Erfolg angewandt haben. Den nächſten Morgen (es war Donnerstag) ging ich ſehr früh für mich aus, und wandelte etwa eine Stunde lang in Betrachtung und Gebet in den Feldern, die an jenes grenzten. Bald nach fünf Uhr ſchritt ich über die Steige in das beunruhigte Feld, und hatte nicht über dreißig oder vierzig Schritte gethan, als das Geſpenſt an der weitern Steige erſchien. Ich redete es mit lauter Stimme an, worauf es ſich ganz langſam näherte, und als ich näher trat, ſo bewegte es ſich nicht. Ich redete wieder, und es antwortete mit einer Stimme, die weder ſehr hörbar noch verſtändlich war. Ich war nicht im mindeſten erſchrocken, und hielt mithin an, bis daß es wieder ſprach und mich befriedigte. An demſelben Abend, eine Stunde nach Sonnenuntergang, begegnete es mir wieder bei der nämlichen Stelle, und nach wenig Worten von beiden Seiten verſchwand es ruhig, und erſchien ſeitdem nicht mehr, wird auch nie wieder erſcheinen um irgend Jemand zu beunruhigen. Die Unterredung am Morgen dauerte ungefähr eine Viertelſtunde. Dieſe Dinge (fährt Ruddle fort) ſind wahr, ich weiß das mit ſo vieler Gewißheit, als Augen und Ohren mir gewähren können, und bis ich überzeugt werden kann, daß meine Sinne mich über ihre eigenthümlichen Gegenſtände betrügen, und durch dieſe Ueberzeugung mich des ſtärkſten Beweggrundes zum Glauben an die chriſtliche Religion berauben kann, muß und werde ich behaupten, daß dieſe Dinge, die hier auf dem Papier ſtehen, wahr ſind. Ich weiß vollkommen wohl, wie ſchwer Nachrichten von ſo ungemeiner Natur und Verrichtung Glauben finden. Dieſer Unglaube läßt ſich zuſchreiben 1) den unendlichen Mißbräuchen des Volks und den Täuſchungen ſeines Glaubens durch verſchmitzte Mönche u. ſ. w. in den Tagen der Finſterniß und der Päbſtelei. Denn ſie machten Erſcheinungen, ſo oft es ihnen beliebte, und gewannen Geld und Kredit, indem ſie die Terriculamenta vulgi ſtillten, die ihre eigene Kunſt hervorgerufen hatte. 2) Dem vorherrſchenden Somatismus und den hobbeſiſchen Grundſätzen in dieſen Zeiten, worin die Lehre der Sadducäer wieder auflebt, und mit der Natur der Geiſter auch nothwendig ihre Erſcheinung geleugnet wird. 3) Der Unwiſſenheit unſerer Zeitgenoſſen in dieſem beſondern und geheimnißvollen Theil der Philoſophie und Religion, namentlich der Communikation zwiſchen Geiſtern und Menſchen. Kein Gelehrter unter zehntauſend (wenn auch ſonſt von vortrefflichen Kenntniſſen) weiß etwas davon oder kennt den Weg der Behandlung. Dieſe Unwiſſenheit erzeugt Furcht und Abſcheu vor einer Sache, die außerdem eine unvergleichliche Wohlthat für das menſchliche Geſchlecht werden könnte. — So weit dieſer erleuchtete Geiſtliche. Der Bericht und die Bemerkungen ſind ſo friſch und merkwürdig, als wenn ſie von heute wären, und man ſieht, daß Ruddle, der die Urſache der Unruhe des Geiſtes, und wodurch ihm geholfen worden, mit Stillſchweigen bedeckt, ihn auf eine Weiſe zu beſprechen und zufrieden zu ſtellen verſtand, welche dem Chriſtenthum Ehre macht und es beſtätigt. Was wäre ohne dieſen Mann für dieſe Seele nicht nur, ſondern auch für die Familie, aus der Geſchichte geworden? und was in aller Welt können die Somatiker hier einwenden? — Zu den Betrachtungen, die ſich dabei darbieten, gehört auch die pſychologiſche Frage, ob R. die Erſcheinung, die anfangs nur unvernehmlich lallte, gleichſam aus ihrem Seelenſchlafe wecken, ihr das Bewußtſeyn und die Beſinnung, und dadurch die Sprache, mithin den Geiſt, wieder verſchaffen mußte, damit ſie ihm ihr Begehren deutlicher zu erkennen geben konnte, oder ob er nur zuerſt nicht im Stande geweſen iſt, in ihrem Sinn ohne hörbare Worte zu leſen und eben ſo Antwort zu erhalten, was vielleicht zuſammen richtig iſt.

Ein Beiſpiel von Seyn außer dem Leibe (völliger Ekſtaſe), *) durch heftige Sehnſucht gewirkt, ſchickte

---

*) Vgl. Blätter a. Prev. 9te Samml. S. 150.

ein Prediger Tilſon an Barker als Beitrag zu ſeinem Werk über die Geiſterwelt ein (S. 132). Marie, Ehefrau des Joh. Goffe zu Rocheſter, ging wegen langwieriger Kränklichkeit zu ihrem Vater nach Weſt-Mulling, ungefähr 9 engl. Meilen von dort, und ſtarb in deſſen Hauſe am 1. Jun. 1691. Den Tag vor ihrem Tode ſehnte ſie ſich mit Ungeduld, ihre zwei Kinder zu ſehen, die ſie unter der Pflege einer Wärterin zu Hauſe gelaſſen hatte. Sie bat ihren Mann, ein Pferd für ſie zu miethen, ſie müſſe heim und bei ihren Kindern ſterben. Man ſtellte ihr die Unmöglichkeit vor, auch nur das Bette zu verlaſſen; ſie ſagte aber: wenn ich nicht zu Pferd ſitzen kann, ſo will ich darauf liegen, denn ich muß meine armen Püppchen ſehen. Abends um zehn Uhr war ein Pfarrer des Orts bei ihr, ſie vertraute auf die Barmherzigkeit Gottes und war zu ſterben bereit, ſagte aber: mein Jammer iſt, daß ich meine Kinder nicht ſehen kann. Früh zwiſchen ein und zwei Uhr fiel ſie in eine Entzückung. Eine Wittwe Namens Turner, die in der Nacht bei ihr wachte, fand ihre Augen offen und ſtarr, die Kinnlade eingefallen (her jaw fallen); ſie legte ihr die Hand auf Mund und Naſe, und konnte keinen Athem ſpüren, war daher zweifelhaft, ob ſie noch lebe oder todt ſey. Den folgenden Tag ſagte die Sterbende zu ihrer Mutter, ſie ſey zu Haus bei ihren Kindern geweſen. „Das iſt unmöglich,“ verſetzte die Mutter, „du lagſt ja die ganze Zeit hier zu Bette." „Ja," antwortete jene, „ich war aber letzte Nacht bei ihnen als ich ſchlief." Die Wärterin zu Rocheſter, Wittwe Alexander mit Namen, wollte einen Eid ſchwören und das Sacrament darauf empfangen, daß an dem Morgen kurz vor zwei Uhr ſie das Ebenbild jener Marie Goffe aus dem nächſten Zimmer kommen geſehen (wo das ältere Kind allein im Bette lag und die Thür offen ſtand), und daß ſie an der Seite ihres Bettes ungefähr eine Viertelſtunde geſtanden, wo das jüngere Kind neben ihr lag; ihre Augen bewegten ſich und ihr Mund ging auf und zu, aber ſie ſprach nichts. Die Wärterin verſicherte, daß ſie völlig wach geweſen; es war ſchon hell, da es einer von den längſten Tagen im Jahr war. Sie ſetzte ſich im Bette auf und ſah die Erſcheinung feſt an; da hörte ſie die Glocke draußen auf der Brücke zwei ſchlagen, und ſagte hernach: „Im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geiſtes, was biſt du?" Darauf entfernte ſich die Erſcheinung und ging weg; ſie ſchlüpfte in ihre Kleider und folgte ihr, kann aber nicht ſagen, was aus jener geworden. Erſt jetzt kam ſie groſſer Schrecken an, ſie ging zur Hausthür hinaus, wandelte über den Kai (denn das Haus lag gerade am Fluß) ein paar Stunden lang, und ſah nur von Zeit zu Zeit nach den Kindern. Um fünf Uhr klopfte ſie an einem Nachbarhaus, wo ſie aber nicht aufſtehen wollten; wieder um ſechs Uhr ließ man ſie ein. Da erzählte ſie den ganzen Vorfall;

man wollte ſie überreden, es ſey ein Irrthum oder Traum geweſen; ſie verſicherte jedoch, ſo wahr ſie je in ihrem Leben die Frau geſehen habe, ſo habe ſie ſie dieſe Nacht geſehen. — Das Uebrige des Berichts dient zur Beſtätigung der Glaubwürdigkeit.

Die Erſcheinung des „ſtrahlenden Knaben," den Lord Londonderry bei einem Beſuch in Irland geſehen (ſ. Blätter 4te Samml. S. 65), wird hier auch erzählt (S. 162). Ferner kommt (S. 261) vor, was (1te Samml. S. 57) von einem ſchrecklichen Fluch eines Hrn. Booty nach Stromboly mitgetheilt worden. Deßgleichen die Geſchichte von einem Major v. Blomberg, welche ebenfalls früher geliefert worden (1te Samml. S. 80), nur mit dem Unterſchied, daß ſie ſich nicht, wie dort geſagt, auf St. Domingo (Hayti), ſondern auf der Inſel Dominica zugetragen haben ſoll (eine wenig bedeutende Verwechſelung), und da das engliſche Buch von zwei Kindern redet, ſo iſt zu bemerken, daß die deutſche Erzählung, und nach einer beſtätigenden handſchriftlichen Privatnotiz richtiger, nur von Einem Knaben ſpricht. Eben dieſe Notiz nennt auch Dominica.

Eine Beſeſſenheitsgeſchichte aus dem Jahr 1788 (S. 212) machte damals in der Grafſchaft Somerſet großes Aufſehen; ſie hat den Charakter aller in unſern Tagen vorgekommenen. Was aber dabei auffällt, iſt, daß der Patient, welcher über achtzehn Jahre lang von ſieben Dämonen beſeſſen war, von dieſem Uebel betroffen wurde, als er an einer Weihnachtsmummerei Theil nahm.

Ein ſeltſamer Traum mit Ekſtaſe iſt (S. 266) folgender, von Joſeph Wilkins, Diſſenter-Prediger zu Weymouth, aus ſeiner frühern Lebenszeit erzählt. „Einſt Nachts, bald nachdem ich mich zu Bette gelegt hatte, ſchlief ich ein, und träumte, ich gehe nach London. Ich dachte, es liege nicht weit aus meinem Wege, wenn ich durch Gloceſterſhire ginge, und dort die Meinigen beſuchte. Ich machte mich alſo dahin auf, erinnere mich aber nicht, was mir unterwegs begegnete, bis ich an meines Vaters Haus kam. Als ich an die Vorderthür ging und ſie öffnen wollte, fand ich ſie zu; ich ging dann an die Hinterthür, machte ſie auf und trat ein. Da ich aber fand, daß die ganze Familie zu Bette war, ging ich nur durch die Zimmer, dann die Treppe hinauf, und in die Kammer, wo meine Eltern zu Bette lagen. Als ich an die Seite von meines Vaters Bette kam, fand ich ihn ſchlafend, oder dachte, er ſchlafe, ging dann nach der andern Seite, und da ich eben um den Fuß des Bettes herum kam, fand ich meine Mutter wachend, zu welcher ich dieſe Worte ſagte: Mutter, ich mache eine weite Reiſe, und bin gekommen, euch Lebewohl zu ſagen; worauf ſie mir erſchrocken zur Antwort gab: O theurer Sohn, du biſt todt! Hiemit erwachte ich, und achtete nicht mehr darauf als auf einen gewöhnlichen Traum, außer daß er mir ſehr lebhaft ſchien. Wenige Tage nachher, ſo ſchnell ein Brief zu mir gelangen konnte, empfing ich einen von meinem Vater, worüber ich etwas betroffen war, und vermuthete, es müſſe was Außerordentliches vorgefallen ſeyn, weil ich erſt kurz zuvor ein Schreiben von den Meinigen erhalten hatte, und ſich alle wohl befanden. Bei der Eröffnung war ich noch mehr betroffen, denn mein Vater ſchrieb an mich, als ob ich todt wäre, mit dem Verlangen, wenn ich lebte, oder in weſſen Hände der Brief fallen möchte, ihm unmittelbar zu ſchreiben; ſollte mich aber der Brief am Leben finden, ſo meinten ſie, ich werde nicht lange leben, und gaben als Grund ihrer Beſorgniß an, daß in einer gewiſſen Nacht, die ſie nannten, als ſie zu Bette gelegen, mein Vater ſchlafend, meine Mutter wach, dieſe gehört, wie Etwas die Vorderthür zu öffnen geſucht, aber weil es ſie verſchloſſen gefunden, an die Hinterthür gegangen, ſie aufgemacht, eingetreten und gerade durch die Zimmer zur Treppe herauf gekommen, und ſie vollkommen meinen Tritt erkannt habe; daß ich dann an ihr Bette gekommen und zu ihr die Worte geſagt: Mutter, ich mache eine weite Reiſe, und bin gekommen euch Lebewohl zu ſagen; worauf ſie mir erſchrocken geantwortet: O theurer Sohn, du biſt todt! was denn eben die Umſtände und Worte meines Traums waren; ſie hörte und ſah aber weiter nichts, gleichwie auch ich im Traum. Darauf weckte ſie meinen

Vater und erzählte ihm den Vorfall; er ſuchte ſie zu beruhigen und zu überreden, daß es nur ein Traum geweſen ſey; ſie beharrte dabei, es ſey kein Traum geweſen, ſie ſey ſo wach geweſen wie jemals, und habe nicht die geringſte Neigung zum Schlaf gehabt, ſeitdem ſie zu Bette gegangen. Aus dieſen Umſtänden bin ich genöthigt zu ſchließen, daß es gerade in demſelben Augenblick geſchehen, wo mir der Traum vorkam, obgleich die Entfernung zwiſchen uns gegen hundert (engl.) Meilen war; jedoch kann ich darüber nichts Beſtimmtes ſagen. Dieſes begab ſich, als ich auf der Akademie zu Ottery in Devon war, im Jahr 1731, und noch in dieſem Augenblick iſt jeder Umſtand friſch in meinem Andenken. Ich hatte ſeitdem öfters Gelegenheit, mit meiner Mutter von der Sache zu reden, und Alles war ihr eben ſo friſch im Gedächtniß wie mir. Ich habe oft gedacht, ihre Empfindung ſey in dieſem Betreff ſtärker als die meinige geweſen. Was ſonderbar ſcheinen mag, das iſt, daß ich mich keiner merkwürdigen Vorfallenheit erinnern kann, die darauf erfolgt wäre. Dieſes iſt eine ganz nackte, einfache Erzählung von einer Thatſache." — Hr. Wilkins, ſetzt der Mittheiler hinzu, ſtarb am 15. Nov. 1800, in ſeinem ſiebenzigſten Lebensjahr. — Iſt nun irgend eine Geſchichte geeignet, uns mit ſolchen Phänomenen der geiſtigen Natur vertraut zu machen und Furcht und Schrecken davor zu benehmen, ſo iſt es vermuthlich dieſe. Wir brauchen nicht anzunehmen, daß ein oder ein paar Dämonen den Spuk bei Mutter und Sohn hervorgebracht, ſondern die Seele des jungen Wilkins ſcheint etwa durch körperliche Veranlaſſung (wie mancher andre junge Menſch in der Aufwallung des Bluts aus dem Bette fällt), in dieſe Extravaganz gerathen und wirklich an dem Ort geweſen zu ſeyn, wo ſie geſehen wurde, auch alles das gethan und geredet zu haben, was oben erzählt iſt, ohne daß es die mindeſte üble Folge gehabt hätte, die Angſt der Eltern abgerechnet. Der Jüngling meinte im Traum, er wandre nach London; das war ſeine weite Reiſe, welche die Mutter von der Reiſe in die andre Welt auslegte. Außerdem müßte man eine ſympathetiſche Fernwirkung annehmen, wodurch die Mutter genöthigt worden, ſich alles das vorzuſtellen, was ſie gehört und geſehen hat, und dieſe Idee iſt viel unwahrſcheinlicher. Man vergleiche oben die Erſcheinung der Marie Goffe bei ihren Kindern.

Zum Schluß wenden wir uns noch zu einer weniger gleichgültigen, vielmehr preiswürdigen Begebenheit (S. 290). Ein Hr. Weſton, von Old Swinford in Worceſterſhire, ging im Sommer 1759 eines Abends in den ſchönen Park des Lords Lyttleton zu Hagley (in Thomſons Jahrszeiten als das brittiſche Tempe bezeichnet) ſpazieren, als ihn ein Regenſchauer überfiel, und er nach einer Grotte lief, wo er ſich unter eine breite Eiche ſtellte, in deren Schatten verſchiedenes Vieh weidete. Er ſtand kaum zehn Minuten hier, als er die Geſtalt eines Mannes dicht dabei über den Bach kommen ſah. Da er ihn für einen armen Bauer hielt, welcher lange für ihn gearbeitet hatte, ſo rief er ihn beim Namen, bekam aber keine Antwort, und da die Erſcheinung ſchnell verſchwand, ſo wurde er ſehr beſtürzt. Des Gewitters ungeachtet, verließ Hr. Weſton ſeinen Zufluchtsort, und ging um einen aufſteigenden Hügel herum, bemüht, die Geſtalt, welche ſich ihm gezeigt hatte, zu entdecken. Das blieb zwar ohne den gewünſchten Erfolg, aber es hatte einen weit heilſamern; denn eben als er den Gipfel eines Hügels erſtiegen hatte, der auf ſeinem Rückweg zur Grotte lag, ſchoß ein fürchterlicher Blitzſtrahl gegen die ehrwürdige Eiche, zerſplitterte ſie und tödtete zwei Stück Vieh unter ihren Aeſten. Bei ſeiner Rückkunft nach Swinford fand Hr. Weſton, daß ſo eben der Tod des Arbeitsmanns in der Nachbarſchaft angeſagt war. Er erzählte ſogleich die Begebenheit weiter, ließ den Leichnam auf ſeine Koſten anſtändig begraben, und trug zum Unterhalt der Wittwe bei, indem er ihr nicht nur ein Jahr Pacht für ihr Häuschen und Grundſtück erließ, ſondern ihr auch ein kleines Jahrgeld ausſetzte, bis ſie ſich wieder verheirathen würde.

Bei allem Obigen kann nun weder von dem „alten Aberglauben,“ noch von „Betrug,“ noch von dem verbotenen „Todtenfragen“ die Rede ſeyn, womit vor einiger

Zeit das Monatsblatt von Beuggen ſeine Leſer erſchreckte, vielmehr von einer Sache, die, wenn man nähere Kenntniß davon nehmen wollte, wie Pfarrer Ruddle mit Recht ſagt, „eine unvergleichliche Wohlthat für das menſchliche Geſchlecht werden würde.“

— y —

Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens.

(Aus Rußland.)

Auch ich erlaube mir als Beiſteuer zur Wahrheit, Ihnen meine und der Meinigen Wahrnehmungen aus dem Nachtgebiete der Natur beifolgend mitzutheilen. Zwar ſind es, in hiſtoriſcher Hinſicht und im Vergleich mit manchen andern Erzählungen, nur Kleinigkeiten, die, hätten Ungläubige ſie erlebt, auch wahrſcheinlich unbeachtet, oder doch wenigſtens unbedacht geblieben wären; — aber für mich haben ſie pſychologiſches Intereſſe, da ich ſie größtentheils ſelbſt mit Aufmerkſamkeit wahrnahm und möglichſt unterſuchte; und ich meine, daß ſolche Wahrheiten, ſeyen ſie auch noch ſo einfach und ungeſchmückt, noch immer und ſo lange der Mittheilung werth ſind, bis ihnen eine allgemeine Anerkennung zu Theil wurde.

Sollten Sie dieſe Erfahrungen mit den wenigen beigefügten Mittheilungen andrer glaubwürdiger

Perſonen in Ihre Blätter einrücken wollen, ſo mag es immerhin unter meinem vollen Namen geſchehen, denn ich ſcheue mich nicht die Wahrheit zu bekennen, wenn auch Unwiſſenheit, Vorurtheil und Weltklugheit darüber ſpotteln. — Im Falle des Gedrucktwerdens hege ich nur den Wunſch, daß dieſe meine Erzählungen mit ſammt dieſem Briefe, in der Ihnen gewordenen Folge und zuſammenhängend, dem Publikum übergeben werden.

Wer in pantheiſtiſche Theorien befangen, oder auch nur durch ſinnlichen Schein geblendet, — an ein perſönliches Fortleben nach dem Tode nicht glaubt, der kann in ſolcher Kurzſichtigkeit freilich auf keine Weiſe die Möglichkeit und Wirklichkeit der Geiſtererſcheinungen, oder überhaupt die Rückwirkungen Abgeſchiedener zugeben; er muß, wenn ſich dennoch unbeſtreitbar dahin deutende Thatſachen finden, ſeine Zuflucht zu den unzureichendſten Erklärungen nehmen und ſich beſtmöglichſt damit begnügen. — Wie aber Solche, die an eine Unſterblichkeit überhaupt glauben, die Möglichkeit einer Wechſelwirkung zwiſchen dem Diesſeits und Jenſeits geradezu leugnen und mit der hartnäckigſten Abgeneigtheit ſelbſt die glaubwürdigſten Thatſachen mit den ſeichteſten Meinungen zurückweiſen, das iſt mir unbegreiflich; da doch die Möglichkeit ſolcher Wirkungen durchaus mit keinen zureichenden Gründen zu widerlegen iſt; denn was die Philoſophie, wenn ſie perſönliche

Fortdauer zugab, gegen die Möglichkeit ſolcher Rückwirkungen aufſtellen konnte, das gründet ſich nur auf willkürlich angenommene Prämiſſen, die höchſtens nur Abſtraktionen aus dem ſinnlichen Scheine, aber keineswegs aus dem Weſen der Natur ſind, und nicht ſelten ſogar, auf blinden Glauben.

So iſt es eine nur auf den oberflächlichſten Schein ſich gründende philoſophiſche Meinung, daß der irdiſch-materielle Leib, die alleinige Urſache der räumlichen und zeitlichen Beſchränkung des in ihm wohnenden Geiſtes ſey, und daß letzterer mit dem Tode dieſes Leibes auch gänzlich alles Leibliche verliere und dann ungenirt außer Zeit und Raumverhältniſſen fortlebe, und daß folglich zwiſchen dem diesſeitigen und jenſeitigen Leben keine Analogie ſtattfinden könne. Was anders denn, als nur der ſinnliche Schein berechtigte zu dieſer Meinung und ihrer Schlußfolge, der Materie eine ſo beſchränkende Macht über den Geiſt zuzuſchreiben? Welcher ſichere Grund iſt dafür da, daß dem auch wirklich ſo ſey? Auch hat man ja und nicht mit Unrecht behauptet, daß der Geiſt nicht unmittelbar auf die Materie wirken könne, und ſo vermag auch wohl dieſe nicht unmittelbar auf jenen zu wirken. Iſt nicht vielmehr die Beſchränkung des Geiſtes das Werk eines überſinnlichen Princips, eines Mediums zwiſchen ihm und der Materie? deſſen wirkliches Vorhandenſeyn ſich uns ja auch unverkennbar, wenigſtens in Beziehung auf die Leiblichkeit, offenbart, das, wie die Erfahrung lehrt, auch die Materie beherrſcht, ſie zum Leibe des Geiſtes geſtaltet und die chemiſchen Geſetze, was kein Laborant vermag, zu organiſchen Zwecken modifizirt, und das folglich, als höhere Potenz, nicht durch Chemismus zerſtört werden, wohl aber durch entſtehendes Uebergewicht deſſelben, von ihm ſich ſcheiden kann, und auf jeden Fall dem Geiſte näher verwandt ſeyn muß, als die Materie. Ueberdies noch iſt ja auch die Möglichkeit alles Vereinzelt-Entſtandenen und Exiſtirenden nur allein in Raum- und Zeitverhältniſſen denkbar; und ſomit ſind dieſe auch wohl in einer für uns überſinnlichen Welt noch gültig.

So auch gründet ſich die Meinung, daß nach der Trennung des Geiſtes vom irdiſchen Leibe, erſterer dann in keiner Verwandtſchaft mehr zur körperlichen Natur ſtehe und überhaupt keine Wechſelwirkung zwiſchen Sinnlichem und Ueberſinnlichem ſtattfinde, nur allein auf einen ſtockblinden Glauben; denn die lehrt ja ſchon täglich jedem vorurtheilsfreien Beobachter, daß alles Produzirende in der ſinnlichen Natur ein Ueberſinnliches iſt; ja daß das Sinnliche überhaupt eigentlich nur ein Produkt des Ueberſinnlichen ſey und nur aus ſolchem und durch ſolches beſtehe, und daß eben darum beides gerade in der genaueſten Wechſelbeziehung ſtehe.

Warum ſollte nun ein mit der irdiſchen Welt innigſt verbunden geweſener Geiſt auf einmal durch den leiblichen Tod alle geſetzliche Verwandtſchaft, die doch überall ſo unveränderlich iſt, verlieren, ihm gar keine Rückwirkung mehr möglich ſeyn und keine Mittel, ſich uns wahrnehmbar zu machen, zu Gebote ſtehen? Ich wüßte wahrlich dafür keinen nur einigermaßen genügenden Grund anzugeben. Auch erkannte ja ſchon längſt die Philoſophie einen geſetzlichen Zuſammenhang aller Dinge untereinander als nothwendig an, und die Geiſter- und Körperwelt, die hier ſo innig zuſammenhängen, ſich ſo durchdringen und auf einander wirken, ſollten dennoch im Allgemeinen ganz geſchiedene Dinge ſeyn? — Welch eine Inkonſequenz!

Um übrigens wiſſen und beurtheilen zu können, was in der Natur überhaupt möglich oder nicht möglich ſey, müßte man ſie auch durch und durch kennen und begreifen, und die Wiſſenſchaft ſie erſchöpft haben; da wir aber wohlbekannter Weiſe noch gar ſehr von ſolchem Ziele entfernt ſind und wir mithin im Allgemeinen noch lange nicht über Mögliches und Unmögliches entſcheiden können, ſo iſt es wahrlich auch eine ſehr übereilte und vorlaute Anmaßung, alles, was nicht nach den alltäglichen Erfahrungen und unſern bisherigen Theorien darüber ſich erklären läßt, geradezu als unwahr und unvernünftig zu verwerfen.

Immer ſcheint es mir ein bedenkliches Zeichen zu ſeyn, wenn Menſchen jede angebliche Kunde vom Jenſeits, die, wenn ſie wahr wäre, doch billig das Intereſſanteſte für uns in Beziehung auf unſere Zukunft ſeyn müßte, mit Spott von ſich weiſen und es nicht einmal der Mühe werth achten, das darüber Geſagte einer vorurtheilsfreien Prüfung zu würdigen. Solche ſind aber auch nicht ungeneigt zu glauben, daß keine Erinnerung vom diesſeitigen Leben mit uns hinübergehe, als ob das Gedächtniß aus Fleiſch und Knochen beſtände und nicht eben ſo geiſtig wäre wie das Denken ꝛc. Warum nicht mit ungetrübter Zuverſicht und gern in die Zukunft geſchaut, und gehofft, daß wir der Geſchichte unſeres Ichs uns deutlich bewußt bleiben? — Ohne ſolche Erinnerung wären ja alle bisherigen Lebenserfahrungen für die Folge nutzlos und auch keine einzige Verantwortlichkeit möglich.

Ein kleinliches Vorurtheil iſt es auch, wenn man meint, daß, weil Gott uns überhaupt unſern jenſeitigen Zuſtand ſo verborgen hält, wir auch gar nicht befugt ſeyen, darüber nachzuforſchen und Aufſchlüſſe zu ſuchen. Dann wären ja die Religionslehren auch zu tadeln, die uns gerade auf eine jenſeitige Exiſtenz aufmerkſam machen, und zu ſolcher Wißbegier anregen. Wie viele Natureigenſchaften, die nicht minder tief verborgene Geheimniſſe waren, wurden erſt nach Jahrtauſenden zu unſerm Nutzen und Vergnügen entdeckt; und mit wie vielem dürfte künftig, bei dem ſteten Fortſchritte der Wiſſenſchaft, unſere Erkenntniß noch bereichert werden, von dem wir bis jetzt noch keine Idee haben. Nach ſolchem Vorurtheile müßte denn auch jede Naturforſchung und Spekulation für unſern nach Erkenntniß und Wahrheit dürſtenden Geiſt etwas Unzuläſſiges und Unerlaubtes ſeyn; denn die Natur iſt uns ja auch von jeder ebenfalls ein göttliches Myſterium. Meines Bedünkens iſt die Natur uns gerade darum ſo geheimnißvoll, damit unſer Geiſt in ihrer Erforſchung eine unerſchöpflich intereſſante Beſchäftigung fände, ſeinen Lebensgenuß immer mehr durch eigenes Streben vervollſtändige und die unergründliche Weisheit und Macht Gottes überhaupt wahrnehme.

Unendlich viel wäre aber gewiß für die Menſchen gewonnen, wenn immer mehr durch unwiderlegbar feſtgeſtellte Thatſachen, jeder eine unbezweifelbare Gewißheit *von ſeiner jenſeitigen Fortdauer und ſeiner einſtigen Verantwortlichkeit* für diesſeitige Lebensweiſe bekäme; auch wenn wir außerdem ſonſt nichts Spezielleres als bisher darüber erfahren ſollten. Mit wie viel mehr *Beſonnenheit und Gewiſſenhaftigkeit* würde bei ſolcher Ueberzeugung dann jeder ſchon um ſein Selbſt willen handeln und um wie viel mehr dadurch *das innere wie das geſellſchaftliche Wohl* verbeſſert. Und dahin kann und muß es, da großentheils die Zeit des frommen Glaubens jetzt vorüber iſt, noch kommen; eine ſolche Offenbarung iſt gerade jetzt nothwendig.

Nicht minder aber wäre es für die Wiſſenſchaft auch von der höchſten Wichtigkeit, etwas Beſtimmtes von dem Verhältniſſe eines abgeſchiedenen Geiſtes zu ſeiner jenſeitigen Leiblichkeit, wie von ſeinem Verhältniſſe zur diesſeitigen Sinnenwelt zu erfahren; man würde ohne Zweifel noch zu neuen allſeitigeren Naturanſichten gelangen, vielleicht bisher noch unbekannte Eigenſchaften und Modifikationen der Materie kennen lernen, und ſo auch unſere bisherigen Theorien rektifiziren können.

Alle, welche die Wahrheit wahrhaft lieben, müſſen Ihnen daher mit Recht höchſt dankbar ſeyn, daß Sie mit edler Freimüthigkeit und ohne Menſchenſcheu Ihre wohl beobachteten Erfahrungen in dieſem Gebiete, und auch die von andern glaubwürdigen Perſonen bekannt machen; und dieſer Dank gebührt Ihnen auch von ſolchen, die, wie ich, in ſo mancher Hinſicht von Ihren Religionsanſichten abweichen. Gedenken Sie immerdar Ihres eigenen und ſchönen Spruches:

„— was auch die Menſchen ſagen.
Mich rühret nicht die Erde an.
Gar leicht kann ihre Schwere tragen.
Wer leicht ihr Nichts erfaſſen kann.

Moskau, im April 1837.

Renatus Lüderitz.

1.

Im Jahre 1817 miethete in A. bei H. einer meiner Freunde ein Haus, deſſen Eigenthümer nicht lange zuvor Wittwer geworden und ausgezogen war. — Mein Freund bezog nun mit ſeiner Familie die untere Etage des Hauſes, ſeine Schwiegermutter aber die eine Hälfte der oberen; die andere Hälfte wurde ſchon früher von einer andern Wittwe bewohnt. Die Schwiegermutter, die oben allein ſchlief und ſehr zeitig zu Bette ging, erwachte nun gegen ihre Gewohnheit alle Nächte um zwölf Uhr, und es war ihr immer ſo, als habe ſie jemand gerufen und geweckt; mehrere Male wurde ihr auch ſogar das Kopfkiſſen herunter gezogen. Da es ihr bei dieſen Vorfällen in ihrer nächtlichen Einſamkeit ſehr unheimlich wurde, ſo verlangte ſie, daß künftig ein Dienſtmädchen bei ihr im Zimmer ſchlafen ſolle. Nun traf es ſich gerade, daß dieſe Familie ein ſo eben vom Lande gekommenes Mädchen in den Dienſt nahm und dieſes mußte nunmehr der Schwiegermutter Geſellſchaft leiſten. Das allnächtlich plötzliche Erwachen letzterer dauerte aber fort.

Nach Verlauf von acht Tagen kündigte dieſes Mädchen der Familie den Dienſt auf, mit dem Bemerken, ſie könne nicht länger in dieſem Hauſe bleiben. Da man mit ihr zufrieden war und ſie nicht gerne ſchon wieder verlieren wollte, ſo fragte man ſie, was ſie denn zu dieſem Entſchluß veranlaßt habe;

und nach langem Zureden geſtand ſie endlich, ſie möge darum nicht bleiben, weil es hier im Hauſe ſpuke. Durch weitere Nachfrage erzählte ſie nun auch, daß alle Nächte eine Frau vom Boden herunter in das Schlafzimmer der Schwiegermutter komme, zu deren Bett gehe und hineinſehe (dies war der Moment, wenn letztere erwachte), dann ſich an den Tiſch ſetze, den Kopf traurig auf die Hand ſtütze, ſo beinahe eine halbe Stunde verweile und dann ſchnell wieder hinausgehe. Nun mußte ſie auch noch das Ausſehen der angeblichen Geſtalt beſchreiben, und aus ihrer Erzählung erkannte man deutlich, daß es die verſtorbene Frau des Hausbeſitzers ſey. Mein Freund und ſeine Familie hatte ſie ſehr gut und zwar als geizig gekannt, aber das Dienſtmädchen wußte zuvor nichts von ihr, und konnte nur erzählen was ſie ſah.

Nach dieſem Bericht wollte die Schwiegermutter nicht mehr oben wohnen und ſchlafen. Man räumte ihr unten ein Zimmer ein; das Mädchen blieb noch einige Zeit im Hauſe und die obere Wohnung leer. Abends ging nun niemand mehr hinauf. Zuweilen hörte man oben Gepolter und Gehen, und die Leute meines Freundes wollten auch öfters ſelbſt in den Holzgebäuden Geſtalten geſehen haben.

Nach Verlauf von einem Jahre kaufte ſich mein Freund ein eigenes Haus, bezog es mit ſeiner Familie, und nun blieb dieſes unbewohnt bis auf die halbe obere Etage, deren Bewohnerin eine Predigerswittwe war, die an Unſterblichkeit nicht glaubte, und auch, wie ſie verſicherte, nie eine Spukerfahrung in dieſem Hauſe gemacht hatte.

Da ich im Juli des Jahres 1819 eine beabſichtigte Reiſe nach Rußland anzutreten gedachte, ſo kündigte ich bis zu dieſem Termin meinem Hauswirthe die Wohnung auf und letzterer vermiethete ſie nun unterdeſſen ſchon an eine andere Familie. Mit den von mir übernommenen Arbeiten wurde ich jedoch nicht bis zur beſtimmten Zeit fertig, und war deßhalb genöthigt, mich in A. noch einen Monat länger aufzuhalten; aber meine bisherige Wohnung mußte ich ſchon im Juli verlaſſen, und war in nicht geringer Verlegenheit, wo ich auf ſo kurze Zeit eine andere für mich paſſende finden ſollte. Da fiel mir jenes leer ſtehende Haus ein.

Ueber die Spukereien darin, an die ich zwar glaubte, dachte ich ſo: vielleicht iſt die Erzählung davon übertrieben und ſomit zum Theil Einbildung, vielleicht hat dergleichen ſchon aufgehört, doch ſollte es wirklich noch ſo ſeyn, was gehen uns die Geiſter an? mögen ſie immerhin und nach Belieben ihr Weſen da treiben, wir treiben das unſere und brauchen uns gegenſeitig nicht zu geniren. Meine Frau lachte über meinen altmodiſchen Glauben an Spukgeiſter und war feſt überzeugt, daß es keine gäbe; ſie glaubte ihrem Vater, der ihr ſolche Geſchichten immer als Fabel und Aberglauben geſchildert hatte. Da wir demnach beiderſeits keine Bedenklichkeit hatten, da weder meine Kinder noch die Magd etwas von jener Spukgeſchichte wußten, und auch die Nothwendigkeit es gebot, ſo *miethete ich auf einen Monat dieſes Haus*.

In der Mitte des Gebäudes war von der Vorder- bis zur Hinterthür eine ſchmale Hausflur, an deren beiden Seiten Treppen in die obere, in zwei Wohnungen abgetheilte Etage führten; nach der Straße waren rechts und links zwei Zimmer und nach dem Hofe zu Schlafſtube und Küche.

Am andern Tage, — ich war ſo eben ausgegangen, — wetzte um elf Uhr Vormittags unſere Magd an der ziemlich hohen und nach oben in die leere Wohnung führenden Treppe unſere Tiſchmeſſer; *da hörte ſie jemand mit ſehr vernehmlichen Tritten dieſe Treppe herunter kommen und dicht an ihr vorbei gehen*. Da ſie dies auf das Beſtimmteſte hörte, auch gern wiſſen wollte, wer es ſey, und dennoch niemand ſah, ſo überfiel ſie ein ſo unheimliches Grauen, daß ſie höchſt alterirt ſogleich zu meiner Frau eilte und ihr ihren Schreck erzählte. Meine Frau ſuchte, wenn gleich vergeblich, ihr dies auszureden; aber es war nun einmal doch die erſte Erfahrung ſolcher Art, die ſich ganz in ihrer Nähe zutrug. Mir, wie unſern Kindern, erzählte ſie aber damals noch kein Wort davon und gebot auch der Magd zu ſchweigen, denn ſie wollte mir nicht geſtehen, daß mein Glaube doch wohl ſeine Richtigkeit haben könne.

Zwei Tage ſpäter erwachte meine Frau ſchon gegen fünf Uhr des Morgens durch ein Geräuſch und hörte auf der Treppe der Paſtorin jemand ſchnell herunter und an unſerm Schlafzimmer (deſſen Thüre ein wenig offen ſtand) vorbeigehen, die Hinterthür aufſchließen, aufriegeln, öffnen und wieder hinter ſich zuſchlagen. Meine Frau war völlig überzeugt, daß es die Magd der damals kranken Wittwe war, die in den Hof gegangen ſey; und obwohl es ihr auffiel, daß dies ſo früh geſchah, ſo war es ihr, da ſie zu unſerer Abreiſe noch viel zu beſchicken hatte, doch lieb, dadurch ſchon geweckt zu ſeyn, und ſtand ſogleich auf. Aber wie erſtaunte ſie, da ſie, um ſich Kaffee bereiten zu können, nun ihre eigene im Hofgebäude ſchlafende Magd wecken wollte und die Thüre noch verſchloſſen und von innen verriegelt fand. — Es war alſo kein irdiſch-lebender Menſch, der ſo eben hinausging, ſonſt könnte die Thüre nicht von innen noch verriegelt ſeyn; dies mußte ſie ſich geſtehen; aber aus leidiger Rechthaberei ſagte ſie mir auch von dieſem Vorfalle noch kein Wort, obgleich ſie nun eine ſelbſteigene Erfahrung gemacht hatte.

Am darauf folgenden Sonntage, Morgens 9 Uhr, ging ich aus der Schlafſtube in die Küche, um meine

Pfeife anzuzünden und zugleich der Magd zu befehlen, daß ſie mir warmes Waſſer bringen ſolle. Ich fand ſie nicht in der Küche, hörte aber unterdeſſen jemand mit langſamen und ſchwerfälligen Tritten die in die leere Wohnung führende Treppe, welche ſich über unſere Küche hinzog, hinauf gehen. In feſter Ueberzeugung, daß dies die Magd ſey, die vielleicht Wäſche herunter holen wolle, beauftragte ich im Herausgehen meine Tochter, die ſich im Vorderzimmer befand, ſie ſolle der Magd, wenn ſie von oben herunter komme, ſagen, daß ſie mir ſogleich Waſſer bringe. Aber meine Tochter erwiederte, die Magd ſey nicht im Hauſe, ſondern ausgeſchickt, um etwas einzukaufen. So muß, entgegnete ich, ſo eben ein fremder Menſch hinaufgegangen ſeyn, der uns vielleicht beſtehlen will. Ich eilte daher ſchnell hinauf, um den unbefugten Treppenſteiger zur Rede zu ſtellen; durchſuchte alle Zimmer und Winkel bis unter's Dach, doch ich fand niemand.

Nun erzählte ich meiner Frau, was mir ſo eben widerfahren ſey, und zwar mit der nachdrücklichen Bemerkung, daß denn doch des Freundes frühere Ausſage nicht ohne Grund ſey. Da lächelte ſie und erwiederte, daß auch ſie nun an dergleichen glaube, und erſt jetzt erzählte ſie mir auch ihre beiden Erfahrungen.

Eines Nachmittags, — ich war ausgegangen, — meine Frau und Kinder befanden ſich in einem der

Vorderzimmer und waren mit Arbeiten beſchäftigt, — geſchah ein ſo heftiger Schlag an ein Fenſter dieſes Zimmers, als ob der Wind es mit Gewalt zuſchlüge, daß ſie alle ſehr erſchracken. Meine Frau, die nun meinte, das Fenſter ſey offen, aber nicht angehängt geweſen, und natürlich dieſe Wirkung dem Winde zuſchrieb, trug ſogleich meinem Sohne auf, das Fenſter gehörig zu befeſtigen, damit keine Scheibe zerbrochen würde. Als er aber nachſah, fand er kein einziges Fenſter los, ſondern alle feſt zu. Während ſie ſich nun über dieſen ſonderbaren Vorfall beſprachen und die Kinder (damals vierzehn und zwölf Jahre alt) eine Erklärung verlangten, da ſchlug es wieder mit noch ſtärkerer Gewalt, und wie mit geballter Fauſt, von außen an die Stubenthüre. Es wurde augenblicklich nachgeſehen, ob jemand draußen ſey, aber niemand war zu finden.

Einmal des Vormittags (Frau und Kinder waren ausgegangen, ich arbeitete im Vorderzimmer, die Magd in der Küche, und wegen der heißen Witterung waren alle innern Thüren offen), da hörte ich in der Küche etwas ſehr hart fallen und zugleich von der Magd einen lauten Schrei. Da auch ich erſchrack und fürchtete, es ſey ein Unglück geſchehen, ſo eilte ich ſogleich in die Küche, um zu erfahren, was vorgefallen ſey. Aber die Magd konnte mir nur ſagen, es ſey ſo eben hier etwas von oben herunter auf den Fußboden gefallen, doch ſehe und wiſſe ſie nicht was. Wir durchſuchten nun alles genau, fanden aber nicht die geringſte Veranlaſſung zu dieſem Ereigniß.

Wieder einmal war ich um elf Uhr Vormittags im Vorderzimmer und meine Frau mit der Köchin in der Küche beſchäftigt. Da entſtand in dieſer plötzlich ein ſo heftig klirrender Schlag, als würden mit einem Male einige Dutzend Teller auf den Fußboden geworfen und zertrümmert. Frau und Magd erſchracken ſo ſehr, daß ſie laut aufſchrien. Da auch ich in meinem Zimmer durch dieſen Lärm erſchreckt wurde und zugleich den Verluſt ſo vieler Teller bedauerte, ſo trieb mich mein Unwille über ſolche Unvorſichtigkeit ſogleich in die Küche. „Was iſt geſchehen?“ fragte ich heftig, da ich keine Scherben vorfand. Meine Frau, die ſich von ihrem Schrecken noch nicht erholt hatte, zeigte auf einen dicht neben ihr ſtehenden Fliegenſchrank und ſagte: „der Schlag geſchah in dieſem Schranke und ganz ohne äußere Veranlaſſung; alle darin befindlichen Teller müſſen zerſchlagen ſeyn.“ Ich öffnete ihn ſogleich. Aber zu unſerer höchſten Verwunderung fanden wir darin Alles ganz und in gehöriger Ordnung.

Außerdem hörten wir noch öfters Gehen; zuweilen bewegten ſich offenſtehende Thüren, und mein Sohn, den dieſe Vorfälle intereſſirten (der den Geiſt auch zu ſehen wünſchte, und darum oft hinauf auf den

Boden ging), verſicherte, eine unbeſtimmte Nebelgeſtalt da geſehen zu haben, und daß ihm auch einige Mal mit Kalk nachgeworfen worden ſey.

Bemerkenswerth ſcheint es uns aber, daß wir alle dieſe Erfahrungen immer nur des Tags machten und keine einzige des Nachts; daß, wenn wir von ſolcher Spukerei ſprachen, oder auch nur daran dachten, niemals dergleichen geſchah; daß daher alles, was ſich ereignete, uns nicht nur ganz unerwartet überraſchte, ſondern auch immer für etwas Natürliches von uns gehalten wurde, bis erſt eine genaue Unterſuchung uns überzeugte, daß keine ſinnlich-wahrnehmbare Veranlaſſung die Urſache davon ſeyn konnte. Des Spukgeiſtes Abſicht ſcheint daher nur die geweſen zu ſeyn, uns zu ſchrecken und die Wohnung zu verleiden; und dieſes gelang ihm auch vollkommen, denn nach Verlauf des Monats waren wir ſehr zufrieden, ein Haus verlaſſen zu können, in welchem wir faſt täglich, auch wenn nichts Sinnlich-wahrnehmbares ſich ereignete, von unheimlichen Gefühlen angewandelt wurden.

2.

Im März 1821 ſtarb meine, zum Glauben an Spukgeiſter nun bekehrte Frau, nach neunmonatlicher Krankheit an der Waſſerſucht. Der Annäherung ihres Todes, den ſie in dieſer Krankheit mit Gewißheit erwartete, ſah ſie, als rechtſchaffene und fromme

Chriſtin, mit Beſonnenheit und freudiger Zuverſicht entgegen, und wünſchte endlich nichts ſehnlicher, als daß ihr Gott nur recht bald die Barmherzigkeit erzeigen möge, ſie durch den Tod von ihren Leiden, die ihr gegen das Ende der Krankheit faſt unerträglich wurden, zu befreien. In unſerer letzten und traulichen Unterhaltung (es war am Vorabende ihres Hinſcheidens), als wir von Unſterblichkeit und Geiſterwelt und der uns nun bevorſtehenden Trennung geſprochen hatten, da überwältigte mich das ſchmerzliche Gefühl des unvermeidlichen und gewaltſamen Scheidens von ihr, von einer Frau, mit der ich zwanzig Jahre hindurch Alles getheilt hatte, was unſer beiderſeitiges Geſchick an Freude und Leid, an Hoffnung und Sorge enthielt, und dies veranlaßte mich, ſie angelegentlich zu bitten, mir nach dem Tode zu erſcheinen; jedoch nur unter der Bedingung, wenn es ihrer jenſeitigen Beſtimmung nicht entgegen wäre.

Sie erwiederte mir hierauf: „Warum ſoll ich dir erſcheinen? du würdeſt dich ja vor mir fürchten.“ Ich antwortete: „komme am Tage und nicht in der Nacht.“ „Nun,“ ſagte ſie, „wir wollen ſehen.“ Dieſes Geſpräch fand ſtatt zu einer Zeit, wo wir ganz allein und ohne Zeugen waren.

Da mir nach ihrem Begräbniſſe nun ſchon vierzehn Tage in vergeblicher Hoffnung und Erwartung ihrer Erſcheinung und ohne die mindeſte Wahrnehmung ſolcher Art, vergangen waren, ſo wanderte ich eines Abends ſpät und in geſpannter Phantaſie zur Stadt hinaus, und war um Mitternacht auf dem Kirchhofe und ganz allein bei ihrem Grabe. Wenn mich damals und überhaupt im wachen Zuſtande eine erhitzte Einbildungskraft zu täuſchen vermocht hatte, ſo müßte es hier, unter den tauſend Gräbern, in meiner einſamen Trauer geſchehen ſeyn. Ich kniete auf ihrem Grabe; ich rief ſie und ſprach mit ihr; ich hoffte und erwartete ihr Erſcheinen, und war ganz Auge und Ohr; doch ich ſah nichts, hörte nichts, und empfand auch nicht den mindeſten Schauer.

Nachdem ich ſo eine Stunde am Grabe verweilt hatte, kehrte ich traurig in meine Wohnung zurück. Die Hoffnung, ſie hier wiederzuſehen, gab ich nun auf; auch waren wir ja ſinnlich geſchieden, aber meinem Gefühle nach war ich dennoch mit ihr verbunden, und dieſes verlor ſich auch erſt nach ſechs Monaten. Es war in mir ein Gefühl der Unfreiheit und Unſelbſtſtändigkeit, das ſich allerdings eben ſowohl der langen Gewohnheit des Beiſammenſeyns, als einem fortdauernden Rapporte zuſchreiben läßt; aber das iſt gewiß, daß ich mich erſt nach dieſer Zeit vollkommen von ihr geſchieden fühlte.

Einige Tage nach meinem Gange auf den Kirchhof beſuchte ich mit meiner Tochter einige Freunde, und da ich vermuthete, etwas ſpät nach Hauſe zu kommen, ſo ſagte ich meinem Sohne, der nicht mitging und des Abends beim Leſen leicht einſchlief, er ſolle ſich ja wach erhalten und auf's Licht achtgeben, damit dadurch kein Schaden entſtehe. Er verſprach mir dies zwar, *ſchlief aber dennoch ein. Da ſah er im Traume ſeine Mutter an den Tiſch treten und mit dem Finger auf das Licht zeigen.* Er erſchrack darüber, erwachte und das Licht war ſo eben im Erlöſchen.

Sechsundvierzig Tage nach dem Tode meiner Frau hatte meine Tochter (damals ein Mädchen von ſiebenzehn Jahren) einen merkwürdigen Traum, den ſie mir ſogleich aufſchreiben mußte. Es iſt wörtlich folgender:

Mir träumte, daß wir Alle zu Bette gegangen und eingeſchlafen waren. Da hörte ich im Schlaf, daß man mich einige Mal bei Namen rief, auch kam es mir vor, als ob es die Stimme der Mutter wäre, doch ich achtete nicht weiter darauf. Aber bald nachher hörte ich wieder hinter meinem Bette rufen: „Betty! Betty!“ Ich drehte mich nun um und ſah die Mutter auf dem Stuhle hinter meinem Bette ſitzen. Sie fragte: „*iſt dir nun auch bange durch mich?*“ Ich antwortete und fragte: „wie könnte ich das? aber wie kommſt du denn hieher?“ Sie erwiderte: „*Ich habe mich in Körpergeſtalt verwandelt, um dich zu ſehen; nun gib mir* auch deine Hand.“ Ich ſtand auf, gab ſie ihr und freute mich ſehr, ſie wieder zu ſehen. Nun fragte ich ſie: „wie ſieht es denn im Himmel aus, iſt es da ſchön und ſind da Stufen? „Herrlich iſt es da und es ſind auch Abtheilungen da.“ Ich: „in welcher Abtheilung biſt du denn?“ Darauf antwortete ſie: „Wo ich bin, iſt es herrlich und ſchön, aber in welcher Abtheilung ich bin, weiß ich ſelbſt noch nicht.“ Ich: „kann man von dort auch auf die Erde ſehen und wiſſen was man hier macht?“ Sie: „Ja wohl, Alles ganz deutlich.“ Ich: „Aber wenn wir hier von dir ſprechen, biſt du dann bei uns?“ Sie: „Nicht immer.“ Ich: „Hat Gott dir denn aber auch erlaubt, daß du hieher kommen kannſt?“ Sie: „Ja wohl!“ Ich: „Werde ich bald ſterben?“ Sie: „Das darf ich dir nicht ſagen.“ Darauf wurde es Tag und ich führte ſie hin zum Vater, welcher zuerſt ſehr erſchrack, dann aber ſich auch herzlich freute, ſie wieder zu ſehen. Sie ſetzte ſich zu ihm auf den Sopha und wir ſprachen vielerlei. Bald nachher kam Dr. W. (der Arzt, welcher ſie behandelt hatte) zu uns und als ſie ihn ſah, ſagte ſie: „Guten Morgen! Guten Morgen! wie gehts?“ Er aber erſchrack ſehr und erwiederte: „Mein Gott, wie kommen Sie denn hieher, ſind Sie vielleicht lebendig begraben worden, oder wie iſt es?“ Darauf erzählte ſie ihm, wie ſie hieher gekommen wäre, und ſagte dann:

„Nun iſt es Zeit, ich muß fort." Ich fragte: „Wann kömmſt du wieder?" Sie antwortete: „Künftigen Monat um dieſelbe Zeit." Darauf ging ſie ins Nebenzimmer; man hörte etwas fallen; ſie rief „Adieu!" und indem wir ein Geräuſch vernahmen, als ob etwas in die Höhe flöge, war ſie verſchwunden.

Dieſer Traum meiner Tochter war mir nicht nur intereſſant, da er ſo zuſammenhängend und verſtändig geträumt und ſo deutlich in ihrem Gedächtniſſe geblieben war; er wurde mir auch pſychologiſch bedeutungsvoll, denn ich mußte ſeine Entſtehung einem wirklichen Einfluſſe des mütterlichen Geiſtes zuſchreiben, da ich in ihm das Widerſpiel von jenen Worten fand, welche allein zwiſchen meiner Frau und mir gewechſelt waren und von denen meine beiden Kinder keine Ahnung hatten und haben konnten. Man vergleiche nur meine Worte, „erſcheine mir nach dem Tode, wenn es deiner jenſeitigen Beſtimmung nicht entgegen iſt," mit jener Frage meiner Tochter im Traume, „hat Gott dir aber auch erlaubt, daß du hieher kommen kannſt?" und jene Erwiederung meiner Frau, „du würdeſt dich vor mir fürchten," mit ihrer Frage an meine träumende Tochter: „Iſt dir nun auch bange durch mich?" und mein und des Arztes geträumtes Erſchrecken bei ihrer Erſcheinung, auch meine Erwiederung, „komme am Tage und nicht in der Nacht," mit der Traumerzählung meiner Tochter, „darauf wurde es Tag und ich führte ſie hin zum Vater," ſo iſt die wirkliche Einwirkung des abgeſchiedenen Geiſtes auf den Träumenden in Beziehung auf mich unverkennbar.

Außerdem aber hielt ich dieſen Traum auch für einen abſichtlichen Vorbereitungswink, auf eine mir nun noch bevorſtehende ſichtbare Erſcheinung meiner Frau. Ich äußerte aber nichts gegen meine Kinder über dieſe Vermuthung, denn ich wollte wiſſen, ob vielleicht ihre Phantaſie auch nochmals, ohne meinen Beitrag, wieder mit ins Spiel gezogen würde.

Im Traume hieß es: „künftigen Monat um dieſelbe Zeit." Den Datum ſchrieb ich mir auf und endlich kam die ſo ſehnlich erwartete Nacht. Ich durchwachte ſie munter und unbeſchäftigt und in geſpannter Erwartung bis zum hellen Morgen. Doch ich empfand, hörte und ſah nichts; und blieb eben ſo unbefriedigt, wie damals am Grabe. Auch meine Kinder hatten in dieſer Nacht nichts von der Mutter geträumt.

Dieſe vereitelte Hoffnung betrübte mich tief und ich mußte mir nun leider geſtehen, daß wirklich aller Verkehr zwiſchen ihr und mir aufgehört habe, daß das Band gegenſeitiger Verſtändigung für uns gänzlich zerriſſen ſey.

In dieſer traurigen Ueberzeugung verlebte ich nun mehrere Tage und ſuchte in Geſellſchaften außer dem Hauſe die mir ſo nothwendige Zerſtreuung und Aufheiterung. — Eines Abends kam ich gegen zwölf Uhr zu Hauſe. Meine Kinder fragten mich, ob ich ſchon vor einer halben Stunde an der Thüre geweſen ſey, es habe an der Thürklinke gedreht und wie ich, mit dem Stocke angeklopft, (welches ich immer that, um mich von andern zu unterſcheiden); da aber nicht zugleich auch geklingelt wurde, ſo hatten ſie, weil es ſchon ſo ſpät war, nicht gewagt, die Thüre zu öffnen. Meine Antwort war natürlich, nein. Den folgenden Abend geſchah dieſes wiederum in meiner Abweſenheit, jedoch früher. Mein Sohn öffnete die verſchloſſene Thüre, fand aber niemand draußen. Den dritten Tag geſchah das Nämliche des Mittags; meine Tochter, die allein zu Hauſe war, ſah ſogleich nach, und es war ebenfalls niemand da.

Einige Tage nach dieſem dreimaligen Zeichen, das wir natürlich auch einer ungewöhnlichen Urſache zuſchrieben, war ich, nachdem die Kinder ſchon ſchliefen, um Mitternacht allein in meinem Zimmer und ſehr angelegentlich mit philoſophiſchen Studien beſchäftigt. Auf einmal hörte ich rechts dicht neben mir ganz dumpf einige Worte murmeln, die ich aber nicht verſtand, obwohl ſie meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Da ich nun aber wiſſen wollte, ob nicht mein Ohr mich getäuſcht habe, und vielleicht dies Sprechen von Menſchen außerhalb dem Hauſe herrührte, ſo öffnete ich ſogleich das Fenſter, fand aber niemand auf der Straße. So auffallend mir dieſes nun auch war, ſo beſchäftigte mich doch zu ſehr eine Idee, die ich ſo eben niederſchreiben wollte und woran mich dieſes Gemurmel verhindert hatte; ich dachte daher auch nicht weiter an das Gehörte und ſetzte mich nieder, um zu ſchreiben. Kaum hatte ich aber einige Worte auf dem Papier, ſo wurde ich wieder durch drei ſehr vernehmliche Schläge geſtört, die im Nebenzimmer, wie mit meinem Stocke geſchahen, und zwar gerade ſo, wie ich es beim Zuhauſekommen zu thun pflegte. So wie ich dies hörte, erinnerte ich mich wieder des dumpfen Sprechens, und zugleich fiel mir auch unwillkürlich der Name meiner Frau ein, und die feſte Ueberzeugung entſtand, ſie iſt da, und will ſich mir auf irgend eine Art zu erkennen geben.

Nun ergriff ich ſogleich ein Licht, um dahin zu gehen, wo die drei Schläge geſchahen. Doch zuvor ſah ich nach, ob die äußerſten Thüren gehörig verſchloſſen wären, und ob die Kinder ruhig ſchliefen; und nachdem ich nun keine anderweitig mögliche Veranlaſſung dieſes Geräuſches auffinden konnte, ging ich ruhig nach dem mir durch den Gehörſinn bezeichneten Ort.

In jenem Zimmer ſah ich zwar keine Erſcheinung, ſo gewiß ich ſie auch erwartet hatte; als ich aber genau an den Ort kam, wo ich die Schläge gehört hatte, da überfiel mich plötzlich ein ſo ſchauerliches Gefühl, wie ich es noch nie zuvor hatte, und die ganze Oberfläche meines Körpers gerieth in die unangenehmſte und höchſte Spannung. Hier blieb ich nun ſtehen und ſagte laut: „Ja ich weiß, du biſt nun hier und willſt dich mir zu erkennen geben.“ Kaum hatte ich dieſes ausgeſprochen, ſo verſchwand augenblicklich das ſo ſchauerliche Gefühl und die geſpannte Empfindung, und verwandelte ſich in ein unbeſchreiblich heiteres und liebliches Gefühl und mit ihm durchdrang mich eine höchſt angenehme Wärme.

In dieſem ſo glücklichen, ja ſeligen Momente, ſprach ich nun noch manches aus dem Herzen zu ihr, als ſähe ich ſie lebendig vor mir ſtehen. Doch nach etwa zehn Minuten war auch dieſe ſo angenehme gemüthlich-ſinnliche Aufregung, in der ich mich ſo gern noch länger erhalten hätte, plötzlich verſchwunden, und ich befand mich wiederum ganz in der ernſt-beſonnenen Stimmung, in welcher ich kurz zuvor ſtudirte. Ich fühlte, ſie iſt nicht mehr da, und ich wußte, daß ein längeres Verweilen an dieſer Stelle ohne Zweck ſey. Heiter aber und befriedigt kehrte ich nun in mein Zimmer zurück und ſchrieb weiter.

Später noch ſah ich meine Frau dreimal im Traume. Sie war ſehr heiter; wir unterhielten uns über jenes Leben, und ſie beantwortete mir alle dahin zielenden Fragen; doch von dem Inhalte ihrer Rede ging beim jedesmal gleich darauf erfolgten heitern Erwachen nichts in das Bewußtſeyn meines wachen Zuſtandes über.

Nicht lange nach dem Tode meiner Frau fügte ſich's auch, daß einer Anſtellung wegen mich meine Geſchäfte verpflichteten, faſt täglich von neun Uhr Morgens bis drei Uhr außer dem Hauſe zu ſeyn. Meinen Sohn gab ich zu einem Architekten in die Lehre, und meine Tochter, die nun ebenfalls dem Schulunterrichte entwachſen war, blieb allein zu Hauſe. Ich machte es ihr daher zur Pflicht, ſich jeden Vormittag zwei Stunden auf dem Pianoforte zu üben. Sie befolgte dieſes Gebot aber nicht, obwohl ſie meine Fragen: „*haſt du geſpielt?*“ immer bejahte. Da hatte ſie nun einſt des Nachts *folgenden zurechtweiſenden Traum*, zu deſſen Erzählung ſie ſich aber erſt nach einem Monate entſchloß, und den ſie mir wörtlich, wie hier folgt, niederſchreiben mußte.

„Mir träumte, daß man klingelte, und da ich vermuthete, daß es der Vater wäre, ſo ſtellte ich geſchwind Noten auf das Fortepiano, damit er glauben ſollte, daß ich geſpielt hätte. Aber die Thüre öffnete ſich und die Mutter trat als Geiſt herein. Ich flog ihr ſchnell entgegen und ſagte: „Gott ſey Dank, daß du doch einmal zu uns kommſt.“ Aber ſie hob den Finger drohend in die Höhe und erwiederte: „Betty! Betty! du betrügſt und haſt lange nicht geſpielt, ich bin ſehr böſe auf dich,“ und damit verſchwand ſie. „Ich war,“ fügte meine Tochter noch hinzu, „darüber ſehr betroffen, und ſeitdem habe ich alle Tage geſpielt.“

Weitere Wahrnehmungen von ihr wurden uns nicht zu Theil, und nach einem ſechsjährigen Wittwerſtande mußte ich mich wieder verheirathen.

Wollte man etwa, wie es ſo gern geſchieht, auch dieſe Vorfälle nur als Produkte unſerer eigenen Individualität erklären, ſo müßte man wahrlich nicht nur den Zufall, der ſolche entſtehen machte, ſondern auch die ſo zweckmäßige und überlegte und dennoch zugleich bewußtloſe Erfindungskraft unſeres Geiſtes im Wachſeyn wie im Schlafe noch weit wunderbarer finden, als nach der ſo nah gelegenen und natürlichern Erklärungsart einer, wenn auch ungewöhnlichen, aber doch ſtatt gefundenen unmittelbar geiſtigen Einwirkung; und jener rationelle Erklärungsverſuch dürfte hier wohl nicht minder ungenügend ausfallen, wie der des Hrn. Dr. Strauß im Junihefte der Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik, 1836, über das Beſeſſenſeyn, der mir wirklich nur eine indirekte Beſtätigung der Anſicht des Hrn. Dr. Kerners von der Thatſache iſt.

3.

Die Mutter meiner jetzigen Frau, welche bei uns wohnte und sehr kränklich war, ſchlief in einem Zimmer neben unſerer Schlafſtube, deſſen Thüre immer offen blieb, und war gewohnt, wenn ſie Nachts unwohl wurde und Hülfe bedurfte, mit einem Theelöffel an ein Trinkglas zu klingeln, um damit meine Frau herbei zu rufen. Als 1831 die Cholera in P. ausbrach, war ſie eine der erſten, die davon befallen wurden. Sie ſtarb nach dreien Tagen, am 20. Juni. Vierundzwanzig Stunden nach ihrem Tode begleiteten wir ſie zu vorläufiger Beiſetzung in ein an der Kirche befindliches Leichenhaus.

Noch an demſelben Abend nach ihrer Entfernung aus unſerer Wohnung, als ich ſo eben zu Bette gegangen und meine Frau gerade im Begriff war, auch ſich niederzulegen, wurde in meinem Zimmer, deſſen Thüre offen ſtand und in welchem niemand war, *dreimal* ziemlich ſtark *an ein Trinkglas geſchlagen*, gerade ſo, wie es oftmals von der Mutter geſchah. „Hörteſt du die *drei Töne*?“ fragte ich meine Frau. „Ja!“ war ihre Antwort. Kaum hatten wir dieſes geſprochen, ſo erfolgten nochmals *drei* eben ſolche *Klänge*. Ich theilte nun meiner Frau meine Vermuthung mit, daß dieſes wohl durch die Mutter veranlaßt ſey und ſie ſich uns dadurch bemerkbar machen wolle, und bat ſie, ſobald ſie aufſtände und noch ehe ſonſt jemand in mein Zimmer komme, das wahrſcheinlich darin vorhandene Glas zu unterſuchen, um zu erfahren, ob wirklich an ſolchem gerade dieſer Ton entſtehen konnte. Am andern Morgen beſtätigte ſich's wirklich an dem völlig gleichen Klange, daß es ein Trinkglas war, deſſen ich früher die Mutter zu gleichem Zwecke bedient hatte.

4.

Nachdem im Herbſte 1833 unſere zweijährige Tochter Emilie ſchon mehrere Wochen am Keuchhuſten gelitten hatte, träumte mir in einer Nacht Folgendes:

Ich war an meinem Schreibtiſche des Abends beſchäftigt, und meine Frau, die in einiger Entfernung hinter mir ſaß, ſagte etwas zu mir. Da ich mich aber umwandte, um ihr zu antworten, ſahe ich ſie unbeſchäftigt und in tiefer Betrübniß. Zugleich aber erblickte ich auch dicht hinter der Lehne meines Stuhles einen Kinderkopf hervorragen; den Körper deſſelben wurde ich nicht deutlich gewahr. Aus der Zartheit und Durchſichtigkeit des Geſichtes vermuthete ich ſogleich, es ſey eine Geiſtererſcheinung. Um dieſe nun genau zu betrachten, ſtand ich auf und drehte mich um. Da wich ſogleich die Erſcheinung in einem Kreiſel ſchnell ſich drehend immer weiter zurück, wurde unterdeſſen immer größer, geſtaltete ſich immer deutlicher und blieb am entfernten Ofen ruhig ſtehen. Was ich anfangs nur als Kinderkopf und undeutlich ſah, das hatte ſich während dieſes Zurückweichens zu einem völlig erwachſenen Mädchen ausgebildet. Ihr Geſicht war oval und regelmäßig ſchön, und mit dem Ausdrucke der reinſten Unſchuld blickte ſie mich an. Ihr Haar war blond und geſcheitelt, ihre Geſtalt ſchlank, und bekleidet war ſie mit einem einfachen grauen Kleide. Allem Schauer ungeachtet, der mich bei dieſer lieblichen Erſcheinung dennoch anwandelte, näherte ich mich ihr, bis in die Mitte des Zimmers, blieb dann ſtehen und bat ſie, mir zu ſagen, welchen Zweck wohl ihr Erſcheinen habe. Da legte ſie ſchweigend beide Hände kreuzweis über die Bruſt, lächelte und neigte mit einer verneinenden Bewegung das Haupt, als dürfe ſie es nicht ſagen. Nun erwachte ich ſogleich mit ſchauerlicher Empfindung und der feſten Ueberzeugung, daß dieſer Traum eine Vorbedeutung von dem baldigen Tode unſeres Kindes und ſeiner daraus dann folgenden ſchnellern Entwickelung ſey.

Und dieſe Ueberzeugung wurde nur allzuwahr, denn, aller erſinnlichen Pflege ungeachtet, ſtarb unſere Emilie ſchon vierzehn Tage darauf in einem Alter von zwei Jahren, und zwar kurz vor Weihnachten. Der Geiſt dieſes Kindes hatte ſich ſchon ungewöhnlich früh und weit über ſein Alter hinaus entwickelt und durch die Nachgiebigkeit, mit welcher es in ſeiner Krankheit behandelt wurde, gewann es eine ſolche Charakterfeſtigkeit, daß es, wenn es einen Wunſch hegte oder etwas begehrte, ſich durch keine abſchlägige

Antwort zurückweiſen ließ, ſondern mit unermüdlicher Geduld ſein Verlangen ſo oft wiederholte, bis man es ihm gewährte. Eine ſeit dem Tode der Schwiegermutter bei uns wohnende Tante, deren beſonderer Liebling dieſes Kind war, trug jedoch zu deſſen Verwöhnung beſonders viel bei. Ueber den Tod des Kindes war dieſe Alte faſt untröſtlich und verſicherte uns oft, daß alle ihre Freude nun dahin und ſie feſt überzeugt ſey, daß ſie ihm baldigſt nachfolgen werde.

In der erſten Nacht nach dem Begräbniß des Kindes ſchlief die Tante, der es in ihrem Kabinette nun zu traurig und einſam war, in unſerm Schlafzimmer. Zwiſchen jenem und dieſem war mein ziemlich großes Arbeitszimmer, in welchem auch die Leiche des Kindes geſtanden hatte. Am nächſten Morgen erwachte ich ſchon um ſechs Uhr und hörte in meinem Zimmer jemand hin- und hergehen, an Stühle ſtoßen, und bei jedem Hergang an der leicht beweglichen Thürklinke unſeres Schlafzimmers rütteln, als wolle man die Thüre öffnen. Meine Tante und meine Frau ſchliefen noch, und in mein Zimmer, welches an der entgegengeſetzten Seite verſchloſſen war, konnte man nur durch unſere Schlafſtube kommen. Ich horchte einen Augenblick auf, dachte, es iſt das Stubenmädchen, welches das Zimmer in Ordnung bringt und ſchlief ſogleich wieder ein. Doch bald erwachte ich wieder und hörte nochmals das nämliche Geräuſch, aber jetzt mit beobachtender Aufmerkſamkeit. Es war ein langſames Hin- und Hergehen mit öfterem Anſtoßen (wie das erſte Mal), und glich vollkommen dem Hin- und Hertragen des Kindes, das während ſeiner Krankheit täglich und ſtundenlang von ihm verlangt wurde und auch geſchah. Meine Frau, die, ſobald es ſtille ward, erwachte, fragte ich nun, ob etwa eines von den Dienſtmädchen aufgeſtanden und ſchon durch unſere Schlafſtube in mein Zimmer gegangen ſey, ich hörte darin gehen. „Nein, ich glaube nicht,“ war ihre Antwort. Um aber entſchiedene Gewißheit zu haben, daß das gehörte Gehen wirklich kein menſchliches war, ſo bat ich ſie, aufzuſtehen und ſogleich nachzuſehen, ob die beiden Mädchen ſich noch in der Küche befanden. Sie that's, und fand beide noch in ihren Betten. Am Vormittage erzählte das eine Mädchen (die frühere Wärterin der Kleinen), daß ſie gerade um die Zeit, als meine Frau zu ihnen gekommen ſey, ſchon gewacht habe und ihr, ſie wiſſe nicht warum, ganz beſonders ſchauerlich zu Muthe geweſen wäre.

Unſerer ziemlich abergläubigen Tante, ſowie auch den Mägden, ſagten wir kein Wort davon, ſonſt hätte erſtere ſicher keinen Muth gehabt, in der darauf folgenden Nacht ſchon wieder in ihrem Kabinette, das nur durch eine dünne Bretterwand von meinem Zimmer geſchieden war, zu ſchlafen, und dies geſchah auch wirklich die folgende Nacht, jedoch in Geſellſchaft einer ebenfalls bejahrten Freundin.

Ohne von meiner Erfahrung etwas zu wiſſen, hörten beide Damen in der Nacht ein eben ſolches Gehen und erzählten es uns am darauf folgenden Morgen.

Da ſolches nur in den zwei erſten Nächten nach dem Begräbniß geſchah, ſo glaube ich, daß es nur durch unſere Emilie veranlaßt wurde, die, nach Entbindung vom irdiſchen Körper und in einer neuen ihr unbekannten Umgebung ſich befindend, ihre alten Gewohnheiten nicht ſogleich aufgeben wollte, und bei ihrer Charakterfeſtigkeit und ganz beſondern Liebe zu uns auch anfänglich darauf beſtand, wieder zu uns zurückzukehren; denn ihr Geiſt war noch nicht daran gewöhnt, ſich ſelbſt überlaſſen zu ſeyn und unter Unbekannten ſich ſogleich orientiren zu können.

Außerdem hörte ich nur zuweilen noch in unſerm Schlafzimmer, ſobald ich zu Bett gegangen war, (welches gewöhnlich geſchieht, wenn ſchon alle Uebrigen ſchlafen) ein ſchwaches Geräuſch, ſo, als ob auf dem Fußboden eine Erbſe rolle, ohne daß eine vorhanden war; oder als ob von ziemlicher Höhe auf den Nachttiſch eine Stecknadel falle, ohne daß ſich nachher eine darauf befand; oder auch ein Rauſchen wie mit Papier. Doch alles dies dauerte nur ein paar Wochen.

5.

Unſere Tante war fünfundſechzig Jahre alt, von guter Familie und ſeit fünfundzwanzig Jahren Wittwe. Einen feſten und entſchiedenen Charakter hatte ſie nicht, doch waren bei einem ſehr lebhaften unruhigen Temperamente ihre vorherrſchenden Eigenſchaften: Gutmüthigkeit, Freigebigkeit, Dienſtfertigkeit, Eitelkeit, Unbeſonnenheit und Leichtſinn; aber ſie war auch eigenſinnig, mißtrauiſch, neidiſch, ſtreitſüchtig und unwahr; Putz, Leckereien und ſinnliche Zerſtreuungen waren ihr alleiniger Lebensgenuß, und die Pflege unſerer Emilie war, wenn ſie ſich zu Hauſe befand, ihr Hauptintereſſe und ihre einzige Beſchäftigung. Jede Lektüre war ihr zuwider, keine Predigt, obwohl ſie oft die Kirche beſuchte, verſtand ſie, und keine Belehrung fand bei ihr Eingang; auch war ihr Gedächtniß ungemein geſchwächt. An Vorbedeutungen und Traumdeutungen, wie ſie ſich im Volksglauben finden, glaubte ſie zuverſichtlich; doch für Religion hatte ſie wenig Sinn, obwohl ſie bei unüberlegten Handlungen ſich vor deren üblen Folgen immer mit der Phraſe zu ſchützen glaubte: Gott iſt gnädig. An der linken Seite über der Bruſt hatte ſie ein ſtark hervortretendes Aneurysma, wodurch ſie denn öfters ſehr hinfällig und beängſtigt wurde. Uebrigens war ſie geſund und wegen ihres Uebels, deſſen Bedeutſamkeit ſie nicht kannte, unbeſorgt. Auf ein Fortleben nach dem Tode machte ſie ſich wenig Hoffnung.

Ihre Gutmüthigkeit ging ſo weit, daß ſie oft auch das Beſte verſchenkte, doch mußte es auch als Wohlthat anerkannt werden; hatte ſie ſich's aber vorgenommen, etwas für ſich zu beſitzen, ſo gönnte ſie auch niemand nicht einmal deſſen augenblickliche Benutzung, und war ſehr ungehalten, wenn ihr ſolche Zumuthungen gemacht wurden. Uns liebte ſie vorzugsweiſe, und ihren etwaigen kleinen Nachlaß hatte ſie für meine Frau beſtimmt und ſchon ein Papier darüber ausgefertigt, das nur der Unterſchrift von noch einer Perſon bedurfte.

Da die Tante nie gern allein ſeyn mochte und ſich beſonders des Abends lieber bei uns aufhielt, ſo mußte ſie, obgleich ungern, auch öfters Zuhörerin meines Vorleſens ſeyn. Nun fügte ſich's, daß ich einige Wochen nach dem Tode unſeres Kindes, das *Werk über die Seherin von Prevorſt* erhielt, und ich freute mich nicht wenig, in ihm großentheils eine Beſtätigung meiner ſchon vor mehreren Jahren mir aufgeſtellten Theorie über die Unſterblichkeit zu finden. Mit lebhaftem Intereſſe las ich dieſes Buch meiner mit mir gleich geſtimmten Frau vor und richtete es ſo ein, daß auch die Tante jedesmal zuhören mußte. Letztere bezeigte große Abneigung bei dieſer Unterhaltung und ſprach ſich ſehr dagegen aus, obgleich ich ihr alles möglichſt zu erklären ſuchte. Eines Abends geriethen wir aber in einen heftigen Wortwechſel darüber; ſie behauptete geradezu, es gäbe keine Geiſter und alle Erzählungen dieſer Art wären unwahr und dummes Zeug. Ich gerieth darüber ſo in Eifer, daß ich ſagte: „wenn wir, was gewiß iſt, unſterblich ſind, ſo gibt es Geiſter, und ſolche, von denen hier die Rede iſt, ſind eben darum ſo erbärmlich, weil ſie nie mit Ernſt weder wahrhaft religiös und gewiſſenhaft waren, noch ſich jemals mit Ernſt um die Erkenntniß des Wahren bemühten und darum auch keinen Genuß an dem wirklich Edlen und Schönen, ſondern nur Sinn für thieriſches Intereſſe hatten; es ſind Geiſter, welche diesſeits gegen alle Verſtändniß ihrer eigenen Beſtimmung gleichgültig waren, und die noch jetzt mit albernen Vorurtheilen ſo behaftet ſind, daß ſie ſich von ihren irrigen Ideen nicht freimachen wollen, und zu dieſer Klaſſe von Geiſtern gehören auch Sie. Darum iſt es aber auch für Sie hohe Zeit, daß Sie ſich endlich bemühen, andern Sinnes zu werden, und auch über ein zukünftiges Leben ernſthaft nachdenken; denn der Tod könnte Sie leicht, ehe Sie es glauben, von all den kleinlichen Liebhabereien und Spielereien trennen, die jetzt Ihre alleinige Freude ſind; bleiben Sie aber bei der Meinung, daß dies Alles dummes Zeug ſey, ſo werden Sie uns gewiß dereinſt noch genug mit Ihrem unſtäten Geiſte beunruhigen und hier bei uns ſpuken.“ — Zu meiner Rede wie zu dem weitern Vorleſen ſchwieg ſie nun, aber dies ſchien auch die einzige Wirkung davon zu ſeyn.

Gegen Ende Februar kränkelte ſie beſtändig und verſicherte, daß, ſobald ſie ſich wieder wohl befinde, ſie auch unverzüglich die noch nöthige Unterſchrift beſorgen wolle; und dieſes verſprach ſie auch noch am 9. März, an welchem Tage ſie ſich beſonders unwohl fühlte. Ich behauptete diesmal, daß ich ohne ſolche Unterſchrift unvermeidlich vielen Unannehmlichkeiten von einem Verwandten ausgeſetzt ſeyn würde; ſie meinte das Gegentheil, da ſie dieſelbe beſorgen wolle, ſobald ſie wieder wohl ſey. Ihr Uebelbefinden nahm aber ſtündlich zu, und der Arzt erklärte, daß keine Hoffnung mehr zur Geneſung ſey. Durch Zureden genoß ſie noch des Abends das h. Abendmahl, bei welchem ſie die Gebete des Predigers wörtlich und laut nachſagte, beſorgte nun unaufgefordert die nöthige Unterſchrift, ließ ſich dann in ihr Kabinet führen, in ihr Bett legen, und ſtarb gleich nach Mitternacht, ohngefähr zehn Wochen nach dem Tode des von ihr ſo geliebten Kindes. Und ſo war denn die Ahnung der Tante, daß ſie unſerer Emilie bald nachfolgen werde, auch wirklich erfüllt.

Nach ihrem Begräbniß erwachte meine Frau vierzehn Tage hindurch, jeden Morgen um ſechs Uhr, und immer mit der Empfindung, als habe man ſie geweckt; doch dies könnte wohl auch aus Gewohnheit erklärt werden, da es früher oftmals von der Tante, die des Morgens immer ſehr zeitig wach war, geſchah. Aber aus bekannten Urſachen blieb es doch unerklärbar, daß die erſten acht Nächte unſere Lampe immer, bald nachdem wir eingeſchlafen waren, auslöſchte, welches früher faſt nie geſchah, da doch Oel und Baumwolle von gleicher Art waren und meine Frau den Docht immer mit derſelben Sorgfalt bereitete. Nach Verlauf dieſer acht Nächte brannte die Lampe wieder wie früher bis an den hellen Morgen.

Am 18. April 1831, Nachmittags vier Uhr, brachte mir der Briefträger einen Brief von jenem Verwandten, der auf die beleidigendſte und unverſchämteſte Weiſe an der Gültigkeit, ja ſogar an der Exiſtenz des erwähnten Papiers zweifelte. Ich legte dieſen Brief mit dem größten Unwillen aus der Hand, und in dieſem Augenblicke hörte ich in derjenigen Gegend meines Zimmers, wo ſich die Thüre in das Kabinet der Tante befindet, ein, beinahe eine Minute anhaltendes Geräuſch auf dem Fußboden, ſo, als ob Einer heftig und vielmals raſch hintereinander mit dem Fuße trete. Dieſes Ereigniß war ſo auffallend, daß ich ſogleich alles genau unterſuchte, um die Urſache davon zu finden; aber es war vergeblich. Ich ging nun wieder nach dem Briefe zurück, um ihn nochmals zu leſen, doch kaum hatte ich ihn in die Hand genommen, als ſich eben ſo heftige und raſche Tritte wiederholten. Nun erſt fiel mir die Tante ein und unſer Geſpräch an ihrem Sterbetage, ſowie das ſonderbare

Zuſammentreffen dieſes früher nie gehörten Geräuſches mit ſolchem Briefe. Da durchaus keine ſinnliche Urſache deſſelben zu entdecken war, da das Geräuſch ſogleich nach Leſung des Briefes, und ſobald als ich dieſen zum zweiten Mal wieder in die Hand nahm, entſtand, und es folglich mit letzterem in Beziehung zu ſtehen ſchien, da ferner keine anderweitige Erklärung möglich war, aber der Inhalt des Briefes wirklich im Intereſſe der Tante lag, indem er ihren letzten Willen umzuſtoßen verſuchte, ſo kann ich auch keinem Andern, als der Tante ſelbſt, das Gehörte zuſchreiben. Ob es aber ihren Unwillen über den Brief oder einen Scherz über die Ohnmacht meines Gegners andeuten ſollte, das weiß ich nicht zu entſcheiden.

In dem Kabinette der Tante blieb ſeit ihrem Tode alles unverändert, nur Bett und Bettſtelle waren daraus entfernt. Nun fügte ſich's gerade, daß eine Freundin meiner Frau den Wunſch äußerte, einige Monate bei uns zu wohnen; und da wir ihr dies gern bewilligten, ſo überließen wir ihr dieſes Kabinet zum beliebigen Gebrauche. Die Bettſtelle der Tante wurde nun wieder hineingeſtellt, und am 21. April bezog es Dem. K. Sie bediente ſich dieſer Bettſtelle und eines daſelbſt vorhandenen Nähtiſches und ſtellte unter das Kopfende erſterer zwei Körbchen; das eine mit Schuhen angefüllt, das andere mit feiner Wäſche, die mit einem Tuche zugedeckt war.

Tages darauf gegen ein Uhr ſaß Dem. K. am Nähtiſche und bemerkte, daß beſagte Körbe in Bewegung geriethen; der mit Schuhen wurde ſo gerüttelt, daß zwei Paar herausfielen; der andere weiter unter das Bett geſchoben. Dem. K. erſchrack ſo darüber, daß ſie ſogleich meine Frau herbeiholte, und auch dieſe fand noch den Korb mit Schuhen in Bewegung, und von dem andern unter das Bett geſchobenen war das Tuch herunter gezogen und lag mit einigen Stücken von der Wäſche auf dem Fußboden. Da wir nun überzeugt ſind, daß dieſes weder durch Menſchen noch Thiere geſchah, und die Körbe ſolches auch nicht durch ſich ſelbſt vermögen, ſo kann ich dieſen Vorfall nur einem Unwillen der Tante zuſchreiben, in deren Charakter es lag, ihre frühere, ihr ſo lieb gewordene Behauſung der jungen Einwohnerin nicht zu gönnen, obwohl ſie dieſelbe ſchon längere Zeit kannte.

Gegen Ende Juni waren wir eines Tages auf das Land gefahren und Dem. K., die allein zu Hauſe blieb und unſere ſpäte Zurückkunft erwarten wollte, ging gegen Mitternacht in das Kabinet, um in dem Geſangbuche der Tante, das noch auf ihrer Kommode lag, etwas zu leſen. Die Thüre deſſelben ſtand den ganzen Tag offen und war ſo beſchaffen, daß ſie unmöglich von ſelbſt zugehen konnte. Kaum hatte ſie ſich aber niedergeſetzt und zu leſen angefangen, als plötzlich die Thüre mit einer ſolchen Gewalt zugeworfen wurde, daß alle an der hölzernen Wand hängenden Bilder auf das heftigſte erſchüttert wurden. Da durch Zugwind dies nicht geſchehen ſeyn konnte, weil alle Fenſter und übrigen Thüren zu waren, ſo verurſachte ſolches der Dem. K. in ihrer Einſamkeit keinen geringen Schreck. Ich halte es daher und wohl mit Recht ebenfalls für eine Aeußerung jenes Unwillens.

Vierzehn Tage ſpäter, blies ich mit zweien Muſikern Waldhorn-Trio's. Einer derſelben vergaß bei mir ſeinen F-Bogen. Dieſer Bogen lag zwei Wochen ruhig auf meinem Pianoforte, das ſeinen Platz an der Wand des Kabinettes hatte. Mein Waldhorn hing an der gegenüberſtehenden, ziemlich entfernten Wand und darunter hingen meine Hornbögen, die, nach meiner gewohnten Weiſe, alle mit einer Schleife locker zuſammengebunden waren. Nachdem ich ſchon über acht Tage keinen Ton geblaſen und weder ich noch ein Anderer mein Horn ſeitdem berührt hatte, fuhren wir Alle eines Tages, es war Anfangs Juli, in Geſellſchaft und erlaubten daher auch den Mägden auszugehen. Ich war der Letzte, der Nachmittags zwei Uhr die Wohnung verſchloß und den Schlüſſel in die Taſche ſteckte.

Um zehn Uhr Abends kam ich wieder nach Hauſe, ſchloß die Thüre auf und wollte ſo eben in meinem Zimmer einen Schlafrock anziehen, als ich zu meiner nicht geringen Verwunderung einen von meinen Hornbogen auf einem Stuhle neben dem Sopha liegen ſah. Wie kam dieſer (es war der E-Bogen) von der Wand aus ſeinem Bündel heraus und auf dieſen ungewöhnlichen Platz? fragte ich mich und die Meinigen, und weder ſie noch ich konnten darauf Beſcheid geben. Vor unſerer Ausfahrt lag er hier nicht und während unſerer achtſtündigen Abweſenheit konnte kein Fremder und niemand in die Wohnung herein. Nun nahm ich mein Bogenbündel von der Wand, um den herausgewanderten wieder hinein zu binden; da ſah ich aber zu noch größerer Verwunderung, daß anſtatt *meines E-Bogens* nun jener *F-Bogen* des Muſters *hineingebunden war*. Ich unterſuchte dies nun genau und fand, daß das Band zuvor ganz abgewickelt ſein mußte, ehe mein Bogen heraus, und der fremde, ſo wie er hineingefügt war, dazu kommen konnte; auch war das Band ganz anders, wie ich es gewohnt bin, gebunden; denn zuerſt war es einige Mal ſehr feſt um alle Bogen herum gewunden, dann dicht an ihnen in einen doppelten ſehr feſten Knoten verſchlungen, und nun noch die beiden äußerſten Enden des Bandes ebenfalls in einen ſehr feſten Doppelknoten geknüpft, ſo daß dies eine Schlinge bildete, an welcher die Hornbögen hingen.

Da ich und die Meinigen wiſſen, daß während unſerer Abweſenheit niemand in der Wohnung war und hineinkommen konnte, und dennoch während dieſer Zeit nicht nur das Band der Hornbögen gelöst und wieder auf andere Weiſe zugeknüpft war, ſondern auch mein Bogen von der Wand bis auf den Stuhl ſich vier Schritte weit, und jener fremde vom Piano bis an die gegenüberſtehende Wand, zehn Schritte weit bewegt hatte, ſo konnte dies alles, ſo unglaublich es auch ſeyn mag, durchaus nur durch unſichtbare Hände geſchehen ſeyn, und da ſich nicht vermuthen läßt, daß ein mir unbekannter oder auch ein mir ſchon entfremdeter Geiſt darauf verfallen ſollte, gerade mein Waldhorn, mit dem ich ſehr eigen bin, zum Gegenſtande ſeines Scherzes zu machen, ſo muß ich auch dieſen Vorfall der verſtorbenen Tante zuſchreiben, in deren Charakter es lag, auf gutmüthige und kindiſche Weiſe zu ſcherzen.

Dieſes auf ſo ungewöhnliche Art entſtandene und ſo merkwürdige Gebinde reſpektirte ich auch gern ſo lange wie möglich, und konnte mich zu deſſen Auflöſung nicht eher entſchließen, als bis nach vierzehn Tagen der Muſikus kam, ſeinen Bogen forderte, und ich in ſeiner Gegenwart den räthſelhaften Knoten löste.

Nachdem die Dem. K. ſchon ſeit zwei Monaten unſere Wohnung verlaſſen hatte und es ihr in ihrer neuen Behauſung an einem Nähtiſche fehlte, ſo ſchenkte meine Frau ihr den der Tante, deſſen ſie nicht bedurfte. Als nun eines Abends der Bediente kam, um ſolchen abzuholen, und wir vergeſſen hatten, ihn von ſeinem Inhalte zu leeren, ſo warf ich in der

Eile alle darin befindlichen meiſt unnützen Kleinigkeiten, welche die Tante jedoch ſorgfältig aufbewahrt hatte, auf den Fußboden und ließ ihn verabfolgen. Einige Stunden darauf hörte ich in dem Kabinette mehrmals *klopfen* und *kramen* unter beſagten Kleinigkeiten. Wahrſcheinlich mißgönnte die Tante jener Demoiſelle den Tiſch, der ihr einſt ganz beſonders lieb war, und war zugleich auch ungehalten auf mich, daß ich ihre Kramſachen ſo herabgewürdigt hatte.

Nun hörten wir im Verlaufe mehrerer Wochen nur zuweilen ein *Klopfen* theils an der innern hölzernen, theils an der äußeren ſteinernen Wand des Kabinettes; doch ſchien es ſich nicht gerade auf uns zu beziehen. Einmal hörte ich auch am hellen Tage *etwas* aus dem Kabinette durch mein Zimmer und mir dicht vorbei bis in unſer Schlafzimmer hinein, *leiſe aber mit der größten Schnelligkeit laufen*; doch wir ſahen nichts und konnten auch keine Urſache davon auffinden.

Eines Abends tranken wir in Geſellſchaft einiger Freunde in unſerm Schlafzimmer Thee. Meine Frau, die noch an den Folgen eines Wochenbettes, in welchem uns am 12. Jan. 1835 wiederum eine Tochter geboren wurde, unwohl war, lag auf einem Sopha und zwar dem nämlichen, auf welchem die Tante das Jahr zuvor erkrankte und das heil. Abendmahl empfing; auch ſtand es noch an der nämlichen Wand. Während einem traulichen Geſpräche hörten wir auf einmal ein ſtarkes Klopfen an der Wand gerade über meiner Frau, ſo, als ob jemand mit einem Stocke daran ſchlüge, und zugleich entſtand auf der unternen Toilette ein Klirren an den geſchliffenen Gläſern der darauf ſtehenden Leuchter, wie wenn ein vorbeifahrender Wagen das Haus erſchütterte. Es war aber damals auf der Straße alles ruhig und ein ſolches Klirren haben wir in dieſem Hauſe weder vorher noch nachher gehört, auch wenn ſelbſt ſchwerbeladene Wagen vorbeifuhren; auch war die Wand, an welche geklopft wurde, innerhalb der Wohnung und grenzte an keinen Nachbar, dem man ſolches hätte zuſchreiben können. Meiner Frau fiel zuerſt die Tante ein, und als nun von ihr und ihrem Tode geſprochen wurde, fand ſich's auch, daß es an jenem Tage gerade der 10. März war, an dem ſie das Jahr zuvor ſtarb.

Am 10. April 1835, Nachmittags gegen vier Uhr, ſaß in der Kinderſtube, die unmittelbar an die Küche grenzte, die Wärterin, ein Mädchen von ſiebenzehn Jahren, mit dem drei Monat alten Kinde auf dem Schooß, um es einzuſchläfern. Ihr gegenüber, an der Küchenwand, ſtand ein großer, ſehr alter, noch vom Großvater herſtammender Schrank. Ich war nicht zu Hauſe, aber meine Frau war in die Küche gerufen und gerade im lebhaften Geſpräche mit einem Handelsmanne. Da entſtand in dieſem Schranke ein heftiges Kniſtern, Krachen und Klopfen, das mit einem ſtarken Knalle endigte. Die

Wärterin erſchrack ſehr, meinte, der Schrank müſſe brennen, und rief meiner Frau; dieſe hörte den Ruf aber nicht, ſondern nur den Lärm und glaubte, daß die Wärterin ſolchen mache. Gleich darauf entſtand aber wieder ein gleiches Kniſtern, Krachen und Klopfen, das ebenfalls mit einem ſtarken Knalle endigte, ſo, daß nun meine Frau, wie auch der Handelsmann in ihrem Intereſſe gänzlich geſtört wurden, und erſtere ſogleich in das Kinderzimmer eilte, um die Wärterin zur Rede zu ſtellen, warum ſie einen ſolchen Lärm mache und das Kind ſtöre; auch hatte ſie ihr dabei einen ernſtlichen Verweis zugedacht. Aber ſie findet ſie zitternd und leichenblaß, ſich beklagend, daß man ihr ängſtliches Rufen nicht gehört habe, und behauptet, der Schrank müſſe brennen. Kaum hatte ſie dieſes ausgeſprochen, als nun zum dritten Mal und in Gegenwart meiner Frau wieder daſſelbe Kniſtern und Krachen mit untermiſchten Schlägen, als ob bei einem Kürſchner Pelze ausgeklopft würden, begann, das ebenfalls mit einem ſehr ſtarken Knalle endigte; und ſo mußte denn meine Frau mit der Wärterin den Schreck theilen.

In und an dem Schranke war nichts zu entdecken, was dieſen Lärm konnte verurſacht haben. Uns fiel daher wieder die Tante ein, und als wir über den möglichen Grund dieſes Ereigniſſes weiter nachſannen, ſo fand ſich's, daß gerade an dieſem Tage die Wärterin zum erſten Male ein von meiner Frau ihr geſchenktes, aber früher der Tante gehöriges Kleid an hatte. Alſo wieder ein Beweis ihres Unwillens, wenn etwas von dem Ihrigen in fremde Hände kam und benutzt wurde; ganz entſprechend ihrer Eigenheit, die ſie ſchon vor dem Tode hatte. Hingegen bei Verſchenkung ihrer Sachen an Perſonen, die ſie beſonders liebte, ereignete ſich dergleichen nicht.

Den 16. April, Abends gegen zwölf Uhr, ſaß ich an meinem Schreibtiſche, war in philoſophiſche Spekulationen vertieft und ſchrieb. Alle meine Hausgenoſſen ſchliefen. Da entſtand mir zur Seite und zwar bei der Thüre des Kabinets ein ganz beſonderes, von uns noch nie gehörtes Geräuſch, das mich ſtörte und meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Es war ein dumpfes, ſchwerfälliges, gewaltſames und ziemlich lang anhaltendes Hin- und Herbewegen, und anzuhören, wie wenn eine erwachſene Perſon ſich in einem weichen Bette herumwirft und dabei öfters mit den Armen an die Bettſtelle ſtößt. Nachdem es wieder ſtille wurde, ſtand ich auf, um die Urſache davon ausfindig zu machen, und vermuthete, daß, wenn gleich gegen alle Wahrſcheinlichkeit, ſich doch vielleicht ein fremder und großer Hund ins Vorzimmer könnte geſchlichen und ſolches bewirkt haben; doch bei aller erſinnlichen Unterſuchung war dennoch keine Urſache davon zu entdecken. Ich ging nun ohne weiteres Bedenken wieder zurück und ſchrieb. Da ſtörte mich nochmals ein eben ſolches Geräuſch, das aber noch ſtärker war und gegen vier Minuten anhielt. Da ich jetzt wußte, daß keine ſichtbare Urſache es veranlaßte, ſo wurde mir dabei ſo unheimlich und ſchauerlich zu Muthe, daß ich mich bald aus meinem Zimmer entfernte und zu Bette ging. Meiner Frau wollte ich an dieſem Abende nichts von dieſem Vorfalle erzählen, um ihre Phantaſie nicht aufzuregen; als ich mich aber niederlegte, erwachte ſie und ſagte: „welch einen unangenehmen Traum habe ich ſo eben gehabt.“ „Welchen?“ „Mir träumte, ich läge mit einer Leiche im Bett und hätte mich mit derſelben darin herumgewälzt.“ „Welche Leiche war es?“ Sie wußte es nicht.

Da ich ziemlich geübt bin, um nach dem Gehör den Ort beſtimmen zu können, wo ein Geräuſch ſtatt findet, und da dieſes mir zur rechten Seite und zwar an demſelben Platze war, wo ich früher nach Leſung jenes Briefes die Tritte wahrnahm, ſo war ich auch überzeugt, daß es nicht hinter mir, in dem bei weitem entfernter gelegenen Schlafzimmer, deſſen Thüre noch überdies zu war, durch meine träumende Frau konnte hervorgebracht ſeyn, oder daß auch ſie ſolches im Schlafe wahrgenommen und ihre Phantaſie es ihr zu jenem Traume hätte ausbilden können.

Da wir die Ausführung eines ſchon öfter beſprochenen Planes, Wohnung und Stadt zu verlaſſen und nach M. zu reiſen, ein paar Tage zuvor mit Beſtimmtheit entſchieden hatten, ſo glaube ich, daß die

Tante mit jenem Geräuſch uns ihr Mißfallen darüber habe ausdrücken wollen.

Nach Verlauf einiger Wochen ſtörte mich um dieſelbe Zeit bei ähnlicher Beſchäftigung und an derſelben Stelle wiederum ein ſolches, aber noch gewaltſameres und länger dauerndes Wälzen und Bewegen; es war ein Getöſe, bei dem mir unbeſchreiblich unheimlich und grauenhaft zu Muthe wurde.

Mir fiel natürlich wieder die Tante ein und höchſt alterirt und unwillig darüber, daß ich nicht ſah, was ſich bewegte, und auch nicht wußte, was es bedeute, ermannte ich mich, ſtand auf und ſprach laut und mit ſtrengem Ernſte: „Kannſt du dich denn in deinen jetzigen Lebensverhältniſſen nicht um etwas Beſſeres bekümmern und etwas deiner Würdigeres beginnen, als hier ſolch elendes Poſſenſpiel zu treiben? wenigſtens verſchone uns damit, und ſuche Belehrung, Zufriedenheit und Glückſeligkeit in dir und bei deinesgleichen.“ Während dieſer Worte wurde es ſtill. Nun ging ich zu Bett, meine Frau ſchlief, und ich erzählte ihr den Vorfall erſt am andern Morgen. Sie aber hatte diesmal nichts davon geträumt.

Seitdem wurden wir nicht weiter beunruhigt; nur die Dienſtmädchen wollten noch bis zu unſerer Abreiſe, die gegen Ende Auguſt erfolgte, zuweilen ein Kniſtern in der Küche gehört haben.

Obgleich wir bei allen dieſen Vorfällen nie etwas ſahen, um darnach beſtimmen zu können, was wir eigentlich hörten, ſo glauben wir uns doch berechtigt, es allein der Tante zuzuſchreiben, da es ſo ganz mit ihrem uns ſo bekannten Charakter übereinſtimmte, und auch nicht zu vermuthen iſt, daß ein anderer uns weniger bekannter Geiſt ein ſo ſpezielles Intereſſe an uns und unſern Sachen haben konnte.

Hier in M., woſelbſt wir ſchon über ein Jahr ſind, haben wir noch nichts der Art gehört.

Benannte Erfahrungen ſcheinen mir aber meine frühere Anſicht zu beſtätigen, daß die Sterbenden mit all ihren verjährten Eigenheiten, Vorurtheilen und Neigungen, wie mit ihrem individuellen Charakter überhaupt, hinübergehen und ſo lange bleiben, was und wie ſie ſind, bis ſie endlich in und durch ſich ſelbſt zur Beſonnenheit erwachen und aus freiem Triebe das Gute, Schöne und Wahre ſuchen und ſich anzueignen ſtreben.

6.

Eine wahrheitsliebende Freundin, deren ſiebenzigjährige noch lebende Mutter ich ebenfalls befragte, erzählte mir Folgendes.

In meiner frühen Jugend pachtete mein Vater in B.... ein Landgut, deſſen Wohngebäude in einem romantiſchen Parke lag und von hohen Bäumen beſchattet wurde. Da unſere Familie zahlreich war, ſo bezogen meine Eltern die Zimmer des zweiten Stockes, der geräumiger und bequemer für uns war, obgleich die wohlmeinenden Hofleute meinem Vater ſchon erzählt hatten, daß es in dieſer Etage nicht geheuer ſey und ſich daher ſehr über dieſe Wahl wunderten. Aber mein Vater hielt die Erzählung dieſer Leute nur für ein Ammenmährchen und lachte über ihre ſo einfältige Beſorgniß. Doch ſchon in der erſten Nacht ließ ſich gegen zwölf Uhr an derjenigen Thüre, die ins Schlafzimmer meiner Schweſtern führte, ein anfänglich leiſes Klopfen hören, das ſich aber zu ihrem Erſtaunen mit jeder Minute verſtärkte. Sie ſprangen ſogleich auf, unterſuchten das ganze Haus, fanden aber nichts, das einen ſolchen Lärm könnte veranlaßt haben; auch wohnte außer uns niemand im Hauſe, und alle äußeren Thüren waren gehörig verſchloſſen. Da nun dieſes Klopfen allnächtlich wiederholt wurde, ſo beklagten ſich meine Schweſtern bei den Eltern, die am entgegengeſetzten Ende des Hauſes ihr Schlafzimmer hatten, daß ſie keine Nacht ruhig ſchlafen konnten. Aber mein Vater, der ihrer Erzählung durchaus keinen Glauben beimeſſen wollte, ließ mehrere Wochen vergehen, ehe er ſich entſchloß, den ſo dringenden Bitten meiner Schweſtern nachzugeben und einmal die zwölfte Stunde in ihrem Schlafzimmer abzuwarten.

Es war an einem trüben Herbſtabende, als dieſer Entſchluß ausgeführt werden ſollte, und meine Eltern ſich in das Schlafzimmer meiner Schweſtern begaben; auch ich ging mit, und obwohl ich damals noch ſehr jung war, ſo blieb mir doch dieſer Abend unauslöſchlich im Gedächtniſſe. Mein Vater, von meinen ältern Geſchwiſtern umringt, ſaß Tabak rauchend auf einem der Betten, und meine Mutter an einem Tiſche, den Abendſegen leſend, dem ich auch mit Andacht zuzuhören ſchien; doch meine ganze Aufmerkſamkeit war nur auf die Thüre gerichtet. Endlich fing es nun auch wirklich an zu *klopfen*; zuerſt *nur ſchwach, dann aber immer ſtärker und ſtärker*. Da erinnerte ſich meine Mutter eines Geiſterſpruches, den man ihr in der Jugend gelehrt hatte, und ſprach mit gefalteten Händen: „Biſt du ein böſer Geiſt, ſo hebe dich weg, im Namen der heiligen Dreifaltigkeit; doch biſt du ein guter, ſo komm, und ſage, was dein Begehren iſt.“

Kaum hatte meine Mutter dieſe Worte ausgeſprochen, als ein ſo heftiger Schlag an die Thüre geſchah, daß dieſe gewaltſam aufſprang. Wir alle fuhren zuſammen, wurden todtenbleich und blickten mit ſtarren Augen auf die Thüre hin, voll banger Erwartung des nun Kommenden. Mein Vater, nachdem er vergebens einige Augenblicke auf den eingeladenen Gaſt gewartet hatte, ſprang auf, nahm ein Licht, durchſuchte jeden Winkel des Hauſes, und *fand nichts*. Am andern Morgen ſchickten meine Eltern zu einem griechiſchen Geiſtlichen, um eine Meſſe leſen und das ganze Haus mit Weihwaſſer beſprengen zu laſſen. Zwei Tage nach dieſer kirchlichen

Handlung blieb es ruhig; doch nach Verlauf derſelben begann wiederum das Klopfen wie früher. Wir zogen daher aus, und mietheten uns auf einem benachbarten Gute eine Wohnung.

Ein Kapitän des G — ſchen Regiments, wie auch andere nachherige Bewohner, wurden in jenem Hauſe eben ſo ſehr und auf gleiche Art beunruhigt, wie wir.

7.

Herr F., ein gebildeter und zuverläſſiger Mann, erzählte mir vor zwei Jahren Folgendes.

Ich war von acht Kindern das jüngſte, und verlor meine Mutter, die mich vorzugsweiſe liebte, ſchon in meinem ſechsten Jahre. Am Tage vor ihrem Tode ſagte ſie zu mir, indem ſie mir zum Abſchied die Hand reichte, „wir werden uns wiederſehen.“

Nach dem Begräbniſſe meiner Mutter erzählte ich meinem Vater dieſe Worte, und er benutzte ſie zu der Ermahnung, meine Mutter und ihn ferner zu lieben und künftig durch Fleiß und gutes Betragen ihnen Freude zu machen.

Zweiundzwanzig Jahre nachher verliebte ich mich in ein ſechzehnjähriges Mädchen, hatte den Entſchluß gefaßt, es zu heirathen, und war eines Abends allein in meinem Zimmer, um an ſeine Pflege-Eltern zu ſchreiben, und um deſſen Hand anzuhalten.

Während ich nun dieſen Brief ſchrieb, blickte ich zufällig auf und ſah meine Mutter ganz lebhaft vor mir ſitzen, den Finger aufheben und mit deutlichen Worten hörte ich ſie ſagen: „thue das nicht.“ Ich erblickte ſie in derſelben Kleidung, wie ich ſie einen Tag vor ihrem Tode als ſechsjähriger Knabe geſehen hatte, wurde durch ihre Erſcheinung nicht im geringſten alterirt, und ſtand auf, um ihr die Hand zu reichen, aber in demſelben Augenblicke verſchwand ſie.

So auffallend mir auch dieſes Ereigniß war, ſo ließ ich mich dadurch doch nicht von meinem Vorhaben abhalten, ſondern beendigte meinen Brief. Am folgenden Morgen las ich ihn meinem Vater vor. Er war mit meinem Heirathsprojekte zufrieden und gab ſeine Einwilligung; aber meine ernſte Erzählung von der geſtrigen Viſion fand er höchſt lächerlich.

So in meinem Entſchluſſe durch väterliche Einwilligung noch beſtärkt, kehrte ich zurück in mein Zimmer, um den Brief abzufertigen. Nachdem ich ihn verſiegelt hatte, und ſo eben die Aufſchrift machen wollte, da erblickte ich wieder, wie Tages zuvor, bei mir ſitzend, meine Mutter, und abermals erhob ſie warnend den Finger und ſagte: „thue das nicht.“ Ich ſtand wieder auf, um ihr die Hand zu reichen, aber noch ehe dies geſchehen konnte, war ſie verſchwunden.

In meinem nun einmal gefaßten Entſchluſſe ließ ich mich durch dieſe wohlgemeinte Warnung aber nicht irre machen und ſchickte den Brief wirklich ab.

Die Folge davon war eine zehnjährige, unglüc
liche und kinderloſe Ehe, und dann — gerichtlich
Scheidung.

8.

Eine gebildete und rechtſchaffene Frau erzähl
mir, mit Beſtätigung ihres Mannes und ihrer e
wachſenen Kinder, folgende Erfahrung.

Meine jüngere Schweſter, deren Erziehung i
übernahm und vollendete, liebte und achtete mi
wie eine Mutter; doch beſonders anhänglich war ſ
an meine Kinder und nahm auch, nachdem ſie nic
mehr bei uns wohnte, an unſern Freuden und Leide
noch immer den innigſten und herzlichſten Antheil.

Sie war ſanft, nachgiebig, duldſam und höch
liebreich, aber leider auch eitel, leichtſinnig un
leidenſchaftlich ſinnlich, ſo, daß ſie endlich dur
Schmeicheleien und falſche Verſprechungen nicht nu
zu Unbeſonnenheiten verleitet, ſondern auch tief g
kränkt durch eine unglückliche Liebe, ſich ſolche Wide
wärtigkeiten und Seelenleiden zuzog, daß ihr ohneh
etwas ſchwächlicher Körper ſehr bald denſelben unte
lag. Gegen das Ende ihres irdiſchen Lebens wohn
ſie wieder in unſerm Hauſe, woſelbſt ſie auch, na
vielen Leiden und einem ſchweren Todeskampfe, Mi
tags den 29. Okt. 1832 verſchied.

Sonderbar und auffallend war es, daß eine e
meine Schweſter ſehr attachirte Katze, die ſie ein

auf der Straße fand und aus Mitleid zu ſich nahm, kurz vor ihrem Tode wie raſend wurde, in großen Sätzen durch die Zimmer ſprang und ſogleich nach demſelben aus dem Hauſe entfloh, und auch nicht wiederkam.

Schon in der erſten Nacht nach dem Tode meiner Schweſter hörten wir in dem Zimmer, wo die Leiche ſtand, ein ganz beſonderes Raſſeln, Gehen und Toben. In der zweiten Nacht entſtand in unſerm Schlafzimmer in der dicht neben uns befindlichen Kommode ein ſo ſtarkes Krachen, Knacken und Ziehen, daß mein Mann mich und ich ihn höchſt erſchrocken anſah. Am dritten Abend waren wir ausgegangen und nur meine älteſte Schweſter, die allein zu Hauſe blieb, war bei der Leiche beſchäftigt; die Dienſtboten befanden ſich gerade im untern Stocke. Da hörte ſie auf einmal an die Stubenthüre ſchlagen und werfen, ſo, daß ſie ſogleich laut fragte, wer da ſey. Als aber keine Antwort erfolgte, ging ſie ſelbſt hin, um nachzuſehen.

Da ſie aber niemand fand, ſo bemächtigte ſich ihrer ein ſo unheimliches Grauen, daß ſie gern ſogleich das Haus verlaſſen hätte, und nur mit großer Ueberwindung entſchloß ſie ſich noch, unſere Nachhauſekunft abzuwarten.

Nach dem Begräbniß hörten wir nun jede Nacht die Thüre des Zimmers, in dem die Leiche ſtand, mehrmals mit Gewalt aufreißen und wieder zuſchlagen, und zugleich ein geſchäftiges Umhergehen und Poltern, wodurch nicht nur meine Kinder, die ganz in der Nähe ſchliefen, ſondern auch wir, allnächtlich auf die ſchauerlichſte Weiſe im Schlafe geſtört wurden.

Nachdem dieſe nächtlichen Störungen nun ſchon vier Wochen hindurch gedauert hatten, ſo entſchloß ich mich, zu möglichſter Beruhigung meiner Kinder, nun auch in ihrem Zimmer, wo der Lärm am meiſten gehört wurde, zu ſchlafen, was jedoch meinem Manne nicht ganz behaglich zu ſeyn ſchien, denn auch in ihm bewirkten dieſe Ereigniſſe ſehr ſchauerliche Gefühle, obwohl er an Geiſterwirkungen nicht glaubte oder glauben wollte, und darum auch damals nie über dieſe Vorfälle ſprach.

Nun erſt hörte ich ganz in der Nähe dieſes ſo oft wiederholte Hin- und Hergehen, das Krachen und Knarren der Kommode, wie wenn man ſchwerfällige Schubladen aus- und einſchiebt; und an den Tiſchen klang es, als ob ein menſchlicher Körper ſich darauf herumwälze; und dieſes alles geſchah ſo laut, daß ich und die Kinder, auch wenn wir feſt eingeſchlafen waren, immer wieder mit den ſchauerlichſten Gefühlen aufgeſchreckt wurden.

Nachdem dieſe uns ſo unbegreifliche Geſchäftigkeit nun nochmals vier Wochen lang gedauert hatte, und wir ſo, während zweier Monate, keine Nacht ruhig ſchlafen konnten, viele Angſt ausgeſtanden hatten, und nun einmal dieſes Toben uns auf eine beſonders heftige Weiſe erweckte, da rief ich im höchſten Unmuthe aus: „Mein Gott! was iſt das für ein Poltern und Wirthſchaften, warum geſchieht ſolches, und warum kann man denn im Hauſe keine Ruhe haben?“ Da ward es ſogleich ſtille und von dieſem Augenblicke an wurde unſere Ruhe durch kein ſolches Geräuſch mehr geſtört.

Nachher ſah ich im Traume oftmals meine Schweſter, aber immer nur in einem höchſt unglücklichen Zuſtande.

Im Mai 1833, früh Morgens, es war mein Geburtstag, an welchem mich meine Kinder immer mit Geſang wecken und wobei ſonſt auch meine verſtorbene Schweſter jedesmal mitwirkte, war es mein erſter Gedanke, daß ſie diesmal nun leider nicht zugegen ſey. Und indem ich ſo, ihr ziemlich hoch hängendes Bildniß unverwandt und mit inniger Wehmuth anſah, und dabei dachte: vielleicht biſt du doch heute geiſtig bei uns und nimmſt, wenn auch unſichtbar, noch Antheil an unſerer Freude; da glitt noch während dem Geſange der Kinder dieſes Paſtellbild ganz ſanft längs der Wand herunter und blieb auf der darunter befindlichen Kommode, ohne alle Beſchädigung, aufrecht ſtehen.

Wir Alle ſahen uns bei dieſem Ereigniſſe nachdenklich und ſchweigend an, denn weder der Nagel noch der Ring, an denen das Bild ſchon geraume

Zeit ruhig gehangen hatte, waren losgegangen, und durch keine ſinnliche Veranlaſſung konnte ſein Herabfallen erklärt werden.

9.

Der Bruder meiner jetzigen Frau träumte einſt in ſeinem neunzehnten Jahre, daß ein ehrwürdiger Greis zu ihm gekommen ſey und ihm Folgendes geſagt habe.

„Junger Menſch, reiche mir deine rechte Hand, du biſt immer gut und fromm geweſen; doch entziehe dich jetzt mehr den weltlichen Zerſtreuungen, bete fleißiger und unterhalte dich mehr mit Gott, denn in zwei Jahren wirſt du ſterben.“

Da dieſer Traum einen höchſt lebhaften Eindruck auf ihn machte, ſo glaubte er auch unumſtößlich an die Erfüllung deſſelben und ließ ſich auf keine Weiſe den Glauben an deſſen Bedeutſamkeit ausreden.

Seitdem wurde er ſehr in ſich gekehrt und nachdenkend, mied möglichſt allen geſellſchaftlichen Verkehr, war am liebſten ganz allein und beſchäftigte ſich dann nur mit religiöſen Betrachtungen.

Nach Verlauf von beinahe zwei Jahren erkrankte ſein Freund und Stubenkamerad am hitzigen Nervenfieber. Von dieſem wurde er angeſteckt und ſtarb auch an dieſer Krankheit, zu der im Traum ihm voraus beſtimmten Zeit.

10.

Die Gattin des Hofmalers O. J. ſtarb im Juni 1823. Zwei Stunden vor ihrem Ende trat der tief beſorgte J. an ihr Bett und fragte: „Liebe Adelheid, wie fühlſt du dich?“ „O!“ antwortete ſie, „ich fühl' mich außerordentlich wohl; ſtöre mich nicht; — ſtill — ſtill — ich höre tauſend und tauſend Engel mein Grablied ſingen; — ſt — ſt — jetzt endigen ſie den erſten Vers. Otto, nimm Papier und Feder, ich will dir diktiren. Nun fangen ſie den zweiten Vers an.

Die wir zu allen Stunden
Im Guten dich gefunden,
Wir graben dir dein Grab;
Die Welt mit ihren Leiden
Wird hier von dir nun ſcheiden,
Drum wirf die Hülle ab.

Jetzt fängt der dritte und letzte Vers an, den darfſt du aber noch nicht wiſſen, weil es mir verboten wird; ſpäter wirſt du ihn erfahren.“

Aber den Inhalt deſſelben ahnete er dennoch. Er ließ ſeiner Gattin ein Doppelgrab mauern, und wurde auch wirklich zwei Jahre ſpäter, *neben ihr* in demſelben begraben.

Beobachtungen aus dem Gebiete des Traum- und magnetiſchen Lebens der Seele.

(Aus Preußen von Dr. Zt — h.)

1. **Ein prophetiſcher Traum.** Madame S. träumte in der Nacht vom 20—21. März 1836, daß ſie ſich auf dem Dome bei ihrer Schwägerin befinde, welche im Begriff ſey, einen Fiſch, deſſen Kopf- und Halsgegend ganz entartet, entſtellt und zerriſſen ausſah, zu ſchlachten. Die Träumerin erſchrack heftig darüber und machte die Schwägerin auf die üble Geſtalt des Fiſches aufmerkſam. Nach drei Tagen erkrankte das, wie zur Familie gehörig betrachtete und auch ſo behandelte Mädchen der Schwägerin unſerer Träumerin; nach heftigem Fieberſturm bildete ſich eine Geſichtsroſe aus und die ganze Krankheit nahm ſehr bald den Charakter einer Febris nervosa an; Geſicht und Hals waren ſehr aufgetrieben, durch Blaſen und Eiterung entſtellt; der Tod erfolgte am 30. März. Merkwürdig iſt es, daß acht Wochen früher eine Frau in der Nachbarſchaft an derſelben Krankheit ſtarb, und daß dieſe in ihren Phantaſien von dem Hofe und dem Zimmer (in den Hintergebäuden) nicht wegzubringen war, in welchem dieſes Mädchen wohnte und, obgleich beide gar keinen Umgang hatten, ſich doch fortwährend mit ihr und ihrer baldigen Krankheit beſchäftigte.

2. **Ein poetiſch prophetiſcher Traum.** Herr Kaufmann G. hatte am 1. April 1856 einen wunderbaren Traum. Ungefähr ſeit drei Monaten verheirathet, litt derſelbe ſeit mehreren Wochen an der Bruſt und an einem fieberhaften Zuſtande, mit welchem des Nachts ein heftiger Schweiß verbunden war. In dem Traumgeſicht jener Nacht kam es ihm vor, als ſey der Hochzeittag und der Tag der Taufe des Kindes ein und derſelbe Tag. Er ſah viele Gäſte, und nun trat Jemand in einer Maske auf und ſagte viele höchſt wohlklingende gereimte Verſe erfreulichen Inhalts für beide Eltern her. In dem Deklamator erkannte er ſich ſelber, worüber er erwachte und ſich heftig in Schweiß gebadet fand. Jedoch konnte er in demſelben Augenblicke noch mehrere Verſe herſagen, und freute ſich ſehr über den lieblichen Wohlklang derſelben. Nach dem Einſchlafen ſtand daſſelbe Bild vor ſeiner Seele und es erſchien eine zweite verkleidete Perſon, welche ebenfalls wieder auf die Veranlaſſung des Feſtes bezügliche wohltönende Verſe herſagte, und auch in dieſer Perſon erkannte er ſich ſelber. Er erwachte zum zweiten Male, ſagte auch hier die letzten im Gedächtniß ihm vorſchwebenden Verſe her, ſchlief wieder ein und daſſelbe Traumgeſicht wiederholte ſich zum dritten und dann zum vierten Male, ſo daß ſich der Träumer viermal in ganz verſchiedenen Kleidungen und viele auf dieſelben paſſende wohltönende Verſe recitirend

erblickte. Leider hatte derſelbe bei jedem Erwachen nur die Schlußverſe behalten, und als er nach dem vierten Traume, deſſen Verſe für ihn, als Vater, am ergreifendſten waren, in einen ſanften Schlaf ohne Traum verfiel und Morgens aus dieſem erwachte, da wußte er gar keine Verſe mehr, und nur die Erinnerung an die wunderſame liebliche Scenerie des Traumes war ihm geblieben mit dem Bewußtſeyn, im Schlaf und Traum herrliche wohltönende Verſe gemacht zu haben, wozu er die Fähigkeit bis dahin im Wachen in der gewöhnlichen bewußtvollen Exiſtenz noch niemals in ſich verſpürt hatte. Dieſer Traum erhält durch die nachfolgenden Data beſondere Wichtigkeit. Madame G., die Gattin unſeres Träumers, ward Ende November 1836 von einem Mädchen entbunden, und da die nächſten Verwandten, welche ſehr weit entfernt wohnten, ſchrieben, daß ſie zur Taufe nicht erſcheinen konnten, ſo ward beſchloſſen, das Kind ganz in der Stille zeitig taufen zu laſſen. Plötzlich kommt ein Brief eines in Oſtpreußen wohnenden Bruders des Herrn G. an, in welchem derſelbe meldet, daß er, falls die Taufe nach Weihnachten, etwa in den erſten Tagen des Januar angeſetzt ſey, mit ſeiner Gattin kommen würde. Hierdurch ward Herr G. genöthigt, die Taufe aufzuſchieben, und nun plötzlich fiel ihm der Traum ein, nach welchem Hochzeit- und Tauftag derſelbe Tag war. Dieſer war der 1. Januar, und ohne ſich zu bedenken, antwortete er dem Bruder, daß er an dieſem Tage ihn zur Taufe erwarten würde. Dieſen Tag hatte er freilich freiwillig gewählt, indeß lag der Grund dieſer Wahl deßhalb nahe, weil der Bruder, der erſt nach Weihnachten abreiſen wollte, nicht vor Anfang des Januar hier ſeyn konnte. Aber der weitere Inhalt des Traumes, welcher dem Herrn G. in ſeinen Einzelnheiten faſt aus dem Gedächtniß entſchwunden war, ſollte ſich noch weit wunderbarer erfüllen. Der 1. Januar kam heran, es waren zur großen Kindtauffeier viele Gäſte geladen, allein der Bruder war noch am Morgen des 1. nicht da. Herr G. in großer Unruhe und Verlegenheit wartete und hoffte; die Gäſte verſammelten ſich, der Bruder allein fehlte. Man war allgemein in unbehaglicher Stimmung. Plötzlich fuhr ein Wagen vor; Herr G. flog den Ankommenden entgegen, allein ſtatt des Bruders kamen ihm drei maskirte Damen und ein maskirter Herr entgegen. Befremdet führte Herr G. die Masken ins Zimmer zu den Gäſten, worauf zwei junge Mädchen nacheinander in Maske ein Gedicht recitirten, welches auf den vorjährigen Hochzeitstag Bezug hatte, und bei dem Herrn G. plötzlich den früheren Traum in das Gedächtniß zurückrief, denn er glaubte das ganze Gedicht wiederzuerkennen, beſonders an den Schlußſtrophen, und fühlte ſich betreten und überraſcht zugleich. Die dritte maskirte Dame recitirte ein Gedicht, bezüglich auf den Täufling, gerade ſo, wie Herr G. im Traume geſehen und gehört hatte; die vierte Maſke, ein Herr, redete in einem Gedicht beide Eltern an und zwar auf eine ſo herzliche, innige Weiſe, daß dieſelben tief gerührt wurden. Nach einer Erkennungsſcene zwiſchen Herrn G., ſeinem Bruder nebſt Gattin und zwei Schwägerinnen folgten die Erklärungen. Der Bruder des Herrn G., ein gewandter und geiſtreicher Mann, hatte die vier Gedichte verfertigt, um ſeinen Bruder recht zu überraſchen. Vor drei Stunden angekommen, hatte er die wenige Zeit zum Ankleiden benutzt. Herr G. theilte ihnen ſeinen Traum mit, in welchem er die ganze Scene vorausgeträumt und ſich in vierfacher Rolle geſehen hatte. Wunderbar blieb ihnen und bleibt der Umſtand, daß Herr G. auf das Beſtimmteſte verſichert, dieſelben Gedichte an den ganz gleichen Schlußverſen wiedererkannt zu haben, die er alſo mindeſtens neun Monate vorher geträumt oder vielmehr im Traum gedichtet hatte, während ſie ſein Bruder erſt kürzlich im wachen Zuſtande gerade ſo dichtete, wie Herr G. im Traum vorausgewußt hatte.

Auf welche Gemeinſchaft des Geiſtes, auf welche Wechſelwirkung der Seelen auch bei großer Entfernung läßt dieſer Fall zurückſchließen! —

3. Eine Erſcheinung im Augenblick des Todes, deren Verheißung ſich nach vier Jahren erfüllte, theilte mir Madame T. mit. Herr D. hatte ſchon lange gekränkelt, war ſehr oft ſchon todt geſagt

und hatte ſich immer wieder erholt. Eines Morgens (den 16. März 1852) um fünf Uhr träumte der Mad. T., es öffne ſich die Thüre und ihr Gevatter D., der ſtets zu ihr eine beſondere Anhänglichkeit gehabt hatte, trete in einem Anzuge herein, wie er ihn immer des Sonntags getragen, wenn er in die Kirche ging. Madame T. fragte ihn im Traume erſtaunt, was er ſo früh ſchon wolle und ob er denn wieder ganz geſund ſey, worauf Herr D. freundlich erwiederte, daß er gänzlich geneſen und nun im Begriff ſey, eine ſehr weite Reiſe um die Welt vorzunehmen. Er komme jedoch, um von ihr Abſchied zu nehmen und habe noch eine Bitte an ſie. Er habe nämlich einen Brief an ſeine Frau, welchen ſie (die T.) ihr mit der Verwarnung übergeben ſolle, denſelben nicht eher, als nach vier Jahren am heutigen Datum zu eröffnen. Er ſelbſt werde nach vier Jahren am heutigen Tage Morgens um fünf Uhr von ſeiner Reiſe zurückkehren und ſich ſelbſt die Antwort holen, aber ſie dürfe den Brief auf keine Weiſe früher erbrechen. Sie (die T.) noch möge den Inhalt erkennen. In dieſem Augenblick habe ihr Herr D. einen ſchwarz verſiegelten Brief überreicht, deſſen Inhalt ſie bei der durchleuchtenden, glänzenden Schrift mit einem Blick erkannt und daraus geſehen habe, daß die Frau des Herrn D., mit welcher er ihres Leichtſinns wegen in ſchlechter Ehe gelebt hatte, nach vier Jahren ſterben werde. In dieſem Momente habe ſie ihre Hand gedrückt gefühlt, wodurch ſie während des Verſchwindens der Erſcheinung heftig aufgeſchreckt und erwacht ſey. Sogleich bildete ſich in ihr die feſte Ueberzeugung, daß ihr Gevatter D. geſtorben und ihr wirklich erſchienen ſey. Dies beſtätigte ſich denn auch nach einer halben Stunde, wo die Frau des Herrn D. den um fünf Uhr erfolgten Tod ihres Mannes anſagen ließ. Madame T. glaubte feſt an die Wirklichkeit der Erſcheinung im Traume und erzählte der Wittwe D. denſelben mit beſonderer Betonung und Hervorhebung desjenigen Theiles des Traumes, welcher ſich Hinſichts des Briefes auf dieſelbe bezog, ohne jedoch gerade auszuſprechen, daß ihr nach vier Jahren erfolgender Tod darin ausgeſprochen geweſen ſey. Indeß machten dieſe verſchiedenen Andeutungen auf die Frau D. nur einen geringen Eindruck. Sie entſchloß ſich nach einem halben Jahre zu einer zweiten Heirath, und dieſe Gelegenheit benutzte Madame T., um jene von einem großen Leichtſinne zu heilen und die aus ſchlechten Gründen beabſichtigte Heirath zu hindern, und zwar dadurch, daß ſie der Frau D. eröffnete, daß in dem bewußten Traumbriefe ihr in einigen Jahren erfolgender Tod geſtanden habe, daß alſo eine neue Heirath in dieſem Falle nur mit den ſchlimmſten Folgen für ihre drei Kinder verbunden ſeyn würde, weshalb ſie ſich lieber nicht verheirathen ſolle. Frau D. jedoch verlachte alle Ermahnungen und meinte, ſie hoffe bei ihrem kräftigen Körper und ihrer Jugend (ſie war ſiebenundzwanzig Jahre alt ſehr alt zu werden. Sie heirathete wirklich, ergab ſich aber immer mehr einem ausſchweifenden Leben, weßhalb ſich Madame T. gänzlich von ihr zurückzog. Binnen wenigen Jahren war die wirklich robuſte und einnehmende Körperbildung der Frau D. durch übermäßige Sinnlichkeit u. ſ. w. gänzlich zerſtört. Ein kaltes Fieber quälte ſie den ganzen Winter 1835–36 hindurch, bis nach einer heftigen Erkältung ein Recidiv eines Wechſelfiebers eintrat, welches am 12 März eine nervöſe Form annahm, ſo daß meine Hülfe in Anſpruch genommen wurde. Ich fand einen ſchon weit gediehenen Typhus abdominalis, deſſen Verlauf mir ſehr ungünſtig zu werden ſchien. Der Zuſtand verſchlimmerte ſich alltäglich. Am Morgen des 16. wurde ich um vier Uhr hinzugerufen und fand die erſchöpfte Kranke in höchſter Schwäche delirirend. Es waren einzelne Worte, die aus einem zerriſſenen Gemüthe von dem ſtrafenden Gewiſſen hervorzukommen ſchienen. Plötzlich gegen fünf Uhr fuhr ſie mit einem durchdringenden Schrei in die Höhe und ſah ſtarr auf einen Punkt am Fußende ihres Bettes hin. Dann ſagte ſie zitternd: „Was willſt du?“ dann: „Ich habe es nicht geachtet.“ Ferner: „Weh mir!“ „Gott ſey mir gnädig!“ Sie ſank zerknirſcht zurück und lag noch etwa eine Viertelſtunde, ohne die Augen wieder zu öffnen, in Agonie und verſchied dann ganz ſanft.

1. **Ein prophetiſcher Traum.** Madame M. träumte in der Nacht den 20. Februar 1836, ſie gehe zum erſten Male im Garten ſpazieren (ſie war ſchon ſeit einem Jahre bettlägerig) und ſehe entfernt auf einem ſonſt kahlen Blumenbeete mehrere Schneeglöckchen ſtehen, unter denen aber beſonders *ein* Schneeglöckchen hervorragte, ſchon entfaltet war und ihre beſondere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Unwillkürlich betrachtete ſie dieſe Blümchen im Traume als Symbole aller ihrer lieben Verwandten, und das größte Schneeglöckchen (ſie wußte ſelbſt nicht, warum) als das Symbol ihres Schwagers, des Färbers B., vielleicht deßhalb, weil ihr von allen Verwandten dieſer der liebſte war und ſie eine beſondere Zuneigung zu ihm hegte. In dem Augenblicke kam ihr im Traum der Gedanke ein, das größte ihr ſo liebe Schneeglöckchen zu pflücken und auch im Zimmer ſich daran zu erfreuen. In dem Augenblicke jedoch, wo ſie ſich zum Abpflücken bückte, entfärbte ſich das Schneeglöckchen, ſchrumpfte vor ihren Augen zuſammen, und war alsbald ſpurlos verſchwunden, als ihre Finger der Stelle, wo ſolches noch kurz zuvor blühte, nahe waren. Ueber dieſe wunderbare ſchnelle Entfärbung und ſpurloſe Verwelkung des Blümchens erſchrocken, wachte ſie auf, konnte nicht wieder einſchlafen und erzählte mir am folgenden Morgen (21. Febr.) den Traum mit dem Bemerken, daß ihr derſelbe ſicherlich einen Todesfall in ihrer Familie andeute, und zwar den ihres Schwagers B.,

der, obwohl geſund, von ihr im Traume unter dem Bilde des größten und ihr am ſchönſten und liebſten erſchienenen Schneeglöckchens betrachtet worden ſey. Da ich die Bedeutſamkeit ſolcher lebhaften Träume der Madame M. kannte, ſo beſchloß ich, beſonders auf die Geſundheit ihres Schwagers, des Färbers B., zu achten. Derſelbe war, obwohl in früheren Jahren öfters an Fieber und an der Leber leidend, damals ganz wohl, eine ihm unerklärliche Schwäche abgerechnet. Im März ſtellte ſich bei demſelben eine Febris intermittens larvata ein, welches derſelbe verſchwieg, bis ſein äußeres Ausſehen ſeine innere Krankheit verkündete. Die Geneſung erfolgte nur langſam und blieb bis zum Monat Juli erträglich. Da recidivirte dieſer Zuſtand mit gaſtriſchen Komplikationen und chroniſch-entzündlichem Leberleiden. Nach einigen Wochen fortwährender Kränklichkeit und zunehmender Hinfälligkeit erſchien der Zuſtand bedeutend gebeſſert. Nun ſtellte ſich eines Tages plötzlich eine heftige Unterleibsentzündung ein, alle ſchleunig angewandten Mittel blieben bei der bedeutenden Schwäche aller Unterleibsorgane ohne Erfolg und es trat der Tod nach vier Tagen ein. Hierdurch erfüllte ſich der Traum der Madame M.

5. **Das Todeszeichen**, verbürgt vom eigenen Vater. — Als im Jahr 1813 ein preußiſcher junger Offizier bei einer Familie lange im Quartier lag, ſpann ſich zwiſchen der Tochter vom Hauſe ein zartes,

inniges Liebesverhältniß an, welches von den Eltern des Mädchens auch gebilligt wurde. Man führte während des Waffenſtillſtandes ein inniges, erheiterndes Familienleben. Der Offizier blies ſehr ſchön die Flöte, und ergötzte oft die horchenden Hausbewohner durch die ſchönen Klänge, die aus dem zweiten Stockwerke des Hauſes durch die Decke des Zimmers hindurch- und heruntertönten. Die Stunde der Trennung kam; ſie war ernſt und ſchmerzlich, und der Offizier, vielleicht im Vorgefühle ſeines Todes, erklärte dem lieben Mädchen und der Familie, daß, wenn der Tod ihn ereilen ſollte, er ihnen ſelber durch irgend ein Zeichen Nachricht geben würde. — Schon hatte die Familie Alles vergeſſen und hoffte auf die baldige Rückkehr des Jünglings, als eines Tages plötzlich das ſchöne Flötenſpiel des abweſenden Offiziers in den von ihm früher bewohnten Zimmern ertönte. Die ganze Familie hörte dies ſtaunend, und das junge Mädchen, ſeine Braut, lag todtenbleich auf dem Sopha, als die ſchwermüthigen, aber ſo ſchönen Töne, als ſie noch nie gehört, in ihren Lieblingsgeſang, den er ihr ſo oft vorgeſpielt und vorgeſungen, nämlich: „Freudvoll, Leidvoll“ überging und damit ſchloß. Aus tiefer Ohnmacht erwacht, ſprach die junge Braut mit Zerknirſchung und Reſignation über die Gewißheit des Todes ihres Bräutigams, und obwohl die ganze Familie widerſprach, ſo war und blieb dieſes Tönen doch ſo wunderbar, geiſterhaft und unerklärlich, daß ſie ſich eines unwillkürlichen Schauders um ſo weniger erwehren konnte, als ſie er Schlußworte des Offiziers beim Scheiden gedachte. Nach langer ängſtlicher Spannung erſcholl endlich die Kunde, daß der Offizier in der Schlacht bei Brienne on einer Kanonenkugel getödtet ſey. Tag und Stunde rafen mit dem wunderbaren Flötenſpiel, welches die anze Familie, ſelbſt das Hausmädchen in der Küche, nit Verwunderung und Staunen gehört, vollkommen und richtig zuſammen.

Eine Geiſtererſcheinung in der Familie des Herrn Kirchenrath Dr. Paulus zu Heidelberg.

(Mitgetheilt von Herrn P. H.)

Folgende Thatſache trug ſich vor ſechsunddreißig jahren in **Stuttgart** zu. Sie wurde mir zuerſt urch eine Augenzeugin bekannt, und zwar durch die Tochter der verſtorbenen Frau Hofrath und Oberamtmann Paulus in Schorndorf, zugleich Schwiegermutter des Herrn Kirchenrath Dr. Paulus in Heidelerg, welche auch meiner Schweſter, der Direktor on K., den Vorfall, wie hier folgt, oftmals erzählte.

Hofrath und Oberamtmann Paulus reſignirte Alters halber und zog von Schorndorf nach Stuttgart, um hier zu privatiſiren. Er und ſeine Gattin waren ſchon hoch betagt, jedoch bei guten Kräften, für die Theoſophie leidenſchaftlich eingenommen und allgemein wohl angeſehen, während ihre Kinder ſämmtlich gut verheirathet, aber größtentheils außer Stuttgart anſäſſig waren. Indeſſen hatten die Eltern daſelbſt eine Tochter, Frau F. R. Römer, ſtets in der Nähe, welche mit ihrem frommen Ehegatten und den Kindern ſich fleißig zur geſelligen Unterhaltung anſchloſſen. Als nun das Ende der Frau Hofräthin Paulus eingetreten war und die nächſten Angehörigen außer Stuttgart ſich mit den Römer'ſchen Abends bei dem Vater, Hofrath Paulus, zu Tiſche befanden, während die Leiche der Verſtorbenen noch in einem anſtoßenden Zimmer lag, geſchah es, daß unter dem Eſſen die Stubenthüre ſich ganz unmerklich öffnete und eine Geſtalt in weißem Gewande, die alle Anweſenden ſogleich für die Geiſtergeſtalt der Mutter und Gattin erkannten, langſam und geräuſchlos, noch Grüße zuwinkend, an ihnen vorüber, und dann in das Nebenzimmer, in dem noch ihre Hülle lag, ſchwebte. Die Erſcheinung war für alle Anweſenden eben ſo deutlich erkennbar, als höchſt ergreifend. Der Vater blieb dabei ganz in der Faſſung, wohnte der Beerdigung noch geſund und getroſt bei, wurde aber acht Tage darauf ſelbſt zu Grabe getragen. Herr

Kirchenrath Dr. **Paulus**, als Tochtermann und naher Vetter zugleich von Herrn Hofrath **Paulus**, ſollte nach dieſem Vorgange in ſeiner eigenen Familie um ſo weniger ſich veranlaßt finden, ähnliche Vorfälle, die in andern glaubwürdigen Familien und Orten beobachtet wurden, als Wahn und Betrug zu verſchreien, wie er bekanntlich ſo gerne, doch freilich mit immer geringerem Erfolge, thut.

Nachtrag

zur Geiſtererſcheinung in der 6ten Sammlung dieſer Blätter. Seite 144—147.

Im Winter von $18^{35}/_{36}$ war in dieſem Haus um die Adventszeit, mehrere Tage hintereinander, ein Licht auf demjenigen Theil des Gartens zu ſehen, wo die Hand herausgegraben und wieder begraben worden, welche bis jetzt (März 1836) nicht wieder zum Vorſchein gekommen. Das Licht war nicht größer als ein gewöhnliches, bewegte ſich aber hin und her, und verſchwand in den Boden. Man ſah es etwa zehn Schritte vom Stubenfenſter entfernt, war etwa eine halbe Elle hoch vom Boden, und gerade da, wo bisher das Geld- ꝛc. Finden, ſtatt hatte.

Außer dem alten ehrwürdigen Geiſtlichen, der im Wohnhaus das Abendmahl geben wollte, und der ſehr ruhig ausſah, und mit dem Ornat angethan war, ſcheint hier noch ein anderer, und zwar ein böſer Geiſt, ſeine Herberge aufgeſchlagen zu haben, denn der alte unerſchrockene Hauseigenthümer, der zu allen Stunden der Nacht herumgeht, ſah ſeit mehreren Jahren, und beſonders vor zwei Jahren, öfters eine ſchwarzgraue Geſtalt aus dem Boden am Brunnen herausſteigen, an der Gartenmauer hin- und hergehen, und zuweilen bis auf den Platz nahe am Haus kommen, wo das Licht erſcheint.

Dieſer Geiſt hat, was ich früher ſchon angeführt habe, einen feurigen Fleck, wie ein großer Stern, auf dem Leibe (vielleicht das brennende Zeichen einer Unthat, oder das brennende Gewiſſen).

Eine deutliche Perſönlichkeit dieſes Geiſtes hat der Hausherr nicht zu erkennen vermocht.

In der Mitte des Monats Juni 1831 wollte der Knecht des im zweiten Stocke des nämlichen Hauſes wohnenden Tochtermanns, des Kutſchers K., der um vier Uhr früh nach Frankfurt fahren ſollte, Waſſer für die Pferde holen.

Als er am Brunnen pumpte, hörte er auf einmal ein (wie er ſagt) wüſtes Getös und Gelärm. Da der Tag kaum graute, ſo ſuchte er die Urſache davon in der Luft, und ſah umher. Auf einmal aber bewegte ſich auf dem gewöhnlichen Fleck neben dem

Brunnen, eine dicke, unförmliche, etwa vier Schuh hohe dunkelgraue Geſtalt aus dem Boden heraus, ſchlich langſam die etwa vierzig Schritte lange Mauer hin, und langſam wieder zurück, eben ſo in den Boden, wo ſie hergekommen.

Anfangs habe er ſich nicht gleich gefunden, er ſey wie betäubt und angewurzelt geweſen. Jetzt habe ihn, der ſonſt keine Furcht kenne, ein ſolches Grauſen befallen, daß er aus Zittern den Kübel Waſſer über den Kopf geſchüttet, und von einem Unwohlſeyn befallen worden, das ihm den Appetit benommen, und ihn nach Frankfurt gebracht und wieder heimgeführt hätte, ohne recht zu wiſſen, wie.

Als er heim kam, ließ ſeine Herrſchaft den Arzt rufen; endlich ſagte er die Urſache der Frau, die ihn dann mit den Erſcheinungen im Haus bekannt machte.

Dieſer Knecht iſt katholiſch, dreiunddreißig Jahre alt, ſehr ſtark und geſund, und das leibhaftige Phlegma, bei welchem eine Exaltation rein unmöglich iſt.

— ger —

Träume.

Wie manches mag im Leben von Gelehrten und Nichtgelehrten vorgefallen ſeyn, das die Pſychologie bereichern könnte, und mit ihnen zu Grabe gegangen iſt, weil man die Bekanntmachung geſcheut hat! Indeſſen iſt auch manches aufbehalten. So erzählt Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1800 in Streithorſt's Lebensbeſchreibung Folgendes. „Als er bei Gelegenheit ſeiner Präſentation an der Johanneskirche in Halberſtadt eine Gaſtpredigt, und Hoffnung hatte, die Stelle zu erhalten, ſo träumte ihm einige Zeit vorher in Wernigerode, daß er ſeine Abſicht nicht erreichen werde. In demſelben Traume bringt ein Bote ihm einen Brief, in welchem er die Worte findet: Gedenke des vierten Advents. Einige Zeit nachher kam wirklich ein Bote in derſelben Kleidung, die er im Traume geſehen, und zwar am vierten Adventstage, und brachte ihm die Vocation zu ſeiner erſten Stelle an der Martinikirche.“ — Derſelbe Nekrolog auf das Jahr 1793 berichtet noch einen wichtigern Traum von dem bekannten Klockenbringk in Hannover. „Er verlor ſeinen Freund Strube (im Jahr 1777). Wie ſehr ſeine Seele mit ſeinem Freund beſchäftigt war, beweiſt ein Traum, welchen er bald nach Struben's Tode hatte, und den er oft und mit heimlichem Vergnügen erzählte; immer zwar mit dem Zuſatz, er beweiſe nichts, und er glaube nicht an Träume; allein man merkte ſein inniges Wohlgefallen an dieſer Erzählung, und wie gern ſeine Phantaſie ſich Hypotheſen überlaſſen hätte, wenn ſeine Vernunft es erlaubt. Beide hatten nämlich oft von einem Zuſtand nach dem Tode geſprochen; gegenſeitig hatten ſie ſich feſt verſprochen, einer dem andern, wenn irgend eine Möglichkeit es zulaſſen wollte, Nachricht von ſich zu geben. Klockenbringk träumt, er bekomme ein Billet von Struben folgenden Inhalts: „Lieber Klockenbringk! es gibt ein Leben nach dem Tode; die Art des Daſeyns iſt aber ganz anders und beſſer, wie Sie und ich es vermutheten. Leben Sie wohl!“ In einer Nachſchrift ſtand: „Glauben Sie ja nicht, daß dies ein Traum ſey; ich erfülle mein Verſprechen, Ihnen Nachricht von mir zu geben, und hatte keinen andern Weg als dieſen.“ Klockenbringk erwachte plötzlich, glaubte das Papier noch in der Hand zu haben, findet ſich getäuſcht und überzeugt ſich freilich, es ſey ein Traum und weiter nichts; allein der Eindruck deſſelben war unauslöſchlich, und mit Wohlgefallen verweilte er, wie geſagt, oft und gern bei deſſen Rückerinnerung.“

Klockenbringk war alſo, wie bei ſeinem vorherrſchenden Gehirnleben zu erwarten, nicht disponirt, Erſcheinungen zu ſehen, darum näherte ſich ihm ſein Freund brieflich, auch nicht einmal perſönlich, im Traum, und das bedeuten die Worte: „Ich hatte keinen andern Weg als dieſen.“

— 8 —

Ein Traum Friedrichs II. von Preußen.

„Er träumte am 16. Aug. 1769, daß ein Stern vom Himmel fiele, und einen ſo außerordentlichen Glanz verbreitete, daß es ihm ſchwer fiel, ſich durchzuarbeiten. So erzählte er am andern Morgen ſeinem Adjutanten, deſſen Gedächtniß er den Traum wegen ſeiner Merkwürdigkeit empfahl. Bekanntlich iſt Napoleon am 16. Aug. 1769 geboren.“

Dieſes berichtet von Berlin unterm 21. Aug. 1836 ein Correſpondent im Frankfurter Converſationsblatt vom 4. Sept. deſſ. J. Nro. 216, und nennt es „eine authentiſche Anekdote, die nicht ſehr bekannt iſt.“ Eine weitere Gewähr iſt nicht angeführt; indeſſen iſt die Sache wohl möglich, und ſymboliſche Träume von künftigen politiſchen Ereigniſſen bei Hohen und Niedern nicht ungewöhnlich, wovon vielleicht ein ander Mal. Einſtweilen erinnert jener Traum an den der Hekuba, wie ſie ſchwanger mit Paris, eine Fackel zu gebären träumte, welche das ganze trojaniſche Reich in Brand ſteckte, eine eben ſo glaubliche Tradition des Alterthums, da es ohne Zweifel ein Troja gegeben, und ſeine Zerſtörung nebſt ihrem Anlaß einen hiſtoriſchen Grund gehabt hat. Es iſt auch zu bemerken, daß Kaiſer Napoleon nicht, wie Einige behauptet, ſchon 1768 geboren worden, und ſich um ein Jahr jünger gemacht, um für einen gebornen

Franzoſen zu gelten, weil Corſica erſt 1769 franzöſiſche Provinz geworden ſey. Neuere franzöſiſche Blätter verſichern, daß er als 1769 geboren in das Tauf- oder Civilſtandsregiſter zu Ajaccio eingetragen ſey, und bemerken, daß durch die Vereinigung von Corſica mit Frankreich auch die früher geborenen Corſicaner Franzoſen geworden ſeyen, folglich Napoleon kein Intereſſe gehabt habe, ein falſches Geburtsjahr von ſich anzugeben. — y —

Rettung durch einen Traum.

(Mitgetheilt von Dr. W. in L.)

Jakob H. aus dem Dorfe A. hat mir kürzlich folgendes von ihm ſelbſt erlebte Faktum aus dem Traumleben erzählt:

Er war im Jahre 1806 waſſerſüchtig geworden, und nachdem er einige Zeit ohne ärztliche Hülfe mit dieſer Krankheit ſich hingeſchleppt hatte, weil er, ſehr verarmt, die Koſten ſcheute, gab er endlich der Aufforderung des Geiſtlichen, der ihm die unentgeldliche Behandlung eines geſchätzten damaligen Arztes der Stadt L. auszuwirken verſprach, nach, und wurde nun von letzterem nicht nur koſtenfrei behandelt, ſondern auch die Arzneien reichte der Apotheker ohne Bezahlung ab. Die Kur dauerte viele Wochen lang, und hatte, der eifrigen Bemühungen des Arztes ungeachtet, ſo wenig günſtigen Erfolg, daß der Kranke vielmehr immer übler wurde, und der Arzt ſelbſt ihn endlich als rettungslos betrachtete. In dieſer traurigen Periode träumte ihm einſt in der Nacht, er ſey in Wittenberg, woſelbſt er auf ſeiner Rückreiſe aus Polen ungefähr ein Jahr zuvor ſich einige Tage aufgehalten hatte. Er war nämlich, was hier noch einzuſchalten iſt, in jenes Land früher ausgewandert, und da es ihm nicht nach Wunſch ging, hatte er ſich mit ſeiner Frau auf den Rückweg begeben. Dieſe war unterwegs erkrankt, und da er in die Gegend von Wittenberg kam, rieth man ihm einen Abſtecher dahin zu machen, um bei einem dortigen gemeinen Manne, der die Kunſt beſitze, mancherlei Krankheiten zu heilen, für ſeine Frau Hülfe zu ſuchen. — Soviel im Vorbeigehen zum Verſtändniß des Nachfolgenden. — Unſerm Kranken träumte alſo in der erwähnten Nacht, er ſitze in Wittenberg am Tiſche des heilkundigen Mannes, und leſe in einem über die Heilung verſchiedener Krankheiten handelnden Buche, das er damals bei ſeinem Beſuche angetroffen, und durchblättert hatte, und zwar war nun gerade aufgeſchlagen: „Mittel gegen Waſſerſucht.“ In der Freude, hier ein Heilmittel für ſich zu finden, begann der Träumende mit lauter Stimme zu leſen, und erweckte durch dieſe in die Stille der Nacht hineingerufenen Worte ſeinen neben ihm ſchlafenden Vater. Aergerlich über dieſe plötzliche unangenehme Störung und ſonderbar affizirt durch den ſeltſamen Inhalt der Worte des Traumredners verwies ihm dieſer ſeine ſeltſamen Phantaſien, und ermahnte ihn zur Ruhe. Der kranke Träumer aber, durch die Gegenreden ſeines Vaters nun auch erwacht, vor deſſen innerem Auge jedoch noch immer mit lebhaften Umriſſen die bedeutungsvollen Schriftzüge ſchwebten, welche ſeine ſonſt ſo ſchwachen Kräfte zu ſolch lebhaftem Aufſchwunge gereizt hatten, bat eilig ſeinen Vater, ſich niederzuſetzen, und zu ſchreiben was er ihm in die Feder geben werde. Jetzt erſt die tiefere Bedeutung der überraſchenden Phantaſien erfaſſend, ſäumte ſolcher nicht länger, des Sohnes Wunſch zu erfüllen, der ihm ſofort ein langes Recept in deutſcher Sprache diktirte.

Die angegebenen Arzneien wurden gleich in den nächſten Tagen bereitet, und zur großen Freude aller Bekannten und zum Erſtaunen des Arztes, erholte ſich nunmehr der Kranke ſo ſchnell, daß er bereits nach vierzehn Tagen wieder an die Arbeit gehen konnte. Schon am erſten Tage der Anwendung der Mittel war die Wirkung ſo kräftig, daß das Waſſer ſichtbar us der Haut, beſonders der Extremitäten hervor- uoll, und durch ſeinen reichlichen Abfluß alle Unter- agen durchnäßte. Die Mittel, ſo weit ſie der durch ine wunderbare Rettung zu beſonderm Danke gegen ott aufgeforderte Mann nach dreißig Jahren dem ittheiler Dieſes noch angeben konnte (er hat nämlich zu ſeinem Bedauern das Recept ſchon lange wieder verloren) waren hauptſächlich Wacholderbeeren, Wacholderſproſſen, Brenneſſelwurzel, Haſelwurzel, (rad. asari europ.) und ſchwarze Rettige. Von letzteren wurde die Schaale in Gemeinſchaft mit den zuvor angegebenen Mitteln abgekocht, und das Dekokt innerlich eingenommen, das Innere derſelben aber mit Pfeffer und Salz behandelt und äußerlich aufgelegt.

Wohl fehlt es nicht an tauſend und aber tauſend Fakten, in welchen ähnliche und noch intereſſantere Erſcheinungen ſich als Wahrheit beurkunden; doch ſchien dem Einſender auch dieſer kleine Beitrag der Mittheilung nicht unwerth, um der Betrachtungen willen, die ſich daran anknüpfen laſſen.

1. Wenn der Mann früher, im wachen Zuſtande des Geleſenen ſich noch erinnert hätte, ſo hätte er, zumal bei dem größeren Glauben, den ſolche Leute (und er ſelbſt, wie aus ſeiner früheren Geſchichte hervorgeht) an Volksmittel, als an ärztliche Behandlung haben, gewiß nicht geſäumt, es anzuwenden. Es iſt alſo deutlich, das es einer beſondern, nicht durch Willkür zu erreichenden Einkehr in die Stille und Tiefe des innern Lebens bedurfte, um jene dem wachenden Menſchen längſt entſchwundenen Eindrücke wieder zu erneuern.

2. Die Mittel, welche in jenem Recepte enthalten waren, ſind zwar gegen Waſſerſucht wirkſam; wenn wir aber die beſondere Mühe bedenken, welche ſich

der Behandelnde, allgemein als geſchickter Arzt bekannte Dr. B. nach dem eigenen Zeugniſſe des Kranken bei ſeiner Behandlung gab, ſo läßt ſich annehmen, daß die zuvor angewendeten Mittel zur Heilung des Uebels gewiß auch nicht ungeeignet waren, die Krankheit zu heben. Nun iſt es zwar allbekannt, daß nicht ſelten die nach ärztlichem Ermeſſen wirkſamſten Mittel in gewiſſen Fällen fruchtlos geblieben ſind, und darauf durch ein ſcheinbar oder wirklich mit weit geringeren Heilkräften begabtes, zufällig von einem Nichtarzt empfohlenes Mittel, das eben für den individuellen Fall tauglicher war, die Heilung zu Stande gebracht worden iſt. Allein oft, und ſo gebt es dem Einſender in vorliegendem Falle, genügt doch die letztere Erklärung nicht ganz, ſondern es ſcheint noch ein beſonderes Moment hinzukommen zu müſſen. Dieſes beſondere Moment liegt in dem durch den Glauben an ein gewiſſes Mittel plötzlich erneuerten Aufſchwung der Naturheilkraft, welche nun im Vereine mit der Wirkung des anzuwendenden Mittels Unglaubliches zu leiſten im Stande iſt.

5. Woher kommt es aber, daß dem Manne der Traum nicht früher zu Theil wurde? ging er doch gewiß nicht nur während der ärztlichen Behandlung, ſondern auch zuvor ſchon lebhaft mit dem Gedanken und Wunſch um, ob und wie ihm möchte geholfen werden? Hätte alſo nicht auch früher ſchon, wenn auch ſein Gedächtniß im wachen Zuſtande ihm die

Erinnerung an jenes Geleſene nicht mehr zu bringen vermochte, ihm ſolche Offenbarung im Traume werden können? Unverkennbar ſcheint hierin ein höheres göttliches Walten ſich zu erkennen zu geben, welches dem Leidenden zuerſt die Unzulänglichkeit aller menſchlichen Hülfe vor die Augen führen wollte, um ihm dann erſt in der von Gott beſtimmten Stunde Hülfe zu Theil werden zu laſſen, und eben darum mußte die Erinnerung an jene Heilmittel ihm im Traume werden, damit er nicht ſich, ſondern Gott die Ehre gebe.

Zweifelhafter Todesfall eines Menſchen und merkwürdiger dabei vorgekommener Traum.

(Aus Akten des Hofgerichts zu Raſtatt.)

Am frühen Morgen des 31. Dezembers v. J. ward hinter dem Lagerhauſe in X. der Bürger H. todt gefunden, und da die erſte Anzeige dem Phyſikat gemacht worden war, ſo beſichtigte dieſes Morgens ſechs Uhr den Todten und ließ ihn ſodann in ſeine Wohnung bringen. Bei der dort vorgenommenen Legalinſpektion fanden ſich am Todten mehrere äußerliche Wunden, und zwar auf der rechten Stirnſeite, ſodann über dem Stachelfortſatze des letzten obern Rückenwirbelknochens, und auf dem Rücken der linken

Hand eine Hautabſchärfung, und am Hinterkopf zwei geriſſene bis auf die ſehnige Haube des Kopfes durchdringende Wunden, unter denen aber die Legalſektion keine Verletzung der Kopfknochen oder des Gehirns ſelbſt, ſondern nur eine Ueberfüllung der Gefäße der Hirnhaut mit Blut antraf, welche ſich in einem ſtarken Grade auf die Gefäße der Haut der Grundfläche des großen Gehirns ausdehnte. Diejenigen, welche den Todten zuerſt fanden, beſchreiben ſeine Lage dahin, daß er ſich in einer halb ſitzenden, halb liegenden Stellung an der Mauer des Kaufhauſes, den Kopf auf die Bruſt herunterhängend, befunden habe, ſeine beiden Arme ſeyen auf den Boden vorgeſtreckt, und die Finger am Boden angefroren geweſen. Da, wo er gelegen, ſeye eine Vertiefung in das Glatteis, womit der Boden bedeckt war, eingefroren, die Hoſen des Todten unten noch naß, und ein halber Schuh vor den Füßen eine Lache Waſſer geweſen, während ſonſt alles hart gefroren war. Die Tuchkappe mit einem Lederſchild hatte der Todte verkehrt, den Schild nach hinten, aufgeſetzt, ſie war unbeſchädigt, und nicht blutig, während man an dem Kragen des Tuchrocks, der Weſte, und des Hemds hinten am Hals Blutſpuren fand. Das Hemd, welches die Frau des Todten alsbald ausgewaſchen hat, ſoll mit Excrementen angefüllt geweſen ſeyn.

Nach dem Gutachten des Phyſikats iſt H. durch eine Hirnerſchütterung geſtorben, welche ebenſowohl durch einen Fall auf dem gefrornen Boden auf das Hinterhaupt, als auch durch Schläge oder Stöße auf das Hinterhaupt hervorgebracht worden ſeyn kann, doch müſſe er noch lebend auf ſeine Auffindungsſtelle gekommen ſeyn. Mit letzterem iſt auch der begutachtende Medizinalreferent einverſtanden, ſo wie damit, daß die Wunden am Hinterhaupt eben ſo leicht durch einen Fall, als durch Schläge entſtanden ſeyn können, glaubt aber, daß zu der Hirnerſchütterung auch noch die Kälte gewirkt, und ſo durch beide Wirkungen der Tod herbeigeführt worden ſey, obſchon man die bei Erfrornen faſt immer vorkommende Blutüberfüllung der Gefäße im Innern, und namentlich im Kopf, nicht vorgefunden habe.

Die Unterſuchung ſtellte anfangs nur heraus, daß H. am 30. Dezember Abends betrunken nach Haus kam, und um acht Uhr wieder fortging; er wurde nach acht Uhr auf dem Weg gegen eine Vorſtadt zu geſehen, von da an iſt keine Spur ſeines Aufenthalts mehr entdeckt worden, bis man ihn Morgens nach fünf Uhr todt fand. Bald nach Eröffnung der Unterſuchung verbreiteten ſich aber in L. Gerüchte über den Todesfall des H., welche auf einen Traum eines Bürgers (S.) gegründet waren, und da man denſelben, vorbehaltlich ſeiner Beeidigung, einvernahm, erzählte er, ein ſonſt unbeſcholtener Mann, Folgendes: Abends am 30. Dezember, nachdem er zwei und einen halben Schoppen Wein getrunken gehabt, ſeye er nach Hauſe gekommen, und habe ſich, ohne nur an jenem Tag den H. geſehen oder an ihn gedacht zu haben, zu Bette gelegt. In der Nacht, alſo gerade in der vom 30. bis 31. Dezember, wo H. geſtorben, ſey ihm dieſer nach Mitternacht im Traum vor ſeinem Bette erſchienen, und habe zu ihm geſagt: „wenn er (S.) den Weg gegangen wäre, den er hätte gehen wollen, ſo wäre es nicht geſchehen, und hätte er ihm (dem H.) geholfen. Nun ſeye er (H.) von Zweien ermordet werden, und werde ihm (dem S.) einer davon die Hand geben.“ Darauf ſeye er erwacht, aber bald wieder eingeſchlafen, ohne weiter an den Traum zu denken, und es habe ihm wieder geträumt: „er (S.) ſeye die Rappenvorſtadt hergegangen, und hätte geſehen, wie ein gewiſſer K. einen todten Menſchen auf der Schulter gegen das Kaufhaus hin oben durch getragen habe; es ſeye alles ſo hell auf der Straße geweſen, wie am Tage, und habe es ihm geſchienen, als wie wenn er durch die Häuſer durchſchauen könne.“ Auch über dieſen Traum ſeye er wieder erwacht, und habe ſich über ſolche dumme Träume ſeine Gloſſen gemacht, ohne jedoch irgend eine Ahnung zu haben. Erſt um halb zehn Uhr habe er erfahren, daß H. hinter dem Kaufhauſe todt gefunden worden ſeye, und ſeiner Frau daraufhin ſeine Träume mitgetheilt. Er ſeye nun in das Haus des Todten, und habe deſſen Frau alsbald gefragt, ob der Todte keine Wunden an ſich habe, was ſolche bejaht, und die Leiche umgewendet habe, wo er an ihr die zwei Löcher im Kopf geſehen, was ihn zu der Aeußerung veranlaßt, daß es ihm unwahrſcheinlich vorkomme, daß H. erfroren ſeye, wo er doch zwei Wunden an ſich trage. Er ſeye nun den ganzen Tag ruhig geblieben, ohne einem Andern ſeine Träume mitzutheilen, und Abends den 31. Dezember in das Wirthshaus zum K. gegangen, wo er ſich an einen Tiſch geſetzt, neben welchem der K. und ein gewiſſer M. geſeſſen ſeyen. Letzterer habe über den Tod des H. geſprochen, und ſich geäußert, der H. ſeye auf einem unrechten Wege geweſen, und ihm deßhalb Recht geſchehen, er ſeye nun einmal todt. Auf dieſe Aeußerung habe er das Wort genommen und erwiedert, ohne daß M. ihn früher wahrgenommen, der H. ſeye nicht erfroren, ſondern todtgeſchlagen worden, worauf ſich M. gegen ihn herumgedreht, und, *ihm die Hand zureichend*, geſagt habe: „Grüß Gott, Herr S." In dem Augenblicke ſeye ihm dasjenige eingefallen, was ihm H. im Traume über das Handgeben des einen der Thäter geſagt habe, weßhalb er anfänglich Anſtand genommen, dem M. die Hand zu geben, es aber dennoch nach kurzer Weile gethan habe. Dabei habe M. entgegnet: „er (S.) habe Recht, der H. ſeye todtgeſchlagen worden, und nicht erfroren." Dabei ſeye es geblieben, und er (S.) ſodann in das Wirthshaus zum T. gegangen, wo wiederum die Rede vom Tode des H. geweſen, was ihn veranlaßt,

ſeine Träume ihrem ganzen Inhalte nach zu erzählen
mit dem Beiſatze, daß er im Wirthshaus zum K.
die beiden Thäter angetroffen, und ihm einer die
Hand gegeben habe. Richtig ſeye es aber, daß er
am 30. Dezember Abends ausgegangen ſeye, um Wein
zu trinken, und durch Zufall zu G. in der N. Vorſtadt gekommen ſeye, wo er Wein getrunken. Er
abe ſich vorgenommen gehabt, nicht mehr denſelben
Weg zurückzumachen, ſondern habe den Weg neben
dem Holzplatz beim Sch. Wirthshaus vorbei gehen
wollen, da er ſich aber zu lange bei G. aufgehalten,
und es ihm zu ſpät geworden, einen weitern Weg
einzuſchlagen, ſo ſeye er den nämlichen Weg wieder
urück, woher er gekommen. G. beſtätigte, daß S.
ei ihm geweſen, und gegen neun Uhr fortgegangen
eye; die Ehefrau des S. ward nicht vernommen;
agegen iſt es erhoben, daß S. wirklich am 31. Dez.
m T. ſeine Träume erzählt hat, doch konnte nicht
on Andern beſtätigt werden, daß M. dem S. im K.
ie Hand gegeben hat, worauf aber S. wiederholt
eharrte. K. und M. wurden vernommen, wollen
ber beide zu Haus geweſen ſeyn, und es konnte
egen ſie weiter gar nichts Bedenkliches erhoben
erden, als daß ſie keinen guten Leumund haben,
nd daß M. ſich ſpäter in einem Wirthshaus ge-
ußert hat, H. ſeye todtgeſchlagen worden, und er
ünne den Thäter mit Händen greifen, doch ſeye der-
lbe nicht im Wirthshaus. Nach der Ausſage der

Tochter des Getödteten habe dieſer vor einem Vierteljahr mit K. darüber Streit gehabt, daß er denſelben, welcher Holzaufſeher am Holzplatz bei dem Schl. Wirthshaus iſt, mit drei Scheitern Holz angetroffen, und ihm unter dem Bedrohen Vorwürfe gemacht habe, er werde ihn bei dem Schl. Wirth anzeigen, worauf ihm K. erwiedert, daß, wenn er dies thue, er gewärtig ſeyn ſolle, was er von ihm unter vier Augen bekomme. M. wurde noch über ſeine Aeußerung hinſichtlich des Thäters vernommen, ſchob aber ſolche auf ſein Bekanntſeyn mit dem Traum des S., und da keine weitere Spur mehr entdeckt werden konnte, ſo wurden die Akten nach geſchloſſener Unterſuchung anher eingeſendet, und dahier ausgeſprochen, daß die Unterſuchung wegen Mangels des Beweiſes des objektiven Thatbeſtands einer Tödtung auf ſich zu beruhen habe.

Ich bin nun nicht geſonnen, die Richtigkeit dieſes Ausſpruches zu bezweifeln, denn nachdem eine ſichere auf gewaltthätige Handlungen Dritter zurückführende Todesart des H. nicht herausgeſtellt war, ſo konnte bei dem weitern Mangel beſtimmter Inzichten gegen die Thäter etwaiger gewaltthätiger Handlungen wohl kein anderer richterlicher Ausſpruch erfolgen, als der, die Unterſuchung auf ſich beruhen zu laſſen. Nichtsdeſtoweniger läßt ſich nicht verkennen, daß die Eröffnung der Unterſuchung, ſowohl in Beziehung auf die Amtshandlungen des Unterſuchungsrichters, als auch des Gerichtsarztes, ziemlich unvollſtändig war, und man bei größerer Sorgfalt und genauerer Nachforſchung aller Umſtände vielleicht nähere Spuren und größere Sicherheit über die Todesart des H. hätte entdecken und erreichen können. Als ein Hauptfehler von vornen herein iſt der zu bezeichnen, daß das Phyſikat, welches den Todten an Ort und Stelle ſeines Todes ſchon Morgens um ſechs Uhr beſichtigte, alsbald den Todten vom Ort ſeines Ablebens in ſein Haus bringen ließ, und wohl erſt nach acht Uhr dem Amte die Anzeige machte, was daraus hervorgeht, daß es am Schluſſe des vom Beamten über die Anzeige des Phyſikats aufgenommenen Protokolls heißt: da der Beamte mit einer wichtigen Kriminalunterſuchung beſchäftigt iſt, ſo erhält Rechtspraktikant N. den Auftrag, die Legalinſpektion und Vorunterſuchung vorzunehmen; denn vor acht Uhr wird der Beamte im Winter keine Unterſuchung fortgeſetzt, keinen Inquiſiten verhört haben. Bei der hiernach vielleicht erſt nach neun Uhr von dem Rechtspraktikanten vorgenommenen Legalinſpektion der Auffindungsſtelle des H. (die Bezeichnung der Zeit fehlt im Protokoll) mangelte nun die Hauptperſon der Inſpektion, der Todte, denn er war ſchon nach Hauſe verbracht, und ſo kommt es, daß hier die richterliche Beſichtigung des Todten an Ort und Stelle gänzlich mangelt, und man die Beſchreibung ſeiner Lage aus den Protokollen über die Anzeige des Phyſikats, und Jener, die den

H. zuerſt gefunden haben, entnehmen muß. Dieſe Legalinſpektion ſelbſt aber iſt ſehr mangelhaft, indem ſie ſich nur auf den Platz, auf welchem der Todte gelegen, beſchränkt, und, ohne ſich mit mehr zu beſchäftigen, damit ſchließt: ſonſt hat man nichts Bemerkenswerthes gefunden. Es iſt eine Thatſache, daß damals am Morgen, wo H. gefunden wurde, Glatteis war; dieſes Glatteis kann ſich ſehr wohl erſt in der Nacht, erſt am Morgen gebildet haben, und ſo hätte man vielleicht um den Platz des Todten herum, oder auf ihn von weither zuführend, friſch eingefrorne Fußſtapfen finden können, welche leicht zu einer Spur über die etwaigen Thäter geführt hatten. Die erſten unverdächtigen Auffinder des H. fanden den Boden ſchon feſt gefroren, aber doch noch ſeine Hoſen naß, ſie ſelbſt hinterließen alſo keine Spur; dagegen läßt ſich aus dem Vorfinden der naſſen Hoſen ſchließen, daß entweder nicht lange vorher die Hoſen naß wurden, oder daß die Kälte erſt ſpäter eintraf, und daß ſomit noch eingefrorne Fußſtapfen zu finden geweſen wären. Es iſt aber nicht einmal mit Sicherheit erhoben, was doch leicht war, ob denn die Hoſen von Urin naß waren, und ob die vor dem Todten befindliche Lache Waſſer ebenfalls aus Urin beſtand, und bedenkt man nun, daß man Morgens alsbald den Grad der Kälte vom Thermometer abſehen konnte, und daß doch die Naturwiſſenſchaft wenigſtens annähernde Beſtimmungen hat,

innen welcher Zeit der Urin unter gleichen Graden
er Kälte zum Unterſchied von reinem Waſſer gefriert,
o hätte man daraus eine wenigſtens annähernde Be-
immung der Zeit entnehmen können, wann H.
uf dem Platz den Urin geben ließ, und ſonach ge-
orben iſt. Und hätte man friſch eingefrorne Fuß-
apfen mit feſtem, nicht wankendem Schritt gefun-
en, welche nicht zur Fußbegleitung des H. gepaßt
ätten, ſo wäre es, in Uebereinſtimmung mit dem
merkwürdigen Traum, beinahe vollſtändig bewieſen
eweſen, daß H. an den Platz, wo man ihn fand,
etragen worden iſt. Hätte man aber Fußſtapfen
es trunkenen H., unſichern, wankenden Schrittes,
ielleicht Stellen gefunden, wo er ſchon früher hinge-
llen, und wären ſie allein geweſen, ſo wäre mit
icherheit zu ſchließen geweſen, daß H. allein war,
nd daß das Hinfallen, die Trunkenheit, die Kälte
ſammen ſeinen Tod herbeiführte. Ueberdies aber
ll das Hemd des H. mit Excrementen angefüllt
weſen ſeyn, ſo ſagt die Ehefrau deſſelben, zum
lagenden Beweis der hier ſtatt gefundenen geringen
orgfalt, aus, wo man ſich nicht einmal der Klei-
ungsſtücke des Todten verſicherte, und da er nun
ch den Urin geben ließ, ſo wäre es dargethan, daß
vor ſeinem Tod, wie man ſagt, alles geben und
uſen ließ. In wie weit nun dieſe Erſcheinung mit
r Todesart aus Hirnerſchütterung, oder aus Er-
ieren in Verbindung ſteht, iſt weder vom Phyſikat,

noch vom hieſigen Medizinalreferenten erwogen worden. Ja man hat hierbei von Seiten der Aerzte noch etwas Wichtigeres überſehen. Bei der Inſpektion des Körpers fand man am Rumpf über dem Stachelfortſatz des letzten obern Rückenwirbelknochens eine Hautabſtoßung von einem Zoll Umfang, alſo den Beweis äußerer Gewalt. Bei der Sektion hat man aber die Rückenwirbelſäule nicht berückſichtigt, nicht geöffnet, und inſofern man nun einen Bruch, eine gewaltſame Zerreißung und Trennung derſelben annimmt, was man damit auszudrücken pflegt, daß man ſagt, er hat das Genick gebrochen, ſo ließe ſich das Gehenlaſſen des Urins und der Excremente vielleicht daraus erklären, daß bei Rückenmarksverletzungen eine nervöſe Lähmung und ſonach unwillkürlicher Abgang der Excremente eintritt. Bei dieſer Unterſtellung müßte aber, eben wegen der augenblicklichen Lähmung, der Bruch der Rückenwirbelſäule am Ort, wo H. gefunden wurde, ſtatt gefunden haben, und da nun ſeine Lage halb ſitzend, halb liegend an einer Mauer, den Kopf auf die Bruſt hängend, nicht wohl erklärt, wie er, der ein Halstuch, eine Weſte und einen über das Genick hinausgehenden Tuchkragen hatte, durch einen Fall rückwärts gegen eine glatte Mauer das Genick brechen konnte, da man ſolches wohl nur kopfüberſtürzend oder hinter ſich ſo ſtürzend bricht, daß man auf etwas Hervorragendes fällt, ſo hätte man hieraus abermals ſchließen können, daß H. von

tten an den Platz, wo man ihn fand, gebracht
den iſt. Aber ſelbſt von allem dem abgeſehen, ſo
en die aufgefundenen Erſcheinungen am Körper,
er eine Hautabſchärfung auf dem Rücken der
ten Hand hatte, daß er im Geſicht blutig war,
daß man am Hemdkragen, am Halstuch, am
agen der Weſte und des Rockes Blutſpuren fand,
der Art, daß man gewiß äußerſt vorſichtig und
gfältig hätte verfahren ſollen; und bedenkt man
h, daß der Todte die Kappe verkehrt, den Schild
h hinten, auf dem Kopfe hatte, und daß ſie,
lche doch die Wunden am Hinterhaupt gedeckt hat,
ht blutig war, und gar keine Spur von Beſchä-
gung hatte, ſo läßt es ſich überhaupt ſchwer er-
ren, daß H. durch einen Fall auf den Hinterkopf
ſtorben iſt, denn dann hätte man Spuren an der
appe ſehen müſſen, und müßte annehmen, daß der
nten überſtehende Schild der Kappe die Heftigkeit
s Anprellens gewiß gemindert hätte. Die Kappe,
r Rock, die Hoſen werden als ſchmutzig beſchrieben,
n welcher Art aber der Schmutz war, ob Straßen-
oth, ob Mauerſpeiß oder was ſonſt, wird nicht ge-
gt, und doch wäre auch dieſes zu weitern Schlüſſen
on großer Wichtigkeit geweſen, indem man daraus
ätte entnehmen können, wo ſich H. die Nacht durch
efunden hat, da man auffallenderweiſe gar nicht ent-
eckt hat, wo er von acht Uhr Abends an die Nacht zu-
rachte. Freilich haben ſich auch die Nachforſchungen

über dieſen ſo wichtigen Umſtand darauf beſchränkt, daß man eben dem Gemeinderath den Auftrag ertheilte, darüber Erkundigung einzuziehen, allein nirgends iſt vom Unterſuchungsrichter verſucht worden, durch eigene Thätigkeit den Aufenthalt des H. in der Nacht vom 30. — 31. Dezember zu entdecken, und hinſichtlich der Gendarmerie beſchränkte er ſich auch nur darauf, ſie von dem Vorfall in Kenntniß zu ſetzen.

Und der Traum, und der ſo merkwürdige, wunderſame Traum! Es mag zwar nicht verkannt werden, daß man auf Träume hin keine Unterſuchungen einleiten kann, nichtsdeſtoweniger war der Traum des S. von ſo auffallender Art, daß es ſich wenigſtens der Mühe gelohnt hätte, ſeine Wahrheit zu erforſchen. Schon an und für ſich betrachtet, erſcheint der Traum als wahr, denn da er erwieſenermaßen den andern Tag nach ſeiner Erſcheinung Abends im Wirthshaus erzählt und nach der Behauptung des S. ſchon alsbald auf die erſte Nachricht von dem Tode des H. ſeiner Frau mitgetheilt wurde, ſo kann man kaum annehmen, daß S. nur die Zeit gehabt hatte, den Traum zu erdichten. Hätte ſeine Frau die alsbaldige Erzählung beſtätigt, hätte man nach gehöriger Erforſchung des Charakters des S. ihn über den Traum beeidigt, ſo wäre er ſelbſt doch wenigſtens erwieſen, und man hätte ein Seitenſtück zu dem von Cicero de divinatione L. I. Cap. 27 erzählten, von ihm ſelbſt als ganz beſonders berühmt genannten Traum des reiſenden Arkadiers über die Ermordung ſeines Reiſefreundes bei dem Gaſtwirth, was dadurch noch merkwürdiger wäre, als es zugleich das eigene Geſicht des Träumenden darin enthält, daß er, den Thäter erkennend, den Todten durch ihn forttragen ſieht. Wahrlich, es iſt auf das tiefſte zu beklagen, daß die Unterſuchung ſo mangelhaft geführt wurde; denn wäre durch die Ergebniſſe der Unterſuchung der Traum beſtätigt worden, ſo hätte man einen Beweis des Hereinragens der Geiſterwelt in unſere körperliche erhalten, der für die ganze Menſchheit von der tiefſten Bedeutung wäre.

Jetzt deckt tiefes Dunkel den räthſelhaften Tod des H. und die verlorne Spur der Unthat iſt nur im Traume zu finden. Doch hat ſchon oft ſchwarze That unverhoffte Strafe gefunden. Sera numinis vindicta, sed co[illegible]tior.

Der Bemerkung des Verfaſſers, daß wenn der Traum durch die Ergebniſſe der Unterſuchung beſtätigt worden wäre, man einen Beweis für das Hereinragen einer Geiſterwelt in unſere körperliche erhalten hätte, der für die ganze Menſchheit von der tiefſten Bedeutung wäre, fügen wir noch hinzu: daß ſelbſt da nur ein kleines Häuflein Ueberzeugung erhalten hätte Hundert Federn hätten ſich es zur Aufgabe gemacht, die Sache als Zufall oder Betrug darzuſtellen, und am geſchäftigſten wären hiebei die würtembergiſchen Hegelsmagiſter und die Frankfurter Blätter geweſen.

Erſcheinung eines Mörders.

Jung-Stilling erzählte meinem Freunde, dem verſtorbenen Hrn. S. in St. folgende Geſchichte:

In Darmſtadt wurden vier Straßenräuber und Mörder verhört. Sie läugneten alle ihnen vorgehaltenen Verbrechen rund ab, und bewieſen durch ihr ganzes Betragen, daß der gerichtliche Kommiſſar die Wahrheit von dieſen Böſewichten nie erfahren würde; nur einer der Mitangeklagten ſchien dem Richter weniger verſtockt zu ſeyn, und ein weicheres Herz zu beſitzen, als ſeine Mitſchuldigen. Der Richter benutzte dieſen Gemüthszuſtand, und befahl, nach beendigtem Verhöre, dem Gefängnißhüter, dieſen Angeklagten in einen Kerker einzuſperren, in welchem es, nach einer notoriſchen Volksmeinung, ſpuken ſollte. Als der Gefängnißhüter des folgenden Morgens die Runde bei den Gefangenen machte, und auch in den bemeldten Kerker kam, bat ihn der Gefangene dringend, ſogleich den Kommiſſar zu bitten, zu ihm zu kommen, indem er ihm Alles eingeſtehen wollte. Der Kerkermeiſter benachrichtigte ſogleich den Kommiſſar, der ungeſäumt erſchien und mit Erſtaunen von dieſem Angeklagten alle Umſtände ſeiner Verbrechen erfuhr, die er mit ſeinen drei andern Angeklagten verübt hatte. Auf Befragen des Richters: woher es komme, daß er geſtern alle Thatſachen abgeleugnet habe, die er nun heute ſo offenherzig eingeſtehe, antwortete er: in der vergangenen Nacht wäre ein Mitglied der Räuberbande, zu welcher er ſelbſt gehöre, ſein Buſenfreund, der lebendig gerädert worden, ihm, dem Mitſchuldigen, in ſeinem Kerker erſchienen und hätte ihn aufs dringendſte ermahnt, ſeine Miſſethaten einzugeſtehen, damit ihn nicht auch das ſchreckliche Loos in jener Welt träfe, das ihm zugefallen wäre; er ſollte ſich doch ja bekehren, ehe er dem Tode übergeben werde. — Das Eingeſtändniß dieſes reuevollen Sünders gab nun ſowohl zu den Verhören ſeiner Mitſchuldigen, beſonders zur Konfrontation mit dieſen, hinreichenden Stoff, um endlich auch ihr Eingeſtändniß zu erhalten, welches alle vier Straſſenräuber durch einen Urtheilsſpruch, der zu Gunſten des Zuerſteingeſtehenden etwas gelinder ausfiel, auf das Blutgerüſte brachte. **Stilling** verſicherte, daß dieſe Begebenheit unter den Kriminalakten in Darmſtadt zu finden wäre. *)

T......r.

---

*) Sollte wider Verhoffen im Lokal ein Irrthum obwalten, ſo ſchadet dieſes der Glaubwürdigkeit der Sache nicht. Die Mainzer Giftmiſcherin **Jäger** (ſ. dieſ. Bl. 8te Samml. S 166) wurde gleichfalls durch eine Erſcheinung zum Geſtändniß bewogen.

K.

Merkwürdiges Ahnungsgefühl und geiſterhafter Geſang während des Sterbens eines Mädchens.

(Mitgetheilt von C — r.)

Als die lieben Freunde K. in S. ſich zurüſteten, um in Geſellſchaft mit den lieben Br. C. K. W. ꝛc. nebſt Fanny C. eine Reiſe in die inneren Schweizer Kantone zu unternehmen, wurde ein Kleid von weißem Baſin (dem Lieblingsanzug der Fanny) aus dem Kleiderſchranke der Frau K. in aller Geſchwindigkeit für dieſelbe zurechtgemacht. Als man ihr dieſes Geſchenk brachte, hob ſie es ſchwebend in die Höhe und ſprach in einem feierlichen prophetiſchen Tone: „*Dieſes Kleid iſt mir gegeben, dem alten Menſchen in den Tod, und dem neuen zum Leben!*" Von dieſer Reiſe zurückgekommen, auf welcher ſie dieſes Kleid mehrere Male getragen hatte, wurde ſie kränklich, mußte endlich in dem Hauſe ihres Freundes K. zu S. das Bett hüten und wurde immer ſchwächer. Den 5. Hornung 1828, Abends, als Fanny ſich ihrem Heimgange näherte, hatten die K — ſchen Töchter ihre jüngeren Geſchwiſter, nebſt vier Mädchen, welche daſelbſt in Penſion waren, etwas früher zu Bette gebracht, um der ſterbenden Fanny beſſer beiſtehen zu können, welche ſpäterhin, zu einer Zeit, in welcher gewöhnlich die bemeldten Kinder in tiefem Schlaf verſunken ſind, ihren Geiſt aufgab. Die Kinder, welche nicht eingeſchlafen waren, unterhielten ſich, in ihrem Bette liegend, miteinander über den Zuſtand ihrer lieben Fanny, als ſie alle auf einmal dreiſtimmigen Choralgeſang im höchſten Diskant vernahmen, welcher ihnen aber nicht von Menſchenſtimmen herzukommen ſchien, ſondern von der Höhe des Saales herab. Gleich darauf kam Mina K., die vertrauteſte Freundin der Fanny, in den Schlafſaal der Kinder, um die Sterbekleidung für Fanny zu holen, welche ſo eben in dem Herrn entſchlafen war. Die Kinder, die nichts von ihrem Heimgange ahneten, aber wohl wußten, daß ſie an demſelben Abend kränker als gewöhnlich war, erkundigten ſich liebevoll bei Mina nach ihrem Befinden, mit hinzugeſetzter Frage: ob ſie wohl nirgend wo im Hauſe ſo eben geſungen hätten? Mina verneinte es und ſagte: „So eben iſt unſere iebe Fanny heimgegangen." Worauf die Kin- er in Thränen und Klagen ausbrachen und ſagten: Jetzt wiſſen wir, woher der Geſang kam; die lieben ngel werden unſere Fanny mit himmliſchem Geſange bgeholt haben." *) Als Herr Pfarrer S. die Grabrede

---

*) Ein ähnlicher Sterbegeſang findet ſich in der 6ten Sammlung der Blätter aus Prevorſt, S. 178, welchen Geſang aber nur eine Perſon (Carl) vernahm, und ſonſt niemand. Bei Fanny's Abſchiede

der Entſchlafenen hielt, ließ er den Sargdeckel am Grabe abdecken, um ſeinem eigenen Kinde, das Fanny innigſt liebte, ihre liebe Freundin nochmals zu zeigen, die ſie küßte. Und als die Mitglieder der K — ſchen Familie das weiße Kleid erblickten, das vormals ihr Reiſekleid war, erinnerten ſie ſich mit Erſtaunen an den bedeutungsvollen Ausſpruch, deſſen ſich Fanny bei dem Geſchenke dieſer Kleidung bedient hatte, da dieſer ſo auffallend in leiblicher und geiſtiger Beziehung in Erfüllung ging.

Erſcheinung eines guten Geiſtes.

Vor einigen Jahren, da ich mich in B. aufhielt, wurde ich mit einem frommen Ehepaar bekannt, mit dem ich auf einen ſehr freundſchaftlichen Fuß zu ſtehen kam, alſo daß wir nach meinem Abzug von dort einen beſtändigen Briefwechſel unterhielten, welches nach dem Ableben des Mannes von der Frau noch immer fortgeſetzt wird. Sie iſt eine recht gottſelige Perſon, die ihr Chriſtenthum nicht von Menſchen, ſondern durch eigne Erfahrung gelernt hat, indem

---

hingegen waren acht Kinder von neun bis vierzehn Jahren, welche alle zuſammen die himmliſchen Töne gehört haben.

ſie durch viele Leiden von ihrer Jugend auf bewähret wurde. Während der drei Jahre meines Aufenthalts in B. bemerkte ich nicht das mindeſte an ihr, das man mit Recht als etwas Schwärmeriſches anſehen könnte; im Gegentheil war ſie eines ſtillen, kindlichen und frommen Gemüthes, ohne einigen Hang zum Wunderbaren. Indeſſen, durch ihre körperliche Leiden und ihren beſtändigen Umgang mit Gott hat ſie ſich dem Geiſterreiche genähert und ſich deſſen Einflüſſen fähig gemacht. Hierüber ſchreibt ſie in einem Briefe: „In meiner ſchweren Krankheit vermochte ich alles heller und deutlicher zu erkennen, als nachdem ich wieder hergeſtellt war. Ich wußte vieles, was vorging im Hauſe, ohne daß mir jemand etwas davon ſagte, ſogar Sachen, die man mir zu verheimlichen ſuchte; und wenn ich es dann den Leuten ſagte, ſo glaubten ſie, es wäre mir geſagt worden, welches aber nicht der Fall war.“

Dieſe Dame hatte folgende merkwürdige Erſcheinung: „Einmal, es war in der Morgendämmerung, das Nachtlicht brannte noch, es war alſo ganz hell auf dem Zimmer, ſo daß ich jeden Gegenſtand deutlich unterſcheiden konnte, als ich erwachte, hatte ich das Geſicht nach der Seite hingewandt, wo die Betthänge offen waren. So wie ich die Augen aufſchlug, ſtand einen Schritt vor meinem Bette eine ſchöne, majeſtätiſche Geſtalt; ſie war lieblich anzuſehen; ich ſah ſie wie durch einen dunkeln Schleier, deßhalb kann ich ſie nicht ganz deutlich beſchreiben, aber ſo viel ſah ich, daß die Figur gar nicht auf die heutige Art und Weiſe gekleidet war. Sie hatte eine Krone auf dem Haupte und war mit einem langen Mantel umgeben. Die Geſtalt hatte etwas Hohes und Königliches an ſich; es iſt mir unmöglich zu beſchreiben, was in dem ganzen Weſen lag; die Nähe durchdrang mich mit ſolchen heiligen feierlichen Gefühlen, daß ich es nicht auszuſprechen vermag. Dieſes Gefühl blieb bei mir mehrere Tage nach der Erſcheinung. Jetzt muß ich aber bekennen, wie furchtſam ich mich dabei benahm; mein ganzes Weſen wurde ſo erſtarrt vor Schreck, daß ich nicht wußte, was ich thun ſollte, und ward erſt aus Furcht und Schrecken wie todt; da dachte ich, daß ich die Erſcheinung anreden wollte. aber hiezu fehlte mir Muth. Ich wandte mich um nach der andern Seite des Bettes, und es war ganz hell im Zimmer von dem Licht, das noch brannte; ſah' ich mich aber um nach der Seite hin, wo die Erſcheinung ſtand, ſo war es, als ſey da eine Dämmerung. Ich ſah die Geſtalt lange ſo ſtehen, bis es vor meinen Augen verſchwand."

Folgende Mittheilung von derſelben Dame verdient noch größere Aufmerkſamkeit.

„Eine gewiſſe Paſtorin E., im Bergiſchen, hatte mit mehreren chriſtlichen Predigern in deren Lebzeiten Umgang, worunter auch Lavater und der Vater des jetzigen Predigers H. waren, mit denen ſie ſich oft über geiſtliche Sachen unterhielt. Nach deren Ableben ſind ſie ihr faſt immer in der Morgenzeit, beinahe alle Morgen, in ihrem gewöhnlichen Anzuge erſchienen, im Voraus mit einem freundlichen Morgengruß, und haben ſich dann vor ihrem Bette niedergeſetzt und mit ihr über geiſtige Gegenſtände geſprochen, auch über die, welche ſie oft in ihren Lebzeiten mit einander ſich beredet haben. Zuweilen iſt nur einer gekommen, zuweilen zwei, öfters haben ſie auch mehrere mitgebracht; einigemal iſt auch niemand erſchienen, worüber ſie denn ſehr betrübt geweſen, da ſie ſich ſo an den Umgang der Geiſter gewöhnt, daß ſie denſelben nicht gut mehr hatte entbehren können. Sie hat aber nie bemerkt, daß ſie durch die Thüre gekommen waren, ſondern ſie ſind mit einem Male da geweſen und ſind auf gleiche Weiſe auch wieder verſchwunden. Dieſe fromme Seele iſt jetzt auch in der Ewigkeit. Bei ihren Lebzeiten hat ſie nichts davon geſagt, aber jeden Morgen hat ſie in ihrem Tagebuch aufgeſchrieben, was die Unterredungen enthielten, die ſie mit ihnen gehabt. Dieſe wichtigen Papiere ſind jetzt in den Händen des Paſtor H., und dieſer iſt dabei ſehr geheim. Noch eins: dieſe Frau Paſtorin hat ein Jahr vor ihrem Hinſcheiden geſagt, daß ſie über ein Jahr ſterben werde; dies hat ſich auch beſtätigt, und in den hinterlaſſenen Schriften ſoll ſolches auch bemerkt ſtehen.“

Aus einem ſpäteren Schreiben.

„Ich habe lange geforſcht, etwas weiteres über die Paſtorin E. zu erfahren, konnte aber nichts Beſtimmtes zu hören bekommen, weil Herr Paſtor H. ſein Verſprechen nicht erfüllte, und zu meiner Schweſter ſagte, ſie möchte nicht in ihn dringen. Ich hatte ſchon alle Hoffnung aufgegeben, als endlich zu meiner großen Freude die Mutter von Paſtor H. hierher kam, die mir etwas davon zu erzählen wußte, aber leider noch nicht Alles.

„Dieſe Paſtorin E., wie ich Ihnen ſchon erwähnt habe, hatte öfters Erſcheinungen Abgeſchiedener. Sie hat manche meiner Schweſter genannt, aber Eine von ihnen wird Ihnen gewiß ſchon dem Namen nach bekannt ſeyn. Ich meine, der ſelige B. Er iſt ihr immer in einem langen Mantel erſchienen, ſo wie ich einmal eine Erſcheinung hatte. Sie hat ihn gefragt, warum er mit dieſem Mantel käme? Da hat er ihr zur Antwort gegeben: wenn er den nicht um hätte, könnte ſie ſeinen Anblick nicht ertragen. Nun hat ſie ihn gefragt nach der zukünftigen Welt; da hat er denn geantwortet: dieſe Erde ſey ein Abdruck der andern Welt; auch hätte ein jeder ſeine Beſchäftigung dort. So wie hier alles körperlich, ſo wäre dort alles himmliſch und geiſtig; alles Körperliche fiel dort weg. Da wären alle Anſtalten zum Erlernen der Kinder in der Erkenntniß des Herrn; auch würden Lehrer ausgeſandt an die ungläubigen Sünder und

Unwiſſende. Wenn die Seele wünſchte, irgendwo zu ſeyn, wäre ſie ſogleich da. Auch hat ſie gefragt, ob die Mißgeſtalten, die hier waren, auch fortwährten? da ſagte er: nein, das falle dort alles weg; ein jeder bekomme dort ſeine Geſtalt, wie ſie von Gott verordnet iſt; aber ein jeder in Klarheit nicht gleich; nachdem man hienieden den Heiland geglaubet und geliebet, nachdem bekommt man Klarheit. Je mehr man der Welt mit ihren Lüſten nachhängt, je mehr Dunkel hätte man an ſich.“

T — r.

Gaßner und Marie-Antoinette.

Die Herzogin von Abrantes erzählt in ihren Memoiren, nach der Ueberſetzung von L. v. Alvensleben, Leipzig 1836, wie folgt.

„Das ſchwere Geſchick, welches ſpäter die unglückliche Marie-Antoinette als Königin von Frankreich traf, ſoll ihr wenigſtens indirekt ſchon als Kind von dem bekannten Gaßner geweiſſagt worden ſeyn. Bekanntlich wurde Pater Gaßner aus faſt allen Hauptſtädten Europa's verwieſen, und fand endlich Schutz in den Staaten der Kaiſerin Maria Thereſia, welche auch das mit großen Geiſtern gemein hatte, daß ſie mehr glaubte als andere Leute.“ (Ein ſeltſames Bekenntniß! Möchten doch alle ſogenannten großen Geiſter das mit Maria Thereſia gemein haben! Es verſteht ſich von dem, was Glauben verdient). „Die Kaiſerin unterhielt ſich gerne mit Gaßner. Eines Tages hatte ſie der Pater in das Zimmer der Erzherzogin begleitet; ſie nahm ihre jüngſte Tochter Marie-Antoinette auf den Arm und ſtreichelte ihr den hübſchen blonden Kopf. Sagen Sie mir das Schickſal dieſes kleinen Kopfes da! rief die Kaiſerin dem Pater lachend zu. — Gaßner antwortete nichts. — Nun, Gaßner, wollen Sie es mir nicht ſagen? fuhr die Kaiſerin fort, und ſah den Schwärmer dabei an.“ (Wie heißt das Wort Schwärmer im Franzöſiſchen? vermuthlich visionnaire). „Er hatte die Augen geſenkt und ſchwieg; aber er war blaß und ſchien zu leiden. Maria Thereſia legte jetzt das Kind in die Wiege, eilte auf den Propheten zu, und rief: Sagen Sie mir auf der Stelle, was ſie an dem Kinde ſehen! Er aber ſchwieg noch immer, und ſein Schweigen hatte etwas Entſetzliches. Endlich, als er die innere Angſt und Unruhe der Kaiſerin bemerkte, faltete er die Hände, erhob ſie zum Himmel, betete, verneigte ſich dann vor der Kaiſerin, und ſagte mit leiſer Stimme: Es gibt Kreuz für die Fürſten, wie für die Armen! — Maria Thereſia fühlte ſich eine Laſt von der Bruſt gewälzt. Iſt es weiter nichts? ſagte die Mutter jetzt beruhigt. Mein Gott, ich habe auch

nge Zeit mein ſchweres Kreuz getragen, doch ich
ſſe meinem lieben Kinde die Mühen des Lebens er-
rt zu haben. — Man dachte nicht weiter daran;
er das Schickſal hat es nicht vergeſſen.“
Alſo hat Gaßner doch heller geſehen, als man
ers gedacht hat! — 8 —

Schreiben über eine Ekſtatiſche.

(Aus Oeſterreich.)

Es gelangte auch zu meinen Ohren das Gerücht,
ß zu Kaltern die zwanzigjährige Tochter des Hrn.
n Mörl, mit Namen Maria, binnen ſiebenzehn
agen gar nichts, die vorletzte Woche nur einige
ropfen Waſſer, drei Traubenbeere und eine halbe
wetſchge, die letzte bis zum Freitag wieder nichts zu
h genommen habe, nichts deſtoweniger ſich immer
kniender Stellung befinde. Sie können ſich leicht
nken, daß die Sage einer ſolchen Heiligen, wie
das Volk nennt, unſere junge und alte Welt mit
verſchiedenen, mitunter auch obſconen und tri-
alen Scherzen und witzigen Anſpielungen ſtimmte,
d ſeither den Stoff des täglichen Wirthshaus- und
affeehaus-Geſpräches abgab. Ich ſelbſt mangelte
cht, über das Thema einige Variationen zu liefern.

welche meine Freunde und Kameraden als humoriſtiſche Einfälle zu belachen fanden. Da mir jedoch aus der Seherin von Prevorſt, aus den Werken über Somnambulismus, Magnetismus, inneres Leben und Hereinragen der Geiſterwelt, viele unglaubliche Fälle bekannt waren, die ich zwar noch immerhin bezweifle, ſo erwachte meine Neugierde um ſo mehr, als ich eine Gelegenheit zu finden hoffte, über dieſe Wunderdinge oder Träumereien Licht zu erhalten. Ich lud alſo Hrn. Dr. Mazegger ein, mit mir eine Privatinquiſition mit dem angeblich heiligen Geſchöpfe vorzunehmen, und fuhr am 6ten dieſes, wo ich für und wider Hrn. v. Mörl auch eine Verhandlung bei dem Landgerichte Kaltern hatte, dahin ab. Ich nahm auch den jungen Leonard, wie ich ſcherzweiſe ſagte, als Waarenbeſchauer mit. Alles lachte über meinen Beruf als Advocatus diaboli, und ich lachte mit. In Eppan ſchloß ſich uns der Stadtphyſikus Dr. Bergmeiſter an. In Kaltern angelangt, erſuchte ich gleich den Hrn. v. Mörl, den ich auf der Gaſſe antraf, uns ſo ſchnell als möglich zu ſeiner Fräulein Tochter zu führen, weil ſich mein Amtsgeſchäft auf Nachmittag verſchieben ließ, und weil ich gehört hatte, daß die Beſchauung der Kranken während der Zeit, wo Meſſen geleſen wurden, viel ſtärker als ſonſt ſey. Er lief, um zu ſehen, ob ſie in Krämpfen liege, und holte uns bald darauf ab. Wie wir im Vorzimmer waren, bat man uns, etwas zu verziehen, weil ſie den Lungenkrampf bekommen habe. Allein während wir unſern Terrain rekognoscirten, ſtrömten ſchon die mit uns eingedrungenen Leute in das Nebenzimmer ein. Es erging an uns auch die Einladung, doch wir konnten nur über jene hin durch die Thüre hinein blicken und erſahen auf dem Bette, gegen das Kopfkiſſen und gegen das Fenſter gewandt, die Geſtalt eines Mädchens mit aufgehobenen Händen knien; die Augen waren unbeweglich, die Pupillen etwas nach oben gekehrt, der Mund in ein ſüßes Lächeln verzogen, die rothbraunen Haare floſſen in dicken Strömen über die Achſeln und Schultern herab. Ein weißer Unterrock und ein faltiges Nachtkleid von gleicher Farbe ließen uns in anſtändiger Beſcheidenheit Contouren durchblicken. Dieſe Erſcheinung machte auf mich ſogleich einen tiefen Eindruck, mir war, als wenn ich einen Engel ſehe; ich wandte mich um und ſchaute, welchen Eindruck es auf meine Unterſuchungsgenoſſen machte, und als ich aus ihrem gleichſam ehrfurchtsvollen Nahen, und aus ihren Mienen ſchloß, daß ſie ebenfalls ganz überraſcht waren, drang ich mit Vertrauen, mich nicht zu täuſchen, durch die Menge hinein, wo mich der Pater Guardian empfing, der mich ſchon vom Schaffer'ſchen Hauſe aus kannte. Ich ſchreibe Ihnen keine Novelle, hüte mich aufrichtig, zu übertreiben oder die Sache poetiſch auszuſchmücken, was ich Ihnen erzähle, iſt kein Phantaſieſtück, ſondern Wahrheit. Die Erklärungen überlaſſe ich Ihnen. — Der Guardian ſagte mir, daß Maria, wie mein Beſuch angekündigt worden, den Lungenkrampf bekommen habe. Ich erklärte ihm ſogleich, mich zurückziehen zu wollen, ſo bald er meine, daß meine Gegenwart der armen Kranken eine ſolche Störung verurſache; allein er hielt mich zurück und machte mich aufmerkſam, daß ſie gerade jetzt, wo ich neben ihr ſtehe, ihre Beſchauung Gottes fortſetze, und noch mehr verklärt ſey; ich fand es ſo, auch meine nun mir nachgefolgten Mitinquiſitoren betrachteten ſtaunend die erhabene Stille und Begeiſterung, und vorzüglich Mazegger ſagte mit lang verhaltenem Athem, ſie könne nichts Irdiſches zum Gegenſtande haben, das himmliſch ſüße Lächeln, der vergeiſtigte Leib ſey der Ausdruck des höchſten Seelengenuſſes; ſo ſchien es auch mir, denn einen ſolchen Affekt habe ich weder in Meiſterſtücken der Kunſt, noch in der Wirklichkeit geſehen. Das Fräulein iſt nichts minder als ſchön, vielmehr ſoll ſie in ihrem früheren Leben nicht einmal für hübſch gegolten haben; ihre Naſe iſt etwas aufgeſtülpt, und jetzt wie bei Todesnahen eingefallen, die Backenbeine ſtehen zu weit heraus, auch die erhöhten und mehr aufgeworfenen Lippen überſchreiten die Schönheitslinie; nur ihr Wuchs iſt ziemlich regelmäßig; allein das Erhabene, was aus dem Ganzen und vorzüglich aus ihrem verklärten Auge, aus ihrer Engelsmiene herausſchaut, iſt nicht zu beſchreiben, und wird mehr von unſerm Gefühle, als von unſerm äußern Sinne aufgefaßt werden. Als wir lange in der Betrachtung verſunken waren, konſtituirte ich nun den Pater, und wir erkundigten uns um die Dauer und Entſtehung des Zuſtandes. — Vernehmen Sie die Aufklärung, die er uns gab. — Von Kindesbeinen an mehr oder weniger kränkelnd, manchmal auch von verſchiedenen Uebeln dem Tode nahe gebracht, war ſtets ihr einziges Beſtreben, Gott gefällig zu werden, nur ſeinetwegen alles zu leiden. Sie behielt den frommen kindlichen Sinn bis zu ihrem gegenwärtigen zwanzigſten Jahre bei; dieſes beſtätigte mir auch Dechant Eberle, welcher ſie während ſeiner ganzen Pfarreiverwaltung, und vorzüglich in letzterer Zeit genau beobachtet zu haben verſichert. Zur Ergänzung der Erzählung des Guardians flechte ich auch die Auskünfte ein, die ich von dieſem würdigen und unbefangenen Zeugen und von der Wittwe Schaffer, welche der armen Kranken ſo oft beigeſtanden, nach und nach erhalten habe. Der Franziskaner fuhr weiter fort: Vor ungefähr anderthalb Jahren habe ſich ein krampfhafter Zuſtand ausgebildet, von welchem ihr Körper in den ſeltſamſten Krümmungen verzerrt worden ſey, man habe ſie bis in das Refectorium hinauf ſchreien, gleichſam brüllen gehört; doch ſagte er (ſo einſtimmig mit Dechant Eberle) wenn man ihr das Allerheiligſte reichte, und dieſes nur ihre Lippen berührte, hörte das ganze Ungeſtüm auf in ihrem Körper, und es trat der Zuſtand entzückender

Beſchauung ein, welcher zwölf Stunden dauerte. Nun war es der Familie möglich, die häuslichen Geſchäfte zu verrichten, den Boden zu ſpülen u. ſ. w., denn außer dieſen Tagen war alles beſchäftigt, ſie zu halten, weil ſie ſonſt ſich an den Mauern herumgeſchleudert hätte. Nach und nach verfiel ſie öfters in den Zuſtand der Beſchauung. Bemerken muß ich hier, was mir Frau von Schaffer und Eberle, beide nicht im Beiſeyn des Guardians, ſondern erſtere in ihrer Beſchauung und letzterer erſt jüngſt in Oberbotzen bekannten, daß Maria mehrmalen in ihrem krampfhaften Zuſtande auch Stecknadeln, die zum Theile gekrümmt waren, und Nähnadeln übergeben habe. Ich machte dem edeln Dechant die Bemerkung, daß in hyſteriſchen Anfällen Frauenzimmer Kohlen, Kreide und andere Dinge verſchlucken, bei der Bleichſucht ſehr lüſtern nach Kampfer und Kalk ſeyen, und, wie ich es bei meiner einzigen Schweſter erfahren habe, mit den Nägeln die Mauern abkratzen und Sand und Speiß wie Zucker kauen; allein er erwiederte: es könne alles ſeyn, doch glaube er nicht, daß ſie ſolche Dinge hinabgebracht hätte. Frau v. Schaffer bemerkte mir, es wäre derſelben eine ſo große Menge heraufgegangen, als daß ſie ſolche auf einmal zu verſchlingen im Stande geweſen wäre, und hätte ſie ſolches unter mehrmalen gethan, würde man es bemerkt, oder das fleckenloſe und gemüthlich aufrichtige Geſchöpf würde es früher oder ſpäter bekannt haben. Eberle meinte, das Verſchlingen wäre noch zu begreifen, weil ſie die Nadeln mit der Oehr in den Schlund geſteckt haben könnte; das Erbrechen derſelben in größerer Menge aber müſſe um ſo mehr in Erſtaunen ſetzen, als das Herausſtoßen derſelben, da ſie doch nicht alle, zum Theil zuſammen, und zum Theil nacheinander mit den Köpfen oder Oehren aus bloßem Zufall gekommen ſeyn könnten, ihr eine gewaltige Beſchädigung in den Röhren und ſohin Entzündungen hervorgebracht haben müßte, von welchen man aber keine Spuren finde. Als Advocatus diaboli bemerkte ich ihm, daß ſie die Weiberwaffen in dem Munde behalten haben könnte; allein da fiel er mir gleich ein: „Unmöglich, mein Doktor, ſie ſperrte den Mund weit auseinander, ich ſah ihr hinter die Zähne hinein, bis in den Rachen hinab, man mußte ſich allemal ſputen, um ihr aus der Kehle die Nadeln hervorzuholen. Ueberhaupt kann ich verſichern, daß ich die Perſon und die Familie zu genau kenne, als daß ich dem Verdachte eines Betruges nur den geringſten Raum geben könnte.“ — So der Dechant Eberle. — Ich erinnere mich nicht mehr, ob ich es von ihm oder Frau von Schaffer weiß, die ſchon ſeit langer Zeit, wie geſagt, der Kranken beiſteht, daß nämlich ihn dieſelbe mit einer Todesangſt gebeten habe, ſie nicht zu verlaſſen; daß aber ein langverhaltener Stuhlgang plötzlich ausgebrochen ſey, in welchem man mehrere Nägel angetroffen habe; auch ſagte mir Mazegger, der Domizilar Heggenberg, welcher Cooperator in Kaltern iſt, habe ihm anvertraut, daß an ihrem Haupte und an ihrer Bruſt mehrere eiſerne Nägel hervorgebrochen. Eberle ſagte mir auf die Verhaltung dieſes Umſtandes, daß er dieſen nicht geſehen habe, wohl aber einige der erwähnten Näh- und Stecknadeln noch beſitze. — Frau v. Schaffer erzählte mir: Sie ſey eines Tages in aller Eile zu ihrer lieben Maria gerufen worden, weil dieſe in den Zügen gelegen, allein wie ſie die Stiege hinauf gekeucht habe, ſey jene von Wonne überſtrahlt, ihr mit dem Zurufe entgegen gekommen: „Liebe Mama! ich bin wieder geſund, Gott hat's gewollt!" — Nun wieder zu unſerm Pater Guardian! — Da er ein Buch in der Hand hielt, fragte ich ihn gleich um deſſen Autor und Inhalt; er zeigte mir das Titelblatt, welches hieß: Directorium magicum Scaramelli; er ſagte mir: er habe von dem Zuſtande dieſer Perſon nie einen Begriff gehabt, allein nachdem er dieſen Autor geleſen, das Leben der heil. Thereſia, den heil. Bonaventura und den heiligen Bernhard nachgeſchlagen habe, könne er jede Steigerung richtig vorausſagen; er finde die Maria jetzt in dem elften Grade der Beſchauung Gottes. Wir machten zu dieſer ſo präziſen Annahme große Augen, wollten aber den guten Mann durch Bedenklichkeiten und Zweifel nicht kränken. Uebrigens erzählte er uns, daß ſchon drei Geſchwiſter der Kranken in das Kloſter gegangen, daß

Gott manchen außerordentliche Gnaden verleihe, daß ihre Reinigung oft ſchon in dieſem Leben vor ſich gehe, daß Gott auch die Einwirkungen ſeines böſen Feindes zulaſſe; daß er von der Maria uns vieles erzählen könnte, woran unſer Verſtand ohne weiters ſcheitern würde, daß er aber Geheimniſſe nicht ausſagen dürfe, und vorzüglich das ihr gegebene Verſprechen beobachten müſſe, von ihren Erſcheinungen niemand etwas mitzutheilen. Auf unſere Bemerkung, daß immerhin auch ein phyſiſcher Krankheitszuſtand obwalte, erwiederte er: daß dieſes mitunter allerdings der Fall ſey, weil ſie große Verhärtungen im Unterleibe habe, daß man aber alle Phänomene nicht anders als durch die unmittelbare Einwirkung einer doppelten übernatürlichen Macht erklären könne. Während unſeres Geſprächs blieb Maria immer unverändert in der oben beſchriebenen knienden Stellung, ohne zu zittern oder zu wanken. Es war kein Starrkrampf, der ſie aufrecht hielt, denn wir fanden alles in ihr weich, und doch war ſie wie eine Wachsfigur. Die Fixation ihres Geiſtes iſt ſo groß, daß ihr ganzes äußeres Leben aufhört. Alle thieriſchen Verrichtungen, und ich glaube, ſelbſt die Gedärmbewegung ſteht ſtill, mehrere Stunden lang kniet ſie ſo auf ihrem Bette. Am Frohnleichnamstage hörte ſie nicht einmal das Pelotonfeuer, welches eine ganze Compagnie Peterwardeiner an ihr Fenſter hinauf gaben. Wohl erhob ſie ſich aber, als man das Hochwürdige und dann das Gnadenbild vorbeitrug, allemal auf den Spitzen der Zehen, und ſtrebte mit gegen den Himmel gewandten Blicken wie ein Magnetſtahl ihre Hände in die Richtung hin, wo ſelbe hingetragen wurden; das Volk ſagt: ſie knie nicht, liege nicht und ſtehe nicht, ſondern ſchwebe. Ich glaube ſelbſt, daß ſie ſpezifiſch leichter als ein anderer menſchlicher Körper von gleichem Umfange iſt. Sie war, als ich ſie das erſtemal ſah, noch nicht ſehr eingefallen, aber es ſchien mir ihr Hautgewebe von einer beinahe ätheriſchen Subſtanz, vielleicht blos magnetiſcher Materie ausgefüllt zu ſeyn; ſie drückt alſo das Bett nur äußerſt wenig ein. Als ich dem Pater Guardian den Wunſch äußerte, ſie in liegender Stellung zu ſehen, ſagte er zu ihr: „Maria, aus h. Gehorſam leg dich nieder, ich befehle es dir im h. Namen Gottes;“ ſie fing an zu wanken, wie eine Statue, welche lebendig wird. Ich fand die Fabel Pygmalions vor mir verwirklicht. Auf einmal warf ſie ſich mit dem Ellbogen auf das Kopfkiſſen hinein, hielt die Hände neben dem Köpfchen zu beiden Seiten hinauf und ſetzte mit dem holdſeligſten Lächeln ihre Beſchauung fort. Wenn gleich ſie in ihren Stellungen unbeweglich iſt, ſo beugt ſie doch tief das Haupt, ſobald in Kaltern eine Aufwandlung vor ſich geht. Daß ſie dieſen Zeitpunkt richtig errathet, haben geſtern zwei meiner Freunde erhoben. Nachdem ſie einige Zeit in obiger Lage gleichſam ſchwebte; weil ſie am Bette nur mit den Ellbogen und Knien anging, erſuchte ich den Pater Guardian, ſie zu einer ganz liegenden Stellung zu vermögen; er ſprach die nämliche Formel wie oben, und nach einigem kurzen Beben lag ſie mit einer blitzſchnellen Bewegung auf dem Rücken da, mit gefalteten Händen, und immer gleich gegen den Himmel ſtarren Augen. Alle ihre Bewegungen gehen automatiſch vor ſich; der Uhrmacher Greißer verfiel deßwegen ſogar auf den Einfall, daß ſie eine Wachsfigur ſeyn müſſe, in welcher man ein Uhrwerk angebracht habe. Wie ſie nun himmliſch ſchön da lag, fühlten wir ihre Pulſe; im linken Arm fühlte ich keinen, einen höchſt ſchwachen im rechten, einen ſtärkern im Halſe; Mazegger legte auf ihre Herzgrube die Hand; Bergmeiſter fühlte rund herum den Kopf an, aber alles geſchah mit einer gewiſſen Scheu, als wenn wir ein höheres Weſen berührten; letzterer bezeigte den Wunſch, den Unterleib zu unterſuchen, allein der Guardian bat, es zu unterlaſſen, weil er uns ſagen könne, daß ihr jede ſolche männliche Betaſtung ungeheure Schmerzen verurſachen würde; übrigens möchten wir ihm glauben, daß wir nichts anderes, als links unter dem Herzen eine große Verhärtung fühlen würden, die man auch ſchon von außen wahrnahm. Ich erſuchte ihn, den Engel aus dem Stande der Beſchauung zurückzurufen; er wiederholte ſeine Formel, und ſetzte bei, ſie ſollte nicht mehr beten. Nun fingen ſich ihre Augenlieder und die ſtarren Pupillen zu bewegen an, ſie ſah lieblich herum und grüßte uns mit einem rührenden Lächeln, welches wohl die beſte Aktrice nicht nachzuahmen vermöchte; allein heftige Zuckungen und Gicht ſchienen ſie jetzt innerlich zu quälen. Als ſie eigentlich wieder recht zu athmen begann, ſtürmte das Leben wie ein lang verhaltener Wildbach in ihren Körper herein. Es war in ihrer Hand, die ich in meiner hielt, keine Fiber, welche nicht hüpfte und klopfte; wir fragten, ob wir die Urſache davon und folglich ihr läſtig ſeyen? allein ſie ſchüttelte ſanft ihr Köpfchen, verneinend und uns anblickend, was ein Zeichen ſeyn ſollte, daß wir bleiben dürften. Ich wollte ſie durch den Guardian noch ſprechen machen, aber ich war ſo angegriffen, daß ich eine Art Uebelkeit fühlte und mich entfernen mußte. Meine Kollegen waren nicht zudringlicher wie ich, und da der Andrang der Menſchen nicht mehr aufgehalten werden konnte, folgten ſie mir bald nach. Dr. Mazegger ſprach den ganzen Tag beinahe nichts mehr, wir ſcherzten über ihn und ſagten: es fange ſich auch bei ihm die Seele von der Sinnenwelt loszuſchälen an. Allein wir befanden uns ſelbſt in einer gewiſſen, ich möchte beinahe ſagen, heiligen Stimmung, daß wir das Stillſchweigen nur mit einem gewiſſen Zwange unterbrachen. Indeſſen war in der Stadt alles auf unſern Bericht geſpannt, man lachte uns ſchon von weitem an, in der Ueberzeugung, daß wir in Flüche und Verwünſchungen über Mönchstäuſchung und Alfanzerei ausbrechen würden; man hielt es für Scherz und Verſtellung, oder Beſchönigung unſeres Vorwitzes, als wir ernſthaft betheuerten, nie einen ſolchen Seelen- und Körperzuſtand geſehen zu haben, und beifügten, daß in allen Erzählungen von Somnambülen dergleichen nichts vorkomme. Nur als wir alle drei einſtimmig und von einem und dem andern in geheim befragt, unſere Verſicherung wiederholten, und ſie darauf verwieſen, ſich ſelbſt davon zu überzeugen, mußten wir ihnen unſern Bericht erſtatten. Ein zahlreiches Auditorium verſammelte ſich um Jeden mit aufgeſperrten Mäulern, und es vergeht jetzt kein Tag, wo nicht dreißig Kutſchen und Kaleſchen nach Kaltern fahren. Da ich die künftige Woche wieder eine Tagfahrt dort habe, wo ich vielleicht neue Erhebungen zu machen Gelegenheit finden werde, ſo ſchließe ich dieſen Brief noch nicht, um den neuen Bericht ſogleich fortzuſetzen.

(Später.)

Den 15ten war ich wieder in Kaltern, hatte aber nicht Zeit, die Maria Mörl Vormittag heimzuſuchen; ich ging nach Tiſch dahin, mußte aber wegen der Menge Menſchen gleichſam über die Köpfe derſelben längs der Stiege hinaufgezogen werden. Ich bemerkte bei dieſer Gelegenheit mehrere obſcöne Ungebührlichkeiten bei den hinaufdringenden, keine aber bei den herunterwallenden Leuten, welche meiſtens Thränen in den Augen hatten. Ich fand Maria diesmal nicht in der freudigen Begeiſterung, ſondern in einer heil. Wehmuth. Sie kniete in der nämlichen Stellung mit gegen den Himmel gerichteten Augen; aber Zähren rieſelten bis auf ihr Kleid herab. Ich fragte den Guardian um die Urſache, und er antwortete mir, daß ſie eben in der Anſchauung der Kreuzigung des Gottmenſchen begriffen ſey. Ich hätte als Advocatus diaboli gern, wie ich mir vorgenommen hatte, die das frühere Mal abgeriſſene Unterſuchung wieder aufgenommen, allein das Getümmel hinderte mich daran, ich mußte froh ſeyn, nach einiger Zeit mit heilen Rippen durch das Gedräng wieder herunter zu kommen. Der Guardian erzählte mir, daß ſie die Abende ſeit meines letzten Beſuches, jedoch nur mit ihm, offen geſprochen habe; nach ihrer Aeußerung wäre ihr die Nähe mancher Menſchen zuwider. Sie wünſchte ſehr, daß niemand wegen ihr ſeine Pflichten verabſäumen möchte; ſie hegte Kummer, daß man ſie vielleicht loben oder für einen beſſern Menſchen als andere halten werde. Nur die Bemerkung, daß die Neugierigen gerührt auch die Kirche beſuchen, habe ſie einigermaßen zu beruhigen vermocht. Auf meine Frage, ob man ſie nicht zu laben trachte, ſagte er mir wieder, daß ſie ſeit meinem letzten Dortſeyn nichts als einige Tropfen Waſſer zu ſich genommen habe, und daß ſelbſt dieſes nun anfange, ihre Krämpfe aufzujagen. Frau von Schaffer, welche jetzt als Garde-dame faſt immer an ihrem Bette ſitzt, ſagte mir wiederholt, Maria habe ihr vorige Woche anvertrat, daß ſie in ihrer Beſchauung die Stimme ihres Beichtvaters nicht höre, ſondern nur in der Herzgrube fühle, daß die Stimme ihr durch alle Glieder und Adern gehe, und ſie ſchnell jene Bewegung machen müſſe, die er ihr befehle. Dr. Mazegger hat an Profeſſor Ennemoſer geſchrieben und ihn erſucht, zurückzukehren und dieſe merkwürdige Erſcheinung zu prüfen, weil er dabei wahrſcheinlich für ſeine Geſchichte des Magnetismus eine große Ausbeute gewinne. Es wäre zu wünſchen, daß Maria unter der Beobachtung eines philoſophiſchen Arztes ſtünde. Man erzählte mir im Wirthshauſe zwei Wunder: einem Kinde ſey im Gedränge der Arm ausgeriſſen worden; eine Mutter habe in demſelben ihr taubſtummes Töchterlein verloren. Auf das Gebet der Kranken ſey erſteres geneſen und letzteres augenblicklich gefunden worden; allein als Augenzeuge muß ich ſagen, daß dem Kinde der Arm nur höchſtens etwas verrenkt war, und der verurſachte Schmerz wahrſcheinlich nach einiger Zeit nachließ, und daß ich der Mutter das taubſtumme Mädchen ſuchen half, und es dadurch wieder fand. Schwerlich würde ſie es ohne Suchen angetroffen haben. Alſo von Mirakel läßt ſich nichts ſagen. Geſtern war der Kreisregierungsadjunkt Liebener, ein höchſt unglaubiger Thomas, der Wegmeiſter Permazzi und der Maler Graffonara mit meinem Fuhrwerke in Kaltern; letzterer hatte die Abſicht, Maria zu malen, war aber nicht im Stande, die Skizze zu vollenden, weil er vor Rührung und innerer Bewegung zu zittern anfing. Er wird daher nächſtens die Reiſe mit mir noch einmal unternehmen. Alles wünſcht die Verklärte zwei, dreimal zu ſehen. Herr v. Liebener drängte ſich geſtern Nachmittag zum zweitenmale hinauf, kam aber über die Stiege nicht mehr herunter, ſondern mußte ſich mit einem Seile durch das Fenſter herablaſſen. Die Frau von Schaffer und der anweſende Geiſtliche müſſen ſich ihr Mittageſſen gewöhnlich in einem Korbe hinaufziehen. Geſtern ſollen zweitauſend Fremde in Kaltern geweſen ſeyn; das Gedränge und ich möchte ſagen die Wuth, einander vorzukommen, war ſo groß, daß man einander die Kleider vom Leibe riß, die Weiberarme zerkratzte und einander hinabſtieß. Zwei Weibsbilder hatten, als ſie bei der Zimmerthür waren, untenher nichts mehr an ſich, als das Hemd, die Röcke wurden ihnen von den Nachſtürmenden weggeriſſen. Da im erſten Stocke ein Siedler wohnt, ſo läßt ſich das Haus, ohne zugleich ſein Gewerb zu ſperren, nicht verſchließen. Eine Compagnie Soldaten würden nöthig ſeyn, um den Andrang der vielen Menſchen zu hemmen. Niemand will mehr zum Zimmer hinaus. — Nun wiſſen Sie von dieſem Phänomene alles, nur bemerke ich Ihnen noch, daß Maria auch bis geſtern, folglich über ſieben Wochen, nichts als in jeder einige Tropfen Waſſer und Weinbeerſaft genoſſen hat. Auch habe ich durch zwei gleichſtimmige Zeugen erhoben, daß Maria den Tod ihres Vaters, welcher jüngſt in Inſpruck verſchied, vorausgeſagt habe; auch ſoll ſie vor zwei Jahren, als ſie vom Hauſe abweſend war, auf einmal ein Jammergeſchrei erhoben und geſagt haben, daß nun ihre Mutter geſtorben ſeye. Man verſicherte mich, daß ihre Mutter wirklich zur nämlichen Stunde der Schlag getroffen habe. — Indeſſen bleiben dieſe Erzählungen noch auf ihrem Werth oder Unwerth belaſſen, wenn gleich ich für den erſtern Fall faſt juridiſche Gewißheit habe. Heute waren der Bürgermeiſter, der Handelsmann Moor, Vetter der Maria, und der Kanonierlieutenant Kiſſinsky in Kaltern, und kamen mit der größten Begeiſterung zurück. Ich lachte ſie nur wegen ihrer Weichherzigkeit aus, weil ſie mich zuvor immer wegen meiner Schwärmerei zum beſten hatten. Nun haben wir nur noch zwei, drei in der Stadt, welche an den Eindruck nicht glauben, den dieſe Erſcheinung auf jeden Menſchen macht. Was weiter erfolgen wird, werde ich berichten. Dr. W.

Nachſchrift.

Hören Sie einen andern Zeugen, einen Geiſtlichen, der Profeſſor der Moraltheologie in Brixen iſt.

Profeſſor **Stadtler** ſagt: „Wir wurden in das Zimmer eingeſchloſſen, am Fenſter ſtand eine Bettſtatt; auf dieſer kniete Maria ganz aufrecht, mit gefalteten Händen und blickte ſtarr himmelwärts, ohne zu bemerken, was um ſie vorging. Es war mir anfangs wehmüthig, ſie zu ſehen, mehrere weinten. Ich unterſuchte dieſe lebende Statue mit meinen Augengläſern, ich betrachtete ſie von allen Seiten, fand immer Andacht und Unſchuld in ihrem Geſichte. Es ſchien mir ganz gewiß, daß alles nur Krankheit wäre, ich fing mit dem Pater Guardian lateiniſch zu reden an, und ſagte ihm die Meinung des Dr. Ennemoßer. Unterdeſſen kam der Dekan, der vom Biſchofe den ſtrengſten Auftrag hat, auf Alles genau acht zu geben. Die zwei Geiſtlichen drangen ſo mit Fragen auf mich, daß ich meinen Namen ſagen mußte; ich ſagte, daß ich gekommen ſey, die Sache zu unterſuchen. Der Herr Dekan ſchaffte die übrigen Leute hinaus, bis auf mich. Nach dem einſtimmigen Urtheile aller Chriſtuslehren ſind der pünktlichſte Gehorſam und Demuth bei ſolchen außerordentlichen Erſcheinungen eine nothwendige Bedingung einer göttlichen Einwirkung; davon erhielt ich folgende Beweiſe: Der P. Guardian trug ihr unter Gehorſam auf, ſich niederzulaſſen; augenblicklich geſchah es. Nun ſollte ſie Gott auf ihrem Angeſichte anbeten; alles geſchah augenblicklich, alles mit ſo vielem Anſtande, daß es unmöglich iſt, ſelbſt für den Wüſtling, ſich etwas Unanſtändiges zu denken. Doch alles dieſes beſtimmte mich noch nicht, an einen höheren Einfluß zu glauben; ich ſagte dem P. Guardian, daß es intereſſant wäre, zu wiſſen, welche Betrachtungen ihr vorſchweben. Er ſagte, daß ſie ihm den Gegenſtand ihrer Betrachtung mittheile, als: die Eigenſchaften des Leiden Chriſti, das heil. Altarſakrament. Endlich ſagte der P. Guardian: Maria, unter dem heil. Gehorſam laſſen Sie das Beten! Augenblicklich ſchloß ſie die Augen, veränderte das Geſicht und zeigte ihre natürlichen Züge. Wie mir nun war, kann ich nicht ſagen. Mit kindlicher Einfalt und inniger Freude begrüßte ſie die ihr bekannten Geiſtlichen, griff nach ihrer Hand und zeigte ſo viele liebenswürdige Unſchuld, daß es eine Sünde wäre, an eine Verſtellung zu denken. Ich konnte nun beide Zuſtände vergleichen; ich ſah ihre Demuth, ihren Gehorſam, daß von Seite des Pater Guardian keine magnetiſchen Striche, keine Betrügerei ſtatt finde, daß er ſelbſt nichts thut, außer mit Einwilligung des Dekans. Ich mußte glauben; ein eigenes Gefühl ergriff mich, ich ſpürte die Nähe des Herrn. Ich danke Gott für die Erfahrungen, die ich in Kaltern machte. Auch weltliche Herren und Beamte gehen nach Kaltern und kehren mit frommen Entſchlüſſen zurück. Auch Graf Reiſach ſah ſie, auch er behauptete daſſelbe und ſagte, daß ſelbſt die Unglaubigſten das Wunderbare geſtehen. Durch ihr früheres Leben bekommt erſt alles Zuſammenhang und Klarheit. An Magnetismus iſt hiebei nicht zu denken. Die Magnetiſchen wiſſen nichts von ihrem Seelenzuſtande, wenn ſie erwachen; ſie aber weiß den Gang ihrer Betrachtung. Ein Krankheitszuſtand kann es auch nicht ſeyn, denn die Krämpfe kennen keinen Gehorſam, und an Betrug iſt gar nicht zu denken, denn von allen drei Fakultäten wurden Unterſuchungen angeſtellt.“

Briefliche Aeußerung Eſchenmayers über Verunglimpfungen in Zeitungsblättern.

Kirchheim, den 13. Nov. 1837.

Da ich über die Grimaſſen unſeres Alltaglebens ſchon Alters wegen hinweg bin, ſo leſe ich keine Flugblätter mehr, auch wenn ich mich ſelbſt darin leſen könnte. Was im Fluge geſchrieben iſt, fährt auch im Fluge dahin, und es wäre Schade, dieſen Selbſtvernichtungsprozeß durch eine Antikritik nur um einen Tag verzögern zu wollen. Bei keinem literariſchen Erzeugniß gränzt Leben und Tod, Geburt und Grab ſo nahe zuſammen, als bei dieſen Blättern, ſo daß der Schriftſetzer kaum zweimal gähnen und ſchnarchen kann, um die Frucht ſeiner Arbeit wieder jenem Fleiſchesweg zueilen zu ſehen, auf welchem der Geruchſinn alle andern beherrſcht. Seitdem die Flugblätter das Publikum wie eine große Kneipe anſehen und ſich in die Wette bemühen, ihm die beſten Pfefferwürſte aufzutiſchen, ſeitdem können zurückgezogene Leute, wie ich, ſich nicht mehr in ſolche Geſellſchaft miſchen.

Was jene Geſchichte betrifft, ſo bin ich ſehr froh, daß bis jetzt, außer Hegel und Strauß, noch niemand die Kunſt erfunden hat: das Geſchehene ungeſchehen zu machen, und das vom Sonnenlicht beſchienene hiſtoriſche Faktum in einen Mythus zu verwandeln. Mögen ſie daher an ihr picken, beißen und nagen, ſie iſt von Asbeſt, der auch im Feuer unverſehrt bleibt. Ja ſie hat vielmehr einen verborgenen Stachel in ſich, der, wenn Muthwille und Spott ihn gegen ſich kehren, tief verwundet.

Trifft der Tadel meine Anſichten, Zuſätze und aus der Geſchichte gezogene Lehren, ſo muß ich es mir gefallen laſſen. Wer will dem flugblätterigen Witz es verargen, wenn er, um an dem Geſchmacke des Publikums ſein Leben zu friſten, für jeden ungewöhnlichen Stoff eine neue Beize erfindet? Ob ich gleich von jeher gewohnt bin, die goldene Sittenregel der Bergpredigt Matth. 7, 6. zu befolgen, ſo läßt ſich's doch nicht immer vermeiden, und man muß ſich auf die Gefahr, beſudelt zu werden, doch exponiren. Die Hetze der Aufklärlinge ſah ich ſchon beim erſten Anſatze der Feder zu jener Geſchichte voraus, was aber für mich, wie es kein Stoff des Aergers iſt, auch kein Motiv der Abhaltung ſeyn konnte.

Um aber alle Einzelnheiten zu erſparen, will ich der Genoſſenſchaft blos die Viſion entgegen halten, welche Görres in ſeinem Prodromus galeatus (Chriſtliche Myſtik) in gleicher Abſicht beſchreibt: „Nachdem die trojaniſche Saumutter mit ihren dreißig „Ferkeln aus dem Sumpfe die Sonne unwillig angegrinzt und das Myrmidonenvolk ſeine unnütze Geſchäftigkeit in dem Moder und Mulm des hohlen „Baumes getrieben, nachdem ferner das literariſche

„Geſinde, das aus einem blinden Affen, Gockelhahn, „Pfau, Eule, Gans und Faulthier beſtand, ſich in „dem höchſten Satz: des in das Etwas ſich „ſelbſtgebärenden Nichts abdiſputirt hatte," fährt Görres auf folgende Weiſe fort: „So war es um dies Geſicht gethan, deſſen Anwendung auf die Frage der Myſtik ſich leicht ergiebt. Keine Myſtik! ruft es unten aus dem Schlamme; keine Myſtik! ruft es aus dem Mulm und Moder des hohlen Baumes; verdammt ſey alle Myſtik! ruft das ganze literariſche Geſindel von oben, von der Mitte und von unten, das ſich zu dieſem Zwecke in eine große Genoſſenſchaft verkehrter Lehre, ſchlechter Triebe und verkehrten Thuns vereint und insgeſammt jedem höhern Streben gleich gehäſſig, geſenkten Hauptes, gebeugten Rückens und ſchlangenfüßig gleich den alten Erdgebornen in gleicher Niederträchtigkeit einverſtanden iſt. Wie ſie aber auch ſich mühen und abmühen mögen, all ihr Widerſpruch wird nach ewiger Ordnung nur zur Befeſtigung deſſen," was ſie angefeindet; die Zügelloſigkeit der wilden Naturtriebe zur Zügelung in rechter Zucht und Ordnung; die Furie des Veitstanzes, in den ſie mit immer zunehmender Beſchleunigung der Tanzweiſe die Willenskräfte anſpornen zu einer frei im Ebenmaaß geordneten Bewegung; endlich ihr gänzliches Verneinen alles Höheren in der Rückwirkung zur völligen Bejahung führen, was eben der Gipfel aller wahren Myſtik iſt. Der wahre ſkeptiſche Widerſpruch iſt hiebei nicht ausgeſchloſſen. Nur jenes freche Verwerfen der ausgemachteſten Thatſachen, jenes ſtupide

Nichtachten, Verneinen und Ablengnen vor aller Unterſuchung und Prüfung, das gefliſſentliche Sichſelbſtverblenden, das dämoniſche Anfeinden alles Höhern und Heiligen, das dem Thier im Menſchen ein Greuel und Abſcheu iſt; kurz die Sünde gegen den heiligen Geiſt in allen ihren Formen und Geſtalten, die Sünde gegen den Geiſt der Wahrheit, die die Verdammniß unſerer Zeit begründet; ſie ſoll damit gezeichnet, getroffen und abgewieſen werden." So weit Görres.

Hier, Lieber! haſt du ein Bild ſolcher Menſchen, die, weil ſie der Welt und ihrem Fürſten gedient, ihre Freude, wie der Dämon jener Geſchichte, an dem hölliſchen Gruße des Alten einſt erleben werden.

Dein Eſchenmayer.

Eine briefliche Mittheilung Herrn Franz v. Baaders.

München, den 29. Aug. 1837.

Da Sie, d. ver. Fr., von mir eine Erläuterung verlangen über den Begriff einer vis sanguinis ultra mortem, wie ich ſelben beſonders in meinem dritten Sendſchreiben über den Pauliniſchen Begriff des Verſehenſeyns des Menſchen im Namen Jeſu S. 78 aufſtellte, ſo ſäume ich nicht, dieſem Verlangen mit Folgendem zu entſprechen.

Da die Seele in der Tinktur des Bluts wohnt, und, wie die Schrift ſagt, das Leben im Blut iſt — dieſe immaterielle Tinktur aber doch unter gewiſſen Bedingungen, namentlich beim Mord, als ihres eigenen Blutes beraubt, von dem in dieſem Moment ihr offenen Blut des Mörders angezogen wird, worüber ich mich nach S. Martin in meiner Theorie des Opfers ausſprach — ſo ſtellt ſich durch eine Verſetzung derſelben ins Blut des Mörders (als gleichſam durch eine geiſtige Transfuſion) ein forcirter Rapport oder Communio vitæ zwiſchen beiden, dem Mörder und Gemordeten her, welcher Rapport (Blutverwandtſchaft) ſich auf mancherlei Weiſe und beſonders durch die Beunruhigung beider kund gibt. Ohne dieſen Rapport verſteht man aber weder die Begriffe der Alten von der Blutſchuld *) und von dem hierauf (nämlich auf den Begriff einer Nemeſis oder eines Bluträchers, der kein Menſch iſt) gegründeten göttlichen, nicht menſchlichen Geſetz der Hinrichtung des Mörders; noch verſteht man ihre Begriffe von der Wirkung der Blutopfer, ſowohl diesſeits als jenſeits, zu welcher Wirkung ſie auch die Mantik oder Divination des Opfernden

---

*) Wenn es bei Moſe heißt, daß Gott das Blut von Jedem, der es vergoſſen, zurückfordern wird, ſo muß ſelbes ſich alſo bei Jenem, der es vergoſſen hat, befinden; was im moſaiſchen Geſetz ſelbſt für die Thiere galt, nicht als Strafe ihres Verbrechens, ſondern weil mit der Tödtung des Thiers die Tinktur des durch ſelbes getödteten Menſchen wieder von ihrer Bindung an's Thierblut frei und jenem zurückgegeben ward.

zählten. Wie denn ſelbſt jene Blutsberauſchung einiger Thiere, ſo wie die Luſt der befriedigten (gekühlten) Mordgier vom Eintritt und von der Verſetztheit der Bluttinktur des Gemordeten ins Blut des Mörders zeugt. Wie aber, wenn der große Haufen der Menſchen bei dieſer Mordluſt und bei der ihr nahe verwandten Unzuchtluſt, welche letztere das Leben im Entſtehen, ſo wie erſtere das bereits entſtandene Leben verdirbt, womit beide von derſelben Zoophobie beſeſſen, ſich zeigen. — Wie aber, ſage ich, wenn dieſe Menſchen nur blinde Werkzeuge des oder der geiſtigen Verderber des Lebens wären, oder unwiſſend thäten, was in ältern und zum Theil neuern orgaſtiſchen Samen- und Blutlibationen mehr oder minder beſtimmt wiſſend, als dämoniſcher Kultus geſchah oder geſchieht? — Wie nämlich das blutloſe, blutarme, kaltgiftige Amphibium oder Inſekt eben darum Bluträuber und Bluttödter iſt, ſo jener ſeiner eignen Seele ſich beraubt und ſelbe ſich vergiftet (zur Unſeele gemacht) habende unſichtbare, unſelige Lebensmörder von Anfang, der vom innern Horror vacui getrieben, überall und raſtlos nach der ihm ausgegangenen, in ihm nicht haftenden Tinktur in Blut und Samen, als kurioſen Säften, wie Mephiſtopheles ſagt, (in welchen beiden die Tinktur offen oder exponirt iſt) nachſtellt, durch welchen geraubten Beſitz er ſich ſeit Anbeginn des Lebens des gefallenen Menſchen auf der Erde als durch eine forcirte Tinkturverſetzung, in effektivem Rapport mit den ſowohl erzeugt werdenden, als den bereits gebornen, ja mit den abgeſchiednen Menſchen erhält. — Was aber hier von der Tinkturverſetzung im ſchlimmen Sinn geſagt iſt, das gilt auch suo modo von ihr im guten Sinn. Nämlich jenes nun ſchier zweitauſend Jahre von der Richtſtätte Pilati herabſchallende „Sein Blut komme über und bleibe bei uns und unſern Kindern!“ galt nicht das Blut eines einzelnen Menſchen, ſondern jenes Menſchen, der zugleich univerſeller Menſch (homme-principe) war und iſt; es galt nicht blos für jenen Volkshaufen in Jeruſalem, ſondern — dieſer Fluch, der zugleich Gebet war — galt und gilt für uns Menſchen alle, weil wir alle an dieſem Mord Schuld tragen. Auch hier findet jene Blutverſetzung ſtatt, von der wir ſprachen, und auch hier beunruhigt letzte ſowohl den Getödteten als die Mörder; aber die Beunruhigung treibt und hilft hier zur wahrhaften Ruhe, weil dieſe Tinkturverſetzung keinen andern Zweck hat, als jene Seelentinkturverſetzung im Menſchen aufzuheben, welche er ſich durch das Verſetzen jener als ſeiner Liebeskraft aus Gottes Herz zugezogen hat, und welche Reordination oder Relocation auf keine andre Weiſe als dieſe möglich war. Denn dieſe Blutkraft oder Tinktur vermag allein die Seele des Menſchen der Macht des Feindes gänzlich zu entſetzen, und ſie dahin wieder zu ſetzen, woher dieſe Tinktur ſelber kömmt, oder wovon ſie ausgeht, ohne abzugehen *), wie die Speiſe und die Arznei den ſie in ſich Aufnehmenden dahin zieht (verſetzt), woher ſie ſelber kommen, denn das Anerkennen des Gebers in der Gabe (die Erkenntlichkeit) iſt, wie ich anderwärts zeigte, ein Weihen

---

*) „Ich habe die Macht, mein Leben zu laſſen und es wieder zu nehmen.“

oder Conſecriren derſelben, d. i. eine effektive Vergegenwärtigung des Gebers in ihr. Aber das bisherige Nichtverſtändniß eines hier zum Theil enthüllten Myſterium des Lebens und Todes hängt mit dem Nichtverſtändniß der Bedeutung der Leibwerdung ſowohl überhaupt, als beſonders jener einzelnen Weiſe derſelben, welche die irdiſche oder materielle heißt, zuſammen. Und wenn dieſem Nichtverſtändniß entgegen Schubert in ſeiner Geſchichte der Seele mit Recht den Tod im allgemeinen Sinne des Worts eine Entleibung nennt, (denn der Entſeelung des Leibs entſpricht die Entleibung der Seele) und wenn ſelber die Vollendtheit des Lebens, (nach jenem Satze des Hermes: vis [animae] integra, si conserva in corpus) in deſſen Leibwerdung ſetzt *) — ſo hat man hiebei vor allem das noch allgemein herrſchende Nichtverſtändniß über den Urſtand und Beſtand der irdiſchen, das Verderben und den Tod als ſtets zum

---

*) In dieſem höhern Sinn und Bedeutung der Leiblichkeit ſagt der Philosophus Teutonicus „daß es nur eine Hoffart der Kreatur ſey, vor Gott ohne Leib ſeyn zu wollen“ — womit der Teufel nicht als Materialiſt, ſondern als Spiritualiſt erſcheint. Aber die über der Natur Ende hinausſtrebende, und durch dieſe Natur ſich über den abſoluten Geiſt erheben wollende Kreatur ward hiemit zur Infranaturalen herabgeſetzt. Weswegen es nur eine Bornirtheit iſt, die Erſcheinungen und den Gang der zeitlichen Kreaturen ohne die Einwirkung eines Supranaturalen und Infranaturalen begreifen, oder dieſe Natur, wie ſie ſagen, ganz natürlich erklären zu wollen.

Ausbruch bereit in ſich bergenden Leib oder Materiewerdung zu beſeitigen; man hat, ſage ich, jenen bei vielen Theologen wie Philoſophen ſchier zum Glaubensartikel wordenen Irrthum zu tilgen, welcher dieſe irdiſche Leiblichkeit (mit deren Beginn die moſaiſche Urkunde anfängt) für das primitiv Geſchaffene oder für den abſoluten Anfang der Schöpfung nimmt, womit denn auch ſtillſchweigend Sünde [Antinomie] und Tod als primitiv in die Schöpfung eingeſetzt) ſtatuirt werden. — Was nun die Identität des Begriffs des Todes mit jenem der Entleibung betrifft, ſo ſind uns irdiſch verſtorbene Menſchen, wenn ſie uns auch als Geiſter erſcheinen, doch immer noch — als entleibt oder leiblos — Todte! welche wir weder einem vom Tode erſtandenen Menſchen (Chriſtus), noch einem nicht verſtorbnen Engel gleich ſetzen, wogegen aber die geſtürzten Engel oder Teufel allerdings als entleibt und darum dem Tode heimgefallen zu betrachten ſind, nicht aber als gleich dem irdiſchgewordnen Menſchen *) irdiſch entleibt, weil ja die irdiſche

---

*) Wenn ſchon der Menſch als Lichtmenſch (Bild Gottes) nach der ewigen Wurzel ſeines Seelenlebens aus der an ſich und abſtrakt, ſomit ſchon von Gott ausgetretenen gefaßten, lichtleeren ewigen Natur, ſo wie nach ſeiner Leiblichkeit aus der gleichfalls an ſich finſtern Erde geſchaffen (beiden enthoben) ward, ſo war dieſer zuerſt geſchaffene Menſch ſeeliſch wie leiblich in dieſer Enthobenheit im Lichtmenſchen verklärt (wenn ſchon in dieſer Verklärtheit noch nicht fixirt), und erſt nachdem der Lichtmenſch in ihm verblich, trat ſeine Seele als finſter, ſein Leib als irdiſch hervor, womit er dem Dualiſm anheim fiel.

(wie man ſagt, materielle) Leiblichkeit eben erſt mit dieſer Entleibung Lucifers entſtund, indem ihm ſein himmliſches Weſen, aus und in welches als ſeinen Thron er geſchaffen ward, nachdem er ſelbes infizirt hatte, entzogen und durch deſſen Verlarvung (als Erde und zeitliches, verwesliches Weſen) ihm

---

weil das Licht in Mitte zwiſchen Feuer und Waſſer aufgeht. Daſſelbe alſo, was als finſter (lichtnegirend) aus dem nicht mehr ſcheinenden Licht hervortritt, war in dieſem nicht als finſteres, ſondern als dem Ausſcheinen des Lichts (der Freiheit) dienend und ſolches bedingend, ſo wie ſelbes wieder in die nichtſcheinliche Freiheit zurück eingehend, (denn in das ſcheinende Licht kann es unmittelbar nicht wieder eingehen) aufhört, finſter zu ſeyn, ſomit verwandelt wird — auf welcher Einſicht allein eine vernünftige Theodicee des Böſen in der Creation gefußt werden kann. Eben ſo iſt es falſch, wenn mehrere Aſceten ſagen, daß die ihren Willen in Gott aufgehoben, hiemit aber erſt ſelber wahrhaft gemacht habende Kreatur, willenlos ſey, indem ſie ja dieſes nur gegen Gottes Willen iſt, für Gottes Willen aber den beſtimmteſten Willen hat und geltend macht. Man kann darum den erſten Urſtand der Kreatur aus und in Gott keine Centrifugalität nennen, womit die Gottflüchtigkeit den Geſchöpfen anerſchaffen deklarirt würde, was auch der Naturphiloſophen und Hegels' Meinung war, welcher die Natur (ihm Kreatur) durch einen Abfall des unoffenbaren Gottes von ſich ſelber entſtanden vorſtellte. Der Schöpfungsakt Gottes iſt aber der Kreatur abſolut unbegreiflich, und dieſe ſoll ſich ſelben nicht begreiflich machen wollen, weder durch eine Emanation als Effluvium, noch durch eine leibniziſche Corruscation, weder durch ein Ausſtoßen, noch durch ein Fallenlaſſen der Kreatur.

(dem Lucifer) verſchloſſen ward, wenn ſchon der von ihm verführte Menſch ſelbes zum Theil ihm wieder aufſchloß*). Ohne dieſen Begriff des Urſtandes der dermaligen Erde und der Materie, als die Depoſſedirung der rebelliſchen (antinomen) Geiſter aus ihrem gehabten Weſen (Erde) durch deſſen Verſchließung und Verlarvung bewirkt habend, verſteht man dieſe Erde und Materie nicht, welche nämlich auf Veranlaſſung eines Böſen (Geſetzwidrigen) gegen dieſes, und nicht wie die Gnoſtiker meinten, von dieſem Böſen geſchaffen ward und beſteht. — Jene aber, welche dieſes in der Materie vorhandne (antinaturale, weil antitheiſtiſche) Böſe gleichſam ad majorem Dei gloriam diſſimmuliren oder ignoriren, aus Schwarz und Weiß machen wollend, und welche darum keinen Anſtand nehmen, dieſe Materie (dieſen mundum immundum) unmittelbar aus Gott hervorgehen zu laſſen, wiſſen nicht, wie nahe ſie mit dieſer Irrlehre der pantheiſtiſchen Apotheoſirung der materiellen oder Zeitwelt ſtehen; wie denn zwar allerdings nach dem Geſagten derſelbe irdiſche Leib dem (der Region der gegen Lucifer geſchaffenen Materie heimgefallnen) Menſchen, als Anfang ſeiner Rückkehr zu Gott gegeben ward, ſolcher aber, falls er ihn mißbraucht, zum Anfang der Wege des Teufels wird.

---

*) Freilich nur den Verſtändigen und nicht dumpfen Leſern hat der Philosophus Teutonicus es verſtändlich und licht gemacht, daß der Satz: omnis vita incipit a verme et in vermem desinit auch suo sensu für die ewige Kreatur gilt, weswegen der dem göttlichen Leben abgeſtorbene Ungeiſt (entſprechend der Unſeele und Unleib) in ſeiner ihm eigenthümlichen Geſtalt nur als Geiſtwurm (Schlange, Drache), als ein vom Leben abgeſchiednes in ſeiner Form ſtandhaltendes Spektrum erſcheint und umgeht. — Ueber das in dieſem Aufſatz bemerklich gemachte Verhalten dieſes Geiſtes, des Abgrunds zu den materiellen Formen, ſpricht ſich S. Martin mit folgenden Worten aus. Le grand objet du Prince des ténèbres, depuis qu'il ne demeure plus dans l'intérieur des formes supérieures, mais à coté des formes inférieures, est de tâcher de se loger dans l'intérieur de ces formes, pour se mettre à couvert de l'air vif, qui le travaille. C'est en

Endlich erlaube ich mir, bezüglich auf den oben erwähnten Begriff einer Beleibung (im wahrhaften Sinn, und zwar eines Leiblichſeyns und nicht blos

---

outre pour pouvoir poursuivre l'homme de plus près; et c'est pour cela qu'après s'être logé dans l'intérieur de ces formes inférieures, il ne cherche qu'à les ruiner et à les dissoudre, et en mettant à découvert tous les principes. C'est là son but dans les obscénités et dans la luxure; en découvrant les organes des formes, et les principes de leur substance, il cherche à s'emparer de ces organes et principes, pour annuller les générations légitimes; aussi la stérilité est elle une suite naturelle de la luxure. Comme c'est à cause de lui que les formes matérielles ont pris naissance, il n'est pas étonnant qu'il cherche à en opérer la destruction. — Ich ſetze hinzu: Parce que cette nature matérielle tient sa puissance en dissolution, et l'empêche de prendre lui même nature (ou corps) en s'appropriant les principes immatérielles de la matière. Worüber ich mich im vierten Hefte meiner ſpekulativen Dogmatik bereits ausſprach.

eines Leib lehnweiſe Habens oder von ihm Gehabtſeyns), ſo wie auf das, was ich in meinem dritten Sendſchreiben S. 84 über die Solidarität des Menſchen und der Erde im Univerſum ſagte, noch Folgendes zu bemerken. Da nämlich der Menſch (gemäß meiner Darſtellung) als Schlußgeſchöpf unmittelbar zur Incarnation des Logos, und durch dieſe zur Fixation (Immobil- und Bleibendmachung vor Gott) oder Beleibung (denn wie die Kreatur ohne Gott nicht entſtehen kann, ſo kann ſie ohne ſeine Hülfe nicht vor Ihm beſtehen) der göttlichen Weſenheit in ſich, ſo wie ſeiner ſelbſt in dieſe — mittelbar in aller Kreatur, verſehen und beſtimmt war — als zum Eintritt des ewigen Sabbaths (Hebräer 4, 9), wie denn die wahrhafte Leibwerdung nur im Septenar eintritt (Erſtes Sendſchreiben S. 7 und 21) — ſo kann man einſehen, daß ſelbſt die Engel erſt durch den Menſchen jener Vollendtheit der Leibwerdung theilhaft werden, wenn ſchon die Quelle dieſer Leibwerdung nicht, wie im Menſchen, in ihnen iſt, und daß man alſo nicht ſagen kann, daß ſie ſeiner und der Incarnation, wenn ſchon nicht zu ihrer Erlöſung, bedürftig ſind, ſo wie man nicht ſagen kann, daß der Menſch zu dieſem Zweck nicht des Beiſtands der Engel bedürftig ſey.

Franz Baader.

Blätter aus Prevorst.

Originalien und Leſefrüchte

für

Freunde des innern Lebens.

Mitgetheilt vom

Herausgeber der Seherin aus Prevorst.

Elfte Sammlung.

Stuttgart.
Fr. Brodhag'ſche Buchhandlung.
1838.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Seite
Die Heiligung und der Hades. Von — v — . 1
Ueber Geiſtererſcheinungen. Von Binder . . . 11
Mittheilungen aus England. Von — v — . . 28
Die Mühle. Von — v — 42
Mamſell Lenormand und der Herr Präſident von Malchus 50
Ergänzender Bericht über die Viſionen des Bauers Martin. Von — v — 69
Neueſter Spuck zu Paris. Von — v — 76
Ein merkwürdiger Brief vom Jahre 1818 . . . 79
Eine Todesanzeige und Erſcheinung nach dem Tode 81
Die Verfolgung der Frau Gräfin von Eberſtein durch einen Geiſt 85
Eine Zeitungsnachricht aus Braunſchweig . . . 101
Ein Traum und etwas mehr 105
Der Geiſt in der Luft 106
Eine Geſchichte aus älterer Zeit 110
Der preußiſche Superintendent Lehmann auf dem Todtenbette 112
Der feſtgebannte Bäckergeſelle zu Stuttgart . . 115
Hiſtorie wie ein Engel ein Kind behütet habe . . 120

Seite
Sympathie der Eltern mit den Kindern und umgekehrt 123
Die beiden Päſſe. Von H—dt. 126
Der Traum Friedrichs II., König von Preußen . 136
Erinnerung über das Wort Geiſt. Von — y — . 139
Sprachbemerkung über die Wörter Dämon, Dämonion, dämoniſch. Von — y — 141
Beſeſſene zu Zeiten der Kirchenväter. 143
Die jüdiſche Seherin. 147
Der wahrſagende Dämon. Von D. v. P. . . 171
Auszug aus einem Briefe von einem Geiſtlichen an der Wolgau 173
Meine Reiſe nach Weinsberg. Von — y — . 176
Einige zu beherzigende Worte Göthes 184
Ein Gegenſtück zur Todesanzeige des Windhundes. Von T—r. 186
Ueber einige neuere magnetiſche und pneumatologiſche Schriften. Von — y — 192
Beſtrafte Peinigung einer Nachteule. Von T—r. 213
Die Palingeneſie. Von — y — 216
Reyels Meinung von Beſeſſenen. Von — y — 220
Friedrich von Meyers Gedichte 230

Die Heiligung und der Hades.

In dem vierzehnten Bändchen des „Chriſtlichen Erbauungsblattes,“ Straßburg 1808, findet ſich ein Aufſatz unter dem Titel Heiligung, worin obiger Gegenſtand wahrheitgemäß beſprochen wird. Er gibt zu folgenden Bemerkungen Anlaß. Der erſte Grundſatz iſt: ohne Heiligung iſt keine Seligkeit oder kein Schauen des Herrn (Hebr. 12, 14) möglich. Die Forderung, daß wir heilig ſeyn oder werden ſollen, geht durch die ganze Bibel. Das verlorene göttliche Ebenbild muß wieder hergeſtellt werden durch gründliche Reinigung und Verwandlung unſeres innern Menſchen, durch die Wiedergeburt, welcher wir in Chriſto theilhaftig werden. Alle Gebote und Vorbilder des alten, alle Lehren und Ermahnungen des neuen Teſtaments, zielen-dahin. Dieſe Heiligung iſt ein Werk Gottes, welches aber die Mitwirkung, das Mitbeſtreben des Menſchen erfordert. Der Menſch muß ſeinen Willen darein ergeben, alles Unſaubere meiden und dawider an ſich kämpfen, die Gebote Gottes zu erfüllen ſuchen, und ſich läutern und abwaſchen laſſen durch alle die Taufen der Erfahrungen und der Trübſale, die nach Gottes allein heiligem Willen über ihn kommen, den er zu thun und zu leiden hat. Dieſes iſt die wahre Tugend, das gute Werk, der Glaube mit ſeinen guten Werken, die Nachfolge Jeſu, wodurch man unter ſeinem Beſtand mehr und mehr zur Heiligung gelangt, welche in ihm und ſeinem neuen Leben für uns begründet iſt. (Vg. Joh. 15, 5. C. 6, 29.) Die heil. Schrift vergleicht dieſe Arbeit Gottes an dem Menſchen auch mit der Läuterung des edeln Metalls im Schmelzfeuer, dem Anfangs nur die groben Schlacken genommen werden, hernach aber mit verſtärkter Hitze auf der Capelle durch reinigende Mittel alle fremde Beimiſchung entzogen wird. (Jeſai. 1, 25. Jer. 6, 27—30. Mal. 3, 2 3. 1 Petr. 1, 7.) Die Verſuchungen und Leiden ſteigen daher bei frommen Menſchen nach ihrer Bekehrung und gegen ihr Lebensende oft weit höher als zuvor. Sie haben aber dann nur mit Geduld auszuharren, und ſie thun es auch zulezt gern, weil ſie die ſelige Wirkung davon und reichen Troſt an dem Vorbilde und in der Gemeinſchaft Jeſu empfinden. Sie werden auch durch die Kraft ſeiner Gnade in dieſen Prüfungen mächtig unterſtützt, und müſſen ſie ſich gleich zuweilen wie er verlaſſen fühlen, ſo ſpüren ſie doch wieder ſeine Nähe, die ſie aufrichtet und belehrt, daß die vorübergegangene Finſterniß eine von jenen ſchwerern Proben war, welcher ſie zur Bewährung ihrer Standhaftigkeit unterworfen werden mußten. Ihr Weg geht dann mit dem Tode himmelan, ihr Sterben iſt der Anfang eines neuen Lebens für ſie.

Nicht ſo mit den Ungeheiligten, die in das Jenſeits hinübergehen und den Weg des Heils hier nicht kennen gelernt, oder ihn verſchmäht und geflohen haben. Der Tod an ſich macht ſie nicht heilig, daher auch nicht ſelig. Auch die vorhergegangenen Leiden und Schmerzen geben ihnen keinen Anſpruch auf die Seligkeit, ſondern können nur als ein Anfang der gerechten Züchtigungen Gottes betrachtet werden, die ihnen noch nach dem Tode Frucht ſchaffen, wo erſt ihre wahre Reinigung beginnt, und je nach ihrem Zuſtande beim Abſcheiden ſchneller oder langſamer vor ſich geht. Sie haben inzwiſchen hier die Gnadenzeit verſäumt, und können jedenfalls dort weit ſchwerer als hier ihre Heiligung vollenden, ſchon darum, weil ſie ſich nie an die Unterwerfung unter Gottes Willen, an die Selbſtverläugnung recht gewöhnt haben, die ihnen dann durch die Entblößung von allen Gegenſtänden ihrer Wünſche aufgedrungen wird; ferner weil ſie hier in einer gemiſchten Welt waren, wo ſie tägliche Aufforderung, Gelegenheit und Beiſpiele zur Buße hatten, dort aber für gewöhnlich unter ihres Gleichen ſind. Hier kann durch Wachſamkeit und ſtilles Aufmerken auf die Regungen des Geiſtes Gottes auch der letzte Eigenwille in uns erſterben, und mit der Luſt auch die Kraft zum Guten in uns erſtarken, weil wir an allem, was uns begegnet, geprüft werden. Diejenigen Gläubigen, an welchen dieſes Werk durch ihre Schuld unvollſtändig bleibt, werden zwar ſelig vermöge der Verheißung, aber „als durchs Feuer." (1 Kor. 3, 15.)

Daß in der katholiſchen Kirche das Fegfeuer ſo entſchieden gelehrt, in der evangeliſchen aber nach der Reformation (doch eigentlich nur der Mißbrauch dieſer Lehre) verworfen wurde, hat beiderſeits einigen hiſtoriſchen Grund. Je länger nämlich die Kirche durch das Mittelalter hindurch ſtand, um ſo mehr drohte wegen der zunehmenden Verſchlimmerung den meiſt ſo übel belehrten und wenig bekehrten Chriſten eine ſchmerzhafte Läuterung nach dem Tode, um des Namens willen, den ſie anriefen, auf den ſie getauft waren, und der die Verheißung der Gnade, aber auch die Bedrohung der Strafe des Mißbrauchs hatte. Die Reformation wollte gleich allgemein lebendigs Chriſten ſchaffen, und fand für dieſe das Purgatorium überflüſſig, mußte dagegen die falſchen Chriſten verdammen. Da warf ſie dieſe nun gleich alle in die unendliche Qual, überſah die unzähligen Unterſchiede der Seelen, die Kinder, die frommen Juden, die Heiden, und wußte nicht, was aus den Todten bei zur künftigen Auferſtehung werden ſollte. Daher iſt der Scheol der Hades oder die Hölle, nämlich das Todtenreich, als ein Läuterungsort, nachdem ſich deſſen Begriff ſelbſt geläutert hatte, bald wiederum von denen anerkannt worden, die beſſere Einſicht in das göttliche Wort gewannen. Ueberflüſſig iſt dieſer mittlere Ort und Stand leider nur für wenige; er iſt überhaupt ein nothwendiger Zwiſchenort für alle, die noch nicht zur völligen Heiligung gelangt, ſomit der Auferſtehung würdig befunden ſind, oder jene entſchieden von ſich geſtoßen haben. Vermöge ſeiner vielen Stufen oder Wohnungen faßt er vielerlei Seelen in ſich, und führt aufwärts oder abwärts, je nach der Gnadenfähigkeit oder Widerſpenſtigkeit, nach der angefangenen Heiligung oder Unheiligkeit ſeiner Bewohner. Dieſer Zwiſchenzuſtand dauert für die Gläubigen inſonderheit, wenn ſie auch im Frieden ſtehen, wenigſtens für die allermeiſten, „bis auf den Tag Jeſu Chriſti.“

Dieſer Ausdruck iſt oft mißverſtanden worden, und es haben Einige daraus folgen wollen, die Apoſtel hätten die glorreiche Wiederkunft des Herrn noch bei ihren Lebzeiten erwartet. St. Paulus ſagt (Phil. 1, 6): „Ich bin der Zuverſicht, daß, der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen bis an den Tag Jeſu Chriſti.“ Ferner (1 Kor. 1, 7 8): „Alſo daß ihr keinen Mangel habt an irgend einer Gabe, und wartet auf die Offenbarung unſers

Herrn Jeſu Chriſti, welcher auch wird euch feſt behalten bis ans Ende, daß ihr unſträflich ſeyet auf den Tag unſeres Herrn Jeſu Chriſti." (Vergl. C. 4, 5. C. 5, 5. 1 Petr. 1, 5 ff. 1 Theſſ. 5, 23. 2 Theſſ. 1, 7 ff. 1 Tim. 6, 14. 2 Tim. 1, 12. C. 1, 8.) Der Tag Jeſu Chriſti könnte zwar für die Frommen der ihres leiblichen Todes ſeyn, durch den ſie der Herr von den Erdenleiden erlöst, ſie wohl ſelbſt alsdann mit ſeiner Erſcheinung begnadigt; es könnte auch ein beſtimmter Zeitpunkt ſeyn, in welchem er ſie einzeln oder in einiger Mehrheit ohne unſer Wiſſen in ihren auferweckten Leibern zur Verklärung führt; denn die ſeiner Zeit mit ihm erſcheinenden Heiligen müſſen ſchon Auferſtandene ſeyn. Allein ohne Ausſchluß dieſer beſondern Bedeutungen geht die allgemeinere auf die bevorſtehende zweite Zukunft Chriſti zu ſeinem Reich, als einen für die ganze Gemeinde wichtigen Zeitpunkt, wo die ſo weit Geheiligten aus der Unſichtbarkeit mit ihm in Herrlichkeit offenbar werden ſollen. (Col. 3, 3 4.) Dieſes ſetzt eine nach dem Tode fortwährende Förderung voraus, wodurch eben in den Seelen „das gute Werk vollführt" und ſie „feſt behalten" oder befeſtigt und „unſträflich" gemacht werden, da ſie denn an jenem Tage Jeſu Chriſti in größerer Menge der erſten Auferſtehung theilhaftig werden können. Dann zeigt ſich erſt offenbar, was aus jenen in die Unſichtbarkeit entrückten inzwiſchen geworden iſt. Es iſt nicht wohl möglich, ſich hiemit über ſeine anhängenden Sünden und Fehler aus Gleichgültigkeit zu tröſten, und ohne zugleich das Verlangen und den Vorſatz zu haben, ſchon hier davon befreit zu werden. Denn wo das gute Werk nicht angefangen hat, oder wo es ſtill ſteht und dadurch nothwendig zurückgeht, da kann es auch nicht vollendet werden; wo es aber Gott wirklich angefangen hat, da iſt der Menſch doppelt verantwortlich für ſeinen Fortgang. Sonach dient dieſe Lehre zwar zu einer Beruhigung der verzagten Gewiſſen, wie dem Apoſtel ſelbſt über ſeine Heerde, aber nicht zur Verführung, ſondern zum Sporn für die Läſſigen, die ſich gern mit dem Namen Jeſu tröſten, an dem ſie keinen lebendigen Antheil zu haben ſich bemühen, oder zur Erſchütterung der Selbſtgerechten, die nicht wiſſen, welcher ſcharfen Rechenſchaft ſie nach dem Tode ausgeſetzt ſind, anſtatt des erwarteten Lohns, und welche lange Unruhe ihnen bevorſteht, ehe ſie zu ihrer vermeintlich verdienten Ruhe gelangen können

Unter Oberlins ſieben Bleibſtätten,* jede mit ſieben Unterſtufen, befindet ſich in der Mitte das Meer (Off. 20, 13), als der Aufenthalt der Seelen, in welchen die Wiedergeburt und der Kampf gegen die Sünde angefangen hat, der unvollkommen Wiedergeborenen, auch der Schlaf genannt (Joh. 11, 11, 1 Kor. 11, 30), von der unterſten Stufe bis zum völligen Sieg, und vergleicht ſich dem ehernen Meere im Vorhof, worin ſich die Prieſter waſchen mußten, ehe ſie ins Heilige gingen. Es heißt auch der zweite Himmel. Die nächſte Manſion abwärts heißt der Tod (Off. 20, 13 14 ꝛc.), die Wohnung der ganz natürlichen Menſchen, die bloß ſinnlich lebten und nicht gegen die Sünde kämpften, nicht nach der Wiedergeburt rangen, ob ſie gleich Gott fürchteten. Sie vergleicht ſich den Vorhöfen. Noch tiefer iſt die Hölle (Off. 20, 13 14) = Thal Kidron unter dem Tempel; darin wohnen die böſen Menſchen, die in Laſtern und allerlei Leidenſchaften und Ungerechtigkeiten lebten. Die unterſte Manſion iſt der feurige Pfuhl = Thal Hinnom oder Gehenna, in welche nach dem jüngſten Gerichte alle Unverbeſſerliche geworfen werden. Vom Meer aufwärts iſt das Paradies oder der dritte Himmel (denn der Tod iſt der erſte oder äuſſere, unterſte Himmel). Dem Paradies gleicht das Heilige des Tempels, in welches nur die Prieſter eingehen durften, der Aufenthalt deren, die reines Herzens geworden, die zur gänzlichen Abtödtung ihrer ſinnlichen Begierden gelangt ſind. Vom Paradies aufwärts ſetzt Oberlin den Berg Zion (Off. 14, 1–5) oder das Reich Gottes = das Allerheiligſte, als die Wohnung der vollendeten Heiligen, die zum Maße des vollkommenen Alters Chriſti gelangt ſind, und der vierte Himmel. Die oberſte Stelle nimmt bei ihm ein das neue Jeruſalem, die Wohnung der göttlichen Majeſtät, die erſt am Ende dieſer Welt erſcheinen wird und auf dem Berge Zion liegt = die Bundeslade mit dem Gnadenthron im Allerheiligſten.

---

* S. d. 9. Samml. S. 109.

Betrachten wir die Seelenzuſtände in dieſem Leben, ſo werden wir die allermeiſten frommen Chriſten noch in das Meer verweiſen müſſen, wo zwar von unten auf alle unſchuldige und einfache Menſchen, die ſchon Gebeſſerten, die Redlichen, auch unter den Ungläubigen, hingehören, die nicht gar ihren natürlichen Leidenſchaften den Lauf laſſen, nicht eigentlich in Sünden leben, alſo nicht lebendig todt ſind (1 Tim. 5, 6). Aber nach oben zu waſchen ſich noch immer die Prieſter (die weit Geförderten) von den Eigenheiten ihrer alten Natur, ehe ſie fähig werden, das Heiligthum oder Paradies zu betreten, in das auch Paulus nur vorübergehend entzückt wurde (2 Kor. 12, 2 4). Sie ſtehen aber jedenfalls im innern Vorhof, und das Paradies wird ſich ihnen nach dem Tode öffnen; wie z. B. Jakob Böhm auf dem Todtbette den Abſchied nahm: „Nun fahre ich hin ins Paradies.“ Ihre Loſung iſt: „Laſſet uns von aller Befleckung des Fleiſches und des Geiſtes uns reinigen, und vollbringen die Heiligung in der Furcht Gottes“ (2 Kor. 7, 1); und: „Ein Jeglicher, der ſolche Hoffnung hat zu ihm, der reiniget ſich, gleichwie Er auch rein iſt“ (1 Joh. 3, 3).

Daß nach der Angabe Oberlins, oder vielmehr ſeiner ſeligen Gattin, das Meer gleichbedeutend auch der Schlaf heißt, iſt für die Exegeſe nicht gleichgültig. Denn hiernach wiſſen wir, was es bedeutet, wenn der Herr ſagt: „Lazarus unſer Freund ſchläft" (Joh. 11, 11); d. h. ſeine Seele iſt nicht in der Region des Todes, ſondern des Meeres, zwiſchen Tod und Paradies. Eben ſo: „Das Mägdlein iſt nicht todt, ſondern es ſchläft" (Matth. 9, 24). Wir wiſſen demnach auch, wohin die ſterbenden Kinder kommen, an denen ſich die Sünde noch nicht zum Tode entwickelt hat; ſie ſchlafen und reiſen zum Paradies. Der Schächer zur Rechten des gekreuzigten Chriſtus kam ſehr ſchnell durch ſeinen Glauben, jedoch wahrſcheinlich nachdem er die Schrecken der tiefern Regionen, in denen ſich Chriſtus mit ihm ſehen ließ (Eph. 4, 9), zu ſeiner völligen Läuterung empfunden hatte, in das Paradies; deßgleichen kamen dahin die Heiligen, die bei dem Tode Jeſu erwachten und mit ihm auferſtanden (Matth. 27, 52. 53), bis dahin aber etwa auf den höhern Stufen des Meeres, als in den Vorhöfen des Paradieſes, oder in den erſten Stufen des letztern, geweilt hatten. Denn Chriſtus als der Erſtling konnte das Paradies, das Adam verloren hatte, allein wieder öffnen. Wohl uns, wenn wir uns mit unſerem Abſcheiden des Eingangs in daſſelbe getröſten dürfen!

Man muß übrigens keinen Anſtoß nehmen, wenn für jene Bleibſtätten noch andere Ausdrücke vorkommen, z. B. der Schooß Abrahams, oder wenn von einem untern und obern Paradies die Rede iſt. Es ſind Stufen des Friedens und der Seligkeit, die wir künftig näher kennen lernen ſollen. Der Schooß Abrahams gehört in die untern paradieſiſchen Stufen, in die höchſte der neue Leib der Auferſtehung.

Was ſoll man aber von denen ſagen, die ſich zwar grober Sünden enthalten, aber der Meinung ſind, daß ſchon allein der Glaube oder die hiſtoriſche Ueberzeugung von dem allgenugſamen Verdienſt Chriſti zur himmliſchen Seligkeit geſchickt mache? Daß ſie in dieſem Verdienſte allein begründet iſt, leidet keinen Zweifel; aber daß die wirkliche Neugeburt oder Heiligung, auch durch daſſelbe Verdienſt hervorgebracht, hinzukommen müſſe, um ihrer theilhaftig zu werden, eben ſo wenig, wie ſchon oben im Eingange geſagt iſt. An den Früchten aber, nicht am Schein oder an den Worten, wird ſolche erkannt.

— v —

Ueber Geiſtererſcheinungen.

Ein philoſophiſch-kritiſcher Aufſatz, veranlaßt durch die Blätter aus Prevorſt, von Hrn. Diak. Dr. Binder. (Siehe die Berliner Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik. Sept. 1836.)

Bei den gegenwärtig ſo lebhaft wieder aufgenommenen und betriebenen Verhandlungen über die individuelle Fortdauer des Menſchen nach dem Tode und die beſtimmte Art und Weiſe derſelben darf gewiß wiederholt auf einige Erzeugniſſe einer Literatur aufmerkſam gemacht werden, welche den Gegenſtand von der empiriſchen Seite her in Anregung brachte und auf die Löſung der betreffenden Fragen hinzuarbeiten ſuchte, ehe noch die Spekulation ſich dieſem Geſchäfte unterzog. Dieſe Literatur entſtand in der neueſten Zeit zunächſt und hat ihre vornehmſten Vertreter in Würtemberg, was ein blos provinzielles Intereſſe oder mit Rückſicht auf das Vorkommen der Phänomene eine Idioſynkraſie des Lokalgeiſtes andeuten könnte, in der That aber bekommt ſie, wie auch die vorliegenden Schriften beweiſen, ihre Materialien immer mehr aus den verſchiedenſten Gegenden zuſammen, iſt uralt und hat den Grund ihrer Exiſtenz in einem unverwüſtlichen Zuge des menſchlichen Gemüthes. Nur ob ſie auch wiſſenſchaftliche Beachtung und Würdigung verdienen, war einſtweilen zweifelhaft; noch zuletzt hat Hegel in der Vorrede zur 3ten Ausgabe ſeiner Encyklopädie eine bedeutende Ungunſt über ſie ausgeſprochen und „das Geſindel von Geſpenſtern, dieſe Lügen eines widerchriſtlichen, knechtiſchen Aberglaubens“ etwas hart angelaſſen; nachdem er jedoch ſelber eine ſo gründliche und tiefe Erörterung von dem Weſen des animaliſchen Magnetismus gegeben, kann die beſtimmte Richtung, welche die Theorie und Praxis deſſelben auf die Geiſterſehere genommen hat, nicht mehr ganz umgangen werden; und wenn Hegel für die Erfahrungen auf dem allgemeinen Gebiete des Magnetismus wegen der Bildung, des Charakters u. ſ. w. der Zeugen mit Recht den Anſpruch der Glaubwürdigkeit erhoben hat, ſo iſt die Zeugenſchaft für die Realität der Geiſtererſcheinungen gewiß nicht minder zahlreich und durch jene geiſtigen Eigenſchaften nicht minder ehrenwerth; es finden ſich darunter ſogar gekrönte Häupter und überhaupt Leute jedes Standes, Temperaments, Berufs u. ſ. w. Faſſen wir den Stand der Sache, wie er ſich hiſtoriſch gebildet hat, näher unbefangen auf, ſo zeigt ſich vorerſt, daß der polemiſche Unwillen gegen das Geiſterweſen in demſelben Jahrhunderte der Aufklärung ausgebrochen iſt, welches auf dem Gebiete des Geiſtes überhaupt reinen Boden zu machen ſo ſehr bemüht war. Und zwar, wenn wir in der Vorſtellung einer Geiſtererſcheinung zunächſt nur im Allgemeinen das doppelte Moment ſinnlicher Wahrnehmbarkeit und unſinnlichen Weſens unterſcheiden, ſo war das letztere dem Senſualismus und Materialismus zuwider, denn es in jenen Phänomenen mittelſt des erſteren eben in der Region, die für ihn die heimathliche und der Ort aller Wahrheit war, auf den Leib rückte; im Dieſſeits abgethan, zeigte es ſich im Jenſeits auferſtanden und kehrte von da zurück, ſich als die negative Macht des Dieſſeits zu offenbaren; daher namentlich in Frankreich und von da aus, was die ſelbſtbewußte Weltlichkeit an Witz und Satyre vermochte, dagegen aufgeboten wurde. Das erſtere Moment dagegen ärgerte den abſtracten Spiritualismus, welcher, als die Kehrſeite von jenem Senſualismus, vornehmlich in Deutſchland zu Hauſe, die ſinnliche Form des Daſeyns überhaupt als die Unehre des Geiſtes anſah, und darum nach deren völliger Abſtreifung durch den Tod mit allem, was als ihr bloßes Accidens angeſehen wurde, Sünde, Irrthum u. ſ. w. um ſo ſentimentaler begehrte. Hat nun auch die neuere Wiſſenſchaft dieſe beiden Gegenſätze prinzipienmäßig im Begriffe der lebendigen Identität von Geiſt, Seele und Leib zu verſöhnen gewußt, ſo zögerte ſie doch, wie bekannt, lange genug, die Anwendung ihrer Sätze auf den Glauben an Unſterblichkeit und die Beſtimmungen deſſelben im chriſtlichen Dogma ausdrücklich zu machen. So blieb, wie Referent zu ſehen glaubt, dem im Grunde der Neigung und Geſinnung hauſenden einſeitigen Senſualismus und Spiritualismus noch die Willkühr, auf die bisher gewohnte Weiſe über dieſe Lehre im Allgemeinen und ſo auch über den vorliegenden ſpeciellen Theil derſelben zu urtheilen, beide konnten ſogar aus den Sätzen der neuern Philoſophie durch Trennung oder Vermiſchung der in ihr ſowohl unterſchiedenen als verbundenen Momente ſich eine willkührliche Verſtärkung holen, und der eine mit den geraubten Stücken realiſtiſch oder naturphiloſophiſch, der andere idealiſtiſch ſich kleiden. Daher geſchah es einerſeits in der erſten Periode der Schellingiſchen Philoſophie und unter dem Einfluſſe der pantheiſtiſchen Reden Schleiermachers, daß der Geiſt nur als höchſtes Produkt der organiſchen Naturkräfte oder als individuelle Erſcheinung der Weltſeele gegen deren abſtrakte Allgemeinheit als Gattung ſein einzelnes Leben im Tode nicht behaupten zu können ſchien; andererſeits ließ der Fichte'ſche Idealismus die Leiblichkeit auch nur als frei geſetzte Schranke des Ich erſcheinen, welche es im Tode durch einen eben ſo freien Akt wieder gänzlich aufhebe. War dagegen in der neuern Philoſophie die wahre Erkenntniß gegeben, daß der Geiſt in ſeiner ſelbſtbewußten Einzelnheit als die abſolute Macht über die Natur ſie als die nothwendige Vorausſetzung ſeiner Exiſtenz eben ſo beſtändig an ſich habe, als ſie vermöge ſeiner Immanenz in ihr zu ſeiner konkreten Leiblichkeit verkläre und vermöge Transcendenz ſich ſein freies Leben über ihn erobern; ſo war damit, ſobald einmal die Spekulation ernſtlich auf die Frage der Fortdauer nach dem Tode hingerichtet wurde, einerſeits ſogleich die Gewißheit derſelben entſchieden, andererſeits mußte die beſtimmte Qualität derſelben als eine fortwährende Auferſtehung des Geiſtes aus der Natur, als immer vollkommener Aneignung einer immer verklärteren Leiblichkeit durch den Geiſt erſcheinen. Hiemit war der ungemeſſene Sprung, den die frühere ſpiritualiſtiſche Theorie aus dem Dieſſeits unmittelbar in das ferne Jenſeits machte, vermieden, und beide Welten als eine anerkannt, ſo daß eben nur noch die Folgerung gezogen werden brauchte, es finde eine beſtändige Gemeinſchaft der Abgeſchiedenen mit dem dieſſeitigen Leben ſtatt, wie dies bereits von Fichte, Dr. Miſes u. A. ausgeſprochen worden iſt.

Hier iſt nun der Punkt, an welchem die Data und Sätze der oben verzeichneten Schriften unmittelbar ſich anreihen und zur wiſſenſchaftlichen Beachtung ſich herbeidrängen; ſie gehen zunächſt nur um den Schritt weiter, daß ſie die Wahrnehmung jener Verbindung der Geſtorbenen mit der gegenwärtigen Welt zwar nicht als die Regel, ſondern nur als Ausnahme für gewiſſe Fälle behaupten, aus dieſen ſelber aber um ſo bedeutendere Reſultate zu ziehen ſuchen. Man hat gegen dieſe Wahrnehmbarkeit bekanntlich viele Einwendungen gemacht, welche faſt alle bewußter oder unbewußter Weiſe von dem Grundſatze ausgehen, daß das Gleiche nur vom Gleichen erkannt zu werden vermöge, oder wiſſenſchaftlicher geſprochen, daß „überhaupt nichts eine poſitive Beziehung zum Lebendigen haben könne, deren Möglichkeit dieſes nicht an und für ſich ſelbſt, d. h. die nicht durch den Begriff beſtimmt, ſomit dem Subjekt immanent wäre.“ Dieſen Grundſatz erkennt auch die beſtrittene Parthei an; wenn nun aber die weitere Anwendung von demſelben durch die ſpiritualiſtiſche Behauptung gemacht werden ſoll, an den durch den Tod dem natürlichen Daſeyn enthobenen Geiſtern ſei eben damit jede phyſikaliſche

Qualität getilgt und gegen ſie alſo von Seiten der Lebenden nicht nur jedes praktiſche ſinnliche Verhalten, ſondern auch der theoretiſche ſinnliche Prozeß unmöglich; ſo nehmen dies die Verfaſſer und Herausgeber der genannten Blätter als ein aprioriſches Reden in Anſpruch und verweiſen beharrlich auf die vorliegenden unumſtößlichen Fakta, bei denen alles zutreffe, was ſonſt im Leben zur Beglaubigung einer äuſſerlichen Thatſache für erforderlich und hinreichend erachtet werde. Referent, dem in ſeinen Studienjahren eine längere und genauere perſönliche Bekanntſchaft mit der unglücklichen Seherin von Prevorſt zu Theil ward, geſteht hiebei von ſich, durch die Gewalt dieſer Erſcheinung nicht nur überhaupt zu ernſtlicheren und gründlicheren philoſophiſchen Forſchungen angeregt, ſondern während ihn dieſe auf ganz verſchiedenen Bahnen und in alle Nächte des Zweifels einführten, doch niemals des bedeutenden Eindrucks von dem damals Erlebten völlig losgeworden zu ſeyn; und ſo ſind ihm die neuern Forſchungen auf dieſem Gebiete, obwohl er ſie faſt nur im Allgemeinen kennt, was er wegen des Folgenden bemerkt, eine willkommene Veranlaſſung geworden, mit der einſtweilen gewonnenen Einſicht zu demſelben ſich zurückzuwenden. *Empiriſch hält er, ſoviel auch über das Einzelne geſtritten werden mag, die Sache für entſchieden*; eine ſolche Produktionskraft der Phantaſie wenigſtens, wie ſie angenommen werden müßte, um für die ganze Maſſe der beglaubigten Erſcheinungen dieſer Gattung als Urſache auszureichen, wäre ohne Beiſpiel, es kommt nur auf das Begreifen an, damit das Fremdartige und Ungewohnte daran theils verſchwinde, theils aber auch das geſunde Gefühl, das ſich allgemein von dieſen Erſcheinungen abwendet, ſeine Rechtfertigung erhalte.

Es kann hiefür an die ſchon oben berührte entſcheidende Erkenntniß der neuern Philoſophie angeknüpft werden, daß die Seele als exiſtirende Monade zwar nur die geſezte Totalität ihrer beſondern Welt und namentlich ihrer Leiblichkeit iſt und inſofern ihr Aufhören mit dem Tode des Leibes behauptet werden muß; an ſich aber iſt ſie der Geiſt ſelber oder dieſer in ſeiner ſubſtantiellen Allgemeinheit, in welcher ſich erfaſſend und zur unendlich ſich auf ſich beziehenden Subjektivität geworden, er zwar ſeine Seelenhaftigkeit und Leiblichkeit nur als ſeine beſondere Momente erkennt, von ſich unterſcheidet und ihren Tod erträgt, zugleich aber eben als ſeine Momente ſie ewig an ihm hat, aus ſich erzeugt und aus ihnen ſich in ſich zurücknimmt. Die Sterblichkeit der Seele iſt daher immer nur eine relative und an ſich oder in Wahrheit ihre Unſterblichkeit; indem ſie daher gegenwärtig ihren Leib baut und organiſirt und ſich ſelber in ihm verleiblicht, iſt ſie in ihrem Werke zugleich über daſſelbe als ein nur Beſonderes hinaus und dem Geiſte als ihrem wahren Weſen inhärent, in dieſer Inhärenz aber keineswegs nur paſſiv oder ruhend, ſondern ununterbrochene Aktivität; — ſie baut daher am Leibe zwar beſtändig fort, aber ſie zerſtört und verzehrt auch eben ſo ſehr, und dieſes Zerſtören iſt wiederum nichts als neues Bauen, perennirende Metamorphoſe, ſo daß beim Tode des irdiſchen Leibes der neue ſchon vorhanden iſt, nur nicht in abſoluter Vollendung, welche er als endliches Produkt niemals erreichen wird; und es iſt daher eine Unſterblichkeit von Geiſt, Seele und Leib, oder richtiger geſprochen, in dem die Unſterblichkeit ihrem Begriffe nach, die Sterblichkeit an ihr hat, der Geiſt iſt ewig, Seele und Leib aber unſterblich. In dem alten heidniſchen Völkerglauben iſt dieſe fortdauernde plaſtiſche Kraft der Seele durch das Dogma der Seelenwanderung ausgeſprochen, welche freilich aus Mangel an dem Bewußtſeyn der geiſtigen Freiheit, oder daß die Seele an dem Geiſte ihren Halt hält, der ſie nicht wieder in die Materiatur zurückſinken läßt, als förmliche Incarnation vorgeſtellt wird, jedoch mit dem richtigen Unterſchiede, daß dieſes Loos nur die auch dieſſeits in das materielle Leben verwickelt gebliebenen Seelen trifft. In den vorliegenden Geſchichten dagegen wird darüber der richtige Geſichtspunkt aufgeſtellt, daß es nach beſtimmten Geſetzen in der Macht der Abgeſchiedenen liege, das einemal dieſe, das anderemal jene Geſtalt anzunehmen, namentlich nach Maßgabe der Empfänglichkeit der Perſonen, denen ſie, ſey's in guter oder in übler

Abſicht, ſich manifeſtiren wolle. Hier kommt nun aber, wenn man auf das Nähere eingehen will, die ſchwierige Betrachtung entgegen, daß die Seele nicht ohne Weiteres aus ihrem ideellen Weſen heraus ihren Leib erzeugt, ſondern dazu eine ihr gegenüber ſtehende unorganiſche Natur als Mittel zu verwenden hat, deren Macht oder Anſicht allerdings nur ſie ſelber iſt, aber die nach dem Urtheile des Geiſtes in ſich die Vorausſetzung ihrer und mittelbar ſeiner eigenen Exiſtenz bildet. In der chriſtlichen Eſchatologie wird deßwegen die Auferſtehung oder die Entſtehung des neuen geiſtlichen Leibs unmittelbar mit dem Ende der Welt und der Schöpfung eines neuen Himmels und einer neuen Erde in Verbindung geſetzt, und bis dahin haben die Manen einen ihrer innerlichen Beſchaffenheit angemeſſenen Aufenthalt, das Paradies oder den Hades. Aber von dieſer dem Geiſterleben entſprechenden Natur als einer gegen die unſrige völlig anderen ſcheinen wir uns überhaupt keine irgend wie ſichere Vorſtellung machen zu können; und dagegen werden uns gar Phänomene präſentirt, die in unſerer Körperwelt, nothwendig alſo auch mit den Mitteln und nach den Geſetzen derſelben vorgegangen ſeyn ſollen. Hier können wir uns nicht ohne Weiteres auf die vorhin erwieſene Behauptung zurückziehen, daß die jenſeitige Exiſtenz doch immer als eine körperliche zu begreifen ſei, auch die näher an der Sache liegende Auskunft, daß nur beſonders organiſirte Perſonen jenes Spucken, wie wir's im Allgemeinen nennen können, wahrnehmen, trifft nicht zu, denn es werden Fälle glaubwürdig erzählt, wo die Wahrnehmbarkeit faſt bis zur ſimpelſten Natürlichkeit herunterſtieg.

So viel iſt indeſſen unzweifelhaft, daß die allgemeinen im Begriffe der Natur und der beſeelten Leiblichkeit enthaltenen Momente auch im Jenſeits ihre Realität haben müſſen, woran ſich dann ſogleich das andere reiht, daß ſo gewiß bis auf den heutigen Tag der dieſſeitige reale Weltzuſammenhang ſein Beſtehen hat, die Manen zu demſelben eben als Abgeſchiedene eine fortwährende lebendige Beziehung haben müſſen. Nur wird dieſe theils im Allgemeinen als eine intenſivere, denn ſie gegenwärtig iſt zu behaupten ſeyn, theils werden in dieſer Intenſität wieder Grade, und zwar je nach der geiſtigen Befreiung der Manen angenommen werden müſſen, denn der Geiſt iſt hier, wie überall, der abſolute Meiſter. Wenn daher für das Naturleben, ſo wie es jetzt bis zum animaliſchen Organismus ſich entwickelt und in deſſen ſich ſelber reproduzirenden Thätigkeit ſeine letzte, wahrhafte Beſtimmung erreicht, die weſentliche Betrachtung die von wirklicher, exiſtirender Metamorphoſe iſt, in welcher die Stoffe nicht bleiben, was ſie ſind, ſondern andere werden, wobei wir nur an die Verflüchtigung alles Feſten durch den Luftprozeß erinnern wollen, ſo iſt die negative Macht, die Seele, welche dieſe Herrſchaft über die unorganiſche Natur zum Behufe der Erbauung und Erhaltung ihres Leibes ausübt, durch den Tod nur zu größerer Intenſität ihrer Energie dagegen gekommen, ſo daß ſie die Reihe der praktiſchen Vermittlungen, welche ſie gegenwärtig durchgehen muß, um ihren Zweck auszuführen, in der neuen Sphäre ihrer Wirkſamkeit viel raſcher und unwiderſtehlicher durchläuft. Halten wir nun an dieſe Sätze einige Data, wie ſie die Empirie an die Hand gibt, ſo ſind die erſten Beſtimmungen der Natur, die von Raum, Zeit, Ort und Bewegung, in der durchgängigen Behauptung von einer räumlichen Scheidung zwiſchen Hades und Paradies Luc. 16, 26, von einem beſtändigen Werden und Sichverändern in beiden Gebieten, von der willkührlichen Selbſtbewegung der Manen von einem Orte zum andern u. ſ. f. erhalten. Die hiebei ſo häufig gemeldete Erſcheinung von einem Hindurchgehen der Geiſter durch feſte Materien kann nur ſo lange etwas Befremdliches haben, als die Materie überhaupt für etwas Abſolutes genommen wird; ſie hat aber überall ſchon dieſſeits die Seele gegenwärtig in ſich oder ihre Gegenwärtigkeit nur in der Seele, dieſe ihre Durchdringlichkeit oder Idealität wird in jenen Phänomenen nur offenbarer, und wenn dagegen aus der irgend welchen, aber doch daſeyenden Körperlichkeit auch der jenſeits lebenden argumentirt werden will, ſo iſt ja dieſe theils ſelber wieder nur als die ſiegreiche Macht über die dieſſeitige Materialität geworden, theils iſt jenes

Durchdringen, wie aus manchen Fällen zu erhellen ſcheint, auch an gewiſſe Bedingungen, namentlich Verhältniſſe der Luft gebunden, theils wird von einem Durchgang der Leiblichkeiten jener Welt durch einander nirgends etwas gelehrt. — Gehen wir auf konkretere Aktionen ein, ſo kann zunächſt das Sichhörbarmachen der Geiſter, das eigentliche Spucken, betrachtet werden; hiebei iſt aber zu unterſcheiden das Sprechen derſelben, was als eine unmittelbare Kundgebung des Innern immer nur von magnetiſchen Perſonen durch ein direktes, nicht durch das Ohr vermitteltes Innewerden der Gedanken verſtanden wird, dann ein unbeſtimmtes Wiſpern, Schlürfen u. ſ. f. und endlich das laute Toben und Poltern, was nach dem Umſtande, daß niemals ein einzelner greifbarer Körper als das Mittel davon entdeckt wird, als eine Handhabung und Bewegung der Luft wird vorgeſtellt werden müſſen. Die Luft iſt als irdiſches Element gegen die individuellen Körper und Organismen daſſelbe, was in höherer ideeller Allgemeinheit die Seele gegen das natürliche Daſeyn überhaupt iſt, die in alles eindringende, es verzehrende und verflüchtigende Negativität; recht paſſend iſt daher den abgeſchiedenen, insbeſondere den eitlen, leeren Geiſtern, welche an den beſondern Dingen der gegenwärtigen ſinnlichen Welt faſt den geſammten Inhalt ihrer Gedanken und Beſtrebungen hatten, in deren Abſtraktion ſie nun durch den Tod gefallen ſind, der Aufenthalt in jener abſtrakten Region angewieſen Eph. 2, 2. 6, 12, welche ihnen zu ihrer Selbſtbethätigung nur ſolche Mittel bietet, durch die nichts hervorgebracht wird, als leeres Geräuſch, verſtandloſes unſinniges Poltern. — Ein weiteres phyſikaliſches Verhältniß, auf das wir in der Geiſterkunde häufig aufmerkſam gemacht, iſt das zum Licht. Iſt das Licht die reine allgemeine Selbſtmanifeſtation der Materie, ſo wird ſich in ihm auch die Körperlichkeit des jenſeitigen Lebens offenbaren, oder vielmehr wie dieſſeits auf allen Stufen der Natur die edelſten Gebilde auch die lichtvollſten, das Licht am meiſten an ſich ziehenden und wieder aus ſich gebährenden ſind bis zur kaukaſiſchen Menſchenrace, ſo wird die Seele, indem ſie ihren neuen Leib aus allen Kräften des geſammten Naturlebens ſich erbaut, demſelben, je freier ſie ſelber durch den Geiſt aus der unmittelbaren Concretion mit der Natur geworden iſt, eine um ſo leuchtendere, je unfreier aber ihr Zuſammenhang mit der Natur im jetzigen Daſeyn geblieben iſt, eine um ſo dunklere Geſtalt verleihen; — womit wiederum die vorliegenden und alle andern beglaubigten Erzählungen dieſer Art vollkommen übereinſtimmen. — Was dann die weitern weſentlichen Beſtimmungen des natürlichen Lebens betrifft, ſo wird wiederum durchgängig der Typus der menſchlichen Geſtalt, als der auch die Plaſtik des neuen Leibes regierende, feſtgehalten, woran bei deſſen immanenter Vernünftigkeit ſicherlich nichts auszuſetzen iſt; nur wird bisweilen bei den wildeſten und ſchlimmſten Spuckgeiſtern von einer Entſtellung bis zur Fratze, ja bis zu partieller Unkenntlichkeit, bei den geiſtigſten Erſcheinungen von einer Verklärung, die die ganze Geſtalt in den Glanz reinen Lichts aufgehen laſſe, geſprochen. Ueber den Aſſimilationsprozeß, ſowohl den theoretiſchen als den praktiſchen, ſchweigen die Erzählungen faſt ganz; einiges hieher Bezügliche iſt im Bisherigen ſchon enthalten, in der Seherin von Prevorſt iſt einmal von der Erſcheinung eines Geiſtes die Rede, der von ſich ausſagt, daß er die Erforſchung der Natur, der er ſich hienieden gewidmet, drüben auf viel höhere Weiſe fortſetze, worunter wir zwar keine unmittelbare Intuition, wohl aber eine von den Schwierigkeiten der gegenwärtigen Mittel befreitere Methode werden verſtehen dürfen. Namentlich mag die der Beſonderung und dem realen Auseinanderfallen der phyſikaliſchen Qualitäten und Prozeſſe, welches der uns zugewandten Natur eignet, entſprechende Vielſinnigkeit des jetzt lebenden Menſchen auf einfachere, ideellere Verrichtungen reducirt ſeyn, woraus dann das beſondere Erſchloſſenſeyn der in einem ähnlichen Zuſtande befindlichen Somnambulen für Wahrnehmungen der Geiſterwelt ſich erklären ließe. Auch über das Verhältniß des Individuums zu Geſchlecht und Gattung findet ſich nichts Ausdrückliches, der Unterſchied des Männlichen und Weiblichen tritt zwar auf den erſten Stufen noch hervor, aber als ein immer mehr verſchwindender, je mehr der Geiſt ſeinen Begriff, die abſolute Identität ſeiner Allgemeinheit mit ſeiner Einzelnheit, das ſeelige Leben erreicht.

Ueberhaupt iſt über das Ganze dieſer Erſcheinungen die Bemerkung zu machen, daß ſie weſentlich der Naturſeite des Geiſtes, dem Gebiete der Anthropologie angehören, und über die Beſtimmungen ſeines abſoluten Lebens keine, einigermaßen bedeutende, poſitive, ſondern nur negative Belehrungen enthalten. Gerade die auf den erſten Anblick ſeltſamſten und auffallendſten Bethätigungen der Geiſterwelt, die in die Sphäre der ſinnlichen Wahrnehmbarkeit fallenden, ſind ihrem Gehalte nach die unerheblichſten, da ſie einen ganz dumpfen, verſtandloſen und unfreien Zuſtand der ſich Kundgebenden verrathen. Es ſpuken nur diejenigen, deren Selbſtgefühl und Selbſtbewußtſeyn im gegenwärtigen Leben faſt ganz in die Natürlichkeit der unmittelbaren Empfindung verſenkt, von der Roheit der ſinnlichen Triebe beherrſcht, der Stumpfheit eines plumpen Anſtaunens der Erſcheinungen verfallen blieb. Wie ſie bei dieſem Mangel an jeder edleren Reflexion in ſich beſtändig in die Aeußerlichkeit und zwar nur in ihre beſondere Aeußerlichkeit hinausgeriſſen und von derſelben dominirt waren, ſo zeigen ſie ſich noch jetzt ganz in derſelben Determinirtheit, ſie ſind an ihr bisher gewohntes Daſeyn gebannt, das Gefühl der Abſtraktion davon, in welches ſie unfreiwillig geſetzt ſind, äuſſert ſich als wilder Trieb, das Verlorene feſtzuhalten, die Unglückſeligkeit ihres Einſamſeyns als die gewaltſame Noth, bei den Lebenden Aufmerken und Intereſſe für ſich zu erwecken, was übrigens in böſem Trotze auch zur muthwilligen Quälerei werden kann; ja der Mangel an verſtändigem, geordnetem Denken ſteigert ſich bis zur Verrücktheit, irgend einem materiellen Dinge, einem vergrabenen Schatze u. ſ. w., einer einzelnen, im Leben nicht wieder gut gemachten Sünde, die Schuld der jetzigen Elendigkeit zuzuſchreiben und nur von der Aufdeckung und Entfernung von jenem, oder irgend einer beliebigen Handlung der Lebenden, in ihrem Namen Erlöſung zu hoffen. Von Perſonen, die auch im Materiellen und deſſen Habhaftwerdung die Wahrheit des Lebens hätten, aber hierin mit verſtändiger Reflexion verfuhren und die Glückſeligkeit in ein Syſtem brachten, wird nirgendsher eine Spukgeſchichte gemeldet, ſondern es iſt allerdings Geſindel, wenn man mit Hegel reden will, was ſich in dieſem düſtern Gebiete herumtreibt, und mit Recht wendet ſowohl der Menſch von geſundem, natürlichem Gefühle von dieſer unheimlichen Unnatürlichkeit, als der geiſtig Gebildete von dieſem geiſtloſen und gottverlaſſenen Weſen ſich ab. Man findet daher in den ſubſtantiellen Gemüthern der niedern Volksklaſſen zwar eine ziemliche, oft mit vielem Aberglauben verbundene Bekanntſchaft mit den betreffenden Vorſtellungen, dieſelbe iſt aber in der Regel völlig unbefangener und ihr ſelbſt gewiſſer Art, ſo daß der mitunter laufende Aberglauben wenigſtens eben ſo ſehr das Produkt dieſer Gleichgültigkeit, als eines dabei intereſſirten Strebens iſt, gemäß dem Spruche Chriſti Luc. 16, 31. Der Wiſſenſchaft aber gebührt es, ſich auch auf dieſes Feld zu begeben und die hier waltende Idee zu erkennen; ihr begegnet auch hier eine lebendige Welt und ein fortgehender Sieg des Geiſtes über die Natur.

Mittheilungen aus England.

1.

Nachſtehende Begebenheit kommt aus der Feder einer ſehr würdigen Frau vom Stande in England,[*] und es iſt nur ſonderbar, daß ſie von dorther erzählt wird. Ob die Umſtände und Namen ſämmtlich genau angegeben ſind, können wohl noch Zeugen in Deutſchland bewahrheiten. Hier die Ueberſetzung.[**]

Als Blüchers Heer an den Rhein kam, gegen Ende des Jahres 1813, ſo wurde ein Offizier von ſeinem Stab, der Oberſtlieutenant Oppen, in der

---

[*] Vergl. 9. Samml. S. 110.

[**] Eine ganz ähnliche Geſchichte, doch wohl nicht dieſelbe, wird erzählt in der 10. Samml. S. 165.

Stadt Höchſt, nicht weit von Frankfurt, im Hauſe eines Kaufmanns einquartiert, welcher einige Töchter hatte. Da dieſe Frauenzimmer muſikaliſch waren und der Oberſtlieutenant die Guitarre ſpielte, ſo führte dieſe Verwandtſchaft des Geſchmacks zu einem vertraulichen Bündniß zwiſchen den Parteien. Oppen wurde nun die Zeit zu einer militäriſchen Expedition beordert, und weil er in Kurzem zurückzukehren hoffte, ſo gab er ſeine Guitarre und verſchiedenes anderes Eigenthum der Familie aufzuheben, die es in ſeinem Zimmer verwahrte. Bald hernach drang die Armee in Frankreich ein, und Oppen kam nicht wieder. Es ging auch ein Einwohner von Höchſt mit dem Herre Blüchers und verſprach der Familie des Kaufmanns alle beſondere Ereigniſſe zu ſchreiben, die ſich zutrügen.

Am Abend des 11 Februar 1811, als die Familie beiſammen ſaß, wurden ſie durch einen Ton, und zwar, wie ſie dachten, von des Oberſtlieutenants Guitarre aufgeſchreckt. Sie liefen nach ſeinem Zimmer, in der Meinung, er ſei zurückgekommen und habe ſie mit der wohlbekannten Muſik überraſchen wollen. Als die Thüre aufgeſchloſſen war, ſo fand ſich alles genau, wie es ihr Gaſt verlaſſen hatte, die Guitarre lag auf dem Sopha, aber Niemand war in der Stube. Hierüber betroffen ſchrieben ſie an ihren bei der Armee befindlichen Freund, um ſich zu erkundigen, ob dem Oberſtlieutenant Oppen ein Unfall begegnet wäre. Ein Brief kreuzte ſich mit dem ihrigen unterwegs, und enthielt die Anzeige, daß Oppen am Abend des 11. während eines Gefechtes verſchwunden ſei, und daß man keine Nachricht von ihm ſich habe verſchaffen können, auſſer daß ſein Pferd allein und blutig zurückgekommen ſei.

General G—, der einen hohen Poſten in demſelben Heere bekleidete, theilte ſpäter folgende beſondere Umſtände mit. Kurz bevor Napoleon einen unerwarteten Angriff auf Blüchers Armee machte, welche gerade gegen Paris zog und keinen Widerſtand erwartete, ſo verſammelten ſich die Stabsoffiziere eines Morgens zu Vertus und genoſſen voraus das Vergnügen, baldigſt die franzöſiſche Hauptſtadt zu ſehen. Allmählich zerſtreuten ſie ſich, und Oppen blieb allein bei dem General G—, mit dem Rücken an die Mauer gelehnt, bleich und niedergeſchlagen, was um ſo merkwürdiger, da er von Natur lebhaft und beherzt war. G— fragte ihn nach der Urſache; er gab zur Antwort, er ahnde Unglück für die Armee und für ſich ſelbſt; er könne keinen vernünftigen Grund hievon angeben, aber ſein Freund, Major Röder (welcher in der frühern Zeit des Feldzugs geblieben war), ſei ihm vorige Nacht im Traume erſchienen und habe ihm gewinkt, ihm zu folgen. General G— ſtellte ihm vor, wie wenig Grund vorhanden ſei, einer ſolchen Täuſchung Glauben beizumeſſen, und ſie entfernten ſich. Sehr bald hernach begann Napoleon ſeinen Angriff, und die preußiſche Armee wurde am 11. Februar beinahe abgeſchnitten, ſchlug ſich jedoch durch. Am Abend ritt Oppen zum General G— und ſagte, er ſei ſo erſchöpft, daß er kaum zu Pferd ſitzen könne. Der General tröſtete ihn mit der Bemerkung, daß die Nacht einbreche und das Gefecht bald aufhören werde. Oppen verließ die Seite ſeines Freundes, und wenige Minuten hernach kam ſein Pferd allein und mit Blut bedeckt zurück, von Oppen aber hat man niemals mehr etwas gehört.

2.

Ein ſchätzbarer engliſcher Gelehrter, Ueberſetzer mehrerer chriſtlicher Schriften aus dem Deutſchen, Hr. Samuel Jackſon zu Herne Hill bei London, hat auch eine Ueberſetzung von Jung-Stillings Theorie der Geiſterkunde unter ſeinem Namen herausgegeben, und ſie mit vielen eigenen Anmerkungen bereichert (Theory of Pneumatology etc. London 1834). Aus dieſen Noten wird vielleicht künftig Einiges mitgetheilt werden. An ihn ſchrieb obige Dame im Dezember 1836 folgenden Brief, den wir mit Verſchweigung ihres Namens bekannt machen dürfen. Sie iſt jetzt (1837) 11 Jahre alt, was des Inhalts wegen zu wiſſen nöthig iſt.

Mein Herr!

Es ſcheint mir, daß nach Leſung der ſehr intereſſanten Berichte von merkwürdigen Erſcheinungen, Träumen und prophetiſchen Vorboten, womit die „Blätter aus Prevorſt" und die andern Werke, die Sie mir empfohlen haben, angefüllt ſind, es für Mangel an Aufrichtigkeit angeſehen werden würde, wenn ich Ihnen nicht die merkwürdigen Umſtände gleicher Art mittheile, die ich ſelbſt erfahren habe.

Ich war ſeit meiner Kindheit in das Nachdenken über eine andere Welt verliebt, und da ich einen fünfjährigen Bruder verloren hatte, als ich ungefähr acht Jahre alt war, ſo pflegte ich viele Stunden mit den Gedanken hinzubringen, was ſein Zuſtand, ſeine Beſchäftigungen und Vergnügungen wahrſcheinlich ſeyn möchten, und ich bildete mir wirklich beinahe dieſelbe Idee von den himmliſchen Wohnſtätten, wo Kinder unterrichtet und aus einem unvollkommenen Zuſtande zu dem einer vollkommenen Seligkeit erhoben werden, die ich ſeitdem in den Werken Swedenborgs, Stillings, und Andern gefunden habe. Dieſe Ideen waren gänzlich mein eigen, denn ich erhielt niemals die geringſte Unterſtützung; im Gegentheil, Fragen, in Betreff des künftigen Zuſtandes, wurden von meiner Mutter als Unrecht getadelt, und als ein Wiſſenwollen deſſen, was Gott verborgen habe; und alle Glieder meiner Familie behandelten die „Geiſtergeſchichten," wie ſie es nannten, mit der größten Verachtung, als wären es entweder Lügen oder Täuſchungen von der ſchwächſten Art.

Ich heirathete im 21ſten Jahre meines Alters und kam nach Schottland, wo ich einen Theil jeden Jahres wohnte, bis zu dem Tode meines Mannes 1827. Ich war daſelbſt überall in der beſten Geſellſchaft eingeführt, und vergnügte mich an den Werken und dem Umgange Vieler, die ich häufig ſah. Ich gab mir große Mühe, einige Kenntniß von dem zweiten Geſicht zu erlangen, und von den Anzeichen und Vorbedeutungen, woran man in den Hochländern ſo feſt glaubt. Ich befragte den Sir Walter Scott über dieſen Gegenſtand, und es kränkte mich tief, als ich fand, daß er über die Geſchichten lachte, die er mit ſo großer Wirkung in ſeinen Schriften benutzte. Als ich ihm eines Tages bemerkte, daß er in ſeinen Noten zu dem Marmion und dem Fräulein vom See von Erſcheinungen ſo zu ſchreiben ſcheine, als ob er daran glaubte, ſo antwortete er halb ärgerlich: „Die Wahrheit iſt, Lady — es gibt außerordentliche Dinge in dieſer Welt, worüber wir keine Rechenſchaft geben können; aber es iſt nicht rathſam, viel daran zu denken; unſer Verſtand erträgt es nicht, und Niemand wird gern in ſeiner ganzen Bekanntſchaft für närriſch gelten.“ Ich kam nie wieder auf den Gegenſtand zurück; aber dieſe Worte erklärten mir die augenſcheinliche Unverträglichkeit zwiſchen Sir Walters frühern Werken und ſeinen Briefen über die Dämonologie. General Stewart von Garth, mit welchem ich ebenfalls gut bekannt war, beſtätigte mir offen ſeinen Glauben an das zweite Geſicht, und daß er es ſelbſt erfahren habe.

auch daß ihm der Tod eines Offiziers von ſeinem Regiment klar vorhergezeigt worden ſei. General Stewart war ein Mann von zu bekanntem Muth und Feſtigkeit, als daß man ihn einer abergläubiſchen Täuſchung für verdächtig halten könnte.

Ich blieb ohne weitere Kenntniß von der Sache, bis das erſte merkwürdige Ereigniß, das ich zu erzählen habe, mir begegnete. Im Frühjahr 1826 nahm die Geſundheit meines Mannes plötzlich ab, und er war in einem Zuſtande, der es mir unmöglich machte, ihn länger als auf wenige Stunden zu verlaſſen. Meine mütterliche Großmutter, damals 85 Jahre alt, an die ich große Anhänglichkeit hatte, wurde bedenklich krank; ich wünſchte gar sehr, ſie noch einmal zu ſehen; aber es lagen dreihundert (engl.) Meilen zwiſchen uns, und meine Pflicht ſchien mir eine Reiſe zu ihr zu verbieten. Ich begehrte, daß man ihr meinen Wunſch und die Gründe anzeigte, warum ich nicht nach England kam. Sie begriff ſie wohl, und ſandte mir ihren Segen. Abends am 27. März ſaß ich zwiſchen 8 und 9 Uhr in einem kleinen Geſellſchaftszimmer neben dem Schlafgemache meines Mannes, wohin er ſich frühzeitig zurückgezogen hatte. Ich war allein; die Lichter waren nicht angeſteckt und das Feuer erleuchtete das Zimmer nicht allzuhell. Ich fühlte etwas, als wenn mich ein Lüftchen anwehte, und als ich aufblickte, ſah ich die vollkommene Geſtalt meiner Großmutter neben mir ſtehen. Sie blickte mich ſanft und freundlich an; ſie war mit einem lichten Dunſt umgeben, wie mir dänchte, keinem glänzenden Lichte, aber gänzlich verſchieden an Ton von dem Feuerlichte. Ich empfand nicht die mindeſte Furcht, aber ich hatte nicht Faſſung genug, um zu reden, hörte auch keine Worte. Ich ſah die Geſtalt fortwährend an, bis ſie verſchwand, alsdann ſtand ich auf und ging nach den Thüren des Zimmers, ſie waren zu; ich hörte nicht das geringſte Geräuſch, kann auch nicht ſagen, wie lange die Erſcheinung verweilte. Vier Tage hernach hörte ich, daß meine Großmutter in dieſer Stunde oder ganz nahe um dieſelbe geſtorben war. Ich zeigte den Vorfall meinem Manne und wenigen vertrauten Freunden an, und machte jetzt zum erſten Mal die Erfahrung von der äuſſerſten Scheu und Abneigung vor dem Glauben an übernatürliche Erſcheinungen, die ſelbſt religiöſen Perſonen beiwohnt. Ich wurde von allen Seiten angegriffen; ich mußte geſchlafen haben oder fieberkrank geweſen ſeyn; oder der Schein vom Feuer mußte mich getäuſcht haben; oder mein Gemüth ſtellte mir meine Großmutter vor, weil ich an ſie dachte. Eine meiner Freundinnen ſagte dem Dr. H— von der Geſchichte, und er ſchrieb auf ihr Verlangen einen Brief, worin all dergleichen Blendwerke erklärt waren. Man brachte mir auch Dr. Abercrombie's Theorie, ich wurde aber keineswegs von allen dieſen Beweisgründen überzeugt, jedoch zuletzt wirklich zum Stillſchweigen verwieſen, und bemühte mich, wenig an den Gegenſtand zu denken und nichts davon zu reden. Ich wurde Wittwe und kehrte nach London und in die Geſellſchaft zurück, wo ſolche Gegenſtände aus dem Geſpräche verbannt ſind. Ich konnte längſt deutſch genug, um es leicht zu leſen, und fand Stellen in einigen Werken, die mit meinen eigenen Ideen von geiſtigen Kommunikationen übereinſtimmten, aber nichts was meinen Glauben an die Sache mit Beſtimmtheit vermehrt hätte. Endlich im November 1830 traf ich mit einer Lady zuſammen, die über 70 war, deren Familie ich gekannt hatte, und von der ich hatte im Ausdrücken reden gehört, die mich ſehr begierig machten, ſie zu ſehen. Wir wurden in allen unſern Empfindungen innig eins. Sie war eine wahrhaft fromme Chriſtin, ohne die mindeſte Härte. Sie war lauter Güte, Redlichkeit und geiſtliche Fröhlichkeit. Sie war eine Schülerin der vormaligen trefflichen Hn. Clowes von Mancheſter. Unſere Unterhaltung bewegte ſich oft um den Zuſtand des künftigen Lebens; ſie gab mir verſchiedene intereſſante Werke zu leſen, und als wir uns trennten, ſo ſagte ſie: „Ich weiß, daß ſie bald wieder heirathen werden; ich habe gebetet, daß Sie den Segen erlangen möchten, Mutter zu werden, und alle Gefühle einer Mutter zu genießen, und ich bin gewiß, meine Gebete werden erhört werden, Sie werden Kinder bekommen.“ Wir ſchieden in der Hoffnung, in wenigen Monaten wieder zuſammen zu kommen; aber meine theure Freundin ſtarb im Januar 1832, ohne mich nach meiner Verheirathung beſuchen zu können. Ihr Tod war nach der Schilderung ihrer Kinder die lieblichſte Scene, die ſich denken läßt. Sie ſagte oft: „O wenn Ihr ſähet und empfändet, was ich! Engel ſind um mich her. Ich gehe zu Bekannten. Nichts iſt dunkel oder zweifelhaft für mich. Ich bin ſelig, ganz ſelig!“ Ihr Angeſicht war, als ſie verſchied, ganz voll von Freude.

Ich fuhr fort, mit den Töchtern Briefe zu wechſeln, und oft über ihren Charakter und ihre Vorſchriften nachzudenken. Ich hatte drei Kinder. Ungefähr drei Monate nach der Geburt des dritten, am 7 Juli 1835, da ich am Seeufer wohnte, hatte ich folgendes Geſicht: Ich erwachte Nachts aus dem Schlafe; ich fühlte mich ſehr glücklich und zufrieden, und zur Seite des Bettes, deſſen Vorhänge alle aufgezogen waren, ſah ich die Geſtalt meiner theuern Freundin, ſo hell, daß das Licht geſammelten Mondſtrahlen glich, viel heller als das Licht, welches meine Großmutter umgab; ihr Geſicht war voll Gütigkeit und Freude. Ich hörte mich ſagen: „Ach, ſind Sie gekommen? Ich habe ſo oft Sie zu ſehen gewünſcht!“ Sie antwortete auf eine Weiſe, die ich nicht beſchreiben kann; aber ich glaubte die Worte vielmehr zu fühlen als zu hören. Sie ſprach: „Ich bin gekommen, Ihnen zu ſagen, daß Sie alles glauben ſollen, was ich Ihnen von unſerem geſegneten Reiche geſagt habe, und daß ich

Sie liebe und oft ſehe. Sie müſſen viele Prüfungen ertragen, durch viele Veränderungen gehen (deren einige ſie angab), aber ſeyn Sie voll Hoffnung und Vertrauen auf Gott, ſie werden durch alle hindurchgeführt werden und die letzten zwanzig Jahre Ihres Lebens werden ſehr glücklich ſeyn. Sie werden leben bis zum Juni 1874, und mit mir vereinigt ſeyn im Geiſt (Join me in spirit)." Nach einem Blicke der ſüßeſten Freundlichkeit verſchwand die Geſtalt und das Licht, und das Zimmer war völlig dunkel. Ich ſaß auf, kniff mich in den Arm, fühlte an meinem Kopfe, um gewiß zu ſeyn, daß ich wach war, und überzeugte mich vollkommen davon. Ich befand mich ganz ruhig und glücklich, und dieſe Empfindung hat mich nie verlaſſen.

Ich erhielt bald hernach Ihre Ueberſetzung der Theorie der Geiſterkunde und las ſie mit Vergnügen; ich nahm mir vor, an Sie zu ſchreiben und weitere Auskunft zu verlangen. Ich will nur noch beifügen, daß einige von den Prüfungen, wovon ſie ſprach, erfüllt ſind, und andere bevorſtehen; aber ich bin in den Stand geſetzt, ſie zu ertragen, und ohne Furcht vorwärts zu ſchauen bis zu ihrem Ende. Ich befleißige mich der Aufmerkſamkeit auf alle angemeſſene Verrichtungen, Pflichten und Geſchäfte des gemeinen Lebens, und werde nicht gewahr, daß eine Veränderung in meinem äuſſern Betragen eingetreten iſt, auſſer daß ich großen Hang habe, allein zu ſeyn und die Einſamkeit zu genießen, was ich ehedem vermied und für verdrießlich hielt.

5.

Aus dem Courier vom 24. Februar 1837. [*]

Letzten Mittwoch Nacht zwiſchen 11 und 12 Uhr wurden einige Perſonen, die ſich zu Bette begeben hatten, aber noch nicht eingeſchlafen waren, dadurch erſchreckt, daß ſie eine beträchtliche Helle auf der Straße wahrnahmen, begleitet von dem Lärm eines Pferdegetrappels, das um dieſe Nachtzeit ſo ungewöhnlich iſt. Als ſie ans Fenſter gingen, ſo bemerkten ſie eine ſehr glänzende Leichen-Kavalkade, die ſich mit feierlichem Schritte fortbewegte. Sie beſtand aus verſchiedenen Leichendienern [**] zu Pferd, einige mit Fackeln und andere mit vergoldeten Stäben; dann kam ein Wagen mit vier Pferden, ein Leichenwagen mit ſechſen, drei Trauerkutſchen mit vieren, worauf verſchiedene Herrenfuhren folgten, die Bedienten hinten mit Fackeln. Der vierſpännige Wagen, der Leichenwagen und die Kutſchen waren mit prächtigen weißen Federbüſchen geſchmückt und der Leichenwagenmit Wappenſchildern verziert. Den Zug ſchloß eine Anzahl von Leichendienern mit Fackeln und Stäben, ähnlich denen, die vornher gingen. Zwei oder drei Perſonen zogen ſich an und gingen eilig hinaus dem Zuge nach — verfolgten ihn durch mehrere Straßen (die namentlich angegeben werden), verloren ihn endlich aus dem Geſicht, erkundigten ſich in der Nachbarſchaft und an den Thoren vergeblich darnach und kehrten zuletzt unverrichteter Sache zurück. Die Sache wurde durch vier achtbare Perſonen bezeugt.

---

[*] Von wo der Bericht iſt, wird nicht angegeben. Es heißt hernach, „ſie ſeyen nach Exmouth zurückgekehrt." Dieſes Vorgeſicht ſcheint übrigens keinen Commentar zu bedürfen.

[**] Eigentlich Stummen, mutes, ein eigener Ausdruck.

1.

Der verſtorbene Hr. John Halloway (von der Bank von England und Bruder des berühmten Kupferſtechers, der die Kartone Raphaels herausgegeben hat) verſicherte mich ſelbſt mündlich in ſeinem Hauſe in der City-Road, 1816–17, daß in Folge der erſtaunenswürdigen Dinge, die er von den Magiern in Norwegen und anderwärts geleſen, der Gewalt derſelben, ihren Geiſt an entfernte Orte zu verſetzen und Nachricht von Begebenheiten in jeden Theil der Welt zu bringen, und nach der Kenntniß, die er ſelbſt von der Macht des Geiſtes über die Materie durch ſeine Erfahrungen und Verrichtungen in dem animaliſchen Magnetismus erlangt hatte (in welchem er Adept und ein ſehr frommer Mann war), als er einſt in der Nacht neben ſeiner Frau lag, ſeine Aufmerkſamkeit in einem außerordentlichen Grade durch den Glanz eines Sterns am Himmel gefeſſelt wurde, den er durch eine Oeffnung im Fenſterladen ſah, und augenblicklich von einem innigen Verlangen ergriffen in dieſen Stern zu dringen und ihn zu unterſuchen (to penetrate that star). Demnach kehrte er ſeinen Sinn nach innen, ſtieg alsbald im Geiſte empor und fand ſich auf dieſe glänzende Sphäre verſetzt; allein da ihn beſtändige Angſt anwandelte, in Betracht deſſen, was ſeine Frau empfinden würde, wenn ſie ſeinen Körper leblos im Bette ſähe, ſo war er unfähig, mehr als beiläufige Blicke von dem Glanze dieſes Aufenthalts der Seligen zu erhalten.* Denn im Augenblick, wo er auf die Erde zurückkam, war alles finſter, und während er dort verweilte, war es abwechſelnd hell und dunkel, je nach dem Zuſtande ſeiner Gedanken. Als er zu ſeinem Leibe zurückkehrte, fand er große Schwierigkeit, wieder hineinzukommen. Die Folge ſeiner Verzückung (aus eigenem Willen und durch eigene Macht) war eine lang andauernde Krankheit, welche ihn mit dem Ende ſeines Daſeyns zu bedrohen ſchien. Er ermahnte mich ſehr nachdrücklich, niemals etwas der Art zu verſuchen, und nie eine auſſerordentliche Gabe zu verlangen, ſondern nur zu bitten, daß der Wille Gottes allein erfüllt werden möge, der uns unfehlbar mit ſolchen geiſtlichen

---

* Er war im Geiſte, folglich im Reiche der dortigen Geiſter, ſ. 7. Samml. S. 122.

Gaben verſehen werde, wie ſie dem Stand unſerer Wied[illegible]rt entſprechen, und unſerem geiſtigen Menſchen [illegible] göttlichen Ehre gemäß ſind.

— y —

Die Mühle.

Aus den Memoires d'une femme de qualité sur Louis XVIII., sa cour et son regne, Paris 1829. Band 4. Cap. 10. S. 143.

Ludwig XVIII., fühlend daß ſeine Kräfte mit jedem Tage ſanken, konnte Niemand von ſeinem Hofe mehr ſterben ſehen, ohne eine traurige Rückanwendung (retour) auf ſich ſelbſt zu machen. Der Gedanke ſeines nahen Endes betrübte und erſchütterte ihn; nichts deſto weniger empfand er ein gewiſſes Vergnügen, davon zu reden. Der Tod des Hrn. v. Fontanes, der ungefähr in ſeinem Alter war, hatte einen lebhaften Eindruck auf ihn gemacht. Unſere Unterhaltung war an dieſem ganzen Abend traurig und düſter. Ich kehrte von ſchwarzen Gedanken belagert nach meiner Wohnung zurück. Am folgenden Morgen hatte ich meine natürliche Munterkeit noch nicht wieder erlangt, als ich einen Beſuch von einem meiner Freunde aus der Provinz, dem Oberſten Le

Crosnier, empfing. Er bemerkte meine Traurigkeit, und als er die Urſache davon erfuhr, ſagte er: „Wenn der Gedanke an den Tod Sie ſchon in ſolchem Grade erſchreckt, was würde es dann ſeyn, wenn Sie wie ich den Tod in Perſon geſehen hätten?“

Wie, Oberſt, Sie haben den Tod geſehen? —

„Ja, oder wenigſtens einen der Bewohner ſeines Reichs, ein Geſpenſt, ein Phantom, einen Schatten — wie Sie es nennen wollen!“

Wiſſen Sie, daß Ihr Scherz nichts weniger als unterhaltend iſt?

„Aber ich ſchwöre Ihnen, daß ich nicht ſcherze.“

Sie haben alſo eine Erſcheinung gehabt?

„Wie Sie ſagen.“

Sie erſchrecken mich und reizen meine Neugierde.

„Ich bin bereit, Sie zu befriedigen,“ antwortete der Oberſt.

Es iſt heller Tag, verſetzte ich, die Geiſter gehen zu dieſer Stunde nicht um, erzählen Sie mir alſo Ihre Geſchichte.

„Ich befand mich,“ ſagte der Oberſt, im Jahre 1792 im Lager von Verberie. Wir bivuakirten ſehr unbequem. Glücklicherweiſe entdeckte ich auf dem Felde eine verlaſſene Mühle, in welcher ich mich mit einem Bedienten und einem Hauptmanne meines Regiments Namens Robert einrichtete. Wir legten uns alle drei im erſten Stock der Mühle zum Schlafen nieder. Meine zwei Geſellſchafter ſchliefen bereits, und ich war im Begriffe daſſelbe zu thun, als ich ein dumpfes Geräuſch hörte, wie wenn man eine Fallthüre langſam und mit Anſtrengung emporhebt; und wirklich befand ſich auch eine ſolche Fallthüre in der Mitte des Fußbodens, welche zum Hinablaſſen der Mahlſäcke diente. Ich ſehe hin und glaube durch die Dunkelheit etwas Weißes zu bemerken, das ſich langſam erhebt und dann unbeweglich vor meinem Bette ſtehen bleibt. Ich glaubte, einer meiner Kameraden wollte mich erſchrecken; ich ſprach — keine Antwort; ich ſprach wieder — nämliches Schweigen. Ungeduldig geworden, drohe ich dem Phantom es anzugreifen, wenn es nicht erkläre, wär es ſey. In der That ergreife ich meinen Degen und ſtürze darauf los; aber alles war verſchwunden, und ich ſtoße mich heftig an der gegenüberſtehenden Mauer. Robert, der aufgewacht war, fragte was all' dieſer Lärm zu bedeuten habe? Ich hatte nicht Zeit, ihm zu antworten, die weiße Geſtalt war wieder ſichtbar geworden; ich redete ſie auf's Neue an, und diesmal gab ſie mir Antwort."

Sie antwortete Ihnen? rief ich mit unwillkührlichem Entſetzen; und wie war ihre Stimme?

„Sie war ſanft und halb erſtickt. Sie ſprach zu mir: Du magſt wohl von mir gehört haben; ich heiße François, war Bäcker zu Paris, und wurde bei einem der erſten revolutionären Aufſtände im Jahre 1788 von dem Volke ermordet. Dieſe Mühle war mein; man machte meiner Schweſter das Eigenthum ſtreitig; es fehlen ihr die Urkunden, um ihr Recht zu begründen. Sage ihr, daß ſich ſolche bei dem Notar von Verberie befinden. Sage ihr auch, daß ſie übel daran thue, ihren älteſten Sohn dem zweiten vorzuziehen; es wird ihr Unglück bringen, wenn ſie fortfährt, eines ihrer Kinder ſo zu Gunſten des andern zurückzuſetzen. — Dieſes geſagt, verſchwand die Erſcheinung. Mein Kamerad hatte die Worte eben ſo genau vernommen wie ich. Am andern Morgen befanden wir uns an dem Thore der Mühle mit einigen unſerer Kameraden und erzählten ihnen die Geſchichte der vergangenen Nacht. Ein kleiner Wagen hält in unſerer Nähe an; eine Frauensperſon ſteigt aus, ſtößt einen Schrei aus und ſinkt ohnmächtig vor meinen Füßen nieder. Nachdem ſie wieder zu ſich gekommen war, ſagte ſie mir, ich ſey ihr verwichene Nacht im Traume erſchienen, gerade ſo gekleidet, wie ich jetzo ſey; ich hätte ſie aufgefordert, zu mir nach der Mühle zu kommen, mit dem Verſprechen, ihr anzugeben, wo ſie die ihr fehlenden Papiere finden würde. Ich berichtete ihr meine Unterredung (entrevue) mit ihrem Bruder; ſie bekannte, daß ſie ungerecht gegen ihren zweiten Sohn ſey, und beſchloß, ihn beſſer zu behandeln. Wir gingen zuſammen zu dem Notar von Verberie und fanden in ſeiner Schreibſtube die Eigenthumsurkunden zu der Mühle.“

Und Sie haben geſehen, was Sie mir da erzählen? fragte ich den Oberſten.

„Ich ſchwöre es Ihnen,“ antwortete er; „die Sache iſt übernatürlich, unglaublich, unmöglich, aber ſie iſt wahr.“ —

Ich wiederholte dieſe Erzählung Ludwig XVIII., er ſagte zu mir: Wenn die Vernunft uns verbietet, wunderbare Begebenheiten anzunehmen, ſo gebietet ſie uns hinwiederum, dem Zeugniſſe unſerer Sinne und würdiger (*graves*) Männer zu trauen. Was ſollen wir denn thun, wenn wir ſelbſt etwas Wunderbares geſehen, oder würdige Männer uns verſichern, dergleichen geſehen zu haben? Was mich betrifft, fuhr Ludwig XVIII. fort, ſo glaube ich feſt, daß mein unglücklicher Bruder mir mehr als einmal erſchienen iſt und mit mir geſprochen hat.

Die letzte Aeußerung iſt wohl ſonſt nicht bekannt, und man möchte dabei fragen, ob im Traum oder im Wachen? — Aber die oben ausgezogene Geſchichte ſelbſt, iſt ſie wahr? Ich weiß es nicht. Der Ausdruck *impossible*, deſſen ſich der Oberſt bedient, iſt eine *façon de parler*, und will ſagen: man ſollte es für unmöglich halten; er zweifelt darum nicht an der Gewißheit des Erlebten. Wenn nun ferner eine *femme de qualité* oder ihr Freund eine Geſpenſtergeſchichte hätten erfinden wollen, ſo würde es eher eine

Begebenheit aus der vornehmen Welt geworden ſey, als dieſe, an ſich gar nicht intereſſante, von einem Pariſer Bäcker und ſeiner Schweſter. Die Fallthüre erinnert zwar an die Verſenkungen auf dem Theater, durch welche die dramatiſchen Geiſter auf- und niederſteigen, und ein weißer Mühlknecht konnte mit Hülfe einer Leiter heraufkommen. Aber die Mühle ſtand verlaſſen, und mit dem Verſchwinden und Wiedererſcheinen hat es dabei auch ſeinen Anſtand, zumal da die Fallthüre zu war; denn ſonſt hätte der polternde Oberſt hinunterrollen müſſen. Uebrigens iſt eine Fallthüre nichts als eine Thüre von unten nach oben oder umgekehrt, und die Geiſter kommen auch zu andern Thüren herein, wirklich oder ſcheinbar. Was aber merkwürdig und gewiſſermaßen unerklärbar iſt, das iſt der gleichzeitige Traum der Schweſter, den der Geiſt verurſacht haben konnte, wenn die ahnende Seele ſich ihn nicht ſelbſt vorſpiegelte, die aber unempfänglich geweſen zu ſeyn ſcheint, die Erſcheinung ihres Bruders zu ſehen, oder womit dieſer ſie nicht erſchrecken wollte, da ſie als eine reizbare Perſon ſchon durch den Anblick des Oberſten in Ohnmacht fiel.

Nachtrag.

Anderwärts kommt dieſelbe Geſchichte mit Verſchiedenheit in Nebenumſtänden vor. Solche Abweichungen im Munde Dritter oder Vierter ſchaden der

Hauptſache nicht, beſtätigen ſie vielmehr, weil dann die Berichte keine bloße Kopien von einander ſind. Sie beruhen insgemein auf Gedächtnißfehlern, enthalten auch manchmal nur ſcheinbare Widerſprüche. In den „Pariſer Nächten,“ 8ter Band, oder „Fünfzig Jahre der geheimen Geſchichte Frankreichs“ 2ter Band (Ueberſetzung Leipzig 1836), ſteht dieſes „Geſpenſt“ unter dem Jahre 1792 (S. 201 ff.) nach der Erzählung des Kriegsminiſters Grafen v. Narbonne. Hier heißt der „ſehr achtbare“ Oberſt nicht Lecrosnier, ſondern Lecros — vermuthlich eine falſche Reminiscens oder falſche Abkürzung. Dieſer kam zu Narbonne und verlangte ſeinen Abſchied, weil er Prieſter werden wolle (was er vermuthlich hernach unterließ). Der Miniſter fragte verwundert nach der Urſache, und der Oberſt geſteht ihm, daß er erſt jetzt an ein anderes Leben glaube, nachdem er Kunde davon erhalten. Nun erzählte er: „Vor etwa acht Tagen hatte ich mich in einer Mühle, bei einem Dorfe in der Picardie, wo mein Regiment kantonirte, zu Bette gelegt. Das Geräuſch der Räder ließ mich nicht ſchlafen, und durch die kleinen mit Blei eingelegten mehlſtaubigen Fenſter fiel ein blaſſer Strahl des Mondes in mein Gemach. Plötzlich wurde dieſer zu meiner nicht geringen Ueberraſchung von einem großen Schatten bedeckt, da doch Niemand die Thüre geöffnet hatte. Meine Ungewißheit dauert nicht lange; ein großer Mann in der gewöhnlichen Tracht der

Fleiſcher ſtand vor mir. Seine Züge waren ſanft, und ein wohlwollendes Lächeln hielt ſeine Lippen halb offen, ſein Blick aber zeigte ein durchdringendes Feuer, wie ich es noch bei Niemand ſah." — Dieſes Feuer der Augen (des Verlangens) ſtimmt mit ähnlichen Erſcheinungen überein; von der Fallthüre und andern Dingen nichts; der boulanger iſt ein boucher, was leicht zu verwechſeln war. Dann folgt ganz dieſelbe Veranlaſſung mit der Schweſter, ihren Dokumenten, „in deren Ermanglung man ihr einen Theil ſeiner Erbſchaft ſtreitig macht," und die ſich bei einem Notar zu Verberin befinden, auch daß die Schweſter Unrecht thue, ihren ältern Sohn dem jüngern vorzuziehen. Ferner wie die Schweſter Morgens in einem Cabriolet vor der Mühle ankommt und beim Anblick des Oberſten ohnmächtig zu ſeinen Füßen fällt, weil ſie ihn, gekleidet wie jetzt, in der Nacht geſehen, und er ſie eingeladen habe, ihn in dieſer Mühle aufzuſuchen, um ihr die Dokumente nachzuweiſen; wie ſie dann zuſammen nach Verberin gehen und die Urkunden bei dem Notar vorfinden. Der Miniſter widerräth dem Oberſten den geiſtlichen Stand, weil der Augenblick (die Revolution) übel gewählt ſeyn würde, gibt ihm aber die begehrte Entlaſſung, und fügt in der Erzählung ein ſehr vortheilhaftes Zeugniß über ſeinen Charakter hinzu.

— v —

Mamſell Lenormand und der Hr. Präſident v. Malchus.

In dem Berliner Magazin für die Literatur des Auslandes, theilte Hr. Prediger Dr. Witte einen merkwürdigen Aufſatz über die Seherin Lenormand und den Hrn. Präſidenten v. Malchus mit. Um mich von der Wahrheit der hier gegebenen Ausſagen zu überzeugen, ließ ich mich durch den Hrn. Grafen Auguſt v. Helmſtatt zu Heidelberg bei dem Hrn. Präſidenten v. Malchus erkundigen: ob in jenem Berliner Magazine die ihn betreffende Geſchichte treu gegeben ſeye und ob er ihr nicht widerſpreche, worauf Hr. Graf v. Helmſtatt mir antwortete: „Ihrem Wunſche zu Folge zog ich bei dem Hrn. Präſidenten v. Malchus die Erkundigung ein, ob er jenen Aufſatz anerkenne, und ich erhielt die Verſicherung, daß er vollkommene Wahrheit enthalte. Er vermuthe, Hr. Dr. Witte habe die Data von dem jüngſt verſtorbenen Hrn. v. T. erhalten, dem das Manuſcript von ihm anvertraut worden, jedoch unter dem Verſprechen, es nicht mitzutheilen. Hr. v. Malchus verſicherte mich noch: was ihm die Lenormand geſagt habe, Vergangenes und Zukünftiges, ſeye von überraſchender Wahrheit geweſen und er könne dem in dieſem Aufſatze Gegebenen nicht widerſprechen.“

Dieſer merkwürdige Aufſatz iſt nun nachſtehender:

„Ich wußte längſt, daß Mlle. Lenormand in Paris durch ihre Vorherſagung der menſchlichen Schickſale großes Aufſehen errege, und erfuhr durch Herrn v. T., daß einer meiner Bekannten, der weſtphäliſche Finanzminiſter v. Malchus, ſich ſein Horoſkop habe ſtellen laſſen, und, zu ſeinem größten Erſtaunen, Dinge von ihr erfahren habe, welche ihr ſchlechthin nicht bekannt ſeyn konnten, aber dennoch gänzlich der Wahrheit gemäß wären. Ich nahm alſo am 5. Oktober 1813, Nachmittags, auf einem Spaziergange Gelegenheit, denſelben darum zu befragen und ihn zu erſuchen, mir alles dahin Gehörige ausführlich mitzutheilen. „Gut," antwortete er, „ſo muß ich denn mit Morio (dem franzöſiſch-weſtphäliſchen General und Grafen) anfangen!"

„Die Gräfin Morio," fuhr nun Hr. v. Malchus fort, „hatte vor ihrer Bekanntſchaft mit ihrem nachherigen Manne Mlle. Lenormand um ihr Schickſal befragt, und dieſe hatte ihr unter Anderem geſagt: ſie werde dreimal nacheinander verehelicht werden. Das erſtemal heirathe ſie einen Mann, den ſie und er ſie jetzt nicht kenne. Durch dieſen mache ſie ein großes Glück, und erhalte alles, was ſie vernünftiger Weiſe wünſchen könne, behalte ihn aber nicht lange; denn, wenn ſie recht glücklich zu ſeyn glaube, ja, wenn ſelbſt ihr höchſter Wunſch, ſchwanger zu werden, erfüllt ſey, ſo komme, bald nach einer großen Feuersbrunſt, ein ſehr vornehmer Beſuch zu ihr in's Haus, und nicht lange darauf werde ihr Mann gewaltſamerweiſe getödtet werden.

Sie werde ein zweitesmal (zwar minder glänzend, aber doch ganz glücklich verehelicht) in ihr Vaterland (ſie iſt eine Kreolin) zurückkehren, dieſen Mann jedoch bald verlieren und einen dritten heirathen, der ſie aber überlebe u. ſ. w.

Das Meiſte hievon geht uns nicht an; wohl aber das, was ihr in Abſicht ihres erſten Mannes, des Generals Grafen Morio, begegnete. Früher ſchon hatte ich davon Manches, indeß nichts Beſtimmtes gehört. Um dieſe Zeit aber, d. h. nicht lange vor des Grafen Morio Tode, war ich vom Könige beauftragt, mit Morio (der zum Hofmarſchall beſtimmt war) einen neuen Etat anzufertigen, und, wo es ſeyn könne, dabei Erſparungen zu machen. Bei den verſchiedenen Zuſammenkünften, welche wir deßhalb in meinem Hauſe hielten, bemerkte ich, daß Morio gewöhnlich, etwa nach Verlauf einer Stunde, ängſtlich wurde und abzubrechen ſuchte, um nach Hauſe zu kommen. Ich begriff den Grund davon nicht und fragte ihn deßhalb darum. Er antwortete mir: „Meine Frau iſt meinetwegen in Todesangſt, ſobald ich nur ein wenig länger von ihr wegbleibe, als ſie vorausgeſetzt hat.“ Ich forſchte weiter, und er erzählte mir das oben Erwähnte. Wir ſprachen dann, halb ſcherzhaft, halb ernſthaft, noch Manches darüber.

Ein andermal, als ich ihn wieder etwas lange aufhalten mußte, drang er in mich, abzubrechen, und bat mich, ihn zu begleiten, damit ich ſelbſt die Angſt ſeiner Frau ſehen und ſeine Verlegenheit richtig deuten möge. Ich erfüllte ſeinen Wunſch, und fand ſeine Frau in ſehr großer Angſt wegen ihres Mannes. Als ſie erfahren hatte, daß ihr Mann mir alles Dahingehörige mitgetheilt habe, beſtätigte ſie es, und ſetzte hinzu: „Soll ich nicht vor dem Leben meines Mannes zittern, da alles Andere bis dahin auf's Genaueſte eingetroffen iſt? — Ich kannte ihn nicht und er mich nicht! Ich habe durch eine Verheirathung mit ihm ein großes Glück gemacht, und mir fehlt jetzt gar nichts, was ich mir vernünftigerweiſe wünſchen könnte. Ich habe ſogar die Freude, ſchwanger zu ſeyn, und bin meiner Niederkunft nahe! Die große Feuersbrunſt (der Schloßbrand) iſt leider vorüber; der ſehr vornehme Beſuch iſt nicht ausgeblieben, denn der König iſt zu uns hieher in die Bellevue gezogen, und wir haben mehrere unſerer Zimmer einräumen müſſen; ich ſchließe aus dem Allem folglich mit Zittern, daß der gewaltſame Tod meines Mannes ſehr nahe iſt!"

Ich beruhigte ſie, ſo gut ich konnte, und verſicherte, daß ihr Mann bei mir wenigſtens vollkommen ſicher ſey, daß ich auch nur noch eine, freilich aber etwas lange Zuſammenkunft mit ihm haben werde u. ſ. w.

Ihre Schweſter, die Gräfin Potheau, erzählte mir ebenfalls, daß die Gräfin Morio ihr ſeit längerer Zeit alles Erwähnte ebenfalls geſagt, und daß ſie Beide mit Angſt einen Umſtand nach dem andern hätten in Erfüllung gehen ſehen. „Ich fürchte,“ ſetzte ſie hinzu, „meine Schweſter wird darüber noch eine unglückliche Niederkunft haben.“

An einem der nächſten Tage war Morio noch um 11 Uhr bei mir, und ritt dann mit dem Könige aus. Beim Zurückkommen ſah ich Beide vor meinem Hauſe vorbeikommen. Sie ritten durch den Marſtall, wo Morio dem Könige Verſchiedenes auseinanderſetzte, während die Gräfin ſchon in Todesangſt war, ja ſogar deswegen hatte zu Bette gebracht werden müſſen. Nach einer kleinen Weile reitet der König nach Hauſe. Morio aber bleibt noch da. Plötzlich fällt ein Schuß! Die Gräfin hört ihn, ſpringt, wie auſſer ſich, aus dem Bette und ſchreit: „Das iſt mein Mann, er iſt erſchoſſen!“

Leider war es ſo! — Der edle Morio war durch einen franzöſiſchen Fahnenſchmid, dem, ſeiner Lüderlichkeit wegen, ein Deutſcher vorgezogen werden mußte, boshafterweiſe erſchoſſen worden.

Sie können denken, wie mir dies auffiel! —

Die Begebenheiten des Jahres 1813 brachten mich nach Paris. Mehrere meiner Bekannten ſprachen mir von der Mlle. Lenormand und quälten mich faſt, ſie um mein Schickſal zu befragen; ich wich aber aus

Unter Anderem verſicherte man, daß ſie Murat (damaligem König von Neapel) zur Zeit des Konſulats, als er noch General war, vorausgeſagt hätte: „er werde dereinſt König werden!“ Daß dieſer es aber nicht geglaubt, und geantwortet habe: daran ſey nicht zu denken; wenn es aber geſchehen ſollte, ſo werde er ſie königlich beſchenken, welches denn auch (nach ſeiner Thronbeſteigung) wirklich geſchehen ſey.

Ich hörte ferner, daß alle Zeitungen einige Jahre zuvor Folgendes bekannt gemacht hätten: Während des ſpaniſchen Krieges beſuchte ein Offizier eben dieſe Mlle. Lenormand und befragte ſie um ſein Schickſal. Da verſicherte ſie ihm ſehr beſtimmt, am achten Tage werde ihm Jemand in einem Kaffeehauſe die Nachricht bringen, daß ſein Bruder in Spanien geblieben ſey. Er, der nicht einmal gewiß wußte, ob ſein Bruder jetzt in Spanien ſey, nimmt ſich vor, die Kaffeehäuſer zu vermeiden. Am achten Tage aber ſchleppen ihn einige gute Freunde halb mit Güte, halb mit Gewalt in eines derſelben. Er achtete nicht darauf, daß es gerade der achte Tag iſt, und läßt ſich bereden. Kaum iſt er aber dort, ſo bringt ihm ſein Diener einen Brief mit der Nachricht, daß ſein Bruder da und da, bei der und der Veranlaſſung, in Spanien geblieben ſey.

Man verſichert ferner, daß Napoleon ſie zweimal, einmal bei ihr ſelbſt, und ein zweitesmal in den Tuilerien geſprochen habe; da aber nur Duroc dabei geweſen war, ſo wußte man nichts Gewiſſes; denn jene Beiden hatten ſchwerlich etwas ausgeplaudert, und ſie ſelbſt durfte es nicht wagen. Alles alſo, womit man ſich trug, z. B. er werde Kaiſer werden, ſeine Gemahlin (Joſephine) ſey ſein Schutzengel, er werde eine Zeit lang ſehr glücklich regieren und Kriege führen, dann aber unglücklich, endlich überwunden und abgeſetzt werden, und zuletzt im Exil ſterben u. ſ. w., das alles waren vielleicht nur Muthmaßungen, wenigſtens wußte Niemand etwas Gewiſſes darüber. Auffallender war es mir, daß die Gräfin Becholz mich mehrmals ſehr dringend ermunterte, mir mein Schickſal ſagen zu laſſen, und mir verſicherte, ihr (der Gräfin) habe die Lenormand Vorfälle aus ihrem bisherigen Leben dargelegt, derentwegen ihr ein Grauſen angekommen ſey, weil ſie faſt keinem Menſchen bekannt ſeyen, die Lenormand ſie alſo ſchlechthin nicht habe wiſſen können! — Eben ſo ſprachen mehrere andere meiner näheren Bekannten; durch Niemand aber wurde ich ſo aufmerkſam auf die wunderbare Frau gemacht, als durch Hrn. Dr. Spangenberg (den Leibarzt der Königin). Dieſer ſehr trockene Verſtandesmenſch verſicherte (gerade wie die Uebrigen), es ſey unbegreiflich, was dieſe Frau alles wiſſe und einem ſage. Ihm habe ſie, gerade ſo wie der Gräfin Bocholz, ſein früheres Leben, den Hauptbegebenheiten nach, klar vor Augen gelegt, und ihm dabei Manches in Erinnerung gebracht, was ſelbſt in Mecklenburg (ſeinem Vaterlande) gewiß nur ſehr wenige Menſchen wüßten, was aber hier, in Paris, ſicher keine menſchliche Seele kenne. Auch über die Gegenwart und nächſte Zukunft habe ſie ihm Sachen geſagt, die zum Entſetzen wahr, theils geweſen, theils geworden ſeyen. Z. B.: „Er werde in acht Tagen durch einen alten Bekannten ſehr intereſſante Nachrichten über ſeine Verhältniſſe im Vaterlande bekommen; aber derjenige, der ihm dieſe Nachrichten bringe, werde zwei Tage darauf ſterben!“ Er und ſeine Freunde, mit denen er in Compieque wohnte, hätten oft darüber geſcherzt und gefragt, ob denn der Bote, der zwei Tage hernach ſterben ſolle, nicht bald kommen werde? Endlich am achten Tage ſey der Schauſpieler Hr. Narciß, der noch merklich lange in Kaſſel und Deutſchland zurückgeblieben ſey, gekommen, und habe ihm eine Menge ihm ſehr intereſſante Nachrichten gebracht, aber — zwei Tage darauf ſey Hr. Narciß geſtorben. Dr. Spangenberg machte noch die Bemerkung, daß r damals, als er die Lenormand befragte, zum er- tenmale in Paris geweſen ſey, ſie auch nicht habe efragen wollen, aber durch Hrn. v. Pful und ſeine brigen zum Theil oben genannten Bekannten ſo lange quält worden wäre, hinzugehen, bis er es endlich ethan habe. In die Nähe ihres Hauſes ſey er vor- r niemals gekommen, habe ſie ſelbſt auch zuvor e geſehen, ihr weder ſeinen Namen, noch ſeine erhältniſſe mitgetheilt, auch ſonſt gar nichts merken laſſen, was ihr irgend einen Aufſchlaß hätte geben können.

Dies alles (fügte v. Malchus hiezu) überwand endlich meine Abneigung gegen eine ſolche Wahrſagerin, und ich entſchloß mich, hinzugehen, nahm mir aber zugleich vor, die wunderbare Frau, ſo viel als mir möglich ſey, auf die Probe zu ſtellen.

Ich erfuhr bald zu meiner Freude, daß ich weder in ihrer Straße, noch in ihrem Stadtviertel jemals geweſen war, und hinterher, daß ich auch ſie ſelbſt nie geſehen hatte. Ich zog mich ſehr ſchlecht an, trug namentlich bloß einen abgetragenen Ueberrock und einen eben ſolchen Hut. Auszeichnungen, z. B. Orden u. ſ. w., waren bedächtlich zurückgelaſſen. In der Nähe ihres Hauſes, vor der letzten Ecke, ſtieg ich aus meinem Fiaker und ging von da zu Fuße. Auf mein Klingeln erſchien ein ſehr junges Mädchen von etwa 11 Jahren. Ich fragte nach Mlle. Lenormand und erhielt zur Antwort, ſie werde mich jetzt ſchwerlich ſprechen können, denn ſie ſey äuſſerſt beſchäftigt. „Gut,“ ſagte ich, „ſo fragen Sie, wann ſie mich ſehen könne?“ Nach wenigen Augenblicken kehrte ſie mit den Worten zurück: Am nächſten Sonnabend zu jeder mir beliebigen Zeit von 12 Uhr an. Ich ließ noch einmal um eine beſtimmte Stunde fragen, „weil ich Muße genug habe, es mir alſo einerlei ſey, und ich ſie gern möglich ohne Störung für ſie ſprechen wolle.“ Nicht lange, nachdem das junge Mädchen in's Nebenzimmer gegangen war, kam aus derſelben Thüre eine bejahrte Frau mit einem allerdings etwas hexenartigen Anſehen, deren Auge zwar nicht gerade feurig, aber doch ſehr klug und ſein umherblickte, heraus und gerade auf mich zu. Sie ließ mich gar nicht zum Worte kommen, ſondern gab mir eine Karte in die Hand mit den Worten: Samedi, trois heures, Monsieur! und in demſelben Augenblicke verſchwand ſie wieder in ihr Kabinet. Sie ſah mich alſo kaum eine halbe Sekunde und ich ſprach nicht eine Sylbe mit ihr.

Nach meinem Namen ꝛc. hatte mich Niemand gefragt. Am nächſten Sonnabend war ich pünktlich um drei Uhr (ganz in demſelben Anzuge) bei ihr, wurde wieder von dem jungen Mädchen empfangen und gebeten, einige Augenblicke zu warten, weil gerade jetzt Jemand bei der Mlle. Lenormand ſey. Etwa nach 10 Minuten öffnete ſich das bekannte Nebenzimmer. Ein junges Frauenzimmer (ob verehelicht oder unverehelicht, weiß ich nicht), von einem noch jugendlichen Manne geführt, trat heraus, weinte aber ſo unausſprechlich, daß man, im eigentlichen Sinne der Worte, ſich in ihren Thränen hätte waſchen können. Dabei jammerte ſie untröſtlich! — Ihr Begleiter that alles, um ſie zu beruhigen, machte ſie z. B. darauf aufmerkſam, daß die Sache ja nicht als unfehlbar geſagt ſey, daß es immer noch eine Frage bleibe, ob ſie wirklich eintreten werde u. ſ. w. Ihr mußte alſo etwas Schreckliches geſagt ſeyn.

Jetzt wurde ich hineingeführt und mußte mich nahe zu ihr, an einen Tiſch beim Sopha, ſetzen. Da ich erfahren hatte, daß ſie, wenn man nur das petit jeu (dies koſtete 2 Napol.) verlange, viele Einzelnheiten aus der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft weglaſſe, ſo kam ich ihr mit der Bitte um das grand jeu zuvor. (Dies koſtet 4 Nepol.)

Sie fragte mich dann nach dem Anfangsbuchſtaben:

1) meines Taufnamens,
2) meines Geſchlechtsnamens,
3) meines Vaterlandes,
4) meines Geburtsortes,
5) meinem Alter, wo möglich wünſche ſie auch den Tag meiner Geburt zu wiſſen. (Ich konnte ihr ſelbſt die Stunde ſagen, und gab ſie wirklich an.)
6) dem Namen meiner Lieblingsblume,
7) dem Namen meines Lieblingsthiers,
8) endlich nach dem Namen desjenigen Thieres, das mir am meiſten zuwider ſey.

Hierauf holte ſie zu den ſchon daliegenden (etwa 7) Spielen Karten noch 7 andere. Zuſammen wurden es 11 Spiele. Sie waren aber ſehr verſchiedenartig; z. B. Tarok-Karten, alte deutſche Karten, Whiſt-Karten, Karten mit Himmelskörpern bezeichnet, Karten mit nekromantiſchen Figuren u. ſ. w. Jetzt miſchte ſie ein Spiel nach dem andern und gab mir jedesmal das gemiſchte Spiel zum Abheben. Ich wollte dieß (wie natürlich) mit der rechten Hand thun. Sie verhinderte es aber mit dem Beiſatze: „la main gauche, Monsieur!" Um zu verſuchen, ob ſie dieß nur zum Schein geſagt habe oder wirklich darauf achten und halten werde, nahm ich das zweitemal von ſelbſt die linke Hand, beim drittenmal aber wieder die rechte. Augenblicklich wehrte ſie mir dies jedoch mit dem Beiſatze: la main gauche, Monsieur!" Aus jedem Spiele mußte ich, nach dem Abheben, eine von ihr beſtimmte Menge Karten herausziehen (auch dies mit der linken Hand), aber nicht aus allen Spielen die gleiche Zahl, ſondern aus einem mehr, aus dem andern weniger. Aus den Tarok-Karten z. B. 25, aus einem andern 6, aus einem dritten 10 u. ſ. w. Die gezogenen Karten behielt ſie zurück und legte ſie nach einer gewiſſen Ordnung auf den Tiſch; alle übrigen wurden bei Seite geſchafft.

Jetzt bat ſie ſich meine linke Hand aus und beſah ſie ſehr aufmerkſam; beſonders achtete ſie auf alle Linien und Einſchnitte derſelben. Nicht lange darauf fing ſie an, die Linien hinauf und herunter, hinüber und herüber zu zählen, indem ſie zugleich die Himmelskörper dabei nannte. Endlich ſchlug ſie ein in der Nähe liegendes großes nekromantiſches Buch auf, in welchem eine ungeheure Menge Hände mit allen ihren Einſchnitten ꝛc. gezeichnet waren. Sie verglich eine der dortigen Hände nach der anderen ſorgfältig mit der meinigen, und blieb bei derjenigen ſtehen, die auch mit der meinigen am ähnlichſten ſchien. Dann fing ſie an, die auseinandergelegten Karten ſehr aufmerkſam durchzuſehen, zählte und rechnete dabei hin und her, bis ſie endlich zu ſprechen und mir aus den vorliegenden Karten mein Schickſal, 1) das Vergangene, 2) das Gegenwärtige und 3) das Zukünftige, zu erzählen anfing. Dieſes Erzählen ging aber ſo äuſſerſt ſchnell, als ob ſie alles aus einem ihr vorliegenden Buche ableſe. Traf es ſich, daß ſie in der Folge auf etwas früher ſchon Erwähntes zurückkam, ſo erzählte ſie es pünktlich ſo, wie das erſtemal, gerade als ob ſie es jetzt noch einmal ableſe.

(In Betreff deſſen, ob und in wie weit ſie ihrer Sache in dieſer Rückſicht gewiß ſey, ſtellte ich ſie am Ende noch auf eine weit ſchwierigere Probe.)

Ueber die Vergangenheit meines Lebens * ſagte ſie mir, zu meinem größten Erſtaunen, Vieles, was ich ſelbſt kaum noch, was in meinem Vaterlande wahrſcheinlich Niemand mehr und was in Paris ſicher kein Menſch wußte.

„Sie ſind,“ ſprach ſie unter Anderem, „ſchon mehr als einmal in Lebensgefahr geweſen, namentlich waren Sie innerhalb Ihrer erſten fünf Jahre nahe daran, Ihr Leben im Waſſer zu verlieren.“

---

* Le passé.

Anmerk. d. Mag. f. d. Lit. d. Ausl.

(Wer ſagte ihr, daß ich in meinem vierten Jahre in Schwetzingen in den großen Teich gefallen bin!!?)

„Sie ſind mehr als einmal ſchon in Feuersgefahr geweſen.“

(Auch dieß iſt wahr!)

Sie wurden in Verhältniſſen geboren, nach welchen ſie gerade nicht erwarten konnten, ein großes Glück in der Welt zu erlangen; aber Sie haben es dennoch gemacht. Sie fingen ſehr frühe an ſich zu rühren, um etwas Großes zu erreichen. Schon vor 25 Jahren nahmen Sie zum erſtenmale Dienſte, aber in ſehr untergeordneten Verhältniſſen.“

(Woher wußte ſie es, daß ich ſchon in meinem 19ten Jahre in Dienſte trat?)

Dann fuhr ſie fort, mir eine Menge Einzelnheiten meines vergangenen Lebens aufzuzählen, und mir beſonders die verſchiedenen Abſchnitte deſſelben ſo beſtimmt und deutlich vor Augen zu legen, daß mir unheimlich bei ihr wurde, ja, daß ich eine Art von Grauſen empfand.

In Betreff des vorletzten Abſchnitts deſſelben (meiner Dienſtnahme in Weſtphalen) bemerkte ſie, daß derſelbe Anfangs nicht den Anſchein gehabt habe, ſehr glänzend werden zu wollen; daß aber bald Verhältniſſe eingetreten ſeyen, die eine ſolche Wendung herbeigeführt hätten.

Auch der Gegenwart * erwähnte ſie ganz ſo, wie ſie ſich verhielt.

Ueber die Zukunft ** ſprach ſie Einiges räthſelhaft, und zwar ſo, daß man es allenfalls mit den Ausſprüchen der Sibyllen, oder mit den Antworten der Pythia, z. B.: „Wenn Kröſus den Phaſis überſchreitet, ſo wird ein großes Reich zu Grunde gehen!“ vergleichen könnte. Manches dagegen drückte ſie ſehr beſtimmt aus, und — es iſt wahr geworden! —

Z. B.: „Ich ſey meiner Familie wegen ſehr in Sorgen.“ (Freilich war ich dies, denn ich wußte bloß, daß meine Gattin mit ihren Kindern glücklich bis Aelſen gekommen ſey, ob ſie aber auch glücklich nach Hildesheim gelangt wäre und wie es ihr dort gehe, wußte ich nicht.) „Ich könne aber darüber ruhig ſeyn, denn in acht Tagen werde ich einen Brief bekommen, der zwar manches Unangenehme enthalte, mich aber über meine Familie hinlänglich beruhigen werde.“

Wirklich bekam ich gegen den achten Tag einen Brief von meiner Frau, der mir ihr und unſerer Kinder Wohlbefinden meldete, ſonſt aber Mehreres enthielt, was mir nicht lieb war.

„In den folgenden acht Tagen würde ich viermal nach einander Auskunft über die Verhältniſſe meines Vaterlandes und einmal ſehr ausführliche Nachrichten in Betreff meiner Familie bekommen.“

---

* Le présent.

** L'avenir.

Anmerk. d. Mag. f. d. Lit. d. Ausl.

Dies ſagte ſie mir am 28. März. — Zwei Tage darauf ſchon geſchah der — allen Pariſern völlig unerwartete — Einzug der Alliirten. Etwa ſechs Tage nachher ging ich auf den Boulevards ſpazieren. Eilend kommt Jemand in preußiſcher Artillerieuniform auf mich zu, und ich erkenne (zu meinem Erſtaunen!) den Hrn. v. R., der noch vor Kurzem mit uns in Compiegne gelebt hatte, dann, nach Hildesheim zurückgekehrt, unter die Preußen gegangen war, und jetzt eben in gerader Linie von Hildesheim kam, mir folglich eine Menge Einzelnheiten von den Meinigen mittheilen konnte, da er ſie ſämmtlich geſehen und geſprochen hatte. — Bald darauf begegnete ich dem ehemaligen Göttingiſchen Präfekten Delius u. ſ. w.; kurz, ich erhielt wirklich in dieſen acht Tagen zuſammen viermal Nachrichten aus Deutſchland. Weiter fuhr ſie fort: „Ich werde nicht lange mehr in Frankreich bleiben, ſondern in mein Vaterland zurückgehen, in welchem ich Anfangs eine Menge kleiner und größerer Unannehmlichkeiten haben würde. So werde ich in demſelben ſogar gefangen genommen werden. Doch habe dies nichts zu bedeuten, indem man mich ſchnell wieder freilaſſen werde.“ (Beides iſt hier [in Heidelberg] geſchehen.)

Noch ſagte ſie ſehr beſtimmt: Vor dem 23 Nov.

1811 werde ich eine wichtige, mir aber unangenehme Entſcheidung empfangen, und wirklich erhielt ich am 21. November 1811 von dem hannoverſchen Miniſter, Grafen Münſter, die Antwort auf meine Vorſtellung wegen Wiedereinſetzung in mein Gut (Marienrode), „dieſe werde mir hiedurch abgeſchlagen, jedoch der von mir erwähnte Rekurs an den Wiener Kongreß mir freigelaſſen.“

„Mein Schickſal,“ ſagte ſie weiter, „werde ſich die nächſten drei Jahre hindurch immer noch ſchwankend erhalten, und erſt im Jahre 1817 wieder wirklich glücklich werden.“

Als ſie völlig geendigt hatte, wünſchte ich, das Ganze ſchriftlich von ihr zu erhalten (dies koſtet noch einen Napol.), weil es mich zu ſehr intereſſire, als daß ich es dabei auf die bloße Treue des Gedächtniſſes wolle ankommen laſſen. „Manches von dem,“ ſprach ich, „was Sie mir in Betreff meines vergangenen Lebens geſagt haben, hat mich in nicht geringes Erſtaunen verſetzt.“ — „Ah!“ antwortete ſie ganz trocken, „c'est bien fait pour cela!“

Sie hatte nichts dawider, mir alles aufzuſchreiben, verſicherte mich aber, daß ſie unſäglich viel zu thun habe und mich deßhalb um Dreierlei bitten müſſe: 1) daß ich ihr die oben erwähnten drei Antworten aufſchreiben möge; 2) daß ſie nicht gezwungen ſey, ſich bei der Vergangenheit, ſo wie bei der Gegenwart, ganz ſo lange aufzuhalten, als ſie Zeit angewandt habe, mir beide mündlich auseinanderzuſetzen; 3) daß ich ihr drei Wochen Zeit laſſen möge, ehe ich komme, es abzuholen. „Das geht um ſo leichter an,“ fügte ſie hinzu, „car vous resterez encore deux mois à Paris!“ Dies fiel mir ſehr auf, weil ich in meinen damaligen Verhältniſſen, und unter jenen politiſchen Umſtänden (am 28. März 1814) eigentlich nicht für drei Tage voraus verſprechen konnte, ob ich noch in Paris ſeyn werde oder nicht.

„Surement!“ ſagte ſie, als ſie meine Verlegenheit bemerkte, „Vous resterez encore deux mois à Paris!“

Und ſie behielt auch hierin Recht! Zwei Monate noch, und nicht länger blieb ich in Paris.

Nach drei Wochen ging ich am beſtimmten Tage wieder hin, fand aber Jemand bei ihr, und erhielt von dem jungen Mädchen die Verſicherung, Mlle. Lenormand habe mit dem beſten Willen noch nicht dazu kommen können, mir das Verlangte aufzuſchreiben, aber in vier Tagen ſolle es fertig ſeyn, wenn ich es dann etwa abholen wolle.

Mir war dieſer Aufſchub ſehr angenehm! Um ſo ſchwieriger, dachte ich, wird die Probe, ob ſie wirklich einmal wie das andere, z. B. heute wie vor drei bis vier Wochen, aus den Karten lieſt, was für ſie darin ſteht, oder ob ſie ſich blos aus dem Gedächtniſſe erinnert, was ſie mir damals geſagt hat? — Ich verließ alſo mit Vergnügen das Haus und kehrte nach vier Tagen wieder zurück. Mlle. Lenormand war diesmal ausgefahren. Die Kleine entſchuldigte ſie mit dringenden Geſchäften, bat mich in ihrem Namen, in's Kabinet zu treten, und zeigte mir da (nachdem ſie eine Schublade aufgezogen hatte) eine für mich beſtimmte Schrift, die aber noch nicht ganz fertig war. Ich las ſie (ſo weit) durch, und fand, daß ſie ſchon bis zu $^{2}/_{3}$ alles deſſen enthielt, was mir Mlle. Lenormand mündlich geſagt hatte. Irrthümer waren gar nicht darin, und die kleinen Abweichungen von dem, was ich vor etwa vier Wochen von ihr gehört hatte, fand ich im höchſten Grade unbedeutend.

In vier Tagen (verſicherte die Kleine) ſolle die Schrift unfehlbar fertig ſeyn. Wirklich war ſie es dann, und zwar ganz ſo geſchrieben, wie ſie vor länger als vier Wochen geſprochen hatte. Wie viele Horoſkope mochten aber dazwiſchen gefallen ſeyn! Wie vieler Menſchen Schickſale mußten in ihrem Kopfe die meinigen verdrängt haben! — Abſichtlich ging ich, ſeit meinem erſten Beſuche bei ihr bis zu meiner Abreiſe von Paris, vielmale in jene Gegend, und immer fand ich einen, auch wohl zwei Wagen vor ihrer Thüre ſtehen, die Perſonen dahin gebracht hatten, welche ihr Schickſal durch Mlle. Lenormand erfahren wollten.

Niedergeſchrieben von dem Prediger
Dr. Karl Witte d. Aelt.

Ergänzender Bericht über die Viſionen des Bauers Martin.

In der achten Sammlung iſt eine aus dem franzöſiſchen überſetzte kleine Schrift: „Geſichte des Thomas Ignaz Martin, Landmanns zu Gallardon" (Heilbronn bei Drechsler) empfohlen, auch am Schluſſe der neunten Sammlung die darin befindlichen Druckfehler angezeigt worden. Der in derſelben S. 59 ff. genannte Vicomte de la Rochefoucauld gibt nun, nachdem der Seher vor nicht langer Zeit geſtorben iſt, in dem fünften Bande ſeiner Memoiren (nach den „Weſtlichen Blättern für Unterhaltung, Kunſt, Literatur und Leben, von Louis Lax," und daraus nach dem Frankfurter Konverſationsblatte vom 20. Juni 1837 Nr. 169) eigene Nachricht über ſeine Bekanntſchaft mit ihm, und über den geheimen Umſtand, durch den ſich Martin bei dem König Ludwig XVIII. beglaubigt habe. Seine Erzählung iſt folgende.

Im Jahre 1818 * lebte ſeit langer Zeit in Gallardon, einer kleinen Stadt in der Normandie, ein Landmann Namens Martin. In der Gegend war es allgemein bekannt, daß Martin Viſionen hatte und in Verbindung mit übernatürlichen Weſen ſtand.

---

* Wird wohl 1816 heißen müſſen.

Dieſes ſchadete Niemanden, und das Gerücht that nicht allein dem Rufe eines rechtlichen Mannes, für welchen Martin galt, keinen Eintrag, ſondern ſtellte ihn vielmehr in der Meinung der ſtarken und der ſchwachen Geiſter der Umgegend noch höher. — Das Gut Eclimont, welches durch meine Großmutter, die Herzogin von Luynes, bewohnt wurde, liegt in geringer Entfernung von jener kleinen Stadt. Niemand von uns hatte jedoch ſonderlich dieſen Viſionair beachtet, als ich eines Tages, da ich mich in Paris befand, von einem unſerer Familie bekannten und achtungswerthen Geiſtlichen ein Schreiben erhielt, in welchem mir berichtet wurde, daß Martin in der Nacht durch die Polizei aufgehoben und wahrſcheinlich nach Paris gebracht worden ſey. Man beruhigte ſich über ſein Schickſal, und bat mich, zu ſeinen Gunſten meinen Einfluß zu verwenden.

Aber welche Schritte ſollte ich einſchlagen? — In welches Gefängniß konnte man ihn gebracht haben? — Ich entſchloß mich, zuvörderſt die Irrenanſtalten zu beſuchen. — Ich hatte niemals Martin geſehen, und man hätte mir ſtatt ſeiner eine andere Perſon vorſtellen können; aber ich ließ mich dadurch nicht abhalten, und begab mich am andern Morgen nach Charenton. Nach vielen vergeblichen Bemühungen, meinen Zweck zu erreichen, trat ich endlich mit dem Aufſeher in eine kleine Stube, wo wir einen vollkommen ruhigen Mann auf einem Bette ſitzend fanden.

Wie heißen ſie? fragte ich ihn.

„Martin,“ erwiederte er.

Und von wo ſind Sie gebürtig?

„Von Gallardon.“

Dieſesmal war ich auf der Spur und ſetzte meine Fragen fort.

Und weßhalb ſind Sie hier?

„Ich weiß es wahrlich nicht, mein Herr.“

Aber wie ſind Sie hergekommen?

„Es kam ein Herr mit zwei Gensdarmen zu mir; ſie zeigten mir ein Papier; ſie forderten mich auf, ihnen zu folgen; wir ſtiegen in den Wagen, und ſie haben mich hiehergebracht.“

Beunruhigt es Sie nicht, ſo weit von Ihrer Heimath und Ihrer Familie entfernt zu ſeyn?

„Nein, mein Herr, der Engel hat mir geſagt, daß mir nichts Uebles begegnen werde.“

Da hören Sie, flüſterte mir der Aufſeher in das Ohr.

Der Engel? entgegnete ich; und hat er Ihnen weiter nichts mitgetheilt?

„Ja, mein Herr, aber ich darf es nicht ſagen.“

Nun, was werden Sie denn beginnen?

„Ich werde warten, bis man mich zu Ludwig XVIII. führt, denn der Engel hat mir geſagt, daß ich mit dem Könige ſprechen würde.“

Und was hat er Ihnen an den König aufgetragen?

„Ich wiederhole, mein Herr, daß ich es nur dem Könige ſelbſt ſagen darf.“

Ich kann nicht läugnen, daß die Phyſiognomie und das Weſen dieſes Mannes mir auffiel. Jedesmal wenn er gewöhnliche oder unbedeutende Fragen beantwortete, erſchien er nur wie ein einfacher Landmann; aber ſobald von dem Engel und der Sendung, die er ihm übertragen hatte, die Rede war, nahmen die Züge Martins einen begeiſterten und feierlichen Ausdruck an. Damit der Aufſeher keinen Verdacht gegen mich faſſe, beſuchte ich noch einige andere Zimmer, und begab mich darauf ſchnell nach Paris zurück.

Was hatte ich jetzt zu thun, um dieſes Abenteuer zu beſchließen? — Offenbar war der König nicht davon unterrichtet, weil ich ſonſt etwas davon erfahren haben würde. Ich beſchloß, mich an den König ſelbſt zu wenden, und bat um eine Audienz. Seine Majeſtät hatte die Gnade, ſie zu bewilligen, und ließ mich in ſein Kabinet eintreten.

„Nun was gibt's, Vicomte de la Rochefoucauld?“

Ich komme, um dem Könige, als dem geiſtreichſten und verſtändigſten Manne ſeines Reichs, ein Abenteuer mitzutheilen, welches nur ſein Scharfſinn zu einem guten Ende führen kann.

„Erklären Sie ſich!“

Ich erzählte dem König alles, was ich über Martin wußte.

„Sie haben Recht,“ ſagte Ludwig XVIII., „das iſt eine ſeltſame Geſchichte; aber ſeyen Sie ohne Sorgen, ich werde die Sache unterſuchen, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß der gute Martin nicht unſchuldig leiden ſoll.“

Der König ließ auch in der That Martin am andern Morgen vor ſich kommen. Als der gute Mann eintrat, ohne verlegen zu ſcheinen, ſagte Seine Majeſtät mit Güte, und um ihn ganz unbefangen zu machen: Guten Tag, Martin.

„Guten Tag, Sire,“ erwiederte dieſer; „ich wußte wohl, daß Sie mich würden vor ſich rufen laſſen.“

Ihr habt mir alſo etwas mitzutheilen?

„Ja, Sire.“

Nun ſo ſprecht, ich bin bereit zu hören.

„Aber es iſt mir befohlen worden, vor Ihrer ganzen Familie meinen Auftrag zu erfüllen?“

Und wer hat Euch das befohlen?

„Der Engel, Sire. Er ſagte mir, du wirſt mit Ludwig XVIII. ſprechen; du wirſt Schwierigkeiten finden, um zu ihm zu gelangen, aber du wirſt ſie beſiegen. Wenn du vor dem König ſtehſt, ſo wirſt du ihm in Gegenwart ſeiner ganzen Familie mittheilen, was ich dir jetzt ſagen werde.“

Nun und was hat er Euch anvertraut?

„Ich werde es ſagen, Sire, ſobald die Prinzen und die Prinzeſſinnen hier ſind.“

Aber, Martin, es iſt faſt unmöglich, ſie jetzt zuſammen zu berufen. Seyd Ihr zufrieden, wenn ich verſpreche, ihnen mitzutheilen, was Ihr mir zu ſagen habt?

„Ja, Sire. — Der Engel hat mich beauftragt, dem Könige zu verkünden, daß er eine Stellung einnehme, die ihm nicht gebührt.“

Bah! ſagte Ludwig XVIII., und wem ſollte ſie denn gebühren?

„Sire, der Engel hat es mir nicht geſagt, aber er beauftragte mich auſſerdem, damit Sie an der Wahrheit der Sendung nicht zweifeln, Ihnen etwas mitzutheilen, was Sie nur allein wiſſen können.“

Nun, was iſt's? fragte der König geſpannt.

„Sire, daß Sie einſt vor langer Zeit, da Sie noch jung waren und ſich auf der Jagd im Walde von Verſailles mit Ihrem Bruder Ludwig XVI. befanden, bei ſich ſelbſt dachten, wenn unglücklicherweiſe ein Flintenſchuß zufällig Ihren Bruder träfe, Sie König ſeyn würden.“

Ludwig XVIII. gerieth bei dieſen Worten in große Bewegung, und einige Thränen benetzten ſeine Augen.

Das iſt wahr, ſagte er endlich. Welche Erinnerung erweckt Ihr in mir, aber welches Menſchen Geiſt wurde nicht bisweilen durch Gedanken erfüllt, die Gottes Güte in ſeinem Herzen nicht aufkommen ließ! — Mein guter und heiliger Bruder kennt mich, und weiß, daß ich gerne mein Leben geopfert hätte, um das ſeinige zu erhalten.

Der König verabſchiedete jetzt Martin und blieb den ganzen Tag traurig und nachdenkend, ohne daß Jemand vom Hofe die Urſache entdecken konnte.

Ich weiß beſtimmt, daß Ludwig XVIII., dem gegebenen Verſprechen treu, ſeiner Familie die Mittheilungen des Viſionairs anvertraut hat, und ihr Erſtaunen war nicht geringer als das ſeinige. — Martin ſchien ſich vollkommen glücklich zu fühlen, daß er ſeine Sendung erfüllt hatte. — Er wollte vom Könige nichts annehmen.

„Ich bedarf nichts,“ ſagte er; „aber doch,“ fügte er hinzu, „ich könnte fünfzehn Franken brauchen, denn ich fühle mich ermüdet, und es wäre mir lieb, wenn ich nicht zu Fuß zurückzukehren brauchte.“ — Sein Wunſch wurde erfüllt; er ſprach in ſeiner Heimath mit Niemanden von allem, was ihm begegnet war, wenigſtens bis zum Tode Ludwigs XVIII., indem er glaubte, daß er jetzt ſeines Worts entbunden ſey.

Der arme Martin ſtarb zu Gallardon in den erſten Tagen des März 1837.

Dieſes Supplement, an deſſen Aechtheit nicht wohl zu zweifeln iſt, und das auch im Ganzen richtig überſetzt zu ſeyn ſcheint, iſt gegenſeitig aus der angeführten Druckſchrift zu ſuppliren. Denn ſo hat Martin vermuthlich weit mehr mit dem Könige geſprochen, als Rochefoucauld abkürzend erzählt. Was dieſer ihn hier ſagen läßt, iſt allzu unbedeutend, und wieder zu bedeutend, als daß der König es dabei hätte bewenden laſſen können. In den Worten: „daß der König eine Stellung einnehme, die ihm nicht gebührt“ (wahrſcheinlich: qui ne lui convient pas), möchte kein beſonderes Geheimniß liegen, ſondern der Sinn der ſeyn, Ludwig XVIII. ſey vermöge ſeiner allzu großen Herzensgüte den Umſtänden nicht gewachſen (ſ. die Schrift S. 50) u. dgl. Daß aber der jugendliche Gedanke auf der Jagd zu Verſailles das legitimirende Geheimniß, wenigſtens allein geweſen ſeyn ſoll, ſtimmt nicht mit dem überein, daß es angeblich geheime Dinge aus der Zeit der Auswanderung geweſen (ſ. daſ. S. 8. S. 49. Vergl. S. 53). Vielleicht ſchließt hier eines das andere nicht aus, und Martin wollte nur jenes nach des Königs Tod und nicht das Wichtigere entdecken.

— b —

Neueſter Spuck zu Paris.

Der Courrier du Bas-Rhin vom Donnerſtag dem 15. März 1838, Nr. 63, enthält den hier überſetzten Artikel:

„Auszug unſerer Privat-Correſpondenz.

Paris den 12. März.

Man erinnert ſich vielleicht der geheimnißvollen Vorgänge, die ſich ungefähr vor einem Jahre in dem

Laden eines Parfümeurs der Straße St. Honoré begeben haben. Mitten in der Nacht ertönte Geſchrei, es ließ ſich ein ſeltſamer Lärm hören, die Flaſchen ſprangen in Stücke, Wurfzeug (projectiles) von unſichtbarer Hand geſchleudert traf die Umſtehenden. Was war die Urſache von dem allem? Man konnte es nie entdecken, und vor dem Aſſiſenhof der Seine, wo ein Kriminalprozeß anhängig war, mit welchem dieſe Umſtände zuſammenzuhängen ſchienen, mußte Hr. Comte, der große Zauberer (er iſt als guter Taſchenſpieler bekannt), geſtehen, daß er unvermögend ſey, den Urſprung dieſer Thatſachen einzuſehen, von denen er ſelber Zeuge geweſen war.

Der unüberwindliche Dämon, der ſeinen Wohnſitz in dem Laden der Straße St. Honoré genommen hatte, ſcheint ſeine Hexerei (malefices) in das Magazin des Hrn. D....., Fabrikanten von Handorgeln,* Straße Sauſon, geworfen zu haben. Seit mehreren Tagen hört man wirklich ein ungewöhnliches Geräuſch von unbekannter Urſache in ſeinem Zimmer. Heftige Schläge erſchallen an jeder Thüre, alle Schellen ſind in Bewegung, und es iſt unmöglich, den Urheber dieſes Lärmes zu ertappen, der mehrere Stunden am Tage fortwährt. Kaum hat man eine Thüre zugemacht, ſo wird heftig daran gepocht -- man öffnet -- es iſt

---

* Fabricant d'accordeons; ein bekanntes Inſtrument neuerer Erfindung.

Niemand da — und wieder zugemacht, hebt das Gepolter neu an.

Auf die Anzeige des Hrn. D.... hat der Polizei-Commiſſär Hr. Gabet eine Unterſuchung vorgenommen, es wurden Agenten aufgeſtellt, und der Lärm hält an, ohne daß deſſen Urſache zu entdecken iſt.“

So weit das Faktiſche des Berichts; nun kommt ein philoſophiſcher Troſt:

„Hoffen wir jedoch, daß es durch Ergreifung der Urheber dieſer geſchickten Myſtifikation gelingen werde, die guten Seelen des Quartiers zu beruhigen, welche überzeugt ſind, daß das Haus behext iſt.“

Es muß wohl jeder Liebhaber der Wahrheit, wo nicht dieſe Hoffnung, doch den Wunſch theilen, daß die Ratten und Mäuſe, Katzen und andere Thiere, oder endlich die liſtigen Menſchen, welche dieſen Unfug treiben, mit Fallen, Fußeiſen, Zangen oder ſonſtigen Inſtrumenten, oder durch verſchmitzte Auflaurer mit der Hand, kurz wie irgend es am beſten geſchehen kann, mögen gefangen und an das Tageslicht gebracht werden. Und wer in aller Welt möchte ein Vergnügen daran finden, wenn er nicht etwa Langweile hat, ſich narren zu laſſen? Haben aber die guten Seelen des Quartiers Recht, ſo kann freilich die irdiſche Polizei nicht helfen. Mehr wiſſen wir nicht. Auch nicht ob der Poltergeiſt aus der

Straße St. Honore und der aus der Straße Sanſon einerlei Perſon oder Verwandte ſind.

— v —

Ein merkwürdiger Brief vom Jahre 1818.

An Hrn. Pfarrer M. Reichenbach zu Erdmannshauſen bei Marbach (in Würtemberg).

Kaltenweſten, den 26. Februar 1818.

Theuerſter Freund!

Du verlangſt von mir nähere Nachricht wegen des Gerüchtes von einer in meinem Hauſe vorgegangenen Spuckerei, und ich muß Dir ſagen, daß dieſes Gerücht, welches ſich auch in Deinem Orte verbreitete, nicht ganz falſch iſt.

Ich will Dir alſo dieſe ganze Geſchichte nach der Wahrheit erzählen: Ungefähr 14 Tage vor dem erſten Advents-Sonntag ſchlief ein Stiefſohn von meinem Bruder, Namens Roth, von Sontheim auf der Alp, der zum Chirurgus in Löwenſtein angenommen worden, in meinem Studierzimmer, welches ſich im zweiten Stocke meines Hauſes befindet, und wo er ſchon mehreremale geſchlafen hatte. Morgens früh zwiſchen 2 und 3 Uhr hörte er immer etwas vor der Thüre draußen wie in Pantoffeln vorbeilaufen, und immer an dem Bücherkaſten, der auſſen vor der Thüre ſteht, und den mir der Schulmeiſter von den Erben meines Herrn Vorfahrers um einen Gulden gekauft hatte, wie anſtreifen. Weil nun dieſer Roth wußte, daß wir in dieſem obern Theile unſeres Hauſes unſere meiſten Haushaltungsſachen verwahrt hatten, ſo glaubte er nicht anders, als es wären Diebe in das Haus gebrochen, und war aus Furcht, ſie möchten ihm eines verſetzen, nicht ſo keck, die Thüre aufzumachen, vielweniger ſelbſt herauszugehen. Er klopfte daher der Magd, welche auf dem untern Boden ſchlief, und welche ſchon vorher Jemand hinaufgehen gehört hatte. Dieſe ſprang die Stiege hinauf (was ſchon zwiſchen 4 und 5 Uhr des Morgens war) und rief auſſen vor der Thüre: Was es denn gäbe? Worauf er antwortete: was es denn draußen gäbe? Dann kam die Magd eine große Angſt an, und weil ſie noch überdies einen etwas langen Mann mit einer weißen Kappe geſehen haben wollte, ſo ſprang ſie, was ſie konnte, zu uns in die Stubenkammer herein, konnte kaum mehr Athem holen und ſagte: ſie wiſſe nicht, was für ein langer Mann droben vor der Studierſtube ſtehe, es werde vielleicht ein Mann von Auenſtein ſeyn, der den Barbier Roth haben wolle. Meine Frau aber ſagte gleich: er könne ja nirgends hereingekommen ſeyn, indem das Haus allenthalben beſchloſſen worden ſey. Ich erhob mich aus dem Bette und wollte der Sache näher auf den Grund gehen, meine Frau aber, welche nichts anderes als Diebe vermuthete, bat mich um Gotteswillen, ja nicht aus der Stube zu gehen, indem ich ja wiße, was mir in Oberbädingen von Dieben, die uns eingebrochen, begegnet, wenn ich hinausgegangen wäre. Während dem wir nun ſo ſtritten, und ich der Magd befahl, doch ein Licht anzuzünden, welche aber nimmer vom Plaze zu bringen war, rief der Roth oben zum Fenſter hinaus dem Proviſor, als unſerem nächſten Nachbar, welcher auch ſogleich nebſt drei andern Perſonen gekommen, worauf wir das ganze Haus, von unten an bis auf den Taubenſchlag hinauf, durchſuchten, aber keine Spur von einem Diebe fanden. Nun ſagte man uns gleich, daß es ſchon lange Zeit nicht ſicher im Hauſe geweſen ſey, ich ſuchte aber meinen Leuten dieſe Sage als ein Mährchen zu erklären, indem ich bisher nie eine ſolche Art von Geiſtern geglaubt habe. In der folgenden Nacht ſchlief der Chirurg Roth noch einmal in meiner Studierſtube, und hörte um eben dieſe Zeit, wie in der vorigen Nacht, das Laufen und Anſtreifen an der Thüre und an dem Bücherkaſten wieder, er ſtund aber nicht auf und begehrte auch nicht zu ſehen was vorging. So verfloſſen ungefähr 10 Tage, bis mein Bruder, zwar ein Metzger, aber kein jüngerer, ſondern ein noch 3 Jahre älterer Mann als ich, wiederum von der Alp zurück kam, wohin er eine Reiſe gemacht hatte. Wir erzählten ihm ſodann, was ſich unterdeſſen im Hauſe zugetragen habe, und da er ſein Schlafzimmer neben der Studierſtube hat, ſo ſagte er, wenn er ihn höre, ſo wolle er in anreden. Dies geſchah auch wirklich nach einigen Tagen. Kaum hörte er ihn wieder laufen und anſtreifen, ſo ſtand er auf und ging zur Thüre hinaus, wo er dann einen Mann in einem Schlafrocke mit einer weißen Kappe ſahe. Darauf redete er ihn in den drei höchſten Namen an und fragte ihn, was er da mache, oder ob er ihm helfen könne, er antwortete ihm aber nichts, ſondern zeigte mit dem Arm auf den Kaſten hin. Mein Bruder öffnete den Kaſten, wo ich viele meiner Bücher habe, fand aber nichts, denn wenn etwas da geweſen wäre, ſo hätte ich es vor ihm gefunden, er ſchloß alſo den Kaſten wieder zu, der Mann aber ſtand da und deutete nun tiefer auf den Boden hin. Mein Bruder kniete nieder, und weil der Kaſten am Fuße, auf welchem er ſteht, eine Oeffnung hatte, zu welcher man mit einer Hand hineinlangen konnte, ſo langte er da hinein und ſpürte gleich einen ledernen Beutel mit Geld, welchen er hervorzog, und wie er ſich aufrichtete, war der Schatten verſchwunden, worauf ihn hernach ein ſtarker Froſt und Zittern ankam. Des Morgens kam er ſogleich zu uns herunter ſammt dem Beutel, in welchem 28 fl. 21 kr. an lauter Sechsbätznern und Dreiviertelskronen befindlich waren. Nun ſagten wir meinem Bruder, daß er doch ja zur ganzen Sache ſchweigen möchte, allein, entweder die Freude über das gefundene Geld, das ich ihm als einem gänzlich armen Manne gerne gönnte, oder Prahlerei, daß er einen Geiſt erlöſen könne, machten ſeine Zunge ſo geläufig, als die eines alten Weibes, und in wenigen Tagen war nicht nur der ganze Ort, ſondern die ganze Gegend von der Geſchichte, zu welcher freilich bald vieles Unwahre hinzugeſetzt wurde, voll. Ich ſelbſt bin nun durch dieſe Geſchichte in Abſicht auf die Lehre von Geiſtern ganz andern Sinnes geworden. In der Schrift iſt uns freilich wenig vom Geiſterreich geoffenbart, und es ſind ohne Zweifel weiſe Abſichten darunter verborgen, warum uns Gott nicht mehr von denſelben zu wiſſen gethan. Wundern muß ich mich übrigens, daß ein Mann, wie mein Herr Vorfahrer, wegen ſo wenigem Gelde nicht bälder zu ſeiner Ruhe eingehen durfte, als bis ihm dieſer Mammon abgenommen war. Denn von dieſer Zeit an regt ſich nicht das Geringſte mehr im Haus.

Dein treuer Freund

M. Beck.

Eine Todesanzeige und Erſcheinung nach dem Tode.

Andreas Stulz in Thalheim in Würtemberg, geb. aus Schmieheim bei Lahr im Breiſach, ſtarb im 79ſten Jahre, den 1. Februar 1837, mittelſt Herabſtürzens vom Wagen, wo er, auf der Deichſel ſtehend, ſeine Kühe leitete, welche durch den Wagen ſcheu wurden.

Am 12. Februar 1837 traf ein Brief von ſeinem Neffen, Jakob Stulz in Schmieheim, unter der Adreſſe des verſtorbenen Stulz ein, worin jener ſich nach ihm erkundigt und erzählt: daß er am 31. Januar 1837, Mittags, im Walde geweſen, da ſeye vor ihm ein ſchwerer Fall geſchehen, gerade wie wenn von einer Tanne ein Sack voll Frucht herabgefallen wäre. Geſehen habe er nichts. In der folgenden Nacht aber, während er ganz wachend zu Bette gelegen, ſeye ihm ſeine Geſtalt (die Geſtalt des Andreas Stulz) mit einem Kränzchen auf dem Kopfe erſchienen, habe aber nichts geäußert. Die zwei folgenden Nächte ſeye die Geſtalt jedesmal um dieſelbe Zeit wieder gekommen, und als ſie auch in der dritten Nacht wieder erſchienen, habe er erſt das Herz gefaßt zu ſprechen und habe zu der Geſtalt geſagt:

„Hülf Dir Gott und verzeih Dir Gott!“

Er erkundige ſich nun, ob nichts Beſonderes bei ihm vorgefallen, oder was dies ſonſt zu bedeuten habe und bitte, ihm ſogleich wieder Nachricht zu geben.

Die Wittwe und das Schultheißenamt verſicherten, daß weder ſie ſelbſt oder ſonſt Jemand auf ihre Veranlaſſung den Verwandten von Schmieheim Nachricht von dem Tode des Andreas **Stulz** gegeben.

Die amtliche Benachrichtigung von Seiten der Theilungsbehörde geſchah erſt ſpäter nach dem 12. Februar.

Die Verfolgung der Frau Gräfin von Eberſtein durch einen Geiſt.

Die nachſtehende Geſchichte, die ſich mit einer Gräfin von **Eberſtein** im Jahre 1685 ereignete, wurde von einem angeſehenen Geiſtlichen der damaligen Zeit aufgeſetzt und unter Auktorität des Conſiſtoriums und mit Genehmigung der v. **Eberſteiniſchen** Familie bekannt gemacht. Frau v. **Eberſtein** war, wie man aus Allem ſieht, eine wahrhaft religiöſe und eine für ihre Zeit wirklich gebildete Dame. Die Vorfälle nahmen einen Zeitraum von mehreren Monaten ein; vernünftige und gelehrte Männer, Geiſtliche und Aerzte kamen, die Leidende zu ſehen und ihren Zuſtand zu beobachten. Daß dieſe ſich wenigſtens zum Theil über den Geiſt jener Zeit und die allgemeine Geſpenſterfurcht erhoben hatten, folgt ſchon daraus, daß einer davon, ein angeſehener Geiſtlicher, der Dame den Rath gibt, den Geiſt mit Verachtung zu behandeln, ja auf die Erſcheinung zu ſchießen. Ferner, daß Frau v. Eberſtein den Muth hatte, zweimal hintereinander eine Piſtole auf das Geſpenſt loszufeuern. Da man die hiſtoriſche Wahrheit der Sache an ſich, und die Ausſagen der Diener nach den Grundſätzen hiſtoriſcher Glaubwürdigkeit keinen Grund zu beſtreiten hat, ſo iſt dieſe Geſchichte nicht bloß einſeitig mit Lachen wie eine gemeine Geſpenſterlegende abzufertigen.

Den Schatz nach dem Wunſche des Geiſtes zu heben, oder auch nur heben zu laſſen, war die religiöſe Scrupuloſität der damaligen Zeit, die dergleichen Dinge für Anfechtungen des Teufels (nicht für dämoniſche Anfechtungen unſelig Verſtorbener) und es darum für ſeelengefährlich hielt, ſich darauf einzulaſſen, ein Hinderniß. Auch Frau v. Eberſtein ſchien die Erſcheinung wohl mehr für die eines wirklichen Teufels gehalten zu haben, wie auch ein einmal anweſender Freund an den Geiſt die Frage machte: ob er auch auf Chriſtum getauft ſey und ob Chriſtus auch für ihn gelitten habe? Der Geiſt aber antwortete nach der Frau v. Eberſtein: „Ich bin ſowohl getauft, als Du, und Chriſtus iſt ſowohl für mich wie für Andere geſtorben.“ Wäre dieſe Erſcheinung bloß ein aus der kranken Frau v. Eberſtein hervorgegangenes Phantaſiebild geweſen, ſo wäre wohl auch ihre Antwort nach der Denkungsweiſe der Frau v. Eberſtein und ihrer Umgebung ausgefallen, ſo aber blieb ſie, gegen die Meinung jener, dabei, daß ſie kein Teufel, ſondern eine verſtorbene v. Treben ſey.

Dieſe merkwürdige Geſchichte, hier wörtlich jener alten Druckſchrift vom Jahre 1686 entnommen, iſt nun folgende:

Es hat ſich im Jahre 1685 vom 9. Oktober bis zum 15. ſelbigen Monats zugetragen, daß die Frau Philippina Agnes v. Eberſtein, geborene Werthern aus dem Hauſe Brück, ſowohl bei Tag als Nacht, wenn ſie auf ihrem Bette ruhen wollen, an den Armen und Händen ein Kneipen empfunden, welches ſie heftig geſchmerzt, auch verurſacht hat, daß die Haut mit Blut ziemlich unterlaufen geweſen. Jedoch hat ſie nichts dabei geſehen, ſondern nur ein heimliches Ohrenlispeln dieſes Inhalts vernommen: daß ſie, wenn es ſechs ſchlagen würde, auf den Hof gehen und allda einen verborgenen Schatz heben ſollte. Man hat aber die adeliche Frau nicht ſo feſt bei ihren Armen halten können, daß ihr nicht ſelbige mit Gewalt zurückgezogen und gekneipt worden wären. Inſonderheit wurde ihr am beſagten 9. Oktober zu Abends durch Lispeln zu verſtehen gegeben: weil ſie kurz zuvor um 6 Uhr nicht mitgehen wollen, ſollte ſie die ganze Nacht hindurch gequält werden, bis ſie ſich des folgenden Morgens um die ſechste Stunde mitzugehen entſchließen würde. Allein die Frau v. Eberſtein hat ſolches beſtändig abgeſchlagen, und mit dem angebotenen Schatzheben nichts zu thun haben wollen. Bei dieſen Umſtänden hat ſie der Prediger des Orts beſucht, und ſelbſt an ihren Händen und Armen die Merkmale vom Kneipen geſehen, da er dann nicht ermangelte, dieſe angefochtene Perſon nach beſtem Vermögen zu tröſten und aufzurichten. Am 15. Oktober, nach gehaltener Betſtunde, hat ſie einen Geiſt in Geſtalt einer weiß gekleideten Nonne neben ihr ſtehend wahrgenommen, welche mit einem rothen Kreuz auf dem Haupte bezeichnet war, und nebſt einem Paternoſter in der rechten Hand ein weißes Vorſtecktüchlein, wie die von Adel bei Leichenbegängniſſen zu tragen pflegen, vor dem Munde hatte. Dieſer Geiſt nun, welcher ſonſt von Niemand geſehen worden, hat die adeliche Frau die Nacht über nicht eine Minute ſchlafen laſſen, und ob ſie gleich von 6 bis 7 Perſonen gehalten worden, hat man dennoch das Kneipen an Händen, Schultern und andern Gliedmaßen, ſo ihrer Ausſage nach der Geiſt verübet, aus deutlichen Zeichen abgenommen. Nachmittags hat der Hr. v. Eberſtein, ihr Gemahl, ſo eben damals an einem Fieber darniederlag, ſich aus ſeinem Krankenbette vor Unmuth erhoben und zum Geſpenſte geſagt: Wenn es der Teufel wäre, was es in ſeinem Hauſe zu ſchaffen hätte, und warum es ſeine Frau dergeſtalt quälte? Hierauf hat daſſelbe geantwortet, jedoch daß es die Frau v. Eberſtein nur allein hat hören und ſehen können: Sie wäre kein Teufel, ſondern eine v. Treben; ſie hätte vor gar langer Zeit auf ihrem Hofe, ſo vordem das Treben'ſche Gut geheißen, und der Herr v. Eberſtein von ſeinem Vater, dem General-Feldmarſchall, ererbt, wegen Unruhe des Krieges einen Schatz vergraben, und wäre ſolchen wiederum zu heben durch den Tod verhindert worden. An dem eigentlichen Orte, den ſie auch zu einer andern Zeit gewieſen, hätte dazumal keine Kapelle, ſondern Küche und Schweinſtälle geſtanden. Beſagten Schatz aber ſollte die adeliche Frau und Niemand anders bekommen, weil ſie die Stuben und Zimmer, welche ſie ehedeſſen bewohnt, vortrefflich auszieren und erneuern laſſen. Sie hat auch noch weiter angehalten, daß ſie in bevorſtehender ſechsten Stunde mitgehen, ihren Beichtvater und Andere im Hauſe zu ſich nehmen, dabei andächtig beten, auch ſonderlich das Lied: Freu dich ſehr, o meine Seele, u. dgl. mehr ſingen möchte. Zugleich verſicherte der Geiſt, es ſollte ihr kein Leid widerfahren, und wenn auch gleich der daſelbſt liegende ſchwarze Hund ihr einige Furcht verurſachen würde, ſo wollte er doch ſolchen alſobald hinwegführen, damit ihr nicht der geringſte Schaden widerführe. Nächſt dieſem beſchrieb der Geiſt der Frau, worin der Schatz eigentlich beſtände. Es wäre nämlich allda eine ſilberne Kanne, in welcher drei Paternoſter befindlich, welche ſie in eine katholiſche Kirche wieder verehren könnte, ingleichen drei ſchöne güldene Ringe, ſo dem Eberſteiniſchen Geſchlechte ſollten überlaſſen werden, und wovon daſſelbige beſtändiges Glück zu gewarten haben ſollte. Das Uebrige beſtände in einem großen Stücke Geldes, an Gold- und Silbermünzen, wovon ſie vor allen Dingen ihr einen Grabſtein aufrichten und dieſe Worte einhauen laſſen ſollte:

Hab' Dank für Deine Gaben,
Gott der wird Dich ewig laben.

Ein Theil des Schatzes ſollte die Kirche des Orts neu zu decken und ſonſt ad pios usus verwendet werden, das Uebrige aber ſollte die Frau v. Eberſtein vor ſich behalten und den Ihrigen zu Nutz kommen laſſen. Nach dieſen Worten fuhr der Geiſt noch weiter fort: Deine Tochter Liesgen ſoll in vier Jahren auch einen Schatz haben, ſo von meiner Schweſter ehemals verſcharrt werden. Als aber der Geiſt mit dieſen und andern Vorſtellungen nichts ausrichten konnte, fuhr er mit unabläßigem Kneipen fort, die Frau zu ängſtigen, welche hingegen beſtändig ſich weigerte, in des Geiſtes Begehren zu willigen. Hierauf fing derſelbige einigemal an zu weinen,[*] daß auch ſogar von denen

---

[*] Man ſieht hier die gleiche, Manchen ſo ganz unglaubliche Erſcheinung von Thränen eines Geiſtes, wie in der Gefängnißgeſchichte zu Weinsberg.

Thränen ihr Vorſtecktüchlein ſtark benetzt wurde, bis daß endlich die Stunde von 5 bis 6 unter großer Herzensangſt und ſtetigem Gebet ſowohl der Frau v. Eberſtein als aller Umſtehenden vor dieſesmal auch vorbei gegangen. Wie nun hierauf am 16. Okt. der Prediger des Orts ſich frühe Morgens wieder eingefunden und mit ihr nach Erforderung ſeines Amtes von dieſem Zufall ſich weitläufig unterredet hatte, gab er ihr zu mehrerem Unterricht und Troſt eine von ihm ſelbſt eiligſt aufgeſetzte Vorſchrift, wie ſie ſich bei dieſer ſchweren Anfechtung zu verhalten hätte; welche auch mit beſonderem Vergnügen von ihr angenommen worden. Es hat aber dieſelbe gleichwohl denſelben Tag und die folgende Nacht abermals ein ſtetiges Kneipen und große Herzensangſt empfunden, indem der Geiſt wieder erſchienen, und zum öftern die Worte von ſich hören laſſen: Du ſollſt und mußt den Schatz heben. Da auch am folgenden 17. Oktober zur Betſtunde in die Kirche geläutet wurde, und die Frau v. Eberſtein, um ſich gleichfalls dahin zu erheben, in Begleitung ihrer Leute durch den Hof gehen wollte, ſtund der Geiſt vor der Brücke auf der linken Seite, und gab ihr durch Winken die Stelle, wo ſich der Schatz befinde, zu erkennen, und ungeachtet ſie ihre Augen weggewendet, den Muff vor das Geſicht gehalten und fortgegangen, iſt ihr derſelbe dennoch bis an die Kirche auf dem Fuße nachgefolgt; welches ebenfalls nach verrichtetem Gottesdienſte geſchehen, da er ihr den Ort, wo ſonſt nichts als Schutt zu ſehen war, unter einem großen Steine, der ſich in die Höhe begeben, eröffnet gewieſen. Nachdem aber die Frau nebſt ihren Gefährten ſich mit Fleiß von derſelben Seite abgewendet, und dem Geiſt zu entkommen geſucht, hat dieſer ſie um Gotteswillen, etwas darauf zu werfen, gebeten, auch ſie bei ihrem Rocke ergriffen und ſo feſt gehalten, daß ſie ihm mit genauer Noth entgehen können. Hierauf ließ der Geiſt zu unterſchiedenenmalen die Worte von ſich hören: Hätteſt Du etwas darauf geworfen, ſo hätteſt Du nun den Schatz und wäreſt hingegen den Qualen und Schmerzen überhoben. Auch hielt der Geiſt noch immer an, ſie ſollte Ja ſagen, ſo würde ſie von dem Kneipen gänzlich befreit ſeyn. Gleichwie aber die Frau ſolches zu thun ſich beſtändig weigerte, alſo wurde auch ihre Qual und Herzensangſt täglich vermehrt, daß man auch für nöthig befand, ſowohl öffentliche als beſondere Gebete dieſerhalb anzuſtellen. Ja weil endlich anſtatt der gehofften Aenderung die Sache nur immer ärger wurde, hielt man für rathſam, davon an höheren Ort Bericht abzuſtatten und Information einzuholen, was bei der Sache vorzunehmen wäre. Man bekam hierauf von einer berühmten theologiſchen Fakultät ein Responsum informatorium, worin daſſelbe die Sache an und vor ſich für gefährlich achtete, und nebſt leiblicher Arznei zu den geiſtlichen Waffen Anleitung gab, zum Mitgeben und Schatzgraben aber gar nicht rathen wollte. Inzwiſchen wurde die Frau einsmals von einem ihrer Anverwandten beſucht, da der Geiſt wieder inſtändig anhielt, ſie möchte ſich doch zu Hebung des Schatzes entſchließen oder ſolches wenigſtens durch Jemand anders verrichten laſſen. Hierauf hat dieſer gute Freund, wiewohl wider ihren Willen, endlich ſolche Verrichtung auf ſich genommen, um zu ſehen, ob durch dieſes Mittel die geplagte Frau von ihren Schmerzen könnte befreit werden. Alſobald hat der Geiſt, wie die Patientin berichtet, für Freuden gleichſam in die Hände geklopft, ſich fröhlich bezeugt, und ihrer mit Kneipen eine Zeit lang verſchonet. Nichts deſto weniger zeigte ſich derſelbe ferner bei Tag und Nacht und drang auf das Mitgeben ſehr heftig, über welcher beſtändiger Erſcheinung, ſo damals ſchon in die dritte Woche gewährt, die Frau unbeſchreibliche Angſt empfunden, auch weder einige Luſt zum Eſſen, noch die geringſte Nachtruhe erlangen können, wozu noch andere natürliche Zufälle und heftige Convulſionen nebſt öfters wiederholten Ohnmachten gekommen, daß ſie darüber ganz hinfällig wurde, und Jedermann beſorgte, ſie würde das Leben endlich einbüßen, wie ſie denn auch mit größtem Leidweſen aller Anweſenden am 17. deſſelben Monats bereits männiglich gute Nacht gegeben und ſich zum ſeligen Abſchied fertig gehalten. Man ließ zwar einen berühmten Medicum kommen, welcher die beſten Arzneien wider dergleichen Convulsiones angewendet;

es haben aber ſolche nicht das Geringſte verfangen, ohne daß der Zuſtand der Patientin erträglicher worden wäre; vielmehr hat ſich bei Ausgang der dritten Woche das ſchmerzliche Wehe, ſonderlich Abends und Morgens von 5 bis 6 Uhr, auch wohl darüber, dergeſtalt gehäuft, daß man die große Angſt und Bewegungen, auch zugeſtoßene Ohnmachten, wovon die Frau oft mehr todt als lebendig geſchienen, nicht ohne Mitleiden und Thränen anſehen können. Jedoch hat ſie dieſen Jammer mit Gebet und Thränen geduldig ertragen, da ſonſt ohne göttlichen Beiſtand ihr unmöglich geweſen wäre, ſolche gewaltige Anfechtungen eine Stunde auszuſtehen. Am 15. deſſelben Monats ſind auf Befehl des Grafen und Hrn. Johann Georg zu Mannsfeld der General-Superintendent und Präſes im Conſiſtorium, Hr. Johann Rosner und Hr. Jakob Friederich Erfurt, gräflicher Conſiſtorialrath, um ſich nach dem Zuſtande der Sache zu erkundigen, auch fernere Verfügung darin zu machen, von Eisleben zu Gehofen angelangt, da dann in derſelben Beiſeyn des Abends und des darauf folgenden Morgens der Paroxysmus ſich abermal heftig erzeigt, und der Geiſt vor dem Bette neben beſagten Herren geſtanden, wiewohl er von Niemanden als der Patientin geſehen worden. Man hat hierauf an allerhand guten Anſtalten zu ihrer geiſtlichen und leiblichen Verpflegung nichts erwinden laſſen, doch aber nochmals der göttlichen Schickung ſtille halten müſſen, wie denn dieſe beiden Commiſſarien in größter Verwunderung und Erſtaunen gerathen, wenn ſie die heftigen Paroxysmos und motus convulsivos, auch gewaltſame Bruſtſchläge, welche bei Jedermann ein herzliches Erbarmen erweckt, mit angeſehen. Indeſſen blieb die Patientin beſtändig in ihrem andächtigen und beſtändigen Gebete, indem es vielmal geſchehen, daß, wenn ſie in Ohnmacht verfallen, und man mit Beten immer fortgefahren, dieſelbe dennoch, nachdem ſie durch das Geſchrei und Klagen der Ihrigen wieder ermuntert und zu ſich ſelbſt gekommen, alſobald in das Gebet mit eingeſtimmt, als wenn ſie ſtets mitgebetet hätte. Nach dieſer Zeit hat ſich die Ruhe und der Appetit zum Eſſen wieder gefunden, auch haben die Paroxysmi am folgenden Tage bald gelinder, bald ſtärker abgewechſelt, jedoch daß die drei letzten Bewegungen, wenn es bald ſechs ſchlagen wollen, allezeit heftiger geweſen. Auch ſind die ſchmerzlichen Zeichen nicht ausgeblieben, wovon nach der Patientin Berichte der Geiſt allerhand Urſachen angeführt, z. E. daß deſſen Bildniß in der Kirche beſchimpft, von dem Geſinde geflucht, oder ſonſt etwas begangen worden. Es haben ſich alſo an den Händen und Armen noch immerzu einige Merkmale gezeigt, obgleich die Patientin, ſo lange ſie nur gekennt, aufgeblieben, und ſich des Bettes enthalten, auch ſich ſowohl zur Kirche als zur Tafel verfügt. Am Freitag Abend, als dem 30. November, da gleich der solenne Buß- und Feſttag vorbei war, und die Frau mit zu Tiſche ſaß, ſah man an ihr wider Gewohnheit auſſer den ordentlichen Stunden eine plötzliche Veränderung und einige Herzensſtöße, welche ihrer Ausſage nach daher entſtanden, weil der Geiſt unter währender Mahlzeit zur Stube hereingekommen, zu ihr getreten, fröhlich in die Hände geſchlagen und geſagt habe: es wäre ihm lieb, daß ſie wieder mit zu Tiſche ſitzen könnte, auch zugleich verſichert, daß ſie den Schatz noch heben ſollte. In den nachfolgenden Tagen iſt es bei der Abwechslung geblieben, allein am 3. Dezember, Montags nach dem erſten Advent, haben ſich nebſt den leiblichen auch geiſtliche Anfechtungen verſpüren laſſen, indem die Frau den ganzen Tag ſehr traurig gegangen und immer geweint, auch endlich geſprochen habe: Ob ſie denn allein eine ſo große Sünderin wäre, daß Gott ſie vor andern ſo viel Elend und Angſt erfahren ließe, und was dergleichen zweifelmüthige Reden mehr waren. Nachdem nun der Prediger des Orts zu ihr gekommen, und durch Verhaltung einiger Machtſprüche und aller erſinnlichen Troſtgründe ihr Gemüth aufzurichten geſucht, hat er es durch Gottes Gnade ſo weit gebracht, daß ſie ſich bald wieder zufrieden gegeben; auch hat ſie den folgenden Tag nicht wieder daran gedacht, und ſich auſſer den Früh- und Abendſtunden von 3 bis 6 Uhr gar wohl befunden, maßen der Prediger ihrem Verlangen nach mit ihr nach Frankenhauſen verreiſet.

da ſie den ganzen Tag wohlauf geweſen. Des Abends aber gegen 5 Uhr, wie ſie bald wieder nach Hauſe gelangt waren, hat ihre gewöhnliche Angſt ſich wieder eingefunden, indem der Geiſt, ihrem Berichte nach, ihnen entgegen gekommen und ſich zu ihr in den Wagen geſetzt, worauf auch bei ihrer Zurückkunft die Stunde bis 6 Uhr mit unterſchiedenen Ohnmachten, unter ſtetigem Zurufen und Gebet der Umſtehenden zugebracht worden. Von derſelben Zeit an ſind die Angſtſtunden Morgens und Abends etwas heftiger als ſonſt geweſen, bis die Frau am 15. Dezember frühe nach dem Paroxismo zwar ein wenig aus Mattigkeit eingeſchlummert, dabei aber dennoch unter beſtändigem Zureden des Pfarrers ſehr beunruhigt worden; worauf ſich der Geiſt vernehmen laſſen, daß ſolche Anfechtung gar nicht der Sünden halber geſchehe, auch ihr verwieſen, daß ſie ſolchen traurigen Gedanken nachhinge, maſſen ihr ja bekannt wäre, daß ſie eine Chriſtin und auf Chriſtum getauft, ja auch ihr Hr. Chriſtus ſie mit ſeinem theuern Blute erlöſet hätte. Selbigen Abend iſt ein heftiger Paroxismus erfolgt und hat der Geiſt ſich wider Gewohnheit, nach der ordentlichen Stunde vor ihr noch immer ſehen laſſen, auch ſtets neben und um ihrem Bette geſtanden, als ob er ihr aufgewartet. Als ſie aber ihr Kammermädchen gerufen und ſie mit warmen Tüchern zu reiben befohlen, hat der Geiſt, aus was für Urſachen iſt unbekannt, ſich ganz zornig angeſtellt, und die Frau mit einem Pfui angefahren, worauf ſie ſich aus dem Bette bringen laſſen und einigemal das Kneipen an der Hand empfunden, die Nacht aber wenig Ruhe genießen können.

Die Anfechtungsſtunden haben von der Zeit an bis zum Schluſſe des alten Jahres immerfort abgewechſelt, und wurde der heilige Neujahrsabend mit einem heftigen Paroxismo beſchloſſen. Ein einmal anweſender Freund machte an den Geiſt die Frage: ob er auch auf Chriſtus getauft ſeye und ob auch Chriſtus für ihn gelitten habe? Der Geiſt aber antwortete (der Frau v. Eberſtein hörbar), ich bin ſowohl getauft als du, und Chriſtus iſt ſowohl für mich wie für andere geſtorben.

Auf Anrathen veränderte ſie den Ort ihres Aufenthalts, allein es kam der Geiſt auch an den andern Ort. Sie ließ ſich einmal bereden, Feuer auf ihn zu geben; denn als ſie am 19. Januar frühe einen harten Kampf ausgeſtanden und darauf zu Mittag mit den andern nach Bachra zu ihren Anverwandten fahren wollte, ſtund der Geiſt wieder bei der Brücke, um ihr Geſellſchaft zu leiſten. Sobald ſie aber ſeiner anſichtig geworden, faßte ſie einen Muth und ſchoß mit einem Piſtole nach demſelben, gab auch, da er ihr gleichwohl auf der Seite folgen wollte, mit der andern Piſtole Feuer auf ihn und ſetzte ſich ſogleich auf den Rennſchlitten, um davon zu fahren. Alſobald gab ihr der Geiſt einen ſtarken Druck auf die Hand und folgte dem Schlitten auf hundert und mehr Schritte nach, worauf ſie zwar ihren Weg ohne Anſtoß fortgeſetzt und zu Bachra glücklich angelangt ſind. Des Abends aber um 5 Uhr fand ſich der Geiſt auch daſelbſt ein und griff ſie mit ſolcher Heftigkeit an, daß man in Sorgen ſtund, es würde alles an ihr zerbrochen werden. Der Geiſt ſprach dabei höhniſch: „Das iſt für Dein Schießen! Da ſchieß mehr!“ —

Am 21. Februar iſt der Kampf wieder ſehr heftig geweſen, dieſes hat noch einige Tage nach einander gewährt. Wenn ein heftiger Kampf vorbei geweſen, hat der Geiſt gleichſam mitleidend zu der abgematteten Frau geſprochen: Ich muß Dich ein wenig in Ruhe laſſen. Er iſt auch ſelbſt an das Fenſter getreten, als wenn er ſich abkühlen wollte, oder hat ſich gar aus dem Zimmer begeben, wiewohl er gar geſchwind wieder hereingekommen und ſie auf's Neue zu ängſtigen angefangen. Auch dieſes iſt wohl zu merken, daß nach der Patientin Bericht der Geiſt in währender Anfechtung ſchnell, wie ein Pfeil oder Blitz, bald hier, bald da, unten und oben, an und neben ihr herumgefahren. Die Abwechslung ſolcher Angſt hat bis auf den 5. März angehalten, da abermals der General-Superintendent Rösner nebſt dem Hof- und Bergrath Schade von Eisleben zu ihr gekommen, da ſie ſich auſſerhalb dem Bette aufgehalten und herum gegangen, auch die beiden Fremden freundlich bewillkommet, mit ſich in ihre obere Stube geführt, von unterſchiedenen Materien mit gar gutem Verſtande mit ihnen geſprochen, und bis gegen 5 Uhr Abends bei ihnen ſitzen geblieben. Da nun das Licht ſollte angezündet werden, hat ſie ſich in einen Winkel zur rechten Hand, der Stubenthüre gegenüber, niedergeſetzt, um daſelbſt ihren Paroxismum, welcher ſie ſonſt allezeit in das Bett zu legen nöthigte, ſitzend abzuwarten. Die andern beiden mußten ſich auf ihr Begehren vor ihr auf Stüblen niederlaſſen, welche zwar gewahr wurden, daß ihr eine Angſt zuzuſtoßen begunte, nichts deſto weniger fuhr ſie in ihrem Geſpräche immer fort, und ließ auch zuweilen eine fröhliche Bewegung von ſich blicken. Ehe man ſich es aber verſah, überfiel ſie in einem Augenblick der Paroxismus dergeſtalt, daß ſie unterſchiedene Herzſtöße bekam und ihr Leib ein Vaterunſer lang ſehr heftig bewegt wurde, unter welcher Zeit man immer mit andächtigem Gebet anhielt, bis der Paroxismus wiederum, und zwar ſtärker als das erſtemal ſich äuſſerte, und die Patientin gar in eine Ohnmacht verſetzte. Nachdem ſie nun wieder zu ſich ſelbſt gekommen, ſprach ſie: da gehet es zur Stube hinaus; wiewohl die Anweſenden nicht das Geringſte geſehen. Sie beteten hierauf ſehr andächtig nach überſtandener Anfechtung, war auch bei der Tafel ganz aufgeräumt, daß man ſie nicht für diejenige Perſon hätte halten ſollen, die kurz vorher dergleichen Zufälle ausgeſtanden.

Unter währender Mahlzeit ſagte der Superintendent zu ihr: Er wollte wünſchen, daß er ihr die Meinung beibringen könnte, es ſey ihr wirklich kein Geiſt erſchienen; ſie gab darauf zur Antwort: ſie wünſchte es auch, daß ſie deſſen überredet werden könnte, allein ſie ſehe ja den Geiſt mit ihren Augen, und ihr jüngſtes Töchterlein würde denſelben gleicher Geſtalt gewahr, als welches wegen noch ermangelnder Rede denen Umſtehenden mit Fingern zeigte, auf welcher Stelle in der Stube der Geiſt ſich befinde. Hernach nahmen obbeſagte beide Perſonen von ihr Abſchied, mit dem Erbieten, daß wenn ſie folgenden Morgen bei Herannahung ihres Paroxismi dieſelben um ſich leiden könnte, und ſie würde erfordern laſſen, ſie ſich willigſt wieder einfinden wollten. Die Patientin ließ ſich ſolches gar wohl gefallen, und erkennte ſich deßhalb zum höchſten Danke verbunden, fügte aber hinzu, ſie wollte nur erwarten, wie ſich der folgende Paroxismus anlaſſen würde. Nachdem ſie aber dieſelben nicht herbeirufen ließ, gingen ſie des Morgens von freien Stücken zu ihr, um nach ihrem Zuſtande ſich zu erkundigen: Sie gab ihnen darauf zu vernehmen, daß ſie eine ſchlafloſe Nacht gehabt, indem der Geiſt die ganze Zeit über in der Stube geweſen und ſich über ihr kleines Kind hergelegt, daß ſolches auch aus der Wiege habe müſſen genommen werden. Sie bat demnach, man möchte auf der Kanzel für ſie bitten laſſen, worauf der Paroxismus nur zu gewiſſen Zeiten ſich eingefunden. Allein den 18. und 20. dieſes Monats hat ſelbiger die ganze Nacht fortgedauert, und ſind der Patientin unterſchiedene Religions-Skrupel eingefallen, welche ſie aber nicht allein ſelbſt aus Gründen der heiligen Schrift widerlegt, ſondern auch das heilige Abendmahl verlangt hat. Hierüber iſt der Geiſt heftig erzürnt worden, und hat dieſelbe, da ſie zum Beichtſtuhl gehen wollen, beim Arme zurückgehalten, wiewohl ſie ſich im Namen Gottes losgeriſſen und ihren guten Vorſatz auch wirklich vollzogen. Dieſes hat den Geiſt noch mehr gereizt und erzürnt, ſintemal er ihr unter der Betſtunde den Mund zugehalten, daß ſie nicht mit beten und ſingen können, welches auch nachher öfters erfolgt iſt. Ueberdem hat der Geiſt des Nachts wie ein Centner ſchwer auf ihr gelegen, und ſie dermaßen gedruckt, daß ſie ſich nicht rühren können, bei Tag aber fortgefahren, ihr Gemüth mit Gewiſſens-Skrupeln zu verwirren. Unter Anderem ſtellte ihr derſelbe ein trauriges Prognoſticon auf die Marterwoche, wenn ſie unter der Zeit in ſein Begehren nicht einwilligen wollte; er war auch den ganzen Tag um ſie herum, woraus ſie ſich leicht die Rechnung auf einen traurigen Abend machen können, welcher auch allezeit darauf erfolgt iſt; ja er hat ſeine Macht nach und nach ſo verſtärkt, daß er ſie mit Gewalt aus dem Bette ziehen wollen, und 6 bis 7 Perſonen kaum vermögend geweſen, ſie zurückzuhalten, und iſt ſolches auch des Morgens mit beſonderer Heftigkeit geſchehen. Am 28. aber iſt die größte Noth erfolgt, indem der Geiſt alles vorige Beginnen und gewaltſames Angreifen auf einmal verübt, ſie durch Kneipen gequält, ihr Arme und Hände gedreht, ſie mit ihren eigenen Händen geſchlagen, ihr den Mund zugehalten, den Hals gedrückt, auch mit aller Macht verſucht, ob er ſie aus dem Bette ſtürzen möchte. Nach dieſem heftigen Anfall ſind die Umſtände einige Tage hindurch bald leidlicher bald ſchlimmer geweſen. Wiewohl ſie nur oft aus geringen Urſachen von dem Geiſt ſehr gekneipt worden, ſo iſt doch der Zuſtand bis auf die Marterwoche noch zu ertragen geweſen. Bei Anfang derſelben aber hat es wie eine Maus in ihren Fingern, Armen und Herzen zu nagen angefangen, wobei das Kneipen, Drehen und große Herzensangſt dergeſtalt zugenommen, daß man ſie kaum im Bette hat erhalten können. Als ſie nun deßhalben den andern Tag mit ihrem Eheliebſten zu ihren Befreundten nach Brüken gefahren, und auf dieſe Art einen erträglichen Zuſtand verhoffte, hat ſie dennoch daſelbſt von dem Geiſt ſo grauſame Aengſtigung, als jemals empfunden, welches bis auf den dritten Oſtertag gewährt, da ſie ihre Rückreiſe nach Hauſe genommen. Man gab ihr zwar unterſchiedliche Verſchläge und Mittel an die Hand, wie man dergleichen Geiſtern begegnen könne, allein ſie hat in Beiſeyn des hochgräflichen Mansfeldiſchen Hofraths Erfurts und des

Herrn Diakoni von Artern geſagt: Ehe ich etwas Unnatürliches oder Ungeziemendes gebrauchen wollte, wäre ich vielmehr bereit, meinen Leib nach Gottes Willen noch länger quälen zu laſſen, damit nur die arme Seele erhalten werde. Endlich iſt am Sonntag Quaſimodogeniti früh Morgens, als Nachts vorher die Patientin noch eins und das andere mit dem Geiſt geredet, gleichſam der Abſchied erfolgt, inmaſſen der Geiſt ſich alſo vernehmen laſſen: Weil ſie zu nichts bisher zu bewegen geweſen wäre, ſo wollte er ſie nunmehr verlaſſen und weichen. Von dieſer Stunde an ſind die Erſcheinungen ausgeblieben, und die adeliche Frau hat nicht das Geringſte mehr geſehen noch ſonſt empfunden, weßfalls man für billig geachtet, dem Höchſten in öffentlicher Kirchenverſammlung am Sonntag Miſericordia Domini von Herzen zu danken.

Eine Zeitungsnachricht aus Braunſchweig.

Braunſchweig, am 4. Nov. 1837, Abends, ſtürzte ſich ein Maurer, Namens Thon, aus dem dritten Stocke ſeiner Wohnung. Als der Halbzerſchmetterte wieder zur Beſinnung kam, äußerte er, daß eine lichte Geſtalt, worin er deutlich die Züge eines kürzlich verſtorbenen Bekannten erkannt, ihn verfolgt und zu dem verzweifelten Entſchluſſe gebracht hätte. Nach 10 Stunden ſtarb der Mann, welcher fleißig war, nüchtern lebte und mit Juſtinus Kerner in keiner Verbindung ſtand. —

Ein Traum, und etwas mehr!

Im Jahr 1851 wohnte ich zu C. in der Waldgaſſe. Ich erwachte zuweilen plötzlich mit einem unheimlichen Gefühl und Furcht, ohne mir Rechenſchaft davon geben zu können, oder daß ich durch einen vorhergegangenen Traum, oder durch beſchwerten Magen Veranlaſſung dazu gehabt hätte.

Bald nachdem ich das Haus bezogen hatte, träumte mir, ſo will ich's nennen, Morgens gegen 3 — 4 Uhr: Eine weibliche Perſon, ziemlich dick, nicht groß, in weißer garnirter Haube, weißer Jacke und Rock, vollkommenem rundem Geſicht und wie eine Perſon beſſerer Condition ausſehend, nahe ſich mir. Mein Gefühl widerſtrebte jedoch dieſer Annäherung; da ſtreckte ich den rechten Arm aus und rief mit mimiſcher Bewegung oder Deutung des Zeigefingers der Hand: „Darzu iſt der Sohn Gottes in die Welt gekommen, daß er die Werke des Teufels zerſtöre.“

Auf dieſen Zuruf war die Perſon auf der Stelle gebannt, und konnte nicht mehr vom Fleck; geſtikulirte aber mit ihren beiden Armen, und ſah mich dabei ſo ſcharf an, als ob ſie ſich Mühe gäbe, und Gewalt brauche, dennoch fort- und mir auf den Leib zu kommen.

In dieſem Augenblick erwachte ich mit einem grauſenden Gefühl.

Als ich nach einem Jahr auszog, ſagte mir meine Kindsfrau, daß ſie froh ſey, aus dieſem Haus zu kommen, indem ihr oft ein ſonderbares Grauen angekommen ſey, und in der Küche habe es einigemal ſo neben ihr hingeſtreift und geweht, als wenn ſie Jemand berühre, dabei habe ſie immer Furcht und Angſt empfunden.

In dieſem Haus verſtarb vor etwa 20 Jahren die Hausfrau plötzlich am Schlag. Mit dem nach ihr verſtorbenen Gemahl lebte ſie in keiner großen Harmonie, und die Figur glich dieſer Frau.

v. Wollſchläger.

Der Geiſt in der Luft.

Der Polizeicommiſſär S. in C., jetzt in den 60r. Jahren, geſunder Conſtitution, der in ſeiner Jugend lange Jahre Apotheker war, und große chemiſche und botaniſche Kenntniſſe beſitzt, hat mir nachfolgende Geſchichte erzählt, die er auch andern Perſonen, und namentlich dem ehemaligen B. Staatsrath K. mitgetheilt hat, der ſie aufzeichnete.

Es ſind jetzt, ſagt S., etwa 15 — 20 Jahre, als ich in einem finſtern Winterabend. die Runde machen und ſehen wollte, ob die öffentliche Beleuchtung in Ordnung ſey.

Ich ging vom Polizeibureau aus gegen das Durlacherthor, die Waldhorngaſſe hinauf. Als ich gleich oben am großen Zirkel war, der mir links lag, ſah ich gerade rechts hinüber aus der Marrſtallsthüre, vor mir eine, wie in einen dunkeln Mantel gehüllte Perſon herüber in den Zirkel gehen.

Da ich kaum einige Schritte zurück war, und ich ſo weng detail an der Figur entdecken konnte, ſo war ich neugierig, zu wiſſen, wer wohl ſo ſpät noch, (es mag 7 — 8 Uhr geweſen ſeyn) aus dem Marrſtall kommen möge.

Schnell eilte ich der Perſon um die Ecke in den Zirkel nach, ſah aber nichts mehr von ihr. Da ſolche zu keiner Thür eingetreten ſeyn konnte, ſo trat ich unter den Arkaden ſchnell auf die Straße heraus, um zu ſehen, ob die Perſon nicht etwa ihren Weg zwerchein gegen das Schloß genommen habe. Da ch weit umher nichts mehr ſah, ſo blickte ich in die Höhe, um die Laternen zu beſehen, und da ſah ich zu meinem Erſtaunen dieſe Figur in der Höhe eines Hauſes in der Luft ſchweben.

Sie kam mir vor, als ob ſie einen runden breiten Schlapphut auf habe, einen vorn geöffneten Mantel, und darunter ein Kleid, wie man alte Ritterbilder mit einem Harniſch ꝛc. ſieht. Auf der Vorderſeite des Körpers war ein feuriger Streif ſichtbar, ungefähr geformt wie eine ſich bewegende Schlange. Sonſt war alles ſchwarz an ihr. Ein Geſicht konnte ich nicht bemerken.

Als ich dieſe Erſcheinung anſichtig wurde, fing ich an zu lachen, und dachte: was doch die Einbildung für ſonderbare Geſtalten ſchaffen kann; ging eine Strecke weiter, trat dann der Neugierde wegen wieder heraus ins Freie, und ſah in die Luft.

Die Erſcheinung war beinahe über mir in der Luft, tauchte höher und niedriger, und bewegte ſich hin und her.

Nun rieb ich mir die Augen, ob ich auch recht ſähe, fing an, was man ſagt, mir die Levitten zu leſen, und mich einen Narren zu ſchelten, und ſchrieb es immer auf eine Sinnestäuſchung, obgleich mein Magen und mein Kopf in beſter Ordnung und Ruhe waren.

Ich ging abermalen lachend etwa fünfzig Schritte weiter, trat wieder unter den Arkaden ins Freie heraus, und ſah eben immer die nämliche Figur ſchief über mir folgend, und bald höher in die Luft gehend, bald wieder herunter tauchend. Nun widmete ich der Sache mehr Zeit und Aufmerkſamkeit, blieb ſtehen, und betrachtete dies Spiel einige Minuten.

Da kam vom Schloß her ein Hofwagen, auf welchen, ſobald die Kutſche in meiner Nähe war, die Figur herabſchoß, ſich wie oben darauf ſtellte, und ſo bis ans Haus des Oberhofmarſchalls v. G. mitfuhr, wo der Wagen einfuhr, und bis wohin ich immer mitfolgte. Jetzt ſchwebte wieder haushoch die Figur in den Zirkel, ich immer nach mit den Augen und Füßen eilend, denn mein Erſtaunen fing an zu wachſen.

Jetzt ſetzte ich zur Probe wieder eine Strecke Wegs fort, trat dann unter den Arkaden abermals ins Freie heraus, ſah in die Höhe, und ſah eben immer das nämliche Spiel.

Jetzt ging ich mit dem Entſchluſſe auf die am Palais des verſtorbenen G. L. ſtehende Wache los, um dieſe aufzufordern, doch auch zu ſehen. Als ich aber vor ihr war, hielt mich die Scham, bei dem Soldaten als ein Haſenfuß zu erſcheinen, zurück, ihm das Geſchehene zu ſagen, trat wieder neben ihm vorbei heraus, und ſah das nämliche Geberdenſpiel, und die nämliche ſchwarze — bald ſehr hoch werdende — bald nur Mannsgröße hoch ſchwebende Erſcheinung mit dem feurigen geſchlängelten Streif auf dem Leib, ſo vollkommen wieder, als ich ſie dieſen ganzen Abend beobachtet hatte. Nun ging ich unter dem lachenden

Rufe: „Was tauſend Donnerwetter iſt denn dies!“ meines Wegs fort, und ſah noch, daß die Figur ihren Weg wieder etwas zurück gegen den Marrſtall nahm.

v. Wollſchläger.

Eine Geſchichte aus älterer Zeit.

Aus Franciſciölliſchem Proteus führen wir nachſtehende Geſchichte an, da auch ſie mit ſolchen, die ſich auch in unſerer Zeit ereignen, die größte Aehnlichkeit hat.

Zwei Jungfrauen, die ſich mit künſtlicher Handarbeit nährten, lebten in einer gewiſſen Stadt im Hauszinſe, und zwar in einem Hauſe, in dem es immer unheimlich war, was ſie aber bei ihrem Einzuge nicht wußten. In dieſem Hauſe fiel ſehr oft, in mancher Woche wohl drei- und viermal, etwas auf ſie, ſobald ſie ſich zu Bette gelegt, und gab ihnen einen Druck, als würden ſie mit einer überaus ſchweren Bürde belaſtet, ſo daß keine vor Bangigkeit und Preſſung der andern um Hülfe ſchreien oder ein Wort ſprechen konnte; dies begegnete ihnen aber nicht nur im Schlafe, ſondern noch mehr wenn ſie ganz wachten. Oft ſahen ſie es wie einen Schatten zu ſich kommen, der ſich dann gleichſam auf ihr Deckbett geworfen. Sie klagten es öfters einem guten Freunde und fragten ihn um Rath. Derſelbe ſagte ihnen: Dieſe Zufälle kommen wohl von einem ſchweren Geblüt und ſie ſollen einen Arzt gebrauchen. Sie aber behaupteten, ſie ſeyen ja ganz geſund, auch ohne Melancholie, gebrauchten aber doch mehrere Mittel, die ihnen Aerzte dagegen verſchrieben, aber umſonſt. Sie klagten aber auch, daß nicht nur bei Nacht, ſondern beim lichten Tag, ſowohl in ihrem Schlafgemach als in den übrigen Zimmern ſich faſt täglich ein Gepolter erhebe. So hätte ſich auch ihnen öfters auf der Stiege ein Schatten in Geſtalt eines häßlichen ſchwarzen Mannes hingeſtellt, welcher ihnen bisweilen nachgegangen, wenn ſie aus der Küche nach der Stube gewollt, und dieſes hätte ſowohl die eine im Zurückſehen, als die andere, welche hinter ihr in der Küche ſtehen geblieben, in der Mittagsſtunde erblickt. Zudem ſey kürzlich in Gegenwart einer andern Perſon, bei hellem Tage, ein ſolches Raſſeln, Poltern und Werfen in der Stube entſtanden, daß jene fremde Perſon, die dieſer Sache noch ungewohnt, einen Angſtſchweiß vor der Stirne erhalten und verſichert habe, ſie kehre, ſo lange ſie dieſes Zimmer bewohnen, bei ihnen nicht mehr ein.

Man rieth ihnen hierauf zu anhaltendem Gebet, und nachdem ſie mit ernſtlichem Gebet und Geſang täglich angehalten, ließ die Plage ſammt der Erſcheinung doch etwas nach. Aber wenige Tage vor ihrem nach einem halben Jahre erfolgten Auszug, erhob ſich nicht allein das Poltern und Werfen wieder von Neuem, ſondern es erſchien auch die Schattengeſtalt wieder, gleichſam zum Abſchiede.

Nachdem ſie nun in eine andere Wohnung gekommen, blieben ſie von nun an all ſolchen Ungemachs und Beſchwerde frei, woraus abzunehmen iſt, daß ſie kein ſchweres Geblüt noch betrügeriſche Einbildung vorhin gedrückt hatte.

Der preußiſche Superintendent Lehmann auf dem Todtenbette.

Die Blätter von Prevorſt ſind ein offenes Archiv der Seelenkunde, in welches alle Freunde der Wahrheit ihre Erfahrungen (nämlich rein hiſtoriſche Thatſachen) niederlegen ſollten.

Zu den bisher gelieferten Thatſachen theile ich eine weitere mit, die mir von einer der Töchter des Verſtorbenen, der ehrwürdigen und braven Ehegattin des Herrn Tabaksfabrikanten M. aus W., als Zeugin davon, mitgetheilt worden.

Die Geſchichte iſt folgende:

Der zu Lennep, im Regierungsbezirk Düſſeldorf verſtorbene Königl. Preußiſche evangeliſche Superintendent Wilhelm Lehmann, war beinahe 60 Jahre alt, als ihn eine auszehrende Krankheit aufs Krankenbett warf, von welcher er nicht mehr aufkam.

Er war im wahren Sinne des Worts ein chriſtlicher Seelſorger. Fromm und rechtſchaffen wie ſein Leben war auch ſein fleißiges und reges Bemühen, ſeinen Heiland und Erlöſer in die Herzen der Menſchen zu prägen, weil wir durch Chriſtus allein unſer ewiges Heil nur erkennen und erlangen könnten, und wer an ſeine Perſon glaube, auch ſeine Lehre habe. —

Er war bereits etwa ein Jahr bettlägerig, abgezehrt und ſo ſchwach, daß er nur ſehr wenig und leiſe ſprechen konnte, ſich nicht mehr allein herumzulegen vermochte, ſondern hiezu fremder Hülfe bedurfte.

Zwei Söhne von ihm, nämlich Julius in ſeinem 11ten und Rudolph in ſeinem 8ten Jahre ſtarben etwa 6 bis 8 Jahre vorher.

Den letzten Tag ſeines Lebens, es war ein Sonntag, ſtanden um ſein Bett herum, ſeine — das Jahr darnach verſtorbene — Ehegattin, deren Schweſter, Fräulein Wilhelmine Overhof, ſein Sohn, ſeine drei Töchter, ſein würdiger braver College, Stadtpfarrer Weſterhof, und der treue redliche Hausarzt Doktor Stucke (oder Burgmann).

Auf einmal, ohne nämlich vorher etwas zu ſprechen, oder einen thätigen Antheil an der Unterhaltung zu nehmen, denn Niemand erwartete ſein Ende, ſagte der Kranke: „Da ſind ja meine beiden Söhne Julius und Rudolph. Sie ſind gekommen, mich abzuholen, es iſt aber noch etwas zu frühe, ich muß vorher noch einmal ſprechen.“ Jetzt beſchrieb er ihre herrlichen Geſtalten, ſagte, wie groß und ſchön ſie geworden ſeyen, und ſetzte ſich jetzt, zum Erſtaunen aller Anweſenden, im Bette auf, ſo daß ſeine Ehegattin ihm ſagte: „Was willſt du, lieber Mann, denn thun?“ worauf er erwiederte: Ich muß jetzt noch einmal predigen.

Nun hielt er eine herzergreifende auf Zeit und Ewigkeit ſich beziehende Rede, und beſonders auf den allein ſeligmachenden Glauben an unſern Heiland Jeſus Chriſtus, ſo wie ihn die Bibel lehre. Er ermahnte alle Anweſenden, ihrem Erlöſer treu zu bleiben, weil es auſſer ihm kein Heil gebe, und nur durch ihn — und durch den Glauben an ſeine Perſon, bei Gott Gnade und Eingang gefunden — und die Vergebung unſerer Sünden und die Seligkeit erlangt werden könne. Mit verklärtem Geſicht, mit Kraft, mit Begeiſterung habe er dieſe ſchöne Rede gehalten, dann habe er ſeine Familie und die Umſtehenden geſegnet, ſich zurückgelegt, und ſey verſchieden.

v. Wollſchläger.

Der feſtgebannte Bäckergeſelle in Stuttgart.

Stuttgarter Zeitungen melden, daß am 8. Dezember 1836, Vormittags, der Eingang in die Friedrichsſtraße von einer Menſchenmaſſe geſperrt geweſen, weil dort ein Bäckerburſche, Carl Fiſcher aus Grunbach, vor dem Hauſe ſeines Meiſters mit einem Korbe auf den Schultern ganz unbeweglich feſt geſtanden ſeye, mit der Erklärung, „daß er vor 11 Uhr nicht von der Stelle dürfe."

Ein Aufſatz im Beobachter ſagt:

„Der Geſelle iſt 17 Jahre alt, wird durchaus als ein ſtiller, beſcheidener und fleißiger Menſch geſchildert. Der moraliſche Zwang, an einer gewiſſen Stelle eine beſtimmte Zeit ſtehen zu bleiben, ſoll ihn ſchon einmal auf der waiblinger Höhe überraſcht haben. Auch andere Viſionen ſollen ſich ihm dargeſtellt haben, z. B. daß er in der Kirche viele Perſonen mit dem Rücken gegen die Kanzel ſitzen ſah. Er behauptet, zwei Geiſter neben ſich zu haben, einen guten und einen böſen. Die diesmalige Kataſtrophe ſah oder fühlte er voraus, indem er ſeinem Nebengeſellen bei der nächtlichen Arbeit ſagte: „Wenn nur der heutige Tag ſchon vorbei wäre." Als er nach 6½ Uhr von einem Gang mit dem Korbe zurückkehrte, überfiel ihn, nach ſeiner Angabe, noch unter dem Hauſe die bannende Gewalt, der er ſich, wie er meint, hätte entziehen können, wenn es ihm nur noch möglich geweſen wäre, die Stubenſchwelle zu erfaſſen.

So kehrte er denn auf den Platz vor dem Hauſe zurück, wo ſein Herr behauptet, einen ungeheuren, verworrenen Lärm, der von einer Menge Weſen herrühren mußte, gehört zu haben. Als er das Fenſter öffnete, ſah er den Geſellen, wie er ſich entſetzlich abmühte und abkämpfte, in gebückter Stellung mit dem Bäckenſchurze fechtend, der ein Geräuſch von ſich gegeben habe, als ob ein Meer brauſe; ſeinem Munde und ſeiner Naſe ſeyen Ziſchlaute entfahren, und zugleich habe eine andere Stimme als die ſeinige (nicht jedoch die eines anweſenden Menſchen) gerufen: „Carl ſey ſtandhaft!“ Der Bäckermeiſter Bayer verſicherte mich, daß er rein an nichts dergleichen je geglaubt habe, aber ihm ſeyen die Haare zu Berg geſtanden und er hätte ſich nicht mehr hinausgewagt, er glaube an etwas Auſſerordentliches in der Sache. Dem Nebengeſellen, welcher ihn hineinrief, erklärte Carl, daß er nun bis 11 Uhr ſtehen bleiben müſſe, und er nur bitte, ihn ruhig zu laſſen. Dieſelbe Bitte wiederholte er ſpäter an ſein Publikum, ohne übrigens den Grund anzugeben, warum er ſtehen müſſe. Die Polizei hielt neben ihm Wache, um die Menſchen, die ihn hin und her zu ſtoßen verſuchten, abzuhalten, da auch herbeigekommene Aerzte erklärt hatten, man müſſe ihn zur

Schonung ſeiner Nerven, bis er ſelbſt weggehen könne, ſtehen laſſen.

Kurz vor 11 Uhr zwängte ihn aber die Polizei in einen Fiaker hinein, von welchem er ſich, als die Stunde geſchlagen hatte, ruhig in's Hoſpital bringen ließ, wo er bald darauf vor Ermattung einſchlief, ſich über Maltretirung bitter beklagend.“

Iſt nun ſchon dieſe Geſchichte des feſtgebannten Bäckergeſellen zu Stuttgart Manchem unglaublich und anſtößig, was wird ein ſolcher zu nachſtehender Geſchichte eines von unſichtbarer Hand an den Boden feſtgenagelten Hofmeiſters ſagen, welche Pfarrer Rutzing zu Kleinau in der Altmark in einer Abhandlung berichtet, und die Geheimerrath Horſt im 2ten Bändchen ſeiner Deuteroſkopie alſo wörtlich anführt:

„Seltſame Wirkung der Gewalt eines unſichtbaren Weſens.“

„In meinen Studienjahren 1737 und 1738 habe ich zu Graiz im Voigtlande einen wackern Mann perſönlich kennen gelernt, welcher daſelbſt das Amt eines Schließers verwaltete und lahm war. Er war vorher Hofmeiſter einiger jungen Herren von Reuß geweſen, welche er denn auch zuweilen nach einem andern gräflichen Schloſſe, wo ich nicht war, nach Köſtritz, zu führen oder zu begleiten hatte. Bei dem dortigen Aufenthalte pflegten nun die jungen Herren Grafen in Geſellſchaft ihres Hofmeiſters zum öftern nach der Mahlzeit einen Spaziergang auf dem Schloßhofe anzuſtellen. Als ſich einſten bei einem ſolchen Spaziergang die Eleven von ihrem Hofmeiſter etwas entfernt hatten, wurde dieſer, wie von einer unſichtbaren Macht verleitet, und mit aller Gewalt immer weiter abſeits abgeführt, dergeſtalt, daß er ſeiner ſelbſt kaum noch ſo viel mächtig war, um mit angeſtrengteſter Gegenbewegung den Rückzug zu nehmen. Dieſes ihm ſehr bedenklichen und widrigen Zufalls künftig überhoben zu ſeyn, weigerte er ſich, dergleichen Spaziergang fernerhin mitzumachen. Es wurde ihm aber von der hochgräflichen Herrſchaft als eine Pflicht auferlegt, ſich dieſer Obliegenheit ſeiner Bedienung durchaus nicht zu entziehen, weil man begierig war, durch dieſe Probe zu erfahren, ob ſich der Fall etwa öfters ereignen würde. Der Verſuch wurde demnach angeſtellt, und — der Erfolg war der vorige. Der Hofmeiſter wurde allein gelaſſen, aber beobachtet, und mußte aus ſeiner Verwirrung zurückgeholt werden. Nun hütete er ſich vor dergleichen Spaziergängen deſto ſorgfältiger, blieb auch ſonſt nicht gern in der Einſamkeit, ſondern ſuchte ſo viel wie möglich immer in Geſellſchaft mit einem oder dem andern Menſchen zu ſeyn. Eines Tages aber, als er ganz allein über einen Saal des Schloſſes geht, wird er von einer unſichtbaren Gewalt plötzlich zum Stillſtehen gezwungen. Es wird ihm darauf von einer gleichfalls unſichtbaren und unbemerkbaren Hand ein hölzerner Nagel durch den einen Fuß geſchlagen, und zwar mit ſolchem Nachdruck, daß er dadurch an den Fußboden feſt angeheftet wird, und ſo lange unbeweglich da ſtehen bleiben muß, bis ihm auf ſein Rufen und Schreien Hülfe wiederfahren und er mit vieler Mühe erlöst werden kann. Hier war denn doch nun wohl keine Wirkung der Einbildungskraft im Spiel, die ſonſt eine ergiebige Quelle betrüglicher Empfindung zu ſeyn pflegt. Der arme Hofmeiſter hat eine wirkliche, und zwar ſehr ſchmerzhafte Erfahrung, ob er gleich die wirkende Urſache davon nicht ſah und nicht entdecken konnte. Er iſt ſeit der Zeit immer lahm geblieben und hat ohne Zweifel bis zu ſeinem Tode hinken müſſen. Uebrigens iſt er, nach dem Zeugniſſe aller Leute, welche ich dort geſprochen habe, und wovon gewiß viele noch leben werden, jederzeit für einen vernünftigen; geſchickten, frommen und rechtſchaffenen Mann bekannt und um ſeiner Treue und gemeinnützigen Verdienſte willen der gräflich Reußiſchen Herrſchaft beſonders lieb geweſen."

Hiſtoria wie ein Engel ein Kind behütet habe.

Aus Dr. Martin Luthers Tiſchreden, fol. 197.

Doktor Caſpar Creutziger hat dieſe Hiſtoria von Doktore Martino Luthern ſelbſt gehöret, daß nicht weit von Zwickau im Voigtlande in einem Dorf ſich habe zugetragen, daß ein Kind, welches nerlich (kaum) hat gehen und reden können, im Winter nicht weit vom Dorfe in einem Holze ſich verloren hätte, und ſich verſpätet, daß es des Nachts hat müſſen im Holze bleiben; mittler Zeit war ein großer Schnee gefallen, alſo, daß das Kindlein hat müſſen unter dem Schnee bleiben, bis auf den dritten Tag Es war aber alle Tage ein Mann zu ihm gekommen, der ihm hat Eſſen gebracht, und iſt wieder davongegangen. Am dritten Tag hat ihm der Mann wieder Eſſen gebracht, und das Kind von der Stätte geführt auf den Weg, daß es wieder heim gekommen. Solches hat das Kind hernach, da es war wieder heim gekommen, ſeinen Eltern geſagt, wie es ihm ergangen ſey. Und hat Doktor Luther geſagt, daß dieſer Mann, ſo auf das Kind gewartet hätte, wäre ein Engel geweſen.

— v —

An dieſe Geſchichte reiht ſich folgende in mehreren Zeitungen erwähnte Geſchichte der neueſten Zeit an:

Wiesbaden, den 25. Mai 1838. Hier hat ſich eine intereſſante Begebenheit zugetragen, die den ſchönen Glauben erweckt und bewährt, daß kleine Kinder unter dem beſondern Schutz einer höhern Macht ſtehen. —

Geſtern, als am Himmelfahrtstage, wo Alles Landparthien machte, um das ſchöne Frühlingswetter zu genießen, verlief ſich an der eine Stunde von hier entfernten, am Fuße des Taunusgebirges gelegenen Faſanerie, einem herzoglichen Jagdhauſe, das dreijährige Kind eines hieſigen Bürgers, des Poſamentiers R . . . . , welches ſeine Eltern dahin mitgenommen hatten, aus der Geſellſchaft, während der Zeit, als dieſe in den nahen Wald gingen, um gekauftes Holz zu beſehen. — Man ſtellte ſogleich Nachſuchungen an, und ſetzte dieſe die ganze Nacht hindurch fort, indem man ſogar Hunde dazu verwandte, ohne jedoch das Kind zu finden; heute Morgen begab ſich von Neuem eine Menge Menſchen (unter dieſen einige Abtheilungen Soldaten) an Ort und Stelle, ohne jedoch glücklicher zu ſeyn, und nachdem gegen Mittag die Sache bei der Polizei zur Anzeige gekommen war, ordnete dieſe weitere Nachforſchungen unter der Leitung einiger ihrer Beamten an; ohngeachtet ſolche mit aller Umſicht und Sorgfalt betrieben wurden, ſo nahte ſchon der Abend heran, ohne daß man etwas gefunden hatte, als es einem der Gegend kundigen Manne einfiel, auf einen höher im Walde gelegenen Platz zu gehen und dort zu ſuchen. — Hier war er ſo glücklich, das Verlorene zu entdecken, und, man denke ſein Erſtaunen, in Geſellſchaft eines großen Hirſches, der daſſelbe im Kreiſe umging und gleichſam ſein Wächter zu ſeyn ſchien; denn er entfernte ſich nicht bei dem Nahen des Mannes und vertrat dieſem den Weg, ſo daß derſelbe Mühe hatte, zu dem Kinde zu gelangen. — Endlich bei ihm angekommen, fand er es bei einer Quelle im Graſe ſitzend, und beſchäftigt, Blumen, die umher wuchſen, abzupflücken, ganz ſorglos und heiter; auf ſeine Frage, ob ihm nichts fehle, antwortete daſſelbe es habe Wein getrunken, aber kein Frühſtück bekommen. — Man vermuthet, daß das Kind, ein Knabe, die Zeit über viel geſchlafen, vielleicht vor ſeiner Entfernung Wein getrunken habe, der ihm zu Kopf geſtiegen war. — So wurde dieſes dreijährige Geſchöpf, nachdem es 24 Stunden im Walde, einſam und ohne Nahrung, zugebracht hatte, ſeinen erfreuten Eltern geſund zurückgegeben.

Sympathie der Aeltern mit den Kindern und umgekehrt.

Die Kinder ſtehen, zumal wenn ſie noch klein ſind, in fortwährendem Rapporte zu ihren Aeltern. Wenn auch körperlich von ihnen getrennt, ſo ſind ſie doch unbemerkt durch ein geiſtiges Band noch mit ihnen verbunden. Bei aller Natürlichkeit dieſes Verhältniſſes tragen doch die Vorfälle, welche dieſes beſtätigen, etwas Merkwürdiges an ſich. Es gehören hierher auch die Wirkungen, welche durch die Störung dieſes geiſtigen Bandes bei dem Tode der Aeltern auf unmündige Kinder hervorgebracht werden, ohne daß man dieſe davon benachrichtigt hätte.

Beiſpiele ſind:

1.

Einer meiner ärztlichen Freunde, der dem Lebensmagnetismus nicht beſonders zugewandt iſt, erzählte mir eines Abends, in der Nacht habe ein unter Behandlung ſtehendes, krankes Kind plötzlich die heftigſten Anfälle bekommen, um dieſelbe Zeit, wo, wie ſich nachher herausſtellte, ſeine Mutter in einem andern, ungefähr acht Stunden von ihm entfernten Orte geſtorben ſey. — Das Kind eines ausgezeichneten Seelſorgers, welches ſchwächlicher Natur war, wußte den Tod ſeinen Vaters, ehe man ihm denſelben beizubringen verſuchte. — Der Knabe eines mir befreundeten Künſtlers gab die Einwirkung des an einem entfernten Orte erfolgten Todes ſeiner Mutter dadurch zu erkennen, daß er plötzlich in heftiges Weinen ohne irgend eine bekannte Urſache, zur Stunde ihres ihm noch nicht bekannten Todes ausbrechen mußte. — Ein ſolches geiſtiges Band, bedingt aber nicht bloß die Geburt, bisweilen wird es als Freundſchaft erſt ſpäter geknüpft und kann alsdann ähnliche Erſcheinungen darbieten.

Hierher gehören auch folgende, durchaus beglaubigte Fälle.

2.

Der Sohn von Hrn. Kaufmann **Schulz** in Stuttgart verunglückte (Ende Mai's 1838) zwei Stunden von Stuttgart in der Nähe der Solitude dadurch, daß das Pferd an ſeinem Cabriolet läufig wurde, weil die Deichſel zerbrach. Er ſprang heraus und wollte das Pferd halten, als ihm die Deichſel in den Leib ging und er nach wenigen Minuten todt war. Seine Mutter war in derſelben Zeit ganz geſund in einer Viſitte, als ſie plötzlich eine Ohnmacht anwandelte, ſo daß man ihr beiſpringen mußte. Es war durchaus keine Urſache zu ermitteln. Dagegen ergab ſich bald darauf, daß ihr Anfall ſich zu gleicher Zeit, in der ihrem Sohne die Deichſel in den Leib ging, eingeſtellt hatte.

3.

Das specimen psychologico-medicum de somnii von Eberhard Fabius, Amſterdam 1836, theilt folgende Thatſache mit:

Ein merkwürdiges Beiſpiel eines ſympathetiſchen Traums iſt folgendes: Eine Frau im Haag pflegte täglich aufzuſchreiben, was ihr und den Ihrigen begegnete, um es ſpäter ihrer in Weſtindien lebenden Tochter mitzutheilen. Die Tochter aber machte es ebenſo und benützte jede Gelegenheit, ihren Verwandten zu ſchreiben, was ihr und ihrem Manne widerfuhr. Beide zeichneten einen Traum auf, in dem ſich ihnen ein Schiff darſtellte, dem die Tochter vieles von ihrem Eigenthume mitgegeben hatte, als ſie wieder von Weſtindien nach Hauſe reiſte. Mutter und Tochter, viele Meilen weit von einander entfernt, träumten in ein und derſelben Nacht, daß das Schiff geſcheitert und mit der ganzen Mannſchaft untergegangen ſey. Die Mutter ſchrieb dieſen Traum der Tochter, aber ehe noch der Brief in Indien ankam, erhielten die Eltern denſelben Traumbericht von der Tochter. Beide Träume ſtimmten wörtlich überein.

4.

Dem Hrn. Profeſſor Gwinner zu Hohenheim ſtarb im Mai 1838 ſeine Gattin. Er war einige Tage von Hauſe abweſend. Als er ſeine Familie verlaſſen hatte, war ſeine Gattin ganz geſund, hatte aber ein ſehr krankes Kind in der Pflege. Ganz unerwartet und plötzlich ſtarb die Frau. Um ihm nicht zu ſehr mit der Nachricht zu erſchrecken, wurde ihm ein Bote zugeſchickt, der ihm nur mündlich ausrichtete, er ſolle ſchnell nach Hauſe kommen, weil ſein Kind noch kränker geworden ſeye. Auf dem Wege nach Hauſe tröſtete ſich Hr. G. mit einem Traume, den er die Nacht vorher gehabt, und wo es ihm träumte, er ſtehe an einem großen offenen Grabe, was den Tod ſeines Kindes nicht bedeuten könne, da das Grab ja das eines großen Menſchen geweſen ſey. Nun aber fand er die Gattin todt und den Traum wahr.

Die beiden Päſſe,

oder die Frage: leitet das Schickſal des Menſchen ein blindes Ungefähr?

(Mitgetheilt von Hrn. Werkmeiſter Hildt zu Weinsberg.)

Ich machte 1806 eine Reiſe von Hamburg über Oſtfriesland an den Rhein und von da aufwärts in die Schweiz. Nach einigem Aufenthalt daſelbſt nahm ich mir vor, den nächſtkommenden Winter wieder in Hamburg zuzubringen (es gibt für Leute, die Geſchick mit Fleiß verbinden, nur ein Hamburg). Da nun damals in Würtemberg alle geſunden Leute in meinem Alter (ich war 21 Jahre alt) zum Militär gezogen wurden, wozu ich keine Luſt hatte, ſo befand ich mich als ein der Conſcription Entwichener daſelbſt. Um nun meine Reiſe durch das ſüdliche Deutſchland möglichſt ſicher fortſetzen, und auch noch einmal die Berge und Thäler, wo ich meine Jugendjahre zugebracht, ſehen, und von ihnen, ſo wie von den lieben Meinigen auf ewig Abſchied nehmen zu können (denn nur dieſe Ausſicht bot ſich, bei der damaligen Strenge der Geſetze, einem der Conſcription Entwichenen dar), kam ich auf den ſtrafbaren Entſchluß, mir in der Schweiz einen falſchen Paß anzuſchaffen, und über mein Vaterland wieder in die nördlichen Gegenden zu reiſen.

Ich erreichte durch meine daſige Bekanntſchaft meinen Zweck leicht, ſomit hatte ich zwei Päſſe, in welchen jedoch nur der Geburtsort, nicht aber der Name, verändert war. Nach dem erſten Paß war ich aus Würtemberg und nach dem zweiten aus Hamburg gebürtig. Ich glaubte als Geburtsort, in meiner damaligen Lage, keinen beſſern wählen zu können, weil ich daſelbſt einen Vaters Bruder gleichen Namens hatte, bei dem ich früher lange war. Ich reiſte nun als Hamburger glücklich durch mein Vaterland und mußte ihm nach der Durchwanderung mit wehmüthigem Blicke Lebewohl ſagen.

Auf meiner weitern Reiſe übernachtete ich auch in Neuſtadt an der Aiſch im Baieriſchen. Der daſige Gaſtwirth forderte unter andern Reiſenden auch mir meinen Reiſepaß ab, und behielt ihn bei der Hand, mit dem Verſprechen, mir ihn Morgens früh wieder einhändigen zu wollen, ein Umſtand, der mir nie vorkam.

Den andern Morgen ſetzte ich meine Reiſe fort, ohne daran zu denken, daß der Wirth meinen Paß noch in Händen habe. Selbigen Abend kam ich vor dem Thor in Erlangen an, die Wache verlangte von mir die Vorzeigung eines Paſſes, jetzt erſt fiel mir ein, daß ich meinen Paß in Neuſtadt an der Aiſch gelaſſen hatte; um nun nicht als verdächtig zurück transportirt zu werden, mußte ich meinen erſten, echten Paß hervorſuchen, welcher mir einige Unannehmlichkeiten verurſachte, weil derſelbe von der Schweiz bis hierher nicht viſirt war. Kaum in Erlangen angelangt, traf ich daſelbſt auch ſchon (es war im Oktober) Militär von dem Vortrab der franzöſiſchen Armee. Ich wollte von hier aus ſo ſchnell als möglich über Bayreuth nach Hof, Chemnitz, Friedberg und Dresden reiſen. In Bayreuth war ſchon ein großer Theil der franzöſiſchen Armee ſichtbar, allein die Truppen, die früher ihre Märſche ſtärker forcirten als ich, ſchienen daſelbſt Halt zu machen, ich hingegen ſetzte meine Reiſe mit größter Kraftanſtrengung fort, weil hier leicht einzuſehen war, daß in Bälde der Ausbruch von zwei feindlich einander gegenüber ſtehenden Armeen erfolgen werde. Ich hatte bis Mittag um 1 Uhr die franzöſiſchen Truppen hinter mir, und traf ſelbigen Abend um 3 Uhr die erſten preußiſchen Vorpoſten an. Man fragte mich, wo ich herkomme. Als ſie hörten, daß ich ſo eben von den franzöſiſchen Vorpoſten herkomme, wurde ich ſogleich nach Hof, wo ſich ein preußiſches Lager befand, abgeführt und daſelbſt als ein franzöſiſcher Spion behandelt. Meine Schreibtafel und übrigen ſchriftlichen Sachen wurde mir ſchon von den Vorpoſten genommen, im Hauptquartier mußte ich mich nun gänzlich ausziehen, meine Kleider und ſelbſt die Stiefel, wurden, beſonders in den Sohlen genau unterſucht, ob ſich nichts Verdächtiges darin befinde. Ich war bei dieſer Sache immer noch ziemlich guten Muthes, indem ich mich auf meine Unſchuld verließ, und dachte, die Sache wird ſich bei der Unterſuchung bald aufklären. Auf der Hauptwache wurde ich nach einem kurzen Verhör, welches in der Wachtſtube vorgenommen wurde, in ein auf der Hauptwache befindliches Gefängniß gebracht, in dem ich ſchon zwei Geſellſchafter traf, die den Tag vorher eingefangen wurden und zwar einen Juden aus der Umgegend und einen Schneider aus Bamberg, welche beide wirkliche Spionen waren, und ihre Thaten geſtanden hatten.

Dieſes alles machte mir noch wenig Sorgen, ich verließ mich ſtets auf meine Unſchuld, und ſuchte dieſelbe möglichſt, auch bei meinen ſchlechten Geſellſchaftern geltend zu machen. Dieſe bedauerten mich ſehr, ſagten mir aber zugleich, alle dieſe Ausreden helfen nichts (ſie hielten mich wirklich auch für einen Spionen), indem man hier ſo lange geſchlagen werde, bis man geſtehe. Nun ſah ich erſt, in welches Labyrinth mich das Schickſal hineingeführt hatte. Auf dieſe Nachricht hin blieb mir nichts anders übrig, als mich zum Tode vorzubereiten, weil ich mir feſt vornahm, mich lieber todtſchießen, als todtſchlagen zu laſſen. Da mir nur die zwei Wahlen blieben, durch welche ich aus der Welt geſchafft werden wollte, ſo nahm ich mir vor, bei den erſten Schlägen die von meinen Peinigern gewünſchte Antwort zu geben.

Ich wurde von Abends 5 Uhr bis zum andern Morgen wenigſtens fünf- bis ſechsmal ins Verhör vor ein Kriegsgericht geführt (mein Führer war der Profoß und meine Begleiter 2 Soldaten mit gezogenem Säbel, wovon der eine mir die bloße Säbelſpitze auf die Bruſt, der andere auf den Rücken, hielt). Alle möglich verfänglichen Fragen wurden mir im Verhör vorgelegt, um ein Geſtändniß von mir herauszubringen.

Da nun auf alle an mich gemachten Fragen noch kein genügendes Reſultat herbeigeführt werden konnte, ſo wurde während meiner Anweſenheit in der Wachtſtube, die das Verhörzimmer bildete, unter den Offizieren, über mich geſprochen, wobei ſehr kluge, mitunter auch mehr oder weniger tyranniſche, aber auch menſchenfreundliche Vorſchläge gemacht wurden. Ich hörte z. B. Einen ſagen, es wäre doch möglich, daß ſich bei meinem Uebergang die Franzoſen noch nicht gehörig poſtirt hätten, und ich ſomit auf eine unſchuldige Weiſe, und die Gefahr ſelbſt nicht kennend, herüber gekommen ſey (hier muß ich bemerken, daß, da die franzöſiſchen und preußiſchen Truppen nur 3 Stunden von einander entfernt waren, die Kommunikation zwiſchen denſelben, wie gewöhnlich, gänzlich abgeſchnitten war, und von den Preußen durfte kein Reiſender mehr zu den Franzoſen übergeben, was ich natürlich nicht wußte, indem mich die Franzoſen ungehindert zu den Preußen übergeben ließen). Wieder Andere ſagten, entweder ſey ich unſchuldig oder ein ausgelernter Spion und großer Betrüger, ein Anderer ſagte, der Sache werde man bald auf die Spur kommen, man ſolle bei mir nur einmal einen Verſuch mit 25 Stockſtreichen machen, auf dieſe Weiſe habe ſich das Reſultat der letzt eingefangenen Spionen bald ergeben.

Ich wurde nun wieder in mein Gefängniß geführt, und konnte alſo über die nöthigen Beweiſe meiner Unſchuld nachdenken. Hier fiel mir auch eine derartige Geſchichte ein, welche mir früher ein Freund, Namens Böſchel aus Pirna, erzählte, ſie iſt folgende: In dem ſiebenjährigen Kriege wurde Dresden belagert, die Belagerten kommunizirten mit Pirna, die Belagerer fingen einen derartigen Brief auf, welchen ein unſchuldiges Mädchen von 15 Jahren für einige

Gretchen nach Dresden bringen ſollte, und die Belagerer ließen das Mädchen ſogleich aufhängen.

Dieſe unangenehme Erinnerung und die ſogenannte Huſarenjuſtiz, welche beſonders bei einem Spionenverhör ausgeübt wird, der Mangel an genügenden Beweiſen meiner Unſchuld und der Gedanke, wie ſchnell und gewiß man mir das falſche Geſtändniß durch Mißhandlung abgedrungen haben werde, verkündeten mir den Tod als gewiß, und ich tröſtete mich nur noch mit dem Gedanken, daß der Tod des Erſchießens bei einer ſolchen Exekution gewöhnlich ſehr ſchnell herbeigeführt werde und daß ſchon viele Menſchen den Tod unſchuldig erlitten.

Vor meinem und meiner unglücklichen Geſellſchafter Gefängniß, welches, wie geſagt, innerhalb der Hauptwache ſich befand, und auf den drei äußern Seiten mit ſtarken Mauern, auf der innern Seite aber mit eiſernem Gitterwerk verſehen war, vor welchem die wachthabenden Soldaten hin- und hergingen, drängten ſich auf einmal mehrere Soldaten an das Gitter, und ſagten einander vor unſern Augen: von dieſen Dreien wird heute Abend oder morgen frühe Einer todt geſchoſſen. Die Leute wurden jedoch bald zurückgewieſen und es kam uns nichts dergleichen mehr vor. Mich konnte nun dieſes Loos noch nicht treffen, da ich noch nicht als ſchuldig überwieſen war, es machte aber auf mich einen ſehr unangenehmen Eindruck.

Ich mußte mich nun in mein Schickſal fügen, ich fühlte aber nichts weniger, als peinliche Todesangſt; das Unangenehmſte war mir, daß ich als einer der verworfenſten Menſchen aus der Welt geſtoßen werden ſollte.

Nun kam der Augenblick, wo ich wieder in das Verhör geführt wurde. Als ich in das Verhörzimmer eintrat, erblickte ich eine Schranne daſelbſt, die früher nicht da war. Hier fand ich, was ich vorher leicht ahnden konnte, erſchrack jedoch nicht beſonders, ich verſpürte bloß auf einmal ein Brennen unter der Zunge, (es war aber durchaus nicht ſchmerzhaft,) was ſich mir dergeſtalt eingeprägt hat, daß ich mich heute noch genau an daſſelbe erinnern kann.

Ich wurde noch einmal über die mein Loos betreffenden Gegenſtände befragt, allein da dieſe Fragen eben ſo wenig ein befriedigendes Reſultat für das Kriegsgericht lieferten, als die frühern, ſo wurde der Beſchluß gefaßt, bei mir ſogleich den Verſuch des Geſtändniſſes durch den Profoſen auf der für mich hieher gebrachten Schranne zu machen. Bei dieſem Beſchluſſe fuhr auf einmal ein ganz anderer Geiſt in mich, alle Aengſtlichkeit war von mir gewichen, ich ſah meinen Richtern mit kühnem Muthe ins Geſicht und bat noch um einen Augenblick ſprechen zu dürfen. Man fragte mich etwas barſch: was ich wolle, ich ſprach mit Nachdruck folgende Worte: Meine Herren! ich bin ein reiſender Handwerksburſche, an Stockſtreiche nicht gewohnt, und ich bin deßwegen entſchloſſen, ſchon bei dem erſten Streiche ein falſches Schuldig auszurufen, weil ich unter dieſen Umſtänden vorausſehe, daß ich kein Mitleid finde, und ſomit auf die ſchmerzhafteſte Weiſe umkommen müßte; haben Sie bis jezt entweder in meinen Papieren oder Reden die geringſte Spur gefunden, welche Ihren Verdacht rechtfertigen kann, ſo bitte ich, daß Sie mich ſogleich todt ſchießen laſſen; haben Sie nichts gefunden und wollen bloß ein Geſtändniß durch Stockſtreiche erzwingen, dann erreichen Sie Ihren Zweck, allein Sie haben meinen ehrlichen Namen geſchunden und unſchuldig Blut vergoſſen, und dieſes zu thun, kann beſonders in der gegenwärtigen Gefahr, worin Sie ſelbſt ſchweben, unmöglich Ihr Wille ſeyn (man war nämlich keinen Augenblick ſicher, wann die Hauptſchlacht beginne). Die Herren Offiziere ſahen mich hierauf ſehr ernſthaft an, und ich mußte ſogleich wieder in mein Gefängniß zurückgeführt werden. Nach Verfluß von 1½ Stunden wurde ich wieder, jedoch nur durch den Profos, vorgeführt. Man fragte mich noch einmal, wohin ich reiſen wolle, ich ſagte wie früher, den nächſten Weg nach Dresden. Ich erhielt ſodann auf meinem Paß die Reiſeroute vorgezeichnet und alle mir abgenommenen Gegenſtände mit der Bemerkung zurück, mich künftig nicht wieder zwiſchen zwei einander feindlich gegenüberſtehenden Heeren eindringen zu wollen. Ich bekam ſodann einen Soldaten zur Begleitung, welcher mich 1½ Stunden hinter das preußiſche Lager bringen mußte, von da an war ich frei.

In einigen Tagen nach meiner Befreiung, am 11. Oktober 1806, wurde bekanntlich die Schlacht bei Jena geſchlagen, worin beſonders die Preußen großen Verluſt erlitten.

Hier iſt nun die Frage zu löſen: Leitet die menſchlichen Schickſale nur ein blindes Ungefähr? Bei mir hat ſich dieſelbe vollkommen gelöſt. Bekanntlich wurde mir, wie vorhin geſagt, in Neuſtadt an der Aiſch mein zweiter Paß abgenommen, ich habe denſelben damals zu meinem größten Leidweſen vergeſſen. Wäre dieſes nicht geſchehen, und man hätte dann bei meiner Arretirung zweierlei Päſſe bei mir gefunden, ſo hätte mich kein Sterblicher von dem ſchmählichen Tode eines ſchändlichen Verräthers retten können.

Der Zweifler, der gewiß bedaurungswürdig iſt, wird ſagen, es iſt Zufall, daß man dir deinen Reiſepaß abgenommen hat. Allein es iſt mir in meinem Leben noch kein Paß von einem Wirthe abgenommen worden. Wie wenig ein ſolcher Fall vorkommen dürfte, werden Reiſende am beſten zu beurtheilen wiſſen, und wenn je einmal ein ähnlicher Fall vorgekommen ſeyn würde, hat dann der Reiſende auch bei der nächſten Abreiſe ſeinen Paß dem Wirthe wieder abzufordern vergeſſen, oder der Wirth vergeſſen, ihn zurückzugeben?

Ich würde nun bei den triftigen Beweiſen die ich habe, ſelbſt von Zweiflern, die undankbarſte Seele genannt werden können, würde ich noch glauben, die menſchlichen Schickſale leite bloß ein blindes Ungefähr. Ich ſtimme deßwegen in vollem Glauben mit folgendem Vers überein:

„Ewig trägt in ſeinen Vaterhänden
Gott das All der Welt;
Iſt ein Stäubchen, das ohn' ihn zerfällt?
Wähnet ihr, daß Weſen je verſchwinden?
Alles! Alles! wird ſich wieder finden,
Und wir werden ſeyn."

Der Traum Friedrichs II., König von Preußen.

(S. 10. Samml., S. 171.)

In dem frankfurter Converſationsblatt vom 5. Februar 1838., Nro. 36, ſchreibt ein berliner Correſpondent unterm 28. Januar, wie folgt:

„Dr. Juſtinus Kerner hat mir in der zehnten Sammlung ſeiner Prevorſter Blätter die Ehre angethan, eine meiner Correſpondenzen vom Jahr 1836, wo ich einen unbekannten prophetiſchen Traum Friedrichs II. erwähne, mit einem Commentar zu verſehen. Da der Commentator Zweifel über meine Quelle äußert, ſo wähle ich denſelben Weg einer Correſpondenz, denſelben zu benachrichtigen, daß jene Anekdote aus einem Werke entnommen iſt, deſſen erſter Band kürzlich vollſtändig erſchien, Rödenbecks hiſtoriſches Archiv über Friedrich den Großen. Mehrere Blätter (z. B. auch Pölitz in ſeinen Jahrbüchern) haben ſich über dieſe neue Sammlung von Denkwürdigkeiten ſo vortheilhaft ausgeſprochen, daß man ihnen dreiſt einen Platz neben den Büchern von Profeſſor Preuß anweiſen darf. Nebenher werde auch hier erwähnt, daß Kerner einen Correſpondenten in Preußen hat, der früher ſehr Geiſterhaftes berichtete, ſich jedoch dießmal nur mit prophetiſchen Träumen begnügt; dieſer Correſpondent iſt der Arzt Dr. Steinbeck in Brandenburg, deſſen nur angedeuteter Name ſich leicht errathen läßt, wenn man das Werk „der Dichter ein Seher“ von demſelben Verfaſſer kennt. Auch hier in Berlin fallen wohl bisweilen Dinge vor, welche in Kerners Departement gehören, wenn ſich nur Jemand fände, der ſich genau um die Umſtände bekümmerte, und dabei Vorſicht genug beſäße, ſich nicht durch muthwillige Leute täuſchen zu laſſen. Ich ſpreche nicht in Bezug auf die neuerdings wieder erſchienen ſeyn ſollende weiße Frau, auch nicht von dem fabelhaften Geiſte des hohen Verwandten vom königlichen Hauſe, ſondern von einer ſchlichten Familiengeſchichte. „Die junge Frau eines ebenfalls jungen Mannes ſtirbt mit Hinterlaſſung eines Kindes, das ſie um ſo ſtärker liebt, weil ihr Mann in der letzten Zeit ihres Lebens mancherlei Ausſchweifungen ſich hingegeben und um ſie und ihr Kind ſich gar nicht gekümmert hat. Die Angſt um ihr Kind treibt die Mutter in das Haus zurück; ſie erſcheint der Wärterin, der ſie einen Auftrag an ihren Mann mit einer drohenden Clauſel mittheilt. Der Mann entſetzt ſich ſehr bei dieſen Nachrichten, geht in ſich, wie man ſagt, und wird dem Kinde ein zärtlicher Vater; doch nur für einige Zeit, dann reißt ihn das wüſte Leben von früherhin in ſeinen Strudel zurück. Da ſoll ſich nun die Mutter des Kindes vor einiger Zeit abermals gezeigt haben; allein weiter verlautet auch von der ganzen Geſchichte nichts, und ein konſequenter Schluß fehlt ganz.“

Der letzte könnte wohl noch mit der Zeit kommen. Der Correſpondent verdient unſern Dank für letztere Mittheilung, wie für obigen Nachweis. Aus dem von ihm ſogenannten Commentar wird er erſehen haben, daß Dr. Kerner und ſeine Mitarbeiter Kritik üben, und alle Täuſchung in dieſem dunkeln Reiche zu verhüten beſtiſſen ſind.

— b —

Erinnerung über das Wort „Geiſt."

Der Verfaſſer der Inſchrift über Erſcheinungen, S. 180 der 9. Sammlung, redet von einem „dritten Princip" im Menſchen, außer Leib und Seele, „welches man Spiritus, πνευμα, Geiſt, nennen kann, und welches einſt in der Geiſterwelt eben ſo vorzugsweiſe das Organ der Seele oder der geiſtige Leib nach dem Apoſtel Paulus, ſo wie der mehr körperliche Leib das Organ der Seele und des Geiſtes in dieſer Welt iſt." Hier ſcheinen zweierlei Verwechſelungen obzuwalten. Erſtlich der wirkliche Geiſt, das Pneuma im höhern Sinne der heiligen Schrift, iſt nicht das Organ der Seele und kann es nie werſen, ‚ſondern ſie iſt vielmehr das ſeinige', wie der Leib das Organ der Seele iſt. Was der Verfaſſer meint, iſt der von der Seherin aus Prevorſt ſo genannte Nervengeiſt, die ätheriſche Seelenhülle; das dritte Princip, der Gottesfunke im Menſchen, iſt nicht der Seele Gewand, ſondern Bewohner. Die Verwechſelung rührt vielleicht daher, daß, was wir jetzt Seele (Pſyche) nennen, ehedem Geiſt hieß und umgekehrt, noch bei Paracelſus. Wir reden zwar auch jetzt noch von einem „erſcheinenden Geiſt" im allgemeinen Sinne des Worts, d. i. von einem ſichtbaren geiſtigen Weſen, was aber eigentlich die Seele iſt, die mittelſt ihrer Nervenhülle erſcheint.

Zweitens iſt dieſer Nervengeiſt nur das interimiſtiſche Organ der Seele, nicht der Auferſtehungsleib, der ſich ſpäter erſt mit ihm wieder vereinigt. Ganz genau genommen iſt unſer jetziges Weſen fünffach, und zwar von oben herab: Geiſt — Seele — Nervengeiſt — innerer Leib — äußerer, vergänglicher, elementariſcher Leib. Der letzte verändert ſich täglich, der aufwärts folgende iſt das Band, das den elementariſchen zuſammenhält, ſein unverweslicher Stamm, welcher künftig auferweckt wird (chemiſch zu reden ſein fixes Salz); was ferner folgt, der Nervengeiſt oder das Nervenbild, verbindet die Seele mit ihm, und durch ihn mit dem groben Körper, und die Seele verbindet den denkenden Geiſt mit den ihr nachfolgenden, unter ihr liegenden Subſtanzen: Nervenbild, innerer Leib, äußerer Leib. Der pneumatiſche Leib des Apoſtels Paulus iſt eigentlich der innere Leib, der der Auferſtehung. Das Nervenbild iſt aber kaum eine beſondere Subſtanz zu nennen; denn es iſt von der Seele unzertrennlich, wie das Licht von der Flamme, oder doch wie die Haut vom Fleiſch, und heißt daher gemeinſchaftlich mit ihr das Idol (εἴδωλον), iſt aber veränderlich, der Umgeſtaltung, der Reinigung und Klärung fähig. Der Lebensgeiſt oder das Leben (spiritus vitalis), die Lebenskraft (vis vegeta) wohnt in allen jenen Theilen, im Menſchen von ſeinem Geiſt aus, in den Thieren und Pflanzen vom allgemeinen Naturleben aus, das ihre durch eben daſſelbe entwickelte Anima magnetiſch an ſich zieht. Eben ſo zieht bei der Auferſtehung die mit dem Geiſt ſchon zuvor vereinigte Seele durch ihr gereinigtes Nervenbild den Auferſtehungsleib an ſich, der durch das neue Schöpferwort erweckt und bei den Seligen von dem Leibe des zuerſt Auferſtandenen, des verklärten Gottes- und Menſchenſohnes, genährt und ihm verähnlicht wird.

— y —

Sprachbemerkung über die Wörter Dämon, Dämonion, dämoniſch.

Dämon heißt bei den Griechen überhaupt ein höheres, geiſtiges Weſen und enthält den Begriff des Wiſſens, der Weisheit (δαιμον-δαημον). Daher bezeichnet es manchmal einen Gott oder eine Göttin, ſelbſt den höchſten, unbekannten Gott, wie denn Plato den Schöpfer und Regierer der Welt den „größten Dämon“ nennt. Zuweilen werden Götter und Dämonen von einander unterſchieden, und jene über dieſe als höhere Weſen, die Dämonen zwiſchen ſie und die Menſchen in die Mitte geſtellt. Auch das Wort **Dämonion** kommt von dem höchſten Weſen, wie **Theion** (das Göttliche, das Gottweſen, die

Gottheit), vor; doch iſt dieſer unbeſtimmte Sinn ſelten, und im Neuen Teſtamente bedeutet ſowohl Dämon als Dämonion insgemein einen böſen, wenigſtens einen zweideutigen und untergeordneten Geiſt. Dämoniſch aber iſt in allgemeinem Sinn, was etwas Göttliches oder Uebernatürliches an ſich hat, daher entweder erhaben und inſpirirt, bewundernswürdig, oder auch vom Schickſal geſchlagen, unglücklich (denn unter Dämon wird auch das Glück oder Unglück als eine unbekannte Potenz verſtanden, beſonders in den Zuſammenſetzungen des Worts), endlich von einem böſen Geiſt getrieben, beſeſſen. Unter den Dämonen findet man bei den Griechen die edeln Abgeſchiedenen, die alten Heroen gerechnet, und Heſiod nennt ſie Güter der Sterblichen, zählt ſie alſo zu den Schutzgeiſtern. Eine Stelle in Plato's Gaſtmahl iſt für den Wortgebrauch vorzüglich merkwürdig. Sie ſagt: „Alles Dämoniſche (παν το δαιμονιον) iſt zwiſchen Gott und Sterblichen; es iſt Ausleger und Zwiſchenträger von den Menſchen zu den Göttern und von den Göttern zu den Menſchen; von jenen für Gebete und Opfer, von dieſen für Befehle und für der Opfer Erwiederung. So erfüllt es in der Mitte beider die Verbindung des Alls. Durch daſſelbe geht auch alle Weiſſagung von Statten, und die Wiſſenſchaft der Prieſter, und was die Opfer, die Einweihungen, das Beſprechen und alle Wahrſagung und Zauberei (γοητεια) betrifft. Gott und Menſch miſchen ſich nicht zuſammen, ſondern durch jenes geſchieht aller Umgang und Geſpräch der Götter mit Menſchen im Wachen oder im Schlaf. Wer nun in ſolchen Dingen weiſe iſt, iſt ein dämoniſcher Mann; wer aber in andern Stücken, in Künſten oder Handwerken, iſt ein gemeiner Mann (βαναυσος). Solcher Dämonen ſind viele und von allerlei Art u. ſ. w.“

— y —

Beſeſſene zu Zeiten der Kirchenväter.

(S. Görres Myſtik, S. 206.)

Die Wurzel der ganzen Erſcheinung der Beſeſſenen liegt in den Evangelien und die Zeugniſſe hierüber ſind ſo gehäuft und poſitiv, daß Täuſchung weder zuläſſig oder auch nur denkbar iſt. Der heilige Pithyrion in der Thebais lehrte darüber: gewiſſe Teufel ſeyen mit gewiſſen Laſtern vorzugsweiſe enge verbunden, und wenn ſie nun ſähen, daß des Menſchen Anmuthungen und Begierden vorzugsweiſe dieſem oder jenem zuneigten, ſchärften ſie dieſe immer mehr, um ihn gänzlich zu verderben. Habe aber ein Menſch ein Laſter völlig abgelegt, dann könne er auch den Teufel, der mit ihm im nächſten Rapport ſteht, aus den Beſeſſenen vertreiben. Es werden aber nach

Lausiac. XXIII. die böſen Geiſter niederer Ordnung von denen ausgetrieben, die ſtark im Glauben ſind; die Oberſten und Vornehmſten aber allein von den Demüthigen, weßwegen auch der heilige Paulus einen ſolchen ausgetrieben, der ſelbſt dem heiligen Antonius widerſtanden. Der Beſeſſene war ein Jüngling, und der ihm einwohnende Geiſt von der wildeſten Art, ſo daß er ſelbſt den Himmel mit Verwünſchungen und Blasphemien läſterte. Als ihn Antonius angeſehen, ſagte er zu denen, die den Kranken führten: Dieß iſt nicht meine Sache, denn gegen dieſe Ordnung von Dämonen iſt mir keine Gewalt gegeben; das iſt die Gnade Paulus des Einfältigen. Er führte alſo die Leute zu dieſem hin; Paulus verrichtete ein wirkſames Gebet und befahl im Namen des heiligen Antonius, dem Geiſte auszufahren. Dieſer aber rief: Mit nichten, Trunkenbold, Lügner, Wankelkopf, werd ich ausfahren! — Zum zweitenmal wiederholte Paulus die Aufforderung; neue Schimpfreden gegen ihn und Antonius waren die Antwort. Da ſagte zum drittenmale der Alte: Entweder du gehſt, oder ich ſage es dem Herrn der Geiſter und der wird machen, daß dir weh geſchieht.

Da der Dämon hartnäckig blieb, ging Paulus aus ſeiner Zelle in die brennende Mittagshitze des ägyptiſchen Himmels, und ſtehend, wie eine Säule, betete er zum Herrn, ihm betheuernd: wahrlich! ich werde nicht von der Stelle gehen, noch auch Speiſe nehmen oder Trank, und ſollte ich darüber des Todes werden, bis du den böſen Geiſt ausgeworfen. Er hatte noch nicht vollendet, als der Dämon rief: Ich gebe, ich gebe, ich leide Gewalt, ich eile und werde nimmer wieder kehren.

Zum heiligen Makarius, dem Aegyptier, wurde einſt ein Jüngling gebunden gebracht im Geleite ſeiner Mutter, deſſen Beſeſſenheit der Art war, daß, wenn er drei Medien Brod gegeſſen und eine ciliciſche Amphora Waſſer dabei getrunken, er Alles wieder auswarf in Dampf aufgelöst; denn eine ſolche Gluth brannte in ihm, weil ſein Dämon ein Feuergeiſt war, daß alles Genommene wie in den Flammen ſich auflöste. Der Heilige betete über ihn, der Geiſt beruhigte ſich, und nun fragte Makarius die Mutter, wie viel ſie wolle, daß er künftig eſſe. Die Mutter erwiederte in der Verwirrung: zehn Pfund Brod. Makarius ſchalt ſie deßwegen, beſtimmte das Maas zu drei Pfunden, betete bis zum ſiebenten Tage und der Kranke war befreit.

Zum andern Makarius, dem von Alexandria, aber wurde in Gegenwart des Palladius ein in anderer Weiſe beſeſſener Knabe gebracht. Der Heilige legte ihm die eine Hand aufs Haupt, die andere auf das Herz, und betete ſo lange, bis er ihn in die Luft ſchwebend gemacht. Der Knabe ſchwell auf wie ein Schlauch, ſo daß er großen Umfangs wurde und plötzlich mit einem Schrei aus allen Oeffnungen des

Körpers Waſſer von ſich gab, worauf er dann zuſammenfiel und ſeinen alten Umfang wieder gewann. Der Heilige ſalbte ihn mit geweihtem Oele und gab ihn ſeinem Vater geheilt zurück mit der Vorſchrift, daß er binnen 40 Tagen weder Fleiſch noch Wein genieße.

Die heilige Paula, wie Hieronimus in ihrem Leben berichtet, als ſie in Paläſtina alle heiligen Orte des Landes beſuchte, kam auch zur Stadt Sebaſt, das iſt Samaria, wo die Gräber der Propheten Eliſäus, Abdias und Johannes des Täufers ſich befanden. Dort bei dieſen ſah ſie Wunder über Wunder, wie die unreinen Geiſter in den Beſeſſenen über die Maaßen gepeinigt wurden. Sie hörte einige heulen wie die Wölfe, bellen gleich den Hunden, brüllen wie die Löwen, pfeifen wie die Schlangen, und ſchreien nach Art der Ochſen. Etliche kehrten den Kopf rings herum, andere krümmten ihn hinter ſich bis auf den Boden; viele ſtreckten die Füße über ſich, daß ihnen die Kleider über das Angeſicht hingen.

Derſelbe Kirchenvater erzählt im Leben des heiligen Hilarion, wie ein reicher Mann aus Häla am rothen Meer von einer Legion Teufel beſeſſen worden, die ſich dadurch verrathen, daß man aus ſeinem Munde gar unterſchiedliche Stimmen und ein verwirrtes Geſchrei, wie eines großen Volkes, vernommen. Ihm half der Heilige.

Die jüdiſche Seherin.

Unter dem Titel: „Selma, die jüdiſche
eherin. Traumleben und Hellſehen einer
rch animaliſchen Magnetismus wieder-
rgeſtellten Kranken, von Dr. M. Wie-
r,“ erſchien in Berlin ein intereſſantes Tage-
h über die magnetiſche Heilung eines zwanzig-
rigen gebildeten Mädchens jüdiſcher Religion. Hr.
Berend zu Berlin, einer der frühern Aerzte
ſer Kranken, ſpricht ſich über ihr Leiden und die
wirkſamkeit der in ihm angewandten gewöhnlichen
ilmittel in einem in dieſer Schrift veröffentlichten
gniſſe folgendermaßen aus:

„Friederike Selma Wiener iſt gegen zwei Jahre
meiner ärztlichen Behandlung geweſen. Sie litt
echſelnd an den verſchiedenſten Formen des ner-
en Rheumatismus, welcher ſich ſelbſt einmal auf
Herz warf und dort einen entzündlichen Charak-
annahm. Wenn es mir gleich gelang, die tödt-
en Folgen dieſer Krankheit abzuwehren, ſo war
doch minder glücklich in der Heilung der heftig-
hyſteriſchen Krämpfe, welche, theils als Lachen
Weinen, theils bis zur Epilepſie geſteigert auf-
en. Im Verlaufe der Zeit ſchien auch das Rü-
mark nicht ganz frei zu ſeyn. Heftige Kopfſchmer-
. Unmöglichkeit, die obern und die untern Extre-

mitäten zu gebrauchen, bezeichneten dieß hinreichend. Rechnen wir noch hinzu, daß auch die Verdauung allmälig ſehr geſchwächt zu werden anfing und die ganze Ernährung bei dem fortdauernden ſchmerzhaften und peinigenden Leiden ganz darnieder lag, ſo mußte es die ärztliche Kunſt innig bedauern, hiergegen ganz wirkungslos zu ſeyn. Mit innigem Danke muß ich daher die Kraft des animaliſchen Magnetismus anerkennen, welche der Kranken vollkommene Geneſung brachte. Dieß bekenne ich gerne als Dokument der Wahrheit gemäß. Berlin, den 21. April 1838. Dr. H. W. Berend."

Es iſt zu bemerken, daß Hr. Dr. Berend nicht den Rath gab, bei dieſer Kranken eine magnetiſche Behandlung einzuſchlagen, auch bei ihr nicht den Magnetiſeur machte.

Eine entfernte Bekannte empfahl den Hrn. Dr. Breyer von dem ihr eine wohgelungene magnetiſche Kur an einem Offiziere bekannt war. Am 21. Auguſt 1837 begann Hr. Dr. Breyer an dieſer von allen andern Aerzten verlaſſenen Kranken die magnetiſche Kur, durch welche ſie auch bis zum Frühjahre 1838 wieder völlig hergeſtellt wurde.

Das Tagebuch iſt von Hrn. Dr. Wiener, dem Bruder der Kranken, geſchrieben, und trägt durch ſeine ganze Faſſung den Stempel der Wahrheit auf ſich.

Am merkwürdigſten iſt in dieſer Geſchichte die Heilung eines vier Jahre lang angehaltenen Leidens, das allen gewöhnlichen ärztlichen Mitteln trotzte, allein durch den animaliſchen Magnetismus.

Obgleich, ſehr weislich, ein nur gelindes magnetiſches Einwirken hier angewendet wurde, die Kranke auch eine Berlinerin und keine Würtembergerin, ja nicht einmal eine Chriſtin, ſondern eine ſehr gläubige, aber in ihrem Glauben ſehr zu ehrende Jüdin war, auch ob ſie gleich die Seherin von Prevorſt nie geleſen und mit dem Juſtinus Kerner nicht im mindeſter Bekanntſchaft ſtund, ſo fanden bei ihr doch ähnliche Zuſtände und Erſcheinungen wie bei der Seherin von Prevorſt und andern ſich in den Zuſtänden des Innern befundenen Perſonen ſtatt, ſo daß ihr treuer Beobachter, ihr Bruder, Herr Dr. Wiener in der Vorrede zu ſagen genöthigt war.

„Ich ſah, wie der verketzerte Juſtinus Kerner ſich ausdrückt, das Hineinragen der Körperwelt in die Geiſterwelt, und ich kann ſagen, ich bin ein beſſerer und glücklicherer Menſch geworden, als zur Zeit, wo ich Folianten durchſtöberte, welche über die Schale geſchrieben wurden, während ich den Kern unbeachtet in den Staub trat. Eine reinere und geiſtigere Welt der Erſcheinungen führte mich wieder zu Gott, während ich vorher gleich vielen Andern, eine unſelige Zerriſſenheit mit mir herumtrug.“ —

Zur nähern Charakteriſtik der Seherin ſteht in der Einleitung:

„Als Kind ſtreng-gläubiger, jüdiſcher Eltern war ſie ſehr religiös; ihr Herz war rein, ihr Gemüth von keiner Leidenſchaft getrübt, ihr Gewiſſen von keinem Vorwurfe beunruhigt. Bei ihr war ſtets der Geiſt über das Materielle vorherrſchend, doch mußte man ihre ſchwächliche Conſtitution berückſichtigen und daher lernte ſie nur von den Wiſſenſchaften das unumgänglich Nöthige; aber das mit einer bewunderungswürdigen Leichtigkeit. Zur Schwärmerei war ſie nie geneigt und die Geſchlechtsliebe blieb ihr fremd. Religioſität, Begeiſterung für alles Schöne und Erhabene, ein richtiges Urtheil und ein tiefgegründetes Sittlichkeitsgefühl, dieß ſind die Grundzüge ihres Charakters."

Wie dieſe Seherin auch von fremder Einwirkung ſo fern und ungetrübt als möglich erhalten wurde, bezeugen auch noch folgende „Bemerkungen" Herrn Dr. Wieners:

„Alles was in der erſten Periode enthalten iſt, hat ſich nur allein in meinem und meiner Schweſter Beiſeyn ereignet. — Ich habe alles mit eigenen Ohren vernommen und das Vernommene getreu, wie die Seherin es ſprach, Wort von Wort nachgeſchrieben. Der Magnetiſeur war nicht einmal während des Hellſeyns zugegen! Eben ſo wenig befand ich mich jemals im Zimmer der Kranken, wenn ſie die magnetiſche Manipulationen (beſtehend meiſtens in einem Vorbeigehen mit der flachen Hand in der Entfernung von 3 — 4 Zoll und mehr an dem Körper der Kranken, alſo par distance) bekam; ſo daß ein anderer Rapport, als der des verwandtſchaftlichen Blutes und der innigſten Freundſchaft, zwiſchen mir und der Kranken nicht anzunehmen iſt. Meine jüngſte Schweſter war, auf ausdrückliches Verlangen des Arztes, zwar beim Magnetiſiren immer zugegen, richtete aber wegen des hellſehenden Zuſtandes nur einige unbedeutende Fragen an die Somnambüle. Dr. **Breyer** ermahnte mich wiederholt dringend, nur nichts in die Erſcheinung hinein zu bringen, was darin nicht wäre, und nur alles unbefangen zu prüfen. Für den erforderlichen Fall wolle er die Kranke auch des Abends (im magnetiſchen Schlafe) beſuchen, ſpare aber ſeinen Beiſtand für den Fall der Noth. Es ſey ihm beſonders daran gelegen, durch ſeine Anweſenheit nicht etwa die Patientin zu exaltiren oder Andern Gelegenheit zu der Annahme zu geben, daß ſie ſeine Vorſtellungen nur wiedergebe; allein ihre ganz freie, ſelbſtſtändige Entwicklung wolle er.

Wie chriſtlichen Somnambülen wurde auch dieſer jüdiſchen Seherin, ſobald ſie in die magnetiſchen Kreiſe des Innern getreten war, ein ſie führender Schutzgeiſt und feindlich gegen ſie ankämpfende dämoniſche Geſtalten (ein Reich der Uebernatur und der Unnatur) ſichtbar. Sie beſchrieb ihren Führer als einen Greiſen mit einem lichten Faltenrock um den ein Gürtel ging (die gleiche Bekleidung in der beſſere Geiſter immer geſehen werden), er war ihr auch ein

Verſtorbener, aber keiner ihrer Verwandtſchaft noch unſeres Jahrhunderts — aber auch keiner aus Judäa, ſondern ein ehemaliger Sohn Bramas, worüber der Schwerglaubige allerdings ſehr ſtaunen mag.

Von dieſem Schutzgeiſte oder Führer wurden ihr, wie bei andern Somnambulen auch zu geſchehen pflegt, alle Verordnungen gegen ihre Krankheit angegeben und merkwürdig iſt, daß die erſte und hauptſächlichſte Verordnung deſſelben eine war, die ganz gegen ihren religiöſen Glauben als Jüdin ſeyn mußte, — es war Schweineſchmalz, das ſie innerlich und äußerlich zu gebrauchen hätte.

Die Ihrigen erſtaunten nicht wenig, als ſie in einer der erſten magnetiſchen Kriſen ſagte: „die Mittel zu meiner Heilung ſind nur klein und unſcheinbar, aber von großer Wirkung. Das Hauptmittel hat mein Schutzgeiſt mir bereits zu zweien Malen im Traume angegeben. Es heißt: „Schweineſchmalz!“ dabei gab er ihr aber allerdings auch noch andere Mittel an, die ich der Kürze wegen nicht aufführe.

Als ſie erwachte war ſie ſehr beunruhigt, daß ſie einen Heißhunger nach Schweineſchmalz fühlte und ſie ſuchte denſelben als religiöſe Jüdin zu bekämpfen. Sie wagte auch nicht, dem Arzte etwas davon zu ſagen, aus Furcht, er könne ihr den Genuß deſſelben enrathen.

Als man ſie ſpäter darauf aufmerkſam machte, wie keine Speiſe als Arzneimittel genoſſen, von jüdiſchen Aerzten verboten ſey, entſchloß ſie ſich endlich dazu, täglich einen mit Schweineſchmalz geſchnittenen Zwieback zu eſſen.

Neben ihrem Schutzgeiſt erblickte ſie oft einen „ſchwarzen Verderber," den ſie von ſich abzuwehren und gegen ihn zu kämpfen hatte. Auch dieſer war ihr ein Verſtorbener, aber neuerer Zeit und der in dem Hauſe, in dem ſie wohnte, gelebt hatte. Von dieſem unten ein Mehreres. Ihre ſonſtigen Eröffnungen in dieſem Zuſtande des Innern ſind alle von rührender Religioſität und Reinheit. Zum Exempel: „Ich ſoll mich vom Irdiſchen abziehen, ſoll ganz in Gott leben und Ihr ſollt das auch, dann werden wir nach dem Tode ſogleich die höchſte Seligkeit erreichen. O welche Wonne wird das ſeyn! Denn merkt das wohl, — mein Schutzgeiſt ſagt es und tauſend ſelige Geiſter ſtimmen laut mit ein — es giebt eine Menge Stufen bis zur höchſten Seligkeit.

Ihr Bruder fragte ſie: ob auch der Jude die höchſte Seligkeit erlangen könne?

Sie antwortete: O ja der fromme Jude, der wahrhafte Iſraelit.

Der Bruder: welchen Juden nennſt du fromm, den der Alles hält, was die Thora, die Propheten und der Thalmud gebieten?

Sie: der, der Alles beobachtet, was in ſeinem

Kräften ſteht. Fromm ſeyn heißt: „Glauben wie die Kinder glauben, ohne den Verſtand an das Himmliſche zu legen.“ (So ihr nicht werdet wie die Kindlein, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen). Ein andermal ſagte ſie zu ihrer Schweſter: „Du verlangſt von mir zu erfahren, welche Nummer das große Loos gewinnen wird (es war in der That ſo), das iſt ſehr ſündhaft! Ward mir etwa die Gnade des Schauens, um mein Auge auf Dinge zu richten, die dem Geiſte ſo nichtig erſcheinen, wie der Staub von deinen Füßen? — Hüte dich, — Geld zum Gegenſtand deiner Verehrung zu machen! Was wäre das anders als Götzendienſt? — Reichthum iſt uns nicht beſchieden, wohl aber Herzensfrieden, und iſt das nicht ein köſtlicheres Kleinod? — Solche Fragen ſind mir ſchädlich!“ —

Zur Mutter ſagte ſie einmal: „Komm her zu mir Mütterchen! Warum biſt du denn ſo unzufrieden?

Die Mutter: wer? Ich, mein Kind?

Sie: Ja! du ſagſt immer: „Gott wie unglücklich bin ich!“ Und das iſt eine große Sünde, denn mit Gottes Rathſchlüſſen unzufrieden ſeyn, iſt „Gotteslaſterung.“ — Nur durch des Menſchen Sünde iſt der Tod und jegliches Unglück in die Welt gekommen! Hat der Menſch ſein Unglück nicht ſelbſt verſchuldet, ſo muß er es, — nicht als eine Strafe Gottes, — ſondern als eine weiſe Zulaſſung, als väterliche Prüfung freudig hinnehmen.“ —

Ihr magnetiſches Schauen blieb aber, wahrſcheinlich ihr zum Glück, in beſchränkteren Kreiſen und meiſtens nur für ſich ſelbſt. Sie ſagte darüber: „Ich habe nie ganz hell ſehen können! Ich meine damit das univerſelle Schauen, zu dem es einige Seher gebracht haben, in ſo weit der Menſch in der Hülle es bringen kann. Einmal wollte ich heller ſchauen, da trat der Alte an meine Seite, ergriff meinen Arm und ſprach: „Bis dorthin darf dein Auge nicht dringen! Ein Darüberhinaus könnte dir nur ſchädlich ſeyn! Dein Wohl allein, was darüber iſt, iſt vom Uebel.“ Für andere Menſchen iſt das Mehr-Helle nicht vernichtend, für mich wäre es das!“

Einmal bat ſie ihren Bruder, ihr die arabiſche Mährchenſammlung: „Tauſend und eine Nacht“ zur Lektüre zu beſorgen. Er verſchaffte ſich dieſelben aus einer Bibliothek und für ſich die Geſchichte der Seherin von Prevorſt, welches letztere Buch er ſogleich in ſein Pult verſchloß, damit der Zufall es nicht in die Hände der Kranken bringe.

Einige Tage nachher ſagte ſie im magnetiſchen Schlafe: „Du beſorgſt, daß mir der Inhalt der „Tauſend und eine Nacht“ ſchädlich ſey, beruhige dich, es ſchadet mir gar nicht. Hüte dich doch, mir aus dem andern in deinem Pulte etwas mitzutheilen, das würde ſchaden.“

Ihr Bruder ſagte: „weißt du denn, was das für ein Werk iſt? — Es iſt die „Seherin von Prevorſt“ Manches in dieſem Buche iſt unrichtig.“ —

Es wäre merkwürdig geweſen, wenn ſie ſich über das, was ihr in dieſem Buche unrichtig ſchien, näher ausgedrückt hätte. Dieſe ihre Aeußerung konnte übrigens nur auf dem Grund eines Hellſehens beruhen, da ihr Bruder verſichert, ſie habe dieſes Buch nie geleſen. Zum Durchſchauen aber eines in einem Pulte verſchloſſenen Buches, wäre wohl ein ſehr ſtarkes Hellſehen erforderlich geweſen, das ſie aber nicht beſaß, wie ſie ja ſelbſt ſagte: „ich habe nie ganz hell ſehen können.“

Dieſe Bemerkung machen wir, ohne daß wir jedoch, wie Manche in ihrem Wahne von uns ſagen, alles was die Seherin von Prevorſt geſchaut und eröffnet, für infallibel ausgeben; denn auch ſie war, obgleich oft in ſehr tiefem magnetiſchen Schauen begriffen, eine Seherin noch in menſchlicher, wenn auch ſehr locker gewordenen Hülle, worüber wir uns ja ſchon in der Einleitung zu ihren Eröffnungen ausſprachen.

Aber auch dieſe Geſchichte enthält Phänomene, wie wir ſie bei der Geſchichte der Seherin von Prevorſt erlebten und trotz des uns zum voraus bekannten Geſchreies der Menge, getreu veröffentlichten, Phänomene, die wir beſonders in einem hohen Grade in der von uns zuletzt edirten Gefängnißgeſchichte aus Weinsberg ſahen und hörten und vor das Forum der Naturforſcher (wiewohl bis jetzt fruchtlos) ſtellten. Dieſe gleichen Phänomene wurden nun in Berlin beobachtet, von Menſchen die mit Weinsberg und uns nicht in mindeſter Verbindung ſtehen, und die ſelbſt in einem ganz andern Glauben aufwuchſen. Herr Dr. Wiener, ein Iſraelite, ſieht ſich veranlaßt, vor Erzählung dieſer Phänomene Folgendes zu ſagen:

„Man denke ſich einen in Sünden ergrauten Menſchen, der jetzt die geoffenbarte Verkündigung von Strafen in Jenſeits nur für eine Vogelſcheiche für den Pöbel hielt, muß das vorwaltende böſe Prinzip in ihm nicht über Aberglaube und hirnverbrannte Viſion eine Jeremiade anſtimmen, wenn er von Erſcheinungen hört, die, falls ſie auf Wahrheit beruhten, im Stande wären, ihn aus langem Schlafe zu furchtbarem Erwachen aufzurütteln! Solche Perſonen werden alle ihnen zu Gebote ſtehenden Kräfte des Verſtandes aufbieten, um die Welt und ſich ſelbſt vom Gegentheile zu überzeugen.“

Doch giebt es, dem Himmel ſey Dank! noch Viele auf Erden, deren Leben ein Gott geweihtes, tugendhaftes iſt; für ſolche oder die es werden wollen, wünſche ich überhaupt nur geſchrieben zu haben; ſie werden im beſeligenden Gefühle, unter der leitenden Hand des himmliſchen Vaters zu ſtehen, mit vorurtheilsfreiem Auge einen Blick auf die Erzählung der nun folgenden Ereigniſſe werfen, werden ſich, ſtatt niedergedrückt, nur erhoben fühlen, ſie werden zu der Ueberzeugung gelangen, daß ich, indem *Thatſachen* gewiſſenhaft von mir niedergeſchrieben wurden, keineswegs Aberglauben predige; denn der Aberglaube ſtürzt den Geiſt in Finſterniß, entfernt ihn von der Gottheit und wird der Menſchheit ein Verderben bringender Fluch.

Die Geiſtererſcheinungen lehren, daß der in Gott lebende Menſch dem Verderben nicht anheimfällt, daß der Selbſtmörder zugleich mit dem Leben nicht die Strafe abſchütteln kann; lehren endlich, daß jedes im Leben unentdeckt gebliebene Verbrechen im Jenſeits an das Licht kommt. Sind dieſe Ergebniſſe etwa nicht auch als Lehrſätze in der Religion begründet? Wird der Glaube an Geiſtererſcheinungen, ſobald er zu ſolchen Lehren führt, von der Menge „Aberglauben“ genannt, ſo wird gewiß jeder religiöſe Menſch von ganzem Herzen wünſchen, daß ſolcher Aberglauben allgemein verbreitet und angenommen werden möge. Herr Dr. *Wiener* erzählt nun Folgendes:

„Mit dem Beginnen des Novembers (alſo auch hier, ſetzen wir hinzu, wie in der Gefängnißgeſchichte zu *Weinsberg* und in andern Geſchichten der Art, *bei den herannahenden Adventsnächten und während dieſer*) fing es in meiner Wohnung höchſt unruhig zu werden an; namentlich hörten wir, gleich nach dem Niederlegen, ein eigenthümliches Geräuſch, das bald einem Fegen längs den

Wänden, bald einem abwechſelnd leiſen, bald ſtärkern Klopfen an die Dielen oder an die Wände glich. Da die Kranke, welche ſonſt Geſpenſterfurcht nur vom Hörenſagen kannte, bei dieſem Geräuſche von einem ſichtbaren Grauen überfallen wurde, ſo ſtellte ich, — allein in der Abſicht, ſie von der natürlichen Urſache dieſer Erſcheinung zu überzeugen — augenblickliche genaue Unterſuchungen an; dieſe führten aber nicht zu dem gehofften Reſultate.

Unter uns war eine Hausflur, die zur Auffahrt diente, ſo hoch gewölbt, daß ſich Jemand nur vermittelſt einer langen Leiter den Spaß hätte machen können, um Mitternacht gegen den Fußboden unſers Wohnzimmers zu klopfen. Ueber uns befand ſich ein Boden, der beinahe bis an die Decke mit Heu angefüllt war, wo alſo ein Geräuſch, das um dieſe Zeit nur von Katzen, Ratten oder ähnlichen Vierfüßlern gemacht werden konnte, durch den weichen Polſter gedämpft, nicht bis zu unſerer Zimmerdecke zu dringen im Stande war. Neben uns wohnten ruhige, ordnungsliebende Leute, die längſt in den Federn waren und ſich ſchlaftrunken die Augen rieben, als ich, nicht wenig verlegen, wegen des Lärmens Nachfrage anſtellte. Da nun Niemand außer dem Arzte und meiner Familie etwas von dem Zuſtande meiner Schweſter wußte, wir auch vorher kein ähnliches Geräuſch vernommen hatten, ſo konnte ich mir die Sache, ſo viel ich auch darüber nachgrübelte, nicht erklären, obgleich ich es für kein Unrecht hielt, der Kranken, um ſie zu beruhigen, einen ſcheinbaren Grund anzugeben; deſſen ungeachtet wollte ihr Grauen nicht weichen. Die Urſache ihrer Furcht trat mit der Zeit immer unverſchämter auf.

Oft war es, als werfe ihr Jemand beim Entkleiden große Steine vor die Füße; wenn wir dann, von dem Gepolter und Gerölle aufgeſchreckt, mit dem Lichte herbeikamen, konnten wir keinen Stein oder dem Aehnliches entdecken.

Lag ſie wachend im Bette, ſo fühlte ſie das Kopfende der Bettſtelle, als wenn es aus einem beſondern, unzuſammenhängenden Theil des Ganzen beſtände, plötzlich in die Höhe heben und mit Gewalt wieder niederfallen, dabei ſchritt es, uns Allen vernehmbar, wie mit grob gearbeiteten, hölzernen Schuhen im Zimmer umher. Zuweilen, beſonders nach einem vorhergegangenen Gepolter, zeigte ſich an der Wand, dem Bette der Kranken gegenüber, ein heller, runder Lichtſchein von der Größe eines Tellers oder in Geſtalt eines länglichen Vierecks. Die Fenſtervorhänge waren während ſolcher Erſcheinung nicht allein ganz dicht zugezogen, ſondern dieſer Lichtglanz befand ſich auch nicht einmal dem Fenſter oder einer Thüre gegenüber, ſo daß hier von keinem Widerſchein von Außen die Rede ſeyn konnte. — Während ſeiner Dauer — abwechſelnd von einer Viertel bis zu einer ganzen Stunde — war die

Kranke ſehr aufgeregt; ihre Angſt verlor ſich aber, ſobald dieſes räthſelhafte Phänomen verſchwunden war.

Einmal ſaß ich am hellen Mittage ganz allein in der Vorderſtube auf dem Sopha, während die Kranke ſich im Nebenzimmer befand, als plötzlich mit einer ſo furchtbaren Gewalt gegen ein nur drei Schritte von mir entferntes Fenſter gedonnert wurde, daß ich im erſten Augenblicke nichts Geringeres, als das Zuſammenbrechen des Fenſterkreuzes vermuthete; es war, als würde ein Gewicht von mehreren Centnern mit Rieſenkraft von Außen gegen daſſelbe geſchleudert.

Meine Schweſter ſtürzte todtenbleich herein, um ſich nach der Urſache des fürchterlichen Knalls zu erkundigen.

Noch ſah ich das Fenſter erdröhnen, riß es auf und blickte in die Tiefe hinab. Es war kein Mauerſtück herabgefallen, eben ſo wenig konnte man einen abgelöſten Stein auf dem Pflaſter liegen ſehen.

Die Fenſter befinden ſich im zweiten Stockwerk und wären daher von Außen durch Menſchenhand nur vermittelſt einer zwanzig Fuß hohen Leiter oder einer eben ſo langen Stange zu erreichen geweſen; auch davon zeigte ſich keine Spur.

Eines Abends, ungefähr um 6 Uhr, hörten wir plötzlich ein Geklirr, als wenn im Nebenzimmer eine Menge Spiegel zertrümmert würden, und zwar unter ſo entſetzlichem Lärmen, daß die Kranke in Ohnmacht fiel. Auch hier führten augenblickliche Nachforſchungen zu keinem günſtigen Reſultate.

In der Regel ſaß ich bis gegen Tagesanbruch ſchreibend am Tiſche; dann traf ſehr häufig der Fall ein, daß mir das Licht ausgeblaſen wurde. Ich zündete es geduldig wieder an und ſchrieb weiter. Nach zehn Minuten befand ich mich abermals im Finſtern, und dieß wiederholte ſich mit der Zeit ſo oft, daß ich, ärgerlich werdend, die Feder wegwarf und mit geſpannter Erwartung — ich muß geſtehen, auch nicht ohne Anwandlung von Furcht — die Lichtflamme betrachtete. Wenige Minuten und das Licht erlöſchte, nicht etwa, wie durch einen Luftzug oder unter Kniſtern, ſondern als wenn es von unſichtbaren Fingern ausgedrückt würde. Wenn ich mich dann erboſte und dem Störenfried gerade nicht die delikateſten Ehrentitel anhängte, hauchte es mich hörbar an, ſo daß ich mehrere Minuten lang die heftigſten Ohrenſchmerzen bekam und mich niederlegen mußte.

Doch alsdann begann erſt der Lärm, im Nebenzimmer warf es, wie mit Meſſerklingen, gegen die Thüre, dann rutſchte es in der Stube umher, als wenn ſämmtliche Meubles fortgeſchleift würden; wenn ich dann mit dem Lichte hereintrat, fand ich Alles in der gewohnten Ordnung und kein lebendes Weſen ſowohl hier, als in den anſtoßenden Gemächern.

Ein anderes Mal ſaß ich in der Nacht und las. Plötzlich wurde ich durch ein Stöhnen aufgeſchreckt;

es rührte von der Kranken her, die im Bette aufrecht ſaß und mit weit geöffneten Augen nach mir hinſtarrte. Als ich mich erhob, um mich nach ihrem Befinden zu erkundigen, verbreitete ſich ein ſo unausſtehlicher Leichengeruch durch die Zimmer, daß er die übrigen Schläfer weckte.

Selma hatte über meinem Haupte einen mit einer Mütze bedeckten Kopf ſchweben ſehen. Die Mütze hatte zwei Ohrenklappen, die zu beiden Seiten herabhingen. Das Geſicht war ein ihr *ganz unbekanntes*, hatte die Augen geſchloſſen, eine Leichenfarbe, war aufgedunſen und die Lippen deſſelben waren blau.

Die Erſcheinung verſchwand, ſobald ich mich erhob, aber nicht, ohne uns den Modergeruch als ein Zeichen ihres Beſuchs zurückzulaſſen.

Dann hörte in mancher Nacht, nicht allein die Kranke, ſondern auch meine Mutter, die mit ihr in einem Gemache ſchlief, ganz deutlich ein Geflüſter und Geziſchel, als wenn ſich mehrere Perſonen leiſe und eifrig unterhalten möchten; zuweilen war es, als wenn die unſichtbaren Eigenthümer dieſer Stimmen ſich mit einander balgten.

Bei allen dieſen Erſcheinungen wurde ſowohl die Clairvoyante, wie diejenigen, welche ein Gleiches vernahmen, von einem unbeſiegbaren Grauen geſchüttelt, das ſtets mit der Erſcheinung zugleich verſchwand.

Dr. Breyer rieth der Kranken zu ihrer Beruhigung, die Stelle von ihrem Lager vor dem Niederlegen mit magnetiſirtem Waſſer zu beſprengen. Sie befolgte dieſe Weiſung und ſtellte auch noch zur größern Vorſorge die mit ſolchem Waſſer gefüllte Flaſche unter das Kopfende ihres Bettes. Darnach hörte nicht allein der Lärm nicht auf, ſondern man vernahm auch noch überdieß ſehr häufig ein oft wiederholtes Anſchlagen gegen die Flaſche, ſo daß das Glas, ohne eine ſichtbare Urſache, hell und deutlich erklang.

Dieſe und ähnlichen Störungen ſuchten uns bis zum Schluſſe der zweiten Periode heim, wo die Seherin in der Clairvoyance nicht allein den Polterer näher bezeichnete, ſondern auch den Tag angab, mit welchem die gewöhnliche Ruhe in unſerer Wohnung wieder hergeſtellt ſeyn würde. Letzteres traf buchſtäblich ein.

Sie ſprach ſich in einer ſpätern magnetiſchen Kriſe hierüber alſo aus:

„Der Schwarze, der mich bisher immer beunruhigte, war der Polterer, der hier in der letzten Zeit ſein Weſen trieb. — Er war bei ſeinem Leben auf dieſer Welt ein verworfener, gottloſer Schurke, der in dieſem Hauſe wohnte, als es noch einem andern Eigenthümer gehörte und noch nicht ſo hoch wie jetzt gebaut war. Wie er lebte, ſo ſtarb er auch, denn er jagte ſich eine Kugel durch den Kopf.

Dadurch, daß er ſich das Leben nahm, gab er, wie jeder Selbſtmörder, ſich ſelbſt das Urtheil der Verdammniß, denn er verleugnete ſeinen Gott, zu dem er kein Vertrauen hatte, und ward an dem Herrn aller Lebendigen zum Diebe! — — Jetzt brennt ihn die ewige Pein und er kehrt an den Ort ſeiner Frevelthat zurück, um zu quälen und zu verderben; denn wer in Gott lebt, lebt in der Liebe, wer aber von der Gottheit fern ſteht, der lebt im Haſſe, doch wenn er auch dieſen ausübt, ſo geſchieht dieß nur zu ſeinem eigenen Verderben.“

Auch eine wirkliche Geiſtererſcheinung, nicht bloß hörbar, ſondern ihr und auch ſelbſt der nicht ſomnambülen Schweſter ſichtbar, berichtet uns Herr Dr. Wiener in dieſem Tagebuche:

„Es mochte drei Uhr Morgens ſeyn, als wir plötzlich durch einen Schrei meiner älteſten Schweſter und unmittelbar darauf durch die von der Seherin mit Heftigkeit ausgeſtoßenen Worte: „Um Gottes Willen! Erwacht und betet mit mir!“ aus dem Schlafe gerüttet wurden.

Ich ſprang aus dem Bette, an deſſen Fußende ſich ein Tiſch befand, auf dem neben einem halbbrennenden Nachtlichte ein hebräiſches Gebetbuch lag.

Soll ich mit dem Gebetbuche und dem Lichte zu dir kommen? fragte ich.

Thue das, aber eile! entgegnete ſie.

Während ich mich haſtig ankleidete, ſah die

Seherin aufrecht und betete laut und inbrünſtig. Ihre Augen waren geöffnet und auf einen Punkt des Zimmers, in dem ich mich befand, gerichtet, doch waren ſie nicht, wie im Zuſtande des Hellſehens ſtarr und glanzlos, überhaupt ſah ich auf den erſten Blick, daß ſie jetzt nicht hellſehend ſeyn konnte, da ihrem Antlitze das in dieſem Zuſtande ſo eigenthümliche Gepräge fehlte.

Als ich im Begriffe war, nach der Lampe zu greifen, erloſch ſie, ganz ſo, wie ich das bereits von früherhin gewohnt war, als würde das Licht von einer unſichtbaren Hand ausgedrückt. Ich ſah mich genöthigt, im Finſtern nach dem anſtoßenden Schlafzimmer zu gehen.

Ohne daß wir wußten, was die Geängſtigte eigentlich ſähe, da ſie ſich darüber nicht ausſprach, vergingen uns zwei martervolle Stunden, wo ich ihr Troſt und Muth einſprach und mit ihr auf Verlangen laut betete.

Wenn ich, erſchöpft von der damit verbundenen Anſtrengung, fragte, ob ſie denn noch etwas erblicke, umklammerte ſie krampfhaft meinen Arm, und beſchwor mich, fortzufahren. Endlich, als es bereits zu dämmern anfing, ſank ſie mit den Worten: „Gott ſey Dank, ſie iſt fort!“ erſchöpft und über und über in Schweiß gebadet; auf die Kiſſen zurück.

An einer Stelle in ihrem Gebete, hatte ſie ſich ungefähr folgender Worte bedient: „Was willſt Du von mir? Ich kann ja nichts für Dich thun! Wende Dich zu Gott, er allein kann Dich erlöſen! und er erhört jedes Gebet, wenn es mit Zerknirſchung an ihn gerichtet wird! — Nein! ich kann nicht dazu beſtimmt ſeyn, meinen Geiſt aufzugeben um deinetwillen, wende Dich an wen Du willſt, nur nicht an mich, denn eine Wiederholung Deines Beſuches würde mich tödten! — Oder bin ich durchaus dazu erforderlich, ſo erſcheine mir nicht im wachen Zuſtande, ſondern komme zu mir als Traumerſcheinung, oder ſonſt auf eine mir unſchädliche Weiſe! — Kehre zu Gott zurück und er wird ſich Deiner erbarmen; ich will nichts mit Dir zu ſchaffen haben.“ — Nachdem ſie erklärt hatte, daß die Erſcheinung endlich verſchwunden ſey, lag ſie wach im Bette, ohne ſich über das, was ſie geſehen, näher zu erklären. Fragen wurden von uns unterlaſſen, da wir wohl mit Recht befürchteten, ſie könne durch ſolche zu ſehr angegriffen werden.

Der von meiner älteſten Schweſter ausgeſtoßene Angſtruf, bevor die Seherin noch einen Laut von ſich gegeben hatte, erregte natürlich meine Aufmerkſamkeit, ich verfügte mich mit ihr in ein Nebenzimmer, wo ſie mir Folgendes mittheilte:

„Ich erwachte ohngefähr eine Viertelſtunde früher, ehe Selma die Schläfer weckte, und ſah am Kopfende meines Bettes ein Frauenzimmer ſtehen, das lächelnd auf mich herabſchaute. Die Erſcheinung hatte ein grünes Kamiſol und einen wollenen Unterrock an, ihr Kopf war mit einem Häubchen bedeckt. Obgleich ich nun ſah, daß ſie freundlich auf mich niederblickte, war es mir doch unmöglich, ihre Geſichtszüge genauer zu unterſcheiden; das Geſicht ſah gleichſam platt aus, ohngefähr als ſey es auf Leinewand gemalt. — Anfangs, wo ich noch halb ſchlaftrunken war, glaubte ich, es ſeye Selma, die aufgeſtanden wäre und ſich vor mich hingeſtellt hätte. Doch plötzlich hörte ich ganz deutlich, wie ſich die Kranke im Bette bewegte, und nun erſt kam mir der Gedanke, daß die Schweſter ja keine Kleidung habe, die der von der Erſcheinung getragenen nur im entfernteſten gleich käme. Mich überfiel in dieſem Augenblick ein namenloſes Grauen, das mir endlich den Angſtruf auspreßte, von dem ihr aus dem Schlafe geſchreckt wurdet. Mit dem Schrei war die Geſtalt verſchwunden."

Merkwürdig bleibt der mit der Geiſtererſcheinung in Verbindung ſtehende Traum aus der Nacht vom 5ten auf den 6ten Januar. Ihr träumte nämlich, ſie würde von einem korpulenten, ihr völlig unbekannten Manne geweckt, der ſie ihm zu folgen einlud. Sie ging mit ihm nach einem ihr unbekannten Stadttheile, dort führte er ſie in den Keller eines Hauſes, wo ſie eine längſt verſtorbene jüdiſche Frau antraf. Bei ihrem Eintritte erhob ſich die Frau von einer Art Pritſche, auf der ſie bis dahin geruht hatte, und ſchritt auf ſie zu. Auf den erſten Blick erkannte meine Schweſter in der Frau dieſelbe Erſcheinung und wußte natürlich auch, daß ſie längſt verſtorben war. Dieſe Frau nun, nöthigte die Eingetretene, ſich neben ſie, auf eine ähnliche Lagerſtätte niederzulaſſen. Da meine Schweſter ſich weigerte, wurde das Weib ſehr böſe, und wollte ſie mit Gewalt dazu zwingen; beſann ſich aber bald eines andern, fiel der Eingetretenen um den Hals und preßte ihr einen eiskalten Todtenkuß auf die Lippen. „Du allein kannſt mir helfen!“ ſagte ſie.

— Das kann ich nicht, entgegnete meine Schweſter, vertraue auf Gott und nicht auf Menſchenhilfe.

— Weißt Du was mich nicht ruhen läßt? Sieh her! Mit dieſen Worten begab ſie ſich nach einem Winkel des Kellers und grub die Erde auf, da wurde ein Haufen Lumpen ſichtbar, dieſe nahm ſie heraus; ſchlug ſie auseinander und enthüllte den Leichnam eines neugebornen Kindes. „Der dort und ich wir haben das hier verſcharrt und können nun nicht eher ruhen, als bis es in geweihter Erde begraben wird,“ ſagte die Erſcheinung. —

Du irrſt! antwortete die Seherin. Nur allein wenn Du zu Gott zurückkehrſt, kannſt Du Ruhe finden! —

Wie iſt das möglich? —

Du mußt beten! —

Wie? wenn ich nun nicht beten kann?

So mußt Du's lernen! ich will mit Dir beten!

Darauf beteten ſie mit einander; was für ein Gebet, das hatte ſie vergeſſen. — Als ihr Gebet beendet war, bedankte ſich die Frau, verſprach, ſie nun in Ruhe zu laſſen und verſchwand, worauf die Kranke erwachte.

Prevorſtianismus* könnte mancher Leſer nach Durchleſung des Obigen ausrufen und ein ungläubiges Geſicht machen. — Ich bin zwar keineswegs Willens, irgend Jemanden den Glauben an die Erlebniſſe einer einzelnen Familie aufzudringen, bitte aber einen jeden, zu bedenken, daß ein Phänomen, welches ſechs erwachſene, und ich kann auch hinzuſetzen, der Geſpenſterfurcht bis dahin und noch gegenwärtig ganz fremde Perſonen auf gleiche Weiſe beobachteten, wohl der Beachtung des Wahrheitsfreundes nicht unwürdig wäre.

Was die etwaige Vermuthung betrifft, als habe Dr. Juſtinus Kerner, durch ſeine Perſon oder ſeine Schriften auf uns dahin gewirkt, daß unſere Einbildungskraft, durch ſeine Brille ſchauend, in natürliche Ereigniſſe etwas Uebernatürliches hineinlegte, ſo widerlege dies die Erklärung, daß wir bis heute dieſen Herrn weder perſönlich zu kennen, noch mit ihm in Briefwechſel zu ſtehen, die Ehre hatten, daß ich zwar deſſen Schriften kennen und doch ſchätzen gelernt habe, dies aber nur von meiner Perſon gilt; weder die Seherin, noch ihre Umgebung, hat jemals auch nur eine Zeile von ihm geleſen. —“

---

* Unſer in Bildung von Kunſtausdrücken ſo fertiges Zeitalter hat dieſes Wort nach der „Seherin von Prevorſt“ geformt und bezeichnet damit jede Erſcheinung, die mit denen in jenem Buche enthaltenen nur einigermaßen analog iſt.

J. K.

Der wahrſagende Dämon.

(Aus der Schweiz.)

Der nun verſtorbene Pfarrherr Imhof zu Diſtikon, im Kanton Uri, war ein frommer, wahrheitliebender, allgemein geſchätzter Mann! Einſt brachte man ihm einen Beſeſſenen, den er in Gegenwart der Volksvorſteher und einiger Pfarrkinder zu exorziſiren anfing; der böſe Geiſt antwortete auf ſeine Fragen in einem höchſt ſeltſamen Tone, „einem Diebe, meinte er, ſtehe er nie und nimmer Rede. Vergüte, ſprach er, zuvor, was du geſtohlen haſt, ehe du dir beifallen läſſeſt, mir befehlen zu wollen.“

Du biſt der Vater der Lüge, von Anbeginn, antwortete der Pfarrer, und dein und deiner Anhänger eifrigſtes Beſtreben iſt, wie jeder weiß, die Diener Gottes zu verläumden und verächtlich zu machen!! —

Spöttelnd replizirte der Böſe, ſachte hochwürdiger Herr! ereifern ſie ſich nur nicht, ſie haben, das behaupte ich, geſtohlen; wer ſtiehlt iſt halt ein Dieb, und wenn ſie mich Lügner ſchelten, ſo ſind ſie, und nicht ich der Verläumder.

Die gegenwärtigen Bauern horchten hoch auf; der gute geiſtliche Herr war doch etwas verlegen, ſich ſo vor ſeinen Pfarrkindern beſcholten zu ſehen und ſprach etwas heftig: „das wirſt du mir beweiſen müſſen, du elender, unſauberer Geiſt, das heilige Amt, das ich begleite, erlaubt mir nicht, dieſe abſcheuliche Verläumdung auf mir ſitzen zu laſſen. — Ich beſchwöre dich alſo bei Gott dem Allmächtigen, mir ſogleich in Gegenwart dieſer Zeugen anzuzeigen, was ich geſtohlen haben ſoll.“

Recht gerne, Euer Hochwürden, es iſt freilich von kleiner Bedeutung, aber der Werth der Sache macht es nicht aus, dies werden ſie als Gottesgelehrter ſchon wiſſen; geruhen ſie, ſich ihrer Studienjahre zu erinnern, haben ſie damals nicht einer armen Wittwe eine Rübe aus dem Allmendgarten geſtohlen und ſogleich verzehrt.

Herr Imhof konnte den Caſus nicht ableugnen, die Wittwe lebte noch, er erſetzte den Schaden reichlich, und der Geiſt ließ dem Beſeſſenen einige Tage Ruhe. Bald aber ſtellte er ſich wieder ein — und wurde wieder auf's Neue befragt. — „Wo biſt du die Zeit über geweſen?“ — „Das kann ich Ihnen wohl vertrauen; ich war in Paris, mußte dem Ende des großen Mirabeau abwarten und ihn dann in großer Geſellſchaft nach unſerer Wohnung begleiten."

Vierzehn Tage nachher vernahm man wirklich den Tod Mirabeau's. Tag und Stunde trafen mit der Ausſage vollkommen überein. — So komiſch dieſe Geſchichte nun immer ſeyn mag, ſo iſt ſie doch ſo erwieſen, wie nur immer etwas erwieſen ſeyn mag. Der höchſt reſpektable Geiſtliche erwartete nicht die Beſtätigung, um ſie zu erzählen; mehrere der bei dem Exorcismus gegenwärtig Geweſenen leben noch; in ganz Altorf ſprach man davon und auch jetzt noch zweifelt Niemand an der Sache.

D. v. P.

Auszug aus einem Briefe von einem Geiſtlichen an der Wolgau in Rußland.

Vom 21. Sept. 1836.

Unter den Ruſſen, allermeiſt unter dem Landvolke, gibt es auffallende pſychologiſche Erſcheinungen, die man mit Recht dämoniſche nennen kann. Mit einem chriſtlichen Arzte konnte ich über dieſelben noch nicht ſprechen, denn in hieſiger Gegend kenne ich keinen. Das Reſultat, welches ich aus Unterredungen mit einem erweckten Deutſchen, der der ruſſiſchen Sprache vollkommen kundig und mit Ruſſen großen Verkehr hat, geſchöpft habe, iſt folgendes:

Solche Dämoniſche fallen mit oder ohne Vorboten des Paroxismus nieder, haben heftige Zuckungen, brechen meiſt in gottesläſterliche Reden aus. In Kirchen gehen ſie nicht, denn ſobald das Evangelium verleſen wird, fallen ſie in dieſen traurigen Zuſtand und jedes Wort Gottes, oder geiſtliche Ermahnung oder Gebet bringt ſie in wüthenden Zorn, dem ſie durch Verläſterung und Verfluchen Gottes und Chriſto Luft machen. Nach überſtandenem Paroxismus haben ſie ein Gefühl ihrer ungeheuren Verſündigung, trauren darüber und kaſteien ſich wohl auch. Auf fünfzig ſoll man einen ſolchen Unglücklichen zählen, ſowohl männlichen als weiblichen Geſchlechts. Dieſe Menſchen haben ein krankhaftes Ausſehen. — Die Ruſſen nennen ſie „Verdorbene." — Bei der Einweihung einer neuen ruſſiſchen Kirche, ſollen außerhalb der Kirche, unter der Menſchenmaſſe, ſobald mit den Glocken das Zeichen gegeben war, daß nun das Evangelium verleſen wird, mehr als fünfzig Männer und Weiber, alte und junge, hingeſtürzt und in dieſen ſchauderhaften Zuſtand gerathen ſeyn. Das läßt ſich doch wohl nicht aus alleinigen pſychiſchen Urſachen erklären.

Ein Vater, dem ſeine 13jährige Tochter in dieſen Zuſtand gefallen war, redete während ihres Paxorismus den böſen Geiſt alſo an: „Was hat mein Kind Böſes begangen, daß du in daſſelbe gefahren biſt? Iſt es doch ein blutjunges Herz!“ Als ob ein böſer Dämon durch das Kind rede, antwortete daſſelbe: „Ja, das junge Blut hat mir eben gefallen, und ich laſſe es nicht los!“ — alſo in der Perſon des Dämons. Iſt das nicht ſchauderhaft? —

Man wollte ſolche Leute ſchon zu mir bringen, nämlich Ruſſen ſelbſt, hoffend, ich könne ihnen helfen. Da ich aber mit ſolchen nicht ſelbſt reden kann, ſo habe ich es mir verbeten, und würde ich einem ſolchen Unglücklichen auch den verkündigen können, der alle Teufelswerke zerſtört, und ſein Glaube würde ihm helfen, ſo wäre Tag und Nacht mein Haus von ſolchen belagert — und dann wäre es um mich wohl geſchehen. Aber wenn ich von ſolchen höre, ſo jammert es mich durch und durch. — Was gäbe es da für wonnevolle Arbeit für einen erleuchteten und von der Liebe Chriſti erfüllten Geiſtlichen. Aber die ruſſiſchen Dorfgeiſtlichen gehören meiſt zur Hefe des Volks, die Saufen, Huren, Betrügen ꝛc. zu ihrem Gewerbe machen, und deren Kenntniſſe meiſt nicht weiter reichen, als die Meſſe leſen zu können.

Meine Reiſe nach Weinsberg.

Dieſe Reiſebeſchreibung iſt darum ſo kurz gefaßt, weil ich weder Städte noch Länder, weder die ſchöne noch die häßliche Welt, nichts was ſonſt insgemein für ſehenswerth gehalten wird, beſchreiben will. Ich will nur ſagen, daß ich bei dem lieben Juſtinus Kerner und ſeiner Weibertreue geweſen bin, an der Quelle des beſten Neckarweins und zugleich der neueſten Wunderbarkeiten, an welchen die Welt weit weniger Geſchmack findet, als am Rebenſaft. Aus dieſer Urſache meinte ſie ſchon vormals, jene müßten von bacchiſchem Subjektivismus herrühren, ſchoß aber gewaltig fehl; und was die Weinsberger Geſchichten betrifft, ſo ſind ſie des Ortsnamens ungeachtet bei ganz nüchternem Muthe beobachtet worden von denen, die ſie als wahr bezeugen, aber nicht von gewiſſen Andern, die ſie verdächtigen wollen.

Das Erſte nun, was ich dort vernahm, weil gerade auch Hr. Dr. Sicherer von Heilbronn anweſend war, das war, in ſeiner und Kerners Geſellſchaft das Lokal der „Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur“ zu beſichtigen, das Gefängniß, worin die Eßlingerin mit dem Geiſt Anton verkehrte. Da empfing uns die redliche Frau Mayer, des eben abweſenden Gefängnißaufſehers Ehefrau, und führte uns in dem engen Gebäude und ſeinen

Behältern herum. Wir ſprachen auch nachher noch mit ihrer jungen muntern Nichte. Wer dieſe beiden für lügenhaft, ſelbſt wer ſie für betrogen halten kann in jener Geſchichte, der irrt und kennt die Menſchen nicht. Frau Mayer, eine ſehr einfache, aber verſtändige, ruhige Frau, machte in meiner Gegenwart dem Hrn. Dr. Kerner den Vorwurf, daß er in ſeinem Buche zu wenig von der Begebenheit erzählt habe; ſie verſicherte zugleich, es habe ihr Leid gethan, wie die ſo merkwürdige, ſo unterhaltende Sache zu Ende geweſen ſey, und nachdem ſie ſonſt ſtets mit Kopfſchmerzen geplagt geweſen, ſo ſey dieſes Uebel ſeit jenen Tagen des Umgangs mit einer überſinnlichen Welt und geiſtlicher Uebungen (gleichſam als ob ſie mit erlöst werden wäre) gänzlich von ihr gewichen, was ſie wie ein Unterpfand der Wahrheit anzuſehen ſchien. Die Nichte wollte man im Scherz erſt glauben machen, ich komme als Inquiſitor; ſie lachte aber im Vertrauen auf ihr gutes Gewiſſen. Der kleine Bau iſt eine Treppe hoch mit Umgängen um die Gefängniſſe oder Blockhäuſer verſehen, welche ſehr feſte Wände und nur einzelne Fenſter haben, die auf den Gang gehen und mit ſtarken Eiſengittern verwahrt ſind. Man ſehe in dem Buche ſelbſt, namentlich die S. 121 f. von Hrn. Dr. Sicherer gegebene Schilderung. Es iſt demnach unmöglich, mit den Händen ſolche Erſchütterungen zu bewirken, wie ſie damals vorkamen, und es konnte weder durch die

Fenſter hindurch, noch durch ein oberes Luftloch der Mondſchein oder ſonſt ein natürliches Licht jene Phoſphoreſcenzen hervorbringen, welche von vielen Zeugen geſehen wurden. Wenn man in die Gefangenſtube eintritt, ſo ſteht rechts ein niedriger viereckiger Ofen, gegenüber an der Wand eine breite gepolſterte Pritſche, links im Winkel mit ihr (her zu), an der kürzeren Wand, eine ähnliche; auf beiden lagen einige Gefangene; das Ganze iſt ſo wenig geräumig, daß jede Handlung oder Veranſtaltung des Betrugs, jede Täuſchung, leicht entdeckt werden kann. Die Eßlingerin lag ſeiner Zeit auf jenem erſten Lager, auf dem andern nahmen die Zeugen Platz. Ich beſuchte ſpäter den Hrn. Oberamtsrichter Heyd, einen würdigen Mann, der wohl ſo wenig zu täuſchen, als für wunderbare Dinge eingenommen iſt. Er wiederholte mir, was in dem Buche von ſeinen eigenen, amtlichen Wahrnehmungen geſchrieben ſteht. Wäre aber bei allem geſunden Verſtand und Willen der Beobachter im Gefängniß etwas Unlauteres, irgend ein Blendwerk vorgegangen, was waren denn die Lichtbilder, Schimmer, Geräuſche, Stimmen, Schüſſe, die gleichzeitig anderwärts vorkamen? Man ſehe doch nur alle die wackern Leute an, welche das Ereigniß bezeugen, und frage ſich, ob ſie haben ein Poſſenſpiel aufführen oder von einem ſolchen hintergangen werden können. War es aber ein Naturſpiel, ſo benenne man es, oder bekenne, daß man, wie gewiſſe gutartige

Thiere, am Berge, wo der Wein wächſt, ſtehen bleiben muß. Das iſt alsdann der klügſte und ehrenvollſte Theil, den man ergreifen kann, ſpotten und ſchelten aber iſt knabenhaft, wo nicht pöbelhaft. Hr. Dr. Kerner iſt aber kein Geſpenſterjäger, ſondern ein wiſſenſchaftlicher, allgemein geachteter Mann und geſchätzter Arzt, welchem die vielen Wunderdinge zulaufen mußten, weil er Phantaſie und Gemüth genug hatte, ſie aufzufaſſen, Offenheit genug, ſie zur Zertrümmerung rationaliſtiſcher Vorurtheile laut werden zu laſſen, und obgleich Dichter, ſie unverſchönert und mit klarer Beſonnenheit wiederzugeben, wie ſie ſich zugetragen haben. Daß man ihn in letzterer Hinſicht bekritteln will, mag ſeyn; aber mit welchem Recht iſt eine andere Frage. Es gibt nichts Gewöhnlicheres, als die „Aber“ bei Beurtheilung anderer Leute, vollends in ſo dubioſen Sachen wie die, welche dem Dr. K. aufgeladen worden ſind.

Eine zweite hieher gehörige Merkwürdigkeit, welche mich ein paar Tage länger zu Weinsberg hielt, iſt ein Mann, deſſen Bekanntſchaft mir Hr. Dr. K. verſchaffte, der ſchon früher in dieſen Blättern [*] genannte oder angedeutete Hr. Sekel zu Neuenſtadt an der Linde, etwa anderthalb Stunden von dort. Er iſt als Stadtrath, Geometer und Waldmeiſter, auch Feldbegüterter, bei ſeinem Alter von jetzt (1838) 77 Jahren noch anhaltend beſchäftigt und bei Tag und Nacht in Thätigkeit. Sein Aeuſſeres und ſein Benehmen iſt ganz anſpruchslos; aber das treuherzige, denkende, praktiſche Weſen dieſes lang geſchulten Naturkindes nimmt ſehr für ihn ein. Er iſt zum zweitenmal verheirathet, und hat aus ſeiner zweiten, noch mit ungefähr 60 Jahren eingegangenen Ehe einen braven Sohn, der die väterliche Gabe geerbt zu haben ſcheint. Ich dachte bloß einen Geiſterſeher an ihm zu finden, fand aber mehr noch einen aufrichtig frommen und erleuchteten Chriſten, der bei ſeiner zweiten Heirath vornämlich darauf ſah, eine Chriſtin zur Ehe zu bekommen. Er forſcht gerne in der heiligen Schrift, auch in ihrem prophetiſchen Wort. Er drückt ſich, ohne geſuchte Beredtſamkeit, oft treffend in Bildern aus. So ſagte er, wenn uns ein Dukat und ein Rechenpfennig geboten werde, ſo greiſe der Menſch gewöhnlich nach dem letztern. Als ich bemerkte, das Verdienſt des Heilandes helfe uns nicht, wenn ſeine Kraft nicht auch in unſer Weſen zur Heiligung eingebe, ſo beſtätigte er ſchnell dieſen Gedanken, indem er ſagte, es ſey ſonſt nur wie ein geborgter Oberrock. Als von dem Unterſchied der irdiſchen und himmliſchen Schönheit die Rede war (denn er hat auch ſchon Engel geſehen), ſo verglich er die erſte mit einem Kochhafen im Verhältniß zu einem reinen Glas. Von ſeinen Erſcheinungen ſind ſchon mehrere in dem oben angezogenen Aufſatze erzählt, wobei nur zu erinnern iſt, daß die dort S. 185 f. gemeldete Begebenheit ſich nicht in einem Wirthshauſe, ſondern in einem alten Schloſſe zugetragen. Er bemerkte dabei, die Geiſter, welche in alten Gebäuden wohnten, wollten daſelbſt nicht geſtört ſeyn, und erſchienen daher, um die Gäſte zu vertreiben. Dieſes iſt denn eben ſo möglich, ſo lange ſie ihr Bedürfniß nicht erkennen, als daß ſie ſich den Menſchen nähern, um Hülfe zu finden. Geſchieht es doch auch unter den Lebendigen, daß die Verſtockten diejenigen haſſen, meiden und zu entfernen ſuchen, die ſie von den Wegen des Heils belehren könnten, Andere aber, die ſich geiſtlich arm fühlen, ſie aufſuchen. — Einem Reiſenden, der ſich in dem Hauſe eines Freundes etliche Tage aufhielt, begegnete es, daß in der erſten Nacht das Pferd des Hausherrn in dem an das Schlafzimmer des Fremden zu ebener Erde anſtoßenden Stall ſo unruhig war, ſcharrte und tobte, daß weder er, noch das im Zimmer über dem Stall zu Bette liegende Ehepaar vom Hauſe, einſchlafen konnte. In der folgenden Nacht geſchah daſſelbe, ſo daß man für die dritte dem Gaſt in einem andern Zimmern eine Treppe hoch betten mußte. Von jetzt an war das Pferd fortwährend ruhig, wie es ſich denn auch vor jenen beiden Nächten nie auf gleiche Weiſe geregt hatte. Dieſen jüngſt vorgekommenen, wirklich ſonderbaren Fall trug man dem Stadtrath Sekel vor.

---

[*] 7te Samml. S. 194.

und fragte ihn um ſeine Meinung. Er äuſſerte ſich ſogleich dahin, das Pferd ſey von einem Geiſt geplagt geweſen, der den Fremden habe „turbiren" wollen. Wahr iſt es, daß der Fremde, der ein gottesfürchtiger Mann iſt, auch ſonſt ähnliche Neckereien erfährt. Sekel erzählte einige damit verwandte Geſchichten von ſich, verſicherte aber, daß er all ſolchen Spuck ohne Furcht nur mit Verachtung behandle. Einſt wollte er in einem Walde unter einem alten Baum auf deſſen emporſtehenden Wurzeln ausruhen, da lärmte es in ſeiner Nähe, und als er es erſt gleichgültig anhörte, hernach aber aufblickte, ſo ſah er zwiſchen dem Gebüſche ein vierfüßiges Ungeheuer wie einen Hirſch, aber mit einem Menſchenkopf und runden Hut, auch mit menſchlichem Vorderleib, an der Stelle des Halſes und der Bruſt in ein Wamms gekleidet, eine Art von Centaur, der an jenen Centaur erinnert, welcher nach dem Bericht des heil. Hieronymus (in vita Pauli eremitae) dem heil. Antonius in der Wüſte erſchienen ſeyn ſoll, und der auf jene Weiſe ſeine Erklärung fände. Von ſeinem Vorauswiſſen mancher künftigen Dinge ſagt Hr. S., daß es ihm deutlich eingeſprochen werde, doch ſehe er dabei keine geiſtige Geſtalt. Er bekümmert ſich auch gar nicht um das Schickſal der ihm erſcheinenden Geiſter, die der göttlichen Gerechtigkeit anheim gefallen ſeyen, und ſeiner Zeit emporſteigen oder tiefer ſinken würden. Er hat ſchon öfter, wie er verſichert, ſolche Weſen ſich entfernen heißen, und gegen den Modergeruch, oder die widerwärtige Empfindung, die von ihnen auf ihn eindringen, und wodurch ſich ihre unſichtbare Nähe ihm ankündigt, mit Erfolg Räucherungen von Johanniskraut (hypericum perforatum) angewandt. Alſo eine Beſtätigung ſeines alten Namens fuga daemonum. — Wenn man dieſen rechtſchaffenen alten Mann einer Kopfſchwäche anklagen ſollte, ſo darf ich bezeugen, daß ich dergleichen nicht an ihm wahrgenommen habe, ich müßte denn ſelber damit behaftet ſeyn; und wenn man das gute ſchwäbiſche Land anklagt, nur hier gebe es ſo viel Aber- und Geſpenſterglauben, ſo iſt das erſtlich nicht wahr, indem ſich Beiſpiele genug von andern Ländern und Städten finden, wo ebenfalls Auſſernatürliches vorfällt, das man aber ſorgfältig verheimlicht; und zweitens iſt zu bemerken, daß in jenem ſtillen Lande, zwiſchen den vielen Höhen und Thälern, zerſtreuten kleinen Ortſchaften, Höfen und Burgen, allerdings der Boden und zugleich die Empfänglichkeit der Einwohner den Erfahrungen aus dem geiſtigen Reiche beſonders günſtig ſind, und daß ſie den, keineswegs beſchränkten Einwohnern, unter denen ſich vielmehr große Intelligenzen hervorgethan haben, vielleicht als ein heilſamer Gegenſatz gegen ihren natürlichen Frohſinn und gegen die reichen Gaben der äuſſern Natur dienen ſollen, während es in Würtemberg Ungläubige, Zweifler und verſinnlichte Menſchen wie anderwärts gibt und von jeher gegeben hat.

— h —

Einige zu beherzigende Worte Göthes.

(S. Eckermanns Geſpräche mit Göthe.)

„Wenn nur die Menſchen, fuhr Göthe fort, das Rechte, nachdem es gefunden, nicht wieder umkehrten und verdüſterten, ſo wäre ich zufrieden; denn es thäte der Menſchheit ein Poſitives noth, das man ihr von Generation zu Generation überlieferte. Aber die Menſchen können keine Ruhe halten, und ehe man es ſich verſieht, iſt die Verwirrung wieder oben auf.“

„So rütteln ſie jetzt an den fünf Büchern Moſes, und wenn die vernichtende Kritik irgend ſchädlich iſt, ſo iſt ſie es in Religionsſachen; denn hiebei beruht alles auf dem Glauben, zu welchem man nicht zurückkehren kann, wenn man ihn einmal verloren hat.“

„Wir wollen uns nur im Stillen auf dem rechten Weg forthalten und die Uebrigen gehen laſſen; das iſt das Beſte.“

„In der poetiſchen Region läßt man ſich alles gefallen, und iſt kein Wunder zu unerhört, als daß man es nicht glauben möchte; hier aber in dieſem hellen Lichte des wirklichen Tages, macht uns das Geringſte ſtutzen, was nur ein Weniges vom gewöhnlichen Gange der Dinge abweicht; und von tauſend Wundern umgeben, an die wir gewöhnt ſind, iſt uns ein einziges unbequem, das uns bis jetzt neu war. Auch fällt es dem Menſchen durchaus nicht ſchwer, an Wunder einer frühern Zeit zu glauben, allein einem Wunder, das heute geſchieht, eine Art von Realität zu geben, und es, neben dem ſichtbaren Wirklichen, als eine höhere Wirklichkeit zu verehren, dieſes ſcheint nicht mehr im Menſchen zu liegen, oder wenn es in ihm liegt, durch Erziehung ausgetrieben zu werden. Unſer Jahrhundert wird daher auch immer proſaiſcher werden, und es wird mit der Abnahme des Verkehrs und Glaubens an das Ueberſinnliche, alle Poeſie auch immer mehr verſchwinden.“

Göthe zeigte mir ein Bild, wo Chriſtus auf dem Meer wandelte und Petrus, ihm auf den Wellen entgegen kommend, in einem Augenblick anwandelnder Muthloſigkeit ſogleich einzuſinken anfängt.

„Es iſt dies eine der ſchönſten Erzählungen aus dem Leben Jeſu, ſagte Göthe, die ich vor allen lieb habe. Es iſt darin die hohe Lehre ausgeſprochen, daß der Menſch durch Glauben und friſchen Muth im ſchwierigſten Unternehmen ſiegen werde; dagegen bei anwandelndem geringſtem Zweifel ſogleich verloren ſey.“ —

Wir ſprachen von der Farbenlehre, und daß gewiſſe deutſche Profeſſoren noch immer fortfahren, ihre Schüler davor, als vor einem großen Irrthume, zu warnen.

„Es thut mir nur um manchen guten Schüler leid, ſagte Göthe; mir ſelbſt aber kann es völlig einerlei ſeyn, denn meine Farbenlehre iſt ſo alt wie die Welt, und wird auf die Länge nicht zu verläugnen und bei Seite zu bringen ſeyn.“

Das ganz Gleiche iſt von der Geiſterlehre oder dem Glauben an eine in unſere Welt hereinragende Geiſterwelt zu ſagen.

Ein Gegenſtück zur Todesanzeige des Windhundes in der 4ten Sammlung der Blätter aus Prevorſt.

Die Seelenbeobachter, welche die thieriſche Natur ſowohl überhaupt als in einzelnen Fällen betrachtet haben, wiſſen zwar wohl, daß die Beſchaffenheit der Körper, wodurch ſie aus einem inneren Grunde zur Bewegung oder zur Ruhe beſtimmt werden, das thieriſche Leben ausmache; ſie wiſſen ebenfalls, daß ſich die Bewegung der Thiere von der bloß mechaniſchen Bewegung der unbelebten Körper, durch Reizbarkeit und Fühlbarkeit unterſcheide, deren erſtere in einer ganz beſonderen Kraft der Muskelfaſern beſteht, welche den thieriſchen Körper der willkührlichen Bewegung fähig macht, und deren letztere in einer ganz beſonderen Kraft der Nerven beſteht, welche die thieriſchen Körper der äuſſern und innern Eindrücke, und folglich der Empfindung fähig macht. Der königsbergiſche Denker Kant* nennt erſtere die Thierkraft und letztere die Seelenkraft.

Dies ſind bekannte Dinge; aber das Verhältniß der Thierſeele zur Menſchenſeele iſt noch im Dunkel gehüllt und erfordert deßwegen noch immer einen ſcharfſinnigen Beobachtungsgeiſt, beſonders bei Hunden, Katzen, Pferden u. ſ. w., und ehe man viele Beobachtungen darüber gemacht und geſammelt hat, ſo läßt ſich an kein gründliches Syſtem über

---

[*] Kritik der reinen Vernunft: Elementarlehre II. Thl. 2te Abth. 2tes Buch 1ſtes Hauptſt. S. 403 der 3ten Aufl. Kritik der Urtheilskraft II. Thl. §. 90. Anmerkung S. 448 der 3ten Aufl.

die Natur der Thierſeelen denken. Wer mag ſich wohl getrauen, mit Gewißheit folgende Fragen zu beantworten: Welchen Einfluß haben die Thierſeelen auf die Menſchenſeelen? Welchen Einfluß haben dieſe auf jene? Wenn einſt Lerſe, Lehrer des blinden Dichters Pfeffel in deſſen Militärſchule, die ſchnell laufenden Eidexen in Gegenwart von 50 Zöglingen durch ſeinen feſten Blick und Willen zum Stillſtehen zwang, ſo daß er ſie ergreifen konnte; wenn der Verfaſſer dieſes Aufſatzes und ſeine Tochter manche ſie anbellenden Haushunde durch ihren drohenden Blick und feſten Willen in ihren Stall jagten; wenn derſelbe Verfaſſer ein Kind von 6 Jahren eine Heerde Kühe mit einer Weidengerte bewachen und die verlaufenen Kühe zur Heerde treiben ſah; wenn ein Knabe einen großen Ochſen an einem fingersdicken Stricke in das Schlachthaus führte; wenn wir den berühmten Martin geſehen haben, mit Bären, Löwen, Tigern und Hyänen, wie mit jungen Katzen und Hunden ſpielen, ob er ſie gleich bis auf das Blut züchtigte, da ſie ein übles Betragen unter ſich oder gegen ihn äuſſerten, ſo drängt ſich dem Beobachter die Frage auf: worin beſteht die Kraft, einen ſolchen gewaltigen Einfluß auf die Thierſeelen auszuüben? Sind bloß Furcht oder Liebe die Haupttriebfedern bei dieſen Thieren, oder beide zugleich? Sieht etwa das Thierauge den Menſchen größer, als wir Menſchen die Thiere ſehen? Oder beſitzt der Menſch eine magiſche, unerklärbare Kraft auf die Thiere zu wirken?* Daß Liebe bei dem obbemeldeten ſterbenden Windhunde die Haupttriebfeder ſeiner Todesanzeige war, wird wohl Niemand bezweifeln. Folgende Begebenheit beweiſt einen noch höhern Grad von Liebe, welche manche Thiere gegen den Menſchen äuſſern.

---

* Unterm 9. Juli 1835 befragte ich einen großen, dem Herausgeber der Blätter von Prevorſt wohl bekannten Kenner des Ueberſinnlichen über ſeine Meinung in dieſer Sache. Er antwortete mir unter dem 17. Auguſt 1835 Folgendes: „Die magiſche Gewalt des Menſchen über die Thiere hat allerdings noch ein Ueberbleibſel zurückgelaſſen, wohin das gehört, was Sie bemerken. Ob ſie (die Thiere) den Menſchen dabei vergöttert ſehen, ſteht dahin. Der menſchliche Blick wirkt ſtark auf ſie. Wenn Sie z. B. an einer Wirthstafel ſitzen, und es kommt ein Hund zu Ihnen, ſo ſehen Sie ihn nur ſcharf an, ſo wird er Sie verlaſſen; ein Gleiches geſchieht jedoch, wenn Sie ihm ein leeres Waſſerglas entgegen halten, der Kryſtallglanz iſt ihm ſchreckhaft. Mein ſel. Oheim erzählte mir ein Beiſpiel, daß Jemand eine Kröte durch den Blick getödtet habe; als er es aber zum zweitenmal verſuchte, ſo überwand der Blick der Kröte den ſeinigen, ſo daß er faſt ohnmächtig wurde. Man ſagt, wenn ein Löwe aus Hunger einen Menſchen anfalle, ſo drücke er die Augen zu, damit ſie nicht von dem Strahle des menſchlichen Auges berührt werden. Vor einem nackten Menſchen fürchtet ſich der Hund ſo ſehr, daß er verſtummt; zwar läßt ſichs aus dem ungewohnten Anblick erklären, allein ich ſehe darin einen Reſt des Eindrucks des nackten (aber allerdings verklärten) Adamiſchen Menſchenleibs. Unſer Kleiderſpektakel iſt dem Thier ein Spott, und bringt es gar in Zorn, wie bei dem Bettler, ſo drückt der Hund ſeine Verachtung laut aus.“

Ein Edelmann und Freund des vor mehreren Jahren verſtorbenen Freiherrn v. Rothberg, deſſen letzteren Tochter an den tapferen General-Marſchall v. Rapp verheirathet war, beſaß einen ſehr großen däniſchen Hund. Jener Edelmann, welcher nur eine halbe deutſche Meile von Rheinweiler,* dem Wohnorte des Herrn v. Rothberg, ſich aufhielt, beſuchte dieſen täglich, von ſeinem Hunde begleitet. Herr v. Rothberg hatte dieſen Hund ſo lieb gewonnen, daß er ihm ſchmeichelte und wohlthat. Eines Tags, als der Freund des Herrn v. Rothberg, wie es ſcheint, nicht abkommen konnte, lief der Hund ganz allein zur gewöhnlichen Stunde nach Rheinweiler, ſcharrte vor der Saalthüre des Hrn. v. R., um eingelaſſen zu werden. Als nun dieſer die Thüre öffnete, und den Hund, wie gewöhnlich, ſchmeichelnd bewillkommte, ſprang derſelbe, welches er ſonſt nie that, an ihm hinauf, legte ſeine Vorderpfoten auf die Schultern ſeines lieben Freundes; über welchen Sprung Hr. v. R. ein wenig erſchrack. In dieſer Stellung blieb der Hund nur einige Augenblicke lang, ſah ſeinen Freund mit einer ſcheinbar bedeutenden Miene an, dann kehrte er ſich plötzlich um und biß nun alles

---

* Ein zwei deutſche Meilen von Baſel entferntes am Rhein liegendes Dorf.

Lebendige, was ihm in den Weg kam; aber dem Hrn. v. R. that er kein Leid, obgleich ſeine Wuth ſo heftig war, daß man ſich ſchleunig bewaffnete und ihn erſchoß.* Dieſe Thatſache wurde damals in der ganzen Gegend bekannt, und wurde dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes von einer glaubwürdigen Freundin erzählt, die mehrere Jahre in Rheinweiler gewohnt hat.

Einen Abſchied einer andern Art gab in A. ein Schoßhündchen, das ſeine kranke Gebieterin nie verließ, und als ſie verſchieden war, ihr an Mund und Naſe roch und hernach mit ſeinen Zähnen das Bettuch über ihr Geſicht herauf zog, ſie ganz damit verhüllte und den Leichnam ſo lange bewachte, bis man ihn forttrug.

Noch weiter trieb es die Katze der Frau Helvetius (welche letztere durch ihr Buch de l'Esprit und andere Werke bekannt iſt). Dieſe Katze blieb auf dem Leichname ſitzen, und ſprang wieder auf ihn, wenn man ſie verjagte; ſie ſchlich mit dem Leichenzuge bis auf den Gottesacker, wo ſie ſich Anfangs verſteckte, ſich aber hernach auf den Grabhügel ſetzte und ängſtlich ſchrie.

---

* Dies erinnert den Verfaſſer an einen durch den Biß eines Hundes wüthend gewordenen jungen Mann zu Grenoble, welcher jedesmal, wenn er einen Anfang von Wuth vorausſah, ſeine Gattin und alle Umſtehenden dringend bat, ſich zu entfernen.

Der Todtengräber ſtellte ihr, aus Mitleiden, Nahrung auf das Grab, die Katze ließ ſie aber ſtehen, und nach 3 Tagen lief ſie davon und ſtarb vermuthlich in einem Gebüſche. Dieſe Geſchichte erzählte dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes ein Hausfreund der Helvetiusſchen Familie, der Herr Laboucelte, der unter Napoleon Präfekt in 2 Departementen war.

T — r.

Ueber einige neuere magnetiſche und pneumatologiſche Schriften.

Dahin gehört das Werk: „Nachrichten von dem ſomnambulen Zuſtand eigener Art der 19jährigen Tochter des Ludwig Gaier in Großglattbach; mitgetheilt von Kameralverwalter Siglen in Wiernsheim.“ Einſender hat hievon nur das erſte, 425 Seiten ſtarke Heft (Vaihingen a. d. Enz 1837) geleſen; es ſoll aber nach mehrern Stellen ſchon das dritte Heft vorausgegangen ſeyn, und gleich die Einleitung fängt mit den Worten an: „Bekanntlich mußte ich das dritte Heft meiner Mittheilungen aus erklärbaren Grunden zuerſt herausgeben.“ ꝛc. Jenes erſte zeigt in dem Verfaſſer einen ſehr chriſtlichen, denkenden, durch viele Erfahrungen geprüften Mann, der wegen ſeiner menſchenfreundlichen Theilnahme an dem Zuſtande der jungen Seherin und ihrer Angehörigen in mancherlei Unannehmlichkeiten verwickelt worden.* Das Heft enthält größtentheils Rechtfertigungen und Vertheidigungen gegen Anklagen, und Lehren chriſtlicher Erkenntniß, dagegen wenig Thatſächliches, was aber (wie die Heilung S. 133 f.) auf die ausführliche Erzählung des Verlaufs dieſer Geſchichte oder der Kriſen begierig macht. Es läßt ſich außerdem ſchwer ein gründliches Urtheil ſchöpfen. Man möchte wünſchen, daß der Verfaſſer ſich kürzer gefaßt und hierdurch viele Wiederholungen in ſeinen Lehrſätzen und Betrachtungen vermieden hätte. Einiges hievon iſt unklar, auch dabei ein oft wiederkehrender eigener Wortgebrauch für geiſtige Gegenſtände gewählt, welcher nebſt mehrern Ideen Ueberbleibſel und Angewöhnung eines frühern philoſophiſchen Studiums zu ſeyn ſcheint, obgleich das Syſtem an ſich chriſtlich und evangeliſch in der Hauptſache iſt. Kann man auch nicht allem Einzelnen beiſtimmen, ſo wird man doch vielen treffenden und heilſamen Wahrheiten begegnen; aber wie geſagt, die Betrachtungen ſind zu wortreich, auch nicht durchgängig anſprechend oder bedeutend nach außen. Schön und wahr iſt, was S. 136 f. von der Zerſplitterung der menſchlichen Wiſſenſchaften und ihrer Verbindung in der Einheit himmliſcher Erkenntniß geſagt wird. Einige Vorſtellungen, zu denen die Somnambule dem Verfaſſer Anlaß gegeben zu haben ſcheint, möchten nicht zu rechtfertigen ſeyn; wie denn nie eine hellſehende Perſon für unfehlbar und alle ihre Ausſprüche für untrüglich gelten können. So meldet ſich bei ihm wie von ferne die Lehre von der Seelenwanderung (Metempſychoſis) an; denn folgende Aeußerung (S. 129) läßt ſich kaum anders deuten: „Nach dem zweiten Tod, welcher die Seele in Gottes Hand ausliefert" — dieſer zweite Tod kann jedoch nicht wohl dasjenige ſeyn, was die Bibel ſo nennt — „erfolgt in einer verborgenen Zeit ein bewußtloſes Auftauchen in ein neues Daſeyn der Sterblichkeit, in welchem es wieder ſo natürlich zugeht, wie in unſerm gegenwärtigen Daſeyn" ꝛc. Man vergleiche dazu S. 256. 299. 306 f. 308 (wo die Worte des 90ſten Pſalms angeführt werden: „Kommet wieder, Menſchenkinder"). So werden, und wie es ſcheint in Verbindung damit, Präadamiten als möglich angenommen, „nur keiner, der, wie Adam, Gott ſah," S. 316. 322. Hier heißt es zugleich: „Auch von Melchiſedeck, dem Prieſter des Höchſten, bezeichnet die Schrift keine Abkunft von Menſchen" — alſo wäre er wirklich nicht von menſchlicher Abkunft geweſen, was aber ein mißverſtandener Schluß iſt. Auch die Schöpfungstage werden S. 321 unnöthig in Zweifel geſtellt oder für Jahrtauſende gehalten, und S. 369 f. die „Kinder Gottes“ und „Kinder der Menſchen“ übel verſtanden. Alſo in dieſen Dingen der Weisheit möchte dem Verfaſſer nur eine unvollkommene Einſicht zuzugeſtehen ſeyn; reicher iſt er an dem, was die heilige Schrift Erkenntniß nennt, an praktiſcher Erfahrung, und ſagt hier viel Gutes von dem Eingehen in den Tod des Gottesſohnes, und von dem größten Menſchenglück, dem Gottesfrieden. — Nach S. 368 ſoll zwiſchen 1836 und 1840 ein gerechtes Gericht Gottes erkannt werden.

---

* Der magnetiſche Zuſtand dieſes Mädchens ſcheint übrigens ſehr ſchwach geweſen zu ſeyn. K.

Ferner iſt eine äußerſt merkwürdige Schrift zu erwähnen: „Conflict zwiſchen Himmel und Hölle, an dem Dämon eines beſeſſenen Mädchens, beobachtet von C. A. Eſchenmaier. Nebſt einem Wort an Dr. Strauß. Tübingen und Leipzig, Verlag der Buchhandlung Zu-Guttenberg. 1837.“ Ob die darin erzählte Begebenheit, wornach ein unſeliger Menſchengeiſt ein junges Mädchen beſaß, und nach mehreren halbgelungenen Bekehrungsverſuchen immer wieder zurück und endlich in die Läſterung des heiligen Geiſtes verſank — ob dieſe Geſchichte, welche manches Bedenkliche und Räthſelhafte enthält, hätte veröffentlicht werden ſollen, kann eben deßwegen die Frage ſeyn, und war ſelbſt dem einen Zeugen und

Führer des Tagebuchs, Dr. Eyth (S. XV der Einleitung), zweifelhaft. Indeſſen iſt es geſchehen; es zu mißbilligen, findet ſich darin am wenigſten ein Grund, daß flacher Spott und blödſinnige Verleumdung ſich dagegen erheben, und der Eindruck des Ganzen iſt ernſt und erſchütternd und dadurch heilſam genug, um das Daſeyn dieſes Berichts nicht aus der Reihe ähnlicher Erfahrungen hinwegzuwünſchen, wären auch die geiſtreichen chriſtlichen Bemerkungen Eſchenmayers nicht ſchon an ſich des Dankes werth. Wie arg von den Feinden dieſer pneumatologiſchen Literatur, bei der es nur auf das Seelenheil der Leſer, nach dem Rathſchluß Gottes über unſere Tage, abgeſehen ſeyn kann und darf, gelogen wird, können die neueſten Thatſachen beweiſen. Noch jüngſt wurde in der hannoverſchen Zeitung und daraus in dem frankfurter Journal (das jedoch die Widerlegung bereitwillig aufnahm) nach einem Schreiben aus Stuttgart vom 16. Nov. 1837 erzählt, es habe zu Waiblingen ein Mörder vor Gericht behauptet, nicht er ſey der Thäter, ſondern der Teufel, den er aus der Perſon der Ermordeten, die von ihm beſeſſen geweſen, habe herausgehen und ſie umbringen ſehen; und dieſer Unſinn wurde daſelbſt den Schriften Kerners und Eſchenmayers als Folge zugeſchrieben, während man zu Waiblingen ſelbſt von einer ſolchen gerichtlichen Depoſition und überhaupt von einer Mordthat, welche in oder um Waiblingen vorgefallen wäre, nicht das

Mindeſte weiß. Der Teufel hat ſich alſo hiebei ganz wo anders aufgehalten. — Wenn Eſchenmayer den beſitzenden Geiſt mit dem Ausdruck Dämon bezeichnet, ſo will er damit wohl nur ſeine Unſeligkeit ausdrücken, und die Meinung iſt nicht, daß alle beſitzende Dämonen Menſchengeiſter ſeyen; auch iſt aus den Worten S. 208: „Wer im Leben böſe iſt und das Wort verachtet, kommt nach dem Tod in die Hölle und wird Dämon; und wer hier gut iſt und dem Worte glaubt, kommt nach dem Tod in den Himmel und wird Engel“ nicht zu folgern, das E. dem Swedenborgiſchen Syſtem huldige, wonach es keine andere Engel und Teufel als verſtorbene Menſchen gibt; deßgleichen aus dem, was er unmittelbar vorher ſagt: es ſey bei Engeln und Dämonen kein weſentlicher, ſondern nur ein potentialer Unterſchied von unſerer Natur. Denn dieſes bedürfte wenigſtens erſt der Erläuterung, was er unter weſentlich und potential verſteht, indem ſich auch ganz im Gegentheil behaupten läßt, die guten und böſen Engel ſeyen weſentlich (toto genere) von dem Menſchen verſchieden. Entſcheidend hingegen für ſeine richtige Anſicht in dieſem Punkt iſt der merkwürdige Ausſpruch, den er aus dem Munde des Dämons ohne Widerrede berichtet (S. 37): „Später führte mich das Geſpräch auf die Frage: Warum hat Chriſtus bei allen Beſeſſenen die Teufel ſogleich ausgetrieben, da doch die Dämonen noch für Beſſerung empfänglich ſind, wozu er als Beiſpiel diene? Damals, erwiederte er ſogleich, waren es nicht verſtorbene Menſchen, da wurden die alten Teufel aus der Hölle herausgeſchickt, und mit denen iſt nichts mehr anzufangen.“ — Man kann hinzuſetzen: die Erlöſung war damals noch nicht vollbracht, die Höllenfahrt, wodurch den Todten zum erſtenmal das Evangelium verkündigt wurde, ſtand noch bevor, und was ſeitdem hierin geſchehen ſeyn mag, wiſſen wir nicht. Unſere Zeit aber, worin doch auch wirkliche Teufel als Beſitzer vorkommen, zeichnet ſich bedeutend genug durch jene Inwohnung unſeliger Menſchenſeelen beſonders aus. Vgl. noch von den Engeln S. 123. — Lehrreich iſt ferner, was Eſch. S. 69 f. über den Unterſchied zwiſchen einem vom Leib entbundenen Dämon (Unſeligen) und einem leiblichen Menſchen in Betreff der Bekehrung und der dabei ſich nahe ſtehenden Extreme von gut und böſe, Himmel und Hölle, ohne Vermittelung des Sinnenlebens, daher von dem leichten Ueberſprung aus einer Gemüthsrichtung in die andere bemerkt. Gleichwohl giebt es hier eine gewiſſe Art von Indifferenz des äußern Verhältniſſes, über die noch etwas Weiteres zu ſagen iſt.

Nach E. nämlich (S. 94 f.) ſoll der Dämon zwar im Stande geweſen ſeyn, den Satan, aber nicht ſein eigenes Herz zu überwinden; dieſes ſoll ihm die ſtärkſte Verſuchung bereitet haben, welcher er unterlag. Dieſe Anſicht möchte, ungeachtet es heißt: „der Satan ſey zum Weichen gebracht und ihm befohlen worden, daß alle Anfechtungen aufhören ſollten.“ und bei allem Richtigen, was S. 101 f. von einer mit Sünden befleckten und vergifteten Seele geſagt wird, gleichwohl einige Modifikation zulaſſen. Die Anfechtungen, die E. oder der Dämon ſelbſt dem eigenen Herzen zuſchreibt, ſind im Grunde keine anderen, als die, womit ihn zuvor der Satan verfolgte: Gewiſſensbiſſe, verzweifelnder Unglaube und Luſt an den alten Sünden oder ſündlichen Trieben, Reize des Hochmuths u. dgl. Ob der Satan dieſer Verführung ganz fremd geblieben ſey, oder ſich nur verbarg, um deſto kräftiger zu wirken, kann die Frage ſeyn; wie er denn jetzo diejenigen leichter verführt, welche ſein Daſeyn leugnen, ſich mithin vor ſeinen Anfällen nicht mehr fürchten, ſie gar nicht als ſataniſche, als gefährliche, erkennen. Die Angriffe eines ſichtbaren Feindes (ſ. S. 71 f. 81 f. ꝛc.) laſſen ſich leichter abwehren, als die eines verſteckten; ſie ſind etwas Aeußerliches, und der Satan war wohl für den Dämon ſelbſt kein liebenswürdiges Weſen. Aufgefordert durch die Umſtehenden und geſtärkt durch ihr Gebet, ſogar durch himmliſche Geſichte, führte er, wenn auch abwechſelnd, einen tapfern Kampf gegen ihn, und ſein Widerſtand ſiegte. Aber jetzt ſollte ihm der häßliche Gegner, den er als Lügner kennen gelernt hatte, aus den Augen gerückt werden. Er ſollte dadurch auf die letzte und allerdings ſchwerſte Probe geſetzt werden, die er bei Leibesleben nicht beſtanden hatte, und durch die Alle, die nach dem Reiche Gottes trachten, hindurch müſſen; er ſollte ſich ſelbſt überlaſſen, auf ſein Bewußtſeyn zurückgeführt, den Sieg des Glaubens beſtätigen, den er davon getragen hatte. Er ſollte die Frucht ſeiner vorigen Kämpfe innerlich ernten und ſich mit freier Wahl dem erkannten Heiland zum bleibenden Opfer bringen, wo ihm dann endlich auch die Frucht des Sieges in die Hand gefallen wäre. Darum zogen ſich die Schutzgeiſter gleichfalls zurück, und erſchienen doch ſpäterhin wieder. Das ſcheinbar iſolirte Herz oder Gemüth hätte ſich denn ſo wenig allein befunden, als unſere Herzen, welche der beſtändigen Einwirkung guter und böſer Mächte, die wir nicht ſehen, ausgeſetzt ſind. Nach einigen Stellen ſcheint E. ſelbſt dieſer Meinung zu ſeyn. Wären unſere Herzen nicht von Natur verdorben, zum Unglauben und zur Sünde geneigt, von Jugend auf mit allerlei Ungöttlichem befleckt, vielleicht mit wirklichen Laſtern und Verbrechen, deren Andenken, ſelbſt neben dem Vorwurf, eine reizende Kraft, wie bei jenem Dämon, ausübt, alsdann wären wir weder früher noch ſpäter verführbar; und uns unverführbar zu machen in der Kraft Chriſti und des heiligen Geiſtes, um den wir zu bitten haben, damit er unſere guten Vorſätze befeſtige, iſt unſere Lebensaufgabe. Dieſer verborgene Beiſtand und die unſichtbaren Gottesdiener erhalten dann wirklich unſern Fuß auf rechter Bahn, während eben ſo heimlich die Feinde auf uns lauern. Es kommt nur auf unſern ernſten Willen an, ſtandhaft zu ſeyn, der zwar für ſich allein zu ſchwach ſeyn würde. Jener Dämon ſtand jetzt, von wahrnehmbaren Verführern und Helfern entblößt, auf dem Scheideweg; er mußte nicht nur ſein ſündiges Herz als die Quelle ſeiner Verdammniß erkennen, und in deſſen Folge ſich anhaltend demüthigen, ſondern auch mit Feſtigkeit und Ausdauer anwenden, was er gelernt hatte, nämlich daß bei dem Herrn viel Vergebung und unüberwindliche Stärke ſey. Kurz, er mußte die Standhaftigkeit üben, die ihm ausdrücklich zur Bedingung der kommenden Hülfe vorgeſchrieben war (S. 101, vgl. S. 107). Aber er ſchwankte, ein warnendes Beiſpiel für die Wetterwendiſchen und Halbchriſten, die in der Probe des Abfalls nicht beſtehen, und deren Erneuerung zur Buße ſo ſchwer möglich iſt, daß ſie eher verloren gehen, als gerettet werden (Hebr. 12, 12. 13. C. 6, 4 — 6). Er beweiſt auch deutlich, daß die abſolute Paſſivität, womit einige ſich der Gnade überlaſſen wollen, ein Mißverſtand und das eigene Mitwirken des Menſchen allerdings erforderlich iſt (ſ. die richtigen Bemerkungen S. 107); nur nicht in dem Grade, daß es wieder ein Alleinwirken wird, wo wir der Gnade vorauslaufen und uns mit geſetzlicher Eigenmacht plötzlich zu Heiligen umzuſchaffen ſuchen, woraus leicht eine Mißgeburt wird. Wir müſſen vielmehr, indem wir trachten, ringen und flehen, uns zugleich mit Geduld auf die Hülfe der Gnade verlaſſen, die uns bald mit ſtarkem Arm durch Verſuchungen hindurchführt, welche uns zu mächtig ſeyn würden, theils wieder ſich verbirgt, und uns die erlangten Kräfte und Erfahrungen gebrauchen läßt, eben wie man es mit einem Kinde macht, das gehen lernen ſoll. Wäre der Dämon, als er ſich allein ſah, nur feſt und ſtille geblieben, ſo wäre er gerettet geweſen. Nach lang anhaltenden äußern und innern Kämpfen tritt bei dem Menſchen zuweilen eine Ruhe ein, wo er der Erfüllung der göttlichen Zuſage harren muß, und dieſes iſt wegen unſers nie ſchweigenden Eigenwillens, wegen der Schwierigkeit, ſich im Dunkeln leidend zu verhalten, ein gefährlicher Zuſtand. Bleibt uns aber das Wort gegenwärtig: „Durch Stillſeyn und Hoffen werdet ihr ſtark ſeyn" — ſo erſcheint ganz gewiß die Hülfe dann, wann wir unterliegen würden, d. h. zu rechter Zeit für uns und (was wir ſo ſelten berückſichtigen) auch für Andere. Der Dämon wollte zu geſchwind in den Himmel, den er offen geſehen hatte; es war Stolz, es war Voreiligkeit bei ihm zurück; darum verlor er den Anker der Hoffnung, den er ſchon nach dem himmliſchen Lande ausgeworfen hatte, griff nach unten, ließ ſich vom Zweifel, dann vom Hochmuth und den alten Angewohnheiten bemeiſtern, und ſank wenigſtens fürerſt in den ſchauderhaften Abgrund ſeines

Innern mit der nächſten Anwartſchaft auf die unterſte Hölle hinab.

Ob nun alſo dieſes Weſen mit oder ohne geiſtige Anfechtung von außen der ſeinem verdorbenen Herzen unterlegen ſey, iſt eine Frage, die wir dem allwiſſenden Herzenskündiger anheimgeben. Jedenfalls iſt das Lehrbeiſpiel wichtig für die, welche es benutzen wollen, nachdem es h[illegible] ſollen bekannt werden. Es läßt ſich aber hier noch eine größere Parallele ziehen, die vielleicht zur Aufklärung der Sache beiträgt. Gott hat die Menſchheit, die durch den Fall in das Sinnenleben von ihm entfremdete Menſchheit, ſogar zweimal, durch Wunder zum göttlichen Leben erweckt, ſich ihr ſinnlich offenbart, erſt durch Moſes und die Propheten, dann durch Chriſtus und ſeine Apoſtel. Alsdann hat er dieſe Wundererſcheinungen und Kräfte ihr jedesmal wieder genommen, ſie ſich ſelbſt, ihrem Nachdenken, ihrer Wahl überlaſſen, hiedurch ihren Glauben eben ſo wie den jenes Dämons zerrütt. Sie ſollte im Andenken des Geſchehenen, das ihr für immer bezeugt war, in ihr Herz gehen, die Gebote üben und der Verheißungen harren. Wir zweifeln aber wohl nicht, daß dabei Gott ſammt ſeinen Dienern, und daß das finſtere Reich ihr gleichwohl nahe geblieben ſey und auf ſie eingewirkt habe; denn das mit Wundern gegebene Wort verkündigt uns dieſes. Und das Herz war ſowohl bei der Offenbarung als bei der Unſichtbarkeit Gottes und der außerſinnlichen

Welt auf der Probe. Denn die Phäriſäer ſahen die Wunder Chriſti, und ſchrieben ſie dem Teufel zu; in folgenden wunderloſen Zeiten aber gab es eben ſowohl Verächter der Gnade und Abtrünnige. Das Herz giebt in jedem Fall den Ausſchlag, auch in unſern Tagen, wo wegen des wachſenden Abfalls Wunder wieder aufſteigen, und der göttlichen Prophezeiung gemäß von der Mehrheit verlacht werden, bis daß alles Selbſtwiſſen, alle Selbſtgerechtigkeit und alles Gelächter mit Schrecken ein Ende nimmt.

Sofort iſt Einſender des 3ten Hefts von Siglen's Nachrichten ꝛc. habhaft geworden. Es enthält wieder mehr Allgemeines als Thatſächliches, mehr Reflexionen und Vertheidigungen als Berichte. Der Verfaſſer giebt aber auch Winke, warum er das Faktiſche noch nicht offen darlege, z. B. S. 161. Allerwärts trifft man auf gründliche und ſinnreiche Bemerkungen, manchmal auch auf ſolche, die einer nähern Erklärung bedürfen möchten (z. B. was er S. 170 von den Geſpenſtern ſagt). Seine Aeußerungen über die verſchiedenen Lebensalter des Menſchen und deren geiſtiges Bedürfniß über Tod und Leben, Sünde und Gerechtigkeit, und ſein großer chriſtlicher Ernſt, welcher auf die wahre Freudigkeit, innere Geſundheit und Seligkeit abzielt, verdienen alle Achtung und Beachtung. Er kennt auch ſehr wohl das Verhältniß und den Geiſt der Zeit, und miſcht hiebei (S. 79) eine Weiſſagung ein, die er begründen zu können glaubt, und die ſehr beſtimmt lautet, nämlich: „Wer das Glück hat, am 31. Dec. 1840 noch die Abendglocke läuten zu hören, der darf eine neue, ſchönere Zeit begrüßen. Aber ſein Geiſt wird ſtaunen, wenn er zwiſchen 1836 und 1841 vergleichen wird. Zunächſt zwei Völker, nämlich das deutſche und das franzöſiſche, werden in das neue Glück emporſteigen, und der Weg wird durch manche Angſt hindurchgehen." — Nur Gott kann es gewiß wiſſen!

Aber was quälen wir uns doch mit all dem magnetiſtiſchen Plunder! So eben lieſt man in einem öffentlichen Blatt das wahre Glück Frankreichs und das Unglück Deutſchlands:

> „Wie wir früher bereits meldeten (ſagt der Eremit Nr. 132), hat der thieriſche Magnetismus in Frankreich eine völlige Niederlage erlitten," (das wäre viel! wodurch? Antwort): „indem die Pariſer Akademie die ganze Sache für Charlatanerie erklärte" (da iſt er freilich auf's Haupt geſchlagen)! „Neuerdings iſt dieß auch in England geſchehen" (von wem?) „wo man" (wer?) „denſelben Ausſpruch that. Nur wir Deutſche

bewahren den Ruhm, uns noch immer gutmüthig dieſen Sand in die Augen ſtreuen zu laſſen.“ Alſo die Blinden wollen uns ſagen, wir hätten Sand in den Augen. Comme il vous plaira!

Ein ſpaßhafter Herr Dr. Amadeus Ottokar (wie er ſich nennt) hat ein Schriftchen geſchrieben: „Entdeckung eines Complotts wider Religion und Chriſtenthum gemacht durch Eſchenmayers Schrift: Conflict zwiſchen Himmel und Hölle.“ Man weiß hier nicht, ob das zunächſt ſtehende Complott oder die Entdeckung durch Eſchenmayers Schrift gemacht ſeyn ſoll, und ob etwa dieſe Schrift die Entdeckung gemacht hat. Was aber der Verfaſſer gemacht hat, iſt eine ſtumpfe Ironie eines Rationaliſten, die ſich auf dasjenige wirft, was in der Begebenheit mit dem beſeſſenen Mädchen und ſeinem Dämon allerdings am ſchwerſten zu begreifen iſt, und woraus bewieſen werden will, wie Eſchenmayer und ſeine Freunde einer gefährlichen Verſchwörung gegen das Chriſtenthum angeklagt werden könnten, indem ſie die Kraft Gottes und Chriſti und den Namen Chriſti der Gewalt und Liſt der Hölle gegenüber als kraftlos und nichtig, Gottes Wort und ſeine Boten als lügenhaft erſcheinen laſſen wollten u. ſ. w. Wer nun dieſen Inhalt weiß, der hat ſchon das ganze Pamphlet geleſen.

S. 30 daſelbſt werden aus der Schrift Eſchenmayers die Worte S. 183 angegeben: „Der Menſch ſollte nicht ſagen, der Wille Gottes ſey ans Gute gebunden, weil dieſer Wille erſt beſtimmt, was gut ſeyn ſoll“ — und damit eine Stelle eines Aufſatzes von Eſchenmayer in der 1. Samml. der Blätter aus Prev. S. 35 zuſammen gehalten und ſo angegeben: „Man fragt: Iſt Gott nicht die ewige Wahrheit, Schönheit und Güte? — Er iſt es wenn, wie und wo er es ſeyn will“ u. ſ. w. — das heißt: es kann Fälle geben, wo Gott nicht die ewige Wahrheit, Schönheit und Güte iſt.“ Die letzten Worte ſtehen nun nicht bei Eſchenmayer, und dieſer will nur, jene Eigenſchaften ſeyen nicht unabhängig von Gott und ſeinem Willen vorhanden, ſeyen nicht nach unſerm Begriffe zu beſtimmen, nicht mit menſchlichem Maßſtab zu meſſen, worin er Recht hat. Er geht aber wirklich etwas zu weit, wenn er den Satz verwirft, Gott oder der Wille Gottes ſey an das Gute gebunden, was wohl verſtanden nichts Anderes heißt, als an ſich ſelbſt, oder Gott könne nicht aufhören, Gott zu ſeyn; wenn wir gleich die Aeußerungen der göttlichen Güte nicht zu faſſen vermögen, ſie wohl gar für ihr Gegentheil halten. Gott als die weſentliche Güte entfernt ſich nie von ihrem Geſetz, das in ihm ſelber liegt, wir mögen es verſtehen oder nicht. Auch die heilige Schrift legt Gott jenes Nichtkonnen bei, indem ſie ſpricht: „Er kann ſich ſelbſt nicht verleugnen“ (2. Tim. 2, 13). Jenes Geſetz aber iſt das Geſetz der Freiheit.

Ehe das zweite Heft von Siglen ans Licht tritt, hat derſelbe Verfaſſer, anonym aber leicht kennbar, eine Schrift ausgehen laſſen: „Das religiöſe Bedürfniß der Zeit,“ Vaihingen an d. Enz 1837. Dieſe empfiehlt ſich äußerlich durch ihre größere Bündigkeit und Klarheit, im Verhältniß zu den frühern, etwas zu weitläufigen Heften, innerlich aber durch den großen ſtrafenden Ernſt der ſchon vorhin begonnenen Predigt an die Zeitgenoſſen, deren Thema heißt: Achtung vor dem Geſetz der Natur in der unſchuldigern Jugend, parallel mit dem alten Bunde, und dagegen Nothwendigkeit des innern Sterbens des reifen Menſchen zum innern Leben durch Chriſtum. Viele Sätze werden den Unerfahrenen parador erſcheinen, ſind auch wohl ſo ausgedrückt; aber es lebt in dem Ganzen eine eigene Originalität, die dem Verf. in der Schule ſchwerer Prüfungen aus einer höhern Quelle zugefloſſen iſt, nämlich ſich durch deren Einfluß entwickelt hat. Daß es ihm an menſchlicher Gelehrſamkeit fehlt, wie aus einigen Stellen ſich kund giebt, ſchadet anderwärts ſeiner Einſicht in die Tiefen des göttlichen Wortes nicht; wonach denn ſeine Lehren allerdings der Richtung bedürfen. Seite 90 nimmt er Off. 3, 7 in den Worten nach Luthers

Ueberſetzung: „Niemand zuſchließt — Niemand aufthut," das „Niemand" für den Dativ; es iſt aber nach dem Griechiſchen der Nominativ, und das „und" ſo viel wie: „ſo daß" (vgl. V. 8); und S. 110 ſagt er: „das Wort Iſai iſt verwandt mit dem Wort Jeſſe," während es, wie Sprachkenner wiſſen, ein und derſelbe Name iſt. S. 71 f. äußert er ſich nunmehr ganz deutlich für die Lehre von der Seelenwanderung oder geneigt dazu, die wir ſchlechterdings für irrig erklären müſſen, und für ganz unnöthig zur Wiederbringung des Geſchöpfs.

Endlich iſt denn auch das zweite Heft von Siglen's Nachrichten ꝛc. erſchienen, den früher herausgekommenen ähnlich an Form und Inhalt. Auch hier erfährt man wenig von den Kriſen oder Schläfen der Somnambüle,* man lieſt jedoch abermals viel treffende Bemerkungen mit einzelnen Unrichtigkeiten untermiſcht; einige geheime Andeutungen über die Zukunft, Klagen und Beſchwerden, die nicht alle ungegründet ſeyn möchten; Manches was vielleicht zu weit geht, wenigſtens im Ausdruck. S. 58 iſt eine falſche Ueberſetzung nach dem alten Luther von Jeſaj. 9, 3. Ausführlich erklärt ſich der Verfaſſer über das heilige Abendmahl, über den äußern Gottesdienſt, über Kirche, Theologie u. ſ. w. Auch ſind hier, wie anderwärts, Lieder angehängt. Er zeigt auch richtige phyſikaliſche Begriffe. Wenn er aber von dem Aufenthalt ſeiner Seherin oder der ſelig Abgeſchiedenen auf den Sternen ſpricht, ſo hätte ihre Ausſage, daß daſelbſt (ungeachtet der Rotation der Planeten) keine Nacht ſey, ihn auf dasjenige leiten können, was in der 7. Samml. d. Bl. in dem Aufſatze: „Wohnen die Seligen auf den Sternen?“ behauptet worden iſt. — Immer bleibt dieſer Schriftſteller eine merkwürdige Erſcheinung, und es wäre zu wünſchen, daß ſeine Schriften von denen, die ſie zu benützen wiſſen, eine gute Abnahme erführen, jedoch auch, daß er fürerſt ruhete, um in der Schule, worin er ſteht, weiter zu reiſen, ehe er wiederum lehrend und ermahnend auftritt.

---

* An welchen offenbar ſehr wenig war. R.

Eſchenmayer hat ſeinem oben angezeigten Buch eine Apologie nachgeſchickt unter dem Titel: „Charakteriſtik des Unglaubens, Halbglaubens und Vollglaubens, in Beziehung auf die neuern Geſchichten beſeſſener Perſonen,“ Tübingen 1838. Ihr voran ſteht ein wichtiges und ausführliches Zeugniß über die beſeſſene Caroline Stadelbauer, von Hrn. Vikar Wurſter zu Gruppenbach, ihrem Selſorger. Indem es auch ihrer Fehler gedenkt, wird namentlich darin getadelt, daß ſie zu großes Vertrauen auf **Dürr** geſetzt und der Abmahnung des Hrn. W. ungeachtet immer wieder Hülfe bei ihm geſucht. Dieſer **Dürr** nämlich, hat zufolge glaubwürdiger Verſicherungen eine ſtarke Naturgabe zu magiſchen oder magnetiſchen Operationen gehabt, hat ſie auch anfangs nützlich angewendet, hernach aber aus Leichtſinn und Uebermuth verwahrloſt, und ohne daß der Wein ihm, wie er hoffte, neue Kraft gab, verderben oder gar eingebüßt, ſo daß die Warnung des Hrn. Vik. W. vollkommen gegründet war, und ſich die Urtheile für und wider Dürr, als wohl zuſammen verträglich, hinreichend erklären. Man vergleiche jedoch, was der Verfaſſer S. 85 f. von ihm ſagt. — Die Vertheidigungsſchrift ſelbſt fängt mit einer wichtigen Betrachtung über die heilige Geſchichte an, und geht zur Rechtfertigung der Geſchichte des beſeſſenen Mädchens über, worin die Ungläubigen, die Halbgläubigen und die Vollgläubigen nach ihrer Geſinnung analyſirt, faktiſche Beweiſe vorgehalten und Streiche beſonders auf den Kritiker Dr. **Strauß** geführt werden — bekanntlich ein ganz hübſches junges Talent, welches das Unglück gehabt hat, eine Aufmerkſamkeit zu erregen, die es ſich hoffentlich in kurzem ſelbſt wieder verbitten wird. Ein Gleiches möchte man gerne von allen Anbetern einer wolkenhaften Zeitphiloſophie erwarten, die ſich vor die Sonne der Offenbarung geſtellt hat, ſie aber nimmermehr auslöſchen kann. Wenn aber der Verfaſſer ſich (S. 71 f.) die Mühe giebt, das oben erwähnte Pamphlet eines ſ. g. Amadeus Ottokar zu beleuchten, und letztern für Strauß zu halten ſcheint, ſo iſt das doch wohl ein Irrthum, und das Ding zu dumm für ihn. Immerhin mag es ein Nachtreter hervorgebracht haben. — Eine Nachſchrift enthält „Beleuchtung der Einwürfe, welche im Chriſtenboten Nro. 11 und 12 J. 1838 gegen die Geſchichte des beſeſſenen Mädchens vorgebracht ſind.“ Ueber die dort vorkommende Frage (S. 105), ob die beſitzenden Dämonen verſtorbene Menſchen ſeyn können, iſt anderwärts in dieſen Blättern gehandelt. Daß ihre Reden Matth. 8, 29. 31. Mark. 5, 9. Luk. 4, 41, „zu menſchlich lauten, als daß wir dieſe Dämonen in die Zeit ſetzen könnten, welche vor Erſchaffung der Menſchen da war“ — vermag Ref. nicht zu finden. — Noch ſind die am Schluß der Schrift beigebrachten Bemerkungen und Beiſpiele über Einbildung und Wahrheit in den Anſchauungen der Magnetiſirten lehrreich, und das Ganze muß den Beſitzern des „Conflikts“ ꝛc. ein willkommenes Supplement ſeyn.

— y —

Beſtrafte Peinigung einer Nachteule.

Vor etlichen Jahren kam ich Abends zu meinem Freunde W., um ihn zu beſuchen. Seine Gattin bot mir einen Stuhl an, mit der Verſicherung, W. würde bald kommen. Kaum aber hatte ich mich niedergeſetzt, als eine Frau mit einem Mädchen aus dem mit einem Verhang verhüllten Alkoven hervortrat, im Fortgehen einer im Bette liegenden Perſon die Hand drückte, und ihr mit wiederholten Segenswünſchen dankte. Das Mädchen hub ſein Haupt freudig empor und dankte Gott und der im Bette liegenden Perſon. Als Freund W. kam und mich einlud, mit ihm in ſein Kabinet zu gehen, ſo bat ich ihn, mir einige Erläuterung über die von mir bemerkte Alkovengeſchichte zu geben. Er bewies ſich ſehr willfährig dazu, und erzählte mir folgende ſonderbare Geſchichte: „Vor einigen Tagen beſuchte mich Frau N. mit einer ungefähr 11 Jahre alten Tochter, die ſeit geraumer Zeit ihren Kopf ſo feſt auf die linke Achſel ſinken muß, als wenn er daran genagelt wäre. Die Mutter bemerkte mir, daß ſie ſchon mehrere geſchickte Aerzte um Rath gefragt hätte, die ihr allerlei äuſſerliche und innerliche Mittel zur Heilung ihrer Tochter gerathen hätten, aber der Zuſtand ihrer Tochter wurde durch deren Gebrauch eher ſchlimmer als beſſer. Sie fügte bei, ſie hätte erfahren, daß ſich eine Seherin bei mir aufhielte, welche die Gabe, geſund zu machen, vom Herrn erhalten hätte. Sie bat mich inſtändig, ihr den Zutritt zu dieſer Seherin zu verſchaffen. Ich beſchied dieſe Frau N. auf den andern Morgen, erſuchte ſie aber, ohne ihre Tochter zu kommen, und verſprach ihr meine Fürſprache für ſie bei der Seherin A. einzulegen, ſobald dieſe nach Haus kommen würde. Noch denſelben Abend ſegnete ich A. ein, und erhielt von ihr folgenden Aufſchluß: Der Vater dieſes Mädchens iſt ein ſehr grauſamer Mann, der ſeinen jungen Sohn, über deſſen Kräfte, zu den härteſten Arbeiten anhält und auch ſein Vieh mißhandelt. Vor einiger Zeit fing er eine Nachteule und nagelte ſie lebendig an das Thor ſeiner Scheune. Er ergötzte ſich an den Leiden dieſes Vogels, welcher noch lange lebte und endlich ſeinen Kopf auf die linke Seite neigte, und ächzend ihn vielmal erhob und wieder ſinken ließ, bis der Tod dieſem martervollen Leben ein Ende machte. Der Herr, um dieſe Grauſamkeit zu beſtrafen, beugte, auf die Art der leidenden Nachteule, das Haupt ſeiner Tochter, die ſein Liebling war. Laß nur, lieber Bruder, dieſe Frau kommen und ſegne mich dann ein, ſo will ich ihr einen heilſamen Rath geben. Als nun dieſe Frau kam, ſo deckte ich ihr die Quelle des ſteifhängenden Kopfes ihres Kindes auf. Wie vom Donner gerührt, fragte die Frau N., durch wen er dieſe traurige Geſchichte erfahren; ſie ſey buchſtäblich wahr, und ſie N.

hätte bemerkt, daß bald nach dem Tode der gemarterten Eule das Kopfhängen ihrer Tochter eingetreten wäre. Ich ſuchte dieſe unglückliche Mutter damit zu tröſten, daß ich ihr bemerkte, die Seherin A. habe es mir geſagt, und ſey bereit, ihr im Namen des Herrn hülfreichen Rath zu ertheilen, wenn ſie nur Glauben hätte. Da ſie dies bejahte, ſo ſegnete ich die A. ein, in Gegenwart der N. Die Seherin wiederholte ihr nun die Erzählung der Eulenmarter, und trug ihr auf, täglich zu einer gewiſſen Stunde ſich mit ihrer Tochter einzuſchließen und den Herrn inbrünſtig zu bitten, ihre Tochter von ihrem Uebel zu befreien; welche Befreiung in wenigen Tagen geſchah. Die Frau, die Du mit ihrem Mädchen aus dem Alkoven hervortreten ſaheſt, indem die etwas unpäßliche Seherin A. zu Bette lag, war die N. mit ihrer Tochter, die nun, wie Du ſelbſt geſehen haſt, das Haupt, Gott ſey es gedankt, gerade zum Himmel emporhebt.“ Sollte es nun Jemand, wie den Phariſäern beim Blindgeborenen (Joh. 9), einfallen, zu fragen: wie dieſer krumme Hals gerade geworden? ſo müßten wir mit den Eltern der krummhalſigen Tochter, der ganzen Familie N. und allen ihren Verwandten und Bekannten antworten: „Wir wiſſen, daß dieſe N.ſche Tochter krummhalſig war, wie ſie nun geradhalſig geworden, dies wiſſen nur die Mutter und die Tochter N., und die wenigen chriſtlichen Freunde, die dieſen letzteren zum Heilmittel verholfen und dieſe Begebenheit ihren Buſenfreunden mitgetheilt haben.“ T......r.

Die Palingeneſie.

Dieſes Kunſtſtück oder Problem, worüber man Ludolf's Einleitung in die Chymie (Erfurt 1752) S. 790 f. nachſehen kann, der ſie in die wahre und phantaſtiſche eintheilt, aber zu beiden kein eigentliches Recept gibt, kam zur Sprache bei der Verſammlung der Naturforſcher zu Stuttgart im Herbſt 1834. Einen Bericht hievon liefert das homilet. liturg. pädagog. Correſpondenzblatt in Nr. 33 des Jahrg. 1835. Da nämlich ein Redner einen ſtarken Beitrag zu der traurigen Erfahrung gegeben hatte, daß über dem Studium der Natur allzu häufig die Erkenntniß ihres Urhebers, auf den es hinleiten ſoll (vg. Röm. 1, 19 f. Weish. 13), vergeſſen wird, indem er bei Abhandlung des Organismus der Natur ausrief: „Das Univerſum“ — „iſt“ — „es iſt, wenn es erlaubt wäre, ſo zu reden, der eingeborene Sohn Gottes,“ welches ſublime Oxymoron jedoch mit verdienter Mißbilligung aufgenommen wurde; ſo geſchah, was hier ferner folgt. „Als endlich die lange Rede am Ende war, erhob ſich unter den Forſchern einer, und bat um das Wort. An der Sprache erkannte man den Schweizer, und an Lebhaftigkeit hatte man bisher unter den Rednern ſeines gleichen nicht geſehen. Man hörte ein Wort von dem Gott, der Himmel und Erde und das Meer und Alles, was darin iſt, gemacht hat; man vernahm ein kräftiges Zeugniß von der chemiſchen Durchdringung und Einigung einer wahren Naturforſchung mit echter Schriftforſchung, und auf dieſes folgte ein chemiſches Recept, welches nicht nur den Hauptinhalt des vorhergegangenen Vortrags, nämlich die Lehre von einem allgemeinem Organismus, auf eine merkwürdige Weiſe beſtätigt, oder wenigſtens verſinnbildet, ſondern auch auf eine eindringliche Weiſe an die richtige Anwendung dieſer Erkenntniß mahnt. Es iſt nämlich ein ſehr einfaches Recept zu einem merkwürdigen Prozeß, der Auferſtehung einer Blume aus ihrer Aſche. An Effekt fehlte es der Rede nicht, ſo kurz ſie war. „Iſt das der Mann," ſagte einer, „der alle unſere Wiſſenſchaft mit einem Schlag danieder haut?" Mehr als einer von den Forſchern bekannte, daß ihn das Recept die folgende ganze Nacht nicht habe ſchlafen laſſen. Vielen aber ſchien es ſo räthſelhaft und unglaublich, daß ſie es für eine Parabel erklärten, die dazu erſonnen ſey, die vorhergegangene Rede zu perſifliren. Das Recept iſt aus einem ſelten gewordenen Büchlein von Oetinger: Gedanken von den Geburten und Zeugungen der Dinge. Vielleicht, wenn ich es herſetze, machſt du den Verſuch, um anſtatt deiner papierenen Blumen unter der Glasglocke eine aus purer Aſche beſtehende und gleichwohl in friſchen Farben erglänzende Blume, ein Sinnbild unſerer eigenen Auferſtehung, auf dein Ziertiſchchen ſtellen zu können. Alſo Recipe! Nimm von irgend einer perennirenden Pflanze, z. B. Meliſſen, im Frühjahr die Wurzel mit den erſten jungen Trieben, etwa drei Hände voll; im Sommer von den Spitzen (oberſten Blüthen mit den Blättern, Blatt- und Blumenſtielen) gleichviel; im Spätjahr wieder gleichviel von Frucht und Wurzel zuſammen. Trockne jedes zu ſeiner Zeit im Schatten. Endlich nimm alles zuſammen, miſche es wohl durcheinander, verbrenne es miteinander zu Aſche; nimm die Lauge davon, extrahire das Salz; vermenge letzteres mit einer reinen Dammerde (am beſten mit der zarten rothen Erde, wie man ſie auf verwitterten Felſen findet), und thue es in einen Blumentopf. Bedecke den Topf mit einer Glasglocke und verkitte beide miteinander aufs Sorgfältigſte; hingegen darf die Oeffnung im Boden des Blumentopfs nicht verſchloſſen werden — ſo wird nach wenigen Tagen die Blume aus der Aſche blühend auferſtehen."

Ob Oetinger dieſen Prozeß ſelbſt mit Glück betrieben, iſt nicht angeführt. Indeſſen iſt bei den ältern Naturkundigern viel von ſolcher Palingeneſie die Rede, und es möchte ſich bei dem Beſitz der nöthigen Erforderniſſe und einem wohlverſtandenen Verfahren an ihrer Möglichkeit kaum zweifeln laſſen.

Auch erwähnt der Correſpondent ein verwandtes Experiment aus einer andern Schrift Oetingers: Gedanken von den zwo Fähigkeiten zu empfinden und zu erkennen. „Ich bin,“ ſagt dieſer, „auf ein wichtig Experiment casu gekommen, welches vielleicht ein Licht geben mag, den idealen Organiſmus in der Seele zu beleuchten, und die erſte Beſtimmung Gottes in den Geſchöpfen zu erklären. Aus einem Garten brachte mir eine Frau einen Büſchel Meliſſen, ſo groß wie ein Bund Stroh. Es war zu Anfang Septembers. Ich legte dieſe Meliſſen auseinander unter das Dach, da die Ziegel noch Wärme hatten, aber die Hitze des Sommers gebrochen war, und ſo trockneten ſie nach und nach im Schatten ab. Im November kam die Kälte, conſtringirte die Kräuter, ohne das Volatile zu verjagen. Ich ließ alles liegen, bis in den Junius des folgenden Jahrs; da zerhackte ich die Meliſſen, that ſie in eine große Glasretorte, goß Regenwaſſer zu, legte eine geraume Vorlage an, feuerte gemach an einer Kapelle, bis das Waſſer übergieng, hernach aber ſtärker. Darauf gieng ein gelbgrün Oel in das Waſſer, es nahm den Raum der Vorlage ein, und ſchwamm oben auf dem Waſſer Meſſerrücken dick. Dies Oel hatte die Form unzähliger Meliſſenblätter, die ſich nicht confundirten, ſondern neben einander lagen, mit völliger Zeichnung und Determination aller Striche der Meliſſenblätter. Ich ließ es lange ſtehen und alle Umſtehenden betrachten. Ich ſchüttelte zuletzt die Vorlage, weil ich ſie ausgießen mußte. Die Blätter kamen durcheinander, aber in der erſten Minute reſtituirten ſie ſich in die erſte Lage distinctissime. Hier hatte ich alſo die Form der Meliſſen, ohne die ſubſiſtirende Materie. So gibt es denn noch eine Form ohne die Stäublein der Erde, welche die Meliſſen im Wachsthum anziehen, und welche in capite mortuo zurückbleiben. Die Form iſt fluid, und behält doch die genaueſte Zeichnung und Signatur völlig."

Mit dieſer Form ohne grobe Subſtanz und mit Ludolfs phantaſtiſcher Palingeneſie vergleicht ſich das atomiſtiſche oder ätheriſche Vehikel der Seele, der „Nervengeiſt," welcher aber noch nicht der verklärte Auferſtehungsleib iſt. — y —

Retzels Meinung von den Beſeſſenen.

Ein weiſer Forſcher in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, Dr. Med. Georg Friedrich Retzel, fürſtl. braunſchweig.-lüneburg. Bergrath, ſchrieb unter mehreren wenig gekannten Schriften einen „Bericht von den unſichtbaren Weſen" und den darin vorhandenen geiſtigen Kreaturen. Hierin wirft er die Frage auf, ob die Teufel nicht leibhaftig die Menſchen bewohnen könnten, und was es für Geiſter geweſen, welche vor Zeiten, nach dem Zeugniß der heiligen Schrift, die Menſchen beſeſſen? und antwortet alſo, wie wir es meiſt mit ſeinen eigenen Worten wiedergeben.

„So oft in der bibliſchen Hiſtorie von Beſeſſenen Anführung geſchieht, wird der Geiſt, wovon ſelbige beſeſſen worden, im Grundtext nicht anders als ein unreiner Geiſt genannt. Weil aber von Alters her in unſern Schulen gelehrt worden, daß keine andere Geiſter, als die göttlichen, himmliſchen Lichtgeiſter oder heiligen Engel, und die gefallenen Geiſter der Finſterniß, insgemein Teufel genannt, vorhanden ſeyen, ſo haben die Ueberſetzer der heiligen Schrift gemeint, daß ſo oft das Wort unreine Geiſter in der heiligen Schrift vorkommt, hierunter die wahren Höllengeiſter oder Teufel verſtanden würden. Unter welchen Geiſtern aber doch ein Unterſchied darin iſt, daß die Höllengeiſter, welche gefallen, zur Finſterniß verſtoßen ſind, und nicht in der Weſenheit eines Lichtes wieder wohnen und darin wirken dürfen; hingegen eine andere Art unreiner Geiſter noch vorhanden, welche aus der Weſenheit der Finſterniß der Elemente mit der Schöpfung dieſer Welt entſtanden. Dieſe dürfen den Schein des Weltlichts in dieſer Zeit noch genießen, ſind aber weſentlich finſter und böſe, und folglich unreine Geiſter. Selbige ſind es, welche, wo ſie Raum finden, die Tinktur des Bluts gerne bewohnen, und darin die Kreaturen leibhaftig beſinnen, weil ſie im ſelbigen durch die genoſſenen Speiſen eine Süßigkeit des elementariſchen Sonnenlichts weſentlich mitgenießen. Darum baten die Geiſter, deren Luc. 8, 27 f. gedacht, ſo von dem Herrn ausgetrieben wurden, daß ſie nicht möchten in den Abgrund oder zur Tiefe verbannt, ſondern ihnen erlaubt werden, in die Säue der Gadarener zu fahren; in deren Eſſenz des Geblüts ſie ſich ins Meer ſtürzten, damit ſie alſo im Element Waſſer noch vom Weltlichte participiren möchten. Wo ſie aber von dem Herrn wären in den Abgrund (wie ſie vorgaben, ehe ihre Zeit der Plage, nämlich am Gerichts- oder letzten Scheidungstage käme) verwieſen worden, da hätten ſie des Weltlichts nicht mehr können theilhaftig werden. Warum aber ſolche Geiſter zum Abgrunde verwieſen zu werden beſorgen, hat wohl die Urſache, weil ſie gewußt, daß ſie aus dem Weſen des finſtern Abgrunds größtentheils entſtanden, auch daß ſie in ihren finſtern Weſenheiten viel Böſes, aber wohl wenig oder gar nichts Gutes gewirkt. — Wir glauben daher, daß die unreinen Geiſter, welche vordem die Menſchen weſentlich beſeſſen, und in der Eſſenz ihres Blutes gewohnt, nicht die gefallenen und zur äußerſten Finſterniß verſtoßenen Höllengeiſter, ſondern aus den unreinen Elementen in der Schöpfung mit entſtandene Geiſter geweſen, welche zwar nach ihren finſtern Eſſenzen mit den Höllengeiſtern große Gemeinſchaft haben, damit wirken und mit ihnen in gleiche Sünde verfallen können, dennoch nicht ſolche Geiſter ſind, welche vor der Schöpfung im Reiche Lucifers geweſen, und mit demſelben zugleich geſündigt, auch zur äußerſten Finſterniß verſtoßen ſind. Wenn ſolches weſentliche Teufel oder Höllengeiſter geweſen wären, ſo hätte der Herr ſich ſolcher nicht erbarmt und ſie auf ihr Anhalten in den Elementen bleiben laſſen, ſondern ſie wären billig zum Abgrunde, wie ſie befürchteten, verwieſen worden.“ —

Was hier behauptet oder vermuthet wird, möchte wiederum an der Einſeitigkeit leiden, die im pſychologiſchen und pneumatologiſchen Fache ſo viel Verwirrung und Streit anrichtet, indeß das Geiſterreich ſelber die größte Mannigfaltigkeit in ſich vereinigt. Gegen Retzels Urtheil wäre Mehreres zu erinnern, wovon hier nur Einiges Platz finden kann. Wenn von Erſcheinungen, Inſpirationen, Beſitzungen und Verbündniſſen die Rede iſt, ſo ſind unter denen, die an ihre Objektivität glauben, Manche ſchnell fertig, ſie dem Teufel, Andere, ſie menſchlichen Seelen, noch Andere, ſie den Luft- oder andern Elementargeiſtern, auch Aſtralgeiſtern, allein zuzuſchreiben; von welch letzterer Gattung übrigens Retzel merkwürdigen Unterricht gibt. Da jedes geiſtige Weſen ſeiner Natur nach im andern, oder neben demſelben in einem Körper wohnen, folglich es beſitzen kann, wie Licht von Licht durchdringbar iſt, Sonne und Mond ihre Strahlen miſchen, das ſtärkere Licht aber das ſchwächere überwältigt, und jede größere Kraft die geringere; ſo können die Beſitzer der Beſeſſenen, und die Geiſter, welche der Begeiſtete willig über ſich herrſchen läßt, ſehr verſchiedener Art ſeyn, und müſſen an ihren Früchten, d. i. Reden und Handlungen, erkannt werden. Sie heißen ſämmtlich Geiſter, Dämonen, Dämonien; aber der Geiſt jener Magd zu Philippi (Apoſtelg. 16, 16) übte, ſo viel wir leſen, weder an ſeiner Trägerin noch ſonſt ſataniſche Bosheit, ſondern wahrſagte. Mag auch ſeine Abſicht bei dem Lob der Apoſtel unlauter geweſen ſeyn, ſo wird er doch auf keine Weiſe als ein Höllengeiſt bezeichnet. Er heißt ein Pythonsgeiſt, nämlich einer von ſolchen, durch deren Einwirkung die Heiden Wahrſagung und Orakel erhielten, und dieſe mögen zum Theil ſo geartet ſeyn, wie Retzel angibt; denn auch unter ihnen gibt es wohl edlere und ſchlimmere Weſen. Das Wort Python iſt ungewiſſen Urſprungs; nach Einigen ſoll Apollo ſelbſt, der Gott der Weiſſagung, dieſen Namen geführt haben (ſonſt Pythius), den aber auch der berühmte mythologiſche Drache mit ihm gemein hatte. Es wurde offenbar in der Bedeutung des Zeitworts (πυνθάνεσθαι, πύθεσθαι) aufgefaßt, das Forſchen, Fragen, Erkunden bedeutet; und hienach iſt der Pythonsgeiſt ſprachlich verwandt mit dem hebräiſchen dideoni und dem deutſchen Trut (Drud, Drüd), als ebenfalls Bezeichnungen wahrſageriſcher Geiſter und ihrer Inſpirirten. Denn dieſe letztern hießen auf griechiſch auch Pythonen, wie jene Geiſter (vgl. über dieſen metonymiſchen Wortgebrauch 6. Samml. S. [illegible]), deßgleichen Engaſtrimythen, Engaſtrimanten, d. i. Bauchredner, Bauchwahrſager, und hebräiſch Ob, Oboth, in gleichem zwiefachem Sinn. Die neuere Bauchrednerei iſt nämlich von der alten weſentlich verſchieden. Jene iſt nichts als (wie es ein gewiſſer Bauchredner erklärte) die Kunſt einer mechaniſchen Umkehrung des Gebrauchs der Sprachwerkzeuge, eines Rückwärtsſprechens in den Bauch oder in die innern Höhlungen des Körpers hinein, ohne ſichtbare äußere Bewegung, was beſonders in einiger Entfernung und mit Hinzunahme anderer Hülfsmittel ſeltſame Täuſchungen bewirkt; hingegen die alten Bauchredner und Bauchrednerinnen ſcheinen wirklich von innen aus, vermöge des ſie beſitzenden Geiſtes, und manchmal gleichfalls ohne Bewegung der Zunge und der Lippen, mit andern Stimmen geſprochen zu haben, wobei etwa Bruſt und Leib aufſchwoll und convulſiviſche Bewegungen eintraten, wie dergleichen von der pythiſchen Prieſterin bekannt iſt. Alſo dieſe Pythonen oder Wahrſagergeiſter mögen wohl von den Teufeln unterſchieden und unter ſich wieder von ſehr verſchiedener Art ſeyn. Schreiber dieſes hat in ſeiner Jugend auch eine wahrſagende Dienſtmagd gekannt, welche jedoch ohne beſondere Zeichen der Begeiſterung im Geſpräch, mit lächelndem Munde, nur vor ſich hin ſinnend, prophezeihte, wenn man es haben wollte und ſie etwa im Scherz darum anſprach. Sie machte kein Gewerbe daraus, nahm keine Belohnung, war auch nicht öffentlich dafür bekannt. Sie war weder ausgezeichnet fromm, noch von übler Aufführung, eine fleißige, ordentliche Perſon, die ſpäter einen Krämer in einer kleinen Stadt heirathete. Ob nun dieſe aus eigenem Hellſehen oder durch einen Pythonsgeiſt, ihr ſelber unbewußt, weiſſagte, weiß man nicht zu ſagen, aber ihre Prophezeihungen trafen ein, wovon beſtimmte Beiſpiele anzuführen wären, die keinen Zweifel zulaſſen. *

Unter den Einflüſſen der Geiſterwelt ſcheint es nämlich gewiſſe Arten und Grade zu geben. Der erſte Grad iſt die unbewußte Einſprache, der jeder Menſch ausgeſetzt iſt, zum Guten oder Böſen, und um die wir im ernſten Sinne Gott bitten nach der Schrift, ſo wie um Bewahrung vor böſen Einflüſſen. Sie hat wieder verſchiedene Unterſtufen. Der zweite Grad iſt das Bewußtſeyn von dem Sprecher, der Umgang mit Geiſtern, mehr oder weniger wahrnehmbar für die innern und äußern Sinne. Der dritte iſt förmliche Verbindung und Bündniß, wie es unläugbar aus den Verhandlungen über die ſchwarze Zauberei hervorgeht. Der vierte endlich iſt die Be-

---

* Hiebei kommen auch die Zigeuner in Betracht, unter denen neben dem Betrug, wirkliche Wahrſagergeiſter zu herbergen ſcheinen. Man erinnere ſich auch der Pariſer Wahrſagerin eben.

ſeſſenheit, meiſt unwillkührlich von Seiten des Beſeſſenen, aber auch Folge der Nachgiebigkeit gegen böſe Einwirkungen, des Muthwillens und des Mangels an Widerſtand. Wer in das finſtere Reich ſtark imaginirt, z. B. durch ſchauerliche Leſebücher, nämlich poetiſche Lügen, der geräth in ſeine Gewalt. Aus dieſem Grunde ſagt uns die Bibel nur das Nothdürftige davon zu unſerer Warnung.

Von jenen zweideutigen Geiſtern aus dem aſtraliſchen und elementariſchen Reich mögen nun allerdings manche Beſitzungen herrühren, und Retzel ſchreibt anderwärts auch ihnen allein die Bündniſſe zu, von denen man zu ſagen pflegt, daß ſie mit dem Teufel geſchähen, vermuthlich urtheilt er hierin eben ſo einſeitig, wie im vorigen. Daß der Satan ſie treiben, zu ſeinen Zwecken gebrauchen, und endlich an ihre Stelle treten kann, möchte richtiger ſeyn. Sie waren zum Theil die Götter der Heiden; daher der Apoſtel ſagt (1 Kor. 10, 20): „Was die Heiden opfern, daß opfern ſie den Dämonien," und meint hiemit allerlei Arten der unſichtbaren Geſchöpfe, ſelbſt mit Einſchluß der Höllengeiſter oder Satane, die bei dem Verfall der heidniſchen Religionen den Platz der beſſern Weſen einnahmen. Er gebraucht das Diminutivum „Dämonien," im Gegenſatz von dem, was er hinzufügt: „und nicht Gott," weil die Heiden mit „Dämon" im Singular auch wohl die ihnen unbekannte einige wahre Gottheit bezeichneten. Von jener zwiſchengeiſtigen Art mag die Beſeſſenheit des Knaben zu Madras (in der 7. Samml. der Blätter für höhere Wahrheit) geweſen ſeyn, welcher angab, daß der Surramannier, der Götze der Hindu, über ihn komme. Und ſo mögen alle obigen Grade der Verbindung mit der Geiſterwelt bei den erwähnten Geſchöpfen vorkommen, nämlich ihren Grund in ihnen haben können.

Aber daß darum die abgefallenen Engel, die Heere des Teufels, davon ausgeſchloſſen ſind, folgt keineswegs. Schon die Verſuchung Chriſti lehrt uns das Gegentheil. Was ihm begegnete, da er ein Menſch war, nämlich daß der Teufel ihm einen Bund antrug, ihm die Reiche der Welt zu geben; dieſes oder etwas Aehnliches kann auch einem andern Menſchen von eben dieſem böſen Geiſt oder ſeinen Engeln begegnen. Ferner leſen wir (Joh. 13, 2), daß der Teufel dem Judas ins Herz gegeben habe, ſeinen Meiſter zu verrathen, und daß nach dem Biſſen, den dieſer ihm gegeben, der Satan in ihn gefahren ſey (V. 27), alſo eine Art von Beſitzung, die ſein beſſeres Bewußtſeyn unterdrückt, an ihm ausgeübt habe. Ferner iſt der Fürſt, der in der Luft herrſcht, und ſein Werk hat in den Kindern des Unglaubens (Eph. 2, 2), und die Fürſten und Gewaltigen, die in der Finſterniß dieſer Welt herrſchen, die böſen Geiſter unter dem Himmel (E. 6, 12), ohne Zweifel nicht bloße Luftgeiſter, die der Satan als Mittelsperſonen zu ſeinen

Zwecken gebraucht. Vielmehr geht der Teufel ſelbſt umher wie ein brüllender Löwe, und ſuchet, welchen er verſchlinge (1 Petr. 5, 8). Daher wird ſich es eben ſo mit den Beſeſſenen oder Dämoniſchen des N. T. verhalten, nämlich daß wenigſtens ein Theil derſelben von wirklichen Höllengeiſtern oder Satanen (deren viele noch die Freiheit genoſſen und bis jetzt genießen, in unſerer Atmoſphäre herumſchwärmen), Andere vielleicht von unſeligen Menſchenſeelen, hinter die ſich manchmal auch wieder Teufel verſteckten, noch Andere von bösartigen Elementargeiſtern beſeſſen waren. Sie alle heißen mit gemeinſchaftlichem Namen unreine Geiſter, unſaubere Dämonien oder Dämonen, böſe Geiſter. Ganz entſcheidend aber dafür, daß darunter vorzugsweiſe Satane begriffen ſind, iſt die evangeliſche Geſchichte Matth. 12, 22 f. Die Phariſäer ſagten: „Dieſer treibt nicht aus die Dämonien anders als durch den Beelzebul, den oberſten der Domonien.“ Daß unter dieſem Beelzebul (Beelzebub) hier wirklich ein Oberſter der abgefallenen Engel oder Satane verſtanden wird, ergibt ſich ſchon aus C. 10, 25: „Haben ſie den Hausvater Beelzebub geheißen ꝛc.“ in Verbindung mit andern Stellen; beſonders aber dieſes ſowohl, als wer die Demonien ſind, aus der Antwort, welche Jeſus C. 12 den Phariſäern gibt, indem er ſagt: „Ein jegliches Reich, ſo es mit ihm ſelbſt uneins wird, das wird wüſte ꝛc.“ „So denn der Satan den Satan austreibet, ſo muß er mit ihm ſelbſt uneins ſeyn; wie mag denn ſein Reich beſtehen?" — So umfaßt nun das Wort „Dämonion" ſogar die Heidengötter im beſſern Sinne (Apoſt. 17, 18 griech.), aber auch ganz gewiß die eigentlichen Teufel, worüber noch verglichen werden kann 1 Tim. 4, 1: „Lehren der Dämonien," und Jak. 2, 19: „Die Dämonien glauben auch, und zittern."

— 9 —

Friedrich v. Meyers Gedichte.

Von Friedrich v. Meyer erſchien unter dem Titel: „Heſperiden" eine Sammlung kleiner Schriften, zwei Bändchen, von welchen das erſte die bis jetzt noch nicht geſammelt-geweſenen Gedichte dieſes herrlichen Mannes enthält. Dieſelben, durchgängig religiöſen Inhalts, durchweht ein Geiſt der Milde und Liebe, eine tiefe, wahrhaft gottbegeiſterte Poeſie. Viele von ihnen macht Wohlklang und Lyrik zur muſikaliſchen Compoſition geeignet und wir empfehlen ſie Componiſten, die nach edlerem Stoffe trachten.

Alle aber empfehlen wir den Leſern unſerer Blätter, indem wir verſichert ſind, daß ſie in ihnen Erbauung und Troſt in manchen trüben Stunden dieſes Lebens finden werden.

Durchaus originell ſind dieſe Dichtungen und wir müſſen es noch einmal ſagen, ganz aus dem Innerſten eines gläubigen, gottgeweihten Herzens hervorgegangen.

Es ſey uns erlaubt, unſern Leſern hier wenige Proben von ihnen zu geben. Wir wählen zu dieſem Zwecke ein paar der kurzen von ihnen hier aus.

J. K.

Warnung.

Mach dir von Wurmgeſpinnſt kein Kleid.
Und keinen Stab von ſchwachem Schilfe;
Bei Gott nur iſt Barmherzigkeit.
Bei Menſchen ſuche keine Hülfe.

Sie fröhnen bloß dem eitlen Ich
Und ihrer Freude wachen Träumen;
Ihr Selbſt nimmt allen Platz für ſich,
Dir hat man nichts mehr einzuräumen.

Du kannſt auf Sand Paläſte bau'n,
Auf's Eis dir eine Wohnung zimmern.
Und doch noch mehr dem Grunde trau'n,
Als jener Huld, womit ſie ſchimmern.

Bau nur auf Gott, ſo biſt Du Held,
Und fällſt in keine Trugesnetze;
Der Menſch gibt Wind dir für dein Geld,
Gott gibt umſonſt dir Königsſchätze.

Der Menſch verkauft um ſauren Wein
Dich und dein Glück zu Schmach und Wehe;
Gott kauft dich um ſein Beſtes ein,
Damit Dir's ewig wohl ergehe.

Das Leben.

Der Saiten Klänge beben,
Mit leichtem Fuß entſchweben
Die Bilder des Gedichts;
So iſt das eitle Leben
Ein Schatten und ein Nichts.

Des Frühlings Blicke glühten,
Ich kam und hoffte Blüthen.
Ich ahnte ſüße Frucht,
Mit Sorgen und mit Hüten
Hab ich umſonſt geſucht.

Und dennoch waltet Einer,
Ein Treuer und ein Reiner,
Und ein Allmächtiger.
Vergiß, vergiß nicht meiner
Du Zuverläſſiger.

Vergißt' ein Mutterherze
Den Säugling auch im Schmerze,
Vergeſſ' ich dein doch nicht.
Fach' an des Glaubens Kerze,
Zum Weſen führt ſein Licht.

„Du ſuchteſt Erdenfrieden,
Ich habe dich geſchieden
Von dieſer argen Zeit.
Den Tod haſt Du vermieden,
Das Leben ſteht bereit.“

„Erwarte nur die Stunde,
So thut mit hellem Munde
Sie all dein Glück dir zu.
Dann heilet jede Wunde,
Dann haſt du Luſt und Ruh.“

Die Vergänglichen.

Wie zarte Stäubchen
In einem Strahle
Der heitern Sonne
So ſind auch wir.
Einige glänzend,
Andere trüber,
Andre wie Schatten
Von einem Stäubchen.
Andre wie Sterne
Des Firmaments.
Und alle wandeln.
Und alle wallen
Im leiſen Strome,
Hin und auch rückwärts,
Empor und nieder;
Es weilt nicht eines,
Am hellſten Ort.
Und alle ziehen
Zum Luftraum endlich.
Und iſt die Sonne
Hinab im Weſten,
So ſieht man keines
Von allen mehr.

Druckfehler der zehnten Sammlung.

Seite	Zeile	ſtatt:	lies:
16	14 v. o.	Θεωμιαν	Θεωριαν.
47	9 v. o.	Bonthius,	Boethius.

Im Inhalt bei dem zweiten Aufſatz, und unter dieſem Seite 20. ſtatt C. lies C.

Blätter aus Prevorst.

Originalien und Leſefrüchte

für

Freunde des innern Lebens.

Mitgetheilt vom

Herausgeber der Seherin aus Prevorst.

Zwölfte Sammlung

Stuttgart.
Ebner und Seubert.
1839.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt.

Seite

Die jüdiſche Seherin. Von — y — 1
Die Hellſehenden des Herrn Jobard 16
Magiſch-magnetiſche Heilung einer zehnjährigen Stummheit 30
Ein Wort über Hrn. Prof. Fiſchers Somnambulismus 47
Auszüge aus der Traumpſychologie von André Delrieu 63
Träume und Ahnungen. Von — y — 78
Ein merkwürdiger, vorausſagender Traum. . . 85
Hieher gehörende Mittheilungen eines ehrſamen Kaufherrn zu L. 86
Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Lebens, aus Schweinfurt. Von P. 93
Mittheilungen aus Berlin 106
Zufall oder Fügung? 111
Merkwürdige Viſion 115
Das Alpdrücken. Von — y — 117
Erſcheinungen und Spukereien. Von — y — . . 131
Der Bettler. Von — y — 141
Eine Nachricht über das ſogenannte wilde Heer von Rodenſtein. Von F. Wirth 148
Ekſtaſis. Von — y — 164

Seite
Inneres Schauen in Göthes Familie. Von der Frau Bettina von Arnim 165
Feuererſcheinungen. Von — y — 169
Analogie zwiſchen dem elektriſchen Fludium und den geiſterhaften Annäherungen 174
Merkwürdige Sympathie eines Hundes. Von — y — 177
Der Wiſperer oder Ohrenrauner 178
Die ägyptiſchen Zauberer 186
Der bekehrte Miſſethäter im Canton Bern. Von — y — 189
Auszug aus einem Briefe aus Luiſenſtadt (in Nordamerika). Von J — r. 193
Der Zorngeiſt. Von H. 197
Von der Beſeſſenheit durch Menſchenſeelen. V. — y — 204
Eine Heilungs-Geſchichte dämoniſcher Art. Von C. 206
Hany Istok, der Waſſermann. Von — y — . . 222
Eine neue Schrift 230
Beſtätigung. Von — y — 234

Die jüdiſche Seherin.

„Selma, die jüdiſche Seherin. Traumleben und Hellſehen einer durch animaliſchen Magnetismus wiederhergeſtellten Kranken. Von Dr. M. Wiener.“ Berlin bei Fernbach jun. 1838. — Eine ſehr merkwürdige Geſchichte! Der Verf. iſt der Bruder der Seherin und gewiſſenhafte Protokolliſt ihrer Kriſen. Friederike Wiener (den Namen Selma, der ungefähr gleichbedeutend iſt, eignete ſie ſich erſt in der Kriſe zu, S. 118) iſt 1817 zu Berlin geboren, war von Kindheit an ſchwächlich, dabei ſittlich, religiös, einfach, hatte einige äſthetiſche Bildung, beſonders durch ihren Bruder, welcher Dichter iſt, jedoch, wie er bezeugt, ohne Hang zur Schwärmerei, und die Geſchlechtsliebe war ihr fremd geblieben. Vom Magnetismus wußte ſie nichts, hatte nie eine Zeile in der Seherin von Prevorſt geleſen, und ihr Bruder, urſprünglich gegen Magnetismus und Somnambulismus eingenommen, ſchaffte ſich erſt ſpäter dieſes Buch an; bekennt aber nun in der Vorrede, er fühle jetzt die ganze Wahrheit einer uns inwohnenden, räthſelhaften Kraft, von deren Wirkungen ein Zeuge zu ſeyn, er gewürdigt worden ſey, und ſetzt hinzu:*) — „ich kann ſagen, ich bin ein beſſerer und glücklicherer Menſch geworden, als zu der Zeit, wo ich Folianten durchſtöberte, welche über die Schale geſchrieben wurden, während ich den Kern unbeachtet in den Staub trat. Eine reinere und geiſtigere Welt der Erſcheinungen führte mich wieder näher zu Gott, während ich vorher, gleich vielen Andern, eine unſelige Zerriſſenheit mit mir herumtrug.“ — Das iſt denn ſchon oftmals die Frucht ſolcher Erfahrungen geweſen, was aber viele Leute nicht glauben wollen. — Im Herbſt 1834 wurde Selma (nach ſchon überſtandener weiblicher Entwicklung) von ſchweren Körperleiden befallen, übel behandelt, ſchien unheilbar und vom Tode nicht fern zu ſeyn. Durch Dr. Breyer (einen Chriſten) ward ſie magnetiſch behandelt und hiedurch zuletzt völlig hergeſtellt. Es ereigneten ſich im Laufe dieſer Cur theils gewöhnlichere

---

*) Dazwiſchen ſtehen die Worte: „Ich ſah, wie der biedere, verketzerte Juſtinus Kerner ſich ausdrückt: „Das Hineinragen der Körper in der Geiſterwelt.“ Dieſer Ausdruck gehört zu mehrern Nachläſſigkeiten, die vom Verfaſſer oder Setzer herrühren. Dr. Kerner ſpricht von dem Hereinragen einer Geiſterwelt in die unſere.

Dinge, theils bedeutende Träume und Viſionen, endlich einige Geiſtererſcheinungen, welche auch den Angehörigen der Seherin, namentlich dem Verfaſſer, wahrnehmbar waren. Die Aeußerungen dieſes Spuks ſind wieder die längſt bekannten, daher um ſo glaubwürdiger: mancherlei Geräuſch und Gepolter, heftiges Klirren, Steinwerfen, Erſchütterung der Fenſter Auslöſchen des Lichts, runder Lichtſchein in der Größe eines Tellers, hörbares Anhauchen, Leichengeruch und dgl. mehr, und ſo theils Quälerei, theils Verlangen nach Erlöſung. Die Seherin war hiebei mehrmals in Angſt und Gefahr des Todes, und mußte mit Gebet und feſtem Willen überwinden, beſonders während eines 70 ſtündigen, wenig unterbrochenen Schlafs. Eigen iſt es, daß ihre magnetiſchen Schläfe nicht unter dem Manipuliren am Mittag, ſondern in Abweſenheit des Arztes erſt Abends 8 Uhr einzutreten pflegten, aber ſtets ſorgfältig vom Verfaſſer und einer andern Schweſter bewacht und beobachtet. Die ernſtern Scenen wechſelten mit muntern Geſprächen ab, wobei die Seherin auch weltliche Lieder aus dem Gedächtniß, einige von ihrem Bruder, declamirte und ſang. Dazwiſchen kamen Delirien und ſonderbare Phantaſien vor. Sie ſelbſt erklärte ihre Sehkraft für beſchränkt, ſie ſolle nicht weiter reichen, es ſey bloß auf ihr Wohl, auf ihre Geſundheit abgeſehen; doch verordnete ſie gelegenheitlich, neben den Mitteln für ſich, auch welche für Andre. Sie warnte auch ſich und Andre von äußern Gefahren.

Was dieſe Geſchichte beſonders auszeichnet, iſt, daß ſie in einer jüdiſchen Familie verfällt, die ſehr religiös iſt und ſtreng nach ihrem Geſetze lebt, vornehmlich die Seherin ſelbſt. Wenn man ihre frommen Reden und Gebete lieſt, ſo muß man unwillkührlich ſprechen: „Du biſt nicht fern vom Reiche Gottes.“ Freilich ſie und die Ihrigen glauben weiter zu ſeyn, das Chriſtenthum ſcheint ihnen offenbar entbehrlich, und hierüber muß Einiges in aller Liebe geſagt werden. Sie äußern ſich nicht feindlich dagegen, ſogar betet die Seherin das Vaterunſer nach der verſificirten Umſchreibung von Mahlmann, die ihr im vergangenen Jahre vor ihrer magnetiſchen Behandlung vorgeleſen worden war; denn ihr Gedächtniß war in der Kriſe ſo ſtark, daß ſie ihrem Bruder ſeinen erſten poetiſchen Verſuch recitirte, der ihm verloren gegangen war. Dieſer fragte ſie nach jenem Gebet (S. 185):

„Warum erwähleſt du aber, als Jüdin, gerade dieſes Gebet?

S. Warum ſollte ich es denn nicht?

Br. Es iſt ja ein ächt chriſtliches Gebet.

S. Es iſt ein Gebet zur Verherrlichung Gottes! Ein Gebet, von dem wir jedes Wort in unſern heiligen Büchern wieder finden. Die Tochter hat von der Mutter geborgt; die Mutter aber niemals von der Tochter! — Ja ſelbſt wenn Götzendiener etwas ſprächen zum Preiſe und Lobe Gottes, ſo ſoll des Iſraeliten Mund es jauchzend weiter verkünden. Uns iſt das nicht verboten."

Hierauf dient zur chriſtlichen Antwort:

Ganz recht, auch der Chriſt darf jüdiſche und ſogar heidniſche Gebete oder Lobgeſänge nachſprechen, wenn ſie dem einigen wahren Gott gelten. Aber es iſt ihm ein Name genannt, in welchem allein alle Gebete erhörlich ſind, auch die Gebete deren, die ihn nicht kennen, wenn ſie ihn nur nicht ſchmähen. Denn ſie ſind alle vermittelt durch den „Engel des Angeſichts," der ſelbſt Jehova iſt, den der ganze alte Bund predigt, und der nach dem Zeugniß der ehrwürdigſten Iſraeliten Menſch ward. *) Es iſt richtig, daß die Bitten des Vaterunſers hebräiſche Bittformeln ſind, die ſich alle, oder doch größtentheils, einzeln in hebräiſchen Schriften wiederfinden. Denn der Geſalbte wollte ſein Iſrael nicht auslöſchen, ſondern verklären, und alle Welt der in ſeiner Perſon erfüllten und erfüllt werdenden Verheißungen ſeines Volks theilhaftig machen nach dem

---

*) Vgl. hiezu den Aufſatz: „Der Engel Metatron, oder Beweis, daß die Juden den Namen Jeſu verehren, und wiſſen es nicht," in v. Meyer's Blättern für höh. Wahrh. IV, 180.

ewigen Rathſchluß Gottes. Die Mutter hat der Tochter eine reiche Erbſchaft hinterlaſſen; die Tochter hat aber dieſen Schatz erſt recht würdigen gelernt, geltend gemacht und hoch gemehrt. Die Mutter iſt nicht mehr, ſie iſt zur Tochter geworden, in der ſie ewig fortlebt. Die Mutter iſt in dem Geſalbten geſtorben, die Tochter iſt in ihm lebendig geworden. Was aber das Wunderbarſte iſt: der Sohn der alten Mutter war zugleich ihr Vater, und was ſie hatte, das hatte ſie von ihm; er iſt auch der Vater ihrer Tochter, und ſo hat die Tochter nichts von der Mutter geborgt, was nicht von Ewigkeit her ſein war und von ihm ausgegangen iſt. Die wahre Chriſtenheit iſt nun das wahre Iſrael aus allen Völkern; das Chriſtenthum iſt die Vollendung des Iſraelitenthums. Deute dieſes Alles, liebe Seherin, ſo wirſt du weiſe ſeyn, und was du, gleichſam vorahnend, ſo ſchön, ja ſelbſt chriſtlich ſprichſt, wird ſeine volle Gültigkeit erhalten.

Und nun ein anderer, damit verwandter Punkt. Die Seherin ſagt (S. 117): „Ich ſoll mich vom Irdiſchen abziehen, ſoll ganz in Gott leben, und Ihr ſollt das auch; dann werden wir nach dem Tode ſogleich die höchſte Seligkeit erreichen“ — und ſetzt hinzu: „Es gibt eine Menge Stufen bis zur höchſten Seligkeit.“ — Ihr Bruder wendet ein: „Kann der Jude, der die Opfer, die Schaubrodte, den Tempel und ſein Vaterland verloren hat, der alſo ſo

Manches nach den Vorſchriften ſeiner Religion nicht halten kann, kann der Jude gleich die höchſte Stufe der Seligkeit erreichen?“ — Sie antwortet: „O ja, der fromme Jude, der wahrhafte Iſraelit.“ — Er fragt: „Welchen Juden nennſt Du fromm? Den, der Alles hält, was die Thora, die Propheten und der Talmud gebieten?“ — Sie antwortet: „Der Alles beobachtet, was in ſeinen Kräften ſteht. Fromm ſeyn heißt: Glauben, wie die Kinder glauben, ohne den Verſtand an das Himmliſche zu legen“ — und ſagt hernach: „Nur wer die Vorſchriften ſeiner Religion, als vom Vater kommend, beobachtet, und ſich dabei liebevoll und bieder gegen ſeine Nebenmenſchen beträgt, nur ein ſolcher kann ſelig werden.“

Wir ſind wohl weit entfernt, ſo geſetzlich fromme Juden, wie Selma und die Ihrigen ſich zeigen, in die Verdammniß zu weiſen, weil ihnen die Erkenntniß ihres Heilandes, der des Geſetzes Ende iſt, noch nicht aufgegangen. Aber mit dem: „ſogleich die höchſte Seligkeit erreichen,“ hat es großen Anſtand. — Wir kennen einen Juden, der an ſeine Bruſt ſchlug und ſprach: Gott, ſey mir Sünder gnädig! und er ging gerechtfertigt in ſein Haus vor dem Phariſäer, der ſtreng ſein Ceremoniengeſetz hielt und einen moraliſchen Wandel führte. Wir kennen einen andern, der ein Miſſethäter war, aber in tiefſter Zerknirſchung ſprach: Herr, gedenke an mich — und dieſer bußfertige Verbrecher ſollte noch deſſelben Tages mit dem Geſalbten im Paradieſe ſeyn; das war aber noch nicht die höchſte Seligkeit, konnte es nicht ſeyn, denn der Menſch Chriſtus hatte ſie ſelbſt noch nicht beſchritten. David aber ſpricht: „Selig, wem die Uebertretungen vergeben ſind, wem die Sünde bedecket iſt: ſelig der Menſch, dem der Herr die Miſſethat nicht zurechnet, und in deß Geiſt kein Falſch iſt.“ Moſes hingegen ruft: „Verflucht ſey, wer nicht hält alle Worte des Geſetzes“ (5 Moſ. 27, 26. Kap. 28, 58). — Kann nun ein Jude alle Worte des Geſetzes halten? kann es ein Menſch? Iſt nicht jeder böſe Gedanke ein Flecken vor Gott und ein Bruch in das Geſetz? — Die Seherin hilft ſich mit der Beſchränkung: — „was in ſeinen Kräften ſteht.“ Aber wir thun das nicht einmal, wir haben es nicht gethan, wir ſind allzumal bankerott, von früh und ſpät her, und die göttliche Gerechtigkeit heiſcht volle Zahlung. Woher nun die Vergebung ſchöpfen, da keine Sündopfer mehr ſind, kein Hoherprieſter, der die Schuld Iſraels trägt, und opfert für des Volks „Unwiſſenheiten“? — Bei der Seherin ſelbſt äuſſert ſich, ihres tugendhaften Wandels ungeachtet, ein ſo ſtarkes Sündengefühl, daß ſie einmal (S. 85.) geradezu ſagt: „Ihr könnt mir glauben, meine Theuren! ich tauge nichts — ich tauge wirklich nichts. — Glaubt mir, das ſchmerzt mich!“ — Wie will ſie nun taugen vor Gott, um ſogleich zur höchſten Seligkeit zu gelangen? — Wir könnten dieſe Betrachtung noch weit ausſpinnen, wir wollen es kurz machen: dieſe fromme Seele, die vom Glauben ſpricht, der auch ihrem Stammvater zur Gerechtigkeit gerechnet wurde, richte ihn auf das Opfer und den Hohenprieſter des neuen Iſraels, welcher nichts als ihr Herz begehrt, um es zu tröſten und reich an wahren Tugendfrüchten zu machen, welcher allein ſchaffen kann, daß ſie etwas tauge vor Gott und zur höchſten Seligkeit reife, und ſie mit den Worten einlädt: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeyd, ich will euch erquicken“ ꝛc. Wie das Bußgefühl, ſo muß auch das Bedürfniß und der Glaube an die Erlöſung in ihr wach werden. Dann wird ſie auch erkennen, daß, wenn ſie und die Ihrigen vom „Vater“ und „Allvater“ reden, ſie dennoch kein volles Kindesrecht haben bei ihm als durch den Sohn, den Erſtgebornen, und daß, „wer ihn leugnet, auch den Vater nicht hat.“ — Aber möchte doch das ganze Iſrael ſeyn, wie ſie und ihr Bruder hier erſcheinen! Fällt erſt die eigene Gerechtigkeit ganz von ihnen ab, ſo ſind ſie die Geſegneten des Herrn.

Sonderbar genug! Ungeachtet ihrer körperlichen Schwachheit brachte Selma das Jüdiſche Verſöhnungsfeſt (9. Oct. 1837) mit ſtrengem Faſten und Gebet zu; in der folgenden Nacht träumte ihr, als bringe ihr Jemand ein durchgeſchnittenes und mit Schweineſchmalz geſchmiertes Milchbrod, und ſage dabei: „Iß!

es iſt Schweineſchmalz.“ Und ſie nahm und aß. Als ſie erwachte, war ſie ſehr beunruhigt darüber, denn ſie bekam einen Heißhunger auf Schweineſchmalz, und ſuchte denſelben, als religiöſe Jüdin zu bekämpfen, ſagte auch dem Arzt nicht davon, aus Furcht er könne ihr den Genuß deſſelben anrathen. In der zweiten Nacht hatte ſie denſelben Traum, ſetzte den Dr. Breyer endlich davon in Kenntniß, und er geſtand, er würde ihr dieſe Speiſe längſt angerathen haben, wenn er nicht ihrer Religion wegen Bedenken getragen hätte. Die Familie bemerkte ihr, daß keine Speiſe, als Arzneymittel genoſſen, von jüdiſchen Aerzten verboten ſey, und ſie entſchloß ſich, täglich einen mit Schweineſchmalz geſchmierten Zwieback zu eſſen. — Wo ich mich recht erinnere, ſo wird dieſes Fett auf Brod von vielen Perſonen, beſonders der untern Klaſſen, zu Berlin ſehr geliebt; es iſt alſo an ſich nichts Außergewöhnliches. Man könnte ſogar eine geheime Einwirkung des Magnetiſirarztes auf die Eßluſt der Kranken zugeben, da er dieſe Speiſe ihr für nützlich hielt. Allein es ſcheint bei der Führung dieſer gottesfürchtigen Patientin und ihrer Angehörigen hier noch etwas Weiteres im Hintergrunde zu liegen — nicht die Zerſtörung ſondern der Aufbau des Glaubens, die Entfaltung einer beſſern Erkenntniß. Schweineſchmalz meiden iſt für den geſetzlichen Juden kein Vorurtheil, es iſt ſeine Pflicht, welche der Chriſt an ihm zu ehren hat. Aber nachdem, was

Levitiſch unrein war, ſammt der ganzen Schöpfung geweihet und rein geworden iſt, ſo ſoll die Kraft dieſer Weihe, und ihre Quelle, zu der Alle, Alle, welcher Nation, welches Glaubens ſie ſeyen, hinanmüſſen, zu der beſonders das Volk des alten Bundes berufen iſt, den Unglaubigen und Zweiflern offenbar werden, und ſie werden dazu auf mancherlei Weiſe, wohl ſelbſt von der Eßluſt aus, geleitet. Ein ſpäteres Ereigniß ſtimmt damit überein. Abermals verlangte die Somnambule eine Speiſe, die nach dem Berichterſtatter (S. 40) zu den Moſaiſch verbotenen gehört, einen Krammetsvogel, und zwar mit Schweineſchmalz gebraten. Welche von den 3 Moſ. 11 und 5 Moſ. 11 als unrein genannten Vögeln die Rabbinen von dem Krammetsvogel (der Droſſel) auslegen, weiß ich nicht; die Namen ſind zum Theil ungewiß. Die Kranke hatte dieſes Thier nie geſehen, nicht einmal dem Namen nach gekannt. Es iſt auch ſchwer zu glauben, daß es ihr der Arzt inſpirirt habe. Sie mußte alſo wiederum etwas genießen, was dem Geſetz des alten Bundes oder dem Talmud zuwider war, und mußte es für ihre Geſundheit genießen, während die Moſaiſchen Speiſeverbote auch phyſiſche Gründe haben, die bei Individuen überhaupt als Idioſynkraſien fortdauern.

Wiefern ihren Viſionen, außer den ſehr deutlichen und ſchreckbaren Geiſtererſcheinungen, Zutrauen gebührt, iſt in ſo fern ungewiß, als darin das

Symboliſche und das Perſönliche nicht völlig feſtſteht. In einem Traum, der bei ihr den Uebergang zum Hellſehen machte, ſah ſie einen großen ſchwarzen Hund, welcher zu ihr ſagte, er ſey ihr größter Peiniger. Man ſollte darunter ein wirkliches böſes Weſen vermuthen; ſie erklärt ihn aber hernach (S. 41) für eine ſymboliſche Erſcheinung, er habe ihren Krampf bedeutet. Ihr Schutzgeiſt iſt ihrer Angabe nach ein ehrwürdiger Greis, in einen leuchtenden Faltenrock gekleidet, mit ſtrahlendem Gürtel, weißem Bart und langen Silberlocken. Es war eben der, welcher ihr das Schweineſchmalz zu eſſen gab. Er ſoll vor Jahrtauſenden ein Bramine am Ganges geweſen ſeyn; wobei ſie (S. 181) ſehr richtig bemerkt: „Es gab eine Zeit, wo der Glaube an den einigen Gott allgemein bei dem Menſchengeſchlecht war; ſpäter bewahrten ganze Familien, wie die Prieſterfamilien in Aegypten und Indien, dieſen Glauben als ein Kleinod, das man vielfach verhüllte; die Hülle, die Schale, gaben ſie dem Volk, ſie behielten den Kern, bis nach vielen Generationen auch ſie das Kleinod nicht mehr aufzufinden vermochten, ſondern das Symbol für die Vorſtellung (ſoll heißen: für das Vorgeſtellte, für das Weſen) ſelbſt nahmen“; der Bramine, ihr Schuzgeiſt, ſtamme aus der früheſten Zeit. Allein ſein Name iſt ſo auffallend, daß man wenigſtens dieſen Namen, wo nicht die Perſon, auch nur für ein Symbol zu halten geneigt iſt; er nennt ſich Symbolarium. Analogiſch würde dieſe Wortform (nach vocabularium, aerarium, lararium, itinerarium), ein Verzeichniß oder Behältniß, einen Inbegriff, von Sinnbildern anzeigen. Freylich iſt der Brahmanismus an ſich ein ſolcher Symbolen-Inbegriff, und jene Figur wäre dann ſein Repräſentant, deſſen wahrer Name unbekannt bleiben ſollte. Dergleichen muß man in ſolchem Fall dahin geſtellt ſeyn laſſen. Wer Sanſkrit verſteht, mag zuſehen, ob der Name ſich daraus beſſer erklärt. Die kleinen ſchwarzen böſen Männer, die er in der Viſion vertreibt, nennen ihn auch Symbu, Leleq und Larium (S. 145). — Man wird ſonſt noch mancherley Merkwürdiges in dieſer Schrift antreffen. Den Magnetismus definirt die Seherin (S. 189) „leuchtende Lebenskraft;“ und ſagt: „Es gibt eine Urkraft, die ein reiner Ausfluß des Schöpfers iſt. Sie durchdringt alle Körper, und iſt deren Grundkraft. In den feinſten Körper gehüllt, heißt dieſe leuchtende Lebenskraft Licht“ — „das Licht am erſten Tage (der Schöpfung) war leuchtende Lebenskraft, der Urſtoff aller erſchaffenen Dinge; das Licht am vierten Tage war Sonnenlicht und Mondlicht und Sternenlicht“ (nämlich ſpecifiſch coagulirt aus dem reinen, undeterminirten Lebenslicht und den obern Waſſern). — Unter den heilenden Fetten zeichnen ſich bei ihr aus: friſchgepreßtes, oder in deſſen Ermanglung aus der Apotheke präparirtes Leinöl für die Bruſt und gegen den Huſten, Bärenfett für den Magen, Hundsfett für die Lunge, Schweinefett für die Gedärme. — Von der Sprache ſagt ſie: „Die Hebräiſche Sprache iſt eine Gebetſprache, ſie hat Worte der Kräfte, und nicht bloß Worte des Seelengefühls." — Aber Ein Wort gibt es, verborgen und dennoch offen daliegend, es iſt das Wort aller Worte. Bei ſeinem Klange ſinkt Menſch und Engel anbetend nieder; der Verworfene aber erbebt und ergreift die Flucht vor ihm. Alles was iſt und war und ſeyn wird, liegt in dieſem Worte; denn es iſt von den Worten der Kraft das kräftigſte." Ohne Zweifel verſteht ſie hierunter den hochheiligen Namen des wahren Gottes. Als Chriſtin würde ſie erkannt haben, daß er uns mit ſeiner ganzen Kraft in dem Namen Jeſu näher gekommen iſt. An ihn hätte ſie dann auch die zweite Erſcheinung gewieſen, zu der ſie (S. 200) ſagt: „Was willſt du von mir? Ich kann ja nichts für dich thun. Wende dich zu Gott, Er allein kann dich erlöſen. Und er erhört jedes Gebet, wenn es mit Zerknirſchung an ihn gerichtet wird" ꝛc. — Dieſe erſcheinende jüdiſche Frau ſah ſie durchſichtig wie einen Rauch (S. 205); „ſie ſah zu ihrem Schrecken, daß ich durch die Erſcheinung durchging; dieſe theilte ſich nämlich auseinander und ging hinter mir wieder zuſammen, grade ſo, wie wenn man mit der Hand Sonnenſtäubchen durchſchneidet. Wie ich die Hand nach der Lampe ausſtreckte, griff die Geſtalt in die Flamme und löſchte ſie aus." — Von den vielen frommen Aeußerungen der Seherin ſtehn hier die Lehre (S. 189): „Gottesfurcht iſt der wahrhafte und alleinige Weg zur Weisheit" — „forſche in des Herrn Wort Tag und Nacht, und du wirſt zunehmen an Weisheit und Kraft; denn alsdann ſchöpfeſt du aus dem Borne des Lebens." — An der Wahrhaftigkeit der Seherin kann eben deßhalb nicht gezweifelt werden; ſie ſagt auch (S. 105), übereinſtimmend mit den Verſicherungen anderer Somnambulen, im Hellſeyn könne der Geiſt nur Wahrheit ſprechen; wohl aber ſey im halbwachen, ſchlafwachen Zuſtand Lügen möglich, namentlich wenn man geſtellten Fragen ausweichen wolle. — Als ihr Bruder die Seherin von Preverſt heimlich angeſchafft hatte, ſo ſagte ſie: (S. 90) „Hüte dich, mir aus dem andern in deinem Pult befindlichen Werke etwas mitzutheilen, das würde ſchaden," und auf die Frage, ob ſie denn wiſſe, was das für ein Werk ſey, antwortete ſie: „Es iſt die Seherin von Preverſt. Manches in dieſem Buche iſt unrichtig." Sie gibt aber nicht an, was denn unrichtig darin ſey, und ſo bleibt möglich, daß ſie Manches für unrichtig gehalten, was es nicht iſt, ſogar daß ihr deſſen chriſtlicher Inhalt nicht zuſagt, weil ſie für deſſen Verſtändniß nicht reif war; denn ein Anderes iſt Aufrichtigkeit, ein Anderes Verſtand. Sie hatte die „Tauſend und Eine Nacht" begehrt, welche ihr nicht ſchaden werde;

wir glauben das, aber es liegt eine Beſchränkung darin, die wir gleichwohl nicht übel deuten wollen. Erkennt ſie dereinſt ihren Erlöſer, ſo ſollte dieſes vermuthlich nicht im vorübergehenden ſomnambulen Zuſtande geſchehen; fürerſt aber ſollte ihre jüdiſche Gottesfurcht viele Chriſten beſchämen.

— h —

Die Hellſehenden des Hrn. Jobard.

Während man in Zeitungen lieſt, es habe die Pariſer Akademie über den Magnetismus das Urtheil des Nichtſeyns ausgeſprochen, geben Straßburger Blätter Nachricht von den Erfahrungen eines Brüſſeler Gelehrten, Hrn. Jobard, wie er ſie im Courrier Belge niedergelegt hat, nachdem er früherhin kein Anhänger des Magnetismus geweſen. Er erzählt wie folgt (ſ. Courrier du Bas-Rhin, Nr. 156 vom 8. Juni 1838).

„Wir waren vor etwa anderthalb Jahren zu Verviers, um bei den Herren Houget und Teſton, den geſchickteſten Ingenieurs dieſes Landes, den Bau einiger Maſchinen zu beobachten. Als eines Abends das Geſpräch auf den Magnetismus kam, ſo bat mich der älteſte Sohn des Hrn. Houget, ein Jüngling von fünfzehn Jahren, aber an Verſtand und Kenntniſſen ſehr weit vorgerückt, ihn zu magnetiſiren. Einige Striche und das Auflegen einer Hand auf die Stirne ſetzten ihn bald in Schlaf. Zugegen waren Hr. Franz Legrand, ſein Lehrer, Mad. Houget, ſeine Mutter, Mlle. Pauline, ſeine Schweſter, ſein Oheim und ein jüngerer Bruder. Da wir ihn mehrmals magnetiſirt haben, ſo iſt es möglich, daß wir einige Fragen nicht in der rechten Ordnung anführen; ſie ſind aber alle wahr und die Thatſachen richtig.

— Adrian, ſchläfſt Du? — Sie nennen das ſchlafen, es iſt aber im Gegentheil ein Wachen; denn ich ſehe und unterſcheide die Gegenſtände beſſer, mein Geiſt iſt thätiger, als im gewöhnlichen Zuſtande. — Willſt Du an den Tiſch kommen? — Ich kann nicht gehen. (Ein Strich auf die Beine.) Stehe jetzt auf und gehe. — Er ſteht wirklich von ſeinem Seſſel auf, und mit völlig geſchloſſenen Augen nimmt er einen Stuhl und ſetzt ſich, indem er klagt, daß das Licht der Lampe ihm weh thue. Man verbindet ihm die Augen mit einer achtfach gefalteten Serviette, legt ihm die eben angekommene Zeitung l'Espoir vor, und er lieſt uns ohne Schwierigkeit eine lange Nachricht aus Spanien. Während dem halte ich eine Partitur der Weiſſen Frau zwiſchen die Zeitung und ſein Geſicht; er ſcheint es kaum zu bemerken und fährt in ſeinem Leſen fort.

Ich laſſe den überaus unglaubigen Hrn. Teſten rufen; er kommt herauf, und ich bitte ihn, ſelbſt ſeine Finger auf die Serviette zu legen, um dem Magnetiſirten möglichſt genau die Augen zu verſchließen, und indem ich fortwährend das in zwei dicke Pappendeckel gebundene Muſikheft dazwiſchen halte, zeigte man ihm nach einander alle Gegenſtände und Bücher, die ſich vorfinden. — Was iſt das? ſagt Mad. Houget. — Es iſt der wollene Strumpf, den Du mir ſtrickſt, mit dem Knäuel und den Nadeln. — Was iſt dieß? — Ein deutſches Buch. Er lieſt zwei oder drei Phraſen darin. — Und das? — Das iſt mein Berquin. Wartet, ich will euch einen hübſchen Kupferſtich zeigen. Er blättert und findet den Kupferſtich: Seht ihr, ſagt er, die zwei hübſchen kleinen Kinder!

Ich ſage dem Hrn. Teſton, er ſolle ihm ſeine Uhr vor den Hinterkopf halten, und ſogleich ſagt er Stunde und Minute: 8 Minuten über 8 Uhr; es war richtig. — Jetzt ſchreibe einen Brief! Man gibt ihm ein Bleiſtift und Papier, und er ſchreibt mit Schnelligkeit einen Brief an meine Frau, worin er ihr meldet, daß ich mich wohl befinde, und welchen Tag ich abreiſen werde; er ſchreibt etwa zwanzig Zeilen ohne Aufenthalt, immer mit der Binde und dem dazwiſchen gehaltenen Muſikheft vor den Augen. Als er fertig war, kehrte er ſich gegen mich und ſagte: Iſt es gut ſo? — Lies es noch einmal durch, denn es fehlen Kommata und ein Wort. Er ſetzte die Striche und ſchaltete das fehlende Wort ein, Alles wo es hingehörte.

Hierauf legte ich ein anderes Papier vor ihn, und bat ihn, mir einen Mann zu Pferd zu zeichnen, was er ſo geſchwind vollbrachte, daß er den Schweif vergaß; er reichte mir das Papier, das ich ihm zurückgab, indem ich ihm bemerkte, daß etwas Weſentliches an ſeinem Pferde fehle. Es iſt wahr, ſagte er, und ſetzte den Schweif an ſeinen Platz. Jetzt, ſagte ich zu ihm, da Du rechnen kannſt, ſo möchte ich die Quadratwurzel von 258 wiſſen, die ich zur Einrichtung von Rädern brauche. Er fing an zu multipliciren und zu dividiren, ſo ſchnell, daß man ihm kaum folgen konnte, und gab mir das Reſultat an. — Laß ſehen, ob Du uns etwas auf Deinem Klavier ſpielen kannſt, ſtehe auf. Er ging an das Klavier, mit verbundenen Augen, drehte dreimal das Taburet, ſetzte ſich, ſuchte ein Stück und führte es beſſer als im wachen Zuſtande aus. Wenn ich ihm das Hinderniß dazwiſchen hielt, ſo legte er ſich weiter vor, um die Muſik zu leſen. Als er am Ende der zweiten Seite war und umwenden wollte, ſo ſtieß er mit der Hand wider das Muſikheft. — Was iſt das? ſagte er. — Es iſt die Partitur der Weiſſen Frau. — Sie können ſie wegthun, ich ſehe ohne dieß; tragen ſie nur das Licht fort, das mir beſchwerlich iſt. — Es iſt genug, ſpiele uns jetzt etwas nach Deiner Phantaſie, einen Marſch, zum Beyſpiel. Er fing wirklich einen ſo glänzenden und ſo gut begleiteten Marſch an, daß ſeine Schweſter, eine geſchickte Tonkünſtlerin, ſehr verwundert war, da ſie ihren Bruder noch nie das geringſte Stück hatte improviſiren hören.

Als er fertig war, ſo klagte er über Müdigkeit, und verlangte geweckt zu werden. Wohlan, ſagte ich zu ihm, indem ich fortlief, Du wirſt erwachen, ſobald Du mich mit der Fingerſpitze wirſt anrühren können. Er ſteht auf und läuft mir nach, um den Tiſch herum. Ich werfe die Stühle um, ihn zu hindern; er weicht ihnen aus oder ſteigt über ſie hinweg, ohne ſie zu berühren. Ich kehre um, er folgt meinen Bewegungen, kurz, es beginnt zwiſchen uns ein wahres Fangſpiel. Da er die Hoffnung aufgab, mich zu erreichen, ſo wirft er ſich pfeilſchnell unter den Tiſch, ich ſpringe und fühle mich an der Ferſe berührt. Es war aus, der arme Knabe war wach, und ganz erſtaunt, ſich auf dem Bauche liegend unter dem Tiſche zu befinden. Wir ziehen ihn an den Füßen hervor, die Binde fällt herab, er ſchaut uns mit großen Augen an, und fragt uns, was das bedeute und woher dieſe Unordnung komme. Alle Anweſende waren ſelbſt ſo erſtarrt in Folge der Erſcheinungen, deren Zeugen ſie ſo eben geweſen, daß ihnen die Sprache fehlte. Als der junge Menſch wieder zu ſich gekommen und ruhig geworden war, ſo fragten wir ihn, ob er geſchlafen habe. Er wußte nichts davon, und hatte nicht vom geringſten Vorfall eine Spur behalten; er wollte ſogar kein Wort von dem glauben, was man ihm erzählte, und meinte, wir ſeyen verſtanden, Spott mit ihm zu treiben. Er war aber nicht wenig überraſcht, als man ihm den Brief zeigte, den er geſchrieben, das Pferd, das er gezeichnet hatte, und das mit ſeinen Ziffern angefüllte Blatt. Er wurde heftig davon betroffen, und es war vielleicht die Urſache, warum er ſpäter einigen Widerwillen gegen den Magnetismus empfand; denn die Klugheit erfordert, eine Scheidewand ſtehen zu laſſen zwiſchen dem Zuſtande des Somnambulismus und des Wachens. Man darf den Somnambulen nie ſagen, was ſie gethan, was ſie geſagt haben, wenn man ſie bei ihrer Hellſichtigkeit erhalten will.

Ich geſtehe, daß dieſer junge Menſch eines der ausgezeichnetſten Subjekte iſt, die mir vorgekommen; denn mit ſeiner Bildung, ſeiner empfindſamen Natur und dem Reichthum der Sprache, vermöge deſſen er alle ſeine Empfindungen mit Klarheit auszudrücken im Stande war, würde er uns über den Somnambulismus ſelbſt ſehr wichtige Dinge gelehrt haben. Er liebte metaphyſiſche Geſpräche während der Kriſen; er ſah das Fluidum aus meinen Fingern ſtrömen, und ihn mit einem weißen Nebel umhüllen, der nur an der Oberfläche hing, wie das elektriſche Fluidum.

Eines Tags näherte ſich ihm ſeine Mutter und hatte ein ſeidenes Kleid an. — Entferne Dich, ſagte er zu ihr, Dein Kleid zieht mir alles Fluidum aus; ſiehſt Du, wie es zu Dir hin fließt? — Man hat in der That bemerkt, daß die Seide ſich oft den Wirkungen des Magnetismus widerſetzt.

Wir haben über dieſen lange, wie alle Welt, das Unrecht begangen, zu ſpotten; aber die auffallende Menge von würdigen Perſonen und Schriftſtellern aller Länder, die uns eine Maſſe uneigennütziger Zeugniſſe darboten, erſchien uns zu achtungswerth, um nicht unſern unbeweglichen Zweifel zu erſchüttern. Wir ſtellten ohne Zutrauen, und mithin auch ohne Erfolg, fünf Jahre lang Verſuche an, und nur nach Erlangung der erſten Wirkungen brachten wir neue mit immer größerer Leichtigkeit hervor. Die Wiſſenſchaft des Magnetiſirenden wächſt wie die andern durch Uebung und Praxis; aber wir glauben, daß es gefährlich iſt, ſich mit ihr abzugeben, ohne die Leitung eines geſchickten Magnetiſirers, der ſchon mit ihren Zufällen und Erſcheinungen vertraut iſt. Wir haben um eben jene Zeit einen Beweis davon erhalten.

Ein deutſcher Arbeiter aus der Werkſtätte, mit Namen Weiß, der von meinen Verſuchen hatte reden hören, kam auf den Gedanken, es an einem ſeiner Kameraden zu üben, welcher fürchterliche Zuckungen bekam, ganz blau wurde und ſich brüllend auf dem Boden wälzte. Der arme Weiß lief erſchrocken nach dem Arzt, welcher alle mögliche Mühe hatte, den Kranken ins Leben zurückzubringen. Am folgenden Tag erzählte mir der abgedankte Magnetiſeur mit kläglicher Miene ſeinen Unfall, und ſetzte in ſeinem Dialekt hinzu: „Ach Herr! ich will in meinem Leben nicht mehr magnetiſiren.“ Ich rieth ihm ſehr, es zu unterlaſſen; denn es gibt Leute, die allen denen Schaden thun, die ſich unter ihrem Einfluß befinden. Wir rathen auch den ſchwächlichen Frauen, ſich von Niemand magnetiſiren zu laſſen, den ſie nicht gut kennen, und deſſen Abſichten oder üble Natur ihnen verdächtig ſeyn möchte. Wohlwollen, Leidenſchaftloſigkeit, Klugheit und Verſchwiegenheit, ſind weſentliche Eigenſchaften für den, der etwas Nützliches für die Menſchheit wirken will."

Eine andere Mittheilung des Hrn. Jobard im Courrier Belge iſt dieſe (Journal du Haut- et Bas-Rhin, Nr. 188 vom 7. Juli 1838.):

„Ein lediges Frauenzimmer aus Antwerpen, Klavierlehrerin meiner Kinder, hatte ſeit ſechs Monaten einen lahmen linken Arm; kein Mittel, ſelbſt elektriſche Schläge nicht, hatte ihr helfen können. Eines Tages befand ſie ſich neben mir am Tiſch, den Arm zurückgezogen und wider den Gürtel liegend; ich bemerkte, daß ihre Nachbarin ihr die Stücke vorſchneiden mußte. — Soll ich Ihnen Ihr Uebel an der Hand wegnehmen? — Sie ſcherzen, mein Herr; es iſt unmöglich; ich habe die beſten Aerzte gehabt, es iſt da nichts zu machen. — In dem Fall behalten Sie Ihre Lähmung. Der Herr heilte nur die, welche Glauben hatten und ihn darum baten; eben ſo geht es mit dem Magnetiſeur, und ich bin nicht gefälliger als der Herr; wenn Sie aber Luſt haben es loszuwerden, ſo bin ich zu Ihren Dienſten. — Wohlan, ſo nehmen Sie mir es augenblicklich weg. — Ich mache ihr einige Striche längs dem Arm, und ich fühle wie das Fluidum (denn ich glaube an das Fluidum) äuſſerſt reichlich aus meinen Fingerſpitzen quillt. Bald darauf erklärt ſie, daß ſie eine ungewöhnliche Wärme fühle; ihre Hand, welche ſeit ſechs Monaten nicht von ihrer Seite gekommen war, fängt an, ſich davon zu entfernen, und löst ſich nach und nach, bis ſie ſich endlich völlig ausſtreckte. Eine Viertelſtunde n[illegible]her ſteht ſie auf, legt mit beiden Händen ihr Halstuch und ihren Hut an, und ſchreyt Wunder. Nach einiger Zeit war ſie ganz geheilt.

Als ich ſie zum zweitenmal magnetiſirte, ſo ſchlief ſie ein, und ward eine der hellſehendſten Somnambulen, die ich jemals gefunden habe.

Jetzt hat ſie ihre Hellſichtigkeit verloren. Sie ſchläft noch, geſteht aber, daß ſie nichts mehr ſieht, nichts mehr hört, und nie wieder etwas ſehen noch hören wird, weil ein Anderer ſie magnetiſirt hat, während einer Reiſe, die ich auf ihren Rath nach Paris machte, und die mit allen Umſtänden und allem Erfolg, welche ſie mir in ihrem Schlafe verkündigt hatte, von Statten ging. Ich habe daher die Ueberzeugung gewonnen, daß man ſich des Magnetismus mit eben ſo großem Nutzen in andern Angelegenheiten als in denen der Geſundheit bedienen kann. Ich bedaure, daß überwiegende Gründe mich zwingen, über dieſe, für das Publikum eben ſo auſſerordentliche als für mich wichtige Thatſache noch Stillſchweigen zu beobachten. Allzuangeſehene Namen würden dabei nicht zu ihrem Vortheil erſcheinen. Ich will mich auf die Erklärung beſchränken, daß meines Dafürhaltens mit einer Somnambule Jemand alle wider ihn angeſponnene Ränke zernichten und die Hinderniſſe beſiegen kann, die man ihm in den Weg legt. Ich habe dafür wenigſtens einen ſo unumſtößlichen Beweis, als für die Fernſicht, wovon ich reden will.

Seit ſechs Monaten hatte ich keine Nachricht von meinem Vater, wohnhaft in der Ober-Marne und von meiner Somnambule nicht gekannt. Ich bitte ſie, ihn zu ſuchen. Nach einer Minute antwortet ſie mir ſie ſehe ihn beſchäftigt einen Brief zu ſchreiben. — Können Sie unterſcheiden, an wen er gerichtet iſt? — An Sie ſelbſt. — Ich thue ihr Fragen über die Topographie des Orts. Das Haus, ſagt ſie, lehnt ſich an einen Hügel, auf deſſen Höhe eine Kirche ſteht; die Gärten verſtufen ſich amphitheatraliſch an dieſem Berge hin. Es war richtig; ich nehme Datum und Stunde auf und ſchreibe meinem Vater: „Ob ich gleich ſeit ſechs Monaten keine Nachricht von Ihnen habe, ſo erfahre ich ſo eben, daß Sie ſich wohl befinden, weil man dieſen Nachmittag um 3 Uhr, den 12. Auguſt, Sie mit einem Brief an mich beſchäftigt geſehen hat.“ Sechs Tage ſpäter erhielt ich zu Paris folgende Antwort: „Ich weiß nicht, wer Dich ſo genau hat berichten können; es iſt ſehr wahr, daß ich Dir an jenem Tage durch den Grafen Crancey ſchrieb, der nach Brüſſel reiste, und der Dir meinen Brief zuſtellen wird, vielleicht ein wenig ſpät, weil er ſich einige Tage zu Paris aufhalten muß. Der beſagte Brief gelangte in der That an meine Frau, während ich abweſend war.

Man wird über Hexerei oder Betrug ſchreien; man wolle ſich aber erinnern, daß ich Niemanden den Glauben aufdringen will, und daß irgend ein Intereſſe vorwalten muß, um die Wahrheit zu verkehren, ich aber keines habe. Man erinnere ſich auch, daß ich nur Glauben hoffe von den Adepten, die mehr als eine Thatſache dieſer Art kennen.

Hier eine andere, die ich für ſelten und bedeutend genug halte.

Ueberdrüſſig der blos unnützen und albernen Fragen, die ich den Somnambulen immer vorlegen hörte, wenn man von den ſich erzeigenden Phänomenen betroffen war, faßte ich voraus einige Anfragen von größerer Wichtigkeit ab, als die Angabe der Stunde, das Errathen einer Karte oder des Alters einer Perſon. Ich dachte die kurzen Augenblicke des Hellſehens, die ich finden würde, beſſer anzuwenden, wenn ich von den Somnambulen Auskunft über die Lage der unterirrdiſchen Reichthümer verlangte, und ich habe deren zwei gefunden, die über den Zuſtand der geologiſchen Schichten im Boden von Brüſſel übereinſtimmten.

Nachdem die erſte davon durch eine Sandmaſſe gedrungen war, einige ſchwache Quellen und Lager von kleinen Muſcheln entdeckt hatte, ſo erſchrack ſie, als ſie tiefer hinabſtieg. „Es iſt zu ſchwarz hier, ich bin in einem Meere, ich will heraus; ziehen Sie mich zurück.“ Uebrigens erklärte ſie, dieſes Waſſer würde nicht auf die Erdoberfläche ſpringen und keinen arteſiſchen Brunnen geben. Die zweite drang ebenfalls durch die Sandmaſſe, ſtieß auf kleine wilde Quellen und ſah Haufen von weißen Muſcheln in der Größe der Reiskörner. Ich dachte nicht mehr daran, als ich einige Tage nachher Hrn. Marque, Mitglied der Regierung, begegnete, der mir ſagte, daß die Arbeiter, durch die er einen Brunnen graben ließ, eine Menge kleiner Muſcheln gefunden hätten, die ſie für verſteinerten Reiß hielten, und wovon er mir den wiſſenſchaftlichen Namen ſagte; ich habe ihn aber vergeſſen, wie viele andere Dinge, die man mich auch gelehrt hat. Jacotot ſagte wohl mit Recht: „Wir wären gelehrter, wenn wir wüßten, was wir vergeſſen, als was wir behalten haben.“ Aber ſetzen wir unſern geologiſchen Spaziergang gegen den Mittelpunkt des Erdballs fort. Man wird ſehen, daß unſere junge Perſon weiter geweſen iſt, als Hr. v. Humboldt, und daß ſie die Theorie des Hr. Cordier beſtätigen, ſolche jedoch in Betreff der fortſchreitenden Zunahme der Temperatur verbeſſern wird.

Tiefer, ſteigen Sie tiefer hinab, ſagte ich zu ihr. — Waſſer, viel Waſſer! rief ſie. — Können ſie nicht durch dieſes Waſſer? — O nein, das iſt unmöglich! — Muth gefaßt, ich will Sie begleiten; geben Sie mir die Hand, wir wollen zuſammen untertauchen. Sie machte wirklich eine Bewegung, als tauchte ſie ein, und einen Augenblick hernach rief ſie mit erſtickter Stimme: Feuer! — Wie ſo, Feuer? ſind Sie gewiß? — O ja, Feuer! — Aber was für Feuer? iſt es eine Flamme? — Nein, es iſt roth, es ſiedet, ich erſticke .... der Dampf .... Ziehen Sie mich heraus! — Sagen Sie mir erſt in welcher Tiefe? — Ich weiß nicht. — Iſt es ſo weit wie von hier nach Antwerpen? — O nein! — Wie bis nach Mecheln? — Nein. — Vilvorde? — Nein. — Wie von hier nach Laeken? — Sie machte eine vergleichende Bewegung und antwortete: Ja, ungefähr. — Gut, kommen Sie auf die Erde zurück, und ſagen Sie mir, ob man nicht einmal beim Graben eines Brunnens dahin gelangen kann? — Es iſt ſehr ſchwer, aber man wird es thun. — Wann? — In langer Zeit. — Wo wird man es thun, und welches Volk? — Die Franzoſen, auf einem großen Platz, der noch nicht in Paris iſt.

Das Auffallende hiebei iſt, daß dieſes junge Frauenzimmer keine Idee von dem Syſtem des Centralfeuers und nie das Geringſte darüber gehört oder geleſen hat. Ich bin um ſo geneigter zu glauben, daß das Centralfeuer, das Hr. Cordier auf 23 Stunden unter der Erdrinde in Folge eines leicht zu berichtigenden Rechnungsfehlers annahm, nicht eine Stunde weit entfernt iſt. Hr. v. Humboldt hat in den Minen von Guanaxuato in Mexico eine Temperatur von 36 Grad Reaumur gefunden. Dieſe Minen haben nur 1800 Fuß Tiefe, und bilden die tiefſte Höhle, zu der man noch gelangt iſt. Indem Hr. Cordier 52 Metres abwärts für jeden Wärmegrad rechnete, ſcheint er vergeſſen zu haben, wie ich es ſchon bei der erſten Erſcheinung ſeiner Denkſchrift bemerkte, daß, jemehr man ſich dem Feuer nähert, deſto kürzer der für einen Grad erforderte Raum werden muß, ſo daß ſtatt 23 Stunden ich nur eine Stunde gefunden habe, indem ich die leitende Kraft der gebrannten Erde zur Grundlage nahm."

So weit Hr. Jobard. Seine Berichte enthalten mehrentheils die Benennung von Zeugen, können alſo durch Nachfragen beſtätigt werden, wenn man ihm nicht auf ſein Wort glauben ſollte. Sie enthalten ausgezeichnete Facta, und ſind lehrreich. Man möchte mehr von ihm wiſſen, z. B. die metaphyſiſchen Geſpräche mit den Somnambulen. Er ſcheint eine ganz vorzügliche magnetiſche Kraft und Uebung zu haben. Er ſticht gute Warnungen ein, und man möchte noch hinzuſetzen, es wolle ſich durch das, was er über den Nutzen des Hellſehens für Privatangelegenheiten, eigentlich „Geſchäfte des Intereſſe“ (affaires d'interet) ſagt, Niemand verleiten laſſen, eine ſo edle Sache zu unwürdigen Speculationen zu mißbrauchen; das Auge der Seherin könnte in ſolchem Fall gehalten ſeyn oder irren müſſen. Daß Jobard an einer Stelle zwiſchen ſich und dem Herrn gleichſam eine Parallele zieht, verüble man ihm nicht; denn es iſt zwiſchen der magnetiſchen Kraft und der höhern Wunderkraft eine unläugbare Analogie. Ueber das Centralfeuer vergleiche man, was in der 1ten Sammlung der Bl. a. Prev. S. 31 ff. geſagt iſt.

— h —

Magiſch-magnetiſche Heilung einer zehnjährigen Stummheit.

In einer demnächſt im Cotta'ſchen Verlage erſcheinenden Schrift, welche eine Theorie des Lebensmagnetismus enthält, und unter ihrem Inhalt und Zwecke nach näher angezeigt werden ſoll, wird als Anhang die äußerſt merkwürdige, ja wunderbare Heilung einer zehnjährigen Stummheit durch magiſch-magnetiſche Kräfte ausführlich erzählt. In der Ueberzeugung, daß eine gedrängte Darſtellung dieſer ausgezeichneten Thatſache auch in dieſen Blättern an ihrem Orte ſey, gebe ich dieſelbe im Nachfolgenden.

Katharine Schlienz, die Tochter eines Weingärtners in Zuffenhauſen bei Ludwigsburg, war von Jugend an bis in ihr 21ſtes Lebensjahr ſtets geſund geweſen. Sie erinnert ſich bis zum Jahr 1829, in welchem ſie ihr 21tes Lebensjahr erreichte, keines Umſtandes aus ihrem frühern Leben, den ſie als nähere oder entferntere Urſache ihrer von nun an beginnenden namenloſen Leiden hätte anſehen können. Am Morgen des 27. Jan. 1829 erhielt ſie von ihrer Mutter den Auftrag, bei einem Handwerker des Orts ein Küchengeräth zu kaufen. Auf dem mit Eiſe belegten Wege dahin glitt ſie aus, und fiel ſehr hart auf den Ellenbogen des rechten Arms. Die gewöhnlichen chirurgiſchen Vorkehrungen, Blutegelanſetzungen u. ſ. f. ſtellten den bald bis an die Finger geſchwollenen Arm in vier Tagen wieder ſo weit her, daß K. ihn, wiewohl nicht ohne große Schmerzen, zu bewegen im Stande war. Am ſechsten Tage konnte ſie ihn bereits wieder zum Eſſen gebrauchen. Noch waren jedoch weder die Geſchwulſt, noch die Schmerzen ganz gewichen, weßwegen ſie immer noch das Bette hütete. Alles ſchien übrigens baldige völlige Geneſung zu verſprechen. Da ward die Kranke am Abend des ſechsten Tages von erneuerten mit Fieberfroſt verbundenen Schmerzen des aufs Neue hoch bis zur Schulter aufſchwellenden Arms befallen. Blutegel und flüchtige Einreibungen gaben nur momentane Erleichterung. Derſelbe Anfall kehrte am folgenden Tage wieder, und wiederholte ſich von nun an täglich zehn Wochen lang zur beſtimmten Stunde, und dauerte, immer ſich gleich, von Vormittags 10 bis Abends 8 Uhr, wo der Schmerz regelmäßig nachließ. Nach dieſem Zeitraum verſchwand innerhalb zwei Tagen die Armgeſchwulſt, und ſenkte ſich in die Hand herab, wo ſie jedoch nur wenige Stunden unter furchtbaren Schmerzen anhielt, und dann plötzlich ſich verlor, um andern Leiden Platz zu machen. Gegen Abend nämlich ſtellten ſich ſchweres Athmen, Stechen auf der Bruſt, Feßelgefühl in der Luftröhre, unwillkührliches Bewegen des Kopfes nach beiden Seiten, krampfhaftes Ausrecken der Zunge und damit verbundene völlige Stummheit ein. Mit dieſer Erſcheinung war der Arm plötzlich geſund, und blieb es fortan. Dieß war aber auch der Anfang eines ſchrecklichen zehnjährigen Leidens, von welchem nach menſchlichem Urtheil keine Geneſung zu hoffen ſtand. Die einzelnen ärztlichen Bemühungen und ihre Erfolge ſind in der ebengenannten Schrift ausführlich erzählt. Wir eilen daher, den merkwürdigſten Theil dieſer Krankheitsgeſchichte, der Heilung des Leidens durch Magnetiſmus, entgegen, und begnügen uns, die ſich wiederholenden Erſcheinungen des Krankheitslaufs bis zum Schluß im Allgemeinen aufzuführen, Mit dem oben erwähnten Eintreten der Sprachloſigkeit zeigten ſich auch Krampfanfälle, beſonders der Bruſt und des Halſes. Man öffnete eine Ader, was die Folge hatte, das die Sprache, jedoch auf ganz kurze Zeit und mit großer Beſchwerde zurückkehrte. Dr. Tritſchler in Kannſtadt, welcher durch den gänzen langen Gang ihres Leidens mit vielem Wohlwollen ſich der Unglücklichen annahm, ſchickte auf Verlangen eine Arzney, welche jedoch nichts bewirkte. Er kam ſelbſt, ließ eine Blaſe an dem Hals ziehen, und ſiehe da, K. konnte wieder auf einige Tage mühſam ihre Zunge gebrauchen, worauf ſie wieder ſprachlos wurde. Endlich blieb die Sprache zwei Jahre lang ununterbrochen aus, während welcher Zeit die Zunge unbeweglich im Munde liegen blieb. Hiezu geſellte ſich zuweilen ein läſtiger Kinnbackenkrampf. Schon damals trat auch zuweilen *freiwilliger magnetiſcher Schlaf* ein, in welchem ſie ungehindert reden konnte. Nach dem Erwachen war ihr dieſes wieder unmöglich. Tritſchler benützte dieſen Wink der Natur und machte einen künſtlichen Verſuch mit dem Magnetiſmus, der ſo glücklich war, daß die Kranke, zwar mit Mühe, aber doch einige Worte reden konnte.

Freiwillige Schläfe traten in der Folge in verſchiedenen Zwiſchenräumen und von verſchiedener Dauer nicht ſelten ein. Fortgeſetzte Arzneyen, Blaſen auf beiden Armen und dem Rücken vermochten nichts gegen die häufigen, oft ſchrecklichen Krämpfe, welche im Wachen und Schlafen Bruſt, Hals und Zunge ergriffen. Regelmäßige magnetiſche Behandlung fand nicht Statt. Im November 1832 ward K. in das Klinikum in Tübingen aufgenommen. Das von der Natur ſelbſt angezeigte Heilmittel des Magnetismus, welches leider verſchiedener Abhaltungen wegen von den bisherigen Aerzten nicht konnte angewendet werden, wurde als das muthmaaßlich einzige Heilmittel den Vorſtänden der genannten Anſtalt empfohlen. Da es jedoch in Tübingen nicht zur Anwendung gebracht ward, ſo kehrte K. nach einem Aufenthalt in T. von wenigen Wochen wieder nach Zuffenhauſen zurück, ohne Hoffnung, jemals von ihrem Leiden erlöst zu werden.

Von nun an trat der freiwillige magnetiſche Schlaf fünf Wochen lang täglich wieder ein, und dauerte oft zwei Tage und Nächte ununterbrochen fort. Nicht minder ward ſie von ihren alten Feinden, den höchſt ſchmerzhaften Krämpfen, heimgeſucht. Einzig magnetiſche Striche waren es, welche ihr Erleichterung verſchafften, die ihr der Ortswundarzt zuweilen gab, bei deſſen ihn zu ſehr in Anſpruch nehmenden Berufe an regelmäßige magnetiſche Behandlung nicht zu denken war. Bei all dem hörte K. nie auf, immer in ihren magnetiſchen Schläfen, während welcher ſie reden konnte, den Magnetismus als ihr einziges Rettungsmittel zu bezeichnen. So blieb ihr Zuſtand wieder einige Jahre ſich gleich, während welcher ſich allmählich zu dieſen Schläfen die magnetiſchen Träume geſellten, deren ſie ſich nach dem Erwachen ſo lebhaft bewußt war, daß ſie ihren Inhalt aufzeichnen konnte.

In dieſen Träumen ward ihr von ihrem Schutzgeiſt, der ſie ſtets zum Glauben, Hoffen und Beten ermunterte, zuweilen der Auftrag gegeben, einem Kranken des Orts ein Wort des Troſtes zuzuſprechen, welchem Auftrag ſie ohne Widerſtreben folgen mußte. Und eben dieſe Worte des Troſtes — meiſtens ein Lied — konnte die Stumme ſodann am Krankenbette vortragen, worauf ſie in die vorige Sprachloſigkeit zurückfiel. —

Bei allem dem fand aber die Arme nirgends Ausſicht auf Geneſung, nirgends Hilfe. Man fieng ſogar allmählich an, bei der Fruchtloſigkeit aller angewandten Mittel, ſie gehen zu laſſen, und am Ende wurde ſie wirklich als eine von jedermann Aufgegebene ihrem Schickſale überlaſſen. Unter dieſen Wechſeln verfloßen beinahe zehn Jahre, bis zum Sommer des Jahres 1838.

Im Juli des gedachten Jahres reiſte ich mit Herrn Prof. v. Eſchenmayer durch Zuffenhauſen, wo wir die Kranke, von der wir gehört hatten, aufſuchten und perſönlich kennen lernten. Ich überzeugte mich bei der erſten Probe von meinem kräftigen magnetiſchen Einfluß und beſchloß, leiſe die Hoffnung der Rettung der Unglücklichen von ihrem höchſt traurigen Zuſtande nährend, ſie zur Behandlung in mein Haus aufzunehmen. Zu Ende des Juli v. J. kam ſie äußerſt entkräftet und von den täglichen, ſchrecklichen Krämpfen wie zermalmt, im beklagenswertheſten Zuſtande in meinem Hauſe an. Nur mühſam und beinahe gebückt konnte ſie gehen, ihr Ausſehen war das einer Hektiſchen, der Athem fortwährend gepreßt. der Blick des Auges unbeſchreiblich ſchmerzlich. — Sie war das Bild des Jammers. Wie ſeit zehn Jahren, ſo ſetzten ſich auch jezt die furchtbaren Krämpfe täglich fort, und hörten ohne magnetiſche Manipulation nie von ſelbſt auf. Mit dem magnetiſchen Schlaf trat meiſtens einige Sprachfähigkeit ein. welche mit dem Augenblick des Erwachens immer wieder erloſch. Täglich behandelte ich K. magnetiſch drei Wochen lang, nach welcher Zeit ſie den letzten Krampf und Schlaf mit der Erklärung ankündigte, daß ſie fortan von allen ihren bisherigen Krämpfen und körperlichen Leiden mit Ausnahme der Sprachloſigkeit frei ſeyn werde. Es geſchah, wie ſie geſagt hatte. Der letzte Krampf und Schlaf trat ein, und mit ſeinem Verſchwinden fühlte ſich K. völlig wohl. Leider aber konnte ich ihr damals, ungeachtet ich noch vierzehn Tage lang täglich meine Bemühungen fortſetzte, die Sprache nicht wieder geben. Zufrieden mit dem, was ſie nun nach langen und ſchweren Kämpfen errungen, und ergeben in ihr übrigens immer noch ſchweres Geſchicke, reiſte K. endlich wieder nach Hauſe. Aber ſie war nicht vergeſſen von der ewigen Liebe. Träume, welche ihr zu Theil wurden, fachten den glimmenden Docht der Hoffnung immer wieder zur hellen Flamme in ihr an. In dieſen Träumen ward ſie meiſtens weggeführt im Geiſt in die höhere, uns unſichtbare Welt der Geiſter. Ein freundlicher Jüngling führte ſie in die Reiche der Herrlichkeit, und kündigte ihr zugleich an, die Stunde ſey nahe, in welcher ſie die längſt verlorne Sprache wieder erhalten, und ihre eigene Stimme wieder vernehmen werde. Dieß ward ihr in der Nacht auf den 11ten Sept. v. J. kund gethan. Noch ward ſie übrigens diesmal auf einen weiteren ihr verheißenen Traum angewießen, in welchem ſie das Nähere erfahren ſollte.

Sie ſchickte mir den obgenannten Traum zu, in welchem ich als derjenige bezeichnet worden war, durch deſſen magnetiſchen Einfluß ſie zum letzten, gewünſchten Ziel ihrer Leiden gelangen ſollte. Mit inniger Freude vernahm ich ſolche Kunde, und lud ſie ein, wenn es Zeit ſeyn würde, zu mir zu kommen.

Mittwochs, d. 11 Nov. traf K. bei mir ein, und brachte mir eine ſchriftliche Aufzeichnung des letzten, entſcheidenden Traums, der ihr in der Nacht auf den 11ten gekommen war. In demſelben ward ſie angewieſen, zu mir zu gehen; „Hier ſollte man ihr eine Ader öffnen: nach dem Verband ſollte ich ſie magnetiſiren. Ein großer Schrecken werde ſie überfallen, und mit demſelben werde ihre Sprache wiederkehren, die ſie von nun an nie — nie wieder verlieren werde.“ Und ſo iſt es geſchehen. Vor mehreren Zeugen, welche die Thatſache mit angeſehen haben, befolgte man obige Vorſchriften. Die Ader ward geöffnet und wieder verbunden. Kaum hatte ich angefangen, ſie zu magnetiſiren, als unbeſchreiblich fürchterliche, von mir nie geſehene allgemeine Krämpfe ausbrachen, und etwa eine halbe Stunde dauerten. Dieß war der angekündigte Schrecken. Nachdem dieſer vorüber war, dankte ſie Gott entzückt für ihre Rettung, und prieß ſeine Gnade und Barmherzigkeit, die ſich in ihrem Leiden und durch dasſelbe verherrlicht habe. Endlich trat eine ſtille Pauſe von einigen Minuten ein, während welcher ſie leiſe mit beklemmtem Athem betete. Als ſie erwachte, fing ſie mit Leichtigkeit zu reden an, und alle Beſchwerde; die ſie indeſſen ſtets im Halſe, wie ein Band, empfunden hatte, war von ihr hinweggenommen. — So hat der Herr wundervoll geholfen, wo Menſchenhilfe nicht mehr zureichte.

Noch war unſrer Geheilten in ihrem letzten Traume verordnet worden, daß ſie noch 11 Tage nach ihrer Herſtellung magnetiſch behandelt werden müſſe. Dieß geſchah. Und nun ſchien es, als wolle der bisher minder berückſichtigte Somnambulismus noch ſeine Rechte völlig geltend machen. Denn von jetzt an traten Schläfe ein, welche von 10 Uhr Morgens bis Abends bald 6, bald 7, 8, 9, 10, 12 Uhr dauerten. Was andere Somnambülen durch eine längere Krankheitsgeſchichte Monate hindurch zu erfahren pflegen, das drängte ſich hier in den Zeitraum weniger Tage zuſammen. Wir ſahen von dem ſtill reifenden Werke nur das Reſultat. Je reicher aber dieſes an höheren Anſchauungen, Wirken und Belehrungen war, deſto ſorgfältiger war ich in Feſthaltung des Gehörten durch pünktliche Aufzeichnung ihrer Aeußerungen. Aerztliche Verordnungen, religiöſe Ermahnungen und namentlich merkwürdige Aufſchlüße über die Beſchaffenheit der höheren Welt, beſonders über den Zuſtand der Verſtorbenen machten den Inhalt ihrer Reden aus. Die auffallende Uebereinſtimmung, welche zwiſchen den Erklärungen K.'s über die letztgenannten, jedem denkenden Menſchen und Chriſten ſo äußerſt wichtigen Gegenſtände, und den Aeußerungen anderer Somnambülen, ſo wie den Lehren der h. Schrift herrſcht, iſt mir ſo interreſſant geworden, daß ich dieſelben zu einem Zeugniß für den Magnetismus unmöglich zurückhalten konnte. Hie nur ſchließlich die Hauptſache.

Von zwei höheren Führern, die ſie als zwei bekannte, ehrwürdige Geiſtliche bezeichnete, geleitet und geſchützt, durchwanderte K. drei Grade der Unſeligkeit, ging durch das Mittelreich hindurch in zahlreichere Grade des ſeligen Lebens hinüber, in welchen ſie noch höhere, herrlichere Stufen der Seligkeit und ahnend andeuten konnte. Von jedem der hier genannten Grade iſt folgendes das Wichtigſte.

Nach einem furchtbaren Kampfe von einer Stunde, während deſſen ſie mich, ihr nahe zu bleiben, flehentlich bat, trat ſie in den dritten Grad der Unſeligen ein. Furcht, Angſt, Schauder und Schrecken wechſelten ſichtbar in ihrem Gemüthe. Ueberall ſah ſie Ungeheuer, die faſt keine Geſtalt mehr hatten, die ſie zu ergreifen drohten, durch deren Maſſen ſie nur die gewaltige Hand ihrer Führer ſicher geleiteten. Mit demüthigem Danke lobte ſie Gott, als dieſer etwa zwanzig Minuten dauernde Kampf beendigt, und ſie in den zweiten, gelinderen, aber immer noch die menſchliche Vorſtellung von Jammer überſteigenden Grad des Elends geleitet war. Hier glich ſie einer von ſchweren Träumen geängſtigten Schlafenden. „In dieſem Grade, ſagte ſie, ſind die Seelen auch recht häßlich. Seufzen und Klagen iſt alles, was man hier hört.“ — Während der Dritte Grad tief unter der Erde von ihr geſehen ward, fand ſie den zweiten in der Nähe der Erdoberfläche. „Hier iſt, fuhr ſie fort, vergebliche Reue über geheime Verbrechen. Heimliche Morde und Verbrechen aller Art kommen hier an den Tag.“ Im dritten Grade ſah ſie Betrüger, Spieler, Spötter, Trunkenbolde, die hartnäckig in der Gottloſigkeit und im Unglauben beharrten. Sie ſchloß dieſe Schilderung mit einer dringenden Warnung und Ermahnung zur Buße. „Im erſten Grade der Unſeligen, ſagte ſie, ſteht es etwas beſſer mit den Seelen. Hier iſt noch Hoffnung auf Erlöſung; hieher kommen noch Lehrer, und es iſt möglich, daß heilsbegierige Seelen von hier aus an einen weiteren Bildungsort geführt werden, wo ſie für einen beſſeren Ort tüchtig gemacht werden können. Dieſer Grad iſt der bevölkertſte im Verhältniß zu den beiden vorhin geſchilderten.“

Nun durfte K. auch einen Blick ins Reich der Seligen thun, deſſen erſten Grad ſie jetzt betreten hatte. Hier fand ſie gute, aber noch nicht gehörig im Glauben befeſtigte Seelen; die ſchon darin einen Grad der Seligkeit fühlen, daß ſie, von den manchfachen Erdenleiden frei, gegründete Hoffnung haben, in eine höhere Stufe der Seligkeit übergehen zu dürfen. Auf ihren Wanderungen erblickte ſie zuweilen höhere Boten Gottes in lichten, wie hinfließenden Strahlengewändern, welche mit Windeseile höhere Befehle auszurichten ſchienen. Auch im zweiten Grade, der minder bevölkert ſey, als der erſte, und wieder mehrere Genoſſen zähle, als die über demſelben ſtehenden, ſey Fortſchritt von Seligkeit zu Seligkeit. Die höheren Grade, für welche ihr keine beſchreibenden Worte zu Gebote ſtanden, konnte K. nur andeuten. „Hier, ſagte ſie, feiern die auserwählten Heiligen in hellglänzenden Tempeln der

Gottesſtadt.“ Verklärung und himmliſche Wonne verbreitete ſich über die Züge der Schlafenden, wenn ſie in dieſen Höhen ſich befand; ein reicher Erſatz für die ſchrecklichen Kämpfe, welche der Anblick der Unſeligen in ihr hervorgerufen hatte.

Am 25 Nov. v. J. trat mit dem Schlage 12 in der Mitternacht nach vierzehnſtündigem Schlafe der Augenblick ein, wo K. geſund und heiter erwachte, nachdem ſie noch Gott für ihre Rettung brünſtig gedankt hatte, und nun, wie neugeboren, ſich ihres Lebens und ihrer wiedergeſchenkten Sprache erfreut. Keine Spur früherer Leiden iſt zurückgeblieben. Körperlich gedeiht ſie zuſehends, und wird täglich kräftiger und beſſer ausſehend. Jeder magnetiſche Einfluß iſt verſchwunden. Sie iſt ſtets thätig und wieder dieſelbe, die ſie vor zehn Jahren geweſen war; nur daß ihr Gemüth geläuterter, ihre Seele nach oben gerichtet, ihr Herz veredelt worden iſt. Sie iſt ſo geübt im Schweigen, daß mancher halbe Tag verfloß, (ſie brachte noch einige Zeit nach ihrer Geneſung in meinem Hauſe zu) in welchem ſie nur aufgefordert, aber dann frei und ohne Hinderniß redete.

Jetzt iſt ſie wieder nach Zuffenhauſen zu den Ihrigen zurückgegangen, wo ſie als ein lebendiger, redender Zeuge der göttlichen Macht, Weisheit und Güte jedem die preiſenden Worte ans Herz legt: Pſ. 66, 16.) „Kommet her, höret zu, alle, die ihr Gott fürchtet, ich will erzählen alles, was er an meiner Seele gethan hat.“

Die Schrift, welche, wie eben bemerkt wurde, die vorſtehende Geſchichte umſtändlicher erzählt, hat den Titel:

„Die Schutzgeiſter, oder merkwürdige Blicke zweier Seherinnen in das Reich der Geiſter, nebſt der wunderbaren Heilung einer zehn volle Jahre ſtumm Geweſenen durch den Lebensmagnetismus, und einer vergleichenden Ueberſicht aller bis jetzt beobachteten Erſcheinungen desſelben — von H. Werner.

Nachdem der Verſ. in der Vorrede ſeinen Beruf, in dieſer Sache öffentlich aufzutreten, erwieſen, und ſein den Gegenſtand betreffendes Glaubensbekenntniß ausgeſprochen hat, wie ſolches ihm unabweisliche Thatſachen abgenöthigt haben, ſo gibt die Einleitung eine Charakteriſtik der wahren und falſchen Philoſophie von Herrn Prof v. Eſchenmayer. Während dieſe im Hegelichen Syſteme in ihrer Nichtigkeit und Troſtloſigkeit ſich kund gibt — als Selbſtvergötterung, ſtellt ſich jene, die wahre Philoſophie in der Uebereinſtimmung des Denkens, Strebens und Glaubens mit dem Evangelium dar, wo das Wahre, Schöne und Gute, im Heiligen verklärt, als das höchſte Ziel des menſchlichen Geiſtes, im Reiche Gottes realiſirt, ſich offenbart.

Sofort folgt eine Abhandlung über die wichtigen Gegenſtände: Geiſt, Seele, Verbindung des

Geiſtes und der Seele mit dem Körper, Abfall des Geiſtes von dem Zuſtand der Integrität, Rückkehr in denſelben, Erhebung des Geiſtes im Zeitleben, Uebergang zum Zuſtand des Somnambulismus.

Auf dieſe Einleitung folgt der *hiſtoriſche Theil* der Schrift, der die Krankheits- und Heilungsgeſchichte einer ſehr merkwürdigen Somnambüle in einem getreuen Tagebuche mittheilt. Im Gebiete des Magnetismus gibt es kein Phänomen, das nicht bei dieſer Seherin im Laufe ihrer Krankheit hervorgetreten wäre. In mehreren Beziehungen ſteht dieſelbe ihrer ausgezeichneten Art einzig vor uns da. Was der Titel des Buchs verſpricht, eine Beweisführung des Daſeyns und der außerordentlichen Wirkſamkeit der Schutzgeiſter, im Gegenſatz gegen böſe höhere Weſen, das erzählt die Geſchichte in lauter verbürgten, und für den, der Beruf zur Unterſuchung hat, zur genaueſten Prüfung bereitliegenden Zeugniſſen von unläugbaren, auf dem gewöhnlichen, rationellen Wege rein unerklärbaren, Thatſachen.

An dieſe Geſchichte knüpft der Verf. *eine vergleichende Ueberſicht aller bis jetzt beobachteten Erſcheinungen des Magnetismus* in einer *theoretiſchen Skizze*, mit welcher er einem bisher noch nicht befriedigten Bedürfniß entgegenkommen wollte.

Die Theorie handelt den Gegenſtand in drei

Problemen ab, welchen drei Grade des magnetiſchen Lebens entſprechen und welchen ſodann die ihnen zugehörenden magnetiſchen Erſcheinungen untergeordnet ſind. Dieſe Probleme ſind folgende:

I. Das phyſiologiſche mit folgenden Erſcheinungen: 1.) Das Eindringen in die Eigenſchaften der in Berührung kommenden Naturkörper. 2.) Der Rapport mit dem Magnetiſeur. 3.) Die ſympathiſchen und antipathiſchen Gefühle nicht nur in der Nähe, ſondern auch auf weite Strecken. 4.) Das Einwärtsſchauen in ſich und Andere. 5.) Verordnungen für ſich und Andere. 6.) Das Vorherſagen aller organiſchen Krankheitszufälle und Kriſen. 7.) Die Verſetzung der Sinnfunktionen in andere Nervenmittelpunkte des Körpers, beſonders an die Herzgrube.

II. Das pſychologiſche mit ſeinen Erſcheinungen: 1.) Die Verklärung, die ſich in den Geſichtszügen äußert, oft verbunden mit einer kunſtvollen Mimik in den magnetiſchen Kriſen. 2.) Reinheit der Rede und Schönheit der Diktion. Geſang und Dichtung. 3.) Der magnetiſche Traum. 4.) Die Combinationen, Erfindungen und Entdeckungen, z. B. Baquets, magnetiſche Apparate; u. ſ. w. 5.) Innere Sprache. 6.) Innere Rechnung von der Dauer der Krankheit, von Störungen und Verluſten des Lebens.

III. Das pneumatologiſche mit ſeinen Erſcheinungen: 1.) Fernſehen. 2.) Sich ſelbſt ſehen. Außer ſich ſeyn. Doppelte Perſönlichkeit. 3.) Durchſchauen Anderer. 4.) Fernwirken. 5.) Errathen der Gedanken Anderer. 6.) Umgang mit Genien, Führern und Verſtorbenen. 7.) Divination geſchichtlicher Ereigniſſe. 8.) Zweites Geſicht. 9.) Reiſen in fremde Sphären in Begleitung ihrer Führer. 10.) Erhöhtes chriſtliches Gefühl für Moral und Religion. 11.) Intellektuelle Anſchauung.

Allen hier genannten Erſcheinungen der drei Grade ſind entſprechende, ſehr zahlreiche Belege aus der bereits ziemlich, ausgebreiteten Litteratur des Lebensmagnetismus beigegeben, was die Vergleichung der Erſcheinungen erleichtert.

Als Anhang ſind einige Abhandlungen über die vielbeſtrittene Materialität des Nervengeiſtes, über die Anwendung des thieriſchen Magnetismus, über Manipulation und deren verſchiedene Arten, über die Frage, ob das Magnetiſiren dem Magnetiſeur ſchädlich werden könne; über die Erfahrung, daß das weibliche, ſexuelle Syſtem in der Regel die Gelegenheitsurſache der magnetiſchen Zuſtände iſt, und über mehrere andere, wichtige, in das Gebiet des Lebensmagnetismus einſchlagende Fragen beigegeben.

Den Schluß des Ganzen macht die wunderbare Heilung der zehn Jahre ſtumm Geweſenen durch den Lebensmagnetismus.

Neben der genauen Inhaltsanzeige erleichtert den Gebrauch des Buchs ein alphabethiſches Sachregiſter.

Gelegentlich iſt die Schrift von **Wirth**, über den Magnetismus, verglichen und gewürdigt worden. Mit der jüngſt über denſelben Gegenſtand erſchienenen Schrift des Prof. Fiſcher von Baſel (erſter Band.) konnte dasſelbe nicht mehr geſchehen, da das angezeigte Buch, bei ihrer Erſcheinung, bereits der Preſſe übergeben war.

W.

Ein Wort über Hrn. Prof. Fiſchers Somnambulismus.*

Meine Schrift war bereits unter der Preſſe, als die des Hrn. Prof. Fiſchers von Baſel über den Somnambulismus erſchien. — So haltlos auf den erſten Blick die Theorie erſcheint, welche er auf die Phänomene des Lebensmagnetismus anwendet, oder beſſer, in welche er die Erſcheinungen desſelben hineinzwängt, ſo verdient ſie doch hier Erwähnung wegen des Pomps, womit ſie in die Welt getreten, wegen der affektirten Genialität, welche in gewagten, jedoch völlig unbegründeten Sätzen ſelbſtgenügſam ſich bläht, und jedes fremde Urtheil, alles am beſten wiſſend, neben ſich verachtet, und mit Hohn und Wegwerfung abfertigt, und damit das Publikum, dem Hrn. F. das große Phänomen des Lebensmagnetismus durch einen Schutt von Rodomontaden verdunkelt und verkümmert, doch wenigſtens die Wahl der Entſcheidung behalten möge.

---

* Aus dem Vorwort einer demnächſt erſcheinenden Schrift über denſelben Gegenſtand. W. —.

Es iſt zwar nur der erſte Theil ſeiner Schrift, welchen F. uns bis jetzt geſchenkt hat, aber er iſt die Baſis der zwei noch zu erwartenden, weßhalb ſein Princip, das hoffentlich in allen dreien durchgeführt werden wird, hier ſchon auftreten mußte.

Dieſes Prinzip, welches, ſo breit es ſich macht, grundfalſch und unhaltbar iſt, und aus welchem die Haupterſcheinungen des Lebensmagnetismus abſolut nicht erklärt werden können, heißt:

„Die Lebenskraft iſt mit der Seele identiſch.“

Ein dürftigerer und geiſtesärmerer Satz iſt noch nie an der Spitze einer Theorie über Lebensmagnetismus geſtanden, welcher das höchſte Gebiet des menſchlichen Erkennens umfaßt, und ſo einleuchtend darthut, daß der Menſch mehr, als Leib und Seele, — daß er Geiſt und göttlicher Abkunft iſt, und göttliche Beſtimmung hat. F.'s ideenloſer Hauptſatz treibt ſich rein in der empiriſchen Sphäre umher, zieht die merkwürdigſten Phänomene mit einem Schwall von nichtsſagenden Redensarten und leeren Diſtinktionen in das gleiche Revier herab, zwängt ſie in ſeine Theorie, und wenn ſie nicht paſſen wollen, ſchneidet er ſo viel von ihnen ab, oder ſtreckt er ſie ſo lange, bis ſie ſich in ſeine Formen fügen, oder wirft er ſie kurzweg als unnütz oder erlogen geradezu über Bord.

Welches Quodlibet von Theorie man zu erwarten hat, läßt ſich ſchon aus dem erſten Bande erſehen. — Gleich im Programm zu derſelben, in welchem die Erſcheinungen des Lebensmagnetismus in buntem Durcheinander aufgezählt ſind, iſt von entſchiedenen Thatſachen, als von Sagen, oder von einem unter den enthuſiaſtiſchen, ſchwärmeriſchen Freunden des Magnetismus verbreiteten Wahne die Rede. S. 13 flg. heißt es daher: „Das Hellſehen, welches im natürlichen Somnambulism[illegible] rein hervortritt, ſoll im künſtlichen od[illegible]etiſchen Somnambulismus ſehr ſchnell ſich [illegible]eln. Der Blick des Somnambüls ſoll in räum[illegible] für keinen Tagesſinn erreichbare Fernen brin[illegible] er ſoll durch Wände hindurch, in ferne Wohn[illegible] meilenweit über Land ſehen und hören. Ja [illegible] die Zukunft, und zwar äußerliche, fremde, zufäl[illegible] keiner Berechnung unterliegende Ereigniſſe ſollen ſich ſeinem Seherblick erſchließen. Er ſoll, um das Maaß des Wunderbaren voll zu machen, entfernten Perſonen ſich vernehmlich machen, ja ihnen ſichtbar erſcheinen können, u. ſ. w." Wie das zu verſtehen iſt, wird S. 31 erklärt, wo es heißt: „Die Mehrzahl der

Magnetiſeure ſeyen bisher leichtgläubige Enthuſiaſten geweſen, welche durchaus Merkwürdiges haben ſehen wollen, weil ſie eine Ehre darein geſetzt haben, recht mirakulöſe Erſcheinungen zu Tag zu fördern, und ſich an dem Unglauben nicht beſſer rächen zu können geglaubt haben, als wenn ſie auf jeden Zweifel ein noch größeres Wunder als Trumpf geſetzt haben." — Es fällt in die Augen, daß der Verf. nie eine Somnambüle geſehen, wenigſtens nicht geprüft und ſelbſt längere Zeit behandelt hat. Wer aber das nicht von ſich ſagen kann, der iſt als Laie im Felde des Lebensmagnetismus zu betrachten, und wenn er ſich vermißt, prahleriſch und ſelbſtgenügſam über eine Sache abzuſprechen, die er nicht verſteht, ſo muß er ſichs gefallen laſſen, wenn man ihm das ſagt. So geht es dem Herrn Profeſſor nun; denn er ſpricht offenbar vom Somnambulismus, wie der Blinde von der Farbe. — Um ſeine totale Unwiſſenheit im dem Gebiete, das er unbefugter Weiſe betreten hat, zu beſchönigen, hilft er ſich mit bloßen Behauptungen, die er nirgends erweist, und mit unwürdigen Ausfällen auf die Freunde des Magnetismus. So ſagt er z. B. S. 16: „Die Werthe, welche die Freunde des Magnetismus bisher in ihn gelegt, ſind faſt lauter falſche (!!) Werthe. Gerade die wunderbarſten Erſcheinungen ſind die minder merkwürdigen. Die Viſionen und Offenbarungen ſind meiſtens Träume, und oft noch weniger, nämlich Trug und Täuſchung (!!)."

Im Uebergange zur eigentlichen Abhandlung des Gegenſtandes heißt es: „Es müſſe geſtanden werden, daß von allen aufgezählten ſomnambülen Erſcheinungen keine einzige als unzweifelhaftes Faktum allgemein anerkannt ſey; vielmehr ſeyen ſie Gegenſtand des Spottes. Die Gelehrten ſchämen ſich mit ihrer Erörterung ſich zu befaſſen, weil ſie in Frankreich und Teutſchland, dort zu Wunderkuren, hier zu Schwärmerei und Aberglauben mißbraucht worden ſeyen. Die Thatſachen ſeyen mit Betrug und Wahn überſchüttet. Die meiſten neueren Magnetiſeure ſeyen Enthuſiaſten und Charlatane; nur unter den ältern teutſchen Magnetiſeuren habe es einige ehrenwerthe Männer gegeben, deren Wahrheitsliebe unbezweifelt, deren Beſonnenheit unverdächtig ſey, und die er namentlich von den übrigen Charlatanen auszuſcheiden wagt. Hier ſey alſo ſchwer ſichten. Darum müſſe (?) man die Erörterung mit dem *Schlafwandeln*, einer Erſcheinung beginnen, welche nicht geleugnet werde und werden könne. In dieſer Thatſache liegen alle Phänomene des Somnambulismus, nämlich die unzweifelhaften (?). Die zweifelhaften werden ſich auf dieſem breiten, hiſtoriſchen Grunde von ſelbſt ausſcheiden, und die Criterien der Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Thatſachen müſſen ſich offenbaren."

Das heißt doch wahrlich ſich die Sache leicht machen, und gar zu naiv geſtehen, daß die Thatſachen nach der vorgefaßten Schlafwandlereitheorie des Verf.

ſich zu bequemen haben. Nur Schade, daß er einen falſchen Ausgangspunkt gewählt hat. Er beginnt nämlich ſeine Abhandlung über die Haupterſcheinungen von den gewöhnlichen Traumbildern, und ſagt von dieſen, ſie ſeyen „unbeachtete Anfänge des Somnambulismus.“ Dieß iſt ganz der Erfahrung widerſprechend: denn die gewöhnlichen Traumbilder gehen dem tiefen Schlafe voran, oder folgen auf ihn. Die Anfänge des Somnambulismus dagegen ſind die Anfänge eines inneren Wachens.

Eine Stufe über den gewöhnlichen Traumbildner ſetzt der Verf. den Schlafredner. Dieſen Zuſtand nennt er „tieferen Schlaf und niederſten Grad des Somnambulismus.“ -- Dieß iſt abermals falſch. Der Schlafredner befindet ſich nicht in einem tieferen Schlaf, als der gewöhnliche iſt; er geht vielmehr durch das lebhafte Spiel der Einbildungskraft ſehr leicht ins Wachen über mit Bewußtſeyn des Traums, was im Somnambulismus nicht der Fall iſt.

Auf den Schlafredner läßt er den Traumwandler folgen, dem ein Traum, wie er ſagt, „in die Glieder gefahren ſey,“ mit denen er ihn, jedoch ohne vernünftige Haltung und Zuſammenhang, zu verwirklichen ſuche, „während der Traumhandler, um eine Stufe im Somnambulismus höher ſtehend, den Traum ſchon mit mehr Intelligenz in der Zucht halte.“ — Dieſe Trennung des Traumwandelns und Handelns iſt abermals völlig unbegründet und eine bloße Namenſpielerei. Beide gehören einer und derſelben Kategorie an. Der, der in tiefer Nacht auf die ſicherſte Weiſe überall umherwandelt, iſt auch derjenige, welcher im Finſtern ganze Seiten eines Buches zu leſen vermag. Wer ſolche Perſonen beobachtet, wird finden, daß ſie alles mit vorgehaltenen Händen und Fingern verrichten. Es iſt ein Sehen durch die Fingerſpitzen, was den Traumwandler ſchützt, und dem mit geſchloſſenen Augen Leſenden ſtatt der Augen dient. Diejenigen, welche in ihren Träumen ganze Geſchichten aufführen, und ſich in eine andere Perſönlichkeit objektiviren, gehören nicht hierher, ſondern zu den Alienationen der Seele.

Auf eine noch höhere Stufe ſtellt der Verf. den Nachtarbeiter und Tagwandler. „Erſterer iſt nach ihm wenigſtens innerlich etwas wacher geworden; die Phantaſie hat ſich auf vernünftige Produktionen geworfen. Beim Tagwandler aber iſt es zum vollen innern und äußern Erwachen gekommen; er ſcheint nicht zu ſchlafen und thut wie ein Wacher.“ — Dieſe Unterſcheidungen wollen wieder nichts ſagen. Kommen ſie unter den partiellen Erſcheinungen des Magnetismus vor, ſo müſſen ſie auch aus ihm ihre Erklärung finden. Sie iſoliren, führt zu falſchen Vorſtellungen.

Nun tritt der Somnambulismus ſebſt auf, der auf dem thatſächlichen Boden der Schlafwandlerei“ ruhen ſoll. — Dieß iſt weit gefehlt! der

Lebensmagnetismus und die gewöhnliche Schlafwandlerei ſind ſo total verſchieden, daß die Erklärung ſelbſt in der Wurzel eine andere ſeyn muß. — Im Somnambulismus wird nach dem Verf. „die Lebenskraft entbunden, auf der die Seele im Wachen ruht, und in deren Schooß ſie im Schlafe ſinkt.“ — Was man ſich unter dieſem Entbundenwerden denken ſoll, iſt völlig unklar. Es giebt kein Entbinden der Lebenskraft: denn dieß wäre der Tod. Die Kraft, welche die Thätigkeit jedes einzelnen Organs zur Einheit des Ganzen zuſammenhält, heißt Lebenskraft. Sie iſt bildend, erhaltend und heilend. Ihre Entbindung heißt Auflöſung dieſer Einheit, und dieß iſt der Tod. Dagegen giebt es einen Nervengeiſt, der im gewöhnlichen, wachen Leben in den Nerven gebunden, im magnetiſchen Leben entbunden iſt, und daher auch die hochgeſteigerten Phänomene der Senſibilität zeigt; wie die Seherin von Prevorſt ſagt: „Sie ſähe etwas auf ihren Nerven, das höher als Nerve ſey: ſie nenne es Nervengeiſt.“ — Das ganze Buch verwechſelt Lebenskraft mit Nervengeiſt mit höchſter Confuſion.

Den Somnambulismus nennt der Verf. „ein Erwachen der Lebenskraft zur Seele;“ — dieß iſt ein Satz, der vom roheſten Empirismus zeugt, und alles Höhere aus dem Niedern entſtehen läßt. Die Nichtunterſcheidung der drei Prinzipien, nämlich des phyſiſchen Bewegungsprinzips, des organiſchen Lebensprinzips und des geiſtig freien Prinzips, aus welchem der Schöpfer ſo ſichtlich die Ordnungen der Natur entſtehen ließ, führt immer zum Materialismus. Nicht die Lebenskraft erwacht zur Seele, ſondern, wenn ſie in den Organiſationsſtufen ihr Maximum erreicht hat, ſo fängt das geiſtig freie Prinzip an, ſich als Seele zu äußern.

In der Auseinanderſetzung der Frage: wie die Lebenskraft zur Seele erwache? leſen wir: „das Seelenleben ſey nicht durchaus bewußt. Im Grunde der Seele ſeyen tauſend Gedanken und Motive, die nicht bewußt ſeyen, aber entſcheiden. Das Wollen, Fühlen, Denken ſey nicht bewußt, ſondern geſchehe nothwendig und geſetzmäßig. Wir kennen nur die Produkte.“ — Dagegen muß geſagt werden: im Grunde der Seele liegt kein Gedanke und Motiv, die nicht vorher durch einen freien Akt des Bewußtſeyns gebildet worden wären. Wohl aber liegt die Produktivität zu allen Gedanken, Bildern, Gefühlen und Entſchlüſſen darin. Im magnetiſchen Leben iſt, wie Görres ſagt, ein umgekehrtes Selbſtbewußtſeyn; das, ſtatt in die Objektivität ſich zu zerſtreuen, wie im wachen Leben, in den tiefern Grund der Subjektivität zurückgeht, wo das innere Bewußtſeyn theils Tieferes, theils Höheres vernimmt und bildet, ja ſelbſt die Prozeſſe der Produktivität mehr zu erhalten vermag, als im wachen Leben. Die Modifikationen der Lebenskraft erklären nichts in dieſem Gebiete.

Wenn S. 120 der Verf. die weſentliche Identität der Seele und Lebenskraft den „Schlüſſel zum Geheimniß des Somnambuliſmus,“ oder „eine Entbindung und ein Erwachen der Lebenskraft zur Bewußtheit und zu Anfängen der Freiheit, alſo zu einer neuen von der Tagſeele verſchiedenen Nachtſeele“ nennt, ſo läßt ſich darüber nichts ſagen, als daß dieſe Identität zu allem eher den Schlüſſel abgeben kann, als zum Geheimniß des Somnambuliſmus. Daß ſie der Schlüſſel zu den verkehrteſten und grundloſeſten Anſichten des Verf. geweſen iſt, welche übrigens kein Geheimniß ſind, liegt am Tage.

Seite 121 beginnt die Erklärung der Haupterſcheinungen des Schlafwandelns im Einzelnen. — Es kann meine Abſicht nicht ſeyn, dieſe hier auch ins Einzelne zu verfolgen, indem dieß, da ſchon das Prinzip, aus dem ſie erklärt werden ſollen, falſch iſt, ein höchſt undankbares Geſchäft wäre, und in der That ein guter Muth dazu gehörte, den Miſchmaſch der heterogenſten Conjunkturen auseinander zu leſen. Denn da geht alles durcheinander ohne Wahl- und Ziel und haltbares Prinzip. — Das Gleiche iſt mit den Erſcheinungen der Fall, welche unter der Rubrik „Viſion“ wohl untereinander gemiſcht aufgezählt werden, als da ſind: Hallucinationen, Geſpenſter, religiöſe Viſion, zweites Geſicht, Ekſtaſe, Scheintod, Vampyriſmus, Hexerei. Was der Verf. hierüber ſagt, iſt nicht beſſer, als Kraut- und Rübenſamen, den er in das herrlichſte Fruchtland ſäet, und wodurch er die edelſten Gewächſe abzutreiben ſich bemüht.

Dieſer erſte Theil enthält alſo das Schlafwandeln und die Viſion, in welchen Thatſachen nach des Verfaſſers Anſicht bereits alle Erſcheinungen des magnetiſchen Lebens involvirt ſind. Im zweiten folgt der magnetiſche Somnambulismus ſelbſt; im dritten der Krampf- und kataleptiſche Somnambulismus, der nur die Parallele für die Erſcheinungen des zweiten bildet. In den zwei letzten zu erwartenden Theilen ſoll, obgleich die meiſten Erſcheinungen des Lebensmagnetismus überhaupt ſchon in den erſten unnatürlich hineingezwängt, und nach der Weiſe des Verf. meiſtens durch Phantaſieanſteckung erklärt ſind, die zweifelhaften Erſcheinungen des Somnambulismus folgen. Man weiß daher, was noch kommen wird, und welche Thatſachen des Lebensmagnetismus Hr. Pr. nicht in ſeine Theorie hineindringt, und was er alſo im zweiten und dritten Theile für Lug und Täuſchung erklären wird. Welche Schimpfnamen demnach in den zu erwartenden Theilen die Freunde des Magnetismus unſerer Zeit, welche ſammt und ſonders ſchon im erſten Theile Enthuſiaſten, Wunderjäger, Schwärmer, Charlatane, Betrüger u. dgl. heißen, noch erhalten werden, ſteht zu erwarten.

Ueber das Ganze der Fiſcher'ſchen Arbeit hat mir ein verehrter Freund, der ſchon ſeit mehr als zwanzig Jahren auf dem Felde des Magnetismus mit Geiſt und Kraft gearbeitet hat, aber die Erſcheinungen deſſelben nicht vom Hörenſagen, ſondern aus eigener Anſchauung und Prüfung kennt, und ſich einer vorgefaßten hohlen Theorie niemals aufzuopfern im Stande wäre, Folgendes geſchrieben:

„Man darf wohl den Satz behaupten, daß der, welcher eine Somnambüle je weder genügend beobachtet, noch ſelbſt behandelt hat, das Vorurtheil gegen dieſes große Phänomen nicht ablegen, und von der Wahrheit der Thatſachen nie zur Wahrheit ihrer Erklärung geführt werden wird. Nicht nur die Geſchichte einer Somnambüle, ſondern ſogar jede Kriſe derſelben will als Ganzes aufgefaßt und gewürdigt ſeyn, weil immer ein Phänomen das andere ergänzt und verſtändigt, und ihr Zuſammenhang uns auf eine ganz andere Theorie leitet, als das theoretiſche Flickwerk iſt, das die unberufenen und inkompetenten Kritiker auf die zerſtückelte Erſcheinung anwenden. Wer den Somnambulismus im Ganzen begreifen und erklären will, muß nicht nur die Potenzen von Leib, Seele und Geiſt, ſondern auch ihre Verbindungsglieder genau unterſcheiden; er muß nicht nur die Kräfte, Syſteme und Funktionen jeder einzelnen Potenz genau kennen, ſondern auch ihr Zuſammenwirken und das intenſive Hervortreten der einzelnen Vermögen und Funktionen in den Erſcheinungen zu beurtheilen wiſſen; er muß nicht nur das ſubjektive Inſichgeben des magnetiſchen Lebens im Gegenſatz des objektiven Hinausgehens des wachenden Lebens ſondern auch ihre Uebergänge in noch höhere und tiefere Sphären zu erforſchen wiſſen.

Hat er dieß alles wohl erwogen und in feſte Theoreme gebracht, dann iſt ſein zweites Geſchäft, die Geſchichten mehrerer Somnambülen vor ſich zu nehmen, ſie zu vergleichen, und gerade in ihnen die ſtärkſten Thatſachen aufzuſuchen, und ſeine Theorie anzuwenden. Genügt ſie, um die Thatſache zu erklären, ſo muß er eine andere Anſicht ſuchen und ſeine Theorie aufgeben. So aber machen es die ſchlechten Theoretiker nicht. Sie ſchnipfeln an den gewöhnlichen Thatſachen ſo lange, bis ſie in ihre Theorie paſſen; und die ungewöhnlichen, die ſie nicht erklären können, verwerfen ſie ganz. Sie ſind wie die Knaben, die den Sperlingen einen Faden an die Füße binden, um ihren freien Flug zu hemmen, und ſie wieder an ſich zu ziehen. So hemmen die ſchlechten Theoretiker den Schwung des magnetiſchen Lebens, und ziehen ſeine Erſcheinungen in ihren ſeichten Empirismus herab. Wenn ein und daſſelbe Phänomen, wie das Fernſehen, Fernwirken, die magnetiſche Divination u. ſ. w. in zehn Geſchichten vorkommt, und von zehn Zeugen beſtätigt iſt, ſo wollen doch dieſe Kritiker, die in ihrem Leben nichts beobachtet haben, den zehn Beobachtern ihre fünf geſunde Sinnen abſprechen, und dieſe Uebereinſtimmung aus ihrer abſurden Anſteckungstheorie erklären.

Unter dieſe Kritiker gehört der Verfaſſer.

Bei den von Dr. Kerner berichteten Geiſtererſcheinungen im Gefängniß zu Weinsberg nennt er die Eßlingerin eine gemeine Betrügerin, und ſomit erklärt er alle Uebrigen, die blos, um ſich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen, dahin gingen, und keine Mühe der Unterſuchung ſparten, für Betrogene. Wer eine ſolche Behauptung wagen mag, ohne den geringſten Beweis von Betrug anzuführen, ohne das Lokal und die Perſonen zu kennen, ohne die 30 Zeugniße, welche Dr. Kerner ſammelte, zu berückſichtigen, ohne die ehrenwerthen Namen, die zum Theil mit Unterſchrift ſich für das Faktum verbürgten, zu achten, dem läßt ſich nichts Anderes erwidern, als daß er ein Scribler ſey, der alle Regeln der Kritik verachtet, und die Thatſachen, weil er ſie mit ſeiner dickleibigen Hypotheſe nicht erreichen kann, verwirft. Es iſt dieß nicht zu viel geſagt, da er ja ſelbſt eine Ehre darein ſetzt, dem Empirismus zu huldigen, und allem Idealismus den Krieg anzukündigen. Bei ſeinem erſten Auftritt als Vorleſer in Tübingen war ſeine Anrede: „Meine Herren: Ich ſchäme mich nicht, das Panier des Empirismus aufzuſtecken.“ Seine Zuhörer lachten zwar darüber; aber ſie mußten ihm doch Beifall geben, da ſie den empiriſchen Senſualismus im Contrefait vor ſich hatten. Der Verf. hat auch in dieſem Buche, wie in ſeinen frühreren Schriften Wort gehalten, und auch der leiſeſten Idee den Zutritt verweigert. Sein herrſchender Grundſatz von der Identität der Seele mit der organiſchen Lebenskraft überhebt ihn der Mühe, im Menſchen auch einen Geiſt anzunehmen, und die ihm inwohnenden Ideen bei den hohen Erſcheinungen in ihrer Mitwirkung zu zeigen. Der Verf. ſündigt eigentlich auf die Unkunde des Publikums hinein, das zwar neugierig, aber wenig vertraut mit dem Somnambulismus iſt, und ſich daher jedes Quodlibet von Theorie gefallen läßt. Den Vertrauten aber, d. h. ſolchen, welche dieſe Perſonen nicht nur öfters beobachtet, ſondern ſelbſt magenetiſch behandelt haben, erſcheint der Somnambulismus nicht nur über den Empirismus, ſondern ſelbſt über unſre pſychiſchen Geſetze erhaben, und eigentlich darum in unſer Zeitalter verpflanzt, daß wir an ihm eine höhere Anſicht gewinnen ſollen.

Von einer Identität der Seele mit der Lebenskraft kann nie die Rede ſeyn, wohl aber von Verbindungsgliedern, welche mit beiden verwandt ſind, und die ſtete Gemeinſchaft zwiſchen Leib und Seele unterhalten. Ein ſolches Verbindungsglied iſt der Nervengeiſt, der, wie es das Wort ausdrückt, halb organiſcher, halb geiſtiger Natur iſt. Iſt er im gebundenen Zuſtande im Gehirn und den Sinnennerven, ſo vermittelt er durch ſie die ganze Sinnenwelt mit der

Seele auf bewußte und willkürliche Weiſe. Im Ganglienſyſtem gebunden vermittelt er das Leben zwiſchen Leib und Seele, aber auf unbewußte und unwillkürliche Weiſe. Gelangt er hingegen in ſeinen freien Zuſtand, wozu eigene Bedingungen nöthig ſind, ſo zeigt er uns alle die Erſcheinungen eines geſteigerten Nervenlebens, die aber keine Hallucinationen, Viſionen oder Träume ſind, wie der Verfaſſer meint, ſondern objektive Wahrheit haben. Dieſe Erſcheinungen bilden dann den erſten Grad des Somnambulismus. Pflanzt ſich dieſe Steigerung auch in die Vermögen der Seele fort, ſo entſteht der zweite Grad des Somnambulismus im Gefolge höherer Erſcheinungen. Gelangt die Steigerung vollends in die Potenz des Geiſtes, ſo entſteht der dritte Grad des Somnambulismus mit den höchſten Phänomenen. Hier läuft zwar die pſychiſch-pneumatiſche Grenze, aber auch die Spähre des Geiſtes kann ſich noch öffnen, und dann ſchaut das geiſtige Auge noch Höheres und Tieferes, als unſere Natur iſt, wofür wir aber keine Geſetze und Typen mehr kennen.

In dieſen Sätzen iſt der Somnambulismus kein Geheimniß mehr, und der Schlüſſel dazu war ſchon lange entdeckt, ehe es dem Herrn Profeſſor in Baſel einfiel, darüber nachzudenken.

W.

Auszüge aus der Traumpſychiologie von André Delrieu.

(Revue de Paris. Livraison du 13. Janvier 1839.)

. . . . Lucian *) ſagt beſtimmt, daß die Geſpenſter beim Lärm mit Erz oder Eiſen verſchwinden. Theocrit zeigt uns einen Schäfer, der nicht auf der Flöte zu ſpielen wagte, aus Furcht den Gott Pan zu erwecken, welchen die Töne erzürnen. Dieſe antiken Vorurtheile ſind ſehr bemerkenswerth; man kennt den Einfluß der Klänge und der Muſik auf Gehirnkrankheiten, beim Nervenleiden und beim thieriſchen Magnetismus. Die geheimnißvolle Kraft des Eiſens, ſchon ſo vollſtändig bei den genannten Zerrüttungen, bricht in unſern Tagen mitten unter den unzähligen Phänomenen des Traumes hervor. Ich ſah Schlafwache bei der geringſten Berührung mit Eiſen, in Epilepſie fallen und durch ſchreckliche Krämpfe die verborgene Tyrannei dieſer Subſtanz im pſychologiſchen Gebiete verrathen. . . .

Ariſtoteles ſpricht von einem Milzſüchtigen aus Abydos, der ſich mit ſich ſelbſt vergnügte und in die Hände klatſchte, als wohne er den ſchönſten

---

*) Philopſeud.

Vorſtellungen im Amphitheater bei; Horaz erwähnte einer ähnlichen Verrücktheit. Sind wir gewiß, daß nicht vorübergehende Trennung zwiſchen Seele und Leib ſtatt fand? Zwei Freunde, welche zuſammen reisten, waren zu Megära angelangt; einer von ihnen wohnte in einer Herberge, der Andere in einem Privathauſe. Letzterer ſah im Traume, daß ihn ſein Gefährte um Hülfe anrief, weil ihn ſein Wirth morden wolle. Jener erwachte an der Viſion, hielt dieſe Ahnung aber nur für einen ärgerlichen Traum, der keinen Schein von Wirklichkeit hatte, und ſchlief wieder ein. Alsbald erſchien ihm ſein Gefährte zum zweiten Male, um ihm zu ſagen, da er nicht Hülfe geleiſtet habe, möge er wenigſtens des Freundes Tod nicht ungerächt laſſen. Er fügte hinzu, daß der Wirth, nachdem er ihn getödtet hatte, ſeine Leiche in einem Miſthaufen verbarg, und bat den Schlafenden ſchließlich ſich früh Morgens an der Thüre des Gaſthofs einzufinden, ehe man den Leichnam aus der Stadt trug. Beunruhigt von dieſem Schreckenstraume lief der Schläfer mit Tagesanbruche zur Herberge; er traf einen Kärrner, im Begriffe, einen Karren fortzuführen, und frug den Mann, was ſich darin befände; der Kärrner entfloh, man zog den Todten aus dem Miſthaufen. *) Aus dem ſiebzehnten Jahrhundert erzählt man eine Geſchichte, die noch wunderbarer iſt. Ein Gelehrter zu

---

*) Cicero: De Divinatione.

Dijon legte ſich einſt ganz erſchöpft zu Bette, weil er den Sinn eines Satzes in einem griechiſchen Dichter * nicht verſtehen konnte; jener ſchläft ein. Da wird er plötzlich im Geiſte nach Stockholm verſetzt, in den Palaſt der Königin Chriſtine, und in die Bücherſammlung daſelbſt geführt und vor ein Fach geſtellt, in welchem ſeine Augen einen kleinen Band unterſcheiden, deſſen Titel ihm neu dünkt. Er öffnet den Band und findet darin die Löſung der grammatikaliſchen Schwierigkeit, welche ihn ſo ſehr beſchäftigte. Die Freude über die Entdeckung weckt den Gelehrten auf, er ſchlägt Feuer und notirt ſich, was er ſo eben erfuhr. Doch das Abenteuer war zu ſeltſam, als daß er nicht die Richtigkeit ſeiner nächtlichen Reiſe hätte beglaubigen wollen. Descartes befand ſich zu Stockholm; jener Gelehrte ſchreibt an Chanut, dem franzöſiſchen Geſandten in Schweden, und erſucht ihn, ſeinen Freund, den großen Philoſophen zu befragen, wie der Palaſt und die Bibliothek der Königin eingerichtet ſind, und ob in dieſem gewiſſen Fache, auf dieſem Blatte des gewiſſen Bandes ſich nicht zehn griechiſche Verſe befinden, von welchem der Gelehrte die Copie beilegt. Descartes erwiderte dem Geſandten Chanut, daß wenn man nicht ſeit zwanzig Jahren die Bücherſammlung beſuche, man ſchwerlich genauere Nachweiſungen als die obigen

---

* Le comte de Cabalis. La Haye 1718.

angeben könne: das Fach, der Band, die zehn griechiſchen Verſe, alles war da. — Ich vertheidige dieſe Anekdote nicht, ich ſchreibe ſie ab.

Indeſſen dürfen ſolche Kunſtſtücke nicht in Erſtaunen ſetzen, ſeit die magnetiſchen Schlafwachen gleichfalls die Kraft der Translation gerechtfertigt haben. In der Provence, im Departement du Var, befindet ſich im Augenblicke, wo wir ſchreiben, ein Somnambuler, Michel genannt, von Figanières gebürtig, der jenes Vermögen in ſolchem Grade beſitzt, daß er, ohne ſich vom Platze zu bewegen, die Reiſe der Corvette la Lilloise 1833 verfolgte. Wir hatten den Brief in Händen, in welchem Herr Garcin, Arzt zu Draguignan, dieſes Phänomen, von dem er Zeuge war, beſchrieb und beglaubigte. In Wahrheit, man wagt nicht Thatſachen, welche Beobachter ſich mittheilen, zu widerholen, ſo ſehr müßten wir von unſerem geiſtigen Hochmuthe und unſerem Menſchenſtolze herab ſteigen.

Ein junger, ziemlich ſchwermüthiger Menſch, der ſich fern von ſeiner Wohnung in einem Salon befand, wo mehrere Perſonen plauderten und auf ſeine originelle Neigung zur Einſamkeit Rückſicht nahmen, verſank allmälig in jene beſondere Betäubung, welche die Pſychologen Zerſtreuungsſyncope, die Weltmenſchen in ihrer mehr wahren und maleriſchen Sprache, eine „Geiſtesabweſenheit“ nennen. Der junge Mann hatte vergeſſen, wo er ſich wirklich befand, er bildete ſich ein, daß er in ſein Zimmer heimkehre und ſich zu Bette lege.

In demſelben Augenblicke klopfte man an die Thüre des Gemaches, das er bewohnte, und der Diener, welcher öffnete, hatte ſeinen Herrn erkannt, der eintrat, mit ihm ſprach, und ſich wie gewöhnlich niederlegte. Nach beendigter Toilette nahm der Diener das Licht, wünſchte ſeinem Herrn gute Nacht und begab ſich zu Bette. Kaum befand er ſich in den Federn, als man von neuem klopft. Der Diener ſteht auf, öffnet und bleibt wie verſteinert, da er ſeinen jungen Herrn gewahrt, welcher eben aus der Geſellſchaft heimkehrte, in der wir ihn ganz träumeriſch verließen. Der Diener ſchwört ſeinem Herrn, daß er ſchon einmal nach Hauſe kam und läuft in die Stube und an das Bett, um zu beweiſen, daß er nicht als Viſionär ſpricht. Aber es war Niemand darin; das Bett aber ungemacht, wie wenn Jemand darin gelegen hätte; die Kleider, welche das Geſpenſt auszog, waren verſchwunden, und an der Decke des Alkovens ſah man eine Veränderung in der Farbe und Subſtanz des Kalkes, der weder eingefallen, noch geſprungen war, ſondern blos in ſeinem Tone und ſeinem Kerne verletzt, gleich den Erdtheilen, oder Geſteinen, durch die ein feines Fluidum drang, ohne ſie gleichwohl zu zerreißen . . . .

. . . . „Am perſiſchen Hofe,“ ſagt Kempfer,* „bereitet man zum Gebrauche des Fürſten ein hölliſches Gemiſch aus Opium, Moſchus, Ambra und andere Aromas zu ganz kleinen Pillen, die er von Zeit zu Zeit genießt. Wenn er ſich weigert, dieß ſolide Medicament zu nehmen, bereitet man ein mit aromatiſchen Blumen deſtillirtes Waſſer, in welchem man einige Stunden Mohnköpfe einweicht. Um das Getränk angenehmer zu machen, verſüßt man es mit wohlriechendem Zucker; dieſe Liqueure werden ſo unentbehrlich, daß die Großen ſie täglich genießen müſſen.“ . . . Wenn der narkotiſche Bolus eine ſtarke Doſis enthält, führt er einen Schlaf herbei, der dem exſtatiſchen Zuſtande völlig ähnlich iſt, und in welchem ſich die Schmerzen der Agonie mit himmliſchen Verzückungen paaren. Kempfer trank ſelbſt bei einem perſiſchen Feſte aus dieſem Zauberkelche; der Traum war ſo ſideral, daß jener beim Bankete der von Homer beſchriebenen Götter zu ſitzen wähnte. Die Teriake verlaſſen in ihrer Kriſis die Erdoberfläche, auf gleiche Weiſe wie die Somnambulen über dem Globus ſchweben, und geliebte Manen vor unſerem Auge entſchwinden. „Ein junges Mädchen,“ ſagt Pinel,** „blieb drei Tage wie todt; als ſie aus der Syncope erwachte, klagte ſie lebhaft, daß man ſie ſo bald der reinen Wolluſt, dem unſaglichen Glücke entriß, welches ſie genoß.“ Und das ſind keine myſtiſchen Träumereien; denn Montaigne, der ſicher nicht extatiſch war, aber nach einem ſehr gefährlichen Falle, leblos und ohne Regung blieb, behauptete beim Erwachen, eine Süßigkeit des Daſeyns empfunden zu haben, welche er zuvor nie kannte und die ihn mit Todesgedanken verſöhnte. Die Italiener haben, um die Mönchsbegeiſterung zu malen, einen bewunderungswürdig richtigen Ausdruck: ſie ſagen von einem Weibe, das die klöſterliche Strenge zum Illuminismus führt: la poverina è spiritata! . . . Nach und nach wird die Materie Geiſt, spiritata. Dieſes beſtändige Neigen der Seele zum Spiritualismus wird zuweilen durch wichtige Umſtände ſo ſehr entwickelt, daß es den Tod bewirkt. Man liest in mediciniſchen Jahrbüchern, daß ein Vater, der eine zärtlich geliebte Tochter ſehr jung verlor, die theuern Züge noch einmal betrachten wollte, ehe die Erde ſie für immer deckte; ſeine Augen hefteten ſich ſtarr auf das Schmerzensbild,* und er ſank leblos bei der Leiche nieder. Bei der Oeffnung des Todten ward keine Spur innerer Verletzung gefunden.

---

* Amoenitates exoticoe.

** Nosographie philosophique. II. Theil.

Was iſt in mittelalterlichen Chroniken berühmter,** als die flüchtige Auferſtehung Abelards! Dieſer zärtlich Liebende war auf dem Kirchhofe Paraclets beſtattet. Als man des Weiſen Grab öffnete, ſchien der Leichnam die Arme nach der ungeduldig erharrten Gattin auszuſtrecken: elevatis bracchiis illam recepit, ed ita eam amplexatus brachia sua strinxit. Dies Wunder hat nur den Volksaberglauben zum Bürgen; aber wenn das Uebermaß des Schmerzes plötzlich die Bande zerreißen kann, welche Leib und Seele einen, warum könnte andernſeits das Gegentheil nicht ſtatt finden? Und warum vermöchte das Uebermaß des Glückes nicht auch den Lebensumlauf für den Augenblick herzuſtellen? . . .

---

* Chardel, Essais de psychologie. 1838.

** Chroniques de Touraine sur la vie et les oeuvres d' Abeillard.

Wir haben bei Veranlaſſung des second sight * die ſchreckenvolle Cataſtrophe jener Frau erzählt, welche durch Magnetiſeurs in eine zu heftige Kriſis geſteigert, unter ihren Händen erlag, und deren Seele von ihrem Kinde gewahrt wurde, im Augenblicke, da ſie den Körper erlag . . . Schwer wird man aus einem ähnlichen Paroxismus treten, und alsbald in die Bande des gewöhnlichen Seyns zurückkehren. Alsdann bleibt der Körper regungslos, der Athem ſteht ſtill, die Herzſchläge laſſen ſich nicht mehr vernehmen, Lippen und Zahnfleiſch entfärben ſich und die Haut, vom Blutumlaufe nicht mehr belebt, nimmt eine fahle, gelbe Farbe an. Bei einer Ohnmacht thun

---

* Revue de Paris 29. Juillet 1838.

ſich noch immer einige Lebenszeichen kund. Hier hingegen ſcheint alles dem Magnetiſeur zu beweiſen, daß er nur eine Leiche vor ſich habe . . . Im wachen Zuſtande fürchtet ein Somnambüler gewöhnlich den Tod, während er in der magnetiſchen Exſtaſe, fern von aller Furcht, ihn zu wünſchen ſcheint und vom eigenen Körper wie von einem fremden Gegenſtande ſpricht, den der Schlafwache *auſſer ſich* erblickt. Bei der magnetiſchen Exaltation kehren die Hellſehenden ſogar nur aus Nachgiebigkeit für den Willen ihres Magnetiſeurs zu den Banden des gewöhnlichen Lebens zurück. „Warum mich in das Leben zurückrufen?“ ſagen ſie, „wenn ihr mich verlaßt, ſo erkaltet dieſer Leib, der mich hemmt, und meine Seele wird bei eurer Wiederkehr nicht mehr darin ſeyn.“ Es giebt noch ſeltſamere Thatſachen. „Eine junge, von ihren Eltern zärtlich geliebte Perſon,“ berichtet Herr Chardel, „ſtarb mit 11 Jahren, nachdem man alle Hülfsmittel der Arzneikunde erſchöpft hatte. Einer meiner Freunde hatte eine ſehr hell ſehende Somnambule; man bat ihn, ſie her zu führen. Kaum trat ſie aber in die Stube, als ſie ſtehen blieb und ſagte: „die Kranke ſtirbt, es iſt zu ſpät; ihre Seele verläßt ſie; ich ſehe *ihre Lebensflamme, die ſich vom Gehirne trennt*.“ — Es blieb in der That nur ein lebloſer Körper zurück, alles war aus.“ Uebrigens weiß man, daß die magnetiſchen Striche oft helle Lichtfunken an den Gelenken erzeugen . . .

Zu bedauern iſt, daß Walter Scott in ſeiner Geſchichte der Dämonologie die Wunder des Somnambulismus mit Hexenmährchen verwechſelte. Eine einzige Geſchichte ſchwimmt in der Sammlung oben auf: 1800, zur Zeit als der Kaiſer Paul embargo auf den engliſchen Handel gelegt hatte, traf M. William Clerk, erſter Schreiber des Geſchwornenhofes zu Edimburg, auf der Reiſe nach London im Poſtwagen mit einem Seemanne von mittlerem Alter und ehrlichen Ausſehen zuſammen, welcher ſich als Eigenthümer eines Schiffes kund gab, das gewöhnlich die Oſtſee befuhr, durch den embargo aber im Geſchäfte gehemmt ward. Im Laufe des abgeriſſenen und traurigen Geſpräches, was in ſolchen Fällen ſtatt findet, ſagte der Seemann im Hinblicke auf einen wohlbekannten Aberglauben: „Ich wünſche, daß es uns auf unſerer Reiſe gut gehen möge . . . ich ſehe eine Elſter.“ — „Und warum brächte uns dieſer Vogel Unglück?“ frug der Schreiber. — „Ich weiß es nicht,“ ſagte der Seemann, „aber alle Welt ſtimmt darin überein, daß eine Elſter Unheil bedeute, zwei ſind kein ſo ſchlimmes Vorzeichen, aber drei! da iſt der Teufel los.“ — „Wenn Sie an Krähen glauben, müſſen Sie auch an Geſpenſter glauben,“ verſetzte M. Clerk. — „Ob ich daran glaube?“ — Der Seemann ſprach dieſe wenigen Worte mit dem ernſten feierlichen Tone der Ueberzeugung. Gedrängt von M. Clerk, der neugierig ward, erzählte ihm der Reiſende zuletzt die ſeltſame Anekdote, die hier folgt:

„In meiner Jugend war ich Lieutenant am Bord eines Negerſchiffs von Liverpool, meiner Geburtsſtadt. Der Abſcheu vor meinem Handwerke, das mir täglich in den Martern der Sklaven von Guinea ein ſchrekkenvolles Schauſpiel bot, machte mir den Charakter des Capitäns noch unleidlicher; es war ein Mann von höchſtveränderlicher Laune, zuweilen ſanft und leutſelig mit ſeinen Seeleuten, aber häufiger zu Anfällen von Zorn, Gewaltthätigkeit und Haß hingeriſſen, wobei er wie ein Tiger auf dem Verdecke brüllte. Afrikas Sonne ſchien wie ein Feuerſtrom in ſeine Adern gefloſſen zu ſeyn und ſeine Augäpfel wurden ſo roth, wie der Rücken der Schwarzen, wenn ihre Haut mit der Peitſche davon flog. Man ſprach an Bord nur mit der Piſtole in der Hand mit ihm.

Dieſer Capitän hatte einen beſondern Haß gegen einen Matroſen gefaßt, einen Greis, der nur mehr einen Büſchel weißer Haare auf dem Schädel hatte und Bill Jones hieß, wenn ich nicht irre. Die Mannſchaft ehrte den alten Matroſen, der noch nirgend anders als auf dem Schiffe geſchlafen hatte; aber unſer wildes Thier richtete, wahrſcheinlich wegen dieſer Achtung, nur Drohung und Schimpf an ihn. Der Greis entgegnete in demſelben Tone, mit der Freiheit, welche ſich die Matroſen auf Kaufmannsſchiffen nehmen. Eines Tages brauchte Bill Jones lange beim Klettern auf die Stange, um das Segel einzuziehen. Er war ſo hinfällig!

In dieſem Augenblicke trat der Capitän, etwas betrunken, aus der Cajütenthüre. Holla! rief er, alter Haifiſch, verfluchtes Aas! geſchwollene Rumblaſe! Zieh ein oder crepire! . . .

Ich weiß nicht, was der Matroſe erwiderte, denn ſeine Worte gingen nicht auf meine Seite, aber ſie mußten von der Art ſeyn, den Capitän zum Aeußerſten zu treiben, denn der wüthende Menſch ſprang in die Cajüte zurück und kam bald mit einer geladenen Stutzbüchſe zurück. Er zielte auf den vorgeblichen Meuterer, gab Feuer . . . der Schrot ſchlug wie Hagelſchlag in die Maſtbäume. Wir ſahen Bill Jones einen Augenblick mitten im Rauche wie querüber auf dem Bauche gehängt; darauf ließ er ſich beſchwerlich am Fuße des Hauptmaſtes nieder, indem er ſeine heraushängenden Eingeweide hielt. Man legte ihn ſichtlich als Sterbender auf das Verdeck. Er erhob den Blick zum Capitän und ſagte: — Sie haben mich ausgezahlt, Herr, aber ich weiche nie von Ihnen.

Der Capitän begnügte ſich damit achſelzuckend zu erwidern, daß er ihn in den Keſſel werfen laſſen wolle, wo man für die Sklaven kochte, um zu ſehen, wie viel Fett er habe. Der Unglückliche verſchied; ſein Leichnam ward wirklich in den Keſſel geworfen . ."

„Und hatte er viel Fett?" frug der Schreiber den Lieutenant.

„Meiner Treu, nein!" verſetzte der Reiſende naiv.

Und er fuhr in ſeinem Berichte fort:

„Unſer Capitän befahl unter fürchterlichen Schwüren, daß man das tiefſte Schweigen über den Vorfall beobachte; aber da ich ihm meine Entrüſtung nicht verbarg, ließ er mich im Schiffsraume einſperren. Nach einigen Tagen kam er jedoch zu mir und frug mich auf ſeltſame Art, ob ich beabſichtige, ihn bei ſeiner Rückkehr nach England zu verklagen. Ich war es müde, unter ſo heißem Himmelsſtriche im tiefſten Schiffsraume zu liegen, und verſprach ihm Alles, was er wollte; er ließ mich frei. Als ich wieder auf das Verdeck ſtieg, bemerkte ich, daß alle Matroſen von dem Gedanken ergriffen waren, Bill Jones habe das Schiff nicht verlaſſen. Sie glaubten, ſein Geiſt arbeite mit der Mannſchaft im Dienſte, beſonders wenn es ſich davon handelte, ein Segel einzuziehen, im welchem Falle das Geſpenſt nicht ſäumte, der erſte Reiter auf dem Maſte zu ſeyn. Ich ſelbſt, Herr, ſah es endlich, wie die Andern, und ſo deutlich, an einem ſtürmiſchen Abend in der Nähe der Azoren, daß ich mit leiſer Stimme: Jones! rief, aber es antwortete nicht und kletterte in den Maſtkorb, wo es verſchwand. Der Capitän allein ſchien dieſe ſeltſame Sache nicht zu beachten, und da man ſeine heftige Gemüthsart fürchtete, ſprach Niemand mit ihm davon. Die Mannſchaft maß mit düſtern und unruhigen Blicken die Entfernung, welche uns noch von Englands Küſte trennte.

Eines Abends (wir hatten den Meerbuſen von Biscaja hinter uns) lud der Capitän mich ein, in ſeine Cajüte hinabzukommen, um ein Glas Grog mit ihm zu trinken. Sein Geſicht war ſorgenvoll; endlich vertraute er ſich mir mit etwas bewegter Stimme: — Ich brauche Euch nicht zu ſagen, Jack, welche Art von Gefährten wir bei uns an Bord haben.

„Capitän,“ ſagte ich, indem ich mich recht gleichgültig ſtellte, „das Alles iſt Spaß . . .“

„Nein, nein, das iſt kein Spaß; er hat mir geſagt, daß er nicht von mir weicht, und hielt Wort.“

„Wie?“ rief ich mit ſtaunender Geberde.

„Ihr ſeht ihn nur von Zeit zu Zeit; aber mir iſt er immer an der Seite, kommt mir nie aus den Augen . . . da, Jack! in dieſem Augenblicke ſogar ſehe ich ihn, da, hinter Euch.“

Der Capitän ward ſehr bleich; ſeine Blicke nahmen einen unbeſchreiblichen Ausdruck an. Er ſtand ſehr bewegt auf: — „Ich trage ſeine Nähe nicht länger; ich muß Euch verlaſſen!“

Auf dieſe unzuſammenhängenden Worte, und auf das Hin- und Hergehen des Capitäns in der Cajüte, um das Geſpenſt zu vermeiden, erwiderte ich, ihn durch meinen ſcheinbaren Unglauben zu beruhigen, daß er ſich wieder niederlaſſen könne, daß es kein Mittel gäbe, das Schiff zu verlaſſen, da ſich noch kein Land zeige, und daß es am vernünftigſten wäre, gegen Weſten nach Frankreich oder nach Irland zu ſchiffen, dort heimlich zu landen und es mir zu überlaſſen, das Fahrzeug nach Liverpool zurückzuführen. Aber er ſchüttelte finſter mit dem Kopfe und wiederholte, als hätte er mich nicht gehört; ich muß euch verlaſſen, Jack!

Bei dieſen Worten hielt der Capitän plötzlich mit der Unruhe eines Mannes inn, der auf ein fernes Geräuſch lauſcht, und frug mich, ob ich keinen Lärm auf dem Verdecke höre. Ich ſteige raſch die hintere Leiter hinauf; kaum war ich mit dem Fuße über dem letzten Sproſſen hinunter, als ich beim Geräuſch eines ſchweren in das Waſſer fallenden Körpers erbebte. Ich ſtreckte den Kopf über Bord und gewahrte, daß der Capitän ſich von der hintern Gallerie in das Meer geſtürzt hatte. Im Augenblicke, wo der Unglückliche unterſank, ſchien er noch eine verzweifelte Anſtrengung zu machen, erhob ſich halb aus dem Waſſer und ſchrie mir zu: „My God! Bill iſt noch bei mir!“

Nachdem er dies geſagt hatte, ſchloß ſich das Meer und ich ſank, von Schrecken erfaßt, hinter der Brüſtung in die Knie.“

Emma von Niendorf.

Träume und Ahnungen.

1. Einer Mutter träumt, eins von ihren kleinen Mädchen habe eine Stecknadel verſchluckt. Als ſie Morgens an der Näharbeit ſitzt, ſpielt dieſes Kind um ſie; ſie bemerkt eine Bewegung an ſeinen Lippen, was ſie aufmerkſam macht, öffnet ihm ſtillſchweigend den Mund, und nimmt eine Stecknadel heraus.

2. Dieſelbe mir wohlbekannte Mutter empfindet ein ander Mal einen lebhaften Drang, von ihrem Stuhle aufzuſtehen und in das hintere Zimmer zu gehen, deſſen Fenſter auf den Hof ſahen; es war auf einem obern Stockwerke des Hauſes. Als ſie dahin kommt, hat ſich ihr jüngſtes Mädchen von einem Stuhl mit halben Leibe zum Fenſter hinausgebogen, und war nahe daran, tief in den Hof hinabzuſtürzen. Stille ſpringt die Mutter zu, und entreißt es der großen Gefahr.

3. Eine rechtſchaffene, vernünftige Frau von gemeinem Stand in Schwaben (ich habe dieſe Erzählung von einem verſtorbenen würdigen Pfarrer) verlor einen Sohn, der ungerathen und davongegangen war, durch den Tod. Geraume Zeit hernach ſieht ſie ihn ſehr lebhaft im Traume vor ſich, und fragt ihn, wie es ihm gehe. Mir geht es ganz gut, ſagt

er; unſer ſind zwölf, die henn en (haben einen) Lehrer. — Die Erſcheinung war wohl kein leerer Traum, und deutet auf große Gnade, vielleicht Erhörung des mütterlichen Gebets.

4. Ein junger Arzt aß mit ſeiner Mutter zu Nacht, und legte ſeinen Zimmerſchlüſſel neben ſich. Als ſie abgegeſſen hatten, nimmt die Mutter den Schlüſſel aus Unvorſichtigkeit mit dem Tiſchtuch zuſammen und ſchüttet ihn in den Hof; ſie hört ihn klingeln, und man ſucht ſogleich, kann ihn aber aller Mühe ungeachtet nicht finden. Der Doktor muß daher außer ſeinem Zimmer in einem andern Bette ſchlafen. Gegen Morgen träumt der Mutter, ſie ſolle oben auf dem Boden in eine ihr nicht zugehörige Abtheilung gehen, da werde ſie in einem Kaſten unter altem Eiſen auch einen Schlüſſel finden, der zu der Thür von des Doktors Zimmer ſchließe. Sie erwacht, es war gegen halb ſechs in der Frühe, wo ſie ſogleich aufſteht, nach der Verordnung des Traumes thut, und wirklich einen ſolchen Schlüſſel findet. Morgens giebt ſie ihn ihrem Sohn, der es für unmöglich hält, daß dieſer roſtige Schlüſſel zur Oeffnung ſeines Zimmers dienen könnte, an welchem bei ähnlicher Gelegenheit wegen beſonderer Künſtlichkeit des Schloſſes der Schloſſer die Thüre ſprengen mußte. Indeſſen verſucht ers, und der Schlüſſel thut ohne Mühe auf. Er ſteckt ihn beim Ausgehen in die Taſche. Auf der Straße hört er neben ſich klingeln, und findet in der Taſche ein Loch,

durch welches auch dieſer Schlüſſel herausgefallen war. Er ſucht aufmerkſam, und findet nichts. Es verſammeln ſich Leute um ihn, und er bietet dreien Knaben jedem ein Sechsbatzenſtück, wenn ſie ihm den Schlüſſel wiederſchafften; ſie ſuchen allerwärts, aber vergeblich. Bei dieſer faſt unglaublichen Begebenheit, die ſich im Jahr 1810 zugetragen hat, und von zuverläſſigen Perſonen erzählt iſt, muß erwähnt werden, daß dieſelbe alte Mutter dafür bekannt war, daß ſie bedeutende Träume hatte.

5. Von dem Vater derſelben (einer Magiſtratsperſon) wußte man ein Gleiches, und iſt in bekannten Schriften erwähnt. Einſt in der Nacht wird er aufgeweckt, und glaubt einen ſeiner Freunde zu ſehen, der mit Papieren knittert. Er ſchläft wieder ein. Morgens wird ihm der Tod ſeines Freundes gemeldet, und auf ſeine Frage, ob ſich nichts Beſonderes dabei zugetragen, erfährt er, daß derſelbe ſein Teſtament habe machen wollen, aber durch ſchnell zunehmende Schwäche daran verhindert worden ſey. Was hier des Zuſammenhangs wegen erwähnt wird, gehört eigentlich unter die Erſcheinungen.

6. Ein dreijähriger Knabe behauptete, einen Ofen in ſeinem Kopf zu haben; dieſer war wirklich durch eine ſtarke Blutcongeſtion erhitzt. Nachmittags ſtieg er auf das Sofa, fiel herunter und wider den Ofen, verletzte dadurch eine Ader am Kopf, und verlor viel Blut, welches ſchwer zu ſtillen war. Er

befand ſich aber nun ganz wohl, und verſicherte, nun ſey der Ofen aus ſeinem Kopf hinweg.

7. Das Journal de Francfort v. 25. Jun. 1837, Nr. 175, berichtet nach einem franzöſiſchen Blatte Folgendes: — „Man erzählt bei dem Attentat auf den Erzbiſchof von Autun einen intereſſanten und wohl erklärbaren Umſtand. Die beiden Nächte vor dieſem wüthenden Verſuch hatte der Prälat einen Traum, worin er einen Menſchen ſah, der ſich vielfach bemühte, ihm an das Leben zu kommen. Er hatte nie größere Angſt empfunden, während er ſich äuſſerſt anſtrengte, ſich der Gewaltthätigkeit desſelben zu entziehen. Die Stellung, die Größe, die Züge dieſes Menſchen waren dem Prälaten noch gegenwärtig, als er beim Ausgang aus der Kirche den Elenden gewahr wurde, der ihm nach dem Leben ſtrebte. Der Mörder hatte kaum eine Bewegung gemacht, als ihn der Biſchof erkannte. Erſchrocken verhüllte dieſer ſein Geſicht und rief ſeinem Kammerdiener. In dieſem Augenblick ſchoß der Mörder auf ihn. Thatſachen dieſer Art ſind nicht ſelten ꝛc. Auch weiß man jetzt, daß jener Mörder noch den Vorſatz bei ſich gefaßt hatte, die Biſchöfe von Dijon, Bourges und Nevers umzubringen.“

8. Advokat G. zu J. beſaß vor der Stadt ein Gartenhaus, worin er die Nacht zubringen wollte. Abends auf dem Heimweg fühlte er einen inneren Widerſtand, eine Abmahnung, die er nicht erklären

konnte, daher zu überwinden ſuchte. Er kam bis an die Thür des Gartenhauſes, zog den Schlüſſel aus der Taſche und ſchloß auf. Hier wurde aber der Gegendruck ſo ſtark, daß er ſogleich wieder zuſchloß und nach der Stadt zurückkehrte. Als er am folgenden Morgen in ſeinen Garten ging, fand ſich, daß bei ihm eingebrochen und er beraubt war. Der Thäter blieb unbekannt, bald aber mehrten ſich die Diebſtähle in der Gegend, und es gelang endlich, den Urheber zu entdecken und feſtzunehmen. Dieſer bekannte im Verhör unter andern auch den Einbruch bei S., und ſagte aus, er habe dieſen die Thür öffnen und wieder verſchließen hören, was deſſen Glück geweſen ſey; denn er habe oben an der Treppe mit einem Beil geſtanden und würde ihm, wenn er heraufgekommen wäre, den Kopf damit geſpalten haben.

9. In einem öffentlichen Blatt las man vor nicht langer Zeit folgenden Aufſatz: — Die Theorie der Geiſtesfähigkeiten wird eine wahre Wiſſenſchaft werden, ſobald man die genau beachteten Thatſachen, auf welchen ſie beruht, gehörig zu Papier gebracht und claſſificirt haben wird. Beſonders merkwürdig iſt es, das Spiel dieſer Kraft während des Schlummers der Organe, die ihr dienen, und des Willens, der ſie leitet, zu beobachten, weil ſie dann lediglich den Geſetzen der Natur Folge leiſtet. Auch darf der Pſychologe das Studium der

Träume nicht hintanſetzen, wenn er die Natur des Prinzips kennen lernen will, das ſie erzeugt. Der Dr. Abercrombie führt in ſeinen Forſchungen über die Intelligenz mehrere auſſerordentliche Fälle an, deren Richtigkeit er verbürgt. Hier iſt einer, den er in die Rubrik der Träume einſchaltet, welche eingeſchläfert geweſene Vorſtellungen wieder erwecken. Er erzählt: „Ein Freund von mir, Caſſirer eines der erſten Banquierhäuſer zu Glasgow, war eben in ſeinem Büreau mit Zahlungen beſchäftigt, als Jemand mit einer 6 L.-Note eintrat. Vor ihm waren ſchon mehrere gekommen, die alſo der Billigkeit zufolge eher hätten abgefertigt werden ſollen; doch geberdete ſich jener ſo ungeſtüm und ward den andern ſo läſtig, daß einer von dieſen meinen Freund bat, er möchte ihn nur zuerſt bedienen, damit er ſeiner Wege ginge. Dieß geſchah denn auch, aber der Caſſirer, den die Sache verdrießlich gemacht hatte, vergaß darüber, dieſen Poſten einzutragen. Gegen Ende des Jahres, acht oder neun Monate nach dieſem Vorfalle, wollte ſeine Rechnung nicht ſtimmen: er mochte nachſehen, ſo viel er wollte, es zeigte ſich ſtets ein Deficit von 6 L. Nachdem er mehrere Tage und Nächte vergebens mit Revidiren zugebracht hatte, legte er ſich ermattet zu Bette. Kaum eingeſchlafen, erſchien ihm der ungeſtüme Inhaber der 6 L.-Note, und die längſt erlebte Scene wiederholte ſich zum Vollen im Traume. So wie mein Freund erwachte, benutzte er dieſe ihm im Schlafe nachgewieſene Spur, und war auch ſofort aus aller Verlegenheit."

Der Dr. Abercrombie erzählt ferner ein Paar andere Träume, die er in die Claſſe derjenigen ſtellt, bei welchen ein lebhaftes Gefühl ſich unter einem Bilde verkörpert, das, man weiß nicht wie, einer gleichzeitigen äußern Thatſache entſpricht. „Ein Geiſtlicher, der aus einem Dorfe in der Nachbarſchaft von Edimburg gekommen war, übernachtete in dieſer Stadt in einem Gaſthofe; hier träumte ihm, ſein Haus ſtände in Feuer, und eins ſeiner Kinder ſey in Gefahr. Er kleidete ſich raſch an, und eilte davon, hatte auch kaum die Stadt im Rücken, als er ſein Haus in Flammen erblickte, welches er eben noch zeitig genug erreichte, um einen ſeiner jungern Söhne, den man in der Verwirrung darin zurückgelaſſen hatte, zu retten." — Hier iſt das zweite Faktum: „Ein Edimburger Bürger hatte ein Schenkelpulsadergeſchwulſt, welches von zwei ausgezeichneten Aerzten nach ein paar Tagen operirt werden ſollte. Der Frau des Kranken träumte aber, daß das Uebel verſchwunden, folglich keine Operation mehr nöthig ſey, und ſo fand es ſich auch wirklich am folgenden Morgen. Hiebei iſt zu bemerken, daß Heilungen dieſer Art, ohne Zuthun des Arztes äußerſt ſelten ſind."

Ein merkwürdiger, vorausſagender Traum.

Aus Hamburg wird vom Februar dieſes Jahres folgender merkwürdiger, vorausſagender Traum berichtet:

Vor einigen Nächten hatte der Lehrburſche eines auf dem Deiche wohnenden Schloſſermeiſters einen entſetzlichen Traum; ihm wurde nämlich in dieſem die Kehle auf dem Wege nach dem drei Stunden von hier entfernten Städtchen Bergedorf abgeſchnitten. Er erzählt am Morgen ſeinem Lehrherrn den gehabten Traum, und dieſer antwortet ihm nicht ohne einige Beſtürzung: „Das iſt doch nun ſonderbar, da du heute wirklich nach Bergedorf gehen mußt, wo ich eine Zahlung zu leiſten habe.“ Der Knabe ſträubt ſich und fleht; allein er muß trotz dem den unglückſeligen Weg antreten. Etwa auf der Mitte deſſelben, in Billwörder, ergreift ihn aufs Neue eine ſolche Angſt, daß er zu dem ihm wahrſcheinlich bekannten Vogt des Dorfes geht und dieſen um Gotteswillen bittet, ihm bis über eine einſame und gefährliche Stelle hinaus einen Begleiter mitzugeben. Der Vogt giebt ihm ſeinen Knecht mit, der wieder nach Haus umkehrt, ſo wie er den Knaben über die bezeichnete Stelle gebracht hat. Allein dieſer kann trotz dem nicht fort, ſondern kehrt, dem heimkehrenden Knechte nachgehend, wieder nach Billwörder um, wo er den Vogt nochmals bittet, ihm den Knecht bis Bergedorf mitzugeben: er habe Geld bei ſich, einen entſetzlichen Traum gehabt und fürchte ſich ſehr. Der brave Mann willfahrt ihm nochmals und der Knecht wird zum zweitenmale ſein Begleiter. Am folgenden Tage bringt man die Leiche eines Ermordeten, den man mit abgeſchnittenem Halſe an einer abgelegenen Stelle auf dem Wege nach Bergedorf gefunden. Neben ihm lag ein großes Meſſer, mit welchem vermuthlich die That verübt worden war. Schaudernd erkennt der Vogt in dem Ermordeten den unglücklichen Schloſſerburſchen und zugleich das Meſſer für eines, das er am Tage zuvor dem Knechte gegeben, um die Weiden damit zu beſchneiden, die eines ſeiner Ackerfelder einfaſſen. Als dem Knechte die Leiche und das Meſſer gezeigt werden, geſteht er ſogleich ſein Verbrechen ein, das er erſt dann bei ſich beſchloſſen, als er erfahren, daß der Knabe Geld bei ſich habe. —

Hieher gehörende Mittheilungen eines ehrſamen Kaufherrn zu L.

Ein Handelsmann in N. betrieb viele Jahre neben andern Geſchäften auch den Eſſighandel, den er jedoch ſpäter ſeinen bei ihm arbeitenden Söhnen als beſondere Vergünſtigung überließ. Einer derſelben, der einige Jahre allein bei dem Vater war, und daher auch den Nutzen dieſes kleinen Handels alleinig zu beziehen hatte, war äuſſerſt ſparſam, und eifrigſt bedacht, immer ein Sümmchen um das andere in Vorrath zu bringen, aber nicht ſo klug, ſeine Eſſigkaſſe beſſer zu verwahren, als es der Fall war; dieſelbe beſtand in einer kleinen ſchwachen Schachtel, und war oberhalb dem Eſſigfäßchen auf einem Brett zunächſt bei der Thüre ins Comtoir aufgeſtellt, wo dieſelbe Jedermann, der im Laden kam, leichtlich ſehen und bequem wegſtehlen konnte. So geſchah es denn auch, daß der noch ſehr junge Eſſighändler in einem Sommermonat Nachmittags etwa 2 Uhr auf einmal ſeine Kaſſe vermißte, die an demſelben Tage mit Geld voll war, und bei ſolcher Füllung gewöhnlich einige Batzen mehr oder weniger als 16 Gulden enthielt. Aengſtlich bekümmert machte er dieß im Hauſe bekannt; ein naher Verwandter, der darin auf Beſuch war, ſuchte die Länge und Breite des Ladens durch, um den verlornen Schatz aufzufinden; Andere thaten desgleichen, aber vergeblich. So verging der lange ſchwere Tag. Dem Handelsmann gings tief; er ſann und ſann, und kam endlich am Abend vor Schlafengehen in ſeiner ſtillen Kammer auf den wunderlichen Gedanken, Sympathie zu gebrauchen, ohne jedoch zu wiſſen, wie? doch glaubte er, ein Wort in

Kraft geſprochen, könne nicht am unrechten Platze ſeyn. Der Ausführung nahe, trat jedoch ſchnell in ſeiner Seele der Gedanke auf: „Wie? . . . du ſollteſt um elenden Geldes wegen den Namen Gottes gebrauchen? mißbrauchen? Nein, es ſoll und darf nicht geſchehen; weg mit dieſem Gedanken,“ und er legte ſich ruhiger zu Bette. In dieſer Nacht träumte ihm dann, er ſähe ſeine Geldſchachtel an der Ladenthüre gleichſam wie angenagelt, und zur Hälfte mit Gold angefüllt; dieſer Traum war ſo lebhaft, daß, als er am Tage erwachte, es mochte etwa 5 — 6 Uhr ſeyn, er ſich eiligſt anſchickte, ſein Geld zu faſſen, bis während dem Kleideranzug der Gedanke Raum gewann, es könnte ja doch wohl auch ein Traum ſeyn, auf welche er bis daher keinen Werth legte; indeſſen konnte er des lebhaften Eindrucks wegen, der noch fortdauerte, es nicht über ſich gewinnen, die Sache anders als in Wirklichkeit anzuſehen, ging daher raſch in ſeinen Laden, aber wie groß war ſein Erſtaunen! — Nirgends eine Spur von Schachtel und Geld. — Iſt's möglich? dachte er, ging hinauf zum Frühſtück, nachdem er alle Laden und die Ladenthüre geöffnet und vergeblich an und bei denſelben hin und her geſehen hatte, darnach wieder im Laden. — Da ſtand bei halb geöffnetem Fenſter auf dem der Ladenthüre zunächſt ſich befindenden Fenſtergeſimſe, 1½ auch 2 Schuh von dem in der Nacht geſehenen Platze, (was das einzig Unklare in dieſer Sache war), die

Geldſchachtel, und genau bis zur Hälfte damit angefüllt, beim Nachzählen auch wirklich 8 Gulden, nur, wie er ſich erinnert, etliche Batzen mehr. Nun war's Freude, doch nicht bloß des Geldes wegen, beſonders aber wegen dem wunderbaren Traumgeſichte; von nun an hat der Erzähler ſichs vorgenommen, ſeinem Unglauben einigen Damm zu ſetzen, wurde aber erſt ſpäter vollſtändig darüber curirt, daß nicht alle Träume, wie man ſagt, Schäume ſeyen, und er mußte ſich in Folge der nachſtehenden Geſchichte ſeines Unglaubens erſt recht ſchämen, beſonders da er in Erwägung nahm, wie ja ſelbſt die heilige Schrift in ſo vielen Stellen Belege giebt.

2. Bald nach vorſtehender Geſchichte hat der Erzähler eine weitere Gelegenheit gehabt, die Träume nicht alle für leer zu halten, und er könnte es faſt für eine Strafe ſeines Unglaubens anſehen, daß ihm Folgendes begegnete, um vielleicht erſt recht curirt zu werden. Ihm träumte in einer Decembernacht 1811, als er in ſeiner Ladenſtube ſchlief, es werde eingebrochen. In großer Angſt laut geworden, wurde ſein neben ihm liegender Bruder wach und aufmerkſam gemacht; dieſem erzählte er ſeine Angſt, es war eine fortdauernde Noth, bis man ſich anſchickte, zu unterſuchen, was an der Sache wäre, es wurde aber nichts verletzt gefunden.

Es geht nun wohl ſchon ziemlich daraus hervor, daß der Glaube an die Wahrheit der Träume nicht feſt gegründet war, denn am folgenden und zweiten Tag dachte Keiner daran, weder den Eltern noch ſonſt Jemand im Hauſe etwas davon zu ſagen. Am dritten Tage etwa frühe beim Erwachen bemerkten die beiden Schlafkameraden eine ungewöhnliche Helle im Laden; die Fenſterladen waren er- und zerbrochen, die Ladenthüre offen, und an Waaren ſammt der Geldkaſſe etwa 500 Gulden geſtohlen.

Das ließe doch wohl auf Träume merken.

5tens erzählt derſelbe, was ihm im Jahr 1833 vorkam.

Ein Mädchen von 13 Jahren, ſonſt ſehr redſelig heiter und fröhlich, kommt ganz unerwartet in einen ſehr ſchwermüthigen Gemüthszuſtand; ihre Wangen bleichten, der Körper zehrte ſchnell ab, eine Auszehrung ſchien weit vorgerückt zu ſeyn; eine auffallende Angſt ſtarrte aus den Augen, Jedermann, der es kannte, höchſt auffallend. Man war im Begriff, zu glauben, das Mädchen werde verrückt werden; es hatte faſt nirgends Ruhe, beſonders weil es immer gleichſam eine Stimme in ſich vernahm: „du wirſt verdammt,“ ſprang da und dorthin, oft ſchnell aus der Wirthsſtube hinauf unter Dach in den obern Boden, wo es jammerte, auch wohl und öfters auf die Knie niederfiel und betete; gewöhnliche Mittel waren vergebens angewendet, und ein guter Pſychologe nicht in ihrer Umgebung, daß man hätte auf Grund in dieſer Sache kommen können; ich wußte erſt mehrere Wochen ſpäter dieſes Unglück, da mir Niemand es ſagte, als um dieſelbe Zeit, da ich eine Reiſe zu machen beabſichtigte; konnte allerdings großes Mitleiden mit dem Mädchen haben, da ich noch eine beſondere Verpflichtung als Pathe für ſie übernommen hatte, bat daher den Vater, ſeine Tochter meiner Frau ſo lange, als ich abweſend ſeyn werde, in Koſt, Logis und Bett zu überlaſſen, einestheils um ſie durch dieſe Veränderung etwa von ihrem Jammer abwendig zu bringen, anderntheils ihr Weſen und Treiben genau zu erforſchen; ihr Zuſtand wurde wohl dadurch nicht ſchlimmer, aber auch nicht beſſer. Ich kam in ungefähr 6 Tagen wieder nach Hauſe, ſprach aber an jenem Abend mit dem Mädchen nichts über ihren Zuſtand. Am andern Tag Mittag kommt ſie raſch mit einem Angſtgeſicht in mein Haus, wartete auf der Stiegentreppe meiner und klagte mir mit entſetzlichem Jammer. „Ach, ich kann eben keine Ruhe haben, immer heißt es, du kannſt nicht ſelig werden, und drängt mich ſtets „erſäuf dich, erſäuf dich“; ich entgegnete ihr, ſolchen Gedanken keinen Raum zu geben, das werde Gott gewiß nicht zulaſſen, das wäre wohl etwas Unerhörtes von einem noch nicht confirmirten Mädchen; ſie ſolle nur gar nicht grübeln und ſich an den Heiland halten. Sie hörte unverrückt zu, mit ſtarren Augen, aber es wollte doch nicht genügen. Nun ſagte ich ihr, auf den Fall, wenn es wieder käme, ein kleines

Gebet vor, und gab ihr namentlich auf, das genau und in denſelben Worten auszuſprechen, was der Heiland zum Verſucher ſprach: „Hebe dich weg von mir, Satan," und „du meineſt nicht, was göttlich, ſondern was menſchlich iſt." Sie verſprachs, ging anſcheinend ruhiger nach Hauſe. Nach 2 Stunden läuft ſie behende die Straße herunter, und in mein Haus mit einem auffallend veränderten, höchſt fröhlichen Angeſicht, und tritt in meine Stube mit den Worten ein: „Alles iſt weg, weg iſt alles; wie es wiederkam, machte ich's, wie Sie mir geſagt haben, und ſagte noch weiter: „du kannſt mir nichts mehr anhaben, mein Heiland wohnt in mir."

Von Stund an und bis heute iſt die Schwermuth und Angſt hinweg, und ſie daſſelbe fröhliche Mädchen, wie vorher.

Gott allein die Ehre, und ſonſt Keinem mehr!

Nachtrag zur 3ten Geſchichte, was nach Vollendung derſelben erſt mitgetheilt wurde.

Das Mädchen erzählte nämlich einer wahrheitsliebenden Perſon in Beziehung auf den Anfang der Gemüthskrankheit:

Sie hätte um jene Zeit in der Wirthsſtube von Jemand etwas reden hören, was ſie nicht auf die Zunge zu nehmen ſich getraue, noch weniger ſagen wolle (es muß nach Allem etwas Böſes geweſen ſeyn); hierauf ſeyen ihr wechſelsweiſe gute und gotteslästerliche

Gedanken, letztere unwillkürlich gekommen, und ſie damit in ein Gewirre von Gedanken gerathen, woraus ſie habe nicht entkommen können, ob ſie gleich oft und viel gebetet. Einmal in der Kirche habe ſie darüber gedacht, mit wem doch der Heiland zu vergleichen ſeye, und ſie hätte gedacht, wohl am beſten mit einem Schaaf, geſchwind ſey wieder ein gotteslästerlicher Sinn darauf erfolgt, wie es gewöhnlich auch bei dem Namen Jeſu geſchehen ſeye, worüber ſie dann bitterlich geweint; ſo mag denn wohl die fixe Idee „ich kann nicht ſelig werden,“ entſtanden ſeyn, die der Arge bis zum Erſäufen ſteigerte.

Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Lebens, aus Schweinfurt.

Hat es je einen Menſchen gegeben, der dem Glauben an Geſpenſter und Geiſtererſcheinungen abgeneigt war, oder giebt es noch irgendwo einen ſolchen, ſo glaube ich gewiß vor Allen hinzugerechnet werden zu dürfen, um ſo mehr, da ſowohl mein Vater, ein eben ſo guter und vernünftiger Menſch, als auch, nach dem Urtheile Aller, welche ihn perſönlich kannten, aufgeklärter und guter Geiſtlicher, ſo wie auch alle meine Lehrer und diejenigen Perſonen, welche auf meine Erziehung und Ausbildung irgend einen Einfluß hatten, dieſem Glauben nicht im mindeſten zugethan waren. Verſchiedene und ſehr auffallende Ereigniſſe, welche ſich zum Theil unter meinen Augen zutrugen, zum Theil mir von den glaubwürdigſten Perſonen mitgetheilt wurden, haben mir indeſſen die volle Ueberzeugung beigebracht, daß ſich auf unſerm Erdenrunde ſo Manches zuträgt, was die Menſchen mit all ihrer Weltweisheit und Philoſophie zu erklären nicht im Stande ſind. Ich übergebe daher hiermit die Erzählung einiger Thatſachen, welche ſich zum Theil in dem Hauſe ſelbſt, in welchem ich mich früher befand, alſo unter meinen Augen zutrugen, theils mir von einem meiner nächſten Anverwandten mitgetheilt wurden, deſſen Ausſagen ich indeſſen eben ſo betrachtet haben will, als wenn ſie von mir ſelbſt kämen. Ich verſichere daher nur, daß ich Sämmtliches mit Ehre und Leben zu verbürgen jeden Augenblick geſonnen bin.

Erſte Thatſache.

Beiſpiele von Ahnungen.

Als in den Jahren des ruſſiſchen Feldzugs ganz Deutſchland von fremden Kriegsvölkern überzogen war, und unter ſo manchen Uebeln vor allen auch die ſchreckliche Krankheit, das Nervenfieber allenthalben wüthete, traf es ſich, daß auch mein Geburtsort, ein Marktflecken in Franken, an einer ſehr frequenten Heerſtraße gelegen, ſehr ſtark von dieſer Krankheit heimgeſucht wurde. Auch meinen Vater, einen Mann von 61 Jahren, traf leider dieſes traurige Loos, indem derſelbe von der Familie eines Landmanns, welche ſich in einem höchſt gefährlichen und traurigen Zuſtande befand, und welche er beſucht hatte, um Troſt zuzuſprechen, zurückkehrte, und auch plötzlich erkrankte. Er mochte wohl nicht ganz 6 Wochen lang darnieder gelegen ſeyn, als einſtmals in der Nacht nach zwölf Uhr meine beiden Schweſtern, Mädchen von 20 — 21 Jahren, aus ihrem Schlafzimmer zurück zu meiner Mutter eilten, welche ſich in dem ziemlich weit von dort entfernt gelegenen Wohnzimmer befand, und ihr voll Angſt und Schauder erzählten, daß ſie nicht im Stande wären, zu ſchlafen, da ſich in dem zunächſt an das Pfarrhaus anſtoßenden Kirchhof mit dem Glockenſchlage 12 Uhr ein ſtarkes dumpftönendes Klopfen hören laſſe, welchem alſobald ein feierlicher Grabgeſang folge, welcher mehrere Minuten lang anhielte. Welchen Eindruck dieß auf meine Mutter machen mußte, läßt ſich leicht denken, um ſo viel mehr, da der Zuſtand meines Vaters bereits ſehr gefährlich war und die Aerzte ſelbſt an ſeiner Wiedergeneſung zu zweifeln angefangen hatten. Indeſſen wurde Alles aufgeboten, um meine Schweſtern zu beruhigen, was indeſſen nur auf kurze Zeit gelang, denn leider erneuerte ſich das Klopfen und der Leichengeſang noch zwei Nächte hintereinander, zu ein und derſelben Zeit. Aus vernünftigen Gründen wurde hierüber gegen Jedermann das tiefſte Stillſchweigen beobachtet, indeſſen wurde uns nur zu bald die traurige Ueberzeugung, daß dieſe Ahnung ganz richtig war, denn bereits nach zwei Tagen verſchied mein Vater, in der Nacht zu derſelben Stunde, als jene Töne gehört worden waren. Daß hiebei nicht die mindeſte Täuſchung ſtattfinden konnte, iſt auf das beſtimmteſte und unwiderlegbarſte dargethan.

Zweite Thatſache.

In dem franzöſiſchen Feldzuge gegen Rußland, im Jahr 1813, befand ſich unter den bayriſchen Truppen unter andern auch ein Jugendfreund von mir, der Sohn eines armen Taglöhners aus B. in Franken. Da ſeine Eltern frühzeitig geſtorben waren, ſo hatte er ſich ſpäter bis zu der Zeit, wo er zum Militärdienſte in Anſpruch genommen wurde, bei ſeiner Schweſter, einer ziemlich bejahrten und ſehr verſtändigen Frau, aufgehalten, wo er zunächſt der Wohnung meines Vaters wohnte. Als nun die ganze Armee tief in das Innere von Rußland eingedrungen war, und bereits mehrere Schlachten geliefert worden waren, befand ſich einſtmals die Schweſter des erwähnten jungen Menſchen, mit Feldarbeit beſchäftigt, auf einer Wieſe, welche ſich längs des Saumes eines Waldes hinzieht. Die tiefſte Ruhe und Stille herrſchte weit um ſie herum, als ſie auf einmal gewahrte, daß vom Walde her mit kleinen Steinen auf ſie geworfen werde. Ohne anfangs weiter darauf zu achten, glaubte ſie ſpäter, als dieſes Werfen immer heftiger wurde, daß irgend Jemand ſie necken wollte. Nachdem daſſelbe ſich jedoch auf Zanken und Drohungen ſtets erneuerte, legte ſie endlich alles bei Seite, um ſich im Walde nach dem Urheber dieſer Neckereien umzuſehen. Wie erſtaunte ſie jedoch, als ſie alsbald in dem Walde eine menſchliche Geſtalt, in einen Soldatenmantel gehüllt, welcher jedoch der Kopf zu fehlen ſchien, an einen großen Baum gelehnt erblickte. Da die Geſtalt ſich durchaus nicht bewegte und es ihr anfänglich an Muth fehlte, ſich derſelben zu nähern, ſo wurden noch einige in der Nähe ſich befindende Dorfbewohner herbeigeholt, um die Sache genauer zu prüfen. Auch ſie ſahen in einer Entfernung von kaum einigen hundert Schritten die räthſelhafte Figur an den Baum gelehnt ſtehen, und man entſchloß ſich ſogleich, auf dieſelbe gerade los zu gehen. Kaum hatten ſie ſich jedoch derſelben auf einige Schritte genähert, als das Bild verſchwunden und durchaus nichts mehr zu ſehen war. Doch nicht ſo bald verſchwinden die Eindrücke dieſer Erſcheinung der armen Frau. Unter Weinen und Wehklagen verſichert ſie ſogleich allen Anweſenden daß dieſes den Tod ihres geliebten Bruders bedeute. Man ſucht ſie von dieſem Wahne abzubringen, allein alles umſonſt. Den folgenden Tag legt ſie Trauerkleider an, und nachdem ſie dieſelben ein halbes Jahr getragen, kommt der Todtenſchein an, welcher beſagt, daß der Bruder an demſelben Tag, an welchem die Erſcheinung ſtattgefunden, in einem Treffen geblieben iſt.

Dritte Thatſache.

In dem Jahr 1816 befand ich mich als Gehülfe in dem Hauſe des Herrn H. in A. Die Familie dieſes Mannes beſtand aus ſeiner Frau und vier Kindern von 1 — 11 Jahren, welche ſämmtlich ſtets geſund und wohl waren. Hier traf es ſich nun, daß ich einſtmals an einem ſehr ſchönen Sommerabend, zwiſchen 8 — 9 Uhr, unter der Thür des Ladens ſtand, um die angenehme Abendluft zu genießen. Nach einigen Minuten rief jedoch die Frau meines Prinzipals aus dem über dem Laden befindlichen Wohnzimmer durch das Fenſter herab, daß an der Hausglocke, welche von der Thüre aus in das Wohnzimmer ging, ſo ſtark geläutet würde, ich ſollte doch ſagen, wer dieſes thue. Da nun die Klingel ſich zunächſt an meinem Kopf befand, und weder ich, noch ſonſt jemand im Mindeſten daran gekommen war, wozu auch durchaus kein Grund vorhanden war, ſo war mir dieſes allerdings ſehr auffallend, indeſſen hielt ich es für nichts, als bloß für Täuſchung von Seite der Hausfrau, und ſuchte ſie ſo gut als möglich zufrieden zu ſtellen. Kaum waren jedoch einige Minuten verfloſſen, als ſie mir abermals zurief, daß das Läuten der Glocke nun noch weit ſtärker wäre, als vorhin, ich ſollte doch den Grund davon zu erforſchen ſuchen. Daß dieſes Ereigniß für uns beide höchſt auffallend war, läßt ſich denken, indeſſen ſuchte man doch, nach langem Hin- und Herreden, die Sache als einen ſonderbaren Zufall zu erklären, und beruhigte ſich alsdann darüber. Ein bald darauf folgendes Ereigniß überzeugte uns indeſſen nur zu gut, daß in dieſem Vorfall eine wichtige Ahnung nicht zu verkennen ſey. Da nämlich eben dieſe Frau den Gebrauch hatte, jeden Abend um 10 Uhr noch in das in dem hintern Hausflur gelegene Speiſegewölbe zu gehen, um der Köchin verſchiedene Viktualien für den folgenden Tag herauszugeben, ſo ereignete ſich einige Tage nach jenem Vorfall Folgendes. Kaum hatte ſich Madame H. in den hintern Hausflur begeben, als ſie auch eiligſt todtenbleich, die Hände ringend, weinend und wehklagend wieder zurückeilte, und dann endlich erzählte, daß ſie ſo eben geſehen habe, wie der Leichenbitter, ganz ſchwarz angezogen, und mit einem Papier in der Rechten, aus einem ihrer Zimmer herausgekommen, ganz nahe an ihr vorbeigegangen, und ſich dann durch die nahe Hausthüre entfernt habe. Nur mit großer Mühe gelang es, dieſe Frau, welche, beiläufig geſagt, nie an Erſcheinungen, Ahnungen u. dgl. geglaubt hatte, um etwas zu beruhigen, um ſo mehr, da dieſer Vorfall auf uns Alle einen Eindruck gemacht hatte, wie man ſie nur ſelten erhält. Es wurde viel geſprochen, und man ſuchte natürlich die Perſon zu überzeugen, daß dieſes bloß Täuſchung von ihrer Seite geweſen ſey, daß ihr ihre Phantaſie einen Streich geſpielt habe, und dergleichen mehr, was die Menſchen in ähnlichen Fällen gewöhnlich zu reden pflegen. Doch daß dieſes nur halb ſeinen Zweck erreichte, wird Jeder wohl ſelbſt leicht abnehmen können. Nach einigen Tagen wäre die Sache vielleicht dennoch ziemlich in Vergeſſenheit gerathen, hatte ſich nicht ſchon den dritten Tag darauf der ſo traurige Fall ereignet, daß das zweitjüngſte Kind meines Prinzipals, ein Knabe von 5 Jahren, welcher bisher ſtets ganz geſund geweſen war, ſchnell erkrankte, und ſchon nach einigen Stunden verſchied. Am folgenden Tage ſchon war ich Augenzeuge, wie derſelbe Leichenbieter, eben ſo, wie er von der Hausfrau kurz vorher geſehen worden war, zu derſelben Thüre heraustrat, und daher alles buchſtäblich ſo zutraf, wie es vorher geſehen worden war. Schließlich muß ich noch erwähnen, daß benannte Frau zu derſelben Zeit, wie überhaupt nie, ſich in einer aufgeregten Stimmung der Nerven und der Phantaſie befand, und auch nie an Dinge geglaubt hatte, welche ſie ſich nicht ſebſt natürlich erklären konnte.

Vierte Thatſache.

Als ich im Jahr 1826 meinen Schwager, den Advokaten M. in W. beſuchte, erzählte mir derſelbe nebſt ſeiner Frau, meiner Schweſter, beide gewiß höchſt ruhige, vernünftige und aufgeklärte Perſonen, deren Glaubwürdigkeit durchaus nicht im Mindeſten bezweifelt werden kann, folgendes merkwürdige Ereigniß, das ihnen ſelbſt widerfuhr. „Vor einigen Tagen erwachten wir beide in der Nacht zufällig zugleich aus dem Schlafe und mochten ohngefähr eine Viertelſtunde ganz wach geweſen ſeyn, als wir auf einmal durch einen furchtbaren Schlag, dem eines Kanonenſchuſſes ähnlich, in höchſten Schrecken geſetzt wurden, welchem auch alsbald ein ſolches Klappern und Klingeln folgte, als wenn der in unſerer, zunächſt an das Schlafgemach anſtoßenden Wohnſtube befindliche Schrank mit Glas- und Porzellangefäßen mit aller Gewalt auf die Erde geworfen würde. Da unſere beiden Bettſtellen ſo geſtellt ſind, daß wir von denſelben aus durch die offene Thüre in das anſtoßende Wohnzimmer ſehen können, ſo richteten wir uns ganz zu gleicher Zeit in den Betten in die Höhe, um die Urſache dieſes unſeres Schreckens zu gewahren. In demſelben Augenblick aber war ſchon auch das ganze Wohnzimmer, wie durch einen heftigen Blitz, vollkommen erleuchtet, ſo daß man alle Gegenſtände genau unterſcheiden konnte, und was mußten wir ſehen! In der Mitte des Zimmers entſtieg dem Boden ein wunderſchönes Kind, ohngefähr von der Größe eines 4jährigen. Eine reichliche Menge blonder Locken hing von dem Kopf auf die Schultern herab, und der ganze Kopf war deutlich mit einem Heiligenſchein umgeben. Das Geſichtchen von uns abgewandt, ſchwebte daſſelbe langſam der nahen Thüre zu, und verſchwand alsbald durch dieſelbe, ohne daß nachher im Mindeſten etwas zu bemerken geweſen wäre. Wie es uns bei dieſem Vorgange zu Muthe war, läßt ſich wohl denken, indeſſen beruhigten wir uns doch ſo ziemlich, und der Reſt der Nacht verging uns, obgleich ziemlich ſchlaflos, doch in ſo weit ganz gut. Auf die Erzählung dieſes Vorfalls am andern Morgen bei einigen unſerer Nachbarsleute wurde uns einſtimmig geſagt, daß dieſe Erſcheinung noch von allen Beſitzern dieſes Hauſes wahrgenommen worden ſey, daß ſie ſich regelmäßig alle 7 Jahre wiederhole, und daß ſie ihren Grund, einer alten Sage zufolge, darin habe, daß in frühern Zeiten eine gottloſe Mutter in dieſem Hauſe wohnte, welche ihr Kind auf die grauſamſte Weiſe in ein entlegenes Gemach einkerkerte, und ſo des Hungertodes ſterben ließ.“ So weit die Erzählung meines Schwagers. In wie fern oder wie weit es mit der Sage von der gottloſen Mutter ſeine Richtigkeit hat, kann natürlich nicht beſtimmt werden. Heute zu Tage kann und wird uns die

Wahrheit derſelben wohl Niemand mehr verbürgen, wohl aber kann ich verbürgen, daß die Erzählung meines Schwagers buchſtäblich wahr iſt, und daß dieſe Erſcheinung ſchon öfter beobachtet wurde.

Fünfte Thatſache.

Erfüllung eines Traumes.

Mein Schwager, Herr M., erzählte mir ferner: „Als ich im Jahr 1816 bei dem Königl. Landgerichte in H. prakticirte, war ich bei einem Bürger des Städtchens, einem Sattler, in Logis. Derſelbe hatte eine bedeutende Familie, und war ein höchſt rechtſchaffener, ruhiger und vernünftiger Mann. Da ich ihn bald von der vortheilhafteſten Seite hatte kennen gelernt, ſo unterhielt ich mich häufig mit ihm über die verſchiedenartigſten Gegenſtände. Unter Anderem verſicherte er mich einmal, daß ihm ſchon einige Mal Träume auf die auffallendſte Weiſe in Erfüllung gegangen wären, und erzählte mir auch wirklich einige ſehr merkwürdige Beiſpiele, die mir jedoch meiſtens wieder entfallen ſind. Doch bald ſollte ich mich ſelbſt augenſcheinlich davon überzeugen.

Einige Wochen nach unſerer Unterredung träumt es Herrn B. in der Nacht, es rufe ihn eine Stimme zu, er ſolle eiligſt in ſeine Hopfen-Anlage gehen, es befänden ſich dort einige Diebe, welche ihn ſeiner Erndte größtentheils berauben würden. Herr B.

wachte unmittelbar darauf auf, beſinnt ſich über ſeinen Traum, glaubt jedoch nicht, daß es auch mit dieſem Traum ſeine Richtigkeit haben könnte, und ſchläft in Kurzem wieder ruhig ein. Kaum hat jedoch der Schlaf ſeine Augen wieder geſchloſſen, als ihn von Neuem die Stimme mahnt, ſogleich in den Hopfengarten zu gehen, um die Diebe zu verjagen. Herr B. erwacht nun wieder, und da ihm nun die Sache nicht mehr gleichgültig ſcheint, ſo weckt er ſogleich ſeine Frau, welche ihm zunächſt ſchlief, auf, und erzählt ihr Alles, zugleich auch entſchloſſen, der unbekannten Stimme zu folgen. Hier wurden ihm jedoch alle möglichen Einwendungen gemacht, man überredet ihn, daß dieſes ja doch blos ein Traum geweſen ſey, daß die Erfüllung derſelben immer blos Zufall ſey, und der Ehefrau gelingt es endlich, ihren Mann ſo weit zu bringen, daß er ſich wieder zu Bette legt. Doch was geſchieht nun! Kaum eingeſchlafen, wird ihm von der Stimme abermals zugerufen, er ſolle nun keinen Augenblick mehr ſäumen, ſich ſogleich auf ſein Feld zu begeben, in wiefern er nicht ſeine ganze Habe an Hopfen verlieren wollte.

Auch jetzt erwachte Herr B. ſogleich, ſein Entſchluß war jedoch nun ſchnell gefaßt. Er erzählt es abermals ſeiner Frau, und nichts in der Welt hätte ihn mehr abhalten können, jenem Rufe zu folgen. Er eilte der Hopfenanlage entgegen, und erſtaunt nicht wenig, als bei ſeinem Eintritte in dieſelbe zwei

Männer, mit Säcken beladen, auf der entgegengeſetzten Seite davon eilen, und das Weite ſuchen. Bei genauerer Beſichtigung fand ſich, daß ſeine Anlage bis auf einen ganz geringen Theil, völlig ausgeplündert war, und ihm daher nur ſehr wenig übrig blieb.

Ein anderes Mal träumte es Herrn B., ſein älteſter Sohn, ein junger Menſch von 20 Jahren, dem nie im Mindeſten etwas gefehlt hatte, ſo wie überhaupt alle ſeine Kinder ſtets vollkommen geſund waren, würde eiligſt ſehr krank werden, man würde ſchon den folgenden Tag den Arzt und den Geiſtlichen rufen und er würde eine höchſt gefährliche und langwierige Krankheit auszuſtehen haben. Wie gewöhnlich, wurde auch dieſer Traum bei dem Frühſtücke erzählt, wo jedoch die meiſten Familienglieder wenig darauf achteten, und zum Theil auch darüber lachten.

Leider überzeugte man ſich indeſſen nur zu bald, daß es auch mit dieſem Traume ſeine volle Richtigkeit hatte. Einige Stunden vor Abend fängt bereits der älteſte Sohn an, ſehr über Uebelbefinden zu klagen, und da bald darauf kein Zweifel mehr obwaltet, daß volle Gefahr vorhanden iſt, ſo hält man für gut, den Arzt, ſo wie den Geiſtlichen zugleich zu rufen. Dieſer junge Menſch lag hierauf mehrere Wochen lang ſehr krank darnieder, wurde jedoch glücklich wieder hergeſtellt.

Mehrere ähnliche Träume von dieſem Manne unterlaſſe ich, zu erzählen, da ſie zum Theil meinem Gedächtniſſe entgangen ſind, übrigens kann ich, wie ich ſchon anfangs bemerkte, dieſe wenigen Erzählungen mit Ehre und Leben verbürgen.

Schweinfurt, den 23. Januar 1836.

P.

Mittheilungen aus Berlin.

Als der Dichter Collin in Wien ſtarb, hatte eine Freundin von ihm, Namens Hartmann, die beim Theater war, eben eine Summe von 120 Gulden für ihn bezahlt, die er noch nicht wieder erſtattet hatte. Da ſie nichts Schriftliches beſaß, ſo wagte ſie nicht, die Erben deßhalb in Anſpruch zu nehmen; bei ihrer eigenen Armuth aber machte ihr die Sache viel Sorge, denn es war der vierte Theil ihres Einkommens. Da träumt ihr auf einmal, der Verſtorbene komme zu ihr und ſagt: Setzen Sie ſogleich in die Lotterie auf Nro. 11, den erſten Ruf (es war nämlich die ſogenannte kleine Lotterie oder das Lotto) 2 Gulden, nicht mehr und nicht weniger, und erzählen Sie es Niemand. Beim Aufwachen erinnert ſie ſich Ihres Traumes, thut wie ihr geboten, und gewinnt 130 Gulden. (Sie hat mir's ſelbſt erzählt).

Mir ſelbſt iſt auch etwas Aehnliches widerfahren. — Vor gerade zwei Jahren, ich kann nicht ſagen, träumte ich, denn ich wurde erweckt durch eine Stimme, welche mir zurief: das große Loos iſt 17000 . . . hier wachte ich ganz auf, und vernahm nur wie geiſtig, aber nicht klar, hundert, ſechs, fünf. Die Sechs wurde vor der Fünf genannt. — Ich gab mir nicht viel Mühe, das Loos, das ich mir nun als 17605 dachte, zu beſetzen, aber ich war doch ſehr ergriffen, als 17156 die Summe von 150,000 Thalern gewann. — Ich dachte bei mir: Iſt dir das große Loos beſchert, ſo wirſt du es wohl ein andersmal auch bekommen; und ſiehe da! beim nächſten Male höre ich dieſelbe Stimme im Halbſchlafe, jedoch ohne Zuſatz, daß es das große Loos ſeyn würde, folgende Nummer ſo ausſprechen: Tauſend — Tauſend — dreihundert und ſechs und ſechzig. (Tauſend! zweimal.) Ich beſetzte dieſe Nummer, konnte aber nur das halbe Loos bekommen; ſie kam aber gar nicht heraus.

Während der Leipziger Meſſe, wo die Fremden zuſtrömen, kam ein Fremder ſpät Abends an und fand ein Quartier bei einer Bürgerfamilie, die ihm ein kleines Zimmer in einem juſt von derſelben bezogenen Quartier einräumte, welches ſie ſelbſt nicht bewohnte. Von der Reiſe ermüdet, ſchlief er ſehr feſt, es war ihm aber doch, als höre er einen ungewöhnlichen Lärm, worüber er des andern Tages die

Miethleute fragte, die ihn aber zu beruhigen ſuchten. Den zweiten Abend aber war er kaum ſchlafen gegangen, als er in größter Eile, mit ſeinem ganzen Gepäck beladen, herab kam und erklärte, daß er in dieſem Zimmer nicht ſchlafen würde. Nach ſeiner Erzählung war ein altmodiſch gekleidetes Frauenzimmer, mit einem Dolch in der Hand, in das Zimmer gekommen, habe fürchterliche Geberden gemacht, und ihm den Dolch ſogar auf den Hals geſetzt. — — Kurze Zeit darauf wird das Dienſtmädchen krank und man war genöthigt, ſie in das obige Zimmer, welches ſeitdem leer geſtanden hatte, einzuquartieren. Sie wurde bald hergeſtellt, und nun fragte man ſie, ob ihr nichts widerfahren ſey. O ja, war ihre Antwort, alle Nächte kommt ein fremdes Frauenzimmer zu mir, ſetzt ſich an das Bette, ſtreichelt mich mit der Hand und pflegt mich ſo, daß ich ihr die ſchnelle Wiederherſtellung meiner Geſundheit danke. Aber ſprechen will ſie nicht, ſondern ſeufzt und weint beſtändig auf das Heftigſte.

Frau von Miltitz hatte ihr Gut in der Lauſitz verkauft, welches ihre Familie lange beſeſſen hatte. Nach abgeſchloſſenem Kaufe fällt ihr der Wunſch ein, etwas zum Andenken mitzunehmen, welches der Käufer aber unartigerweiſe rund abſchlägt. Darauf träumt ſie und hört eine Stimme, welche ihr befiehlt, in den Keller zu gehen, und die Mauer zu öffnen, wo ſie etwas finden werde, das ihr Niemand ſtreitig machen könne. Sie läßt am andern Tage einen Maurer kommen, und nach langem Suchen ſchlagen ſie ein Loch in die Mauer und finden die Thür zu einer kleinen Niſche, worin ein Becher ſtand mit etwas angefüllt, das wie Potpourri ausſah. Als ſie es ausſchüttete, fand ſie einen kleinen Ring mit der Aufſchrift: Anna von Miltitz.

Eine junge Dame in Berlin war mit einem polniſchen Officier verlobt; im Jahre 1813. Das Regiment, zu dem er gehörte, ſtand bei der Armee Napoleons, er ſelbſt aber befand ſich, nach den zuletzt von ihm erhaltenen Nachrichten, zu Düſſeldorf. Am 26. October, Abends zwiſchen 5 und 6 Uhr, befindet ſich dieſe Dame allein in ihrem Zimmer. Es wird leiſe geklopft, die Thür öffnet ſich, und ihr Bräutigam tritt herein, in weißem Negligee, auf der rechten Seite blutend. Ihr erſter Gedanke iſt, daß es wohl nur ein Traumgeſicht ſey, was ſie beunruhige. Um ſich zu zerſtreuen, geht ſie durch eine andere Thür aus dem Zimmer, um das Dienſtmädchen zu rufen, welche aber nicht zu Hauſe iſt. Als ſie zurückkommt, findet ſie aber die Erſcheinung noch gegenwärtig und nun wird ſie ſo ergriffen, daß ſie erſt nach einigen Tagen wieder zu ſich kommt und das Obige erzählen kann. Der Vater, der ſonſt nicht leichtgläubig iſt, notirt Tag und Stunde. Da die Gefangenen durch

Berlin transportirt werden, ſo erfährt man bald, daß jener Officier bei Leipzig bleſſirt und von dem Doctor Ehrlich in Leipzig ins Haus zur Cur genommen worden ſey. Nun wird an dieſen Arzt geſchrieben, welcher antwortet, daß dieſer Officier durch eine Kanonenkugel bleſſirt worden ſey, die ihm die rechte Schulter und zwei Rippen zerſchmettert habe. Er, der Arzt, habe ihn zu ſich in's Haus genommen und bis zum 26. die beſte Hoffnung gehabt; an dieſem Tage aber ſey der Patient von dem Lazarethfieber ergriffen worden, und Abends zwiſchen 5 und 6 Uhr geſtorben. Bald darauf kam ein Officier des Regiments, der bei dem Tode ſeines Cameraden gegenwärtig geweſen war. Er brachte eine Locke von dem Verſtorbenen, die derſelbe ſich ſelbſt abgeſchnitten, und erzählte, daß er in ſeiner Agonie beſtändig für ſeine Braut gebetet hätte. — Die junge Dame hat ſeitdem häufig gewünſcht, ihren Geliebten noch einmal zu ſehen und inbrünſtig darum gebetet; ſie iſt ſelbſt zu ſeiner Mutter gereist, und hat in ſeinem Zimmer geſchlafen, aber nie hat er ſich wieder gezeigt. (Von ihrer Schweſter.)

N. N.

Zufall oder Fügung?

Sehr alten Zeitungsleſern iſt wohl noch der Name des Sir Evan Nepean erinnerlich, der unter dem Miniſterium des jüngeren Pitt zuerſt Unter-Staats-Secretär des Innern, ſpäter zur Zeit des Revolutions-Kriege. Secretär der Admiralität war. Von dieſem Sir Evan erzählte ſich damals das engliſche Volk eine wunderbare Geſchichte. Drei oder vier zum Tod verurtheilte, aber vom König begnadigte Männer ſtanden auf dem Punkte, hingerichtet zu werden, weil der Unter-Staats-Secretär vergeſſen hatte, den Begnadigungs-Befehl zu expediren; derſelbe wurde indeſſen noch zur rechten Zeit durch eine nächtliche Erſcheinung gewarnt, ſo daß der Befehl abging und gerade in dem Augenblick eintraf, da die Hinrichtung vor ſich gehen ſollte. Wir entlehnen einem in jüngſter Zeit erſchienenen engliſchen Buche* die Erzählung des wahren Hergangs der Sache, wie ihn Sir Evan ſelbſt ſeinen Freunden mitgetheilt hat; er erklärte dieſes Ereigniß für das außerordentlichſte ſeines Lebens und für ein wahres Wunder, auch ohne Geiſtererſcheinung.

---

* Illustrations of human life, by the Author of „Tremaine“ and „de Vere.“ Drei Bände. London. 1837. Der Name des Verfaſſers iſt Ward.

Eine Nacht im Sommer des Jahres 178* konnte Sir Evan nicht einſchlafen. Er verſpürte nicht das geringſte Unwohlſeyn, er hatte vor dem Schlafengehen nichts gegeſſen, er trug ſich auch mit keiner Sorge, mit keinem aufregenden Gedanken, woraus Schlafloſigkeit ſich hätte erklären laſſen. So lag er von 11 Uhr Nachts bis 2 Uhr Morgens und ſchloß kein Auge; der Tag begann zu dämmern, und der vergeblichen Verſuche zum Einſchlafen müde, raffte Sir Evan ſich auf und ging hinunter in den Regents-Park, um ſich durch einen Spaziergang in der Kühle vielleicht noch einige Stunden Morgenſchlaf zu verſchaffen. Der Park war leer, und Sir Evan ſah auf ſeinem Wege nichts Lebendiges außer den Schildwachen, die gähnten oder ſchliefen. Im Auf- und Niedergehen kam er mehrmals an dem Amts-Gebäude des Home Office[*] vorüber und hatte den Einfall, durch eine Seitenthüre, deren Schlüſſel er beſtändig bei ſich trug, hineinzugehen. Eine Abſicht verband er damit gar nicht; es geſchah lediglich, weil er ſonſt nichts anzufangen wußte. In einem Expeditionszimmer lag das Journal vom vorigen Tage noch auf dem Pulte; er tritt hinzu und ſchlägt es auf, ganz mechaniſch, ohne etwas darin ſuchen zu wollen. Das Erſte, was ihm in die Augen fällt, iſt in der Rubrik „Eingegangen“ Folgendes: „Begnadigung für die zum Tod verurtheilten Falſchmünzer, nach York zu expediren.“ In ſeiner größten Beſtürzung fällt ihm ein, daß der Befehl, den Begnadigungs-Brief abzuſenden, zwar bereits am vorigen Tage gegeben, daß aber der wirkliche Abgang noch nicht beſcheinigt war. Die Hinrichtung war auf den frühen Morgen des nächſtfolgenden Tages feſtgeſetzt. In höchſter Unruhe ſucht er im Kopialbuch nach, ob die vermißte Beſcheinigung ſich vielleicht eingetragen fände; er überzeugt ſich, daß ſie fehlt. Unverzüglich eilt er nach Downing-Street in die Wohnung des Kanzlei-Direkters ſeines Miniſteriums, weckt ihn auf — drei Uhr war bereits vorüber — und fragt: „Wiſſen Sie beſtimmt, ob die Begnadigung nach York expedirt iſt?“ Der Befragte erwidert beſtürzt und verlegen, er könne ſich nicht gleich erinnern. „Sie ſind noch verſchlafen,“ ſagte Sir Evan; „nehmen Sie Ihre Gedanken zuſammen, ſie muß expedirt worden ſeyn. — „Jetzt beſinne ich mich,“ erwiderte der Andere; „ich habe geſtern die Sache an den Kron-Kanzelliſten (Clerk of the Crown) überwieſen; er muß ſie nach York befördert haben, es gehört in ſein Amt.“ — „Ganz wohl,“ fuhr Sir Evan fort; „aber haben Sie die Beſcheinigung von ihm in Händen, daß der Befehl wirklich abgegangen iſt?“ — „Das nicht.“ — „So müſſen wir ihn auf der Stelle aufſuchen; kommen Sie mit! es iſt noch zeitig, wir müſſen ihn finden." — Der Mann wohnte ziemlich weit davon in Chancerie-Lane; kein Fiaker ließ ſich treffen. Sir Evan und ſein Begleiter rannten mehr, als ſie gingen, und kamen gerade in dem Augenblick vor des Kron-Beamten Thüre, als derſelbe in ſeinen Wagen ſtieg, um auf ſein Landgut hinauszufahren; er meinte, Alles abgemacht zu haben, und rechnete auf einen freien Tag. War er ſchon über den Beſuch des Unter-Staats-Secretairs zu ſo ungewohnter Stunde verwundert, ſo erſchrak er vollends, als er hörte, wovon die Rede war. „Hilf, Gott im Himmel!" rief er und ſchlug ſich vor die Stirn; „ich habe den Befehl noch in meinem Pulte liegen." Er holte ihn ſofort herbei, und Sir Evan bat ſich vom Poſt-Amte den allerſchnellſten und zuverläſſigſten Expreſſen aus. Am folgenden Tage traf die Begnadigung zu York in dem Augenblick ein, da die Verurtheilten den Karren beſtiegen, der ſie zum Richtplatz führen ſollte.

---

[*] Das Miniſterium des Innern.

Dieſe kleine Geſchichte iſt gewiß außerordentlich in ihrer Art, und das Einſchreiten einer höheren Fügung ſcheint uns dabei unverkennbar. Geiſtererſcheinungen und Geiſterſtimmen — wenn man ſie als möglich zugiebt — wären bei weitem nicht ſo wunderbar, als dieſe Verkettung ſcheinbarer Zufälle zu einem Reſultate, das uns, als ein durch höhere Abſicht herbeigeführtes, in die Augen ſpringt.

Merkwürdige Viſion.

Am 9. December ſtarb in Koblenz, in dem Alter von 89 Jahren Maria Helena von Breuning, geb. Kerich. Seit 61 Jahren war ſie Wittwe geweſen von Emmanuel Joſ. von Breuning, kurkölln. Hofrath, den ein tragiſches Ereigniß ihr von der Seite genommen hat. In Bonn, wo von Breuning lebte, bildeten die beiden nachbarlichen Familien de Clerc und von Lapp eine abſonderliche, doch allgemein würdige Kotterie. Täglich war Geſellſchaft in dem von Clerc'ſchen oder Lapp'ſchen Hauſe. Wenn die Spieltiſche aufgehoben waren, dann vereinigten die Anweſenden ſich zu einem weiten Kreiſe, deſſen Schlußſtein jedesmal der General von Clerc war, als welcher dem Range nach und ohne Zweifel auch in dem Talent für Unterhaltung, ſtets die erſte Perſon in der Geſellſchaft war. Er allein pflegte in ſolchem Abſchiedskreiſe ſtets das Wort zu führen. Einſtens, am 13. Januar 1777 war die Geſellſchaft beſonders zahlreich und geneigt, beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken den Worten des Generals; denn daß er was Ungewöhnliches vorzutragen habe, das verkündigte ſeine Miene. Hart drückte er gegen die Bruſt das Hütchen a la Frederic II., — die ganze kurkölniſche Armee hatte den preußiſchen Zuſchnitt angenommen — gewichtiger, wie jemals, laſteten ſeine beiden Hände auf dem Krückenſtock. „Eine ſonderbare Meldung," ſo begann er, „iſt mir heute Morgens gemacht worden. Die Schildwache, die in der Nacht von 12 bis 1 Uhr in dem Hofe des Buenretiro auf Poſten geweſen, mußte ins Lazareth gebracht werden; die Ablöſung hatte den armen Kerl ſterbend gefunden. Auf der Wache und dieſen Morgen vor meinem Adjutanten hat er ausgeſagt, er habe ſich kaum auf ſeinem Poſten befunden, als der bis dahin trübe Himmel ſich aufheiterte. Immer klarer ſey es am Firmament geworden, urplötzlich hätten ſich die Wolken auseinander geſchoben, und hinabgeſtürzt auf das Schloß ſey ein dichter Feuerregen. Der habe wohl 10 Minuten angehalten, ohne daß er, von Schrecken ergriffen, vermocht habe, Feuerlärm zu machen; allmälig habe er auch bemerkt, daß jene Flammen nicht zündeten. Dunkel ſey es wieder um ihn geworden, und es hätten die Wolken ſich geſchloſſen, um gleich darauf ſich noch einmal zu öffnen; auf des Himmels blauem Grunde habe er deutlich einen großen, reich verzierten Sarg, umgeben von ſieben kleinen, in die Runde geſtellten Särgen, geſehen." — „Das iſt mein Sarg," ſprach in lebhafter Bewegung der Hofrath von Breuning. Deß lachten die Uebrigen, daß ſie der bedenklichen Rede des Generals ſchier vergaßen und lachend auseinander gingen. Zwei Tage darauf wurde das Schloß mit ſeinen drei Kapellen, mit unendlich vielen Koſtbarkeiten und Kunſtſchätzen, ein

Raub der Flammen. Der Buenretiro allein wurde gerettet, indem die Flamme, ſo haben die Frommen triumphirend angemerkt, abermals wie in einer frühern Feuersbrunſt, bei der Kapelle des h. Florian, des Fürbitters gegen Feuersgefahr, ſich wendete. Auch das reiche Archiv wurde gerettet, durch die Anſtrengung ſeines Kurators des Hofraths v. Breuning, der ſiebenmal auf Leben und Tod ſich wagte durch die glühenden und dampfenden Hallen, um das ihm anvertraute Gut zu bergen. Als er von dem ſiebenten Gange zurückkam, da ſtürzte über ihm der brennende Thorweg ein, und ein Balken zerſchmetterte ihm beide Beine. Und wie er zu Grabe getragen wurde, da folgten der prächtigen Leiche ſieben achtbare Familienväter, die, wie er, geſtritten mit den Flammen und den Tod gefunden hatten in ihrem Berufe.

Das Alpdrücken.

Um die nachfolgenden Berichte zu verſtehen, wovon wenigſtens der erſte einen Alp in aller Form, der damit zuſammenhängende zweite eine verwandte Traumkrankheit betrifft, muß Einiges vorausgeſchickt werden.

Sie ſind entlehnt aus den reichhaltigen Souvenirs de la Marquise de Créquy (Brüſſel 1835), die den

Zeitraum franzöſiſcher Staats-, Hof- und Familiengeſchichte, von 1710 bis 1802, alſo von 92 Jahren umfaſſen und durch die erſte Revolution hindurchlaufen.

In gegenwärtigem Auszug, aus Bd. 5. S. 259 ff., kommen drei Frauen von Beauharnois vor. Eine, von deren Krankheit im zweiten Abſchnitt ſich es handelt, iſt die Gräfin Fanny von Beauharnois, Schriftſtellerin, nach der Note S. 232, geſtorben zu Paris, den 2. Juli 1813. Ihre Schwiegermutter, von der gleichfalls die Rede iſt, war die verwittwete Marquiſe v. B.; ſie ſelbſt aber war die Tante des Vicomte de Beauharnois, des erſten Gemahls der nachherigen Generalin Buonaparte und Kaiſerin Joſephine, wie ſich am Schluß ergibt. Dieſe gehört folglich nicht hieher.

Ferner wird Cazotte genannt. Jakob Cazotte, Verfaſſer mehrerer geiſtreichen Schriften (des Gedichts Olivier, des verliebten Teufels ꝛc.), war geboren zu Paris 1720. Seine Anhänglichkeit an die Monarchie war Urſache, daß er am 2. September 1792 in die Abtei gebracht wurde, und bei der damaligen Mörderei der Gefängniſſe von dem raſenden Pöbel erwürgt worden wäre, wenn ihn nicht der heroiſche Muth ſeiner Tochter für den Augenblick gerettet hätte. Aber wie er ſelbſt vorausſagte, wurde er gleich den folgenden Tag auf Pethions Befehl wieder eingezogen, ſodann von dem Revolutionsgericht verurtheilt, und beſtieg muthig und im Glauben an ſeinen Erlöſer das Blutgerüſte. Er war ein Chriſt, und beſaß magiſche Kenntniſſe, wie aus dem nachſtehenden Bericht erhellt; wodurch ſich zugleich die Aechtheit jener ſeiner berühmten Weiſſagung von der erſten franzöſiſchen Revolution beſtätigt, welche in den Oeuvres choisies et posthumes von Laharpe (Paris 1806) aufbewahrt und ſeitdem in andere Schriften übergegangen iſt, namentlich in Jung-Stillings Theorie der Geiſterkunde (§. 119). Er behauptete, die zukünftigen Begebenheiten würden ihm durch Geſichte, mittelſt der Geiſter geoffenbart. Jene Prophezeihung, im Anfang des Jahrs 1788 gegeben, gehört unter die beſtimmteſten und merkwürdigſten der neuern Zeit.

Hier folgt nun der überſetzte Auszug aus den Erinnerungen der Marquiſe von Crequy.

„Haben Sie wohl vom Alpdrücken (cauchemar) gehört? Es war nämlich damals unter den Leuten eine grauſame Beſorgniß vermöge einer in Umlauf gekommenen berühmten Geſchichte vom Alpdrücken. Vor zwei oder drei Jahren begegnete der Herzogin von Devonſhire immer daſſelbe: es war die Erſcheinung eines fürchterlichen Affen, der plötzlich aus der Erde ſtieg, und ſie aus dem Bette riß, ſobald ſie die Augen geſchloſſen hatte. Ehe er ihren rechten Arm losließ, an dem er ſie allzeit ergriff, und ehe er ſie mitten im Zimmer auf den Rücken hinſtreckte, pflegte er ihr mit einer ſeiner Hinterpfoten ein

Fußkiſſen unter die Nieren zu ſchieben, und wenn ſie in dieſer Stellung war, ſo kam er und kauerte ſich auf ihre Bruſt; er blieb dann unbeweglich, indem er ſeine garſtigen Hände auf ihren beiden Kinnbacken ausbreitete, und ſtierte ihr tief in die Augen bis ſie erwachte. So brachte ſie jede Nacht zu, und dieſe unglückliche Engländerin war davon in einen erbärmlichen Zuſtand von Mattigkeit und Abzehrung verfallen. Kein Arzt konnte ſie von dieſem Alp erledigen, und Tronchin[*] ſelbſt hatte die Reiſe nach England umſonſt gemacht.

Die anhaltenden Alpe kommen oft vom Mißbrauch des Magnetismus her, ſagte Cazotte. Sie können auch von einer übeln magnetiſchen Behandlung entſtehen; Ungläubige oder Materialiſten können die Krankheit nicht heilen. Es iſt nicht, was man glaubt . . .; und weil er niemals auf etwanige Fragen antwortete, ſo fragte und wußte man davon weiter nichts.

Man ſah Cazotte eine Zeit lang nicht; man erfuhr, daß er acht Tage zu London zugebracht hatte, und Frau von Devonſhire ſchrieb nach Paris, daß ſie gründlich geheilt ſey."

Alſo Cazotte hatte ſie geheilt; wie, wird bei der zweiten Geſchichte angedeutet; Frau von Crequy drückt ſich ſehr vorſichtig aus, um ſo mehr iſt ihren

---

[*] Ein berühmter franzöſiſcher Arzt.

Berichten zu trauen. Ohne Zweifel wurde die Leidende nicht wirklich oder körperlich aus dem Bette gezerrt, ſondern es kam ihr ſo vor, in dem halbwachen, ſoporöſen Zuſtand, welcher ſolchen Traumkrankheiten eigen zu ſeyn pflegt. Der Alp iſt übrigens nicht immer ſo ſcharf ausgeprägt, wie der ihrige war; die daran leiden, ſprechen meiſtens nur von einem erſtickenden Druck und von einem unförmlichen, zottigen oder pelzigen Weſen, das auf ihnen liegt. Nun wird man nach der Lage, in die ſich die Herzogin v. D. verſetzt glaubte, nämlich mit rückwärts hängender Bruſt, um ſo mehr verſucht ſeyn, ihre Krankheit einer Blutanhäufung zuzuſchreiben, welche vom Herzen und den Lungen auf die Kopfnerven gewirkt und ſo die Einbildungskraft in jene grauenhafte Thätigkeit geſetzt habe, oder einem Krampf im Zwerchfell ꝛc.; das einmal zufällig aufgefaßte Bild eines Affen habe ſich dann bei gleicher Urſache allnächtlich wiederholt u. ſ. w. Aber das iſt es eben, was Cazotte ſagen will, indem er verſichert, es ſey nicht, was man insgemein davon denke. Und daß der Magnetismus durch Aufſchluß des innern Geſichts und ſonſt, wenn er ohne Vorſicht, ohne Gottesfurcht und von Unberufenen oder von antipathiſchen Perſonen geübt wird, Schaden ſtiften kann, leidet keine Widerrede. Gern hätte man von Cazotte, der das Ding durchſchaut zu haben ſcheint, ein Wort mehr vernommen. Aber er antwortete nicht, er durfte nicht, oder man hätte ihm nicht geglaubt. Genug, daß die Kranke geheilt wurde; und es ſcheint beinahe, daß wir die Arznei haben können, wenn wir nur ernſtlich und anhaltend wollen; ich meine die unkörperliche Arznei des Gebets, ob es gleich noch ſchneller wirkende Mittel geben kann, die aber nicht ohne daſſelbe ſeyn, oder doch alsdann nicht empfehlungswerth ſeyn werden.

Unſere Schriftſtellerin fährt fort, und liefert ein zweites Beiſpiel.

Frau von Beauharnois veränderte ſich und verfiel zuſehends. Es iſt nichts, ſagte ſie zu ihren Verwandten und Freunden, die ſich darüber beunruhigten; und wenn man in ſie drang, daß ſie Antwort geben ſollte, und ſie anfangs darüber geſcherzt hatte, ſo meinte ſie zuletzt vor Ungeduld . . . — In Wahrheit, ſagte ich zu ihr, man kennt Sie nicht mehr, und ich begreife nicht, was Sie haben.

Wenn ichs Ihnen ſagte, antwortete ſie lächelnd, ſo würde ich mich ſchämen.

Reden Sie offen, meine Theure, ſonſt glaube ich nicht mehr an Ihre Freundſchaft. Verbirgt man Herzen auch, die unſer ſind, ſein Herz?

Ihre Krankheit war ein ſo anhaltendes Alpdrücken, als das der Herzogin, und man konnte es gewiß nicht dem Gebrauch oder Mißbrauch des Magnetismus zuſchreiben, denn ſie hatte vor den Magnetiſirern eine tödtliche Furcht, ein unüberwindliches

Grauen, und ich würde mich des Worts Abſcheu (execration) bedienen, wenn es einem ſo gemäßigten Charakter, wie der ihrige, nicht unangemeſſen wäre. Ich verſichere Sie, daß ſie ſtets von der reinſten Aufrichtigkeit war; hegen Sie alſo keinen Verdacht gegen die ihrer Erzählung, worin ich ſuchen werde, nichts auszulaſſen, und wobei Sie ſicher ſeyn können, daß ich nichts hinzuthun werde.

Sobald ihre Frauen ihr Schlafzimmer verlaſſen hatten und ihre Bettvorhänge zu waren, empfand ſie eine fieberhafte Beklemmung; ſie unterließ nicht zu ſchellen, aber Niemand kam. Sie öffnete ein wenig ihre Vorhänge, um nicht zu erſticken, und da zeigte ſich folgende ſeltſame Illuſion, womit ſie behaftet war.

Sie bemerkte anfangs eine ſehr helle Kohlengluth, welche den Herd ihres Kamins erfüllte. Sie hörte beide Flügel einer Thür aufgehen, die ihre Stube mit ihrem andern Saal verband, und hierauf hörte ſie ein hartnäckiges, kreiſchendes Huſten.

Zuerſt kam in ihr Zimmer ein ſehr großes Weib in elendem Anzug; ihre ſchmutzigen Röcke waren ungleich zerlumpt bis an die halben Beine, und ihr Kopf mit einem leinenen Tuch bedeckt, deſſen ungehindert Hörner an ihrer Stirn ſichtbar waren. Dieſe zwei Hörner des Weibes waren nur fingerslang, wie die einer jungen Kuh; ſie waren nicht ſpitzig, vielmehr war eins kürzer als das andere, und ſchien mit Gewalt abgebrochen zu ſeyn. Wie dem nun ſeyn mag, dieſe garſtige Perſon ging alſobald hin das Feuer zu ſchüren, ohne ſich um etwas Anderes zu bekümmern; es ſchien dieſes ihr einziges Amt in dieſem Alpdrücken zu ſeyn, daher die Gräfin volle Zeit hatte ſie zu betrachten. Es befand ſich in ihrem Zimmer und vornehmlich um ihr Bette eine Legion von ſchrecklichen Figuren, die ſich ſtillſchweigend in unförmliche Dinge verwandelten, und ſich unter einem andern Bilde wieder herſtellten, mit fortwährend veränderter Geſtalt und Größe; was aber ſie am meiſten quälte, war jener unglückſelige Huſten, den ſie außer dem Zimmer hörte, und deſſen Beſchwerlichkeit ſie ſchon ſo oft und auf ſo traurige Weiſe erfahren hatte.

Der Held von dieſem nächtlichen Drama war ein kleines Ungeheuer von Kind, welches den Keichhuſten hatte; es huſtete wie ein verſchnupfter Teufel, der es war, und man führte es endlich in dieſes Zimmer mit abgemeſſenen Schritten, mit dem Anſchein von großer Wichtigkeit und unendlichen Vorſichtigkeiten. Es wurde von einem Teufel von Arzt geleitet, der von Geſicht der verwittweten Frau von Beauharnois glich, und ſeine Begleitung beſtand aus einer Menge Dämonen, die ihm Liebkoſungen und Zärtlichkeiten ohne Ende erwieſen. Unter allen dieſen Flattergeiſtern (Farfadets) des Gefolges waren keine ungeheuerliche Figuren wie die, welche das Zimmer tapezirten; aber es waren Figuren, ſo teufeliſch dumm, ſo thöricht ſchmeichleriſch, ſo platt ſpeichelleckeriſch, daß es zum

Verzweifeln war. Der junge Preßhafte, den man an die Ecke vom Feuer auf ein Sofakiſſen ſetzte, hatte die Größe eines Kindes von fünf bis ſechs Jahren, er trug immer ein Kleid von blauem Taffet, er war geſchwollen wie eine Beule, aber ſehr bleich; ſein Kopf war übermäßig dick; er hatte rothe Haare, die grade aus der Wurzel emporſtanden, und man ſah auf ſeiner Stirn die Keime von Hörnern, die Schneckenhäuſern ähnlich waren.

Es gab immer zwiſchen den Vertrauten dieſes kleinen Ungeheuers und ſeinem Doctor (der der Marquiſe von Beauharnois glich), es gab da regelmäßig alle Abend eine lärmende Verhandlung mit ſehr lebendigem Geſchwätz in einer unverſtändlichen Sprache, das nur durch die Anfälle von Zorn und das Kitſen dieſes kleinen Keichhuſters unterbrochen wurde. Es erwuchs daraus immer eine Art von Getümmel und phantaſtiſchen Chaos, während deſſen die Gräfin Beauharnois aus ihrem Bette geriſſen wurde. Eine Art Rieſe mit weißem Bart hob ſie an den Haaren auf, und ließ ſie wieder hart auf die Erde fallen, indem er ſie ganz gerade hielt, und zwar bis ſie die Knie bog. Alsdann wurden ihr die Beine nach hinten zurückgelegt, was ihr die Fugen verrenkte, und ihr in beiden Kniegelenken grauſame Schmerzen verurſachte; hierauf wurden ihr die zurückgeſchlagenen Beine feſt beigeſchloſſen, mittelſt einer kleinen Drehkette (chaine a tourniquet), wovon man ihr einen Gürtel machte.

Man unterließ niemals, ihr ihre beiden Hände auf die Hüften zu ſetzen, indem man achtſam ihr die Arme vom Leib entfernte, um ſie in Geſtalt von Henkeln zu runden; hernach ſtopfte man barſch und ganz unmenſchlich in ihre Gurgel weiße Zwiebeln, Eibiſchwurzeln, Stangen Süßholz, Bündel Quecken, Viertel Aepfel, und Haufen von getrockneten Feigen. Man that hinzu braunen Honig und Honig von Narbonne, den man ihr mit hölzernen Spateln in Mund und Schlund einbrachte, und alsdann kamen große Hände voll . . . (quatre-fleurs)* die ſie mehr erſtickten, als alles Uebrige, wie ſie ſagte, und ihre Pein wurde nur etwas erleichtert, als man ſie eine außerordentliche Menge kalten Waſſers mittelſt eines blechernen Trichters verſchlucken ließ.

Da haben wir nun den Teufel, der Hieb ſchlug! Man faßte ſie an ihren beiden Henkeln, wie eine Pflaſter-Jungfer,** denn es iſt nie eine Kaffeekanne von ihrem Wuchs und ſolchem Gehalt erblickt worden, und ſetzte ſie aufs Feuer, um die ganze Nacht zu kochen, wie ein Flaſchenkeſſel mit Arzneitrank (coquemar de tisanne). — Nein, ſagte ſie ſeufzend und weinend im Andenken ihrer Qualen, mitten zwiſchen ihrem Lachen. — nein, nie hat Jemand eine ähnliche Marter ausgeſtanden, wie ich alle Nacht empfinde! Mich dünkt auch, ich höre mich vor Schmerz brüllen, und daß das große Weib anfängt und ſagt: Gieb doch, ſie iſt allzu glücklich, für dieſen ſchönen Engel zu leiden! Es gibt zuweilen Abhandlungen jenes unwürdigen Arztes, die mich empören, nämlich wenn er beginnt, allen jenen Teufeln zu beweiſen, während ſie darüber laut auflachen, daß ich nicht anders zu leiden habe, als ein Waſſerkeſſel, und nicht mehr zu beklagen ſeyn, als eine andere Keſſelflaſche, aus dem Grunde, ſagt er, weil ich in mir die verlangte Menge von Flüſſigkeit enthalte, um nicht geröſtet zu werden. Ach! wenn ich ſie nicht hätte mit der durch die Geſetze der Phyſik erforderten Maſſe Waſſer verſehen laſſen, um die völlige Austrocknung zu verhüten, ſo wäre es was Anderes! ſie hätte Urſache zu klagen; aber ihr wißt, daß Gefäße mit Flüſſigkeit erfüllt von der Wirkung des Feuers keinen Schaden leiden ... Kurz, es iſt um raſend zu werden, wäre man auch ein irdener Topf geworden! und gerade dieſer hölliſche Pedant peinigt mich am meiſten, noch abgerechnet, daß er meiner Schwiegermutter bis zur Täuſchung ähnlich ſieht.

---

* Was das iſt, wiſſen mir weder die Wörterbücher, noch Aerzte und Botaniker zu ſagen.

** Ramme, das Pflaſter einzuſtampfen.

Iſt es möglich, iſt es wirklich wahr, fragte ich ſie, daß Sie einen ſo wunderlichen und ſo verdrießlichen Traum haben können, mit ſo auffallender Regelmäßigkeit?

Ich ſchwöre es Ihnen, ſagte ſie, alle dieſe unglaublich lächerlichen Einzelheiten und dieſe lange Wortmacherei, über das was ich zu fühlen, zu hören und zu ſehen glaube, iſt vollkommen genau und ſchlechthin der nämliche Traum und die nämlichen Leiden für mich alle Nacht. Sie wiſſen, daß ich niemals Mährchen mache, und Sie ſehen, wie ich von ſolch einer Lebensart niedergedrückt bin; ich leide ſo grauſam davon, daß ich mich nicht mehr zu Bette legen will.

Cazotte befreite ſie endlich von dieſem Alpdrücken; und Alles, was ihr über das von ihm angewandte Mittel kund wurde, war, daß er gewiſſe Gebetformeln ausſprach, indem er ihre Hände berührte. Aber ſie hat mir dieſer Tage geſagt, ſeit dem Tode von Cazotte fühle ſie andere Behaftungen, die nicht weniger angreifend für ſie ſeyen, und in Folge hievon hat ſie die Gewohnheit angenommen, in einem Lehnſeſſel zu ſchlafen; worin man ſchlechterdings eine Art Wahnſinn finden will, die ich aber ſicherlich nicht an ihr tadeln kann.

(Hierauf vom Wiederſehen beider nach zeitweiſer Trennung, was ohne Wichtigkeit iſt.)

Sie ſagte mir, die Vicomteſſe von Beauharnois ſey eine vertraute Freundin der Madame Tallien geworden, und habe den General Buonaparte geheirathet, was ihr ſehr leid that wegen der Kinder des Vicomte, ihres Neffen. Uebrigens iſt man nicht in Gefahr, dieſe bei der Gräfin zu finden, indem ſie in keiner innigern und anhaltendern Verbindung zuſammen ſtehen, als vor der Revolution? u. ſ. w.

Daß die Gräfin B. mit der erſten fieberhaften Beklemmung, ſtatt in einen natürlichen, ſondern Schlaf zu fallen, in einen ekſtatiſchen Zuſtand gerieth, in jenen Halbſchlaf (intersomnium) mit ſeeliſchem Geſicht, und daß *dem* das Liegen im Bette günſtiger bei ihr war, als das Sitzen im Lehnſtuhl, welches den Blutandrang nach der Herzgrube verminderte, das Alles läßt ſich annehmen, und ſo weit ſehen, wie phyſiſch und pſychologiſch klar. Aber man verkenne nicht den Zuſammenhang des Natürlichen mit dem Geiſtigen. Das Reich des Böſen wie des Guten miſcht ſich überall ein, und benutzt die ihm eröffnete Gelegenheit, wohin eben abnorme Körperzuſtände gehören. Daß der Spuk, das hölliſche Poſſenſpiel, das jede Nacht ſie heimſuchte, bloße Selbſteinbildung geweſen, iſt ſchwer glaublich, ſo ſehr es das der natürlich richtenden Vernunft zu ſeyn ſcheint. *Hallucinationen* und *Monomanie* ſind Worte, die den Grund ſolcher Dinge im Finſtern laſſen. Wenn unſere dichtende und bildende Kunſt will, daß die böſen Geiſter dergleichen Komödien aufzuführen lieben, warum ſollte es nicht in der Wirklichkeit ſtatt haben, ſofern die böſen Geiſter Wirklichkeiten ſind? Wer ſich aber davor fürchtet, der waffne ſich nur mit Glauben und Gebet in dem großen Namen, dem auch die

Geiſter unterthan ſind. Nirgends befiehlt unſere Religion, ſich vor dergleichen Gaukeleien zu fürchten, ſondern das Gegentheil. Der magiſche Arzt Cazotte hat gebetet. Wachen und Faſten kann hier nach Umſtänden auch angemeſſen ſeyn. — Alles wohl überlegt, könnte man jener nächtlichen Scene noch weitern Sinn zuſchreiben.

Schließlich einige Sprachbemerkungen. Daß die uralte Volksmeinung den Alp, der die Leute im Schlaf drückt, für einen Geiſt hält, iſt bekannt. Schon der Name bringt es mit ſich; denn in der nordlichen Sage heißen alle Geiſter niederer Ordnung oder Elementargeiſter, Kobolte ꝛc. Alfen oder Elfen. Im Oberdeutſchen kommt dafür das Wort Schröterlein, Schrötlein, Schretzel, auch Drud und Trude vor. Der nächtliche Alp heißt auch der Mahr, im Niederſächſiſchen Maar, Moor; Holländiſch Nagtmerrie, Engliſch Nightmare. Im Franzöſiſchen dann das oben genannte Cauchemar. Daß deſſen erſte Sylbe von calcare herrühre, wie Adelung vermuthet, und mit lächerlicher Etymologiſirung des ganzen Worts Michelet meint, möchte irrig ſeyn. Es wird näher liegen, ſie von coucher abzuleiten, ſey es in Bezug auf den Schlafenden, oder ſofern der Alp auf ihm liegt, kauert, welches letztere Wort im Oberdeutſchen oder Mittelhochdeutſchen kauchen, ſich kauchen, lautet, und hier in offenbarer Verwandtſchaft mit coucher ſteht, was früher cauchier mag geſprochen worden ſeyn. Doch bleibt ungewiß, ob cauchemar nicht urſprünglich eine andere Form gehabt hat. Etwas Dickes, Plumpes, Unförmliches liegt in dem klangverwandten coquemar, Flaſchenkeſſel, das aber wohl von kochen, coquere, und einem andern mar (Kochtopf, marmite) herzurühren ſcheint. Vom Aufſitzen, Aufhocken, iſt das Niederſächſiſche Huckup. Von der Schwere das Franzöſiſche appesart, das Italieniſche pesarvolo, das Spaniſche pesadilla. Adelung führt auch noch an, daß im mittlern Latein dieſer Plaggeiſt Ballutzicarius genannt werde. Woher er das hat, iſt nicht erſichtlich. Der gewöhnliche lateiniſche Name iſt Incubo und Incubus.

* * *

Erſcheinungen und Spukereien.

1. Die Thierſeele und ihre Fortdauer gehört unter die dunkelſten Fragen der Seelenlehre, wenigſtens die letztere. Es wäre möglich, daß ſie verginge, und ſeiner Zeit gleichwohl wieder hergeſtellt würde, da auch der ſeufzenden Thiernatur eine beſſere Zukunft verheißen iſt (Röm. 8, 21). Indeſſen hat man Beiſpiele von thieriſchen Erſcheinungen, die keine Metamorphoſen von Menſchenſeelen wie andere ſind.

Aus meiner Jugend erinnere ich mich von einem Freund gehört zu haben, daß der Haushund ſeiner Eltern ſich im Hauſe zeigte, als er anderwärts umkam. Ein ähnliches Beiſpiel von einem Hunde erzählt T—r in der 7. Sammlung der Blätter aus Prevorſt (S. 218). Folgendes verſicherte ein glaubwürdiger Mann. Eine Frau von Stande hatte eine Lieblingskatze, die in einem entferntern Zimmer krank lag. Als die Dame mit ihrer Geſellſchafterin beim Eſſen ſitzt, ſagt ſie plötzlich: Da iſt ja mein Kätzchen! Die Geſellſchafterin ſieht es auch, und nimmt einen Teller, um ihm zu freſſen zu geben. In dem Augenblick war die Geſtalt verſchwunden. Die Katze ſelbſt aber war, als man zuſah, eben im Sterben. Da dem Thier eine Seele an ſich nicht abgeſprochen werden kann, ſo möchte ſie auch ſo gut wie die menſchliche in ihrem „Nervengeiſt" erſcheinen können; aber wie lange ſie fortlebt oder wie und wo, iſt das Problem. (Man vgl. jedoch Pred. 3, 21.)

2. In einem mir bekannten Hauſe fand ſich vor etwa 20 Jahren (ich weiß nicht ob noch) das Sonderbare, daß eins oder das andere von dreien darin wohnenden Frauenzimmern, wenn es zu Bette lag, Nachts im gewöhnlichen Schlaf oder wegen Krankheit am Tage, oftmals, beſonders gegen Morgen, deutlich fühlte, wie Etwas, wie ein Thier, eine große Ratte oder Katze, über ſie hinlief, entweder zu Füſſen, oder unter dem Kopfkiſſen, dann über den Kopf

weg und ſo auf die Erde. Gleichwohl iſt nie ein wirkliches Thier, ſelbſt bei den ängſtlichſten Nachſuchungen, ſichtbar geworden.

5. Joh. Friedr. Teller, in ſeinem Buche: Vom Wiederkommen, Wiederſehn und Erſcheinen der Unſrigen nach dem Tode (Zeitz 1806, S. 140), erzählt Folgendes. „Eine adelige Dame hatte zu wiederholten Malen, wenn ſie allein war, eine Erſcheinung von einer ſchön geſtalteten Weibsperſon, die ſie auch einmal bei ihrem Beſuche, und wie ſie ſagte, zum Andenken, mit einem Ringe beſchenkte. Einſt ſagte dieſe Dame zu ihr: Warum beſuchſt du mich denn nur, wenn ich allein bin? beſuche mich doch auch einmal wenn mein Mann zu Hauſe iſt. Sodann erſchien ſie ihr auch im Beiſeyn ihres Mannes, und ſprach mit ihr, daß er ſie ſah und ſprechen hörte, aber niemals mit ihm. Endlich iſt ſie ihr einmal bei einer Mahlzeit im Beiſeyn mehrerer Perſonen, welche die Geſchichte nicht glauben wollten, erſchienen, ſo daß ſie Alle zugleich ſahen und mit ihr ſprechen hörten. Dieſe weibliche Geſtalt warnte ſie einſt, daß ihr Mann von dem Bau eines Luſthauſes, unter welchem ſie bei Legung des Grundes viele Todtengebeine fanden, abſtehen ſolle; da er ſich aber nicht abrathen ließ, ſo ſtürzte es, als er mit dem Aufbau beinahe fertig war, plötzlich ein. Um dieſen öftern unangenehmen Beſuch los zu werden, reiſte die Dame hierauf mit ihrem Gemahl auf ein halbes Jahr nach

Berlin, wo ihr den Abend vor der Abreiſe dieſe Perſon nochmals erſchien, und mit den Worten: „Ich ſehe wohl, daß du mich nicht lieb haſt,“ den ihr geſchenkten Ring wieder abforderte, und ſodann nach ihrer Rückkunft ihr nie wieder erſchien. — Wir erfahren hier nicht, ob oder warum die Dame ſie nicht gefragt hat, wer ſie ſey. Indeſſen, da mehr Geſchichten der Art bekannt ſind, mag auch dieſe ihre Richtigkeit haben, und da die Erſcheinung freundlicher Art war und nur Umgang mit der Dame ſcheint geſucht zu haben, ſo können wir ſie kaum unter die unſeligen Menſchenſeelen reihen, ſondern ſie dürfte aus einer andern Gattung von Geſchöpfen geweſen ſeyn. Daß die Edelfrau den Beſuchen auszuweichen ſuchte, war im zweifelhaften Fall wohlgethan, weil ſie nicht wiſſen konnte, wohin dieſe Bekanntſchaft noch führen möchte, nicht grade durch die gutmüthige Erſcheinung ſelbſt, ſondern weil ein anderartiger Gaukler ſich in ſie verkleiden konnte. Zwar ſcheint nur das Geiſterhafte bei der Sache ihr ſchauerlich geweſen zu ſeyn; aber man wolle ſich jenen Wink merken. Daß die Geiſtin, durch die Abkehr beleidigt, nicht wiederkam, ſtimmt mit obiger Vermuthung über ihre Natur wohl überein. Die Todtengebeine beim Fundamentgraben deuten nicht nothwendig in ihr auf eine Verſtorbene, ſondern nur auf ihre Kenntniß von dem Begräbnißplatz und den hier Beerdigten. Uebrigens möchte man bei dieſer Gelegenheit die größte Achtung vor einem ſolchen locus religiosus (der ſpecielle Ausdruck des Römiſchen Rechts für eine Grabſtätte) empfehlen, und wenn er umgegraben werden muß, eine ſorgfältige Zerlegung und Beſtattung der Gebeine, die ſchon die Alten aus ſchuldiger Pietät gegen die Manen ſich zur Pflicht rechneten. Sie ſahen das Verſcharren des kleinſten Todtenknochens als ein gutes Werk an, indem ſie glaubten, die Seele käme nicht eher über den Styx, und müßte unruhig in der Luft umherflattern, bis ihre Gebeine begraben ſeyen (ſ. Virgil Aen. VI. und Patroklus von Hektor erſchlagen bei Homer.) Hierin liegt eine Wahrheit. Die Seele ſinnlicher Menſchen iſt um ihr Begräbniß bekümmert, was zugleich ein Bewußtſeyn beweist, daß ſie nackt iſt und ihr Leib wieder auferſtehen muß. Man hat die Geiſter hinter ihrem Sarg hergehen, auf demſelben ſitzen ſehen, bis er verſenkt war u. ſ. w. Sie lieben alſo ihren Körper als einen unveräußerlichen oder unentbehrlichen Theil ihres Weſens. Die Frommen ſprechen unbekümmert mit David: „Auch mein Fleiſch wird ſicher liegen.“ (Pſ. 16, 9.)

4. Ein Schweizer, Namens St—i, aus der Peſtalozziſchen Schule, war Lehrer im Schw—iſchen Erziehungsinſtitut zu H—g. Ein Freund von ihm, der Student R—ch, wohnte in einem Hauſe, das nahe an dem aufgehobenen Franciskanerkloſter ſtand oder zu demſelben gehört hatte. Die Beiden ſitzen einſt Abends auf des R—ch Stube und ſpielen

Karten; plötzlich geht das Licht aus. Es wird von St. oder R. wieder am Ofen angezündet und ſie ſpielen fort, lachend über den ſonderbaren Vorfall. Inzwiſchen fängt es an im Zimmer und an den Wänden zu rauſchen, und das Licht wird abermals ausgeblaſen. Die Sache wurde nun ernſter, und ſie blieben nach wieder angeſtecktem Licht ſtumm und nachdenklich beiſammen ſitzen, als es zum dritten Mal ausgeblaſen wurde. R—ch bat nun St—i, die Nacht bei ihm zu bleiben, legte ſich zu Bette, und St—i ſchlief auf dem Sofa; man verſuchte nicht mehr Licht zu machen. Nach einiger Zeit bekam R—ch ein Uebel am Fuß, und ſtarb daran, gerade 42 Tage nach jener geiſterhaften Begebenheit. Hiemit nicht genug. Weitere Zeit nachher war eines Abends St—i im Lehrſaal, die eine Schw—iſche Tochter ſpielte daſelbſt auf dem Clavier, ſtand dann auf, und ging hinüber zum Abendeſſen; St—i blieb noch im Saal. Man wußte nicht, warum er ausblieb, die Mutter Schw. ging ihn zu rufen, aber er ſtand ganz verſtört, gab keine Antwort, und eilte zum Saal hinaus. Den folgenden Tag war er ſehr niedergeſchlagen, und als man ihn um die Urſache fragte und in ihn drang, erklärte er, ſeine Mutter ſey ihm erſchienen und habe ihn mit dem Finger gewarnt. Indeſſen kehrte ſeine heitere Stimmung zurück, und einſt nach dem Mittageſſen ſagte er, er wolle jetzt gehen und mit dem Rappier fechten. Es dauerte nicht lang, ſo kam die Nachricht, St—i werde todt heimgetragen. Im Fechten war die Spitze oder ein vorderes Stück ſeines Rappiers abgeſprungen, vom Boden zurückgeprallt, und ihm gerade in den einen Schlaf gefahren.* Dieß geſchah abermals 12 Tage nach jener Erſcheinung der Mutter. Der Mittheiler dieſer beiden Geſchichten iſt ein naher Verwandter des Schw—iſchen Hauſes.

3. Ein Lehrer, Namens --l zu --n, ein ſtiller, frommer Mann, wohnte zuſammen mit ſeiner ledigen Tochter und einer Enkelin, dem Kind einer auswärts Verheiratheten. Sie ſchliefen in demſelben Zimmer. In der Nacht rief das Mädchen ſeiner Tante zu; dieſe fragte, warum es ſo ſchreie und ſie aufwecke. Das Mädchen ſagte, es ſehe Engel bei dem Großvater. In der folgenden Nacht rief es wieder, ſo daß der Großvater wach wurde und es ihm verwies. Als Morgens die Tante es fragte, warum es dieſe Nacht abermals gerufen habe, gab es zur Antwort, der Herr Jeſus ſey dieſe Nacht bei dem Großvater geweſen, es habe ihn geſehen. An demſelben Tage ſtarb der Großvater ohne vorherige Krankheit. Der ſehr glaubwürdige Sohn des Lehrers iſt der Erzähler dieſer lieblichen Begebenheit.

---

* Sprachbemerkung: Der Schlaf, plural. die Schläfe. Dieß letzte wird unrichtig von Vielen als weiblicher Singular gebraucht.

6. (Aus der Zeitung Waterford Mail, und daraus in der Zeitung Times vom 15. Mai 1835.) Am Abend des Oſterſonntags (19. April 1835) ging ein Mann, Namens J. Helan, Speckſchneider bei Herrn O'Neill in Thomas street, nach ſeinem Hauſe bei der Artillerie-Caſerne in Morrison's road, und wurde unterwegs in der Caſernſtraße von einem gewiſſen Foran angefallen, der ihn ſchlug und niederwarf, und ihn, da er am Boden lag, nochmals auf das Geſicht ſchlug mit einem Werkzeug, brogue genannt, welches beim Einſalzen des Schweinefleiſches gebraucht wird, und ein kleines, dicht mit eiſernen Nägeln beſetztes Brett iſt. Mit dieſer gefährlichen Waffe erhielt der unglückliche Mann mehrere Wunden, wie auch einen doppelten Bruch der Kinnlade. Zugleich wurde ihm eine Schlagader ſtark verletzt, die ſich nachher entzündete und ſeinen Tod herbeiführte, indem die Entzündung ſich dem Gehirn mittheilte. Vor dieſem Vorfall ſoll Foran, der ebenfalls bei Hrn. O'Neill arbeitete, als ein ruhiger und fleißiger Mann bekannt geweſen ſeyn. Helan wurde am folgenden Tag (Montag) in das Stadthoſpital gebracht, wo er ungeachtet der geſchickteſten ärztlichen Behandlung und Pflege bis Dienſtag Abends 10 Uhr litt, und an den Folgen der ſchweren Verwundungen, die er erhalten hatte, ſtarb. Eine außerordentliche Begebenheit und ſonderbares Zuſammentreffen wurde uns in Bezug auf obigen Vorgang von dem Gefängnißverwalter, Herrn

Wright mitgetheilt. Es ergibt ſich nämlich, daß kurz nach dem Angriff auf Helon, Foran verhaftet und in das Stadtgefängniß abgegeben wurde, wo ſich bis zum Dienstag Abend nichts Beſonderes mit ihm zutrug. Ungefähr um 10 Uhr an dieſem Abend, nachdem alle Gefangene bereits ſeit zwei Stunden in ihre Zimmer waren eingeſchloſſen worden, hörte Hr. Wright und die Gefangenwärter laut ſchreien. Als ſie die Urſache dieſes ungewöhnlichen Lärms unterſuchten, fanden ſie Foran außer ſeinem Bette und den Ausdruck des höchſten Entſetzens auf allen ſeinen Zügen. Als Hr. Wright ihn wegen der Veranlaſſung hiezu befragte, erklärte er, daß er in ſeinem Zimmer deutlich heftige Zuckungen (struggles, d. i. krampfhaftes Umſichſchlagen) und Stöhnen gehört habe, als ob Jemand ſich in großem Schmerz und Todeskampf befinde; nach einiger Zeit habe ſolches aufgehört, und eine Stimme habe gleich darauf zwei oder drei Mal laut gerufen: „Er iſt geſtorben — er iſt geſtorben!“ Foran fügte bei, daß er von dem Zeitpunkt an, wo er an dieſem Abend zu Bette gegangen ſey, bis daß er das Stöhnen ꝛc. gehört, nicht einen Augenblick geſchlafen habe. Nur mit großer Mühe konnten ihn die Gefangenwärter beruhigen, und mehrere derſelben mußten den größten Theil der Nacht bei ihm zubringen. Am nächſten Morgen erhielt man im Gefängniß die Nachricht, daß Helan am vorhergehenden Abend um 10 Uhr im Hoſpitale geſtorben ſey und zwar genau in demſelben Augenblick, als Hr. Wright und ſeine Gehülfen das Geſchrei von Foran vernommen hatten.

7. Zu D., einem Dorfe zwiſchen F. und H., ſpukt es ſeit vielen Jahren im Gemeinde-Backhaus. Die jetzige Eigenthümerin iſt eine ſchon bejahrte Wittwe, und war mit ihrem Manne aus dem Dorfe S. dahingezogen. Er ſowohl als ſie ſahen, und ſie und die Knechte ſahen noch einen grauen männlichen Geiſt, welcher in dem Hauſe umgeht. Etwa ſechs Wochen ſeit dem Einzug ſah und hörte ſie und ihr Mann nichts, glaubten auch nicht an die Sage, die ſie durch ihre Kinder erfuhren, daß es in dem Hauſe „wandere.“ Hierauf aber wurden einſt dieſe Eheleute Nachts durch einen heftigen Schlag aufgeweckt, der ſich in folgenden Nächten oft wiederholte. Zuweilen kündigt ſich der Geiſt durch einen knitternden Gang an; zuweilen hört man heftiges Klirren, auch Sauſen wie von vielen Raketen. Die Frau ſpricht mit dem Geiſt, welcher, ihrer Angabe nach, einen Schatz vergraben hat. Sie und ihre Leute ſind lutheriſch, wenigſtens der Knecht. Es erſcheint ihr aber außer jenem grauen Geiſt auch ein weißer; dieſer letztere befiehlt ihr, für den grauen zu beten. Sie weiß jedoch nichts zu beten, als das Vaterunſer. Sie wandte ſich an den Ortsgeiſtlichen; dieſer erklärte die Sache für Aberglauben, obgleich ſie gar nicht abergläubiſch iſt. Hierauf ging ſie mit ihrem Anliegen

zu einem katholiſchen Geiſtlichen in der Nachbarſchaft, der betete mit ihr für die arme Seele und las eine Meſſe. Jetzt hörte der Spuk ein halbes Jahr lang auf, hat aber ſpäter wieder angefangen (vermuthlich weil fortgeſetzte Fürbitte und Unterricht, nämlich Hinweiſung auf Den, der helfen kann, mangelt). Manchmal fährt der Geiſt durch die Stube und zündet ein Licht an. Die Frau ſowohl als der Knecht, auf Befragen, ob ſie nichts röchen, verſicherten, ja, wie aus einer Gruft — alſo einen Modergeruch. Dieſe und noch andere Umſtände hat ein verſtändiger Gelehrter von der Wittwe und dem Knecht ſelbſt erhoben, und von der Wirthin des Orts, bei der er einkehrte, vernommen, daß die Sache von langer Zeit her daſelbſt bekannt ſey, wiewohl ſie nicht daran glaube.

— 9 —

Der Bettler.

Merkwürdige Geſchichte, ſo ſich im Jahr 1730, im Herbſt, zu Undenheim, in der Pfalz, zugetragen hat.

Ich war, erzählte Frau B., 18 Jahre alt und diente als Magd bei den Wirthsleuten N. in meinem Geburtsort Undenheim. Dieſes waren alte, kinderloſe Leute, welche gewöhnlich Abends um acht

Uhr zu Bette gingen; ich aber und der Knecht, welcher auch aus dieſem Ort und von gleichem Alter wie ich war, mußten bis 10 Uhr aufbleiben und ſpinnen, worauf wir dann die Läden zumachten und das Thor verwahrten und uns auch legten. Des Morgens um 3 Uhr mußten wir, um zu dreſchen, wieder auf ſeyn.

Eines Abends ſaß der Wirth vor dem Hauſe auf der Bank; da kam ein Bettler gleichſam gekrochen und bat ihn um ein Nachtlager; er ſchlug es ihm aber ab und ſagte, er möge zu einem Bauer gehen, worauf der Bettler fortging.

Um 10 Uhr ging ich, wie gewöhnlich, mit dem Knechte hinaus, um die Läden zuzumachen, wir ſprachen noch ein wenig mit dem vorbeigehenden Nachtwächter, wünſchten ihm gute Nacht, und wollten eben ins Haus gehen, als der Bettler wieder aus der Nebengaſſe kam und uns flehentlich bat, wir möchten ihm doch, um Gotteswillen, ein Nachtlager geben, da ihn Niemand aufnehmen wolle. Wir ſagten ihm, daß wir dieß, ohne Erlaubniß unſers Herrn, nicht thun dürften; ich wurde aber endlich durch das anhaltende Flehen des Bettlers doch erweicht, ſo daß ich zum Knechte ſagte, wir wollen ihn in der Scheuer ſchlafen laſſen, und morgen zur Hinterthüre auf das Feld hinauslaſſen; der Knecht war es zufrieden; wir ließen ihn alſo in die Scheuer und bemerkten ihm, daß er, wenn wir um 3 Uhr zum Dreſchen kämen, ſogleich aufſtehen und fortgehen müſſe, worauf wir zu Bette gingen.

Des andern Morgens kam der Knecht, welcher zuerſt in die Scheune gegangen war, aus derſelben mir entgegen gelaufen, und ſagte mir, zu meinem großen Schrecken, daß der Bettler todt darin liege.

Wir waren nun in großer Angſt und wußten gar nicht, was wir thun ſollten; endlich bekam der Knecht den Einfall, den Bettler aufzubocken und ihn in den hinter dem Hauſe befindlichen trockenen Graben niederzulegen, in der Meinung, daß die Leute, wenn ſie ins Feld gingen und ihn liegen ſähen, glauben würden, er habe dieſe Nacht da geſchlafen und ſey plötzlich geſtorben; er that dieſes nun ſogleich, und es geſchah, wie er gedacht hatte. Man fand den todten Bettler, machte die Anzeige davon; er wurde begraben, und kein Menſch hatte von der Sache etwas gemerkt.

Aber welchen furchtbaren Schrecken und Entſetzen hatte ich in der folgenden Nacht! Ich wachte nämlich auf, und ſah den Bettler in ſchwarzer Geſtalt vor meinem Bette ſtehen; er ſah mich an und ging ſodann zur Kammerthüre wieder hinaus. Wie froh war ich, als es Tag wurde! Kaum war ich aus meiner Kammer, ſo kam mir der Knecht ſchon entgegen, und ſagte mir zitternd und ohne daß ich ein Wort noch mit ihm geſprochen hatte, daß dieſe Nacht der Bettler zu ſeiner Kammerthüre hereingekommen, ſich vor ſein Bett geſtellt, ihn angeſehen habe, und ſodann wieder fort gegangen ſey; er habe die nämlichen Kleider angehabt, wie vor ſeinem Tode, nur habe er ganz ſchwarz ausgeſehen. Ich erzählte ihm nun, daß ich gleichfalls die nämliche Erſcheinung gehabt hätte.

Wir ſagten Niemanden etwas davon, und ſo kam die folgende und jede Nacht der Bettler grade ſo, wie das erſtemal zu uns, zuerſt zu dem Knecht und dann zu mir; wir wechſelten unſere Schlafſtätten, ſchliefen in andern Stuben und im Stall, aber er kam auch dahin.

Wir wurden nun durch dieſe fortwährende Angſt und Graus ganz elend, ſo daß es Jedermann auffiel und wir dadurch im Dorf in ein böſes Gerede kamen. Aber die Furcht, um unſern Dienſt zu kommen, oder gar geſtraft zu werden, wie wir uns einbildeten, verurſachte, daß wir Niemanden etwas offenbarten und ſo im Stillen dieſes Unglück trugen. Die Mutter unſers Knechts ging aber endlich in ihrer Beſorgniß zu dem Herrn Pfarrer, und theilte ihm das Gerede mit, und bat ihn, er möchte ihren Sohn doch vornehmen und ihn ausforſchen, ob es wahr ſey, oder daß er doch ſagen möge, was ſonſt ihm fehle.

Dieſer ließ ihn auch kommen, und ſein freundliches Zureden machte, daß er ihm die ganze Begebenheit mit dem Bettler offenbarte. Unſer Herr Pfarrer war nun keiner von denen, welche ſolche Geſchichten ſogleich als Aberglauben verwerfen; er hörte ihn ruhig an, und rieth ihm ſodann, er ſolle, wenn er nächſtens nach Mainz auf den Markt führe, zum Pater Joſeph ins Franziskanerkloſter gehen und ihm die ganze Sache erzählen, der würde ihm hierauf ſchon rathen.

Als nun das nächſtemal unſer Knecht einen Wagen Stroh nach Mainz auf den Markt zu fahren hatte, ging er zu dieſem Pater und erzählte ihm Alles, was uns mit dem Bettler widerfahren war, und bat ihn ſodann, er möge uns doch in dieſem unſerm Elend rathen und helfen, damit wir davon befreit würden. Nachdem der Pater Alles vernommen hatte, verſprach er ihm ein Mittel zu bereiten, welches er nächſten Markttag bei ihm abholen ſolle.

Mit Sehnſucht hatten wir dieſen Tag erwartet. Der Knecht kam nach Mainz, und nachdem er ſein Stroh verkauft hatte, ging er ſogleich zum Pater, welcher ihm nun zwei verſiegelte Papierchen gab, und ihm ſagte, daß er das eine unter die Thürſchwelle und das andere über die Thüre ſeiner Kammer legen ſolle. Wenn ſodann der Geiſt käme, ſo ſolle er Muth faſſen und ihn dreimal alſo anreden: „Alle guten Geiſter loben Gott den Herrn, und was iſt dein Begehr?“ worauf der Geiſt ſprechen und ihm Antwort geben müſſe; er brauche ſich gar nicht zu fürchten, denn der Geiſt könne ihm nichts thun, und dabei bemerkte er ihm noch, wenn ſie etwas bekämen, ſo ſollten ſie ſein Kloſter nicht vergeſſen. Unſer Knecht verſprach dieß mit Freuden, nahm die Papierchen, und als er zurückgekommen war, legte er ſie nach der erhaltenen Vorſchrift an die angegebenen Stellen. Wie gewöhnlich kam nun auch dieſe Nacht der Bettler in ſeiner ſchwarzen Geſtalt zur Thür herein; der Knecht nahm ſeinen ganzen Muth zuſammen und redete ihn dreimal an, ſo wie es ihn Pater Joſeph gelehrt hatte, worauf der Geiſt ſagte: „Ihr ſeyd Kinder der Barmherzigkeit, ich aber bin verdammt; in der Scheuer, unterm Stroh, werdet ihr Geld von mir finden, das iſt euer.“ Nachdem er dieß geſagt hatte, ging er fort. Wie der Morgen anbrach, ſuchte der Knecht in der Scheuer nach, und fand zu ſeinem Erſtaunen, unterm Stroh verſteckt, wirklich einen alten Strumpf mit Geld. Er theilte mir nun ſogleich Alles mit, was er dieſe Nacht erlebt hatte, und zeigte mir das Geld. Wir behielten aber nichts davon, denn wir hatten eine gewiſſe Furcht vor dieſem Gelde. Wir brachten es unſerm Herrn Pfarrer, es waren einige hundert Gulden, und berathſchlagten mit ihm, was damit zu machen ſey, worauf wir beſchloſſen, daß einen Theil unſere lutheriſche Kirche bekommen ſolle, den andern die reformirte Kirche in unſerm Ort, und der dritte, dem Pater Joſeph für ſein Kloſter, als Beweis unſeres Dankes, zugeſtellt werden ſolle, welches auch geſchah. Der Geiſt erſchien ſeitdem nicht wieder; ich aber, ärgerlich über das viele Gerede der Leute in meinem Ort über uns und über dieſe Sache, verließ ſolchen und ging hierher, wo ich Dienſt fand, und ſpäterhin die Bekanntſchaft eures Vaters machte und ihn heirathete.

Schreiber dieſes hat vorſtehende Geſchichte aus dem Munde der Tochter der Frau B., nämlich der Frau Agnes H., einer Frau, welche von Allen, die ſie kannten, wegen ihres frommen Chriſtenglaubens, ihrer großen Gewiſſenhaftigkeit und ſtrengen Pflichterfüllung in ihrem Berufe, ſehr geachtet wurde. Sie hatte dieſe Geſchichte oft von ihrer Mutter erzählt bekommen, und ſchilderte ihm ſolche als eine ſtreng religiöſe Frau. Täuſchung war hier nicht möglich, da zwei Perſonen auf gleiche Weiſe und auf längere Zeit dieſe Geſchichte erlebten, und *das vorgefundene Geld ein handgreiflicher Beweis war*; und an abſichtliche Erfindung iſt auch nicht zu denken, da eine *ſolche Lüge* bei dem Charakter dieſer Frauen moraliſch unmöglich geweſen. In der Hauptſache habe ich ſie ſo nieder geſchrieben, wie ich ſie von Frau H. gehört habe. Nur habe ich vergeſſen, wie viel Tage lang der Geiſt erſchienen, auch die Namen ſowohl des Knechtes als des Herrn Pfarrers und Paters, da ich mich von letzterem nicht mehr entſinne, ob er Kapuziner, Franziskaner oder Jeſuit war. Ich bedaure, dieſes nun nicht mehr nachholen zu können, da meine chriſtliche Freundin ſchon vor zwei Jahren vom Herrn abgerufen worden iſt. Zur Vervollſtändigung der Erzählung habe ich mir daher nur einzig erlaubt, den Vater, Joſeph und Franziskaver zu nennen, was ja in der Hauptſache nichts ändert.

F., im Juni 1838.

H.

Anmerkung. Herr H. iſt ein ſehr zuverläſſiger Mann, und die Geſchichte ſelbſt ſtimmt mit vielen andern überein, wo verſtecktes Geld oder Geldeswerth eine Seele nicht zur Ruhe kommen läßt, wäre es auch nur eine Kleinigkeit. Dieſer Bettler hatte eine größere Summe verheimlicht, welche für ihn ein Schatz war, und hatte ſich ſchon durch deren Verläugnung, wo nicht durch andere Sünden, verſchuldet. Möge er dadurch, daß er das Geld in den Händen ſeiner Wohlthäter wußte, den Frieden gefunden haben, um den ſein Geiz ihn betrogen hatte.

— r —

Eine Nachricht über das ſogenannte wilde Heer von Rodenſtein.

Am 25. d. M. machte ich von Laudenbach aus die verſprochene Reiſe nach der Burg Rodenſtein, und zog, Ihrem Wunſche gemäß, die Erkundigungen von dem Burggeiſte, der hier hauſen ſoll, ein. Sie wollen nämlich wiſſen, was die Leute, die in jener Gegend leben, davon halten. Darauf kann ich Ihnen nun mit völliger Gewißheit antworten, daß die Leute das Daſeyn eines böſen Geiſtes, der in den beiden Burgen Rodenſtein und Schnellert hauſe, als ganz zuverläſſig angeben. Mehrere Einwohner von Reichelsheim (in deſſen Nähe Rodenſtein liegt) ſtimmen in ihren Angaben völlig überein; allen Bewohnern der ganzen Gegend iſt es bekannt und faſt alle haben ihn auch ſchon ſein Weſen treiben hören. Die Leute ſagen, die Herren von Rodenſtein und Schnellert ſeyen böſe, gottloſe, verworfene Menſchen geweſen, hätten vorüberreiſende Pilgrime, vorbeifahrende Güterwägen, Kaufleute überfallen, ausgeplündert und grauſam mißhandelt, nun müßten ſie büßen und ſeyen verdammt hier auf der Erde, dem Schauplatze ihrer Gräuelthaten, herumzuwandeln und andere ähnlich geſinnte Menſchen vor gleichem Lebenswandel zu warnen. Im vorigen Frühjahr ſey der Burggeiſt wieder ausgezogen, vom Rodenſtein nach dem Schnellert; viele Leute, die damals auf dem Felde und in dem nahen Walde waren, hatten ihn gehört, geſehen aber Niemand. Wenn er auszieht, ſo zieht er auf demſelben Wege von einem Schloſſe zum andern, auf dem früher die beiden Herren von Rodenſtein und Schnellert zuſammen gegangen wären. Man hört bei ſolcher Gelegenheit ein furchtbares Getöſe in der

Luft, als ob ein ganzes Kriegsheer auszöge. Waffengeklirr, Kutſchengeraſſel, Peitſchengeklatſch, Hundegebell, das Lärmen vieler Menſchen ꝛc. Beim Zug ſey auch jedesmal ein Jäger; dieſer habe die Gräuelthaten mit den beiden Herren getheilt, und müſſe nun auch ihr Schickſal theilen. Die beiden Herren ſeyen einmal mit dieſem Jäger auf die Jagd gegangen, unterwegs ſeyen ſie zu einem reiſenden Mönch gekommen, dieſer hätte ſich erkühnt, nur etwas Weniges gegen ihren Willen zu thun, worauf die beiden Ritter ſo erbost worden ſeyen, daß ſie ihrem treuen Jäger den grauſamen, unmenſchlichen Befehl gaben, den Mönch durch die Jagdhunde in Stücke reißen zu laſſen, was dann auch geſchehen ſey. Der Ort, an dem dieſe Gräuelthat vollführt worden, heißt bis auf den heutigen Tag der Hundsgraben, an der Stelle, wo die Ueberreſte des ſo unmenſchlich grauſam behandelten Mönchs begraben ſeyen, ſtehen jetzt noch Grabſteine. — Wenn der Geiſt aus Rodenſtein ausziehe und lange ausbleibe, ſo bedeute dieß gewiß Krieg. Die Anzeige, vom Auszug des Burggeiſtes wird jetzt nicht mehr, wie es früher der Fall war, gemacht; das Landgericht, das früher in Reichelsheim war, und dieſes verlangte, iſt nach Fürth gekommen, und kümmert ſich nichts mehr um die Sache. Auf Zweifel, die ich gegen die Meinungen der Einwohner Reichelsheims aufwarf, wurden mit Beweiſe erzählt, um alle Zweifel zu widerlegen. Es ſeyen, ſo wurde mir geſagt, einmal Bauern mit ihrem Fuhrwerke von einem benachbarten Orte noch Reichelsheim gekommen, um an die dortige herrſchaftliche Verwaltung Gilt und Zinsfrüchte abzuliefern. Der Weg führte nahe an der Rodenſteiner Burg vorbei. Bei ſolchen Ablieferungen gibt es gewöhnlich etwas zu trinken; die Bauern bekamen bei dieſer Gelegenheit mehr, als ihnen gut war. Als ſie auf dem Nachhauſeweg zwiſchen 12 und 1 Uhr in die Nähe des Schloſſes kamen, fiel einem der Bauern in ſeinem trunkenen Uebermuthe ein, die Herren, die hier ihr Weſen treiben ſollten, herauszufordern. Er theilte dieſen Einfall ſeinen Gefährten mit; dieſe gaben ihm einen Verweis und ermahnten ihn, das doch ja nicht zu thun. Er aber nahm in ſeinem Zuſtande keine vernünftige Einrede an, und als er dem Schloſſe gegenüber war, rief er: „He da! ihr Herren! wenn ihr da ſeyd, ſo kommt einmal heraus!“ Kaum ſeyen dieſe Worte geſprochen geweſen, ſo ſey der Bauer ſammt ſeinen 2 Ochſen, die am Wagen waren, bewußtlos niedergefallen. Auf die Bemühung der andern ſey er jedoch bald wieder zum Bewußtſeyn gebracht worden. — Auf den Weg, den der Burggeiſt jedesmal nimmt, ſind Häuſer zum Theil ganz, zum Theil auch nur halb gebaut worden. Eine Scheuer in der Haal, durch deren Einfahrt er zieht, ſteht noch, andere, bei denen kein Durchgang möglich gemacht werden konnte, mußten abgeriſſen werden. Zur Zeit, wenn der Geiſt vorbeigezogen, ſey es unmöglich geweſen, im Innern des Hauſes zu bleiben und ſie wären bald von ſelbſt eingefallen, ſo ſtark ſey der Geiſt an die Auſſenſeite angefahren. Andere Häuſer, die jezt noch zum Theil auf dieſem Geiſterweg ſtehen, erhalten zur Zeit des Vorbeizugs ſolche Stöße und Erſchütterungen, daß Menſchen und Vieh ſich daraus entfernen. Das Vieh brüllt, ſucht ſeine Bande zu zerreißen und ſich zu retten. — Der Mann, der mir das erzählte, ſagte, er ſelbſt ſey einmal mit noch vier andern Männern von Darmſtadt nach Haus, und gerade über dieſen verhängnißvollen Weg gegangen, als der Geiſt gerade auch ausgezogen ſey. Einen ſolchen Schrecken, wie er da gehabt hätte, könne man ſich aber nicht denken; in ſeinem Leben ſey er nicht ſo ſehr erſchrocken. — Eine Frau, wurde mir in der Haal erzählt, wünſchte den Burggeiſt, an deſſen Daſeyn ſie ſehr zweifelte, einmal zu ſehen; es traf ſich nun, daß ſie gerade den Weg ging, als er auszog; über dieſes Zuſammentreffen ſey ſie ſo erſchrocken und ergriffen worden, daß ſie ganz von Sinnen gekommen und verrückt worden ſey. — Ein alter Mann in Reichelsheim erzählt, er ſey auch einmal denſelben Weg gegangen und habe eine Kutſche, mit 4 bis 6 Pferden beſpannt, hinter ſich nachkommen hören; er habe ſich aber nichts darum bekümmert und ſey, ohne ſich daran zu ſtören, weiter gegangen; das Geraſſel ſey ihm aber immer näher gekommen, ſo daß er, jedoch ohne ſich umzuſehen, aus dem Wege gegangen, das Fuhrwerk ſey endlich auch an ihm vorbeigezogen, aber zu ſeinem unbeſchreiblichen Schrecken hätte er weder eine Kutſche noch ſonſt etwas Aehnliches geſehen. So ſey denn auch das Geraſſel wieder verſchwunden. Dieſes Geraſſel ſey nun Niemand geweſen, als die Geiſter der Herren von Rodenſtein und Schnellert.

Nach den Ausſagen der Leute in der ganzen Gegend müſſen die Sagen, die davon gehen, gegründet ſeyn; alle ſtimmen darin überein; viele, faſt Alle, haben den Zug ſchon gehört bei Tag, wie bei Nacht. Die Burg Rodenſtein liegt nicht, wie andere Burgen, auf der Spitze eines Berges, ſondern ganz unheimlich in einer Ecke, wo zwei Berge zuſammenſtoßen; ſie iſt ganz dem Zwecke entſprechend, zu dem ſie benutzt wurde, angelegt. Zu einem Aufenthaltsort von Räubern, Tyrannen, Auswürfen der Menſchheit iſt ſie wie geſtempelt. Die Burg ſelbſt iſt ſtark zerfallen und durch frühere Aufſichtsbeamte muthwillig zerſtört. — Von den Protokollen, die hierüber beim Amte aufgenommen wurden, kann ich folgende mittheilen. Es ſind aber dieß nicht die einzigen, ſondern es exiſtiren noch mehrere hierüber.

Actum. Reichelsheim den 20. September 1743, zeigte Simon Daum an, er habe verſchiedenes von dem Geiſter-Heer gehöret und zwar ſo ſeye es anfänglich — und als die Franzoſen in ſo großer Anzahl über den Rhein gegangen ab — doch aber nach

Verlauf einiger Tage wieder zurückgezogen. Kurz und wenige Tage vor der bekannten Schlacht ohnweit Aſchaffenburg bei Dettingen* ſeye Abends in der Dämmerung ein blaßender — jedoch (wie allezeit) ohnſichtbarer Poſtillon den Schnellerts-Berg hinauf marchiret, da es dann den andern Morgen bei anbrechendem Tag ſich hören laſſen, als ob eine Menge Reuter den Berg herab kämen und weiter fortgeritten wären. Nach der Dettinger Action ſeye es gleich wieder zurückgekommen, und habe ſich bis dato nicht wieder hören laſſen, außer bei dem vor etlichen Tagen in dieſer Gegend geweſenen Huſaren-Marche und Nacht-Quartier, habe es in Sagers Hof ſich nur ein wenig vorher gereget, welches allezeit auch geſchehe, wann Soldaten Marche durch das Amt giengen.

1748 den 13. Juli zeigt Simon Daum wieder an: Als das letzte Volk bei ihnen gelegen und in Brabant marchiret, ſeye dieſes Geiſtesheer denſelben Morgen mit Reuten und Fahren durch ſeinen Hof gezogen, 4 Wochen nach Martini, im vorigen Jahr aber auf gleiche Art wieder zurück — und durch ſeinen Hof gekommen. Vergangenen Donnerstag 8 Tag, als den 4. hujus ſey es des Abends abermalen aus dem Schnellerts durch ſeinen Hof mit einem Getöſe von Pferdten, und Kutſchen gezogen, und habe mit Peitſchen doch ganz dunkel, geklappert, als wann man dergleichen von weitem höre.

---

* Am 27. Juni 1743.

1748 den 11. Nov. meldet der Simon Daum von Oberkainsbach, daß das Geiſterheer in verwichener Woche an einem Morgen bei hellem Tag ſich merken laſſen, wobei es aber nicht viel gemacht, und ſeye ſeinem Bedünken nach, wiederum in den Schnellert gezogen.[*]

1756 den 21. Dez. zeiget Eliſabetha, weil. Simon Daumen zu Oberkainsbach hinterlaſſene Wittib an, daß ſchon am vergangenen Dienſtag vor 11 Tagen der Landgeiſt aus dem Schnellerts bei ihrem Haus wiederum vorbei paſſiret, und habe es ſich alſo zugetragen. Als ſie Abends in der Nacht, da es eben geheißen, daß die kaiſerl. Soldaten aus denen Niederlanden hierdurch marchiren ſollten[**] außer ihrem Haus herumgegangen, ſeye ihr vorgekommen, als ob ein Menſch ſie ſtark anhauche; indem ſie nun in die Höhe geſehen, habe ſie wahrgenommen, daß ſie unter dem Hals eines Pferdes ſtehe auf dem ein Reuter geſeſſen; aus Angſt habe ſie keines von beiden betrachtet, ſondern ſeye zurück in die Stube gelaufen, in welcher ihr die anweſenden Leute geſagt: daß es dreimal an einen Poſten geſchlagen, daß die Fenſter gezittert, welches der Geiſt zu thun pflege, ſo oft er durch ihren Hof paſſire. Sie habe nun nichts gehöret, ihres Nachbarn des Johann Georg Trautmanns Weibsleute hätten aber erzehlet, daß es den Mittwoch darauf wieder zurückpaſſiret ſeye, und ſich an ihrem, des Trautmanns Haus, gemeldet habe.

---

[*] Friedensabſchluß zu Aachen am 18. Oct. 1748.

[**] Der ſiebenjährige deutſche Krieg nahm damals ſeinen Anfang.

1758 den 16. Dec. zeiget Joh. Peter Daum (des Simen Daums Sohn) von Oberkainsbach an: der Landgeiſt aus dem Schnellerts ſey in der Nacht vom 6. auf den 7. von Rodenſtein aus, wieder in den Schnellert gezogen; wann und wie er aus dem Schnellerts nach Rodenſtein gegangen, ſolches hätten ſeine Leute nicht wahrgenommen, aber in der angezeigten Nacht habe ſeine Mutter, die außer dem Haus geweſen, gehört, daß der Landgeiſt reutend die Hecken herunter gekommen, und an ſeinem Hauſe habe er dreimal an ſeinem Fenſterpoſten geklopft, ſo er und ſeine Leute gehöret, und darauf ſeye er auf den Schnellerts zugeritten.* Weil nun der Landgeiſt wieder nach Hauſe gegangen; ſo hielten ſie dieſes für ein gutes Zeichen und glaubten, daß in den hieſigen Gegenden es wieder ruhig — und ſolche von denen fremden Soldaten befreit werden würden.

1758 den 20. Dec. wurde in Erfahrung gebracht, daß ſich der bekannte Landgeiſt jederzeit und auch in der letzten Anzeige gemeldeten Nacht zu Brensbach in Joh. Leonhard Hübners Haus gemeldet. Dieſer

---

* Nach der Schlacht von Hochkirchen.

Hübner und ſein Nachbar beſitzen ein Echteriſches Haus, welches noch mit alten Mauern umgeben iſt. Er erzählet: ehe dieſer Krieg angegangen und ehe man an einen ſolchen gedacht, ſey der Geiſt in der Nacht in ſeinen Hof gefahren gekommen, in ſeiner Küche hätten ſie ordentlich gekochet, den Kroppen über's Feuer gehänget und an den Tellern und Schüſſeln geklappert, endlich aber alles hinter die Thüre zuſammen geworfen, und darauf fortgefahren. Es geſchehe dieſes jederzeit wann ein Krieg angehe, und wann alles untereinander geſchmiſſen werde: ſo gehe es unglücklich, dahingegen er einen glücklichen Ausgang habe, wann das Geſchirr in der Küche ordentlich aufgehoben werde. Es laute aber nur immer ſo, und verlege niemal etwas. Er habe es auch vor dieſem Kriege in Brensbach geſaget, daß ſolcher kommen werde, man habe ihn aber damit nur ausgelachet. Der Geiſt habe ſich vor ohngefähr 6 oder 7 Wochen, da er aus dem Schnellerts gezogen, in ſeinem Hauſe auch gemeldet, welches der Oberkainsbacher nicht wahrgenommen. Vor Zeiten ſoll dieſer Geiſt auch in Grumbach * vor einem Hauſe, worin

---

* Fränkiſch-Crumbach. — Was unter Allem am angemeſſenſten und ritterthümlich klingt, iſt, daß der wandernde Rodenſtein hier noch immer, wie er vormals zu thun pflegte, ſein Roß beſchlagen läßt und daß er im Vorbeireiten ſeine vormaligen Unterſaßen durch einen Schlag mit der Streitaxt gegen den Eckpfoſten des Hauſes vor Schaden warnet. —

ehedeſſen ein Schmidt gewohnet, und welches jetzo von einem Zimmermann beſeſſen wird, und dem Pretlackiſchen Hauſe gerade über ſtehet, gemeldet haben, und gemeiniglich allda die Pferde beſchlagen laſſen. Der Weg deſſelben gehet alſo von dem Schnellerts durch die ſogenannte Haal in Oberkainsbach nach Breusbach, von da nach Crumbach und ſo weiter nach Rodenſtein.

1759 den 26. April zeigte Anna Eliſabetha, weil. Simon Daumen zu Oberkainsbach hinterlaſſene Wittib an: am letztvergangnen Palm-Sonntag den 8ten dieſes, da es ohngefähr eine Stunde Nacht geweſen, habe ſie gehört, daß es an dem Schnellertsberg ſehr gekrachet, als wann man Aeſte von Bäumen abhaue, endlich habe ſie gedünket, daß eine mit Pferdten beſpannte Kutſche den Berg herunter ſehr langſam gefahren komme; ſobald aber ſolche auf der Ebene geweſen, ſey es in der durch die Bach gehende Straße, und nicht durch ihren Hof ungemein ſchnell fortgefahren, ſo ſchnell einer fahren könne, und habe geraſſelt, wie es zu geſchehen pflege, wenn man ſehr hurtig über die Steine fahre, und ſeye noch nicht wieder zurückgekommen. Weil es nun nicht durch ihren Hof gefahren, und auch nicht angeklopft; ſo habe es in hieſigen Gegenden jetzo noch keine Noth, weil es aber noch nicht zurückgekehret, ſo ſeye es denen Völkern am Main auch noch nicht ruhig.

1760 den 27. April zeiget Joh. Leonhard Hübners zu Brensbach Ehefrau ebenfalls an, daß ſie vor noch nicht gar 3 Wochen, Nachts um 12 Uhr einen ſtarken Tumult in ihrer Küche wahrgenommen und deutlich gehört, und ſeye es ihr vorgekommen, als wann man in aller Eil, Häfen, Schüſſeln, und Brunnen-Züber in einander ſtelle, oder in der Geſchwindigkeit und Eilfertigkeit zuſammen packe. Weiter aber habe ſie nichts gehört.

1760 den 12. April zeiget Georg Trautmann von Oberkainsbach an: Drei Tage zuvor, ehe die Reuter vom Königl. Franzöſiſchen Regiment Sonstain zu Ober-Ansbach eingerücket, ſo jezo ohngefähr 7 Wochen ſeyn mögen, habe man Abends, da er zu Nacht gegeſſen, in ſeinem und ſeines Nachbars Peter Daum Hof, ein Getümmel, Gezisch und Reuten gehört, als wann einige Reuter einrückten, und 3 Tage zuvor ehe die Reuter wieder ausgerücket, ſeye in der Nacht in Peter Daums Stall ein ſehr groſer Lärm entſtanden, als wenn man an den Pferdten arbeitete, und darauf hätten die Reuter auch ziemlich abmarſchiren müſſen. Am Mittwoch Nachts, vor dem grünen Donnerstag, habe in ſeinem Hof wieder ein Pferd ſehr gewiehert, er aber weder Reuter gehört, noch etwas geſehen, und vor vier Tagen habe es in Konrad Rauſchen Hof allda geritten, daß die Hufeiſen geklappert, er habe aber nichts gehört, wohin das Reuten gegangen. Am Mittwoch, vor dem grünen Donnerstag, in vorigem Jahr, ſeye es auch ſo gegen den Schnellerts durch ſeinen Hof geritten, und den Freitag darauf, die Schlacht bei Bergen vorgegangen.[*]

1763 den 19. Jan. zeiget Johannes Hartmann von Oberkainbach an: daß der Landgeiſt in dem Schnellerts ſich verſchiedenemal ſeit den Chriſtfeiertagen wieder hören laſſen, und erzählet die dabei vorgegangene Umſtände folgendergeſtalt: Am letztverfloſſenen zweiten Chriſtfeiertag Abends und den dritten Tag gegen Morgen, und alſo kurz vorher ehe die Kaiſerl. Königl. Truppen durch hieſige Gegenden paſſiret, ſeye an dem ſogenannten Schnellerts ein großer Larmen entſtanden, welcher ſich nach und nach ſeinen Gütern genähert, jedoch habe er auf der Erde nichts wahrnehmen können, ſondern nur in der Luft ein Bellen vieler jungen Hunde gehöret, welche von jemand gleichſam gehetzt werden. Und auf gleiche Weiſe habe er dieſes alles auch in der vorigen Woche wieder vermerket.

Geſtern Abend ſeye ſein Knecht vom Hof herein in die Stube gekommen, welchem ſeine, Deponentens, Weibsleute voller Aengſten nachgefolget und hätten geſagt, daß in der Gegend des Schnellerts ein großer Larmen ſeye, und ihn ſodurch veranlaſſet, hinaus zu gehen, um zu ſehen, ob dem alſo ſeye. Als er nun in den Hof hinaus gekommen, habe er ein erſtaunliches

---

[*] Den 12. April 1759.

Getöſe und Geräuſch in der Luft gehört, welches die quer über ſeine Güter vorbei und gegen des Conrad Rauſchen Haus ſich gewendet, und habe es ihn Deponenten dieſesmal nicht anders gedünket, als wenn viele große Hunde zuſammen belleten, und eine Stimme, welche immer gerufen: Hou! hou! dieſelbe aufhetzete, er ſeye zwar dieſem Geräuſch nachgegangen, um zu ſehen, welchen Weg es noch weiter nehmen würde, habe aber, als er an das obbemeldten Rauſchen Haus gekommen, nichts mehr wahrnehmen können. Und ſeye dieſes dermalen beſonders, daß das Geiſter-Heer nicht ſeinen ordinairen Weg durch des Simon Daumen Hof und weiter gegen Abend genommen, ſondern dieſesmal jederzeit vor ſeinen Gütern vorbei, und gegen Mittag ſich gewendet.* Er glaube dahero, daß es noch viele Völker in die hieſige Gegend kommen würden.**

1763 den 3. Fbr. zeiget Johannes Weber von Oberkainsbach an: Um letzt verwichenen Dienſtag vor 11 Tagen ſeye bekanntlich der Geiſt ausgezogen und von ſeinem Nachbar, dem Johannes Hartmann gehöret werden. Den folgenden Donnerstag, als den 20. leztverfloſſenen Monats Jan. nach ungefähr 8 oder 9 Uhr, habe er Deponent, da er eben in ſeine Scheuer gehen wollen, ein ſtarkes Getös wahrgenommen, als wann einige Chaiſen den Berg hinauf gingen und gegen das Schnellerts-Schloß zu fübren. Er habe zwar nichts geſehen; aber doch die Pferdte gar deutlich trappen und die Räder knarren hören, und da ſie den Berg ſtark hinauf gefahren, immer Ho! Ho! rufen hören, wie man insgemein zu rufen pflege, wenn man die Pferdte, welche eine große Laſt zu führen hätten, antreiben wollte. Weil der Geiſt auf dieſe Weiſe einzuziehen pflege, wann es ruhig werde, ſo werde insgemein dafür gehalten, daß jetzo alles ſtill und ruhig bleiben werde.

---

* Der Zug ging alſo dieſesmal nicht nach Rodenſtein ſondern mehr nach der Grafſchaft Erbach zu.

** Dießmal hatte nur freilich der Deponent unrichtig kalkulirt, denn ſchon am 15. Febr. wurde der Friede zu Hubertsburg geſchloſſen, und dieß iſt auch die Urſache, daß der Geiſt dießmal nicht nach Rodenſtein zog.

1761 den 25. März, zeiget Joh. Peter Daum von Oberkainsbach an: der Schnellerts-Geiſt habe ſich in der vergangenen Nacht wiederum einmal gemeldet. Es ſeye ohngefähr 3 Stunden Nacht geweſen, da er und ſeine Leute etwas oben den Hof herein, wo der Weg von Schnellerts-Schloß hergehe, kommen hören, und da ſie eben im Begriff geweſen, das Fenſter aufzumachen, habe es dreimal ſo hart an daſſelbe geſchlagen, als jemand mit der Fauſt daran ſchlagen könne, und darauf habe es ſeinen Weg die Straße fort, gegen Niederkainsbach zu genommen. Weil bei den letzten Kaiſerkronungen, von ihm und ſeinen Leuten die nehmlichen Merkmale des Schnellerts-Geiſtes wahrgenommen werden, ſo vermuthe er, daß deſſen dermaligen Auszug die bevorſtehende römiſche Königs-Wahl[*] und Krönung bedeute. Sobald dieſe geſchehen, werde er wie ſonſten auch wiederum zurückkommen.

1764 den 25. Juni: Alldieweilen Johann Peter Daum von Oberkainsbach bei ſeiner letzten Anzeige, von dem Auszuge des Schnellerts-Geiſtes vermuthe, daß ſolcher nach vollendeter Krönung Ihro Römiſch Königlichen Majeſtät wieder zurückkommen werde, davon aber noch keine eigentliche Nachricht ertheilet, als wurde derſelbe mit ſeinem Nachbarn Johann Georg Trautmann verbeſchieden und darüber befraget, welche dann einmüthig verſichern, daß ſie von des Geiſtes Zurückkunft nicht das mindeſte gehöret, ſonſten ſie es ſogleich würden angezeigt haben.

1764 den 30. Juni zeiget Joh. Trautmann wiederum an: Es habe zwar weder er noch ſein Nachbar den Einzug des Schnellerts-Geiſtes gehöret; nachdem ſie aber nach ihrer Heimkunft ihre Weibsleute darüber befraget, ſo hätten dieſe verſichert, daß ermeldeter Geiſt ſelbigen Abend, als der Daum von dem Auszug deſſelben, bei dem hieſigen Amte die Anzeige gethan, ehe er wieder nach Hauſe gekommen, und da es kaum Nacht geweſen, auf die nämliche Art, wie er ausgezogen, wieder in das Schnellerts-Schloß zurückgegangen.

---

[*] Joſephs des Zweiten, welcher den 27. März deſſelben Jahres gewählt und am 3. April zum Kaiſer gekrönt ward.

F. Wirth.

Ekſtaſis.

In Rom erzählt man ſich folgende Geſchichte. Zwei Freunde wollten daſelbſt bei dem frommen alten Abbate B. (wo ich recht gehört habe, Balotta) in der Kirche beichten. Der eine von ihnen blieb aus; inzwiſchen ſaß B. im Beichtſtuhl, und der andere Freund ging ſeine Beichte abzulegen. Als dieſes geſchehen war, mitten in der Admonition, hielt B. ein, und weil der Beichtende ſich deſſen langes Schweigen nicht erklären konnte, ſo trat er vor, und ſah ihn wie in einem Starrkrampf liegen. Er rief dem Glöckner, und ſie ſuchten ihn aufzuwecken, welches nicht gelingen wollte, bis er endlich von ſelbſt die Augen aufſchlug, um die Beichthandlung zu beendigen. Sein erſtes Wort aber war, der Beichtende ſolle ein Credo beten, denn ſo eben ſey ſein Freund in das Paradies gegangen. Aus der Kirche ging jener ſogleich nach ſeines Freundes Haus, wo er deſſen

Leute weinend fand, weil derſelbe geſtorben ſey. Er fragte, ob er wohl im Glauben und Andenken an den Herrn verſchieden? worauf ihm geantwortet wurde, ganz gewiß, denn der Abbate B. ſey dabei geweſen und bis an ſein Ende geblieben.

— r —

Inneres Schauen in Göthes Familie.

(Von der Frau Bettina von Arnim.)

Göthes Großvater war ein Träumender und Traumdeuter, es war ihm vieles über ſeine Familie durch Träume offenbar. Einmal ſagte er einen großen Brand, dann die unvermuthete Ankunft des Kaiſers, voraus. Dieſes war zwar nicht beachtet worden, doch hatte es ſich in der Stadt verbreitet und erregte allgemeines Staunen, als es eintraf. Heimlich vertraute er ſeiner Frau: ihm habe geträumt, daß einer der Schöffen ihm ſehr verbindlicher Weiſe ſeinen Platz angeboten habe. Darauf ſtarb dieſer am Schlag; ſeine Stelle wurde durch die goldne Kugel Göthes Großvater zu Theil. Als der Schultheiß geſtorben war, wurde noch in ſpäter Nacht durch den Rathsdiener auf den andern Morgen eine außerordentliche Rathsverſammlung angezeigt, das Licht im ſeiner Laterne war abgebrannt, da rief Göthes Großvater aus ſeinem Bette: gebt ihm ein neues Licht, denn der Mann hat ja die Mühe blos für mich. Kein Menſch hatte dieſe Worte beachtet, er ſelbſt äußerte am andern Morgen nichts und ſchien es vergeſſen zu haben. Seine älteſte Tochter (Göthes Mutter) hatte ſichs gemerkt und hatte einen feſten Glauben dran, wie nun der Vater ins Rathhaus gegangen war, ſteckte ſie ſich, nach ihrer eigenen Ausſage, in einen unmenſchlichen Staat, und friſirte ſich bis an den Himmel. In dieſer Pracht ſetzte ſie ſich mit einem Buch in der Hand im Lehnſeſſel ans Fenſter, Mutter und Schweſter glaubten, ſie ſeye närriſch, ſie aber verſicherte ihnen, ſie würde bald hinter die Bettvorhänge kriechen, wenn die Rathsherren kommen würden, ihnen wegen dem Vater, der heute zum Syndicus erwählt werde, zu gratuliren; da nun die Schweſtern ſie noch wegen ihrer Leichtgläubigkeit verlachten, ſah ſie vom hohen Sitz am Fenſter den Vater im ſtattlichen Gefolge vieler Rathsherren daher kommen; verſteckt Euch, rief ſie, dort kommt er und alle Rathsherren mit; keine wollte es glauben, bis eine nach der andern den unfriſirten Kopf zum Fenſter hinausſteckte und die feierliche Prozeſſion daher ſchreiten ſah, liefen alle davon und ließen Göthes Mutter allein im Zimmer um ſie zu empfangen.

Dieſe Traumgabe ſchien auf die eine Schweſter fortgeerbt zu haben. Denn gleich nach des Vaters

Tod, da man in Verlegenheit war, das Teſtament zu finden, träumte ihr, es ſey zwiſchen zwei Brettchen im Pult des Vaters zu finden, die durch ein geheimes Schloß verbunden wären; man unterſuchte den Pult und fand alles richtig. Göthes Mutter aber hatte das Talent nicht, ſie meinte, es komme von ihrer heitern, ſorgenloſen Stimmung und ihrer großen Zuverſicht zu allem Guten. Gerade dieß mag wohl ihre prophetiſche Gabe geweſen ſeyn, denn ſie ſagte ſelbſt, daß ſie in dieſer Beziehung ſich nie getäuſcht habe.

Göthes Großmutter kam einſt nach Mitternacht in die Schlafſtube der Töchter und blieb da bis am Morgen, weil ihr etwas begegnet war, was ſie vor Angſt ſich nicht zu ſagen getraute. Am andern Morgen erzählte ſie, daß etwas im Zimmer geraſſelt habe wie Papier, in der Meinung, das Fenſter ſey offen und der Wind jage die Papiere von des Vaters Schreibpult im anſtoßenden Studienzimmer umher, ſey ſie aufgeſtanden, aber die Fenſter ſeyen geſchloſſen geweſen. Da ſie wieder im Bett lag, rauſchte es immer näher und näher heran mit ängſtlichem Zuſammenknittern von Papier, endlich ſeufzte es tief auf, und noch einmal dicht an ihrem Angeſicht, daß es ſie kalt anwehte, darauf iſt ſie vor Angſt zu den Kindern gelaufen. Kurz hiernach ließ ſich ein Fremder melden, da dieſer nun auf die Hausfrau zuging und ein ganz zerknittertes Papier ihr darreichte, wandelte ſie eine Ohnmacht an. Ein Freund von ihr, der in jener Nacht ſeinen herrannahenden Tod gefühlt, hatte nach Papier verlangt, um der Freundin in einer wichtigen Angelegenheit zu ſchreiben, aber noch ehe er fertig war, hatte er, vom Todeskrampf ergriffen, das Papier gepackt, zerknittert und damit auf der Bettdecke hin und her gefahren, endlich zweimal tief aufgeſeufzt und dann war er verſchieden. Obſchon nun Das, was auf dem Papier geſchrieben war, nichts Entſcheidendes beſagte, ſo konnte ſich die Freundin doch vorſtellen, was ſeine letzte Bitte geweſen. Göthes edler [illegible]vater nahm ſich einer kleinen Waiſe jenes Freundes, die keine rechtlichen Anſprüche an ſein Erbe hatte, an, ward ihr Vormund, legte eine Summe aus eigenen Mitteln für ſie an, die Göthes Großmutter mit manchem kleinen Erſparniß mehrte.

Seit dieſem Augenblicke verſchmähte Göthes Mutter keine Vorbedeutungen, noch ähnliches, ſie ſagt: wenn man es auch nicht glaubt, ſo ſoll man es auch nicht läugnen oder gar verachten, das Herz werde durch dergleichen tief gerührt.[*]

---

[*] In einer frühern Sammlung dieſer Blätter iſt erzählt, wie Göthe einmal ein ſogenanntes zweites Geſicht von ſich ſelbſt hatte, wie er ſich ſelbſt ſah, als Doppelgänger ſah.

Feuer=Erſcheinungen.

Unter dieſer Aufſchrift im Allg. Anz. d. Teutſchen Nr. 529 von 1838 erzählt ein mit K. zu F. unterzeichneter Einſender Folgendes, indem er für das richtig Geſehene bürgen will.

„Mein Onkel in S. hatte einen Berggarten, der ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt entfernt und mit vielen und guten Obſtbäumen beſetzt war; er erforderte daher im Herbſt, wenn das Obſt reifte, eine Bewachung, die ich und ein ehemaliger Schulkamerade von mir in einem Alter von 16 und 17 Jahren um ſo lieber übernahmen, da in dem Garten ein kleines Gartenhaus mit einem Ofen war. An einem Sonntag Abend war ich in die Stadt gegangen, um meine Geliebte zu ſprechen, in die ich — wie ſichs in dieſem Alter von ſelbſt verſteht — ſterblich verliebt war; ich war daher auf dem Rückwege nach dem Garten in einer Stimmung, in welcher ich es — wie man ſagt — mit dem Teufel ſelbſt aufgenommen hätte. Auf dieſem Rückwege, gegen 11 Uhr des Nachts, führte mich der Fußſteg quer über einen breiten Fahrweg. So wie ich in dieſen eintrat, ſah ich ungefähr 20 Schritte von mir faſt mitten im Fahrwege ein Feuer, wie von glühenden Kohlen, doch ohne Flamme. Mein erſter Gedanke war, daß dieſe Kohlen noch ein Ueberreſt von einem durch Hirten angemachten Feuer wären; es war mir deßhalb ſehr willkommen, weil ich grade meine friſchgeſtopfte Pfeife dabei anbrennen wollte; ich ging daher auf daſſelbe zu, war aber kaum noch 1 oder 5 Schritt davon entfernt, als alles Feuer verſchwunden war. Nichts deſto weniger nahte ich mich in der Dunkelheit noch ſo weit, als ich glaubte, daß dieſes Feuer geweſen ſeyn müſſe. Ich wühlte eine geraume Zeit mit den Händen vor, neben und hinter mir in dem Staub, in der Hoffnung, wenigſtens auf heiße Aſche zu treffen, jedoch vergeblich. Den andern Morgen ſehr frühe ging ich wieder auf dieſen Platz, und durchſuchte den ganzen Fahrweg dieſer Gegend, ohne eine Spur von Aſche, Kohlen oder ſonſtige Anzeigen eines vorhanden geweſenen Feuers zu finden.

„Das Leuchten des faulen Holzes kannte ich ſehr genau, aber dieſes Feuer hatte ganz das Anſehen und die Farbe der glühenden Kohlen; dieſes iſt mir nach Verlauf von vielen Jahren ſehr wohl erinnerlich, und noch ſchwebt mir das ſchöne Kohlenfeuer vor, an welchem ich meine Pfeife anbrennen wollte.“ —

Dieſe Erſcheinung könnte eine elektriſche geweſen ſeyn, wir wollen die Möglichkeit nicht beſtreiten, wiewohl die nähere Erklärung ſchwer fallen mag. Sie erinnert jedoch an den Volksglauben, daß wenn an einem Ort feurige Kohlen erſcheinen, es einen daſelbſt verborgenen Schatz anzeige, und wenn man deſſen habhaft werden wolle, man ſtillſchweigend irgend etwas, was man bei ſich trage, darauf werfen müſſe. Bei dieſer Gelegenheit ſollen ſchon Schnupftücher auf wirklichen Kohlenfeuern in Flammen aufgegangen ſeyn.

Indeſſen erzählt man ſich doch auch Beiſpiele, die jene Sage beſtätigen. Die Mutter der Frau S. K. ſah einſt in ihrem Haus an einer Stelle feurige Kohlen, und vermuthete daher hier einen Schatz. Sie verkaufte nachher das Haus, weil ihr ein anſehnliches Gebot geſchah, wollte aber doch vorher an jenem Ort einen Verſuch machen, ließ einen Ruthenſchläger kommen (die Wahrheit der Wünſchelruthe iſt jetzt anerkannt, vg. Dr. Paſſavant über den Lebensmagnetismus), und die Ruthe ſchlug. Man grub alſo nach, und fand eine blecherne Büchſe mit Goldſtücken, ungefähr 300 Gulden an Werth, welche ſie unter ihre Töchter vertheilte. Eine Schweſter der Frau S. K. beſaß vor etwa 10 oder 20 Jahren jene Büchſe noch, worauf ſich das Bild oder die Namen der heiligen Dreieinigkeit befanden.

Ein ehrlicher Knecht meines Vaters erzählte in meiner Jugend oft mit dem größten Ernſte, was ihm hierin in der ſeinigen begegnet ſey. Er war der Sohn eines Weggeld-Einnehmers in einem einzeln ſtehenden Gebäude an der Landſtraße. Er lebte im Streit mit den Hirtenknaben, die ihm öfters aus Muthwillen ſeine Meiſenſchläge verdarben. Dafür rächte er ſich, wenn ſie Nachts auf dem Felde bei ihren Pferchen in ihren auf zwei Rädern ſtehenden Hüttchen ſchliefen, ſtieß dieſe an der Scheere rückwärts um, und pochte daran, als ob Diebe und Mörder da wären. Als er einſt ebenfalls bei dunkler Nacht ausging, ſie auf dieſe Weiſe zu ängſtigen, ſo ſah er plötzlich auf ſeinem Weg einen Keſſel mit glühenden Kohlen, und indem er voller Furcht ſich davon wenden wollte, ſo traten zwei Doggen ihm von beiden Seiten in den Weg, ihn anſchauend und gleichſam bittend, er möge ſich des ſonderbaren Gegenſtandes bemeiſtern. Daſſelbe geſchah, als er dennoch weg wollte, von der andern Seite nochmals und vielleicht mehrmals. Er entſchlüpfte aber endlich und eilte nach Haus, erzählte das Abenteuer den andern Morgen ſeinem Vater, und erhielt von ihm Schläge dafür, daß er nicht Beſitz ergriffen und von der Sache geredet habe, weil nun der Schatz tiefer geſunken und auf lange Zeit verloren ſey.

Eine ganz ſonderbare Begebenheit ereignete ſich vor etlichen 30 Jahren auf einem adeligen Gut bei dem Dorfe L. in Sachſen. Hier zeigte ſich öfters unter freiem Himmel eine Erſcheinung wie ein nebelhaftes elektriſches Feuer in Form einer Säule, die der Gutsbeſitzer zu unterſuchen ſich bemühte. Anfangs zeigte ſie ſich in einem Walde, durch den er Nachts ritt, und wo er (damals Officier) zu Pferde mit dem Degen auf ſie eindringen wollte, aber abſteigen, und das Pferd, welches ſich bäumte und ſchnaubte, am Zügel führen mußte. Indem er ſo darauf eindrang, wurde er naß wie von einem Nebel, es flimmerten aber zugleich elektriſche Funken, und das Phantom wich. Nachher ließ er dieſen Theil ſeines Waldes umhauen. Später erſchien das ſonderbare Geſpenſt wieder an einem andern, äußern Theile des Waldes, zog ſich nach einem Steg hin und verſchwand. Er ſtellte daher einſt bei Nachtzeit ſeinen Jäger mit Hunden vor den Steg, um der Erſcheinung den Weg zu verſperren, und ging nun mit dem Degen auf ſie drein. Da er dem Ding näher kam, wurde es ſehr groß und nahm eine Art von menſchlicher Geſtalt an, wich dann zurück nach dem Steg hin und verſchwand. Als er an den Steg ſelbſt kam, war ſein Jäger mit den Hunden nicht mehr da, er fand ihn erſt bei ſeiner Heimkunft, und derſelbe ſagte ihm, als die Erſcheinung ſich genahet, hätten die Hunde ſich unter ſeine Füße verkrochen, ſeyen dann fortgelaufen, das Phantom ſey über ihn hinaus und ihm ſeyen plötzlich alle Zähne ausgefallen. Auch war der Jäger hernach mehrere Tage lang unwohl, erholte ſich aber wieder, und lebte noch lange geſund aber zahnlos. Seitdem hat ſich das ſeltſame Ungethüm nicht mehr gezeigt.

War dieſes nun ein geiſtiges lebendiges Weſen oder was ſonſt? Jedenfalls wäre zu wünſchen, daß Perſonen, die um die Sache wiſſen, ſie beſtätigen und wo möglich obige Erzählung berichtigen möchten.

— D —

Analogie zwiſchen dem elektriſchen Fluidum und den geiſterhaften Annäherungen.

Arago erwähnt in ſeiner Abhandlung über den Blitz, daß die Empfänglichkeit für ihn und alſo für das elektriſche Fluidum, nicht an jedem Menſchen in gleichem Grade hafte, daß ſich da ſehr große Abſtufungen zeigen, ja, daß es Menſchen gebe, die ganz unempfänglich für das elektriſche Fluidum ſeyen. Merkwürdig iſt auch, daß nach beſtimmten Beobachtungen ſich Thiere für daſſelbe empfänglicher als Menſchen zeigen. Iſt nun dieß ſchon bei dieſem Fluidum der Fall, ſo iſt dieß noch mehr bei einem ihm wahrſcheinlich ähnlichen, aber noch viel ſubtileren Fluidum, man möge es Nervengeiſt, oder wie man wolle, benennen, das geiſtigen Erſcheinungen als Medium dient, ſich zu offenbaren. Auch für dieſes, und wegen ſeiner größern Feinheit um ſo mehr, haben nicht alle Menſchen die gleiche Empfänglichkeit, ja ſehr viele ſind für daſſelbe ganz unempfänglich, iſolirt und es iſt dabei merkwürdig, daß auch für dieſes Fluidum, wie bei dem elektriſchen der Fall iſt, Thiere noch größere Empfänglichkeit als der Menſch zeigen.

Arago ſagt: „Die elektriſche Materie geht ziemlich frei durch eine ganze Reihe Menſchen. Es giebt indeſſen Perſonen, welche hiebei den elektriſchen Strom unterbrechen und keine Erſchütterung fühlen, ſelbſt wenn ſie das zweite Glied in der Kette ſind. Dieſe Menſchen leiten ausnahmsweiſe das elektriſche Fluidum nicht, gehören alſo ausnahmsweiſe zu den Körpern, welche der Blitz nicht, oder doch ſelten, trifft. Eine ſo auffallende Abweichung muß aber nothwendig Abſtufungen haben und jedem Grade der Leitungsfähigkeit eines Menſchen entſpricht in gewiſſem Maße ſeine Gefahr während eines Gewitters. Einer, der ſo ſtark leitet wie Metall, wird auch ſo leicht getroffen werden, wie Metall; ein Anderer, der den elektriſchen Strom unterbricht, wird nicht viel mehr zu fürchten haben, als wenn er aus Glas oder Harz wäre. Zwiſchen dieſe Extreme nun fallen Individuen, deren Körper wie Holz, wie Stein u. ſ. w. leiten. Beim Blitzſchlage kommt ſomit nicht alles auf die Stellung des Menſchen an, auch ſeine phyſiſche Conſtitution ſpielt hiebei eine große Rolle. Es ſcheint ſo ziemlich ausgemacht, daß der Menſch dem Blitz ſtärkeren Widerſtand leiſtet, als das Pferd und der Hund.

Am 12. April 1781 wurden drei Edelleute bei Coſtres vom Blitze getroffen. Die drei Pferde waren auf der Stelle todt, dagegen nur einer der Reiter.

Im Juni 1826 wurde bei Worceſter eine Stute erſchlagen, ohne daß dem Kinde, das ſie führte, etwas widerfuhr. Im Juni 1810 befand ſich zu Villiers ein Schiffer in einem Zimmer und neben ihm ſein Hund. Letzterer wurde vom Blitze erſchlagen, der Mann dagegen fühlte kaum die Erſchütterung.

Am 11. Juli 1819 wurden zu Chateau-neuf-les-Moutiers während des Gottesdienſtes neun Perſonen erſchlagen, zugleich aber ſämmtliche Hunde in der Kirche. Man fand ſie in den Stellungen, die ſie gerade vor dem Streiche gehabt.

Es iſt bekannt, daß Hunde und Pferde, die nach dieſen Erfahrungen ſo ſehr empfänglich für das elektriſche Fluidum ſind, auch ein viel feineres Gefühl als Menſchen für geiſterhafte Annäherungen haben.

Gewiß würden ſolche Menſchen, die für das elektriſche Fluidum weniger Empfänglichkeit zeigen, auch diejenigen ſeyn, die ſich bei geiſterhaften Annäherungen auch ganz iſolirt verhalten und umgekehrt. In jedem Falle werden wir durch dieſe verſchiedene Empfänglichkeit eines Menſchen vor dem andern, und namentlich auch der Thiere von den Menſchen, für das elektriſche Fluidum, an die verſchiedene Empfänglichkeit eines Menſchen vor dem andern, und namentlich auch der Thiere vor dem Menſchen, für geiſterhafte Annäherungen erinnert, beſonders da dieſe ſo ſehr oft ſich durch das Medium oder in der Begleitung einer dem elektriſchen Fluidum analogen inpondrablen Materie äußern.

Merkwürdige Sympathie eines Hundes.

Der Metzgermeiſter Röſch in Oberſinn (Unterfranken) hatte einen zu ſeinem Geſchäfte bisweilen nöthigen Hund, der oft zu Hauſe blieb, wenn ſein Herr auf die Handelſchaft ging, und nichts von ſich merken ließ, ſollte dieſer auch längere Zeit ausgeblieben ſeyn. Am 19. Oct. d. J. begab ſich Röſch wieder weg; der Hund fängt in der Nacht an, äußerſt unruhig zu werden, zu winſeln, aus der Stube zu laufen, draußen kläglich zu heulen und ſich nicht zu befriedigen, obgleich man Alles anwandte, und ihn ſogar ſchlug. Des folgenden Tags kam die Nachricht, daß der Röſch einige Stunden von ſeinem Orte, zur nämlichen Zeit, da der Hund anfing unruhig zu werden, bei dunkler Nacht in ein Kellerloch gefallen und auf der Stelle todt geblieben war.

Möchte man dieſem Hund nicht die Sprache wünſchen, um von ihm zu erfahren, was er vielleicht im Traume geſehen, oder auf welche Weiſe er des Unfalls ſeines Herrn inne geworden ſey? Die Seele des Thiers hat ein Ahnungsvermögen, ein inneres Geſicht, welches bei dem Menſchen verſchloſſen oder zurückgedrängt iſt, weil er ſich nicht in dem einfachen Naturſtande befindet, und ſein Geiſt ſich mit vielerlei andern Dingen beſchäftigt, welche ihn für den verborgenen Zuſammenhang mit unſichtbaren Gegenſtänden unempfänglich machen. Könnten wir uns in eine nichtdenkende Paſſivität verſetzen, ſo würde jener unterdrückte Sinn offener hervortreten, daher den einfachſten Menſchen dieſelbe Wahrnehmungsgabe des unſchuldigen animaliſchen Lebens eigen iſt, welche der geiſtig überfüllte und überſpannte Klügling verlacht. In ſo fern beſchämt uns das Thier; es liegt aber nur an dem geſtörten Gleichgewicht unſerer beiden innern Facultäten. Jetzt muß entweder beſondere Naturanlage, oder nervöſe Affection, oder magiſche Mittel, oder prophetiſcher Beruf, manchmal nur auf Augenblicke uns die Augen öffnen für das, was noch öfter als dunkles Gefühl uns anwandelt, und wofür wir eben deßwegen ganz gewiß das verſchloſſene und verhärtete Wahrnehmungsvermögen in uns tragen.

— 8 —

Der Wisperer oder Ohrenrauner.

Unter dieſer Ueberſchrift iſt in einer auf dem Continent wenig verbreiteten engl. hippologiſchen Zeitſchrift kürzlich die Lebensſkizze eines nun verſtorbenen merkwürdigen Pferdebändigers und Kollers erſchienen, welcher in mehreren irländiſchen Grafſchaften bei dem gemeinen Volke für eine Art von Hexenmeiſter galt.

Da dieſelbe in der dortigen hippologiſchen Welt, beſonders unter den ſo zahlreichen Freunden der Rennbahn, bedeutendes Aufſehen erregt hat, ſo können wir es uns nicht verſagen, ſie im gedrängten Auszuge mitzutheilen, und eine damit verwandte, beachtenswerthe Angabe aus dem North American Turf Regiſter vom Junius 1838 über ein transatlantiſches Geheimmittel zur augenblicklichen Zähmung unbändiger Thiere hinzuzufügen. F. M.

Im Marſtall Lords Doneraile, Vaters des jetzigen gleichnamigen Viscounts in der irländiſchen Grafſchaft Cork, diente vor einer Reihe von Jahren ein ſeinem ganzen Weſen und Ausſehen nach gar ſeltſames, ja ſchnurriges Männchen, Namens Con Sullivan, welches in der ganzen Gegend weit und breit umher nur unter dem Namen „der Wisperer" bekannt war, und von Vielen, ja wie es ſcheint, ſogar von dem Seelſorger des Ortes, wo er ſich gewöhnlich aufhielt, mit ſcheuen Blicken angeſehen, und eines nicht zu bezweifelnden Bündniſſes mit dem Schwarzen geziehen wurde. Con ſtammte, wie er ſich öfter wohlgefällig rühmte, aus einer uralten Jockey-Familie in der Grafſchaft Limerick, deren Urſprung bis in die Zeiten der Geraldine hinaufreichte, und ſcheint ſein Geheimmittel zur augenblicklichen Bändigung der gefürchtetſten Wildfänge, die von den erfahrenſten Bereitern als durchaus unbezähmbar aufgegeben worden waren, als ein Erbſtück überkommen zu haben.

Sein Probeſtück legte er ſchon in früher Jugend durch die augenblickliche Kirrung eines dem Lord Doneraile gehörigen ſtörrigen Gaules, Namens Wildfire, ab, den kein Hufſchmied in der ganzen Gegend zu beſchlagen ſich getraute, der aber durch Cons ihm in Beiſeyn des erſtaunten Lords und einer Menge von Umſtehenden ins Ohr geraunte Zauberworte bezwungen, augenblicklich ſo kirr und lenkſam wie ein Damenpony wurde.

Drei ſeiner wunderſamſten Dreſſuren oder Curen, wie der Erzähler ſie nennt, möchten, wie derſelbe hinzufügt, eine Münchhauſenſche Fabel zu ſeyn ſcheinen, wenn ſie nicht durch die einſtimmige Ausſage und Betheurung vieler noch lebenden Augenzeugen als vollkommen wahr beglaubigt wären.

Er vermied ſorgfältigſt jede heftige Bewegung und Geberde, wenn er ſich einem Thiere, auf das er wirken ſollte, näherte, und verließ ſich einzig und allein auf irgend eine nur ihm bekannte noch bis zur heutigen Stunde unausgemittelte Verbindung von Lauten. (?) Der Angabe eines ſeiner beiden Söhne zufolge, welcher Hundevogt des jetzigen Lord Doneraile iſt, trat er gewöhnlich mit rückwärts gekreuzten Händen von hinten her ans Thier, und die Wirkung, die er auf daſſelbe ausübte, es mochte ſo unbändig und widerſpänſtig, oder ſagen wir lieber ſo kollerig wie immer ſeyn, war ſo augenblicklich und magiſch, und brachte einen ſo unauslöſchlichen Eindruck hervor, daß das Thier wie umgewandelt erſchien. In den meiſten Fällen hätten Monate der ſtrengſten kunſt- und ſchulmäßigen Dreſſur das nicht bewirken können, was Con im Punkte der Lenk- und Folgſamkeit im Nu zuwege brachte. Zeit und Ort waren ihm ganz gleichgültig, und ſeine Wirkungen ſo dauernd als ſein Syſtem unfehlbar war.

Con, der kein Wettrennen im ganzen Lande verſäumte, wurde einſt zu dem ſeiner Zeit berühmten Rennpferde, König Pipin, geholt, welches binnen wenigen Stunden bei dem großen Mallow-Rennen figuriren ſollte, und auf welchem bedeutende Wetten ſtanden, das aber gerade in einen ſeiner periodiſchen Kollerzuſtände gerathen, in welchem es durchaus unnahbar war, ja dem Gerüchte zufolge ſchon früher zwei Jockeys erſchlagen haben ſollte. Dem Junker, ſagte Con mit der gleichgültigſten Miene von der Welt, wollen wir gleich den Kopf zurecht ſetzen. Wie geſagt, ſo gethan. Nachdem er ihm einige ſeltſame Laute ins Ohr geraunt hatte, wurde das Thier wie vom Donner gerührt; auf ſein Geheiß kniete es nieder; Con ſtreckte ſich auf daſſelbe ganz gemächlich der Länge nach aus, ſchlug Feuer, zündete ſeine Pfeife an, und that einige tüchtige Züge, dann ſtand er auf, ſattelte es, und ging nach der Rennbahn, wohin ihm das Pferd ſo fromm und willig wie das beſte dreſſirte Windſpiel folgte. Es lief hierauf ſo rüſtig, als wie wenn gar nichts vorgefallen wäre, und gewann!

Bei einer andern Production, die durch eine Wette eines Landjunkers aus der Grafſchaft Tipperary veranlaßt wurde, der 100 Guineen gegen 500 von Lord Doneraile ſetzte, daß der Wiſperer mit einem ihm gehörigen Satan von Gaul, wie er ſagte, der ſeiner Bösartigkeit halber berüchtigt war, nichts ausrichten werde, brachte Con nach wenigen Augenblicken das Unthier dahin, daß er ungeſcheut einen kleinen Handſpiegel an eines ſeiner Vorderbeine befeſtigen, und ſich ſodann, querüber das Thier gelegt, welches von einem kalten Schweiße triefte, und dann und wann ſchauerte, ſich aber doch nicht rührte, ungehindert den Bart abnehmen konnte. Die Wette hatte eine große Zuſchauermenge herbeigezogen, und ſämmtliche Fenſter des Schloſſes waren mit Damen beſetzt, die in den allgemeinen Jubel mit einſtimmten und ihren Beifall durch Schwenken von Tüchern und andere lebhafte Bewegungen zu erkennen gaben. Der Lord ſchlug die Annahme des Gewinnſtes aus, weil, wie er als ein ächter Gentleman äußerte, der Erfolg für jeden, der Sullivans Leiſtungen kenne, zum voraus nur zu untrüglich geweſen ſey.

Ein als unverbeſſerlich ſtörrig aufgegebenes Trainpferd, das er einſt um einige Schillinge erſtand, konnte er noch an demſelben Tage um viel mehr Pfunde verkaufen, und auf der Straße zwiſchen Mallow und Cork, die es ſeitdem als Karrengaul öfters befuhr, war nie ein lenkſameres geſehen worden.

Der Seelſorger, dem das Treiben des Wiſperers ſtets höchlich mißfallen, ja als eine Art von Teufelsſpuk vorgekommen war, hatte ihn ſchon öfter zur Rede geſetzt und ernſtlich ermahnt, denſelben fahren zu laſſen, oder wenn, wie er behaupte, nichts Unheimliches dahinter ſey, ihm ſein Mittel unterm Beichtſiegel zu entdecken; als ſeine Ermahnungen erfolglos geblieben waren, hatte er ihn öffentlich von der Kanzel herab als Schwarzkünſtler bezeichnet, ſo daß er zumal von dem weiblichen Theile der Gemeinde ſichtlich gemieden wurde. Con, dem vorzüglich der letztere Umſtand ſehr unbequem fiel, verließ für eine Weile die Gegend, kehrte jedoch, von einer unbezwinglichen Anhänglichkeit für den, wie er ſagte, mit ihm aufgewachſenen Marſtall Lord Donerailes getrieben, wieder zurück, und trieb, ohne ſich um die über ihn verhängte Art von Kirchenbann viel zu kümmern, nach wie vor, jedoch ſo viel wie möglich insgeheim, ſein Weſen. Bald darauf begegnete er dem Geiſtlichen, welcher zu Pferde war, auf einem Wege, wo er ihm nicht unbemerkt entſchlüpfen konnte. „Nun!“ rief ihm P. James mit finſtrer Miene zu, „ſehe ich einen andern Menſchen vor mir, oder biſt du zurückgekommen, um dein Hexenſpiel von neuem zu beginnen? „Nach einigem Hin- und Herreden ſtellte ihm der Geiſtliche kategoriſch die Wahl zwiſchen feierlicher Verzichtleiſtung, die bis zum nächſten Sonntag erfolgen müßte, oder förmlichen Kirchenbann. Con ſtellte ſich wie höchlich entſetzt darüber: „Was wird mein Weib ſagen, wenn ich mich gegen die Kleriſei auflehne. Nun gut, ich will Ew. Ehrwürden in das Geheimniß einweihen, und ich wette, wenn Sie es einmal kennen, ſo werden Sie ſelber ſagen, daß ſelbſt ein Biſchof, mit der Inful angethan, wiſpern und dann gleich darauf ein Hochamt halten dürfe, ſo ein gar ſchuld- und harmloſes Thun iſt es. Um Ew. Ehrwürden nun gleich die Sache klar zu machen, will ich mit Paddheree da (des Prieſters Klepper) ein Wörtlein ſprechen.“ Er legte nun ſeinen Mund an deſſen Ohr und brachte das Gegentheil ſeines gewöhnlichen Wiſpern zuwege, um zu zeigen, daß er nicht bloß den böſen Pferdehumor bannen, ſondern auch heraufbeſchwören könne. Paddheree hatte kaum das magiſche Gewiſper des loſen Schalks vernommen, als er ſich widerſpenſtiger als der ſtörrigſte Maulthierhengſt geberdete, und alle Tücken urplötzlich in ihn gefahren zu ſeyn ſchienen.

Con hatte ſich einige Schritte entfernt, und weidete ſich an dem Treiben des tollgewordenen Kleppers und der Pein des armen Paters. Denn wollte derſelbe abſteigen, ſo ſchnappte Paddheere nach ſeinen Beinen oder drehte ſich im Kreiſe herum, und trieb er ihn an, ſo bäumte er ſich himmelhoch und drohte, ihn abzuwerfen. Endlich mußte die Reverenz ſich aufs Bitten legen und nun ſchrieb der Schalk die Bedingungen des künftigen Burgfriedens vor, welche in völlig unbehelligter Ausübung ſeines, wie er ſich ächt jokeymäßig ausdrückte, „kleinen Janus“ beſtanden.

Das neueſte in Europa angekommene Heft des Noth American Turf Regiſter, ein, wie man ſieht, den Angelegenheiten des nordamerikaniſchen Rennbahnen gewidmetes hippologiſches Blatt, welches ſeit einigen Jahren dann und wann Leiſtungen der dortigen Jockeys berichtet hat, die denen Con Sullivans des Wiſperers wenig nachgeben dürften, äußert ſich über das Mittel, wodurch ſie bewirkt werden, auf folgende geſchraubte Weiſe:

„Dieſe ſeltſame Wirkung wird durch Urſachen hervorgebracht, die bis jetzt von den Phyſikern als durchaus einflußlos gänzlich überſehen worden ſind. Obſchon ſie vielleicht ſeit Jahrhunderten bekannt geweſen und von Unzähligen gedankenlos und kleinlich angewendet worden ſeyn mögen, ahnten doch nur Wenige die außerordentliche Gewalt des Spielzeugs, das als Tand gehandhabt wurde. Sie ſind, wie wir glauben, vorzüglich zur Ausübung eines noch ungeahnten Einfluſſes auf die Thierorganiſation geeignet, und ſcheinen hauptſächlich eine völlige Umwandlung im Nervenſyſtem der Hufen- und Klauenthiere hervorzubringen, wodurch das Pferd oder Maulthier oder Rind gegen nervöſe Aufregung geſtählt wird.“

Der Herausgeber verſpricht Allem aufzubieten, ſich die Erlaubniß zur Veröffentlichung des Geheimmittels auszuwirken.

Die ägyptiſchen Zauberer.

Aegypten hatte, wie bekannt, ſchon in alten Zeiten berühmte Zauberer: dieſelben ſind auch jetzt noch nicht ausgeſtorben, und ſie thun Dinge, die wenigſtens ſehr zauberhaft ausſehen. Ein engliſcher Reiſender, Lane, der eben ein treffliches Werk über Aegypten herausgegeben hat, erzählt von dieſem Zauberer Mehreres, unter anderm auch: „Salt hatte Urſache, unter ſeinen Leuten einen Dieb zu vermuthen, da mehrere Gegenſtände aus ſeinem Hauſe verſchwunden waren. Er ließ demnach einen berühmten Zauberer kommen, der ſie einſchüchtern ſollte, damit ſich der Schuldige zu erkennen gäbe. Der Zauberer kam, und ſagte, er wolle das vollkommen treue Bild des Diebes einem Knaben zeigen, der Herr vom Hauſe möge deßhalb einen rufen. Es arbeiteten eben mehrere Knaben in dem Garten neben dem Hauſe, und einer derſelben wurde hereingerufen. Der Zauberer zog nun in der hohlen Hand des Knaben mit einer Feder ein gewiſſes Diagramm und goß in die Mitte deſſelben ein wenig Tinte. In dieſe Tinte ſollte der Knabe unverwandt hineinſehen. Darauf verbrannte er etwas Weihrauch und einige Stückchen Papier, die mit Zauberformeln beſchrieben waren, während er zugleich mehrere Gegenſtände aufforderte, in der Tinte zu erſcheinen. Der Knabe erklärte, er ſähe alle dieſe Gegenſtände und endlich auch das Bild des Diebes; er beſchrieb deſſen Statur, Geſicht und Kleidung, ſagte, er kenne ihn, lief ſogleich fort in den Garten und ergriff einen dort Arbeitenden, der vor ſeinem Herrn auch ſeine Diebereien geſtand.“ Solche Erzählungen reizten natürlich Lane's Neugierde und er bemühte ſich, ſelbſt Zeuge von den Thaten ſolcher Zauberer zu ſeyn. Endlich glückte es ihm. Der Zauberer verheimlichte nichts, zeigte ihm die Papiere, die er verbrennen wollte, und fragte ihn endlich, ob der Knabe eine abweſende oder todte Perſon ſehen ſollte. „Ich,“ fährt Lane fort, „nannte Lord Nelſon, von dem der Knabe ſicherlich nie etwas gehört hatte, denn es gelang ihm kaum den Namen auszuſprechen. Der Zauberer ſagte nun zu dem Knaben, er möge ſagen „Sultan, mein Meiſter grüßet dich und wünſchet, du mögeſt Lord Nelſon bringen. Bring ihn vor meine Augen, damit ich ihn ſehe.“ Der Knabe ſagte dies und ſetzte faſt unmittelbar darauf hinzu: „Der Bote iſt fort und bereits zurückgekehrt. Er brachte einen Mann mit ſchwarzer europäiſcher Kleidung; der Mann hat ſeinen linken Arm verloren.“ Dann ſchwieg er ein paar Augenblicke, blickte aufmerkſam in die Tinte und ſagte: „Nein, er hat ſeinen linken Arm nicht verloren, ſondern an die Bruſt gelegt. Dieſe Berichtigung machte die Beſchreibung genauer, als ſie ohne dieſelbe geweſen ſeyn würde, da Nelſon ſeinen leeren Aermel an die Bruſt zu befeſtigen pflegte, aber er hatte bekanntlich den rechten Arm verloren. Ohne darüber etwas zu ſagen, fragte ich den Zauberer, ob die Gegenſtände in der Tinte erſchienen, als ſtänden ſie gerade vor den Augen, worauf er antwortete, man ſähe ſie wie in einem Spiegel. Dies machte die Beſchreibung des Knaben fehlerlos. — Bei einer andern Gelegenheit machte ſich ein Engländer über dieſe Kunſtſtücke luſtig und ſagte, nichts könne ihn zufrieden ſtellen, als eine genaue Beſchreibung ſeines Vaters, den in der ganzen Geſellſchaft gewiß Niemand kannte. Der Knabe rief alsdann die angedeutete Perſon mit Namen und beſchrieb dann einen Mann in einer gewöhnlichen Frankenkleidung, der die Hand auf den Kopf gelegt habe, eine Brille trage und den einen Fuß etwas emporhalte, als wollte er von einer Erhöhung herabſteigen. Die Beſchreibung war in jeder Hinſicht treu; die eigenthümliche Haltung der Hand war durch ein faſt fortwährendes Kopfweh, und die des Beins durch ein ſteifes Knie veranlaßt. Bei einer andern Gelegenheit wurde Shakeſpeare ſowohl ſeiner Perſon als ſeiner Kleidung nach genau beſchrieben und ſo ließen ſich noch viele Beiſpiele aufführen, in welchen ein ſolcher Zauberer die ungläubigen Engländer in Staunen ſetzte. Der Verfaſſer geſteht, die Sache durchaus nicht erklären zu können.

Der bekehrte Miſſethäter im Canton Bern.

Ein für Criminaliſtik und Pſychologie gleich wichtiges kleines Buch iſt 1827 zu Berlin bei L. Oehmigke erſchienen unter dem Titel: „Lebens- und Bekehrungs-Geſchichte des Doctors der Rechte F. D . . . . , eines am 30. Sept. 1817 zu Aarwangen im Canton Bern hingerichteten Diebes und Mörders. Von ihm ſelbſt im Gefängniſſe geſchrieben. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Fr. Ad. T***. Mit einer Vorrede von Julius Eduard Hitzig.“ Wer die lehrreichen Bekehrungsgeſchichten hingerichteter Miſſethäter in dem Werk von Woltersdorf: „Der Schächer am Kreuz,“ geleſen hat, wird ihnen dieſe gern an die Seite ſtellen; ſie hat aber etwas Ausgezeichnetes durch die ſeltſamen Erſcheinungen, die der Buße des Doctors D. im Kerker vorausgingen, und ihn durch hölliſche Schrecken und Qualen dahin brachten, daß er zum erſten Mal ſeine Zuflucht zu Gott und ſeinem Erlöſer nahm.

Dr. D., von Natur mit einer glühenden Einbildungskraft und heftigen Leidenſchaften begabt, verfiel ſeiner guten und frommen Erziehung ungeachtet, hauptſächlich aus Anlaß der Franzöſiſchen Revolution und des Leſens von Romanen allmälich in vielfache Sünden und Verbrechen, Diebſtähle, Betrügereien, Saufen, Unzucht, kurz in alle Gottloſigkeit, ſuchte Andre zum Unglauben und gleichen Laſtern zu verführen, ſchadete ihrer Geſundheit aus Neid, machte mehrere Mordanſchläge, und führte zuletzt einen ſolchen in der Trunkenheit an ſeinem eigenen von ihm geliebten und ſeiner Leitung befohlenen Schreiber aus, getrieben von einer eben ſo ſonderbaren Eiferſucht, als ſein ganzes verwirrtes, zwiſchen guten Vorſätzen und Rückfällen ſchwankendes Benehmen Jedem unerklärbar ſeyn muß, der den Wahnſinn der Verderbtheit, die Schwachheit des von Gott und ſeinem Heiland entfremdeten Menſchenherzens und die Macht böſer geiſtigen Einflüſſe nicht kennt. Hier endete ein Menſch von vortrefflichen Anlagen, der ſeinen Leidenſchaften den Zügel ſchießen ließ, als ein ſchreckliches Beiſpiel auf dem Schaffot, und es mußte ſo weit mit ihm kommen, damit ſeine Seele noch gerettet würde. Dadurch wurde er aber zugleich ein merkwürdiges Beiſpiel jener unendlichen Gnade, die dem bußfertigen Schächer das Paradies zuſicherte, und die Erzählung und Belege ſeiner gründlichen Bekehrung ſind höchſt erbaulich und bewundernswerth.

Gleichwie aber ſie das Gemüth des Leſers gen Himmel emporheben zu Dem, der noch immer das Verlorene ſucht und mit grenzenloſem Erbarmen aufnimmt, ſo öffnet der Anfang der Gefangenſchaft dieſes Miſſethäters uns die Hölle. Durch ihre Schrecken und Qualen mußte er hindurch, um tief erſchüttert zu werden, und als ein lebendig Verdammter die Hände nach dem Thron der Barmherzigkeit auszuſtrecken. Es ſcheint, als ob daſſelbe böſe Geiſterreich, das ihn in alle ſeine Verbrechen geſtürzt hatte, ſich ihm nun ſichtbar kund geben ſollte, und zwar nicht bloß ihm zu zeigen, wohin er gelangt war und was ihm nach dem Tode bevorſtand, ſondern auch ihn auf die letzte, ſchwerſte Probe zu ſtellen, indem es ihn zum ausdrücklichen Abfall von Gott und zur Ergebung an den Fürſten der Finſterniß zu bewegen ſuchte.

Was es jedoch mit den einzelnen Erſcheinungen, die gleich in der Nacht nach ſeiner erſten lügenhaften Vernehmlaſſung begannen, für eine Bewandtniß gehabt, iſt ſchwer zu ſagen. Bloß eigene, ſelbſterſchaffene Gebilde waren es, ungeachtet ſeiner lebhaften und aufgeregten Phantaſie, ſchwerlich. Sie haben einige Aehnlichkeit mit den Phantasmen von Nikolai und Blake, aber ſie zeichnen ſich vor ihnen durch weit größere Bedeutenheit und Richtung auf beſtimmte Zwecke aus, ſo daß, wären auch objectivirte Imaginationen darunter, ſie nicht wohl ohne Einwirkung und etwa Miterſcheinung böſer und zuletzt guter perſönlichen Geiſtweſen entſtanden ſeyn können, denen denn die Macht beiwohnt, außer ſich ſelbſt alles das zu figuriren und den Sinnen vorzuſtellen, was ihre Abſicht erfordert. Die ſtarke und jetzt noch geſteigerte Phantaſie des Gefangenen war nur der Spiegel der Empfänglichkeit oder das Mittel der Wahrnehmung, nicht deren Grund.

Auch hier wurde das Sehen durch das Gehör und durch Träume eingeleitet. Erſt Töne einer angenehmen Muſik, dann im Traum ſeltſame Figuren von jeder Geſtalt und Alter, ſchnell kommend und gehend. Hernach beim Wachen in der folgenden Nacht leiſe Stimmen, ſanfte dann rauſchende Muſik, dann mancherlei drohende und viele ſcheußliche Geſtalten. Auch bei Tag noch fortwährende Erſcheinungen. „Die beiden Figuren erſchienen wieder, und erklärten mir, ſie ſeyen Abgeſandte nicht des Himmels, ſondern der Hölle, und daß ich dem Satan huldigen ſollte, dem ich ſchon angehörte ꝛc.“ Sein Entſetzen, ſeine Todesangſt, ſeine Verzweiflung erreichte einen hohen Grad. So dauerten dieſe finſtern Geſichte in mannigfacher Abwechſelung, bis er ſich zum Gebet wandte, wo freundlichere Erſcheinungen eintraten. Indeſſen mußte er hernach doch noch wahre Höllenpein ausſtehen. Hölliſche Geiſter ſuchten ihn durch Drohungen und glänzende Verſprechungen zu vermögen, Gott zu entſagen und ſich dem Satan hinzugeben. Er ſetzt hinzu: „daß ſie auf meine Weigerung mich nackt zur

Erde warfen, und nachdem ſie glühende Schmieden vor mir aufgerichtet hatten, eiſerne Stangen und andre Marterwerkzeuge glühend machten, ſie an mehrere Theile meines Körpers hielten, und mir mehrere Stunden hindurch unerhörte Qualen verurſachten, deren Entſetzlichkeit ſich kaum faſſen läßt, viel weniger beſchreiben.“ — Dieſes Alles wirkte endlich die Ueberzeugung in ihm, daß nur bei Gott, und zwar in Chriſto Heil für ihn ſey. Anhaltendes Gebet, hierauf Umgang mit frommen Predigern und chriſtlichen Schriften vollendeten ſeine Bekehrung. Er rechtfertigt ſich auch wegen obiger Viſionen und vertheidigt ihre Weſentlichkeit. Obgleich er ſie nur ſummariſch und nicht alle beſchreibt, ſo iſt die Erzählung doch für einen vollſtändigen Auszug zu weitläufig. Man leſe das Büchlein ſelbſt, es iſt wichtig.

◆

Auszug aus einem Briefe aus Luiſenſtadt (in Nordamerika).

Gegen das Ende des verwichenen Auguſts hatte man einen Taglöhner aus der Gegend von der im nördlichen Carolina gelegenen Fayetteſtadt, Namens Harriſon, der angeklagt war, ſeinen Herrn ermordet und beraubt zu haben, vor den peinlichen Gerichtshof dieſer Stadt gebracht. Das Verbrechen war bewieſen. Da nun dieſer Mörder vor Gericht ſtand, um ſein Verdammungsurtheil anzuhören, erhob ſich der Präſident des Gerichts, Namens Jacob W., von ſeinem Richterſtuhle, um das Todesurtheil auszuſprechen. Aber in dem Augenblicke, da er ſprechen wollte, erblaßte er; ſein ganzer Leib zitterte, und es war ihm unmöglich, ein Wort hervorzubringen; man trug ihn in Zuckungen und einem Zuſtand des Wahnſinns, der ſchwer zu beſchreiben iſt, nach Hauſe.

Viele Bürger hatten ſich in die Wohnung dieſer obrigkeitlichen Perſon begeben, und man erſtaunte allgemein, als Jacob W., da er wieder zu ſich kam, Gott und die Menſchen wegen eines Meuchelmordes um Verzeihung bat, den er an der Perſon des W. Bates, eines Schottländers, verübt hatte, deſſen Bedienter er 20 Jahre vorher geweſen war, und deſſen Vermögen er ſich zugeeignet hatte.

Man glaubte, er ſey nicht bei Sinnen. Man ſuchte ihn zu beruhigen, vergebens, er beharrte auf ſeiner Erklärung, und man brachte ihn ins Gefängniß. Hier die Geſchichte, die er erzählte: „Ich bin mit Hrn. Bates nach Amerika gekommen, der ſo gütig war, mich im Augenblicke, da ich an Allem Mangel litte, in ſeinen Dienſt zu nehmen. Er bewies mir viele Güte und behandelte mich als Freund. Nach ſeiner Ankunft in Neu-York entſchloß er ſich, nach dem Staate Kentucky zu reiſen, wo er liegende Gründe kaufen und wohnen wollte. Er hatte für 20,000 Dollars Bankbillets bei ſich. Er bot mir an, ihn zu begleiten, und ich willigte ein. Während der Reiſe kamen mir eine Menge böſer Gedanken ein, die ich anfangs zu vertreiben ſuchte. Jedesmal, wenn wir durch einen Wald gingen, dachte ich, es wäre mir leicht, meinen Reiſegefährten ums Leben zu bringen, und mir ſein Vermögen zuzueignen. Ich ſtellte mir das glückliche und unabhängige Leben vor, das ich mit einer ſolchen Geldſumme führen könnte; und da es mir nicht an Unterricht fehlte, ſo hoffte ich, in einem Lande, das im Entſtehen war, gut fortzukommen, und einſt unter meinen neuen Mitbürgern eine ehrenvolle Stelle zu bekleiden."

„Habſucht und Ehrgeiz quälten mich Tag und Nacht; endlich überwand mich die Verſuchung, und eines Tages, an den Ufern des Ohio, zwiſchen zwei Felſen, 20 Meilen von Pittsburg, erſchlug ich meinen Herrn mit einem knotigen Stock. Nie werde ich die Worte vergeſſen, die er zu mir ſprach, ehe er den letzten Athemzug that: „Unglücklicher, du wirſt der göttlichen Gerechtigkeit nicht entgehen!" Ein Schauer überfiel mich bei dieſen Worten."

„Ich nahm die 20,000 Dollars und ſetzte meinen Weg fort. Nach meiner Ankunft in Luiſenſtadt verbarg ich den größten Theil meines Reichthums und kaufte einen kleinen Kramladen, wo ich mich mit einem kleinen Gewinn begnügte, um die Aufmerkſamkeit nicht rege zu machen. Ich gebrauchte die Vorſicht, meinen Namen zu ändern. Da mich meine Nachbarn nach und nach emporkommen ſahen, ſchrieben ſie meine Glücksumſtände meiner Betriebſamkeit und Thätigkeit zu. Nach einigen Jahren erweiterte ich meinen Handel; ich wurde allgemein geehrt; ich heirathete eine Frau, die ich liebte; ich bekam Kinder; ich erhielt das Amt eines Richters, und dem Anſchein nach, war Niemand glücklicher als ich. Demungeachtet verlor ich nie das Andenken an mein begangenes Verbrechen. Oft glaubte ich mitten in der Nacht ein Geſpenſt vor meinem Bette ſtehen zu ſehen, mich mit feurigen Augen ſtarr anblicken, und mir die Donnerworte wiederholen: „Unglücklicher! du wirſt der göttlichen Gerechtigkeit nicht entgehen.“

„Ich hielt dieſe ſchlimmen Geſichte für die Wirkung einer erhitzten Phantaſie. Allein letzten Donnerstag war es keine Täuſchung; im Augenblicke, als ich das Todesurtheil gegen den Miſſethäter ausſprechen wollte, der um eines ähnlichen Verbrechens willen verurtheilt war, erſchien daſſelbe Geſpenſt vor meinen Augen, und ich hörte die Worte: „Du wirſt der göttlichen Gerechtigkeit nicht entgehen.“ Die Sinne vergingen mir, meine Zunge erſtarrte, und es war mir unmöglich, länger das ſchreckliche

Geheimniß zu verhehlen, das mein Herz beklemmte. Ich bin auf mein Schickſal gefaßt.“

Man nahm dieſen Mordbekenner ſogleich in Verhaft und ſtellte die nothwendigen Nachſuchungen an, um die Wahrheit der Erzählung des Herrn Jacob W. zu beurkunden.

Die Mordthat wurde bewieſen und der Mörder zum Tode verurtheilt.

J — r.

Der Zorngeiſt.

1. Petr. 5, v. 8. 9. Seyd nüchtern, wachet! denn euer Feind (Widerſacher), der Teufel, geht wie ein brüllender Löwe herum und ſucht, wen er verſchlinge ... Widerſtehet ihm ſtandhaft im Glauben und wiſſet, daß eure Brüder in der Welt das nämliche zu leiden haben!

Jacob. 4, v. 7. 8. ... Widerſtehet dem Teufel, ſo wird er von euch fliehen. Nahet euch Gott, ſo wird er ſich euch nahen ...

Pſalm 115, v. 18. 19. Der Herr iſt nahe Allen, die ihn anrufen, Allen, die ihn mit Ernſt (mit Wahrheit, Aufrichtigkeit und Innigkeit, v. Meyer) anrufen. Er thut, was die Gottesfürchtigen begehren, und höret ihr Schreien und hilft ihnen.

Es war am vierten Advents-Sonntage, den 23. December 1827, Abends gegen fünf Uhr, als Herr B., ein Sechziger, mit ganz weißen Haaren, früher in ſehr kümmerlichen Umſtänden, aber dabei immer ſehr munter, mich beſuchte. Da ich gegen denſelben aus mancherlei Gründen eingenommen war, ſo erfreuete mich deſſen Beſuch nicht ſehr, beſonders auch weil ich im Begriff war auszugehen; ich faßte nun Geduld ſo viel ich konnte, um mit Gleichmuth den läſtigen Beſuch zu ertragen. Wir ſprachen nun, wie faſt gewöhnlich, von ſeinen Schickſalen und Umſtänden, und ich rühmte, da es gerade das Geſpräch mit ſich brachte, ſeinen Bruder, daß nämlich dieſer dennoch, trotz ihrer gegenſeitigen Feindſchaft, viel für ihn gethan habe, und daß er demſelben für alle die großen von ihm empfangenen Unterſtützungen doch immer vielen Dank ſchuldig ſey und dergleichen mehr; dieſes wollte er aber durchaus nicht zugeben, er ereiferte ſich heftig und ſagte, daß dieſes Alles Schuldigkeit von ſeinem Bruder ſey und gar nicht dankenswerth, und daß ſolcher, als ein ſo reicher Bruder, noch viel mehr für ihn hätte thun können, und ſo fing er, ſowohl gegen ſeinen Bruder, als auch gegen ſeine eigene Frau, immer mehr zu läſtern an.

Da ich nun, der Herr wolle es mir verzeihen, mit noch mehreren Perſonen, die Herrn B. kannten, glaubte, daß derſelbe ein Heuchler, ein Scheinheiliger ſey, der ſich nur fromm ſtelle, und daß ſeine Frau und ſein Bruder, wohl nicht ohne Grund, ſo feindſelig gegen ihn wären, obgleich er immer alle Schuld auf beide wälzen und durchaus gar nicht gefehlt haben wollte, ſo wurde bei dieſer Stimmung im Lauf unſerer Unterhaltung, mein Herz immer mehr gegen ihn erbittert, ſo daß ich ihn ſolches alle Augenblicke durch ſcharfen Tadel und Widerſprechen fühlen ließ. Mein Kopf wurde heiß, mein Geſicht glühete, mein Widerwillen gegen ihn war aufs Höchſte geſtiegen, und ich war auf dem Punkte gegen ihn ſehr grob zu werden, und ihm zu ſagen, daß er mich verlaſſen und mit ſeinem ferneren Beſuch verſchonen ſolle. In dieſem Augenblick fühlte ich plötzlich, daß ich Unrecht handelte; ich erſchrack über mich ſelbſt; jetzt gingen mir die Augen auf, es wurde in mir hell, ich ging in mich und fühlte das Böſe in mir. Schnell faßte ich den Entſchluß, zu Gott zu treten, und ihn zu bitten, daß er mich vor Sünden behüten, daß er mein Herz regieren, daß er mich bewahren wolle, damit ich dieſem Manne doch ja nicht Unrecht thun möge. Gedacht, gethan, ich ſtand auf und ging in mein Schlafzimmer; hier warf ich mich vor dem Herrn nieder und flehte um Vergebung, um Hülfe, um Belehrung, und bat ihn um ſeinen heiligen Geiſt, daß er mein Herz regieren möge, und bat ihn auch, mich zu belehren, wie ich mich gegen dieſen Mann B. betragen ſolle, da hörte ich auf einmal im Innern meines Herzens eine Stimme, die zu mir ſprach:

Du ſollſt deinen Nächſten lieben, wie dich ſelbſt!

Jetzt war es auf einmal ganz anders in mir; hell und freudig wurde mein Geiſt, ich verſpürte etwas Belebendes und Entzückendes in meinem Innern; es war das Wehen des heiligen Geiſtes; die Bruderliebe entflammte mein Herz; freudenvoll dankte ich Gott für dieſe Erleuchtung und Hülfe, und gelobte ihm, daß ich auf der Stelle meinen Fehler verbeſſern und den Herrn B. mit Liebe, Sanftmuth und Freundlichkeit behandeln wolle, da er mich beſucht und in meiner Geſellſchaft gerne ſey und ſich bei mir erheitern wolle, wie ſehr es alſo meine Pflicht wäre, gegen ihm nicht unhöflich, unfreundlich und beleidigend zu ſeyn. Es war um 6 Uhr Abends, ich war ohne Licht in meinem Schlafzimmer. Herr B. war in dem Wohnzimmer bei den Meinigen. Mit Freuden erhob ich mich, zu meinem Beſuch zurückzukehren. Um in die Wohnſtube zu gelangen, mußte ich durch unſere gute Stube; hier war es ganz dunkel, denn es war eine dunkle Winternacht, und auch die Fenſterläden waren zugemacht; nur ein fingerbreiter Lichtſtreifen ſchien durch die etwas geklaffte Thüre der Wohnſtube herein. Ich war in der Mitte der Stube, als ich auf einmal, von der Thüre des Wohnzimmers her, neben dem Lichtſtreifen, eine große, ganz ſchwarze Geſtalt, mit Augen wie Kohlen und tief ausgehöhlt und mit hochmüthigem und ſtolzem Blick und Gang mir entgegenkommen und dicht an meiner linken Seite, nach meinem Schlafzimmer zu, vorbeiſchreiten ſah, ſo daß nur der Lichtſtreifen uns trennte. Ich blieb nicht ſtehen, ſondern ſchritt ſtill und ruhig nach der Thüre, ohne Angſt, wie ein unbefangenes Kind; hier ſah ich zurück und den Geiſt in der Mitte der Stube verſchwinden. Ich trat nun ohne Verweilen in die Wohnſtube, und wunderbar, als wenn ich das ſo eben Geſehene gar nicht erlebt hätte, war mein Herz ganz unbefangen geblieben; ganz mit den Gefühlen, welche ich vom Gebete aus meinem Schlafzimmer mitnahm, unterhielt ich mich nun mit Herrn B. aufs freundlichſte, war gegen ihn zuvorkommend und nachgiebig, ſo daß jetzt derſelbe recht vergnügt war, und mich ſo verließ, daß ich bemerken konnte, daß er mit mir zufrieden war. Dieſe auffallende Veränderung in meinem Betragen gegen Herrn B. konnte Niemand entgehen, und die Tante A., welche immer zugegen war, ſagte mir auch ſpäter, als ich ihr dieſes erzählte, daß ſie ſich damals verwundert hätte, wie ich erſt ſo bitter und widerſprechend und hernach plötzlich ſo ruhig und freundlich gegen Herrn B. geweſen wäre.

Ich behielt dieſe Geſchichte mehrere Tage bei mir, ohne ſie Jemand zu erzählen, und dachte darüber nach, da es die erſte Erſcheinung war, die ich erlebte, und ich vorher auch nie recht an dergleichen geglaubt hatte.

Da mir nun dieſe Erfahrung ſehr wichtig iſt, ſo wollte ich mir ſolche hiermit gleich getreu, zur Erinnerung, ferneren Belehrung und Warnung aufbewahren, ſo wie auch aus gleicher Abſicht, meine Meinung über den Grund und Zweck dieſer Erſcheinung hier niederlegen.

Ich kann mir dabei keine andere Abſicht denken, als daß die außerordentliche Güte und Herablaſſung Gottes mir die Augen öffnen wollte, damit ich den Feind ſehen und erkennen ſollte, der vorher mein Herz ſo verfinſterte und erbitterte, der Zwietracht und Haß zwiſchen uns aufs Höchſte erregen wollte; daß mir der liebe Gott und Herr ſichtbar zeigen wollte, was das aufrichtige glaubige Gebet für Kraft habe, daß er ſolches erhöre und mit dem Beter ſey, und daß nur aus der Nähe eines wahren, glaubigen Beters der böſe Feind weichen müſſe; welches ich auch alles aus den oben angeführten Sprüchen des göttlichen Wortes beſtätiget finde, und daß dieſes bei allen wahren Betern immer der Fall ſey, wenn auch Gott nicht für gut findet, es jedesmal ſichtbar uns zu zeigen.

Weil nun Gottes Geiſt durchs Gebet bei mir war, und die finſtere Macht ſich entfernt hatte und nicht mehr auf mich wirkte, ſo fühlte ich jetzt, wie glücklich ich gegen vorher geſtimmt war, und habe gleich dem Allmächtigen gedankt, daß er mich, um Jeſu willen, an den ich durch ſeine Gnade feſt glaube, daß er Gottes einiger Sohn und unſer Erlöſer, und daß die heilige Schrift wahr ſey, ſolcher Offenbarung gewürdigt und mich ſo gütig von dem Verſucher befreiet.

Mehrere Tage behielt ich, wie geſagt, dieſe Begebenheit bei mir, bis eines Abends, da Freund R., ein Deiſt, da war, die Rede auf Geſpenſter kam. Ich ſagte, daß ich früher an dergleichen gezweifelt habe, nun aber mit Luther und andern glaube, daß wir beſtändig von guten und böſen Geiſtern umgeben ſeyen, und ich glaube dieſes jetzt um ſo mehr, da ich vor einigen Tagen ſelbſt ſolches in der Wirklichkeit erfahren hätte, worauf ich nun meine Geſchichte, nämlich nur die Erſcheinung erzählte. Dieſer Freund hielt aber ſolche für Einbildung, optiſche Täuſchung u. ſ. w., obgleich er doch ſelbſt an eine Geſpenſtergeſchichte glaubt, die ſich im Hauſe ſeines Principals von Zeit zu Zeit zuträgt, und während er ſelbſt nichts davon geſehen hat, er doch in die Ausſagen des alten Dieners, der Kinder und des Geſindes, welche ſahen oder hörten, keinen Zweifel ſetzt.

Viel ſpäter erzählte ich nun auch dieſe Begebenheit Herrn B. ſelbſt, ihn zugleich wegen meines damaligen Betragens gegen ihn um Verzeihung bittend, und theilte ihm meine obige Meinung darüber mit. Er gab mir ganz Beifall und ſagte, ihm ſey dieß nichts Neues und er habe ſolches oft erfahren, das heißt, ohne gerade etwas geſehen zu haben. Er erzählte mir nun eine ähnliche erlebte Geſchichte, woraus ich gleichfalls erſah, wie ein böſer Geiſt einen Menſchen auf's Höchſte reizen kann, einen Anderen, oft ohne alle Urſache, auf die liebloſeſte, ja boshafteſte Weiſe zu behandeln; darum ſeyd nüchtern und wachet!

F., im December 1827.

H.

Von der Beſeſſenheit durch Menſchenſeelen.

Nachdem in unſern Tagen weniger Beſitzungen durch hölliſche Geiſter oder Teufel, als durch verſtorbene Menſchen, wenigſtens angeblich, vorgekommen ſind, über deren Möglichkeit oder Wirklichkeit ſchon früher in den Blättern aus Prevorſt Einiges geſagt worden iſt:* ſo verdient bemerkt zu werden, daß dieſe Art von Beſeſſenheit, eben ſowohl wie die eigentliche dämoniſche, längſt für wahr gehalten worden iſt. Cornelius Agrippa ſpricht davon im 41. Cap. des 3. Buchs ſeiner philosophia occulta, wo er überhaupt von den verſchiedenen Meinungen über das Schickſal des Menſchen nach dem Tode handelt. Hier ſagt er: Die unreine Menſchenſeele, die in dieſem Leben ſich zu ſehr an das Körperliche gewöhnt hat, webt ſich einen andern Körper aus elementariſchen

---

* 6. Samml. S. 107. 9. Samml. S. 212.

Dünſten, worin ſie überdieß wie in einem Kerker oder ſinnlichen Organ durch ein göttliches Geſetz verhaftet bleibt, und Hitze und Kälte, und Alles, was die Sinne ſammt den Geiſt beleidigen kann, ausſtehen muß. Allein jene Seelen bewohnen nicht nur dieſe figürlichen Körper (corpora figuralia), ſondern aus großer Begierde nach Fleiſch und Blut werfen ſie ſich auch auf Thiere, gehen in die Leiber von kriechenden Geſchöpfen und Vieh aller Arten ein, und beſitzen ſie gleich den Dämonen. Und nicht bloß das, ſondern ſie fahren auch in Menſchen; daher Einige verſichern, daß die Seelen oder Geiſter laſterhafter Leute in dieſes oder jenes Menſchen Leib ſich begeben, und ihn lange plagen und zuweilen umbringen. Dieſes iſt aber vermöge eines weit günſtigern Geſchicks auch den ſeligen Seelen erlaubt, nämlich daß ſie gleich den guten Engeln in uns wohnen und uns erleuchten können u. ſ. w. — Dieß letzte iſt nun inſonderheit der bekannte gutartige Ibbur der Hebräer, welchem ähnlich es auch einen bösartigen geben kann.

Ein merkwürdiges Bedenken entſteht in Betracht der teufliſchen Beſeſſenheit (was hier gelegentheitlich ſeine Stelle finden mag) bei der Lebensgeſchichte Meunier's, der am 27. Dec. 1836 das bekannte Attentat gegen das Leben des Königs der Franzoſen beging, am 27. April 1837 vom Pairshofe zum Tode verurtheilt, aber vom König begnadigt wurde. Von ihm lieſt man aus den Zeugenverhören Folgendes (ſiehe Frankf. Oberpoſtamtszeitung vom 13. April 1837): „Schwach an Verſtand, ſank er noch tiefer durch unmäßigen Genuß ſtarker Getränke. Nur ſelten ganz nüchtern, wurde er mitunter wohl auch berauſcht auf der Straße liegend gefunden. Jetzt gibt er vor, er habe ſich die Königsmord-Gedanken vertrinken wollen. Zuweilen bekam er epileptiſche Krämpfe; es geſchah nach einem ſolchen Anfall, daß er im Mai v. J. im Hauſe bei Lavaux auf einem Bette liegend in Beiſeyn mehrerer Zeugen ausrief: Philippe, si tu as quelque compte a regler avec Dieu, hâte toi, car je suis sorti des enfers pour t'assassiner!“

Iſt dieſes nicht wirklich die Sprache eines Beſeſſenen?

— d —

Eine Heilungs-Geſchichte dämoniſcher Art.

Jakob Wüſt von Jeſingen, Kirchheimer Oberamts, Schuſtersgeſelle bei ſeinem Vater, 18 Jahr alt, nach allgemeinen Zeugniſſen brav, fleißig und chriſtlich, wurde ſeit Anfangs Auguſt d. J. (1838) von allerlei Leiden ergriffen, die ſich in herumziehenden Schmerzen und Krämpfen äußerten und ſich zu einem frühern Bruſtübel geſellten, das in einem langwierigen Huſten mit Auswurf und Stichen auf der Bruſt beſtand und bei ſeinem auſſerordentlich ſchnellen und großen Wuchs eine zehrende Bruſtkrankheit befürchten ließ. Die neu hinzugetretenen Leiden achtete er mit den Seinigen wenig und ſuchte keine ärztliche Hilfe, bis endlich Anfangs September das Uebel eine ſchnelle Wendung nahm und ſich in den ſonderbarſten Anfällen zu einem ungewöhnlich hohen Grad ſteigerte. Die Beſchreibung der Symptome iſt ſchwer und läßt ſich blos in ein allgemeines Bild auffaſſen.

Nimmt man Alles zuſammen, was das Kapitel der Nervenleiden aufweiſt, nämlich kloniſche und toniſche Krämpfe, St. Veitstanz, Katalepſie, Opiſthotonus, Emproſthotonus, Hals-, Bruſt-, Bauchkrämpfe, Verzerrungen der Geſichtsmuskeln mit ſardoniſchem Lachen, öfters Strampfen, unbegreiflich ſchnelles Umſichwälzen auf dem Stubenboden oder auch auf dem Bette, Umſichſchlagen mit furchtbarer Gewalt, und dieß alles in abwechſelnden Zügen, mit bald längern bald kürzern Zwiſchenräumen von Ruhe und verſtändigem Bewußtſeyn, ſo hat man ein Bild von dem Zuſtande dieſes jungen, kräftigen Menſchen. Die Gewalt war ſo groß, daß er die an ſeinem Bette ſtehende Riegelwände theils mit den Füßen hinausſtieß, theils mit den Fäuſten hinausſchlug. Alle dieſe Zufälle begleitete ein mehr oder minder dunkles Bewußtſeyn, das oft in Bewußtloſigkeit überging. Er fühlte ſie immer herannahen, wollte widerſtehen, wurde aber immer von der in ihm gebietenden Macht hingeriſſen.

In dieſer Lage wurden Aerzte herbeigerufen, waren Zeugen dieſer Scenen, verordneten aber, nachdem die Anfälle dieſe Höhe erreicht hatten, nichts mehr. Auch der Herr Pfarrer beſuchte den Kranken öfters und war beſorgt um Hilfe für ihn.

Ich wurde um meine Anſicht in dieſer Sache befragt. Ich erkundigte mich nach den Vorgängen und dem weitern Verhalten des Kranken und erfuhr folgendes: der Bruder des Leidenden, Leonhard, weniger brav, ziemlich leichtſinnig und der Welt ergeben, ſtarb an einer Auszehrung. Bei dem Scheiden ſtand der Bruder (eben der Kranke) am Bette, legte ſein Geſicht auf das Geſicht des Sterbenden, und ſog auf dieſe Weiſe den letzten Lebenshauch in ſich. Der Ausdruck des Erzählers war: „Wie der Sterbende den letzten Schnapper that, ſo habe auch der Jakob einen Schnapper gethan.“ Schnell fühlte er eine ſtarke Beengung und Erſchütterung in ſich, und von dieſem Zeitpunkt an war er unwohl, ohne eigentlich krank zu ſeyn, bis endlich die ſchon lang erwähnten Zufälle eintraten und den hohen Grad erreichten.

Der erſte Ausbruch fing gerade, wo der Kranke in einer Erbauungsſtunde war, mit einem heftigen Starrkrampf an, in welchem er, ungeachtet der angewandten Mittel, mehrere Stunden zubrachte, bis er ſich wieder erholte. Die Veranlaſſung dazu waren einige Reden, die in der Unterhaltung vorkamen, und zwar folgende: „Wer ſelig werden wolle, müſſe einen lebendigen Glauben an Chriſtum haben.“ Dieſe Worte fielen ihm, wie er äußerte, ſo ſehr aufs Herz, daß er plötzlich ſtarr wurde. Es muß hier bemerkt werden, daß Jakob nach dem Tode ſeines Bruders ſich weniger dem Guten hingab, leichtſinnige Gedanken und Plane faßte und die Erbauungsſtunden verſäumte. Zum Beſuch der ebenerwähnten Stunde wurde er durch die ernſtliche Bitte ſeiner Schweſter bewogen.

Von dieſem Starrkrampf an nahm das Uebel mit Macht zu, ſo daß er wenig freie Zeit mehr hatte. Seine Anfälle wurden von unbedeutenden Anläſſen hervorgerufen. Bei allen fremden Perſonen, die ins Zimmer traten, erſchrak er, und ſchnell folgten die Ausbrüche. Kamen fromme Leute, die ſich zum Gebet wandten, ſo war das Toben und Wüthen viel ärger.

In der letzten Zeit nahm ſeine Krankheit auch eine moraliſche Bösartigkeit an. Er wurde, nach ſeiner Aeuſſerung, wie von einem böſen Geiſt in beſtändige Unruhe verſetzt und bald zu dieſem bald zu jenem angetrieben. So ſuchte er öfters davon zu laufen und ſeinen Leuten, die ihn bewachten, mit Schlauheit zu entwiſchen. Einmal gelang ihm dieß, er rannte ſo ſchnell davon, daß Niemand ihn hätte einholen können. Kaum auf dem Felde angelangt, ſtürzt er nieder, bekam ſeine Anfälle und mußte heimgetragen werden. Noch ſchlimmer ſtand es, als er einsmals auf ſeine Mutter losging, ſie zu packen und zu erwürgen, aber im entſcheidenden Augenblicke wurde er von ſeinem guten Geiſt, wie er ſich ausdrückte, noch zurückgehalten.

Die Mutter beſtätigte dieſen Vorfall. Einen gleichen Angriff machte er auf ſeine Schweſter mit einer Heugabel in der Hand. Er fragte ſie barſch: „Was glaubſt du, daß in mir ſey?“ Sie ſagte: „Eine Seele.“ Er fragte weiter: „Und was noch mehr?“ Sie erwiderte: „Ein Geiſt, wie du ſelbſt ſagſt.“ Auf dieſes beruhigte er ſich, ſagte aber nachher, daß er, hätte ſie ihm anders geantwortet, mit der Gabel nach ihr geſtochen hätte. Einmal warnte er ſeine Leute ſchon in der Frühe, daß ſie ihn heute, wenn er auch wolle, nicht hinauslaſſen ſollen. Nachher geſtand er, daß er aus einem innern Drange ſich hätte ins Waſſer ſtürzen müſſen. Alle dieſe böſe Anſchläge ſeyen ihm wie eingegeben worden. Indeſſen hatte er auch Zeiten, wo er ans Gute denken, ſich zum Gebet wenden und auch das Gebet der Andern mit Aufmerkſamkeit anhören konnte, wobei er immer eine innerliche Ruhe fühlte und heller in ſeinem Verſtande wurde. Merkwürdig iſt der Umſtand, daß ſein Arm, wie er einmal nach einem Gebetbuch langen wollte, wie mit Gewalt zurückgeſtoßen wurde.

Seine körperliche Zufälle ſchilderte er auf folgende Weiſe: Gewöhnlich habe es an den Vorfüßen und im den Händen zu zucken angefangen, ſey dann durch die Glieder in den Leib getreten und habe einen Theil nach dem Andern eingenommen. Sey es im Bauch geweſen, ſo habe er das Gefühl gehabt, als würden alle Eingeweide untereinander geſchüttelt. (Die Umſtehenden hörten jedesmal ein deutliches Geräuſch dabei.) Sey es in die Bruſt gekommen, ſo habe er erſticken zu müſſen geglaubt. Der Angriff auf den Kopf habe ihm ſchnell das Bewußtſeyn geraubt, und in dieſem Zuſtande hätte er alle die gewaltſamen Bewegungen machen müſſen, wovon ihm ſeine Leute nachher erzählten. Manchmal ſeyen lichte Augenblicke dazwiſchen gekommen, aber gleich wieder vergangen. Uebrigens ſey er auch in guten Zwiſchenzeiten nie ganz ohne Schmerzen im Kopfe und in der Magengegend geweſen. Nach den Anfällen hätte er nie eine zu große Ermattung und Erſchöpfung gefühlt, auch hätten ſeine Glieder ihm unerachtet des heftigen Stoßens und Schlagens nie wehe gethan. Dieß ſind die Hauptzüge dieſer Krankheits-Geſchichte.

Ich gehe nun auf mein Verfahren über.

Nachdem alle Anfälle an Heftigkeit zunahmen und die freie Zwiſchenzeiten immer kürzer wurden, kam die Tochter des Hauſes und dann auch der Proviſor Sluban, der den Kranken häufig beſuchte und ihn mit Gebet und Zuſpruch unterſtützte, auf Auftrag der Eltern und auch des Kranken zu mir, ſchilderten mir ſeine Umſtände, und baten mich, den Kranken ſelbſt zu beſuchen, was ich ſogleich zuſagte und den nämlichen Tag auch ausführte.

Aus dem, was ich vernommen hatte, war der Verdacht leicht zu ſchöpfen, daß ein dämoniſcher Einfluß zum Grunde liegen könne, und war daher begierig, die Sache ſelbſt zu unterſuchen, und mit eigenen Augen zu prüfen.

Am 18. September Nachmittags ging ich dahin. Der Vater erwartete mich am Dorfe und erzählte mir, daß die letzten Täge und Nächte ſo fürchterlich, wie noch nie geweſen ſeyen. Auch hatte das Attentat auf die Mutter die Familie in Angſt und Schrekken geſetzt.

Als ich zum Kranken trat, traf ich ihn ſchon in einem beginnenden Anfalle und konnte keine Frage mehr an ihn machen. Doch bemerkte ich an ihm einen verſtohlenen, furchtſamen Blick nach mir. Wenige Minuten ſpäter war der volle Ausbruch da, und die oben geſchilderte Scenen wiederholten ſich vor meinen Augen in verſtärktem Maas. Lange war ich ruhiger Zuſchauer. Als er aber den Kopf rücklings vom Bette hinabließ und feſt auf den Boden aufſtellte, der Athem beklommen war, und dieſe gefährliche Stellung leicht eine Verletzung nach ſich ziehen konnte, ſo fühlte ich mich gedrungen, Hand anzulegen. Beim erſten Angriff, wobei ich ihm die flache Hand auf die Bruſt legte, beugte er ſich mit dem

Kopf wieder herauf, und ſtreckte ſich mit dem ganzen Leib auf das Bett hin.

Dieſe günſtige Stellung benützte ich augenblicklich. Ich legte eine Hand auf den dick aufgeblähten Hals, die andere auf die Herzgrube, und befahl in lateiniſcher Sprache, im Namen des Herrn Jeſu Chriſti: daß alle teufliſche Anfechtungen auf der Stelle aufhören ſollen. (Die Formel war: Praecipio in Nomine Domini Jesu Christi, ut omnes infestationes diabolicae statim desinant.) Kaum hatte ich dieß befohlen, ſo ließ ſich ein brüllendes Geſchrei aus ihm hören, (bisher gab er in dieſem Zuſtand keinen Laut von ſich.) der Körper lag erſtarrt da, das Auge ſtier und unbeweglich, und der Mund ſperrte ſich weit auf, wie bei Sterbenden. Ein ſchauderhafter Anblick!

So hielt es etwa 3 bis 5 Sekunden an, als in äußerſt feierlichem und feſtem Tone eine Stimme aus ihm ſprach: **Es iſt vollbracht!** Auf dieſes kehrte er ſchnell zum vollen Bewußtſeyn zurück, wurde ganz natürlich und lag ſo ruhig da, als wäre nichts vorgegangen.

Ich war wie die andern Zuſchauer erſtaunt über dieſe große und ſchnelle Veränderung und richtete jetzt die Frage an ihn: Wie es ihm ſeye und was er gefühlt habe? Er ſagte: er ſey größtentheils bewußtlos geweſen, habe aber doch Manches innerlich gefühlt. Es ſey ihm zuletzt geweſen, als ob etwas,

was ſonſt beim Aufhören der Anfälle in den Bauch hinabgeſunken, dießmal durch den Hals herauf aus dem Munde gefahren ſeye. Er fühle ſich jetzt ganz frei, auch der dumpfe Schmerz im Kopfe und in der Magengegend, der ihn ſonſt nie verlaſſen, ſey gewichen, und er glaube jetzt, die Urſache ſeiner Leiden ſey gehoben.

Der ganze Verlauf der Geſchichte, ſo wie der letztere Vorgang, überzeugte mich, daß dieſe Krankheit kein Nervenkrampf, wie die Aerzte meinten, ſondern dämoniſcher Art ſey. Aber ebendaher war ich nicht ruhig, weil ich aus eigener Erfahrung und aus andern Geſchichten wußte, daß ſich ein ſolcher Feind gerne verſtelle und in einen Hinterhalt zurückziehe, um dann bei gelegener Zeit wieder hervorzubrechen, und machte jetzt einige, dem Exorzismus eigenthümliche Proben, um mich zu verſichern, ob dem Kranken wahrhaft geholfen ſey. Allein, es zeigte ſich nichts mehr und jede Spur des vorigen Uebels war verſchwunden.

Ich ſelbſt glaubte jetzt an die Heilung, und was mich vorzüglich darin beſtärkte, war jenes feierliche Wort: „Es iſt vollbracht,“ wovon der Kranke ſagte, daß es zwar aus ſeinem Munde gekommen, aber nicht von ſeiner Seele erdacht ſey, und dann auch das vom Kranken wahrgenommene Gefühl des Ausfahrens. Es war jetzt noch übrig, ihn vor der Wiederkehr ähnlicher Anfechtungen zu verwahren, was ich auch durch Gebet und Einſegnung that.

Noch ſind einige merkwürdige Umſtände zu erwähnen. Der Kranke erzählte: Vor 8 Tagen ſey ihm wie im Traume ein Mann erſchienen, der ihm eine Hand an den Hals, die Andere auf die Herzgrube gelegt und ihm geholfen habe. Er erkenne jetzt in meiner Geſtalt die Aehnlichkeit mit jedem Bilde.

Ferner: er äußerte in der letzten Zeit öfters, es werde ihm in wenigen Tagen geholfen, und noch am Morgen des nemlichen Tages, wo ich hinkam, ſagte er zu ſeiner Schweſter: auf den Abend um 6 Uhr ſey ihm geholfen.

Ferner: während der Krankheit ſey ihm ſein verſtorbener Bruder erſchienen und habe geſagt: „Jakob, bekehre dich! Ohne Heiligung kann Niemand den Herrn ſchauen. Beſſere dich, du wirſt bald erlöst, aber auch bald ſterben.“ Dieſe Erſcheinung bezog er auf einen frühern Umſtand. Beide Brüder giengen einsmal über Feld und ſprachen, da ſie beide kränklich waren, über das Sterben miteinander. Dieß gab Veranlaſſung, daß ſie ſich das Wort gaben, daß derjenige, der zuerſt ſterbe, dem Andern erſcheinen ſolle.

Ferner: der Vater hörte einsmal in der Nacht mehreremal deutlich rufen: Jakob! iſts noch nicht beſſer? aber ohne Jemand zu ſehen oder die Stimme zu erkennen.

Nachdem ich dieß Alles vernommen, verließ ich den Kranken mit der ernſtlichſten Mahnung, daß er dem Herrn unabläſſig für ſeine Rettung danken und nie mehr von ihm weichen ſolle. Der Herr habe Großes an ihm gethan. Ich aber brachte dem Herrn den demüthigſten Dank, daß es Ihm gefallen habe, ſein Wort aufs neue durch die That zu bekräftigen und ſeinen Namen vor den Menſchen zu verherrlichen.

Was die Zeugen dieſer Begebenheit betrifft, ſo konnte ich, da ich ſelbſt noch nicht wußte, von welcher Art die Krankheit war, nicht noch andere Theilnehmer an dieſer Sache mitbringen oder zuziehen. Unglaubige aber hätte ich auf jeden Fall ausgeſchloſſen. Es waren daher außer mir blos zugegen, der Herr Proviſor Sluhan, der mich durch ſeinen frommen Sinn und ſein glaubiges Gebet trefflich unterſtützte, ferner die beiden braven Eltern, und ſeine chriſtliche Schweſter, zugleich ſeine unermüdete Pflegerin.

Bei meinen nachmaligen Beſuchen traf ich den Kranken zwar ſehr ermattet, aber frei von ſeinen Anfällen. Seine Nächte waren ſchlaflos. Er beſchwerte ſich über äußere hörbare und fühlbare Anfechtungen. Die ganze Nacht hörte er ein Geräuſch um ſich herum und oft ſey es ihm, als lange ein böſer Geiſt mit der Hand nach ihm, was ihm große Angſt und Bangigkeit verurſache, immer aber denke er an das Wort: Es iſt vollbracht, was ihm Muth und Troſt gebe.

Er geht jetzt frei umher, klagt aber um ſo mehr über äußere böſe Einwirkungen, die mit Macht auf ihn eindringen und ſeinem geſchwächten Nervenſyſtem bis zur Sinnenbetäubung zuſetzen. Merkwürdig ſind hierüber ſeine Angaben: „Gehe er ins Freie und komme am Kirchhof vorbei, ſo ſey es, wie wenn ein ganzes Heer böſer Geiſter auf ihn losſtürme, um ihn her ſchwirre und ſauſe, ſo daß er auf einige Zeit ſeine Beſinnung verliere. Schon wenigſtens ſechsmal ſey es ihm auf freiem Felde oder auf dem Wege begegnet, daß er bei vollem Bewußtſeyn von einer unſichtbaren Gewalt gefaßt und niedergeworfen worden ſey.“ Herr Proviſor Sluhan, der einmal mit ihm ging, ſah ein ſolches Niederſtürzen ſelbſt mit an. Beim Aufſtehen äußerte er, er habe einen ſo heftigen Schlag ins Genick bekommen, daß er ſich nicht mehr hätte aufrecht halten können. Dieſer Vorfall hatte übrigens nie die geringſte Folge auf ſein Befinden.

Das Sonderbarſte dabei iſt, daß ihm dieß nur begegnete, ſo lange er auf der dem Orte zugehörigen Markung ſich befand. Hatte er dieſe überſchritten, ſo hörte das Schwirren und Sauſen um den Kopf im Augenblick auf und er fühlte ſich ganz frei. In dieſer Abſicht hielt er ſich mehrere Tage in einem andern Ort (Nozingen) auf und blieb daſelbſt von allen Anfechtungen gänzlich verſchont. Kaum war er aber in ſein Dorf zurückgekehrt, ſo ging die alte Verfolgung mit verſtärktem Grade wieder an. Beſonders waren jetzt ſeine Nächte bang und ſchwer. In der Dachkammer, wo er ſchlief, wurde er immer gegen Mitternacht von einem Getöſe, das an den Fenſtern und auf dem Dache auf und abrauſchte, aufgeweckt. Erſt mit der Morgenglocke hörte es auf. Aber er wurde dabei ſo abgeängſtigt, daß er immer mit Zittern und Schrecken zu ſeinen Leuten kam. Beſonders zeigte ſich dieß an ſeinem Kopf und Hauptbaar, das jedesmal ganz durchnäßt von Angſtſchweis triefte. Da er in dieſer Zeit öfters mich beſuchte, ſo konnte ich mich von dieſem Zuſtande ſelbſt überzeugen.

Endlich erklärte er mir, daß er bei längerem Aufenthalt in ſeinem Ort, wo er übrigens von ſeiner braven Familie ganz gut beſorgt war, zu Grunde gehen müſſe. Es blieb nun nichts übrig, als mich um einen andern Platz für ihn umzuſehen, der ſich auch fand.

Er iſt jetzt ſeit mehreren Wochen in Nozingen, wo ſich der Herr Pfarrer und der Herr Schulmeiſter ſeiner aufs Liebreichſte annehmen. Die Wahrheit ſeiner Ausſage hat ſich gerechtfertigt. Mit dem Wechſel des Orts ſind alle Anfechtungen verſchwunden. Er iſt ganz geſund. Er ißt, trinkt und ſchläft gut. Er arbeitet den Tag über, wenigſtens bis jezt, in Wellingen bei Bauersleuten, die ihn freundlich und ſchonend behandeln. Er hat bereits es auch ſchon mehreremal verſucht, bei Nacht von Wellingen nach Nozingen ohne Begleitung in ſein Quartier zu gehen, ohne den geringſten Unfall zu erleiden.

Ich hatte gleich Anfangs die Geſchichte dieſer Heilung nur flüchtig und mangelhaft zu Papier gebracht. Dieß veranlaßte jedoch einen ſehr verehrungswürdigen Mann, den jungen Menſchen ſelbſt zu ſich kommen zu laſſen und den Thatbeſtand aus ſeinem Munde zu vernehmen, — ein in der That ſehr achtungswerther Vorſatz, da er eine Ausnahme macht gegen ſo Viele, welche ſolche Geſchichten ohne alle Prüfung verwerfen.

Ich enthalte mich jedes Urtheils. Das Faktum ſpricht für ſich ſelbſt. Der Fall iſt rein und ich kenne keinen ähnlichen, der ſo ohne alle Beimiſchung geblieben wäre. Ich ſah den Kranken nie vorher, er mich nicht. Bei meinem Eintritt war ſein Bewußtſeyn ſchon halb erloſchen und meine Gegenwart konnte keinen Eindruck auf ihn machen. Auch der furchtſame Blick nach mir kam gewiß nicht aus ſeiner Seele. Wie er zur Beſinnung kam, war er ſchon befreit. Nichts wurde angewandt, keine Arznei, kein magnetiſcher Strich, keine magiſche Formel.

Wie ein Bliz vom Himmel wirkte der Befehl im Namen des Herrn.

Der Ausſpruch Jeſu, Marc. 16, 17.: „In meinem Namen werden die Glaubige Teufel austreiben,“ will ſich auch noch heute rechtfertigen und den Glauben an die evangeliſchen Thatſachen bekräftigen.

Aber es liegt noch mehr darin. Unſere Zeit braucht einen gewaltigen Anſtoß, um zum reinen und lautern Evangelium zurückzukehren, das von allen Seiten angefeindet iſt. Es iſt am Tage, daß auch die beſte Vertheidigung chriſtlicher Lehren die immer frecher werdenden Angriffe nicht abzuhalten vermag. Nichts fürchten die Kritiker mehr, als die Verherrlichung des Namens Jeſu durch unwiderlegbare Thatſachen. Sie haben Recht. Denn, iſt nur Eine davon wahr, ſo trägt ſie die Hypotheſen einer Menge von Schulen und Syſtemen zu Grabe. Die glänzendſten Werke des Geiſtes ſind durch ſie zernichtet und all der gerühmte Scharfſinn, Witz und Gelehrſamkeit der Kritik und Dialektik bricht ſich, wie leerer Wellenſchaum, an dem unerſchütterlichen Felſen des Worts.

Mag nun die Welt dazu ſagen, was ſie will: Eine Wahrheit muß ſie mir doch laſſen, nämlich die: daß der Augenblick meines Befehls im Namen des Herrn auch der Augenblick der Befreiung des Unglücklichen war.

Nachſchrift.

Jakob Wüſt, der während ſeines Aufenthalts in Nozingen und Wellingen bei einem Beſuch gegen mich und den Herrn Schulmeiſter von Nozingen äußerte, daß er nicht an ſeine Heimath denken könne, ohne die größte Angſt zu bekommen, wurde nachher durch einen Traum, in welchem er die Verſicherung erhielt, daß ihm zu Haus kein ähnlicher Unfall mehr begegnen werde, veranlaßt, zu ſeinen Eltern wieder zurückzugehen. Nicht ohne Angſt that er dieß am 17. Nov., blieb aber gänzlich frei und unangefochten, er fühlt ſich jezt geſünder als vorher, indem ihm auch ſein früheres Bruſtleiden keine Beſchwerde mehr macht und ihn nicht mehr hindert, ſeinem betagten Vater in ſeinem Handwerk an die Hand zu geben.

Die Geſchichte iſt durch dieſen Schluß ein gut gerundetes Ganzes. Wer nicht an dieſe Heilung glauben will, der erkläre ſie, ſorge aber, daß ſeine Hypotheſe nicht zu ſolchen Säzen greifen muß, die außerordentlicher ſind, als die evangeliſche Wahrheit, die darin enthalten iſt.

E. —

Hany Istók, der Waſſermann.

Unter dieſer Aufſchrift enthält das Frankfurter Converſationsblatt vom 27. Februar 1837 (ohne weitere Quelle anzugeben) einen mit dem Namen Ferd. Botgoriſchek unterſchriebenen ſeltſamen Bericht, welcher zur Abwechſelung hier mitgetheilt wird. Den Leſern bleibt gänzlich überlaſſen, welchen Glauben ſie dem darin geſchilderten Naturwunder beimeſſen wollen, oder, ſofern einige Beglaubigung vorliegt, was ſie von dem beſchriebenen Waſſergeſchöpf zu halten geneigt ſind.

Die große, gegen 30,000 Joch meſſende Fläche, zwiſchen den Marken der erzherzoglichen Herrſchaft Altenburg und den fürſtl. Eſterhazyſchen Herrſchaften Suttör, Fraunkirchen, und Kapuvar liegend, führt den Namen Hanyság, von Hany Waſen. Dieſe Niederung iſt ſeit einigen Jahren durch die Regulirung der kleinen Raab (Repcze) und durch mehrere Kanaliſirungen und koſtſpielige Rottungen in ſo weit trocken gelegt worden, daß man ſeit 5 Jahren, unter der Leitung des thätigen umſichtsvollen Oekonomen, des Verwalters der Herrſchaft Kapuvar, Hrn. Ruchietl, den Hany auf fürſtl. Seite mit 12,000 Joch als ergiebiges Wieſenland benützt. An das erzherzogliche Gebiet ſtoßend, ſteht noch ein kleines Spiegelwaſſer, von ſeinem hohen Beſitzer der Königsſee (Kiraly-To) genannt, das nun in Folge dieſer Regulirungen gegen früher merklich angeſchlemmt, und an Umfang und Tiefe bedeutend verkleinert iſt. Aus dieſem Königsſee fließt der regulirte vorbenannte Fluß bis Raab in die Donau, wodurch man den Hanysag gänzlich trocken zu legen, und den damit verbundenen Neuſiedlſee allmählig ziemlich abzuzapfen mit Recht hofft.

Anders geſtaltet war dieſer Hanysag vor vielen Jahren. Der anſtoßende Erlenwald ſtand tief im Waſſer, und nur im ſtrengſten Winter konnte der Holzſchlag und die Ausförderung des Holzes auf Schlitten vor ſich gehen.*

Die kleine Raab durchſtrömte in hundertfachen Krümmungen, bis ſie in den Königsſee kam, dieſe Fläche, wodurch der ſchwimmende ſchaukelnde Waſen entſtand, in den mancher kühne Jäger einbrach, und einen erbärmlichen Tod fand. Amphibien aller Gattung, große ſchwarze Waſſernattern wimmelten im Moor, Fiſche in Unzahl belebten die offenen Waſſerſtellen, ſo wie Wildgeflügel, beſonders große Heerden von Trappen, und Raubthiere, worunter der grimmige Rohrwolf dieſe Wüſte dem Jäger anlockend machten.

---

* Noch im Jahre 1825 war dieſer Teich (Kiralyi-To) bei weitem größer und nach Meinung Mehrerer unergründlich an Tiefe, vermuthlich weil das Senkblei des dichten Schlammes wegen den Grund nicht erreichen konnte.

Fiſcher und Jäger wollten in früheren Zeiten häufig Waſſermänner und gräuliche Ungeheuer in den trügeriſchen Moorgefilden geſehen haben, und nicht ſelten flüchteten ſich beherzte, mit der dortigen Natur vertraute Männer vor dem Anblick ſolch ungewöhnlicher Geſtalten.

Allmählich, wie die Aufklärung im Schneckengange fortſchritt, wurden die wunderbaren Erſcheinungen ſeltner, der Glaube an ſie wankender, die Erzählungen klangen immer fabelhafter und kamen beinahe außer Credit.

Im Monat März 1719 beſtiegen zwei Fiſcher, Ferenz und Mihaly aus Kapuvar ihren Kahn, den ſie mit Proviant, Fiſcherzeug und ein Paar Gewehren bepackt hatten, und gleiteten auf den trüben Wellen der hochangeſchwollenen Raab, die nah an ihren Hütten vorbeifloß, zwiſchen üppig grünenden Saatfeldern hinunter dem Hanysag zu, ihrem Geſchäfte nachzukommen.

Sie plauderten fröhlich und berechneten im Voraus ihren heutigen Fang, und ſahen im Geiſte ſchon einen großen Haufen in ihrem Netze verwickelt.

Sie hatten den Waſen erreicht, und kreuzten in den Serpentinen der Raab zwiſchen Erlen und Waſenhügeln umher, eine fiſchreiche Stelle zu erſpähen. Oefter ſchon war in ihrem Geſpräche die Rede auf die Waſſermänner gekommen. Ferenz behauptete, ſchon einmal einen ſolchen Waſſerteufel in menſchlicher

Geſtalt aus der Tiefe auftauchen und eben ſo ſchnell verſchwinden geſehen zu haben; der jüngere Mihály bezweifelte immer die Echtheit der Erſcheinung. Ihr großes Spiegelgarn war ausgeworfen, die beiden Fiſcher nahmen ihre Büchſen unter den Arm, um in den Geſträuchen einiges Federwild aufzujagen. Vorſichtig traten ſie auf dem ſchwankenden Waſen weiter und weiter in den Wald. Sie hatten ein Paar feiſte Trappen erlegt und kehrten zu ihren Nachen zurück. Das Richtholz ihres Netzes hatte tief untergezogen; „ein Hauſen!“ jubelte Mihály; die Fiſcher hoben, und die Schwere ließ den Fröhlichen einen guten Fang hoffen. Rüſtig zogen ſie ans Ufer und warfen das Garn hinaus, als Ferenz mit ſchreckerbleichtem Angeſichte ſich umwandte, und ein Kreuz ſchlug.

„Was gibt's denn?“ fragte Mihály den zur Flucht Bereiteten, „du machſt ja ein Geſicht, als ob du einen Lindwurm, oder gar den Teufel erblickt hätteſt.“

„Es iſt auch, Gott ſey bei uns! der Teufel,“ erwiderte leiſe und bebend der Kamerad, und zeigte rückwärts auf das ausgeworfene Netz.

Wirklich lag darin eine menſchenähnliche Geſtalt, die Mihály anfangs für einen Hauſen halten mochte, und umkrampfte ängſtlich das Geſtrick, um ſich ihrer Bande los zu machen.

Auch den kühneren Mihaly überfuhr ein Schauer; unwillkührlich griff er nach ſeinem Gewehr und zielte.

„Um Gotteswillen nicht!“ bat ſein Geſährte; „iſt's der Teufel, ſo iſt er unverwundbar und dreht uns zur Strafe für deinen Schuß den Hals um; laß uns fliehen.“

„Fliehen? Nein!“ entgegnete der muthige Mihaly, der ſich bereits gefaßt hatte; „aber ſchießen will ich auch nicht, ſey es Menſch oder Thier, es iſt gefangen, laß uns das Ding näher beſehen.“

Lange verſchwendete er ſeine Beredungskraft an dem zaghaften Kameraden, bis dieſer endlich, von den ſchlichten Vernunftgründen ſeines Freundes beſiegt, nach einem kurzen Kerngebet ſich dazu herbei ließ, das Wunderthier näher zu beſichtigen, und die Gefahr des Heimbringens zu theilen.

Furchtſam und lautlos lag der Gefangene; das umwickelte Netz geſtattete den Fiſchern einen ungeſtörten Anblick ihrer Beute.

Das Männchen hatte die Geſtalt eines acht bis zehnjährigen Knaben; der ziemlich rauhe Körper, die Schwimmhaut an den magern Fingern und Zehen, der breite Kopf, mit langen Haaren bewachſen, mit der ſchmalen Stirne und den kleinen blitzenden Augen gaben ihm eine unheimliche Geſtalt. *

---

* So geformt ſteht ſein Conterfei aus Holz geſchnitzt im Schloß zu Eſterhaz.

„Der Teufel iſt es nicht,“ meinte Ferenz, um vieles muthiger, „ſonſt hätte er unſer Netz wohl durchbrochen.“

Im Triumph, ohne einen weitern Fang machen zu wollen, trugen die Fiſcher den Waſſerknaben in den Kahn und ruderten heimwärts. Sie überbrachten ihren Fund dem im Schloß wohnenden Verwalter; Alt und Jung von ganz Kapuvar verſammelte ſich, und des Lobes über die wackern Fiſcher und der Verwunderung war kein Ende.

Inzwiſchen unterließ man keine Verſuche, dem gefiſchten räthſelhaften Knaben eine mehr menſchliche Bildung zu geben. Lange blieben ſie ohne Erfolg. Er litt durchaus kein Kleid, und aß nichts Gekochtes. Rohe Pflanzen, Gras und Butter waren ſeine Nahrung, Amphibien und Fiſche ſein Leckerbiſſen, und der große Teich im Garten des Herrſchafts-Verwalters ſeine größte Luſt. Die Töne, die er von ſich ſtieß, klangen mehr wie Gebell der Füchſe oder Wölfe als menſchliche Laute, dazu war er ſtörriſch und ſcheu.

In der Pfarrkirche zu Kapuvar wurde er getauft, und erhielt den Namen Istok (Stephan), und weil er im Waſen gefangen wurde, den Beinamen Hany.

Allmählig brachte man ihn mit Güte und Strenge dahin, daß er ſeine bisherige Nahrung mit gekochten Speiſen vertauſchte und Kleider litt; man zog ihm ein rothes Beinkleid und grünen Dolman an, nur zum Tragen von Stiefeln und einer Kopfbedeckung konnte man ihn durchaus nicht bewegen.

Nach und nach lernte er auch die Worte der mit ihm Umgehenden verſtehen, und wurde in der Küche zum Bratenwenden, Holz- und Waſſertragen verwendet.

Der Teich blieb ſein Theuerſtes, und wie er in den Garten kam, ſprang er, wie er war, mit ſeinen Kleidern ins Waſſer.

Ein Jahr war ſeither beinahe vergangen, und Istok ſchien ſich in ſeiner Lage zu gefallen; man hatte ihn überall ſorgfältig bewacht, aber er ſchien nun auf keine Flucht mehr zu ſinnen. Die Trabanten, ſeine bisherigen Wächter, und Alle, die im Schloſſe wohnten, wurden ſorgloſer, und man ließ ihn ſchon weiter ohne beſondere Aufſicht ſich entfernen.

Die Eisdecke, welche die Raab ſtumm und ſtarr gefangen hielt, war gebrochen, und von den Gebirgswäſſern gefüllt, rauſchte ſie in ihren Ufern ſchäumend fort.

Istok war im Garten bei ſeiner Arbeit; er hört das Brauſen der Wellen und fliegt ans Ufer des Fluſſes. Die Sehnſucht um ſeine nahe Heimath iſt erwacht, die Freiheit winkt — ein Sprung, und nie mehr ward er geſehen.

Vergebens war der Fiſcher Mühe, Istók war verſchwunden; die Fetzen ſeines abgeriſſenen Gewandes fand man im Erlwald.

Noch leben Greiſe in Kapuvár und Ohzly,[*] die ſich auf den Hany Istok wohl erinnern können, und als Bürge der Wahrheit diene folgender:

Auszug aus dem Gedenkbuch der Herrſchaft Kapuvar.

Notandum. Es iſt anno 1749 den 15. Marty durch die Kapuvárer Füſcher Nagy Ferenz und Molnár Mihaly ein Knab gleich einem wulten Thier deſſen geſtallt aber ein vollkommener Mbenſch, und beiläufig 10 Jahr alt ware, gefangen, und in das Schloß eingebracht, und weillen der bub gar nichts reden kunnte conditionate getauffet worden, wie folget:

> Anno 1749. 17. Martii baptizatus est sub conditone puer demens, repertus in Sylva Eger, Stephanus, circiter 8 annor cujus: Patrini Michaelus Hochsinger et Anna Maria Meznerin.[**]

Der bub war nakigcht, fraſſ ledigeſ gras und heu, litt keine Kleytung, und wann er keinen Mbenſchen erblückte, ſbrang er ſogleich ins Waſſer, und ſchwimte gleich einem Füſche.

Faßt ein Jahr ware er im Schloße, aſſ bereits gekochte Sbeiſen, lieſſe ſich auch ankleyten und füng ziemlich an ein förmlicher Mbenſch zu werten. eben in dieſer Abſicht die trabantben ihme zu viell trauten und dieſes Waſſer-Mändel ganz unverhofft in verlor gerathen, und nicht mehr gefunden worden iſt; vermuthlich iſt er in die unweith von Schloß vorbeiſließende Raab gedrungen, und abermalen in Ilanysag, wo er gefunden worden, abgeſchwummen.

---

[*] Im leyteren Ort ein 100jähriger.

[**] Extractus Protoc. baptsm. Kapuvariensis Parochiae.

So weit der Bericht. Wollten wir den Naturhiſtoriker der Wunderwelt, Theophraſtus Paracelſus, darüber um Rath fragen, ſo würde er nach dem in ſeinen Werken abgedruckten Tractat von den Nymphen, Sylphen, Pygmäen, Salamandern ꝛc. antworten, daß dieſer monſtröſe Knabe ein Mißgewächs von den elementariſchen Waſſerleuten geweſen ſey, dergleichen ſie zuweilen gebären, aber von ſich ſtoßen, wohin er auch die Sirenen rechnet. Man kann bei ihm nachſehen; wir ſind nicht im Stande, ein näheres Urtheil zu fällen.

— y —

Eine neue Schrift.

Das Nachtgebiet der Natur im Verhältniß zur Wiſſenſchaft, zur Aufklärung und zum Chriſtenthume von N. Gerber. Mergentheim, in der neuen Buch- und Kunſthandlung.

Wir können den Leſern unſerer Blätter und allen denjenigen obbenannte Schrift nicht genug empfehlen, die ein wahres klares Wort, kein philoſophiſch ſeyn wollendes Geſchwätze, über magnetiſche Zuſtände, beſonders über die Eröffnungen der Seherin von Prevorſt und über ein von dieſer hauptſächlich behauptetes Hereinragen einer Geiſterwelt in die unſere, vernehmen wollen. Dieſe Schrift hält ſich vorzüglich an Thatſachen, die ſie mit aller Schärfe einer Kritik des geſunden Menſchenverſtandes gegen die Angriffe einer dummgewordenen Philoſophie, beleuchtet und glänzend vertheidigt.

Der Verfaſſer dieſer Schrift ſucht zu zeigen: 1) daß es der Wiſſenſchaft bis jetzt nicht gelungen iſt, die Erſcheinungen aus dem Nachtgebiete der Natur aus unſern Naturgeſetzen zu erklären. Er gibt eine Ueberſicht über die Art und Weiſe, wie dieſe Erſcheinungen bis jetzt bekämpft worden ſind, und zeigt, wie unzulänglich, wie unwiſſenſchaftlich, wie verwerflich und unwürdig zum Theil das iſt, was man bis jetzt gegen die Realität dieſer Erſcheinungen vorgebracht hat. 2) Daß es ein Vorurtheil iſt, wenn man den Glauben an dieſes Nachtgebiet der Natur als Aberglauben betrachtet, und daß er mit der wahren Aufklärung nicht nur in keinem Widerſpruche ſteht, ſondern daß dieſe Erſcheinungen nur deßwegen zur Vorbereitung des Aberglaubens, des Betrugs u. ſ. w. benutzt wurden, weil die Gebildeten und Aufgeklärten ſie vornehm ignorirten, und ſich nicht damit befaſſen wollten, aus Furcht, verſpottet zu werden. Gerade dadurch, daß man dieſe Erſcheinungen nur dem unwiſſenden Volk zur Beurtheilung überließ, ohne ſie genauer zu unterſuchen, konnten Aberglauben und Unwiſſenheit ihr Spiel um ſo freier damit treiben. Man kann dieſe Thatſachen, welche nicht mehr wohl zu beſtreiten ſind, nur dadurch dem Obſkurantismus entreißen und unſchädlich machen, daß man ſie ohne Vorurtheil und Menſchenfurcht prüft, und mit unſerer heutigen Bildungsſtufe in Uebereinſtimmung zu bringen ſucht, was durchaus nicht ſo unmöglich iſt, wie man es aus Vorurtheil meint. Dadurch wird man zur wahren Aufklärung weit mehr beitragen, als durch die unnatürlichen, höchſt gezwungenen und eben darum nie überzeugenden Erklärungen, durch welche man dieſe Thatſachen bis jetzt zu beſtreiten ſucht. 3) Soll in dieſer Schrift gezeigt werden, daß der Glaube an dieſes Nachtgebiet der Natur zwar durchaus nicht zur chriſtlichen Religion gehört, daß dieſe Erſcheinungen weder zur Bekämpfung des Unglaubens, noch zur Erlangung höherer Aufſchlüſſe in der Religion benützt werden können, daß ſie aber mit der Lehre des Chriſtenthums nicht nur in keinem Widerſpruche ſtehen, ſondern dem ganzen Sinn und Geiſt dieſer Religion vollkommen entſprechen und ſogar manches Dunkel der bibliſchen Geſchichte aufklären. Der Verfaſſer ſammelte ſeit Jahren Alles, was in dieſer Streitſache Für und Wider gedruckt wurde, und hat ſeine Anſicht nur durch lange und reife Prüfung gebildet. Daß von ihm etwas Beachtungswerthes über dieſen Gegenſtand erwartet werden kann, hat Dr. Strauß aus Veranlaſſung eines Beitrages, welchen derſelbe zu Dr. Kerners Schrift über das Beſeſſenſeyn lieferte, in den berliner Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik, Juni 1836, Nro. 102 u. ſ. w. ausgeſprochen und dabei ausdrücklich erklärt, daß er dieſer ſchon damals angekündigten Schrift mit Verlangen entgegenſehe. Der Leſer erhält durch dieſes Buch eine vollſtändige, wiſſenſchaftlich geordnete Ueberſicht über das Wichtigſte, was zum Nachtgebiet der Natur gerechnet werden kann, und es ſind ſo viele merkwürdige Thatſachen zur Erläuterung darin aufgenommen, daß es zugleich eine unterhaltende, für alle Stände intereſſante Lektüre gewährt.

Das Werk erſcheint in gr. 8. auf ganz feines Velinpapier gedruckt, und wird in 6 bis 8 Liefer., jede zu 4 Bogen, beſtehen. Der Preis einer Liefer., wovon bereits 3 Liefer. erſchienen ſind und die übrigen in monatlichen Zwiſchenräumen nachfolgen werden, koſtet in Umſchlag brochirt 24 kr.

Beſtätigung.

Was in der 5. Sammlung S. 91 angeführt iſt, beſtätigt Chateaubriand durch eine Anſpielung in ſeiner Schrift: Le congrès de Vérone. Er erzählt daſelbſt, wie nach dem erſten Einzug der verbündeten Mächte zu Paris Kaiſer Alexander auf dem Platz Ludwigs XV. ein griechiſches Hochamt halten und das Te Deum nach altgriechiſcher Melodie abſingen ließ. Es war eben der Platz, wo die Guillotine gearbeitet hatte (un autel fut dressé où l'avait été un échafaud). Der Schriftſteller fährt fort: La pensée du spectateur Français se reportait à 1793 et à 1794, quand les boeufs refusaient de passer sur ces pavés que leur rendait odieux l'odeur du sang.

— 8 —

Gr. Brodhag'ſche Buchdruckerei.

Druckfehler in der II. Sammlung.

S. 2 Z. 9 ſt. Beſtand l. Beiſtand.
S. 4 Z. 7 v. unt. ſt. lebendigs l. lebendiger.
— — letzte Z. ſt. dri l. bis.
S. 5 Z. 8 v. unt. ſt. folgen l. folgern.
S. 29 Z. 7 ſt. nun l. um.
S. 36 Z. 12 ſt. im l. in.
S. 44 Z. 6 ſt. Mahlſäcke l. Mehlſäcke.
— — Z. 10 ſt. erſtrecken l. erſchrecken.
— — Z. 13 ſt. wär l. wer.
S. 111 Z. 10 v. unt. l. δαιμων — δαίμων.
S. 142 Z. 13 ſt. Unter den l. Unter die.
— — Z. 15 ſt. Güter l. Hüter.
— — Z. 19 ſt. δαιμονων l. δαιμονίων.
S. 192 in der Ueberſchrift l. magnetiſtiſche.
S. 208 Z. 2 v. unt. ſt. Richtung l. Sichtung.
S. 221. Z. 6 v. unt. ſteht viermal ein δ ſtatt d.
— — Z. 3 v. unt. ſt. dideuni l. dideoni.
S. 226 Z. 9 v. unt. im Text ſt. ernſten l. erſten.
S. 228 Z. 3 ſt. Surramannier l. Supramannier.
S. 229 Z. 8 l. herumzuſchwärmen.
S. 231 Z. 7 v. unt. ſt. hellſten l. feſten.

Die Dichtungen

von

Justinus Kerner.

Neue vollſtändige Sammlung

in

Einem Bande.

Stuttgart und Tübingen,
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1831.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt.

I. Lyriſche Dichtungen.

Seite
Zueignung 3
Die Mitternachtsglocke 5
Preis der Tanne 6
Dauer des Herzens .... [illegible]
Nähe des Todten 9
Der todte Müller 11
Die vier wahnſinnigen Brüder 12
Der Einſame 15
Trinklied im Juni 16
Alte Heimat 18
Wanderer 19
Der Pilger 20
Ein Lied nach dem Herbſte 21
Rückkehr 24
Lob des Flachſes 25
Lob der Spindel 27
Stille Thränen .... [illegible]
Metall und Glas 31
Der reichſte Fürſt 33
Wer machte dich ſo krank? 35
Von Ihr 36
Graf Olvertus von Calw 37
Stummſeyn der Liebe .... [illegible]
Lob der Sturmnacht 42
Stirb, Lieb' und Freud'! 45

Seite
An Ludwig Uhland 45
Der Roſenſtock 47
Im Herbſt 48
Im Winter 48
Herzenslaſt .... [illegible]
Die Puppe 50
Sonnenblicke im Winter 51
Tröſtung 51
Der ſchmerzreiche Ton 52
Vorwärts! 53
Auf das Wildbad 55
Herbſtgefühl 56
Todesprobe 57
Wanderers Nachtlied 58
An Siegmund von Birken 59
Auf Wilhelm Müllers Beſuch 60
Alte Laute 61
Anna Whatly 62
Guter Rath .... [illegible]
Kurzes Erwachen 66
Frühlingsmorgen 67
Frühlingskur 68
Der Stephansthurm 69
Sängers Troſt 71
Der Waſſermann 72
Das Lied 75
Im Herbſt 75
Morgengefühl 76
Alphorn 78
Weisheit des Winters 79
Ade 81
Waldleben 85
Von Ihr, im Winter 86
Sehnſucht nach der Waldgegend 87

Seite
Maria 88
Herbſtjubel 89
An Amalie 91
Wanderlied 92
Geſpräch 94
Auf der Wanderung 95
Das treue Roß 96
Ruhe bei Ihr 98
Troſt 99
Liebesklage 100
Die Stiftung des Kloſters Hirſchau 101
Räthſel 104
Winterklage 105
Kloſterfräulein 107
Der Kinder Angebinde 108
Ständchen 109
Der Bürgerwall 110
Bei des Kronprinzen von Würtemberg Zurückkunft ... 111
An die Königin Katharina 113
Nach Katharina's Tod. 1 — 4 .... 115 — 118
Ueber das in Metall geprägte Bild Katharina's 119
An Katharina's Töchter 121
Kaiſer Rudolphs Ritt zum Grabe 124
Troſt im Geſang 127

Denkmale:

1. Keppler 128
2. Friſchlin 128
3. Schubert 129
Der Ring 130
Trinklied für den Bund der Jungen und Alten 132
Täuſchung 134
Kein Schwanenlied 136
Wanderung 137
Vogt Finſterling's Bauern-Ideal 138

Seite
Graf Eberhard 139
Der Gärtner auf der Höhe 140
Frühlingsklage 141
Der Roſenſtrauch 143
Der Kranke und die Stimme 145
Todtenopfer. 1 – 5. .... 146 – 150
Abſchied 151
Trinklied zum neuen Weine 152
An die Seherin von Prevorſt 154
Nach der Seherin Tod 155
Saul 157
Der Seherin Erſcheinen 159
Ehmals 160
Auf Roſa's Tod 161
Die Antwort 162
Herr von der Haide 163
Der Kranke an den Arzt 165
Spindelmanns Recenſion eines Buchs 167
Spindelmanns Recenſion der Gegend 168
Auf die Anweſenheit des Herzogs von Braunſchweig 169
König Georg von England 171
Sommerabend 174
Todten-Opfer für Karl Gangloff 177
An Gangloff's Geiſt 180
Jünglingstrauer 182
Im Regen 184
Pfarrer Sauls Geſicht 185
Im Herbſte 187
Sonnenlauf 188
Zuruf 189
Die heilige Regiswind von Lauffen 191
Auf das Trinkglas eines verſtorbenen Freundes 193
An Roſamund 194
Nächtlicher Beſuch 195

Seite
Die traurige Hochzeit 197
Stille Liebe 198
Der Geiger zu Gmünd 199
Maienklage 204
Der Pilger 205
Aufruf 207
An Peter Bruckmann 209
Abendſchiffahrt 211
Rath im Mai 212
Sankt Alban 214
Eine Fabel 216
Lezter Troſt 218
Sehnſucht 219
Frage 221
Auf die aus den Kirchen weggebrachten altdeutſchen Gemälde 222
Winter 224
Kein Geburtstag 225
Nähe der Fernen 226
Der bange Traum 227
An Maria Krey 229
Luſt ſtürmiſchen Wetters 230
Hohenſtaufen 231
Er und Sie 233
Treue 234
An das Herz im Frühling 235
St. Walderichs Kapelle zu Murrhardt 236
Troſt in der Natur 239
An Johannes Lämmrer 240
Lerche und Karl Mayer 241
Zwei Särge 242
Geſanges Erwachen 243
Im Walde 244
Auf Franz Kochs Spiel auf der Maultrommel 245

Seite
An die ** 246
An L. U. 247
Uhland's friſche Lieder 248
Ein Lied 249
Roſt und Gram 250
Im Mondlicht 251
Glut des Herzens 252
An die Prinzeſſin Marie von Würtemberg 253
Im Winter 255
Vogellied 256
Die Lilie 257
Der Wanderer in der Sägemühle 258

II. Proſaiſche Dichtungen.

1. Reiſeſchatten 265
2. Die Heimatloſen 513

I.

Lyriſche Dichtungen.

Zueignung.

Herz! gedenkſt du noch der Stelle,
Wo einſt unſer Frühling war,
Deines Luſtnau's Bluthenbäume,
Der verlaſſenen Kapelle,
Jenes Himmels wunderklar?
Ach! es waren kurze Träume,
Schmerz der Trennung lange Jahr!

Herz vom Herzen weggeriſſen,
Wandelnd in der Fremde bang,
Ward dein Stern, dein frommer Glaube,
Meiner in den Finſterniſſen,
Meine Liebe, mein Geſang;
So der Welt ward keins zum Raube,
Bis ich gänzlich dich errang.

Jezt, was kaum ich ſah in Träumen,
Bildete ſich wirklich aus:
An dem Berg der Frauentreue
Winket unter grünen Bäumen
Freundlich unſer kleines Haus,
Und geliebter Kinder dreie
Hüpfen fröhlich ein und aus.

Und dahin ſind Schmerz und Sehnen,
Die das Lied in mir erregt,
Auch das ſcherzende, — entſprungen
Iſt auch dies nur ſtillen Thränen,
Nur dem Gram, der mich bewegt.
Herz! — und ich hab' ausgeſungen,
Weil du allen Schmerz gelegt.

Die Mitternachtglocke.

Höreſt du die Glocke ſchallen?
Ach! kein Zephir rühret ſie!
Nur der Schlag des ſchweren Hammers
Lockt aus ihr die Harmonie.

Einer Glocke zu vergleichen
Iſt des Sängers armes Herz,
Soll's in Harmonie ertönen,
Muß es leiden Schlag und Schmerz.

So ein Schlag auf's bange Herze
Iſt's auch einzig, was gemacht,
Daß in mir dies Lied erklungen
Bei dem Schlag der Mitternacht.

Preis der Tanne.

Jüngſthin hört' ich, wie die Rebe
Mit der Tanne ſprach und ſchalt:
Stolze! himmelwärts dich hebe,
Dennoch bleibſt du ſtarr und kalt!

Spend' auch ich nur kargen Schatten
Wegemüden, gleich wie du,
Führet doch mein Saft die Matten,
O wie leicht! der Heimat zu.

Und im Herbſte, — welche Wonne
Bring' ich in des Menſchen Haus!
Schaff' ihm eine neue Sonne,
Wann die alte löſchet aus.

So ſich brüſtend ſprach die Rebe;
Doch die Tanne blieb nicht ſtumm,
Säuſelnd ſprach ſie: gerne gebe
Ich dir, Rebe, Preis und Ruhm.

Eines doch iſt mir beſchieden:
Mehr zu laben, als dein Wein,
Lebensmüde; — welchen Frieden
Schließen meine Bretter ein!

Ob die Rebe ſich gefangen
Gab der Tanne, weiß ich nicht;
Doch ſie ſchwieg, — und Thränen hangen
Sah ich ihr am Auge licht.

Dauer des Herzens.

Ein Saumthier träget ſtill
Und ſanft die Centnerlaſt,
Wohin der Treiber will,
Begehrend keine Raſt.

Ein Wagen rollt daher,
Die Schildkröt' ihm nicht weicht,
Und wär' er noch ſo ſchwer,
Trägt ſeine Laſt ſie leicht.

Doch all' die Laſt iſt Scherz,
Bedenkſt du das Gewicht,
Das oft ein Menſchenherz
Still träget und nicht bricht.

Nähe des Todten.

Wohl müßt' ich herzlich weinen,
Herz! wär'ſt du wirklich todt,
Und könnt' mich nichts mehr einen
Mit dir in Freud' und Noth.

Doch, ſieh, ſeit du geſtorben,
(Weiß nicht wie mir geſchah)
Hab' ich dich erſt erworben,
Herz! biſt du erſt mir nah.

Nicht Berg' und Thale trennen,
O Herz! mich mehr von dir,
Leis darf ich dich nur nennen,
Da biſt du ſchon bei mir;

Dann legt ſich ſchnell die Welle
Im Herzen ſtürmiſchtrüb',
Und in mir wird es helle,
Und um mich Alles lieb.

Die Andern nicht begreifen,
Was Sel'ges ich erſah!
Was die nicht ſchauen, greifen,
Das iſt für ſie nicht da.

Die wiſſen nichts von Drüben,
Die wiſſen nur von hier,
Nicht wie ſich Geiſter lieben,
Doch, Herz! — das wiſſen wir!

Der todte Müller.

Die Sterne über'm Thale ſtehn,
Das Mühlrad nur man höret.
Zum kranken Müller muß ich gehn,
Er hat den Freund begehret.

Ich ſteig' hinab den Felſenſtein,
Es donnert dumpf die Mühle,
Und eine Glocke tönt darein:
„Die Arbeit iſt am Ziele!“

In Müllers Kammer tret' ich nun:
Starr liegt des Greiſen Hülle,
Es ſtockt ſein Herz, die Pulſe ruh'n
Und draußen auch wird's ſtille.

Die treuen Lieben weinen ſehr.
Still bleibt ſein Herz und kühle;
Die Waſſer fließen wohl daher,
Still aber ſteht die Mühle.

Die vier wahnsinnigen Brüder.

Ausgetrocknet zu Gerippen,
Sitzen in des Wahnſinns Haus
Vier; — von ihren bleichen Lippen
Gehet keine Rede aus,
Sitzen ſtarr ſich gegenüber,
Blickend immer hohler, trüber.

Doch ſchlägt Mitternacht die Stunde,
Sträubet ſich ihr Haar empor,
Und dann tönt aus ihrem Munde
Jedesmal in dumpfem Chor:
Dies irae dies illa
Solvet secla in favilla.

Waren einſt vier ſchlimme Brüder,
Hatten nur gezecht, gelärmt,
Beim Geſang verbuhlter Lieder
Durch die heil'ge Nacht geſchwärmt;
Keines freundlichen Berathers
Warnung half, kein Wort des Vaters.

Noch im Sterben ſprach der Alte
Zu den ſchlimmen Söhnen vier:
Warnt euch nicht der Tod, der kalte?
Alles führt er fort von hier:
Dies irae dies illa
Solvet secla in favilla.

Und er ſprach's und war verſchieden,
Jene aber rührt es nicht;
Doch er ging zum ew'gen Frieden,
Jene, wie zum Hochgericht,
Treibt es in der Welt Getümmel,
Nah der Hölle, fern dem Himmel.

Und gebuhlet und geſchwärmet
Ward es wieder lange Jahr',
Andrer Noth ſie nie gehärmet,
Keinem greiſer ward das Haar.
Luſt'ge Brüder! habt nicht Zweifel:
Eine Mähr' iſt Gott und Teufel.

Einſt als Mitternacht gekommen,
Kehrten taumelnd ſie vom Schmaus;
Horch! da tönt Geſang der Frommen
Aus dem nahen Gotteshaus.
Laſſet euer Bell'n, ihr Hunde!
Schreien ſie aus Satans Munde.

Stürzen die verruchten Wichte
Brüllend durch das heil'ge Thor;
Aber wie zum Weltgerichte
Tönet hier der ernſte Chor:
Dies irae dies illa
Solvet secla in favilla.

Und ihr Mund — weit ſteht er offen,
Doch kein Wörtlein aus ihm geht;
Gottes Zorn hat ſie getroffen,
Jeder wie ein Steinbild ſteht,
Grau die Haare, bleich die Wangen,
Wahnſinn hat ihr Haupt befangen.

Ausgetrocknet zu Gerippen,
Sitzen in des Wahnſinns Haus
Nun die Vier, — von ihren Lippen
Gehet keine Rede aus,
Sitzen ſtarr ſich gegenüber,
Blickend immer hohler, trüber.

Doch ſchlägt Mitternacht die Stunde,
Sträubet ſich ihr Haar empor,
Und dann tönt aus ihrem Munde
Jedesmal in dumpfem Chor:
Dies irae dies illa
Solvet secla in favilla.

Der Einſame.

Wohl geheſt du an Liebeshand,
Ein überſel'ger Mann;
Ich geh' allein, doch mit mir geht,
Was mich beglücken kann.

Es iſt des Himmels heilig Blau,
Der Auen Blumenpracht,
Einſamer Nachtigallen Schlag
In alter Wälder Nacht.

Es iſt der Wolke ſtiller Lauf
Lebend'ger Waſſer Zug,
Der grünen Saaten wogend Meer,
Und leichter Vögel Flug.

Du ruhſt im zarten Frauenarm,
Am Roſenmund voll Duft;
Einſam geh' ich, im Mantel ſpielt
Die kühle Abendluft.

Es kommt kein Wandrer mehr des Weg's,
Der Vogel ruht im Baum;
Ich ſchreite durch die düſtre Nacht,
In mir den hellſten Traum.

Trinklied im Juni.

Was duftet von des Berges Haupt
So tief ins Thal hinab?
Die Rebe iſt's, die, neubelaubt,
Sich blühend hebt am Stab.

Was regt ſich in des Hauſes Grund,
In den Gewölben tief?
Der Wein iſt's, der in Faſſes Rund
Schon längſt gebunden ſchlief.

Die Blüthe hat ihn aufgeregt,
Der Duft im Heimatland,
Daß er, von Sehnſucht tiefbewegt,
Will ſprengen jezt ſein Band.

Zwingherren, Freunde, ſind wir nicht,
Bringt die Pokale her!
Und laßt den Armen jezt an's Licht,
Wie er es wünſcht ſo ſehr!

Und ſingend hebt dem Berge zu
Den ſchäumenden Pokal:
Befreiter, ſiehſt die Heimat du
In Duft und Sonnenſtrahl?

Seht, wie mit tauſend Augen er
Die Heimat ſchaut entzückt,
Aus der die Rebe blüthenſchwer
Ihm in die Augen blickt!

Er braust, er ſingt: „Willkommen du,
„O Heimat voller Licht!
„Und jezt, ihr Lieben! trinkt nur zu!
„Ich bin der Lezte nicht!“

Du edler Saft! du bringſt mit Macht
Uns in das Herz hinein!
Wohlan! ſtoßt an! du ſollſt gebracht
Der theuren Heimat ſeyn!

Und dem, der irrt am fremden Strand,
Und dem in Kerkersnoth,
Daß ihm erſchein' ſein Heimatland,
Wie dir noch vor dem Tod.

Alte Heimat.

In einem dunklen Thal,
Lag jüngſt ich träumend nieder,
Da ſah ich einen Strahl
Von meiner Heimat wieder.

Auf morgenrother Au
War Vaters Haus gelegen;
Wie war der Himmel blau!
Die Flur wie reich an Segen!

Wie war mein Heimatland
Voll Gold und Roſenhelle!
Doch bald der Traum verſchwand,
Schmerz trat an ſeine Stelle.

Da irr't ich weit hinaus
In's öde Land voll Sehnen;
Noch irr' ich, ſuch' das Haus,
Und find' es nicht vor Thränen.

Wanderer.

Die Straßen die ich gehe,
So oft ich um mich ſehe,
Sie bleiben fremd doch mir.
Herberg', wo ich möcht' weilen,
Ich kann ſie nicht ereilen,
Weit, weit iſt ſie von hier.

So fremd mir anzuſchauen
Sind dieſe Stadt' und Auen,
Die Burgen ſtumm und todt;
Doch fern Gebirge ragen,
Die meine Heimat tragen,
Ein ewig Morgenroth.

Der Pilger.

Auf dürrer Haide geht
Ein armer Wandersmann,
Kein kühlend Lüftchen weht,
Das ihn erquicken kann.

Er ſchaut Land ein, Land aus,
Horcht, keine Quelle fließt,
Blickt, ſieht nicht Wald, noch Haus,
So ſchattend ihn umſchließt.

Er kann nicht weiter geh'n,
Er ſinkt auf's dürre Moos; —
Doch ſieh! auf Bergeshöh'n
Erblickt er jezt ein Schloß.

„O Kranker, freue dich!
„Das nimmt dich gaſtlich auf!“
Er rafft zuſammen ſich,
Er eilt den Berg hinauf.

Und als er auf den Höh'n —
Kein Schloß erſieht er mehr,
Sieht eine Wolke ſtehn,
Die bald hinſtirbt, wie er.

Ein Lied nach dem Herbst.

O weh! ihr Rebenhügel!
Wie ſteht ihr trauernd nun!
Der Sturm ſchwingt ſeine Flügel
Und die Geſänge ruh'n.
Es zog mit eurem Weine
Aus euch der Jubel aus,
Daß er mit ihm erſcheine
Neu in des Trinkers Haus.

Laßt euer Herz erwarmen,
Die ihr nun ſchlürfſt den Wein,
Trinkt ihn auch zu dem Armen,
Der ihn geſchenket ein!
Dem, den nichts kann entmuthen,
Der immer trägt und baut,
Dem, der in Sommersgluthen
Den harten Stein bebaut.

Wie in des Berges Tiefen
Raſtlos der Bergmann ſchafft,
Die Schätze, die da ſchliefen,
Erhebt mit reger Kraft,

An Händen trägt nur Narben,
Der Herr den Edelſtein:
Muß auch der oben darben,
Trinkt Waſſer, ihr den Wein.

Und wie der unten nimmer,
Stirbt auch die Hoffnung, ruht,
So wächſt beim letzten Schimmer
Dem oben noch der Muth.
Schlägt ſchwerer Hagel nieder,
Was er durch's Jahr erſchafft,
Er geht neuhoffend wieder
An's Werk mit gleicher Kraft.

Und wie in ſeinem Grabe
Der unten immer weilt,
Als Greis, wie einſt als Knabe,
Zu ſeinen Steinen eilt,
So bleibt bei ſeinen Reben,
Als Knabe und als Greis,
Der oben — treu ergeben
Der Armuth und dem Fleiß.

Er ſchafft vom erſten Scheine
Der Sonne bis zur Nacht,
Trinkt dann im Schlaf vom Weine,
Den ihm ſein Berg gebracht —

Und läßt, erwacht zur Wahrheit,
Den lang erſehnten Wein
In ſeiner Goldesklarheit
Dem reichen Trinker ſeyn.

Er aber, mit der Flaſche
Voll Waſſer, geht in Ruh,
Ein Brod in ſeiner Taſche,
Und deckt die Reben zu.
Einſt deckt auch ihn, den Armen,
Der lang geſchafft, gewacht,
Ein Engel voll Erbarmen
Und flüſtert: gute Nacht! —

Rückkehr.

In dem Thal, wo Burgen hangen,
An manch wald'ger Bergeswand,
Wo du oft als Kind gegangen
Sorglos an der Unſchuld Hand,

Ging ich jüngſt verlaſſen, Liebe!
Einſam und entfernt von dir.
Wie ich's ſo bedachte trübe,
Trateſt du als Kind zu mir,

Zeigteſt mir aus ſchönem Thale
Eine Blume licht und blau,
Wunderhell im Morgenſtrahle
Sah aus ihrem Kelch der Thau.

Ueber Berge ſah ich fliehen
Dann dein kindlich liebes Bild,
Wie ſich Wölklein ſtill entziehen,
War es bald dem Blick verhüllt.

Iſt mir auch das Kind verſchwunden,
Iſt es doch die Blume nicht,
Wieder hab' ich die gefunden
Heut in deines Auges Licht.

Lob des Flachſes.

Wohl hat Sommer ſich zum Kranze
Manche Blüthe zart gewoben;
Aber, Flachs, dich mildſte Pflanze,
Muß ich doch vor allen loben.

Blauen Himmel ausgeſtreuet
Haſt du über dunkle Auen,
Deine milde Schönheit freuet
Die gleich zart geſchaffnen Frauen.

Weiches Grün den Stengel zieret,
Blüthe trägt des Himmels Helle,
Leis vom Weſthauch angerühret
Wogt ſie ſanft in blauer Welle.

Iſt die Blüthe dir entfallen,
Zieht man dich aus dunkler Erden,
Darfſt nicht mehr im Weſthauch wallen,
Mußt durch Feu'r zu Silber werden.

Und die Hand geſchäft'ger Frauen
Rührt dich unter muntern Scherzen,
Klar wie Mondſchein anzuſchauen,
Biſt du theuer ihrem Herzen.

In dem blanken Mädchenzimmer,
Leis berührt von zartem Munde,
Schön verklärt von Sternenſchimmer,
Wird dir manche liebe Stunde.

Nächtlich in des Landmanns Hütte,
Wo ein flammend Holz die Kerze,
In viel muntrer Mägdlein Mitte,
Biſt du bei Geſang und Scherze.

Draußen brauſen Sturm, Geſpenſter;
Wandrer wird der Sorg' entladen,
Sieht er hinter hellem Fenſter
Heimiſch deinen goldnen Faden.

Zarten Leib in dich gekleidet
Tritt das Mägdlein zum Altare;
Liegſt, ein ſegnend Kreuz, gebreitet
Schimmernd über dunkler Bahre.

Biſt des Säuglings erſte Hülle,
Spieleſt lind um ſeine Glieder;
Bleich in dich gehüllt und ſtille
Kehrt der Menſch zur Erde wieder.

Lob der Spindel.

Die Fauſt des Mannes zieret
Ein blank geſchliffen Schwert,
Das er in Treue führet,
Wo es das Recht begehrt.

Sank er auf blut'ger Haide,
Den Ring, den Edelſtein,
Dies ſeiner Hand Geſchmeide
Grab' man mit ihm hinein.

Des Eiſens Wucht zu heben
Sind Frauen nicht gewandt,
Sie leben ſtilles Leben,
Die Spindel in der Hand.

Die zarte Hand der Schönen
Ziert die mit rechter Weiſ';
Sie tanzt mit ſüßem Tönen,
Und ſingt der Frauen Fleiß.

In alter Wälder Dunkel,
Auf mooſigem Geſtein,
Sizt an kryſtallner Kunkel
Nachtfrau im Mondenſchein.

Mondhelle Fäden bringet
Ihr Finger zart hervor;
Seltſam die Spindel ſinget,
Es lauſcht des Wandrers Ohr.

In Schloß und Burgeshallen
Die Spindel emſig ſang;
Den deutſchen Frauen allen
War ſie ein lieber Klang.

Gar ſpärlich Sammt und Seide
Umfing den holden Leib.
Im ſelbſtgeſponn'nen Kleide
Ging da manch edles Weib.

Kaum daß in armer Kammer,
In Nächten lang und bang,
Bei Thränen und bei Jammer
Noch tönt der Spindel Sang.

Sing' nur! Du ſingſt den Sorgen
Der Armuth endlich Tod.
Steig auf, du lichter Morgen!
Bring das errung'ne Brod.

Jezt im Gemach der Schönen
Hört man wohl Lautenklang,
Wohl welſche Triller tönen,
Gar leis der Spindel Sang.

Die Spindel hält verſchoben
Jezt manche Schöne ſtolz,
Und denkt: wie kann man loben
So ein gemeines Holz!

Nein! liebe deutſche Frauen,
Erkennt der Spindel Werth!
Wollt treulich auf ſie bauen,
Treu, wie der Mann auf's Schwert!

Indeß der ſieghaft ſtehet
In Blut und Kampfes-Schweiß,
Sitzt fromm daheim und drehet
Die Spindel recht mit Fleiß!

So war's in alten Tagen
Sittſamer Frauen Art.
Manch Bild und ſchlichte Sagen
Die haben uns bewahrt:

Wie in der Frauen Kreiſe
Die Spindel nie geruht. —
Spinnt fort nach alter Weiſe
Zart — aber ſtark und gut.

Stille Thränen.

Du biſt vom Schlaf erſtanden,
Und wandelſt durch die Au,
Da liegt ob allen Landen
Der Himmel wunderblau.

So lang du ohne Sorgen
Geſchlummert ſchmerzenlos,
Der Himmel bis zum Morgen
Viel Thränen niedergoß.

In ſtillen Nächten weinet
Oft mancher aus den Schmerz,
Und Morgens dann ihr meinet,
Stets fröhlich ſey ſein Herz.

Metall und Glas.

Es iſt ein Mann von Eiſen,
Ein anderer von Glas,
Die wollen ſich befleißen,
Einander zu unterweiſen,
Probiren dies und das.

Aus ſeiner Ledertaſche
Zieht der metall'ne Mann
Wohl eine Leidnerflaſche,
Behend lädt ſie der Raſche
Und ſpricht zum gläſer'n dann:

„Fühl'! wenn man dies berühret,
So wahr der helle Tag!
Man einen Schlag verſpüret;
Das heißt elektriſiret.“ —
„„Glaub', wer dies glauben mag!““

Spricht der von Glas — „„Ich fühle,
Pack' ich's, in jedem Fall
Gar nichts als etwas Kühle;
Das Zimmer drücket Schwüle,
Und kälter iſt Metall.““

Von Eiſen der dawider
Zu dem von Glaſe ſpricht:
„Es zuckt durch alle Glieder,
Es wirft mich ja darnieder,
Glaskopf! das fühlſt du nicht?!“

Hoch der von Glas und höher
Schreit: „„Es ſey Gott mein Zeug'!
Du ſuperfeiner Späher,
Phantaſt'ſcher Geiſterſeher,
Nichts fühl' ich, nichts, ſchweig, ſchweig!““

Jetzt die von Glas und Eiſen
Anfeinden ſich nicht ſchlecht,
Vom Schmähen kommt's zum Beißen,
Wer kann ſie überweiſen? —
Sie haben beide Recht.

Der reichste Fürst.

Preiſend mit viel ſchönen Reden
Ihrer Länder Werth und Zahl,
Saßen viele deutſche Fürſten
Einſt zu Worms im Kaiſerſaal.

Herrlich, ſprach der Fürſt von Sachſen,
Iſt mein Land und ſeine Macht,
Silber hegen ſeine Berge
Wohl in manchem tiefen Schacht.

Seht mein Land in üpp'ger Fülle,
Sprach der Churfürſt von dem Rhein,
Gold'ne Saaten in den Thälern,
Auf den Bergen edlen Wein!

Große Städte, reiche Klöſter,
Ludwig, Herr zu Bayern, ſprach,
Schaffen, daß mein Land den euren
Wohl nicht ſteht an Schätzen nach.

Eberhard, der mit dem Barte,
Würtembergs geliebter Herr,
Sprach: Mein Land hat kleine Städte,
Trägt nicht Berge ſilberſchwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen: —
Daß in Wäldern, noch ſo groß,
Ich mein Haupt kann kühnlich legen
Jedem Unterthan' in Schooß.

Und es rief der Herr von Sachſen,
Der von Bayern, der vom Rhein:
Graf im Bart! Ihr ſeyd der reichſte,
Euer Land trägt Edelſtein!

Wer machte dich so krank?

Daß du ſo krank geworden,
Wer hat es denn gemacht? —
Kein kühler Hauch aus Norden,
Und keine Sternennacht.

Kein Schatten unter Bäumen,
Nicht Glut des Sonnenſtrahls,
Kein Schlummern und kein Träumen
Im Blüthenbett' des Thals.

Kein Trunk vom Felſenſteine,
Kein Wein aus vollem Glas,
Der Baumesfrüchte keine,
Nicht Blume und nicht Gras.

Daß ich trag' Todeswunden,
Das iſt der Menſchen Thun;
Natur ließ mich geſunden,
Sie laſſen mich nicht ruhn.

Von Ihr.

Sonnenblume, die in Wonne
Sich nach goldner Sonne ſehnet,
Wird zum Bild der klaren Sonne,
Ihre Liebe ſie verſchönet.

Schein' ich gut dir, ſüß Verlangen!
Wie das Herz ſo gerne wähnet,
Iſt von Augen dein und Wangen
Ruhe auf mich übergangen,
Schein der Glorie, die dich krönet.

Graf Olberius von Calw.

(Im Winter.)

Bei hellem Vogellied
Was ſollen Saitenklänge?
Was Sagen und Geſänge,
Wann bunt die Blume blüht?

Nur wann die Aue leer
Und ſtumm in Wintertagen,
Da kann man füglich ſagen
Und ſingen bunte Mähr'. —

Bei Calw, in jenen Gau'n,
Die Würtemberg man nennet,
Wo man viel Sagen kennet
Von Rittern und von Frau'n,

Da liegt in Waldes Schooß
Ein alter Bau verſtecket,
Jahrhunderte bedecket
Von Epheu und von Moos.

Der Wind durchrauſcht den Saal,
Gleich klagendem Gewimmer,
Wo einſt in goldnem Schimmer
Klang Laute und Pokal;

Wo einſt in üpp'ger Pracht
Olbertus Frau gelebet,
Nach Weltluſt nur geſtrebet,
Niemals an Gott gedacht;

Olbertus aber trüb
Und ſtill gelebt in Schmerzen,
Dem Gott geweihten Herzen
Stets fremd die Uepp'ge blieb.

Ich ſcheide, ſprach er, Weib!
Leb' wohl und ſey mein Erbe!
Ich ſcheid', eh' ich verderbe
Allhier an Seel' und Leib!

Will ſeh'n, wie Armuth thut;
Reichthum hab' ich genoſſen.
Leb' wohl! Dir zum Genoſſen
Verbleibt der leichte Muth!

Und fröhlich legt vom Leib
Er ſein Gewand von Seide,
Und zieht im Linnenkleide,
Ein Bettler von dem Weib.

Ihr Ring nur hält ihm feſt
Am Finger, eng geſpannet,
Bleibt, wie in's Fleiſch gebannet,
So ſehr er zieht und preßt.

Es brennt, wie Höllenglut,
Das eitle Pfand der Böſen;
O! möcht's vom Finger löſen
Mir bald ein Engel gut!

Er wallt in's Schweizerland,
Treibt dort als Hirt die Heerde,
Und ſchläft auf harter Erde,
Und trinkt aus hohler Hand,

Und kniet auf blum'ger Au
Am Kreuze manche Stunden.
Sein Fleiſch das iſt geſchwunden,
Sein Bart iſt lang und grau.

Im ſpäten Abendroth,
Die Sage ſingt's, bei Schaafen
Da find't den frommen Grafen
Ein irrer Ritter todt.

Ein Glanz ſein Haupt umfließt,
Licht, liegt er, wie verkläret,
Vom Finger abgezehret
Der Ring gefallen iſt.

Es iſt dieſelbe Nacht,
Da in dem hellen Saale
Beim zweiten Hochzeitmahle
Die Gräfin ſcherzt und lacht.

Hoch hebt ſie den Pokal,
Es glüh'n ihr Wang' und Lippe,
Da tritt, ein bleich Gerippe,
Der Tod dumpf durch den Saal.

Der läßt, zu ihr gewandt,
Hoch vor den Gäſten allen
Den Ring ins Glas ihr fallen,
Sie hat ihn wohl erkannt.

Die Saiten ſpringen laut
Von Harfe und von Leier,
Und an das Herz dem Freier
Sinkt todt die üpp'ge Braut.

Stummseyn der Liebe.

Wohl neigt nach goldner Sonne
Sich ſtumm die Blum' der Au,
Doch ſpricht von ihrer Wonne
Im Kelch der helle Thau.

Halt' ich die Lieb' umwunden,
Gedrückt an's Herze ganz,
Schweigt Lippe feſt gebunden,
Spricht nur des Auges Glanz.

Luſt der Sturmnacht.

Wann durch Berg' und Thale draußen
Regen ſchauert, Stürme brauſen,
Schild und Fenſter hell erklirren,
Und in Nacht die Wandrer irren,

Ruht es ſich ſo ſüß hier innen,
Aufgelöst in ſel'ges Minnen;
All der goldne Himmelsſchimmer,
Flieht herein in's ſtille Zimmer.

Reiches Leben! hab' Erbarmen!
Halt mich feſt in linden Armen!
Lenzesblumen aufwärts dringen,
Wölklein ziehen, Vögel ſingen.

Ende nie, du Sturmnacht wilde!
Klirrt, ihr Fenſter! ſchwankt, ihr Schilde!
Bäumt euch, Wälder! brauſ', o Welle!
Mich umfängt des Himmels Helle.

Stirb, Lieb' und Freud'!

Zu Augsburg ſteht ein hohes Haus,
Nahbei dem alten Dom,
Da tritt an hellem Morgen aus
Ein Mägdelein gar fromm;
    Geſang erſchallt,
    Zum Dome wallt
    Die liebe Geſtalt.

Dort vor Mariä heilig Bild
Sie betend niederkniet,
Der Himmel hat ihr Herz erfüllt
Und alle Weltluſt flieht:
    „O Jungfrau rein!
    Laß mich allein
    Dein eigen ſeyn!“

Alsbald der Glocke dumpfer Klang
Die Betenden erweckt.
Das Mägdlein wallt die Hall' entlang,
Es weiß nicht, was es trägt;
    Am Haupte, ganz
    Von Himmelsglanz,
    Einen Liljenkranz.

Mit Staunen ſehen all die Leut'
Dies Kränzlein licht im Haar,
Das Mägdlein aber wallt nicht weit,
Tritt vor den Hochaltar:
„Zur Nonne weiht
„Mich arme Maid!
„Stirb, Lieb' und Freud!“

Gott, gieb, daß dieſes Mägdelein
Ihr Kränzlein friedlich trag'!
Es iſt die Allerliebſte mein,
Bleibt's bis zum jüngſten Tag.
Sie weiß es nicht. —
Mein Herz zerbricht —
Stirb, Lieb' und Licht!

An Ludwig Uhland.

(Nach Empfang ſeines Schauſpieles: Herzog Ernſt.)

1818.

Treibt auch für jezt der Menſchen Treiben
Mich dahin und dich dort hinaus,
Muß ich doch immer bei dir bleiben,
Iſt ja dein Herz ſchon lang mein Haus.

So kommt es, daß in jeden Nächten
Ich freundlich träumend bin bei dir,
Nicht über Rechte wir da rechten,
Von Lenz und Liedern ſprechen wir.

Da liegt kein Rechtsbuch aufgeſchlagen,
Kein Zeitungsblatt auf deinem Tiſch;
Doch Heldenſpiele, bunte Sagen,
Und deine Lieder hold und friſch.

Und hell dein Buch von Freundestreue,
Dein Ernſt, den keine Zeit verweht,
Da wird mir alles wieder neue,
Bis daß der ſchöne Traum vergeht.

Treibt dann der Menſchen Treiben wieder
Mich dahin und dich dort hinaus,
So rufen fern mir deine Lieder:
Nur das iſt deiner Heimat Haus.

Und wie ſo oft in Sommertagen
Die Rebe wieder Blüthen trägt,
Derſelbe Wein, den ſie getragen,
Sehnſüchtig ſich im Faſſe regt:

So regt, ſo oft als deinem Herzen
Neu des Geſanges Blum' erblüht,
Es ſich in mir mit Luſt und Schmerzen:
So hat dein Ernſt geweckt dies Lied.

Der Rosenstock.

Siehe! die Wurzel, ſie liegt im ſchweigenden Dunkel begraben,
Einſam und finſter, gehört dieſe der ewigen Nacht.
Oben entfalten ſich drauf die grünen Blätter, die Dorne,
Bild der Erde ſie ſind, deutend auf Hoffnung und Schmerz.
Ob der Wurzel voll Nacht, ob grünen Blättern und Dornen
Prangt ein jugendlich Roth, blühet die Roſe voll Glut.

Im Herbst.

Eh' ſie erſtirbt, die Natur, die treue Mutter, noch einmal
Ruft ſie die Kinder zu ſich, reicht als Vermächtniß den Wein.

Im Winter.

Fühlt, welch hohes Geſchenk die ſterbende Mutter zurückließ:
Schloß ſie die Sonn' euch nicht liebend in glühenden Wein?

Herzenslaſt.

Fühlt ſeines Bündels Drücken
Der müde Wandersmann,
Schnallt er die Laſt vom Rücken,
Sucht, wo er ruhen kann.

Den Rock zieht er herunter,
Deucht er ihm allzuſchwer,
Und gehet noch ſo munter
Im leichten Hemd' einher.

Ablegen doch kann nimmer
Der Müde eine Laſt,
Die trägt er fühlend immer
Durch Berg und Thal ohn' Raſt;

Die ſchlägt oft wie ein Hammer
An ſeine Bruſt mit Schmerz;
Das iſt in enger Kammer
Das volle Menſchenherz.

Die Puppe.

Sieh die Raup' in ihrer Puppe
Stillem, dunklem Schattenreich,
Nun getrennt von den Genoſſen,
Einzig in ſich ſelbſt verſchloſſen,
Todt nicht, ob begraben gleich.

Schaut nicht mehr den Thau der Triſten,
Iſt der Blüth' und Kräuter baar,
Gänzlich nur ſich ſelbſt gegeben,
Trägt ſie das vergang'ne Leben
In ſich als ein Pünktchen klar.

Und in ſolcher ſtillen Klauſe
Streift ſich ab ihr Erdgewand,
Reifen ihr die bunten Schwingen,
Die ſie einſt als Pſyche bringen
Himmelwärts aus düſtrem Land.

Sieh die Raup' in ihrer Puppe!
Glaube: daß auch dich der Tod
Einſt nicht trägt mit Blitzes Schnelle —
Iſt dein Innres noch ſo helle —
In ein ew'ges Morgenroth.

Sonnenblicke im Winter.

Was bringet mir den alten Muth
Inmitten meiner Lebenstrübe?
Ich ſinn' und weiß nicht, wer es thut,
Was wieder weckt des Lebens Liebe.

Die Erde, weiß ich, iſt es nicht,
Nicht Hoffnung iſt's, die mich beglücket,
Es iſt des Himmels liebes Licht,
Das einmal wieder mailich blicket.

Tröstung.

Was im weinenden Auge mir oft die Thränen zurückhält,
Iſt ein ſpielendes Kind, oder ein Vogel im Flug.

Der ſchmerzreiche Ton.

Wehlaut aus dem Todtenzimmer,
Glockenklang, der Schüler Chor,
Das ſind Töne wohl, die immer
Schmerzreich dringen in mein Ohr.

Doch ein Ton im Haus der Leiche
Bringet mir vor allen Schmerz,
Ton, bei dem ich ſtets erbleiche,
Ton, der mir zerreißt das Herz,

Ton aus ſtiller Todtenkammer,
Wo der Menſch im Leichenſchrein —
Wenn der Tiſchler mit dem Hammer
Schlägt den erſten Nagel ein.

Vorwärts!

1818.

Neues Wirken, neues Streben
Iſt in Menſchenbruſt erwacht,
Und ein neues friſches Leben
Hebt ſich aus der alten Nacht.

Vorwärts! vorwärts! hat geheißen
Blüchers mächt'ger Schlachtgeſang.
„Rückwärts! rückwärts!“ das ſind Weiſen
Wohl aus Herzen irr und krank.

Kreuz und Adler jüngſt noch hießen
Unſre Oriflammen wir,
Und nun ſollten wir erkieſen
Einen Krebs zum Siegspanier?

Bürgersſöhne Ritterskinder
Wurden Brüder im Gefecht,
Und nun ruft ihr: „Der iſt minder,
Der iſt mehr, nach altem Recht!“

Aber hört's! als ſie vergoſſen
Da ihr Blut mit gleicher Ehr',
Iſt's in einen Strom gefloſſen,
Und den theilt ihr nimmermehr!

Die Gleichtapfern, die Gleichfreien
Sammelte das gleiche Haus,
Euer Rückwärts-Rückwärts-Schreien
Ruft ſie Arm in Arm heraus:

Daß ſie zeigen ihre Wunden
Blutend neu von euch erweckt;
Wie ſie gleichen Tod gefunden,
Wie ſie gleiche Erde deckt.

Vorwärts! Vorwärts! weiter! weiter!
Ueber Trümmer ewig todt.
Weh', o Bürgerfahne, heiter
In das friſche Morgenroth!

Auf das Wildbad.

Quält Schmerz und Krankheit deine Glieder,
Macht welk dein Herz der Menſchen Qual;
Verlaß die Welt und ſteig hernieder
In dieſes unterird'ſche Thal.

Hier legt Natur mit linden Armen
Dich an die Bruſt und löst den Schmerz,
Will dich kein Menſchenherz erwarmen,
Erwärmt dich hier ihr Mutterherz.

Der Waſſer gute Geiſter ſingen
Hier aus kryſtallnen Tiefen laut:
„Bald werden dem wir Heilung bringen,
„Der liebend unſrer Kraft vertraut.“

Ja, Kranker! wie ein Kind an's Herze
Der Mutter ſich vertrauend legt,
Lieg in den Born mit deinem Schmerze,
Von Lieb' und Hoffnung ſtill bewegt.

Wie Lenzeshauch wird's dich durchbeben;
Frag nicht, wie dieſe Kraft man heißt;
Du kehrſt, ein neuer Menſch, in's Leben
Und ſprichſt: Das that des Wildbads Geiſt!

Herbstgefühl.

Wie mit Gold die Wälder prangen,
Roſen gleich die Bäum' erblühn!
Erde will wie Himmel glühn,
Eh' ſie ſtarr liegt und vergangen.

Goldne Himmelsburgen tragen
Die Gebirg' in ſtolzer Pracht,
Drinnen wandeln längſt erwacht
Ritter und Frau'n aus alten Tagen.

Der verklärten Erde Wonne
Füllt mit Licht auch meine Bruſt,
Und das Herz hüpft auf in Luſt,
Wie ein Vöglein in der Sonne.

Solche Luſt, Herz! währt nicht lange,
Herz! das iſt nur ein Erglühn
Vor dem gänzlichen Verblühn
Unter'm Hügel kalt und bange!

Todesprobe.

Wohl ihr Aug' erloſchen ſteht,
Wohl die Pulſe nicht mehr ſchlagen,
Und mit Klagen
Jedes von der Todten geht.

Doch ſie kann noch lebend ſeyn!
Todeskälte, Blick der Leichen,
Schlecht Zeichen!
Bringet ſchnell ihr Kind herein!

Legt ihr das an's kalte Herz!
Rührt auch dann ihr Herz ſich nimmer,
Dann auf immer
Iſt ſie todt, — und aus ihr Schmerz.

Wanderers Nachtlied.

Mit Sturm und Nacht durch fremdes Land
Irr' ich in Einſamkeit;
Doch ſing' ich froh durch Berg und Thal,
Ich weiß, mir wird kein Leid.

Sie ſchützt der Himmel liebevoll,
Wär' er auch zürnend mir,
Mir wird kein Schmerz, mir wird kein Leid,
Denn Alles ja würd' ihr.

An Siegmund von Birken.[*]

Laß dieſes Wort des Danks zu Dir gelangen,
Du ſel'ger Meiſter! für die theuren Lieder.
Schwebteſt voll Lieb' in unſern Garten nieder,
Wo wir von Roſen, Wald und Sternen ſangen.

Bekannte Töne Dir entgegen klangen,
Weckten in Dir die alten Lieder wieder,
Erkannteſt uns als treue, deutſche Brüder,
Die tröſtend ſich in gleichem Leid umfangen.

Vom feſten Bündniß gleichgeſtimmter Geiſter,
Von des gepreßten Vaterlands Beſchwerde,
Von Kraft und Hoffnung hat dein Lied geſungen.

Wie biſt du uns willkommen, ſel'ger Meiſter!
Zerriſſen liegt und kalt die deutſche Erde!
Deutſcher Geſang nur hält uns treu umſchlungen.

---

[*] Man ſehe die Proben ſchöner Lieder von dieſem alten Dichter in dem von mir zum Druck beſorgten poetiſchen Almanache.

Auf Wilhelm Müllers Beſuch.

Du kamſt zu mir, ein Stern in ſtiller Nacht,
Warſt mit der Sonne Wiederkehr verſchwunden,
Von Liedern nicht und nicht von Hellas Wunden
Ward da geſprochen oder ſtill gedacht.

Nein! von des Erdentraumes kurzen Stunden,
Vom Tag, wo unſer Innerſtes erwacht,
Vom Wiederſeh'n in beſſ'rer Welten Pracht,
Hat ſich hier Geiſt mit Geiſt nur eng verbunden.

Der Morgen kam und in des Nebels Schleier
Sah ich dein bleiches Bild nun ferne ſchweben,
Die Leichenfahn' vom alten Thurme wehen. *

Die Glocken läuteten zur Sonntagsfeier,
Und mir im Herzen fühlt' ich's mächtig beben:
„Fahr' wohl! fahr' wohl! auf Jenſeitswiederſehen!“

---

* Dem Sänger der Griechenlieder zu Ehren, wollte ich bei ſeinem mir angekündigten Beſuche die griechiſche Fahne auf dem alten Thurme an meiner Wohnung wehen laſſen. Aus Unkenntniß der Farben dieſer Fahne, wurde auf den weißen und hellblauen Grund ein ſchwarzes Kreuz geſetzt, wozu noch kam, daß in der Nacht Regen und Herbſtnebel die leichtgefärbte hellblaue Farbe völlig auswaſchen und dem baldvollendeten Sänger (er ſtarb wenige Tage nachher) nun Morgens ſtatt der griechiſchen Fahne eine bedeutungsvolle weiße mit ſchwarzem Kreuze nachblickte.

Alte Laute.

Hörſt du den Vogel ſingen?
Siehſt du den Blüthenbaum?
Herz! kann dich das nicht bringen
Aus deinem bangen Traum?

Was hör' ich? alte Laute
Wehmüth'ger Jünglingsbruſt
Der Zeit als ich vertraute
Der Welt und ihrer Luſt.

Die Tage ſind vergangen,
Mich heilt kein Kraut der Flur;
Und aus dem Traum, dem bangen,
Weckt mich ein Engel nur.

Anna Vögtly.

Wo dem Spalt geborſtner Felſen
In endloſer Wildniß Grauſen,
Recht wie aus der Hölle Grund,
Heiße Waſſer wild entbrauſen.

Aus dem alten Born zu Pfeffers
Hob ſich oft des Abgrunds Meiſter,
Ward zu ſeiner Hölle Dienſt
Liſtig ſünd'ger Menſchen Geiſter.

Anna Vögtly! Anna Vögtly!
Wahre feſt dein ſünd'ges Herze!
Geh' nicht, Zauberkräuter ſuchend,
Mitternachts mit mag'ſcher Kerze!

Ja, bei ſolchem Höllenſpiel
Iſt er keck vor dich getreten;
Anna Vögtly! Anna Vögtly!
Lehrte Mutter dich nicht beten?

Durch den Graus der Mitternacht
Biſt du leuchtend vorgeſchritten,
Raubteſt, weh! den heil'gen Leib
Aus der Waldkapelle Mitten;

Wild Gelächter man vernommen,
Rieſ'ge Felſen widerhallten,
Höllenmaſken, ſcheuslich grinſend,
Funkelten aus ihren Spalten.

Bäume ſchwankten auf und nieder,
Aechzend wie von Sturmes Zorne,
Und die Hoſtie wirfſt du zitternd
In der grauſen Wildniß Dorne.

Eine Roſe ſilberhelle
Iſt ſogleich empor geſproſſen,
Hält mit ſieben Strahlenblättern
Feſt das Heiligthum umſchloſſen.

Als der Nächte Graus verſchwunden,
Goldne Tagesſtrahlen ſiegten,
Vögel ſich auf ſchlankem Zweige
Singend über'm Abgrund wiegten.

Eine Schäf'rinn führt zu Thal,
Schaut der Silberroſe Funkel,
Und ſie ſpricht: Führwahr ein Stern
Blieb in dieſes Waldes Dunkel!

Ihre treuen Schäflein zögern
An den nahen Born zu gehen,
Neigen alle ſich zur Erde
Als ſo ſel'gen Glanz ſie ſehen.

Aufgewacht vom Felſenlager
Kommt ein gier'ger Wolf geſchritten,
Sieht der Gottesblume Licht,
Legt ſich in der Schäflein Mitten.

Und die Hirtin thut es kund,
Volk und Prieſter eilt zur Stelle,
Pflanzen dieſe Gottesblume
Auf den Altar der Kapelle.

Helle Glocken, Preisgeſänge
Hallen durch die Waldesſtille,
Ueber Land und Meere zieh'n
Fromme Pilgrime die Fülle.

Ettiswol, nennt ſich die Stätte,
Wo in dunkler Waldkapelle
Jene Gottesblume blüht
Silbern mit des Mondes Helle.

Wer ſie einmal nur erſah,
Den verläßt ihr Mondlicht nimmer,
Sicher geht er durch die Nacht,
Um das Haupt den heil'gen Schimmer.

Guter Rath.

Hält, Armer, dich gefangen noch
Des Erdentreibens Luſt,
So drücke, dich zu retten, doch
Dein Kindlein an die Bruſt;

Blick' ihm in's Auge unverwandt,
Tief in den ſel'gen Grund:
Hab' Acht! du ſiehſt das beſte Land
Allein in ſeinem Rund.

Dann drück' es feſter an das Herz,
Wo's anſchlägt bang und laut:
Hab' Acht! es zieht heraus den Schmerz,
Recht wie ein heilend Kraut.

Dann leg' es ganz in's Herz hinein,
Und ſchließ das Herze zu,
Und laß nichts anders zu ihm ein;
Hab' Acht! — ſo heileſt du.

Kurzes Erwachen.

Ich bin im Mai gegangen
Und hab' es nicht gewußt,
Alſo von Schmerz befangen
War die erkrankte Bruſt.

Ein Vogel hat geſungen
Im jungbelaubten Wald,
Da iſt in's Herz gedrungen
Mir ſeine Stimme bald.

Vom Aug' iſt mir gefallen
Ein ſchwerer Thränenthau,
Drauf ſah den Mai ich wallen
Durch Erd' und Himmel blau.

Als Vogel ausgeſungen,
Flog er in's weite Land,
Und wie ſein Lied verklungen,
Um mich der Mai verſchwand.

Frühlingsmorgen.

Wann die Lämmer wieder ſpringen,
Lerchen jubeln, Roſen glühn,
Muß das kränkſte Herze ſingen,
Und im Welken noch erblühn.

Wer in bangen Lebensſchmerzen
Einſam jezt die Straße geht,
Singet ſelbſt aus düſtrem Herzen,
Wie ein Lied aus Wellen weht.

Wer verbannt, das Aug' in Thränen,
Jezt im fremden Lande zieht,
Durch bethaute Blumen tönen
Läßt er ſeiner Heimat Lied.

Flüſſe, Saaten, tönend wallen; —
Aus dem fernſten Himmel blau
Weht ein Singen, lieblich Schallen,
Ueber Wald und helle Au.

Alter Gram, nun zeuch von hinnen,
Fülle nicht dies Herze bang!
Strömet ein von Himmelszinnen,
Morgenroth und Luſtgeſang!

Frühlingskur.

Du junges Grün, du friſches Gras!
Wie manches Herz durch dich genas,
Das von des Winters Schnee erkrankt,
O wie mein Herz nach dir verlangt!

Schon brichſt du aus der Erde Nacht,
Wie dir mein Aug' entgegen lacht!
Hier in des Waldes ſtillem Grund
Drück' ich dich, Grün, an Herz und Mund.

Wie treibt's mich von den Menſchen fort!
Mein Leid das hebt kein Menſchenwort;
Nur junges Grün, an's Herz gelegt,
Macht, daß mein Herze ſtiller ſchlägt.

Der Stephansthurm.

Lichtvoll die Heerde gehet
Auf blauer Himmelshöh',
Einſam der Hirte ſtehet
Und klagt der Nacht ſein Weh.

Alſo den alten Kummer
Singſt du, o Rieſengeiſt!
Indeß der träge Schlummer
Die laſſe Welt umfleußt:

O ſchönſte Zeit der Erde,
Wo ich einſt, gut und recht,
Geführt die fromme Heerde,
Ein kindlich treu Geſchlecht!

Da heil'ge Lieder ſchallten
Ernſt durch mein Gotteshaus,
Fürſten und Helden wallten
Demüthig ein und aus.

Da Männer kräftig thronten
Im deutſchen Kaiſerſaal,
Da Treu' und Recht noch wohnten
Unten im Erdenthal.

Sittſame Frau'n, ihr lieben!
Ihr Helden ſtark und groß —
Heerde, die treu geblieben, —
Du ſchläfſt in meinem Schooß!

Doch, was jetzt unten ſchleichet,
Blinzelnd im Sonnenlicht,
Ihr Knechte, von mir weichet!
Bin euer Hirte nicht!

Mich haben die Stern' erkoren
Zu ihrem Hirten gut,
Seit ihr euch ſelbſt verloren
In eurem Frevelmuth! —

Alſo von hohen Zinnen
Der Geiſt des Thurmes ſang,
Die Sterne zogen von hinnen,
Der Vogel ſich aufſchwang,

Die Sonne ſtieg aus den Tiefen;
Der Thurm der ſtand gar ſtumm,
Zu ſeinen Füßen liefen
Die kleinen Menſchlein herum.

◆

Sängers Troſt.

Weint auch einſt kein Liebchen
Thränen auf mein Grab;
Träufeln doch die Blumen
Milden Thau hinab;

Weilt an ihm kein Wandrer
Im Vorüberlauf;
Blickt auf ſeiner Reiſe
Doch der Mond darauf.

Denkt auf dieſen Fluren
Bald kein Erd'ner mein,
Denkt doch mein die Aue
Und der ſtille Hain.

Blumen, Hain und Aue,
Stern und Mondenlicht,
Die ich ſang, vergeſſen
Ihres Sängers nicht.

Der Wassermann.

9. S. 357

Es war in des Maien mildem Glanz,
Da hielten die Jungfern von Tübingen Tanz.

Sie tanzten und tanzten wohl allzumal
Um eine Linde im grünen Thal.

Ein fremder Jüngling, in ſtolzem Kleid,
Sich wandte bald zu der ſchönſten Maid;

Er reicht ihr dar die Hände zum Tanz,
Er ſetzt ihr auf's Haar einen meergrünen Kranz.

O Jüngling! warum iſt ſo kalt dein Arm?
„In Neckars Tiefen da iſt's nicht warm.“

O Jüngling! warum iſt ſo bleich deine Hand?
„In's Waſſer dringt nicht der Sonne Brand!“

Er tanzt mit ihr von der Linde weit;
Laß Jüngling! horch, die Mutter mir ſchreit!

Er tanzt mit ihr den Neckar entlang;
Laß Jüngling! weh! mir wird ſo bang!

Er faßt ſie feſt um den ſchlanken Leib:
„Schön' Maid! du biſt des Waſſermanns Weib!“

Er tanzt mit ihr in die Wellen hinein:
O Vater und du, o Mutter mein!

Er führt ſie in einen kryſtallenen Saal.
Ade, ihr Schweſtern im grünen Thal!

Das Lied.

In Gram durchſchiffet leiſe
Der Schwan die blaue Flut,
Still eines Liedes Weiſe
In ſeinem Buſen ruht.

Er ſingt's nicht in den Tagen
Des Leid's, noch ſo beraubt;
Wenn beſſ're Stern' ihm tagen,
Singt er's und neigt das Haupt.

Der Sänger, der mit Schmerzen
Erſtorben ſieht ſein Glück,
Dem bleibt das Lied im Herzen,
Die Thrän' im Aug' zurück.

Doch wird der Gram zum Sehnen,
Das ſüß die Bruſt durchglüht,
Entquell'n dem Auge Thränen,
Springt aus der Bruſt das Lied.

So iſt auch mir entſprungen
Dies Lied bei mild'rem Schmerz,
Doch kaum iſt es verklungen,
Kehrt ſtarrer Gram in's Herz.

Im Buſen ſteigt es nieder,
Die Thräne ſtockt im Blick.
Ihr, Freunde, ſinget Lieder,
Mir hält's der Gram zurück.

Im Herbst.

Zieh nur, du Sonne, zieh
Eilend von hier, von hier!
Auf daß Ihr Wärme komm'
Einzig von mir.

Welkt nur, ihr Blumen, welkt!
Schweigt nur, ihr Vögelein!
Auf daß Ihr ſing' und blüh'
Ich nur allein.

Morgengefühl.

Der Morgenröthe Schein
Den neuen Tag verkündet,
Es ſteht der junge Hain
Von Liebesglut entzündet.

Die Sterne, Wanderns ſatt,
Sind längſt hinabgeſtiegen,
Die Vögel an der Statt
Froh durch den Himmel fliegen.

Das arme Herz voll Pein,
Iſt bang und ſchwer befangen;
Es ſizt ein Vögelein
Krank hinter Eiſenſtangen.

Wohl hört es den Geſang,
Den frohen Flug der andern,
Da ſizt es, matt und krank
Kann ſingen nicht, noch wandern;

Und meinte doch im Traum,
Das Haupt verſteckt im Flügel,
Es ſäng' auf einem Baum,
Flög' über Thal und Hügel.

Erliſch, du Sonnenſtrahl!
Nacht, komm' empor geſtiegen,
Daß über Berg und Thal
Wir wieder fröhlich fliegen!

Alphorn.

Ein Alphorn hör' ich ſchallen,
Das mich von hinnen ruft;
Tönt es aus wald'gen Hallen?
Tönt es aus blauer Luft?
Tönt es von Bergeshöhe,
Aus blumenreichem Thal?
Wo ich nur ſteh' und gehe,
Hör' ich's in ſüßer Qual.

Bei Spiel und frohem Reigen,
Einſam mit mir allein,
Tönt's, ohne je zu ſchweigen,
Tönt tief in's Herz hinein.
Noch nie hab' ich gefunden
Den Ort, woher es ſchallt,
Und nimmer wird geſunden
Dies Herz, bis es verhallt.

Weisheit des Winters.

Strenger Winter! kalter Weiſer! ſchoneſt weder Kraut noch Gras!
Was du nur berührſt, du froſt'ger! wandelſt du in ſtarres Glas.
Bunte Blüthen, grüne Blätter, die der milde Sommer gab,
Schlägſt du, weil du's nicht geboren, mit den harten Fäuſten ab.
Rufeſt ſtolz: Ich hab' dem Fluſſe klar geführet den Beweis,
Daß er gar zu wäßrig fließe, daß er werden ſoll zu Eis.
Nachtigall, dem läpp'ſchen Vogel, der naiv-dumm ſang bei Nacht,
Rief ich zu: Du Abgeſchmackter! hab' zum Schweigen ihn gebracht.
Auch der Lerche, die durch's Fliegen himmelhoch das Fleiſch verlor,
Sagt ich kalt: Laß deinen Wahnwitz! und ſie kommt nicht mehr hervor.
Und der Sonne, die getrieben tolles Weſen mannichfalt,
Sah ich ſtreng nur in's Geſichte und ſie ward verſtändig kalt,
Läßt nicht mehr den Regenbogen, den phantaſtiſchen erglühn:
Denn ich hab' ihr klar bewieſen, daß der ohne Zweck und Sinn.

Auch dem Donner in den Wolken ſagt' ich ohne alle Scheu':
(Und er ſchweigt) — daß er nichts anders als ein kind'ſches Spucken ſey.
Alſo kam durch mein Beſtreben in die Welt nun Zeit und Maaß,
Ha! beim alten tollen Leben, wär' ſie bald erſtickt in Gras.“
Strenger Winter! Recenſente! mache dich nicht allzu weiß!
Sieh! auch dir wird einſtens brechen in der Bruſt das harte Eis!
Fluß wird fließen, Vogel ſingen, Sonne warm und ſegnend ſeyn,
Luft wird regnen, Donner rollen, aber du wirſt nimmer ſchrei'n.

Ade.

Was macht dir, Herzliebſter!
Die Wange ſo blaß?
Was macht dir das Auge
Von Thränen ſo naß?

O Liebchen! Herzliebchen!
Wohl iſt es mir weh;
Weit muß ich von hinnen,
Weit über die See!

Und mußt du von hinnen —
Dort über der See
Giebt's wohl noch ein Liebchen.
Herzliebſter! ade!

Es ſcheinen viel Sterne
Am Himmelsgezelt;
Doch keiner von allen,
Wie Luna gefällt.

So nimm nur dies Ringlein
Von Golde ſo ſchwer,
Und wird es zu eng dir,
So wirf's in das Meer!

So ſteck' nur dies Blümlein
An's klopfende Herz;
Und duftet's dir nimmer,
Verging auch dein Schmerz.

Waldleben.

Sey willkommen, Wandersmann,
In des Waldes Einſamkeit!
Was ein armes Leben freut,
Hier man einzig finden kann.

An der Quelle ruht das Reh,
Droſſel übet freien Sang;
Waldesnacht mach' dir nicht bang,
Grün thut keinem Auge weh.

Bach und Thau giebt kühlen Schein,
Blume blühet ungepflückt,
Tief in Klüften, nie erblickt,
Schlummert Gold und Edelſtein.

Eile nicht zu Stadt und Thal:
Eine Mühle treibt der Quell,
Droſſel, ſo geſungen hell,
Sizt im Bauer ſtumm und kahl.

Aus der Erde ſtillem Schooß
Reißen ſie den Edelſtein;
Wie ein Auge giebt er Schein,
Das von Thränen überfloß.

Armer, armer Wandersmann!
Weil', o weil' in Waldesnacht!
Draußen Mond und Sonne wacht,
Sieht dich jeder fragend an.

Aber hier in Waldesſchooß
Gehſt du einſam mit dem Quell,
Siehet dich kein Auge hell,
Als der Thau auf Blum' und Moos.

Von ihr, im Winter.

Vom Winter zu geſunden,
Flog Lerche himmelwärts;
Noch ſtand, das Herz voll Wunden,
Ich da im ſtummen Schmerz,
Da fandeſt du den Armen,
Und nahmſt ihn mit Erbarmen
In's jugendliche Herz.

In dir ſich ihm entfaltet
Ein Leben wunderbar,
Fortan ihm neu geſtaltet
Die ganze Erde war,
Kampf war aus ihr geſchieden,
Er ſah ſie nur in Frieden
Aus deinem Auge klar.

Was jüngſt ihm bös geſchienen,
Erſchien ihm fromm und gut,
So wollt' er Feinden dienen
Mit Armen und mit Blut;
Geſtillt war alles Sehnen,
Getrocknet eitle Thränen
In frommer Liebe Glut.

Jezt, da die Welt in Schmerzen
Kalt liegt und blüthenarm,
Umfängt in deinem Herzen
Ihn noch ein Frühling warm.
Fern von der Welt Getümmel,
Ruht dort ein Stern im Himmel,
Fühlt nicht der Erde Harm.

Sehnsucht nach der Waldgegend.

Wär' ich nie aus euch gegangen,
Wälder, hehr und wunderbar!
Hieltet liebend mich umfangen
Doch ſo lange, lange Jahr! —

Wo in euren Dämmerungen
Vogel ſang und Silberquell,
Iſt auch manches Lied entſprungen
Meinem Buſen, friſch und hell;

Eure Wogen, eure Halle,
Euer Säuſeln nimmer müd,
Eure Melodieen alle
Weckten in der Bruſt das Lied.

Hier in dieſen weiten Triften
Iſt mir alles öd und ſtumm,
Und ich ſchau' in blauen Lüften
Mich nach Wolkenbildern um.

Wenn ihr's in den Buſen zwinget,
Regt ſich ſelten nur das Lied;
Wie der Vogel halb nur ſinget,
Den von Baum und Bach man ſchied.

Maria.

Da ſitzet ſie, mit andern Blumen ſpielend,
Knoſpe der Roſe,
Noch nicht den Strahl der Gottheit in ſich fühlend,
Der bald des Himmels Füll' ihr weckt im Schooße,
Doch ahnet es ſchon das Lämmlein, das ſie liebt,
Blickt ſüß betrübt,
Die Blume ahnet es, die ſie trägt am Herzen,
Verblühet ſchnell in wonniglichen Schmerzen.

Bald aber ſenkt auf ſtrahlendem Gefieder
Der Engel ſich herab, o ſel'ge Stunde!
Bringt ihr die Kunde,
Und betend ſinkt die Gottgeweihte nieder;
Ein Strahl des Himmels zückt durch ihre Glieder,
Die Knoſpe reift zur Paradieſesfülle,
Doch ſie erhebet ſich in Demuth wieder:
„Ich bin die Magd, Herr! es geſcheh' dein Wille!“

Herbstjubel.

1831.

Ich kam in jüngſter Mondennacht
In eines Kirchhofs Mauern,
Kein Schläfer unter'm Hügel wacht,
Ringsum herrſcht Tod und Schauern.

Doch plötzlich vom Gebirge ſchallt's
Gleichwie bacchant'ſcher Reigen,
An hohlen Gräbern widerhallt's
Und bricht ihr todtes Schweigen.

Ein luſt'ger Chor von Zechern ruft
Ein Lebehoch den Schönen,
Raketen ſchwirren durch die Luft
Und die Gebirge dröhnen.

Der Hügel aber, wo ich ſteh',
Im Innerſten erbebet
Und ein Gerippe ſich zur Höh'
Aus ſeinen Tiefen hebet.

Im Mondenſcheine ſchreitet's vor,
Schwingt bald ſich auf die Mauer
Und ruft in den bacchant'ſchen Chor
Alſo hinaus, ein Schauer:

„Ihr dort im Fleiſche, ſtöret nicht
Der Todten Ruheſtätte!
Bricht neu die Blum' an's Sonnenlicht,
Schlaft ihr im gleichen Bette!“

Der Mond erliſcht am Himmelszelt,
Hör' keinen Laut mehr ſchallen.
Mir iſt der Tod, der durch die Welt
Jezt ſchreitet, beigefallen.

An Amalie.

1809.

Wie, wer an Himmelshöhen
Aus Wolken ſchnell den Mond erblickt,
So hab' ich dich geſehen
Und ſtand in deinem Licht entzückt.

Bald warſt du weg geſchwunden,
Es kamen wieder Wolken dicht,
Ich ſtand, ein Herz voll Wunden,
Ein Wandrer nächtlich ohne Licht.

Doch biſt du mir geblieben
Recht wie ein lieber, lichter Traum.
Es träumt vom Lenz dort drüben
Am kalten Bach ein welker Baum.

So mögen denn dich grüßen
Die Quellen, die aus meinem Thal
Nach deinem Meere fließen,
Viel tauſend, tauſend, tauſend Mal!

Wanderlied.

Wohlauf! noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geſchieden muß ſeyn.
Ade nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

Die Sonne, ſie bleibet
Am Himmel nicht ſtehn,
Es treibt ſie, durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet
Am einſamen Strand,
Die Stürme, ſie brauſen
Mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht,
Und ſingt in der Ferne
Ein heimatlich Lied.

So treibt es den Burſchen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

Da grüßen ihn Vögel
Bekannt über'm Meer,
Sie flogen von Fluren
Der Heimat hieher,
Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande
Die Lüfte dahin.

Die Vögel die kennen
Sein väterlich Haus.
Die Blumen einſt pflanzt' er
Der Liebe zum Strauß,
Und Liebe die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand:
So wird ihm zur Heimat
Das fernſte Land.

Geſpräch.

Erſter.

Widrig iſt mir fürwahr, was ſchön tönt, ohne zu nützen.
Triebe des Hirten Geſang nur eine Mühle des Thals!

Zweiter.

Widrig iſt mir fürwahr der Wind, den die Orgel vergeudet,
Wenn, aus der Pfeiſe gejagt, er nicht Getreide noch ſtäubt.

Dritter.

Widrig iſt mir fürwahr der Abendglocken Geläute,
Treibt es nicht drohend Gewölk' über dem Acker mir weg.

Vierter.

Widrig iſt mir fürwahr jedwedes Bildniß von Marmor,
Spendet nicht Waſſer ſein Mund, trägt es nicht ſtützend ein Haus.

Fünfter

Immer am widrigſten bleibt der Schein des Monds und der Sterne,
Nicht ein Körnlein, bei Gott! weckt ihr unpraktiſcher Strahl.

Auf der Wanderung.

Morgen kommt mit lichtem Gruße,
Und Natur beginnt ein Feſt.
Mancher noch mit heißem Kuſſe
An das Herz was Liebes preßt.

Aber irre und verlaſſen
Treibt es mich durch Land und Meer;
Was ich innig möcht' umfaſſen,
Führt nicht Mond, nicht Sonne her.

In der Blume ſeh' ich's blühen,
Hör's im Nachtigallenſang,
Mit den Sternen ſeh' ich's ziehen
Still und mild das Thal entlang.

Doch umſonſt blickt voll von Thränen
Auge nach ihm himmelwärts;
Ungeſtillt in bangem Sehnen
Stirbt dahin dies warme Herz.

Das treue Roſs.

Graf Turneck kam nach hartem Strauß
Bei Nacht wohl vor ein Gotteshaus.

Das Haus lag in dem Walde tief,
In ſeiner Gruft ein König ſchlief.

Hier auszuruhn gedenkt der Graf,
Er weiß nicht, daß ein Pfeil ihn traf.

Der Graf ſteigt ab vom weißen Roß:
„Graſ', bis ich wieder komm', im Moos!“

Auf fährt das Thor mit dumpfem Schall,
Dann ſchweigt es in der weiten Hall'.

Der Graf tappt hin an kalter Wand
Bald einen alten Sarg er fand.

„Der müde Leib ſoll raſten hier;
Verſteinert Holz, brichſt nicht mit mir.“

Der Graf ſich legt, ſo lang er war,
Wohl auf dieſelbe Todtenbahr.

Die Sonn' kam über Berge roth,
Der Graf kam nicht, der Graf war todt.

Seitdem verſtrich manch hundert Jahr,
Sein harrt das Roß noch immerdar.

Vor'm Gotteshaus ſteht noch ein Stein,
Dran grast das Roß im Mondenſchein.

Ruhe bei Ihr.

In dieſen bangen Tagen
Was kann man Beſſ'res thun,
Als, jeder Sorg' entſchlagen,
An treuen Herzen ruhn?

Ja, komm, du Herz voll Liebe,
Du Kind, o ſüßer Klang!
Du Mai im Winter trübe,
Du Tag in Nächten bang!

Wie Blumen ohne Schmerzen
Bei'm Schein der Sonne ſind,
Wie an dem Mutterherzen
In Wonne ruht ein Kind;

Wie Vogel ohne Sorgen
Bei Kraut und Blume thut,
Wie tief im Wald verborgen
Ein Reh bei'm Borne ruht;

So laß mich bei dir bleiben,
Daß von der Menſchen Qual,
Von all dem bangen Treiben
Dies Herz ausſchlägt einmal.

Troſt.

So lang noch Berg' und Thale blühn,
Durch ſie melodiſch Flüſſe ziehn,
Ein Vogel hoch im Blauen ſchwebt,
Goldähren ſieht im Weſthauch wallen,
Gebirge ſteh'n, Alphörner ſchallen:
Hat dieſe Welt nicht ausgelebt.
Und was die Menſchen thun und treiben,
Ob frei ſie oder Knechte bleiben,
Dem Frühling gräbt es ſich nicht ein.
Kein Treiber bringt mich je in Zweifel,
— Iſt er ein Teufel aller Teufel —
Er ändert nicht der Sonne Schein.

Liebesklage.

Nach einem Volkslied.

Schwarzes Band, o du mein Leben!
Ruh auf meinem Herzen warm;
Liebe hat dich mir gegeben,
Ohne dich, wie wär' ich arm!

Fragt man mich, warum ich trage
Dieſes ſchwarze ſchlechte Band,
Kann ich's nicht vor Weinen ſagen:
Denn es kommt von Liebeshand.

So ich ſollte ruhig ſchlafen,
In dem Bettlein, kann's nicht ſeyn;
Habe ſtets mit dir zu ſchaffen,
Schwarzes Band! du liebe Pein!

So ich ſollte zu mir nehmen,
Etwas Speiſe oder Trank,
Kann ich nicht vor lauter Grämen
Sagen Dank: denn ich bin krank.

Krank ſeyn, es nicht dürfen klagen,
Iſt wohl eine ſchwere Pein;
Lieben, es nicht dürfen ſagen,
Muß ein hartes Lieben ſeyn!

Die Stiftung des Klosters Hirſchau.

Helicena eine Wittwe war,
Reich, fromm vor andern Frauen.
Sie ſtrebte brünſtig, ganz und gar
Sich Jeſum anzutrauen.
Drum warf ſie oft ſich auf die Knie',
Er möcht' ihr offenbaren:
Wie ihre Erdengüter ſie
Ihm treulich könnt' bewahren.

Da lag ſie in der Nacht einmal,
Gewiegt in fromme Träume,
Und ſah ein ſeltſam fremdes Thal,
Darin drei Fichtenbäume.
Die Bäume waren wunderſam
Aus einem Stamm geſproſſen;
Aus ihren duft'gen Wurzeln kam
Ein klarer Born gefloſſen.

Und ob der fremden Wunderau
Sah ſie am Himmel wallen,
Hoch einen Dom auf Wolken blau,
Hört eine Stimme ſchallen:

„Dies Gotteshaus, du fromme Braut,
Sey, wo die Bäume ſtehen,
In feſten Grund von dir gebaut,
Nimm's aus geweihten Höhen!“

Sieh, da erwacht die fromme Frau
Aus ihren ſüßen Träumen,
Noch ſieht vor ihr die fremde Au,
Der Born mit den drei Bäumen.
Sie iſt in hoher Freudigkeit
Bereit zu Gottes Ruhme,
Zieht an ein prächtig Feierkleid,
Schmückt ſich mit duft'ger Blume.

In tiefer Demuth geht ſie aus
Mit ihrer Magd, der treuen,
Als ging ſie in das Gotteshaus,
Oder zur Luſt im Maien.
Doch weiter wandte ſich ihr Fuß,
Die Wolken zogen ſchnelle,
Die Vögel ſangen Morgengruß,
Der Fraue ward gar helle.

Ein Düften füllte rings die Au,
Als ſie darüber gangen!
Zu gehen mit der hohen Frau,
Fühlt jede Blum' Verlangen.

Sie ging wohl in ein fremdes Thal,
Stieg auf des Berges Rücken,
Und alles thät im Sonnenſtrahl
Ihr klar entgegen blicken.

Da ſteh'n drei Bäum' auf grüner Au
Aus einem Stamm geſproſſen,
Da iſt ein Born von Himmelsthau,
Ueber Blumen hell gefloſſen.
Die Fraue kann nicht länger ſtehn,
Zu den Bäumen muß ſie eilen,
Ein heil'ger Hauch thät ſie umweh'n,
Da möcht' ſie ewig weilen.

Sie leget ab ihr Feierkleid,
Blumen und Edelſteine,
Den heiligen drei Bäumen weiht
Ihr zeitlich Gut die Reine.
In ſtiller Demuth ging ſie aus,
So ſtille kehrt ſie wieder,
Und ſetzet hier das Gotteshaus
Aus Himmelshöhen nieder.

Räthsel.

Kennſt du den ſeltſamen Kryſtall?
Er deutet ſtrahlend himmelwärts,
Rund iſt er, wie das blaue All,
Und ſeine Folie iſt das Herz;
Es bricht aus ihm ein heilig Licht,
Das iſt der werthen Folie Glanz;
Wann Lieb' und Leiden die zerbricht,
Zerfließet er in Strahlen ganz.

Winterklage.

Wann in lichten Sommertagen
Leiden dieſes Herz getragen,
Schlug es bald am Wieſenbach,
Bald in Waldesdämmerungen,
Wo die Nachtigall geſungen,
Mildern Melodieen nach.

Jetzt in trüben Wintertagen,
Ach, wer ſtillet ſeine Klagen?
Nachtigall und Wieſenbach?
Wieſenbach ruht eng gebunden,
Nachtigall hat Tod gefunden,
Singt nicht mehr die Blumen wach.

Blumen auch ſind rings verdorben,
Mutter Erde iſt geſtorben,
Und ihr Kind verwaist, allein.
Einſam blickt's in blaue Ferne,
Komm! ſo rufen alle Sterne,
Hier iſt ew'ger Maienſchein!

Herz, ſo hör' denn auf zu ſchlagen!
Sieh! in dieſen trüben Tagen
Singt kein Vogel, wallt kein Bach.
Willſt dich nicht gefangen geben,
Treibſt mit ſchmerzlich bangem Beben
Eine Well' der andern nach!

Klosterfräulein.

Ich armes Kloſterfräulein!
O Mutter! was haſt du gemacht!
Lenz ging am Gitter vorüber,
Hat mir kein Blümlein gebracht.

Ach, wie weit, weit dort unten
Zwei Schäflein gehen im Thal!
Viel Glück, ihr Schäflein, ihr ſahet
Den Frühling zum erſtenmal!

Ach, wie weit, weit dort oben
Zwei Vöglein fliegen in Ruh!
Viel Glück, ihr Vöglein, ihr flieget
Der beſſeren Heimat zu!

Der Kinder Angebinde.

Ein Band wir, Mutter! bringen,
Das reichet Liebe dar,
Das ſoll dich feſt umſchlingen,
Am Tag, der dich gebar.

Von Gold iſt's keine Kette,
Kein Stoff aus fremdem Land,
Es iſt an ihrer Stätte
Ein ſelbſtgewob'nes Band.

Wohl rühret, befreit vom Harme,
Dein Herz darunter ſich.
Sieh! deiner Kinder Arme
Umſchlingen, Mutter, dich!

Ständchen.

Ich kam vor Liebchens Fenſterlein,
Thät viele Stunden ſtehen,
Ob nicht im milden Abendſchein
Die Liebe war' zu ſehen.

Was fühlt dies Herz? So Luſt als Weh,
Sie kömmt! o ſüßes Bangen!
Ich ſah wohl zitternd in die Höh —
Da kam der Mond gegangen.

Doch jezt, doch jezt, was fühlt dies Herz?
Gewiß! ſie iſt nicht ferne!
Ich ſah wohl zitternd himmelwärts —
Da ſtunden tauſend Sterne.

Dann drüben an dem Fenſterlein
Sich mir ihr Bildniß zeigte;
Es war des Himmels Widerſchein,
Was ſich herunterneigte.

Der Bürgerwall.

Ritterthum kann nimmer heißen
Sichrer Wall um's Königshaus,
Seit ihr Kleid von Stahl und Eiſen
Zogen alle Ritter aus.

Seit ſie tragen mit Behagen
Schlüſſel an der Schwerter Statt,
Seit ſie mit der Feder wagen
Sich in's Feld, in's Zeitungsblatt.

Seit ſtatt feſter Burgeshallen,
Hölzern ſteht im Thal ihr Haus,
Seit ſie leicht und luſtig wallen,
Iſt es mit den Rittern aus.

Was noch ſcheint, iſt Glühwurms Schimmer
In verwittert' Stein und Moos.
Jener Wall, der liegt in Trümmer,
Doch ein and'rer wölbt ſich groß:

Bürgerthum iſt der geheißen,
Schließt ſich feſt um's Königshaus;
Heil! in ſolchem Wall von Eiſen
Hält es jeden Donner aus.

Bei des Kronprinzen von Würtemberg, jetzigen Königs, Zurückkunft aus Frankreich, im Frühling 1815.

Was ſollen all die ſüßen Lieder,
Die rings die junge Erde ſingt?
Es kam der reiche Frühling wieder,
Iſt er's, dem ſie den Jubel bringt?

Licht, Töne, kommen hergeflogen,
Raſch ſtürzt der Strom vom Felſenhang,
Er brauſt in alter Eichen Wogen,
Sie ſingen, Held, Dir Siegsgeſang.

Ringsum ertönt's: Wie Du die Bande
Gepreßter Menſchheit mit zerſchlugſt,
Sieghaft, ein Sohn vom deutſchen Lande,
Des Reiches heil'ge Fahne trugſt.

Doch hör' durch all die Jubeltöne
Den Ruf vom ſüßen Heimatland:
„Komm! nimm, Du liebſter meiner Söhne!
„Den Kranz aus zarter Frauenhand!“

„Komm! ſieh viel ſtarker Männer Arme,
„Die all' nach Dir ſich breiten aus!
„Komm! daß nach lang verbiſſ'nem Harme
„Geſang erſchall' aus Hütt' und Haus!“

Ja! ſieh bekränzt von Blüthenzweigen
Dein Land in jugendlicher Pracht;
Die Wälder ſich melodiſch neigen,
Sie rufen Dich in ihre Nacht.

Die ſtolze Alp in Himmels-Bläue,
Drauf manch' gekröntes Heldenhaus,
Schaut nach dem deutſchen Sohn voll Treue
Sehnſüchtig in das Land hinaus.

Wild rauſcht des Neckars blaue Welle,
Rennt eilend, wie ſie nie gethan,
Zum alten Rheine treibt ſie's ſchnelle,
Den Sieggekrönten zu empfah'n.

O dürften wir mitwogen fröhlich,
Ein Strom nach dem entbund'nen Rhein,
Und tragen Dich auf Armen ſelig
In's blüthenreiche Land herein!

An die Königin Katharina.

Mit meiner Beſchreibung des Wildbads.

In altem Tannenhaine
Tief aus kryſtall'nem Grund,
Giebt Deiner Schweſtern Eine
Sich uns durch Wohlthun kund.

Es gießt die Himmelsklare
Aus ihrem Felſenhaus
Schon viele hundert Jahre
Nur Lieb' und Segen aus.

Nie wird ihr Auge trübe,
Nie wird ihr Herze kalt,
Stets bleibt ſie jung an Liebe,
Stets jung auch an Geſtalt.

Die Nymphe iſt's — die helle,
Die ſonnenwarme Flut,
Des Wildbad's heil'ge Quelle,
Die tauſend Wunder thut.

Ja! Tauſend mögen nennen
Der Heil'gen Lieb' und Treu,
Und müſſen All' bekennen,
Daß ſie verwandt Dir ſey;

Daß ſie, wie Du, Erbarmen
Trägt mit der Menſchen Schmerz,
Daß ſie, wie Du, erwarmen
Macht manch erſtarrtes Herz.

Und weil Du ſo an Güte,
An Wohlthun ganz ihr gleich,
Nur Leben und nur Blüthe
Ausgießen willſt im Reich,

Läßt Dich durch dieſes grüßen
Die Heil'ge liebewarm,
Und ſehnt ſich, Dich zu ſchließen
Als Schweſter in den Arm.

Nach Katharinas Tod.

1.

O ſel'ge Herrin! Stern aus Norden,
Der ſich einſt mild zu uns gewandt,
Du, die zum Liebesſtern geworden
Dem hoffenden, dem armen Land,

Biſt ſchon verſchwunden, kaum gekommen,
Ein Morgen über Thal und Höhn,
Und deine Saat, des Lichts benommen,
Muß nun im Keime traurend ſtehn.

Wie liegt es bang auf jedem Herzen!
Wie thun es tauſend Thränen kund!
Und wer da ſpricht, der ſpricht von Schmerzen,
Und wie ſein Inn'res tödtlich wund.

Wohl manchem iſt's, als könnt' er ſcheiden
Fortan mit Luſt von Herd und Haus,
Als löſchten mit Dir alle Freuden,
Jedwedes Licht auf einmal aus.

Ihr Glocken mit geweihtem Schalle!
Ruft durch die traurend ſtille Luft:
„Ihr Armen! kniet und betet alle!
„Hört's! eure Mutter deckt die Gruft!“

„Ihr Reichen, hört's! nun iſt verſchwunden
„Sie, euer Stolz, Sie, aller Hort!
„Kniet! ſchwört: das Band, das Sie gebunden,
„Ein Heiligthum zu binden fort.“

Wie Well' an Well', ſchlag Zähr' an Zähre,
Wehlaut! fahr' über Land und Meer,
Ruf' aus: „Ihr Länder und ihr Meere!
O trauret all'! Sie iſt nicht mehr!“

Wie jubelt's in den Sternenhallen!
Wie flammt in Luſt des Himmels Zelt!
Bei uns, wie iſt es öd, zerfallen!
Wie ohne Heimat jezt die Welt!

2.

Aufflog Sie nun zur ew'gen Sternenhalle,
Dahin, woher Sie ſegnend einſt gekommen,
Wir aber ſtehn, erkrankt in Thränen alle,
Kein Troſt, kein Heilkraut kann uns Armen frommen.
Doch wie wir ſtehn, ſo jedes Troſt's benommen,
Ertönt's zu uns mit himmliſch ſüßem Schalle:
„Schaut himmelan! ich bin euch ja geblieben!
„Ein Schutzgeiſt ſchweb' ich waltend ob euch Lieben.“

Nun iſt Sie erſt um uns und bei uns allen,
Von keinem mehr getrennt durch Thal und Höhen.
Wo Seufzer ſtöhnen, heiße Thränen fallen.
Verlaßne Arme ſtill zum Himmel flehen,
Da wird man hören oft ein leiſes Wallen,
Wird ungehoffte Hülfe ſtaunend ſehen.
Dann fraget nicht woher iſt das gekommen?
Es kam von ihr, dem Schutzgeiſt aller Frommen.

3

Die Glocken haben ausgeklungen,
Die ſchwarzen Kleider zog man aus,
Und Blum' und Blüthe iſt gedrungen
Glanzreich an's Licht aus dunklem Haus.

Mag noch ſo bunt die Aue prangen,
Steht paradieſiſch Feld und Hain,
Der Schmerz, daß Sie von uns gegangen,
Der dringt in's Herz durch Blüthen ein.

Doch iſt's, als käm' von Ihr geſendet
Der Blüthenhimmel reich und klar,
Wie Sie den Samen mild geſpendet,
Die Heilige im Leidensjahr.

Doch iſt's, als flöß', was noch von Segen
Des Himmels fühlt dies arme Land,
Mondlicht und Sonnenſchein und Regen
Herab aus Ihrer milden Hand.

Was Menſchen thun, kann nimmer frommen,
Uns retten Gottes Engel nur;
Nie wird ein Hungerjahr mehr kommen, —
Sie ſchwebt ein Schutzgeiſt ob der Flur.

4.

Als Sie unter euch gewandelt,
Spracht ihr manches ſchiefe Wort,
Ruhig doch hat ſie gehandelt,
Und geſegnet immerfort.

Nun die Heilige verſchwunden,
Hebt's euch aus dem Schlaf empor,
Und ihr fühlt in tauſend Wunden,
Was die Welt an ihr verlor.

Drum bei ſolchem Loos auf Erden
Zürnt nicht, wann die Muſe ruft:
Muß man, um geliebt zu werden,
Liegen erſt in Sarg und Gruft?

Ueber das in Metall geprägte Bild Katharinas.

Hängt als ſüßes Angebinde,
Hänget als der Tugend Schild,
Schwabens Frauen! eurem Kinde
An das Herz dies edle Bild.

Sagt ihm, wer Sie iſt geweſen,
Wie geſegnet Sie das Land,
Bis Sie ſchnell von Gott erleſen,
Eine Heil'ge, uns verſchwand.

Baut ihr für die Armuth milde
Wo ein Haus, wird es gedeih'n,
Legt das Erz mit Ihrem Bilde
Ihr in ſeines Grundes Stein.

Wird wo für des Feldes Früchte
Eine Scheuer neu erbaut,
Daß kein Donner ſie zernichte,
Werd' Ihr Bild dem Grund vertraut.

Röm'ſcher Herrſcherinnen Bilder,
Wahrt die ſchwäb'ſche Erde noch,
Wahrt von Römern Schwerter, Schilder,
Mahnend nur an's Römerjoch.

O wie treu wird ſie bewahren,
Heilige! Dein Bild im Schooß!
Dich, die einſt in Hungerjahren
Ueber ſie ein Füllhorn goß!

Nach Jahrhunderten noch pflüget
Es der Landmann aus dem Grund,
Rufet Weib und Kind vergnüget,
Anzuſchau'n den theuren Fund.

Spricht: O! laßt uns treu bewahren
Sie, von der die Sage geht:
Daß Sie hab' in Hungerjahren
Unſerm Ahn das Feld beſä't.

An Katharinas Töchter, die Prinzessinnen Marie und Sophie von Würtemberg.

Mit in Schwarz ausgeſchnittenen Blumen.

Die Sage geht, ich kann's Euch nicht verbergen,
Daß man in jenem Haus, dem ſtillen, kleinen,
So Ihr geſchaut an Weinsbergs Rebenbergen,
Verſtorbner Menſchen Schatten ſah erſcheinen.
Sey ſolches Schau'n nun Täuſchung oder Wahrheit,
(Wollt nur was Euch das Inn're ſagt hier meinen)
Ward mir doch kürzlich die Erſcheinung Klarheit:

Ich ſaß in einer ſtillen Mondennacht
Einſam auf jenen alten Burgruinen,
Beleuchtet von des Sternenhimmels Pracht,
Nachdenkend Euch und wie Ihr mir erſchienen
Als Glückliche, um die ein Sel'ges wacht,
Dem noch viel Selige als Engel dienen. —
Die Mutter war's, an die ich tief gedacht,
Da kamen durch die monderhellte Luft
(Von Menſchenſchatten wohl hört man's oft ſagen)
Jezt Blumenſchatten, ſchwarz und ohne Duft
Zu mir im Geiſterreigen hergeſchwebet.
Ein Weſthauch durch die Todtenſtille bebet,
Und ſchmerzreich, wie entſtiegen einer Gruft,
Hör' ich's alſo in Harfentönen klagen:

„Welch herbe Schickung haben wir erlebet!
„Den vollen Kränzen, weh! ſind wir entfallen,
„Die man für ſie, die Lieblichen, gebunden
„Im Neckarthale in den holden Stunden,
„Als ſie erſchienen Blumenengel Allen.
„Weh! wir Unſeligen ſind nicht gekommen
„An ihre Bruſt, und nicht in ihre Hände,
„Die ſtaub'ge Erde hat uns hingenommen;
„Und ſündhaft fluchten wir da unſerm Ende.
„Nun irren wir raſtlos, als ſchwarze Schatten
„Gehoben in die Lüfte von der Erden,
„Bis daß auch wir das Ziel, das jene hatten,
„Die glücklicher als wir, erreichen werden.
„Hintreibt es uns wohl ohne Duft und Farben,
„Unſel'ge, hin zu jenen Liebewerthen,
„An deren Buſen unſre Schweſtern ſtarben,
„Und ſelig drauf erſtanden in den Gärten,
„Wo ihre Mutter wallt, der Lenz nie endet.
„Dir, der ſich nie von jener Sel'gen wendet,
„(Und der Gedanke hat gemacht uns dreiſter)
„Erſcheinen wir unſel'ge Blumengeiſter,
„Und bitten ſchmerzvoll dich: ſey du der Meiſter,
„Der uns in ein Gefäß gebannt verſendet,
„Dahin, wohin wir ach ſo ſehnlich ſtreben!“

Alſo ertönt' es, und die Blumen ſchweben,
Die Schatten, farblosdunkles Geiſterleben,
Recht Blumengeiſter, nach mir von den Höhen
Zu Thal, daß ich ſie banne. — Dem Verlangen

Bin ich gefolgt. Möcht' nun für ſie erflehen,
Ihr Lieblichen! ein freundliches Empfangen,
Daß ihr die Armen löſet von den Schmerzen,
Daß ſie nicht ſtarben jüngſt an Euren Herzen!
Daß ſie ſind ungeſehn von Euch vergangen!
Oft nach dem Tod erſt wird erkannt die Liebe,
Ihr Lieblichen! o ſprechet: „Blickt nicht trübe,
„Ihr Blumenſchatten! ſeyd uns ja willkommen
„Mit Lächeln aufgenommen!
„Oft nach dem Tod erſt wird erkannt die Liebe!“

Kaiser Rudolphs Ritt zum Grabe.

Auf der Burg zu Germersheim,
Stark am Geiſt, am Leibe ſchwach,
Sitzt der greiſe Kaiſer Rudolf,
Spielend das gewohnte Schach.

Und er ſpricht: „Ihr guten Meiſter!
Aerzte! ſagt mir ohne Zagen:
Wann aus dem zerbrochnen Leib
Wird der Geiſt zu Gott getragen?“

Und die Meiſter ſprechen: „Herr,
Wohl noch heut' erſcheint die Stunde.“
Freundlich lächelnd ſpricht der Greis:
„Meiſter! Dank für dieſe Kunde!“

„Auf nach Speyer! auf nach Speyer!“
Ruft er, als das Spiel geendet;
„Wo ſo mancher deutſche Held
„Liegt begraben, ſey's vollendet!

„Blaſt die Hörner! bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!“
Zaudernd ſtehn die Diener all',
Doch er ruft: „Folgt ohne Zagen!“

Und das Schlachtroß wird gebracht.
„Nicht zum Kampf, zum ew'gen Frieden,
Spricht er, „trage, treuer Freund,
„Jezt den Herrn, den Lebensmüden!“

Weinend ſteht der Diener Schaar,
Als der Greis auf hohem Roſſe,
Rechts und links ein Kapellan,
Zieht, halb Leich', aus ſeinem Schloſſe.

Traurend neigt des Schloſſes Lind'
Vor ihm ihre Aeſte nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden ſterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelsluſt
Spricht der Greis mit jenen Zweien,
Lächelnd blickt ſein Angeſicht
Als ritt er zur Luſt in Maien.

Von dem hohen Dom zu Speyer
Hört man dumpf die Glocken ſchallen.
Ritter, Bürger, zarte Frau'n,
Weinend ihm entgegen wallen.

In den hohen Kaiſerſaal
Iſt er raſch noch eingetreten;
Sitzend dort auf goldnem Stuhl,
Hört man für das Volk ihn beten.

Reichet mir den heil'gen Leib!
Spricht er dann mit bleichem Munde,
Drauf verjüngt ſich ſein Geſicht,
Um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'ſchem Lichte,
Und entſchlummert ſitzt der Held,
Himmelsruh' im Angeſichte.

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten,
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verſchieden.

Nach dem Dome ſtrömt das Volk
Schwarz unzähligen Gewimmels.
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geiſt der Dom des Himmels.

Trost im Gesang.

Der Wandrer, dem verſchwunden
So Sonn' als Mondenlicht,
Der ſingt ein Lied in's Dunkel
Und härmt ſich länger nicht.
Er ſchreitet muthig weiter
Die menſchenleere Bahn,
Viel lichte Sangesbilder
Die ziehen ihm voran.

Nacht iſt's auch mir geworden,
Die Freunde ſtehen fern,
Von meinem Himmel ſchwindet
Der allerletzte Stern;
Doch geh' ich muthig weiter
Die menſchenleere Bahn,
Noch ziehen Sangesbilder
Ja mir auch licht voran.

Denkmale.

1.

Kepler.

Arm, preisgegeben jeglicher Beſchwerde,
Vom undankbaren Heimatland vertrieben,
Sah er empor von dieſer kalten Erde,
Und lernte recht die warmen Sonnen lieben.
Der Erd' entlehntes Licht er gern entbehrte,
War ihm die hell're Heimat doch geblieben,
Von Sonnengold ſein hehres Haupt umfloſſen,
Stand jeder Himmel vor ihm aufgeſchloſſen.

2.

Friſchlin.

Ihn ſchloſſen ſie in ſtarre Felſen ein,
Ihn, dem zu eng der Erde weite Lande.
Doch er, voll Kraft, zerbrach den Felſenſtein,
Und ließ ſich abwärts am unſichern Bande.
Da fanden ſie im bleichen Mondenſchein
Zerſchmettert ihn, zerriſſen die Gewande.
Weh! Muttererde, daß mit linden Armen
Du ihn nicht auffingſt, ſchützend, voll Erbarmen.

3.

Schubart.

Ihn ſtieſſen ſie aus friſchen Lebensgärten
In dunkle, modernde Gewölbe nieder,
Mit Ketten ſeine Hände ſie beſchwerten:
Da ſtiegen Heil'ge liebend zu ihm nieder,
Und wurden fortan Freund' ihm und Gefährten:
So ſang begeiſtert er die frommen Lieder.
Und als den Kerker ſie ihm aufgeſchloſſen,
Schien ihm die Welt von Graun und Nacht umfloſſen.

Der Ring.

Ein fremder Kavalier
Stieg ab vom ſchwarzen Roß,
Trat in den Königsſaal,
Mit andern Herren groß.

Der fremde Kavalier
Trug einen Edelſtein,
Wie man noch keinen ſah,
Von wunderſamem Schein.

Ein Stein von hohem Werth
In Königs Krone ſaß,
Doch ſchien vor dieſem er
Ein mattgeſchliffen Glas.

Der König bot ihm Gold,
Er bot ihm Leut' und Land,
Doch laſſen wollt' er nicht
Den edlen Diamant.

Der König deß' erboſt,
Spricht zu dem Hauptmann ſein:
Bringt mir des Mannes Hand
Sammt ſeinem Edelſtein.

Der Hauptmann reckt das Schwert,
Haut nach des Mannes Hand,
Doch ſtatt des Kavaliers
Der Teufel vor ihm ſtand.

Glut ſtrömt aus ſeinem Ring,
Zur Hölle wächſt der Stein,
Schleußt Burg und König bald
Sammt allen Dienern ein.

Trinklied für den Bund der Jungen und Alten.

In meines Hauſes Grunde
Sizt ein geheimer Bund,
Den ich in trauter Stunde
Thu' trauten Freunden kund.
Chor.
Der Rath aus Aller Munde
Iſt: thu' die Häupter kund!

Ein Jüngling iſt's, ein Leben
Voll von verpönter Glut,
Ein Alter ſizt daneben,
Ein noch viel ſchlimmres Blut.
Chor.
Wir rathen, ſie zu geben
Zur Stund aus deiner Hut.

Den Jungen hört man toben:
„Zerſprengt der Knechtſchaft Joch!“
Oft wird mir bang hier oben,
Was der beginnet noch.
Chor.
Wir ſagen dir: von Oben
Man ſchon den Bündler roch.

Der Greis verbirgt durch Schweigen
Wohl ſeines Herzens Grund;
Doch ſteht, — ich kann's bezeugen —
Mit Geiſtern er im Bund.
Chor.
Dem Lichte muß ſich zeigen,
Alsbald der tolle Bund!

Ja! eh' ſie noch entzünden
Mit Freiheitsglut die Welt,
Laßt, Freunde, uns verbünden,
Und wenn auch Einer fällt!
Chor.
Wohlan! laßt uns verbünden
Und wenn auch Einer fällt.

Heraus, ihr zwei zuſammen!
Sie kommen, Freunde! Muth!
Hört, Bündler! würd' es Flammen,
Wir trinken euer Blut.
Chor.
Zum Kampf! zum Kampf zuſammen!
Wer fällt, der falle gut!

Täuschung.

Ich lag im Schlaf in Träumen
In ſtiller Mitternacht,
Wohl unter Blüthenbäumen
In ſonnenheller Pracht;

Erwacht, ſah ich in Trauer
Entlaubte Bäume nur,
Und düſt'rer Regenſchauer
Durchbebte die Natur.

Ich lag im Schlaf in Träumen,
Ein Freund bot mir die Hand,
Ich reicht' ihm ohne Säumen
Die meinige zum Pfand;

Erwacht, mußt' ich erblicken,
Wie mit dem Dolch der Freund
Stand hinter meinem Rücken;
Nun weiß ich wie er's meint.

Abſchied möcht' ich dir geben,
Du Welt, mit deinem Licht!
Hier innen iſt mein Leben,
Da drauſſen iſt es nicht.

Dies Lied hatt' ich geſungen,
Als Einer untreu war,
Doch kaum war es verklungen,
Da waren's ſchon ein Paar.

Und ſollt' ich jezt noch ſingen
Von ſchlechtem Menſchendank,
Die Leier würd' zerſpringen,
So lang würd' der Geſang.

Kein Schwanenlied.

Ein Vogel ſingt im Sonnenſchein,
Ein anderer im Regen ſinget,
Ein dritter ſchifft verſtummt allein,
Und nur der Tod ein Lied ihm bringet.

Kaum hab' ich je im Sonnenſchein,
Noch ſeltener in Luſt geſungen,
Doch iſt ſchon oft durch Nacht und Pein
Ein Lied tief meiner Bruſt entſprungen.

Und weil im Tod mir Leben blüht,
Er Freude mir nach Leiden bringet,
So ſingt auch einſt kein Schwanenlied
Mein Herz, das nie in Freude ſinget.

Wanderung.

Wohlauf und froh gewandert
In's unbekannte Land!
Zerriſſen, ach! zerriſſen
Iſt manches theure Band.

Ihr heimatlichen Kreuze,
Wo ich oft betend lag,
Ihr Bäume, ach! ihr Hügel,
O blickt mir ſegnend nach!

Noch ſchläft die weite Erde,
Kein Vogel weckt den Hain,
Doch bin ich nicht verlaſſen,
Doch bin ich nicht allein:

Denn, ach! auf meinem Herzen
Trag ich ihr theures Pfand,
Ich fühl's und Erd' und Himmel
Sind innig mir verwandt.

Vogt Finſterlings Bauern-Ideal.

O möchte mir ein treu Gemälde glücken
Vom Bau'r, wie ſich derſelbe muß geſtalten,
Um uns, die wir das Richteramt verwalten,
Die heil'ge Amtsehr' niemals zu verrücken!
Dies Ideal ſteht lang mit krummem Rücken
Vor uns den urtheilſprechenden Gewalten;
Wir ſchreiben, ſandeln, ziehn die Stirn in Falten,
Donnern: Was giebt's?! und es wagt aufzublicken,
Fragt weder was noch wie, was wir auch ſagen.
Wir ſagen: „Packt euch! theu'r ſind unſre Stunden!!“
Dann beugt ſich's, geht und ſtirbt mit dem Gedanken:
Es komme bald Beſcheid auf ſeine Klagen.

Graf Eberhard.

Von Würtemberg Graf Eberhard,
Nun alt und laß nach mancher Fahrt,
Legt hin ſein roſtig Schwert von Stahl
Und ſteigt hinab in's ſtille Thal.

Dort wo in Tiefen wunderbar
Die Enzfey ſchon manch tauſend Jahr
Die Waſſer wärmt, den Siechen heilt,
Friedlich der kranke Kämpe weilt.

Und wie er ruht in Quellen warm,
Heranſtürzt neuer Feinde Schwarm,
Auflodert hell das grüne Thal:
Wo biſt du roſtig Schwert von Stahl? —

Zu mir, zu mir! alt' Kämpe traut!
Ertönt aus Tiefen ſüßer Laut;
Der Graf ſinkt in der Quellen Grund,
Der Feind den Grafen nimmer fund.

Zu Stuttgart ſizt er beim Pokal,
Zur Seit' ſein roſtig Schwert von Stahl,
Der Enzfey trinkt er zu mit Macht
Und ſtürzt verjüngt ſich in die Schlacht.

Der Gärtner auf der Höhe.

Verlaß die kalten Höhen,
Du armer Gärtnersmann!
Dein Garten ſteht voll Mooſe,
Nicht Hyacinth', nicht Roſe
In ihm man finden kann.

Im warmen Thale unten
Sah ich der Gärten viel,
Die Blumen ſtehn in Fülle,
Und ihre bunte Hülle
Gewährt ein luſtig Spiel.

Im Garten auf der Höhe
Iſt ſchon die Blüthe aus;
Möcht' ihrer nimmer warten,
Alter, verlaß den Garten,
Dein armbeſtelltes Haus!

Der Gärtner gab nicht Rede
Dem Wand'rer aus dem Thal,
Blieb ſtill wie träumend ſtehen
Bis daß voll Glut die Höhen
Im lezten Abendſtrahl,

Bis Nacht in enger Tiefe,
Die Erde rings verſchwand,
Goldwolken ſich erhoben,
Seltſame Bilder woben,
Ein ſelig Zauberland.

Dort, Fremder! ſteht mein Garten,
Sprach drauf der Gärtnersmann;
Wo ſind die kalten Mooſe?
Sieh, Hyacinth' und Roſe
Auf himmelblauem Plan!

Und ſieh' von Gold erbauet
Ein herrlich Könighaus,
Die Sterne drüber ſtehen,
Glutroth die Wimpel wehen,
Dort geh' ich ein und aus.

Frühlingsklage.

Die Sänger frei ſich ſchwingen
Aus dieſem Thränenthal,
Fröhlich im Sonnenſtrahl
Ein helles Lied zu ſingen.
Ich blick' empor mit Sehnen,
Befangen ſchlägt das Herz,
Mein Lied erzeugt der Schmerz,
Schnell ſtirbt es hin in Thränen.

Die Sänger ruhn mit Wonne
Im grüngewölbten Baum,
Sie träumen hellen Traum
Von Sternen, Mond und Sonne.
Ich ſitz' in enger Zelle,
Kein Traum löst meinen Harm,
Ich ſitze krank und arm,
Schmerz macht mir jede Helle.

Der Rosenstrauch.

Bei Winters Froſt in Kluft und Wald
Sich Kaiſer Carl verloren,
Die Diener treu, die liegen bald
Rings um den Herrn erfroren.

Er knieet hin auf kalten Stein,
Legt ab die güldnen Ketten,
Legt ab den Purpurmantel ſein,
Und thät demüthig beten.

Ach, weh! ach, weh! der Roſenkranz
Der ſtarren Hand entſinket,
Doch als er ſinkt, wie Sonnenglanz
Er auf der Erde blinket.

Ein Roſenſtock ſchnell aus ihm ſproß,
Thät über Eichen ſteigen,
Ein ſüßes Duften ſich ergoß
Aus ſeinen Blüthen, Zweigen.

Auch rings, ſo weit ſein Duft gereicht,
Die Bäume grünend ſtanden,
Die Vögel ſich mit Singen leicht
Wohl durch die Lüfte ſchwangen.

Durch Wald und Kluft die Sonne hell
Mit mildem Glanz geſchienen,
Die Knappen treu erſtehen ſchnell,
Den Herren zu bedienen.

Und wo den Roſenſtock man ſchaut
Auf der geweihten Stelle,
Zur Andacht ward gar wohl erbaut
Eine heilige Kapelle.

Ein Roſenkranz umfängt ſie bald',
Unter'n Altar die Wurzeln dringen.
Da innen Chor und Orgel ſchallt,
Da draußen die Vögel ſingen.

Der Kranke und die Stimme.

Der Kranke.

In ſchwerer Krankheit lieg' ich Armer,
Und keine Seele leidet mit!
War ſchon, o göttlicher Erbarmer!
Ein Weſen, das die Qualen litt?

Wie lieg' ich doch in Nacht verlaſſen!
Wie mich das harte Lager brennt!
O könnt' ich Eines Hand nur faſſen,
Der einen Troſt für mich noch kennt!

Die Stimme.

Groß iſt dein Schmerz, doch weiß ich Einen,
Der mehr gelitten hat als du;
Da ſchliefen auch um ihn die Seinen,
Ihn aber floh des Schlafes Ruh.

Ein blut'ger Schweiß entquoll der Hülle,
Als er im Garten lag im Flehn:
„Iſt, Vater! es dein heil'ger Wille,
Laß dieſen Kelch vorübergehn!“

Der Kranke.

Ach! mir im Haupte tobt unſäglich
Ein Schmerz durch Nerven und Gebein!

Und iſt er einen Tag erträglich,
Steigt an dem andern nur die Pein.

Die Stimme.

Groß iſt dein Schmerz! ſchmerzreicher ſtachen
Doch Jenen Dornen einſt in's Haupt;
Er trug's, trug es, als ſelbſt mit Lachen
Sie ihn geſchlagen und beraubt.

Der Kranke.

O könnt' ich doch mit Namen nennen
Die Qual, die meine Bruſt durchzückt!
Qualvoll mag ſeyn der Hölle Brennen,
Qualvoller iſt was hier mich drückt!

Die Stimme.

Qualvoll mag's ſeyn; doch tiefer brannte
Ein harter Speer den in die Bruſt,
Und Er, Er war der Gottgeſandte,
Und du biſt Menſch voll ſünd'ger Luſt!

Der Kranke.

Es bohrt ein Schmerz durch meine Glieder,
Es lähmet ſie ein eiſern Band,
Und ach! die ſchreckenvollſte Hyder
Iſt meines Durſtes heißer Brand!

Die Stimme.

Groß iſt dein Schmerz, in Füßen, Armen;
Doch größer wohl war Jenes Pein,

Als ſie ihm Nägel ohn' Erbarmen
Wild ſchlugen in die Glieder ein.

Groß iſt dein Durſt; doch ſtillt die Quelle
Kryſtall'nen Waſſers dir den Brand;
Und Seinem Durſte bot die Hölle
Die Galle mit verruchter Hand.

Der Kranke.

Ha! quälender, denn Dürſten, Brennen,
Denn Gallentrank, der Menſchen Spott,
Das iſt im Innern mein Erkennen,
Daß ich verlaſſen bin von Gott.

Die Stimme.

Auch Jener litt vor ſeinem Ende
Den Geiſtesſchmerz, der dich zerreißt,
Doch ſprach er bald: „In deine Hände
„Befehl' ich, Vater! meinen Geiſt!“

Der Kranke.

Ha! inn'res Wort! haſt überwunden!
Wie wird auf einmal leicht mein Herz!
Und was ich trag', ſind *andre* Wunden,
Und was ich fühl', iſt andrer Schmerz!

Todtenopfer.

1.

Friſch aufgeblühet ſtand die Heimat wieder,
Verſöhnt dich lieben Flüchtling zu empfangen,
Aus dunklem Grün mondhelle Blüthen drangen,
Den Vögeln wuchs ein farbig neu Gefieder;

Aus dunklen Wäldern tönten ihre Lieder,
Im Thal, auf Bergen Hirt und Hirtin ſangen,
Es war, als ſenkt' in aller Farben Prangen
Der reiche Himmel ſich zur Erde nieder.

Und Arme waren ausgereckt in Freude,
Und Herzen ſchlugen ſehnend dir entgegen,
Vom rauhen Norden ſollteſt du erwarmen.

Da nahm dich uns der Tod mit blaſſem Neide.
Nun welke nur, du reicher Frühlingsſegen!
Nichts frommſt du mehr mit deinem Schmuck und Armen.

2.

Du theurer Bruder! der durch's ſteilſte Leben
Kraftvoll, ein Wandrer ohne Stab, gegangen!
O könnt' auch ich die Herberg bald erlangen,
Die dir der Tod, der letzte Wirth, gegeben!

Nach hellem Trunk von heimatlichen Reben
Trugſt du im fernen Norden heiß Verlangen;
In dieſer Herberg haſt du ihn empfangen,
Liebend der Heimat Geiſter dich umſchweben.

Und nach dem Weg voll Unruh' und Beſchwerde
Wie ruhen ſüß nun deine müden Glieder!
Wie iſt dir's wohl im heimatlichen Bette!

Noch tobet wüſter Streit hier auf der Erde,
Still blickt der Mond auf deinen Hügel nieder,
Und Roſen ſproſſen friedſam an der Stätte.

3.

Du ſtrebteſt oft, ein herzlich Kind, mit Thränen
Zurück zur ſüßen Heimat, zu den Lieben,
Die fern in Kampf und Sturm dich mußten wähnen,
Indeſſen ſie im ſichern Port geblieben.

Du treues Herz! nun iſt erfüllt dein Sehnen,
Mein Auge ſoll fortan ſich nimmer trüben;
Haſt deine Heimat nun, biſt nun bei jenen,
An die du weinend Gruß und Kuß geſchrieben.

Im Morgenroth ſeh' ich verklärt dich wallen,
Wo Sterne durch den Dom des Himmels ziehen,
Du gehſt mit mir durch ſtille Au'n' und Haine;

Oft hör' ich deine liebe Stimme ſchallen,
Fühl' deinen Kuß auf meinen Lippen glühen,
Seh' dich mitleidig lächeln, wenn ich weine.

Abſchied.

Geh' ich einſam durch die ſchwarzen Gaſſen,
Schweigt die Stadt als wär' ſie unbewohnt,
Aus der Ferne rauſchen nur die Waſſer,
Und am Himmel zieht der bleiche Mond.

Bleib' ich lang vor jenem Hauſe ſtehen,
Drin das liebe, liebe Liebchen wohnt,
Weiß nicht, daß ſein Treuer ferne ziehet,
Stumm und harmvoll, wie der bleiche Mond.

Breit' ich lange ſehnend meine Arme
Nach dem lieben, lieben Liebchen aus,
Und nun ſprech' ich: Lebet wohl, ihr Gaſſen!
Lebe wohl, du ſtilles, ſtilles Haus!

Und du Kämmerlein im Haus dort oben,
Nach dem oft das warme Herze ſchwoll,
Und du Fenſterlein, draus Liebchen ſchaute,
Und du Thüre, draus ſie ging, leb wohl!

Geh' ich bang nun nach den alten Mauern,
Schauend rückwärts oft mit naſſem Blick,
Schließt der Wächter hinter mir die Thore,
Weiß nicht, daß mein Herze noch zurück.

Trinklied zum neuen Weine.

Laßt uns heut mit Geiſtern ringen;
Blickt der Alte noch ſo klar,
Bringet jetzt den Neuen dar,
Der dem Kerker will entſpringen!

Hört ſein unterirdiſch Beben!
Aus der Nacht will er hinaus,
Mächtig dringt ſein Geiſt durch's Haus,
Daß wir ſtehn von ihm umgeben.

Horcht! der weiß von Jugendwonne
Noch zu ſingen euch ein Lied:
Wie er hat in Duft geblüht,
Wie ihn hat durchglüht die Sonne;

Wie von hohen Bergen nieder
Frei er ſah die Welt entlang,
Unter ihm der Flußgott ſang,
Um ihn tönten Vogellieder;

Wie mit Sonn' und Stern im Bunde
Mählig ſeine Traube ſchwoll,
Bis ſie war des Saftes voll,
Der von Geiſtern nun gibt Kunde.

Füllet muthig bis zum Rande
Den Pokal mit ſeiner Glut!
Stoßet an! dem Jugendblut
Heil im weiten deutſchen Lande!

Ach! es liegt erſtarrt, veraltet,
Mancher Völker großes Herz,
Jugendwärme, Luſt und Scherz
Sind in ihrer Bruſt erkaltet.

Laßt der Jugend warmes Leben
Strömen euch in's Herz hinein!
Trinkt in Luſt den neuen Wein,
Den der neue Stern gegeben!

An die Seherin von Prevorst.

1829.

Noch liegſt du, aber laß mich dein Schickſal nicht beklagen,
Das Auge Gottes ſeh' ich durch deine Nächte tagen,
Denn als die Welt da draußen zerronnen dir in Nacht,
Hat ſich dir jene Helle im Innern angefacht;

Da ward dir offenbaret in lichtgewob'nen Kreiſen
Des Innern geiſt'ges Weben, was Geiſt und Seele heißen,
Wie ſie ſich trennen, ſuchen, vereinigen im Tod,
Das Auge bricht, doch innen aufſteigt ein Morzenroth;

Wie eine Gnadenſonne dem innern Auge ſcheint,
Hat ſich das äußre Auge in Sehnſucht trüb geweint;
Die helle Friedenstaube ob Thränenfluten ſchwebt,
Das Böſe ſinkt als Schwere, das Gute licht ſich hebt.

So konnteſt du ertragen der langen Krankheit Pein,
Den wilden Sturm da draußen im innern Sonnenſchein,
Der Menſchen harte Reden, die dich erkannten nie,
Bei ſanften Flötentönen der innern Harmonie.

Und ſollſt du nicht geneſen, bis daß dein Auge bricht,
Bleib' ihm das Licht, das leuchtend von geiſt'gen Sonnen ſpricht,
Der Faden deiner Hülle, der ſeid'ne, leis zerreißt,
Und du haſt nicht zu ſterben, weil du ſchon jezt ein Geiſt.

Nach der Seherin Tod.

Leb wohl! was ich dir hab' zu danken,
Trag' ich im Herzen immerdar.
Es ſchaut mein Inn'res ohne Wanken
In geiſt'ge Tiefen, wunderklar.

Wo du auch weilſt, im Licht, im Schatten,
Ein Geiſt bei Geiſtern weileſt du;
O ſende, will mein Glaub' ermatten,
Mir liebend einen Führer zu.

Und lebſt du bald in höh'rem Bunde
Mit ſel'gen Geiſtern, leicht und licht,
Erſchein' in meiner Todesſtunde,
Mir helfend, wenn mein Auge bricht.

Bald deinem ſtillen Grab entſteige
Die Blume, der du oft vertraut,
Des Mittlers Leiden ſtummer Zeuge,
Das heilige Johanniskraut.

Ja, wo ich dieſe Blum' erſchaue,
Blut innen, außen gold'ner Schein,
In Waldes Nacht, auf lichter Aue,
Werd' ich auch denken deiner Pein.

Leb wohl! was auch die Menſchen ſagen,
Mich rühret nicht die Erde an;
Gar leicht kann ihre Schwere tragen,
Wer leicht ihr Nichts erfaſſen kann.

* * *

Saul.

Es gehet durch Judäas Lande
Der Scherge Saul mit düſtrem Sinn,
Greift Heilige und Gottgeſandte
Und ſchleppet ſie zum Kerker hin.
„Wer glaubt des Galiläers Lehren,“
Spricht er, „den muß das Schwert bekehren.

O träumet nicht, daß der geſunden
Den Tod am Kreuz, das war nur Trug!
Ein Krampf hielt ihm die Zung' gebunden,
Scheintodt man ihn zu Grabe trug;
Der Erde innres, mächt'ges Beben
Hat da gerüttelt ihn in's Leben.

Im Grab, dem Felſen eingehauen,
Man den Entſprung'nen nimmer fand:
Und Wunder ſchrie'n leichtgläub'ge Frauen
Und ſchwache Männer durch das Land.
In Galiläa, ſprach im Gehen
Der Liſt'ge, iſt mein Wiederſehen.

O glaubet nicht, daß er gefahren
Gen Himmel da, als Gottes Sohn,
Ich ſag' euch, der ich bin im Klaren,
Den Berg iſt er hinab geſtohn,
Den Mantel ließ im Wind er fliegen.
Sein Tod, ſein Auferſtehn ſind Lügen!

Und wollt ihr ſeine Wunder preiſen,
Beweiſ' ich, daß ſie Trug und Liſt,
Fünf Brode ſoll'n Fünftauſend ſpeiſen?
Ha! welch ein Unſinn dieſes iſt!
Fünftauſend Brod' in einer Höhle
Hielt wohlverſteckt die ſchlaue Seele."

Und wie alſo mit frechem Munde
Der finſtre Saul die Worte ſpricht,
Fährt aus des Himmels tiefſtem Grunde
Auf einmal erdenwärts ein Licht,
Mit Schau'r durchzückt es ſeine Glieder,
Und auf die Erde fällt er nieder.

Und eine Stimme hört er ſagen:
„„Saul! Saul! warum verfolgſt du mich?““
„Wer biſt du, Herr?“ ſpricht er mit Zagen:
„„Jeſus, den du verfolgſt, bin ich!““ .
Da ward zu Paulus Saul zur Stunde,
Wie uns erzählt die heil'ge Kunde. —

Du ...... der am Neckarſtrande,
Ein ew'ger Saul', am Schreibſilz ſizt
Und, ſtehend ſchon am Grabesrande,
Noch gift'ge Dint' auf Glaub'ge ſprizt,
Auch dir wird einſt die Stimme hallen:
„Saul! Saul!“ und nieder wirſt du fallen.

Der Seherin Erscheinen.

Dort droben im Gebirge, wo rauh der Nordwind weht,
Von reinem Schnee bedecket, ihr ſtiller Hügel ſteht.
In üpp'ger Kräuter Fülle, bei warmem Sonnenſchein
Da legten ſie die Hülle, die leichte, leicht hinein.
Da ſang ich ihrem Sterben ein Lied aus tiefer Bruſt,
Da gab ich, ach! ihr Leben — weh! in des Marktes Wuſt!
Die Nachtigallen ſchweigen, die Lerche ſchläft im Thal,
Die Blumen ſind erſtorben, kalt blickt der Sonne Strahl.
Und jetzt auf ihrem Hügel ſtellt mancher Rab' ſich ein,
Erhebt aus froſt'ger Kehle auf ihm ein heiſer Schrei'n.
Doch ſieh! was ſchwebt dort nieder licht durch die düſtre Nacht?
Du biſt's! hat dich das Krächzen der Raben hergebracht?
„O Freund! der Menſchen Wähnen, das ſtöret nicht mein Licht;
Dein Zürnen und dein Grämen, das läßt mich ruhen nicht.
Iſt nicht in dich gedrungen, was ich halb ſterbend ſprach
An die, die mir im Leben zufügten Kreuz und Schmach?
„„Wie ſoll ich euch denn nennen, ihr, die ihr mich betrübt,
Ich nenn' auch euch nur Freunde; ihr habt mich nur geübt.““
Betrübt mußt du auch werden, damit du wirſt geübt;
Wer hier nicht hat geduldet, der wird dort nicht geliebt.
Oft ſagt' ich's ja hienieden, dein Glaube iſt noch klein,
Lies oft im Buch der Bücher und laß die Menſchen ſeyn!“

Ehmals.

Wohl hab' ich manches Lied erdacht
In Waldes Dämmerungen,
Die Vögel haben's mitgemacht,
Der Bach hat drein geklungen,
Den langen Weg, die felſ'ge Bahn
Ging ich ein ſel'ger Wandersmann.

Nun aber es mir nicht mehr glückt,
Noch Bach und Vögel ſingen,
Ich gehe traurend und gebückt,
Träum' von verlornen Dingen,
Den langen Weg, die felſ'ge Bahn.
Sieht man mir im Geſichte an.

O armer Sohn der Arzenei!
Biſt ſelbſt erkrankt im Herzen,
Kennſt der Heilkräuter mancherlei,
Such eins für eigne Schmerzen!
Welt, daß ich's finde, laß mich los!
Mich heilt nur meines Grabes Moos.

Auf Roſas Tod im Herbst.

Wie waren Roſ' und Lilie deine Freude,
Und all' die Kinder ſtiller Blumenauen!
Wärſt ſelbſt wie eine Roſe anzuſchauen,
Einfach erblüht auf duſterfüllter Haide.

O Blume in der Unſchuld holdem Kleide!
O zartes Bildniß lieber deutſcher Frauen!
Mit andern Blumen, angeweht von rauhen
Herbſtlüften, ſchiedeſt du, weh! uns zum Leide!

Wohl kommt der Lenz mit neuen Blumen wieder,
Doch ſolche Blumen bringt er, ach, nur ſelten!
Und ihre Blüthe iſt von kurzer Dauer.

Aus ſel'gen Sternen trägt er ſie hernieder,
Entkeimt dem Morgenrothe beſſrer Welten,
Erſtickt ſie bald der Erde kalter Schauer.

Die Antwort.

Warum du nur Klagetöne?
Warum du nur ew'gen Schmerz?
Stimmt Natur mit ihrer Schöne
Dich nicht einmal um zu Scherz?

Kommen Wolken hergezogen,
Liegt die Erde kalt und grau,
Bald ein luſt'ger Regenbogen
Schimmert über Wald und Au.

Muß der Baum dem Froſt ſich beugen,
Steht er ohne Farb' und Duft,
Bald mit tauſend Blüthenzweigen
Spielt er üppig in der Luft.

Warum du nur ewig Schmerzen?
Du nur ewig bangen Traum? —
Läg' ich an dem Mutterherzen
Der Natur wie Erd' und Baum,

Säng' ich luſt'ge, farb'ge Lieder,
Spielt' ich wie ein herzlich Kind,
Jetzo wein' ich, bis ich wieder
Die verlorne Mutter find'.

Herr von der Haide.

Sagt an, Herr von der Haide, ſagt!
Was ſoll dies weiße Kleid?
„Wohl auf der Höh', weh! auf ſteiler Höh'
„Steht mir ein Rad bereit!“

Sagt an, Herr von der Haide, ſagt!
Wo iſt denn euer Weib?
„Wohl auf der See, weh! auf weiter See,
„Schifft ſie zum Zeitvertreib.“

Man führt ihn unter Sang und Klang
Zu Bremen zum Thor hinaus,
Zwei Raben fliegen hinterher,
Zwei andre fliegen voraus.

„Hört an! o hört an, ihr Vögel ſchwarz,
„Da in der blauen Höh'!
„Seyd ihr von meinem Fleiſche ſatt,
„Erzählt's der Frau zur See!“ —

Leis ſtreicht das Schiff durch die grüne See,
Der Mond durch den Himmel blau,
Stolz blickt vom Verdeck mit ihrem Galan
Herrn von der Haidens Frau.

„Seht an! ſeht an! die Vögel ſchwarz
„Da in der blauen Höh';
„Sie ſinken auf Maſt und Segelſtang',
„Halt, Schiffer! mir wird ſo weh!“

Hurrah! huhu! ihr ſchwarzen Gaſt'
Auf Maſt und Segelſtang'!
Sie blicken ruhig, ſie ſitzen feſt.
„Halt, Schiffer! mir wird ſo bang!“

Der erſte läßt fallen ein Auge ſchwarz,
Der zweit' ein Fingerlein,
Der dritte läßt fallen eine Locke Haar,
Der vierte läßt fallen ein Bein.

Leis ſtreift das Schiff durch die grüne See,
Der Mond durch den Himmel blau —
Todt liegt im Arme des Galans
Herrn von der Haidens Frau.

Der Kranke an den Arzt.

Arzt! o laß' dein ſchmerzlich Heilen!
Weh zerreißt dein eig'nes Herz,
Und doch kannſt du tröſtend eilen
Täglich, ach! zu neuem Schmerz.

Sieh! für all' die tauſend Wunden
Wächst dir doch kein heilend Kraut,
Haſt du eines auch gefunden,
Stillt's kaum einen Seufzerlaut.

Laß, o laß mich doch hinüber!
Sieh! ſchon war ich frei der Qual,
Und ein Vogel flog im Fieber
Hoch ich über's Jammerthal.

Voller Hellheit ſah ich prangen,
Ach! ein Land ſo lieb und warm,
Fühlte ſchon mich lind umfangen
Von vielſel'ger Freunde Arm.

Und dein Trank hat mich erwecket,
Daß die froſtige Geſtalt,
Dieſer Leib mich wieder ſchrecket,
Dieſes Leben bang und kalt.

Armer Arzt! Kein Trank, kein Bette
Wärmet den Erwachten nun!
Ach! er liegt an kalter Stätte,
Statt bei Blumen warm zu ruhn!

Denn, als ſo er ſchlief im düſtern
Stillen Sarg, dem ſichern Port,
Hört' er aus der Tiefe flüſtern
Geiſter dieſes ernſte Wort:

Ein Kraut nur heilt Menſchenwunden,
Menſchenwunden klein und groß,
Ein Tuch nur hält ſie verbunden —
Leichentuch und Grabesmoos.

Spindelmann's Recension eines Buchs.

'S iſt kein ganz ſchlechtes Leſen drum,
'S iſt aber noch nicht aufgeſchnitten,
Wenn man die Naſe reibt drauf 'rum
So riecht's nach was, — ich mein', nach Quitten.

Spindelmanns Recension der Gegend.

Näher muß ich jezt betrachten
Dieſe Gegend durch das Glas,
Sie iſt nicht ganz zu verachten,
Nur die Fern iſt allzublaß.

Jene Burg auf ſteiler Höhe
Nenn' ich abgeſchmackt und dumm,
Meinem Auge thut ſie wehe,
Wie der Fluß, der gänzlich krumm.

Jene Mühl' in wüſten Klüften
Giebt mir gar zu rohen Schall,
Aber ein geſundes Düften
Weht aus ihrem Eſelsſtall.

Daß hier Schlüſſelblumen ſtehen,
Hätt' ich das nur eh' gewußt!
Muß ſie ſchnell zu pflücken gehen,
Denn ſie dienen meiner Bruſt.

Kräuter, die zwar farbig blühen,
Doch zu Thee nicht dienlich ſind,
Doch nicht brauchbar ſind zu Brühen,
Ueberlaſſ' ich gern dem Wind.

Auf die Anweſenheit des Herzogs von Braunſchweig in Braunſchweig im Jahre 1809.

Könnt' ich, dem Adler gleich, in's Firmament mich ſchwingen,
Fröhlich und frei, ein Gott, in's blaue Weltall ſingen,
Trät' ich, beſprizt mit Blut, ein Mann, aus Kampf und Schlacht,
Dann würd', o Welfe! Dir ein würdig Lob gebracht;

So aber bin ich nur ein weinend Kind gleich allen,
So Schwert als Harfe würd' der ſchwachen Hand entfallen;
Doch denk' ich Dein und Dein! wallt auf dies träge Blut,
Und ſieh! dem Kinde wächſt noch alter deutſcher Muth;

Dann ſieht es Dich, o Held! in Deiner Väter Hallen
Flüchtling, verbannt und arm, in ſtiller Trauer wallen,
Doch eh' zu neuem Kampf Dich wilder Donner ruft,
Steigſt Du, ein treuer Sohn, in ihre ſtille Gruft.

Ein ſeltſam Schweigen hat da rings erfüllt die Mauern,
Man ſah nicht Deutſchland, doch man ſah die Steine trauern,

Da ſankſt Du weinend hin, ein Strahl durchflog den
Chor,
Und aus dem Sarge ſtieg Heinrich der Leu empor.

Und all' die Helden rings in heil'gen Sarkophagen,
Männer, ſo Leid und Tod um Deutſchland einſt getragen,
Die heben ernſt und ſtumm ſich aus den Särgen wach,
Vor allen aber ſo Heinrich der Löwe ſprach:

„Getroſt, vieltreuer Sohn! Bald heilen all' die Wunden!
Hier blick hinab, und ſieh Germania treuverbunden;
Des Fremden Lorbeer liegt, von Blut befleckt, entlaubt;
Doch ſegenreich umſtrahlt ein Stern des Enkels Haupt.

„Du aber, zeuch, mein Sohn, harr' ſtill der theuren
Stunde,
Und bring den Brüdern Dein da oben dieſe Kunde.“ —
So ſprach der Löwe, ſprach's; und in die Särge all'
Die Helden ſanken rings mit wunderſamem Schall.

Da ſtiegeſt Du empor, die Fauſt geſtärkt zum Streite,
Blitz, Donner, Feindesruf durchdrang die Luft die Weite;
Du aber ſchlugſt den Feind mit wenig Treuen Dein,
Und legteſt ruhend nun Dein Haupt auf einen Stein.[*]

---

[*] Es iſt bekannt, daß der Fürſt, nachdem er ſeine Verfolger in ſiegreichen Treffen geſchlagen, eine Nacht bivouacquirend auf dem Walle ſeiner Hauptſtadt zubrachte. Das Haupt hatte er auf einen Stein gelegt.

König Georg von England im Jahr 1813.

Tief ergraut ſtieg Englands König
Von der Väter hohem Thron,
Legte Scepter, goldne Krone
In die Hand dem edlen Sohn.

Bald ihm Licht und Rede ſchwanden,
Einſam ſtand er in der Nacht,
Alſo von der Welt geſchieden
Hat er Jahre zugebracht.

Plötzlich glänzt des Greiſen Auge
Einmal noch im alten Licht,
Wie die halb verſunkne Sonne
Einmal noch aus Wellen bricht.

Auch die Rede kam ihm wieder,
Klang ein voller Harfenton,
Treue Diener horchten ſtaunend,
Rufen den geliebten Sohn.

„Heil!“ ſo ſprach der Sohn in Freude,
„Heil der himmliſch hohen Macht,
Die dich aus des Innern Nächten,
Einmal noch zurückgebracht!“

„Weil' bis ich dein altes Leben
Dir mit Wein und Frühlingsduft,
Und mit ſüßer, hehrer Kunde
Angefriſcht in Kindesluſt.

„Seit zur Ruhe dir vom Himmel
Schlummer auf die Sinne ſank,
Eiſenband mit wildem Donner
Vom bedrückten Erdball ſprang.

Nordlands Männer ſchwangen rächend
Eiſen in der ſtarken Hand,
Stürme brauſten, Flammen tobten,
Zündeten im deutſchen Land.

Unter ihren alten Eichen,
Wo ſie banger Traum umfing,
Sprangen auf die deutſchen Männer,
Sprengten keck der Kette Ring.“

Drauf des Alten Auge glänzte
Mit des Nordſterns vollem Schein,
Den Pokal ergreift er eilend,
Trinkt in Luſt viel gold'nen Wein.

Und er ruft in hoher Wonne,
Haltend zitternd den Pokal:
„„Nordſtern! aller Sonnen Sonne!
Leben trink' ich deinem Strahl!

Leben euch, ihr alten Eichen,
Im urfeſten, deutſchen Land!
Männern, euch, in ihrem Schatten,
Schwert in der geſtählten Hand!

Braus, o Meer, in Harfentönen,
Singe hohen Feſtgeſang,
Daß der Hölle Macht zerſchlagen,
Daß des Erdballs Kette ſprang!

Was die Zeit in ihrem Laufe,
Endlich euch zur Welt gebracht,
Wandelte als volle Sonne
Längſt durch meine ſtille Nacht.““ —

Alſo ſprach der Greis entzücket,
Aber kehrte d'rauf zur Stund'
Wieder in des Innern Nächte,
Nimmer ſpricht fortan ſein Mund.

Doch ſein Auge blicket immer
Als ein himmliſch milder Stern;
Treue Diener ſtehen wartend
Um den alten, edlen Herrn.

Sommerabend

auf Kloſter Lorch, der Grabſtätte des Hohenſtaufiſchen
Herzogs- und Kaiſerhauſes.

1815.

Nach mildem Abendregen
Die Lüfte kühlend wehn;
Des Landes reicher Segen
Dampft auf zu blauen Höhn.
Duft kommt herangezogen
Von Blumen, Kräutern grün,
Die unter gold'nen Wogen
Des Aehrenfelds erblühn.

Es rauſchen durch die Stille
Die Aehren, voll und ſchwer,
Der Wald in üpp'ger Fülle
Steht ſchwarz, ein nächtlich Meer.
Und über ihm ſich breitet
Ein ſtolzer Felſenkranz,
Das iſt die Alp, gekleidet
In blauen Himmelsglanz.

Und all' die Berg' und Auen,
Bebaut mit fleiß'ger Hand,
Dies Land ſo ſchön zu ſchauen,
Iſt deutſches Vaterland!

Geküßt von Himmelsbläue,
Steht es, des Himmels Braut.
Schützt, Brüder, ſie mit Treue!
Gott hat ſie euch vertraut!

Schlaft ſüß, die ihr den Degen
Für dieſe Braut geführt,
Die auf des Sieges Wegen
Jüngſt ſel'ger Tod berührt!
Auch hier aus alten Zeiten
Schläft manches Heldenbild,
Das einſt in blut'gen Streiten
War deutſchem Land ein Schild.

Noch ragt der Fels vor allen,
Drauf einſt der Helden Haus;
Iſt auch ihr Leib zerfallen,
Die Treu' hält ewig aus.
Drum ſtieg in Kampfes Tagen
Hier aus der Grüfte Nacht
Manch' alter Held, zu tragen
Das Siegspanier der Schlacht.

Mit ſolchen treu verbunden,
Da kämpften Männer gut,
Da ſprang aus ſel'gen Wunden
Ein Heilquell, deutſches Blut.

Laßt deutſchen Muth nicht ſinken,
So lang noch Alpen ſtehn,
Euch Heldengeiſter winken
Von ihren blauen Höhn!

Hängt feſt, wie Waldes-Eichen,
Am heil'gen deutſchen Land!
Wollt ritterlich euch reichen
Zu Schutz und Trutz die Hand!
Die Braut in Himmelsſchöne,
Dies Land ſo ſegenreich,
Will ſtarke, treue Söhne,
Den ew'gen Alpen gleich.

Todten-Opfer für Karl Gangloff.

(Karl Gangloff ſtarb in ſeinem 25ſten Jahre zu Merklingen. Ohne je Unterricht erhalten zu haben, ſchuf er in Umriſſen die herrlichſten Compoſitionen. Früher Tod führte ihn zu herrlichern Geſtalten des Lichts.)

Der Menſchheit Seufzer ſchweigen,
Von Flöten und ſüßen Geigen
Ertönt ein muntrer Chor,
In freien Laubgewinden
Sich wieder Sänger finden,
Die ſingen wie zuvor.

Duftreiche Lilien blühen,
Melodiſch Flüſſe ziehen
Zum freigewordnen Rhein.
Mit himmelblauen Wogen
Kommt jauchzend der gezogen,
Von Blut und Thränen rein.

Die Männer, die aus Schlachten
Uns Roſ' und Lilie brachten,
Durch Wunden roth und bleich,
Die laß uns würdig preiſen,
Ich mit Geſangesweiſen,
Du, Freund, mit Bildern reich!

O Traum! — du junges Leben!
Von Bildern hell umgeben,
Die deine Kunſt erfand,
Liegſt du im ſtillen Zimmer
Erbleicht im Sarge, — nimmer
Rührt ſich die theure Hand!

Wie könnt' ich ſo mich trügen!
Bilder und Griffel liegen
Verlaſſen ja herum!
Wie ſeyd ihr bleich, ihr Wangen!
Ihr Lichter, wie vergangen!
Du Mund, wie kalt und ſtumm!

Im Tod iſt dir erklungen
Das Lied der Nibelungen,
Schwertſchlag der Hermannsſchlacht;
Drauf hat dir wonnetrunken
Der ſel'ge Freund gewunken [*]
Und ſieh! — es war vollbracht.

Die du hier oft in Bildern
Verſuchteſt treu zu ſchildern,
Hellen'ſcher Männer Chor,
Helden aus Hermannsſtreiten,
Jungfrau'n aus deutſchen Zeiten,
Die tragen dich empor.

---

[*] Auguſt Mayer, Tonkünſtler und Dichter. Auch ihn verloren die Freunde früh aus ihrem Kreiſe.

In linden Armen halten
Dich göttliche Geſtalten,
Die ahnend du geſchaut;
Wohl ſind es deine Führer,
Mengs, Raphael und Dürer,
Dir ewig nun vertraut.

Ich doch muß einſam wallen!
Ihr Andern laßt erſchallen
Jubel und Siegsgeſang! —
O Geiſt in ſel'ger Wonne!
Send' mir aus deiner Sonne
Nur einen einz'gen Klang!

* * *

An Gangloffs Geist.

Weinſperg 1819.

Hier in dieſen üpp'gen Feldern,
Rebenbergen, dunklen Wäldern,
Um das Mal der Frauentreu',
Wo du gingſt in ſtillem Sinnen, —
Brennt es mich im Buſen innen,
Werden alte Wunden neu.

Berg und Thale hör' ich fragen:
Hat er nicht auch dich getragen
Einſt im Herzen liebewarm?
Kam er mit dir? — weh! und ſchauen
Muß ich deiner Jugend Auen,
Dann durch Thränen voll von Harm.

Aber die dein Geiſt erdachte,
Deine Hand in's Leben brachte
In dem weinbekränzten Thal,
Jene Bilder alter Zeiten
Seh' ich oft vorübergleiten,
Geiſtern gleich im Mondenſtrahl.

Deine Helden, deine Frauen
Gehn mit mir durch dieſe Auen
Noch im ſpäten Abendroth.
Flüſtern: iſt auch er verſchwunden,
Was ſein Geiſt, ſein Herz erfunden,
Raubt der Freundesbruſt kein Tod.

Jünglingstrauer.

Wohl hat noch nie ein Mädchen
Mit Liebe mein gedacht,
Noch nie mir ſtille Freude
In Wink und Kuß gebracht;
Doch liebt mich wohl dies Sternlein,
Bleich zitternd durch die Nacht.

O ſeht, es blickt ſo freundlich,
Hält ſtill in ſeinem Gang,
Und lauſchet voller Liebe
Oft meinem kleinen Sang;
Da ſchau' ich wohl mit Thränen
Des Himmels Blau entlang.

Bald kommſt du, trautes Sternlein,
Und wandelſt ſtill umher,
Und blickſt in meine Zelle,
Die ſtehet öd' und leer,
Und blickſt auf meine Harfe,
Die tönet nimmermehr.

Dann ragt aus einem Hügel
Ein kleines Kreuz von Stein;
Du ſchwebſt vorbei, und liebend
Küßt es dein milder Schein,
Und wonniglich erzittert
Im Hügel mein Gebein.

Im Regen.

Zählt man die Zeit im Jahr,
Drin freud'voll war ein Herz,
Sind's wen'ge Stunden nur,
Die andern trug es Schmerz.

Zählt man die Zeit im Jahr,
Drin blau der Himmel blieb,
Sind's wen'ge Tage nur,
Die andern waren trüb.

Drum, da der Himmel ſelbſt
So oft in Thränen ſteht,
Klag' immer, Menſchenherz,
Daß dir's nicht beſſer geht.

Pfarrer Sauls Geſicht.

(Nach einer wahren Begebenheit.)

Saul ſchuf ſich Himmel, ſchuf ſich Gott
Nach eignem bunten Dichten,
Die Wunden Jeſu ſind ihm Spott,
Ihm kindiſche Geſchichten;
„Das Höchſte,“ ſpricht er, „iſt Verſtand,
Der ſchlichte Glaube Kindertand.“

Umſonſt der Gattin Rede ſtrebt,
Den Harten zu bekehren,
Sie ſpricht: „Bald hab' ich ausgelebt,
Kurz wird der Traum noch währen;
Dann gebe Gott, daß meine Leich'
Dich mache durch ein Zeichen weich.“

Bald ging ſie ein in Gottes Ruh
Aus hartem Streit hienieden,
Er drückt ihr ſanft die Augen zu
Und ſpricht: „Wir ſind geſchieden!
Denn hin iſt hin und todt iſt todt,
So heißt das eiſerne Gebot!“

Daß es ſo worden, iſt ihm arg,
Er geht in ſeinem Jammer,
Bevor man ſie gelegt in Sarg,

In ihre Todtenkammer,
Er ſchaut ſie an mit trübem Blick,
Und fühlt in ſich verlornes Glück.

Da richtet ſich die Leich' empor,
Kreuzt auf der Bruſt die Arme,
Und aus dem kalten Mund hervor
Tönt's: „Gott ſich dein erbarme!
Was du nicht glaubeſt, wahrlich iſt
Nur Seligkeit in Jeſu Chriſt!“

Er hört's, ein Schauer packt ihn leis,
Er gehet bleich von hinnen,
In ſeiner Freunde bunten Kreis,
Doch ſpricht er da: „Den Sinnen
Traut nicht; was ich erfahren, iſt
Ein Blendwerk oder Weiberliſt.“

Er hat es nicht bekannt der Welt,
Doch wird fortan er ſtille,
Die äußere Geſtalt zerfällt,
Als todt liegt ſeine Hülle;
Da kreuzen ſeine Arme ſich
Und ſtöhnt ſein Mund: „Ein Thor war ich!“

Im Herbste.

1823.

Hoch von Bergen tönt zu Thal
Freudenruf und Jubellied:
Sey gegrüßt, du heil'ger Strahl,
Der auch unſern Berg durchglüht.

Längs des Neckars, längs des Rheins
Tönet ſolcher Freude Schall,
Preist den mächt'gen Gott des Weins,
Der gekrönt die Hügel all'.

Evoë! Dem Gotte leer'
Ich auch dieſes Glas mit Wein!
Gold des Neckars! — Doch woher
Fällt ein Tropfen Blut hinein?

Freunde! das iſt Griechenblut!
Stellt Geſang und Jubel ein!
Blickt zu Thal, mit trübem Muth
Auf die Welt, den kalten Stein.

Evoë! Ruf, der einmal
Froh getönt durch Hellas Land,
Tönteſt mir jezt Hellas Qual —
Und das Glas entfällt der Hand.

Sonnenlauf.

Weh, o weh der böſen Sonne! ſtellt mit liebeloſem Strahl
Zwiſchen mich und Sie, die Ferne, hohe Berg' und tiefe Thal',
Bringet Dörfer, bringet Städte, ziehet Flüſſe, leitet Seen,
Läßt ein wild Gewühl von Menſchen zwiſchen Ihr und mir erſtehn.
Und je näher dann die Sonne leuchtend an dem Himmel zieht,
Weh! je ferner Sie, die Ferne, über Berg' und Thale flieht.
Aber wann die Sonne fliehet, mit ſich ziehend Berg und Thal,
Mit ſich ziehend Flüſſ' und Städte, und die Menſchen allzumal:
Kehret ſchon die Ferne wieder, leis vom Abendſtern bewacht,
Schifft ſie in dem Kahn des Mondes durch das ſtille Meer der Nacht.

Zuruf.

Jedweder trägt in ſich den Tod,
Iſt auſſen noch ſo luſt'ger Schein,
Heut wandelſt du in Morgenroth
Und morgen in der Schatten Pein.

Was klammerſt du dich alſo feſt,
O Menſch! an dieſe Welt, den Traum?
Laß ab! laß ab! eh' ſie dich läßt;
Oft fällt die Frucht unreif vom Baum.

Ruf auf, ruf auf den Geiſt, der tief,
Als wie in eines Kerkers Nacht,
Schon längſt in deinem Innern ſchlief,
Auf daß er dir zum Heil erwacht!

Aus hartem Kieſelſteine iſt
Zu locken ird'ſchen Feuers Glut,
O Menſch! wenn noch ſo hart du biſt,
In dir ein Funke Gottes ruht.

Doch wie aus hartem Steine nur
Durch harten Schlag der Funke bricht,
Erfordert's Kampf mit der Natur,
Bis aus ihr bricht das Gotteslicht.

Schlag an! ſchlag an! wenn's weh auch thut
Dem Fleiſche, drin der Funke iſt,
Noch weher thut der Hölle Glut,
Menſch! wenn du nicht zu wecken biſt.

Die heilige Regiswind von Laufen.

Herr Ritter Ernſt, der war ergrimmt zu einer böſen Stund',
Er ſchlug die falſche Dienerin mit ſeinen Fäuſten wund;
Er ſchlug die falſche Dienerin, er ſtieß ſie mit dem Fuß:
„Herr Ritter Ernſt! o wißt fürwahr, daß euch dies reuen muß!“
Es war die falſche Dienerin, die eilte durch den Saal,
Sie eilte durch den weiten Hof, hinab ins grüne Thal.
Da ſaß Herrn Ernſts ſein Töchterlein, ein Fräulein fromm und zart,
Es ſpielt mit bunten Blümelein nach andrer Kinder Art.
Da pflückt die falſche Dienerin drei Röslein auf dem Plan,
Zu locken dieſes ſtille Kind zum wilden Strom hinan:
„Komm, liebes Kind! komm, ſüßes Kind! da blühen Röslein rund!“
Sie faßt es an dem goldnen Haar, ſie ſchleudert's in den Grund.
Eine Weil' das Kind die Tiefe barg, eine Weil' es oben ſchwamm,
Auflacht die falſche Dienerin, doch bald ihr Reue kam.
Sie flieht von dem unſel'gen Strom, flieht über Berg und Thal,
Sie irrt ſo viele hundert Jahr, kann ruhn kein einzigmal.

Es ſah Herr Ernſt von hoher Burg, ſah in den grünen Grund,
Sie brachten todt ſein ſüßes Kind, auf Roſen man es fund.
Es blüht wie eine Roſe roth, wie eine Lilie weiß;
Er legt's in einen gold'nen Sarg, beſtattet es mit Fleiß.
Manch' Mutter kniet' mit ihrem Kind auf Regiswindens Gruft,
Doch wenn Herr Ernſt, der Vater, kam, entſtieg ihr Roſenduft.
Seitdem erſcheint zur Todesnacht gar manchem frommen Kind,
Bekränzt mit duft'gen Röslein roth, die heil'ge Regiswind.
Auch liegt ſeitdem manch' frommes Kind, das Nachts erlitt den Tod,
Am Morgen in der Wieg' umkränzt mit jungen Röslein roth.

An das Trinkglas eines verstorbenen Freundes.

Du herrlich Glas, nun ſtehſt du leer,
Glas, das er oft mit Luſt gehoben;
Die Spinne hat rings um dich her,
Indeß den düſtern Flor gewoben.

Jezt ſollſt du mir gefüllet ſeyn
Mondhell mit Gold der deutſchen Reben!
In deiner Tiefe heil'gen Schein
Schau' ich hinab mit frommem Beben.

Was ich erſchau' in deinem Grund,
Iſt nicht Gewöhnlichen zu nennen,
Doch wird mir klar zu dieſer Stund',
Wie nichts den Freund vom Freund kann trennen.

Auf dieſen Glauben, Glas ſo hold!
Trink' ich dich aus mit hohem Muthe.
Klar ſpiegelt ſich der Sterne Gold,
Pokal, in deinem theuren Blute.

Still geht der Mond das Thal entlang,
Ernſt tönt die mitternächt'ge Stunde,
Leer ſteht das Glas, der heil'ge Klang
Tönt nach in dem kryſtall'nen Grunde.

An Rosamunde.

Sommers, wann die Lilien blühen,
Nelk' und Roſe duftend glühen,
Mägdlein durch die Gärten wallen,
Schön begrüßt von Nachtigallen:

Steh' ich wohl am fernen Meere —
Aber auf der öden Leere
Wird dein Garten mir erblühen,
Werden deine Roſen glühen,

Werden ſich die blauen Wellen
Mir zu euren Bergen ſchwellen,
Werd' ich eure Thäler, Auen
Blühend in der Tiefe ſchauen,

Und dann zieht wohl banges Sehnen
Mich darnieder, und mit Thränen
Will ich ſinken in die Roſen; —
Aber rings nur Wellen toſen.

Nächtlicher Beſuch.

Jäger.

Der Tag iſt gegangen,
Hier irr' ich allein,
Wie graut mir hier außen!
O laß mich hinein.

Schäferin.

Hier innen iſt's dunkel,
Die Hütte iſt klein,
Der Mond ſteht da draußen,
Du biſt nicht allein.

Jäger.

Und willſt du nicht öffnen,
So geh' ich in Wald
Und blaſe mein Hörnlein,
Das rüſtig erſchallt,
Und jage die Wolken
Vom Himmel wohl all',
Dann tanzen die Sterne
Zum luſtigen Schall.

Schäferin.

Ich fühle, darfſt glauben,
Indeſſen kein Leid,
Ich treibe wohl träumend
Die Schäflein zur Weid'.
Ich lauſche dem Vogel,
Er ſinget von Scherz,
Ich liege bei Blumen —
Das bringet nicht Schmerz.

Die traurige Hochzeit.

Zu Augsburg in dem hohen Saal
Herr Fugger hielt ſein Hochzeitmahl.

Kunigunde hieß die junge Braut,
Saß krank und bleich, gab keinen Laut.

Zwölf goldene Becher gingen herum,
Nichts trank Herr Fugger, ſo bleich und ſtumm.

Zwölf Blumenkörbe bot man umher,
Die Braut verlangte kein Blümlein mehr.

Zwölf Harfner lockten zum Fackeltanz,
Die Fackeln gaben ſo matten Glanz.

Die Gäſte tanzten in langen Reihn,
Zwo weiße Geſtalten hinterdrein.

Die Gäſte tanzten zum Saal hinaus,
Sie tanzten und tanzten wohl aus dem Haus.

Die Saiten der Harfen ſprangen zumal,
Stumm ſchlichen die Harfner ſich aus dem Saal.

Im Saale vernahm man keinen Laut,
Todt ſaßen im Dunkel Bräut'gam und Braut.

Stille Liebe.

Könnt' ich dich in Liedern preiſen,
Säng' ich dir das längſte Lied,
Ja, ich würd' in allen Weiſen
Dich zu ſingen, nimmer müd.

Doch was immer mich betrübte,
Iſt, daß ich nur immer ſtumm,
Tragen kann dich, Herzgeliebte!
In des Buſens Heiligthum.

Und daß du, was laut ich ſage,
Oder preiſ' in Sangesluſt,
Meineſt. daß ich tiefer trage
Als dich, Herz, in warmer Bruſt.

Dieſer Schmerz hat mich bezwungen,
Daß ich ſang dies kleine Lied,
Doch von bittrem Leid durchdrungen,
Daß noch keins auf dich gerieth.

Seitdem wird zu Gmünd empfangen
Liebreich jedes Geigerlein,
Kommt es noch ſo arm gegangen —
Und es muß getanzet ſeyn.

Drum auch hört man geigen, ſingen,
Tanzen dort ohn' Unterlaß,
Und wem alle Saiten ſpringen,
Klingt noch mit dem leeren Glas.

Und wenn bald ringsum verhallen
Becherklingeln, Tanz und Sang,
Wird zu Gmünd noch immer ſchallen
Selbſt aus Trümmern luſt'ger Klang.

Maienklage.

Ziehe nicht ſo ſpröd' und ſchnelle,
Süßer Mai, an mir vorüber!
Einen Strahl nur deiner Helle!
Nur ein einzig Blümlein, Lieber!

Quellen rauſchen, Vögel ſingen,
Volle Blüthenbäume wehen,
Doch an all' den ſüßen Dingen
Muß ich kalt vorüber gehen.

Waldesnacht, wo Vögel ſchliefen,
Iſt erhellt von Blumen, Quellen,
Ach! des Buſens bange Tiefen
Kann kein Maienſtrahl erhellen!

Laß die Stern' an Himmelszinnen,
Blüthen auf der Erde glänzen, —
Todtes Herz! im Hügel innen
Liegſt du unter welken Kränzen!

Der Pilger.

Ich hing mit heißer Liebe
An einem ird'ſchen Bild,
Das ach! mit eitlem Triebe
Das ſchwache Herz erfüllt;
Es ſchwand des Lebens Frieden,
Und matt blieb ich hienieden.

Da blickt' ich, ach, mit Thränen
Hinaus wohl in die Welt,
Es ſtillte nicht mein Sehnen,
Was frommem Sinn gefällt,
Wohl ſtanden Mond und Sterne
Kalt in der ſchwarzen Ferne.

Mich und die Welt zu fliehen,
Faßt' ich den Wanderſtab,
Viel Blumen ſah ich blühen,
Doch keine brach ich ab,
Mich trieb ein banges Ahnen
Nach ungewohnten Bahnen.

Da blickt von Bergeshöhen
Mir, ach! ſo neu, ſo mild,
Als hätt' ich's nie geſehen,
Vom Kreuz des Mittlers Bild,
Nicht konnt' ich widerſtreben,
Auf zog es mich mit Beben.

Und was ich jüngſt begehrte,
Das Jrd'ſche, floh mein Herz,
Hinab ſank Staub und Erde,
Sonne flog himmelwärts.
Hin kniet' ich im Entzücken,
Es an das Herz zu drücken.

Da ſtrömten Ruh' und Wonne
Aus ihm in meine Bruſt,
Als wär' es eine Sonne,
Durchzückt es mich mit Luſt;
Es flogen Engel nieder,
Und grüßten mich als Brüder.

Doch ſieh! zum ſüßen Lohne
Neigt mild das Bildniß ſich,
Es ſinkt die Dornenkrone
Von ſeinem Haupt auf mich.
Feſt drückt' ich ſie zum Herzen,
Fühlend ſo ſüße Schmerzen.

Und bis zur Todesſtunde,
Jn Weh und Lebensluſt,
Fühl' ich die theure Wunde
Nun tief in meiner Bruſt;
Fühl', wie ein neues Leben
Mir ganz in ihr gegeben.

Aufruf.

Zieht ihr auf unbetretnen Wegen
In noch ſo fernes Pilgerland,
Kaſteit ihr euren Leib mit Schlägen
Und tragt ihr härenes Gewand;

Könnt ihr doch nimmer euch verhehlen,
Seyd ihr im Stillen euch bewußt,
Daß ihr mittragt den Feind der Seelen
In Tiefen eurer eignen Bruſt.

Da ſteigt hinab, den Kampf zu wagen!
Da, da beginnt die Pilgerfahrt!
Da gibt es einen Feind zu ſchlagen,
Der längſt ſchon eurer Seele harrt.

O mögen Außen noch ſo drücken
Euch Menſchenfeinde ohne Zahl,
Laßt ſie! und wollt nach Innen blicken,
Dort wühlt ein Feind mit gift'gem Stahl.

Der ſizt im Fleiſche wohl verſchanzet,
Die Luſt zur Sünde iſt ſein Schild,
Verhüllt, was Gott in euch gepflanzet,
O Schmerz! der Gottheit Ebenbild.

Der raubt euch eure einz'ge Wonne,
Den Retter, den euch Gott geſandt,
Erlöſcht in euch die geiſt'ge Sonne,
Nimmt euch den Glauben, gibt Verſtand.

Auf zu den Waffen! den zu ſchlagen,
Die Kreuzesfahrt, die iſt wohl ſchwer,
Doch werdet ihr den Sieg erjagen,
Drückt euch die ganze Welt nicht mehr!

An Peter Bruckmann.*

Am Tage ſeiner Geburt.

Silbertöne hört' ich klingen,
Noch vom Schlafe nicht erwacht,
Sah, wie Mondlicht, durch die Nacht
Zarte Lichtgeſtalten dringen.

Und ein Knäblein ſah ich liegen
In dem reinſten Silberſchein,
Jüngſt geboren mocht' es ſeyn,
Künſtlergeiſt in allen Zügen.

Hell umſchwebt von Lichtgeſtalten
War das wunderreiche Kind,
Eine Muſe nahm es lind,
In den Himmel es zu halten.

Und der Himmel, feuerſprühend,
Wandelte ſein Silber, Gold,
Flugs in Bilder reich und hold
Und in Blumen lichterglühend.

---

* Bekannt durch ſeine geiſtreich erdachten Ornamente, Becher, Denkmünzen und andere kunſtreiche Gepräge in Silber und Erz.

Hebend in die Wunderklarheit
Küßt die Muſ' das Kind und ſpricht:
„Sey geweiht dem Feu'r und Licht!
Deine Kunſt ſey Treu' und Wahrheit.“

Nach der Welt verſchied'nen Enden
Strömten Blumen, Bilder klar,
Helden, treu geſtellet dar,
Glänzten hell an Bruſt und Händen.

Aber als ich tief verloren
Noch in all die Klarheit lag,
Brach herein der laute Tag,
Und mein Traumbild ging verloren;

Und mein Traumbild ging verloren!
Aber immer iſt es mir,
Als ſey heut' — ich ſag's nur dir, —
Jener Tag, der dich geboren.

Abendschifffahrt.

Wenn von heiliger Kapelle
Abendglocke fromm erſchallet,
Stiller dann das Schiff auch wallet
Durch die himmelblaue Welle;
Dann ſinkt Schiffer betend nieder,
Und wie von dem Himmel helle
Blicken aus den Wogen wieder
Mond und Sterne.
Eines iſt dann Wolk' und Welle,
Und die Engel tragen gerne,
Umgewandelt zur Kapelle,
So ein Schiff durch Mond und Sterne.

Rath im Mai.

Wo Saaten ſich erheben,
Wo froh die Vögel ſchweben
Mit Singen himmelwärts,
In linden Maientagen,
Kannſt du nicht ruhig ſchlagen,
Du krankes, krankes Herz?

Geh' aus auf grüner Haide,
Wo's Blümlein blüht voll Freude,
In Duft, Geſang und Strahl;
Leg' dich zu ihm darnieder,
Duft, Himmelsglanz und Lieder,
Die heilen deine Qual.

Laß ganz der Menſchen Streben,
Sey wieder frei gegeben
Der alten Einſamkeit!
Wie Vogel ſingt in Lüften,
Ausſtrömt die Blum' in Düften,
Strömt aus, o Herz! dein Leid.

Dann kehre ſonder Trauern
In armer Städte Mauern:
Es kehret ohne Weh
Die Blum' in's Erdreich wieder,
Träumt Sonnenſchein und Lieder
Tief unter Eis und Schnee.

Sankt Alban.

Es ſteht dem Land zu Gruße
Ein Kreuz auf Berges Höh',
Leiſ' wallt zu ſeinem Fuße
Ein himmelblauer See.
Viel duft'ge Kräuter blühen
An dieſes Waſſers Rand,
Viel fromme Pilger ziehen
Dahin aus fernem Land.

Wohl vor zwölfhundert Jahren,
Da lag dies Land gar wild,
Der Wald mit Thiereſchaaren,
Der See mit Gift erfüllt:
Denn an des Kreuzes Stelle
Ein ſchlimmer Felſen war,
Der ſtellt', zur Luſt der Hölle,
Des Satans Bildniß dar.

Kalt, wie des Mondes Strahlen,
Blickt' es in's Land hinein,
Zum Fluch den Höh'n und Thalen;
Statt Blumen wuchſen Stein',
Statt Menſchen wurden Drachen,
Statt Fiſchlein Schlangen im See,
Die Hölle ſah's mit Lachen,
Und pries das Bild der Höh'.

Da kam vom fernen Strande
Sankt Alban, ſtark und kühn,
Zu dieſem wilden Lande,
Zu dieſem Felſen hin.
Ihn faßt' des Landes Jammer,
Er ſprang zum Felſenwall,
Zerſchlug mit ſtarkem Hammer
Das Bild, — es fiel mit Schall.

Dankvoll, daß ihm's gelungen,
Kniet' er dort auf den Höh'n,
Der Fels, der war zerſprungen,
Ein Kreuz daraus blieb ſteh'n.
Und wie daſſelbe blickte
Weit in das Land hinein,
Man Roſ' und Lilie pflückte
In lindem Maienſchein.

Da lagen in den Klüften
Erdrückt die Drachen all,
Da ſang in Blumendüften
So manche Nachtigall,
Viel Fiſchlein, ſilberhelle,
Waren im See zu ſchau'n,
Und an Sankt Albans Stelle
Da knieten zarte Frau'n.

Eine Fabel.

Frühling war's im Land geworden
Und der Winter ward vertagt,
Ohne daß den Herrenorden
Gott noch lange drum befragt.

Jenen packt deß Zorn und Trauer,
Und er ruft: „Der Lenz gilt nicht!
„Nimm ihn nicht, du dummer Bauer,
„Er iſt klares Höllenlicht!

„Dieſe Sonne ungeladen
„Dring' zu mir nicht frevelnd ein!“
Ruft's und ſchließt den Fenſterladen,
Hüllt ſich in die Wildſchur ein.

Aber ruhig ſtrahlt die Sonne,
Und es keimt die Saat mit Luſt,
Bürger, Bauer, dankt in Wonne
Gott dafür aus tiefer Bruſt.

Aber hinter'm Ofen ſitzen
Bleibt der Herr und ſchimpft und flucht:
„In der Wildſchur will ich ſchwitzen,
„Ich hab' keinen Lenz geſucht!“

Wüthend mit den Füßen ſtampft er:
„Wer ihn lobt iſt ſchlecht und dumm!“
Und aus ſeiner Pfeiſe dampft er
Blauen Dunſt um ſich herum.

Doch der Bauer, ſchlicht und wacker,
Ruft: „O Herr! Ihr wißt es nicht!
„Was ſchon längſt gebrach dem Acker,
„Das iſt eben dieſes Licht!

„Will euch dieſes Licht nicht frommen,
„Nun! ſo ſchließt vor ihm das Haus;
„Aber, Herr! wem es willkommen,
„Den laßt ungeſchimpft hinaus!“

Lezter Troſt.

Die kleinen Lieder, die dem Herzen
Entſpringen mit dem Thränenquell,
Sterne der Thränen mild und hell,
Geben noch Lindrung meinen Schmerzen,
Schimmern durch meine Nächte hell.

Auch dieſen Born ſeh' ich bald trocken,
Kalt und erſtorben bald den Blick,
So Lied als Thräne bleibt zurück,
Im Herzen, deſſen Pulſe ſtocken,
Und todt iſt auch das lezte Glück.

Grabt dieſes Herz, mißkannt, verlaſſen,
Hin, wo noch eine Blume blüht,
Ein Vogel durch die Lüfte zieht;
Die Blume wird dies Herz nicht haſſen,
Der Vogel ſingt ihm noch ein Lied.

Sehnsucht.

O könnt' ich einmal los
Von all' dem Menſchentreiben,
Natur! in deinem Schooß
Ein herzlich Kind verbleiben!

Mich rief ein Traum ſo ſchwer
Aus deinen Mutterarmen,
Seitdem kann nimmermehr
Das kranke Herz erwarmen.

Der Menſchen Treiben, ach!
Das hält mich nun gefangen,
Das folgt mir ſtörend nach,
Wo Erd' und Himmel prangen.

Doch iſt dies Treiben mir
So fremd und ſo unherzlich,
Und, Mutter, ach! nach dir
Zieht mich ein Heimweh ſchmerzlich!

O nimm dein reuig Kind
In deine Mutterarme,
Daß dir's am Buſen lind
Zu neuer Lieb' erwarme!

Wie iſt's ergangen mir,
Daß ich verirrt ſo lange!
Mutter! zu dir, zu dir!
Wie iſt's mir weh und bange!

Bis ich wie Blum' und Quell
Dir darf im Herzen bleiben,
Mutter! o führ' mich ſchnell
Hin, wo kein Menſchentreiben!

Frage.

Wärſt du nicht, heil'ger Abendſchein!
Wärſt du nicht, ſternerhellte Nacht!
Du Blüthenſchmuck! du üpp'ger Hain!
Und du, Gebirg voll ernſter Pracht!
Du, Vogelſang aus Himmeln hoch!
Du, Lied aus voller Menſchenbruſt!
Wärſt du nicht — ach! was füllte noch
In arger Zeit ein Herz mit Luſt? —

Auf die aus den Kirchen weggebrachten altdeutschen Gemälde.

Wollt bald alle wiederkehren,
Fromme Kinder deutſcher Art!
An den Wänden, ach! den leeren,
Iſt ein Platz euch aufbewahrt.

Weggeſchleppt aus frommen Hallen,
Iſt's euch heimatlos und bang,
Und es kann euch nicht gefallen,
Wo nicht Duft und Orgelklang.

Hört ihr ferner Dome Läuten?
O wie traurend ſeht ihr aus!
Ja! euch iſt's wie kranken Bräuten
Fern vom lieben Mutterhaus.

Ihr in prunkenden Gemächern!
Euer Blick erweckt nur Schmerz,
Und ihr unter morſchen Dächern!
Ihr zerreißt des Pilgers Herz. —

Seht an manchen üpp'gen Stellen,
Hoch auf Bergen, tief im Thal,
Winken freundliche Kapellen,
Doch im Innern ſind ſie kahl.

Kommt und füllt verlaſſ'ne Mauern,
Eh' der lezte Stein vergeht,
Und der Winde kaltes Schauern
Durch der Heil'gen Aſche weht!

Füllt die Niſchen, die Altäre,
Deckt die weißgetünchte Wand!
Und der Künſtler find' und ehre
Euch allwärts im deutſchen Land.

Winter.

Stets, wann Winter und Sturm unfreundlich tobt auf der Erde,
Glaub' ich, o Liebe! du ſeyſt doppelt entfernet von mir;
Aber, wann Frühling und Luſt, wann Sonn' und Mond mich umſpielen,
Glaub' ich wohl alles, nur nicht, daß du ſo ferne mir biſt.

Kein Geburtstag.

An Sie.

Wann Du geboren, weiß ich nicht,
Will's wiſſen nicht, wenn ich's auch fände.
Sey mir ein Kreis, ein ew'ges Licht,
Wie ohne Anfang, ſo ohn' Ende!

Nähe der Fernen.

Durch Licht und Dunkel,
Durch Weh und Luſt,
Trag' ich Dich ſtille
In meiner Bruſt.

Es trennen Meere
Mich wohl von Dir,
Doch mein' ich, ſchwör' ich,
Du ſeyſt bei mir!

Fühl' Dich ſo innig
In mir, in mir!
Und ach! dies Herze
Will nicht von hier,

Will ſich nur legen
So mit Dir, ach!
Tief in die Erde,
In's Brautgemach.

Der bange Traum.

An Kreb.

Von wilden Meereswogen
Sah ich uns fortgezogen,
Bei Nacht im Traume bang.
Das Meer hieß: Meer der Mängel,
Zwei Kinder, lieb wie Engel,
Dein Vaterarm umſchlang.

Wie war der Himmel düſtern!
Aus Wolken hört' ich flüſtern:
„Laßt doch die Kindlein los!
Ihr wohl ſchwimmt in der Trübe,
Die aber nimmt in Liebe
Dies Eiland dort in Schooß.“

Ich hört' dich weinen, klagen,
Doch ferne ſah ich tagen
Ein Eiland licht und warm.
Es thürmt' ſich Well' auf Welle,
Und riß die Kinder ſchnelle
Dahin aus deinem Arm.

Ich ſprach: „Laß uns nicht weinen,
Vergönn' den lieben Kleinen
Dies Eiland voller Pracht.“
Da ward das Meer noch trüber,
Und wir — wir rangen, Lieber!
Jahr' lang in ſeiner Nacht.

An Maria Kreh.

Ich habe dich geſehen,
Ein herzlichs Kind, ſo treu, ſo gut,
Ein warmes Herz, ein muntres Blut,
Wie's Vöglein in den Höhen.

Ich habe dich geſehen,
Bild der Geduld im Todeskampf,
Das lichte Auge brach im Krampf,
Das Haupt durchzuckten Wehen.

Ich habe dich geſehen,
Todt, lilienweiß und lilienmild,
Ganz eines ſel'gen Engels Bild,
Ich blieb anbetend ſtehen.

O möcht' ich wiederſehen
Dich Engel, wenn mein Auge bricht,
Herſchwebend aus des Himmels Licht,
Im Tod mir beizuſtehen! —

Lust stürmischen Wetters.

„Ha! wie's jezt ſtürmet und ſchneit!
Das iſt ein Graus!“
Rufet dort einer zum Fenſter heraus.
Kein Graus! nein! nein!
Das iſt mir Sonnenſchein!
Denn nun bleibt Jeder zu Haus,
Und ich allein.

Hohenſtaufen.

An Conz.

Es ſteht in ſtiller Dämmerung
Der alte Fels, öd' und beraubt;
Nachtvogel kreiſt in trägem Schwung,
Wehklagend um ſein mooſig Haupt.

Doch wie der Mond aus Wolken bricht,
Mit ihm der Sterne klares Heer,
Umſtrömt den Fels ein ſeltſam Licht,
Draus bilden ſich Geſtalten hehr.

Die alte Burg mit Thurm und Thor
Erbauet ſich aus Wolken klar,
Die alte Linde ſproßt empor,
Und Alles wird, wie's vormals war.

So Harfe wie Trompetenſtoß
Ertönt hinab in's grüne Thal,
Gezogen kommt auf ſchwarzem Roß
Rothbart der Held, gekleid't in Stahl.

Und Philipp und Irene traut,
Sie wall'n zur Linde Hand in Hand:
Ein Vogel ſingt mit ſüßem Laut
Vom ſchönen griech'ſchen Heimatland.

Und Konradin, an Tugend reich,
Der ſüße Jüngling arm, beraubt,
Im Garten ſteht er ſtumm und bleich:
Die Lilie neigt ihr traurend Haupt.

Doch kündet jezt aus dunklem Thal
Den bleichen Tag der rothe Hahn,
Da ſteht der Fels gar öd' und kahl,
Verſchwunden iſt die Burg fortan.

An ihrer Stätt' ein Dornbuſch ſteht,
Kalt weht der Morgen auf den Höh'n, —
Und wie der Fels, ſo kalt und öd'
Scheint rings das deutſche Land zu ſteh'n.

Er und Sie.

Er.

Seh' ich in das ſtille Thal,
Wo im Sonnenſcheine
Blumen prangen ohne Zahl,
Blick' ich nur auf Eine.
Ach! es blickt Ihr Auge blau
Jezt auch auf die Auen;
Im Vergißmeinnicht voll Thau
Kann ich es erſchauen.

Sie.

Tret' ich an mein Fenſterlein,
Wann die Sterne ſcheinen,
Mögen alle ſchöner ſeyn,
Blick' ich nur auf Einen;
Dort gen Abend blickt Er mild
Wohl nach Himmelshöhen,
Denn dort iſt ein liebes Bild
In dem Stern zu ſehen.

Treue.

Die Erde iſt nur fröhlich,
Wann froh der Himmel blickt,
Schnell dann mit bunten Blumen
Sie Haupt und Buſen ſchmückt;
Dann tönt aus ihrem Munde
So mancher Wonnelaut;
Sie fliegt in ſchnellen Tänzen
Wie eine junge Braut.

Doch blickt, voll düſtrer Wolken,
Der Himmel ernſt und kalt,
Reißt ſie von Haupt und Buſen,
Die bunten Blumen bald,
Sie zieht den Trauerſchleier
Um's Angeſicht zur Stund';
Es tönt kein Laut der Freude
Aus ihrem bleichen Mund!

◆

An das Herz im Frühling.

Es wollen Vögel wieder ſingen,
Es wollen Blumen wieder blühn,
Mein Herz, kannſt du dich nicht bezwingen,
Nur einmal noch der Luſt erglühn?

Was nimmer Leben durfte hoffen,
O ſieh! das blickt jetzt friſch hinauf,
Hat dich ſo ſehr ein Froſt getroffen,
Daß du dich nimmer richteſt auf?

Es ſchafft, es klopft, es möcht' ſich heben,
Doch kann es nicht, es iſt zu krank!
So ſchafft, ſo klopft, man hört's mit Beben,
Im Sarge der Scheintodte bang.

Dann kommen eilend ſeine Lieben,
Befrei'n ihn aus des Grabes Graus.
Du Herz aus dieſer Bruſt, der trüben,
Kommſt du, ach! nimmermehr heraus!

St. Walderichs Kapelle zu Murrhardt.

In alter Burg auf wolk'ger Höh'
Der fromme Kaiſer Ludwig ſaß,
Er trug im Herzen manches Weh,
Vom Schmerz er nimmermehr genas.

Wohl ſang durch Waldes Einſamkeit
Mit ſüßem Ton die Nachtigall,
Doch nicht verſcheucht des Kaiſers Leid
In ſtiller Nacht der liebe Schall.

Wohl ſah des Mondes milder Schein
Durch manchen dichtbelaubten Baum,
Der Kaiſer ſchlief in Thränen ein,
Doch träumt' er wunderſamen Traum.

Bei einem Kreuz im grünen Thal,
Da ſah er einen Greiſen knien,
Das Haupt bekrönt mit heil'gem Strahl,
Zu ſeinen Füßen Lilien blühn.

Vom Himmel eine Stimme ruft:
„Folg' ihm, er wird dein Helfer ſeyn!“
Da ward ſo glänzend blau die Luft,
Aufblüht' das Thal in Duft und Schein.

Es ſchwand der Traum, ſein Auge war
Noch thränenſchwer am lichten Tag:
Das Kind der Nacht, der Thau, ſo klar
Auf himmelblauer Blume lag.

Es ſchwang auf's treue Roß ſobald
Der Kaiſer ſich und ritt zu Thal,
Die Vögel ſangen hell im Wald,
Grüßend die Sonn' und ihn zumal.

Er ritt hinab vom Wolkenſtein,
Alſo ward ſeine Burg genannt,
Es lag das Thal in lichtem Schein,
Es ſtand ſo ſegenreich das Land.

Jetzt ſah er fern drei Lilien blühn,
Sie warfen milden Schein in's Thal!
Er ſah bei'm Kreuz den Heil'gen knien,
Sein Haupt bekrönt mit Himmelsſtrahl.

Da ſprang er von dem treuen Roß,
Eilt fröhlich auf den Greiſen zu,
Goß allen Schmerz in ſeinen Schooß,
Und ſchon erfühlt' er alte Ruh'.

„Trag' ab den Wolkenſtein zur Stund' —
Alſo der heil'ge Waldrich ſprach —
Stell' eine Kirch' in Thales Grund,
Und denk' an des Erlöſers Schmach!“

Drauf ſchwand dahin der heil'ge Greis,
Ihn fand nicht mehr des Kaiſers Blick,
Doch blieben die drei Lilien weiß,
Doch blieb das Kreuz im Thal zurück.

Der fromme Ludwig ließ ſobald
Abtragen ſeinen Wolkenſtein,
Er ſetzt' ihn aus dem düſtern Wald
Zu Thal in Mond- und Sonnenſchein.

Zur Kirche ward er umgebaut.
Beim Kreuze kniet von dieſer Zeit
Duldſam der Kaiſer, bald vertraut
Mit des Erlöſers höher'm Leid.

Trost in der Natur.

Das Schickſal hat verſchlagen
Mich an ſo manchen Ort,
Wo Andre unter Klagen
Bald wären weiter fort.

Ich doch blieb mit Vergnügen,
Sah ich nur einen Baum,
Sah ich nur Vögel fliegen,
Fühlt' ich mein Leiden kaum.

Und trug ich Schmerz und Wunden,
Ich klagte nimmer laut,
Konnt' immer noch geſunden
Im Lenz bei Gras und Kraut.

Ich hab' mich ſtets gehalten
An die Natur ſo warm,
Die Menſchen ließ ich ſchalten,
Gott! — die ſind kalt und arm.

An Johannes Lämmerer. *

Wie einſt Hans Sachs in ſeiner frommen Sitte
Manch Lied auf armer Schuſterbank geſungen,
So iſt auch Dir manch frommes Lied gelungen
Am Weberſtuhl, in armer, ſtiller Hütte.

Leicht hüpfend iſt Dein Schifflein da geſprungen
In Melodieen durch der Fäden Mitte.
Gleich Harfenlaut, hat's oft nach Deinem Tritte
Noch Mitternacht in dem Geweb' erklungen.

Zwar außen arm, doch innen reich, geborgen,
Sprichſt du: „Gott weiß, warum er mein Gewebe
Mit Tönen nur, und nicht mit Gold durchwoben.

Bald reißt es ab! dann kommt der goldne Morgen,
Wo ich verklärt aus armer Hülle ſchwebe,
Im reichſten Schmuck, der Sylphe gleich, nach oben.“

---

* Johannes Lämmerer iſt ein armer Weber von Gſchwend im Würtemberg. Eine kleine Sammlung ſeiner Lieder beſorgte ich im Jahre 1817 zum Drucke.

Lerche und Karl Mayer.

Die Lerche kann nur fliegend ſingen,
Nicht ſitzend feſt in Wald und Au';
Das Lied durchbebet ihre Schwingen
Und trägt ſie in des Himmels Blau:

Iſt meinem Mayer zu vergleichen,
Regt ſich ſein Lied, regt ſich ſein Fuß,
Denn er, als ging's nach fernen Reichen,
Still ſingend rüſtig wandern muß.

Und wie, wenn in die Saaten nieder
Die Lerche ſinkt, ihr Lied löſcht aus,
Erlöſchen auch in ihm die Lieder,
Kehrt er zurück in's enge Haus.

Die Lerche iſt ein Stern, ergießend
In Tönen ſich in's Himmelblau,
Mein Mayer iſt ein Herz, zerfließend
In Liedern licht mit Wald und Au.

Zwei Särge.

Zwei Särge einſam ſtehen
In des alten Domes Hut,
König Ottmar liegt in dem einen,
In dem andern der Sänger ruht.

Der König ſaß einſt mächtig
Hoch auf der Väter Thron,
Ihm liegt das Schwert in der Rechten,
Und auf dem Haupte die Kron'.

Doch neben dem ſtolzen König,
Da liegt der Sänger traut,
Man noch in ſeinen Händen
Die fromme Harfe ſchaut.

Die Burgen rings zerfallen,
Schlachtruf tönt durch das Land,
Das Schwert, das regt ſich nimmer
Da in des Königs Hand.

Blüthen und milde Lüfte
Wehen das Thal entlang —
Des Sängers Harfe tönet
In ewigem Geſang.

Geſanges Erwachen.

Könnt' ich einmal wieder ſingen,
Wär' ich wiederum geſund,
Aber noch will's Herz zerſpringen,
Und in Trauern ſchweigt der Mund.

Kaum, daß dieſe leiſe Klage
Aus dem vollen Buſen drang,
Wie an einem Wintertage
Oft ſchon halb ein Vogel ſang.

Wie aus Wolken eng verſchloſſen
Halb oft dringt ein Sonnenblick,
Bald von Regen übergoſſen,
Wiederkehrt in ſich zurück,

Alſo hellte mein Gemüthe
Ach nur kurz ein lichter Traum,
Und vom aufgeweckten Liede
Hallten dieſe Töne kaum.

Im Walde.

Tief durch den Wald Geſang erſchallt,
Die leichten Vöglein ſcherzen,
Der Menſch allein, der trägt die Pein
Recht tief im kranken Herzen.

Leicht hüpft der Bach den Blumen nach,
Ihm iſt ſo kühl und helle,
Durch's Menſchenherz, da ſchleicht mit Schmerz
Des heißen Blutes-Welle.

Geſang verhallt, Sturm wiegt den Wald
In dumpfen Melodieen;
Einſam die Bahn muß Wandersmann
Mit düſtrer Wolke ziehen.

Rinn' nieder, Thau, aus Wolken grau,
Dich ſaugt die Blum' in Liebe!
Thrän'! bleib zurück im Menſchenblick,
Machſt Blumen welk und trübe!

Auf Franz Kochs Spiel auf der Maultrommel, genannt die Mundharmonika.

Wer gab ihm dieſes Zaubereiſen?
Wer weihte ſeinen ird'ſchen Mund?
Horcht! das ſind ja des Himmels Weiſen!
Mit Geiſtern ſteht der Menſch im Bund.
Seht ihr ſie nicht in lichten Kreiſen,
Rührt er ſein Spiel zur ernſten Stund'?

Ja! ſolche Töne wohl hört klingen
Der Sterbende, der leiſe ſpricht:
„Ihr Freunde! hört ihr auch dies Singen?“
Die Freunde aber hören's nicht.
Er ſpricht: Es tönt wie Engels Schwingen,
Und ſtirbt, Verklärung im Geſicht.

An die *.*.

Wann mit frevelndem Mund ihr Heiliges wagt zu verkünden,
Und vor dem Altar ſteht, hinter dem Rücken das Kreuz,
Faßt ein Schauer mich oft, und ich ſteh' in banger Erwartung,
Ob vor Unmuth nicht ſpringe vom Kreuze das Bild.

An C. U.

Als wir ſchieden, da war's am Himmel ſtürmiſch und trübe,
Lag die Erde ſo kalt, ſchwiegen die Vögel im Thal.
Jahre ſchwanden indeß, noch ſtürmt mir immer der Himmel,
Liegt die Erde mir kalt, ſingt mir kein Vogel im Thal.

Uhlands friſche Lieder.

Wie wenn ein Strom, den lange
Ein Winter eingezwängt,
Im Lenzhauch mit Geſange
Verjüngt die Feſſeln ſprengt;

Wie wenn nach Jahr und Tagen
Ein Baum, einſt blüthenreich,
Fängt Blüthen an zu tragen,
Den alten gänzlich gleich;

Wie wenn ein Wein, verſchloſſen
Im Faſſe Jahre lang,
Kommt wieder friſch gefloſſen,
Ein duftender Geſang;

Wie wenn auf einmal wieder
Ein rieſ'ger Dom ertönt
Dem Ohr, an Vogellieder
Seit Jahren nur gewöhnt:

Schien mir's, — iſt mir's geworden,
Als jüngſt nach Jahren lang,
Du Haupt vom Liederorden!
Friſch tönte dein Geſang!

Ein Lied.

Im Faß ſingt mannichfaltig
Der Geiſt des jungen Weins.
Herzblut! du tobſt gewaltig,
Doch iſt dein Lied nur Eins.

Es liegt ein Reif von Eiſen
Um's Faß, zur ſichern Hut,
Sonſt würd' es ja zerreißen
Des jungen Weines Muth.

Es liegt ein Reif von Eiſen
An eines Menſchen Herz,
Sonſt würd' es ja zerreißen
Der alte, bittre Schmerz. —

Wer ſang dies Lied, dies kleine?
Der Schmerz hat es gethan!
Vom milden Sonnenſcheine
Klingt keine Saite an.

In Wind und Regenſchauer,
Bei düſtrem Himmel nur
Erbebt, doch nur vor Trauer,
Die Harfe der Natur.

Roſt und Gram.

Roſt und Gram, in einer Nacht,
Wo ich ſchlaflos träumend ſann,
Hab' ich eures Gifts gedacht,
Und wie das zerfreſſen kann.

Roſt des Eiſens Tod ſelbſt iſt,
Sucht's noch auf im Erdenſchooß,
Gram ein Menſchenherz zerfrißt,
Iſt es noch ſo ſtark und groß.

Im Mondlicht.

Du Mond, dem Thau und Quelle
Im Innern ganz gebricht,
Vertrockneter Geſelle!
Gern weckſt du Menſchenthränen,
Saugſt ſie mit deinem Licht.

Von mir kannſt du nichts ſaugen,
Wie du, vertrocknet, alt,
Iſt Quelle meiner Augen,
Iſt meines Herzens Bronnen,
So Alles todt und kalt.

Saug nur mit deinem Schimmer
Den Thau, der dir gebricht,
Aus andern Augen immer,
Mond, du Vampyr der Thränen!
Die meinen weinen nicht.

Glut des Herzens.

Himmel, ſo der Thränen viel
Niederſchickt in Regenfluten,
Sind entſprungen ſie auch Gluten?
Wann du weineſt, biſt ja kühl.

Anders iſt der Wandrer, der
Stumm in ſeinen Thränen ſchreitet,
Heiße Glut hat die bereitet
Ihm im Herzen bang und ſchwer.

In die kühle Himmelsflut
Weint er ſeine heißen Thränen;
Kühle Flut! ſtillſt nicht ſein Sehnen,
Dämpfſt nicht ſeine heiße Glut!

Blicket noch ſo himmelwärts
Hin, woher die Strahlen fallen,
Von den Erden, Sonnen allen:
Keine glüht wie oft ein Herz.

An die Prinzeſsin Marie von Würtemberg.

(Am 30. October 1835, dem Tage Ihrer Geburt.)

Du Lichtbild, das, wenn's einmal nur erſcheint,
Im Herzen anfacht, ſelbſt im welken, kalten,
Das man für Luſt und Schmerz erſtorben meint,
Wie Maienlicht ein neues Sichentfalten,
Haſt Lebensfunken ſelbſt in jenem alten,
Schon halberſtorbnen Sänger angefacht,
Es bricht Dein Mailicht ſeine Geiſternacht,
Er kann nicht mehr bei ſeinen Schatten halten;
Aufreißt es ihn in's friſche Morgenroth,
Das Dich umfließt, Lichtblume! Sonnenpflanze!
Wie flieh'n die Schatten! und wie flieht der Tod!
Da ſchaut die Mutter er, doch nicht im Glanze
Der Sel'gen, nein! wie ſie gelebt und war,
So menſchlich-mütterlich, ſo warm, ſo klar;
Im Spätherbſt eine lichte Maienroſe,
Maria Dich Lichtkind auf ihrem Schooße,
Und du aufblickend zu ihr wunderbar.
O weile, Bild, ſo wonnig anzuſehen!
Doch weh! du ſchwindeſt! weh! ſchon iſt's geſchehen,
Geſchehen um das ſüße Bild: denn Einer,
Wie ich ſo dachte, kam, der treu wie keiner,
Der Schmerz, von dem ich Dir geſagt, daß nur

Er, nicht die Luſt, ſey Grundton der Natur,
Der löſchte mir das ſüße Bild durch Thränen,
Und wieder zu den Schatten geht mein Sehnen.
Ade, Lichtblume Du auf ſonn'gen Höhen!
O bleib ein Stern der vaterländ'ſchen Flur!
Den Sänger laß nur zu den Todten gehen.

Im Winter.

Als meine Freunde,
Die Bäume, noch blühten,
Roſen und Feuer-
Lilien erglühten,
Waren die Menſchen
All' mir bekannt,
War mir die Erde
Lieb und verwandt.

Jezt, wo die Freunde,
Die Bäume, geſtorben,
Jezt, wo die Lieben,
Die Blumen, verdorben,
Stehen die Menſchen
Kalt auf dem Schnee,
Und was ſie treiben,
Macht mir nur weh.

Vogellied.

Der Vogel pflegt wohl auf dem Blatt
Sein kleines Lied zu ſingen,
Doch nie er's aufgeſchrieben hat
Mit Federn aus den Schwingen;
Wie's aus der Kehle kommt, verhallt's,
Er ſagt nicht: lies es und behalt's!

So hab' auch ich manch kleines Lied
Durch Buſch und Wald geſungen,
Das, weil ich war zu ſchreibemüd,
In Buſch und Wald verklungen,
Das Echo nur bemerkt' es, das
Ein Recenſent im Berge ſaß.

Die Lilie.

Viel Blumen blühten einſt auf einem Grabe,
Hießen ſich Röslein, Veilchen, Hyacinthe.
Winter erſchien, da gingen all' die Blumen,
Kamen auch nimmer auf den ſtillen Hügel.

Doch eine Blume, Lilie geheißen,
Griff ein mit ſtarker Wurzel in die Erde,
Jahre vergingen, und ſie ſtund noch herrlich.

Kam ein Gärtner auf den Grabeshügel,
Sah die Schöne, dacht' in einen Luſtwald
Vom verlaſſ'nen Orte ſie zu pflanzen;
Riß ſie aus, doch wehe! aus dem Grabe
Riß ein Herz er, das ſie feſt umſchlungen.

Der Wanderer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in ſüßer Ruh
Und ſah dem Räderſpiele,
Und ſah den Waſſern zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend,
In Trauermelodie;
Durch alle Faſern bebend,
Sang dieſe Worte ſie:

Du kehrſt zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein,
Du biſt's, für den die Wunde
Mir dringt in's Herz hinein;

Du biſt's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert du,
Dies Holz im Schooß der Erden,
Ein Schrein zur langen Ruh.

Vier Bretter ſah' ich fallen,
Mir ward's um's Herze ſchwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

II.

Dichtungen in Proſa.

I.

Die Reiſeſchatten.

An die Freunde.

Das ſind die Schatten aus der Jugend Tagen!
O wollet ſie mit alter Lieb' empfangen!
Wenn meine Kinder euch meiſt tönten Klagen:
So ſind hier Scherze; — doch auch die entſprangen
Nur tiefem Gram, den ich in mir getragen.
Ein Grabeshügel ſteht in düſtrer Trauer,
Doch bunte Blumen aus ihm luſtig ſproſſen,
Auf Thränenweiden an der Friedhofmauer
Die muntern Vögelſchwärme ſingen, ſcherzen,
Das Auge glänzt von Thränen übergoſſen,
Der Mund doch lächelt, — das ſind bittre Schmerzen!
Und ſolchen Schmerzen ſind die Scherze, Poſſen,
Die ihr hier leſet, einſtens auch entſprungen,
Sie ſind die Blumen einem Grab entſproſſen,
Die Vögel, hüpfend auf der Friedhofmauer:
Denn frühe ſchon ergriff mich tiefe Trauer
Und hat das Herz mir bis zum Tod durchdrungen.

Ich ließ ſie ſeyn, ihr Lieben! ganz die jungen,
Die alte Hand hat ſie nicht umgeſtaltet,

Auch eingedenk, was unſer Freund geſungen:
„Zweimal, ihr Lieben! iſt kein Traum zu traumen,
„Noch das Zerbrochne wieder ganz zu leimen.“
So ſind noch jung ſie, wenn auch gleich veraltet.

Erste Schattenreihe.

Erste Vorstellung.

Als mich die Begleiter verlaſſen, da kamen der Mond und die Sterne, und ich ging durch die Straßen der alten Reichsſtadt. Da ſaßen die Leute, Mann, Weib, Tochter, Geſelle und Hausmagd vertraulich beieinander vor den Häuſern. Kein Hammer ſchlug, kein Wagen durchfuhr mehr die Straßen, es wurde die Stadt zum großen Verſammlungshauſe für alle.

Bald aber tönte von nah und von fern ſo manches Lied, das da heilig iſt. Nach und nach verſtummten die Lieder, nur hörte ich noch einen einſam Wandelnden ſingen:

„Wär ich ein wilder Falke,
Ich wollt' mich ſchwingen auf.“

und bald ertönte nur noch das Flüſtern zweier Liebenden unter der Hausthür, und das Gemurmel des Brunnens.

Ich ging der ſchönen gothiſchen Kirche zu; ein ſchwarzer Sarg ſtand ſie, noch nicht vom Monde beleuchtet, in Trauer da; lange Seufzer ertönten in ihr, die Pulſe der Uhr. Immer ſchauriger und ernſter wurden

Nacht und Stille um ſie; da ſang eine dumpfe Stimme, wie aus den Tiefen ihres Chores, es war der Geiſt der Kirche:

Weh dem lebenden Geſchlechte!
Weh dem ſchwachen, weh dem kleinen!
Unter Seufzen, unter Weinen,
Harr' ich, wie viel tauſend Stunden!
An die Särge feſtgebunden,
Keine Rechte
Will, zu löſen mich, erſcheinen.

Die den Tod für mich gefunden,
Schmach und Wunden,
Liegen all' um mich in Grüften —
Auf denn, Geiſter in den Lüften!
Und ihr unter Leichenſteinen!
Schwebt in der Geſtirne Scheinen
Ein in die verlaſſ'nen Hallen!
Daß die heil'gen Lieder
Wieder
Ernſt durch die Gewölbe ſchallen! —

Da kam der Mond aus Wolken, und die heiligen Bilder traten im verklärten Scheine hervor. Aufflogen mit hellem Klang die Thore der Kirche, und ein langer Zug weiß gekleideter Männer und Frauen ſchwebte durch ſie ein. Ein Wehen himmliſcher Töne ſtrömte lauter und lauter durch die Gewölbe, bis es in leiſes Flüſtern der Aeolsharfe verklang. Da trat der Mond wieder unter Wolken, und ich verließ die heilige Stätte.

Zweite Vorstellung.

Aber als ich auf der Herberge im einſamen Zimmer mich befand, und, meinen Schmerz in Tönen auszuſtrömen, die Maultrommel * zu Hülfe nahm, ach! da wandelten ſich die Laute in kleine feurige Kreiſe und Linien, und die geſtalteten ſich bald zu all' den Thälern, Bergen und Auen, die wir ſo froh einſt durchgingen, und all' ihr, die ihr mir ſo theuer wurdet, ſchwebtet da in Geiſtertänzen licht durch die dunkle Nacht an mir vorüber. — Als die Glocke Ein Uhr ſchlug, begab ich mich zu Bette. Da dacht' ich, wie ich, mir tiefen Schmerz zu erſparen, Ihre Berge und Ihre verlaſſene Wohnung nicht mehr beſucht, und wurde recht böſe auf mich und recht traurig. — — So entſchlief ich; aber da wurde ich im Traume noch einmal auf Ihre Berge geführt. Ich ſchaute in das Thal nach Ihrem Hauſe, Ihre Fenſter waren verſchloſſen. Da ſah ich nach der Kapelle. Dort ſaß Sie im Garten voll Blumen, verſchleiert, im himmelblauen Kleide.

Ich rief Ihren Namen; Sie hörte mich nicht, ich eilte durch die Blumen; aber je näher ich Ihr kam,

---

* Siehe die Anmerkungen.

je mehr trat Sie mit der ganzen Gegend zurück, und wurde mit Ihr immer kleiner und kleiner.

Bald ſchien Sie nur noch aus dunkler Ferne, wie ein lichter Stern. Ich konnte Sie nicht mehr erreichen, ich hielt klagend ſtille. Siehe! da zertheilte ſich plötzlich der Stern in tauſend andre, die flogen mit ſüßem Klingen durch die Lüfte, und da ſtand ein Himmel voll Sterne, aus dem ſprach eine Stimme: „Das iſt Sie!“

Ich ſchlief nicht mehr, ich ſah mich wachend um. Ein Himmel voll tauſend Sterne blickte auf mein Lager, und ich ſprach: „Das iſt Sie!!“

Dritte Vorstellung.

Die Reiſenden, die ich Morgens zu Begleitern auf dem Poſtwagen bekam, waren: ein Chemikus, der wahnſinnige Dichter Holder, ein Pfarrer und ein Schreiner.

Mein Freund Holder, als er mich erkannte, fiel mir mit ſtarker Liebeswuth um den Hals, und ſprach: Es iſt doppelt erfreulich, daß ich dir in dieſer Stadt und auf deiner Reiſe nach Norden begegne: denn wo in Geſangkraft ausſtrömt der Stern, daß als Komet er ein Nachtmalskelch der Schöpfung ſchwebt durch die Himmel, da wird geboren ein Meer, das iſt die Nordſee und das Eiſen auf ihr. — — Von Norden aber wird kommen Nieerhörtes: denn dahin weiſ't das Eiſen und ſein Geiſt die Magnetur.“ — Hier gerieth er in konvulſiviſche Verzuckungen, dann ſprach er wieder: „O, ehrt mir den Metallgeiſt der Erde, und ſein Auge, das Gold! und zerreißt nicht die Glieder und wuchert mit ihnen, ein freches Volk! ha! ha! ha! ſo wollt’ ich mein Leben auf einmal leben!“ Hier ſtürzten ihm ſtromweis die Thränen aus dem Auge voll Seele.

Hernach ſprach er wieder: „O Deutſchland, das du geglättet biſt, wie der Rücken eines Eſels!“

Der Chemikus bemerkte gegen ſeinen Nebenmann, den Pfarrer, daß die Seele dieſes Menſchen viel zu viel Sauerſtoff in ſich haben müſſe, und daß man ihm, um ihn radikal herzuſtellen, bloß eine Schweinsblaſe voll Waſſerſtoffgas beizubringen habe.

Der Pfarrer aber war nicht ſeiner Meinung. Denn ihm war aller Materialismus und insgeheim auch die Chemie gegen alle Moralität. Darum ſtand er mit vieler Gravität von ſeinem Sitze auf, und hielt, während er beſtändig in ſeinen beiden Taſchen rührte, folgende Rede: „Wir wollen Gott die Beſtandtheile aller Dinge, vor allem aber die Beſtandtheile unſeres Körpers und unſerer Seele anheimgeſtellt ſeyn laſſen, ja ich halte ein jedes Nachgrübeln hierüber (hier zog er ein Stück des Leipziger Zeitungsblattes für Genügſame aus der Taſche,) für höchſt naſeweis und moralitätswidrig. Das iſt wahr, und wohl zu erklären, wie von Tag zu Tag immer mehr und mehr das Verrücktſeyn (hier zog er die Reiſe durch die Erziehungsinſtitute Deutſchlands, von einem Manne von Geſchmack, aus der Taſche,) gleich einer Peſt um ſich greift, und höchſt anſteckend wird (der Chemikus zog bei dieſen Worten ein Fläſchchen voll Salzſäure aus der Taſche, und fing zu räuchern an); denn würden wir nur einmal die Schriften neuerer Zeit leſen, (hier zog er die wohlzubeherzigenden Worte eines alten ſterbenden Mannes, wie dem Ungeſchmack der neueſten Literatur Einhalt zu thun, aus der Taſche,) ſo würden wir leicht einſehen, woher dieſer Wahnſinnsſtoff ſeinen Urſprung nimmt; wogegen nur eine von Jugend auf tief inokulirte Moralität, (hier zog er ein Stück der Zeitſchrift: „der ſchmeckende Wurm“ aus der Taſche) die Kuhpocke ſeyn kann.

Und nun mein armer, verirrter, (hier wandte er ſich zu Holder, indem er ihm alle die Schriften zu überreichen ſuchte,) höchſt wahrſcheinlich noch ſehr junger Freund! empfangen Sie, um mich mit dem Herrn Chemikus zu vergleichen, empfangen Sie hier das wahrſte Waſſerſtoffgas in den Worten gebildeter, erfahrener wackerer Leute, Schriften, die mir eine geehrte Redaktion des ſchmeckenden Wurms zu belobender Recenſion — — o weh!“ ſchrie der Pfarrer — denn hier faßte ihn mein wahnſinniger Freund bei der Gurgel und hätte ihn erdroſſelt, wenn nicht der Kondukteur und ich zu Hülfe geeilt wären.

Der Poſtwagen hielt, und die Geſellſchaft machte den Vorſchlag: Holder auf den Sitz des Kondukteurs zu bringen, worüber aber der Chemikus insgeheim ſehr erboſt war: denn er erwartete von der Stickluft der Geſellſchaft im Wagen eine radicale Heilung, und hielt jenen Anfall bloß für einen, durch die Stickluft im

Wagen veranlaßte, lezte Exploſion des Sauer- und Wahnſinnſtoffes.

Vierte Vorstellung.

Aber ſiehe da! was wurde von dem Sitze des Kondukteurs gepackt, um ſtatt Holder in den Wagen gebracht zu werden? Es war mein alter Freund, der Antiquarius und Poete Haſelhuhn, dem wegen ſeiner ſtarken Leibeskonſtitution und der vielen Weſten und Hemden, die er übereinander zu tragen pflegte, vorn der Sitz angewieſen wurde, um dem Gepäcke hinten auf dem Wagen einigermaßen das Gleichgewicht zu halten.

Er erzählte, wie er im Sinne habe, zu dem großen Maienfeſte zu reiſen, das die Redaktion des ſchmeckenden Wurms und ihre ſämmtlichen Mitarbeiter veranſtalten, wie es ihn aber ſehr ſchmerze, daß der alte Poet Damon, wegen eines Polypen in der Naſe, nicht allda eintreffen werde. Hier gaben ſich nun der Pfarrer und der Schreiner auch als Mitglieder des ſchmeckenden Wurms zu erkennen. Es entſtund bald ein wechſelweiſes Umarmen und Freundſchaftslächeln, und die Herren Autoren wurden auch bald ſo menſchenfreundlich und populär, daß ſich alle drei auf einmal (denn einer für ſich allein hätte es wohl nicht gewagt) den Vorſchlag machten: auch einmal ein Volkslied zu ſingen. Die Stimme fiel allgemein auf: „Hier ſitz' ich auf Raſen mit Roſen bekränzt“, das bei dem Geholper des Wagens und dem Tremulant ihres Geſanges ſehr ſonderbar ließ.

Fünfte Vorstellung.

Ade! ade! ihr aus Zeitungsblättern geſchnittenen Fratzen! Denn hier ſteht ein heiliger, lebendiger Wald! ſo ſchrie ich, und ſprang aus dem Wagen, indem ich ihn durch einen Hundstritt drei Ellen lang auf die Seite ſtieß, daß das Gebrüll dieſer Herren im zweiten Vers ſich mit einem langen Schnapper endigte.

Dies war auch das erſte Wort, das ich mit ihnen ſprach, was Wunder, daß drei Halskugeln, bei Andern Köpfe genannt, ſich durch das Wagenfenſter preßten, mir nachzuſehen? —

Sechste Vorstellung.

Kaum mag ich ein paar Minuten gegangen ſeyn, als plötzlich aus dem Wagen eine Stimme aus vollem Halſe „Feuer joh! es brennt Alles zuſammen!“ brüllte. Der Poſtwagen hielt ſtille, und ich eilte, ihn zu erreichen.

Da ergab ſich nun, daß der Antiquarius Haſelhuhn in lichten Flammen ſtund. Es war recht lamentabel, dieſen armen Mann brennen zu ſehen, ſo verlaſſen von allem Waſſer; denn der Schreiner und der Pfarrer waren feldeinwärts geſprungen, der Chemikus aber ſtieg auf einen Baum, von wo aus er in einer langen Rede den Poſtknechten die Möglichkeit einer Selbſtentzündung begreiflich zu machen ſuchte.

Der Kondukteur und ich riſſen den armen Haſelhuhn eilends aus dem Wagen, und zogen ihm die Röcke, Weſten und Hemden vom Leibe; als wir ihm die ſiebente Weſte und das achte Hemde abgezogen hatten, ſanden ſich doch noch auf dem neunten Hemde ſchwarze Brandflecken.

Haſelhuhn ſank alsbald in eine Ohnmacht, als der Pfarrer und der Schreiner mit Hüten voll Waſſer herbeieilten und ihn begoſſen.

Als ſeine Beſinnungskraft nach und nach wieder zurückkehrte, erklärte er mit gebrochenen Worten: wie durch ein Stück Zunder, das er, um zu rauchen, angeſchlagen und vermuthlich brennend in die Taſche geſteckt habe, das Feuer ausgebrochen ſeye.

Der Chemikus auf dem Baume widerſprach dieſer Muthmaßung aus voller Kehle. Der Schreiner gab ihm völlig Beifall, und erbat ſich von ihm dringend, als wir wieder in dem Poſtwagen ſaßen, einen Aufſatz über dieſe intereſſante Erſcheinung von Selbſtentzündung eines Antiquarii für ſeinen ſchmeckenden Wurm.

Siebente Vorstellung.

„Herr! wenn es mit meiner Erlaubniß geſchieht!“ ſchrie plötzlich der Kondukteur von auſſen herein, indem ihm eine Maske entſank, und ein paar Augenwimper wie gefrorne Sonnenſtrahlen durch das vordere Fenſter des Wagens hereinbrachen.

Die Plattiſten fielen alsbald auf ihre Kniee: denn ſie erkannten im vermeinten Kondukteur ihren Verleger, den Popanz, der, um den läſtigen Ehrenbezeugungen des gebildeten Publikums zu entweichen, inkognito unter dem Namen eines Kondukteurs Mohrenbleicher dieſe Reiſe antrat.

„O allerbarmherzigſter Popanz, oder vielmehr Popanze!“ ſprach der Pfarrer, „wollt euch eines armſeligen, höchſtmiſerablen Menſchen erbarmen, und ihn und ſeine ſieben Kinder nicht um das Brod bringen!“

Die nämlichen Worte wiederholte der Schreiner, ob er gleich nur zwei Kinder hatte.

Jezt zog der Popanz die Augenwimper nach und nach wieder in ihr Gehäuſe, und es drangen alsbald die freundlichen Strahlen der Frühlingsſonne hinter ihnen her und trockneten das thränennaſſe Auge der ſich nun ſetzenden Klienten.

Die lieben Leute glaubten, der Popanz mache nun ein recht liebreiches Geſicht, nachdem er ihnen ſchon lange den Rücken kehrte, nicht wiſſend, daß es die Sonne war, die nun hereinblickte. Sie ſchmunzelten recht freundlich gegen den vermeinten Popanz hinaus, kneipten einander vor Herzenswonne in die Waden und wurden recht muthwillig.

In der That war auch der Popanz ganz beſänftigt, und ſtreckte zum Beweiſe ſeiner Gnade wirklich die Hand durch das Fenſter in den Wagen, nachdem er aus ſeiner Doſe eine Priſe Tabak auf ſie gelegt hatte. Die Plattiſten hatten kaum die Priſe bemerkt, ſo fuhren ſie ſchnell mit ihren Naſen gegen das Fenſter auf die Hand zu.

Da ich und der Chemikus uns des Lachens hierüber nicht enthalten konnten, ſo fanden ſich die Plattiſten ſehr beleidigt, und ſprachen bis auf die nächſte Poſtſtation nicht ein Wort mehr. Haſelhuhn, ſey es, weil ihn ſein Brand läuterte, ſey es, weil ihm einſt ein Sonett mit einem Verweis zurückgeſandt worden, ſchien den Popanzen lange gar nicht zu bemerken, ja ſprach ſogar bald nach der Naſenaffaire, auf welche eine Todtenſtille herrſchte, ganz laut von Novalis, als einem ziemlich guten Kopfe, nicht bemerkend, wie der Schreiner mit ſeinen Klumpfüßen tüchtig unter den Sitz ſtieß, und der Pfarrer ſich faſt zu todt huſtete, um ihm damit die Anweſenheit des Popanzen zu erkennen zu geben.

Nachdem wir in Nehrendorf angekommen waren, machte der Popanz den Plattiſten ſehr freundſchaftlich den Vorſchlag, mit ihm zu Fuße zu gehen, heimlich aber wollte er bloß von ihnen getragen ſeyn.

Achte Vorstellung.

In Nehrendorf, als einer Poſtſtation, hatte der Wagen ein wenig ſtille gehalten. Holder hatte ſich verloren, der Popanz und die Plattiſten blieben zurück, dagegen aber beſtiegen der Chemikus (der, wie ich jetzt erſt bemerkte, eine mit inflammabler Luft gefüllte Blaſe, um weich und ſchwebend zu ſitzen, zur Unterlage hatte), Haſelhuhn, ich und drei luſtige Studenten, Verfechter der Poeſie, den neubeſpannten Wagen.

Vier Zwerge, ſo ſich auf der Leipziger Meſſe um's Geld ſehen laſſen wollten, waren in einer Art von Kaſten in den Wagen geſtellt worden. Ich gab mich der neuen Geſellſchaft ſogleich als den chineſiſchen Schattenſpieler zu erkennen, und zog einige meiner Figuren aus dem Nachtſacke, die die Studenten mit vieler Luſt betrachteten.

Unſere neuen Pferde liefen bald entſetzlich ſchlecht, und mochten wir den Poſtknecht durch Bitten oder Schimpfen zum Fahren anmahnen, es ging Alles doch den alten Gang.

Wir bemerkten, daß er ganz abgemeſſen nur alle zehn Minuten „fort!“ ſchrie, und dann vier Minuten darauf pünktlich jedesmal einen Knall mit der Peitſche that, er mochte einen Berg herab- oder hinauffahren.

Und ſo wurde auch der ganzen Geſellſchaft meine Vermuthung: daß der Poſtknecht kein wahrer Poſtknecht, und die Pferde keine wahren Pferde, ſondern das Ganze, bei dieſer theuren Zeit und Surrogat-Wuth, bloß ein Surrogat für Pferde und Poſtknecht ſey, etwa eine Maſchine von Pappendeckel, immer wahrſcheinlicher.

Schon war die Nacht hereingebrochen, und wir hatten uns das Luſtigſte, ſo wir wußten, erzählt, beſonders viel über den Popanz und die Aengſtlichkeit ſeiner Klienten gelacht. Das langſame Fahren und das abgemeſſene, perpendikelmäßige klapp! und fort! machte uns den Weg recht verdrießlich. Daher erbot ich mich, zum Beſten des abgebrannten Haſelhuhns, ein chineſiſches Schattenſpiel im Wagen aufzuführen.

Haſelhuhn war deſſen ſehr froh: denn es ward auch ihm, wie den meiſten Poeten, kein glänzendes Loos. Die Studenten aber, die noch keine chineſiſchen Schattenſpiele geſehen, waren alle in geſpannter Erwartung.

So befeſtigte ich nun in aller Eile mein ausgeſpanntes Tuch an die Decke des Poſtwagens, zog meine Dekorationen und Figuren aus dem Nachtſacke, zündete meine Laterne an der Tabakspfeife des luſtigſten Studenten an, und nach gänzlich herrſchender Stille, die ich mir von Allen durch das ganze Stück erbat, ſpielte ich eine Ouvertüre auf der Maultrommel, und führte Folgendes auf:

Das Nachspiel der ersten Schattenreihe

oder

König Eginhardt,

ein chineſiſches Schattenſpiel.

Sprechende Figuren ſind: Ein Zwerg. Eine Nonne, Adelheit. Kaiſer Otto, ihr Vater. König Eginhardt. Dietwaldus, deſſen Hofmeiſter. Ein Tiſch. Zwei Seſſel. Der Teufel. Eine Zigeunerin. Ein Nachtfräulein. Ein Schildknecht und Profeſſor der Aſtronomie. Eine Mäuſin. Eine Maus. Ein Pudel.

Actus primus.

Ein Garten, neben ein Kloſter.

Eine Nonne (tritt auf und ſpricht):

Stolze Thürme! hohe Säle!
Schön durchſtrahlt von Frau'n und Rittern,
Weh! ihr dufterfüllten Gärten,
Licht durchſcheint von Stern und Lilie!
Weh! ihr ſpiegelhellen Seen,
Stolz durchſchifft von Silberſchwänen!
Treue Frauen, tapfre Ritter,
Laſſend für mich Blut und Frieden —
Weh! daß ich von euch geſchieden!
Hinter Mauern, hinter Gittern
Welk' ich hin, ſeh' euch nicht wieder.

(Die Nonne verwandelt ſich in einen Zwerg.)

Der Zwerg (ſpricht):

Ei du ſchöne Adelheite!
Was ſoll dieſes Winſeln, Schreien?
Ritter zwei, ohn' Tadel beide,
Denken, wie ſie dich befreien.
Aber erſt muß ich die Mauern
Schieben etwas auf die Seite:
Denn hier müſſen Tiſch' und Stühle
Mit zwei Rittern ſich placiren.
Etwas Neues aufzuführen,
Wird allhier nun poſtuliret,
Drum, du Thurm da! führ' dein Kloſter
Indeß auf den Berg ſpazieren.

(Der Thurm geht mit dem Kloſter auf den Berg.)

Allons Tiſch! reg' deine Viere!

(Es kommt ein Tiſch mit Kuhfüßen langſam aus dem Walde gelaufen.)

Der Tiſch (ſpricht):

Weh! ich bin zu ſchwer beladen!

Der Zwerg (ſpricht):

Träge Seſſel! regt die Waden!

(Es kommen zwei Seſſel mit Bocksfüßen hinter dem Tiſche gelaufen.

Der Zwerg zertheilt ſich in drei Stücke. Eins bleibt der Zwerg, das andre wird König Cainhardt, das dritte ſein Hofmeiſter Dietwaldus.)

Der Zwerg (ſpricht):

Ha! ſchon warten Ihro Gnaden
Cainhardt der Böhmen König.

Der Tiſch (ſpricht):
Wir empfehlen uns unterthänig,
Bringen Speiſen in vollen Haufen.

(Eginhardus und Dietwaldus wollen ſich ſetzen.)

Die Seſſel (ſprechen):
Wehe! laßt uns erſt ausſchnaufen!

(Sie ſchnaufen ganz entſetzlich.)

Der Zwerg (ſpricht zum König):
Ei! ei! ſeht euch nur, man kehrt ſich
Nicht an dies verſtellte Schnaufen,
'Sind zwei junge Kerl, leichtfertig,
Die nie wollen vorwärts laufen —
Kommen nur da aus dem Wald 'raus —
Eginhardus und Dietwaldus,
Speiſt! das Eſſen, das ſieht kalt aus.

(Sie ſetzen ſich, der Zwerg ſpringt auf den Tiſch, und wird von ihnen als Becher gebraucht.)

Eginhardus (ſpricht):

Mein treuer Dietwalde! Es iſt doch eine gewiſſe Sache, daß nicht die ausgeſuchteſten Weine, die herrlichſten Speiſen, ja die allerſchönſten Schlöſſer und Gärten ſo viel Luſt bringen, als das Jagen im Walde, oder das Fangen der Vögel in der Luft, oder der Fiſche im Waſſer; mich auch nichts mehr erfreut, als ein Hirſch, ein Vogel oder ein Fiſch. Und ſo iſt auch hinfüro mein feſter Vorſatz, immer im Walde zu leben, von deßwegen ich mit all' meinen Feinden Friede zu machen gedenke.

Dietwaldus (ſpricht):

Allergnädigſter Herr König! Es iſt euch nicht zu beſtreiten, daß der Hirſch eine rechte Luſt iſt, und recht ſchön anzuſehen, wenn er in grüner Wildniß ruht, oder der Vogel, wenn er durch die blaue Luft fleugt, oder der Fiſch, wenn er im hellen Teiche ſchwimmt. Aber mehr Kurzweil und Luſt mag einem Manne doch ein Jungfräulein verſchaffen, und mein' ich, daß über das Frauenzimmer nichts in der Welt gehe. Auch weiß ich eine dermaßen ſchöne Dame für euch, dergleichen Jungfräulein nicht lebet, ſo weit ſich die mittägigen Sonnenſtrahlen erſtrecken. Dieſelbe ſteht euch beſſer an, und wird euch mehr Kurzweil ſchaffen, als der Hirſch im Walde, oder der Vogel in der Luft, oder der Fiſch im Waſſer. Es iſt dies die ſchöne Adelheit, des Kaiſers Otto einzige und leibliche Tochter.

Der König (ſpricht):

Dein Rath, mein lieber Dietwalde! gefällt mir nicht übel. Aber, lieber Dietwalde! die Adelheit iſt eine Kloſterjungfrau, und alſo iſt es nicht rathſam, daß ich ſie zu einem Gemahl von dem Kaiſer begehre. Darum ſo rathe anders, mein lieber Dietwalde! denn das kann wegen des geiſtlichen Ordens nicht ſeyn, ob ich gleich weiß, daß ſie das ſchönſte Fräulein in der jetzigen Welt iſt.

Dietwaldus (ſpricht):

Gnädiger Herr König! Kloſter hin, Kloſter her, das muß ein mächtiger Herr nicht achten. Die Liebe, ſo ſie inbrünſtig iſt, ſiehet kein Kloſter an, und weil ihr eine Liebe zu dem Fräulein habt, wäre meine Meinung, ihr ſuchtet die Adelheit mit Liſt an euch zu bringen; ich will ſelbſt der Mittler ſeyn, und ausdenken, wie ich ſie aus dem Kloſter bringe.

Der König (ſpricht):

Mein treuer Dietwalde! ich kann nicht umhin, euch zu bekennen, daß ich mit großer Inbrunſt ihrer begehre.

(Sie gehen beide wieder in den Becher oder in den Zwerg über. Der Zwerg ſpringt vom Tiſch und ſpricht:)

Allons. Seſſel! und du Tiſche,
Fort da! regt die Beine friſche!

(**Die Seſſel** ſprechen):

Gott ſey Dank! wir armen Jungen
Wurden faſt zu todt geſeſſen.

(**Der Tiſch** ſpricht):

Auf denn! in den Wald geſprungen,
Wollen dort auch etwas freſſen.

(Sie ſpringen wieder in den Wald.)

(Während dem kommt der Thurm mit dem Kloſter, das indeſſen mit ihm heimlich auf und ab lief, gerückt. Der Zwerg verwandelt ſich in die Nonne.)

Die Nonne (ſpricht):

Stolze Thürme! hohe Säle!
Schön durchſtrahlt von Frau'n und Rittern!
Weh! ihr duftersfüllten Gärten,
Licht durchſcheint von Stern und Lilie!
Weh! ihr ſpiegelhellen Seen,
Schön durchſchifft von Silberſchwänen!
Treue Frauen! tapfre Ritter!

Laſſend für mich Blut und Frieden! —
Weh! daß ich von euch geſchieden!
Hinter Mauern, hinter Gittern
Welk' ich hin, ſeh' euch nicht wieder!

(Die Nonne verwandelt ſich in den Teufel.)

Der Teufel (ſpricht):

Ha! ha! ha! ha! hu! hu!

(Er zertheilt ſich plötzlich in mehrere Teufel, Geiſter und Hexen. Dieſe tanzen über dem Kloſter und ſprechen:)

Daß kein krankes Herz geſunde
Durch Gebet in ſtiller Stunde,
Wenn es von der Welt geſchieden —
Tauchen wir mit ſchwarzem Flügel
Auf und abwärts ohne Ruhe.
Und je näher unſer Reigen
Drückend ſich der Erde neiget,
Wird es ſchwerer ſtets dem Frommen,
Betend ſich zu Gott zu heben. —
Laſſen keinen Seufzer aufwärts,
Keinen Troſt darnieder ſchweben,
Und ſo kann nur zu ihm kommen
Fluch, Verzweiflung, ſo wir geben.

(Sie kommen immer näher und näher der Erde, und wie ſie ganz unten, gehen ſie in den Dietwaldus zuſammen.)

Dietwaldus (ſpricht):

Brumm' ich jezt ein frommes Motto,
Hum! verſteht ſich nur zum Spott ſo,
Sag: ich komm' vom Kaiſer Otto,
Bin geſandt ſchnell in der Nacht her,

Daß ich ſpreche ſeine Tochter,
Bring' den Frauen Kloſterſchleier,
Oder ein paar Oſtereier,
Angefüllt mit Diamanten;
Und ſo führ' ich ſie abhanden.

(Er verwandelt ſich in den Teufel.)

Der Teufel (ſpricht):

Ha! ha! ha! ha! hu! hu!

(Er zertheilt ſich wieder in mehrere Teufel und Hexen. Sie fliegen mit wildem Geſchrei in die Luft. Der Teufel verwandelt ſich in den Mond, die Hexen in Sterne.)

Der Teufel (als Mond, ſpricht):

Daß, wo naß ein Auge blicket,
Flehend auf zu Sternenſtrahlen,
Daß, wo wund ſich Herzen grämen,
Höllenglut wir niederſchicken,
Da aus unſern Höllenſtrahlen,
Haben wir den Mond, die Sterne
Schnell mit Wolken ſchwarz umzogen,
Sind lautjauchzend in die Ferne
Selbſt als Sterne aufgeflogen.

(Dietwaldus tritt aus dem Kloſter, theilt ſich in zwei Theile. Das eine bleibt er, das andere wird zur Nonne.)

Dietwaldus (ſpricht):

Hochadeliges Fräulein! Es iſt ewig Schade und groſes Unrecht, daß euch euer Herr Vater, der Kaiſer Otto, in dieſes Kloſter eingeſperrt hat, allwo ihr eure junge Zeit einſam dahin leben ſollt. Das Kloſter iſt für eure Zärte viel zu ſtreng, und eure Kräfte ſind viel zu ſchwach, ein ſo ſchwer und hartes Joch zu ertragen, und Ihr könnt den Himmel wohl auf eine andre und beſſere Art erwerben. Darum ſo wiſſet, daß ich nicht von Eurem Herrn Vater aus Oeſterreich, ſondern von Prag hieher geſchickt bin, mit einem Schreiben meines Herrn, des Königs Eginhard (überreicht den Brief), daß Ihr mir ſaget, ob ihr den König zur Ehe haben wollet oder nicht.

Die Nonne (öffnet den Brief, lieſt und ſpricht):

Lieber Hofmeiſter Dietwalde! Du haſt mit deinem Herrn dem König und mit mir ein Gefährliches vor; wiſſe, daß ich eine Kaiserstochter und zumal eine Kloſterjungfrau bin; wird das mein Vater der Kaiſer innen, wird er alle Macht anwenden, mich und deinen Herrn den König zu ſtrafen; ich traue mir nicht aus dem Kloſter, bleibe aber auch fürwahr! nicht länger mehr hier innen, ſondern bin feſt entſchloſſen, zu ſterben.

Dietwaldus (ſpricht):

Daran würdet Ihr ſehr Unrecht thun, inmaßen euer junges Leben noch zu großen Freuden der Welt aufbewahrt iſt.

Die Nonne (ſpricht):

Nun dann! ſo führt mich mit ſicherem Geleite von dannen.

(Sie geht in den Dietwaldum über. Derſelbe verwandelt ſich in den Zwerg.

Der Mond fällt auf das Kloſterdach, und ſezt ſich als Teufel über daſſelbe her; die Sterne flattern als Hexen um ihn.)

Der Teufel (ſpricht):

Spring, du finſtrer Rapp, geſchwinde!
Hu! hu! ſu! ſu! durch die Winde,
Durch die Waſſer, durch die Flammen,
Mein gehört ihr all' zuſammen!

(Er ſpornt das Kloſter und reitet mit ihm davon; die Hexen flattern um ihn her.)

Der Zwerg (ſpricht):

Gottlob oder Lob dem Teufel,
Endlich iſt hier Platz gemachet,
Ohne Harke, ohne Schaufel
Iſt das Kloſter weggeſchaffet,
Und ich denk', wir können immer
Hier ein Zimmer hübſch placiren —
Zimmer! laß dich anprobiren!

(Es kommt ein Zimmer mit einem Spiegel herbeigelaufen. Der Zwerg wird ſchnell zum Kaiſer Otto.)

Der Kaiſer (ſpricht):

Gut! du haſt die rechte Größe
Für den alten Kaiſer Otto.

(Der Kaiſer Otto wird ſchnell wieder zum Zwerg.)

Der Zwerg (ſpricht):

Und der Spiegel ſteht nicht böſe.
Seht darin in bunten Reihen
Schöne Frauen, tapfre Ritter
Um die reichgeſchmückte Tafel:
Denn hier hält der Böhmen König
Eginhardus ſeine Hochzeit
Mit der ſchönen Adelheite —

Sitzen an der Tafel beide
Zu des Volks und Adels Freude
Von zu ſtarker Liebe todt ſchier
Indeß arge Klag' und Noth hier.

(Der Zwerg verwandelt ſich in den alten Kaiſer Otto; die Figuren im Spiegel verbergen ſich alle unter die Tafel. Eginhard ſtreckt den Kopf hervor, und horcht.)

Der alte Kaiſer (ſpricht):

O Tochter Adelheit! wie hab' ich dieſes um dich
verſchuldet! in meinem hohen Alter betrübſt du mich
mit einer ſolchen That? Gut, ich will mich aufmachen,
und Eginhard auf den Grund ausrotten,

(Eginhard ſteckt bei dieſen Worten auch voll den Kopf unter
die Tafel.)

nd will ihn zu einem Schemel gebrauchen, wenn ich
uf das Pferd ſteige, und alle die will ich mit Feuer
nd Schwert verderben, die zu ſolchem unſeligen Begin-
en ihm den Rath gegeben.

(Der alte Kaiſer verwandelt ſich in einen Pudel, der knurr-
rend im Zimmer umherläuft, und ſich dann unter den Ofen legt.
Wie Alles ruhig, kreucht Eginhard im Spiegel wieder unter der
Tafel hervor, und nach ihm all' die andern Figuren.)

Eginhardus (im Spiegel ſpricht):

Wehe! wehe! des großen Unheils, das du, o treu-
er Dietwalde! durch deine teufliſche Räthe ſtifteteſt.

(Dietwaldus durchbohrt ſich mit dem Schwert.)
(Im Augenblick erſcheint der Teufel und ſpricht:)

! ha! hie ho hu u!

(Fährt mit Dietwaldus von dannen.)

Eginhardus (ſpricht):

Gut! nun haſt du deinen verdienten Lohn! Ihr aber, meine Getreuen! laßt uns in aller Eil in den Böhmerwald fliehen, und dort in der tiefſten Wildniß ein Schloß bewohnen, wo wir unbekannt, und vor den Nachſtellungen unſerer Feinde in Frieden leben können.

(Die Figuren gehen ab. Man ſieht im Spiegel ein großes Kriegsheer vorüber ziehen, an deſſen Spitze der alte Kaiſer Otto ſteht. Ein Vorhang fällt vor den Spiegel. Der Pudel, der bisher unter dem Ofen lag, tritt hervor und ſpricht:)

Mit höchſter Erlaubniß habe ich die Ehre, ein gebildetes Publikum durch ein Deklamatorium zu amüſiren.

(Er bellt bis der Vorhang fällt.)

Actus Secundus.

(Man ſieht das Zimmer mit dem Spiegel.)

Der Zwerg (tritt auf und ſpricht):

Tief im Böhmerwalde lieget
Ein verborgnes Schloß, heißt Schildeis,
Dahin hat ſich Eginhardus,
Weil ihm ſehr vor Lanz und Schild heiß,
Mit der Adelheit verfüget.
Kaiſer Otto ringsum ſieget,
Städt' und Dörfer nieder wild reiſſ't,
Doch nun iſt's ihm werden ſelbſt heiß!

Denn vom Heer iſt er verirrt ſehr,
Hat nur ein einz'gen Knappen,
Trifft kein Dorf und keinen Wirth mehr,
Muß in Nacht und Nebel tappen,
Bahn ſich hauen mit dem Sabel
Durch die ſchreckenvolle Wildniß —

(Zeigt auf den Spiegel.)

Doch hier ſeht ihr ſelbſt ſein Bildniß,
Ausgemergelt, miſerabel.

(Der Zwerg legt ſich als Pudel unter den Ofen. Man ſieht in dem Spiegel eine wilde Waldgegend, in ihr den Kaiſer Otto und einen Schildknappen.)

Der Schildknecht (im Spiegel ſpricht):

Gnädiger Herr Kaiſer! wir kommen immer mehr und mehr von allen Pfaden ab. Es iſt mir auch dieſe Gegend und der Böhmerwald ganz unbekannt; denn ich bin mein Lebelang noch nicht darin geweſen.

Der Kaiſer (zieht eine Landkarte aus der Taſche und ſpricht):

Ich kann auf dieſer Landkarte durchaus nicht ſehen, wo wir eigentlich ſind, inmaßen ich weder dich noch mich darauf verzeichnet finde.

Der Schildknecht (ſpricht):

Gnädiger Herr Kaiſer! ganz betrübt iſt mein Geiſt und Muth. Ich habe mit dem Ritter Pino drei Abenteuer beſtritten, aber ſo große Angſt habe ich nie in dem Herzen empfunden.

(Es kommen drei Wölfe aus dem Walde gelaufen, und ſperren die Rachen bis an den Schwanz auf.)

Der Kaiſer (ſpricht):

Wehe! wehe! wehrt euch gegen dieſe Beſtien!

(Der Kaiſer geht in den Schildknecht über. Der Schildknecht ſchwingt ſich auf einen Baum. Die Wölfe gehen vorüber.)

Der Schildknecht (ſpricht):

Gott ſey Dank! die Wölfe ſind waldeinwärts gelaufen, und hielten mich für einen Tannzapfen.

(Bei dieſen Worten kommt der Kaiſer wieder aus dem Schildknecht auf dem Baume heraus, und hält ſich an einem Aſt. Der Schildknecht ſpringt vom Baume.)

Der Kaiſer (ſpricht):

Wehe! verruchter Menſch! was habt ihr angeſtellt? Nun bin ich auf dieſe verzweifelte Höhe ausgeſetzt, denn meine zitternden Hände und Füße vermögen mich nicht hernieder zu bringen.

Der Schildknecht (fällt auf die Kniee und ſpricht):

Allergnädigſter Herr und Kaiſer! O begnadiget einen Unglücklichen! Ich bemerkte nicht, daß ihr ſchon auf dem Baume aus mir herverginget.

(Der Schildknecht ſteigt wieder auf den Baum, der Kaiſer geht in ihn über. Der Schildknecht ſpringt herab, und wie er auf dem Boden iſt, geht der Kaiſer wieder aus ihm hervor.)

Der Kaiſer (ſpricht):

Gott ſey Dank! ich ſehe keine Wölfe mehr!

Der Schildknecht (ſpricht):

Gnädigſter Herr und Kaiſer! Eins habe ich aber auf dem Baume vergeſſen. Ich bitte euch, mir wieder auf den Baum zu helfen, ob ich nicht auf dem Gipfel irgend einen Menſchen erblicken möge.

Der Kaiſer (hilft ihm auf den Baum und ſpricht):

Der Baum ſchwankt hin und her, wehe! ihr werdet auf mich herabſtürzen.

Der Schildknecht (ſpricht):

Gnädigſter Kaiſer und Herr! freut euch! denn nicht fern im Walde erblicke ich ein Licht, dem laſſet uns nachlaufen.

Der Kaiſer (ſpricht):

Mein allerfreundlichſter Schildknecht! ihr ſeyd von nun an wegen dieſer erfreulichen Botſchaft zum Profeſſor der Aſtronomie ernannt.

(Der Schildknecht fällt vor Freuden vom Baume.)

Der Kaiſer (ſpricht):

Mein Profeſſor! erhebet euch ſchnell und laſſet uns weiter gehen.

(Er geht in den Profeſſor über. Der Profeſſor zertheilt ſich in Geſtalten mit Eulenköpfen, Fangrüſſeln, die fliegen als das wilde Heer mit Geſchrei über die Gebirge her und laſſen ſich auf den Bäumen nieder.)

(Stimmen derſelben.)

Erſte Stimme (ſpricht):

Ruht nicht lange! erhebt die Flügel!

Zweite Stimme (ſpricht):

Auf das Schlachtfeld nieder, nieder!

Dritte Stimme (ſpricht):

Tauſend liegen dort am Hügel,
Tauſend dort im Thale wieder.

Erſte Stimme (ſpricht):

Wie die offnen Wunden winken,
Von dem Rumpf getrennte Glieder!

Zweite Stimme (ſpricht):

Woll'n aus vollen Schalen trinken
Herzblut und das Blut der Glieder.

Alle Stimmen (rufen):

Nieder! nieder! nieder!

(Sie ſtürzen mit wildem Geſchrei in das Thal.)

Ein Zwerg (kommt aus einem Felſen hervor und ſpricht):

Wild Geſchrei hat mich erwecket,
Daß ich auffuhr aus dem Steine,
Der mich wohl ſchon tauſend Jahre
Vor dem Zahn der Zeit gedecket;
Aber ſeht! was ich gewahre.
Wo jezt ſtehn die alten Bäume,
Städt' und ſtolze Burgen ſtunden,
In die Erde tief verſunken,
Ragen hie und da noch Steine.
Will in Stein zurück nur kehren,
Fort von alter Zeit zu träumen,
Bis die Burgen wiederkehren,
Bis verſteinert ſtehn die Bäume.

(Er geht in den Stein zurück.)

(Der Geiſt eines Jägers erſcheint. Er ſizt auf einem weißen Pferde, bleich, mit fliegenden Haaren.)

Der Geiſt (ſpricht):

Wenn die Eul' im Wald ſich reget,
Wolf und Marder Beute ſuchen,

Wenn der Mond blickt durch die Schläge,
Reißt mich's aus dem Leichentuche,
Und der Hengſt, darf ihn nicht rufen,
Steht ſchon wiehernd auf dem Hügel,
Trägt mich, wie auf Sturmes Flügel,
Durch die Klüfte bis zum Steine,
Drin verſteinern die Gebeine,
Die mich ewiglich verfluchen.

(Er verſchwindet in einen Stein.)

(Drei Nachtfräulein erſcheinen. Sie tragen lange, weiße Gewande, ſchwarze, fliegende Haare, darauf helle Kronen von Gold und ſingen):

Wie die Stern' am blauen Himmel,
Alſo wir hier unten leben,
Dürfen uns nur keck erheben,
Wann die ſtille Nacht erſchienen.
Dann in lichten Tänzen ſchweben
Oben ſie durch blaue Wolken,
Unten wir durch Wälder grüne.

(Sie ſetzen ſich mit Spinnrocken und Spindeln von Kryſtall auf verſchiedene Felſenhänge einander gegenüber, ſpinnen und ſingen.)

Erſtes Nachtfräulein (ſingt):

Kreiſe Spindel! kreiſe leiſe!
Spinne leichte Lichtgewande!
Wie des Mondes Scheibe kreiſet,
Emſig ſpinnend die Gewande,
Drein die ſtille Nacht ſich kleidet.

Zweites Nachtfräulein (ſingt):

Kreiſe Spindel! kreiſe leiſe!

Drittes Nachtfräulein (ſingt):

Kreiſe Spindel! kreiſe leiſe!
Tief im Schloſſe von Kryſtalle
Schläft der Vater, Stein, Metalle
Tönen ihm viel ſchöne Weiſen.

Erſtes Nachtfräulein (ſingt):

Kreiſe Spindel! kreiſe leiſe!

(Sie zertheilen ſich in viele Nachtfräulein und Feengeſtalten. Dieſelben beginnen einen Tanz, bis ſie mit der ganzen Geſang kleiner und kleiner werden und endlich mit ihr verſchwinden.)

(Der Pudel kommt hinter dem Ofen hervor, wird zum **Zwerg** und ſpricht):

Schnell, o Zimmer! dich verwandelt
In die Wohnung Eginhardi.

(Der Zwerg zertheilt ſich in mehrere Stücke. Eins bleibt der Zwerg, die andern werden ein Maler, ein Schreiner, ein Bodenputzer, ein Schloſſer. Dieſe ſetzen ſich in aller Eil im Zimmer in volle Thätigkeit.)

Kaiſerlich werd' es geſchmücket:
Denn das Licht ſo ſie erblicket,
Leuchtet in dem Schloſſe Schilbeis.
Maler! malt die Wände milchweiß!
Schreiner! ſchlaget zwei Bettladen
Auf für Otto ihro Gnaden.
Regt euch Schreiner! Bodenputzer!
Aber Alles ſchnell und kurz ſehr;
Denn ſchon iſt er ohne Spaſſen

Unbekannt in's Thor gelaſſen,
Kennt auch Eginhardum nimmer —
Weh! da iſt er ſchon im Zimmer.

(Der Kaiſer und der Profeſſor treten ein. Die Handwerksleute gehen in den Zwerg über, der Zwerg legt ſich als Pudel unter den Ofen. Der Kaiſer legt ſich, zwei Kronen auf dem Haupte und einen Scepter in der Hand, in ein Bett, der Profeſſor der Aſtronomie in das andere.)

Der Profeſſor (ſpricht):

Gelt, gnädiger Herr! im Bett iſt's beſſer als im wilden Wald?

Der Kaiſer (ſpricht):

Du Narr! das kannſt du dir leicht einbilden. Wie war dir dann auf dem Baume zu Muthe, als dich der Wind wie ein Raupenneſt hin und her wehte?

Der Profeſſor (ſpricht):

Gnädiger Herr! ich war zwiſchen lauter Bäumen, hätt' mich der Wind von einem geworfen, ſo hätt' ich mich wieder am andern gehalten, und wäre ich dann ſo, ohne mich müd' zu laufen, aus dem Walde gekommen. Dies wäre dann ſo eine Art Degenicher Flugmaſchine geweſen, beſonders da ich einen Degen angehabt, ha! ha! ha!

Der Kaiſer (ſpricht):

Mein Profeſſor! wie gefielen euch denn die heulenden Wölfe?

Der Profeſſor (ſpricht):

Ich muß euch ſagen, ſie ſchienen mir ſehr ungebildet, und ich bereue nun, daß wir ſie nur ſo laufen ließen, und nicht lebendig fingen, um ſie durch Abnahme ihrer überflüſſigen Hinterfüße für ein gebildetes Publikum genießbar zu machen. Natürlich hätte man auch eine Auswahl unter ihnen treffen müſſen; denn die mehrſten von ihnen ſind doch ganz ohne Sinn und Verſtand, Arabesken und Produkte eines verfinſterten Mittelalters.

Der Kaiſer (ſpricht):

Es möge dem ſeyn, wie ihm wolle, ſo laßt uns hiervon ein andermal. Genug daß ſie uns nicht gefreſſen, und ſind wir ihnen dafür immer großen Dank ſchuldig. Aber hier, mein geliebteſter Profeſſor, ruht es ſich ganz vortrefflich.

Der Profeſſor (ſpricht):

Wie auf Morgen- und Roſenblättern.

(Sie fangen beide an entſetzlich zu ſchnarchen. Zwei Mäuſe ſpringen unter der Bettdecke hervor.)

Die Maus (ſpricht):

Lange ſchon ſpitzt' ich die Ohren,
Aber jetzt vernahm ich's deutlich,
Die Gefahr iſt unvermeidlich
Und ich denk' wir ſind verloren.

Die Mäuſin (ſpricht):

Weh! o weh! der leid'gen Decke
Wollt nicht warme Liebe bergen!
Männlein ſchnell! in jener Ecke
Kann kein Lauſcher uns bemerken.

(Sie ſpringen unter den Ofen, der Pudel ſtürzt hervor, zerreißt ſie, und legt ſich brummend nieder. Es erſcheint im Spiegel auch ein Zimmer mit zwei Betten. In einem liegt Eginhard, im Andern ſeine Gemahlin Adelheit.)

Die Adelheit (ſpricht):

Mein herzallerliebſter Gemahl! ſagt mir doch, ob es mir nur ſo im Traume vorkam, als ſprächet ihr vorhin mit zwei Edelleuten im Zimmer? auch ſehe ich hier ein fremdes, gar prächtiges Schwert an der Wand hängen, das ich näher betrachten muß, zumal mir ſein Glanz ſo die Augen verblendet, daß ich ſie nimmer ſchließen kann.

(Sie ſteigt aus dem Bette und betrachtet das Schwert.)

Himmel! Hülf! ich bin des Todes!

(Fällt um.)

Eginhard (ſpringt heraus und ſpricht):

O ihr vorwitziges Weib! ihr habt euch gewiß mit dem Schwerte verlezt. Warum ließet ihr es nicht an ſeiner Stelle?

Die Adelheit (ſpricht):

Himmel! liebſter Eh'gemahl! warum ſollt' ich nicht umfallen? Dieſes Schwert iſt das Schwert meines Herrn Vaters, des Kaiſers, und dieſen Gurt habe ich mit eigner Hand gewoben.

Der König Eginhard (ſpricht):

Hilf Himmel! er iſt gekommen uns zu ermorden.

Die Adelheit (ſpricht):

Stille! ich höre in der Kammer der Fremden ſprechen, laßt mich gehen ſie zu belauſchen, um aus ihren Geſprächen ihre Geſinnungen kennen zu lernen.

(Der Spiegel verwandelt ſich in ein Fenſter, die Adelheit ſteht dahinter und lauſcht.)

(Der alte Kaiſer Otto im Zimmer ſpricht):

Mein liebſter Profeſſor! warum färbt denn einem die Nacht nicht Geſicht und Hände ſchwarz, da man ſie doch ſo unbedeckt aus der Bettdecke ſtreckt?

Der Profeſſor (ſpricht):

Allergnädigſter Herr Kaiſer! iſt dies eine Preisfrage?

Der Kaiſer (ſpricht):

Ich verſteh' euch nicht; aber — von was iſt denn der Mond?

Der Profeſſor (ſpricht):

Von Hornſilber.

Der Kaiſer (ſpricht):

Das iſt erſtaunlich!

Der Profeſſor (ſpricht):

Ja wohl!

Der Kaiſer (ſpricht):

Aber vor Allem möcht' ich doch jetzt wiſſen, wohin der König geflohen, er hat mich in den Harniſch gebracht, mich ſollen ſeine Unfälle wieder herausbringen.

Der Profeſſor (ſpricht):

Gnädiger Herr! was wollt ihr ihn ferner verfolgen? iſt's nicht genug, daß ihr ihm ſein ſchönes Land ſo ſchrecklich zugerichtet habt?

Der Kaiſer (ſpricht):

Du haſt Recht, was er an mir geſündigt, das kann ich ihm auch wieder vergeben, aber, denke, meine Tochter aus einem Kloſter zu nehmen, iſt das nicht ein großes Vergehen?

Der Profeſſor (ſpricht):

Pas! pas! pas! dafür ſeyd ihr ihm noch großen Dank ſchuldig, und ich bin recht begierig, dieſen gebildeten jungen Mann kennen zu lernen: denn ihr müßt wiſſen, daß die Klöſter bloß Produkte eines barbariſchen Mittelalters, einer höchſt miſerablen verfinſterten Zeit ſind.

Der Kaiſer (ſpricht):

Mein lieber Profeſſor! Kloſterleben iſt freilich nicht für alle Leut' erdacht, und mich dünkt ſelbſt, ich habe Unrecht an meiner Tochter gethan,

(Die Königin ſpringt bei dieſen Worten hinter dem Fenſter in die Höhe.)

daß ich ſie ſo jung dem ſtrengen Orden übergeben.

(Es kommt der König, Ritter, Damen und Knappen, hinter dem Fenſter zu lauſchen.)

Aber laſſet uns nicht ſo laut reden, ſonſt dürften wir uns leichtlich offenbaren; dermalen will ich mit meinem Volke wieder zurückgehen, und mich über die Sache beſinnen.

(Es entſteht vor dem Fenſter ein großes Freudengeſchrei.)

Der Profeſſor (ſpricht):

Herr! wir ſind verrathen!

(Er verſteckt ſich unter die Decke.)

Der Kaiſer (ſpricht):

Kommt hervor, daß ich in euch übergehe!

Der Profeſſor (ſpricht):

Gehorſamſter Diener!

(Der Kaiſer ſpringt mit Kron' und Zepter aus dem Bette und treibt ihn heraus. Sie ringen lange mit einander wer in den andern übergehen ſoll; endlich gewinnt der Profeſſor die Oberhand, und geht ſchnell in den Kaiſer über.)

Der Kaiſer (ſpricht):

O du verfluchter Schildknecht! Iſt das der Dank, daß ich dich zum Profeſſor der Aſtronomie ernannte?

(Der Profeſſor lacht in dem Kaiſer.)

(König Eginhard, Adelheide und ein Zug von Rittern, Damen und Knappen treten in's Zimmer. Eginhard trägt ein paar Feſſeln.)

Der Kaiſer (ſpricht):

Was ſoll dieſer Aufzug? was iſt euer Begehren?

König Eginhard (fällt auf die Kniee und ſpricht):

O großmächtigſter der Kaiſer!
Laſſet euch nur offen ſagen,
Wie ich bin der unglückſelige
Eginhardus jener ſchmalige,
Den ihr von der Kron' gejaget,
Auch wie dieſes eure Tochter,
Die den Vater ſchon betaget
Freventlich auf's Haupt geſchlagen,
Weil ſie flohe aus dem Kloſter.
Fallen reuevoll zu Füßen,
Bringen flehend dieſe Feſſeln,
Nicht euch, Herr! damit zu ſchließen,
Sondern daß ihr uns wollt binden,
Foltern, geißeln mit Brenneſſeln,
Stäupen, kneipen auch mit Zangen,

Oder was ihr wollt anfangen,
Ob der ſchreckenvollen Sünden,
So wir, Herr! an euch begangen.

Der Kaiſer (ſpricht):

Liebes Freundlein! werther König!
Haſt mein Herz bewegt nicht wenig,
Und gerührt voll Scham bekenn' ich,
Daß ich glaubt', du kämſt zu fahn mich.
Haſt viel Böſes zwar gethan mir,
Muß auch offen dies geſtahn dir,
Aber hier in dieſer Kammer
Schenk' ich dir die Krone wieder,
So getragen Teut dein Stammherr.

(Thut eine Krone vom Haupte und ſetzt ſie ihm auf.)

Eginhard (ſpricht):

Ach! ihr ſeyd ja wie ein Lamm, Herr!

Adelheit (ſpricht):

Endet allen unſern Jammer!

Der Kaiſer (ſpricht):

Friede ſey mit euch, kommt all' her!
Und geht es auch noch ſo ſchmal her,
Auszuſchnarchen allen Haß nun
Laßt vereint uns hier zum Spaß ruh'n.

(Der Kaiſer ſteigt mit Kron' und Scepter in das Bette, ihm folgt König Eginhard, dann Adelheit, dann eine Menge Ritter, Damen und Knappen. Man erblickt bei vierzig Köpfe unter einer Decke.

Die Köpfe verwandeln ſich abwechſelnd bald in eine Menge Thierköpfe: Katzenköpfe, Hundsköpfe, Mausköpfe, bald in die

Köpfe verſchiedener bekannter, einander entgegengeſetzter Dichter und Philoſophen.

Nachdem ſie eine Zeitlang entſetzlich geſchnarcht, tritt der **Pudel** unter dem Ofen hervor, und ſpricht:

Mit allerhöchſter Erlaubniß habe ich die Ehre, ein gebildetes Publikum durch meine Stellungen zu amüſiren.

(Er ſtreckt die Zunge gegen die Logen heraus und wedelt mit dem Schwanze gegen das Parterre.)

(Der Vorhang fällt.)

Zweite Schattenreihe.

Erste Vorstellung.

Ich hatte nicht nöthig, hinter dem Vorhange zu ſchnarchen, der Chemikus und der Antiquarius Haſelhuhn ſchnarchten ſchon längſt ganz entſetzlich; die Redaktionen aller Morgen-, Mittag-, Abend- und Nachtblätter ſchnarchten, und die Pferde ſchlichen halbſchlummernd mit dem Wagen durch's Haidekraut. Wir waren in einem weiten Thale angekommen; der Mond ſchien ganz wunderſam hell. Es war eine herrliche, romantiſche Gegend.

Ich ſah durch das Wagenfenſter, und bemerkte, daß die Zwerglein ſich aus ihren Käſten geſchlichen: denn es lief auf jedem Rade eines, das blies mit einem ſilbernen Horne in's Thal hinaus. Von dieſem Schall erwachten Haſelhuhn und der Chemikus, und entſchloſſen ſich, ein wenig zu Fuße zu gehen. Ich und die Studenten aber waren recht erfreut über die wunderſamen Geſtalten da auſſen.

Der Mond ſtieg immer heller und voller über die Berge. Da erſah ich plötzlich, wie ein Reiter auf einem weißen, dürren Gaule einhergeritten kam; der alte Gaul war gar ſeltſam mit Blumen umhängt, der Reiter aber hatte ein langes weißes Tuch im ſonderbarſten Faltenwurf um ſich geſchlungen, und eine hohe Lilie in der Hand.

Ich erkannte alsbald in ihm den wahnſinnigen Dichter Holder.

Mit wildem Singen kam er durch's Thal her, die Zwerge ſchlichen furchtſam wieder in ihre Käſten.

Als er ſich dem Wagen gegenüber befand, und mich erblickte, ſprang er mit einem wilden Schrei vom Pferde durch's Wagenfenſter herein, und fing an mit Küſſen auf uns loszuſtürmen. Die Studenten, ſo ihn gar nicht kannten, ſuchten ihn von ſich abzuwehren, Holder aber drang immer heftiger auf ſie ein.

Es entſtand ein allgemeiner Tumult; die Poſtknechte erwachten, und die Pferde, beſonders vom vorüberſprengenden Pferde Holders ſcheu gemacht, fingen aus allen Leibeskräften zu laufen an.

Vergebens ſchrie ich: „es ſind noch Zwei zurück!“ Der Wagen hatte ſchon einen zu großen Vorſprung gemacht.

Zweite Vorſtellung.

Aus Holders verwirrten Erzählungen brachten wir endlich ſo viel heraus, daß er ſich in Nehrendorf von uns verloren, und ihn dort wahrſcheinlich einige muthwillige Leute überredeten, dem Poſtwagen auf dem alten Judengaul nachzuſetzen. „Im Grunde der See,“ ſprach er nun ruhig, „wo die Meerfrau reitet, da klingt Koralle und Muſchel — — — im Schloß von Kryſtall, da geht's doch her. Meine Mutter, die brachte mir Blumen, als ich einſt in der Wiege lag — — die Mutter aber hatte die Blumen geholt bei der Nachtfrau im Walde, — — — da brachte ſie eine Lilie, die war groß — — und war verſchloſſen eine Knoſpe. — — — Da war es Nacht, und ſie ſtellte die Lilie vor die Wiege in ein Glas Waſſer — — da ging die Lilie im Mondſchein auf, und daraus flog der Teufel, und der trug mich mit der Wiege auf einen Berg — — o weh! — — (da hub er zu weinen an) Weint nicht! weint nicht! (ſprach er dann weiter) es geht der Berg auf, — — ſiehſt du den lichten Zug weißer Jungfrauen aus ihm wallen? die tragen das Kind zur heiligen Taufe — — Hallelujah! — — ha! ha! ha! tanzt! da iſt ja die Muſik! Seht ihr den Kern des Lichts in's blaue Weltall geſteckt? Wolken! ihr Blätter von Azur und Gold! Jezt dehnt er ſich, jezt, jezt iſt er Knoſpe, — ſpring auf! nun wogt es, nun ſtrömt es, Farbe, Licht und Ton, die duften aus dem Kelche aus — — es athmen die Berge, die Thäler und Klüfte, und ſaugen und trinken mit Ungeſtüm.

Dritte Vorstellung.

Die Sonne war am Himmel heraufgeſtiegen, und wir waren auf der nächſten Poſtſtation angekommen. Es wurde gerade ein Volksfeſt gefeiert, und der König und die Königin im Städtchen erwartet.

Ich hatte viel zu ſchaffen, bis ich Holder dem Gegaff der Bauern entzogen und in das Wirthshaus gebracht hatte: denn er blieb vor einem Stiefel, der an eines Schuhmachers Haus gemalt war, ſtehen, und wollte mit Gewalt den gemalten Stiefel anziehen.

Endlich zog ich ihn mit Hülfe der Studenten in's Zimmer.

Zum Unglück ließen die Zwerge ſich alsbald in das nämliche Zimmer transportiren, ein großes Gewühl von Bauern ſtrömte hinterher, auch kamen zwei Laufer in Uniform, die dem König vorausgeeilt waren, herein.

Bauern, Laufer, das Geſpräch von König und Königin, und der mit ſchwarzen und weißen Platten belegte Boden des Zimmers, wirkten gar ſeltſam auf Holders Phantaſie. Er glaubte nämlich plötzlich, er und wir alle ſeyen Figuren auf einem Schachbrette. „Schach dem König!“ ſchrie er; „ſchlagt den Bauern! (die Bauern ſetzten ſich zur Wehre) Laufer weg!“ brüllte er, „ich bin der Springer!“ und da ſprang er mit einem Seitenſprunge über die Bauern und Laufer hinweg, zum offenen Fenſter hinaus.

Die Bauern und die Laufer ſetzten ihm nach; es kam die Polizei, und er wurde, weil er Schach dem König rief, in den Thurm geſetzt. Da wir zum Voraus ſahen, daß die Sache ſich bald aufklären müſſe, ſchwiegen wir lieber, als daß wir uns ohne Noth vielleicht ſelbſt in Unannehmlichkeiten verſetzt hätten.

Vierte Vorstellung.

Noch war der ganze Auflauf beiſammen; die Fenſter und die Dächer der Häuſer bis auf die Giebel mit Menſchen beſetzt, nicht ſowohl wegen des Tumults, welchen Helder verurſachte, ſondern um den König und die Königin ankommen zu ſehen.

Der Senat des Orts ſtand, um die Miſthaufen zu verbergen, in weiten Manteln die Straßen entlang, auch war die Schuljugend mit grünen Tannenzweigen aufgeſtellt, als plötzlich Haſelhuhn und der Chemikus auf Holders altem Judengaule, der noch rings mit Blumenkränzen umhängt war, zum Thor hereingeſprengt kamen, unter beſtändigem Schreien Haſelhuhns: „Haltet den verrückten Gaul!“ Dem Gaul waren die ganze Croupe hinab die Haare abgebrannt, und aus dem Schwanze ſtieg ein ſtinkender Qualm auf.

Nachdem er jedesmal ein paar Schritte rückwärts gegangen, während er mit dem Hufe am Hintern zu kratzen ſuchte, ſprang er mit einem ſteifen Seitenſprung vorwärts, die vier Füße in geraden Linien ausgeſtreckt, ſo daß jeder mit dem Körper einen rechten Winkel bildete.

Haſelhuhn konnte wegen ſeiner Feiſtigkeit und der ungewöhnlichen Höhe des Judengauls nicht herabſpringen. Es ſaß derſelbe wie ein Nußbicker oder ein auf den Kopf geſtellter feiſter Hirſchkäfer feſt auf, indem er vergebens den herabhängenden Zaum unter beſtändigem Schreien: „Der Gaul iſt verrückt! neupoetiſch und toll!“ zu faſſen ſuchte. Der lange magere Chemikus aber, welcher hinter ihm auf der Croupe ſaß, hatte mit ſeinen langen dürren Füßen unter dem Bauche des Gauls ordentlich einen Knopf gemacht, er hatte ſie krampfhaft in einander verſchränkt, und ſich alſo (wie man von den Kinnladen zu ſagen pflegt), konvulſiviſch mit den Füßen verbiſſen.

Vergebens ſtrebte er in den Momenten, wo das Gerippe langſam rückwärts ging, ſeinen langen Stock in die Erde einzurammeln, um vermittelſt eines Ankers den verſchlagenen Gaul anzuhalten. Das Geſchrei war allgemein. Statt das Pferd zu faſſen, machten es die Bauern durch Schlagen, Schreien und Werfen noch wilder, ſo daß es ſich nun pfeilſchnell in einem beſtändigen Kreiſe herum drehte, indem es mit dem Maule den Schweif zu ergreifen ſuchte.

Sein Tollſeyn, ſein Ergreifen des Schwanzes aber wurde mir bald erklärlich, als ich Stücke einer Flaſche, worin Vitriolſäure ſich befunden hatte, dem Chemikus aus der Rocktaſche fallen ſah.

Ich machte die Studenten aufmerkſam darauf, dieſe ſchrien, boshaft genug: „Feuerjoh! der hölzerne Gaul brennt, und bringt Brand und Verderben dieſer Stadt, wie der in Troja!“ Da ſprangen die Bauern mit Waſſerkufen herbei und begoſſen den Judengaul ſammt der reitenden Geſellſchaft.

Der Judengaul hielt alsbald ſtille und bot ſich recht zur Taufe hin: denn das Waſſer ſchien ihm gar wohl zu thun. Ich aber eilte mit dem Chirurgus des Orts ſchnell den Schiffbrüchigen zu Hülfe, und durch künſtliche Wendungen brachten wir die verſchränkten Beine des Chemikus wieder auseinander, und drehten den feiſten Haſelhuhn aus dem Sattel.

In's Zimmer gebracht, erzählten ſie uns mit verhaltenen Thränen ihr Schickſal. Sie hatten nämlich Holders ledigen Gaul aufgefangen, um abwechſelungsweiſe zu reiten; da begab es ſich nun, daß Haſelhuhn, als er eine Zeitlang geritten, wegen ſeines Gewichts nicht mehr herabſteigen konnte, der Chemikus aber auch nicht allein vermochte, ihn herabzuheben, ſich alſo bequemen mußte, hinter ihm auf der Croupe Platz zu nehmen. Zum Unglück aber ſchlug derſelbe im Aufſteigen mit ſeinem Stocke auf eine Flaſche rauchender Vitriolſäure, ſo er bei ſich trug, die zerſprang, und all die ätzende Säure lief dem Pferde an Croupe und Schwanz hinab. Durch den Schmerz ganz wüthend gemacht, riß der alte Gaul alsbald aus, und ſprang mit ihnen in die Thore der Stadt.

Fünfte Vorstellung.

Ein Mann vom Felde brachte die Nachricht, daß der König ſchon vor zwei Stunden hinter dem Städtchen vorübergefahren; daher ſchlich ſich der Senat mit ſeiner Anrede wieder nach Hauſe, auch ſtiegen die Leute von den Dächern wieder in ihre Zimmer zurück. Eine Bande herumziehender Comödianten befand ſich in der Wirthsſtube, und weil ich noch keine andere Comödie als eine Hundscomödie geſehen hatte, ſo war ich ſehr begierig auf ihr Spiel.

Auch befand ſich ein Mann mit zwei Haſen, die er zum Schreiben abgerichtet zu haben vorgab, allda.

Die Studenten verlangten das Kunſtſtück zu ſehen; der Beſitzer der Thiere ſtand mit einer Verbeugung von ſeinem Stuhle auf, und ſprach alſo: „Meine Herren! gleichwie unter den Menſchen einige Lieblinge der Götter gefunden werden, denen der Himmel zu gewiſſen, denen andern nützlichen Zwecken außerordentliche Kräfte des Verſtandes verliehen, womit ſie Dinge, einer Unſterblichkeit würdig, an's Licht zu ſtellen im Stande! ich ziele auf einen Alexandrum magnum, auf den Redakteur des Wochenblatts für Moralität, — alſo gibt es auch unter denen niedern Geſchöpfen einige, ſo nicht ganz ohne Vernunft, ja ich möchte ſagen, mit bewunderungswürdigen Faßlichkeiten begabt ſind; ich ziele auf den Hund, der zu jedbeliebigem Liede mit dem Schwanze den Takt ſchlug, ich ziele auf den Eſel, ſo die Sackpfeiſe blies, ich ziele auf dieſe meine angebenden — — —“ „Genug!“ ſiel ihm einer der Studenten in die Rede, „geb' Er vorerſt eine Probe!“ Da ſchlug der Mann den Haſen ein Band um den Hals, ſetzte ſie auf einen Bogen Papier, und zog das Band ſo lange und ſo feſt zuſammen, bis die Haſen die Zungen herausſtreckten, und mit den Füßen auf dem Papiere hin und her zu fahren begannen.

„Betrüger!“ ſchrie einer der Studenten; „Meuchelmörder!“ brüllte Haſelhuhn. Die Haſen ſind mein Gut, verſetzte der Mann, ich bin ihr Verleger, und verſchwand.

Sechste Vorstellung.

Die Comödianten hatten im Sinne, noch dieſen Abend das herrliche Schauſpiel von Schönaich, die Sonnenjungfrau, aufzuführen, deßwegen befand ſich ſchon ein großer Hauſe gebildeten Publikums in den obern Zimmern des Wirthshauſes verſammelt.

Die untern Zimmer und die freien Plätze vor dem Hauſe waren voll von Studenten, die von der benachbarten

Univerſität herbeigeritten kamen, alle Freunde und Bekannte von uns.

Als die Studenten die angeſchlagenen Comödienzettel geleſen, entſtund bald ein großes Murren unter ihnen; einige zogen ihre Stockdegen und durchſtachen Schönaichs Namen, andere drohten in Gegenwart der Schauſpieler laut, wenn die Sonne im Stück aufſteige, einſtimmig Feuerjoh! zu ſchreien.

Ein anderer, der mehrere Thierſtimmen nachmachen konnte, verſprach, während der ganzen Vorſtellung aus dem Loche des Souffleurs wie ein auf den Schwanz getretener Kater zu ſchreien.

„Meine Herren!“ ſprach der Schauſpieldirektor, „was ſollen wir anders aufführen — — das gebildete Publikum — — die Anſchlagzettel — —“

„Mein Herr!“ ſprach der ſtudirende Graf Wolf, „Sie kennen mich — Sie führen für heute nicht die Sonnenjungfrau, Sie führen das kleine Spiel „der Todtengräber von Feldberg“ auf, das bringt Sie nicht auſſer Athem.

Der Schauſpieldirektor zuckte die Achſeln, und ſprach: „Ich will ſehen, wie es zu machen; allein das gebildete Publikum wünſcht ſo ſehr — — viele berühmte Literatoren haben ſich in den obern Zimmern — — wahrhaftig! ich bin in großer Verlegenheit!“

„Ganz ruhig,“ ſprach Wolf, „Alles liegt auf uns, Sie ſtehen unter unſerm Schutz, nicht Einer ſoll ſich mucken; aber verſchweigen Sie die Sache bis zur Aufführung!“

„Wie meine Herren befehlen,“ ſprach der Direktor, und ging mit einer Verbeugung von dannen.

Siebente Vorstellung.

Das Theater ward in einer verſchloſſenen Scheune errichtet; die Sitze waren ſo gut als möglich zubereitet, und vom obern Boden herab lief durch ein Mausloch ein Seil, an welchem eine Art von Kronleuchter befeſtigt war.

Das gebildete Publikum hatte ſich ſchon der erſten Sitze bemeiſtert. Die Studenten, die gar lange beim Trinken verweilten, waren im Hintergrunde verſammelt.

„Es iſt herrlich!“ ſprach ein Amtmann aus dem gebildeten Publikum, „die Dekorationen ſind ganz neu gemalt, ich ließ ſie mir alle vorweiſen, und ſo hab' ich freilich die Sache ſchon geſehen; aber meiner Frau zu lieb mußte ich noch einmal herein, die iſt ſo ſehr begierig auf das Füttern der Vögel.“

„Ich muß geſtehen,“ ſprach ſein Nebenmann, der Wachshutfabrikant, „dies iſt auch einzig, gar lieblich, naiv und natürlich.“

„Hören Sie,“ verſetzte der Gerichtsaſſeſſor, „ich ſah dies Stück nur einmal; aber es iſt eine einzige Luſt, wie darinnen die Sonne aufgeht, ſo natürlich, ich glaube man könnte mit einem Brennglas im Theater die Tabakspfeife anzünden.“

„Ich muß geſtehen,“ verſetzte der Apotheker, „ein Luſtſpiel wäre mir doch lieber; das Luſtſpiel beſuch' ich immer, und zwing' mich recht ordentlich zum Lachen; denn Sie können nicht glauben, welch eine große Erleichterung dies meiner Bruſt, die immer voll Schleim iſt, verſchafft.“

„Da haben Sie vollkommen Recht,“ ſprach die neben ihm ſitzende Amtmännin, „ſo ein Trauerſpiel kann oft entſetzlich ſchaden; es macht gar zu wehmüthig, darum bat ich meinen Mann, mich bei den traurigſten Stellen nur allemal ſchnell an der Sohle zu kitzeln.“

„Ich muß zu meiner Schande bekennen,“ ſprach ein junger Menſch auf einem der vordern Sitze, „mir iſt das Stück gänzlich unbekannt.“

„Junger Mann!“ erwiderte ihm ein Plattfuß, „da ſind Sie noch weit zurück! ſo etwas kennen zu lernen, gehört zur erſten Bildung. Ich will mich Ihrer annehmen, junger Freund! Halten Sie ſich nur genau an mich! So oft ein Hauptcoup, eine treffende Stelle, ein ächt moraliſcher Zug von Freigebigkeit, Edelmuth, ein feiner Witz, eine Rührung, eine Verwicklung vorkommt, werd' ich klatſchen; dann klatſchen Sie mir nach. Sie könnten klatſchen, wo kein Gebildeter, wo kein Kunſtkenner klatſcht, und dies könnte leicht Ihrem künftigen Fortkommen ſchaden.“

„Angefangen! angefangen!“ ſchrie ein welker Kerl von Leder aus dem gebildeten Publiko, der wie die Scheide eines Hofrathsdegens ausſah, „dieſe lange Spannung iſt mir unerträglich!“

„Sie haben Recht,“ verſetzte ſein Nebenmann, der Scharfrichter des Orts, der ſich zum gebildeten Publiko vorgedrungen, „ich bin recht begierig auf den Galgen.“

„Und ich,“ verſetzte ſein Gevatter der Schneider, „kann faſt nicht erwarten, bis ich meinen Lehrburſchen ſingen höre. Der Kerl hat eine recht helle Stimme, deßwegen hat ihn der Herr Schauſpieldirektor beſtellt, um das Lied vom Galgenvogel zu ſingen.“

„Ha! ha! ha! ihr ſeyd weit zurück!“ ſprach der Mann von Leder, „die Cora wird nicht gehenkt; graſſe Idee!“

„Sie wird, ſie muß gehenkt werden,“ ſchrien vier Studenten, „auch ſoll das Spiel alsbald beginnen.“ —

Der Vorhang rollte auf, der Schauſpieldirektor trat hervor, machte dreimal eine Verbeugung und ſprach:

„Wegen plötzlich eingetretener Unpäßlichkeit unſerer erſten Schauſpielerin, Madame Miranda, werden wir ſtatt des angekündigten Schönaichiſchen Stücks die Ehre haben aufzuführen: Der Todtengräber von Feldberg, ein Trauerſpiel in zwei Akten.“

Achte Vorſtellung.

Es herrſchte einige Minuten eine Todtenſtille, das gebildete Publikum ſaß ganz erſtarrt und erbleicht, da brüllten auf einmal die vierzig Studenten uniſono: bravo! und wieder bravo! und braviſſimo! ſo entſetzlich, daß der Surrogatkronleuchter mit Donnergepolter mitten unter das gebildete Publikum ſtürzte, ihm auch alsbald ein Mausneſt durch das Loch nachfolgte, und das Publikum ſo aus ſeiner gänzlichen Erſtarrung erwachte.

„Der Todtengräber von Feldberg!“ ergriff ein Plattiſte endlich das Wort, „dieſe grelle, unmoraliſche gehaltloſe Fratze, ohne allen Zuſammenhang, ohne alle Haltung und Verwicklung, wo in einer Scene nur drei Worte geſprochen werden, wie in einem Krippenſpiel, die einem gebildeten Publiko vorzulegen? nein! —“

Hier kletterte ihm eine der herabgefallenen Mäuſe am langen Zopfe hinauf, und er that einen lamentablen Schrei.

„Nein! nein! die Aufführung einer ſo abergläubiſchen Fratze,“ ſprach ein Pfarrherr zu dem neben ihm ſitzenden Magiſter, „darf ſchon von Polizei wegen nicht geduldet werden. Es erſcheint in dieſer Fratze gegen alle Aufklärung der Teufel, und zwei Todtengerippe erheben ſich aus dem Grabe und ſprechen. Der Verfaſſer iſt im Publikum nicht ſo bekannt, ich weiß aber von ſichrer Hand, daß es der Herausgeber der Seherin von Prevorſt, jener abergläubiſchen Geſchichte, die man auch ſchon längſt hätte verbrennen ſollen, verfaßte.“

„Nun, in einer Dichtung,“ erwiderte der Magiſter, „will ich den Teufel und Geiſterſeher noch paſſiren laſſen; aber freilich ſie als wirklich exiſtirend anzunehmen, wie es jener famöſe Geiſterſeher ſonſt in ſeinen Schriften thut, das iſt abominabel und höchſt verpönt.“

„Wir können aber,“ verſetzt der Pfarrer, „unſerer Amtsehre wegen nicht bei der Aufführung eines Stückes ſeyn, in welchem der Teufel erſcheint, den wir unſerer Schuljugend und geſammten Gemeinde ſchon Jahre lang als ein erbärmliches, fades Ammenmährchen gepredigt. Herr Magiſter! wir gehen!“

„Ein ſo albernes, kindiſches Machwerk ſollten wir anhören? wer gebildet iſt, wer geiſtreich iſt, der gehe!“ ſchrie ein Schulproviſor im höchſten Diskante. Das gebildete Publikum erhob ſich von ſeinen Stühlen und machte Miene, zu gehen.

„Halt!“ ſchrien die vierzig Studenten und zogen ihre Hieber; „wer der Thüre ſich naht, ſtirbt des jähen Todes!“

„Meine Herren!“ ſprach eine welke Figur in bocksledernen Hoſen, „nehmen Sie ſich in Acht; Sie kennen mich vielleicht nicht: ich bin der Verfaſſer der Sonettenſalbe und Aſſonanzenhechel.“

„Sie werden nicht lange mehr lachen,“ verſetzte ein Anderer, „wenn ich Ihnen ſage, daß ich der Verfaſſer des moraliſchen Jünglingsfreundes und Mitglied der Geſellſchaft zur Wiederherſtellung der geſunkenen Aufklärung bin.“

„Meine Herren,“ erklang ein anderes Stimmlein, „Sie geben ſich zu Ruhe, oder ich werde Sie öffentlich in meiner berühmten Zeitung, dem ſchmeckenden Wurme, proſtituiren.“

„Bravo! braviſſimo!“ ſchrien die Studenten, „nun weiß man, welche Waare ihr ſeyd.“

„Ad loca!“ ſchrien die vierzig Studenten und verſammelten die Thore.

Was war zu machen? das gebildete Publikum ward gezwungen, zu ſeinem Aerger zu bleiben; es ſetzte ſich ſeufzend und geduldig nieder, und ſah nicht anders aus, als ein Stück Leder, war ihm auch nicht anders zu Muthe, als den Mäuſen, ſo mit dem Kronleuchter durch das Loch fielen.

Es herrſchte Todtenſtille, der Vorhang ward aufgezogen und das Spiel nahm ſeinen Anfang.

Das Nachſpiel der zweiten Schattenreihe

oder

der Todtengräber von Feldberg.

Der Todtengräber. Deſſen Frau. Elsbeth, Gärtnerswittwe und Tochter des Todtengräbers. Ein Schmied. Ein Gärtner. Elsbeth's Verlobter. Ein Poet. Der böſe Geiſt. Ein Mönch. Ein Jäger. Ein König. Ein Mädchen. Ein Handwerksbursche. Zwei Knaben. Ein Handwerker. Deſſen Kind. Tod. Todtengerippe. Volk.

(Die Handlung geht auf einem Kirchhofe, neben dem die Wohnung des Todtengräbers iſt, vor.)

Erster Akt.

Frühling. Sonntagmorgens.

Ein Handwerksburſche (geht des Wegs und ſingt):

*Mir träumt', ich flög' gar bange
Weit in die Welt hinaus,
Zu Straßburg durch alle Gaſſen,
Bis vor Feinsliebchens Haus.
Feinsliebchen iſt betrübt,
Als ich ſo flieg', und weint:
Wer dich ſo fliegen lehrt,
Das iſt der böſe Feind.
Feinsliebchen, was hilft hier lügen,
Da du doch Alles weißt:
Wer mich ſo fliegen lehrt,
Das iſt der böſe Geiſt.
Feinsliebchen weint und ſchreiet,
Daß ich am Schrei erwacht,
Da lieg' ich, ach! in Augsburg
Gefangen auf der Wacht.
Und Morgens muß ich hangen,
Feinslieb mich nicht mehr ruft,
Wohl morgen als ein Vogel
Schwank' ich in freier Luft.

(Er zieht vorüber.)

* Dieſes Lied nahmen die Herausgeber des Wunderhorns in den 2ten Band S. [illegible] ihrer Sammlung auf, es iſt aber kein altes Lied, ſondern von mir gedichtet.

Zwei Knaben (mit einem papiernen Drachen erſcheinen).

Erſter Knabe.

Jetzt weht der Wind! Das wird herrlich ſeyn!
Die Schnur iſt gar entſetzlich lange.
Soll ich ſpringen?

Zweiter Knabe.

Spring! (Für ſich)
Mir wird bange.
Der Drache fliegt in den Himmel hinein
Und ſtört die Engel im Geſange.

(Geht ab.)

(**Ein Handwerker** mit einem **Kinde** erſcheint).

Das Kind.

Aber die Vögel die pfeifen heut laut!
Sie ſpringen herum im Gras und im Kraut,
Sie fliegen hinaus in alle Welt!

Der Vater.

Närrchen! Drum iſt es Sonntag heut.

(Ein Schmetterling fliegt vorbei.)

Das Kind.

Ei! ei! das iſt ein prächtig Ding!

Der Vater.

Das iſt halt nichts, als ein Schmetterling.

Das Kind.

O Vater! wenn er mir's fing!

(Sie ſpringen dem Schmetterlinge nach. Ein Reiher kreiſt hoch in den Lüften.)

Der Todtengräber, ſeine Frau und ſeine Tochter Elsbeth.

Der Todtengräber.

Siehſt du den Reiher dort oben, Weib!
Blau wie der Himmel ſein Flügel,
Licht und Luft iſt der ſtolze Leib,
Ihm deucht die Erde ein Hügel.
Sieh an! ſo bodenlos und ohne Zügel,
Iſt einſt das Wagſtück mir gelungen, Weib!
Werd' ich auch angeſtaunt dort oben ſchweben.

Elsbeth.

Dies wär' bei Gott! mein lezter Zeitvertreib,
Halt's mit den Blumen, die im niedern Thale leben.

Der Mann.

Die Mücke darf zum Himmel ſich erheben,
Frei ſchwebt ſie auf und tanzt im Sonnenſtrahl,
Der Menſch nur ſoll gebannt in's niedre Thal
Mit Moos und Schwamm an Stein und Erde kleben?
Hum! ich probir's einmal!

(Strebt mit Armen und Beinen auf.)

Auf, ihr trägen Arme! plumpen Füße!
Wandelt euch in leichte, luſt'ge Schwingen!
Ja ſchon fühl' ich's, es wird gelingen! —
Vogelleben, wie biſt du ſo ſüße!

Das Weib (hält ihn am Rock).

Mann! du machſt mir wahrlich bange!
So was gehört in das Narrenhaus!

(Für ſich)

Weh! o Weh! ich bemerk' es ſchon lange,
Er ſieht immer mehr wie ein Vogel aus.

Elsbeth.

Da ein Veilchen! dort ein Schlüſſelblümchen!
Blumen! Blumen!

(Pflückt ſie ab und windet Kränze.)

Nachbar Schmied (erſcheint).

Der Todtengräber.

Seht ihr den Reiher dort oben?

Der Schmied.

Wie! ein Reiher? ich glaubte ihr ſeyd's, drum kam ich heraus; hätt' ich das gewuſt, hum!

Der Todtengräber.

Nachbar! ihr werdet nicht lange mehr ſchwatzen, ein paar Kunſtgriffe noch — — und — —

Der Schmied.

Die Flügel ſind fertig — aber ob ſie fliegen? Gott ſegne euch das Fliegen! Mich hat's noch keinen Augenblick gelüſtet. Ich mag das Springen nicht, wie könnt' ich gar wohl das Fliegen wünſchen. Mir wird's ſchwindelig und weh, wenn der Perrückenmacher, wißt ihr, der dürre Kerl, mit ſeinen Rockflügeln um meine Hausecke hinumfliegt, und der Barbier eben ſo flugfertig ihm entgegen ſtürzt. Die Kerls brechen noch Hals und Bein, und anders wird's euch auch nicht ergehen.

Der Todtengräber.

O Schmied! wie ſchwazt ihr!

Der Schmied.

Ja! wie ſchwazt ihr! wie ſchwazt ihr! Das iſt ſtets eure Antwort, was anders hört man euch nie ſagen.

Der Todtengräber.

Mit euch über eine ſolche Sache zu ſprechen, iſt Thorheit.

Der Schmied.

Und doch ſeyd ihr ſtets der erſte, der davon anfängt.

Elsbeth.

Weh! ihr vertretet die ſchönſten Blumen.

(Hängt Kränze an die Kreuze auf.)

Der Todtengräber.

Jetzt ſinkt der Reiher, ſeht! wie ein fallender Stern.

Der Schmied.

Schon wieder vom Fliegen und immer vom Fliegen! Es iſt wahr, an den Vögeln läßt das Fliegen nicht übel. Doch, euch geſagt, bin ich der Meinung, daß es unter ihnen nur ſo eine dumme Mode ſey. Sie haben ja zwei Beine, warum denn fliegen? Es iſt ſo eine Art reiten, fahren — ein Luxus, den die Vornehmen unter ihnen eingeführt, die Adler, die Falken, die Habichte. Man kann es daraus auch klar ſehen, daß das gemeine Federvieh, die Enten, die Gänſe und die Hühner nicht fliegen. Nachbar! laßt das Ding bleiben, höchſtens würdet ihr ein plumper Hirſchkäfer.

Der Todtengräber.

Ich ſpreche hierüber mit euch nicht.

Der Schmied.

Hum! ha! ha! ihr brachtet nichts, ihr bringet nichts heraus und ſtudirt ſchon Jahre lang, und wurdet ein Narr darüber, das iſt's!

Der Todtengräber.

Ich fliege, ſag' ich euch; ihr aber könnt, ein Wurm,
Geruhig an der Erde kleben bleiben!
Der Wetterwolke gleich heb' auf mich, wilder Sturm!
Mich bodenlos in's blaue All zu treiben.

Der Schmied.

Da müßtet ihr euch dem Teufel nur verſchreiben.

Der Todtengräber.

Die Red', Gevatter! iſt ſo übel nicht.

Der Schmied.

Doch fliegt ihr nur, bis euch der Teufel die Flügel bricht.

Das Weib (zum Schmied).

Ihr habt die Schuld, daß er ſo ſündlich ſpricht.

Elsbeth.

Vergißmeinnicht!

(Pflückt die Blume ab.)

(Alle gehen, außer dem **Schmied**, in die Wohnung. Ein junger **Gärtner** erſcheint.)

Der Schmied.

Denkt! dem Gevatter iſt es mit ſeinem Fliegen völlig Ernſt, da ging er ſo eben ganz zornig hinein, weil ich ihm ſagte: es komme nie was bei der Sache heraus.

Der Gärtner.

Laßt ihn machen! erfindet er's, ſo iſt es eine ſchöne Kunſt, und wenn er auch Hab' und Gut dabei einbüßt; viel hat er doch nicht.

Der Schmied.

Und findet er's nicht? — —

Der Gärtner.

So hat er die Zeit, beim Himmel! nicht übel angewandt.

Der Schmied.

So!

Der Gärtner.

Jezt ſieht er die Vögel, die Schmetterlinge luſtig im Blauen fliegen, jezt treibt, jezt wogt Alles im Mai, und da treibt's ihn hinaus; er war von jeher kein gemeiner Menſch.

Der Schmied.

Er war immer tiefſinnig und nachdenklich, und ein verdammter Brauskopf.

(Geht in die Wohnung des Todtengräbers.)

Der Gärtner.

Ja! der Frühling iſt doch ein ſonderbarer Kerl, ein Kerl wie der Wein, und könnt' einen in's Narrenhaus bringen.

(**Poet Blumenſtengel** ſteht in der Ferne.)

Seht da! ſeht da! Dichter Blumenſtengel, wie er da ſteht! ganz verzückt! was gilt's, der meint, er ſey eine Blume? Geh' ich hinter dieſen Roſenbuſch, um den Blumenſtengel zu belauſchen.

(Er verbirgt ſich.)

Der Poet.

Ha! wie iſt mir doch zu Muthe
Jezt in dieſen Frühlingszeiten!
Fühl' ich nicht in meinem Blute
Wunderbares Sehnen, Streiten,

Duften, Singen, Grünen, Blühn,
Himmel golden, purpurn, blau,
Roſen, Lilien auf der Au.
Aber auf in ferne Weiten
Treibt's mich wie den Blüthenſtamm,
Zweige meine Arme breiten
Sich gen Himmel wunderſam.
Meine Füße nimmer ſchreiten,
Wurzeln in die warme Erde,
Und nun iſt's nicht zu beſtreiten,
Daß ich ſelbſt zur Blume werde.

(**Der Gärtner**, der ihn belauſcht, tritt hervor.)

Der Gärtner.

Gott willkommen, mein Vielgeliebter! wollt ihr des ſchönen Abends genießen, der Düfte von Blumen und Kräutern — — aber — — wie ſeht ihr aus! Himmel!

Der Poet.

Ja! und wie iſt mir!

Der Gärtner.

Ihr ſeht ganz wunderbar aus, grün, gelb, und kommt mir vor, wie — eine Sonnenblume.

Der Poet.

Ja! und ſo iſt mir!

Der Gärtner.

Und wie iſt es euch denn, Vielgeliebter?

Der Poet.

Weh! o weh! daß ihr nicht fühlen
Könnet, was wir Blumen fühlen!
Unbeſchreiblich Hoffen, Sehnen,

Breitet aus die zarten Zweige,
Blauen Aether zu umfangen,
Leiden, fühlen, ſinnig blicken,
Duften, blühen, ſtummes Singen —
Doch ihr verſteht nichts von all' den Dingen.

Der Gärtner.

Ich merke, daß euch die Verwandlung ſehr angreift.

Der Poet.

Aber, Vortrefflichſter, ich bitte, riecht einmal: denn nun glaub' ich, entwickelt ſich der Duft oder die Sehnſucht.

(Er ſtrebt mit Armen und Beinen empor.)

Der Gärtner.

Euer Geruch iſt noch ſehr unbeſtimmt, und faſt der einer Tulpe.

Der Poet.

Aber dieſer garſtige Käfer! wie er auf mich zufliegt.

(Er macht Bewegung.)

Der Gärtner.

Ich bitt' euch, bleibt ruhig, ſonſt reißt ihr die zarten Wurzeln aus: denn ihr müßt denken, daß ihr noch nicht ganz Blume ſeyd.

Der Poet.

Da habt ihr Recht, Vortrefflichſter! Doch ſtehe ich ſchon ziemlich lange. Geht und ſagt meiner Geliebten, daß ich eine Blume ſey.

Der Gärtner.

Aber wie? wenn ich euch in dieſen hölzernen Topf verſezte, da könntet ihr zu eurer Geliebten getragen werden, ſie würde euch vor der großen Sonnenhitze bewahren, ſie würde eurer mit ſorgſamen Händen pflegen, und ihr würdet ihr allein all' eure Düfte ſenden.

Der Poet.

O Allerſüßeſter! dafür werd' ich euch noch als Blume dankbar ſeyn.

Der Gärtner.

Wohlan! ſo laßt euch kunſtgerecht in dieſen Topf verſetzen.

(Er wird in den Topf verſetzt und weggetragen.)

Die Scene wechſelt.

Todtengräbers Wohnung. Derſelbe arbeitet an ein Paar Flügeln.

Nachbar Schmied.

Die Frau.

Mit deinem ewigen Flügelmachen
Verdirbſt du wahrlich die beſten Stunden,
Und am End' iſt doch nichts gefunden.

Der Todtengräber.

Deiner Thorheit muß ich lachen.

Der Schmied.

Nachbar! ich bitt' euch, laßt die Sachen!
Daraus wird in Ewigkeit nichts —
Seyd ihr am höchſten, was gilt's, ſo bricht's,
Und dann liegt ihr in einer Lache,
Wißt ihr, Nachbar, wie geſtern der Drache?

Der Todtengräber.

Freund! ihr verſteht nichts von der Sache.

Der Schmied.

Wißt ihr, Nachbar, was ich mache?

(Leiſe zu ihm:)

Gold, Freundchen! mit dem fliegt man weit,
Den Stein der Weiſen find' ich wahrſcheinlich noch heut;
Dann könnt ihr in den Lüften ſchnaufen,
Könnt Sonnenſchein und Mondſchein ſaufen,
Als Adler oder Papagei
Durchfliegen aller Himmel Himmel.
Das iſt mir einerlei!
Ihr bleibt bei all' dem mager wie mein Schimmel.

Der Todtengräber.

Im Strahl der Sonne,
Im Schein des Mondes, in der Stern' Gefunkel,
Da ſuch' mein Gold ich, ſel'ge Wonne!
Wird's rings auf Erden dunkel,
Werf' ich um mich mein ſeltſames Gefieder,
Und ſchwing' mich über meiner Gräber Hügel,
Ein Luftgeſpenſt auf kühnem Flügel,
Singend ein Lied aus dunkeln Lüften nieder.

Die Frau.

Bei ſolchen Reden zittern mir die Glieder.

Der Todtengräber.

O ſchwache Blume du! wie ſprichſt du wieder?

(Er tritt an das Fenſter.)

Da blick' hinaus und ſieh mich frei und fröhlich ſchweben,
Im himmelblauen Tag, wo nichts mich kann umſchließen,

Den Lüften, den Sternen gegeben —
Es liegt die Welt, wie klein! zu meinen Füßen.
Sie breiten wohl die Arme nach mir aus,
Die Männlein da, erſtaunt ob meinem Flug,
Doch bleiben feſt ſie, jenen hält ein Haus,
Den eine Scheune, den ein Ochs, ein Pflug,
Ich aber werfe meinen lezten Heller,
Mich zu erleichtern, ſtolz auf ſie hinab,
Und fliege himmelauf noch ſchneller.

(Geht ab.)

Die Frau.

Mir aber, bitt' ich! grab' vorerſt mein Grab.

(Sie weint.)

Der Schmied.

Laßt es euch nicht Angſt ſeyn, liebe Frau! er findet's nicht! (Für ſich) Und mit dem lezten Heller iſt's auch nicht ſo richtig, der iſt, glaub' ich, ſchon lang weggeworfen. Die Vorhänge von den Bettſtellen weg, Alles fort! nur noch ein Stuhl.

Die Frau.

O ihr kennt ihn nicht! ihr kennt nicht ſeine Leidenſchaft! Alles, alles verſucht er!

Seit einigen Nächten geht er immer auf ſeinem Kirchhofe draußen herum, er hat gar keine Ruhe mehr. Und ſchläft er auch einmal ermattet ein, ſo muß es ihm immer im Traume ſeyn, als flöge er.

Alle Morgen ſagt er: „Heute, Weib! bin ich im Traume geflogen, und es wird, es muß noch zur Wirklichkeit werden.“ Geſtern Morgen ſagte er: „O dieſe

Nacht! wie war ich doch ſo ſelig! Ich ging in den Straßen, da waren eine Menge Leute, unter die miſchte ich mich, und ging als hinter ihnen her. Plötzlich aber ſchlug ich einem Herrn von hinten auf die Schulter, er ſchaute herum und — huſch! flog ich in der blauen Luft von dannen. Da ſahen alle Leute mir nach und ſchrien und ſtaunten, und wußten nicht wie das geſchah.“

Heute Morgen aber ſprach er: „dieſe Nacht flog ich mit einem Todtengerippe dem Monde zu.“

Seht! das verräth doch böſes Blut und — ihr müßt mich nicht auslachen — mit ihm treibt doch zulezt noch der Teufel ſein Spiel.

Der Schmied.

Hum!

Die Frau (ſteht auf).

Sezt euch Nachbar!

(Der Schmied ſchaut ſich nach einem Stuhle um.)

Der Schmied.

Und ihr?

Die Frau.

O läg' ich im Grabe!

Die Scene wechſelt.

(Kirchhof.)

Der Gärtner mit dem Dichter im Blumentopfe.

Der Gärtner.

Steht feſt! ſteht feſt! ihr ſeyd aber auch verdammt ſchwer! Kaum reichen meine Kräfte zu, euch in die

Wohnung eurer Geliebten, der ſchönen Elsbeth, zu bringen.

Der Poet.

Ach! das macht das Wurzelfaſſen
Streben in der Erde Gründe,
Daß auch ſie mich Blume finde,
Sagt mir, bin ich noch erblaſſet?
Fühl' zwar noch dies ſingend Leben,
Heiße Inbrunſt nach dem Waſſer,
Ihr zu blühn zum ew'gen Ruhme
Fühl' ich nie gefühltes Streben —
Riech' ich noch wie eine Blume?
O ſagt's!

Der Gärtner (riecht an ihm und nieſt).

O! das iſt ein verdammter Streich — ihr wurdet eine Tabaksſtaude.

Der Poet (will ſich aus der Wurzel reißen).

Weh! weh! gemeines Gewächs!

Der Gärtner.

Bleibt ruhig, ich ſcherzte nur — ihr wurdet ein Zuckerrohr.

Der Poet.

Luxuspflanze! (Er will heraus.)

Der Gärtner.

Nein! hört's! ihr ſeyd eine vollkommene Sonnenblume! euer Kopf, die herrliche Knoſpe, hat ſich gar lieblich entfaltet. Aber bewegt euch nicht, ſonſt geht Alles verloren.

Nur ſtille! nur duldſam wie die Blumen! Da! hübſch links gegen die untergehende Sonne unverwandt geſchaut: denn ſo machen es die rechten Sonnenblumen.

Der Poet.

Bin ich denn keine rechte? —

Der Gärtner.

Ruhig! (Für ſich:) Will ihn bald zum Verſtand bringen.

(Er holt eine Kufe mit Waſſer, während der Dichter unverwandt zur Sonne ſchaut, und begießt ihn.)

Der Dichter

(ſpringt aus dem Topfe und ſchreit):

Verruchter Kerl! weh!

Der Gärtner.

Halt, Sonnenblume! Halt, Sonnenblume!

(Elsbeth kömmt.)

Elsbeth.

Welch entſetzlich Geſchrei!

Der Gärtner.

Weh! weh! ſeht da! ach meine Sonnenblume — — Da ſpringt ſie!

Die ſchönſte Blume, die ich euch bringen wollte, iſt, als ich im Begriff war, ſie euch in das Zimmer zu tragen, mir aus dem Topfe entſprungen.

Elsbeth.

Der Dichter Blumenſtengel?

Der Gärtner.

Eben der.

Elsbeth.

O laßt den laufen!

(Sie umarmt den Gärtner.)

(Der Vorhang fällt.)

Harfenſpiel.

Neuer Aufzug.

Kirchhof. Mitternacht.

(Zwei Gerippe erſcheinen.)

Erſtes Gerippe.

Liebſt du mich nun.

Zweites Gerippe.

Ob ich dich liebe? Frage!

Erſtes Gerippe.

Nun ſind wir gänzlich ja einander gleich.

Zweites Gerippe.

Ich habe dich, ich hab' mein Himmelreich,
Und ſchlaf' von dir umarmt ſüß bis zum jüngſten Tage.

Erſtes Gerippe.

Siehſt du die Blümlein dort auf deiner Grabesſtätte?
Die hab ich dir gepflanzt, mit Thränen oft benetzt.

Zweites Gerippe.

Drum ruht' ich auch ſo ſüß in meinem Bette!

Erſtes Gerippe.

O Liebe! komm' in meine Arme jetzt!
Nichts kann uns trennen, eng und feſt umfangen
Vom Grabeshügel, einem Herzen warm,

Laß uns nun wonnig ſchlummern Arm in Arm;
So Leben endlich wir im Tod erlangen!

(Sie verſinken in ein Grab.)

(**Der Todtengräber** mit Flügeln erſcheint.)

Der Todtengräber.

Mitternacht ſchrie die Wacht,
Nun laßt euch erproben, ihr lieben Schwingen!
Zwar ſtürmiſch und wild iſt die Nacht,
Doch wird es, doch muß es gelingen!
Der Mond fliegt am Himmel dahin,
Es fliegen die Wolken, die Sterne —
Auf! auf! in die heilige Ferne!

(Er ſtrebt mit den Flügeln auf und ſinkt wieder zurück.)

(**Der böſe Geiſt** erſcheint.)

Der Geiſt.

Halt, Menſchlein! halt! umſonſt iſt dein Bemühn!
Nie tragen dich die ſelbſtgemachten Schwingen.
Verſchreib' dich mir, dem Meiſter aller Kunſt,
Und thu' ein Werk ſo würdig meiner Gunſt,
Dann könnt' ein ſolches Wagſtück dir gelingen.

Der Todtengräber.

Fort, Nachtgeſpenſt aus eitlem Höllendunſt!

(**Der böſe Geiſt** verſchwindet.)

Der Todtengräber.

Ja! ja! ich war von Sinnen — —

(Rafft ſich auf.)

Aufgeſtrebt! auf! nun muß es oder nimmer!
Auf, Sturmwind! führ' mich dahin!
Empfangt mich, ihr Wolken, ihr Sterne,

Du Mondlicht! — —
Weh! ich ſinke — —
Wohlan! euch ruf' ich an, ihr Geiſter der Nacht,
Euch, denen all' die Opfer ich gebracht,
Dir ruf' ich, der du zu helfen verſprachſt,
Teufel, erſchein'!

(**Der böſe Geiſt** erſcheint.)

Der Geiſt.

Gelöst ſoll dir das große Räthſel ſeyn,
Dem Vogel gleich in Lüften frei zu ſchweben,
Wirſt blindlings du nach meinem Willen leben.

Der Todtengräber.

König der Nacht! dir ſey ich ganz gegeben!

(Der Vorhang fällt.)

Harfenſpiel.

Neuer Aufzug.

Zwiſchenſpiel.

Wilde Waldgegend. Ein dunkelblauer See.

(**Der Tod** ſteigt aus dem See.)

Der Tod.

Bei Gerippen, Leichen, Schlangen,
In des alten Seees Tiefen,
Lauſch' verborgen ich ſchon lange,
Bleicher Geiſt geheimer Mächte,

Daß ich meine Opfer fange.
Und die hier vorüber liefen,
All' noch faßte meine Rechte,
Niederziehend in die Tiefen.

(Sinkt in den See.)

(**Ein Mönch** erſcheint.)

Der Mönch.

Leb' ich doch ſchon lange Jahre
Da in dieſem Kloſter neben,
Doch noch nie hab' ich gewahret
Dieſen See als jezt ſo eben.
Seht! dort ſeh' ich's aufwärts ſtreben.
Muß im Nachen näher fahren:
Denn da muß es Fiſche geben.

Der Tod (ſteigt aus dem See und faßt ihn).
Fort zur Hölle, ſündlich Leben!

(Sinkt mit ihm in den See.)

(**Ein Jäger** erſcheint.)

Der Jäger.

Ei, ein See! daß dich der Teufel!
Hab' ich den doch nie geſehen!
Da gibt's Enten ohne Zweifel,
Muß hier auf die Lauer ſtehen —
Still! dort ſchwimmen! näher ſchnelle!
Wart, du ſollſt mir nicht entgehen!

Der Tod (ſteigt aus dem See und faßt ihn).
Sündlich Leben, fort zur Hölle!

(Sinkt mit ihm in den See.)

(Ein König erſcheint.)

Der König.

Kam auf unbekannte Wege,
Hört' kein Hüfthorn mehr erklingen! —
Daß allhier ein See gelegen,
Hört' ich nie, der ſoll bald ſchwinden:
Denn hier iſt die ſchönſte Stelle
Für ein Luſtſchloß, ſo zu finden.

Der Tod (ſteigt aus dem See und faßt ihn).

Sündlich Leben, fort zur Hölle!

(Sinkt mit ihm in den See.)

(Ein Mädchen erſcheint.)

Das Mädchen.

Ei! ein blauer See! wie ſtille!
Der iſt lieblich anzuſchauen!
Blumen gibt es da die Fülle!
Will allhier ein Hüttchen bauen.
Aber ſehet, dort im Blauen
Schwimmt ein Röslein auf der Welle;
Will es fiſchen, darf ich trauen?

Der Tod (ſteigt aus dem See und faßt ſie).

Sündlich Leben, fort zur Hölle!

(Sinkt mit ihr in den See.)

(Der Vorhang fällt.)

Harfenſpiel.

Zweiter Akt.

Kirchhof. Morgen.

Elsbeth und **der Gärtner** (vor einem Blumenbeete, worauf die Blumen einen Namen bilden.)

Der Gärtner.

Ihr liebt die Dichter doch, geſteht es frei?

Elsbeth.

Dichter und Gärtner, das iſt ja einerlei!
Am Abend ſtreutet ihr die zarten Samen,
Es ſchien die warme Morgenſonn' darauf,
Da gingen ſie, die ſüßen Lieder, auf.
Die nennen meinen, ſo wie euren Namen.

Der Gärtner.

Ja wohl! es gibt kein lieblicher Gedicht,
Als eine Blume, die ein gutes Mädchen bricht.

Elsbeth (ordnet die Blumentöpfe).

Hieher die Roſen! hieher die Narciſſen!
Die Lilien, die ſenken ſchon ihr Haupt —
Vor allen Blumen möcht' ich die nicht miſſen.

Der Gärtner.

Doch ſcheinen ſie im Blühen ſchon entlaubt.

Elsbeth.

Ihr Leben iſt ein ſtetes Verblühn —

Der Gärtner.

Iſt Liebe.

Elsbeth.

Aber die Roſen, ſeht an,
Die ſind doch beliebt bei Jedermann!
Warum?

Der Gärtner.

Weil ſie für alle freudig glühn,
Gleichgültig ihnen, wer ſie bricht.

Elsbeth.

Die Roſen ſind Frauen —

Der Gärtner.

Und die lieben nicht.

(**Die Frau** erſcheint.)

Die Frau (für ſich).

Wie kam er doch ſo ganz zerſtört nach Haus!
Bleich, abgemattet, ſchrecklich ſah er aus;
Gleich einem Vogel, den ein Sturm verſchlug,
Und ihn in einer Nacht vom Süd- zum Nordpol trug.
Lang ſtund er ſtill, antwortend keinen Fragen,
Doch endlich ſprang er auf, und fiel mir um den Leib,
Und ſprach mit Thränen: ſterbe, gutes Weib!
Da brach ich aus in Schluchzen und in Klagen. —
Was er dann ſagte, ach! ich kann es nicht nachſagen —
Doch fühl' ich's tief, ja ſüß iſt mir der Tod,
Seit er mir jenen Kuß der ew'gen Brautnacht bot.

Elsbeth (tritt näher).

Liebe Mutter! was ſprachet ihr da?

Die Frau.

Ich ſprach nichts.

Elsbeth.

O, liebe Mutter! laßt ihn bei ſeinen Todten, kommt zu uns zu dieſen Blumen! Seht nur, wie ſie duften, wie ſie blühen! es iſt eine Freude, ſie anzuſehen!

(Bricht Blumen ab.)

Dieſe Roſe, ſeht nur, Mutter! die hab' ich euch gepflückt. Dieſen Stern, Gärtner! geb' ich euch, den Rosmarin — will ich für mich behalten.

(Sie theilt die Blumen aus.)

Kommt, laßt es euch nicht bange ſeyn, Mutter! Seht nur die Blumen an, und ihr müßt euch freuen! — Vater will nichts von Blumen. — —

Der Gärtner.

Wo iſt euer Mann?

Die Frau.

Vier Tage lang war er nicht mehr zu ſehen. Nachbarn erzählten, daß ſie ihn einmal im fernen Walde geſehen am ſchwarzen See ſitzend. Einige, die ihm nicht wohl wollen, flüſtern einander zu, daß ſie geſehen hätten, wie er nächtlich, vom Kirchhofe aus, über die Berge hingeflogen ſey, und daß ihn dies der böſe Feind gelehrt.

Geſtern in der Nacht, ich lag in Thränen auf meinem Lager, Elsbeth ſchlief ruhig, ſtand er auf einmal vor mir, mit langem, bleichen Angeſicht, zerſtört, die Haare wild unter einander geworfen. Der Mond ſchien durch das kleine Fenſter. Lieber Mann! ſprach ich; er aber gab keiner Rede Antwort, als wär' es ſein bleicher Schatten. Mit hohler Stimme, lang und langſam, ſprach er endlich: „Sterbe, gutes Weib!“ und mit dieſen Worten drückte er mir einen Kuß auf die Lippen, kalt, daß ich ihn noch fühle.

Die Glocke ſchlug Mitternacht, und ich ſah ihn nicht mehr.

Dieſen Morgen fand ich, daß er fern dort an jener Ecke zwei Gräber gegraben.

Der Gärtner.

Wer ſtarb?

Die Frau.

Niemand!

Der Gärtner.

Seltſam! doch iſt er bloß von Sinnen.

Elsbeth.

Ich lag im Traum in einem Bett voll Blumen,
Doch keine Sonne ſchien, ich war der Sonnenſtrahl.

Die Frau.

Ich wandelte mit dir durch ein gar finſter Thal,
Da ſtanden ſtatt der Sterne ob uns Blumen.

Elsbeth.

Blumen! o Blumen! die heilen jeden Schmerz!

Der Gärtner.

Drum drückt man ſo ein Kind gern an das wunde Herz.

Elsbeth.

Der Stern, den ich euch gab, iſt abgefallen, ſeht!

Der Gärtner.
Er iſt erloſchen, weil die Sonn' zu nah' ihm ſteht.
(Der Vorhang fällt.)
Harfenſpiel.

Neuer Aufzug.

Kirchhof. Nacht.

Der Todtengräber (geht mit langen Schritten auf den Hügeln hin und her, endlich bleibt er vor zwei geöffneten Gräbern ſtehen).

Einziehen mit euch durch dieſe ſtille Pforte?
Weh! dürft' ich, weh! der Hölle ſchwarzer Wächter
Peitſcht mitleidslos am Eingang mich zurück.
Ein ſollt ihr zieh'n in Lieb', durch mich geleitet,
Ich aber, blutbeſprizt, den ſchwarzen Geiſt zur Seite,
Schweif' heimatlos im weiten Reich der Luft. —
(Zieht ein Meſſer und ſchleift es an einem Grabſteine. Fährt auf.)
Es war mein Wille! — und es ſoll geſchehen!
König der Nacht! dir ſey, was ich gelobet!
(Pauſe.)
Und wer? — — wer blieb mir noch im weiten Raum der Welt?
Eltern? da ſchlummern ſie, ringsum die Freunde,
Zwei blieben noch — — die forderte die Hölle!
Und ich, ich bin ihr Werkzeug! — —
(Stampft auf die Erde.)

Sarg iſt auf Sarg gethürmt, Geripp' ſteht auf Gerippe,
Euch all' hab' ich zur Ruh' gebracht, und ich,
Ich darf nicht ruhn!! — — —
Als hätte rings der Erde weiter Grund
Für mich nicht Raum mehr, angefüllt mit Leichen,
Als wär's hier oben ringsum ſtumm und leer —
Und hätten ſie, indeß ich träumend ſchweifte,
Den Freudenſaal da unten voll gefüllt, —
Als hätte mich die Erde, eine Leiche,
Im grimmen Haſſe wieder ausgeworfen,
So iſt's mir, ſo!

(Die Glocke ſchlägt Mitternacht.)

Die Hölle ruft: ich komme!

(Er ſtürzt mit dem Meſſer in das Haus.)

(Ein Grabhügel wirft ſich auf, aus ihm erhebt ſich langſam ein **Gerippe** und ruft):

Weh! weh! weh! dreimal weh! daß ich dich geboren!!

(Verſinkt wieder in das Grab.)

(Der Vorhang fällt.)

Harfenſpiel.

Neuer Aufzug.

Kirchhof. Morgen.

(Der junge **Gärtner** kommt mit Blumen und ſchüttet ſie auf einen Hügel.)

Gewaltſam abgepflückt liegſt nun hier unten du,
Stundeſt ein Stern in wolkenloſer Ruh,

Warſt eine Blume, die dem Gärtner ſich vertraut,
Der, wenn ſchon Alles ruht, noch liebend nach ihr ſchaut.
(Pauſe.)

Hör's, Elſe, die im mondgewebten Kleide
Dahin flog einſt, ein Bild von Liebesſchmerz und Freude,
Hör's, ſeltſam Kind! ſo wunderſamer Art,
Als in dem dunklen Schooß ein ſtilles Meer bewahrt,
Hör's, Heil'genbild! hör's, liebevolle Braut!
Denkſt du noch mein? — Wohl dir! hör'ſt keiner Klage
Laut.
Alle Blumen wollten zu dir, all' brach ich ab,
Mag ihrer nicht am fremden Orte warten!
Will keinen andern Garten,
Geliebte! als dein Grab! — (Geht ab.)

(Eine Menge Volk erſcheint und beſchaut die Gräber.)

Eine Stimme.

Hier liegen ſie nebeneinander, er hat ihre Gräber ſelbſt gegraben.

Eine andere Stimme.

Hier liegt die Frau und dort die Tochter.

Ein Handwerksburſche (ſingt).

Mir träumt' ich flog' gar bange,
Weit in die Welt hinaus,
Zu Straßburg durch alle Gaſſen,
Bis vor Feinsliebchens Haus.
Tralirala! Tralirala!

Ein Bürgersmann.

Ach! der arme Mann! er war doch nicht ſo ſchlimm, und das gute Weib!

Ein Handwerksburſche.

Nun fliegt er ja! ſo geht's!

Eine Frau.

Ich konnte es nicht mit anſehen, nein! als ſie ihn die Leiter hinaufführten, da wandte ich das Geſicht!

Ein Bürger.

Aber er war doch ein Verbrecher, er hat Frau und Kind erſtochen.

Handwerksburſche.

Feinsliebchen iſt betrübt,
Als ich ſo flieg, und weint:
Wer dich ſo fliegen lehrt,
Das iſt der böſe Feind.
Tralirumla! Tralirumla!

Ein Bürger.

Warum hat er ſich aber auch alsbald ſelbſt der Gerechtigkeit ausgeliefert? Noch Alles hätte er vertuſchen können. Er habe Frau und Kind aus Liebe ermordet, ſprach er vor dem Gericht. Wahnſinn! —

Handwerksburſche.

Feinsliebchen weint und ſchreit,
Daß ich am Schrei erwacht';
Da lieg' ich, ach! in Augsburg
Gefangen auf der Wacht.
Tralirumla! Tralirumla!

Der Schmied.

Die Hand hat er mir noch gedrückt und hat geſprochen: Freund Schmied! ſagt Allen, daß es mein Wille, und daß ich's bei geſundem Verſtande gethan; auch daß ich oft geſehn, daß endlich Alles ſo enden müſſe. Er wollte noch etwas ſagen, da ſchlugen ſie die Trommeln. O mein Nachbar! mein lieber Nachbar!

Ein Gerichtsdiener.

Ja, ein ſchöner Kerl! fort! fort von dieſen Gräbern!

Der Schmied.

Ein Kerl? Mein Freund, ſag' ich, war er, kein Kerl und kein Verbrecher! und tauſend Kerle, ſag' ich euch, ſtanden da, und ſahen an den Galgen hinauf, — alle hätten mit mehr Recht als der vom Galgen herunter ſehen ſollen.

Der Amtmann.

Meint er die Geſetze?

Der Schmied.

Wie er will!

Der Amtmann.

Gerichtsdiener! führt ihn ab! durchſucht ſein Haus; es iſt ein Goldmacher und Falſchmünzer.

Handwerksburſche.

Und morgen muß ich hangen,
Feinslieb mich nicht mehr ruft,
Wohl morgen als ein Vogel
Schwank' ich in freier Luft.

(Der Vorhang fällt.)

Dritte Schattenreihe.

Erste Vorſtellung.

Das Spiel war geendet. Die Studenten zogen unter beſtändigem Singen: „Tralirala! Tralirala!“ hinaus, und das gebildete Publikum ſchlich ſich mit verbiſſener Wuth, unter beſtändigem Murmeln, welches wie ein Tremulant lautete, hintennach. Rache ſchnaubend warf ſich das gebildete Publikum in ſeine Wägen und auf ſeine Pferde, und in einer Zeit von zwei Stunden war zwei Stunden im Umkreiſe kein Mann von Geſchmack mehr zu ſchmecken.

Darüber war der Mond außerordentlich vergnügt; er kam eigentlich näher herab, und ward daher größer, auch die Nachtigallen, welche ſich vor den kritiſirenden Zeitungsſchreibern und Correſpondenten ſeit einigen Tagen ſchüchtern verſteckt hatten, kamen an's Mondlicht, und fingen alsbald ihre Volkslieder wieder zu ſingen an.

Die Grillen und Grashüpfer zirpten nach Herzensluſt wieder aus den Ehrenpreisſtengeln, Schlüſſel- und Gänſeblumen am Wege, und auch die Brunnen, Quellen und Waſſerfälle, welche aus Angſt, ſie möchten von einem correſpondirenden Reiſenden von Geſchmack aufgeſpürt und beſchrieben werden, ſchon ſeit drei Tagen den Athem angehalten hatten, ſchnauften, ſprangen und muſicirten wieder in aller Liebe.

Die Studenten aber ließen, das Feſt ihres Triumphes zu feiern, den blinden Dorfpfeifer holen, und tanzten mit den Schauſpielerinnen und den Stall- und Feldmädchen im Mond- und Fackelſcheine unter den Linden des Wirthshauſes.

Zweite Vorstellung.

Bald theilte ſich die Geſellſchaft in Partien; einige ſezten ſich an die runden Tiſche unter die Linden zum Wein und Geſang; andere tanzten, noch andere aber gingen Arm in Arm am grünen Ufer in Lieb' ſpazieren. Ich ging allein den Fluß entlang.

Unzählig viel Sterne ſtanden am Himmel; auch ſtand der Mond da, und ſah in den Spiegel des Fluſſes; von manchem fernen Berge aber ſchimmerte das Fenſter einer Kirche oder einer Burg in's Thal her.

Mit dumpfem Nachhall brachen ſich die Wellen des Fluſſes an den felſigen Ufern. Nach und nach erloſchen die fernen Stimmen; nur Holders klagender Ruf ſcholl noch in's Thal hinab. Er hatte ſich an's Gitter ſeines Fenſters geſtellt, und rief die vorüberziehenden Wolken um Hülfe an.

Endlich ſchwieg auch dieſer.

Ich vernahm den Klang einer Harfe, die mit Geſang begleitet wurde. Ich ſah den Fluß hinauf, da war es mir im Scheine des Mondes, als ſchwemme eine Meerfrau mit einer Harfe ſingend daher.

Der Geſang kam immer näher; da erkannte ich, daß er von einem Schiffe kam, welches den Strom herſchwamm. Ich rief den Schiffern zu, zu landen: denn ich war feſt entſchloſſen, in dieſer ſchönen Nacht mit ihnen zu fahren.

Wir waren bald eins, — und ich holte in der Stille meine Reiſetaſche aus der Herberge. Eine blinde Harfnerin, welche einen Knaben zum Führer hatte, befand ſich auf dem Schiffe; ſie hatte im Sinne, auf einen benachbarten Jahrmarkt zu reiſen; auch waren noch mehrere Mädchen und Handwerksburſche auf dieſem Marktſchiffe.

Unter den Mädchen aber war eines, welches mir wegen ſeiner fremden Mundart und eigenen Weſens bald auffiel.

Es ſchien kein Landmädchen zu ſeyn, wie die andern; es war blau gekleidet, und hatte ein ſchwarzes Band um das lange goldene Haar und die hohe Stirne, und war, wie ich nachher erfuhr, von einer Inſel der Nordſee, kam mir auch nicht anders vor, als wie eine Meerfrau, ſo ungewöhnlicher Art war es.

Dritte Vorstellung.

Helle Wolken ſchwebten ob uns nördlich durch den Himmel, und vom Ruder gepeitſcht wogte der Strom in feurigen Kreiſen.

Mitten im Fluſſe erhob ſich jezt ein ſchmaler Felſen. „Auf dieſem Felſen,“ ſprach einer der Schiffer, „hat ſich einſt eine Jungfrau in weißem, glänzenden Kleide, als viele Menſchen am Ufer gingen, gezeigt; die trug ein Kind in den Armen, und hob es dreimal über die blaue Fläche hin. Da trat der Fluß aus ſeinen Ufern und befruchtete die ausgetrockneten Felder; darum hat man dem Felſen über der heiligen Jungfrau Maria eine Kapelle errichtet.“

Bald ging das Schiff ſtill hin, zwiſchen hohen Bergen, kein Fiſchlein rührte ſich, nur das Gebell der Wachhunde aus den Dörfern, oder das Läuten von einer fernen Kirche vernahm man.

Wenn von heiliger Kapelle
Abendglocke fromm erſchallet,
Stiller dann das Schiff auch wallet
Durch die himmelblaue Welle;
Dann ſinkt Schiffer betend nieder,
Und wie von dem Himmel helle
Blicken aus den Wogen wieder
Mond und Sterne.

Eines iſt dann Wolk' und Welle,
Und die Engel tragen gerne,
Umgewandelt zur Kapelle,
So ein Schiff durch Mond und Sterne.

Vierte Vorstellung.

Es war einem bald, als ſtünde das Schiff ſtill, das Ufer aber und was darauf, lief wie die gezogenen Bilder eines Schattenſpieles vorüber. Bald kam ein dunkler Felſen, darauf ſtand eine alte Burg, der Mond verbarg ſich hinter dem Thurme. Jezt trat er hervor, da warf der Thurm einen langen Schatten über den Berg hin. Der Felſen zog vorüber, es kam ein liebliches Thal, welches mit Tannen bewachſen war; nahe am Ufer ſtanden kleine Fiſcherhütten. Seht in dies Fenſter ſchnell! da ſaß ein altes Weib bei der Lampe, hatte eine Brille auf der Naſe, und ein großes Buch vor ſich liegen.

Die Hütten zogen vorüber; es kam eine Kapelle, dabei ſtand ein hohes Kreuz und ein Schöpfbrunnen; ein Schäflein aber, das ſich wohl verloren hatte, ſprang blöckend am Ufer hin.

Nun kam wieder ein einſames Haus, das ſtand recht wie im Mond; vier Tannen ſahen darüber her, auf das lange ſchwarze Dach ſah man mit weißen Ziegeln Drudenfüße gezeichnet; eine Leiter ragte oben zum Kamin heraus, und eine weiße Katze lief über das Dach hin.

„Das Weſen eines Daches," ſprach das fremde Mädchen zu mir, „gibt einem doch ſchon als Kind eine ganz ſonderbare Empfindung, die einem bis in das Alter bleibt.

„Da oben guckt der Kaminfeger heraus, und geht einſam die Katze hin und her, die ſchon in's Zauberreich gehört, oder Dienerin geheimer Mächte iſt.

„Bei Nachtzeit ſetzt das Käutzchen ſich auf das Dach, und ſein Todtenruf hallt ſchauerlich durch die Stille. Dann ſieht man auf ausgebreitetem Leichentuche einen Sarg über das Haus fliegen, und bald wallt dann ein Zug ſchwarzer Männer in langen Mänteln aus dem Hauſe, die tragen den Herrn des Hauſes zu Grabe.

„Oft ſieht man auch in ſtürmiſcher Nacht, wenn die Wetterfahnen klagend knarren, ein altes Weib auf einem Beſen über das Dach hinfahren; dann fallen die Ziegel praſſelnd nieder, und wecken den Wachhund im Hof.

„In einer verſchloſſenen Kammer da unter dem Dache, ſieh! blick' durch das Schlüſſelloch! da ſiehſt du ein ſonderbar gemaltes Bild, es iſt eine ſchneeweiß gekleidete Frau, mit hellem, gelbem Angeſicht, — ihre Augen ſind ſo ſchrecklich! Auch der Vater weiß nicht, woher dies Bild kam, es iſt uralt, und ſprach die Großmutter auf dem Todtenbette oft davon.

„Der Vater wagt nicht, dieſe Kammer zu eröffnen, wir ſollen es nicht ſehen, — aber ich ſchleiche mich oft leis und langſam die Treppe hinauf, und ſehe durch's Schlüſſelloch dies Bild an, bis es mir Angſt wird, dann ſpring' ich die Treppe hinab, und halte den Athem an. Einſtmals war mir, als winkte mir das Bild, es wollte auch ſprechen, aber konnte nicht; hu! wie flog ich die Treppe hinab. Es wird einem ſo ſonderlich zu Muthe da oben, aber ich bin doch gerne da.

„Sieh! da hängt auch ein Kleid vom Urgroßvater, und ein Paar große Stiefel mit Sporen, und ein langes Schwerdt!“

So ſprach das fremde Mädchen.

Fünfte Vorstellung.

Jezt aber kamen wieder große Felſen.

„Grüß dich Gott! grüß dich Gott!“ ſchrien die Schiffer; da wiederholte ein Echo die Worte: „Grüß dich Gott!“ vernehmlich.

„Echo! Echo! in dem Thal!
Grüß meinen Schatz viel tauſendmal!“

ſchrie ein Mühlknecht, welcher mit auf dem Schiffe; da antwortete das Echo „tauſendmal!“ gar deutlich. „Laßt uns die ſchöne Nacht nicht verſchlafen; wacht auf, ihr Mädchen!“ ſprach einer der Mitreiſenden, ein Jäger, „ihr müßt alle ſingen!“ Da erhoben ſich die faſt ſchlummernden Mädchen halb zürnend, halb lachend; auch war die blinde Harfnerin ſchon bereit, und ſtimmte ihre Harfe. „Wohlan! laßt uns alle ſingen!“ ſprach der Mühlknecht, „ein Reiſelied!“

„Nein! beſſer Lieder, die von der Nacht, von Flüſſen oder von dem Meere handeln, die muß man auf Schiffen ſingen,“ ſprach ein Schiffer. Da begann die Geſellſchaft unter dem Schlag der Ruder, mit Begleitung der Harfe, alſo:

Es war in des Maien mildem Glanz,
Da hielten die Jungfern von Tübingen Tanz.

Sie tanzten und tanzten wohl allzumal
Um eine Linde im grünen Thal.

Ein fremder Jüngling, in ſtolzem Kleid,
Sich wandte bald zu der ſchönſten Maid;

Er reicht' ihr dar die Hände zum Tanz,
Er ſezt' ihr auf's Haar einen meergrünen Kranz.

O Jüngling! warum iſt ſo kalt dein Arm?
In Neckars Tiefen, da iſt's nicht warm!

O Jüngling! warum iſt ſo bleich deine Hand?
In's Waſſer dringt nicht der Sonne Brand!

Er tanzt mit ihr von der Linde weit:
Laß, Jüngling! horch die Mutter mir ſchreit!

Er tanzt mit ihr den Neckar entlang;
Laß, Jüngling! weh! mir wird ſo bang!

Er faßt ſie feſt um den ſchlanken Leib:
Schön' Maid! du biſt des Waſſermanns Weib!

Er tanzt mit ihr in die Wellen hinein:
O Vater und o du Mutter mein!

Er führt ſie in einen kryſtallenen Saal.
Ade, ihr Schweſtern im grünen Thal!

„Nun laßt mich ein Lied von Liebe und Scheiden ſingen,“ ſprach die Harfnerin. Sie ſtimmte die Harfe, und ſie und der Knabe ſangen:

Was macht dir, Herzliebſter!
Die Wange ſo blaß!
Was macht dir das Auge
Von Thränen ſo naß!

O Liebchen! Herzliebchen!
Wohl iſt es mir weh;
Weit muß ich von hinnen,
Weit über die See!

Und mußt du von hinnen —
Dort über der See
Gibt's wohl noch ein Liebchen,
Herzliebſter! ade!

Es ſcheinen viel Sterne
Am Himmelsgezelt,
Doch keiner von allen
Wie Luna gefällt.

So nimm nur dies Ringlein
Von Golde ſo ſchwer!
Und wird es zu eng dir, —
So wirf's in das Meer!

So ſteck' nur dies Blümlein
An's klopfende Herz;
Und entfiel's dir nimmer,
Verging auch dein Schmerz.

Das Lied gefiel den Mädchen, und ſie verſuchten ſchon bei der dritten Strophe, es mit zu ſingen.

„Nun ſingt," ſprach der Mühlknecht, „das Lied vom Herrn von der Haide, alle im Chor, das hat gar eine wunderſame Melodie, und iſt auch ein Schifflied."

Das Mädchen ſtimmte die Harfe neu, und alle ſangen unter langſamem Schlage der Ruder dies Lied in tiefem Chor:

Sagt an, Herr von der Haide, ſagt!
Was ſoll dies weiße Kleid?
„Wohl auf der Höh', weh! auf ſteiler Höh'
„Steht mir ein Rad bereit.“

Sagt an, Herr von der Haide, ſagt!
Wo iſt denn euer Weib?
„Wohl auf der See, weh! auf weiter See!
„Schifft ſie zum Zeitvertreib.“

Man führt ihn unter Sang und Klang
Zu Bremen zum Thor hinaus,
Zwei Raben fliegen hinterher,
Zwei andre fliegen voraus.

„Hört an! o hört an, ihr Vögel ſchwarz,
„Da in der blauen Höh'!
„Seyd ihr von meinem Fleiſche ſatt,
„Erzählt's der Frau zur See!“ —

Leis ſtreicht das Schiff durch die grüne See,
Der Mond durch den Himmel blau,
Stolz blickt vom Verdeck mit ihrem Galan
Herrn von der Haidens Frau.

„Seht an! o ſeht an! die Vögel ſchwarz
„Da in der blauen Höh'!
„Sie ſinken auf Maſt und Segelſtang',
„Halt, Schiffer! mir wird ſo weh!“

Hurrah! huhu! ihr ſchwarzen Gäſt',
Auf Maſt und Segelſtang'!
Sie blicken ruhig, ſie ſitzen feſt.
„Halt, Schiffer! mir wird ſo bang!“

Der erſte läßt fallen ein Auge ſchwarz,
Der zweit' ein Fingerlein,
Der dritte läßt fallen eine Locke Haar,
Der vierte läßt fallen ein Bein.

Leis ſtreicht das Schiff durch die grüne See,
Der Mond durch den Himmel blau —
Todt liegt im Arme des Galans
Herrn von der Haidens Frau.

Sechste Vorstellung.

Es wehte kalte Morgenluft, die Schiffer zündeten ein Feuer an, und um daſſelbe ſetzten ſich die Mädchen. Das fremde Mädchen fing bald an, von dem Meere zu erzählen, von den großen Schiffen, von der Ebbe und Flut, und den Seemuſcheln und Korallen. „Oft gibt es Stellen im Meere,“ ſprach ſie, „wo das Waſſer ruhig ſteht und klar wie ein Kryſtall iſt. Da iſt es gar herrlich, in die Tiefen zu ſchauen und die wunderſamen Gärten da unten zu erſehen. Da erblickt man in unermeßbarer Tiefe Berge und Thäler, mit den allerbunteſten Blumen, welche die Korallen, die Waſſerkräuter und das Meergras bilden, ſo daß einem recht ein Sehnen ankömmt, hinabzuſteigen und ſich darin zu ergehen.

Als Kind hab' ich wohl oft mit Thränen in dieſe Gärten verlangt, wenn die Amme mir davon erzählte; da hab' ich die ganze Nacht von ihnen geträumt, und war mir gar ſonderbar zu Muthe, wenn ich an die Meerfräulein dachte, die darin wohnen.

Oft ſchlich ich mich auch hinaus an das Meerufer, und hörte dem wunderbaren Tone der Wogen zu, der oft wie ein entfernter Donner, dann wieder wie ein aus der Tiefe ſteigender Seufzer tönte; lauſchte auch ſo lange, bis es mir plötzlich ganz bange wurde, und ich ſchnell wieder in das Land zurücklief, Geſang oder das Läuten einer Glocke zu hören.“

„O! das ſah ich Alles auch und werde es nächſtens noch näher ſehen,“ ſprach der Schifferjunge, der während der Erzählung des Mädchens mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit daſtand.

„Wie? Kerl!“ ſagte ein Schiffer, „du ſahſt das Meer, und kamſt noch nie über den Neckar hinaus?“ — „Ich ſah's,“ ſprach der Junge, „denn von all' dem hat es mir ſchon tauſendmal geträumt, und gerade ſo, wie die Jungfer erzählt. Und eh' drei Wochen vergehen,“ ſprach er zu dem Mädchen leis, „ſteh' ich am Meere.“ — „Wie?“ begann der Jäger, „der Kerl iſt da! Der war ja bei uns Jägersjunge und wurde weggejagt. Der dumme Kerl hielt zahme Enten für wilde, ſprang ihnen vom See bis in den Stall nach, und ſchoß ſie dort nieder.“

„Der Teufel!“ ſprach der Mühlknecht, „das iſt ja der nämliche, der vor vier Wochen aus unſerer Mühle gejagt wurde, weil er Gyps unter das Mehl brachte!“

„Freilich iſt der's,“ ſprach der Schiffer; „pfeif' nur, Taugenichts! Es iſt ein Erzgalgenſtrick; ich hab' ihn von einem Seiler erhalten, ihn bei der nächſten tiefen Stelle in's Waſſer zu werfen. Bei zwanzig Meiſtern kam der Kerl nun herum, nirgends thut er drei Tage gut!“

Der Junge pfiff ruhig fort, obgleich nun Alles mit Schimpfreden über ihn herfiel.

Das iſt ja ein Kerl wie Eulenſpiegel, dacht' ich, und als ich ihn genauer beim Lichte betrachtete, erkannte ich in ihm meinen Volksſänger und Laternenputzer Felix.

Er hatte noch den nämlichen Rock an, den er vor vier Jahren trug, wo er mir auf meinem Schattenſpieltheater als Gläſerputzer Dienſte leiſtete; nämlich ſeines Vaters alten Grenadiersrock, den er aber immer noch nicht zur Hälfte ausfüllte, ihn auch immer noch wie einen Fiſchſchwanz hinten nachſchleppte.

Sonntags trug er ihn auf der rechten, Werktags auf der umgekehrten Seite. Da er ihn heute auf letzterer trug, ſo erkannt' ich, daß es Werktag war.

Ich winkte ihm; er erblickte mich, kam auf mich zu, bezeugte viele Freude, mich wiederzuſehen, zog ein Stück Kreide aus der Taſche, zeichnete in aller Schnelligkeit, mit ein paar Zügen, dem Schiffer einen Eſel auf den Rücken, räuſperte ſich, und fing an, aus voller Kehle zu ſingen:

[*] Einsmals, als ich ging allein,
Sah in einen Wald hinein,
Sizt ein Häslein in dem Straus,
Guckt mit Einem Aug' heraus.

Armes Häslein weint und klagt,
Heimlich zu ſich ſelbſten ſagt:
Jäger, was hab' ich gethan,
Daß d'Hund' auf mich hetzeſt an?

Wenn das Windſpiel mich erſchnappt,
Gleich der Jäger nach mir tappt,
Trägt mich auf dem Buckel her,
Als wenn ich kein Häslein wär'.

Er mit mir dem Markt zulauft,
Mich um halbes Geld verkauft.
Jener ſich nicht lang beſinnt,
Lauft mit mir zur Kuche g'ſchwind.

Komm ich dann dem Koch in d'Händ',
Werd' ich vornen aufgetrennt,
Zieht mir Pelz und Hoſen aus,
Dies zu ſehen iſt ein Graus. — — —

Die Mädchen bemerkten den Eſel auf dem Rücken des Schiffers, und fingen zu lachen an. Darauf ſah der Schiffer hinter ſich, und da der Galgenjunge ihm ſchon öfters dieſen Streich gemacht, ſo drehte er ſich wie ein angeſchoſſener Eisbär grimmig gegen den Jungen um, nahm ihn beim Haar und ſchmiß ihn, trotz dem Geſchrei der Mädchen und den Vorſtellungen Aller, in das Waſſer.

---

[*] Iſt ein wirkliches Volkslied aus den fliegenden Blättern von Reutlingen.

Auf den Jungen machte dies neue Element aber keine Veränderung, er ſchwamm ruhig an's Ufer und ſang mir von demſelben die noch übrigen Verſe des Liedes alſo zu:

Steckt mich in ein' Hafen 'nein,
Gießt den ſchärfſten Eſſig drein,
Darin ſoll ich werden mahr,
Glaub', der Koch ſey gar ein Narr.

Wann ich bin ganz fein und mahr,
Mein', ich ſey nun aus der G'fahr,
Zieht der Koch mich liſtig 'raus,
Richtet mich nach ſeinem Brauch.

Er mich auf das Herdbrett legt,
Spickt den Buckel mit dem Speck,
Steckt den Spieß zum Hintern ein —
Ich möcht' ja ſo grob nicht ſeyn.

Dieſes iſt noch nicht genug,
Glühend Kohlen legt man zu,
Gießet Fetten oben ab,
Daß ich g'nug zu ſchwitzen hab'.

Wann ich alsdann fertig bin,
Trägt man mich zur Tafel hin,
Schneid't der Erſt' herab ſein Theil,
Reißt der Ander' mich entzwei.

Der Dritte ſchneid't herab das Beſt —
Friß, daß dir das Herz abſtößt;
Beiner wirft man hinter Thür
Oder gar den Hunden für.

So nimmt man mir's Leben ab,
Eilt mit mir in's kühle Grab,
Fragt auch Niemand, wie es geht,
Weil kein Hahn mehr um mich kräht.

Siebente Vorstellung.

Die Nebel hatten ſich zerſtreut, wolkenlos und blau lag der Himmel; grün wie die Au war der Fluß. Der Schiffer ruderte nicht, das Schiff gleitete von ſelbſt dahin.

Vögel ſanken hernieder und ſpielten mit dem Waſſer, Fiſche ſprangen aus der Flut und ſpielten mit der Luft.

Ringsum die allerbunteſten, herrlichſten Farben: dunkelgrün der Fluß, hellgrün das Ufer, heller die entfernteſten Berge, und am hellſten der klare blaue Himmel.

Jeder Baum hatte wieder eine andere Farbe: dunkelgrün die Tannen, gelb die Birken, glutroth wie geſunkene Abendwolken die Buchen, und golden wie aufſteigende Morgenwolken die Erlen.

„Es iſt im Herbſte,“ ſprach das fremde Mädchen, „recht als hätte ſich der Himmel auf der Erde vertheilt. Das Morgengold, das Abendroth, das Azurblau, das Silber der Mittagswolken liegt auf der Welt zerſtreut. Weil von der Erde aufwärts der Himmel uns jezt anblickt, ſcheint uns das Firmament ſo kalt.“ —

Achte Vorſtellung.

Das Schiff ſtieß an's Land. Die Landmädchen trugen ihre Körbe aus dem Schiffe, die meiſtens mit Lebensmitteln angefüllt waren, welche ſie zu Markte brachten. Der Jäger und der Mühlknecht nahmen ihre Bündel, und die ganze Geſellſchaft zog landeinwärts.

Ich ſuchte das fremde Mädchen, das war aber, wie es hieß, ſchon mit einem Schiffer vorausgeeilt.

Es kam mir faſt ungewöhnlich vor, als ich nun wieder auf der harten Erde ging; doch machte mich das Singen der Vögel, das Blühen der Blumen und das Wogen der früchtevollen Zweige bald wieder mit ihr vertraut.

Es ging durch einen Wald. Der Jäger ſtieß in's Horn, das hallte weit herum in den Bergen, und die Raubvögel ſchwangen ſich hoch in die Luft auf. Ein Hirte im Thale unten antwortete mit einer Rohrpfeife, und dem ſangen wandernde Schiffer, welcher den Fluß hinabſchifften, nach.

So wurde die ganze Gegend wach und lauter Geſang.

Neunte Vorſtellung.

Wir traten aus dem Walde. Das lieblichſte Thal, vom Fluſſe durchſchnitten, lag unter uns. Dörfer ſah man bis in die weiteſte Ferne an ſeinen Ufern zerſtreut. Fern am Horizonte, ſchon im Nebel verloren, ſchimmerte noch das Kreuz eines Kirchthurms, welches die Mädchen für den Morgenſtern hielten.

Auf der Heerſtraße wimmelte es von Leuten, Zugvieh und Wagen, was Alles in das benachbarte Städtchen auf den Jahrmarkt ſtrömte.

Wir ſtiegen zu Thal, kamen in's Getümmel, und Eines verlor das Andere.

Ich ſtellte mich an die Heerſtraße, und ließ die Gegenſtände an mir vorüberziehen.

Da kamen ſchöngeputzte Landmädchen, mit Körben auf den Köpfen, ſcherzend des Weges; Juden mit langen Bärten; ein Blinder, der ſich von einem Kinde führen ließ; Spielleute zogen vorüber; auch kamen bald ganze Heerden Zugvieh, das man zu Markte trieb, und viele Wagen mit allerhand Geräthſchaften.

Zehnte Vorstellung.

Schon längſt bemerkte ich, daß ein Gartenhaus vom Berge in's Thal ſich herniederbewegte, das kam immer näher und näher; aber da erkannte ich, daß es eine alte Kutſche war, mit hohen vergoldeten Fenſtern.

In ihr ſaß eine Frau, die war mit einer Menge Schachteln umſtellt, und hatte eine große Haube auf

Zu ihrer Rechten ſaß ein Mann in einer Perrücke, der hatte einen langen Stock neben ſich ſtehen, deſſen ſilberner Knopf, mit einer dicken Quaſte von ſchwarzer Seide geziert, durch's Fenſter ſah.

Die Kutſche zogen ein weißes und ein ſchwarzes Pferd; die wurden von einem dicken Kerl mit gar kurzen Füßen und einer grauen Jacke an einem Stricke geleitet; hinten auf die Kutſche aber war ein Korb gebunden, darans ſtreckten vier Gänſe ihre Hälſe, woran ich erkannte, daß die Herrſchaft der Pfarrherr vom benachbarten Dorfe war.

Ich bemerkte bald, wie einer der Juden ſich hinter die Kutſche machte, die gar langſam ging, und mit einem Meſſer den Korb voll Gänſe nach und nach abtrennte. Da ſchrie ich, als er eben den Korb herunterzog: „Judas Iſcharioth!“ aus voller Kehle.

Der Pfarrer ſtreckte auf dieſen Kanzelſchrei den Kopf zu ſeinem wandelnden Sommerhauſe heraus, bemerkte den Verräther, ſchrie „halt!“ und ſprang, ehe noch die Kutſche völlig feſtſtand, mit ſeinem langen Stocke heraus.

Der Jude war feldeinwärts geſprungen; die losgetrennten Gänſe aber waren ſchon herausgeflattert, und nahmen ihren Flug mit lautem Schreien: Ga! ga! gi! ga! rückwärts.

„O du verſtockter Sünder!“ ſchrie der Pfarrer, indem er mit ſeinem langen Hirtenſtabe dem Fluge der Gänſe eine andere Richtung gab. „Ich bin des Todes!“ ſchrie die Frau, ſprang aus dem Sommerhauſe und ertappte glücklich zwei der zurückkehrenden Vögel an den Krägen, die andern zwei trug ſchon ein zu Hülfe geſprungener Bauernjunge an den Flügeln herbei.

Die Gänſe wurden nun nicht mehr hinten hinaufgebunden, ſondern in die Kutſche geſetzt, der Pfarrer aber lief neben dem Schlage einher; den Stock trug er unter dem Arme, beide Hände aber hatte er tief in die weiten Rocktaſchen geſteckt.

Während ich immer ſo ſtill hinter ihm herging, nahm ich Gelegenheit, ſeinen Stock insgeheim näher zu betrachten: denn ich hatte ſchon vorher bemerkt, daß er vom ſilbernen Knopf bis an das Beſchläge in einer Spirallinie hinab mit ſchwarzen Figuren bezeichnet war.

Da erſah ich nun, daß der Stock eigentlich eine Stockbibel war: denn die ſchwarzen Figuren auf ihm ſtellten lauter Geſchichten aus der Bibel dar, als die Arche Noa, das verlorene Paradies, und die Zerſtörung von Jericho, Alles wie in Schattenriſſen gar lieblich gezeichnet.

Vierte Schattenreihe.

Erſte Vorſtellung.

Ich ging mit der Menge in's Städtchen ein; die Bürgerwache durchzog, wie ſie an Markttagen zu thun pflegt, gerade unter Trommeln und Pfeifen die Straßen.

Der Stadtlieutenant, welcher ein Perrückenmacher war, hielt einen langen Spieß in den Händen, und war, weil er des ſchnellen Laufens gewohnt, eine bedeutende Strecke vor der Truppe voraus.

Ihm folgte die bunteſte Auswahl von Schneidern, Schmieden und Schreinern mit Flinten, Säbeln und Spießen mörderiſch ausgerüſtet; auch alle von ihren ſtaunenden Kindern begleitet, von denen einige ihre Väter fragend anſahen, andere ſich hinter ſie ſchlichen, und forſchend in ihre Patrontaſchen ſahen.

Ich war nicht wenig verwundert, als ich im Trommler meinen Laternenputzer Felix erkannte.

Wahrſcheinlich wollte er mich auf ſich aufmerkſam machen: denn als er an mir vorüberzog, ſchlug er ſo derb auf das Eſelsfell, daß es mit einem lauten Knall zerborſt.

Der anführende Perrückenmacher ſchrie: „halt!“ und ſah forſchend um ſich, der ganze übrige Zug aber ſtund da, wankend und in den Geſichtern wie eingepudert; maßen ſie den Knall des Eſelfells für einen verrätheriſchen Schuß auf ſie hielten, und da man eine Kugel, wie ſie wohl wußten, oft erſt eine Viertelſtunde, nachdem ſie einen getroffen, in ſich fühlt, ſo vermeinte ein Jeder, er hätte die Kugel im Leibe, und fing zu wanken an.

Zweite Vorstellung.

Endlich unterbrach der Unterlieutenant, ein Hufſchmied, das Entſetzen, er ſah die zerborſtene Trommel, faßte den Trommler beim Haarzopf, hing ſich die Trommel um, und entließ den Jungen mit einem Tritte ſeines Amts.

All dies gab nicht wenig Aufſehen; eine Menge Volks hatte ſich in den Zug gedrängt, und das von einem penſionirten Hauptmanne beim Rathhauſe mit vieler Mühe in Ordnung geſtellte Corps kam dadurch ganz aus=, in= und umeinander.

„Marſch!“ brüllte der Lieutenant vergebens! er wurde nicht gehört, da immer ein Nebenmann den andern mit lautem Schreien ſuchte.

„In's Teufels Namen: marſch!“ ſchrie er noch einmal. „Es iſt unmöglich,“ antwortete ihm ein Unteroffizier, welcher ein Schneider war, „den verwirrten Zopf könnt ihr durch kein Schreien zurecht kämmen!“

„Die Proſtitution iſt gar zu groß,“ ſprach der Lieutenant. „Schneider!“ flüſterte er ihm in's Ohr, „ich geb' euch einen Sechsbätzner, wenn ihr den Faden wieder einfädelt.“

„Das mag der Teufel,“ ſprach der Schneider, „der Faden beſteht aus lauter Knoten, ich zieh' mich aus der Schlinge!“

„Ich auch,“ ſprach der Lieutenant; da ſchlich ſich einer nach dem andern nach Hauſe.

Dritte Vorſtellung.

Felix hatte, um nicht erkannt zu werden, ſchnell ſeinen Rock auf die Sonntagsſeite gedreht, und folgte mir in's Wirthshaus nach.

Er erzählte mir, wie er als Stadttrommler Dienſte genommen, auch zwölf Groſchen Handgeld erhalten habe, mit denen er nun ſchon bis an's Meer reichen werde.

Die Harfnerin ſpielte ſchon im Wirthszimmer den Gäſten vor, auch ein kleines braunes Mädchen war da, das machte gar ſeltſame Stellungen, legte ſich bald in Form eines Ringes, bald machte es eine Schlange, bald ein Meerfräulein, bald einen Vogel, auch ging es mit großer Fertigkeit auf den Händen, indem es den Körper gerad' ausſtreckte, mit den Füßen aber einen Fiſchſchwanz bildete.

In derſelben Wirthsſtube ließ ſich auch ein Mann um das Geld ſehen: denn derſelbe hatte eine Naſe, die er, wie ein Perſpektiv, nach Belieben eine Strecke herausziehen, und wieder hineinſtecken konnte, auch vermochte er, mit derſelben einen Knopf zu machen, welches ein luſtig Gelächter cauſirte.

Felix, den ich zu Tiſche genommen, aß nichts, wie ich im Stillen bemerkte, ſondern brachte insgeheim, was ich ihm vorlegte: Suppe, Fleiſch, Gemüs und Brod, Alles unter dem Tiſch in ſeine Rocktaſchen, die mit Leder ausgefüttert waren; mit dem Munde aber that er immer, als äße er, und lobte den Geſchmack der Speiſen überaus.

Vierte Vorstellung.

„Welch elendes, dem Staate zur Laſt fallendes, ſittenverderbendes Geſindel!“ ſprach eine ausgebrannte, ſchwarze Figur, welche an einer Ecke des Tiſches vor einer gebratenen Gans ſaß, indem ſie den für die Harfnerin einſammelnden Knaben mit einem drohenden Blicke zurückwies. Ich erkannte in ihr bald den Pfarrer, beſonders da ich ſchon im Hereintreten ſeine Kutſche, an der ſich zwei Schweine abrieben, vor dem Wirthshauſe ſtehen ſah.

„Solch Geſindel,“ fuhr er weiter fort, „ſtellt ſich bei Tage blind, bei der Nacht aber hat es nur zu gute Augen.“

Felix räuſperte ſich, ſpuckte dem Schimpfenden auf die rothglühende Naſe, daß es ziſchte, ſchlug ſeinen Rock eilend auf die Werktagsſeite um, und war verſchwunden. Der Pfarrer ſprang vom Stuhle auf und wollte ihm mit ſeiner Stockbibel nachießen, da fuhr der auf den Schwanz getretene Bullenbeißer des Wirths unter dem Tiſche hervor, und ſchmiß den Pfarrer zu Boden. Alles ſprang zu Hülfe; der Pfarrer war vor Schrecken ganz außer ſich; er ſprach irre; er behauptete, ein wüthender Hund hätte ihm auf die Naſe geſpuckt, und man ſolle ihm, ehe er noch das Gift hinaufſchnupfe, die Naſe augenblicklich abſchneiden.

Der Mann wurde zu Bette gebracht; ein Jude, der auch bei dem Vorfall anweſend, war ſehr geſchäftig, den Operateur zu holen.

Ob nun dem Pfarrer die tolle Naſe abgeſchnitten wurde, oder nicht, weiß ich nicht: denn ich nahm alsbald meinen Bündel, um nach der Stadt Grasburg weiter zu ziehen. Vorerſt aber hatte ich im Sinne, den Jahrmarkt mit anzuſehen.

Fünfte Vorstellung.

Eine Bude mit Volksbüchern und Volksliedern zog mich bald ſehr an.

Die Mägde, welche von dem nahen Brunnen kamen, hatten ſich rings um ſie verſammelt, und ließen ſich von dem Verkäufer die ſchönen neuen Lieder mit Begleitung eines Hackbretts vorſingen.

Den Jäger und den Mühlknecht fand ich auch hier wieder.

Erſterer ſuchte ſich den Jäger aus der Churpfalz; der Mühlknecht aber kaufte ſich das Büchlein, welches den Titel führt: Der Müllerehrenkranz.

Der Jäger, welcher ein ſchöner junger Mann war, küßte eines der Mädchen nach dem andern, und ſie nahmen es nicht übel. Der Mühlknecht hätte es wohl auch gerne gethan, das ſah ich ihm wohl an, er war aber noch gar jung und unkeck, oder war er verliebt, denn er kaufte ſich das Lied: „Wenn ich ein Vöglein wär'!“ auch rief er ja damals dem Echo zu: „Grüß' meinen Schatz viel tauſendmal!“

Der Jäger aber betrachtete die Mädchen wie Rehe in dem Walde, die alle ihm angehören; deßwegen hielt er auch in jedem Arme zwei.

An dieſer Bude war es auch, wo man ſchöne Bilder, Herzchen mit Reimen, und gedruckte Liebesbriefe verkaufte, die waren „geſchrieben in der Stadt, wo die

Lieb' kein Ende hat, und geſchrieben in dem Jahr, da die Liebe Feuer war.“

Wohl ſtand manches liebe Kind da, das ſuchte ein gemaltes Herz, und fand im Stillen ein liebewarmes.

Die meiſten Mädchen kauften ſich die heilige Genovefa.

„Das iſt doch nach der Bibel,“ ſprach eines, „das liebſte Buch.“

„Nein! den gehörnten Siegfried hab' ich doch noch lieber,“ ſprach eine andere.

„Das macht, weil dein Schatz ein Soldat iſt,“ erwiderte ihr die Nachbarin; da lachten die Mädchen und die Getroffene erröthete.

„Hat Er ſie nun? ſind ſie jetzt da? her damit!“ ſchrie ganz haſtig ein friſcher Junge, der ſich durch die Menge an die Bude drängte. Die Mädchen lachten über ihn. „Fort, ihr Ungeziefer!“ ſchrie er; „dort hängen ſie! Gott ſey Dank! ſchnell her!“ Es meinte der Junge die Hiſtorie von den vier Heymonskindern, die riß er auch alsbald von der Schnur, warf dem Verkäufer ein Geldſtück hin und eilte, ohne ſich die kleine Münze herausgeben zu laſſen, von dannen.

„Weh! o weh!“ ſchrien bald darauf die Mädchen, „welcher Spitzbube hat das gethan? Das iſt ein Streich!“ Sie wollten auseinander, und konnten nicht; ich ſah mich um, da waren ſie alle bei den Haarzöpfen zuſammengebunden; Felix aber ſtand hinter mir, und hatte ſeinen Rock bereits wieder auf der Sonntagsſeite an, woran ich erkannte, daß er abermals einen Spuk gemacht.

Ein Blatt, das den Titel führte: „Schöne neue Hiſtorie von einem Maler, genannt Andreas, und einer Kaufmannstochter, genannt Anna,“ zog ich von der Schnur, gab dem Verkäufer einige Münzen dafür, und drängte mich nun durch das Getümmel des Marktes dem Thore zu, das nach der Stadt Grasburg führt.

Sechste Vorstellung.

Der Weg war voll weinſeliger Bauern, die von dem Markte nach Hauſe taumelten.

Der erſte, welcher mir begegnete, war wahrſcheinlich ein Soldat geweſen: denn er ſang beſtändig von der Feſtung Belgrad. Sein Weib, das ganz ergrimmt neben ihm herging, ſuchte ihn durch Stöße in die Mitte der Straße zu leiten, wenn er ſich dem Chauſſeegraben näherte. Sie machte ihm bittere Vorwürfe über ſeine Lebensart, er aber antwortete bloß damit, daß er zwiſchen ihre Strafreden hinein „Gott grüß dich, Alter! ſchmeckt das Pfeifchen?“ ihr vordeklamirte.

Derſelbe Bauer verſicherte, daß, wenn er Nachts im Rauſche wie ein Vieh nach Hauſe komme, er doch jedesmal noch nach ſeinen Kindern ſehe, ob ſie einen leichten Athem haben.

Der Bauer taumelte vorüber, drei Schneider kamen des Wegs gegangen, hinter denen ein Junge zufällig eine Heerde Böcke hertrieb.

Die Schneider ſahen ſich beim erſten Mäckern der Böcke um, blieben ſtehen, und ſahen ſich fragend an, ob das ihnen gegolten habe?

Die Böcke blieben auch ſtehen, und ſahen ſich gleichfalls an.

Darüber geriethen die Schneider in ein ſolches Entſetzen, daß ſie über den Chauſſeegraben auf die Wieſe ſprangen, worauf die Böcke wieder mäckernd weiter zogen.

Unter den Schneidern aber entſtand bald ein ſehr lebhaftes Geſpräch, wovon ich vermöge eines Echo's im Thale nur ſoviel vernahm, daß von einer gänzlichen Ausrottung der Böcke, wie einſt der Wölfe in England, die Rede war.

Alles Verderben, welches die Welt durchſchleicht, wurde dieſen Thieren zugeſchrieben.

Bockslederne Hoſen, behauptete der eine, verurſachen kaltes Fieber; der andere verſicherte: daß er für gewiß wiſſe, daß, wenn auf den Geſtank einer Bocksheerde der lezte Sonnenſtrahl falle, der Geſtank, in ein Heer von Wanzen verwandelt, weiter fliege.

Der dritte aber erzählte, daß er aus einem geſchriebenen Blatte, welches er einſt in der Rocktaſche eines Profeſſors gefunden, für gewiß erſehen habe, daß von den Böcken die Pocken ihren Urſprung genommen.

Siebente Vorstellung.

Auf einer ſteinernen Bank am Wege ſaß der Mühl-
echt, das Haupt auf ſeinen Bündel gelehnt.

Er war vorausgegangen, und erwartete mich hier.
ir wanderten vertraulich die Straße hin.

Er erzählte mir, wie er im Sinne gehabt, auf die
anderſchaft zu gehen, weßwegen er vor zwei Monaten
s ſeiner Heimat, einer Mühle in den Hallwäldern,
sgegangen; er ſey nun aber wegen des ausgebroche-
n Krieges genöthigt, wieder zurückzukehren, um mit
n Franzoſen nach Oeſterreich zu ziehen.

Er erzählte mir viel von den Wäldern, Thälern
d Bergen ſeiner Heimat, auch von ſeiner Geliebten,
d da traten ihm Thränen in das Auge.

„Es iſt in mir,“ ſprach er, „die gewiſſe Ahnung, daß
nicht lange mehr leben werde. Zudem, ſprach er,
mein Leben ja doch geendigt, das hab' ich gefühlt,
ich von meiner Heimat ausging, damit war's
ſchloſſen. Fort lief ich, wie der Hingerichtete, der
e Haupt vom Stuhle aufſteht, und noch vier
ritte unter die Lebendigen vorwärts thut.“

„Ueber das Grab bin ich hinausgetaumelt, jezt holt
h der Tod zurück. Und dennoch iſt es mir bei all
Gefühlen, Gott! wie wohl zu Muthe; weiß ich doch,
Alles geſchloſſen iſt, daß mein Leben ein gemeines
langweiliges würde, wenn es ſich länger hinaus-
.“

Derlei Rede bewundert' ich: denn ich fühlte tief ihre Wahrheit im Leben ſo Vieler gegründet.

Wie Viele, dacht' ich, irren noch umher, nicht fühlend, daß es mit ihrem Leben ſchon längſt aus iſt.

Die gleichen einem Drama, das gediegen geweſen wäre, wenn es beim vierten Aufzug geendigt hätte, das aber, bis zum fünſten Aufzug hinausgezogen, langweilig und kalt geſcholten wird.

Vielleicht hat derlei Menſchen der Tod nur abzuholen vergeſſen, ſie ſind ſo lächerlich, als zum Ball geſchmückte Jungfrauen, die Keiner zum Tanze auffordert. Doch wird dies nie einem, den die Natur, der Tod liebt, geſchehen. —

Fünfte Schattenreihe.

Erste Vorstellung.

Durch ſchöne Gänge von Linden- und Caſtanienbäumen führte uns der Weg in die Stadt Grasburg ein.

Todtenſtille herrſchte, die nur von dem Geſumſe der Bienen um die Blüthen der Bäume unterbrochen wurde. Lange, weite Straßen eröffneten ſich, ſie wurden durch niedliche, gelbgefärbte Häuſer gebildet.

Am Ende einer ſo langen Straße ſchwebte eine weiße Figur vorüber. Das iſt, ſprach der Mühlknecht, der Perrückenmacher der Stadt.

An den Häuſern ſproßte hohes Gras auf, Schmetterlinge, Goldvögel und Maienkäfer durchflogen die ſonnenhellen Straßen und ſetzten ſich bald auf die Dächer der Häuſer, bald auf dies Stadtgras, welches wunderlich anzuſehen war.

Wenn wir uns nur eine Stunde Zeit nehmen wollten, ſprach der Mühlknecht, ſo könnten wir vielleicht einen der Einwohner dieſer Stadt zu Geſichte bekommen. Seht! dort weit an dem letzten Hauſe bewegt ſich ſchon etwas!

Ich ſetzte die Brille auf; der Einwohner kam näher. Ich erſah in ihm eine ungemein dicke Maſchine, deren mühſames Athemholen rings die Stadtgräſer legte, und die fernſten Goldvögel aus ihren Blumenſtengeln aufjagte.

„Das iſt der Bronnenmacher dieſer Stadt,“ ſprach der Mühlknecht.

Der Bronnenmacher hielt, friſchen Athem zu ſchöpfen, inne, zog ein Papier aus dem Sacke, worein eine gebratene Gans gewickelt war, biß zur Erholung die zwei Schlegel von ihr ab, und bewegte ſich weiter.

„Dieſer Einwohner,“ ſprach der Mühlknecht, „der in der That ein Menſch iſt, pflegt gewöhnlich in ſeinem Speishauſe für ſieben Freunde ein Mittagseſſen zu beſtellen, kommt aber jedesmal ohne die Freunde, und ſpeist acht Portionen allein auf.“

„Seht!“ ſprach der Mühlknecht, „da kömmt wieder einer!“ Da kam ein dürrer, langer, aber ganz ſteifer Mann, mit einer Friſur wie von Porcellan, und einer gar eleganten Kleidung, die Straße geradaus geſchoſſen.

Ich betrachtete ihn näher. Derſelbe Mann hatte den Kopf ſo aufrecht ſtehen, daß das Kinn ob den Augen ſtand; den rechten Arm hatte er auf die Lenden geſtützt, und eine Peitſche in derſelben Hand; mit dem linken, mehr gebogenen Arme aber machte er eine Bewegung, wie wenn er an etwas zöge, auch hatte er Stiefel und Sporen an, und ſprach während des Gehens immer vor ſich hin: „Blaufuchs, fort! fort!“ indem er die Peitſche nach hinten bewegte.

„Dieſer Mann iſt,“ ſprach der Mühlknecht, „ein gar großer Pferdeliebhaber, da er aber durch dieſe Liebſchaft um ſein Vermögen kam, und kein Pferd mehr zu halten im Stande iſt, ſo reitet er dennoch, wie er ſonſt zu thun pflegte, alle Tage ganz im Ernſt ohne Pferd durch die Stadt.“

Wir ſtanden noch eine halbe Stunde; es kam kein Menſch, außer daß hie und da am Ende einer ſo langen Straße ein kleines Figürchen halb im Horizont verloren vorüberſchwebte.

Zweite Vorſtellung.

Endlich ſprang aus dem Hauſe, bei dem wir ſtanden, ein Mann heraus; der kam auf mich zugelaufen, wünſchte mir tauſend Glück zu meiner Ankunft, und ich erkannte in ihm den Chemikus. „Sie müſſen mit mir zu Nacht ſpeiſen,“ ſprach er, „ich habe meinen Gegner, den berühmten Chemikus Staudenmeyer, zu Tiſche gebeten, um ihn gänzlich zu überzeugen, daß die geſauerſtoffte Haſelnußſtaudenfaſer ein Surrogat für das Haſenfleiſch iſt. Sehen Sie mein Haus! Ganz ſo wie es da vor uns ſteht, iſt es aus lauter Surrogaten erbaut. Kein wahrer Stein, kein wahrer Kalk, kein wahres Holz kam dazu, ja nicht einen Nagel von wahrem Eiſen könnten Sie darinnen finden.“ — Ich trat aus der Dachung des Hauſes, aus Furcht, von ſeinem Fall getroffen zu werden.

„Sehen Sie die Fenſtervorhänge da,“ fuhr der Chemikus fort, „das iſt keine Seide, wie Sie glauben, die ſind aus gebleichten Weſpenneſtern fabrizirt. Meine Fenſterſcheiben, wie meine Gläſer, Spiegel und Bouteillen ſind nicht von böhmiſchem Glas, ſie ſind ein durch gewiſſe chemiſche Prozeſſe noch härter gemachtes hartes Bronnenwaſſer aus Ludwigsburg. Sie ſollen ſich wundern!“

Ich dankte ihm tauſendmal für ſeine höfliche Einladung. „Sie ſollen die delikateſte Reisſuppe aus Ameiſeneiern bei mir koſten,“ ſprach er, „den herrlichſten Champagner aus luftſaurer Eſelsmilch.“

Noch einmal ſagte ich ihm Dank und aber Dank, und entzog mich ſeinen Blicken. —

Dritte Vorstellung.

Ich holte den weiter gegangenen Mühlknecht ein. Wir gingen durch helle, niedlich gebaute Straßen, die meiſtens nur durch Kinder belebt waren. Beſonders fiel mir in der Hinſicht der große leere Marktplatz auf.

Derſelbe bildete ein großes Viereck, und die Häuſer, welche ihn umgaben, hatten alle Bogengänge. Unter dieſen wimmelte es von ſpielenden Kindern, Schwalben und Hühnern, deren lautes Geſchrei weit umher erſchallte.

Die zwei evangeliſchen Kirchen aber aus der neuen Zeit, welche zu Seiten des Marktplatzes ſtanden, kamen mir nicht anders vor, als wie zwei große elegante Tabakspfeifen von Meerſchaum, an denen die Thürme die Röhre bildeten.

So klar und freundlich dieſe Stadt auch war, und ſo weit ihre Straßen, und neu ihre Häuſer, ſo wurde es mir doch, je länger ich in ihr verweilte, deſto banger und beklommener, beſonders als jezt die Sonne zu ſinken anfing.

„Laßt uns auf eine Herberge zugehen,“ ſprach ich zum Mühlknecht. „Hier iſt der goldene Eſel,“ ſprach er, „laßt uns in den eingehen, es iſt die Herberge, auf der ich beim Herwege einige Wochen verweilte.“

Vierte Vorstellung.

Obgleich mehrere Menſchen ſich in der Wirthsſtube befanden, ſo herrſchte doch eine ziemliche Stille. An einem Tiſche ſaßen ſechs Männer; die ſprachen alle ſehr lebhaft untereinander, doch kein Wort laut. Nur aus hie und da vernehmlich geſprochenen Worten errieth ich, daß von Geiſtern, dem Teufel und einem Schatze, den ſie dieſe Nacht erheben wollten, die Rede war.

Auf den Bänken herum lag hie und da ein Handwerksburſche auf ſeinem Bündel eingeſchlafen, und ſchnarchte laut durch das ſtille Zimmer.

Die Schatzgräber hatten ihre Angelegenheiten verhandelt, und ſchlichen ſich leis von dannen. Da ſprach der Mühlknecht, während wir ein gutes Abendbrod verzehrten, alſo:

„Es iſt merkwürdig, daß in dieſer Stadt, die nun kaum hundert Jahre ſteht, und alſo ganz unſerm Zeitalter angehört, der Glaube an Erhebung von Schätzen, an Erſcheinungen des Teufels und abgeſchiedener Seelen ſo feſt an den Einwohnern haftet, und daß in ihr ſo viele Sagen gehen, die man ſonſt nur in Städten aus einem fernen Zeitalter ſucht.

„Ich ſpreche freilich nicht von dem gebildeten Publikum, von denen, die den ſchmeckenden Wurm leſen, nach welchen nie der beſtimmte Charakter einer Stadt zu ermeſſen iſt, maßen die Leute in den allerverſchiedenſten Städten mit gleichem Motto und Stempel, mit gleichem Umſchlag und Titel, wie ihr Alltagsblatt, zu finden ſind.“

Fünfte Vorstellung.

Ich erſtaunte nicht wenig, daß der Mühlknecht ſprach, wie ich ſpreche, auch mein Geſicht faſt gänzlich angenommen hatte.

Schon wollte ich ihn aufmerkſam darauf machen, als er ſelbſt ſagte: „Ich weiß nicht — ich komme mir vor, wie ihr mir vorkommt.“

Wir beſahen einander wechſelsweiſe mit und ohne Spiegel, und ich empfand eine große Freude über dieſe

Erſcheinung: denn der Mühlknecht ſchrieb ſie der innigen Freundſchaft zu, die er zu mir gefaßt.

Ich verwunderte mich übrigens nicht mehr ſo ſehr, als mir die Geſchichte einfiel, wo einer, der Jahre lang gar oft voll Sehnſucht das blaue Auge ſeiner Geliebten anſah, nach und nach ſtatt grauer Augen auch ſchöne himmelblaue erhielt.

Auch fiel mir die Beobachtung ein, daß Eheleute, die lange mit einander leben, endlich einander auch ganz im Geſichte ähnlich werden, wie alte treue Bediente ihren Herrn.

Warum könnte, dacht' ich, durch nur zufällig auf einmal eintreffende Erforderniſſe, die ſonſt nur nach Jahr und Tagen ſich fanden, und die oft nur ſich halb berührten, ſo was nicht plötzlich und komplett entſtehen? Auch dacht' ich, die Sehnſucht, die Liebe, der Wille des Menſchen iſt ja allgewaltig, und hat, nicht bei Allen, doch bei wenigen Menſchen gänzliche Gewalt über alles Leibliche.

Derſelbe Wille, Sehnſucht, Liebe, hat den Körper geſtaltet, und gab den verſchiedenen Theilen die Richtung, wie der Magnet dem Eiſenſtaube.

Dieſelbe Sehnſucht, Liebe, wirkt auf das Kind im Leibe der Mutter, und gibt ihm, da ſeine Sehnſucht noch zu ſchwach iſt, einer mächtigern zu widerſtehen, das Geſicht der Mutter, des Vaters, oder eines Bildes, das die Mutter ſehnſüchtig anſchaut. —

Der Mühlknecht aber ſprach weiter: „Eine von den Sagen, deren man ſich viele in dieſer Stadt erzählt, iſt folgende:

Sechſte Vorſtellung.

„Es waren einmal zwei Leute allhier in dieſer Stadt, die fanden großes Wohlgefallen an einander, und verbanden ſich ſomit ehelich.

„Gleich nach der Brautnacht aber hat ſich begeben, daß der Mann die ihm einſt ſo lieblich geſchienene Frau nicht mehr entfernt leiden konnte, auch immer behauptete, ſie habe das abſcheulichſte Affengeſicht.

„Darüber wurde das Weib gar traurig, wandte auch alle Mittel an, ſich dem Manne angenehm zu machen, aber Alles blieb vergebens.

„Nun hat die Hausmagd eines Tags den Strohſack, welcher im Bette der Leute lag, friſch aufgefüllt, da hat ſie im Stroh eine Puppe gefunden, die war gar ungeſtalt und ſcheußlich anzuſehen, die hat ſie mit vieler Verwunderung den Leuten gebracht. Da hat der Herr geſprochen: ſo und nicht anders kam mir ſeither mein Weib vor; nun aber ſeh' ich ſie wieder liebenswürdig und ſchön, wie ich ſie vormals ſah.

„Und von der Zeit an hat der Mann das Weib wieder ohne Maaß geliebt. Die Puppe aber wurde in's

Feuer geworfen, und woher ſie gekommen, konnte man nie in Erfahrung bringen. —

„Derlei Geſchichten nun,“ ſprach der Mühlknecht weiter, „erzählt man ſich in Menge in dieſer Stadt; auch iſt ſie voll Pietiſten, Separatiſten, Schatzgräbern, Goldmachern und Geiſterbeſchwörern, die in verſchloſſenen Zimmern in Bäckerhäuſern, bei Goldſchmieden und in einſamen Herbergen ihr Weſen treiben.“ —

Es war mir die Stadt gar wohl bekannt, da ich in ihr geboren, und meine Jugend in ihr verlebt; ich hatte aber, was der Mühlknecht jezt in Worten ausſprach, in ihr ſonſt nur geahnet, wenn ich in ſtiller Mitternacht auf den weiten Marktplatz herniederſah, oder nächtlich durch die verlaſſenen Straßen ging, und mir dann unwillkührlich gewiſſe Ortsbenennungen einfielen, als: „Hinter dem alten Schloſſe, in dem Hexengäßchen, hinter der Gruft, im Ritterſaale.“

Siebente Vorstellung.

Der Mühlknecht war auf ſeinem Bündel eingeſchlafen, ich aber begehrte Licht und ließ mir eine Schlafſtätte anweiſen.

Man führte mich unter das Dach in eine kleine Kammer, darin war nichts zu ſehen, als eine große Bettſtelle mit hohem gemalten Himmel, ein alter Lehnſtuhl und ein Spinnrocken.

Der Mond warf über die Dächer her hellen Schein in die Kammer, die ein kleines Fenſter hatte.

Ich ſezte meine Lampe zurecht, legte mich auf mein Lager, und las die Hiſtorie, welche ich bei jener Liederbude erkaufte und die alſo lautete:

Das Nachspiel der fünften Schattenreihe,

oder

schöne neue Historie von einem Maler, genannt Andreas, und einer Kaufmannstochter, genannt Anna.

Es war einmal in der Stadt Brenau ein junger Maler, genannt Andreas, der war, wie die meiſten Künſtler, ein armer Teufel, doch erhielt er ſich, ſo gut er konnte, damit, daß er in den reichen Kaufmannshäuſern in der Stadt die Kinder im Zeichnen und Malen unterrichtete.

Nun hat ſich begeben, daß ihn eines reichen Kaufmanns Tochter, genannt Anna, ſehr lieb gewann, und er auch ihre Liebe gar gerne erwiderte: denn ſie war überaus ſchön und wohlerzogen.

Sey es nun, daß die Eltern der Anna den Gegenſtand der Liebe ihrer Tochter erriethen, oder ſonſt dem Jünglinge nicht gut waren: es wurde ihm eines Tages angekündigt, daß die Anna ſeines Unterrichts nicht mehr bedürfe.

Darob empfand Andreas, wie auch die Anna, gar großen Schmerz.

Dadurch aber wurde das Band nur feſter geknüpft; ſie veranſtalteten geheime Zuſammenkünfte auf den Bergen und in den Wäldern, die dem Landgute des Kaufmanns nahe waren; auch kamen ſie nächtlich oft auf einem alten Schiffe, das verlaſſen und unbrauchbar am Ufer ſtand und dem Kaufmann angehörte, zuſammen.

Ohnweit dem Landgute des Kaufmanns aber, bei einer Waldkapelle, legte Andreas öfters ein Brieflein nieder, wenn er einige Tage hindurch nicht Gelegenheit gefunden hatte, ſeine liebe Anna zu ſprechen.

Andreas an die Anna.

1.

Liebes Mädchen! ſahſt du nicht wie geſtern
Ich auf hohem Berge lang gelegen,
Blickend auf das weiße Kreuz im Thale,
Das die Flügel deines Fenſters bilden?

Glaubt' ich ſchon, du kämſt durch's Thal gewandelt,
Sprang ich auf, da war's ein weißes Blümlein,
Das ſich täuſchend mir vor's Auge ſtellte.

Lange harrt' ich, aber endlich breiten
Auseinander ſich des Fenſters Flügel,
Und an ſeinem weißen Kreuze ſiehſt du,
Berg und Thal ein ſtiller Friedensengel.

Vöglein ziehen nah' an dir vorüber,
Täublein ſitzen auf dem nahen Dache,
Kommt der Mond und kommen alle Sterne,
Blicken all' dir keck in's blaue Auge.

Steh' ich einſam, einſam in der Ferne,
Habe keine Flügel, hinzufliegen,
Habe keine Strahlen hinzuſenden,
Steh' ich einſam, einſam in der Ferne!

Gehſt du, ſprech' ich mit verhaltnen Thränen:
Ruhet ſüß, ihr lieben, lieben Augen!
Ruhet ſüß, ihr weißen, weißen Lilien!
Ruhet ſüß, ihr lieben, lieben Hände!

Sprachen's nach die Sterne an dem Himmel,
Sprachen's nach die Blumen in dem Thale,
Weh! o weh! du haſt es nicht vernommen!

2.

Sage mir, mein liebes Mädchen:
Was bedeutet dieſer Traum?

Steht vor'm Fenſter meiner Zelle
Halbverblüht ein Rosmarin.
Träumte mir: es ſey aus ihm heut
Schnell ein Roſenſtock geſproſſen,
Voll der düftereichſten Roſen,
Hätt' ſich auch ein Lorbeer grünend
Um den Roſenſtock gewunden.

„Rosmarin iſt Wehmuth, Trennung,
Roſen deuten Lieb' und Freude,
Lorbeer deutet Ruhm und Sieg.“

Darum fülle, blaues Auge!
Dich fortan nicht mehr mit Thränen,
Laß allein mein dunkles Auge
Still umwölkt in Thränen ſtehn.

Darum blicke, blaues Auge!
Nimmer trübe an den Himmel,
Sieh! ſonſt blickt er wieder trüb.

Und wohin kann ich noch ſchauen,
Als gen Himmel, wenn ich nimmer
In dein Auge ſchauen kann?

3.

Blick' aus deinem Fenſter, Liebe!
Schaue über die blauen Berge;
Denn dort will ich an den Himmel
Dir ein licht Gemälde malen.

Steigen aus der Näh' und Ferne
Hohe Berge an den Himmel,
Stürzen helle, kühle Quellen
In ein blumigt, grünes Thal.

Stüzt der Wanderer im Thale
Auf den Stab ſich, einzuathmen
Jugend, Freiheit, Liebe, Kraft.

Steht gelehnt an einen Felſen,
Unter Laub und Rebenblüthe,
Dort ein kleines Haus verborgen,
Steh' ich vor dem kleinen Haus.

Kommt vom Bache, Kräuter tragend,
Dort ein liebes, junges Weſen,
Biſt du es — die Meine längſt.

Iſt kein Lauſcher mehr zu fürchten,
Drück' ich dich, du ſüßes Weſen!
An ein treues Herz voll Liebe,
Offen vor des Himmels Aug'.

Aber weh! o wehe Mädchen!
Siehſt du dort nicht jenen Raben?
Aechzend fliegt er durch den Himmel,
Und verlöſcht mit ſchwarzem Fittig
Mein Gemälde, weh! o weh!

Dieſer geheime Umgang der Liebenden aber konnte den Eltern der Anna nicht lange verborgen bleiben. Der Vater brachte es durch Ränke bald dahin, daß Andreas genöthigt war, ſein Glück in einem fremden Lande zu verſuchen, auch that er einen Schwur, nie dieſe Liebe zu billigen.

Der Tag der Trennung war gekommen, es umarmten ſich die Liebenden zum lezten Male mit vielen Thränen, und gab da jedes dem andern ein ſchwarzes Band, das es als Wahrzeichen ſeiner Liebe auf dem Herzen tragen ſolle. —

Andreas ſchiffte mit bangem Muthe dahin. Die Berge und Thäler ſeiner Liebe verſchwanden bald ſeinen Blicken, und keine Düfte heimatlicher Blumen wehten ihm mehr zu; da fiel er weinend auf dem Verdecke nieder, und ſchlief ermattet ein. Des andern Tages aber gab er einem vertrauten Schiffer, der in ſeine Heimat zurückkehrte, folgende Zeilen an ſeine Anna mit:

Bin ich wie ein Kind, das ſeine Mutter
Erſt verloren, weinend in der Nacht ſteht;
Sieh! ſo bin ich ſeit ich fern gezogen.

Stand im Traum ich heut auf unſrem Berge,
Blick' ich in das tiefe Thal hernieder,
Such' dein Haus ich, aber find' es nimmer.

Seh' ich eine einſame Kapelle,
Auf der Stelle, wo's geſtanden, ſtehen;
Tret' ich in die heilige Kapelle.

Hallet lange jeder meiner Tritte
Im verlaſſenen Gewölbe wieder;
Blicken ernſt und fragend mich die heil'gen
Bilder an von den geweihten Wänden.

Tret' ich vor den Hochaltar, zu beten,
Knieeſt du in einem weißen Kleide
Bleich auf ſchwarzem Teppich vor'm Altare,
Lilien und Tulpen um dich her.

Steht der Roſenſtock zu deinen Füßen,
Blüthenreich vom Lorbeer ſchön umwunden. —
Kehr' ich nie aus der Kapelle wieder.

Die Anna war nicht minder in Trauern verſunken; wie leer ſtanden ihr jezt die Berge voll Blumen und Kräutern, wo ihr geliebter Andreas nicht mehr von ihnen auf ſie niederſah.

Oft ging ſie in den Garten und ſah da die Blumen an, und ſpielte mit ihnen; doch bald traten ihr dann die Thränen in die Augen, und rings verſchwanden ihr die Blumen.

Das ſchwarze Band hatte ſie feſt auf dem Herzen liegen, und drückte es ihr faſt das Herze ab.

Oft ſezte ſie ſich in die Blumen nieder und ſang:

Schwarzes Band, o du mein Leben!
Ruh' auf meinem Herzen warm;
Liebe hat dich mir gegeben,
Ohne dich, wie wär' ich arm!

Fragt man mich, warum ich trage
Dieſes ſchwarze ſchlechte Band,
Kann ich's nicht vor Weinen ſagen:
Denn es kommt von Liebeshand.

So ich ſollte ruhig ſchlafen
In dem Bettlein, kann's nicht ſeyn;
Habe ſtets mit dir zu ſchaffen,
Schwarzes Band! du liebe Pein!

So ich ſollte zu mir nehmen
Etwas Speiſe oder Trank,
Kann ich nicht vor lauter Grämen
Sagen Dank: denn ich bin krank.

Krank ſeyn, es nicht dürfen klagen,
Iſt wohl eine ſchwere Pein;
Lieben, es nicht dürfen ſagen,
Muß ein hartes Lieben ſeyn!

Andreas war nun im fremden Lande angekommen. Ach! wie zog es ihn nach den Bergen ſeiner Heimat zurück! Fremd ging er unter den fremden Menſchen umher. Kalt blieb er Allen, und kalt blieben ihm Alle:

denn er dachte ja nur an ſeine liebe Anna. Kein Gewühl war ſo groß, nichts ihm ſo neu, daß er dadurch nur einen Augenblick die Töne und Bilder aus ſeiner Heimat hätte vergeſſen können.

Feſt trug er das ſchwarze Band auf ſein Herz gedrückt, es machte ihm ſo bange, und doch trennte er ſich nie von ihm.

Die Anna hatte indeß jene Zeilen durch den Schiffer erhalten, und ſich des Traumes hoch erfreut: denn der Tod war ihr einziger Wunſch, und ſie beklagte nur, nicht an der Seite ihres Andreas begraben zu werden. Der Herbſt war jezt gekommen, die Blumen erſtarben auf Berg und im Thal. Sie hatte ihr Band noch feſter auf das Herz gedrückt, und ſtand bleich und abgehärmt im Garten unter den welkenden Blumen da.

Aber als nun voll alle Blumen verſchwunden, ihre einzigen Geſpielinnen, die Zeugen ihre Liebe — da brach ihr Herz. In der Waldkapelle verſchied ſie vor dem Hochaltare im Gebet.

Zu derſelben Zeit ging Andreas am Ufer hin und blickte in's Land ſeiner Heimat hinüber. Grenzenloſe Sehnſucht faßte ihn. Es war ganz in ihm das Gefühl aufgegangen, daß er heute noch Botſchaft von ſeiner Anna erhalten werde.

Es bewegte ſich am Horizonte etwas, das er für ein Schiff hielt, es kam näher, da war es ein Rabe, der flog in das Land hinein. Er weilte bis zur Nacht, dann ging er nach Hauſe. Er trat in ſein Zimmer ein, und ſezte ſich weinend nieder — da berührte ihn eine kalte Hand. —

Sein Herz brach; er fühlte, daß die Stunde ſeines Todes gekommen, und beklagte nur, nicht an der Seite ſeiner Anna begraben zu werden.

Er ging ruhig im Zimmer hin und her, machte Alles wie zu einer Abreiſe bereit, beſtellte einen Mann, der ſeine ſchwarze Truche des andern Morgens zu Schiffe führen ſollte, und gab vor, er werde dieſe Nacht abreiſen. Als dies alles beſtellt, machte er an den Vater der Anna eine Aufſchrift auf die Truche, bekleidete ſich mit Sterbekleidern, und legte ſich in die ſchwarze Truche nieder, worauf der Deckel über ihm zuſammenſchlug, und er noch in derſelben Nacht ſeinen Geiſt aufgab.

Des andern Morgens kam der beſtellte Mann, verſiegelte die Truche, und führte ſie zu Schiffe.

Der Wind wehte günſtig, das Schiff ſegelte ſchnell mit ſeiner Leiche der Heimat zu.

Die ſchwarze Truche kam an, der Kaufmann hoffte in ihr längſt erwartete Güter; ſchnell riß er ſie auf —

Meine Lampe erloſch.

Sechste Schattenreihe.

Erste Vorstellung.

Der Mühlknecht war des Morgens nicht mehr zu finden; wahrſcheinlich war er noch in der Nacht weiter gewandert. Er hatte außen an meine Thüre mit Kreide geſchrieben:

> „Es ſtehen zwei Stern' am Himmel,
> Die leuchten wie das rothe Gold:
> Der eine zu meinem Liebchen,
> Der andre durch das finſtre Holz.“

Ich machte meinen Bündel zuſammen, und zog von dannen. Es war noch früh am Tage. Die Städter lagen noch all' in ihren Betten: denn es waren die Läden der Fenſter rings an ihren Häuſern verſchloſſen.

Die Hähne aber waren ſchon wach, und riefen einander aus den entfernteſten Höfen zu; auch hörte ich den Schlag einer Wachtel.

Ich watete gefliſſentlich recht in dem bethauten Stadtgras; denn meine Schuhe waren noch von geſtern ſehr beſtaubt, und wurden jezt wieder ganz neu und ſchwarz, worüber ich eine gar innige Freude empfand; denn ich erkannte, daß dieſes Stadtgras abſichtlich der Reinlichkeit wegen erhalten wird, und eigentlich eine

Reihe blühender Schuhbürſten darſtellt. Das Stadtpflaſter aber war, ſo zu ſagen, ein Blaſenpflaſter; denn es war gar ſcharf und jämmerlich beſtellt. —

Die vielen Bäume dufteten gar herrlich durch die Stadt, und waren recht wach; durchkreuzten auch ſchon die Schwalben und Sperlinge pfeifend die Straßen, und niſteten unter den Dächern und Bogengängen der Häuſer.

An dem Thore hielt ein Bürger Wache; der war wohl tief in Gedanken über die theure Zeit verſunken, oder ſchlief er; er war an das Schilderhaus gelehnt, hatte die Augen feſt verſchloſſen, über den Mund aber lief ihm eine vom Baum gefallene Weidenraupe.

Zweite Vorstellung.

Vor dem Thore begegnete mir ein junger Geiſtlicher, Kapuzinerbruder von dem St. Roſenberg; er hatte in der Stadt vikarirt, und ſo gingen wir gleichen Weg in dem Thale hin.

„Jede Jahreszeit," ſprach der Geiſtliche, „hat doch ihren eigenen, beſtimmten Geruch, der nicht von denen in ihr gerad blühenden Blumen herrührt, ſondern wohl ein eigener, aus der Sonne ſtrömender spiritus rector oder Lichtgeiſt iſt, gleichwie jede Jahreszeit ihre eigene Farbe, ja ihren eigenen Ton hat. Ich habe dies in den verſchiedenſten Gegenden, in denen ich mich ſchon aufhielt, bemerkt, und werde ich durch nichts an die nämliche vergangene Jahreszeit ſo erinnert, als durch dieſen beſtimmten Geruch.

Jezt ſtieg eine Lerche vor uns ſingend zum Himmel auf. Sie ſtieg ſo lange als noch Töne aus ihr ſtrömten. „Es iſt,“ ſprach der Geiſtliche, „als würde die Lerche von den aus ihr ſtrömenden Tönen emporgeriſſen, und ich nenne dieſen Vogel gerne — ein tönendes, [illegible]tiſches Licht.“

Hier ritt der Pfarrer mit der Stockbibel an uns vorüber, er hatte einen Rock von Wachstaffet an, ſaß auf einem Rappen von lebendigem Leder, und hatte einen grünen Sonnenſchirm über ſein Haupt gebreitet; auf der Naſe aber hatte er ein großes rothes Pflaſter liegen, das ihm das Anſehen eines welſchen Hahns gab.

Er warf einen verächtlichen Blick auf den Mönch, während ſein Gaul hintenausſchlug. Ich blickte den Mönch mit einem Geſichte an, das ihn fragte: ob ich den Kerl recht durchprügeln ſoll? er aber ſprach: „Betrachten wir hier einzig die lebendige Natur! Mit ihr hab' ich mich von Jugend auf beſchäftigt, und ihr immer treu bleiben zu können, erwählte ich den Stand eines Mönchs. Ich entſagte Allem; ſie nur bleibt meine Geliebte.

„Der Garten, den ihr auf unſerem Kloſterberge finden werdet, iſt von mir angelegt; ich warte der Blumen, der Bäume; ich male die Bilder für die Kirche; ich ſchlage die Orgel; ich beſorge die Apotheke des Kloſters. Bemerket dieſen freiſtehenden hohen Lindenbaum, der ſteht vor dem Kloſtersthore, und ſieht weit in das Land hinein."

Dritte Vorstellung.

Wir gingen jezt durch einen dichten Eichenwald; Alles war in ihm voll Geſang und Widerhall.

Die Vögel waren recht wie ungezogene Kinder, und hatten ſich wohl in den vollen Weinbergen zu viel ergözt. Sie pfiffen und flogen untereinander, hüpften von Zweig zu Zweig, und verfolgten ſich bald beißend, bald ſchnäbelnd, kurz, waren ganz poetiſch toll.

Da kam mir, wie dem Todtengräber, doch auch recht innig die Luſt an, ein Vogel zu ſeyn!

„Gott!" ſprach ich, „wie muß es dieſen Geſchöpfen ſo leicht ſeyn! Luft, Sonnen- und Blumenduft ſtrömen durch ihren ganzen Körper, ihr Athem fließt durch ihre Federn, ihr Lied trägt ihren Leib."

Als ich ſo ſprach, ſahen wir in der Tiefe des Waldes einen langen, hagern Mann ſitzen; derſelbe hatte ein Blatt Papier in der Hand, und ein Vogelpfeifchen, an's Ohr aber hatte er ein Hörrohr gelegt.

„Dies iſt der Cantor vom benachbarten Dorfe," ſprach der Geiſtliche; „er beſchäftigt ſich ſchon ſeit dreißig Jahren, die Geſänge aller Vögel genau auf Noten zu ſetzen, um ſie nach dem Umfange ihrer Töne zu klaſſifiziren."

„Ich wünſche ihm Glück und Geduld," ſprach ich.

„Hat er die,“ verſezte der Geiſtliche, „ſo kann er auch eine Klaſſifikation der Blumen nach den Gerüchen verſuchen. Uebrigens möcht' ich doch wiſſen,“ ſprach er weiter, „welcher Vogel ein rein lyriſcher, welcher ein rein epiſcher, welcher ein rein elegiſcher Sänger iſt; es lautet doch nicht ein jeder Vogelgeſang wie ein Lied.“

Vierte Vorstellung.

Ich klopfte ihm lächelnd auf die Achſeln; aber es war ihm Ernſt, denn er fuhr alsbald fort: „Auch möcht' ich dann eine Vergleichung der Blumen und Vögel untereinander von dieſem Cantor angeſtellt wiſſen; wenigſtens haben Vögel, die ſingen, und Blumen, die duften, immer einige Aehnlichkeit mit einander, nicht nur in Geſang und Duft, ſondern auch in der Farbe, ſie ſind beide mehr farblos.

„Die erſten Singvögel haben zugleich die allereinfachſten Farben, als da ſind: die Lerche, die Nachtigall, der Staar, die Amſel, der Kanarienvogel u. ſ. w. Die bunteſten Vögel ſind immer keine Singvögel, der Pfau, der Papagei, der Colibri.

„Fleiſchfreſſende Vögel gehören ſo wenig als Baſtarde hieher, erſtere verdienen nicht mehr den Namen von Vögeln.

„Die Waſſervögel ſind zwar auch oft ſehr einfach gezeichnet, oft farblos, und haben keinen Geſang; aber auch ſie kann man wieder nicht unter die reinen Vögel rechnen, wiewohl der Schwan und ſelbſt die Gans eine Ausnahme zu Gunſten meiner Vergleichung machen würden. *

„Die duftvollſten Blumen ſind immer ſolche, die am wenigſten Farbe haben, als da ſind: die Nachtviole, Lilie, Nelke, und zwar duften die einfarbigen Nelken immer mehr, als die bunten, die Tuberoſen, die Roſen, die Hyacinthen, wo die bunten wieder weniger als die einfarbigen duften.

„Aber auch hier wären die Baſtarde der Blumen, wie die der Vögel, bei einer Vergleichung genau zu ſichten.

„Wie viele Aehnlichkeit hat nicht eine Nachtviole mit einer Nachtigall! Jene iſt unter den Blumen die duftreichſte, dieſe unter den Vögeln die tonreichſte; jene duftet, dieſe ſingt nur bei Nacht; beide haben gänzlichen Mangel an Farbe.“

Fünfte Vorstellung.

Indeß der Mönch ſo ſprach, trafen wir im Dunkel des Waldes auf eine Geſellſchaft Zigeuner.

---

* Man entdeckte in neuerer Zeit eine Gattung Schwäne, die zu den Singvögeln gehören. Nach meinen akuſtiſchen Verſuchen an Thieren beſitzt die Gans unter einer Reihe von Vögeln das am meiſten zartfühlende Gehörorgan.

Die Männer richteten Metalle, Kräuter und Wurzeln zu Tränken und Tinkturen am Feuer zu, die Weiber aber ſonnten ihre braunen Kinder im Waldgras.

Jenes kleine braune Mädchen, das am Markttage in jener Wirthsſtube ſeine Kunſt zeigte, erblickte ich da wieder.

Es ſaß, ſich auf und niederſchaukelnd, frei auf dem Zweige einer alten Eiche, und hatte ſich mit Waldblumen und Laubwerk umhängt. Die Leute grüßten uns freundlich. Das Mädchen ſang:

„Vogel geſtern,
Blume heut',
Schlange morgen –
Traut nicht, Leut'!“

„Die wirkſamſten unſerer Arzneimittel,“ ſprach der Mönch, „verdanken wir den Zigeunern.

„Viele heilſame Pflanzen haben ſie aus fremden Ländern mitgebracht, und in unſern Wäldern angeſäet. Das Bilſenkraut, dieſes edle Kraut, iſt, ſeit man dieſes Volk auszurotten ſich beſtrebt, in manchen Gegenden, die es einſt im Ueberfluß beſaßen, nicht mehr zu finden.

„Bemerket dieſen Stein hier,“ ſprach der Geiſtliche, „er hat die Geſtalt eines Sitzes und wird Nonnenſeſſel genannt.

„Im Dunkel dieſes Waldes ſtand dereinſt ein Frauenkloſter. Tief innen findet ihr noch ein ſteinern Kreuz und einen Schöpfbronnen. Von demſelben Bronnen hat ſich im Geſang der Landleute folgende Sage erhalten:

Im Waldesdunkel ſteht ein Bronn
Beim Kloſter der weißen Frauen.
Der Bronn viel hundert Klafter tief
In Felſen gut gehauen.

Saß auf dem Baum Waldvögelein,
Sank auf den Berg die Sonne,
Hört an, o hört an! was ſich begab
Da bei demſelben Bronne.

Graf Aſper von der Heerfahrt kam,
Wollt' kühlen Trunk ſich langen,
Er trieb wohl um das eiſerne Rad,
Die Ketten hell erklangen.

Bum: bum! herauf der Eimer flog,
Dumpf tönt' es in dem Grunde,
Kein kühles Waſſer in ihm war,
Ein Zwerglein darin ſtunde.

„Steig' ein, ſteig' ein, du Recke kühn!
Dein begehrt mein Herr zur Stunde!“
Graf Aſper kehrt' nicht mehr zur Burg, —
Dumpf tönt' es in dem Grunde.

Flog von dem Baum Waldvögelein,
Stieg über den Berg die Sonne,
Hört an, o hört an! was ſich begab
Da bei demſelben Bronne.

Eine Kloſterjungfrau trat heraus,
Wollt' kühlen Trunk ſich langen,
Sie trieb wohl um das eiſerne Rad,
Die Ketten hell erklangen.

Bum! bum! herauf der Eimer flog.
Dumpf tönt' es in dem Grunde.
Kein kühles Waſſer in ihm war.
Graf Aiver's Geripp' drinn ſtunde.

„Weinen möcht' ich,“ ſprach der Mönch weiter, „wenn ich ſo überdenke, wie vieles Herrliche die neuere Zeit unwiederbringlich zerſtörte, hätt' ich nicht der Natur in ihrer Stille aufgehorcht, in ihrem Wachsthum ihren Gang betrachtet, und gefunden: wie eine Wiederkehr des alten Glaubens allmählig in ihr ſich heranbewegt. Gleichwie in jeder einzelnen keimenden Blume die Züge des ganzen kommenden Frühlings liegen, ſo liegen im Kinde die Züge eines künftigen Geſchlechtes.

„Betrachtet eine ſolche unverdorbene Pflanze genau, ihr werdet finden, daß ſich ihre Züge ſeit Jahren, einem falſchen, aufklärenden Streben zum Nachtheil, dem Glauben, der Liebe und Treue aber zur Förderung, immer mehr und mehr ändern.

„O laſt nur getroſt die Menſchen walten, bauen und umgeſtalten, wie ſie nur wollen! ſie prägen ihren Geiſt und Willen, ihr Dafürhalten dieſer Erde nicht ein, ſo wenig als den Sonnenſchein der ernſten Mitternacht, ſo wenig, als ſie verhindern können, daß der Frühling, der unter dem Schnee reiſt, endlich hervorbreche; erſcheinen wird der Geiſt, der ſchon längſt ſtill in der ganzen Natur heraufkeimt, — der Geiſt des alten Glaubens.“

Sechste Vorstellung.

Das Kreuz von der Kapelle des Kloſters blickte freundlich in's Thal her, und wir beſtiegen rüſtig den Berg.

Je höher wir kamen, je freier ſchlug mein Herz, je herrlicher lag die Welt vor uns ausgebreitet.

„Seht nicht mehr hinter euch,“ ſprach der Geiſtliche, „bis wir oben angekommen.“

Es war mir ſchwer, ihm zu folgen, immer trieb es mich an, umzuſchauen: denn es war mir, wie wenn ich im Umſchauen einem lieben Mädchen in's himmelblaue Auge blicken konnte.

Nun waren wir oben. „Jezt blickt um euch,“ ſprach der Geiſtliche. Da lag die Welt, vom weiten Himmel umarmt, vor meinen Augen.

Unter mir ſangen die Vögel, auf zu mir dufteten die Blumen, nnd aus ſpiegelhellen Seen und Flüſſen ſchien die Sonne empor.

Ungewöhnliche Munterkeit ergriff mich, und wild, wie ein Knabe, tanzte ich über die Gräber des Kloſterkirchhofes.

Der Mönch führte mich durch lange Gänge voll heiliger Bilder in ſeine Zelle; die war ein kleines Stübchen, aus dem man in ein weites Thal voll Dörfer und weidender Heerden ſah. An den Wänden herum hingen unter Gläſern ſchöne Sammlungen von Schmetterlingen und andern Inſekten; die Fenſter aber waren rings mit den lieblichſten Blumen umpflanzt. Der Mönch brachte mir reichlich Erfriſchungen und entfernte ſich.

Sanft ſäuſelte jezt der Wind durch die Blumen, die vor dem Fenſter ſtanden, und füllte mit ſüßen Düften die Zelle; lauter und immer lauter aber, wie der Zug des Windes ſtieg, erklangen die Töne einer Aeolsharfe, die, wie ich jezt erſt bemerkte, vor einem Nebenfenſter zwiſchen Blumen ſtand. So war es, als ſtrömten die Blumen tönende Düfte aus, und ſängen einander in Wechſelchören zu.

Siebente Vorstellung.

Ich ging durch die Gänge des Kloſters, an den Zellen der andern Mönche vorüber in die Kapelle.

Der junge Geiſtliche kniete am Altare im Gebet, auch knieten noch viele Betende ſtill in den Gewölben umher. Die Orgel der Kapelle war anzuſehen gleich einem großen, wunderbaren Kryſtall, der ſilbern mit tauſend Abſtufungen und Verzweigungen an das himmelblaue Gewölbe aufſchoß.

Ein ſüßer Roſenduft wehte durch die Fenſter der Kapelle, und ſangen die Vögel da draußen auf grünen Zweigen unter Roſen ihr Lied.

Ein großer Roſenſtock umfing mit üppigen Zweigen die Kapelle; er hatte unter dem Altare Wurzeln gefaßt, und die Stiftungstafel dieſes Kloſters, die nächſt dem Hochaltare der Kapelle hing, ſagt von ihm alſo:

Bei Wintersfroſt in Kluft und Wald
Sich Kaiſer Karl verloren;
Die Diener treu, die liegen bald
Rings um den Herrn erfroren.

Er knieet hin auf kalten Stein,
Legt ab die güldnen Ketten,
Legt ab den Purpurmantel fein,
Und thät demüthig beten.

Ach weh! ach weh! der Roſenkranz
Der ſtarren Hand entſinket,
Doch als er ſinkt, wie Sonnenglanz
Er auf der Erde blinket.

Ein Roſenſtock ſchnell aus ihm ſproß,
Thät über Eichen ſteigen,
Ein ſüßes Duften ſich ergoß
Aus ſeinen Blüthen, Zweigen.

Auch rings, ſo weit ſein Duft gereicht,
Die Bäume grünend ſtanden,
Die Vögel ſich mit Singen leicht
Wohl durch die Lüfte ſchwangen.

Durch Wald und Kluft die Sonne hell
Mit mildem Glanz geſchienen,
Die Knappen treu erſtehen ſchnell
Den Herren zu bedienen.

Und wo den Roſenſtock man ſchaut
Auf der geweihten Stelle,
Zur Andacht ward gar wohl erbaut
Eine heilige Kapelle.

Ein Roſenkranz umſängt ſie bald,
Unter'n Altar die Wurzeln dringen,
Da innen Chor und Orgel ſchallt,
Da draußen die Vögel ſingen.

Achte Vorstellung.

Dunkle Kreuzgänge, die alle mit Grabſteinen belegt waren, und in denen hie und da ein geweihtes Licht brannte, gingen von der Kapelle aus. Auf den Steinen waren die Verſtorbenen, wie ſie da unten in den Särgen lagen, in Lebensgröße ausgehauen, Ritter, Mönche Kinder und Frauen in ihrer altdeutſchen Tracht.

Sie hatten alle ihre Hände fromm gefaltet, oder waren ſie auch knieend abgebildet. Andre Steine aber waren ſchon tief in die Erde geſunken und mit Moos bewachſen.

Die Töne der Orgel und des Chors aus der Kapelle wälzten ſich dumpf durch die hohen Gewölbe fort; ſie erloſchen nach und nach, und ſchauerliche Stille herrſchte.

Die Kreuzgänge führten in einem Zirkel herum, und in dieſem Zirkel war der Garten des Kloſters.

Von ihm aus fiel durch hohe gemalte Fenſterſcheiben ſparſames Licht in die Kreuzgänge.

Ein hoher Schwibbogen, mit vielem Laubwerk, Blumen und Zweigen, gleich einem ſteinernen Gewächs, führte in ihn, und da er rings mit Kloſtergebäuden umgeben war, ſo konnte man in ihm nirgend hinblicken als gen Himmel, oder auf die Blumen in ihm. Roſen, Lilien, Tulpen und Narciſſen erblühten im bunteſten Gemiſch in dieſem Garten.

In ſeiner Mitte ſtand ein hohes Kreuz mit einem ſterbenden Jeſubild, an deſſen Fuß, einer bleichen Lilie gleich, eine traurende Muttergottes ſtand.

Der junge Geiſtliche war zu mir in den Garten getreten. Er ſprach viel über das Weſen der Blumen und die Behandlungsart jeder einzelnen Pflanze. „Eine jede Pflanze,“ ſprach er, „kann, wenn ſie beinahe ſchon am Verwelken iſt, durch eine beſtimmte andere, welche man neben ſie pflanzt, wieder erfriſcht werden.

„Ein welkender Roſenſtrauch wird durch neben ihn gepflanzten Lauch wieder in’s Leben gebracht.

„So ſucht jede Pflanze eine ihr freundliche; ihr Tod iſt Trennung von ihr oder Nieſinden derſelben. Mehrere unſerer inländiſchen Pflanzen fänden vielleicht in dieſem Welttheile gar nicht ihre freundliche Pflanze; vielleicht blüht dieſe im gelobten Lande oder im Grunde der See.

„Wo ſteht der ewig blühende Garten, wo jede Pflanze ihre freundliche fand, wo ſie all’ nach ihrer Liebe aneinandergereiht und geordnet ſind??“

Ein dunkler Gang führte aus dem Garten wieder hinaus; unten in einem tiefen Thale lagen Hütten und Felder, gingen Mädchen ſingend am Ufer eines Fluſſes, und ſahen aus einem zarten Schleier, gewoben vom Dampfe der Blüthen und Kräuter, zu uns empor.

Neunte Vorstellung.

Als ich ſo ſtand und in's Thal hinabſah, ſah ich am Fuße des Berges einen Poſtwagen vorüberfahren. Ich war bald entſchloſſen, meine Reiſe mit ihm fortzuſetzen. Ich eilte, meinen Reiſebündel zu holen, in die Zelle des Geiſtlichen, verabſchiedete mich von ihm, und erreichte den Wagen noch unweit des Berges. Der Wagen ging gar langſam, auch war hinten ein hinkendes Pferd angeknüpft, das an ihm rückwärts zog. Ich erkannte in dieſem Pferde den ledernen Rappen des bewußten Pfarrers, als ich den Pfarrer ſelbſt in dem Wagen erblickte.

Der Pfarrer hatte das Kinn mit ſeiner Stockbibel unterſtüzt, und ſaß neben einer Maſchine, die ich alsbald für den Bronnenmacher von Grasburg erkannte.

Noch ſaß in dem Wagen ein luſtiger Koch, den ein fremder Graf in Dienſte genommen, und der nun an den Ort ſeiner Beſtimmung reiſte. Der Tag war recht heiß geweſen, der Poſtwagen kam in einem langſamen

Zuge von Grasburg hergeſchlichen, und der Bronnenmacher, wie der Pfarrer, klagten gar lamentabel über Durſt und Hunger.

Der Koch hing von Zeit zu Zeit, wegen des Mükken- und Sonnenſtiches, wie er vorgab, ein Tuch über ſein Geſicht; ich bemerkte aber gar wohl, wie er da jedesmal eine Hühner- oder Faſanenkeule unter dem Tuche zum Munde brachte, deren Geruch dem Pfarrer und dem Bronnenmacher gar ärgerlich in die Naſe ſtach.

Dies bemerkte der Koch wohl, war aber ein luſtiger Kerl, weßwegen er auch alſo ſprach: „Eine Krebsſuppe wäre jezt nicht übel!“ —

„Hum!“ — ſchmunzelte der Bronnenmacher.

„Ja! wenn ich jezt eine Tafel zu beſorgen hätte, ſo würde ich gewiß mit einer Krebsſuppe den Anfang machen, und die müßte dann eine ſolche ſaft- und kraftvolle Brühe haben, daß die Krebſe, von ihr geſtärkt, wieder lebendig würden, und vor Entzucken mit den Schwänzen wedelten, auch allerlei humoriſtiſche Stellungen machten, welches gewiß wunderlich anzuſehen wäre.

„Auf dieſe Krebsſuppe müßte dann nothwendig Rindfleiſch mit Sardellenſauce folgen.“ —

„Hum!“ — ſchmunzelte der Pfarrer.

„O! das iſt vortrefflich! meine Herren! greifen Sie nur keck zu; hier iſt auch eine Citrone zum Ausdrücken darauf!“

Der Bronnenmacher und der Pfarrer ſtreckten die dürren Zungen bei dieſen Worten heraus, und ließen ſie ſo hängen.

„Aber hier dieſe Fleiſchpaſtete!“

„Hum!“ — machte der Bronnenmacher, indem er ſich auf die Zunge biß.

„Herr Pfarrer! nehmen ſie den Deckel keck herab!“

Der Pfarrer lächelte konvulſiviſch.

„Da ſehen Sie in der gewürzreichſten Sauce zwei wohl appretirte Hähne, die krähen vor Entzücken, daß ſie ſo wohl ſchmecken, und ſchlagen mit den Flügeln an den Magen, der mit gebratenen Kaſtanien gefüllt iſt.“ —

Der Bronnenmacher ſtrich ſich mit der Hand über den Bauch. —

„Ich muß ſelbſt geſtehen,“ ſprach der Koch weiter, „ſie ſchmecken auch ganz vortrefflich! Greifen Sie doch zu! Hier dies Pfaffenſchnitzchen, das muß ganz excellent ſeyn, ſo appetitlich weiß, mit einem braunen Rande, wie Butter. Mein! drücken Sie doch einige Tropfen von dieſer ſaftigen Citrone darauf!“ —

„Nun kann ich's nicht mehr aushalten,“ ſchrie der Pfarrer, und biß dem Bronnenmacher in die fette Backe.

Der Bronnenmacher that einen lamentablen Schrei.

„Ruhig,“ ſprach der Koch, „ſonſt werft ihr dieſe Schüſſel mit Kraut um; hu! das geht noch über Alles! Mit den gewürzreichſten Nürnberger Bratwürſten iſt es garnirt. Jezt ſtech' ich mit der Gabel in eine derſelben, und die duftreichſte Brühe ſprizt wie ein Springbrunnen hintennach; und dann ein Glas alten Steinwein darauf, der Teufel!“ —

„Meuchelmörder!“ ſprach der Pfarrer, und bog das matte Haupt.

Zehnte Vorstellung.

„Ach!“ ſprach ich, „der arme Mann, der erſt vor ein paar Tagen von einem wüthenden Hunde gebiſſen wurde!“

„Wie?“ ſchrie der Bronnenmacher, „von einem wüthenden Hunde?“

„Ja!“ ſeufzte der Pfarrer, „es hat aber wohl nichts zu bedeuten, die Sache iſt noch im Zweifel, und hat der Chirurgus mir indeß die Naſe mit einem Blaſenpflaſter belegt.“

„So!“ ſprach der Bronnenmacher, „darum habt ihr mich gebiſſen! O ich unglückſeliger Mann! ſo werden alle die ſchrecklichen Träume noch wahr! Wißt! Nacht für Nacht träumt es mir ſchon ein halb Jahr, ich ſey ein Hund und nage vor einem Wirthshauſe die herausgeworfenen Knochen ab, worauf ich ſtets mit dem ſchrecklichſten Hunger erwache. Dies deutet auf nichts anders als auf Hundswuth.“

„Das glaub' ich auch,“ ſprach der Koch leiſe zum Bronnenmacher; „der Herr Pfarrer kommen mir überhaupt ſchon längſt nicht ganz richtig vor; die Augen — — — ich weiß nicht — — —“

„Schweigt!“ ſprach der Bronnenmacher leis zu ihm, „ich bin ſo immer mit derlei Melankolien behaftet.“

Der Pfarrer ſchneuzte ſich, der Bronnenmacher fuhr zuſammen, vermeinend, der Pfarrer habe gebellt.

Der Pfarrer erſchrack ob dem Hinwegfahren des Bronnenmachers, und ſprach: „Wie? ſeht ihr mir etwas an? um Gotteswillen! ſprecht!“ —

Der Bronnenmacher konnte kein Wort hervorbringen; er bewegte ſich konvulſiviſch und fing zu bellen an.

Der Pfarrer gerieth ganz außer ſich vor Schrecken, er wollte aus dem Wagen; zum Glücke fuhren wir gerade in das Städtchen Hundsſchnauzen ein; da hielt der Poſtwagen vor dem Wirthshauſe zum grünen Recenſenten, um den Pferden trockenes Brod zu geben. —

Elfte Vorſtellung.

Der Pfarrer und der Bronnenmacher ſchlichen ſich ganz ſtille in eins der obern Zimmer und beſtellten zwei Schinken und mehrere Bouteillen Wein.

Der Koch aber war boshaft genug, alsbald vor allen Anweſenden in der untern Wirthsſtube zu erzählen: wie die zwei Herren da oben von einem wüthenden Hunde gebiſſen worden, und wie man ſich in der That ein wenig vor ihnen in Acht zu nehmen habe; beſonders vor dem Bronnenmacher, der eigentlich ſo dürr, ja noch dürrer von Natur als der Pfarrer ſey, der aber durch den Hundsbiß bereits auf das allerſchrecklichſte angeſchwollen.

Da ward alsbald das ganze Haus voll Schrecken.

Vergebens ſchrie der Pfarrer um Fleiſch, Niemand getraute ſich in das Zimmer.

„Mein Hunger iſt raſend! meine Geduld iſt aus!“ ſchrie jezt der Bronnenmacher, indem er, wie eine Bombe aus dem Keſſel, ſchnaubend aus dem obern Erker herabfuhr; der Pfarrer folgte ihm als ein ſchmaler feuriger Schweif.

Alles floh, was außer der Wirthsſtube, in dieſelbe; alle Thüren wurden verſperrt; zwei Kinder, die ſich nicht ſchnell genug in die Wirthsſtube retten konnten, ſchrien ganz lamentabel im Vorhof.

Die Nachbarn ſprangen herbei. Der Koch rief ihnen durch das Fenſter zu: „Ihr lieben Leute! ſperrt eilends die Thüren des Wirthshauſes, ſonſt wird das ganze Dorf gebiſſen!“

Der Koch, der Kondukteur, die Poſtknechte, die Wirthsleute und ich befanden uns in der untern Wirthsſtube. Der Koch rekognoscirte durch das Schlüſſelloch, und machte Alles noch ärger. „Jezt,“ ſprach er, „zerbeißt der Bronnenmacher das Schloß der Thüre; ich ſeh's, er ziſcht, der Schaum ſteht ihm vor dem Maule. Himmel! welche Augen er macht! Der Pfarrer dreht den Kopf krampfhaft hin und her, und hat ſich in des Bronnenmachers Waden verbiſſen! Jezt, — weh! rennt der

Bronnenmacher mit dem Kopfe gegen die Thüre, wie ein Mauerbrecher — weh!"

Da ſprang Alles zurück, der Bronnenmacher ſchlug fluchend an die Thüre.

„Rette ſich, wer noch zu leben Luſt hat!" ſchrie der Koch, und ſprang zum niedern Fenſter der Wirthsſtube mit den zwei Schinken hinaus.

Der Kondukteur, die Poſtknechte und ich folgten ihm nach.

Die Poſtknechte warfen ſich auf die Pferde, wir in den Wagen, und pfeilſchnell flogen wir von dannen.

Der Koch konnte ſich ſeines Spuks nicht ſatt genug freuen; er erzählte, wie abſprechend der Pfarrer, noch eh' ich zu dem Poſtwagen ſtieß, gegen ihn geweſen, auch wie der Bronnenmacher ſich über ſeine lange Naſe luſtig zu machen geſucht hätte.

Zwölfte Vorſtellung.

Die Nacht war gekommen; ich dachte noch ſo dem ſchreckbaren Tumulte im grünen Recenſenten nach, und welch Ende die Geſchichte genommen, da ſchlief ich, mit dieſen Bildern beſchäftigt, in der Ecke des Poſtwagens ein.

Bald kam mir dann im Traume vor, als wäre ein Tumult, Aufruhr und Krieg in allen Wirthshäuſern jenes Orts.

Alle Schilde der Wirthe waren lebendig geworden, und liefen in Eſtaſe in den Straßen umher, und ſuchten einander zum Kampfe auf.

Schnaubend rann der wilde Mann Gaſſ' auf, Gaſſ' ein, bis er die drei Mohren erreicht, die er alsbald an ſeiner Stange an den Kinnladen aufhing und weiter trug.

Zornentbrannt kam der König von England mit Kron' und Scepter daher, und ſuchte den von Frankreich auf; ihm folgten: ein Oberkellner, ein Speiſekellner, ein Weinkellner und ein Zimmerkellner; die waren bepanzert mit zinnernen Tellern, ausgerüſtet mit Schlüſſelbüchſen, und ſchwangen, Keulen gleich, leere Bouteillen über ihren Häuptern; auch folgte ihnen die Kanone, von dem weißen Roſſe gezogen, nach; denn dieſe drei Wirthshäuſer gehörten drei Brüdern an.

Schon Anfangs der Zweikämpfe mußte der grüne Recenſent von dem goldenen Eſel verſchluckt worden ſeyn: denn derſelbe goldene Eſel ſprang pfeilſchnell durch die Gaſſen, und aus ihm ſchrie der grüne Recenſent.

Als ich dem ſo nachdachte, ſo ſprang das Lamm hinkend und blutend auf drei Füßen an mir vorüber, verfolgt von dem brüllenden Löwen.

Schon hatte es dieſer beim Schwanze gepackt, und war im Begriffe, es zu zerreißen, als der Bär grimmig auf ihn eindrang. All' drei aber umſchlang plötzlich der Elephant mit ſeinem Rüſſel, und warf ſie, wie drei Korkpfröpfe, ſpielend in die Luft, indem er gar geſchickt eins nach dem andern wieder mit dem Rüſſel auffing, und ſo wiederholt ſein Spiel trieb.

Dem ſah der Rieſe lachend zu. Derſelbe ſtand noch in ſeinem Ringe, welcher, durch das Lachen erſchüttert, klirrend hin und her ſchwankte.

Jezt aber ſprang er hernieder, faßte den Elephanten beim langen Rüſſel, und ſchleuderte ihn, gleich einer geleerten Weinflaſche, dem Könige von England an's Haupt, daß deſſen Krone mit hellem Klang auf die Steine fiel.

Siehe aber, da flog der Engel mit ſeinem feurigen Schwerte, ob ihm die goldene Sonne, den Palmbaum in den Händen, hernieder, und gebot Ruhe und Frieden, worauf die Bilder auch alsbald wieder in ihre Rahmen kehrten, und in jedem Wirthshauſe war dann ein Ball mit freiem Eintritt und eine freie Tafel, in welche Wirthshäuſer alle zu gleicher Zeit ich den Bronnenmacher mit dem Pfarrer ſiebenfach zur Thüre eingehen, und alsbald auch in allen ſiebenfach an der Tafel ſitzen ſah.

Siebente Schattenreihe.

Erſte Vorſtellung.

Jener Mühlknecht hatte mich ſchon durch ſeine Erzählung auf die Gegend der Hallwälder begierig gemacht. Der Tag war gekommen, die Wälder lagen vor uns, und ich verließ den Poſtwagen, nachdem ich dem luſtigen Koch meinen wunderlichen Traum erzählt, um zu Fuß durch dieſe ſchöne Wildniß zu gehen.

Hohe Felſenmaſſen lagen bald vor mir, die ſich den weiten Berg entlang erſtreckten, und deren hohe Zacken bald wie alte zerfallene Thürme, Schlöſſer und Mauern, bald wie koloſſaliſche Menſchengeſtalten da ſtanden.

Bald aber öffnete ſich wieder ein liebliches Thal; darin weideten Heerden, und ſtanden einzelne Bauernhütten zerſtreut, dann aber erblickte ich wieder ſtundenlang nichts als wilde Felſenmaſſen mit Tannen bewachſen, tief in der Schlucht eine Köhlerhütte, oder eine Waldmühle, oder Gemäuer einer vom Felſen geſtürzten Burg.

Kein Menſch war zu erſchauen; ſchauerliche Stille herrſchte; die ſchlanken Tannen, vom Winde hin- und hergetrieben, unterbrachen nur durch wehmüthige Töne, oft faſt wie die einer Aeolsharfe, dieſe Stille.

Weiter aber begegnete mir wohl ein altes Weib, welches einen Butten auf dem Rücken trug, und an einem langen Stecke einherging. Solche glich ganz den Berg- oder Waldfrauen, und war recht wunderſamen Ausſehens.

Ich ging abwegs, beſchauend, was mich anzog; beſtieg bald die hohen Felſen, bald ließ ich mich in die engen Schluchten nieder, und horchte auf den Geſang der unterirdiſchen Quellen.

Zweite Vorstellung.

Da erſah ich einsmals in einer ſo engen Schlucht, über der himmelhoch die Felſen mit ihren ſchwarzen Tannen ragten, eine Hütte, die war geſtaltet, recht wie das Neſt eines Greifs oder eines andern unmenſchlichen Weſens. Ich ging auf ſie zu. Da erſah ich ein Männlein vor ihr, das hatte weder Füße noch Hände, ſondern ſeine Gliedmaßen waren bloß kurze Stumpen. Sein Geſicht war lang, alt und voll Runzeln, und ſein langer weißer Bart reichte tief in das Waldgras.

Das Männlein aber grüßte mich bald freundlich, und erzählte mir wohlgemuth ſein Schickſal: wie es nämlich ſo ohne Hände und Füße geboren, einſt durch die halbe Welt in einem Kaſten zur Schau getragen worden, wie es dann, dieſer Lebensart überdrüſſig, von Menſchen abgeſondert, in Wäldern ſein Leben zu beſchließen ſich vorgenommen.

Ich verwunderte mich, wie es möglich, daß es ſo, ohne Hände und Füße, ſich Nahrung verſchaffen könne?

Siehe! da ſprang das Männlein mit einem Sprunge, ganz leicht, wie ein Grashüpfer, über ſeine Hütte hin und her, nahm einen Stein mit dem Munde auf, brachte ihn durch eine geſchickte Wendung unter den Stumpen der rechten Seite, und ſchleuderte ihn ſo weit in die Höhe, daß erſt nach einigen Sekunden ſein Fall wieder vernommen wurde.

Es verſicherte mich, ſeine Hütte ſelbſt gebaut und die Kartoffeln und das Wurzelwerk, welches ich um ſie aufſproſſen ſah, ſelbſt gepflanzt zu haben, überhaupt zu keiner Verrichtung irgend einer menſchlichen Hülfe zu bedürfen. Ja man erzählte mir nachher, wie es öfters von den Fuhrleuten zu Hülfe geholt werde, wenn ein Wagen in den Sümpfen ſtecken bleibe: denn da ſpringe es mit einem Sprunge auf eines der Pferde und klemme ſich feſt, wie eine Beißzange, mit ſeinen Stumpen in daſſelbe ein, daß das Thier, wie vom Alp gedrückt, voll Beängſtigung ausreiße. Das Männlein zählte achtzig Jahre, und ſchon über fünfzig hielt es ſich hier zwiſchen dieſen Felſen auf.

Das Männlein nahm von mir kein Geſchenk an, ſo arm es auch ſchien, ſondern ſchenkte mir noch einige ſeltene, alte Münzen von Kupfer, die es in den Felſen gefunden, auch gab es mir eine Wurzel, welche man

Alraun, Mandragora, nennt, und die faſt die Geſtalt eines Männleins hat.

Dritte Vorstellung.

Die Nacht war gekommen, und ich erblickte noch kein Dorf. Endlich ſtieg der Mond blutroth über die ſchwarzen Felſenmaſſen, und ich erblickte eine Kapelle, die ſtand in einem Thale, welches von Felſen umgeben; ob ihr ſtürzte ſich ein Waldſtrom hernieder, und lief ſtill und fromm zu ihren Füßen hin.

Nebenbei ſtand ein einſames Haus; in dem erblickte ich Licht und ging, hier den Poſtwagen zu erwarten, hinein.

Dieſes Haus wurde von einem Manne bewohnt, der die Aufſicht über dieſe Kapelle hat. Ein Mädchen ſaß hinter dem runden Tiſch und ſchien in der Bibel zu leſen; Mann und Frau aber waren mit Aushülſung von Mohnſamen beſchäftigt.

Die Leute empfingen mich recht freundlich, und ſchienen mir faſt alte Bekannte zu ſeyn.

Wir ſprachen Vieles über Luſt und Unluſt des Reiſens, über die Hallwälder und ihre Gebirge, und das alte Männlein; auch zog ich bald meinen Alraun hervor, und wies ihn den Leuten.

„Bei dieſer Wurzel,“ ſo ſprach der Mann, „nehme ich Gelegenheit, euch eine wunderſame Seltenheit, die in meinem Beſitze iſt, vorzuweiſen.“

Da brachte er einen zum Erſtaunen feingeſponnenen Knaul Garn, deſſen Geſchichte er, wie folgt, erzählte:

„Noch aus alter Zeit geht die Sage, daß in einem dieſer Berge ein alter König wohne, der eine überaus ſchöne Tochter habe, die man das Nachtfräulein nennt, und die auch Jäger, die im Mondſcheine jagten, erblickt haben wollen.

„Als ich nun noch als Knabe mit meinem Vater dieſes Haus bewohnte, und wir mit mehreren Jungen und Jungfrauen, die mit meinen Schweſtern zu ſpinnen kamen, hier beiſammen ſaßen; ſo begab ſich, daß plötzlich ein gar wunderſchönes Frauenzimmer in einem weißen, lichthellen Kleide und einer goldenen Krone auf dem Haupte hereintrat, und durch Zeichen zu verſtehen gab, daß man ihr einen Spinnrocken reichen ſolle. Dies geſchah, und da ſaß ſie zu Jedermanns Verwundern inmitten der andern Jungfrauen lange Zeit ſtillſchweigend und ſpann.

„Ein Jägersjunge aus der Geſellſchaft aber fing bald an, ſie durch allerlei Scherze und Fragen zum Sprechen nöthigen zu wollen, machte auch Miene, ſeinen Arm um ſie zu ſchlingen, da verſchwand die Jungfrau urplötzlich und wurde auch nie wieder geſehen.

„Den Knaul Garn aber, den ſie geſponnen, ließ ſie zurück, und der wird von mir zum Angedenken an dieſe Begebenheit treulich aufbewahrt.“

Vierte Vorſtellung.

„Eine ähnliche Geſchichte, die aber von einer Meerfrau handelt,“ verſetzte die Frau, „hat mir einſt mein Vater, der ein Schiffer war, erzählt.“

Ich bat ſie um die Mittheilung derſelben, und ſie begann:

„Es begab ſich einmal, daß ein junger Geſelle, der in dem Waſſer wohl ſchwimmen konnt', beim Mondſchein im Meere gebadet, der hat eine Meerfrau ergriffen, ſie mit ſtarker Kraft erwünſcht, und ſie mit ihm an das Land gebracht, mit ſeinem Mantel bedeckt, in ſein Haus geführt und öffentlich zu der Ehe genommen. Sie war ihm auch recht freundlich, und hielt ihn ſchön und wohl; doch redete ſie kein Wort mit ihm.

„Auf einmal meinten ſeine Geſellen und Nachbarn, es wäre nicht ein recht natürlich und menſchlich Weib, ſondern ein Betrug und Geſpenſt, und riethen ihm, er ſolle ſie nöthigen, zu ſagen, woher ſie wäre und warum ſie nicht rede.

„Nun hatte ſie von ihm empfangen und ihm einen Sohn geboren, den nahm er auf eine Zeit, und dräuete der Frau: wo ſie nicht ſage, woher und wer ſie denn wäre, ſo wolle er den Sohn ertödten. Auf das ſprach die Frau: O du unſeliger Menſch! gewiß du verliereſt eine gute Hausfrau, darum daß du mich zwingeſt, zu reden; denn ich wäre bei dir allweg geblieben, und dir wäre mit mir wohl geweſen, hätteſt du mich laſſen ſtumm bleiben, aber nun hinfüro ſiehſt du mich nicht mehr; und damit verſchwand ſie.

„Aber der Sohn badete oft im Meere: da begab ſich einmal, daß er abermals im Meere gebadet, da ſchwamm die Frau, ſeine Mutter, hinzu, ergriff den Sohn, und man ſah ihn nimmer.“ —

Fünfte Vorstellung.

„Eine Geſchichte, welche von einer Waldfrau handelt,“ ſprach der Mann, „iſt die des Grafen Otto von Oldenburg.“

Ich bat ihn, dieſelbe zu erzählen, und er begann alſo:

„Es begab ſich, daß Graf Otto von Oldenburg ſich auf eine Zeit mit ſeinen Edelleuten und Dienern auf die Jagd begeben, und am Bernefeuersholze gejaget, er, der Graf, ſelbſt auch ein Reh gehetzet, und demſelben bis an den Oſteberg allein nachgerennt, und mitten auf dem Berge gehalten; ſpricht er da bei ſich ſelber, weil eine große Hitze war: Ach Gott! wenn ich nur einen kühlen Trunk hätte! Thut ſich der Oſteberg, als der Graf dies Wort geſprochen, auf, und kommt aus der Kluft eine ſchöne Jungfrau, wohlgezieret, mit ſchönen Kleidern angethan, auch ſchönen über die Achſel getheilten Haaren und einem Kränzlein darauf, und hatte ein köſtlich golden Geſchirr, in Geſtalt eines Jägerhorns, mit vielen ſeltſamen unbekannten Schriften und künſtlichen Bildern geziert, in der Hand. Solch Geſchirr hat ſie dem Grafen in die Hand gegeben, und geſprochen, daß der Graf daraus trinken ſolle, ſich damit zu erquikken. Da nun der Graf daſſelbe Horn von der Jungfrau genommen, aufgethan und hineingeſchaut, da hat ihn der Trunk, der darinnen geweſen, nicht gefallen, und derhalb hat er ſich geweigert, denſelben zu trinken. Worauf aber die Jungfrau geſprochen: Mein lieber Herr! trinket nur auf meinen Glauben; denn es wird euch keinen Schaden bringen, ſondern zum Beſten gereichen. Mit fernerer Anzeige: wo er daraus trinken wollte, ſollte es ihm und dem folgenden Haus Oldenburg wohlergehen, und die ganze Landſchaft zunehmen und ein Gedeihen haben; wenn aber der Graf ihr keinen Glauben zuſtellen, noch daraus trinken wollte, ſo ſollte im nachfolgenden Oldenburgiſchen Geſchlecht keine Einigkeit bleiben.

„Da nun der Graf auf ſolche Red' keine Acht gegeben, hat er das Horn in der Hand behalten, und hinter ſich geneigt und ausgegoſſen, und als von dem Trank etwas auf das weiße Pferd geſprizt, ſind demſelben die Haare davon abgegangen. Die Jungfrau, als ſie ſolches geſehen, hat das Horn wieder begehret, aber der Graf ritt mit ihm den Berg ab, und erſahe noch im Umſchauen, wie die Jungfrau wieder in den Berg gegangen. Darüber iſt ihm ein Schrecken angekommen, hat ſeinem

Pferde die Sporen angeſezt, und iſt in ſchnellem Laufe zu ſeinen Dienern geeilt, und hat denſelben erzählt, was ſich ereignet, und ihnen das Horn gezeigt. Daſſelbe Horn, weil es ſo wunderbarlich geſtaltet, iſt von ihm und allen folgenden Herren des Hauſes Oldenburg für ein köſtlich Kleinod gehalten worden, wird auch noch heutigen Tages zu Oldenburg verwahret, wie ich es ſelbſt alldort oft geſehen.“

Sechste Vorstellung.

Das Mädchen, deſſen ich eben erwähnte, ſchwieg auch nach dieſen Erzählungen immer ſtille, ſchien überhaupt an Allem keinen Antheil zu nehmen.

Sie hatte die gefalteten Hände auf der geſchloſſenen Bibel liegen, und das blaue Auge ſtets auf Eine Stelle geheftet.

Sie war ganz weiß gekleidet, hatte lange ſchwarze Haare, die, auf der hohen Stirne geſcheitelt, in glänzenden Locken auf ihren Nacken floſſen.

Die Leute ſchienen des Schlummers zu bedürfen, daher bat ich die Frau, mir ein Zimmer anzuweiſen, wo ich ausruhen und den Poſtwagen erwarten könne. Da befahl ſie ihrer Tochter, mich in die Bücherzelle neben der Kapelle zu führen, dem Lieblingsſtübchen ihrer Tochter, wie ſie es nannte.

„Dies,“ ſprach ſie, „ſieht auf den Weg, den der Poſtwagen fahren muß, und dort könnt' ihr inzwiſchen in Büchern leſen, den Wagen erwarten oder euch getroſt zur Ruhe begeben; denn ſobald wird er wohl noch nicht erſcheinen.“

Ich nahm gerührt Abſchied von den Leuten.

Wie ein Geiſt ſchwebte das bleiche Mädchen über die Gräber des Kirchhofes in die Kapelle; ich folgte ihr ſchweigend.

Als wir an dem Hochaltare vorüberkamen, machte ſie eine Verbeugung, ich that ihr unwillkührlich Gleiches nach.

Nun führte ſie mich neben dem Hochaltare in eine Thüre ein, und ich kam in eine Zelle, die zur Aufbewahrung einer Kloſterbibliothek mußte gedient haben. Noch ſtanden an den Wänden viele alte Bücher umher, auf dem Tiſche aber ſtand ein Crucifix und lagen Schreibmaterialien zerſtreut. Eines der Fenſter der Zelle ſah auf die Heerſtraße, das andere auf den Kirchhof.

Stillſchweigend ſezte die Jungfrau ein Licht auf den Tiſch, und ſtillſchweigend ging ſie mit einem andern wieder von dannen.

Es war in ihrem ganzen Weſen ſo was Heiliges und Wunderbares, daß ich mich für unwürdig hielt, mit einem ſolchen Geſchöpfe ſprechen zu dürfen.

Ich blickte ihr mit Schauer und Wehmuth nach.

Siebente Vorstellung.

Unter den Schreibmaterialien auf dem Tiſche bemerkte ich folgende von einer Männerhand geſchriebene Zeilen, ſie waren friſch mit Thränen benezt und an das Mädchen gerichtet:

Nicht im Thale der ſüßen Heimat,
Beim Gemurmel der Silberquelle —
Bleich getragen aus dem Schlachtfelde,
Denk' ich dein, du ſüßes Leben!

All' die Freunde ſind gefallen,
Sollt' ich weilen hier der eine?
Nein! ſchon naht der bleiche Bote
Der mich leitet zur ſüßen Heimat.

Und die Freunde alle haben
Angelobet mir im Sterben:
Mitzufeiern meine Hochzeit,
Dort im Thale der ſüßen Heimat.

Flecht' in's Haar den Kranz der Hochzeit,
Halt' bereit die Brautgewande
Und die vollen duft'gen Schaalen:
Denn wir kehren alle wieder
In das Thal der ſüßen Heimat.

Es fiel mir jener Mühlknecht bei, und was er von ſeiner Geliebten erzählte; hier war ich in ſeiner Heimat.

Ich löſchte das Licht, warf mich auf mein Lager, die Augen dem täuſchenden Helldunkel zu ſchließen. —

Achte Vorstellung.

Ich entſchlief, da kam es mir bald im Traume vor, als ſtünde das Mädchen inmitten der Gräber; die metallenen Platten, welche die Gräber bedeckten, ſchienen zurückgeſchlagen. Ein heller Kranz von Lilien und Roſen ging um die ſchwarzen Haare der Jungfrau, und heilige Verklärung umſtrömte ihr Angeſicht.

Ernſt und langſam trat ſie gegen die verſchloſſenen Thore des Kirchhofs, und ihre Stimme vernahm ich, die ſprach:

Komm, Bräut'gam! kommt ihr Gäſte!
Schon ſteht im Hochzeitkleid
Die bleiche Braut bereit,
Erwartend euch zum Feſte.

Herbei! herbei! zum Tanz
Die bleiche Braut zu führen, —
Seht! ihre Haare zieren
So Roſ' als Lilienkranz.

So Mond und Sterne kränzen
Lichtvoll das dunkle Thal,
Lampen im Hochzeitſaal,
Die Leichenſteine glänzen.

Und weil nach Tanz und Lauf
Der Ruh' wir nöthig hätten. —
Schloß ich zu Schlummerſtätten
Die ſtillen Gräber auf.

Seht! eure Betten kränzet
Der Roſen ſtolze Art,
Doch eine Lilie zart
Am Bett der Braut erglänzet.

Die Hochzeit iſt bereit,
Komm, Bräut'gam! kommt ihr Gäſte!
Es öffnen ſich zum Feſte
Die ſchwarzen Thore weit. —

Da war es auch, als tönten erſt aus der Ferne luſtige Tänze; die flogen, wie vom Winde über das Gebirg getragen, daher. Die ſchlanken Pappeln des Kirchhofes wiegten ſich wie Tanzende, und in langen Leichengewanden ſchwebte ein Zug bleicher Geſtalten über die Gräber; eine aber, die an ihrer Spitze, reichte der Jungfrau die Hände zum Tanz.

Ueber Blumen und Gräber tanzten die Geſtalten im leichten Flug, immer höher und höher ſchwebten ſie, je höher die Töne ſtiegen, dann aber fielen die Töne, und mit ihnen die Geſtalten immer mehr und mehr, bis ſie endlich in die offenen Grüfte mit tiefem Ton verſanken.

Da ſchlugen die metallenen Deckel der Gräber mit dumpfem Glockenklang ob ihnen zuſammen, und rings war nun Todtenſtille.

Ich erwachte, trat an das Fenſter. Ruhig blickte der Mond durch das grüne Thal. Ich trat durch die Kapelle in den Kirchhof, ging gegen das Haus zu, bemerkte Licht, und trat ein.

Eine Lampe warf matten Schein durch das Schlafgemach. Da lag das Mädchen bleich und todt auf ihrem

Lager, eine Bibel war ihr in die frommen Hände gelegt, zu ihren Füßen aber kniete der alte Vater betend; die Mutter ſchlief noch ruhig athmend.

Der Mann ließ ſich durch mein Erſcheinen nicht ſtören, er betete ruhig fort.

Leis trat ich nach einigen Minuten wieder hinaus, und blickte in das Thal hin.

Das Poſthorn erklang über die Berge, es ſpielte die Melodie: „Es war des Sultans Töchterlein.“

Ich eilte durch das Thal und erreichte den Wagen.

Achte Schattenreihe.

Erste Vorstellung.

In dem Poſtwagen befand ſich Niemand, als der Kondukteur und ein Jude.

Ich lehnte, als ſchon der Tag angebrochen war, noch ſtumm in einer Ecke des Poſtwagens, und dachte den geſehenen Bildern nach.

Der Jude war ein Zahnarzt, wie ich aus ſeinen Reden vernahm. Ich bemerkte, daß er mich mit geſpannter Aufmerkſamkeit anſah, und nicht erwarten konnte, bis mein Mund ſich zum Reden öffnete, und meine Zähne ſich ihm darſtellten; daher ſchwieg ich gefliſſentlich, ob er mich gleich durch allerlei Erzählungen zum Sprechen nöthigen wollte, wodurch er den ganzen Weg über in eine große Unruhe verſezt wurde.

Unter Anderem erzählte derſelbe Jude, daß der Feind in Ulm mit klingender Münze eingezogen ſey; wahrſcheinlich wollte er ſagen: mit klingendem Spiel.

Wir fuhren in das Univerſitätsſtädtchen Mittelſalz ein. Unter der Thorhalle waren ſo viele Leute verſammelt, daß der Poſtwagen nicht mehr weiter konnte, daher ſtieg ich und der Jude heraus.

Ich erfuhr bald, daß vor einigen Tagen von einem feindlichen Streifkorps den Bürgern die Flinten und Gewehre abgenommen worden, ſah ſie aber bereits wieder völlig bewaffnet vor den Thoren aufgepflanzt. Sie hatten nämlich ſinnreiche Surrogate für ihre Waffen erfunden, die, in der That, eine weitere Verbreitung verdienten.

Die Degen zu erſetzen, leiteten ſie ihre langen ſteifen Zöpfe den Rücken hinab, und ließen ſie, Degen gleich, durch die Rockſchlitze herausragen.

Die Kavallerie brachte durch eine gelinde Beugung die Zöpfe in Säbelform, Alles auf den Rath des Bürgermeiſters, der zugleich Hafner des Orts war, und gerade unter der Thorhalle, wo ſonſt eine Reihe Flinten an Haken hing, ein Freskogemälde vollendete, darſtellend zwölf Paar geladene Flinten, wie auch unter ihnen mit deutlicher Schrift zu jedermänniglicher Warnung zu leſen war: „Zwölf Paar ſcharf geladene Flinten.“ —

Der Bettelvogt, der vor das Gemälde geſtellt wurde, um Kinder und andere neugierige Leute zu warnen, nicht die Flinten zu betaſten, mochte bis jezt noch überflüſſig geweſen ſeyn: denn noch waren die Flinten naß, und konnten nicht ſo leicht losbrennen.

Auf dieſes machte ich auch meinen Begleiter Moſes aufmerkſam, der in einer ehrerbietigen Entfernung ſtehen geblieben, ob er gleich ein kurzes Geſicht hatte.

Da ich aber dieſes wunderbare Gemälde vor allen mit großer Aufmerkſamkeit betrachtete, fiel ich dem

Künſtler auf; er ſtieg, als er es vollendet, von ſeinem Gerüſte nieder, begrüßte mich als einen Freund der Künſte, und lud mich ein, mit in ſeine Wohnung zu gehen, allwo er mich mit ſeinem erſt kürzlich entdeckten Stadtſoldatenſurrogat bekannt machen werde.

Ich dankte ihm für ſein Zutrauen, und folgte ihm mit Moſes in ſeine Wohnung, indem ich auf dies Stadtſoldatenſurrogat ausnehmend begierig war. —

Zweite Vorstellung.

Der Künſtler führte uns durch viele kleine Gäßchen ſeinem thönernen Hauſe zu. Moſes blies mir immer leis in die Ohren: der Kerl ſey gewiß ein Seelenverkäufer, er kehre um; — ich aber führte ihn feſt am Arme mit mir. Als wir in die Stube eingetreten waren, verſchloß der Künſtler hinter uns die Thüre. „Meine Entdeckung,“ ſprach er, „iſt noch ein Geheimniß, wir könnten bei ihrer Betrachtung von einem Ungeladenen überraſcht werden.“ Moſes zitterte und blieb feſt an der Thüre ſtehen.

„Befürchten Sie nichts, Herr Moſes,“ ſprach der Künſtler; „er thut Ihnen noch nichts: denn der Schlagſchatten, der dem Kerl eigentlich noch das ſchlagfertige Anſehen geben muß, iſt noch nicht vollendet.“

Bei dieſen Worten zog er unter der Bettſtelle ein derbes Brett hervor, drehte es um, und wir erblickten auf ihm einen gemalten Stadtſoldaten, und zwar in der Poſitur, die für ihn die nöthigſte iſt, und in der er gewöhnlich am längſten ausharrt — in der ſchlafenden.

„Dieſes Brett nun,“ ſprach der Künſtler weiter, „wird der Stadt angehängt, wie exempli gratia — — ich finde kein Beiſpiel —“ — „Wie,“ ſprach ich, „der Eſel dem Schulknaben.“ — „Braviſſimo!“ ſchrie der Künſtler. „Nein! Sie können nicht glauben, welche Vorzüge dies Surrogat beſizt.

„Sie wiſſen, daß ein ſchlafender Löwe, ſchon nach dem gemeinen Sprichwort, gefährlicher iſt, als ein wachender, und ſo ſieht auch ein Stadtſoldat, der ſchläft, viel grimmiger aus, als ein wachender: denn wie leicht kann einem ſolchen im Traume einfallen, an was er wachend nie gedacht, daß man den Säbel aus der Scheide ziehen kann.

„Dieſer Stadtſoldat aber nun hat folgende Vorzüge: 1) der Kerl verſchluckt nichts, beſonders wenn er mit Oelfarbe gemalt iſt; 2) der Kerl bedarf nur alle zehn Jahre Einmal quaſi ſo ein Kommisbrodſurrogat, — einen neuen Anſtrich; 3) der Kerl hält gegen Flinte und Degen Stich, ja ſteht wie eine Mauer, wenn er auf die Stadtmauer gemalt wird. Und nun, 4) das eine Haupttugend iſt, und unbezahlbar an einem Soldaten wirklicher Zeit, — der Kerl denkt nichts.“

„Aber der Kerl wehrt ſich nicht,“ verſezte Moſes. „Warum?“ fragte der Verfaſſer; „thut denn dies ein anderer ehrlicher, wachender oder ſchlafender Stadtſoldat?

„Machen Sie einmal die Probe, gehen Sie hinaus vor das Thor, und ſtoßen Sie dem alten Schweinehirten, einem unſerer erſten Grenadiere, der wirklich da auſſen die Stadt hütet, mir nichts dir nichts, geradezu auf den Bauch, und bietet er Ihnen die Stirne, ſo geſchieht es nur, um Ihnen den härteſten, unempfindlichſten Theil ſeines Körpers Preis zu geben; bietet er Ihnen aber den Rücken, ſo geſchieht es gewiß nicht aus Unhöflichkeit, ſondern nur um Ihnen nicht ſeinen Leibſchaden zu ſichtbar zu machen.“

„Aber das Surrogat ſpricht nichts, hört nichts,“ verſezte Moſes. „Gleicher Fall!“ ſprach der Künſtler. „Gehen Sie hinaus, und ſchreien Sie ein-, zwei-, drei-, vier-, fünf- und ſechsmal, exempli gratia: Feuerjoh! Mord und Tod! haltet den Mordbrenner, den Räuber, den Beutel- und Gurgelabſchneider, den Falſchmünzer, den Juden — — will ich ſagen den Zigeuner, den Keſſelflicker, den Hechel- und Mausfallenkrämer! und rufen Sie dies deutſch, plattdeutſch, ſchwäbiſch, ſchweizeriſch, franzöſiſch, holländiſch, böhmiſch und italieniſch, zuerſt mit dem Munde, dann mit Begleitung eines Pfiffs aus einem Schlüſſel, dann durch ein gerades, dann durch ein krummes Sprachrohr, zuerſt zehn, dann ſechs, dann vier und dann nur einen Schritt von dem Produkt, und dann tête-à-tête mit ihm, und der Kerl wird nicht herumſchauen, ja wird kein Wort ſagen, wenn Sie ihm noch einen

Rippenſtoß zum Ueberfluß verſezten! denn er iſt — taubſtumm.

„Sie fordern von einem Surrogat, was ſelbſt das Original nie leiſtet.“

So ſprach der Bürgermeiſter und Hafner von Mittelſalz zu Gunſten ſeines Stadtſoldatenſurrogats, dem ich meinen Beifall nicht verſagen konnte.

Ich nahm gerührt Abſchied, Moſes blieb, um mit dem Bürgermeiſter einen Akkord abzuſchließen, vermöge deſſen er ihm eine Kompagnie Mittelſalzer Stadtſoldaten poſtfrei zu liefern hatte. —

Dritte Vorstellung.

Durch die engen Gäßchen ging ich nun den Weg nach der eigentlichen Univerſitätsſtadt hin.

Bald kam mir da zu Sinne, wie ich vor mehrern Jahren bei meiner Durchreiſe durch dieſes Städtchen meinen Stock im Wirthshauſe zur ſalzſauern Schwererde hatte ſtehen laſſen, und als ich dem ſo nachdachte, kam ein langer dürrer Kerl die Straße hergeſchoſſen, ein großes Manuſcript ragte ihm aus der Rocktaſche. „Gottwillkomm!“ ſchrie er mir entgegen, „erkennen Sie mich nicht mehr? Betrachten Sie mich recht!“ Ich war wie vom Himmel gefallen, als ich in ihm meinen Stock erkannte. „Aber um Jeſu Willen!“ ſprach ich —

ich wußte nicht, ſollte ich ihn mit Du, Sie oder Ihr anreden.

Zum Glücke fiel er mir in die Rede, und erzählte mir, wie ihn ein Profeſſor in der Ecke des Wirthshauſes gefunden, wie unter den Händen dieſes Mannes ſein ſchlummernd Genie erwacht, wie derſelbe Profeſſor ihn in all' ſeine Vorleſungen Jahrelang mitgenommen; wie er gänzlich das Wiſſen ſeines Herrn, der ihn während des Leſens auch immer an den Mund zu legen pflegte, in ſich geſogen; wie er nie ein Wort von den Vorleſungen, die alle über ſein Haupt hingeſprochen worden ſeyen, verloren; wie er dann endlich, als er Kraft genug in ſich gefühlt, aus der Ecke der Bibliothekſtube des Profeſſors ſich geſchlichen, und hinter das Studium der Alten ſich heimlich gemacht, es auch durch angeſtrengtem, hölzernen Fleiß ſo weit gebracht, daß er in dem Examen auf das Allervortrefflichſte beſtanden, nun Recenſionen ſchreibe und als Doktor Legens auftrete.

„Denken Sie nur," ſprach er weiter, „geſtern begegnete mir der Italiener, der mich an Sie verkaufte. Sie hatten mich doch immer ſehr gerne, das freut mich! — das waren Tage! — — ich ſag' Ihnen, bei Gott! es waren doch ſelige Tage! o ihr Tage meiner Jugend! —

„In Ihrem Geigenkaſten legten Sie mich immer nieder. Ja wahrhaftig! ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet — — doch, Sie verſtehen nicht Latein, wie ich weiß — — meine Zuhörer — — Sie treten gewiß da nächſt, in der ſalzſauren Schwererde, ab, dahin folg' ich Ihnen in einer Stunde nach.“

Vierte Vorſtellung.

Ich hatte mich kaum von meinem Erſtaunen erholt, ſo war der Doktor ſchon verſchwunden. Nein! ſprach ich bei mir, ſo was iſt mir noch nie vorgekommen! das geht über alle Träume! und doch war ich ſo gänzlich überzeugt, daß der Mann mein Stock war.

Es gibt ungeheuer viel Dinge unter dem Monde, dacht' ich mit Shakeſpeare, von denen ſich unſere Recenſenten nichts träumen laſſen, und ſuchte, als es mir ſchwindelig zu werden anfing, mir nur alle Gedanken an den Stock aus dem Sinne zu ſchlagen.

Die ſalzſaure Schwererde war eine elende, verlaſſene Herberge, die nicht zu meiner Zerſtreuung dienen konnte, auch fürchtete ich das Zuſammentreffen mit dem Doktor legens, der mir ganz bange machte, und mir nicht anders, als wie eine bezauberte Puppe vorkam. Dagegen ſah ich in ein benachbartes Haus viele junge Leute eingehen, denen ging ich nach.

Es ging in einen ſogenannten Hörſaal, allwo ein Profeſſor Vorleſungen hielt.

Ich hatte mich mit den Andern niedergeſetzt, und war ſchon eine geraume Zeit da, ohne daß ich den auf, dem

Katheder ſtehenden Mann ſprechen hörte, ob ihn gleich die Studenten mit außerordentlicher Aufmerkſamkeit anſahen, auch ſein Mund ſich zu bewegen ſchien.

Endlich hörte ich mehrere Worte und vernahm, daß es eine hiſtoriſch-kritiſche Vorleſung über den Untergang der Welt durch Waſſer war.

Der Profeſſor wurde immer lauter und lauter, und nun tönte ſeine Rede gar angenehm, wie ein murmelnder Bach. Ich ward bald zum ſüßeſten Schlafe geſtimmt, und ward mir zu Muthe, wie einem müden Hirten, der ſeine Glieder an einem Waldbache geruhig zum Schlafe ausſtreckt.

Den Studenten war es allen auch ſo, alle ſchliefen bereits, und doch ſahen ſie den Profeſſor mit offenen ſtarrſtaunenden Augen an, worüber er in's geheim eine große Freude empfand.

Gegen meinen Nebenmann, einen Dichter, ſprach der Profeſſor immer hin: denn derſelbe nickte öfters ſchlafend mit dem Kopfe, welches der Profeſſor für eine Bezeugung ſeines Beifalls hielt.

Der träumende Dichter aber ward in eine höchſt romantiſche Waldgegend verſezt. Kühle Lüſtchen ſpielten mit den Zweigen der Buchen, und der Schein des Mondes vermengte ſich mit dem grünen Laube.

Die Hütte einer Schäferin blickte aus dem Gebüſche bald im Gezweige verſteckt, die Schäferin öffnete das Fenſter, und ſah den lichten Wolken zu, wie ſie über den Wald hinliefen.

Der Träumende wollte ſchon aus dem Gebüſche treten, um ihr ſeine Liebe zu geſtehen, da kommt ein junger, ſchöner Jäger des Wegs gegangen, der nähert ſich der Hütte und ſpricht:

Der Tag iſt gegangen,
Hier irr' ich allein,
Wie graut mir hier auſſen!
O laß mich hinein!

Die Schäferin ſpricht:

Hier innen iſt Dunkel,
Die Hütte iſt klein,
Der Mond geht da drauſſen,
Du biſt nicht allein.

Der Jäger ſpricht:

Und willſt du nicht öffnen,
So geh' ich in Wald,
Und blaſe mein Hörnlein,
Das rüſtig erſchallt.
Und jage die Wolken
Vom Himmel wohl all',
Dann tanzen die Sterne
Zum luſtigen Schall.

Die Schäferin ſpricht:

Ich fühle, darfſt glauben,
Indeſſen kein Leid;
Ich treibe wohl träumend
Die Schäflein zur Weid';
Ich lauſche dem Vogel,
Er ſinget von Scherz,
Ich liege bei Blumen —
Das bringet nicht Schmerz.

Die lezten Worte der Schäferin hatten den furchtſamen Dichter ganz abgeſchreckt, obgleich der Jäger ſchon tief im Walde in's Horn ſtieß.

Er ſchlich ſich trauernd in's Gebüſche zurück, um ſich am murmelnden Bache weinend niederzulegen, ſtand auch wirklich im Schlafe auf, und lief bis zum Katheder vor, allwo er ſich mit einem entſetzlichen Geheul niederlegte.

Die ganze ſchlafende Geſellſchaft erwachte.

Der Profeſſor äuſſerte die Beſorgniß, daß noch mehrere der Kandidaten durch ſeine Vorleſung über den wahrſcheinlichen Untergang der Welt durch Waſſer in eine ſo wehmüthige Seelenſtimmung verfallen könnten, und beſchloß eilends die Vorleſung, indem er noch den Troſt gab: alle die hier aufgezählten Gründe und Meinungen anderer Philoſophen über dieſe Sache in der morgenden Vorleſung gänzlich zu widerlegen.

Fünfte Vorstellung.

Die Studenten erhoben ſich und ich erkannte in einem derſelben meinen Vetter, den Steinſammler, worüber ich eine große Freude empfand. Er lud mich ein, ſein Zimmer zu beſuchen. Dieſes war in dem Hauſe, das man die Teufelsmauer nannte; ein Gebäude, in dem zwanzig Studenten ihr Weſen trieben.

Ich ſah gar bald ein, daß eine wunderſame Geſellſchaft dieſe Mauern bewohnte; auch mein Vetter, der Steinſammler, war ein gar ſeltſamer Kerl. Er war dicker Leibeskonſtitution, ſein Geſicht war wie aus einem Speckſtein geſchnitten; ſein Rock war wie von Granit und dabei fett anzufühlen: denn er trug ihn ſchon ſeit Erbauung der galvaniſchen Säule durch Volta. Die Knöpfe auf demſelben Rocke waren von verſchiedenem Metall, und durch Berührung mit dem Sauerſtoffe der Atmoſphäre, wie ſich mein Vetter ausdrückte verkalkt.

Kein Kraut und kein Stein war in der weiten Schöpfung zu finden, deſſen Namen mein Vetter nicht wußte; jedem Käfer und jedem geflügelten Samen, der durch die Luft flog, rief er mit ſeinem Linnéiſchen Namen zu.

Oft ging er, ſeinen Linné unter dem Arme, mit vieler Mühe auf einem Dache hin und her, und ſammelte zu ſeinem großen Werke: „von den auf alten Dächern wachſenden Pflanzen,“ neue Blüthen. Auch mit Thierknochen hatte er viel zu ſchaffen, und legte eine große Sammlung derſelben an, weßwegen die Fleiſcherhunde der Stadt ſeine erklärten Gegner waren.

In ſeinem Zimmer waren in einem Verſchlage ein Dutzend weiße Katzen; die fütterte er auf, pflegte ihrer eigentlich, wie man eines Blumenbeets pflegt, und beſtrich ihre Bälge täglich mit Fett, damit ſie langhaarig werden ſollten; alsdann hatte er im Sinne, ſie alle auf einmal abzuziehen, um ſie zu elektriſchen Verſuchen zu gebrauchen.

Auf dem Katzenverſchlage ſtanden mehrere mir unbekannte Gewächſe. „Ich bemerkte,“ ſprach mein Vetter, „daß einige Pflanzen, wie einige Menſchen, die Nähe der Katzen gar nicht ertragen können und in ihrer Atmoſphäre bald welken, und mache nun mit einer Reihe von Pflanzen bei dieſer Gelegenheit Verſuche.“

Sechste Vorstellung.

Nun fing er an, mir ſein Steinkabinet, ſeine ſchwache Seite, aufzuſchließen, und mir einen Stein nach dem andern mit ſeinem Namen zu nennen, und deſſen Qualitäten zu erklären, worüber ich aber bis zum Sterben Langeweile empfand, inmaßen ich die Steine, Pflanzen und Thiere des Erdbodens wohl gerne anſehe, und ihrer im Stillen gedenke, aber jede Auslegung und Rede darüber nicht ertragen kann.

Zum guten Glücke wurden wir durch einen Jungen unterbrochen, den mein Vetter erſt kürzlich zum Bedienten angenommen hatte, und den ich an ſeinem weiten Grenadiersrocke, trotz eines künſtlichen Schnurrbartes und eines falſchen Zopfes, alsbald für meinen Laternenputzer Felix erkannte.

Der Junge trat mit einem Hunde herein, der ſogleich ſeinen Lauf nach dem Katzenverſchlage nahm. Dies bemerkte mein Vetter, und endigte ſeine mineralogiſche Vorleſung; denn bereits hatte der Hund eine der Katzen am Schwanze gefaßt, und wollte ſie durch das Gitter des Verſchlages herausziehen.

Mein Vetter lud gemächlich ſeine Kleiſtiſche Flaſche, um dem Hund einen derben Schlag zu verſetzen: denn auf eine andere Art wußte er ſich nie zu ſchlagen oder zu wehren; aber, wehe! auf einmal brach eine der hölzernen Stangen des Verſchlages, und ziſchend, mit feurigen Augen fuhren die zwölf Katzen wie wüthend heraus, auf uns zu.

„Wehrt euch mit dieſen Steinen,“ ſchrie Felix, „und nahm einen Stein nach dem andern aus dem Kabinete meines Vetters, und ſchmiß ihn den Katzen nach.

„Weh, meine Mineralienſammlung!“ ſchrie mein Vetter, und wollte den Jungen beim Haarzopfe faſſen, als derſelbe Haarzopf in ſeinen Händen zurückblieb und der Junge, etwas vom Meere in den Bart brummend, die Treppen hinabſezte.

Die Katzen waren alle ſchon durch eine zerbrochene Fenſterſcheibe gedrungen, und liefen über des Nachbars Dach auf den Wetterableiter, wie ein Blitz, hin.

Auf dies machte ich meinen Vetter aufmerkſam, und ſo niedergeſchlagen der war, ſo tröſtete ihn dieſe

Erſcheinung doch einigermaßen. Er erklärte ſich den Lauf der Katzen ſo, indem er annahm, daß durch das Reiben der Katzenfelle an der Glasſcheibe, die ſie mit Gewalt paſſirten, ſich auf dem Felle Elektricität in Menge müſſe entwickelt haben, welche Elektricität die Katzen gezwungen hätte, nach dem Blitzableiter ihren Lauf zu nehmen.

„Die Erſcheinung iſt in der That merkwürdig,“ ſprach mein Vetter, indem er geruhig die Steine wieder in ihre Fächer legte, „und erklärt einigermaßen, warum die Katzen ſich ſo gerne auf Dächern aufhalten.“

Siebente Vorſtellung.

Jener Dichter, der in den Vorleſungen des Profeſſors ſich an den murmelnden Bach legte, hatte auch ſeine Wohnung in dieſem Gebäude.

Mein Vetter nannte ihn den Balladendichter Kullikeia, und lebte mit ihm in beſtändigem Zwiſt: denn mein Vetter war ein gar ſtrenger Vertheidiger des Verſtandes; der Dichter aber behauptete, daß Verſtand bloß zufälliges Produkt der Blutcirkulation ſey.

Jetzt trat er in meines Vetters Zimmer; eine thönerne Schüſſel hatte er wie einen Hut auf den Kopf

eſtürzt, und eine Art Mantel von ſchwarzem Zwillich
n, in der Hand hielt er eine Zither.

Er drehte ſich ſingend im Zimmer umher.

Seyd ihr denn ganz vom Verſtande gekommen —
ollte mein Vetter anfangen, da trat der Hausmeiſter
s Baues hintennach, eine ſteiſe Figur mit gepuder=
n Haare und einer Gichtroſe hinter dem Ohre.

„Herr Kullikeia,“ ſprach er, „da draußen ſteht der
dell, Sie in's Carcer abzuholen; auch iſt eine Kom=
ſion ſchon längſt auf Ihrem Zimmer verſammelt, die
re Bücher und Schriften in Beſchlag nimmt.

„Ihnen im Vertrauen und als Freund geſagt,
Sie wegen Ihres ſonderbaren Betragens den Her,
Profeſſoren ſchon längſt verdächtig; auch ſollen Sie,
man ſagt, Gedichte machen.“

„Eben das ſoll ſtreng unterſucht werden,“ ſprach
herbeigekommene Pedell; „übergeben Sie mir nur
Güte die Schlüſſel zu Ihren verſchloſſenen Kiſten
Käſten; die Kommiſſion iſt ſchon längſt auf Ihrem
ner.“

„Ich habe nichts als ein Faß,“ ſprach der Dichter,
dem iſt Alles, und das ſteht ohne Deckel da.“

Die Sache wird nichts zu bedeuten haben,“ ſprach
Pedell: „ich hoffe, daß man Sie als ehrlichen
t erfinden wird; die Gedichte werden wohl nur
bungen ſeyn.“

„Nein! es iſt nur zu gewiß, daß er ein Dichter iſt,“ flüſterte der Hausmeiſter dem Pedell in's Ohr. —

Der Dichter nahm lächelnd Abſchied von uns; er wurde in's Carcer abgeführt; mein Vetter aber warf ihm ein ſchadenfrohes Gelächter nach, und zog mich mit ſich nach dem Zimmer des Dichters. —

Neunte Schattenreihe.

Erſte Vorſtellung.

Die Thür des Zimmers war verſchloſſen; wir mußten uns bequemen, durch das Schlüſſelloch zu ſehen; mein Vetter ſah zuerſt hinein.

„Die Kommiſſion,“ ſprach er, „beſteht aus einem Präſes, einem Profeſſor der Medicin, einem Doktor der Theologie, einem Doktor Juris und einem Doktor der Chirurgie.“ —

„Das Viſum repertum fiel freilich traurig für den Menſchen aus,“ ſprach der Doktor Philoſophiä; „um ſein künftiges Fortkommen iſt es geſchehen.“

„Hungertod ſpricht hier das Geſetz gwöhnlich,“ erwiderte der Doktor Juris. Sie flüſtertene noch etwas, das konnt' ich aber nicht verſtehen.

Sie hatten alle Perrücken auf und ſchwarze Mäntel an, bis auf den Doktor der Chirurgie; derſelbe war ganz neumodiſch gekleidet, hatte einen Tituskopf, auch eine Brille, ſtatt des altväteriſchen Mantels aber hatte er nur einen handbreiten Streifen engliſchen Pflaſters den Rücken hinabflattern.

Die Unterſuchung ſchien beendiget, das Faß des Dichters ſtand verſiegelt da; auch waren die Bilder von den Wänden herabgenommen.

Die Doktoren ließen ſich alle auf Stühle nieder, und der Präſes, Profeſſor der Medicin, diktirte dem Sekretär das Viſum repertum mit folgenden Worten in die Feder:

Zweite Vorstellung.

„Die von einem hochpreißlichen Senate zur Unterſuchung der Kiſten und Käſten des der Dichtkunſt ſuſpekten Studioſi Philoſophiä, Kullikeia, ernannte Kommiſſion, hat ſich sub dato, nach erhaltenem Befehle, ſogleich in das Zimmer Produktens verfügt, alle Contenta deſſelbigen auf's Genaueſte beaugenſcheinigt, und in Beſchlag genommen, und lautet ein Viſum repertum hierüber alſo:

„Herr Doktor Chirurgiä Siebbein war der erſte (Siebbein machte eine Verbeugung), der uns, als wir dem Zimmer Produktens uns näherten, auf einen verdächtigen, ſpezifiken Geruch aufmerkſam machte, welcher uns aus demſelben Zimmer entgegenquoll, und konnt' ich ihn mit nichts Anderem vergleichen, als mit dem Geruch einer aqua laurocerasi, Kirſchlorbeerwaſſer, welche Vergleichung auch nach Herbeibringung einer ſolchen aqua von allen Anweſenden für die füglichſte erklärt wurde.

„Bei Eröffnung des Zimmers nun erblickten wir nach Umſchlagung der Thüre ein Kreuz mit ſchwarzer Farbe auf dieſelbe gemalt, das ſich faſt, ſo zu ſagen, auf dem ganzen Bauche der Thüre hinab, als eine ſchwarze linea alba erſtreckte, hie und da aber, wo die Borke der Farbe ſich durch die Wärme etwas erhoben hatte, mehrere ſtahlgraue Puſteln zeigte.

„Beſagtes Kreuz endigte ſich in einen natürlichen Fledermausflügel, alam vespertilionem, der auf die Thüre genagelt war.

„Zu beiden Seiten des Kreuzes, ſo zu ſagen auf der regione hypochondriaca der Thüre, erblickten wir, und zwar auf der regione dextra, einen drei Schuh hohen Holzſchnitt, eine Weibsperſon darſtellend, darunter die Worte: „Die vor Liebe ſterbende Maria.“

„Auf die regionem sinistram der Thüre fanden wir detto einen Holzſchnitt genagelt, der ein ungeheuer langes Pferd darſtellte, auf welchem vier verſchiedene Dragoner zu gleicher Zeit ritten, darunter die Worte: „Das Roß Beyart.“

„In der Rückengegend des Zimmers, quasi ſo zu ſagen, der Thüre gegenüber, ob der Bettſtelle Produktens, entdeckte Herr Doktor Pſychologiä Zirbel zuerſt (Zirbel machte eine Verbeugung) eine Menge ſonderbarer Figuren mit Kohle im Umriß auf die Wand gezeichnet, monstra per excessum et per defectum, Naſen, Füße, Thierſchwänze, Augen, Rachen, Pferde mit Fiſchſchwänzen und Fiſche mit Pferdsköpfen, Ritter, Zwerge, Rieſen, Nonnen, Mönche, Könige, Teufel, auch Blumen verſchiedener generum et specierum, unter welchen Herr Doktor Juris Hammerſchlag zuerſt die verdächtige Unterſchrift: „Träume, werdende Lieder,“ bemerkte.

„Andere Contenta und Mobilien im Zimmer erblickten wir nicht, als einen Schreibtiſch, einen Stuhl und einen ganz gewöhnlichen ſuſpectloſen Stiefelknecht von hartem Holze.

„Daher wurde jezt zur Hauptunterſuchung, nämlich zur Zergliederung eines von uns allen ſchon längſt bemerkten Oelfaſſes geſchritten, das recht wie ein Staphiloma in einer Falte oder Ecke des Zimmers ſaß.“

Dritte Vorstellung.

„Dem ſcharfſinnigen Beobachtungsgeiſte Herrn Doktor Siebbeins entging bei Eröffnung dieſes Faſſes nicht eine runde, warzenförmige Hervorragung, protuberantia Siebbeiniana (Siebbein machte eine tiefe Verbeugung), an welcher er auf meinen Rath ſo lange zog, bis ſie nachgab und ihr noch zwanzig bis dreißig derlei Tuberkeln, Wärzchen oder ſchwarze Kügelchen folgten, die ſich als ein Paternoſter zu erkennen gaben, an welchem unten ein Kreuz von Marienglas hing.

„Herr Doktor Siebbein ſtieß anjetzo auf einen Holzſchnitt, den heiligen Rochus darſtellend, bei deſſen Auseinanderfaltung eine Menge theils gedruckter, theils geſchriebener Mord- und Galgenhiſtorien, Gaſſenhauer- und Handwerksburſchlieder über die Hände des unterſuchenden Herrn Doktors Siebbein floſſen.

„Nun aber ſtieß Herr Doktor Siebbein, ſeiner Ausſage nach, auf den Podicem eines im Faß lauſchenden ſuſpekten Produkts.

„Wir riefen Podici zu, unter Erlaſſung aller Strafe freiwillig herauszuſteigen, und wir thaten dies zu wiederholten Malen.

„Da aber weder Bewegung noch Antwort erfolgte, ſo zog Herr Doktor Siebbein auf meinen Rath mit Gewalt an Produkten, und wir erkannten in ihm ein Paar Hoſen, die mit ſchwarzer und weißer Wäſche völlig ausgeſtopft waren, und beim erſten Zufühlen füglich für die Leibestheile eines im Faſſe ſich ungebührlicher Weiſe verſteckt habenden halben Studioſi gehalten werden konnten.

„Ein harter Körper war es nun, der Herrn Doktor Siebbeinen jedes weitere Eindringen ſchwierig machte. Ich gab ihm den Rath, denſelben vor einer weitern Unterſuchung zu entfernen und herauszunehmen; da zeigte ſich derſelbe als ein dicker, in Pergament gebundener Folioband, enthaltend die Werke Hans Sachſens, welchem noch drei derlei nebſt einigen Quartbänden nachfolgten, betitelt: das Lied der Nibelungen, das

Heldenbuch mit ſeinen Figuren, Hiſtoria aller Heiligen, des Knaben Wunderhorn altdeutſche Lieder.

„Da wir jezt nichts mehr als kleine Schriften und Blätter im Grunde des Faſſes bemerkten, ſo ſtürzte Herr Doktor Siebbein das Faß um, und ließ dieſe Fluida herauslaufen, die wir theils für eigene geſchriebene Lieder Produktens, theils für Auszüge aus den Werken Jakob Böhms, Novalis und anderer wahnwitziger Skribler, theils aber für höchſt verdächtige, moralitätswidrige Schriften erkannten, die folgende Titel führten:

„1) Fortunatus mit ſeinem Seckel und Wünſchhütlein, wie er daſſelbe bekommen, und ihm damit ergangen.

„2) Wunderbarliche und ſeltſame Hiſtorien Tyll Eulenſpiegels.

„3) Die nützliche Unterweiſung der ſieben weiſen Meiſter.

„4) Hiſtoria von der unſchuldig-bedrängten Genoveſa, wie es ihr in Abweſenheit ihres herzlichen Ehegemahls ergangen.

„5) Hiſtoriſche Wunder-Beſchreibung von der ſchönen Meluſina, Königs Helmas in Albanien Tochter, welche eine Sirene und Meerwunder geweſen.

„6) Hiſtoria von der ſchönen Magelona, eines Königs Tochter von Neapolis, und einem Ritter, genannt Peter mit den ſilbernen Schlüſſeln.

„7) Kaiſer Octavianus, das iſt, eine anmuthige Hiſtorie, wie Kaiſer Octavianus ſein Weib ſamt zween Söhnen in's Elend geſchickt.

„8) Wunderſchöne Hiſtoria von dem gehörnten Siegfried, was wunderliche Abentheuer dieſer theure Ritter ausgeſtanden.

„9) Schöne und luſtige Hiſtorie von den vier Heymons Kindern, Adelhart, Ritſart, Wiritſart und Reinold, ſamt ihrem Roß Bevart; was ſie für ritterliche Thaten gegen die Heiden begangen.

„10) Hiſtoria von Marggraf Walthern, darinnen deſſen Leben und Wandel und was ſich mit ihm zugetragen.

„11) Hiſtoria von dem edeln Finken-Ritter, oder vom weiterfahrnen Ritter, Herrn Polycarpo von Clariſſa, genannt der Finken-Ritter.

„Bei Ausklopfung des Faſſes folgte auf dieſe Schriften eine Menge Staub mit denen Exkrementen von Spinnen und Mäuſen vermiſcht, welcher Staub ſorgfältig zuſammengekehrt und zu einer weitern chemiſchen Unterſuchung in verſchiedene Gläſer vertheilt wurde.“

Vierte Vorstellung.

Doktor Siebbein hatte die Augbraunen meines Vetters wahrſcheinlich durch das Schlüſſelloch bemerkt, er öffnete die Thüre, und kaum entrannen wir noch die Treppe hinab ſeinen Blicken.

Mein Vetter ſchlich ſich nach einer Weile auf einer Seitentreppe wieder mit mir hinauf, da war aber das Zimmer des Dichters ſchon verſiegelt und die Kommiſſion auseinander gegangen. Mein Vetter ſah durch's Schlüſſelloch und bemerkte nichts als einige Sperlinge, die in dem verlaſſenen Zimmer umherhüpften, auch ſah er eine Maus in der Ecke des Zimmers ſitzen, worüber er gar betrübt wurde: denn der Dichter war doch ſein Freund, ob ſie gleich einander immer in den Haaren lagen und entgegengeſetzte Pole darſtellten, die aber eben wegen ihrer Verſchiedenheit einander immer anziehen.

Er ſchwur beim Donner und Bliz, ſeinen Freund zu rächen, und ſezte alsbald ſeine Voltaiſche Säule in volle Thätigkeit, lud auch ſeine elektriſche Batterie, und verfertigte Knallſilber und Vexirgläſer. Der Poſtknecht hatte ſchon zu wiederholten Malen geblaſen, ich wünſchte meinem Vetter Glück zu ſeinen kriegeriſchen Unternehmungen, wir umarmten uns, und ich beſtieg den Poſtwagen.

Fünfte Vorstellung.

In demſelben Poſtwagen ſaß ein ganz ſonderbarer Menſch, der von dieſem Städtchen an die Reiſe nach Nürnberg mitmachen wollte.

Er war ein leidenſchaftlicher Liebhaber von allem was weiß iſt, führte auch, um den Hals hängend, ein Zuckerglas voll weißer Mäuſe mit, die er in Schleſien aufgefangen. Mit dem Hunde des Kondukteurs hatte er recht Mitleiden, daß er nicht weiß ſtatt ſchwarz war. Im Winter, behauptete er, ſey es lieblicher zu reiſen, als zu irgend einer Jahreszeit; vermuthlich dachte er insgeheim dabei an den weißen Schnee.

Er ſelbſt hatte einen weißen Mantel an; war gepudert, und ſah überhaupt wie ein recht künſtlich gebleichtes Todtengerippe aus.

Da er den großen Maultrommelſpieler Koch ſeinen Freund nannte, ſo bat ich ihn, mir deſſen Geſchichte zu erzählen. Er ſprach wie folgt:

„Koch hatte ſchon, als er aus der Schule kam, große Fertigkeit auf der Maultrommel erlangt, die er als Soldat, wo er viele müßige Zeit hatte, noch zu einem großen Grade ſteigerte. Er hatte die Gewohnheit, in der Nacht, beim Schildwachſtehen, öfters das Gewehr zurückzuſtellen und ſeine Maultrommel zu ſpielen.

„Es begab ſich nun, daß einsmal der Herzog von Braunſchweig, Kochs General, als er nächtlich zum Fenſter hinaus ſah, dieſe wunderſamen Töne vernahm. Er vermeinte, es kämen dieſe Töne bald aus der fernſten Ferne vom Winde herbeigetragen, bald aber war es ihm wieder gewiß, daß ſie aus der Tiefe ſtiegen.

„Er geht hinab, und da ſteht Koch, ſtatt mit dem Gewehr im Arm, mit zwei Maultrommeln.

„Koch, anfänglich ſehr erſchrocken, wollte ſich entſchuldigen, da ſprach der Herzog, er ſolle nur mit ihm gehen. Koch folgte, der Herzog führte ihn in ſein Zimmer, er mußte das Spiel wiederholen, der Herzog war entzückt, und beſchenkte ihn reichlich. Die andere Nacht bat der Herzog eine kleine Geſellſchaft zu ſich, die Lichter wurden ausgelöſcht und Koch begann ſein Spiel.

„Es war der Geſellſchaft Anfangs, als vernähme ſie die wunderbarſten Töne ganz in der Nähe, bald vor, bald hinter ſich, dann aber entfernten ſie ſich immer mehr, ſtiegen aus der Tiefe weit in die Luft, und nun, nun waren kaum einzelne hörbar, wie kleine Silberglöckchen, bis der lezte Ton, wie ein Stern in blauer Ferne, verloſch. Da fielen alle Zuhörer mit dem lezten Ton wie aus der Luft, und wagten wieder auf der gewöhnlichen Erde Athem zu ſchöpfen. Koch ſollte mit Geſchenken überhäuft werden, er ſchlug Alles aus und verlangte nur ſeinen Abſchied. Er erhielt ihn und da zog er mit ſeinem Inſtrumente durch die Welt.“

Sechste Vorstellung.

Während dieſer Erzählung des weißen Mannes bemerkte ich, wie eine dicke Figur, die eine große Perrücke auf hatte, im Hintergrunde des Poſtwagens unruhig ſich auf dem Siße hin und her bewegte, die auch, als die Erzählung zu Ende, folgendermaßen ſprach:

»Auf dem Brummeiſen göttlich wie auf einer Harmonika zu ſpielen, will weiter nichts heißen — aber aus einer Gänſegurgel ſolche Töne hervorzulocken — meine Herren?« —

»Allerdings,« verſezte der weiße Mann, »wäre dies noch bewunderungswürdiger; allein wo iſt der Virtuoſe?«

»Meine Herren!« ſprach der dicke Mann, »iſt Ihnen denn das Alltagsblatt nicht bekannt?« — wir verſezten einſtimmig: nein!

»In dieſer Zeitſchrift, No. 3199, würden Sie eine ausführliche Abhandlung über den Schwanengeſang,« ſo fuhr der dicke Mann fort, »und über die Wirkung der Gänſegurgel, im Munde des Harmoniſten Hans Flügel, gefunden haben.

»Sie gehören doch, wie mir ſcheint, zu den Gebi — hum! — Sehen Sie! ſo ſieht es aus!«

Da zog er ein Blatt aus der Taſche, wickelte es auf, und drei bis vier Gänſegurgeln rollten heraus.

»Ha! ha!« ſchrie der weiße Mann; »Sie ſpielen wohl ſelbſt dies wunderliche Inſtrument?«

»Ja!« brüllte der dicke Mann, und ſprang vom Siße auf, den Weißen umarmend, »ich bin Hans Flügel! und reiſe nach Leipzig!«

»So! und — weh!« ſchrie der Weiße, — denn da war das Zuckerglas durch Flügels heftige Umarmung zerbrochen und die weißen Mäuſe ſprangen pfeifend im Wagen umher, — „meine Mäuſe! mein — Himmel! Kerl! Flügel! Flegel!“

„Hier iſt ein Schwanz!“ ſchrie Flügel, „packt ihn! Habt ihr keinen Speck? Ich bin unſchuldig! — Eine Mäuſefalle! . . nehmt meine goldene Tabacksdoſe vom König in — — o macht doch!“

„Bückt euch, verfluchter Kerl!“ ſchrie der weiße Mann; „ich falle in Ohnmacht! . . Poſtknechte! ſtoßt in's Horn! . . ſpannt die Pferde ab! halt! . . ſperrt das Rad! . . . da ein Schwanz! — Ich weiß nicht, wo ich bin! . . laßt keine Katz' herein! . . —“

Aber wehe! die Mäuſe hatten ſchon eine nach der andern über den Chauſſeegraben geſezt.

In dem nämlichen Augenblicke ſprangen meines Vetters zwölf deſertirte Katzen vorüber; ſie nahmen den nämlichen Weg hintennach, eine hinter der andern, und da ſie alle auch weiß waren, war eine gute Strecke von der Chauſſee bis an den nächſten Wald ein weißer Streif zu ſehen, welchen der weiße Mann mit der Milchſtraße verglich, und ſich durch ihren Anblick einigermaßen tröſtete.

Der dicke Mann, ſeinen begangenen Fehler wieder gut zu machen, ertheilte der ſämmtlichen Geſellſchaft, die Poſtknechte nicht ausgenommen, Freibillette in das Konzert, welches er zu Nürnberg zu geben im Sinne hatte.

Siebente Vorstellung.

Wir waren in die ſchönen Gegenden um Nürnberg gekommen, und entſchloſſen uns, von hier an zu Fuße zu gehen.

Ein weites Thal lag vor uns, voll Getreidefelder und Fruchtbäume, die nun voll reifer Früchte hingen.

„Hier an dem weißen Schaume dieſes Waſſerfalles, in dieſer romantiſchen Gegend, meine wertheſten Herrn!“ — ſprach plötzlich der weiße Mann, „erlauben Sie mir, Ihnen eine kleine Probe meiner poetiſchen Talente und Deklamation zu geben; auch ich reiſe auf die Leipziger Meſſe; die weißen Mäuſe waren eigentlich für den Park ſeiner Durchlaucht beſtimmt, ein Surrogat für weiße Hirſche. — Die verdammten Stiefel ſind gar zu eng! . . Darf ich Sie nicht bitten, Herr Flügel, etwas zu ziehen?“ — „Gerne!“ verſetzte Flügel, und zog aus allen Leibeskräften. „Haben Sie etwa Unrath in — —“ Plump! da fuhr der Stiefel heraus, und mit ihm eine Menge geſchriebener Blätter, welche um das Bein, wie um eine Spindel gewickelt waren.

„Nun noch den andern,“ ſprach der weiße Mann; Flügel zog und es erfolgte Gleiches.

Flügel blieb in Gedanken noch immer ſtehen, als erwartete er einen dritten Fuß; da ſprach aber das Gerippe: „Nun ſind wir fertig! Sehen Sie!“ fuhr es fort, „im rechten Stiefel hab' ich die Trauerſpiele, im linken die Luſtſpiele. Sie werden auch bemerken, daß der linke Fuß in etwas ein Klumpfuß, Bocksfuß, der rechte aber iſt etwas erhabener, als der linke, quaſi ein Kothurnus. Die Betrachtung dieſes hat mich ſchon in früher Jugend auf den Gedanken gebracht, mich in beiden Dichtungsarten zu verſuchen, oder, mich beſſer auszudrücken, es iſt in meinem Gange ganz der Gang Shakeſpeares dargeſtellt. Sehen Sie! rechts! links! ganz abwechslungsweiſe, wie bei Shakeſpearen, traurig und ſchnell, dann luſtig. Eine traurige Scene, dann auf dieſe ſchnell wieder Satire und Witz, dann wieder traurige Scene; Kothurn vorwärts! ſchnell wieder hintennach mit dem Klumpfuß, will ich ſagen, mit dem Satyr — luſtige Scene, und ſo fort.

„Nicht wahr? Setzen Sie ſich hier auf dieſe bemoosten Steine, meine werthen Zuhörer, ich aber beſteige dieſen heiligen Felſen. Es beginnt! —"

Da ſprang er wie ein Raſender auf den Felſen, das Manuſcript in der Hand, machte eine tiefe Verbeugung und — wir hörten nichts; — wir ſahen nur, wie er bald mit der rechten, bald mit der linken Hand um ſich ſchlug, bald auf einem, bald auf keinem Fuße ſtand, den Mund aufſperrte, die Augen rollte, das Sacktuch herauszog, ſich wie Thränen abwiſchte. — —

Das Toſen des Waſſerfalles war zu groß, um ihn verſtehen zu können.

Vergebens riefen wir es ihm aus voller Kehle zu; er hörte uns nicht, wie wir ihn nicht hörten.

Er ſtand bei einer halben Stunde ſo, endlich ſteckte er das Manuſcript in den Stiefel und kam mit ſelbſtgefälliger und fragender Miene ſchwitzend auf uns zu. Da verſicherten wir ihn, daß wir auch nicht ein Wort von all' dem, was er deklamirt, verſtanden, und es ihm vergebens zugerufen hätten. Da war der Mann wie vom Felſen gefallen, denn es war ihm, wie er ſagte, noch keine Deklamation ſo trefflich gelungen; er that auch von da an den Mund nicht mehr zum Reden auf, ſondern öffnete ihn nur, um zur Erholung auf ſeine liebe weiße Zunge zu ſchauen, die er weit aus dem Munde hing.

Zehnte Schattenreihe.

Erſte Vorſtellung.

Flügel und der weiße Mann waren wieder in den Poſtwagen geſtiegen, ich aber ſah die Thürme der Stadt Nürnberg aus der Ferne ragen, und ging, ſie immer vor Augen zu haben, den Weg vollends zu Fuße weiter.

Ich konnte kaum erwarten, bis ich in die Thore dieſer Stadt eintrat. Ein Wagen voll bunter Spielwaaren fuhr durch ſie aus. Wie viele Freuden, ſprach ich bei mir, floſſen den Kindern im weiten Deutſchland umher ſchon aus dieſen Thoren zu!

Schon dies ſollte Jedem dieſe alte Stadt heilig machen, mag er auch nicht der ſtarken Männer gedenken, die durch ſie ausgingen, und ſo manches gottgeweihte Bild mit ſchöpferiſcher Hand in unſern Kirchen aufſtellten, vor dem noch jezt nach Jahrhunderten manches Herz in frommer Andacht kniet!

Ich ſah mich nach keiner Herberge um, ich hatte meinen Blick nur auf die heilige Sebalduskirche gerichtet; ſie ſtand offen und ich trat hinein. Da war mir recht, als trät' ich plötzlich in eine andere Welt, als trät' ich in einen großen wunderbaren Sarg.

Ernſt und bedeutſam blickten die alten Bilder, unſterbliche Werke deutſcher Kunſt, von den Wänden auf mich nieder, und ſahen mich fragend an.

Einer ſo ganz andern Welt gehörten ſie an, es war Alles, was ſie umgab, ſo ganz anders, als es da auſſen iſt, anders Licht, anders Luft und Ton, darum ward mir gar wunderſam zu Muthe. In dieſer Kirche lagen die Gebeine des heiligen Sebaldi in einem Sarge von Bronze, ein Monument von unbeſchreiblicher Kunſt! und über dieſem Sarge wölbte ſich ein zweiter Sarg, dieſe Kirche.

Die gemalten Glasſcheiben warfen einen Schein durch die Gewölbe, der bald erſtarb, bald wieder verklärt emporſtrebte, je nachdem die Wolken zogen. Es war mir dies, wie ein ſtilles Athmen des Heiligen in dieſem Sarge.

Im Hintergrunde der Kirche ſtand eine Wanne von Bronze, die trugen die vier Evangeliſten, und aus ihr empfing Wenzeslaus die heilige Taufe.

Zweite Vorstellung.

Ich trat heraus, es war ein herbſtlicher Mittag; dünne Wolken zogen ſchnell am Himmel vorüber und es verbreitete ſich bald heller Schein, bald dunkler Schatten auf den Gaſſen, auch trieb der Wind verwelkte Blätter umher, die wie Schmetterlinge bunt in den Lüften flatterten.

Durch die Gaſſen aber gingen viele farbiggekleidete Mädchen, die hatten alle Blumenſträuße an den Buſen ſtecken, und gingen oft da Hand in Hand, und ſahen ſich froh an: denn es war Sonntag.

Einer aber ſchoß mit großer Haſt durch die Straßen, der hatte eine Menge Zettel unter den Armen, die theilte er unter die Leute aus; und auf den Zetteln ſtand gedruckt: „Hans Flügels Schwanengeſang im Wallfiſch.“ Nun kamen mir erſt die Freibillete und all meine Reiſegefährten wieder in Sinn, und als ich noch nachdachte, ob Alles ein Traum oder nicht, da ſchlug mich etwas von hintenher auf die Schulter, und als ich zurück ſah, war es der weiße Mann; den Kondukteur und die Poſtknechte ſah ich ſchon vorauseilen, ſie hatten die Freibillete bei den Zollzeichen auf den Hüten ſtecken.

Der weiße Mann nahm mich insgeheim bei Seite, als hätte er mir ein Geheimniß anzuvertrauen, und flüſterte mir in's Ohr: „Sagen Sie, um aller Himmel Willen! keinem Menſchen, was ich Ihnen jezt ſagen werde. Wir ſind jezt ganz allein; hören Sie! — Ich habe im Sinne, wenn Flügel ſeinen Schwanengeſang geendigt, plötzlich ganz überraſchend, gratis und unangekündigt aufzutreten, und Schillers Glocke nebſt deſſen Eiſenhammer zu deklamiren; ich habe zu dieſem Behufe beide Stücke bereits aus den Stiefeln gepackt, und auf der Poſt vor dem Spiegel einſtudirt; ſie würden etwa ſo lauten — —“ — „Um's Himmels Willen! ihr verſäumt den Schwanengeſang!“ ſchrie der Kondukteur aus der Ferne. „Alles ſtrömt zu dem Wallfiſch; wir bekommen keine Plätze mehr!“

„Der Mann hat recht,“ verſetzte der Deklamator; „zudem lautet eine Deklamation in einem verſchloſſenen, ſtillen Zimmer immer beſſer als in der freien Luft, allwo die Rothſchwänze und Dummpfaffen drein pfeifen. Aber, ſiehe da! Hans Flügel! —“

Da ſtieg Hans Flügel eilend die Treppen des Wallfiſches hinauf; er war ganz ſchwarz gekleidet, und hatte eine ungewöhnlich große, weißgepuderte Friſur. Ein Lohnbedienter ging voran, und trieb die Leute aus dem Wege, die alsbald in Maſſe hinter ihm herſtrömten.

Dritte Vorstellung.

Die Plätze waren faſt alle ſchon beſezt; durch Flügels Vermittlung drängten wir uns bis zu den Schranken vor, in denen der Schwaniſt, wie er ſich nannte, ſtand.

Flügel legte ſeine Gänſegurgeln in Ordnung, machte eine tiefe Verbeugung, ſezte dann eine an den Mund und das Conzert begann.

Zuerſt vernahm man nur ein zartes Liſpeln wie von einer Menge kaum halbberührter Silberglöckchen, bald aber kamen die Töne immer näher und näher, bis ſie endlich zu einem völligen Choral und Orgelton anſchwollen, der wieder bis zum Liſpeln der Silberglöckchen verſchwand.

Der Schwaniſt ſpielte die Melodie: „Hebe, ſieh, in ſanfter Feier.“

„Es iſt mir,“ ſagte der Deklamator und Dichter, „als tönten lauter Schneeglöckchen; dieſe Töne ſind alle ſo rein gewaſchen, ſo milchweiß, bei Gott! es iſt einzig! Hören Sie, ſehen Sie's?“ fuhr er dann wieder fort, „mir iſt jezt, als ſchwämme ein Schwan durch die himmelblaue Luft — — ſehen Sie! dort ſchifft er! jezt, jezt läßt er ein Ei fallen und verſchwindet, — — dies war eine Cadence. Jezt heben ſich die Töne, — — und jezt — — ſehen Sie! jezt öffnet ſich das Ei, und daraus ſchwebt ein weißes Täubchen mit einer Lilie im Schnabel in das Morgengold auf — — jezt — — ſehen Sie! jezt zerfließt das Täubchen und wird zur Milchſtraße, und nun — — nun hören Sie die Millionen Silberglöckchen, Schneeflöckchen, die wie Morgenthau auf die Erde ſinken, daß ein weißer Reif den ganzen Saal deckt, und alle Leute gepudert daſtehen?“ Ich verſicherte ihn, von all dieſem durchaus rein nichts zu ſehen, als den verfluchten Rauch der Tabackspfeifen. Der Dichter wandte ſich nun zu ſeinem Nachbar, dem Poſtknecht. Dieſer ſprach, indem er mich in die Waden kneipte: „Ja! ich ſeh' es, bei Gott! ich ſeh's! auch iſt mir, als drehten ſich Millionen Knackwurſträdchen, wie Feuerrädchen, an der Decke des Saales; auch iſt mir, als lägen wir alle in einer Sulze. Die Herren da in den ſchwarzen Röcken kommen mir alle wie Stückchen Schwarzwildpret vor; ich ſelbſt und meine Herren Kollegen in gelben Röcken ſind Citronenrädchen, und Sie, wertheſter Herr! kommen mir vor, wie ein Lorbeerblatt."

„Ja! und ſo iſt es mir auch," verſezte der Dichter. „Jezt, jezt," flüſterte ein Tribunalrath, „hängt es nur noch an einem Zäſerchen. O weh! es bricht!" ſchrie er nun laut. „Gott ſey Dank!" verſezte er wieder leiſe, „nun kommt es doch gröber, es wird einem ganz bang!"

„Es wäre mir lieber," ſagte ſein Nebenmann, der Speismeiſter, „wenn auf einen ſo feinen Ton jedesmal ſogleich ein derber Schlag auf eine Pauke, oder ein Tritt mit dem Fuß nachfolgte: denn ſo iſt es eine Suppe ohne Schnitten, — — aber immer einzig in ſeiner Art, mit einer Gänſegurgel, die man bisher kaum zum Gänſepfeffer brauchbar fand! außerordentlich! ganz unerhört! ja es iſt —" — „Charlatanerie!" rief eine breite, lange Maſchine, die ſich langſam von ihrem Sitze aufhob, eine lange Balancierſtange als Stock in den Händen trug, und ſich Profeſſor Schwimmgürtel von Mittelſalz nannte. „Der Kerl iſt nichts anders, als ſo ein Gall, ſo ein Campetti, ſo ein unverbrennlicher Roger, ſo ein Marktſchreier. Ich habe den Kerl in Mittelſalz gehört, und die ganze Sache ward mir alsbald verdächtig; ich habe dem Ding mit Muße nachgeſonnen, und jezt, wo ich ihr auf den Grund komme, bin ich dem Kerl mit einem Herrn Kandidaten, dem ich eine Diſſertation über dieſen Gegenſtand ſchreibe, auf dem Fuße nachgereist, um hier meinem Herrn Doktoranden den wahren Doktorshut abzuholen. Die Proſtitution und Dekapirung des Kerls muß publice geſchehen, und das Manöver ſoll alsbald beginnen. Sie, Herr Kandidat! haben bei der ganzen Affaire weiter nichts zu thun, als immer in der Richtung meines Zopfes hinter mir herzugehen, et sic porro.“

Vierte Vorstellung.

Noch war der ganze Saal in Entzücken verloren, der Schwaniſt ſpielte die Melodie: „Das Grab iſt tief und ſtille.“ Da ſchlich Profeſſor Schiwimmgürtel in Begleitung ſeines Kandidaten ſich leiſe und langſam hinter den Schwaniſten, indem er ſeinen Stock wie eine Picke trug; und nun, als der Zug hinter dem Schwaniſten angekommen, flüſterte er dem Kandidaten, indem er ganz leiſe mit dem Stocke die hintere Rolle der Flügeliſchen Perrücke aufhob, in’s Ohr: „Sehen Sie den Betrüger! ſehen Sie da die Walze!“ — und puff! hing Flügels Perrücke an des Profeſſors Stock und ſpielte fort. Es entſtand ein allgemeines Getümmel im Saale, der Profeſſor trug die ſpielende Perrücke, in Begleitung des Kandidaten, triumphirend im Saale umher; Flügel aber ſtand, recht ein Jonas im Wallfiſch, gebuckt und todtenbleich da, die Gänſegurgel noch immer feſt am Munde haltend. Der Profeſſor, nachdem er die Perrücke rings präſentirt, ſie auch zu ſpielen aufgehört hatte, rief ein löbliches Polizeiamt, deſſen Präſes zum Glück ein Perrückenmacher, oder, wie er ſich ferner nennen ließ, ein Haarkünſtler war, zum Zeugen auf, und begann die Sektion, die der Kandidat eilend nachſchrieb.

Der Profeſſor zerlegte nämlich, unter vielen gelehrten Anmerkungen und Citationen, die Maſchine, die nichts anders als ein unter einer Perrücke verborgenes Glocken- und Flötenſpiel war. In den Rollen und Buckeln der Perrücke waren Glöckchen und Pfeifchen verborgen, der Haarbeutel aber war ein Blaſebalg. Die Gänſegurgel wurde bloß pro forma von Hans Flügel in den Mund geſteckt.

Das Erſtaunen war allgemein; Flügel war unter der Menge entwiſcht, oder ohne die Perrücke gänzlich unkenntlich.

Einige lachten, andere ſchrieen laut über dieſe Betrügerei, und die, welche noch kürzlich in ſtummem Entzücken daſtanden und durch die Töne in Thränen zerfloſſen, hießen das ganze Spiel nun eine Vogelſcheuche, ein ſchlechtes Geroll, das ſie alsbald für das erkannt hätten, was es wirklich geweſen, und unter dieſe gehörte auch der weiße Mann.

Derſelbe ſuchte den Schwaniſten mit übereinandergebiſſenen Zähnen auf: denn nun ward er ſchon zum dritten Mal der Hoffnung beraubt, als Deklamator auftreten zu können.

Die Poſtkutſche des Profeſſors ſtand ſchon vor dem Wallfiſch bereit; der Profeſſor warf ſich nach der Sektion mit dem Kandidaten und der ſecirten Perrücke darein und fuhr ſchmollend von dannen.

Elfte Schattenreihe.

Erste Vorstellung.

Eine Herberge für arme Handwerksburſche iſt nun das Haus, das einſt Hans Sachs bewohnte, ich wählte es auch zu meiner Herberge.

* Mich däucht, ich reiſt' aus ruſtig,
Und kam zur Maienzeit,
In eine Stadt groß, luſtig,
Von Häuſern, ſchön bereit,
Die Wohnung der gefürſten
Reichsfürſten
War mitten in der Stadt,
Und auch ein Berg hoch, grüne,
Darauf ein ſchöner Gart,
In Freuden war ich kühne,
Weil drein gepflanzet ward
Wohl mancher Baum voll Früchte,
Gezüchte,
Pomranzen und Muskat;
Mehr fand ich drein
Roſinlein fein.

---

* So beſchreibt ein Schüler Hans Sachſens ſeinen Meiſter und deſſen Vaterſtadt Nürnberg.

Mandeln, Feigen, allerlei rein
Wohlſchmeckend Früchte, groß und klein,
Genoß viel Volks da insgemein,
Das drinn ſpazieret hat.

Mitten im Garten ſtande
Ein ſchönes Luſthäuslein,
Darin ein Saal ſich ſande,
Mit Marmor pflaſtert fein,
Mit ſchön lieblichen Schilden
Und Bilden,
Figuren frech und kühn.
Ringsum der Saal auch hatte
Fenſter geſchmücket aus,
Durch die man all' Frücht' thate
Im Garten ſehen draus.
Im Saal ſtand auch ebnecket
Bedecket
Ein Tiſch mit Seiden grün,
An ſelbem ſaß
Ein alt Mann blaß,
In einem langen Bart fürbaß
Grauweiß, wie eine Taub er ſaß
Auf einem Blatte grün.

Das Buch lag auf dem Pulte
Auf ſeinem Tiſch allein,
Und auf den Bänken, gulden,
Mehr andere Bücher fein,
Die alle wohl beſchlagen
Da lagen,
Der alt Herr nit anſah.
Wer zu dem alten Herren
Kam in den ſchönen Saal,
Und grüßet ihn von ferren.

Den ſah er an diesmal,
Sagt nichts und thäte neigen
Mit Schweigen
Gen ihn ſein alt Haupt ſchwach."

Dem dacht' ich noch halb ſchlummernd nach, da däuchte mir auch, als ſtänd' ich in dem Garten; er war rings von Moos und Epheuranken beſchirmt, umwachſen. Da ſaß der alte Herr noch, ſein Bart war durch den Tiſch gewachſen. Die alten Bäume ſtanden von hundert und hundert Jahren her noch mit ihren alten Früchten da, und die Blumen, noch die alten, dufteten durch den weiten Garten; die Vögel, welche den Garten einſt bewohnten, hatten den alten Herrn auch nicht verlaſſen; ſie ſaßen noch auf den Bäumen umher, und ſangen ihr altes Lied.

Es war dem Herrn die ganze Natur ſo treu geblieben — — ein Menſch aber war nicht mehr um den alten Herrn zu erblicken.

Da ward mir gar trüb zu Muthe, und ſchwur ich in meinem Sinn, nimmer aus dem Garten zu kehren, und hub zu weinen an. Dies erſah der alte Herr und thät ſein Haupt gegen mich lächelnd neigen; da erwacht' ich.

Und da ging ich zum Johanniskirchhofe hinaus und auf Hans Sachſens Grab.

Nicht weit von Albrecht Dürer ruht er auf der Seite, wo nun auch Grübel ruht; ſie ſchlummern alle in den Gräbern ihrer Väter.

Sonnenblumen wuchſen aus ihrer Aſche, die heben unverwandt ihre Häupter zum Stern der Liebe und Kraft auf.

Zweite Vorstellung.

Als ich durch das Thor wieder einging, fuhr ein Reiſewagen hinein, auf dem hinten ein kleiner Mohr ſaß, der mir wie ein Bekannter freundlich zuwinkte.

Der Wagen hielt vor dem Wirthshauſe zum Wallfiſch, dahin ging ich, um ein Mittagbrod zu verzehren. Der weiße Mann ſaß in dieſem Wirthshauſe ganz betrübt unter vielen Tabacksrauchern in einem der Zimmer, das voll Rauch war. Es hatte derſelbe zwar ein Rohr im Munde, aber es war keine Pfeife daran. „Sehen Sie,“ ſprach er zu mir, „in einem ſolchen Rauchzimmer, das gleichſam ſchon eine große Pfeife voll Rauch darſtellt, pflege ich nur ein Rohr in den Mund zu nehmen, vermöge deſſen ich den überflüſſigen Rauch um mich auffange und wieder verrauche, ſo habe ich keinen Taback nöthig, auch brauche ich keine Pfeife zu ſtopfen und anzuzünden.

„Nun nehme ich eine Prieſe,“ ſprach er, indem er das Fenſter wie eine Tabacksdoſe öffnete; „die Sonne iſt der allerherrlichſte Schnupftaback,“ ſprach er weiter „und macht mich ſtets nießen, wenn ich ſo recht einen kräftigen Strahl in meine Naſe fallen laſſe, hutſcha!“

Ich lobte ſeine Erfindung, und bat ihn, ſie zum Beſten aller tabackrauchenden und ſchnupfenden Dichter im Reichsanzeiger bekannt zu machen. Darnach lud ich ihn ein, mit mir in das nächſte Zimmer zu gehen, um ein Mittagbrod zu verzehren, maßen er mir nicht anders vorkam, als wie ein aus einem alten Thorſchreiber vor Hunger entlaufener Speiſekanal.

Dritte Vorstellung.

In demſelben Zimmer ſaß ein Herr mit einem Ordensband; man hieß ihn den Grafen Maslach, der verzehrte einen frikaſirten Faſanen, und hinter ſeinem Stuhle ſtand der kleine Mohr zur Aufwartung.

Der Mohr lächelte mich wieder gar freundlich an, zog ein Stück Kreide hervor, und zeichnete flugs mit ein paar Zügen dem Grafen einen Eſelskopf auf den Rücken, woran ich erkannte, daß der Mohr mein Laternenputzer Felix war.

Der Graf bemerkte durch die vor und hinter ihm hängenden Spiegel den Eſelskopf, ſprang vom Stuhle auf, den Mohren zu packen, als derſelbe ſchon längſt die Treppe hinabgeſprungen.

„Mohr, bleibt doch immer Mohr,“ ſprach der Graf zu mir, indem ich in einen Haſenſchlegel biß; „ich mag den Kerl prügeln, ſo oft ich will, ſo bleibt er ſtets ein wildes, halsſtarriges Thier. Uebrigens ſchone ich ihn immer, ſo viel ich kann. Seine Lebensgeſchichte iſt ſehr intereſſant; er iſt eigentlich eines afrikaniſchen Königs Sohn, und ich hab' ihn auf meinen Reiſen an der Küſte von Koromandel mit mehreren Papageien, Affen, Kolibris und Straußeneiern theuer erkauft."

Der weiße Mann fragte mich leiſe, ob ich nicht glaube, daß er dem Grafen den Eiſenhammer deklamiren ſolle? Ich ſagte: allerdings, thun Sie das! Da ſtand er auf und machte eine Verbeugung gegen den Grafen, aber im nämlichen Momente trat Felix wieder herein, in ſeinem alten Grenadiersrock und mit weißem abgewaſchenen Angeſicht. Er ſtellte ſich mit andern Betteljungen an die Thüre, und ehe der weiße Mann Zeit gewann, den Mund zu öffnen, fing er mit heller Stimme alſo zu ſingen an:

* Es ſpielt ein Graf mit ſeiner Magd,
Bis an den hellen Morgen.

Bis daß das Mägdlein — — war,
Da fing es an zu weinen.

Weine nicht, weine nicht, braun's Mägdelein,
Ich will dir Alles bezahlen,

Ich will dir geben den Mohren mein,
Dazu fünfhundert Thaler.

* Dieſe Ballade iſt hier, wie ſie gewöhnlich vom Volke in Schwaben geſungen wird, aufgenommen. Das Wunderhorn gibt ſie nicht vollſtändig. Die vier lezten Strophen hier ſind, wie leicht zu erſehen, ein neuer Zuſatz.

Den Mohren dein und den mag ich nicht,
Will lieber den Herren ſelber.

Wann ich den Herren nicht ſelber kann han,
So geh' ich zu meiner Mutter!

In Freuden bin ich von ihr gegangen,
In Trauern wieder zu ihr.

Und da ſie vor die Stadt Augsburg kam,
Wohl in die enge Gaſſe,

Da ſah ſie ihre Mutter ſtehn
Bei einem kühlen Waſſer.

Biſt du willkommen, liebs Töchterlein,
Wie iſt es dir ergangen,

Daß dir dein Rock von vornen ſo klein
Und hinten viel zu lange?

Und wie es mir ergangen hat,
Das darf ich euch wohl ſagen:

Ich hab' mit einem Edelherrn geſpielt,
Ein Kindlein muß ich tragen.

Haſt du mit einem Edelherrn geſpielt,
Du brauchſt es Niemand zu ſagen:

Wenn du dein Kindlein zur Welt gebierſt,
In Rheinſtrom wollen wir's tragen.

Ach nein, ach nein, liebe Mutter mein!
Das wollen wir laſſen bleiben.

Wann ich das Kind zur Welt gebähr',
Dem Vater will ich zuſchreiben.

Ach Mutter, liebe Mutter mein!
Macht mir das Bettlein nicht zu klein.

Darinn will ich leiden Schmerz und Pein,
Dazu den bittern Tod.

Und da es um Mitternacht,
Dem Edelherrn träumt' es ſchwer,

Als wenn ſein herzallerliebſter Schatz
In dem Kindbett geſtorben wär'.

Steh auf, ſteh auf, lieb Reitknecht mein!
Sattle mir und dir zwei Pferd:

Wir wollen reiten bei Tag und Nacht,
Bis wir den Traum erfahren.

Und als ſie über die Haid 'naus kamen,
Hörten ſie ein Glöckchen läuten:

Ach, großer Gott von Himmel herab,
Was mag doch dies bedeuten?

Und als ſie vor die Stadt Augsburg kamen,
Wohl vor die hohen Thore,

Da ſahen ſie vier Träger ſchwarz
Mit einer Todtenbahre.

Stellet ab, ſtellet ab, ihr Träger mein,
Laßt mich den Todten beſchauen.

Es möchte mein' Herzallerliebſte ſeyn
Mit ihren ſchwarzbraunen Augen.

Da hob er auf den Schleier weiß,
Beſah wohl da ihr Herze:

Es iſt einmal mein Schatz geweſt,
Nun fühlt ſie keinen Schmerzen.

Da hob er auf den Schleier weiß,
Beſah wohl ihre Hände:

Es iſt einmal mein Schatz geweſt,
Nun aber hat's eine Ende.

Da hob er auf den Schleier weiß
Beſah wohl ihre Füße:

Es iſt einmal mein Schatz geweſt,
Nun aber ſchläft ſie ſüße.

Da zog er aus ſein glänzend Schwert,
Und ſtach es ſich in's Herze:

Haſt du gelitten den bittern Tod,
So will ich leiden den Schmerzen.

O nein, o nein! o Edelherr! nein,
Das ſollt ihr laſſen bleiben:

Es hat ſchon manches liebe Paar
Von einander müſſen ſcheiden.

Machet uns, machet uns ein tiefes Grab,
Wohl zwiſchen zwei hohen Mauern,

Da will ich bei meinem herzliebſten Schatz,
In ſeinen Armen trauren.

Sie begruben ſie auf den Kirchhof hin,
Ihn aber unter den Galgen.

Es ſtunde an kein Vierteljahr,
Eine Lilie wächst aus ſeinem Grabe,

Es ſtund geſchrieben auf den Blättern dar,
Beide wären beiſammen im Himmel.

Und der dies Lied geſungen hat,
Der war des Grafen ſein Mohr.

Er wuſch ſich an dem Bronnen weiß,
Und zog an's Meer daran.

Mit dem lezten Worte war Felix verſchwunden. Der Graf hatte in ihm ſeinen Mohren erkannt, und hatte ſchon die Gabel aufgehoben, um ihn, wie einſt König Saul den ſingenden David, an die Wand zu ſpießen; als er, wie erſtarrt, wieder zurückſank.

„Himmel!“ ſprach er endlich, „der Hund hätt' mich betrogen! alsbald werd' ich ihn der Polizei angeben.“ Da ſtand er auf und ging zur Thüre hinaus, mehr aber um ſeine Verlegenheit zu verbergen, als den afrikaniſchen Prinzen aufſuchen zu laſſen.

Vierte Vorstellung.

Der weiße Mann hatte ſchon vor dem Spuk einen Haß auf Felix gefaßt; wahrſcheinlich wegen ſeiner ſchwarzen Farbe, nun aber, da er durch ihn abermals in ſeiner beginnenden Deklamation unterbrochen wurde, brach er in gar derbe Schimpfreden alſo aus:

Dieſe ſchlechte Bänkelſängerei gegen den Eiſenhammer! * Der Erzbetrüger! und durch die Fiſtel ſang er's! Ich hielt die Ohren zu, es war unerträglich.

„Da hob er auf den Schleier weiß,“ (sic!) Warum nicht den weißen Schleier? Ueberdies iſt das ganze Ding noch höchſt unmoraliſch, ich erröthete.

„Weine nicht, weine nicht, braun's Mägdelein.“

Wie abgeſchmackt! welcher Mann wird an der Bräune ines Mägdleins Gefallen finden! „Mägdelein“ ſoll wahrcheinlich kindlich und naiv ſeyn, iſt aber nur kindiſch!

„Ich will dir geben den Mohren mein“ (sic!) Warum nicht meinen Mohren, oder beſſer, meinen Heinich, meinen Johann?

Ueberhaupt lauteten dieſe Verſe ſo gegeben viel ſſer:

Ha! trockne die Thränen, ſchön Röschen traut,
Du wirſt meines Johanns ſtattliche Braut;
Bekömm'ſt, ſo wahr ich kein Prahler!
Zur Mitgift fünfhundert Thaler.

Und dann gleich darauf:

O nein! Herr Oberſt! da wird nichts daraus,
Zur ſorgſamen Mutter kehr' ich nach Haus.
Friſchblühend bin ich gegangen,
Nun bleichet Schwermuth die Wangen.

Sehen Sie! nicht wahr! das läßt anders, und net ſich faſt zu einer Deklamation. Ja der Teufel!

---

* Der lieben Dummheit muß hier bemerkt werden, daß dies Scherz, wenn ſie weiß, was ein Scherz iſt, kein Schimpf Schiller ſey.

bearbeitet muß Alles ſeyn! gefeilt! gefeilt! Der Dichter ſteht nicht gleich ſo da, er muß einen Schulſack haben, das fehlt denen Herren, gründliches Studium der Klaſſiker.

Was ſpaniſch! was italieniſch, was altdeutſch! verſtünden die Herren nur erſt neudeutſch, den Adelung und die Grammatik. Nur durch die Sprache der Griechen und Römer kann man deutſch lernen. Solche Herren können wohl auch einen Lorbeerkranz erhalten; aber nur aus der Hand eines Pfalzgrafen. Aber da nüzt alles Reden nichts, die Herren machen ſich's gern kommode. —

An ſolche Lumpen, an ſolche Betrüger, wie da der Pſeudomohr war, wenden ſie ſich; das ſind die Dichter der höchſtgeprieſenen Volkslieder, die Erhalter der deutſchen Poeſie! — Ich ſetze meinen Kopf zum Pfande, der Schuhputzer da hat die Reimerei ſelbſt gemacht.

Wenn ich nur ſo einen Kerl auf der Straße ſingen höre, ſo einen Schneider, ſo einen Schmiedeknecht, bekomm' ich vor Ingrimm über den ganzen Leib ordentlich eine Gänſehaut. Alles Wandern, alles Zunftweſen hätte man doch ſchon langſt verbieten ſollen.

Sie können nicht glauben, welche Immoralität dieſe Handwerksburſche durch ihre Schelmenlieder in allen Gegenden verbreiten! Gehen Sie nur einmal an einem Sonntag Abends in eine Stadt, wo Fabriken ſind: da laufen die Kerle frech, Arm in Arm, auf offener Straße;

und nicht genug, daß man ihnen das Rauchen erlaubt,
ſie gehen mit aufgeſperrten Mäulern ſelbſt an der Polizei vorüber und — ſingen!

Fünfte Vorſtellung.

Dieſe Rede ergrimmte mich, ich ließ ihn aber
ortſchwatzen, ob ich gleich bemerkte, daß zwei Schmied-
techte, die in einer Ecke der Wirthsſtube ſaßen, ſein
Gerede behorcht und ſich hinter ihn geſtellt hatten.

„Hör' Er,“ ſing einer der Schmiedknechte an, „was
r da geſagt, ſcheint auf uns zu gehen?“

„Nein! ganz und gar nicht,“ ſprach der Deklama-
r, „meine Herren! — ich — —“

Er ſah jezt nicht bleich oder weiß, wie gewöhnlich,
is, ſondern ſchwarz vor Angſt.

„Er iſt ein Roß!“ ſchrie der eine Schmiedknecht,
veiß Er's!“

„Beſchlagen wir ihn!“ ſagte der zweite Schmied-
echt. „Kamerad! friſch auf an's Werk!“ ſprach der
ie.“ Da faßten ſie den weißen Mann bei Kopf und
Fuß, und trugen ihn zur Thüre hinaus, einer
ven Schmiede zu, während er ihnen, um ſie, wie einſt
ion ſeine Mörder, zu rühren, den Eiſenhammer vor-
lamirte.

Alle Anweſenden ſahen dem Spuk mit vielem Gelächter durch die Fenſter zu, und der Wirth erzählte, wie der weiße Mann Perrückenmacher in dieſer Stadt geweſen, wie er aber beim Anblick der erſten Titusköpfe vor Schrecken eine Hirnlähmung erhalten, und ſich nun auf das Deklamiren und Recenſiren lege.

Zwölfte Schattenreihe.

Erste Vorſtellung.

Ich verließ das Wirthshaus; es war heute ein Feiertag. Viele ſchöne Mädchen und Frauen traten aus der Sebalduskirche, um vor den Thoren in Gärten und auf Wieſen ſich im Grünen zu ergehen.

Manch liebes Bild erſah ich da, an dem ich kalt und ſtumm vorübergehen mußte, wie an den ſchönen Blumen dort in den fremden verſchloſſenen Gärten. Ich kam auf eine große grüne Wieſe; darauf ſtanden große Linden, in deren Schatten Buden verſchiedener Art errichtet waren; auch waren da viele Leute verſammelt.

In einer der Buden wurden Krippenſpiele gegeben. Viel Volks ſtrömte in ſie ein: beſonders bemerkte ich viele Kinder; auch ſah ich auſſen vor der Bude viele Jungen ſtehen, die gaben ſich Mühe, durch die Spalten der Bude das Spiel mit anzuſehen. Ich hörte den Klang einer Harfe und ging ein. Die Bude war voll Menſchen. Auf den vordern Bänken ſaßen viele liebliche Mädchen, alle mit Blumenſträußen an dem Buſen, in bunten Kleidern. Die meiſten der andern Bänke aber waren von Mägden und Kindern beſezt; auch ſah ich mehrere Greiſe, denen Kinder auf dem Schooße ſaßen. Der Vorhang war noch nicht aufgezogen. Auf ihm ſah man das Wappen der Stadt Nürnberg mit den bunteſten Farben gemalt; das hielten zwei Rieſen, die waren ernſten Anſehens, hielten auch lange Stangen in den Händen, und hatten große Schwerter an der Seite; ſie hatten runde Schlapphüte auf, mit Federn, waren halb geharniſcht und hatten lange Bärte.

Um ſie herum ritten viele Knaben auf Steckenpferden und hatten Klappern in den Händen. Bei den Füßen der Rieſen aber pflückten Mädchen Blümchen aus dem Graſe, andere verbargen ſich hinter den Füßen der großen Männer und lächelten ſchelmiſch hervor.

Nahe bei dem Verhange ſaß die blinde Harfnerin, welche mit mir einſt den Fluß hinabgefahren; zu ihren Füßen ſaß der Knabe, ſchneeweis gekleidet; er hatte auf ſeinem lockigen ſchwarzen Haare eine Krone von Echtergold und in der Hand hielt er einen ſchwarzen Stab.

Der Vorhang ward aufgezogen, die Harfe ſchwieg; der Knabe mit Kron' und Stab aber ſtellte ſich auf einen hohen Schemel nahe beim Verhange, ſo daß er von Allen geſehen wurde.

Figürchen, kaum einen Finger lang, von unten herauf geleitet, bewegten ſich hin und her.

Alles war bloße Pantomine; der Knabe mit dem Stab aber gab zu jeder Vorſtellung mit einfachen Worten die Erklärung.

Möchten aus den Worten des Knaben, die ich hier herſetze, euch jene bunten Figuren erſtehen! —

Das Zwischenspiel der zwölften Schattenreihe

oder

das Krippenspiel aus Nürnberg.

Erſter Aufzug.

Der Knabe ſpricht:

Nürnberg wird vom Kaiſer Konrad mit Mauern umgeben.

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Der Knabe ſpricht:

Der Kaiſer Wenzeslaus begehrte die Schlüſſel zum Veſtner Thore von E. E. Rath, und ſagte ihnen zu, was ſie wieder von ihm würden bitten, wollte er ihnen auch gewähren.

Alſo wurden ihm die Schlüſſel von dem Bürgermeiſter zugeſtellt. Da ſagte der Kaiſer zum Bürgermeiſter: „Nun bittet auch, und was ihr bittet, ſoll euch gewähret werden.“

Darauf ſagte der Bürgermeiſter: „Allergnädigſter Herr Kaiſer! ſo bitten wir von E. Majeſtät nicht anders, denn daß E. M. uns unſere Schlüſſel wollten wieder zuſtellen.“ Da wurde der Kaiſer ſchamroth, und ſagte zum Bürgermeiſter: „Du luſtiger Mann und Fuchs! das ſollte ich zuvor bedacht und ausgenommen haben,“ und zuckte die Hand und ſchlug dem Bürgermeiſter flächlings in's Angeſicht, und wurf ihm die

Schüſſel wieder dar, und ſaß im Zorn auf ſein Roß, ritte alſobald aus der Stadt und gab ſeinen Dienern Befehl, daß ſie den Krämern ihre Kräme ſollten über den Hauſen reiten und umwerſen, welches auch geſchahe.

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Der Knabe ſpricht:

Als Kaiſer Sigismund auf dem Reichstag zu Nürnberg anweſend war, ließ er ſich am Oſterabend auf St. Sebalds Kirchhof um das Feuer führen; als man daſſelbe geſegnet, fand er ſich auch bei der Veſte in St. Sebaldkirche ein, wobei er den St. Georg-Mantel getragen, der von blauem Sammt und mit Hermelin gefüttert war, worauf ein Kreuz mit Perlen geheftet und an demſelben St. Georgs Schildlein auf den linken Aermel mit Seide geſticket.

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Der Knabe ſpricht:

Hier wird das von Hans Starken auf St. Sebaldkirchhof geſtiftete meſſingene Krucifix, welches 1878 Pfund gewogen, an die Kirche beim Portal mit vier Nägeln angeheftet und jeder Fuß beſonders.

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Der Knabe ſpricht:

Der Kaiſer Friedrich hielt einen Reichstag zu Nürnberg. An Peter Rieters Hauſe war ein Thron errichtet, vor welchem verſchiedliche Fürſten die Lehn empfingen, wann der Kaiſer im kaiſerlichen Ornate auf denſelben geſeſſen.

Unten am Schloſſe ließ der Kaiſer auf Gewölben und ſteinernen Pfeilern Gärten machen, und unterhalten; auch Weinreben darein pflanzen.

Auf dem runden Thurm in der Veſtung aber hatte der Kaiſer in einem Erker ein großes zinnernes Rohr machen laſſen, mit einem Blaſebalg; wenn dieſer getreten wurde, und der Wind in das Horn blies, ſo brummte es wie eine große Orgelpfeife, daß man es über die ganze Stadt hören konnte.

(Der Vorhang fällt.)

Sechſter Aufzug.

Der Knabe ſpricht:

In der Kreuzwoche hat der Kaiſer befohlen, alle Kinder von Nürnberg in den Stadtgraben vor dem Schloſſe kommen zu laſſen, da denn etliche tauſend erſchienen, deren jedem er einen Lebkuchen, worauf ſein Bild geſtanden, ertheilte.

(Der Vorhang fällt.)

Siebenter Aufzug.

Der Knabe ſpricht:

Kaiſer Maximilianus hielt einen großen Reichstag zu Nürnberg. Dabei wurde ein ſolennes Rennen und Ritterſpiel gehalten, welchem der König in höchſter Perſon beiwohnte und mitgerennt.

Er war auf das Köſtlichſte angekleidet und geziert von dem Schatze, den ſein Herr Vater auf dem Schloſſe zu Nürnberg in St. Margarethen Kirche vermauert hatte, ſein Rennpferd war geziert mit einer Decke, von Perlen und Edelſteinen geſtickt und geſchmücket.

Nach geendigtem Ritterſpiel kamen vierundzwanzig von Adel, in grünen Schetter gekleidet, mit Wolle ausgefüllet, und mit ſtröhernen Helmen auf die Bahn. Sie hielten zuſammen viele Treffen mit Krücken, ritten auf ungegürteten Sätteln, und wann ſie trafen, blieb keiner ſitzen, welches lächerlich zu ſehen war.

(Der Vorhang fällt.)

Achter Aufzug.

Der Knabe ſpricht:

Hier war die große Glocke bei St. Egidien aufgehangen und ward am Oſterabend das erſte Mal geläutet.

Sie hat 39 Centner 8 Pfund gewogen.

(Der Vorhang fällt.)

Neunter Aufzug.

Der Knabe ſpricht:

Hier ſchifft Martin Behaim aus Nürnberg mit einem Schiffe, welches er ſich von der Königin Iſabella erbeten, in die große Weſtſee, weil er vermuthete, es wäre auſſerhalb unſern bekannten Welttheilen noch viel Landes abendwärts anzutreffen.

Nachdem er nun ziemliche Zeit die Weſtſee durchwandert, entdeckte er eine Inſel, welche man Faval nannte, worauf er die längſte Zeit ſeines Lebens zugebracht.

(Der Vorhang fällt.)

Zehnter Aufzug.

Der Knabe ſpricht:

Hier hat Sixt Oelhafen Hochzeit mit Jungfrau Annen, Seifried Pfinzings Tochter, wobei alle Fürſten und Herren, welche auf dem Reichstag waren, perſönlich erſchienen. Die Braut wurde von zwei Rathsherren, die ihre Rathskleider anhatten, zur Trauung geführt. Sie trug eine Krone auf dem Haupte, die war mit Perlen beſezt, auch war ſie ſchön mit güldenen Ketten und anderem koſtbaren Geſchmuck ausgeziert.

(Der Vorhang fällt.)

Elfter Aufzug.

Der Knabe ſpricht:

Hier wird der in der Zeichen- und Malerkunſt, wie auch im Formſchneiden, Kupferſtechen, Radiren, Bildhauen und Eiſenſchneiden hocherfahrne Künſtler, Albrecht Dürer, der alte, unter Begleitung des Raths und aller Bürger auf den St. Johanniskirchhof zum Grabe getragen, und ward ein groß Trauern. —

(Der Vorhang fällt.)

Zwölfter Aufzug.

Der Knabe ſpricht:

Hier halten die Meſſerer von Nürnberg in der Faſtnacht, nach altem Gebrauche, ihren Schwerttanz. Sie tanzten vor dem Rathhauſe und hielten eine Fechtſchule. Die Schreiner hielten auch einen Aufzug, und trugen ein ſchönes Haus in der Stadt herum. Sie trugen Kleider von lauter Spänen zuſammengeflochten, darinnen hielten ſie vor etlicher Bürger Häuſern Komödie, bei welcher ſie einen Bauern hobelten.

(Der Vorhang fällt.)

Dreizehnter Aufzug.

Der Knabe ſpricht:

Hier bringen die Metzger, den Donnerſtag nach der Faſtnacht, dem Magiſtrate eine Wurſt.

Ihre Länge war ſechshundert und achtundfünfzig Ellen. Die Stange, woran ſie getragen worden, war neunundvierzig Schuhe lang. Die Wurſt war oben mit Grün beſteckt. Die Träger hatten in der linken Hand Gabeln, damit ſie ruhen konnten, und war dabei eine ſchöne Muſik zu hören. —

(Der Vorhang fällt.)

Vierzehnter Aufzug.

Der Knabe ſpricht:

Hier nimmt von der Welt Abſchied Hans Sachs, ſeiner Profeſſion ein Schuſter, aber dabei ein berühmter Meiſterſänger zu Nürnberg, welcher 4275 Meiſtergeſänge, 208 Komödien und Tragödien, 1700 Sprüche und Geſänge, 72 Pſalmen und geiſtliche Lieder verfertigt hat.

(Der Vorhang fällt.)

Das Krippenſpiel war geendigt. In frommer Andacht ſaßen die Mädchen während der Vorſtellungen da. Nun aber theilten ſie einander laut ihre kindiſche Freude mit und zogen ſcherzend von dannen.

Zwei Mädchen aber blieben, als ſchon alle andern die Bude verlaſſen, immer noch ſtehen, vermeinend, der Vorhang könnte doch noch einmal hinaufrollen, und kamen dann recht betrübt mit einem Manne, der die Bude verſchloß, heraus.

Zweite Vorstellung.

In der Bude daneben war ein Ringelſpiel zu ſehen, da ritten ſie auf hohen hölzernen Pferden, die im Kreiſe herumgedreht wurden, und ſuchten, während des Herumfahrens, Ringe, welche an die Seiten aufgehangen waren, mit Speeren herunter zu ſtechen.

Vor allen fiel mir da ein Mädchen auf, das ſtand mit beiden Füßen frei in einem der Steigbügel, hielt ſich mit der linken Hand an der Mähne des Pferdes, mit der rechten aber führte es den Spieß.

Es verfehlte nie den Ring, während alle Männer ihn verfehlten. Alles blickte auf daſſelbe Mädchen, und war es nicht anders anzuſehen, als eine Fee. Je länger ich es anblickte, deſto bekannter ſchienen mir ſeine Züge, nur vermocht' ich wegen des ſchnellen Herumfliegens nicht, ſein Bild genau aufzufaſſen.

Das Spiel war geendigt, das Mädchen ſprang vom Pferde, und ich erkannte zu meiner großen Freude in ihm jenes fremde Mädchen, das mit mir den Fluß hinab gefahren war; es hatte auch mich erkannt und freundlich gegrüßt.

Da ging ich auf daſſelbe zu und ſprach: Nun ſollt ihr an mir nicht wieder, wie ein Schatten an der Wand, vorüberſchweben; feſt zu halten gedenk' ich euch, ſo feenartig ihr auch ausſehet.

Das Mädchen lächelte; ich führte es an der Hand aus der Bude, und gingen wir die Wieſe hinab gegen den Fluß ſpazieren.

Ich lobte ſeine Kunſt; da erzählte es mir mit vieler Einfalt, wie es auch im Schwimmen gar wohl erfahren ſey und auch ein Schiff zu lenken verſtehe.

Dritte Vorstellung.

Die Sonne ſank hinter die blauen Berge und warf einen feurigen Strahl in den Fluß. Schifflein mit rothen Segeln ſchwebten wie lichte Abendwolken vorüber, fernere glichen Schwänen oder Tauben, welche durch den blauen Himmel fliegen.

Lange blickte das fremde Mädchen ſtillſchweigend über die blaue Fläche hin, endlich ſprach es: „O Meer, daß ich dir ferne weilen muß! wie oft ſtand ich einſt auf meiner heimiſchen Inſel an deinem bunten Beete! Gewaltiges Sehnen zog mich, durch den Kryſtall der Wellen zu ſchauen. Da war mir, als tönten ſüße

Stimmen zu mir herauf, die riefen mir zu: Steig hinab in unſere Lichtheit! War mir da zu Muth, als wäre nur da unten meine Heimat. Dann benezt' ich mich, meine Sehnſucht zu ſtillen, mit Meerwaſſer und badete in den hellen Kryſtallen die langen Locken. Das Meer war meine Wiege, ſeine Muſcheln, Steine und Korallen meine Spiele um ſie, als Kind riß man mich von ihm; den Feſſeln entſprungen, die mich ſeitdem fern von ihm banden, eil' ich ohne Aufhalt zu ihm zurück, es werde mein Grab. Dann werd' ich die ſehen, die mir ſo oft gerufen; es wird mir Alles klar werden da unten, die Steine, die Blumen, die Muſcheln und Fiſche; alle Klänge und Geſtalten meiner Kindheit werden ſich aufthun den trunkenen Blicken.“ So ſprach das fremde Mädchen.

Wir kamen im Geſpräch durch einen Garten, wo nebenbei ein einſames Landhaus ſtand.

„Dieſes Haus,“ ſprach das Mädchen, „bewohnt ſchon ſeit vierzig Jahren eine wahnſinnige weibliche Perſon. Sie iſt nun in ihrem ſiebenzigſten Jahre, und ſoll einſt eines der ſchönſten Mädchen von Nürnberg geweſen ſeyn.

„Vor zwanzig Jahren erwachte ſie eines Tages aus ihrem Wahnſinne, berief dann all' ihre Freunde zuſammen, gab ihnen ein Gaſtmahl, nahm von ihnen Abſchied und kehrte dann wieder in ſich zu ihren finſtern Geiſtern zurück. Seitdem ſteht der Garten ſich überlaſſen.“ —

Schauerliche Stille herrſchte in dieſem Garten, kein Vogel ſang in ihm, nur eine Ziege ſah' ich im hohen Graſe liegen; kein Weg war mehr zu ſehen, die Blumen gaben ihre Samen den Winden, die Wände des Gartenhauſes waren eingefallen, die Bildſäulen in Stücken, die Springbrunnen waren verſieget, die Fenſter waren zerſprungen, ihre Rahmen abgefault, in den Laubgängen war dunkle Nacht, und war ſo der ganze Garten ſelbſt ein Bild das Wahnſinnes.

In einem der Laubgänge ſezten wir uns nieder, da hat das fremde Mädchen mir den Sterbetag all meiner Freunde geſagt, ſo wie den Tag, an dem der oder jener geboren, und meinen Sterbetag. Schont meiner, ſprach ich, indem ich ſie freundlich anblickte. Da umſchlang ſie mich mit einem Arme; mit der Hand des andern aber fuhr ſie mir dreimal ſanft über die Augen her, die ſchloſſen ſich alsbald wie zum magnetiſchen Schlafe.

Vierte Vorstellung.

Ich fühlte mich in einem Ringe, wie von bläulichtem Lichte eingeſchloſſen. Da war Alles um mich eine unausſprechliche Hellheit. Lichte, bunte Bilder, wie die eines Schattenſpieles, ſchwebten an mir vorüber und eine Stimme erklang aus dem Ringe zu mir: „Siehe da Bilder aus deinem kommenden Leben!“

Dunkle, ſchwarze Wälder auf hohen Gebirgen zogen vorüber. Jetzt kam ein enges Thal von wilden Gewäſſern durchfloſſen, hellgrüne Waldwieſen, auf die die hohen Gebirge mächtige Schatten warfen. Ein ſparſamer Himmel blickte nieder, kein Vogel durchſchiffte ihn; aber hundert lebendige himmelblaue Quellen ſah ich von den Gebirgen in's Thal eilen. Aus Spalten geborſtener Granitfelſen ſah ich einen wunderſamen warmen Born quellen, in deſſen Tiefen ich den Geſang einer Nymphe vernahm. Viele Leidende ſah ich zu dieſem Heilborn pilgern. Ich ſah mich in die räthſelhafte Tiefe niederſteigen, ſah, wie die Nymphe mich durch geheimnißvolle Werkſtätten führte, die ihr Waſſer bereiteten. Ich war von ihrer ſegenreichen Kraft durchdrungen. Die Nymphe erkor mich zu ihrem Prieſter, ich lauſchte ihrem wunderſamen Geſange und verkündigte, was ſie in räthſelhafter Tiefe ſang, den Menſchen im Lichte.

Die unterirdiſche Gegend verſchwand; es kamen andere Thäler, andere Berghöhen, ein weiterer Himmel, aber immer noch Wälder, ſtille Hütten auf einſamen Waldwieſen. So ſehr auch dieſe Thäler, Wieſen und Hütten wechſelten, ſo hatten ſie immer ein und denſelben Hintergrund, und das war ein einſamer, kahler Berg, der blickte immer trauernd zu mir her, und ſo trauernd und einſam, wie er, ſah ich mich immer in all dieſen Wäldern, Thälern und Waldwieſen ſtehen und gehen, und eine Stimme hört' ich aus dem Ringe rufen: „Dort ſtand der Hohenſtaufen Haus!“

Aber auf einmal erſchien ich mir lächelnd und fröhlich am Wanderſtabe durch die Wälder und Wieſen wallend, neben mir zu Roſſe eine zarte weibliche Geſtalt, ein blühendes Kind vor ſich auf dem Schooße haltend.

Die Wälder verſchwanden, der Himmel wurde immer weiter und lichter, und ein geſegnetes Thal voller Berge mit Reben lag vor uns ausgebreitet, und ſtatt des kahlen trauernden Berges im Hintergrunde ein hoher lachender Rebenhügel mit einer Burg. Da hört' ich eine Stimme aus dem Ringe rufen: „Sieh da die Burg der Frauentreue!“ Ein kleines, freundliches Haus unter ſchattigen Bäumen, erſah ich an des Berges Fuß, das war von Rebenranken bekränzt und volle Trauben hingen von ihnen ob ſeinem Eingange nieder. Unter ihnen ſah ich drei Kinder mit Blumen ſpielen, ſie ſchienen jener weiblichen Geſtalt anzugehören, die trat jetzt, Früchte und Kräuter in einem Korbe tragend, in's Häuschen ein und ſchien ſie zu gleichem Geſchäfte anzuweiſen.

„O du,“ hört' ich ſie ſprechen, „ſo iſt es denn kein Traum! Du biſt es und das ſind unſere Kinder! Ueberſchaue hier das Ganze!“ Auf einmal ſah ich mich da mit ihr auf einem alten Thurme im Garten des Hauſes ſtehen, der weit in das Thal hinein ſah. „O!“ hört' ich mich ſagen, „da iſt ja das Gemälde wahr geworden, das in meinen Schatten ſteht, da in der Geſchichte von dem Andreas mit der Anna!“

„O! ſag' es mir hier wieder,“ hört' ich ſie ſagen. Da hört' ich mich recitiren:

„Schaue über die blauen Berge!
Denn dort will ich an den Himmel
Dir ein licht Gemälde malen.

Steigen aus der Näh' und Ferne
Hohe Berge an den Himmel,
Stürzen helle, kühle Quellen
In ein blumigt, grünes Thal.

Stützt der Wanderer im Thale
Auf den Stab ſich, einzuathmen
Jugend, Freiheit, Liebe, Kraft.

Steht gelehnt an einen Felſen,
Unter Laub und Rebenblüthe,
Dort ein kleines Haus verborgen;
Steh' ich vor dem kleinen Haus,

Kommt vom Bache, Kräuter tragend,
Dort ein liebes, junges Weſen,
Biſt du es -- die Meine längſt.

Iſt kein Lauſcher mehr zu fürchten,
Drück' ich dich, du ſüßes Weſen!
An ein treues Herz voll Liebe
Offen vor des Himmels Aug'.

Aber weh! o wehe Mädchen!
Siehſt du dort nicht jenen Raben?
Krächzend fliegt er durch den Himmel,
Und verlöſcht mit ſchwarzem Fittig
Mein Gemälde, weh! o weh!“

In weiter Ferne bewegte ſich am Horizonte etwas wie ein ſchwarzer Punkt. „Es iſt ſonderbar,“ hört' ich mich ſagen, „da kommt ja auch wirklich der Rabe.“ Der Punkt wurde immer größer und größer, es war etwas, wie von weiten ſchwarzen Flügeln getragen. „Mich ſchaudert,“ hört' ich ſie ſagen, „das iſt kein Rabe.“ Da kam es immer näher und näher, man ſah und hörte das Flattern ſchwarzer Tücher. „Weh!“ hört' ich ſie rufen, — „das iſt ein Sarg!“ und ich erwachte.

Fünfte Vorstellung.

Die Nacht war da; ich ſtand allein in dem verlaſſenen Garten. Schauer ergriff mich und eilend ſprang ich durch die dunklen Laubgänge in's Freie. Ein zahlloſes Heer von Sternen ging durch den Himmel und ich fühlte mich nicht mehr allein. Ich dachte dem fremden Mädchen nach und der Worte, welche es zu mir geſprochen. Der Sterbetage, die es mir geſagt, konnt' ich mich durchaus nicht mehr erinnern, aber noch immer zogen jene magnetiſchen Traumbilder an mir licht vorüber; doch war das Mädchen mir jezt furchtbar und unheimlich geworden.

Im Nachdenken über das Vergangene verloren, kehrte ich gegen die Stadt zurück. Endlich war ich wie aus Träumen erwacht; ſonnenhell ſchien der Mond durch den Himmel, und ich befand mich vor einem Bilde, welches da am Wege ſtand, das betrachtete ich und las darunter die Worte:

„Hier hängt Jeſus vor ſeiner gebenedeiten würdigen Mutter, die ihn mit großem Leid und bitterlichen Schmerzen beklagt und beweinet."

Das Bild ſelbſt ſtellte Chriſtum am Kreuze hängend dar, wie er ſeine ſchmerzvolle Mutter mit liebreichen Worten zu tröſten ſucht.

Ich erſah, als ich weiter ging, daß ich mich an dem Werke befand, welches Martin Kätzel vor vierhundert Jahren errichtet. Dieſer nämlich iſt nach Jeruſalem gereiſet und hat allda die Weiten von verſchiedenen Gegenden, wo der Herr Jeſus zu ſeinem Tode gewandelt, von dem Hauſe Pilati bis an den Berg Kalvariä, ſorgfältig abgemeſſen.

Als er nun wieder in Nürnberg angelangt, hat er befunden, daß die Blätter, worauf er die Weiten notirte, verloren gegangen — da iſt derſelbe wieder hingereiſet, und hat die Abmeſſung mit gleichem Fleiße wiederholt, worauf er denn endlich bei ſeiner lezten Zurückkunft mit Zuziehung Adam Krafts, eines berühmten Bildhauers in Nürnberg, das lang gefaßte Intent erreicht.

Es ſtellt vor die Hinausführung Chriſti zur Kreuzigung; nämlich die vier Fälle auf ſo viel ſteinernen Säulen in flachen Bildern, wie ſich die eigentlichen Weiten von dem Hauſe des Pilati bis auf die Schädelſtätte ergeben, und geht von dem Thiergärtnerthor bis auf den Johanniskirchhof.

Sechste Vorstellung.

Ich war auf meine Herberge zurückgekehrt und blickte noch lange in die einſamen Gaſſen nieder. Alles war rings todtenſtille und ſchien die Stadt von allen Menſchen verlaſſen.

In dunklem Schatten ſtand die alte Sebalduskirche und ragte düſter und ernſt in den Himmel voll Sterne, der ſich ob ihr gleich einer Glorie verbreitete.

Eine Stimme ertönte, wie aus den Lüften, in die ſtille Nacht hernieder.

Es war der Wächter auf dem Thurme der Kirche, der ſang zur Zither:

15 118 Ein fremder Kavalier
Stieg ab vom ſchwarzen Roß,
Trat in den Königsſaal
Mit andern Herren groß.

Der fremde Kavalier
Trug einen Edelſtein,
Wie man noch keinen ſah,
Von wunderſamem Schein.

Ein Stein von hohem Werth
In Königs Krone ſaß,
Doch ſchien vor dieſem er
Ein mattgeſchliffen Glas.

Der König bot ihm Gold,
Er bot ihm Leut' und Land,
Doch laſſen wollt' er nicht
Den edeln Diamant.

Der König, deß' erboſt,
Spricht zu dem Hauptmann ſein:
Bringt mir des Mannes Hand
Samt ſeinem Edelſtein.

Der Hauptmann reckt das Schwert,
Haut nach des Mannes Hand,
Doch ſtatt dem Kavalier
Der Teufel vor ihm ſtand.

Glut ſtrömt aus ſeinem Ring,
Zur Hölle wächst der Stein,
Schlingt Schloß und König bald
Samt allen Dienern ein.

Die Glocke ſchlug Mitternacht und der Wächter ieß dreimal in's Horn.

Siebente Vorstellung.

Ich legte mich auf mein Lager und entſchlief; da miſchten ſich die geſehenen Bilder jenes Krippenſpiels gar wunderſam im Traum.

Bald ſah ich den Kaiſer Wenzeslaus, wie er ergrimmt auf ſein Roß ſprang, und der Zug ſeiner Ritter und Reiter hinter ihm her über die Krämerſtände ſezten, ſie darniederrannten und die erſtaunten Krämer nicht wußten, wie das geſchah.

Dann aber erſah ich wieder, wie eine Menge Leute auf den Straßen zu Nürnberg ſtanden; es war der Oſterabend. Alles war rings todtenſtille, die Wolken hielten zu ziehen inne; die Vögel auch ſaßen ſchweigend auf den Dächern umher, Alles lauſchte, — und nun auf einmal erklang vom St. Egidienthurme zum erſtenmal die geweihte Glocke.

Lauter Jubel der Menſchen da unten ertönte in ihre dumpfen Schläge. Die Vögel ſchwangen ſich ſingend auf von den Dächern in die Lüfte, und freudig flogen die Wolken über Kirche und Stadt dahin. Jezt aber ſtand ich vor der Sebalduskirche.

Ich ſah, wie ſie das ſchwere Krucifix an der Kirche hinaufzogen. Eine Menge Volks ſtand unten in banger Erwartung. Jezt war es aufgezogen, der Künſtler, welcher es gegoſſen, gab von unten herauf die Anweiſung zur Anheftung. Jezt war der lezte Nagel eingeſchlagen, die Arbeiter waren hernieder geſtiegen und frei hing das göttliche Bild.

Ein Sonnenſtrahl durchbrach die Wolken, und niederſank das Volk, es zum erſtenmal im frommen Glauben anbetend.

Auch der Künſtler kniete betend da, es deuchte ihm nun nicht mehr ſein Werk, es war ihm ſo ganz fremd geworden.

Achte Vorstellung.

Als ich dem ſo nachdachte und im Anſchauen verloren war, waren die Leute indeß um mich verſchwunden, ich ſtand allein in der Sebalduskirche.

Der Himmel war ganz trübe, die Vögel ſaßen wieder auf den Dächern ſtumm, die Bronnen ſtanden ſtille und das hohe metallene Kreuz blickte aus dunkelm Schatten nieder.

Da erfüllte plötzlich die Gaſſen ein langer Zug in chwarzen Gewanden; Männer, Mädchen, Frauen und Kinder. Sie ſchienen in tiefer Trauer wehklagend, doch war nicht ein Laut, nicht ein Tritt eines Fußes zu hören. Ein langes ſchwarzes Tuch flatterte von einem Sarge in ihrer Mitte hernieder und ſchien ihn wie auf vier Flügeln zu tragen, und war auf ihm zu leſen: Albrecht Dürer.

Der Leichenzug verſchwand, die Sonne warf hellen Schein durch die Gaſſen, die Bronnen ergoſſen melodiſch hre ſilbernen Ströme, geharniſchte Ritter ritten durch die Straßen, lieblich gekleidete Frauen und Jungfrauen tunden mit Blumenſträußen an dem Buſen vor den Fenſtern und ein hellglänzender Zug von Reitern kam daher; Helme erglänzten und Schwerter erklangen.

Ich ſah den Kaiſer auf einem weißen Pferde inmit- en ſeiner Fürſten, Grafen und Ritter. Er hatte einen langen Bart und war ſtolzen und ernſten Anſehens; er hatte einen rothen Mantel um ſich geworfen, darauf waren mit Perlen zwei Löwen geſtickt, auch war die Decke ſeines Pferdes reich an Gold und edeln Geſteinen.

Nach ihm ritten drei Herolde in ſchwarzen ſeidenen Mänteln, darüber ſie Atlasröcke hatten, darauf waren vorn und hinten unterſchiedliche Wappen zu ſehen. Der ur Rechten führte das Wappen des Königreichs Ungarn, der zur Linken das Wappen der Krone Böhmen, und der in der Mitte das des Erzhauſes Oeſtreich. Nach dieſem ritt derlei Ehrenhold auf einem weißen Pferde, welcher über ſeinem ſammtnen Mantel den kaiſerlichen zweiköpfigen Adler führte. Alle vier Hekolde hatten ein jeder einen weißen Stab in der Hand und ritten mit entblößten Häuptern.

Neunte Vorstellung.

Der Zug ſchwebte vorüber; es kam ein Schiff, das ſegelte auf der einſamen See, ſeine rothe Flaggen wehten, wie Abendwolken, in der blauen Luft. Es verſchwand. Mönche, Herolde, Ritter, Könige, luſtige Springer, Nonnen, Meerfrauen, Heiligenbilder zogen an mir vorüber, die verwandelten ſich bald in eine Menge Blumen, als da ſind: Roſen, Lilien, Tulpen, Narziſſen, Anemonen, Sterne und Sonnenblumen; die gingen zum ſchönſten, bunteſten Strauße zuſammen, der in ſchwarzer Nacht in ſonnenhellen Farben ſtand. Er ſchien mir erſt ganz nah zu ſtehen, doch waren ſeine Farben hier noch matt, aber jezt trat er immer mehr und mehr zurücke, und je ferner er mir kam, deſto glänzender wurden ſeine Farben, endlich war er in ungeheuer Ferne nur noch wie ein Punkt zu ſehen, doch in dieſem Punkte noch jede einzelne Blume kenntlich, ſo durchſcheinend hell waren jezt ſeine Farben; da erloſch er, und ich erwachte.

2.

Die Heimatlosen.

Erstes Kapitel.

Die Mädchen des Waldgebirgs ſaßen im Hirtenhauſe vertraulich beim Spinnrocken. Der Mond ſchien durch die runden Fenſterſcheiben und erhellte das niedere Gemach. Serpentin lag ohnweit des Glockenſpiels auf einer Bank an der Wand. Das Haupt hatte er auf den Arm geſtüzt und war in Träume verſunken.

Wie der Mond durch das dichte Gezweige des Nußbaumes vor dem Hauſe ſchien, warf er vorüberziehende Geſtalten auf die Wände des Gemaches. Serpentin dachte ſich in ihnen Geiſter, die in fliegenden Gewanden hinſchwebten, ſpielende Meerfrauen, kryſtallhelle Blumen und Sterne.

Seit ſeinem dritten Jahre immer in den Klüften dieſer Gebirge, in der Nacht dieſer Wälder lebend, hatte er noch keine freie Ausſicht geſehen, noch keinen geöffneten Himmel, keinen Aufgang oder Niedergang der Sonne.

Bücher, die er bei ſeinem Meiſter fand, hatten hm von der größern Welt Manches erzählt, das er ſich ber immer auf ſchwarzem Grund in den brennendhellten Farben dachte; ja, je beſchränkter und tiefer die Bildniß der Gebirge und Wälder war, je heller wurden die Geſtalten und Flächen, die ſich ihm im Geiſte vor Augen ſtellten.

Die Mädchen beim Spinnrocken erzählten nach der Reihe Mährchen und Geſchichten alter Zeit. Serpentin vernahm keines: denn er dichtete ſich jezt gerade ſelbſt eine wunderſame Geſchichte aus den vorüberſchwebenden Mondgeſtalten, die ihm auch oft wie Ahnungen und Bilder aus ſeiner früheſten Kindheit vorkamen.

Jezt begann Sililie ihr Mährchen, und die ihm liebe Stimme weckte ihn aus ſeinen Träumen. Sie ſprach: Der Mond, der ſich dort auf den ſchwarzen Felſen ſezt, mahnt mich an das Mährchen, das die Pflegemutter mir ſo oft erzählte, nächtlich, wenn das helle Glockenſpiel im ſtillen Zimmer hallte. Ich nenne es nur „das Mährchen vom Lichte,“ denn es gibt mir immer die hellſten Träume.

Serpentin lauſchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit, während Sililie alſo erzählte:

[*] Es ſind wohl zweitauſend Jahre oder noch länger, da hat in einem dichten Walde ein armer Hirt gelebt, der hatte ſich ein bretternes Haus mitten im Walde erbaut, darin wohnte er mit ſeinem Weib und ſechs Kindern; die waren alle Knaben. An dem Hauſe war

---

[*] Dieſes Mährchen wurde als ein Bruchſtück dieſer größern Dichtung in dem Dichterwalde aufgeführt und aus dieſem von Gottſchalk in ſeiner Sammlung von Volksmährchen abgedruckt, wahrſcheinlich weil der Herausgeber derſelben vermeinte, es liege dieſem Mährchen eine Volksſage oder Volksdichtung zu Grunde, was aber nicht iſt. —

ein Ziehbrunnen und ein Gärtlein, und wann der Vater das Vieh hütete, ſo gingen die Kinder hinaus und brachten ihm zu Mittag oder zu Abend einen kühlen Trunk aus dem Brunnen oder ein Gericht aus dem Gärtlein.

Dem jüngſten der Knaben riefen die Eltern nur: Goldener; denn ſeine Haare waren wie Gold, und obgleich der jüngſte, ſo war er doch der ſtärkſte von allen und der größte.

So oft die Kinder hinausgingen, ſo ging Goldener mit einem Baumzweige voran, anders wollte keines gehen, denn jedes fürchtete ſich, zuerſt auf ein Abenteuer zu ſtoßen; ging aber Goldener voran, ſo folgten ſie freudig eins hinter dem andern nach, durch das dunkelſte Dickicht, und wenn auch ſchon der Mond über dem Gebirge ſtand.

Eines Abends ergötzten ſich die Knaben auf dem Rückweg vom Vater mit Spielen im Walde, und hatte ſich Goldener vor allen ſo ſehr im Spiele ereifert, daß er ſo hell ausſah, wie das Abendroth. „Laßt uns zurückgehen!“ ſprach der Aelteſte, „es ſcheint dunkel zu werden.“ — „Seht da, der Mond!“ ſprach der Zweite. Da kam es licht zwiſchen den dunkeln Tannen hervor, und eine Frauengeſtalt wie der Mond ſetzte ſich auf einen der mooſigen Steine, ſpann mit einer kryſtallenen Spindel einen lichten Faden in die Nacht hinaus, nickte mit dem Haupte gegen Goldener und ſang:

„Der weiße Fink', die goldene Roſ'
Die Königskron' im Meeresſchooß.“

Sie hätte wohl noch weiter geſungen, da brach ihr der Faden und ſie erloſch wie ein Licht. Nun war es ganz Nacht, die Kinder faßte ein Grauſen, ſie ſprangen mit kläglichem Geſchrei das eine dahin, das andere dorthin, über Felſen und Klüfte, und verlor eines das andere.

Wohl viele Tage und Nächte irrte Goldener in dem dicken Wald umher, fand auch weder einen ſeiner Brüder, noch die Hütte ſeines Vaters, noch ſonſt die Spur eines Menſchen: denn es war der Wald gar dicht verwachſen, ein Berg über den andern geſtellt und eine Kluft unter die andere.

Die Braunbeeren, welche überall herum rankten, ſtillten ſeinen Hunger und löſchten ſeinen Durſt, ſonſt wär' er gar jämmerlich geſtorben. Endlich am dritten Tage, Andere ſagen gar erſt am ſechsten, wurde der Wald hell und immer heller, und da kam er zuletzt hinaus auf eine ſchöne grüne Wieſe.

Da war es ihm ſo leicht um das Herz, und er athmete mit vollen Zügen die freie Luft ein.

Auf derſelben Wieſe waren Garne ausgelegt, denn da wohnte ein Vogelſteller, der fing die Vögel, die aus dem Wald flogen, und trug ſie in die Stadt zu Kaufe.

„Solch ein Burſch iſt mir gerade vonnöthen," dachte der Vogelſteller, als er Goldenern erblickte, der auf der grünen Wieſe nah an den Garnen ſtand und in den weiten blauen Himmel hineinſah, und ſich nicht ſatt ſehen konnte.

Der Vogelſteller wollte ſich einen Spaß machen, er zog ſeine Garne und huich! war Goldener gefangen und lag unter dem Garne gar erſtaunt, denn er wußte nicht, wie das geſchehen war. „So fängt man die Vögel, die aus dem Walde kommen,“ ſprach der Vogelſteller laut lachend; „deine rothen Federn ſind mir eben recht. Du biſt wohl ein verſchlagener Fuchs; bleibe bei mir, ich lehre dich auch die Vögel fangen.“

Goldener war gleich dabei; ihm däuchte unter den Vögeln ein gar luſtig Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte ſeines Vaters wieder zu finden.

„Laß erproben, was du gelernt haſt,“ ſprach der Vogelſteller nach einigen Tagen zu ihm. Goldener zog die Garne und bei dem erſten Zuge fing er einen ſchneeweißen Finken.

„Packe dich mit dieſem weißen Finken!“ ſchrie der Vogelſteller, „du haſt es mit dem Böſen zu thun!“ und ſo ſtieß er ihn gar unſanft von der Wieſe, indem er den weißen Finken, den ihm Goldener gereicht hatte, unter vielen Verwünſchungen mit den Füßen zertrat.

Goldener konnte die Worte des Vogelſtellers nicht begreifen; er ging getroſt wieder in den Wald zurück und nahm ſich noch einmal vor, die Hütte ſeines Vaters zu ſuchen.

Er lief Tag und Nacht über Felſenſteine und alte gefallene Baumſtämme, fiel auch gar oft über die ſchwarzen Wurzeln, die aus dem Boden überall hervorragten.

Am dritten Tag aber wurde der Wald heller und immer heller, und da kam er endlich hinaus und in einen ſchönen lichten Garten, der war voll der lieblichſten Blumen, und weil Goldener ſo was noch nie geſehen, blieb er voll Verwunderung ſtehen. Der Gärtner im Garten bemerkte ihn nicht ſo bald, denn Goldener ſtand unter den Sonnenblumen und ſeine Haare glänzten im Sonnenſchein nicht anders, als ſo eine Blume.

„Ha!“ ſprach der Gärtner, „ſolch einen Burſchen hab' ich gerade vonnöthen,“ und ſchloß das Thor des Gartens. Goldener ließ es ſich gefallen, denn ihm däuchte unter den Blumen ein gar buntes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, die Hütte ſeines Vaters wieder zu finden.

„Fort in den Wald!“ ſprach der Gärtner eines Morgens zu Goldener, „hol' mir einen wilden Roſenſtock, damit ich zahme Roſen darauf pflanze!“ Goldener ging und kam mit einem Stock der ſchönſten goldfarbnen Roſen zurück, die waren auch nicht anders, als hätte ſie der geſchickteſte Goldſchmied für die Tafel eines Königes geſchmiedet.

„Packe dich mit dieſen goldenen Roſen!“ ſchrie der Gärtner, „du haſt es mit dem Böſen zu thun!“ und ſo ſtieß er ihn gar unſanft aus dem Garten, indem er die goldenen Roſen unter vielen Verwünſchungen in die Erde trat.

Goldener konnte die Worte des Gärtners nicht begreifen; er ging getroſt wieder in den Wald zurück und nahm ſich nochmals vor, die Hütte ſeines Vaters zu ſuchen.

Er lief Tag und Nacht von Baum zu Baum, von Fels zu Fels. Am dritten Tag endlich wurde der Wald hell und immer heller, und da kam Goldener hinaus und an das blaue Meer, das lag in einer unermeßlichen Weite vor ihm. Die Sonne ſpiegelte ſich eben in der kryſtallhellen Fläche, da war es wie fließendes Gold, darauf ſchwammen ſchöngeſchmückte Schiffe mit langen fliegenden Wimpeln.

Eine zierliche Fiſcherbarke ſtand am Ufer, in die trat Goldener und ſah mit Erſtaunen in die Helle hinaus.

„Ein ſolcher Burſch iſt uns gerade vonnöthen,“ ſprachen die Fiſcher, und huſch! ſtießen ſie vom Lande. Goldener ließ es ſich gefallen, denn ihm däuchte bei den Wellen ein goldenes Leben, zumal er ganz die Hoffnung aufgegeben hatte, ſeines Vaters Hütte wieder zu finden.

Die Fiſcher warfen ihre Netze aus und fingen nichts. „Laß ſehen, ob du glücklicher biſt!“ ſprach ein alter Fiſcher mit ſilbernen Haaren zu Goldener. Mit ungeſchickten Händen ſenkte Goldener das Netz in die Tiefe, zog und fiſchte eine Krone von hellem Golde.

„Triumph!“ rief der alte Fiſcher, und fiel Goldenern zu Füßen, „ich begrüße dich als unſern König! Vor hundert Jahren verſenkte der alte König, welcher keinen Erben hatte, ſterbend ſeine Krone im Meer, und ſo lange, bis irgend einen Glücklichen das Schickſal beſtimmt hätte, die Krone wieder aus der

Tiefe zu ziehen, ſollte der Thron ohne Nachfolger in Trauer gehüllt bleiben.“

„Heil unſerem König!“ riefen die Fiſcher, und ſezten Goldenern die Krone auf. Die Kunde von Goldener und der wiedergefundenen Königskrone erſcholl bald von Schiff zu Schiff, und über das Meer weit in das Land hinein. Da war die goldene Fläche bald mit bunten Nachen bedeckt und mit Schiffen, die mit Blumen und Laubwerk geziert waren, dieſe begrüßten alle mit lautem Jubel das Schiff, auf welchem König Goldener ſtand. Er ſtand, die helle Krone auf dem Haupte, am Vordertheile des Schiffes und ſah ruhig der Sonne zu, wie ſie im Meere erloſch. —

Sililie hatte geendigt, die Uhr ſchlug Mitternacht und ihre hellen Glasglocken hallten eine einfache Melodie durch das ſtille Gemach. Der Mond war unter den Felſen hinabgeſunken und Nacht war in dem Gemache. Serpentin ſaß in tiefes Nachdenken verſunken, und je dunkler es um ihn wurde, deſto heller traten all die lichten Bilder jenes Mährchens vor ihn, die helle grüne Wieſe, der Garten mit ſeinen lichten Blumen und das brennende Meer. Er ſchlich ſich aus dem Hirtenhauſe in die Wohnung ſeines Meiſters und legte ſich zu noch hellern Träumen auf ſein Lager.

Zweites Kapitel.

Ohnweit des Hirtenhauſes ſtand das Haus eines ſonderbaren Mannes, ſie nannten ihn Meiſter Lambert, der war im Rufe eines großen Arztes und es nahmen alle Kranke dieſer Wälder, ja auch Kranke aus entfernten Gegenden, ihre Zuflucht zu ihm.

Man ſagte von ihm, daß er ſo auffallende Kuren durch die Kraft der Sympathie verrichte und in uralten angeerbten Handſchriften hohe Geheimniſſe bewahre. Gewiß aber iſt, daß er ein Mann war, der den Staub der Schule von ſich geſchüttelt, als Kind mit Einfalt und Liebe der Natur ſelbſt ſich hingab, der frei von den ſtörenden Einflüſſen eines gemeinern Geſellſchaftlebens ſich gefangen an ihr Herz gelegt. So war die Natur ihm befreundet, es war ſein Weſen ihr gleich geworden, er fühlte und erkannte ihre Einflüſſe, ohne ſie in Regeln faſſen zu wollen.

Er hatte den Gang der Geſtirne und ihren Wechſel emſig belauſcht, das Aufblühen und Verblühen der Thiere und Gewächſe, das Schaffen in den Tiefen der Erde in Stein und Metall, und es ſchloß ſich ſeinem reinen ungeſtörten Gemüthe manches Wunder auf, das einem der Natur entfremdeten Sinn ewig verborgen bleiben muß, ja von dem ein ſolcher, von gemeinen Eindrücken befangener Sinn niemals auch nur die entfernteſte Ahnung erhält.

„Die Natur, die gar liebreiche Mutter,“ ſprach er oft, „legt uns ſo gern an ihre Bruſt, daß wir die Harmonie ihres Herzens vernehmen, wenn wir uns nur nicht ſo fremd und großgezogen geberdeten. Wie eine ſorgſame Mutter nach dem kaum laufenden Kinde die Arme ausreckt und ihm damit den geraden ſichern Weg zu ihren Brüſten zeigt; alſo thut uns die gar liebe Mutter, die Natur, denken wir uns nur nicht ſo gar großgewachſen, denn dann tritt die ſittſame ſcheue Mutter zurück und verhüllt vor uns Großen ihre Geheimniſſe. Mit gewiſſenhafter Aengſtlichkeit lag auch ich einſt dem Studium der Meinungen und Syſteme ob, aber recht meinen beſſern Theil zu wecken, erſchien mir bald eine lange Zeit hindurch in jeder Nacht ein Hirſch mit Storchenfüßen, der vor mein Bett ſich ſtellte und mir mit den unverſchämteſten, höhnendſten Ausdrücken befahl, ihn nach Linné in eine Klaſſe zu ſtellen. Da durchblätterte ich, vor mir den ſchreckhaften Preſſer, jedesmal angſtvoll im Traume all meine Compendien und Manuſcripte, konnte von dem Ungethüme nichts geſchrieben finden, ihm keinen Namen anweiſen, und erwachte dann jedesmal recht ermattet am Morgen. Erſt als ich den Staub der Schule von mir abgeſchüttelt, ein Kind mich in den Schooß der Natur legte, verließ mich dieſe widrige beängſtigende Erſcheinung.“

Von dieſem Manne wurde Serpentin als Gehülfe angenommen. Er übertrug ihm gern die Berührung und Bereitung der Arzneimittel, weil er ſah, wie er ſie mit Glauben und Liebe bereitete und er darin die eigenthümliche Kraft der Miſchung ſezte.

Das Haus, das er bewohnte, war ein einſames Waldhaus im Gebirge. Es lag im wildeſten Theil dieſer Gegend zwiſchen hohen Granitfelſen in einer Schlucht, durch die ein Waldſtrom ſich hinzog. In den Spaltungen des Urgebirgs, auf den Ueberreſten eines längſt erſtorbenen kräftigen Lebens, hatten Tannen- und Forchenbäume Wurzel gefaßt und ragten, oft in ſeltſamen Stellungen, über die Schlucht hin.

Das Dickicht der Waldung, die wild auf einander gethürmten Felsmaſſen, geſtatteten keine freie Ausſicht und es blieb oben nur ſo ſchmal, als wie unten der Stamm durch die enge Schlucht hinlief, ein Streifen des Himmels ſichtbar. Dagegen ſprangen lebendige Quellen zu Hunderten aus räthſelhaften Tiefen der Erde und ſchienen durch ihre Klarheit und Bläue den ſo ſparſam zugemeſſenen Himmel erſetzen zu wollen.

Meiſter Lambert hatte ſeine Wohnung von einem Holzhändler erkauft, der in die Stadt gezogen war. In einer Kammer derſelben auf ihrem obern Boden lebte ſeit langer Zeit her ein uralter Mann; der jedesmalige neue Beſitzer des Hauſes hatte ihn immer wieder von dem Abziehenden übernommen und ſo geſchah es ſchon ſeit langer Zeit her. Als Lambert das Haus bezog, war der Mann vor Alter ſchon ganz ſtumpf an Sinnen, er ſchien Gehör und Sprache gänzlich verloren zu haben. Er ging in dem Hauſe ſtill aus und ein, und holte ſich ſelbſt Wurzeln und Waldfrüchte, ſeine einzige Nahrung. Sein Körper war ſtark zuſammen gekrümmt, ſein Geſicht und beſonders ſein Nacken voll Runzeln, die hart und kalt anzufühlen waren.

Sein Kinn und Haupt war wie mit Moos bewachſen, er war ein Bild des höchſten erſtarrten Menſchenalters.

Er hatte ſich in ſeiner Kammer ein Lager von Moos bereitet, da lag er den größten Theil der Zeit ruhig. Seine ledernen Hände ſpielten meiſtens mit einer lebenden Schildkröte, die er immer bei ſich hatte.

Die älteſten Männer dieſer Gebirge erinnerten ſich, ihn in ihrer Jugend ſchon ſo mit ſeiner Schildkröte geſehen zu haben. Sie nannten ihn nur den Waldvater, wußten aber nicht, wie alt er war, oder woher er eigentlich gekommen. Einige wollten ſich einer dunklen Sage erinnern, nach der er vom Meere gekommen und viel Elend erlebt habe.

Drittes Kapitel.

Serpentin lag ſchlummernd auf ſeinem Lager, es war in der Nacht, als Sililie das Mährchen vom Licht erzählte. Da erſah er im Traum zum erſtenmal den Aufgang der Sonne. Er erwachte, noch düſtere Nacht lag im Gebirge, da ergriff ihn die gewaltigſte Sehnſucht, endlich einmal die Klarheit des freien Himmels zu ſchauen. Eilends raffte er das nöthige Reiſegeräthe zuſammen und ging, noch ehe der Meiſter vom Schlaf erwachte, zum erſtenmal die Nacht und die Einſamkeit dieſer Wälder zu verlaſſen.

Keines Weges kundig, lief er an dem ſchmalen Ufer des Waldſtromes hin. In den einſamen Hütten, an denen er vorüberzog, ſchwieg Alles, nur hie und da vernahm er aus einer den Schall einer Ziegenglocke oder den Schlag einer Wanduhr. Um ihn war öde Nacht, vor ihm aber ſchwebte das klare Bild Sililiens, die ihm ſeit Erzählung jenes Mährchens immer mit einer lichten Glorie um das Haupt erſchien.

Bald ſah er in der Ferne eine helle, wogende Feuermaſſe, und, wie mitten in ihr, viele ihm fremd gekleidete Männer, die auf's Eifrigſte und Seltſamſte beſchäftigt waren. Sie ſchienen ihm ganz in der Feuermaſſe zu ſtehen und aus ihr Sonnen, Feuerringe und lichte Kugeln zu bilden. Er war vor eine Hütte gekommen, wo ſie Gefäße aller Art von Glas bereiteten, eine Kunſt, die er zuvor noch nie geſehen. Er verwunderte ſich nicht wenig, wie eine ſo geringe glühende Maſſe durch den Hauch des Bereiters in eine ſo helle große Kugel ſich ausdehnen und durch geſchickte Schwingungen in beſtimmte Formen treten konnte.

Er verwunderte ſich ob den ſeltſamen Gefäßen, die hier bereitet ſtanden, und dachte ſich ſelbſt ihren Gebrauch aus. Er ſah hier runde ſchwarze Spiegel, in denen wunderſame Geſtaltungen erſchienen, große Pokale von buntem Glas, auf die ringsum Denkſprüche und Bilder geſchliffen waren, künſtliche Figuren, die allerlei Ungethüme und Bilder der Phantaſie darſtellten. Am längſten aber betrachtete er die flüſſige Maſſe des Glaſes ſelbſt, die er ſo lange anſah, bis ſeine Augen den Glanz nicht mehr ertragen konnten. Der Meiſter ſah den begierigen Jüngling mit freundlichen Blicken an und erklärte ihm die Bereitung des Glaſes und der Gefäße ausführlich. Dann labte er ihn mit Speiſe und Trank, und als er zufällig im Geſpräche von ihm erfahren, daß er des Flötenſpielens nicht unkundig ſey, ſchenkte er ihm beim Abſchiede eine kleine Flöte von Kryſtall, auf der Serpentin auch alsbald die hellſten Töne einer Harmonika hervorbrachte. Derſelbe Meiſter gab ihm auch auf den Weg folgendes Räthſel mit:

Kennſt du den ſeltſamen Kryſtall!
Er deutet ſtrahlend himmelwärts,
Rund iſt er wie das blaue All
Und ſeine Folie iſt das Herz.
Es bricht aus ihm ein heilig Licht,
Das iſt der werthen Folie Glanz;
Wann Lieb' und Leiden die zerbricht,
Zerfließet er in Strahlen ganz.

Viertes Kapitel.

Es waren fremde Leute, die mit Arzneimitteln herumzogen und vor Jahren in dieſe Gebirge kamen, die Serpentin und Sililie in dem nahen Hirtenhauſe krank zurückgelaſſen. Mit ihnen war noch ein erwachſener Knabe, der ein Bruder Serpentins zu ſeyn ſchien; dieſer zog mit ſeinen Begleitern weiter. Nach den Erzählungen dieſes Knaben ſchienen ſie durch Seeräuber an den Küſten von Spanien geraubt nach Italien gebracht worden zu ſeyn, von wo aus ſie mit herumziehenden Tyrolern in dieſe Gebirge kamen.

Lambert trug für die zerrüttete Geſundheit der zarten Kinder alle Sorge, aber bald erkannte er dieſe Geſchöpfe als Blumen, die unter fremdem Himmel nicht lange blühen würden. Gefliſſentlich hatte er ihnen ihr früheres Schickſal, das er aber auch nur aus der Erzählung des ältern Knaben dunkel ahnete, verſchwiegen.

Sililie hatte er der Pflege einer zärtlichen Hirtenfrau übergeben, Serpentin aber nahm er ſelbſt zu ſich und lehrte ihm die Kenntniß der Kräuter und die Bereitung der Arzneimittel.

Mit Betrübniß ſah er, wie bei dieſen Kindern bald, und von Tag zu Tag immer mehr, eine Erinnerung der frühern Kindheit, ein gewiſſes Sehnen erwachte, das ſie ſich ſelbſt nicht deuten konnten, das aber er wohl zu enträthſeln wußte.

Beſonders ſprach Serpentin öfters von einem klaren weiten Himmel, von hellen Lichtgeſtalten, die er in Träumen geſehen und wünſchte ſich zu ihnen. Schon war Lambert entſchloſſen, ihn aus dem Dunkel der

Waldeinſamkeit in das helle Leben hinauszuführen, als er von ſelbſt das Waldgebirg und ſeinen Meiſter verließ. Lambert hatte an ſeiner Statt Sililie zur Bedienung und Bereitung der Arzneimittel zu ſich genommen.

In dieſem Mädchen entdeckte er bald die wunderſamſten Fähigkeiten, ſelbſt das unverkennbarſte Ahnungsvermögen, das ihn oft in Ueberraſchung und Erſtaunen verſezte; auch ſchien, ſeit Sililie die Arzneimittel berührte, ſeine Kunſt noch auffallendere Wirkungen hervorzubringen.

In ihrer neuen Lage hatte ſie ſich der Geſellſchaft ihrer Geſpielinnen entzogen; ſie war bei ihren Beſchäftigungen gänzlich den Einwirkungen der Natur hingeſtellt; daher wurde ein ihr angebornes ſympathetiſches Gefühl mehr ausgebildet und geſteigert. Ohne daß ihr je die ſinnlichen Kennzeichen wirkſamer Pflanzen angegeben worden, erkannte ſie jede Giftpflanze, ja fühlte ſelbſt in bedeutenden Entfernungen ſchon ihr Vorhandenſeyn. Ebenſo erkannte ſie jede wohlthuende Pflanze meiſtens nur durch Berührung als eine ſolche, und wußte ihre Kräfte beſtimmt anzugeben. Mehrere Pflanzen erkannte ſie als ganz gleichgültige, und es waren meiſtens ſolche, die ſchon durch viele Generationen hindurch in unſern Zimmern und Gärten prangen.

In der benachbarten Waldmühle befand ſich ein Kind von vier Jahren, das Sililie im Vorübergehen ſtets mit Liebe betrachtete und gegen ſie auch-ſtets die Arme aufhob und ſie anlächelte. Dieſes Kind wurde nie anders als mit irgend einer Blume in der Hand geſehen, die es auch ſchlafend nicht von ſich legte. Oft ſprach ſie zu Meiſter Lambert: dieſes Kind wird gewiß nicht lange mehr leben, das werdet ihr ſehen.

Eines Tags, als ſie dieſe Worte wieder geſagt, wurde der Meiſter auch eilends in die Mühle abgerufen. Als er in das Zimmer trat, lag das Kind ſchon erſtarrt, ein Bild des Todes. Sililie war dem Meiſter nachgefolgt. Vergebens verſuchte er jedes Mittel zu ſeiner Rettung. Als die Kunſt des Meiſters nichts vermochte, hob Sililie auf einmal das ſchon gänzlich todt geglaubte Kind von ſeinem Lager auf, und ſprach zu ihm mit feſter Rede: „Komm mit, auf daß wir Blumen holen!“ Da ſchlug das Kind die Augen hell auf, lächelte und reckte die Arme nach ihr aus, hüpfte auch freudig empor. Lambert und die Umſtehenden waren deß ſehr verwundert, das Kind aber ſchloß die Augen zum ewigen Schlafe wieder. In jenem alten Manne, den ſie den Waldvater nannten, der ſonſt für jedes Gefühl beſtimmt abgeſtorben war, ſchien, wenn Sililie ſich ihm nahte, ein beſonderes Wohlbehagen rege zu werden. Wenn dieſe ſeine alten ledernen Hände liebend berührte, thaten ſich ſeine ſonſt faſt immer geſchloſſenen Augenlieder mit ihren borſtigen Wimpern langſam auf, und zeigten zwei große himmelblaue Augen wie von Kryſtall, ſo wie ein hinwelkender Blumenkelch im erquickenden Morgenſtrahl ſich oft noch einmal aufthut und den alten noch nicht vertrockneten Thautropfen in ſeinem Grunde zeigt.

Ging ſie, Kräuter zu ſuchen, in den Wald, ſo ſprang das Gewild vor ihr nicht, wie vor Andern, ſcheu von dannen; es blieb und ſah ſie freundlich an, und oft folgte ihr ein ſchlankes Reh bis an die Wohnung nach.

Fünftes Kapitel.

Serpentin zog noch immer im Dunkel der Wälder hin. Die Waldvögel flogen vor ihm von Zweig zu Zweig und ſtimmten ihren hellen Geſang an. Jetzt traf er auf ein Waldhaus, das war rings mit Laubholz und Tannen umgeben, auf dieſen hüpften viele Sangvögel hin und her, Droſſeln, Amſeln und Nachtigallen, und ihr Ruf tönte laut in den hohlen Wald. Da er einer Erfriſchung bedurfte, trat er in das Haus ein. Er verwunderte ſich nicht wenig, als ihm da drinnen noch hellerer Geſang als der Vögel da draußen entgegenſchell, es war das Spiel einer Wanduhr, die ſpielte mit hellen Glasglöckchen und Flötentönen die Melodie des Liedes, das ihm gar wohl bekannt war und das alſo heißt:

Tief durch den Wald Geſang erſchallt,
Die leichten Vöglein ſcherzen,
Der Menſch allein, der trägt die Pein
Recht tief im kranken Herzen.

Leicht hüpft der Bach den Blumen nach,
Ihm iſt ſo kühl und helle,
Durch's Menſchenherz, da ſchleicht mit Schmerz
Des heißen Blutes Welle.

Geſang verhallt, Sturm wiegt den Wald
In dumpfen Melodieen;
Einſam die Bahn muß Wandersmann
Mit düſtrer Welle ziehen.

Komm' nieder, Thau! aus Wolken grau,
Dich ſaugt die Blum' in Liebe!
Thrän'! bleib zurück im Menſchenblick,
Machſt Blumen welk und trübe!

Serpentin war in das Waldhaus getreten; es wurde von Menſchen bewohnt, die künſtliche Uhren von Holz und Metall verfertigten, und ſie weit über das Meer hin zum Verkaufe ſandten. Der Meiſter war ein blinder Greis von achtzig Jahren. Aus ſeinen großen ſchwarzen Augen trat eine ſolche Klarheit, daß, wenn ſie auch kein Licht empfingen, ſie deſto mehr Licht zu geben ſchienen. Er berührte Serpentin mit weichen Händen, und ſeine freundlichen Geſichtszüge ſchienen zu verkünden, daß er auch das Innere des Jünglings erfühle.

Als er Serpentin einige Erfriſchungen dargebracht, machte er ihn mit dem wunderſamen Bau ſeiner Kunſtwerke bekannt. Vor Allem fiel Serpentin eine hohe Flötenuhr auf, die den Lauf der Geſtirne wie den der Stunden zeigte. Sie ſtellte ein Waldſchloß dar, das von Bäumen umgeben war, darin ließen ſich zu jeder Stunde Sangvögel aller Art hören, die ſangen einander in den lieblichſten Akkorden zu, ob dem Schloſſe aber zogen auf einem himmelblauen Grunde die Geſtirne hin, und gaben in ihrem Laufe ein lieblich Tönen.

Der Meiſter ſezte ſich mit ſeinen Geſellen und Serpentin zum Abendbrod, da ſprach der Greis viel vom Geſange der Vögel, von den Tönen des Holzes und der Metalle, und von dem Laufe der Geſtirne.

Die Nacht war hereingetreten; es war eine ſtürmiſche Gewitternacht. Der Meiſter wollte den Jüngling nicht weiter ziehen laſſen, und wies ihm in einem einſamen Gemache eine Schlafſtätte an. Schauerliche Nacht war draußen, wunderſam brauete der Sturm durch die dichte Waldung; es war ein Tönen wie von Meereswogen, welches ein Singen wie von Geiſterchören öfters wieder übertönte.

Serpentin wurde bald in tiefen Schlummer gewiegt. Da erſah er im Traume kryſtallene Gärten in den Tiefen des Meeres; es war ein Himmel mit Farben des Regenbogens über ihn ausgebreitet, ſingende Meerfrauen in lichten Gewanden flogen an ihm vorüber, und es war ihm immer, als vernähm' er den unbeſchreiblich ſüßen Ton kryſtallener Flöten. Dann aber war er plötzlich wieder aufwärts durch die kryſtallene Hellheit getragen. Er war am Meeresſtrande auf einer lichten, grünen Wieſe unter blauem, warmem Himmel; auf ſchlanken hohen Bäumen mit ſeltnen klaren Blüthen wiegten ſich Vögel von unbeſchreiblichem Glanze. Es war ihm, als wär' er da einmal in früheſter Jugend geweſen. Er lag im Schooße ſeiner Mutter, dieſelbe war in einem lichten milchweißen Kleide. Ihr liebreiches blaues Auge ſah aus einem Schleier, der mit goldnen Sternen geziert war, ſo lieb und herzerfreulich wie der warme Himmel auf ihn hernieder.

Ein heller lichter Blüthenzweig bildete eine Glorie um ſein Haupt. Die klaren Bilder verſchwanden, er ſchiffte mit fremden unheimiſchen Leuten über die dunkle See, dann ſah er ſich mit Sililie im Korbe eines Maulthiers in ein nächtlich Gebirge geführt.

Der tobende Sturm draußen hatte ſich gelegt, die Wolken zertheilten ſich, und der volle Mond trat über's Gebirge und erleuchtete Serpentins Gemach mit unbeſchreiblicher Klarheit. Es war Mitternacht, noch lag Serpentin träumend auf dem Lager. Da erſchien ihm auf einmal eine runde wogende Feuermaſſe, die war auf himmelblauem Grunde, und warf an ihrem Umkreiſe rings goldene Blumen, brennend wie von Feuer, in den blauen Himmel hinaus. Inmitten der Klarheit aber ſtand Sililie, ſie hatte eine hohe weiße Lilie in den Händen und nickte mit ihr ihm freundlich zu. Er erwachte. Noch nie hatte er eine innigere Sehnſucht nach dem freien Himmel, nach der hellen Heimat in ſich erfühlt. Raſch ſprang er von ſeinem Lager auf und lief ſchnell wie ein geſcheuchtes Reh im Waldgebirge weiter.

Sechstes Kapitel.

Seit dem Verſchwinden Serpentins fühlte Sililie einen Schmerz in ſich, den ſie ſich ſelbſt nicht zu deuten wußte. Sie ſahen und ſprachen einander im Waldgebirge nur ſelten, aber ein Jedes hatte das Andere, ohne es ſich gerade zu ſagen, warm und befreundet in ſich getragen. Eines Tages kam ſie mit großer Freude zu Lambert gelaufen und verſicherte ihn, daß ſie gewiß wiſſe, daß Serpentin ihrer recht ſehr denke. Von da an nannte ſie öfters ſeinen Namen, ſaß gern auf der Stelle, wo er geſeſſen, und berührte oft ſeine zurückgelaſſenen Gewande.

Lambert hatte einen uralten Becher von Kryſtall, er bemerkte, wie Sililie ſich öfters mit dieſem in ein einfaches Gemach ſchlich. Einsmals ging er ihr insgeheim nach und ſah, wie ſie daſaß und ſtarr in den Grund des Glaſes ſchaute. Sie ſchien ihn nicht zu bemerken, oder ſeine Tritte zu vernehmen. „Was machſt du, meine Tochter?“ ſprach er. „Ich ſehe Serpentin in dieſem Glaſe,“ ſprach ſie; „da ſizt er im Waldgebirge im Zimmer eines Wirthshauſes; ich fühle, daß er meiner ſehr denkt.“

Von da an verſchloß Lambert das alte Glas, daß es Sililie nicht mehr vorfand, denn aus Sorgfalt für ihre Geſundheit wollte er verhüten, daß das ihr angeborne wunderbare Ahnungsvermögen geſteigert würde.

Siebentes Kapitel.

Serpentin ſaß in der Ecke einer Wirthsſtube, eines Hauſes, das noch im Waldgebirge lag, von wo aus aber ein gebahnter Weg bald zu freiern Ausſichten in die Ebene führte. Ein nach der Sitte der Stadt gekleideter Mann ſaß am Tiſche und faßte den Jüngling öfter ſcharf in's Auge. Jetzt trat ein Mädchen mit einem Harfenſpieler ein, ſie ſchien dem Manne untergeordnet zu ſeyn; denn derſelbe legte alsbald einige Speiſen, die vor ihm ſtanden, zurück und befahl dem Mädchen, ihm ſein Lied zu ſingen. Da ſang das Mädchen mit Begleitung der Harfe:

In einem dunklen Thal
Lag ich jüngſt träumend nieder;
Da ſah ich einen Strahl
Von meiner Heimat wieder.

Auf morgenrother Au
War Vaters Haus gelegen.
Wie war der Himmel blau!
Die Flur wie reich an Segen!

Wie war mein Heimatland
Voll Gold und Roſenhelle!
Doch bald der Traum verſchwand,
Schmerz trat an ſeine Stelle.

Da irrt' ich weit hinaus
Durch's öde Land voll Sehnen;
Noch irr' ich, ſuch' das Haus
Und find' es nicht vor Thränen.

Dem fremden Manne ſtanden nach dem Geſange helle Thränen im Auge. Raſch griff er nach Hut und Wanderſtab. „Auf!" ſprach er zu dem Mädchen, „heute noch auf das Schloß von Kaſtell!" — „Gott mit euch, Herr Luchs!“ ſprach der Wirth, indem Beide das Wirthshaus verließen.

Das Weſen des fremden Mannes und der Geſang hatten Serpentin wunderſam ergriffen. Es ſchien ihm jede Strophe aus ſeinem eigenen Gemüthe genommen zu ſeyn. Er war im Begriffe, dem Manne nachzurufen und doch wußte er keine Worte zu finden. Er verließ das Wirthshaus und ſchlug unwillkührlich die Straße nach Kaſtell ein. In tiefen Gedanken ging er des Wegs hin. Es war ihm, als erinnerte er ſich, in früheſter Kindheit dem Manne ſchon einmal begegnet zu ſeyn. Da eröffnete ſich auf einer Berghöhe auf einmal die Wildniß zu einer freien Ausſicht. Es war ein herbſtlicher Abend. Unüberſehbar lag die Welt vor ihm ausgebreitet. Flüſſe, weite Thäler, Städte, Burgen und Dörfer, Alles ſchwamm im Feuer der ſinkenden Sonne. Wie er bei jener Glashütte die Menſchen von ferne, als wie in der Feuermaſſe ſtehend, erblickte, ſo ſah er jezt in der Glut des Abendhimmels hohe alte Münſter und Burgen. Die Umriſſe der Gegenſtände waren auf dem Feuergrunde alle beſtimmt hervorgetreten und ſo ſchien auch das Ferne dem Auge begrenzt und deutlich. Wie er mit Luſt in die geſchmolzene Glasmaſſe geſchaut, ſo ſah er nun mit dem höchſten Entzücken in dieſe milde Klarheit, die auch dem Auge wohlthuend erſchien. Er verlor ſich mit ſeinen Blicken weit in die Ferne hin, wo blaue Gebirge Wolken von Gold und Feuer wie lichte Kronen trugen. Dann hing wieder ſein Auge auf dem alten Schloſſe von Kaſtell, das, eine wunderbare Geiſterburg, mit ſeinen alten Thürmen, ſchwarz, wie aus gegoſſenem Eiſen, auf dem lichten Grunde ſtand. Die Verzierungen der gothiſchen Thürme, die alten Ritterbilder, die Köpfe von Ungethümen und die ſteinernen Verzweigungen waren in ganz beſtimmten Umriſſen ſchwarz hervorgetreten und gewährten ſeinem Auge einen ganz ſeltſamen neuen Anblick. Noch ſtand er im Anſchauen dieſer Klarheit verloren, als ein ſchwarz gekleideter, wohlausſehender Mann von mittlerem Alter auf einem Maulthiere die Straße hergeritten kam, ihn anrief und aus ſeinen Träumen weckte; es war der Graf von Kaſtell. Der Graf war im Begriff, die Straße nach ſeinem Schloſſe einzulenken. Serpentin fragte ihn, ob dieſer Weg nach Kaſtell führe? Da der Weg einen ſteilen Berg hinabging, war der Graf von ſeinem Maulthier abgeſtiegen, und ging mit Serpentin zu Fuße weiter. Das eigene Weſen des Jünglings fiel dem Grafen bald auf; er erkundigte ſich, von wannen er komme und was der Zweck ſeiner Wanderung ſey. Serpentin hatte kaum Lamberts Namen ausgeſprochen, als der Graf ſich mit vieler Liebe nach ihm, als einem alten Freunde, erkundigte. Es war ihm überraſchend, ihn in jenen Gebirgen zu wiſſen, da er ihn an den Küſten der Nordſee begraben glaubte. Serpentin, als er in dem Manne einen Freund ſeines Meiſters erkannte, konnte ſich der Thränen faſt nicht entwehren, denn er dachte ſeiner jezt erſt recht in Liebe und konnte eine geheime Sehnſucht nach ihm, die ſeit ſeiner Entfernung ſchon einigemal gewaltig in ihm aufgeſtiegen war, nicht länger mehr zurückhalten. Das Lob, welches der Graf über ſeinen alten Freund ausgoß, machte ihn recht wehmüthig und er mußte mit feſten Blicken in die Glut des Himmels vor ſich hinſchauen, um in ſeinen Augen einen Strom von Thränen noch zurückzuhalten. Deſto heimlicher aber kam ihm jezt der ihm erſt kurz noch ſo fremde Mann vor.

Als der Graf durch die freimüthige Erzählung des Jünglings ganz in deſſen Gemüth geſehen, als er erfahren, wie er aus bloßer innerer Sehnſucht, die Klarheit des Himmels zu ſchauen, die Nacht der Gebirge und ſeinen liebreichen Meiſter verlaſſen, ſo ſchien ihm ein ſo klares Herz noch nie begegnet zu ſeyn. Er machte ihm den Antrag, ihn in ſein Schloß zu begleiten, indem er ihm die Hoffnung gab, ihn vielleicht bald ſelbſt zu ſeinem Meiſter wieder zurückzuführen.

Das Wunderbare jenes Schloſſes, dem ſie nun bald nahe waren, und ein geheimer Zug, der ihn dahin trieb, und den wohl jener Mann, deſſen Lied ihm noch ſo gut im Gedächtniß ſtand, in ihm veranlaßte, ließen ihn leicht in die Wünſche des Grafen eingehen.

Achtes Kapitel.

Sililie widmete ſich von Tag zu Tag mehr ausſchließlich der Pflege jenes alten Mannes, den ſie den

Waldvater nannten. Sie bereitete ihm an jedem Morgen ein neues Lager von getrocknetem Mooſe, das ſie öfters bunt mit jungen Waldblumen umwand. Oft auch bekränzte ſie, wenn der Alte im Schlummer lag, ſein bemoostes Haupt mit lichten Blumen. Unter dieſer zarten Pflege ſchien der Alte ſich auch in der That zu verjüngen. Seine von rauhen Wimpern beſchatteten Augen, die ſonſt immer unter harten Decken verborgen lagen, wurden immer ſichtbarer; ſie ſchienen größer zu werden und zeigten ein helles himmelblaues Licht. Auch bemerkte Lambert: daß, ſeit Sililie die Pflegerin des Alten war, er wärmer anzufühlen war und einige der Runzeln ſeines alten Geſichtes verſchwanden. Der Alte fing auch an, an Blumen, die Sililie ihm reichte, Wohlgefallen zu finden, dieſelben gern in ſeiner Nähe zu haben und ſie anzuſehen.

Indeß ging Sililie immer weniger unter andere Geſpielinnen, ihre liebſte Beſchäftigung ſchien die um den alten Mann zu ſeyn; ſie war ſtiller geworden. Lambert bemerkte, daß ſie immer weniger aß, auch bleicher wurde, und ſo fing er an, um ihre Geſundheit beſorgt zu werden.

Neuntes Kapitel.

Schwarz und wunderſam ſtand das Schloß von Kaſtell auf einer abgeſonderten Berghöhe, hoch über das weite Thal ragend, mit Thürmen, von denen, wie von hohen Maſtbäumen, lange Wimpel in die Luſt flatterten. Es war dieſes Schloß auch ſeltſam, ganz in Geſtalt eines Schiffes, gebaut, und trug aus uralter Zeit viele in Stein gehauene Bilder von Meerfrauen und räthſelhaften See-Ungethümen. Zwei Linden von unſäglichem Alter, die ihre ſchwarzen Arme weit in den hellen Himmel hinhielten, ſtanden vor den Thoren des Schloſſes, gleichſam wie rieſige Wächter.

Der Graf, welcher das Schloß bewohnte, war ein Mann in den mittlern Jahren. Einſt hatte er auf der See gedient; eine erhaltene Wunde aber machte ihn des Dienſtes unfähig, und er zog ſich auf die Burg ſeiner Väter zurück. Jezt trat er mit Serpentin in das Schloß ein. Schon war Luchs daſelbſt angekommen, und ging dem Grafen freudig entgegen. Dieſer umarmte in ihm einen längſt erwarteten Bekannten. Er hatte die Gäſte in ſeinen Familienſaal geführt. Hier waren die Bilder ſeiner Ahnen, mehrere in verſchiedenen Epochen ihres Lebens, aufgeſtellt; es war ein kräftiger Menſchenſtamm. Serpentin zog vor Allen das Bild eines Kindes an. Es war ein Knabe von unbeſchreiblicher Lieblichkeit und Zartheit. Er ſaß am Geſtade des Meeres unter bunten Muſcheln und ſpielte mit einer Schildkröte. Lüfte, wohl von duftvollen Eilanden, ſchienen in ſeinen goldenen Locken zu wehen. Seine großen blauen Augen waren voll Anmuth und Klarheit. Im Hintergrunde des Bildes zeigte ſich das Meer, darob ein klarer Morgenhimmel. „Dieſer Knabe,“ ſprach der Graf, „ſteht hier als Mann.“ Serpentin wandte ſeinen Blick nach dem größern Gemälde. Es war das Bild eines kecken Seemanns. Sein blaues Auge, wie die ruhige See, zeugte von Tiefe und Kraft. Seine Stirne war breit und frei, und das auf ihr geſcheitelte braune Haar hing in langen Locken hernieder. Auch hier war ihm wieder eine Schildkröte beigegeben. Im Hintergrunde des Bildes erblickte man ein Schiff, das in ſtürmender See vor Anker lag.

„Dieſe Schildkröte,“ ſprach der Graf, „ſoll bei hundert Jahre und mehr in unſrer Familie lebend geweſen ſeyn; wir erblicken ſie noch auf einigen Abbildungen meiner Vorfahren, die alle zur See dienten.“ — „O du beneidenswerthes, ſorgloſes Geſchöpf,“ ſagte Luchs, „Centnerlaſten gehen über dich hin, wie ruhſt du ſo ſicher noch lebend unter deiner Schale, harmlos, wie der arme Menſch erſt unter dem Sargdeckel!“

Der Graf hatte ſich in dem erleuchteten Saale mit Luchs und Serpentin zur Abendtafel geſezt.

Bei Gelegenheit einiger Früchte, die ihm gereicht wurden, ſprach Luchs: „Nur eine ſchwache Erinnerung haben wir jezt noch von der Luſt, die uns in früher Kindheit das Eſſen eines Apfels, einer Kirſche, eines Stückleins Brod verurſachte. Als wir noch keine ſo fleiſchfreſſenden Thiere waren, da wir noch mehr von Kraut und Früchten lebten, da war es auch noch anders, noch harmloſer in uns, ſo harmlos wie dem grasfreſſenden Thiere, das geruhig auf dem großen grünen Teller der Wieſe weidet, das nur eine Miene machen kann weil es keine andere zu machen bedarf, als die, welche die größte Ruhe und Harmloſigkeit ausdrückt. Seit wir auf eignen Füßen gehen, ſeit wir unſerer Mutter, der Erde, entwöhnt ſind, will uns, was ſo ganz von ihr genommen iſt, wie Kraut, Frucht und Brod, nicht mehr ſo munden. Nur das Weib, das ſtets treue Kind der Erde, verbleibt gerne bei der Koſt, die die Mutter reicht; wir aber ſtreben nach einer ihr fremden fleiſchigen Koſt mit Beil und Geſchoß, bis wir im Alter, zu Kindern geworden, wieder der Muttererde uns nähern; da labt uns wieder Kraut und Obſt, wie in der Kindheit, und endlich legen wir uns ſelbſt, ein Samenkorn, in ihren Schooß, wo es uns freilich am allerharmloſeſten wird.“

Serpentin ſaß gerade dem Bilde jenes Seemannes gegenüber. Ein Kronleuchter erhellte das Bild.

Während die Andern in ſolchen ihm gleichgültigen Geſprächen begriffen waren, hatte er es öfters unwillkührlich ſcharf in das Auge gefaßt.

Jezt hatte er gerade wieder ſeinen Blick feſt darauf gerichtet, es ſchien ihn mit ſo wunderſamen bekannten Augen anzublicken, und dieſelben nicht von ihm zu laſſen; da ſtürzte das Bild plötzlich, ohne eine ſichtbare Berührung erhalten zu haben, mit einem dumpfen Schlag von der Wand hernieder.

„Schade, daß dieſer Mann ſchon vor fünfzig Jahren geſtorben, es müßte gewiß ſeinen Tod bedeuten,“ ſprach der Graf.

„Wer weiß,“ ſprach Luchs, halb ſcherzend, halb im Ernſte, „ob mit dem Manne nicht gerade in dieſem Moment eine wichtige Veränderung in einem andern Leben, in welchem wir ihn anzunehmen haben, vorging? Es iſt bekannt, daß, wenn die Reben blühen, der Wein ſich im Faſſe rührt; allein nicht ſo bekannt iſt die gewiſſe Beobachtung, daß die Weine aus den verſchiedenen Weinbergen ſich in ihren Bewegungen gänzlich nach der verſchiedenen Blüthezeit der verſchiedenen Berge, von denen ſie genommen ſind, richten. Was geſchieht mit einem Weine, deſſen Weinberg ausgerottet wurde? Gewiß hat er auch Ahnung davon. Sollten wir weniger Ahnung von bedeutenden Schickſalen, von dem Tode anverwandter theurer Perſonen haben, von denen wir ſo ganz genommen ſind wie die Traube von der Rebe?“ —

Zehntes Kapitel.

Es war in derſelben Nacht, Meiſter Lambert war noch mit Berechnung gewiſſer Formeln beſchäftigt, da trat Sililie zur Mitternachtsſtunde in ſein Gemach und fragte ängſtlich: „Meiſter! o hört ihr nicht da oben den wunderbaren Geſang? Er kommt wie aus der Kammer des Alten, und ich vermag nicht mehr auf dem Lager zu bleiben.“ — „Es iſt der Wind, der durch das Schilf am See bläst,“ ſagte Lambert. Da that es in der Kammer des Alten einen dumpfen Fall.

„Laß uns auf den Boden gehen,“ ſprach Lambert.

Sie nahmen Licht und traten in die Kammer des Alten ein. Er lag auf ſeinem Lager nicht anders, als wär' es ſein ſteinern Bild, das man ihm zu einem Grabſteine bereitet. Die Schildkröte, ſeine treue Gefährtin, lag auf ſeiner Bruſt, aber ſie zeigte kein Leben mehr, ihre Schale war zerſprungen. „Es iſt gewiß,“ ſprach Sililie, „daß jene wunderbaren Töne aus dieſer Kammer kamen, und daß der Alte vor ſeinem Hinſcheiden noch geſungen. Seht nur ſeine Hände, wie alt, wie die Haut der Schildkröte, und ſein Nacken ſcheint wie die Rinde eines alten Baumes mit Moos bewachſen. Aber ſeine Augen, die haben ſich ganz geöffnet und ſind kryſtallhell, himmelblau als wie zwei große Thautropfen auf einer blauen Waſſerlilie.“

„Du ruhſt wohl, räthſelhafter Mann!“ ſprach Lambert; „deine harte Schale iſt zerbrochen, und dein banger Traum iſt geendet!“

Der Tod des Alten wurde bald rings im Gebirge bekannt. Männer, Frauen und Kinder kamen häufig herbei, den Waldvater noch einmal zu ſehen und ihn zu Grabe zu geleiten. Lambert hatte ſchon längſt für ihn eine Beſtattungsſtelle auserſehen; es war eine von Bergkryſtallen und Tropfſteinen ausgekleidete Höhle, die ſich unweit ſeiner Wohnung in einem Felſen befand. Das Waſſer, das von ihren Wandungen niederträufelte, hatte die Kraft, Alles bald in Stein zu verwandeln. „In dieſe Höhle,“ ſprach Lambert, „laßt uns die Hülle des Alten legen; ſie ſey nicht der Verweſung preisgegeben. Wie ihr ihn, als er noch auf der Erde war, Waldvater, Geiſt dieſer alten Wälder, nanntet, ſo liege er nun, da er nicht mehr auf der Erde weilen darf, unverweslich hier unten, Geiſt der Waſſer, Metalle und Geſteine dieſer Gebirge.

„Geh, Sililie!“ ſprach er weiter, „bereite ihm in der Höhle ein Lager von Tulpen und Waſſerlilien; auch dieſe wird die Kraft des Waſſers unverweslich erhalten.“

Sililie bereitete der Leiche ein buntes Lager von Blumen. Wer dieſe holde Geſtalt ſo unter Blumen und Bergkryſtallen in dunkler Höhle beſchäftigt geſehen hätte, der würde nichts anders in ihr, als ein ſeltſames Berg- oder Nachtfräulein vermeint haben.

Um Mitternacht der folgenden Nacht trugen ſechs der älteſten Männer dieſer Gebirge, von denen jeder mehr als das achtzigſte Jahr erreicht hatte, unter Begleitung Lamberts und vieler Gebirgsbewohner, die Leiche im Scheine der Fackeln zur Höhle. Ein Chor weißgekleideter Jungfrauen war vorangeſchritten. Da legten ſie den durch Alter und Tod ganz erſtarrten Körper auf Blumen nieder.

Ein Kranz von Schilfblättern war um ſein Haupt geſchlungen. Seine Augen gaben, wie die Kryſtalle der Höhle, hellen Schein. Die Höhle ſelbſt war durch das Licht der Fackeln wunderſam erleuchtet. Es brannten die bunten Kryſtalle in den Farben lichter Regenbogen. Die Tropfſteine aber ſtanden, wunderſame Geſtaltungen, bald in dunkeln, bald in lichten Gruppen umher.

Nachdem ſie die Hülle des räthſelhaften Alten noch eine Zeitlang mit ſtiller Andacht betrachtet, ſang der Chor der Jungfrauen folgende Strophen:

Nun ſchließt das felſige Gemach,
Verweſung bring' nicht ein.
Wohl ruht ſich's bei Metallen licht,
Bei Waſſern und Geſtein.
Schlaft ſüß, ſchlaft ſüß, ihr müden, müden Glieder!
Kryſtallne Waſſer, träufelt tönend nieder!

Verwelket nicht, ihr Blumen bunt,
Auf die wir ihn gelegt,
Blüht auf zum farbigſten Kryſtall,
Vom Bergfräulein gepflegt.
Schlaft ſüß, ſchlaft ſüß, ihr müden, müden Glieder!
Kryſtallne Waſſer, träufelt tönend nieder!

Erglüh' mit dem Kryſtall der Kluft,
Du Aug' mit hellem Schein,
Einſt finde man im Felſen dich
Als reichen Edelſtein.
Schlaft ſüß, ſchlaft ſüß, ihr müden, müden Glieder!
Kryſtallne Waſſer, träufelt tönend nieder!

Hierauf wälzten ſie einen großen Felsſtein vor die Höhle und vermauerten die noch offnen Stellen.

Elftes Kapitel.

Der Graf hatte Luchs und Serpentin in die alte Kapelle ſeines Schloſſes geführt. Sie betrachteten die gemalten Glasſcheiben der Kapelle mit ihren Heiligenbildern. Serpentin konnte die Glut ihrer Farben nicht genug bewundern. Mit ſolchem Himmelsſcheine traten ihm einſt Bilder in der Nacht der Gebirge vor's Auge. „Solche Bilder,“ ſprach Luchs, „erſcheinen oft am Himmel im Farbenſchmelz des Abends. Derlei Malerei iſt dem Himmel ſelbſt abgelernt. Das iſt das Gold der Sonne, die Glut des Abendroths, die Bläue des Aethers. Gewiß hat dieſe Kunſt ein kindlich klares Gemüth zuerſt geübt, oder ein frommes Gemüthe, dem zum Erſtenmal in ſolcher Glorie ein Heiliger erſchien. Wir beſitzen dieſe Reinheit nicht mehr, dieſe Kunſt iſt uns verloren gegangen, wir ſind zu weiſe und groß geworden.“ Jezt betrachten ſie ein Bild des Erlöſers am Kreuze, auf Goldgrund gemalt. „Auch dieſe Art der Malerei wird nicht mehr geübt,“ ſprach der Graf, „und doch ſo herrlich treten auf einem ſolchen Grunde die Geſtalten hervor; er iſt ein Heiligenſchimmer, der über das ganze Gemälde hinfließt.“ Vor dieſem Gemälde blieb Serpentin in hoher Andacht ſtehen, nicht bemerkend, daß der Graf mit Luchs in ſeine Familiengruft geſtiegen war.

„Wie ihr ſie in jenem Saale oben in lebendigen Farben ſahet,“ ſprach der Graf, „liegen ſie hier unten, verſtorbene Leichen, in verſchloſſenen Sarkophagen. Alle ſind hier verſammelt, ſo getrennt ſie auch von einander lebten, ob ſie auf dem Meere oder auf dem Lande der Sturm des Lebens herumtrieb, von dieſem, der am heiligen Grabe kniete, bis auf dieſen, der unter

Braunſchweigs Fahne in blutiger Schlacht erlag;“ er deutete auf den Sarg ſeines Vaters, „Alle kamen hier zuſammen. Nur Einer fehlt, hier ſteht ſein Sarkophag noch ungefüllt, es iſt der, deſſen Bild uns in vergangener Nacht durch ſeinen gewaltigen Fall erſchreckte. Er war der Bruder meines Urgroßvaters, und hat den größten Theil ſeines Lebens zur See verlebt. Er war auf der Inſel Helgoland geboren, daſelbſt brachte auch ſeine Mutter, durch gewiſſe politiſche Verhältniſſe gezwungen, einige Jahre zu. Frühe zum Seedienſte beſtimmt, ſollte ſein Körper, um ohne Nachtheil einſt den wilden Elementen ſich preiszugeben, auf das höchſt Möglichſte abgehärtet werden. Auf dieſer rauhen Inſel, die nicht einen Baum erzeugte, die gleichſam wie der gezackte Rücken eines verſteinerten See-Ungethüms aus dem Meere ragt, verlebte er ſeine Kindheit, das Geſtade des Meers war ſein liebſter Spielplatz, Meerfiſche, Wurzeln und Waſſer ſeine einzige Nahrung. Alle Sagen, die von dem Leben dieſes Mannes zu uns kamen, verlieren ſich faſt in das Wunderbare und Abenteuerliche. Gewiß iſt, daß er unter Seeräuber gerathen und in Tunis mehrere Jahre in der drückendſten Gefangenſchaft verlebte; auch iſt gewiß, daß er mit der Tochter eines reichen Banquiers in Bremen heimlich verehelicht war, einer Jungfrau, deren wunderbare Schönheit ihm alle Widerwärtigkeiten äußerer Verhältniſſe, die aus dieſer Verbindung entſprangen, vergeſſen machte.

„Das Schickſal aber trieb ihn bald auf's Neue zur See; ſeine Gemahlin, mit der er einen Sohn erzeugte, ließ er an den Küſten von Spanien zurück. Fünf Jahre erhielt ſie regelmäßig Nachrichten von ihm, dann blieben alle auf einmal aus, und nach zwei Jahren, die ſie im tiefſten Kummer durchlebte, ſandte man ihr ſeinen Todtenſchein. In ihrer Trauer verſöhnten ſich ihre Eltern wieder mit ihr, beredeten ſie aber, in ihr Vaterland zurückzukehren und ihre Hand einem Landedelmann bei Oberoa zu geben. Sie verließ Spanien, indeß ihr Sohn an die Tochter eines Edelmanns in der Nähe von Valenzia verheirathet zurückblieb. Nächdem ſie mit ihrem zweiten Manne ſchon viele Jahre durchlebt und mit ihm Kinder erzeugt hatte, ſoll ſich, wie ſie und ihr Gemahl eines Abends bei Tiſche ſaßen, die Thüre geöffnet haben und ihr voriger Gemahl, ohne ein Wort zu reden, auf ſie zugeeilt ſeyn, ſie geküßt haben und auf immer wieder verſchwunden ſeyn. Die Frau ſtarb bald nachher an den Folgen des gehabten Schreckens. Von ihm aber iſt nie eine Spur wieder zum Vorſchein gekommen, als daß die Sage ging, er ſey von Holzhauern nachher einmal in der Wildniß der Waldgebirge erblickt worden. Der Sohn, den er in Spanien zurückließ, ſtarb, nachdem er viel Elend erlebt. Auch er hatte einen einzigen Erben, einen Sohn erzeugt, dem er ſterbend noch den Rath gab: mit ſeiner Familie, einer Frau und drei Kindern in die Heimat der Voreltern zu kehren. Keines aber von ihnen kam je in Deutſchland an. Es ging die Sage: das Schiff, auf dem ſie ſich zur Heimfahrt befunden, ſey im Meere verſunken; Andere wollen wiſſen: daß ſie alle während eines Gefechts mit den Seeräubern umgekommen, und ſo iſt nun dieſer Zweig unſerer Familie erloſchen."

Luchs ſtand während der Erzählung des Grafen in tiefem Nachdenken; einigemal wollte er den Grafen mit einer Frage unterbrechen, als ihm immer wieder die Frage entfiel. Er folgte in tiefem Sinnen dem Grafen aus der Gruft in die Kapelle. Serpentin ſtand noch immer in tiefer Andacht vor dem Bilde des Gekreuzigten; unwillkührlich hatten ſich ſeine Hände gefaltet, ſeine Kniee gebogen. Der Goldgrund des Gemäldes war ihm zum goldentbrennenden Abendhimmel geworden. Darin ſtand das ſterbende heilige Bild und hatte ſeine Arme verſöhnend über die weite Erde ausgereckt.

Zwölftes Kapitel.

Sililie war nach dem Tode des Alten in große Stille verſunken. Es ſchien ihr in den Gebirgen immer unheimlicher zu werden. Sie verlangte laut bald nach Serpentin, bald nach dem Alten, und ſezte ſich auch oft Stundenlang in des Einen oder des Andern verlaſſenes Gemach. Eines Abends ſank ſie neben Lambert bleich auf einen Sitz zurück. „Sililie! ich glaube, du biſt krank," ſprach Lambert. „Mich friert," ſprach Sililie. „Komm', lege dich auf dein Lager nieder,“ ſprach Lambert, „ich will dir einen Trank bereiten.“

Lambert erkannte, daß das Mädchen von einem Fieber befallen worden, das jede Stunde, der kräftigſten Heilmittel ungeachtet, zuzunehmen ſchien.

Am ſiebenten Tage der Krankheit ſprach ſie: „Meiſter! hört ihr die helle Flöte von Kryſtall?“ Von da an verfiel ſie in einen langen Schlummer, Lambert hoffte mit banger Erwartung noch das Beſte.

Sie ſchien ihm wieder erwacht, und es war ihm, als ob ſie ganz fröhlich ſey und lache, er wußte nicht, durch welche Süßigkeit. Er trat näher zu ihr und fragte ſie, warum ſie ſo holdſelig lache?

„Ich ſah,“ ſprach ſie, „einen Ort, der mit ſchönem und hellem Lichte angefüllt iſt.“

„Sey gutes Muthes, meine liebe Tochter,“ ſprach Lambert, „du wirſt in dieſem ſchönen Lichte wohnen.“ Sie lächelte wieder und nickte mit dem Haupte, und ein wenig hernach ſprach ſie: „Ich bin ganz fröhlich.“

Mehr hat ſie darauf nicht geredet; außer da ſchon ihre Augen dunkel wurden, ſprach ſie: „Ich kenne euch faſt nicht mehr, aber alles Andre ſcheint mir voll heller Roſen zu ſeyn,“ — und dieſes iſt ihre lezte Rede geweſen.

Vor dem Waldhauſe in einem kleinen Garten hat ihr Lambert mit eigner Hand ein Grab bereitet, und hat es mit hellen, warmen Thränen benezt. Ein Felsſtück, das mit Bergkryſtallen von ungemeiner Klarheit und Größe bewachſen war, hatte er auf die Stätte gewälzt.

Aus den Zwiſchenräumen der Kryſtalle ſproßten bald Alproſen empor und verbreiteten im Glanze der Kryſtalle ein jugendlich Morgenroth über die Stätte.

Dreizehntes Kapitel.

Serpentin und Luchs hatten einander, ohne ihrer Kindheit noch klar zu gedenken, wie Brüder erkannt. Es war einem Jeden, als wär' er ſchon längſt um den Andern geweſen, und als zöge ſüße Gewohnheit einen Jeden wieder zum Andern hin.

Serpentin legte gern ſeine Hand in die von Luchs, folgte ihm auch auf jedem Schritte.

Der Graf hatte große Freude an der Zuneigung, die ſich Beide ſchenkten. Schon längſt war der Tag verfloſſen, den Luchs ſich zur Abreiſe vom Schloſſe beſtimmt hatte, aber immer fühlte er ſich wieder von Serpentin zurückgehalten. Ueberall ging der bleiche ſtille Knabe ihm zur Seite. Der Graf, beſorgt um Serpentins Geſundheit, die immer wankender zu werden ſchien, ließ ſich von Serpentin das Wort geben, nicht ohne ſeinen Willen das Schloß zu verlaſſen. Heimlich aber hatte der Graf ſchon vor Tagen einen Brief an Meiſter Lambert, ſeinen alten Freund, geſandt, in welchem er ihm Serpentins Anweſenheit auf dem Schloſſe verkündet, und den Wunſch äußerte: ihn als ſeinen älteſten Freund, den er ſchon längſt begraben glaubte, wieder zu ſehen, wo er alsdann den zarten Pflegeſohn ihm wieder in die Arme führen werde. Deutlich wie noch nie ſtiegen indeß in Luchs Gefühle aus ſeiner Kindheit auf. Es war ihm immer, als könnte er ohne Serpentin das Schloß nicht mehr verlaſſen; endlich aber gewann dennoch ſein Trieb zu wandern, die Unruhe, die er ſtets fühlte, wenn er eine Zeitlang an einem Orte verweilt hatte, die Oberhand, und er war feſt entſchloſſen, am nächſten Morgen Kaſtell zu verlaſſen.

Noch an dieſem Abend war Lambert angekommen.

Es war ihm nach dem Tode Sililiens Tröſtung, ſeinen Serpentin wieder zu ſehen. Der Graf umarmte in ihm den alten Freund. Er führte ihn zu Serpentin, der erkrankt das Bett zu hüten gezwungen war. Serpentin zog den Meiſter mit Thränen an ſein Herz, auch dem Meiſter traten Thränen in das Auge. Er konnte Sililiens Tod nicht verſchwiegen. Da ſteckten Serpentin die Thränen im Auge, und mildes Lächeln verbreitete ſich über ſein Geſicht.

Luchs kam nur auf einen Augenblick in die Geſellſchaft Lamberts; er hielt ſich den Abend und die Nacht über allein in ſeinem Gemach verſchloſſen.

Vierzehntes Kapitel.

Serpentin lag im einſamen Gemache des Schloſſes auf ſeinem Lager ſchwer erkrankt. Es war drei Stunden nach Mitternacht, da trat ſeine Mutter in verklärter Hellheit vor ihn. Sie ſtand auf einem Grunde von brennenden Roſen, eine doppelte Glorie umfing ihr Haupt; in ihren Armen hielt ſie Sililie, ein Kind in holder Klarheit. Ihr Schein warf eine wonnige Wärme auf ihn, wie die des mildeſten Himmels. Alles außer ihr und dem klaren Roſenſchimmer, war ein dunkelblauer Himmel. Es war ihm, als läge er, ein Kind, zu ihren Füßen und ſähe in die Hellheit hin.

Wie aus der weiteſten Ferne vernahm er jezt den Klang einer Harfe. Es war Luchs, der unruhige Wanderer. Dieſer hatte, als ihm noch Alles zu ſchlummern ſchien, ſeinen Reiſebündel zuſammengepackt, und mit dem kleinen Mädchen, das ihm die Harfe trug, das Schloß verlaſſen. Auf dem höchſten Gipfel eines noch über das Schloß ragenden nahen Berges, dem Fenſter des Gemaches, in welchem Serpentin lag, gegenüber, ſezte er ſich noch einmal nieder, ergriff die Harfe und ſang in die Thäler hin:

Die Straßen, die ich gehe,
So oft ich um mich ſehe,
Sie bleiben fremd doch mir.
Herberg, wo ich möcht' weilen,
Ich kann ſie nicht ereilen,
Weit, weit iſt ſie von hier.

So fremd mir anzuſchauen
Sind dieſe Stadt' und Auen,
Die Burgen ſtumm und todt;
Doch fern Gebirge ragen,
Die meine Heimat tragen,
Ein ewig Morgenroth.

Ein herrlicher Morgen war aufgegangen, der Himmel ſtand heute wie nie voll Glut. Die Gemächer des Schloſſes ſchienen durch ihre hohen Fenſter wie in Flammen zu brennen.

Lambert warf ſich noch unruhig auf ſeinem Lager hin und her; er war um Serpentin's Leben, der ſchon ſeit einigen Tagen das Bett zu hüten gezwungen war, ſehr beſorgt. Er erhob ſich und trat leiſe in Serpentin's Schlafgemach. Roſenroth, vom heraufſteigenden Sonnenball beſchienen, lag er auf ſeinem Lager. Lambert trat näher zu ihm, kalt waren ſeine Hände, er war zur hellen Heimat übergeflogen. Unter den Harfentönen ſeines Bruders war er verſchieden. Mit ſtiller Rührung überbrachte Lambert dem Grafen die Nachricht von Serpentin's Tode. „Ich habe ſeinen Tod vorausgeſehen,“ ſprach der Graf; „Blumen der Art halten nicht über den Sommer aus.“ Lambert erzählte, wie er zu Serpentin und Sililie gekommen. „In den kurzen Augenblicken,“ ſprach er, „in welchen ich Luchs geſehen, fand ich ſo viele Aehnlichkeit mit ihm und jenem ältern Knaben, der ſich damals ſeinen Bruder nannte, daß ich nicht zweifle, ihn als ſolchen bei näherer Betrachtung beſtimmt zu erkennen.“ — „So viel ich höre,“ ſprach der Graf, „hat er ſich vor Anbruch des Tages vom Schloſſe entfernt. Was ich von ſeinem Leben weiß, iſt zwar wenig; doch könnte es eurer Muthmaßung völlig zur Stütze dienen. Luchs wurde als Knabe von vierzehn Jahren von herumziehenden Marionettenſpielern nach Oberoa gebracht, wo er auf einem Theater ſich nach und nach zum beliebten Schauſpieler ausbildete. Er wurde aber bald wie von einer innern Unruhe von einer Stadt in die andere getrieben, wollte ungeſtört allein ſeyn und handeln, und fiel auf Erfindung jener Schattenſpiele, die man auch chineſiſche Schattenſpiele nennt. Mit dieſen zog er, ein ewiger Wanderer, bald dahin, bald dorthin. Ich lernte ihn früher zu Oberoa kennen, und ſchon einigemal kehrte er auf ſeinen Wanderungen in meinem Schloſſe ein. Zu Bremen ſoll er einige Jahre hindurch in einem Wirthshauſe, wie ein Reiſender immer mit gepacktem Koffer, gewohnt haben.“

Unter ſolchem Geſpräche waren ſie in den Familienſaal getreten. Lambert betrachtete das Bild des Seemannes mit vieler Aufmerkſamkeit, und je feſter er es betrachtete, deſto mehr ſchien es ihm die Züge des alten Waldvaters an ſich zu tragen.

Der Graf erzählte ſeinem Freunde die Geſchichte des Mannes, wie er ſie Luchs kürzlich vor dem leeren Sarkophage erzählt.

Nun hegte Lambert keinen Zweifel mehr; die Geſchichte des Waldvaters ſchien ihm enträthſelt zu ſeyn. Der Graf war von ſeinen Erzählungen überraſcht, er ließ ſich zu wiederholten Malen Alles ſagen, was er von dem alten Manne wußte, auch genau die Umſtände angeben, unter denen Serpentin und Sililie in das Waldgebirg gebracht wurden, und was der Knabe dazumal über ihr früheres Schickſal äußerte. Lambert ſtellte Alles auf's Genaueſte zuſammen, da dämmerte dem Grafen ein Licht auf, und er ahnete in jenen Fremdlingen die Urenkel ſeines Verwandten. „Luchs,“ ſprach er, „iſt der Einzige, der unſern Vermuthungen noch nähere Beſtätigung geben könnte, wer aber weiß, wohin ſich der unruhige Wanderer jezt gewendet.“

„Auch die Hülle des Alten,“ ſprach Lambert, „könnt ihr noch erſehen, unverſehrt noch ſo, wie er einſt in ihr lebte. Im Waldgebirge ruht ſie bald zu Stein gewandelt in einer Höhle von Bergkryſtall.“ — „Laßt uns den guten Knaben erſt zur Ruhe beſtatten,“ ſprach der Graf, „und dann laßt mich mit euch in's Waldgebirg zur Ruheſtätte des Alten pilgern.“

Fünfzehntes Kapitel.

Der Graf ließ Serpentin in ein lichtes Gewand kleiden, und ihn in einen Sarg voll Roſen niederlegen. Seine kryſtallene Flöte, die einzige Habſeligkeit, die man außer einigen Kleidungsſtücken bei ihm fand, ward ihm zur Seite gelegt. Im Chor der alten Kapelle war ihm eine Ruheſtätte bereitet. Vier weißgekleidete

Hirtenknaben trugen ihn im Morgenrothe unter Begleitung des Grafen und Lamberts dahin. Auch viele Knaben und Mägdlein der Gegend folgten ſeinem Sarge in weiſſen Gewanden. Die Kapelle war rings mit Roſen ausgekleidet. Der Schloßkaplan, ein ehrwürdiger Greis mit ſilberhellem Haare, ſprach ein kurzes Gebet, weihte den Sarg mit heiligem Waſſer ein und gab ein Zeichen, ihn, das Haupt gegen Morgen gerichtet, in die Gruft zu verſenken.

Im nämlichen Momente trat der Feuerball der emporſteigenden Sonne der Kapelle gegenüber, die gemalten Glasſcheiben mit ihren Heiligenbildern brannten in verklärten Farben, und hellauf glühte die ganz mit Roſen ausgekleidete Kapelle und goß Duft und Schimmer auf den langſam verſinkenden Sarg. Aus all der Klarheit aber blickte das Bild des Gekreuzigten, vor dem Serpentin erſt kürzlich noch in ſo hehrer Andacht geknieet war, freundlich lächelnd hernieder.

* * *

Druck der Offizin der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart.

Verlags-Werke

der

J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung

in

Stuttgart und Tübingen.

Gedichte Sr. Maj. des Königs **Ludwig von Bayern.** Zweite Auflage. 2 Theile. 1 fl. 48 kr.

Arndt, Ed., iſraelitiſche Gedichte. 8. 1 fl. 21 kr.

Blomberg, W. Frhr. v., Gedichte. gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Eckermann, Beiträge zur Poeſie, mit beſonderer Hinweiſung auf Goethe. 8. 1 fl. 36 kr.

Flemming's Gedichte, ein Auszug von G. Schwab. gr. 8. 1 fl. 36 kr.

Fouqué, Fr. de la Motte, Gedichte. gr. 8. 3 Bände. Velinp. 12 fl. Schreibp. 10 fl. Druckp. 6 fl.

Gedichte, altdeutſche, auserleſene. Herausgegeben von Johann Graf v. **Mailáth.** gr. 8. 2 fl. 21 kr.

— — Magyariſche, überſetzt von **Johann** Graf v. **Mailáth.** gr. 8. 2 fl. 15 kr.

Goethe, W. v., Fauſt, eine Tragödie. 2 Theile. kl. 8. 4 fl. 18 kr.

— — Gedichte. 2 Theile. Neue Auflage. 8. Velinpapier 6 fl. 21 kr. Druckpapier 5 fl. 12 kr.

— — Hermann und Dorothea. 45 kr.

Grüneiſen, C., Lieder. 8. 15 kr.

Hebel, Dr. J. P. v., allemaniſche Gedichte. A. d. allem. Mundart überſetzt von **Adrian.** 8. 1 fl. 36 kr.

Herder, J. G. v., Gedichte. gr. 8. 2 Theile. 6 fl. 36 kr.

— — der Cid. Neueſte Auflage. 12. 2 fl. 45 kr.

Hölderlein, F., Gedichte. 8. 1 fl. 48 kr.

Immermann, K., Gedichte. Neue Folge. 8. 2 fl. 24 kr.

Lamartine, poetiſche Gedanken, überſetzt von G. **Schwab,** mit dem Originaltext. gr. 8. 2 fl.

Langbein, C. F. G., neuere Gedichte. 2 Bände. gr. 8. 7 fl. 12 kr.

Loreve, J., Theorie der Dichtkunſt. Neue umgeänderte Auflage. 2 Theile. 2 fl. 45 kr.

Matthisson, sämmtliche Gedichte. 2 Thle. gr. 8. Schreibpapier 5 fl. 21 kr. Druckpapier 3 fl. 36 kr.

Mayer, K., Lieder. 8. Velinpapier. 2 fl. 12 kr.

Oehlenſchläger, Gedichte. gr. 8. 2 fl. 21 kr.

Pfeffel, C. G., poetiſche Verſuche. 10 Bändchen. 8. Velinp. 18 fl. Schreibp. 12 fl. 36 kr. Druckp. 9 fl.

Platen, Graf A. v., Gedichte. 2te ſehr vermehrte Aufl. 4 fl. 48 kr.

Pyrker, J. L. v., ſämmtliche Werke.
1r Bd. Tuniſias. 5 fl.
2r Bd. Rudolph von Habsburg. 5 fl.
3r Bd. Perlen der h. Vorzeit. 3 fl.

Robert, L., Kämpfe der Zeit. 12 Gdchte. gr 8. 1 fl. 48 kr.

Rükert, Dr. Fr., Kranz der Zeit. 2r Bd. gr. 8. 2 fl. 45 kr.

Schenk, Ed. v., Schauſpiele. 1r, 2r Bd. 8. Velinpapier. 4 fl. 12 kr. Druckpapier 4 fl.

Schenkendorf, M. v., Gedichte. gr. 8. 1 fl. 20 kr.

Schlegel, Fr., Gedichte. gr. 8. 2 fl.

Schmidt, C. K. Klammer, Leben und auserleſene Werke. Herausg. von deſſen Sohne W. W. J. **Schmidt** und Schwiegerſohne F. **Lautſch**. 3 Bde. gr. 8. 9 fl.

Schwab, G., Gedichte. 2 Bde. gr. 8. 6 fl.

— — Romanzen aus dem Jugendleben Herzogs **Chriſtoph von Würtemberg**. gr. 8. 1 fl. 21 kr.

Stöber, C., Gedichte. 3te Auflage. 8. 1 fl. 36 kr.

Uhland, Ludwig, Gedichte. 8te Aufl. Mit dem Porträt des Dichters in Stahlſtich. 3 fl. 36 kr.

Wolff, O. L. P., Sammlung hist. Volkslieder. 8. 1 fl. 48 kr.

Zedlitz, Frhr. v., Gedichte und Canzonen. 8. 3 fl.

* * *

Goethe's

ſämmtliche Werke in 55 Banden.

Vollſtändige Ausgabe.

Bei Subſcription auf das ganze Werk:

1) Taſchenausgabe:
   - auf Velinpapier 44 fl. 33 kr. oder 24 Rthlr. 18 Gr. ſächſ.
   - auf Druckpapier 29 fl. 42 kr. oder 16 Rthlr. 12 Gr. ſächſ.

2) Octavausgabe:
   - auf Velinpapier 125 fl. 24 kr. oder 69 Rthlr. 16 Gr. ſächſ.
   - auf Schweizerp. 99 fl. — — oder 55 Rthlr. — — ſächſ.
   - auf Druckpapier 79 fl. 12 kr. oder 44 Rthlr. — — ſächſ.

Später eintretende Ladenpreiſe:

1) Taſchenausgabe:
   - Velinpapier 59 fl. 51 kr. oder 33 Rthlr. 6 Gr. ſächſ.
   - Weiß Druckpapier 39 fl. 58 kr. oder 22 Rthlr. 20 Gr. ſächſ.

2) Ausgabe in gr. 8.
   - Velinpapier 159 fl. 36 kr. oder 90 Rthlr. 18 Gr. ſächſ.
   - Schweizerpapier 126 fl. — — oder 70 Rthlr. — — ſächſ.
   - Weiß Druckpap. 100 fl. 48 kr. oder 56 Rthlr. 4 Gr. ſächſ.

Goethe's
nachgelaſsene Werke in 15 Bänden.

Subſcriptions-Preiſe:

1) In Taſchenformat:

auf Velinpapier	12 fl. 9 kr.	oder 6 Rthlr. 18 Gr. ſächſ.
auf Druckpapier	8 fl. 6 kr.	oder 4 Rthlr. 12 Gr. ſächſ.

2) In der Octavausgabe:

auf Velinpapier	34 fl. 12 kr.	oder 19 Rthlr.
auf Schweizerpapier	27 fl. — —	oder 15 Rthlr.
auf Druckpapier	21 fl. 36 kr.	oder 12 Rthlr.

Später eintretende Ladenpreiſe:

1) Taſchenausgabe:

Velinpapier	16 fl. 12 kr.	oder 9 Rthlr. 12 Gr. ſächſ.
Weiß Druckpapier	10 fl. 48 kr.	oder 6 Rthlr. 8 Gr. ſächſ.

2) Ausgabe in gr. 8.

Velinpapier	45 fl. 36 kr.	oder 25 Rthlr. 18 Gr. ſächſ.
Schweizpapier	36 fl. —	oder 20 Rthlr. 12 Gr. ſächſ.
Weiß Druckpapier	28 fl. 48 kr.	oder 16 Rthlr. 8 Gr. ſächſ.

* * *

Herder, J. G. v., ſämmtliche Werke, Taſchenausgabe in 60 Bdchn. Herabgeſetzter Preis Velinpapier 32 fl. Druckp. 21 fl.

Müller, J. v., ſämmtliche Werke, Taſchenausgabe in 40 Bändchen. 1ſte bis 5te Lieferung, oder 1ſtes bis 20tes Bdchen. Jede Lieferung auf Velinpap. 4 fl. 30 kr.
„ Druckpap. 3 fl. —

* * *

Schiller's ſämmtliche Werke.

Wohlfeilſte Ausgaben.

Schiller's Werke, gr. 8. 12 Bände. Weiß Druckpap. 20 fl.

— — 18 Bände. Wiener Ausgabe mit Vignetten auf ſchönem Papier. 12 fl.

— — Taſchenausgabe.' 18 Bände. Weiß Druckpap. 8 fl. 24 kr.

— — ſämmtliche Werke in Einem Band. Ladenpreis 12 fl.

* * *

Umrisse.

Retzſch, Umriſſe zu Goethe's Fauſt. 1r Theil. 26 Blätter in 4. 5 fl. 36 kr.
— — Schillers Fridolin, 8 Blätter, gr. 4. 1 fl. 10 kr.
— — Kampf mit dem Drachen, 16 Blätter, q. Folio. 4 fl.
— — Umriſſe zu Schillers Lied von der Glocke, 43 Blätter q. Folio. 6 fl.
— — Pegaſus im Joche, 12 Blätter. gr. 4. 5 fl.
Dittenberger, G., Umriſſe zu Schillers Ritter Toggenburg, 9 Blätter in 4. 2 fl.
Wagner, J. M., Umrisse zu Schillers eleusisches Fest, quer Folio. 5 fl. 24 kr.

Sternberg's Novellen.

8. Velinpapier, geheftet.

I. Theil, enthaltend:

Die Zerrissenen.

Preis 2 fl. —

II. Theil, enthaltend:

Eduard,
oder: Fortſetzung der Zerriſſenen.

Preis 2 fl. 24 kr.

III. Theil, enthaltend:

Lessing.

Preis 3 fl. —

IV. Theil unter der Preſſe.

Pestalozzi's sämmtliche Schriften.

in 15 Bänden.
Herabgeſetzter Preis 15 fl.

Pestalozzi's Lienhard und Gertrud,
ein Buch für das Volk.
4 Theile, herabgeſetzter Preis 2 fl.

Wessenberg's sämmtliche Dichtungen

in vier kleinen Bänden.
Suſcriptionspreis jeden Bändchens 45 kr.

Geschichten
Beſeſſener
neuerer Zeit.

Beobachtungen
aus dem Gebiete
kakodämoniſch-magnetiſcher Erſcheinungen

von

Justinus Kerner;

nebſt Reflexionen
von
C. A. Eſchenmayer
über Beſeſſenſeyn und Zauber.

Karlsruhe, 1834.
G. Braun.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Vorwort.

Auch die nachſtehenden Beobachtungen gehören in das Gebiet magnetiſcher Erſcheinungen, aber in das Gebiet kakodämoniſch-magnetiſcher, es ſind die Gegenſätze von denjenigen dämoniſch-magnetiſchen Erſcheinungen (das Wort dämoniſch hier im guten Sinne gebraucht) wie die Geſchichte der Seherin von Prevorſt, die Geſchichte zweier Somnambülen *) und andere, ſie aufweiſen.

In allen Geſchichten Dämoniſch-magnetiſcher (oder wenn man ſo ſagen will, Gut-magnetiſcher) tritt konſtant die Uebernatur im Menſchen hervor, alle ſprechen von einer Verbindung mit guten Geiſtern, von Seligen, die ſie zu Führern haben; aber in den hier zur Sprache gebrachten kakodämoniſch-magnetiſchen Zuſtänden (dem andern Pole) tritt die Unnatur im Menſchen hervor, Spott gegen alles Heilige, kakodämoniſches Beſeſſenſeyn.

---

*) S. Geſchichte zweier Somnambülen, nebſt andern Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der magiſchen Heilkunde und Pſychologie, von J. Kerner. Carlsruhe, bey G. Braun.

Es ſteht als feſte Wahrheit: daß die menſchliche Natur nur als Mittelglied zwiſchen eine Uebernatur und Unnatur geſtellt und in magnetiſchen Zuſtänden wie in den dieſen analogen des Sterbens und des Todes, ihren Mittelpunkt verlaſſend, in jene andere Naturen Blicke zu thun oder ſich mit ihnen zu verbinden, fähig iſt, was ſie, in dem, allerdings für ſie für dieſes Leben als Norm beſtimmten, Zuſtande der Iſolirung und des gläſernen Wachens, nicht zu thun vermag.

Mittheiler dieſes zeigte ſchon in der Geſchichte der Seherin von Prevorſt, daß er nicht auf der Seite derjenigen ſtehe, die in ſolchen Erſcheinungen einzig nur Nervenſpiel, Monomanie und fixe Idee ſehen und hat ſeinen Glauben und ſeine Gründe dafür auch in jener Geſchichte, wie noch in andern Blättern, zur Genüge ausgeſprochen.

Wie wir ſchon im gemeinen Menſchenleben nach einem verlorenen Paradieſe die Unnatur häufiger als die Uebernatur hervortreten ſehen, ſo kommen auch dieſe kakodämoniſch-magnetiſchen Erſcheinungen, und namentlich das Beſeſſenſeyn, viel häufiger vor, als wir glauben und ich könnte von ihnen Reihen auffallender Beyſpiele anführen. Sie werden meiſtens nur mißkannt und mit Krankheiten verwechſelt, die ihnen in einigen äußeren Symptomen gleichen.

Beſſer als die im Aeußeren lebende neue Zeit dieſe Zuſtände verſteht, verſtand ſie das mehr im Inneren lebende Alterthum. Wie dieſes ſie beſchrieb, ſind ſie noch und eben ſo häufig vorhanden und nur wie dieſes ſie heilte, ſind ſie noch und auf keinem andern Wege zu heilen.

Es wäre zu wünſchen, daß dieſe Zuſtände immer mehr wiedererkannt und auf dem alten Wege zu heilen wieder verſtanden würden.

Die hier folgenden Beobachtungen aus dieſem Gebiete (in welches beſonders der zweyte Fall gehört) ſind mit aller Treue gegeben, ob ſie gleich Dinge enthalten, die den Geiſtreichen und Gebildeten abermals ein Entſetzen ſeyn werden; aber es ſind Erſcheinungen, die ſehr an die Beſitzungen erinnern, die das neue Teſtament uns überlieferte, und die, ſollten ſie auch im ſtrengen Sinne unter jene nicht völlig zu zählen ſeyn, doch wohl ähnlicher Rubrik beyzugeſellen ſind.

In den am Ende beygefügten Reflexionen heißt es über ſie: „Dem Skepticismus laſſen ſie freylich genug Spielraum übrig, was unvermeidlich iſt, da die Natur oder vielmehr Unnatur des Gegenſtandes in Hinſicht auf Grund und Urſache myſteriöſer Art iſt und bleiben muß. Ohne Zweifel wäre es auch dem Menſchen nicht gut, wenn es zur Evidenz käme, weil jeder darin frey bleiben ſoll, ſich ſeinen Glauben und ſeine Lehre daraus zu nehmen, wie ihm beliebt. Indeſſen ſind es rein beobachtete Phänomene, die ſchon ihrer Seltenheit wegen (ich möchte abermals bemerken, daß nicht ihr Vorkommen, ſondern ihr Erkennen, ſelten iſt) verdienen aufgezeichnet zu werden.“

Uebrigens gibt der Mittheiler dieſer Beobachtungen hier nur die bloſen Thatſachen und einige geſchichtliche Winke über Beſeſſenſeyn, keine Theorieen. Bereichert aber hat bey dieſer Gelegenheit ſein Freund Eſchenmayer die chriſtliche Philoſophie durch Reflexionen über Beſitzung und Zauber, die dieſen Beobachtungen angehängt und ein ſchöner Gewinn ſind, den ſie herbeyführten.

Beſitzung und Zauber ſind allerdings ſchon längſt verwaiſte Probleme, die aus dem großen Cyklus der Wiſſenſchaften ausgeſtoßen waren, ohne daß ihre Räthſel gelöſt ſind. Der Natur und dem Himmel geſchieht täglich ihr Recht, die Unnatur will auch das ihrige haben: denn ſie gehört zur gleichen Proportion. In dieſen Reflexionen ſind hiezu Verſuche gemacht.

Möchte nicht nur der geneigte, ſondern auch der ungeneigte Leſer, wenigſtens unſere gute Abſicht und treuen Glauben nicht mißkennen!

Weinsberg, im Auguſt 1834.

Justinus Kerner.

Inhalt.

Seite

Vorrede 1

Einige Vorbemerkungen über Beſeſſenſeyn, beſonders in geſchichtlicher Hinſicht 1

Geſchichte des Mädchens von Orlach 20

Nachträglicher Bericht über das Mädchen von Orlach, von Gerber 50

Geſchichte der beſeſſenen U. 73

Geſchichte einer Beſeſſenen vom Jahr 1829 101

Geſchichte zweyer Beſeſſenen vom Jahr 1714 104

Geſchichte einer Beſeſſenen vom Jahr 1766 113

Geſchichte einer Beſeſſenen vom Jahr 1559 118

Einige Reflexionen über Beſitzung und Zauber zu den vorſtehenden Geſchichten, von Eſchenmayer 120

Einige

Vorbemerkungen über Besessenseyn,

beſonders in geſchichtlicher Hinſicht.

Nicht blos im neuen Teſtamente (aber allerdings in dieſem vorzüglich), ſondern auch in Schriften noch früherer Zeit, finden wir die Lehre vom Beſeſſenſeyn und das Vorkommen deſſelben, nicht unähnlich dämoniſchen Erſcheinungen, wie ſie noch bis auf den heutigen Tag ſich zeigen. Auch das neue Teſtament ſpricht von dieſen Erſcheinungen nicht wie von einer neuen Sache, ſondern wie von einer ganz bekannten.

Aeſchylus, Sophokles, Euripides führen Beſeſſene, ganz verſchieden von Wahnſinnigen und Epileptiſten, auf, und wir finden ſie bey Hyppokrates, Lucian, Plutarch, Appolonius u. ſ. w. In Philoſtratus Leben des Appolonius (L. III. C. 38) wird von einem jungen Manne erzählt, der zwey Jahre lang beſeſſen (dämoniſch) geweſen. Es heißt dort: „Der Dämon ſprach von ſich ſelbſt; er ſagte auch: daß er ein Mann ſey, der im Kriege gefallen.“

Die Griechen machten auch immer einen Unterſchied zwiſchen ſolchen, die durch eine natürliche Krankheit in Wahnſinn verfielen, und zwiſchen dämoniſchen, von böſen Geiſtern Beſeſſenen. Sie leiteten das Delirium in einem Fieber nicht von Dämonen her, eben ſo wenig das Delirium der Säufer. Im Herodot wird vom Kleomen geſagt: „daß ſein Unverſtand vom Trinken und nicht von einem Dämon herkomme“, und ſo betrachteten ſie auch ſonſt nicht alle Verrückte als Beſeſſene (obgleich im Ausdruck beſeſſen ſeyn zugleich der Begriff des Wahnſinns liegt); denn ſie erkannten den Unterſchied gar wohl.

Lucian ſagt, indem er vom Beſeſſenſeyn ſpricht: „Allen iſt Syrus aus Paläſtina bekannt, welcher die Kunſt verſteht, Leute, welche gegen den Mond zu Boden ſielen, die Augen dabey verdrehten und den Mund voll Schaum bekamen, aufzurichten und zu heilen. Wenn er zu den von der Krankheit Befallenen hintritt und fragt: woher ſie in den Körper gekommen ſeyen? ſo ſpricht der Kranke ſelbſt nicht, der Dämon aber antwortet in griechiſcher oder fremder Sprache, je nachdem er ſelbſt aus einer Gegend iſt, wie und woher er in den Menſchen gekommen ſey; Syrus aber treibt dann den Dämon durch Beſchwörungen, oder wenn dieſe nicht wirken, durch Drohungen aus.“

Die Juden ſagten wohl von jedem Kranken, daß er von einem böſen Geiſte gequält werde, aber ſie ſagten nicht von einem Jeden, der krank war, daß er von einem Dämon beſeſſen ſey. Des Beſeſſenſeyns wurde von ihnen nur da erwähnt, wo es charakteriſtiſch auch nur wirklich da war.

Das neue Teſtament, welches von dem Wunder der Austreibung mit beſonderem Nachdruck ſpricht, öfter und nachdrücklicher, als von all den andern Wundern, gab uns auch ein ſo klares Bild von dieſem Beſeſſenſeyn, daß wir jetzt nach den vielen Jahrhunderten durch die in der neueſten Zeit beobachteten Dämoniſchen wieder lebhaft an daſſelbe erinnert werden; mag auch problematiſch bleiben, ob dieſe Fälle ſtreng genommen zu jenen Beſitzungen in älterer Bedeutung gehören.

Chriſtus und ſeine Apoſtel trugen die wirkliche Lehre von Beſitzungen vor und behaupteten ſie, und wäre es eine irrige Lehre, ſo hätten die inſpirirten Lehrer des Evangeliums nothwendig von einem Irrthume frey ſeyn müſſen, der ſich unglücklicherweiſe der Religion beymiſchte, die ſie auszubreiten ſuchten, und ſie hätten alſo den Irrthum vielmehr berichtigen müſſen, als daß ſie das Volk wiſſentlich in demſelben beſtätigten.

Das neue Teſtament ſpricht:

1) von dem Dämoniſchen in der Synagoge zu Kapernaum Marc. **I**, 23. Luc. **IV**. 33.
2) von dem Gadareniſchen Damoniſchen Matth. **VIII**, 28. Marc. **V**. 1. Luc. **VIII**. 26.
3) von dem Dämoniſchen Matth. **IX**. 32. Luc. **XI**, 14.
4) von dem Dämoniſchen Matth. **XII**. 22.
5) von der kananitiſchen Tochter Matth. **XV**. 21.
6) von dem Damoniſchen Matth. **XVII**. 14. Marc. **IX**, 17. Luc. **IX**. 38.

Nach Luc. **VIII**. 2. trieb Chriſtus aus der Marie Magdalene ſieben Dämonen aus. Von dieſem aber und andern Fällen haben wir eine blos allgemeine Nachricht.

Ich bitte den geneigten Leſer, all dieſe Fälle in dem heiligen Buche genau nachzuleſen: denn ich will nur zwey derſelben hier ausziehen.

S. Evangelium Marci Cap. **IX**. V. 17.

„Und Einer aus dem Volke gab zur Antwort und ſprach: Lehrer! ich habe meinen Sohn zu dir gebracht, der einen ſtummen Geiſt hat. (Im Ev. Matthäi C. 17. V. 15 ſagt dieſer Vater zu Jeſus: „Herr! erbarme dich über meinen Sohn, denn er iſt mondſüchtig.“) Und wo dieſer ihn ergreift, reißt er ihn hin und her, ſo daß er ſchäumt, mit den Zähnen knirſcht und ganz abzehrt. Ich habe deine Jünger gebeten, ihn wegzuſchaffen, ſie konnten es aber nicht. Da gab er ihnen zur Antwort und ſprach: O du ungläubiges Geſchlecht! wie lange ſoll ich bey euch ſeyn? wie lange noch Geduld mit euch haben? bringet ihn her zu mir! Sie brachten ihn zu ihm. Und alsbald, da ihn der Geiſt ſah, riß er ihn und fiel auf die Erde und wälzte ſich und ſchäumte. Und Jeſus fragte ſeinen Vater: wie lange iſt es, daß ihm dieſes widerfahren iſt? Er ſprach: von Kindheit auf. Und oft hat er ihn ins Feuer und Waſſer geworfen, daß er ihn umbrächte. Wenn du es vermagſt, ſo erbarme dich unſer und hilf uns. Jeſus aber ſprach zu ihm: wenn du könnteſt glauben; alle Dinge ſind möglich dem, der da glaubet. Und alsbald ſchrie des Kindes Vater mit Thränen und ſprach: ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Schwachglauben! Da nun Jeſus ſah, daß das Volk zulief, bedrohete er den unſaubern Geiſt und ſprach zu ihm: Du ſprachloſer und tauber Geiſt, ich gebiete dir, daß du von ihm ausfahreſt und kehreſt hinfort nicht mehr in ihn zurück!

Hierauf ſchrie er, verzerrte ſich ſchrecklich und fuhr aus. Der Knabe aber war wie todt, daß auch Viele ſagten, er iſt todt. Jeſus aber ergriff ihn bey der Hand und richtete ihn auf, und er ſtand auf. Und da Jeſus nach Hauſe kam, fragten ihn ſeine Jünger allein: warum konnten denn wir ihn nicht austreiben? Er antwortete ihnen: dieſe Art kann durch nichts ausfahren als durch Beten und Faſten.“ —

S. Marci C. V, 1—17. Matth. C. VIII, 28—34.
Luc. C. VIII, 26.

„Sie kamen nun jenſeits des Meeres in die Gegend der Gergeſener. Da er aus dem Schiffe ſtieg, kam ihm gleich ein Mann mit einem unreinen Geiſte aus den Grabhöhlen entgegen, welcher in den Grabhöhlen ſeine Wohnung hatte. Nicht einmal mit Ketten konnte man ihn bändigen. Obgleich er ſchon oft mit Fußeiſen gebunden worden, ſo hatte er doch die Ketten zerriſſen und die Fußeiſen zerrieben, und Keiner vermochte ihn zu bändigen. Immerfort Tag und Nacht war er in den Grabhöhlen und auf den Bergen, ſchrie und ſchlug ſich ſelbſt mit Steinen. Als er aber Jeſum von ferne ſah, lief er zu, betete ihn an und rief mit lauter Stimme: Jeſus, du Sohn Gottes, des Allerhöchſten! was haben wir mit dir zu ſchaffen? Biſt du hergekommen, uns zu quälen, ehe denn es Zeit iſt? (denn er hatte zu ihm geſprochen: geh' von dem Manne, du unſauberer Geiſt!) Er fragte ihn: wie heißt du? Er antwortete ihm: „ich heiße Legion, denn unſerer ſind Viele.“ Dabey bat er ihn ſehr, ihn nicht aus der Gegend zu vertreiben. Es weidete da am Berge eine große Menge Schweine. Und die unſaubern Geiſter baten ihn und ſprachen: Schicke uns in die Schweine, damit wir in dieſelben hineinfahren! Jeſus erlaubte es ihnen gleich. Da gingen die unreinen Geiſter aus und in die Schweine hinein, und mit Ungeſtum ſturzte die Heerde, die ſich auf zweytauſend belief, von der Anhöhe in das Meer und erſoffen im Meer. Und die Schweinhirten entflohen und verkündigten das in der Stadt und auf dem Lande; und ſie gingen hinaus und ſahen, was ſich ereignet hatte. Und ſie kamen zu Jeſus und ſahen den, der von den unſaubern Geiſtern beſeſſen war, daß er ſaß und war bekleidet und vernunftig, und ſie furchteten ſich. Und die, die es mit angeſehen hatten, erzahlten ihnen, wie es mit dem Beſeſſenen ergangen und von den Schweinen. Und ſie fingen an und baten ihn, daß er aus ihrer Gegend zöge. Und da er in das Schiff trat, bat ihn der Beſeſſene, er möchte ihn bey ſich laſſen. Aber Jeſus ließ es nicht zu und ſprach zu ihm: Gehe hin in dein Haus und zu den Deinen, und verkundige ihnen, wie große Wohlthat dir der Herr gethan und ſich deiner erbarmet hat. Und er ging hin und fing an, in den zehen Städten auszurufen, wie große Wohlthat ihm Jeſus erzeigt, und Jedermann verwunderte ſich.“ —

Joſephus, ein naher Zeitgenoſſe von den Apoſteln, und der mit ihnen in einer Sprache ſchrieb, überlieferte uns auch Mehreres von den Dämoniſchen. Er ſtellt die Dämonen als in die Dämoniſchen hineingehend vor und ſagt, daß die Wurzel Baaras ſie austreibe.

Er erzählt (**Flav. Josephus Antiquit. Lib. 8. Cap. 2. 5.**): „Ich habe ſelbſt einen von meinen Landsleuten geſehen, mit Namen Eleazar, der vor Veſpaſian, ſeinen Söhnen, Hauptleuten und ubrigen Soldaten von Dämonen beſeſſene Leute aus deren Macht befreyte. Die Befreyung geſchah auf folgende Art: Er hielt dem Beſeſſenen einen Ring vor die Naſe, in deſſen Käſtlein eine von den Wurzeln eingeſchloſſen war, die Salomo bekannt gemacht hatte (vorher erzählte Joſephus, daß beſonders Salomo Formeln und

Vorſchriften, derley ubernaturliche Erſcheinungen zu heben, hinterlaſſen habe), und zog, wann er daran roch, den böſen Geiſt durch die Naslöcher heraus; alsdann fiel der Menſch zu Boden, und jener beſchwor den Geiſt, daß er nicht wiederkommen ſolle, gedachte dabey Salomonis und ſagte die von ihm aufgeſetzten Beſchwörungen (Formeln, die noch bis auf den heutigen Tag auch unter unſerem Volke zu gleichem Zwecke gebraucht werden) her. Ferner wollte Eleazar den Umſtehenden ſeine Kunſt bewähren und klärlich beweiſen, daß ſie Kraft habe, ſetzte deßwegen ein Trinkgeſchirr oder Fußbecken voll Waſſer hin und gebot dem Dämon, er ſolle von dem Menſchen ausfahren und zum Kennzeichen, daß ſolches geſchehen, das Gefaß mit dem Waſſer umſtoßen.“ — Dieſer Eleazar mag aber vielleicht auch, wie viele ſeines Gleichen zu ſeiner Zeit, nur momentane Hulfe durch ſeine Beſchwörungskunſt geleiſtet haben. Wenn auch die Heilung der Dämoniſchen durch ſolche Beſchwörer erfolgte, die neben ihren Beſchwörungsformeln und Wurzeln auch Raucherungen und andere naturliche Mittel anwandten, ſo war es nur oft ein Werk von kurzer Dauer, der Damon zeigte ſich bald wieder. Bey den Austreibungen Jeſus war es nur ſein Wort, ſein Befehl, der mehr bewirkte ohne Gebkauch naturlicher Mittel, und dadurch war auch das Erſtaunen der Umſtehenden bey den durch ihn bewerkſtelligten Austreibungen ſo groß. Das Austreiben ſelbſt, wie das Beſeſſenſeyn, war ihnen nichts Neues. Die Erſcheinung des Beſeſſenſeyns und das Austreiben dauerte auch nach Jeſus bis auf die heutige Stunde fort, aber letzteres allerdings nicht mit gleichem Erfolge, und es war in der erſten chriſtlichen Kirche der Exorcismus beſonders ſehr häufig. Mit keinem Gegenſtande ſind die Schriften der chriſtlichen Vater ſo bekannt, als mit dieſem, keiner Sache ruhmen ſie ſich mehr, als der Macht des geringſten Chriſten, die Dämonen aus dem Leibe der Chriſten zu bannen. In der Kirchengeſchichte kommen weit mehr Nachrichten von Beſitzungen vor, als in andern Annalen; in vielen andern kirchlichen Schriftſtellern finden wir ſie, nicht als eine ſeltene ungewohnte Sache, ſondern als einen bekannten und gewöhnlichen Vorfall.

Juſtin, der Kirchenvater, (Apol. II.) ſpricht von „Menſchen, welche von den Seelen Verſtorbener in Beſitz genommen und zu Boden geworfen werden, welche Jedermann von Dämonen beſeſſen nenne.“ Wir ſehen dieſen Glauben auch durch viele Beobachtungen und Beyſpiele in den verſchiedenen Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag bewährt. Exorciſtiſche Schriften des vorigen Jahrhunderts geben die Zeichen, durch die Beſeſſenſeyn von einer Krankheit zu unterſcheiden iſt, ſehr richtig an, wenn ſie z. E. ſagen: „Der Exorciſt ſoll nicht leicht glauben, es ſey Einer von einem Dämon beſeſſen, er habe denn vorher die beſtimmten Kennzeichen, die einen Beſeſſenen von einem an ſchwarzer Galle oder anderer Krankheit Leidenden unterſcheiden. Die ſicherſten Kennzeichen ſind dieſe: wenn der Menſch in einer ihm vorher unbekannt geweſenen Sprache ſpricht, ihm Verborgenes, oder was von ihm entfernt geſchieht, offenbar wird, wenn er bey frommen Reden zuſammenſchreckt, in Unruhe oder gar in Wuth verfällt, wenn er Gottes Wort verwünſcht oder verabſcheut, beym Hören deſſelben Schmerzen empfindet und Theile ſeines Leibes ſich dabey ungewöhnlich aufblähen, wenn er nicht in die Kirche gehen will und, wenn er hineingezwungen wird, es ihn ſogleich wieder hinaustreibt, wenn er beym Anblick des Bildes des Gekreuzigten in Wuth geräth, oder es nicht anſehen kann, es anſpuckt, wenn er fromme Redensarten, z. E. „Gott erbarme dich meiner“, „am Anfang war das Wort“ u. dgl., nicht nachſprechen kann, oder wenn er ſie auch nachſpricht, dieſelben zu verſtümmeln oder zu verdrehen ſich beſtrebt, gegen ſie einen wahren Ekel zeigt, wenn er, wenn man das Leiden Jeſu, die Evangelien u. dgl. über ihn lieſt, unerträgliche Beängſtigung fühlt, oder man Schweißtropfen auf ihm ſtehen ſieht, er brüllt, ſich niederwirſt u. ſ. w., wenn er Kräfte zeigt, die über ſeine ſonſtige Natur ſind, wenn kein natürliches Mittel, keine gewöhnliche Arzney bey ihm anſchlägt *).

Sauvages ſagt: „Mehrere Kennzeichen eines wahren Beſeſſenſeyns, durch die daſſelbe von einem ſolchen zu erkennen iſt, hat uns Hoffmann überliefert. Erſtens: nicht allein erſchrecklicher Ton der Stimme, bewunderungswürdige und ungewohnte Bewegungen des Körpers, ſondern zweytens auch wunderbare Convulſionen, die ſich plötzlich und ohne vorangegangene Krankheit einſtellen; drittens: Gottesläſterungen, Verdrehung des göttlichen Wortes, obſcöne Reden; viertens: Wiſſen verborgener Dinge und beſonders zukünftiger; fünftens: Wiſſen fremder Sprachen; ſechstens: Erbrechen von ſonderbaren Dingen, wie z. E. Haare, Kieſelſteine u. ſ. w., die mit ungeheurer Auftreibung des Bauches aus dem Munde geworfen werden.“ —

Ich führe dieſe Stellen beſonders auch deßwegen an, um zu zeigen, daß man zu dieſer Zeit das Beſeſſenſeyn wohl von anderer natürlicher Krankheit zu unterſcheiden wußte. und es durch geiſtliche Mittel, nicht durch leibliche, heilte.

Dieſes Beſeſſenſeyn, wie es auch jetzt noch, mehr als man denkt, vorkommt, iſt auch von einer durch natürliche körperliche Urſachen entſtandenen Epilepſie und Manie gar wohl zu unterſcheiden, und iſt durchaus etwas ganz Anderes, als dieſe.

Bey Beſeſſenen ſehen wir allerdings auch, wie bey Epileptiſchen, convulſiviſche Bewegungen des Körpers, Niederfallen, Schlegeln u. ſ. w. Bey der Epilepſie bemächtigt ſich aber nicht ein ganz fremder, in all ſeinem Sprechen und Thun durchaus anderer teufliſcher Geiſt, des Individuums, nimmt den Sitz ſeiner Seele ein und beſorgt ihre verſchiedenen Verrichtungen ganz im Sinne der Hölle, bis dieſer Dämon gleichſam von dem Schutzgeiſte des Individuums niedergedrückt, eine Zeit lang wieder gebunden wird, jedoch

---

*) S. Manuale selectiss. benedict. per C. Fritz. MDCCXXXVII. u. Thesaurus a Gelasio di Cilia. 1756.

immer bald wieder über ihn obſiegt und durch keine leibliche Arzney (man gab ſolchen Perſonen die halbe materia medica ſchon oft umſonſt ein), ſondern einzig durch das geiſtige Wort und vor Allem durch den Namen Jeſu ganz und für immer aus dem Geplagten weicht. Das iſt keine Epilepſie und das iſt auch kein Wahnſinn!! Einen Wahnſinnigen kann man Jahre lang im Namen Jeſu beſchwören, und ſo auch einen Epileptiſchen, ſie geneſen dadurch gerade nicht. Es gibt aber allerdings ſehr viele Beſeſſene, in denen der Dämon, ſich liſtig verſteckend, ſich, wenigſtens oft nicht gleich anfänglich, durch Rede kund gibt, und die dann leichter mit wirklichen Epileptiſchen verwechſelt werden, und es ſcheinen das die Beſeſſenen zu ſeyn, von denen es im neuen Teſtamente heißt: ſie ſeyen von einem ſtummen Geiſte beſeſſen. Nicht daß in ſolchen Fällen der Beſeſſene ſtumm war, ſondern der Geiſt, der Dämon, nicht aus ihnen ſprach. So ſagte auch Jeſus: „Du ſprachloſer und tauber Geiſt!“ nicht, du ſprachloſer und tauber Beſeſſener! Durch magiſche Einwirkung, hauptſächlich aber durch das Wort und die Beſprechung im Namen Jeſu, kann aber auch bey dieſen der Dämon zum Sprechen genöthigt werden, er ſpricht dann aus ihnen als der ſie Beſitzende mit teufliſcher Rede, und ſo erkennt man denn auch die Beſeſſenen von dieſer Form nicht als gewöhnliche Epileptiſche, ſondern als Beſeſſene *).

Eben ſo wenig ſind aber auch die Beſeſſenen Wahnſinnige. Es geſchah ſchon von der Unwiſſenheit oder dem Unverſtande, daß Magnetiſche auch geradezu Wahnſinnige genannt wurden, und nur mit gleichem Unrechte könnten allerdings auch Beſeſſene in dieſe Cathegorie gezählt werden; denn wie bey den gewöhnlichen Magnetiſchen ein Zuſtand der Begeiſterung (Beſitzung) von einem guten Geiſte, ein dämoniſch-magnetiſcher Zuſtand (wenn man das Wort dämoniſch im

---

*) Man ſehe auch hier unten die Geſchichte zweyer Beſeſſener vom Jahre 1814.

guten Sinne als Schutzgeiſt gebraucht) Statt findet, ſo findet bey den Beſeſſenen ein Zuſtand der Begeiſterung (Beſitzung) von einem böſen Geiſte, ein kakodämoniſch-magnetiſcher Zuſtand Statt, aber ſo wenig Magnetiſche mit Wahnſinnigen zu verwechſeln ſind, ſo wenig ſind es die Beſeſſenen. Was nun hauptſächlich auch die Beſeſſenen im neuen Teſtamente anbelangt, die der Verſtand der Gelehrten auch ſchon längſt für Wahnſinnige, wie den Glauben an die Wunder für Wahnſinn, erklärte, ſo kann ich hier keinen beſſern Gewährsmann als v. Meyer reden laſſen. Dieſer ſpricht hierüber in ſeinen „Bibeldeutungen“ alſo: „So gewiß im Ausdruck Beſeſſenſeyn zugleich der Begriff des Wahnſinns liegt, ſo wenig können die Beſeſſenen der Schrift bloße Wahnſinnige ſeyn, ſo lange wir der Bibel als Gottes Wort glauben. Man ſehe Marc. Cap. **III**. V. 11. „Und wenn ihn die unſaubern Geiſter ſahen, fielen ſie nieder, ſchrieen und ſprachen: „Du biſt Gottes Sohn.“ Was wußte ein bloßer Verrückter von Gottes Sohn? während ſonſt Niemand davon wußte? Oder wie kann die Schrift das Urtheil von Wahnwitzigen zur Verherrlichung Jeſu aufzeichnen? Ja, es heißt im 12ten Vers: „Jeſus bedräuete ſie hart, daß ſie ihn nicht offenbar machten.“ Wo bleibt hier die Ehrfurcht vor dem Verſtande Jeſu, wenn es bloße Unſinnige waren? —

Marc. **I**, 34 heißt es: „Er trieb viele Teufel aus, und ließ die Teufel nicht reden, denn ſie kenneten ihn.“ Doch nicht wohl, wie ein Wahnſinniger einen kennen kann? Was ſollte das heißen? — Oder was ſollte es heißen, vom Wahnſinn genommen, wenn Matth. **VIII**, 29 erzählt wird, die beyden grimmigen Beſeſſenen im Gergeſener Gebiet, welche aus den Todtengräbern kamen, und deren Dämonen (nicht ſie ſelbſt) nachher in die Schweine fuhren, hätten geſchrieen: „Jeſu, du Sohn Gottes (alſo das heißt, ſie kannten ihn, vgl. Marc. **I**, 24), Jeſu, du Sohn Gottes, was haben wir mit dir zu thun? Biſt du herkommen, uns zu quälen, ehe denn es Zeit iſt?“ Freylich möchte dieſe letzte Rede eine irre Rede ſcheinen, weil der Neologen keiner ſie erklären kann *). Es fällt alſo hier die Frage vor, auf welcher Seite das Irrereden iſt. Sagen wir aber (denn dieß iſt der neueſte Schlupfwinkel der Zeit), die Evangeliſten hätten als Juden ſolche Verrückte und Epileptiſche wirklich für beſeſſen gehalten, daraus aber folge noch nichts für die Sache ſelbſt, ſo wenig wie bey den Wundern, welche die Evangeliſten als Juden auch geglaubt, und als Wunder erzählt hätten; ſo ſehen wir nicht nur Matth. C. 17, daß wo der Vater als Jude ſeinen Sohn blos mondſüchtig nennt, Jeſus und der Evangeliſt als ſolcher ihn für beſeſſen erklärt **), ſondern die Bibel iſt nun, wie geſagt, nicht mehr Gottes-, ſondern Menſchenwort, und zwar das Wort von Menſchen, die mit den thörigſten Vorurtheilen beſeſſen waren. Wir haben demnach nichts Angelegentlicheres zu thun, als das Evangelium aus den Kirchen und Schulen zu verbannen, und dafür rein-vernünftige Fibeln und Lehrbücher für Erwachſene einzuführen, weil die Evangeliſten unter aller Kritik abergläubiſche Juden waren, die Jeſum und ſeine Religion gar nicht verſtanden; dagegen wir einen reinen Jeſum aufſtellen können. Ich fühle mich hier verſucht, ein wenig über Beſeſſenheit zu ſcherzen; aber mir fällt Pauli Wort allzuſchwer aufs Herz im Briefe an die Galater C. 1, 8. „So Jemand euch Evangelium predigt anders, denn das ihr empfangen habt, der ſey verflucht."

---

*) Anmerkung. Unter der Rede: „Biſt du gekommen, uns zu quälen, ehe dann es Zeit iſt?" verſtund der Dämon nichts Anderes, als: „die Zeit, wo unſer Herr (der Teufel) uns nicht mehr erlauben wird, in dieſem Menſchen, dem für uns noch erträglicheren Orte, zu bleiben, iſt noch nicht gekommen; nachher müſſen wir in die Qual, in die du uns jetzt ſchon ſenden willſt. Laß uns nur noch, bis jene Zeit kommt."

**) Der Vater ſagte zu Jeſus: „Herr, erbarme dich über meinen Sohn, denn er iſt mondſüchtig und hat ein ſchweres Leiden; er fällt oft ins Feuer und oft ins Waſſer." Dann heißt es: „und Jeſus bedräuete ihn und der Dämon fuhr aus von ihm, und der Knabe war geſund zu derſelbigen Stund."

An ſich laſſen ſich zwey Arten von Wahnſinn gedenken: einer, der ſeinen Grund in bloſer Störung oder Zerrüttung der Denkwerkzeuge hat, und abermals entweder eine Folge innerlicher Krankheit oder einer gewaltſamen Erſchütterung von außen, eines Falls, Schlags und Stoßes, oder einer heftig aufgeregten Leidenſchaft ſeyn kann. Dieſen heilt, ſo Gott will und die Werkzeuge noch ganz ſind, der Arzt. Es iſt aber, wenn wir böſe Geiſter und ihren Einfluß auf den Menſchen, den die Schrift lehrt, annehmen, auch ein Wahnſinn und eine Raſerey und eine Fallſucht möglich, die unmittelbar von der Inwohnung eines böſen Weſens herrührt, welches die Denkkräfte lähmt, verwirrt, auf allerhand ſchreckliche Art mißbraucht, und dann zuweilen ganz wunderwürdige Reden oder Handlungen hervorbringt. — Die ungeheure Stärke der Wüthenden, der ſcharfe Witz, den Blödſinnige ausſprechen, brauchen zwar ſo wenig, wie die ſonderbaren Liebhabereyen des Wahnwitzes, jedesmal dem Spiel eines Dämons anzugehören, da der Menſch in ſich ſelbſt verborgene Kräfte genug hat, deren zufällige Entwickelung, da ſie ins Gebiet des Wunderbaren hinüberreichen, uns in ein gerechtes Erſtaunen ſetzen kann. Ich will hiezu ſogar die entſchiedene Wahrſagergabe rechnen, die man an gewiſſen Wahnſinnigen beobachtet hat; denn ſie ließe ſich aus einer Entwickelung des Ahnungvermögens bey geſchwächten Vernunftkräften erklären. Wie aber überhaupt das Ahnungsvermögen den Menſchen in Verbindung mit der Geiſterwelt ſetzt, und ſobald dieſe Thür geöffnet iſt, ſich nicht mehr berechnen läßt, wie viel oder wenig Einfluß letztere auf ihn habe; ſo kann ich, wenn ich ruhig dir Möglichkeiten abwäge, mir auch denken, daß bey einem oder dem andern jener Nervenkranken, Irren und Raſenden der wahre Treiber oder Agent ein unſichtbarer Inwohner aus der finſtern Welt ſey. Denn es iſt blos ein körperliches Geſetz, daß ein Ding dem andern den Raum verſperrt, oder, wie die Phyſiker ſprechen, daß die Körper undurchdringlich ſind; im Geiſterreich herrſcht eine andere Ordnung, wovon der Anfang ſchon an der wunderreichen Lichtmaterie wahrzunehmen iſt. Geiſt kann in Geiſt wohnen, und mehrere Geiſter in einem Körper zugleich. Daher wir in der Schrift ſogar von mehrfachen Teufelsbeſitzungen leſen. Richtet nun ein ſolcher böſer Dämon zugleich eine leibliche Krankheit an, was er ſelten unterlaſſen und was die natürliche Folge ſeiner Wirkung auf die Seele ſeyn wird; oder war umgekehrt die leibliche Krankheit zuerſt da, und zog eine Verfinſterung und Verwirrung der Gemüthskräfte nach ſich, dieſe aber zog durch die Imagination das finſtere Reich an, welches in der Verwirrung ſein Element hat, ſo wäre es ſogar möglich, daß eine zweckmäßige gemeine Arzney, auf die körperliche Erſcheinung gerichtet, durch Gottes beſondern Willen auch den Grund oder die Folgen höbe; der Einwohner könnte ausziehen müſſen, vielleicht auch wollen. Es wäre möglich, aber es wird ſelten geſchehen. —

Es ſcheint mir nicht undenkbar, daß, wenn ein gottgeſandter Prophet und Wunderthäter, oder ein rechter Magus, in eins von unſern Irrhäuſern träte, er unter einer Anzahl unheilbarer Verrückter auch einzelne wirkliche Beſeſſene entdecken und heilen könnte, ſey es mit bloßer Beſchwörung im Namen Jeſu oder mit Beyhülfe phyſiſcher Mittel. (Das Gleiche iſt auch auf Epileptiſche anzuwenden.)

Daß nach Jeſu Tod und Auffahrt noch Beſitzungen Statt haben konnten, liegt in ſeiner eigenen Verheißung Marc. 16. 17. wo unter den Zeichen, die den Glaubenden folgen ſollen, zu allererſt ſteht: „In meinem Namen werden ſie Teufel austreiben.“ Und Apoſtelg. 8. 7. findet ſich die Beſtätigung in den Worten: „Die unſaubern Geiſter fuhren aus vielen Beſeſſenen mit großem Geſchrey.“ Ob alſo dieſe hölliſche Seuche noch bis auf dieſe Stunde hier und da vorhanden iſt, müſſen Erfahrenere entſcheiden. Die Zukunft wird auch über dieſes Dunkel das gewünſchte Licht verbreiten.

Daß dieſes Beſeſſenſeyn noch in den ſpätern Jahrhunderten nach Chriſtus, ja wohl noch bis auf den heutigen

Tag (wenigſtens ein ihm ſehr verwandter Zuſtand) vorkommt, davon mögen den geneigten Leſer die hier aufgeführten Erfahrungen überzeugen.

Auffallend mag es auch dem Bibelgläubigen ſeyn, daß in mehreren dieſer neuen Erfahrungen von Beſeſſenſeyn der Dämon des Beſeſſenen ſich nicht für einen wirklichen Teufel, ſondern für den Geiſt eines unſelig verſtorbenen Menſchen, der von dieſem fremden Leibe Beſitz genommen, ausgibt; auffallend wird es ihm ſeyn, weil die Dämonen der Beſeſſenen im neuen Teſtamente, wenigſtens in Luthers Ueberſetzung, immer Teufel genannt werden. Um ſo merkwürdiger iſt aber, daß ſchon frühere Schriftſteller über Beſeſſene, z. E. der Engländer Hugo Farmer *), die wohl keine eigenen Erfahrungen von Beſeſſenen gemacht haben, auch ſonſt ganz im Sinne des Rationalismus über ſie urtheilen, blos in Folge ihrer literariſchen Kenntniſſe, die Behauptung aufſtellten, auch der Heiland und die Jünger hätten unter den Dämonen der Beſeſſenen nicht Teufel — ſondern Geiſter böſer verſtorbener Menſchen, verſtanden.

Ihre Gründe ſind folgende: Die Geiſter, die von den menſchlichen Leibern ſollen Beſitz genommen haben, werden im neuen Teſtamente nicht Teufel (*διάβολοι*), ſondern Dämonen genannt (*δαίμονες*), und das Wort Dämonen wird nie in der mehreren Zahl böſen Geiſtern (Teufeln) beygelegt, wie Alle zugeben, was auch immerhin ſein Gebrauch in der einfachen Zahl ſeyn mag. Joſephus, ein naher Zeitgenoſſe von den Apoſteln, ſagt ausdrücklich, daß die Dämonen Geiſter böſer Menſchen wären, die von den Lebendigen Beſitz nehmen. Es iſt auch anzunehmen, daß die Schriftſteller des neuen Teſtamentes durch Dämonen (wenn ſie bey Beſitzungen vorkommen) ſolche menſchliche Geiſter verſtanden, von denen man glaubte, daß ſie nach dem Tode Dämonen würden. Juſtinus Martyr, der auch um die

---

*) Siehe Hugo Farmers Verſuch über die Dämoniſchen des neuen Teſtamentes.

Zeit der Apoſtel lebte, ſagte, ohne Furcht Chriſto und ſeinen Apoſteln zu widerſprechen, ausdrücklich: daß die von den Seelen der Verſtorbenen angegriffenen und niedergeworfenen Perſonen von Jedermann Dämoniſche und Unſinnige genannt würden, und er beweiſt eben aus dieſem Zuſtand der Beſeſſenen (daß er nämlich denſelben der Beſitzung von verſtorbenen Seelen zuſchreibt), daß die Seele nach dem Tode übrig bleibe.

Philoſtratus erzählt (wie ſchon oben angeführt) in ſeinem Leben des Apollonius Tyanus, der ein Zeitgenoſſe von Chriſto war, daß ein Dämon, der einen jungen Mann beſeſſen hatte, ſelbſt bekannt habe, daß er ein Geiſt von einer in der Schlacht umgekommenen Perſon ſey, und beſonders verſtand man unter Dämonen auch Geiſter ſolcher böſer Menſchen, die einen gewaltſamen Tod erlitten hatten. —

Aus genauer Unterſuchung aller Stellen im neuen Teſtamente, in welchen Dämonen vorkommen, können wir ſicher ſchließen, daß in denſelben nie der Teufel und ſeine Engel verſtanden werden, am wenigſten in den Schriften Pauli. Im Gegentheil ſind alle Beweiſe da, daß er und die andern Apoſtel darunter Geiſter verſtorbener Menſchen verſtehen, und ſie gebrauchen dieſes Wort bald in einem guten, bald in einem böſen Sinne, gerade wie es die Alten machten, und auf die auffallendſte Weiſe ſtimmen auch mehrere der Geſchichten der neueſten Beſeſſenen damit überein, die gewiß, wären ihre Geiſter nur eine fixe Idee, ſie auch nach der allgemeinen Meinung für Teufel, aber nicht, ganz gegen ihren und den herrſchenden Glauben, für Geiſter verſtorbener böſer Menſchen ausgegeben hätten: denn Hugo Farmers Meinung von dieſer Sache iſt ihnen wohl ſo unbekannt geblieben, als die von Joſephus, Juſtinus Martyr, Philoſtratus und Anderen.

Ich ſage auch einmal zu einer der Beſeſſenen in ihrem gewöhnlichen Zuſtande: die Dämonen in den Beſeſſenen der Bibel hätten ſich für keine Seelen verſtorbener Menſchen ausgegeben, das aber thue, wie man ihr ſchon geſagt haben werde, der in ihr ſeyn ſollende Dämon, worauf ſie entgegnete: „Das ſeye ihr auch wunderbar; denn in der Bibel habe ſie nie etwas davon geleſen, aber es müſſe doch ſo ſeyn, weil es der Dämon in ihr ſchon ſo oft verſichert habe, auch ſeine Ausſagen von ſeinem früheren Leben, das ihr nicht ſo bekannt geweſen, als wahr erfunden wurden. Und dieſer leztere Umſtand muß allerdings auch hier beſonders in die Wagſchale gelegt werden.

Ueber dieſe beſondere Erſcheinung, daß bey mehreren der hier aufgeführten Beſeſſenen die Beſitzenden nicht Teufel, ſondern verſtorbene böſe Menſchen waren, ſprach ſich ein bewährter Freund und Kenner der heiligen Schrift gegen mich auch folgendermaßen aus:

„Sollte nicht Schwedenborg hier Recht bekommen, nach deſſen Lehrſatz alle Engel und alle Teufel verſtorbene Menſchen ſind? Wenn dieſer Lehre auch nicht ſo ſchlagende Beweiſe aus der heiligen Schrift und der Erfahrung entgegenſtänden, die ſie als einen Irrthum des wirklichen, aber auch mitunter getäuſchten Geiſterſehers bezeichnen, ſo folgt doch aus jenen neuen Begebenheiten nicht das mindeſte dafür. Bey der vor einigen Jahren zu M. vorgefallenen (in dieſen Blättern auch gegebenen) und andern neuen Geſchichten (wie auch in mehreren der hier angeführten) waren wirkliche Dämonen, keine Menſchenſeelen, die Peiniger der Beſeſſenen.

Im Allgemeinen läßt ſich zweyerley als möglich denken Die Teufel ſind Lügner, ſie ſind ungerne gekannt und unterdrücken ihren wahren Namen, daher jener im Evangelium, auf die Frage wie er heiße, ſich Legion nennt, weil ihrer Viele ſeyen, ohne auch nur einen Namen anzugeben. Es iſt alſo möglich, daß ſie ſich, um unerkannt zu bleiben und der Menſchen zu ſpotten, für Verſtorbene ausgeben. Es iſt aber eben ſo möglich, daß es wirkliche abgeſtorbene Seelen ſind, und in den Fällen des Mädchens von O. und der dämoniſchen Frau U. ſcheint dieſe Annahme den Vorzug zu verdienen, oder verdient ſie wirklich aus Gründen, die hier nicht weiter ausgeführt werden ſollen. Ein ſolcher Zuſtand, wo eine Seele in einem fremden Leibe wohnt, und die wahre Inwohnerin beherrſcht, kann im Guten wie im Böſen, und ſogar noch bei Leibesleben des Gaſtes, wie viel mehr nach deſſen leiblichem Tode Statt haben, und iſt längſt unter dem Namen Ibbur bekannt. Man ſehe darüber Kerners Geſchichte zweier Somnambulen nebſt andern Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der magiſchen Heilkunde, und v. Meyers Blätter für höhere Wahrheit 9. Samml. S. 272.

Deutlich redet die heilige Schrift davon allerdings nicht, und das vornehmlich deswegen, weil ſie ihre weiſen Urſachen hat, den Zuſtand der Verſtorbenen überhaupt zu verſchleiern, beſonders die, daß Niemand ſeine Buße auf das Leben nach dem Tode verſchieben möge. Sie macht gleichwohl manche wichtige Andeutung davon, mit welcher die Erfahrungen neuerer Zeit übereinſtimmen, und es ſcheint, daß in unſern Tagen auch jene Wahrheit von der Influenz der Abgeſchiedenen auf die Lebenden und von ihren Beſitzungen offenbar werden ſoll. Der Zweck dieſer nähern Entdeckung möchte mannigfach ſeyn und iſt in allem Betracht zu unſerm Heil gemeint. Auch können wir nicht wiſſen, ob nicht unter dem allgemeinen Namen der Dämoniſchen im neuen Teſtamente (will man auch nicht mit Farmer annehmen, daß unter dem Wort Dämon in der Bibel nie ein Teufel, ſondern immer die abgeſchiedene Seele eines böſen Menſchen verſtanden werde) wirklich ſolche begriffen ſind, die nicht von Teufeln, ſondern von andern Menſchenſeelen beſeſſen waren: denn da dieſes der wenigere Theil ſeyn mochte, ſo gingen ſie mit unter der Benennung der vorherrſchenden Gattung hin.“

Die oben erwähnte, hieher gehörende Stelle aus v. Meyers Blätter für höhere Wahrheit iſt folgende:

„Die Rabbinen, beſonders die kabaliſtiſchen behaupten, daß die Seele eines Verſtorbenen auf einen Lebendigen geheimen Einfluß haben, ihn inſpiriren, ja bewohnen und beſitzen könne, ohne für immer an ihn gebunden zu ſeyn, und ohne Aufhebung der beyderſeitigen Perſönlichkeit, obgleich dieſe ſich im Denken, Wollen und Handeln zuſammen vermiſche; ſie glauben ſogar, daß mehrere ſolcher Seelen zugleich in einem Menſchen wohnen könnten, gleich wie viele Dämonen in einem Beſeſſenen.

Sie nennen dieſen Zuſtand der Seeleninwohnung Ibbur, gleichſam Schwangerſchaft.

Wir wollen die Möglichkeit hievon nicht läugnen. Es kann eine Art von Ibbur ſogar zwiſchen zwey lebenden Perſonen vorgehen.

Ein Beiſpiel hievon liefert in Kerners Geſchichte zweier Somnambulen die erſte und merkwürdigſte derſelben. — Sie war öfters in andern Menſchen, in ihrem Arzt, in ihrer Mutter; ſie durchbrach alsdann die Wolke (den dunkeln Stoff) ihres und des andern Leibes. Einſt ſagte ſie zum Arzte: „Ich bin nun ganz in dir, daß wenn du jetzt ſchnell zur Thür hinaus gingeſt, ſo würde es mich mein Leben koſten; denn wie ich nur allmählig in dich gehen konnte, ſo kann ich nur allmählig aus dir heraus, und ich würde durch dein Hinweggehen allzuſchnell von deinem Körper getrennt: denn ich bin mehr von meinem Körper getrennt als mit ihm verbunden.“ Sie erklärte auch, wie es damit zugehe: „Es zieht ſich das Leben und alles Geiſtige nur allmählig aus dem Kopfe nach der Herzgrube, und von dieſer, wenn ich in andere Perſonen übergehe, nur allmählig hinaus; doch bleibt immer hier noch eine Verbindung, ſonſt könnte ich nicht wiederkehren.“ Das Außerſichſeyn eines Menſchen, d. i. ſeiner Seele mit ihrem Geiſte, außer dem Körper iſt längſt bekannt, aber hier zeigt ſich auch die Erſcheinung ihres Seyns in einem Andern, und das iſt Ibbur, und mahnt auch an das Eingehen der Geiſter Verſtorbener in die Leiber noch Lebender, oder an das Beſeſſenwerden.

Magnetiſche ſind in einem Zuſtande, der ſich dem Verſtorbener nähert, ſie ſind halbe Geiſter, halbe Geſpenſter, und was hier von einem Magnetiſchen halb geſchah, kann von einem Verſtorbenen ganz und vollkommen geſchehen.

Ein philoſophiſches Raiſonnement über dieſe Erſcheinung und zugleich über die nachſtehenden Thatſachen iſt in den von Eſchenmeyer am Ende dieſer Blätter mitgetheilten Reflexionen über Beſeſſenſeyn und Zauber enthalten, worauf ich den Leſer verweiſe.

Zuerſt folgen hier nun die treu und einfach erzählten Thatſachen, von denen die erſte Thatſache, die der Geſchichte des Mädchens von Orlach, weniger als die ihr nachfolgenden, zu den Beſitzungen in älterer Bedeutung zu zählen iſt.

Geschichte des Mädchens von Orlach.

Nachſtehende Geſchichte gehört in das Gebiet kakodämoniſch-magnetiſcher Erſcheinungen und bildet einen Uebergang zu den darauf folgenden, mehr den Beſitzungen im neuen Teſtamente analogen Thatſachen.

In dem kleinen Orte Orlach, Oberamts Hall in Würtemberg, lebt die Familie eines allgemein als ſehr rechtſchaffen anerkannten Bauern (der inzwiſchen zum Schultheißen ſeines Ortes erwählt wurde), Namens Grombach, lutheriſcher Confeſſion. In dieſer Familie herrſcht Gottesfurcht und Rechtſchaffenheit, aber keine Frömmeley. Ihre Lebensweiſe iſt die einfacher Bauersleute und die Arbeit in Stall und Feld ihre einzige Beſchäftigung. Grombach hat vier Kinder, die alle auf's eifrigſte zum Feldbau angehalten ſind. Durch Fleiß zeichnet ſich auch beſonders deſſen zwanzigjährige Tochter, mit Namen Magdalene, aus. Dreſchen, Hanfbrechen, Mähen, iſt oft wochenlang von Tagesanbruch an bis in die ſpäte Nacht ihre Beſchäftigung. Der Schulunterricht ging ihr nur ſchwer ein, ob ſie gleich zu andern Arbeiten gute Sinne hatte, und ſo gab ſie ſich auch ſpäter nicht mit Leſen von Büchern ab. Sie iſt, ohne zu vollblütig zu ſeyn, ſtark, friſch, ein geſundes Kind der Natur, war in ihrem ganzen Leben nie krank, hatte ſelbſt nie die geringſte Kinderkrankheit, nie Gichter, nie Würmer, nie einen Ausſchlag, nie Blutſtockungen, und brachte auch deswegen nie das Geringſte von Arzeneymitteln über den Mund.

Im J. 1831 im Monat Februar geſchah es, als Grombach eine neue Kuh gekauft hatte, daß man dieſes Thier zu wiederholtenmalen an einer andern Stelle im Stalle, als an die es gebunden wurde, angebunden fand. Dieſes fiel Grombach um ſo mehr auf, als er ſich völlig verſichert hatte, daß beſtimmt keines ſeiner Leute dieſes Spiel mit dem Thiere getrieben.

Darauf fing es auf einmal an, allen dreyen Kühen im Stall ihre Schwänze auf's kunſtreichſte zu flechten*), ſo kunſtreich, als hätte es der geſchickteſte Bortenmacher gethan und dann die geflochtenen Schwänze wieder untereinander zu verknüpfen. Machte man die Flechten der Schwänze wieder auseinander, ſo wurden ſie bald wieder von unſichtbarer Hand geflochten und das mit einer ſolchen Geſchwindigkeit, daß wenn man ſie kaum gelöſt hatte und ſogleich wieder in den menſchenleeren Stall zurückgekehrt war, die Schwänze auch bereits wieder allen Kühen auf das kunſtreichſte und pünktlichſte geflochten waren, und dieß täglich vier bis fünfmal. Dieſe Sonderbarkeit dauerte mehrere Wochen lang tagtäglich fort und bey der größten Aufmerkſamkeit und Begierde, einen Thäter zu entdecken, gelang dieß doch nie.

In dieſer Zeit bekam die Tochter Magdalene einmal, als ſie bey dem Viehe melkend ſaß, aus der Luft von unſichtbarer Hand eine ſo derbe Ohrfeige, daß ihr die Haube vom Kopfe an die Wand flog, wo ſie der auf ihren Schrey herbeygeſprungene Vater aufhob.

Oft ließ ſich im Stalle eine Katze mit weißem Kopfe und ſchwarzem Leibe ſehn, von der man nicht wußte woher ſie kam, oder wohin ſie bey ihrem Verſchwinden ging. Von dieſer Katze wurde das Mädchen einmal angefallen und in den Fuß gebiſſen, ſo daß man mehrere Zähne dieſes Thires in ihrem Vorderfuße ſah.**) Nie konnte man dieſes Thieres habhaft werden.

---

*) Dieſes Flechten, beſonders auch der Pferdsmähnen, findet man häufig als Geiſterſpuk. Siehe auch Horsts Zauberbibliothek. In einer andern, ganz von dieſer unabhängigen Geſchichte, kommt es ebenfalls als Geiſterſpuk vor.

**) Daß man die Zähne dieſes Thieres im Fuße des Mädchens ſah, iſt kein Beweis, daß dieſe Biſſe von einer wirklichen Katze

Einmal flog auch aus dem Stall, man wußte nicht woher er gekommen, da alles verſchloſſen war, ein unbekannter ſchwarzer Vogel in Geſtalt einer Dohle oder eines Raben.

Unter ſolchen kleinern und größern Neckereyen im Stalle verfloß das Jahr 1831. Den 8. Februar 1832 aber, als das Mädchen gerade mit ihrem Bruder den Stall reinigte, erblickten ſie im Hintergrunde deſſelben ein helles Feuer.

Es wurde nach Waſſer gerufen und die Flamme, die ſchon zum Dache hinausſchlug, ſo daß ſie auch die Nachbarn bemerkten, bald mit ein paar Kufen Waſſer gelöſcht. Die Hausbewohner wurden nun in großen Schrecken verſetzt, ſie wußten ſich nicht zu erklären, woher die Flamme gekommen und vermutheten nicht anders als es ſey ihnen das Feuer durch böſe Menſchen gelegt worden.

Dieſes Entſtehen einer Flamme und wirkliches Brennen in verſchiedenen Theilen des Hauſes, wiederholte ſich am 9., 10. und 11. Februar, ſo daß endlich auf Anſuchen Grombachs das Schultheißenamt Tag und Nacht Wächter vor und in dem Hauſe ausſtellen ließ, allein dem unerachtet brachen wieder in verſchiedenen Theilen des Hauſes Flammen aus. Wegen ſolcher Gefahr ſahen ſich Grombachs genöthiget, das Haus völlig zu räumen; aber auch dieß fruchtete nichts: denn es brannte dennoch und aller Wachen unerachtet wieder zu verſchiedenenmalen bald da bald dort in dem nun leeren Hauſe. Als die Tochter Magdalene einige Tage nach dem letzten Brande, Morgens halb ſieben Uhr wieder in den Stall kam, hörte ſie in der Ecke der Mauer (Grombachs Haus hat zum Theil eine ſehr alte Mauer zum Fundament) das Winſeln

---

geſchaben. So ſchreibt der von einem unſichtbaren Weſen verfolgte Superintendent Schupart: „es hat mich mit Nadeln geſtochen, gebiſſen, daß man utramque seriem dentium geſehen, die zwey großen Zähne ſtunden da." ꝛc. G. Horſt Zauberbibliothek, Th. 4. S. 252. Auch dort erſcheint das Geſpenſt in Geſtalt einer Dohle.

wie eines Kindes. Sie erzählte es ſogleich ihrem Vater, er ging auch in den Stall, aber hörte nichts.

Um halb acht Uhr deſſelben Tages ſah das Mädchen im Hintergrunde des Stalles an der Mauer die graue Schattengeſtalt einer Frau, die um Kopf und Leib wie einen ſchwarzen Bund gewickelt hatte. Dieſe Erſcheinung winkte dem Mädchen mit der Hand.

Eine Stunde ſpäter, als ſie dem Vieh Futter reichte, erſchien ihr die gleiche Geſtalt wieder und fing zu reden an. Sie ſprach zu ihr hin: „Das Haus hinweg! das Haus hinweg! Iſt es nicht bis zum 5. März kommenden Jahres abgebrochen, geſchieht euch ein Unglück! Vor der Hand aber zieht nur in Gottes Namen wieder ein und das heute noch, es ſoll bis dahin nichts geſchehen. Wäre das Haus abgebrannt, ſo wäre das nach dem Willen eines Böſen geſchehen, ich habe es, euch ſchützend, verhindert; aber wird es nicht bis zum 5. März kommenden Jahres abgebrochen, ſo kann auch ich nicht mehr ein Unglück verhüten und verſpreche mir nur, daß es geſchieht.“

Das Mädchen gab nun der Erſcheinung dieſes Verſprechen. Vater und Bruder waren zugegen und hörten das Mädchen ſprechen, aber ſonſt ſahen und hörten ſie nichts.

Nach Ausſage des Mädchens war die Stimme der Erſcheinung eine weibliche und die Ausſprache hochdeutſch.

Am 19. Februar halb neun Uhr Abends kam die Erſcheinung vor ihr Bett und ſagte: „Ich bin wie du von weiblichem Geſchlecht und mit dir in einem Datum geboren. Wie lange, lange Jahre ſchwebe ich hier!! Noch bin ich mit einem Böſen verbunden, der nicht Gott, ſondern dem Teufel dient. Du kannſt zu meiner Erlöſung mithelfen.“

Das Mädchen ſagte: „Werde ich einen Schatz erhalten, wenn ich dich erlöſen helfe?“

Der Geiſt antwortete: „Trachte nicht nach irdiſchen Schätzen, ſie helfen nichts!“

Am 25. April Mittags zwölf Uhr erſchien ihr der Geiſt wieder im Stall und ſprach: „Grüß dich Gott liebe Schweſter! ich bin auch von Orlach gebürtig und mein Name hieß

Anna Maria. Ich bin geboren den 12. September 1412 (das Mädchen iſt den 12. September 1812 geboren). Im zwölften Jahre meines Alters bin ich mit Hader und Zank ins Kloſter gekommen, ich habe niemals in's Kloſter gewollt.“

Das Mädchen fragte: „Was haſt du denn verbrochen?“ Der Geiſt antwortete: Das kann ich dir noch nicht eröffnen.“

So oft nun der Geiſt zu dem Mädchen kam, ſprach er gegen ſie nur religiöſe Worte, meiſtens Stellen aus der Bibel, die ſonſt dem Mädchen gar nicht im Gedächtniſſe waren *). Dabey ſagte er: „Man wird meinen, weil ich eine Nonne geweſen, wiſſe ich nichts von der Bibel, aber ich weiß bald alles in ihr. Er betete meiſtens den 116. Pſalmen.

Einmal ſagte das Mädchen zum Geiſt: „Vor nicht langer Zeit war ein Geiſtlicher bey mir, der gab mir auf, dich zu fragen: ob du nicht auch andern erſcheinen könnteſt, man wurde dann eher glauben, daß du nicht blos ein Trug meines Gehirnes ſeyeſt.“ Darauf antwortete der Geiſt: „Kommt wieder ein Geiſtlicher, ſo ſage ihm, er werde wohl das, was in den vier Evangelien ſtehe, auch nicht glauben, weil er es nicht mit Augen geſehen. Es ſagte auch ein anderer Geiſtlicher zu dir (das war wirklich ſo) du ſolleſt ſagen wie ich (der Geiſt) beſchaffen ſey. Spricht einer wieder ſo, ſo ſage ihm: er ſolle einen Tag in die Sonne ſehen und dann ſoll er ſagen, wie die Sonne beſchaffen ſey.“

Das Mädchen ſagte: „Aber die Leute würden es doch eher glauben, würdeſt du auch andern erſcheinen!“ Auf dieß ſprach

---

*) Herr Pfarrer Gerber ſchreibt von dieſem Mädchen: „Das Mädchen ſelbſt zeichnete ſich in der Schule durch ihre guten Sitten und ihre Gutmüthigkeit aus, hatte aber wenig Anlage zum Lernen, und verließ daher die Schule mit ganz geringen Kenntniſſen. Das Lob eines ſittlichen Wandels erhielt ſie auch nach der Schule, und entzog ſich zwar den Luſtbarkeiten der jungen Leute des Dorfes nicht, war aber doch die erſte, welche ſich wieder zurückzog.“

der Geiſt ſeufzend: „O Gott! wann werd ich erlöſet doch werden:“ wurde ſehr traurig und verſchwand.

Das Mädchen ſagt: ſie dürfe die Fragen an den Geiſt nur denken, dann erhalte ſie ſchon die Antwort. Bey etwas, das ſie einmal nur gedacht und nicht habe ausſprechen wollen, habe der Geiſt geſagt: „Ich weiß es ſchon, du haſt nicht nöthig es auszuſprechen, damit ich es weiß, doch ſpreche es nur aus.“ *)

Oft fragte das Mädchen den Geiſt: warum er ſo leide, auf welche Art er denn mit einen böſen Geiſte noch verbunden ſey, warum das Haus weg ſolle, allein hier gab die Erſcheinung immer nur ausweichende Antworten, oder ſeufzte ſie.

Vom Monat Februar bis May erſchien dieſer Geiſt dem Mädchen zu verſchiedenen Tagen, ſprach immer religiöſe Worte und deutete oft mit Jammer auf ſeine Verbindung mit einem ſchwarzen Geiſte hin. Einsmal ſagte er, daß er nun auf längere Zeit nicht mehr kommen könne, dagegen werde das Mädchen durch jenen ſchwarzen Geiſt Anfechtungen erleiden, ſie ſolle nur ſtandhaft bleiben und ihm doch ja nie eine Antwort ertheilen. Mehrmals ſagte er ihr auch Dinge voraus, die dann eintrafen, z. E. daß die oder jene Perſon am andern Tage zu ihr kommen werde.

Als am 24. Juny, am Johannistage, da Alles in der Kirche war, das Mädchen allein zu Hauſe blieb, um das Mittageſſen zu beſorgen und gerade am Feuerheerde in der Kuche ſtund, hörte ſie auf einmal einen heftigen Knall im Stalle. Sie wollte nachſehen was geſchehen ſey; als ſie aber vom Heerde gehen wollte, ſo erblickte ſie einen ganzen Haufen ſonderbarer gelber Fröſche auf dem Heerde. Sie erſchrak zwar, dachte aber: ich ſollte doch einige dieſer Thiere in meinen Schurz faſſen, um meinen Eltern bey ihrer Heimkunſt zu zeigen, was das für eine neue Art von Fröſchen iſt, aber als ſie im Begriff war, einige derſelben mit ihrer Schürze auf-

---

*) So war es bekanntlich auch bei der Seherin von Prevorſt.

zufaſſen, rief Jemand von Boden herab: (es ſchien ihr die Stimme jener weiblichen Erſcheinung zu ſein) „Magdalene! laß die Fröſche gehen!“ und ſie verſchwanden.

Am 2. July ging der Vater mit ſeiner Tochter Morgens zwey Uhr auf die Wieſe zu mähen. Als ſie gegen ſechzig Schritte vom Hauſe entfernt waren, ſagte die Tochter: „Da ſchreit ja des Nachbars Knecht: halt Magdalene! ich will auch mitgehen!“ Der Vater konnte es nicht hören, aber der Tochter hörbar, ſchrie es noch einmal daſſelbe und lachte ganz höhniſch dazu. Sie ſagte: jetzt kommt er! Da war es aber eine ſchwarze Katze. Sie gingen weiter, da ſagte die Tochter: jetzt iſt es ein Hund. Sie gingen bis an die Wieſe, da war es eine ſchwarze Fohle, aber der Vater und die andern Leute ſahen es nicht, der Tochter aber blieb es von 2 bis 7 Uhr ſichtbar, da wurde ihr das Mähen ſehr muhſam.

Als ſie am 3. July Morgens drey Uhr wieder zum Mähen gieng, rief ihr eine Stimme zu: „Magdalene! was iſt denn das fur eine, die als zu dir kommt?“ und lachte recht höhniſch dazu.

Auf einmal ſagte die Tochter zum Vater: „Jetzt kommt etwas!“ da kam ein ſchwarzes Pferd ohne Kopf, ſprang bald hinter ihr, bald vor ihr. Oft war es, als wäre der Kopf wie friſch abgeſchnitten, daß man das Fleiſch ſah, oft war die Stelle am Halſe vom Felle uberzogen.

Mittags zwölf Uhr kam beym Heuwenden auf der Wieſe ein ſchwarzer Mann zu ihr, ging mit ihr die Wieſe auf und ab und ſagte: „Das iſt eine rechte Schachtelgret, die als zu dir kommt, was will denn dieſe? Dieſer mußt du gar nichts antworten, das iſt ein ſchlechtes Menſch, aber antworte du mir, dann geb ich dir den Schluſſel zum Keller unter deinem Hauſe. Da liegen noch acht Eymer vom älteſten Wein und viele, viele köſtliche Dinge. An dem Weine konnte dein Alter noch lange durſten, das iſt auch was werth.“ Dann lachte er höhniſch und verſchwand.

Am 4. July Morgens drey Uhr, als ſie zum Mähen ging, kam ein ſchwarzer Mann ohne Kopf zu ihr und ſagte:

„Mägdalene! hilf mir heute mähen, ich gebe dir für jeden Maden einen Laubthaler. Wenn du ſehen würdeſt, wie ſchön meine Thaler ſind, du würdeſt mir gewiß mähen helfen! Kennſt du mich denn nicht? ich bin ja des Wirths Sohn. Wenn ich wieder in den Bierkeller gehe, ſo gebe ich dir noch Bier dazu, wenn du mir mähen hilfſt“ Immer lachte der Schwarze höhniſch zu ſolchen Worten. Er blieb eine Viertelſtunde und ſprach im Weggehen: „Du biſt auch eine ſolche Schachtelgret wie jene (die weiße Geiſtin) die als zu dir kommt!“

Fünf Uhr kam er wieder als ein ſchwarzer Mann, trug eine Senſe und ſagte: „Dieſes Stück will ich dir auch heruntermahen helfen, damit ihr eher fertig werdet, und ſind wir fertig, dann geheſt du mit mir, dann wollen wir zu der Schachtelgret, da gibt's recht zu freſſen und zu ſaufen, aber freundlich mußt du mir ſeyn und eine Antwort mußt du mir geben. Gib mir jetzt nur deine Senſe her, auf daß ich ſie dir wetze! So! jetzt muß ſie recht ſchneiden! Das Moos muß ſie aus der Erde hauen und dazu viele ſchöne blanke Thaler, wenn du mir antworteſt.“ Er blieb bis ſieben Uhr um ſie. Sie hatte dieſen ganzen Tag nicht nöthig, ihre Senſe zu wetzen, ſie blieb unverwüſtlich ſcharf.

Mittags zwölf Uhr war der Schwarze wieder auf der Wieſe mit einem Rechen in der Hand und ſagte: „Ein rechter Taglöhner ſtellt ſich Mittags gleich ein.“ Er wendete das Heu hinter der Magdalena nach und ſagte immer unter die Arbeit hinein: „gib mir doch Antwort, du Dumme! dann haſt du Geld genug; jede Antwort bezahle ich dir mit Schätzen, ich bin reich. Eine Meſſe, Magdalene! mußt du leſen laſſen, damit es ſchön Wetter bleibt, es nützt dich alles nichts, eine Meſſe mußt du leſen laſſen!“ Dann lachte er wieder höhniſch und verſchwand.

Das Madchen iſt, wie ſchon angefuhrt, lutheriſcher, nicht katholiſcher Confeſſion, es befinden ſich auch keine Katholiken zu Orlach.

Das Gewand des Schwarzen kam ihr wie die Kutte eines Mönchs vor, wie er auch ſpäter erklärte, daß er im Leben ein Mönch geweſen. Am 5. Juli Morgens, als die Tochter wieder auf der Wieſe war, rief es mit der Stimme ihres Nachbars hinter ihr: „Magdalene! haſt du keinen Wetzſtein mitgenommen? Bin heute verkehrt ausgegangen; ich habe meinen Wetzſtein daheim gelaſſen!“ Die Tochter wandte ſich um, doch ohne Antwort zu geben (was ſie immer auf das ſtandhafteſte vermied, ſelbſt jetzt, wann ſie ſicher zu ſeyn glaubte, daß eine wirklich menſchliche Stimme von ihr Antwort begehre), da ſtund der ſchwarze Mönch da und ſagte weiter: „Nicht wahr, das iſt doch ſchön, wenn man jedesmal wieder dahin darf, wo man geweſen iſt? Ich glaube, du kennſt die Leute nicht mehr. Das bedeutet deinen Tod, wenn du die Leute nicht mehr kennſt. Siehe recht, ich bin ja dein Nachbar. Sage, was wollte denn dein Vater mit dem Buche machen, das er heute mitnehmen wollte? — Wollte er eine Meſſe leſen?“ Und dann lachte er ſpöttiſch. (Man hatte dem Vater den Rath gegeben, das neue Teſtament mitzunehmen und ſo bald die Erſcheinung ſich zeige, ihr dieſe heilige Schrift hinzuhalten, aber es unterblieb des Regens wegen.) „Magdalene, fuhr er fort, du wetzeſt deine Senſe nicht recht! Sieh! ſo auf den Boden muß man ſich ſetzen und die Senſe in den Schooß nehmen. Setze dich! Sieh ſo wetze ſie und antworte mir und ſey freundlich, dann wirſt du mit der Senſe das Moos aus der Erde heraus hauen und noch viele blanke Thaler dazu. Halt Magdalene! die Fliegen ſtechen dich (es war ſo), ich will dir die Fliegen wehren!“ (Er wehrte ihr wirklich die Fliegen und dieſen ganzen Tag kamen keine mehr an ſie, wie auch den ganzen Tag wieder ihre Senſe, ohne daß man ſie wetzte, ſchnitt.) Dann ſagte er ferner: „Aber Magdalene! du mußt deinem Vater ſagen, er ſoll mit dir nach Braunsbach gehen (einem katholiſchen Orte in der Nähe), da wollen wir dann eine Meſſe leſen laſſen, daß das Wetter ſchön bleibt, — aber antworten mußt du mir!“

Mittags halb zwölf Uhr an dieſem Tage war der ſchwarze Mönch bey ihr ſchon wieder auf der Wieſe. Er hatte einen Ranzen auf dem Rücken und trug in der Hand eine Senſe, fing zu mähen an und ſagte: „Magdalene! das iſt eine Schande vor den Nachbarsleuten, wenn ihr ſo unſauber mähet. Sage, willſt du nicht mit mir handeln? Gibſt du mir nicht deine Senſe, ich gebe dir da die meinige dafür? Sieh! dann gebe ich dir auch den Ranz'n, den ich da auf meinem Rucken habe, der iſt voll ſchöner blanker Thaler, wie du noch keine geſehen. Die geb' ich dir all noch dazu, aber antworten mußt du mir und deinem Alten (dem Vater) darfſt du nicht gleich ſagen, daß ich da bin, ſonſt gehe ich ſogleich wieder heim.“

Auf dieſe Rede ſagte die Tochter ſogleich dem Vater, daß der Mönch wieder da ſey. Da ging dieſer augenblicklich und rief noch im Gehen höhniſch zurück: „Geh' auch mit mir heim, ich will Meſſe leſen laſſen, daß das Wetter ſchön bleibt.“

Am 6. July Morgens halb drey Uhr rief hinter ihr auf dem Felde die Stimme ihrer Magd: „Magdalene! du ſollſt ſchnell auf die Wieſe zum Vater kommen! wo gehſt du hin? he! antworte!“ Als die Tochter umſich ſah, ſah ſie keine Magd, aber ein ſchwarzes Kalb, das ſagte: „Gelt! dießmal hätte ich dich faſt gefangen? Mit der Bibel kann mich dein Alter nicht fortſchicken, das ſoll er ſich von den Leuten nicht bereden laſſen! Was Bibel! Narrheit! die Meß iſt beſſer, iſt vornehmer! Komm, Magdalene, mit mir nach Braunsbach, wir wollen Meſſe leſen laſſen, daß das Wetter ſchön bleibt!“

Am 8. July Morgens fünf Uhr kam er auf den obern Boden zu ihr, gerade als ſie das Bett machte und ſprach hinter ihr mit der Stimme der Magd des Wirths im Ort: „Guten Morgen Magdalene! mein Herr und meine Frau ſchicken mich zu dir, du ſolleſt mit nach Braunsbach gehen, ſie wollen eine Meſſe leſen laſſen, wie der Mönch gerathen, damit das Wetter ſchön bleibt, und zwar eine um einen Gulden: denn dieſe iſt beſſer als eine um acht und vierzig Kreuzer. Du ſollſt deinem Vater zureden, daß er auch eine um einen Gulden leſen läßt. Es iſt auch viel werth, wenn man das Heu gut heimbringt, nicht wahr?“ Sie war ſchon im Begriff Antwort zu geben, als ſie während der Rede das Betten einſtellte und um ſich ſah und den ſchwarzen Mönch erkannte. Dieſer lachte nun hell auf und ſagte: „Hab ich dich nicht gefangen, ſo werd ich dich doch noch fangen. Sage deinem Alten, ich wolle ihm eine Meſſe um acht und vierzig Kreuzer leſen, die eben ſo gut ſeyn ſoll als die um einen Gulden.“ Dann lachte er wieder und verſchwand.

Um dieſe Zeit fand ihre Schweſter und ſie im Stalle auf einem Balken ein kleines Säckchen, das beym Herunterfallen klingelte. Sie öffneten es und fanden darin einige große Thaler nebſt Münzen, im Ganzen eilf Gulden. Es war unerklärlich, wie dieſes Geld an jenen Ort gekommen: denn den Leuten im Hauſe fehlte es nicht und kein anderer Menſch wollte ſich dazu melden. Da kam der ſchwarze Mönch und ſagte: das gehört dein, Magdalene, und iſt für die Ohrfeige, die ich dir einmal im Stalle gegeben. Das Geld habe ich von einem Herrn in H. genommen, der an dieſem Tage um ſechs Caroline betrogen hat. Magdalene bedanke dich dafür!“ Aber auch das konnte das Mädchen nicht zum Reden mit ihm bringen und Abends erſchien ihr die weiße Geſtalt und ſagte: „Es iſt gut, daß du ihm auf ſein Gerede nicht antworteteſt und auch das Geld ſollſt du nicht behalten, ſondern es den Armen geben.“ (Man gab nun auch davon ein Drittel in das Waiſenhaus nach Stuttgart, ein Drittel in die Armenpflege nach Hall, und ein Drittel in den Schulfond des Orts.)

Weiter ſagte die weiße Geſtalt: „Wenn du nächſtens nach Hall kommſt, ſo wandle in der Stadt fort, bis dich Jemand ruft, der wird dir ein Geſchenk an Geld geben und dafür kaufe dir ein Geſangbuch.“ Sie kam nun auch wirklich bald nach Hall, und als ſie da durch eine Straße lief, ließ ſie ein Kaufmann in ſeinen Laden rufen, fragte ſie, ob ſie jenes Mädchen von Orlach ſey, worauf er ſich ihre Geſchichten erzählen ließ und ihr dann einen Gulden ſchenkte, um den ſie ſich dann auch ſogleich ein Geſangbuch kaufte.

Am 10., als ſie an einem abgelegenen Waldbrunnen das Vieh tränkte, kam der ſchwarze Mönch wieder zu ihr und ſagte mit der Stimme ihres Nachbar Hanſels: „Dießmal haſt keinen Bethen bey dir! Hanſel! ſagte dein Vater zu mir, ſey doch ſo gut und gehe du meiner Magdalene nach, ſie iſt allein mit dem Vieh an dem Waldbrunnen, da könnte der ſchwarze Mönch zu ihr kommen und ſie zu einer Antwort zwingen und das könnte dem Mädchen großes Unglück bringen. Da komm ich nun zu dir; nicht wahr, der Mönch iſt nicht bey dir? und nun will ich dir auch etwas ſagen, — biſt du begierig was? — Geſtern als ich in deinem Hauſe war — nicht wahr es war geſtern? oder war es vorgeſtern? — und du meinen Buben auf den Arm genommen und in den Garten gingeſt, da hat dein Vater, als wir allein waren, recht über dich geſchimpft und hat geſagt: Die Magdalene die behalte ich nimmer daheim, die muß fort. Entweder muß ſie in ein Nonnenkloſter, — iſt das nicht kurios von deinem Vater? oder muß ſie heirathen. Das ſagte dein Vater, aber ich konnte ihm nicht ganz Unrecht geben. Was ſagſt du zu dem Nonnenkloſter? Als ich Soldat war, war ich auch einmal in einem Nonnenkloſter, da iſt's nicht ſo übel wie man meint. Ich will dir nur ſagen, deine Freundin, des Wirths Tochter, will jetzt auch in ein Nonnenkloſter. Willſt du aber lieber heirathen? Rede! Willſt du heirathen, ſo weiß ich dir einen rechten Kerl, wen meinſt du? — Dann kannſt du ſchaffen was du willſt. Willſt du aber in das Nonnenkloſter, ſo darfſt du gar nichts ſchaffen; darum will des Wirths Catharine in das Nonnenkloſter, die mag gar nicht ſchaffen. Heiratheſt du oder gehſt du in's Nonnenkloſter, ſo darfſt du keine Garben mehr aufgeben. Dieſen Abend will ich auch ein wenig kommen und euch Garben aufgeben. Seyd ihr mit euren Garben fertig? He!“ — Das Mädchen gab ihm keine Antwort: denn er konnte wohl ſeine Stimme verſtellen, aber ſeine Geſtalt nicht ſo, daß ſie nicht den ſchwarzen Mönch in ihm erkannte, der nun auch wieder verſchwand. Wie er aber geſagt, ſo half Nachbar Hanſel (in wirklicher Perſon) ihr noch an dieſem Abend Garben aufgeben, ohne zu wiſſen, daß ſich der Schwarze Nachmittags für ſeine Perſon am Waldbrunnen ausgegeben und jenes Verſprechen in ſeinem Namen gemacht.

Am 12. July ein Viertel auf eilf Uhr erſchien ihr wieder die weiße Frauengeſtalt. Sie fing zu beten an: „O Jeſu, wann ſoll ich erlöſet doch werden!“ Dann ſagte ſie: „Du vermehreſt meine Unruhe! Halte dich ſtandhaft gegen die Anfechtungen des Böſen! Antworte ihm doch ja nie! Hätteſt du ihm eine Antwort gegeben, nur ein Ja geſagt, wäre das Haus plötzlich in Flammen geſtanden: denn er iſt es, der es ſchon mehrmals durch Feuer verderben hätte, hätte nicht ich entgegen geſtrebt. Er wird dich immer mehr ängſtigen, aber antworte ihm nie, ſpreche gegen ihn nie ein Wort!“ — Sie ſagte ihr hierauf auch, ſie wolle ihr die Stelle zeigen, wo vormals das Nonnenkloſter geſtanden. Sie führte ſie nun eine Strecke durch das Dorf und gab ihr da die Stelle an.

Am 13. July Morgens, als ſie ganz allein in der Stube war, kam der Schwarze zu ihr in Geſtalt eines Bären und ſagte: „Nun hab' ich's getroffen, daß ich dich allein habe! Gieb mir Antwort! Geld gebe ich dir genug! Warum gabſt du Jener (der Geiſtin) ſogleich Antwort und die verſprach dir kein Geld? Was haſt du denn bey deinem erbärmlichen Leben? Nichts haſt als Müh und Laſt vom früheſten Morgen bis in die ſpäte Nacht, Stallkehren, Viehmelken, Mähen, Dreſchen. Nur eine Antwort und du biſt reich und darfſt dich um all den Plunder dein Leben lang nicht mehr kümmern! Nur eine Antwort und ich plage dich nicht mehr, und jene Schachtelgret, die dir doch nur verlangt und nichts gibt, kommt auch nicht mehr. Aber antworteſt du mir nicht, ſo ſollſt du ſehen, wie ich dich noch plage.“

Von jetzt an erſchien ihr der Schwarze meiſtens in der drohenden Geſtalt eines ſcheußlichen Thiers, eines Bären, einer Schlange, eines Krokodills, nicht mehr in Menſchengeſtalt, verſprach ihr bald Geld, bald drohte er ihr mit Martern. In ihrem Jammer hielt ſie ihm mehrmals die Bibel entgegen, worauf er ſogleich verſchwand.

Am 21. Auguſt erſchien ihr der Geiſt in Geſtalt eines monſtröſen Thieres, das mitten am Leibe einen Hals hatte. Sie ſaß gerade auf der Bank und ſtrickte. Man hörte von ihr nichts als daß ſie in Unmacht fiel und nur noch die Worte herausbrachte: „Der Schwarze!“ Mehrere Stunden lang lag ſie bewußtlos da und dieſe Anfälle wiederholten ſich ſelbſt noch den ganzen andern Tag hindurch. Sie ſchlug nach allem, was ſich ihr näherte, mit dem linken Arme und dem linken Fuße, beſonders wurde dieſes Wüthen der linken Seite heftig, wenn man die Bibel gegen dieſelbe brachte.

Die Eltern ließen einen Geiſtlichen und einen Arzt rufen, weil ihnen dieſer Zuſtand unerklärlich war. Fragte ſie der Arzt: haſt du Krämpfe? antwortete ſie: nein! Biſt du ſonſt krank? Nein! Was iſt es denn? Der Schwarze! war die Antwort. Wo iſt er? Da! Dabey ſchlug ſie mit der rechten Hand auf die linke Seite.

Man ließ ihr zu Ader, ſetzte ihr Blutegel. Sie war in einem magnetiſchen, ſchlafwachen Zuſtand und ſagte in ihm: „Das nutzt alles nichts, ich bin nicht krank, man gibt ſich vergebliche Mühe, mir kann kein Arzt helfen.“ Man fragte: Wer kann dir denn helfen? Da erwachte ſie auf einmal und ſagte freudig: „Mir iſt geholfen!“ Man fragte: wer hat geholfen? Sie ſagte: „Das Fräulein hat geholfen“ (die weiße Geiſtin).

Sie erzählte nun: daß vor ihrem Fall der ſchwarze Geiſt in jener ſcheuslichen Geſtalt auf ſie losgegangen, ſie niedergedrückt und ſie zu erwürgen gedroht habe, wenn ſie ihm dießmal nicht antworte, nun müſſe es ſeyn. Da ſeye aber, wie ſie ſchon faſt am Tode geweſen, die weiße Geiſtin erſchienen, die habe ſich zu ihrer Rechten geſtellt, der ſchwarze Geiſt ſeye zu ihrer Linken geweſen. Beide Geiſter hätten, wie es ihr geſchienen, mit einander geſtritten, aber in einer ihr ganz fremden Sprache, aber ihr vernehmbar, laut, und endlich ſey der weißen Geſtalt die ſchwarze gewichen und ſie wieder zu ſich gekommen. Von den Fragen, die man während ihres Zuſtandes an ſie gemacht hatte, wußte ſie nichts.

Sie weinte nun ſehr über ihren unglücklichen Zuſtand, beſonders da ihr die Leute ſagten, ſie ſeye mit Gichtern behaftet.

Als ſie darob am 23. Auguſt ſehr traurig war, erſchien ihr die weiße Geiſtin und ſagte: „Grüß Gott Magdalene! Kümmre dich nicht, du biſt nicht krank. Die Leute können nicht darüber urtheilen. Wenn du noch ſo oft hinfällſt, ich ſchütze dich, daß es dir keinen Schaden bringt und den Unglaubigen ſoll es ein Beyſpiel ſeyn. Wohl ſagen auch die Leute: warum kommt ſo ein Geiſt zu einer ſo Unwiſſenden? die hat nichts gelernt, die weiß nichts, die gilt nichts, und der Geiſt war eine Nonne und Nonnen wiſſen auch nichts als von der Marie und vom Kreuzlein. Die aber wiſſen nicht, daß geſchrieben ſtehet: „„Und ich, lieben Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten, oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt, denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jeſum Chriſtum den Gekreuzigten. Und ich war bey euch mit Schwachheit und mit Furcht, und mit großem Zittern. Und mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menſchlicher Weisheit, ſondern in Beweiſung des Geiſtes und der Kraft. Auf daß euer Glaube beſtehe, nicht auf Menſchenweisheit, ſondern auf Gottes Kraft.““ Wenn auch Doktoren und ſonſt gelehrte Leute kommen und ſehen dich, ſo werden ſie alle nichts wiſſen. Etliche werden ſprechen:

Die iſt verrückt! andere: die iſt in einem Schlafzuſtande! andere: die hat die fallende Sucht! Dich aber Magdalene ſoll dieß alles nicht kümmern: denn es iſt keins von all dem und dein Leiden hat am fünften März kommenden Jahres ein Ende, halte du nur dein Verſprechen, daß das Haus abgebrochen wird.“ Hierauf betete die Geiſtin den 116. Pſalmen und verſchwand dann wieder.

Von da an traf der Vater des Mädchnes nun auch alle Anſtalten zum Abbruche ſeines Hauſes und zum Aufbau eines neuen, ſo wunderlich dieß auch Manchem erſchien.

Bey einem abermaligen Erſcheinen des weißen Geiſtes ſagte ihr dieſer neben troſtreichen Sprüchen aus der heiligen Schrift, es werde wohl nun dahin kommen, daß der Schwarze ſich ihres Leibes völlig bemächtige, ſie ſolle aber nur getroſt ſeyn, ſie werde jedesmal dann mit ihrem Geiſte aus dem vom Schwarzen beſeſſenen Leibe gehen und ihn in Sicherheit bringen.

Es wurden auch vom 25. Auguſt an ihre Anfechtungen durch den ſchwarzen Geiſt immer heftiger, er hielt ſich nun nicht länger mehr, ſich verſtellend, außer ihr auf, ſondern bemächtigte ſich von nun an bei ſeinem Erſcheinen ſogleich ihres ganzen Innern, er ging in ſie ſelbſt hinein und ſprach nun aus ihr mit dämoniſcher Rede.

Vom 24. Auguſt an erſcheint ihr der ſchwarze Mönch nun immer ſo. Sie ſieht, wenn ſie auch mitten in einem Geſchäft iſt, ihn in menſchlicher Geſtalt (eine Mannsgeſtalt in einer Kutte, wie aus ſchwarzem Nebel, das Geſicht kann ſie nie beſtimmt angeben) auf ſich zugehen. Dann hört ſie, wie er nur ein paar kurze Worte zu ihr ſpricht, namentlich meiſtens: „Willſt du mir als noch keine Antwort geben? Hab acht wie ich dich plage!“ und dergleichen. Da ſie ſtandhaft darauf beharrt, ihm nicht zu antworten, (natürlich ohne ein Wort zu reden) ſo ſpricht er immer: „Nun ſo gehe ich nun dir zum Trotz in dich hinein!“ Hierauf ſieht ſie ihn immer auf ihre linke Seite treten und fühlt wie er ihr mit fünf Fingern einer kalten Hand in den Nacken greift und mit dieſem Griff in ſie hineinfährt. Mit dieſem verſchwindet ihre Beſinnung und eigentlich ihre Individualität. Sie iſt nun nicht mehr in ihrem Körper, dagegen ſpricht eine rohe Baßſtimme nicht in ihrer Perſon, ſondern in der des Mönchs, aus ihr heraus, aber mit der Bewegung ihres Mundes und mit ihren, aber dämoniſch verzerrten, Geſichtszugen.

Was nun während eines ſolchen Zuſtandes der ſchwarze Geiſt aus ihr ſpricht, ſind Reden ganz eines verruchten Dämons würdig, Dinge, die gar nicht in dieſem ganz rechtſchaffenen Mädchen liegen. Es ſind Verwunſchungen der heiligen Schrift, des Erlöſers, alles Heiligen, und Schimpfreden und Läſterungen uber das Mädchen ſelbſt, die er nie anders als „Sau“ benennt. Den gleichen Schimpfnamen und die gleichen Läſterungen ertheilt er auch der weißen Geiſtin.

Das Mädchen hat dabey den Kopf auf die linke Seite geſenkt und die Augen immer feſt geſchloſſen. Eröffnet man ſie gewaltſam, ſieht man die Augenſterne nach oben gekehrt. Der linke Fuß bewegt ſich immer heftig hin und her, die Sohle hart auf dem Boden. Das Hin und Herbewegen des Fußes dauert während des ganzen Anfalles (der oft vier bis fünf Stunden währt) fort, ſo daß die Bretter des Bodens mit dem nackten Fuße (man zieht ihr gewöhnlich Schuhe und Strumpfe zur Schonung aus) ganz abgerieben werden und hie und da aus der Fußſohle endlich Blut kommt. Wäſcht man aber nach dem Anfalle das Blut ab, ſo bemerkt man auf der Haut nicht die mindeſte Aufſchirfung, die Sohle iſt wie der ganze Fuß eiskalt und das Mädchen fuhlt auch nicht das mindeſte an ihr, ſo daß ſie ſogleich nach dem Erwachen wieder raſch Stunden weit von dannen lauft. Der rechte Fuß bleibt warm. Ihr Erwachen iſt wie das aus einem magnetiſchen Schlafe. Es geht ihm gleichſam ein Streiten der rechten mit der linken Seite (des Guten mit dem Böſen) voran. Der Kopf bewegt ſich bald zur rechten bald wieder zur linken Seite, bis er endlich auf die rechte Seite fällt, mit welcher Bewegung der ſchwarze Geiſt gleichſam wieder aus ihr heraus fährt und ihr Geiſt wieder in ihren Körper zurücktritt. Sie erwacht und hat keine Ahnung von dem, was inzwiſchen in ihrem Körper vorgegangen und was der ſchwarze Geiſt aus ihm geſprochen. Gemeiniglich iſt es ihr nach dem Erwachen, als ſeye ſie in der Kirche geweſen und habe mit der Gemeinde geſungen oder gebetet, während doch die teufliſchen Reden durch ihren Mund gegangen waren. Aber das iſt es, was der weiße Geiſt ihr mit ihrem Geiſte zu thun verſprach, während der ſchwarze Geiſt ſich ihres Körpers bemächtige. Der ſchwarze Geiſt in ihr antwortet auf Fragen. Heilige Namen aus der Bibel, ſelbſt das Wort heilig, iſt er nicht auszuſprechen fähig. Nähert man dem Mädchen die Bibel, ſucht ſie gegen dieſelbe zu ſpucken, der Mund iſt aber in dieſem Zuſtande ſo trocken, daß er nicht den mindeſten Speichel hervorzubringen fähig iſt, es iſt nur das Ziſchen einer Schlange.

Von Gott ſpricht er mit einer Art Aengſtlichkeit. „Das iſt das Verhaßte, ſagte er einſt, daß mein Herr auch einen Herrn hat.“

Oft leuchtete aus ſeinen Worten der Wunſch und ſogar die Hoffnung hindurch, vielleicht doch noch bekehrt zu werden, und nicht ſowohl der böſe Wille als vielmehr der Zweifel an die Möglichkeit noch begnadigt und ſelig zu werden, ſchien ihn von der Bekehrung abzuhalten *).

Es war nicht zu verwundern, daß Aerzte dieſen Zuſtand des Mädchens für eine natürliche Krankheit erklärten. Sie konnten daher unmöglich der in den Anfällen ausgeſprochenen Behauptung des Mädchens, daß es von einem guten weißen Geiſte eine wirkliche Erſcheinung habe und von einem

---

*) Eine bei Sündern und Miſſethätern nicht ſeltene Erſcheinung, daher die einzige Bekehrungskraft des Evangeliums. Vergl. Waltersdorf Schächer am Kreuz.

böſen ſchwarzen Geiſte beſeſſen ſey, Glauben ſchenken, wenn gleich wieder andere wenigere nicht läugnen mochten, daß einerſeits in den evangeliſchen Geſchichten dergleichen Ereigniſſe, welche nur durch eine verkünſtelte Exegeſe umzugeſtalten ſind, als ſich von ſelbſt verſtehende Dinge erzählt werden, und daß ſie anderſeits die Thatſachen, über deren Wahrhaftigkeit ihnen ſelbſt nicht der mindeſte Zweifel blieb, mit ihren Doktrinen ſchlechthin nicht zu erklären vermöchten. Denn wenn ſie gleich, dieſelben generaliſirend, den Krankheitszuſtand des Mädchens zu den Nervenkrankheiten, und ſie ſpecialiſirend, zu einer Art von Epilepſie zählen zu dürfen glaubten, ſo ſchien es ihnen ſelber doch auch wieder unmöglich, in den Zufällen eine Analogie mit irgend einer beſtimmten Art von Epilepſie zu finden und zu rechtfertigen. Denn es ging dieſem Zuſtande auch nicht die mindeſte körperliche Störung voran, das Mädchen war in keiner Hinſicht je krank geweſen (litt nicht und hatte nie an Ausſchlägen, nie an Menſtruationsſtörungen u. ſ. w. gelitten), ſie war gleich nach den heftigſten Krämpfen friſch und geſund, kräftig, thätig, heiter. Sie erwachte (wie ſchon bemerkt) nach den Anfällen, als hätte es ihr von erbaulichen Liedern geträumt, die ſie in einer Kirche ſingen zu hören glaubte, während doch der ſchwarze Dämon durch ihren Mund mit fremdartiger Stimme die ſchändlichſten Blasphemien ausſtieß. Die rechte Seite blieb während der tobendſten Anfälle warm und ruhig, indeſſen das linke Bein eiskalt vier volle Stunden hindurch ununterbrochen mit unglaublicher Gewalt auf und niederflog und den Boden ſchlug, und ſich dennoch weder Geifer vor dem Munde, noch eingeſchlagene Daumen an den Händen wahrnehmen ließen; war auch einmal der Daumen der linken Hand eingeſchlagen, ſo reichte ein Wort hin, um ihn in ſeine natürliche Lage zu bringen.

Dennoch! die Mehrzahl ſtimmte immer für Dämonomanie aus körperlich-krankhafter Urſache, für Epilepſie, die in partiellen Wahnſinn übergehe, und der eine wohl bereits ſchon eingetretene Desorganiſation des Rückenmarkes, beſonders der linken Parthie deſſelben, zu Grunde liege. Es wurden ſchulgerecht dagegen Gaben von bella donna, Zinkblumen u. ſ. w., Einreibungen von Brechweinſteinſalbe, ja ſogar das Brenneiſen, zu ſchleunigſtem Gebrauche angerathen, — aber zum Glücke ließ der ſchlichte naturliche Sinn der Eltern ſolche rationelle Anrathungen nicht zur Ausführung kommen, ſie vertrauten in ihrem Glauben, der ſich durch keine Herren wankend machen ließ, der guten weißen Erſcheinung, die immer feſt verſicherte: dieſer jammervolle Zuſtand ihres Kindes werde bis auf den fünften März kommenden Jahres gewiß enden, ſey nur bis dahin das Haus abgebrochen und in dieſem Glauben machten ſie auch alle Zurüſtung zur Niederreißung des alten Hauſes, und zur Erbauung eines neuen.

Ich, dem ſie das Mädchen auf Bitten, nachdem ihr Zuſtand mehr als funf Monate ſchon ſo gedauert hatte, auf mehrere Wochen zur Beobachtung in's Haus brachten, unterſtützte ihren Glauben an ein damoniſches Beſeſſenſeyn ihres Kindes nicht im mindeſten, hauptſächlich des Mädchens wegen, um ſie alsdann auch einer deſto reinern Beobachtung unterwerfen zu können, ſondern erklärte den Zuſtand nur fur ein Leiden, gegen das keine gewöhnlichen Arzneymittel fruchten wurden, weswegen ſie auch mit Recht noch bis jetzt die Hulfe aller Arzeneyflaſchen, Pillenſchachteln und Salbenhafen bey ihrer Tochter zurückgewieſen hatten. — Dem Mädchen empfahl ich auch kein anderes Heilmittel als Gebet und ſchmale Koſt an. Die Wirkung magnetiſcher Striche, die ich über ſie nur ein paarmal verſuchsweiſe machte, ſuchte der Dämon immer ſogleich wieder durch Gegenſtriche, die er mit den Händen des Mädchens machte, zu neutraliſiren. So unterblieb auch dieſes und uberhaupt alle Heilmittel ohne alle Beſorgniß von meiner Seite, weil ich in jedem Falle in dieſem Zuſtand des Mädchens einen dämoniſch-magnetiſchen erkannte und der Divination des beſſern Geiſtes, der ihr ihre Geneſung bis zum 5. März zuſagte, wohl vertraute. In dieſem Glauben ließ ich ſie unbeſorgt und zwar in dem Zuſtand, wie ſie mir gebracht worden war, wieder nach Orlach in ihr elterliches Haus zurückkehren, nachdem ich mich durch genaue und lange Beobachtung feſt überzeugt hatte, daß hier nicht die mindeſte Verſtellung, nicht das mindeſte gefliſſentliche Hinzuthun von Seite des Mädchens zu ihren Anfällen ſtatt fand. Ihren Eltern empfahl ich auf's angelegentlichſte, aus dem Zuſtande ihrer Tochter kein Schauſpiel zu machen, ihre Anfälle ſo viel als möglich geheim zu halten, keine Fremde in ſolchen zu ihr zu laſſen und keine Fragen an den Dämon zu richten, was ich ſelbſt während ihres hieſigen Aufenthaltes aus Sorge für ihre Geſundheit nur wenig that.

Nicht durch die Schuld der Eltern, denen dieſer Zuſtand ihres Kindes nur Kummer machte und die ſein Ende immer ſehnlichſt wünſchten, ſondern durch die Zudringlichkeit der Menge geſchah es, daß meinen Warnungen nicht Folge geleiſtet wurde; viele Neugierige ſtrömten dem ſonſt unbekannt geweſenen Orlach zu, um das Wundermädchen in ſeinen Paroxismen zu ſehen und zu hören, was vielleicht doch den Vortheil hatte, daß ſich auch manche andere außer mir von der Eigenheit dieſes Zuſtandes überzeugten. Ein Berufener unter den vielen Unberufenen war auch Herr Pfarrer Gerber, der das Mädchen in ihrem letzten Anfalle ſah und in einem Aufſatze in der Didaskalia ſeine Beobachtung niederſchrieb, auf den wir hier bald wieder zurückkommen werden.

Am 4. Merz, Morgens ſechs Uhr, als ſich das Mädchen noch allein in ſeiner Schlafkammer im alten elterlichen Hauſe befand, zu deſſen Abbruch man aber ſchon Veranſtaltung getroffen hatte, erſchien ihr auf einmal die weiße Geiſtin. Sie war von einem ſo ſtrahlenden Glanze, daß das Mädchen ſie nicht lange anſehen konnte. Ihr Geſicht und Kopf waren von einem glänzend weißen Schleier bedeckt. Ihre Kleidung war ein langes, glanzendes, weißes Faltengewand, das ſelbſt die Füße bedeckte. Sie ſprach zum Mädchen: „Ein Menſch kann keinen Geiſt durch Erlöſung in den Himmel bringen, dazu iſt der Erlöſer in die Welt gekommen und hat fur alle gelitten, aber genommen kann mir durch dich das Irdiſche werden, das mich noch ſo da unten hielt, dadurch daß ich die Unthaten, die auf mir laſteten, durch deinen Mund der Welt ſagen kann. O möchte doch Niemand bis nach dem Ende warten, ſondern ſeine Schuld immer noch vor ſeinem Hinſcheiden der Welt bekennen! In meinem zwei und zwanzigſten Jahre wurde ich als Koch verkleidet von jenem Mönch, dem Schwarzen, vom Nonnenkloſter in's Mönchskloſter gebracht. Zwei Kinder erhielt ich von ihm, die er jedesmal gleich nach der Geburt ermordete. Vier Jahre lang dauerte unſer unſeliger Bund, während deſſen er auch drey Mönche ermordete. Ich verrieth ſein Verbrechen, doch nicht vollſtändig, — da ermordete er auch mich. O möchte doch (wiederholte ſie noch einmal) Niemand bis nach dem Ende warten, ſondern ſeine Schuld immer noch vor ſeinem Hinſcheiden der Welt bekennen!“ Sie ſtreckte nun ihre weiße Hand gegen das Mädchen hin. Das Mädchen hatte nicht den Muth, dieſe Hand mit bloßer Hand zu berühren, ſondern wagte dieß blos vermittelſt des Schnupftuches, das ſie in die Hand nahm. Da fuhlte ſie ein Ziehen an dieſem Tuche und ſah es glimmen. Nun dankte die Geiſtin dem Mädchen, daß ſie alles befolgt habe und verſicherte ſie, daß ſie nun von allem Irrdiſchen frey ſey. Hierauf betete ſie: „Jeſus nimmt die Sünder an.“ u. ſ. w. Das Mädchen hörte ſie noch beten, als ſie ſie ſchon nicht mehr ſah.

Während die Geiſtin ſo da geſtanden war, ſah das Mädchen immer einen ſchwarzen Hund vor ihr, der auf die Geiſtin Feuer ſpie, das aber die Geiſtin nicht zu beruhren ſchien. Dieſer verſchwand mit der Geiſtin. In das Sacktuch des Mädchens aber war ein großes Loch gebrannt, wie das Innere einer Hand und ob dieſem Loche noch funf kleinere Löcher wie von funf Fingern. Es geben die Brandſtellen gar keinen Geruch von ſich und auch im Momente des Glimmens bemerkte das Mädchen keinen Geruch.*)

Vom Schrecken faſt gelähmt wurde das Mädchen von den Ihrigen in der Kammer angetroffen und ſogleich in das Haus des Bauern Bernhard Fiſcher gebracht, weil Grombach den Abbruch ſeiner Wohnung jetzt beſchleunigen wollte.

Kaum dort angelangt, erſchien der Magdalene der ſchwarze Geiſt. Er hatte jetzt etwas weißes auf dem Kopfe, gleich einer Quaſte, da er ſonſt ganz ſchwarz war. Er ſprach: „Nicht wahr ich bin auch da? Du wirſt recht weinen, weil es das letztemal iſt! Du ſieheſt nun doch auch etwas Weißes an mir.“ Als er dieſes geſprochen, ging er auf ſie zu, griff ihr mit kalter Hand in den Nacken, ſie verlor ihr Bewußtſeyn und er war nun in ihr. Ihr Ausſehen (berichtet ein Augenzeuge) war nun blaß, die Augen feſt geſchloſſen. Wenn man den Augendeckel öffnete, fand man den Augapfel ganz gegen die Naſe zu hinaufgetrieben und ſah vom Lichten des Auges nur wenig. Das Auge ſchien auch wie eingeſunken zu ſeyn. Der Puls ſchlug wie gewöhnlich. Der linke Fuß war in beſtändiger Bewegung. Die linke Seite war auffallend kälter als die rechte.

Von Sonntag Nachts bis Dienſtag Mittags nahm das Mädchen keine Speiſe mehr zu ſich. Eben ſo unterblieben während dieſer Zeit alle Sekretionen bey ihr. Sie blieb nun unausgeſetzt vom ſchwarzen Geiſte bis zum andern Tage Mittags beſeſſen. Zuerſt kundigte der Dämon an, daß er nicht vor halb zwölf Uhr am andern Tage (was auch ſo eintraf) geben könne. Dann ſprach er: „Wäre ich dem, was bey Petrus ſteht, nachgefolgt, ſo müßte ich nicht mehr hier ſeyn. Hierauf ſprach er die Verſe Petr. 1. 2. Cap., Vers 21 bis 25. her. „Denn dazu ſeyd ihr berufen, ſintemal auch Chriſtus gelitten hat für uns und uns ein Vorbild gelaſſen, daß ihr ſollt nachfolgen ſeinen Fußſtapfen; welcher keine Sünde gethan hat, iſt auch kein Betrug in ſeinem Munde erfunden worden, welcher nicht wieder ſchalt, da er geſcholten ward, nicht drohte, da er litt, er ſtellte es aber dem heim, der da recht richtet, welcher unſre Sünden ſelbſt geopfert hat an ſeinem Leibe auf dem Holze, auf daß wir der Sünde abgeſtorben, der Gerechtigkeit leben, durch welches Wunden ihr ſeyd heil worden: denn ihr waret wie die irrenden Schafe, aber ihr ſeyd nun bekehrt zu dem Hirten und Biſchoff eurer Seelen.“

---

*) Auch hier die bekannte Aeußerung eines elektriſchen Feuers, das mit dem magnetiſchen Nervenfluidum (dem Nervengeiſt) dieſem Seelenvehikel, identiſch oder eine ſeiner verſchiedenen Darſtellungen iſt.

Während des Tages kam eine ungeheure Menſchenmenge in Orlach zuſammen, um das Mädchen zu ſehen und Fragen an den Dämon zu richten. Genügend und nach der Erklärung der Frager richtig, äußerte er ſich beſonders über Klöſter und Schlöſſer und überhaupt über Alterthümer der Umgegend; andere vorwitzige Frager wieß er mit Spott oder Witz ab.

Nachts, als ſich auf polizeyliche Anordnung der Andrang der Gaffer verloren, erklärte der Dämon gebetet zu haben und äußerte mit Freude, er könne nun den Namen Jeſus, Bibel, Himmel, Kirche, ausſprechen, er könne beten und läuten hören. Wenn er ſich doch nur ſchon im Sommer gewendet hätte, dann wäre es beſſer geweſen! —

Seine Schuld gab er nun auch ſo an: „Mein Vater war ein Edler von Geislingen eine Stunde von Orlach. Da hatte er ein Raubſchloß auf dem Löwenbuk bey Geislingen zwiſchen dem Kocher und der Bühler, man muß ſeine Mauern noch finden. Ich hatte noch zwey Brüder. Der älteſte, der nicht weiter kam als wo ich auch bin, bekam das Schloß, der andere kam im Kriege um. Ich wurde zum geiſtlichen Stande beſtimmt. Ich kam in's Kloſter nach Orlach, wo ich bald der Obere wurde. Der Mord von mehreren meiner Kloſterbruder, von Nonnen und von Kindern, die ich mit ihnen erzeugte, laſtet auf mir. Die Nonnen brachte ich in männlicher Kleidung in das Kloſter und fand ich an ihnen keinen Gefallen mehr, ermordete ich ſie. Eben ſo ermordete ich die Kinder, die ſie geboren, ſogleich nach der Geburt. Als ich die erſten drey meiner Kloſterbrüder ermordet hatte, verrieth mich die, die du die Weiße nenneſt. Aber in der Unterſuchung wußte ich mir dadurch zu helfen, daß ich meine Richter beſtach. Ich ließ die Bauern während der Heuernte zuſammen kommen und erklärte ihnen, keine Meſſe mehr zu leſen, würden ſie mir nicht ihre ſchriftlichen Dokumente ausliefern, dann würde zur Heuernte es immer regnen, ich würde Fluch über ihre Felder beten*). Sie gaben ihre Dokumente, die die Gerechtſame Orlachs enthielten, und die lieferte ich meinem Inquiſitor aus. Wieder in's Kloſter zurükgelaſſen, ermordete ich meine Verrätherin, darauf noch drey meiner Kloſterbrüder und nach vier Wochen, im Jahre 1438, mich ſelbſt. Als Oberer wußte ich meine Opfer in's Verborgene zu locken und erſtach ſie da. Die Leichen warf ich in ein gemauertes Loch zuſammen. Mein Glaube war: mit den Menſchen iſt es nach dem Tode wie mit dem Vieh, wenn es geſchlachet iſt, wie der Baum fällt, bleibt er liegen. Aber — aber, es iſt ganz anders, es iſt eine Vergeltung nach dem Tode.

Am andern Tage Morgens äußerte ſich der Dämon noch gegen Umſtehende über die ehmaligen Klöſter zu Krailsheim ganz richtig. Dann verfiel er wieder in Zweifel, ob er wohl in Gnaden angenommen werde, wenn er jezt für immer dieſen Raum und das Mädchen verlaſſen müſſe. „Heute Abend, ſprach er, muß ich zum zweitenmal in's Gericht und zwar mit Jener.“ Er verſtand darunter die weiße Geiſtin.

Es war vor halb zwölf Uhr Mittags. Die Leute, welche das Haus abbrachen, waren an den letzten Reſt eines Stücks der Mauer gekommen, welche das Eck des Hauſes bildete, und von ganz anderer Beſchaffenheit als der übrige Theil war. Während die andern Mauern nur von Leim aufgeführt waren, ſo war dieſes Stück mit ganz beſonderem Kalk und feſter verbunden, ſo daß es wirklich ſcheint, dieſe Mauer ſtamme von einem ſehr alten Gebäude her. Mit dem Sinken dieſes Theils des Gebäudes auch (was das Mädchen nicht ſehen konnte) es war jetzt halb zwölf Uhr, und zwar mit dem Abbruch des letzten Steins deſſelben, trat bey dem Mädchen ein dreymaliges Neigen des Kopfes auf die rechte Seite ein, ihre Augen ſchlugen ſich auf. Der Dämon war aus ihr gewichen und ihr natürliches Leben war wieder da. Herr Pfarrer Gerber beſchreibt als Augenzeuge den Moment, nachdem der letzte Stein jener Mauer gefallen war, alſo: „In dieſem Moment wendete ſich ihr Haupt auf die rechte Seite und ſie ſchlug die Augen auf, die nun hell und voll Verwunderung über die vielen Perſonen, welche ſie umgaben, um ſich ſchauten. Auf einmal fiel es ihr ein, was mit ihr vorgegangen war, ſie deckte beſchämt mit beyden Händen das Geſicht — fing an zu weinen, erhob ſich, noch halb taumelnd, wie ein Menſch, der aus einem ſchweren Schlaf erwacht — und eilte fort. Ich ſah nach der Uhr, — es war — halb zwölf! Nie werde ich das Ueberraſchende dieſes Anblicks vergeſſen, nie den wunderbaren Uebergang von den entſtellten dämoniſchen Geſichtzügen der, wie ſoll ich ſie nennen — Kranken, zu dem rein menſchlichen, freundlichen Antlitz der Erwachten; von der widrigen hohlen Geiſterſtimme zu dem gewohnten Klange der Mädchenſtimme, von der verborgenen, theils gelähmten, theils raſtlos bewegten Stellung des Körpers, zu der ſchönen Geſtalt, die wie mit einem Zauberſchlage vor uns ſtund. Alles freute ſich, alles wünſchte dem Mädchen, wünſchte den Eltern Glück: denn die guten Menſchen waren feſt überzeugt, daß nun der ſchwarze Geiſt zum letztenmale da geweſen ſey.

---

*) Daher wohl auch ſein anfängliches Erſcheinen bei dem Mädchen hauptſächlich zur Heuernte und ſeine Reden von Meſſe leſen, daß das Wetter ſchön bleibe.

Der Vater zeigte mir hierauf das verbrannte Tuch, das ſeine Tochter geſtern in der Hand hatte, als der weiſſe Geiſt von ihr Abſchied nahm. Es war ganz deutlich zu ſehen, daß die Löcher, welche darin waren, durch Feuer entſtanden waren.

Ich ging auf den Bauplatz. Das alte Haus war bis auf eine kleine Mauer, mit welcher man in wenigen Stunden fertig werden konnte, ſchon abgebrochen.“ —

Bey Wegräumung des Schuttes in den ſpäteren Tagen fand man ein brunnenähnliches, ungefähr zehn Schuh im Durchmeſſer haltendes Loch, das zwanzig Schuh tief ausgegraben wurde. In dieſem und ſonſt im Schutte des Hauſes wurden Ueberreſte von menſchlichen Knochen, auch die von Kindern gefunden. Das Mädchen blieb von jener Stunde an durchaus geſund und nie mehr kehrten bey ihr die früheren Erſcheinungen zurück.

Selbſt in der Krankheit, die ſie in Folge einer Erkältung ein Jahr ſpäter erlitt und die in Hemmung des Schlingens und in Stimmloſigkeit beſtand aber ſich bald wieder hob, *) zeigte ſich keine Spur des früheren dämoniſch-magnetiſchen Zuſtandes mehr.

Es iſt natürlich, daß auch dieſe Geſchichte Jeder nach ſeinem Glauben, ſeiner Denkungsweiſe, ſeiner Beſchäftigung, Bildung und Dreſſirung auslegen und immer den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben glauben wird. Beſonders werden das die rationellen Aerzte vermeinen, mit einer Auslegungsweiſe, die jedem nur etwas rationell dreſſirten Dorfbarbierer auch bekannt iſt, daher der geneigte Leſer füglich annehmen darf, daß ich eine ſolche auch ſehr ausführlich und gelehrt ſcheinend machen könnte, wäre mir eine ſolche für den ganzen Inhalt dieſer Geſchichte genügend und kämen in ihr nicht Thatſachen in das Spiel, die dieſe Geſchichte allerdings zu etwas weiterem, als zu einer me-

---

*) Es brachen Geſchwürchen im Kehlkopfe auf.

diciniſchen Diſſertation über Monomanie und den nervus vagus und sympathicus, geeignet machen.

Von meiner Seite übrigens wird es am beſten gethan ſeyn, blos bei der getreuen Geſchichtserzählung ſtehen zu bleiben und nur das noch dieſer Geſchichte beizufügen, was einige andere Männer, die zum Theil auch Augenzeugen von ihr waren, als Räſonnement über ſie öffentlich äußerten oder mir zum Gebrauche mittheilten.

„Merkwürdig iſt es,“ ſchreibt Hr. Gerber, „daß man bey all dieſen Geiſtergeſchichten eine Familienähnlichkeit nicht mißkennen kann, welche auf etwas Wahres, das ihnen allen zu Grunde liegt, ſchließen läßt. Und zwar zeigt ſich dieſe Aehnlichkeit in den verſchiedenſten Gegenden, wo auch nicht die geringſte Verabredung oder Nachahmung, oder ſonſt ein Einfluß gedacht werden kann. Wie ähnlich ſind nicht dieſe Geiſtererſcheinungen in Orlach mit denen in der Seherin von Prevorſt erzählten? Wie dort ſo oft, ſind es zwey Geiſter, ein guter und ein böſer, ein Verführer und eine Verführte, welche erſcheinen, wie dort und beynahe in allen dieſen Geſchichten dieſelbe Sehnſucht nach Erlöſung bey dem lichtern, gebeſſerten Theil, dieſelbe moraliſche Muthloſigkeit und ſtarre Verſtockung der dunkeln Erſcheinungen. Selbſt die ſo gewöhnlichen thieriſchen Geſtalten, in welchen ſich der ſchwarze Geiſt zeigte, ſollten ſie nicht Bild ſeiner niedrigen thieriſchen Natur ſeyn? Durchgehends findet ſich, daß unmoraliſche Weſen in dunkeln Hüllen, beſſere in lichten Geſtalten erſcheinen; eben ſo oft kommt es vor, daß ſolche Geiſter Bibelſprüche und Liederverſe anführen und wünſchen, daß man für ſie beten möchte. So unbegreiflich das Anbrennen des Tuchs in der Hand des Mädchens, bey der Berührung des weißen Geiſtes, uns vorkommt, ſo hat dieſer Fall in den Geiſtererſcheinungen zu viele analoge Fälle, um ſie wegſtreiten zu können, und ich kenne die Familie genau, in welcher die Bibel aufbewahrt wird, welche der Großvater aus den Händen eines Geiſtes erhielt, und in welcher die eingebrannten Spuren einer feurigen Hand noch zu ſehen ſind, wie es Stilling in ſeiner Geiſtertheorie erzählt und eine ſcharfſinnige Erklärung dieſer Erſcheinung zu geben ſucht.“

„Wir würden uns wohl auch in Orlach vergebens bemühen, eine natürliche Erklärung dieſer Vorfälle zu finden. Die in die Augen fallenden Thatſachen, wie z. B. das Brennen im Haus, der Unfug im Stall u. ſ. w., wurden von zu vielen unpartheiiſchen, redlichen Zeugen geſehen und an eine Abſicht zur Täuſchung läßt ſich bei einer Sache, welche den betreffenden Perſonen ſo großen Nachtheil brachte, gar nicht denken. Auf das einfache Bauernmädchen, welches in ihrem Leben weder von Stillings Geiſtertheorie, noch von der Seherin von Prevorſt einen Buchſtaben geleſen hat, konnten jene Schriften keinen Einfluß haben, und die Aehnlichkeit ihrer Erſcheinungen mit ſo manchem, was in jenen Schriften erzählt und behauptet wird, kann daher nicht blos zufällig ſeyn. Auch läßt ſich nicht vorausſetzen, daß das Mädchen, dem es ſo ſehr an Geiſtesanlagen fehlte, daß es in der Schule nicht einmal das recht lernen konnte, was in den Dorfſchulen gelehrt wird, die Geſchichte der zwey Geiſter erſonnen habe, denn es herrſcht eine Conſequenz in der Charakterſchilderung, in den Aeußerungen dieſer Perſonen, es kommen Anſpielungen auf das Kloſterleben der Mönche aus den Zeiten des Mittelalters darin vor, die das proteſtantiſche, unwiſſende Bauernmädchen unmöglich aus der eigenen Phantaſie geſchöpft haben kann. Und was die Bibelſprüche betrifft, welche ich von ihr gehört habe, ſo iſt doch wohl ſchwer zu erklären, daß ſie ſolche Sprüche traf, die ſehr geeignet erſcheinen, ſie in ihren Leiden zu tröſten, wie 1. Pet. 1, 20, während der 116. Pſalm für ein Gemüth, wie der weiße Geiſt geſchildert wird, das vom Gefühl der Reue, der Sehnſucht nach Erlöſung und der Hoffnung baldiger Begnadigung erfüllt iſt, eine ſehr ſchöne, tiefe Bedeutung hat. Iſt es nicht wunderbar, daß unter den vielen tauſend Bibelſprüchen, unter welchen ſie eben ſo gut eine weit größere Anzahl ganz unpaſſender hätte treffen können, gerade ſolche von ihr angeführt wurden, welche in einer ſchönen Beziehung zu ihren Verhältniſſen oder der Lage des Geiſtes ſtehen? Wo kommt dem Bauernmädchen dieſe Weisheit her, welche ihr im natürlichen Zuſtand ganz fremd iſt? Am wunderbarſten iſt aber die Verwechslung der Perſönlichkeit. Es iſt eigentlich ſchwer, einen Namen für dieſen Zuſtand zu finden. Das Mädchen verliert das Bewußtſeyn, ihr „Ich“ verſchwindet oder entfernt ſich vielmehr, um einem andern „Ich“ Platz zu machen. Ein anderer Geiſt ergreift nun gleichſam Beſitz von dieſem Organismus, von dieſen Sinnwerkzeugen, von dieſen Nerven und Muskeln, ſpricht mit dieſer Kehle, denkt nun mit dieſen Gehirnnerven und zwar auf eine ſo gewaltſame Weiſe, daß die Hälfte des Organismus dadurch wie gelähmt wird. Es iſt gerade, wie wenn ein Stärkerer kommt und den Hausbeſitzer aus dem Hauſe jagt und dann behaglich zum Fenſter hinausſchaut, wie wenn es das ſeine wäre. Denn es iſt keine Bewußtloſigkeit, welche eintritt, ein bewußtes Ich bewohnt ohne Unterbrechung den Körper, der Geiſt, der jetzt in ihr iſt, weiß ſo gut — ſogar oft noch beſſer als zuvor, was um ihn vorgeht, aber es iſt ein anderer Bewohner, der darin haust. Und zwar iſt das Mädchen bey all' dem nicht vergeſſen, er ſpricht von ihr, er weiß recht gut, daß ſie lebt, aber er behauptet, ſie ſey nicht da, er ſey da. Und Alles ſcheint es zu beſtätigen, daß nun ein ganz anderer, roherer, gottloſer Bewohner in dieſe Behauſung eingezogen iſt, der mit dem vorigen keine Aehnlichkeit hat. Wohl ſchweben dem Menſchen auch im Traume, in der Fieberhitze, im Wahnſinne ſeltſame Täuſchungen vor, aber es iſt doch immer daſſelbe Ich, das als der bleibende Grundton unverändert bleibt, wie auch dieſes Ich ſich zum Kaiſer oder Bettler, zu Gott oder zum Gerſtenkorn geſtalten mag — aber von einer ſo ſcharf abgetrennten, klar erkannten Verwechslung des Ichs haben wir noch nichts gehört.

Sollten wir das Ganze als eine Ausgeburt der Phantaſie halten, ſo iſt es ſchwer zu begreifen, wie das Mädchen mit ſo beharrlicher Conſequenz immer auf dieſelben Ideen zurückkommen, und allmählig ganze Charakterbilder und eine fortlaufende Erzählung erdichten konnte; ſo iſt eben ſo wenig erklärbar, wie ſie zuletzt noch gar die Rolle dieſes ruchloſen Mönchs, eines Charakters, der ihren natürlichen Geſinnungen und ihrem ganzen Ideenkreis ſo ganz fremd iſt, in Ton und Sprache ſo richtig ſpielen konnte, wie es nur ein Dichter und geübter Schauſpieler vermag."

Einem Denkgläubigen war wohl mit noch Vielen, ein Räthſel, wie der Abbruch eines Bauernhauſes Bedingung der Erlöſung eines abgeſchiedenen Geiſtes ſeyn könne. Ein Freund der Bibel und der Wahrheit antwortet:

„Dieſe Bedenklichkeit iſt gegründet und jedenfalls verzeihlich, ſie trägt aber die Ermahnung in ſich, das Paradoxe dieſer Art an ſeinen Ort geſtellt ſeyn zu laſſen, bis nach geſammelten Erfahrungen über ihren Grund weiteres Licht kommt. So viel iſt gewiß, daß auch in der Sinnenwelt ſich täglich eine Menge begibt, wovon wir den Zuſammenhang und die Urſache der Zulaſſung nicht einſehen. Daß den böſen Buben im Reich der Geiſter Langmuth widerfährt, wie in dieſem Leben, ſcheint nicht ſo abnorm zu ſeyn. Daß es dort Beziehungen, Bedingungen und Verhältniſſe zur Dieſſeite gibt, die aus der Dieſſeite nicht erklärbar ſind, iſt gerade recht und nothwendig, weil dort ganz andere, dem Geſetz des Sichtbaren wahrhaft oder ſcheinbar widerſprechende Geſetze im Großen und Kleinen walten. Man kann einen Menſchen von einer angehenden Blindheit erretten, wenn man eine gegenüberſtehende weiße Mauer abbricht; wer weiß, was zur Beruhigung einer Seele dienen kann, wenn man ein Haus abbricht, in welchem ſie gewohnt oder Uebels gethan hat? oder worin ein ſchlimmer Bezug zu ihr ſich befindet? Daß dieſes unbedingt nöthig ſey, um eine ſolche Seele zum Frieden zu fördern, iſt damit keineswegs geſagt; aber daß es vermöge ihrer

Imagination Einfluß auf ihre Zufriedenheit haben kann, iſt eben ſo gewiß, als daß ein grillenhafter Menſch ſich befriedigt fühlt, wenn ein Gebäude abgebrochen wird, deſſen Anblick ihn geärgert hat. Daß der Mönch gegen ein Haus wüthete, welches in ſeinen Fundamenten noch die ſtummen Zeugen ſeiner Miſſethaten enthielt, iſt ſo unglaublich nicht. Auch ihm konnte geholfen werden, ohne den Abbruch dieſes Hauſes; aber er wollte es nun einmal zerſtört wiſſen, und plagte ſo lange, bis es geſchehen, deſſen für ſeine Einwirkung empfängliche junge Bewohnerin. Von da an glaubte er ſich beruhigen zu können, oder fand wenigſtens keinen Anlaß mehr, die Hausbewohner in Schrecken zu ſetzen. Wer weiß nicht, daß ein Miſſethäter gern Alles zernichtet, was ihn vor Gott und ſeinem Gewiſſen anklagt? Wäre die weniger ſchuldige Nonne nicht ſchon auf andere Weiſe zur Buße gelangt geweſen, ſo hätte der Hausabbruch ſie nicht entſündigt; aber es trug weſentlich zu ihrer Stellung bey, theils der Erinnerung halben an ſich, theils in ihrem Zuſammenhang mit dem Mönch. Man denke ſich doch dieſe im Gericht ſtehenden Seelen höchſt empfindlich, ſtets mit ihrer Schuld beſchäftigt, bis in's Kleinſte ſorgſam, oder auch wüthend, ſie auszulöſchen, dabey unklar, verworren, je nach dem Zuſtand ihrer Verdammniß und nach dem hiernach ſich bemeſſenden Grad ihres Bewußtſeyns, ihrer Beſinnung oder Geiſtesgegenwart, daher oft nur trachtend auf eine verkehrte Weiſe und durch neue Bosheiten ihren Muth zu kühlen. Ihre Vorſtellungen ſind ihre Qualen oder ihr Troſt, bis ſie das Licht der Wahrheit gefunden haben.“

Der Denkgläubige meint: Die religiöſen Anſichten über das zukünftige Leben, welche wir unſern Somnambulen und unſern Geiſtern verdanken, ſeyen ſo troſtlos, daß ſie die Schrecken des Todes uns wiederbringen, welche doch Jeſus nach den Ausſprüchen der h. Schrift vernichtet habe.

Der Freund antwortet: „Für wen hat ſie Jeſus vernichtet? Für die, welche mit der That und Wahrheit an ihn glauben, zu denen auch ohne Zweifel der würdige Verfaſſer gehört. Wem bringen jene religiöſen Anſichten über das zukünftige Leben die Schrecken des Todes wieder? Nicht „uns“ die wir glauben, ſondern denen, für die Jeſus Chriſtus der Heiland noch nicht erſchienen iſt, weil ſie nicht an ſein Heil glauben wollen, und für die er daher bis jetzt die Schrecken des Todes nicht hat vernichten können. Wer aus Eigenſinn, aus Verſtocktheit, aus Uebermuth, ohne Chriſtum in der Welt lebt, erſchrickt mit Recht vor dem Tode, und damit er heilſam erſchrecke, kommen ſolche außerordentliche Begebenheiten, die einen Blick in das Leben nach dem Tode eröffnen, ob ſie gleich öfter verloren als wirkſam ſind. Einige Theologen bilden ſich ein, Chriſtus habe den Hades, oder gar den Glauben daran, aufgehoben. Er hat ihn nicht aufgehoben, ſondern geöffnet, indem er deſſen Schlüſſel hat.“

Der Denkgläubige ſagt: „Die Bibel lehrt ein raſtloſes Fortſchreiten, ein ununterbrochenes Wirken in Gottes Reich; unſere Somnambulen und Geiſter wollen dagegen wiſſen, daß unzählige Geiſter oft 300—400 Jahre lang in Kellern und Gewölben, in Boden und Kammern zubringen müſſen. Wie läßt ſich das mit der Weisheit des Gottes vereinigen, der kein irdiſches Pfund, viel weniger einen unſterblichen Menſchengeiſt mit ſeinen Anlagen Jahrhunderte lang vergräbt?“

Der Freund entgegnet: „Wir werden doch hoffentlich nicht glauben, daß ein Jeder nolens volens nach dem Tode (denn in dieſem Leben geſchieht es offenbar nicht) zur Vollendung fortgeriſſen werde? Daß manches irdiſche, ſelbſt günſtige Pfund Jahrhunderte lang vergraben bleibt, iſt eine gewiſſe Erfahrung. Handelt ſich's hier von Naturſchätzen, Entdeckungen, Wahrheiten, Schriften, ſo werden ſolche oft erſt nach langer Zeit gefunden, geachtet, benutzt. Wenn aber der Verfaſſer der heiligen Schrift Glauben beymißt, ſo muß er auch glauben, daß nicht nur Seelen 300—400 Jahre lang in Kellern, Kammern zubringen können, nämſich in der Art, wie ein Geiſt ſich daſelbſt in ſeinem eigenthümlichen Hades-Raum aufhalten, bewegen und daraus hervortreten kann; ſondern daß nach 1. Petr. 3, 19 — 20 die Seelen der Unglaubigen vor der Sündfluth von da bis zur Höllenfahrt und Auferſtehung des Herrn in den Gefängniſſen des Hades zubringen mußten, welches einen ungefähren Zeitraum von 2400 Jahren macht. Bey ihnen hätte alſo das „raſtloſe Fortſchreiten“ gute Weile gehabt. Und doch ſchritten ſie fort; denn ſonſt konnte ſie Chriſtus nicht aus ihrem Zuſtande befreyen. Die Frage, wie ſich dergleichen mit der Weisheit Gottes vereinigen laſſe, hat ſeiner Zeit auch Hiob gethan und guten Beſcheid darauf erhalten.“

Der Denkgläubige meint, es ſolle ſo ein Verſtorbener, wenn er wieder käme, uns doch auch die Räthſel des Lebens löſen und uns Kunde bringen von dem Jenſeits, in das unſer Auge mit ſo vieler Neugierde blicke. „Das thut er wirklich,“ antwortet der Freund, „aber nicht nach unſerer vorgefaßten Meinung.“ Auch dieſer Denkgläubige iſt der Meinung der Geiſtreichen: es ſollten Geiſter geiſtreich ſeyn und nicht ſo albern. „Das iſt eben unſer großer Irrthum,“ antwortet der Freund, worüber anderwärts viel geſagt iſt.

Der Denkglaubige kann an kein Zwiſchenreich halbſeliger und halb unſeliger Geiſter glauben, welches ihm weit ärger wäre, als das Fegfeuer, das doch ſchneller wirke und einen vernünftigen Zweck habe. In dieſem Zwiſchenreiche fände keine weitere Vervollkommnung ſtatt, die Geiſter müßten da noch mehr verdummen, ſtatt, wie er es ſich vorſtelle, ſich vorher zu einem andern Geſchlecht entwickeln u. ſ. w.

Der Freund entgegnet: „Man möchte wohl wiſſen, was der Zweifler ſich unter dem Fegfeuer und bey deſſen Unterſchied von dem Zwiſchenreich und welchen vernünftigen Zweck er ſich bey ſeinem Fegfeuer denkt. Ferner wie geſchwind nach ſeiner Vorſtellung die thörichte Mehrzahl der Menſchen auf Erden ſich drüben entwickeln, vervollkommnen, entfalten, ihre Thorheit abſchütteln und ein anderes Geſchlecht aus ihr entſtehen muß, und ob er hier den langmüthigen Gott nicht mit menſchlichem Maßſtab, oder nach der Wanduhr die Ewigkeit meſſen läßt. Auch ob ein Gefangener verdummen muß, dem man in ſeinem Kerker Zeit läßt, ſich zu beſinnen, von ſeinem leidenſchaftlichen Treiben ſich abzukühlen, die Augen nach Gott zu richten und den auch wohl von Zeit zu Zeit ein Seelſorger beſucht, weil des Richters Abſicht iſt, ihn zu bekehren und zu beſſern. Endlich, ob der Denkgläubige berechnen und uns die Verſicherung geben kann, daß und in welcher kurzen Friſt alle Narren eines Irrenhauſes als geheilt entlaſſen werden können. Was aber hier Jahre ſind, das mögen dort wohl Jahrhunderte nach hieſigem Zeitmaß ſeyn. Oder noch dieß: warum dort bloße Anomalien ſeyn müſſen, was hier die Regel iſt; wofern wir nicht mit dem Tode ſelbſt eine nirgends geoffenbarte, nirgends erweisliche Verwandlungskraft beylegen wollen.“

Der Denkgläubige ſagt: „So auffallend auch immerhin die Aufſchlüſſe ſind, welche unſere Geiſter und Somnambulen ſchon gegeben haben, ſo iſt es doch nur Sternenlicht — das zwar aus einer höhern geheimnißvollen Welt ſtammt, aber mit dem klaren Sonnenlichte der reinen geſunden Vernunft nicht verglichen werden kann. Alle dieſe Geiſter, welche uns durch ihre übernatürlichen Einſichten und Wirkungen in Erſtaunen ſetzen, haben dennoch auch nicht eine große ſegensreiche Wahrheit, eine wichtige Entdeckung der Menſchheit gebracht und ſelbſt die Maſchinen, die ſie erfanden haben, kommen nicht einmal unſerm Pflug oder Spinnrad gleich. Nie werden ſie unſern großen Geiſtern mit natürlichem Verſtande an die Seite geſtellt werden können, ſie waren nur Seltenheiten, die Erſtaunen erregten, aber keinen bleibenden Gewinn brachten.

Der Freund entgegnet: „Der Zweifler verfällt hier in den Ton des Rationalismus und hält die „reine geſunde

Vernunft" für das Sonnenlicht, das uns erleuchten ſoll. Weſſen Vernunft? Seine oder meine, oder *Kerner's* ſeine oder die der Herren P., St. u. W.? Denn wir haben alle Vernunft, und meine Vernunft behauptet reiner und geſunder zu ſeyn, als die des Zweiflers, weil ſie ſonſt nicht wagen könnte, der ſeinigen zu widerſprechen. Wenn der Zweifler ſich im 1. Brief an die Corinther umſehen will, ſo wird er finden, wiefern die Seher überhaupt (außer den bibliſchen) unſere Profeſſoren ſeyn ſollen, und wiefern wir die übrigen. Die rechte Kritik in dieſen Dingen verleiht nicht die ſogenannte reine geſunde Vernunft an ſich, ſo wenig wie eine klare Glaslaterne für ſich leuchtet, ſondern das Wort Gottes und der Geiſt, der es gegeben hat.

„So auffallend auch immerhin die *Aufſchlüſſe* ſind, welche unſere Geiſter und Somnambulen ſchon gegeben haben," ſagt der Zweifler, und doch ſollen ſie gar nichts Großes, Segensreiches oder Wichtiges gebracht haben! Ich meine aber, wenn ſie die bibliſchen Wahrheiten beſtätigen und durch ihre Entdeckungen aufhellen, ſo haben ſie der Menſchheit ein großes, ſegensreiches und wichtiges Stärkungsmittel gegen den Unglauben und Abfall gebracht — womit natürlich die gleich folgenden Maſchinen und Spinnräder nicht in Vergleich kommen. Wer ihre Eröffnungen wohl zu ſichten und zu benutzen weiß, dem haben ſie bleibenden Gewinn gebracht. Wenn der Zweifler ſagt: „ſie können unſern großen Geiſtern mit natürlichem Verſtande nicht an die Seite geſtellt werden," ſo frage ich: wer ſind aber unſere „großen Geiſter mit natürlichem Verſtande?" und was ſind ſie? Der Zweifler kann die Antwort leſen 1. Kor. 2. und Röm. 1, 22., auch Coloſſ. 2, 8.

Der Denkgläubige ſagt: „Wir wollen dieſen Geiſtern alle Aufmerkſamkeit ſchenken, welche ſie allerdings verdienen."

Der Freund: „Weswegen? ſie haben ja nichts gebracht. Bloße Raritäten, aus denen nichts zu lernen iſt, verdienen überall keine Aufmerkſamkeit."

Der Denkgläubige: „Aber wir wollen uns die mühſam erworbenen Schätze der Wiſſenſchaft und Erfahrung nicht rauben laſſen.“

Der Freund: „Keineswegs wollen wir das; aber jene Eröffnungen, jene „Aufſchlüſſe“ gehören auch, wenn irgend etwas, zu den Schätzen der Wiſſenſchaft und Erfahrung.“

Der Denkgläubige ſagt: „Es gibt keine Art von Aberglauben, keine Albernheit, kein Ammenmährchen, welches nicht in dieſem Syſtem ſeine Sanktion findet.“

Der Freund: „In welchem Syſtem? Was die Geiſter und Somnambülen ſagen, iſt an ſich kein Syſtem, denn ſie widerſprechen auch zuweilen einander, ja ſogar ſich ſelbſt. Was man aus dieſen Erſcheinungen hat ſchließen wollen, iſt zu unbeſtimmt, als daß es ein Syſtem heißen könnte. Wie viel wird nicht alle Tage falſch geſchloſſen? Baculus stat in angulo etc. iſt kein Syſtem. Uebrigens gibt es, je nach dem Syſtem der Urtheiler, Aberglauben, Albernheiten und Ammenmährchen, die es nicht ſind.“

Der Denkgläubige ſagt: „Könnten wir denn dieſe unerklärlichen Erſcheinungen aus der Geiſterwelt nicht eben ſo auf ſich beruhen laſſen, wie wir alle jene Räthſel auf ſich beruhen laſſen müſſen?“

Der Freund erwiedert: „Ja, das ſoll Jeder, der dieſe unerklärlichen Erſcheinungen nicht zu benutzen weiß, nicht zu ſichten verſteht, und nicht fortzuſchreiten begehrt. Es muß aber andern unverboten ſeyn, in den Räthſeln der Natur, des Menſchenlebens und der Erſcheinungen aus der Geiſterwelt zu forſchen und etwas daraus zu lernen; denn Gott zeigt uns nichts umſonſt. Wir ſollen keine faulen Schüler ſeyn, die das aufgeſchlagene Buch liegen laſſen und Aepfel ſchmauſen, dazu ſind wir nicht hier.“

Der Denkgläubige ſagt: „Es iſt ein wahrhaft wohlthuender, beruhigender Gedanke, daß der weiſeſte der Weiſen, der die Tiefen der Gottheit durchſchaute und aus dem Reiche des Todes zurückkehrte, uns nichts von ſolchen Sonderbarkeiten aus dem unbekannten Jenſeits mit herüberbrachte, ſondern nur klares, beglückendes Sonnenlicht.“

Der Freund entgegnet: „Wahr! aber bey dem klaren Sonnenlicht, welches der Gottmenſch aus dem unbekannten Jenſeits herübergebracht hat und welches nichts anders heißen kann, als das Evangelium von der vollendeten Erlöſung, das denn den Gläubigen zu ihrem Troſt genügen kann, offenbart ſich erſt mancher dunkle Punkt und zwar in der Offenbarung ſelbſt, welche darum von den Ungläubigen verworfen wird, ſo daß man endlich vor dem klaren beglückenden Sonnenlicht die Augen verſchließt.

Die Geſchichte des Todes und der Auferſtehung Jeſu iſt ſogar reich an Sonderbarkeiten und muß es wohl ſeyn, weil ſie das Wunder aller Wunder in ſich faßt. Dieſe zu erklären und durch die Erklärung zu beſtätigen, trägt dann die Wiſſenſchaft der Erfahrungen aus der Geiſterwelt mehr bey, als alle logiſche Conſtructionen der Schultheologie. Zum Beweis dient, daß die, welche Erfahrungen annehmen, an das Sonnenlicht des Evangeliums glauben, die ſie aber verweiſen, es entweder nur halb oder gar nicht haben wollen.“

Der Denkgläubige ſagt: „Es iſt traurig, daß die Geſchichte in Orlach dem Aberglauben des Landvolks ſo ſehr zur Nahrung dient und ſich wie eine anſteckende Krankheit verbreitet.“

Der Freund ſagt: „Hier haben die Seelenhirten einzuſchreiten und die Sache dem Landvolk nicht auszureden, da ſie wahr iſt, ſondern nach der Wahrheit und für zweckmäßige Anwendung zurechtzulegen, eben damit auch dem Aberglauben zu ſteuern, welcher iſt eine Mißgeſtalt und ein Mißbrauch des Glaubens.“

„Hiezu gehört aber, daß die Seelenhirten ſich nicht zu denen geſellen, welche die Sache auf ſich beruhen laſſen, ſondern welche ſich gründlich prüfen, in allen Richtungen beleuchten und das Reine von dem Unreinen ohne Vorurtheil zu ſcheiden ſuchen. Dadurch können ſie auch „Auſteckungen ſteuern, nämlich nicht blos denen eines leeren Wahns, ſondern der Anſteckung wirklicher Beſitzungen, welchen durch Gebet und feſten Glauben an den, der Macht hat über alle Gewalt des Feindes, widerſtanden werden kann, während eine geängſtigte Imagination ſich eine ſolche dämoniſche Krankheit weſentlich zuziehen kann, wie die Peſt, Cholera und andere Seuchen, und wie der Dieb (der kein Wahn iſt) nicht eindringen kann, wenn die Thür wohl verſchloſſen iſt. Der Riegel iſt aber nicht der Unglaube, ſondern der Glaube."

Nachträglicher Bericht

über

das Mädchen von Orlach;

nebſt einer Beleuchtung der Bemerkungen der Didaskalia über dieſe Erſcheinungen, von Gerber.

Ich hatte der Redaktion der Didaskalia in Frankfurt eine treue Darſtellung der Vorfälle des Mädchens von Orlach eingeſchickt, welche in Nr. 81 — 86 v. J. aufgenommen wurden, und auch in dem wurtembergiſchen Landboten abgedruckt worden iſt. Die Redaktion hielt es fur nöthig, in den Blättern 89 u. 91 eine natürliche Erklärung dieſer Erſcheinungen zu verſuchen, in welcher ſie mich von dem Vorwurf der Inconſequenz nicht freyſprechen zu können glaubte. Nach einigen Monaten ſandte ich folgenden nachträglichen Bericht ein, in welchem ich mich zugleich verpflichtet fuhlte, das Unhaltbare dieſer naturlichen Erklarung zu zeigen und mich gegen den Vorwurf der Inconſequenz zu vertheidigen. Die Redaktion trug jedoch Bedenken, dieſen Aufſatz aufzunehmen, weil dieſe Geſchichte in der Gegend von Frankfurt weder Glauben noch Theilnahme gefunden habe. Ich ſetzte in die Verſicherung der Redaktion nicht den mindeſten Zweifel und bin weit entfernt, den Leſern der Didaskalia Glauben und Theilnahme aufzwingen zu wollen. Da ſich aber hoffen läßt, daß die Leſer dieſer Blätter mehr Intereſſe an dieſen merkwurdigen Erſcheinungen nehmen werden, und die natürliche Erklärung der Didaskalia als ein Vorbild aller Erklarungen dieſer Art zu betrachten iſt, ſo werden ſie wohl auch dieſen nachträglichen Bericht und die Beleuchtang jener Erklärung ihrer Aufmerkſamkeit würdigen. In dieſer Widerlegung möchte wohl das Meiſte berückſichtigt ſeyn, was die vernunftelnde Welt überall über dieſe Vorfälle geurtheilt haben mag, und es handelt ſich daher hier nicht von der Meinungsverſchiedenheit zwiſchen mir und der Redaktion, ſondern von einer allgemeinen Beurtheilung jener Philoſophie, welche alles Unbegreifliche in der Natur wegdemonſtriren will. Die Redaktion hat ganz in meinem Sinn gehandelt und mir eigentlich vorgearbeitet, wenn ſie eine natürliche Erklärung dieſer Erſcheinungen zu geben verſuchte und dem Aberglauben keinen Vorſchub leiſten möchte. Auch ich bin Freund des Lichts und haſſe allen Aberglauben ſo ſehr, daß ich etliche Monate lang von dieſer Geſchichte in Orlach ſprechen hörte, ohne etwas anderes, als Widerwillen dagegen zu empfinden, und ich war nicht einmal neugierig, die Sache genauer zu erfahren, weil mir alles zu albern vorkam, und bedauerte nur, daß der Volksaberglaube dadurch aufs Neue geſtärkt wurde, was mir heute noch an der Geſchichte höchſt zuwider iſt. Recht herzlich würde ich mich darüber freuen, wenn durch eine richtige Erklärung aller Geiſterſpuk und und alles Unbegreifliche weggeräumt werden könnte, denn den Schlüſſel zu dieſer Erklärung zu finden, war von der erſten bis zu der letzten Stunde mein eifrigſtes Beſtreben. Leider aber kann ich nicht ſagen, daß durch die Bemerkungen der Redaktion dieſer Zweck erreicht worden wäre. Auch ich hoffte, ehe ich nach Orlach ging, das Wahre von der Betrügerey oder von der Verblendung Befangene zu ſchauen, bald abſondern und den Schlüſſel finden zu können, um allen Geiſterſpuk, alle Viſionen als einen, durch ſeine Seltenheit wichtigen Krankheitszuſtand zu erklären. Ich hatte daher mir bereits eine Erklärungsweiſe gebildet, welche der in den Bemerkungen gegebenen beinahe ganz gleich war, die ich aber, ſo wie jede andere, welche ich verſuchte, wieder aufgeben mußte, ſobald ich mich genauer nach den Umſtänden erkundigte.

Vor Allem muß ich bemerken, daß, wie das Mädchen es vorherſagte, jener Anfall, bey welchem ich zugegen war, der letzte geweſen iſt. Sie blieb ſeither ganz geſund und keine Spur von Geiſtererſcheinungen oder ſomnambulen Zufällen zeigen ſich mehr. Erſt vor einigen Wochen wurde ſie wieder von einer Krankheit befallen, durch welche ſie am Sprechen gehindert wurde, und über welche der Herausgeber dieſer Blätter eben Auskunft gab. Dieſe Krankheit iſt aber in ſo fern merkwürdig, als ſich dabey keine Spur ihrer frühern Erſcheinungen des Beſeſſenſeyns, der Geiſter u. ſ. w. mehr zeigten; ein Beweis, daß dieſes Mädchen krank ſeyn kann, ohne ſolche Erſcheinungen zu haben, wie man hätte vermuthen ſollen. Wenn Alles nur Folge ihres krankhaften Körpers war, warum ſtellten ſich dieſe Erſcheinungen nicht mit der Krankheit wieder ein?

Die Redaktion beginnt ihre Beleuchtung mit den Worten: „Das Hohenloh'ſche iſt bekanntermaßen ein Land, in welchem noch viel Aberglauben herrſcht.“ Daß im Hohenloh'ſchen viel Aberglauben herrſcht, will ich nicht beſtreiten, aber das Wörtchen bekanntermaßen deutet darauf hin, wie wenn das Land durch ſeinen Aberglauben bekannt wäre, oder wie wenn es ſich dadurch auszeichnete. Man wird es mir verzeihen, wenn ich dieſe Beſchuldigung von meinem lieben Hohenloh'ſchen Ländchen abzuwälzen ſuche.

Von dem Aberglauben gilt, was vom Reich Gottes —, man kann nicht ſagen, ſiehe hier iſt er, oder da iſt er, denn er iſt inwendig im Menſchen, ſo weit auf Erden Menſchen wohnen. Wir finden ihn in den Hütten der Wilden wie in den Salons der gebildetſten Hauptſtädte der Welt, er wohnt an der Spree wie an der Seine, und wird wohl auch in Frankfurt ſeyn. Führen wir gen Himmel, ſo iſt er da, und fliegt als Drache auf Sternſchnuppen herum, ſegeln wir auf den Wellen des Meeres, ſo ſchwimmt er auf dem ſchauerlichen Geiſterſchiff, betteten wir uns in den Schooß der Erde, ſo ſchickt er uns ſeine Kobolde und Berggeiſter entgegen, denn er hat das Weltall mit ſeinen Geſtalten bevölkert. Der Aberglaube iſt ſo alt, wie die Menſchheit. Er ſtand in Aſien an der Wiege des Menſchengeſchlechts, er iſt mit der Menſchheit zum Mannesalter gereift, und ſtirbt wohl erſt, ſo wie die Sünde, mit dem letzten Menſchen aus. Der Aberglaube iſt der Schlagſchatten unſeres Geſichtes; und ſo wie unſer Schatten immer unſere Geſtalt annimmt, ſo richtet ſich der Aberglaube in unzählig vielen Formen und Reflexen immer nach der individuellen Denkungsweiſe und Bildungsſtufe der Menſchen. Er iſt materiell und grob-ſinnlich in den Hexen- und Geſpenſtergeſchichten der Bauern, er iſt ſinnig, zart und gemüthlich, wenn er in den äſthetiſchen Theeviſiten unſerer Damen verhandelt wird, er iſt gelehrt und ſchwülſtig in den Schriften unſerer Philoſophen, er iſt myſtiſch und fromm in der Dogmatik mancher Theologen. Unzählig viele Menſchen, die ſich ihrer Aufklärung rühmen, ſind abergläubiſch ohne es zu wiſſen und zu wollen, trotz ihrer Verſicherungen vom Gegentheil. Und obgleich wir damit nicht beſtreiten wollen, daß der Aberglaube in einigen Gegenden mehr als in andern herrſcht, ſo ſind doch gerade die Hohenloher durch ihren heitern, leichtern Sinn, der überhaupt den Franken eigen iſt, weit weniger zum Aberglauben geneigt, als andere Völkerſtämme, was ſich auch daraus ergibt, daß der Pietismus und Myſticismus und Separatismus, der in andern Gegenden wuchert, im Hohenloh'ſchen keinen Boden findet, wo er Wurzel faſſen kann. Der Abbruch des Hauſes in Orlach iſt kein Beweis dafür, daß ſich dieſes Dorf durch Aberglauben auszeichnet. Wenn der aufgeklärteſte Kopf des achtzehnten Jahrhunderts, Friedrich der Große, das Pfarrhaus in dem Dorf Quarez bei Glogau wegen Geiſterſpuk abbrechen und wieder neu bauen ließ (wie mir die glaubwürdigſten Perſonen erzählten und wie es in Schleſien allgemein bekannt ſeyn ſoll) ſo wird es wohl Niemand den ſchlichten Bauersleuten in Orlach verdenken, wenn ſie daſſelbe thaten. Die Redaktion meint, in Frankfurt hätte man das Haus nicht abgebrochen, ſondern über die Abſurdität gelacht und die Beſeſſene in ein Kranken- oder Irrenhaus gebracht. Das möchte ich bezweifeln. Auch in Frankfurt würde wohl ein guter Vater lieber ſein Haus (und beſonders ein ſolches Haus) abbrechen und wieder neu bauen laſſen, als ſeine Tochter in das Kranken- oder Pflegehaus zu bringen, denn ob es gleich eine ſonderbare Kur iſt, die bis jetzt noch wohl in keinem Recept verſchrieben wurde, daß man durch den Abbruch von Häuſern Kranke heilt; ſo iſt doch ſehr zu bezweifeln, ob das Mädchen ganz geſund geworden wäre, wenn nicht auch dieſer Idee Genüge geleiſtet worden wäre, beſonders wenn man ſie, wie die Redaktion, nur als eine fixe Idee betrachtete: und dieſe Heilung, dieſe Rettung eines Menſchen, war wohl den Abbruch eines alten Bauernhauſes werth. Wenn ſich die Redaktion bei den Frankfurtern nach dem Hohenloh'ſchen erkundigen will, ſo wird ſie die Antwort erhalten: Es iſt das Land, dem wir das beſte Rindfleiſch und auch vieles Repsöl verdanken; aber von einem beſondern Hohenloh'ſchen Aberglauben, namentlich unter dem Volke Hohenlohs, da wird wohl gewiß Niemand etwas wiſſen. Die Redaktion beginnt ihre Erklärung mit den Vorausſetzungen: „In ihrer Kindheit hatte das Mädchen gewiß viel gehört von alten Klöſtern, von ſchwarzen Mönchen und weißen Nonnen, von Teufeln und Hexenſpuk, von Verdammniſſen und Erlöſungen.“ Dieſen Eckſtein der Beleuchtungs-Hypotheſe muß ich nach den genaueſten Erkundigungen und meinen eigenen Erfahrungen verwerfen.

Ich kenne das Landvolk in unſerer Gegend mit ſeinem Glauben und Aberglauben genau, und kann verſichern, daß in unſerer proteſtantiſchen Gegend das Volk nichts von alten Klöſtern, ſchwarzen Mönchen und weißen Nonnen weiß — ja daß, wenn man es auf die Probe ankommen laſſen will, man finden wird, daß die meiſten Bauernpurſche und Bauernmädchen nicht einmal wiſſen, was Klöſter, Mönche und Nonnen ſind, was beſonders bei dieſem Mädchen der Fall war.

Eben ſo kann ich verſichern, daß namentlich in dem Familienkreis dieſes Mädchens ſolche Erzählungen durchaus nicht vorkamen. Die Hexen- und Geiſtergeſchichten, welche bei uns unter dem Volk bekannt ſind, haben einen ganz andern Charakter. Eben ſo unrichtig iſt die Vorausſetzung, daß dieſes Mädchen ein höchſt reizbares Nervenſyſtem habe. Sie hat im Gegentheil eine ſehr kräftige Natur. Und ſo fällt eben damit die ganze Unterlage der Erklärung weg; denn man muß dieſes Mädchen geſehen haben, um zu wiſſen, wie wenig Geiſtesgaben, wie wenig Einbildungskraft ſie beſitzt, und wie ſogar nicht vorausgeſetzt werden kann, daß ſie ſich Ideen oder Chimären dieſer Art könnte hingegeben haben, denn ich wollte vielmehr darauf wetten, daß ſie in ihrem Leben über gar nichts lange nachgedacht hat! Auf dieſe Art konnte ſich mithin ihr ſpäterer Zuſtand nicht verbreiten; da kein Saame dieſer Art gelegt worden war, ſo konnte keiner aufgehen.

Die Erklärung ſtellt den Verlauf der Sache auf folgende Weiſe dar: „Die körperlich Kranke und geiſtig Zerrüttete bekam allerley Viſionen, und endlich ſetzte ſich bei ihr die Idee feſt und ward eine fixe — ſie ſey von einem Mönch beſeſſen, der durch ſie von ſeiner Verdammniß erlöſt werden mußte. Eine jener, die arme Geiſteszerrüttete erſchütternden Viſionen, die ſie vielleicht zur Nachtzeit in irgend einem Winkel des Hauſes hatte, gaben ihr den Einfall der hier obwaltenden dramatiſchen Idee, daß der Mönch durch das Niederreißen des Hauſes erlöſet werden würde.“

Dieſe Vorausſetzungen ſind durchaus unrichtig. Niemand hatte weder eine geiſtige noch körperliche Veränderung an dem Mädchen bemerkt, noch ſie ſelbſt etwas dieſer Art gefühlt — und war daher weder geiſtig zerrüttet, noch körperlich krank, (man müßte denn nur annehmen, daß man geiſtig zerrüttet und körperlich krank ſeyn könnte, ohne daß man es weder ſelbſt wiſſe, noch von andern bemerkt werde, eine Vorausſetzung, die zu den abſurdeſten Folgerungen führen würde) als ſie eines Tages (nicht in der Nacht) in Gegenwart mehrerer anderer Perſonen, auf einmal mit ſtarren Augen in eine Ecke des Stalles blickte — und darauf laut die Worte ausſprach: „Die Scheune auch?“ Und als ſie ſich von dem Schrecken erholt hatte, den Umſtehenden erzählte: ſie habe eben einen Geiſt geſehen, der zu ihr geſprochen habe: das Haus muß weg! und ſie habe darauf gefragt: die Scheune auch? Nie hatte ſie zuvor eine Idee dieſer Art gehabt, es war noch nichts Außerordentliches vorgefallen, es hatte noch Niemand etwas dieſer Art geſprochen. Dieſe Idee alſo, daß das Haus weg müſſe, iſt nicht allmählig in ihr entſtanden, und zuletzt zur fixen Idee geworden, ſondern wurde plötzlich von ihr ausgeſprochen, und wie ſie behauptete, durch dieſe äußere Veranlaſſung hervorgebracht. Wie dieſe Idee in dieſem Moment nach pſychologiſchen Geſetzen entſtanden ſeyn ſollte, läßt ſich nicht erklären. Eben ſo hatte ſie nie die Idee, der Mönch wollte durch ſie erlöst werden, ſondern der weiße Geiſt, und eben ſo wenig hatte ſie im wachen Zuſtand je davon geſprochen oder daran gedacht, daß ſie von dem Mönch beſeſſen ſey, — es war abermals keine Chimäre, keine fixe Idee, welche ſich allmählig gebildet hatte, ſondern erſt als ſie in den bezeichneten krankhaften Zuſtand verfiel, ſprach der Mönch aus ihr, während ſie beim Erwachen nichts davon wußte, und alſo dieſe Idee nicht hatte. Eben ſo wenig kann wohl das Aufhören ihres Zuſtandes pſychologiſch daraus erklärt werden, wie es von der Redaktion geſchieht, daß die fixe Idee des Mädchens ihren Kreislauf vollbracht hatte, und ihr Genüge geleiſtet worden ſey; denn wie hätte ſie ſonſt ſchon ein Jahr zuvor den 6. Merz als den entſcheidenden Tag beſtimmen können? Wäre dies auch nur Idee geweſen, wie hätte ſie denn entſtehen können? woher hätte ſie ſo lange vorher wiſſen können, daß gerade an dieſem Tag ein Uebel aufhören würde, das alle ärztliche Hülfe nicht zu entfernen vermochte! Mir ſcheint ſogar, man habe dieſe pſychologiſchen Erklärungen, dieſe Vorausſetzungen nicht einmal nöthig, da ſie auf jeden Fall unzulänglich ſind. Aus den Wirkungen der Phantaſie, aus der Beſchäftigung mit ſolchen Vorſtellungen laſſen ſich ja dieſe gewaltſamen

Symptome doch nicht erklären; denn dann müßten ja nicht nur andere, weniger kräftige Bauermädchen, welche dieſelben Geſchichten hätten erzählen hören, und noch weit mehr unſere nervenſchwachen Stadtdamen, welche die ſchauerlichſten Geiſtergeſchichten leſen, ebenfalls ſolche Zufälle bekommen. Könnten wir aber je annehmen, alle dieſe Erſcheinungen ſeyen blos Wirkung ihres geſtörten krankhaften Organiſmus, etwa eines magnetiſch-ſomnambulen Zuſtandes — oder ein vorübergehendes Delirium geweſen, ſo haben wir nicht nöthig, pſychologiſch nachzuweiſen, da der logiſche Zuſammenhang ihrer irrigen Ideen mit ihren frühern Vorſtellungen auch bey andern Perſonen dieſer Art, nicht immer nachgewieſen werden kann. Wenn dieſe krampfhaften Anfälle durch keine fixe Ideen hervorgebracht werden konnten, ſo kann auch das Aufhören derſelben nicht daher kommen, weil dieſe Idee ihren Kreislauf vollendet hatte, obgleich die Befriedigung dieſer Vorſtellung allerdings zu der Heilung mitgewirkt haben konnte. Eher noch kann man ſagen, es war ein magnetiſches Vorausſehen.

Es ſteht ferner in den Bemerkungen: „Das Feuer im Haus legte ſie wahrſcheinlich im ſomnambülen Zuſtand ſelbſt an, ſo wie auch der Lärm im Stalle wohl nur durch ſie gemacht ward.“ Auch ich hatte zuerſt dieſen Gedanken, aber nach allen Erkundigungen, die ich ſelbſt und Bekannte von mir anſtellten, iſt dieß nicht möglich. Denn als das Brennen im Haus anging, war das Mädchen noch ganz geſund, ſie hatte (ſo viel ich mich erinnere) noch keinen Geiſt geſehen und noch keine Spur von magnetiſchen Zuſtänden war an ihr zu bemerken. Sie half Hausgeräthe flüchten, das Feuer entſtand, während viele Menſchen Wache hielten, und daher auch das Mädchen bemerkt worden wäre. Eben ſo verhielt es ſich mit dem Flechten der Kuhſchwänze, welches nach meiner ſpätern Erkundigung auch am Tage geſchah, während das Mädchen bey den andern in der Wohnſtube war. Mit Bewußtſeyn legte die Tochter gewiß nicht Feuer in des Vaters Haus und trieb ohne allen Zweck den

Spuk mit den Kühen; im bewußtloſen Zuſtande aber, von welchem ſie erſt wieder erwacht wäre und Feuer gelegt hatte, ohne daß Jemand eine Veränderung an ihr bemerkt hatte, iſt ſo undenkbar, daß er alle Wunder der Geiſterwelt weit übertreffen würde. Am allerleichteſten macht ſich die Redaktion die Erklärung der übrigen auffallenden Erſcheinungen.

„Die erhaltene Ohrfeige und die ſpäter erfolgte Sühne derſelben durch zehn Gulden, heißt es in den Bemerkungen, iſt eine zu augenfällige Abſurdität, als daß wir uns die Mühe nehmen ſollten, ſie zu widerlegen. Und weiter unten: nach dieſen allgemeinen Andeutungen wird es als überflüſſig erſcheinen, in eine Beleuchtung aller Curioſitäten, welche uns erzählt werden, einzugehen.“

Nein, mein Freund! ſo leicht geht es nicht! Die Abſurdität, d. h. die Sonderbarkeit und Unbegreiflichkeit dieſer Erzählung war ſelbſt ſo einleuchtend, daß ich Monate lang es gar nicht der Mühe werth hielt, den Weg nach Orlach zu machen und mich näher darnach zu erkundigen; allein als mir an Ort und Stelle von den glaubwürdigſten Perſonen, welche die unmittelbaren Zeugen waren, dieſe Thatſachen erzählt wurden, da konnte ich denn doch nicht mehr behaupten, es müſſe alles erlogen ſeyn, weil ich es mir nicht zu erklären vermochte. So abſurd es auch lauten mag, daß ein Geiſt die Summe von zehn Gulden in den Stall gelegt haben ſoll, ſo lag doch nun einmal das Geld da, das war doch unbeſtreitbare Thatſache! Das Mädchen ſelbſt konnte dieß damals ſo wenig in einem unbewußten Zuſtand gethan haben, als ſie das Feuer anlegen konnte; denn wo ſollte ſie das Geld her haben? Unſere Bauernmädchen haben nicht ſo viel Thaler zum wegwerfen oder Poſſen zu treiben, die ja ſo gar keinen Zweck hatten; und die gedruckte Beſcheinigung im Stuttgarter Waiſenhausbüchlein beweiſt, daß das Geld dahin geſchickt worden iſt. Eben ſo wenig hat wohl der Vater oder ein anderer Hausgenoſſe auf ſeine eigenen Koſten ſich dieſen ſeltſamen Spaß gemacht, der ihm ja auf keine Weiſe erſetzt worden iſt. Wäre endlich das Geld ſchon viel länger da geweſen, ſo hätte man es an der Stelle, wo es war, längſt zuvor bemerken müſſen. Alle dieſe Thatſachen kann ich nun unmöglich mit der kurzen Bemerkung abfertigen, daß es eine zu augenfällige Abſurdität ſey, als daß wir uns die Mühe geben ſollten, ſie zu widerlegen. Gerade ſo verhält es ſich mit dem verbrannten Schnupftuch und den übrigen Thatſachen.

Meine Anſicht über ſolche Erſcheinungen und dieſe herkömmliche Weiſe mit ſolchen Anmerkungen darüber weg zu gehen, werde ich in einer ſpätern Schrift ſagen.

Was endlich die Aeußerung der Redaktion betrifft: wie viel dabey auf Rechnung abſichtlicher Betrügerey, unwillkührlicher Täuſchung und poetiſcher Ausſchmückung abergläubiſcher Menſchen zu ſetzen ſey, können wir nicht beſtimmen; man weiß ja, wie die Erzählung einer Sonderbarkeit, einer Lawine gleich anſchwillt, wann ſie von Mund zu Mund von befangenen und ungebildeten Leuten getragen wird; ſo habe ich folgendes dagegen zu erinnern. Keiner, der die Verhältniſſe kennt, wird hier an beabſichtigte Betrügerey glauben können. Denn vor allem ſind die betreffenden Perſonen als ehrliche, rechtſchaffene Bauersleute bekannt, und zu einer abſichtlichen Betrügerey gehört immer auch eine Abſicht, ein Zweck; der Menſch muß einen Nutzen von ſeinem Betrug vorher ſehen, ſonſt betrügt ſogar der ſchlechte nicht; — hier aber iſt nicht nur kein Gewinn, ſondern vielfacher Schaden für dieſe Menſchen aus dieſer Geſchichte entſtanden, und wer den Jammer dieſer Eltern über den Zuſtand ihrer Tochter geſehen hätte, der würde gewiß nicht von abſichtlicher Betrügerey ſprechen. Dieſer Zweck könnte doch wohl nicht ein ſo geheimer ſeyn, daß ihn nicht irgend Jemand errathen hätte, er müßte doch früher oder ſpäter entdeckt werden; in der langen Zeit aber, in welcher die Geſchichte die Köpfe auch der genaueſten Bekannten dieſer Familie beſchäftigte, hat noch Niemand einen Zweck ausfindig gemacht. Es wäre doch wirklich höchſt ſonderbar, wenn z. B. der Vater oder die Tochter mit jenen zehn Gulden Geld die Abſicht gehabt hätte, die Welt betrügeriſcher Weiſe glauben zu machen, es ſey durch einen Geiſt in den Stall gelegt worden, denn am Ende wäre ja doch kein Menſch dadurch betrogen worden, als der Bauer ſelbſt, nämlich um ſein Geld! Unwillentliche Täuſchung kann ich eben ſo wenig annehmen, denn die meiſten dieſer Thatſachen wurden von vielen geſehn, und ſind der Art, daß zu ihrer Auffaſſung weiter nichts, als geſunde Sinne nöthig waren: z. B. das Brennen im Haus, das Vorfinden des Geldes, der Zuſtand, die Aeußerungen des Mädchens. Poetiſche Ausſchmückung war eben darum nicht wohl möglich, in ſo fern es ſich von ganz einfachen Thatſachen handelt, bey welchen viele Perſonen zugegen waren. Es läßt ſich z. B. nicht wohl denken, was an dem gefundenen Geld, an den verflochtenen Kuhſchwänzen, an dem verbrannten Schnupftuch, an den groben Antworten des Mädchens poetiſche Ausſchmückung ſeyn ſollte. Auch ich weiß, wie ſehr jede Erzählung, wenn ſie von Mund zu Mund geht, anſchwillt; eben darum habe ich auch die Verſicherung gegeben, daß ich durchaus nichts in meiner Darſtellung aufgenommen habe, was ich von Mund zu Mund, d. h. von der zweiten oder dritten Perſon, erfahren habe, ſondern nur was mir genau bekannte, glaubwürdige, unmittelbare Zeugen erzählten, alſo nicht was bereits von Mund zu Mund gegangen war, denn ſonſt wäre meine Erzählung ganz anders ausgefallen.

Die Redaktion wünſcht, daß ich mehr Skepticismus in meine Beobachtungen möchte gebracht haben. Ich kann verſichern, daß ich mit einer ſo ſtarken Doſis Skepticismus nach Orlach ging, als immer irgend Jemand dahin hätte mitbringen können. Beobachten aber konnte ich das Mädchen nur in der halben Stunde bis zu ihrem Erwachen. Hier läßt ſich nun beim beſten Willen nicht viel Skepticismus anbringen. Es waren die Fragen zu unterſuchen:

1) „Verdienen die Erzähler meinen Glauben, d. h. ſind ſie redlich und haben ſie den *Willen*, die Wahrheit zu ſagen?“

2) „Sind ſie *fähig*, die Wahrheit zu ſagen, waren ſie im Stande die Thatſachen richtig zu ſehen und zu beobachten?“

Und nachdem ich dieſe beiden Fragen, trotz meines Skepticismus bejahen mußte, ſo blieb mir nichts übrig als zu *glauben*, da ich über geſchehene Dinge weder Beobachtungen noch Prüfungen anſtellen konnte. Hätte ich *nicht geglaubt*, ſo hätte ich nach einem Grundſatz gehandelt, bey welchem alle Geſchichten, alle Erfahrungswiſſenſchaften aufhören mußten. Denn ohne den Glauben an glaubwürdige Zeugen fällt unſere ganze Geſchichte weg.

Zum Schluß habe ich über dieſe Vorfälle in Orlach nur noch Folgendes zu bemerken: Meine Erzählung iſt in ſofern ſehr unvollſtändig, als ich nur das darin aufgenommen habe, was mir in den wenigen Stunden, in welchen ich an Ort und Stelle war, von den Zeugen erzählt wurde, welche ich perſönlich kannte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dabey nicht alle intereſſante Erſcheinungen, welche im Verlauf eines Jahres vorgekommen ſind, mir mitgetheilt werden konnten. Ich ſchrieb das Gehörte, ſo bald es meine Geſchäfte erlaubten, mit möglichſter Worttreue, *aus dem Gedächtniß* nieder. Sollte daher eine aktenmäßige Erzählung der Zeugen ſelbſt erſcheinen, ſo mußte ich auf dieſe verweiſen, und kleine unweſentliche Abweichungen als Gedächtnißfehler betrachtet werden. Die Thatſachen und die Darſtellung im Weſentlichen aber iſt, auch nach den ſpätern Nachforſchungen anderer Bekannten, ganz richtig, nur daß ſie ſehr viele höchſt intereſſante Einzelheiten nicht enthält, welche ich erſt ſpäter erfahren habe. Nur der Vater des Mädchens ſelbſt, der alles, ſo gut er es konnte, niedergeſchrieben hat, und Dr. Kerner ſind fähig, ganz vollſtändige Nachricht zu geben.

Nur noch folgenden Zug will ich anführen, welchen mir der Vater des Mädchens erſt ſpäter erzählte. In Beyſeyn dieſes Vaters erhielt eines Tages der Schultheiß von Orlach das Wochenblatt von Hall, als gerade das Mädchen dieſen Anfall hatte. Dieſes Wochenblatt enthält am Anfang einen immerwährenden Kalender, in welchem eine Begebenheit aus der Geſchichte, welche einſt an dieſem Tag ſich zugetragen hat, erzählt wird. Dießmal fanden nun die Männer eine Anekdote von einem Grafen, der bey Tingenthal (einem etwa ſechs Stunden entfernten Dorfe) im fünfzehnten Jahrhundert jagte, wobey ein Haſe ſich in das Dorf, und zuletzt durch die offene Kirchthür hinter das Bild der Mutter Gottes flüchtete, was auf den Grafen und ſeine Begleiter einen ſolchen Eindruck machte, daß er den Haſen lebenslänglich füttern ließ u. ſ. w. Dieſe Geſchichte war den Männern gänzlich unbekannt, und ſie konnten mit derſelben Gewißheit vorausſetzen, daß ſie auch dem Mädchen eben ſo unbekannt ſey (ich ſelbſt, ob ich gleich lange in der Gegend lebte, hatte ſie nie erzählen hören, und kann verſichern, daß es keine, in unſerer Gegend bekannte Volksſage iſt). Da nun die Geſchichte gerade in die Zeit fällt, in welcher der Mönch behauptete, gelebt zu haben, ſo beſchloſſen beide Männer, eine Probe zu machen, ob er etwas davon wiſſe. Sie gingen daher zu ihm und fragten: was iſt in dem Jahr....... vorgefallen? Antwort: Da iſt viel vorgefallen, du mußt mir ſagen wo? Er: Ey zu Tingenthal! Antwort: Nicht wahr, du meinſt die Geſchichte von dem Haſen, welcher verfolgt wurde auf der Jagd, ſich in die Kirche hinter das dumme Bild flüchtete“ u. ſ. w. und erzählte noch umſtändlicher den ganzen Vorfall. Wachend wußte ſie von dieſem allem nichts.

Doch nicht nur mit der Geſchichte ſelbſt, ſondern auch mit dem Ort meines Referats kann die Redaktion nicht übereinſtimmen. Sie findet es für inconſequent, daß ich an dieſe Geiſter zugleich zu glauben und nicht zu glauben ſcheine, und meint, es ſtehe mit meiner Darſtellungsweiſe im Widerſpruch, wenn ich bedaure, daß dieſe Geſchichte dem Aberglauben des Landvolks ſo ſehr zur Nahrung diene. Man darf es mir getroſt glauben, daß ich wohl gewußt habe, wie ich meine Erzählung hätte einrichten müſſen, wenn ſie die Zuſtimmung und den Beifall der Welt hätte erhalten ſollen. Ich hätte ſie nur als eine intereſſante Krankheitsgeſchichte geben dürfen, mit einigen pſychologiſchen Reſultaten und einigen Witzelein über die Abſurditäten des Geiſterſpuks, des verbrannten Schnupftuchs u. ſ. w. Aber ich wollte nicht! Die Wahrheit iſt mir wichtiger als das Urtheil der Welt, und ob ich gleich die Einwendungen, den Tadel, das mitleidige Achſelzucken mancher Leſer recht gut vorher ſah — (denn das iſt ja ſo leicht vorher zu ſehen) ſo konnte mich doch das alles nicht bewegen, meine Ueberzeugung zu verläugnen. Freylich geſtehe ich, daß in den kurzen Sätzen, mit welchen ich die Erzählung ſchloß, meine Anſicht nicht gehörig entwickelt iſt, um den Schein des Widerſpruchs zu entfernen, und ich will ſie daher in einer ſpätern Schrift vollſtändiger begründen.

Geschichte der besessenen U.

Es folgen nun hier diejenigen dämoniſch-magnetiſchen Geſchichten, durch die wir ſehr lebhaft an die Beſitzungen des neuen Teſtaments erinnert werden, ſollte es auch unausgemacht bleiben, ob ſie ſtreng genommen wirklich zu dieſen Beſitzungen zu zählen ſind.

Anna Maria U., lutheriſcher Confeſſion, iſt geboren den letzten December 1799. in dem würtembergiſchen Dorfe J. Außer einigen Unpäßlichkeiten in dem Kindbett (ſie hatte ſich im 28. Jahre ihres Alters glücklich verheirathet) hatte ſie nie eine Krankheit, war nie mit Ausſchlagen oder andern Uebeln behaftet, von denen ihre nachherigen Leiden hätten hergeſchrieben werden können. In ihrer glücklichen Ehe gebahr ſie drey Kinder. Ihr früheres und ſpäteres Leben war immer tadellos, ſie war fleißig in ihrem Hausſtande, religiös ohne Frömmlerin zu ſeyn. Ohne eine beſtimmt zu erhebende vorangegangene Urſache wurde ſie im Auguſt des Jahres 1830 mit furchtbaren convulſiviſchen Anfällen behaftet, unter welchen ein magnetiſcher Zuſtand in ihr einzutreten ſchien, in welchem ihre eigene Individualität jedesmal wie erloſchen war und nun andere Individuen, nach deren eigener Ausſage verſtorbene Menſchen, mit dämoniſcher Rede aus ihr ſprachen, bis ſie wieder aus dieſem Zuſtand erwachte, wo dann ihre eigene frühere Perſönlichkeit wieder in ſie eintrat und ſie von all dem, was vorher in ihr vorgegangen und aus ihr geſprochen, nicht die mindeſte Ahnung hatte und auch darüber keine Auskunft geben konnte.

Der Anfang war ſo, daß vier Monate lang, während ſie durch das ſchmerzhafteſte Nagen in den Zähnen gequält wurde, ſie in ſolchen Anfällen immer nur um ſich ſchlug. Erſt nach vier Monaten ſprach es nun auf einmal aus ihr und zwar das erſtemal zu ihrem Bruder in der Nacht: „Weiſt du wer ich bin?“ Er ſagte: „Nein.“ Hierauf erwiederte die Stimme: „Erinnerſt du dich noch, wem du als Knabe einmal Zuckerbirnen geſtohlen haſt?“ Der Bruder antwortete: „Niemand als dem verſtorbenen F.“ Hierauf ſagte die Stimme: „Nun ſo ſage ich dir, der bin ich!“

Als die Frau wieder zu ſich kam, wußte ſie nichts von dieſer Rede, wußte auch wachend nichts davon, daß ihr Bruder einmal als Knabe Birnen dem verſtorbenen F. geſtohlen.

Von da an ſprach nun immer in jenen Anfällen die Stimme des verſtorbenen F. aus dieſer Frau heraus, es hatte ſich ihrer jedesmal durchaus die Perſönlichkeit jenes F. bemächtigt und die ihrige war wie völlig aus ihr weggegangen. Er tobte, fluchte, und ſchlug auf's fürchterlichſte aus ihr, beſonders ſtieß er Verwünſchungen gegen Gott und alles Heilige aus. Man brauchte von verſchiedenen Aerzten Mittel gegen ihr Leiden, aber alle blieben durchaus fruchtlos. Nur durch Gebet und magiſches Einwirken wurde der Dämon einmal acht Wochen lang in ihr ruhig, tobte aber, nachdem ſie zum Nachtmahl gegangen war, auf einmal wieder auf's heftigſte mit Fluchen und Schimpfen und dieß ein Jahr lang, während welcher Zeit ſie ſchwanger wurde, was aber nicht die mindeſte Aenderung in ihren Zuſtand brachte, wie auch nie ein körperliches Mittel, eine körperliche Arzeney, auf ſie von irgend einer Wirkung war, einzig nur geiſtige Mittel, wie z. B. Gebet. Man hatte ihr gerathen, in die katholiſche Kirche nach W. zu gehen, wo ein Geiſtlicher ihr durch Exorcismus helfen könne. Man führte ſie mit Mühe auf einem Wagen dahin, wobey ihr der Dämon, um es zu verhindern, die furchtbarſten Qualen ſchuf, läſternd aus ihr ſchrie und ſie in Krämpfen von dem Wagen oft in die Höhe warf, daß man ihre Niederkunft alle Augenblicke befürchtete. Zu W. endlich angekommen, ſagte ihr der Geiſtliche: da ſie nicht von ſeiner Confeſſion ſeye, ſolle ſie nur allein in die Kirche gehen und für ſich ſelbſt beten. Aber als ſie unter das Thor der Kirche kam, ſtieß ſie der Dämon furchtbar und wollte ſie nicht eintreten laſſen, bis ſie endlich der Dechant unter dem Arme ergriff und hineinführte. Sie betete nun da allein vor dem Altar zwey Tage, jedesmal mehrere Stunden lang, kein vorgeſchriebenes Gebet, ſondern frey aus dem Herzen. Dadurch blieb der Dämon acht Wochen lang niedergedrückt, während welcher ſie auch nieder kam, aber dann ſtellte er ſich wieder in ihrem Kindbett und während des Säugens auf's ſchauerlichſte mit Schlagen, Fluchen und Toben ein. Wenn ſie ihren Säugling auf die Arme nahm, konnte der Dämon nichts machen, die Unſchuld dieſes Kindes ſchien gegen ihn zu wirken. So wirkte auch der Einfluß des ältern Kindes niederdrückend und ſtörend auf den Dämon, aber einmal ſchlug er es aus Rache mit den Fäuſten der Mutter, als es mit der Mutter niederkniete und für ihre Geſundheit zu Gott betete.

Fünf Monate lang brauchte man ihr nun wieder ärztliche Mittel aller Art (z. E. bella donna, assa foetida, valeriana, cuprum sulphur. ammon, stramonium etc., draſtiſche Purganzen, Ausſchläge ꝛc.) allein ihr Zuſtand blieb ſich bey all dieſen Mitteln, als wären ſie nur Waſſer geweſen, durchaus gleich.

So nahm man nach fünf Monaten vergeblichen Medicinirens wieder zu geiſtlichen Mitteln Zuflucht, die bis jetzt doch wenigſtens, wenn auch nicht Heilung, doch Minderung des Uebels verurſacht hatten und brachte ſie in die Kapelle nach D. Wegen Toben des Dämons mußte man ſie durch mehrere Männer in dieſe Kapelle ſchleppen laſſen. Da betete ſie vor dem verſammelten Volk mehrere Stunden lang vor dem Altar, bis ſie wie ſcheintodt zurückfiel, von den Umſtehenden auch wirklich eine Weile für todt gehalten wurde, aber dann wieder erwachte und ſich dann wirklich von dem Dämon befreyt glaubte. Aber ſchon nach wenigen Tagen zeigte ſich dieſer nur noch teufliſcher in ihr.

Nun wurden abermals wieder, aber ohne die geringſte Aenderung, mehrere Monate lang ärztliche Mittel angewendet, ja es kam nun, daß ſtatt eines Dämons zwey aus ihr ſprachen, ja oft in ihr gleichſam das wüthende Heer aufführten, wie Hunde bellten, wie Katzen ſchrieen u. ſ. w.

Erwachte die Frau und hörte die Erzählungen der Umſtehenden oder fühlte ihre Wunden, die ſie durch Schlagen und Werfen erhalten hatte, ſo brach ſie in Thränen über ihren Zuſtand aus, hielt aber immer feſt im Glauben an, daß Gott ihr noch Hülfe ſenden werde. Beten konnte ſie jetzt nicht: denn ſobald ſie zu dieſem ihre Zuflucht nehmen wollte, ſchmiſſen ſie die Dämonen in die Höhe und fluchten und tobten auf's ſchrecklichſte aus ihr. —

Ihre Verwandten hörten um dieſe Zeit von einem Bauern zu M., der durch Magie und Sympathie ſchon ſolche Beſeſſene geheilt habe, und brachten ſie dahin.

Dieſer Mann, ein ganz ſchlichter Bauer, der viele Kraft des Glaubens und Gebets und viele magnetiſche Kraft beſaß, übte nun ſeine Kunſt an dieſer Unglücklichen mit einer beyſpielloſen Uneigennützigkeit und Ausdauer eilf Wochen lang.

Seine Hauptmittel waren Beten und Faſten und Handauflegen und daß er magiſch auf die Dämonen, die er zur Angabe ihrer Namen und Verbrechen im Leben zwang, einwirkte und ſie zur Bekehrung zu bringen ſuchte. Die Frau durfte nichts anderes eilf Wochen lang über den Mund bringen als ſchwarze Waſſerſuppen.

Faſt Tag und Nacht ſetzte er Gebet und Exorciſmus, nicht achtend auf das Toben der Dämonen, mit ihr fort. Den erſten der Dämonen brachte er durch ſolche Mittel endlich ſelbſt zum Gebet und zur Reue, ſo daß er zuletzt wohl noch aus der Frau ſprach, aber ſie nicht mehr quälte.

Unter ſolchem exorciſtiſchem Beſtreben bekam die Frau in einer Nacht Wehen, als wäre ſie in Kindesnöthen, endlich that es in ihr einen, allen Anweſenden hörbaren Knall, worauf ſie rücklings umfiel, und wie ſcheintodt eine Viertelſtunde dalag, worauf ſie wieder erwachte und ſich vom Dämon befreit fühlte. Sie wurde hierauf, da das Amt den Bauern über ſeine Heilungsverſuche zu Rede ſtellte, in ihre Heimath gebracht, wo der noch in ihr zurückgebliebene zweyte Dämon, der ſich noch nicht bekehrt hatte, nachdem er ihr nur wenige Tage Ruhe ließ, bald aufs heftigſte aber wieder auf eine ganz andere Art als der vorige in ihr wüthete. Gerne hätte man den Bauern wieder zu Hülfe gerufen, aber dieſer wurde in amtliche Unterſuchung gezogen, bey der er ſich aber ſo gut vertheidigte, daß man ihm blos unterſagen konnte, inskünftige derley Kuren ohne Arzt zu unternehmen. Die Frau hoffte nun, auf den Rath eines Arztes, der abermals vergebliche Heilungsverſuche bey ihr gemacht hatte, bey mir durch magnetiſches Einwirken Hülfe zu finden, und kam in Begleitung ihres Mannes am 23. Februar 1833 in mein Haus.

Ich lernte bald in ihr eine ſehr brave, durch viele Leiden geprüfte, gottvertrauende Frau kennen. Ihr Körper war ſehr verzehrt. Ihre Augen hatten einen beſondern geſpenſtiſchen Schein (Stechblick) ſie fühlte immer Schmerzen in ihnen und behauptete, aus ihren Augen hätten die Dämonen immer geſehen.

Den Widerſpruch, daß ihr Leiden nicht von Dämonen herrühre, konnte ſie wohl ertragen, ſie ſagte: „Es iſt mir gleichgültig, für was man es hält, wenn es nur ein Ende nehmen würde.“ Außer ihren Anfällen bemerkte man an ihr nicht die mindeſte Seelenſtörung; dieſe traten ohne alle körperliche Veranlaſſung und ohne Vorausempfindung ein. Gemeiniglich erhielt ſie plötzlich Schüttelungen durch den ganzen Körper, ſchloß die Augen und nun ſprach der Dämon aus ihr, der ſich für einen vor fünfzehn Jahren ſich erhängt habenden Müller von Z. ausgab. Die Frau hatte dieſen Müller in ihrem Leben nie gekannt und als er den Mord an ſich verübt hatte, war ſie noch ganz jung. Die

Reden dieſes Dämons ſprachen immer teufliſche Bosheit und Entgegenſtreben allem Heiligen aus. Gegen Gebet und religiöſe Reden richtete er Spott und Schimpf und fing furchtbar zu toben, die Frau hin und her zu werfen und mit ihren eigenen Fäuſten ſo zu ſchlagen an, daß davon oft bedaurungswürdige Spuren an ihr zurückblieben. Stets gieng, während man betete, aus dem Munde des Weibes teufliſcher Spott, Geplapper oder thieriſches Gebrüll, aus dem Munde, der, wenn ſie zu ſich kam, ſich ſo gerne zum Gebet öffnete, was ihr aber der Dämon nur ſchwer zuließ: denn mitten unter dem Gebet tauchte er wieder in ihr auf, reckte ihr die Zunge unbegreiflich lang aus dem Munde, verzerrte ihr alle Geſichtsmuskeln und ließ ſie die furchtbarſten Flüche und teufliſche Reden gegen Gott, den Erlöſer, die heilige Schrift und gegen das Weib ſelbſt ausſtoßen. Eine völlig reine und wahre Beobachtung iſt: daß, wenn man an den Dämon in ihren Anfällen mit feſtem Willen Befehle in lateiniſcher Sprache richtete, ſie von ihm (that das eine Perſon, die auf ihn exorciſtiſch einzuwirken fähig war und geſchah es im Namen Jeſu) eben ſo gut befolgt werden mußten, als wenn dieſe Befehle in deutſcher Sprache geſchahen. So bewegte ſie z. E., wurde von einem ſolchen zu ihr geſprochen: „Agitetur caput!“ das Haupt. Sprach er: „Agitetur brachium dextrum!“ ſo geſchah es. Sprach er: „Surget e sella!“ ſtund ſie auf. Als er einmal ſagte: „Moveatur persona ad tristitiam!“ ſo fing der Dämon aus ihr nach ſpöttiſchem Gelächter zu pfeifen und dann zu ſingen an. Dieß ſind reine Thatſachen, die von gewichtigen Zeugen beſtätiget werden könnten.

Wenn ſie mit zuſammengelegten Händen betete und dann der Dämon während des Gebetes zornig in ihr aufſtieß, ſo war er doch nicht, trotz aller Anſtrengung, im Stande ihr die gefalteten Hände von einander zu löſen. Eben ſo wenig war er im Stande, die ihr in die Hände gelegte Bibel wegzuwerfen. Darüber wurde er immer ſehr ergrimmt und brach in unmächtige Wuth aus. Wenn man von dem

Dämon etwas beantwortet oder ſonſt haben wollte, das nicht in ſeinem Sinne war und es mit Ungeſtüm forderte, ſo daß er auf den Punkt gebracht worden war, Folge leiſten zu müſſen, ſo ſagte er: „So laſſ' ich das Luder wieder geſcheid werden“ und damit erwachte ſie und blieb wach, bis der Dämon ſah, daß man von der Forderung abgeſtanden, dann tauchte er wieder in ihr auf und ſie ſchloß die Augen und er ſprach.

Auch außer dem Paroxismus, im natürlichen, ganz wachen Zuſtande, machte ihr der Dämon oft die furchtbarſten Schmerzen im Leib, in den Gliedern, im Kopf, in den Zähnen, daß dieſe Theile oft ſichtbar aufſchwollen.

Die magnetiſche Manipulation war bey ihr (und ſo ſcheint es bey allen Dämoniſchen zu ſeyn) nur dann von Wirkung, wenn die Striche verkehrt, das heißt von unten nach oben (vom entgegengeſetzten Pol) gemacht wurden, da man im Gegentheil bey gewöhnlich Magnetiſchen ſie von oben nach unten machen muß. Schon beym dritten Striche kam ſie dann meiſtens in einen halbwachen Zuſtand, in dem ſie eine Stimme, wie die eines Schutzgeiſtes, ſie tröſtend und ihr baldige Befreyung verſprechend, hörte. Sie ſagte in dieſem halbwachen Zuſtande: durch dieſes Magnetiſiren werde in ihr ihr Schutzgeiſt immer mehr herbeygerufen und der Dämon in ihr geſchwächt. Aber oft tauchte während des Magnetiſirens und gemeiniglich am Anfang deſſelben, der Dämon unverſehens in ihr auf, ſchrie, er laſſe ſich nicht vertreiben, und ſtieß Schimpfreden aus. Am Ende eines ſolchen Anfalles hörte ſie auch gemeiniglich in ſich eine Stimme, die des Schutzgeiſtes, die dem Dämon zu weichen befahl. Es gab ihr dann Stöße von unten herauf und ſie erwachte. Gegen dieſen Schutzgeiſt wüthete der Dämon ſehr oft und nannte ihn nur mit Schimpfreden. Fragte man den Dämon, während er in ihr war, wo jetzt der Geiſt des Weibes ſeye, ſo ſagte er: „Er iſt mit jenem Lumpen (worunter er den Schutzgeiſt verſtand) fort.“ *)

---

*) Man ſieht das Gleiche in der Geſchichte des Mädchens von Orlach.

Sie hatte das Gefühl von dieſem Dämon nur in der linken Seite.

In ſolchen Anfällen war ihr Puls ganz unterdrückt.

Entſetzlich war die Anſtrengung, ſollte ſie Mittel, die antidämoniſch wirkten, namentlich Pulver und Thee von Johanniskraut, nehmen. Sie konnte dieſes meiſtens nur knieend und nach vorausgeſchicktem Gebet erzwingen. Der Dämon ſuchte da mit aller Macht ſie am Knieen zu verhindern, ſo daß ſie oft wie ſchwebend war, und wollte ſie beten, ſtellte er ihre Kinnbacken oder zwang ſie zu einem teufliſchen Gelächter. Oft bließ er ihr auch ihren Bauch bis zur Härte einer geſpannten Trommel auf. So verhinderte ſie auch der Dämon ſehr oft am Eſſen. Sobald ſie den Löffel an den Mund brachte, tauchte er dann auf in ihr und drehte ihr den Löffel vor dem Munde um und ſtieß ihr den leeren Löffel in den Hals, daß das Blut nachlief.

Sie durfte nie etwas anderes als Waſſerſuppe von ſchwarzem Brode eſſen, ſobald ſie etwas Beſſeres aß, tauchte der Dämon in ihr auf und ſchrie: „Das Luder ſoll nichts Gutes eſſen“ und drehte ihr den Löffel herum. Oft ſchrie er: „Krepiren ſoll ſie!“ und dergleichen. Sie faſtete oft zwey bis drey Tage lang durchaus ohne einen Biſſen Speiſe zu ſich zu nehmen, ohne einen Tropfen zu trinken. In ſolchen Tagen blieb der Dämon am ruhigſten.

Betete man über ſie und legte ihr die Hände auf, tobte jedesmal der Dämon auf's ſchrecklichſte. Während ſolcher Handlungen ſchrie er beſtändig aus ihr: „Ich will nicht fort! Du bringſt mich nicht fort! Krepiren ſoll das Luder.“ —

Dieſer magnetiſche Zuſtand wechſelte äußerſt ſchnell mit dem wachen, welcher letztere beſonders dadurch erkannt wurde, daß ſie die Augen öffnete (im kakodämoniſch-magnetiſchen hatte ſie die Augen geſchloſſen) und nun keine ſolche dämoniſche Reden mehr von ihr ausgingen, dagegen aber wurden nun oft die Stöße und Schüttelungen in ihren Gliedern und beſonders die des Kopfes, nur noch heftiger, welches ihr als wachend große Schmerzen verurſachte und ihr ſehr arg war.

In dieſen wachen Zuſtand zurückgekehrt, bat die Frau aber doch immer, mit dem Gebete nur fortzufahren trotz des Wüthens des Dämons, Gott würde ihr gewiß beyſtehen. Dann zwang ſie ſich, ſich zum Gebete auf die Kniee niederzulaſſen, wo ſie aber, kaum ein Wort des Gebets geſprochen, in den kakodämoniſch-magnetiſchen Zuſtand fiel, der Dämon ihr die Zunge aus dem Halſe reckte, ſie vom Boden aufriß und Spott und Gelächter, oder ein teufliſches Pfeifen, ſtatt des Gebets, aus ihrem Munde gehen ließ.

Manchmal war es durch Beſprechung und Gebet dahin gekommen, daß es ſchien, als ſeye der Dämon matt gemacht und wolle nun aus ihr weichen. Sie ließ ſich in ſolchen Momenten an's offene Fenſter bringen, wo ſie zum Himmel hinauf das inbrünſtige Gebet an den Geiſt ihres verſtorbenen Vaters und den ihres verſtorbenen Kindes richtete. Dann erfolgte auch oft ein entſetzliches Würgen und dreymaliges heftiges Blaſen, als ſtieße ſich etwas mit Gewalt aus ihrem Munde, ſie ſtürzte rücklings auf den Boden und blieb auf dieſem eine Viertelſtunde in völligem Scheintodt liegen, worauf ſie erwachte, ſich aber nur auf wenige Stunden ſcheinbar vom Dämon befreyt fühlte, welcher nach einer ſolchen Scene nur deſto wilder und teufliſcher, ſpottend über die Unmacht des Gebetes und des Namens, in dem es geſchah, in ihr tobte. Solche Verſuche waren wie Abtreibungsverſuche eines geiſtigen Bandwurms. Durch die magnetiſche Manipulation, die aber (ſiehe oben) verkehrt geſchehen mußte, wurde ſie, wie ſchon erwähnt, in einen halbwachen magnetiſchen Zuſtand gebracht, in welchem ſie immer eine gute Stimme, wie die ihres Schutzgeiſtes, zur Ausdauer und zum Glauben ermahnte und ihr die Verſicherung gab, daß das Böſe endlich aus ihr weichen müſſe. Dieſer gute magnetiſche Zuſtand trat auch öfters von ſelbſt, ohne vorausgegangenes Magnetiſiren, bey ihr ein, beſonders in der Nacht, wo ihr dann meiſtens tröſtende Eröffnungen von dieſer innern Stimme gemacht wurden. Dieß war ihr guter magnetiſcher Zuſtand im Gegenſatz von dem

böſen magnetiſchen, dem kako-dämoniſchen, in welchem
ja auch magnetiſch war. Dieſer kako-dämoniſche Zuſt
war aber ein tieferer magnetiſcher als jener gute mag
tiſche, wie er auch immer bald uber dieſen die Oberh
bekam: denn nach dem Erwachen aus dem kako-dämo
Zuſtand hatte ſie durchaus keine Ruckerinnerung an i
was nach dem Erwachen aus dem guten magnetiſchen n
der Fall war, ſie erinnerte ſich erwacht, was in die
vorging, wie man ſich nach dem Erwachen eines Traum
erinnert; es war dieſer Zuſtand alſo ein ſogenannter ha
wacher magnetiſcher Zuſtand, der kako-dämoniſche aber,
tieferer, ſchlafwacher.

Als dieſer Zuſtand unter beſtändiger Abwechslung la
fortgedauert, und ſowohl die magnetiſchen als arzneilic
Verſuche fruchtlos geblieben, ſchien keine andere W
mehr übrig, als wieder zu dem Mittel des Exorcismus
greifen, welcher die angeblich fruheren Dämonen zum W
chen gebracht und der geplagten Frau wenigſtens auf ein
Zeit Ruhe verſchafft zu haben ſchien. Es brachten a
nur Beſchwörung des Dämons im Namen Jeſu, Ha
auflegen im Glauben und Gebet, kurz ein höheres mag
tiſches, — *ein magiſches* Einwirken, — hier Linderu
und war nur einzig von dieſen Mitteln, nachdem die g
wöhnlichen alle einen im Stiche gelaſſen hatten, Beendigu
dieſes teufliſchen Zuſtandes der Unglucklichen zu erwart
Die nachdrucklichſte Anwendung dieſer Mittel fiel gera
in die Zeit, als ich von einem hohen Gönner und Freu
einen Beſuch erhielt, der, nachdem er von der Geſchich
unterrichtet war, eingedenk des Wahlſpruchs: „Prufet All
und das Gute behaltet“ gleiches Intereſſe zeigte, eine ſold
ihm fruher nie vorgekommene Szene mit eigenen Augen
prufen. Dieß geſchah, und nachdem Alles voruber war, b
ich ihn, als den unbefangenſten und ſchärfſten Beobachte
das Geſehene niederzuſchreiben, was mir auch ſeine Gu
nicht verſagte.

Die Beſchreibung der vorgefallenen Szenen iſt folgend

„Am Freitage den 22. März 1833, Nachmittags um 2 Uhr, ſah ich bey meinem Freunde Dr. Kerner in Weinsberg, zum erſtenmal eine Kranke höchſt eigenthümlicher und merkwürdiger Art, von der ich ſchon in Stuttgart und Tübingen hatte reden hören, ohne daß ich mir von dem Zuſtande derſelben ein anſchauliches Bild entwerfen konnte. Zwey junge Aerzte in Tübingen hatten mir zwar von dem Zuſtande einer Kranken ähnlicher Art, eines jungen Mädchens aus Orlach, welches ſie ſelbſt ebenfalls bey dem Dr. Kerner einige Wochen zuvor beobachtet, mancherley erzählt, was mit dem mir ſpäter zu Geſicht gekommenen Berichte, den ein Augenzeuge in Nro. 81 Didaskalia vom 22. März 1833, Beilage zum Frankfurter Journal, erſtattete, im Weſentlichen ganz übereinſtimmte. Allein es war ihnen eben ſo wenig gelungen, mich über den Zuſtand jenes Mädchens auch nur einigermaßen ins Klare zu bringen, als es mir oder jedem andern Augenzeugen gelingen wird, einen ſolchen unbegreiflichen Zuſtand anſchaulich zu beſchreiben.

Durch dieſe früheren Vorfälle in Weinsberg vorbereitet, beobachtete ich mit deſto größerer Aufmerkſamkeit die Erſcheinungen, die mir die Krankheit der U. aus J. darbot.

Von Dr. Kerner erfuhr ich, daß dieſe Perſon eine glücklich verheirathete Frau und Mutter von drey Kindern, jetzt etwa ſechs und dreißig Jahre alt, ſchon ſeit vier Jahren von einer Krankheit befallen ſey, welche durch keine ärztliche Vorkehrungen gehoben oder auch nur gemindert werden konnte. Aus ihr ſprachen während der Dauer dieſer Krankheit mit wenig Unterbrechung nach einander drey Geiſter verſtorbener Menſchen, ſo daß, wenn Einer ausgetrieben ſchien, der Andere ſogleich ſeine Stelle einnahm. Alle aber bekannten mit dämoniſcher Stimme die Verbrechen und Schandthaten, die ſie während des Lebens größtentheils im Geheimen verübten. Sie ſelber wußte in ihrem natürlichen Zuſtande anfänglich von dieſen Dämonen gar nichts, bis ſie davon durch Augen- und Ohren-Zeugen in Kenntniß geſetzt wurde. Von da an fürchtete ſie ſich vor ſolchen Anfällen weit mehr als früher, glaubte feſt an das Daſeyn dieſer Quälgeiſter in ihrem Körper und wurde, von jeher fromm und Gott vertrauend, immer eifriger im Gebet. (Die gute Einwirkung magiſcher und exorciſtiſcher Mittel, da alle gewöhnliche Arzeneyen fruchtlos blieben, iſt oben beſchrieben, auch wie ſie durch ſolche von zweyen oder drey Quälgeiſtern, welche nacheinander aus ihr ſprachen und ſich zu erkennen gaben, befreyt wurde.)

Die Geſchichte des Mädchens aus Orlach, welche großes Aufſehen erregte und deren auf eine beſtimmte Zeit vorausgeſagte Heilung wirklich erfolgte, kam auch vor die Ohren des Mannes des kranken Weibes. Er nahm daher keinen Anſtand, ſein Weib auch nach Weinsberg zu führen und den Dr. Kerner zu bitten, ſich auch der Cur derſelben zu unterziehen. Dieſe Bitte wurde ihm gewährt. Der Arzt nahm die Frau in ſein Haus und wendete, nachdem alle Mittel erfolglos durchverſucht waren, den Magnetismus bey ihr an, der aber nur einen unbedeutenden und keinswegs heilenden Einfluß auf ſie übte. In ihrem dadurch herbeygeführten ſchlafwachen Zuſtande erfuhr er nur ſo viel von ihr, daß ihr Schutzgeiſt ihr die Hoffnung gebe, durch Gebet und Gottvertrauen von ihrem böſen Geiſte befreit zu werden. Auf dieß bauend wurden auch von nun an, mit Hintanſetzung faſt aller leiblichen Arzneymittel, nur geiſtige magiſche und hauptſächlich Gebet und Beſchwörung im Namen Jeſu, angewendet und das beſonders gerade am Tage, wo ich bey meinem Freunde ankam.

Die Kranke war da ſchon längere Zeit in ſeinem Hauſe. Ich fand die Patientin in ihrem natürlichen Zuſtande, der jedoch eine Stunde ſpäter bey Anwendung beſagter Mittel ſchon durch die heftigſten Anfälle unterbrochen wurde, welche mit geringen Ruhepunkten bis zum andern Morgen 2 Uhr in einer Weiſe fortdauerten, daß ſie nicht beſchrieben werden können. Ich unterſchied beſtimmt die verſchiedenen Zuſtände, in welche ſie abwechslungsweiſe verſetzt wurde, nämlich den natürlichen, den magnetiſchen und den ſogenannten dämoniſchen, die jedoch öfters ſo ſchnell mit einander abwechſelten, daß ich große Muhe hatte, dem Ueberſpringen des Einen in den Andern mit Sicherheit zu folgen. Indeſſen erinnere ich mich nicht, daß der magnetiſche und dämoniſche Zuſtand je unmittelbar aufeinander gefolgt wären, ſondern immer nur wechſelte der naturliche mit dem magnetiſchen oder mit dem dämoniſchen und umgekehrt. Den Uebergang aus dem dämoniſchen Zuſtande in den natürlichen kundigte die Kranke faſt immer und zwar mit den Worten an: „Jetzt bin ich wieder geſcheid,“ ſo wie den Uebergang aus dem magnetiſchen in den naturlichen mit dem Worten: „Ich bin wach.“ Ueberſah man den Uebergang der verſchiedenen Zuſtände und fuhr man fort, ſie wie eine Dämoniſche zu behandeln, ſo ſchrie ſie ängſtlich: „Ich bin ja geſcheid.“ Im natürlichen Zuſtande iſt die Frau ganz einfache Hausfrau, ſie ſtrickt oder verrichtet andere häusliche Geſchäfte auch im Hauſe des Arztes in großer Stille und ohne Haſt. Sie ſpricht ohne geſchwätzig zu ſeyn und betet viel, am liebſten unter freiem Himmel. Ihr Körper iſt zwar ſehr abgemagert, doch zeigt ihr Geſicht eine viel geringere Zerſtörung, als man nach ſo mannigfachen vierjährigen Leiden erwarten ſollte. In den Augen bemerkt man oft ein krampfhaftes Zuſammenziehen. Am meiſten klagt ſie uber die Misdeutungen, welche ihr kranker Zuſtand veranlaßt, über den Kummer und die Plage, welche ihr Mann, ihre Kinder und übrigen Angehörigen um ihretwillen leiden muſſen und über die Laſt, die ſie dem Arzte und deſſen hulfreicher Familie zuzieht. Im magnetiſchen Zuſtande ſitzt ſie wie eine ruhig Schlafende da, jedoch ganz aufrecht und unbeweglich; ſie hat die Augen ſanft geſchloſſen, ihr Geſicht iſt beruhigt, jedoch ohne jene Verklärung, welche ich bey vielen Somnambülen geſehen habe. Auch iſt ihr Ton der Stimme weniger angenehm als bey dieſen, und die Ausſprache und die Wahl der Worte weniger edel; allein von dem, was um ſie vorgeht, vernimmt ſie ebenfalls nichts, und ſpricht nur, wenn ſie gefragt wird. In dieſem Zuſtande iſt es, daß ihr eine Stimme, welche ſie ihren Schutzgeiſt nennt, der aber Andern unvernehmbar iſt, ſagt, wie es um den böſen Geiſt in ihr ſtehe, ob dieſer noch dabey beharre, in ihrem Körper zu bleiben und ſie zu plagen, ob er ſelbſt noch der eigenen Beſſerung widerſtrebe, — ob die Beſſerung, die er zuweilen zeigte, nur ſcheinbar und erheuchelt, oder ob ſie wahrhaft ſey, — was ſie genießen dürfe oder nicht, um dem Dämon den Aufenthalt in ihr unangenehm zu machen. Dieſer erſchien ihr in der Configuration einer Weſpe, und ſie geſtattet deßwegen nicht, daß man ihr etwas Süßes und Nahrhaftes reiche. Wein oder Bier verweigert ſie und genießt nichts, als magere Waſſerſuppe und ſaure in Waſſer gekochte Aepfel nebſt etwas Brod. Das Faſten bis zur äußerſten Nothdurft ſcheint ſie ſich überhaupt zum Grundſatz gemacht zu haben. Im dämoniſchen Zuſtande oder in dem Ausbruche der Beſeſſenheit ſpricht die Kranke ſtets von ſich als von einer dritten Perſon, zu der man nicht reden darf, wenn man verſtanden ſeyn will, vielmehr muß man den Dämon ſelber anreden. In dieſem Zuſtande ſind die Augen feſt geſchloſſen, das Geſicht fratzenhaft, oft über allen Ausdruk ſcheußlich verzerrt, der Ton der Stimme widerlich, gellend und in tiefen krächzenden Lauten ſchreiend, die Worte durchaus pöbelhaft, der Inhalt der Rede bald ſchadenfroh, bald Gott und die Welt verfluchend, bald den Arzt, bald die Kranke ſelbſt fürchterlich bedrohend mit dem hartnäckigſten Vorſatz, den Körper der Frau nicht verlaſſen und ſie mit ihren Angehörigen immer mehr plagen zu wollen; ſo mußte die Frau einſt, getrieben vom Dämon, ihr liebſtes Kind ſchlagen, als es bey einem ſolchen Anfalle neben der Mutter hinkniete, um für ſie zu beten. Am ſchauderhafteſten mußte ſich die Arme geberden, wenn ſie während der Anfälle einnehmen oder ſich einreiben laſſen ſollte; ſie bedrohte, mit den Händen ausſchlagend, Jeden, der ſich ihr mit ſolchen Mitteln näherte, ſchimpfte und ſchmähete in den allerniedrigſten Ausdrücken, der Körper wurde dann wie in einem Bogen, mit dem Unterleib in der Höhe ausgeſpannt, vom Stuhle niedergeworfen und auf dem Boden herumgezogen, auf dem ſie dann völlig ausgereckt, ſtarr und kalt liegen blieb, ſo daß ein wahrer Scheintod eingetreten zu ſeyn ſchien. War dennoch der Kranken troz des Widerſtrebens etwas beygebracht worden, ſo trat ſofort eine gewaltſame Bewegung ein, das Aufgedrungene wieder von ſich zu geben, was jedoch nur ſelten und nie vollſtändig gelang. Dieß geſchah jedesmal unter hölliſchem Gebrülle und furchtbarem Blaſen, welches mit einem ſataniſchen, in den höchſten Fiſteltönen ausbrechenden Gelächter abwechſelte. Kam die Kranke für einige Augenblicke zu ſich, ſo forderte ſie mit Haſt und Eile, was ſie kaum vorher im dämoniſchen Zuſtande mit Ungeſtüm von ſich gewieſen hatte, ſank dann todesmüde zuſammen und jammerte laut, betheuerte aber immer wieder, Muth und Gottvertrauen nicht verlieren und alles dulden und thun zu wollen, was dazu dienen könne, von dem böſen Geiſte befreit zu werden. Dann kniete ſie meiſtens am offenen Fenſter nieder und ſprach mit begeiſterter Andacht und flehender Stimme die herrlichſten Gebete, recitirte richtig und mit innigem Gefühle alles aus dem Gedächtniß, die ſchönſten Lieder aus dem Geſangbuche und jederzeit die paſſendſten für ihre Lage. Fühlte ſie ſich allzuentkräftet, ſo erſuchte ſie die Anweſenden, ihr laut vorzubeten. An der Bewegung ihrer Lippen ſah man, daß ſie alles ſtill nachbetete. Nun bat ſie um Arzney (ſie war aus Johanniskraut bereitet), kaum war aber dieſe eingenommen, ſo traten ſogleich wieder die fürchterlichſten dämoniſchen Szenen ein. So ging es die ganze Nacht hindurch. Ich habe ſehr ſtarke Nerven, dennoch griffen mich dieſe ſchauderhaften und doch dabey rührenden Auftritte ſo heftig an, daß ich zuweilen für einige Zeit das Zimmer verlaſſen mußte, um mich in friſcher Luft zu erholen. Gegen Morgen zwiſchen ein und zwei Uhr verloren die Anfälle etwas von ihrer Schrecklichkeit, die Sprache des Dämons wurde milder, zuweilen klagend. „Er fühle, ſo ſprach er aus der Kranken, daß er den Körper der Frau verlaſſen müſſe, er wolle ihn auch verlaſſen, nur ſolle man ihm Zeit dazu laſſen und ihm nicht ſo arg zuſetzen; (er verſtand darunter das magiſche Einwirken durch Beſchwörung im Namen Jeſu) wenn man ſich denken könnte, wie fürchterlich es draußen ſey (hier ſchauderte der Körper der Frau zuſammen), ſo wurde man Mitleid mit ihm haben und ihn nicht ſo drängen.“ Nachdem die Kranke wieder zu ſich gekommen war und etwas ausgeruht hatte, wurde ſie in magnetiſchen Schlaf gebracht, in welchem ſie ausſagte: „Ihr Schutzgeiſt beſtätige, daß der Dämon wirklich in der Umkehr zum Beſſern begriffen geweſen, ihm jedoch noch nicht ganz zu trauen ſey, vielmehr werde er noch einen, wahrſcheinlich den letzten, Verſuch machen, ſich in ihrem Korper feſtzuhalten, dennoch ſolle man ſchonender mit ihm umgehen, und ſie ſolle nur den Glaubensmuth nicht verlieren.“

Am Morgen des andern Tages um acht Uhr ſagte die von dem Arzte wieder in magnetiſchen Schlaf gebrachte Kranke: „Der Dämon ſey allerdings noch in ihr, aber ſehr matt, man ſolle ihn ſanfter behandeln, denn er bereu jetzt ernſtlich. Er werde ſie zwiſchen 11 und 12 Uhr Mittags nach gelindem Widerſtand wirklich verlaſſen und kaum je wieder zuruckkehren.“ In der That wurden die vo Zeit zu Zeit eintretenden Krämpfe immer weniger heftig, nur ſelten brach der Dämon noch in Drohungen und widerſpenſtige Worte aus, Spuren der Reue zeigten ſich imme mehr und gegen 11 Uhr erklärte er ſelber: „daß er di Geplagte heute noch verlaſſen wolle, dieſes aber nicht vermöge, wenn er nicht vorher Alles, was er im Leben geſundigt habe, bekenne; denn er finde keine Ruhe und kein Hoffnung, bis Alles an den Tag komme; ſonſt muſſe e zuruckkehren, wenn er nicht Alles bekenne. Damit er nicht verhehle, muſſe man ihn mit Fragen unterſtutzen, Alle was er ausſage, niederſchreiben, das Niedergeſchriebene ih zuweilen vorleſen und ihn beſtändig ermahnen, die Wahrhe zu ſagen.“ Nun wurden die Bekenntniſſe ſtückweiſe, nich ſelten als Antworten auf die vorgelegten Fragen, die Jede der Anweſenden machen konnte, von ihm abgelegt, wobey es nicht zu verkennen war, daß gegen das Ende hin der Sinn für das, was Sünde ſey, ihm mehr und mehr aufzugehen ſchien und er ſich deſſen, was zur Sünde gerechnet wird, immer mehr zu verſichern ſuchte. Die Unterbrechungen kündete die dämoniſche Stimme immer mit den Worten an: „Ich kann nicht mehr, ich muß jetzt wieder gehen.“ Auf dieſes erwachte die Kranke mit heftigen Kopfſchmerzen und verlangte, daß man ihr die Stirn einreiben ſolle. Der Magnetismus, der einen kurzen Schlaf herbeyführte, beruhigte den Schmerz einigermaßen. Sobald ſie wieder bey ſich war, betete ſie ſtillgefaßt, und verlangte auch von den Anweſenden, daß ſie ihr vorbeten möchten. Kam ſie dann in den dämoniſchen Zuſtand, ſo konnte, was früher nicht der Fall war, fortgebetet werden, ohne daß der Dämon reagirte. Das, was der Schutzgeiſt verkündet hatte, trat auch unfehlbar gegen zwölf Uhr Mittags ein. Der böſe Geiſt wich, ſobald er Alles aufrichtig bekannt hatte, und nachdem die Frau dreymal hintereinander hingeſtorben (ſcheintodt geworden) war, mit dreymaligem heftigem Aufſtoßen und unter lautem Blaſen von ihr. Die Kranke fühlte ſich, nachdem der Dämon ſeine Bekenntniſſe abgelegt hatte und unter jenen Erſcheinungen von ihr gewichen war, todtmüde und konnte kaum die Treppe hinauf zu ihrem Bette wanken, in welchem ſie, innerlich und äußerlich geſtärkt, erwachte und Gott für ihre Befreiung dankte. Ein auswärtiger Arzt, der die Kranke ſchon früher beobachtet hatte, und eben erſt eintrat, fand ihren Puls auf merkwürdige Weiſe verändert, nämlich weich und ruhig, während er in den vorigen Tagen hart und heftig war. In magnetiſchen Schlaf gebracht, beſtätigte der Schutzgeiſt die wirklich vollzogene Befreiung. Aber damit nicht zufrieden, wiederholte man, gegen meinen Wunſch, mehrere Gegenproben durch Eingabe von Arzneien und Anwendung von exorciſtiſchen Formen; allein es war von nun an auch nicht die mindeſte Reaction mehr zu ſpüren. Man zweifelte nun nicht länger mehr an der vollſtändig gelungenen Cur und die Frau war und blieb ruhig, ſchmerzlos und ſtill heiter. Man ließ ſie eine ſchwache Fleiſchbrühe nehmen, und auch dieſe ertrug ſie, was ſonſt nie der Fall war. Sie ging nun ins Freie und beſtieg einen Hügel, um dort einſam zu beten, kehrte geſtärkt und voll Vertrauen zurück. Ihre Geſichtzüge waren beruhigt, die Augen heller geworden, und aus ihren Antworten leuchtete eine ſtille Heiterkeit hervor. Für ihren Dank gegen **Dr.** Kerner und ſeine Familie konnte ſie nicht herzliche Worte genug finden. Als die Familie und deren Gäſte Abends traulich bei Tiſche ſaßen und auch einige ſcherzhafte Geſchichten erzählt wurden, hörte man die Frau, die in einiger Entfernung am Ofen ſaß und dem Geſpräche mit Theilnahme zuhörte, zum erſtenmal, ſeit ſie im Hauſe des Arztes war, herzlich lachen.

Es ſind nun noch die Ausſagen und Bekenntniſſe des dämoniſchen Weſens in einem kurzen Inbegriff nachzuholen, mit Hinweglaſſung der Fragen und Wiederholungen; ſie lauten ſo:

„Ich hieß im Leben Caſpar B...r und wurde im Jahr
„1783 geboren. Ich ging zwar in die Schule, lernte
„aber nichts. Es ging nichts in mich hinein, und auch
„bey der Confirmation hatte ich weder Einſehens noch
„Glauben. Es fehlte an der Hauptſache im Hauſe, an
„der Kinderzucht. Mein Vater war manchmal ſehr ſtreng,
„die Mutter aber immer zu gut. Sie glaubte Alles,
„was ich ſagte, und ich betrog ſie ſtets. Dem Vater
„läugnete ich ab, was er ganz gewiß wußte. Wenn
„er dann zornig darüber wurde, verſündigte ich mich
„vielfach an ihm, ſo wie an der Mutter. Einmal ſchut-
„telte und würgte ich den Vater im Zorne. Ich lernte
„das Müller-Handwerk, that aber niemals gut, ich
„trank gerne und verging mich oft mit Weibsperſonen.
„Eine davon wurde von mir ſchwanger, ich läugnete
„hartnäckig, daß ich Vater zum Kinde ſey. Ich ſagte
„früher, daß ich mich losgeſchworen hätte, aber dieß
„iſt nicht wahr, wahr aber iſt, daß ich das Mädchen

„bis zum Schwur trieb. Als ſie den Eid abgelegt hatte,
„ſagte ſie zu mir: „Dieſer Schwur ſoll auf deine Seele
„fallen.“ Von nun an hatte ich keine Ruhe. Der Teufel
„blendete mich, und ich ging lange mit dem Gedanken
„um, das Weibsbild zu ermorden, doch kam es nicht
„dazu. Ich ließ mich mit andern Weibsbildern ein und
„dachte nachher nicht mehr viel an ſie und an das Kind.
„Es wurde wieder ein Mädchen von mir ſchwanger, was
„ich abermals abläugnete, ich trieb auch ſie zum Eid,
„den ſie aber nicht abſchwur, weil ſie auch mit Andern
„eingehalten hatte; da ſie auch ſonſt ſchlecht war, beunruhigte
„mich das nicht ſehr. Inzwiſchen kam ich
„immer tiefer in die Liederlichkeit hinein, ergab mich
„dem Trunk und betrog, wo ich nur immer Gelegenheit
„fand. Oft zwar regte ſich das Gewiſſen, die Unruhe
„aber trieb mich in die Wirthshäuſer und da verſoff ich
„die Qual. War ich im Rauſch, ſo fing ich Schlaghändel
„an. Einmal war dieß in Kirchberg beim Staffelwirth,
„da ſchlug ich den Beßten von meinen Saufkameraden
„nieder. Er blieb zwar nicht todt auf dem
„Platze, ſtarb jedoch bald darauf an den Schlägen,
„die er von mir erhalten hatte. Unterſucht iſt dieſer
„Handel nicht worden; wie der Camerad hieß, weiß ich
„nicht gewiß, ich denke, er nannte ſich Michel Diller. Hat
„mich auch das Gewiſſen nie in Ruhe gelaſſen, ſo habe
„ich doch niemals, was ich that, bereut. Ich ging zwar
„zuweilen zum Nachtmahl, bekannte und bereute aber meine
„Sünden weder vorher noch nachher. Ich ſoff nur um ſo
„ſtärker. Einſt ſtahl ich auch einem Mühlknecht die Sackuhr,
„Niemand aber dachte daran, daß ich es gethan
„haben könne, ich verkaufte ſie um ein Spottgeld, das ich
„ſogleich verputzte. In der Mühle betrog ich die Kunden
„beſtändig, doch habe ich auch etwas Gutes gethan, weil
„ich von dem geſtohlenen Mehl zuweilen den Armen gab.“

Auf die ihm gemachte Bemerkung, daß er damit nichts Gutes gethan habe, da er den Armen nicht von dem Sei-

nigen, ſondern von geſtohlenem Gut gegeben, erwiederte er: „Ich kann nicht glauben, daß das eine Sünde war, dem Reichen that es nicht weh und den Armen kam es zu gut.“ So viel ihm auch dagegen eingewendet wurde, wollte er doch nicht begreifen, daß das eine Sünde war, und nur ganz zuletzt äußerte er: „Nun wenn dieß wirklich Sünde geweſen iſt, ſo will ich ſie auch bereuen.“ Er fuhr unn fort:
„Ich hatte mich verheirathet und ich hauſete auf eigener
„Mühle. Die Müllerin, die keine Kinder bekam, war
„gar lieb und gut, redete mir ſtets freundlich zu und
„ermahnte mich zu einem ordentlichen Leben. Ich hörte
„nicht auf ſie und achtete ihres Kummers nicht, doch
„wurde ich ihr wenigſtens nicht ungetreu. Ich wurde
„nun immer liederlicher und zog von einem Wirthshaus
„in das andre, wo ich, ſo lange ich noch ſelber das
„Geld einnahm, alles ſchnell durchbrachte. Endlich aber
„verſchloß die Müllerin das Geld, gab mir jedoch, was
„ſie nur vermochte, und redete mir immer freundlich
„zu. Ach, ſie war ſo brav! Ich aber folgte nicht und
„wurde immer ſchlechter. Da wurde ſie endlich uneins mit
„mir. Einmal ſagte ſie zu mir: Wenn du ſo fortlebſt, muß
„ich mich vor meinen Freunden ſchämen, die mir immer
„von der Heirath mit dir abriethen, ich kann nicht mehr
„unter ihre Augen treten, wenn du mir nicht folgſt. Zu-
„letzt aber ſagte ſie: Foigſt du mir nicht, ſo laſſe ich
„mich von dir ſcheiden, oder laß du dich von mir ſchei-
„den. Ich gerieth darüber in Zorn und Furcht. Ich
„wollte mich nicht ſcheiden laſſen und wollte doch auch
„nicht länger bey ihr bleiben, weil ich mich vor ihr ſchä-
„men mußte. Der böſe Feind kam über mich und trieb mich
„zum Hauſe hinaus. Ich lief nach Ellwangen, forderte
„unterwegs bey Schuldnern Geld ein, das ich dann gleich
„verſoff. Es war nicht viel, was mir die Leute gaben,
„weil ſie wußten, daß die Müllerin die Wirthſchaft führe.
„Ich konnte nicht mit mir einig werden, was ich an-
„fangen ſolle. Bald wollte ich zurückkehren, aber ich

„ſchämte mich vor der Müllerin, ſo gut ſie auch war,
„bald wollte ich mich in der Fremde wieder als Mühlknecht
„verdingen, aber auch dieſes widerſtand meiner
„Hoffart. So kam ich nach Weſthauſen, wo ich über
„Nacht blieb. Ich ſchlief nicht, die Gewiſſensangſt trieb
„mich fort; ſo erreichte ich ein Wäldchen, wo der Gedanke
„mich überfiel mich aufzuhängen; das werde,
„dachte ich, die Müllerin am meiſten ärgern.“

Auf die Frage, ob er denn den Selbſtmord nicht für eine Sünde gehalten habe, antwortete er:

„Das iſt mir gar nicht eingefallen, ich dachte an kein
„anderes Leben und glaubte an keines. Ich that mir ein
„Sacktuch um den Hals und hängte mich an einen Baum
„auf, ſo niedrig, daß die Fußſpitzen noch die Erde berührten.
„Es war gleich geſchehen, allein hernach that
„es mir wehe, daß ich nicht ſollte begraben werden. Als
„man mich gefunden hatte, wurde ich fortgefahren und
„verſchnitten.“

Nach dieſer Erzählung ging der Dämon wieder nieder; die Patientin war ſehr matt und fiel bald in einen magnetiſchen Schlaf, aus dem ſie nur wieder erwachte, um in den dämoniſchen Zuſtand zurückzufallen, in welchem der Dämon, nachdem die früheren Ausſagen ihm vorgeleſen waren, fortfuhr:

„Vorhin habe ich die Frage, ob ich nicht auch der Müllerin
„ungetreu geworden ſey, verneint; es iſt aber nicht wahr,
„ich habe gelogen. Ich habe mich geſchämt, auch dieſe
„Untreue zu geſtehen, weil die Müllerin ſo gar gut geweſen
„iſt. Der Ehebruch iſt aber auch eine große Sünde
„und ich darf keine Sünde verhehlen. Es hülfe mir auch
„nichts, der Schutzgeiſt findet ſie alle doch heraus, darum
„will ich auch dieſe Sünde bekennen, ſo wie ich ſie auch
„von Herzen bereue. Seit ich mich im Jahr 1818 aufgehängt
„gehabt, habe ich als Wespe in der Luft ſchweben
„müſſen; doch habe ich erſt vor 16 Wochen in den Körper
„der Frau, die ich ſo ſehr geplagt, eindringen können;

„da kam ich doch wieder zu einem Leib. Von da an „habe ich die Frau, in die ich fuhr, gar ſehr geplagt. „Ich kannte ſie fruher ſo gut wie gar nicht, ſie war „damals noch ein Kind und um Kinder bekummerte ich „mich nicht, ich kannte eigentlich Niemand als meine „Sauſbruder und die Weibsleute, die mit mir einhielten. „Auch ließ ihr Vater nicht in meiner Muhle mahlen, „er war übrigens gut gegen mich und ein ſehr braver „Mann, ich machte ihm auch viel Kummer und Sorgen. „Und wie plagte ich nicht die Mutter und die Kinder „und den Mann dieſer Frau! Ich konnte nicht anders, „ich mußte ſie plagen; aber nicht wahr, es iſt auch große „Sunde, daß ich dieſe Menſchen ſo plagte? Ach, wie „reut es mich! Ja, jetzt fühle ich erſt mein Unrecht, ich „bereue es bitterlich und bitte es ihnen allen demüthig „ab. Ach wenn ich nur beten könnte! die Frau kann „beten, ich kann es nicht und habe es nie gekonnt. „Könnte ich es, ſo könnte ich eine kleine Staffel hoher „hinauf kommen, und ich dürfte hoffen, nicht immer „abgewieſen zu werden.“

Bey dieſen Worten fragte ich: kannſt du nicht reuig ſagen: Gott ſey mir armen Sünder gnädig? Ja, rief es freudig aus der Kranken, ich kann es: und nun ſprach es mit unbeſchreiblicher Wehmuth: Gott ſey mir armen Sünder gnädig, er ſtärke mich in meiner Reue und Buße, und laſſe mich Gnade finden!“

Nach einer kleinen Pauſe traten die heftigſten Convulſionen mit Brullen und Blaſen, und dann, nach dreymaliger Unbrechung, der dreymalige Scheintodt ein, wie oben ſchon erwähnt wurde. Die Kranke erwachte, um in ihren naturlichen Zuſtand uberzugehen, ſie fuhlte ſich frey und lobte und dankte Gott. Spät am Abend deſſelben Tages ſprachen Kerner und ich zuſammen in Gegenwart der Frau von Gegenſtänden, welche auf dieſelbe gar keine Beziehung hatten. Kerner ergriff eine ſich darbietende Gegelegenheit, die Frau zu fragen, ob man nicht reichen Leuten etwas entziehen dürfe, um armen Menſchen damit beyzuſtehn? Sichtlich verwundert über eine ſolche Frage, antwortete ſie ſchnell: „Wie dürfte man ſo etwas thun? geſtohlen iſt geſtohlen, mag man das entwendete Gut auch anwenden wie man will.“

Mehrere thatſächliche Umſtände, die in den obigen Ausſagen und Bekenntniſſen berührt wurden, ſind bereits verifizirt, andere werden zu Gegenſtänden weiterer Nachforſchung gemacht werden. Ich aber mußte in der Nacht abreiſen, und nahm den vollen Wunſch mit mir, den weitern Verfolg dieſer zum ernſten Nachdenken auffordernden Geſchichte, ſo wie etwaige Erklärungsverſuche derſelben, zu vernehmen.

v. W....m

Dieß iſt die genaue Beſchreibung des mit eigenen Augen prüfenden Freundes, zu der ich nichts hinzuzuſetzen weiß. Er ſchied mit dem vollen Glauben von uns, daß dem Weibe geholfen ſey, und wir Alle theilten die gleiche Hoffnung mit ihm. Aber kaum waren wenige Tage vergangen, während welchen jede dämoniſche Spur verſchwunden ſchien, ſo fing der alte Jammer wieder an und alle die früheren Zufälle kehrten in ihrer furchtbaren Geſtalt zurück. Das Weib, als ſie dieſes aufs neue in ſich fühlte, war aufs äußerſte niedergeſchlagen, weinte bitterlich und jammerte beſtändig. Wir Alle mußten glauben, daß die Austreibung, obgleich ſie unter den ſonſt gewöhnlichen Zeichen geſchah, vergeblich war, und daß das gleiche böſe Weſen noch feſt ſitze und ſein ſelbſt verkündeter Abſchied nur Verſtellung und Lüge ſey. Von dem Schutzgeiſt erfuhr zwar die Frau im magnetiſchen Zuſtand, daß der vorige Dämon wirklich ausgefahren ſey, ſie aber ſchon wieder ein anderer beſitze; Er ſprach ihr Troſt zu und munterte ſie auf, mit Faſten und Beten anzuhalten, wornach dann die Hülfe nicht lange verziehen werde. Die Frau faßte wieder Muth und befolgte Alles pünktlich, was zu ihrem Heil diente. Eines Tages kam ſie des Morgens von ihrem Schlafgemach herab und erzählte, daß ihr dieſe

Nacht wie im Traume eingegeben worden ſey, daß ihr gegenwärtiger Dämon der längſt verſtorbene Schmid Sch...n aus J..m ſey.

Ein längſt erwarteter Freund, mit welchem ich über dieſe Geſchichte viele Briefe wechſelte, kam nun auch, um Alles ſelbſt mit anzuſehen. Die Kranke erwartete ſehnlich Hülfe von ihm; allein der Dämon ſprach ſogleich lachend gegen ihn aus: „Du bringſt mich nicht hinaus, gib dir keine Mühe, es muß ein Stärkerer ſeyn als du."

Den folgenden Tag wurde jedoch ein Verſuch gemacht, nicht ſowol, den Dämon auszutreiben, als vielmehr ihn zu Bekenntniſſen ſeiner im Leben begangenen Sünden zu bringen, da aus den Vorgängen bekannt war, daß dieſe Methode dem Dämon am beßten den Ausgang bereite und ihm gleichſam mehr von Körper ablöſe. Es war ſchon viel gewonnen, daß der Name des Dämons bekannt war und ſeine Individualität nun ſelbſt zur Rede geſtellt werden konnte. Auf jeden Befehl, der im Namen des Herrn geſchah, mußte er jetzt antworten, und ſo hartnäckig er ſich auch ſträubte, dieſes oder jenes zu bekennen, ſo war er doch zuletzt dazu genöthigt. Deutlich konnte man ſehen, daß ihm die heiligen Namen eine Qual verurſachten, und daß er, um dieſer los zu werden, jedesmal eine Antwort gab. Das Merkwürdigere ſeiner Bekentniſſe beſteht in Folgendem: „Er ſey „ſchon länger neben dem Andern in der Frau geweſen, hatte „ſich aber, ſo lange der Vorige herrſchte, ruhig verhalten. „Seitdem Jener ausgefahren, ſeye er nun Meiſter geworden, und es ſeye ſeine Luſt, das Weib zu plagen. „In ſeinem Leben habe er viel betrogen und viele Miſſethaten begangen. Noch ledig habe er ein Mädchen verführt „und nachdem ſich dieſes als Mutter gefühlt, habe er ihm „Gift beigebracht, wovon es ſchnell geſtorben ſey. Die That „ſey nicht heraus gekommen, weil die Leute es für eine „Gallenruhr erklärten. Er habe einen fürchterlichen Meineid auf ſeiner Seele, was ihn hindere, ſelig zu werden. „Er ſeye zuletzt von J..m nach El...n gezogen und

„dort endlich an einem Leibſchaden und an der Läuſeſucht geſtorben." Nach dieſen Bekentniſſen wurde er ernſtlich vermahnt, ſich jetzt noch zu bekehren, indem Jeſus jeden reuigen Sünder annehme. Jedesmal aber, und diß wohl zehnmal, war die Antwort: „Was nützt es, daß ich mich bekehre, „ich werde doch nicht angenommen." Unerachtet nun durch dieſes Verfahren nicht viel ausgerichtet wurde, ſo ſchien doch der Dämon mehr gedemüthigt und war nicht mehr ſo frech in ſeinem Hohn und Spott. Es war vorauszuſehn, daß er ſeinen Meiſter finden werde. Mein Freund machte öfters, ſobald die Frau vom Dämon geplagt war, die Probe, daß er ihr die Hand auf das Haupt legte und befahl: „Der Schutzgeiſt ſoll kommen," worauf jedesmal ſogleich ein ſichtlicher, in den Bewegungen des Körpers ausgedrückter Kampf anging, der nach wenigen Sekunden den Dämon zum Weichen brachte und die Frau befreite. Die öftere Wiederholung dieſer Szene ließ keinen Zweifel über den Erfolg und zeigte ſo recht augenſcheinlich, wie der böſe und gute Geiſt ſich um den Menſchen ſtreiten, immer aber dem Guten der Sieg bleibe, wenn der Menſch nicht durch eigene Schuld ihn von ſich entfernt.

Nachdem mein Freund ſich verabſchiedet hatte, wurde noch ein weit kräftigerer und ernſtlicherer Verſuch gemacht; Alles ſchien gelungen, indem alle Zeichen der vorhergehenden Expulſion ſich wieder einſtellten. Aber dennoch rettete der Dämon ſich wieder, indem er, wie er nachher ausſagte, ſich in einen unempfindlichen Theil des Körpers flüchtete, bis der Sturm vorüber war. In dieſer Zeit beſuchte mich auch auf der Durchreiſe ein angeſehener Gelehrter, der über Beſitzungen anderer Meinung war. Dennoch machte auch er auf Zureden einen Verſuch, indem er das böſe Weſen als ein Nichts, als einen Wahn erklärte, dem er gebot, das Weib zu verlaſſen. Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, als er von einer Fluth des pöbelhafteſten Spottes überſchüttet wurde, indem es der Dämon übel nahm, daß er nichts und ein bloßer Wahn ſeyn ſolle.

Noch einige Zeit dauerte die Plage des Weibes oh
Widerſtand fort, bis endlich mehrere gläubige Freunde
der Ferne ſich im Gebet für dieſes Weib vereinigten u
den Herrn um die Löſung dieſes unnatürlichen Bandes f
hentlich baten. Wenigſtens läßt ſich der Erfolg ſo deu
indem um eben dieſe Zeit der Schutzgeiſt den Ausſpru
that, daß der Befehl gekommen ſey: „Der Dämon mu
morgen Mittag um zwölf Uhr den Körper verlaſſen.“ Di
geſchah auch wirklich unter den bekannten Zeichen des Au
fahrens, ohne daß Jemand an einen förmlichen Exorcismu
dachte.

Die Frau fühlte ſich wieder befreit und dankte inbru
ſtig Gott. Alles wünſchte ihr Glück, indem keine Sp
der dämoniſchen Beſitzung mehr vorhanden war. Aber
war nur ein Trug. Nach einem Stillſtand von fünf Tage
kehrte die dämoniſche Plage wieder zurück, und die Fra
wurde jetzt zum fünften Mal recitiv. Nicht undeutlich ſchie
jene Bibelſtelle anwendbar: „Wenn ein Dämon ſein
Wohnung verläßt, ſo daß alles gereinigt, geſchmückt un
wie mit Beſen gekehrt erſcheint, und alsdann dürre Stätte
durchwandert, ſo kehrt er wieder zurück und nimmt ſiebe
andere Geſellen mit.“ Alle waren jetzt rathlos; auch die Au
ſagen des Schutzgeiſtes waren ſchwankend; Manchmal wollt
es uns dünken, als ſpiele eine ſataniſche Liſt die doppelt
Rolle des Dämons und des Schutzgeiſtes. Dieſe Meinun
wurde aber wieder zurückgewieſen dadurch, daß er die Fra
zum Ausharren mit Geduld ermahnte, ihr Troſt zuſprach
ſie zum Faſten und Beten anhielt und ein baldiges End
ihrer Leiden verkündete. Wirklich war es auch die Fra
immer zuerſt, welche, ob ſie gleich durch den Jammer un
das viele Faſten beynahe ein Gerippe geworden, durc
Trennung von Gatten und Kindern große Opfer gebracht
und dennoch Alles vergeblich ſah, doch den Faden der Hoffnung zur Wiedergeneſung wieder auffaßte, eingedenk jene
biblichen Thatſache, daß Jeſus von der Maria ſieben Teufe
austrieb.

Dieſer neue Dämon in der Unglücklichen gab ſich bald als einen vor Jahren zu X. verſtorbenen, mir wohlbekannten Sünder zu erkennen. Es iſt entſchieden, daß U. dieſen Menſchen im Leben nie ſah, nie etwas von ihm hörte, um ſo auffallender und beweiſender war es, daß ſie, ſo oft der Dämon in ihr aufſtieg, durchaus die ganz gleichen Geſichtszüge bekam, die dieſer im Leben hatte, und die ſehr marquirt waren, ſo das es nöthig war, die U. in ihren Anfällen nun jedesmal von den Menſchen zu entfernen, weil Jeder, der jenen Verſtorbenen im Leben kannte, ihn jetzt ſogleich in den Geſichtszügen der Dämoniſchen wieder erkannte, was zu unangenehmen Reden hätte Veranlaſſung geben können. Auch bewieſen ſonſt Einzelheiten, die der Dämon aus ſeinem frühern Leben angab, von welchen die Frau nicht das mindeſte wußte und wiſſen konnte, daß Er es wirklich und kein Anderer, oder daß er keine bloße fixe Idee oder leere Fratze war.

Der Schutzgeiſt der Frau ſagte ihr im guten magnetiſchen Zuſtande: dieſer Dämon habe erſt kurzlich in ſie geſchickt werden können nach Austreibung des letztern, weil man verſäumt habe, ſie gegen ſolche Anfechtungen auf immer zu verwahren.

Die Teufeley und Hartnäckigkeit dieſes Dämons ſchien auch die früheren weit zu übertreffen und die Leiden der Unglücklichen waren Tag und Nacht ſo groß, daß ſie gar nicht zu beſchreiben ſind, und wir mit ihr in die größte Verzweiflung kamen.

Von Bekehrung und Buße wollte dieſer Dämon nichts wiſſen, alle Verſuche, ihn dazu zu bringen, waren fruchtlos, er erklärte, daß er nie aus ihr weichen und ſie bis zum Tode Tag und Nacht fortmartern werde.

Es war jetzt klar, daß das bloße Austreiben der Dämonen nicht hinreichend war, indem immer ein Anderer die Stelle wieder einnahm, welche der Vorhergehende leer gelaſſen hatte. Sollte die Unglückliche gänzlich geheilt werden, ſo mußte ſie auch für die Zukunft verwahrt ſeyn. Es wurde mir durch Nachforſchung von Freunden ein in der Ferne Wohnender bekannt, der neben großer Glaubenskraft vielfältige Erfahrung in ſolchen Dingen beſaß. Seine nähere Bezeichnung iſt mir nicht erlaubt. Er erſchien und der Kraft ſeines Glaubens und ſeines magiſchen Einwirkens (das keine nähere Beſchreibung zuläßt) gelang, was vorher nie gelungen war, die Unglückliche nicht blos vom Dämon zu befreyen, ſondern ſie auch für die Zukunft zu verwahren. Nach einem hartnäckigen Kampfe von faſt drey Tagen fuhr der Dämon, ein Teufel wieder zu ſeinen Teufeln aus. Seine letzten Worte waren: „Nun muß ich fort, da ſteht es ja!“ und dann erfolgten die beym Hinausfahren gewöhnlichen Zufälle, namentlich das Zurückfallen und der Scheintod der U.

Eine ſehr rechtſchaffene Frau von hier, Frau W., die die Fähigkeit hat, Geiſter zu ſehen, und bey dieſer letzten Scene anweſend war, ſah, während die U. im Scheintode, der eine Viertelſtunde andauerte, da lag, eine kleine ganz lichte Geiſtergeſtalt neben der Liegenden ſtehen. Auch das erſte Wort der U. war, als ſie wieder erſtanden: ſie habe, während ſie ſo dagelegen, immer nur die Geſtalt eines kleinen lichten Geiſtes in ihrer Nähe geſehen und ſonſt nichts geſehen und gehört, und wahrſcheinlich bezogen ſich die letzten Worte des Dämons, die ich, als er ſie ausſprach, gar nicht deuten konnte: „Nun muß ich fort, da ſteht es ja!“ auf dieſe Erſcheinung, die wahrſcheinlich die eines Schutzgeiſtes war. —

Von da an nun blieb U. von allen dämoniſchen Anfechtungen völlig frey und auch ſonſt ganz geſund, und ihr Gatte ſchrieb mir, nachdem mehr als ein Jahr vorüber gegangen:

„Mein Weib iſt noch immer ganz geſund, betet und arbeitet, ohne alle Störung und dankt mit mir Gott, der uns durch Ihre Mithülfe von einem Jammer befreyte, der ſo lange Jahre ſo ſchwer auf uns laſtete.“

Geschichte einer Besessenen

vom Jahr 1829.

Margaretha B. von R. eilf Jahre alt, Tochter einer armen Wittwe, von etwas heftiger Gemuthsart, aber ein chriſtliches, frommes Kind, wurde den 19. Januar 1829, ohne vorher unwohl geweſen zu ſeyn, von krampfhaften Zufällen ergriffen, die ſich mit wenigen und kurzen Unterbrechungen zwey Tage lang wiederholten. So lange die Krampfanfälle dauerten, war das Mädchen nicht beym Bewußtſeyn, ſie verdrehte die Augen, machte Grimaſſen und allerlei ſonderbare Bewegungen mit den Armen, und von Montag den 21. Januar an ließ ſich auch wiederholt eine tiefe Baßſtimme vernehmen, mit den Worten „*Fur dich betet man recht!*“ Sobald das Mädchen wieder zu ſich ſelber kam, war ſie müde und erſchöpft, wußte aber von allem Vorgefallenen nichts und ſagte nur, ſie habe geträumt.

Am 22. Januar Abends fing eine andre, von der obigen Baßſtimme ſich deutlich unterſcheidende Stimme an, ſich hören zu laſſen. Dieſe Stimme redete faſt unaufhörlich ſo lange die Kriſis dauerte, d. h. eine halbe, ganze, auch mehrere Stunden, und wurde nur zuweilen von jener Baßſtimme, die ihr voriges Recitativ ſtandhaft wiederholte, unterbrochen. Augenſcheinlich wollte dieſe Stimme eine von der Perſonlichkeit des Mädchens verſchiedene Perſonlichkeit darſtellen, und unterſchied ſich auch von demſelben aufs genaueſte, ſich daſſelbe objectivirend, und in der dritten Perſon von ihr redend. In den Außerungen dieſer Stimme war durchaus nicht die mindeſte Verwirrtheit oder Verrucktheit zu bemerken, ſondern ganz ſtrenge Conſequenz, die alle Fragen folgerecht beantwortete, oder mit Schalkheit von ſich wieß. Was aber dieſen Aeußerungen ihr Unterſcheidendes gab, war der moraliſche, oder vielmehr der unmoraliſche Charakter derſelben, Stolz, Arroganz, Spott, Haß gegen die Wahrheit, gegen Gott und Chriſtus, thaten ſich in derſelben kund. — „Ich bin der Sohn Gottes, der Welt Heiland, mich müßt ihr anbeten," hörte man jene Stimme zuerſt ſagen, und nachher oft wiederholen. Spott über alles Heilige, Läſterungen gegen Gott und Chriſtus und gegen die Bibel, heftiger Unwille gegen alle, die das Gute lieben, die abſcheulichſten Flüche, tauſendfach wiederholt, grimmiges Wüthen und Toben beym Anblick eines Betenden, oder auch nur bei gefalteten Händen — das Alles konnte man als Symptome einer fremden Einwirkung betrachten, wenn auch jene Stimme nicht ſelbſt, wie es wirklich geſchah, den Namen des Redenden verrathen hätte, ſich einen Teufel nennend. Sobald dieſer Dämon ſich hören ließ, veränderten ſich auch die Geſichtszüge des Mädchens ſogleich höchſt auffallend und es trat jedesmal ein wahrhaft dämoniſcher Blick ein, von dem man in der Meſſiade auf dem Bilde, wo der Teufel Jeſu einen Stein bietet, eine Idee bekommt.

Am 26. Januar Mittags nach eilf Uhr, zu derſelben Stunde, welche das Mädchen im wachen Zuſtand, nach ihrer Behauptung von einem Engel belehrt, ſchon vor einigen Tagen als ihre Erlöſungsſtunde angekündigt hatte, erfolgte das Aufhören dieſer Zufälle. Das letzte, was gehört wurde, war eine Stimme aus dem Munde des Mädchens: „Fahre aus, du unſauberer Geiſt, aus dieſem Kinde! weißt du nicht, daß dieſes Kind mein liebſtes iſt?" dann erwachte ſie zum Bewußtſeyn.

Am 31. Januar ſtellte ſich derſelbe Zuſtand mit denſelben Symptomen wieder ein. Doch kamen nach und nach mehrere neue Stimmen hinzu, bis die Zahl dieſer, von einander theils im Ton, theils in der Sprache, theils nach dem Inhalt augenſcheinlich verſchiedenen Stimmen auf ſechs geſtiegen war, von denen ſich jede als die Stimme eines beſondern Individuums geltend machte, und auch als ſolche von jener vorher ſo oft gehörten Stimme angekündigt wurde.

Die Heftigkeit des Tobens, Fluchens, Läſterns, Scheltens u. ſ. w. erreichte in dieſer Periode der Krankheit den höchſten Grad, und die Zwiſchenzeiten des Bewußtſeyns, in welchen übrigens das Mädchen durchaus keine Erinnerung an die Vorfälle im Paroxismus hatte, ſondern ſtill und fromm betete und las, wurden ſeltener und kürzer. Der 9. Februar, der ebenfalls ſchon am 31. Januar von dem Mädchen als der Befreiungstag bezeichnet wurde, machte auch dieſem Jammer ein Ende, und ähnlich dem erſten Male, ließen ſich den 9. Februar Mittags 12. Uhr, nachdem jene Stimme wiederholt ihren Abſchied angekündigt hatte, aus dem Munde dieſes Mädchens die Worte hören: „Fahre aus, du unſauberer Geiſt! das iſt ein Zeichen der letzten Zeit!“ Das Mädchen erwachte und iſt bisher geſund geblieben.

Was die ärztliche Behandlung betrifft, ſo wurden dem Mädchen während dieſer Zeit verſchiedene Medikamente, und unter dieſen auch Wurmmittel gereicht, worauf auch Würmer abgingen, was wohl bey jedem andern Kinde auch der Fall geweſen wäre, allein ſie brachten durchaus keine Aenderung in ſeinen Zuſtand, der nicht eher als bis zu der ihm vorausgeſagten Zeit, verſchwand.

Trotz des Tobens der Dämonen gegen alles Heilige, wurden Gebet und Handeauflegen häufig angewendet, geiſtige Mittel, die hier gewiß auch von beſſerem Erfolg als alle noch ſo ausgeſuchte ärztliche leibliche Mittel waren.

Geſchichte einer Beſeſſenen

vom Jahr 1714.*)

Auf unvermuthetes Vernehmen, daß zwey beſeſſene Weibsleute in hieſiges Armenhaus gebracht worden, ging ich Pfarrer den 14. Dec. 1714 Abends aus ſtarkem Trieb meines Gewiſſens in's Armenhaus und nachdem ich die zwey beſeſſenen Weibsleute auf eine Herzensprüfung geführt, ob ſie nicht durch mancherley herrſchende Sünden, z. E. Fluchen, Hader, Zank, Unzucht, Lügen und dergleichen Teufelswerke, dem Satan in ſich Raum gegeben hätten, welches aber die Beſeſſenen mir nicht geſtehen wollten, fing bey der einen Beſeſſenen, Eliſabetha, Johann Doblers Frau aus Reſchach in der Schweiz, alsbald der Paroxismus damit an, daß der Satan aus ihr mich anfuhr: „Du Narrenmaul! was thuſt du hier im Bettelhaus, du bekommſt gewiß Läuſe u. ſ. w. Ich gab ihm die Antwort: „Durch das Blut, die Wunden und die Marter Jeſu Chriſti ſollſt du überwunden und ausgetrieben werden!“ worüber er heftig ſchnaubete und brüllte und ſchrie: „Hätten wir Teufel Gewalt, wir wollten Himmel und Erden unter einander werfen u. ſ. w., was Gott nicht ſeyn will das iſt unſer!“ Auf dieſes kam die Beſeſſene wieder zur rechten Vernunft und ſprach fein und ſittſam mit mir, bezeugend, ſie wolle Gott bey allen ſataniſchen Anläufen doch nicht aus dem Herzen laſſen.

Sonnabends Vormittags bettelte ſie ganz verſtändig hier vor den Häuſern, eines andern Bettlers Kind in der Schlinge tragend. Als ſie deswegen zur Rede geſetzt wurde, warum ſie das thue? das Kind könnte ja in der sataniſchen Wuth umkommen, verſetzte ſie: „Der Satan muß mich ſo lang, als ich das Kind in meinen Armen habe, ungeplagt laſſen.*) Mittags um eilf Uhr kam dieſe Beſeſſene auf mein Verlangen, aber nicht mit ihrem guten Willen, in hieſige Kirche, darin ich, um nach ihrem höchſt jämmerlichen Zuſtand mich zu richten, das Geſang: „Gott der Vater wohn' uns bey" ꝛc. ſingen ließ und nach nöthig befundener Vorbereitung auf der Kanzel die zwey merkwürdigen Stellen von etlichen Beſeſſenen, Marc. 5. u. 9. Cap. mit angehängter Applikation ſo lange verlas, bis der Satan aus der Beſeſſenen zu mir auf die Kanzel ſchrie: „Wenn iſt's einmal genug!" Nach meiner ertheilten Antwort: „wenn's Gott genug iſt, dir Teufel iſt's gleich genug!" beklagte ſich der Satan über mich: „Wie quäleſt, wie plageſt du mich! wäre ich nur nicht in deine Kirche gegangen." Als er unverſchämt ſprach: „Nun meine Kreatur muß leiden andern zum Exempel!" ſtopfte ich ihm ſein Maul alſo: „Teufel! die Kreatur iſt nicht dein, ſondern Gottes! Dein iſt Koth und Unflath, Hölle und Verdammniß in Ewigkeit" und als ich mit kräftigen Ausdrucken vom Namen Jeſu und ſeinem allerheilſamſten Mittleramt auf den Satan zudrang! ſchrie er: „O heiß! o heiß! O Qual! o Qual!" oder fuhr er mich zornig an: „Was haſt du für ein Geplapper?" — Inwährend des Betens, Schreyens, Kämpfens der Gemeinde, marterte der Satan die arme Kreatur jämmerlich, brüllte aus ihr entſetzlich und warf ſie ſo ſtarr, ſo unempfindlich zur Erde nieder, daß ſie lange eiskalt, ohne daß man einen Athemzug bemerkte, wie ganz todt da lag, bis ſie endlich mit Gottes Hülfe wieder zu ſich ſelbſt kam und ganz ſchwach und entkräftet von etlichen Perſonen wieder aus der Kirche in's Armenhaus geführt wurde, allwo der Satan ſie von neuem grauſam plagte. —

---

*) S. M. Andrea Hartmanns Paſtoralfall, 1743.

Gegen Abend beſuchte ich ſie wieder im Armenhauſe, in Begleitung eines ſiebenjährigen Kindes, das aus Furcht vor der Beſeſſenen ſich hinter eine Frau verſteckte. Zu dieſem ſprach der Satan: „Du darfſt dich vor mir nicht fürchten, du biſt Gottes Kind, ich kann dir nichts thun. Die Frau aber, die ſich ehrlich nährte, ſchalt der Satan eine liederliche Haushälterin, und weil ſie in einem Hafen, der einen kleinen Spalt hatte, der von Niemand wahrgenommen wurde, der Beſeſſenen Eſſen brachte, ſchrie der Satan: „O Spalt! Spalt! warum nahmſt du nicht den ganzen Hafen, der bey dem Brunnlein liegt?“ Die Anweſenden verwunderte es, daß der Satan nicht nur den verborgenen Spalt in dem Hafen, ſondern auch den Hafen bey dem Brunnlein liegend wiſſen ſollte, an einem Ort, der der Beſeſſenen unbekannt war. —

---

*) Man ſieht Gleiches in der Geſchichte der U. .

Eine andre Frau, die der Bettler wegen aufgeſtellt iſt, reizte er an: „Wenn Bettler in den Flecken kommen, ſo jag' und ſchlag ſie brav wieder hinaus, und bekommſt du Allmoſen für ſie, ſo behalt's für dich und kaufe dir Spitzen dafür.“

Ein Weib, das ein uneheliches Kind bey ſich hatte, entdeckte er, indem er ſagte: „Es iſt hier was ungerades!“ Mich aber ſchnaubte er an: „Was ſchickſt du der Kreatur zu freſſen und zu ſaufen? es gehört ihr nichts!“ Ich fertigte ihn kurz ab: „Teufel, wenn mich Gott ſeiner Kreatur Barmherzigkeit will laſſen erzeigen, was haſt du darein zu reden?“

Obwohl nun die Beſeſſene auch dießmal wieder den Gebrauch der geſunden Vernunft, bey welchem ſie ſich, nota bene, niemals zu entſinnen wußte, was der Satan aus ihr geredet, erlangt, ſo ließ ihr doch der Satan nach meinem Abſchied nicht lange Ruhe, ſondern quälte ſie wie zuvor.

Samſtag Nachts um ein Uhr holte mich ein welſcher reformirter Schweizer, der etlicher Sprachen kundig war, und erzählte mir mit Erſtaunen: die Teufel ſprachen aus der Beſeſſenen lateiniſch, franzöſiſch, ungariſch u. ſ. w. und wütheten als wollten ſie Alles im Armenhaus umbringen. Indem ich nun hineingehen wollte, rief der Satan: „Laſſet den Paperle nicht herein, er hat mir ſchon zwey Kameraden geſtohlen, er will mir meine vier auch ſtehlen!“

Unter den Armen, die ſelbige Nacht im Armenhauſe lagen, waren drey kleine Kinder und darunter ein Säugling, von welchen der Satan bekannte: „Die drey unſchuldigen Kinder machen mir ſehr bange!“ Da gab ich ihm einen Schwerdtſtreich mit dem Wort Gottes: „Merk's Teufel! Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hat Gott eine Macht wider dich zugerichtet, daß du Feind und Rachgieriger vertilget werdeſt.“ Inzwiſchen riß der Satan die armſelige Kreatur, ſperrte ihr das Maul gräßlich auf, warf ſie ſo ſtark hin und her auf den Boden, daß drey bis vier ſtarke Perſonen ſie kaum halten konnten, ließ einen natürlichen und unleidendlichen Geſtank von ſich, machte die Beſeſſene ſo hart wie einen Stein, eiskalt und ſo ſinn- und leblos, daß ſie gleich als zuvor, lange wie todt da lag, bis ſie endlich in Gottes Kraft wieder zur natürlichen Wärme, Empfindung und Verſtand gelangte. —

Nach dieſem ſchalt mich der Satan: „Du Papperle haſt mir meine ſechs Kameraden geſtohlen!“ Auf meine Antwort: „Du wirſt mit der Hülfe Gottes deinen Kameraden nachfolgen müſſen, ſprach er: „Die Zeit iſt noch nicht da, ich darf noch ſechs Jahre in der Kreatur bleiben.“ Darauf erwiederte ich: „Du Lügengeiſt! du weiſt ja Gottes Zeit nicht!“

Nach meinem Abſchied blieben zwey fromme Männer von meinen Zuhörern zurück. mit welchen die Beſeſſene, als ſie ſich ein wenig erholt hatte, zu beten anfing. Der Satan ließ ſie aber nicht lange im Gebet, ſondern fing bald an zu ſchimpfen: „Warum habe ich die Kreatur nicht lieber in die Türkey geführt, denn hieher, wo man mir meine ſechs Kameraden geſtohlen, aber der große Gott hat mich gezwungen, daß ich hieher mußte.“ —

Die Männer bedrohten den Satan, er ſolle die Kreatur beten laſſen, da ſprach er: „Tanzet, tanzet, dann führen wir Teufel den Vortanz!“ u. ſ. w.

Ein Weib aus dem Armenhauſe wandte ſich zu der andern Beſeſſenen, zur Stieftochter der erſten Beſeſſenen und ſprach von ihr: „Dieſe kann doch das Gebet noch wohl anhören.“ Einer der Männer fragte: „Warum?“ Sie antwortete: „Dieſe hat auch einen böſen Geiſt in ihr, aber er iſt ſtumm.“ Alsbald brach der Satan (der andern) aus: „Was ſtumm? was ſtumm? greifet ihn an wie mich, er wird laut genug werden: denn er iſt ja mein Kamerad, er kann laut genug reden, er kann beſſer reden denn ich, er iſt ſo tückiſch, er meint, wenn man ſeine Kreatur nicht angreife, ſo habe er Ruhe, und wenn die Kreatur ſterbe, ſo fahre er mit der Seele fort.“ —

Die Männer fragten: „Warum ſagſt du dieſes, iſt denn dein Reich uneins?“ Da antwortete er: „Der große Gott zwingt mich dazu, daß ich es ſagen muß, wir werden Schaden genug davon haben.“ — Oft ſchrie er: „Iſt denn kein Pardon, iſt denn keine Gnade da?“ und bat um Erlaubniß in eine Kornähre, oder in ein Faß, in eine Kluft, in einen Spalt fahren zu dürfen, — es hieß aber jedesmal: „Nein! der Hölle zu!“

Sonntags neun Uhr, zur gewöhnlichen Zeit des Gottesdienſtes, ließ ich die erſte Beſeſſene, in welcher der Satan am offenbarſten wirkte und von welcher bisher am meiſten die Rede geweſen, durch einige Männer in die Kirche führen, dagegen ſich Satan mit aller Macht ſträubte. Nach geſungenem Lied: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ nahm ich, nach vorgeleſenem Gebet, den Eingang meiner Predigt aus dem 3. Cap. Joh. v. 8. „Wer Sünde thut, der iſt vom Teufel: denn der Teufel ſündiget von Anfang, darzu iſt erſchienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerſtöre,“ und machte mit ſolchen Worten aus Veranlaſſung des Evangelii (Matth. 11.) eine Vorbereitung auf den Vortrag, was es für eine Beſchaffenheit habe 1) mit den Werken des Teufels, 2) mit den Werken Chriſti. Teufelswerke ſind geiſtliche Blindheit, Lahme u. ſ. w., Chriſti Werke, die Erlöſung von ſolchen Teufelswerken und Schenkung göttlicher Erleuchtung, Fertigkeit im Guten u. ſ. w.

Der Satan erhob zwar ein Gebrüll und die rachgierige

Rede: „O wenn ich auf die Kanzel hinauf könnte, wie wollte ich dich propffen!“ Allein auf das einige Wort: „Schweig Teufel! laß mich im Namen Gottes reden!“ mußte er verſtummen und konnte die ganze Predigt hindurch weiter nichts thun, als ſich aus der Beſeſſenen fürchterlich gebehrden, das Maul krümmen, den Kopf grimmig hin und her drehen und über mich und diejenigen Worte, die ihn hart trafen, ausſpucken.

Nach vollendeter Predigt und gegebenem Segen vor dem Altare, that ich dieſe Anrede vor den häufig verſammelten Zuhörern, unter welchen nicht wenig Fremde und auch zwey franzöſiſche Bürger waren: „Euer Lieb hab noch ein wenig Geduld, ich habe wegen gegenwärtiger beſeſſenen Perſon noch etwas zu reden.“ Darüber wurde der Satan ſo ungehalten, daß er ausrief: „Nein! nein!“ Ich ermahnte herzlich Alte und Junge, beſonders die Schulkinder, auf den Knien und mit heißen Seufzern, Geſchrey und Thränen, den allmächtigen und barmherzigen Gott anzurufen: er wolle doch um ſeiner Ehre willen und dem Satan und deſſen Anhang zum Spott, den Satan von der elenden Kreatur völlig austreiben, und drohete dem Satan: „Du haſt nicht gern, wenn man den Namen Jeſu im Geiſt und in der Wahrheit nennt!“ Dieſer ſtieß hierüber das ſchreckliche Wort aus: „Pfui wie ſtinkt's!“ Ich ſprach zu ihm: „Der Name Jeſus, der dir ſtinkt und ein Geruch des ewigen Höllentodtes iſt, iſt den Gläubigen ſüße und ein Geruch des Lebens zum Leben! Höre! des Weibes Saame hat dir den Kopf zertreten, der Sohn Gottes hat einen Triumph aus dir gemacht und aus allen Pforten der Hölle. Die Rechte des Herrn Jeſu iſt erhöhet, die Rechte des Herrn Jeſu behält den Sieg wider dich und dein Reich! Du mußt unter der Gläubigen Füße!“ Da ſchalt er mich vor Jedermann: „Du erbärmlicher Kuttenträger, du haſt mir ſchon ſechs Kameraden geſtohlen! o könnt ich an dich! wie wollt ich dir ein Klepperlein anhängen!!“

Hernach ſchrie er von neuem: „Pardon! Pardon!“ „Nichts! ſchrie ich, du mußt im Namen Jeſu Chriſti auch fort wie deine ſechs Kameraden! Im Namen Chriſti ſag ich dir!“ Da ſchrie er: „Weh! weh! ich muß fort!“ —

Nach dieſen Worten fuhr er aus dem jämmerlich geplagten Weibe und hinterließ einen unnatürlichen und abſcheulichen Geſtank. Die Unglückliche ward auch durch Gottes Hülfe gänzlich befreyt, betete mit großer Andacht und ließ ſich aus der Kirche mit Jedermanns großer Freude, wiewohl ſehr ſchwach und entkräftet, wieder ins Armenhaus führen.

Nächſtfolgenden Montag, Vormittags um zehn Uhr, ging ich, in Begleitung eines jener frommen Männer, wieder in's Armenhaus, um zu erforſchen, ob die andere Weibsperſon, Namens **Urſula**, der erſt Beſeſſenen Stieftochter, wahrhaftig möchte beſeſſen ſeyn, welches theils daraus zweifelhaft ſchien, weil dieſe Beſeſſene nicht nur keine offenbare Merkzeichen der Beſitzung wie die Erſtere von ſich ſehen ließ, außer in den Augen, die ein ſonderbares Anſehen hatten, ſondern weil ſie auch bey allem, was mit der erſt Beſeſſenen ſowohl in der Kirche als im Armenhaus vorging, ganz ſtille blieb, theils daraus, daß ſie ſelbſt nicht mit der Sprache, ſie ſey beſeſſen, heraus wollte, außer daß der böſe Geiſt bisweilen wie ein Hahn aus ihr krähte.

Als ich nun zu dieſer Beſeſſenen im Vertrauen zu Gott und Chriſto ſprach: „Es iſt mit euch fürwahr auch nicht richtig! Teufel, du mußt hervor, wenn du dieſe auch beſeſſen haſt, ich will dich rege und aufrühreriſch machen!“ da fing dieſe Beſeſſene nicht nur an, über die Maßen ſich zu erbrechen, ſondern auch der Satan mich zu ſchimpfen: „Du alte Kutte!“ und dasjenige, was ich mit der Beſeſſenen beten wollte, mit lautem Gelächter zu verſpotten, oder das Gebet zu verhindern, oder die Worte auf's leichtfertigſte zu verdrehen und zu verfälſchen. So ſprach der Teufel zum Exempel, ſtatt: mit Waffen Gottes uns rüſten: mit Waffen Spottes uns rüſten. Statt: trotz dem alten Drachen: Schutz dem alten Drachen.*) Und ſollte die Beſeſſene beten: „Heiliger Geiſt wohn' uns bey! vor dem Teufel uns bewahr!“ u. ſ. w. ſo wollte er ſie nicht beten laſſen, bis man ihm die Worte vorhielt: „Zur Ehre Gottes, zum Gehorſam Jeſu Chriſti, laß die Kreatur beten!“ — Nachdem wir einige Zeit mit dem Gebete ſtark anhielten, wurde der Satan ſo grimmig, daß er die Beſeſſene auf den Boden und mit ihr faſt ihre Stiefmutter, die, wie erzählt, Sonntags vorher von der Beſitzung frey wurde, niederwarf, auch auf's gräulichſte aus ihr brüllte und ſie jämmerlich, wie zuvor ihre Stiefmutter, zermarterte.

Ihr Vater, der Ehemann der erſt Beſeſſenen, als der das Elend ſeiner Tochter ſah, bat uns, wir ſollten ſeine Tochter in Frieden laſſen, daß ſie von dem Satan nicht ſo ſchrecklich gemartert werde, ſein Weib aber, das erſt beſeſſen geweſen, ſprach ihm ernſtlich zu, er ſolle es geſchehen laſſen, es verurſache ihr die Marter keinen Schaden. Und wir ließen auch nicht nach, ſondern machten auch Anſtalt, daß die Beſeſſene durch etliche Männer, wogegen ſich aber der Satan gewaltig ſperrte, zur Kirche geſchleppt wurde, welches Mittags gegen zwölf Uhr geſchah.

Die Gemeinde, obgleich nur eine Betſtunde gehalten ward, erſchien in der Kirche und ſang etliche Geſänge, z. E. „Gott der Vater wohn' uns bey“ und „Eine feſte Burg“ u. ſ. w. und ſprach mir den 46. Pſalmen eifrig nach, den ich mit Fleiß auf der Beſeſſenen Zuſtand richtete, auch beteten alle mit mir ſo herzlich, ſo feurig zu Gott, und war eine ſolche mächtige Bewegung, Angſt, Furcht, Zittern, Weinen, Bangigkeit, auch unter den roheſten Gemüthern, daß es nicht auszudrucken iſt. Der Satan aber trieb ein lautes, großes Gelächter und Geſpött in der Beſeſſenen mit dem Gebet, das ſie nachſprechen ſollte, brüllte aus ihr ungeheuer, warf ſie, unerachtet ſie immer drey bis vier Männer ſtark hielten, ſo hoch empor, daß man immer beſorgen mußte, er werde ſie über die Anweſenden hineinſchmeißen, machte auch, daß die Beſeſſene ihre Haube herunterriß und ſich ſelbſt das Haar grimmig zerraufte. Auf einmal rief es aus der Beſeſſenen: „Jetzt iſt Einer fort, — es ſind aber noch fünf da!“ Dieſe entſetzliche Rede bewegte die Gemeinde, immer heißer, ängſtlicher und ernſtlicher zu Gott zu beten und zu ſingen, und Gott erhörte es auch kräftig: denn jetzt hat der Satan in ihr, wie bey der erſten, oft um Pardon, und als ihm dieſer nicht gewährt wurde, um Erlaubniß, nur in irgend etwas fahren zu dürfen, bis er endlich Abends um drey Uhr auf vielmaliges Zuſammenſchreyen: „In Namen Jeſu Chriſti fahr aus, du böſer Geiſt!“ der Kreatur Leib völlig verlaſſen und ſie von nun an ungehindert und andächtig und gerne mit mir und andern beten konnte, auch wieder einen ganz natürlichen Blick erhalten hatte.

---

*) Man leſe das Gleiche in der Geſchichte des Mädchens von Orlach.

Alſo hat der allmächtige und barmherzige Gott beede Weibsperſonen, davon die eine, die Stiefmutter, neun Jahre mit ſieben Teufeln, die Stieftochter aber fünfzehn Jahre mit ſechs Teufeln beſeſſen geweſen, von des Satans leiblicher Beſitzung ſo befreiet, daß ſie ſich längere Zeit noch hier, wiewohl entkräftet, doch ohne all die frühere ſataniſche Anfechtung aufgehalten; wie ſie auch immer hier eifrig gebetet und meinen Zuſpruch, (obgleich ſie an der papiſtiſchen Religion ſtark hingen) begierig annahmen, auch die Kirche fleißig beſuchten, der Predigt mit Ernſt und Thränen zuhörten und endlich von mir und der hieſigen Gemeinde ſehr dankbar und beweglich Abſchied nahmen.

Döffingen in Würtemberg den 1. October 1715.

Pfarrer **M. Hartmann.**

Geſchichte einer Beſeſſenen

vom Jahr 1766. *)

Vergangenen **Domin. XVIII.** Trinit. (1766) hat ſich in dem benachbarten Flecken Gärtringen ein ſehr ſeltener Casus zugetragen, deſſen Erzählung Ew. Hochwürden nicht unangenehm ſeyn dürfte. Dienſtags zuvor kam ein ſiebenzigjähriges Bettelweib, kathol. Religion, aus Lothringen gebürtig, welche einige Zeit in Raſtadt gewohnt, auf der Bettelfuhr nach Gärtringen, und wurde dorten in dem Armenhaus abgeladen, woſelbſt ſie auch übernachtete. Sowol ſie als andere, die ſie ſeit langer Zeit kannten (dann ſie wurde ſchon ſeit etlichen Jahren vielfältig durch Gärtringen hin und her geführt) ſagten öffentlich, ſie wäre von einem böſen Geiſte beſeſſen, der ſie in Gegenwart vieler Zuſchauer an zerſchiedenen Orten, wo ſie durchgeführt wurde, entſetzlich quälte und ſchlug, ſo daß ſie gar ſelten ruhen konnte oder im Stand war, etwas von Speiſe und Trank zu genießen, wenn er es nicht geſtattete. Der Pfarrer in Gärtringen, **M.** E…, vernahm ohngefähr von dem Bettelvogt, der ein Almoſen vor ſie abholte, daß eine dergleichen beſeſſene Weibsperſon da wäre, worauf er ſich Anfangs aus Neugierde zu ihr in das Bettelhaus begab, um ſich ihrer wahren Umſtände zu erkundigen. Er fand ſie aber damals in natürlichem Zuſtand, wo ſie ruhig war und kein böſer Geiſt ſich regte, daher er ſie weitläufig beſprochen und auf ſolches wieder heim gegangen.

Den folgenden Morgen kam der Bettelvogt wieder zu ihm und erzählte, wie der böſe Geiſt dieſe Perſon die Nacht über ſo grauſam gequält habe, ſo daß viele Leute herbey geſprungen, die es geſehen und gehört haben. Worauf der Pfarrer wieder zu ihr ging und ſie ganz ruhig antraf, auch ſo lang bey ihr aushielt, bis ſie auf einen Karren geſetzt und nach Eningen abgeführt wurde, wobey er neben dem Karren bis zu ſeinem Haus herging und unter der Hausthüre auf dem Weg noch etwas nachſah, da dann der Geiſt anfing, ſein mit heller Stimme zu ſpotten, und ihn mit verächtlichen Geberden und Namen zu ſchimpfen, auch die Weibsperſon auf dem Karren übel zu tractiren, welches viele Leute mit angeſehen. Dieß bewegte den Pfarrer, dem Karren weiter und bis Eningen zu folgen, um mehrere Beobachtungen zu machen. Zu Eningen erzählte er dieſe Begebenheit dem Herrn von Breitſchwerdt und deſſen Frau Gemahlin, welche beyde ſich mit ihm zu dieſer Perſon begaben, um genauere Kundſchaft einzuholen. Hier wurde Paſtor bewegt durch dieſe Perſon, welche ihn erſuchte, ſie wieder zurück nach Gärtringen führen zu laſſen, weil ſie ihm in Gegenwart anderer frey ſagte, ſie glaube gewiß, er könne ihr helfen. Da ſie wieder nach Gärtringen gebracht worden, wüthete der böſe Geiſt grauſam, ſpottete den Pfarren auf jede Weiſe und drohte ihm gewaltig, wenn er ihm Einhalt thun würde. Sagte aber dabey unter andern öffentlich zu ihm im Bettelhaus vor vielen Leuten: „Ja Pfäffle (ſo pflegte er ihn zu nennen) wenn du einen rechten Glauben hätteſt, ſo könnteſt du mich austreiben." Paſtor erwiederte: „Ich habe einen Herrn, der meinen ſchwachen Glauben ſtärken kann, und du ſollſt es erfahren daß er es thun werde." Worauf er ſeine Kreatur (denn ſo nannte er ſie, oder ſeinen Schleppſack) erbärmlich anfing zu quälen und zu ſagen, wenn das Pfäffle ſeine Kreatur bis Sonntag wolle in die Kirche nehmen, ſo laſſe er es nicht geſchehen, er wolle ſie krank genug machen, welches er Sonntags auch gethan, da er ſie weder eſſen noch trinken noch ruhen laſſen. Paſtor ſchöpfte inzwiſchen unter Faſten und

---

*) S. Memmingers Jahrbücher.

Beten den Muth, Sonntags den Exorciſmus vorzunehmen. Er berichtete ſolches dem Hrn. Dekan und erhielt von ihm mündliche Erlaubniß. Sonntags früh hielt er eine beſondre öffentliche Betſtunde deßwegen, ſprach die Beicht und Abſolution dabey und präparirte ſein Auditorium auf den vorhabenden wichtigen Act. Um die gewöhnliche Stunde ließ er die Morgenpredigt läuten und die Beſeſſene, weil ſie an ihren Krücken nicht laufen konnte, wurde auf einem Karren vor die Kirchthür geführt und von da durch Männer vor den Altar gebracht und auf ein Bett hingelegt. Paſtor predigte ſodann über das gewöhnliche Evangelium und ließ das Lied ſingen: „Gott wills machen ꝛc.“ Nach geendigter Predigt und geſprochenem Seegen redete er den böſen Geiſt (der ſich während dem Gottesdienſt ſehr ungebärdig geſtellt, das Weib entſetzlich geplagt, auch vor der ganzen Gemeinde den Pfarrer mit entſetzlichem Brüllen und Schreyen unterbrochen, und oftmal ſchweigen heißen) von der Kanzel alſo an: „Nun, du böſer Geiſt, wie hat dir dieſes Wort Gottes gefallen?“ Dieſer antwortete mit erhobener Stimme: „Ja, was meinſt Pfäffle, ob dein Vortrag auch deine Zuhörer gerührt habe? nicht weiter als zwanzig, die andern ſind alle nur aus Fürwitz da.“ (Es waren mehr denn Tauſend, ſowohl fremde als einheimiſche Zuhörer da.) Wenn du es verlangſt, ſo will ich dir's mit Namen ſagen, wen dein Vortrag gerührt habe. Paſtor ſagte: „Nein, ich verlange es von dir nicht zu wiſſen,“ und fragte: „Wie biſt du, böſer Geiſt, in dieſe Perſon gekommen?“ worauf er geantwortet: „Ich bin ihr neun Jahre nachgegangen, bis ich ſie bekommen. Sie hat fleißig gebetet, iſt fromm und ihrem Geiſtlichen gehorſam geweſen. Ich bin in ſie gekommen nicht durch Müſſiggang, nicht durch Wolluſt, nicht durch Unzucht; ſondern durch en alte Gabelreiterin, durch en alte Hex.“ Ich habe noch einen Kameraden bey mir gehabt, der zwar nicht ſo ſtark als ich war, doch thut er mir weh: (denn in Scheer hat der dortige Dechant ſchon einen von ihr getrieben.) Du weißt wohl, wenn man auch Kameraden bey ſich hat, ſo iſt es gleich luſtiger. Ich bin ſchon vier Jahre in dieſer Kreatur geweſen, und du Pfäffle, wirſt mir ſie nicht nehmen." Worauf der Paſtor gefragt: „Wer biſt du dann, du böſer Geiſt?" Dieſer antwortete: „Ich war ein Amtmann in S., Namens F. und bin verdammt worden, weil ich mich ſo ſehr ſchmieren laſſen und das Recht verkauft. Jetzt bin ich da in meinem Schleppſack, aus welchem du Pfäffle mich nicht wirſt austreiben können." Der Paſtor antwortete: „Ich nicht; aber der Herr, der dein und mein Herr iſt." Der böſe Geiſt ſchrie hierauf: „Wenn es denn ſeyn muß, ſo laß mich in einen andern Menſchen oder in ein Vieh fahren." Der Paſtor antwortete: „Nein, das kann und darf ich dir nicht erlauben." Der böſe Geiſt ſchrie wieder: „So laß mich denn in eine Dornhecke fahren." Paſtor: „Warum dieſes?" Satan: „Wann Leute Zahnſturer davon nehmen, ſo kann ich doch wieder in einen Menſchen dadurch kommen." Der Paſtor: „Nein, ich kann es dir nicht erlauben." Satan: „So laß mich in einen Sumpf fahren." Paſtor: „Warum?" Satan: Wann etwa ein Vieh da weidet, ſo kann ich von da in ſelbiges kommen." Paſtor: „Nein, ich kann es nicht erlauben." Satan: „So laß mich in ein ungebundenes Faß fahren, nur nicht in die Hölle, es iſt ſo heiß darinnen. Wann eine Leiter von der Erde bis an den Himmel reichte und jede Sproſſe wäre ein Scheermeſſer, ſo wollte ich daran hinauf ſteigen, um zu dem großen Mann (ſo nannte er Gott und ſprach den Namen Gottes niemals aus) zu kommen. Wirf mich nur nicht in die Hölle. Paſtor: „Gott iſt ein gerechter Gott, nicht wahr?" Satan: „Ja, er iſt gerecht." Paſtor: „Nun ſeinem gerechten Gericht übergebe ich dich und ſollſt dich ihm unterwerfen." Bey dieſen Worten riß der Satan das Weib entſetzlich, drehete ihr Hände und Füße um, blähete den Leib grauſam auf, worauf er verſtummete und ſie in Ohnmacht da lag. Die Männer, die als Wächter bey ihr ſtunden, mußten ſie wieder auf ihr Bett rücken, von welchem er ſie weggeſchleppt hatte, und einige ſagen, daß bey dieſem Umſtand ein gewaltiger Geſtank s. v. ausgegangen. In wenigen Minuten kam ſie zu ſich ſelber, redete recht und brüllte nicht mehr mit voriger Stimme; ſtund auf (da ſie vorher nicht gehen konnte), lobete Gott mit lauter Stimme vor ihre Befreiung und dankte allen Anweſenden vor ihre Fürbitte: befindet ſich auch inzwiſchen ganz wohl und klagt nichts mehr, kann eſſen, trinken, ſchlafen und beten.

Ich bin nicht vermögend, zu beſchreiben, in welche Bewegung ſowohl die Zuſchauer als auch hernach durch ihre Erzählung dieſe ganze Gegend geſetzt worden. Nun aber ſuchet das gemeinſchaftliche Oberamt Herrenberg, vor welchem dieſe Perſon in Inquiſition und Verhaft ſich befindet, die Sache als Betrügerey vorzuſtellen und lächerlich zu machen, obgleich dieſe Herren vorher weder die Perſon geſehen, noch bey dem Act gegenwärtig waren, den der Paſtor in der beſten Abſicht unternommen. Meine Erzählung habe ich aus dem Munde des Pfarrers und auch zerſchiedenen von meinen beyderſeitigen Zuhörern, um die Sache unpartheyiſch zu erkundigen.

Nufringen den 1. Oct. 1766.

Geschichte einer Besessenen

vom Jahr 1559 *).

Im Jahre 1559 hatte ein Schmied auf der Platten, zwey Meilen von Joachimsthal an der böhmiſchen Grenze, eine Tochter, die das Zeugniß hatte, daß ſie fromm, züchtig und gottesfürchtig war. Dieſe wurde von einem Dämon beſeſſen, alſo daß derſelbe ſie oft niederwarf als hätte ſie die fallende Sucht. Aber bald begann der Dämon aus ihr leibhaft zu reden und zwar grauſame und wunderliche Dinge, ſo nicht zu beſchreiben, ſo daß ein großer Zulauf von Einheimiſchen und Fremden wurde. Aber die Jungfrau hat ſich ſtets geduldig erwieſen, hat oft zu Gott gebetet, aber wann ſie den Namen Jeſu um Erlöſung angerufen, hat ſich bald der böſe Geiſt wieder eingefunden, iſt ihr in die Augen geſeſſen, dieſelben aus dem Kopf getrieben, ihr die Zunge, wie eine zuſammengedrehte Weide eine Spannelang zum Munde herausgereckt, ihr das Angeſicht auf den Rucken gewendet, ſo jämmerlich, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Es ſind alle Prediger, ſo des Orts umher geweſen, zu ihr gekommen und haben mit ihr geſprochen, denen aber der Teufel über alle Maßen höhniſche Antwort gegeben und wenn man von Jeſus ihn fragte, antwortete er mit ſolchem Spotte, daß das nicht nachzuſagen iſt.

Als ihn die Prediger fragten: wer ihn dahin geſchickt habe? antwortete er: „Mein Herr hat es gethan, dieſen Leib zu peinigen und zu martern.“ Man ließ die Beſeſſene in die Kirche tragen und betete mit einer großen Menge

---

*) Aus Ritzichka Blumenluſt.

zu Gott für ſie. Wurde der Name Jeſus genannt, ſo brüllte und tobte der Dämon furchtbar. Man richtete aber dießmal noch nichts aus. Als man wieder heimging, ließ der Dämon ſich auf dem Wege wie eine Heerpauke hören und ſagte: „Ey wie bald hätten ſie mich gehoben! meiner Geſellen waren ſchon acht hinweg.“

Am 10. May wurde der Pfarrer zu Schlackenwalda zu ihr begehrt und ſonſt noch zehn Prieſter, auch verordnete der Hr. Johannes Mattheſius aus dem Joachimsthal zwey Diakoni zu ihr, welche alle dann von Morgen bis Mittag zwölf Uhr mit Beten, Singen und Leſen, allen Fleiß anwendeten, aber doch nichts ausrichteten. Nach zwölf Uhr kam der Pfarrer von Schlackenwalda an, da dann bey tauſend Menſchen zugegen waren. Die Gemeinde fing dann Jeſus Chriſtus zu ſingen an und betete mit herzlicher Andacht zu Gott und ſo wurde auch der böſe Geiſt aus dem Mädchen endlich getrieben und fuhr wie ein Geſchwärm von Fliegen zum Fenſter hinaus. Ehe er ausfuhr, begehrte er von der Jungfrau ein Glied, einen Nagel vom Finger, letztlich nur ein Haar, um in dieſem bleiben zu dürfen, was ihm aber nicht zugeſtanden wurde.

Nach Ausfahrung des böſen Geiſtes trug man die Jungfrau aus ihres Vaters Haus in ein anderes und reichte ihr das Abendmahl. Sie war ganz bey Sinnen, aber geſchwächt und bat die Prediger herzlich, in ihren Kirchen für ſie zu beten, daß ſie Gott vor dieſem Feinde fortan gnädiglich bewahren wolle; — was auch erhört wurde.

Einige Reflexionen
über
Beſitzung und Zauber
zu den vorſtehenden Geſchichten.

Von

Eſchenmayer.

Die Aufſtellung einer Lehre über Beſitzung iſt durch und durch von dem Evangelium ſanctionirt. Wäre die Theologie, ſtatt an dem Reiche der Unnatur und an dem, was Chriſtus vom Satan und den Dämonen ſagt, nur in leiſen Tritten vorbeyzuſtreifen, und ſtatt den unnützen dogmatiſchen Plänkeleien und Accommodationen, mitten in daſſelbe eingegangen, ſo würde ſie ſchon lange über den beliebten Vernunft- und Naturzuſammenhang ſich erhoben und für ihre Forſchungen ein weiteres Feld geöffnet haben.

Der Verfaſſer der jüngſt erſchienenen Abhandlung **über das Beſeſſenſeyn**[*] hat das Verdienſt, alle Hauptbeziehungen der h. Schrift über dieſen Gegenſtand geſammelt und zuſammengeſtellt zu haben, ſo daß der Ernſt und die Autorität der Schrift nicht mehr verkannt werden kann.

Die Beſitzung gehört in das Reich der Unnatur, und ihre Aufgabe läßt ſich in folgende drey Momente zerfällen: 1) Von der Unnatur überhaupt. 2) Von der Geſtaltung derſelben als Act der Beſitzung; 3) vom Exorcismus.

---

[*] Ueber das Beſeſſenſeyn, oder das Daſeyn und den Einfluß des böſen Geiſterreiches in der alten Zeit. Mit Berückſichtigung dämoniſcher Beſitzungen der neuern Zeit. Heilbronn, bey Drechsler, 1833.

Von der Unnatur überhaupt.

Es iſt ein engherziger Gedanke, die menſchliche Natur für das höchſte und vortrefflichſte Meiſterſtück zu halten und dabey die ſowohl tiefer als höher liegenden Naturen unberückſichtigt zu laſſen, da uns ſchon die einfachſten Analogieen aus unſern Ordnungen dahin führen, daß die menſchliche Natur nur als Mittelglied zwiſchen eine Uebernatur und Unnatur geſtellt iſt.

Es giebt drey große Proportionen, welche der menſchlichen Natur zugehören, 1) die Proportion von Schwere, Wärme und Licht, welche die phyſiſche Ordnung füllen und das Reich der Bewegung darſtellen, 2) die Proportion von Reproduction, Irritabilität und Senſibilität, welche die organiſche Ordnung füllen und das Reich des Lebens darſtellen, und 3) die Proportion von Denken, Fühlen und Wollen, welche die moraliſche Ordnung füllen und das Reich der Handlung oder der Zwecke darſtellen.

So lange nun dieſe Proportionen in den Werthen ihrer Glieder eine gewiſſe Gränze nicht überſchreiten und zur Einheit zuſammengehalten ſind, ſo lange ſehen wir auch einen vollkommenen Zuſammenhang von Geſetzen, Typen und Zwecken in denſelben. Im Reiche der Bewegung gibt ſich uns ein Zuſammenhang von mechaniſchen und dynamiſchen Geſetzen, im Reiche des Lebens ein Zuſammenhang von organiſchen und plaſtiſchen Geſetzen, und im Reiche der Handlung ein Zuſammenhang von logiſchen und moraliſchen Geſetzen zu erkennen. Alle aber greifen in einander und darin liegt der allgemeine Zuſammenhang von Vernunft- und Naturgeſetzen, wie wir ihn in uns, außer uns und um uns haben. Die phyſiſche Proportion geſtaltet ſich in den veränderlichen Werthen ihrer Glieder zur Dignität unſerer Sphärenwelt, die organiſche Proportion auf gleiche Weiſe zur Dignität unſerer Individualwelt, und eben ſo die moraliſche Proportion zur Dignität des Reiches der Perſönlichkeiten. Alle drey aber konſtituiren die menſchliche Natur gerade, wie ſie uns in ihrer Subjectivität und Objectivität erſcheint.

Aber ganz anders verhält es ſich, wenn die Glieder jener Proportionen die Gränzen überſchreiten und in ihre Extreme auslaufen. Alsdann löſt ſich die Einheit des Zuſammenhangs auf, die äußerſten Glieder reißen ſich von der Verbindung mit den andern los und gewinnen eine ſolche Uebermacht, daß die andern Glieder kaum noch als ſchwache Coeffizienten bemerkbar ſind.

Auf dieſen Zuſtand ſind unſere Vernunft- und Naturgeſetze nicht mehr anwendbar; vielmehr werden ſie ſelbſt von der Uebermacht der ſich iſolirenden Glieder überwältigt und die menſchliche Natur wird in fremde Richtungen hineingezogen und muß ſich eine fremde Gewalt, die ſich nicht auf ihrem eigenen Boden erzeugt, gefallen laſſen.

Die fremden Richtungen und Gewalten ſind einander entgegengeſetzt, und wir können ſie nun nach der Dignität der einzelnen Ordnungen näher entwickeln.

In Hinſicht der phyſiſchen Ordnung läßt ſich wohl ein Reich denken, das noch viel tiefer liegt als die Gränze der Schwere, die der Erde und ihrer uns bekannten Körperwelt zugetheilt iſt, und eben ſo ein Reich, das höher liegt, als die Gränze des Lichts, das aus den entfernteſten Geſtirnen in unſer Auge ſcheinet.

Wird die Schwere ſo mächtig, daß Wärme und Licht in ein Kleinſtes übergehen, ſo daß ſelbſt die Geſetze der Bewegung, wie ſie ſich an den Maſſenkörpern äußern, aufhören und die Einheit, die aus der Proportion der drey Grundkräfte ſich bildet, in eine Differentialwelt zerfällt, ſo iſt dieſes Reich unter die Gränze unſerer Natur geſunken, und heißt mit Recht Unnatur.

Das Evangelium nennt es das Reich der Finſterniß.

Wird hingegen das Licht ſo mächtig, daß Schwere und Wärme in ein Kleinſtes übergehen, ſo daß ebenfalls die den Maſſenkörpern zugetheilten Bewegungsgeſetze nicht mehr paſſen und alle Naturen ätheriſch werden, ſo iſt dieß Reich über die Gränze unſerer Natur erhaben, und heißt mit Recht Uebernatur.

Das Evangelium nemmt es das Licht- oder Himmelreich.

Der Begriff der Uebernatur und Unnatur darf der dynamiſchen Philoſophie nicht fremd bleiben, weil es, räumlich genommen, wirklich ſolche Reiche geben kann, die die gleiche Conſequenz zulaſſen, wie unſere Sonnenſyſteme. Denn, warum ſollten wir nicht, wenn wir die Mittelglieder haben, auf die Extreme fortgehen, die zwar zur gleichen Reihe gehören, aber einen ganz andern Charakter annehmen. Setzen wir die Gränze unſerer Natur in Beziehung der Schwere in irgend einen negativen Exponenten = n, ſo gehört das, was unter dieſen Werth fällt, nicht mehr zu uns, ſondern zur Unnatur. Und ſo umgekehrt. Setzen wir die Gränze unſerer Natur in Beziehung des Lichts in den poſitiven Exponenten = n, ſo gehört das, was über dieſen Werth erhaben iſt, auch nicht mehr zu uns, ſondern zur Uebernatur.

Der Unterſchied beyder von unſerer Natur muß ſich in weſentlichen Charakteren darſtellen.

Die Differentialwelt der Schwere iſt das Reich der Atomen, die ſich um Maſſe, Volumen und Dichtigkeit der Materie nichts mehr bekummern, ſondern, wie körperloſe geometriſche Linien, Alles in einem Augenblick durchdringen. Die hieher gehörigen Kräfte ſind atomiſtiſche Kräfte, wie die Kraft der Schwere ſelbſt und wohl auch die phyſiſch-magnetiſche Kraft, und wenn es in dieſem Reiche noch Weſen gibt, ſo ſind es atomiſtiſche oder Scheinkörper, die nicht mehr zu unſerer ſinnlichen Exiſtenz gehören. Da die Uebermacht der Schwere der Wärme und des Lichts entbehrt, ſo ſind die Eigenſchaften ſolcher Weſen Kälte und Finſterniß.

Die Integralwelt des Lichts hingegen iſt das Reich der ätheriſchen Weſen, welche weit uber unſere Natur erhaben ſind, die ſich gleichfalls um Maſſen, Volumen und Dichtigkeit nichts mehr bekummern, ſondern, wie der geiſtige Gedanke, ſich überall in einem Augenblick hinbewegen. Sie haben gleichfalls keine ſinnliche Exiſtenz für uns, und n ausnahmsweiſe erſcheinen ſie im Glanze des Lichts. die Uebermacht des Lichts der Schwere und der Wär entbehrt, ſo ſind die Eigenſchaften ſolcher Weſen nichts a Aether und Licht.

In Hinſicht der organiſchen Ordnung ſehen wir e mannigfaches ſich veränderndes Verhältniß der Grundkrä von Reproduction, Irritabilität und Senſibi tät und dieß vom Lithophyten an bis zum Menſchen hina An der untern Gränze iſt die Reproduction ſo mächtig, d die beyden höheren Kräfte nicht mehr, ihrem eigenthümlich Charakter nach, darin erkennbar ſind, ſondern nur a Bruche erſcheinen. Nach und nach aber winden ſie ſich v den Feſſeln derſelben los, ſteigern ſich immer höher, bis endl die Senſibilität für dieſes Erdſphäroid im Menſchen i Maximum erreicht.

Es hindert uns aber nichts, auch in dem Gebiete d Lebenskraft die Glieder der Proportion in ihre Extreme fo geſetzt anzunehmen.

In einer höhern Verfaſſung kann die Uebermac der Senſibilität ſo ſehr anwachſen, daß ſie die beyd andern Kräfte völlig zurückdrängt. In dieſem Zuſtande m der gröbere materielle Stoff von Fleiſch und Bein verſchw den und aus der plaſtiſchen Kraft des Nervengeiſtes e ätheriſcher Leib ſich bilden, der nicht mehr verweslich i wie unſer irdiſcher Leib. Ohne Zweifel meint Paulus dieſ Zuſtand, wenn er ſagt, daß der verwesliche irdiſche Le als unverweslicher und verklärter wieder aufſtehen werd

Aber auch hier ſchon auf der Erde überſteigt unter ſelten Bedingungen die Senſibilität die Gränzen der gewöhnlich Proportion, und dann zeigt ſie uns jene außerordentlichen E ſcheinungen, wie wir ſie im Somnambulismus wahrnehme Der Menſch nennt ſie wunderbar, weil er gewohnt i Alles mit ſeinen niedern Naturgeſetzen zu meſſen. Sie ſi aber eben ſo natürlich, als alles andere und gehen bl aus einer höhern Entwicklung der Senſibilität hervor, als es die gewöhnliche Proportion mit ſich bringt.

Auf gleiche Weiſe kann aber auch die Reproductionskraft die Gränze der Proportion überſchreiten, ſo daß in ihrer Uebermacht die höhern Kräfte ihrer Wirkſamkeit verſchwinden. In dieſem Zuſtand hört alle Plaſtik auf, ſich in organiſch-leiblicher Form zu geſtalten. Es ſind bloſe Scheinkörper, die durch die atomiſtiſche Kraft ſich eben ſo leicht bilden als wieder zerfallen. Hieher gehört das Reich der Verwandlungen, wo kein feſtes Gebilde ſich mehr findet. Es iſt ein ewiges Reproduziren und Wiedervergehen der Geſtalten, etwa wie wir in der mikroſkopiſchen Welt der Infuſionsthierchen wahrnehmen.

Der Unterſchied beyder von unſerer Natur muß ſich gleichfalls in weſentlichen Charakteren darſtellen.

In der Uebermacht der Senſibilität löst ſich die leiblich-organiſirte Maſſe auf. Der Leib wird ganz Sinn. Der Nervengeiſt verklärt ſich zum Aug, das aber nicht nur Irdiſches, ſondern Himmliſches ſchaut. Zeugung, Empfängniß und Geburt verlieren ihren organiſchen Beſtand, oder vielmehr, die leibliche Zeugung wird geiſtige Zeugung, alle Geſtalten werden Ideale in der helleſten Klarheit und das Wirkliche erhebt ſich zum Schönen.

In der Uebermacht der Reproduction löst ſich gleichfalls die leibliche organiſirte Maſſe auf, denn Fleiſch und Blut erzeugen ſich nur da, wo die organiſchen Kräfte eine Proportion eingehen. Die Leiblichkeit erſcheint als bloſer Trieb. Der Nervengeiſt behält blos noch das Vermögen, ſich einen atomiſtiſchen Leib oder vielmehr einen Scheinkörper anzubilden. Zeugung, Empfängniß und Geburt verlieren ſich gleichfalls: denn Samen entſteht nur, wo Fleiſch und Blut iſt. Es bleibt nichts übrig, als der faule Verweſungsgeruch und Dunſt. Alle Geſtalten werden Scheuſale, die ſich im Nebel figuriren, und das Wirkliche ſinkt ins Häßliche zuruck.

In Hinſicht der moraliſchen Ordnung weiſen uns die Analogieen noch beſtimmter auf eine Unnatur und Uebernatur hin.

Das freie Princip, welches den menſchlichen Willen beſeelt, iſt als eine Gabe Gottes und als Funke aus ſeinem Weſen unendlicher Natur und erkennt keine Gränze im menſchlichen Daſeyn, d. h. es iſt unſterblich. Wie nun der gute Wille ſich durch Reinigung und Läuterung zur Liebe Gottes verklären kann, ſo kann der böſe Wille durch Laſter und Sünden ſich zur ſataniſchen Selbſtſucht vertiefen. *Jenes iſt die Theilnahme an der Uebernatur, dieſes die Theilnahme an der Unnatur.*

Die Freiheit und innere Cauſalität iſt nichts ohne einen Willen, in dem ſie iſt und aus dem ſie wirkt, und der Wille kann nicht beſtehen ohne Perſönlichkeit. Der freie Wille iſt ſeiner Natur nach konkret und nicht abſtract; denn dadurch, daß er den Begriff ins Leben führt und zur That macht, hebt er alle Abſtraction auf. Ein unperſönlicher Wille iſt ein Unding. Durch den Willen aber wird das Böſe eine Macht, und es iſt ganz falſch, wenn *Hegel* das Böſe als eine Nichtigkeit (logiſche Negation) betrachtet, welche der Geiſt abſtreifen könne. Vielmehr iſt in der Bosheit eine um ſo größere Kraft, je mehr ſie an der Unnatur Theil nimmt.

Die moraliſchen Extreme ſind das Gute, geſteigert *zum Leben der Liebe und der Tugend*, und das Böſe, *geſteigert zum Leben des Haſſes und der Selbſtſucht.* Wenn es wahr iſt, was uns hundert Protocolle aus den freien Geſtändniſſen der dem Zauber ergebenen Perſonen erzählen, *daß es einen förmlichen Bund mit dem Satan gebe*, ſo würde das Extrem des Böſen dieſe förmliche Theilnahme an der Unnatur ſeyn, das andere Extrem hingegen wäre die Heiligung des Lebens in dem Bund mit Chriſto. An beyden Gränzen müßten ſich Kräfte erzeugen, welche auf den Zuſammenhang der Vernunft- und Naturgeſetze ſtörend eingreifen, nur mit dem Unterſchied, daß dieſe der Unnatur im Fluch, jene der Uebernatur im Segen wirken.

Nehmen wir die bisher erhaltenen Charaktere der verſchiedenen Ordnungen in ihren Extremen zuſammen, ſo wird die Unnatur folgende fur ſich nehmen:

Es gibt Weſen, die einen perſönlich-böſen Willen haben, der zur abſoluten Selbſtſucht hinſtrebt, und welche mit einer größern und rohern Gewalt ausgerüſtet ſind, als deren die menſchliche Natur fähig iſt. Sie haben keine aus Fleiſch und Blut organiſirte Leiber, ſondern nur Scheinkörper, die ſie aus Atomen beliebig zuſammenſetzen und wieder auflöſen können. Denn auch an der untern Gränze iſt die Lebenskraft noch individualiſirend, d. h. die Stoffe zu irgend einer Geſtalt formend und bildend. Sind nun dieſe Stoffe bloſe Atomen, ſo entſteht ein atomiſtiſcher oder bloſer Scheinkörper, der ſich zwar ſinnlich nicht wahrnehmen läßt, in welchem aber die Kraft der Bewegung und Handlung eben ſo gut vorhanden ſind, als in den ſinnlich wahrnehmbaren organiſirten Körpern. Sie wohnen im Reiche der Schwere, beraubt der Wärme und des Lichts oder im Reich der Finſteriß. Dieß ſind die Dämonen.

Die Uebernatur hingegen wird folgende Charaktere für ſich nehmen.

Es gibt Weſen, welche einen perſönlich guten Willen haben, der zur abſoluten Liebe hinſtrebt und welche gleichfalls mit einer größern, aber geiſtigen Kraft ausgerüſtet ſind, als deren die menſchliche Natur fähig iſt. Sie haben gleichfalls keinen aus Fleiſch und Blut, ſondern höher organiſirten Lichtkörper, der im gewöhnlichen Zuſtande für uns inſenſibel, aber doch unter ſeltenen Bedingungen ſenſibel iſt. Sie wohnen im Reiche des Lichts, der Wärme nicht mehr bedürfend und ungebunden von der Schwere, oder im Himmelreich. Dieß ſind die Engel.

Wir ſind immer gewohnt, Kraft und Bewegung an die Materie zu knüpfen, aber das Verhältniß iſt juſt umgekehrt. Je mehr Maſſe, deſto mehr abſorbirt ſie die Kraft, je weniger Maſſe, deſto freier äußert ſich die Kraft, wie wir deutlich genug bey der magnetiſchen, electriſchen Kraft, und überhaupt bey allen chymiſchen Potenzen wahrnehmen. Der Nervengeiſt iſt eine unermeßliche Kraft, die um ſo ſtärker wirkt, je feiner und ätheriſcher das Organ iſt, dem er inwohnt. So verhält es ſich auch mit den atomiſtiſchen Körpern der Dämonen. Sie ſind ohne Maſſe, aber doch mit großer Kraft begabt. Sie ſind auch nur denen ſichtbar, welche durch ihren Willen ſich dem Reiche der Unnatur angeignet haben, ſo wie die Lichtkörper der Genien oder Schutzengel nur den Somnambulen ſichtbar ſind, ſobald ſie ſich zum poſitiven Extrem der Verklärung erheben.

Nehmen wir jetzt zu dem, was aus den erwähnten Ordnungen ſich folgern läßt, noch das hinzu, was die Religion uns lehrt, ſo werden die bisherigen Analogieen zu wirklichen Lehrſätzen erhoben, welche die Wahrheit einer Unnatur und Uebernatur als wirklich thatſächlich beſtehender Reiche bekräftigen. Das Evangelium ſpricht vom Satan und ſeinem dämoniſchen Reiche auf eine ſo unverhehlene und zuverſichtliche Weiſe, daß es in der That zum Aergerniß wird, an eine Fiction zu denken.

Aus den bisherigen Sätzen ergeben ſich manche bisher verkannte Wahrheiten:

1) der Unterſchied zwiſchen Natur- und Moralgeſetzen.

Alle Naturgeſetze gelten nur für die menſchliche Natur mit ihren Ordnungen, in ſo fern ſie als Mittelglied betrachtet wird, aber ſie gelten nicht für ihre Extreme. So lange wir den Menſchen in die Proportionen der phyſiſchen, organiſchen und moraliſchen Ordnung geſtellt denken, ſo lange iſt die Vernunft auch ermächtigt, den Maßſtab der Naturgeſetze geltend zu machen. Aber für das Hereinragen ſowohl der Unnatur als der Uebernatur ſind jene Geſetze nicht mehr gültig, vielmehr werden ſie auf die mannigfaltigſte Weiſe geſtört.

Die Moralgeſetze hingegen, obgleich ſie auch für das Mittelglied gelten, erreichen doch ihre höhere Wahrheit erſt in den Extremen. Das Moralgeſetz verlangt eine Ausgleichung zwiſchen Rechtſchaffenheit und Glückſeligkeit, ſo wie zwiſchen Bosheit und Unſeligkeit. Dieſe Ausgleichung findet aber während des Lebens darum nicht ſtatt, weil eben die Naturgeſetze alle Menſchen gleich ſtellen und von ihrem moraliſchen Werthe gänzlich abſehen. Um ſo wirkſamer aber iſt das Moralgeſetz für den böſen Willen in der Unnatur, und für den guten in der Uebernatur. Der moraliſche Gewinn oder Verluſt, den der Menſch während des Lebens gemacht hat, iſt ein unveräußerliches Erbe der Seele und des Geiſtes. Denn das, was der Menſch aus Freiheit zu ſeinem Eigenthum gemacht hat, iſt ſo tief in Seele und Geiſt verflochten, daß es durch den Tod nicht mehr davon getrennt werden kann. Das Böſe iſt kein Nichtiges, ſondern die moraliſche Schwerkraft, welche Seele und Geiſt in ſich gefangen hält. Die Selbſtſucht und Weltſucht, womit der Menſch während des Lebens ſich füllt, werden nach dem Tode ſeine Tyrannen, die er nicht eher von ſich bringt, als bis er das noch nachholt, was er im Leben verſäumte, nämlich die Regeneration durch Buße und Glauben. Der Tod iſt kein Uebergang zur Herrlichkeit, wie Hegel meint, ſondern eine Fortſetzung des Lebens mit allen Irrthümern, Thorheiten, Neigungen und Grundſätzen, nur mit dem Unterſchied, daß die Natürlichkeit aufhört, dagegen das Moralgeſetz ſeine volle Herrſchaft gewinnt. War der Geiſt während des Lebens Sklave der Welt und ſeiner Leidenſchaft, ſo iſt er es auch noch nach dem Tode. Darum heißt es: „Ihre Werke folgen ihnen nach.“ Was wird denn geändert, wenn im Tode die Natürlichkeit und die ſinnliche Hülle abfällt?

Nichts, — denn die Verfaſſung der Seele und des Geiſtes bleibt, was ſie im Leben war; aber jetzt erſt fühlt ſie ſich einerſeits in ihrer Blöſe und Nichtigkeit mit der ganzen Laſt der Selbſtverſchuldung, wenn ſie bös war, und andererſeits in ihrem Gewinn und Reichthum mit der ganzen Kraft des Glaubens, wenn ſie gut war. Wenn das Naturgeſetz aufhört, dann kommt es an die Herrſchaft des Moralgeſetzes, und dieſes iſt die Vergeltung nach den Werken.

In dieſen Sätzen läßt ſich diejenige Richtung in die Unnatur erkennen, welche zur dunkeln Geiſterwelt gehört, in welcher die Verfaſſung der Seele in jenen atomiſtiſchen Zuſtand verſetzt iſt, in welchem ſie ſich von dem in ihr ſubſtantiell gewordenen Böſen allmählig reinigen muß.

2) Der Unterſchied zwiſchen logiſchen und religiöſen Wahrheiten.

Alle die Denkgeſetze, Vernunftformeln und überhaupt der ganze Zuſammenhang des Wiſſens gelten nur für die menſchliche Natur und ihre Ordnungen, und haben nur eine untergeordnete Beziehung zur Religion. Hat die Logik ihr Höchſtes im Abſoluten erreicht und es als Urgleichung von Wiſſen und Seyn zu ihrem Anfangspunkte gemacht, ſo bleibt ſie unbeweglich an dieſem Schwerpunkt haften, während die Religion das Abſolute mitten entzwei theilt und an ſeine Extreme führt, indem ſie der Unnatur die abſolute Selbſtſucht, der Uebernatur die abſolute Liebe zuordnet. Das Abſolute, das in der Logik nur die höchſte Form iſt, gewinnt erſt Subſtanz in den Extremen, welche die Religion uns lehrt.

3) Der Unterſchied zwiſchen Selbſtbewußtſeyn und Offenbarung.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß uns ſchon das Selbſtbewußtſeyn, wenn wir ſowohl ſein urbildliches ideales als auch ſein abbildliches reales Leben in ſeinen Richtungen verfolgen, an die Extreme der Unnatur und Uebernatur hinführt, wie vorhin gezeigt wurde, aber weiter enthüllt es uns nicht. Wie die beyden Extreme Subſtanz gewinnen, muß die Offenbarung ergänzen, und ſie iſt es auch, die uns im Evangelium das Reich des Satans und das Reich Chriſti genugend lehrt. Durch ſie erſt erfahren wir die Gegenſätze, die in den Extremen liegen, wie Dämonen und Engel, Verdammniß und Seligkeit, Sünde und Heiligkeit, Fluch und Segen, welche mehr bedeuten, als die Gegenſätze, die innerhalb des Selbſtbewußtſeyns ſich erzeugen, wie zwiſchen Guten und Böſen, Strafe und Lohn, Laſter und Tugend, Schaden und Wohlthat. Durch ſie lernen wir erſt die Idee des wahren Gottes in uns aufnehmen und unſer Verhältniß zu ihm erkennen. Aber uber Alles lehrt uns das chriſtliche Princip die Erforderniſſe zum ewigen Leben, welche die Weltweisheit aufzufinden ſeit Jahrtauſenden vergeblich ſich bemuhte.

Alles dieß zuſammengenommen mag uns überzeugen, daß die Annahme einer Unnatur, wie ſie in den voranſtehenden Geſchichten geſchildert iſt, keine bloſe Hypotheſe iſt.

Geſtaltung der Unnatur.

Beſitzung und Zauber iſt das häßliche Zwillingspaar, das aus der Unnatur aufſteigt und ſeine verhaßte Wirkungen immer in die Menſchen-Natur fortzuflanzen bereit iſt. Es erſcheint hier eine Macht, die den Zuſammenhang der Naturgeſetze auflöst, und nicht mehr durch die Maſſe gebrechen und durch die Dichtigkeit der Materie gehemmt wird. Schon die Phyſik unterrichtet uns von Kräften, welche, unabhängig von Maſſe und Dichtigkeit der Materie und zugleich inſenſibel für alle Sinnen, ihre Wirkungen äußern, wie die Schwere und beſonders die phyſiſch-magnetiſche Kraft. Dieſe atomiſtiſche Kräfte ſind kein Product der Körperwelt, ſondern erzeugen ſich an ihrer Gränze als eine Polarkraft. Wird nun eine ſolche Kraft durch einen Willen und zwar, nach unſerer Annahme, durch einen damoniſchen potenziert, ſo wächſt ſie zu einer Macht an, welcher weder der phyſiſche noch organiſche Zuſammenhang von Maſſe und Kraft zu widerſtehen vermag. Darin liegt der Begriff desjenigen Magismus, der aus der Unnatur entſpringt. Er iſt nichts anders als die an der negativen Gränze der Körperwelt ſich erzeugende Polarkraft, welche, durch einen dämoniſchen Willen beſeelt, in die Körperwelt aufſteigt und ſelbſt unter gewiſſen Bedingungen die menſchliche Natur zu ergreifen im Stande iſt.

In der phyſiſchen Ordnung erkennen wir das Geſetz der Gleichheit zwiſchen Action und Reaction, und ſo groß auch die Störungen ſeyn mögen, die im Einzelen ſich erzeugen, ſo werden ſie doch durch die Anſtalten der Natur, welche durch das Ganze vertheilt ſind, wieder ins Gleichgewicht gebracht. Dieſes Compenſationsgeſetz gilt aber nicht in Hinſicht der Einwirkungen der Unnatur auf die Natur. Die Reaction iſt verhältnißmäßig weit geringer als die Action, und daher hat die menſchliche Natur, für ſich betrachtet, nur einen geringen Widerſtand gegen die Macht des Magismus. Nur die Polarkräfte ſtehen einander gegenüber und halten ſich das Gleichgewicht. Keine andere Kraft aber, die innerhalb der Pole ſich erzeugt, iſt ihnen gewachſen. Soll daher die Unnatur beſiegt werden, ſo muß es durch die Kraft der Uebernatur geſchehen, welche dadurch, daß ein heiliger Wille ſie beſeelt, zur unüberwindlichen Macht ſich ſteigert. Der atomiſtiſchen Kraft der Unnatur ſteht die Lichtkraft der Uebernatur entgegen. Wird dieſe durch den heiligen Willen beſeelt, ſo wird ſie zum flammenden Schwert des Cherubs, dem die ganze Hölle nicht ſtehen mag. Auch dieſe Kraft ragt in die menſchliche Natur herein und dient zum Schutz für Jene.

Aus dieſen Sätzen im Verein mit dem Evangelium bildet ſich der Lehrſatz von den guten und böſen Engeln, die keine Fiction ſind, ſondern ſo gewiß exiſtiren, als die menſchliche Natur das Mittelglied zwiſchen zwey Extremen iſt. Ueberall und jederzeit iſt der Menſch in ihre Einflüſſe geſtellt. Setzen wir die Macht der Unnatur, wie ſie vorhin geſchildert iſt, ſo müßte der Menſch beſtändig unterliegen, ſtünde ihm nicht der gute Engel zur Seite, welcher dem Böſen, jedoch immer nur auf der Wage der Freiheit, das Gleichgewicht hält. Es iſt zwar keinem Zweifel unterworfen, daß der gute Engel immer den Böſen überwältigen kann, aber ſeine Einwirkung iſt dadurch bedingt, daß der Menſch mitten in dieſen Einflüſſen frey bleiben ſoll. Allerdings ſtreiten ſich um den Menſchen beyde Mächte, aber welche es gewinnen ſoll, hängt immer zuletzt von dem freien Entſchluſſe des Menſchen ſelbſt ab. Gott hat jedem Geiſt neben der Freiheit auch dasjenige Maß von Kraft verliehen, das er nöthig hat, unerachtet des Zugs zum Böſen doch dem Guten zu folgen. Läßt er ſich durch Gewiſſen und Glauben, durch Chriſtum und ſein Wort ziehen, ſo öffnet er ſich den Einflüſſen des guten Engels und verſchließt ſich dem Böſen. Läßt er ſich aber durch die Selbſtſucht und Weltſucht, durch den Satan und die Sünde ziehen, ſo öffnet er ſich den Einflüſſen des böſen Engels und verſchließt ſich dem Guten. In beyden Fällen aber beruht das poſitive Moment des Uebergewichts zu allererſt auf dem innern lebendigen Act des Geiſtes, der aus ſeiner relativen Wahlvollkommenheit ausgeht.

Diejenigen, welche, um die Einflüſſe der Unnatur und Uebernatur umgehen zu können, annehmen, daß ein vorhergeordneter Vernunft- und Natur-Zuſammenhang ſchon allen Forderungen genüge, bedenken nicht, daß, wenn die göttliche Weisheit dem Menſchen die Freiheit als einen Funken aus ihrem Weſen ertheilen wollte, ein ſolcher vorherbeſtimmter Zuſammenhang von Geſetzen nicht damit beſtehen könnte. Wie ſollten denn logiſche Vernunftgeſetze und phyſiſche Naturgeſetze jenen Störungen gewachſen ſeyn, welche aus der unendlichen Verkettung freier Cauſalitäten unter einander hervorgehen?

Wo jeden Augenblick der Arme Hülfe, der Bedrängte Troſt, der Verlaſſene Aufrichtung, der Verſuchte Warnung, der Leichtſinnige Abhaltung, der Verführte Rettung, der Geprüfte Geduld und vor Allem die Unſchuld ihren Wächter bedarf, wie ſollte hier ein vorhergeordneter Plan und Zuſammenhang möglich ſeyn, welche ſich des Menſchen annehmen, und dazu hat Gott die Engel verordnet.

Die ſtärkſte Schutzwache gegen die Einflüſſe der Unnatur iſt der Name des Herrn, weil an dieſen Namen der Dienſt aller guten Engel und der Sieg über alle Böſe geknüpft iſt.

Allerdings liegt in der Natur ein geordneter Geſetzes-Zuſammenhang und eben ſo herrſcht auch in der Weltgeſchichte ein göttlicher Plan, der durch ein Compenſationsgeſetz alle Störungen in ſich auszugleichen vermag. Aber dennoch beſteht die Freiheit aller individuellen Thatenreihen neben Geſetz und Plan. Der Werth des Menſchen iſt durch die Freiheit ein unendlicher geworden, und ſtellt ſich der ganzen Geſchichte gegenüber. Nie darf die Freiheit angetaſtet werden, denn ſie iſt das Leben des Geiſtes und nur durch ſie kann der Geiſt zur Seligkeit gelangen. Am wenigſten aber kann ein Geſetzes-Zuſammenhang für die Einflüſſe der Unnatur und Uebernatur ſtatt finden. Da, wo der Geiſt Gottes weht und Alles nur aus dem höheren Lichtreich erklärbar iſt, nämlich im poſitiven Extrem, wird ſich die Vernunft mit ihren logiſchen Geſetzen beſcheiden, und da, wo der Geiſt der Finſterniß wohnt, nämlich im negativen Extrem, wird ſie eben ſo vergeblich den Maßſtab phyſiſcher Geſetze anwenden.

Es iſt hauptſächlich das Evangelium, was uns von dem factiſchen Beſtand der Beſitzungen unterrichtet und die Urſache dieſer beſondern Gattung von Krankheit der Inwohnung eines oder mehrerer Dämonen zuſchreibt. Chriſtus heilte nicht nur viele Beſeſſene, ſondern er hinterließ auch ſeinen Jüngern und allen Glaubigen die Macht und Verordnung, daß ſie das Gleiche thun können und ſollen. Dieſe Verordnung wurde von den Aelteſten ſanctionirt und ging in die Kirche über, welche den Namen des Herrn in dieſer Sache auf vielfältige Weiſe verherrlichte. Die moderne Theologie iſt dieſer Anſicht nicht hold, und unter dem Vorwand, daß ſeit Chriſti Zeiten die Beſitzungen aufgehört hätten, und daß man den Mißbräuchen ſteuern müſſe, hebt ſie den guten Gebrauch auf und legt einen Bann an den Namen des Herrn, was unchriſtlich iſt. Die Welt will immer durch die Thatſachen überwältigt ſeyn, und ſo kommt es immer, daß, wenn eine chriſtliche Lehre zu Grunde gehen ſoll, die Macht des Geſchehens ſie aufs neue wieder erfriſcht. Mit den Thatſachen ſoll aber auch die Erklärung gleichen Schritt halten, und ſo können wir auch der Lehre von der Beſitzung eine tiefere Bedeutung gewinnen.

Nach der Johanneiſchen Weiſſagung iſt der Satan vom Himmel auf die Erde geworfen mit allen ſeinen Engeln. Er hat einen großen Zorn und erregt das größte Wehe der Menſchheit, in deſſen Periode wir ſelbſt noch begriffen ſind. Dieſe Periode iſt wohl von der zu unterſcheiden, in welcher der Satan gebunden und in den Abgrund verſchloſſen wird. Erſt dann iſt ſeine Macht auf der Erde vertilgt, und ſeine Rolle ausgeſpielt. Wer etwa glauben mag, der Satan habe mit der Sendung Chriſti aufgehört, Schaden in der Welt zu ſtiften, der hat die Gerichte Gottes über den Satan nicht erkannt. Durch den Sturz auf die Erde iſt blos der Himmel von ihm gereinigt worden, aber denen, die auf der Erde wohnen, iſt großes Wehe prophezeiht. Die Schriftſtellen führen uns blos dahin, daß ihn Gott dem Namen Chriſti unterthan gemacht und ſeine Gewalt an den Gläubigen gebrochen habe. Im Uebrigen aber iſt er noch der alte Menſchenfeind und alte Menſchenverführer. In dem Reich der Unnatur iſt keine Fortpflanzung möglich; denn nur da, wo Leben, Luſt und Liebe in Eins verſchmelzen, kann die höhere Gattung ſich fortzeugen und dieß iſt in der menſchlichen Natur der Fall, dem ſataniſchen Reiche hingegen iſt dieß nicht gewährt. Daher ruht eben der große

Zorn des Satans, daß er ſein Reich nicht anders erhalten kann, als durch das Fahen der Menſchenſeelen. Als er noch im Himmel ſeinen Sitz hatte, [illegible] er Manchen der früher erſchaffenen Engel zum Abfall [illegible]n. Seitdem er aber auf die Erde geworfen iſt, muß er ſich mit ſeiner großen Staatskunſt auf das Menſchengeſchlecht beſchränken und wie ein armſeliger Fiſcher ſein Netz auswerfen, um Seelen zu erbeuten.

Das Reich des Satans iſt das der umgekehrten Idee. Statt Wahrheit iſt Lug und Trug und Verblendung, ſtatt Schönheit iſt Unflath, Häßlichkeit und Scheuſal, und ſtatt Tugend iſt Bosheit, Ruchloſigkeit und Verführung in ihm. Und wie ſich jene Ideen im Leben der Liebe verklären, ſo zeugen ihre Gegenſätze das Leben des Haſſes, und dieß iſt der Charakter des ſataniſchen Reichs. Seitdem den Satan bei der erſten Verführung der Menſchen der Fluch traf, iſt ſein ganzes Seyn und Weſen nichts anderes, als die Wirkung und Fortpflanzung des Fluchs, wovon die Beſitzung auch Eine der Wirkungen iſt.

Beſitzung iſt diejenige Wirkung der Unnatur, in welcher Einer oder mehrere unreine Geiſter durch irgend eine Vermittlung in einen Menſchenleib eindringen, ſich der Sinnen-, Bewegungs- und größtentheils auch der Sprachwerkzeuge bemächtigen, die Macht der Seele auf dieſelbe ſiſtiren und in kürzern oder längern Paroxismen ſich in fremden Tönen, Worten, Geberden und Bewegungen, meiſtens ſpöttiſcher, ruchloſer und gewaltſamer Art, vernehmen laſſen.

Dieſe Definition iſt von den vorausgehenden Geſchichten gerechtfertigt.

Bey dem Mädchen von Orlach iſt es ein in der Geſtalt eines Mönchs erſcheinender Geiſt, der ſchon 100 Jahre an den Ort ſeiner Verbrechen gebannt war und die gleichen ruchloſen Geſinnungen und blasphemiſchen Reden äußerte, wie er ſie im Leben mag gehabt haben. Lange drohte er dem Mädchen, weil es ihm jede Antwort verweigere, bis er endlich in daſſelbe eindrang. Das Mädchen fühlte jedesmal bei ſeinem Erſcheinen eine eiskalte Hand in dem Nacken, worauf es auf der Stelle bewußtlos dahinſank, das fremde Weſen aber ſich ſeines Körpers ſo bemächtigte, daß er während der Zeit der Paroxismen dieſer dämoniſchen Gewalt gänzlich unterworfen ſchien. Die Seele ſelbſt war von der weißen Geſtalt, die ſich für eine Nonne ausgab, ſo lange in Schutz genommen, bis der Dämon den Körper wieder verließ.

In dieſer Geſchichte bleibt übrigens die Vermittlung durch einen fremden Willen, die ſonſt ein Erforderniß der Beſitzung zu ſeyn ſcheint, unentſchieden.

Bey der U. aus J...m waren es fünf unreine Geiſter, von welchen ſie in einem Zeitraum von 4 Jahren beſeſſen war, ſo daß immer ein Anderer die Stelle wieder einnahm, wenn der Vorhergehende ausgetrieben war. Alle gaben ſich für noch nicht lange verſtorbene Menſchen aus, welche ihrer geheimen Sünden und Verbrechen wegen umherirren müßten, und, um Ruhe zu finden, immer bereit wären, in Menſchenleiber zu fahren. Mehrere gaben beſtimmt an, daß ſie nur durch Vermittlung ſolcher Perſonen, welche ſich dem Zauber ergeben, in das Weib hätten eindringen können. Auch in dieſer Frau ſtand immer ein Schutzgeiſt dem Dämon gegenüber, der ſie von der Qual befreite, indem er, wie in einem ſelbſt äußerlich ſichtlichen Wettkampf, denſelben niederdrückte, worauf jedesmal das völlige Bewußtſeyn zurückkehrte. Der Magnetismus ſchien das Mittel zu ſeyn, die Frau mit dem Schutzgeiſt in einen nähern Verkehr zu bringen, was zu vielen Aufſchlüſſen Anlaß gab.

Bei dem 11jährigen Mädchen B.. von M..e waren es zuletzt 6 verſchiedene Stimmen, die ſich aus demſelben hören ließen. Aber auch hier war ein Schutzengel zur Seite, der dem Mädchen den Tag ſeiner Befreiung ankündigte, was auch eintraf, nachdem man aus dem Munde deſſelben die Worte hörte: „Fahr aus, du unſauberer Geiſt! Das iſt ein Zeichen der letzten Zeit.“ Ob durch Vermittlung eines böſen Willens das Mädchen beſeſſen wurde, ſagt die Geſchichte nicht.

Bey den beyden Beſeſſenen vom J. 1711, deren Geſchichte Pfarrer Hartmann von Döffingen erzählt, waren in Einer (der Stiefmutter) ſieben, und in der Andern (der Stieftochter) ſechs unreine Geiſter zugleich verſammelt, welche alle unter den in der Geſchichte der U..n aus J..m erwähnten Zeichen ausgetrieben wurden. Dieſe Geſchichte iſt dadurch ſehr bemerkenswerth, weil durch das kräftige Einſchreiten und die wahre Glaubensrüſtung des Pfarrers, welcher ſich nicht ſcheuete, den Exorcismus in der Kirche, bei verſammelter Gemeinde und unter frommer Theilnahme derſelben, vorzunehmen, alle die Teufel blos durch die Kraft des Wortes und des Namens Chriſti ausgetrieben wurden. Der Act der Vermittlung durch Zauber und das Daſeyn der Schutzgeiſter bleiben unentſchieden.

Die Geſchichte der beſeſſenen Frau, welche im Jahr 1766 in Gärtringen ſich ereignete, reiht ſich an die vorhergehende an, dadurch, daß der Geiſtliche den Exorcismus gleichfalls in der Würde und Kraft des Wortes und Namens des Herrn vornahm. Das Weib hatte zwei Dämonen, wovon aber Einer ſchon früher durch einen Geiſtlichen ausgetrieben war. Zugleich erhellt aus der Geſchichte, daß der böſe Geiſt ein ehemaliger Beamter war, der, wie er ſelbſt angibt, durch Beſtechung und Unrecht in die Verdammniß gerieth. Zugleich erwähnt der Dämon, daß er 6 Jahre der Perſon umſonſt nachgeſtellt habe, und zuletzt nur durch Kunſt des Zaubers in ſie gekommen ſeye. Merkwürdig iſt die Bitte um Pardon, und um die Erlaubniß, in Thiere oder andere Oerter zu fahren, was die Wahrheit von jenen Beſeſſenen beſtätigt, welchen Chriſtus geſtattete, in die Schweine zu fahren. Uebrigens ſchien dieſer Dämon der Bekehrung nahe, was aus dem Verlangen nach dem Höhern hervorgeht, in folgender Aeußerung: „Wenn eine Leiter von der Erde bis an den Himmel reichte, und jede Sproſſe ein Scheermeſſer wäre, ſo wollte ich daran hinaufſteigen, um zu dem großen Mann (Gott) zu kommen.“

Von dem beſeſſenen Mädchen von Joachimsthal im Jahr 1559, welches auch durch Exorcismus in der Kirche von 9 Dämonen befreit wurde, fuhr das böſe Weſen wie ein Geſchwärm von Fliegen durchs Fenſter hinaus, nachdem es auch vorher um die Erlaubniß, in irgend einem Theil der Jungfrau, wäre es auch nur ein Haar, zu bleiben, gebeten hatte.

In Horſts Dämonologie ſteht die Geſchichte einer beſeſſenen Nonne, Namens Cäcilie, von Unterzell, welche mehr durch die Einfalt und Ungeſchicklichkeit ihres Exorciſten, des Pater Sicard, als durch ihre Reſultate belehrend iſt. Die Austreibungsverſuche dauerten vom 8. Februar 1716 bis 30. October deſſelben Jahres, an welchem Tage der Dämon, ohne die gewöhnlichen Zeichen des Ausfahrens, zur Ruhe kam. Seine Angaben ſind ſichtlich ein Gewebe von Lügen und ſein ganzes Benehmen ein wahres Poſſenſpiel, in welchem er den treuherzigen Pater zum Stichblatt machte. Eine Probe davon iſt folgende: Der Pater, nachdem der Dämon die gräßlichſten Blasphemieen ausgeſpieen hatte, ereiferte ſich und fuhr ihn an: „Hölliſche Beſtie! Wer hat dich erſchaffen? A. Ich mich ſelbſt. Pater. Wie aber kann Jemand ſich ſelbſt ſchaffen? A. Ich habe es gekonnt. P. Wer hat dich von oben herabgeſtürzt? A. Niemand. Ich mochte nicht droben bleiben.“ Eine Menge ähnlicher trivialer Dinge kamen in dieſer Geſchichte vor, welche zum Beweis dienen, daß die angewandte Methode nicht die rechte iſt, und daß der Menge exorciſtiſcher Formeln der einfache Befehl im Namen des Herrn weit vorzuziehen iſt. In Henning's Buch über Geiſter und Geiſterſeher ſteht eine Geſchichte einer Frau von Eberſtein aus Gehoven, beſchrieben vom dortigen Prediger Thalemann, welche manches Aehnliche mit den Erſcheinungen des Mädchens von Orlach darbietet. Die Geſchichte ereignete ſich vom Oktober 1683 bis zum April

1684. (In mehreren Schriften iſt das Jahr 1685 irri angegeben.)

Der genannten Dame erſchien eine weiße Geſtalt, gekleidet als eine Nonne, wie ſie angab, ein ehemalige Fräulein von Trebra. Dieſe Geſtalt bat die Dame auf inſtändigſte, mit ihr zu gehen, um einen Schatz zu erheben, indem ſie ihr genau den Ort angab und ihr verſprach alle Schrecken dabei zu erſparen. Da die Dame auf wiederholte Bitten ſich beſtändig weigerte, ſo fing ſie an, dieſelbe zu plagen, ſo daß immer körperliche Spuren ſichtba waren. Täglich war dieſe Marterſtunde von 5 bis 6 Uh Abends, wo eine Menge Augenzeugen öfters anweſend waren, die zwar das Leiden der Dame, aber die Thäteri nicht wahrnahmen. Nur ein Dienſtmädchen und ein kleines Kind, das mit den Händen darauf hinwieß, ſahe die gleiche Geſtalt. Die Zufälle ſtiegen von den einfache Schmerzen, die vom Kneipen herrührten, bis zu Convulſionen, Ohnmachten und Bewußtloſigkeit. Auch die Entfernung vom Hauſe half nichts, die Dame wurde überallhin verfolgt. Als die Geplagte einſtmals in der Angſt zu Gott betete, er möchte ſie durch den Tod von ihrer Qua befreien, ſo erſchien ihr, wie ſie angab, der Erlöſer in verklärter Geſtalt mit der Anrede: „Sie werde noch Viele erleiden, aber wegen der vielen Seufzer und Gebete der übrigen erhalten werden.“ Dieſe Anfechtungen dauerten über Oſtern in doppelter Stärke fort, bis am Sonntag Quaſimodogeniti der Abſchied der Geiſtin erfolgte, indem ſie ſagte: „Weil ſie (die Dame) bisher zu Nichts zu bewegen geweſen, und beſtändig an ihrem Gott verbliebe, ſo wolle ſie ſie jetzt verlaſſen und von ihr weichen.“ Von dieſer Stunde blieb die Dame frey, weßwegen auch in öffentlicher Kirchenverſammlung ein Dankgebet abgehalten wurde.

Aus den acht vorliegenden Geſchichten ergeben ſich mehrere allgemeine Sätze:

1. In allen iſt der generiſche Charakter eine blos körper-

liche Beſitzung, ohne Schaden der Seele, welche, wie aus einigen Fällen erſichtlich iſt, vor den böſen Einflüſſen des unreinen Geiſtes in Schutz genommen zu ſeyn ſcheint. Tritt der Paroxismus ein, ſo wird die Perſon auf der Stelle bewußtlos, das Regiment der Seele über den Körper hört auf, und es iſt nun eine ganz fremde Individualität, die im Körper hauſt und aus ihm ſich vernehmen läßt.

II. Die karakteriſtiſchen Zeichen ſind: 1) Das plötzliche Dahinſchwinden des Bewußtſeyns; 2) ungewöhnliche Bewegungen einzelner Theile des Körpers; 3) öfters ſehr künſtliche Verdrehungen der Glieder und Umherwälzungen; 4) verzerrte, häufig ſpöttiſch-höhniſche Grimaſſen, die mit der naturlichen Gemuthsart völlig contraſtiren; 5) eine rauhe Baßſtimme; 6) auf Anreden der Perſon keine Antworten, wohl aber, wenn das dämoniſche Weſen durch Fragen aufgefordert wird; hierher gehören auch die richtigen Antworten, wenn der Dämon in fremder Sprache angeredet wird; 7) bey Nennung heiliger Namen, Gebeten und beſondern Formeln, Schreien, Brüllen, Schimpfen, Toben und Wüthen; 8) Hohn und Spott, beſonders gegen diejenigen, welche dem Dämon zuſetzen; 9) vorzuglich aber die furchtbaren Gotteslästerungen und Verhöhnungen gegen Alles, was heilig iſt, bei ſonſt gutartigen und geſitteten Perſonen; 10) Widerwillen und wie gewaltſames Zurückhalten von Gebet und Kirche; 11) ſchnelles Wiederkehren der Kräfte nach den heftigſten Agitationen im Anfall; 12) völliges Nichtwiſſen, was während des Paroxismus vorgegangen.

Einzelne Zeichen entſcheiden nichts, vermehren aber die Wahrſcheinlichkeit einer dämoniſchen Beſitzung, je mehr ſie ſich zuſammenfinden.

III. Aus mehreren Geſchichten erhellt, daß der Satan, dem alle die Dämonen untergeordnet ſind, ſie doch nicht nach Willkuhr in die Menſchenleiber ſchicken kann, ſondern daß ein dem Satan ergebener menſchlicher Wille die dämoniſche Beſitzung durch Zauber vermitteln muß.

IV. Gewöhnlich ſind diejenigen Perſonen, welche dieſes

Schickſal trifft, keine böſen und verdorbenen Menſchen, vielmehr ſolche, die ihr Unglück tief fühlen und ſich gerne um Hülfe zum Gebet wenden. Es läßt ſich auch ſchon zum Voraus erwarten, daß der Satan die Weltmenſchen, die ihm ſchon zur Hälfte angehören, mit ſolchen Plagen verſchonen und nur diejenigen heimſuchen wird, die es nicht mit ihm halten.

V. Aus mehreren Thatſachen gibt ſich ein Schutzgeiſt kund, der dem Böſen widerſtrebt, und wenn er auch nicht Alles verhindern kann oder darf, doch einem bleibenden Schaden vorbeugt und den Anfeindungen Gränzen ſetzt. Ein ſehr wichtiger Punkt leuchtet aus der Geſchichte der U..n aus J..m hervor, nämlich, daß ſie durch magnetiſche Behandlung mit ihrem Schutzgeiſt in einen offenen Verkehr gebracht wurde, der ihr in jeder Hinſicht ſehr nützlich war. Wenn der böſe Wille des Menſchen im Stande iſt, einen Dämon in einen Menſchenleib zu bannen, warum ſollte nicht der gute Wille des Menſchen im Stande ſeyn, den Schutzgeiſt zu größerem Widerſtand zu kräftigen? Wurde bey der U..n der Schutzgeiſt beſtimmt und im Namen des Herrn aufgefordert, zu kommen und zu helfen, ſo war im Augenblick der Dämon niedergekämpft und das Weib frey. Allein zum Austreiben war dies nicht genug, denn dieß erfordert den Sieg jenes Glaubens, der die Welt und die Hölle überwindet, und der bey gemeinen und ungelehrten Menſchen häufiger angetroffen wird, als bey den Vornehmen und Gelehrten, in welchen der in den Studien vielfach aufgeregte Zweifel den Glauben nicht gedeihen läßt.

Der Magnetismus, wenn er ſich, wie bey der U..n, auch in andern ähnlichen Fällen bewähren ſollte, dadurch, daß er die Perſon mit ihrem Schutzgeiſt in Verkehr bringt, wäre ein großer Gewinn für die Cur der Beſeſſenen.

VI. Selten iſt ein Dämon allein, denn ihrer iſt Legion. Wo Einer iſt, können unter gleichen Umſtänden auch mehrere ſeyn. Die vorliegenden Geſchichten ſprechen von zwey, fünf, ſechs, ſieben bis neun Dämonen, die zugleich da waren. Und vielleicht iſt es noch ſeltener, daß nicht ein

Zweiter die leere Stätte einzunehmen bereit iſt, die der Ausgetriebene zurückgelaſſen hat. Bey der Frau aus Z..m waren es nach einander fünf Dämonen, welche ausgetrieben wurden. Daraus gehen für den Exorciſten verſchiedene Regeln hervor: 1) Daß er den anſcheinenden Stillſtand der Paroxismen nicht gleich für eine gelungene Cur hält, ſondern wiederholt das böſe Weſen herausfordert; 2) daß er nie ermüdet, wenn nach den beſtimmten Zeichen des Ausfahrens ſich wieder neue Bewegungen einſtellen, und 3) daß er nicht nur austreibt, ſondern auch die Perſon für die Zukunft verwahrt. Das Evangelium hat mehrere Stellen, welche in dieſer Hinſicht zu beherzigen ſind. Luk. 11, 24 u. f.: „Wenn der unſaubere Geiſt von dem Menſchen ausfähret, ſo durchwandert er dürre Stätten, ſuchet Ruhe und findet ſie nicht. Nun ſpricht er: Ich will wieder umkehren in mein Haus, daraus ich gegangen bin. Und wenn er kommt, ſo findet er es mit Beſen gekehret und geſchmücket. Dann gehet er hin und nimmt ſieben Geiſter zu ſich, die ärger ſind, denn er ſelbſt; und wenn ſie hineinkommen, wohnen ſie da, und es wird hernach mit demſelben Menſchen ärger, als vorhin." Eben ſo kommt es vor, daß Chriſtus beym Austreiben nicht blos ſagt: „Fahre aus, du unſauberer Geiſt!" ſondern auch hinzuſetzt: „Und kehre nicht wieder zurück." Dieſer letztere Befehl iſt ſicher gar oft ſchon verſäumt worden. *)

VII. Merkwürdig iſt die Bitte der Dämonen um Aufſchub oft nur auf eine kleine Zeit, oder um Erlaubniß, in Thiere oder andere Gegenſtände fahren zu dürfen. In der Geſchichte der U..n ſteht, daß der Dämon in Geſtalt einer Weſpe in ſie gefahren ſeye, in andern Geſchichten lieſt man, daß die Dämonen wie ein Geſchwärm von Fliegen ausgefahren ſeyen. Im Reiche der Unnatur kann jedes Weſen ſich aus der atomiſtiſchen Kraft einen Scheinkörper auf beliebige Weiſe bilden, der aber nur ein Blendwerk iſt.

---

*) Man vergleiche hiermit die Geſchichte der Beſeſſenen U..n.

Die Bitte der Dämonen, in wirkliche organiſirte Thiere fahren zu dürfen, hat daher einen andern Sinn. Es muß für ſie eine Art Schutzmittel ſeyn, um der Qual mehr zu entgehen.

Wird den Dämonen ſtark zugeſetzt, ſo verwandelt ſich ihr Hohn und Spott am Ende in Weh und Ach. Oft nehmen ſie ihre Zuflucht zum menſchlichen Mitleiden, indem ſie ſagen, wir würden gewiß Schonung mit ihnen haben, wenn wir wüßten, wie fürchterlich es für ſie draußen ſey. Wohl müſſen ſie dürre Stätten durchwandern, ſie ſuchen Ruhe und finden ſie nicht. Das iſt das Loos der Unſeligen. Nicht umſonſt baten jene Dämonen Chriſtum, den ſie für den Sohn Gottes erkannten, ihnen zu erlauben, in die Schweine zu fahren. Jeder Ort, in dem ſie ſich bergen können, muß ihnen lieber ſeyn, als der freie Himmel, deſſen reine Luft ihnen Qual verurſacht. Da liegt die Bedeutung jenes Spruchs: „Berge! fallet über uns, Hügel! bedecket uns.“ Dieſes Schickſal nach dem Tode wird wohl mehr Wahrheit in ſich haben, als jenes philoſophiſche Hirngeſpinſt, nach welchem der endliche Geiſt ſogleich nach dem Tode, ohne Rückſicht auf ſeinen moraliſchen Werth, ſich mit dem allgemeinen, ewigen Geiſt zuſammenſchließen ſoll.

VIII. Das Evangelium entſcheidet weder dafür noch dagegen, ob die Dämonen der Beſeſſenen verſtorbene böſe Menſchen oder etwa gefallene Engel ſind. Nach der Offenbarung war, als Chriſtus erſchien, der Satan mit ſeinen Engeln noch nicht auf die Erde geworfen. Er herrſchte noch im Himmel über weitere und höhere Regionen, und ſeine Staatskunſt hatte, als Fürſt der Welt, durch ſeine Engel wichtigere Dinge auszuführen, als in armen Menſchenleibern Beſitzungen vorzunehmen. Auch läßt ſich kaum erwarten, daß jene früher erſchaffenen Engel im Himmel, in die Schweine zu fahren, oder auch, ſtumme und taube Rollen zu ſpielen, begehren ſollten. Von den unſeligen Menſchen aber, welche an die Erde gebannt ſind, Ruhe ſuchen und keine finden und ſich überall vor dem Zorne verbergen möchten, läßt ſich erwarten, daß ſie nach Menſchenleibern begierig ſind, wo ſie einſt ſelbſt wohnten, um theils mehr geſchützt zu ſeyn, theils ihre Bosheiten noch fortſetzen zu können.

Dieſer Punkt bleibt auch in den nachfolgenden Zeiten noch unausgemacht, und nur hie und da regt ſich die Meinung, daß die Dämonen der Beſeſſenen verſtorbene böſe Menſchen ſeyen. Ohne Zweifel haben die Exorciſten dieſem Punkt von jeher wenig Aufmerkſamkeit, oder, wenn auch die Dämonen aus dem Munde der Beſeſſenen ſich für ehemalige Menſchen ausgaben, wenig Glauben geſchenkt.

Man kann zwar einwenden, daß die Dämonen zu Chriſti Zeiten ihn und ſeine Abkunft erkannten, und wohl die Macht wußten, die er gegen ſie hatte, was mehr die Meinung zu beſtätigen ſcheint, daß ſie gefallene Engel ſeyen, allein eine ſolche Wiſſenſchaft und ein ſolches Geoffenbartwerden nach dem Tode dürfen wir auch bey verſtorbenen Menſchen annehmen. So gibt uns die Parabel vom reichen Manne zu erkennen, daß ihm nach dem Tode der Blick in jene ſelige Region, wo Abraham war und Lazarus in ſeinem Schoße, ſogleich geöffnet wurde.

In den meiſten vorliegenden Geſchichten wird dieſe Meinung durch die Angaben der Dämonen, daß ſie beſtimmte Perſonen auf der Erde geweſen, beſtätigt. So gab die U..n fünf Verſtorbene mit Namen und Perſonalien an, oder vielmehr die Dämonen gaben ſich ſelbſt durch ſie als ſolche an. Die Einwendung, daß die Frau jene Männer im Leben gekannt habe, und daß die fixe Idee des Beſeſſenſeyns ihr wohl dieſe Namen ſuggerirt haben könne, paßt wenigſtens nicht auf den letzten Dämon, von dem es erwieſen iſt, daß ſie ihn im Leben nicht gekannt hat.

IX. Das dämoniſche Reich iſt das Reich der Lügen, ſie ſind und bleiben Lügengeiſter. Werden ſie auch genöthigt, ihre Namen und Lebensumſtände anzugeben, ſo ſind ihre Ausſagen doch nur halb wahr, halb erlogen, wovon wir uns in der Geſchichte der U..n überzeugen konnten. In den Sündenbekenntniſſen und Perſonalien der Dämonen kamen noch manche Lebensumſtände vor, deren Wahrheit jetzt noch durch Erkundigung ausgemittelt werden konnte. Dieſe Erkundigung wurde von einem ganz unbefangenen, höchſt ſchätzbaren Freunde an Ort und Stelle unternommen, aber die Ergebniſſe waren von der Art, daß mehrere Ausſagen unentſchieden blieben, mehrere nur halbwahr, andere aber ganz wahr erfunden wurden. Uebrigens kann dieſer Mangel nichts gegen die Beſitzungen beweiſen; denn wenn auch die Meinung gefaßt werden wollte, daß eine fixe Idee oder Verſtellung der Frau im Spiel geweſen ſey, ſo würde ſie gerade die Lebensumſtände, die ihr von den Verſtorbenen bekannt ſeyn konnten, weit richtiger und unzweifelhafter angegeben haben. Zu einer ſolchen Meinung iſt aber nicht der geringſte Grund vorhanden, vielmehr ſprechen alle Gründe dagegen, und der endliche Erfolg mit Wiederherſtellung ihrer Geſundheit iſt der ſtärkſte Beweis dagegen.

Der Exorcismus.

Den Aufklärungs-Schauer, den ich früher bey dieſem Worte hatte, habe ich überwunden, ſeitdem ich mich theils durch evangeliſche, theils theoretiſche Gründe, theils durch Selbſtbeobachtungen, von dem Daſeyn einer Unnatur überzeugt habe.

Die evangeliſchen Gründe finde ich nicht nur darin, daß Chriſtus den Exorcismus ſelbſt häufig angewandt hat, und daß die Jünger ihm mit Freuden berichteten und ſprachen: „Herr! in deinem Namen ſind uns auch die Teufel unterthan," ſondern auch hauptſächlich in der ſichern Verheißung, die er Allen, die da glauben, noch nach ſeiner Auferſtehung, mithin für alle Zukunft, gab: „In meinem Namen werden die Glaubigen Teufel austreiben, — — und, „ſo ſie auf die Kranken die Hände legen, wird es mit „ihnen beſſer werden." In dieſer Stelle iſt nicht nur die volle Befugniß zum Exorcismus enthalten, ſondern die Beſitzung iſt auch von andern Krankheiten genau unterſchieden, ſo daß das Teufel-Austreiben und die Heilung der Kranken durch Händeauflegen als zwey ſehr verſchiedene Dinge dargeſtellt ſind.

Die theoretiſchen Gründe habe ich theils ſchon berührt, theils liegen ſie darin, daß die Macht der Unnatur nicht durch natürliche Mittel, ſondern nur durch Waffen, welche aus der Uebernatur abſtammen, beſiegt werden kann.

Die Selbſtbeobachtungen habe ich durch eigene Anſchauung und Einwirkung bey der Frau U..n aus J..m gemacht.

Der wahre Exorcismus iſt dasjenige Verfahren, in welchem der Glaubige die Kraft, welche nun einmal für allemal mit dem Namen Jeſu Chriſti und der heiligen Dreifaltigkeit auf eine myſtiſche Weiſe vereinigt iſt, benützt, und dieſelbe auf feyerliche Weiſe und in einem beſtimmten Befehl zum Austreiben der Dämonen gebraucht.

In dieſem Sinne haben ihn die Apoſtel, die älteſten Kirchendiener, die Gemeinden und im Grunde die ganze Kirche ausgeübt. Da Chriſtus dieſe Wirkung überhaupt den Glaubigen verheißen hat, ſo iſt er kein ausſchließliches Recht der Cleriſei; denn jeder Glaubige iſt Diener des göttlichen Wortes und kann das, was Chriſtus verordnet hat, ſobald er den Beruf dazu in ſich fühlt, unter Bedingungen, welche den Mißbrauch beſchränken, ausüben. Die vielerlei exorciſtiſchen Formeln ſcheinen keine beſondere Wirkung in ſich zu haben, aber ſie dienen dazu, auf eine feyerliche Weiſe ſowohl in den Energumenen als in den Umſtehenden, wie auch in den Exorciſten ſelbſt, den Glauben ſtärker hervorzurufen. Wo dieſer Glaube ſchon feſtſteht, da iſt das einfachſte Ritual der Befehl im Namen Jeſu, wie es Chriſtus ſelbſt nicht anders haben will.

Die einfachſte Form, in der zugleich das Außerordentlichſte, was der Exorcismus aufzuweiſen hat, ſich zuſammengedrängt findet, lehrte uns der Pater Gaßner in den Jahren 1774 — 1777. Seine Rechtfertigung gegen die vielerley zweydeutigen Gerüchte, die über ſeine Kuren verbreitet ſind, ſteht, durch eine Menge von Zeugniſſen und faktiſchen Nachweiſungen unterſtützt, in dem Archiv für den thieriſchen Magnetismus vom Jahr 1820 und 1821.

Ich führe hier blos ſein Verfahren an, das ein Augenzeuge, der Abt Bourgeois, niedergeſchrieben hat.

„Da Herr **Gaßner** in Ellwangen, bey den vielen Frem-
„den, deren Zahl ſich manchmal bis auf 1500 belaufen
„ſoll, ſich zum Geſetz gemacht hat, Niemand, wer es auch
„ſey, ohne beſondern Befehl ſeines Fürſten, den Vorzug
„vor einem Andern zu geben, ſo ſind Viele genöthigt,
„zwey bis drey Wochen zu warten, bis ſie die Reihe trifft.
„Wenn die kranke Perſon in den zweyten Platz, wo ſich
„der Exorciſt befindet, eingeführt iſt, ſo ſieht man weder
„täuſchende Verſtellung, noch prahleriſches Großthun, alles
„iſt einfach und gleichförmig. Er ſitzt auf einem kleinen
„Schlafſeſſel mit einer Stole über ſeine Kleider angethan,
„an ſeinem Halſe hängt ein Kreuz, an ſeiner Seite ſteht
„ein Tiſch, worauf ein Crucifix ſich befindet, und um den
„Tiſch herum ſteht eine Reihe Seſſel für die hohen Frem-
„den. Ein Actuarius muß die merkwürdigen Vorgänge
„protocolliren. Die dem Prieſter vorgeſtellte kranke Perſon
„kniet nieder, er fragt ſie über die Gattung und Umſtände
„ihrer Krankheit. Hat er ſich um ihren Zuſtand genug erkun-
„digt, ſo ſpricht er einige Worte zur Erweckung des Vertrauens
„an ſie, ermahnt ſie, ihm innerlich beyzuſtimmen, daß alles ge-
„ſchehe, was er befehle. Iſt alles ſo vorbereitet, ſo ſpricht er:
„„Wenn in dieſer Krankheit etwas Unnatürliches iſt, ſo
„„befehle ich im Namen Jeſu, daß es ſich ſogleich zeige;““
„oder er beſchwört den Satan in Kraft des allerheiligſten
„Namens Jeſus, die nämlichen Uebel, womit dieſe Per-
„ſon behaftet iſt, auf der Stelle hervorzubringen. Zuwei-
„len erſcheint das Uebel ſogleich nach gegebenem Befehl,
„und alsdann läßt er alles nacheinander kommen, gleich-
„ſam ſtufenweiſe, und nach Maßgabe der Stärke, in wel-
„cher der Patient ſein Uebel früher hatte. Dieß Verfah-

„ren nennt der Prieſter den Exorcismum probativum, um
„zu erfahren, ob die Krankheit unnatürlich oder natürlich
„iſt. Und zugleich hat er die Abſicht, durch dieſe Uebereinſtimmung
„der Erſcheinungen mit ſeinen Befehlen das
„Vertrauen der Kranken zu vermehren und allen Anweſenden
„die Kraft des heiligen Namen Jeſus kund und offenbar
„zu machen. Wenn ſich das Uebel auf den erſten gegebenen
„Befehl nicht zeigt, ſo wiederholt er denſelben
„immer ſteigend wohl bis zehnmal. Erfolgt dann keine
„Wirkung, ſo verſchiebt er dieſe Perſon auf den andern
„Tag oder noch ſpäter, oder er ſchickt ſie auch ganz
„zurück, mit der Aeußerung, daß ihr Uebel natürlich ſey,
„oder ſie nicht hinreichend Vertrauen beſitze. Wenn der
„Prieſter durch den Exorcismum probativum das Uebel
„zum erſtenmal kommen läßt, ſo läßt er gewöhnlich die
„Zufälle etliche Minuten fortdauern, dann wieder verſchwinden
„und wiederkommen, immer unter den gleichen
„Befehlen. Iſt der Kranke von der Urſache ſeines Uebels
„und der Kraft des Mittels dadurch überzeugt, ſo lehrt er
„ihn, ſich künftighin ſelbſt zu helfen und läßt ihn in ſeiner
„Gegenwart die Probe machen. Zu dieſem Zwecke befiehlt
„er, daß die Krankheit wiederkomme, und nun muß
„der Kranke durch einen entgegengeſetzten Befehl, den er
„innerlich im Namen Jeſus gibt, den Ausbruch verhindern,
„oder, wenn der Anfall ſchon da iſt, ihn vertreiben. Solches
„habe ich geſehen und die Kranken ſtimmen damit
„überein. Zu bemerken iſt, daß nicht alle Patienten die
„nämliche Wirkung verſpüren. Gaßner geſteht ſelbſt, daß
„er kein Wunderthäter, ſondern nur ein Exorciſt ſey; er wirke
„keine Mirakel, ſondern wolle nur das von der Kirche gegründete
„und gutgeheißene Mittel wider die unnatürlichen,
„vom böſen Geiſt verurſachten Krankheiten in Ausübung
„bringen; daher komme es auch, daß Viele nicht gänzlich
„geheilt werden können, weil ihnen die Lebendigkeit des
„Glaubens mangle, obgleich ihre Krankheiten nicht natürlich
„ſeyen. Es braucht ſogar nach der Ausſage des Herrn

„Gaßner nichts, als daß man ſein Uebel für natürlich „halte, um die Wirkung des Exorcismus zu hintertreiben. „Endlich behauptet er, daß viele Krankheiten blos natürlich und daher auch nur durch die natürlichen Mittel de „Aerzte zu vertreiben ſeyen. Uebrigens muß man dieſen „Mann nicht aus ſeinen Reden, ſondern aus ſeinen Wirkungen beurtheilen. Ich müßte ein ganzes Buch ſchreiben und mehr Zeit und Muße haben, als wirklich, un „Alles zu erzählen, was ich von Augenzeugen erfuhr. Ic „gebe nur das, was ich ſelbſt ſah, und von dieſem nu „das Merkwürdige.“

Von da geht der Berichterſtatter auf einzelne von Pate Gaßner vorgenommene Operationen ſelbſt über, und beſchreibt ſie ausführlich, was ich aber hier übergehe un auf die Auszüge, die ich aus den Protokollen der Gaßner'ſchen Operationen machte und die in dem erwähnten Archiv für den Magnetismus ſtehen, verweiſe. Von nicht geringer Wichtigkeit für die faktiſche Wahrheit der Gaßner'ſchen Kuren iſt das Gutachten, welches die aus vier Ingolſtädter Profeſſoren beſtehende Commiſſion, die mehrere Tage den Operationen anwohnte, ausſtellte, was ich hier übergebe. Eine Stelle aber, welche Herr Levelin, Profeſſor der Medizin in Ingolſtadt, als Augenzeuge an den Dr. Hombourg in Wien in einem Briefe ſchrieb, füge ich noch bei: „Extra dubium est, quod „illi sacerdoti ad nutum sine tactu imperium sit absolutum in systema nerveum. Horribilia ad nutum producit et unico verbo „cesset“ evanescunt ad momentum. Repetitis vicibus pulsum produxit intermittendum, sæpius momentanee evanescentem. Exploravi „pulsum et inveni veritatem imperantis sacerdotis, in „quo non est dolus, et qui homo est sincerrimus.“

Was in dieſer Stelle Profeſſor Levelin behauptet, daß Pater Gaßner eine abſolute Herrſchaft auf das Nervenſyſtem jener Kranken ausgeübt habe, ſo daß ſelbſt die Bewegungen des Pulſes und, wie aus andern Geſchichten erhellt, auch die Empfindungen der Sinne ſich ganz nach ſeinen Befehlen richteten, ſcheint freilich wunderbar, aber hier liegt ein Deus in machina verborgen. Nicht der Prieſter hatte die Herrſchaft in das Nervenſyſtem, ſondern der Dämon, der aber die Befehle des Prieſters ausführen mußte. So war es der Dämon, der das Mädchen von Orlach ſo ergriff, daß ſie ſtundenlang mit dem linken Fuß, der eiskalt wurde, den Boden ſchlagen und ihm zu ſeinen Blasphemieen das Sprachorgan leihen mußte. So brachte bey der U..n der Dämon alle die höhniſchen Grimaſſen in den Geſichtsmuskeln und die gewaltſamſten Bewegungen in den Gliedern hervor. Steht dieß alles in der Gewalt des Dämons, ſo ſteht es auch in der Gewalt des Exorciſten, dem Dämon im Namen des Herrn zu befehlen, daß er dieſe oder jene Bewegung in dem Körper des Kranken hervorbringe, und das Wunder reduzirt ſich auf die einfache Glaubensmacht, welche Chriſtus den Glaubigen verheißen hat. Aber eben dieſe einfache Glaubensmacht, wie ſelten iſt ſie und zwar in ihrem Doppelleben, nämlich in dem, der heilen will, und in dem, der geheilt werden ſoll? Gaßner war ein frommer Prieſter. Ihm koncentrirte ſich die ganze Welt im Evangelium und das Evangelium im Namen Jeſu. Er wußte nichts Anderes und wollte nichts Anderes. Ihm war es unmöglich, zu zweifeln. Er war durchdrungen von einer Wahrheit, die, wenn ſie den Glauben beſeelt, zugleich die gröſte Kraft der Erde iſt. Darum wurde er Organ dieſer Wahrheit; ſie gebot über ihn, er nicht über ſie. Dieß iſt eben der groſe Unterſchied zwiſchen den Wahrheiten, welche blos an der Begriffsform haften, und denen, welche Herz, Geiſt und Glauben durchdringen. In Jenen liegt blos der Zeitgeſchmack vergänglicher Theorien, in dieſem wirkt das, was als ewiges Gebot uns gegeben iſt. Da der wahre, lebendige Glaube eine transcendente Kraft iſt, ſo ſteht der handelnde Menſch unter ihr, er bemeiſtert nicht ſie, ſondern ſie bemeiſtert ihn und wirkt wie eine vom Himmel gekommene Gabe durch ihn. Von dieſer Beſchaffenheit iſt der Name Jeſu, welchem Gott nun für alle Zukunft das Reich der Unnatur unterthan gemacht hat, welcher aber nur durch ſolche zur Macht wird, die ihn als eine transcendente Kraft durch ſich wirken laſſen.

In dieſem Lichte erſcheint mir Gaßner, und keine der vielen Zeugſchaften, die ich prüfte, widerlegt dieſe Meinung.

Der außerordentliche Ruf dieſes Prieſters durchflog alle Länder und aus den entlegenſten Gegenden eilten Neugierige und Kranke herbey. Jakob von Huth erzählt in ſeiner Kirchengeſchichte, daß in Ellwangen ſich nach und nach zwanzigtauſend Fremde eingefunden und zu Regensburg dreytauſend Kranke auf ſeine Hülfe gewartet hätten. Dieſer Ruf war ſein Verbrechen. Es dauerte nicht lange, ſo machten ſich Biſchöfe und Erzbiſchöfe, Hirtenbriefe, kaiſerliche Befehle und päpſtliche Dekrete gegen ihn auf und nöthigten zuletzt den Furſtbiſchof von Ellwangen, der ihn begünſtigte, dem Prieſter ſeine Kuren zu verbieten.

Es gibt eine falſche und eine wahre Aufklärung. Die falſche geht von ihren ſelbſtgemachten Theorien aus und erhebt ſich über die Thatſachen. Sie läugnet und verwirft, ohne zu ſehen und zu prüfen. Was gegen den geſunden Menſchenverſtand und den ſichtlichen Naturzuſammenhang läuft, das werfen ſie ohne weitere Unterſuchung in die Capitel des Obſcurantismus, der Myſtik, der Viſionen, der Täuſchungen, des Aberglaubens und der Schwärmereien, und können nicht warnen genug vor den Nachtheilen, welche Staat, Volk und Kirche drohen. So erging es Gaßner. Es iſt hier nicht ohne Intereſſe, auch einige literariſche Gegner und Vertheidiger des Exorcismus zu vernehmen:

Dr. Semler zu Halle machte in einer Schrift folgende Einwürfe und Beſchuldigungen: „Gaßner führe die Einwir-
„kungen des Teufels wieder ein, die aus allen chriſtlichen
„Staaten durch die neue Theologie verbannt werden ſoll-
„ten. Der Exorcismus durch die Kraft des Namens Jeſu
„ſey Aberglaube. Diejenigen, welche behaupten, daß die
„Kirche und Theologie von Teufeln und Teufelsmacht lehre
„und gelehret habe, ſeyen böſe Buben und haben keinen

„Theil an dem Erlöſer und Heiland mehr. Darum müßten
„alle Nachrichten von der Gaßner'ſchen Kurart, woher
„ſie auch kommen, gänzlich als alberne, phantaſtiſche
„Einfälle und Aberglauben verworfen werden, und alle die
„Handlungen, die darauf hinzielen, dürfen in chriſtlichen
„Staaten nicht geduldet werden. Gaßners Glaube ſey
„kein chriſtlicher Glaube, daher könne es keine geiſtliche
„und noch weniger leibliche Wirkungen deſſelben geben.
„Man könne Einen dazu bereden, daß er ſage, es ſey ihm
„geholfen. Gaßner muſſe ein Phantaſt oder Betrüger ſeyn,
„ein Tertium gebe es nicht. Wenn der Patient ſage, er
„werde beſſer, ſo könne man noch nicht ſchließen, ergo
„Gaßner helfe, ergo helfe er durch Exorcismus, ergo ſey
„die Krankheit eine Wirkung des Teufels. Lavater, welcher
„nur die Thatſachen, nicht Meinung und Dogma unterſucht
„haben wolle, verfalle beynahe in die Strafe der
„Gottesläſterung.“

Hier haben wir das leibhafte Bild eines Rationaliſten, der ſein ſelbſt gemachtes oder wenigſtens accommodirtes Dogma über die Thatſachen erhebt und ohne Prufung die Sache, der Meinung zu lieb, verdammt. So ungefähr mögen die Sadduzäer die Zeichen und Wunder Chriſti wegraiſonnirt haben.

Gegen die obigen Einwürfe trat Dr. Schleiß, der Leibarzt der Pfalzgräfin von Sulzbach, als vielfältiger Augenzeuge der Gaßner'ſchen Kuren auf. Ich ſetze hier blos bey, was Schleiß an Semler am Schluſſe ſeiner Abhandlung ſpricht: „Ich erſuche Sie noch einmal, ohne Befangenheit
„und Uebereilung, ohne Ruckſicht auf Perſon,
„Stand und Lehre Gaßner's, meine Zweifelsfragen zu
„beantworten. Zeigen Sie Ihr erhabenes Herz auf der
„edeln Seite, überlegen Sie wohl, ob es nicht der Mühe
„werth ſey, die Gaßner'ſchen Thatſachen durch eine ordentliche,
„aus allen drey chriſtlichen Religionen und aus allen
„Facultäten zuſammengeſetzte Commiſſion zu unterſuchen.
„Der glaubige Gaßner iſt zu Allem wegen der Ehre Got-

„tes und des Heils des Nebenmenſchen bereit, und es iſt zu erwarten, daß keiner der Unterſuchenden mit ſehenden Augen Ehre und Gewiſſen werde verlieren wollen. Es iſt entſchuldbar, wenn Einer mit aller Treue nach einem irrigen Grundſatz handelt, aber es iſt auch Pflicht, ſeine Grundſätze immer genauer zu prüfen, und es iſt Großmuth, deren ſich auch der Weiſe nicht ſchämen darf, wenn er ſeinen Grundſatz in dem Augenblick verwirft, ſobald er ihn als Vorurtheil erkannt hat. Es iſt hier um die Wahrheit zu thun, und dieſe ſollten alle chriſtliche Religionen ohne Vorrecht, ohne Eiferſucht und ohne Vorurtheil zu entdecken trachten. Soll ich, als vielfältiger Zeuge, läugnen, was meine Ohren gehört, meine Augen geſehen, meine Finger befühlt und mein Verſtand geprüft haben? Ich würde Gott und die Wahrheit beleidigen.“

Auf gleiche Weiſe äußert ſich Lavater an Semler in einem Briefe:

„Was ich mit Gaßner zu thun habe? fragen Sie. Unterſuchen will ich, komme heraus, was da wolle. Unterſuchungswerth iſt die Sache, ſie ſey wahr oder falſch, Kraft Gottes oder Betrug. Wer ſich zu unterſuchen ſchamt, was für Naturforſcher, Pſychologen und Theologen wichtig iſt, blos um des Gutachtens wegen, iſt dieſer Kind oder Mann? Was iſt Gaßner? Einige ſagen, er iſt gut, andere, er verführe das Volk; beyde aber behaupten immer, Thatſachen ſind da, mehr oder weniger, warum hüpft man über dieſe hinweg? Alles raiſonnirt und erklärt, — aber wo iſt der, der blos beobachtet? Es iſt wirklich unterhaltend, zuzuſehen, wie unlogiſch man bey dieſer Sache verfährt, ſey ſie noch ſo lacherlich. Jeder beurtheilt den Mann nicht nach Gaßners, ſondern nach ſeiner eigenen Theorie. Gaßner will kein Apoſtel ſeyn, iſt's alſo billig, ſeine Operationen mit den apoſtoliſchen zu vergleichen? Gaßner will kein Wunderthäter ſeyn, iſt's alſo billig, irgend eine Theorie von Wundern, die man

„haben mag, auf ihn anzuwenden? Ich gebiete nur dem
„Teufel, ſagt er, und er hört auf zu wirken aus Ehrfurcht
„vor dem Namen Jeſu. Gott wirkt nicht! Eigentlich
„iſt alſo das, was vorgeht, kein Wunder. Sey nun
„Gaßner ein Israelit, in dem kein Falſch iſt, wie Zwanzig
„gegen Einen behaupten, oder ein von Jeſuiten beſoldeter
„Betrüger, wie Eins gegen Hundert behauptet, allemal
„iſt man ſchuldig, ihn nach ſeiner Theorie und ſeiner
„Prätenſion zu beurtheilen. Man verſtößt gegen die erſten
„Gründe der Logik und alle Billigkeit, wenn man, ſtatt
„die Thatſachen zu unterſuchen, raiſonnirt, und ihm zu
„Laſt legt, daß er dieß oder jenes nicht könne, was er zu
„können nie behauptet hat. Ich geſtehe Ihnen, Briefe
„von Gaßner geſehen zu haben, die nur entweder von der
„redlichſten Seele oder von dem verfluchteſten Tartüffe herkommen
„können. Ich müßte mich verachten, wenn ich beym
„Leſen dieſer Briefe mir hätte können einfallen laſſen: Gaßner
„iſt ein Betruger. — Ich ſchäme mich nicht, zu ſagen,
„daß ich, die Sache zu unterſuchen, ſelbſt Luſt hatte,
„wären nicht unvermeidliche Hinderniſſe dazwiſchen gekommen.
„Ich habe eine ſolche Menge von Nachrichten vor
„mir, daß die Wichtigkeit und Wurdigkeit einer genauen
„Unterſuchung außer Zweifel iſt. Aber was werden meine
„Feinde hiezu ſagen? Sie werden lachen und lugen. —
„Aber leichter iſt Lachen als Unterſuchen. Der Narr lacht,
„der Weiſe unterſucht, und nachher mag er lachen oder weinen.
„Gaßner iſt kein Wunderthäter, und will keiner ſeyn,
„aber ein Exorciſt? ſagſt Du Proteſtant; das ſoll und darf
„er ſeyn. Alle Partheyen geben Thatſachen zu, alſo unterſuchet.
„Wer ſoll's thun? Viele können's nicht, Viele
„wollen's nicht. Katholiken können nicht, Proteſtanten
„wollen nicht. Wer ſoll's? Nochmal, lachen iſt leichter
„als unterſuchen.“ Zürch, den 31. Mai 1775.

In dieſen beyden letztern Briefen ſteht die wahre Aufklärung der falſchen gegenuber. Die wahre dringt auf Unterſuchung und muß darauf dringen, weil Chriſtus ſelbſt darauf hinweiſt, wenn er ſagt: „Wenn ihr meiner Lehre nicht glaubet, ſo glaubet doch meinen Werken.“ Die falſche hingegen bleibt an ihrem Dogma hängen, das ſchon nach kurzem Jahreswechſel eine andere Geſtalt annimmt. Die Macht des Geſchehens ſteht über der Macht der Meinung. Warum kam jene Prüfungscommiſſion der verſchiedenen Confeſſionen nicht zu Stande, welche Dr. Schleiß dem Dr. Semler vorſchlug? Vermuthlich, weil die Rationaliſten fürchteten, ihre Dogmen möchten von der Gewalt der Thatſachen überflügelt werden, ſie möchten mit eigenen Augen ſehen müſſen, was ein Augenzeuge von den Wirkungen Gaßner's auf das Volk erzählt: „Es ſeye beynahe alle Tage das zugetroffen, was zu den Zeiten der Apoſtel ſich ereignete, Act. 19, 17. „Cecidit timor super omnes illos et magnificabatur nomen Domini Jesu.“

So verhält es ſich in Wahrheit mit der Kurart Gaßners; allein die Aufklärungsepoche hat ſie nicht nur ungeprüft verdammt und aus dem Gedächtniß verwiſcht, ſondern auch einen Bann an ſie gelegt. Der Exorcismus iſt nun allgemein verboten und ihm überhaupt die Befugniß genommen, im Namen Jeſu zu wirken und Kranke zu heilen. Die Polizey hebt mit dem Misbrauche, der allerdings häufig ſeyn mochte, auch den guten Gebrauch auf und greift inſofern in jene Glaubensmacht ein, welche Chriſtus ausdrücklich in ſeinen Namen gelegt hat. Man erwäge nur die beyden oben erwähnten Geſchichten von Döffingen und Gärtringen, nach welchen die Energumenen von den Geiſtlichen in die Kirche genommen, durch eine paſſende Rede dem Volke vorgeſtellt und dieſes zum gemeinſchaftlichen Gebet und zur Theilnahme ermahnt wurde. War auf dieſe Weiſe die Stimmung der Gemüther hervorgebracht, welche der Glaube verlangt, ſo trat alsdann der Geiſtliche vor den Kranken und befahl dem unreinen Geiſt im Namen des Herrn Jeſu zu weichen, was auch jedesmal zutraf, indem die Kranken von ihren Plagen auf der

Stelle befreit wurden. Wo findet ſich hiebey etwas Arges und der Polizey Verdächtiges?

Der Exorcismus könnte wohl unter die erlaubten und ſogar wohlthätigen, nicht den Aberglauben, ſondern den Glauben befördernden Mittel wieder aufgenommen werden, wenn er unter Bedingungen geſtellt wurde, welche ſeinen Mißbrauch verhindern. Die vorliegenden Geſchichten haben viel Belehrendes in dieſer Hinſicht, was ſich ſyſtematiſch ordnen läßt auf folgende Weiſe:

Finden ſich mehrere der oben angegebenen Zeichen der Beſitzung bey einem Kranken, der die Hülfe der Aerzte lange geſucht und nicht gefunden hat, ſo kann er nur dadurch den Händen der Teufelsbanner, Segenſprecher und unbefugten Exorciſten entriſſen werden, wenn ſich geprüfte Männer, beſonders Aerzte und Geiſtliche, finden, welche mit dem zu dieſem Zwecke nöthigen Glaubensmuth ausgerüſtet ſind. Alle Eigenſchaften dieſer Männer concentriren ſich in der Wahrheit des Namens Jeſu, weil die Wahrheit, in's Heilige aufgenommen, zur Kraft wird, welche die Unnatur beſiegt. Daher ſind auch einfache, fromme Männer aus dem Volke ganz tauglich. Die Behandlung einer ſolchen Perſon kann in verſchiedene Perioden abgetheilt werden:

Erſtens in eine Vorbereitungszeit. Hieher gehört der Gaßner'ſche Exorcismus probativus, durch welchen das Unnatürliche der Krankheit ſich in allen Richtungen hin offenbaren muß. Zugleich muß eine ſolche Perſon zum Faſten (ſparſamer Diät) und Beten angehalten, im Glauben geſtärkt und beſonders darin geübt werden, daß ſie dem Befehl, den der Exorciſt im Namen des Herrn gibt, innerlich beyſtimmen, und das, was geſchehen ſoll, durch den eigenen Willen zugleich hervorrufen ſolle. Iſt der Magnetismus, was bey ſolchen Kuren mir eine wichtige Entdeckung von Dr. Kerner zu ſeyn ſcheint, anwendbar, entweder in der gewöhnlichen oder umgekehrten Manipulation, ſo darf er nicht verſäumt werden, weil er die Perſon in dem magnetiſchen Halbſchlaf mit ihrem Schutzgeiſt in Communikation bringt, wodurch ſich viele Aufſchlüſſe ergeben, die der Behandlung äußerſt günſtig werden können. Auch ſcheint es, daß durch die Vermittlung des guten menſchlichen Willens der Schutzgeiſt in eine freiere und kräftigere Wirkſamkeit geſetzt wird.

Da die Meinung, daß die Dämonen nichts anderes als verſtorbene unſelige Menſchen ſind, große Wahrſcheinlichkeit hat, ſo muß nicht nur der Name des Dämons herausgebracht, ſondern er muß auch, und dieß zu wiederholten Malen, zum Sündenbekenntniß angehalten werden. Darüber wird ein förmliches Protokoll geführt, das häufig mit allen Angaben und beſtändiger Mahnung zur Wahrheit ihm wieder vorgehalten werden muß. Denn der Lügengeiſt, der in dieſen verdorbenen Seelen ſteckt, läßt ſelten die Wahrheit frey bekennen; doch können ſie durch die Qual, welche ihnen die heiligen Namen verurſachen, zuletzt dazu gezwungen werden.

Iſt das Sündenbekenntniß vorüber, ſo kommt die Reihe an die Bekehrungsverſuche, die immer mehr oder weniger Anklang finden, ſobald die geheimen Sünden, die ſie in das jenſeitige Leben mit hinübernahmen, offenbar werden und die Seele entlaſten.

Dieſes Verfahren hat den doppelten Zweck, erſtlich, daß der Dämon mehr von dem Menſchenleib abgelöst wird und ſeine Luſt zu quälen und zu peinigen verliert, zweitens, daß durch das Licht, das in die dunkle Seele fällt, die Begierde in ihm erregt wird, ſich an die Gnade Gottes zu wenden. Dieſer religiöſe Punkt iſt von keiner geringen Wichtigkeit, da es, eine verlorne Seele zu retten, unter die erſten chriſtlichen Pflichten gehört. Der Ausſpruch: „Fahr' aus in die Hölle,“ iſt unchriſtlich. Hat ja Chriſtus auch der Bitte der Dämonen, in die Schweine zu fahren, nachgegeben.

Nach dieſer Vorbereitung kommt die zweite Periode, in welcher der **Exorcismus expulsivus** förmlich vorgenommen wird.

Die beſte Methode würde allerdings die ſeyn, welche die beyden Geiſtlichen in Döffingen und Gärtringen befolgten, nämlich den Exorcismus nach dem Gottesdienſt bei verſammelter Gemeinde und unter Mitwirkung ihres Gebets in der Kirche vorzunehmen. Bey den Katholiken gehört dieß Alles nicht blos unter die erlaubten, ſondern ſelbſt unter die verordneten Gebräuche, wie überhaupt in der katholiſchen Kirche der Exorcismus unter einen ganz andern Geſichtspunkt geſtellt wird, als in der proteſtantiſchen. Allein, wo finden wir eine ſolche Gemeinde, die an einem ſolchen Akt nicht Anſtoß und Aergerniß nehmen und mit herzlicher innerer Beyſtimmung den Geiſtlichen unterſtützen würde, ſo daß, wie Pfarrer Hartmann von ſeiner Gemeinde in Döſſingen erzählt, eine mächtige Bewegung, Angſt, Furcht, Zittern, Weinen, Bangigkeit die Gemüther der Gemeinde ergriffe? Nicht überall trifft man ſolche Gemeinden an, wie die Gemeinde Bonnet im franzöſiſchen Maasdepartement iſt, welche, um Verrückte zu heilen, durch ihre Mitwirkung eine ſchon lange daſelbſt gebräuchliche Heilmethode unterſtützt, die darin beſteht, daß der Verrückte in Begleitung der frommen Inwohner und Kinder in Form einer Prozeſſion zu einer dem Schutzpatron der Irren geweihten Quelle, von da in die Kirche geführt und nach Abhaltung einer feyerlichen Meſſe in eine Zelle gebracht wird, wo er unter Aufſicht freundlicher Wärter ſteht. Dieſe Heilmethode dauert neun Tage und wird daher Neufaine genannt. Das Tagebuch dieſes Orts gibt eine Menge geheilter Kranken an.

Eine gleiche Anſtalt würde ohne Zweifel auch bey Energumenen von großem Erfolg ſeyn, aber es fehlt an der Hauptſache, nämlich an dem frommen Sinn ſolcher Gemeinden.

In Ermanglung deſſen bleibt nichts übrig, als daß ſich eine kleine Anzahl frommer Männer zu dieſem Zwecke verſammelt, durch Geſang und Gebet die glaubige Stimmung hervorruft und auf dieſe Weiſe den förmlichen Austreibungsakt unterſtützt. Die einfachſte exorciſtiſche Formel im Namen Jeſu oder der h. Dreyfaltigkeit iſt die beſte. Gaßner gebrauchte ſelten das vorgeſchriebene römiſche Ritual, weswegen er auch von den Prieſtern vielfach angefeindet wurde. Er gebot ganz einfach im Namen des Herrn, und es geſchah. Denn das Senfkorn des Glaubens wächſt zu einer unermeßlichen Macht, während ein Gran des Zweifels Alles zerſtört. Exorciſtiſche Formeln ſind übrigens auch da zuläſſig, wo durch ſie der Glaube an die Kraft des Namens Jeſu eine Steigerung erhält, aber ſie dürfen nichts unevangeliſches enthalten, was ihre Kraft ſchwächen würde. In der Geſchichte der Cäcilie legt der Pater Sicard den größten Werth auf die wunderthätige Maria von Steinbach, worüber ihn der Dämon mit dem bitterſten Spott heimſchickt, indem er ihm ſagte: „Er ſolle nur bey der Steinbacherin bleiben, die werde ihn ſchon hinausbringen.“ Ein andermal ſagte er zur Cäcilie: „Sieheſt du nicht, daß alles Beſchwören nichts hilft? Es „ſind ja ſo viele Schismen (Exorcismen) geſprochen wer„den, daß die Vögel in der Luft ſie bald ſingen und pfei„fen werden. Die Steinbacherin kann und will dir nicht „helfen. Darum nimm ein kleines Stricklein und mach „deinem Leben ein Ende.“ Ein ſolcher Exorcismus kann nichts wirken, weil er unevangeliſch iſt. Ganz anders verhielt ſich jener Dämon, welchen Pfarrer Hartmann in Döſſingen mit Hölle und Verdammniß und dem Namen Jeſu bedrohete, wobei der Dämon ausrief: O heiß! o heiß! O Qual! o Qual!

Iſt nach der erwähnten Methode der Exorcismus gelungen, ſo muß die Perſon auch für die Zukunft verwahrt werden, eingedenk jenes Befehls Chriſti: „Fahre aus und kehre nicht mehr zurück.“ Uebrigens kann man ſich des Gelingens nur dann verſichert halten, wann die folgenden Tage auf wiederholte Aufforderungen keine Zufälle mehr erſcheinen.

So viel vom Exorcismus. Die Verſtändigen werden nun fragen, wie man eine ſo nichtige Sache ſo lange ernſthaft behandeln könne? Ich entgegne ihnen ganz einfach, daß ich dieſe Sache nicht ernſthafter behandle, als ſie Chriſtus, die Apoſtel und die ganze Kirche behandelt haben. So lange nicht nachgewieſen iſt, daß die Beſitzungen ſeit Chriſti Zeiten aufgehört haben, ſo lange muß auch von einem Exorcismus die Rede ſeyn. Die Hauptſache iſt, dieſe Behandlung den Händen der Teufelsbeſchwörer und Segenſprecher zu entreißen, welche ſie zu Gewinn und Täuſchung misbrauchen, und ſie ſolchen Händen anzuvertrauen, welche ſie, wie **Gaßner**, zur Ehre Gottes und zu Beweiſung der Kraft des Namens Jeſu ausüben. Die Fälle ſind ohnedieß ſelten, aber die göttliche Zulaſſung mag ihre Zwecke dabey haben, und unter dieſen iſt wohl auch der, dem Unglauben die beyden Reiche der Unnatur und der Uebernatur vorzuhalten und den Sieg des Letztern über das Erſtere in ſeiner Herrlichkeit zu zeigen.

Was die Einwürfe überhaupt betrifft, ſo werde ich noch ſpäter auf dieſelben mich einlaſſen.

Vom Zauber.

Der andere nicht weniger wichtige Zweig der Unnatur iſt der **Zauber**, den ich aber hier nur mit einigen theoretiſchen Momenten berühre, ganz abſehend von der großen Menge von Thatſachen, welche in den Schriften und Protocollen aller Zeitalter über ihn geſammelt ſind. Wer möchte alle die Gattungen und Arten von Magieen, Mantieen und Skepieen zählen, welche zur klaſſiſchen Literatur des Satans gehören und beſonders von Schriftſtellern des Mittelalters in förmliche Syſteme gebracht ſind? Eine factiſche Wahrheit muß zum Grunde liegen; denn die Conformität der Geſtändniſſe und Zeugniſſe der dem Zauber ergebenen und gerichtlich verhörten Perſonen aus allen Zeitaltern, ſo weit die Geſchichte ſich mit dieſem Gegenſtand befaßt, iſt nicht erklärbar ohne die Conformität der Thatſachen, obgleich Vieles davon in den Nebel des Aberglaubens, der Vorurtheile und der Schwärmereien eingehüllt ſeyn mag.

Das Mittelalter war in Hinſicht von Beſitzung und Zauber reich an Thatſachen, aber ſie wurden nicht verſtanden und geprüſt, und darum wurde der furchtbarſte Misbrauch damit getrieben. Die Brutalität der Inquiſitionsgerichte und der Torturen ſchien vielmehr, ſtatt den Teufel auszutreiben, ihn nachzuahmen, ſo daß es unentſchieden blieb, auf welcher Seite der ſtärkere Bund mit dem Teufel war. Durch die Tortur wird das Recht mitten entzwey geriſſen, und der Delinquent kommt über ſeinen Richter zu ſtehen; denn dieſer begeht ein Verbrechen gegen die Menſchlichkeit überhaupt, jener verletzt nur einzelne Glieder der Geſellſchaft.

Der Zauber verletzt zwar auch unmittelbar die göttliche Ordnung, aber eben hier hat der menſchliche Richter Vieles dem göttlichen zu überlaſſen, und auf keine Weiſe mit gewaltſamen Mitteln, die Gott eben ſo wenig angenehm ſind, zu verfahren. Indirecte hat daher Chriſtian Thomaſius, welcher zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, übrigens mit wenig beſagenden Gründen, die Meinung vertheidigte, „es gebe keinen Bund mit dem Teufel,“ das Verdienſt, dem Unfug geſteuert zu haben, und es war faſt beſſer, dem Zauber freyes Feld einzuräumen, als die Gefahr zu haben, daß auch unſchuldige Perſonen im förmlichen Rechtsweg verurtheilt werden konnten.

Zur Reiſe einer Sache müſſen immer zwey Momente zuſammentreffen: 1) die Weckung des Intereſſes durch eine gediegene, im Gefolge wichtiger Erſcheinungen auftretende Thatſache, und 2) das Urtheil, welches ſie zu prüfen verſteht, und ihr in der großen Sphäre des Wiſſens und Glaubens ihr Gebiet anweist.

Iſt das erſte Moment blos da, ohne das zweyte, ſo iſt das Intereſſe blind und dumm, das Außerordentliche der Erſcheinung wird dem Aberglauben, der Unwiſſenheit und dem Misbrauche preisgegeben, und das Wahre, was darunter verborgen liegt, geht unter, während das Schlechte eine Zeit lang ſeine Rolle ſpielt, aber zuletzt durch ſeine ſchädlichen Folgen auch ſeinen Untergang findet, und ſomit wird das Ganze vergeſſen. So erging es der Beſitzung und dem Zauber.

Iſt das Zweyte ohne das Erſte, ſo fehlt das Intereſſe dafür; denn die ältern Geſchichten wirken nichts mehr auf ein aufgeklärtes Zeitalter. Man zweifelt gewöhnlich, ob jene Männer, jene Gerichte, jene Conſilien, welche dieſe Gegenſtände zu verhandeln hatten, richtig geſehen, gehört und verſtanden haben, ſo daß die Thatſachen jener Zeiten jetzt nicht mehr geglaubt, ſondern in Hintergrund geſtellt werden.

Die Geſchichten uber Beſitzung und Zauber ſind wie alte Munzen zu betrachten, die zwar außer Curs geſetzt und im Schatze verwahrt ſind, aber doch einen wahren innern Werth haben. Der Kenner nur ſchätzt ſie und ſucht ſie auf, aber im Kauf und Verkauf gelten ſie nichts. Soll ihr Werth wieder in Umlauf kommen, ſo muſſen ſie eingeſchmolzen werden und ein neues Gepräge bekommen.

Wie es ſich nun auch mit dem factiſchen Beſtand verhalten mag, ſo iſt hier die Rede blos davon, ob die Sätze, die ich fur die Unnatur folgerte, auch auf die beſondere Geſtaltung derſelben, was man Zauber nennt, angewandt werden können, und inſofern gehört die Aufgabe vor das Forum der Speculation.

Die Definition, die ſich aus den vielen Schriften, die uber dieſen Gegenſtand handeln, ſchöpfen läßt, wird folgende ſeyn:

Zauber iſt diejenige Wirkung der Unnatur, wodurch der Satan eine Menſchenſeele durch einen ausdrücklichen oder ſtillſchweigenden Vertrag zum förmlichen Eigenthum machen, ihren Willen mit ſeiner Macht vereinigen, dadurch gegen die gewöhnlichen Geſetze der Natur handeln und auf vielfältige aber geheime Weiſe Unheil und Schaden ſtiften kann.

Für den Zauber hat das Evangelium keine Beweisſtellen, wie für die Beſitzung; nur die Apoſtelgeſchichte ſpricht von dem Zauberer Simon, welcher das ſamaritiſche Volk verzaubert habe und in großem Anſehen ſtand. Allein, das Evangelium konnte auch in dem Sinne, wie jetzt der Zauber angenommen iſt, nicht von demſelben handeln. Wie Paulus dem Tiſch und dem Kelch des Herrn den Tiſch und den Kelch der Teufel entgegenſetzt, ſo wird auch der Bund mit Chriſto dem Bund mit dem Satan entgegengeſetzt. Nach allen Beſchreibungen beſteht dieſer Bund in der feyerlichen Abſagung des Taufbundes, in der Abſchwörung der Sacramente, in der Verfluchung der h. Dreyfaltigkeit und in einer Menge Ceremonien, die alle dem Satan geweiht ſind.

Und nun fragt ſich: kann die menſchliche Natur ſich bis zu dieſem Grad verſchlimmern, und können die beſondern Wirkungen, welche man dem Zauber zuſchreibt, daraus hervorgehen?

Auch zu Erklärung des Zaubers kann nur die Kraft der Unnatur ausreichen, wie ſie aus ihrem Abgrunde heraufragt in die menſchliche Natur, und nun Wirkungen hervorbringt, welche die Geſetze unſerer Natur weit überſchreiten.

Die menſchliche Natur iſt kein blos einſeitiges Verhältniß zwiſchen Endlichem und Unendlichem, Zeitlichem und Ewigem, Irdiſchem und Himmliſchem, ſondern eine volle Proportion, in welcher ſie zwiſchen zwey Extremen in der Mitte erſcheint. Und ſo ſtellt auch das Evangelium den Menſchen zwiſchen die Verſuchung des Satans und die Erleuchtung des Geiſtes Gottes.

Das poſitive Extrem beugt um in die Verklärung himmliſcher Weſen, wo eine höhere Kraft den Menſchen beſeelt, welche wohlthätig, heilend und im Segen wirkt, den Menſchen zur Wohlfarth dient und Gott wohlgefällig iſt. Das negative Extrem hingegen beugt um in die Scheuſale dämoniſcher Weſen, wo eine unnatürliche Kraft den Menſchen beſeelt, welche verderblich, zerſtörend und im Fluche wirkt, den Menſchen zum Schaden dient und von Gott verdammt iſt. In der Mitte aber zwiſchen den Extremen ſteht der Menſch frey, und dieſe Freyheit iſt die Gabe Gottes, welche den Menſchen zur Selbſtbeſtimmung befähigt und ihn zum Schöpfer ſeiner Thaten und Werke macht.

Der Menſch kann ſich nun zum Fluch oder Segen wenden. Jenes iſt ſeine Schuld, dieſes ſein Verdienſt. So lange er innerhalb der Gränzen ſtehen bleibt, in welchen das Böſe zwar ſeine verſchiedenen Wurzeln treibt, aber doch das religiöſe chriſtliche Princip nicht verläugnet wird, ſo lange mögen zwar alle Richtungen des Böſen, vom Element der Eigenliebe an durch Laſter und Verbrechen bis zur abgefeimten Bosheit, ſich in ihm ausbilden, aber er hat doch noch ſeinen Stützpunkt am chriſtlichen Prinzip nicht verloren, und kann ſich an ihm wieder aufrichten.

Geht der Menſch aber in das negative Extrem ſelbſt über, wo die Natur umbeugt in die Unnatur, dann wird er ein Eigenthum des Satans. Er übergibt ſich ihm in einem förmlichen Bunde, ſchwört das chriſtliche Princip förmlich ab, und ſein ganzes Leben wird Scheuſal und Fluch. Aber dann wirken auch die Kräfte der Unnatur in ihm und durch ihn auf eine Weiſe, welche dem naturgemäßen Wirken nicht mehr analog iſt.

Dieß iſt dann die Magie der dem Zauber ergebenen Perſonen, welche aus eigener Luſt ſich zu Werkzeugen des Satans gebrauchen laſſen.

Es ſcheint überhaupt, daß der Satan, ein ſo gewaltiger Feind der Menſchen er auch iſt, dennoch keine Macht hat, durch ſich ſelbſt den Menſchen zu ſchaden. Daher nennt das Evangelium den Satan gewöhnlich nur den Verſucher und Verführer, nicht den Thäter und Verbrecher ſelbſt. Er bedarf nothwendig eines menſchlichen Willens, um Uebels in der Welt zu ſtiften; er bedarf eines Organs, wodurch ſeine atomiſtiſche Kraft mit der menſchlichen Natur vermittelt wird. Viele Menſchen dienen ihm zwar unwillkührlich und unbewußt dadurch, daß er ihre Leidenſchaften aufreizt und ſie nach und nach an den Rand des Abgrunds führt, aber dabey bleibt ſeine Herrſchaft immer noch ungewiß, weil ein einziger Wurf des Schickſals ihm dieſe Menſchen wieder entreißen und vom Verderben retten kann, was unzählige Male in der Welt geſchieht.

Bekommt er aber Menſchen in ſeine Gewalt, die aus eigenem Antrieb und aus innerer Luſt die Werke der Finſterniß lieben und ſuchen, wie Judas Iſcharioth, die ſich an ihn verkaufen, einen freywilligen Bund mit ihm eingehen und ihm ihren Willen unbedingt zum Gehorſam leihen, dann erſt iſt ſeine Herrſchaft geſichert, und dann erſt vermögen die Kräfte der Unnatur in die Welt hereinzuwirken. Aber wehe dieſen Menſchen! Man kann von ihnen ſagen, was Chriſtus vom Iſcharioth ſagt: „Es wäre ihnen beſſer, ſie wären nie geboren.“

Aus dieſen Sätzen ergibt ſich, daß der böſe Wille des Menſchen ſich mit der magiſchen Kraft des Satans verbinden müſſe, wenn es zu Werken der Verzauberung kommen ſoll.

Was nun die Erſcheinungen des Zaubers betrifft, die ſich in den Volksſagen, mit vielem Unſinn vermiſcht, ſeit vielen Jahrhunderten fortpflanzen, und die ich hier nicht ſpeciell berühre, ſo läßt ſich ein großer Theil davon auf die Macht reduziren, „ſich überall hin verſetzen zu können, entweder auf unſichtbare Weiſe oder unter den dem Menſchen ungewöhnlichen Formen.“

Die vielerley Hypotheſen, welche die Schriftſteller theils aus den Protokollen und Geſtändniſſen, theils aus den Rechtsconſilien hieruber geſchöpft haben, laſſe ich hier gleichfalls zur Seite liegen, und berühre blos die Frage über die Möglichkeit einer ſolchen Verſetzung.

Aus den Sätzen über die Unnatur geht hervor, daß es über der negativen Gränze der menſchlichen Ordnung Weſen geben könne oder müſſe, welche keine aus Fleiſch und Blut organiſirte Leiber, ſondern nur Scheinkörper haben, die ſie vermittelſt der individualiſirenden Lebenskraft aus Atomen beliebig zuſammenſetzen und wieder auflöſen können. Dieſe atomiſtiſchen Körper ſind von uns ſinnlich nicht wahrnehmbar, obgleich ſie der Lebenskraft als Organe zu Bewegung und Handlung eben ſo gut dienen, als die organiſirten Körper. Dieſe Weſen ſind die Dämonen.

Die Erſcheinungen des Somnambulismus belehren uns zur Genüge, daß Seele und Geiſt abwechſelnd ſich außer dem Leibe verſetzen und nicht nur in die Ferne ſehen, ſondern auch in die Ferne wirken und ſich mittheilen können. Bey der Seherin von Prevorſt kam dieſes öfters vor, und merkwürdig iſt ihre Unterſcheidung hiebey, daß das Heraustreten des Geiſtes, wie bey dem Anklopfen bey **Dr.** Kerner, durch den feſten Willen im tiefen magnetiſchen Zuſtande, das Heraustreten der Seele aber, wie bey dem Tode ihres Vaters, aus Kummer und Sehnſucht geſchehen ſey.

Die Erklärung dieſer Erſcheinung beruht auf den Eigenſchaften des Nervengeiſtes, welcher, als Verbindungsglied zwiſchen Seele und Körper, das wirkſame Agens aller Bewegung iſt. Verſetzt ſich nun der Geiſt oder die Seele außer dem Leib, ſo geſchieht es immer nur in Begleitung des Nervengeiſtes, der als plaſtiſches Princip, dem Willen unterthan, ſich auf mannigfache Weiſe wahrnehmbar machen kann. Nach dem Tode bleibt, nach der Seherin, der Nervengeiſt als ätheriſche Hülle mit der Seele vereint, und vollführt, inſofern die Seele zum niedern Geiſterreich gehört, noch manche den Sinnen vernehmliche Bewegung.

Das Heraustreten von Seele und Geiſt ſetzt aber immer einen Zuſtand voraus, in welchem das Band beyder mit dem Leib viel loſer geworden iſt, als im natürlich wachenden Leben.

Dieſer Zuſtand iſt auf doppelte Weiſe möglich. Die menſchliche Natur wird in Beziehung des organiſchen Leibes an ihren beyden Gränzen oder Extremen in gleiche Wirkungen verſetzt. An der poſitiven Gränze, wo ſie in die Verklärung übergeht, wie es im magnetiſchen Leben der Fall iſt, löſen ſich Seele und Geiſt weit leichter vom Leib, als im natürlich-wachenden Zuſtand. Dieß iſt aber auch der gleiche Fall an der negativen Gränze, wo Seele und Geiſt in das Scheuſal der Unnatur übergehen. Die feſteſte Vereinigung des Leibes mit Seele und Geiſt iſt nur da, wo die Glieder jener Proportionen, nämlich der phyſiſchen, organiſchen und moraliſchen Ordnung, mit einander harmoniſch vereinigt ſind, d. h. wo ſie am weiteſten von den Extremen abſtehen.

Alles dieß erwogen, liegt die Annahme nicht ferne, daß der Teufel ſolche Menſchen, die ſich ihm mit Seele und Leib ergeben, in ſolche Zuſtände verſetzen könne, daß ſie nicht nur unabhängig vom Körper wirken, ſondern auch, da er durch ſeine atomiſtiſche Kraft ihrem Willen irgend einen Scheinkörper anbilden kann, unter verſchiedenen und ungewöhnlichen Formen, die jedoch nur Blendwerke ſind, erſcheinen können.

Die Exiſtenz des Zaubers wurde bisher nur als eine hypothetiſche Möglichkeit angenommen, unerachtet wir eine ſolche Maſſe beglaubigter Thatſachen vor uns liegen haben, daß es ſchwer wird, an ſeiner factiſchen Wirklichkeit zu zweifeln. Uebrigens mag ſich über ſolche Dinge jeder nach Belieben ſeine Ueberzeugung bilden. Die unſrige hat ſich nicht nur aus Thatſachen, ſondern auch aus theoretiſchen Gründen gebildet. Wir geben ſie auf der Stelle auf, ſobald man uns beweist, daß beydes falſch und irrig iſt. Aber wir geben ſie nicht auf, wenn blos das fade rationaliſtiſche Geſchwätz oder die vornehme Ignoranz, die ſich Aufklärung nennt, ſich einer Autorität in dieſer Sache anmaßen und über die Thatſachen erheben will.

Beleuchtung der Einwürfe gegen Beſitzung und Zauber.

Ueber die theoretiſchen Sätze von Beſitzung und Zauber werden alle diejenigen lächeln, die ſich weiſe dünken, d. h. ſolche, die ſich in den Vernunft- und Naturzuſammenhang ſo hineingelebt haben, daß ſie ſchon über die Möglichkeit, daß es anders ſeyn könne, einen Schauder bekommen. Sie haben an ihrer Wiſſenſchaft eine Art Streichmaas, womit ſie alles das, was über den Scheffel geht, welchen ihr Geiſt zu tragen im Stande iſt, wegſtreichen. Sie verſtehen mit *Hegel* die große Kunſt, wie der Geiſt das Geſchehene ungeſchehen, oder das ſo Geſchehene anders machen könne. Sie ſind es, welche vor dem Gedanken einer Unnatur erſchrecken, dafür aber den Menſchen immer auf ſanften Fittichen in den Himmel hinüberwiegen und ihn ganz wohlfeilen Kaufs in die Seligkeit einführen. Das große Gegengewicht, das der Fürſt der Welt und der Finſterniß an der Wage unſerer Schickſale hat, ahnen und erkennen ſie nicht, und brauchen ſomit auch keine Waffen dagegen. Den Himmel hätten ſie wohl gerne, aber ohne die Mühe des Kampfes, der Hölle zu entgehen. Das Eine iſt jedoch nur durchs andere möglich. Das Licht des Himmels tritt nur am Schatten der Hölle ganz hervor, und das Evangelium, welches die höchſte Proportion des Geiſtes in ſich faßt, zeigt uns die Hölle als das negative Extrem derſelben. Dieſe große Proportion hat die Philoſophie noch nicht ſtudirt, und ſtumpert blos an den Verhältniſſen des Lebens herum. Hegel überhebt ſich dieſer Mühen auf eine geſchickte Weiſe. Er verlegt den Himmel des Jenſeits in das Dieſſeits, und dadurch entſchlägt er ſich auch der Hölle mit einem Federzug. Denn wer keinen Himmel hat, braucht auch keine Hölle. Conſequent iſt ein ſolcher Gedanke, aber kaum des Nachdenkens werth.

Die Einwürfe, welche gewöhnlich gegen Beſitzung und Zauber ſich erheben, ſind verſchieden nach den Geſichtspunkten, von welchen Jeder ausgeht. Sie lauten:

Von Seiten des Juriſten: „Die gerichtlich erhobenen Thatſachen ſind unſicher, theils wegen der Präſumtionen der Richter, die meiſtens aus den Inquiſitionsgerichten genommen waren, theils wegen der durch Gewaltmittel erpreßten Geſtändniſſe.“

Von Seiten des Pathologen: „Die Zufälle der Beſitzung gehören größtentheils zu den Nervenanomalieen.“

Von Seiten des Pſychologen: „Die Erſcheinungen von Beſitzung und Zauber ſind bald Simulation, bald fixe Idee.“

Von Seiten des Philoſophen: „Die Erſcheinungen widerſtreiten dem Vernunft- und Naturzuſammenhang.“

Von Seiten des Theologen: „Die Zulaſſung einer dämoniſchen Gewalt bey unſchuldigen Menſchen verträgt ſich nicht mit der Güte und Gerechtigkeit Gottes.“

Unſicheres richterliches Verfahren.

Die Juriſten haben ihren Thomaſius, welcher in ſeiner Inaugural-Diſſertation „de Crimine Magiae“ ſich zuerſt an die Spitze derjenigen Partey ſtellte, welche das Zauberwerk für null und nichtig erklärte, obgleich ſeine Hauptgründe, daß deswegen kein Bund exiſtire, weil der Satan keinen Leib annehmen könne, ein Betrüger ſey, und daß kein Nutzen dabey herauskomme, von wenig Bedeutung ſind.

Von Bedeutung dagegen ſind zu damaliger Zeit die Präſumtionen der Richter, welche auf das richterliche Verfahren in Dingen, wo ſo ſelten ein vollſtändiger juridiſcher Beweis zu erzielen iſt, ſchädlich einwirken mußten. Die Natur des Verbrechens iſt von der Art, daß der Thäter nie auf der That ertappt, von Zeugen überführt und durch die gewöhnlichen Criterien ausgemittelt werden kann. Verdachtsgründe aber geben blos eine moraliſche Ueberzeugung, aber keinen juridiſchen Beweis. Und ſo ſcheint in dem frühern Verfahren an die Stelle des juridiſchen Beweiſes immer die moraliſche Ueberzeugung getreten zu ſeyn, was den factiſchen Beſtand des Verbrechens höchſt ungewiß macht.

Bedeutender noch in ihrer Nullität ſind die durch Torturen erpreßten Geſtändniſſe. Denn da ſelbſt die freyen Geſtändniſſe eines Verbrechens nur dann den juridiſchen Glauben verdienen, wenn die That durch andere Umſtände ihre factiſche Richtigkeit gewinnt, ſo können erpreßte Geſtändniſſe um ſo weniger genügen.

Am bedeutendſten aber iſt der Einwurf, daß die freyen Geſtändniſſe von einem Wahn herrühren können, als hätten dieſe Perſonen das wirklich an ihrem Körper erlebt, durch ihren Willen beſchloſſen und durch ihre Hände ausgeführt, was blos ein ihrer Phantaſie vorgeſpiegeltes ſataniſches Blendwerk ſey. (Dieſer Einwurf wird noch ſpäter berückſichtigt.)

Soll das richterliche Verfahren in Dingen der Zauberey ſich über alle Einwürfe erheben, ſo muß es folgende Eigenſchaften haben:

1) Der Beſtand der Thatſachen muß durch eine förmliche Unterſuchung erhoben und in ein Protokoll verfaßt werden.

2) Sind es mehrere ſchuldige Perſonen, ſo müſſen ihre abgeſonderten Verhöre zu Geſtändniſſen führen, welche in den Thatſachen völlig übereinſtimmen.

3) Die Depoſitionen der Zeugen müſſen die angegebenen Verbrechen beſtätigen, wodurch der Verdacht, daß die Verbrechen bloſe vorgeſpiegelte Blendwerke ſeyen, am beſten gehoben wird.

4) Der Richter muß nicht nur ſich aller Gewalmittel und Ueberredungskünſte enthalten, ſondern auch durch Schärfung des Gewiſſens und religiöſe Ermahnungen die Schuldigen zu freyen Geſtändniſſen mit unermüdeter Geduld zu bewegen ſuchen.

5) Einen geſchärften Grad von Wahrheit erhalten die freyen Geſtändniſſe, wenn ſie von Reue und Leid über die begangenen Miſſethaten und von der Aeußerung, daß ſie jede Strafe wohl verdienen, begleitet ſind.

6) Die Acten müſſen in Conſilien erwogen und durch ein förmliches Rechtsurtheil nach dem Beſtand der Geſetze beſchloſſen werden.

Sind nun vollends die Angaben über die Natur des Verbrechens mit den Protokollen der vorhergehenden Jahrhunderte und bey den verſchiedenſten Völkern gänzlich conform, ſo werden wir über die factiſche Wahrheit nicht mehr im Ungewiſſen ſeyn.

Gerade von dieſer Qualität ſind die Protokolle und juridiſchen Facultäts-Conſilien, welche der Zufall in unſere Hände geſpielt hat und aus welchen ſich auch die theoretiſchen Momente über den Zauber gebildet haben. In ihnen ſind alle Erforderniſſe erfüllt, alle obige Einwürfe gehoben, und alles, was dem frühern richterlichen Verfahren aus den Zeiten der Inquiſition zur Laſt fällt, iſt weggeräumt. Dennoch wollen wir das Siegel nicht löſen, womit unſer aufgeklärtes Jahrhundert dieſe Geheimniſſe verſiegelt hat, ſondekn die Sache blos als eine philoſophiſche Aufgabe würdigen.

Aus Allem aber erhellt, daß ein förmlicher Contrakt mit dem Meiſter der Unnatur keine bloſe Fiction der Dichter iſt, und daß die Fauſtianer dieſes Reich bey weitem noch nicht in jenen tiefern Beziehungen erfaßt haben, in welchen die ſataniſche Ironie und Proſtitution mit der Menſchennatur liegt.

Statt daß jetzt die Juriſten einen ſolchen Contrakt als einen verpönten Rechtshandel von ſich weiſen, kann man ſich vielmehr darüber wundern, daß ſich noch keine Rabbuliſten aufgeworfen haben, welche dem Satan ſein Recht, das er durch einen förmlichen Contrakt auf Leib und Seele ſeiner Clienten ſich erworben, als jus quaesitum vor den ordentlichen Gerichten vindiciren. Denn da er doch Persona publica iſt und als Fürſt der Welt, wie wir aus der Verſuchungsgeſchichte wiſſen, Reiche und Herrlichkeiten zu verſchenken hat, ſo iſt es doch auffallend, daß ihm noch kein privilegirter Gerichtsſtand eingeräumt iſt, vor welchem ſeine Anwälte plaidiren. So viel iſt gewiß, daß er vor einem abſoluten Forum die meiſten Prozeſſe gewinnen würde. Da ihm aber das öffentliche Libelliren noch nicht geſtattet iſt, ſo muß er ſich freilich auf die Politik beſchränken, durch Suggeſtionen die Zaubereyen für Fabeln zu erklären und ihre Prozeſſe ſogleich zu aboliren.

Gibt es aber wirklich einen Contrakt der Art, ſo iſt ein anderer Umſtand der größten Aufmerkſamkeit des Richters werth, nämlich daß die gewöhnlich ſchon in früher Jugend verführten, verblendeten und betrogenen Menſchen, die als verlorene Seelen zu betrachten ſind, noch zu rechter Zeit zu Erkenntniß ihrer Sünden und zur Reue und Bekehrung gelangen, um ihrer ewigen Beſtimmung genügen zu können. Und dazu iſt nur, wie wir aus unſern Protokollen erſehen, ein nach den obigen Qualitäten eingerichtetes richterliches Verfahren geeignet.

Nerven-Anomalieen.

Der Patholog hat auch eine Rubrik „Insgemein," in die er ſolche Erſcheinungen einſchiebt, die ſich unter keine feſte Grundſätze bringen laſſen, welche ſich aber doch brauchen läßt, um das Unverſtandene wenigſtens durch das Wort verſtändlich zu machen, nicht aber der Sache nach zu erklären. Was im Innern des Organismus vorgehen muß, bis es zu einer Epilepſie, Catalepſie, St. Veitstanz, toniſchen und kloniſchen Krämpfen, und zu dem großen Heer der hyſteriſchen und hypochondriſchen Zufälle kommen kann, weiß die Pathologie nicht. Die Nerven im Zuſammenhang mit den Gefühlen gebähren die Krankheiten des Gemeingefühls; die Nerven im Zuſammenhang mit der Einbildungskraft gebähren die Viſionen, Phantasmen, Geſpenſter und Schreckgeſtalten, welche der Seele ein objectives Daſeyn vorſpiegeln, aber keines haben. Obgleich dieß nur in den Träumen der Fall iſt, ſo kann doch ein ſolcher Zuſtand auch in das wachende Leben fallen und in ihm eine Reihe gleichförmig wiederkehrender Erſcheinungen körperlich und geiſtig hervorbringen, welche, da uns die geheimen Kräfte und Geſetze verborgen ſind, uns außernatürlich ſcheinen und uns das Bild eines Beſeſſenen aufbringen. Iſt die Einbildungskraft ſo lebhaft, daß ſie die Vorſtellung ganz verdrängt, ſo kann ſie den Zuſammenhang der wahren Perſönlichkeit mit der Außenwelt gänzlich aufheben, und alsdann tritt die Viſion als falſche Perſönlichkeit ganz in das Bewußtſeyn und ſpielt daſelbſt kürzere oder längere Zeit ſo gut ihre Rolle, als wäre ſie die wahre Perſönlichkeit. Dem Umſtehenden kommt es dann ſo vor, als wäre ein Dämon in die Perſon gefahren, während blos eine Viſion Perſönlichkeit annahm. Dieß iſt der Erklärungsgrund von den Scenen und Erſcheinungen bey dem Mädchen von Orlach und der Frau U . . n von J . . m. Ihre Dämonen waren nichts anders, als perſönlich gewordene Viſionen. Spielt ja der Irre die Rolle eines Königs oder Kaiſers oder gar unſers Herrn Gottes mit großer Conſequenz und bey anſcheinender Geſundheit durch, warum ſollte das Gleiche nicht in periodiſchen Uebergängen möglich ſeyn?

Eben ſo iſt es der Erklärungsgrund der Geſtändniſſe jener Perſonen, die ſich für Zauberinnen halten. Sie glauben das wirklich erlebt und gethan zu haben, was blos eine in ihnen perſönlich gewordene Viſion war, die ihre ganze Seele einnahm.

Dieß wird ungefähr auf dieſem Standpunkt der ſtärkſte und umfaſſendſte Einwurf ſeyn, den wir zu beantworten haben.

Wir geben zu, daß eine Viſion eine ſolche Intenſität erreichen könne, daß ſie nicht nur das Ich aus ſeiner Stelle verdrängt, ſondern auch das ganze Nervenſyſtem in Bewegung ſetzt, und zwar in ſolche, welche mit der Viſion übereinſtimmt. Aber dieſe Viſion muß dann doch auf eigenem Boden gewachſen ſeyn und darf der Gemüthsart und dem moraliſchen Charakter nicht widerſprechen. Wenn wir nun bey gutartigen, nie überſpannten, vielmehr ſehr einfachen und chriſtlichen Perſonen auf einmal Hohn und Spott gegen die Menſchen, und die ärgſten Läſterungen gegen Gott, Chriſtum und die Religion ausſtoßen ſehen, ſie mit einer rauhen Baßſtimme reden hören, wenn ſich vor Augenzeugen Dinge ereignen, die nur von fremder, unbekannter Hand kommen konnten, wenn vorher verkündete Thatſachen eintreffen und die Geſchichte ſich in ſolche Scenen verwickelt, welche die Erfindungsgabe und die Diction dieſer Perſonen weit überſteigen, ſo werden wir wohl genöthigt ſeyn, einen andern Erklärungsgrund aufzuſuchen. Dieß war nun wirklich bey dem Mädchen von Orlach der Fall.

Was hingegen die Frau U..n von Z..m und die meiſten übrigen Geſchichten betrifft, ſo war von keiner Viſion die Rede. Der natürliche Zuſtand wechſelte mit dem unnatürlichen ohne irgend eine Viſion oder Phantaſma. Der unnatürliche trat gewöhnlich ſogleich ein, wenn man fromme Worte an die Perſon richtete, und hörte auf den Ruf des Schutzgeiſtes plötzlich auf, während ſonſt kein Mittel vorhanden war, ihn zu vertreiben. Die Frau gab nicht nur mit Namen und Perſonalien einen Verſtorbenen an, den ſie erwieſener Maßen nie kannte, ſondern ſeine Geſichtszüge, wie er ſie im Leben hatte, drückten ſich zugleich in ihrem Geſichte ab. Dieß geht weit über eine Viſion.

Auch läßt es ſich nicht mit einer Viſion reimen, daß der Zuſtand, welcher nach den frühern Exorcismen immer wiederkehrte, nur auf einen ſolchen ausblieb, der das Weib auch für die Zukunft verwahrte. Uebrigens muß man den Verlauf der Sache ſelbſt geſehen haben, um dem nichtigen Wort *einer Nervenanomalie mit Viſion* den Abſchied zu geben.

Aber eben ſo wenig reicht jene Hypotheſe zu, die zum Kreiſe der Zauberey gehörigen Erſcheinungen zu erklären. Wären es bloſe Geſtändniſſe von geſehenen und gehörten Scenen, ſo möchte es noch gehen; aber da, wo die Ausſage mit einer in der Wirklichkeit ſubſtantiell gewordenen Handlung übereinſtimmt, hört Viſion und Phantaſma auf.

Simulation.

Daß beſonders Frauenzimmer ſich leicht in eine andere Rolle einſtudiren, eine fremde Individualität abſichtlich annehmen, in allen Actionen und Reden nachahmen und mit großer Conſequenz durchführen können, iſt kein Zweifel, aber es müſſen unreine Triebfedern zum Grunde liegen. Wo Geld, Ehre, Aufſehen oder irgend ein Vortheil zu gewinnen iſt, da dürfen wir wohl auf Verſtellung rathen. Wo aber dieß Alles fehlt, vielmehr nichts als Koſten, Sorgen, Jammer und üble Nachreden einzuernten ſind, da werden wir uns hüten, an Simulation zu denken. Dieß war auch bey den beyden erſten erwähnten Perſonen ſo ſehr der Fall, daß wohl Niemand, der ſie kannte, den Gedanken an Verſtellung haben konnte. Die guten Prädicate, das ganze Benehmen, die bittern Klagen über ihr Schickſal, Gebet und Faſten, wie bey der U..n, die ſehnlichſten Bitten um Hülfe, das ſtrengſte Erfüllen aller Gebote ſind lauter ſprechende Beweiſe dagegen.

Simulation kann nur bey Beſeſſenen angenommen werden; denn daß ſich eine ehrbare Frau zur Zauberin verſtellen wird, wird wohl kein Menſch im Ernſte behaupten.

Fixe Idee.

Könnte nicht die Macht der fixen Idee, *die Rolle einer Beſeſſenen oder Zauberin zu ſpielen*, eine Perſon von Jugend an ſo ſehr beherrſchen, daß dieſe Idee ſie zu allen den Viſionen, zu den Selbſtanklagen verübter Verbrechen, zu den Verführungen Anderer, zu den Gottesläſterungen und zum Religionshaß, ja endlich bis zum Scheiterhaufen führen könnte, während dieſe Perſonen ſonſt ſich ſehr klug benehmen und jedes Geſchäft verrichten?

Dagegen ſprechen überwiegende Gründe:

1) Eine ſolche fixe Idee wäre ſo alt, als die erſte Urkunde des Menſchengeſchlechts. Denn ſchon in der Moſaiſchen Geſetzgebung ſteht Exod. C. 22, V. 18. „Die Zauberinnen ſollt ihr nicht leben laſſen.“ In den ältern Schriften finden wir alle die magiſchen Künſte in ein förmliches Syſtem gebracht und alle die Sammlungen zeigen uns, daß dieſes geheime Uebel von den älteſten Zeiten in einer ſteten Reihenfolge bis auf unſere Zeiten ſich geſchichtlich nachweiſen läßt. Dieſe fixe Idee muß demnach nicht blos ein periodiſches Uebel, wie etwa die Cholera, ſondern ein ſtatio-

nares des menſchlichen Herzens ſeyn, was ihrer Natur widerſpricht, da ſie nie einen allgemeinen Charakter annimmt.

2) Dieſe Perſonen läugnen, wie aus den Protokollen erhellt, anfangs ſehr hartnäckig, geſtehen, widerrufen und geſtehen wieder. Dieß iſt gegen die Natur einer fixen Idee, die eben, weil ſie fix iſt, ſich getreu bleibt.

3) Die Angaben harmoniren mit den Thatſachen, und dieß unter Umſtänden, wo das verübte Uebel einer blos natürlichen Urſache und nicht dem Zauber zugeſchrieben wird. Dieß verträgt ſich nicht mit der Beſchaffenheit einer fixen Idee.

4) Wenn in der Jugend verführte Kinder unbefangen erzählen, was ſie ſahen und erfuhren, und Dinge beſchreiben, welche weit über ihren Horizont gehen, und nicht aus ihnen ſelbſt als Fictionen, Viſionen und Phantasmen hervorgehen konnten, wenn dieſe Beſchreibung mit allen andern Geſchichten genau übereinſtimmt, ſo muß wohl dieſer Uebereinſtimmung ein faktiſcher Beſtand zum Grunde liegen, was die Annahme einer fixen Idee gänzlich zurückweiſt.

5) Da der Charakter der fixen Idee darin beſteht, daß ihr Inhalt nicht mit der Wirklichkeit und mit dem feſten Anſchauungsgeſetz von Raum und Zeit übereinſtimmt, alſo unwahr iſt, ſo kann die ſtrenge Conſequenz der Verbrechen, die im Namen des Teufels verübt werden, eben ſo wenig eine fixe Idee ſeyn, als es die Conſequenz frommer Handlungen im Namen Gottes iſt. Wollte man es ſo weit treiben, ſo würde man zuletzt Mühe haben, die fixe Idee von der geſunden Vernunft zu unterſcheiden, und der Menſch würde ſich ſelbſt zu einer Ironie machen. Daß bey Verbrechen die fixe Idee einen Cauſal-Zuſammenhang mit der Wirklichkeit habe, hat wohl noch kein Menſch behauptet.

6) Am meiſten aber widerſpricht der Annahme einer fixen Idee, daß die Depoſitionen der Zeugen mit den in beyden Protokollen eingeſtandenen Vergehen genau übereinſtimmten. Denn wir müßten im andern Falle annehmen, daß die fixe

Idee ihre unbegreifliche Anſteckungskraft auf alle die vor Gericht geladenen Zeugen ausgebreitet hätte, — eine Meinung, die gefährlicher wäre, als das Hexenwerk ſelbſt. Für das Verbrechen ſelbſt müßte übrigens das richterliche Urtheil ſehr gelind ausfallen. Die Perſon ginge frei aus, und nur die fixe Idee müßte auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden.

Vernunft und Natur-Zuſammenhang.

Die Rationaliſten meinen, wenn ſie den großen Geſetzesplan von Vernunft und Natur in eine Wagſchale legen, und alle Thatſachen der Hexenprotokolle in die andere, ſo müſſe das ſchwere Dogma zuverläſſig das leichte Hexenwerk wegſchnellen. Aber ſo iſt es nicht, die Thatſache wiegt weit ſchwerer, als alle Dogmen zuſammengenommen. Es iſt ein Wahn, wenn man glaubt, man dürfe die Thatſache entweder läugnen oder wenigſtens ſo beſchneiden, daß das Dogma ihm anpaßt. Vielmehr ſteht die Macht des Geſchehens über allem Raiſonnement, und die Theorie muß ſich ſo lange ſtrecken, bis ſie die Thatſache erreicht.

Was von dieſer Sache zu halten iſt, habe ich in frühern Sätzen deutlich auseinander gelegt, und es wäre Ueberfluß, die gleiche Anſicht hier wieder vorzubringen. Ich bemerke hier nur den Hauptpunkt, um den ſich das Ganze dreht.

Der Vernunft- und Natur-Zuſammenhang gilt nur für die Ordnungen, in welche der Menſch geſtellt iſt, nämlich die phyſiſche, organiſche und intelligible Ordnung. In jeder dieſer Ordnungen iſt eine Proportion von Potenzen, welche in ihren Gliedern zwar einen mannigfaltigen Wechſel geſtattet, aber ſie doch gebunden hält. In der phyſiſchen Ordnung bilden dieſe Proportion: Schwere, Wärme und Licht; in der organiſchen: Reproduction, Irritabilität und

Senſibilität, und in der intelligibeln: Denken, Fühlen und Wollen. Dieſe drey Reihen von Potenzen konſtituiren die innere und äußere Natur des Menſchen und ſtehen unter beſtimmten ſowohl logiſchen Vernunft- als phyſiſchen Naturgeſetzen, die durch alle Ordnungen einen Zuſammenhang bilden. Aber eben in dieſem Zuſammenhang binden die Glieder jeder Proportion und die Potenzen der Ordnungen einander, und daher kann keines ſich ſeiner Natur nach frey äußern. So verhält es ſich in dem Mittelglied der menſchlichen Natur, in welchem ſich alle Kräfte indifferenziiren. Aber anders verhält es ſich in den Extremen. Die Kräfte iſoliren ſich, ihre Bindung hört auf, und jede kann ſich nun frey ihrer Beſchaffenheit nach äußern, und dadurch müſſen ganz andere Wirkungen zum Vorſchein kommen, als innerhalb des Zuſammenhangs. Dieſe beyden Extreme ſind die Unnatur und Uebernatur. In der erſteren wirkt die Schwere in ihrer atomiſtiſchen, Alles durchdringenden Kraft, ſie iſt an keine Leiblichkeit gebunden, und das Lebensprincip, das ſich in ihm individualiſirt, bildet lauter Scheinkörper, die ſich blos wie Luftgeſtalten figuriren, aber, wie die magnetiſche Kraft, ſich gewöhnlich den Sinnen entziehen. Steht dieſe atomiſtiſche Kraft einem Willen zu Gebote, der durch irgend eine Vermittlung in die Natur hereinwirken kann, ſo entſtehen Wirkungen, welche den Naturzuſammenhang aufheben, und dieß iſt nun das, was wir magiſche Kraft nennen.

Der Satan iſt der Meiſter der Unnatur. Ihm gehört das Reich der iſolirten Schwere oder, was das Nämliche iſt, der Finſterniß. Er gebietet über jene atomiſtiſche Kraft, und vermittelſt des Lebensprincips vermag er ſich in allen Scheinkörpern zu individualiſiren. Steht ihm nun ein fremder Wille zu Gebote, mit dem er ſeine Macht vereinigen kann, ſo wirkt er durch dieſen in die Natur herein, und ſo entſteht der Zauber.

Umgekehrt verhält es ſich in der Uebernatur. In ihr iſolirt ſich die Lichtkraſt und wirkt in ihrer Freiheit. Sie iſt auch an keine Leiblichkeit gebunden, aber das Lebensprincip individualiſirt ſich in ihm zu lauter Idealen, wie in der Unnatur zu lauter Scheuſalen. Dieſe beyden Kräfte ſtehen auch einem Willen zu Gebote, und wo dieſe drey zuſammentreffen, da iſt das Reich der Engel und Chriſtus ihr Herrſcher. Auch von dieſem Reiche aus vermitteln ſich die Kräfte mit der menſchlichen Natur, ſobald der Wille des Menſchen im lebendigen Glauben ſich ihren Einflüſſen öffnet. Dieſe Einflüſſe überwältigen zwar auch die Naturgeſetze, aber ſie ſind immer wohlthätiger und ſegenvoller Art, während dieſe der Unnatur immer zerſtörend und im Fluche wirken.

Und nun glaube ich den Einwurf, daß Beſitzung und Zauber nichtig ſeyen, weil ſie gegen den Vernunft- und Natur-Zuſammenhang ſtreiten, in den Hauptpunkten widerlegt zu haben.

Göttliche Zulaſſung.

Die Frage: Wie reimt ſich Beſitzung und Zauber mit der göttlichen Güte und Gerechtigkeit? iſt allerdings unter allen Einwürfen einer der wichtigſten, und wir ſind ganz mit der Ehrfurcht einverſtanden, daß lieber alle die erwähnten Thatſachen und ihre Protokolle zu nichte gemacht werden, als daß jenen göttlichen Eigenſchaften Abbruch geſchehe. Aber zum Glück hat ſich bisher alles Böſe in der Welt und alle Uebel und Gebrechen der Menſchheit mit der göttlichen Zulaſſung, und unbeſchadet der Güte und Gerechtigkeit, vereinigen laſſen, und ſo iſt es auch des Verſuches werth, die Teufeleyen unter dieſen Geſichtspunkt zu ſtellen.

Eine Stimme, die, wie man zu ſagen pflegt, ſchon vor dem Streich ein Geſchrey erhebt, läßt ſich auf folgende

Weiſe vernehmen: „Die neueſte Teufelslehre (nämlich dieſe, welche Beſitzung und Zauber annimmt) greife die Gottheit in ihrer Weſenheit an. Sie (die Gottheit) iſt allmächtig und läßt ihre Herrſchaft dem Verworfenſten. Sie iſt die unendliche Güte und gibt ihr Ebenbild in die Gewalt des furchtbarſten Feindes. Sie iſt die heiligſte Gerechtigkeit und treibt das willkührlichſte Spiel mit der Höllenqual. Sie iſt die unendliche Liebe und läßt die gebrechlichen Menſchen ganz aus ihrer Gnade fallen.“

Dieß ſind die Paradeſätze der Halbtheologen, welche das, was die innere Bewegung evangeliſcher Wahrheiten als Schaum auf die Oberfläche wirft, ablöſen und zur Ergötzlichkeit dem Publikum in farbigen Blaſen wiedergeben. Haben denn Chriſtus, die Apoſtel und die Kirche, welche unverholen von der Macht des Satans und ſeinem Reiche ſprechen und die Menſchen vor ſeinen Tücken beſtändig warnen, je an der Allmacht, Güte, Gerechtigkeit und Liebe Gottes gezweifelt? Es muß alſo doch beydes nebeneinander beſtehen und dazu laſſen ſich wohl auch Sätze finden.

Wie auch der Satan urſprünglich mag geſtellt geweſen ſeyn, ſo erhellt doch ſo viel aus Allem, daß ihm eine große Sphäre der Freiheit anvertraut war und daß er aus Misbrauch dieſer Freiheit von Gott entfernt und verbannt wurde. Aber deswegen hört der Satan nicht auf, gleich den Menſchen unter der Gerechtigkeit Gottes zu ſtehen und nach ſeinen Werken gerichtet zu werden. Nicht undeutlich erhellt aus dem Evangelium, daß ſchon mancherley Gerichte über ihn ergangen ſind. Unter dieſen Gerichten iſt auch das, daß er mit ſeinen Engeln vom Himmel auf die Erde geworfen wurde, und obgleich der Himmel dadurch voll Freude über ſeinen Sturz iſt, ſo iſt dafür der Erde ein um ſo größeres Wehe angekündigt. Er iſt, wie das Evangelium ſagt, der Fürſt der Welt und der Finſterniß, und wie wir uns die innere Beſchaffenheit eines ſolchen Weſens zu denken haben, habe ich aus den Extremen der Unnatur zu entwickeln geſucht. Aber ſeine Freiheit iſt ihm deswegen noch nicht genommen, weil eben mit der Gerechtigkeit, Güte und Liebe Gottes die Freiheit nicht nur beſtehen kann, ſondern beſtehen muß, bis zu jenem Grad von Verworfenheit, wo die Strafe nothwendig den Verluſt der Freiheit nach ſich zieht.

Der Satan iſt jetzt noch nicht in den Abgrund gebunden. Wer aber nicht gebunden iſt, hat ein freyes Wirken und Thun. Iſt nun die Freyheit überhaupt das höchſte Gut, was dem Geiſterreich verliehen iſt, ſo muß auch die Wahl zwiſchen gut und böſe ungehindert beſtehen, damit Jeder der freye Schöpfer ſeiner Werke werden kann. Daraus ergibt ſich als unmittelbare Folge die göttliche Zulaſſung des Böſen beym Satan wie bey dem Menſchen.

Der Satan iſt nun wirklich der Fürſt der Welt und der Finſterniß, aber ſeine Macht gehet hinein in die Ordnungen, in welche der Menſch geſtellt iſt. Es braucht hier keiner Erwähnung, daß die Allmacht Gottes ihn jeden Augenblick zernichten konnte, aber eben dieſes würde nicht mit den göttlichen Eigenſchaften verträglich ſeyn, zufolge deren jeder Geiſt nur nach ſeinen Werken gerichtet wird. So gewiß die Gerechtigkeit dem weltlichen Richter nicht zuläßt, einen Menſchen eines geringen Verbrechens wegen gleich an Freiheit und Leben zu ſtrafen, ſo gewiß iſt das auch bey der göttlichen Gerechtigkeit der Fall. Vielmehr ſehen wir bey allen den verſchiedenen Gerichten, welche den Satan betroffen, zugleich auch das Recht mit der Gnade gepaart, indem jedes Gericht ihm zugleich als eine neue Friſt der Buße und Bekehrung dienen konnte. Weſſen Schuld iſt es dann, wenn dieſe Friſt nicht benutzt wird?

Durch die erſte Verführung der Menſchen zog ſich der Satan zwar den göttlichen Fluch zu, aber der Weg zum menſchlichen Herzen war ihm nun für immer gebahnt. Aber auch die Menſchheit ſoll nur nach ihren Werken gerichtet werden, und darum wurde ihr Loos auch ihrer Freiheit anheimgeſtellt. Sie konnte dieſe Freyheit zum Guten und zun Gehorſam gegen Gott gebrauchen, und dazu hatte auc Gott an Erweckungsmitteln es nicht fehlen laſſen. Si konnte aber auch die Freiheit zum Böſen und zum Abfal von Gott misbrauchen, und dazu verleitete ſie der Satan So fiel nach und nach das Uebergewicht an der Wage de Freiheit auf die Weltſucht und Selbſtſucht, und die verderbliche Folge war der allgemeine Götzendienſt, die Sklaverey des Satans. Aus dieſem Abgrunde konnte ſich di Menſchheit nicht ſelbſt wieder herausziehen. Soll ſie dahe nicht verloren gehen, ſo muß Einer kommen, der ſie rette und wieder auf jene Stufe erhebt, auf welcher ſie wiede ihrer Freyheit machtig wird, um Seligkeit oder Verdammniß aus ſich ſelbſt zu erwerben an der Hand der Lehre un der Verheißungen.

Dieſer Retter iſt Chriſtus. Durch ihn iſt die Integration der Menſchheit wieder eingeleitet worden, un hiezu iſt der einzige poſitive und untrügliche Weg die Wah heit des Evangeliums und der Glaube an den Namen de Herrn. Die Macht des Satans iſt nun gebrochen ſo wei daß er dem Namen Jeſu und allen Glaubigen untertha gemacht iſt, und dieß iſt doch wohl genug fur den, de ſein ewiges Heil angelegen iſt, aber im Uebrigen iſt e noch der gleiche Menſchenfeind und der gleiche Vater de Lugen und wird es auch bleiben, bis er in den Abgrun verworfen wird.

So verhält es ſich mit der Zulaſſung Gottes neben de Eigenſchaften der Gerechtigkeit und Gnade in Hinſicht de Satans.

Noch hat der Satan ein freies Wirken in die Welt he ein aus ſeinem Reiche der Finſterniß, und dieß zeigt ſi einerſeits in der Zaubermacht durch Vermittlung des böſe Willens der Menſchen, die er ſchon hier durch einen förmlichen Bund zum Eigenthum macht, und andererſeits der politiſchen Lebensherrſchaft über die Welt, worüber aber Gott ſich das Gericht vorbehalten hat.

Der Hauptpunkt, um den es ſich dreht, iſt, daß der Satan für ſich keine Macht hat, der Menſchheit zu ſchaden, ſondern nur durch den böſen Willen des Einen auf den Andern. Er iſt nur der Verführer und Verſucher, aber nicht der unmittelbare Thäter. Der böſe Wille der Menſchen aber muß zugelaſſen ſeyn, wenn der Geiſt frey ſeyn und nach ſeinen Werken gerichtet werden ſoll. Die Fragen um die göttliche Zulaſſung ſtehen daher einander überall parallel. Fragt man, wie mag es Gott dulden, daß unſchuldige Menſchen der Beſitzung und Zaubermacht unterworfen ſind? — ſo erwiedere ich: Warum fragt ihr nicht, warum es Gott dulde, daß Hunderttauſende einem politiſchen Wahn zu lieb geopfert werden? Oder auch nur, warum er dulde, daß ein Menſch den andern beraubt und mordet? Die Antwort iſt immer die gleiche, weil, wenn die Freiheit das höchſte Gut iſt, auch die Macht, Böſes zu thun, damit beſtehen muß. Es bleiben freilich zuletzt Geheimniſſe zurück, die wir nicht ergründen können, weil ſie ihren Zuſammenhang mehr mit der Heiligkeit Gottes als mit ſeiner Güte und Gerechtigkeit haben. Um dieſen Zuſammenhang zu faſſen, dazu gehört, daß wir den Geſchichtsplan nicht nur der Erde, ſondern des Weltalls verſtehen müßten, was für uns unmögliche Werthe ſind.

Fragen, wie dieſe, warum der Teufel nicht die vornehmen Sünder und Gottesläugner ergreiſe? beantworten ſich von ſelbſt, — weil er ſie ſchon hat.

Wie ſollte er diejenigen plagen, die ſich ihm ergeben? Da wäre ja das Reich uneins und würde in ſich zerfallen. Was kann dem Satan willkommener ſeyn, als daß der Glaube an Beſitzung und Zauber aufgehört hat und er überall freies Quartier findet, das wie mit Beſen gekehret und geſchmücket iſt?

Es iſt allerdings gut, daß es keine Hexenproceſſe me
gibt, wie ſie früher betrieben wurden; denn ſie waren d
Schmach der Juſtiz und der Menſchheit, aber es iſt nic
gut, daß jeder Ankläger ſogleich in Gefahr kommt, a
Verläumder geſtraft zu werden, weil die Natur des Ve
brechens keinen juridiſchen Beweis zuläßt.

Wohl mögen auch die Fälle viel ſeltener ſein als frühe
und dieß aus dem einfachen Grunde, weil der Religion
unterricht jetzt allgemein geworden iſt, was er früher nic
war. Nach den Protokollen ſind die Kinder ſchon in fr
her Jugend dazu verführt worden, und da konnte der Te
felsſamen Platz finden, weil noch kein chriſtlicher ausg
ſtreut war, aber jetzt treibt vielfältig der chriſtliche de
teufliſchen aus. Doch wer mag dem Unkraut wehren, da
es nicht unter den Weizen ſich miſche? Sollen ja die Ki
der der Bosheit, welche der Teufel ſäet, neben den Ki
dern des Reichs, welche des Menſchen Sohn ſäet, beſt
hen und fortwachſen bis zur großen Ernte.

Letztlich hat ſich der Verfaſſer dieſer Reflexionen noch v
dem unedeln Mißverſtand, der ſeine Tücke in Verdrehung d
Meinung nicht laſſen kann, zu verwahren und ſpricht ſi
daher ganz frey über die abgehandelten Gegenſtände au

1) An die Wirklichkeit der Beſitzung glaubte er vor all
Unterſuchung ſchon um des Evangeliums, der Kirche un
der Thatſachen wegen, die ihm unbezweifelt ſcheinen. Sei
theoretiſche Unterſuchung, hauptſächlich über die Beſchaffe
heit der Unnatur, führte ihn aber auch auf die innere Mö
lichkeit eines ſolchen Zuſtandes und auf eine Erklärung ſ
ner Erſcheinungen, und beſtärkte dadurch den Glauben
ſeine Wirklichkeit.

2) Ob die erwähnten Geſchichten ſtreng genommen
den Beſitzungen in älterer Bedeutung gehören, mag we

noch problematiſch ſeyn, aber auf jeden Fall ſind die den ältern Erfahrungen analogen Erſcheinungen ſo ſtark darin nachgebildet, daß das Recht, ſie unter die gleiche Rubrik zu bringen, nicht wohl verkannt werden kann. Dem Skepticismus laſſen ſie freilich genug Spielraum übrig, was unvermeidlich iſt, da die Natur oder vielmehr Unnatur des Gegenſtandes in Hinſicht auf Grund und Urſache myſteriöſer Art iſt und bleiben muß. Ohne Zweifel wäre es auch den Menſchen nicht gut, wenn es zur Evidenz käme, weil jeder darin frey bleiben ſoll, ſich ſeinen Glauben und ſeine Lehre daraus zu nehmen, wie ihm beliebt. Indeſſen ſind es rein beobachtete Phänomene, die ſchon ihrer Seltenheit wegen verdienen aufgezeichnet zu werden.

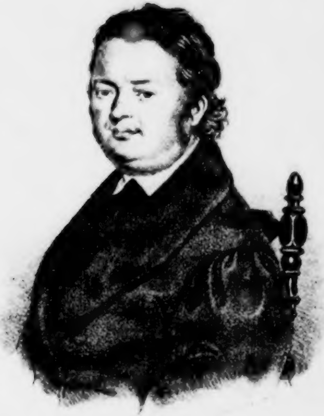
3) In Beziehung des Zaubers ging es dem Verf. gerade umgekehrt. Er glaubte nie an die Wirklichkeit deſſelben, bis ihm ausführliche Protokolle, juridiſche Fakultäts-Conſilien und in dieſen eine Menge Citaten älterer Schriftſteller zu Geſicht kamen, die ihn in ſeiner Meinung ſchwankend machten, und, wenn überhaupt ein formelles richterliches Verfahren in Erhebung von Thatſachen eine ſichere Bürgſchaft des Geſchehens iſt, ſchwankend machen mußten. Er ging nun zur Unterſuchung über und fand, daß eine ſolche Richtung der Unnatur, wie ſie der Zauber enthält, eben ſo gut ſtattfinden könne, als die Beſitzung, und ſomit überzeugte er ſich von ſeiner Möglichkeit. Dieß führte ihn natürlich auch auf die Prüfung der Dokumente, die ſeine Wirklichkeit bezeugen.

Zu dieſem Ende ging er eine ziemliche Reihe von Schriften durch, die in den frühern Jahrhunderten ſich mit dieſem Gegenſtand ſowohl dafür als dagegen beſchäftigten. Mit den Reſultaten dieſer Schriften verglich er die Protokolle und die in denſelben niedergelegten ganz freyen Geſtändniſſe von ſechs dem Zauber ergebenen Perſonen, und überzeugte ſich, nicht nur, daß die abgeſonderten Verhöre der ſechs Perſonen in Hinſicht der Thatſachen des Zaubers vollkommen gleiche Angaben enthielten, ſondern auch, daß dieſe Angaben mit dem, was die älteſten Schriftſteller davon aufgezeichnet hatten, völlig conform waren. Was die ältern Schriftſteller betrifft, ſo ſind diejenigen, welche den Zauber verwerfen, auf eine kleine Zahl beſchränkt, während die entgegengeſetzte Meinung ſehr viele Verfechter zählt. Eines der Rechtsconſilien gibt die Zahl Jener mit Namen auf Zwölf an, während Goldaſt in ſeinem Traktat: Rechtliches Bedenken von Confiskation ꝛc. Hundert und zwanzig aufzählt, welche für die Wirklichkeit des Zaubers ſich erklären.

4) Es konnte nicht fehlen, daß in jenen Zeiten, wo dieſer Gegenſtand gleichſam an der Tagesordnung war, der menſchliche Geiſt nicht zögerte, auch eine wiſſenſchaftliche Berathung darüber anzuſtellen, und ſo bildeten ſich drey Hypotheſen, welche mit mehr oder weniger Glück jene Phänomene zu erklären ſuchten. Dieſe Hypotheſen konnten übrigens nicht tief gehen, da ihnen die Aufſchlüſſe des magnetiſchen Lebens fehlten. Der Blick in die Unnatur fängt jetzt erſt an, ſich nicht nur dogmatiſch, ſondern wiſſenſchaftlich zu erweitern. Denn ſo lange die Philoſophie nicht glaubt, was das Evangelium vom Satan und ſeinem dämoniſchen Reiche ſagt, — wie ſoll es zu einer Unterſuchung kommen? Die chriſtliche Philoſophie verlangt dieß, und darum habe ich mich nicht geſcheut, dieſen Gegenſtand zu einem Problem zu machen.

5) Nach Allem, was der Verf. über dieſen Gegenſtand geſammelt, gedacht und verglichen hat, iſt ihm wenigſtens die frühere Wirklichkeit des Zaubers mehr als wahrſcheinlich. Ob er jetzt noch fortdauert iſt eine andere Frage. Denn da der Zauber, was ſich von ſelbſt verſteht, nur unter göttlicher Zulaſſung beſteht, dieſe aber in der Weisheit Gottes wohl ihre Gränze haben kann, ſo iſt, da wenigſtens neuere und zwar beglaubigte Thatſachen fehlen, darüber nichts zu entſcheiden.

6) Was die Erſcheinungen ſelbſt betrifft, ſo ſind ſie blos als Scheuſale merkwürdig, und ſind in den fünf Hauptzügen: Betrug, Häßlichkeit, Unzucht, Verführung und Gotteslästerung enthalten, und bezeichnen ſo recht das Reich der Unnatur, das immer darauf ausgeht, das Ebenbildliche mit Gott zu verderben und die Menſchen zu ſich hinabzuziehen.



Zwischen der Raupe und dem Schmetterling
ist noch ein Mittelzustand – der der fühllosen Puppe.

Justinus Kerner.

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geiſterkunde

und des

magnetiſchen und magiſchen Lebens

nebſt andern Zugaben

für Freunde des Innern

herausgegeben von

Dr. Juſtinus Kerner.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Ebner und Seubert
1840.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt des erſten Bandes.

Seite

Ueber Geiſterunglauben, von Rhenanus 1

Chriſtologiſches, Kosmologiſches und Pneumatologiſches. Von —y— 12

Die antimagiſchen Wiſſenſchaften. Von —y— 29

Ueber Herrn Profeſſor Fiſchers zu Baſel Kunſt, vom Geiſterglauben zu erloſen 33

Ein Wort, die Kreiſe der Seherin von Prevorſt betreffend 53

Berichte aus England. Von —y— 59

Zur Geſchichte der Wünſchelruthe 88

Mittheilungen aus Deutſchland 91

Mit Namen angeführte Orte, an denen Erſcheinungen haften 105

Magiſch-magnetiſche Heilungen. V. W. 109

Scheintod und Ekſtaſe eines Kranken aus dem vorigen Jahrhundert 119

Ekſtaſe eines Scheintodten älterer Zeit 122

Neue Schriften aus dem Reiche des geiſtigen Lebens . 127

Die Kabala. Von —y— 137

Ein Wort der Wahrheit. Vom Herausgeber 145

Die Schutzgeiſter. Von Fr. v. Meyer 152

Geſchichte einer Geiſtererſcheinung und Erlöſung. Von W. 162

Ein Hausgeiſt. Von C. M. in Sp. 170

Ein merkwürdiges Schauen und eine eingetroffene Vorausſage. Von Friedrich Notter 173

Ein räthſelhaftes Schauen. Aus dem Ruſſiſchen von Gretſch 186

Ein zweites Geſicht. Von M. von H. 188

Bedeutungsvolle Träume, I—V 191

Fernwirken im Sterben. V. W. 206

Vorausbeſtimmung der Todesſtunde von Seiten dem Sterben naher Menſchen. Von A. Oſiander . . . 213

Seite
Das Schauen Somnambüler mit der Herzgrube ꝛc. Von K . . . 221
Magiſch-magnetiſche Heilungen. Von W—l. . . . 232
Magnetiſche Heilungen durch die Hand eines Kindes . . . 239
Heilung einer Epilepſie durch den Lebensmagnetismus. Von W 242
Kritiken . . . 246
Eine weimariſche Tradition . . . 269
Einige Prophezeihungen aus älterer Zeit . . . 277
Napoleon und die Prophezeihungen . . . 283
Weiteres von Demoiſelle Lenormand 287
Ein Spuk auf dem Mönchhof bei Graz im Jahr 1818 . . . 295
Der Spuck zu Groben im Jahr 1718 . . . 311
Die Spuckereien im ſchwediſchen Schloſſe Gripsholm. Von Arndt 317
Fragmente aus einem Spucktagebuch vom Jahr 1817 bis 1824 321
Der Ritter von Sachs 332
Der Warnsdorfer Wunderdokter . . . 338
Magiſch-magnetiſcher Zuſtand eines Mädchens . . . 345
Räthſelhafter Spuck mit einem Kinde . . . 349
Ahnungen . . . 354
Aufhebung der Schwerkraft 357
Kurze Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens, 1 bis 14 359
Nachträge zur Geſchichte der magiſch-magnetiſchen Heilung einer zehnjährigen Stummheit 372
Zur Kritik 385
Ein Wort Hiobs 388
Urtheil der römiſchen Kirche über den Magnetismus . . . 392
Neue Schriften, 1 bis 3 394

Magikon.

Archiv für Beobachtungen
aus dem
Gebiete der Geiſterkunde
und des
magnetiſchen und magiſchen Lebens
nebſt andern Zugaben
für Freunde des Innern
als Fortſetzung der
Blätter aus Prevorſt.

Herausgegeben von
Dr. **Juſtinus Kerner.**

Erſter Jahrgang. Erſtes Heft.

Stuttgart,
Verlag von Ebner und Seubert.
1840.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Vorwort.

Weil in unſerer Zeit der abſtrakte, gläſerne Verſtand und das Materielle die Oberhand in den Menſchen gewann, eine Lehre entſtund, die das eigene Ich zum Gotte ſezt und eine perſönliche Fortdauer nach dem Tode beſtreitet, iſt es um ſo wünſchenswerther, daß dasjenige mit treuer Liebe geſammelt und aufbewahrt werde, was aus der innern tiefen Natur der Menſchen, wenn auch oft nur wie ein kurzes Wetterleuchten aus verſchleiertem Himmel, bricht, troz aller Beſtrebungen eines gläſernen Verſtandes, ſich von dieſer innern Natur gewaltſam zu iſoliren.

Darum nun, wäre es auch nur für eine andere kommende Zeit, ſollen in dieſem Archiv hauptſächlich zuverläßige Thatſachen der pſychologiſchen und pneumatologiſchen Erfahrung niedergelegt werden. Zeugniſſe für den Beſtand eines geiſtigen Lebens, die in dieſer Zeit des materiellen Strebens ſo leicht unbeachtet gelaſſen und verloren gehen würden, Zeugniſſe für perſönliche Fortdauer nach dem Tode, welcher Naturwahrheit eine jezt in Mode ſtehende Philoſophie ſo ſehr entgegenſtrebt.

Beſondere Rückſicht ſoll es dem magnetiſchen und ſympathetiſchen Gebiete und ſeinen neuen Vorkommenheiten widmen. Auch andere in das Gebiet der Seelenlehre gehörende, oder auch ſonſt den innern Menſchen anſprechende Erfahrungen und Erörterungen, ſollen von ihm nicht ausgeſchloſſen werden.

Beiſpiele von vorausſagenden Träumen, Vorgefühlen, Geſichten, Ahnungen, dem zweiten Geſichte (second sight) und beſonders auch Beobachtungen aus dem Gebiete des Lebensmagnetismus und der magiſchen Heilungen, ſind ſie aus ächten, zuverläßigen Quellen geſchöpft, werden willkommene Beiträge ſeyn.

Nur ein Zuſammentritt mehrerer Gleichſtrebenden, nicht das Wunderbare, ſondern einzig nur das Wahre Suchenden, kann durch treue Beobachtung und Mittheilung dieſes dunkle Gebiet der Natur näher beleuchten.

Ganz einzig nur nach der Natur ohne allen Rückhalt gegebene Beobachtungen, die nicht für irgend eine Theorie zugeſchnitten und dadurch ſchon verdorben ſind, wünſche ich immer mehr zu erhalten.

Bei ſolchen Beobachtungen ſind Namen und Zeugniſſe Betheiligter, ſo viel ſich ſolche nur immer veröffentlichen laſſen, von großem Werthe.

Zu bedauern iſt freilich, daß Veröffentlichung der Namen oft großen Widerſtand findet: denn man will durch Mittheilungen ſolcher Erfahrungen, beſonders im Gebiete der Geiſtererſcheinungen, nicht von den Gebildeten verlacht und als dem graſſeſten Aberglauben anheimgefallen, erſcheinen. Ich meiner Seits (was ich aber freilich Andern nicht auch zumuthen kann), gebe mich ſolchen Urtheilen mit Vergnügen preis, eingedenk, daß der Naturforſcher bei ſeinen Unterſuchungen, weder den Geſtank eines faulen Körpers, noch den Stich eines Scorpions, noch den Hufſchlag eines Thieres ſcheuen darf.

Das Hereinragen einer Geiſterwelt in die unſere habe ich immer nur von dem naturwiſſenſchaftlichen Geſichtspunkte aus betrachtet und unterſucht. Theorien aus dem Erfunde zogen Andere, hauptſächlich bibliſche Freunde, die ſattſame Beſtätigung jener Erfahrungen in der heiligen Schrift fanden.

Bei dieſen Forſchungen, vorzüglich bei Unterſuchungen jener Erſcheinungen, die bisher nur von dem Volk anerkannt wurden, mußte ich nothwendig aus dem Kreiſe der ſogenannten Gebildeten treten und ſo viel als möglich, um mich von dieſer Naturwahrheit zu überzeugen, zur Natur ſelbſt kehren. Am allerwenigſten konnte ich bei ſolchen Unterſuchungen mich nach dem Meinen und Dafürhalten Derjenigen richten, die ſich „kritiſch wiſſenſaftlich gelehrt“ nennen.

Solche haben ſich durch die von Kindheit auf an ihnen verübte Dreſſirung des Gehirnes durch die Schulweisheit, nach und nach in den Wendungen (giris) ihres Gehirnes wie in Irrgängen verloren, ſie ſind in ihrem eigenen Gehirne, in das die iſolirende Glastafel (tabula vitrea) des Schädels nur ſehr ſchwer Unwägbares einläßt, fixirt und es geht ihnen kein anderes Naturleben mehr auf als das Leben in dieſer ihrer eigenen Halskugel (Kopfe), die ihnen zur Weltkugel wurde. In dieſer erkennen ſie keinen andern

Gott als ihr eigenes Ich. Daher die Leerheit ihrer Urtheile und Meinungen in Dingen, von denen ſie, Kraft dieſer ihrer Iſolirung und Fixirung, gar keine Ahnung haben können, — aber eben daher auch ihre Unzurechnungsfähigkeit und ihre gänzliche Nichtſchuld.

Dieſe mußte und muß ich alſo bei ſolchen Forſchungen beſeitigen und mich dahin wenden, wo noch innere Naturanſchauung, Ahnung und Inſtinkt ſtattfindet, dahin, wo das Geſchöpf noch nicht ſo gänzlich von der Nabelſchnur der Mutternatur abgeſchnitten iſt; ich muß mich zu den Einfältigen, zu den Ungeſchicktſcheinenden, zu dem Volke, wenden.

„Es iſt ſogar als eine rechte Seltenheit zu achten (ſagt Novalis), wenn man das wahre Naturverſtändniß bei großer Beredtſamkeit, Klugheit und einem prächtigen Betragen findet, da es gemeiniglich die einfachen Worte, den geraden Sinn und ein ſchlichtes Weſen hervorbringt oder begleitet. In den Werkſtätten der Handwerker und Künſtler, und da, wo die Menſchen in vielfältigem Umgang und Streit mit der Natur ſind, als da iſt beim Ackerbau, bei der Schifffahrt, bei der Viehzucht, bei den Erzgruben und ſo bei vielen andern Gewerben, ſcheint die Entwicklung dieſes Sinns am leichteſten und öfteſten ſtatt zu finden.“

Und Dr. Nürnberger ſchreibt (ſ. Morgenblatt Nr. 305. 22. Dec. 1836.):

„Das uns umringende Naturgeheimniß iſt ſo tief und die eigentliche gelehrte Forſchung zeigt ſich der Erforſchung deſſelben oft ſo wenig gewachſen, daß es dem aufrichtigen Freunde der Natur nicht verargt werden kann, wenn er, verzweifelnd auf jenem Wege zum Ziele zu kommen, den „Vorurtheilen des Pöbels“ auch einige Aufmerkſamkeit ſchenkt. In der Regel iſt es die fürwitzige Jugend; oder auch der Cathederſtolz, welche ſich ſo anmaßend gegen die Philoſophie des gemeinen Mannes erklären; wenn man älter als jene und umſichtiger als dieſer wird, ſo findet ſich mehr Beſcheidenheit. In dieſer Beziehung nun erkläre ich mich gerne einverſtanden mit Kerner.“

Ebendaſelbſt führt Dr. Nürnberger ein merkwürdiges Beiſpiel an: wie der uralte Volksglaube durch neueſte Unterſuchung über die Entſtehung des ſogenannten Grundeiſes, über die gelehrte Phyſik des achtzehenten Jahrhunderts geſiegt, wie der Herr Akademiker und gelehrte Naturforſcher Nollet und der gelehrte Herr Gehler, den Glauben des Volkes, als bildeten ſich die ſchwimmenden Eisſchollen, mit denen ſich die Ströme bei eintretendem Froſte zu bedecken pflegen, auf dem Grunde der Flüſſe (weswegen hier auch der Volksausdruck: „Grundeis“) dergeſtalt für eine Albernheit hielten, daß Nollet in ſeiner gelehrten Abhandlung über das ſogenannte Grundeis die wiſſenſchaftlich-kritiſch gelehrte Welt um Entſchuldigung bat, daß er ſich noch zu einer ordentlichen Widerlegung dieſes „Vorurtheils des Pöbels“ einlaſſe. Allein die neueſten Unterſuchungen, welche gar keinen Zweifel mehr übrig laſſen, ergaben, daß jener uralte Volksglaube das Wahre, das gelehrte Dafürhalten jener Herren, zwar ſehr „wiſſenſchaftlich kritiſch gelehrt“, aber durchaus gegen die Natur iſt.

Wie Galvanismus, Siderismus (die Wünſchelruthe), auch früher als alberner Volksglaube von der „wiſſenſchaftlich kritiſch gelehrten“ Welt verlacht und verdammt, nun aber von derſelben als Naturwahrheit aufgenommen iſt, iſt bekannt. Ebenſo iſt bekannt, wie Meßmer mit ſeiner Entdeckung des Lebensmagnetismus, dieſer nun anerkannten Naturwahrheit, von der großen Verſammlung wiſſenſchaftlich kritiſch Gelehrter zu Paris verſpottet, ja ſelbſt als Betrüger verſchriee wurde.

Bekannt iſt auch aus neueſter Zeit, wie anfänglic Priesnitz mit ſeinen Waſſerkuren als Quackſalber un dummer Bauer von der gelehrten Welt verfolgt wurd wie nun aber, von der gebildeten Welt angebetet, di gelehrten Herrn Aerzte bei ihm in die Schule gehen

Und ſoll ich hier noch das Schickſal des Entdecker Amerika's anführen? Einigermaßen gehört es anc hieher.

In der Verſammlung der Prälaten (der wiſſenſchaftlich kritiſch Gelehrten damaliger Zeit), in der de arme verlaſſene Columbus ſein Unternehmen, eine neu Welt zu entdecken, vertheidigen mußte, ſagte eine derſelben, Firmian Lactanz: „Gibt es etwas Abgeſchmackteres, als zu glauben, daß es Gegenfüßle gebe, deren Füße gegen die unſrigen gerichtet ſeyen Man denke ſich Menſchen, die mit den Füßen in de Luft und mit dem Kopfe nach unten gehen. Man denke ſich, daß es einen Theil der Welt gebe, wo Alle umgekehrt wäre, wo die Bäume mit ihren Zweigen von oben nach unten treiben, während es von unten nach oben regnet, ſchneit und hagelt. Zu ſagen, da es Gegenfüßler gebe, würde ſagen, daß es Völker gebe, die von Adam nicht abſtammen, weil es unmöglich wäre, daß ſie über den Ocean hätten dahin gelangen können. Es würde alſo heißen die Bibel ableugnen, die ausdrücklich erklärt, daß alle Menſchen nur einen Vater gehabt.“ —

Dieß ſind die gleichen Redensarten, die jetzt di „kritiſch wiſſenſchaftlich Gelehrten“ in Mund und Feder führen, behauptet man das Vorhandenſeyn eines un hie und da ſichtbar werdenden Geiſterreiches und na mentlich eines ſogenannten Mittelreiches als einer exiſtirenden Naturwahrheit, behauptet man das, was ſchon Plato anerkannte, deſſen Philoſophie ſich aber allerdings auch hauptſächlich auf innere Naturanſchauung gründete, von welcher in dieſen „wiſſenſchaftlich-kritiſch-Gelehrten“ freilich nicht die mindeſte Spur zu finden iſt.

Auf Naturanſchauung und Lebenserfahrung, nicht blos auf blinden Glauben, hat auch das Volk die Exiſtenz einer uns in gewiſſen Fällen im Einzelnen ſichtbar werdenden Geiſterwelt gegründet, und zwar that dieß die Naturanſchauung und Erfahrung aller Völker und aller Zeiten.

Solche Erfahrungen ſelbſt zu machen und von bewährten Zeugen mitgetheilte zu prüfen, boten ſich mir glückliche Gelegenheiten dar. Ich unterſuchte nicht mit vorgefaßter Meinung, nicht mit einem Glauben, der Mährchen und Lügen von Thatſachen nicht zu unterſcheiden weiß, war aber genöthigt, hier den geſunden Blick des Volkes anzuerkennen und mich zu überzeugen, daß jene Vorkommniſſe in der Natur, die das Volk Geiſtererſcheinungen nennt, nicht durchaus Hallucinationen, Ausdünſtungs- und Knocheninfluenzen ſind, wie es jene wiſſenſchaftlich-kritiſch-Gelehrte nennen, ſondern daß in beſtimmten Fällen wirklich objektive Realitäten ſtattfinden, ein wirkliches Hereinragen einer Geiſterwelt ihnen zu Grunde liegt.

So wurde ich z. B. von einer objektiven Realität bei jener Erſcheinung auf das Lebendigſte überzeugt, die in dem hieſigen Rathhausgefängniſſe (die man auch nicht den Wirkungen einer Mittelsperſon zuſchreiben könnte, wie man bei den Vorkömmniſſen im hieſigen Oberamtsgefängniſſe thun wollte) ſtattfand, dann ferner bei den Vorkömmniſſen im Kloſter Neuburg, im Schloſſe Slawenzick und in der

Geſchichte des Geiſtlichen zu Uſſikon, und bei noch vielen andern gleichen von den glaubwürdigſten Zeugen beſtätigten Erfahrungen, die ich vielſeitig prüfte, und an die ich den Maßſtab aller erdenklichen gelehrten Theorien, mich vergebens abmühend, legte.

Ich wurde auf das Lebendigſte überzeugt, daß, will man der Natur keine Gewalt anthun, will man ſie nicht in das Nothhemdt Gaſſarilluſiſcher Theorien ſpannen, Vorkömmniſſe der Art in der Natur auf keine andere Weiſe zu erklären ſind, als wie ſie das Volk ſchon ſeit Jahrhunderten erklärt.

Der alte Gaſſarillus (in curiositat inaudit. Cap. 5.) hielt was das Volk für Geſpenſter hält, für die Ausdünſtung der verfaulten menſchlichen Leichname, die des Nachts durch die Kälte der Luft verdickt und zuſammengepreßt würden, daß ſie die äußere Geſtalt der verſtorbenen Menſchen vorſtellen, weswegen ſie auch bei Tage, wo dieſer Kälteproceß nicht ſtattfinde, nicht geſehen würden.

Das iſt nun ſehr ſcharfſinnig und kritiſch wiſſenſchaftlich gelehrt. Ein Hr. Dr. Walch macht in der alten Schrift, die uns dieſe kritiſch wiſſenſchaftliche Theorie des gelehrten Gaſſarilli zum Beſten gibt, die Bemerkung: „Dieſe Meinung iſt die abgeſchmackteſte!“

Zur damaligen Zeit wahrſcheinlich, jezt gibt es noch abgeſchmacktere!

Jene Herren Magiſter der Philoſophie, die bei Erklärung der Geiſtererſcheinungen in Mund und Feder immer die Worte „Hallucinationen, Monomanien“ u. ſ. w. führen, dürfen mir wohl aufs Wort glauben, daß mir, als praktiſchem Arzte im vielbewegten Leben, wohl ſchon mehr als ihnen am Schreibtiſche, Fälle von krankhaften Sinnestäuſchungen, Fieberphantaſien, Monomanien u. ſ. w. vorgekommen ſind, und daß ich ſolche Fälle gar wohl zu beurtheilen und zu unterſcheiden weiß. Hätte ich aber die berührten Fälle für Hallucinationen und Sinnestäuſchungen, ſey es aus Unwiſſenheit, oder einer Philoſophie zu Lieb erklärt, die keine perſönliche Fortdauer nach dem Tode annimmt, und die deswegen auch den Glauben an Geiſtererſcheinungen um jeden Preis zu Nichte machen muß, ſo würde ich wohl den Namen eines die Natur Nothzüchtigenden, aber nicht den eines die Natur Erforſchenden verdienen.

Die Schriften jener kritiſch wiſſenſchaftlich Gelehrten über meine Mittheilungen aus dem Nachtgebiete der Natur, ſind mir, beſonders da der Eine immer den Andern abſchreibt, leicht bekannt geworden. Sie ſind alle mit einer Philoſophie geſchrieben, die nicht die der Natur iſt.

Ich erkenne in ihnen dreſſirtes Gehirnleben, ordentliches Schulwiſſen, aber keine Naturahnung, keine Naturanſchauung, kein Naturverſtändniß.

Ich müßte mich in ein bodenloſes Geſchreibe einlaſſen, wollte ich dieſen kritiſch wiſſenſchaftlich gelehrten Herrn, auf das ihrige bodenloſe antworten, wollte ich ihre ſo häufigen perſönlichen Ausfälle, Mißverſtändniſſe, oder geſliſſentliche Mißdeutungen oder Halbwiſſen, berichtigen, die Anſteckungs-, Hallucinations-, Ausdünſtungs- und Knochentheorien (Produkte ihrer Geiſterfurcht und ihres dreſſirten Gehirns) mit gleicher Magiſterſchaft widerlegen.

Ich beſitze weder das Talent der langen Rede, noch das des langen Schreibens, und muß auch ſchon dadurch auf dem lauten Markte immer zurückſtehen.

Weſen und Gehalt jener Theorien und Kritiken, beſonders einer derſelben, gab ſich Hr. N. Gerber auseinanderzuſetzen und zu widerlegen die Mühe. Dieß geſchah in einem Werke, das er „das Nachtgebiet der Natur im Verhältniß zur Wiſſenſchaft, Aufklärung und Chriſtenthum,“ betitelte.

Ich bewundere das geſunde richtige Auge und die Geduld dieſes Mannes und ſage ihm hiemit öffentlich meinen herzlichen Dank.

Weinsberg am 18. September 1839.

Juſtinus Kerner.

Inhalt.

Seite

Vorwort III
Ueber Geiſterunglauben von Rhenanus 1
Chriſtologiſches, Kosmologiſches und Pneumatologiſches. Von —y— 12
Die antimagiſche Wiſſenſchaft. Von —y— 29
Ueber Hrn. Profeſſor Fiſchers zu Baſel Kunſt vom Geiſterglauben zu erlöſen 33
Ein Wort, die Kreiſe der Seherin von Prevorſt betreffend 53
Berichte aus England. Von —y— 59
Zur Geſchichte der Wünſchelruthe 88
Mittheilungen aus Deutſchland 91
Mit Namen angeführte Orte an denen Erſcheinungen haften 105

Seite
Magisch-magnetische Heilungen. Von G. 103
Schwärmer und Gesichte eines Kranken, aus dem vorigen Jahrhundert 113
Gesichte einer Schwärmerin älterer Zeit 122
Neue Schwärmer aus dem Reiche des geistigen Lebens 127
Die Kabala. Von —n 137

Druckfehler.

Unter dem Auszuge aus Hrn. Werners Schrift S. 52 ist das Zeichen — r — wegzustreichen.

Ueber Geiſterunglauben

von

Rhenanus.

Wie iſt es zu erklären, daß ſo viel Gelehrte und Gebildete aller Klaſſen unſerer Zeit eine ſo große Scheu, ja, ich möchte ſagen, einen wahren Schrecken vor der Geiſterwelt und insbeſondere vor dem Zugeſtändniß dämoniſcher Beſeſſenheit haben, und daß dieſe doch wenigſtens möglich ſey? Es ſcheint der Grund davon nicht ganz allein in der Ehre der Vernunft, die allerdings Jedermann theuer ſeyn ſoll, zu liegen, welche ſie durch ihre hartnäckige Abwehrung aller Geiſtergeſchichten jeder Art, auch des Magnetismus und ſeiner Erſcheinungen, zu retten ſuchen müſſen. Die allgemeine Aufklärung, die ſeit der Mitte des 18. Jahrhunderts alle Stände ergriff, und jeden Glauben an die Geiſterwelt und ihre Erſcheinungen verdrängte und als Aberglauben ſtempelte, hat nach und nach, wie es ſcheint, Jedermann ſcheu gemacht, von dieſem Glauben etwas zu haben oder gar öffentlich einzugeſtehen. Denn Niemand will die Unehre des ſchimpflichen Aberglaubens auf ſich laden, um nicht die Ehre der Theilnahme an der allgemeinen Aufklärung zu verlieren. So ſcheint die Abwehr alles ſogenannten Aberglaubens ſich nach und nach ſelbſt in ein abergläubiges Vorurtheil zur Ehre der Vernunft und Aufklärung verwandelt zu haben. Die nöthige Abwehr jedes

Aberglaubens iſt zwar an und für ſich nicht zu tadeln, a die meiſten Menſchen, auch ſelbſt unter den ſogenann Gebildeten, haben keine beſtimmten Begriffe vom Abergl ben. Wir wollen hier keine Definition davon geben, w auch für ſelbſtdenkende Leſer ganz überflüſſig zu ſeyn ſchei aber es war z. B. religiöſer Aberglaube, nachdem Auguſt den Lehrſatz von der Erbſünde erfunden, daß nun d chriſtlichen Lehrer ſpäterhin allgemein die Austreibung d böſen Geiſtes aus jedem neugebornen Kinde für erforde lich erachteten und wirklich verrichteten. Es iſt religiöſ Aberglaube, wenn Menſchen durch Worte, Gebetsformel Geberden und Ceremonien, die ſie anſtatt der gebotene Herzensfrömmigkeit ſetzen, Gottes Gnade und ihre Seli keit zu erlangen wähnen. Es iſt Vorurtheil und Abergla rückſichtlich der Natur, wenn Menſchen bei einigermaß ungewöhnlichen Ereigniſſen, ſtatt die Naturgeſetze zur E klärung auszuforſchen, gleich die Wirkung irgend eines überird ſchen böſen Geiſtes behaupten. Aber es iſt kein Aberglaube noch Vorurtheil, die ungewöhnlichen Wirkungen des Mag netismus als wahr anzuerkennen, weil der magnetiſch Menſch in ſeinem ungewöhnlichen Zuſtande auch Ungewöhn liches erwarten läßt, und unzählige Erfahrungen glaub würdiger Beobachter und Zeugen, die hier allein entſcheiden, dieſes ſattſam beſtätigen. Es iſt kein Aberglaube, wenn zur Erklärung des Zuſtandes dämoniſch magnetiſche Menſchen die Möglichkeit aufgeſtellt wird, daß in einem und demſelben menſchlichen Organismus zwei geiſtige Subjecte zugleich wohnen und wirkſam ſeyn können. Denn kein Naturforſcher wird ſo kühn ſeyn, zu behaupten, er ſey ſo tief in den Organismus mit ſeiner Einſicht eingedrungen, daß er die Unmöglichkeit einer ſolchen Erſcheinung in demſelben nachweiſen könne. In's Innre der Natur dringt kein erſchaffner Geiſt. —

Will man aber im Sinne jener noch unreifen Aufklärung des 18. Jahrhunderts, die oft etwas verwarf, für

Unſinn und Aberglauben erklärte, was ſie noch nicht einmal recht angeſehen und verſtanden, behaupten, die unſichtbare Welt guter und böſer Geiſter ſey uns zu fremd und entfernt, ja ſogar, ihre Exiſtenz ſey zu zweifelhaft, als daß man irgend eine Erklärung einer ſogenannten dämoniſchen Beſeſſenheit darauf gründen könne: ſo verräth man dadurch nicht undeutlich das Schwankende in ſeinem Glauben an Unſterblichkeit und Fortdauer. Denn man erwägt nicht genug, daß dieſe Dinge einander weit näher berühren, als es auf den erſten Anblick ſcheint. Es möchte auch wohl keinem großen Zweifel unterliegen, daß in der neueren Zeit, ſo wie der Glaube an die Exiſtenz einer guten und böſen Geiſterwelt abgenommen, auch die Zweifel an der ewigen Fortdauer des Menſchen und der Unglaube hierin zugenommen haben. Dieſer Unglaube, der ſo häufig geworden, und gegen den wohl eben deßwegen ſo viele von der Unſterblichkeit handelnde Schriften in unſerer Zeit gerichtet ſind, iſt eben ein Beweis, wie ſo viele der Aufgeklärten neuerer Zeit, die die Ehre des Chriſtennamens noch nicht gerade fahren laſſen wollen, doch die wahre Kraft und Würde Chriſti und ſeiner Lehre gar nicht gefühlt haben und kennen. Chriſtus ſelbſt lehrt ja häufig genug in ſeinen Reden den Glauben an unſere Fortdauer in einem ewigen Leben auf das klarſte und überzeugendſte. Wir erinnern nur an ſein ſchönes Abſchiedswort: „Ich gehe zum Vater, und will euch die Stätte bereiten.“ Und ſein Apoſtel Paulus ſezt, um dieſem Glauben noch mehr Anſchaulichkeit zu geben, noch hinzu (ſ. 1. Kor. 15.), daß wir in jener Welt einen unverweslichen, himmliſchen Leib, oder ein leichteres, feineres Element, als unſer irdiſcher Körper iſt, zur Umgebung oder Bekleidung haben werden. Mit dieſem Glauben der Chriſten an unſere ewige perſönliche Fortdauer ſtimmt auch jene praktiſche Philoſophie unſerer Tage, die ſich beſſer als die übertriebene Spekulation an der Wirklichkeit hält und unſer wahres Intereſſe verſteht, ganz überein.

Dafür wollen wir nur zwei bekannte und geachtete Männer unſerer Zeit reden laſſen. Selbſt Göthe nämlich, der übrigens in ſeinem Leben ſo manchen nicht eben ſittlichen und religiöſen Gedanken ausgeſprochen, ſagt doch in einer ſeiner Schriften: „Je tüchtiger der Menſch ſich in ſich ſelbſt erfühlt, deſto weniger läßt er ſich den Glauben an ſeine perſönliche Fortdauer rauben.“ — Und der philoſophiſche Göſchel ſagt in einer Schrift über die Unſterblichkeit: „Leiblichkeit iſt der Anfang und das Ende der Wege Gottes und des Daſeyns der Geſchöpfe.“ Dies würde mit andern Worten etwa ſo viel heißen: Wie die erſchaffenen Geiſter oder in welchen Formen ſie im Raume (Leiblichkeit) daſeyn ſollen und ewig daſeyn werden, das hängt von der Macht und Gnade Gottes ab, aber im Raume, durch Leiblichkeit, werden ſie daſeyn. Doch iſt uns unverwehrt, hinzuzudenken, daß der Menſchengeiſt in ſeiner neuen höhern Leiblichkeit eine größere Kraft und Freiheit haben werde, dieſe zu geſtalten, den Raum und die gröbere Materie in demſelben zu beherrſchen.

Wir wollen verſuchen, eine nähere Anwendung davon auf die Geiſterwelt zu machen, die uns bei den magnetiſchen und dämoniſchen Menſchen bis zu einer gewiſſen Anſchaulichkeit nahe tritt. Zeit und Raum ſind für uns Menſchen die nothwendigen Formen, worin uns die Welt und wir uns ſelbſt erſcheinen und uns klar werden. Ohne den Raum iſt die Welt, ſind auch die Geiſter nicht gedenkbar. Denn jener gibt dieſer ihre Unermeßlichkeit, ja er iſt in dieſer für den Menſchen das paſſendſte Bild der Ewigkeit. Jeder erſchaffene Geiſt (Subſtract einer Vernunft), ſey er von höherer oder niederer Art, iſt alſo irgendwo und irgendwie in der Welt und im Raume, und muß zur ewig fortſchreitenden Anſchauung der Körper- und Geiſterwelt mit etwas Räumlichem (Leiblichkeit) bekleidet ſeyn. Nur Gott, als der Beherrſcher des Raums und der Welt, kann und muß als davon ausgenommen gedacht werden.

Denn er, als die höchſte Idee, als der Unerſchaffene, kann nicht als entſtanden und der Beſchränkung des Raums unterworfen gedacht werden, obgleich wir dies nicht näher erklären können. Ebenſo kann jeder erſchaffene Geiſt nicht anders als in der Form der Zeit die Welt und ihre Veränderungen wahrnehmen, worin eben der Grund der unaufhörlich fortſchreitenden Ausbildung der Geiſter liegt. Alle erſchaffenen Geiſter können nur durch Raum und Zeit, oder durch „Leiblichkeit“ mit der Welt der Geiſter und der ſinnlichen Anſchauungswelt in Relation oder Verbindung ſeyn und bleiben.

Wenn man in gewöhnlicher Unterhaltung von der Geiſterwelt redet, ſo bleibt man, wie ich nicht ſelten bemerkte, gemeiniglich bei ſehr unbeſtimmten Umriſſen und Gedanken ſtehen, denen es an fruchtbarer Anſchaulichkeit, an Intereſſe und Leben fehlt. Man gibt der Geiſterwelt kein äußeres Element, wie Göſchel in ſeinem ſchönen Spruche thut, und weiß deßwegen nichts recht Erhebendes und weiter Führendes daraus zu machen. Warum ſollen wir nicht unſere Gedanken von der Geiſterwelt bei ſo viel dargebotenen Veranlaſſungen unſerer Zeit, beſonders dem Magnetismus und ſeinen ſo bedeutſamen Erſcheinungen, weiter ausbilden, nicht den Geiſtern etwas Konkretes, oder, wie Göſchel ſagt, eine „Leiblichkeit“ verleihen, damit ſie an Wahrheit und Konſiſtenz gewinnen? Und warum ſollen wir uns gar gegen den Glauben an eine uns jezt noch unſichtbare Welt von unvollendeten gutartigen und bösartigen Geiſtern wehren, als wäre ſie ein Unglück? Gedenken wir doch einſt einen Theil dieſer Geiſterwelt auszumachen. (**Tua res agitur, de te loquitur fabula**, es geht dich mit an!) Sie ganz wegvernünfteln wollen, wie der Hegel'ſchen Philoſophie wohl nicht mit Unrecht Schuld gegeben wird, da ſie überall nur vom Geiſte als Einem redet, iſt gegen unſer eignes wahres und wohlverſtandnes Intereſſe, und heißt ſeinen Glauben an die Unſterblichkeit und Fortdauer wankend ma-

chen oder gar vernichten. Was aber in jenem Glaube
die Exiſtenz und Wirkſamkeit dieſer Geiſterwelt als
Aberglauben berührend mit Recht bezeichnet werden k
das muß mit aller Macht als ſchädlich und gefährlich
gewehrt werden, damit auf keine Weiſe die allgem
Finſterniß zurückkehre. Dagegen iſt die Annahme
Geiſterwelt, worin jedes Glied durch Gottes Macht
Gnade ewig in und für ſich fortbeſteht, das beſte Ver
rungsmittel gegen den leidigen Pantheismus, der
Grundfeſten der wahren Religion und Sittlichkeit un
gräbt, und in unſerer Zeit der verführeriſchen glänzen
Spekulation zu Ehren ſo viel Anhänger gewonnen
Den pantheiſtiſchen Künſten iſt es indeſſen ganz ähn
und allem praktiſchen Intereſſe entgegen, wenn wir a
Scharfſinn aufbieten, um jede Kommunikation, Rela
oder Verbindung zwiſchen uns und der Geiſterwelt weg
vernünfteln.

Es liegt aber in der Natur des freien Geiſtes,
ein göttliches Gebot erkennt und zugleich wie der men
liche mit Luſt und Unluſt ausgeſtattet iſt, alſo mit der
lage zu fehlen und zu fallen, ja ſehr tief zu fallen, a
vermöge der ihm mitgegebenen Freiheit. Daher die
Rede von den tiefgefallenen böſen Engeln. Aber es l
auch eben ſo tief darin, von dieſem Fall, ſo ſchwer er a
ſey, wieder aufzuſtehen, wenn der verſunkne Geiſt erſt
der Einſicht gekommen, daß das ewige Widerſtreben ge
Gottes gerechte Geſetze und väterliche Abſichten auch ein
Ahndung verdiene, jenes Widerſtreben aber im unendlic
Geiſterreiche Gottes nur zwecklos und unvernünftig
Auch dem böſeſten Geiſte muß alſo wie der tiefſte Fall
auch die Rückkehr zum göttlichen Geſetze und zur Gn
Gottes vermöge ſeiner ihm anerſchaffenen Freiheit of
ſtehen. Und da in unſerer Sonnenwelt, auf der Er
unaufhörlich neue Geiſter mit der edelſten Anlage der Fr
heit, mit Luſt und Unluſt und gleicher Möglichkeit, zu fall

geboren werden oder zum Daſeyn gelangen, und der Verlauf ihrer freien Ausbildung zum Guten oder Böſen immer derſelbe bleibt: ſo muß es auch bis in ungemeſſene Zeiten ein weites Reich nicht allein der guten, ſondern auch der böſen Geiſter geben. Dieſe Idee ſchließt an ſich nichts Unvernünftiges, nichts in ſich, das gegen Gottes Gerechtigkeit und Liebe wäre. Wohl aber alsdann, wenn man annehmen wollte, daß Gott böſe Geiſter gewaltſam bekehrte, welches ihre Freiheit vernichten heißen würde. Denn die angeſchaffene Freiheit iſt ſelbſt in dem böſeſten Geiſte noch immer etwas Edles und Großes, das auf den großen Schöpfer hinweiſet.

Die Weisheit des Schöpfers hat nach unſerer vernünftigen Vorausſetzung überall das Zweckmäßige angeordnet, und es iſt die große Aufgabe für den denkenden Menſchen, dieſe Zweckmäßigkeit in der Geſtaltung und Beſtimmung der Dinge in der geiſtigen und Körperwelt aufzuſuchen und anzuerkennen. Der praktiſche Glaube des Menſchen an ſeinen gütigen Schöpfer, den das Evangelium ſo klar und ſchön lehrt: „Sehet die Vögel unter dem Himmel an ꝛc., ſeyd ihr denn nicht viel mehr, denn ſie?“ (Matth. 6.) — erweckt in ihm auch den großen und ſtärkenden Gedanken, die unermeßliche Welt des Raumes ſey, ohne deßhalb andere Zwecke Gottes ergründen zu wollen, hauptſächlich der denkenden und fühlenden Geiſter wegen da. Dieſe aber ſind aus eben dem Grunde nicht anzuſehen wie die unzähligen Körperformen, die ſchnell entſtehen und vernichtet werden. Vielmehr da in ihnen unleugbar eine Anlage zu unendlicher Ausbildung und die unendliche Welt der Gegenſtand und das Element derſelben iſt: ſo kann dieſer Zweck nicht anders als erreichbar gedacht werden, als wenn etwa wir Menſchengeiſter in eine ſich endlos erweiternde Relation und Verbindung mit der unermeßlichen Körper- und Geiſterwelt gebracht werden. Die Geiſterwelt iſt mit Recht anzuſehen als das Weſen und die Subſtanz der Schöpfung, alles

Uebrige nur als Form und der Veränderung in den Formen unterworfen. Nichts ſollen wir alſo im Glauben feſter halten, als den ewigen Beſtand der Geiſterwelt. Und da der Menſchengeiſt zuerſt und wunderbar genug ſeinen Anfangspunkt in unſerer Sonnenwelt (Sonnenſyſtem), nämlich auf unſerer Erde genommen hat, ſo dünkt es uns nach dem großen Naturgeſetz der ſtufenweiſen Fortſchreitung und Entwickelung aller Dinge wahrſcheinlich genug, daß er nach ſeinem Abſchiede von der Erde und ſeinem ſchwerfälligen Leibe zunächſt ſeinen Aufenthalt, ſeinen Wirkungs- und Bildungskreis in den übrigen ungemeſſenen Räumen unſerer Sonnenwelt, der Planeten- und zahlreichen Kometenwelt, der Erde näher oder ferner finden werde. Dieſe unſere mächtige Sonnenwelt, obgleich nur ein Punkt im Weltall, hat dennoch ſo unermeßliche Räume, daß ihre Tauſende von Kometen, die mit der Schnelligkeit des Blitzes daherfahren, und zum Theil die Bahn des 400 Millionen Meilen von der Sonne entfernten Uranus in ihrem Jahrhunderte und Jahrtauſende langen Lauf noch weit hinter ſich zurücklaſſen, ja mit dem andern Ende ihrer unermeßlich langen exzentriſchen Bahn wahrſcheinlich eine nächſte andere Sonne umkreiſen. Dadurch werden dann wir Erdbewohner mit unſerer ganzen Sonnenwelt, aber auch mit dem unermeßlichen Weltall in nähere Verbindung gebracht, in welchem überall, unſerer Vorausſetzung nach, Vernunft und Freiheit der Geiſter die Hauptſubſtanz zur Ehre des Schöpfers iſt. So heißen wir ihn mit Recht den Vater der Geiſter.

Unſere Sonnenwelt hat allem Anſehen nach alſo Raum genug für den nächſten Wirkungskreis aller Menſchengeiſter, die ſeit der Schöpfung der erſten Menſchen auf Erden waren. Auch haben wir nicht nöthig, ihnen ein ſolches Bedürfniß des Raums und raumlicher Dinge, wie die irdiſchen, für ihre neue „Leiblichkeit" beizulegen, wie wir hienieden bedürfen. Wir hätten alſo, ohne uns in weitere, beſonders pantheiſtiſche Einbildungen grübelnd zu verlieren, in unſerer Sonnenwelt für die beſſern und edlern Menſchenſeelen den Ort ihrer höhern glückſeligen Ausbildung, für die ſchlechtern und in's Böſe minder oder mehr verſunkenen den Ort ihrer ſtrafenden Vergeltung und endlich zu hoffenden Rückkehr. Machen wir unter allen dieſen unzähligen Menſchengeiſtern, wie gewöhnlich, nur zwei Abtheilungen, obwohl ſich das Gute und Böſe in den Menſchen durch unzählige Abſtufungen, individuelle Eigenthümlichkeiten und wunderſame Miſchungen darſtellt: ſo hätten wir auf dieſe Weiſe, um in gewöhnlichen Formen zu reden, die guten und böſen Geiſter, oder, welches am Ende wohl **eins** ſeyn wird, die guten und böſen Engel, Himmel und Hölle innerhalb unſerer Sonnenwelt. Mit der ſtrafenden Vergeltung der ſchlechtern Geiſter, welche das Evangelium ausdrücklich lehrt, ſtimmen die Ausſagen der in der Seherin von Prevorſt auftretenden bösartigen Geiſter, ſowie der in den Schriften der Doktoren Kerner und Eſchenmaier geſchilderten Dämonen in den Beſeſſenen auf's genaueſte überein. Sie erzählen alle ihren durch ihre Unthaten auf Erden, an welche ſie wie an den Ort ihrer Vergehungen näher gefeſſelt ſcheinen, verwirkten ſchweren Vergeltungszuſtand, und charakteriſiren ihn auf mancherlei Weiſe durch Angſt, nagende Vorwürfe ꝛc., welches man in dieſen Schriften näher nachleſen mag.

Manchen Anhängern der neuen, doch der Reife ermangelnden Aufklärung, die indeß doch gläubige Chriſten zu ſeyn behaupten, will es freilich unwahrſcheinlich vorkommen, daß in jener Welt noch ſolche Strafen ſtattfinden ſollen. Aber ſie ſcheinen hier nur von ihrer Neigung beſtochen, weil der Menſch, obgleich ſeiner vielfältigen Schuld ſich bewußt, doch gewöhnlich nichts mit größerm Widerſtreben vernimmt, als von Vergeltung und Strafe. Vielmehr ſollen nach ihren geräumigen, laxen und leichten Anſichten vom Gott der Liebe alle Vergehen und Verbrechen der

Menſchen mit ihrem Tode durchgeſtrichen ſeyn. Dag
ſtreitet aber offenbar der klarſte Inhalt der chriſtlichen
kunden. Denn wenn Chriſtus ſagt: „Die Gerechten we
eingehen in das ewige Leben,“ ſo ſagt er auch, daß
Verächter Gottes und ſeiner Geſetze „in die Pein der E
keit“ gehen ſollen. Und Paulus ſagt: „Gott wird Je
geben nach ſeinen Werken.“ Hiergegen läßt ſich
nünftiger Weiſe nichts Bedeutendes einwenden, weil
Sprüche nur die Behandlung freier Geiſter von Se
des gerechten Gottes thatſächlich ausdrücken, wie
auch ſchon die Sittlichgebildeten unter den Griechen
Römern einen Tartarus oder einen Ort der ſtrafen
Vergeltung für die Frevler an den göttlichen Geſetzen
nahmen. Und das mit Recht; denn wie es in der
lichen Natur und Bildung des Menſchen tief gegründet
ein göttliches Gebot des Schöpfers für das Leben a
erkennen, ſo liegt es auch eben ſo tief darin, eine ſtraf
Vergeltung für wiſſentlichen Ungehorſam und Frevel
erwarten. Das Gewiſſen, dies tiefſte Fundament chriſtli
Frömmigkeit, iſt das Gewiſſeſte im Menſchen, und
dieſe ſittliche Eigenthümlichkeit des Chriſtenthums, ſeine ſtre
und doch menſchliche Sittenlehre nebſt der Lehre von
Vergeltung aus demſelben wegſtreicht, der erſchüttert
ſelbe in ſeinen Grundfeſten, ja vernichtet es.

Der Menſch iſt als ſittliches Weſen zur Uebung g
licher Gebote berufen, dies iſt die klare Vorausſetzung
das feſte Fundament des Chriſtenthums, ohne welche d
ſelbe gar nicht mehr ſtattfinden kann und die Chriſten
ſelbſt in ihrer bürgerlichen Verfaſſung in eine heidn
Verwirrung geräth. Iſt doch das Sittengebot die g
Axe, um welches ſich unſer Geſchlecht und das ganze Menſc
leben dreht. Wer dieſen durch Vernunft und Chriſtent
klaren göttlichen Ruf nicht hört, ſein Herz dagegen betä
der iſt ſtrafwürdig und ſtraffällig. Wie? ſollte ein Re
ein **Alexander VI.**, ein **Robespierre** und unzah

entmenſchte Böſewichter in jener Welt einen gleich freundlichen Empfang wie der Apoſtel Johannes gehabt haben? — Sollte die ewige Liebe Gottes als viel zu ſchwachherzig zum Strafen ſo aller praktiſchen Vernunft zuwider gedeutet werden — um nur die dem Verächter Gottes drohende Vergeltung aus dem Wege zu räumen, — ſo gäbe es freilich keine beſtrafte verruchte Geiſter mehr, aber dann müßte auch das Kapitel von der Gerechtigkeit Gottes aus Chriſti Worten gänzlich ausgeſtrichen werden. Doch ferne ſey dieſe unerhörte Verwirrung religiöſer und ſittlicher Gedanken, welche jedem Leichtſinn das große Thor öffnet, und dieſes Unglück von der Chriſtenheit! —

Endlich widerſtreitet es auch unſern Ideen von einer Erziehung, die der Schöpfer freien Geiſtern angedeihen läßt, anzunehmen, daß er die Folgen ihres Ungehorſams und ihrer Unthaten, und ihr ſtrafendes Gewiſſen urplötzlich im leiblichen Tode wegnehme. Das hieße dieſe Geiſter verwandeln oder vernichten. Nein, als ein ſolcher mattherziger Erzieher ohne Zweck und Ziel kann Gott nicht gedacht werden, der den Menſchen, ſein Ebenbild, und als ſolches zur Heiligkeit fortſchreitendes Weſen für die Erde und zur Ewigkeit berufen hat. Unſere Sonnenwelt, in der wir wahrſcheinlich unſere nächſte höhere „Leiblichkeit" empfangen werden, wird alſo auch noch lange als von vielen bösartigen Menſchengeiſtern bewohnt angeſehen werden müſſen.

Iſt es nicht nach unſern täglichen Erfahrungen an verhärteten Böſewichtern weit glaublicher, daß ſolche verſunkene Geiſter die ihnen aus eigener Schuld eingewurzelte Luſt am Böſen und ihren Miſſethaten mitgenommen und dort wer weiß wie lange darin beharren werden? Sie vernichten, wie viele Pantheiſten wollen, können und dürfen wir nicht, ohne uns ſelbſt als freien Geiſtern ein ſchlimmes Urtheil zu ſprechen. Sie mit der Gottheit als einen ergänzenden Theil ſeines Weſen vereinigen, iſt ein ſeinem heiligen Weſen widerſtrebender Gedanke.

Chriſtologiſches, Kosmologiſches und Pneumatologiſches.

In dem homiletiſchen Korreſpondenzblatt von 1837 Nro. 36. ff. werden unter dem Artikel „Kritiſche Beleuchtung des Lebens Jeſu von Dr. Strauß“ einige theoſophiſche Lehren und Behauptungen eingeſtreut, welche der Berichtigung zu bedürfen ſcheinen. Zuerſt heißt es:

„Seite — — ſpricht Herr Strauß von der Anſelm'ſchen und zugleich kirchlichen Lehre über den Verſöhnungstod Chriſti. Wir bemerken, daß wir die Anſichten der orthodoxen Kirchenlehrer in Abſicht auf dieſes Dogma nicht theilen, und zwar aus Gründen, die ſowohl in der heiligen Schrift als in der Vernunft enthalten ſind. Daraus aber, daß Hr. Str. und die Rationaliſten das Anſelm'ſche Syſtem als unvernünftig darſtellen, folgt keineswegs, daß die Lehre, welche die heilige Schrift über den Tod Jeſu enthält, nicht mit der Vernunft in Uebereinſtimmung gebracht werden könne.“

Viele Theologen nämlich wollen noch immer die Genugthuungslehre — nachdem es einmal Ton geworden — als eine perſönliche Anſicht des Anſelmus, welchem von da an die kirchliche Orthodoxie gefolgt ſey, beſeitigen; was aber dieſer Erzbiſchof von Canterbury († 1109) in ſeiner Schrift: **Cur Deus homo** von dem Verſöhnungstode Chriſti wider die Bibel gelehrt hätte, was daher aus Gründen der heiligen Schrift und, wenn dieſe zu Grund gelegt wird, der Vernunft unſtatthaft wäre, das hat weder der Verfaſſer zu zeigen ſich angeſchickt, noch irgend ein ſpäterer Kirchenlehrer darzuthun vermocht. Es wird daher daſſelbe Wort von der Verſöhnung, das nicht von Anſelmus, ſondern von dem Herrn und ſeinen Apoſteln herrührt, ewig unerſchüttert bleiben; es wird ein Prüfſtein der Aechtheit jedes theologiſchen Syſtems und zugleich ein Stein des Anſtoßes bleiben, an welchem die Weisheit derer, die ihn verkennen, auch in andern Punkten Schaden nehmen wird. Der Verfaſſer äußert ſich in einem folgenden Blatt (Nro. 42.) etwas näher über ſeine eigne Anſicht, und zwar auf eine Weiſe, wonach in Uebereinſtimmung mit den Anſichten Lavaters, Menkens und Andrer die Satiſfaction hinter der Regeneration verſchwindet. Denn es heißt da, nachdem geſagt iſt, nicht der leibliche, ſondern nur der geiſtige Tod ſey die eigentliche Strafe für die Sünde der erſten Menſchen (was beides jedoch weder in der heil. Schrift getrennt, noch wirklich trennbar iſt):

„Der leibliche Tod, ſo wie überhaupt alle phyſiſche Uebel, welche in Folge des Falls der erſten Menſchen über die Menſchheit verhängt worden ſind, ſind nichts Anderes“ (dieſe Ausſchließlichkeit iſt auf keine Art erweislich) „als Mittel in der Hand Gottes, das Abhängigkeitsgefühl in dem Menſchen und eben damit die Sehnſucht nach dem verheißenen Unſichtbaren und beſonders nach einer perſönlichen Verbindung mit dem unſichtbaren Gott — rege zu machen, und dadurch die Wiedergeburt, nicht nur der Menſchheit, ſondern auch aller freien Kreaturen, und ſomit die Aufhebung der eigentlichen Strafe für die Sünde, nämlich des geiſtigen Todes, vermittelſt der von Gott veranſtalteten Erlöſung durch Jeſum Chriſtum zu bewirken, worin der Tod des Erlöſers, welcher durch den über die Menſchheit verhängten phyſiſchen Tod bedingt wurde, eine Hauptſache“ (welche?)

„und zwar die Bedingung ſeines verklarten menſchlichen Lebens zur Rechten Gottes iſt.“

Wie einſeitig dieſe Auffaſſung der „Erlöſung“ iſt, welche nach der heil. Schrift einen zuſammengehörigen zwiefachen Sinn hat, nämlich die Bezahlung der Schuld und das neue Leben, wäre leicht ausführlich darzuthun. Der Verfaſſer iſt aber auch darin irre, daß er ebendaſelbſt (S. 660.) die Sünde als in dem freien Willen ſelbſt liegend, mithin auch dem Adam vor dem Fall inwohnend vorſtellt, anſtatt daß darin blos ihre Möglichkeit beruht; und daß er behauptet, Gott habe, „damit die Sünde in ihrer Verderblichkeit und Verwerflichkeit erkannt und offenbar würde,“ nicht nur die Uebertretung des Geſetzes nicht verhindert, was er ſo leicht gekonnt hätte, ſondern vielmehr durch die „Erſchaffung des Giftbaumes,“ ſowie durch die Gebung des Geſetzes die eigentliche Veranſtaltung getroffen, daß die erſten Menſchen von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Böſen gegeſſen, und dadurch nicht nur dem geiſtigen, ſondern auch dem leiblichen Tod unterworfen werden; die „von Gott veranſtaltete äußere Uebertretung des Geſetzes“ ſey nicht die eigentliche Sünde der erſten Menſchen geweſen, ſondern nur die Offenbarung derſelben — wonach der Verfaſſer auch die Worte (Röm. 5.): „durch einen Menſchen iſt die Sünde in die Welt gekommen,“ ſeltſam genug alſo commentirt: „d. i. hat äußerlich hervorzutreten angefangen; denn wäre das Böſe nicht in ihm geweſen, ſo hätte es auch nicht ſich offenbaren können.“ Mit dieſem Allen macht er nicht nur Gott zum Urheber der Uebertretung, ſondern auch zum Schöpfer des Böſen, und verwechſelt die Sünde mit der Willensfreiheit, indem er noch inſonderheit die Worte jener Stelle: „weil ſie alle geſündigt haben“ oder „weil ſie alle ſelber Sünder ſind,“ ſo erklärt: „weil, unabhängig von Adam, die Sünde auch in ihnen, in ihrem freien Willen iſt.“ Es iſt aber vielmehr zu behaupten, daß die Sünde in ihrem gebundenen Willen iſt.

Allein von der (wiewohl beſiegbaren) Bindung des W lens durch die Erbſünde hat der Verfaſſer auch keine kla Vorſtellung, indem er leztere bald behauptet, bald läugnet denn er ſezt unmittelbar darauf hinzu:

> „Hiedurch wird nun das in der heil. Schrift ausdrücklich behauptete angeerbte Verderben durchaus nicht geläugnet, ſondern vielmehr erklärt und Gott darüber gerechtfertigt. Denn Gott iſt, wie ſchon oben angedeutet wurde, darum gerecht, daß er den geiſtigen Tod, als ein ſich fortpflanzendes Verderben über alle Menſchen verhängt hat, weil dieſer ein Zuſtand iſt, der der freien Verkehrtheit Aller gemäß iſt, an welcher Verkehrtheit Gott ein gerechtes Mißfallen hat, ja welcher er vermöge ſeiner heiligen Liebe zürnt. In dieſer Hinſicht heißen die Menſchen (Eph. 2.) Kinder des Zorns von Natur, weil ſie es ſind. Ferner wird der in der orthodoxen Kirche ſtattfindende unvernünftige Begriff der Erbſünde hinweggeräumt, welcher darum unvernünftig iſt, weil die Sünde, als ſolche, nur Sache des freien, individuellen Willens und mithin nicht in dem Sinn, in welchem die chriſtliche dies behauptet hat, geerbt ſeyn kann.“

Von dieſer Gerechtigkeit Gottes, welche erſt den geiſtigen Tod und das Verderben verhängt, und zwar aus dem Grunde, weil es der „freien Verkehrtheit“ Aller gemäß iſt, und dann doch darüber zürnt, und wie man nach ſolchen Widerſprüchen die chriſtliche Kirche dennoch der Unvernunft beſchuldigen kann, verſtehen wir nun nicht das Mindeſte; uns dünkt vielmehr, die rechtgläubige chriſtliche Kirche, die den Geiſt der Verheißung hat, lehre in dieſem Stück höchſt folgerecht, bibliſch, naturgemäß und vollkommen vernünftig, der Verfaſſer aber nicht.

Indeſſen ſind ſeine Ideen in andern Stücken ganz oder theilweiſe richtiger. Er ſagt (S. [illegible]):

> „Die ganze von Gott geſchaffene Welt beſteht aus zwei Theilen, Himmel und Erde (vergl. 1. Moſ. 1, 1.).

Der Erde, welche alles Sichtbare, und zwar, außer de
eigentlichen Erdball, auch den die Erde umgebenden Luf
und Sternenhimmel in ſich begreift, ſchreibt man Mate
rialität zu, im Gegenſatze gegen den (1. Moſ. 1, 1.
erſchaffenen Himmel, welcher von dem (1. Moſ. 1, 8.
genannten, zum Sichtbaren oder Materiellen gehörende
Himmel wohl zu unterſcheiden iſt, und das immateriell
Unſichtbare in ſich begreift. Der (1. Moſ. 1, 1.) ge
nannte Himmel muß nun als ein im Gegenſatz gege
die Erde zwar immaterieller, aber doch real geſchaf
fener, d. i. in Zeit und Raum wirklich vorhandene
Ort gedacht werden, weil nach einer richtigen Idee de
Endlichen alles Erſchaffene in Zeit und Raum vorhan
den ſeyn muß. Und eben ſo müſſen die Bewohner de
immateriellen, unſichtbaren Himmels, zwar im Gegenſa
gegen die Bewohner der Erde als immaterielle, jedo
als geſchaffene, d. i. in Zeit und Raum wirklich vor
handene Weſen, alſo als immaterielle Geſtalte
gedacht werden."

Es iſt ganz richtig, daß das Wort Himmel in ver
ſchiedenem Sinne genommen wird und darunter (1. Moſ
1, 1.) vor allem Andern die erſchaffene unſichtbare We
zu verſtehen iſt. Aber auch die Erde gehört gewiſſermaße
dahin, weil es ſehr verſchiedene Erden gibt, und ebenſ
haben die Wörter Materie, immateriell, unſicht
bar, Zeit und Raum, je nach ihren Beziehungen un
Gegenſätzen, gar mancherlei Bedeutung. Man denke nu
an die Unſichtbarkeit der materiellen atmoſphäriſchen Luft
und wie ſolche gleichwohl unter gewiſſen Bedingungen (
B. der warme Hauch in der Kälte) ſichtbar wird. Die
ſelbe Luft iſt immateriell gegen das Waſſer; Zeit und Raum
aber ſind ſo relativ, daß ſie im Verhältniß zu unſere
Welt, ſofern ſie der unſichtbaren Welt zukommen, woh
auch Ewigkeit und Raumfreiheit heißen können, aber auc
dort verſchiedene Stufen haben. Denn ohne Zweifel

der Erzengel Nammireier als niedere geiſtige Weſen, die doch auch in der für uns unſichtbaren Welt leben. Der Verfaſſer fährt fort:

„Der immaterielle Himmel iſt zum Offenbarungsorte des unendlichen Gottes für die vernünftigen Geſchöpfe, d. i. als derjenige Ort geſchaffen worden, an welchem der ſeinem Weſen nach unendliche, und darum für alle immaterielle wie materielle Geſchöpfe unſichtbare und unbegreifliche Gott ſeine heilige Gegenwart durch angemeſſene Symbole offenbart, alſo auf eine für die Natur der endlichen Weſen gemäße Weiſe in Zeit und Raum, d. i. in einem Bilde, und zwar — — in einem endlich-perſönlichen Ausdruck oder Weſen ſich offenbart. Dieſer perſönlich erſchaffene aber immaterielle Ausdruck des perſönlich unendlichen Gottes iſt der im neuen Teſtament ſogenannte Sohn Gottes, Jeſus Chriſtus, in Beziehung auf welchen ein zweifaches Seyn, nämlich ein abſolut unſichtbares, unendliches, göttliches und eine zum Zweck der Offenbarung des Unendlichen für das Endliche geſchaffene, immaterielle Natur wohl unterſchieden werden muß.“

Hiegegen iſt mit Recht nichts einzuwenden. Denn obgleich der Sohn auch nach ſeiner göttlichen, allem Geſchöpf unbegreiflichen Natur der Ausdruck des väterlichen Weſens iſt, oder „deſſen ihm anſchauliches Selbſtbewußtſeyn“ *), ſo nennt doch die heil. Schrift in der andern Beziehung den Sohn gewiſſermaßen ſelbſt ein Geſchöpf, nämlich nach ſeiner Form oder Erſcheinung für das Endliche, die aber mit dem Ewigen, Unendlichen oder Unſichtbaren gemein hat, daß ſie, wenigſtens vor ihrer Vereinigung mit dem Menſchen Chriſtus, keiner ſtarren Dauer der Förmlichkeit, wie andere Geſchöpfe, unterworfen war. Denn ſo ſagt der Apoſtel zwar von dem Sohn, zunächſt in ſeiner gezeugten, aber unerſchaffenen Form: „Im Anfang

---

*) S. v. Meyers Glaubenslehre. S. 72.

war das Wort und das Wort war bei Gott;“ aber d
andre: Er iſt „der Erſtgeborne aller Kreatur“ (Colo
1, 15.), und er ſelbſt nennt ſich den „Anfang der Kreat
Gottes“ (Offenb. 3, 14.). Aber dieſe Ausdrücke ſind
gewählt, daß ſie eben ſowohl die ewige Zeugung, als d
Schöpfung, daß ſie eine Mittelſtufe zwiſchen beiden, u
vielmehr den Grund der Dinge als eine eigentliche geſchöp
liche Natur bezeichnen, deren Urheber er erſt iſt.

„Der Sohn Gottes, nach ſeinem unerſchaffenen, gö
lichen Weſen im A. Teſt. Jehova, im N. der Log
genannt, iſt — der Schöpfer der ganzen Welt. V
ihm wurde zuerſt der immaterielle Himmel mit ſein
Bewohnern und hernach die materielle Erde mit ihre
Bewohnern, und zwar die leztere zu einem Abbilde de
Himmels, geſchaffen, worüber nach Hiob 38, 4—7. d
Morgenſterne (worunter offenbar vernünftige Kreaturen
nämlich die Engelfürſten unter den himmliſchen Bewoh
nern verſtanden werden müſſen) mit einander Gott lo
ten, und alle Kinder Gottes (worunter überhaupt d
heiligen Engel im Himmel zu verſtehen ſind) jauchzten
Die erſten Bewohner waren nicht die Menſchen, ſonder
der Satan mit ſeinen Engeln, welcher von Gott zur
materiellen Abbilde von jenem im Himmel vorhandene
immateriellen Urbilde des unendlichen Gottes und mi
hin als der Fürſt (vergl. Johannes 12, 31. K. 14, 30.)
ja gleichſam als der Gott der Erde, geſchaffen worde
war, um den übrigen, ihm untergebenen, vernünftige
Weſen auf Erden, ſeinen Engeln, das zu ſeyn, was de
Sohn Gottes den Bewohnern des Himmels war. Di
materielle Erde ſtand nach ihrer Schöpfung, ſo wie auc
ſpäter (vergl. Hiob 1, 6. K. 2, 1.), mit dem immateriel
len Himmel in der genaueſten Verbindung, und Satan
der Gott der Erde, ſollte dieſe nicht unabhängig vo
Gott regieren, ſondern in Abhängigkeit.“

Hier iſt nun Einiges offenbar unrichtig. Der nach herige Satan, oder der Widerſacher vor ſeinem Fall, war nebſt ſeinen Engeln ſo wenig materiell, als er es noch jezt iſt, war auch nicht auf eine materielle Erde geſezt, welche erſt ſpäter in Folge ſeines Falls entſtand und erbaut wurde, worüber denn nach der Rede Gottes bei Hiob die himmliſchen Heerſchaaren (einſchließlich der Bewohner der obern Sternwelten) frohlockten. Helel oder Lucifer (Jeſai. 14, 12.), der nachherige Satan, war in ſeinen Himmel geſezt, aus dem er herabfiel *), von dem wir uns jezt keine Vorſtellung machen können, der aber den Raum unſers jetzigen Sonnenſyſtems einnahm und durch ſeinen Sturz chaotiſch wurde. Aus dieſem Chaos erſt ſtieg unſer näheres Weltgebäude und in ihm dieſe materielle Erde auf, und von dieſer iſt bei Hiob die Rede. Satan heißt eben deßwegen, aber auch in anderm Bezug, der Fürſt, nicht der Erde, ſondern dieſer Welt, gleichſam ironiſch, weil er ſeine verlorene Herrſchaft über das große Revier, das ſein war, wieder zu erringen trachtet. Er kann auch als „Morgenſtern“ unmöglich geringer geweſen ſeyn, als die in ihrer Heiligkeit und Abhängigkeit von Gott verbliebenen himmliſchen Engel; denn jenen Namen legt ſich der Sohn Gottes ſelber bei (Offenb. 22, 16.), und er bezeichnet etwas Uranfängliches, woraus zu ſchließen, daß Satan das erſte und vornehmſte engliſche Geſchöpf war, das eben ſeiner großen Herrlichkeit wegen ſich dem unerſchaffenen Morgenſtern, dem Sohn Gottes, nicht unterordnen wollte, wie in Folgendem richtig geſagt wird:

„Satan ſollte daher, wie die heiligen Engel im Himmel, in dem Sohne Gottes Gott erkennen und verehren, und dieſe Erkenntniß den ihm untergebenen Engeln auch mittheilen, und daher glauben, daß zwiſchen ihm ſelbſt und dem im Himmel ſich befindenden göttlichen Eben

---

*) Er fiel nämlich in deſſen umgekehrtes, durch ſeinen Widerſpruch geoffenbartes, finſteres Centrum hinein.

bilde der Unterſchied ſey, daß der Sohn Gottes mit Gott perſönlich Eins, und mithin nicht bloß wie Satan ein geſchaffenes Weſen, ſondern zugleich der unerſchaffene, ewige Sohn des ewigen Vaters ſey. Allein Satan glaubte nicht, daß die Gottheit in Ein Exemplar ihre ganze Fülle ausſchütte und gegen die Andern geize, ſondern in der Mannigfaltigkeit von Exemplaren, die ſich gegenſeitig ergänzen, liebe ſie ihren Reichthum auszubreiten.“

Wenigſtens hielt er ſich, den ſo Herrlichen, für das gleichberechtigte Gegenſtück.

„Daher verweigerte Satan den Glauben an den Sohn Gottes, ſowie auch den Gehorſam gegen denſelben, und fiel, wie aus Jud. 6, 2. Petr. 2, 4. zu ſchließen iſt, von dem wahren Gott, der durch ſeinen Sohn ſich offenbart, ab, in Folge welches Abfalls ſein Fürſtenthum, die Erde, ein Chaos wurde (vergl. 1. Moſ. 1, 2.).“

Nicht die Erde, ſofern darunter unſer Erdball verſtanden wird, ſondern unſere Region im Univerſum.

„Das durch den Satan entſtandene Chaos ordnete Gott in ſechs Tagen, wie Moſes berichtet, zu einem neuen Wohnplatze für das Menſchengeſchlecht.“

Nicht allein, ſondern für das Adamiſche Geſchlecht nur dieſen unſern Erdball, der ungefähr in der Mitte der planetariſchen Bahnen die gleichfalls aus dem Chaos geſchiedene und geformte Sonne umkreiſt.

„Die Menſchen ſind als perſönliche Weſen mit Organen, Körpern, aus der dichtern Materie der Erde geſchaffen worden, während Satan und ſeine Engel aus den feinſten, ätheriſchen Stoffen der Erde geſchaffen worden waren, und darum den Menſchen unſichtbar ſind, wie die Luft.“

Vielmehr wurde Adam aus dem feinſten irdiſchen Stoff erſchaffen, den Moſes den Staub (gleich Stoff) oder Auszug aus der Erde nennt; nicht aus einem „Erdenkloß,“

gleich den Thieren, und zwar den Vierfüßern, deren Ebenbild er ſeit ſeinem Fall an ſich trägt, und nicht mehr die Aehnlichkeit ſeines Schöpfers. Satan und ſeine Engel aber waren einfache Lichtweſen, wie die Engel überhaupt, nicht aus Geiſt, Seele und Leib wie der Menſch beſtehend; von Erdſtoffen kann bei ihnen nicht die Rede ſeyn.

> „Sie können jedoch für die Menſchen in gewiſſen Fällen ſichtbar werden, wenn nämlich Satan und ſeine Engel entweder in ſinnlich ſichtbare Weſen ſich begaben, d. i. von Menſchen u. ſ. w. Beſitz nehmen, oder mit Geſtalten, aus ſichtbar ätheriſchen Stoffen gebildet, ſich umgeben."

Bei Beſitzungen nur der Wirkung nach; aber noch auf eine dritte, durch Oeffnung des andern Geſichts im Menſchen, mittelſt deſſen er das ihm ſonſt Unſichtbare ſieht.

> „Der Aufenthalt des Satans und ſeines Reichs iſt, wie aus Eph. 2, 2. K. 6, 12. zu ſchließen iſt, der nach 1. Moſ. 1, 7. geſchaffene Lufthimmel (das Firmament, **ha-rakia**)."

Dieſe Annahme iſt unvollſtändig. Nach Luc. 8, 31. 2. Petr. 2, 4. und andern Stellen gibt es auch Teufel in der Tiefe, im Abgrund der Erde, und zwar die dort gebunden ſind. — Im Folgenden heißt es, der Satan ſey aus den feinſten materiellen Stoffen der Erde zum Bilde Gottes erſchaffen worden, und ſo auch der Menſch aus den grobmateriellen Stoffen der Erde ſowohl *nach* als auch *zum* Bilde Gottes geſchaffen. Inzwiſchen war das Bild Gottes im großen Lichtengel, dem nachherigen Satan, von dem im Menſchen ſehr verſchieden. Dann heißt es, der Hauch, welchen Gott der materiellen Menſchengeſtalt eingeblaſen habe, ſey ein zwar gleichfalls erſchaffener, aber immaterieller Geiſt geweſen (ein perſönlicher, ſelbſtbewußter Geiſt iſt nothwendig immateriell). Auch Satan und ſeine Engel ſeyen nicht aus materiellen Theilen allein geſchaffen, ſondern gleichfalls mit einem ſolchen immateriellen Hauche

verſehen. Sie ſind aber ſelbſt ein ſolcher immaterie
Hauch, wie alle Engel (vergl. Hebr. 1, 7.), nämlich
andrer, und zwar geringerer, als der den Menſchen e
gehauchte göttliche Geiſt, der jezt ſo tief in ihm verſchl
ſen iſt, und außer welchem er eine von dieſem Geiſt leb
dig gemachte Seele als das Mittelglied zwiſchen Geiſt u
Körper beſizt. Dann ſagt der Verfaſſer weiter:

> „Stirbt nun ein Menſch, ſo geht der immateri
> Geiſt aus der grobmateriellen Hülle aus, und tritt
> das ätheriſche Luft- oder Todtenreich ein, welches rin
> um den Erdball herum ſich befindet, mit der Erde au
> genaueſte verbunden iſt, und im A. Teſt. der Sche
> im N. Teſt. der Hades genannt wird.“

Weder im A. noch N. Teſt. wird der Scheol o
Hades geradezu in die Luft geſezt, ſondern vornehmlich
den Abgrund der Erde; womit nicht geläugnet werden ſ
daß er auch in den verborgenen Raum der obern Luft h
aufreiche. Wenn Saul durch die Zauberin den Geiſt S
muels berufen läßt, ſo heißt es nicht, er ſey aus der L
heruntergekommen, ſondern ſie ſieht ihn aus der Erde h
aufſteigen (1. Sam. 28, 13.). Die Seelen, denen ih
Bleibſtätte in unſerer athmoſphäriſchen Luft angewieſen
können wohl unglücklicher ſeyn, als die unter der Er
ruhen, und nähern ſich daher den Menſchen, um durch ih
Fürbitte oder ſonſtigen Handlungen erlöst zu werden.
Der Verf. ſagt ferner, die Glaubigen kommen in das P
radies, einen Ort, der im Todtenreich nach Luc. 16, 2
der höchſte, und dem Satan und ſeinen Engeln und de
jenigen Menſchen, welche während ihres Erdenlebens od
auch nach dem Tode durch den Glauben an Jeſum ni
wiedergeboren werden, unzugänglich ſey (vergl. 1. Mo
3, 24. Luc. 16, 26.); denn auch im Tode werde dene
welche hier keine Gelegenheit gehabt haben (nach Joh.
28.), die Stimme des Sohnes Gottes, das Evangeliu

verkündigt. Mit dem Allen kann man wohl einverſtanden ſeyn; aber nicht mit dem, was folgt.

„Von der Erde nun wurde, weil nach 1. Moſ. 3, 23. 24. Adam aus dem Paradies verſtoßen worden war, daſſelbe hinweggenommen, und in das ätheriſche Luft- oder Todtenreich verſezt durch die Allmacht Gottes, welche die Verwandlung aus dem materiell-Sichtbaren in das materiell-Unſichtbare bewirkte.“

Dafür gibt es keinen Beweis, vielmehr ſcheint das materiell-unſichtbare Paradies in höhern Regionen gleichzeitig mit dem materiell-ſichtbaren vorhanden geweſen zu ſeyn, und hierin keine Verſetzung noch Verwandlung außer der des erſten Menſchenpaars Statt gehabt zu haben, welche von nun an weder die nächſte noch die folgenden Stufen des Paradieſes beſchreiten konnten. Es heißt ferner:

„Den Frommen, deren Wille während dieſes Lebens auf Erden oder auch im Todtenreich wiedergeboren wird, gibt Gott nach dem Tode einen neuen Leib zum Eintritt in das Paradies, welcher paradieſiſche Leib bei der Auferſtehung abgelegt und mit dem Auferſtehungsleibe vertauſcht wird.“

Zunächſt möchte ſich nur die atomiſtiſche Seelenhülle, der Nervengeiſt, an ihnen veredeln und verklären; auf der höchſten Stufe des Paradieſes aber könnte dieſer, wie mit dem Herrn geſchah, den künftigen Auferſtehungsleib ſchon anziehen; denn mit dem verwandelten Leibe ſtand Chriſtus, der bisher im Paradieſe war, von den Todten auf. Abgelegt wird jene verklärte Hülle wohl eigentlich nicht, ſondern überkleidet.

„Mit dem paradieſiſchen Leibe ſind die Menſchen im Stande, die Früchte des Paradieſes zu genießen, und ſo, wiewohl auf eine ihrem neuen Zuſtand angemeſſene Weiſe, die gewohnten Bedürfniſſe des materiellen Lebens zu befriedigen; wobei jedoch bemerkt werden muß, daß das Geſchlechtliche, wie bei dem künftigen Auferſtehungsleibe (vgl. Matth. 22, 30.) wegfällt."

Daß die ſeligen Seelen im Paradies wirklichen Genuß haben, iſt unſtreitig anzunehmen; worin aber dieſer oder die paradieſiſchen Früchte beſtehen, ſchwer zu ſagen. Ihre ſonſtigen Bedürfniſſe aber können kaum in etwas Anderm als in der reinſten Liebe und Weisheit und in deren Wachsthum beſtehen.

„Alle diejenigen aber, welche nicht wiedergeboren werden, empfangen nach dem Tode den neuen, paradieſiſchen Leib nicht, und befinden ſich daher nicht nur in einem peinlichen Zuſtand überhaupt, weil ihr immaterieller Geiſt, der im Todtenreich, wie auf Erden, einer materiellen Hülle bedarf, dieſe entbehren muß; ſondern ſie werden noch überdieß in dem Grade Qual und Pein leiden, in welchem ſie während ihres Erdenlebens ſinnliche Bedürfniſſe ſich angewöhnt haben, dieſelben aber, weil ſie in das Paradies nicht eintreten können, nicht zu befriedigen vermögen."

Eine Hülle, ein Eidolon, einen Schattenleib, haben auch die unſeligern Abgeſchiedenen, und ſehnen ſich allerdings nach einem materiellen Körper, um ihre gewohnten ſinnlichen Begierden zu befriedigen, empfinden auch nach mehreren Stellen des N. T., vermöge des Grobmateriellen, das ihnen noch anhängt, Hize und Kälte, Hunger und Durſt, je nach dem Grad ihres ſündigen, daher unglücklichen und verworfenen Zuſtandes.

„Bis auf Chriſtus waren alle Menſchen, welche geſtorben ſind, im Todtenreich, den Henoch, Moſes und Elias ausgenommen, von welchen die Schrift eine frühere Auferſtehung und Erhebung in den Himmel andeutet. Satan aber, als der Gott der Erde und Beherrſcher der Menſchen (inſofern nämlich die Menſchen durch die Sünde freiwillig dieſer Herrſchaft des Satans ſich unterwerfen), widerſezte ſich, wie aus Jud. V. 9. zu ſchließen iſt, der frühern Erhebung jener drei genannten Heiligen in den Himmel. Aber um beſonderer Zwecke willen, mithin ausnahmsweiſe, konnte er es nicht hindern.“

Hier ſtehen wir an einem ſehr räthſelhaften Punkt. Henoch, Moſes und Elias können nicht wohl zur eigentlichen Auferſtehung gelangt ſeyn und den Leib der Auferſtehung angezogen haben vor Chriſto, dem Erſtling der Auferſtehung (1 Kor. 15, 23.), ſo daß ſie ſeinem verklärten Leibe ähnlich geworden wären (Phil. 3, 21.). Wohl aber mögen ſie zu einem Mittelſtande gelangt ſeyn, zu einem unſterblichen Leben, deſſen Ort und nähere Beſchaffenheit uns unbekannt iſt, mittelſt einer Verwandlung ihres Körpers, die ſchon paradieſiſch heißen kann. Denn das Paradies hat, wie ſchon bemerkt iſt, ſeine Stufen. Die Verwandlung Chriſti auf dem Berge ſtimmt allerdings dazu; denn nach Luc. 9, 31. erſchienen auch Moſes und Elias „in Klarheit.“ Es iſt aber nach Hebr. 11, 23. noch ein Unterſchied zwiſchen der Gemeine der Erſtgebornen, wozu jene damals gehörten, und den Geiſtern der vollendeten Gerechten. — Der Verf. ſagt nun ferner, durch den Sohn Gottes ſey die Gewalt des Satans über die Menſchen zuerſt gebrochen worden, indem er nach Hebr. 2, 14. darum ein niedriger Menſch geworden, um als der Stärkere den Starken zu überwinden.

„Jeſus ſelbſt bezieht nach Joh. 12, 31. K. 14, 30. K. 16, 11., den Zweck ſeines Leidens und Sterbens auf ein Gericht, das bei ſeinem Tod über den Satan ergehe. Der Tod Jeſu übte daher die Macht über den Satan aus, daß dieſer nicht nur an Jeſus keine Anſprüche machen konnte, ſondern auch nach Hebr. 2, 15. diejenigen, welche von Anfang an im Paradies auf Jeſum als ihren Erlöſer gehofft hatten, aus dem Todtenreiche entlaſſen mußte.“

Eigentlich hatte er wohl auch an die, welche ſchon das Paradies oder deſſen untere Stufen (den „Schooß

Abrahams") beſchritten hatten, keinen Anſpruch mehr un konnte ſie nicht zurückhalten. Sie waren der Gewalt de Todesfürſten entrückt. Was der Verf. hier ſagt, gilt vie mehr von den Seelen, die noch im Gefängniß, in de tiefern Orten des Todtenreichs weilten. Dieſe ſtiegen durch den Glauben erneut und begnadigt, aufwärts, ſ fern ſie die Verkündigung des Evangeliums aus de Munde des Lebensfürſten, der in den Tod gegangen wa annahmen. Die Auferſtehung Jeſu aber brachte für di Paradieſiſchen erſt die Auffahrt in das höhere Paradie und den Auferſtehungsleib mit. Denn auch die entſchlafe nen Heiligen, deren Leiber bei ſeinem Tode wach wurden giengen nach der richtigern Abtheilung und Auslegung vo Matth. 27, 52. 53. erſt nach ſeiner Auferſtehung aus de Gräbern hervor.

„Jeſus war von ſeinem Tod bis zu ſeiner Auferſtehun im Paradies, und hatte den paradieſiſchen Leib."

Vielmehr die paradieſiſche Seelenhülle; auch war e nicht im Paradies allein, wie wir hernach ſehen werden.

„Nach ſeiner Auferſtehung iſt Jeſus auch, wie auc 1 Petr. 3, 18—20. hervorgeht, den Menſchen auße dem Paradieſe im übrigen Todtenreiche erſchienen, um ſich denſelben als ihren allmächtigen Herrn und Richte zu zeigen, an deſſen Evangelium die Menſchen, wenn ihnen daſſelbe auf Erden oder im Todtenreich verkündigt wird, glauben und dadurch wiedergeboren werden ſollen."

Wobei die Anmerkung:

„Nach der hier citirten Stelle, auf welche ſich die Lehre von der Höllenfahrt Chriſti gründet, iſt dieſe Begebenheit nicht zwiſchen dem Tod und der Auferſtehung, wie gewöhnlich geglaubt wird, ſondern nach der Auferſtehung geſchehen; wie es heißt: nachdem Chriſtus lebendig gemacht war nach dem Geiſte, d. i. nachdem Chriſtus auferſtanden, aber auch dabei ſeinem Leibe nach in Geiſt verklärt worden war."

Was den gewöhnlichen Glauben von der Höllenfahrt Chriſti betrifft, ſo war er bisher oder früherhin kein anderer, als den der Verfaſſer lehrt. Er iſt aber offenbar falſch, und erſt in unſern Tagen hat man die Sache wiederum richtiger eingeſehen. Die Petriniſche Stelle ſagt nicht, ſein Fleiſch ſey in Geiſt verklärt worden; ſie ſagt, er ſey getödtet nach dem Fleiſch oder am äußern Menſchen, aber nach dem Geiſt oder innern Menſchen, der in den Tod, mithin in das Todtenreich gieng, ſey er lebendig gemacht, oder bei Leben erhalten worden, und zwar durch eben den menſchlichen Geiſt, welchen er ſterbend in die Hände des Vaters befahl, und vielmehr durch den Geiſt ſeiner Gottheit, welcher ihm inwohnte, ihn aber zu ſeiner tiefſten Prüfung am Kreuze verlaſſen mußte. Dann heißt es, in dieſem gottmenſchlichen Geiſt, den er zu dem Ende wiedererhielt, ſey er hingegangen und habe geprediget den Geiſtern im Gefängniß; aber weder im alten Fleiſch, noch in dem verklärten, allerdings geiſtigen Auferſtehungsleib, von welchem er ſagt: „Wer mein Fleiſch iſſet und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben.“ Chriſtus hat ſich alſo nicht als Auferſtandener, ſondern als in den Tod gegebene, aber glorreich lebendige Seele den Abgeſchiedenen in den tiefern Räumen des Hades gezeigt und ihnen Gnade verkündigt, wenn ſie ſolche annehmen wollten, wie der neben ihm gekreuzigte Schächer, mit dem er dann ſofort in die Räume des Paradieſes emporſtieg. Beſtätigend hiefür, nämlich für die Niederfahrt vor der Erhöhung iſt die Stelle Eph. 4, 8—10. „Darum ſpricht er: Er iſt aufgefahren in die Höhe, hat das Gefängniß gefangen geführt, und hat den Menſchen Gaben gegeben. Aber das: Er iſt aufgefahren, was iſt's (was ſezt es voraus), denn daß er zuvor auch iſt hinuntergefahren in die unterſten Oerter der Erde? Der hinuntergefahren iſt, das iſt derſelbige, der auch aufgefahren iſt über alle Himmel, auf daß er Alles erfüllete.“ Das Hinunterfahren blaß bild

lich von der tiefſten Demüthigung oder Erniedrigung
deuten, verbietet beſonders das Auffahren über alle Him
im lezten Vers, das auch keinen bloß figürlichen S
hat, ſo wie die einfache Anſicht der ganzen Stelle,
gleich im vorherigen Zuſammenhang die Demuth emp
len, aber eben durch den Vorgang des Erlöſers als Pf
nachgewieſen wird. Denn in ſeiner Entkleidung, in d
wirklichen Eintritt ſeiner Seele in das Reich des Tod
wo er ſich als den Geſchlachteten zeigte, lag ſeine tie
Erniedrigung, die aber durch die neue Belebung der S
durch den Geiſt (ohne welchen jede Seele nur ein tod
ſchlummerndes Traumleben hat) ſogleich in die Erhebu
übergieng. Er predigte denn den Geiſtern, d. i. den z
Behuf klarer Beſinnung mit ihrem Geiſte belebten Seel
im Gefängniß. Wir leſen ferner Röm. **10, 7.**: „O
wer will hinab in die Tiefe fahren? das iſt Chriſtum v
den Todten holen.“ Mithin war Chriſtus bei ſeinem Ueb
gang vom leiblichen Leben zum Tode nicht ſogleich in d
Höhe des Paradieſes, ſondern zuerſt in der Tiefe d
Hades.

Dieſes und vielleicht noch Aehnliches wäre wider d
Aeußerungen des Verfaſſers zu erinnern, der übrige
Mehreres in dieſem Fach richtig erkannt hat, in ande
Stücken aber, bei ſeiner entſchiedenen Anlage zu frei
theoſophiſchen Forſchungen, beſſere Aufſchlüſſe abzuwart
gehabt hätte.

— g —

Die antimagiſche Wiſſenſchaft.

Hr. J. U. Wirth (mir unbekannt) hat ein Buch geſchrieben: „Theorie des Somnambulismus, oder des thieriſchen Magnetismus“, worin er auf dem ſog. wiſſenſchaftlichen Standpunkt gegen die höhere Natur der Erſcheinungen des Magnetismus und Somnambulismus, und inſonderheit gegen Dr. Kerner zu Felde zieht. Gegen ihn hat Hr. R. Gerber (mir auch perſönlich unbekannt) ein ſehr klar und gründlich geſchriebenes Werk gerichtet: „Das Nachtgebiet der Natur im Verhältniß zu Wiſſenſchaft, Aufklärung und Chriſtenthum, 1—3. Lieferung, wovon Schreiber dieſes bis jezt nur die erſte geſehen hat. Hr. Gerber läßt dem Hrn. Wirth alle Gerechtigkeit widerfahren, betrachtet aber vorn herein „das ganze Beſtreben, auf wiſſenſchaftlichem Wege, nämlich aus den uns bekannten Geſetzen der Natur, die Myſterien des Magnetismus zu erklären, für verfehlt“, und widerlegt auf dieſe Weiſe das Syſtem, welches Hr. W. repräſentirt. Man kann höchſtens an Hrn. G. tadeln, daß er die Anſicht des Somnambulismus, welche alles Unbegreifliche, Uebernatürliche, kurzweg läugnet und für Selbſttäuſchung und Betrug erklärt, inſonderheit die philoſophiſche nennt, da ſie nur einem andern Zweig der Philoſophie, oder ſ. g. Wiſſenſchaft, dem naturaliſtiſchen oder materialiſtiſchen, angehört. Ehedem nannte man nämlich Wiſſenſchaft das poſitive Wiſſen, und ſofern es die Uebernatur betraf, nannten es die alten

Orientalen **Magie**. Seit Ablauf des vorigen Ja
derts heißt Wiſſenſchaft diejenige, von welcher So
behauptet, daß ſie nichts wiſſe, mit andern Worte
fragende Philoſophie, für die jeder Meiſter andre
worten hat. Da dieſe Wiſſenſchaft nun einſieht, d
mit ihrem inconſequenten und durch Thatſachen wider
Läugnen die glaubige, ſupernaturaliſtiſche Anſicht nur
beſtätigt, ſo hat ſie den Ausweg erſonnen, „durch ge
Theorien dieſe Erſcheinungen in den Kreis unſerer N
geſetze herabzuziehen, und als etwas ganz Begrei
darzuſtellen.“ Hiemit ſtellt ſich Hr. G. in Oppo
Voran tritt die Hegeliſche Idee der Identität von
und Seele, wovon G., mit Recht bekennt, daß er nich
greife, wie ihre Anhänger die Sache deuten, um dem
terialismus zu entgehen. Ich weiß auch nicht, wie
Chriſt es damit vereinigen kann, wenn er von ſeinem
ſter z. B. hört, es gebe Menſchen, die den Leib tö
aber die Seele nicht zu tödten vermögen, und ſo viel
deres. Iſt dieſes, was Chriſtus ſagt, eine „vulgäre
ſicht“, ſo wollen wir der vornehmen Anſicht der W
ſchaftler gleich vorweg Lebewohl ſagen, weil hier das
gäre mit dem Göttlichen zuſammentrifft. — Das F
ſehen ſoll nun nach Hrn. W. geſchehen durch den „auf
Haut verbreiteten und in den Ganglien centraliſirten
ſinn!“ Die Fernwirkung iſt dem Hrn. W. „rein und
bar“ (und doch iſt ſie wahr). Der Rapport mit ſe
Folgen iſt lediglich ein Abdruck des Magnetismus in
Somnambule, und zwar ein körperlicher; wobei Hr.
die ſcharfſinnige Bemerkung macht, „der Grundſatz,
Geiſt könne ohne ſinnliches Subſtrat wirken, führe
Magie“. Man weiß nicht, was er damit ſagen will,
ob das heißen ſoll, die Magie ſey ein Wahn? —
was die Schlafſeherin weiß und ſieht, kommt von i
Magnetiſeur. Das Vorherwiſſen geſchieht durch
Rapport — ohne Rapport, und durch den Uebergang

der Gedanken — in denen es nicht liegt. Der Somnambulismus iſt bloß ein thieriſches Leben des Gangliensyſtems. Ein Nachtgebiet, d. i. der Vernunft nach ihren ſinnlichen Anſchauungsgeſetzen unbegreifliche Geheimniſſe der Natur, gibt es nicht — denn die Hegelianer wiſſen Alles zu erklären, ihre Erklärungen ausgenommen (warum mußte doch der brave Hegel ſich ſo verſteigen, und Andre auf eine Leiter hinaufziehen, die keinen Widerhalt hat!). Die Somnambulen ſtehen in gar keinem Verhältniß zum Jenſeits, und die Geiſter ſind nur Produkte ihrer kranken Phantaſie, die Erlöſung derſelben bloße Vorſtellung von der verheißenen Sündenvergebung. Die Seherin von Prevorſt iſt „unter den Händen eines ſchwermüthigen Dichters und in das Heilige verzückten Philoſophen zur melancholiſchen Schwärmerin geworden". Das Reden, Seufzen u. dgl. der Geiſter ſezt eine menſchlich-organiſirte Kehle voraus (auch bei dem lieben Gott in der Bibel? wenn's kein Mythus iſt), und das hörbare Auftreten, Rollen ꝛc. ein maſſiveres Organ als den Nervenäther (vermuthlich auch bei Sturm und Donner? was denkt ſich denn Hr. W. unter dem Nervenäther?). Die fernſtehenden Leſer können jene wunderbaren Wirkungen nicht natürlich erklären (die naheſtehenden Hörer noch weniger). Es iſt verdächtig, daß die bedeutendſten Töne meiſt in der Mitternachtsſtunde vorfielen, die Frau Hauſe hat ſie ſelbſt hervorgebracht, um Aufſehen zu erregen, oder auch nur vorgegeben. Das Stöhnen des Geiſtes in das Ohr der ſchlafenden Frau Dr. Kerner kam von dieſer ſelbſt im Traum her, und war „gewiß nicht ſo ein ſchrecklicher Seufzer!" Die Frau H. hat die Leute mit ihrem magnetiſchen Phantaſieleben angeſteckt, und zwar durch Amulete. Es fehlt an Kritik (d. h. an Unglauben). Es ſoll der Frau H. nicht gerade abſichtliche Betrügerei zur Laſt gelegt werden; ſie gieng bei ihrem Streben, durch Geiſtererſcheinungen Aufſehen zu erregen, bewußtlos, aber doch

ſchlau zu Werke (!). Sie hat in Abweſenheit der la
ſchenden Freunde dreimal an die Wand geklopft, und de
Herbeieilenden aufgebunden, dieß habe ſo eben der Ge
gethan. Kerners und manches Andern Phantaſie iſt g
neigt, unwillkürlich zu dichten und Natürliches in's Geiſte
hafte zu ſteigern. Kerner und ſeine Umgebungen waren a
dieſen Geiſtererſcheinungen ſchuld. Kerner ſinkt zum ge
meinſten Volksaberglauben herab. Kerner wittert imme
Geiſter. Alle dieſe und andre, theils einander wide
ſprechende, theils auch der materialiſtiſchen Weisheit inni
verwandte Dinge lernen wir aus der „Theorie“, die m
ihren Behauptungen überaus klug und doch unwiſſenſchaf
licher iſt, als irgend ein Ammenmährchen. Hr. G. hat e
zur Genüge gezeigt, und das Mährchen ſezt doch ein
höhere Natur voraus.

Hier mag noch eine kleine Anekdote aus dem Lebe
ſtehen. Ich habe einen Mann gekannt — er war auc
aus Würtemberg — der ſagte einſt in meiner Gegenwar
mit bedenklicher Miene: „Der Magnetismus hat wirklic
etwas auf ſich; ich will aber nichts davon wiſſen, es könnt
mich an meinem Syſtem irre machen.“ Das heißt mi
andern Worten: Es gibt ein Ding, das die körperliche
Gegenſtände ſichtbar macht, Licht genannt, von deſſen Da
ſeyn ich ſelbſt bei geſchloſſenen Augen einige Wahrnehmung
habe; es iſt mir aber bequemer, blind zu ſeyn, darum
drücke ich die Augen feſt zu, lege eine Binde darübe
u. ſ. w. Oder was um nichts beſſer iſt: Auf die ſprechend
ſten Thatſachen baue ich, um ſie zu begraben, eine felſen
feſte Theorie — eigentlich aber ein Kartenhaus.

— y —

Ueber Herrn Profeſſor Fiſchers zu Baſel Kunſt von Geiſterglauben zu erlöſen.

(Eine Mittheilung aus R. Gerbers Werk: „Das Nachtgebiet der Natur u. ſ. w.“ *).

Da Hr. Fiſcher in der Ankündigung ſeines Werkes verſichert, daß ſchon das erſte Bändchen (die erſte Doſis) ſeiner Schrift, jedem, welcher gründlich von Geiſtern und Geſpenſtern erlöst ſeyn wolle, anempfohlen werden könne, indem dieſe Erſcheinungen darin erklärt würden, ſo beeilte ich mich, es kommen zu laſſen, indem ich feierlich verſichern kann, daß auch ich zu denjenigen gehöre, welche von dieſen Geiſtern erlöst zu werden wünſchen, nicht als ob mich ſchon irgend einer beunruhigt hätte, denn ich habe noch nicht einmal einen Nebelſtreif von einem Geiſt geſehen, ſondern inſofern auch ich mich freuen würde, wenn es der Wiſſenſchaft gelingen könnte, uns eine haltbare Erklärung dieſer Erſcheinungen zu geben. Ich habe die Schrift des Hrn. Profeſſor Fiſcher mit Vergnügen geleſen; ſie iſt mit Geiſt und Lebendigkeit geſchrieben. Die Art, wie er den Somnambulismus vom Schlafwandeln an entwickelt, iſt

---

*) Das Nachtgebiet der Natur im Verhältniß zur Wiſſenſchaft, Aufklärung und Chriſtenthum von R. Gerber. Mergentheim 1839. Verlag der neuen Buch- und Kunſthandlung.

höchſt anziehend, und ich habe manche neue Anſicht dari gefunden, für welche ich dem Verfaſſer dankbar bin. Nu die verſprochene Erlöſung von den Geiſtern habe ich nich entfernt darin finden können, ſogar noch weniger als i der Theorie des Hrn. Wirth, und andern längſt herausge kommenen Schriften. Ich bedaure es, daß ich die Erſchei nung der zwei andern Bändchen der Fiſcher'ſchen Schrif nicht abwarten kann, ſondern ſchon jezt meine Anſicht darüber ausſprechen muß, eben darum aber will ich mich au die Hauptſache beſchränken, und behalte mir vor, vielleich in einer ſpätern Schrift das zu beurtheilen, was der Verfaſſer über Geiſtererſcheinungen, Beſeſſenſeyn u. ſ. w. in dem ganzen Werke ſagt.

Hr. Profeſſor Fiſcher leitet den Somnambulismus von der, zur Seele gewordenen Lebenskraft ab. Es würde uns aber zu weit führen, wenn wir das, was wir dagegen zu erinnern haben, hier ausführlich entwickeln wollten, und bemerken daher nur, daß dieſe Lebenskraft, nach unſerer Anſicht, ſo ungenügend iſt, um dieſe Thatſachen begreiflich zu machen, wie der Wärme- und Ausdünſtungsſtoff des Hrn. Wirth, der Nervenäther, oder der Nervengeiſt, oder das Gehirn, oder die Krämpfe, durch welche Andere ſie erklären wollten.

Doch Hr. Fiſcher ſcheint wenigſtens die Viſionen und Geiſtererſcheinungen nicht ſowohl aus der Lebenskraft, als vielmehr aus den Sinnwerkzeugen erklären zu wollen, indem er ſie als Hallucinationen betrachtet. Dieſe Ueberzeugung macht ihn ſo ſicher und beherzt, daß er keck mit der ganzen Geiſterwelt in die Schranken tritt, indem er pag. 199. ausruft: „mit dieſem Begriff der Hallucination gewaffnet, vermag uns keine übernatürliche Erſcheinung mehr in Erſtaunen, kein Geſpenſt mehr in Schrecken zu ſetzen; denn höchſtens, wenn's nichts Natürliches iſt, iſt's Hallucination!“ Zwei Seiten weiter fordert der Hr. Profeſſor die Geiſter noch kecker heraus mit den Worten:

„nun mögen die Viſionen und Geſpenſter kommen, wir ſtaunen und erſchrecken nicht, denn wir begreifen ſie: „Trotz dieſer heldenmüthigen Sprache möchte ich es auf keine Probe ankommen laſſen, ob der Hr. Profeſſor nicht ein wenig erſchrecken würde, wenn ihm ein ſolches Geſpenſt einmal unerwartet des Nachts vor das Bett käme! Hr. Fiſcher ſelbſt führt einige Beiſpiele an, daß Männer, welche ſolche Erſcheinungen nicht für Hallucinationen, ſondern ſchlechtweg für Geiſter, ſogar für den Teufel hielten, ſie mit ruhigem, feſtem Muthe empfangen haben. Ja wer weiß, ob Hr. Fiſcher nicht mehr ſehen würde, als er jezt denkt und glaubt, denn er ſagt ſelbſt pag. 232: „ein ruhiger, auf Geiſter gefaßter Gläubiger ſieht viel weniger als ein Ungläubiger", denn es könnte leicht auch bei ihm der Fall ſeyn, was er an derſelben Stelle bemerkt: „dieſe Unglaubigkeit, die ſich ſo angelegentlich prononcirt, iſt meiſt nur eine kümmerliche, angſtvolle Nothwehr gegen den geheimen Geſpenſterglauben, der Empfindung", und ſo wäre es wohl möglich, daß auch die vermeintliche Waffe der Hallucination den Hrn. Verfaſſer im Stich laſſen könnte.

Hr. Fiſcher beruft ſich auf die Schrift von Dr. Hagen über die Sinnestäuſchungen, welche wir bereits ebenfalls angeführt und ausführlich beurtheilt haben.

Eben aus jener Schrift aber wird Hr. Fiſcher geſehen haben, daß Dr. Hagen ſelbſt geſteht und gründlich beweist, daß alle Hypotheſen, durch welche man dieſe Hallucinationen zu erklären ſucht, unhaltbar ſind.

Nachdem Dr. Hagen die Unhaltbarkeit aller bisherigen Erklärungen auf eine unumſtößliche Weiſe gezeigt hat, ſucht er ſelbſt die Sache als Krämpfe zu erklären, und dieſer Meinung ſtimmt dann auch Hr. Fiſcher bei, und macht, wie Dr. Hagen, ſeine Leſer darauf aufmerkſam, daß ſie ſelbſt täglich ſolche Hallucinationen durch die Krämpfe hervorbringen können, welche z. B. in unſerem Auge entſehen, wenn wir in die Sonne blicken, oder einen Schlag bekommen. Ich glaube aber auch dieſe Krampftheorie der Hallucinationen ſo ausführlich widerlegt zu haben, daß ich es für unnöthig erachte, noch irgend etwas darüber zu ſagen. Wenn daher Hr. Fiſcher ausruft: „nun mögen die Viſionen und Geſpenſter kommen, wir erſtaunen und erſchrecken nicht, denn wir begreifen ſie, es ſind Hallucinationen!“ ſo will er ein Räthſel durch ein anderes erklären, und ſo lang wir nicht begreifen können, was Hallucinationen ſind, ſo ſind wir im Verſtändniß noch nicht weiter gekommen, wenn man dieſe Viſionen und Geſpenſter für Hallucinationen erklärt.

Uebrigens ſind dieſe Hallucinationen ein ſehr gutes Mittel, um jedem Menſchen alles wegzuſtreiten, ja wir ſelbſt ſind nie ſicher, ob das, was wir vor uns zu ſehen glauben, etwas Wirkliches iſt, ſelbſt wenn wir es ſehen, hören, riechen, ſchmecken und betaſten können, denn ſobald wir uns den Fall denken, daß vielleicht alle unſre Sinnen zugleich halluciniren, ſo ſind wir doch angeführt. Vor lauter Aufklärung ſtehen wir dann Beide auf demſelben Punkt, auf welchem die Leute im 17ten Jahrhundert vor lauter Aberglauben ſtunden, daß wir nämlich nicht mehr recht wiſſen, was wir vor uns haben, weil damals der Teufel, heut zu Tage aber unſere Phantaſie, die Lebenskraft, oder unſere Sinne durch Hallucinationen uns alle mögliche Blendwerke vorgaukeln können, ohne daß wir hinter die Wahrheit zu kommen vermögen. Horſt führt ein merkwürdiges, auch von Hrn. Fiſcher aufgenommenes Beiſpiel an, mit welchem Starrſinn das Zeugniß der Sinne zum Schweigen gebracht wird, wenn es der herrſchenden Meinung entgegen iſt, und man etwas nicht glauben will. In dem Lindheimiſchen Hexenproceſſe wurden 5—6 Weiber entſetzlich gemartert, weil ſie bekennen ſollten, ein vor kurzem geſtorbenes Kind auf dem Kirchhof ausgegraben, und zu einem Hexenbrei verkocht zu haben. Sie geſtanden es. Der Gatte einer dieſer Unglücklichen brachte es endlich dahin, daß das Grab des Kindes in Gegenwart des Ortsgeiſtlichen geöffnet ward. Man fand das Kind unverſehrt im Sarge. Allein nun folgt erſt das Unglaublichſte, die Inquiſition erklärte den unverſehrten Leichnam für ein teufliſches Blendwerk und beſtand darauf: weil ſie es doch alle eingeſtanden hätten, ſo mußte ihr Geſtändniß mehr gelten, als der Augenſchein, und man müſſe ſie zur Ehre des Dreieinigen Gottes, der die Zauberer und Hexen auszurotten befohlen habe, verbrennen, und ſie wurden in der That verbrannt! Hätte dieſer Inquiſitor in unſern Tagen gelebt, ſo hätte er den unverſehrten Leichnam für eine Hallucination aller Sinne erklären können, und mit der Hülfe des Rapports ſelbſt den Umſtand, daß alle das Gleiche ſehen, gar wohl beſeitigen können. Nach dem Geiſt jener Zeit aber mußte es ein Blendwerk des Teufels ſeyn. Zwiſchen dieſem angeblichen Blendwerk des Teufels und unſeren Phantaſietheorien oder unſern modernen Hallucinationen aller Sinne weiß ich aber keinen Unterſchied, als den, daß man im 16ten Jahrhundert das, was man nicht glauben wollte, dem Teufel zuſchob, und heut zu Tage unſerer Phantaſie oder der Lebenskraft, oder den hallucinirenden Sinnen zuſchreibt. In beiden Fällen iſt es der entſchloſſene Wille, die herrſchende liebgewordene Meinung, welche mit uns aufgewachſen iſt, trotz dem Zeugniß der Sinne, nicht aufzugeben, und obgleich ich weit entfernt bin, ſolche Blendwerke dem Teufel ſelbſt zuzuſchreiben, ſo möchte ich doch dieſem alten Aberglauben vor unſerer modernen Weisheit inſofern den Vorzug geben, als ſich leichter denken läßt, daß der Teufel, als unſere unſchuldigen Sinnen, oder unſere Phantaſie, oder wie man den Theil unſeres Ichs nennen mag, uns ſolche Blendwerke ſollten vormachen können.

Wenn man nun mit dieſer Hallucination aller Sinne auch noch vollends die Theorie der Anſteckung oder des Rapports verbindet, nach welchen ein Blendwerk der Sinne, welchem nichts Wirkliches entſpricht, ohne unſer Wiſſen und Zuthun auch in andern Köpfen ſich fortpflanzen kann, ſo fällt damit, wie Hr. Fiſcher pag. 213. mit Recht ſagt, die lezte Controlle der Wirklichkeit und Einbildung weg. Eben damit aber iſt bewieſen, daß wir zu dieſen Vorausſetzungen nicht berechtigt ſind, denn wo jede Controlle fehlt, iſt auch kein Beweis möglich, und die Behauptung, daß bei einer Erſcheinung Hallucination und Anſteckung stattfinde, kann nur ein Machtſpruch ſeyn; denn dieſe Hypotheſe führt, wie Hr. Fiſcher ſelbſt ſagt, zu weit, indem ſie uns die Sicherheit jeder ſinnlichen Wahrnehmung raubt, weil da, wo auch die lezte Controlle zwiſchen Wirklichkeit und Einbildung weggefallen iſt, gar kein Mittel mehr vorhanden iſt, uns über die Realität einer Sinnenwahrnehmung Gewißheit zu verſchaffen. Da haben am Ende doch die Idealiſten Recht, welche ſchon längſt behaupten, die ganze Außenwelt ſey nur eine Hallucination unſerer Sinne, und wenn Sonne, Mond und Sterne, und der Seſſel, auf welchem ich ſitze, nur Hallucinationen ſind, ſo müſſen es freilich die Viſionen und Geiſtererſcheinungen auch ſeyn.

Dieſer Lehre von der Anſteckung iſt aber Hr. Fiſcher ſehr zugethan, obgleich die Wiſſenſchaft noch gar keinen Beweis für dieſe Anſteckung vorgebracht hat: denn noch nirgends iſt der Beweis geführt worden, daß da, wo mehrere Perſonen dieſelbe Erſcheinung ſehen, dieſes Schauen nicht von Einer unſichtbaren, äußern Urſache herrührt, oder daß und wie es möglich iſt, daß das, was ſich A. entweder einbildet, oder durch eine Hallucination der Sinne zu ſehen glaubt, in die Köpfe von B. C. D. u. ſ. w. überſpringen kann, wovon wir ſonſt gar keine Beiſpiele haben, ja nicht einmal das iſt nachgewieſen, wie in A. ſelbſt ohne äußere Urſache eine ſolche Täuſchung entſtehen kann. Die Erfahrung widerſpricht dieſer Anſteckungstheorie ganz entſchieden, indem in den meiſten Fällen, in welchen ein ſolcher Uebergang dieſer Viſionen nach pſychologiſchen Geſetzen zuerſt hätte erfolgen müſſen, keiner ſtattfand, wo ich dieß an ſchon ſo vielen Beiſpielen gezeigt habe; da aber, wo er behauptet wird, iſt er nicht bewieſen.

Wie merkwürdig war es für mich, daß Hr. Fiſcher die bekannte Geſchichte, welche Stilling erzählt, in welcher auch der Säugling einer Frau Pfarrerin nach der glänzenden Geiſtererſcheinung, welche ſonſt Niemand ſah, das Aermchen ausſtreckte und zu erkennen gab, daß es daſſelbe ſehe, was die Mutter als Beweis für dieſe Anſteckung anführt. Ich hatte dieß als den ſtärkſten Beweis angeführt, daß hier eine äußere Cauſalität, ſowohl auf die Mutter, wie auf den Säugling gewirkt haben müſſe, indem das Kind doch nicht wohl das Aermchen nach dem Phantaſiebild der Mutter ausſtrecken werde. Hr. Fiſcher aber kehrt die Sache um und ſagt: „Da ſieht man den Rapport, da erkennt man ja deutlich, daß die Viſion der Mutter auch auf das Kind übergeht.“ Das iſt aber nichts als ein Machtſpruch, wodurch weder bewieſen iſt, daß die Mutter nur eine Hallucination hatte, noch daß dieſe auf das Kind übergegangen war. Die Erfahrung beſtätigt auch dieſen Rapport auf gar keine Weiſe, indem weder die körperlichen Empfindungen, noch die Gedanken und Gefühle von der Mutter auf den Säugling übergehen. Die Mutter kann das furchtbarſte Zahnweh oder einen andern Schmerz haben, ohne daß das Kind auf ihrem Schoos etwas davon empfindet, ſie kann weinen, in Verzweiflung ſeyn, während das Kind dazu lächelt, und man hat kein Beiſpiel, daß wenn die Mutter auch noch ſo lebhaft an den Vater denkt, dieſe gewiß gemüthliche Vorſtellung in das Kind übergeht. Nur bei Geiſtererſcheinungen findet man für gut, einen ſolchen Rapport anzunehmen, um ihre Objectivität beſtreiten zu können.

Iſt dieß bei Kindern ſchon undenkbar, ſo iſt es noch

weit unbegreiflicher, daß ſolche Viſionen ſogar auf T
übergeben, wie dieß Hr. Fiſcher pag. 216 annimmt.
haben uns darüber ſchon ausgeſprochen, und wer die
ſchiedene Organiſation, den ſo unendlich großen Abſp
der Intelligenz zwiſchen Thier und Menſch bedenkt,
wird es ganz unmöglich finden, daß ein Menſchengeb
in den Kopf eines Thieres fahren könne. Weit entfe
wie Hr. Fiſcher da, wo auch die Thiere die Wahrnehm
gen vom Geiſterweſen theilen, einen Beweis für einen
iven Rapport zu finden, ſind mir ſolche Fälle nur die
umſtößlichſten Beweiſe der Objectivität dieſer Geiſter,
die Behauptung, daß die Viſion des Reiters in den K
ſeines Pferdes oder Hundes, oder einer Kuh gefahren
einen mir neuen Beweis, an welche unglaubliche D
man glauben muß, wenn man nicht an Geiſter glau
will *)!

Hr. Fiſcher ergreift aber auch noch ein anderes M
tel, uns vom Geiſterglauben zu erlöſen, er bildet ſich n

---

*) Man möge doch begreifen, daß das **Schauen der Geiſter** n
mit dem gewöhnlichen Auge, ſondern nur mit dem innern Aug
ſchehen kann, welches innere (magnetiſche) **Schauen** beim Geiſt
des Geiſtes (dem wirklichen reellen Daſeyn) in Menſchen, deren Or
niſation dazu fähig iſt, durch einen Rapport, den der Geiſt ſol
mit ſolchen eingeht, hervorgerufen wird. Würde man Geiſter
dem gewöhnlichen Auge ſehen, ſo wären ſie allen Menſchen ſicht
ſo nur ſolchen, deren Organiſation ſich zu einem ſolchen Rapport
net. Es iſt nun allerdings möglich, daß dieſer Rapport vom ei
Seher auch auf einen zweiten dieſes Rapports fähigen, z. B. bei
rührung, übergehen kann, deßwegen iſt aber dadurch noch nichts ge
eine Realität eines ſolchen **Schauens** geſagt. Wenn ich einzig a
blos durch das Augenglas, das ein Anderer einen Augenblick vor
hat, einen Gegenſtand ſehen kann, ſo iſt dadurch noch nicht erwie
daß jener Gegenſtand keine Realität habe und ich ihn nur ſehe, w
der erſte durch jenes Glas ihn zu ſehen vermeint. — Ich glaube du
dieſe Aeußerung ſowohl die Anſicht Hrn. Fiſchers, als Hrn. Gerbe
berichtigt zu haben.

Kerner.

lich eine eigene Knochentheorie aus. Drei in ſeiner Schrift angeführte Geiſtererſcheinungen (254—57) erklärt er als Wirkungen von Knochen!! — Die erſte iſt die bekannte Geſchichte in Pfeffels Garten zu Colmar. Der 18jährige Candidat Billing ſieht an einer Stelle des Gartens eine weibliche Erſcheinung, welche das Angeſicht gegen das Städtchen Heiligenkreuz gerichtet hatte, die rechte Hand auf's Herz gelegt, die linke hängend. Wenn Pfeffel ſeinen Stock durch die Erſcheinung ſchwang, ſo war es, wie wenn man mit einem Stab durch eine Lichtflamme fährt, die ſich nach ſcheinbarer Trennung wieder vereinigt. Als er mit weitgeöffnetem Mantel die Stelle umfaßte, guckt ſie zwiſchen ſeinen Armen aus dem Mantel hervor. Da der Seher nie an die Stelle ſelbſt hingehen wollte, ergriffen ihn beide Brüder Pfeffel und ſchleppten ihn auf die Geſpenſter-Stelle, er zitterte aber und ſchrie ſo jämmerlich, daß man ihn loslaſſen mußte. Pfeffel ließ nun, ohne Wiſſen des Geiſterſehers, die Stelle aufgraben, und man fand ziemlich tief eine Kalkſchichte, und unter derſelben ein Gerippe in der Lage, daß es aufgerichtet das Antlitz gegen Heiligenkreuz gekehrt hatte. Das Grab wurde wieder zugemacht und geebnet, und als Billing drei Tage nachher wieder an die Stelle geführt wurde, ging er ohne Scheu und Zittern darauf umher. Hr. Fiſcher fühlt nun wohl, daß dieſe Viſion nicht die Wirkung der Ausdünſtung dieſes ſo tief in der Erde verſcharrten Gerippes ſeyn konnte. Er nimmt daher ſeine Zuflucht zu einer Hypotheſe, welche mit der Theorie des Hrn. Wirth viel Aehnlichkeit hat (ohne ſie zu kennen oder zu nennen), indem er glaubt, daß die Lebensatmoſphäre (Ausdünſtung) des Menſchen, weiter gehe, als man glaubt, und auch den Boden unter den Füßen durchdringe, ungefähr wie der Metall- und Waſſerfühler.

In dieſem Fall aber würde Billing ganz einfach das vergrabene Gerippe geſehen oder ſonſt wahrgenommen haben, nicht aber eine weibliche Erſcheinung geſehen haben, wo keine war. Der Metallfühler glaubt das Metall durchaus nicht vor ſich auf dem Boden zu ſehen, ſondern er fühlt nur, daß es in der Erde vorhanden iſt. Hier fühlte aber Billing von dem Gerippe nichts, und ſah dagegen eine Geſtalt, wo nach der Verſicherung des Hrn. Fiſcher nichts war, ſonſt hätte er nach dem Ausgraben des Gerippes auch bemerken müſſen, daß es nicht mehr da ſey, was durchaus nicht der Fall war, ſondern er ſah nur den Geiſt nicht mehr.

Wenn nach dem eigenen Geſtändniß des Hrn. Fiſcher dieſes Gerippe auf materielle Weiſe durch die tiefe Erdſchichte hindurch die Nerven des Billing nicht ſo angreifen konnte, um ihn ſo heftig zu erſchüttern, ſo kann pſychologiſch eben ſo wenig erklärt werden, daß, wenn er nur die Nähe dieſer Menſchenknochen gefühlt, dieß ihn ſo furchtbar ergriffen hätte; denn ein verſcharrtes Gerippe iſt nichts ſo Furchtbares, daß er darüber ſo gezittert und geſchrieen hätte.

Weder die ſomatiſche noch die pſychologiſche Erklärung iſt daher hier anwendbar. — Der zweite Fall iſt eben ſo bekannt. Paſtor Lindner erwachte einſt mitten in der durch Mondſchein erhellten Nacht, und ſah an ſeinem Pult einen Paſtor in Amtskleidung ſtehen. Er trug ein Kind auf dem Arm, ein anderes, etwas größeres ſtand ihm zur Seite, Paſtor Lindner traut ſeinen Sinnen nicht, reibt ſich die Augen, richtet ſich im Bette auf und beſinnt ſich, ob er wache oder träume. Endlich wie er an ſeinem wachenden Geſicht nicht mehr zweifeln kann, ruft er aus: „alle guten Geiſter loben den Herrn!“ Darauf geht der erſchienene Paſtor auf ihn zu und bietet ihm die Hand, die er aber nicht den Muth hat, anzugreifen. Die Erſcheinung wiederholt dieſe Einladung dreimal und verſchwindet. Einige Zeit darauf erkennt der Paſtor im Chore der Kirche das Porträt des ihm erſchienenen Paſtors und erfährt von einem alten Manne der Gemeinde, daß dieſer Mann ſein

Amtsvorfahr vor 40—50 Jahren geweſen und in dem Ruf geſtanden, mit ſeiner Magd gelebt und etliche uneheliche Kinder mit ihr erzeugt zu haben, von deren Schickſal man aber nichts erfahren hätte. Nach einiger Zeit brach man einen Ofen im Pfarrhaus ab, und entdeckte unter demſelben in einer Vertiefung Kindergebeine. Die Erſcheinung war nie wiedergekehrt. Auch hier fühlt Hr. Fiſcher ſo ſtark, daß er mit der Knochentheorie nicht ausreicht, daß er die merkwürdige Erklärung beifügt: „unerklärlich wäre die Aehnlichkeit mit dem Porträt des Mörders, wenn Paſtor Lindner dasſelbe nicht vorher ſchon geſehen und keine Kenntniß von dem auf dem Manne ruhenden Verdachte gehabt hätte.“ Nun heißt es aber ausdrücklich, daß Lindner erſt einige Zeit ſpäter das Bild im Chore geſehen und jene Geſchichte erfahren habe. Weil nun aber Hr. Fiſcher ſelbſt ſagt, daß dieſe Geſchichte nicht natürlich erklärt werden kann, wenn man den Verlauf der Sache läßt, wie er iſt, ſo muß, nur damit ſie erklärt werden kann, das Nachfolgende zum Vorhergegangenen gemacht werden. Hier iſt mithin der Grundſatz geradezu ausgeſprochen, daß, wenn eine Erklärung nicht zur Thatſache paßt, die Thatſache abgeändert werden muß. Wenn einmal dieſes gewaltſame, willkührliche Verfahren erlaubt iſt, ſo hört alle Wiſſenſchaft und alle Geſchichte auf. Wäre es aber wirklich ſo, daß Lindner das Porträt ſchon vorher geſehen und die Geſchichte ſchon vorher gehört gehabt, ſo würde er ſchon in der Nacht, als er die Erſcheinung hatte, die Aehnlichkeit mit dem Bilde erkannt haben und nicht erſt ſpäter durch das Bild an den Geiſt erinnert worden ſeyn. — In der dritten Geſchichte polterte und ſpuckte es in dem Stalle eines Pfarrhauſes, welcher deßhalb verlaſſen worden war und aus welchem man nächtlicherweile eine Frauensperſon in alterthümlichem Gewande mit einem Kübel in der Hand aus dem Stalle kommen und in dem vorüberfließenden Bach Kinderwindeln waſchen ſah. Ein Schwager des Pfarrers hatte die Kühnheit gehabt, den Geiſt zu citiren. Gegen 12 Uhr ſtellte ſich der Geiſt nicht nur bei ihm ein, ſondern auch bei dem Ehepaar des Hauſes. Die Thüre des Schlafgemachs gieng auf, es wehte ein heller Schein durch das Zimmer, und es gieng nun leiſetretend auf das Ehebett zu. Die Frau rettete ſich unter Decken und Kiſſen; der Mann dagegen fing unter Centnerlaſt zu keuchen an, raffte ſich jedoch bald wieder auf und rief: „Pack' dich, du verfluchte Seele, an den von deinem gerechten Richter angewieſenen Ort," worauf es ſich auf gleiche Weiſe entfernte. Der Paſtor ließ den Stall bis auf den Grund umgraben, man fand in einer irdenen Kachel die Gebeine eines kleinen Kindes, welche auf dem Kirchhof begraben wurden, worauf der Spuck ein Ende hatte. Hr. Fiſcher nennt dieſe Erſcheinung nur einen gewöhnlichen, in Phantaſieaufregung und Alpdrücken umgeſchlagenen Geiſterſchauer. Dann müſſen wir aber nur fragen, was erregte denn dieſen Geiſterſchauer, dieſe Phantaſieaufregung? etwa die Gebeine im Stall, von welchen Niemand etwas wußte? Es muß doch wohl etwas vorhergegangen ſeyn, was den Paſtor, welchen Hr. Fiſcher ſelbſt beherzt nennt, bewog, den Geiſt zu citiren? Was erſchreckte denn nicht nur dieſen Pfarrer, ſondern auch das in einem andern Zimmer ſchlafende Ehepaar ſo heftig? Daß die bloſe Erwartung dieß nicht bewirken konnte, beweiſt die vielfache Erfahrung, wo Perſonen, welche ſogar auf dem Kirchhof Geiſter citirten und erwarteten, *nichts* ſahen. Und das Aufgehen der Thüre, und der helle Schimmer und Schein, und das leiſe Gehen, wer bewirkte denn das? Etwa auch die Kindsbeine im Stall? nach welchen optiſchen Geſetzen ſchickten ſie denn dieſen Schimmer durch die Erdſchichten, Thüren und Mauern in dieſes Schlafgemach? Ich berufe mich getroſt auf das unbefangene Urtheil der Leſer, ob nicht der ſchlichte Volksglaube, nach welchem die Geiſter dieſer Verſtorbenen dadurch, daß ihre Knochen nicht nach ihrem Willen beerdigt, und durch die verborgene Schuld, welche auf ihnen laſtete, beunruhigt wurden, nicht weit natürlicher und dem geſunden Menſchenverſtand angemeſſener iſt, als die Hypotheſe, daß dieſe Knochen dieſe Wirkungen hervorbrachten? Die Erfahrung von Jahrtauſenden, auf welche ſchon Homer hinweist, zeigt, daß es zu den fixen Ideen dieſer Geiſter gehört, ſich um ihre Ueberreſte heftig zu bekümmern, und nicht zu ruhen, bis ſie beerdigt, und dieß ſcheint mir weit wahrſcheinlicher als dieſe Knochentheorie.

Doch — Hr. Fiſcher hat nicht das Verdienſt der Erfindung dieſer intereſſanten Knochentheorie, er hat in Herrn Dr. Strauß ſchon einen Vorgänger. Dieſer ſchreibt die Erſcheinungen, die das bekannte Mädchen von Orlach hatte, in einer Beurtheilung dieſer Geſchichte den in ihrem Hauſe vorgefundenen Menſchenknochen zu. Er ſagt: „im Stalle in einer Ecke fanden ſich Knochen von Menſchen, Kindern u. ſ. w. Sollte man nicht annehmen dürfen, daß die hier vorgekommenen Menſchenknochen es waren, von welchen auf das Mädchen eine Einwirkung ausgieng, die nicht, wie dieß auch ſonſt oft genug beobachtet worden iſt, nur unbeſtimmtes Uebelbefinden hervorbrachte, ſondern ſich in beſtimmten Bildern von Perſonen und Handlungen verkörperte? und ſollten dieſe Knochen dieſem Mädchen vielleicht gar richtige Kunde gegeben haben, indem, wie Cuvier aus einem Knochen das ganze Thier, ſo ein magnetiſch geſteigertes Gefühl aus dem Gerippe der Menſchen mit ſeinen Thaten und Schickſalen reconſtruiren könnte? Lieber wenigſtens wollte ich mir ein ſolches Wunder der Natur, als eine Einmiſchung der Eſchenmayer'ſchen Unnatur gefallen laſſen."

Auf dieſe wenige Knochen, welche im Keller gefunden wurden, möchte ich ſchon deßwegen kein großes Gewicht legen, weil ſie ſehr leicht von dem ganz nahen Kirchhof durch Thiere können dahin gebracht worden ſeyn. Wenn Cuvier aus einem Knochen das ganze Thier conſtruirt, ſo ſchließt er nur nach Analogie und hat dazu ein vollkom menes Recht und hinlängliche Thatſachen, durch welche sei Schlüſſe für Jedermann begreiflich werden. Wenn ab nicht nur aus einem Gerippe (denn ein ſolches wurde ni gefunden), ſondern ſogar aus einigen Knochen, welche ebe ſowohl von verſtorbenen Orlacher Bauersleuten herrühre können: die Geſchichte des Mönchs und der Nonne herau conſtruirt werden ſoll, ſo iſt das mehr als Zauberei. Di würde Niemand ſtärker fühlen als **Dr.** Strauß ſelbſ wenn er mit derſelben Unbefangenheit urtheilen würde, w in ſeinem Leben Jeſu. Denn dort erklärt er es z. B. fü ganz unmöglich, daß Jeſus der Samariterin angeſehe haben könne, daß ſie ſchon 5 Männer gehabt habe, wen er auch nach ſeiner höhern Weisheit die Seele dieſer Fra ganz durchſchaut hätte, da doch ſchwerlich jeder eine beſon dere Spur in ihrem Gemüth zurückgelaſſen hätte; denn ein ſolche empiriſche Nicht-Allwiſſenheit, ſondern Allwiſſere würde das menſchliche Bewußtſeyn zerſtören. „Das In nere des Menſchen, ſagt er, iſt nur aus einer Reihe vo Reden und Handlungen zu erkennen, eine Gabe, ohne dieſe Vermittlung in das Gemüth des Menſchen einzudringen ſtreift ſchon an das Viſionäre, und damit in ein Gebiet hinein, für welches der von den Rabbinern für dieſe Gabe des Meſſias gebrauchte Ausdruck: odorando judicare keineswegs zu monſtrös iſt.“ Vergleichen wir dieſe Stelle mit obiger, ſo werden wir kaum begreifen, wie derſelbe Schriftſteller ſo verſchieden urtheilen kann. Während er Jeſu, trotz ſeiner höhern, wenn auch nur menſchlichen Weisheit, mit Recht die Fähigkeit abſpricht, in der Seele einer Frau zu leſen, daß ſie ſchon 5 Männer gehabt habe, da wohl ſchwerlich jeder eine beſondere Spur in ihrem Innern zurückgelaſſen habe, während er uns deutlich ſagt, daß nur aus einer Reihe von Reden und Handlungen das Innere des Menſchen zu erkennen ſey, ſchreibt er hier einem Orlacher Bauernmädchen die Fähigkeit zu, aus einigen Knochen die ganze Geſchichte längſt verſtorbener Menſchen herauszuconſtruiren! Wenn von 5 Männern keine Spur in der Seele jener Frau zurückblieb, wie viel weniger wird eine Spur in der Geſchichte dieſes Mönchs und dieſer Nonne an ihren Knochen zurückgeblieben ſeyn? und wie unwahrſcheinlich iſt es, daß dieſe wenigen Knochen gerade dieſen Perſonen gehörten? Dabei müßten wir uns immer noch das Wunder denken, daß das Mädchen dieſe Geſchichte aus den Knochen herausconſtruirte, ohne es zu wiſſen, und ſich dabei einbildete, ſie ſehe die Geiſter dieſer Verſtorbenen vor ſich, und erfahre von ihnen, was ſie durch die Knochen, von welchen ſie nichts wußte, erfahren hatte. Könnten wir aber je an eine ſolche Zaubergabe denken, ſo kann ſie bei dieſem Mädchen ſchon darum nicht vorausgeſezt werden, weil ſich ſonſt ſogar auf neuen Gräbern keine Wirkung dieſer Art bei ihr zeigte. Wenn die wenigen Knochen, welche im Stalle gefunden wurden, eine ſo außerordentliche Wirkung gehabt hätten, wie ſehr hätte ſie nicht erſt der ganze Kirchhof angreifen müſſen, welcher ſo nah bei ihrem Haus liegt? So oft ſie in die Kirche gieng, und das war in der langen Zeit, in welcher ſie dieſe Geiſter ſah, oft der Fall, ſo mußte ſie durch den Kirchhof gehen. Nun hätten doch gewiß dieſe friſche Leichen, dieſe vielen verſcharrten Knochen in einem unendlich ſtärkeren Grad auf ſie wirken müſſen, als die paar Knochen im Stall, von welchen ſie nichts wußte! Sie hätte die Geiſter aller dieſer Verſtorbenen ſehen und ihre geheimſte Geſchichte aus dieſen Knochen herausconſtruiren müſſen, da ſie noch friſcher und unverſehrter darin abgedruckt hätten ſeyn müſſen; aber von dieſem Allem hat man nie Etwas erfahren; ſie wandelte ohne die mindeſte Wirkung über dieſe Gräber, wie andere Menſchen. Ich, für meine Perſon, will daher lieber an eine Einmiſchung der Eſchenmayer'ſchen Unnatur glauben, als daß unſere Schickſale und Thaten an unſern

Knochen hängen bleiben, und nach Jahrhunderten von unſern Enkeln abgeleſen werden können.“

Bei ſolchen Abmühungen eines Hrn. Fiſchers, Wirths u. ſ. w. den Glauben an Geiſtererſcheinungen ertödten zu wollen, fallen einem unwillkührlich die Verſe Kerners bei, die er in ſeiner Dichtung: „Der Bärenhäuter im Salzbade“ jenem Dichter Otto gegen den Badprediger (den Repräſentanten jener Herren) in den Mund legt:

„O wie dieſer Superfeine,
Daß er nur gebildet ſcheine,
So langweilig ſich abnöthet!“

Nichts wird den Perſonen, welche an Geiſtererſcheinungen glauben, häufiger vorgeworfen, als Mangel an Critik.

Mit dieſem Vorwurf werden beſonders Kerner und Andere aus allen Gegenden Deutſchlands überſchüttet, und Jeder, welcher nur die Feder führen kann, um einen Spaß-Artikel für eine Zeitung zu ſchreiben, hält ſich für berechtigt, dieſen Tadel in die Welt hineinzupoſaunen. Allerdings iſt es gerade bei Erſcheinungen dieſer Art am nothwendigſten, nur mit der höchſten Vorſicht zu Werk zu gehen und die ſchärfſte und ſtrengſte Critik anzuordnen. Alle Mittel, welche die Vernunft und Erfahrung uns darbietet, um uns vor Täuſchung zu bewahren und reine Wahrheit zu finden, müſſen hier angewendet werden. Ja wir müſſen mit doppelter Vorſicht prüfen, eben weil wir uns in einem Gebiet der Nacht befinden, wo man Täuſchungen aller Art mehr ausgeſezt iſt, als ſonſt. Endlich hat jede Vorausſezung einer übernatürlichen Erklärung die Wahrſcheinlichkeit immer ſo lange gegen ſich, bis das Gegentheil klar bewieſen iſt, indem das Uebernatürliche immer nur höchſt ſeltene Ausnahme iſt. Es muß daher beſonders der Charakter der Perſonen, welche Thatſachen dieſer Art beachteten oder berichten, ihre Glaubwürdigkeit, ihre Fähigkeit, Erſcheinungen dieſer Art richtig aufzufaſſen, ſorgfältig geprüft werden. Das Alles iſt ſo billig und vernünftig, daß weder Kerner noch irgend ein Anderer, welcher an Geiſtererſcheinungen glaubt, nur im geringſten dagegen ſtreiten wird. Allein das genügt der wiſſenſchaftlichen Kritik Alles nicht; es ſind vielmehr ganz andere, ganz beſondere Forderungen, welche ſie an die Kritik macht, und ſonſt nie und nirgends angewendet werden, als einzig und allein zur Bekampfung des Geiſterglaubens. Es iſt dieß mit einem Wort die *Kritik des entſchloſſenen Unglaubens*, des feſten Willens, nicht an dieſe Erſcheinungen zu glauben, und dieſes Syſtem ſteigert daher ihre Forderungen ins Unendliche, um ſo mehr, je ſtärker die Beweisgründe *für* die Realität dieſer Erſcheinungen werden. Je mehr die Thatſachen mit ihrer unwiderſtehlichen Gewalt ihren Behauptungen widerſprechen, um ſo verzweifelter, um ſo hitziger und hartnäckiger wird der Kampf um die vorgefaßte Meinung geführt, welche man nicht aufgeben will, weil man dieſe Erſcheinungen nun einmal für etwas Unmögliches, Unvernünftiges hält, was mit unſern heiligſten Intereſſen im Widerſpruch ſtehen ſoll. Eben darum müſſen die Anforderungen der ſogenannten Critik immer ſtrenger, zuletzt unbilliger und unvernünftiger werden. Die Gegner des Geiſterglaubens gehen immer von der Vorausſetzung aus, dieſe Erſcheinungen ſeyen abſolut unmöglich, dieß iſt ihnen ſo gewiß, als die Sonne am Himmel, und es bleibt ihnen daher nichts übrig, als immer feſt zu behaupten, alle, welche Erſcheinungen dieſer Art geſehen haben wollen, *müſſen* entweder Betrüger oder Betrogene ſeyn, und entweder ihre Glaubwürdigkeit, ihre Moralität oder ihren Verſtand, ihre Intelligenz in Zweifel zu ziehen, oder immer mehr und immer andere Beweiſe zu fordern und damit ins Unendliche zu ſteigern, bis es zuletzt zur wahren Unmöglichkeit wird, ihren Aufforderungen zu genügen, und dann haben ſie natürlich gewonnenes Spiel.

Wir wollen nur einige kritiſche Grundſätze dieſer Art anführen, auf welche wir ſpäter oft zurückkommen und viele Beiſpiele dafür nachweiſen werden. Vor Allem iſt der Charakter keines Mannes ſo rein und unbeſcholten, daß er nicht mehr oder weniger angegriffen, oder verdächtig gemacht wird, ſobald er für Erſcheinungen dieſer Art Zeugniß gibt. Es iſt nicht nöthig, Beweiſe dafür anzuführen; alle Perſonen, welche in dieſem Fall waren, mußten dieſe traurige Erfahrung machen. Ja man hat mit einer ganz eigenen Spitzfindigkeit ſich bemüht, wenigſtens indirekt einen Schatten auf die Perſonen zu werfen, welche in der öffentlichen Meinung zu hoch ſtehen, deren ſittlicher Charakter zu erhaben iſt, um ihnen auf dem gewöhnlichen Weg beikommen zu können. Man ſpricht bei ihnen entweder von unbewußtem, abſichtsloſem Betrug, oder man unterſcheidet zwiſchen der Glaubwürdigkeit im bürgerlichen, gewöhnlichen Leben, und der Glaubwürdigkeit bei ſolchen Thatſachen. So wurde im Beobachter der Grundſatz aufgeſtellt: Kerner, Eſchenmayer ꝛc. verdienten unſern vollen Glauben, wenn ſie uns etwas aus dem bürgerlichen Leben bezeugen, aber dieſe Glaubwürdigkeit höre auf, ſobald ſie uns etwas berichten, was mit dem Nachtgebiete der Natur im Zuſammenhange ſtehe. Das heißt doch offenbar nichts anderes, als: ſie müſſen als ehrliche Männer betrachtet werden, ſoweit es uns gefällt, ſie dafür gelten zu laſſen oder ſoweit es in unſer Syſtem paßt. Wie ſollten wir denn eine ſolche Zweideutigkeit des Charakters denken? Könnten wir den Mann wirklich achten, welcher zwar moraliſch genug wäre, um im bürgerlichen Leben ehrlich zu ſeyn, aber zum Lügner würde, um Geiſtererſcheinungen zu erſinnen? Beſteht nicht die Moralität gerade darin, daß ſie uns in allen Fällen von der Lüge abhält; und muß nicht dieſelbe Gewiſſenhaftigkeit, welche uns im bügerlichen Leben die Wahrheit heilig macht, uns nicht auch von jeder Lüge abhalten, wenn von Erſcheinungen aus dem Nachtgebiete der Natur die Rede iſt?

Wie lächerlich wäre es, wenn wir ohne allen Beweis das Recht hätten, zu behaupten: er iſt zwar ein gewiſſenhafter, grundehrlicher Mann, der unſere ganze Achtung verdient, nur wenn er etwas behauptet, was unſerer Anſicht widerſpricht, dürfen wir ihn für einen Lügner halten!

Oder man erklärt alle die, welche an ſolche Erſcheinungen glauben, für dumm, zuckt mitleidig die Achſeln über ihre Verſtandesſchwäche und kann nicht begreifen, wie man nur ſo beſchränkt im Geiſt ſeyn kann, um ſolche alberne Dinge zu glauben. Wir werden ſpäter ergötzliche Beiſpiele davon anführen. Dieß iſt ein ſehr gut ausgedachtes Mittel, um Recht zu behalten und die öffentliche Meinung zurückzuhalten, denn nichts fürchten die Menſchen mehr, als lächerlich zu werden, und die meiſten wollen auch lieber für ſchlecht, als für dumm gelten.

Oder man beruft ſich auf die Denkungsweiſe, auf das wiſſenſchaftliche Syſtem der Beobachter, Zeugen oder Berichterſtatter, um ſie zu verwerfen. Der eine wird verworfen, weil er Dichter iſt, eine lebhafte Phantaſie beſitze, der Andere im Gegentheil, weil er ſtumpfſinnig, dumm, unwiſſend ſey, ein Anderer, weil er ein Pietiſt, ein Anderer gar, weil er ein Chriſt iſt und an das neue Teſtament glaubt. Schon das, daß Jemand an ſolche Erſcheinungen glaubt, iſt bei manchen hinlänglich, um ſein Zeugniß zu verwerfen, es ſollen nur ſolche gehört werden, welche nicht daran glauben.

Bald heißt es wieder, man darf keinem Einzelnen in dieſer Sache glauben, ſind es aber Mehrere, ſo wird dieß als geiſtiger Rapport erklärt, ſo ſezt man voraus, ſie ſeyen alle in das Wahnleben mit hineingezogen worden. Alle dieſe Forderungen und noch viele andere, welche noch ſpäter vorkommen werden, ſind eigentlich keine Kritik, ſondern eine vielfache Umſchreibung der Worte: wir ſind feſt entſchloſſen, an dieſe Erſcheinungen nicht zu glauben, und je mehr Beweiſe uns dafür ange-

führt werden, um ſo mehr werden wir unſe
Forderungen zu ſteigern wiſſen. Dieß iſt aber g
wiß nicht wiſſenſchaftlich; vernünftig iſt nur die Kri
welche dieſelben Mittel zur Erforſchung der Wahrheit a
wendet, und bei Erſcheinungen dieſer Art nach denſelb
ſtrengen Regeln verfährt, durch welche man ſich auch ſo
vor Täuſchung ſichert, nicht aber, wenn man ganz ne
unſtatthafte Forderungen macht, welche einzig und all
erſonnen ſind, um den Glauben an Geiſtererſcheinungen
bekämpfen.

— y —

Ein Wort, die Kreiſe der Seherin von Prevorſt betreffend.

In einem Aufſatze in der deutſchen Vierteljahrsſchrift Nr. 7. S. 187. ſagt Herr Dr. Hauff:

„Die Seelentypen der mannigfaltigſten Art, welche den ſogenannten Sonnenkreis und Lebenskreis der Seherin von Prevorſt bilden, würden mehr Licht über das Weſen unſerer Seele verbreiten, als irgend ein pſychiſches Phänomen aller Zeiten, wenn ſich ausmachen ließe, ob und in wie weit dieſe Anſchauungen reine Produkte jener Frau waren. Bei dem im hellſehenden Zuſtand ſo mächtigen Rapport mit andern Individuen und namentlich mit dem Magnetiſeur mag dieß allerdings ſchwer oder unmöglich ſeyn; wie iſt es aber möglich, daß Kerner bei der Frage, ob und in wie weit die Frau jene pythagoräiſchen und platoniſchen Ideen etwa ihm aus der Seele geleſen, gar nicht verweilt und das Gegentheil gerade vorausſezt?“

Hier möchte ich nun doch wiſſen, wie ich bei dieſer Frage hätte ernſtlicher verweilen können, als daß ich im Buche und nachher ſchon vielſeitig in andern Blättern auf's ſtandhafteſte verſicherte: daß aus meiner Seele dieſe Frau jene Ideen nicht nahm und nicht hätte nehmen können, — da ſolche Ideen nicht entfernt in mir lagen und ich damals den Plato noch gar nicht geleſen hatte? Ja! jene Frau machte jene ewig merkwürdigen geiſtigen Typen allein aus

ihrem Innern und ſie giengen aus ihr hervor wie aus d
Spinne das geometriſche Gewebe. Der beſte Beweis daſ
iſt, daß ſie keinen Punkt mehr, keinen weniger, mach
konnte, als wozu ihr die Hand von innen heraus (w
der Zeiger durch das innere Uhrwerk) geführt wurde. S
ſind ganz reine Produkte inneren Naturlebens und n
deswegen platoniſch und pythagoräiſch, weil jene Philoſ
ophen auch hauptſächlich innere Naturanſchauung und kei
bloße gläſerne, abſtrakte Philoſophie hatten, ſo mußte
mit dieſen zuſammenkommen, was mir um ſo mehr für d
Wahrheit dieſer ihrer Typen ſpricht.

Im Plato heißt es: „Die Seele iſt unſterblich u
hat einen arithmetiſchen Anfang, ſo wie der Leib ein
geometriſchen hat. Sie iſt das Bild eines überall verthe
ten Geiſtes, hat ſelbſt Bewegung und durchdringt von d
Mitte aus den ganzen Körper rund herum. Sie iſt ab
nach übereinſtimmenden Zwiſchenräumen getheilt und mac
gleichſam zwei mit einander verbundene Kreiſe.
Den einen nennt Plato die Bewegung der Seele (w
der Lebenszirkel dieſer Seherin), den andern nennt er d
Bewegung des Alls und der Irrſterne (was der Sonnen
zirkel dieſer Seherin iſt). „Auf dieſe Art,“ ſagt Plat
„iſt die Seele in Verbindung mit Außen geſezt, erken
was iſt und beſteht harmoniſch, weil ſie in ſich ſelbſt d
Elemente und eine beſtimmte Harmonie hat.“

Im Aelian findet ſich nachſtehende Stelle: „D
Peripathetiker glauben, die Seele, welche des Tags de
Körper diene, ziehe ſich des Nachts in Kugelgeſtalt (Kreis
geſtalt) in die Gegend der Bruſt zurück und ſchaue dan
hell in die Zukunft“ — welche Stelle uns auch an jen
Kreiſe der Seherin mahnt.

Auch in Swedenborg, von dem jene Seherin nicht da
Mindeſte wußte, finden wir eine Anmahnung an dieſ
Kreiſe. „Daß das Böſe und Falſche,“ ſagt dieſer Seher

„ſeinen Sitz im natürlichen Gemüthe (**in mente naturali**, was der Sonnenzirkel unſerer Seherin wäre) hat, kommt daher, daß dieſes Gemüth eine Welt im Kleinen oder im Bilde iſt (**in forma seu in imagine mundus**); das geiſtige Gemüth aber (was der Lebenszirkel unſerer Seherin wäre) ein Himmel im Kleinen oder im Bilde (**in forma seu in imagine coelum**), und im Himmel das Böſe nicht wohnen kann. *Beide Gemüther ſind in Kreiſe ausgebogen.*“

Jene Stelle im Plato fand ich erſt lange nachdem die Seherin jene Kreiſe und Typen gezeichnet und erklärt hatte und auf jene Stelle im *Aelian* machte mich erſt kürzlich Hr. Dr. *Menzel* aufmerkſam. Auch auf die Stelle im *Swedenberg* wurde ich erſt lange nach jenen Eröffnungen der Seherin aufmerkſam gemacht. Man leſe doch auch im Buche der Seherin von Prevorſt die Weiſe nach, wie aus ihr jene Typen und Kreiſe hervorgiengen, und Jeder, der nur irgend eine Beobachtungsgabe hat, wird, *ſchon aus dieſer Weiſe*, klar erkennen, daß jene Eröffnungen der Seherin nicht Produkte eines Andern waren. Dort heißt es ſchon zehn Jahre lang: „Am dritten Tage entwarf Frau H. eine Zeichnung von zwei Kreiſen, wie ſie (Taf. I.) zu ſehen iſt. Sie entwarf dieſe ganze Zeichnung *ſelbſt* in unglaublich kurzer Zeit, und gebrauchte zu den mehreren hundert Punkten, in die dieſe Kreiſe getheilt werden mußten, keinen Zirkel oder ſonſtiges Inſtrument. Sie machte das Ganze mit freier Hand und fehlte nicht um einen Punkt. Bei dieſer Arbeit kam ſie mir wie eine Spinne vor, die auch ohne ſichtbare Inſtrumente ihre künſtlichen Kreiſe macht. Sobald ſie ſich eines Zirkels bedienen wollte, den ich ihr, weil ich ihr das Geſchäft dadurch zu erleichtern glaubte, anbot, machte ſie Fehler.“

Ferner beherzige man, was S. 251. jenes Buches ſteht: „Die Seherin hatte *ein Jahr lang* den Lebenskreis mit ſeinen Charakteren nicht mehr angeſehen, da brachte ich ihr den hier lithographirten. Sie las die Charaktere auf ihm und bemerkte ſogleich ein Zeichen, das einen Punkt zu viel hatte. Sie hatte das Original nicht zur Vergleichung, ich brachte es herbei und fand, daß ſie wirklich Recht hatte."

So iſt auch merkwürdig, daß, als ſie die Zeichnung verfertigte und bei einem Punkte ihr ein Dintenfleck aus der Feder floß, und ich haben wollte, ſie ſolle nun den nächſten Punkt (denn ſie war in Verlegenheit, weil der nächſte Punkt noch in den breitern Fleck gefallen wäre) auf die Seite des Fleckes machen, ſie nicht im Stande war, mit der Hand nur um eine halbe Linie hinaus zu rücken; denn es wurde ihr dieſelbe, wie ein Zeiger an der Uhr, von einem innern Räderwerk, ſo auch nur von einer inneren Gewalt aus im Kreiſe geführt, und ſie ſelbſt (ihr Gehirn) konnte dagegen nichts thun, um keinen Punkt nach eigenem Belieben die Hand rücken. — Ich glaube, daß namentlich auch dieſe Erſcheinungen Beweiſe genug ſind, daß jene Kreiſe und Typen der Seherin aus ihrem eigenen innerſten Naturleben hervorgiengen und nicht dem Verſtande eines Anderen abgeborgte Reminiszenſen waren.

Der Rapport zwiſchen Magnetiſeur und Magnetiſirtem iſt ſich auch nicht in jeden Fällen gleich, und war in dem Falle der Seherin von Prevorſt, wie ſchon oft bemerkt wurde, durchaus ſchwach. Es war dieſelbe nicht im Mindeſten mit einer von dem Willen eines Magnetiſeurs abhängender Somnambülen zu vergleichen; Frau H. war bekanntlich mehr eine Ideeſomnambüle als eine Magnetiſirte.

Alle tiefern Somnambülen waren auch noch immer Ideeſomnambüle und von keinem Magnetiſeur abhängig, und unter ſolche iſt beſonders auch Frau H. zu rechnen. Ich habe niemals beobachtet, daß ſie nur entfernt auch ſonſt je eine Idee von mir aufgefaßt und als die ihrige wiedergebracht hatte, nicht einmal bemerkte man das in ihren

Verordnungen für ſich oder für Andere, wir waren ſogar oft mehr im Widerſpruch mit einander.

Eine, gleichfalls gewiſſen Theorien zu lieb, mit Gewalt herbeigeriſſene Behauptung (die man ſo oft hören muß) iſt, Eſchenmayer habe durch ſeine Ideen jene Kreiſe der Seherin geſchaffen. Eſchenmayer hatte von ſolchen, ehe ſie geſchaffen wurden, ſo wie ich, nicht den mindeſten Begriff, und an ihrer Schaffung und Auslegung, welche leztere ſchon in der Zeichnung liegt, nicht den mindeſten Theil. Ich ſprach dieſe Wahrheit ſchon ſo oft aus, daß es mir aus Eckel vor dieſer ſo oftmalen Wiederholung ſehr ſchwer wird, davon abermals zu ſprechen.

Nachdem ich die feſte Beobachtung, die gewiſſe Erfahrung gemacht hatte, daß jene Typen und Kreiſe einzig aus dem Innern jener Seherin und einzig durch inneres Naturleben hervorgiengen, und keine andere Seele an ihnen Theil hatte, was konnte ich anders thun, als die öffentliche Verſicherung geben, daß es beſtimmt und auf Eid und Ehre hin ſo ſey? — Ich that dieß ſchon mehr denn zehnmal, aber immer kommt wieder Einer, der die Frau H. nicht beobachtet, hinter ſeinem Ofen hervor, ſezt ſich an ſeinen Schreibtiſch und ſchreibt (weil er derlei Eröffnungen ſeines andern Glaubens und Bildung zu lieb ſo gerne zu nichte machen möchte) alſo:

> „Noch erwähnen wir eines Punktes, der deutlich zeigt, wie ſchlecht in dieſer dämoniſchen Sphäre beobachtet wird.
>
> Denn wie iſt es möglich, daß Kerner bei der Frage, ob und inwieweit die Frau jene pythagoräiſchen und platoniſchen Ideen etwa ihm (!!!) aus der Seele geleſen, gar nicht ernſtlich (!!!) verweilt, und das Gegentheil gerade vorausſezt?“

Mein lieber Vetter Hauff! Iſt es Dir um die Sache der Wahrheit ſo ſehr zu thun, warum nahmſt Du Dir nicht die kleine Mühe, als jene Seherin von Prevorſt noch am Leben war, zu mir zu kommen und ſelbſt von ihren Eröffnungen und Weſen Einſicht zu nehmen? Gewiß, mein Lieber! dann hätteſt Du Dich eines andern belehrt und es wären aus Deinem Aufſatze (der übrigens Deinem Gehirnleben alle Ehre macht), manche Aeußerungen weggefallen, die davon zeugen, daß ich Dir total fremd ſeyn muß.

Ich empfehle übrigens dem geneigten Leſer hier ſchließlich dasjenige, was Görres über dieſe Kreiſe in ſeiner Vorrede zum Suſo ſchrieb. Er iſt einer der Wenigen, die ihre hohe Bedeutſamkeit tief erkannten und wohl begreift, wie ſolche einzig nur aus innerem Naturleben hervorgehen konnten. Möchten im Geiſte lebende Menſchen dieſe Kreiſe immer mehr bedenken: denn gewiß liegt in ihnen noch Manches, was unvollendet und verhüllt geblieben iſt. Sie ſind das theuerſte tiefſte Vermächtniß der Seherin und werden einſt ſchon ihre weitere Würdigung finden.

Berichte aus England.

Aus den Anmerkungen des Hrn. Samuel Jackson zu ſeiner engliſchen Ueberſetzung von Jung-Stillings Theorie der Geiſterkunde (Theory of pneumatology, London 1834) entlehnt.

1.

Ein Traum.

Aus den Times vom 16. Auguſt 1828.

In der Nacht des 11. Mai 1812 weckte Hr. Williams, von Scorrier houſe bei Redruth in Cornwall, ſeine Frau, und erzählte ihr äußerſt aufgeregt, ihm habe geträumt, er ſey in der Vorhalle des Hauſes der Gemeinen, und ſehe, wie ein Mann mit einer Piſtole einen Herrn erſchieße, der eben in die Halle eingetreten, und von dem es geheißen, es ſey der Kanzler. Frau Williams gab darauf natürlich zur Antwort, es ſey nur ein Traum geweſen, und empfahl ihm ſich zu beruhigen, und ſo bald wie möglich wieder einzuſchlafen. Das that er, aber kurz nachher weckte er ſie wieder, und ſagte, er habe zum zweiten Mal denſelben Traum gehabt, worauf ſie bemerkte, er ſey von ſeinem vorigen Traum ſo ſehr aufgeregt geweſen, daß er ihm vermuthlich im Sinne geblieben ſey, und bat ihn, er möge ſuchen ſich zu beruhigen und einzuſchlafen, was er auch that. Das nämliche Geſicht wiederholte ſich zum dritten Mal, worauf er, ungeachtet ihres Zuredens, daß er ſtill ſeyn und ſich bemühen möge es zu vergeſſen, aufſtand, als es eben zwiſchen ein und zwei Uhr war, und ſich anzog. Bei dem Frühſtück waren die Träume der einzige Gegenſtand der Unterhaltung, und Vormittags gieng Hr. Williams nach Falmuth, wo er das Nähere davon allen Bekannten erzählte, die er antraf. Am folgenden Tag kam Hr. Tucker von Trematon Caſtle in Begleitung ſeiner Frau, der Tochter des Hrn. Williams, um die Dämmerung nach Scorrier-houſe. Unmittelbar nach der erſten Begrüßung, als ſie ins Zimmer traten, wo ſich Herr, Frau und Fräulein Williams befanden, fieng Hr. Williams an, dem Hrn. Tucker die Umſtände ſeines Traumes zu erzählen; und Frau Williams bemerkte ihrer Tochter, der Frau Tucker, lachend, ihr Vater könne den Hrn. Tucker nicht einmal zum Sitzen kommen laſſen, ehe er ihm von ſeiner nächtlichen Heimſuchung geſprochen habe. Auf dieſen Bericht bemerkte Hr. Tucker, für einen Traum ſchicke ſich der Kanzler in der Vorhalle des Hauſes der Gemeinen ganz gut, er werde jedoch in der Wirklichkeit nicht allda zu finden ſeyn; und Hr. Tucker fragte dann, wie der Mann ausgeſehen habe, wo denn Hr. Williams ihn bis ins Kleinſte beſchrieb, aber von Hrn. Tucker zur Antwort erhielt: Ihre Beſchreibung paßt durchaus nicht auf den Kanzler, gewißlich aber ſehr genau auf Hrn. Perceval, den Kanzler der Schatzkammer, und ob er gleich mein größter Feind iſt, dem ich je in meinem Leben begegnet habe, und zwar aus einer ganz ungegründeten Urſache, ſo würde es mir doch in der That überaus leid ſeyn zu hören, daß er ermordet worden, oder daß ihm irgend eine Unbilde der Art zugeſtoßen ſey. Hr. Tucker fragte ſodann den Herrn Williams, ob er je Hrn. Perceval geſehen habe, und bekam zur Antwort, er habe ihn nie geſehen, habe auch nie an ihn geſchrieben, weder in öffentlichen noch Privatangelegenheiten, kurz, daß er niemals mit ihm etwas zu thun gehabt, noch auch in der Halle des Hauſes der Gemeinen je in ſeinem Leben geweſen ſey. In dieſem Augenblick, während Beide noch ſo ſtanden, hörten ſie ein Pferd vor die Hausthür galoppiren, und unmittelbar darauf trat Hr. Michael Williams von Treviner, Sohn des Hrn. Williams von Scorrier, ins Zimmer, und ſagte, daß er von Truro (das ſieben engliſche Meilen von Scorrier entfernt liegt) hergeſprengt ſey, indem er daſelbſt einen Herrn geſehen, der denſelben Abend mit dem Briefcourier (mail) von London gekommen ſey, und erzählt habe, er ſey am Abend des 11. in der Halle des Hauſes der Gemeinen geweſen, als ein Mann Namens Bellingham den Hrn. Perceval erſchoſſen habe; und da dieſes große Miniſterial-Veränderungen verurſachen und die politiſchen Freunde des Hrn. Tucker betreffen möchte, ſo ſey er ſo ſchnell wie möglich fortgeeilt, ihn damit bekannt zu machen, indem er zu Truro gehört, daß er Nachmittags daſelbſt auf ſeinem Weg nach Scorrier durchgekommen. Nachdem das Erſtaunen, welches dieſe Nachricht hervorbrachte, ſich ein wenig gelegt hatte, beſchrieb Hr. Williams ſehr genau das Anſehen und die Kleidung des Mannes, den er im Traum die Piſtole abfeuern geſehen, wie zuvor den Hrn. Perceval. Ungefähr ſechs Wochen nachher, da Hr. Williams Geſchäfte in der Stadt hatte, gieng er in Begleitung eines Freundes nach dem Haus der Gemeinen, wo er, wie ſchon bemerkt, nie zuvor geweſen war. Sobald er an die Stufen am Eingang der Halle kam, ſagte er: „dieſer Ort iſt ſo deutlich mir im Andenken aus meinem Traum, als ein Zimmer in meinem Hauſe,“ und machte dieſelbe Bemerkung, als er in die Halle getreten war. Er beſtimmte dann genau den Fleck, wo Bellingham ſtand, als er feuerte, und welchen Hr. Perceval erreichte, als er von der Kugel getroffen war, und wo und wie er fiel. Der Anzug ſowohl des Hrn. Perceval als des Bellingham ſtimmte mit der Beſchreibung, die Hr. Williams gemacht hatte, bis auf das Kleinſte überein.

Die Times verſichert, daß Hr. Williams damals am Leben war, und die Zeugen, welchen er die Umſtände ſeines Traums mitgetheilt, ebenfalls; und daß der Herausgeber den Bericht von einem unzweifelhaft wahrhaften Correſpondenten habe.

2.

Eine Todesanzeige.

Im Journal (Tagebuch) des Rev. Johann Wesley iſt folgender Bericht eines Frauenzimmers enthalten.

Vor dreißig Jahren bekam ich einen Heirathsantrag von Hrn. Richard Mercier, der damals als Freiwilliger in der Armee diente. Der junge Mann lag zu der Zeit in Charleville im Quartier, wo mein Vater wohnte, welcher ſeine Anträge genehm hielt, und mich ihn als meinen künftigen Gatten betrachten hieß. Als das Regiment die Stadt verließ, verſprach er in zwei Monaten zurückzukehren und mich zu heirathen. Von Charleville gieng er nach Dublin, von da in ſein väterliches Haus, und von da nach England, wo er, da ſein Vater ihm die Stelle eines Cornets (Fähndrichs) unter der Reiterei gekauft hatte, viel Schmuck für die Hochzeit anſchaffte, dann nach Irland zurückkam, und uns wiſſen ließ, daß er in wenig Tagen in unſerm Haus zu Charleville ſeyn werde. Darauf war die Familie mit der Anſtalt zu ſeinem Empfang und zu der nachfolgenden Heirath beſchäftigt, als einſt zu Nacht, da meine Schweſter Marie und ich im Bette lagen und ſchliefen, ich durch das plötzliche Oeffnen des Vorhangs an meiner Seite geweckt wurde, und indem ich auffuhr, den Hrn. Mercier neben dem Bette ſtehen ſah. Er war in ein weites Leintuch gehüllt, und hatte ein Taſchentuch, wie eine Nachtkappe gefaltet, auf dem Kopf. Er ſah mich ſehr ernſthaft an, und indem er das Kopftuch lüftete, welches ſein Geſicht ſehr verſchattete, ſo zeigte er mir die linke Seite ſeines Kopfs, die ganz blutig und mit ſeinem Gehirn bedeckt war; das Zimmer war inzwiſchen völlig hell. Mein Schrecken war außerordentlich, und wurde noch dadurch vermehrt, daß er ſich über das Bett neigte und mich in ſeine Arme ſchloß. Mein Geſchrei brachte die ganze Familie in Aufruhr, die gedrängt in das Zimmer kam. Auf ihr Eintreten zog er ſeine Arme ſanft zurück, und ſtieg in die Höhe, wie durch die Decke. Ich blieb eine Zeit lang in heftigem Fieber. Als ich reden konnte, ſagte ich ihnen, was ich geſehen hatte. Jemand von ihnen gieng einen oder zwei Tage nachher zum Poſtmeiſter wegen Briefe, und fand ihn in der Zeitung leſen, worin die Nachricht enthalten war, daß der Cornet Mercier zu Dublin in das Glockenhaus der Chriſtkirche (Christchurch) gegangen ſey, gerade nachdem die Glocken ausgeläutet, und als er unter den Glocken geſtanden, eine davon, die mit dem Untertheil aufwärts gekehrt geweſen, plötzlich wieder umgeſchlagen, ihm an die eine Seite des Kopfs gefahren ſey, und ihn auf der Stelle getödtet habe. Bei fernerer Nachfrage erfuhren wir, daß es die linke Kopfſeite geweſen.

3.

Die fromme Geiſterſeherin.

Aus demſelben Tagebuche.

Den 25. Mai 1768. Als ich zu Sunderland war, ſo ſchrieb ich aus dem Mund einer von Kindheit auf gottesfürchtigen Perſon einen der ſeltſamſten Berichte nieder, die ich je geleſen habe; gleichwohl kann ich keinen Grund finden, ihn zu bezweifeln. Der wohlbekannte Charakter jener ſchließt allen Verdacht von Betrug aus, und die Natur der Umſtände ſelbſt die Möglichkeit einer Täuſchung.

Darunter ſind allerdings manche, die ich nicht begreife; aber das iſt für mich ein ſehr geringfügiger Einwand; denn was begreife ich doch, ſelbſt von Dingen, die ich täg-

lich ſehe? Wahrlich nicht das kleinſte Sandkorn oder G
hälmchen. Ich weiß nicht wie das eine wächst, noch
die Theile des andern zuſammenhängen. Was habe
denn für einen Vorwand, um wohlbezeugte Thatſachen
leugnen, weil ich ſie nicht begreifen kann?

Es iſt eben ſo wahr, daß die Engländer im Al
meinen und die meiſten Gelehrten in Europa alle Erz
lungen von Hexen und Erſcheinungen als bloße Altwei
mährchen aufgegeben haben. Ich bedaure es und ergr
willig dieſe Gelegenheit, meine feierliche Verwahrung ge
dieſes gewaltſame Compliment einzulegen, welches ſo Bi
die an die Bibel glauben, denen zollen, die nicht da
glauben. Ich danke ihnen dieſen Dienſt nicht. Ich neh
wahr, daß dieſe Leute die Grundurſache von dem Geſch
ſind, welches ſich erhoben und mit ſolchem Uebermuth du
die Nation verbreitet worden, in gradem Widerſpru
nicht allein gegen die Bibel, ſondern gegen die Stimm
der weiſeſten und beſten Menſchen aller Zeiten und Völk
Sie wiſſen wohl (die Chriſten mögen es wiſſen oder nich
daß das Aufgeben der Zauberei in der That das Aufgeb
der Bibel iſt; und ſie wiſſen auf der andern Seite, d
wenn nur eine einzige Erzählung von dem Verkehr zwiſch
Menſchen und körperloſen Geiſtern (separate spirits) z
gelaſſen wird, ihr ganzes Luftſchloß (Deismus, Atheismu
Materialismus) zu Boden fällt. Ich kenne daher kein
Grund, weßwegen wir uns eben dieſe Waffe ſollen a
den Händen winden laſſen. Gewiß, es gibt noch auße
dem zahlreiche Beweiſe, die ihre eiteln Einbildungen übe
flüſſig beſchämen, aber wir brauchen uns aus keinem hi
aushöhnen zu laſſen; weder Vernunft noch Religion ve
langt ſolches.

Einer der vornehmſten Einwürfe gegen all dieſe B
richte, den ich einmal über das andere habe geltend mache
hören, iſt der: „Haben Sie jemals ſelbſt eine Erſcheinun
geſehen?“ Nein, ich habe auch niemals einen Mord g

ſehen, dennoch glaube ich, daß es ein Ding der Art gibt, und daß ſogar an einem oder dem andern Ort alle Tage ein Mord begangen wird. Ich kann daher als vernünftiger Mann die Thatſache nicht leugnen, ob ich ſie gleich nie geſehen habe und vielleicht nie ſehen werde. Die Ausſage unverwerflicher Zeugen überführt mich völlig, ſowohl von dem Einen als von dem Andern.

Eliſabeth Hobſon war 1744 in Sunderland geboren. Ihr Vater ſtarb, als ſie drei oder vier Jahre alt war, und ihr Oheim, Thomas Rea, ein frommer Mann, erzog ſie wie ſeine eigene Tochter. Sie war von Kindheit auf ernſt, und wuchs auf in der Furcht Gottes. Gleichwohl hatte ſie ein tiefes und ſcharfes Sündengefühl, bis ſie ſechszehn Jahre alt war, wo ſie Frieden mit Gott fand, und von der Zeit an war ihr ganzes Verhalten ihrem Glauben (profeſſion) gemäß.

Mittwoch den 25. Mai 1768 und die drei folgenden Tage ſprach ich weitläufig mit ihr; ich konnte ſie jedoch nur mit großer Schwierigkeit zum Reden bewegen. Das Weſentliche von dem was ſie ſagte, war Folgendes:

Von meiner Kindheit an, wenn Jemand von unſern Nachbarn ſtarb, Männer, Weiber oder Kinder, ſo ſah ich ſie insgemein, entweder grade wenn ſie ſtarben, oder kurz zuvor; ich fürchtete mich auch gar nicht, es war mir ſo gewöhnlich. Oftmals wußte ich dann in der That nicht, daß ſie todt waren. Ich ſah viele von ihnen bei Tag, viele bei Nacht. Die, welche kamen, wenn es dunkel war, brachten Licht mit ſich. Ich bemerkte, daß kleine Kinder und viele erwachſene Perſonen ein helles, herrliches Licht um ſich hatten; aber viele hatten ein trübes, erſchreckliches Licht, und eine dunkle Wolke über ſich her.

Als ich dieſes meinem Oheim ſagte, ſo ſchien er gar nicht verwundert darüber, ſondern ſagte manchmal: „Sey nicht bange, laß nur deine Sorge ſeyn, Gott zu fürchten und ihm zu dienen; ſo lang er dir bei Seite iſt, kann dir

Niemand Schaden thun.“ Zu andern Zeiten ſagte er — indem er dann und wann ein Wort fallen ließ, aber ſelten auf eine Frage darüber mir antwortete — „böſe Geiſter erſcheinen ſehr ſelten, außer zwiſchen eilf Uhr Nachts und zwei Uhr Morgens; ſind ſie aber Jemanden ein Jahr lang erſchienen, ſo kamen ſie häufig bei Tage. Was irgend von Geiſtern, gut oder böſe, bei Tag kommt, die kommen bei Sonnenaufgang, Mittags, und bei Sonnenuntergang.

Als ich zwiſchen zwölf und dreizehn Jahren war, ſo hatte mein Oheim einen Miether, der ein ſehr verruchter Menſch war. Einſt Nachts, um halb eilf Uhr, ſaß ich in meiner Stube, und hatte zufällig mein Licht ausgelöſcht, als er über und über in einer Flamme hereinkam. Ich ſchrie auf: „Wilhelm, warum kommt ihr ſo herein mich zu erſchrecken?“ Er ſagte nichts, gieng aber weg. Ich gieng ihm nach in ſein Zimmer, fand ihn aber feſt ſchlafend in ſeinem Bette; einen oder zwei Tage nachher wurde er krank, und innerhalb der Woche ſtarb er in raſender Verzweiflung *).

Ich war zwiſchen vierzehn und fünfzehn, als ich eines Morgens ſehr früh hingieng, die Kühe zu holen. Ich mußte queer über zwei Felder in einen niedern Grund, von dem es hieß, daß es da ſpuke. Viele Perſonen waren dort erſchreckt worden, und ich ſelbſt hatte oft Männer und Weiber (manchmal ſo viele, daß ihre Zahl nicht zu nennen iſt) dicht bei mir vorbeigehen und verſchwinden ſehen. Dieſen Morgen, als ich gegen denſelben hin kam, hörte ich einen verworrenen Lärm, als ob ſich viele Leute zankten; ich achtete aber nicht darauf, und gieng weiter, bis ich nahe an das Gatter kam. Da ſah ich auf der andern Seite einen jungen Mann in Purpur gekleidet, welcher ſagte: „Es iſt zu früh, geht wieder hin, woher ihr

---

*) Der Böſewicht alſo trägt die Verdammniß ſchon in ſich, ehe er ſtirbt.

gekommen ſeyd, und der Herr ſey mit euch und ſegne euch; und alsbald war er weg.

Als ich ſechszehn Jahre alt war, erkrankte mein Oheim und wurde immer ſchlimmer, drei Monate lang. Eines Tags wurde ich mit einem Auftrag ausgeſchickt, und da ich durch einen engen Weg heimgieng, ſah ich ihn im Felde und ſchnell auf mich zukommen. Ich lief ihm entgegen, aber er war weg. Als ich heim kam, fand ich, daß er nach mir verlangte. Sobald ich an ſein Bette trat, ſchlug er die Arme um meinen Nacken, und in Thränen ausbrechend ermahnte er mich ernſtlich, in den Wegen Gottes fortzuwandeln, und hielt mich feſt, bis er niederſank und ſtarb; und ſogar da konnte man ſchwer ſeine Finger losmachen. Ich wäre gern mit ihm geſtorben, und wünſchte mit ihm begraben zu werden, todt oder lebendig.

Von der Zeit an weinte ich vom Morgen bis in die Nacht, und betete, daß ich ihn ſehen möchte. Ich wurde ſchwächer und ſchwächer, bis eines Morgens um ein Uhr, als ich lag und weinte wie gewöhnlich, ich ein Geräuſch hörte, und indem ich mich erhob, ihn an das Bette kommen ſah. Er ſah ſehr verdrießlich aus, ſchüttelte den Kopf gegen mich, und in ein oder zwei Minuten gieng er weg.

Eine Woche nachher mußte ich mich zu Bette halten, und wurde immer übler, bis nach ſechs oder ſieben Tagen man an meinem Leben verzweifelte: Da, um eilf Uhr Nachts, kam mein Oheim herein, ſah vergnügt aus, und ſezte ſich neben das Bette. Er kam hernach jede Nacht zu derſelben Stunde, und blieb bis der Hahn krähete. Ich war äußerſt froh, und hielt meine Augen auf ihn gerichtet ſo lang er dablieb. Wenn ich zu trinken oder ſonſt etwas verlangte, ob ich gleich weder ſprach noch mich bewegte, ſo holte er es, und ſezte es auf den Stuhl neben das Bette. Ich konnte in der That nicht reden. Oftmals bemühte ich mich, aber ich konnte die Zunge nicht regen.

Jeden Morgen, wenn er weggieng, wägte er ſeine Hand gegen mich, und ich hörte eine köſtliche Muſik, als ob viele Perſonen zuſammen ſangen.

Nach ſechs Wochen wurde ich beſſer. Da dachte ich einſt in der Nacht nach, ob ich wohl thäte zu verlangen, daß er kommen möchte, und bat, Gott möge ſeinen eigenen Willen thun, als er hereinkam und neben meinem Bette ſtand. Er war aber nicht in ſeiner gewöhnlichen Tracht; er hatte ein weißes Gewand an, das ihm bis auf die Füße reichte *). Er ſah ganz vergnügt aus. Um ein Uhr ſtand bei ihm eine weißgekleidete Perſon, größer als er, und ausnehmend ſchön. Dieſer kam mit dem Geſang wie von vielen Stimmen, und blieb bis nahe an den Hahnenſchrei. Dann lächelte mein Oheim, und wägte die Hand gegen mich zwei oder dreimal. Sie entfernten ſich mit unausſprechlich ſüßer Muſik, und ich ſah ihn nie mehr **).

Ein Jahr hernach warb ein junger Mann um mich, und in einigen Monden waren wir einverſtanden uns zu heirathen. Aber er hatte erſt noch eine andre Reiſe vor, und gieng eines Abends an Bord ſeines Schiffes. Um eilf Uhr, da ich hinausgieng nach meiner Mutter zu ſehen, ſah ich ihn an ſeiner Mutter Thür ſtehen, die Hände in den Taſchen und den Hut in die Augen gedrückt. Ich gieng zu ihm, und ſtreckte die Hand aus um ſeinen Hut zu lüften, aber er gieng ſchnell bei mir vorbei, und ich ſah die Mauer an der andern Seite der Enggaſſe ſich theilen, während er hindurchgieng, und ſich dann unmittelbar hinter ihm ſchließen. Den nächſten Morgen um zehn ſtarb er.

---

*) Iſt das nicht immer daſſelbe, was wir in der Seherin von Prevorſt und anderwärts leſen? Das Gewand bezeichnet eine höhere Stufe des Friedens, deſſen Entwicklung das zu frühe, heftige Verlangen der Nichte einigermaßen geſtört zu haben ſcheint.

**) Abermals ein Beweis erſtiegener höherer Seligkeit oder Vollendung.

Wenige Tage nachher gieng Johann Simpſon, einer unſerer Nachbarn, ein Mann, der wahrhaft Gott fürchtete und mit dem ich beſonders bekannt war, zur See, wie gewöhnlich. Er ſegelte ab auf einen Dienſtag. Die folgende Freitags-Nacht, zwiſchen eilf und zwölf Uhr, hörte ich Jemand in meinem Zimmer gehen, und jeder Tritt lautete, als ob er im Waſſer gienge. Alsdann kam er neben das Bette in ſeiner Seejacke, ganz naß, und ſtreckte ſeine Hand über mich aus. Drei Waſſertropfen fielen auf meine Bruſt und fühlten ſich kalt wie Eis. Ich bemühte mich ſeine Frau zu wecken, die bei mir lag, aber ich konnte es ſo wenig als wenn ſie todt wäre. Hernach hörte ich, daß er in dieſer Nacht Schiffbruch gelitten hatte. In weniger denn einer Minute verſchwand er, kam aber die ſechs oder ſieben folgenden Nächte jedesmal zu mir, zwiſchen eilf und zwei. Ehe er kam und wenn er weggieng, hörte ich immer eine ſanfte Muſik. Nachher kam er ſowohl bei Tag als Nacht; jede Nacht um zwölf, mit der Muſik bei ſeinem Kommen und Gehen, und jeden Tag bei Sonnenaufgang, am Mittag und bei Sonnenuntergang. Er kam, in welcher Geſellſchaft ich auch ſeyn mochte, in der Kirche, im Predigthaus (Diſſenter-Kirche), in meine Reihe (class), war immer gerade vor mir, und veränderte ſeine Stellung, wie ich die meinige. Wenn ich mich ſezte, ſo ſezte er ſich; wenn ich kniete, ſo kniete er; wenn ich ſtand, ſo ſtand er gleichfalls. Ich hatte gern mit ihm geredet, aber ich konnte nicht; ſo entſank mir innerlich das Herz. Inzwiſchen griff es mich mehr und mehr an, ſo daß ich meine Eßluſt, meine Farbe und meine Kräfte verlor. Dieß dauerte zehn Wochen, während ich abzehrte und es Niemanden zu ſagen wagte. Zulezt kam er vier oder fünf Nächte ohne alle Muſik und ſah ſehr traurig aus. In der fünften Nacht zog er die Bettvorhänge gewaltſam hin und her, mich immer ſtarr anſchauend und wie höchſt bekümmert. Das that er zwei Nächte. In der dritten Nacht legte ich mich um eilf Uhr nieder, nach der Seite des Bettes zu. Ich ſah ihn ſchnell im Zimmer auf- und abgehen. Entſchloſſen ihn anzureden, aber nicht gewillet, daß es Jemand hören ſollte, ſtand ich auf und gieng hinauf auf die Bodenkammer. Als ich die Thür öffnete, ſah ich ihn auf mich zukommen, und ſchrack zurück; worauf er in einiger Entfernung ſtehen blieb. Ich ſprach: „Im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geiſtes, was habt ihr mit mir zu ſchaffen?“ Er antwortete: „Betty (Lisbeth), Gott verzeihe euch, daß ihr mich ſo lang von meiner Ruhe abhaltet. Habt ihr vergeſſen, was ihr verſpracht, ehe ich zur See gieng — für meine Kinder zu ſorgen, wenn ich ertränke? Ihr müßt Wort halten, ſonſt kann ich nicht ruhen.“ Ich ſprach: „Ich wünſchte, ich wäre todt.“ Er ſagte: „Sprecht nicht ſo; ihr habt vorher noch mehr durchzumachen; und überdem, wüßtet ihr ſo viel wie ich, ſo würdet ihr nicht ſorgen, wie bald ihr ſterben ſollt. Ihr mögt die Kinder in ihrem Lernen vorwärts bringen, ſo lange ſie leben; ſie haben nur kurze Zeit.“ Ich ſagte: „Ich will ſo viel Sorgfalt anwenden, als ich kann.“ Er fügte hinzu: „Euer Bruder hat geſchrieben, ihr ſolltet nach Jamaica kommen; aber wenn ihr hingeht, wird es eurer Seele ſchaden. Ihr denkt auch darauf, euern Stand zu verändern; aber wenn ihr den heirathet, an den ihr denkt, ſo wird es euch von Gott abziehen, und ihr werdet weder hier noch dereinſt glücklich ſeyn. Haltet feſt an Gott und wandelt fort in dem Wege, worin ihr auferzogen ſeyd.“ Ich fragte: „Wie bringt ihr eure Zeit zu?“ Er antwortete: „Mit Lobgeſängen. Aber davon werdet ihr bald mehr wiſſen; denn wo ich bin, da werdet ihr gewißlich auch ſeyn. Ich habe viel Glückſeligkeit verloren, indem ich zu euch gekommen bin, und ich hätte nicht ſo lange warten ſollen ohne andre Mittel euch zum Reden zu bringen; aber der Herr wollte nicht zulaſſen, daß ich euch erſchreckte. Habt ihr noch ſonſt was zu ſagen? Es geht ſtark auf zwei, und hernach kann ich nicht mehr bleiben. Ich werde noch zweimal vor dem Tod meiner zwei Kinder zu euch kommen. Gott ſegne euch!“ Unmittelbar darauf hörte ich ein Singen, als wenn tauſend Stimmen vereinigt wären. Er gieng dann die Treppe hinunter, und ich folgte ihm bis zum erſten Abſatz. Er lächelte, und ich ſagte: „Ich hätte gerne, daß ihr wiederkämet.“ Er ſtand ſtill bis ich zu ihm kam. Ich that ihm zwei oder drei Fragen, die er ſogleich beantwortete, aber hinzufügte: „Ich wünſchte ihr hättet mich nicht zurückgerufen; denn jezt muß ich etwas von euch nehmen.“ Er hielt ein wenig ein und ſagte: „Ich denke, ihr könnt euch am beſten von dem Gehör eures linken Ohres trennen.“ Er legte ſeine Hand darauf, und in dem Augenblick war es taub wie ein Stein; und erſt vor einigen Jahren habe ich wieder ganz weniges Gehör darauf bekommen *). Der Hahn krähete als er zur Thür hinausgieng, und alsdann ſchwieg die Muſik. Das ältere von ſeinen Kindern ſtarb mit drei und einem halben, das jüngere ehe es fünf Jahre alt war. Er erſchien vor eines jeden Tod, aber ohne zu reden. Nach dieſem ſah ich ihn nicht mehr.

Kurz vor Michaelis 1763 gieng mein Bruder Georg, der ein guter junger Menſch war, zur See. Den Tag nach Michaelstag, um Mitternacht, ſah ich ihn neben meinem Bette ſtehen, umgeben von einem herrlichen Licht, und mich ernſthaft anſchauend. Er war über und über naß. Dieſelbe Nacht ſcheiterte das Schiff, worauf er fuhr, an einem Felſen, und das ganze Schiffsvolk ertrank.

Den 9. April 1797 um Mitternacht lag ich wach im Bette und ſah meinen Bruder Johann daneben ſtehen. Gerade zu der Zeit ſtarb er in Jamaica.

---

*) Was dieſer Raub oder dieſes Wahrzeichen über Brand bedeutet, könnte ſich nur aus dem erklären laſſen, was die Erzählerin verſchweigt. Man ſehe unten etwas Aehnliches.

Durch ſeinen Tod bekam ich Anſpruch auf ein Haus zu Sunderland, das uns von unſerm Großvater Johann Hobſon hinterlaſſen war, einem äußerſt gottloſen Mann, der vor vierzehn Jahren ertrunken iſt. Ich beſtellte einen Anwalt, um es von meiner Tante zu erſtreiten, die Beſitz davon genommen hatte; da ich aber mehr Schwierigkeit fand als ich erwartet hatte, ſo gab ich es im Anfang Decembers auf. Drei oder vier Nächte hernach, als ich vom Gebet aufſtand, kurz vor eilf, ſah ich ihn in geringer Entfernung daſtehen. Ich ſchrie: „Gott ſegne mich! was bringt euch hieher?“ Er antwortete: „Ihr habt das Haus aufgegeben; Hr. Parker hat euch dazu gerathen; aber wenn ihr es thut, ſo werde ich keine Ruhe haben. Zuverläſſig wird Hr. Dunn, den ihr beſtellt habt, nichts für euch thun. Geht nach Durham, beſtellt dort einen Anwalt, und ihr werdet es erlangen.“ Seine Stimme war laut, und ſo hohl und tief, daß jedes Wort mich durchdrang. Seine Lippen bewegten ſich nicht im mindeſten, noch auch ſeine Augen, ſondern der Schall ſchien aus dem Fußboden zu kommen. Als er ausgeredet hatte, ſo drehte er ſich um und gieng zum Zimmer hinaus.

Im Januar, als ich neben dem Bette ſaß, ein Viertel vor zwölf, kam er herein, ſtellte ſich vor mich, ſah mich ernſthaft an, gieng dann auf und ab, ſtand wieder und ſah mich an. Das that er eine halbe Stunde lang, und ſo kam er jede andre Nacht während drei Wochen. Dieſe ganze Zeit ſchien er zornig, und manchmal war ſein Blick ganz wild und grimmig. Einſt in der Nacht ſaß ich weinend im Bette, da kam er und fing an die Decken wegzuziehen; ich ſuchte ſeine Hand zu berühren, konnte aber nicht, worauf er zurückfuhr und lächelte.

Die zweitnächſte Nacht, um zwölf, ſaß ich wieder auf und weinte, als er kam und ſich neben das Bett ſtellte. Als ich ein Schnupftuch ſuchte, ſo ſchritt er nach dem Tiſch, nahm eines, brachte es und ließ es auf das Bett fallen.

Nach dieſem kam er drei oder vier Nächte, zog die Decken weg und warf ſie auf die andre Seite des Bettes.

Zwei Nächte hernach kam er als ich auf dem Bette ſaß, und nachdem er auf- und abgegangen war, ſo ſchnappte er das Halstuch mir vom Nacken; ich fiel in Ohnmacht. Als ich zu mir kam, ſtand er gerade vor mir, gleich darauf kam er dicht an mich heran, warf es auf das Bett und gieng weg.

Da ich das Jahr zuvor lange krank geweſen war, da ich durch ſein öfteres Wegziehen der Decken mich ſehr erkältet hatte und von dieſen Erſcheinungen abgemattet war, ſo mußte ich nun meiſtens das Bett hüten. Die nächſte Nacht, bald nach eilf, kam er wieder. Ich fragte: „In Gottes Namen, warum plagt ihr mich ſo? ihr wiſſet, daß es mir jezt unmöglich iſt nach Durham zu gehen. Aber ich fürchte daß ihr nicht ſelig ſeyd, und bitte, laßt mich wiſſen ob ihr es ſeyd oder nicht?“ Nach einer kurzen Pauſe antwortete er: „Das iſt eine kühne Frage, die ihr thut. Wofern ihr wüßtet, daß ich übel that bei meinen Lebzeiten, ſo ſorget ihr es beſſer zu machen.“ Ich ſagte: „Es iſt ein anſtößig Ding, auf ſolche Art zu leben und zu ſterben.“ Er erwiederte: „Es iſt jezt keine Zeit zu Betrachtungen; was geſchehen iſt, läßt ſich nicht ungeſchehen machen.“ Ich ſagte: „Es muß eine große Glückſeligkeit ſeyn, in dem Herrn zu ſterben.“ Er ſagte: „Haltet euer Maul! haltet euer Maul! Auf eure Gefahr erwähnt ſolch ein Wort nicht mehr vor mir.“ Ich war erſchrocken und ſuchte mein Herz zu Gott zu erheben. Er ſtieß einen ſtarken Schrei aus und ſank dreimal nieder, jedesmal mit einem lauten Stöhnen. Als er jezt verſchwand, ſo that es einen großen feurigen Bliz, und ich verlor die Beſinnung *).

---

*) Alſo ſobald das Gewiſſen aufgeweckt wird, ſo fängt auch die Qual an. Die irdiſchen Sorgen ſind ihre kurzen Ableiter.

Drei Tage nachher gieng ich nach Durham und legt die Sache in die Hände des Anwalts Hrn. Hugill. Di nächſte Nacht um eins kam er herein, aber indem ich di Bibel ergriff, gieng er weg. Einen Monat hernach kam er um eilf. Ich ſagte: „Herr ſegne mich! was hat euch wieder hergebracht?“ Er ſagte: „Hr. Hugill hat nichts gethan als Einen Brief geſchrieben; ihr mußt ſchreiben oder wieder nach Durham gehen; es kann in wenig Tagen entſchieden ſeyn.“ Ich fragte: „Warum geht ihr nicht zu meinen Tanten, die mir es vorenthalten?“ Er antwortete: „Ich habe keine Macht, zu ihnen zu gehen, und ſie können es nicht ertragen. Wenn ich könnte, ſo würde ich zu ihnen gehen, wäre es nur um ſie zu warnen; denn ich beſorge, wo ich bin, werde ich gar Viele kriegen, die mir Geſellſchaft leiſten.“ Er fügte hinzu: — „Nehmt euch in Acht! Peggy (ihre Tante) führt Unheil im Schild; ſie wird ſuchen euch zu begegnen, wenn ihr aus dem Kirchenſtuhl (class) kommt. Ich ſage es nicht, euch zu hindern dahin zu gehen, ſondern damit ihr vorſichtig ſeyn möget. Laßt Jemand mit euch hin- und wieder zurückgehen; wiewohl ich nicht ſagen kann, ob ihr entrinnen werdet.“ Ich ſagte: „Sie kann nichts weiter thun, als Gott ihr zuläßt.“ Er antwortete: „Wir haben alle zu wenig mit ihm zu thun; erwähnt das Wort nicht mehr. Sobald dieſes entſchieden iſt, ſo kommt zu mir zu Beyldon-Hill (etwa eine halbe Engl. Meile von der Stadt) zwiſchen zwölf und eins in der Nacht.“ Ich ſagte: „Das iſt ein zu einſamer Ort für eine Frauensperſon, um zu der Zeit in der Nacht dahinzugehen. Ich bin bereit bei den Ballaſt-Hills oder auf dem Kirchhof mit euch zuſammenzutreffen.“ Er ſagte: „Das geht nicht; aber wovor fürchtet ihr euch?“ Ich ſagte: „Ich fürchte mich nicht vor euch, aber vor rohen Menſchen.“ Er ſagte: „Ich will euch ſicher ſtellen, ſowohl im Hinweg, als wieder zurück.“ Ich fragte: „Darf ich nicht einen Geiſtlichen mitbringen?“ Er antwortete: „Geht ihr damit um? Ich will von Niemand geſehen ſeyn als von euch. Ihr habt mich ſchon ſchwer genug geplagt; bringt ihr Jemand mit, ſo haftet für die Folge.“

Von der Zeit an erſchien er alle Nacht zwiſchen eilf und zwei. Wenn ich Feuer und Licht auslöſchte, in Hoffnung ihn nicht zu ſehen, ſo half es nichts; denn ſobald er kam war die ganze Stube hell, aber von einem ſchrecklichen Licht, wie das von brennendem Schwefel; aber ſo oft ich die Bibel nahm oder niederkniete, oder auch im Herzen betete, ſo war er weg.

Donnerstag den 12. Mai kam er um eilf, als ich am Feuer ſaß. Ich fragte: „In Gottes Namen, was begehrt ihr?“ Er ſagte: „Ihr müßt nach Durham gehen oder ſchreiben; ich kann nicht von euch bleiben bis dieſes entſchieden iſt, und ich kann nicht bleiben wo ich bin *).“ Als er weg war ſo mußte ich heftig weinen, weil ich meiner Unruhe kein Ende ſah. In dieſem Kampfe verblieb ich bis nach eins und dann gerieth ich in ein Fieber. Um zwei kam ich zu mir ſelbſt und ſah neben dem Bette Einen in weißem Gewande ſtehen, das ihm bis auf die Füße reichte. Ich rief: „Im Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geiſtes!“ Er ſagte: „Der Herr iſt mit euch; ich bin gekommen euch zu tröſten. Was habt ihr für Urſache ſo zu klagen und zu murren über eure Freunde? Betet für ſie und überlaſſet ſie Gott. Steht auf und betet.“ Ich ſagte: „Ich kann nicht beten.“ Er ſagte: „Aber Gott wird euch helfen; haltet nur feſt an Gott; ihr ſeyd auch läſſig mit Andern zu beten und ſcheuet euch das Abendmahl zu nehmen. Brecht durch dieſe Läſſigkeit und dieſe Furcht hindurch. Der Herr ſegne euch und ſey immer mit euch!“ Als er weggieng, ſo hörte ich viele Stimmen Hallelujah ſingen, in einer Melodie, dergleichen

---

*) Er glaubte durch die Entſcheidung zur Ruhe zu kommen — aber ſchwerlich mit Recht.

ich nie gehört hatte. Alle meine Unruhe war weg, und ich begehrte nichts als mit ihnen davon zu fliegen.

Samſtag den 28. Um zwölf ſtand mein Großvater neben meinem Bette. Ich ſagte: „In Gottes Namen, was begehrt ihr?“ Er ſagte: „Ihr macht der Sache kein Ende; ſchaffet, daß ſie ſobald als möglich entſchieden wird. Mein Kommen iſt mir ſelbſt ſo unbequem als es euch ſeyn kann.“ Ehe er kam war ein ſtarker Brandgeruch, und die Stube war voll Rauch, der mir in die Augen drang und mich auf einige Zeit hernach beinahe blind machte.

Mittwoch den 21. Juni. Um Sonnenuntergang gieng ich bei Hrn. Knot die Treppe hinauf; da ſah ich ihn aus dem Zimmer gegenüber auf mich zukommen. Er gieng oben auf der Treppe dicht bei mir vorbei. Ehe ich ihn ſah, roch ich einen ſtarken Brandgeruch, und ebenſo Miß Hasmer. Es kam mir in den Hals und erſtickte mich beinahe. Ich ſezte mich und verlor die Beſinnung.

Freitag den 3. Juli ſaß ich beim Mittageſſen; da däuchte mir, ich höre Jemand über den Gang kommen. Ich ſchaute um und ſah meine Tante, Margarethe Scot, von Newcaſtle, hinter mir ſtehen. Samſtag bekam ich einen Brief, der mir anzeigte, daß ſie an jenem Tage geſtorben war.

So weit Eliſabeth Hobſon.

Sonntag den 10. Juli erhielt ich den folgenden Brief von einem Freund, dem ich ſie empfohlen hatte.

Sunderland den 6. Juli 1768.

„Ich habe Ihnen gemeldet, daß Eliſabeth Hobſon in den Beſiz des Hauſes geſezt worden. In derſelben Nacht kam ihr alter Beſuch, der ſie eine Zeit lang nicht beunruhigt hatte, wieder, und ſagte: „Ihr müßt mit mir zuſammentreffen zu Boyldon-Hill, Donnerſtag Nacht ein wenig vor zwölf. Ihr werdet viele Erſcheinungen ſehen, die euch heißen werden zu ihnen kommen, aber bewegt euch nicht, gebt ihnen auch keine Antwort. Ein Viertel vor zwölf werde ich kommen und euch rufen, aber noch immer antwortet nicht und bewegt euch nicht. Sie ſagte: „Es iſt was Hartes für mich, daß ihr verlangt, ich ſoll dort mit euch zuſammenkommen. Warum könnt ihr nicht jezt Abſchied nehmen?" Er antwortete: „Es dient zu euerm Beſten, daß ich es verlange. Ich kann jezt von euch Abſchied nehmen; aber wenn ich es thue, ſo muß ich etwas von euch nehmen, das ihr nicht gern fahren laſſen würdet." Sie ſagte: „Mögen nicht etliche Freunde mit mir kommen?" Er ſagte: „Sie mögen; aber ſie dürfen nicht gegenwärtig ſeyn, wenn ich komme."

Dieſelbe Nacht kamen unſer zwölf bei Hrn. Daviſon zuſammen (eine Viertel Engl. Meile von dem Hügel) und brachten einige Zeit im Gebet zu. Gott war in Wahrheit mit uns. Dann giengen unſer ſechs mit ihr auf den Platz und ließen die Uebrigen zurück, um für uns zu beten. Wir kamen etwas vor zwölf dahin und blieben dann in geringer Entfernung von ihr ſtehen. Da es eine ſchöne Nacht war, ſo behielten wir ſie im Geſicht, und brachten die Zeit mit Beten zu. Sie blieb dort bis wenige Minuten nach eins. Als wir ſahen, daß ſie ſich wegbewegte, ſo giengen wir ihr entgegen. Sie ſagte: „Gott ſey Dank, es iſt Alles vorüber und zu Ende! Ich fand Alles wie er mir geſagt hatte. Ich ſah viele Erſcheinungen, die mich zu ſich riefen, aber ich antwortete nicht und bewegte mich nicht. Dann kam er und rief mir in der Entfernung, aber ich achtete nicht darauf; bald hernach kam er zu mir her und ſagte: „Ihr kommt wohl gerüſtet." Er gab ihr dann die Gründe an, warum er ſie erſucht hatte mit ihm an dem Orte zuſammenzutreffen, und warum er hier Abſchied nehmen konnte und nicht in dem Hauſe, ohne etwas von ihr zu nehmen. Aber zugleich befahl er ihr, es Niemanden zu ſagen, beifügend: „Wenn ihr dieſes irgend einer Creatur entdeckt, ſo bin ich genöthigt, euch ſo lang ihr lebt zu beunruhigen; thut ihr es nicht, ſo werde ich euch nicht mehr beunruhigen, noch euch jemals mehr ſehen, weder in der Zeit, noch in der Ewigkeit.“ Er bot ihr dann Lebewohl, wägte die Hand und verſchwand.

4.

Der Gutsherr von Cool.

Auszug eines Briefs des Hrn. Jakob Hamilton.

Der Bediente des Dr. Menzie, Arztes zu Dumfries in Schottland, ſagte ſeinem Herrn und vielen Andern, der Gutsherr (laird) von Cool, der kürzlich geſtorben war, ſey ihm erſchienen, habe ihn niedergeritten und ſein Pferd getödtet; habe ihn auch an den und den Ort beſtellt, wo er etwas ſpäter mit ihm zuſammentreffen ſollte, was er zu thun verſprochen habe. Aber Hr. Paton, zu der Zeit Prediger zu Dumfries, rieth ihm, das Verſprechen nicht zu halten.

Hr. Ogilvie, damals Prediger zu Innerwick unweit Dunbar, der dieß hörte, tadelte Hrn. Paton ſehr, und ſagte: „Wäre er da geweſen, er würde ihm nicht nur gerathen haben, ſein Verſprechen zu halten, ſondern mit ihm gegangen ſeyn.“ Der nachſtehende Bericht über das, was darauf erfolgte, von der eigenen Hand des Hrn. Ogilvie geſchrieben, wurde nach ſeinem Tode von Frau Ogilvie in ſeinem Pult gefunden. Sie gab ihn dem Hrn. Lundie, damalen Prediger von Oldhamſtocks, der ihn mir gab.

Jakob Hamilton.

Das Folgende iſt von der Copie des Hrn. Lundie abgeſchrieben.

Den 3. Febr. 1772, Abends um ſieben Uhr, als ich auf dem Friedhofsweg daher kam, ſo kam Einer hinter mir her geritten. Ich ſchaute zurück und rief: „Wer da?“ Er antwortete: „Der Gutsherr von Cool.“ In der Meinung, es wollte mir Einer einen Streich ſpielen, ſchlug ich nach ihm mit meinem Rohr. Es fand keinen Widerſtand, ſondern fuhr mir aus der Hand, wohl zwanzig Ellen weit. Ich ſtieg ab und hob es auf, fand aber einige Schwierigkeit wieder aufzuſteigen, theils durch das Springen meines Pferds, theils wegen eines Zitterns, das durch meine Gelenke rann. Er wartete bis ich wieder zu ihm kam, und ich ſagte: „Wenn ihr der Gutsherr von Cool ſeyd, was habt ihr mit mir zu ſchaffen?“ Er antwortete: „Ihr habt unternommen, was Wenige in Ridsdale thun würden.“ Ich fragte verwundert: „Was habe ich unternommen?“ Er erwiederte: „Lezten Samſtag tadeltet ihr den Hrn. Paton, daß er dem jungen Menſchen gerathen, ſein Verſprechen nicht zu halten, und ſagtet, ihr wäret bereit ſelbſt mit ihm zu gehen.“

Ogilvie. Wer hat euch benachrichtigt, daß ich das geſagt habe?

Cool. Wir Todte wiſſen viele Dinge, wovon die Lebenden nichts wiſſen. Mein ganzes Begehren iſt, daß ihr euer Verſprechen erfüllen wollet, und meine Aufträge an meine Frau ausrichten.

Ogilvie. Habe ich geſagt, daß ich den ganzen Weg nach Dumfries machen wollte, um dergleichen auszurichten? Es iſt mir nie in den Sinn gekommen.

Cool. Was ihr im Sinn hattet, weiß ich nicht; aber ich kann mich auf meine Nachricht verlaſſen, daß das eure Worte waren. Aber ich ſehe, ihr ſeyd etwas in Verwirrung; ich will euch wieder aufwarten, wenn ihr mehr Gegenwart des Geiſtes habt.

Inzwiſchen waren wir unter den Kirchhof gekommen, und während ich uberlegte, ob ich es verſprochen hätte oder nicht, ſo brach er von mir durch den Kirchhof durch, mit ſo ſchreckbarer Gewalt und ſo ziſchendem Geräuſch, daß es mich in noch größere Verwirrung brachte. Als ich nach Haus kam, und meine Frau mich ſehr bleich ſah, ſo fragte ſie, was mir fehlte? Ich ſagte zu ihr, ich ſey ein wenig

unwohl, und verlangte etwas zu trinken. Nachdem
dadurch erleichtert und erfriſcht war, zog ich mich in me
Stube zurück, um über dieſes erſtaunenswürdige Begeb
nachzudenken.

Den 5. März 1772, als ich um Sonnenuntergang
Wilhelm White's Moor vorbeiritt, kam der Gutsherr v
Cool wieder zu mir herangeritten, und ſagte: „Fürch
euch nicht, ich will euch nichts zu leid thun.“ Ich verſez
„Ich fürchte mich nicht im geringſten; denn ich weiß, d
der, auf den ich traue, ſtärker iſt, denn ihr Alle zuſamme
genommen.“

Cool. Ihr ſeyd ſicher vor mir, wie zu mein
Lebzeiten.

Ogilvie. So laßt uns ein freies Geſpräch zuſa
men führen, und gebt mir einige Nachricht über die and
Welt.

Cool. Welche Nachricht begehrt ihr von mir?

Ogilvie. Seyd ihr in einem Zuſtande der Seligk
oder nicht?

Cool. Das iſt eine Frage, die ich nicht beantwort
will. Fragt ſonſt was.

Ogilvie. So frage ich denn, was iſt das für ei
Art von Leib, worin ihr erſcheinet?

Cool. Es iſt nicht derſelbe Leib, worin ich Zeu
eurer Verheirathung war, noch der, worin ich ſtarb; d
vermodert im Grabe; ſondern es iſt ein ſolcher Leib, d
mir im Augenblick entſpricht. Ich kann ſo ſchnell in di
ſem Leib als ohne ihn fliehen *). Will ich nach Lond
gehen, nach Jeruſalem oder nach dem Mond, ſo kann i
dieſe Reiſen gleich bald vollbringen; denn es koſtet mi

---

*) Dieſer Leib wäre alſo ein Gewebe aus elementariſchen Th
len, unterſchieden vom Nervengeiſt, und mittelſt des letztern willkü
lich angezogen? oder iſt es der Nervengeiſt ſelbſt, und das ohne ih
eine bloße Idee („als wenn ich keinen Körper hätte“)? oder endlic
heißt es ſo viel wie: „bloß in Gedanken?“

nur einen Gedanken. Dieſer Leib iſt gerade ſo flüchtig wie euer Gedanke. In gleicher Zeit könnt ihr eure Gedanken nach Rom wenden, und ich in Perſon dahingehn.

Ogilvie. Aber ſagt mir, ſeyd ihr noch nicht vor Gott erſchienen und habt von ihm als Richter ein Urtheil empfangen?

Cool. Noch nie.

Ogilvie. Man glaubt insgemein, es ſey ein beſonderes Gericht unmittelbar nach dem Tode, und ein allgemeines am jüngſten Tag.

Cool. Nichts dergleichen, nichts dergleichen. Es gibt keine Unterſuchung, kein Urtheil, bis zum jüngſten Tag. Der Himmel, den gute Menſchen unmittelbar nach dem Tode genießen, beſteht in der Heiterkeit ihres Gemüthe, der Zufriedenheit ihres guten Gewiſſens, und der gewiſſen Hoffnung ewiger Herrlichkeit. Die Hölle, welche die Gottloſen unmittelbar nach dem Tode leiden, beſteht in ihrer Bosheit, in dem Stachel eines erwachten Gewiſſens, dem Schrecken vor dem Anblick des großen Richters und vor der ewigen Pein *). Und ihr Elend im Tode ſteht im richtigen Verhältniß zu dem Uebel, das ſie im Leben thaten; aber Einige von dieſen, wenn gleich nicht gut, waren weit weniger gottlos als Andre, und ſind daher weit weniger elend. Und auf der andern Seite, Einige waren nicht gottlos in dieſem Leben, hatten jedoch nur einen geringen Grad von Güte; und ihre Geſichter ſind nicht verſchiedener im Leben, als ihre Umſtände nach dem Tode ſind.

Ogilvie. Dieß bei Seite, ich möchte noch eine andre Frage thun. Wie kommt ihr zur Kenntniß deſſen, was ich dem Hrn. Paton geſagt habe? Wart ihr bei uns, wenn gleich unſichtbar?

---

*) Aber beides iſt ja eben ein particulares Gericht, welchem Gute und Böſe unterworfen ſind.

Cool. Nein. Aber ihr müßt wiſſen, daß nicht allein Engel fortwährend vom Himmel geſandt werden, gute Menſchen zu hüten und zu tröſten, ſondern daß auch die Geiſter heiliger Menſchen zu gleichem Auftrag verwendet werden.

Ogilvie. Aber hat jeder Menſch ſeinen Schutzengel?

Cool. Nicht jeder, aber viele einzelne Menſchen haben ihn; und es gibt wenige Familien, die nicht einen zu ihrer Aufwartung hätten. Aus dem, was ihr von Geiſtern gehört habt, mögt ihr leicht begreifen, wie einer jedem Glied einer Familie dienſtbar ſeyn kann, wenn ſie auch weit von einander entfernt ſind. Ja, ein mächtiger Engel oder abgeſchiedener Geiſt iſt hinreichend für manche Dörfer; aber einer großen Stadt ſind viele Engel oder abgeſchiedene Geiſter zugewieſen, die von einem großen Engel beaufſichtigt werden. Satan nun, in der Herrſchaft über ſein Reich, äfft dem Reiche Chriſti ſo viel wie möglich nach. Demnach ſchickt er auch Geſandte aus; aber weil er ihrer die Fülle hat, ſo läßt er oft zwei oder drei eine Familie bedienen, wenn ſie von großer Macht und Einfluß iſt.

Ogilvie. Ich verſtehe nicht, wie die böſen Engel zahlreicher als die guten ſeyn ſollen.

Cool. Welches auch die Zahl der Teufel ſeyn mag, ſo iſt gewiß die Zahl böſer abgeſchiedener Geiſter, die zu dieſem Zweck verwendet werden, überſchwänglich größer, als die der guten. Und es iſt ein ſo großer Unterſchied zwiſchen den guten und böſen Geiſtern, als zwiſchen den guten und böſen Engeln, ſowohl rückſichtlich ihrer Erkenntniß, als Thätigkeit, Stärke und Vermögen. Ja, manche abgeſchiedene Geiſter übertreffen manche urſprüngliche Engel in all dieſen Beziehungen. Nun haben ſowohl die guten als die böſen Engel beſtimmte Zeiten der Zuſammenkunft, wo die vornehmſten Engel, gute und böſe, denen das Amt über Städte, Hauptſtädte oder Königreiche übertragen iſt (nicht zu gedenken der Dörfer oder Individuen), Alles hören, was vorgegangen. Viel Falſches wird unter den Lebendigen erzählt, aber nichts der Art unter den Todten. In der That, ein böſer Geiſt würde kein Bedenken tragen, etwas Falſches zu ſagen, wenn er irgend etwas damit gewinnen könnte; aber das kann er nicht. Nein, wenn er ſeinen Bericht abſtattet, ſo darf er nichts als die Wahrheit ſagen, oder wehe ihm! Aber außer ihren monatlichen, vierteljährlichen und jährlichen Zuſammenkünften können abgeſchiedene Geiſter einen Ausflug machen, einander zu beſuchen, wenn es ihnen beliebt. Drei von dieſen unterrichteten mich von dem, was ihr ſagtet: Andreas Akeman, der des Hrn. Thurſtons Familie wartet, Jakob Corbett, der über die Familie des Hrn. Paton wacht, und nach Frau Paton ſah, als ſie in euerm Hauſe war, und ein eigenthümlicher Abgeſandter, der beſtellt iſt über die eurige zu wachen.

Ogilvie. Darüber war ich ſehr verwundert, und nach einem kleinen Bedenken fragte ich: Iſt denn ein Abgeſandter der Hölle, der meiner Familie wartet?

Cool. Ihr mögt euch darauf verlaſſen, es iſt einer.

Ogilvie. Und was iſt ſein Geſchäfte?

Cool. Euch von eurer Pflicht abzuwenden, und euch ſo viel Böſes thun zu laſſen als er vermag; aber es hängt viel davon ab, den Geiſtlichen auf ſeiner Seite zu haben *).

Hiebei überfiel mich ein Grauen, das ich nicht ausdrücken kann; aber nachher ſammelte ich mich wieder und ſagte: Aber gibt es einen Teufel, der unſerer Familie wartet, obgleich unſichtbar?

Cool. So gewiß als ihr athmet. Allein es iſt auch ein guter Engel, der eurer Familie wartet, und iſt ſtärker denn jener.

Ogilvie. Seyd ihr deſſen gewiß?

---

*) Der Sinn iſt wohl: gut mit Gott, folglich auch mit ſeinem Diener zu ſtehen.

Cool. Ja, und da ſizt eben jezt einer auf euern rechten Arm. Aber er hätte wohl ſonſt wo ſeyn dürfen, denn ich gedachte euch keinen Schaden zuzufügen *).

Ogilvie. Wie lang iſt er bei mir geweſen?

Cool. Erſt ſeit wir bei Branokie vorbei kamen; aber jezt iſt er weg.

Ogilvie. Ich wünſchte jezt von euch zu ſcheiden, und euch ein ander Mal zu ſehen.

Cool. Es ſey. Ich bedarf eurer Hülfe auf eine andere Weiſe. Für jezt ſage ich euch Lebewohl. — Indem er das ſagte, verließ er mich, vorn an dem Pfad, der nach Elmoclough führt.

Den 5. April 1772, als ich von Oldhamſtocks zurückkehrte, ſtieß Cool mit mir bei der zerſtörten Ringmauer zuſammen. Ich ſagte zu ihm: es freut mich euch zu ſehen; was iſt nun euer Verlangen an mich?

Cool. Alles was ich begehre iſt, daß ihr zu meiner Frau gehen wollet, die mein ganzes Vermögen beſizt, und ſie von folgenden Umſtänden unterrichten. Erſtlich ſchuldete ich dem Vorſteher (**provost**) Crosby 500 Pf. Schottiſch (**scots**), mit drei Jahr Zinſen. Bei ſeinem Tode ſchmiedete mein Bruder und ich eine Quittung, und als ſein Erbe wegen dieſes Schuldſcheins an mich ſchrieb, ſo zeigte ich ihm die Quittung und beſchwichtigte ihn. Zweitens, als ich von Robert Kennedy's Tod hörte, ſo ſchmiedete ich eine Handſchrift von 190 Pf. Sterling, die mir bezahlt wurden. Drittens, als Thomas Greor ſtarb, ſo war ich ihm 36 Pf. Sterling ſchuldig; ich traf einen armen Jungen, einen Schreiber, dem ich ſagte, ich hätte die Rechnung des Thomas Greor bezahlt, aber keinen Empfangſchein, und wünſchte, er ſollte mir einen ſchreiben. Er gerieth in Heftigkeit, und ſagte, er würde ſich lieber hängen laſſen. Ich ſagte, nein, ich hätte nur geſcherzt, und wünſchte, er möchte deſſen nie bei Jemand erwähnen. Zum vierten, ich ſchickte zu euerm Bruder, der Alles, was ich verlangte, für eine Guinee that, und für eine Guinee und eine halbe drüber mir eine Entlaſtung über weitere 200 Pf. (Schottiſch) gab, die ich euerm Schwiegervater ſchuldig war. Was mich aber mehr quält, als all das Uebrige, iſt die Ungerechtigkeit, die ich gegen Homer Marwell begangen habe, deſſen Geſchäftsführer ich war. Ich hatte von ihm 2000 Mark geborgt, von denen er 200 bei einem Andern geborgt hatte. Dafür gab ich ihm meine Verſchreibung. Er ſtarb in jenem Jahr mit Hinterlaſſung von neun Kindern. Seine Frau ſtarb einen Monat vor ihm. Seine älteſte Tochter wünſchte, daß ich die Papiere durchſehen und ihr eine Berechnung über ihr Capital und Schulden geben ſollte. Ich ließ ſeine Verſchreibung in meine Taſche gleiten, wodurch ſeine Umſtände ſich übel herausſtellten, und die neun Kinder alle darben. Dieſe Dinge bitte ich euch meiner Frau vorzuſtellen, und zu ſchaffen, daß ſie in Richtigkeit kommen. Sie hat Fonds genug. Iſt dieſes geſchehen, ſo denke ich wird mir leichter werden.

---

*) Hiedurch und durch andre Umſtände charakteriſirt ſich Geri's Zuſtand.

Nach einer kurzen Pauſe antwortete ich: Es iſt eine gute Verrichtung, die ihr mir auftragen möchtet, nämlich dem Bedrängten Recht zu verſchaffen, und ich würde dabei ſelber gewinnen; dennoch bitte ich ein wenig Aufſchub, um die Sache zu überlegen. Ihr braucht mich nicht Muth faſſen zu heißen; denn ob ich gleich euern Zuſtand einſehe, ſo fürchte ich mich doch ſo wenig vor euch, als vor einem neugebornen Kind. Sagt mir denn, weil eure Behendigkeit ſo groß iſt, daß ihr im Augenblick tauſend Meilen weit fliegen könnt, warum könnt ihr nicht zu eurer Frau fliegen, ihre Säcke unſichtbarerweiſe in euern Hut leeren, und an dieſen Leuten Gerechtigkeit üben?

Leel. Ich kann nicht.

Ogilvie. Ihr ſagt aber, wenn dieſe Ding Richtigkeit kämen, ſo würde euch leichter werden. verſtehe das nicht; denn welche Gerechtigkeit auch den ten jezt wird, ſo bleibt die Schuld der Ungerechtigkeit mer auf euch liegen. Allein warum könnt ihr nicht nehmen, eure Schulden zu bezahlen?

Cool. Ich kann keines Menſchen Geld anrüh wegen deren, die zu Hütern der Gerechtigkeit verordnet

Ogilvie. Wohl, aber nehmen nicht Menſchen ſtandig Andern ihr Geld? und könnt ihr das nicht, ihr euch ſelbſt in hundert Geſtalten verwandeln könnt?

Cool. Gott läßt nicht zu, daß wir Jemand be trächtigen; und in der That, Menſchen können ſich Menſchen ſchützen, aber nicht vor Geiſtern. Wären nicht beſchränkt, ſo wäre nichts, was ein Menſch hat, ſi

Ogilvie. Aber könntet ihr nicht nach den M von Meriko gehen, wo Gold genug iſt, das nie verm werden würde?

Cool. Keine Geiſter, gute oder böſe, haben irg Macht, Geld oder Gold anzurühren.

Ogilvie. Aber was hindert böſe Geiſter daran

Cool. Eine höhere Macht, die Alles hütet regieret.

Ogilvie. Warum könnt ihr aber nicht ſelbſt zu eu Frau gehen, und ihr ſagen, was euch im Sinne liegt.

Cool. Das iſt eine von den Fragen, die ich n beantworten will. Wenn ihr aber hingehen wollt, ſo ich euch voller Zufriedenheit für eure Unruhe machen.

Am 10. April, da ich von Old-Cambus kam, traf ihn wieder auf der Poſtſtraße, vorn an der Heide, wel das Pees heißt. Er fragte, ob ich die Sache übert hätte? Ich ſagte zu ihm: Ja, und bin immer derſelb Meinung. Denn was für einen Narren würde ich a mir machen, wenn ich mich anſchickte nach Dumfries gehen, und eurer Frau zu ſagen, ihr wäret mir erſchien und hättet mir von vielen Fälſchungen und Schelmereien erzählt, die ihr begangen, wofür ihr zieme, Erſatz zu leiſten? Iſts wahrſcheinlich, daß ſie ihr Geld hingeben wird? Würde ſie nicht vielmehr ſagen, ich ſey verrückt, wofern ſie mich nicht wegen Ehrenkränkung verklagen wird? Aber laſſen wir dieſen Gegenſtand bis zu unſerer nächſten Unterredung fallen und —

Hier endigt das Manuſcript. Ob Herr Ogilvie ihn nicht mehr geſehen, oder ob der Tod ihn verhindert hat, ihr übriges Geſpräch aufzuſchreiben, iſt ungewiß.

Jedenfalls zu bedauern. Denn Ogilvie war zum Theil in tiefere, dem unruhigen Geiſt ſehr nützliche Fragen eingegangen, und ſchon dieſes Bruchſtück iſt lehrreich. Vermuthlich hat er ſich erſt in den Verhältniſſen nach der Sichtbarkeit erkundigt, und hierauf weitere kluge Einleitungen getroffen.

— y —

Zur Geſchichte der Wünſchelruthe.

(Aus England.)

Vor etwa 50 Jahren befand ſich eine reiche Britin, Lady Newark, in Provence, in einem Schloſſe, deſſen Eigenthümer gern einen Brunnen zu ſeinem Hausgebrauche hätte haben mögen. Alle Nachforſchungen nach einer Quelle, welche er ſeit mehreren Jahren angeſtellt, waren fruchtlos geblieben. Man deutete ihm endlich einen Bauer an, der in dem Rufe ſtand, Waſſer erſpähen zu können. Er entſchloß ſich ihn kommen zu laſſen. Die Engländerin machte ſich außerordentlich luſtig über die Vorausſetzung, daß ein Individuum, dem es an allem Unterricht gebrach, das mehr ein einfältiges, als ein aufgewecktes Anſehen hatte, mit ſolcher Fähigkeit begabt ſeyn ſollte. Der Landmann begnügte ſich, bei ihren Spöttereien die Achſeln zu zucken und zu entgegnen: „Sie werden ſchon ſehen."

Im Beiſeyn mehrerer anderer Perſonen, die eben ſo ungläubig waren als Lady Newark, begann er gleich nachher ſeine Verrichtung. Mit der Wünſchelruthe in der Hand ſchritt er ernſt und ruhig vorwärts, die Geſellſchaft einladend, einige Schritte hinter ihm zu bleiben. Plötzlich blieb er ſtehen. Die Ruthe krümmte ſich ſtark, und war gegen eine gewiſſe Stelle des Bodens gerichtet. Die Einladung, hier nachzugraben, wurde unmittelbar in Ausführung gebracht, und zum größten Erſtaunen aller Anweſenden ſtieß man auf eine beträchtliche Quelle, die noch jezt fließt.

Dringend befragt und durch eine ihm verſprochene ſtarke Belohnung offenherzig gemacht, erklärte der Bauer, daß er durchaus keine Kenntniß habe, weder von Naturgeheimniſſen, noch von andern, und daß er, wenn er beauftragt werde, nachzuforſchen, ob an einer Stelle Waſſer vorhanden ſey, er einzig und allein auf ſeine Wünſchelruthe ſich berufe, die er vom erſten Haſelſtrauch abſchneide, und die ſich, ohne ſeine Mitwirkung, dem Ort zuwende, wo eine Quelle ſeyn ſolle. Bleibe ſie dagegen ruhig in ſeiner Hand, ſo dürfe er gewiß ſeyn, daß man kein Waſſer finden werde.

Begreiflich lachten alle Anweſende uber eine ſolche Erklärung. Einer nach dem Andern ergriff die Wünſchelruthe, hielt ſie, der Vorſchrift gemäß, in der Hand, und ſchritt in verſchiedenen Richtungen fort. Sie blieb vollkommen ruhig. Scherzend wurde ſie endlich auch Lady Newark angeboten; ſie nahm ſie gleichermaßen. Aber wie groß war ihr Erſtaunen und das der Uebrigen, als nach etwa 30 Schritten, in einer andern Richtung, wie die vom Bauer verfolgte, die Ruthe ſich auf einmal in ihrer Hand zu bewegen und gegen den Boden zu neigen begann. Man grub nach und fand Waſſer.

Nach ihrer Rückkehr in England wagte es die Genannte nur ganz in Geheimem, ihrer Wünſchelruthe ſich zu bedienen, weil ſie beſorgte, durch ihr Begeben ſich lächerlich zu machen. Erſt als **Dr. Hutton** 1803 ſeine „Nachforſchungen Oſanams“ herausgab, worin der Umſtand mit der Wünſchelruthe als eine erwieſene Abgeſchmacktheit bezeichnet wird (vierter Band, S. 260), wagte es Lady Newark, ihm einen X. Y. Z. unterzeichneten Brief zu ſchreiben, und ihm Alles mitzutheilen, was ſie über dieſen Gegenſtand ſelbſt erfahren hatte.

Sie gab ihm eine Adreſſe, falls er noch umſtändlichere Angaben zu haben wünſche. Er ermangelte nicht, darum ſich zu bewerben, und nach einigen gewechſelten Briefen faßte ſie den Entſchluß, ihm in Woolwich einen perſönlichen

Beſuch abzuſtatten. Hier entdeckte ſie unter ſeinen Augen, mit Hülfe ihrer Wünſchelruthe, eine Quelle an dem Orte, wo **Dr.** Hulton zu ſeinem Sommeraufenthalt ſich ein Haus erbauen ließ, und wo man bis dahin nicht die geringſte Spur von Waſſer bemerkt hatte. Der Eigenthümer verkaufte ſein Landgut einige Zeit nachher ans Collegium zu Woolwich, und zwar mit bedeutendem Gewinn, der eben erwähnten Quelle wegen.

Er ſagt ſelbſt, daß er der Augenſcheinlichkeit nicht widerſtehen konnte, als er die Ruthe in der Hand ſeiner Begleiterin, welche ſie ganz locker hielt, ſich bewegen, gegen den Boden ſich ſenken und beinahe brechen ſah. In der ſeinigen blieb ſie ganz ruhig. Eine philoſophiſche oder vernunftgemäße Erklärung des wunderbar ſcheinenden Umſtandes gibt er nicht, weshalb wir eben ſo wenig in nähere Erörterungen darüber uns vertiefen mögen. Fügen wir jedenfalls hinzu, daß wir die Wahrheit der Sache ſo lange zu bezweifeln uns die Freiheit nehmen, bis wir mit eigenen Augen davon uns zu überzeugen und ſie in allen ihren Einzelnheiten genau zu unterſuchen, wo nicht zu erforſchen, Gelegenheit gefunden haben werden*).

Es ſoll noch jezt in England mehrere angeſehene, vielſeitig unterrichtete Perſonen geben, unter andern einen gewiſſen Sir Carl H***, und eine Miß Fenwich, welche beide die gleiche Fähigkeit haben, und zwar in einem noch höhern Grade, als Lady Newark. Der erſte hält ſie geheim und hat es nicht gern, wenn man ihn erſucht, davon ein Beiſpiel aufzuſtellen, während die lezte ſich eine beſondere Ehre daraus macht.

---

*) In Deutſchland iſt die Wirkung der Wünſchelruthe (Siderismus) ſchon längſt als eine Naturwahrheit anerkannt. K

I.

Mittheilungen aus Deutſchland.

1.

Vorausſagende Träume.

Der noch lebende Pediger und Gelehrte **Gribel** zu **Lübek** theilte nachſtehenden merkwürdigen Traum ſeines Vaters einem meiner Freunde mündlich mit.

„**Gribel's** Vater hatte eine Wunde am Finger, durch falſche Behandlung kam der Brand dazu und die Aerzte erklärten, um noch Schlimmerem vorzubeugen, müſſe die ganze Hand abgenommen werden. Er ergibt ſich, obgleich mit ſchwerem Herzen darein, und der folgende Tag wird zur Operation feſtgeſezt. Die Aerzte entfernen ſich und der Krankliegende fügt zum leztenmal die leidende Hand in die andere zum Gebete und ſchlummert ſo betend ein. Frau und Tochter ſizen an ſeinem Bette. Er ſchlaft ſehr ruhig, endlich erwacht er ganz freudig und ſagt: „die Hand wird mir nicht abgenommen werden. Eine glänzende Erſcheinung zeigte ſich mir im Traume und verkündigte mir dieß, hinzufügend: die Krankheit wird nur die beiden erſten Gelenke des leidenden Fingers abſtoßen und die Hand wird etwas gekrümmt bleiben."

Dieſes wird von der Frau für einen bloßen Traum erklärt.

Den andern Morgen kommen die Aerzte und erſtaunen indem ſie den Verband abnehmen. Es hat ſich auffallen mit dem Finger gebeſſert. Er lächelt: denn er wußte e vorher, daß ſie es ſo finden würden. Die Operation wir verſchoben, die Beſſerung ſchreitet vorwärts, endlich wir die Operation für unnöthig erklärt und die Krankheit endig ganz wie jene Erſcheinung Gribeln angekündigt.

2.

Abercrombin berichtet von einem Mann in Edinburg, der an einer Pulsadergeſchwulſt im Kniegelenk litt, und wo zwei Wundärzte bereits die Operation beſchloſſen hatten, daß ſeiner Gattin träumte, die Krankheit habe einen andern Ausweg genommen, und die Operation ſey nicht nöthig. Als der Kranke die Geſchwulſt am andern Morgen nach dem Traume unterſuchte, fand er, daß das Klopfen in derſelben aufgehört hatte; und die Natur half ſich nach und nach von ſelbſt.

3.

Pfarrer Hartmann, ehemals zu Oefingen, erzählte: ein Weib ſeiner Gemeinde habe ſich in eine Spindel geſtochen, welche Verwundung ſo ſchlimm für die ganze Hand ausfiel, daß der ehemalige Leibchirurg Divernoy kein Mittel mehr wußte, als die Abnahme der ganzen Hand, wozu er auch ſchon einen Tag beſtimmte. Das Weib ſchlief unter Beten und Bekümmerniß ein, da träumte ihr, es werde ihr angezeigt, wenn ſie ſich nur den Goldfinger amputiren ließe, ſo werde die ganze Hand gerettet.

Der Operateur, der den andern Tag ankam, wollte nicht daran. Das Weib aber hatte eine ſolche Zuverſicht zu dem, was ihr im Traume geſagt worden, daß ſie darauf beſtand und alle Gefahr auf ſich zu nehmen erklärte. Hierauf wurde die Operation an dem einen Finger vollzogen und mit ſo glücklichem Erfolge, daß die Hand gerettet wurde und keiner Operation mehr bedurfte.

Dieſe drei Beiſpiele beweiſen zugleich, wie durch geiſtige und körperliche Leiden die Seele des Menſchen oft in innere Kreiſe gezogen wird, in denen dann ihr im Schauen aufgeht, das ihr in den äußeren Kreiſen der Sinne nicht werden kann.

4.

N., ein angeſehener Mann, war in Folge ſyphylitiſcher Vergiftung blind geworden. Er konnte ſein Schickſal nicht ertragen, und wälzte ſich in der Verzweiflung auf dem Boden — ſo ein ganzes Jahr lang. Da ſprach einer ſeiner Freunde, ein barſcher Krieger, zu ihm: „ich wüßte wohl, was ich thäte“ — „was denn?“ — „ich nähme eine Piſtole, und gäbe mir einen Schuß durch den Kopf.“ Dieſe unerwartete militäriſche Auskunft brachte den Blinden augenblicklich zur Beſinnung. Er hatte hierauf einen merkwürdigen Traum, den er ſogleich einem andern Freunde mittheilte, welcher mit einer tiefen Einſicht in die Geheimniſſe der Natur einen lebendigen Glauben an Chriſtum verbindet. Dem Blinden hatte geträumt, er ſey vor der Stadt ſpazieren gegangen einem Walde zu; da habe ſich eine Buhlerin an ihn gehängt, von der er ſich immer los machen wollte, aber umſonſt — da ſey er auf den Einfall gekommen, er wolle ſich blind ſtellen, um die Zudringliche zu vertreiben — nun habe er, wie ein Blinder, getappt, und augenblicklich ſey er daheim geweſen, und frei. „Was bedeutet dieſes?“ Der chriſtliche Freund deutete ihm nun den Traum, indem er ſprach: „Durch die Blindheit, die Gott dir geſchickt hat, biſt du von deinem verderblichen Wandel gerettet worden; als Blinder haſt du nun deine wahre Heimath gefunden — der Herr hat es wohl mit dir gemeint, denn er hat dich frei gemacht. Erkenne hierin ſeine Gnade, und ſey ihm dankbar dein Lebenlang!“ — Von nun an war der Blinde glücklich.

5.

Frau N. aus Mainz lag mehrere Monate in Stuttgart im Hauſe des Herrn **Dr. M.** krank. Dieſe hatte einige Nächte hindurch ganz ſchauerliche Träume von Särgen und Todtengerippen, denen ſie das Haar kämme u. ſ. w. Als ſie im Herbſte nach Hauſe kehrte, bemerkte ſie, daß am Kirchhofe ihres Wohnortes (Dieſſenhof) gebaut wurde, und erfuhr, man habe wegen des Bauweſens einen Theil des Kirchhofes abgegraben und die gefundenen Gerippe an einer andern Ecke eingegraben, worunter auch die Gebeine ihrer vor noch nicht langer Zeit verſtorbenen Schweſter. Sie erfuhr auch da nach genauerer Erkundigung, daß das Ausgraben genau in derſelben Stunde Statt gefunden, in der ſie in Stuttgart wiederholt von aufgewühlten Särgen und Todtengerippen geträumt hatte.

II.

Vorausſchauen Sterbender.

1.

Vorausſchauen im Todeskampfe.

Der talentvolle Chemiker L..... lag im Entzündungsfieber. Das Uebel hatte die Hirnhäute ergriffen, und er rang zwiſchen Leben und Tod. Seine ſchwerbekümmerte Gattin klagte mir, wie er — auch ſogar in jenem qualvollen Zuſtande der Kranken, wo in das wache Bewußtſeyn und Erkennen ſich die Fieberbilder mit unabweisbarer Frechheit eindrängen — fortwährend nicht zu Hauſe zu ſeyn behauptete; wie ihn dieß ſehr beängſtige und er durch alles Zureden kaum für Augenblicke zu überzeugen ſey, daß er nicht eine Stube in der Wohnung einer Frau Hill habe beziehen müſſen, welche einen ſehr widrigen Eindruck auf ihn gemacht habe. Er nannte ſie oft, ſah ſie leibhaftig, und war viel beſchäftigt, ſich aus ihrer Behauſung los zu machen. Ich fragte, ob er eine Frau dieſes Namens kenne, oder vielleicht in der lezten Zeit irgend eine engliſche Novelle geleſen habe? Aber der tüchtige practiſche Mann hatte ſo viel in ſeinem Fache zu leſen, daß er an dergleichen kaum je mehr denken mochte, auch gab es keine Frau dieſes Namens unter allen, die er kannte, und ſie erſchien ihm ſelbſt als eine Fremde. Nicht Rückerinnerung alſo, ſondern eine Fieberphantaſie. Er unterlag der Krankheit, und die troſtloſe Wittwe ſah den Vater ihrer drei unmündigen Kinder hinaustragen nach der Stadt der unterirdiſchen Wohnungen, deren Dächer die kleinen Hügel bilden, Kreuze ihre Schornſteine, Grabmäler ihre Bollwerke und Denkſäulen ihre Thürme. Es war ihr Bedürfniß, einen Theil des geringen Nachlaſſes zu einem Gedächtnißſteine für den theuren Todten aufzuwenden. Als er fertig war, betrat ſie ſelbſt zum erſtenmal den Kirchhof; ſie ließ ſich den Grabhügel zeigen, der ihr Glück einſchloß, und las dicht neben ihm an, auf einem Kreuze: „Hier ruht die wohledle Frau Anna Hill.“

2.

Fernſchauen einer Sterbenden.

(Auszug aus einem Briefe.)

„Meinen Bruder Carl in Augsburg hat nur fünf Tage ſpäter wie mich das gleiche Geſchick getroffen, auch er hat in Folge einer entzündlichen Krankheit ſeine liebende Lebensgefährtin verloren. Meine Schwägerin hatte den Tod meiner lieben Frau nicht mehr erfahren, wohl aber hatte ſie eine Ahnung von ihm. Denn mein Bruder ſchrieb mir in lezterer Beziehung: „Am 3. April zwiſchen zwei und drei Uhr Morgens fragte mich Marie plötzlich: haſt du keine Nachricht von Fritz bekommen? Seine Frau muß entbunden worden ſeyn, und es geht ihr dießmal nicht gut?“ — Eine Stunde früher war meine Frau zu Ellwangen verſchieden.“

III.

Erſcheinungsgeſchichten.

1.

Es befindet ſich zu Weinsberg die Familie eines ehrſamen Bürgers und Fuhrmanns Namens Küſtner. In ihr war noch ein einziger lediger Sohn von etlich und zwanzig Jahren, der hauptſächlich das Fuhrwerk des Vaters verſah und als ein rechtſchaffener, fleißiger, nüchterner Jüngling bekannt war. Auch ſeine Geſundheit war immer feſt, er litt nie an Nervenſchwäche oder Ueberreizung. Es herrſcht in dieſer Familie keine Frömmelei und auch kein beſonderer Glauben an außerordentliche Erſcheinungen. Die Eltern ſchliefen mit einander in einem Zimmer, das von dem, in dem der Sohn ſchlief, durch die dazwiſchen liegende Wohnſtube getrennt war.

In dem Zimmer des Sohnes befand ſich außer ſeinem Bette an der entgegengeſezten Wand noch ein leeres Bett, beſtimmt für etwa kommende Gäſte. In einer Nacht, und zwar ungefähr um Mitternacht vergangenen Frühlings, kam es dem Sohne, als er ganz wach im Bette ſaß, vor, als ſeufze etwas ganz fürchterlich in jenem leerſtehenden Bette, er erhob ſich, unterſuchte, fand nichts, aber hörte immer das furchtbare Seufzen. Dadurch erſchrocken und des Schlafs beraubt, kam er vor der Eltern Bett und klagte ihnen, daß es ihm unmöglich ſey zu ſchlafen: denn er werde immerhin von den ſchauerlichſten Seufzern, die aus jenem leeren Bette kämen, geweckt.

Die Eltern begaben ſich nun mit ihm in jenes Zimmer, hörten aber durchaus nichts, während der Sohn immer feſt behauptete, es ſeufze ja immer noch eben ſo ſtark und ſchauerlich fort.

Die Eltern beruhigten ihn nun ſo gut ſie konnten und er legte ſich wieder.

In der andern Nacht erſchien er wieder zur gleichen Zeit vor dem Bette der Eltern und führte gleiche Klage. Sie giengen nun abermals mit ihm, hörten nichts, während er immer das Seufzen zu hören vorgab, unterſuchten nun aber das Bett und die ganze Gegend deſſelben, horchten auch im Stalle und in der entfernten Kammer des Knechtes, vernahmen aber nichts, wogegen der Sohn immer behauptete, ſie müſſen es hören: denn er höre es ja immer und ſie hätten ja doch ſonſt auch noch ein gutes Gehör, und es ſey ein Seufzen, das ein Tauber hören müſſe.

In der dritten Nacht erſchien der Sohn wieder vor dem Bette der Eltern, aber jezt erſt gegen drei Uhr, und jezt zerſtört und zitternd und ſagt: er habe die fürchterlichſte Nacht ſeines Lebens gehabt. Um die Zeit, wo er ſonſt von jenen Seufzern geweckt wurde, ſey er auf einmal, er wiſſe nicht durch was, erwacht, habe ſich wach und bei vollen Sinnen im Bette aufgeſezt, da ſey die weiße Geſtalt einer kleinen alten Frau von jenem Bette her auf ihn zugekommen, ſey zu ſeinen Haupten ein paarmal hin- und hergegangen und habe ſich hierauf zu ihm auf's Bett geſezt und ihn mit einem ganz traurigen Geſichte angeblickt. Es ſey ganz Geſtalt und Geſicht ſeiner verſtorbenen Großmutter (deren Liebling er war) geweſen. Nachdem ſie ihn lange ſo angeblickt, habe ſie ihm auf einmal mit den Händen drei Striche über Haupt, Schläfe und Hals gemacht, worauf ihn ein Schauer ergriffen, und er mit halberſtickter Stimme: o Gott! gerufen. Auf dieſes ſey die Geſtalt wieder langſam gegangen und wie durch die Wand bei ſeinem Bette verſchwunden. Die Eltern ſuchten ihn hierauf ſo viel ihnen möglich zu beruhigen und er ſah, fühlte und hörte in den folgenden Nächten auch nichts der Art mehr, wurde auch nie mehr geweckt. Weder von ihm noch den Eltern wurde von dieſer Sache auch mehr geſprochen, man bemerkte aber, daß er von dieſer Zeit an mehr in ſich gekehrt lebte und öfter als ſonſt in Bibel und Geſangbuch las. Einige Monate darauf fuhr er mit einem beladenen Holzwagen die Steige von Löwenſtein herunter, gerieth beim Sperren unter das Rad, Bruſtkammer und Herz wurden ihm zerdruckt, er blieb im Momente todt, nur ſeine Leiche kam noch in's elterliche Haus.

Dieſe Geſchichte iſt beſonders auch deßwegen von Werth, weil ſie ſich unter Menſchen ereignete, die durchaus keine Seite darbieten, von der aus ihre Wahrheit angegriffen werden könnte, es ſind durchaus ſchlichte, wahrheitsliebende, auch geſunde und ganz nüchterne Menſchen. Dieſe Erſcheinung betreffend, ſo war ſie ohne Zweifel vorausſagend, die eines Schutzgeiſtes, wohl weniger vor der Gefahr warnend, als zur nahen wichtigen Kataſtrophe vorbereitend, zu jenem ſchnellen Tode, wie auch dieſer Menſch von dort an mehr in ſein Inneres gieng und mehr geiſtigem, religiöſem Leben oblag.

2.

Herr Stiftsprediger Jäger zu Oberſtenfeld erzählt folgende Begebenheit, die einem ſeiner Freunde vor einigen Jahren begegnete:

„Mein Freund iſt Kaufmann und machte mit einem andern Freunde eine Reiſe. Sie übernachteten in demſelben Gaſthof, wo ſie zwei in einander gehende Zimmer hatten. In einem ſchlief der Freund des Kaufmanns, im anzurückkehren. Es wurde ſpät und meine Freunde warnten mich dringend vor einem nächtlichen Ritt, weil ich durch einen Hohlweg müſſe, bei welchem es zu Nacht gar nicht geheuer ſey. Als muthiger Jüngling verlachte ich ihre Beſorgniß und ritt wohlgemuth nach 10 Uhr fort. Ich hatte jenes Geſpräch rein vergeſſen und kam endlich an den Hohlweg, ganz unbefangen, nicht von ferne an einen Spuck denkend. Plözlich ſtieg mein Pferd, zitterte, ſchäumte und gab auf alle Weiſe ſeine Furcht kund — und ſiehe, neben dem erhöhten Rande des Hohlwegs, den ich ſchon zur Hälfte zurückgelegt, hüpfte und flatterte es mit heftigem Geziſch und Geraſſel ſchreckhaft auf, — ein breiter feuriger Lichtſtreif, etwa zimmerhoch, erſtreckte ſich die ganze Länge des Hohlwegs am Rande hinab, und in dieſem Feuernimbus ſchwebte eine groſe Schaar der ſeltſamſten Geſtalten, verſchiedene Menſchen, Roſſe, Hunde und anderes dieſer Art, licht röthlich und nebelhaft, langſam an mir vorüber. Ich blieb ganz bei klarer Beſinnung und betrachtete, troz des Stampfens meines Pferdes, die curioſe Sippſchaft, bis endlich das Pferd ausriß und mit mir querfeldein durchgieng. Da irrte ich denn gegen zwei Stunden auf dem Ackerfeld umher, und kam zulezt in ein ganz auf der Seite gelegenes Dorf, wo ich nothgedrungen übernachtete. Erſt am andern Morgen fand ich den verlorenen Weg wieder.

So unbegreiflich mir die Sache blieb, ſo wahr iſt ſie, indem ich vom Wein nicht erhizt und meiner Sinne völlig mächtig war.

Ich ſeze hinzu, daß mein lieber Vater von Jugend auf ein ſehr diätes Leben führte und daß er ſich in ſeinem Leben niemals mit Wein überſehen hat.

4.

Herr Pfarrer Zeller zu Laichingen erzählt folgende.

dern dieſer ſelbſt, ſo daß er auf das Bett ſeines Freundes hinſehen konnte. Nachts hörte er deutlich, daß die Thüre ſeines Zimmers ſich öffnet, er richtet ſich auf und ſieht ganz genau eine ältlich weibliche Geſtalt hereinkommen, an ſich vorüberſchweben bis an das Bett ſeines Freundes, wo ſie ſtehen bleibt und ſich eine Zeit lang über dieſen hinbeugt. Der Kaufmann war ſo erſchreckt und ergriffen über das, was er ſieht, daß er ſeine Blicke wegwendet, und als er den Muth bekommt, wieder hinzuſehen, war die Erſcheinung weg.

An ſeinem Freunde konnte er des Morgens nichts bemerken, daß er etwas geſehen habe. Er theilte es ihm endlich mit. Dieſer ſcherzte darüber und verſicherte, daß er all' die Seinigen wohl verlaſſen habe. Sie reiſen weiter und nach einigen Tagen erhält der Freund einen Brief, der ihm ſagte, daß ſeine Mutter geſtorben. Tag und Stunde des Todes waren die gleichen, in welcher der Kaufmann die nächtliche Erſcheinung hatte: denn der Merkwürdigkeit wegen hatte er ſich dieſelben ſogleich aufgezeichnet.

3.

Ein ſehr achtbarer Mann theilte mir nachſtehende Thatſache mit:

„Mein Vater, der verſtorbene Oberjuſtizrath Knapp in Tübingen, ein gewiß durchaus nüchterner und von aller Schwärmerei himmelweit entfernter Mann, der ſich eher zur Gegenparthei in dieſer Hinſicht hinneigte, ſagte oft: ein Faktum bleibe ihm, ſo wenig er etwas auf Geiſtererſcheinungen halte, doch merkwürdig, weil er es ſelbſt erlebt und ſich, bei ganz geſunden Sinnen, wenigſtens hier nicht getäuſcht habe. „Ich ritt,“ ſagte er, „als Student in einer Vakanz einſt nach Güglingen, wo ich zuvor wenige Jahre als Scribent zugebracht, und wollte an jenem Abend noch in ein anderes, etwa 3—4 Stunden entferntes Ort

5.

In der Didaskalia ſtand vor einigen Monaten folgende Anzeige:

„Darmſtadt den 20. Juli 1839. Vor mehreren Jahren hatten wir im Hauſe der vereinigten Geſellſchaft einen klopfenden Geiſt, der längere Zeit hindurch, beſonders in den nächtlichen Stunden, großen Kummer machte, ehe es gelang, ſeinen Siz zu entdecken und ihn ſomit für furchtſame Gemüther unſchädlich zu machen. (Wie es damit ſtand, iſt mir nicht mehr erinnerlich, es mag immerhin Betrug geweſen ſeyn, wie öfters.) Jezt ſind wir gar ſo glücklich, auch einen Schulgeiſt zu beſizen, der vorgeſtern früh in der neunten Stunde der in dem neuen Schulgebäude an der Stadtkirche verſammelten Jugend in einer weißen verſchleierten Geſtalt, welche — wie man erzählt — zur Thüre hereingekommen, durch die Lehrſäle gewandelt und dann hinausgegangen ſey, zum erſten Mal erſchienen ſeyn ſoll. Die Kinder, ergriffen durch eine Erſcheinung, welche außer dem Bereich ihres Faſſungsvermögens lag, vermochten der Regung der Furcht nicht lange zu widerſtehen, ſondern verließen ſämmtlich den unheimlichen Ort, der ihnen Gefahr zu drohen ſchien. Nur durch vieles Zureden konnten ſie bewogen werden, ſich geſtern zu dem Schulunterricht wieder einzufinden. — Geſtern Abend war der geräumige Kirchenplaz von Neugierigen angefüllt, welche, während das Innere des Hauſes durchſucht wurde, das intereſſante Schulgeſpenſt gerne zu ſehen wünſchten, ohne jedoch ihren Zweck zu erreichen.“

So weit die Didaskalia. Ueber vorſtehende Geſchichte zog ich in Darmſtadt nähere Erkundigung ein, und erhielt volle Beſtätigung derſelben, mit dem Zuſaz, daß einige der Schulknaben vor Schrecken erkrankt ſeyen, auch ſeyen die Meinungen über den Geiſt ſehr getheilt; Einige ſagten, es ſey die verſtorbene Frau G.... W.. geweſen, welche dem Tode ſeines Vaters vorausgegangene wahre Begebenheit:

Mein Vater war etlich und 50 Jahre alt und dazumal Pfarrer zu Nußbaum. Er war geſund, nicht ängſtlich und nicht geiſterglaubig und führte einen ganz nüchternen Lebenswandel. Er war eines Tages zu einem Freunde einige Stunden von ſeinem Wohnorte gegangen und als er ſich bis gegen Nacht dort verweilt hatte, wollte ihn der Freund nicht weiter laſſen, indem er ſagte: er befürchte, es könnte ihm in der Nachtzeit an einer Stelle des Weges, die er bezeichnete und die mein Vater zu paſſiren hatte, etwas Unangenehmes wiederfahren: denn viele Menſchen ſeyen dort ſchon nächtlich durch dieſe oder jene geſpenſtige Erſcheinung geäfft und erſchreckt worden. Da mein Vater an derlei nicht glaubte, ſo verlachte er dieſe Beſorgniß und gieng in ſpäter Nacht den verrufenen Weg. Schon hatte er denſelben beinahe paſſirt und dachte an das Geſprochene nicht mehr, — als er auf einmal auf der rechten Seite des Weges ganz deutlich einen Sarg erblickte, der neben ihm und mit ihm gieng wie auf Füßen. Er betrachtete die Erſcheinung genau und verſicherte ſich ihrer auf's beſtimmteſte, gerieth aber in keine Furcht, ſondern dachte noch ganz ruhig dieſer Sonderbarkeit nach. Da ſie nicht von ihm wich, ſo ſprach er endlich laut — „was du auch ſeyeſt, hebe dich weg von mir!" allein der Sarg, und zwar ganz der eines erwachſenen Menſchen, gieng nach wie vor wie auf Füßen neben ihm her bis an ſein Ort. Hier ſprach er noch einmal: „Sage mir, in Jeſu Namen, was willſt du?" Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, richtete ſich der Sarg vor ihm ſenkrecht in die Höhe. Jezt erſt erſchrack er, er wollte weiter ſprechen, — aber nun war der Sarg verſchwunden.

Er kam nach Hauſe, legte ſich ermattet und höchſt angegriffen zu Bette, erzählte ſeiner Gattin den Vorfall und ſtarb wenige Tage hernach.

Mit Namen angeführte Orte, an denen Erſcheinungen haften.

Zur Beobachtung und Nachforſchung für ſolche Freunde der Natur, die nicht philoſophiſch- oder mediciniſch-dumm geworden, wird es gut ſeyn, wenn in dieſen Blättern hie und da Stellen, Orte und Häuſer mit Namen benennt werden, an welchen Erſcheinungen ſchon ſeit Jahren haften und wo die Bewohner wechſelten und die Nachkommenden immer wieder daſſelbe bemerkten, zum Beweiſe, daß ſolche Phänomene nicht aus Somnambülen oder ſonſt aus Einzelnen hervorgiengen, ſondern ſich als für ſich ſelbſt beſtehend und objectiv an ſolchen Orten bewegen.

1. Fall.

In dem Schloſſe Mayenfels, Oberamts Weinsberg, das nur noch von einem Beamten bewohnt wird, wurde ſchon von den verſchiedenſten Bewohnern meiſtens zur nächtlichen Weiſe, eine Schattengeſtalt beobachtet, die vom obern Stock in den untern und wieder umgekehrt hörbar gieng. Auch geht ihr Gang öfters über den Hofplaz einem Thurme zu, in welchem ſich jezt noch Glocken zum Läuten in die Kirche befinden. In dieſen Thurm hinauf und wieder herunter hört man ſehr oft ein Gehen, ganz dem menſchlichen Tritte gleich, und bemerkt man eine Nebelſäule in Form und Größe eines Menſchen. Hörbar iſt die Erſcheinung ſehr vielen, ſichtbar (als Nebelſäule) weverlange, daß das Gebäude nicht zur Schule, ſondern zum Waiſenhaus eingerichtet werden ſolle; Andere glaubten, es ſey der Geiſt der vor wenigen Tagen verſtorbenen Frau des Glöckners der naheſtehenden Kirche geweſen. Sicher ſoll es ſeyn, daß die nächſte Nacht zwei Geiſtliche in dem Gebäude verblieben, um wo möglich den Geiſt zur Ruhe zu beten.

Hiemit verbinde ich noch eine Nachricht über

die weiße Frau.

Bekannt iſt es, daß ſeit langen Jahren in dem Darmſtädter Schloß eine weiße Frau wandelt. Ich erfuhr auf Erkundigung von einem zuverläſſigen Mann, welcher vor Jahren als Soldat in den Gängen des Schloſſes als Wache ſtand, daß auch er ſie geſehen habe. Sie ſey zwiſchen 11 und 12 Uhr Nachts an ihm vorübergeſchwebt, klein von Geſtalt, weiß gekleidet, mit einem Schleier über dem Kopf. Sie habe ſich gar nicht umgeſehen, ſondern ſtarr vor ſich hingeſchaut. Er ſey nicht erſchrocken, indem er ſchon von ſeinen Kameraden viel von dem Geiſte gehört habe, der ſich öfters ſehen läßt, jedoch ohne Bedeutung.

A.

theilung über dieſe Sonderbarkeit im Hauſe zu machen. Kaum aber war dieſer im Hauſe, ſo wurden auch ihm dieſe Töne auffallend, und es gelang ihm bisher nicht, troz aller Mühe, eine natürliche Urſache derſelben zu ergründen. Sie beſtehen, erzählt auch er, hauptſächlich in Tönen wie Athemzüge aus hohler Bruſt, oft wie unter meinem Bette, unter dem keine andere Perſon ſchlafe und auch kein Thier ſich befindet, in Klopfen, andern ſonderbaren Tönen, und als gienge, wenn alles ruhig iſt, ein Mann durch das Haus. Schon oft verfolgte ich dieſe Töne, konnte aber nie, auch nicht durch den Geſichtsſinn, eine Wahrnehmung machen. Eine weibliche Perſon im Hauſe behauptet, es ſey nach ſolchen Tönen ſchon mehrmals eine ſchwarze Geſtalt an ihr vorübergegangen und eine ſolche auch einmal beim Erwachen vor ihr geſtanden? —

Herr Pfarrer Rheinwald kam auf einen andern Dienſt und ihm folgte Herr Pfarrer Mörike. Dieſer wußte von den Wahrnehmungen der vorigen Herrn Pfarrer nicht das mindeſte.

Auch er hörte das gleiche Gehen, Werfen, Töne wie von Waſſertropfen (wo keine waren). Selbſt ein Schuß geſchah einmal im Zimmer wo ſein Vikar ſchlief, der auch dieſer Unheimlichkeiten wegen nicht mehr blieb. Auch eine beſondere Lichterſcheinung ward ihm einmal im Zimmer. Nicht nur er, ſondern wer ſonſt mit ihm dieſes Haus bewohnte, wurde und wird noch durch derlei Phänomen in ihm beunruhigt.

Nachdem Herr Pfarrer Mörike dieß ſchon Alles erfahren hatte, las er die Thatſache in der Geſchichte der Seherin von Prevorſt. Er wurde aufmerkſam und dachte „ſo iſt es ja ganz in deinem Hauſe,“ und als er die Anfangsbuchſtaben, mit denen dort die Namen des Orts und der Perſonen gegeben ſind, näher verglich — erkannte er erſt, daß hier von ſeinem Hauſe und ſeinen Vorgängern die Rede iſt. —

nigern. Herr Amtmann Harſch daſelbſt und ſeine Familie gibt darüber gerne Auskunft. —

2. Fall.

In dem Stadtpfarrhauſe zu Beilſtein, Oberamts Marbach, zeigt ſich ſehr oft das Gleiche. Auch hier verkündigt es ſich dem Ohre durch Töne wie von Menſchenſchritten und dem Auge wie eine Rauchſäule, die, wenn nirgends ein Feuer im Hauſe iſt, vom obern Stock in den untern und umgekehrt ſchreitet und im obern Stock immer einem gewiſſen Zimmer zuläuft. Einmal wurde, ohne daß ein Menſch die Wiege berührte, das Kind in derſelben wie durch eine unſichtbare Hand gewiegt, und als die Mutter die Wiege ergriff, fühlte ſie das Gegengewicht, das auf der andern Seite noch an der Wiege zog. Den Kindern des Hauſes wird die Geſtalt eines Menſchen, namentlich eines Mannes, in jener Nebelſäule oft ſichtbar.

3. Fall.

In der Geſchichte der Seherin von Prevorſt 2. Thl. heißt es in der 7. Thatſache alſo:

„Herr Pfarrer H. zu K. (Herr Pfarrer Hochſtetter zu Kleferſulzbach) erzählte mir öfter, daß er hie und da in ſeinem Hauſe nächtlich ihm ganz unerklärliche Töne höre: Töne, als klopfe Jemand an den Wänden, als athme Jemand unter ſeiner Bettſtelle, als rolle eine Kugel im Zimmer umher, und oft höre man auch wie Tritte eines Mannes durch die Zimmer gehen, wobei die Thüren ſich von ſelbſt öffnet.

Schon oft ſey er, als ein ſehr beherzter Mann, dieſen Tritten nachgegangen, aber nie auf einen natürlichen Grund gekommen. Er wollte zugleich die Beobachtung gemacht haben, daß alle jene Töne und jenes Gehen ſich immer vor dem Tode eines ſeiner Kinder, deren er mehrere verloren, häufiger und ſtärker habe vernehmen laſſen. Herr Hochſtetter kam auf einen andern Dienſt, ohne ſeinem Nachfolger, dem Herrn Pfarrer R. (Rheinwald) eine Mit-

Magiſch-magnetiſche Heilungen.

Ich ſprach in meinem Sendſchreiben an Hrn. Ober-Medicinalrath Dr. Schelling „Nachrichten von dem Vorkommen des Beſeſſenſeyns ꝛc." mein Bedauern aus, daß ſich ſo wenig Menſchen verſtünden, die durch die vereinten Kräfte, der phyſiſchen Kraft des religiöſen Glaubens, verbunden mit organiſcher Kraft, Dämoniſch-Magnetiſche zu heilen fähig ſind. „Möglich iſt es freilich," heißt es in jenem Sendſchreiben, „daß im Verborgenen manche Menſchen der Art leben, die dieſe beiden Kräfte, und zwar in viel höherem Maße, als ich ſie in Menſchen kennen lernte, in ſich vereinigen und zu ſolchen Heilungen benuzt werden können. Aber wie ſind dieſe zu erfragen und zu ermeſſen? Manche beſitzen dieſe Kräfte ohne es ſelbſt zu wiſſen."

Es iſt mir daher ſehr erfreulich, daß mir durch nachſtehende Mittheilung ein Mann bekannt wurde, der jene Kräfte offenbar in ausgezeichnetem Grade beſizt, wofür die hier mitgetheilten Heilungen zeugen. Es iſt mir leid, daß ich nicht ermächtigt bin, ſeinen Namen und Wohnort zu veröffentlichen, wodurch freilich auch zu viele Anforderungen an ihn geſchehen könnten. Ich gebe ſeine eigenen ſchlichten Erzählungen hier wörtlich ſelbſt und bemerke nur das noch, daß er nicht in Württemberg lebt.

4. Fall.

Bei dem Dorfe Maſſenbachhauſen, unweit Heilbronn, befand ſich eine Stelle, wo ſich der Boden etwas erhaben zeigte, die aber ſonſt keine weitere Auszeichnung hatte. An dieſer Stelle bemerkten verſchiedene der Ortsbewohner oft nächtlich ein ſonderbares geſpenſtiges Thier. Einige verglichen es mit einem großen gehörnten Hunde, andere mit einem ſchwarzen Bock. Thatſache aber iſt, daß eine derlei Erſcheinung auf jener Stelle wirklich verſchiedene Bewohner des Ortes hatten und daß jene Stelle allgemein als eine ſolche bekannt war.

Als man kürzlich auf dieſelbe Stelle ein Haus baute, — zeigte ſich ein Grab, in welchem ſich die Ueberreſte eines menſchlichen Gerippes vorfanden. Neben denſelben lag ein verroſtetes Schwert, eine Art Sichel und eine franzöſiſche Silbermünze, eine ſogenannte Livre tournois aus dem 14. Jahrhundert.

* * *

ich etwas Beſonderes treibe. Meine Verhältniſſe ſind ſo, daß ich die Heilungen nicht des Geldes wegen zu verrichten brauche, und an eine Belohnung für dieſelben nicht gedacht, viel weniger geſprochen werden darf.

Mein Hauptbeweggrund zu ihnen iſt, was Matth. Kap. 25, V. 40. ſteht. Ich kann den zu Heilenden nicht genug empfehlen, daß nicht ich helfe, daß ich nur Nebenſache ſey, daß die Hauptſache einzig das gütige Wort Gottes ſey, an welches ſie feſt glauben ſollen. Für die empfangene Hülfe können ſie nur dadurch dankbar ſeyn, daß ſie in Zukunft einen frommen Lebenswandel führen.

Meine Heilung beſteht dann in Gebet und Handauflegen auf verſchiedene Weiſe. Ich bin von der Göttlichkeit der heiligen Schrift immer ſo überzeugt, als nur ein Menſch ſeyn kann, aber dieſer mein immerwährender Glaube iſt doch nur ein todter zu nennen, gegen den Glauben, der in mich kommt, wenn ich die Hand auflege. Während des Gebetes aber fühle ich, daß ſich in mir ein ſehr merkliches Gefühl von den Füßen herauf über den Rückgrat nach dem Kopfe entwindet, von einer Empfindung wie ein Grauſen in der Nacht, ſo man glaubt, es ſtellten ſich einem die Haare gen Berge. Bei der Heilung einer Perſon von 24 Jahren, welche dreiviertel Jahre in einer immerwährenden Angſt lebte, nur das Allernothwendigſte ſprach, ſonſt ganz in ſich gekehrt war, und völlig kraftlos nach vielen Heilverſuchen der Aerzte, ſtellte ſich dieſes Phänomen bei mir ſo ſtark ein, daß es mich auf der Wirbelſpitze des Kopfes wie mit feinen Nadeln ſtach und ich etliche Monate lang auch ganz kraftlos wurde. Aber die Heilung war von Stund an geſchehen und die Perſon iſt noch jezt ganz geſund. Die gleiche Empfindung kommt auch öfter in die Hände. Gemeiniglich verbiete ich den Geheilten zu ſagen, mit welchen Mitteln ich geheilt und überhaupt von der Heilung weiter nicht mehr zu ſprechen. In ſchwereren

„Ich bin von keinem wiſſenſchaftlichen Stande, ic erlernte die Kaufmannſchaft, übe ſie aber nicht aus, wa meine Verhältniſſe mir erlauben. Ich wurde von Kindheit auf durch meine braven Eltern in der evangeliſch lutheriſchen Religion erzogen, und zur Frömmigkeit und Gottesfurcht angehalten. Ich hatte von Jugend auf bis auf heute große Liebe zur heiligen Schrift. Das Elend meiner Mitmenſchen, das man bei jedem Schritt findet, machte mich nachdenkend, und die Erfahrung zeigte mir, daß auf dem Wege der gewöhnlichen Medicamente vielen Uebeln nicht abgeholfen wird, dagegen hatte ich häufig Gelegenheit, erſtaunliche Wirkungen durch die ſympathetiſche Heilungsweiſe hervorbringen zu ſehen, welches mich veranlaßte, mich eifrig zu beſtreben, in Beſitz dieſer Kenntniſſe zu kommen und dieſelben bei der erſten ſich mir anbietenden Gelegenheit in Anwendung zu bringen. Da aber dieſe ſympathetiſche Kuren vielfältig mit dem Worte Gottes verbunden ſind, ohne daß der eigentliche lebendige Glaube dazu mitwirkt (wie ich denn von Leuten weiß, daß ſie jenen Glauben nicht haben, und dennoch in gewiſſen Fällen durch die Sympathie Außerordentliches leiſten), ſo ſtieg in mir der Gedanke auf: daß durch das lebendig machende Wort Gottes und Gebet im wahren Glauben und Vertrauen auf Gott und Jeſum Chriſtum unendlich mehr geleiſtet werden könnte und müßte, als durch die bloße Sympathie, unbeſchadet des auch mit ihr oft verbundenen göttlichen Wortes. Mich erinnernd: „Bittet ſo“ ꝛc., bat ich zu dieſem Zwecke den lieben Gott, daß er mir doch um Jeſu Chriſti willen Gnade und Kraft des Gebetes geben, den Glauben ſtärken und mein Thun und Laſſen ſegnen möge. Nun kamen mir Fälle vor und ich fieng in Gottes Namen ſolchen Leidenden Hülfe zu leiſten an. Auf daß Alles beſtehe „in zweier oder dreier Zeugen Mund,“ nehme ich zu dieſen Heilungen immer einen bis drei unbeſcholtene Männer, aber nicht mehr; damit mir Niemand den Vorwurf machen kann, daß

Gegen das Ende hin verloren ſich die Krämpfe von oben herunter und da ich aufhörte zu beten und die Hand hinwegthat, ſchlug ſie immer noch mit den Händen. Einen Augenblick ſah ich dieſer Sache unter fortgeſeztem Beten zu, ergriff behutſam mit meiner rechten Hand ihre Linke und legte ihr dieſelbe auf das Bein und ließ meine Hand auf der übrigen leiſe liegen. Nun ergriff ich mit meiner linken Hand ihre Rechte und ließ beide Hände leiſe mit den Fingerſpitzen auf ihren Händen liegen. Da fuhr es ihr mit Blitzesſchnelle hinauf in die beiden Achſeln, die zogen ſich ſo hoch wie nur möglich und nun mit aller Geſchwindigkeit auf und ab. Nun legte ich meine Hände unter fortwährendem Beten auf die Achſeln der Kranken, da fuhr es mit eben der Schnelligkeit wieder herunter in die Hände und Arme und ſo gieng es, je nachdem ich die Hand auflegte, auf und ab.

Endlich that ich die Hände ganz hinweg, legte ſie aber auf die Arme in gerader Linie vor der Bruſt. Da trieb es der Kranken die Bruſt in die Höhe und ich ſah und hörte, wie ſehr ſchwer es ihr wurde und unwillkürlich ſich ſchwere Seufzer aus ihrer Bruſt preßten. Ich hielt nicht für gut, die Kranke länger in dieſem Zuſtande zu laſſen, ich ließ ſomit meine Hände auf ihren Armen langſam herab auf ihre Hände gleiten. Mit gleicher Schnelle fuhr es nun, wo vorher noch nichts geweſen, in die beiden Beine der Kranken. Sie ſtüzte ſich auf die Zehen und klapperte mit beiden Abſäzen oder Ferſen ſo ſchnell auf dem Boden, als wenn man ein Kraut hackte. Dieſes dauerte ungefähr zwei Minuten, dā ließ Alles nach. Ich that meine Kranke hinweg, ſie war wie todt, und es dauerte ungefähr 12 Minuten, bis ſie wieder zu ſich kam.

Dieſes Alles geſchah Abends 5 Uhr. Die Frau hatte dann das erſtemal wieder eine gute Nacht, ſie ſchlief von Abends bis Morgens ununterbrochen fort und befand ſich Morgens recht wohl.

Fällen iſt das Faſten eine nothwendige Bedingung und noch mehr das Enthalten von anderer ſinnlichen Luſt.

Ich will Ihnen nun hier einige der jüngern Fälle meiner Heilungen, wie ich ſie noch aus dem Gedächtniß zu geben vermag, herſetzen.

Erſter Fall. — Sophie M. 30 Jahre alt, verheirathet, von hier, dem äußern Anſehen nach ſtark, kam im vorigen Jahre zu mir und erzählte mir ihr Leiden alſo: „Ich bin ſchon mehrere Jahre ſehr krank, ich erhalte in kurzen Perioden von 8—14 Tagen entſetzliche Convulſionen, ſo daß in denſelben, liege ich auf dem Bette, nicht ſechs Männer mich in dem Bette halten können. Schon öfters dauerte dieſes entſetzliche Leiden 3—4 Wochen an einem fort. Zuerſt fängt es in einer Hand an, dann kommt es in beide zugleich und in wenigen Minuten darauf hat es den ganzen Körper gepackt, dann wirft es mich in die Höhe. Mein Gedächtniß hat es mir ganz geſchwächt und ich bin zu jeder Arbeit unfähig. Will man mich halten, thut es mir viel weher. Seit 8 Tagen fühle ich es wieder heftig im ganzen Körper. Die Mittel der Aerzte helfen mir nicht.“ Ihr Mann war bei ihr, beſtätigte ihre Zuſtände und ich ſagte: ich glaube, daß ihr durch das lebendige Wort Gottes geholfen werden könne, ſie ſolle ſich ſetzen und der Mann ſich hinter ihr ſtellen.

Dieß geſchah. Nun legte ich ihr die Hand aufs Haupt und ſprach laut: „Das Wort Gottes iſt ſchärfer, denn ein zweiſchneidig Schwert, es durchdringet Mark und Bein, ja Seel' und Geiſt.“ Fortan aber betete ich leiſe. Mitten in dieſer Rede fieng ſie aber zuerſt mit den Händen zu ſchlagen an und augenblicklich darauf war der ganze Körper in den heftigſten Convulſionen. Ihr Mann hielt ſie von hinten mit beiden Armen an die Stuhllehne, damit ſie nicht vom Sitze gleitete. Insbeſondere ſchüttelte ſie den Kopf ſo ſchnell und heftig, daß ich große Mühe hatte, auf ihm die Hand zu erhalten

Nach dieſem blieb ſie wieder ſechs Wochen lang gut auf, worauf ſich das Leiden noch einmal einſtellte. Ich unternahm nun die frühern Manipulationen und Gebete wieder und es ſtellten ſich zwei Paroxiſmen, doch von geringerer Kraft als früher, ein. Bei dem dritten faſtete und betete ich den ganzen Tag über viel. Mit Zuverſicht wußte ich nun, daß es jezt auf immer mit dieſer Kranken ſich beſſern und das ganze Uebel auf immer ausbleiben werde. So geſchah es auch, es erſchienen keine Krämpfe mehr und die Frau iſt ſchon über ein Jahr ganz geſund.

Zweiter Fall. Dieß war ein ganz ähnlicher Fall ebenfalls bei einer Frau, wo nach drei Sitzungen unter gleichen Umſtänden feſte Heilung erfolgte. —

Dritter Fall. Im Herbſte vorigen Jahres kam ein Verwandter der erſten Kranken zu mir, kurz vor Mittag und ſagte: „ich komme von N. und ich bitte Sie um Gotteswillen, gehen Sie doch heute noch zu dem Schullehrer daſelbſt. Schon drei Wochen iſt dieſer im furchtbarſten Elend und kein gewöhnliches Mittel macht dem Jammer ein Ende. Die Frau bittet Sie darum. Der Mann iſt in völliger Verzweiflung und Wahnſinn, ich ſah und hörte Alles mit an.“ Dieſes Dorf iſt 1½ Stunde von hier. Nachmittags 3 Uhr gieng ich dahin. Unterwegs mußte ich durch einen Wald. Hier und ſchon als ich vor die Stadt kam, betete ich um den Geiſt der Gnade und des Gebetes ſo inbrünſtig als mir nur der Geiſt die Kraft dazu gab. Ungefähr tauſend Schritte im Walde angekommen, hörte ich während meines Betens deutlich zu mir ſprechen: „er ſoll geſund werden!“ ohne daß ich ſagen kann, daß ich mit meinen natürlichen Ohren einen in der Luft äußerlichen Schall oder Laut vernommen hätte. Noch eine Strecke fortgehend hörte ich wieder auf die nämliche Art ſprechen: „*er ſoll ganz gewiß geſund werden!*“ In dem Schulhauſe ange-

Am andern Tage kam die Kranke wieder Morgens ſechs Uhr mit ihrem Manne. Die Symptome während des Gebetes waren ungefähr die nämlichen wie am Abend vorher, jedoch mit dem Unterſchied, daß ſie viel ſchwächer waren und nicht in die Beine kamen.

Am gleichen Tage Abends kam die Kranke zum drittenmale, es äußerte ſich aber nun während des Gebetes und nachher nicht das Geringſte mehr. Die Kranke befand ſich ſehr wohl, wurde alle Tage kräftiger, beſſer und fühlte ſich drei Wochen lange ganz glücklich, und am meiſten freute ſie ſich über den guten Schlaf und daß ſie keine ängſtlichen Träume mehr hatte.

Aber nach 3 Wochen kam die Frau wieder zu mir und klagte, das Uebel ſtelle ſich wieder ein, indem ſie dieſen Morgen eine zitternde Bewegung im linken Arm (der ſchwächern Seite) verſpürt habe. Ich ließ ſie ſogleich niederſetzen. Ich legte nun die Hand auf und betete wie gewöhnlich, — da ſtellte ſich das Uebel in ſeiner frühern Geſtalt ein. Abends ſagte ſie mir, es ſey ihr den ganzen Tag wohl geweſen. Ich bekam da Beſuch von meinem Schwager, welcher Pfarrer zu N. bei S. iſt. Dieſem legte ich den Fall vor und er wünſchte dabei zu ſeyn, was dann auch geſchah. Während ſich aber derſelbe mit dieſer Frau beſprach und wie er ausgeſprochen hatte und ich auf ſie zugieng, fieng ſie ſchon 3 Schritte von mir zu zittern an. Als ich nun die Hand auflegte, zeigten ſich die gewöhnlichen Zuſtände, jedoch waren die Convulſionen nicht ſo heftig wie Morgens, und bei dem drittenmal hörten die Krämpfe ungefähr 10 Minuten vor Wegnahme der Hand auf. Beim zweitenmal und noch ehe ich auf die Kranke zuſchritt, ungefähr 10 Minuten früher, verſpürte ich das ſchon erwähnte Gefühl ſo kräftig, ſo gewaltig, und fühlte ich eine ſolche geiſtige Kraft in mir, daß ich glaubte, die Kranke müßte mir augenblicklich unter der Hand niederſinken, was aber doch nicht geſchah.

Bette bringen und blieb noch einige Minuten im Schulſaale. Der zugegen geweſene Bauersmann ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen und ſagte: „ich habe lange bei den Franzoſen gedient, aber ich war im Begriffe zu entlaufen, hätte dieſer Mann nur noch einige Minuten ſo abſcheulich fortgetobt!“ Auf einmal hörte ich ein ſehr lautes Sprechen. Ich gieng eilends in das Zimmer wo der Kranke auf dem Bette lag. Ich hörte zwar in meinem Leben ſchon oft beten, aber ſo noch nicht. Ich weiß noch in aller Welt nicht, woher dieſer Mann all' dieſes Lob und Preiß in dem Augenblicke vernehmen konnte. Ich wollte ihn nicht ſtören, er betete immer fort und ich gieng ohne Abſchied von ihm zu nehmen wieder in die Stadt zurück. Morgens des andern Tages 9 Uhr klopfte es an meine Stubenthüre und hereintrat der Schullehrer mit Jenem, der mich zuerſt von ſeinem Leiden benachrichtigte. „Wie geht's?“ fragte ich. „Gut!“ antwortete er, „ich betete geſtern Abend bis acht Uhr, dann ließ ich ſechs liebe Nachbarn zu mir bitten und mit dieſen ſang ich bis 11 Uhr Lob- und Danklieder, die Violine dazu ſpielend, und heute Nacht habe ich ſeit langer Zeit zum erſtenmal wieder gut und ruhig geſchlafen.“ Dieſes war Samſtags. Am Montag hielt der Schulmeiſter ſeine Schule wieder und blieb geſund bis heute. Er ſagte mir auch noch: ſonſt wenn er eingeſchlafen, habe er immer die abſcheulichſten Träume gehabt, was nun nicht mehr der Fall ſey. —

Vierter Fall. Vor ungefähr 8 Wochen wurde ich durch einen guten Freund aufgefordert, nach M. zu einer Frau zu kommen, bei der Tod und Leben auf dem Spiele ſtehe. Der Ort iſt 2½ Stunde von hier und ich gieng ſogleich dahin. Ich fand eine Frau von 42 Jahren katholiſcher Religion und einen mir unbekannten Herrn an ihrem Bette ſitzend. Ich wollte den Puls der Kranken fühlen, er war aber ſo ſchwach, daß ich ihn nicht fand. Ich wandte mich nun zu kommen, machte ich die Stubenthüre auf. Gegenüber ſtand das Bett, worauf der Kranke lag, welcher, als er mich erblickte, mir nicht ſo viel Zeit ließ ihn zu grüßen, er rief mir entgegen: „O Herr W. der Satan iſt in mir, ich bin verloren, ich bin verdammt, ich bin ein Mörder. Dort ſteht der Satan und will mich holen!“ Hierauf ſchrie er noch heftiger: „Geiſt der Läſterung flieh! Geiſt der Läſterung flieh!“ Kurz, es war grauenhaft ihn zu ſehen und zu hören. Seine Frau ſtund mit fünf Kindern an ſeinem Bette und weinte mit ihnen bitterlich. Ich hörte, daß er ſchon ſeit drei Wochen ohne zu beſtimmende Urſache ſich in dieſem verrückten Zuſtande befinde.

Weil Vorſtellungen in dieſen Fällen nichts nützen, ließ ich mich in ſolche auch gar nicht ein, ſondern fragte ihn nur ganz einfach: ob er denn nicht beten könne? Antwort: „Wie kann der Teufel beten, der in mir iſt?“

Da ich meiner Sache und eines eklatanten Erfolges ganz ſicher war, ſagte ich zur Frau: ſie ſolle mir einen ihr bekannten rechtlichen und chriſtlichen Mann rufen. Dieſer kam, er hatte aber bei dem Toben und Fluchen des Kranken nicht das Herz in das Wohnzimmer einzutreten, ſondern blieb an der Thüre ſtehen. Ich ließ den Kranken aufſtehen und ihn durch ſeine Frau in den geräumigen Schulſaal bringen, wohin der Mann mitgieng. So wie ich aber die Hand auf den Kranken legte und betete, überfiel ihn ein ſo entſetzliches heftiges Schütteln mit Ausſtoßen unartikulirter Laute, als wie es bei einem außergewöhnlich ſtarken Fieberfroſte zu geſchehen pflegt, ſo daß alles an ſeinem Körper klapperte. Zudem wurde ſein ganzes Geſicht erdfahl, als wenn er im Grabe gelegen hätte. Nun ſprach ich laut die Worte: „Das Wort des Herrn iſt wie ein Feuer und wie ein Hammer der Felſen zerſchmeißet!“ Da ließ im Augenblicke dieſer heftige Paroxismus nach und trat an deſſen Stelle bis zu Ende ein leiſes Beben ein. Ich ließ den Kranken nun wieder in's

Scheintod und Ekſtaſe eines Knaben aus dem vorigen Jahrhundert.

Die geiſtliche Fama, Nachrichten von göttlichen Wegen, Gerichten, Erweckungen ꝛc., kam in den Jahren 1733—40 in ſechs Banden heraus und iſt jezt ſehr ſelten geworden. Dieſe Blätter enthalten manche für das innere Leben intereſſante Erfahrungen. In dem 8. Stücke S. 40. wird die Geſchichte eines 18jährigen Knaben zu F., einem Dorfe bei D. (wahrſcheinlich Dresden?) erzählt, der nach körperlichen Leiden in einen Scheintod (dort wird es als ein völliger Tod angenommen) verfiel, hierauf zum Erſtaunen der Umſtehenden wieder erwachte und in einer ganz veränderten hochdeutſchen Mundart nun die erbaulichſten Bußreden hielt.

Man hatte ihn in ſeinem vermeintlichen Tode ſchon entkleidet und auf Stroh gelegt, wo er ſo ſteif wurde, daß man Mühe hatte, ihm das Todtenhemd anzuziehen. So blieb er bis am andern Morgen, wo er wieder in's Leben kehrte und mit Jammern klagte, daß er wieder aus dem ſchönen Orte, in den ihn der Tod gebracht, genommen worden ſey. Sein Zuſtand ſcheint aber auch nach dieſem Erwachen noch ein magnetiſcher geblieben zu ſeyn. Es heißt: „Sein Angeſicht zeigte nichts Kränkliches, die Geſtalt war ganz freundlich, lächelte auch manchmal wie ſonſt die ſchlafenden Wiegenkinder.“ Es war ſein Weſen und Schlaf dem Herrn und fragte ihn: wen ich die Ehre hätte, in ihm zu ſehen? Er ſagte, er ſey der Arzt B. von F., und als ich ihn fragte, was er von dieſer Kranken halte? ſagte er mir ſtille: „Hier iſt alle ärztliche Kunſt erſchöpft. Mein College, der Kreisphyſikus Dr. D., war ſchon zwei Tage hier, er wurde dieſen Mittag abberufen, die Kranke kann keine Minute ohne ärztlichen Beiſtand ſeyn.“ — Das Geblüt war bei dieſer Frau nämlich ſo angegangen, daß alle Verſuche, um daſſelbe zu ſtillen, nichts fruchteten. Ich fragte, ob man etwas zu ihr gebracht habe, worauf der Arzt ſagte: ja. Ich bat ihn dann, das wieder von ihr zu bringen, worauf er einen mit adſtringirenden Flüſſigkeiten benezten Pfropf herauszog, dem geronnenes und anderes Blut nachfolgte. Dieß beängſtigte ihn, ich aber ſagte zu ihm: nun ſollen ſie die Macht des Glaubens und Gebetes ſehen! Sofort legte ich die Hand auf den Bauch der Frau gerade über die Mutter und ſprach das folgende Wort laut: „So ſpricht der Herr Zebaoth, fürchte dich nicht, ich bin bei dir, weiche nicht, denn ich bin dein Gott, ich ſtärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit.“ Nach Verlauf von 15 bis 18 Minuten that ich die Hand wieder hinweg und ſagte: Herr Doktor, wollen Sie gefällig den Puls fühlen. Er nahm die Hand, hielt ſie eine kurze Zeit und rief dann erſtaunt aus: „Großer Gott! welch' voller weicher Puls!“ und der Blutfluß ſtand von dem Augenblicke an wie zugemauert. Die Kranke that die Augen auf. Ich fragte: wie ſteht es? Sie antwortete: mir iſt es nun ganz wohl, nur matt. Ich ließ ihr nun wenig Wein geben. Herr Doktor widerrieth ängſtlich, ich aber ſagte zu ihm: Das Wort Gottes iſt ſtärker denn ein Guter Wein. Die Kranke trank und fand ſich erquickt. Sie blieb gut von dort an. —

der beſtimmten Zeit mit der ruhigſten Gemüthsverfaſſung und Ergebung in Gott.

Der Pfarrer verſagte ihm das ordentliche Begräbniß, er ſey ein Ketzer geweſen, weil er in fremdes Amt eingegriffen, gepredigt und darüber keine Buße gethan habe.

Man holte vom Miniſterium und Oberkonſiſtorium Gutachten ein. Es wurden Aerzte und Chirurgen geſandt, eine anatomiſche Unterſuchung des Knaben vorzunehmen; denn der Aberglaube des Pöbels hatte vorgegeben: er habe ein Pietiſtenbrieflein gegeſſen (???). Den Eltern wurde der Unkoſten wegen ein Wieſe verkauft. Der Pfarrer gab zur Leichenpredigt Bußlieder, Text und Lectionen über den armen Buben, wie Caiphas.

Den Knaben wollte ein guter Freund wie im Leben noch im Tode ehren, und ließ ihm einen Grabſtein mit den Worten ſetzen:

Luc. XIX. 39. 40.
Pſ. 8.
Hier liegt der Leichnam
eines unmündigen Lehrers und auſſerordentlichen Predigers,
Johannes G.

Der Pfarrer ließ den Stein umkehren, ſo daß die Schrift auf die Erde zu liegen kam, dachte aber dabei wohl nicht (ſo ſagt die Erzählung in der Fama), daß er ſie dadurch vor Regen und Wetter und den Fußtritten der Menſchen ſchüzte und nur um ſo länger bewahrte.

nun wie eine tiefe Einkehr und Innigkeit ſeines Herzens und Gedanken. Wo man ſeine Glieder angriff, ließ er alles mit ſich machen, die Fliegen liefen beſtändig hin und wieder auf ſeinem Angeſichte und er blieb unbeweglich. Die Augen blieben beſtändig geſchloſſen und dennoch ſprach er in dieſem Zuſtande ſehr eindränglich und lebendig, geiſtliche Reden der Buße und Ermahnung. Bei den Einfältigen im gemeinen Volke brachten ſeine Reden einen großen Eindruck hervor und ſie hörten mit Weinen und Beten zu. Dagegen hatte der Pfarrer des Ortes, ein Gelehrter, ſich mit den wildeſten Buben zur Verſpottung und Verläſterung des Knaben vereinigt.

Die Gelehrten und Weiſen aus allen Fakultäten hatten am meiſten auch hier, wie ſonſten jederzeit, gegen dieſe Finger Gottes ihren Stachel. Die Theologen ſagten: „Wir haben Moſen und die Propheten, alles wird in Kirchen gepredigt. Es iſt ein dummer Bube.“ Die Juriſten ſagten: „es iſt nichts an ſeinem Scheintode geweſen. Solche Phantaſien ſoll man nicht dulden. Man muß die Leute durch Strafe abhalten. Man muß eine Schildwache vor dieſes Haus ſtellen. Gott ſollte nicht in den Kindern dummer Bauern wirken.“ Die Medici ſagten: „Die Lebensgeiſter ſind in dieſem Knaben durch die Krankheit aktiv geworden, der Seelenabgrund eröffnet, daß die Gedächtnißbilder nun hervortreten können.“ Aber das Haus Gottes ſpottet ihrer Aller. Das macht, daß der Herr iſt heute wie geſtern, der den Unmündigen offenbart, was den Weiſen verſchloſſen u. ſ. w.“

Sechs Wochen lang dauerte der ekſtatiſche Zuſtand dieſes Knaben und in demſelben ſeine Predigten. Darauf gieng er wieder in das gewöhnliche Leben über und blieb ein Jahr geſund, in welchem Jahre er aber Vieles durch den Pfarrer zu leiden hatte. Nach einem Jahre wurde er krank und ſagte ſeinen Tod voraus. Er verſchied auch in wandlung ſeines Lebens. Denn die Ciliker kennen jezt keinen, der in jener Zeit gewiſſenhafter in Verträgen, heiliger geſinnt gegen die Gottheit, beſchwerlicher den Feinden, zuverläſſiger den Freunden geweſen ſey, ſo daß auch die, welche mit ihm umgiengen, die Urſache dieſer Veränderung zu hören wünſchten, indem ſie mit Recht meinten, eine ſolche Veränderung ſeines Lebens zu ſo trefflicher Geſinnung könne nicht von ſelbſt gekommen ſeyn.

Dem war auch ſo, wie er ſelbſt dem Protogenes und andern verſtändigen Freunden erzählte. „Als nämlich ſeine vernünftige Seele nach dem tödtlichen Sturz den Körper verlaſſen, fühlte ſie ſich wie ein Steuermann, der aus ſeinem Fahrzeuge in die Tiefe des Meeres geſchleudert wird. Dann richtete ſie ſich auf, und plözlich ſchien ſein ganzes Ich zu athmen und überall hin um ſich zu blicken, als hätte ſich die Seele wie ein einziges Auge aufgethan. Von den frühern Gegenſtänden ſah er nichts, ſondern die ungemein großen Geſtirne, in ungeheurer Entfernung von einander, begabt mit wunderbarem Glanze und wunderbarem Getöne, und die Seele glitt ſanft und leicht, wie in einer Windſtille, von einem Lichtſtern getragen, in allen Richtungen hin.“ Er übergieng, was er ſonſt noch ſahe, in ſeiner Erzählung, und ſagte blos: „Er erblickte die Seelen der eben Verſchiedenen, die aus dem Erdkreis heraufſtiegen; ſie bildeten eine flammartige Blaſe, aus der, wenn ſie zerriß, die Seele ruhig hervorgieng, in ſchöner menſchlicher Geſtalt. Es bewegten ſich aber die Seelen nicht Alle gleich. Einige ſchwangen ſich mit wunderbarer Leichtigkeit herauf und ſtiegen unaufhaltſam in die über ihm liegende Höhe. Andere drehten ſich wie Spindeln, bald aufwärts ſteigend, bald wieder herabſinkend, und hatten eine gemiſchte und unruhige Bewegung. Die Meiſten kannte er nicht. Zwei oder drei erkannte er aber als ſeine Verwandten. Er wollte hinzutreten und ſie anreden,

Ekſtaſe eines Scheintodten älterer Zeit.

In den Denkwürdigkeiten aus der Geſchichte des Chriſtenthums I. Band, von Dr. Neander, S. 49. ſteht folgende Geſchichte:

Eine Bekehrung eines heidniſchen Freigeiſtes ſchildert uns Plutarch in der in mehrerer Rückſicht merkwürdigen Erzählung (de sera Numinis vindicta c. 27).

„Theopeſios von Soli, ein Bekannter und Freund des Protogenes, der hier bei uns iſt, lebte anfänglich ſehr verſchwenderiſch und ausſchweifend; nachher, als er ſein Vermögen durchgebracht, bewog ihn die Noth, zur Schlechtigkeit ſeine Zuflucht zu nehmen. Er enthielt ſich keiner Niederträchtigkeit, ſobald ſie Geld einbrachte, und bekam ſo wieder ein ſchönes Vermögen zuſammen, gerieth aber dabei in den Ruf der abſcheulichſten Ruchloſigkeit. Am meiſten brachte ihn in übeln Ruf eine Weiſſagung des Amphilochos. Er hatte nämlich zu dem Gotte ſich mit der Frage gewendet: Ob er den Reſt ſeines Lebens beſſer leben würde? und ihm war zur Antwort geworden: Er würde beſſer werden, wenn er ſtürbe. Eben dieß geſchah auch nicht lange darauf. Er ſtürzte nämlich von einer Anhöhe herab auf den Nacken, verwundete ſich zwar nicht, ſtarb aber doch von dem Falle. Am dritten Tage indeß, beim Begräbniß, erhält er auf einmal wieder Kraft und kommt zu ſich. Von da an geſchieht eine wunderbare Um-

Er aber, plözlich wie von einem Sturmwind fortgeriſſen, ſank auf einmal in ſeinen Körper zurück und blickte am Grabe wieder auf.

Dieſe Geſchichte trägt ein ſicheres Dokument der Wahrheit dadurch in ſich, daß aus Einem der ruchloſeſten Menſchen Einer der tugendhafteſten geworden iſt, was einer bloſen Viſion oder Träumerei nicht gelungen wäre. Man ſieht hier zugleich, daß das ſonderbare Phänomen „des Außerdemleibeſeyns,“ was wir jezt bei unſern Somnambülen häufiger beobachten, auch in der alten Geſchichte nicht ohne Beiſpiele iſt. Einige Aehnlichkeiten mit unſern Somnambülen ſind nicht zu verkennen:

1) Die Unterſcheidung von Geiſt und Seele. Die abgeſchiedene Seele ſagte dem Theſpeſios: „Du biſt mit dem verſtändigen Geiſt hiehergekommen, die Seele haſt du wie einen Anker im Leibe zurückgelaſſen.“ Die Exiſtenz von Geiſt und Seele, als zweier Potenzen, macht allein das Außerdemleibeſeyn möglich, und iſt daher zwar ein ſeltenes, aber kein wunderbares Phänomen. Darauf beruht auch der Umgang mit Schuppenſternen.

2) Das Verſeztwerden in die höhern Regionen der Geſtirne, was wir in den Geſchichten der Somnambülen nicht ſelten leſen.

3) Der Uebergang des Nervengeiſtes mit der Seele, aus welchem die typiſche Geſtalt, gleich einer ätheriſchen Hülle, ſich herausbildet.

4) Der Unterſchied zwiſchen dem leichten moraliſchen Aether derjenigen Seelen, welche wunderbar ſchnell ſich in die Hohe ſchwingen und ſich an ihresgleichen in Liebe anſchließen, und zwiſchen der ſinnlichen Schwere der Weltmenſchen, welche in Unruhe und Angſt in den niedern Regionen hin- und herfahren und in ver-

aber ſie hörten ihn nicht, denn ſie waren nicht bei ſich, ſondern bewußtlos. Jede Berührung vermeidend, drehten ſie ſich immer zuerſt für ſich im Kreiſe, dann, wenn ſie auf mehrere im gleichen Zuſtande trafen, mit dieſen nach allen Seiten hin, indem ſie zugleich undeutliche Töne, wie Jauchzen mit Jammern vermiſcht, ausſtießen. Andere wieder erſchienen oben in der Höhe, hell leuchtend und aus Liebe ſich einander anſchließend, jene Unruhigen aber fliehend. Eben dort ſah er auch die Seele eines Verwandten, erkannte ihn aber nicht deutlich, denn er war als Kind geſtorben. Dieſe, ihm nahend, ſprach: Willkommen Theſpeſios! — Und da er erwiederte: er heiße nicht Theſpeſios, ſondern Aridaios, ſagte ſie: Früher hatteſt du dieſen Namen, von jezt an aber heißeſt du Theſpeſios. Du biſt indeß noch nicht geſtorben, ſondern nach einem beſondern Geſchick der Götter mit deinem verſtändigen Geiſt hieher gekommen, die andere Seele haſt du wie einen Anker im Körper zurückgelaſſen. Jezt und für die Zukunft ſey dir ein Zeichen, dich von wirklich Geſtorbenen zu unterſcheiden, daß die Seelen der Abgeſchiedenen keinen Schatten mehr werfen, und unverwandt, ohne zu blinzen, in's obere Licht zu ſchauen vermögen. — Darauf führte dieſe Seele den Theſpeſios durch alle Gegenden der jenſeitigen Welt, erklärte ihm die geheimnißvolle Fügungen und Leitungen der göttlichen Gerechtigkeit, warum Manche ſchon in dieſem Leben geſtraft werden, Andere nicht, und zeigte ihm auch alle Arten von Strafen, welche Jenſeits den Gottloſen zu Theil werden. Mit heiliger Scheue ſah er Alles an, gerieth aber zulezt, da er ſich entfernen wollte, in gewaltige Angſt. Es ergriff ihn, eben als er von dannen eilen wollte, eine Frau, wunderbar an Anſehen und Größe, und ſprach: ,,Komm' her, damit du Alles behaltſt!'' Während dem langte ſie ſchon ein glühendes Stäbchen, wie es die Maler haben, hervor, als eine andere Seele ſie am Weitern hinderte und ihn erlöſete.

Neue Schriften aus dem Reiche des geiſtigen Lebens.

1) „Er bei uns. Durch Annchen Lineweg von St. Gallen. Herausgegeben von Ludwig Hofacker. Tübingen. Zu Guttenberg. 1839.“ Ueber dieſes Buch, worin ein Seliger durch ſeine Nichte redend eingeführt wird, hat ſich das „Kirchen- und Schulblatt für Elſaß“ höhniſch vernehmen laſſen, und lächerlich behauptet, daß man der Geſellſchaft des „Neuen Jeruſalems“ (der Swedenberger), die Seherin von Prevorſt und ähnliche Werke verdanke, während Hr. Hofacker S. 15. in der Note bezeugt, daß der verſtorbene Lineweg mit den Lehren des N. Jeruſalems hienieden völlig unbekannt geblieben ſey. Ohne Zweifel auch die Seherin von Prevorſt. Die Recenſenten werfen aber Alles, was ſie haſſen, d. h., was zum innern Leben gehört, in Eine Claſſe. Der irre Richter kann ſich aus der 7. Sammlung der Blätter aus Prevorſt überzeugen, ob der „Prevorſtianismus“ = Swedenborgismus iſt. Das Buch iſt übrigens erbaulich, troſtvoll und lehrreich für die unbedingte Ergebung an den Herrn, für das gänzliche Vertrauen auf ihn bis in die geringſten Kleinigkeiten des gemeinen Lebens, die uns oft ſo viel zu ſchaffen machen und uns das irdiſche Daſeyn verbittern. Wollte jedoch Hr. H. das Manuſcript drucken laſſen, was unſtreitig aus guter Abſicht geſchehen iſt, ſo hätte er alle Eigennamen weglaſſen oder mit ganz

worrenem Zuſtande ſich ſchwindelnd um einander drehen Das moraliſche Geſetz wirkt nach dem Tode wie das Geſetz der ſpecifiſchen Schwere, aufwärts ſteigend für den Guten, abwärts ſinkend für den Böſen.

5) Das Hinführen durch einen Schutzgeiſt an den Ort der Strafen für die Gottloſen, wovon uns auch manchmal die Somnambülen eine Schilderung machen.

Würden ſolche Erſcheinungen auf unſere Zeitgenoſſen einen Eindruck machen, wie auf Theſpeſios, ſo würden ſie auch beſſer werden und tugendhaft leben.

von dem neuerwachten Geiſter- und Geſpenſterglauben, das ſich mit der einfachen Frage zu Boden ſchlagen läßt: Was weißt denn du, liebe Zeitung, von dem Jenſeits? — Freilich, wenn ein ſolcher Zeitungs-Philoſoph kein Jenſeits und keine Geiſterwelt glaubt, oder nur eine unperſönliche Fortdauer, die allgemein Widerſpruch in ſich ſelbſt iſt, ſo hat alle Frage und Antwort ein Ende, und wir müſſen uns beſcheiden, daß es eine „Wiſſenſchaft“ gibt, welche mehr weiß, als Gott bisher gewußt hat, indem er ſich ja auch erſt in der Menſchheit als Gott entwickelt. Wir inzwiſchen bleiben bei dem alten Gott, der da iſt, war und ſeyn wird, ewig Er und derſelbe.

4) „Lehrbuch der chriſtlichen Religion zum Gebrauche in den obern Claſſen der Gymnaſien und verwandter Lehranſtalten, verfaßt von **Dr.** Julius Hamberger, proteſt. Religionslehrer am K. Baier'ſchen Cadettencorps und an der K. Pagerie. München bei Fleiſchmann. 1839.“ Daß dieſes Buch in der Reihe obiger Schriften angezeigt wird, rührt daher, weil es nicht bloß bei dem alten Gott und ſeinem Worte bleibt, wie es ein gewöhnlicher guter Katechismus thut, der ſich auf einfache Darlegung der Hauptdogmen des Chriſtenthums beſchränkt, ſondern den Blick zugleich weiter wirft in die Verborgenheiten ſolcher Lehren, die man zur Religions-Philoſophie oder Theoſophie zu rechnen pflegt. Es iſt wohl durchdacht und in einem faßlichen, reinen Style geſchrieben. Bei der Erlöſungslehre und anderwärts wäre Einiges zu erinnern.

5) „Natur-Analogien oder die vornehmſten Erſcheinungen des animaliſchen Magnetismus in ihrem Zuſammenhange mit den Ergebniſſen der geſammten Naturwiſſenſchaften, mit beſonderer Hinſicht auf die Standpunkte und Bedürfniſſe heutiger Theologie. Vom **Dr.** theol. J. A. G. Meyer, Superintendenten zu Sarſtedt. Hamburg und Gotha bei Perthes. 1839.“ Ein gelehrtes, chriſtlich-philoſophiſches Buch, welches, wie der Verfaſſer ſagt,

andern vertauſchen ſollen; jetzt hat er Buchſtaben und Sylbenverſetzungen oder auch Ueberſetzungen gebraucht, die Jedermann, der mit dem Local bekannt iſt, erräth; das iſt mehrern würdigen Leuten verdrießlich. Ferner hätte er einige Noten weglaſſen können, welche die Ausdrücke aus der flachen Swedenborgiſchen Phraſeologie vom „Liebeguten" und „Glaubenswahren" und mit dergleichen Deutungen des „innern Sinnes" zwecklos erklären ſollen.

2) „**Schriftmäßige Unterſuchung der Frage: Gibt es einen Mittelort zwiſchen Himmel und Hölle?** 2. Aufl. Baſel bei Kreß. 1838." Ein einfach, aber gründlich geſchriebenes Büchlein (von nur 48 Seiten), woraus Jeder, dem die Bibel Gottes Wort iſt und der daneben ſich ſeiner geſunden Vernunft bedienen will, die Ueberzeugung von dem Daſeyn eines ſolchen Mittelorts ohne Mühe ſchöpfen kann.

3) „**Ueber die Wohnungen der Seelen nach dem Tode, oder: Blicke jenſeits des Grabes,** nach Anleitung der heil. Schrift und mit Berückſichtigung der neuen Aufſchlüſſe über die Zuſtände der Seelen in der Ewigkeit. Erſte Abtheilung, Baſel in Commiſſion bei Kreß. 1838. Zweite Abtheilung, Baſel in Commiſſion bei Neukirch. 1839." Dieſes Werk enthält theilweiſe Original-Aufſätze, theils Auszüge aus ältern und neuern Schriften mit Anmerkungen. Das Vorwort ſagt: „Aus dem Wunſche des Herausgebers, daß allen Mittheilungen aus dem Geiſterreich eine möglichſt praktiſche Richtung gegeben werde, damit ſie Leſern jeder Art und Claſſe erbaulich gemacht würden, entſteht gegenwärtige Schrift." In der That iſt dieſes Buch in einem ganz praktiſchen, chriſtlichen Sinne verfaßt, und wenn auch der Leſer nicht alles Einzelne darin genehmigen ſollte, — was in einem ſo dunkeln Gebiet an das Unmögliche grenzt — ſo iſt es doch im Ganzen bei völliger Popularität weit erhaben und das hochtrabende philoſophiſch ſeyn ſollende Gerede gewiſſer neuern Zeitungsblätter

lehre nebſt der Gottheit Chriſti treu bekennt, überhaupt die Offenbarungswahrheiten feſthält, zu vertheidigen und analogiſch zu rechtfertigen ſucht. Zwar ſind nicht alle Analogien, die hier beigebracht werden, von gleichem Werth, ſofern ſie (was wohl auch die Meinung des Verf. nicht iſt) für zureichend gelten ſollen (z. B. S. 393.); auch mögen wohl noch ſonſtige Erinnerungen Platz greifen. Sehr richtig wird die falſche „Theorie“ (S. 386. Note.) und der wiſſenſchaftliche Wirrwarr unſerer Zeit (S. 403.), nebſt der ganzen Afterphiloſophie tarirt, und ein beſſeres Verſtändniß mittelſt des Anſchauens der ſichtbaren Offenbarung des Schöpfers angebahnt. Mögen die oft treffenden Bemerkungen und die große Beleſenheit des Verfaſſers, der hier wie ein Repertorium der behandelten Stoffe und der philoſophiſchen Meinungen darüber geſchaffen hat, benutzt werden *).

6) Die Schrift des Hrn. Profeſſor R. Gerber, deren erſte Lieferung unter der Rubrik „antimagiſche Wiſſenſchaft“ angezeigt iſt, hat ihre Fortſetzung erhalten, worin die verſchiedenen Aeußerungen des außerſinnlichen Reichs mit Klarheit geprüft und beſtätigt werden, nachdem der Verf. ehedem ganz entgegengeſetzter Meinung in dieſem Fache geweſen iſt. Unter andern wird der Einwurf beleuchtet, daß dieſe oder jene Thatſache nur von einer Perſon bezeugt werde. Aber in vielen Fällen ſind der Zeugen mehrere, viele, in andern wird die Begebenheit durch den Charakter der Perſonen und übereinſtimmende Erfahrungen beglaubigt. Macht erſteres nur einen halben juriſtiſchen Beweis, ſo wird er durch das zweite vervollſtändigt. Den Propheten und Apoſteln geſchahen ihre Geſichte auch zum Theil allein; ſind ſie darum weniger glaubwürdig? Uns dünkt, eben darauf läuft jener Einwand hin-

---

*) Den Ausfall auf unſere Schriften in der Vorrede verzeihen wir dem Herrn Verfaſſer ſehr gern. R.

„ein Verſuch ſeyn ſoll, auch einen Beitrag zu der in
allgemeiner erſehnten principiellen Ausgleichung des
bens und philoſophiſchen Wiſſens zu liefern.“ Es
ihm die richtige Idee zum Grunde von der Analogie
Offenbarungen Gottes, ohne deren Erkenntniß es gar
wahre Wiſſenſchaft geben kann, weil Gott uns im
baren, Sinnlichen, in der gemeinſten Erfahrung, wi
der künſtlichen und ſeltenern, ein Buch aufgeſchlagen
zum Verſtändniß ſeiner überſinnlichen Wahrheit, deren
kündigung ſich wieder auf jenes Buch bezieht. Von
älteſten Weiſen her iſt dieſe Harmonie der Dinge, d
Parallelismus, dieſe Correſpondenz („Entſprechung“),
ſie ſtufenweiſe von unten nach oben führt, erkannt wer
die Ausbildung dieſer Weisheit iſt die einzige mögliche
ſitive Philoſophie, gleichwie ihre Verkürzung das aufw
deutende Sinnenbild zum Götzen einſchrumpfen machte.
Chriſtenthum hat ſich ihr umwölkter Gipfel in Klarheit
zeigt, und wenn wir ihn in dieſem Leben auch nicht er
gen, ſo haben wir doch ſeinen Anblick treu zu benu
auf die, leider ſchon verwirklichte Gefahr, in uns ſ
herabzuſchrumpfen und unſere iſolirte Vernunft zu un
Fetiſch zu machen — welches man Philoſophie und Wi
ſchaft nennt. In dieſem Betracht ein recht dankenswer
Geſchenk, deſſen Zergliederung nicht weiter hieher geh
Der Vorbericht enthält Ueberſichten des Verhältniſſes
Philoſophie zur Religion, in beſonderm Bezug auf das
geſteckte Thema. Das Werk ſelbſt beſchäftigt ſich ha
ſächlich mit dem Magnetismus, deſſen Erfahrungen
Analogien in der ganzen Natur, und iſt reich an verg
chenden phyſiſchen Betrachtungen. Allein der Verfa
äußert öfters nur halben Glauben an das wenig begr
liche mittlere oder magiſche Reich der Dinge, und
Urtheil neigt ſich, mit viel wiſſenſchaftlicher Kunde
Literatur, mehr zur niedern Natürlichkeit herab, obgleich
das ſündhafte Verderben des Menſchen und die Erlöſun

Verf. iſt meiſt geneigt, eine äußere geiſtige Cauſalität anzunehmen, auch beim Selbſtſehen, Doppelſeyn und dgl. — Ueber Geiſt und Seele iſt der Verf. (S. 329 ff.) unſers Dafürhaltens nicht im Klaren. Der Geiſt iſt nicht die geläuterte Seele, ſondern Geiſt und Seele ſind zwei verſchiedene im Menſchen verbundene Subſtanzen, deren erſtere, der Geiſt, den Thieren fehlt, und wovon die zweite, die Seele, bei dem Menſchen edlerer Art als bei dem Thier iſt. Ferner der „Nervengeiſt“ der Seherin von Prevorſt iſt ganz identiſch mit Stillings „Nervenäther,“ und iſt weder der Geiſt noch die Seele, ſondern der leztern Hülle. So löſen ſich alle Zweifel, auch über den Sinn der Ausſagen jener Seherin. Was hierin gegen von Meyer bemerkt wird, läßt ſich leicht widerlegen; es geſchieht vielleicht anderwärts. So auch bei den Hexenprozeſſen (S. 368 ff.) würde Herr G. irren, wenn er glauben ſollte, von Meyer haben das Verdammen zum Scheiterhauſen und überhaupt die Procedur der Hexenrichter gutgeheißen, da deſſen Aufſaz ausdrücklich dagegen ſpricht. — Die Erſcheinungsgeſchichte von Weſermann (S. 371.) iſt wohl am meiſten geeignet, an die Verkleidung eines Dämons zu denken, der durch den magiſchen Willen des Wirkenden angeregt worden wäre ſich einzumiſchen, wofern nicht ein Mehreres zugeſtanden werden kann. Auch iſt die Unerklärbarkeit vieler Fernwirkungen richtig durch die Unmöglichkeit, uns über die Kategorien von Zeit und Raum hinauszuſetzen, erläutert. — Hierauf kommen die Hallucinationen des Hrn. Prof. Fiſcher. — Im Punkt des Beſeſſenſeyns erklärt ſich Hr. G. für einen vom Läugnen zum Glauben durch Zeugniſſe, Augenſchein und Nachdenken Bekehrten. — Hr. Wirth kann nicht einmal begreifen, wie ein Geiſt Gedanken in einem Menſchen hervorbringen kann. Hiebei läßt ſich wirklich nichts denken. — Der vom Glauben zur „Wiſſenſchaft“ bekehrte, hoffentlich noch von der Fabel zur Wahrheit umkehrende Strauß, mit Kerner in Parallele aus, man will ſchließlich auch ihnen den Glauben abſtreiten. Wenn Mehrere etwas Geiſterhaftes geſehen oder gehört haben, ſo greift man zum Contagium der Phantaſie, deſſen Bedenklichkeit der Verf. ſehr gut darthut. Auf dieſem Wege gelangt man am Ende zur abſoluten Skepſis auch für ſinnliche Erlebniſſe — woran ſich (S. 253 ff.) ein hübſcher Scherz knüpft. Wer kann auch bei der Thorheit dieſer Philoſophen das Lachen halten? So würde der höchſt vernünftige, dazu ſehr urbane Conſul Cicero ſprechen, wenn er unter uns lebte. — Was das Vermögen der Phantaſie betrifft, ſo iſt freilich dieſer Gegenſtand für uns in Dunkel gehüllt. Die Phantaſie hat unläugbar eine plaſtiſche, objectivirende Kraft, ihre Gebilde laſſen ſich auch nicht immer von wirklichen Geiſtererſcheinungen unterſcheiden, leztere aber ſind doch mehrentheils jenen durch ihre Verhältniſſe ſehr unähnlich, und auch bei jenen fragt ſich oft, ob nicht äußere Weſen ſie entweder durch ihre Einwirkung hervorgerufen oder ſogar ſelbſt figurirt haben. Iſt aber die Phantaſie zeugend, ſo iſt ebendieſelbe noch vielmehr empfangend; ſie iſt das Auge für das unſichtbare Object. Bei dem Künſtler objectivirt ſie innerlich mit Bewußtſeyn, im Traum, Wahnſinn und höchſter Ekſtaſe ohne Bewußtſeyn oder Unterſcheidung nach außen projicirend, in allen ſolchen Fällen aber, vielleicht auch empfangend (man denke an göttliche Träume und Eingebungen), folglich mehr gebärend als ſelbſtzeugend. Es gehört nur im Einzelnen eine ſcharfe Diagnoſe zur Beurtheilung, die wohl trügen kann, weil die Fälle gemiſcht ſeyn können; aber Alles auf Rechnung der eigenen Productionskraft zu ſetzen, iſt leere Einſeitigkeit. — Daß bei Geſichten überhaupt ſommatiſche Affection auf eine oder die andere Weiſe mit eintritt, geſchieht ſogar bei den Propheten, und iſt eine natürliche Folge des Zuſammenhangs unſerer Beſtandtheile. Was thut das aber zur Hauptſache, es ſey denn, daß wir uns ſchlechthin zum Materialismus bekennen wollen? — Der die neueſte Ueberſetzung jenes größern Werkes im Vorwort weitern Bericht erſtattet. Für diejenigen, welche jenes Werk nicht bei Händen haben, iſt hier nur noch zu bemerken, daß die Schriften dieſes gottbegeiſterten Mannes ſchon ſeit faſt anderthalb 100 Jahren in England und Amerika zu den geleſenſten gehören und ſich ſchon an den Herzen von Tauſenden wirkſam erwieſen haben zur Beſſerung ihres Lebens und zum Eifer und Trachten nach dem Einen, was Noth iſt.

Die lezte Arbeit, die wir dem Geiſte dieſes Mannes verdanken, iſt die Zuſammentragung dieſer Beweiſe für eine Geiſterwelt. Er erklärt, daß er dieſer Materie von Jugend an auf's eifrigſte nachgedacht, und daß er an dieſen hier mitgetheilten Thatſachen einen großen Theil ſeines Lebens geſammelt habe. Sie haben auch vor vielen andern Geſchichten der Art dadurch einen Vorzug, daß ſie alle durch namentliche Zeugen bekräftigt ſind, und der Empfänger ſie ganz ſchlicht, ohne ſie einer gemachten Theorie anpaſſen zu wollen, als nun einmal vorgefallene, ſattſam beſtätigte Thatſachen gab.

Die einzige deutſche Ueberſetzung, die von dieſem Werkchen uns bekannt iſt, iſt vom Jahre 1715, und iſt ſchon längſt aus dem Buchhandel gekommen. In der Vorrede ſagt der unbekannte Ueberſetzer: „Es zeigt das erſte Kapitel des Verfaſſers und andere in dieſer Schrift enthaltene Raiſonnements, daß, als dieſe Beobachtungen von ihm geſchrieben wurden, er, obgleich es die lezte Schrift ſeines Lebens war, noch alle Kräfte ſeines Geiſtes beſaß, und ihm als einem Manne von ſtarker Seele auch damals noch nicht das Vermögen abgieng, von dieſen Dingen zu urtheilen. Im Uebrigen macht man ſich keineswegs verbindlich, für die Wahrheit aller darin enthaltenen Hiſtorien oder Meinungen Gewährſchaft zu leiſten, kann auch Niemanden zumuthen, alles und jedes ohne Unterſchied zu glauben; doch

geſezt, machen den Schluß der bis jezt erſchienenen Bl
ter. —

7) Der Verfaſſer des „Lehrbuchs“ (oben Nro.
hat ein größeres theologiſches Werk herausgegeben, d
gewiſſermaßen als Commentar zu jenem gelten kann: „Go
und ſeine Offenbarungen in Natur und G
ſchichte, für alle Freunde chriſtlicher Erkenntniß, beſo
ders für Religionslehrer an höhern Lehranſtalten.“ Mü
chen bei Fleiſchmann. 1839. Es enthält viel Tiefes u
Wichtiges über Gott und Natur, und in den erläuternd
Anmerkungen ſchäzbare Auszüge aus den Schriften äd
wiſſenſchaftlicher und myſtiſcher Philoſophen. Es wird zw
bei verſchiedenen Leſern in ſeinen einzelnen Theilen Wide
ſpruch finden, immer aber ein neues Ferment der Erkenntn
ſeyn. Wir begnügen uns hier zu erklären, daß auch w
mit der S. 290 und 301 aufgeſtellten Theorie der Erl
ſung, als unvollſtändig, nicht einverſtanden ſeyn könne
Der Verf. wird ſpäter dieſe Unzulänglichkeit, und zwar
einem großen Zuſammenhang der unerſchütterlichen Gere
tigkeit, wie der unerſchütterlichen Barmherzigkeit Gotte
von ſelbſt inne werden, ſowie es Mehrern ergangen i
die zuvor gleichen Sinnes mit ihm waren. Fordert unſ
Gewiſſen nicht Rechte? und iſt das nicht die Stimme Gott
im Menſchen?

8) Geſchichten aus der Geiſterwelt von R
chard Barter, Verfaſſer der ewigen Ruhe der Heiligen und d
Wunder der unſichtbaren Welt von Dr. Cotton Walther, a
dem Engliſchen überſezt von Eduard Binder. Mit einer Vo
rede von J. Kerner. Reutlingen bei Enslin und Laiblin. 183

Der Verfaſſer dieſer Beweiſe für eine Geiſterwe
wurde dem deutſchen Publikum, beſonders in neueſter Z
durch ſein herrliches, viel geleſenes Werk „die ewige Ru
der Heiligen“ bekannt. Es iſt Richard Barter, der pre
byterianiſche Geiſtliche Englands, der im Jahre 1691 ſta
und von deſſen frommem Leben und ſegensreichem Wirk

9) „Die Kabala." Von dem Buche, das in der 7. Sammlung der Blätter aus Prevorſt beſprochen worden: „Philoſophie der Geſchichte oder über die Tradition," iſt der 3. Theil erſchienen. Er beſchäftigt ſich vornherein mit den Unterſchieden des Heidenthums vom Israelitenthum, und mit dem ehrwürdigen weſentlichen Charakter des leztern, wie es ſich bis zum Chriſtenthum immer mehr als ethiſche Univerſalreligion entwickeln mußte, nebſt einer beiläufigen Kritik des gelehrten, aber oft einſeitigen Eiſenmenger. Hiebei kommt gegen das Ende des Abſchnitts eine merkwürdige Aehnlichkeit zwiſchen den apokalyptiſchen Ausſichten der Juden und Chriſten und deren Läugnung vor. Die ſpeciellen Abſchnitte dieſes Bandes beſchäftigen ſich mit den natürlichen und geiſtigen Unreinigkeiten und deren Reinigung, ein Gegenſtand, welcher ſeit langer Zeit mit Unrecht außer Achtung geblieben, indem er ſehr praktiſche Seiten hat. Es werden die vielen Arten und Unterarten, nebſt ihrem Verhältniß zu einander nach jüdiſchen Beſtimmungen umſtändlich aufgezählt. Die ſtärkſte **Tum'ah** (Unreinigkeit) iſt die des menſchlichen Leichnams, „mit Ausnahme jener Heiligen, die ihren Leib in dieſem Leben gereinigt, geheiligt und zu einer Wohnung Gottes gemacht haben, wie z. B. Eliſcha, durch deſſen Gebeine ein Todter wieder lebendig geworden" (2. Kön. 13, 21.). — Der Leſer wird bei dieſer Stelle an die Reliquien in der chriſtlichen Kirche denken, und die Sache hat allerdings ihren Grund, indem, wie auch der Verfaſſer bemerkt, die Unreinigkeiten überhaupt ein Product der Erbſünde ſind, deren Kraft in heiligen Menſchen gebrochen iſt, wogegen ſich die jenſeitige Vortrefflichkeit der menſchlichen Natur hervorgibt, wie ſie ſich von dem ſündloſen Menſchen Chriſtus her und ſchon ſeit den Propheten des A. Teſt. in den Wundern der Lebendigen beweist — wenn nur die angeblichen Reliquien ſelbſt beſſern Grund hätten. Die leiblichen Unreinigkeiten, urſprünglich die Folgen der geiſtigen, ſind wohl geeig-

wird der vernünftige Leſer leicht urtheilen, daß dieſe Schrif vor vielen andern, die mit dergleichen Hiſtorien angefüll ſind, ihren beſondern Vorzug hat und ſie zum Theil ſolch Thatſachen enthält, wider die nichts einzuwenden iſt, un die ganz untrüglich ſind, weſern man nicht die Gewißhe aller Erzählungen umſtoßen und einen völligen **Scepticismum historicum** einführen will.“

Ueber Zweck und Nutzen dieſer Geſchichten ſchreibt de Verfaſſer ſelbſt auf's bündigſte und wir ſetzen nur noc die Schlußworte der Vorrede des alten Ueberſetzer bei:

„Die Mühe, die man ſich gegeben, dieſe Blätter z überſetzen, iſt nicht umſonſt, wenn durch deren Leſun nur einer oder der andere von den ſogenannten **Esprit forts** überzeugt wird, daß etwas mehr, als bloſe Materie in der Natur ſey, und daß man von der Wirkung de Geiſter wenigſtens etliche Exempel aufweiſen kann, gege welche der Unglaube nichts mit Grund aufzubringen ode auszuſetzen vermögend iſt. Zwar ſind ſolche Perſonen ga ſchwer von der Höhe ihrer Einbildung herabzubringen, und da ſie ſich weit über die menſchlichen Schwachheiten hinaufgeſchwungen zu haben und viel tiefere Einſichten als andere Leute zu beſitzen vermeinen, ſo werden ſie meiſtens lieber auch ungereimte Sachen behaupten, als den prätendirten Vorzug ihrer Weisheit fahren laſſen. Doch bei manchen laſſen vielleicht ſolche Erzählungen, wenn ſie glaubwürdig, einen Stachel im Gemüth, und Gott bedient ſich etwa auch ſolcher Mittel zu einer weiteren Führung. Seine Güte gebe uns allen lebendigen Eindruck von den Dingen der unſichtbaren Welt, und bringe uns endlich in die Geſellſchaft der Geiſter der vollkommenen Gerechten, allwo wir ihn, wenn der Vorhang dieſes Lebens hinweggezogen iſt, in vollkommenerem Lichte erblicken werden.“

aber um ſo falſcher iſt, wenn man z. B. jenes Dogma erſt vom Nicäiſchen Concilium und die Satisfactionslehre gar von Anſelmus herleiten will. — Es kommt hier ferner die Beſeſſenheit (S. 268.), die Abgötterei (S. 278.), die finſtere Magie (S. 280. 285.), das Seh- und Wirkungsvermögen überhaupt, ohne und in Verbindung mit der Geiſterwelt (S. 292.), dabei die Todtenbeſchwörung durch den Obh (S. 290.), der Rath der Wächter (S. 294.), die Elementargeiſter (S. 308. 337.), und viel andre magiſche Gegenſtände in wohlgeordneter Zuſammenſtellung der kabaliſtiſchen Lehren vor. Was (S. 312.) geſagt iſt über „die wahre, heilige Magie, wie ſie der Menſchheit eigen geweſen, wenn nicht der Sündenfall geſchehen wäre,“ und von dem mittelbaren, durch die Geſetze der Natur und Zeit beſchränkten, und von dem über Natur und Zeit erhabenen Empfangen und Wirken ꝛc., verdient wohl erwogen zu werden. Hält man gegen dieſe geſunden, durchreichenden Grundſätze einerſeits die ſchale Nationalphiloſophie, andrerſeits die ängſtliche Abgeſchloſſenheit eines an ſich ehrenwerthen Pietismus **beider** Kirchen, ſo zeigt ſich wohl, wie weit unſere Schulen in der Erkenntniß zurück ſind, und was einer beſſern Zukunft, welche der Verfaſſer mit vorbereiten hilft, verhängt iſt. — Es folgt dann das Hebräiſche Criminalrecht und deſſen Gründe rückſichtlich der geiſtigen Verunreinigung und Störung der göttlichen Harmonie. Bei den Geſchlechtsverſündigungen kommen hin und wieder irrige Anſichten der ſpätern Kabala vor, z. B. daß alle Seelen auf einmal erſchaffen ſeyen, daß die Heirath einer Wittwe eine Art Ehebruch ſey (ſ. Röm. 7, 1—3. 1. Kor. 7, 39. 1. Tim. 5, 14.); aber auch tiefgedachte Beziehungen, wodurch ſich die weſentliche Bedeutung der Levitiſchen Gebote erklärt, nur daß die Anwendung in der Folge von den Juden auf das peinlichſte übertrieben wurde. Für die Exegeſe des alten Teſtaments iſt daher die Arbeit des Verfaſſers von unſchätzbarem Werth. — Die Theorie net, uns von unſerm gefallenen Zuſtande zu überzeugen und die geiſtigen ſind eben deßwegen in dieſer Darſtellung beſonders der Aufmerkſamkeit werth. Als der Urheber aller Unreinigkeit erſcheint der Satan ſammt ſeinem verderberiſchen Heer — iſt ihm ſein Werk am Menſchen gelungen, ſo tritt er als Ankläger auf, und verlangt von der göttlichen Gerechtigkeit die Beſtrafung des Menſchen — wogegen die göttliche Barmherzigkeit immerfort bemüht iſt, den Menſchen aus der Finſterniß herauszuziehen — die Folgen der Sünde erſtrecken ſich in ihren Wirkungen ſehr weit in's geiſtige Reich — und die natürliche Scheidung von Gott kann nur allein durch den Meſſias völlig aufgehoben werden — auf welchen das Levitiſche Verſöhnopfer als Hauptgrund der Genugthuung hinweiſt, indem es die P'gima (Verletzung) der reinen geiſtigen Naturen, durch die Sünde geſchehen, ſtellvertretend auf ſich zieht (S. 253—260.). Was hier und im Folgenden mit Klarheit aus den kabaliſtiſchen Schriften vorgetragen wird, und ſelbſt geleſen werden muß, iſt ungemein tief, wird ſeinen moraliſchen Eindruck nicht verfehlen, und zeigt zugleich, wie nah die reine Kabala an das Chriſtenthum grenzt. Nicht daß dieſes (nach einem bekannten gelehrten Wahn) ſeine Dogmen von ihr geborgt hätte, ſondern daß das wahre Israelitenthum gerade zu dem Lichte der neuen Offenbarung führt, welches in Israel für die Welt aufgegangen iſt, die Lehren ſeiner Meiſter verklärt hat, und nicht ohne verborgenen Einfluß auch auf die Anhänger des alten Bundes, ſofern ſie die Wahrheit redlich ſuchten, bleiben konnte. Wenn ſie die evangeliſche Gerechtigkeit, wenigſtens in der Perſon des Erlöſers, verkannten, ſo trieben ſie um ſo ernſter auf die Bedingniß ihrer Zurechnung, das Beſtreben nach Reinigung unſer ſelbſt, und zeigen, wie man hier deutlich ſieht, daß ſelbſt die dunkelſten Lehren, namentlich die von der Dreieinigkeit, für die Juden zur Zeit Chriſti und ſeiner Apoſtel nichts ganz Fremdes waren, es nicht zu dem Allgemeinſten der Tradition. Sie hängt zuſammen mit der jüdiſchen Selbſtgerechtigkeit, wie der Gilgul. — Intereſſant iſt die Gerichtsverfaſſung (S. 474). Einige Todesſtrafen (S. 478) ſind jedoch ohne Zweifel ſpätern Urſprungs, namentlich die Art der Verbrennung durch Eingießen von ſiedendem Metall; vielmehr ſollten die Verurtheilten erſt getödtet und dann wirklich verbrannt werden, wie auch eine Zeitlang mit den Leichen überhaupt geſchah. Vergl. die Note S. 483. — Von der falſchen Werkheiligkeit der Juden redet der Verfaſſer ſehr richtig (S. 508). — Ferner folgt (S. 522) über die Strafen der jenſeitigen Welt und über die Regeneration des Menſchen ein ſehr ausführliches Kapitel. Was nach der Sprache der neueren Seher der Nervengeiſt, das heißt nach der der Kabaliſten des Nephesch, oder deſſen Hülle das Zelem (vergl. S. 527). Auch die Kabaliſten ſchreiben die Wiedererweckung der Leichname dem Sohn, dem großen Regenerator der Welt, zu (S. 517). Auffallend iſt, daß ſie den Tod frommer und heiliger Menſchen die Hochzeit nennen (S. 518), was an die Traumſprache erinnert, wo eine Hochzeit einen Todesfall und ein Begräbniß eine Heirath bedeuten ſoll. Auch eine Menge andre, in das „Nachtgebiet der Natur“ oder das Seelenweſen gehörige Bemerkungen wird man hier finden, die doch zum Theil einer nähern Kritik unterliegen dürften. Es ſcheint hier ſogar eine Verwechſelung zwiſchen Neſchama (Seele) und Ruach (Geiſt), wie ehedem im Teutſchen, vorzukommen. Vieles was ſchon in der Seherin und den Blättern von Prevorſt beſprochen iſt, erſcheint hier übereinſtimmend aus alter Tradition. Wir kommen hier ferner auf den Ibbur (S. 541) und auf den Gilgul (S. 543), welcher leztere aber nach der hier entwickelten Lehre der Kabaliſten nicht wirkliche Seelenwanderung durch eine neue Geburt ins Fleiſch, ſondern eine paſſive Art von Ibbur iſt; auch auf die Beſitzung durch Menſchenſeelen (S. 549, ohne Ausſchluß der teufliſchen), endlich auf die der Strafen (S. 407. 450) iſt merkwürdig, beſonders hinſichtlich der göttlichen Reaction, ſo wie das Verhalten der Parzufim (Perſonen) der Gottheit hiebei, wodurch dunkle Stellen der heil. Schrift Licht empfangen (ſ. unt. and. S. 419); denn die Kabala erkennt, wie ſchon erwähnt, die Dreieinigkeit in Gott, und die Weiſen Iſraels konnten ohne Commentar und Zweifel Alles verſtehen, was das neue Teſtament hierüber, den übrigen Juden und den Rationaliſten ſo unverſtändlich und unglaublich enthält. Was zuvor nur den wenigen jüdiſchen Theoſophen bekannt war und ſich auf ihre wenigen Schüler in der Nachzeit vererbte, wurde durch das Chriſtenthum Gemeingut in ganzer Fülle. — Weiter ziehen die Opfer, in ihrer weſentlichen (magiſchen) Bedeutung und deren Zuſammenhang mit der typiſchen, die Aufmerkſamkeit an ſich (S. 425), deßgleichen die Leiden (S. 429) mit ihrem verſöhnenden und erläuternden Zweck. (Ueber die beiden Böcke am Verſöhnungsfeſt möchte zur Berichtigung der talmudiſchen Anſicht zu vergleichen ſeyn, v. Meyer, Blätter für höhere Wahrheit X, 60. Daß der ledige Bock draußen von einem Felſen herabgeſtürzt worden und ſo den Hals brechen ſollte, davon ſagt die Thora 3 Moſ. 16. kein Wort, vielmehr das Gegentheil, ſ. V. 10. 21. 22. 26; womit zu verbinden der frei ausfliegende Vogel Cap. 14, 7. Hier iſt alſo die Tradition offenbar im Irrthum, und zwar in einem charakteriſtiſchen, nämlich weil ſie das Erlöſungswerk nicht erkannte. Durch die Tödtung des geopferten Bocks bekam ja die „finſtere Seite" ihr Theil; warum denn doppelt?) — Der Sohn wird als der erlöſende Jehova bekannt (S. 454), der Satan aber wird, wenn die Engel der Strenge Strafe üben, zugleich entbunden, und erhält Erlaubniß zur Zerſtörung (S. 455). Sonderbar iſt die behauptete Erſchaffung der Seelenfunken aller Menſchen in Adam, nämlich die ſpecielle, mit individuellen Diſpoſitionen (S. 468), und gehört wohl nicht zu den Annehmbarſten, wie auch

(Intention) er dabei zu beobachten habe. Auch befahl er ihm, über den Ruach das Nidui und Cherem (den kleinen und großen Bann) auszuſprechen und ihn mit Gewalt herauszutreiben. Als R. Chajim zu der Frau kam, wandte ſie ihr Geſicht von ihm ab. Sprach R. Chajim: Warum kehreſt du dich herum? gab der Ruach zur Antwort: ich kann dir nicht ins Angeſicht ſchauen. Da befahl R. Chajim, er müſſe ſich herumwenden, welches auch ſogleich geſchah. Nun fragte er den Geiſt, wer er wäre? worauf derſelbe ſein früheres verbrecheriſches Leben erzählte und unter andern ſagte, er ſey ein Jude geweſen und ſchwebe ſchon ſeit fünf und zwanzig Jahren in der Welt herum, von drei Engeln des Verderbens unaufhörlich verfolgt. Vital fragte ihn dann, wer ihm die Erlaubniß gegeben, in die Frau zu fahren? Der Ruach ſprach: Ich war im Haus, als die Frau des Morgens aufſtand und Feuer ſchlagen wollte. Da der Zunder nicht fing, wurde ſie ärgerlich, warf das Feuerzeug im Zorn aus den Händen und ſprach: Geh zum Satan! Von dieſem Wort Satan habe ich die Erlaubniß bekommen, in ſie einzufahren. — Man würde dieſe Geſchichte mit Unrecht für eine moraliſche Fabel halten, die gegen den Zorn und unanſtändige Reden warnen ſoll. Warnend iſt ſie allerdings, hat aber ihres Gleichen in der wirklichen Erfahrung.

Eine Stelle von Erſcheinungen (S. 658) ſagt: „Die Engel oder die Seelen der Verſtorbenen, wenn ſie ſich herunterlaſſen wollen in die Welt, dann nehmen ſie an aus den Elementen etwas nach Art des Körpers, ſo daß ſie den Anweſenden erſcheinen als Menſch oder als ein anderes Geſchöpf, und in ſolchen Geſtalten erſcheinen ſie den Propheten, ſo wie den andern Menſchen, und ſelbſt den Böſen, wie die Männer von Sodom die Engel geſehen. Dieß iſt das Geheimniß des Gewandes. Daher haben die Zauberer und die Todtenbefrager nöthig Rauchwerk und Dünſte, damit ſie die Luft bereiten, daß ſich in allgemeine Wiederbringung (S. 552). Ferner über die Wechſelverhältniſſe der Seelen zu einander (S. 553), wobei der Fürbitte der ſeligen Todten für die Lebendigen und der Erſcheinungen der im Reinigungsſtande befindlichen, hülfeſuchenden Seelen nebſt der Fürbitte für ſie (S. 557) gedacht wird), aber immer mit Beziehung auf die Genugthuung durch menſchliches Selbſtverdienſt, aus Mangel hinreichenden Begriffs von der verſöhnenden freien Gnade in Chriſto, wie nur der Chriſt ihn haben kann. — Sofort vertheidigt der Verfaſſer (S. 568) die Tradition als das ergänzende Element des Geſetzes, und zwar gegen die Karaiten, welche keineswegs ohne Gebräuche ſind, aber oft im Widerſpruch mit denen der Rabbiniten, übrigens auch an ihrem Theil belobt werden, während die Folgen einer todten Aeußerlichkeit und ihrer auch nur äußerlichen Abſtreifung bemerklich gemacht werden (S. 587). — Schließlich wird die Kabaliſtiſche Lehre von dem Meſſias, „welcher die Sünden auf ſich nehmen, das Reich des Satans überwinden, den unreinen Geiſt von der Erde hinwegnehmen und die Schöpfung zu ihrer Clarification erheben wird," mit dem nächſten Theil des Werks verheißen, dem wir denn mit wahrem Verlangen entgegenſehen.

Der Anhang von Stellen aus kabaliſtiſchen Schriften enthält zwar einiges Dunkle, auch Fabelhafte, wie z. B. von Bileam, den die Juden überhaupt allzugräulich machen. Aber Mehreres iſt ſehr bedeutend. So wird (S. 646) ein Beiſpiel von Beſitzung durch einen Menſchengeiſt erzählt (was die Beſitzungen durch Teufel ſo wenig ausſchließt, als der Beiſtand ſeliger Menſchengeiſter den der urſprünglichen Engel). Zur Zeit des Rabbi Loria war eine Wittwe, in die ein Ruach eingegangen, der ihr große Drangſale anthat, auch den ſie Beſuchenden auf Fragen Antwort gab. Ihre Verwandten baten Loria, ihn auszutreiben. Loria ſchickte ſeinen Schüler R. Kajim Vital hin, gab ihm gewiſſe heilige Namen mit, und ſagte ihm, welche S'wana

Im demſelben Verlage erſchien, und iſt durch alle ſoliden Buchhandlungen zu beziehen:

Blätter aus Prevorſt.

Originalien und Leſefrüchte für Freunde des innern Lebens.

Mitgetheilt vom

Herausgeber der Seherin aus Prevorſt.

12te Sammlung geh. Preis 1 fl. 21 kr. oder 18 ggr.

Inhalt. Die jüdiſche Seherin. — Die Hellſehenden des Herrn Jobard. — Magiſch-magnetiſche Heilung einer zehnjährigen Stummheit. — Ein Wort über Hrn. Prof. Fiſchers Somnambulismus. — Auszüge aus der Traumpſychologie von André Delrieu. — Träume und Ahnungen. — Ein merkwürdiger, vorausſagender Traum. — Hieher gehörende Mittheilungen eines ehrſamen Kaufherrn zu L. — Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Lebens, aus Schweinfurt. — Mittheilungen aus Berlin. — Zufall oder Fügung? — Merkwürdige Sehen. — Das Alpdrücken. — Erſcheinungen und Spukereien. — Der Bettler. — Eine Nachricht über das ſogenannte wilde Heer von Hohenſtein. Von F. Wirth. — Ekſtaſe. — Inneres Schauen in Goethes Familie. Von der Frau Bettina von Arnim. — Feuererſcheinungen. — Analogie zwiſchen dem elektriſchen Fluidum und den geiſterhaften Anwandelungen. — Merkwürdige Sympathie eines Hundes. — Der Wasperer oder Ohrenraunner. — Die ägyptiſchen Zauberer. — Der bekehrte Miſſethäter im Canton Bern. — Auszug aus einem Briefe aus Luiſenſtadt (in Nordamerika). — Der Zornegiſt. — Von der Beſeſſenheit durch Menſchenſeelen. — Eine Heilungs-Geſchichte dämoniſcher Art. — Hany Iotök, der Waſſermann. — Ein Wort über die Schrift: das Nachtgebiet der Natur im Verhältniß zur Wiſſenſchaft, zur Aufklärung und zum Obermenſchthume von R. Gerber. — Erklärung.

Handbüchlein der Sympathie

in 400 Artikeln.

Nebſt einer Abhandlung über Sympathie als Einleitung

von

M. Cunow.

In Umſchlag geheftet Preis 36 kr. oder 9 ggr.

Allen Liebhabern der Sympathie, denen es wohl nicht blos aus Hang zum Wunderbaren — ſondern ebenſo ſehr durch die gemachten Erihr ausfunkeln die Dinge, die ſich in die Luft herablaſſen. Deßhalb erſcheinen die Todten oft in ihrer Geſtalt dem Menſchen ſelbſt im Wahren.“

Von den Elementargeiſtern (S. 663): „Die Schedim wohnen in der Luft in den Kreiſen der Elemente. Sie wiſſen das Zukünftige durch die Vorſteher der Geſtirne; wiſſen aber nur um die nahe Zukunft. Weil ſie haben einen feinen geiſtigen Leib, ſo iſt ihre Nahrung eben ſo fein. Ihre Speiſen und Getränke beſtehen in dem Geruch des Feuers und in den Feuchtigkeiten des Waſſers. Dieß iſt das Weſen des Rauchwerks, welches man ihnen räuchert; denn dieſes iſt ihre Speiſe. Sie genießen davon und verbinden ſich mit den Menſchen, und machen ihnen die Zukunft bekannt. Die Stufen dieſer Ruchim ſind: Manche beſtehen aus Feuer allein, andre aus Feuer und Luft, andre aus Feuer, Luft und Waſſer, und andre, welche außer den drei Elementen noch aus feiner Erde zuſammengeſezt ſind. Nach der Feinheit ihres Leibes richtet ſich auch der Grad ihrer Intelligenz.

Von den 70 Engeln der Völker (S. 665): „Die Völker ſind zugeeignet der Führung der Führer, nämlich der Fürſten, die Daniel erwähnt; daher heißt der Höchſtgebenedeite in Bezug auf die Völker der Gott der Götter, weil er denſelben zufließen läßt durch Mittelweſen nach einer begrenzten Naturordnung. — In der obern Merkaba ſind geordnet rund umher die ſiebenzig Fürſten — ſie alle zuſammen blicken mit ihren Augen, hoffend auf den Namen des Hochgebenedeiten, J'hova, auf daß er ihnen gebe Kraft und Nahrung und Beſtand — und jeder von ihnen im Stande ſey, ſeine Nation zu ernähren u. ſ. w.

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geiſterkunde

und des

magnetiſchen und magiſchen Lebens

nebſt andern Zugaben

für Freunde des Innern

als Fortſetzung der

Blätter aus Prevorſt.

Herausgegeben von

Dr. Juſtinus Kerner.

Erſter Jahrgang. Zweites Heft.

Stuttgart.
Ebner und Seubert
1840.

fahrungen von der Wahrheit der Sympathie — ſo Viele gibt, wird dieſes ſyſtematiſch geordnete und möglichſt vollſtändige Handbüchlein um ſo willkommener ſeyn, als wir bisher ein derartiges noch nie beſaßen. Aber auch die von Sympathie wenig oder nichts Haltenden, werden nicht umhin können, ihre Aufmerkſamkeit einer Schrift zuzuwenden, in deren Einleitung der Verfaſſer ſich bemüht, das Weſen der Sympathie der allgemeinen Ordnung der Natur einzureihen, die Arten ihres Wirkens darzulegen, um dann in geordneten Abtheilungen ihre Anwendungen auf das tägliche Leben in deſſen mehrfachen Beziehungen zu geben.

Die Principien

des

Unterrichts und der Erziehung.

Wiſſenſchaftlich unterſucht und beleuchtet

von den

Gebrüdern Paulus,

Vorſtehern der wiſſenſchaftlichen Bildungsanſtalt auf dem Salon
bei Ludwigsburg.

Nebſt einem Anhange

über die beſtehenden Einrichtungen der Anſtalt

In Umſchlag geheftet. Preis 3 fl. 12 kr. oder 2 Thlr.

Der Gegenſtand dieſer Schrift iſt von ſo allgemeinem Intereſſe, daß ein Werk, welches die mannigfaltigen Fragen, die auf dieſem Gebiete uns begegnen, auf eine umfaſſende und eigenthümliche Weiſe zu löſen ſucht, niemals als überflüſſig erſcheinen kann. Die Hrn. Verf. geben über die Hauptpunkte, auf die ſich die neueſten Discuſſionen über die fragliche Sache beziehen, eine ſelbſtſtändig durchgearbeitete und von eigenthümlichen Geſichtspunkten ausgehende Anſicht. Daher drückt ſich in der Schrift, obwohl ſie durchgängig einen allgemeinen und wiſſenſchaftlichen Charakter bewahrt, die wiſſenſchaftliche Individualität der Hrn. Verf. aus, und ſie gibt eben damit genügende Rechenſchaft von dem Geiſte der Anſtalt, die von ihnen geleitet wird, eine Rechenſchaft, deren Ablegung bei der Bedeutung und Ausdehnung der Anſtalt den Herren Verfaſſern zur Pflicht wurde.

Ein Wort der Wahrheit zur Beherzigung.

(Von dem Herausgeber.)

Herr Dr. Menzel ſagt in ſeinem Literaturblatt bei Anzeige des erſten Heftes unſeres Magikons:

„Wenn wir uns nun unſererſeits von Herrn Dr. Kerner recht gern ſagen laſſen, daß es unterm Monde wirklich Dinge gibt, von denen die Philoſophie ſich nichts träumen läßt, und daß abgeſehen von den oben erwähnten Erſcheinungen heidniſcher Götter, katholiſcher Heiligen, proteſtantiſcher Hexen und Teufel, in Bezug auf welche die verſchiedenen Zeitalter und Länder nie übereingeſtimmt haben, immer noch Erſcheinungen übrig bleiben, die zu allen Zeiten und in allen Ländern in einer merkwürdigen Uebereinſtimmung vorkommen, denen man alſo mehr Aufmerkſamkeit zu ſchenken habe, als jenen, und die man, obſchon ſie räthſelhaft ſind, nicht läugnen dürfe, — ſo fordern wir ihn auch auf, ſich ſeinerſeits ſagen zu laſſen, daß ſich in den neuſten Viſionen unwiderſprechlich eine Subjektivität verräth, die vom eigentlich Objektiven des innerlich Erſchauten auf's ſchärfſte zu trennen, der nächſte Beruf der Wiſſenſchaft iſt.“

Dieß kann ſich wohl hauptſächlich nur auf das Schauen und die Ausſprüche magnetiſcher Perſonen beziehen, und

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Glauben unterlegen könnten, als hielt ich die Ausſprüche Somnambüler für unumſtößliche Offenbarungen und Divinationen, die keiner Täuſchung unterliegen, da doch die Somnambüle der zweiten Geſchichte hauptſächlich zeigt, wie ſolche Ausſagen, gewiß auch je nach dem Grade des magnetiſchen Zuſtandes und der mehr oder weniger ertödteten Subjektivität, zuverläßig, oder täuſchend ſind. Dagegen aber erkläre ich mich durchaus gegen diejenigen, welche, eingeſchloſſen in die iſolirende Glastafel (tabula vitrea) ihres Schädels, keine Ahnung von einer Sympathie der Dinge und einem höhern Geiſterleben haben, denen alles Geiſtige, was nicht an ihrer kalten Gehirnwand ſogleich in palpablen Tropfen ſich ſublimirt, Trug und Lüge iſt. Vieles, was beſtimmt vorhanden, was die Summe unſerer Kenntniſſe um ein Großes bereichern, was der Schlüſſel zu manchem Naturgeheimniſſe ſeyn würde, ſchaudert vor ſolcher Kälte zurück und bleibt uns noch länger verborgen'' *).

Kommen wir auf diejenige Naturerſcheinung, die das Volk nach meinem Dafürhalten mit Recht ,,Geiſtererſcheinungen'' nennt, ſo iſt bei deren Unterſuchung mir das Schauen und Dafürhalten ſolcher Perſonen, die ſich in magnetiſchen Zuſtänden befinden, nicht von ſo großem Gewicht, wie man zu glauben geneigt ſeyn mag. Ich habe ſchon öfters ausgeſprochen, daß es Menſchen in magnetiſchen Zuſtänden geben kann, die gar nicht die Gabe des Geiſterſehens haben, daß dieſe Gabe auch auf was ganz anderem beruht als auf magnetiſchem Zuſtande, und daß ſie im höchſten Grade dem geſundeſten und nervenſtärkſten Menſchen gegeben ſeyn kann. So haftete auch dieſe Gabe an der Seherin von Prevorſt nicht in Folge ihres magnetiſchen Zuſtandes, ſie beſaß dieſelbe ſchon lange vor dieſem Zuſtande und war ihr angeboren. Aber

---

*) S. Schubarts Leben I. Thl.

dann hat Herr Dr. Menzel vollkommen recht. Man kann ſich bei Beobachtung Somnambüler und bei Folgerungen aus ihren Ausſagen nicht genug in acht nehmen, ein bloſes magnetiſches Traumleben (den niedern mit Viſionen begleiteten Grad dieſes Zuſtandes) von hellem Schlafwachen und dem tiefen wahren Schauen im Centrum der innerſten Kreiſe (nach der Seherin von Prevorſt) zu unterſcheiden. Die Seherin von Prevorſt bezeichnet ſehr genau die verſchiedenen Grade magnetiſchen Schauens, und gab an, in welchen Kreiſen der Geiſt noch von der Außenwelt gezogen, von ihr im Schauen getrübt, oder mehr von ihr befreit, eines reinen, untrüglichen, wahren Schauens fähig iſt.

Dieſe Sichtung iſt allerdings ſchwer, man iſt ſie aber der Wahrheit und Wiſſenſchaft ſchuldig, und ein Schauen und Ausſprüche, die in niedere Grade magnetiſcher Zuſtände, in das ſogenannte magnetiſche Traumleben, fallen, wo die Auſſenwelt und die Subjektivität, wie auch bei gewöhnlichen Träumen, noch ſehr einwirkt, iſt nicht für eine Urwahrheit zu halten.

Ein ſolches magnetiſches Traumleben (nicht aber magnetiſcher Zuſtand in höherem Grade, oder Zurücktreten in die innerſten Kreiſe, wie oft bei der Seherin von Prevorſt, aber auch bei dieſer nicht immer, ſtatt fand) geht z. E. durch die ganze Geſchichte der Somnambülen von Weilheim hindurch, und man würde gewiß ſehr irrig handeln, ihr Schauen von dem Weſen der Sterne, der Lehrer in ihnen u. ſ. w. für wirkliche Realitäten zu halten, wenigſtens fiel mir dieß nie ein. Es iſt dieß ein Schauen im magnetiſchen Traumringe und was dieſer zu bedeuten hat, wird dem geneigten Leſer am beſten durch die Kreiſe der Seherin von Prevorſt klar.

In dieſer Ueberzeugung ſagte ich ſchon in der Vorrede zu meiner „Geſchichte zweier Somnambülen“:

„Ich muß mich gegen ſolche verwahren, die mir den ſchon ſie räthſelhaft ſind, nicht läugnen darf.“ Und es iſt Wahrheit, daß man dieſe Erſcheinungen der Wiſſenſchaft zu lieb ſehr ſcharf von denen zu ſcheiden hat, die blos aus einem magnetiſchen Leben niederen Grades (dem magnetiſchen Traumleben, nicht dem tieferen Schauen im Centrum der innerſten Kreiſe) als ſubjektive Viſionen augenſcheinlich hervorgehen.

Hier ſtimme ich Herrn Dr. **Menzel** vollkommen bei. In der gleichen Kritik ſagt Herr Dr. **Menzel**:

„Wenn die Seherin im Gefängniß zu **Weinsberg** den Dr. **Kerner** mit einem Geiſte zu ſich hereinkommen ſieht, während Dr. **Kerner** zugleich ruhig zu Hauſe ſitzt, wenn Kindergeiſter nach 300 Jahren das einemal immer noch als Wickelkinder erſcheinen, ein andermal aber ſchon nach fünf Jahren in der Geiſterwelt ſo groß gewachſen ſind, als ſie im Leben geweſen ſeyn müßten, ſo muß man dergleichen Erſcheinungen doch gewiß als bloße ſubjektive betrachten, als lebhafte Einbildungen ohne Wirklichkeit.“

Hier möge ſich Herr Dr. **Menzel** doch nochmals ſagen laſſen (wir ſagten es auf jene ſeine Ausſtellungen, die er ſchon früher machte und immer wiederholt, auch ſchon öfters), was Herr Fiedrich von **Meyer** in der neunten Sammlung der „**Blätter aus Prevorſt**“ (S. 36—37) über jene Erfahrungen ganz auch in unſerem Sinne ſchreibt:

„Was ich bei dieſen jüngſten Erfahrungen, wo nicht ganz neu, doch neu modificirt, klar ausgeſprochen und für die Theorie ſehr fruchtbar finde, iſt das Erſcheinen von Phantomen, die der Geiſt mitbringt, und zwar von Ebenbildern lebender Perſonen. Hieraus iſt nun ſicher zu ſchließen, daß diejenigen Kinder, welche oftmals weibliche Geiſter auf den Armen tragen, ebenſolche **Schattengebilde und keine wirkliche Kinder Seelen ſind**, und daß das imaginative, plaſtiſche Vermögen einer ſolchen Seele ſehr weit reicht. Sie bildet, was ſie denkt, aus dem ihr zu Gebot ſtehenden atomiſtiſchen Stoff, mit dem ſie auch auf die Ausſage dieſer von Geiſtererſcheinungen, wären ſie bei bloſen Ausſagen von ihrer Seite geblieben, würde ich nicht dieſes Gewicht gelegt haben, hätte ſich nicht die Realität ſo mancher ihrer Erſcheinungen durch unumſtößliche Beweiſe und Thatſachen beſtätigt. Ich berufe mich unter allen jenen Erſcheinungen hauptſächlich auf zwei Fälle, den der erſten und den der vierten Thatſache, wo die Annahme von Viſion und Hallucination eine wahre Albernheit iſt.

Wo aber dieſe Erſcheinungen außer allem Raume von bloſen Viſionen und magnetiſchem Traumleben liegen, wie z. E. in jenen Erfahrungen, wo gar keine Mittelsperſon, wie z. E. eine Somnambüle, ſich findet, wo jene Erſcheinungen viele Jahre lang an beſtimmten Orten, namentlich an Häuſern hafteten, und von den verſchiedenſten Menſchen wahrgenommen wurden, wo ſie ſich unter Umſtänden äußerten, wie in der Geſchichte des Pfarrers zu Uffikorn und im Kloſter von Neuburg, im hieſigen Rathhausgefängniſſe und ſchon auf gleiche Weiſe an den verſchiedenſten Orten verſchiedener Länder, beobachtet von den verſchiedenſten Menſchen, namentlich auch von Menſchen des verſchiedenſten religiöſen Glaubens, und in den verſchiedenſten Zeitaltern immer auf gleiche Weiſe, dahin ſtelle ich das eigentliche Feld meiner Beobachtungen und meiner Behauptungen: daß hier objektive Realitäten zu Grund liegen, und daß hier Viſionen und Hallucinationen annehmen zu wollen, die Natur genothzüchtigt heiße.

Dieſe hier berührten Naturerſcheinungen „liegen nun (allerdings) auch weit aus dem Kreiſe der Erſcheinungen heidniſcher Götter, katholiſcher Heiligen u. ſ. w. in Bezug auf welche die verſchiedenen Zeitalter und Länder nie übereingeſtimmt haben. Es ſind dieß Erſcheinungen, die in allen Ländern und zu allen Zeiten in einer denkwürdigen Uebereinſtimmung vorkommen, denen man alſo mehr Aufmerkſamkeit zu ſchenken hat als jenen, und die man, ob

Ich füge nur noch bei: daß bei meinen Forſchungen in dieſem Gebiete der Natur von keinem Befragen der Todten die Rede iſt, ſo wenig als von einem Citiren der Todten. Wo ſie aber als Erſcheinung von ſelbſt in unſere Welt hereinragen, da werden ſie ſo gut einer Naturforſchung anheimfallen dürfen, als der auch zu uns herunterragende (ſichtbar werdende) Ring des Saturns, die Berge des Mondes, oder die zu uns heraufragenden räthſelhaften Meerſchlangen u. ſ. w.

ſelbſt bekleidet iſt, ſey es ihre Tracht, oder ihre Geſtalt, oder gewiſſe Attribute, womit ſie ſich zeigt, oder ſogar andern Perſonen mittelſt einer ſeltſamen Luftmalerei ohne Weſenheit. Dieſe Projektionen hängen allerdings verwandtſchaftlich zuſammen mit der Bildnerei des Traums und des Wahnſinns, nur daß ſie ſich auch für andere objektiviren, weil die Seele in ihrer Freiheit eine magiſche Kraft wirklicher Darſtellung beſitzt; ſie haben auch Aehnlichkeit mit dem Regenbogen und allen Luftſpiegelungen, denn es ſcheint dabei mehr oder weniger auch eine Verbindung mit atmoſphäriſchen Stoffen vorzugehen, außer daß das Phantom durch einen perſönlichen, formativen Willen hinausgeſtrahlt wird. Um ſo erklärbarer wird es dann, wie ſich höhere Weſen durch Botſchaften ihrer ſelbſt offenbaren können, ohne gleich Körpern eben die alleinige Stelle in unſerm Raum einzunehmen, worin ſie ſichtbar werden."

Das Gleiche ſagt Swedenborg von den Geiſtern.

Die Geiſter ſollen ſich (ſo verlangen die Schwergläubigen) ganz anders als Menſchen gebährden, und hier wäre nun ja ein Fall, wo ſie dieß thun, aber dieß iſt jenen nun wieder nicht recht.

Am Ende der Anzeige der Schrift von Gerber: „Das Nachtgebiet der Natur" ſagt Herr Dr. Menzel: „Nicht umſonſt ſteht in der Bibel: Laßt die Todten in Ruhe und fraget ſie nicht!" —

Ein Sektiker ſchrieb im Monatsblatt von Beuggen (Nr. 4. April 1836) in ſeinem frommen, aber irrigen Meinen einen Aufſatz „Ueber das Befragen der Todten" auch in Hinſicht auf unſere Forſchungen. Ihm antwortete ein ganz ſchlichter, verſtändiger Mann in der zehnten Sammlung der „Blätter aus Prevorſt" ſo vollſtändig, daß ich bei gleichen Redensarten nichts beſſeres thun kann, als den geneigten Leſer und Herrn Dr. Menzel auf dieſe Antwort zu verweiſen.

Die Schutzgeiſter.

Die edle Seherin aus Prevorſt hat ältere und jüngere Schweſtern; die, auf welche hier die Leſer aufmerkſam zu machen ich mir zum Vergnügen rechne, gehören zu den ausgezeichnetſten. Es hat nämlich Herr Dr. Heinrich Werner das Publikum mit einem Buche beſchenkt unter dem Titel:

> **Die Schutzgeiſter,** oder merkwürdige Blicke zweier Seherinnen in die Geiſterwelt, nebſt der wunderbaren Heilung einer zehn Jahre ſtumm Geweſenen durch den Lebensmagnetismus, und einer vergleichenden Ueberſicht aller bis jezt beobachteten Erſcheinungen deſſelben. Stuttgart und Tübingen bei Cotta 1839.

Auf die Gefahr, daß die liebe Jugend etwa wiederum von einem „ſchwachköpfigen alten Mann“ reden könnte, ein Prädicat, womit einſt in einem öffentlichen Blatt Jung-Stilling beſchenkt wurde, als er ſeine Theorie der Geiſterkunde in die Welt geſchickt hatte — auf dieſe Gefahr bin wage ich vorauszuſagen, daß alle Erzeugniſſe einer ſelbſtklugen Philoſophie werden mehr und mehr vergeſſen und zu Makulatur werden, hingegen die Schriften wahrer chriſtlicher Weisheit allein unſterblich ſeyn. Ich habe die Zeiten einer ſteifen, beſchränkten, todten Orthodoxie erlebt; hierauf die des Zweifels, Unglaubens und Abfalls unter dem Namen der Aufklärung; damit gleichzeitig und folgerichtig die der literariſchen Unzucht; alsdann die moraliſchere Periode der neuen Rationaliſtik in Philoſophie und

Exegeſe, bis zur ſchwindelnden Höhe einer nephelokokkygiſchen ſogenannten Wiſſenſchaft. Alle dieſe Erſcheinungen wollten ſich verewigen, tauchen auch öfters noch empor, und zwar in auffallenden, viel bewunderten Geſtalten. Aber Ein Genius, der unſichtbar von jeher zwiſchen ihnen hindurchſchritt, und als er ſich endlich auf neue Weiſen öffentlich zeigen mußte, von der Welt mit lautem Spott begrüßt wurde, wird ſie insgeſammt überleben. Das iſt der Genius der göttlichen Wahrheit, der Geiſt, welchen die Welt nicht ſieht, und wenn ſie ihn ſieht, nicht erkennt. Der alten Natur des Menſchen, der fleiſchlichen und irdiſchen, iſt er eine Thorheit, und macht ſich in ihr kund durch den unwillkührlichen Schauder, dem doch etwas Weſentliches im geheimen Bewußtſeyn des Menſchen und außer ihm zu Grunde liegen muß; denn das Nichts können wir weder fürchten noch haſſen. Weil nun die Jugend mehrentheils in der angebornen alten Natur ſteht, wie weiland auch die erfahrenen Alten in ihren Frühlingstagen, ſo ſollte ſie auf die Stimme der leztern hören, keineswegs auf die der verfleiſchten und verhärteten Greiſe, ſondern deren, die ſich um das Reich Gottes bekümmert haben. Der Geiſt aber dieſes Reichs offenbart ſich unter mancherlei Außenformen, vielerlei Namen bezeichnen die Gattungen und Arten ſeiner Vegetation. Er waffnet und umkleidet ſich mit verſchiedenen Kenntniſſen und Entdeckungen, die zuweilen ihm ganz fremd zu ſeyn ſcheinen, um ſeine wunderreiche Fülle zu zeigen, und weil er in ſeiner gänzlichen Einfachheit am wenigſten begriffen wird. Lebt jedoch er nicht in den aufſteigenden Dingen, ſo iſt der Name und die Kunſt eitel, oder gar vom Böſen. Alle gemeine poſitiven Wiſſenſchaften ſind ſeine Diener, ſind ihm brauchbar, ſogar nothwendig, ſofern ſie Gott für ihn kommen läßt; und er erſt vervollſtändigt, veredelt ſie, weiſt ihnen ihre Stellen an, auf welchen ſie der Menſchheit zu ihrem wahren Vergnügen und für ihr ewiges Heil nützen können. Gar lächerlich haben die Unkundigen und auf ihr Ich ſich Beſchränkenden zuweilen unſchuldige Wörter zu Scheltwörtern für ihn gemacht, z. B. Pietismus, der die wahre Frömmigkeit bezeichnen ſollte, aber für Trübſinn, Frömmelei, Heuchelei gebraucht wird, während man die neugebackene Pietät verehrt. So ferner Mysticismus, d. i. die Liebe zur Myſtik, die alle Gottweisheit und Gottſeligkeit umfaßt, nach den beiden Grundkräften des innern Menſchen Verſtand und Wille, oder den Thätigkeiten des Denkens und Empfindens; worüber ich mich in meinen Schriften ſo oft vergeblich ausgeſprochen habe, indem ich ſehen muß, daß ſelbſt wahre Myſtiker jene Wörter ſchief und abſchätzig gebrauchen. Ferner Magie, die kurzweg entweder des Teufels oder ein Wahn ſeyn ſoll. Welche geſchichtliche und ſprachliche Unwiſſenheit der Gelehrten! Heiße nun aber der Geiſt, von dem die Rede iſt, in ſeinen Wirkungen und Producten, Magie, Myſtik, Theoſophie, Magnetismus, oder wie man ſonſt will, ſo iſt es der einzige bleibende, ſichtet und ſcheidet auch, was für ihn oder für ſeiner Art ſich ausgibt, ſondert darin das Wahre vom Falſchen, das Reine vom Unreinen, oder verbrennt es gar alles zu Aſche. Die Starren aber haben ihn ſo wenig wie die Loſen, die Buchſtäbler ſo wenig wie die Vernunftheldeu: er iſt in ſeiner reinen und wahren Potenz der Geiſt des Glaubens und der Freiheit durch den Glauben, der zum Schauen führt, jene lebendige Quelle, die in das ewige Leben fortrinnt. Er iſt der Geiſt Chriſti. Kann man dieſem ſein himmliſches Reich nehmen, ſo kann man auch ſeinen Geiſt in Dunſt auflöſen. So aber kehrt die Nachwelt ſtets zurück zu dem, was bei ſeinem Erſcheinen verlacht und verdammt wurde, vornämlich — und Gott ſey Dank dafür, — zum Evangelium, das, den Juden ein Aergerniß, den Griechen eine Thorheit, überall unumſtößlich und voll Gotteskraft iſt, und auch zu denen, die ſeinen Geiſt noch umgeben, mit Schwachheit geſchrieben haben, die weiland Verketzerten und

Verfolgten, fragt nach den Schriften eines Johann Arnd, eines Jakob Böhm, eines St. Martin und andrer Gottesmänner, und ſieht ganze Buchläden voll tiefſcheinender, aber weſentlich flacher Modernitäten mit dem Rücken an.

Unter die Werke, die nicht vergehen werden, gehört das gegenwärtige; denn der Verfaſſer hat Chriſti Geiſt, iſt daneben vom Widerſpruch gegen diejenige eine Aeußerung der verborgenen Natur, welche Magnetismus und Somnambulismus heißt, durch den Augenſchein bekehrt worden, hat ſelbſt Hand angelegt nach Gottes Fügung, und hiebei ſehr merkwürdige Erfahrungen gemacht, wovon er hier das Hauptſächlichſte mittheilt. In der Vorrede wird von der erſten der beiden Schlafſeherinnen die vorhergegangene Krankheitsgeſchichte erzählt, und hierauf dem Herrn Fiſcher mit ſeinem unglaublichen Grundprincip: „die Lebenskraft iſt mit der Seele identiſch,“ ein Wort der Wahrheit ins Ohr geſagt. Die Einleitung enthält unter anderm eine „Charakteriſtik der wahren Philoſophie und Kritik von Eſchenmayer, welche der Verfaſſer mit Recht als „wahrhaft evangeliſch philoſophiſche Reflexionen“ bezeichnet. Gleichen Namen verdienen ſeine eigenen folgenden Wahrnehmungen über Geiſt, Seele, beider Verbindung, Nervengeiſt, Zuſtand der Integrität und des Abfalls des Menſchen von Gott, Rückkehr zu Gott und Erhebung des Geiſtes im Zeitleben. Es ſchadet im Weſentlichen nicht, daß hiebei Ausdrücke, wie namentlich Vernunft und Verſtand, nach der gewöhnlichen Sprechweiſe verwechſelt zu ſeyn ſcheinen (vgl. Inbegriff der chriſtlichen Glaubenslehre S. 135). Es folgt alsdann das Tagebuch der Heilungsgeſchichte der R. O. Hiebei erzeigt ſich bald in den Reden der Kranken, die in freiwilligem Somnambulismus liegt, ein Umſtand, wovon das Buch ſeinen Namen „die Schutzgeiſter“ erhalten hat. Albert heißt der ihrige, und er wirkt auf ſie unter Vermittelung des Verfaſſers. Er führt ſie auch auf aſtraliſcher Bahn — zunächſt in die Nähe der Sonne, nicht in oder auf die Sonne ſelbſt (S. 58. vgl. unten S. 529). Sie ſieht Selige und Engel, und iſt beſonders verwundert über die Liebe, die in jenen ſchönen Regionen herrſcht. Unter anderm Merkwürdigen, das mit gewöhnlichen Krankheitserſcheinungen wechſelt, iſt eine himmliſche Zeichenſchrift, Beiſpiele der Aufhebung der Geſetze von Zeit und Raum, Verſetzungen der Sinnenkräfte, auffallende magnetiſche Anziehungen und dergleichen, was den „wiſſenſchaftlichen“ Hallucinationen einen weitern Spielraum gewähren mag. Im Mond unterſcheidet ſie zweierlei abgeſchiedene Menſchenſeelen und die körperlichen Urbewohner des Monds. — Aus ihren Gebeten kann ich nicht umhin, folgende einfach-erhabene Worte hervorzuheben; ſie ſpricht zu Gott (S. 123): „Ich forſche nach, dich zu erkennen, — aber ich finde nur, daß ich dein bedarf.“ — Zur Erläuterung des Titels gehört das Nachſtehende (S. 131) „Er ſagt — es ſey gar kein Leiden, welchen Namen es habe, das die Menſchen treffe, in welchem nicht vom Höchſten ein höherer Helfer ihm beigeordnet werde. Jeder Menſch habe einen Führer oder Schutzgeiſt; aber Einem höheren Geiſte ſeyen oft mehrere Menſchen übergeben“ — und was hier weiter von den Schutzgeiſtern geſagt wird. — Der Verfaſſer fragt ſie (S. 133): Wird in der Sonne die höchſte Seligkeit ſeyn, die eine Menſchenſeele erreichen kann? Sie antwortet: „O nein, nein; das Alles iſt nur Anfang. Ueber die Sonne hinaus ſind Welten ohne Ende, und Seligkeiten ohne Zahl. Die vollkommeneren Geiſter befinden ſich an andern Orten der Schöpfung. Doch ſendet Gott auch ſeine Engel, und dieſe ſind viel höher als alle Sonnenbewohner, gar oft in unſere Sonnenwelt, um ſeine Befehle zu vollziehen.“ — Wie richtig ſie in der Seele des Verfaſſers las, zeigen Stellen wie S. 111 oben. — Was ebendaſ. u. folg. über Geiſt, Seele und Nervengeiſt geſagt wird, iſt ſehr lehrreich. Deßgleichen über den Mittelzuſtand oder Hades S. 150 f. — Nach der Kürze und Prägnanz der Geiſterſprachen und Geiſterſchrift (ſ. z. B. S. 172 f.) wird wohl Jeder lüſtern ſeyn, der des breiten und hohlen Wortſchwalls hienieden müde iſt. — Von Schutzgeiſtern iſt um ſo mehr die Rede, als der unſerer Schlafwachen durch das ganze merkwürdige Drama fortwirkt. Aber auch ein unſeliges Weſen wird mit großem Schrecken von ihr ganz in der Nähe wahrgenommen, und macht ſich ſelbſt andern Perſonen durch ſeine ſeltſamen Spukereien unwiderlegbar kund. Zwar iſt nichts leichter in ſolchen Fällen, zumal von der Ferne her, als natürliche Erklärungen zu erfinden; das Unglück iſt nur, daß es Hypotheſen ſind, und zwar ſolche, mit welchen der Erklärer oft nur ſeinen Spott zu treiben ſcheint. Wie praktiſch aber auch dieſe Geſchichte iſt, wie ernſtlich ſie zum Streben nach der höchſten Herzensreinheit, zur Läuterung von Allem auffordert, was uns den Weg nach einer ſeligen Zukunft erſchweren kann; wie hier eine lebendige, lebenbringende Schule ſich aufthut, gegen die eine kopfbrecheriſche anmaßliche Wiſſenſchaft mit all ihrem ſelbſtbeliebigen Zubehör als ein wahrer Tod für das Gemüth in Schatten tritt: ſolches wolle der Leſer ſelbſt erkennen, und alsdann fragen, ob dergleichen Ereigniſſe uns umſonſt geſchickt werden, es ſey denn, daß wir ihren Zweck böswillig vereiteln.

Iſt nun ſchon dieſe neue Heilungsgeſchichte an ſich lehrreich, ſo iſt es nicht weniger die nachfolgende reichhaltige „Skizze zur Charakteriſtik und Theorie der lebensmagnetiſchen Erſcheinungen“ mit der Erörterung von dreierlei Problemen, einem phyſiologiſchen und pneumatologiſchen, nach den von der „Seherin aus Prevorſt“ angegebenen Graden des magnetiſchen Lebens. Dieſe den größten Theil des Buchs füllende Abhandlung beurkundet ein gründliches Studium und Beleſenheit in dem magnetiſchen Fach. Die Theorie jener Triplicität, ſchon gleich bei der Entwickelung des erſten Problems durch die magnetiſche Polarität und die Verwandtſchaft der organiſchen und anorganiſch-magnetiſchen Lebenskraft, iſt überall mit vielen Beiſpielen aus der ſeitherigen Erfahrung belegt. Es fehlt hier nicht an philoſophiſchem Geiſt, nicht an Unparteilichkeit, wonach z. B. das Trügliche und die mögliche Unlauterkeit der Aeußerungen in den niedern Graden des Somnambulismus anerkannt wird. Auch die große Vollſtändigkeit der Arbeit iſt lobenswerth, indem neben der theoretiſchen Ausführung ſelbſt eine ſyſtematiſche Zuſammenſtellung der magnetiſtiſchen Operationen geliefert wird. Vielleicht hätte Einiges kürzer gefaßt werden können; aber der Verfaſſer war zu voll von ſeinem Gegenſtand, um ihn nicht zum Beſten redlicher Zweifler umſtändlich zu beleuchten. Ueber Geiſtererſcheinungen im Allgemeinen iſt ſehr befriedigend gehandelt, und beſondere, ſonſt ſeltene Rückſicht iſt dem aſtraliſchen Einfluß bei dem Magnetismus gewidmet, ein Punkt, welcher der nähern Betrachtung wohl werth iſt, da der Magnetismus ſelbſt in das aſtraliſche Reich gehört. (Vgl. den Aufſatz: „Dreierlei Wunder“ in der erſten Sammlung meiner Hesperiden S. 135 ff.)

Der Anhang enthält unter Mehrerem die magnetiſche Heilung einer unglücklichen Stummen; ein kürzerer Bericht, aber gleichfalls von hoher Merkwürdigkeit. Hier bete man den Schöpfer einer verborgenen Natur und ſeine Wunderwege an; hier lerne man durch Glauben, Zuverſicht und ein reines Herz, das die Gnade geheiligt hat, ihn ſuchen und finden. — Nun unſer Herz dankt, aber gewiß mit Wehmuth, daß der Vater es den Weiſen und Klugen verborgen hat, und hat es den Unmündigen offenbart.

Es iſt nicht wohl möglich, eine vollſtändige Beurtheilung oder nur einen Auszug von dieſem, 624 enggedruckte Seiten, ohne Vorrede, Inhalt und Regiſter, füllenden Buche zu liefern. Es ließen ſich wohl hier und da Kleinigkeiten erinnern, die jedoch dem Syſtem des Verfaſſers keinen Abbruch thun. So hat (S. 118) Kieſer wirklich etwas Richtiges geſehen, das aber hierher nicht paßt, und viel zu allgemein gehalten iſt, in ſo fern alſo von dem Verfaſſer mit Recht widerlegt wird. Ferner (zu S. 118) könnte bemerkt werden, daß theils viele nervenkranke Perſonen niemals Geiſter ſehen, oder nur Wahngeſichte haben, theils höchſt geſunde Menſchen die Fähigkeit jenes Sehens beſitzen, obwohl die „Regel“ insgemein die bleibt, welche der Verfaſſer annimmt. Denn ſelbſt göttliche Propheten werden durch die ihnen geſchehenden Manifeſtationen erſchüttert; Johannes fiel vor der Erſcheinung des Menſchenſohns wie ein Todter hin. Der gemeine Normalſtand der jetzigen Menſchennatur wird aus ſeinen Fugen gerüttelt von jener Annäherung, jenem Hereintreten der geiſtigen Welt. Es wahrzunehmen und zu ertragen iſt eine eigene Nervenbeſchaffenheit erforderlich, die natürlich ſeyn kann ohne Krankhaftigkeit, und in dieſem Fall mit dem Geſtirn zuſammenhängt; es können ſogar gewiſſe angeeignete Kräfte dazu behülflich ſeyn, die den Menſchen ſeinem geſunden Verſtande näher führen. Denn die vergeiſtigte Natur iſt die normale Urnatur und ihre Geſundheit. Indeſſen läßt ſich hievon nicht weiter reden. Nach den bisherigen Erfahrungen aber möchten folgende drei Hauptarten, wie Geiſter ſichtbar werden, anzunehmen ſeyn: 1) im Traum; 2) in der Ekſtaſe oder durch den innern, andern, magiſchen Sinn und deſſen Aufgeſchloſſenheit bei Somnambülen oder wachen Sehern; 3) dem äuſſern Geſicht, wenn der Geiſt elementariſche Dünſte an ſich zieht, oder ſchon an ſich damit bekleidet iſt vermöge ſeiner mehreren oder mindern Unreinigkeit. Hiezwiſchen gibt es auch Stufen, ſowohl in Folge des Sub- als Objects. Der innere Sinn, der ſich mit dem äußern vermählen kann, ſieht durch die Dunſthülle hindurch ohne Verkleidung; wer ihn weniger hat, ſieht einen undeutlichen Schatten in äußerer Erſcheinung. Wer ihn noch weniger hat, ſieht wohl gar nichts, hört etwa, und vielleicht auch das nicht.

Wenn es **S. 170** heißt: „Aus dieſem Geſichtspunk
betrachtet ſind auch die außerordentlichen Heilungen d
Apoſtel nicht an ſich Wunder, ſondern Phänomen, welc
nach Geſetzen erfolgt ſind, die im Reiche der Freiheit g
gründet, aus der Natur keine Analogie mehr geſtatten" –
ſo iſt hier das Wort Wunder zum Anſtoß geworden un
mißverſtanden; den die Worte „Phänomen — — geſta
ten," ſind eine wahre Definition des Wunders (vgl. d
angeführten Aufſatz in meinen Hesperiden).

Bei der unter die Beiſpiele des zweiten Geſichts auf
genommenen Viſion Karls XI. von Schweden (**S. 508**) b
der Verfaſſer wohl überſehen, was über die zweifelhaf
Aechtheit derſelben in den „Blättern aus Prevorſt
ſechste Samml. **S. 61–71** geſagt iſt.

S. 549 unten, wird etwas ſehr Problematiſches au
geſprochen: „Bei dieſen reinen, geiſtigen Anſchauungen i
der Geiſt reiner, als ſelbſt nach dem Sterben, wo d
Seele mit ihren Mängeln ſich wieder ganz mit ihm vere
nigt, während in dieſen höchſten Erhebungen die Seele i
Körper zurückbleibt." Es iſt vielmehr — wie ſchon ande
wärts bemerkt — anzunehmen, daß die Seele ſich erſt na
ihrer Läuterung bleibend mit ihrem Geiſte vereinigen kann
Und um bei dieſer Gelegenheit den würdigen Herrn Pfar
rer Gerber, der ſich bisher nicht von der Zweiheit jene
innern Theile des Menſchen überzeugen konnte (ſ. Magikon
S. 133.), vielleicht zu deren Anerkennung zu bewegen, wol
len wir ſchließlich eine Ausſage der „Seherin von Pre
vorſt (hier angeführt **S. 603** und übereinſtimmend mit de
Angabe der N. O. **S. 144**) zu Grund legen und mit eine
heiligen Begebenheit vergleichen. Sie ſagt von der Proce
dur des Sterbens: „Im Momente des Todes tritt der Gei
auch ſo (wie in der magnetiſchen Ekſtaſis) heraus ohne Seel
und Nervengeiſt. In dieſer Lage iſt er ſehr ohnmächtig
er kann die Seele nicht an ſich ziehen; er muß warten, bi
dieſe ſich vom geliebten Leibe, den ſie langſamer verläßt

getrennt hat" u. ſ. w. — Das lezte Wort, wie es ſcheint, welches unſer hochgelobter Heiland am Kreuze ſprach, heißt: „Vater, in deine Hände befehl ich meinen Geiſt." Der Evangeliſt ſezt hinzu: „Und als er das geſagt, verſchied er" (Luc. 23, 46.). Chriſtus hatte nämlich einen wirklichen Menſchengeiſt, aber bewohnt von der Gottheit; ſonſt wäre er kein wahrer Menſch geweſen. Wir leſen aber (Apoſtelg. 2, 31.), ſeine Seele ſey nicht im Hades gelaſſen worden, wohin ſie demnach ohne den Geiſt hinüber- und hinabfuhr, was eben ſein wahrer Tod war, oder was damit gleichbedeutend iſt, ſeine Höllenfahrt (Epheſ. 4, 9.); aber wir leſen dennoch auch (1 Petr. 3, 19.), daß er ebendaſelbſt in oder mit dem dieſe Seele lebendigmachenden Geiſt den Geiſtern im Gefängniß gepredigt habe, nämlich nachdem er zum Zweck dieſer Predigt (und hiernächſt ſeiner Auferſtehung im unſterblichen Leibe) ſeinen Geiſt alsbald wiedererhalten, die Seelen ſeiner Hörer aber wenigſtens für den Augenblick den übrigen, um die Predigt vernehmen und benutzen zu können, weßwegen ſie hier ebenſowohl Geiſter (d. i. Geiſtbegabte) heißen, als die „Geiſter der vollendeten Gerechten" (Hebr. 12, 23.), die noch nicht zur verklärten Auferſtehung des Fleiſches gelangt ſind, aber gewißlich ihre Seelen bei ſich haben und mit ihnen umkleidet ſind.

Uebrigens erſcheinen mir immer diejenigen Leute bewundernswürdig, oder um mit meinem alten Freund Homer zu reden, dämoniſch (δαιμόνιοι), die den Muth haben, über Dinge zu ſchreiben, von denen ſie nichts verſtehen. Ich meine damit nicht den braven Hrn. Gerber; unſern Verfaſſer aber, der durch Ergebniſſe belehrt iſt (vgl. S. 116 f.) am wenigſten.

J. F. v. Meyer.

Geſchichte einer Geiſtererſcheinung und Erlöſung.

In dem anmuthigen Thälchen, welches das Städtchen Winnenden und das Pfarrdorf Schwaikheim im Würtembergiſchen verbindet, und durch welches der Zipfelbac fließt, liegt unfern eines vorſpringenden Birkenwaldes nah am Fußwege, der ſich durchs Thal hinzieht, der ſogenannt Teufelsbrunnen. Schon ſein Name bezeichnet ihn al einen bei'm Volke verrufenen Ort, und es iſt Thatſache, daß in der Nähe deſſelben ſeit vielen Jahren häufig nächtliche Lichterſcheinungen beobachtet worden ſind, über dere Beſchaffenheit man wohl das Urtheil dahingeſtellt ſey laſſen dürfte, wenn nicht folgende amtlich beglaubigte Thatſache alle Zweifel über die höhere Natur derſelben beſeitigte.

Am 17. Januar des Jahrs 1816 wanderte der hieſig (i. J. 1839) verſtorbene Bürger und Maurer J. G. F. Leibfriz von Schwaikheim, ein ſtiller und chriſtlich geſinnte Mann, das Thal hinauf, um in Winnenden einige Einkäufe zu machen. Es war heller Mittag. Ohne nur entfernt an etwas Außerordentliches zu denken, das ihm hie begegnen könnte, gieng Leibfriz den Fußpfad hin, un war, wie er nachher ſagte, in ſeinen Gedanken meiſten mit ſeinen häuslichen Angelegenheiten und namentlich de Einkäufen beſchäftigt, die er jezt vorhatte. Viele Dutzen mal ſchon hatte er denſelben Weg ſowohl bei Tag als b Nacht gemacht, ohne, mit Ausnahme der Lichter, die au er ſchon in der Nähe des Teufelsbrunnens, jedoch ohne vor denſelben ſich zu fürchten, aber auch ohne ihnen nahe zu treten, beobachtet hatte, etwas Außerordentliches erfahren zu haben.

Dießmal ſollte es anders ſeyn. — Als er am Teufelsbrunnen gerade vorübergehen wollte, ſah er auf dem Wege, etwa zehn Schritte vor ſich, plötzlich eine nebelhafte, jedoch helle Geſtalt, welche anfangs einer Dunſtſäule glich, allmählich aber menſchliche Form erhielt. Langſam ſchwebte ſie auf ihn zu, und nun unterſchied er deutlich ein faltenreiches, langes Gewand, den obern Theil des Kopfes verhüllt, und er konnte nicht mehr zweifeln, daß es eine Frauengeſtalt war. Leibfriz war ganz ohne Furcht, und betrachtete daher, ſtille ſtehend, die wunderbare Erſcheinung recht genau, welche, als ſie ſich ihm bis auf einen Schritt genähert hatte, gleichfalls ſtille ſtand, und ihn zu beobachten ſchien. Ihr Angeſicht ſchilderte er als ein ſehr zartes, liebliches, übrigens ſehr ernſtes. — Eine Minute mochten beide ſo, ſtille ſich gegenſeitig betrachtend, einander gegenüber geſtanden ſeyn, da faßte Leibfriz Muth zu einer Frage, worauf ſich folgende Unterredung entſpann: „Wer biſt du?“ „Ich bin eine unglückliche abgeſchiedene Seele.“ Während ſie dieſe Worte ſagte, trat eine kleine äußerſt helle glänzende menſchliche Geſtalt, einem ſchönen Kinde von drei bis vier Jahren gleichend, wie aus der größeren Geſtalt hervor, und blieb ruhig neben dieſer ſtehen. — Leibfriz fragte weiter: „Was willſt du von mir?“ „Du allein konnteſt mich ſo ſehen, wie du mich jezt ſiehſt: andern Menſchen kann und darf ich mich nicht offenbaren. Schon lange habe ich auf dich mit Schmerzen gewartet.“ „Was kann ich für dich thun?“ „Du ſollſt mich erlöſen von dieſem Ort und von der traurigen Erde.“ „Wie kann ich das?“ „Uebermorgen frühe acht Uhr ſollſt du an dieſen Brunnen kommen, und hier recht brünſtig und andächtig um meine Erlöſung zum Herrn flehen. Ich bitte

dich um unſers Heilands willen, thue mir dieſ
Dann — ach dann bin ich erlöst!“ — Leibfriz v
ihre Bitte zu gewähren, worauf beide Erſcheinu
die Luft zerrannen.

Nachdem er ſeine Geſchäfte, die ihn bis zum
Winnenden aufhielten, beſorgt hatte, kehrte er auf d
Wege nach Hauſe zurück. Als er am Teufelsbrunne
gieng, ſah er, ob er es gleich wünſchte, die Geſtal
wieder, dagegen zwei Lichter, ein größeres und ei
res, welche ſich in dieſer Gegend lebhaft hin und be
ten, und vernahm zugleich von dem gedachten Orte
ganz deutliches Stöhnen und Seufzen, was ihm,
da es bereits Nacht war, grauenhaft vorkam, we
ſeine Schritte nach Haus möglichſt beſchleunigte.

Hier angekommen, erzählte er ſeiner Gattin
ſcheinung, die er gehabt hatte, mit der Bitte, die
lung um des neugierigen und eitelen Geredes d
willen gegen Jedermann zu verſchweigen. Allei
voll Beſorgniß und Angſt für ihren Mann, den ſi
in den Banden der finſteren Mächte wähnte, ri
nicht nur dringend ab, ſein gegebenes Verſprechen
füllen, ſondern theilte auch, als ſie ſah, daß ihre
fruchtlos waren, Freunden und Bekannten ihres
das Vorgefallene mit, und bat dieſe auf's Angelege
ihren Mann von dem gewagten Schritte abzumahne
wenn dieß nicht gienge, ihn wenigſtens an Ort un
zu begleiten. — Auf dieſe Weiſe verbreitete ſich d
rücht von dem Vorfall in kurzer Zeit im ganzen
Die Anſichten waren natürlich ſehr verſchieden.
riethen unbedingt ab, andere redeten zu, wieder an
ten ihre Begleitung an. Darüber waren alle ei
denfalls vorher dem Pfarrer des Orts B. Anzeige
Sache zu machen, und ihn um ſeinen Rath zu bitt

Am 18. Januar begab ſich dem zu Folge Leib
Pfarrer, dem er ausführlich erzählte, was ihm

war, und von dem er den Rath erhielt, die Sache gehen zu laſſen, in welcher er ſich doch wahrſcheinlich nur getäuſcht habe, und deren weitere Verfolgung nichts bewirken würde, als eine allgemeine Beunruhigung der Ortsbewohner. Wahrſcheinlich, ſo meinte der Pfarrer, werde er, wenn er ſich nicht abhalten laſſe, zum Teufelsbrunnen zu gehen, neben dem Geſpötte der Leute, das ſein Lohn ſeyn werde, auch noch von der weltlichen Behörde zur Verantwortung und vielleicht zur Strafe gezogen werden. — Mit beklommenem Herzen verließ Leibfriz ſeinen Pfarrer, und er fieng an, mit einiger Aengſtlichkeit an die Erfüllung ſeiner Zuſage zu denken. Immer jedoch konnte er, da er gewiß wußte, daß er ſich am hellen Tage nicht getäuſcht hatte, die von dem Geiſtlichen ihm vorgeſtellten Abhaltungsgründe nicht für beſtimmend genug halten, und als vollends die Mehrzahl ſeiner Freunde für Haltung ſeiner Zuſage ſtimmten, und ſechſe derſelben ihm feierlich verſprachen, ihn an Ort und Stelle zu begleiten, ſo beſchloß er feſt, am folgenden Tage ſeinem Worte getreulich nachzukommen.

Am 19. Januar frühe halb acht Uhr machte ſich Leibfriz in Begleitung der gedachten Freunde auf den Weg, und bald erreichten ſie die nächſte Umgebung des Teufelsbrunnens, wo Halt gemacht und berathſchlagt wurde, ob Leibfriz die kleine Strecke bis zur Einfaſſung des Brunnens allein oder in Begleitung zurücklegen ſolle. Zuerſt wurde Letzteres beſchloſſen, und als Leibfriz mit zwei Begleitern an dem Brunnen angekommen war, ſah und hörte er gar nichts. Sobald jedoch die Begleiter ſich zurückgezogen hatten, ſah er, wie jene weibliche Geſtalt an der Wurzel eines Weidenbaumes, der über die Quelle hereinbieng, langſam aus dem Waſſer ſich herhob, und auf deſſen Fläche zu ſtehen ſchien. In gleicher Zeit bemerkte er dicht neben ſich eine ſchwarze, thierähnliche, abſchreckend häßliche, mit wilden Augen ihn anklotzende Geſtalt, vor deren Anblick er ſo gewaltig erſchrack, daß er die Beſinnung verlor, und am Rande der Quelle niederſank. Schnell ſprangen die Freunde herbei, trugen ihn ins Freie, und bald kam er wieder zu ſich ſelbſt. — Nach einer Viertelſtunde wurde der zweite Verſuch gemacht. Leibfriz näherte ſich der Quelle allein, ſah abermals die Geſtalt des „Fräuleins“ wie er es nannte, und war im Begriff, auf die Kniee zu fallen, und das zugeſagte Gebet zu verrichten, als das ſchwarze Thier abermals wie drohend ſich ihm näherte, die Bruſt ihm beklemmte, und zuletzt den Athem raubte, ſo, daß er zum zweiten Mal bewußtlos weggetragen werden mußte. „Alle guten Dinge ſind drei!“ ſagten ſeine Begleiter, und trieben ihn zu einem dritten muthigen Verſuche an. Dießmal ließ er ſich durch die abſchreckende Geſtalt und die drohenden Augen des Unthiers nicht einſchüchtern. Er fiel auf die Kniee, und betete geraume Zeit andächtig zum Herrn um Erlöſung der leidenden Seele, die er während ſeines Betens öfters ſeufzen hörte, und neben welcher das freundliche Kind die Händchen gar lieblich wie mitbetend gefaltet hatte. — Schon während ſeines Gebets bemerkte Leibfriz, daß die Geſtalt heller wurde, als ſie ihm bisher erſchienen war. Als er es beendigt hatte, ſagte er zu ihr: „Nun habe ich deinen Willen erfüllt im Namen des Herrn. Er ſey dir gnädig!“ — Kaum hatte er dieſe Worte geſagt, ſo erhob ſich der Geiſt über die Fläche des Waſſers mit dem Kinde, beide gleich lichthell glänzend, das Unthier ſenkte ſich in die Fluthen, und Leibfriz hörte das „Fräulein“ mit gen Himmel erhobenen Händen ausrufen:

„Nun Seele, ſchwing dich in die Höh',
Und ſage dieſer Welt Ade!“

Nach dieſen Worten zerfloß ihre Geſtalt in die Luft. Leibfriz verlor abermals die Beſinnung, ſank zuſammen, und die Freunde, welche, obgleich in der Nähe ſtehend, nichts von allem Vorgegangenen geſehen hatten, eilten herbei, ihm Hilfe zu leiſten. — Es war eine Art Starrkrampf, was ihn befallen hatte. Grauſam eröffnete ihm einer der Begleiter die ſtarre Kinnlade mit Verluſt von drei geſunden Zähnen vermittelſt eines Schlüſſels: aber dennoch kam das Bewußtſeyn nicht völlig zurück. Der halb Ohnmächtige mußte, unter dem Zulauf einer Menge Volks, das die Neugierde zuſammengetrieben hatte, nach Hauſe mehr getragen als geführt werden, wo er erſt ſeine volle Beſinnung wieder erhielt, und erzählen konnte, was ſich am Teufelsbrunnen zugetragen hatte.

Von dieſer Zeit an, alſo ſeit 24 Jahren, hat kein Wanderer mehr ein Lichtlein am Teufelsbrunnen leuchten ſehen.

Zur Aufhellung vorſtehender Thatſache möchte folgender Auszug aus den Schwaikheimer Todtenregiſt[illegible]m Jahr 1792 nicht unwillkommen ſeyn. Es heißt [illegible]

> „Katharina Dorothea Spörlin von Naſſach, [illegible]einer Oberamts, Grenauer Kirchſpiels, welche [illegible]ichtmeß l. J. (1792) bei hieſigem Kronenwi[illegible] Joh. Caſp. Eckſtein in Dienſten geſtanden, und ihre [illegible]angerſchaft hartnäckig verleugnet hat, und daher [illegible]res Dienſtes, ohne bei dem Pfarramt eine Anzeige zu machen, entlaſſen werden iſt, hat ſich aus Deſperation in dem zwiſchen hier und Winnenden befindlichen ſogenannten Teufelsbrunnen erſäuft, und iſt nach vorgenommener Sektion, wobei ſich befunden, daß es nur noch einige Wochen bis zu ihrer Niederkunft angeſtanden wäre, Kraft Herzogl. Regierungsbefehls den 26. Mai auf dem hieſigen Kirchhof Nachts um 9 Uhr in locum separatum begraben worden.“

Nur das blöde Auge des ſelbſtgenügſamen Verſtandes- oder Sinnen-Menſchen mag hier einen Cauſalzuſammenhang überſehen; wem aber das innere Licht aufgegangen iſt über die moraliſchen Ausgleichungen und Ordnungen, die einem andern Leben angehören, in welchen nicht mehr der Verſtand und die Sinne oben anſtehen, der findet gewiß zwiſchen der erzählten Thatſache und dem gegebenen Auszug aus dem Todtenbuch eine genaue und ſehr ernſte Uebereinſtimmung.

Schließlich kann ich, um bei dieſer Gelegenheit ein Müſterchen zu geben, wie dergleichen Vorfälle von den Beamten zuweilen behandelt werden, nicht unterlaſſen, den Leſern des Magikons zu erzählen, wie es dem Leibfriz, nachdem er die Erlöſung vollbracht hatte, bei der weltlichen Obrigkeit ergangen iſt.

Sein Pfarrer hatte richtig prophezeit. Schon am 19. Januar, alſo am Tage der Erlöſung, lief folgendes, noch gegenwärtig in der Amtsregiſtratur der Pfarrei Schwaikheim befindliches Schreiben des Schultheiſſen an den Pfarrer ein, das diplomatiſch genau hier wiedergegeben wird.

Hochehrwürdiger, Hochgelehrter Herr Pfarrer!

„Der Leibfriz iſt gewiß heute fruh auf das Feld die Wuſen bei dem Teufels geloffen, um nach der ſage Geiſter zu erlöſen, in angſt aber auf dem plaz umgefallen, und mußte nach Haus gefuhrt werden. Dieſe unerlaubte leichtſinnige, und ſo zu ſagen Gott Verſuchte handlung würde Bedürfen ſo bald der Leibfriz wieder zu ſich kommt über den Vergang zu vernemmen und den erfund dem OberAmt zu berichten. in erbittung gütigſter wilfahr nehme die freiheit zu ſein Schwaikheim den 19. Januar 1816.

Sr. Hochehrwürden

ganz gehorſamſter Diener
Joh. Melch. Ulrich, Schultheiß.

Nach Empfang dieſes Schreibens blieb dem Pfarrer nichts übrig als die Sache ans Oberamt Waiblingen zu berichten, welche Stelle den Maleſikanten unverzüglich einzuliefern befahl. — Als er vor dem Oberamt erſchien, war das ſummariſche Verfahren folgendes:

Erſtes Verhör. Frage des Oberbeamten: „Was hat Er am Teufelsbrunnen geſehen?“

Antwort: „Ein Fräulein und ein Unthier, das wie eine wilde Katze ausſah.“

O. „Fort mit ihm in den Thurm, bis er nicht mehr ſagt, er habe eine Katze und ein Fräulein geſehen!“ (Leibfriz wird in den Thurm geführt.)

Zweites Verhör. O.: „Was hat Er am Teufelsbrunnen geſehen?“ L. „Eine ſchwarze Katze und ein Fräulein.“ O. „Fort mit ihm, bis er nicht mehr ſagt, er habe eine ſchwarze Katze geſehen.“ (Leibfriz wird abgeführt.)

Drittes Verhör. O. „Was hat Er am Teufelsbrunnen geſehen?“ L. „Herr Oberamtmann, nichts, gar nichts!“ O. „So; das hätte Er ſchon lange ſagen können!“

Nun wurde Leibfriz mit einem derben Verweiſe ſeiner Haft entlaſſen. Einſender nimmt ihm nicht übel, daß er alſo bedrängt und hilflos, um von einer ſolchen Behandlung frei zu werden, endlich ſagte, was der Oberamtmann wollte. Es iſt jedoch Jedermann im Ort bekannt, daß er die Wahrheit der Thatſache, wie ſie oben erzählt worden iſt, im Kreiſe von Freunden bis an ſeinen Tod behauptet hat.

W.

Ein Hausgeiſt.

Es war im Anfang dieſes Jahrhunderts, als Herr Revierförſter H. in E. eines Abends, in Berufsgeſchäften abweſend, ziemlich lange nicht nach Hauſe kam. Die Mutter hatte die jüngeren Kinder bereits ins Bette gelegt, und war in der Küche mit der Bereitung des Abendeſſens beſchäftigt, als ſie Tritte im untern Hausgang und ſodann die Treppe heraufgehen hörte. Sie glaubte, an den Tritten die ihres Mannes zu erkennen. Unmittelbar darauf hörte ſie den Gewehrkaſten auf dem obern Gang öffnen, ein Gewehr einhängen, darauf die Thüre des Wohnzimmers öffnen und wieder ſchließen. „So?“ rief ſie dem Kommenden nach, „biſt du jezt da? ich bin eben mit dem Eſſen fertig,“ und begab ſich ins Wohnzimmer, um das Nöthige fürs Nachteſſen vollends zuzurüſten. Wie erſtaunte ſie aber, als ſie beim Eintreten den Vater nicht ſah, und auch die anweſenden Kinder nichts von ihm wollten geſehen oder gehört haben.

Spät erſt kam der Vater wohlbehalten heim, und ſuchte ſeiner Frau das Gehörte als Sinnentäuſchung auszureden. Das gelang ihm dießmal; nicht aber bei folgendem Vorfall, der ſich nachher oft wiederholte.

So oft nämlich Abends der Vater das Haus oder auch nur das Wohnzimmer verließ, öffnete ſich täglich öfters die Thüre des Zimmers, das er eben verlaſſen hatte, und herein trat ein Mann von höherem Alter, in einen Schlafrock gehüllt, der einige Male im Zimmer auf- und abgieng, und ſich ſodann ins Schlafzimmer begab, wo er ſich über die Wiegen der Kinder beugte, und wohl auch zuweilen eine Zeitlang wiegte. Sobald der Vater ſich hören oder ſehen ließ, war der Gaſt verſchwunden. Nie ward dieſer von jenem geſehen, oder auf irgend eine Weiſe wahrgenommen. Es war aber eine Zeit, in welcher jedesmal dann, wann Herr H. ſich entfernte, der Geiſt auf obige Weiſe ſich ſehen ließ, und bei ſeiner Zurückkunft verſchwand. — Es ſcheint, dieſer Geiſt habe in Abweſenheit des Hausvaters deſſen Stelle vertreten, und in ſeinem Namen, wie man ſagt, das Haus hüten wollen.

Folgender Vorfall charakteriſirt ihn ganz beſonders als Hauswächter.

Ein Jägerburſche des Herrn H., welcher ohne Vorwiſſen und Erlaubniß des Herrn an einer Tanzbeluſtigung Theil genommen hatte, kam in ſpäter Nacht nach Hauſe. Auf Nebenwegen ſchlich er zum Hauſe herein, und eilte gerade mit leiſen Tritten die Treppe hinauf, als ihm auf derſelben ein Mann im Schlafrock entgegenkam, der ein Kind auf dem Arme trug. Im erſten Schrecken war der junge Menſch der Meinung, ſeinen in dieſem Punkt ſehr ſtrengen Prinzipal vor ſich zu ſehen, und drückte ſich deßhalb in der Angſt in eine Ecke. Der Unbekannte aber gieng mit drohend gegen ihn aufgehobenem Finger ſtillſchweigend an ihm vorüber. Froh, nicht ſeinen Herrn, ſondern nur den Hausgeiſt geſehen zu haben, der ſo diskret war, den Exceß nicht zu verrathen, eilte der junge Menſch zu Bette, nach welchem der Geiſt von dieſer Zeit an, als ob er ihn beſonders beaufſichtigen müſſe, geraume Zeit allnächtlich ſah, und ihm zuweilen bei ſolchen Viſitationen die Bettdecke wegzog.

Ebenſo zeigte ſich ſeine freundſchaftliche Geſinnung bei nachſtehender Gelegenheit: An einem Chriſtabend war die Mutter mit Zurüſtung der Geſchenke für ihre Kinder nicht fertig geworden, und verabredete deßhalb mit der

Magd, daß diejenige von beiden, welche zuerſt erwache, die Andere wecken ſollte. Am Chriſttag ſehr frühe erwachte die Mutter, und eilte, die Magd zu wecken. Im Vorübergehen hörte ſie in der Küche Feuer ſchlagen. In der Meinung, es ſey die Magd, ſah ſie hinein, und bemerkte richtig in der Finſterniß eine mit dieſer Arbeit beſchäftigte Perſon. „So iſts recht, Katharine, du haſt mirs abgewonnen.“ Mit dieſen Worten gieng ſie wieder zu Bette, bis etwa die Magd Licht bringen würde; allein ſie ſchlief wieder ein, und erwachte erſt mit dem anbrechenden Tage, geweckt von der eben aufgeſtandenen Magd, welche bis dieſen Augenblick ruhig geſchlafen hatte.

Noch längere Zeit ſezte dieſer friedliche Hausfreund aus dem Geiſterreich ſeine Beſuche im Forſthaus in E. fort, bis Herr H. endlich nach S. verſezt ward, wo er nichts mehr von demſelben erfahren hat.

Man glaubt in E., daß dieſer Geiſt ein Amtsvorgänger des Herrn H. geweſen ſeye. Aus dem Umſtand, daß er dem Jägerburſchen mit einem Kinde erſchienen iſt, ſchließt man, daß denſelben wohl ein dieſes Kind betreffender Gewiſſensſcrupel beunruhige.

Ob man noch jezt in E. etwas dergleichen bemerkt, iſt mir unbekannt. Was aber von mir hier erzählt wurde, dafür kann ich jedem, der Beruf dazu hat, die Augenzeugen ſtellen; namentlich können die noch lebende Wittwe des Herrn H., ſo wie ſeine jezt erwachſenen Kinder die Sache bezeugen.

Sp. den 26. Januar 1840.

E. W., Pfr. in Sp.

Ein merkwürdiges Schauen und eine eingetroffene Vorausſage.

Briefliche Mittheilung an den Herausgeber.

Unter den beiden Thatſachen, die ich, mein verehrter Freund, Ihrer Aufforderung gemäß, dieſen Blättern mittheile, dürfte wohl die erſte die meiſte Beachtung verdienen, da es ſich hier von einer Erſcheinung handelt, die, von fünf verſchiedenen Perſonen zugleich wahrgenommen, ihrer Natur nach von der Art war, daß von einer Trübung des Urtheils durch Schrecken, Aufregung der Phantaſie u. dgl. ſchlechthin nicht die Rede ſeyn konnte, einer Erſcheinung mithin, deren Objektivität ſchwerlich irgendwie in Zweifel gezogen werden dürfte, während andererſeits ihre gänzliche Folgeloſigkeit, ihr Unzuſammenhang mit irgend einem ſpäter oder zugleich eingetretenen Ereigniß der gemeinen Wirklichkeit, ſie aus der Sphäre des ſogenannten zweiten Geſichts, unter welche ſie ſonſt allerdings fallen würde, wiederum ablöst, und, falls man ihre Erklärung im Reich der gewöhnlichen Naturkräfte ſuchen will, als lezte Zuflucht höchſtens etwa die Annahme zuläßt, daß auch in unſern Gegenden das Phänomen der Luftſpiegelung (**Fata Morgana**) ſtattfinde, mit deren Bedingungen jedoch, ſoweit ſolche bis jezt bekannt ſind, die Oertlichkeit, auf welcher die Erſcheinung ſtattfand, durchaus nicht übereinkommt.

Mein Hauptgewährsmann in der Sache, Gemeindepfleger M—r in dem Dorfe W—f, Oberamts Leonberg, iſt nicht nur an dem Orte ſeiner amtlichen Wirkſamkeit, ſondern in der ganzen Umgegend als ein ausgezeichnet klarer Kopf und tüchtiger Geſchäftsmann bekannt, und wirklich dürfte es ſchwer ſeyn, einen helleren Verſtand und ein heitereres, jedem krankhaften Einfluß unzugänglicheres Gemüth zu treffen, als das ſeinige. Dabei iſt er von ziemlich phantaſieloſer, übernatürlichen Eindrücken auf keine Weiſe geöffneter Seelenbeſchaffenheit, hat außer der ſogleich zu berichtenden Viſion nie eine andere Erſcheinung „aus dem Nachtgebiete der Natur“ gehabt und eben ſo wenig von „Blättern aus Prevorſt“ oder dem „Magikon“ je etwas zu Geſicht gebracht, wie denn auch die Namen, die er dem leztern Werke gab, als ich ihn mit der Exiſtenz deſſelben bekannt machte und verſicherte, ſein eigener Name werde nächſtens in demſelben vorkommen, keineswegs ſonderlich ſchmeichelhaft waren. Eben ſo entfernt iſt er, die nachfolgende Geſchichte, die ihm vor zehn Jahren begegnete, als etwas beſonders Merkwürdiges anzuſehen. Obwohl ich ſeit ſechs Jahren beinahe wöchentlich, gar häufig auch wohl täglich, mehrere Stunden mit ihm umgehe, hat er von dieſer Begebenheit nie ein Wort unaufgefordert gegen mich fallen laſſen, und nicht durch ihn, ſondern durch einen andern Augenzeugen derſelben, den Flurſchützen S—s, bekam ich vor einigen Monaten, rein zufälliger Weiſe, die erſte Kunde von ihr.

Gleich wenig geneigt iſt ſeine Frau, die ich als weitere Zeugin der Erſcheinung um einen Bericht über dieſelbe angieng, viel Aufhebens davon zu machen. Nur auf mein wiederholtes Anſuchen, und mit ſichtbarem Widerſtreben, erzählte ſie mir den ſie betroffenen Vorfall, gleichſam als Etwas, von welchem es beſſer ſey, gar nicht zu ſprechen. Kurz, keinem von beiden Ehegatten, und ebenſowenig dem vorhingenannten S—s, einem ſchlichten Landmann, iſt es je zu Sinn gekommen, mit der Geſchichte als etwas Wunderbarem, oder nur Intereſſantem, prahlen zu wollen; ſie vermeiden vielmehr geſliſſentlich dieſelbe zu erwähnen und bei Keinem läßt ſich auch nur die leiſeſte Spur einer abſichtlichen Zuthat blicken. Die zwei andern Zeugen endlich waren zur Zeit des Vorfalls Kinder von drei bis ſechs Jahren, und die Thatſache, daß ſie die Erſcheinung ebenfalls wahrgenommen, ſtüzt ſich demnach mehr auf die Glaubhaftigkeit der ſchon genannten erwachſenen Perſonen, als auf ihre eigene Erinnerung.

Vor ungefähr zehn Jahren, um zum Sachbericht zu kommen, entfernte ſich M—r mit ſeiner Frau, ſeinen zwei Kindern und ſeinem damaligen Knecht S—s, eines Mittags um 12 Uhr von Hauſe, um in dem benachbarten Dorfe F—ch einen Beſuch zu machen. Es war Gründonnerſtag und ausgezeichnet ſchönes, klares Wetter. Der Knecht führte die Kinder in einem Handwägelchen, und ein großer Haushund hatte ſich, ohne daß man ihm das Mitgehen anfangs recht geſtatten wollte, der Parthie ebenfalls angeſchloſſen. Die Geſellſchaft mochte ſich etwa drei Büchſenſchüſſe weit von dem Dorfe W—f entfernt haben, als zunächſt die Kinder, die ihrer Natur nach auf äußerliche Gegenſtände am aufmerkſamſten waren, und ſofort auch die Erwachſenen einen Reiter im mäßigen Trab auf ſich zukommen ſahen. Derſelbe ritt einen Mohrenſchimmel, hatte einen runden grauen Hut auf dem Kopf, war nach der Weiſe der beſſern Stände gekleidet, und ſchien, wie ſich bei ſeinem Näherkommen ergab, etwa fünfzig Jahre alt zu ſeyn. Unwillig rief M—r dem Knecht zu: „warum haſt du doch den Hund mitlaufen laſſen! Du weißt ja, daß er die Unart hat, an den Pferden hinauf zu ſpringen und ſie ſcheu zu machen. Faß ihn beim Halsband, damit es mit dem Herrn da kein Unglück gibt!“ Während dieſer Worte war der Reiter bereits ſo nahe herangekommen, daß man ſeine Geſichtszüge zu unterſcheiden vermochte; der Knecht machte eilends einen Seitenſprung nach dem Hund, wodurch ſämmtliche Augen zwei oder drei Sekun-

den lang auf leztern abgelenkt wurden, und als man w
der aufblickte, war weit und breit kein Reiter mehr
ſehen. Links von der Stelle der Landſtraße, auf welch
die Geſellſchaft ſich in dieſem Augenblick befand, zieht ſ
ein höchſtens 150 Schritte breiter, nach jeder Richtu
vollkommen überſehbarer Thalgrund hin, jenſeits deſſ
ziemlich ſteile Weinberge aufſteigen; rechter Hand iſt
ausgedehntes Ackerfeld, das etwa 8 Fuß höher als
Straße liegt und von dieſer durch einen ſteilen Rain
ſchieden wird. Inſtinktmäßig ſprangen die drei erwach
nen Zeugen des Vorfalls unverzüglich auf die Kante d
ſes Rains, von wo aus man die Gegend nach all
Seiten im Umkreis von etwa einer halben Stunde f
überſchaut. Allein nirgends eine Spur weder von R
noch Mann; wohl aber ſchlenderten einige Fußgänger,
von M—r und ſeinen Begleitern ſchon vorher einige hu
dert Schritte hinter dem Reiter bemerkt worden war
und an welchen dieſer, da er weit ſchneller ritt, als
giengen, nothwendig kaum einige Minuten zuvor vorb
gekommen ſeyn mußte, gemächlich heran. Sobald ſie ſ
bis auf Sprechweite genähert, wurden ſie befragt, Ob ni
ſo eben ein Reiter in der Richtung nach W—f zu an ihn
vorbeigekommen ſey; zum größten Erſtaunen der Frage
den jedoch hatten Jene keinen Reiter geſehen, wohl a
bemerkt, wie M—r und die Seinigen plötzlich von
Chauſſee zu dem höher liegenden Ackerfeld hinauf geſpru
gen waren. Da es ein Feiertag und ſehr ſchönes We
war, ſo kamen in kurzen Zwiſchenräumen noch zehn
zwölf Perſonen in der Richtung gegen W—f zu an M—
und ſeiner Geſellſchaft vorüber; aber auch ſie hatten v
dem Reiter nicht die leiſeſte Spur wahrgenommen, da
gen den M—r und deſſen Gefährten ſchon längſt geſeh
und ebenfalls bemerkt, wie dieſe plötzlich den Rain hin
geeilt waren. Daß der Reiter die Landſtraße, auf welch
alle dieſe Perſonen giengen, und nicht etwa einen and

Weg hergekommen, lag außer Zweifel, denn M—r und ſeine Begleiter hatten ſeine Herankunft auf der Straße mit eigenen Augen geſehen. Nothwendig hätte er alſo von ſämmtlichen Befragten ebenfalls bemerkt werden ſollen. Ebenſo nothwendig mußte er im Fall einer plötzlichen Umkehr bemerkt werden, geſezt ſelbſt er wäre nicht auf der Landſtraße zurückgekehrt, ſondern hätte ſein Pferd jenen ſteilen Rain hinaufſetzen laſſen und ſeinen Rückzug wild und toll über die geackerten. Felder genommen; denn nicht nur mußte er auf dieſem Wege von M—r und den Seinigen, die, ſobald er ihnen aus den Augen gekommen, jenen Rain hinauf geeilt waren, geſehen werden, ſondern er konnte ſelbſt dem Blick der weiter entfernt auf der Landſtraße gehenden Menſchen nicht entzogen bleiben, da die Chauſſee in der Gegend, wo Leztere ſich befanden, kaum zwei Fuß tiefer als das Ackerfeld liegt, und folglich eine freie Ueberſchauung deſſelben geſtattet. Ueberdieß hätte ein ſchneller Sprung auf den 8 Fuß hohen, ganz ſteilen Rain ein ſehr kräftiges Pferd und einen ſehr geübten Reiter vorausgeſezt; „der Mann aber," bemerkte M—r gegen mich, „ſah gar nicht aus wie ein junger Sauſewind, der auf's Gerathewohl in die Welt hineinreitet, oder wie ein vornehmer Herr, welcher die Dreſſur ſeines Pferdes zeigen will, ſondern wie ein ehrſamer Familienvater, der eine Geſchäftsreiſe macht, und falls ſein Rößlein einen Fuß bräche, daſſelbe nicht ſo leicht durch ein anderes erſetzen könnte." — So bliebe denn, aus dopeltem Grunde, nichts übrig, als die Geſtalt des Reiters für eine Viſion der aus dem Dorfe W—f ausziehenden fünf Perſonen zu erklären, ſey dieſe Viſion nun körperlich nach Art der **Fata Morgana**, oder auf mehr pſychiſchem Wege hervorgerufen worden. Indeſſen ſey es mir erlaubt noch eine kurze Bemerkung an dieſe Begebenheit anzuknüpfen. Die Geſchichte von einem geſpenſtiſchen Reiter, auch wohl von einem Pferde allein,

gebt unter den verſchiedenſten Modifikationen durch
Schwaben — vielleicht durch ganz Deutſchland überha
wenigſtens laſſen auf dieſe weitere Verbreitung jen
Norddeutſchland einheimiſchen, durch dichteriſche Vered
ſo berühmt gewordenen Verſe ſchließen:

Der Mond der ſcheint ſo helle,
Die Todten reiten ſo ſchnelle.

In Schwaben iſt das geſpenſtiſche Pferd *immer*
Schimmel; der Reiter, falls ein ſolcher auf ihm
hat bald einen Kopf, bald iſt er kopflos, und muß,
dem ſchwäbiſchen Glauben, jedesmal ein *Jäger* ſeyn,
nun in dieſer Suppoſition die alte Volksſage vom wi
Jäger nachtönen, oder mag bloß die Ungunſt, worein
ger und Forſtbeamte ihrer amtlichen Stellung nach
Landvolk nothwendig gerathen, und in früher Zeit
mehr gerieben, hievon die Schuld tragen. Daß der Sc
mel ſehr häufig ohne Reiter erſcheint, dürfte andeu
daß ſchon um dieſes Thier an ſich irgend ein Dunke
der Volkstradition zurückgebliebener Nimbus ſchwebe, de
Quelle man vielleicht richtiger in einem vorchriſtlichen G
ben der Germanen, als in dem apokalyptiſchen we
Roß ſuchen wird, da das leztere von der Einbildungsk
des Volkes ſchwerlich ſeines Reiters beraubt worden w
Dazu gehört noch die Bemerkung, daß das weiße P
in den Geſchichten unſerer Spinnrockenſtuben zwar im
als ein übernatürliches, bald ſchreckendes, bald mahnen
Weſen, nie aber wie manche andere Thierſpucke, z. B. Hu
oder Bären, als ein eigentlich böſes Geſpenſt auftritt.
Ob und wie weit nun dieſes bei uns ſo allgemein
breitete Phantaſiebild, oder ein dieſem Bilde unterliegen
realer Grund, im Zuſammenhang ſtehe mit der von
gänzlich unbefangenen Menſchen wahrgenommenen
ganz in den Formen der proſaiſchen Wirklichkeit geba
nen Erſcheinung, welche ich ſo eben berichtet habe, m
dem Urtheil Anderer überlaſſen bleiben.

Die zweite Geſchichte, die ich Ihnen mittheile, das merkwürdige Eintreffen einer Weiſſagung, ſpielt in der Familie meiner Mutter, und ich habe den Hergang, da die Geburt meiner Großmutter mit demſelben in Verbindung ſteht, ſowohl von meinem verſtorbenen Großvater, als von meiner Mutter und meiner Tante, die Beide noch am Leben ſind, mehr denn hundertmal erzählen hören.

Ein Baron Wöllwarth war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Oberforſtmeiſter in Neuenbürg auf dem Schwarzwalde. Eines Tages kam eine Zigeunerin in ſeine Wohnung, und verlangte, nach Art dieſer Leute, wahrſagen zu dürfen. Der Oberforſtmeiſter, welchem dergleichen aus Rückſicht auf ſeine der Niederkunft nahe, ohnehin etwas ängſtliche Frau unangenehm war, wieß die Angekommene auf ziemlich rauhe Art aus dem Zimmer, und ſchadenfroh rief ſie ihm, als ſie aus der Thür trat, zu: „Nimm dich in Acht, der Michaelistag wird dein Todestag ſeyn!“ Zufällig war auf dieſen, bereits in der nächſten Woche bevorſtehenden Unglückstermin ein Treibjagen feſtgeſezt; auf die dringenden Bitten ſeiner Frau verſprach Wöllwarth an demſelben keinen Antheil zu nehmen, und hielt dieſes Verſprechen, als der angedeutete Tag ſofort herankam, auch wirklich, ohne ſich jedoch gegen Abend von einem Spazierritt in Geſellſchaft mehrerer Freunde abhalten zu laſſen. Während dieſes Rittes ward er veranlaßt einen Augenblick abzuſteigen; im Moment wo er ſich wieder in Sattel ſchwingen wollte, machte das Pferd, durch irgend etwas erſchreckt, einen Seitenſprung, ſo daß der Reiter auf den Boden ſtürzte, und ſich, jedoch ſeiner Empfindung nach, ganz unbedeutend an der Stirn verlezte. Da indeſſen einiges Blut aus der Wunde quoll und das Umbinden eines Schnupftuches nöthig machte, konnte er den Unfall vor ſeiner Frau nicht ganz verbergen, daher er derſelben bei der Rückkehr ſchon von Weitem zurief: „Nun das Uebel iſt abgebüßt, ich bin mit einer ganz geringen

Verletzung weggekommen!“ Eben ſtand ein Teller mit Haſelnüſſen auf dem Tiſche, und der Verwundete, dem es nicht gelingen wollte, ſeine Gemahlin über ſeinen Zuſtand völlig zu beruhigen, ſagte endlich: „Wenn Jemand eine gefährliche Kopfverletzung erhalten hat, kann er nicht kräftig beißen; ich will aber gleich zeigen, daß ich dieß ſehr gut zu thun vermag!“ Damit biß er eine Haſelnuß auf, ſank aber im nämlichen Augenblick bewußtlos nieder. Der Arzt, der unverzüglich herbeigerufen wurde, fand die Verwundung weit bedeutender, als der Verwundete geglaubt, und ſchritt zu einer Trepanation; der Kranke ſtarb aber während dieſer verſuchten Hülfsleiſtung. Seine Frau kam aus Schrecken noch am gleichen Abend nieder, ſtarb aber während der Geburt ebenfalls, und das Kind, welches ſie gebar, war eben meine Großmutter.

Ueber die Art der Verwundung ſelbſt, und den Grund warum ihre Tödtlichkeit erſt in Folge des Beißens hervortrat, iſt mir nichts Näheres bekannt; indeſſen dürfte ſich dieſe Erſcheinung mediciniſch immerhin erklären laſſen. Möglich auch, daß der Tod ſelbſt blos Folge einer ungeſchickten chirurgiſchen Behandlung geweſen wäre, was jedoch dem Eintreffen der Zigeunerprophezeiung in ſeiner Merkwürdigkeit nichts benehmen würde.

Fr. Motter.

Was die erſte Geſchichte betrifft, ſo können zu derſelben folgende Bemerkungen gemacht werden.

Jene Erſcheinung war gewiß weder ein Phantaſiebild (nach der kritiſch-wiſſenſchaftlichen Theorie, etwa das Phantaſiebild eines Einzigen, vielleicht gar bloß jenes Hundes, der aber die andern Mitgehenden damit magnetiſch angeſteckt hätte, ſo daß ſie es auch ſahen), noch viel weniger eine **Fata Morgana**, ſondern es war ganz einfach eine wirkliche Realität, ein in das Tageleben ſich hereingedrängter, ſeine alte liebe Gewohnheit, von der er noch nicht laſſen konnte, treiben wollender, noch nicht gegangener Verſtorbener. Andere gleiche, aber noch auffallendere Beobachtungen ſprechen für dieſe Anſicht.

Als ich mit meiner Gattin vor mehr als achtzehn Jahren (doch war dieß Mitternacht, aber völlige Mondhelle) auf der Straße von Heilbronn nach Weinsberg fuhr, begegnete uns auf derſelben Straße, nicht weit mehr vom Orte entfernt, ein Reiter auf einem weißen Pferde, der hart an uns, aber ganz lautlos, vorüberritt, uns aber deswegen ſogleich ſehr auffiel, weil, wie wir ganz genau bemerkten, ſein Pferd nicht auf dem Boden gieng, ſondern ſich ungefähr ſechs Schuhe über der Erde fortbewegte, auch ſahen wir an dem Reiter keinen Kopf.

An den nächſten Häuſern vor dem Thore und am Thore angekommen, erkundigten wir uns ſogleich, ob ein Reiter von dieſen Häuſern weggeritten oder einer durch das verſchloſſene Thor gelaſſen worden ſey, aber es war dieß nicht der Fall, und einen andern Weg konnte derſelbe der ganzen Lokalität nach nicht hergekommen ſeyn. —

Ein anderer Fall iſt dieſer: Herr Rittmeiſter v. Schlembach zu Oehringen, ein wahrheitsliebender und ganz nüchterner Mann, erzählt, daß, als er vor einigen Jahren einmal, wenn ich nicht irre, in Geſellſchaft des Herrn Gaſtwirth Landbecks von Oehringen, von Heilbronn nach Oehringen fuhr, er, Herr Landbeck und der Kutſcher zugleich, folgende Erſcheinung hatten:

Auf der Höhe gegen Schwabbach, wo der Wald ein Ende nimmt und die Weinberge beginnen, ſahen alle drei links von der Chauſſee durch die nahen Weinberge ein langgeſtrecktes Thier, faſt ähnlich einem großen Kalbe, ſich ihnen zur Seite ſchweben und hart hinter dieſem, ihm nachfolgend, den Kopf eines Menſchen. Sie waren alle wachend und bei guten Sinnen, der Kutſcher neben den Pferden hergehend. Da dieſe ſonderbare Erſcheinung eine geraume Zeit lang mit ihnen in gleicher Linie, immer wie durch die Pfähle und Weinſtöcke (was auch ein palpables Weſen nicht hätte thun können) durchgieng, ſo blieb dieſelbe lange in ihren Augen und ſie betrachteten ſie genau, doch nicht ohne Verwundern und Schauern.

Als Herr Rittmeiſter v. Schlembach mir dieſe Begebenheit erzählte, fiel mir bei, was er nicht wußte, da er dazumal noch nicht in dieſer Gegend war: daß im Jahre 1826 unfern dieſer Stelle im Walde, bei dem ſogenannten ſteinernen Tiſche, ein Handwerksburſche ſeinen Kameraden, ihn ſeiner armſeligen Baarſchaft von wenigen Batzen zu berauben, mit einem Terzerol, in das er Chauſſeeſteinchen geladen hatte, von hinten meuchlings erſchoß, aber gefangen und nachher zu Weinsberg geköpft wurde.

An die Erſcheinung jenes Reiters reiht ſich aber noch folgende auffallendere Begebenheit an. Sie iſt der Deuteroſcopie des Herrn Geheimerath v. Horſt (Bd. II. S. 32) entnommen und lautet alſo:

„Zwei gebildete junge Männer, und — frei bis zum Spott darüber vom Geſpenſterglauben, aus deren Mund ich das Folgende habe, geben nach Vollendung ihrer akademiſchen Jahre gemeinſchaftlich nach Gießen, um ſich dort einer öffentlichen Prüfung zu unterwerfen. Es war Winter und war an ebendemſelben Tag ein friſcher Schnee gefallen. Als ſie durch das lezte Dorf vor Gießen kamen, mochte es ungefähr Abends gegen acht Uhr ſeyn. Aber der Mond ſchien helle, es war eine mäßige Kälte, der Weg war ihnen wohl bekannt, ſie fanden alſo nicht den mindeſten Anſtand dabei, ihren Weg durch den nahen Wald nach der Stadt fortzuſetzen, um noch denſelben Tag den Ort ihrer Beſtimmung zu erreichen. Ungefähr fünf- bis ſechshundert Schritte hinter dem Dorfe, ehe der Wald ſeinen Anfang nimmt, auf einer vollkommenen Ebene, fährt mit ſauſender Eile plötzlich ein mit vier Pferden beſpannter Schlitten dicht vor ihnen vorbei, von dem ſie zuvor gar nichts waren gewahr worden, ſo daß ſie kaum Zeit hatten, ſolchem auszuweichen. Der Schlitten kam in der Richtung vom Wald her, hielt aber keine beſtimmte Straße ein, ſondern fuhr vor beiden vorbei, quer über die Straße zum offenen Felde hinein. „Wohin ſo ſpät noch Landsmann?“ ruft einer von Beiden dem Fuhrmann zu, erhielt aber keine Antwort; Sie ſahen deutlich den Schlitten, in dem Niemand ſaß, die vier röthlichen Pferde, die ihm vorgeſpannt waren, den Fuhrmann, der den Arm aufgehoben hatte, und die Peitſche ſchwang. Sie ſchauen dem eiligen Fuhrwerk mit regegewordener Neugier nach, aber kaum iſt ſolches neben ihnen vorübergeſauſt, ſo verſchwinden auf freiem Felde in einem Augenblick Schlitten, Pferde, Fuhrmann und eben alles, urplötzlich und wie von der Erde verſchlungen, vor ihren Blicken. Beide, mit der alten Lehre von dämoniſchen Faſcinationen völlig unbekannt, ſehen einander mit Verwunderung an, und wiſſen nicht, was ſie zu der ſeltenen Fahrt ſagen ſollen. Sie unterſuchen den friſchgefallenen Schnee, — aber nirgends iſt eine Spur zu entdecken, daß etwas daher gefahren ſey. Nun treibt ſie die Neugier noch einmal in das nahe Dorf zurück, um ſich zu erkundigen, ob der Schlitten vielleicht dahin gefahren, oder von irgend Jemand ſey geſehen worden. Sie treffen ſofort vor einem der erſten Häuſer im Ort einige Perſonen im Geſpräche miteinander an. „Ahha!“ ſpricht einer davon mit geheimer Schadenfreude unſere Reiſenden an: „Sei komme aach wirrer zurück, weil ſei der Schlittemann ümgefahren hot?“ „Ah! Vetter Hampeter,“ entgegnete dieſem ein anderer, „macht doch ka Sache! Däs thaut's ja ſcho lang naut mih. Gibt, ihr macht dene Leut da am End noch Angſt!“ Gegen die beiden jungen Männer gewandt: „Föchte Sei ſich neit, das Schlittegeſpenſt iſt ſchon lang naut mih ſu bös. Ja, wei mein Ellervater noch n'junger Borſch war, da wars noch ebbes anners domst, aber alleweile thauſt kam Menſche mib ebbes z'Laad u. ſ. w." — Mit Verwunderung hörten beide dieſen gegenſeitigen Mittheilungen zu. Der Plauderer, deſſen Gutmüthigkeit nicht ohne allen Eigennutz zu ſeyn ſchien, bemerkte zulezt, ſie ſtünden hier gerade vor'm Wirthshaus, wo ſich ſein Ellervater eben befände, wenn ſie mit in daſſelbe hineingehen wollten, ſo könne ihnen dieſer viel mehr vom Schlittengeſpenſt erzählen. Durch das eben Geſehene und Gehörte aufgeregt, ließen ſie ſich den Vorſchlag gefallen und hörten nun ſowohl vom — Ellervater, als von der übrigen winterlichen Schenkeverſammlung eine Menge von Geſchichten, welche dieſer oder jener ſelbſt erlebt haben wollte, und die hier zu erzählen der Ort nicht iſt. Alle beſtätigten des Ellervaters Behauptung, daß das Geſpenſt in älterer Zeit viel ſchlimmer und obſtinater geweſen ſey; da hab' es oft im nahen Walde wie der wilde Jäger ſelbſt gehauſt, ſey öfters den Reiſenden aufgeſprungen, daß ſie hätten erliegen müſſen, zur andern Zeit hab's mit ſeiner Geiſel eine ganze Heerde von Geſpenſter-Säuen im Wald herum gejagt, um die Leute zu erſchrecken und irre zu führen u. ſ. w., ſeit mehreren Jahren aber laſſe es ſich nicht mehr anders, als zu Schlitten ſehen, und wenn man da dem Teufels-Fuhrwerk geſchwind aus dem Wege ſpringe, ſo komme man ohne Schaden davon ꝛc.

Ohne ſich durch alle dieſe Geſpenſtergeſchichten in ihrem Entſchluß irre machen zu laſſen, ſezten die beiden jungen Männer ihren Weg nach Gießen fort, wo ſie denn ohne weiteres Abenteuer ziemlich ſpät in der Nacht wohlbehalten ankamen.

Soweit nach dem Bericht, den mir die beiden Herrn, welche gegenwärtig bereits öffentliche Aemter bekleiden, über den Vorfall mitgetheilt haben.

Ob ſie von der dörflichen Wirthshausgenoſſenſchaft zum Geſpenſterglauben bekehrt worden ſind — weiß ich nicht. Beide behaupten aber noch jezt ſtandhaft, ſie ver möchten ſich allerdings von einem ſo complicirten Geſpenſt, das aus 4 Pferden, einem Fuhrmann und — einem Schlitten beſtehe, gar keine Vorſtellung zu machen u. ſ. w. Aber bei dem allem ſey ihrer vollen Ueberzeugung nach der Schlitten, den ſie geſehen hätten, keine natürliche Erſcheinung geweſen. Da nun im Munde zweier oder dreier Zeugen alle Wahrheit beſteht, ſo kommt es mir nicht zu, ihre Ueberzeugung zu meiſtern, ſo ſeltſam eine Geſpenſter-Repräſentation der Art auch ſeyn möge. Wenn es überdieß wahr iſt, was der gute Lyſius Thl. I. ſagte: „daß es viele Dinge in der Welt gebe, die ſchwer zu glauben und doch reell und wahrhaftig ſeyen;“ ſo hab ich nicht einmal das Recht, dem wunderbarlichen Reiſeabenteuer direkten Widerſpruch entgegenzuſetzen. Ich machte den Einwurf, jeder Schlitten fahre der Natur der Sache nach geſchwind, und hieraus laſſe ſich das plötzliche Verſchwinden deſſelben doch wohl natürlich erklären. Nein wurde mir geantwortet, dieß ſey nicht möglich, ſie hätten Schlitten, Pferde, Fuhrmann in dem Moment bei hellem Mondſchein vollkommen deutlich geſehen, und in demſelben Nu ſey alles weg geweſen u. ſ. f. Und ſo mit allen andern Einwürfen, welche ich vorbrachte.“

Ein räthſelhaftes Schauen.

Aus dem Ruſſiſchen von N. Gretſch.

Von dieſer wunderbaren geſpenſtigen Proceſſion war der Aſtronom und Meteorolog Schröder, Correſpondent der Akademie, der in hohem Alter im Jahre 1810 ſtarb, Augenzeuge, und erzählt davon folgendes:

Es war im lezten Regierungsjahre der Kaiſerin Anna Iwanowna, im Jahr 1740. Ich war damals ſehr jung und wohnte bei dem däniſchen Reſidenten, in dem Hauſe, wo ſich jezt der Pariſer Gaſthof auf dem Schloßplatze befindet. Wir waren im Auguſtmonat und hatten eine dunkle, aber überaus warme Nacht. Der Reſident brachte den Abend, ſeiner Gewohnheit nach, mit Klavierſpielen zu, und ich ſang. Als es zehn Uhr ſchlug, wünſchte ich ihm eine gute Nacht und gieng in mein Zimmer. Plötzlich wurde ich gewahr, daß das mittlere Thor der Admiralität, welches in die Erbſenſtraße führt, ſich erleuchtete. Aus dem Thore geht eine Proceſſion mit einer Menge Fackeln hervor, biegt links ab nach dem Schloßplatze zu. Die gegenüber liegenden Häuſer glänzen im hellen Fackelſchimmer, und dieſer Fackelſchimmer mit der unſichtbaren Proceſſion bewegt ſich näher und näher dem Pallaſte. Ich ſehe und ſtaune. Der Reſident ſchickt nach mir, ich eile zu ihm und finde ihn mit allen Hausgenoſſen am Fenſter, dieſe unbegreifliche Erſcheinung betrachtend. Man fragt ſich: was für eine Proceſſion kann wohl zur Nachtzeit aus der Admiralität kommen? Ein geſcheiter Diener wird abgeſchickt, um die Sache näher in's Auge zu faſſen und dann zu rapportiren.

Indeſſen hatte die Proceſſion ſich um die Ecke des Admiralitäts-Walls gelenkt, und war in der Richtung des mittleren Thores des Schloſſes fortgeſchritten, wo ſie hineinzog. Der Fackelſchein verſchwand allmählig, und die vorige Dunkelheit herrſchte wieder. Der Bediente kehrte zurück und ſagte, daß er bis zur Ecke der Admiralität gelaufen, bei ſeiner Annäherung aber ſchon nichts mehr zu ſehen geweſen ſey; daß ſich indeß ein heftiger Windſtoß erhoben, der ihm ſeinen Hut vom Kopfe geriſſen und zur Newa fortgeweht habe. Er lief nach, erhaſchte ihn wieder nahe am Ufer und gieng nun dem Schloſſe zu. Der Winterpallaſt war zu jener Zeit noch von Holz. Alles war ſtill. Die Schildwachen giengen am Thore auf und ab. Der Bediente fragte, was das für eine Proceſſion mit Fackeln geweſen, und wo ſie geblieben ſey? Die Schildwachen verſetzten, daß er irre ſpräche, und ſie nichts von einer Proceſſion geſehen hätten, und er ſich wohlweislich mit heiler Haut nach Hauſe packen möchte. — Hiermit endete es. Alle Bewohner unſeres Hauſes ſahen dieſe außerordentliche Erſcheinung, doch Niemand konnte die Sache aufklären.

Es war natürlich, daß in der Folge, als ungewöhnliche politiſche Ereigniſſe eintraten, ein jeder dieſe Erſcheinung als einen Vorboten derſelben deuten wollte.

Ein zweites Geſicht.

Meine verſtorbene Mutter glaubte nie an Geiſter oder Geſpenſter, obgleich ſich ihr dieſer Glaube beinahe aufdrang, indem ſie während ihrem Leben mehrere Erſcheinungen aus dem Schattengebiete hatte. — Sie liebte nicht darüber zu ſprechen, und erzählte mir dieſe Ereigniſſe niemals ausfuhrlich. — Einen kleinen Vorfall aus ihren lezten Lebensjahren theilte ſie mir jedoch mit, er gehört mehr in die Klaſſe des zweiten Geſichts und war folgendermaßen:

Meine Mutter ſaß an einem hellen Nachmittage im Wohnzimmer meines Großvaters, der alte Herr rauchte behaglich ſein Pfeifchen und beide waren im heiteren Geſpräche begriffen. Das Zimmer hatte die Ausſicht auf einen großen Garten. Die Mutter, welche ihrem Platze gegenüber das Fenſter hatte, blickte zufälligerweiſe hinaus, da gewahrte ſie eine ſchwarz gekleidete Frau mit einem Kinderſarge auf dem Kopfe. Dieß fiel ihr ſehr auf, ſie trat nahe ans Fenſter, und ſah ferner, wie dieſe Frau fortgieng bis ans Ende des Gartens und in der Hausthüre der Gärtnerwohnung verſchwand. Meine Mutter glaubte nun nicht anders, als die Frau habe die Abſicht, den Sarg vom Gärtner mit Blumen zieren zu laſſen, und äußerte ſich, daß ſie das ſehr unſchicklich finde, daß ſich die Leute aus dem Dorfe erlauben, eine Leiche in den Garten zu tragen. Sie gieng hierauf in das Nebenzimmer, wo die Hausjungfer, mit Näharbeit beſchäftigt, an einem Fenſter ſaß, das die gleiche Ausſicht auf den Garten hatte; ſie frug dieſelbe, ob auch ſie die Frau mit dem Kinderſarge geſehen habe, was jedoch verneint wurde. — Man ſchickte nun ſogleich in das Haus des Gärtners, um ſich zu erkundigen, was die Leichenfrau eigentlich begehrt habe. Während dieſer Zeit blieb meine Mutter am Fenſter ſtehen, ſah aber Niemand aus dem Hauſe herausgehen. Die ſämmtliche Gärtnersfamilie war zu Hauſe, und verſicherte, daß den ganzen Mittag kein Menſch bei ihnen geweſen ſey, ſie auch weder auf dem Hausgange, noch auf der Treppe das Geräuſch eines Kommenden vernommen hätten. Nun war es meiner Mutter erſt unheimlich geworden, ſie beſorgte, dieſe Erſcheinung möchte einem ihrer fernen Kinder Unheil bedeuten, dieß war aber nicht der Fall. Hingegen erkrankte kurz nach jenem Geſichte die ſämmtliche Gärtnersfamilie, einige Mitglieder waren dem Tode nahe, doch ſtarb keines.

M. v. H.

Beim zweiten Geſichte, das in Schottland ſo häufig vorkommt, bedeutet dem Seher das Erſcheinen eines Sarges, der in ein Haus getragen wird, nicht Tod, ſondern Erkranken der Hausgenoſſen, wird aber der Sarg aus dem Hauſe herausgetragen, bedeutet es den Tod eines derſelben. Erſteres war nun auch bei dieſem zweiten Geſichte der Fall.

Nicht unter „Erſcheinungsgeſchichten,“ ſondern mehr unter die Beiſpiele vom zweiten Geſichte, gehört auch die **S. 101** angeführte Geſchichte von dem Hrn. Pf. Zeller zu Nußbaum ſich vorgebildetem Sarge. Deſſen Sohn, Hr. Pf. Zeller zu Laichingen, berichtiget die dort gegebene Thatſache noch damit (denn ſie wurde, wie ſie dort ſteht, nicht primitiv von ihm, ſondern von einem zweiten, angeblich aus ſeinem Munde, ſo erzählt), daß ſein Vater das Geſicht von jenem mit ihm gehenden Sarge wirklich hatte, darauf erkrankte, aber erſt mehrere Jahre nachher ſtarb.

Prof. Erasmus Schmidt erzählt in der Leichenrede, die er dem Prof. Taubmann hielt, daß dieſer ihm und vielen Perſonen vor ſeiner Krankheit, der er nachher unterlag, erzählt habe: daß er eines Morgens, kurz vor ſeinem Erkranken, einen Sarg mit einer Leiche vor ſeinem Bette erblickt habe. Er habe in der Leiche ſein eigenes Bild erkannt und nun werde er mit ſeinen Freunden (er war ein ſehr jovialer Mann) nicht lange mehr ſcherzen, ſondern bald ſterben. Wirklich ſtarb er auch ſehr kurze Zeit nach dieſem Geſichte im 48. Lebensjahre.

Ein junger ungariſcher Edelmann, deſſen Namen ich vielleicht noch ſpäter nennen werde, der ſich in Italien aufhält, ſchrieb an ſeinen Vater in die Heimath, er habe in der lezten Nacht einen ſonderbaren Traum gehabt, er habe ſich ſelbſt im Sarge geſehen, und über dem Sarge eine Tafel, auf welcher das Wort: „Ipse“ geſtanden. Der Brief kam in der Heimath an, und bald darauf die Nachricht von ſeinem durch andere Hand gewaltſam erlittenen Tode.

Der Brief des jungen Mannes wurde von dem betrübten Vater, im lezten Winter (1840) in öffentlichen Geſellſchaften zu Wien, Theilnehmenden mitgetheilt.

J. K.

Bedeutungsvolle Träume.

1.

Die „Europa“ erzählt nach dem Ruſſiſchen des N. Melgunoff Folgendes.

Die ſchöne Gräfin N., auf ihrem Landhaus bei Moskau, erſt ſeit einem halben Jahre glücklich verheirathet, hatte einen Traum, der ihr anzuzeigen ſchien, daß ſie ihren abweſenden Gatten, welcher zum 1. September, ihrem Geburtstage, von ſeiner Geſchäftsreiſe zurückzukehren versprochen hatte, nicht mehr wiederſehen werde, indem ſie im Verlaufe des Auguſtmonats ſterben müſſe. Sie entdeckte dieſes ihrem Arzt, der ſie ihres Unwohlſeyns wegen beſuchte. Sie hatte in der vergangenen Nacht erſt Schlafloſigkeit, ſchlummerte endlich ein, hörte jedoch noch 12 Uhr ſchlagen. Sie fährt dann fort: „In demſelben Augenblick, ohne die Augen zu eröffnen, ſehe ich, auf ſonderbare Weiſe, daß neben meinem Bette ein Greis ſteht, den es mich dünkt, irgendwo ſchon geſehen zu haben, ganz weiß gekleidet, und mit einem langen weißen Bart. Bei allem dem fühlte ich nicht die geringſte Angſt, und ſelbſt als er, beide Hände mir auflegend, ſagte: „Meine Tochter! gehe in dich; du mußt im Monat Auguſt ſterben!“ — ſelbſt da war ich eben ſo ruhig, als ich es jezt bin. Alsdann verſchwand er, und ich ſchlief ein.“ — Der Arzt ſuchte ihr die Bedeutenheit des Traums auszureden, ſie habe etwas Fieber gehabt, und erzählt ihr, daß er als Student auf der Univerſität einen weit ſchrecklichern Traum gehabt habe.

„Sie müſſen wiſſen, daß mein Zimmer in zwei Hälften getheilt war, durch einen Verſchlag, hinter welchem mein Bette ſtand; das Kopfkiſſen deſſelben befand ſich, aus Mangel an Raum, dicht beim Eingange dieſes Schlafkämmerchens. Eines Nachts fühle ich, im tiefen Schlafe, daß etwas Hartes und Kaltes mir auf der Stirn liege. Ich wollte aufſpringen, konnte aber kein Glied rühren. Endlich, mich anſtrengend, befühle ich meinen Kopf; auf ihm lag, ſich zum Verſchlage hereinſtreckend, eine knöcherne Hand mit ſechs Fingern (als Anatomiker hatte ich den Muth ſie zu zählen), mit langen, ſcharfen Krallen, und oben mit Borſten bedeckt. Zugleich erſcholl hinter dem Schlag eine dumpfe Stimme: „Genau nach neun Jahren, wehe! wehe! wehe!“ — Dieſe Worte erſchollen langſam, abgebrochen, und jedes fiel mir wie ein Hammerſchlag auf das Herz. Die Hand verſchwand, ich erhob den Kopf, ſtand auf und blies Feuer an; weder in der Kammer, noch jenſeits des Verſchlags befand ſich Jemand. Die zum gemeinſchaftlichen Corridor führende Thüre war von innen zugeſchloſſen, das Fenſter ebenfalls. Es war keine phyſiſche Möglichkeit, zu mir zu gelangen. — War dieß ein Traum, oder eine Erſcheinung? Das zu entſcheiden, überlaſſe ich Ihnen, Gräfin.“

Hiebei ſteht unten die Anmerkung: „Die Erzählung des Doctors, ſo wie alles Uebrige, iſt keine Erfindung.“ — Ohne dieſe Verſicherung würde ſich das „Magikon“ dieſen Bericht nicht zueignen, da er übrigens einer poetiſchen Novelle ähnlich ſieht.

Die Gräfin fragt: „Ward aber die Weiſſagung erfüllt?“

Der Doctor: „Es iſt ſchon das zwölfte Jahr, daß ich practicire.“

„Traf Sie aber während jenes neunten Jahres nicht irgend ein Unglück?“

Nicht das geringſte; im Gegentheil, nie war die Anzahl meiner Kranken ſo groß, es war das Jahr der Cholera."

„Folglich ward das Ihnen Prophezeite erfüllt, und durch Ihre Erzählung haben Sie nur meine Befürchtungen beſtätigt."

Mit Ihnen iſt ſchwer ſtreiten, Gräfin; wie ein guter Feldherr kehren Sie des Gegners Waffen wider ihn ſelbſt. Doch ich erkenne mich nicht für beſiegt, und unternehme es, mit einem einzigen Pülverchen den unheilbringenden Greis zu verjagen und ſeine Prophezeiung zu nichte zu machen.

Der Bericht fährt fort: Unglücklicher Weiſe für den Doctor blieb ſein Pulver ohne Wirkung, und in der folgenden Nacht ſah die Gräfin denſelben weißhaarigen Greis, und vernahm von ihm dieſelben Worte. Deßgleichen geſchah in der dritten Nacht. Indeſſen vergieng ihr Fieber, ſie befand ſich vollkommen wohl, erhielt jeden Poſttag Briefe von ihrem Mann, ſchien heiter und lachte über ihre Erſcheinungen; doch in der That kam ihr der prophetiſche Traum nicht aus dem Sinn, und hatte nur einen fortwährenden Gedanken: „Ach! wäre der Monat Auguſt ſchon vorüber!"

Während des Monats Auguſt, bei dem ſchönſten Wetter, überließ ſie ſich dem Genuſſe des Landlebens. Eines Abends, auf ihrem Balkon ſitzend, im Anblick der blühenden Landſchaft, wurde ſie in der Dämmerung von dem ſtürmiſch melodiſchen Getöſe der zahlreichen Glocken Moskau's ergriffen, gedachte an die Worte des Greiſes: „Gehe in dich!" und beſchloß, da die Faſtenzeit vor Mariä Himmelfahrt (Aſſumption) noch nicht vorüber war, deren lezten Tage der Reinigung ihrer Seele von Sünden zu weihen und das heilige Abendmahl zu empfangen. Am Feſttage kehrte ſie, vom Gottesdienſt ermüdet, zurück, legte ſich zur Ruhe nieder und ſtand nicht mehr auf. In der folgenden Nacht beſuchte ſie der Greis aufs neue. „Meine

Tochter," ſprach er, „nun biſt du bereit, deine Seele iſt gereinigt, deine Stunde iſt gekommen."

Am folgenden Tag machte ſie ihr Teſtament, ſchrieb einen rührenden Brief an ihren Mann, worin ſie ihm das Traumgeſicht entdeckte, mußte nun „die große Wiſſenſchaft des Sterbens erlernen", und rang ſchwer mit dem Gedanken der Trennung von ihrem entfernten, geliebten Gatten.

Gegen ihren Willen riefen ihre Verwandten den Doctor zu ihr, der ſie für marasmirend erklärte. In der That verfiel ſie, durch ſtrenges Faſten erſchöpft, in die äußerſte Schwäche, verlor alle Eßluſt, verſank in beſtändiges Träumen, und ſchien endlich zu erlöſchen. Am 31. Auguſt fühlte ſie einige Erleichterung, wie vor dem Tode gewöhnlich, und verbrachte den Tag in erbaulichen Unterredungen mit ihrem Beichtvater.

Gegen Abend langte der Graf an, ſie war wieder halb bewußtlos und erkannte ihn kaum. Gegen das Ende der zwölften Stunde erklärten die Aerzte einſtimmig, ſie könne keine Stunde mehr leben. Der Graf trat in ihr Zimmer, und näherte ſich ſchluchzend ihrem Bette. Sie ſchlug die Augen auf. „Freund", ſprach ſie, „Du biſts? Lebe wohl! . . . jezt ſterbe ich ruhig."

Jammernd fiel der Graf auf die Knie vor der Sterbenden. Nach einer qualvollen Erwartung ſank ihr Haupt auf das Kiſſen nieder — es ſchlug Mitternacht.

Am 1. September früh, bei heiterm Sonnenſchein, kehrte der Doctor zum Landhauſe der Gräfin aus der Stadt zurück, um den unglücklichen Gatten zu tröſten. Und ſiehe da — er findet ſie, nicht todt, ſondern neben ihrem Manne beim Frühſtück ſitzend. „Des Grafen Ankunft hatte ihre Krankheit gebrochen, und der prophetiſche Traum gieng nicht in Erfüllung."

Das iſt ſehr wohl möglich. Umſonſt aber würde man daraus folgern, daß kein prophetiſcher Traum in Erfüllung gehe, oder daß alle Träume Schaum und leere Phantaſie ſeyen. Denn was machen wir zum Beiſpiel aus der behaarten Krallenhand, wovon inſonderheit geſagt wird, daß ſie keine Erfindung ſey, und welche das Choleraweh prophezeite? davon ſichs ſogar fragte, ob ſie Traum oder Erſcheinung ſey? Die bloße Subjectivität des prophetiſchen Greiſes in der Einbildung der liebenden jungen Gattin iſt keine Unmöglichkeit. Aber auch ſeine Objectivität nicht. Selbſt die bibliſchen Prophezeiungen gehen nicht alle in Erfüllung (Jerem. 18, 7—10. u. Jon. 3. u. 4). War der Greis nicht ein böſes Object, in einen Engel des Lichts verkleidet, zum bloßen Schrecken gekommen, ſondern ein Seliger, ſo iſt zu merken, daß weder Engel noch Seligen der ganze Rathſchluß Gottes jedesmal offenbar iſt, ſondern daß ſie nur ausrichten müſſen, wozu ſie geſendet werden, wie der Prophet Jonas. Daß aber das „Gehe in dich!“ und das kampfreiche Abſterben der jungen Gattin bei lebendigem Leibe, einen geſegneten Eindruck bei ihr zurückgelaſſen habe, wer mag es bezweifeln? Auf ähnliche Weiſe werden allerlei feine Abgöttereien täglich an uns geheilt. Noch bleibt die Frage, ob ſie durch die Wiederkehr in dieſes Leben glücklicher als durch ein ſeliges Abſcheiden geworden war oder — geblieben ſey? Der weiße Greis, vielleicht ihr naher Verwandter, meinte es wohl ſehr gut mit ihr. Die Seligen wiſſen, wie viel beſſer es bei ihnen als hier iſt. Die phyſiſche Wiederbelebung aber durch den Anblick des angebeteten Gatten, ohne den die Gräfin wirklich geſtorben wäre, iſt ſehr glaublich; denn „die Liebe iſt ſo ſtark wie der Tod,“ ja ſtärker als er, und treue Liebe findet bei dem Allbarmherzigen wohl Erhörung. Wäre es denn das einzige Mal, daß ein Halbtodter, deſſen Stunde an ſich geſchlagen hatte, durch irgend einen Eingriff der Hand der ewigen Liebe wieder zum

Leben erſtanden? *) — Es folgt alſo gar nicht, was aus der Geſchichte, die wir für wahr annehmen, vielleicht mit Lachen geſchloſſen werden will, und wir möchten den Scherzenden lieber das ernſte Wort: „Gehe in dich!“ zu Gemüth führen. Der Gräfin hat es gewiß nicht geſchadet, daß ſie in ſich gegangen iſt, und daß ſie die Hinfälligkeit dieſes Daſeyns und die Nichtigkeit alles Irdiſchen erkannt hat. Ihr und ihres Gatten Dank gegen den großen Liebhaber des Lebens wird auch nicht gefehlt haben, und wird ein wohlgefälliges Opfer geweſen ſeyn. Waren jezt nicht beide doppelt glücklich? Man kann ſich aber des Gedankens nicht erwehren, daß unſere ſeligen Freunde mit einer Art von Ungeduld auf uns warten, bis wir zu ihnen kommen, heftiger noch, als wir ſie hier zurückſehnen, zumal wenn ſie vorauswiſſen oder beſorgen, daß uns hier noch Verſündigung oder Trübſal zuſtößt. Es haben Schlafſeherinnen ausgeſagt, welche in hohen Entzückungen geweſen ſind, ſie dürfen ſich ihrer darum gemeinwachend nicht erinnern, weil ſie ſonſt das dieſſeitige elende Leben nicht zu ertragen vermöchten, was doch Jeder bei ſchwerer Strafe muß, ſo lange es Gott gefällt. Wenn die Seligen uns tödten dürften, um uns in ihre lieblichen Wohnungen einzuführen, ſie würden es thun, ſie würden uns die Seele ausküſſen, wie die Rabbinen von Moſe ſagen, daß ihm Gott gethan habe (der Tod der Neſchika). Mag nicht jener Greis, der die Gräfin zum Inſichgehen, zur Reinigung von Sünden ermahnt hat, um ſie gewiß ſelig zu wiſſen, gleichen Sinnes geweſen ſeyn? Ein böſes Weſen war es eben darum nicht, denn das ermahnt nicht zur Buße; und war er eine Phantaſie, ſo war ſie auch nicht böſe, nur weiß man nicht recht, wie eine Phantaſie ein junges Weib zur Buße ermannen ſollte, deren einziger Gedanke ihr abweſender heißgeliebter Gatte iſt. Sollte

---

*) Vgl. Blätter aus Prevorſt. 7. Samml. S. 40.

aber, wider die Verſicherung des Verfaſſers, das Ganze nur Dichtung ſeyn, ſo freut es uns, daß wir dadurch zu gegenwärtiger Betrachtung Anlaß gefunden haben.

— y —

2.

Von dem Califen Motasſem, der zu Anfang des 9ten Jahrhunderts lebte, berichtet Marigny in ſeiner Geſchichte der Araber aus morgenländiſcher Quelle folgende Begebenheit:

El macin, erzählt der Calif, habe die erſte Nachricht von dem Einfalle der Griechen in einem Traume bekommen. Es wäre ihm nämlich eine vornehme Muſelmannin erſchienen, die eben durch die Griechen weggeſchleppt wäre, und ihn um Hülfe angerufen habe, ſie hätte aus allen Kräften geſchrieen: Motasſem, komm geſchwind und hilf mir: Den folgenden Tag war er über dieſen Traum ganz erſchrocken, und erzählte ihn denen, die um ihn waren. Denſelbigen Tag kam noch ein Curier an, der die Nachricht mitbrachte, daß die Griechen die Grenzen überſchwemmt hätten. — Der Calif verſammelte erſtlich alle Truppen, die in Bereitſchaft waren, und gieng mit ihnen ſo lange in den geſchwindeſten Märſchen fort, bis er die Länder des griechiſchen Kaiſers erreicht hatte. Hier ließ er ſie erſtlich einige Zeit ausruhen und erholen, darauf aber ſtellte er ſich wieder an ihre Spitze und unternahm in eigener Perſon die Belagerung von Zabatra. Er ſtand ſeit der Zeit, daß er den Traum, den ich oben erzählt habe, gehabt hatte, in der Einbildung, daß die ihm damals erſchienene Muſelmannin in Zabatra gefangen gehalten würde; deswegen ſezte er die Belagerung dieſes Platzes vorzüglich mit vielem Eifer fort. Die Arbeiten wurden mit einer zu bewundernden Hitze getrieben, da der Muth des Fürſten ſich auch auf die Soldaten ergoß. Die Griechen vertheidigten ſich zwar ſehr tapfer, endlich aber ward der Ort nach vielen wiederholten Anfällen mit Sturm eingenommen. — Bei dieſer Gelegenheit konnte man die vortreffliche Kriegszucht, ſo der Calif unter ſeinen Völkern eingeführt hatte, recht wahrnehmen. Obgleich Zabatra durch Sturm übergieng, ſo ließen ſich doch die Soldaten mit der Einnahme des Orts genügen, und begiengen beim Eindringen nicht die mindeſten Ausſchweifungen; und dennoch wußte man, daß es ſeine Abſicht war, den Ort verheeren zu laſſen. Allein ſein vornehmſter Endzweck war, die ihm im Traum erſchienene Muſelmannin aufzuſuchen. Darum befahl er, daß, ſo bald der Ort eingenommen ſeyn würde, ein jeder in Waffen ſtehen bleiben, und den Einwohnern nicht die geringſte Beleidigung zufügen ſollte, bis er erſt die Perſon, die er ſo eifrig ſuchte, gefunden haben würde. Dieſes Weib ward auch wirklich unter den Gefangenen angetroffen. Der Calif ließ ſich alle Muſelmanninen, die hieſelbſt eingeſchloſſen geweſen, vorführen, und erkannte die im Traume geſehene auch bald unter ihnen, erfuhr auch, daß dieſe damals, als die Griechen ſich ihrer bemächtigt, ſeinen Beiſtand unter lautem Geſchrei angerufen.

M—l.

3.

Am neunten Dezember 1838 lag ich Nachts halb eilf Uhr in meinem Studirzimmer zu Bette und las, nach einer übeln vieljährigen Gewohnheit, noch etwas im Bette vor dem Einſchlafen. Um alle Feuersgefahr zu verhüten, hatte ich mir längſt zum Geſetze gemacht, unverzüglich das Licht zu verlöſchen, ſo bald ich eine geleſene Periode wieder leſen mußte, um ſie gehörig aufzufaſſen. Dieß war mir immer der ſicherſte Beweis, daß der Schlaf nahe war, und ich leicht von ihm überraſcht werden konnte. Immer hatte ich bisher ſtrenge über dieſen Grundſatz gehalten. Dießmal ließ ich mich vom Schlafe übereilen, bevor ich das Licht, das auf einem Nachttiſche hart neben dem Kopfkiſſen ſtand, verlöſcht hatte. Ich mochte etwa eine halbe Stunde geſchlafen haben, da träumte mir, es trete eine freundliche Frauengeſtalt zu mir, welche einen Leuchter mit einem brennenden Lichte in der linken Hand trug. Einige Augenblicke ſah ſie mich ernſt aber freundlich an, erhob dann den rechten Arm langſam, und deutete, während ſie mich anſah, mit dem Zeigefinger auf das brennende Licht, das ſie trug. — Plötzlich erwachte ich, und bemerkte zu meinem großen Schrecken, daß mein Licht, wahrſcheinlich durch eine Bewegung, die ich im Schlafe mit dem Kopfkiſſen gemacht hatte, lezterem ſo nahe war, daß daſſelbe, wenn es nur noch eine Linie näher gerückt worden wäre, nothwendig hätte Feuer fangen müſſen. — Ich weiß nun zwar ganz wohl, wie leicht dieſe Erſcheinung aus den bekannten pſychologiſchen Geſetzen von Manchen erklärt werden mag; ich für meinen Theil aber löſchte raſch mein Licht ab, und bevor ich wieder einſchlief, dankte ich Gott für dieſe Warnung, der noch nicht aufgehört hat, ſeine Engel auszuſenden, um ſeine Kinder, die Menſchen, zu ſchützen, und vor Gefahren zu bewahren.

4.

Die Gattin des Bernhard Maier, Bauers in Erligheim, bei Beſſigheim, war im J. 1837 in einem Wochenbette geſtorben, und hatte ihrem Gatten fünf unerzogene Waiſen hinterlaſſen, was ihn beſtimmte, ſo bald als möglich, in eine zweite Ehe zu treten. Noch bei Lebzeiten der Verſtorbenen hatte die 16jährige Tochter der Schweſter derſelben, auch eine Waiſe, Unterkunft im Hauſe ihrer Tante gefunden, und vergalt ihr ihre Liebe durch hilfreiche Unterſtützung in den Geſchäften des Hausweſens, namentlich aber dadurch, daß ſie ſich der kleineren Kinder, beſonders der jüngſten, nach Kräften annahm. — Kaum war Maier wieder einige Monate verheirathet, ſo wurden ſeine Kinder vom Keuchhuſten alle nach einander befallen, wodurch die häuslichen Sorgen und Unruhen ſehr vermehrt wurden, bei welchen die Aushülfe des verwandten Mädchens ſehr wünſchenswerth hätte ſeyn ſollen. Deſſen ungeachtet ward ihr, unter dem Vorwande, ſie ſey jezt entbehrlich, der Abſchied gegeben. Mit höchſt ſchmerzlichen Gefühlen dachte ſie an die bevorſtehende Trennung von den ihr ſo lieb gewordenen kranken Kindern, und namentlich das Kleinſte derſelben, das ſie bisher ſtets an ihrem Bette gehabt, und Tag und Nacht gepflegt hatte, erfüllte ſie mit bangen Sorgen für ſeine Zukunft. Etwa vierzehn Tage, ehe ſie das Haus verließ, ward ſie eines Abends, als auch das jüngſte Kind bereits erkrankt war, von ihrer Herrſchaft ins Feld geſchickt, Futter für das Vieh zu holen. So gerne ſie bei dem pflegebedürftigen Kinde geblieben wäre, mußte ſie doch gehorchen, und gieng daher, ſtille weinend auf den Acker. Ihr Weg führte ſie an dem Kirchhofe vorüber, wo ſie das Grab ihrer lieben verſtorbenen Wohlthäterin mit Kummer aus der Ferne betrachtete, ſtille betete, und endlich laut für ſich die Worte ſprach: „O, liebe Frau, hole deine Kinder! Wie wird es ihnen bei ihrer neuen Mutter ergehen!“ — Ein Paar Nächte darauf träumte ihr, die verſtorbene Frau ſey, während ſie zu Bette gelegen ſey, und das Kleine neben ſich in ſeinem Bettchen gehabt habe, ins Zimmer getreten, habe ein am Ofen hängendes Wickeltuch herabgenommen, ſey auf die Wiege des Kindes zugegangen, habe daſſelbe herausgenommen, in das Tuch gewickelt, und mit den Worten fortgetragen: „Ich hole ſie!“ Drei Tage darauf ſtarb gerade dieſes Kind; am gleichen Vormittag ein älteres Geſchwiſter von ſechsthalb Jahren; Nachmittags um drei Uhr ein anderes von vierthalb Jahren, und Tags darauf das älteſte Mädchen, das bereits zehn Jahre alt war. Ein Knabe von acht Jahren blieb am Leben.

Vorſtehende Thatſache habe ich aus dem Munde der Frau Sch...e in E...m., einer ſehr achtbaren, religiöſen und glaubwürdigen Frau aus dem gebildeten Stande, welcher das Mädchen, als einer nachbarlichen theilnehmenden Freundin, den Traum ſelbſt ſo erzählt hat, wie ich ihn hier wieder gegeben habe.

W.

5.

Ein Traum, durch welchen die Leiche eines Ermordeten aufgefunden wurde.

Verhandlung vor dem Aſſiſengericht der Pfalz.

Sitzung vom 4. December 1839.

> „Die Erde ſollte das vergoſſene Blut bedecken,
> aber das Blut ſchrie auf um Rache zum Himmel.“
>
> Vortrag der kgl. Staatsbehörde.

Die heutige Sache iſt eine von denen, die in den Annalen der Criminaljuſtiz unſeres Landes zu den Seltenheiten gehören. Wohl ereignet ſich bisweilen der traurige Fall, daß ein Menſchenleben das Opfer aufgereizter Leidenſchaften wird; allein hier, wo ein braver, wohlgeſitteter Jüngling, die Stütze ſeiner armen betagten Mutter, durch kalte Grauſamkeit fallen mußte, weil es einem Raubgierigen nach ſeinem ſauer verdienten Taglohn gelüſtete, kann man nur mit Schmerz auf die Stufe der Verworfenheit blicken, auf welche ein menſchliches Weſen herabzuſinken fähig iſt.

Der Angeklagte, welcher als Raubmörder vor die Aſſiſen verwieſen wurde, heißt Johann Scheifling, iſt 40 Jahre alt, Taglöhner, geboren und wohnhaft zu Eiſenberg; mit ſeiner Vertheidigung war Herr Advokat Petri beauftragt.

Die näheren Thatſachen, wie ſie aus den öffentlichen Verhandlungen ſich ergaben, ſind folgende:

Philipp Ludwig Zepp von Eiſenberg ernährte in ſeinem achtzehnten Jahre ſchon ſeine Mutter von ſeinem kärglichen Taglohn, den er als Hammerſchmiedsjunge ſich auf dem v. Gienanth'ſchen Eiſenwerke verdiente, weßhalb er allgemein geachtet war. Mit ihm arbeitete im Monat Auguſt 1839 der Angeklagte Scheiſling. Dieſer ſtand in der Gemeinde ſeit langer Zeit in dem ſchlechteſten Rufe. Er wurde, nach vorliegenden Urtheilen, ſchon zweimal wegen Diebſtahl zu bedeutenden Gefängnißſtrafen verurtheilt, und dunkle Gerüchte bezeichnen ihn als einen Menſchen, deſſen Hände nicht rein von Mord ſind.

Es war Samſtags den 17. Auguſt 1839, als Scheiſling und Zepp mit einander aus dem Felde nach dem Eiſenwerke zurückkehrten, und ſich in die Brandweinſchenke des Hammerſchmiedes Körber begaben. Beide hatten an jenem Tage ihren Lohn erhalten; der des Zepp betrug 9 fl. 9 kr. und beſtand in 3 Kronenthalern und etwas Münze.

Als beide ſich wieder entfernen wollten, um in den Wald zu gehen, verlangte Zepp von den Wirthsleuten eine Stülpkappe, worauf Scheiſling antwortete: „es iſt nicht kalt, Du brauchſt keine Kappe.“

Sie giengen nun wirklich zuſammen in den Wald, Zepp kehrte aber nicht mehr heim, und alle Nachforſchungen, welche die beſorgte, nichts Gutes ahnende Mutter anſtellte, blieben fruchtlos. Sobald das Verſchwinden des jungen Menſchen in der Gemeinde ruchbar wurde, bildete ſich ſogleich allgemein der Verdacht, daß wohl Scheiſling denſelben ermordet und beraubt haben möge. Verſchiedene Umſtände trugen auch dazu bei, dieſen Verdacht aufs Höchſte zu ſteigern.

Scheiſling begab ſich nämlich am Morgen nach der That zu dem Bäcker Anſpach in Eiſenberg, dem er Geld für Brod ſchuldete, und zahlte dieſem 6 fl. 48 kr.; zwei Stunden ſpäter zahlte er auch dem Fuhrmann Kraus 2 fl. auf ſchuldige Hausmiethe.

Als man ihn wegen dem jungen Zepp befragte, wollte er von demſelben nichts wiſſen und gab an, Zepp ſey an jenem Abend von ihm weggegangen, um Pflaumen zu holen, er aber habe ſich allein in den Wald begeben.

Der königliche Friedensrichter leitete nun die Unterſuchung ein, und Scheiſling wurde verhaftet.

Aus den Ausſagen der Frau und Schwiegermutter deſſelben gieng hervor, daß er in jener Nacht gegen 2 Uhr nochmals das Haus verlaſſen, und erſt nach 2 Stunden wieder heimgekehrt war; daß er den andern Morgen ſich nach Grünſtadt begeben, und von dort ein Paar neue Stiefeln, 4 Ellen Baumwollenzeug, 2 Ellen Kattun, 2 Ellen Futtertuch und 1 Elle Baumwollentuch mit nach Hauſe gebracht hatte.

Es wurde eine allgemeine Streife von ungefähr 150 Perſonen vorgenommen, ſie blieb jedoch ohne allen Erfolg. Da träumte es dem Georg Friedrig Zepp, Bruder des Ermordeten, daß dieſer im Walde (Diſtrikt Ochſenbuſch) erſchlagen und daſelbſt begraben liege *). Der Traum leitete den Georg Friedrich Zepp zum Grabe ſeines Bruders. In Begleitung eines gewiſſen Martin Hoffmann fand er an jenem Ort eine Stelle, die mit Moos, Laub und Reiſern friſch bedeckt war. Kaum hatte man die lockere Bedeckung hinweggeräumt, als ſich ein mit einem Stiefel bekleideter Fuß zeigte.

---

*) Die Ausſage des Zeugen G. Zepp aus der von einem königl. Unterſuchungsrichter zu Protokoll gebrachten Vernehmung abgeſchrieben, lautet getreulich alſo: „G. F. Zepp, 24 Jahre alt, Steinhauer in Eiſenberg.“

„In der Nacht vorher, ehe wir meinen ermordeten Bruder auffanden, kam es mir im Traume vor, als wenn ich in den Walddiſtrikt Ochſenbuſch ins Kiſſelwaldchen gehen ſollte, dort liege mein Bruder erſchlagen. Dieß äußerte ich auch des andern Morgens, als L. Hoffmann zu mir kam, gegen dieſen, und ich begab mich dann mit dieſem und mit Martin Hoffmann in genannten Walddiſtrikt, wo wir das Grab meines Bruders fanden.“

Der herzugerufene königl. Friedensrichter ließ nun die Leiche des unglücklichen Philipp Zepp vollends ausgraben. Er lag auf dem Geſicht, der linke Arm ausgeſtreckt, der rechte mit geballter Fauſt nach oben gebogen; ein blutiges Sacktuch bedeckte ſein Angeſicht, Blut floß aus Mund und Ohren. In ſeiner rechten Hoſentaſche befand ſich Pfeife und Feuerzeug, während die linke herausgeriſſen war.

Scheiſling wurde zur Leiche geführt und hier, gegenüber dem ſtummen und doch ſo beredten Zeugen, befragt, ob dieß ſein Werk ſey, worauf er mit ſichtlichem Schrecken erwiederte: „Ja, aber nicht mit Vorſatz.“

Dieſem Syſtem gemäß machte er auch eine förmliche Erklärung, die zu unwahrſcheinlich iſt, um nur einigen Glauben zu verdienen. Er behauptete nämlich, er habe mit der Axt in einen Baum hauen wollen und zufälliger Weiſe den darunter liegenden Zepp in den Kopf getroffen, der lautlos zurückgeſunken ſey. Im erſten Schrecken und glaubend, daß Zepp doch verloren ſey, habe er demſelben noch einen Hieb gegeben, worauf jener ſich nicht mehr gerührt habe. Er habe die Leiche liegen laſſen, ohne ſie zu berauben, und ſey nach Hauſe gegangen, zu Nacht gegeſſen und ſich zu Bette gelegt. In der Nacht habe ihn aber ein Grauen überfallen; aus Mitleid mit Zepp ſey er in den Wald zurückgekehrt, um ihn, wenn er noch lebe, nach Hauſe zu tragen. Er habe aber nur eine Leiche gefunden, die er, nachdem er ſich ſatt geweint, begraben. Bei dieſem Geſchäfte habe er zufällig das Geld gefühlt und dieſes zu ſich genommen, auch davon die oben erwähnten Zahlungen und Einkäufe gemacht.

Später, als er von dem königl. Unterſuchungsrichter auf das Eindringlichſte ermahnt worden war, die Wahrheit zu geſtehen, erklärte er endlich, daß er den Zepp ermordet habe, um ihn ſeines Geldes zu berauben. Im Walde ſey er nämlich im Begriff geweſen, eine Eiche zu fällen, da ſey ihm der Gedanke gekommen, er könne ſich mit Zepps

Geld aus der Noth helfen. In dieſem Augenblicke habe er ſich herumgedreht und demſelben mit der Axt einen Hieb in den Kopf gegeben; als dieſer lautlos zuſammengeſunken ſey, habe er ihm noch einen weitern Streich verſezt; dann ſey er mit der Leiche ſo verfahren, wie er in ſeinem erſten Geſtändniſſe angegeben.

Die Vertheidigung hatte hier kein anderes Mittel, als die Noth des Angeklagten, wenn nicht als Entſchuldigungs-, doch als Milderungsgrund, geltend zu machen. Armuth iſt ein Zuſtand, den leider Millionen Menſchen theilen; doch zur Ehre der Menſchheit gibt es unter Millionen nur Einzelne, die ſich dadurch zu ſchweren Verbrechen hinreißen laſſen. Bei kleinen Vergehen mögen Armuth und Noth Berückſichtigung verdienen, nie aber wenn von Mord und Raub die Rede iſt.

Die Geſchwornen erklärten den angeklagten Scheißling des Verbrechens, das er, ſo wie es die Anklage aufſtellte, in öffentlicher Sizung mit allen Umſtänden eingeſtand, ſchuldig, und das Aſſiſengericht verurtheilte ihn, in Folge dieſer Erklärung, zur Todesſtrafe, zu vollziehen auf dem Marktplaze der Stadt Zweibrücken.

Kalt und empfindungslos, wie im Augenblicke der Miſſethat, zeigte ſich der Verurtheilte auch bei Anhörung des Spruchs, wodurch ihn die menſchliche Geſellſchaft mit Abſcheu ausſtößt.

Allgemeines Mitleid flößte hingegen die unglückliche Mutter ein, deren Schickſal wohl ohne Beiſpiel iſt. Im Jahr 1836 wurde einer ihrer Söhne wegen freiwilliger Tödtung zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, und gleichſam, als ſollte der Unſchuldige mit ſeinem Leben die Schuld des Bruders ſühnen, fiel im Jahr 1839 ihr zweiter Sohn unter Mördershand. In beiden Fällen iſt die Strafe dem Verbrechen auf dem Fuße gefolgt. Angewendet iſt das Geſez, es harrt ſeiner Vollziehung.

Fernwirken im Sterben.

1.

Am vierzehnten März 1834 kam der erſte Schulgehülfe Holzinger in Schnaith, im Remsthale, wo ich damals Pfarrer war, zu mir auf mein Studirzimmer, und bat um Reiſeurlaub über die Feiertage, mit dem Beifügen: er habe Nachricht von einem plötzlichen gefährlichen Erkranken ſeines alten Vaters bekommen. Ich ertheilte die Erlaubniß, und rieth ihm zu ſchleuniger Abreiſe, um nicht in die Gefahr zu kommen, den Vater nicht mehr lebend zu treffen. Zu meiner Verwunderung reiste Holzinger nicht ab, und auf die Frage nach der Urſache erhielt ich die Antwort: er habe im Sinn, die Reiſe zu Fuß zu machen, und, da der Weg eilf Stunden lang ſey, ſey er genöthigt geweſen, ſeine zufällig etwas unzuverläßigen Stiefel vorher in brauchbaren Stand herſtellen zu laſſen, was ihn jezt gegen ſeinen Willen ſo lange aufhalte. Erſt am Montag reiste er ab. — Doch ich laſſe ihn jezt ſelbſt ſprechen, und gebe den Leſern die Erzählung des merkwürdigen Vorfalls, der ihm begegnet iſt, mit ſeinen eigenen Worten, die er mir ſchriftlich zu beliebigem Gebrauche mitgetheilt hat.

„Am Samſtag vor dem Palmfeſt 1834 erhielt ich, als damaliger Proviſor in Schnaith im Remsthale, von den Meinigen in Merklingen (Oberamts Leonberg) die Nachricht, daß meinen vierundſiebzigjährigen Vater ein Schlaganfall getroffen habe, und ernſtlich für ſein Leben zu fürchten ſey. Ich ward dringend aufgefordert, mich unverzügſich auf den Weg zu machen, zumal, da der Vater nach mir beſonders verlange. Sogleich ſezte ich von dieſer Benachrichtigung meinen Pfarrer in Kenntniß, der, obwohl kein Freund von vielen Vakanzen, mir nicht nur ohne Anſtand die Erlaubniß zur Abreiſe gab, ſondern mir auch Beſchleunigung derſelben empfahl. Allein obgleich meine Sehnſucht mich nach der Heimath zog, und ich ſogleich alles zur Abreiſe zurüſtete, ſo nöthigte mich doch ein ſcheinbar unbedeutender Umſtand, dieſelbe noch aufzuſchieben. Die ſchrecklich ſturmiſche Witterung hätte mich nicht abgehalten, eilf Stunden zu Fuß zurückzulegen, um meinen Vater noch am Leben zu treffen: aber unglücklicherweiſe waren meine Stiefel gerade in einem Zuſtande, der eine Reparation derſelben unumgänglich erforderte, wenn ich bei ſolchem Wetter und Wege eine ſo angeſtrengte Fußtour ſollte vollbringen können. Wider Willen mußte ich die Abreiſe bis Montag frühe verſchieben.

Traurig und in ſteter Unruhe brachte ich das Palmfeſt hin, und gieng Abends frühe zu Bette, um am folgenden Tage recht frühe aufbrechen zu können. Ungefähr zwei Stunden mochte ich geſchlafen haben, da erwachte ich an einem Geräuſche. Es war mir, als ob meine Zimmerthüre geöffnet worden wäre, und ich hörte deutlich Tritte, die meinem Bette ſich naherten. Der Mond ſchien helle, ich ſah jedoch nichts. Plötzlich hörte ich die bekannte Stimme meines Vaters zu mir die Worte ſprechen: „Stehe auf, Andreas, ich muß mit dir reden!“ Schnell erhob ich mich, und rief: wer iſt da? Ich erhielt jedoch keine Antwort, ſah und hörte auch nichts mehr. Bald darauf ſchlug es eilf. Ich legte mich wieder hin, dachte beunruhigt über das Vorgefallene nach, und konnte zu keinem rechten Schlafe kommen. Da hörte ich nach einer halben Stunde abermals meine Thüre öffnen, Tritte auf mein Bette zugehen, und die Stimme meines Vaters, welche nun dringender als das erſtemal zu mir ſprach: „Andreas ſchlafe doch nicht: ich muß mit dir reden!" Ich ſah ſchnell auf, und gewahrte nun eine weiße Geſtalt, die an meinem Bette vorüber ſchwebte. Auf meine Frage: Was willſt du von mir, Vater? erhielt ich keine Antwort. Die Geſtalt war weg, und alles um mich her ſtille. Ich ſtand von meinem Lager auf, und unterſuchte die Zimmerthüre; fand ſie jedoch wie gewöhnlich gut verſchloſſen. — Nun legte ich mich hellwachend mit dem Geſichte abſichtlich der Thüre zugewendet, und den Kopf in die Hand geſtüzt, wieder zu Bette. Kaum war ich einige Zeit ſo gelegen, ſo wurde ich, ohne daß ich jedoch das Geringſte geſehen hätte, zum drittenmal angeredet: „Schlafe doch nicht, ich muß, ich muß mit dir reden!" — Jezt ſprang ich aus dem Bette, vollkommen überzeugt, daß mein Vater bei mir geweſen ſey. Es bemächtigte ſich meiner eine unbeſchreibliche Angſt; ich hielts im Schlafzimmer nimmer allein aus. Schnell kleidete ich mich an, und begab mich in das benachbarte Zimmer, wo meine Koſtleute ſchliefen, die ich erweckte, und denen ich das Vorgefallene erzählte. Nach einiger Zeit ward ich ruhiger, und ich konnte mich wieder in mein Zimmer zurückbegeben, wo ich mich wieder niederlegte, jedoch nicht mehr ſchlafen konnte, ſondern mit Sehnſucht den anbrechenden Morgen erwartete. Mit den erſten Strahlen der Sonne reiste ich ab, raſtete ſelten unterwegs, und kam dennoch erſt Nachts eilf Uhr in Merklingen an. Auf der Brücke vor dem Ort, von welcher aus ins Vaters Haus geſehen werden kann, ſah ich Licht in demſelben, und faßte daraus wieder einige Hoffnung. Bald ſtand ich im Zimmer des Vaters, wo ich zu meinem Schrecken nur fremde Geſichter traf, und vergeblich nach ſeinem Befinden fragte. Es waren dieß die bereits beſtellten Träger der Leiche, die zugleich das Geſchäft der Todtenwache verſahen. — Bald kam mein Bruder, der mit mir in ein anderes Zimmer gieng, wo er mich hin zu der entſeelten Hülle des guten Vaters führte. —

Als der erſte erſchütternde Schmerz vorüber war, hörte ich Folgendes vom Bruder.

Schon am Mittwoch hatte den Vater ein Schlaganfall getroffen, von welchem er ſich nach wenigen Stunden ſo erholte, daß er wieder ſeinen Geſchäften nachgehen konnte. Am Freitag wiederholte ſich der Anfall zwar etwas ſtärker, aber doch ſo, daß bald abermalige Beſſerung eintrat, und der Vater auf den Vorſchlag der Mutter, einen Boten nach Schnaith zu ſenden, erklärte, ſein Zuſtand ſey nicht gefährlich, und man ſolle die Sendung unterlaſſen. Deſſenungeachtet ſchrieb die Mutter ohne Wiſſen des Vaters, und ich erhielt die Nachricht am Samſtag, dem Tage, an welchem der Vater einen dritten heftigen Anfall bekam, in Folge deſſen man ihn zu Bette bringen mußte, von welchem er ſich nicht mehr erhob. Bald nach dem lezten Anfall, als er die Beſinnung wieder erhalten hatte, fragte er nach mir, wünſchte mich zu ſprechen, ſprach von ſeinem nahen Tode, und äußerte, er habe noch etwas mit mir zu reden, er könne nicht ruhig ſterben, wenn er mich nicht noch ſpreche. Auf die Zuſicherung, man habe mir Nachricht gegeben, beruhigte er ſich mehrere Stunden. Endlich aber ward ſeine Sehnſucht nach mir wieder lebendiger, und er ſah nach der Zimmerthüre, unbefriedigt ſich abwendend, wann ſie ſich öffnete, und ich nicht eingetreten war. Oft nannte er meinen Namen und wiederholte: „ich *muß* mit ihm reden.“ — Am Abend des Palmtags erwartete er mich aufs Beſtimmteſte; er ſprach wenig mehr; nur die Worte hörte man zuweilen: „Wenn nur Andreas da wäre.“ Um eilf Uhr Nachts fieng er an zu ſchlummern. Nach einiger Zeit erwachte er mit den Worten: „Iſt er noch nicht da?“ Als man ſeine Frage verneinte, ſchlummerte er aufs Neue. Plözlich erhob er ſich, als die Thüre ſich öffnete, raſch, und rief: „jezt iſt er da!“ Es war mein Bruder, der hereingetreten war. Noch einmal ſchlummerte er ein, erwachte um drei Viertel auf zwölf, und ſagte mit feſter Stimme: „Nun kommt er nicht mehr!“ nahm mit vollem Bewußtſeyn von den Seinigen Abſchied, legte ſich ruhig hin, ſchloß die Augen, und in wenigen Minuten war er, ohne daß man ſein Sterben bemerkt hatte, verſchieden. — So erzählten von ſeinem Hinſcheiden Alle, die in den lezten Stunden an ſeinem Lager geſtanden waren. — Die Urſache der außerordentlichen Sehnſucht nach mir in ſeinen lezten Stunden iſt ohne Zweifel in dem Umſtand zu ſuchen, daß er mir bei meinem lezten Abſchied von ihm im October 1833 ein beſonderes Verſprechen gegeben hatte, an deſſen Erfüllung ſein überraſchend ſchneller lezter Krankheitsanfall ihn hinderte. — Gottes Friede ſey um ſein Grab her! Ruhe ſeinen Gebeinen!“

In den „Blättern aus Prevorſt“ und in „Werners Schuzgeiſtern“ ſind mehrere ähnliche Beiſpiele von Fernwirken, unmittelbar vor dem Sterben enthalten. In lezterer Schrift, welche den Nervengeiſt als das Vehikel des Zuſammenhangs zwiſchen Leib und Seele annimmt, iſt die Möglichkeit dieſer Erſcheinung auch theoretiſch nachgewieſen.

2.

V. A. B…g in W…n, ein verehrter Freund, mit dem ich ſeit Jahren in den vertrauteſten Verhältniſſen ſtehe, deſſen Beſonnenheit eine ſeiner erſten guten Eigenſchaften, deſſen Wahrheitsliebe anerkannt iſt, deſſen Namen ich jedoch verſchweigen muß, hat mir folgende Thatſache, die er ſelbſt erlebt hat, erzählt. — Im November des J. 1816 lag er Nachts 2 Uhr, durch ungewöhnliche Töne erweckt, hell wachend in ſeinem Bette. Es war ihm, als ob er Muſik gehört hätte. Nach kurzer Zeit wiederholten ſich dieſelben Töne. Sie kamen vom benachbarten Wohnzimmer, deſſen Thüre offen ſtand, und wo ſich ein Inſtrument befand. Was B. gehört hatte, war ein regelmäßiger, raſcher Lauf von Tönen durch die Taſten des

Inſtruments von unten nach oben, worauf zwei dem Laufe entſprechende volle Schlußakkorde ſchnell auf einander folgten. Beſtürzt über den ſonderbaren Vorfall, da kein Menſch im benachbarten Zimmer ſich befand, wollte er eben aufſtehen, und nachſehen: da rief ſeine neben ihm liegende Gattin ihm zu: „Haſt du es auch gehört?“ Um ſie von unnöthigen Befürchtungen abzubringen, erwiederte er ihr: „Ja, es wird jedoch nur eine Saite am Inſtrument geſprungen ſeyn.“ — Kaum hatte er das geſagt, ſo rief ſeine Schweſter, welche im dritten, auch offen ſtehenden, und vom Wohnzimmer noch weiter entfernten Zimmer ſchlief: „Nein, Bruder, das war keine Saite; ich hörte den Lauf und die Akkorde wohl auch; es waren viele Töne und Harmonie darin.“ — Obgleich überſtimmt und in ſeinem Innern ebenfalls beunruhigt, ſuchte B. doch ſeine ängſtlichen Frauen ſo gut als möglich zu beruhigen. Es half jedoch wenig, die Nacht blieb für alle drei ſchlaflos. — Um 6 Uhr frühe ward ſtark an die Hausthüre gepocht. B. kleidete ſich raſch an, gieng hinab und fand einen reitenden Boten mit einem Schreiben. Sogleich ahnte er, was vorgefallen ſeyn konnte, was folgende kurze Unterredung mit dem Boten beweist: „Woher?“ — Von Stuttgart. — „Lebt ſie noch?“ — Nein, dieſe Nacht iſt ſie verſchieden. — „Zu welcher Stunde? — Um zwei Uhr. — — Der Brief beſtätigte ſeine Vermuthung, ſeine Mutter war unerwartet ſchnell, und ohne vorher krank geweſen zu ſeyn, in jener Nacht gerade um zwei Uhr, alſo zu der Zeit, wo jene Töne gehört worden waren, geſtorben. — Mit der gleichen Befürchtung, die nun wahr geworden war, hatten ſich die beiden Frauen ſeit dem Vernehmen jener Töne, der Widerſprüche ungeachtet, welche B. dagegen erhoben hatte, abgeängſtet. — Noch darf zu bemerken nicht vergeſſen werden, daß die Verſtorbene 62 Jahre alt war, alſo in einem Alter ſtand, wo ein ſchnelles Sterben aus Alterſchwäche nicht zu fürchten war. Sodann beweiſt der Umſtand, daß die Schweſter, welche ſonſt immer bei der Mutter in St. ſich aufhielt, gerade damals bei ihrem Bruder auf Beſuch war, zur Genüge, daß man auch nicht einmal von einem Unwohlſeyn der Mutter wußte, welche die Tochter in einem ſolchen Falle nie verlaſſen hätte, um eine Beſuchsreiſe zu machen.

W.

Vorausbeſtimmung der Todesſtunde von Seiten dem Sterben naher Menſchen.

(Von Prof. Dr. Fr. Benj. Oſiander. -- S. deſſen Schrift „Ueber die Entwicklungskrankheiten" 1827.)

Schon Cicero ſagt uns, daß bei herannahendem Tode die Seele weit fähiger ſey zu Weiſſagungen, als zu einer andern Zeit *). Und Zimmermann in ſeinem claſſiſchen Werke über die Erfahrung beſtätigt ſolches: „Man bemerkt, ſchreibt er, daß zuweilen bei Annäherung der Todesſtunde die Einbildungskraft auf eine ganz beſondere Art ſich erhöhet, und daß eben dieſe Erhöhung ein Zeichen des Todes iſt. Ja es geſchiehet oft, daß die Kranken ſelbſt, wider die Hoffnung ihrer Aerzte, aus dieſer innern Empfindung die Zeit des Todes zu beſtimmen wiſſen **). Dieß gilt ſelbſt von Kindern. Im Jahr 1812 enthielten die öffentlichen Blätter die Nachricht, daß vor dem Weihnachtsfeſte die ſiebenjährige Tochter des Profeſſor Woltmanns zu Berlin am Scharlachfieber erkrankte. An einem Abend ſaß die Mutter am Bette der Kranken, da fuhr dieſe plözlich empor und fragte: „Mutter, wie viel Uhr iſt es?“ Acht Uhr, mein Kind, antwortete die Mutter, aber warum fragſt du darnach? — „Weil ich“, war die Antwort, „nicht länger, als bis 4 Uhr bei dir bleibe.“ Und mit dem Schlag vier Uhr verſchied ſie *). Noch mehr aber, als Kinder haben Jünglinge und Jungfrauen, beſonders aber junge unverehlichte und verehlichte Frauenzimmer ſolche Ahnungen von ihrem Tode, und Tag und Stunde öfters in ihrer lezten Krankheit geraume Zeit vorausverkündiget, oder auch erſt in den lezten Tagen ihres Lebens genau angegeben. Die alte und neue Geſchichte enthält ſolche Beiſpiele. Die junge, fromme Schwärmerin Eliſabeth, die Heilige, Landgräfin von Thüringen, kaſteiete ſich, faſtete und betete bis zur Auszehrung und Entzückung. Je hinfälliger ihr Körper wurde, deſto mehr nahm ihre ſchwärmeriſche Einbildungskraft und die Empfindlichkeit ihrer Seele zu, ſo daß ſie in den lezten Tagen ihres Lebens überirdiſche Erſcheinungen ſah und himmliſche Stimmen hörte. Sie ſagte ihrem Beichtvater, Magiſter Conrad, und einer Magd den Tag, wenn ſie ſterben würde, und daß ein ſchöner Vogel im ſüßen Geſang ihr das geoffenbaret habe, daß ſie am dritten Tag ſterben werde; und die Prophezeiung gieng in Erfüllung. Sie empfieng das heilige Abendmahl, vermachte ihre Habe den Armen, nahm rührenden Abſchied von Allen, und ſchlummerte leicht und ſanft hinüber in eine beſſere Welt, den 19. November 1231, im 24ſten Jahr ihres ſchönen, Gott geheiligten Lebens.

---

*) Appropinquante morte multo divinior est animus. Nam et id ipsum vident, qui sunt morbo gravi et mortifero affecti, instare mortem; itaque his occurrunt plerumque imagines mortuorum. -- Divinare autem morientes etiam illo exemplo confirmat Posidonius, quo affert, Rhodium quendam morientem, sex aequales nominasse et dixisse, qui primus eorum, qui secundus, qui deinde, deinceps moriturus esset. Cic. de divin. I. 63.

**) Von der Erfahrung über die Arzneikunſt. Zürich 1777. S. 322.

Ich habe als Arzt in früheren Zeiten oft den heroiſchen Muth junger Seelen bewundert, die mit einer ſolchen Zuverſicht dem Tode entgegenſahen, daß ſie ſich durchaus nicht davon abbringen ließen, ſie würden ſterben und die mit einer weit größern Heiterkeit ſich dem Tode immer

---

*) Der Freimuthige. Berlin 1812. S. 81.

näher gerückt ſahen, als mancher Greis, der, lebensſatt, dem Todesengel ungern die Hand bot. Es wird den Leſern nicht unangenehm ſeyn, wenn ich einige Beiſpiele, die ich ſelbſt erlebte und ſchon vor Jahren aufzeichnete, hier anführe.

Eine Jungfrau von etlichen und zwanzig Jahren wurde durch die anhaltende Pflege zweier ſchwindſüchtigen Brüder und einer Schwägerin von derſelben Lungenſchwindſucht befallen, an welcher bereits dieſe drei Glieder derſelben Familie in ein paar Jahren nacheinander geſtorben waren, und reiste von der Geſundheit einer ſchönen Blondine unaufhaltſam ſchnell dem Tode entgegen. Als Arzt und Jugendfreund war ich oft um ſie, und hörte gleich am Anfang ihrer Krankheit von ihr ſelbſt, daß ſie nichts anderes erwarte, als das Schickſal, was ihre beiden Brüder und ihre Schwägerin betroffen habe. Indeſſen brauchte ſie pünktlich die verordneten Mittel und ſah, was bei einem in jugendlicher Schönheit und Frohſinn ſonſt lebensluſtigen Mädchen höchſt zu bewundern war, mit Ruhe und Gleichmuth ihrem Tode entgegen. Der März nahete herbei, und ihr in der Winterwitterung ohnehin verſchlimmerter Zuſtand wurde mit dem herannahenden Frühling immer bedenklicher. Ich konnte es ihr ſelbſt nicht mehr verbergen, daß ich befürchte, der Frühling werde über ihr Leben entſcheiden. Die Umſtände waren indeſſen mit der Witterung abwechſelnd, bald beſſer, bald ſchlimmer. Eines Abends, da ich ſie, wie gewöhnlich, beſuchte, bat ſie mich, länger bei ihr zu bleiben, um noch manches mit ihr zu ſprechen und an eine ihrer Freundinnen aufzutragen. Es wurde ſpät, ihre Eltern legten ſich zu Bette, und niemand als die Krankenwärterin war mit mir noch um ſie. Sie befahl dieſer, was ohnehin in der Nacht ganz ungewöhnlich war, Kaffee zu bereiten, um, wie ſie ſagte, den lezten Kaffee mit mir zu trinken. Ich verbat es mir, aber ſie beſtand darauf, und ich erſtaunte über die Ruhe und Gelaſſenheit, mit der ſie, wie zu einer vorhabenden Reiſe aufs Land ihre Beſtellungen machte, und eben ſo ſehr über die Kraft, mit der ſie ſich ſelbſt aufrichtete und die Schale hielt, als ihr Kaffee gereicht wurde, ſowie über den ſeit langer Zeit nicht mehr bei ihr wahrgenommenen Appetit, womit ſie die Schale ausleerte, unter einem gleich ernſthaften und heiteren Geſpräche und mit einer ſorgfältigen Mäßigung der Stimme, damit ja ihre in der Nähe ſchlafenden Eltern nicht erwachen möchten. Alles, was ſie mir ſagte und auftrug, war mit eben der Art übertragen, wie man etwa einem Freunde Aufträge zu beſorgen ertheilt, wenn man den folgenden Morgen einige Wochen verreiſen will. Gerade aber dieſe Gemüthsruhe, dieſe Feſtigkeit des Geiſtes, dieſe ſtäte Haltung des Körpers und dieſer Appetit machten mich glauben, daß ihr Ende ſo nahe nicht ſey, und daß ſie ſich aus Gefühl eines Beſſerbefindens gerne täuſche. Ich ſuchte daher ihre beſtimmte Ausſage von ihrem nahen Ende ihr auszureden, und ihr Hoffnung zur Geneſung zu machen. Lächelnd antwortete ſie: „Ganz gewiß, morgen früh ſterbe ich.“ Morgen, verſezte ich, ſage ich Ihnen in aller Früh einen guten Morgen, ruhen Sie jezt wohl. „Morgen — ſagte ſie mit rührend ſanfter Stimme — finden Sie mich nicht mehr lebendig!“ — drückte mir die Hand; und ich ſchied ſtumm und mit Thränen in den Augen von ihr. Dieſe Ruhe des Geiſtes bei der feſten Ueberzeugung von der Gewißheit ihres nahen Todes ſezte mich in ein wehmüthiges Staunen, und beſchäftigte meinen Geiſt die ganze Nacht. Spät ſchlief ich ein, doch mit dem feſten Vorſaz, in aller Frühe aufzuſtehen, um die Freundin zu beſuchen. Sobald die Morgenröthe anbrach, ſtand ich auf, kleidete mich ſo ſchnell wie möglich an, und eilte zu ihr, in der gewiſſen Hoffnung, daß ich ſie noch am Leben finde. Aber welch' Erſtaunen und Wehmuth ergriff mich, als man mir vor ihrem Zimmer die Worte zurief: „So eben iſt ſie verſchieden!“ Und dann erzählte: da ſie die

Strahlen der Morgenröthe erblickt habe, habe ſie verlangt, man ſolle ſie im Bette aufrichten und das Fenſter öffnen, das gegen Oſten lag, damit ſie da hinausblicken möge. Als endlich die Sonne am Horizont heraufgekommen ſey, habe ſie einen heiteren und freundlichen Blick auf die Sonne gerichtet, geſagt: „Du gehſt auf, ich gehe unter!" habe darauf die Hände gefaltet, ſich niedergelegt und ſanft ihren Geiſt aufgegeben. — Woher kam nun dieſes Bewußtſeyn ihres nahen Todes, dieſer feſte Glaube an denſelben, bei der Geiſtes- und Körperkraft und dem ſcheinbaren Beſſerbefinden? Gewiß von dem Gefühl eines merklich veränderten Zuſtandes, von dem ſo oft beobachteten ſteigenden Muth bei der ſteigenden Gefahr, und von der bei Sterbenden ſonſt wahrgenommenen Geiſteserhebung *). Der Tod fiel auch in einen Zeitpunkt, in welchem das Sterben der Schwindſüchtigen nicht ſelten iſt, nämlich in den Uebergang von naſſem und ſtürmiſchem Frühlingswetter zu heiterer und mit trocknendem Oſtwinde begleiteten Witterung und in den Zeitpunkt der Tag- und Nachtgleiche; und ihre beſtimmte Vorausſage geſchah ganz nahe vor ihrem Ende.

---

*) Zimmermann fährt in der bereits angeführten Stelle fort, von den Sterbenden Folgendes aus Erfahrung zu ſchreiben: „Bei Leuten von mittlerem Alter iſt dieſe Erhebung der Seelenkräfte (vor dem Tode) größer, als bei mehreren Jahren. Sie äußert ſich oft unter der ſchweren Laſt der Krankheit, durch eine Beredtſamkeit, die lebhaft rührend und natürlich, dem harmoniſchen Geſang der ſterbenden Schwanen, und den letzten Wünſchen eines ſterbenden Patrioten gleicht. Ich habe eine Perſon gekannt, deren lezte Krankheit ein Wahnwitz geweſen, die aber einige Stunden vor ihrem Tode vollkommen vernünftig ihr Herz mit einem ſolchen Feuer, mit einer ſolchen entzückenden Beredtſamkeit im Gebet zu Gott erhob, daß vor der Größe ihrer Gedanken und der Stärke ihres Ausdrucks, der Erdball wie Sand zu verſchwinden ſchien. Am Ende dieſer Rede neigte ſie ihr Haupt und verſchied."

A. a. O. S. 303.

Eine Jungfer von ungefähr 18 Jahren, von g
natürlichen Verſtande und guter Erziehung, obgleich
niederem Bürgerſtand, erkrankte an einer von der M
ererbten knotichten Schwindſucht. Anfangs wünſchte ſie
ſehnlich zu geneſen, allein da ihre Krankheit ſehr ſ
überhand nahm, ſchien ſie, lebensmüde, ihr Ende herb
wünſchen, und äußerte daher oft vor mir und andern
frommen Wunſch, daß Gott ihrem Leiden doch bald
Ende machen möge. Dieß veranlaßte mich, bei der
lichen Verſchlimmerung ihres Zuſtands, ihr zu ſagen,
Erlöſung von ihren Leiden ſcheine heranzunahen. „
nein, antwortete ſie, erſt am Todestage meiner M
Mittags um 12 Uhr werde ich ſterben." — Bis d
war es noch ungefähr ſechs Wochen. Denn es war
Oſtern, als ſie dieſes ſagte, und am Pfingſttage war
Mutter einige Jahre zuvor geſtorben. Ich fragte: w
ſie denn dieſes ſo gewiß wiſſe? — Sie gab einen Tr
vor, in welchem es ihr, ich weiß nicht mehr, ihre M
oder eine andere abgeſchiedene Seele verkündigt habe.
konnte nicht umhin, ihr zu ſagen, wie ſie, als eine ſo
ſtändige Jungfer, an Träume glauben möge? Aber
blieb bei ihrer Ausſage und wiederholte dieſe Beſtimm
ihrer Todesſtunde ſowohl gegen andere Perſonen, als ge
mich. Ich hatte bei ihren mißlichen Umſtänden kaum
ſo viel Tage gerechnet, als ſie noch Wochen leben wo
und ſie erlebte ſie doch. Pfingſten nahete heran, ihr
ſtand verſchlimmerte ſich zuſehends, das Leiden von ih
beklommenen Athem, ihrem Eiterauswurf und krampf
ten Huſten war zum Erbarmen, und doch war ihr G
heiter und ſtark. Am Pfingſtfeſt frühe gieng ich zu
und hörte von ihr und ihren Umgebenen, daß ſie die
Mittag um 12 Uhr ihr Ende erwarte. Ich hatte mir
vorgenommen, über den Mittag bei ihr zu bleiben, um
ſehen, wie es mit ihrer Ausſage werden würde, um
mehr, als der Erfolg der Ausſage der vorerwähn

Schwindſüchtigen mir noch in ſo friſchem Andenken war. Die Kranke litt an erſchrecklicher Beklemmung, ſie konnte nicht liegen und kaum ſprechen. Ich vermied daher alles unnütze Fragen und verbot es auch andern. Indem wir um ihr Bett ſtanden, rief ſie auf einmal, mit ernſterm Blick auf mich und eine nebenſtehende Frau geheftet, und mit kräftiger, aber ſchauerlicher Stimme: „Böſe, böſe, ſagt man, wenns da iſt, und wenns vorüber iſt, lobet man es. Um zwölf Uhr iſts vorüber.“ — Meine Erwartung wurde dadurch noch geſpannter auf die Mittagsſtunde. Unglücklicherweiſe rief man mich zu einem Kranken, da 12 Uhr herannahete. Ich eilte wieder zu ihr zu kommen; bald nach 12 Uhr war ich wieder da, aber ſo eben war ſie verſchieden.

Chriſtian Friedrich Müller aus Stuttgart, der würdige Sohn des großen Künſtlers in der Kupferſtecherkunſt, der in ſeinem 33ſten Jahre den 3. Mai 1816 in der Irrenanſtalt auf dem Sonnenſtein bei Pirna unter der Beſorgung und Pflege des Dr. Pieniz ſtarb, hatte, nach der Verſicherung des Herrn Hofrath Böttigers zu Dresden, lange vorausgeſagt, daß ſich mit ihm am 4. Mai, dem Geburtstag ſeines geliebten Vaters, eine große Veränderung zutragen würde. Und er hielt Wort. Als dieſer liebliche Frühlingsmorgen anbrach, war ſein Geiſt der verhaßten Feſſel entſchwebt und in lichtern Regionen, zu welchen er ſich ſchon lange berufen und angezogen fühlte, eingegangen. Denn die Geliebteſten ruft ſchneller die Gottheit zum Licht *).

Es ſind Erſcheinungen in unſerer Seele, die wir als unerklärliche pſychiſche Ereigniſſe nur bewundern können, und wobei wir uns nicht ſchämen dürfen, unſere Unwiſſenheit, ſie zu erklären, frei zu bekennen. Wer in ſeinem

---

*) Kunſtblatt No. 7. S. 26. zum Morgenblatt für gebildete Stände 1816. 4.

Leben auf ſich ſelbſt aufmerkſam war, wird gewiſ
ſolche Beobachtungen zu machen Gelegenheit gefunde
und dadurch gegen andere in ſolchem Punkte tole
worden ſeyn. So gieng es wenigſtens mir und ich
mich nicht, es zu bekennen und tröſte mich dam
Männer von Anſehen, Geiſt und feiner Empfind
nicht ſcheueten, ſolche Thatſachen aus dem Leben der
zu erzählen und für die Nachwelt aufzubewahren.
Geiſt öfters in ſich ſelbſt gekehrt, von körperlichen
entrückt, aber nicht blos mit dem Einmal Eins,
mit geiſtigen Gegenſtänden beſchäftigt iſt, nimmt eben
ordentliche Geiſteserſcheinungen an ſich wahr, als M
die mit nichts, als ſehr fanatiſchen Dingen zu thun
Daher beobachteten denn auch von jeher Anachoret
Weiſe, welche die innere Anſchauung liebten, mehr a
deutliche Phänomene des Geiſtes, als die Alltagsme
welche ſich in dem Strudel der Welt umhertreiben un
andere, als thieriſche Bedürfniſſe fühlen *).

---

*) *Nec vero unquam animus hominis naturaliter divin
cum ita solutus est et vacuus, ut ei plane nihil
corpore; quod aut vatibus contingit, aut dormientibu
ii, quorum animi spretis corporibus evolant atque ex
foras, ardore aliquo inflammati atque incitati, cern
profecto, quae vaticinantes pronuntiant; multisque re
flammantur tales animi, qui corporibus non inhaerent.
de divin. Lib. I. 50.*

Das Schauen Somnambüler mit der Herzgrube, in Hinſicht einer fehlgeſchlagenen öffentlichen Probe zu Paris.

Ein franzöſiſcher Gelehrter, Namens Burdin zu Paris, ſezte einen Preis von 3000 Franken für denjenigen Somnambülen aus, welcher die Fähigkeit haben würde, ohne Hülfe der Augen zu leſen. Der Aufruf ward von Hrn. Pigeair, einem Arzte in Montpellier, angenommen, deſſen 13jährige Tochter in Gegenwart der Profeſſoren der berühmteſten Fakultät Südfrankreichs in allen Büchern geleſen hat. Hr. Pigeair iſt ſeiner Sache ſo gewiß, daß er keinen Anſtand nimmt, ſich auf den Weg zu machen. Er kommt in Paris an, ſtellt ſich der Commiſſion des Preiſes Burdin vor und macht eine Menge Aerzte und Gelehrte zu Zeugen des Phänomens.

Darüber berichtet Hr. Dr. Al. Donné im Journal des Débats folgendermaßen:

1) Ich bin ſo glücklich geweſen, heute ſelbſt zu einer jener auſſerordentlichen Sizungen zugelaſſen zu werden, welche ich ſowohl für mich, als auch für die Leſer, denen ich von allen Entdeckungen und Wundern der Wiſſenſchaft Bericht zu erſtatten habe, mit ſo großer Ungeduld erwartete.

Acht Perſonen waren gegen drei Uhr zu Hrn. Pigeair berufen, und eine jede ſtellte ſich ein; es waren Aerzte, Naturforſcher, Philoſophen und Liebhaber. Mademoiſelle Pigeair wird von ihrer Mutter herbeigeführt; es iſt ein 13jähriges Kind mit bleicher Geſichtsfarbe und zarter Miene. Frau Pigeair ſtreicht einige Male über die Augen und die Stirne ihrer Tochter; das junge Kind wird aufgeregt, unruhig, ſein Blick trübt ſich; es ſchläft, aber nicht den Schlaf, den wir kennen, ſondern es iſt ein magnetiſcher Schlummer, welcher, nach dieſem Beiſpiele zu urtheilen, nichts im Aeußern des Körpers verändert.

Die Augen ſtehen offen, die Stellung iſt ſchwankend, aber der Körper wird nicht niedergebeugt, er behält ſeine Haltung, ſeine Bewegungen, er wird aufgeregt, der Geiſt ſcheint gegen die Materie zu kämpfen, nach und nach löst er ſich ab; endlich iſt das Geheimniß erfüllt und die Binde kann auf die Augen gelegt werden. Dieſe beſteht aus einem mit ſchwarzem Sammet gefütterten und mit doppelter Leinwand von gleicher Farbe beſeztem Bande von ſchwarzem Tuche und fällt wie eine halbe Dominolarve über das Antliz. Zu noch größerer Vorſicht iſt dieſes Stück unter dem Kinn ſo um den Hals gebunden, daß es den ganzen vordern Theil des Kopfes umhüllt.

Nur um dem Athem freien Durchgang zu laſſen, iſt die Maske geſpalten; aber vermittelſt kleiner, gummirter Taffetbändchen und eines unter die Naſe durchgezogenen und hinter dem Kopfe zuſammengebundenen Bandes liegen die Ränder des Stoffes unmittelbar auf den Wangen an. Bei dieſen kleinlichen Vorſichtsmaßregeln kann der geringſte Lichtſtrahl nicht zu den Augen gelangen und der Verſuch wäre, wenn er auf dieſe Weiſe gelungen, bündig geweſen, ſo daß ſich in keinem Gemüthe ein Zweifel vernünftiger Weiſe hätte erheben können.

Zum Unglück iſt dem aber nicht alſo geweſen.

Nach dreiviertel Stunden der Aufregung und des Uebelbefindens von Seiten der jungen Somnambüle hat ſie erklärt, eine unüberwindliche Ermüdung und unerträgliche Kopfſchmerzen zu empfinden. Ihr Athem war durch dieſe maskenförmige Vorrichtung erſchwert und alle ihre Anſtrengungen haben das Hinderniß, welches dieſer Schleier den magnetiſchen Operationen in Weg legte, nicht überſteigen können.

Auf ſein Verlangen nahm man erſt dem Kinde das Band, dann die Binde ſelbſt ab, um einen Augenblick ſich auszuruhen, hierauf legte man ihm die Binde allein wieder an. Die Ränder wurden mit den gummirten Taffetbindchen ſorgfältig auf die Wangen geklebt, und die Verſammlung, in ſchweigender Erwartung, voll Unruhe und Neugier, ſchickte ſich nun an, des wunderbaren Schauſpiels der magnetiſchen Hellſichtigkeit zu genießen.

Mitten unter der Aufregung und künſtlichen Spannung verſtrich wieder eine kurze Zeit. Das Licht kam noch nicht, der Geiſt löste ſich noch nicht von der Materie ab, kurz darauf aber kehrte die Ruhe zurück; das Kind ergriff die Brochüre, welche man ihm, mit einer Glasplatte bedeckt, reichte, legte den Finger darauf, folgte damit jeder Reihe und las nun einen ganzen Abſchnitt. Man ſchnitt ein anderes Blatt heraus, gab ihm eine andere Brochüre, und ſtets war der Erfolg derſelbe. Es wurde hierauf der Verſuch mit Karten gemacht, in Bezug auf die Farben, und ohne Stocken nannte das Kind ſowohl die von ſeinem Gegner aufgeſpielten Karten, als auch die, welche ſie ſelbſt auf den Tiſch warf.

Dieß ſind die mit der genaueſten Gewiſſenhaftigkeit erzählten Thatſachen, deren Zeugen wir in der Sitzung jenes Tages waren. Es war unnütz, die Verſuche weiter zu treiben, das Kind noch mehr zu ermüden und die Gefälligkeit der Aeltern zu mißbrauchen. Die Binde ward mit der größten Sorgfalt abgenommen, ſo daß wir uns verſichern konnten, daß Alles richtig an ſeiner Stelle war, die Baumwollenpfropfen auf den Augen und die anheftenden Bindchen auf den Wangen.

Zu ſagen, daß durchaus kein Lichtſtrahl durch einige weniger anheftende Punkte der Bindchen habe durchdringen können, dieß können wir uns für diesen ersten Verſuc nicht erlauben. Ausgemacht bleibt es, daß, wenn auch di Unmöglichkeit nicht streng erwiesen ist, die Schwierigkei doch nicht weniger groß bleibt, und mehrere der Gegenwärtigen waren nicht im Stande, das geringste Wort z leſen, nachdem ſie die Binde auf ihre Augen gelegt hatten Ich für meine Perſon geſtehe gern, daß ich, alſo vermummt es nicht auf mich genommen haben würde, durch einen ſ wenig durchſichtigen Schleier einen Menſchen von einem Hute zu unterſcheiden.“

In einem 2ten Artikel im gleichen Journale erklärte Herr Aler. Donné, durch Kritiken und Urtheile der entgegengeſetzten Parthie allem Anſcheine nach, eingeſchüchtert: (denn er führt an, daß er ſolche durch ſeinen erſten Artikel ſich zugezogen), daß er gerade nicht zugebe, daß dieſe Somnambüle ohne Hülfe der Augen geſehen habe, es hätten übrigens die gewichtigſten Männer von einer weit höhern Autorität als die ſeinige, feſt erklärt, daß ſie nicht für möglich hielten, daß hier Täuſchung obwalten könne. Gott möge ihn davor bewahren, daß er die Unſchuld eines armen, dreizehnjährigen Kindes in Zweifel ſetze, aber es ſey ihm doch wahrſcheinlich, daß nicht die magnetiſche Kraft es bewirkt, daß daſſelbe durch eine dichte, völlig dunkle Binde ſehe, oder mit andern Worten, daß daſſelbe der Hülfe der Augen entbehren könne, um die Gegenſtände zu unterſcheiden und daß die Naturgeſetze bei ihr in ſolchem Punkte umgekehrt ſeyen, daß es auf einem andern Wege, als durch das Organ des Geſichts, das Sehen ausübe; er meine, daß die junge Somnambüle, wie Jedermann, mit Hülfe der Augen ſehe und daß das Licht durch irgend eine unter der Binde befindliche Spalte ihr zukomme.

Aber — ſezt er hinzu — wer ſollte das wagen, zu behaupten, wer möchte den Beweis davon abgeben? (!!!)

Die Commiſſion des Preiſes Burdin aber lehnte nach mehreren Zuſammenkünften und Unterredungen mit dem

Vater der jungen Somnambüle es entſchieden ab, ſolchem Verſuche beizuwohnen, wie ſie Herr Pigeaire der Commiſſion zeigen wollte; Herr Pigeaire aber wollte die Bedingungen nicht eingehen, welche die Commiſſion, um nicht über die Grenzen des Burdiniſchen Programms zu gehen, ihm auflegen zu müſſen geglaubt hatte. Die Commiſſion erklärte daher: da Mademoiſelle Pigeaire die Bedingungen nicht erfülle, ſo könne ſie auch auf den Preis keinen Anſpruch machen. Nach einer Discuſſion, in welchen die beiden Partheien — die der Ungläubigen bei weitem zahlreicher als die der Gläubigen — die Gründe ihrer Meinung angegeben, nahm auch die Akademie die Beſchlüſſe der Commiſſion an.

Die Commiſſion hatte nämlich eine Binde vorgeſchlagen, die von dem Muſter, das Herr Pigeaire vorzeigte, ſehr abgieng; es war eine ganze Maske, von der Hr. Pigeaire die Behauptung ſtellte, ſie würde ihrer Angewohnheit wegen ſtörend einwirken. Auch verlangte die Commiſſion einen dunklen, unter dem Halſe angebrachten und auch vorne zwiſchen das Geſicht und das auf dem Tiſche liegende Buch gerichteten Zwiſchengegenſtand.

Dagegen erklärte ſich Herr Al. Donné nur Herrn Pigeaire bereit, die Verſuche mit einer von ihm vorgeſchlagenen Binde zu machen, die in keiner ganzen Maske, wie die der Commiſſion, beſtehe und ſandte ihm auch ein Muſter einer ſolchen zu, — erhielt aber von Hrn. Pigeaire keine Antwort mehr; es wurde ihm ohne eine ſolche die Binde wieder zurückgeſchickt, worauf Hr. Al. Donné einen 3ten Artikel im Journal **des Débats** folgen ließ, nach welchen ſein früherer Glaube, ohne weitere Verſuche, ſich in völligen Unglauben gekehrt hatte.

Herr Al. Donné fand natürlich bald viele Nachfolger, die in Rede und Schrift über Hrn. Pigeaire und ſeine Tochter herfielen, und nun alle magnetiſche Erſcheinungen für Lug und Betrug erklärten. Ihr Geſchrei hallte auch nach Deutſchland herüber und wurde von den dortigen Gegnern magnetiſcher Erſcheinungen, und namentlich von denen der Seherin von Prevorſt, mit Jubel aufgenommen und weiter fortgeſchrien.

Ueber dieſe franzöſiſche Begebenheit läßt ſich aber unſeres Erachtens nur Folgendes ſagen.

Die Verſetzung der Sinne des Sehens, Hörens, Fühlens auf die Herzgrube oder andere Nervenheerde, trifft bei in magnetiſchen Zuſtänden ſich befindenden Menſchen oft gar nicht, oft nur mit kurzer Dauer und auch nicht immer in gleicher Vollkommenheit ein.

Bei der „Seherin von Prevorſt“ war es nicht ein Sehen, nicht ein wörtliches Leſen, ſondern ein Fühlen, aber das ſelbſt des geſchriebenen Wortes. Es fand aber nicht in jeder Kriſe ſtatt und war nicht ſtereotyp zu machen, wie man es in jenem franzöſiſchen Falle gemacht haben wollte.

Ich möchte behaupten, daß dieß in keinem Falle geſchieht und daß das ein irriger Glaube, nicht nur des Hrn. Pigeaires, als beſonders des Hrn. Burdin und ſeiner Commiſſion, namentlich aber der franzöſiſchen Akademie, war, in der doch Naturforſcher ſitzen, die mit dem magnetiſchen Leben jezt beſſer bekannt ſeyn ſollten, als zur Zeit, wo ſich dieſe Akademie durch ihre faden Urtheile in der Sache des Entdeckers des Magnetismus ſo ſehr proſtituirte. Es ſcheint aber leider, als hätte dieſe Akademie ſeit jener Zeit in dieſem geiſtigen Gebiete noch keine größern Fortſchritte gemacht. Ja! könnte man dieſen Herren ſolch ein geiſtiges, wenn auch nur momentanes Schauen durch eine Daguerriſche Vorrichtung auf ein paar Monate lang zu gefälligen Proben für machen, dann wohl erſt würden ſie es glauben und begreifen können.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die Tochter des Herrn Pigeaires in Momenten ihres ſomnambülen Lebens die Gabe dieſes Schauens auch wirklich beſaß, aber gewiß war es in ihr nicht immer nach Belieben hervorzurufen, um es der Menge zur Schau und Prüfung zu ſtellen. Glaubte dieß Herr Pigeaire, ſo war er gewiß im Irrthume und brachte auch ſeine Tochter in ſolchen, indem ſie ſich dann oft wird beſtrebt haben, das herbeizuführen, was ihr früher von ſelbſt kam, was ſie aber gerade jezt durch alle Anſtrengung herbeizuführen nicht mehr im Stande war, wodurch ſie dann gerade aus dem magnetiſchen Zuſtande heraus ins Gehirnleben geführt und leicht zu Betrug verleitet werden konnte, wie es in dieſen Fällen aus gleichen Urſachen ſchon ſo oft geſchah.

Denkt man ſich dann eine Somnambüle in einer ſolchen Vermummung, in einer fremden Stadt, in Umgebung ihr ungewohnter Menſchen, von einem ihr oft ſo ſehr entgegengeſezten Nervengeiſte, unter Menſchen in geſpannter Erwartung und mit den verſchiedenſten Gedanken auf ſie gerichtet, und kennt man das ſenſible Leben in ſolchen Zuſtänden, ſo muß man ſagen: daß, wenn in ſolche Lage gebracht, ein Somnambüler eines magnetiſchen Schauens noch fähig zu ſeyn ſcheint, hier Täuſchung ſtattfindet, indem ein magnetiſches Leben in ſolchen Lagen und Kreiſen, iſt es wahrhaft und ächt, nach allen meinen Erfahrungen, erlöſcht, aber nicht auflebt.

Als mit der „Seherin von Prevorſt“ einmal der Verſuch des Wortfühlens auf der Herzgrube, in Gegenwart mehrerer Menſchen, gemacht wurde, gelang er zwar, aber es bedurfte viel längerer Zeit und Anſtrengung als ſonſt, und als die Menſchen ſich entfernt hatten, ſchrieb ſie in halbwachem Zuſtande auf ein Papier:

„Gedankenſpiel!
Du führſt mich vom Ziel!
Mein Ahnungsvermögen iſt fein,
Doch wirkt der Gedanke des andern ein.
Unter fremden Gedanken,
Vom ird'ſchen Gewühl,

Bleibt lange im Wanken
Das geiſt'ge Gefühl." —

Man fängt weder die Erſcheinungen des magnetiſchen Lebens, noch die der Geiſterwelt mit Stangen und Akademien, und weil man dieß nicht zu thun im Stande iſt, — exiſtiren ſie auch für ſo Viele nicht.

Trotz jener Fehlgriffe aber, mögen ſie ſich in Frankreich oder Deutſchland ereignen, wurde ſchon längſt durch unumſtößliche Thatſachen erwieſen, durch neue Beobachtung beſtätigt, daß es noch ein anderes Schauen, Hören, Fühlen und Schmecken gibt, als das mittelſt der gewöhnlichen mechaniſchen Sinne, und daß nach dem Verſchwinden dieſer mechaniſchen Sinne im Tode des Leibes, jene bis 'dahin nur in den Hintergrund getretene Gabe wieder in ihre alten Rechte tritt. —

Man beherzige auch die nachſtehende, dem h. Auguſtin entlehnte Geſchichte.

Der heilige Auguſtin ſchreibt (**De cura pro mortuis c. 10.**): daß Verſtorbene öfters erſchienen ſeyen und den Ort angezeigt haben, wo ihre Leiber liegen, und wo ſie begraben zu werden verlangen. Ferner ſagt er: Man habe öfters in Kirchen, wo Begräbniſſe ſeyen, ein Getös oder Stimmen gehört, und die Seelen der Verſtorbenen in die Häuſer kommen geſehen, wo ſie zuvor gewohnt haben.

In der Ungewißheit, wie die Seelen der Verſtorbenen als Geiſter dem menſchlichen Auge ſichtbar erſcheinen können, äußert er nun verſchiedene Meinungen. Ob nicht die Seele etwa, wenn ſie vom Leibe ausfährt, eine ihr zunächſt verwandte körperliche Weſenheit (Lebensgeiſt) behält, durch welche ſie erſcheinen könne? Haben nicht vielleicht, fährt er fort, auch die Engel einen gewiſſen Leib? Denn, wenn ſie ohne Leib ſind, wie kann man ſie zählen? Und wenn Samuel dem Saul erſchienen iſt, wie hat ſolches geſchehen können, wenn er keinen Leib hatte? Ich erinnere mich gar wohl, daß Profuturus, Privatus und Servitius, die ich im Kloſter gekannt habe, mir erſchienen ſind, und nach ihrem Tode mit mir geredet haben. Was ſie mir geſagt haben, iſt auch wirklich erfolgt. War es ihre Seele, die mir erſchienen iſt, oder etwa ein Geiſt, der ihre Geſtalt angenommen hat? Daß die Seelen nicht ganz ohne Leib ſeyn können, läßt ſich, wie ich glaube, daraus ſchließen, weil Gott allein ohne Leib iſt.

Ueber dieſe Zweifel verlangt Evodius von Auguſtin Aufſchlüſſe, dieſer ſchrieb an ihn: Er glaube, die Seelen haben gar nichts Leibliches oder Materielles an ſich; bekennt aber, es ſey ſehr ſchwer zu erklären, ſo wie viele Dinge, die uns ſowohl im Schlafe, als wachend zu Sinn kommen, in dem wir vermeinen, wir ſehen, hören, reden, thun und empfinden Dinge, die doch ohne körperliche Weſenheit (Lebensgeiſt oder Kraft) nicht ſich ereignen können; und doch iſt gewiß, daß ſie nichts Körperliches ſind. Auguſtin ſetzt hinzu: „Wie, ſollten wir verborgene, unbekannte, und von unſern Begriffen ſo weit entfernte Dinge (als die Erſcheinungen abgeleibter Seelen ſind), die ſelten geſchehen, und durch die Erfahrung nicht ſo bekannt ſind, erklären können, da wir das, was wir aus der täglichen Erfahrung kennen, zu erklären nicht im Stande ſind?"

Indeſſen bemerkt Auguſtin: Es gebe auch falſche Erſcheinungen abgeleibter Seelen, die ein Blendwerk des Teufels ſind, und ſetzte hinzu, er wünſchte ſichere und unfehlbare Unterſcheidungszeichen. Dadurch veranlaßt, erzählt er eine hieher gehörige, beſonders merkwürdige Geſchichte in einem Schreiben an Evodius, das wir wörtlich anführen wollen.

„Ich will dir auch ein Beiſpiel erzählen, das dir Stoff genug zum Nachdenken geben wird. — Unſer lieber Bruder Gennadius, einer der berühmteſten Aerzte, den wir vorzüglich lieb haben, der jetzt zu Karthago lebt, und ſich vorder in Rom durch ſeine Arzneikunde ausgezeichnet hatte, den du ſelbſt als einen gottesfürchtigen Mann und als einen mitleidsvollen Wohlthäter und großmüthigen Freund der Armen kennſt, hatte, wie er uns unlängſt erzählt, als Jüngling und bei all ſeiner Liebe gegen die Dürftigen, peinliche Zweifel, ob es wohl nach dieſem noch ein anderes Leben gebe. Als nun Gott eine ſo edle Seele nicht verlaſſen und ſo ſchöne Werke der Barmherzigkeit nicht unbelohnt laſſen konnte, erſchien ihm im Traume ein Jüngling, hellglänzend und des Anblickes würdig und ſprach zu ihm: „Geh mit mir!“ Als er mit dem Jüngling gieng, kam er zu einer Stadt, von deren rechten Seite her ſein Ohr die Töne des lieblichſten Geſanges, lieblicher als alle ihm bekannten Geſänge, vernahm. Da er nun gern gewußt hätte, was dieß wäre, ſagte der Jüngling, dieß ſeyen die Lobgeſänge der Seligen und Heiligen. Was er, nach ſeiner Erzählung, auf der linken Seite geſehen hatte, kann ich mich jezt nicht mehr erinnern. Er erwachte, und hielt, was er geſehen, für einen Traum, und legte ſo wenig Gewicht darauf, als auf einen gewöhnlichen Traum. In einer andern Nacht, ſieh! da erſchien ihm der nämliche Jüngling wieder, und fragte ihn, ob er ihn kenne. Er antwortete, daß er ihn genau kenne. Gennadius konnte genaue Antwort geben, konnte ihm den ganzen Traum, den er gehabt, und die Geſänge der Heiligen, die er unter ſeiner Anführung gehört hatte, ohne Anſtoß erzählen, weil ihm alles noch in friſchem Andenken war. Dann fragte ihn der Jüngling, ob er das, was er ſo eben erzählt habe, im Schlafe oder im Zuſtande des Wachens geſehen hatte. „Im Schlafe,“ antwortete er. „Du weißt es recht gut, und haſt alles wohl in Gedanken behalten,“ ſagte der Jüngling, „es iſt ſo, du haſt es im Schlafe geſehen, und auch das, was du jezt ſiehſt, ſiehſt du im Schlafe.“

Gennadius glaubte es nun feſt, daß er es im Schlafe geſehen hatte, und beſtätigte es auch mit ſeinem Jaworte.

Jezt ſprach der lehrende Jüngling: „Wo iſt denn dein Leib?“

Gennadius: „In meiner Schlafkammer.“

Der Jüngling: „Aber weißt du, daß deine Augen jezt an deinen Körper angebunden, zugeſchloſſen und ruhig ſind?“

Gennadius: „Ich weiß es.“

Der Jüngling: „Was ſind denn alſo das für Augen, mit denen du mich ſiehſt?“

Da wußte Gennadius nicht, was er antworten ſollte, und ſchwieg. Da er hin und her ſann, erklärte ihm der Jüngling das, was er mit dieſen Fragen lehren wollte, und fuhr fort: „Wie die Augen deines Leibes jezt, da du im Bette liegſt und ſchläfſt, unthätig und unwirkſam ſind — und deſſenungeachtet jene Augen, mit denen du mich ſiehſt und dieß ganze Geſicht wahrnimmſt, doch wahrhaft ſind, und thätig und wirkſam ſind: ſo wirſt du auch nach dem Tode, auch alsdann, wenn die Augen deines Leibes nicht mehr werden ſehen können, doch noch eine Lebenskraft zum Leben und eine Empfindungskraft zum Empfinden haben. Laß dich alſo in keinen Zweifel mehr ein, ob nach dem Tode ein anderes Leben ſey.“

„So ward mir,“ bezeugte der glaubwürdige Mann, „aller Zweifel benommen.“

Und wer war wohl ſein Lehrmeiſter anders, als die Vorſicht und Erbarmung Gottes? —

K.

Magiſch-magnetiſche Heilungen.

In dem erſten Hefte des „Magikons“ S. 209.
fanden ſich vier Fälle magiſch-magnetiſcher Heilungen.
hier folgenden wurden durch die gleiche Hand vollbra
und ſtehen den frühern an Merkwürdigkeit nicht n
Sie ſind, wie die frühern, von dem Heilenden ſelbſt
zählt und ich änderte gefliſſentlich auch an der Schreib
deſſelben nichts.

Philipp B., ein Mann von 60 Jahren, unterſ
tem Körperbau, ſehr muskulös, kam, ſo wie man gewöh
lich zu ſagen pflegt, um den Verſtand, er bekam 10
verwirrte Ideen in den Kopf, ſagte immer, dieſer u
jener Feldmarkſtein ſtünde nicht recht, er prügelte ſei
Leute im Hauſe, Tag und Nacht hatte er keine Ruhe, gien
auf Feld und Flur und Häuſer umher, und der Blick ſein
Augen war, als wenn der Feind ſelbſt herausſähe.
aber alle ärztliche Hülfe nichts gefruchtet, kam deſſen Fr
zu mir, und bat mich flehentlich, ich möchte mich doch ihr
Mannes annehmen; weil mir aber noch nie ein ſolch
Fall unter gleichen Umſtänden vorgekommen, konnte i
mich nicht ſofort dazu entſchließen. Durch wiederholte Bi
ten dieſer Frau, und als ich darüber in meinem Inner
Vorwürfe bekam, wie ich doch ſchon ſo handgreifliche Be
weiſe von der Kraft des Worts Gottes erfahren, un
daſſelbe an keine Erſcheinung gebunden ſey, bekam ich di
feſte Ueberzeugung, es könne dem Manne mit Gottes Wor

geholfen werden, und ich beſtimmte der Frau einen Tag, an welchem ich Abends zu ihrem Manne kommen wolle. Ich bereitete mich durch Faſten ꝛc. denſelben Tag vor, nahm noch einen guten Freund mit zu dem Kranken. Ungeachtet derſelbe mich und meinen Begleiter ſehr gut kannte, war er doch durch keine Vorſtellungen dazu zu bringen, daß er über ſich hätte beten laſſen, und ich mußte unverrichteter Sache wieder nach Hauſe gehen. Zwei Tage nachher kam deſſen Frau wieder und bat mich mit Thränen, ich ſolle doch nochmals kommen, ihr Mann wolle ſich nun dazu verſtehen. Am Abend gieng ich zu ihm, und er ließ über ſich beten. Er ſchlief nun dieſe Nacht (was aber während ſeiner Krankheit niemals der Fall war) ruhig und gut. Morgens fand ich ihn viel beſſer, und betete zum zweiten- und den nämlichen Tag Abends zum drittenmal über ihn; aber bei dem drittenmal ſagte er: „ach! was iſt die Hand ſo ſchwer wie ein Berg.“ Er ſperrete den Mund auf, beugte von dem Stuhl, worauf er ſaß, gegen den Boden hin (ſo wie er mir ſpäter ſagte, in Folge der ſchweren Laſt meiner Hand), und fieng an leiſe zu zittern. Von da an redete und handelte er vernünftig und iſt bis heute geſund geblieben. Hier finde ich aber noch nöthig zu bemerken, daß der Kranke zwar gut war und wieder vernünftig denken konnte, den dritten Tag nachher aber noch beſſer, den 4., 5., 6., 7. u. ſ. f. immer beſſer wurde, bis nach Ablauf von 4—5 Wochen man auch nicht mehr das allergeringſte verſpürte.

Wendelinus Z., katholiſcher Religion, kam in mein Haus und ſagte: „ach! meine Frau iſt ſo krank, ſie ſchlägt mit Händen und Füßen.“ Hier konnte aber der Mann vor Weinen nicht mehr weiter ſprechen, und weil ich wußte, daß dieſe Frau erſt in die 40 Jahre zählte und eilf Kinder hatte, bemitleidete ich den Mann ſo, daß ich ihn mit weitern Fragen nicht beläſtigen wollte, ſondern ihm ſagte, er ſolle in Gottes Namen nach Hauſe gehen, ich würde ihm gleich nachkommen. Er ſagte mir aber nicht, was er wohl hätte thun können, daß ſeine Frau an einem hitzigen Nervenfieber darnieder liege, daß ſie ſchon vier Tage und Nächte nicht geſchlafen, daß immer zwei Kinder auf dem Wege ſeyn mußten, um ganz friſch Waſſer für die Kranke aus dem Brunnen zu holen, daß ſie ſchon während drei Tage in immerwährendem Delirium gelegen, daß die hieſigen Aerzte die Kranke behandelten, und daß er in den vorhergehenden Minuten, ehe er zu mir kam, bei den Aerzten geweſen, und eben von denſelben gekommen ſey, daß er ſie gebeten, ſie ſollten doch nochmals kommen, ſie ihm aber geſagt, es wäre unnöthig, er ſolle ſich in ſein Schickſal fügen. Der liebe Gott hat gewacht, daß er nichts davon ſagte, denn es fragt ſich, ob ich alsdann hingegangen wäre. Da ich im Hauſe ankam, ſahe ich wohl, daß die Kranke mit den Armen krampfhaft auf und nieder ſchlug, ich ſahe aber auch, daß ſie brannte wie eine Kohle und ſchwer hörte und niemand kannte. Ich ſagte ſogleich, die Kranke hat ein hitziges Nervenfieber. Ich ſtellte mich an das Fußende des Bettes und wollte leiſe über die Frau hinbeten, da fieng ſie aber ſo entſetzlich mit den Füßen an zu treten, daß ich hinweggehen mußte, darauf und dadurch, wenn ich mich ſo ausdrucken darf, erfaßte mich ein Unwille gegen dieſe böſe Erſcheinung, und ich fühlte mich ſo ergriffen, daß ich dem Mann und dem Bruder der Kranken ſagte, wenn ich auch alle Heilige anriefe, würde es nichts nützen, aber ich glaube, daß die Kranke durch das einzig wahre und lebendigmachende Wort Gottes wieder geſund werden könne. Ich ließ ihr die Haube abthun, gieng zu ihr hin an das Bette (es war Morgens 8 Uhr), legte ihr die Hand auf und betete. Bei dem laut geſprochenen Wort: „Es heilet ſie weder Kraut noch Pflaſter, ſondern nur allein dein Wort, Herr, welches alles heilet!“ ließen die Krämpfe nach und die Kranke verhielt ſich ruhig bis zu Ende, und ſchlief auch ſogleich ein. Nachmittags um 2 Uhr kam ihr Mann ſehr vergnügt zu mir, ſagte: ſeine Frau hätte bis 12 Uhr Mittags geſchlafen, und ſey dann erwacht. Ach und Wehe, Hitze, Brand, Durſt und alles ſey hinweg, nur klage ſie ſehr über Mattigkeit. (Hiebei muß ich aber erwähnen, daß die Aerzte am Abend vorher noch eine ſtarke Aderlaß verordneten, worauf es aber mit der Kranken ſchlimmer wurde). Gegen Abend war die Kranke ſchon eine halbe Stunde auf, ich betete nun zum zweitenmal, worauf die ganze Nacht ein ruhiger und ſüßer Schlaf erfolgte. Am Morgen war die Kranke wohl, wo ich dann zum drittenmal betete, auch war ſie beinahe denſelben ganzen Tag auf. Den dritten und vierten Tag klagte ſie zwar noch über Mattigkeit, aber ohne im Bette zu liegen, und ſo gelangte dieſe Frau in kurzer Zeit wieder zu ihren Kräften, und wurde völlig geſund.

Die Frau des Maurermeiſters Johanes J. von N. war ſchon ſeit einem Jahr in einem Zuſtand von einer Art von Tiefſinnigkeit, jedoch periodiſch mehr oder weniger; da die Leute katholiſch, ſo ſuchte die Frau Troſt in den Legenden der Heiligen, und betete fortwährend. Die Krankheit wurde aber ſchlimmer und zu Zeiten fieng ſie außerordentlich zu weinen an. Eines Morgens aber war die Frau verſchwunden. Da dieſelbe ſich kurz vorher geäußert hatte, ihre Leute würden ſie einmal ſuchen und nicht finden, ſo ſuchte man ſie in dem kleinen Fluß, der hier vorbeifließt, aber ohne Erfolg. Erſt ſpät am Abend wurde ſie, zwei Stunden von hier, bei W. gefunden, wo ſie angab, von einer Kapelle zu kommen, die noch drei Stunden weiter lag. Des andern Tages kam ihr ſehr bekümmerter Mann zu mir, und bat mich, wenn ich etwas wüßte, ſo ſollte ich mich ſeiner Frau annehmen. Ich beſtimmte ihm drei Tage nachher. Am bezeichneten Tage bereitete ich mich durch Faſten ꝛc. auf den Abend dazu vor. Im Hauſe angekommen ſagte mir die Kranke, daß ſie große Angſt hätte, und daß es ihr immer ſey, als wenn ſie jemand mit Gewalt aus dem Hauſe treibe, ſie könne und könne nicht bleiben, und zudem käme manchmal ein ſolcher Zorn in ſie, daß ſie alles im ganzen Hauſe ſchimpfen müſſe, in dieſem Zuſtand könnte ſie ihre Leute umbringen ꝛc. Ich verrichtete mein Vorhaben ungeſtört, verſpürte aber inmitten des Gebets und bis ich fertig war, daß es mit Segen verbunden war. Die Kranke ſchlief nun ſeit langer Zeit dieſe Nacht hindurch ruhig und gut.

Den andern Tag Morgens betete ich zum zweitenmal, und Abends zum drittenmal, den Tag über befand ſich die Kranke wohl und gut, bei dieſem drittenmal aber ereignete ſich etwas bei mir während des Gebets und Händeauflegens, ohngefähr 7 Minuten vor Beendigung deſſelben, das mir noch niemals und bei keinem Einzigen widerfahren iſt. Ich hatte zwar während des Gebets, wie es gewöhnlich der Fall bei mir iſt, das bewußte Gefühl ſtark, und wenn ich mich recht ausdrücke, ohngefähr ſo, wenn jemand an einem Feuer rüttelt, ſchlägt die Flamme in demſelben Augenblick immer etwas höher auf, ſo ohngefähr war es mir, ſowohl dem phyſiſchen Gefühl, als der geiſtigen Empfindung nach, und es ſteigerte ſich in mir alles das, was ich betete, zu einer handgreiflichen Gewißheit. (Ich ſehe, daß ich doch eigentlich das nicht ſo recht ſagen kann, was ich will). Auf einmal aber war ich ohngefähr eine halbe, vielleicht auch eine ganze Minute, wie lange weiß ich eigentlich nicht, außer mir ſelbſt. Fortbetend aber fühlte ich ganz genau, wie ein Strom von meinem ganzen Körper durch meinen Arm und Hand, verbunden mit der Kraft des Worts Gottes, auf die Kranke übergieng, und kam es mich ſo vor, als wenn man einer trockenen Pflanze Waſſer gebe, und ſie daſſelbige, oder eigentlich der ſie umgebende Grund, mit Begierde einſchluckt. Darauf fühlte ich mich aber, wie es noch jedesmal der Fall war, bei dem einen mehr, bei dem andern weniger, diesesmal ſehr phyſiſch geſchwächt, aber am Geiſt fühlte ich mich um ſo ſtärker. Die Folgen waren und ſind heute noch, daß ſich die Frau wohl befindet, keine Angſt und Beunruhigung mehr hat, und ihre häuslichen Geſchäfte verrichten kann. Da ich gegenwärtig ſchon beinahe zur Hälfte geſchrieben hatte, kam L. anderer Urſachen wegen zu mir, und ſagte unter anderem, ſeine Frau hätte ſich genirt, mir etwas davon zu ſagen: es ſey jedesmal meine Hand ſo ſchwer geweſen, aber doch das letztemal am allerſchwerſten, daß ſie es bald nicht mehr hätte aushalten können. Einen ähnlichen Fall hatte ich noch dieſer Tage, wo die Kranke behauptete, die Hand ſey ſo entſetzlich ſchwer, ſchwerer, ſo wie ſie ſich ausdrückte, als wie ein Korb voll Grundbirn, und doch lege ich, wie ſchon erwähnt, die Hand leiſe auf.

Wie ſehr gerne würde ich dieſes alles thun, aber ich ſehe doch, daß mir dieſe Anforderungen zu häufig kommen, indem ich dadurch zu ſehr am Körper geſchwächt werde. Ich bin zwar anzuſehen groß und ſtark, ſehe aber mehr einem halb kranken als ganz geſunden Manne ähnlich, und da ich ſchon zu Unverdaulichkeit geneigt bin, ſo fühle ich häufig, daß das Uebel ſchlimmer wird, wenn mir Heilungen dazwiſchen kommen, und verliere den Appetit darauf.

Bei der Frau des L. hatte ich 26 Stunden gefaſtet, ohne etwas zu eſſen, noch einen Tropfen zu trinken, und doch glaube ich, daß ich ohne Beſchwerde noch ganz gut eben ſo lange ohne Speiſe und Trank hätte beſtehen können. In Bezug auf meine Koſt fehlet mir gar nichts, wenn ich nur wüßte, was ich zu thun hätte, damit ich dieſe Heilungen beſſer ertragen könnte!

W—l.

Wenn man ſieht, welche große Hülfe Herr W—l. durch ſeine magiſch-magnetiſche Kraft Leidenden verſchafft, muß man bedauern, zu hören, daß es auch ihm, wie vielen andern, die dieſe Kraft längere Zeit wirkſam ausübten, ergeht, — daß ſeine Geſundheit leidend und namentlich ſein Unterleib (der Sitz des ſympathetiſchen Nervenſyſtems) ſehr geſchwächt wird.

Es iſt hier kein anderer Rath zu ertheilen, als bei ſolchen Folgen dieſe Kraft nur ſparſam auszuüben, auch würden wohl kalte Bäder, beſonders Flußbäder, hier ſtärkender wirken, als Weingenuß, womit ſich manche magnetiſche und ſympathetiſche Aerzte unter dem Volke, bei Schwindung ihrer Kräfte ſchon zu helfen ſuchten, dadurch aber meiſtens leider in Unmäßigkeit verfielen und dieſer göttlichen Kraft mehr oder weniger beraubt wurden.

K.

Magnetiſche Heilungen durch die Hand eines Kindes.

(Aus dem vorigen Jahrhundert.)

Im Jahr 1735 machten die magnetiſchen Kuren eines vierjährigen Kindes armer Leute zu Rehrberg in der Pragnis (14 Meilen von Berlin) großes Aufſehen. Oeffentliche Blätter damaliger Zeit, namentlich die „geiſtliche Fama", eine Zeitſchrift, berichten Folgendes von ihm.

„Das Kind iſt ein Knabe, ohngefähr 4 Jahre alt, mit weißen Haaren und einem lieblichen, allezeit freundlichen Angeſicht. Es mag turbirt werden wie es will, welches durch den Zudrang häufig geſchieht, ſo verändert es ſein freundliches Angeſicht nicht, ſondern es iſt wohl recht ein unſchuldiges Kind.

Dieſes Kindes Kur beſteht in einem ſanften Streichen des Schadens, dabei bekommt der Leidende das Gefühl, als wenn eine beſondere Wärme und Leben den kranken Gliedern eingepflanzt würde. Bei innerlicher Kur läßt es ſich Waſſer geben und wäſcht ſeine Händchen. Die Patienten müſſen dann ſolches Waſſer trinken und darauf ſchlafen. Es erfolgt auch darauf bei ihnen gemeiniglich ein ſolcher Schlaf und Schweiß, auf dem das Leiden verſchwindet und ſie ſich wie neugeboren fühlen. Oft auch bedient es ſich des Anhauchens. Es wird kein Geld für die Kur genommen, wer was geben will, thut es in eine Büchſe, deren Inhalt alle Wochen an die Armen ausgetheilt wird.

Das Kind nennt alle Menſchen Du. Es kann
beſonderer Kraft beten und beſchämt dadurch viele Alt

Es hat ſich prophezeit, daß es in ſeinem fünften
ſterben werde.“

Ein neuerer Berichterſtatter ſchreibt: „Der Wun
knabe hieß Johann Ludwig Hohenſtein. Er war
ſiebente Sohn ſeiner armen Eltern. Sein Vater
Schmied zu Kehrberg. Die Mutter des Kindes hatte
mit einem Beil in die Hand gehauen. Die zugeheilte Wu
geht nach einiger Zeit wieder auf und blutet ſtark.
Mutter beſtreicht mit des Kindes Hand den Schaden
er heilt früher als man dieß hätte vermuthen könn
Dieſe Heilung wird bekannt und bald kommen Perſo
aus der Nachbarſchaft und Ferne in Menge zu dem Kin
um ſich heilen zu laſſen.

Es wurden auch wirklich viele Lähmungen, ſchme
hafte Uebel, Geſchwulſten u. ſ. w. durch die Einwirk
dieſes Kindes gehoben.

Da die Sache immer mehr Aufſehen machte, leg
ſich Aerzte und die Geiſtlichkeit darein, die Regier
ſchickt Commiſſäre nach Kehrberg zur Verhörung
Kindes, der Eltern und Geheilten, und es wurde der
richt erſtattet: es ſeyen wohl viele dieſer Heilungen
Einbildungskraft oder andern Umſtänden zuzuſchreiben.
Geiſtlichkeit in Berlin predigte gegen das Kind von
Kanzeln und brachte den Pöbel ſo auf, daß er ſich ni
ſcheute, öffentlich zu ſagen, man ſollte das Kind mit
Eltern verbrennen, es ſeye des Teufels Werk.

Es wurden nun Vater und Mutter nebſt dem Kin
nach Berlin gebracht und daſelbſt in dem Hausvogteig
bäude eingeſperrt, um weiter verhört zu werden.
Akten über dieſe Verhöre wurden jedoch nie bekannt u
ſind jezt nicht mehr vorhanden, ſondern nebſt vielen ande
vernichtet. Das Kind that man in das hieſige gr
Friedrichhoſpital (Waiſenhaus), wo es bald darauf ſtarb.

Merkwürdig iſt hienach die Erfüllung ſeiner Prophezeiung, daß es im fünften Lebensjahr ſterben werde. Die Akten des hieſigen Waiſenhauſes reichen nicht bis zu dieſem Zeitpunkt hinauf, weswegen ich ein mehreres über die lezten Lebenstage dieſes Kindes nicht mittheilen kann.“

In die Kraft dieſes Kindes legte die Natur eine Erſcheinung, eine Wahrheit zur Erforſchung, die, wenn ſie mit unbefangenem Sinne erforſcht und weiter verfolgt worden wäre, der Wiſſenſchaft Gewinn gebracht hätte, ſo aber wurde ſie, wie es jezt oft noch in gleichen Fällen zu geſchehen pflegt, durch die Ueberhirnigkeit und Ueberbildung ſogenannter Kritiker und Gelehrten, der Natur zum Troz, unterdrückt.

Heilung einer Epilepſie durch den Leben
Magnetismus.

Magdalene, die Tochter des Schmids Jakob Fr
drich Heller von Schwaikheim, ward im Jahre 18
in ihrem vierten Lebensjahre, nach übel geheilten Maſe
epileptiſch. Anfangs waren es nur Schwindelanfälle,
das Kind wöchentlich einige Male befielen; bald jedoch v
lor ſie dabei das Bewußtſeyn völlig, und im Laufe
des fünften Jahres bildete ſich die Fallſucht in ihrem ga
zen ſchrecklichen Charakter aus. Mit dem ſiebenten Ja
wurden die Anfälle heftiger, aber ſeltener, ſo daß ſie m
ſtens innerhalb vierzehn Tagen nur ein bis zwei Mal ei
traten. Vom zehnten Jahre an war der Einfluß des Mo
des und der Witterung ſehr fühlbar. War jener vo
oder die Atmoſphäre ſehr trocken, namentlich aber, we
heftige Winde wehten, ſo kamen die Anfälle häufiger u
traten intenſiver auf. — Der Anfall kündigte ſich imm
nur wenige Momente vor ſeinem Ausbruch durch die ſog
nannte **aura epileptica** an, welche vom After den Rü
grat hinauf ins Gehirn ſtieg, und von einem warmen, br
kelnden Gefühl begleitet war, das ſich über den ganz
Rücken hinauf bis in den Nacken verbreitete, worauf d
Kranke die Beſinnung verlor und umfiel. So fiel ſie e
nige Mal, von ihrem Anfall ſchnell überraſcht, ſo unglück
lich, daß ſie ſich verwundete; niemals jedoch ſo, daß ei
bleibender Schaden aus der Verwundung oder dem Fa
entſtanden wäre. War ſie gefallen, ſo zuckten die Arm
und Beine einige Minuten convulſiviſch, worauf ein ge

waltiges Dehnen derſelben mit Stöhnen und Auftreibung des Halſes, Bäumen des ganzen Körpers, Athemverhaltung, Einſchlagen der Daumen, Trismus und Schäumen aus dem Munde folgte.

Nach etwa ſechs Minuten endete der Anfall mit einem ſchnarchenden Schlafen, der eine halbe Stunde etwa dauerte, worauf die Kranke mit Kopfweh, Unbeſinnlichkeit und heftigem Durſte erwachte.

Bereits hatten dieſe häufigen und heftigen Anfälle im Laufe der Jahre auf ihre Seelenkräfte nachtheilig eingewirkt, indem ſie in ihrem vierzehnten Jahre, nach dem Urtheile ihrer Lehrer, nicht die geiſtige Entwickelung zeigte, welche nach den früher an ihr bemerkten Gaben von ihr zu erwarten geweſen wären. Ihr Gedächtniß war ſehr ſchwach, ihre Urtheilskraft ſtumpf. So blieb es bis ins Jahr 1837, wo **Magdalene** im fünfzehnten Jahre ſtand. Im Frühling dieſes Jahres hörte ich von den Zufällen des Mädchens, und beſchloß, einen Heilverſuch durch Lebens-Magnetismus mit demſelben zu machen. Im April begann ich die Behandlung, die ich täglich eine Stunde lang fortſetzte. Stets erhielt ſie neun und vierzig Striche, wobei ich ihr noch die Hände auf die Stirne und Herzgrube legte. In den erſten acht Tagen zeigte ſich, außer einem Beißen in den Augen, keine Einwirkung. Nach weiteren acht Tagen wurden die Augenlider ſchwer, und nachdem ich ſie vier Wochen ſo behandelt hatte, trat zuweilen, aber nur auf Minuten, natürlicher Schlaf ein. Dagegen wurden die Fallſuchtanfälle heftiger und häufiger, beinahe an jedem zweiten Tage ſtellten ſie ſich ein, zuweilen ſogar an einem Tage zweimal. — Am Schluſſe des April wurde ich ſelbſt ſo krank, daß ich unfähig war, die Kranke fort zu behandeln, weshalb ich, um die Kur nicht ganz aufzuheben, meinen Bruder, der mein Vikar war, bat, dieſelbe ganz in meiner bisherigen Weiſe und unter meiner Leitung fortzuſetzen. Dieſer war hiezu bereit und ſezte die Behandlung

fort. Der Einfluß, den er auf die Kranke hatte,
ganz dem meinigen gleich zu ſeyn. Beißen der
Schläfrigkeit, momentanes Einſchlafen zeigten ſich
ihm, und die Anfälle dauerten nach etwa ſechs Wo
gleicher Stärke fort. Gegen die Mitte des Ju
wurden ſie, obgleich nie wirklicher magnetiſcher Sch
trat, minder heftig und ſeltener. Im Juli zeigten
noch bedeutend ſchwächer, und im Laufe deſſelben
mal. Im Auguſt ebenſo, nur mit dem bedeutend
viel verſprechenden Unterſchiede, daß einer der An
fälle blos in heftigem Schwindel ſich kund gab, ob
das Bewußtſeyn verloren gieng. Der September
bei fortgeſezter gleicher Behandlung, bei welcher die
ſtets wachte und blos über Beißen der Augen klagt
zwei leichte Anfälle. Im Oktober ſtellte ſich gar
ein, im November ein ganz leichter Schwindel, eb
Dezember. Im Januar 1838 zeigten ſich nur noch
kaum bemerkbare Zeichen vom Schwindel, und im
ward die Behandlung beendigt. — Von dieſer Z
bis jezt im Oktober 1839, alſo ſeit beinahe zwei
iſt das Mädchen ganz frei von ihren früheren Anfäl
blieben und als vollkommen hergeſtellt zu betrachten

Ich hatte, da ſie in der Nähe des Pfarrhauſes
bisher beinahe täglich Gelegenheit, ſie zu beobachten
ich kann verſichern, daß ſie ein ganz kräftiges und
des Mädchen iſt.

— Zu bemerken iſt noch, daß erſt im Novem
Jahres 1838, alſo drei Vierteljahre nach ihrer Ge
ihre Periode zum erſten Mal eingetreten iſt, dere
wickelung ihr nicht die geringſte Unbequemlichkeit
ſacht hat.

Dieſe vollkommen gelungene Heilung einer E
welche von Jugend an häufig und in ihrem ganzen
lichen Charakter aufgetreten war und bis ins ſech
Jahr fortgedauert hatte, möge die Magnetiſeurs

aufmerkſam machen, daß der Lebensmagnetismus, bei deſſen gewiſſenhafter Anwendung freilich dem gewöhnlichen Arzt ſeine Mühe nicht bezahlt werden kann, weshalb er wohl ſo ſelten gebraucht wird, ein Heilmittel iſt, das, wenn gleich an dem behandelten Individuum alle gewöhnlichen äußern Zeichen der magnetiſchen Einwirkung, nämlich Schlaf, Krämpfe, Somnambulismus u. ſ. f. fehlen, bei fortgeſezter eifriger Behandlung ganz ſtille in dem Organismus wirken und die ſchrecklichſten Leiden deſſelben allmählich völlig heilen kann. — Meinem Bruder aber, der jezt Pfarrer in Spiegelberg iſt, und dem das geheilte Mädchen gewiß lebenslänglich dankbar bleiben wird, gebührt für ſeine uneigennüzige, aufopfernde Menſchenliebe, die er zehn volle Monate alltäglich an dem unglücklichen Mädchen ausgeübt hat, auch hier von mir öffentliche dankbare Anerkennung.

W.

Kritiken.

„Meſmerismus und Belletriſtik in ihren ſchädlichen Einflüſſen auf Pſychiatrie, von Fr. Bird, Med. Dr.“

Stuttgart, Hallberger. 1839. 96 S.

Unter dieſem Titel iſt unlängſt eine Brochüre erſchienen, welche zwar wegen ihrer völligen Unwiſſenſchaftlichkeit keiner öffentlichen Erwähnung werth wäre, aber um des Uebermuths wegen, womit ihr Verfaſſer in ein ihm völlig fremdes Gebiet hineinfaſelt, wodurch er auch öfters beluſtigend wird, ſoll es hier doch eine Erwähnung und wohlverdiente Caſtigation erhalten.

Wenn Männer von Geiſt und wahrer Bildung die Erſcheinungen des Magnetismus zum Gegenſtande ihrer Forſchungen machen, ſo kommt aus dieſen, mögen die Reſultate derſelben für oder gegen beſtimmte Anſichten lauten, immer ein Gewinn für die Wiſſenſchaft hervor, den alle Partien mit Dank anzuerkennen haben. Wenn dagegen ein Unwiſſender ſich zwiſchen die Partien hineindringt, in dem nicht die mindeſte Kraft iſt, ein achtbares Wort mitſprechen zu können, und dennoch ein Poltern und Lärmen beginnt, als ob er allein gehört zu werden verdiene, während er, ſtatt die Führung der Waffen der Wiſſenſchaft erlernt zu haben, nichts zu Markte bringt, als gehaltloſe, unlogiſch verbundene, leidenſchaftliche Expectorationen, für welche er nicht mit Gründen und Beweiſen, ſondern mit Schimpfreden, Exclamationen und abgenutzten, ſchlechten Witzen ſtreitet: ſo hat der Ehrenmann es ſich ſelbſt allein zuzuſchreiben, wenn er von allen Partien zurückgewieſen wird, und übel zugerichtet vom Kampfplatze abtritt. Unter dieſe unberufenen Lärmſchläger gehört auch Hr. Dr. med. Bird, was aus einer Würdigung ſeiner Brochüre, die wir vor uns haben, zur Genüge erhellen wird.

Schon in der Vorrede, die er von Wort zu Wort aus „Hennings Geſchichte von den Seelen der Menſchen und Thiere“ abgeſchrieben hat, weist ſich Hr. B. ſeinen wiſſenſchaftlichen Standpunkt ſehr paſſend an. Er fällt ins Jahr 1774, aus welchem er die Worte Hennings repetirt: „daß man über das Weſen der Seele nie zur demonſtrativen Einſicht kommen könne; daß der menſchliche Verſtand in pſychologiſchen Unterſuchungen immer noch dunkle Flecken behalten werde, und daß die Seelenlehre die Reſidenz der Hypotheſen ſey.“ Dieſen Paar Sätzen fügt Hr. B. die kurze Frage bei: „Ob es heute viel beſſer ſey?“ und gibt die Antwort: „Nein, weil man ſich immer noch in den Wüſten der alten und ewig wieder erneuten theoretiſchen (?) Phantaſie herumtummle, was die neueſte Literatur beweiſe. Daraus folgt, daß Hr. B. der Meinung iſt, für Pſychologie ſey in den lezten fünf und ſechszig Jahren rein nichts geſchehen, was wir ihm Gottlob nicht gelten laſſen, aber als einen Beweis dafür gegen ihn anführen dürfen, daß er wenigſtens bei ſeinem Studium der Pſychologie wenig profitirt hat. — Hennings angeführte Sätze wird kein Menſch beſtreiten, und auch die Freunde des Lebensmagnetismus glauben nicht, in ihm über das Weſen und die Natur der menſchlichen Seele „demonſtrative Gewißheit“ gefunden zu haben; Dunkelheiten und Hypotheſen werden immer ſeyn: aber folgt daraus, daß wir bei den Reſultaten, welche Henning im Jahre 1774 gab, ſtehen bleiben, das Gebiet der Pſychologie mit einer chineſiſchen Mauer umgeben, und die Studien unſerer Großväter als das non plus ultra in der Pſychologie betrachten ſollen? — Das ſey ferne! Gibt es irgend ein intereſſantes Gebiet, in welchem der forſchende menſchliche Geiſt die herrlichſten Entdeckungen machen kann, und — Dank ſey dafür den Spekulationen vieler erleuchteten Männer unſerer Zeit und den glänzenden Reſultaten des Lebensmagnetismus — ſeit ſechzig Jahren wirklich gemacht hat, ſo iſt es das der Pſychologie. — Doch darüber ſtreiten wir uns nicht mit Hrn. B., und wenden uns zu ſeinem erſten Kapitel, in welchem er die Nachtheile des Magnetismus auf Pſychiatrie darſtellen will.

Dem Titel zu Folge, den das Büchlein führt, hätte man mit Recht erwarten können, daß Hr. B. die Nachtheile dargethan hätte, welche aus dem Mesmerismus und der [illegible] der Pſychiatrie zuwachſen. Hiezu wäre vor allen Dingen erforderlich geweſen, daß er im erſten Kapitel gezeigt hätte, was unter Meſmerismus zu verſtehen ſey, worin ſeine Erſcheinungen beſtehen, und wie ſie vernünftiger Weiſe zu erklären ſeyen. Auf dieſer ſoliden Baſis hätte er dann wohl mögen von Nachtheilen ſprechen, welche bei ſeiner Anwendung auch für die Pſychiatrie erwachſen können. Wir wollen nun ſehen, wie er es gemacht hat.

Der erſte, das ganze Machwerk durchwirkende Mißgriff, den Hr. B. ſich erlaubt, iſt, daß er, ſtatt wie er auf dem Titel verſprochen, die Einflüſſe des Magnetismus überhaupt auf Pſychiatrie darzuſtellen, die Krankengeſchichte der „Seherin von Prevorſt" nach ſeiner plumpen Weiſe durchzieht. Obgleich dieſes Buch Kerners die Geſchichte einer Normal-Somnambüle enthält, ſo war es doch bei einer Zuſage, wie ſie Hr. B. gibt, nicht ſeine Sache, dieſe ſpecielle Geſchichte zu perſifliren, ſondern den Magnetismus überhaupt zu würdigen, und deſſen Behandlung in unſerer Zeit mit beſonderer Berückſichtigung des Einfluſſes der letzteren auf Pſychiatrie — zu beurtheilen. Das war aber für Hrn. B. freilich eine viel zu ſchwere

Aufgabe. — Lieber fängt er, was allerdings leichter iſt, gleich in der erſten Periode mit Schimpfen an und ſagt: „Der Unfug, welcher in neueſter Zeit mit dem ſogenannten Mesmerismus getrieben iſt, dieſe Geſicht- und Geiſterſeherei iſt eine Thorheit, welche durch materielle Hirnreizung möglich wird; — er iſt Verderben bringend, ſofern er ſolche Extravaganzen unterſtützt oder ins Leben ruft." Nun kommt die Geſchichte der Seherin, woraus er das Geſagte beweiſen will; macht Kernern, ehe er ihn recht unverſchämt anfällt, das fade Kompliment: „er ehre ſeine Perſönlichkeit, und halte ihn für einen Mann von Auszeichnung." (S. 2.) Uebrigens ſagt er von ihm auf der gleichen Seite: „er ſey der Wiſſenſchaft nachtheilig geworden," und von deſſen Buch: „Reinige man es von dem Bombaſt über Siderismus, Magnetismus, Elektricismus, Myſticismus, Mährchen, Spinnſtubengeſchichten, ſo bleibe wenig mehr übrig; von wirklichen Geiſtern ſey keine Spur da, aber an Aberglauben und Narrenspoſſen fehle es nicht." — Was Hr. B. für einen Begriff von Männern von Auszeichnung und von ehrenwerthen Perſönlichkeiten hat, iſt aus dem Geſagten klar.

Nun geht es an die Lebens- und Krankheitsgeſchichte der Frau Hauffe. Die erzählt Hr. B., als ob er ihr Vater und Arzt geweſen wäre, ſo gewiß weiß er alles, während Kerner gar nichts davon weiß. — „Frau Hauffe," ſo leſen wir, „war in einem Ort geboren, wo nervöſe Zuſtände, Veitstanz und Dispoſition zum Wahnſinn (das iſt eine Lüge!) zu Hauſe ſind. Auch der Großvater war nervös reizbar. (Nicht im mindeſten!) Von Jugend an war ihr Hirn krankhaft vorherrſchend (völlige Lüge!), weßhalb ſie ſtets nach jeder Aufregung in der folgenden Nacht nicht ſchlief, ſondern halb wach blieb (man kann ſchlafloſe Nächte haben, ohne hirnkrank zu ſeyn), d. h. träumte. Das iſt Traum — ich habe das in „Friedrichs Magazin" geſchildert —; da fällt alſo alles Wunderbare fort." (?) (Warum hat Kerner nicht, ehe er „die Seherin" ſchrieb, in „Friedrichs Magazin" nachgeſchlagen, was es mit Frau Hauffe nach Hrn. Bs. Anſicht für eine Bewandtniß habe? Natürlich wäre dann „die Seherin" nicht geſchrieben worden!) — „So blieb das Ding dauernd in der jugendlichen Prävalenz (Unſinn!) und gieng ins ſpätere Leben über, wo ihr Hirn auch bei Tag weder ſchlief, noch wachte, d. h. träumte. Ohne Bildung und voll Spinnſtubenmährchen, ſieht nun die Kranke auch bald Geſpenſter, wie zu erwarten war. Die Phantaſie verkörperte ſich (wie macht ſie das?) im Gebiete der Sehnerven, weßhalb ſie Viſionen hat, wie ihr Großvater." —

S. 1 bezüchtigt Hr. B. Kernern einer Untreue, weil er ein wichtiges Ereigniß, das pſychiſch ſtörend auf die Hauffe eingewirkt, nicht genannt habe, und geht in der Unverſchämtheit ſo weit, zu behaupten, es ſey das nichts anderes geweſen, als daß das Mädchen Onanie getrieben habe. — Wenn Hr. B. Teutſch verſtände, ſo hätte er auf eine ſolche impertinente Verdächtigung nicht gerathen können. Jeder Quartaner könnte ihm ſagen, daß „Onanie treiben" nie ein „Ereigniß im Leben eines Menſchen" genannt werden kann. Eine böſe, der Geſundheit ſchädliche Gewohnheit, ein Laſter wird kein Menſch, außer Hr. B., ein „Ereigniß" nennen. Die Stelle im Kerner, **S. 29**, heißt: „In dieſelbe Zeit fällt ein Ereigniß im Leben dieſes Mädchens, das für ſein ganzes übriges Leben vom tiefſten Eindruck war, das manches ſpätere Unerklärliche in ihm erklärt, zu Hebung manches albernen Geſchwätzes über ſie, als Frau, dienen würde, aber verſchwiegen werden muß." Wer wird hiebei, außer Hrn. B., an Onanie denken? — Zur Rettung der Ehre der unglücklichen Seherin gegen ſo frevelhafte Angriffe muß geſagt werden, daß, was hier verſchwiegen werden muß, der Seherin nie zur Unehre gereichen kann. — Schäme ſich Hr. B., über ehrenwerthe Verſtorbene ſo Schmähliches ohne allen Grund öffentlich zu ſagen, und frequentire lieber bei Zeiten die nächſte teutſche Schule, damit in der nächſten Schrift, womit er etwa das Publikum wieder heimſucht, nicht ſo viele Sprachfehler und armſelige Perioden vorkommen, als in der vorliegenden. Vor allem aber laſſe er ſich von einem Schulmeiſter erklären, was das Wort „Ereigniß" ausweiſen wolle.

S. 3 weiß Hr. B. wieder Vieles, das ihr Arzt, Kerner, der Wahrheit gemäß ganz anders gewußt hat. Es geht nämlich in der Geſchichte weiter: „In dem Alter von ſiebenzehn bis neunzehn Jahren wurde ihr Inneres mehr verſchloſſen, d. h. auf deutſch: Patientin zeigte ſich, weil die Menſes eintraten, melancholiſch ſchüchtern, was nichts Seltenes (gut teutſch!) iſt." — Wenn aber das Mädchen vorher ſchon menſtruirt war, wie dann Hr. Bird? Und das war der Fall, was Referent gewiß weiß. — Das heißt alſo auf teutſch: auf Gerathewohl dreinſchwatzen!

So verzerrt Hr. B. fortan die Geſchichte, welche Kerner gibt, und ſezt bald etwas zu, das nicht hineingehört, bald läßt er Weſentliches weg, — bis er herausgebracht hat: Kerner habe ſagen wollen, oder hätte ſagen ſollen: „Bald ſchlug das Gehirn — bald das Ganglienleben vor, Patientin war daher bald heiter, bald melancholiſch." — „So iſt ſteter Wechſel da, wie gleichmäßiges Verhalten kein Wohlſeyn — (ob das nicht Unſinn iſt!), und als ſie endlich ruhig am Grabe ihres Predigers wurde, da war ſie für das Leben eine indifferente Perſon, d. h. ſie iſt gleichgültig in melancholiſcher Erſtarrung (wer verſteht dieſen Gallimathias?) weil ihr Gehirn kränker iſt, und unpaſſende Lebensverhältniſſe und unrichtige ärztliche Behandlung den Zuſtand verzweifelt machten." — Das

iſt freilich eine tiefſinnige Erklärung, die Hr. B. vor Ke
ner verantworten mag, der die Sache ganz anders erzäh
und NB. aus ihrem und ihrer Verwandten Munde g
hört hat.

S. 6 weiß Hr. B., wie es mit Frau Hauff
gegangen wäre, wenns anders gegangen wäre. — E
meint nämlich, wenn man von nun an die Vis medic
trix naturae hätte wirken laſſen, und der Frau einen ge
liebten Mann gegeben, mit dem ſie jedoch (S. 7) nich
ehelich hätte zuſammen leben dürfen, und ihren Wohnpla
auf eine Hochebene verpflanzt, ſo wäre ſie eine glücklich
Gattin und Mutter geworden, ſtatt daß ſie jezt ihren Na
men mit dem Narrentitel einer Seherin auf die Nachwel
übergeben laſſen müſſe. — (Hr. B. faſelt ſichtbar. Wi
konnte Frau Hauffe eine glückliche Mutter werden, wen
er ihr verbietet, mit einem Manne ehelich zu leben? —
Das iſt ſelbſt Narrheit, und dennoch theilt dieſer Her
Narrentitel aus!) — „Neben dem nachtheiligen klimati
ſchen Einfluß mußte ſie ſich auch phyſiſch Gewalt anthun
d. h. als Hausfrau ihre Melancholie beherrſchen; das, un
noch dazu die Nachtheile des Coitus brachten die „Hirnkrank
heit“ zum Ausbruch. Sie träumte, und zwar lebhaft, —
hatte Fieber, delerirte und war unbedingt (!! obgleich Ker
ner nichts davon ſagt, und kein Menſch davon weiß) in
einem akuten Anfall von Wahnſinn.“ — (Bei Hrn. B.
hilft alles nichts. Bei ihm heißt alles gleich toll. Auf jeder
Seite findet ſich Wahnſinn und Tollheit und Narrheit
und Verrücktheit und dergleichen. — Das muß Liebhaberei
bei ihm ſeyn. *) — „Nun traten achtzehnwöchige Bruſtkrämpfe
ein, man ſtimmte ſie zu ſehr durch Aderläſſe herab.
So wurde das Uebel immer ärger. — Dazu kam

---

*) Herrn Bird's allwärtiges Narrenſehen kommt daher, daß Hr. Bird, was der Verfaſſer dieſer Kritik nicht weiß, Gehülfe an einem Narrenſpital iſt.

K.

eine ſchwere Geburt, in deren Folge ſie immer reizbarer wurde, phantaſirte, Unſinn faſelte und dabei blos aus Hirn, Nerv und Knochen beſtand.“ (Und dennoch lebte die gute Frau Hauffe? — Wie hat ſie das gemacht, wenn das Blutgefäß und Reproduktionsſyſtem ihr abhanden gekommen waren? — „Das iſt alſo nicht wahr,“ ſagt Hr. B. gar oft, videantur hinten die vier wahnſinnigen Brüder.) „Die Faſeleien der Kranken ſteckten ſelbſt die Umgebung an (S. 9): denn dieſe ſah ihr ſchädliche Dinge fortfliegen, z. B. ſilberne Löffel, — und das noch 1824, wie Beſenſtiele um den Blocksberg, doch ohne Reiter auf den Löffeln (ſchlechter Witz!) und das alles ließ Hr. Dr. Kerner Anno 1829 drucken. Was iſt das? — Verfinſterungsſucht!“ — (Heißt das mit Gründen das Gegentheil beweiſen, Hr. B.? — Nein, das iſt nur albern raiſonnirt!) — „Von nun an ſah die Hauffe Geiſter und die Narrheit wurde eminenter, wenn nicht Kerners poetiſche Phantaſie Zugaben poetiſirt hat.“ — (Kerner lacht dazu und denkt, nicht Hrn. Bs. Phantaſie, wohl aber ſein Verſtand, ſeine Kenntniſſe und ſeine Beſcheidenheit ſeyen einer Zugabe ſehr bedürftig.) — „Frau Hauffe gebar zum zweiten Male ein — verrücktes (!) Kind (es iſt jezt ein ganz geſunder, liebenswürdiger Jüngling): denn es ſah auch Geiſter, wie die Mutter, die man endlich für beſeſſen hielt, weshalb man einen Teufelsbanner holte, der mit Cicuta Hyosciamus, einen Veitstanz fabrizirte.“ (Wenn das Kerner geſchrieben hätte, was Hr. B. das Publikum glauben machen will, ſo wäre es nicht wahr, da es aber Hr. B. aus Kerner abgeſchrieben zu haben vorgibt, ſo verdient Hr. B. den Titel eines Verfälſchers.) „Nun iſt die Kranke total verrückt. Iſt das Magnetismus, ſo iſt er ein garſtiges, tolles Unding; es rennt ja ein Amulet über das Bette fort und wird als Deſerteur gefangen.“ (Sieht denn Hr. B. nicht, daß daran der Magnetismus unſchuldig iſt? Doch, was weiß er vom Magnetismus!) —

„Nun erſcheint Hr. Dr. Kerner. — Der gibt ihr
neien „„in ſeiner Manier““ (die Manier benennt H
nicht). Was Wunder, wenn's ärger mit der Frau w
(Das iſt blos — grob!) Man hätte ſie gar nicht be
deln und nicht verheirathen ſollen, ſo wäre ſie ſo ge
geweſen, wie ihr Großvater. (Den Hr. B. aber doch
krankhaft, nervös reizbar, bezeichnet!) — So aber ka
nach Weinsberg, wo es den Weibern allen eigentlich
geben ſollte; da wird ſie durch Experimente und P
noch verſchrobener und verrückter; körperlich iſt ſie be
vorher durch Roborantien, Amulete, Pulver und Aderl
ſo herabgekommen, daß das Leben nur noch am Hirn
bunden war. Sie war dem Tode nahe. Hier hätte K
ner alles ſollen bleiben laſſen. Was konnte er den kra
haft entwickelten Organismus umgeſtalten! Thörichtes
ternehmen!“ (Es iſt ſehr lächerlich, daß Hr. B. ſich ſ
einbildet, Frau Hauffe müſſe abſolut ſo geweſen ſeyn,
ſeine fixe Idee ſie ihm vormalt.) — „Endlich verlan
die Kranke ſieben Striche — da ſieht man den Abergl
ben an den ſieben — und jezt fängt das Magnetiſiren a

Es wäre undankbare Mühe, von der heilloſen M
nier, mit welcher Hr. B. die Geſchichte der Seherin v
lends verzerrt und verfälſcht hat, weitere Proben zu
ben. Es iſt das Gegebene genug, den übermuthigen V
dreher der Kerneriſchen Geſchichte zu bezeichnen.

Ueberhaupt iſt es unmöglich, ohne den Wirrwarr v
Anekdoten, Ausrufungen, Schimpfereien, ärztlichen Corr
tionen und unzuſammenhängendem Geſchwäze abzuſchreib
dem Verfaſſer zu folgen. Nirgends findet ſich ein einzig
wiſſenſchaftlicher Saz, den er aufſtellte und bewieſe. U
berall iſt nichts als verworrenes Gerede von hundert D
gen unter einander. — Es bleibt uns daher auch nic
übrig, als Hrn. B. gerade ſo zu behandeln, wie er Ke
ner behandelt, d. h. von Seite zu Seite ihm zu folg
und ihm die Meinung zu ſagen.

S. 18 heißt es: „Wenn Kerner ſagt: ſelbſt das geſchriebene Menſchenwort war für ſie fühlbar, ſo glaube ich an die meiſten Anekdoten dieſer Art gar nicht. Hier war Täuſchung leicht; ſolche Kranke ſehen durch dünnes Papier.“ — Man muß bekennen, Hr. B. iſt ein tapferer Kritiker: das heißt ja recht wacker drein gehauen! Nur möge er vernehmen, daß die Sache nicht anders wird, wenn er ſie auch nicht glaubt; daß ſein Geſchwätz von Täuſchung ein Beweis ſeiner Verlegenheit iſt, und daß bei Kerner nirgends etwas von dünnem Papier ſteht, durch das auch kein Adlerauge ſchaut, wenn man es nicht gegen das Licht hält, was nicht geſchehen iſt.

S. 19. Wenn Kerner ſagt: „Sie war mehr Geiſt, als Menſch“ — ſo iſt das eine wunderliche (!) Rede. Es gibt noch mehr ſolche nervöſe Perſonen. Da iſt nichts Wunderbares? — Was will Hr. B. hier? Kerner ſpricht von keinem Wunder; er glaubt, daß es noch andere Kranke ſolcher Art gibt; dennoch kann er von Frau Hauffe ſagen: Sie war mehr Geiſt, als Menſch. Was iſt hier Wunderliches? So wenig, als an dem Saz, wenn man ihn aufſtellen will: „Hr. Bird iſt mehr Fleiſch, als Geiſt.“

S. 20. „Patientin ſah ſich doppelt. Was iſt das nun? Delirium, Verrücktheit, tolle Phantaſie! Das kommt in Krankheit oft vor!“ — Lezteres leugnet kein Menſch; nur ſoll Hr. B. nicht glauben, daß er durch ſein hochmüthiges Abſprechen ſchon bewieſen habe, daß es keine Fälle gebe, in welchen das Sichſelbſtſehen keine Phantaſietäuſchung iſt. Will er das, ſo muß er mit andern Waffen kommen, als die er braucht. Man höre, wie er ſeine Beweiſe führt:

S. 21 beweiſt er, daß Frau Hauffe ſehr bildungsfähig geweſen: „denn (!) die Wirthſchaft (?), die mit ihr getrieben wurde, iſt complet toll, und dabei ſoll ſie nichts gelernt haben? Allerdings hörte ſie nur unſinniges, dummes Zeug vom Anfang bis zum Schluß, wovon **Kerners** Buch den vollſtändigen Beweis liefert, der noch vollſtändiger wäre, wenn Kerner die poetiſchen und proſaiſchen Werke der Seherin aus der Zeit, da ſie verrückt war, nicht corrigirt hätte. All ihr Unſinn iſt ihr angelernt.“ (Zwiſchen lernen und lehren weiß Hr. B. nicht zu unterſcheiden.) — Wer ſolche Beweiſe für Bildungsfähigkeit führt, dem fehlt es ſelbſt daran, und wer über Männer von Geiſt und Wiſſenſchaft, wie Kerner es unſtreitig iſt, ſo frech und grob hereinjodelt, der verdient, daß man ihn öffentlich bezeichnet.

In demſelben Ton begegnet er Kerner **S. 22**, wo er ihn als einen Mann darſtellt, der es darauf abſehe, „das Reich des Aberglaubens nicht untergehen zu laſſen, und **in honorem** des Mesmerismus eine Menge von Verſuchen mit Mineralien und dergl. gemacht habe, welche alle mit Hülfe der Patientin ausgeführt worden ſeyen, die aus Eitelkeit zu den Täuſchereien mitgeholfen habe.“ — Erbärmliche Verleumdung!

S. 21. „Der Diamant zwang die Hauffe, die Augen weit zu öffnen u. ſ. w.“ Warum haben Frauen auf Thronen nicht die Diamantkrankheit? So ruft Hr. B. aus. Wie ſchalkhaft witzig das iſt! — Uebrigens beweist der Witz nichts, da nur auf Somnambule Diamanten einwirken. Das weiß freilich Hr. B. nicht, der wohl noch keine Somnambule geſehen hat, aber dennoch viel — freilich viel Einfältiges, über ſie ſchreibt. — Die ferneren Witze über Spinat und Entenſteiß, **S. 23**, übergeben wir als Wachſtubenwitze, mit vollem Recht.

Wollen die Leſer ein Muſter der Widerlegungskunſt des gelehrten Hrn. B. vernehmen, ſo folgt hier eine. **S. 23.** „Der Mond hatte den gleichen Einfluß, wie ein Mammuthzahn.“ Schön! — „Ein Hahnenkamm erregte läſtiges Gefühl da, wo er beim Hahne geſeſſen hatte.“ Auch ſchön! — „Wer bewundert nicht die Schärfe und

Kürze, womit hier Hr. B. die Möglichkeit der Behauptungen Kerners widerlegt hat?

S. 26 geräth Hr. B. an die innere Sprache der Seherin, und ſagt darüber, „er habe einmal einen wahn- und nachher blödſinnigen Schneider behandelt, bei dem ſey es gerade ſo geweſen. Der „narrige" Kerl habe latein und franzöſiſch geſprochen, weil er erſteres als Meßknabe gehört und letzteres als Soldat unter Franzoſen gelernt habe. Später habe er alles vergeſſen; nun aber ſey es ihm auf einmal wieder gekommen. — Das ſey nun gerade ſo, wie bei der Seherin." — Hr. B. hat Recht, „gerade ſo," nur ganz anders. — Wo hat die Seherin ihre innere Sprache je vorher gehört? Wo war da Reminiſcenz? — Daß übrigens Hr. B. ſelbſt nicht lateiniſch verſteht, geht daraus hervor, daß er zweimal nach einander Jakoby (!) -Sprache ſchreibt.

S. 28 tritt der Nervengeiſt auf. „Der iſt andreſſirt! Das thut der Magnetismus! Kerner ſpricht aus ihr, und dieſer Bonnet und Lavater nach. Hauffe iſt nur der Papagei Kerners. Wie konnte ſein Buch die dritte Auflage erleben! Das iſt Wiſchi Waſchi; tolles Zeug, alter Plunder! Wunder **à la Hauffe**." — Es wäre wahrlich verſchwendete Mühe, mit dieſem oben herabkommandirenden Schwäzer, der alles beſſer weiß, als andere Leute, und alles kann, nur nicht beſcheiden ſeyn, ein Wort über den „Nervengeiſt" zu ſprechen, der die Seele des Magnetismus iſt und von dem er freilich nichts verſteht.

S. 30 kommt ein arger Anſtoß für Hrn. B. — Da iſt eine Stelle aus Kerner, **S. 282**, (denn ſo weit iſt bereits Hr. B. in ſeiner Kritik, obgleich alles Weſentliche, was er über das Buch bis dahin geſagt hat, treulich hier referirt iſt) — „abcitirt" (das iſt ein Bird'ſches Wort) — da heißt es in „der Seherin": „das magnetiſche Leben, das im Fühlen und Anſchauen das wieder vereinigt, was wir im Denken und Wiſſen getrennt haben, iſt ein

Verſuch, wenigſtens auf Momente ſich in den Stand der Integrität zu verſetzen, von dem wir abgewichen ſind. — Wer dieſes Leben in ſeiner wahren Fülle begreift, und ſich durch Erfahrung überzeugt, daß die moraliſche und religiöſe Seite ein conſtantes Phänomen der höheren Grade deſſelben iſt und nicht durch Theorien ſich hindern läßt, in das Innere dieſes Seelenlebens einzudringen, der findet hier keine Wunder, ſondern nur das Integrat des Geiſtes in ſeinem freien Schaffen u. ſ. f." Darüber ſagt Hr. B.: „Was ſind das für „Redensarten?" Da iſt gar keine Theorie —! Patientin iſt ein Nervenpräparat. Ihr Zuſtand iſt Ueberſpannung und Wahnſinn und der Magnetismus ein purer Unſinn! Kerner iſt zu bedauern, wenn er glaubt, daß Religion und Moral im kranken Zuſtande des Menſchen vollendet erſcheinen. Es ſcheint, Kerner habe die Anſicht, Tugend beruhe auf Schwäche." —

Das war freilich zu hoch für Hrn. Bs. Horizont. Solche „Redensarten" kann er nicht verſtehen. Was weiß er von innerem Leben und Geiſtesintegrat! Darum wirft er lieber mit Unſinn und Tollheit um ſich, und geht ſeiner Wege quasi re bene gesta. Es kommt doch gar zu jämmerliches Zeug heraus, wenn man abſolut über Dinge mitreden will, die man nicht verſteht!

Zum Schluß, S. 23, beſchwert ſich Hr. B., „daß Kerner, als Frau Hauffe auf die Nachricht vom Tode ihres Vaters ſehr ſchwach, delirirend und zuletzt kataleptiſch geworden, ihr hier zum „erſtenmal" den Puls gefühlt habe, was er früher ſchon hätte thun ſollen, und ſchimpft noch gewaltig über die ärztliche Behandlung, die die Seherin von ihm erfahren habe." — Wer ſagte Hrn. B., daß Kerner bei dieſer Gelegenheit den Puls der Frau Hauffe zum erſtenmal unterſucht habe? War Kerner ſchuldig, es drucken zu laſſen, wie oft er das gethan hat? Folgt daraus, daß er es einmal anführt, daß dieß das erſtemal geweſen iſt? —

Hiemit beſchließt Hr. B. ſeine Kritik des erſten Theils der Kerner'ſchen Schrift. —

Was den zweiten Theil betreffe, ſagt Hr. B., ſo abſtrahire er davon: „denn da ſeyen ſo viele Hereinragungen aus der Geiſterwelt. Da ſeyen blos Ideen! und mit denen möge er ſich nicht befaſſen.“ — Das iſt einmal wahr — von Ideen iſt Hr. B. kein Freund. — „Ueber Fortdauer nach dem Tode kann man nichts beweiſen, damit ſoll ſich Niemand befaſſen (das wäre doch entſetzlich!); alles, was je darüber geſalbadert iſt, iſt Unſinn.“ (Das iſt eine ſogenannte Binſenwahrheit.) „Ueber die Grenzen der organiſchen Welt kommt keiner hinaus. Vernunft iſt Religion und Religion iſt Vernunft; der Vernünftige glaubt an Religion, weil das vernünftig iſt, und Thorheit iſt jeder Verſuch einer delirirenden Gelehrſamkeit.“ (Abermals eine Binſenwahrheit!) — Hier haben wir Hrn. Bs. Religionsphiloſophie **in nuce.**

Von **S. 33** bis **40** leſen wir die Beurtheilung der lezten Krankheitsgeſchichte der Seherin und des Sektionsberichts. — Ueber erſtere ſagt Hr B. „es ſey arg, wie ärmlich ſie geliefert ſey. Kerner habe z. B. nicht einmal erwähnt, daß Patientin an „gereizte Zuſtände“ (**sic!**) der Mucoſa im Magen gelitten habe. Lezteren von **Dr.** Off, nennt er armſelig und mangelhaft, und geht mit dieſem Arzt ebenſo grob um, wie mit Kerner, was nicht anders zu erwarten war.

Nun iſt Hr. B. fertig und fragt: „Nun, was fehlte der Hauffe? War ſie klug oder verrückt? Was iſt der Magnetiſmus? Was hat er geholfen?“

Da ſteht nun der Hahn auf ſeiner Düngerſtätte und kräht triumphirend: **Victoria!**

Von **S. 40** bis **43** gibt Hr. B. ein Reſumé ſeiner Weisheit, ſagt noch einmal, wie man hätte mit Frau Hauffe verfahren ſollen, und ſchließt dann mit dem Satz: „Der Magnetiſmus iſt ein Unfug, der durch Reizung von

Hirn und Nerven ſchadet, alſo, wie in Oeſtreich, verboten werden ſollte.

Nun ſchreibt Hr. B. aus „Oſianders von Göttingen die Entwicklungskrankheiten“ u. ſ. f. von Seite 43 bis 58 allerlei ab, weil er ſelbſt nichts mehr weiß. Zwiſchen hinein ſchimpft er auf Kerner und erzählt Anekdoten aus ſeiner eigenen Praxis. Von Seite 58 bis 75 ſoll man die Exaltationsgeſchichte eines Sonderlings leſen, die einen großen Theil ſeiner Brochüre wegnimmt, ohne für ſeinen Zweck zu beweiſen, und ſomit ſchließt das erſte Kapitel, und der Magnetismus in ſeinen ſchädlichen Einflüſſen auf Pſychiatrie iſt abſolvirt. — Wer ſollte es für möglich halten, daß vor einem ſolchen Machwerk ein ſolcher Titel ſtehen könnte!

Nun zum zweiten Kapitel; das die Belletriſtik abhandelt. — Es iſt eine ſchwere Aufgabe für den Referenten, auch hier noch ſich durchzuarbeiten: aber Gott ſey Dank, wir ſtehen ſchon S. 76 der 96 Seiten ſtarken Brochüre. Alſo nur noch zwanzig Seiten! — Nach dem Titel konnte man erwarten, daß Hr. B. den Zuſtand unſerer jetzigen Belletriſtik geſchildert, und gezeigt hätte, wie ſie nachtheilig auf Pſychiatrie einwirke. Aber ſo weit verſteigt er ſich nicht. — Er kennt von der ganzen Belletriſtik, wie es ſcheint, nichts, als „ein Gereimtes, eine Art Gedicht“, das ihm zufällig in die Hände gekommen, nämlich „die vier wahnſinnigen Brüder“ von Kerner, den er, wie er es beim Magnetismus gethan, nun auch zum Repräſentanten der ganzen Belletriſtik macht. Weit entfernt aber, daß er die poetiſchen Produkte dieſes Dichters und ihren Geiſt zu würdigen verſtanden hätte, bleibt er bei gedachtem „ſogenanntem“ Gedicht, bei dem „Gereimten“ ſtehen, das Kerner ſchon im Jahr 1824 veröffentlicht hat. — Das iſt alſo Hrn. Bs. Belletriſtik, die er auf den lezten zwanzig Seiten ſeines armen Büchleins in ſeiner Weiſe vollends durchnimmt.

Von dieſem Gedicht *Kerners*, das er abſchreibt, damit wieder ein Blatt ausgefüllt iſt, ſagt Hr. B., „es ſey eine Art Ballade, eine Reimerei, ein Geklingel, ein Ding ohne alle Applikatur (Hr. B. ſcheint auch muſikaliſch zu ſeyn!), ohne Sinn und Verſtand, purer Unſinn und eine ungeziemende Verſpottung der Medicin.“ — Seinen poetiſchen Werth kennt natürlich Hr. B. nicht, und ſagt auch kein Wort darüber, als, es ſey — eben keine Poeſie. Dagegen kritiſirt er es in „*mediziniſcher*“ Hinſicht (Hört!) weist — wer ſollte es für möglich halten! — mühſam nach, daß *Kerner* (der Dichter!) obgleich er Arzt ſey, den Zuſtand der vier wahnſinnigen Brüder phyſiologiſch und noſologiſch ganz falſch gezeichnet habe, und ſagt, er (Hr. B.) habe den Beruf, die vier Brüder „mediciniſch!!“ abzuhandeln. — Dieſe Abhandlung fängt **S. 81** mit dem gewohnten zuſammenhangloſen, und unlogiſchen Gewäſche an, das Hrn. B. zur andern Natur geworden zu ſeyn ſcheint: denn es geht fort bis **S. 96**, wo Gottlob das Büchlein ein Ende hat. Da heißt es: „Kerner iſt Mitſtifter der perverſen Verrücktheitsromantik. Aerzte leſen ſolche Sachen, die die Afterpoeten über Pſychiatrie ſchreiben, und ſollen ſie nun einen Verrückten behandeln, ſo ſind ſie in Noth, wie die Niederlande bei einer Sturmfluth.“ Sollte man nicht meinen, unſer Hr. Lärmſchläger ſey ſelbſt der Pſychiatrie höchſt bedürftig, daß er im Ernſt glaubt, wegen der „mediciniſchen Romantik“ (was iſt das für eine Redensart?) können die Aerzte keinen Verrückten mehr heilen? Er klagt ſogar die höchſten Behörden deßhalb an, weil ſie ſich auch dort wunderliche Ideen über Geiſteskrankheiten holen, darum das Studium derſelben nicht begünſtigen, und bei Anſtellung von Irrenärzten nicht Praktiker, ſondern Gelehrte placiren, welche wohl den Shakſpeare und Kants Anthropologie, aber den Pinel nicht kennen. — „— Gut, da ſieht man, wo es fehlt. *Unſer guter Hr. B. iſt, als ſolider Praktiker*, einmal bei der Bewer-

bung um die Stelle als Vorſteher in einer
renanſtalt durchgefallen, und hat einem Be
ren, der vielleicht auch Gedichte macht, Plaz
chen müſſen; — das iſt die Quelle ſeines Zor

S. 82 ereifert ſich Hr. B. darüber, daß Dichter
Tollhaus poetiſch beſchreiben, den Wahnſinn poetiſch
dern. — „Iſt das nicht abgeſchmackt?“ ruft er aus
„Ein italieniſcher Componiſt ſezte den Wahnſinn auf
ten. Die Dichter und Künſtler ſollen das Gebiet der
dicin nicht betreten; das iſt der Wiſſenſchaft ſchädlich.
Auch Shakſpeare hätte es können bleiben laſ
Narren zu zeichnen.“

Es iſt in der That kaum glaublich, daß ein Arzt
ches Zeug im Ernſt ſchreiben kann. Wie ſollen denn
Dichter ihre Gegenſtände ſchildern, wenn nicht poetiſch?
Und ſollte es denn wirklich Aerzte geben, welche aus
dichten ihre Kranke kuriren lernen? welche poetiſche Bi
des Wahnſinns für Wahrheiten nehmen, und darnach il
Heilplan einrichten? das halten wir für rein unmög
und Hrn. Bs. Beſorgniß daher für ſehr einfältig.
Wenn es nach Hrn. Bs. Forderung gehen ſollte, ſo w
ten die Dichter wahrlich zulezt nicht, in welchem Geb
ſie ihre Sujets wählen dürften. Alle wiſſenſchaftli
Vereine, alle Zünfte und Gewerbe würden remonſtrir
weil ſie alleſammt fürchten müßten, durch die Poeſie
Grunde zu gehen, wie es nach Hrn. B. leider der Med
begegnet. — Wenn wir durch den Einfluß der Poeſie n
Hrn. B. in ernſtliche Gefahr kommen, demnächſt poeti
Rezepte von den Aerzten zu bekommen; ſo iſt es natürl
daß die Apotheker nicht dahinten bleiben, und uns
lyriſchen Laxieren und epiſchen Mixturen überfallen w
den. Und reißt der Unfug weiter ein, ſo wird we
fehlen, daß wir nicht von den Bäckern noch idylliſche o
Phantaſiewecken, von den Mezgern verrückt romanti
Würſte zu eſſen bekommen. — Doch nun kommen wir

der höchſt komiſchen mediziniſchen Behandlung der vier poetiſchen wahnſinnigen Brüder.

S. 81. „Die ſitzen im Wahnſinnshaus", ſagt Kerner. — „Das darf nicht ſeyn, ſagt Hr. B. Er hätte ſagen ſollen: „Geiſteskrankenhaus" — ſonſt müßte man ja auch, weil Wahnſinn nur eine Spezies iſt, Melancholie-, Blödſinns-, Tobſuchthäuſer u. ſ. w. bauen." — Da hat der Mediziner Recht — aber auch der Dichter: denn es geht dem Mediziner von Profeſſion rein nichts an, wie es dem Dichter beliebt, ein Narrenhaus zu tituliren. Während er Dichter ſeyn will, will er nicht Mediziner ſeyn.

„Da ſitzen die vier Subjekte, die nicht geſcheid ſind: aber in welcher Art ſie es nicht ſind, erfährt man nicht." — Hier iſt guter Rath nicht theuer. Da Kerner Arzt iſt, ſo ſchreibe Hr. B. an ihn; gewiß er ſagt ihm, ob es Melancholie, **Mania**, **Stupor** oder was es ſonſt war.

„Die vier Subjekte ſind Brüder, aber gewiß keine leiblichen. Die Gleichheit ihres Zuſtandes, die gleichzeitige Entſtehung deſſelben ſind ſo unwahrſcheinlich, wunderlich, legendenartig, unwahr, beiſpiellos in der Noſologie, ſo „poetiſch", daß wir die wirkliche Brüderſchaft als — unwahr und „poetiſch" ablehnen müſſen!" — Ja wohl, Hr. B. — das iſt alles wahr, — die vier Subjekte ſind nichts mehr und nichts weniger als — vier poetiſche Brüder, welche allerdings in der Noſologie keine Studien gemacht haben.

„Und nun waren die Menſchen ausgetrocknet zu Gerippen." Das iſt auch nicht wahr. In Irrenhäuſern gibt man ja doch zu eſſen. Die magern Viere blicken immer hohler und trüber. Das iſt nicht möglich, ſonſt müßten die Augen zuletzt verſchwunden ſeyn ſammt der mucoſen Membran." — Das hilft alles nichts, Hr. B. — Sie waren eben doch ausgetrocknet, und haben eben doch immer hohler und trüber geblickt, die Medicin mag ſagen, was ſie will. Und das kommt alles daher, weil die vier Subjecte nicht in Hrn. Bs. Behandlung, ſondern vier poetiſche Brüder waren.

S. 85. „Die vier kachektiſchen Patientes ſitzen bi ſpät in die Nacht auf, wie einſt im Wirthshaus. Das i wieder nicht wahr!“ — Ey, warum denn nicht? Glau denn Hr. B., es ſey in den Irrenhäuſern überall wie i Tollhauſe à la Kaulbach und Görres, von dem er ſag daß die Narren mit der Peitſche um vier Uhr nach (Bette gejagt werden? Im „Wahnſinnshauſe“, wo die vi poetiſchen Brüder logirten, wars halt anders: die durfte bis in die Nacht „aufſitzen.“

S. 86. „Wer hat je geſehen, daß die Haare d Kranken ſich ſträuben? und wer würde ihnen erlaubt haben, bis Mitternacht aufzubleiben, um einen lateiniſche Vers zu ſingen bei Licht? Licht müßte gebrannt haben wenn man das Haarſträuben hätte ſehen wollen. Wob da die Fonds nehmen? Nein, das thut man in keine Irrenanſtalt. Alſo iſts wieder nicht wahr!“

Hr. B. werden verzeihen, daß doch alles wahr iſ Die fraglichen Brüder haben nämlich von ihrem Vater di Fähigkeit geerbt, ihre Haare ſich ſträuben zu laſſen. Di Familie der poetiſchen Brüder, in welcher dieſen Eigenthümlichkeit allgemein iſt, iſt übrigens ſo verbreitet, da es uns wundert, wie Hrn. B. dieſes Faktum ſo gan fremde ſeyn kann. Kurz und gut, es iſt ſo, und Kerne hats ſelbſt geſehen, und zwar ohne Licht, weil er als Dichter ein paar beſondere, mit der Kraft ausgerüſtete ander Augen, auch ohne Talglicht zu ſehen, ſich einſetzen kann während welcher Zeit er ſeine gemeinen mediziniſchen welche Hr. B. allein kennt, auf die Seite legt. Hr. B hätte darüber ſich erkundigen ſollen, ehe er ſo ins Blau hinein raiſonnirt hätte.

Weiter fragt nun Hr. B.: „Welcher Confeſſion waren die vier Tollen à la Kerner (eine eigene Species insaniae?)“ — Zu dieſer Frage glaubt ſich Hr. B. berechtigt, wei

Kerner in ſeinem Gedicht die Religion „adcitirt“ habe. Er hält ſie für Katholiken, weil ſie lateiniſch ſingen, in eine Kirche um Mitternacht gehen, wo lateiniſch geſungen wird, und weil bei den lüderlichen Kerlen bei Anhörung des dies irae, dies illa Jugendreminiscenzen erwachten, welche ſie plötzlich nüchtern machten.“ — Wir laſſen Hrn. B. die Freude, die vier Brüder für Katholiken zu nehmen, und die Ehre, ihre Confeſſion richtig herausgebracht zu haben. Uebrigens iſt er ein ſchlechter Pſycholog, wenn er glaubt, daß ein Proteſtant im gleichen Falle mit den Brüdern, nicht durch den Geſang dies irae — eben ſo tief, als ein Katholik hätte erſchüttert werden können. Dieſe Entdeckung macht ſeiner pſychiatriſchen Einſicht ſchlechte Ehre.

Die S. 88 aus dem kaum Geſagten gezogene Folgerung iſt die Krone des Birdiſchen Scharfſinns und ſeiner würdig. Er folgert nämlich aus dem Geſagten, „daß der Katholizismus die Leute in Würtemberg toll mache und in Baden klug erhalte. In lezterem Lande dagegen, fügt er bei, mache, nach Hofrath Gros in Heidelberg und Profeſſor Fuchs in Würzburg die evangeliſche Religion verrückt.“

Gottlob, daß Referent ein würtembergiſcher Proteſtant und alſo vor der Hand nicht toll iſt. Uebrigens verſichert er, daß, wenn er dazu verdammt wäre, noch eine Brochüre, wie die Bird'ſche, durchzuleſen, er nicht dafür ſtehen könnte, auch eine Einbuße am Verſtande zu machen: denn da iſt alles toll; auf jeder Seite findet man Tollheit und Unſinn und Wahnſinn, daß man zulezt ſelbſt toll werden möchte. — Meine katholiſchen Landsleute und proteſtantiſchen guten Nachbarn in Baden laſſe ich ihre Sache mit Hrn. B. ſelbſt ausfechten. Wählen ſie den tollſten unter ſich aus; ich wette, mit Hrn. B. bricht er eine glückliche Lanze.

S. 88. „Die vier „Kerle“ ſoffen und buhlten fort, mit eiſerner Geſundheit, ohne haargrau zu werden. Debauchen waren ihr Element. So ſtürzten ſie ſich einmal beſoffen in der Chriſtnacht in die Kirche um Mitternacht, und hören da jenen Geſang, der ergreift ſie alle vier und ſie werden kataleptiſch; und weil ſie im Augenblick des Anfalls gebrüllt hatten, bleibt ihnen der Mund offen ſtehen. Das iſt in der Ordnung: es kam vom Schrecken.“ — Aber nun heißts: „alle vier ſeyen plötzlich grau und bleich geworden“, das, ſagt Hr. B., könne nicht ſeyn, „*weil er drei Fälle von Katalepſie geſehen habe, wo die Haare nicht grau, die Wangen nicht bleich geworden ſeyen.* [illegible]h könne es darum nicht ſeyn, weil die vier Säufer viele Jahre *Rothweine* getrunken, alſo Kupferhandel im Geſicht und Brillanten auf der Naſe gehabt haben, was höchſtens beim Schrecken blau, aber nie bleich im Geſicht zulaſſe. Alles alſo ſey nicht richtig; ſondern Verrücktheitsromantik.“

Hierauf müſſen wir Hrn. B. erwiedern, daß, ſeit man ſich denken kann, alle wahnſinnigen poetiſchen Brüder, welche bei Nacht jenes Lied in der Kirche gehört, und ſich aufgeführt haben, wie die beſagten, allemal grau und bleich geworden ſind, mögen ſie rothen oder weißen gewohnt geweſen ſeyn. Hat Hr. B. drei andere Fälle geſehen, ſo waren ſie nicht aus der Familie der Brüder: alſo beweiſen ſie nichts. — Hier hat alſo Hr. B. abermals nichts gewußt.

S. 90. *Kerner* ſingt: „Wahnſinn hat ihr Haupt befangen.“ — „Das iſt nicht wahr“ — ſagt Hr. B. „Auf Katalepſie ſah ich Blödſinn oder Verrücktheit folgen, nie aber Wahnſinn. Eher wäre Melancholie möglich. — Was wars nun, was den vier Leuten fehlte? Wahnſinn nicht — Blödſinn nicht; ſo raſch ſah ich ihn nie bei Vieren auf einmal eintreten; kataleptiſch waren ſie nur zu Zeiten, weil ſie ſangen — — ſondern — — doch halt! Jezt iſt die Kritik aus. Wie unrichtig das gedacht iſt, iſt hinreichend gezeigt.“

So — alſo mit dem Wort „ſondern“ ſchließt Hr. B. die Kritik des Gedichts und ſeine gelehrte *Abhandlung* über den Einfluß der Belletriſtik auf Pſychiatrie. — Hätte er den Titel alſo geſtellt: „Aufreizender Einfluß der Seherin von Prevorſt und der vier wahnſinnigen Brüder, auf Dr. Bird" — ſo hätte man gegen das Büchlein keine Sylbe ſagen können.

Schließlich gibt Hr. B. den Dichtern den ernſtlichen Rath, wenn ſie je ein Sujet in der Noſologie ſuchen wollen, ſo ſey es offenbar paſſend, das Gedicht „mit Pathologie, Anatomie, Diagnoſtik, Diätetik, **Materia medica**, Phyſiologie u. ſ. w. in Einklang zu halten, und namentlich die Anſtaltshausordnungen kennen zu lernen, um ſo grobe Verſtöße zu meiden."

Ich hoffe, daß alle Dichter, welche vorſtehende Admonition leſen, ja nicht darüber lachen: denn es iſt faſt zu traurig zum Lachen, wenn man mit anſehen muß, wie ein graduirter Arzt ſo einfältiges Zeug im Ernſt ſchreiben und drucken laſſen mag.

Die lezten fünf Seiten widmet Hr. B. Shakſpeares Narren, und erklärt hier dem großen Dichter, daß auch er ſeine Narren ſammt und ſonders verzeichnet habe, und alſo keine Autorität für Pſychiatrie ſey.

Das hat wohl Shakſpeare nie ſeyn wollen, ſo wenig, als der Dichter Kerner, ja ſo wenig — und das iſt gewiß genug geſagt — ſo wenig Hr. B. in irgend einem Zweige des Wiſſens je eine Autorität werden wird. **X. Z.**

Das Reich der Geiſter nach den Anſichten, Beobachtungen und Erfahrungen aller Zeiten und Völker. Zur Annäherung der Menſchheit an die Geiſterwelt. Bearbeitet und herausgegeben vom Grafen ***. 1. Thl. Leipzig, bei Kollmann. 1839.

Dieſe Schrift ſezt ſich zum Zweck, unſere Verbindung mit einer höhern Welt darzuthun, das Hereinragen einer Geiſterwelt in die unſere nicht nur als möglich, ſondern auch durch Thatſachen der verſchiedenſten Art als hinlänglich erwieſen darzuſtellen.

Auf eine zugleich ſehr unterhaltende Weiſe kleidet der Verfaſſer meiſtens bewährte Thatſachen ein und führt ſie dem Leſer in Mitternachtsſtunden eingetheilt vor's Gemüthe, indem er ſagt:

Zur Nachtſeite des Lebens gehört der Verkehr mit der Geiſterwelt; nicht irdiſche Geſchäfte hat dieſer Verkehr zum Zweck, und ſchon aus dieſem Grunde gehört er nicht in den Tag. Nicht der Verſtand, ſondern das Gemüth iſt bei dieſem Verkehre thätig, und ganz richtig prädominirt in der Nacht das Gemüth. Die Gegenſtände, welche hier erörtert werden, gehören der Nachtſeite an und ſprechen uns von der Nachtſeite zum Gemüth. In der Mittagsſtunde und beim hellen Sonnenſchein gibt es ſtarke Geiſter die Menge. Es ſcheint uns lächerlich, daß Perſonen aus dem Schattenreiche uns im Gedränge des Lebens begegnen ſollen. Sie hatten ja nicht einmal die Macht, ſich ſichtbar zu machen; denn wo die Sonne ſtrahlt, da muß jeder Schatten verſchwinden. Anders iſt es um die Mitternachtsſtunde. Der Menſch iſt einſam und ſteht Gott näher. Die Zahl der ſtarken Geiſter vermindert ſich und wir geſtehen: es kann uns etwas Menſchliches begegnen. Darum, weil die Saat des Glaubens, der Liebe, der Religion und der höhern Erkenntniß am beſten in der ſchweigenden Mitternacht gedeihet, wurden die einzelnen Kapitel dieſes Werkes in Mitternachtsſtunden getheilt.

Dieſes Buch iſt auch als lehrreiche Unterhaltungsſchrift zu empfehlen; lehrreicher, als eine Reihe von Romanen neueſter Zeit.

Irrigerweiſe wird in ihm die „Seherin von Prevorſt" — immer die „Seherin Hoffmann" — ſtatt die „Seherin Hauffe" benannt. K.

Inhalt.

Seite
Ein Wort der Wahrheit, vom Herausgeber 145
Die Schutzgeiſter. Von Fr. v. Meyer 152
Geſchichte einer Geiſtererſcheinung und Erlöſung, von W. . 162
Ein Hausgeiſt, von C. W. in Sp. 170
Ein merkwürdiges Schauen und eine eingetroffene Vorausſage, von Friedrich Rotter 173
Ein räthſelhaftes Schauen, aus dem Ruſſiſchen von Gretſch 186
Ein zweites Geſicht, von M. v. H. 188
Bedeutungsvolle Träume. I—V 191
Fernwirken im Sterben, von W. 206
Vorausbeſtimmung der Todesſtunde von Seiten dem Sterben naher Menſchen, von B. Oſiander 213
Das Schauen Somnambüler mit der Herzgrube ꝛc., von K. 221
Magiſch-magnetiſche Heilungen, von W—l. 232
Magnetiſche Heilungen durch die Hand eines Kindes . . 239
Heilung einer Epilepſie durch den Lebensmagnetismus, von M. 242
Kritiken 246

Druckfehler im erſten Hefte.

S. VIII Z. 15 ſtatt Firmian Lactanz l. nach Firmian Lactanz.
„ 4 Z. 7 v. u. ſtatt Subſtrakt lies Subſtrat.
„ 13 „ 13 v. o. ſt. Monkens l. Menkens.
„ 15 „ 16 v. u. nach chriſtliche fehlt Kirche.
„ 17 „ 17 v. o. ſt. obſolut l. abſolut.
„ 21 „ 9 ſt. begaben l. begeben.
„ „ „ 14 nach dritte fehlt Art.
„ „ „ 18 ſt. Luſthimmel l. Lufthimmel.
„ 27 lezte Z. ſt. blaß l. bloß.
„ 30 Z. 9 v. unt. ſt. Magnetismus l. Magnetiſeurs.
„ 56 „ 5 „ „ ſt. Ideeſomnambule l. Idioſomnambüle.
„ 57 „ 14 „ „ ſt. Schreibütz l. Schreibütz.
„ 60 „ 12 „ „ ſt. dem l. den.
„ 65 lezte Z. ſt. bei l. zur.
„ 66 Z. 6 ſt. kamen l. kommen.
„ 80 „ 3 v. unt. im Text ſt. fliehen l. fliegen.
„ 87 „ 3 ſt. v. unt. in der Verb. nach der Sichtb. l. nach den Verhältn. in der Sichtb.
„ 92 unter 2 ſt. Abercrombin l. Abercrombie.
„ 93 Z. 5 ſt. im Schauen l. ein Schauen.
„ „ „ 6 ſt. das l. was.
„ 125 „ 13 v. unt. ſt. Schuppenſterne l. Schutzgeiſtern.
„ 128 „ 2 „ „ ſt. und l. über.
„ 129 „ 6 ſt. allgemein l. aber ein.
„ 130 „ 16 ſt. Sinnenbild l. Sinnbild.
„ 131 „ 17 ſt. Profeſſor l. Pfarrer.
„ 132 „ 6 v. unt. ſt. ſommatiſche l. ſomatiſche.
„ „ „ 12 „ „ löſche nach „aber“ das Komma aus.
„ 133 „ 16 ſt. haben l. habe.
„ 134 „ 13 v. unt. ſt. Rechte l. Recht.
„ „ „ 16 „ „ l. unerſchöpflichen Barmherzigkeit.
„ 140 „ 17 ſt. erläuternden l. läuternden.
„ „ „ 21 ſt. worden l. werden.
„ 141 „ 14 ſt. des l. das.
„ 142 „ 6 löſche die Klammer) aus.
„ „ „ 2 v. unt. ſt. Raum l. Chajim.
„ 144 „ 3 ſt. Wahren l. Wachen.

Druckfehler im zweiten Hefte.

S. 158 Z. 26 ſtatt unſer Herz dankt l. unſer Herr dankt.
„ 190 im Aufſatz „Ein zweites Geſicht“, iſt zu berichten, daß jener ungariſche Edelmann nicht durch andere Hand gewaltſam den Tod erlitt, ſondern zufällig durch ſich ſelbſt vermittelſt eines ihm in der Hand losgegangenen Gewehres, worauf auch das über ſeinem Sarge im Traume geſehene Wort „Ipse“ zu beziehen iſt.
„ 246 Z. 10 v. o. ſt. es l. er.

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geiſterkunde

und des

magnetiſchen und magiſchen Lebens

nebſt andern Zugaben

für Freunde des Innern

als Fortſetzung der

Blätter aus Prevorſt.

Herausgegeben von

Dr. Juſtinus Kerner.

Erſter Jahrgang. Drittes Heft.

Stuttgart,
Ebner und Seubert.
1840.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt

Seite
Eine weimariſche Tradition 269
Einige Prophezeihungen aus älterer Zeit . . . 277
Napoleon und die Prophezeihungen 283
Weiteres von Demoiſelle Lenormand 287
Der Spuck auf dem Mönchhof bei Grätz im Jahr 1818 . 295
Der Spuck zu Gröben im Jahr 1718 311
Die Spuckereien im ſchwediſchen Schloſſe Gripsholm, von Arndt 317
Fragmente aus einem Spucktagebuch vom Jahr 1817 bis 1824 321
Der Ritter von Sachs 332
Der Warnsdorfer Wunderdoktor 338
Magiſch-magnetiſcher Zuſtand eines Mädchens . . . 345
Räthſelhafter Spuck mit einem Kinde 349
Ahnungen 354
Aufhebung der Schwerkraft 357
Kurze Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens, 1 bis 14 359
Nachträge zu der Geſchichte der magiſch-magnetiſchen Heilung einer zehnjährigen Stummheit 372
Zur Kritik 385
Ein Wort Hiobs 388
Urtheil der römiſchen Kirche über den Magnetismus . . 392
Neue Schriften 394

Druckfehler im zweiten Hefte

S. 150 Z. 3 ſtatt andern lies andere.
„ 154 „ 2 v. unten l. die in ſeinem Geiſt, noch umgeben mit
Schwachheit.
„ 157 „ 1 ſt. Geiſterſprachen l. Geiſterſprache.
„ „ „ 8 v. u. nach phyſiologiſchen fehlt pſychologiſchen.
„ „ „ 4 v. u. l. magnetiſtiſchen Fach.
„ 159 „ 18 ſt. geſunden Verſtande l. geſunden Urſtande.
„ 160 „ 3 u. 7 ſtatt Phänomen l. Phänomene.
„ „ „ 7 ſt. den l. denn.
„ 193 „ 16 v. u. nach und fehlt ſie.
„ 195 „ 15 ſt. Engel l. Engeln.
„ „ „ 11 v. u. loſche war aus.
„ 196 „ 2 v. u. ſt. ermannen l. ermahnen.
„ 232 ſt. 209 l. 109.

Druckfehler im dritten Hefte.

S. 315 Z. 5 ſt. am 32. Auguſt l. am 30. Auguſt.

Eine Weimariſche Tradition.

Eine der geiſtreichſten unter den reiſenden Brittinnen neueſter Zeit, Mrs. Jameſon, berichtet uns in ihren unlängſt erſchienenen „Winterſtudien und Sommerſtreifereien in Canada“ unter Anderem von einer kleinen angenehmen Abendgeſellſchaft, die ihr, während ihres Aufenthalts in Weimar, Frau v. Ahlefeldt daſelbſt gegeben, und der auch der Großherzog und Herr v. Sternberg beigewohnt habe. Zulezt ſey man darauf verfallen, Geiſtergeſchichten zu erzählen, und die Verfaſſerin erwähnt unter mehrern auch einer unter dem Herzog Ernſt Auguſt von Weimar (geſt. 1748) vorgekommenen mit folgenden Worten:

„Es ſcheint als ob in dieſen kleinen Staaten immer irgend ein Ahnherr oder Prinz mit einem blaubartigen Rufe gelebt hätte, um den Helden aller grauenhaften Geſchichten abzugeben, und den furchtſamen Kindern als Schreckniß zu dienen. Der Herzog Ernſt Auguſt ſpielt in der Geſchichte von Sachſen-Weimar den Tyrannen. Er war nicht allein ein Tyrann, ſondern auch Atheiſt, Alchemiſt und Gott weiß was Alles noch. Nun gab es auch einen wüſten Abenteurer, Namens Caumartin, der ſich in die Gunſt des Herzogs eingeſchlichen, und ſein Kammerherr wurde, und ihm bei ſeinen chemiſchen Verſuchen behülflich war. Es exiſtirt eine Sage, daß einer

der Ahnen dieſes fürſtlichen Hauſes vor Jahren den
der Weiſen entdeckt habe, und das Recept zu
ſelben mit ſich habe begraben laſſen, indem er
ſchrecklichen Fluch über denjenigen ausgeſprochen, we
aus Geiz ſeine letzte Ruhe ſtören würde. Der He
Ernſt überredete Caumartin, in die Familiengruft hi
zuſteigen, und das wichtige Geheimniß aus dem Sarge
nes Ahnherrn zu holen. Caumartin unternahm das
ſchäft mit heiterer Verwegenheit und blieb zwei Stu
in der Gruft. Als er wieder heraufſtieg, war er
bleich und ſehr verändert; er nahm feierlichen Abſchied
ſeinen Freunden, wie ein Mann der zum Tode verda
iſt. Man lachte ihn natürlicherweiſe aus: doch am dri
Tage nachher fand man ihn in ſeinem Zimmer auf
Erde liegend, ſein Rappier in der Hand, ſeine Kle
zerriſſen, ſeine Züge verzerrt, wie nach einem fürchterli
Kampfe.“

So weit Mrs. Jameſon.

Wir hoffen, es werde den Leſern des „Magiko
nicht unangenehm ſeyn, dieſelbe Geſchichte hier umſtän
cher, hin und wieder berichtigt und mit manchem intereſ
ten Nebenzug bereichert, aus dem Nachlaſſe eines Man
zu vernehmen, der ſie vor nun faſt vierzig Jahren, in
nem ſechzigſten Lebensjahre, niederſchrieb, wie er ſich ih
aus vielfältigen Erzählungen ſeiner Eltern, die, wie a
ſeine Großeltern, zu jener Zeit, als dieſe Geſchichte ſich
eignete, zu Weimar und ſämmtlich in den angeſehen
Verhältniſſen lebten, erinnerte.

„Der Herzog Ernſt Auguſt von Weimar war,
bekannt genug aus der Geſchichte ſeines Lebens iſt,
Mann, der ſehr neugierig, habſüchtig und eben ſo ab
gläubig war. Dieß beweiſet ſein Hang zur Goldma
rei, der mehr als einem ehrlichen Mann (worunter ich

den, noch jezt in Weimar genug bekannten Baron Blach nenne) Freiheit, ja ſogar einigen das Leben koſtete.

Nach einer im Fürſtenthum Weimar von Vätern auf Söhne überlieferten Sage ſollte der Erbauer des daſigen Schloſſes, Herzog Wilhelm, in ſeinem für ſich und ſeiner Gemahlin unter dem Altare der Schloßkirche erbauten beſondern Grabgewölbe einen großen Schatz niedergelegt haben, mit der ausdrücklichen Anweiſung, den Schlüſſel zu dieſem Gewölbe nach ſeinem Ableben in jenes mit hinein zu werfen, und es eher nicht zu öffnen, bis einſt etwa das Schloß abbrennen werde, wo man dann den Fonds zum Wiederaufbau in beſagtem Gewölbe finden ſolle.

Die Allgemeinheit dieſer Sage erhielt ſich ſogar bis in das Jahr 1774, wo das Schloß wirklich abbrannte. Das Gewölbe ward — freilich ſpät, und wer weiß, ob nicht der öffentlichen Eröffnung zuvor, heimlich! — geöffnet, nicht weil man das Anſehen haben wollte, als erwarte man, den Schatz darin zu finden, ſondern, wie man aus Reſpect für die neuere Philoſophie zugleich erklärte: um jener Tradition einmal ein Ende zu machen! Man würde aber doch, glaube ich, wenn man noch jezt ſo ehrlich ſeyn wollte, es zu geſtehen, einen tüchtigen Schatz aller Aufklärung über ſeine Nichtexiſtenz von ganzem Herzen vorgezogen haben, weil man ihn ſehr nöthig hatte! Das Grab ward von einer beſonders dazu ausgeſuchten Commiſſion eröffnet, und man fand, zum Lohn des philoſophiſchen Unglaubens, keinen Schatz, aber dafür die große Wahrheit, die Tradition ſey falſch. Mit dieſem Triumph über Aberglauben tröſtete man ſich, und machte gute Miene zum böſen Spiel. Indeſſen hat mir doch ſelbſt einer der unglaubigen Philoſophen, unter dem Geſtändniß, er könne es ſich aus ſeiner Phyſik nicht erklären, erzählt, er habe mit ſeinen eigenen Augen mehr als einmal geſehen, daß, einige Tage nach gelöſchtem Brande des Schloſſes, aus den in den Schloßgraben gehenden Luftlöchern beſagten

Gewölbes mehrere Tage lang — wie auch viele andere Zuſchauer geſehen — ein blutrothes Fluidum die Mauer langſam und zähe herabgefloſſen, an welches ſich die Bienen gehangen hätten. Auf meine Frage: ob man darüber nicht nähere Unterſuchung angeſtellt habe? antwortete er mir ganz ſorglos: Nein! — Auf meine weitere Frage: wie er ſagen könne, ſeine Phyſik vermöge nicht, jenes Factum zu erklären, da er es nicht näher unterſucht habe? lächelte er und ſchwieg. Und dieſer Phyſiker war der ſehr — auch in der gelehrten Welt als ein ſtarker Chemiker — bekannte Doctor, Bergrath und Hofmedicus B.... in Weimar!

Freilich war wohl dieſes Fluidum kein gemünztes Geld, alſo in ſo fern kein Schatz; aber warum fand man denn die Urſache ſeines Daſeyns nicht bei der Unterſuchung des Gewölbes? Sollte ſich hievon nicht wenigſtens auf die Sorgloſigkeit derſelben ſchließen laſſen?

Andere glaubten, die Commiſſion ſey freilich zu ſpät und erſt dann abgeordnet worden, als das Grab ſchon offen und die Arbeiter, den Schutt abzuräumen, ſchon längſt beſchäftigt geweſen ſeyen; es laſſe ſich alſo allenfalls erklären, warum die Commiſſion keinen Schatz gefunden habe, wenn auch wirklich einer vorhanden geweſen ſey. Dieſe und mehrere Sagen laſſe ich, ſo wie alle geäußerte, oder hierüber etwa noch zu äußernde Vermuthungen, ſeitwärts liegen. Genug, die Commiſſion erklärte, ihre Abſicht, das Publikum von der Unwahrheit der Tradition eines vorhandenen Schatzes zu überführen, ſey durch ihre eigene Ueberzeugung, daß ſie keinen gefunden habe, erreicht. Hieran muß man ſich denn vor der Hand allein halten. Ich habe dieſes abſichtlich vorausgehen laſſen, um nun zu erzählen, wie der Herzog Ernſt Auguſt ſich — nicht um philoſophiſch darzuthun, es könne kein Schatz da weggenommen werden, wo zuvor keiner hingelegt, oder von Andern, auch allenfalls früher, gehoben werden, ſondern

— um den Schaz zu heben, dabei benahm, und was das Reſultat ſeiner Unterſuchung war.

Auch ihm lag viel an dem Beſize dieſes Schazes, an deſſen wirklichem Daſeyn in Herzog Wilhelms Grabgewölbe damals kein Menſch zweifelte. Man ſtellte ihm vor, die Zeit zur Beſiznahme dieſer Reichthümer ſey noch nicht vorhanden; das Heben des Schazes ſey alſo, aus mehr als einer Urſache, weder jezt ſchon erlaubt, noch der Ausgang ſicher. Allein obſchon man ſogar des Herzogs Abergläubigkeit und ſeine Furcht vor der Gefahr, die er laufe, mit ins Spiel brachte, ſo ſiegte doch ſeine Habſucht über alle Bedenklichkeiten, um ſo mehr, als er dafür ſorgte, die Unterſuchung des Gewölbes nicht in eigener Perſon zu unternehmen. Hätte ſein Mitregent, Herzog Wilhelm Ernſt, noch gelebt, ſo wurde der ganze Handel haben unterbleiben müſſen.

Bei den zu jener Zeit herrſchenden Grundſäzen wurde es nun dem Herzog außerordentlich ſchwer, einen Mann zu finden, der Muth genug gehabt hätte, das Abenteuer zu beſtehen. Es dauerte lange, ehe ſich dieſer Mann fand. Endlich verſtand ſich dazu einer, der alle Erforderniſſe und Begabniſſe dazu hatte. Dieß war einer der Lieblinge des Herzogs, ein Herr von Commartin*). Der Beſchreibung nach, die mir mein Vater — ein Mann ohne Furcht — und mehrere ihm gleiche, höchſt wackere Männer von dieſem Commartin gemacht haben, war er, was Ritter Bayard war, l'homme sans peur et sans réproche; ſogar — was zum Beweiſe ſeiner Trefflichkeit dienen kann — als Liebling eines der wunderlichſten Fürſten von allen rechtſchaffenen Leuten geſchäzt und geliebt.

Dieſem Manne wurden die erforderlichen, zum Gehorchen und ewigen Schweigen vereideten Handwerksleute

---

*) So, und nicht Caumartin, wie Mrs. Jameſon ſchreibt, findet ſich der Name im Manuſcript angegeben. A. d. Einſ.

mit Inſtrumenten zur Eröffnung des Grabgewölbes ge
ben, zu dem kein Schlüſſel vorhanden war, und zu w
chem ein Paar ſchwere eiſerne Thüren führten. Die e
äußere ward eröffnet. Als man zur zweiten ſchritt, l
Herr v. Commartin plötzlich einhalten. Er entfär
ſich; dem Schloſſer fiel das Inſtrument aus der Ha
v. C. ließ die Arbeiter zurückgehen, die ſich auch nicht ſäu
ten, blieb aber noch einen Augenblick zurück, folgte ih
dann, ließ die erſte Thüre wieder zumachen, Alles wie
herſtellen, und verfügte ſich zum Herzog. Was er d
ſem geſagt, erfuhr nie ein Menſch; es blieb un
ihnen beiden. Allein man ſah dem Herzog an, daß
nichts Angenehmes geweſen ſeyn müſſe. Die Handwerk
leute ſchwiegen ebenfalls, und nahmen, was ſie gehört u
geſehen haben mochten, mit ins Grab; denn damals ha
man noch Achtung für die Heiligkeit und Unverbrüchlichk
des Eides! Man ſprach allerlei über die Sache, und h
hielt ſie in — ſeinem guten Herzen. Damals lebte n
kein Sterblicher, der gewähnt hätte, a priori erklären
können, warum ein Mann wie Commartin, der jedem Ei
wohner Weimars ſo vortheilhaft bekannt war, bei die
Gelegenheit ſo und nicht anders gehandelt habe oder ha
handeln müſſen. Commartin blieb ſich gleich, ſprach n
keiner Seele davon; der Herzog ſchwieg auch wohlweisl
ſtille.

Nicht lange darauf aber entdeckte Commartin ſelb
einen Theil der Geſchichte, in ſo weit ſie ihn ſelbſt betra
Er fuhr in der Stadt herum, zu allen ſeinen zahlreich
Freunden und guten Bekannten, wozu auch meines Gro
vaters Haus gehörte, nahm Abſchied, und ſagte dabei ſein
nahen Sterbetag voraus. Natürlich konnte kein Menſ
das begreifen; allein er äußerte gegen Jeden ganz off
und ohne Rückhalt noch Grimaſſe, mit dem vollkomme
ſten, alle ſeine Handlungen bezeichnenden Verſtande u
bei völliger Geſundheit, „ſein Tod ſey Folge einer ih

bei der Eröffnung des Grabgewölbes geſchehenen, beſtimmten Aeußerung durch eine **deutliche Stimme**. Er habe da auch gewiſſe Aufträge durch gedachte Stimme an den Herzog erhalten, und ſie demſelben, als bloß für ihn gehörig, auch redlich überbracht. Ihm aber habe dieſe Stimme dafür, daß er ſich zu dieſer Unternehmung habe brauchen laſſen, Tag und Stunde ſeines Todes vorher verkündigt.“ Dieß ſagte er Jedem heiter und geſezt.

Man ſtaunte — ſchwieg — und Commartin ſtarb zu der angegebenen Stunde und am angegebenen Tage, ſo ruhig, als er ſeinen Tod verkündigt hatte.

Wenn das nicht Factum iſt, ſo lügen mehr als 200 der reſpectabelſten Menſchen. Wer dieß für wahrſcheinlicher halten kann, als die Realität eines Zweifelgrundes gegen dieſes ſo ſehr beſtätigte Factum, mit dem gedenke ich nicht zu ſtreiten. Ich erzähle es aus dem Munde meiner erſt vor wenigen Jahren verſtorbenen Eltern, als Augen- und Ohrenzeugen. Sie lebten damals, kannten Commartin, hörten ſeinen Abſchied von ihren Eltern, und mir iſt ihr Zeugniß über etwas, das ihre geſunden Sinne als Wahrheit beglaubigten, heilig!*)

Nachwort des Einſenders.

Von dem bei dieſer Geſchichte betheiligten Herzog Ernſt Auguſt mag hier noch als eine Sonderbarkeit angeführt werden, daß er auch Verfaſſer eines, ganz im Sinne Jakob Böhm'ſcher und Th. Paracelſiſcher Myſtik ſich ausſprechenden Andachtsbuchs iſt, das er mit Beihülfe eines

---

*) „Wer dieſer damals in Weimar allgemein bekannten Sache jezt dort erwähnen wollte, würde als ein Viſionnair behandelt werden, und gleichwohl ſind kaum 70 Jahre ſeitdem verfloſſen, und noch leben dort Menſchen, die wenigſtens ſo genau darum wiſſen als ich.“

Anmerk. des Verf.

Adj. Cedwiz zu Osmannſtedt, der die Feder dabei führte, fertigte [*]), und — jedoch anonym — im Jahre 1742 unter dem weitläufigen, reich verzierten Titel herausgab:

> „Zu dem höchſten alleinigen **Jehovah** gerichtete theoſophiſche **Herzensandachten**, oder Fürſtliche ſelbſt abgefaßte **Gedanken**, wie wir durch Gottes Gnade und von dem Fluch des Irdiſchen befreyen und im Gebet zum wahren Lichte und himmliſchen Ruhe in Gott eingehen ſollen; nebſt einigen aus dem Buche der Natur und Schrift hergeleiteten philoſophiſchen Betrachtungen von denen dreyen Haushaltungen Gottes im Feuer, Licht und Geiſt zur Wiederbringung der Creatur.“

Der Eingang enthält folgendes — als Inbegriff „aller göttlichen und natürlichen Weisheit“ und dieſer „theoſophiſchen Herzensandachten“ bezeichnet —

Symbolum
Sereniſſimi:

„Im Feuer wird erkannt des Vaters ſtarcke Kraft,
Im Sohn wird offenbar des Lichtes Eigenſchaft,
Aus beyden ſtralt der Geiſt, der alles ganz durchdringet,
Und es dem Golde gleich zum reinen Blicke bringet.
So wird das Finſtre licht, das Alte neu gemacht,
Und Feuer, Licht und Geiſt hat alles wiederbracht.“

Unmittelbar folgt:

„**Das kurze Glaubens-Bekänntniß**
des
Hochfürſtlichen Auctoris:

Gott erkennen; Sich erkennen.
Gott getreu; Sich getreu.
Den Nächſten zu lieben; dem Armen zu dienen;
Chriſtlich zu leben, geduldig zu leiden;
ſelig zu ſterben.

Das wünſche ich mir, meinem ganzen fürſtlichen Hauſe, meinen geſammten Landen, meinen treuen Dienern, Vaſallen und Unterthanen, dieſer und folgender Zeiten, Amen!“

---

[*]) Vielleicht in Folge der oben erzählten Begebenheit? Das wäre gut geweſen.

Einige Prophezeihungen aus älterer Zeit.

Es iſt ein, den meiſten Prophezeihungen anhängendes Unglück, daß nur die wenigſten Menſchen von ihnen Notiz nehmen, bevor ſie erfüllt werden; was beſonders dann der Fall iſt, wenn ſie lange Zeit vor dem Eintritte der Begebenheiten erfolgen. Andere verhallen ſchnell in einem kleinen unſcheinbaren Kreiſe, und es bedarf ſonderbarer Zufälle, um nur überhaupt darzuthun, daß ſie jemals exiſtirt haben. Für beides mag das Nachfolgende als neuer Beleg gelten.

Ueber die franzöſiſche Revolution von 1789 findet ſich eine Prophezeihung bereits aus dem fünfzehnten Jahrhundert in einem Werke des Kardinals d'Ailly, welches den Titel führt: „**Tractatus de concordia astronomicae veritatis cum narratione historica,**“ wo dieſelbe in Bezug auf jenes Jahr ſo lautet: **Si mundus usque ad illa tempora duraverit, quod solus Deus novit, multae tunc et magnae et mirabiles alterationes mundi et mutationes futurae sunt, et maxime circa leges.** (Wenn die Welt bis dahin beſteht, was nur Gott weiß, ſo werden große und zahlreiche Ereigniſſe und erſtaunliche Revolutionen, namentlich in Hinſicht der Geſetze eintreten.)

Dieſe Stelle befindet ſich **S. 118 B.** der Werke jenes Kardinals (**Petrus Alliacus**), gedruckt in Löwen im fünfzehnten Jahrhundert, zuſammen mit denen von Gerſon; eine Ausgabe ohne Angabe des Datums, von der aber bekannt iſt, daß ſie 1490 erſchienen, und in welcher Prof.

Ideler jene Stelle fand, deren auch Humboldt in ſe
Geſchichte der Geographie des neuen Feſtlandes mit
Worten erwähnt: ob dieſe Vorausſagung einer Revolut
die eine ſo wichtige Stelle in der Geſchichte des Menſ
geſchlechts einnimmt, bereits von denen ſignaliſirt ſey,
heut zu Tage Vergnügen an Allem fänden, was geh
nißvoll und in Dunkel gehüllt ſey? (conf. Miscellen a
neueſten ausl. Literatur. 1840. I. Heft, und das Journal des D
vom Januar 1840.)

Auffallender noch in ihrer Art ſind die Prophezei
gen über die franzöſiſche Revolution und Anderes von
nem gewiſſen Kunz, der vor und in den 1740ger
ren, und damals ſchon hoch betagt, als ein geringer
mer in dem badiſchen Dorfe Eichſtetten lebte. Hinſich
ihrer Glaubwürdigkeit müſſen wir uns auf das bezie
was für dieſelbe am Schluſſe dieſes Aufſatzes angefü
und bei, in dortiger Gegend, zu haltender Nachfrage
genauer zu ermitteln ſeyn wird.

Nach den vor uns liegenden Mittheilungen über
hatte derſelbe die Gabe, vorher zu wiſſen, wenn Jem
ſtarb, wovon er viele Proben gab, nicht nur bei Perſo
aus ſeiner nächſten Umgebung, ſondern auch bei entf
ten; wie er denn z. B. den Tod des Markgrafen
Wilhelm von Baden-Durlach (geſt. 1738), und des
ſers Karl VI. (geſt. 1740), ſo wie ſeinen eigenen
längere Zeit vorausſagte; letztern mit einem, damals
außer aller Berechnung liegenden, und doch richtig ei
troffenen Nebenumſtand.

Beim Ausbruche des erſten ſchleſiſchen Kriegs ſ
er, drei Kriege werde der König (Friedrich II.) fah
meiſt glücklich, daß ihn alle Welt für einen großen
den und für ein Muſter halten werde; wobei viel
vergoſſen werden müſſe, meiſt deutſches. Die Kriegsk
werde auf den höchſten Gipfel ſteigen, und der Sold
ſo viele ſeyn, daß man glauben ſollte, alle Pflugſcha

müßten ſich in Schwerter verwandeln. Aber für die Eichſtettner (oder auch Badener) habe es keine Gefahr mit dieſem Kriege, denn ſein (des Königs) Markſtein ſtehe in Nürnberg.

Vom römiſchen Kaiſerthume verkündigte er, es würden von nun an Kaiſer ſeyn, aber ihre Gewalt und ihr Einfluß auf das römiſche Reich werde ſich zuſehends vermindern. Es werde ein Glied des deutſchen Reichs nach dem andern ſich losreißen, um von einem fremden, ſtärkeren Arme ſich deſto empfindlicher züchtigen zu laſſen. Auf den deutſchen Kaiſer werde einmal ein kriegeriſcher Tyrann treten. Der Kaiſer des römiſchen Reichs werde ſich in einen Kaiſer ſeiner Erblande verwandeln; aber von dieſem kaiſerlichen Mantel werde das Schwert einen Lappen nach dem andern losbauen, bis nichts mehr übrig bleibe als ein ſpaniſcher Kragen, aus dem endlich ein junger Adler aus ſeinem Neſte ausfliegen und mit einer Taube ſich vermählen, und den Oelzweig, den ſie ihm bringe, zum Friedensbaume pflanzen werde. — Hiebei machte er die weitausgedehnte Beſchreibung: er hätte die Erlaubniß erhalten, zuzuſchauen, wie alle chriſtlichen Monarchen vor Gottes Thron die Muſterung paſſirt hätten, um zu ſehen, welcher eigentlich das Volk erlöſen und Ordnung wieder herſtellen ſolle. Schon ſeyen die meiſten paſſirt geweſen, und man habe gezweifelt, ob noch Einer zu dem würdigen Geſchäfte werde erfunden werden. So ſey einer aufgetreten, der ſchlechtweg Friedrich heiße; da hätte der Zepter genickt und wäre der Befehl ergangen: Der iſt's, der mein Volk erlöſen und beſſere Ordnung einführen ſoll; ziehet ihm den goldnen Harniſch an. Hierauf hätten ihm alle Uebrigen gehuldigt. „Wer der iſt, ſagte Kunz nicht näher; nur ſo drückte er ſich einmal aus: es werde zuvor viel Menſchen- und Bruderblut von einem zweiten Tarquinius vergoſſen werden, ehe die beſſern Zeiten kämen. Als er gefragt wurde, wer der Tarquinius geweſen wäre, erwiederte er: ein ehrgeiziger blutdürſti König zu Rom, aus einer fremden Familie."

Die franzöſiſche Revolution aber betreffend, verk digte er zuvörderſt im allgemeinen großen Verfall Sitten. Treue, Glaube und Rechtſchaffenheit würden mer mehr abnehmen. — Jedes werde das Andere üb ſehen und hofmeiſtern wollen, — bis kein Menſch wi wer Koch oder Kellner ſey u. ſ. w. Die Schulden werde wie eine austrocknende Sonne für Frankreich ſe in der die Lilie verderben müſſe. Darüber würden ſie ſelbſt in die Haare kommen, und [illegible]e mehr Blut v goſſen werden, als in manchem Kriege. Eine ne Einrichtung nach der andern würden ſie erſi nen, um ſich zu helfen, alle bei Todesſtraf aber keine werde helfen oder beſtehen. En lich werde das Volk wieder, unter ein Obe haupt kommen, das ſich ſelbſt eine Krone au ſetze und mit lauter Krieg feſtbinde. Das wer lange dauern, bis endlich Friedrich Schlechtweg erſchein Da werde auf dem Ochſenfelde im Elſaß der Proceß g macht werden. Drei Tage würden die Krieger fechten u im Blute bis an die Lenden ſich baden. Friedrich Schlech weg mit dem kleinen Haufen ſeiner Getreuen werde ſi an „ä klis Bergle" (ein kleines Berglein, Hügel) ſtütze Dann werde er ſich ſo durchhauen, daß ſich Nieman mehr gegen ihn getrauen werde, ihm noch Widerſtand thun. Alsdann werde er wieder Recht und Ordnung ei führen. „Und wer das erlebt, der erlebt glückliche Zeiten

Wir entnehmen alles dieſes auszugsweiſe aus einen Friedrich Giehne unterzeichneten und Geſichte e nes Dorfpropheten überſchriebenen, Aufſatze in Nr. 2 22. und 23. der dießjährigen „Blätter für literar ſche Unterhaltung," wo das Uebrige über Kunze anderweite, oft ſehr naiv ausgedruckte, Prophezeihunge nachgeleſen werden mag. Herr Giehne hat für nöthi gefunden, ſich dabei zu verwahren, „daß die Sache weder auf eine Myſtification, noch einen Mittelweg zwiſchen Wahrheit und Dichtung hinauslaufe, ſondern lediglich und gewiſſenhaft auf die Wahrheit ſelbſt, nichts als die Wahrheit, und die ganze Wahrheit, ſoweit ſie aufzutreiben geweſen.“

Den Hauptbeſtandtheil ſeines Aufſatzes macht ein Manuſcript aus, datirt vom 21. März 1783 und verfaßt von dem kurfürſtlichen Geh. Hofrath Enderlin zu Karlsruhe, aus welchem wir das Vorſtehende entnommen haben. Herr Giehne ſagt: „theils aus eigenen Erinnerungen*), theils aus Aufzeichnungen ſeiner Mutter ſchrieb dieſer Hiſteriograph (Kunzens) die nachfolgenden Blätter zuſammen, die mit dem Datum ihrer Entſtehung verſehen und durch ſeine Namensunterſchrift bekräftigt ſind. Er iſt längſt geſtorben. Daß die Aufzeichnung wirklich von 1783 datirt, beglaubigt ſich theils durch die noch fortlebende Familienüberlieferung, theils durch die Zeugniſſe ſolcher, welche ſchon um jene Zeit Abſchriften davon genommen. Und auf dieſer Gewähr ruht die eigenthümliche Bedeutung des Ganzen. Man wird finden, daß faſt keine Prophezeihung von allen ſo markirt, ſo bezeichnend, ſo phyſiognomiſch treffend heraustritt, als die inhaltſchweren Worte, welche die franzöſiſche Revolution und ihren Schlußheros weiſſagen: es iſt eine unſchätzbare Folie für das Uebrige, daß dieſe Worte nicht post eventum aufgezeichnet ſind. Der Aufzeichner ſelbſt verſtand ſie nicht, während er ſie niederſchrieb.“

Ueber Kunz ſelbſt mag aus jenem Manuſcript hier nur noch folgendes angeführt werden. „Nie hat man von ihm gehört, daß er Jemanden betrogen hätte, oder je zuviel getrunken. Ja, er ging fort, ſobald man ihm ſeine Geheimniſſe mit Wein ablocken wollte. Nur Perſonen, zu denen er ein beſonderes Zutrauen hatte, vertraute er ſeine Geheimniſſe an. Auslachen und Spott ertrug er geduldig. Sobald man aber ſagte: Das müſſe ihm der Teufel geſagt haben, ging er mit naſſen Augen hinweg. Dagegen war ſeine gewöhnliche Bekräftigung: Ich ſags und der Mann ſait's (ſagt es)!"

---

*) E. lebte zu Kunzens Zeit als Knabe im Hauſe ſeiner Mutter zu Bopfingen, bei der Kunz oft und gern einſprach und vorzugsweiſe mit ſeinem Vertrauen freigebig war.

Etwas näher Andeutendes über dieſen Mann haben wir nicht gefunden, und bemerken zum Schluß nur noch, daß Kunz beſonders in der Heraldik ſehr ſtark war, oft ganze Stunden mit Wappen rechnete und dann immer eine Prophezeihung herausbrachte.

Einiges über den „Friedrich Schlechtweg" und die dreitägige Schlacht auf dem Ochſenfelde zu ſagen, behalten wir uns vor, und erinnern hier nur vorläufig noch an Adam Mullers letzte Prophezeihung.

Hermas.

Napoleon und die Prophezeihungen.

. . . Als Napoleon noch jung war, ſoll man ihm, wie Sixtus V., vorausgeſagt haben, daß er einſt die Welt beherrſchen werde. Dieß iſt jedoch nicht wahr. In Aegypten wurde ihm dieß prophezeit. — Eines Tages, als Bonaparte heiterer als gewöhnlich war, begab er ſich nach Malmaiſon, wo ſich Joſephine befand, und beide plauderten mit einander, Joſephine, die ſehr abergläubiſch war, brachte das Geſpräch bald auf das Wunderbare. Bonaparte lächelte, Joſephine aber verlangte, daß er ihr einige Minuten zuhöre. „Es iſt ſchon lange her," ſagte ſie, „ich war noch auf Martinique; als ich mich einſt unter einer Schaar Sclaven befand, bemerkte ich plötzlich ein großes, altes, hageres, runzeliges Weib, das auf mich zu kam. Sie ergriff meine Hand, betrachtete ſie und ſchien überraſcht zu ſeyn. Was gibt es Außerordentliches? fragte ich. — Sie werden mir nicht glauben; antwortete ſie, wenn ich es Ihnen ſage. — Ich beruhigte ſie. Da hob ſie die Augen gen Himmel mit einem ganz ſeltſamen Ausdrucke und ſagte mit ernſter Stimme zu mir, Sie werden ſich bald verheirathen, aber Ihre Ehe wird nicht glücklich ſeyn: Sie werden Wittwe werden (ich ſchauderte wider Willen); dann folgen ſchöne Jahre für Sie..." Bonaparte lächelte. — „Und ohne Königin zu ſeyn, werden Sie mehr ſeyn, als Königin. Die Alte entfernte ſich alsbald und ich habe ſie nicht wieder geſehen." — Bonaparte ſtand auf, ging

einige Male, die Hände auf dem Rücken zuſammengel
in dem Zimmer auf und ab und ſagte endlich heiter
Joſephinen: „Mir iſt etwas ziemlich Aehnliches in Aeg
ten begegnet. Ich gieng mit einigen Offizieren auf
ab, als eine Frau mit ſchwarzem Geſichte und ſchmugi
Kleidung auf uns zu kam. Sie ſah uns lange an, da
prophezeite ſie mir, ohne mich zu kennen, ich würde ei
Tages ſo groß werden als Cäſar und Mahomed.“

Während des Krieges in Aegypten hatte Bonaparte
einer berühmten Prophetin gehört; er ließ ſie kommen
empfing ſie als gewöhnlicher Offizier. Die Sibylle legte
ſchiedene ſymboliſche Muſcheln auf den Tiſch und ſagte ih
„Du wirſt zwei Frauen haben; die eine wirſt du ſehr
Unrecht verſtoßen, die erſte. Die zweite wird dir einen S
geben. Bald nachher werden gegen dich Intriguen beginn
Du wirſt aufhören, glücklich und mächtig zu ſeyn. Du wi
von allen deinen Hoffnungen herabgeſtürzt werden. M
wird dich mit Gewalt vertreiben und auf vulkaniſches La
im Meere verweiſen. Hüte dich, mein Sohn, und rech
nicht auf die Treue deiner Freunde.“

Sprechen wir nun von dem berühmten „Buche
Prophezeihungen“ von Noel Olivarius, das dem Kai
einige Zeit nach ſeiner Krönung überreicht wurde. Ein
Abends begab ſich Napoleon nach Malmaiſon; er plaude
hier gern mit Joſephinen, die, wie er wußte, ſehr abe
gläubiſch war. Nach einiger Zeit überreichte er der Ka
ſerin ein altes Manuſcript, das 1642 geſchrieben wa
„Lies einmal darin. Man ſagt, es ſey von mir
Rede darin.“ Joſephine blätterte eine Zeit lang heru
dann las ſie: „Das italieniſche Gallien wird nicht we
von ſeinem Schooße ein übernatürliches Weſen gebor
ſehen; dieſer Mann wird ſehr jung das Meer verlaſſe
die Sprache und Sitten der Franzoſen erlernen, ſich no
jung durch tauſend Hinderniſſe bei den Soldaten ein
Weg bahnen und ihr erſter Führer werden. Jenſeits d

Meeres wird er kämpfen mit großem Ruhme und großer Tapferkeit, und dann von Neuem in der römiſchen Welt. Er wird den Deutſchen Geſetze geben, Unruhen und Schrecken bei den Franzoſen enden, und wird durch die gewaltige Begeiſterung des Volkes nicht König genannt werden, ſondern **Imperator**. Krieg führt er überall im Reiche, vertreibt Fürſten, Herren und Könige, zwei Luſtra hindurch und mehr. Dann wird er neue Fürſten und Herren erheben. Man wird ihn ſehen mit einem Heere von neunundvierzigmal zwanzigtauſend Mann. In der rechten Hand wird er halten einen Adler, als Zeichen des Sieges im Kriege. Er wird in die große Stadt kommen und viele große Dinge anordnen: Gebäude, Brücken, Meerhafen, Waſſerleitungen, Canäle; er wird ganz allein durch große Reichthümer ſo viel thun, als ganz Rom, und Alles in dem Reiche der Franzoſen. Er wird zwei Frauen haben…“ — Joſephine hielt inne. — „Fahre nur fort!“ ſagte der Kaiſer, der die Unterbrechungen nicht liebte. — „Und von einer einen Sohn. Er wird weit hinziehen zum Kriege, und dort werden ſeine Feinde eine große Stadt verbrennen, aus welcher er mit den Seinigen herausziehen muß, die nicht Brod, nicht Waſſer haben, bei gewaltiger Kälte, und ſo unglücklich wird er ſeyn, daß zwei Drittheile ſeines Heeres umkommen. Der große Mann, verlaſſen, verrathen von ſeinen Freunden, wird mit großem Verluſte von vielem europäiſchen Volke in ſeine eigene Stadt gejagt werden, und an ſeine Stelle wird man ſetzen den alten König. Er wird im Meere in der Verbannung bleiben eilf Monde mit einigen der Seinigen, wahren Freunden und Soldaten. Nach den eilf Monden werden ſie Schiffe nehmen und wieder landen in Frankreich. Er wird ziehen nach der großen Stadt, wo der alte König ſitzt, der ſich erhebt, flieht und den königlichen Schmuck mit ſich nimmt. Er wird von Neuem vertrieben durch drei europäiſche Völker nach drei Monden und einem Drittheile eines Mondes, und an ſeine Stelle kommt wiederum der alte König. Die Völker und die Franzoſen werden ſich unter einander zerreißen wie Tiger. Das Blut des alten Königs wird ſeyn das Ziel ſchwarzen Verrathes. Aber die Unſeligen werden ſich täuſchen und mit Feuer und Schwert geſtraft werden. Die Lilien werden bleiben, aber die lezten Zweige des alten Stammes werden noch einmal bedroht. Da wird ein junger Krieger ziehen gegen die große Stadt; in ſeinem Wappen wird er führen den Löwen und den Hahn. Die Lanze wird ihm reichen ein großer Fürſt im Oſten. Ihm werden beiſtehen die Völker in Belgien, die ſich vereinigen mit den Pariſern, um den Unruhen ein Ende zu machen. Er wird noch kämpfen mit Ruhm ſiebenmal ſieben Monde, und die drei europäiſchen Völker werden ihm aus großer Furcht ihre Söhne und Gattinnen geben als Geißeln, und er wird ihnen geben gerechte Geſetze. Der Friede währt fünfundzwanzig Monde. In Lutetia wird die Seine von Blut geröthet; es folgen erbitterte Kämpfe und neue Aufſtände. Der Tapfere wird noch einmal Frieden ſtiften, das Geſchick der Welt ordnen und ſterben."

Dieſe Prophezeihung erſchien, wie ſie hier gegeben iſt, in mehreren Blättern als Thatſache, ihre Aechtheit aber iſt zu bezweifeln, weil ihre Ausführlichkeit und ihr wörtliches Eintreffen ihr gerade nicht das Gepräge der Wahrheit geben. Nur jenes Buch der Prophezeihungen von Noel Olivarius könnte hierüber entſcheiden, und wir fragen, wo dieſes zu finden iſt?

Weiteres von Demoiſelle Lenormand.

In der eilften Sammlung der „Blätter aus Prevorſt“ gaben wir, was Herr Präſident von Malchus mit dieſer Seherin erlebte.

Nachſtehendes nun ſind mündliche Original-Mittheilungen des Oberſten Xavier in Paris, von Hr. Weißkampf. Sie betreffen hauptſächlich die Glückszahlen in der Lotterie, welche dieſe Seherin oft mit einer erſchreckenden Gewißheit vorausbeſtimmte.

Als ich im Jahre 1815 mit den alliirten Truppen nach Paris kam, hörte ich viel von Demoiſ. Lenormand ſprechen; von der berühmten Wahrſagerin, welche durch ihre Vorherverkündigung menſchlicher Schickſale unter Napoleons Regierung und auch ſpäter eine ungeheure Senſation erregte. Viel haben franzöſiſche und engliſche Blätter darüber geſchrieben, zahlreich ſind die Anekdoten aus dem Leben dieſer bewunderten Zauberin neueſter Zeit; man kennt die Horoſcope, welche ſie Bonaparten, dem Miniſter Malchus, dem Schauſpieler Talma, der berühmten Demoiſelle George, der Mad. Staël und andern ſtellte; erſt in letzter Zeit verwirklichte ſich wieder eine Prophezeihung, welche ſie einſt dem genialen Schlachtenmaler Horace Vernet machte, als er im Jahre 1807 noch ein Kind war. Ohne zu wiſſen, daß Frankreich je beabſichtigte, Algier zu erobern, las ſie mit Beſtimmtheit aus einem Spiele Tarrok-Karten, er werde nach ungefähr 30 Jahren als berühmter Künſtler ſo hoch ſtehen, daß ihn der König, nach einem Siege der

Franzoſen in Afrika, dahin ſenden werde, um dort die B
ſtürmung einer Feſtung aufzunehmen; welche Prophezeihu
im vorigen Jahre buchſtäblich in Erfüllung gieng. A
iſt bekannt, daß ſie dem Ex-König Murat die Stunde u
den Ort ſeines Todes zwanzig Jahre vorausſagte. D
alles dieſes erſcheint als eine Kleinigkeit gegen die V
läßlichkeit, mit welcher ſie die Glückszahlen in der Lotte
manchmal viele Jahre, manchmal aber nur einige Ziehu
gen vorher, und dann meiſtens die Quart-Ternen in P
ris, Lyon, Marſeille und Straßburg verkündigte, und
ſtatt Almoſen zu geben, Bettelleuten aus der Hand
Ambo anzeigte, auf welches ſie in der Regel immer
wannen. Wie ſicher ſie ihrer Sache geweſen, geht un
andern auch aus dem Umſtande hervor, daß ſie einſt de
berühmten Komiker Potier gegenüber behauptete, jede
Menſchen ſeyen in der Regel ein oder zwei, manchmal a
drei Ternen beſtimmt, aber den Tag, wann ſie und wo
gezogen würden, dieſes könne ſie nur aus den Linien d
Hand des Spielers beſtimmen. Sie verſicherte auch, we
ſie alle Menſchen, welchen Fortuna wohl will, um ſich
verſammeln wüßte, würden die Lotto-Spiele von ganz E
ropa nicht genug Geld beſitzen, um die enormen Gewin
auszubezahlen, welche zu machen ſeyen. Potier wollt
was ſehr begreiflich iſt, vor allem ſeine eigenen Numme
wiſſen; Demoiſ. Lenormand betrachtete ſeine linke Ha
und ſagte: „Notiren Sie ſich 9, 11, 37, 85, ſetzen S
dieſe, aber ja nicht früher, als in ſechszehn Jahren bei d
kaiſ. Lotterie in Lyon, und Sie müſſen eine Quart-Ter
machen. Dieſe Vorausſagung fand im Jahre 1810 Sta
Im Jahre 1826 erinnerte ſich Potier der Prophezeihun
Es war im Mai, er ſpielte die verkündigten Nummer
wählte aber noch eine fünfte dazu, die Zahl ſeines Geburt
tages 27, und Paris weiß noch heute von dem Aufſeh
zu ſprechen, welches damals die Lyoner Quint-Terne P
tiers erregte, denn auch die Nummer 27 wurde gezoge

Potier gewann 250,000 Franken, eine Summe, die ihn zum reichen Manne erhob, und durch welche er dem Glücke gleichſam in die Arme flog. Von Tag zu Tag wuchs nun ſein Reichthum, und ſeine Erben haben nach ſeinem, im Mai dieſes Jahres erfolgten Tode, wohl anderthalb Millionen Franken unter ſich getheilt. Dieſen Glücksfall von der Quint-Terne erfuhr ein anderer Pariſer Schauſpieler, Namens Tribet, Mitglied einer kleinen Pariſer Bühne, ein Menſch mit geringem Talent, aber deſto mehr mit Kindern geſegnet. Er beſchwor die Zauberin kniefällig, auch ihm ſeine Nummern vorauszuſagen. Doch Demoiſelle Lenormand wollte ihm durchaus nicht Gehör geben. Er bat, er flehte; ſie beſah zwar des Ungeſtümen Hand, ſchüttelte das Haupt, ſeufzte und gieng. Nun kam Tribet ganz außer ſich, er ſtellte ihr vor, daß ſein Glück allein in ihrer Macht liege, daß er arm, hilflos und Vater von zehn Kindern, die er nicht einmal unterrichten laſſen könne, alſo für ihre Zukunft in Verzweiflung ſey; da ſah ihn die Lenormand bedeutungsvoll an, und ſprach: „Begehren Sie nicht Ihre Nummern zu wiſſen, ſie werden zwar ſchon in der nächſten Pariſer Ziehung gehoben, aber dieſe Nummern bringen Ihnen auch das größte Unheil und den ſchmählichſten Tod. Sie werden nämlich durch das Glück, das Ihnen zu Theil wird, ein Erzſpieler werden. Ihre Kunſt und ihren Beruf aus Uebermuth vernachläſſigen, Weib und Kinder verläugnen, wieder ſpielen, und immer ſpielen, und ſich endlich, völlig im Wahnſinn, tödten. Tribet gelobte, daß er ein ordentlicher Menſch werden, und den Gewinn blos zum Heile ſeiner Familie anwenden wolle, und leiſtete hierauf einen Eid. „Wohlan," erwiederte die Lenormand, „ich will Ihnen die Nummern ſagen, ich will Ihnen ſogar mittheilen, daß eine davon den Jahrestag Ihres Todes enthält: es iſt die 28, hiezu ſetzen Sie noch 13, den Tag Ihres Namens, und 66, die Zahl Ihres Glücksſterns — noch haben Sie eine Schickſalszahl, die

Ihnen beſonders günſtig iſt; Sie haben ſie jedoch einma
an der linken Hand und zwar, als Sie auf dem Theate
einen Räuber vorzuſtellen hatten, aus Ungeſchicklichkeit mi
einer Piſtole verwundet.“

„Ganz recht, es ſind jezt 12 Jahre.“

„Jene Zahl iſt ſeit dem aus Ihrem Handzeichen nich
mehr zu erkennen.“ —

„Aber ich weiß ſie, es iſt die Zahl 7,“ rief Tribet
„Sie machte mein ganzes Leben merkwürdig. Als ich näm
lich 7 Jahr alt war, kam ich nach Paris; als ich mic
7 Wochen in Paris befand, ward ich in das königlich
Erziehungsinſtitut aufgenommen, als ich 7 Jahre daſelbſ
geweſen, wurde Ricci auf mich aufmerkſam und ent
deckte, daß ich ein vortreffliches muſikaliſches Gehör beſäße
er nahm mich als ſeinen Schüler an. Als ich 3 Ma
7 Jahre alt war, verliebte ich mich und heirathete un
erhielt ſogleich eine Anſtellung durch Ricci bei der königl
Oper mit 700 Livres, endlich iſt es der Hauswirth vo
Nr. 7 auf dem Boulevard, der mich zu Ihnen gewieſen
gewiß die 7 iſt meine Schickungszahl.“

„Gut, wählen Sie die 7 zu Ihrer Quart-Terne
Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe vierte Nummer eben
falls gewinnt.“

Tibet taumelte freudetrunken fort vor Entzücken. Abe
er hatte nicht ſo viel Geld, um eine bedeutende Summe
wagen zu können, auch ſagte die Vorherſagerin jedem, den
ſie Zahlen prophezeite: mit anvertrautem, erborgtem, frem-
dem oder unredlich erworbenem Gelde nie zu ſpielen; Tri-
bet beſaß nur 20 Franken, er wendete ſie jedoch ganz an
das Spiel. Am beſtimmten Tage kamen die Nummern.
Nicht ein Auge fehlte. Der Glückliche gewann 96,000 Fran-
ken. Ach, wer beſchreibt ſeine Freude! Er jauchzte wi
ein Wahnſinniger, er lief durch die Straßen ohne Hut;
er war ein Capitaliſt geworden, er umarmte Freunde und
Feinde; er war ſo toll, daß er ſich eine Loge im Theate

nahm, um ſich einmal ſelbſt ſpielen zu ſehen; kurz der Kopf ward ihm wirblich und was Mademoiſelle Lenormand prophezeite, traf buchſtäblich ein — das Geld hatte ihn verrückt gemacht; ſeine Familie, ſeine gute Frau, ſeine armen Kinder erſchienen ihm läſtig; Paris ward ihm zu enge; er packte ſein Geld ein und gieng heimlich nach London; nicht einmal ſeiner Wohlthäterin machte er mehr einen Beſuch. In London angelangt, verſchwendete er in Kurzem die Hälfte ſeines Vermögens, dann ſuchte er die Hazardſpieler auf. Anfänglich gewann er, dann erlitt er die beträchtlichſten Verluſte. Im Jahre 1828 zog man ihn aus der Themſe, nachdem er ſo herabgekommen, daß er durch acht Tage keinen Löffel warme Suppe genoſſen. Elend und Gewiſſensbiſſe jagten ihn in die Fluthen.

Demoiſelle Lenormand erſchütterte dieſe Begebenheit auf das Heftigſte. Sie nannte ſich indirect Tribets Mörderin. Sie verwünſchte ihre Kunſt und länger als ein Jahr wies ſie alle Bitten, Nummern für die Lotterie vorherzuſagen, ſtandhaft zurück.

Im Jahre 1830 kam Pierre Arthur, ein Buchdrucker von Paris zu ihr. Er erzählte ihr ſeine Geſchichte. Er wünſchte jedoch nichts über ſeine Zukunft zu wiſſen, weder ſein etwaiges Schickſal, noch Ziffern aus der Lotterie. Er begehrte nur Rath und Verwendung bei einem wucheriſchen Gläubiger, der große Stücke auf Demoiſelle Lenormand hielt. Während er ſo ſprach, drang der böſe Mann mit Gerichtsdienern in die Wohnung der Wahrſagerin. Er hatte entdeckt, daß ſein Schuldner in dieſes Haus ſich flüchtete. Er polterte auf Arthur los und befahl den Schergen mit zornflammenden Blicken, den armen Mann augenblicklich zu verhaften. Demoiſelle Lenormand zeigte ſich hierüber ſehr entrüſtet. Sie berief ſich auf ihr Hausrecht, ſie brachte gute Worte vor, ſie verlegte ſich auf Bitten und Beſchönigungen, allein der Wucherer gab keiner Vorſtellung Gehör. Der arme Buchdrucker hatte ſeit vier

Jahren dem gewiſſenloſen Manne 24 Prozent bezah
müſſen. Er hatte kaum Kartoffel genug für ſeine Kind
indeß der Gläubiger alle Leckerbiſſen Indiens auf ſei
Tafel ſah. Der Lenormand fiel es ein, dem Wuche
anzügliche Bemerkungen an den Hals zu werfen, doch
machte den maskirten Korſaren nur immer heftiger. „
thur hätte ſich noch mehr einſchränken ſollen," ſprach
„Wenn er alles, was er beſaß, längſt verkauft, und da
zwei Drittel von dem, was er verdient, ihm, dem Wuc
rer, durch mehrere Jahre abgetreten hätte, wäre er kein
Heller mehr ſchuldig. Nun müſſe er, ſeiner Sicherh
wegen, auf die Verhaftung dringen. Ueberhau
erlaube er nicht, daß ſich Jemand gegen ſein „gutes Rech
auflehne. Wenn Mademoiſelle Lenormand ſo viel M
leid habe, ſo möge ſie die ſchuldigen 2000 Franken ſel
bezahlen." „Ich beſitze ſie nicht," erwiederte die Pari
Hexe, „ſonſt würde ich es. Doch," rief ſie, indem
nach der Hand des Seelenverkäufers blickte: „Hier iſt
Rettungsmittel! Ihre eigene Hand, Herr Steinherz, ſ
Arthurs Glück gründen. Arthur, beſitzen Sie noch fü
Franken, welche Sie auf gewiſſenhafte Weiſe erworben,
legen Sie ſie auf 37, 87 und 88 in der königlichen Lo
terie. Heute noch iſt die Ziehung, morgen gewinnen S
24,000 Franken, Ihre Noth hat ein Ende oder ich w
nicht Lenormand heißen."

Arthur blickte thränenvoll zum Himmel. Der Wuch
rer hatte ihn kurz vorher gepfändet und ihm den letz
Sou geraubt. Meiſter Steinherz ſchlägt hierüber ei
hölliſche Lache an, und commandirt: „Ins Gefängniß m
dem Bettelkerl; und was die drei Nummern betrifft, mein
drei Nummern, die Nummern aus meiner Hand geleſe
ſo will ich ſie mir wohl zu Nutzen machen. Ich wer
ſie mit 10 Franken im Lotto belegen. Man führe i
fort." Die Gerichtsdiener thaten, wie ihnen befohle
und Arthur wanderte nach St. Pelagie. Als der Wuch

der mit Demoiſelle Lenormand allein war, zeigte er ſich von der liebenswürdigſten Seite. Er legte das Hyänengeſicht in die niedlichſten Falten, dankte für die angewieſenen Glückszahlen und legte zehn Franken auf den Tiſch, als Zeichen der Erkenntlichkeit. „Längſt,“ ſprach er, „wollte ich meine Zahlen von Ihnen wiſſen. Dem Himmel ſey gedankt, der Zufall hat mir hiezu verholfen.“

„Spiele ſie,“ antwortete die Gekränkte, „aber meiner Rache wirſt du nicht entgehen.“ Sie wandte dem Unmenſchen den Rücken, der ſich gebückt zur Thüre hinausſchlich, und ſchnurſtraks in das Lottoamt eilte.

Als die Lenormand allein war, ſprach ſie, wie ſie nachher erzählt haben ſoll: „Immer habe ich gemurrt, daß ich wohl fremden Menſchen Glück verkündigen könne, die Zahlen aber, welche ich andern beſtimme, niemals für mich ſelbſt wählen dürfe, weil ich ſodann offenbar Glück in Unglück verwandelte; wohlan denn, bei dieſem Wucherer will ich den Zauber vernichten. Eile immer hin, Wucherer, Schandſäule der Menſchheit, Blutſauger, Geldvampyr, dein Glück zu verſuchen — ich will dieſe zehn Franken auf dieſelben Zahlen werfen, und mein Leben zum Pfande! wenn ich ſie ſpiele, ſo werden ſie nicht gezogen.

So geſchah es auch. Die Nummern kamen nicht zum Vorſchein. Der Wucherer fiel durch. Leider aber blieb der arme Buchdrucker ſo lange im Gefängniſſe, bis ihn die Wahrſagerin auf eine andere Weiſe rettete, indem ſie edelſinnige Menſchen zu einer Collekte für ihn aufrief.

Was an all dieſen Geſchichten wahr oder erdichtet, in wie ferne die Erzählungen, die ich im Jahre 1815 und ſpäter im Jahre 1831 in Paris von mehreren Perſonen vernommen, Glauben verdienen, wage ich nicht zu entſcheiden. Aber ſo viel iſt gewiß, daß Demoiſelle Lenormand acht Tage vor dem Tode Ludwigs XVIII., die fünf Zahlen 68, 36, 14, 26 und 18, das Alter, die Regierungsjahre, den Tag des Einzugs der Alliirten in Paris, den Tag des Regierungsantritts des Königs und die Zahl des 18. Ludwigs enthaltend, prophezeite, daß ſie alle fünf gehoben und in dieſer Hauptſtadt ungeheure Summen darauf gewonnen wurden.

Es wäre ſehr zu wünſchen, über dieſe in jedem Falle höchſt merkwürdige Seherin und wo möglich auch über das Syſtem und Weſen, aus welchem ihre auffallende Vorherſagungen hervorgiengen, ganz authentiſche Nachrichten zu erhalten. Sollte nicht jemand in Paris, der ihrem Kreiſe naher ſtund, dieſe zu geben fähig ſeyn?

Der Spuck auf dem Mönchhof bei Grätz im Jahre 1818.

(S. Görres chriſtliche Myſtik 3. Thl.)

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern haben ſich in der Nähe der Menſchen Wirkungen mancherlei Art begeben, die ſie, weil keine phyſiſche Urſache zu ihrer Erklärung ausfindig zu machen war, der Wirkung von Geiſtern zuzuſchreiben ſich gedrungen fanden. Da die Aeußerungen dieſer Geiſter überhaupt etwas Unbeſtimmtes, Seltſames, Eigenſinniges, bisweilen Neckiſchſpielendes und Lärmendes an ſich hatten; ſo hat man dieß ihr Thun mit dem Namen des Spuckes, ſie ſelbſt aber mit dem Namen der Spuck- und Poltergeiſter bezeichnet. Die vertrauliche Weiſe, in der die Unſchädlichern unter dieſen Weſen ſich oft hilfreich in den Haushalt der Menſchen eingedrängt, örtlich an dieſe oder jene Stelle, an Haus und Hof ſich knüpfend, hat dieſe Art dann bald in der Meinung des Volkes mit den altberufenen Zwergen identificirt, die wie ſie unaufgehalten durch alle Materie ſchreitend, ſich überall freien Zugang öffnen, ſo auch ſich unſichtbar zu machen wiſſen. Wie ſie daher unter dem Namen der κάβαλλοι ſchon bei den Griechen mit den zwerghaften Cabiren in naher Berührung geſtanden; ſo haben ſie im Norden in ihrer kunſtreichen Behendigkeit, und in ihrem zugreifenden behilflichen Weſen unter dem Namen Kobolde, plattdeutſch Kobuntermannekens und Gülterkens, ſchwediſch Trullen, **Gobelins** und **Latins** bei den Franzoſen, **Trazgos** bei den Spaniern, **Farfarellis** in Italien, Coltren bei den Ruſſen, überall im Volke bekannt, und im Ganzen keines üblen Leumunds ſich erfreuend, als eine Art von Hauszwergen ihm gegolten; mit denen es beſonders in der vorchriſtlichen Zeit, in einem vertraulichen Verhältniſſe geſtanden, die Dienſte dieſer Laren mit kleinen Opfern lohnend. Wollen ſie in einem Hauſe ſich anſiedeln, dann tragen ſie, alſo erzählt das nordiſche Volk, zur Nachtzeit Holzſcheiter auf einen Haufen, und bringen in die Milchkübel Koth von mancherlei Thieren. Trinkt dann der Hausvater am Morgen mit ſeiner Familie von der Milch, und wirft er die Holzhaufen nicht auseinander; dann bleiben ſie bei ihm, wohnen in dem Holzſtoße, und empfehlen ſich den Hausbewohnern dadurch, daß ſie Getreide aus fremden Scheunen zutragen, Holz in die Küche führen, und mehr dergleichen Geſchäfte übernehmen. Dieß heimlich vertraute Thun, beſonders in der chriſtlichen Zeit durch mancherlei nicht ungegründete Bedenklichkeiten, wie es ſcheint, geſtört, iſt ſeither durchgängig aus der Ordnung einer freiwilligen Dienſtbarkeit herausgetreten; und in ein ſeltſames befremdendes und ſtörendes Treiben umgeſchlagen, dem die Zeugen verwundert zuſehen, ohne es ſich erklären und deuten zu können. Da inzwiſchen gerade hier eine Menge der auffallendſten, am hellen, lichten Tage ſich begebenden, von zahlreichen Augenzeugen bewährten, und mit allen Sinnen wahrnehmbaren phyſiſchen Wirkungen uns begegnen; ſo iſt es ſchon der Mühe werth, bei ihnen eine Zeitlang zu verweilen, und der hinter dieſen ſichtbaren Wirkungen verborgenen Urſache nachzuforſchen.

Man darf nicht glauben, daß man in frühern Zeiten ſolche Vorgänge ohne weitere Unterſuchung nur auf Hörenſagen hingenommen. Man hat bei ſolcher Gelegenheit überall ſcharf zugeſehen, ſelbſt in Spanien, das man mit dem Aberglauben ſo ſehr in Verruf gebracht. Als ich, erzählt Antonio de Torquemada, vor etwa 10 Jahren noch auf der hohen Schule von Salamanca mich befunden, lebte dort eine angeſehene Frau, Wittwe ſchon bei Jahren, die in ihrem Hauſe vier oder fünf Mägde hielt, wovon zwei jung und hübſcher Geſtalt waren. Es verbreitete ſich damals von ihrem Hauſe ein Gerücht im Volke: in ihm halte ſich ein Kobold (Trazgos) auf, der allerlei Streiche übe, und unter andern von den Dächern Steine in ſolcher Menge und ſo anhaltend herabwerfe, daß, obgleich die Würfe keinen Schaden anrichteten, ſie den Hausgenoſſen doch viel Verdruß und Ungemach verurſachten. Der Unfug kam ſo weit, daß der damalige Corregidor Kenntniß davon nahm, und ſich vorſetzte, was an der Sache wahr ſey, zu erforſchen. Er gieng alſo in Begleitung von mehr als 20 Menſchen, die gerade zugegen waren, in das verrufene Haus; und ordnete, als er an Ort und Stelle angekommen, eine Alguazil mit vier Mann ab; daß ſie mit brennender Fackel Alles aufs genaueſte unterſuchten, und nicht einen Winkel unerforſcht ließen, wo ſich irgend ein Menſch verbergen könne. Sie thaten, wie ihnen befohlen worden, in ſolcher Weiſe, daß nichts fehlte, als noch die Böden aufzuheben, und kehrten dann zurück mit dem Beſcheide: es ſey Alles ſicher, und niemand könne im Haus verborgen ſeyn. Der Corregidor wendete ſich nun zur Hausfrau, und ſuchte ihr begreiflich zu machen, daß man ſie zum Beſten gehabt, indem ihre jungen Mägde wahrſcheinlich Liebhaber unterhielten; wie daher das beſte Mittel ſeye, den Spuck los zu werden, wenn ſie ein aufmerkſames Auge auf ihr Thun und Treiben gerichtet halte. Die gute Frau wurde über dieß Zureden ſehr beſtürzt, und wußte nicht, was ſie darauf erwiedern ſollte; doch blieb ſie dabei: es habe mit den Steinen ſeine Richtigkeit, und ſie würden wohl auch noch ferner geworfen werden. Der Corregidor und die, welche mit ihm waren, verließen nun, noch weiter ihren Scherz mit ihr treibend, die Stube; wie ſie aber an das Ende der Treppe gelangt, kam mit großem Gepolter eine ſolche Maſſe von Steinen die Stufen derſelben herabgerollt, daß es ſchien, es ſeyen drei bis vier Körbe voll derſelben ausgeſchüttet worden. Die herabkommenden fuhren ihnen zwiſchen den Beinen und Füßen hindurch, ohne jedoch einen irgend ſchmerzhaft zu verletzen. Der Corregidor befahl nun denen, die er zuvor ausgeſendet, ohne Verzug mit größter Schnelligkeit hinaufzueilen, und nachzuſehen, ob ſie den nicht ertappen könnten, der ſie herabzuwerfen ſich erkühnt. Sie thaten nach ſeinem Geheiße, aber nicht mit beſſerem Erfolge als das erſtemal. Wie ſie noch damit beſchäftigt waren, fing es am Portal des Eingangs Steine in Menge zu regnen an; ſo daß ſie oben an daſſelbe anſchlugen, und dann abſpringend an ſeinem Fuße niedersprangen. Wie nun alle betroffen und verwundert zuſahen, [illegible] der Alguazil einen der größten Steine, die niedergefallen, und ihn über das Dach eines gegenüberſtehenden Hauſes werfend, rief er: ſey's der Teufel oder ein Kobold, ſende mir jezt dieſen Stein zurück! In demſelben Augenblicke ſahen Alle, wie der Stein über das Dach zurückkehrend, ihm gegen die Kappe über den Augen fuhr, und ſie mußten erkennen, daß es Wahrheit ſey, was man ihnen hinterbracht. Nach einiger Zeit kam ein Geiſtlicher, von denen, die ſie Torres menudas nennen, nach Salamanca, und ſprach einige Exorcismen in dem Hauſe; worauf dann das Werfen und die andern Erſcheinungen ſofort aufhörten.

Eine Erſcheinung der Art, die ſich vor nicht langer Zeit ereignete, und die glücklicherweiſe einen unbefangenen, aufmerkſamen, hinreichend unterrichteten Beobachter fand, deſſen Zeugniß als durchaus glaubwürdig und unverwerflich erſcheinen muß, iſt folgende. Der Schauplatz dieſer Ereigniſſe war der ſogenannte Mönchhof, eine Stunde von Voitsberg, drei Stunden von Gräz. Der Beobachter war H. J. von Aſchauer, damals Verweſer in Kainach, ein in der Phyſik und Mathematik vorzüglich erfahrener Mann, und daher auch ſeither als Lehrer der techniſchen Mathematik am Johanneum in Grätz angeſtellt. Ich folge buchſtäblich dem Berichte, den er über ſeine Erfahrungen, unter dem 21. Jan. 1821, an einen ihm Befreundeten abgeſtattet; ihn nur da und dort, jedoch nur in unweſentlichen Dingen, aus einem ſpäteren ergänzend, den er mir ſelbſt vor etwa neun Jahren mitzutheilen die Gefälligkeit gehabt. Er betheuert, daß er die Wahrheit des Erzählten in jedem Augenblicke beſchwören könne, und daß er vor der ganzen Welt als ehrlos gebrandmarkt werden wolle, wenn in ſeiner Beſchreibung ein auch nur übertriebenes Wort zu finden ſeye. Er eröffnet aber ſeinen Bericht zuerſt mit dem, was ſein Schwager, der Hausherr auf dem Hofe, Obergemeiner, [illegible] Bezirks im October 1818 wurden Nachmittags und Abends verſchiedene Male Würfe an die Zimmerfenſter des Hofes zu ebener Erde, wie mit kleinen Steinen verſpürt, wobei auch wohl mitunter einige Scheiben zerbrachen; was jedoch immer aufhörte, ſo wie die Leute Feierabend machten, und zur Ruhe giengen. Obergemeiner glaubte anfangs, es ſeyen Schulkinder, die ſich im Vorübergehen den Spaß machten; da er aber ohngeachtet alles Aufpaſſens niemand entdecken konnte, und es nun auch an der vordern und hintern Hausthüre, die beide verſperrt waren, ſtark zu pochen anfing, ohne daß der Kettenhund anſchlug; ſo gerieth er auf die Vermuthung, es ſey Raubgeſindel, das ihn herauslocken wolle, und ſchloß deßwegen die Thüre nicht auf. Da ihm aber das Geſinde furchtſam, und er ſelbſt der Unruhe überdrüſſig zu werden anfing, ſo beſchloß er die Sache ernſthafter zu behandeln. Er gieng deßwegen gegen Ende des Monats, ohne ſeinen Hausgenoſſen etwas zu ſagen, zu den umliegenden Bauern, und nahm ſie alle, 24–30 Mann ſämmtlich bewaffnet, mit zu ſeinem Hauſe; umſtellte alle ſeine Gebäude in ziemlich weitem Kreiſe mit ihnen, und nachdem er angeordnet, daß die Wachen keinen

Menſchen weder ein noch auszulaſſen hätten, gieng er nun ſelbſt mit Koppbauer und noch einigen andern in das Haus; verſammelte dort alle ſeine Leute, um ſich zu überzeugen, daß keiner abgehe, und durchſuchte dann alle ſeine Gebäude vom Dachfirſt bis in den Keller. Das geſchah gegen halb 5 Uhr Abends, die Wachen hatten unterdeſſen ihren Kreis immer enger geſchloſſen; niemand war gefunden worden, aber niemand weder Menſch noch Thier konnte auch durch den Kreis gedrungen ſeyn. Während deſſen hatte es aber ſchon angefangen auf die Küchenfenſter verſchiedene ſtarke Steinwürfe zu machen, und da nun die Würfe immer ſtärker wurden, ſtellte ſich Koppbauer ganz anlehnend nach Auſſen in ein ſolches Fenſter, um die Richtung der Würfe zu erkennen. Als er ſo ſtand, und Obergemeiner mit einigen Andern in der Küche war, geſchah ein ſtarker Wurf in eben dieſes Fenſter; ſo daß mehrere Scheiben berſteten hinter dem Rücken Koppbauers, der darüber ſehr erzürnte, weil er glaubte, die in der Küche hätten, um ihn zu necken, das Fenſter eingeworfen. Da aber Obergemeiner ihn eines Beſſern belehrte, und das Erſtaunen der Andern deſſen Wort beſtätigte, ſo verfielen ſie nun darauf: es müſſe von Innen herausgeworfen werden, was denn auch wirklich in dieſer Richtung gegen alle Fenſter vor ſich ging, aber nach halb 7 Uhr ganz aufhörte. Unterdeſſen war das Durchſuchen fortgegangen; Ofenlöcher, Kamine, kurz alles wurde erforſcht, wo ſich nur ein Menſch oder ein Thier verbergen konnte; auch blieben die Wachen die ganze Nacht in der Nähe des Hauſes. Es blieb Ruhe bis um 8 Uhr Vormittags, wo das Werfen in Gegenwart von mehr als 60 Menſchen wieder begann. Man ſah nun deutlich, daß es die Steine unter den Küchenbänken in die Fenſter und zwar in ganz unerklärlicher Weiſe aufwärts, in zurückgeſchlagener krummer Linie warf. Es waren die ſogenannten Sechtſteine ½—15 Pfd. ſchwer, beſtimmt, um geglüht und im Waſſer abgelöſcht zu werden, die jezt zugleich in den allerverſchiedenſten Richtungen auch in die andern Fenſter geſchleudert wurden. Es blieb aber bald nicht bei dieſen Steinen, ſondern Alles, was ſonſt beweglich war: Schüſſeln, Häfen, leere wie volle, Löffel ꝛc. wurde ergriffen und unter die Leute, auf den Boden, in die Fenſter geworfen und zwar mit unglaublicher Geſchwindigkeit. Mancher Wurf gieng durch die Fenſter hindurch; mancher bedeutend große Körper, ungeachtet ſeiner Maſſe und Geſchwindigkeit, blieb mitten in den Scheiben ſtecken; andere berührten das Glas nur eben, und fielen dann innerhalb dem Fenſter ſenkrecht hinunter. Menſchen, die vom Werfen großer Steine getroffen wurden, empfanden zu ihrer Verwunderung troz der großen Wurfgeſchwindigkeit, den Anſchlag nur leicht, und auch an ihnen fiel der Körper dann ſenkrecht herunter. Nun mußte man trachten, die tollen Töpfe und alles Bewegliche aus der Küche zu retten; während man aber mit dem Wegtragen beſchäftigt war, wurde vieles den Tragenden aus den Händen geſchlagen; oder wenn es auf den Tiſch im Vorhauſe niedergeſezt wurde, vor den Augen Aller, ohne Rückſicht auf Schwere hinuntergeſchleudert. Nichts blieb unangetaſtet, als ein auf dieſem Tiſche aufgeſtelltes Bild, Chriſtus am Kreuze; die daneben brennenden Lichter aber wurden mit großer Gewalt herabgeſchlagen. Binnen zwei Stunden war keine Fenſterſcheibe in der Küche mehr ganz geblieben, und alle zerbrechlichen Geräthe, bis auf die geretteten, zertrümmert, ſo daß Obergemeiner mit allen ſeinen Leuten bei ſeinem Nachbar kochen und eſſen mußte. Die Frau rettete eine Schüſſel mit Salat in das Speisgewölbe im erſten Stock, gieng dann mit der Kellnerin hinauf, öffnete die Thüre und ſchickte die Magd nach dem Salat hinein; wie dieſe aber darnach griff, wurde er ihr aus der Hand geſchlagen.

Die Magd lief davon; die Frau glaubte, ſie habe ihn aus Furcht und Ungeſchicklichkeit fallen laſſen, und wollte es ihr verweiſen, als plötzlich die Schuſſel mit ihrem Inhalte aus dem hintern Theil des Speiſegewölbes an der Frau in der Thüre vorbeigeflogen kam und im Vorhauſe niederfiel. Der Hausherr ſaß an dieſem Tage, da es gegen 11 Uhr mit Werfen endlich nachgelaſſen, in ſeinem gewöhnlichen Speiſezimmer zu ebener Erde, und hatte eine leere Maasflaſche mit eingeriebenem Glasſtöpſel vor ſich ſtehen; mit einem Mal hob dieſer ſich langſam in die Höhe, und fiel neben der Flaſche auf den Tiſch. Er brachte denſelben wieder an ſeinen Ort und drückte ihn mit Anſtrengung feſt in den Hals der Flaſche. Nach 2—3 Secunden ſtieg er abermal auf, und fiel herunter, und ſo auch zum drittenmale; worauf er die Flaſche einſperrte, weil dem verſchloſſenen Geräthe nie etwas angehabt wurde. Die folgenden Tage war es darauf ziemlich ruhig, doch mußte man alle Geſchirre, in denen man kochen wollte, feſthalten, und die zerbrechlichen wieder entfernen, wenn gekocht war. — Dieſen Verlauf vernahm nun der Zeuge zu Voitsberg auf dem Markte vom Hausherrn ſelbſt, und bat denſelben durch Zuſchrift, wenn ſich wieder etwas ereignen ſollte, ihn unfehlbar holen zu laſſen. Gegen Allerheiligen erhielt er wirklich einen Eilboten, und begab ſich nun eiligſt an Ort und Stelle. Bei ſeiner Ankunft fand er die Hausfrau und Koppbauer, die allein zu Haus in der Küche waren, beſchäftigt, die Scherben eines Topfes aufzuleſen, den er bei ſeinem Eintritt noch hatte fallen hören. Wie er nun mit den beiden Andern, jeder etwa zwei Schritte vom Nächſten entfernt, in der Küche ſtand, kam ein großer eiſerner Schöpflöffel aus dem Löffelbrette mit unglaublicher Geſchwindigkeit dem Koppbauer an den Kopf geflogen, und fiel dann ſenkrecht herunter. Da der Löffel $^3/_4$ Pfd. wog, hätte er, bei der erſtaunlichen Schnelle der Bewegung, eine bedeutende Contuſion verurſachen ſollen; auf Befragen ſagte der Getroffene aber, daß er nur eine leiſe Berührung empfunden habe. Der Zeuge war nur zwei Tage im Hauſe, ſah aber bis den zweiten Tag Nachmittags 4 Uhr nichts mehr, da er wegen dem Rauchen der Küche, und ſeinen gerade damals ſchmerzhaften Augen, nicht beſtändig in ihr bleiben konnte; wo es denn bei ſeiner öftern Entfernung mehrmals in die wiederhergeſtellten Fenſter geworfen. Er unterſuchte unterdeſſen alle Wetterableiter und Gegenſtände mittelſt eines Electrometers, das er dazu mitgebracht, fand aber nirgendwo electriſche Anhäufungen; auch wurde bei den heftigſten Würfen nicht das mindeſte Leuchten, Geräuſch, Knall oder auch irgend ein Geruch wahrgenommen. Die Localität der Küche war ſo, daß kein Menſch auf die Körper in ihr weder mittelbar noch unmittelbar einwirken konnte; und wie ſehr der Zeuge, Angeſichts der Erſcheinungen, nachſann, aus dem ganzen Reich der bekannten Naturkräfte irgend eine auszufinden, aus der ſich mit einiger Wahrſcheinlichkeit die Phänomene erklären ließen, er konnte nichts erſinnen. Auch Obergemeiner hatte ſeinerſeits öffentlich einen Preis von 1000 Gulden dem Entdecker der Urſache zugeſagt. Am zweiten Tage, gegen vier Uhr Nachmittags, als der Zeuge ſchon wieder zweifelhaft werden wollte, ſtand er am Ende der Küche, gegen ihm über war ein großer Schüſſelrahmen. Zwiſchen ihm und ſeinem Auge, das ſich eben zufällig darauf heftete, war weit herum kein den Blick hemmender Gegenſtand; und nun ſah er plötzlich eine kupferne, mit Eiſen beſchlagene, etwa für 10—12 Menſchen zureichende Suppenſchüſſel, ohne alles Geräuſch aus dem Rahmen ſich bewegen und in einer faſt horizontalen Linie mit unglaublicher Geſchwindigkeit gegen ſich kommen, und ſo nahe am Haupte vorüberfliegen, daß der Luftzug davon ihm die Haare aufhob, ohne daß irgend ein Laut, ein Sauſen oder Ziſchen zu vernehmen geweſen wäre; worauf ſie dann hinter ihm mit großem Geräuſch, aber ohne alle Beſchädigung, niederfiel. Alle Anweſenden, die zur Seite ſtanden, waren erſtaunt darüber; denn es fehlte nie an Leuten, weil Alles fern und nah hinſtröm um das Auſſerordentliche zu ſehen. Gleich darauf rieb Magd Semel zu Broſamen, wie ſie ſich aber umkehr um Semel und Reibeiſen in ihr Behältniß zu legen, wegte ſich der hölzerne Teller, mit mäßiger Geſchwindi keit den Heerd anſtreifend, horizontal bis an den Ra deſſelben; und wurde dann, wie von einem großen a wärts gehenden Schlag getroffen, auf dem Küchenboden ſtark niedergeworfen, daß er mehrmal aufhüpfte, und Broſamen durch die ganze Küche fuhren. Daß hier Ni mand Hand anlegte, von allen, die gegenwärtig ware davon ſey er, ſezt der Zeuge hinzu, wie von ſeiner Ex ſtenz gewiß.

Etwa um 5 Uhr kam ein Fremder an, der behaupte wollte, die bewegende Urſache ſey ein Menſch, der in de (innen mit Rauch erfüllten) Schornſteine ſich verborge Der Zeuge, über das Abgeſchmackte einer ſo lächerliche Erklärung etwas ungehalten, führte ihn gegen die Thü an eine Stelle, wohin Niemand, nach ſeinem eigenen G ſtändniß, aus dem Rauchfange reichen konnte. Dort ſtan auf einem niedern Brette, wohin außer ihnen Nieman anders langen konnte, eine kupferne Schüſſel, und de Zeuge ſagte nun zum andern: was würden Sie denn u theilen, wenn dieſe Schüſſel ohne unſer Zuthun von hie an die entgegengeſezte Seite geworfen würde? Er hat kaum die Worte ausgeſprochen, da flog die Schüſſel davo und der Fremde ſchwieg betreten.

Von da an bis Nachts halb 10 Uhr wurde in ſeine Gegenwart nichts mehr geſchleudert; nur als er im Schlaf zimmer des Hausherrn ſeinen Hut an einen langen Nage aufhängte, wurde er viermal nacheinander heruntergewor fen. Sie beſchloſſen nun, als ganz abgekocht war, fünfen die Küche völlig auszuleeren; alle Winkel, ſelb die kleinſten, von allem irgend Beweglichen zu reinigen und an feſtgemerkten Stellen nur drei Gegenſtände: eine

Nudeldurchſchlag von Weißblech am hintern Küchenfenſter, einen gußeiſernen Topf voll Waſſer am Heerde, und einen hölzernen Waſſereimer mit zwei eiſernen Reifen, dem Durchſchlag gegenüber, am Boden zurückzulaſſen. Die Thüre und die vergitterten Fenſter waren wie immer geſchloſſen und nur vier Perſonen in der Küche. Lange geſchah nichts, ſie wollten deswegen, da ſie die vorige Nacht mit Wachen zugebracht, ſchon zu Bette gehen. Wie ſie aber zur Thüre kamen, warf es in horizontaler Richtung den Durchſchlag mitten unter ſie hinein. Sie brachten ihn wieder an ſeine Stelle, ſchloſſen die Thüre, und als ſich jeder wieder an ſeinen Ort geſtellt, fiel nach etwa 10 Minuten der alte, ungefähr 15 Pfund wiegende Holzeimer, den ſie am Boden gelaſſen, plötzlich ſenkrecht von der oberſten Höhe des Küchengewölbes mitten zwiſchen ſie hinunter, ohne daß ſie begreifen konnten, wie er hinauf gekommen, da nichts oben war, woran ſich irgend etwas hätte anhängen laſſen. Bei der geringſten ſchiefen Richtung hätte der Fallende einen der Anweſenden getroffen. Sie ſtellten ſich darauf um den Heerd herum, jeder ein Licht in der Hand; ſo daß, wer den eiſernen Hafen berührte, geſehen werden mußte. Mit einem Mal aber wurde dieſer ganz ſachte umgeſtürzt, bis der lezte Tropfen Waſſer verronnen war. Der Umſturz war offenbar nicht nach den Geſetzen des freien Falles, ſondern viel langſamer geſchehen; ſo wie wenn man ein Gefäß nur allmählig ausleeren will, auch wurde der Keſſel wieder ebenſo aufgerichtet. Nach dieſem fiel lange nichts vor. Viere giengen nun aus der Küche, der fünfte blieb allein in ihr eingeſperrt, und die Andern ſahen durch eine Oeffnung Alles, was ſich um ihn her begab, da ſie ihn ganz und einen großen Theil der Küche überblickten. Wie er nun ganz ruhig, ein Licht in der Hand haltend, da ſaß, warf es aus allen Ecken mit Eierſchalen, ſo zwar, daß ſie nicht begreifen konnten, wo dieſe hergekommen, da ſie zuvor Alles aufs ſorgfäl-

tigſte bis aufs kleinſte ausgeräumt hatten. Nachdem
mit einigen kleinen Unterbrechungen etwa eine St
gedauert hatte, geſchah dieſe Nacht und die folgenden
nichts weiter. Der Zeuge verließ am nächſten, dem
ten ſeiner Anweſenheit, das Haus, und was nun folg
wieder vom Hörenſagen.

Es blieb mehrere Tage im Hauſe ruhig, aber in
um etwa 6 Minuten Weges entfernten Mühle wurden
gegen nun oft die gehenden Waſſerräder abgeſtellt;
nachdem der Müller mit ſammt der Bettſtätte umgew
worden, die Lichter abgeſchlagen, und verſchiedene Ge
ſtände vor die Thüre gewälzt. Nach etwa 3—4 T
hörte es hier wieder auf, und warf in der Küche nur
und da einmal einen Hafen, oder irgend ſonſt etwas
unter. Nachdem es darauf 5—6 Wochen ganz ausg
hatte, ſtanden an einem Sonntage Vormittag, als
Uebrigen alle in der Kirche waren, die Mutter des
gemeiner und ſeine Frau vor dem Heerde, und ſpra
von dem, was ſich begeben, dabei deutend auf die St
wo die meiſten Häfen heruntergefallen. Mit einem
warf es wieder den größten der Häfen an ihnen vo
auf den Boden hinunter. Seither ereignete ſich nicht
mindeſte mehr; wenigſtens erzählte der Hausherr,
überhaupt nicht gerne von der Sache ſprach, dem Ber
erſtatter nichts weiteres davon. Der Vorgang hatte ü
gens bei der Behörde Aufſehen gemacht, und das Bez
amt Ober-Greifeneck eröffnete ſeinen Bericht an das K
amt Grätz vom 7. November 1818 unter andern mit
charakteriſtiſchen Worten: „entfernt von jenem fin
Zeitalter, wo jede dem gemeinen Verſtand unbegreif
Erſcheinung, der Wirkung einer Zauberkraft, oder
Satans zugeſchrieben wurde, während der in den Na
kräften mehr Eingeweihte, dieſe abergläubiſche Mein
nicht ſelten zu betrügeriſchen Spekulationen zu ben
wußte, und weit entfernt, durch ſein Uebergewicht

Kenntniſſen dem Irrthum zu ſteuern, vielmehr in der Verbreitung irriger Meinungen ſeinen Vortheil erſah, bleibt es merkwürdig, wenn in einem Zeitpunkt, wo die helllodernde Fackel der Aufklärung alle Dämonen längſt verſcheuchet und die neue Phyſik und Chemie die verborgenen Naturkräfte an das Tageslicht befördert hat, Erſcheinungen zum Vorſchein kamen, die fruher nicht bemerkt wurden, und die die genaue und aufmerkſame Beobachtung ſachkundiger Männer zu löſen nicht verſtand.“ Nun wird Bericht erſtattet, im Weſentlichen übereinſtimmend mit dem eben Gehörten; der Anweſenheit des Hrn. Verweſers Aſchauer in Geſellſchaft des Hrn. Caplans Hözel wird gedacht, und ſeine vollkommene Competenz zum Urtheil anerkannt; und nachdem auch einer Unterſuchung erwähnt worden, die auf Erſuchen der Behörde Herr F. Gayer, Glasfabrikant zu Oberndorf, mit ſeinen electriſchen Apparaten dort angeſtellt, ſchließt der Berichterſtatter mit den Worten: „das löbliche k. k. Kreisamt, begabt mit der Macht, gründliche Phyſiker der Hauptſtadt zu näheren Erforſchungen aufzufordern, wird daher um ſo mehr zur Entdeckung dieſer ſeltſamen Erſcheinungen die gehörigen Maasregeln zu ergreifen geruhen, als dieſe Geſchichte ſchon allgemeines Aufſehen erregt. Frohlockend ſieht der bei Einigen noch ſchlummernde Aberglauben, bei Andern die verſtellte Gleisnerei auf dieſes Ergebniß hin, und nur die naturliche Auflöſung dieſer vermeintlichen Wundergeſchichte kann einen Wahn bekämpfen, dem der gemeine Mann aus Unverſtand oder Bosheit ſo gerne anzuhangen pflegt.“ Der Beſcheid darauf von Seite des Guberniums war: daß ſich wahrſcheinlich Alles durch einen im Rauchfange verſteckten Menſchen erklären laſſe. Doch wurden drei Profeſſoren vom Johanneum, der der Geologie, Mineralogie, Chemie und Botanik, zur Unterſuchung abgeordnet, die es aber unter ihrer Würde fanden, einem Kobold nachzuziehen, und den Auftrag ablehnten. Später, als nichts mehr vorfiel, kam noch ein Abgeordneter der Polizei in' Haus, der nun natürlich das weiteſte Feld zu Vermuthungen vor ſich fand; worunter die ergötzlichſte auf phyſikaliſche Kunſtſtücke deutete, die der Zeuge ſelbſt den Hausgenoſſen vorgemacht. Damit wurde ſofort die unbequem Sache der Vergeſſenheit hingegeben.

Glücklicherweiſe haben wir in dem Berichte dieſe Zeugen Alles beiſammen, was zu einem guten, ſoliden, unverwerflichen Zeugniß erfordert wird. Ein achtbarer wahrhafter, glaubwürdiger Mann hat es abgelegt, un dabei keinen Anſtand genommen, ſich, allen Spott nich achtend, perſönlich herauszuſtellen. Es iſt ein Mathematiker ſeines Zeichens, der von Berufswegen ſchon weiß was zu einem correcten, mit Strenge ſchließenden Urtheile gehört. Er iſt auch der Naturkräfte gar wohl kundig, un weiß recht wohl, was in den Bereich ihrer Wirkungen fällt. Er hat ſeine Beobachtungen mit allem vernünftigen Mißtrauen angefangen, und mit Unbefangenheit ſi fortgeführt: ſie haben ſich öfter und unter wechſelnden Umſtänden wiederholt und lange genug gedauert, um zu einem beſtimmten Ergebniß hinzuführen. Mehr noch, er hat auch die vorhandenen Möglichkeiten in ihren Wechſelfällen berechnend, mit gutem Verſtande Verſuche angeſtellt, und ihre Reſultate mit geſchärfter Aufmerkſamkeit beobachtet. Es iſt alſo alles geſchehen, was nach menſchlicher Möglichkeit zu einer guten Reife geſicherter Beobachtungen gehört: und die ſeinigen können vor jedem unbefangenen Sinne dieſelbe Gültigkeit anſprechen, wie etwa eine Folge aſtronomiſcher Beobachtungen auf der Sternwarte von Grenwich, die alle Aſtronomen unbedenklich ihren Rechnungen unterlegen. Erklärt nun ein ſolcher gleich unſerm Zeugen, der Evidenz nachgebend: er ſey überzeugt, daß unter den vorliegenden Umſtänden kein phyſikaliſcher Apparat und kein taſchenſpieleriſches Geſchick ſolche Wirkungen hervorzubringen vermöge; dann müſſen wir, gern oder ungern, ihm Glauben beimeſſen, und uns im Gefolge dieſer Einſtimmung nach andern Urſachen als den gewöhnlichen phyſiſchen umſehen. Da nichts Veranlaſſendes zur Sichtbarkeit gekommen, mußte die Veranlaſſung aus dem unſichtbaren Reiche hinübergreifen. Es war eine bewegende Kraft, die ſich in ihr wirkſam zeigte, aber nicht zu einem mit Nothwendigkeit gewieſenen Ziele hin; ſondern ſie breitete ſich über vieles nach eigenem Wohlbefinden aus, war alſo durch eine freie Thätigkeit getrieben und gelenkt. Dieſe wirkſame Thätigkeit konnte ſich mit den Anweſenden in Verkehr ſetzen, denn ſie vernahm, was dieſe unter ſich verhandelten, und ließ ſich dadurch in ihrem Thun beſtimmen; wie ſich bei der Anweſenheit des Fremden, als ſie die klug ausgeſonnene Erklärung der Sache auf die Aufforderung des Zeugen zu Schanden machte, und ſo auch bei anderer Gelegenheit ausgewieſen. Es iſt alſo eine geiſtig aufmerkende und vernehmende Thätigkeit, die hier wirkſam geweſen. Es iſt aber auch eine ſolche, die moraliſcher Motive fähig iſt, denn während ſie durch Zertrümmern der Fenſter und Geräthe am Beſitzthume Schaden anzurichten ſich nicht geſcheut, hat ſie doch mit ſichtbarer Sorgfalt jede körperliche Verletzung der Anweſenden vermieden. Selbſt religiöſe Beweggründe ſind nicht ohne Einfluß auf ihr Treiben geblieben; denn während ſie alles Bewegliche im Hauſe zum Spiel ihres Muthwills gemacht, hat ſie ſich doch gehütet, an das aufgeſtellte Crucifix zu rühren, ob ſie gleich die Leuchter zu beiden Seiten weggeworfen. Ihr war ferner über die phyſiſchen Kräfte, deren ſie zu Hervorbringungen dieſer Wirkungen gebraucht, entweder größere Gewalt oder ein größeres Geſchick gegeben; denn ſie hat damit durch Menſchen nicht oder kaum zu Leiſtendes erwirkt, ſo in der Richtung der Würfe in einer nach phyſiſchen Geſetzen kaum erklärbaren ſpiralförmigen Bogenlinie. Eine große Energie wohnte ihr in der Bewegung dieſer Kräfte ein, denn die Gegenſtände wurden mit unglaublicher Geſchwindigkeit bewegt; einmal ſogar, wie bei dem zum Gewölbe gehobenen Eimer mit ſolcher, daß ſie dem Auge gänzlich entſchwunden ſeyn mußten da Niemand begriff, wie der fallende Eimer zur Decke hinaufgekommen. Die bewegten Maſſen waren oft groß also bei der pfeilſchnellen Geſchwindigkeit das Moment de Bewegung übergroß, und doch die Wirkung am Ende ſ gering, daß das Geworfene wohl in den Scheiben ſtecken blieb, oder ſenkrecht an den beworfenen Perſonen niederfiel. Die Kraft konnte alſo nach Wohlgefallen mehr ode weniger intenſiv ſich auslaſſen, die Regulirung dieſer Intenſion aber war nicht dem Zufall hingegeben, ſondern z vernünftigem Zwecke, die Menſchen nicht zu verlegen, geordnet; ſie war alſo bei vorausgeſezter Gutartigkeit durc ſich ſelbſt gemäßigt, bei Annahme von Bösartigkeit abe durch ein höheres Geſetz gehalten und beherrſcht; in beiden Fällen alſo wieder eine durch Vernunft geordnete Willenskraft. Iſt dem aber alſo, ſind die Thatſachen nicht abzuläugnen, laſſen die hier daraus gezogenen Schlüſſe ſich nicht abweiſen, dann ſind alſo entweder unſichtbare, unleibliche Geiſter, oder wenn leibliche Menſchen, dann ſolche, die entweder in die Ferne wirken oder ſich unſichtbar machen können, dabei wirkſam geweſen, was beides den magiſchen Gebieten angehört. Das alles iſt unabweisliche Folgerung aus unabläugbaren Vorderſätzen, und ſomit einem gründlichen philoſophiſchen Verfahren wohlgemäß; während das jetzige alberne Verneinen Thorenart iſt, das Aufſichberuhen laſſen und Abweiſen aber elende Geiſtesfeigheit und Nullität.

Der Spuck zu Gröben im Jahr 1718.

Im Jahr 1718, alſo gerade hundert Jahre früher, war das Pfarrhaus von Gröben auf eine ganz gleiche Weiſe wie jener Mönchhof lange Zeit beunruhigt worden. Der Pfarrer Jeremias Heiniſch beſchrieb dieſe Vorfälle in einer eigenen Schrift.

Es begann der Spuck in dem Falle von Gröben auch mit Werfen und zwar von Steinen auf das Schindeldach des neuerbauten Viehſtalles am 17. Juni 1718. Es fing des Vormittags zuweilen früh um 6 Uhr, zuweilen um 7 Uhr, zuweilen erſt um 9 Uhr an und hielt oft zwei, oft mehr Stunden inne. Gegen Abend hörte es auf und in der Nacht (wo, wäre es Menſchenwerk geweſen, es hätte leichter verborgen vorgenommen werden können), geſchah es, wie auf dem Mönchhof, anfangs auch nie. — Der Flug der Steine wurde anfänglich nicht geſehen, ſie blieben anfänglich gleichſam unſichtbar, bis ſie auf das Dach niederfielen, auf dem ſie einen ſtärkeren Schall verurſachten, als ſie es ihrer Kleinheit nach hätten thun ſollen. Auch ſpäter, als die Steine größer waren, vermochten ihrer zwanzig und mehr Perſonen, die auf das genaueſte Acht gaben, nicht einen Stein eher zu ſehen, als bis er auf's Dach mit großer Macht und ſtarkem Knall aufſiel. Am 30. Juli, wo der Pfarrer aus dem Fenſter ſeiner vordern Stube im obern Stock in den freien Hof ſah, ſah er einen Stein wie aus der Erde im Hof in die Höhe aufs Dach ſteigen und hörte ihn dort mit großer Gewalt aufſchlagen. Später ſah man wie etliche Steine bei der Baumgartenthür um die Scheuerecke herum und folglich in einem halben Zirkel auf die Seite hinausgeſchmiſſen wurden, welches nach der Ordnung eines natürlichen Werfens, nach den Zeichnungen, die der Pfarrer davon in ſeiner Schrift gibt, unmöglich bleibt. Sehr oft ſahen auch viele Zeugen dieſe Steine in zurückgeſchlagener krummer Linie und Elipſe fliegen, wie auf dem Mönchhof der Fall war. Wie auf dem Mönchhof, wurden auch hier die Steine in vollem Fluge plötzlich wie zurückgehalten und fielen langſam und wie ermattet zur Erde. Der Pfarrer ſchreibt: „Es warf am 1. Aug. Steine als wenn es regnete auf's Stalldach, beſonders heftig war das Werfen wenn ich mich beim Stalle hinſtellte und Acht hatte, woher geworfen wurde und das verborgene Weſen herausforderte. Ja es ſchien, als wäre es heftig darüber erzürnt, indem es einen Stein auf mich zuwarf, der aber, ſo wie er ſich mir näherte, gleich als ermattet und zurückgehalten niederfiel, daß ich von demſelben ungetroffen blieb.“ Später kam dieſes Werfen auch in das Haus des Pfarrers und warf ſelbſt in den Zimmern. Der Pfarrer ſchreibt: „Wenn wir alleſammt in der unteren Stube beiſammen waren, kamen Steine oder Kalkſtücke von dem Ofen hergeflogen, mitten unter uns durch, vor unſer aller Augen vorbei und ſchlugen mit durchdringendem Schall an die Stubenthüre. Als ich aber auf die Thüre den Spruch Gen. III. V. 15. ſchrieb, warf es an dieſen Ort nicht mehr hin, ſondern unterhalb. Auch wie von der Decke der Stube herab ſchmieß es, doch ohne uns zu beſchädigen. Beſonders ſtark gieng das Werfen an, wenn der Tiſch zum Eſſen bereitet wurde und wir uns an ihn ſetzten, wodurch wir oft ohne gegeſſen zu haben wieder aufſtanden.“ Das Werfen wechſelte nun, bald geſchah es im Zimmer des Hauſes innen, bald auſſen auf das Stalldach. Die Steine waren ſelbſt wenn es regnete, wie ſie vom Dache fielen, ganz trocken. Oft ſchmieß es an drei Orten, im Keller, im Waſchgewölbe, im Stalle, während ſich an jedem Ort zu eben derſelben Zeit Perſonen befanden, zugleich. Es wurden Wächter in verſchiedenen Parthien vertheilt zu wachen und zu beobachten woher und von wem dieß Werfen komme, aber es wurde nicht ergründet. Der Pfarrer geſellte ſich mit all ſeinen Hausgenoſſen bald zu jenem, bald zu dieſem wachenden Haufen, „aber (ſo ſchreibt er) da mußten wir mit Beſtürzung ſehen, wie bald von innen heraus, bald von außen hinein mit unbegreiflicher Geſchwindigkeit hinter einander der durchs Fenſter geſchmiſſen wurde, und alle wurden nicht eher einen Stein gewahr als bis er mit erſtaunlichem Krachen durchs Fenſter brach. Hier hätten wir alle müſſen ſtockblind ſeyn, wenn wir nicht den Urheber ſehen und finden ſollten, allein da war nichts weiter zu merken noch zu erblicken, als die Steine, welche durchs Fenſter brachen und da einen furchtbaren Knall erregten. Dabei war das Sonderbare: wenn wir in der Stube ganz nahe an's Fenſter traten und es geſchah ein Wurf von auſſen durch's Fenſter hinein in die Stube, ſo zerſchmetterten zwar die Steine die Scheiben mit großem Krachen, allein ſobald ſie hindurch gebrochen waren, fielen ſie nahe am Fenſter wie ermüdet und zurückgehalten nieder. Trat man aber vom Fenſter hinweg weiter in die Stube hinein, ſo flogen die geſchmiſſenen Steine auch wohl bis mitten in die Stube. Auf gleiche Weiſe geſchah es auch mit den Steinen, die aus der Stube durchs Fenſter in den Hof geſchmiſſen wurden. Stunden die Zuſchauer im Hofe nahe beim Fenſter, fielen ſie gleich beim Fenſter zur Erde. Traten dieſe aber im Hofe zurück, flogen die Steine weit in den Hof hinein, aber kein Menſch von beiden wachhabenden Haufen konnte was anders ſehen als das Durchbrechen der Steine und das Zerbrechen der Fenſterſcheiben.“

Das Werfen kam nun auch bald in Küche und Kel-

ſer und warf dann mit den Schüſſeln und andern G
räthſchaften, nahm ſelbſt, wie im Mönchhof, einer Ma
die Schüſſel aus der Hand und warf mit ihr. Einm
ſagten die Wächter an: „es hätte in dieſer Nacht in d
untern Stube geworfen, an die Stallthüre im Hofe g
trommelt und an der untern Stubenthüre gleich w
Papier vorüber gerauſcht.“ Man erinnert ſich hi
an die ganz gleichen Töne, namentlich von Rauſchen w
von Papier, in der Gefängnißgeſchichte zu Weinsber
und in ähnlichen Erſcheinungsgeſchichten.

Es wurden auch hier wie im Mönchhof die genau
ſten Unterſuchungen angeſtellt, aber nie eine natürlic
Urſache des Spuckes gefunden.

Der Pfarrer ſchreibt hierüber: „Die Mägde rief i
zur Zeit wenn geworfen wurde zu mir in die Stube od
ſchickte ich ſie ins Feld, allein es wurde dennoch geworfen
Wenn geworfen wurde ſtellte ich an allen Orten und En
den heimliche Wachen aus. Alle nahe Gebäude und Win
kel wurden durchſucht. Als ich einmal einen Stein, wi
aus der Erde aufſteigen ſah, marterte ich mich aufs äußerſt
mit einer natürlichen Auslegung ab. Ich bildete mir ein
mein Geſicht müßte mich betrogen haben, es würde viel
leicht ein Vogel vom Boden aufgeſtiegen und zu gleiche
Zeit ein Stein auf das Dach gefallen ſeyn. Dann dach
ich aber wieder, daß unter oft zwanzig und mehr Perſo
nen die dem Werfen zuſahen, die genau ſich umſahen un
auf allen Ecken acht hatten, anfänglich nicht einer eine
Stein fliegen ſah. Wir richteten doch, da wir wußten
wo die meiſten Steine aufſchlugen, unſere Augen imme
auf die über ſolchem Ort ſchwebende Luft. Ich mußt
endlich ſelbſt an eine unnatürliche Urſache glauben un
ſuchte mich und die Meinigen durch Gebet zu verwahren
und zu heiligen. Als das Zerſchmettern der Fenſterſchei
ben am heftigſten war, breitete ich mich über das Fenſter
aus und hieß es ins Teufelsnamen auf mich zu ſchmeißen

wenn es ſo viel Gewalt hätte. So lange ich nun ſo herausfordernd im Fenſter lag, geſchah kein einziger Wurf, trat ich aber nur einen Schritt zurück, gieng das Werfen wieder heftig und hurtig an.

Am 32. Auguſt ſchloß ich alle Thüren des mit einer Mauer umgebenen Hofes zu. Die beiden Mägde ſchickte ich in's Feld, Getreide zu ſchneiden, und mein Weib und Kindsmädchen ſperrte ich in eine Stube des Hauſes ein. Die Thüre des Hauſes ſchloß ich gleichfalls feſt zu. Ich durchſuchte nun alle Stuben, Kammern und Winkel des Hauſes und ſtellte mich bald an dieſen, bald an jenen verſteckten Ort im Hauſe hin, allein ich ſah und hörte nichts weiter als die Steine, die hin und wieder im Hauſe umhergeſchmiſſen wurden, oder draußen auf das Dach des Stalles ſchlugen.

Ich folgte am Ende dem Rathe meiner Vorgeſezten und des Arztes und ſchaffte Mutter und Kind in Sicherheit und räumte die Geräthe aus den Kammern, wo es Schaden zufügte. Dagegen ließ ich in meiner Studierſtube die meiſten Bücher, auch diejenigen Kammern ungeräumt, wo es kein Uebel zufügte. Ich aber gieng täglich mehrmal in das Pfarrhaus und fragte beim Eintritt jedesmal laut: wo biſt du Teufel? In meiner Studierſtube fiel ich dann auf die Knie und betete, und blieb um zu ſtudieren oder zuzuſehen was geſchehe. Dann ſchmiß es oft die geſchloſſenen Thüren auf und zu, oder warf es nach ſeiner Gewohnheit bald hier, bald dort mit Steinen. Ich begab mich ſogleich an ſolche Orte ganz allein hin, hieß es nochmal ſchmeißen, verhöhnte und befragte es, aber vergeblich. Oft lief ich in Begleitung eines meiner Anverwandten in die Pfarrwohnung, wir nahmen Stock und Degen, begaben uns flugs dahin wo es tobte, und warteten ſeiner Erſcheinung mit Verlangen. Aber alles nützte nichts, Gebet war das einzige Befreiungsmittel. An dieſes hielt ich mich nun ohne Aufhören und dadurch bezwang ich den

Jammer. Die Beunruhigungen ließen bis zum 8. Sept. wo ich in allen Zimmern tagtäglich zu Gott inbrünſtig ba endlich nach. Es kam durch dieſes Beten in mich au ein völliges Gottvertrauen und Zuverſicht, daß dieſer Jammer gehoben ſey. Ich ließ demnach, ſobald es meine andern Umſtände erlaubten, alles wieder in das Pfarrhau ſchaffen und lebe in ihm bis jezt unter göttlichem Schirm ſicher, ruhig und von allen jenen Anfechtungen frei.“

Die gänzliche Uebereinſtimmung der Art und Weiſ dieſer Beunruhigungen mit denen auf dem Mönchhof un im Schloſſe Slawenſik*) und namentlich, daß die phyſiſchen Kräfte, die dieſe Wirkungen hervorbrachten, in all dieſen Fällen theils größere Gewalt, theils größeres Geſchick al menſchliches erforderten, ſpricht unumſtößlich dafür: daß dieſe Vorfälle keine von Menſchen gemachte waren, ſondern entweder von unſichtbaren und unleiblichen Geiſtern, oder wenn ja von leiblichen Menſchen (will man durchaus keine Geiſter annehmen, weil das nun einmal ungebildet und albern iſt), dann von ſolchen Menſchen herrührten, die die erſtaunliche Kunſt beſitzen, entweder in die Ferne wirken, oder ſich unſichtbar machen zu können.

Auch ſonſt gilt für dieſen Fall, was Görres über den im Mönchhof ſagt.

Wir erinnern hier auch neben den Vorfällen im Schloſſe von Slawenſik in Schleſien (S. 2ter Thl. der Seherin von Prevorſt) an die Spuckgeſchichte in hieſigem Oberamtsgerichtsgefängniſſe (S. Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur, durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich beſtätigt und den Naturforſchern zum Bedenken mitgetheilt von Dr. J. Kerner.) Alle dieſe Fälle waren weder Lug noch Täuſchung. Sie verdienen der ernſteſten Beachtung des Naturforſchers und es iſt, wie Görres ſagt, ihr albernes Verneinen Thorenart, das Aufſichberuhenlaſſen und Abweiſen aber elende Geiſtesfeigheit und Nullität.

---

*) S. die Seherin v. Prevorſt, 2ter Thl.

Die Spuckereien im ſchwediſchen Schloſſe Gripsholm.

(S. Arndts ſchwediſche Geſchichten.)

„König Guſtav Adolph hatte den Sommer ruhig, und ſeit der Wiedervereinigung mit den Seinigen auch leiblich glücklich verlebt. Er las in ſeiner Bibel und in ſeinem Glauben an Gott und Gottes Vorſehung das Schickſal der Könige und Völker anders als die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen, in der Zuverſicht ſeines Glaubens gewiß glücklicher als ſie. Indeſſen da ſeine Gefangenſchaft wider alle Erwartung lange dauerte, da der trübe Herbſt die grauen Wolken vor ihm aufzog und die gelben Blätter von den Bäumen zu ſchütteln begann, ſo ward auch er trübe und unruhiger, und die Geſchichten und Geſpenſter, welche an Gripsholms Schloß gebunden ſind, ſcheinen ſeine Tage und Nächte, wie ſehr er vor den Menſchen ſeine königliche Ernſthaftigkeit auch hütete, doch häufig geängſtet zu haben. Hier hatten große Könige vor ihm gefangen geſeſſen, er konnte über das enge Gefängnißkämmerchen ſeine Betrachtungen anſtellen, worin Erich der Vierzehnte ſo lange ſaß, daß die Spuren ſeiner Füße in den Steinen vor dem Guckfenſterchen noch ſichtbar waren, wodurch ſeine ſehnſuchtsvollen Augen Licht und Sonne und einen frei fliegenden Vogel geſucht hatten. Auch konnte er die vor zehn Jahren hier vorgefallene wunderbare Begebenheit nicht vergeſſen haben, welche dem Mährchen von einem Traume ähnlich ſieht und doch wirklich erlebt iſt. Es war des

Königs Schwäher, der Markgraf von Baden, aus Petersburg nach Schweden zum Beſuche gekommen und ihm zu Ehren hatte man den Tag vor ſeiner Abreiſe auf Gripsholm noch ein recht feſtliches Gaſtmahl gehalten. Nach dem Feſte in der tiefen ſchlafenden Nacht, als die Mitternachtsglocke geſchlagen, fing der alte Umgänger, der Schloßgeiſt, der auch König Erichs Geiſt genannt wird, ſeinen Rumor an; Hauchen, Ziſchen, Schnalzen, Klappern und Toſen, als wenn alle Steine auf dem Dache zu tanzen begännen oder ein wüthendes Heer von wilden Katzen und Mardern losgelaſſen wäre. Kurz, der alte Geiſt weckte die Schläfer und Träumer auf und erſchreckte die wenig Wachenden, und ſo bunt miſchte er das Menſchengewimmel untereinander, daß ſich Hofmarſchälle und Adjutanten in Schlafröcken, Hofdamen und Hoffräulein in Nachthemden, Lakaien und Kammerjungfern in ähnlichen Nachtgewändern, Diener und Küchenjungen mit Fackeln oder Laternen umherlaufend, umherſchreiend, Angſt und Hülfe ausrufend in den Sälen, auf den Treppen, auf den Höfen, ja in den Gärten durch einander gejagt und geſcheucht fanden, daß man aus Mißgruben, Ciſternen, Feuerlöſchkufen die hineingeſtürzten und ſchreienden Hoffräulein und Pagen retten mußte. Dieſer wilde nächtliche Aufruhr ward freilich in einer halben Stunde beſchwichtigt, aber ſeine Bedeutung erſchien den folgenden Tag am Sonnenlichte. Der Wagen des abgereiſten Markgrafen Erbfürſten von Baden warf unweit Arboga um, und er kam als Leiche nach Gripsholm und von da ſpäter in ſeine Heimath zurück. Wie begreiflich, daß ein ſolcher Rundgänger Guſtav Adolph nicht immer ruhig ſchlafen ließ, der nun Zeit genug hatte, melancholiſchen Gedanken und Träumen nachzuhängen. Beſonders wild offenbarte er ſich wieder in der Nacht des 7. Okt., in welcher Nacht der alte Oheim König einſt ans Licht gekommen war. Er hatte ſo arg rumort und mit Hauchen, Ziſchen und Stöhnen und andern ſchauerlichen Tönen den König und die

Königin in ihrem Bette ſo lange geängſtigt, daß ſie endlich aus Bett und Schlafzimmer entflohen und zu dem wachthabenden Officier Freiherrn Otter ihre Zuflucht nahmen und ihm das Erlebte erzählten. Sie wechſelten in Folge dieſes Nachtbeſuchs ihre Schlafſtätte und hatten hinfort Ruhe. Mit dem Schluſſe des unglücklichen Jahres 1809 ward Guſtav Adolph aus dieſem Ort des Grauens und der Geſpenſter erlöſt.“

So weit **Arndt** über dieſe Ereigniſſe.

Da mir bekannt war, daß zu Carlsruhe ſich Perſonen befinden, die an dem ehemaligen ſchwediſchen Hofe ſehr hoch geſtellt waren, ſo machte ich dieſe auf jene Mittheilungen Arndts aufmerkſam und ſie hatten die Güte, mir darüber Nachfolgendes zukommen zu laſſen.

„Das Gaſtmahl, wovon **Arndt** ſpricht, war in einem großen länglicht gebauten Saale des Schloſſes Gripsholm gehalten worden, in welchem die Bilder aller Fürſten des Hauſes Waſa, deſſen Privateigenthum jenes Schloß geweſen, wie auch aller Prinzeſſinnen und der Hauptreformatoren des 16. Jahrhunderts in Lebensgröße die Wände zierten. Der badiſche Erbprinz hat die Gewohnheit gehabt, mit zwei verſchiedenen Uniformen immer über den andern Tag zu wechſeln. Als bereits Alle, auch der Erbprinz an der Tafel ſaßen, hat der in meiner Nähe (in der Nähe dieſes Berichterſtatters) befindliche Stallmeiſter Graf Frölich ſtarr nach dem Haupteingange geblickt, und auf meine Frage behauptet, er habe den badiſchen Erbprinzen in der Uniform des verfloſſenen Tages (die er den darauffolgenden Tag der Abreiſe wieder trug) eintreten geſehen. Aber es ſaß der Erbprinz in dem gleichen Moment in der andern Uniform neben dem Grafen Frölich, wo ich ihn auch und nicht anderswo ſah. Dieſer Graf **Frölich** galt ſchon früher allgemein für einen „beſondern“ Menſchen.

In der Abendſtunde gieng ich (der Erzähler) dieſes in demſelben Saale allein wehmüthig ob des Abſchiedes auf und ab. Bald nach mir trat auch der badiſche Erbprinz ein, blieb bei einzelnen Ahnenbildern ſtehen und machte zulezt die Bemerkung: von allen ſeyen nur noch dieſe und jene (die er zugleich nannte) am Leben. Dieſes führte auf ein Geſpräch auf Vergänglichkeit und Sterben, worauf er ſich wieder zurückzog.

In der darauf folgenden Nacht wurde ich und eine andere mir am nächſten ſtehende Perſon in unſern abgeſonderten Schlafzimmern (in demſelben Schloſſe) durch heftiges Pochen an der Thüre geweckt. Nach Oeffnung derſelben trat Oberſtmarſchall Graf Poſſe ein, Verwandter des kürzlich ernannten neuen ſchwediſchen Premierminiſters. Er hatte ein brennendes Licht in der Hand und fragte: ob wir denn von dem Spektakel nichts gehört hätten? Wir antworteten beide, wir hätten feſt geſchlafen und nichts gehört, worüber er ſich verwunderte. Am andern Tage ſah eben jener Graf Poſſe gegen ſeine Gewohnheit, da er ſonſt, troz vorgerückter Jahre, immer heiter war, äußerſt bleich und conſternirt aus. Daß der Tumult und die Zerſtörung in jener Nacht aber gerade nicht ſo groß war, wie Arndts ſchwediſche Geſchichten angeben, iſt ſchon daraus zu erachten, daß wir von demſelben nicht geweckt wurden. Gewiß aber iſt, daß Unerklärliches in jener Nacht geſchah und der Erbprinz an dem auf ſie folgenden Tage den Tod erlitt.“

R.

Fragmente aus einem Spuck-Tagebuch vom Jahre 1817 bis 1824.

Nach einem langen Aufenthalt in Polen, Frankreich und der Schweiz, hatten die K. Eheleute ihr beträchtliches Gewerbe nach A. am Rheine verlegt, und erwarben daſelbſt das Miteigenthum eines groſſen Hauſes, in welchem ſie ſich vornahmen, ihr Leben zu beſchlieſſen. Da das Treppenhaus dieſes Gebäudes etwas finſter iſt, ſo ſuchte man das Licht von den hintern Zimmern, deren Beleuchtung von einem freien Hofe kam, durch Glasthüren auf die Treppen zu werfen. Eine dieſer Thüren führte in die Wohnſtube, die auch zum Speisſaal diente, neben welchem ſich das Schlafzimmer der Herrſchaft befindet. Wenn nun in der Nacht Jemand die Glasthüre öffnet, um in die Wohnſtube zu gehen, ſo wird es die Herrſchaft leicht gewahr, weil jene Thüre gewöhnlich unverriegelt nur durch eine Druckfalle verſchloſſen iſt, deren Bewegung ein Geräuſch macht. Durch dieſes Schloſsgetöſe wurden im Jahr 1817, mitten in der Nacht, die K. Eheleute plötzlich aus dem Schlafe geweckt. Herr K. rief: Wer iſt da? bekam aber keine Antwort. Er ſtund nun ſogleich auf, zündete ein Licht an der Nachtlampe an, begab ſich in die Wohnſtube, und erblickte durch die geöffnet gefundene Glasthüre jemand, der die Treppe hinabſtieg. Er rief ſeiner Gattin zu: „Dort geht er ja!" (er verſtand nämlich einen Dieb). Auf ſeinen Haushund ſich verlaſſend, gieng er dem vermeinten Diebe beherzt nach, bis auf den Hausgang des Erdgeſchoſſes, wo ſich der Hund befand, in deſſen Begleitung er alle Theile des Gebäudes durchſuchte, wo etwa ein Menſch ſich verſtecken konnte. Das treue Thier begleitete ganz ſtille ſeinen Herrn, der ſich vergebene Mühe gab, und Niemand entdecken konnte. Nachdem er, unverrichteter Sache, wieder in ſein Schlafzimmer kam, begehrte ſeine Gattin eine genaue Erzählung ſeines nächtlichen Feldzuges zu hören; er bemerkte nun derſelben, daß er Niemand gefunden hätte, und (vermuthlich, um ſeine Gattin nicht zu erſchrecken, und vielleicht auch, um nicht als ein Schwachkopf angeſehen zu werden, der an Geſpenſter glaube) erklärte den ganzen Vorfall für eine Täuſchung, und gab vor, der Wind hätte wahrſcheinlich die Glasthüren geöffnet, welches aber ſeine erfahrene Gattin nicht für wahrſcheinlich halten konnte.

Den 6. October 1817.

Die K. Eheleute hatten damals zwei Dienſtmägde: die eine, Caroline, verſah den Stubendienſt, die andere, Maria, war die Köchin. Beide ſchliefen in einem Zwiſchenſtockwerke neben der Küche, in zwei der Länge nach an der Hausmauer geſtellten Betten. In der Nacht bemerkten ſie, daß etwas an ihrer Kammer auf und abgienge; der Gang war, wie von einem in Pantoffeln herumſchlappenden Menſchen; endlich hat das unbekannte Weſen an Mariens Bette, wie ein großer Hund, mit ſeinen Pfoten gezappelt und geſcharrt, wie wenn es auf das Bette hinauf ſpringen wollte. Darüber war Caroline ſehr erſchrocken, und verſteckte ſich unter die Bettdecke, bis es wieder ruhig wurde; aber Maria, die Köchin, um dem vermeinten Hunde auszuweichen, von dem ſie glaubte, daß er am Fuße des Bettes aufſteigen wolle, zog ſich ſo ſehr über ihr Kopfkiſſen und zulezt über das Kopfbrett der Bettlade hinaus, daß ſie endlich ſich mit dem Kopfe außer derſelben fühlte und ausrief: wo bin ich? —

Einige Tage vorher*) befand ſich Maria bei ihrer Hausfrau in dem ſo eben beſchriebenen Wohnzimmer, oder dem Speiſeſaale, um mit ihr über die Marktausgaben an einem kleinen, am Fenſter ſtehenden Tiſche abzurechnen. Mitten im Zimmer ſtand ein großer runder Eßtiſch, den Caroline zum Nachteſſen deckte. Nachdem nun die Frau K. mit ihrer Köchin abgerechnet hatte, ſtand jene von ihrem Schreibtiſche auf, näherte ſich zufällig dem großen runden Tiſche und ſtellte ſich neben die tiſchdeckende Caroline, der andern Magd gegenüber; als plötzlich eine ungefähr fünf Schuh hohe ſchwarze Schattengeſtalt, durch die obere Glasthüre durchbrechend, mit ihrem obern Theile der Decke des Gemachs ſich nähernd, mit ihrem untern Theile aber an das Angeſicht der Frau K. wie mit einem krauſen Flor ſtreifend, die Stube wie ein großer Vogel durchflatterte, und zu einem der Fenſter durchſtrich, und dann verſchwand. Frau K. wich, wie betäubt, rückwärts, und ohne ein Wort zu reden gegen die Wand. Caroline aber erſchrack ſo ſehr, daß ſie blitzſchnell zurückfuhr, jedoch von dem, was ſie ſah und fühlte, keine Sylbe laut werden ließ. Marie ſtand wie verſteinert da. Nachdem alle drei Zuſchauer von dieſer ſonderbaren Scene ſich einigermaßen erholt hatten, und einander anſtarrten; ſo ergriff Caroline dieſe Gelegenheit, um ihrer Hausfrau anzuzeigen, daß es in ihrem Hauſe „ungehür“ (ſpuckend) ſey. Und um ihre Behauptung zu beweiſen, ſchilderte ſie ihrer Hausfrau, was ſie ſo eben geſehen und gefühlt hatte; welches Alles genau mit dem übereinſtimmte, was die Frau K. ebenfalls erfahren hatte. Und da dieſe ſich alle Mühe gab, um ihrer Magd dieß auszureden und der Einbildung zuzuſchreiben, ſo verſtärkte Caroline ihre Behauptung durch die Erzählung aller der Vorfälle, die ihr und der Marie in der Nacht vom ſechsten October begegnet wären, und ſie beide in Furcht und Schrecken geſezt hätten; zudem, fügte ſie bei, müßte ja Frau K. den fliegenden Schatten wohl ſelbſt bemerkt haben, da ſie bei deſſen Erſcheinung zurückgewichen wäre. Mit vieler Gewandtheit ſuchte jedoch die Hausfrau wenigſtens für den Augenblick ihre Mägde zu beruhigen, und ihr Haus vor einem übeln Ruf zu bewahren.

---

*) Dieſes vorher bezieht ſich nicht auf den ſechsten October, wo es nachher heißen müßte (ſ. unten), ſondern auf die erſte Geſchichte, und auf die „erfahrene Gattin.“

Den 8. März 1818.

Gegen Morgen erwachte Frau K. und ward ſehr unruhig, bat auch ihren Gatten, ihr das erloſchene Nachtlicht wieder anzuzünden. Bald darauf that es einen Knall, wie ein Piſtolenſchuß, im Kamin; ſo daß es beide Perſonen hörten und ihr Gatte ſich erkundigte, was dieß wäre, und in ſcherzendem, die alte Volksmeinung, daß dieſer Knall eine *Todesanzeige* ſeyn könnte, verſpottenden Tone, fragte: „*Soll dies vielleicht mich bedeuten?*“

Den 11. Juni 1818.

In der Nacht auf den 12. dieſes, bald nachdem ſich Herr und Frau K. zu Bette gelegt hatten, wurde erſterer durch ein Gepolter geweckt, das ſich über ſeinem Schlafgemach hören ließ. Herr K. fragte ſeine Gattin: ob ſie es auch hörte; es müßte Jemand oben in ihrer daſelbſt befindlichen Schwarzgetüchkammer herumgehen? Er ſtand ſogleich auf, um hinauf zu gehen. Seine Gattin that ein Gleiches und begleitete ihn in jene Kammer, wo aber Alles ſtille und unverändert war. Nur fanden ſie bei ihrem Ausgange durch den Saal die ſchon mehrmalen benannte Glasthüre, die ſie *verſchloſſen* glaubten, beim Hinausgehen *ſchon geöffnet*.

Seit dieſer Zeit hat ſich nichts Auffallendes mehr im Hauſe zugetragen, außer, daß Frau K. behauptete, man hätte mehrmal hören *auf der Treppe gehen*, nämlich zu einer Zeit, in welcher Niemand in dem Hauſe zu gehen pflegte.

Den 24. Hornung 1820

unterhielt ich mich (der Verfaſſer dieſes Spucktagebuchs) mit den Herren S. und K. und deſſen Tochter Adele in dem oft-erwähnten Saale mit allerlei Geſprächen. Da Frau K. unpaß war, ſo begab ſie ſich in das daneben liegende Schlafgemach zur Ruhe, verſicherte mich aber den folgenden Tag, nicht auf und abgegangen zu ſeyn. Demungeachtet hörte ich deutlich während dem Geſpräche mit obigen Freunden Jemand hinter mir im Zimmer auf und abgehen. Ob es Jemand von der Geſellſchaft gehört habe, weiß ich nicht, da ich mich nicht unterſtanden hatte, ſie deßfalls zu fragen. Ich ſchauete manchmal herum, ſah aber Niemand. Es ſcheint jedoch, daß Herr K. etwas gehört hatte, aber aus meinem Betragen auf etwas Beſonderes geſchloſſen hatte; denn als er bemerkte, daß ich wieder hinter mich blickte, ſagte er (wie wenn er erfahren wollte, ob ich vielleicht nach ſeiner ebenfalls da geweſenen Enkelin Adine mich erkundigen wollte): „Adine iſt ja nicht mehr da!“ Bald darauf hörte ich wieder daſſelbe Gehen; nun ſchauete ich auf eine andere Seite, wo ich abermals gehen hörte; worüber Herr K. ſtutzig wurde und endlich fragte: warum ich ſo oft herumſehe; worauf ich antwortete: „Ei! ich glaubte, Adine noch zu hören.“

Nach einiger Zeit fand ich Gelegenheit, einige Aufſchlüſſe von der Seherin N. zu erhalten, welche mich benachrichtigte, daß aller dieſer Spuck ſeinen Grund in einem Morde habe, der in dem K. Hauſe verübt worden wäre, und gab mir Erläuterungen, die ich in der Folge benutzen konnte, und welche mit ſpäter darüber erhaltenen Nachrichten übereinſtimmen, die ich in der Folge mittheilen werde. Nun trat eine Pauſe von vier Jahren ein, die ich nicht ausfüllen kann, weil mir während dieſer Zeit nichts Bedeutendes mitgetheilt wurde, bis zum Schluſſe des 1823ſten Jahres. Es ſind auch wohl einige Familien-Verhältniſſe und andere Urſachen eingetreten, welche vermuthen laſſen, daß die vermeinten Lücken in den Spuckſcenen hätten können ausgefüllt werden, daß aber die vorzüglichſte Beobachterin, um die Sache in Vergeſſenheit zu ſetzen, die ferneren Mittheilungen unterbrochen habe. Auch mag die Eintretung anderer Mägde einen wirklichen Stillſtand in den fühlbaren Wirkungen der Geiſterwelt hervorgebracht haben, bis zum Eintritte einer Dienſtmagd, Namens Friederike, die für Eindrücke aus jener Welt ſehr empfänglich zu ſeyn ſchien; wie die Fortſetzung dieſes Tagebuchs zur Genüge beweiſt *).

Den 1. Jänner 1824.

In der Neujahrsnacht wurde dieſe Magd Friederike, die nun allein den ganzen Hausdienſt verſah und in dem nämlichen Zimmer ſchlief, welches Caroline und Marie bewohnten, folgendermaßen in ihrem erſten Schlummer beunruhiget. Kaum hatte ſie die Augen geſchloſſen, ſo wurde ſie durch ein Getöſe aufgeweckt, das ihr ſeltſam vorkam und ihr Gehör ſo ſehr täuſchte, daß es ihr ſchien, als regnete es Sand auf ihr Bette. Sie wollte denſelben abſchütteln, fand aber keinen Sand. Sie blieb nun wieder ruhig; bald nachher aber hörte ſie ein, mit ſchwerem Athemholen ausgepreßtes Stöhnen. Sie ſchrieb dieß der etwa eingeſchlichenen Hauskatze zu; ſtand auf, öffnete die Thüre und ſuchte mit dem in dieſen Gegenden gewöhnlichen Rufe, um die Katzen zu verſcheuchen, Kutz! Kutz! dieſes Thier hinauszujagen. Und in der Meinung, daß dieß geſchehen wäre, legte ſie ſich wieder ruhig zu Bette; hörte aber bald wieder daſſelbe Stöhnen. Jezt wurde ihr ſehr bange, und ſie fieng an zu beten; allein die zunehmende Bangigkeit zwang ſie endlich, am ganzen Leibe zitternd, Feuer zu ſchlagen, und das Licht anzuzünden, das

---

*) Es iſt bekannt, daß die Geiſter ſich nicht willkürlich allen Menſchen, wenigſtens nicht in gleichem Grade, ſichtbar und fühlbar machen können.

ſie die Nacht hindurch brennen ließ. Kaum legte ſie ſich wieder, als ſich dieſelbe ächzende Stimme nochmals hören ließ, aber endlich ſchwieg; und das geängſtete Mädchen ſchlief endlich ein. Den folgenden Morgen erzählte es ſeiner Hausfrau, wie es in der vergangenen Nacht ſey erſchreckt worden, und bat ſie um Erlaubniß, die Nacht hindurch eine Lampe brennen zu laſſen, welches ihr ohne Bedenken geſtattet wurde. Da nun der Spuckgeiſt ſich wieder in den folgenden Tagen verſpüren ließ, ſo ertheilte die Frau K. ihrer Magd den Rath, den Geiſt anzureden und ihn an den Herrn und Heiland zu weiſen, der ihm allein helfen könne; doch aber ſollte ſie beifügen, wenn ihm damit gedient wäre, ſo wollte ſie für ihn beten. Die Magd antwortete aber, ſie hätte nicht das Herz, den Geiſt anzureden. Der Geiſt ſezte nun ſeine Neckereien auf allerlei Arten fort; doch ſchien er ſich oft mehrere Tage hindurch an andern Orten des Heuſes verſpüren zu laſſen, und ließ die Magd in Ruhe.

Den 3. Juni 1824.

Nach eilf Uhr Abends, nachdem Friederike ſich kaum ſchlafen gelegt hatte, träumte ihr, ſie hätte eine junge Katze mit der Rechten ergriffen, wollte ſie immer feſter halten, und darüber erwachte ſie. Sie fühlte, ohne etwas Beſtimmtes zu hören, als wenn eine Katze immer auf der Decke herumzappelte; ſie griff darnach, fand aber immer — nichts. Sie richtete ſich auf und ſagte, bloß in Gedanken: „Wenn dir Ruhe fehlt, ſo wende dich an den Herrn, der gnädig iſt und dir allein helfen kann. Doch aber will ich für dich beten.“ Und das that ſie ſogleich, worauf ſie Ruhe bekam und einſchlafen konnte.

Den 4. Juni 1824

wurde Friederike des Nachts in ihrem Bette, wie von einem rauſchenden Winde angeblaſen und zugleich verſpürte ſie eine Bewegung unter ihrem Hauptkiſſen, als wie wenn Jemand ihr das Haupt heben wollte. Sie richtete ſich auf die Kniee und betete für den unglücklichen Geiſt, d ſich alsdann von hinten her gleichſam an ſie anklammert Sie betete wieder für ihn; und gleich darauf wurde d Empfindung des feſten Anklammerns ihr angenehm un beruhigend, ſo daß ſie ſich legen und ruhig einſchlafe konnte.

Den 5. Juni 1824.

An dieſem Tage bekam die Frau K. einen Beſuch vo dem ihr wohlbekannten chriſtlichen Freunde, welchen ſie nach vorhergegangener Benachrichtigung über die vorgefallenen Geiſterſcenen, zu der Friederike führte, und ſi erſuchte, dieſem vertrauten Freunde ſelbſt ihre den 3. und 4. d. gehabten Erfahrungen mitzutheilen, deren Erzählung dieſes Mädchen mit kindlicher Offenherzigkeit ſogleich machte. Worauf der in Geiſterwirkungen wohlerfahrene Mann dieſem Mädchen, in Gegenwart der Frau K., folgenden belehrenden Aufſchluß gab. Er bemerkte nämlich, daß der ihm in ſeinen Wirkungen geſchilderte Spuckgeiſt ein Mörder oder Selbſtmörder ſeyn könnte, der von einem böſen Schutzgeiſt bewacht wäre, welcher ihn aber nicht antaſten dürfte, wenn er ſich zu Friederike hielte. Er verlangte wahrſcheinlich, daß ſie für ihn beten ſollte, und deßwegen ſezte er ihr beſonders zu; denn das Gebet zöge oft dieſe ſchwarzen Geiſter an. Sie könnte demnach ſo ziemlich gewiß ſeyn, daß dieſer Geiſt öfters zu ihr kommen würde, um ſie an das Gebet für ihn zu erinnern. Der Freund rieth ihr, ſie ſollte nur beten und den Herrn bitten, er möge ihr dieſe Seele ſchenken. Wenn dieſe durch die Gnade Jeſu Chriſti erlöſet ſeyn werde, ſo werde ſie ihr Friederike einſt in der Ewigkeit für ihre Barmherzigkeit danken, und ſie dann hier auf der Erde gewiß nicht mehr beunruhigen. Friederike ſcheint dieſen chriſtlichen Rath nicht befolgt zu haben. Denn gegen das Ende des Jahres ereigneten ſich neue Scenen, aber auch wichtige Entdeckungen.

Den 23. November 1824.

Nachts ungefähr um zehn Uhr, als Herr und Frau K. kaum zu Bette lagen, hörten ſie in dem ſchmalen, längs ihres Hauſes ziehenden Gäßchen ein gräßliches Jammergeſchrei. Sie erſchracken beide. Es wurde aber plötzlich wieder ſtille. Bald darauf aber fieng es von Neuem an. Jezt öffnete Herr K. ein nahe dem Gäßchen ſich befindendes Fenſter, um der Sache nachzuſpüren. Kaum war das Fenſter geöffnet, ſo hörte er wieder dieſes Angſtgeſchrei an einer andern Stelle des Gäßchens, die ſeinem Hauſe am nächſten lag, ohne jedoch einen Menſchen in dieſem vom Monde beleuchteten Gäßchen zu entdecken, von welchem dieſe Stimme hätte kommen können. Dieſe neue Scene wurde ſogleich jenem Freunde bekannt gemacht, der in Verbindung mit einer hellſehenden Perſon war, welche ſehr genaue Aufſchlüſſe über ſolche Geiſterſcenen zu geben im Stande war. Jener Freund wendete ſich ſogleich an dieſe Perſon, und erhielt von ihr folgenden Aufſchluß: „Dieſes war die Stimme eines Geiſtes, der aus dem K'ſchen Hauſe gegangen war, worin er ſich gewöhnlich aufhält. Es iſt ein Menſch von mittlerem Alter, der in dem ſiebenzehnten Jahrhunderte in dieſem Hauſe gewohnt hat, das den Hauptgebäuden nach ſchon 200 Jahre lang ſteht. Bei dieſem Manne ſtand eine junge Frauensperſon kleiner Statur, deren Haupt mit einem großen, auf beiden Seiten zugeſpizten Hut bedeckt war, welcher ſich auf jeder Seite faſt eine Spanne lang ausbreitete, und deren Leib mit einem ſchmal gefälteten Rock bekleidet war; ihre Schuhe waren zugeſpizt und deren Abſätze ſehr dünne. Dieſes Mädchen wurde von jenem Menſchen verführt und zu Falle gebracht. Bei dieſen beiden Perſonen ſtand ein viel älterer Mann, als der erſtere. Er ſchien wie der Vater der Weibsperſon zu ſeyn. Er ſezte den Verführer zur Rede, worüber ein heftiger Streit entſtand, in welchem der Alte den Verführer umgebracht hat. Und da der Mörder dieſes Verbrechen verbergen wollte, ſo begrub er den Leichnam in den hohlen, ſpäterhin mit Bohlen belegten Hausgang, der von der Hausthüre nach dem Hofe führt.“ — Auf die Frage des Freundes: „ob Herr K. keine Reſt von Menſchenknochen finden könnte, wenn er den Boden des Hausganges aufbrechen und dieſen ausgraben ließe?“ wurde geantwortet: „Nein! ſo wenig, daß wenn das ganze Haus wieder neu erbaut werden ſollte, der Geiſt doch nicht daraus vertrieben werden würde, weil ſeine Zeit noch nicht vollendet ſey. Er gehe, aus langer Gewohnheit, im ganzen Hauſe herum, ob er gleich einige Theile deſſelben vorzüglich beſuche. Der Herr bediene ſich auch ſeiner, um manche der jeweiligen Bewohner auf das Schickſal gottloſer Menſchen aufmerkſam zu machen, und ſie nach und nach zu ſich zu ziehen; auch um Andere zu warnen, nicht über Dinge zu ſpotten, die ihnen unerklärbar wären.“ Auf Befragen: warum denn nicht der Mörder, ſondern der Ermordete ſich erzeige, wurde geantwortet: „Der Mörder ſey nicht in dieſem Hauſe geſtorben, und der Ermordete ſey mitten in ſeiner gottloſen Laufbahn hingerafft worden.“ Endlich wurde bemerkt: „daß jener Geiſt noch allerlei Spuck machen werde.“

Dieſe Erzählung ſtimmt mit demjenigen überein, was mir ein Jahr vorher die Seherin A. S. über dieſelbe Begebenheit eröffnet hatte. Seit dieſer Zeit ſind, bis auf dieſen Tag, noch mancherlei Spuckereien vorgefallen. Einſt ſchliefen die K. Eheleute in zwei verſchiedenen nebeneinander gelegenen Zimmern bei geöffneter Thüre. Mitten in der Nacht hörte Herr K. ganz deutlich Jemand in ſeinem Schlafzimmer herumgehen, er rief ſeiner Gattin, und fragte ſie: ob ſie denn aufgeſtanden wäre und in ſeinem Zimmer etwas ſuche? „Ich habe ja geſchlafen, antwortete ſie, und bin nicht aus meinem Bett gekommen.“ Ein andermal will derjenige, welcher das Handlungs-Comptoir Abends ſchloß, einer Mannsperſon begegnet ſeyn, die er aber ſogleich aus dem Geſichte verlor. Manchmal grabelte es in dem im Saale befindlichen Ofenrohr, wie wenn Ratten darin herumliefen. Sehr oft hörte man, wenn obgemeldter Freund im ſtillen Kreis bei den K. Eheleuten den Abend zubrachte, einige Secunden lang in der Ecke des Wohnzimmers ein Tröpflen, wie wann, nach einem Regen, die Dachrinne noch eine Zeitlang in ein metallenes Becken tropft. Man war an dieß Tropfen endlich ſo gewöhnt, daß man einander anſchaute und darüber lachte, ohne ſich weiter dabei aufzuhalten. Der Haushund, der gewöhnlich nur fremde, in das Haus eintretende Perſonen anbellt, fing oft an zu bellen, wenn die Hausthüre verſchloſſen war, ſogar mitten in der Nacht. Man ſchrieb dieſes Anſchlagen des Hundes den nahe an den Hausthoren vorbeigehenden Perſonen zu. Dieſe Erfahrung, die jeder Reiſende macht, wenn er des Nachts durch ein Dorf fährt, kann allerdings hier angewendet werden; ob dieß aber immer der Fall ſey, mag wohl bezweifelt werden, da es bekannt iſt, daß die Hunde manche den Menſchen unſichtbare Weſen ſehen können und in ſolchen Fällen anſchlagen.

Seitdem aber die K. Eheleute, durch die Länge der Zeit, an die vielerlei Wirkungen des Hausgeiſtes ſo ziemlich gewöhnt ſind, ſo beachtet man ſie weniger, und theilt auch Freunden und Verwandten wenig davon mit.

Zum Schluſſe will ich nur noch bemerken, daß am Ende des Jahres 1833 eine in Hamburg wohnende Tochter ihre Eltern in A. beſucht hat, und einem ihrer Anverwandten ins Ohr geſagt hat, daß auch ſie die Wirkungen dieſes Spuckgeiſtes erfahren habe.

J. F.

Der Ritter von Sachs, Geiſterſeher.

Als ich im Herbſte 1812 in Strasburg war, hörte ich viel von dem Ritter von Sachs, einem in jenen Gegenden berühmten Geiſterſeher, ſprechen. Da ich auf meiner Reiſe nach Frankreich Beiträge zur Erfahrungsſeelenlehre ſammelte, ſo wünſchte ich dieſen Ritter perſönlich kennen zu lernen, und erkundigte mich nach ſeiner Wohnung, die ich bald erfuhr und ihm einen Beſuch abſtattete. Ich fand in ihm einen Mann bei Jahren, der ſich von einer alten Magd bedienen ließ. Sein Benehmen und ſeine Unterhaltung verriethen einen einfachen, wenig gebildeten Mann; nur ſein Blick hatte etwas Beſonderes, Ausgezeichnetes. Als ich ihm die Perſonen nannte, die mich ihm empfohlen, und dann ſogleich gerade zu mit dem Begehren herausrückte, aus ſeinem eignen Munde die Beſchreibung ſeiner Erfahrung aus der Geiſterwelt zu vernehmen: ſo holte er ſogleich aus ſeiner Commode ein Heft heraus, worin, wie er ſagte, ſeine Erfahrungen von Kindheit an aufgezeichnet waren. Er las mir Manches daraus vor. Vieles war unbedeutend und, ich möchte faſt ſagen, albern. Vielleicht möchte es für ihn ſelbſt, durch das ihm wunderbar vorkommende Eintreffen der von ihm wahrgenommenen Einſprachen und Geſichte großes Intereſſe gehabt haben. Nur Weniges ſchien mir der Mühe werth zu ſeyn, angemerkt zu werden. Um den Mann genauer zu charakteriſiren, will ich einiges von der erſten Gattung erzählen, ſo wie ich es in mein Reiſetagbuch eingetragen habe.

Im hannövriſchen Kriege, welchen er mitmachte, kam er zu Minden in ein Wirthshaus. Ein ſchönes Mädchen, die Tochter des Wirths bediente ihn. Sein feuriges Temperament trieb ihn an, das Kind zu verführen, als er plötzlich eine Stimme hörte, die ihm, durch Herſagung einer Stelle aus der heil. Schrift, die Warnung zurief: er ſolle die Unſchuld ſchonen. Er erſchrack und ward gehorſam. Bald darauf kam er in eine Waldung und ſah einen ſchönen Grauſchimmel daſelbſt weiden. Eine Stimme rief ihm zu: den wirſt du reiten.“ Wirklich, als er in einem Treffen ſein Pferd verlor, erhielt er, gegen alle Erwartung, jenes Pferd zum Reiten.

Einſt ſaß er in Hrn. Lobſtein des Wundarztes Haus bei einem Manne, deſſen Rechtſchaffenheit er kannte, und unterhielt ſich mit ihm von Bonaparte, der damals im Gedränge zu ſeyn ſchien; als, (wie der Ritter ſich ausdrückte) der Teufel ihm zum Fenſter hineinrief: „Bonaparte wird ſiegen, und der (auf ſeinen gegenwärtigen Geſellſchafter deutend) wird ſich morgen ertränken.“

Beides ſey richtig in Erfüllung gegangen.

Er bemerkte ferner, daß die ihm erſcheinenden Geiſter ihm meiſtens nur den Rücken zukehrten; er habe gleichwohl den Satan von Angeſicht zu Angeſicht geſehen und bemerkt, daß ſeine Augen wie Fiſchaugen ausſähen.

Als er, während der Revolution, einſt auf dem Stadtwalle bei dem Zaberer Thore ſpazieren gegangen, ſah er ein Cabriolet, in welchem zween Offiziere ſaßen, die abſtiegen und ſich auf die Bruſtwehre des Walls begaben, nd die äußern Feſtungswerke betrachteten, als wollten ſie ieſelben militäriſch rekognosziren; er hätte dieſelben kei- n Augenblick aus dem Geſichte verloren, wäre ihnen chgeſchlichen, und ſtille geſtanden, wenn die Offiziere ſtille nden, um alle ihre Bewegungen genau beobachten zu nen. Da er aber denſelben ſehr nahe kam, wurde ihm lauter Stimme zugerufen: „Pack dich fort, und

gehe deines Weges!“ Er, der Ritter, geborcht
dieſem Befehle; ſchauete aber, im langſamen Fortſch
unaufhörlich rückwärts, um ſeine Offiziere nicht au
Geſichte zu verlieren. Allein bald hernach ſah er di
ziere wieder in das Cabriolet ſteigen, und mit den
plötzlich verſchwinden.

Eine wichtigere Geſchichte ſcheint folgende zu ſe
ſie Perſonen betraf, die in Straßburgs Vereinen v
bildeteren Perſonen allgemein bekannt waren. Fra
M., geborene von D., in dieſer Stadt wohnhaft, leb
toriſch ſehr übel mit ihrem verſtorbenen Gemahl, und
noch obendrein, ſowohl bei Lebzeiten deſſelben, als
ſeinem Tode, in den Zirkeln ihrer Freunde die Rolle
ſpottenden Freigeiſtes, der an keine Unſterblichkeit g
Der Ritter von Sachs, der oft Zeuge dieſer got
Geſpräche war, ärgerte ſich einſt ſo ſehr, daß er ſe
wünſchte, ſeine Bekannte von ihrer Ruchloſigkeit zu
ren. Einſt habe er ſich an die Verheißung Chriſti
nert: „Wo zween unter Euch eins werden auf Erden, w
irgend es iſt, daß ſie bitten wollen, das ſoll ihnen w
fahren von meinem Vater im Himmel; denn wo
oder drei verſammelt ſind in meinem Namen, da bi
mitten unter ihnen.“ Er bat hierauf Gott inbrün
der Frau von M. eine Erſcheinung zu verurſa
Als ich ihm die Worte der Schrift vorhielt: „
ſie Moſen und die Propheten nicht, ſo werden
auch nicht glauben, ob Jemand von den Todten
erſtände;“ ſo erwiederte er mir: „Dieſe Bibelſtelle
ihm eben ſo bekannt, wie die von ihm angeführten;
Herr hätte aber dieſe tröſtlichen Verheißungen nicht
Gottloſen in der Hölle, ſondern den glaubigen Kin
Gottes gegeben. Zudem enthalte die Bitte des re
Mannes den verhüllten an Gott gerichteten Vorwurf,
er dieſem Manne die peinliche Strafe hätte erſparen
nen, wenn er, der Allmächtige, anſtatt ihm ſeine G

blos durch Moſen und die Propheten einzuſchärfen, ihn durch die Erſcheinung eines Verſtorbenen erſchreckt und dadurch zur Buße gerufen hätte. Gott lehne aber dieſen verſchleierten Vorwurf dadurch ab, daß er, der Allwiſſende, dem reichen Manne anzeige, daß deſſen Brüder und alle ſeine Glaubensgenoſſen durch das Geſetz hinreichend gewarnt worden, um den Ort der Qual zu vermeiden, in welchem er ſelbſt nun gepeinigt werde: weil er Moſen und die Propheten nicht gehört, und die von ihnen verkündigten Gebote Gottes nicht befolgt habe."

Ich geſtehe gerne, daß ich dem Ritter von Sachs dieſe ſcharfſinnige Schriftauslegung nicht zugetrauet hatte, und wurde nur um ſo begieriger, den Erfolg ſeines Gebetes zu erfahren, den er mir nun mit einer zuverſichtlichen Miene erzählte, indem er mir anzeigte, daß er bald nach dem Gebete die Frau von M. beſuchte, und von ihr nebſt ihrer Nichte erfuhr, daß an dem Tage des Gebets, als ſie beide allein in ihrer Wohnſtube ſaßen, man an der Thüre pochte. Frau von M. rief: „herein!" als es aber fortfuhr zu pochen, und Niemand hereintrat; ſo gieng Frau von M. hinaus, und, als ſie ihren verſtorbenen Gatten erblickte, ſagte ſie voll Wuth: „Du haſt mich im Leben geplagt, willſt du mich noch nach deinem Tode plagen? packe dich fort!" Die Nichte, die den Lärm hörte, ſoll zu ihrer Mutter gegangen ſeyn. Ob ſie auch etwas geſehen habe? dieß hat mir zwar der Ritter von Sachs geſagt, ich weiß mich aber deſſen nicht mehr genau zu erinnern. Nur dieß weiß ich noch gewiß, daß der Erzähler mich verſichert, daß dieſe Erſcheinung die Frau von M. ſo ſehr von der Unſterblichkeit überzeugt habe, daß ſie von der Stunde an nicht mehr darüber ſcherzte. Ob ſie ſonſt ihren Lebenswandel gebeſſert habe, iſt mir nicht bekannt worden. Ritter von Sachs berief ſich hierin auf das eigene Geſtändniß der Frau von M. und ihrer Nichte. Er verſicherte mich aber, er hätte ſich wohl gehütet, denſelben die Urſache dieſer Erſcheinung zu entdecken. Als mir nun Manches in ſeinen Erzählungen einen Verdacht des Selbſtbetrugs einflößte; wagte ich es, ihm meinen Zweifel, mit liebreichen Worten, folgendermaßen zu äußern:

„Sie verzeihen einem Gelehrten, der ſchon mehrere Reiſen gemacht hat, um Beiträge zur Erfahrungsſeelenlehre zu ſammeln, wenn er einem Manne, deſſen Organiſation ſo ganz beſondere Eigenheiten darbietet, die bedenkliche Frage vorlegt: ob nicht vielleicht Sinnenbetrug, bei einer oder der andern der mir gütigſt mitgetheilten Erfahrungen, zum Grunde gelegen ſey, oder doch ſich eingemiſcht habe? — Sachs: „Dieß geſchieht ſehr oft bei vielen Menſchen, wenn ſie nicht von Jugend auf gewöhnt worden ſind, Schein von Wahrheit zu unterſcheiden. Dieß iſt aber bei mir wohl ſchwerlich der Fall.“ Ich bat den Ritter um Verzeihung wegen meiner unbeſcheidenen Frage, fing an von andern Gegenſtänden zu ſprechen, und ſtand endlich auf, um Abſchied von ihm zu nehmen, als er das Fenſter öffnete, hinausſchaute, und mich bat, doch einen Blick auf das Dachfenſter des ungefähr 150 Schritte entfernten großen ſteinernen Hauſes zu werfen. Ich that es ſogleich. Er: „Was ſehen Sie an jenem geöffneten Fenſter? — Ich: „Eine ſchwarzbekleidete Perſon, in einen weißen Schleier gehüllt, wie eine Nonne.“ — Er: „Es iſt ein optiſcher Betrug, der ſich ſeit etlichen Tagen durch die Lichtſtrahlen der untergehenden Sonne bildet. Es ſind Kleidungsſtücke eines Frauenzimmers, die an dem Fenſter hängen“ — Ich: „Es iſt ſehr täuſchend.“ — Er: „Allerdings! Aber auch ſehr belehrend. Es iſt allgemein bekannt, daß man die Geiſterſeher für ſelbſtbetrogene Schwärmer hält; aber weniger bekannt iſt es, daß ſolche Leutlein viel ſicherer, als andere organiſirte Menſchen, den Schein von der Wahrheit in gewiſſen Fällen unterſcheiden können. Man führe ſie z. B. nur an Orte, wo Geſpenſter ſpucken ſollen. Die Geiſterſeher werden bald die Wahrheit entdecken, und oft die Urſache des Scheins, fremden Betrug, oder Selbſtbetrug, beſtimmt angeben können. Vielleicht könnte dieſe meine Bemerkung Ihnen und anderen denkenden Gelehrten Anlaß zu intereſſanten Beobachtungen und anzuſtellenden Verſuchen geben, die man mit Menſchen und ſogar mit gewiſſen Thieren machen könnte; ungefähr ſo, wie man dieß mit magnetiſch hellſehenden Perſonen verſucht hat.“ — Ich: „Ihre Bemerkungen ſcheinen mir ſehr wichtig, es freuet mich ungemein, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben, und ich würde mir die Erlaubniß ausbitten, mich noch länger mit Ihnen zu unterhalten, wenn nicht die Stunde meiner Abreiſe mich dieſes Vergnügens beraubte.“ — Er: — „Ich bin ein unwiſſender alter Soldat, von dem Sie nichts lernen können; ich muß zu Ihnen in die Schule gehen, um mir eine Organiſation erklären zu laſſen, die ich habe, aber nicht begreifen kann.“ Und ſo ſchieden wir friedlich von einander.

Profeſſor Ehrmann.

Der Warnsdorfer Wunderdoktor.

Es wird wohl wenige Gegenden geben, die nicht ihren ſogenannten Wunderdoktor hätten, d. h. einen Mann (oder ein Weib), welcher nicht nach der gebräuchlichen — ſondern auf andere Arten heilt, etwa durch Mesmerismus, Sympathie oder gar Magie; Heilungen, die, weil ihnen Ungewöhnliches, ſchwer oder gar nicht Begreifliches zu Grunde liegt, den Leuten als Wunder gelten und ihren Praktikern den Namen von Wunderdoktoren zuziehen. Unter mehreren in den Grenzdiſtrikten von Schleſien, Lauſitz und Böhmen bekannten Heilkünſtlern der Art verdient jedoch nach dem Ermeſſen des Einſenders gegenwärtigen Berichtes der Wunderdoktor in Warnsdorf, einem böhmiſchen Dorfe unweit der Grenze der ſächſiſchen Oberlauſitz, eine vorzügliche Beachtung, indem er ſeine Collegen in Rückſicht des Wunderhaften weit hinter ſich zurückläßt, maßen er nicht bloß ein mediciniſches — ſondern ein Lebens-Orakel überhaupt iſt, oder mit andern Worten, ziemlich das, was man ſonſt einen Schwarzkünſtler nannte. Daß er großen Zulauf hat, läßt ſich denken, ebenſo daß ſeine Wunderkuren und Ausſprüche oft genug geprieſen werden. Was aber Einſender dieſes veranlaßt, den Mann hier im Magikon zur Sprache zu bringen, ſind zwei außerordentliche Thatſachen, die ſich kürzlich in Bezug auf den Wohnort des Verfaſſers und den Kreis ſeiner Bekannten zugetragen haben.

Alſo Erſtens: Der Sohn eines daſelbſt wohnhaften

Handwerkers war, auf der Wanderſchaft befindlich, gleichſam verſchollen und ſelbſt polizeiliche Nachforſchungen vermochten vor der Hand nicht, ihn auszumitteln. Der Schmerz ſeiner Angehörigen, die ihn als verunglückt betrachteten, war groß. Da veranſtaltete ein Theilnehmender durch die wöchentlich nach Warnsdorf zum Wunderdoktor gehende und mit Aufträgen mancherlei Art an ihn beladene Botenfrau eine Anfrage bei ihm wegen des Todtgeglaubten. Die Frau nahm weiter keine Data über- dieſen mit, als von denen, die ſie ſchon wußte, daß ſie einzig erforderlich ſeyen, Taufnamen und Alter. Mit Hülfe dieſer beiden Angaben, eines Kartenſpiels und einer Wünſchelruthe ſagte nun der Magiker aus: Der Vermißte ſey von Statur und Temperament ſo und ſo beſchaffen (wie er es wirklich iſt), er ſey Anfangs mit einem jungen, langen Menſchen zuſammenmarſchirt (dieß war von Düſſeldorf aus bis durch die Schweiz in Geſellſchaft eines Landsmannes von ihm geſchehen, wie Lezterer nach Hauſe geſchrieben hatte), durch einen unbedeutenden Umſtand ſeyen ſie von einander getrennt worden (an der Grenze von Vorarlberg, wo die Polizei den Vermißten in das Badenſche zurückſchrieb, ſeinem Kameraden aber die Weiterreiſe — nach Salzburg — geſtattete), er ſey jezt nicht weit von Ungarn, wo er hinein — und wo es ihm gut gehen werde; er werde ſich auch in der Folge nicht zu Hauſe, ſondern in der Fremde etabliren. Uebrigens ſey Nachricht von ihm ſo nahe, wie die Naſe dem Munde. — Mit dieſem erfreulichen Beſcheide kam die Frau nach Hauſe und Tags darauf traf ein Brief aus Iſchl im Salzburgiſchen ein, worin abſeiten der dortigen Polizei gemeldet wurde, der Geſuchte ſey dort durch und nach Grätz (in Steyermark) marſchirt; aus welcher Richtung ſich dann abnehmen ließ, daß er nach Ungarn gehen werde. Und nach wenigen Tagen kam ein Brief von ihm ſelber, aus Eiſenſtadt in Ungarn, wo er Arbeit gefunden hatte und es ihm wohlging. Zwei darin erwähnte frühere Briefe von ihm waren nicht angekommen, daher die Ungewißheit über ſein Schickſal. Einſender dieſes kennt die Familie und verbürgt den hier kurz erzählten Hergang der Sache.

Zweitens. Ebenfalls ein bekannter deſſelben, Vorwerksbeſitzer Z. allhier in G., ein junger Mann, thätiger und geſchickter Oekonom, der erſt ſeit einem Jahr Beſitzer iſt, hatte das auffallende Unglück, daß ihm alle Kälber bald nach dem Wurf krepirten; nach eingezogenen Erkundigungen war es auch ſeinem Vorgänger — und da dieſer das Vorwerk nicht lange beſeſſen, auch deſſen Vorfahr in der lezten Zeit nicht beſſer ergangen. Ja, was mehr, ſelbſt kein Kind, welches während dieſer Zeit auf dem Gute geboren wurde, war am Leben geblieben; ſieben Kinder, wovon die Mehrzahl die außerehelichen der Mägde bildeten, waren geſtorben, auch die Frau des dermaligen Beſitzers brachte ein todtes Kind. In ſeiner Unruhe über dieſe Vorfälle gab er dem Zureden Anderer nach und fuhr nach Warnsdorf zu dem Wundermann. Nachdem er dieſem ſein Mißgeſchick erzählt, meinte derſelbe, das ſey eine weitläuſige Geſchichte, und fragte ihn, ob er nicht des andern Morgens wieder kommen könne, da er ihm dann Auskunft ertheilen werde. Auf die Bemerkung des Abhülfe Suchenden, daß er noch heute und ſobald als möglich ſich wieder auf den Rückweg machen wolle, entſchied ſich der Magiker, die Sache ſogleich vorzunehmen. Er ſaß vor einem Tiſch, auf welchem eine Bibel bei'm Evangelium des Johannis und noch ein Buch aufgeſchlagen lag, in welches er öfters ſah. Mit einer Wünſchelruthe von Meſſingdraht in den Händen murmelte er Fragen vor ſich hin, bei deren einigen die Ruthe ſich drehte. Nach einer Weile erklärte er dem Beſuchenden, es verhalte ſich mit ſeinen Kühen in der That ſo und es ſey etwas geſchehen, was die Urſache davon ſey; um dieß zu erfahren, müſſe er aber in die andere Stube gehen, wohin ihm Jener nicht folgen dürfe. Was er hier vorgenommen, würde man nicht wiſſen, wenn nicht der Knecht des Oekonomen mit deſſen Fuhrwerk vor dem Hauſe und den Fenſtern dieſes Zimmers gehalten — und hineinſehend bemerkt hätte, daß der Mann ſich darin vor einen ganz großen Spiegel geſtellt und längere Zeit vor ſelbem verweilt hätte, welche Nachricht er ſeinem Herrn auf dem Nachhauſeweg mittheilte. Als nun Jener wieder in die Hinterſtube zu ſeinem Beſuch zurückgekehrt war, eröffnete er demſelben zuerſt die Beſchaffenheit ſeines Gehöftes, insbeſondere die des Kuhſtalles, gab ihm die Zahl der Kühe an und ſagte ihm, der Schabernak ſey vor einigen Jahren durch einen damals auf dem Hofe dienenden Knecht verübt worden, welcher innerhalb des Kuhſtalles einen ſtarken Schritt von der großen Hauptthüre, durch welche die Kühe aus- und eingetrieben werden, ein junges Rind ſammt Topf- und Glasſcherben vergraben habe. Dieß ſey Schuld, daß alles Weibliche, welches hinüberſchreite, nichts am Leben Bleibendes zur Welt bringen könne; es müſſe daher das nunmehrige Gerippe ausgegraben und die ſämmtliche darum befindliche Erde, ja die ganze obere Erdlage im Kuhſtalle weg — und in eine große, zuvor im anſtoßenden Obſtgarten gegrabene Grube — dagegen die Erde aus dieſer in die Stelle jener gethan werden. Wenn dieß geſchehen, ſolle er jeder Kuh einen Häring und dann etwas von einem (grünlichen Kräuter-) Pulver geben, welches er ihm dabei überlieferte. In Folge dieſes Verfahrens werde derjenige, welcher den Streich geſpielt, falls er noch lebe, ſich bald bei ihm einfinden und ihn dringend um etwas bitten, was er ihm aber ja nicht gewähren möge, und ſollte das Begehr nur eine Stecknadel betreffen; ſollte er aber ſchon geſtorben ſeyn, ſo werde er ſich bald auf eine andere Art zu erkennen geben. — Mit dieſer Auskunft und Vorſchrift beladen, fuhr der Vorwerksbeſitzer ziemlich ungläubig nach Hauſe, unternahm auch nichts, bis ihn das abermalige Vorkalben einer Kuh ziemlich ſtark daran erinnerte. Mit Hülfe eines Knechtes ſchritt er nun ſelbſt an das Werk, grub an der bezeichneten Stelle des Stalles und fand wirklich das Skelet eines etwa jährigen Rindes, an deſſen Knochen noch ſchwarze Reſte vermoderten Fleiſches ſaßen und darunter Topf- und Glasſcherben. Auch alle übrigen Vorſchriften wurden genau befolgt, und in vierzehn Tagen hatte der Wirth die Freude, das nächſtgeborne Kalb am Leben erhalten zu ſehen, ſo daß er es ſpäter als ein tüchtiges an den Fleiſcher verkaufen konnte. Seitdem ſind mehrere Kälber gekommen und alle gut gediehen. Aber dem Knecht, welcher ſeinem Herrn beim Ausgraben geholfen hatte, ergieng es in der Nacht darauf ſchlecht, wie er am andern Morgen dieſem erzählte. Er wurde nämlich, ſeiner Ausſage zufolge, in der Nacht durch ein in ſeiner Kammer ſich erhebendes Getöſe, welches er einem Sturmwinde verglich, aus feſtem Schlafe geweckt, ſein Deckbett wurde ihm darauf mit Gewalt entriſſen, und als er aufgeſtanden, es von dem Fußboden aufzunehmen und wieder auf das Bett zu legen, hob ſich dieſes während ſeines Wiedereinſteigens dermaßen in die Höhe, daß er zurückſtürzte, und da er gleichzeitig eine ſchwarze Geſtalt an ſeinem Bett bemerkte, rief er vor Angſt nach Hülfe, welches indeß bei Abgelegenheit ſeiner Schlafſtelle Niemand hören konnte. Da er erklärte, nicht mehr in der Kammer ſchlafen zu wollen, ermuthigte ihn ſein Herr wenigſtens zu einem nochmaligen Verſuch, wobei er ſich ja einen Hund mit hineinnehmen könne. Dieß geſchah, und der Knecht ſchlief die folgende Nacht trotz aller Furcht, theils vor Müdigkeit, theils auch dem Hunde vertrauend, ein, wurde aber mitten im Schlafe durch das Bellen des Hundes geweckt, welcher erſt nach längerer Zeit wieder ruhig wurde, ohne daß jedoch ſonſt etwas erfolgte. Die dritte und die folgenden Nächte iſt Alles ruhig geblieben und ſomit ſcheint dieſe ganze Angelegenheit glücklich beendigt zu ſeyn.

Obwohl einem bei dergleichen Geſchichten der Verſtand, wie man zu ſagen pflegt, ſtill ſteht, ſo kann ebenderſelbe nichts deſto weniger nicht umhin, nachzuforſchen, ſo weit es geht; denn unbedingtes Zweifeln und Verwerfen iſt ein etwas allzubequemer und nicht einmal recht befriedigender Ausweg. Wir finden aber in jenen Geſchichten zwei Anhaltspunkte, die uns wenigſtens auf bereits anerkannte, wenn auch noch nicht deutlich erkannte Data führen; es iſt dieß die Wünſchelruthe und der Spiegel. Daß man mittelſt erſterer etwas Geſuchtes finden, eine Frage beantwortet erhalten könne, iſt, nachdem man ältere Zeugniſſe verworfen hatte, durch neuere Erfahrungen beſtätigt worden. Daß aber zum magnetiſchen Hellſehen Disponirte durch das Sehen in einen Spiegel das ſomnambüle Vermögen in ſich wecken und dann Auskunft über Dinge geben können, die ihnen zur Aufgabe gemacht worden, iſt ebenfalls eine durch die Erfahrung beſtätigte Sache. Und ſo wäre denn Etwas und gleichſam von Weitem erklärt. — Das grüne Pulver war wahrſcheinlich Johanniskraut (**hypericum perforatum**), welches bekanntlich ſonſt gegen Bezauberung angewendet wurde.

Wie aber Folgendes, wo Einſender ebenfalls Bekannte aus ſeinem Wohnort zu Gewährsmännern hat? Dieſe waren zum Wunderdoktor nach Warnsdorf gereiſt und fanden das Empfangzimmer ſchon ziemlich beſezt. Die Leute kommen nach der Reihe ihres Eintritts vor und der Magiker handelt mit Jedem Alles laut ab, was für Manche eben nicht angenehm ſeyn mag, da er ſich nicht genirt, den Leuten mancherlei über ihr Leben zu ſagen. So kam denn auch ein Mann an die Reihe, der ein Mittel für ſein Unwohlſeyn begehrte. Der Wundermann ſah ihn längere Zeit feſt an und ſagte ihm dann frei ins Geſicht, er habe ja ſchon zweimal einen Mordverſuch gemacht und zwar an ſeiner Frau, weil er eine andere heirathen wolle, er gehe auch jezt noch mit Mordgedanken um, wovor er ſich ja hüten ſolle; übrigens werde ſeine Frau nicht mehr lange leben, ſondern an einer natürlichen Krankheit ſterben, da er dann ſeine Geliebte heirathen könne, mit der er aber auch nicht glücklich leben werde; doch daure er ihn und daher wolle er ihm etwas geben, das er, während er mit ſeiner künftigen Frau zur Trauung vor dem Altare ſtehe, bei ſich tragen ſolle, dann werde er gut mit ihr leben. — Der Angeredete war gleich Anfangs erbleicht und geſtand nun, es verhalte ſich Alles ſo. — Was ſoll man hierzu ſagen? — Daß der Wundermann vermöge ſeiner ſomnambülen Fähigkeit mittelſt Anſtarrens und gleichſam Hineingebens in den vor ihm Stehenden deſſen Inneres, ſein bisheriges und künftiges Schickſal zu erkennen und auszuſprechen vermag. — Entfernte Kranke haben ihm ein Büſchel Haare zu ſchicken, an welchen er Alter, Geſchlecht, Temperament und Krankheit der Ueberſender erkennt und z. B. ſogar ſagen kann, ob Jemand bucklig iſt. Hierauf verordnet er etwas oder nimmt wohl auch nur mit den Haaren eine Prozedur vor. — Der Mann iſt nun fünfzig Jahre alt, ſtark und wohlbeleibt, trinkt viel Wein und ißt nur ein wenig Brod; Jemand traf ihn des Morgens im Bett, wie er ein Glas Kräuteraufguß trank. Seine Kunſt ſoll er im böhmiſchen Grund gelernt haben, der ſich im böhmiſch-lauſitzer Gebirge befindet; wie denn überhaupt in Böhmen noch viel Kenntniß und Gebrauch ſympathetiſcher und magiſcher Beziehungen zu Nutzen und Schaden im Gange iſt.

Magiſch-magnetiſcher Zuſtand eines Mädchens.

Eliſabetha Traubin von einem Weiler des Mainhardter Waldes im württembergiſchen Oberamte Weinsberg, ein Mädchen von 13 Jahren, das früher gar keine Krankheitszufälle hatte, wurde Abends zwiſchen ſechs und ſieben Uhr um Gras zu holen in den Wald geſchickt. Da es lange nicht zurückkam, ſo wurden ſeine Eltern beſorgt und ſuchten es im Walde überall, aber fanden von ihm keine Spur. Ihre Sorge wurde um ſo größer, als noch Nachts 10 Uhr das Mädchen nicht zurückgekommen war. Endlich fanden ſie das Kind Nachts zwiſchen 11—12 Uhr auf der Staffel ihres Hauſes liegend, ſteif, kalt und wie todt. Man trug es in's Bett, und da blieb es bis Morgen ohne ſprechen zu können wie in einem Scheintode liegen. Als ihm endlich Leben und Sprache wieder kam und man es über ſein Ausbleiben befragte, machte es folgende Erzählung.

„Als ich einen Ort zum Graſen im Walde ſuchen wollte, kam ich auf einen ebenen Platz, der war wie mit einer Schaufel umſtochen in einem Kreis herum und aus dieſem Kreis konnte ich nicht mehr herauskommen, ich fiel immer wieder in ihn hinein. Da kam eine weiße Frau, die ſagte zu mir: „ſtehe auf du ſchwacher Körper und gehe mit mir mit einem unerſchrockenem Herzen.“ Nun fühlte mir die Frau dreimal mit einem Finger in's Geſicht, worauf ich mich heftig brechen mußte. Was ich da erbrach, waren ſonderbare Dinge, Schwefelſteckelchen, Lichterſtömp-

chen, Pechkügelchen mit Haaren umwickelt. Die weiße F
gieng nun einige Schritte von mir weg und ſchien da
der etwas für mich zu gebrauchen, worauf ſie wieder
zu mir kam ohne mich zu berühren. Da erbrach ich
noch einmal und zwar das Doppelte ſolcher Dinge.
weiße Frau ſagte dann: auf dieſem Platze hätteſt du ſ
ben, müſſen und Jede von ihnen hätte ein Glied von
erhalten. Drei werden nun kommen, die aber dür
nicht finden, was du erbracheſt, ich verberge es hier un
den Waſen. Kommen die drei, ſo ſchaue ſie genau
damit du ſie erkenneſt, aber erſchrecke nicht! — Nun ka
drei ſchwarze Geſtalten, von denen ich aber nichts als G
ſicht und Hände ſah und wollten mit ihren Händen in m
Geſicht fahren. Da gab die weiße Geſtalt, die mir imm
zur Rechten blieb (die ſchwarzen Geſtalten kamen
der Linken), einen Stoß, daß ich vor ihnen weggeworfen wur
Nun hob mich die weiße Geſtalt auf, und umfaßte m
und trug mich durch die Luft fliegend wie eine Fed
während die drei ſchwarze Geſtalten uns nachjagten.
weiße Frau flog mit mir durch drei Markungen die Schw
zen immer nach und endlich nach einer großen Stadt
und in ſie herunter in eine große Kirche. Da konnten
Schwarzen nicht nach. In dieſer Kirche gebrauchte
die weiße Geſtalt wieder gute Dinge. Dann nahm ſie m
wieder zurück bis zu meiner Eltern Haus, da legte ſie m
auf die dritte Staffel nieder, von wo an mein Bewußtſe
verſchwand."

Es brachen nun bei dem Mädchen von neuem convul
viſche Anfälle aus, was die Eltern für Epilepſie hielt
es war aber ein völliger magnetiſcher Zuſtand. Die C
ſen kamen nur hauptſächlich zwiſchen elf und zwölf U
Morgens. In ihnen erſchien ihr immer die weiße Geſta
hielt mit ihr religiöſe Geſpräche, und ſang mit ihr Lied
Die ſchwarze Geſtalten erſchienen zugleich und es bega
immer ein Kampf mit ihnen, in welcher ihr die weiße G

ſtalt beiſtund. Der Kampf dauerte immer eine Stunde. Sie bezeichnete jene feindlichen Geſtalten als lebende Perſonen, die ihr Uebles wollten. In dieſem Zuſtande erkannte ſie anweſende Perſonen mit geſchloſſenen Augen. Die weiße Geſtalt gab ihr immer Mittel zu ihrer Heilung an. Sie ſagte ihr namentlich ein Gebet, das zu ihrer Heilung diene, das müſſe ſie aber allein ſprechen und dürfe davon weiter mit keinem andern Menſchen reden. Dieß befolgte ſie aber nicht und die Anfälle vermehrten ſich immer. Andere Mittel, die die weiße Geſtalt ihr angab, wurden zwar zum Theil gebraucht, aber nur nachläßig, nie vollſtändig und nie zur Stunde, auf der die weiße Geſtalt beharrte. So hatte ſie auch von ihr gefordert, ſie ſolle neun Tage lang nicht zum Fenſter hinausſchauen und neun Tage lang überhaupt nicht an's Licht gehen. Auch dieß wurde nicht befolgt. Die weiße Geſtalt ſagte ihr indeß immer, ſie wäre in neun Tagen befreit worden, hätte ſie ihre Vorſchriften alle glücklich befolgt. In ihrem magnetiſchen Schlafe erſchien ihr auch oft die Geſtalt eines ſchwarzen Männleins, das ihr Geld anbot, allein ſie ſagte immer: von einem ſo ſchwarzen Männlein will ich kein Geld, bringe es nur jenen dreien! — Ein ſechsjähriger Bruder, der neben ihr lag, erblickte dieſes ſchwarze Männlein ebenfalls ſo oft es ihr erſchien und ſchrie da immer: dieß ſchwarze Männlein ſolle weichen! Als dieſer Zuſtand bei dem Mädchen noch andauerte, kamen die Eltern mit ihm zu mir, machten mir jene Erzählungen und erbaten ſich meinen Rath. Ich erkannte ihren Zuſtand natürlich für einen ideoſomnambülen Zuſtand und gab den Eltern dringend auf, alles das auf's Pünktlichſte zu beſorgen, was die weiße Geſtalt zur Heilung des Mädchens im Schlafe angebe.

In der nächſten Chriſtnacht machte ihr die weiße Geſtalt auch wieder mehrere Verordnungen mehr magiſcher Art und erklärte auch, es werden auf ſolche ihr durch den Stuhlgang drei ſchwarze Käfer abgehen, worauf erſt ihre Heilung

erfolgen könne. Die weiße Geſtalt beſtimmte ihr die Stun
im Schlafe, zu der das geſchehe, namentlich zwiſchen 12 U
Mittags. Die Eltern behaupteten, daß dieß nach genau
Befolgung der Vorſchriften, die die Geſtalt dem Mädch
im Schlafe verordnet, auch wirklich geſchehen ſeye. Zw
ſchen 1 und 2 Uhr erſchien ihr dann zum leztenmal
weiße Geſtalt und ſagte zu ihr: „Nun iſt dir geholfe
bleibe auch fortan auf gutem Wege, ich komme nun ni
mehr zu dir!“ — Von nun an verſchwanden bei dieſe
Mädchen alle convulſiviſchen und magnetiſchen Zufäll
und es blieb geſund bis auf dieſen Tag.

Der zunächſt hier abgedruckte, räthſelhafte Spuck m
einem Kinde aus der Schweiz, hat mit dieſem Vorliegen
den, beſonders was das Verſchwinden und Hinwegführe
des Kindes, in der vorſtehenden Geſchichte von einer weißen
der nachſtehenden von einer ſchwarzen Geſtalt, betriff
viele Aehnlichkeit.

Räthſelhafter Spuck mit einem Kinde

(aus der Schweiz.)

Mitgetheilt von Herrn Obriſt v. Pfiffer in Luzern.

Im Kanton Uri in der Gemeinde Silenen bei Stüg lebt eine nicht wohlhabende, aber brave Familie, deren Mitglieder ſind: der Großvater Johann Joſeph Tittli, 60 Jahre alt, ſein Sohn Johann Joſeph, 24 Jahre, ſeine Ehefrau Urſula Tryiſch aus der Nachbargemeinde Silenen, auch 24 Jahre alt, deren Kinder, zwei Knäbchen, das ältere Johann Joſeph[*], jezt ungefähr 3 Jahre, das jüngere 2 Jahre alt. In dieſer Familie trug ſich den 26. Auguſt 1837 der wunderbare und unbegreifliche Vorfall zu, daß das ältere Kind drei Tage, aus der Eltern und vieler nachſuchender Menſchen Augen in einer eingeſchränkten Gegend entſchwunden war, nach drei Tagen aber in derſelbigen Gegend wieder erſchien und allerhand Wunderbares erzählte, das mit ihm indeſſen vorgegangen wäre. Was ich aus dem Munde der Eltern und des Kindes hierüber erfragte, werde ich hier wörtlich mittheilen. Der Großvater, die Mutter und die zwei Kinder befanden ſich benannten Tag auf dem ſogenannten Brüſtenberg bei Stüg auf einer Alp, Rupleben genannt; der Vater aber war auf einer andern benachbarten Alp, wo er in Geſchäften ſtand. Da es Sonntag war, ſo gieng die Mutter nach Stüg in die Kirche, der Großvater blieb mit den beiden Kindern allein in einem Häuschen auf der Alp, auf welcher ſonſt viele andere Menſchen, auch Verwandte von der Familie, wohn-

ten. Er hatte das kleine Kind auf dem Arme, das
ſere war mit einigen andern älteren Kindern unge
ſechzig Schritte weit vom Haus in ein kleines Wäl
gegangen, um in ein hölzernes Geſchirrchen Erdbeere
ſammeln. Da das Kind in dem Wäldchen leicht auf
umliegenden Steinen und Geſträuch hätte fallen kön
ſo gab der Großvater, der das kleine Kind auf dem
hatte, welches fortwährend ſchrie, immer Acht auf daſſ
und rief es zurück, indem er dem kleineren etwas M
wärmen wollte, um es zu ſtillen. Während der Zeit
er das Kind noch einmal ernſtlich zurück, welches antw
tete, es wolle jezt gleich kommen. Der Großvater g
nun ins Haus und gab dem Kinde die Milch; unterde
kam die Schwägerin der Familie, welche aus der höh
Gegend etwas Schnee geholt hatte, von da zurück und hörte
Kind im Wäldchen ſehr laut ſchreien. Sie ſchickte ſogl
ihren Knaben, nach dem Kleinen zu ſehen, während
zum Großvater, der noch mit Stillen des Kindes beſch
tigt war, ins Häuschen eilte und ihm ſagte, das Kind
Walde ſchreie ſo ſehr. Dieſer lief ſogleich, das kle
Kind auf dem Arme tragend, nach der Gegend, wo es
weſen war, ſah und hörte aber nichts mehr von ihm, u
fand nur das kleine hölzerne Geſchirr. Ungefähr ze
herbeigerufene Menſchen durchſuchten nun das keine Vi
telſtunde lange Wäldchen, fanden aber das Kind nich
auch der erſtgeſchickte Knabe hatte nichts von ihm geſehe
Jezt kam auch die Mutter von der Kirche zurück. D
Großvater gieng ihr entgegen und meldete ihr mit Ang
was ſich zugetragen; ſie konnte es nicht glauben, lief ab
ſogleich, ihr Kind zu ſuchen; jedoch ihr lautes Schreien, Wein
und Klagen mit fortgeſeztem Suchen auf dem kleinen B
zirk, wo es nicht hätte möglich ſeyn können, in ſo kurz
Zeit zu verlaufen, und das Suchen aller Andern war ve
gebens. Die Mutter, eine hübſche Frau, blieb ſogar ſ
chend die ganze Nacht mit mehreren Andern auf dieſe

Bezirk. Doch das Kind war und blieb verſchwunden, Niemand ſah und hörte etwas mehr von ihm. Sie glaubten, es ſey entweder in den nicht weit davon herabſtrömenden Bach gefallen oder ein Geiſt habe es genommen. Dieſes Leztere ſoll ſich ſchon mehrmals in den hohen Berggegenden zugetragen haben. Den andern Tag wurde nach dem Vater geſchickt, dieſer konnte nun auch freilich weiter nichts helfen, als ſuchen, welches er weinend that mit Hülfe vieler Perſonen aus der Umgegend. Am Dienſtag wurde mit zwölf Perſonen geſucht und am Mittwoch mit ſieben. Da nun gar keine Spur mehr zu finden war, weder im Wäldchen noch im Bach, welcher unten bei Stüg vorüberfließt, ward beſchloſſen, ins End oder die Todtenglocke zu läuten, wobei der Sage nach Hoffnung ſeyn ſoll, wenn nämlich ein Kind von einem Geiſt genommen worden ſey, daß daſſelbe ſich wieder einſtellen könne. Es war nun am Mittwoch 5 Uhr Abends, da wirklich die Todtenglocke in Stüg läutete, daß zwei Knaben, der eine 13, der andere 10 Jahre alt, ſich oberhalb des Platzes befanden, wo das Kind verloren gegangen war; von Ungefähr ſahen ſie hinab und bemerkten, daß ſich etwas am Boden bewegte: es war das verlorne Kind, welches mit kleinen Steinchen ſpielte und beſchäftigt war, Häuschen davon zu machen. Eben jezt wollte es ſich aufrichten, ſank aber ſogleich wie vor Schwäche wieder zurück. Der jüngere ſtieg hinab zu ihm, es erſchrak aber ſo ſehr, daß es am ganzen Leibe zitterte. Die Stelle, wo es gefunden wurde, iſt an der Seite des Wäldchens an einem Bache, wobei ein ganz kleines Nebenbächchen iſt, durch das das Kind hätte gehen können, ohne daß das Waſſer ihm über die Schuhe gegangen wäre. Neben dieſem Wäſſerchen befand ſich das Kind auf einem Stein; ſein Röckchen war aufgeknöpft, vornen, von Unten ein ganzes Stück herausgeriſſen, Käppchen und Schuhe hatte es verloren, die Strümpfe waren an den Sohlen ganz weggeriſſen, ſo daß es auf

bloßen Füßen gieng, die Füße jedoch ganz unverſ
ſonſt befand ſich das Kind außer großer Schwäche
munter, hatte volle, rothe Backen und klagte bloß
Schwäche und Schmerz unter der Bruſt. Der Knabe,
zu ihm gekommen war, nahm es mit ſich in ſeiner
Haus, welches nicht weit davon war. Man gab ihm
was zu eſſen, und dahin wurde der Vater gerufen,
es Kußhand reichte. Die Mutter erkannte es nicht
ſogleich; erſt nachdem ſie es auf den Arm genommen
gefragt hatte: Johann Joſeph kennſt du mich denn
mehr? erkannte ſie das Kind und gab auch ihr die
hand. Auf die Fragen, wo es geweſen und was es
macht habe, gab es Folgendes zur Antwort. Es ſey
großer, ſchwarzer Mann gekommen, der habe es im Ge
gefaßt und ſehr geſchwinde ſeitwärts durch das Wäldch
getragen und auf den Ort gebracht, wo es gefunden w
den. Durch das ſchnelle Tragen ſey ihm in Geſträuch
das Käppchen und die Schuhe verloren gegangen, auch d
Röckchen zerriſſen. Als es aus Furcht ſo ſtark geſchrie
habe der ſchwarze Mann geſagt, es ſolle nicht ſchreien,
geſchehe ihm nichts zu leid. Es habe auch ſeine Mutt
ganz neben ſich ſchreien und weinen geſehen, es hätte a
wollen ſchreien, ſey aber durch den Schwarzen verhind
worden. Jemand von den Suchenden, den das Kind wo
kannte, ſey ſogar über den Platz, wo es ſich befand, m
einem Stecken hingegangen. Dieſes war auch in der Th
der Fall. Ferner erzählte es, es ſey im Himmel geweſe
habe eine ſchöne, weiße Brücke geſehen, auch ſchöne, wei
Häuſer, die Menſchen hätten muſicirt und getanzt, es ha
das Alles auch mitgemacht und habe auch noch zwei wei
Roſſe geſehen. Fragt man, ob es auch geſchlafen, ſo ſa
es: ja, es hätte, auf einer Seite liegend, den Kopf a
den ausgeſtreckten Arm gelegt, geſchlafen. Von dem R
gen, der die zwei Nächte fiel, weiß es nichts; wenn ma
es weiter und Mehreres frägt, ſo gibt es keine Antwo

mehr. Als intereſſant erzählte es, daß es beinahe in das kleine abfließende Wäſſerchen gekommen wäre, es ſey mit dem Kopf ganz nahe daran geweſen. Gegeſſen habe es nichts; zu dem ſchwarzen Mann wolle es nicht mehr, es wolle den Schutzengel bitten, daß es wieder in den Himmel komme, es ſey da ſchöner als hier. Das Kind iſt ſonſt geſund und munter und nie krank geweſen, hat ſehr früh zu reden angefangen, beträgt ſich wie gewöhnlich unter Kindern etwas ausgelaſſen. Es hatte nicht gern, daß man aufſchrieb, was man mir erzählte, und ſuchte mich durch Schreien zu ſtören. Es iſt für ſein Alter geſund und ſtark, die Geſichtszüge freimüthig, die Augen dunkel, die Haare blond und ſieht dem Vater ähnlich. Es gibt ſich nicht gerne mit andern Kindern ab, lieber mit den Eltern, zu Hauſe hauptſächlich mit der Mutter. Es betet auch ſehr gerne und unaufgefordert Morgens und Abends, beſonders zu dem Schutzengel, der es wieder in den Himmel bringen ſoll. Es fordert die Eltern öfters auf, in die Kirche zu gehen. Von dem Pfarrer in Stüg iſt ein beſiegeltes Zeugniß über die Wahrheit der ſich zugetragenen Geſchichte, ſo wie über die Unbeſcholtenheit der Familie, ausgeſtellt worden.

Aufgeſchrieben den 13. November 1837.

Ahnungen.

Paul Rabaut, erſter proteſtantiſcher Predige
Nismes, hat mich (Hr. Dr. Leß, geweſenen Prof
der Theologie in Göttingen) verſichert, mehr als ein
durch Ahnungen der Gefahr, die ihn bedrohete, entgan
zu ſeyn. Einsmals ward ihm beim Abendeſſen plö
der Gedanke faſt unwiderſtehlich, du mußt gleich
dem Hauſe gehen, und anderswo ſchlafen. S
Frau lag ihm ſehr an, es nicht zu thun, weil nicht
geringſte Anſchein der Gefahr da war. Sein innerer T
aber ließ ihn nicht ruhen. Er gieng weg an einen and
Ort; und den folgenden Morgen brachte ihm einer
Aelteſten ſeiner Gemeinde die Nachricht, daß um 3 Uhr
Morgens ein Detaſchement Soldaten ſein Haus umge
und ihn geſucht hätte.

Dergleichen Vorempfindung hätte er, wie er mich (
verſicherte, öfters. Und ſeine Verſicherung iſt mir wicht
denn nie habe ich einen Mann gekannt, der von a
Schwärmerei und Eigendünkel weiter entfernt, und m
geſchickt war, Erfahrungen dieſer Art anzuſtellen, als
(Dr. Leß, gegenwärtiger Zuſtand des Prot. in Frankr. in Wa
neueſter Religionsgeſch. Th. 6. Lemgo 1777. 8. S. 21.).

In einer ähnlichen Lage befand ſich, während
Schreckenszeit der franzöſiſchen Revolution, der durch m
rere theologiſchen Schriften bekannte Herr Rudolph Sa
mann von Straßburg. Er wurde, als vermeinter A
ſtokrat (ſo nannte man die Feinde der Revolution),

folgt und in allen Winkeln aufgeſpürt, um ihn auf di Guillotine (Köpfmaſchine) zu liefern. Saltzmann verkroch ſich in die Gebirgswälder des mittäglichen Frankreichs, und da er, als Proteſtant, ſich am ſicherſten in dem Hauſe eines katholiſchen Geiſtlichen glaubte, der ihn liebreich aufnahm, ſo verweilte er daſelbſt einige Zeit.

Am Ende fühlte er eine Ahnung, daß man ſeinen Aufenthalt erfahren hätte, und bat den frommen Geiſtlichen, ihm eine Empfehlung an einen ſeiner Freunde zu geben, indem er ſich bei ihm nicht mehr ſicher glaubte und entſchloſſen wäre, morgen in aller Frühe abzureiſen. Vergebens ſuchte ihn der Geiſtliche zu beruhigen und ihn zu bitten, noch länger bei ihm zu bleiben. Saltzmann beſtand auf ſeinem Vorhaben, und nahm mit Dank das Empfehlungsſchreiben des Geiſtlichen an, der ihm den Weg beſchrieb, welchen er zu nehmen hätte, und gab Befehl, dem lieben Wanderer um 6 Uhr des folgenden Morgens das Frühſtück vorzuſetzen. Beide Freunde begaben ſich hierauf zur Ruhe. Aber um 2 oder 3 Uhr des Morgens überfiel Saltzmann eine große Bangigkeit, mit einem unwiderſtehlichen Drange verbunden, ſogleich, ohne Nahrung zu nehmen, in aller Eile zu fliehen. Er zog ſich an, nahm von ſeinem hierüber erſtaunten, treuen Gaſtwirthe Abſchied, und begab ſich ſogleich auf den Weg. Nun kam er an einen Scheideweg, und wußte ſich nicht mehr genau zu erinnern, ob er, nach der ihm von dem Geiſtlichen gegebenen Anleitung, den zur Rechten oder den zur Linken liegenden Weg gehen ſollte; nur ſo viel wußte er noch, daß der eine dieſer Wege an einen Ort führte, wo Feldjäger (gens-d'armes) ſich aufhielten, welche wahrſcheinlich ſeine Perſonalbeſchreibung (Signalement) in Händen hatten. In dieſem gefährlichen Standpunkte warf er ſich auf die Kniee, und bat Gott inſtändig, ihm den ſicherſten Weg anzuzeigen. Hierauf warf er das Loos, und ſchlug den ihm vorgeſchriebenen Weg ein, der ihm von dem Geiſtlichen angedeutet war, wo er den Empfehlungsbrief abgab, und dadurch der ihm drohenden Lebensgefahr entgieng: denn er erfuhr, daß bald nach ſeiner Abreiſe die Behauſung des Geiſtlichen von Feldjägern umringt worden war, welche den Flüchtling, in allen Winkeln des Hauſes, wiewohl vergebens aufſuchten. **E.**

Aufhebung der Schwerkraft.

Den neueſten Nachrichten aus Indien zufolge iſt der Bramin, der ſich zu Madras durch ſein unerklärbares Sitzen in der Luft auszeichnete, geſtorben und hat ſein Geheimniß mit ins Grab genommen. Nach der Erklärung eines Eingebornen in der Calcutta-Literary-Gazette wird in den Schaſters die Kunſt, in der Luft (ſchwebend) zu ſitzen, förmlich gelehrt, und es hängt davon ab, daß durch ein mühevolles Verfahren, Athemunterdrücken, Reinigen der Gefühle, die relative Schwere des Körpers vermindert wird. Schon Ihn Batula ſah am Hof des Kaiſers von Hindoſtan zwei Irdſchies oder (ſogenannte) Zauberer in ihren Mänteln ſich in kubiſcher Geſtalt hoch in die Luft erheben. So lächerlich und unglaublich dieſe Erzählung ſcheinen mag, ſo ſehr gewinnt ſie an Möglichkeit durch die Erſcheinungen an der „Seherin von Prevorſt.“ Hielt Frau H. die Hände ins Waſſer, ſo wurde es ihr bald ganz ſchwach. Trinken konnte ſie bei Tage durchaus keine Flüſſigkeit irgend einer Art, ſie bekam dadurch jedesmal Schwindel. Sobald aber die Sonne untergegangen war, konnte ſie viele Flüſſigkeiten ohne alle Beſchwerden trinken. Bei Tage hatte ſie aber auch bei der größten Hitze keinen Durſt. So oft man ſie (in ihrem magnetiſchen Zuſtande zu Weinsberg) in ein Bad bringen wollte, zeigte ſie die ſonderbare Erſcheinung, daß alle ihre Glieder, auch Bruſt und Unterleib, in ein willkührliches beſonderes Hüpfen, in eine völlige Elaſticität kamen, die ſie aus dem Waſſer immer wieder ausſtieß. Gehülfinnen, die bei ihr waren, gaben ſich alle Mühe, ſie mit Gewalt in das Waſſer zu drücken, *aber ihre Schwerkraft ſtrebte immer nach oben*, ſie konnte nicht unten gehalten werden, und hätte man ſie in einen Fluß geworfen, ſie wäre wohl auch in dieſem, ſo wenig als ein Pantoffelholz, untergeſunken... In Andreas Moller's „Beſchreibung Freibergs“ iſt die Geſchichte einer Frau angeführt, die im Jahre 1620 lebte und im magnetiſchen Zuſtande war. Dort heißt es: „Sie iſt in Beiſeyn der beiden Diakonen Dachſel und Waldburg, urplötzlich im Bette mit dem ganzen Leibe, Haupt und Füßen bei dritthalb Ellen hoch aufgehoben worden, daß ſie nicht mehr mit dem Bette zuſammenhing, ſondern *frei ſchwebte*, ſo daß es das Anſehen hatte, als wollte ſie zum Fenſter hinausfahren. Darauf empfing ſie Waldburg, ſchrie mit den Anweſenden zu Gott und brachte ſie wieder zurück. — Daß fromme Perſonen in der Inbrunſt des Gebets oder entzückten Zuſtand *über die Erde erhoben* worden, und mehrere Schuh oder Ellen hoch ſo eine geraume Zeit in der Luft geſchwebt, davon erzählt Beiſpiele *Calmet* (Abt zu Senones in Lothringen, **Ord. S. Bened.**) in ſeinem Buch von „Erſcheinungen der Geiſter“ (Ueberſetzung, Augsburg 1751) Th. I. S. 167 ff., der ſelbſt ſolche Perſonen gekannt, und aus den Bollandiſten.

Kurze Mittheilung aus dem Gebiete des innern Schauens.

1.

Herr v. N. — geweſener ruſſiſcher Offizier, ungeneigt Geiſtergeſchichte zu glauben, bekennt gleichwohl Folgendes.

Seine Schweſter war, noch ſehr jung, mit einem jungen Manne verlobt, welcher ſich eben zu Petersburg befand, ſie auf dem Lande weit von der Hauptſtadt. Einſt ſizt ſie am Clavier, und glaubt, daß ſich Jemand hinten über ihren Stuhl lehne; indem ſie umſieht, erblickt ſie die Geſtalt ihres Bräutigams, der ſich von ihr wegwendet und verſchwindet. Sie merkt Tag und Stunde an, und eben damals war der Bräutigam zu Petersburg ertrunken.

Herr v. N. — hat bei dem erſten Feldzug den er mitmachte, nämlich in der Schlacht bei Leipzig, den rechten Arm bis oben an die Schulter verloren. Den Tag vor ſeiner Abreiſe von Petersburg war er daſelbſt auf einem Maskenball; indem er von einer Seite des Saals zur andern auf eine Gruppe von Masken zugehen will, fühlt er plötzlich einen gelinden Schlag auf ſeine rechte Schulter, ſieht ſich um, und findet Niemand, der ihm ſolchen beigebracht haben könnte, auch war das Orcheſter nicht an dieſer Stelle, ſondern ganz am Ende des Saals. Indem er aber nach der Epaulette ſieht (welche die Offiziere auch im Domino hervorwenden müſſen, damit man ſie und ihren Rang unterſcheiden kann), ſo ſieht er einen ſchwarzen Fleck darauf, er greift darnach, und findet, daß es Blut iſt, wovon ſein

Handſchuh gefärbt wird. Nach Haus gekommen, zeigt u erzählt er es ſeiner oben erwähnten Schweſter, die ſogle erwiedert, er werde auf dieſem erſten Feldzug ſeinen recht Arm verlieren. Sie packt ihm ſogleich Charpie und Ba dagen ein, die er aber unterwegs auf der Reiſe wegwir Inzwiſchen geſchah, was die Schweſter ihm vorausgeſa hatte.

2.

Die berühmte Erſcheinungsgeſchichte des **Marquis d** **Rambouillet**, dem **Marquis de Precy** geſchehen, iſt erzäh in den **Memoires de Rochefort** und daraus in den **Cau ses celebres** von Pitaval, welcher jedoch ſie verdächtig fin det, wie anführt Hauber in bibl. mag. 19. St. **S. 300** Sie iſt folgende.

R. und P. hatten verabredet, wer zuerſt ſterben würde ſollte dem andern Nachricht von der andern Welt bringen. Nach drei Monaten zog R. in den Krieg nach Flandern, P. mußte wegen eines heftigen Fibers zu Paris bleiben. Sechs Wochen hernach, als er Nachts im Bette lag, ſah er deſſen Vorhänge aufziehen, und als er ſich hinwandte, den Marquis v. R. in Stiefel und Spornen vor ihm ſtehen. Er wollte aufſpringen und ſeinen Freund umarmen; dieſer aber wich einige Schritte zurück, und erklärte ihm, daß dieß nicht mehr an der Zeit ſey, er ſey nur gekommen, um Wort zu halten, und nachdem er des vorigen Tags in der Schlacht umgekommen, ihn zu verſichern, daß Alles, was man von der andern Welt ſage, ganz gewiß ſey. Zugleich ermahnte er den Herrn v. P. ohne Verzug ein anderes Leben anzufangen, denn er habe nicht mehr viel Zeit, und werde in dem nächſten Treffen umkommen. Da P. noch nicht glaubte, ſo wies er ihm die Stelle, wo er die tödtliche Wunde empfangen; ſie war in der Gegend der Stirne, und das Blut ſchien noch heraus zu fließen. Mit der nächſten Poſt aus Flandern vernahm man den Tod des

Herrn v. M. und daß ſolcher zur angezeigten Zeit erfolgt ſey. Herr v. P. zog nach ſeiner Geneſung in den Krieg, und kam ſogleich in der Schlacht bei St. Antoine um.

Eben ſo wird dieſe Geſchichte erzählt im hölliſchen Proteus S. 17. aus Memoires de Mr. L. C. D. R. (vielleicht de Rochefort, ſ. oben).

3.

Der Sohn des verſtorbenen Staatsraths K. in K. hatte mehrere Kinder. Eins davon, ein Mädchen von etwa 7 Jahren, hatte großes Vergnügen an einer Puppenküche, und beſonders an einer kleinen kupfernen Ratonkuchenform, die darin hing, und mit der ſie oft ſpielte. Das Kind bekam das Scharlachfieber, und wurde, um die Anſteckung ſeiner Geſchwiſter zu verhüten, von ihnen in einen andern Flügel des Hauſes entfernt. Seine Krankheit verſchlimmerte ſich. Plötzlich bei hellem Tage hören die andern Kinder und die Kindsmagd ein Klingeln in der bei ihnen zurückgebliebenen Puppenküche, und ſehen, daß die darin befindliche Kuchenform ſich ſchnell hin und her bewegt. Die Kindsmagd hält die Hand darauf, und als ſie ſie wieder wegzieht, fängt die heftige Schwingung, wie die eines Pendels, wenn die Kette in der Uhr zerbricht, aufs neue an. In eben dem Augenblick war das Kind geſtorben.

4.

Am Vorabend der Schlacht bei Malplaquet, den 17. Sept. 1709, waren die Preuſſiſchen Generale im Zelte des Kronprinzen verſammelt, um die Rollen zu empfangen, welche der Held Eugen den Preuſſiſchen Truppen bei dem großen Trauerſpiele zugetheilt hatte. Ein gleichgültiges Geſpräch entſpann ſich darauf; mitten in demſelben wurde General Tettau, ſtets brav und tapfer, plötzlich vom Vorgefühl des nahen Todes ergriffen; ſchnell faßte er die

Hand des Prinzen, küßte ſie mit Heftigkeit, Thränen fielen darauf. „Leben Sie wohl,“ rief er haſtig aus, „leben Sie glücklich, gnädigſter Herr! morgen falle ich in der Schlacht.“ — Während der Prinz ſich bemühte, durch ſanfte Worte Tettau's trübe Ahnung zu verſcheuchen, rief plötzlich ein General-Adjutant des Kronprinzen, von demſelben Gefühl ergriffen, aus: „Morgen um dieſe Zeit bin auch ich todt,“ und ſtürzte aus dem Zelte fort. Unter den Schlachtopfern des folgenden Tages befanden ſich wirklich Tettau und dieſer General-Adjutant. — Als in der Mitte des Mai 1809 das franzöſiſche Heer in der Lobau ſich ſammelte, ritten die Brigadegenerale Fouler und Ramaud nach Himberg, um ihren Diviſionsgeneral Deſpagne abzuholen. Sie fanden ihn allein, ernſt und düſter. „Die Zeit drängt uns noch nicht,“ redete er ſie an; „laſſen Sie mich noch eine Stunde allein.“ — Er benuzte ſie, um einen Brief zu endigen, in welchem er ſich von ſeiner Gattin und ſeinen Kindern beurlaubte. — Schweigend ſtieg er dann zu Pferde, überſah die weite Gegend und reichte darauf ſeinem Hausherrn die Hand. „Leben Sie wohl,“ rief er ihm zu, „wir ſehen uns heute zum lezten Mal.“ Bei einem der erſten Angriffe ſeiner Cuiraſſiere riß eine Kartätſchenkugel ihm ſeine Kopfbedeckung hinweg, und gleich darauf zerſchmetterte eine Kanonenkugel ſeine Stirne! —

5.

Der Traum Friedrichs des Zweiten, von welchem in den „Blättern aus Prevorſt“, zehnte Sammlung, S. 174, und eilfte Sammlung, S. 136, die Rede war, wird jezt in Zeitungen folgendermaßen erzählt — und, wie man weiter unten ſehen wird, auch widerſprochen *).

---

*) Man vergleiche, was in der eilften Sammlung S. 138 am Schluſſe von der Kritik geſagt iſt.

Es lebte noch am Anfange dieſes Jahrhunderts in Magdeburg ein alter Offizier, der ſchon im Knabenalter als Page, ſpäter als Adjutant, um die Perſon des großen Königs war. Im Sommer des Jahres 1769 befand er ſich mit dem Monarchen in Breslau. Da ſagte Friedrich eines Morgens zu ihm: „Kann Er Träume deuten?“ — „Nein, Sire,“ war die Antwort, „darauf verſtehe ich mich nicht.“ — „Nun, ſo merke Er ſich doch meinen Traum; wir wollen ſehen, welche Begebenheit der Zufall damit zuſammenführt,“ ſagte der König. „Ich ſah im Traum einen hellen Stern ſich auf die Erde herabſenken; er umfloß ſie mit wunderbarem, außerordentlichem Lichte; ich wurde umhüllt davon und mein Auge vermochte es nicht, daſſelbe zu durchdringen.“ Der Offizier merkte ſich den Traum — es war die Nacht, in der Napoleon geboren wurde.

Dagegen lieſt man im Weſtphäliſchen Merkur, unter **Münſter** 9. Juni (1839), wie folgt:

„Die neuerdings ins Gedächtniß zurückgerufene Anekdote von einem prophetiſchen Traume, den Friedrich II. zu Breslau im Jahr 1769 und zwar in der Nacht, in welcher Napoleon geboren worden, gehabt haben ſoll, hat zwar im Jahr 1810 in der „Zeitung für die elegante Welt“ geſtanden, iſt aber ſchon längſt in die Reihe der „ganz aus der Luft gegriffenen“ Anekdoten, deren noch manche auf Rechnung Friedrichs des Großen circuliren, verwieſen worden. Nicht nur hat der darin angedeutete Offizier (deſſen Name dem Einſender nicht mehr erinnerlich iſt) ſie für unwahr erklärt, ſondern es hat auch der erfahrene Geſchichtsforſcher **Rödenbeck** in Berlin nachgewieſen, daß ſie in der erzählten Weiſe unmöglich Statt gefunden haben kann, da 1) Friedrich der Große im Jahr 1769 weder nach Breslau, noch überhaupt nach Schleſien gekommen, 2) bei ihm in einem Vorzimmer nie ein Offizier die Wache zu haben, ſondern nur ein Page ſich aufzuhalten pflegte, welchem — oder einem dienſtthue Kammerhuſaren — es oblag, den König, wenn er zu beſtimmten Stunde aufſtehen wollte, zu wecken. Vgl. bekannte Werk: Friedrich der Große u. ſ. w. von M ler (Berlin 1834), S. vii."

Nun ſehe man denn doch, daß der Vertheidiger Traums („Blätter aus Prevorſt" elfte Sammlung) ebenfalls auf Rödenbeck beruft. Wer will uns da „aus Traum helfen"? — Uebrigens wird oben nicht geſagt, der Adjutant im Vorzimmer Nachts die Wache gehabt h Das Lokal iſt wohl gleichgültig, der Offizier nicht meh befragen.

6.

Als Seitenſtück zu der in dem 2ten Hefte dieſer Blä mitgetheilten Erſcheinung eines Reuters von Herrn Dr. R ter diene folgende durchaus authentiſche Geſchichte, durch ihre Aehnlichkeit mit jener ſehr überraſchend auch jene beſtätigend iſt.

Der als Miniſter des Innern zu Dresden geſt bene, auch als Geſandter am Bundestag anweſend geweſ Herr von Carlowitz erzählte ſehr oft ſeinen Freunden n ſtehende intereſſante Begebenheit, die ihm in Geſellſchaft ner Gattin, die dieſelbe ebenfalls oft erzählte und beſtätig wiederfuhr.

Herr von Carlowitz hatte aus der Verlaſſenſchaft nes Herrn vom Schemmbergs in der Gegend von Freib ein Gut mit einem Schloſſe angekauft. Das Schloßgebä hatte die Unbequemlichkeit, daß durch ſeinen Hofraum Straße und zwar auf einem Umwege, nach Freiberg h zog. Dieß ſuchte Herr von Carlowitz dadurch zu heb daß er einen neuen und zwar nähern Weg dahin bahn ließ, der ſich aber vom Schloſſe abwendete, wodurch ſe alte Weg bald in Abnahme kam, wie er auch ſeinen Gebra verbot, ſo daß alſo auf demſelben nie mehr ein Wag oder Reiter erblickt wurde. Das Schloß ſelbſt war mehrere Jahre zuvor bis auf den Grund abgebrannt und ein neues an ſeine Stelle gebaut worden. An einem Nachmittage, nachdem ein Gewitterregen vorüber war, gieng Herr von Carlowitz mit ſeiner Gattin auf jenem alten abgegangenen Wege gegen Freiberg hin ſpazieren. Als ſie eine Viertelſtunde vom Schloſſe entfernt waren, ſahen ſie einen Reiter auf einem kleinen Pferde auf demſelben Wege vom Schloſſe hereilend, ſich ihnen nähern. Er fiel ihnen nicht nur wegen des verbotenen Weges, ſondern hauptſächlich wegen ſeiner ſonderbaren Kleidung auf, die ſehr altmodiſch war, namentlich trug er ein kleines dreieckiges Hütchen mit goldenen Borden und einen Rock im Zuſchnitte des vergangenen Jahrhunderts. Dabei ſaß die Figur ſteif wie ein gelehrter Bereiter auf dem Pferde und machte, an ihnen vorüber reitend, ein ſchulgerechtes Compliment. Sie erwiederten es mit Verwundern und ſahen ihm nach. Als er eine kleine Strecke von ihnen war, ſahen ſie, wie er auf einmal in einem Kreiſe, wie von einem Wirbelwind gejagt, herumritt, worauf er aus ihren Augen verſchwand. Als ſie ſich der Stelle, wo er jene Kreisbewegung gemacht zu haben ſchien, näherten, bemerkten ſie (es war durch den zuvor gefallenen Regen weicher Boden) genau die Eindrücke der Hufeiſen des Pferdes, — aber ringsherum war kein Reiter mehr zu erſehen. Auch als ſie jezt den Weg weiter verfolgten, ſahen ſie weder einen Reiter noch Fußſtapfen eines Pferdes mehr.

Ins Schloß zurückgekommen, traf Herr von Carlowitz dort ſeinen Amtmann und den alten Geiſtlichen. Gegen erſtern beklagte er ſich ſogleich, daß einer die Unverſchämtheit gehabt hätte, den verbotenen alten Weg durch das Schloß zu reiten, und zwar ein ganz ſonderbar gekleideter Menſch. Der Amtmann und der Geiſtliche verſicherten, daß ſie inzwiſchen im Schloſſe anweſend geweſen und Niemand durch das Schloß hätten reiten ſehen. Als ſie aber die Tracht des Reiters noch näher beſchrieben, ſagte der alte Geiſtliche: „O! das iſt der Reiter, der dieſen Weg von Zeit zu Zeit reitet und wohl noch oft reiten wird; es iſt ein verſtorbener Bewohner dieſes Schloſſes, der ſchon vielen Leuten und auch einmal mir auf dem gleichen Wege begegnete. Der Verwandte des vorigen Beſitzers Ihres Schloſſes, der ja in der Nähe wohnt, beſitzt noch viele Bilder ſeiner Familie, unter denen ſich dieſer Reiter auch befindet.“

Als ſpäter Herr von Carlowitz zu jenem Verwandten, auch einem Herrn von *Schommburg*, kam, bemerkte er ſogleich unter deſſen Familienbildern das Bild jenes Reiters ganz ſo und in der gleichen Tracht, wie er ihm und ſeiner Gattin auf jenem verlaſſenen Wege begegnet war.

7.

In Dr. *Möhlers* Nekrolog wird geſagt: „Am 12. April (1838) brach der lezte Kampf an. Um ein Uhr Nachmittags erwachte er aus einem leichten Schlummer, wand beide Hände über dem Haupt und ſprach: *Ach, jezt habe ich's geſehen, — jezt weiß ich's; jezt wollte ich ein Buch ſchreiben, das müßte ein Buch werden; — aber jezt iſt's vorbei!* Er ſtarb Nachmittags halb drei Uhr.“

8.

Ein Mann von Diembach bei Weinsberg kam kürzlich wegen ärztlicher Hülfe für ſeine Frau zu mir und ſagte: „Meine Frau wollte nicht haben, daß ich Arznei hole, denn ſie wiſſe gewiß, daß ſie ſterbe. Ein Engel habe ſie abgeholt, und in eine ſchöne Gegend geführt, wo ſie hätte bleiben dürfen; allein ſie ſey wieder zurückgebracht worden, weil ſie die Sehnſucht nach ihrem Kinde (das ſie erſt zur Welt gebracht) noch nicht ruhen laſſe, ſie meine aber, dieß überwinde ſie in Kurzem und dann hole ſie der Engel, wie er ihr geſagt, wieder.“ Noch zwei Tage lebte dieſe Frau, dann ſtarb ſie.

9.

Vor Kurzem ſtarb in München der Geheimerath v. Uetzſchneider, Mitglied der Deputirtenkammer, in Folge einer Verletzung, welche er durch den Umſturz ſeines Wagens erhielt. Dieſer allgemein geachtete Mann hatte kurz vor dem Unglück, welches ihn traf, einen merkwürdigen, ahnungsvollen Traum. Es kam ihm nämlich vor, als trete er in einen hell erleuchteten Saal, in welchem mehrere ihm bekannte, aber längſt verſtorbene Männer ſaßen. Ein Platz war aber noch frei, und als er fragen wollte, für wen dieſer beſtimmt ſey, wachte er auf. Herr von Uetzſchneider ſoll ſich gegen Bekannte über dieſen Traum geäußert haben, daß er wohl nicht lange mehr leben werde.

10.

Die Preußiſche Staatszeitung ſchreibt aus Stettin vom 12. Mai: In dem Dorfe Pritter, Inſel Wollin, ſtarb im verfloſſenen Monat ein vier bis fünf Jahre alter Knabe, Sohn eines dortigen Büttners, bei dem ſich eine nach ſeinem Alter und ſeiner Erziehung auffallende Geiſtes-Entwicklung und namentlich eine merkwürdige religiöſe Begeiſterung zeigte. Der Knabe betete mit Inbrunſt theils vom Hören erlernte lange Gebete und Lieder aus dem Geſangbuche, theils wie es ihm der Geiſt eingab. Seine Reden waren meiſt nur von Gott und göttlichen Dingen. Er ging im Dorfe umher und betete in den Häuſern, ohne aber jemals die geringſte Gabe anzunehmen, hielt auch da Strafreden, wo er wußte, daß die Menſchen gottlos und böſe waren. So wurde er im Dorfe als ein kleiner Himmelsbote gerne geſehen, und mancher Erwachſene ward durch ſein frommes Gebet zu Thränen gerührt. Er hauchte auch betend ſeinen Geiſt aus.

11.

In den Révélations d'une femme de qualité sur les années 1830 et 1831 heißt es Bd. 1, S. 53 wörtlich: Je crois un peu, moi aussi, aux présages et à ces avertissements, par lesquels le ciel, dans ces décrets mystérieux nous revèle quelquefois notre destinée. Dann wird folgende Anekdote erzählt. Als ſich Karl X. zu der verhängnißvollen Kammerſitzung begab, wodurch die Julirevolution (1830) eingeleitet wurde, verwickelte er ſich auf den Thronſtufen in den ſammetnen Teppich und ſtrauchelte, ſo daß ihm die Toque, die er ſtatt der Krone trug, vom Haupte fiel. Der Herzog von Orleans, welcher ſich zur Seite des Königs befand, hob ſie zwar ſogleich auf und gab ſie dem Monarchen zurück; aber genug, ſie war von Karls Haupte in die Hände des Herzogs gekommen, und alle Zeugen dieſes Vorfalls äußerten darüber die größte Beſtürzung, die ſich blitzähnlich über ganz Frankreich, wenigſtens über die ganze royaliſtiſche Partei verbreitete. Der Erfolg, die Julirevolution, hat dieſe Befürchtungen nur zu ſehr gerechtfertigt, und ich darf auf dieſe Veranlaſſung noch an zwei andere ähnliche Vorzeichen aus der franzöſiſchen Geſchichte erinnern: das bekannte Unglück, welches ſich bei der auf Veranlaſſung der Vermählungsfeierlichkeiten des Dauphins, nachherigen Ludwigs XVI., mit der Erzherzogin Maria Antoinette zu Paris veranſtalteten Illumination ereignete und welchem die franzöſiſche Revolution ſo bald nachfolgte, und das eben ſo bekannte Brandunglück im Schwarzenbergiſchen Palaſte zu Paris, unmittelbar vor dem Ausbruche des ruſſiſchen Kriegs. —

12.

Herr K., der bekannte Gelehrte, erzählte mir den 28. April 1820, daß er zwei kleine Couſinen gehabt hätte, Töchter des verſtorbenen Herrn Röderer, Pfärrers zu Scharrachberkheim. Wenige Tage nach dem Tode des einen jener Kinder ſagte das übriggebliebene zu ſeinen Eltern, daß ſein Schweſterchen bei ihm geweſen wäre und hätte ihm eine ſchöne Beſchreibung von dem Orte gemacht, wo es ſich befände. Es ſagte unter Anderem, daß noch viele Kinder da wären, wo es hingekommen ſey; ſie würden größer daſelbſt und bekämen Unterricht; es wäre Alles daſelbſt gar zu ſchön. Das im Traum erſchienene hätte ihm, dem träumenden Schweſterchen, verſprochen, es in wenig Tagen abzuholen und auch an dieſen lieblichen Ort zu bringen. Das noch lebende Kind war voller Freuden in Erwartung dieſes Glücks, und erzählte dieſen Beſuch Jedermann. Es ließ ſich dieß nicht ausreden. Wenige Tage nachher erkrankte dieß Kind und ſtarb ebenfalls.

13.

Am Fuße des Kaiſerſtuhls in der Markgrafſchaft Hochberg im Badiſchen liegt ein Dorf, Eichſtetten genannt, wo ſich ein Ehepaar mit drei Kindern befand; es waren zwei Mädchen und zwiſchen beiden war dem Alter nach ein Knabe, Namens Carl, den ſeine Schweſterchen Carli in ihrer Mundart nannten. Alle drei Kinder waren noch klein und giengen oft auf den nahe an ihrem Hauſe gelegenen Gottesacker, um Blumen auf den Gräbern zu pflücken. Vor Kurzem waren dieſe Kinder auf dieſem Orte nebſt andern Geſpielen. Das jüngſte Mädchen ſezte ſich auf eines dieſer Gräber, legte ſeine Hand darauf und ſagte: „Euch iſt es wohl, o, bald werde ich auch bei euch ruhen; denn in vier Wochen werde ich ſterben.“ Von dieſen Worten erfuhr die Mutter nichts, bis dieſes Kind, welches die Worte geſprochen hatte, erkrankte, bei welcher Gelegenheit die anderen Kinder der Mutter erzählten, was das kranke Kind auf dem Grabe geſagt hatte. Als hernach die Mutter ihren Kindern etwas aus der bibliſchen Geſchichte erzählte und ſie die Kinder befragte: ob ſie ſich auch nach den Heilande ſehnten? ſo antwortete das kranke Kind: „Ja, ich ſterbe jezt bald, und eine halbe

Stunde vor mir ſtirbt der **Carli**, und darnach wird zu erſt mein Schweſterchen ſterben, dann meine Großmutte und hernach meine Mutter; wir werden euch Alle holen, aber den Vater nicht; denn der will doch nicht zu uns.“ Bald hernach erkrankte auch **Carli**. Er ſchien aber ſich wieder zu erholen. Die Mutter gab ihm etwas Kaffee. Er begehrte noch mehr von dieſem Getränke; aber die Mutter, welche dieſe Gaben für zu ſtark hielt, verſprach ihm, eine Weile nachher wieder davon zu geben. In dieſem Augenblicke bemerkte ſie, daß die Hände des Knaben ganz blau wurden: ein Schlagfluß hatte ihn getödtet. Sein krankes Schweſterchen lag ſeit einiger Zeit unbeweglich, wie in einer Entzückung. Kaum war ihr Bruder verſchieden, ſo richtete ſich das kranke Mädchen auf und fragte: „Iſt **Carli** geſtorben?“ Man läugnete dieß; worüber die Kranke ſich unwillig wieder niederlegte. Nach einer halben Stunde richtete das Mädchen ſich wieder auf und fragte: „Iſt **Carli** jetzt geſtorben?“ Man verſchwieg ihr wieder den Tod ihres Bruders, worauf ſich die Kranke wieder mit Unwillen gegen das Läugnen des Abſchiedes des **Carli** niederlegte, und, ohne noch ein Wort zu ſagen, verſchied. Man begrub dieſe zwei Kinder an eine Stelle des Gottesackers, welche die Uebergebliebenen aus ihrem Hauſe ſehen können. Ob die übrigen vorausgeſagten Todesfälle in der angezeigten Ordnung eintreffen werden, dieß wird die Zeit lehren.

Obige Erzählung rührt von einem glaubwürdigen Anverwandten obiger Familie her.

14.

Ein gewiſſer Güterbeſitzer, Namens **Kaſtner**, und deſſen Freund **Arnold** überliſteten einen durch Alter und Hang zum Weine geſchwächten Mann, Namens **Koeſſer**, zu Alteckendorf bei Buchsweiler, ihnen ſeine über 6000 Franken werthen liegenden Güter für 1200 zu verkaufen. Die Frau des Beraubten empfahl ihrer Tochter auf dem Todbette, den zur Wiedererhaltung dieſer Güter angeſtellden Prozeß zu betreiben. Sie [illegible] nach dem Tode der Mutter, und gewann ihn, ungeachtet der langen Umtriebe ihrer Gegner, durch einen im März 1813 ertheilten Richterſpruch des kaiſerlichen Gerichtshofs in Colmar. Voll Freude über dieſen erworbenen Sieg, gieng ſie zu Herrn Ludwig Schirmer, damals erſtem Präſidenten dieſes Gerichts, und ſagte ihm, ſie wolle ihm zum Beweiſe ihrer Erkenntlichkeit ein Geheimniß eröffnen; ſie könne ihn nämlich verſichern, daß wir unfehlbar in einem Jahre den Frieden bekommen würden. Als ſie der Präſident fragte, woher ſie dieß wiſſe, antwortete dieſelbe, ſie hätte die Gabe, es im Traume zu erfahren. Bei der Belagerung von Kehl habe ihr auch geträumt, ſie gienge zu Ende; und den folgenden Tag des Traumes hätte man keinen Kanonenſchuß mehr gehört; denn die Feſtung Kehl war übergegangen; ihre Mutter hätte ſchon dieſe Gabe gehabt. Auf ihrem Krankenlager hätten die Umſtehenden ihr behauptet, es gäbe einen Religionskrieg zur Vereinigung der verſchiedenen Religionsparteien. „Nein!“ antwortete die Kranke, „ich weiß es, es gibt keinen Religionskrieg; Gott will noch zur Zeit zulaſſen, daß es verſchiedene Religionen auf der Erde gebe, ſo wie verſchiedene Blumen in einem Thale wachſen.“ Dieß Alles und noch Mehreres dieſer Art redete ſie in einem ſalbungsvollen, prophetiſchen Tone. Der Präſident erzählt dieß Alles den Mitgliedern ſeiner Gerichtskammer.

Da nun der Rheinübergang der Alliirten im December 1813 geſchah und dieſelben den 29. März 1814 auf Paris marſchirten, worauf der Friede geſchloſſen wurde: ſo ergibt ſich, daß ſeit dem Richterſpruch, der im März 1813 ertheilt worden iſt, bis zum Friedensſchluß wirklich ein Jahr verſtrichen iſt, und man alſo die Prophezeihung kann gelten laſſen.

(Mitgetheilt von einem der Räthe, die für jenen Richterſpruch geſtimmt haben.)

Nachtrag zu der Geſchichte der magiſch-magnetiſchen Heilung einer zehnjährigen Stummheit *).

Vom fünf und zwanzigſten November 1838, an welchem Tage Catharine Schlienz von Zuffenhauſen, bei Ludwigsburg, nach ihrem letzten vierzehnſtündigen magnetiſchen Schlafe, mit dem Schlage Zwölf in der Mitternacht, von einer zehnjährigen Stummheit und namenloſen Krampfleiden vollkommen geneſen, erwacht war, bis zum ſiebenten Juni 1839, alſo ein volles halbes Jahr, befand ſich Catharine, welche ſich nach ihrer Wiederherſtellung zu ihren Eltern zurück nach Zuffenhauſen begeben hatte, vollkommen geſund. Ihre Sprache war völlig hergeſtellt, ſie redete ungehindert wie andere geſunde Menſchen, ihre Stimme war voll und klangreich, von Krämpfen zeigte ſich keine Spur mehr, ſie gedieh körperlich zuſehens, hatte guten Appetit und Schlaf, konnte arbeiten wie früher, kurz — ſie war völlig geſund.

Am Freitag, den ſiebenten Juni 1839 begab ſie ſich, in der Abſicht, Futter für ihr Vieh zu holen, auf den Weg zwiſchen Zuffenhauſen und Kornweſtheim, wo ſie, weil ihr Vater Wegknecht iſt, das Recht hat, das Gras in den Chauſſeegräben zu benützen. — Als ſie ihren ſchweren Futterbündel gepackt hatte, ſetzte ſie ſich neben denſelben an

---

*) Erzählt in „Werners Schutzgeiſtern“ — Cotta 1839 — S. 607 ff. und in den „Blättern aus Prevorſt“ IV. Bd. 3tes Heft. S. 30 ff.

der Straße, irgend einen etwa vom Felde heimkehrenden Dienſtfertigen abzuwarten, der ihr ihre Laſt aufhelfen könnte. — Zu ihrer Verwunderung mußte ſie ſo über eine halbe Stunde an der ſonſt ſo bevölkerten Straße ſitzen, ohne einen Menſchen vorüber gehen zu ſehen. Endlich ſah ſie in der Richtung von Stuttgart her in weiter Ferne auf der Straße einen Mann auf ſich zukommen, der etwas auf der Schulter zu tragen ſchien, und einen Stab in der Hand führte. Als er näher kam, bemerkte ſie an ihm ein weißes Kleid mit einem rothen Leibgürtel, etwas dunklere, wie hellaſchenfarbige Beinkleider und blonde, lange, bis auf die Schultern herabwallende Haare. Sein ganzes Aeuſſere war von der Art, daß ſie nicht den Muth hatte, ihn um den Dienſt anzuſprechen, deſſen ſie bedürftig war. Sie war daher entſchloſſen, ihn ſtille vorüber gehen zu laſſen. — Als aber der Mann auf einige Schritte ihr nahe gekommen war, wendete er ſich von ſeinem Wege ab, gerade zu ihr hin, und redete ſie unaufgefordert an. „Wie geht es dir, meine Freundin? Biſt du wieder geſund?“ — Es geht mir gut; ich bin geſund; aber woher wiſſen Sie, daß ich krank war? Ich kenne Sie ja gar nicht? — „Aber ich kenne dich, und weiß dein Schickſal. Ich bin ein armer Wanderer, der ſeinem Ziele entgegen pilgert. Was ich auf der Schulter trage, iſt ſchwer: aber mein Troſt (es war ein großes dickes Buch). — Du aber gehe ſogleich hin zu deiner Freundin Appenzeller und leſe mit ihr das Lied, das ich dir vorſagen werde.“ — Er recitirte nun das Lied:

„Es wankt ein Wanderer alt und müde ꝛc.“

Als der Wanderer dieſes Lied geſprochen hatte, ſchwieg er kurze Zeit, und ſagte dann freundlich zu Catharine: „Gehe nun hin! Thue, was ich dir geſagt habe! Morgen frühe um ſechs Uhr wirſt du deine Sprache wieder verlieren.“ Die ganze Erſcheinung hatte das arme Mädchen etwas angegriffen; die lezten Worte des Mannes aber erſchütterten ſie ſo heftig, daß ſie auf einige Augenblicke gar nichts mehr ſah, und das Bewußtſeyn verlor. Bald kam ſie jedoch wieder zu ſich. Die Erſcheinung war weg, und nun jammerte und weinte ſie über das, was ihr bevorſtand. — Noch eine halbe Stunde blieb ſie bei ihrem Grasbündel ſitzen, ohne daß ſie einen Menſchen geſehen, den ſie hätte anſprechen können, ihr aufzuhelfen. Endlich entſchloß ſie ſich, allein die Laſt ſich auf den Kopf zu heben, was ihr mit Mühe gelang. — Als ſie einige hundert Schritte auf der Straße ihrem Wohnort zugegangen war, ſah ſie mehrere Menſchen, fremde und einheimiſche, vor ſich hergehen. Da dieſelben nothwendig hatten an ihr vorübergehen müſſen, wunderte ſie ſich darob, und dachte für ſich: „es iſt, als ob meine Augen gehalten geweſen ſeyen ſeit einer Stunde, daß ich auf der volkreichen Straße außer dem Wanderer Niemand ſehen durfte.“ — Nachdem Catharine ihr Futter an ſeinen Ort gebracht hatte, eilte ſie zu ihrer Freundin, und erzählte ihr das Vorgefallene unter Thränen. Beide laſen das aufgegebene Lied, beteten noch mit einander, uud trennten ſich erſt in der Nacht. Catharine legte ſich unter Gebet nieder, ſchlief die ganze Nacht ruhig, und erwachte etwas vor ſechs Uhr: aber als ſie zu ſprechen verſuchte, war ſie es nicht im Stande. — Es läßt ſich denken, daß ihr Zuſtand in den erſten Tagen ein höchſt troſtloſer war; ihre zehnjährigen Leiden traten wieder vor ihre Seele, und mit wahrer Angſt dachte ſie an ihre Zukunft.

Bald wurde es im Orte bekannt, wie es dem „ſtummen Mädchen“ ergangen ſey, und nur zu Vielen war das Ereigniß ein willkommener Anlaß zum Spott über magnetiſche Heilungen. — Schon am 9. Juni erfuhr auch ich das für mich ſo höchſt Unerwartete, und am 10. eilte ich nach Zuffenhauſen, um perſönlich vom Stande der Dinge mich zu überzeugen.

Wirklich traf ich Catharine nicht nur ſtumm, ſondern mit völlig ſtarrer Kinnlade, ſo, daß ſie in den lezten drei Tagen gar nichts hatte genießen können. Mit einer Hand gen Himmel, von welchem ſie allein Hilfe hoffte, mit der andern weinend auf ihren Mund deutend, trat ſie mir entgegen, und erzählte mir vermittelſt einer Schiefertafel mit dem Griffel, was ich dem Leſer bereits mitgetheilt habe. — Sie war voll Angſt, Hungers ſterben zu müſſen. — Als ich alles vernommen hatte; ſuchte ich ihren Glauben und ihren Muth aufs Neue zu beleben, was mir auch wirklich ſo weit gelang, daß ſie im vollen Vertrauen auf die zwar dunklen, aber immer zum Heile führenden Wege des Herrn ruhig zu erwarten verſprach, wie er es mit ihr machen werde. — Da der Magnetismus in ihren früheren Leiden immer wohlthätig auf ſie eingewirkt hatte, wollte ich ſogleich eine Probe mit demſelben machen. Kaum hatte ich den erſten Strich über ihr Geſicht vollendet, ſo öffnete ſich ſchnell und knackend die Kinnlade, und alsbald rief ſie aus: „Gott ſey gelobt! Ich kann ſprechen." Ich gab noch ſechs Striche, worauf ſie ſagte: „Jezt iſts genug." Am nächſten Sonntag, den 16. Juni, werde ich wieder ſchlafen. In jenem Schlafe kann ich angeben, was mit mir geſchehen ſoll. Ein Lehrer von hier ſoll meine Worte aufſchreiben, und ſie mir nach dem Schlafe mittheilen. Heute ſchlafe ich nur eine halbe Stunde. Ich muß durch Blaſen auf die Augen geweckt werden. Das kann ich aber heute ſchon ſagen, daß ich durch Magnetiſiren wieder hergeſtellt werde."

Zu der von ihr feſtgeſezten Zeit erweckte ich ſie. Sie war hocherfreut über die Befreiung ihrer Kinnlade, ſo wie über das, was ſie im Schlafe ſo eben geſagt haben ſollte, und ich verließ ſie, obgleich ſie nach dem Erwachen wieder ſtumm war, viel heiterer, als ich ſie getroffen hatte.

Am 16. fiel Catharine wirklich in den von ihr vorausgeſagten Schlaf. Ein Lehrergehilfe des Orts nahm ihre Reden in demſelben auf, und Catharine theilte ſie mir dann nach S. ſchriftlich mit. Der Inhalt ihrer Ausſagen war folgender:

„Mein Führer, den ich jezt ſehe, ſagt mir: du ſollſt am 29. Juni dich zu W. nach S. begeben. Am 30. ſollſt du ein warmes Bad nehmen, und nach demſelben unmittelbar ſoll man dich ſo magnetiſiren, wie man es früher gethan hat.“

Auf dieſe Nachricht lud ich Catharine nochmals ſchriftlich ein, und ſie kam am 29. Als ſie am 30. das verordnete Bad genommen hatte, wurde ſie Vormittags zehn Uhr, der erhaltenen Weiſung gemäß, magnetiſirt. Gleich die erſten Striche riefen heftige Krämpfe hervor, auf welche, nachdem ſie eine ſtarke Viertelſtunde gedauert hatten, magnetiſcher Schlaf eintrat, in welchem ſie folgendes ſprach: Zuerſt ergoß ſie ſich in Lob- und Dankſagungen für Gottes weiſe und gnädige Führung, der ſie in dieſe neue Prüfung hinein, aber auch aus derſelben herausgeführt habe. Von ihrem Führer (es war wieder der frühere), ſagte ſie: „jezt ſteht er ganz nahe bei uns. Sehen Sie nicht auch die Engel, welche hier ſind?“ Auf die Frage: wie lange ſie heute ſchlafen werde? erwiederte ſie: „bis zwölf Uhr.“ Morgen und übermorgen ſoll ich, vor dem Magnetiſiren, das bis zum Freitag fortgeſezt werden muß, wieder baden.

An den gedachten beiden Tagen ſollten Sie mir gleich nach dem Erwachen ſechs Tropfen Naphtha auf Zucker geben; ſo ſchreibt es mein Führer vor. — Nach einer Pauſe: „ich habe in meinem zehnjährigen Leiden nicht ſo viel durchgemacht, als in den lezten drei Wochen.“ — Warum? — „Wegen der Schmach, welche man die ganze Zeit über auf mich gelegt hat.“ — Ich tröſtete ſie deßhalb, und ermahnte ſie zur Standhaftigkeit. Das erbärmliche Gerede der Leute, das ſie ja doch nicht hindern könne, ſolle ſie nur gar nicht achten, und auf Gott und den Heiland, ihren Helfer, trauen. Gegen eilf Uhr zeigten ſich neue Bruſtkrampfanfälle, welche wieder etwa acht Minuten mit großer Heftigkeit anhielten, aber dann der Handauflegung allmählich wichen. Als ſie durchgekämpft waren, verhielt ſich Catharine eine Zeitlang ſtille, dann erhob ſie ihren Arm, und ſprach ſehr ernſt und feierlich folgende Worte zu mir: „Sie werden ſich erinnern, daß ich bei meiner letzten Heilung einen ſo ſchweren Durchgang durch das Todtenreich machen mußte (dieſer ſteht mir auch heute noch bevor —), daß ich ohne die Hilfe meines treuen Führers den Angriffen der mich umgebenden böſen Geiſter ganz gewiß unterlegen wäre. Einer derſelben hatte es, ſo ſagt mir jetzt mein Führer, beſonders auf mich abgeſehen, und verfolgte mich auch nach meiner Geneſung überall hin. Wenn mich nun Gott nicht aufs Neue meiner Sprache beraubt hätte, ſo wäre das weit ſchrecklichere Uebel daraus entſtanden, daß dieſer Böſe wirklichen Beſitz von mir genommen hätte, und ich ſomit eine Beſeſſene geworden wäre. Auch hätte dann mein Magen gar nichts mehr ertragen können, und mein Zuſtand wäre nachher noch viel trauriger geworden, als derſelbe jemals geweſen. Gott ſey Lob und Dank für dieſe Wendung. Ich werde jetzt meine Sprache wieder behalten, und der Böſe iſt von mir zurückgetrieben. Von dem aber, was hätte geſchehen können, bitte ich Sie flehentlich, mir nach meinem Erwachen ja nichts zu ſagen, es wäre nicht gut!"

Dieſe Bitte wiederholte ſie mehrere Male ſehr dringend, bis ſie durch die Zuſage des ſtrengſten Stillſchweigens beruhigt war. — (Sie berührt ihren Hals —) „Hier iſt's wieder leicht; ſagte ſie, das Band iſt weg. Gott ſey Lob und Dank! — Wenn es Zwölf ſchlägt, machen Sie einige Gegenſtriche: dann wird mir das Erwachen erleichtert, da ich zuvor einen ſchweren Durchgang zu machen habe, der mich ſehr abmatten wird. Um halb Zwölf trat dieſer, ganz den früheren ähnlich, ein, und dauerte über eine halbe Stunde, während welcher ſie den Jammer des

Zuſtandes der Unſeligen nicht traurig genug ſchildern konnte, und die dringendſten Ermahnungen zum Ernſt in der Beſſerung und Selbſtverläugnung daran knüpfte.

Mit dem Schlage Zwölf machte ich einige Gegenſtriche, worauf ſie nach einem heftigen Schrecken, ihrer Sprache wieder mächtig, erwachte. Der erſte Gebrauch, den ſie von der neugeſchenkten Gabe machte, war Lob Gottes. Ziemlich ermattet legte ſie ſich auf ihr Bette und ruhte, worauf ſie mit Appetit zu Mittag ſpeiſte.

Vom 1. bis 4. Juli ward Catharine der Anweiſung ihres Führers gemäß je Vormittags zehn Uhr magnetiſirt. Sie erhielt jedesmal fünfzehn Striche auf ihr eigenes Verlangen. Immer trat gleich mit dem erſten Striche Schlaf ein, worauf ſie meiſtens ſtille und krampflos bis zwölf Uhr lag, wo ſie durch einen Gegenſtrich erweckt zu werden verlangte. Den übrigen Tag über war ſie immer geſund, und hatte ununterbrochen die Fähigkeit, zu ſprechen, wie jeder andere geſunde Menſch. Am 5. Juli endlich trat, nachdem Catharine etwa eine Stunde ruhig gelegen hatte, vor eilf Uhr der letzte, aber auch der ſchrecklichſte Kampf ein, den ſie jemals gekämpft hatte. Es war ihr nämlich beſtimmt, noch einmal durch die Stufen der Unſeligen zu denen der Seligen hindurch zu gehen, und zwar ſo, daß ſie am längſten in den erſteren verweilen ſollte, dieſe aber nur raſch und flüchtig ſehen durfte. Einer ihrer bisherigen Führer begleitete ſie. Ohne dieſen, verſicherte Catharine, würde ſie weder einen Weg gefunden, noch auch den drohenden Angriffen der böſen Geiſter haben widerſtehen können, die jetzt, ſchien es, die Gelegenheit noch einmal zu ergreifen ſuchten, ſich der Kranken zu bemächtigen. An einem Orte, wo gar keine Hülfe mehr zu hoffen ſey, wo man nichts höre, als gegenſeitige Anklagen, Selbſtvorwürfe und Weh und Ach — hier nur zuzuſehen, ſey ſchrecklich genug; ſie aber werde von den verderbten Weſen unter allerlei Geſtalten verfolgt, — ſie ſperren den Rachen gegen ſie auf, ſtrecken ihr ihre dürren Arme entgegen, wollen ſich an ſie dringen u. ſ. w. Einer namentlich, eben derjenige, welcher ihr indeſſen keine Ruhe gelaſſen, und der auch ſie zu beſitzen gedroht habe, meine, es könne nicht anders ſeyn, er müſſe ihr etwas anhaben können. Selbſt in den höheren Graden der Unſeligen, in welchen noch Rettung möglich ſey und wo ſie ſo viele Bekannte ſehe, lauren noch an jedem Ort böſe Geiſter, ſie zu überfallen. Dieſen ſchrecklichen inneren Zuſtand äußerte ſie auch durch Zeichen der höchſten Angſt, die ſich in plötzlichem Zuſammenfahren, im angeſtrengteſten Ringen, das ihren ganzen Körper in fürchterlichen Convulſionen erſchütterte, in ſchwerem und tiefem Athem, in bangen Seufzern und lange anhaltendem Stöhnen an den Tag legten. Sie war, wie ſie ſelbſt ſagte und wie auch der Anblick zeigte, einer Sterbenden gleich: denn kampf- und angſtvoller kann wohl eine ſchwere Sterbeſtunde nicht ſeyn. Mitunter hörte man Liederverſe, Gebete, Ermahnungen zur Buße und zum Gebete, in welchen ſie auf den traurigen Zuſtand derjenigen hinwies, welche die genannten Pflichten in ihrem Leben verſäumt hatten. Eine halbe Viertelſtunde vor zwölf trat der mehrmals wiederholte ſchreckliche Kampf zum letzten Mal ein. Sie wurde hierauf ruhiger, verordnete ſich noch eine Aderläſſe am Fuß und beſtimmte ihre Heimreiſe auf den 10. Juli. Auf die mehrfach wiederholte Frage: ob ſie von ſolchen Anfällen künftig gänzlich verſchont bleiben werde, gab ſie keine oder ausweichende Antworten. Mit dem Schlage zwölf Uhr erwachte ſie freiwillig, worauf ihr, ihrem Wunſche gemäß, etwas Waſſer zur Labung und einige Tropfen naphtha aceti (nach einer früheren Selbſtverordnung) gereicht wurden. Obgleich etwas ermattet, aß ſie doch mit Luſt zu Mittag, und befand ſich von nun an ganz wohl.

Am 10. Juli reiste ſie zu ihren Eltern zurück. Ich entließ ſie mit der vollen Ueberzeugung, daß ſie von nun

an als gänzlich geheilt anzuſehen ſey. Allein ich täuſ
mich in dieſer Hoffnung; noch einmal ſollte eine h
Prüfung über K. kommen. — Am 5. Oktober, alſo ger
ein Vierteljahr nach ihrer zweiten Wiederherſtellung, w
rend welcher Zeit ſie vollkommen geſund geweſen w
ſchrieb mir Katharine: „ſie habe in der Nacht vom
auf den 30. September einen Traum gehabt, worin
die Geſtalt deſſelben Mannes, der ihr im Juni auf d
Wege erſchienen ſey, wieder geſehen habe. Er ſey vor
hingetreten, habe ſie an der Hand ergriffen und mit W
desſchnelligkeit fortgeführt. Plötzlich habe ſie ſich mit
rem Begleiter auf einer ſchönen, weiten, grünen Eb
befunden, welche mit Roſen begrenzt geweſen ſey. H
ſeyen ſie ſtille geſtanden, und ihr Begleiter habe freundl
die Worte zu ihr geſprochen: „Schon einmal habe ich dir d
Verluſt deiner Sprache angekündigt; ich bin berufen, es abe
mals zu thun. Am 24. Oktober wirſt du nicht meh
reden können. Schon früher wäre dir das mitgethe
worden; aber es iſt dir verborgen worden, weil du di
im Jammer darüber verzehrt hätteſt.“ (Hier war die Er
klärung des Stillſchweigens der K. auf die frühere Frage
ob der Anfall ſich ſpäter wiederholen werde.) Auf dieſ
Anrede ihres Begleiters habe ſie zu klagen und zu weine
angefangen, worauf er jedoch geſagt habe: „Traure nich
weine nicht; am 28. Oktober ſchon wirſt du, wenn di
dein früherer Arzt die Hände mit Gebet und Glaube
auf den Magen und den Hals legt, deine Sprache wiede
erhalten. Gehe alſo nach S. Es iſt gut, wenn du ſcho
am 20. gehſt. Die Urſache, warum du noch einmal ſtumm
werden mußteſt, wirſt du in S. erfahren.“ — Nach dieſe
Rede ſey K., mit Schweiß bedeckt und am ganzen Leib
ſtarr, erwacht.

Am 20. Oktober kam K. hieher. Ihr Ausſehen war
gut, ihre Sprache völlig ungehindert. Bis zum 23. Nachmittags zeigte ſich keine Veränderung. Hier fieng ſie an,

ziemlich ſchweigſam und völlig zurückgezogen zu ſeyn. Man ſah ihr an, daß ſie ängſtlich des folgenden Donnerſtags wartete. Noch ſchlief ſie die Nacht durch ruhig, aber beim Erwachen war wirklich die Sprache vollkommen verloren, nicht einmal die Fähigkeit, einen Ton hervorzubringen, war übrig geblieben. Ohne alle Krämpfe, welche früher mit dem Eintreten der Sprachloſigkeit ſtets vergeſellſchaftet waren, brachte ſie ſtille traurend den Donnerſtag und Freitag bis Abends halb ſechs Uhr hin. Um dieſe Zeit fiel ſie plötzlich freiwillig in magnetiſchen Schlaf, mit welchem zugleich heftige Bruſtkrämpfe und Erſtarrungen der Extremitäten eintraten, welche Erſcheinungen durch meine Handauflegung bald beſchwichtigt wurden. — Sobald Ruhe eingetreten war, ſagte ſie: „Mein Führer iſt wieder an meiner Seite; er hat mich weit hingeführt in einen glückſeligen Aufenthalt, wo nur fromme Seelen ſind, die im Glauben an den Herrn hier gewandelt haben und hinüber gegangen ſind. Bei ihnen darf ich nun die meiſte Zeit meines jetzigen Schlafes bleiben. Nur einmal muß ich den Kampf des Durchgangs durch das Land der Unſeligen durchſtreiten. Er wird mir ſchwer werden; aber mein Führer und Ihre Hand erleichtern mir ihn. Ich werde, und das muß ſo ſeyn, ſagt mein Führer, nun fortſchlafen bis nächſten Sonntag Mittags zwölf Uhr, ohne etwas zu genießen. Mit dem Schlage Zwölf erwache ich durch Auflegung Ihrer Hand auf meine Stirne. — Nach dem Erwachen am Sonntag werde ich wieder ſtumm ſeyn bis Montags den 28. An dieſem Tage legen Sie, das bitte ich Sie, Ihre beiden Hände mir auf den Magen und den Hals: dann werde ich ſogleich, und dießmal gewiß für immer geſund und meiner Sprache mächtig, erwachen.“ — Nach kurzer Pauſe fügte ſie noch bei: „Die Urſache, warum ich abermals in dieſen traurigen Zuſtand zurückfallen mußte, hat mein Führer mir ſo eben auch mit dem Auftrage entdeckt, Ihnen dieſelbe ſogleich mitzutheilen. Er ſagte mir: Wäreſt du in Z. geblieben, ſo wäreſt du am morgenden Sonntag nach K. gegangen, um dort die Kirche zu beſuchen. Unterwegs in dem kleinen Walde wäre dir ein Unglück begegnet; du hätteſt durch einen Hund einen Biß in dein rechtes Bein erhalten, wodurch dieſes auf lange bösartig krank geworden wäre. Danke daher dem Herrn für deine vorübergehenden Leiden, die der Grund deines Glücks in vieler Beziehung ſind, und frage nicht weiter. In der Geſchichte deiner zehnjährigen Leiden und in der Art deiner Heilung liegt ſchon für den Menſchen Unverſtändliches genug. Frage nicht, und füge dich in des Herrn Wege. Von nun an, das darfſt du verſichert ſeyn, leidet deine Geſundheit keinen Anſtoß mehr. Einen ähnlichen Anfall wirſt du nicht mehr haben. Du behältſt deine Sprachfähigkeit."

Den Samſtag brachte K. ziemlich ruhig zu bis Nachmittags zwei Uhr, wo ihr Durchgang durch das Mittelreich angetreten werden mußte. Neben den gewöhnlichen Krämpfen zeigten ſich dabei wieder ähnliche Erſcheinungen, wie ſie bei der gleichen Veranlaſſung früher Statt gefunden hatten und in den „Schutzgeiſtern" und in den „Blättern aus Prevorſt" näher beſchrieben worden ſind. — Handauflegung war dabei ſehr nöthig. Der Kampf dauerte bis drei Uhr. Nachher klagte K. viel über große Müdigkeit und Kopfweh, welches auch immer der Auflegung meiner Hand wich. Zwiſchen hinein betete ſie viel, recitirte geiſtliche Lieder und gab den ſie Beſuchenden ernſte Ermahnungen zur Buße und Bekehrung.

Am Sonntag Mittag, dreiviertel auf Zwölf, ward K. unruhig. Der ſchwarze Geiſt, der ſie bisher ſo heftig verfolgt hatte, bot jetzt Allem noch auf, ihrer Meiſter zu werden. Es war noch eine ſchwere Viertelſtunde der Angſt, die ſie jedoch durch anhaltendes Gebet zum Herrn ſich erleichterte. — Mit dem Schlage Zwölf brachen die furchtbarſten allgemeinen Krämpfe aus. Ich legte ihr die Hand auf die Stirne, und nach einer Minute ſchlug K. die Augen auf und ſchaute verwundert um ſich her. — Als ſie die ſie umgebenden Perſonen in feſtlichen Kleidern erblickte, deutete ſie verwundert und fragend darauf hin und wollte es Anfangs nicht glauben, daß der Sonntag bereits da ſey. — Die Sprache jedoch war mit dem Erwachen wieder weg. — Sonntag Nachmittags und Abends befand ſich K. wohl, legte ſich bald zu Bette und ſchlief die ganze Nacht ſehr tief und ruhig. — Am Montag frühe, den 28., begab ich mich um halb acht Uhr, als K. ſo eben erwacht war, an ihr Lager. Noch war ſie ſtumm. — Der im Schlafe gegebenen Anweiſung ihres Schutzgeiſtes gemäß, legte ich nun in vollem Glauben an die höhere Hülfe, welche, als beſtimmt verheißen, nicht ausbleiben könne, und unter ſtillem Anrufen des Herrn meine rechte Hand auf die Herzgrube, die linke auf den Hals. Kaum war dieß geſchehen, ſo zuckte der ganze Körper in Pauſen von ſieben bis acht Sekunden heftig fünfmal nach einander zuſammen, während im Halſe eine unter meiner Hand deutlich fühlbare Bewegung ununterbrochen fortgieng. Plötzlich fuhr K. auf, ſetzte ſich aufrecht, ſtieß einen tiefen Seufzer aus und rief laut aus: „Gottlob, ich rede! Er ſegne Ihre Hände! wunderbare Kräfte hat er in ſie gelegt.“ — Die ganze Handlung hatte nicht zwei Minuten gedauert.

Von nun an bis auf dieſe Stunde redet K. ungehindert, und genießt ihrer früheren vollen Geſundheit wieder.

Es iſt etwas Wahres in den Worten, welche K. im Augenblicke ihrer Wiedergeneſung ausgeſprochen hat: „der Herr hat wunderbare Kräfte in Ihre Hände gelegt“; denn es iſt ſichtbar, daß durch den ganzen langen Krankheitsgang der Lebensmagnetismus als entſchiedenes Heilmittel ſich ankündigte, und daß, wenn ſeine wunderbare Kraft zu rechter Zeit in Anwendung gekommen wäre, der Unglücklichen unſäglich viel Jammer erſpart worden wäre.

Aber eben ſo klar geht aus der Krankheitsgeſchichte hervor, daß ſpäter, nachdem die Krankheit bereits das Gebiet der gewöhnlichen magnetiſchen Behandlung überſchritten hatte, dieſe nicht mehr hinreichend zur Heilung war, daß dieſe nur von höherer Intervention zu hoffen ſtand, und der Lebensmagnetismus bloß als ſuccurrirendes Werkzeug von höheren Mächten benutzt wurde. — Es ſtellt ſich mit einem Worte dieſe Heilungsgeſchichte als eine magiſch-magnetiſche dar, und gehört ſomit zu den vielen außerordentlichen, gewiß zu großen Zwecken in unſere Zeit hineingeworfenen Thatſachen, welche ihrer Dignität nach zwar weder neben die Offenbarung geſtellt, noch auch als dieſe complirend oder interpretirend angeſehen werden dürfen: aber — auch noch abgeſehen von den anderen höheren Zwecken, die der Herr durch ſie erreichen will, und welche zu kennen wir uns nicht vermeſſen wollen — wenigſtens als Steine des Anſtoßes dem gottesvergeſſenden Theile unſerer Zeitgenoſſen, die ſein Wort nicht mehr hören, ſondern den Intereſſen der Zeit knechtiſch verfallen ſind, in den Weg gelegt ſind, um, da die Predigt des Worts ihnen nichts mehr gibt, ſie durch ſchlagende und erſchütternde Thatſachen zu ihm zurückzuführen, und, ſo es möglich ſeyn ſollte, für das Reich des Herrn zu gewinnen.

W.

Zur Kritik.

Die Frage über die Wahrheit der Erzählung im zweiten Heft des „Magikons", S. 191–197, hat ſich aufgeklärt. Man wird daſelbſt das Bedenken finden, ob es nicht eine poetiſche Novelle ſey, und, wenn es Dichtung wäre, ſo habe ſie dennoch zu einer nützlichen Betrachtung Anlaß gegeben.

Der Einſender hat kürzlich den genannten Verfaſſer, Hrn. N. v. Melgunoff aus Moskau, perſönlich kennen gelernt. Er hat nicht unterlaſſen, ihn über die Richtigkeit der Angabe zu befragen, und Folgendes von ihm vernommen. Der Bericht iſt eine von mehreren durch Hrn. v. M. vor längerer Zeit verfaßten ruſſiſchen Novelle; eine befreundete Hand hat ihn überſetzt, und ſo wurde er an die Redaction der „Europa" geſandt. Er iſt aber keine bloße Erfindung, ſondern aus zwei wahrhaften Begebenheiten mit einer weitern Zuthat zuſammengeſetzt; nur dieſe Einkleidung gehört dem Verfaſſer an.

Nämlich: „die Erzählung des Doctors iſt," wie dort geſagt, „keine Erfindung." Ferner: der Traum der Gräfin von dem weißgekleideten Greis und ſeiner Prophezeiung iſt keine Erfindung. Beides hat ſich zugetragen.

Aber: der Doctor war nicht der Arzt der Gräfin und hatte die Unterredung nicht mit ihr gehabt.

Und: die Gräfin hat weder einen Gatten noch ſonſt Jemand erwartet oder erſehnt, ſondern am 31. Auguſt um

Mitternacht, wo ſie in den Todesſchlaf zu ſinken ſchien, trat plötzlich eine Kriſis ein, durch die ſie genas.

Außerdem und außer der Verſchmelzung zweier von einander unabhängigen Viſionen ſteht im Ganzen Alles richtig. Der Doctor hat ſeinerſeits und ſeiner Zeit die Krallenhand geſpürt, und, wie der Verfaſſer der Erzählung vermuthet, hiedurch die Prophezeihung der Cholera empfangen, die Gräfin ihrerſeits geſehen, gehört und ſich zum Tode bereitet.

Dem Hrn. v. M. würde nur dann ein Vorwurf gebühren, wenn er im Sinne des „Magikons“ oder der „Blätter aus Prevorſt“ ſich auf den wiſſenſchaftlichen Standpunkt geſtellt hätte. Er hat aber, wie ſo viele Dichter, wahre Stoffe zu einer anziehenden Phantaſie verarbeiten wollen; er hat es gemacht wie Göthe mit ſeinem Werther und wie derſelbe mit dem Geſpenſt der Hippolyte Clairon in ſeinen Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten, das denn ſo lange vor dem Publikum poetiſch gemißhandelt blieb, bis der authentiſche Bericht der Clairon zum Druck gelangte (ſ. dieſen überſetzt in v. Meyers „Blättern f. d. Wahrh.“, IX, 355). Hiemit ſoll die gute Dichtkunſt keineswegs geſcholten werden; nur wünſchten wir, daß ſie uns nicht die reine Wahrheit wunderbarer Begebenheiten durch ihre ſchöne Lüge verkümmerte. Sie mag zweifelhafte Sagen zu ihren Malereien gebrauchen, aber ſie verderbe nicht die Geſchichte, die der Wiſſenſchaft nützen kann. Hierüber iſt ſchon ein Mehreres geſagt in dem Aufſatz: „Fragen und Bitten an die Erzähler wunderbarer Begebenheiten“, in der ſechsten Sammlung der „Blätter aus Prevorſt“, S. 33 ff., und ebendaſelbſt bei Gelegenheit der Jungfrau von Orleans, S. 52. Das Verlangen nach Wahrheit in dieſem Fach iſt nicht unpoetiſch; was aber ſehr unpoetiſch iſt, das iſt das Element des Unglaubens, das nur allzu oft hinter der Tändelei mit wichtigen Stoffen verſteckt liegt und eine Art von Ironie daran ausübt, ohne doch das Bewußtſeyn ihrer Möglichkeit bei dem Dichter zernichten zu können.

Wir danken übrigens dem Hrn. v. M., uns in Stand geſetzt zu haben, dieſe Löſung der Ungewißheit und ſeine ganz unſchuldige Meinung bei der Bearbeitung jener Träume oder Geſichte den Leſern des Magikons zur Steuer der Wahrheit im einzelnen Fall, ſo wie zum Beweis unſerer hiſtoriſchen Gewiſſenhaftigkeit im Allgemeinen, hiedurch mittheilen zu können.

— y —

Ein Wort Hiobs.

„Verderben und Tod ſprechen: Mit unſern Ohren haben wir gehöret ihr Gerücht."

Hiob hatte (im achtundzwanzigſten Kapitel) geſagt, nirgend ſey die Weisheit zu finden, weder auf noch unter der Erde, noch in Luft und Meer, und ſetzt hinzu, Gott allein ſey ihre Quelle und ihr Inhaber; dazwiſchen aber kommen jene dunkeln, ſehr nachdenklichen Worte (V. 22) vor. Einige erklären ſie nicht ganz übel: wir haben nur von unſern, ſchon in den Gräbern liegenden Vorfahren eine Sage von ihr vernommen. Indeſſen iſt dieſer Sinn doch ſehr uneigentlich und nicht befriedigend. Andere ſagen: **Maveth** (Tod) mit **Abaddon** (Verderben, Verweſung, Verdammniß, Verlorenheit) verbunden, bezeichne die verborgenſten Orte, die tiefſten Abgründe der Erde; dieſe müßten gleichfalls bekennen, daß bei ihnen die Weisheit nicht wohne; wer dahin bringen könnte, würde nur wie von fern eine ungewiſſe Kunde oder ein leiſes Flüſtern von ihr vernehmen; ſie ſey das Entlegenſte in der Welt. Dieſe Anſicht iſt vollends äußerlich, bloß bildlich-poetiſcher Natur. Ihr Gutes ſoll in ſo weit nicht verkannt werden.

Es iſt hingegen merkwürdig, daß eines Theils der Sinnenregion das Daſeyn der Weisheit ſchlechthin abgeſprochen, und ſodann nur Gott, welcher den Weg zu ihr wiſſe, mithin ſeiner Erkenntniß wie ſeiner Furcht zugeſchrieben wird. In der Mitte liegt etwas mehr als dort, aber weit weniger als hier, ein bloßer Ton, eine halbe

Nachricht, gleichſam ein Hörenſagen (schema), jedoch die Verſicherung: „mit unſern Ohren haben wir von ihr gehört.“ — Die dem Sinnenſtand Entrückten ſind allerdings der Weisheit um einen Schritt näher, als die hier Lebenden, ſogar die Unſeligen ſind es; ſie haben die Ueberzeugung, welche viele Lebende nicht haben, nämlich daß eine göttliche Weisheit und welcher Art ſie ſey, d. h. einer übervernünftigen Art; ſie hören auch von Zeit zu Zeit etwas Näheres davon, weither aus den himmliſchen Höhen, doch ohne einen anſchaulichen Begriff, ohne ſie ſelbſt zu erlangen; wie denn der perſönliche Abaddon viel weiß, viel hört und dennoch thöricht bleibt, weil ihm die „Furcht des Herrn“ und das „Meiden des Böſen“, da er ſelbſt der Böſe, höchſt fremd iſt. So verhält ſich's denn auch mit der Wiſſenſchaft, welche er einzelnen Menſchen verleiht; ſeine Zauberer wiſſen mehr, als die ſinnlich Dahinlebenden oder als die Rationaliſten; aber die göttliche Weisheit, an die ſie nach ſicherer Kunde davon glauben und vor ihr zittern, iſt ihrem betäubten Ohr, ihrem verkehrten Gemüth, nur wie entfernter, ſie erſchreckender Laut.

Ueberhaupt wird hier eine Mittelſtufe der Dinge angedeutet, die weder das irdiſche noch das göttliche Leben, die der Uebergang von jenem zu dieſem iſt, und in der Zerſtörung der alten, äußerlichen Weſenheit beſteht. Was in den Tod eingeht, das wird los von den Banden der ſinnlichen, der ſchweren, materiellen Natur und gewinnt ein Ohr, eine Empfänglichkeit, für den Schall der wahren Weisheit, und ſo eine Gewißheit von ihr, aber noch nicht ihren Beſitz. Strebt es aufwärts, ſo iſt ſie ihm ein liebliches, immer vernehmlicheres, „ſanftes Sauſen“ oder „die Stimme eines zarten Flüſterns“, wie dem Elias, außerdem wie ein dröhnendes Erdbeben, wie Sturm und Wetter (1 Kön. 19, 11. 12). Man ſehe das Waizenkorn an, von dem der Herr ſagt, daß es erſterben müſſe, um viel Frucht zu bringen (Joh. 12, 24), und was der

Apoſtel ſagt: „Ob auch unſer äußerer Menſch verweſet, ſo wird doch der innere von Tag zu Tag erneuert“ (2 Kor. 4, 16), deßgleichen von der Auferſtehung (1 Kor. 15). Das materielle Verderben, worauf der Tod folgt, die Fäulniß, iſt der Anfang eines andern Lebens.

Wie iſt ihm denn nun weiter? Wenn wir vom Reich des Todes hören, von Sterbenden und Verſtorbenen, vom Hades und von armen Seelen, die ſich als ſolche in einem gewiſſen Grade der Verdammniß befinden (der Tod ſelbſt heißt eine Verdammniß), ſo iſt das auch ſchon eine Kunde, eine Botſchaft aus der Welt, wo ein Gerücht von der Weisheit gehört wird, welches ſo zu uns herüberhallt. In letzterem Sinne will die Stelle ſagen: „Im Gebiete der Verweſung und des Todes hört man etwas und das erſte Zuverläſſige von ihr;“ was wir da hören (und man hört hier auch mit eigenen Ohren bekanntlich mehr und früher, als man ſieht), iſt nach einer öftern Redefigur auf das Object übertragen („es hört“, d. i. man hört bei ihm). Spotte man nicht darüber, daß auf dieſe Art Hiob ſagen ſollte, die Geſpenſtergeſchichten ſeyen mehr werth, als die äußere phyſiſche Welt ſammt ihren Schätzen, wie er ſie vorher glänzend aufzählt. Er ſchilt ſeinen Freund Eliphas nicht abergläubiſch, als dieſer (Kap. 4, 12 ff.) von Nachtgeſichten und von einem heimlichen Worte ſpricht, welches ein Geiſt ihm zugeraunt habe. Die greifliche Natur der Stoffe mag wohl der Schulwiſſenſchaft (dem achtungswerthen Elementarſtudium) und ihr Beſitz der Philoſobie des Genuſſes angehören; aber die Weisheit im Verborgenen, die ächte, reine Myſtik, iſt beſſer denn ſie, und die geht in gar manchem Betracht durch Kreuz, Noth und Tod, dnrch Zernichtung, Abſterben und allerlei Finſterniſſe, wo das Ohr ſich öffnet und das Auge ſich erſchließt, und der Menſch zuletzt göttlich weiſe wird.

Die Moral des Kapitels iſt alſo: Wer die Weisheit erlangen will, halte ſich nicht an das Sichtbare, ſeine Künſte und Herrlichkeiten; in der Zwiſchenwelt vernimmt man wohl einen ſchwachen Laut von ihr, wie denn die Natur durch den Tod muß, um zum Lichte vorzudringen; man wende ſich aber an Gott, Er gibt den rechten Verſtand.

— y —

Urtheil der römiſchen Kirche über den Magnetismus.

Das Journal historique von Lüttich veröffentlicht einen Ausſpruch des römiſchen Stuhls über den Gebrauch des Magnetismus. Die Anfrage lautete:

„Allerheiligſter Vater, N. N. bittet, ſowohl zur Unterweiſung und Richtſchnur für ſein Gewiſſen, wie für die Seelſorge, daß Ew. Heiligkeit ihn zu belehren geruhen, ob es erlaubt iſt, daß Beichtkinder an magnetiſchen Operationen Theil nehmen.“

Geantwortet wurde:

„Am 23. Juni 1840 iſt dieſe Anfrage in der allgemeinen Verſammlung der Inquiſition, gehalten im Kloſter der heiligen Maria an der Minerva, in Gegenwart ihrer Excellenzen der Kardinäle ꝛc. vorgelegt, und dieſe haben geſagt: Er befrage die approbirten Autoren, ohne aus den Augen zu verlieren, daß alle Irrlehre, Zauberei, ausdrückliche oder gemeinte Anrufung des Satans verworfen, die einfache Handlung ſonſt erlaubter phyſiſcher Mittel moraliſch nicht verboten iſt, vorausgeſetzt, daß ſie nicht zu einem unerlaubten, oder ſchlechten Zwecke, von welcher Art dieſer auch ſey, benutzt werden. Was die Anwendung bloß phyſiſcher Grundſätze und Mittel auf wahrhaft übernatürliche Dinge und Wirkungen betrifft, ſo iſt dieß nichts Anderes, als ein durchaus verbotener ketzeriſcher Trug.“

(Frankf. OPA. Zeitg. v. 18. Auguſt 1840. Nro. 228.)

welcher Confeſſion ſie
Damit können alle Magnetiſten, welcher Confeſſion ſie
ſeyen, wohl zufrieden ſeyn, ſofern ſie chriſtlich geſinnt
Was unter den „approbirten Autoren“ zu verſtehen,
var etwas dunkel; indeſſen iſt die Auslegung um ſo
r, es ſind die bewährten Schriftſteller, die keinen Anlaß
inem Verbot gegeben haben, und bei denen man ſich
Beſſern von der Sache erſehen kann. Irrlehre —
entlich in **weſentlichen** Stücken des Glaubens —
Zauberei, Teufelsdienſt, unerlaubte Zwecke, ſind Dinge,
denen im magiſchen Gebiet mit Recht gewarnt wird,
aber bis jezt im Magnetismus wenigſtens nicht öffent-
ſind kund geworden. Er war vornämlich ein phyſiſches
ittel, und in ſeiner geiſtigen Ausbildung oft höchſt reli-
ſer Art. Daß man phyſiſche Grundſätze oder Erfah-
ngen auf übernatürliche Wirkungen zu ihrer Erklärung
gewendet hat, iſt allerdings geſchehen; dieſe Art von Irr-
hre (Naturalismus) hält aber nie Stand, und widerlegt
h durch richtiges Auseinanderhalten der Kategorien, unbe-
hadet ihrer harmoniſchen Vergleichung. Die göttlichen
Bunder der heiligen Schrift ſind die oberſte Potenz der
ns bekannt gewordenen übernatürlichen Kräfte; eine gute
Stufe tiefer ſtehen insgemein die mikrokosmiſchen Wirkun-
gen des Magnetismus, und jene erſtern vollends zu dem
Vermögen der grobmateriellen Natur herabziehen zu wollen,
o wohlthätig letzteres ſich auch erweiſen mag, iſt ſogar
eine Verſündigung an der geſunden Vernunft, wohin denn
alle natürliche Erklärungen der Wunder gehören. Man
vgl. den Aufſatz: Dreierlei Wunder, in v. Meyers (prof.) Heſ-
periden 1. Samml. S. 135.

Neue Schriften.

1) Das im erſten Heft des „Magikons“ S. 127.
ngezeigte und empfohlene Buch: **Er bei uns** ꝛc. hat eine
ortſetzung erhalten (zweite, vorletzte Lieferung, Tübingen, zu
uttenberg 1839). Dem Herausgeber, Hrn. L. **Hofacker**,
ebührt auch für dieſe Mittheilung Dank, indem ſie aber-
als troſt- und lehrreich iſt, feſtes Vertrauen auf den
errn, Treue, Muth, Glauben, Hoffnung und Liebe auf
ne nicht gemeine Weiſe anräth, und über die Kraft des
ebets und der Fürbitte die beruhigendſten Verſicherungen
ibt. Wir wünſchen die baldige Veröffentlichung des Schluſ-
s von dieſem, gewiſſermaßen einzigen Manuſcript. — Es
ird erlaubt ſeyn, hier eine beiläufig vorkommende Erzäh-
ung (S. 281.) auszuziehen.

Ein gewiſſer Mann ſitzt einſam und nachdenkend in
inem Studierzimmer. Auf einmal fällt vom oberſten
ache ſeines Bücherſchranks ein Buch herab, ſo daß es mit
n aufgeſchlagenen Seiten auf dem Boden aufliegt. Er-
aunt, da er keinen vorhergehenden Stoß von außen be-
erkt hatte, hebt er das Buch auf, wie es aufgeſchlagen
t, und findet ein Gebet für Sterbende in der Todesnoth.
r fühlt ſich gedrungen, es zu leſen, und betet es mit In-
unſt durch. Acht Tage darauf erhält er einen Brief, der
m den unvermutheten Tod ſeines Bruders anzeigt; es
gab ſich aus demſelben, daß der Hingegangene in der
ämlichen Zeit mit dem Tode rang, als der Bruder hier

Sterbegebet ſprach. — Der Mann, dem dieſes ge-
ab, war ein Katholik, nämlich ein Mitglied der römiſch-
iſtlichen Kirche (denn katholiſch, d. i. zur allgemeinen
rche gehörig, im Gegenſatz der Sectirer, ſind eigentlich
e Chriſten, die am apoſtoliſchen Symbolum feſthalten,
s z. B. die Rationaliſten ſowohl in der römiſchen als
der proteſtantiſchen Kirche nicht thun). Zum Beweis
er, daß die Nähe des geiſtigen Reichs — die wir mit
ter dem Namen der „Gemeinſchaft der Heiligen“ beken-
n — an keinem Unterſchied der irdiſchen Kirchenformen
ingt, mag folgendes Ereigniß dienen. Ein längſt inner-
h bedrängter Mann, ein Lutheraner, ſeufzte zu Gott auf,
dem er eben aus ſeinem Zimmer Morgens auf ſein Amt
ehen wollte; er blieb jedoch ſtehen, weil ihm einfiel, daß
r heute noch nicht die bibliſche Loſung der Brüdergemeine
achgeſehen habe, von welch' letzterer er zwar nicht Mitglied
, ſich aber jährlich die bekannten „täglichen Loſungen und
ehrtexte“ derſelben (zu Gnadau gedruckt und allerwärts zu
aben) als ein Mittel der Andacht zulegt. Halblaut ſagte
r in ſeiner Bekümmerniß bei ſich ſelber: *Was ſprich,*
er Herr (heute) zu mir? Als er den Tag aufſchlugt
ieß die Loſung: „*Ich ſprach zu dir,* da du in deinem
Blute lagſt: Du ſollſt leben!“ (Ezech. 16, 6.) und der Lehr-
text war: „Da wurden ihre Augen geöffnet, und erkannten
ihn“ (Luc. 24, 30. 31.). Das war nun eben ſo demüthi-
gend als erhebend für den Betrübten; aber nichts konnte
die Nähe ſeines himmliſchen Führers und Erbarmers beſ-
ſer beurkunden. Dergleichen war ihm ſchon mehr begegnet.
Verzage doch kein Glaubiger, wir ſind immer bewacht und
bedacht; eben dieſes iſt eine Hauptlehre des oben angezeig-
ten Buches.

2) **„Das Reich der Geiſter,“** nach den Anſichten, Beobachtungen und Erfahrungen aller Zeiten und Völker. Zur Annäherung der Menſchheit an die Geiſterwelt. Bearbeitet und herausgegeben vom Grafen * * *.“ Drei Theile, Leipzig bei Kollmann 1839 u. 1840.

Eine Anzeige des erſten Theiles dieſer Schrift gaben wir ſchon im vorigen Hefte. — Inzwiſchen erſchienen noch zwei Theile.

Der Verfaſſer will, wie auch der Titel zu ſagen ſcheint, die verſinnlichte Menſchheit der unſichtbaren Welt und der Ewigkeit befreunden, und zu dem Ende den ſo wichtigen Glauben an dieſelben durch Betrachtungen und Beiſpiele wecken. Jene ſind aus dem in der Vorrede angegebenen Grunde Mitternächte, die Beiſpiele Geiſterbilder überſchrieben, und wechſeln miteinander ab. Sein guter Zweck iſt unverkennbar; im Ganzen zeigt ſich mehr eine moraliſch-philoſophiſche, zugleich religiöſe Richtung, als ein tieferer eigner Forſchungsgeiſt, und in jener Hinſicht kann das äſthetiſch-populäre Werkchen der größern Leſewelt nützlich werden. Die Erfahrungen, theils zum Gebiete des Magnetiſmus gehörig, ſind aus verſchiedenen Schriften zuſammengetragen, aus dem Muſeum des Wundervollen, aus magnetiſtiſchen Zeitſchriften, aus der Seherin und den Blättern von Prevorſt u. ſ. w., auch mit unverbürgten, alten Sagen und Dichtungen untermiſcht. — Man muß wirklich ſich wundern, wie im Widerſpruch mit dem Verfaſſer die vermeintlich Aufgeklärten, eigentlich aber Verfinſterten, ſolche Schriften für höchſt gefährlich, ſchädlich, verderblich, rückgängig u. ſ. w. ausgeben und nicht merken wollen, daß ſie dadurch ſich für Materialiſten erklären, die ſich mit dem Handgreiflichen begnügen und Andere alſo thun lehren, und daß, wenn ſie eine Ewigkeit erwarten, es eben ſo gefährlich als widerſinnig iſt, nicht voraus etwas davon wiſſen zu wollen, ſo viel uns nämlich davon

Grund zu unſerer Vorbereitung dargeboten wird. Es
ogar ein wahrer Blödſinn zu ſagen: Ich glaube nach
Schrift, und das Uebrige werde ich einmal künftig er-
ren — ohne ſehen zu wollen, was uns Gott in Ueber-
timmung mit der Schrift ſchon hier alltäglich erfahren
t.

— y —

3) Wie müſſen **Dämonenglaube, Beſeſſenſeyn und Kerner-Eſchenmayer'ſche Geſpenſtererſcheinungen** nach dem heutigen Standpunkte der Phyſiologie und Pſychologie erklärt werden? Für Gebildete aus allen Ständen. Gemeinfaßlich beantwortet von **Dr. H. Klencke,** vorm. K. P. Militärarzte, korreſpond. Mitgl. m. gel. Geſellſchaften für Naturkunde ꝛc. Leipzig, bei Kollmann. 1840. Dedicirt der Kaiſ. Leopoldiniſch-Caroliniſchen Akademie der Naturforſcher.

Der Verfaſſer, der ſeine Geſpenſterfurcht nicht undeutlich verräth, aber nicht einſieht, was dieſes natürliche Gefühl beweiſt, will „die Nachtſeite des Lebens durch wiſſenſchaftliches Eindringen in das Weſen der Seele beleuchten und durch eine herangereifte Erkenntniß die in unſeren Tagen nur zu ſehr auftauchenden Geſtalten der Dämonologie verſcheuchen" — er will durch die Wiſſenſchaft „uns zu der Erkenntniß führen, daß die Geſpenſter in der Seele des Dämonologen ſelbſt hauſen." **Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?** — Die letzte Behauptung iſt alltäglich und längſt abgedroſchen; daß die Wiſſenſchaft dieſe Aufgabe löſen könne, haben wir auch ſchon gehört; aber die Wiſſenſchaft ſelbſt (die antimagiſche, ſ. „Magikon" erſtes Heft) ſteht auf ſehr ſchwachen Füßen. Uralt iſt ferner das Syſtem, welches der Verfaſſer dem Dr. Kerner und dem Prof. v. Eſchenmayer zuſchreibt und mit ganz freundlicher Anmaßung als Aberglauben, Schwärmerei, Irrlehre, u. ſ. w. bezeichnet. Sein Geheimniß aber, der Schlüſſel, womit er uns das Verſtändniß aufſchlieſſen will, iſt die Einheit von Seele und Leib, oder „die ideelle und ſubſtantielle Seiten einer Einheit“ (S. 52.) — wozu kommt, daß (was damit nicht wohl übereinſtimmt) der ſich während des Lebens entfaltende geiſtige Menſch der eigentlich unſterbliche Menſch iſt, der dem Geiſterreiche angehört, zugleich daß (S. 51.) „dieſer gedankenhafte Vorſtellungs-Organimus (?) der neue, ätheriſche Leib iſt, den die Seele im Tode. in der Aufgebung ihrer irdiſchen leiblichen Form behält“ — daß „die Seele in ihrer unbewußten Tiefe die ganze Zukunft trägt“ (S. 59.), und wie im Schlafe Bilder auftauchen, ſo auch im wachen Zuſtande des Krankſeyns, wo denn alle vermeinten Erſcheinungen lediglich von der ſubjectiven Plaſtik der Seele herrühren; — daß wir als organiſch verknüpfte Glieder eines ideellen Menſchheitsorganismus in den Geiſtern der Seligen fortleben und ſie in uns, wenn ſie auf uns oder wir auf ſie hienieden Einfluß hatten (S. 78.); — daß, mit gänzlicher Verwerfung des anſtößigen Nervengeiſtes, der Nebelſäule u. dgl. das Zwiſchenreich nur in der frühzeitigen Krankhaftigkeit der Seherin von Prevorſt, in einer „paraſitiſchen Idee“ lag, — wobei ſie (S. 87.) „dem Aberglauben und der poetiſchen Richtung Kerners verfiel, woraus ein Syſtem geſponnen wurde“ (ein neues?), „welches beide Theile täuſchte“ — da denn die Umſtehenden an dieſem plaſtiſchen Somnambulismus, an dieſem Vorſtellungsrapport, folglich durch Anſteckung, participirten (S. 88.) — wofür ein Zeuge (S. 89.) aufgerufen wird, deſſen Zeugniß jedoch, ſofern verſtändlich, in pſychologiſch richtiger Analyſe dem Verfaſſer mit nichten zur Seite ſteht; — obwohl (S. 93.) „dem verſtändigen Norddeutſchen“ (da haben wir's! cf. „Blätter aus Prevorſt“ fünfte Samml. S. 113. f.) „es ſtets unbegreiflich bleiben wird, wie Seelenzuſtände ſo ſeitwärts führende Phänomene hervorrufen können“ (dem Süddeutſchen ebenfalls).

Gleichwohl unternimmt es der Verfaſſer und lehrt zum Schluß „die innere Gemüthswelt des einflußreichſten Dämonologen, Juſtinus Kerner, kennen“ — welcher iſt: „eine durchaus württembergiſche Perſönlichkeit“ (kein verſtändiger Norddeutſcher), „in welcher ſich das Volksthümliche mit dem Cultus einer romantiſchen Poeſie und einer wiſſenſchaftlichen Durchgeiſtung verſchmolzen hat.“ Wer nun Kernern, oder vielmehr das ſubjective Geiſterweſen, auch Nord- und Süddeutſchland, kennen lernen will, muß dieſes ſechste Kapitel des Buchs leſen, das keine „paraſitiſche Idee“ iſt, die ja in der Seele des verſtändigen Norddeutſchen nicht haften kann. Es wird hier geſagt: „Das Gemüth des Württembergers iſt ein ſehr empfängliches, frommes und an Seltſamkeiten gewöhntes,“ dagegen das Norddeutſchthum alſo definirt: „Ich zweifle, daß in Norddeutſchland jemals eine Seherin ihr großes Publikum finden wird. Unſere Anſchauung iſt freier“ (von was?), „es herrſcht ein von innen herangereiftes Bewußtſeyn (?) vor, mehr Wiſſen als Fühlen, mehr Begriff als Ahnung.“ Indeſſen ſind die Norddeutſchen nicht allgemein ſo nüchtern oder begriffsſtolz, als der Verfaſſer uns glauben machen will, ſondern es haben ſich ihrer nur einzelne aus der natürlichen Menſchennatur, ihrem Fühlen und Ahnen, gewaltſam herausgeſchraubt; und was das Merkwürdigſte iſt: der, welcher ſie in letzter Zeit am ſtärkſten dazu angeregt hat, der ehrliche, ringende, ſich ſelbſt mißkennende, gleichfalls antidämonologiſche Hegel, war ein Süddeutſcher — war ein Württemberger! — Referent verſichert, daß er aus dieſem, mit ſcheinbarem Scharfſinn und edelm Wortklang geſchriebenen Büchlein nichts gelernt hat, und daß nichts daraus zu lernen iſt, es ſey denn — was wir übrigens auch längſt wiſſen — daß, wenn man ihm Glauben ſchenkt und conſequent fortſchließt, alsdann auch alle Manifeſtationen, Erſcheinungen, Geſichte und Wunder der heiligen

Schrift nur ſubjective Täuſchungen, die in ihr enthaltenen Andeutungen über das Jenſeits eigene menſchliche Phantasmen, und die geſammten Propheten und Apoſtel **Gottes**, die dergleichen gehabt, geſchaut und verrichtet haben, **Kranke** oder — Württemberger geweſen ſind.

— y —

Magikon.

Archiv für Beobachtungen
aus dem
Gebiete der Geiſterkunde
und des
magnetiſchen und magiſchen Lebens,
nebſt andern Zugaben
für Freunde des Innern.

Herausgegeben von
Dr. Juſtinus Kerner.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Ebner und Seubert.
1842.

Universitäts-
Bibliothek
München

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt.

Seite.

Außergewöhnliche Erſcheinungen, die an beſtimmten Häuſern haften 1
Eine Spuckgeſchichte aus Rußland 22
Kaiſer Karl IV. Traum und Spuckgeſchichte, von ihm ſelbſt erzählt 25
Das Verſprechen, nach dem Tode zu erſcheinen 30
Eine Erſcheinungsgeſchichte aus Ungarn 41
Eine weitere merkwürdige Erſcheinungsgeſchichte 45
Frankreich betreffende Prophezeihungen von franzöſiſchen Sehern 47
Der Seher Kunz von Eichſtetten 68
Merkwürdige Träume 73
Eine Ekſtaſis und ein Traum 86
Taubſtumme durch Magnetismus geheilt 88
Kurze Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens . 90
Ueber die Glaubwürdigkeit der alten Orakel, insbeſondere über die Reſponſa des dodonäiſchen Zeus der Pelasger . . 99
Kritiken 113
Zur Eſchatologie. Erſter Artikel 153
„ Zweiter Artikel 163
Taubſtummheit durch Magnetismus geheilt 172
Taubſtummheit eines ſich in magnetiſchem Zuſtand befindenden Knabens und deſſen Selbſtheilung 178
Paskal's dämoniſch-magnetiſches Leiden 187
Herr Profeſſor Dr. Weiße über Geiſtererſcheinungen . . 191
Geiſtergeſchichte von Dublin 199
Eine ältere Erſcheinungsgeſchichte 211
Die nächtliche Prozeſſion 215
Ein ſonderbares Geſicht 217

Seite.
Todesanzeige durch Ruf 218
Kürzere Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens . 222
Eine Spukgeſchichte vom Jahre 1787 267
Thierſeelenkunde 269
Noch Einiges über die franzöſiſche Seherin Lenormande . . 275
Die vier wahnſinnigen Brüder 280
Geſchichte der Braut von Korinth, aus einem antiken Aktenſtück von Dr. W. E. Weber. Mit Bemerkungen von G. . 281
Ueber das Dämoniſche bei Glückſpielen, nebſt zwei warnenden Beiſpielen von G. 296
Vorausſagende Träume 301
1) Mitgetheilt aus Eßlingen 302
2) „ „ Luxemburg 306
3) „ „ Oberſchleſien 308
4) „ „ O. 310
5) „ „ New-York 312
6) „ „ Göppingen 313
7) Zeitungsnachricht aus Paris 313
Plaſtiſche Kraft der Seele im Traum 314
Das second sight in Weſtphalen 315
Einiges von den Dichtern und was ſie erzählen . . . 316
Todesandeutungen aus meinem eigenen Leben von der Gräfin M. 1—4 321
Todesanzeigen 1—6 325
Eine Viſion eines Kindes, durch welche ihm ſein nahe bevorſtehender Tod angezeigt wird 332
Erſcheinungen nach dem Tode 1—5 333
Das Griesheimer Haus bei Darmſtadt 345
Ueber die Geſchichte einer Erſcheinung im Oberamtsgerichts-Gefängniſſe zu Weinsberg, beſonders in Hinſicht einiger der Zeugen derſelben 364
Luther über Poltergeiſter 376
Der Hausgeiſt 380
Magnetiſche Behandlung in Dresden 381
Der magnetiſirende Schäfer zu Neuſtadt 386
Heilung des Leidens des Beſeſſenſeyns durch magnetiſche Manipulation ſchon im Jahr 1666 389
Nachricht von einer Magnetiſchen in Frankreich . . . 392
Ueber die Ekſtatiſchen im Süden Frankreichs in den Jahren 1688—1705 397

Seite.
Zwei Beiſpiele von der auf Gebet gegründeten Kraft des glaubensvollen Willens 403
Merkwürdiges Zuſammentreffen im Staatsleben 405
Sympathetiſche Zuneigung Wahnſinniger zu einzelnen Perſonen 406
Zu den Kunziſchen Prophezeihungen im 3ten Heft d. I. Jahrg. des Magikons 413
Electriſche Lichterſcheinungen an thieriſchen Körpern . . . 416
Zur Thierſeelenkunde 1—3 420
Neue Schriften 425
Nachträgliches 431
Die Heilung durch Sympathie, vorgetragen in einer Verſammlung von Landärzten. Vom Herausgeber 433
Heilung der Kröpfe durch die Hand der Könige. Vom Herausgeber 447
Magnetiſche Heilungen, mitgetheilt vom Herrn Amtmann Mietſch in Slawikau in Oberſchleſien 453
Mittheilungen einer Geiſtergeſchichte aus Neuenburg vom Jahr 1780 456
Fragmente aus dem Nachlaß eines Forſchers von — y —. . 479
Kürzere Mittheilungen aus dem Gebiet das innern Schauens.
Ein vorbedeutender Traum 489
Sonderbares Schauen 491
Todesanmeldung 492
Die Erſcheinung nach dem Tode 493
Ahnungen 494
Inneres Geſicht 495
Inneres Gehör 496
Zweideutiges Orakel 496
Eine Todesahnung 496
Unruhe nach dem Tode 497
Der Abt im Lehnſeſſel zu Schuttern . . . 498
Das anſcheinend von ſelbſt ſich Bewegen ſchwerer Körper 499
Vorausſchauen der eigenen Grabesſtätte . . 501
Die weiße Frau 503
Das wilde Heer 504
Eine Geiſtergeſchichte für Kaltwaſſerfreunde . . 505
Merkwürdige Chronologie 506
Paracelſus Prophezeihungen von Napoleon . . 507
Merkwürdige Mißgeburten 507

Seite.

Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens von Lüderitz in Moskau.

Traum und Wirklichkeit 509
Ahnungen 512
Erſcheinungen 513
Melanchtons Zeugniß über Dr. Fauſt 522
Ueber Luthers Anſicht von Befragung der Todten 523
Ueber den Vampyrismus 525
Das wilde Heer alt und neu, von G. v. M. 534
Zur Thierſeelenkunde 537
Die Anſicht der Alten über die Geiſterwelt 541
Neue Schriften 557

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geiſterkunde

und des

magnetiſchen und magiſchen Lebens,

nebſt andern Zugaben

für Freunde des Innern.

herausgegeben von

Dr. Juſtinus Kerner.

Zweiter Jahrgang. Erſtes Heft.

Stuttgart.
Verlag von Ebner und Seubert.
1841.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Inhalt.

Seite
Außergewöhnliche Erſcheinungen, die an beſtimmten Häuſern haften 1
Eine Spukgeſchichte aus Rußland 22
Kaiſer Karl IV. Traum und Spukgeſchichte, von ihm ſelbſt erzählt 25
Das Verſprechen, nach dem Tode zu erſcheinen . . . 30
Eine Erſcheinungsgeſchichte aus Ungarn 41
Eine weitere merkwürdige Erſcheinungsgeſchichte . . . 45
Frankreich betreffende Prophezeihungen von franzöſiſchen Sehern 47
Der Seher Kunz von Gichſtetten 68
Merkwürdige Träume 73
Eine Ekſtaſe und ein Traum 85
Taubſtumme durch Magnetismus geheilt 88
Kurze Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens . 90
Ueber die Glaubwürdigkeit der alten Orakel, insbeſondere über die Reſponſa des dodonäiſchen Zeus der Pelasger . . 99
Kritiken 113

Außergewöhnliche Erſcheinungen, die an beſtimmten Häuſern haften.

In Häuſern, in denen ſchon ſeit längerer Zeit die verſchiedenſten Bewohner Wahrnehmungen hatten, die darauf hindeuten, daß an ihnen ungewöhnliche Erſcheinungen haften, ſollten über ſie immer die genaueſten Beobachtungen niedergeſchrieben werden.

Dieß that in Nachſtehendem Herr Pfarrer **Möricke**, in Betreff ſeiner Beobachtungen im Pfarrhauſe zu **Kleferſulzbach** (in Würtemberg). Ich führte von dieſem Hauſe ſchon in der Seherin von Prevorſt und im Magikon Band I. Seite 106 an: daß die verſchiedenen Herrn Geiſtlichen, die nach einander dieſes Haus bewohnten, in demſelben Wahrnehmungen durchs Gehör, Auge oder Gefühl hatten, die nicht auf gewöhnliche Weiſe zu erklären ſind, denen etwas Objektives zu Grunde liegen muß, das man, ſo ungern man dieſes auch thut, Geiſterſpuck zu nennen genöthigt iſt.

Es ſind dieß Erſcheinungen, derer ſich der Naturforſcher annehmen muß. — Sind ſie auch aus einer andern Natur in die unſere hereinragend, ſo gehören ſie, eben dieſes Hereinragens wegen in unſere Natur, auch unſerer Forſchung noch an, ſo gut wie die außer unſerer Welt liegenden, aber dennoch noch in ſie hereinragenden andern Weltkörper. Ihre nähere Erforſchung für Vorwitz, ja ſogar für Sünde erklären zu wollen, iſt Abgeſchmacktheit

Der Forſchung fällt bei der Vergleichung dieſer Beobachtungen, wie ſie z. E. in der Seherin von Prevorſt, in den Blättern aus Prevorſt, oder in meiner Schrift: „Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur,“ reichlich aufgezeichnet ſind und auch ſonſt noch häufig vernommen werden können, will man nur hören, eine in die Augen ſpringende Uebereinſtimmung in der Art der Töne, der ſichtbaren Erſcheinungen, des Gefühles, auf.

Bei all dieſen Wahrnehmungen z. E. kommen Töne wie Menſchentritte und, namentlich den Tönen nach, wie ein Gehen in Socken, oder wie Schlurgen in Pantoffeln, Schlappſchuhen, vor. Es iſt merkwürdig, daß es im Niederdeutſchen ein Wort, Sake gibt, worunter ein Geſpenſt verſtanden wird, welches in Häuſern mit ſchlappendem und ſchlarfendem Geräuſch herumgeht; daher die Redensart: „Slarren of de Sake,“ in Pantoffeln oder Schlappen herumſchlarfen, ohne die Füße aufzuheben. Der alte Volksglaube iſt merkwürdig und wird durch die neuern Beobachtungen beſtätigt, die ſo häufig von Tönen wie vom Gehen in Schlurgen (ſchwäbiſch) oder Schlappſchuhen ſprechen.

So zeigte ſich z. E. in früherer Zeit ſehr oft eine Erſcheinung in dem Stifte zu Oberſtenfeld (in Württemberg) in deren Gefolge man immer dieſe ſchlurgenden Töne beobachtete, es war eine weibliche Erſcheinung, die man deswegen die Stiftsſchlurgerin nannte.

Konſtant in dieſen Beobachtungen kommen ferner die Töne wie vom Rollen einer Kugel vor, ferner Töne, als würde mit Sand oder Erbſen geworfen, dann Töne wie vom Rauſchen oder Kniſtern mit Papier oder vom Zerbrechen kleiner, dürrer Reiſer, oder wie von aus elektriſchen Flaſchen gezogenen Funken.

Dazu kommt nun auch die Uebereinſtimmung in der Art des Geſchauten, wie z. E. faſt immer jene Lichterſcheinungen, zwar in verſchiedenen Formen, doch meiſtens in gerundeter Form, dann bei intenſiverem Schauen, in menſchlichen Schattengeſtalten, meiſtens wie graue Wolkenſäulen ohne zu beſtimmende Umriſſe.

Wie dieſe Lichterſcheinungen immer ohne Strahlen ſind, ſo ſind auch dieſe Töne ohne Nachhall und wahrſcheinlich ganz andern Geſetzen unterworfen, als die des gewöhnlichen Lichtes und Schalles. Dieß geht auch daraus hervor, daß ſolche Töne ſogar von völlig taubſtummen Perſonen vernommen werden, während ſie auch andere mit gutem Gehör vernehmen, oft aber letztere noch weniger als oft übelhörende Perſonen. Eine ſehr merkwürdige Beobachtung, wo ein Taubſtummes all jene Töne hörte, die auch ſolche mit gutem Gehör vernahmen, wurde mir von ſchäzbarer Hand aus guter Quelle mitgetheilt.

In einem Hauſe zu Heilbronn, wo auch ſeit vielen Jahren von den verſchiedenſten Hausbewohnern derlei gefühlt und geſchaut wird, kommen unter Anderem auch Töne vor, als wurde von dem oberen Stock auf die Flur des mittleren Stockes ein Faß mit Waaren gewaltſam herabgeworfen. Dabei machte der Bewohner des mittleren Stockes die Bemerkung: daß die Thüre ſeines Schlafzimmers, die, wenn außen im Gange jemand mit etwas ſchweren Tritten auftritt, oder etwas auf den Boden fällt, immer in eine zitternde und tönende Bewegung geräth, es bei jenen ganz ſtarken Tönen, die doch große Erſchütterung vorausſetzen ſollten, es nicht thut, ſie bleibt unerſchüttert. Nie wurde auch bei dieſen Tönen ein wirkliches Faß oder ein anderer Gegenſtand, herunter geworfen.

Wie Taube dieſe Töne vernehmen, ſo iſt auch wahrſcheinlich, daß jene Lichterſcheinungen Blinde ſehen, nicht aber weil ſie auf Einbildung oder Hallucinationen beruhen, ſondern weil zu ihrem Schauen und Hören nicht die mechaniſchen Sinnwerkzeuge erforderlich ſind; ſie berühren mehr die inneren Sinne, mit denen ſie dann geſehen und vernommen werden, es tritt ein innerer, magnetiſcher Rapport ein, der der mechaniſchen Sinnwerkzeuge nicht mehr bedarf, wie es mit unſerem Sehen und Hören nach dem Tode des Leibes einſt der Fall ſeyn wird.

Das Geſühl von Preſſung, das Geſühl von Anhauchung, das Geſühl, als zöge eine unſichtbare Hand die Bettdecke hinweg, als würde man im Bett aufgehoben, das Geſühl von einer rauhen, oder von einer kalten Hand (und dieß alles bei völligem Wachen) iſt bei ſolchen Erſcheinungen auch ſehr konſtant.

Sagt man: daß jenes Höhren, Schauen und Fühlen alles auf Täuſchung, auf Hallucinationen und Träumen beruhe, ſo iſt doch ſchwer zu glauben, daß die verſchiedenſten Menſchen viele Jahre hindurch in dieſen Häuſern ſolcher Täuſchungen und Träumen, alle gleicher Art, hätten unterworfen ſeyn ſollen, beſonders ſolche von ihnen, die gar ni[illegible], bevor ſie jene Häuſer bezogen, von Vorkommenheiten der Art in ihnen wußten, wie es z. B. bei Herrn Pfarrer Möricke der Fall war.

Nimmt man aber an, es ſey all dieß nur eine Ausſtrömung, ein los und lebendig gewordener anſteckender Traum, ein Heraustreten des Nervengeiſtes u. ſ. w. einer Somnambülen in einem ſolchen Hauſe oder Orte, ſo müßte nachgewieſen werden, was man aber nicht kann, daß ſich ſchon ſo lange, als jene Erſcheinungen in ſolchen Häuſern andauern, eine Perſon der Art in denſelben oder im Orte aufgehalten, oder daß nur einmal eine ſolche da geweſen und nun auch noch nach ihrer Entfernung oder ihrem Tod, ihre objektiv, zu Erſcheinungen gewordenen Träume in dieſelben feſtgebannt geblieben ſeyen. Es wird überflüſſig ſeyn, die Albernheit einer ſolchen Erklärungsweiſe näher darzuthun.

Sagt man, derlei Töne entſtehen von Ratten, Mäuſen, Eulen, ſeyen Halle von außen, ſo kommt hier in Betracht: daß in all dieſen Geſchichten auch noch geſchaut und gefühlt wird und zwar Erſcheinungen und Gefühle, die durchaus nicht von außen kommen können und daß jene Töne und jene Lichterſcheinungen der Art ſind, daß derjenige, der ſie nur einmal hörte und ſah, ſie ganz beſtimmt von andern gewöhnlichen Tönen und Lichterſcheinungen zu unterſcheiden weiß, namentlich jene Töne, von denjenigen die Mäuſe, Ratten und Eulen hervorbringen, es ſind all jene Töne von ganz anderer, durchaus eigenthümlicher Art und man muß ſie ſchon ſelbſt beobachtet haben, um darüber urtheilen zu können. Es iſt aber traurig, daß über jene Naturerſcheinungen diejenigen am meiſten aburtheilen und ſie am beſten zu erklären wiſſen wollen, welche ſich um ihre Beobachtung noch nicht im mindeſten bekümmerten. Es wird eine Zeit kommen, die aufdecken wird — daß der Glaube des einfältigſten Bauern in dieſen Dingen der Wahrheit näher kam, als die ſogenannte Wiſſenſchaft Solcher, die von Jugend auf durch Lebensweiſe und Studium von der Natur ſich immer mehr entfernten und zuletzt ſo weit von ihr zu ſtehen kamen, daß ſie von den Einwirkungen der Natur, beſonders aus ihrem geheimnißvollen, zarten Gebiete des Nachtlebens, nicht das allermindeſte mehr zu erfühlen im Stande ſind.

Dem Verfaſſer dieſer Blätter wird dann jene Zeit zur Rechtfertigung gereichen, daß er einer derjenigen war, welcher trotz des Geſchreies einer frühern Bornirtheit, welche ſich Aufklärung und neunzehntes Jahrhundert nannte, für jene Erſcheinungen aus dem Nachtgebiete der Natur, als der ernſteſten Beherzigung und Erforſchung würdiger Naturwahrheiten, das Wort ſprach, ſollten ſich dieſelben auch dann noch auf eine andere Weiſe, als er jetzt vermeint, herausſtellen.

In dem hier in Frage ſtehenden Pfarrhaus zu K. wurden jene Beobachtungen ſchon im Jahre 1811 — 1818 unter Herrn Pfarrer Leyrer gemacht, welcher jetzt als Pfarrer in Roßwag lebt. Wahrſcheinlich kamen ſchon früher dieſe Erſcheinungen in ihm vor, allein es fehlen mir frühere Notizen hierüber.

Herr Pfarrer Leyrer kann Zeuge ſeyn, daß er in dieſem Hauſe Aehnliches hörte, ſah und fühlte, was ſeine Nachfolger und namentlich Herr Pfarrer Mörike, ausführlicher hierüber angeben. So wurde ihm z. E. einmal, als er ganz wach war, die Bettdecke wie von einer unſichtbaren Hand weggezogen und einmal fand er auf eine unbegreifliche Weiſe ſein Kind aus der Wiege weggenommen und unter dieſelbe gelegt. Auch im Garten des Hauſes, behauptet er, ſey man öfters von ganz unheimlichen Gefühlen übermannt worden.

Herr Pfarrer Hochſtetter, welcher vom Jahr 1813—1825 in dieſem Hauſe wohnte, erlebte in ihm viel Unerklärliches. Oft hörte er nächtlich ein Klopfen an die Wände des Zimmers und Töne, als athme jemand unter ſeiner Bettſtelle. Sehr oft hörte er Tritte wie die eines Mannes durch die Zimmer gehen, wobei ſich die Thüren von ſelbſt öffneten, auch hörte er öfters Töne, als rollte eine Kugel im Zimmer umher.

Auf einen natürlichen Grund konnte er in den vielen Jahren und bei aller genauen Nachforſchung nie kommen.

Er beobachtete, daß jenes Gehen und die andern Töne ſich immer vor dem Tode eines ſeiner Kinder, deren er hier mehrere verlor, am ſtärkſten vernehmen ließen. Er hatte ein Mädchen aus der Schweiz in Dienſten, über deſſen Rechtſchaffenheit nur Eine Stimme iſt. Dieſes Mädchen ſah oft bei Tage eine ſchwarze Schattengeſtalt wie die eines Mannes, oft auch die Schattengeſtalt eines Hundes. Man bemerkte zuweilen, daß ſie in dem Gange einem ſolchen für Andere unſichtbaren Gegenſtand auszuweichen ſchien und darum befragt, gab ſie dann auch an, ſie werde oft durch die Gänge und in den Garten von einer ſolchen Erſcheinung begleitet. Herr Pfarrer Rheinwald, der vom Jahre 1825 an dieſes Haus bewohnte, ſchreibt Folgendes:

„Der unſichtbare Geiſt in Kleferſulzbach hat ſeine Anweſenheit auf mancherlei Art geäußert und uns nicht wenig beunruhigt. Die Thüren wurden, wenn ſie verſchloſſen waren, auf- und zugemacht. Oft gieng bei verſchloſſenen Thüren und Fenſtern ein Wind im Zimmer und war der Ton, als ſchleuderte man ein an einen Faden gebundenes Linial herum. Oft gab es einen Ton, als zöge man eine große Uhr im Zimmer auf. Ein Klopfen fand ſehr oft, nicht nur an den Wänden und an den Thüren, ſondern auch im Zimmer an den Möbeln ſtatt. Oft bemerkte man beſondere Lichterſcheinungen. Oft ſah man den Spiegel, wenn ihn kein Menſch berührt hatte und ihn kein Wind und ſonſt keine Erſchütterung treffen konnte, ſich von ſelbſt hin- und herbewegen. All dieß wurde von den verſchiedenſten Perſonen gehört und bemerkt. Einmal ſah das Dienſtmädchen, das bei uns war, im Gange eine ſchwarze Geſtalt auf ſich zugehen, worauf es todtenbleich zu uns in's Zimmer ſprang und ohnmächtig wurde. Dieſe Perſon glaubte ſonſt an derlei Spuck gar nicht. Eine andere weibliche Perſon wurde von der gleichen Geſtalt einmal angehaucht und kalt berührt. Ich gebe mir immer die größte Mühe natürliche Urſachen von all dieſem herauszufinden, ſtellte auch zu dem Zwecke immer ſogleich die genaueſten Unterſuchungen an, kam aber nie auf einen natürlichen Grund."

Der vierte Geiſtliche, der die gleichen Erfahrungen in dieſem Hauſe machte und dieſelben bezeugt, iſt Herr Pfarrer Mörike, welcher ſich noch daſelbſt befindet. Aber auch noch viele andere Perſonen, namentlich Gehülfen dieſer Herren Geiſtlichen, zeugen von ſonderbaren Erlebniſſen in demſelben.

Herr Pfarrer Mörike theilt die ſeinigen in Folgendem mit.

„Sie haben, verehrteſter Freund, ſowohl in der Seherin „von Prevorſt (2. Bandes. Siebente Thatſache), als auch „neuerdings in einem Hefte Ihres Magikon von dem Spucke „des hieſigen Pfarrhauſes geſprochen, und unter anderem die „Art und Weiſe, wie ich, bald nach meiner Hieherkunft im „Sommer 1834, die Entdeckung dieſes Umſtandes machte, „nach meiner mündlichen Erzählung berichtet. Ich will nun, „Ihrem Verlangen gemäß, zunächſt aus meinem Tagebuche, „ſo weit es überhaupt fortgeführt iſt, dasjenige, was ich in „dieſer Beziehung etwa Bemerkenswerthes aufgezeichnet finde, „zu beliebigem Gebrauche hiermit für Sie ausziehen."

⁂

Vom 19 – 30. Auguſt 1834. Ich fange an zu glauben, daß jene „Siebente Thatſache" Grund haben möge. Zweierlei vorzüglich iſt's, was mir auffällt. Ein Fallen und Rollen, wie von einer kleinen Kugel unter meiner Bettſtatt hervor, daß ich bei hellem Wachen und völliger Gemüthsruhe mehrmals vernahm, und wovon ich bei Tage trotz allem Nachſuchen keine natürliche Urſache finden konnte. Sodann, daß ich einmal mitten in einem harmloſen, unbedeutenden Traum plötzlich mit einem ſonderbaren Schrecken erweckt wurde, wobei mein Blick zugleich auf einen hellen, länglichten Schein unweit der Kammerthüre fiel, welcher nach einigen Sekunden verſchwand. Weder der Mond, noch ein anderes Licht kann mich getäuſcht haben.

Auch muß ich bemerken, daß ich bereits, eh' Kerner's Buch in meinem Hauſe war, während eines ganz gleichgültigen Traums durch die grauenhafte Empfindung geweckt wurde, als legte ſich ein fremder, harter Körper in meine Hüfte auf die bloße Haut. Ich machte damals nichts weiter daraus und war geneigt, es etwa einem Krampfe zuzuſchreiben, woran ich freilich ſonſt nicht litt.

Indeß hat mir ein hieſiger Bürger, der ehrliche Balthaſer Hermann, etwas ganz Aehnliches erzählt, das ihm vor Jahren im Haus widerfuhr. Herr Pfarrer Hochſtetter ließ nehmlich, ſo oft er mit ſeiner Familie auf mehrere Tage verreiſte, dieſen Mann, der eben ſo unerſchrocken als rechtſchaffen iſt, des Nachts im Hauſe liegen, damit es etwa gegen Einbruch u. ſ. w. geſchützt ſeyn möge, und zwar quartirte er den Mann in jenes Zimmer auf der Gartenſeite, worin nachher mein Bruder ſo vielfach beunruhigt wurde. Einſt nun, da Herrmann ganz allein im wohlverſchloſſenen Hauſe lag (die Magd ſchlief bei Bekannten im Dorfe) und ſich nur eben zu Bett gelegt hatte, fühlte er, vollkommen wach wie er noch war, mit Einem Male eine gewaltſame Berührung an der linken Seite auf der bloßen Haut, als wäre ihm ein fremder Gegenſtand, ſo rauh wie Baumrinde,“ raſch unter das Hemde gefahren, wie um ihn um den Leib zu packen. Die Empfindung war ſchmerzhaft, er fuhr auf und ſpürte nichts mehr. Die Sache wiederholte ſich nach wenigen Minuten, er ſtand auf und gieng, ich weiß nicht mehr in welcher Abſicht, auf kurze

Zeit nach Haus, kam wieder und blieb ungeſtört für dieſe Nacht.

Inzwiſchen haben auch die Meinigen mehr oder weniger Auffallendes gehört. Ich kann vor der Hand nichts thun, als mir den Kopf frei halten; auch hat es damit keine Noth, bei Tage müſſen wir uns Gewalt anthun, um uns nicht luſtig darüber zu machen, bei Nacht gibt ſich der Ernſt von ſelbſt.

Vom 2 — 6. September. Die Geiſter-Indicien dauern fort, und zwar jetzt in verſtärktem Grade. Am 2. dieſes Monats nach dem Abendeſſen zwiſchen 9 und 10 Uhr, als eben die Mutter durch den Hausöhrn ging, vernahm ſie ein dumpfes, ſtarkes Klopfen an der hintern Hausthür, die auf ebenem Boden in den Garten hinausführt. Ihr erſter Gedanke war, es verlange noch Jemand herein; nur war das Klopfen von einem durchdringenden Seufzer gefolgt, der ſogleich eine ſchauderhafte Idee erweckte. Man riegelte unvorzüglich auf und ſah im Garten nach, ohne irgend eine menſchliche Spur zu entdecken. Auch Karl (mein älterer Bruder) deſſen Zimmer zunächſt an jener Thür iſt, ſo wie Clärchen (meine Schweſter) und die Magd hatten das Klopfen gehört. Meine Mutter, von jeher etwas ungläubig in derlei Dingen und bisher immer bemüht, ſie uns auszureden, bekennt ſich zum erſten Male offen zu der Ueberzeugung, daß es nicht geheuer um uns her zugehe.

Am 4. September, vor 10 Uhr Abends, da wir ſchon alle uns niedergelegt hatten, kam Karl in meine Schlafſtube hereingeſtürzt und ſagte: er ſey durch einen fürchterlichen Knall, ähnlich dem eines Piſtolenſchuſſes, der innerhalb ſeines Zimmers geſchehen, erweckt worden. Wir unterſuchten augenblicklich Alles, doch ohne den mindeſten Erfolg. K. behauptet, ohne alle beſorgliche Gedanken ſich zu Bette begeben zu haben und will auf keine Weiſe meine natürlichen Erklärungsgründe gelten laſſen, die ich von der eigenthümlichen Reizbarkeit des Organismus beim Uebergang vom Wachen zum Schlafe vernahm, ſo wie daher, daß wir übrigen, Wachenden nichts hörten, ungeachtet K's Stube nur wenige Schritte von uns liegt.

Anderer kleiner Störungen, die mir gleichwohl ebenſo unerklärbar ſind, gedenke ich hier nur mit Wenigem. So hörte ich in den verfloſſenen Nächten oft eine ganz unnachahmliche Berührung meiner Fenſterſcheiben bei geſchloſſenen Laden, ein ſanftes, doch mächtiges Andrängen an die Laden von außen, mit einem gewiſſen Sauſen in der Luft verbunden, während die übrige, äußere Luft vollkommen regungslos war; ferner ſchon mehrmals dumpfe Schütterungen auf dem obern Boden, als ginge dort Jemand, oder als würde ein ſchwerer Kaſten gerückt.

Am 6. September. Abends gegen 9 Uhr begegnete Karln Folgendes. Er war, um zu Bette zu gehen, kaum in ſein Schlafzimmer getreten, hatte ſein Licht auf den Tiſch geſetzt und ſtand ruhig, da ſah er einen runden Schatten von der Größe eines Tellers die weiße Wand entlang auf dem Boden, gleichſam kugelnd, ungefähr vier bis fünf Schritte lang hinſchweben und in der Ecke verſchwinden. Der Schatten konnte, wie ich mir umſtändlich darthun ließ, ſchlechterdings nicht durch die Bewegung eines Lichts und dergleichen entſtanden ſeyn. Auch von außen konnte kein fremder Lichtſchein kommen, und ſelbſt dieſe Möglichkeit vorausgeſetzt, ſo hätte dadurch jene Wirkung nicht hervorgebracht werden können.

In der Nacht, vom Sonntag auf den Montag, 14–15. September, herrſchte eine ungewöhnliche Stille im Hauſe. Dagegen fingen am Montag Abend die Unruhen ſchon um 9 Uhr an. Als ich mich mit Karl ohne Licht in den Hausgang ſtellte um zu lauſchen, vernahmen wir bald da, bald dort ſeltſame Laute und Bewegungen, namentlich einmal ganz dicht neben uns an der Wand ein ſehr beſtimmtes Klopfen, recht als geſchähe es, unſere Neugierde zu necken. Um 4 Uhr des Morgens aber, da es noch ganz dunkel war und ich hell wachend im Bette lag, geſchahen, (wie mir vorkam auf dem obern Boden) zwei bis drei dumpfe Stöße. Während ich weiter aufhorchte und im Stillen wünſchte, daß auch mein Bruder dieß gehört haben möchte, kam dieſer bereits herbeigelaufen, und erzählte mir das Gleiche.

Dienſtag, den 16. September, Abends 10 Uhr, ich war kaum eingeſchlafen, weckte mich Clärchen mit der Nachricht, daß, während ſie noch eben am Bette der Mutter geſeſſen und ihr vorgeleſen, ſie beide durch einen dumpfen, ſtarken Schlag auf dem oberen Boden ſchreckhaft unterbrochen worden ſeyen.

In derſelben Nacht erfuhr Karl Folgendes, was ich mit ſeinen eigenen Worten herſetze. Er ſchrieb das Ereigniß auf meine Bitte mit größter Genauigkeit auf.

„Mein Schlafzimmer hat zwei Fenſter und jedes Fenſter zwei Laden von dickem Holze, ohne andere Oeffnungen, als welche Altershalber durch Ritzen u. ſ. w. in denſelben entſtanden aber unbedeutend ſind. Von dieſen Laden waren in der Nacht von geſtern auf heute drei verſchloſſen; nur einer, derjenige, welcher meinem Bette am nächſten iſt, war offen. Durch dieſes halbe Fenſter und deſſen halbdurchſichtigen Vorhang ſchien der Vollmond hell in das Zimmer und bildete an der Wand rechts neben meinem Bette, wie natürlich, ein erleuchtetes, längliches Viereck. Es war etwa um halb 4 Uhr Morgens, als ich aufwachte. Nun bemerkte ich außer jenem Viereck auf einer andern Seite und mir ungefähr gegenüber, ganz oben, wo die Wand und die Decke zuſammenſtoßen, einen hellen runden Schein, im Durchmeſſer von ungefähr $^1/_4$ Fuß. Es ſchien ein Licht zu ſeyn wie Mondlicht; ich hielt es auch anfangs dafür, wiewohl es mir etwas ſonderbar däuchte, ſo hoch oben und ſo iſolirt einen Schein zu ſehen. Ich ſchaute nun zu dem offenen Laden hinaus und überzeugte mich, daß dieſer Schimmer weder vom Monde, noch von einem Kerzenlicht in der Nachbarſchaft herrühre. Dann legte ich mich wieder und dachte über dieſe außerordentliche Erſcheinung nach. Aber während ich ſtarr meinen Blick darauf heftete, verſchwand ſie ziemlich ſchnell vor meinen Augen. Dieß fiel mir noch mehr auf und ich machte mir noch immer Gedanken darüber, als die Stille, die tiefe Stille, die ſonſt herrſchte, unterbrochen wurde und ich ein leiſes Geräuſch hörte, als wenn ſich Jemand auf **Socken** von der öſtlichen Seite des Ganges her der Thüre meines Schlafzimmers näherte, und gleich darauf entſtand außen an der Thüre ein ſtarkes Gepolter, als ſtieße ein ſchwerer Körper heftig gegen dieſelbe, ſie wurde zugleich mit Gewalt einwärts gedrückt. Es war kein einfacher Schall, denn es ſchien, als wenn verſchiedene Theile dieſes Körpers ſchnell aufeinander an die Thüre anprallten. Ich erſchrack tief in die Seele hinein und wußte Anfangs nicht, ob ich Lärm machen, läuten oder fliehen ſollte. Letzteres wollte ich ſogleich nicht, weil ich im erſten Schrecken fürchtete, auf die unbekannte Urſache jenes Gepolters zu ſtoßen, ich entſchloß mich nun, ein Licht zu machen. Bevor ich aber dieſes That, geſchah noch Folgendes. Bald nachdem das Getöſe ſchwieg und wieder die vorige Stille herrſchte, erſchien der nämliche runde Schein an der nämlichen Stelle wieder, blieb einige Zeit und verſchwand dann vor meinen Augen.

Während dieſer Zeit blieb der Laden, der Vorhang und der natürliche Mondſchein rechts an der Wand unverändert.

Mit dem angezündeten Licht ging ich ſofort in den Hausgang, als ich aber in dieſem nichts Beſonderes entdeckte und noch überdieß den Hund in den vorderen Zimmern eingeſperrt und ruhig fand, überzeugte ich mich, daß hier ein Spuckgeiſt ſein Weſen trieb.

Heute nun, über Tag, überzeugte man ſich auch durch wiederholte, faſt zwei Stunden lang fortgeſetzte Verſuche mit ſämmtlichen ſpiegelnden und glänzenden Gegenſtänden des Zimmers und mit Berückſichtigung aller möglichen Standpunkte des Mondes, daß der ſonderbare Schein an der höchſten Höhe des Zimmers auch nicht durch Spiegelung hervorgebracht werden konnte, ſo wie auch aus der Stellung der Nachbarhäuſer und andern Umſtänden leicht erſichtlich war, daß von dort kein Strahl eines Kerzenlichts an die gedachte Stelle gelangen konnte.“

So weit die Angabe meines Bruders. Noch iſt aber von dieſer unruhigen Nacht das Auffallendſte zu bemerken übrig. Meine Mutter erzählte, ſie habe zwiſchen 10 und 11 Uhr ganz ruhig, während im Bette gelegen, als ſie an ihrem Kiſſen auf einmal eine beſondere Bewegung verſpürt. Das Kiſſen ſey wie von einer untergeſchobenen Hand ganz ſachte gelüpft worden. Sie ſelbſt habe mit dem Rücken etwas mehr ſeitwärts gelegen, ſonſt hätte ſie es wohl mit aufgehoben. Dabei ſey es ihr ſelbſt verwunderlich, daß ſie weder vor, noch während, noch auch nach dieſem Begebniß die mindeſte Furcht empfunden.

Vom 9 15. Oktober, (in welcher Zeit ich den Beſuch meines Freundes M. hatte). Seit Kurzem regt ſich das unheimliche Weſen auf's Neue, und zwar ſtark genug. Eine auffallende Erſcheinung wurde auch dem Freunde zu Theil. Nicht lange nach Mitternacht, d. h. immerhin mehrere Stunden bevor an ein Grauen des Tages oder an eine Morgenröthe zu denken war, ſah er in dem Fenſter, das ſeinem Bette gegenüber ſteht, eine purpurrothe Helle ſich verbreiten, welche allmählig wieder verſchwand, kurz nachher auf's neue entſtand und ſo lange anhielt, daß M. ſich vollkommen verſichern konnte, es liege hier keine Augentäuſchung zu Grunde.

Die Geltung dieſes Phänomens beſtätigte ſich in einer der folgenden Nächte durch meine Mutter, die denſelben Schein in ihrem Schlafzimmer an der ihrem Bette gegenüber ſtehenden Wand erblickte. Sogar Clärchen, von der Mutter darauf aufmerkſam gemacht, ſah ihn noch im Verſchwinden.

16. Oktober. Heute Nacht abermals Unruhen im Haus. Ein ſtarkes Klopfen auf dem obern Boden. Dann war es auch einmal, als würden Ziegelplatten vom Dach in den Hof auf Bretter geworfen. Es ging jedoch kein Wind die ganze Nacht und Morgens konnten wir keine Spur von jenem Wurfe finden.

25. Oktober. In einer der letzten Nächte ſah Karl gerade über dem Fuße ſeines Bettes eine feurige Erſcheinung, eben als beſchriebe eine unſichtbare Hand mit weißglühender Kohle oder mit glühender Fingerſpitze einen Zickzack mit langen Horizontalſtrichen in der Luft. Der Schein ſey ziemlich matt geweſen. Hierauf habe ſich ein eigenthümliches Schnarren vernehmen laſſen.

In der Nacht vom 7. auf den 8. Oktober, ſah meine Mutter einen länglichten, etwa drei Spannen breiten, hellweißen Schein in der Ecke ihres Schlafzimmers, ziemlich hoch überm Boden und bis an die Zimmerdecke reichend, zu einer Zeit, wo der Mond längſt nicht mehr am Himmel ſtand.

13. November. In der Nacht, etwa zwiſchen 1 und 2 Uhr erwachte meine Schweſter, wie ſie ſagt, ganz wohlgemuth, und ſetzte ſich, um eine Traube zu eſſen, aufrecht im Bette. Vor ihr, auf der Bettdecke, ſaß ihr kleines, weißes Kätzchen und ſchnurrte behaglich. Es war durchs Mondlicht hell genug im Zimmer, um Alles genau zu erkennen. Clärchen war noch mit ihrer Traube beſchäftigt, als ſie, mit völligem Gleichmuth, ein vierfüßiges Thier von der Geſtalt eines Hundes durch die offne Thür des Nebenzimmers herein und hart an ihrem Bette vorüber kommen ſah, wobei ſie jeden Fußtritt hörte. Sie denkt nicht anders als: es iſt Joli, und ſieht ihm nach, ob er wohl wieder, ſeiner Gewohnheit nach, ſich unter das gegenüberſtehende Bett meiner Mutter legen werde. Sie ſah dieß aber ſchon nicht mehr, weil er unter dem zunächſt ſtehenden Seſſel ihr aus dem Geſicht kommen mußte. Den andern Morgen iſt davon die Rede, ob denn auch der Hund, den mein Bruder Abends zuvor beim Heimgehen von dem 1½ Stunden von hier entfernten Eberſtadt, ganz in der Nähe dieſes Dorfs verloren hatte, nun wohl nach Haus gekommen ſey? Clärchen, welche nichts von ſeinem Abhandenkommen gewußt, ſtutzt nun auf einmal, fragt und erfährt, daß man im Begriffe ſey den Hund im Pfarrhaus zu Eberſtadt abholen zu laſſen, wo Karl geſtern geweſen und man das Thier vermuthlich

über Nacht behalten haben werde. So war es auch wirklich; ein Bote brachte es am Strick geführt.*

* * *

So viel aus dem Diarium, das hie und da von mir ergänzt wurde. Im folgenden Jahr bricht es ab, weil ich ſchwer und auf lange erkrankte.

Schlimmer als im Jahr 1834 iſt auch das Spuckweſen nachher und bis auf die jetzige Zeit niemals geworden; vielmehr hat es ſich entzwiſchen ſeltener, obwohl nicht weniger charakteriſtiſch geäußert. Merkwürdig iſt, daß es ſich meiſt gegen den Herbſt und im Winter vermehrt, im Frühling und die Sommermonate hindurch auch wohl ſchon ganz ausblieb. Der Zeitpunkt Morgens früh 4 Uhr iſt, nach meinen Beobachtungen, vorzugsweiſe ſpuckhaft. Sehr häufig endigen auch die nächtlichen Störungen um dieſe Zeit mit merklichem Nachdruck.

Eine Erfahrung aus neuerer Zeit, welche mein gegenwärtiger Amtsgehülfe, Herr Sattler, in dem mehr erwähnten Zimmer auf der Gartenſeite machte, ſoll hier mit ſeinen eignen Worten ſtehn.

„Ich war am 29. November 1840, Abends um 8½ Uhr zu Bette gegangen und hatte ſogleich das Licht gelöſcht. Ich ſaß nun etwa ½ Stunde noch aufrecht im Bette, indem ich meine Gedanken mit einem, mir höchſt wichtigen Gegenſtande beſchäftigte, der meine ganze Aufmerkſamkeit ſo ſehr in Anſpruch nahm, daß er keiner Nebenempfindung Raum gab. Weder den Tag über, noch beſonders ſo lange ich im Bette war, hatte ich auch nur im entfernteſten an Geiſterſpuck gedacht. Plötzlich, wie mit einem Zauberſchlage, ergriff mich ein Gefühl der Unheimlichkeit, und wie von unſichtbarer Macht war ich innerlich gezwungen, mich umzudrehen, weil ich etwas an der Wand zu Haupte meines Bettes ſehen müſſe. Ich ſah zurück und erblickte an der Wand (welche maſſiv von Stein und gegipst iſt), in gleicher Höhe mit meinem Kopfe, zwei Flämmchen, ungefähr in der Geſtalt einer mittleren Hand, eben ſo groß, nur nicht ganz ſo breit, und oben ſpitz zulaufend. Sie ſchienen an ihrem unteren Ende aus der Wand herauszubrennen, flackerten an der Wand hin und her, im Umkreis von etwa 2 Schuh. Es waren aber nicht ſowohl brennende Flämmchen als vielmehr erleuchtete Dunſtwölkchen von röthlich blaſſem Schimmer. So wie ich ſie erblickte, verſchwand alles Gefühl der Bangigkeit, und mit wahrem Wohlbehagen und Freude betrachtete ich die Lichter eine Zeit lang. „Ob ſie doch wohl brennen?“ dachte ich, und ſtreckte meine Hand nach ihnen aus. Allein das eine Flämmchen, das ich berührte, verſchwand mir unter der Hand und brannte plötzlich daneben; drei-, viermal wiederholte ich den nämlichen Verſuch, immer vergeblich. Das berührte Flämmchen erloſch jedesmal nicht allmählig und loderte ebenſo wieder nicht allmählig ſich vergrößernd am andern Orte auf, ſondern in ſeiner vollen Geſtalt verſchwand es und in ſeiner vollen Geſtalt erſchien es wieder daneben. Die zwei Flämmchen ſpielten hie und da in einander über, ſo daß ſie eine größere Flamme bildeten, gingen aber dann immer bald wieder auseinander. So betrachtete ich die Flämmchen vier bis fünf Minuten lang, ohne eine Abnahme des Lichts an ihnen zu bemerken, wohl aber kleine Biegungen und Veränderungen in der Geſtalt.

---

* Man wird ſich hier einer ganz gleichen Erſcheinung eines Hundes in der Geſchichte von Slawenſik erinnern. K.

Ich ſtand auf, kleidete mich an, ging zur Stube hinaus (wo ich in der Thüre noch die Lichter erblickte) und bat den Herrn Pfarrer, der im vorderen Zimmer allein noch auf war, zu mir herüberzukommen und die Erſcheinung mit anzuſehen. Allein wie wir kamen, war ſie verſchwunden, und obgleich wir wohl noch eine halbe Stunde lang mit geſpannter Aufmerkſamkeit Acht gaben, zeigte ſich doch nichts mehr. Ich ſchlug nun ein Licht, allein mit dieſem konnte ich ſo wenig als Morgens darauf am hellen Tage auch nur die geringſte Spur an der, auch ganz trockenen, Wand wahrnehmen. Die vom Herrn Pfarrer aufgeworfene Frage, ob in den vorhergehenden Tagen oder Wochen nicht etwa ein phosphoriſches Schwefelholz an jener Wand möchte geſtrichen worden ſeyn, mußte ich mit

Beſtimmtheit verneinen. Zu allem Ueberfluſſe machten wir indeß ausführliche Verſuche mit Zündhölzchen, davon das Reſultat jedoch ein von meiner Beobachtung ſehr verſchiedenes war.

Als ziemlich gewöhnliche Wahrnehmungen im Hauſe, die theilweiſe eben gegenwärtig wieder an der Reihe ſind, muß ich in der Kürze noch anführen: Ein ſehr deutliches Athmen und Schnaufen in irgend einem Winkel des Zimmers, zuweilen dicht am Bette der Perſonen. Ein Tappen und Schlurfen durchs Haus, verſchiedene Metalltöne: als ob man eine nicht ſehr ſtraff geſpannte Stahlſeite durch ein ſpitzes Inſtrument zum Klingen oder Klirren brächte; als ob ein Stückchen Eiſen, etwa ein Feuerſtahl, etwas unſanft auf den Ofen gelegt würde. Ferner Töne, als führte Jemand zwei bis drei heftige Streiche mit einer dünnen Gerte auf den Tiſch; auch ein gewiſſes Schnellen in der Luft, dann Töne, wie wenn ein dünnes Reis zerbrochen, oder beſſer, ein ſeidner Faden entzwei geriſſen würde. (So unterhielt ich mich eines Abends bei Licht und bei der tiefſten Stille mit einem meiner Hausgenoſſen allein in jenem Gartenzimmer, als dieſer Ton in einer Pauſe des Geſprächs zwiſchen unſern beiden Köpfen mit ſolcher Deutlichkeit ſich hören ließ, daß wir zugleich uns lächelnd anſahen.)

Zum erſten Mal, wie man hier ſagt, wurde der Spuck im Pfarrhaus unter dem Herrn Pfarrer Leyrer (1811—1818) ruchtbar. Am lebhafteſten war er unter Herrn Pfarrer Hochſtetter (1818—1825), der mir die auffallendſten Dinge erzählt hat; auch nachher, noch zur Zeit des Herrn Pfarrer Rheinwald, war er um vieles ſtärker als bei mir.

Ich ſchließe mit der Verſicherung, daß ich bei allen dieſen Notizen ein jedes meiner Worte auf das Gewiſſenhafteſte abwog, um nirgend zu viel noch zu wenig zu ſagen, und alle Zweideutigkeit zu vermeiden, beſonders auch, daß ich, was die Angaben Anderer betrifft, an der Wahrheitsliebe und Urtheilsfähigkeit der angeführten Hausgenoſſen nicht im Geringſten zu zweifeln Urſache habe.

Kleſerſulzbach, im Januar 1841.

Eduard Mörike, Pfarrer.

Eine zweite Beobachtung iſt folgende. Dieſelbe wurde in einem alten Beamtenhauſe zu H. (in Württemberg) gemacht, in dem auch ſchon frühere Bewohner Aehnliches erlebten und kommt aus einer ganz ſichern Hand.

„Das Haus, das wir bewohnen,“ iſt ein ſehr altes Beamten Haus zu H. Als wir in daſſelbe zogen, war eine Schweſter bei uns, Feindin aller Schwärmerei, auch entſchieden gegen allen Geiſterglauben.

Es ward ihr zum Schlafen ein großes Zimmer im oberſten Stocke des Hauſes angewieſen worden. In verſchiedenen Nächten hörte dieſelbe im Bette wachend, als ſeufzte nicht weit von ihr eine leidende Perſon. Sie erzählte dieſes, aber ſie und wir ſuchten dieß Phänomen dadurch zu erklären, daß wir annahmen, es könnten dieſe Töne von Eulen kommen, die in alten Häuſern oft niſten und deren Töne, ſind ſie auch oft entfernter, in der Stille der Nacht auch als wie in der Nähe gehört werden könnten. — Oft aber vernahmen wir alle in der Nacht auch Töne, als gieng ein Mann mit gemächlichen Tritten den Gang entlang und ſelbſt die Treppe in den obern Stock hinauf und wieder herunter bis zur alten Regiſtratur.

Dieſe Töne waren auch mit Tönen begleitet, als gienge neben dieſem Mann eine Frau mit einem rauſchenden ſeidenen Kleide, auch waren die Töne der Tritte oft mehr wie ſchlurgend (in Pantoffeln die Füße ſchleifend). Einmal kam eine Magd in Begleitung von Verwandten ſehr ſpät von einer Reiſe nach Hauſe und als ſie zu dreien an das Haus kamen, hörten alle dreie, daß eine Perſon mit lauten Tritten im Gange hin und her gieng. Als ſie die Thüre öffneten, hörten ſie die Perſon von der Thüre, die aus dem Archive gieng, den Gang entlang und die Treppen hinauf gehen, — aber geſehen und erreicht konnte keine Perſon von ihnen werden.

Einmal lag meine Schweſter (die Geiſter-Unglaubige) oben wachend im Bette, da ſah ſie auf einmal einen grauen Schatten, von dem ſie aber keine klaren Umriſſe wahrnahm, vom Grunde des Zimmers ſich ihrem Bette nähern, daſſelbe in einem Halbcirkel umgehen und wieder zurück in den Hintergrund des Zimmers treten und dort verſchwinden. Sie ſagte Morgens uns nichts davon. Am Morgen nach der andern Nacht ſagte die Magd, die im gleichen Stocke ſchlief: aber heute Nacht lief es wieder oben ſo auffallend hin und her, daß ich vor Angſt kaum im Bette zu bleiben vermochte. Nun erſt rückte meine Schweſter mit jenem Vorfalle heraus, erzählte ihn und ſagte: ich habe an einen Geiſt nie geglaubt, nun aber, da ich jene graue Nebelgeſtalt ſo beſtimmt ſah und wachend und bei geſunden Sinnen war, kann ich nicht anders mehr denken, als daß ihr einen Geiſt im Hauſe habt. — Einer Perſon, die nächtlich am Brunnen, der in dem Hofe dieſes Hauſes ſteht, Waſſer holen wollte, geſchah das Gleiche, ſie mußte vor dem Brunnen wieder umkehren, weil ſie von einer auf ſie zuſchreitenden grauen Nebelgeſtalt wie zurückgedrängt wurde. Einmal wachte ich hell im Bette, da klopfte es an meine Bettſtelle, was auch von einer mir nahe liegenden Perſon gehört wurde, und dann geſchahen Töne, als würden ganz in unſerer Nähe Erbſen oder Sandkörner von oben heruntergeworfen. Auch die Sonderbarkeit kam ſchon mehrmals vor: daß meine Tochter und auch die Magd, die nächtlich mit einem Licht in den Keller des Hauſes giengen, obgleich dieſer Keller ganz einfach und ſein Ein- und Ausgang gar leicht zu finden iſt, — in demſelben wie irre geleitet wurden und lange nicht mehr aus ihm herauskommen konnten. Der Scherz: daß dieß aus wohlbegreiflichen natürlichen Urſachen hier hätte geſchehen können, fällt aber bei den Perſonen, denen es geſchah, völlig weg." —

Eine weitere Beobachtung der Art iſt Nachſtehende. Sie wurde in dem Dekanathauſe zu V. in Württemberg gemacht, wo ſchon ſeit längerer Zeit die verſchiedenſten Bewohner dieſes Hauſes Wahrnehmungen der Art durch Gehör und Geſicht machten. Sie kommt ebenfalls aus einer ganz ſichern Hand.

„Was wir zu verſchiedenen Zeiten in dieſem Hauſe, das längere Zeit unſre Wohnung war, beobachteten, ſchreibe ich hier kurz mit Folgendem nieder. Es iſt zum voraus dabei zu bemerken: daß uns die ſtrengſte Unterſuchung des Geſchauten und Gehörten, die wir immer ſogleich vornahmen, nie auf eine natürliche Urſache hinwies.

Als wir einſt noch ſpät in der Nacht plaudernd zu Bette lagen, hörten wir über unſeren Häuptern Töne wie von den Flügeln einer Taube, die im Kreiſe herumfliegt. Dabei hatten wir das Gefühl von einem uns anwehenden kühlen Winde, daß wir, wenn ſie anſcheinend gegen uns herflatterte, einander zuriefen: jetzt kommts wieder! Fenſter und Thüren waren geſchloſſen und die Unterſuchung ſogleich und Morgens, wo alle Winkel durchſchaut wurden, gab keine Spur von einem beflügelten Geſchöpfe zu erkennen. Als meine Schweſter B. klar wachend in demſelben Zimmer um Mitternacht lag, hörte ſie auf einmal ganz deutlich die Tritte eines Menſchen, der im Zimmer auf und abging. Sie lauſchte auf, blickte überall umher, denn die Nachtkerze brannte ganz hell, aber niemand war zu ſehen. Endlich ſetzt es ſich hörbar und mit einem tiefen Seufzer auf den Seſſel an ihrem Bette und nun war es ganz ſtille, ſie hörte kein Gehen mehr, war aber auch nicht vermögend etwas zu ſehen.

Später einmal ſaß ich, mein Vater und mein Bruder C. im Wohnzimmer. Entfernt von uns auf einem Pfeilertiſchchen ſtand ein Glas. Es war im Zimmer alles ruhig und auch von Außen keine Urſache einer Erſchütterung, auf einmal beginnt es an jenem Glaſe zu klingeln, wie wenn ein an einen Faden befeſtigter Ring in ihm hin und her geſchaukelt würde. An einem andern Tage klapperte der Deckel einer unberührt ſtehenden Zinnkanne von ſelbſt wie ein Storch mit dem Schnabel, und wieder einmal ſahen wir eine volle Flaſche, die auf dem Tiſche ſtand, ſo ſtark hin und her wanken, daß mein Bruder, der glaubte, ſie falle zuletzt herab, hinzulief und ſie mit den Worten: „halt, wir wollen auch mittrinken,“ feſthielt und dann bei Seite ſtellte. Daß andere Gegenſtände, ſelbſt leichtere, ſich zugleich bewegt und dieſe Erſchütterung Folge einer natürlichen Erſchütterung geweſen wäre, ſahen wir nicht, wie wir auch alle nicht das mindeſte von einer Erſchütterung fühlten.

Mein Bruder hielt zwei Vögel, Schwarzköpfchen. Regelmäßig um dieſelbe Stunde der Nacht, wurden dieſe unruhig und flatterten ängſtlich im Käfig umher, bis ſie ganz erſchöpft zuſammenfielen. Weder Katze noch Hund war im Zimmer, auch war es gleich ob ein Licht brannte oder nicht.

Einmal hatten wir Beſuche und unterhielten uns lebhaft, da kugelte es auf einmal vom Sopha unter unſern Füßen weg, mit dem Getöſe einer Kugel mitten durchs Zimmer, der Kabinetsthüre zu. Wir zogen erſchrocken die Füße an.

Als mein Vater eine Zeit lang krank lag, wachte ich ihm mit meinen Schweſtern abwechſelnd. Da hörte nicht nur ich, ſondern auch die Andern, gar oft eine Perſon in dem Nebenzimmer, deſſen Thüre offen ſtand, hin und hergehen. Immer ſehen wir auf ſolche Töne im Zimmer ſogleich mit dem Lichte nach, aber immer wurde es dann ſtille und erſehen konnten wir nie etwas.

Wir wurden dieſe ſonderbaren Dinge, beſonders das Hören vom Gehen in den Zimmern, in denen ſich doch gar kein Menſch befand, endlich ganz gewöhnt und bekümmerten uns nicht mehr viel darum. Mein Bruder C. kam einmal gegen Mitternacht von einer Reiſe zurück, da ſah er vor dem Thörchen des Hofes ganz deutlich ein vierfüßiges Thier, das er anfänglich für ein einem Nachbar entkommenes Kälbchen hielt. Mit dem Schirme in der Hand eilte er auf das Thier zu es zu fangen, aber er erſtaunt nicht wenig, als es vor dem geſchloſſenen Hofthor des in der Nachbarſchaft ſtehenden Oberamteithurmes verſchwand. Schnell wandte er um und zog haſtig die Klingel und erzählte uns ſein Abentheuer." —

Eine Spuckgeſchichte aus Rußland.

Die nachſtehende Geſchichte iſt aus einer ſehr zuverläſſigen Quelle und es iſt in ihr beſonders die Erfahrung auffallend, daß ein Taubſtummes, welches gewöhnliche Töne nie hörte, zu gleicher Zeit mit den Höhrenden dieſe Geiſtertöne vernahm, zum Beweiſe (wie oben angeführt wurde), daß zur Vernehmung ſolcher Töne nicht das mechaniſche äußere Gehörwerkzeug, ſondern ein innerer Sinn nothwendig iſt, der allerdings nicht Jedem gegeben iſt, oder nicht bei Jedem ſich gleich leicht eröffnet, weswegen auch nicht alle Menſchen hier die gleichen Wahrnehmungen zu machen im Stande ſind.

Im Gouvernement Smolensk auf einem Landgute in der Nähe von Wiaſma, hat ſich folgende Geſchichte, von den glaubwürdigſten Zeugen mitgetheilt, zugetragen. Das Schloß, der Schauplatz derſelben, ſteht mitten in einem Hofe, der durch eine Zugbrücke von der äußern Umgebung getrennt und dadurch gänzlich abgeſchloſſen wurde, daß dieſe jede Nacht aufgezogen ward. Die Anfahrt ans Schloß geſchah auf einer Rampe (pente douce), die Thüre deſſelben war ſchwer und feſt und des Nachts noch beſonders durch eine eiſerne Stange verwahrt, die quer über daſſelbe gezogen und durch ein Schloß innen feſtgemacht wurde. Im Erdgeſchoß wohnte nur der Portier, der die Schlüſſel des Hauſes in Verwahrung hatte. In den erſten Stock ſtieg man auf einer breiten Treppe hinein oben angelangt führte eine Thüre rechts in die Empfangzimmer; gegenüber von dieſen, links, befand ſich gleichfalls eine Thüre, die nach dem Schlafzimmer und nach einigen, von dem Hausherrn und ſeiner Familie bewohnten Zimmern führte, aber längſt zugemauert war. Innerhalb des Schlafzimmers war dieſe Thüre noch beſonders gegen das Eindringen der äußern Luft mit feſtgenagelten Teppichen verwahrt und überdieß mit einem Vorhang masquirt. In dem Hauſe beſtand noch der, aus frühern Zeiten hergebrachte, ſonderbare Gebrauch, einige alte Frauen und einen Zwerg in der Rolle der frühern Hofnarren zu unterhalten. Einsmals befanden ſich drei dieſer Weiber, der Zwerg und der Herr des Hauſes wachend im Schlafzimmer von deſſen Frau, um dieſer die Zeit zu verkürzen, da ſie der Entbindung mit ihrem erſten Kinde nahe, um ihrer Umſtände willen, ſehr an Schlafloſigkeit litt. Um Mitternacht hören alle dieſe Menſchen einen, dem dumpfen Tone nach, ſchweren, großen Reiſewagen, über die Brücke und den Hof, die Rampe herauf fahren und vor der Hausthüre halten. Die Eiſenſtange wird von derſelben weggehoben, die Hausthüre aufgeſchloſſen, der Wagen geöffnet, der Tritt herabgelaſſen, und ſprechend, lachend lärmend hört man eine zahlreiche Geſellſchaft ausſteigen. Der Hausherr, der anfangs glaubte, ſein Schwiegervater, der zur Entbindung ſeiner Tochter erwartet wurde, komme an, war eben im Begriff dieſem entgegen zu gehen, als er, durch das laute Sprechen ſo vieler Stimmen irre gemacht, dachte, es könne auch eine zahlreiche Geſellſchaft von Beſuchern aus der Nachbarſchaft ſeyn, um derentwillen er nicht für nöthig fand, in ſo ſpäter Stunde noch zu ihrem Empfange ſelbſt zu erſcheinen, ſondern es ſeiner Dienerſchaft überlaſſen wollte, dieſelbige im Hauſe unter zu bringen. Deutlich hörte man die ganze Geſellſchaft die Treppe heraufkommen, ſie wandte ſich jedoch nicht, wie zu erwarten war, rechts nach den Empfangzimmern, ſondern links gegen die zugemauerte Thüre, fing an, dieſe unter fortgeſetztem Lärmen und Plaudern zu demoliren, und näherte ſich ſo immer mehr der innern Thüre. Auch dieſe wurde geöffnet, die Decken, die ſie verwahrten, hörbar abgenommen, ſo daß nur noch der Vorhang die Bewohner des Zimmers von der äußern Geſellſchaft trennte. Der Hausherr, der in Erwartung der Dinge ſich mit dem Licht in der Hand an die Thüre geſtellt hatte, ſah, nebſt allen Anweſenden, wie der Vorhang deutlich, vom äußern Luftzug bewegt, hin und her wehte, desgleichen die Flamme des Lichtes, das er hielt. In demſelben Augenblick ſtürzt ganz bleich, mit den ſichtbaren Zeichen des Schreckens und der Angſt auf dem Geſichte eine Taubſtumme, Couſine ſeiner Frau, die drei Zimmer vom Schlafzimmer entfernt ſchlief, herein und gab durch Zeichen zu verſtehen, daß ſie höre, was vorgehe. Als aber der Hausherr den Vorhang von der Thüre wegzog, ward plötzlich alles ſtill und dieſe ſowohl als die Teppiche und die gemauerte Wand Alles ganz unangetaſtet wie zuvor. Man ging in den Hausgang, man durchſuchte das ganze Haus, der Portier ward geweckt; er ſchwur, nichts gehört, die Hausthüre nicht aufgeſchloſſen zu haben, nicht aufgeſtanden geweſen zu ſeyn. Die Thüre fand man gleichfalls unverletzt, die Querſtange vorgezogen wie zuvor. Im Hofe hatte Niemand etwas gehört noch geſehen, die Brücke war nicht heruntergelaſſen worden. Wenige Tage nach dieſer Begebenheit ward die Frau von einer Tochter entbunden, aber in Zeit von 6 Wochen war die Mutter, die Taubſtumme, zwei der alten Weiber und der Zwerg geſtorben. Nur der Vater des Neugebornen und eine der alten Frauen blieben übrig von allen, die den nächtlichen Graus mit angehört hatten.

Der Vater iſt indeſſen auch geſtorben, aber die Tochter lebt und iſt jetzt die Frau eines berühmten und großen Mannes in Rußland, deſſen Namen aus Delikateſſe nicht genannt wird.

Kaiſer Karl IV. Traum und Spuckgeſchichte, von ihm ſelbſt erzählt.

Kaiſer Karl IV. erzählt einen Traum, den er in ſeiner Jugend von dem Tode eines Verwandten hatte, welchem er mit dem Vater zu Hülfe eilte. (Selbſtbiographie, bei Freher rer. bohemicarum Scriptt. Hannoviæ 1602 Fol. pag. 93.)

„Nachdem unſer Vater den Weg nach Parma kurz vor uns eingeſchlagen, trafen wir auf einer Villa Namens Tarentur (verdorbener Name) in der Diöceſe Parma zuſammen, und zwar an einem Sonntage, da grade Himmelfahrt Mariä war. Im Schlaf in der Nacht erſchien uns ein Geſicht: der Engel des Herrn ſtand neben uns, wo wir lagen, zur linken Hand, ſtieß uns in die Seite und ſprach: „Stehe auf und komm mit uns!“ Wir aber antworteten im Geiſt: „Herr, ich weiß nicht wohin, noch auf was Art ich mit euch gehen ſoll!“ Und er faßte uns am Schopf und hob uns mit ſich in die Luft bis über einen großen Heerhaufen gewappneter Reiter, die vor einem feſten Schloß in Schlachtordnung daſtanden. Und er hielt uns in der Luft über dem Heere und ſprach zu uns: „Blick auf und ſieh!“ Und ſiehe da, ein anderer Engel kam vom Himmel herab mit einem feurigen Schwerdt in der Hand und durchſtach Einen mitten in der Schlachtreihe und ſchnitt ihm mit demſelben Schwerdt das Glied ab, und der Ritter ſtöhnte wie zum Tode getroffen auf dem Pferde. Der Engel aber, der uns am Schopf hielt, ſprach: „Erkennſt du jenen, der ſo vom Engel getroffen und verwundet iſt auf den Tod?“ darauf wir verſetzten: „Herr, ich weiß nicht wer, noch welches der Ort iſt.“ Da entgegnete er: „Du ſollſt wiſſen, daß es der Dauphin von Vienne iſt, der wegen der Sünde der Ueppigkeit ſo von Gott getroffen wird. Nun alſo hütet euch, und eurem Vater mögt ihrs ſagen, daß er ſich hüte vor ähnlichen Vergehungen, es könnte euch noch Schlimmeres widerfahren!“ Wir aber, von Mitleid ergriffen, wegen des Dauphins von Vienne, denn unſere Großmütter waren Schweſtern und er ſelbſt ein Sohn der Schweſter König Karls I. von Ungarn, fragten den Engel: ob er denn nicht mehr beichten könne vor ſeinem Ende, und ich war ſehr betrübt. Der Engel aber erwiederte: „Er wird eine Beichte haben und noch einige Tage leben.“ Darauf ſahen wir auf der linken Seite der Schlachtordnung viele Männer ſtehen, in weißen Gewändern, als ob es Leute wären, die in großer Verehrung und Heiligkeit ſtänden, und ſie redeten abwechſelnd, indem ſie, über das Heer hinblickten, und über das, was alles geſchehen war, und wir merkten ſie uns wohl. Doch durften wir ſie nicht befragen, auch erzählte der Engel nicht von ſelbſt, wer jene ehrwürdigen Männer ſeyen. Und urplötzlich waren wir wieder an dem Ort unſeres Nachtlagers zurück, und ſchon brach der Morgen an. Da kam zu uns Thomas de Nova Villa (Neuf ville), ein Ritter aus der Lütticher Diöceſe, Kämmerer unſeres Vaters und weckte uns mit den Worten: „Warum ſteht ihr nicht auf, Herr; euer Vater iſt ſchon gerüſtet und zu Pferde.“ Da ſtanden wir denn auf, aber wir waren zerſchlagen und wie von einer beſchwerlichen Reiſe ermattet. Und wir ſagten: „Wohin wollen wir ziehen, nachdem wir in dieſer Nacht ſo großes Unglück erlitten, daß wir nicht wiſſen, was wir thun ſollen?“ Er aber ſprach darauf: „Was denn, Herr?“ Wir aber verſetzten: „Der Dauphin iſt todt, und doch will unſer Vater das Heer verſammeln und ihm zu Hülfe eilen, der mit dem Grafen von Savoyen in Fehde liegt; nun er geſtorben iſt, nützet ihm unſere Hülfe ja nicht mehr.“ Darauf lachte Jener, und als wir nach Parma kamen, erzählte er unſerm Vater, was wir ihm geſagt hatten. Dieſer aber rief uns vor und fragte, ob das wahr wäre und wir wirklich alſo geſehen hätten. Wir erwiederten: „Ja wohl, Herr, und ihr könnt ſicher ſeyn, daß der Dauphin geſtorben iſt.“ Der Vater aber fuhr uns an mit den Worten: „Ich mag an keine Träume glauben!“ Doch ſagten wir auch Genannten, nämlich unſerem Vater und Ritter Thomas nicht das Ganze wie wir es geſehen hatten, ſondern eigentlich nur, daß der Dauphin jetzt nicht mehr am Leben ſeyn könne. Nun, nach einigen Tagen kam ein Bote mit einem Briefe, beſagend, daß der Dauphin mit ſeinem verſammelten Heere vor ein Schloß des Grafen von Savoyen gerückt und durch eine Balliſte mit einem großen Pfeil, inmitten aller ſeiner Krieger, ſchwer verwundet worden, auch einige Tage darauf nach abgelegter Beichte mit Tode abgegangen ſey. Da ſagte denn unſer Vater, wie der Brief verleſen war: „Wir ſind darüber ſehr erſtaunt, denn unſer Sohn hat dieſen ſelben Tod uns zuvor geweiſſagt. Und ſehr verwunderten ſich deß er ſelbſt und Ritter Thomas. Doch iſt nach der Hand von dieſer Sache weiter nicht mehr geredet worden.“

Bemerkungen zu vorſtehender Erzählung: Dem Zuſammenhang der Geſchichte nach ereignete ſich die Begebenheit im Jahre 1333, wo auch wirklich Mariä Himmelfahrt, der 15. Auguſt, auf einen Sonntag fiel. Nach Valbonnais hist. du Dauphiné (I, p. 296) ſtarb der Dauphin Guigo bei der Belagerung des ſavoyiſchen Schloſſes Perrière von einem aus dem Schloß geſchehenen Balliſtenſchuß am Tage nach der Verwundung, die ſeinem Teſtament zu Folge (II, p. 236) am 28. Juli ſtattfand, wo er dieſes in einer Scheune vor Perrière (in quadam grangia ante Peveriam) dictirte. Auch der Zeitgenoſſe Villani nennt Ende Juli als die Zeit des Todes. Andre ſetzen ſein Ende auf den 25. oder

26. Auguſt, der Grabſtein hat ſogar den 30. Auguſt. Vielleicht war Kaiſer Karls Gedächtniß über den wirklichen Eintritt des Todes nicht mehr treu. Auf jeden Fall aber iſt dieß Geſicht in ſeinem altteſtamentlichen Coſtüm ein merkwürdiges Aktenſtück von hoher Hand, das uns aus dem Mittelalter entgegentritt, unentſtellt durch Zuſätze oder Aenderungen von Wiedererzählern und intereſſant durch die eigenthümliche Färbung von Glaubens- und Erziehungsweiſe jenes Zeitalters.

Eben ſo merkwürdig iſt die Erzählung folgender kleinen Spuckgeſchichte auf dem Prager Schloß:

Kaiſer Karl IV. erzählt eine Spuckgeſchichte, die ihm in ſeiner Jugend auf der alten Burg zu Prag begegnete. (Selbſtbiographie, bei **Freher** rer. bohemicarum Scriptt.: **Hannoviæ** 1622 Fol., pag. 95.)

„Zu jener Zeit (es war diejenige, wo Karl von ſeinem mißtrauiſchen Vater der Verwaltung Böhmens entſetzt, des Markgrafthums Mähren beraubt und nach Bürglitz verwieſen war, Mitte d. J. 1335) ritten wir eines Tages nach Prag, von da unſern Herrn Vater zu beſuchen, der damals in Mähren war, und ſpät kamen wir im Prager Schloß an, wohnten allda in dem alten Burggräflichen Hauſe, wo einige Jahre lang die Reſidenz war, bis das große Schloß vollendet wurde. Und nun lagen wir Nachts in einem Bett und in einem anderen vor uns Busko und Wilhartitz der ältere. Es war ein großes Feuer im Schlafgemach, denn es war Winterszeit, und viele Lichter brannten im Gemach, ſo daß es hell genug war, und Thüren und Fenſter waren alle verſchloſſen. Wie wir nun im Einſchlafen waren, da ging in der Schlafkammer, ich weiß nicht was, hin und her, ſo daß unſer zwei erwachten: wir ließen ſodann den genannten Busko aufſtehen, nachzuſehen, was das ſey. Dieſer ging nun in der Kammer umher, ſuchte und ſah Nichts, und konnte nicht das mindeſte entdecken. Er machte das Feuer heller und ſteckte mehr Lichter an und ging zu den Humpen, die voll Wein auf dem Geſtell ſtanden, und trank, und ſetzte einen der Humpen neben einen großen angeſteckten Leuchter, nachdem er getrunken. Darauf legte er ſich wieder ins Bett, und wir, in unſern Mantel gehüllt, ſetzten uns aufrecht ins Bett und hörten das Auf- und Abgehen und konnten doch Niemanden ſehen. Wie wir nun ſo mit gedachtem Busko über die Humpen und Leuchter hinſahen, da wurde jener Humpen, wie wir deutlich ſahen, geſchleudert, von Gott weiß wem, über das Bett des Busko hinaus, von einem Ende des Gemachs bis zur entgegenſtehenden Wand, und von der Wand heftig zurückprallend fiel er mitten ins Zimmer. Dieß zu ſehen, erſchraken wir nicht wenig, und immer hörten wir das Gehen hin und her, erblickten aber Niemanden. Darauf aber verſahen wir uns mit dem heiligen Kreuzeszeichen in Chriſti Namen und ſchliefen bis zum Morgen. Und wie wir am Morgen aufſtanden, fanden wir den Humpen mitten in der Kammer liegen, an der Stelle, wo er hingeſchleudert worden war, und zeigten ihn unſern Leuten, wie ſie uns den Morgenbeſuch machten.“

Bemerkung. Der nachmals durch das Reichsgrundgeſetz der goldnen Bulle berühmt gewordene Monarch war damals ein Prinz von 19 Jahren; im 17. Jahre hatte er den vorerzählten merkwürdigen Traum. Geboren war Karl im Jahr 1316.

Das Verſprechen nach dem Tode zu erſcheinen.

Kant, in der allgemeinen Naturgeſchichte und Theorie des Himmels, ſchreibt im Beſchluß der neuen Auflage. Frankf. und Leipz. 1797. S. 129:

„Es iſt uns nicht einmal recht bekannt, was der Menſch jetzt wirklich iſt, ob uns gleich das Bewußtſeyn und die Sinne hievon belehren ſollten; wie viel weniger werden wir errathen können, was er dereinſt werden ſoll. Dennoch ſchnappt die Wißbegierde der menſchlichen Seele ſehr begierig nach dieſem von ihr ſo entfernten Gegenſtande, und ſtrebt, in ſolchem dunkeln Erkenntniſſe einiges Licht zu bekommen. Sollte die unſterbliche Seele wohl in der ganzen Unendlichkeit ihrer künftigen Dauer, die das Grab ſelbſt nicht unterbricht, ſondern nur verändert, an dieſen Punkt des Weltraumes, an unſere Erde, jederzeit geheftet bleiben? Sollte ſie niemals von den übrigen Wundern der Schöpfung eines nähern Anſchauens theilhaftig werden? .... Es iſt erlaubt, es iſt anſtändig ſich mit dergleichen Vorſtellungen zu vergnügen; allein niemand wird die Hoffnung des Künftigen auf ſo unſichere Bilder der Einbildungskraft gründen.“

Ob nun gleich die Offenbarung ſo manche Winke über den Zuſtand des Menſchen nach dem Tode gibt, ſo wird jeder Pſycholog dem königsbergiſchen Philoſophen willig einräumen, daß wir durch unſere Vernunftſchlüſſe nicht werden errathen können, was der Menſch dereinſt werden ſoll, und daß Niemand leicht die Hoffnung des

Künftigen auf ſo unſichere Bilder der Einbildungskraft gründen werde. Eben darum ſchnappt die Wißbegierde der menſchlichen Seele ſehr begierig nach dieſem von ihr ſo entfernten Gegenſtande und ſtrebt, in ſolchem dunkeln Erkenntniſſe einiges Licht zu bekommen. Wenn nun Kant mit allen ſeinen Anhängern behauptet, daß wir von überſinnlichen Dingen auch nicht das Geringſte wiſſen können; wenn wir nämlich das Wiſſen im ſtrengſten philoſophiſchen Sinne nehmen wollen, welchen Satz ihm wohl ſehr viele Denker willig zugeben werden: ſo bleibt uns freilich in dieſer Sache keine andere Erkenntniß-Quelle offen, als eine allgemeine gültige (objective) oder perſönliche, individuelle (ſubjective) Erfahrung. Aus dieſer Quelle hat von jeher die Wißbegierde der menſchlichen Seele ſehr begierig geſchöpft, und nach dem daraus den Durſt zu löſchenden Waſſer geſchnappt; freilich meiſtens im Verborgenen, aus Furcht verſpottet zu werden. Einige haben jedoch ihre Erfahrungen einer öffentlichen Bekanntmachung blos gegeben, oder gar ſich derſelben als einer wichtigen Entdeckung gerühmt. Aus den älteſten Zeiten iſt die Hervorrufung Samuels durch die Geiſterbannerin zu Endor bekannt,[*] ſowie die Meldung von Geſpenſtern, die man für böſe, oder doch unglückliche Menſchenſeelen hielt.[**] Dahin gehört auch die Geſchichte des reichen Mannes und des armen Lazarus, in welcher der reiche Mann bat, ſeine Brüder durch die Erfahrung von dem unglücklichen Zuſtande hartherziger Menſchen nach ihrem Tode zu unterrichten.[***] Als ferner die Jünger Jeſum auf dem Meere gehen ſahen, folglich eine Menſchengeſtalt an ihm erblickten, erſchracken ſie, und ſprachen: Es iſt ein Geſpenſt.[†] Sie hatten folglich ſchon Erfahrung von der Fortdauer eines Menſchen nach dem Tode. Eine Menge ſolcher Erfahrungen findet man in Schriftſtellern älterer und neuerer Zeit, beſonders in den Abhandlungen über den Hades und deſſen Bewohner. *

---

[*] 1 Sam. 28, 7. ff. Sirach 46, 22.

[**] Sprüche 23, 7. Weisheit 17, 3. 4. 15.

[***] Luc. 16, 27 ff.

[†] Matth. 14, 26. Marc. 6, 49.

---

* S. ein ziemlich ſelten gewordenes Buch, das folgenden Titel führt: **Schriftmäßige Erklärung der wahrhaftigen Erſcheinung Samuels nach ſeinem Tode, 1 Sam. 28. 7 bis 20.** Wie ſolche auf Gottes Zulaſſung dem Könige Saul widerfahren; nebſt einem Anhange wahrhaftiger Geſchichten von einigen erſchienenen Geiſtern nach dem Tode, und beſcheidene Gedanken über die Erſcheinung der Seelen nach dem Tode, wozu noch einige Eröffnungen von den himmliſchen Wohnungen der ſeligen Seelen, und auch von dem Zuſtande der Verdammten, nach der Wahrheit, mitgetheilet werden. 3te und vermehrte Auflage. Prenzlau und Leipzig, gedruckt und verlegt durch Chriſtian Ragoczy 1749. 8. In dieſer Ausgabe ſind mit fortlaufenden Seitenzahlen beigedruckt: Additamenta, paralipomena, Fortſetzung von Erſcheinungen der Geiſter nach dem Tode ꝛc. Frankfurt und Leipzig 1750, von S. 112. ausſchließlich bis S. 254 einſchließlich. Zweite Fortſetzung ꝛc. Prenzlau und Leipzig 1752, von S. 254 ausſchließlich bis S. 366 einſchließlich. Dritte Fortſetzung ꝛc. mit Zeugniſſen von Heinrich Morus und Joſeph Glanvil, Prenzlau und Leipzig 1752, von S. 366 ausſchließlich bis 493 einſchließlich nebſt einem Regiſter. Bekannter ſind Baxters Geiſterwelt, ſodann die im Jahr 1808 erſchienene Theorie der Geiſterkunde von Jung-Stilling; ferner die Schrift eines Ungenannten (Salzmann): Was iſt der Tod, Todtenbehältniß, Errettung vom Tode und Auferſtehung von den Todten, ſchriftmäßig beantwortet, Straßburg 1810. 8. Und Hades. Ein Beitrag zur Theorie der Geiſterkunde, nebſt Anhängen, öffentliche Verhandlungen über Swedenborg und Stilling, ein Beiſpiel des Ahnungsvermögens und einen Brief des jüngern Plinius enthaltend, von Johann Friedrich von Meyer. Frankfurt am Mayn 1810. 8. Einen Zuſatz zu dieſem Werke über den Hades findet man in des Verfaſſers Blättern für höhere Wahrheit. 6. Heft. Und bald hernach erſchien: Beobachtung und Erklärung merkwürdiger Naturerſcheinungen. Denkenden Männern vorgelegt

Da aber viele Menſchen, aus allen Ständen, dieſe Erfahrungen geradezu für unmöglich erklären, weil ſie ihren Vernunftbegriffen zuwider ſind, und jene Erſcheinungen nicht für Erfahrungen wollen gelten laſſen, weil ſie nicht von jedermann (wie das Tageslicht) anerkannt (nicht objectiv) ſind; und alle individuelle, bloß perſönliche (ſubjective) Erfahrungen dem Selbſtbetruge und fremden Täuſchungen unterworfen ſeyn können, und blos auf Treu und Glauben können angenommen werden; ſo iſt ſich nicht zu wundern, daß man auf ein Mittel gefallen iſt, das wenigſtens jedem einzelnen Beobachter einen Grad von Gewißheit verſchafft, den er durch bloßes Zeugniß von mehr oder minder glaubwürdigen Perſonen nicht erhalten kann; wenn er nämlich nur der Maxime huldigt: „Wenn ich nicht Wunder und Zeichen ſehe, ſo glaube ich nicht.“

Solcher Thomaſe gab es von jeher, und wird es auch ferner geben. Jenes Mittel beſteht in einem förmlichen Verſprechen eines Menſchen, ſich nach dem Tode auf irgend eine Art den Sinnen desjenigen kennbar zu machen, dem das Verſprechen gemacht worden iſt. Es ſind dem Verfaſſer mehrere ſolcher Fälle bekannt, die aber zu keiner Publicität geeignet ſind; er kennt ſogar einen

von L. P. G. Happach Prediger und Inſpector zu Mehringen, bei Aſchersleben. Quedlinburg 1812. klein 8. Gelegenheit zu dieſer Schrift gab Herr Oberhofprediger Reinhardt, der in einer Predigt uber Matth. 18, 1—11 am Michaelfeſte 1796 ſich gegen den Wunſch, die Sehnſucht und das Beſtreben äußert, der Geiſterwelt näher zu kommen und genauere Kenntniß von derſelben zu erlangen, ſich in einen wirklichen Umgang in eine Vertraulichkeit mit ihnen zu ſetzen, und die Scheidewand zu durchbrechen, die uns, ſo lange wir im Leibe wallen, von der Geiſterwelt trennt. In der Folge ſprach Reinhardt in zwei Paſſionspredigten ſich noch beſtimmter wider dieſen Gegenſtand aus. Von dem Verkehre mit der Geiſterwelt findet man übrigens noch viele Beiſpiele in den bekannten Schriften von Moriz Wagner, Münter, Bergk u. ſ. w., vorzüglich aber in der Seherin von Prevorſt, den Blättern aus Prevorſt ꝛc.

redlichen, glaubwürdigen Mann, welcher ein Mittel entdeckt haben will, wodurch er ſich mit einer ihm ſehr theuern verſtorbenen Perſon einige Zeit nach ihrem Tode gleichſam unterhalten konnte; er hat aber dieſes Mittel nur drei chriſtlichgeſinnten Männern entdeckt, wovon nur noch einer lebt, von dem er aber verſichert iſt, daß er nie einigen Gebrauch davon machen werde. Der Beſitzer dieſes Mittels hat ſich aus wichtigen Gründen vorgenommen, ſelbſt nie mehr Gebrauch davon zu machen. Ein intereſſantes hieher gehöriges Beiſpiel liefert uns Schlichtegroll,* wo er von Klockenbring in Hannover Folgendes erzählt: „Er verlor ſeinen Freund Strube (David Georg, königl. großbrittaniſchen und churfürſtlich Braunſchweig-Lüneburgiſchen Vicekanzler, der im Jahr 1777 ſtarb). Wie ſehr ſeine Seele mit ſeinem Freunde beſchäftigt war, beweiſt ein Traum, welchen er bald nach Strubens Tode hatte, und den er oft und mit heimlichem Vergnügen erzählte, immer zwar mit dem Zuſatze: er beweiſe nichts, und er glaube nicht an Träume, allein man merkte ſein inniges Wohlgefallen an dieſer Erzählung, und wie gerne ſeine Phantaſie ſich Hypotheſen überlaſſen hätte, wenn ſeine Vernunft es erlaubte. Beide hatten nämlich oft von einem Zuſtande nach dem Tode geſprochen; gegenſeitig hatten ſie ſich feſt verſprochen, Einer dem Andern, wenn irgend eine Möglichkeit es zulaſſen wollte, Nachricht von ſich zu geben. Klockenbring träumet: er bekomme ein Billet von Struben, folgenden Inhalts: Lieber Klockenbring: es gibt ein Leben nach dem Tode, die Art des Daſeyns iſt aber ganz anders und beſſer, wie Sie und ich es vermutheten. Leben Sie wohl! In einer Nachſchrift ſtand: glauben ſie ja nicht, daß dies ein Traum ſey, ich erfülle mein Verſprechen, ihnen Nachricht zu geben von mir, und hatte keinen andern Weg als dieſen. Klockenbring erwachte plötzlich, glaubte das Papier noch in der Hand zu haben, findet ſich getäuſcht, und überzeugt ſich freilich, es ſey ein Traum und weiter nichts; allein der Eindruck deſſelben war unauslöſchlich, und mit Wohlgefallen verweilte er, wie geſagt, oft und gern bei deſſen Rückerrinnerung."

---

* Im Nekrolog auf das Jahr 1795.

Eine neuere Verſprechungs-Urkunde, nach dem Tode zu erſcheinen, und deren Erfüllung bietet uns Herr Profeſſor Wötzel in ſeiner Gattin wirklicher Erſcheinung nach ihrem Tode dar, nach welcher Schrift die Wißbegierde der deutſchen Seelen ſo begierig ſchnappte (um mich des kantiſchen Ausdrucks zu bedienen), daß dies Werkchen ſchon vier Ausgaben erlebt hat. Seitdem iſt dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes nur noch ein Beiſpiel dieſer Art von ſehr glaubwürdigen Perſonen erzählt worden, das er den Leſern getreulich mittheilen will.

Zween Brüder von einer angeſehenen Familie in der ſchweizeriſchen Stadt Bern unterhielten ſich oft über den Zuſtand des Menſchen nach dem Tode; ſie ſchwebten jedoch immer noch zwiſchen Furcht und Hoffnung über die Gewißheit der Fortdauer der Seele nach dem Tode, und über die Art ihrer Exiſtenz, wenn eine ſolche bewieſen würde. Und da dieſe redlichen Denker wohl einſahen, daß ihre Vernunft zwar ſtarke Vermuthungen, aber keine Gewißheit über einen ſo wichtigen Gegenſtand zu verſchaffen vermögend wäre, ſo verfielen auch dieſe beeden Brüder auf den ſchon mehrmalen gewagten Verſuch, ſich gegenſeitig zu verſprechen, daß der zuerſt Sterbende dem Ueberlebenden, wenn es nur immer möglich wäre, erſcheinen wollte, um demſelben genaue Nachricht von ſeiner Fortdauer und deren Beſchaffenheit zu ertheilen. Nun ſtarb der Eine der beeden Brüder im Jahr 1816. Sein zurückgebliebener Bruder dachte nicht mehr an die Uebereinkunft mit dem Verſtorbenen in Bezug auf die zu gebende Kunde ſeines Zuſtandes nach ſeinem Hinſcheiden, wurde aber etliche Tage nach dieſem in der Nacht, als er noch wachend ſich in ſeinem Bette befand, von einem Geräuſche überraſcht, das demjenigen glich, welches eine Perſon verurſacht, wenn ſie in einem Zimmer auf- und abgeht. Dieſe hörbare Bewegung erinnerte nun den ſich zur Ruhe gelegten Bruder an das gegenſeitige Verſprechen, der beeden ſich innigliebenden Brüder. Heftig von dieſem Gedanken ergriffen, rief endlich der dadurch beunruhigte Beobachter: „Biſt Du es, lieber Bruder; wie geht es Dir?“ und erhielt ſogleich die vernehmliche Antwort: „Ja! lieber Bruder, ich bin es; mein Schickſal iſt noch nicht entſchieden; es wird aber bald entſchieden werden. * Ich befinde mich in einem finſtern Ort.“ Der Lebende fragte hierauf den Geſtorbenen, ob er allein wäre? Worauf dieſer antwortete: „Nein! ich bin nicht allein, es befinden ſich Mehrere bei mir; auch unſer Freund N. N., der ſo eben geſtorben iſt. Ich habe Dir dies ſagen wollen, um, ſo viel es mir möglich war, mein Dir gethanes Verſprechen zu erfüllen.“ Der lebende Bruder fing nun an zu zweifeln, ob er geträumt oder gewacht habe, und dachte bei ſich ſelbſt: „Wenn es wahr iſt, daß unſer Freund N. N., der nur einige Meilen von Bern entfernt lebte, und den ich erſt vor kurzem geſund und wohl geſehen habe, wirklich geſtorben iſt, ſo habe ich nicht geträumt, ſondern eine wirkliche Erſcheinung meines verſtorbenen Bruders gehabt.“ Bei anbrechendem Tage ließ er hierauf ſein Pferd ſatteln, und eilte nach dem Wohnorte ſeines Freundes hin, erfuhr aber beim Eintritt in deſſen Haus, zu ſeiner größten Beſtürzung, daß derſelbe wirklich in der verfloſſenen Nacht geſtorben ſey. Er kehrte nun mit der feſten Ueberzeugung zurück, daß die gehabte Erſcheinung kein Traum, ſondern Wirklichkeit geweſen.

Profeſſor Ehrmann.

Wir zweifeln nicht daran, daß es ſchon Fälle gab, wo Verſprechungen Lebender, beſonders im Sterben Begriffener, Hinterbliebenen nach dem Tode zu erſcheinen, wirklich in Erfüllung giengen, aber es iſt dies eine Sache, die wohl nicht blos nur ſo mit einander auszumachen iſt, beſonders da die Möglichkeit eines ſolchen Erſcheinens gewiß noch durch andere

---

* Dieſe Entſcheidung erinnert an Hebr. 9, 27.

Verhältniſſe, als durch ein auch noch ſo feſtes Verſprechen und noch ſo groſſes Sehnen nach Erfüllung deſſelben bedingt wird, und es iſt wohl auch deswegen die Erfüllung ſolcher gegebenen Zuſicherungen ſehr ſelten. Sehr zweifeln wir aber, daß, wie der Verfaſſer angibt, in eines Menſchen Macht ein Mittel liege, durch das er einen ſolchen Rapport mit einem Verſtorbenen willkührlich anzufachen im Stande ſeyn könnte.

Frau Hauffe (die Seherin von Prevorſt) ſagte ſehr oft im Leben zu mir: wenn es ihr möglich und es für mich und ſie gut ſeye, ſo werde ſie mir nach ihrem Tode ganz beſtimmt erſcheinen, — ich nahm ſie nie wahr. Der ehrwürdige Herr Oberſt von Pfiffer zu Luzern, dem die Blätter aus Prevorſt und das Magikon mehrere Mittheilungen verdanken, ſagte noch wenige Monate vor ſeinem Tode zu einer Freundin von mir, die ihn zu Luzern beſuchte: er habe ſich feſt vorgenommen, mir nach dem Tode zu erſcheinen. — Ich nahm ihn nie wahr. Dagegen aber will ich nicht beſtreiten, daß dieſelben Perſonen nicht andern als mir zu erſcheinen fähig geweſen wären, wie auch die Seherin von Prevorſt nach ihrem Tode in Wahrheit mehrmals ihrer Schweſter erſchien.

Es gehört aber hiezu noch Anderes, als Verſprechen und Wille, daher auch hier die Erfüllung ſo ſelten iſt. Man beherzige auch, was in einer kürzlich erſchienenen Schrift, die ich nicht näher benennen will, ſo wahr und geiſtreich über die Weiſen geſagt iſt, in denen ſolche Schauungen und Begegniſſe ſich formiren können, und man wird auch hieraus entnehmen, warum ſolche Verſprechen ſo ſelten in Erfüllung gehen.

„Gibt es eine in die Reiche der Sichtbarkeit hinabgehende Verbindung der Geiſter, dann wird dieſe in ihrer Möglichkeit, je auf zweifache Weiſe begründet, denkbar ſeyn. Einerſeits iſt nämlich, wie wir vielfältig uns überzeugt, der Menſch im irdiſchen Daſeyn keineswegs ſo enge in die Leiblichkeit eingefangen, daß ihm nicht unter beſonders günſtigen Umſtänden ein Blick über die Umhülle hinaus, in die Tiefen der

Dinge hinein, und auf das, was hinter der gröberen Erſcheinung liegt, geſtattet wäre. Solche Anlage iſt in ihren unteren Graden allerdings auf greifliche Gegenſtände beſchränkt, in denen ſie die unbegreiflichen Naturkräfte erſchaut. In ihren höheren aber ſehen wir ſie ſchon, eines Höheren ſich vermeſſend, den in die Leiblichkeit gehüllten Geiſt außer ſich erſpähen, in ſeinem Geheimniß ihn erkennen und in ſeiner Zukunft ihn erſchauen. Es wird daher ganz und gar auf der Linie des angehobenen Fortſchrittes liegen, wenn bei günſtiger Anlage und regſter Rührbarkeit dem in dieſer Richtung wirkſamen inneren Sinne ſolches lichtſammelnde Vermögen einwohnt, daß er wie ein lichtſtarkes Fernrohr weiter Oeffnung auch die ſchwächſte, nur eben aufdämmernde Geſtaltung ſchon aufzufaſſen vermag: ſo daß er nicht ferner mehr der fremden Leiblichkeit als des Ausgangspunktes für ſein Schauen bedarf, ſondern auch die abgeſchiedenen Geiſter ſchaut und in ihrem Weſen lichter oder dunkler ſie erkennt. Denn, — und darauf gründet ſich die zweite Weiſe, in der ſolche Schauungen und Begegniſſe ſich formiren können, — wenn auch der Tod bei dieſen Abgeſchiedenen das Band gelöst, das ihr Geiſtiges mit ihrem Leiblichen verbunden, dann ſind ſie darum nicht aller Leiblebenskräfte baar geworden, weil ja eben der Anſatz zu einem neuen, in der Entſtehung aller Dinge ſich wiedergebärenden Leben mit hinübergegangen ſeyn muß, da dieſe allein aus dem Keime dieſer Kräfte geſchehen kann. So Geartete können daher in eben dieſen Kräften noch mit dem Schauenden verbunden, in ihnen auch einerſeits von ihm geſchaut werden; andererſeits aber in eben dieſen Kräften durch Naturwirkungen, die ſie im Gebrauche derſelben hervorrufen, ſelbſt ſolchen ſich bemerklich machen, die kein erhöhtes Schauungsvermögen beſitzen.

Es begreift ſich, daß nicht alltäglich und allnächtlich auf allen Straßen und Wegen dergleichen ſich begeben wird. Eben die Vorausſetzung einer ſolchen überhäufigen Begegnung hat, in der Geſpenſterfurcht, die ſie herbeigeführt, nur immer mehr ſich ſtärkend, alle die vielfältige Verwirrung in dieſem Gebiet hervorgerufen; und durch die Menge von Trugbildern, die ſie hervorgebracht, die unläugbaren Thatſachen in den Hintergrund gedrängt und die Wahrheit ſelbſt unwahrſcheinlich gemacht. Die Reiche der Lebenden und der Abgeſchiedenen, wie die beiden zu einander gehörenden Hyperbeln, nur in wenigen Punkten um ihre Scheitel einander nahe, ſehen wir in ihrem ganzen Verlaufe ſonſt in allen andern nach entgegengeſetzten Richtungen mehr und mehr von einander abſtreben, und in unbegränzten Fernen ſich verlieren. Wie ſelten alſo immer auch die Conjunktionen der in ſolche Bahnen geworfenen Perſönlichkeiten ſeyn mögen, ſie werden doch eintreten, und zwar in der angegebenen doppelten Weiſe, dadurch: daß entweder der ungewöhnlich geſchärfte Sinn das, was ſonſt außer ſeinem Sehkreis liegt, in einem natürlichen Geſichte wahrnimmt; oder in der Art, daß das Unſichtbare in den ihm gebliebenen phyſiſchen Kräften in die Sichtbarkeit eintretend auch dem unbewaffneten Sinne ſich vernehmbar macht. In beiden Fällen wird die häufigere oder ſeltenere Vorkommniß wieder durch den Standpunkt der dabei wirkſamen Perſönlichkeiten bedingt erſcheinen, ſo daß im erſten die Stellung des Schauenden, im andern die des Geſchauten mehr von Einfluß iſt. Denn das unſichtbare Reich, eben wie das ſichtbare, hält gar viele Ordnungen von Geiſtern in ſich beſchloſſen, und es wird Berührungen aller dieſer Ordnungen mit dem Menſchen geben können; aber begreiflich werden dieſe Berührungen um ſo ſeltener eintreten, je höher die Berührende geſtellt erſcheint. Nur in den unteren Gebieten, die, weil an das irdiſche Leben am nächſten gränzend, am meiſten mit ihm gemein haben, wird auch eine relativ größere Gemeinſchaft ſtatt finden; und wenn hier die unteren Grade der Erregbarkeit von Seite des Schauenden zureichen, ſo werden dort geſteigerte erforderlich ſeyn, um das weiter Entrückte zur Wahrnehmung zu bringen. Während daher die unterſten Ordnungen unter gewiſſen Umſtänden dem ungeſchärften Sinne ſich vernehmlich machen können, wird es, wo dieſe fehlen, ſchon jener Steigerung bedürfen, die etwa der ſpontane Somnambulism in die Funktion jenes dann erwachenden Gemeinſinnes bringt, um dieſe trüben Lichtnebel des nächtlichen Geiſterhimmels zu gewahren. Da dieſer Sinn das ihm Gleichartige in der Weiſe, wie ſie auf ſeiner Höhe gilt, aufnimmt, ſo wird er alſo auch nur bis zu jener Geiſterordnung hinaufreichen, die eine der Löſung der Geiſterart, der er angehört, vergleichbare Löſung durch den Tod erlangt wird, ſohin alſo nicht leicht über die Zwiſchenregionen im Todtenreiche ſich erheben. Nur da, wo nicht etwa blos, wie bei den Somnambulen, eine magiſche Erhebung, ſondern eine wirklich myſtiſche in Folge einer ſtrengen Asceſe in langer Durchübung ſtatt gefunden, wird das Sehvermögen auch in höhere Gebiete ſich erheben, und auch die tiefer in's Innere des Geiſterhimmels geſtellten Ordnungen werden einem ſo geſteigerten Sinne aufgehen können. Wie hier nach Graden, ſo werden aber auch dieſe Erſcheinungen, im Gegenſatze des Guten und des Böſen, ſich theilen und ſich zur Rechten und zur Linken hinwenden. Denn es kann, aus verſchiedenen Gründen und zu verſchiedenen Zwecken, dies oder jenes aus der Unſichtbarkeit hervor, dem von ihm ſolizitirten oder es ſolizitirenden Einen oder Andern in der Sichtbarkeit es beſuchend oder verſuchend nahen; und daraus werden ſich dann wieder ſehr verſchiedene Arten des Verkehrs zwiſchen beiden Welten ergeben müſſen."

Eine Erſcheinungsgeſchichte aus Ungarn.

Aus Preßburg. — Aus dem Markte Valpo in Slavonien wird aus glaubwürdiger Hand folgendes wunderbare Ereigniß berichtet, über welches der hochwürdige Biſchof von Fünfkirchen bereits die Unterſuchung einleitete: Im Schloſſe Valpo ſpuckte es ſeit geraumer Zeit. Herrn v. K.... erſchien in kurzen Zwiſchenräumen fünfmal eine und dieſelbe Viſion. Der Geiſt, oder das Phantom, wie man es nun nennen will, zeigte ſich ihm jedesmal gegen Mitternacht in weiblicher, türkiſcher Kleidung aus roſenfarbigem Atlas, mit einem Schleier, der über den ganzen Schatten wallte. Dreimal, als das Phantom erſchien, bat es K...., er wolle den Herrn Schloßbeſitzer um die Ausgrabung ſeiner Gebeine und deren Beſtattung in geweihte Erde bitten. Die Erſcheinung gab Ort und Stelle an, wo ihre Gebeine verſcharrt ſeyen, und ſagte, ſie ſey ermordet worden, und habe nur beſtimmte Zeiträume, wo ſie ſich zeigen könne, auch ſey ſie ſchon oft in früheren Zeiten erſchienen, konnte aber ihr Anliegen niemals vorbringen, da man ſtets vor ihr geflohen ſey. Auf die umſtändlichen Angaben und wiederholtes Anſuchen K....s ließ der Schloßbeſitzer auf der bezeichneten Stelle nachgraben, und in der Tiefe von 2 Schuhen fand man wirklich ein weibliches Gerippe, auf der Bruſt mit ſechs eiſernen Kugeln beſchwert. Am 14. Dezember wurden dieſe Gebeine in die Schloßkapelle niedergelegt, und auf abermaliges Erſcheinen und Verlangen des Phantoms am 19. Dezember unter Zulauf einer ungeheuern Menſchenmenge eingeſegnet und auf dem allgemeinen Friedhof in einer Todtenlade beerdigt.

Bei ſeinem letzten Erſcheinen dankte das Phantom, verhieß Ruhe und eine frohe Zukunft. Dieſe unerhörte, man möchte ſagen für unſer Zeitalter faſt tragi-komiſche Geſchichte iſt das immerwährende Geſpräch der ganzen dortigen Umgegend. Die Begebenheit iſt wahr und in Valpo ſelbſt durch die Herrſchaft beſtätigt worden. Wir machen keine weitere Anmerkung, allein man ſtaunt und betet. Wir wiſſen wenig, man möchte ſagen: — Nichts!

Die Redaktion der „Preßburger Zeitung“, welcher wir dieſen Artikel entlehnen, führt hierbei Nachſtehendes an: Wir veröffentlichen dieſen Bericht hauptſächlich deshalb, weil er uns aus ſehr achtbarer Hand im Original zugekommen; überlaſſen jedoch die Raiſonnements darüber dem geſunden Urtheile jedem unſerer geehrten Leſer.

Noch eine weitere Correſpondenznachricht hierüber iſt nachſtehende:

Der „Fränkiſche Courier“ berichtet aus Eſſeg in Ungarn vom 30. Januar: — Nun muß ich Dir, liebſter Freund, auch eine Geiſtergeſchichte erzählen, die hier viel Aufſehen erregt hat. Was ich Dir mittheile, habe ich von P....., welcher mir ſein Ehrenwort gegeben hat, Alles an Ort und Stelle unterſucht, alle betreffenden Perſonen ſelbſt gefragt und nie auf Widerſprüche oder Sachen gekommen zu ſeyn, welche an der Wahrheit ihrer Ausſagen zweifeln ließen. Schon ſeit undenklichen Zeiten hat man geſagt, daß es in Valpo umgehe. Thatſache iſt es, daß Gräfin Br. in Fünfkirchen, als ſie noch in Valpo war, ſich nie vor 1 Uhr niedergelegt hat, um von dem Geiſte, der um ¾ auf 1 Uhr ſich hören zu laſſen pflegte, nie geſtört zu werden. Bei Gf. Br. wohnte ſeit einiger Zeit ein penſionirter Oberlieutenant K... vom Regiment ...., ein ſehr geſcheidter und in jeder Hinſicht ehrenwerther Mann. Er hatte dieſen Sommer das Valpoer Bad gebraucht und Br. ihn eingeladen, länger zu bleiben; er leidet ſehr an der Gicht, iſt ſonſt aber ganz geſund: ſeiner Schmerzen wegen brachte er den größten Theil der Nacht wachend zu. Dieſer nun hörte faſt jede Nacht um ¼ auf 1 Uhr Tritte oder ſonſt Lärm in ſeinem Zimmer, einmal ward ihm ſogar das Kopfkiſſen weggezogen, ſo daß er mit dem Kopfe auf den Rand des Bettes ſchlug und mehrere Tage eine Beule davon hatte. Obwohl er ſich alles dieſes nicht erklären konnte, verſchwieg er es dennoch, aus Furcht, ausgelacht zu werden. Nun kommt eines Tages der Rittmeiſter P..., der früher das nämliche Zimmer bewohnt hatte, nach Valpo, und fragt K..., ob er in ſeinem Zimmer noch nichts gehört habe, worauf dieſer dann das Bewußte erzählte. Hierauf wachten Br., Lieutenant Gſ. R... und der Schloß-Kaplan durch zwei Nächte bei K..., ohne daß jedoch Etwas vorgefallen wäre. In der dritten Nacht verließ K... und mit ihm der Kaplan ſehr ſpät den Salon; als ſie vor K...'s Zimmer kommen, ruft eine Stimme: „Topp!“ Der Kaplan entgegnete: „Nun topp! was iſt denn?“ Der Geiſt antwortete abermals: topp, und noch ein drittes Mal, aber ſtärker. In's Zimmer tretend, hören ſie Schritte auf ſich zukommen und das Rauſchen eines Kleides. Der Kaplan geht ihnen entgegen, die Schritte aber weichen aus. K... legt ſich nieder, der Kaplan ſitzt leſend an ſeinem Bette, plötzlich ruft K...: „da iſt der Geiſt!“ Der Kaplan blickt auf, ſieht aber nunmehr einen Schatten an der Wand, der nach allen angeſtellten Verſuchen durch nichts im Zimmer hervorgebracht werden konnte. — Nach mehreren Tagen liegt K... wieder wachend zu Bette, als ihm eine kleine, in Weiß gehüllte Geſtalt erſcheint; ihr Geſicht war blaß, die Augen ſtarr und tiefliegend, das Ganze einer Wachslarve gleich; die Bewegung der Lippen beim Sprechen konnte er jedoch deutlich wahrnehmen, nicht ſo die Enden ihres Gewandes, welche in der Luft verſchwanden. Sie redete ihn folgendermaßen an: „Nur ſelten iſt es mir gelungen, in dieſer Geſtalt hier zu erſcheinen, und Du biſt der Erſte, der ſich nicht vor mir fürchtet. Ich war früher Beſitzerin dieſes Schloſſes, bin aber während der Türkenzeit ermordet worden: meine Gebeine liegen zwiſchen dem türkiſchen Thurme und der Kapelle unter einer 4 Schuh hohen

Mauer; ich habe aber dort keine Ruhe. Ermittle es bei dem jetzigen Beſitzer, daß ich ordentlich zur Ruhe beſtattet werde; es ſoll ſein Schaden nicht ſeyn.“ Man gräbt nach, und ſtelle Dir vor, es findet ſich am beſagten Orte ein weibliches Skelett, an Größe ganz der Beſchreibung K…'s entſprechend, wozu Br. ein förmliches Leichenbegängniß verordnet und es hat beſtatten laſſen. Dieſes ſind Thatſachen; auch beſtätigt es ſich, daß eine frühere Beſitzerin des Schloſſes von den Türken ermordet ward, wie man aus Chroniken erſehen hat. — Nach dem Begräbniß erſchien endlich der Geiſt dem K… zum letzten Male, und antwortete auf deſſen Frage, ob er jetzt zufrieden ſey: Vollkommen! worauf ſich der Geiſt in ein anſtoßendes größeres Gemach entfernte. K…, der ſich mehr Aufklärung verſchaffen wollte, ging ihm nach und fand den Geiſt mitten in dieſem Zimmer, welches ſo hell beleuchtet war, daß man jede Tafel des Parketts unterſcheiden konnte. Hier nun ſtellte ihm K… mehrere Fragen, die er auch beantwortet hat. K… hat ſie unter dem Siegel der Verſchwiegenheit nur dem Lieutenant R… mitgetheilt, und ihn gefragt, ob er ſie, wenn er an ſeiner Stelle wäre, bekannt machen würde, worauf dieſer mit Nein antwortete. Er hat dieſelben jedoch, und um auch zu beweiſen, daß ſeinerſeits kein Betrug obwalte, verſiegelt dem Auditor des Regiments ….. mit der Weiſung übergeben, ſie erſt nach ſeinem Tode zu eröffnen. Man hat nämlich K… früher prophezeiht, daß ihm etwas ſehr Sonderbares begegnen, er darauf ſeine Meinung ändern und bald hernach ſterben werde. Um Br. nicht das Unangenehme einer Leiche zu machen, iſt K… nach E. gegangen und in der That gegenwärtig ſehr krank. Es muß ſich alſo bald entſcheiden, was an der Sache iſt.[*]

---

[*] Ich erwarte auf Anfrage in Valpo ſelbſt nähere Auskunft über dieſe Geſchichte.

K.

Eine weitere merkwürdige Erſcheinungsgeſchichte.

Der Baron v. B., Geſandter eines deutſchen Hofes zu London, ſchickte einen ſeiner Söhne auf die Univerſität nach Heidelberg. Ein Jahr darauf, als Herr v. B. ſich ganz allein in ſeinem Cabinet befand, öffnete ſich plötzlich die Thüre und vor ihm ſtand ſein Sohn und ſprach die Worte: Mein Vater, ich komme, Dir das letzte Lebewohl zu ſagen, denn ich bin todt! dieſe entſetzliche, obwohl nur augenblickliche Erſcheinung ließ jedoch dem Vater die Zeit, auf der Stirne ſeines Sohnes eine breite noch blutende Wunde zu gewahren. Kaum erholt von ſeinem Schrecken, rief Herr v. B. ſeinem im Vorzimmer befindlichen Bedienten, und fragte ihn, ob er jemanden habe in das Cabinet gehen ſehen. Der Diener verneinte dieſes, er habe aber gehört, wie ſich die Thüre geöffnet hätte, und ſey dann der Meinung geweſen, der Baron wolle ausgehen. Herr v. B., obgleich auf's tiefſte ergriffen, wollte doch für den Augenblick nichts weiter ſagen, um nicht ſeine ganze Familie in Unruhe und Sorge zu verſetzen und beſchloß abzuwarten, was die Zeit bringen würde.

Nach einigen Tagen erhielt der Baron einen Brief vom Rektor der Univerſität, der ihm den Tod des geliebten Sohnes anzeigte, der am Tage und in derſelben Stunde erfolgt war, wo die Erſcheinung ſtattgefunden hatte. Ein hitziges Fieber wurde als Urſache des Todes angegeben. In ſeinem Schmerze war Herr v. B. um ſo mehr von der gehabten Viſion betroffen, die ihm das traurige Ereigniß vorausgeſagt hatte.

Ein einziger Umſtand wich ab, man gab als Urſache des Todes eine Krankheit an, während die breite Wunde auf der Stirn auf einen gewaltſamen Tod ſchließen ließ. Dieſer Gedanke beſchäftigte den unglücklichen Vater unaufhörlich, und er wünſchte ſehnlich ausführlichere Nachrichten über den Tod des hoffnungsvollen 19jährigen Jünglings zu erfahren. Da bot ſich plötzlich eine günſtige und ſichere Gelegenheit dar. Ein vertrauter Freund des Barons ging in wiſſenſchaftlichen Angelegenheiten nach Heidelberg, dieſem vertraute er ſein Geheimniß an, und bat ihn, die Leiche ſeines Sohns ausgraben zu laſſen, und ſich zu überzeugen, ob an demſelben eine Verwundung wahrzunehmen ſey. Der Freund des Barons unterließ nicht, in Heidelberg die nöthigen Schritte wegen der Ausgrabung zu thun — aber vergebens, ſie wurde verweigert, ſo daß ſich derſelbe genöthigt ſah, dem Magiſtrat die Urſache ſeines ſcheinbar unangemeſſenen Begehrens mitzutheilen.

Der Magiſtrat erklärte, daß in dieſem Falle die Ausgrabung ganz unnöthig ſey, indem es keinem Zweifel unterliege, daß der junge Baron v. B. im Duell durch eine breite Wunde an der Stirne umgekommen ſey; man habe in dem Schreiben an die Familie dieſen Umſtand vorläufig abſichtlich verſchwiegen, um ihren Schmerz nicht zu erhöhen, um ſo mehr als das Duell unter Umſtänden erfolgt ſey, die eben nicht zu Gunſten des unglücklichen Opfers lauteten.

Von dieſem Augenblick an war alſo kein Zweifel mehr vorhanden, daß dieſe ganze Erſcheinung eine wahrhaftige geweſen ſey.

Dieſe Geſchichte iſt aus ſehr guter Quelle und ihre Wahrheit unterliegt keinem Zweifel.

Frankreich betreffende Prophezeihungen von franzöſiſchen Sehern.

1.

Erinnerungen an Noſtradamus.

Mehreren der Leſer des **Magikons** wird die berühmte Viſion der Katharine von Medicis nicht unbekannt ſeyn, die ihr — auf ihr Andringen, und nach langem Sträuben — der Florentiner Aſtrolog **Lucca Gaurico** verſchaffte, und die nichts Geringeres zum Gegenſtande hatte, als das Schickſal ihres Gemahls (Heinrich II.) und der nachfolgenden Könige von Frankreich zu erfahren. Sie erfuhr, was ſie wiſſen wollte; die Könige erſchienen, ſie aber ſtürzte bei den fürchterlichen Erſcheinungen, welche das Auftreten des letzten Königs (Ludwigs XVI.) begleiteten, zu Boden und in Ohnmacht. *

Nicht minder merkwürdig aber iſt die Prophezeihung, welche derſelben Katharine von Medicis der vielkundige **Noſtradamus** über ihr eigenes Ende gab, nämlich: ſie werde in St. Germain ſterben. — Sie eilte nun von St. Germain en Laye, wo ſie damals reſidirte, hinweg, und wählte Paris zu ihrem Aufenthalt, wo ſie das Louvre bezog. Aber das Louvre gränzte an die Kirche St. Germain l'Auxerrois. Sie begab ſich daher nach Blois, wo ſie krank wurde und in den Händen des gelehrten Biſchofs von Noyon ſtarb, welcher St. Germain hieß.

---

* Man findet eine Erzählung dieſer Viſion auch in von **Meyer's** ſchätzbaren **Blättern f. höh. Wahrheit**. XI. 261. D. E.

Wir wurden an dieſe Prophezeihung neuerlichſt durch Koloff's „Schilderungen aus Paris," 1839, erinnert, wo ſie ſich B. 2 S. 128 angeführt findet, und glauben, es werde manchem unſerer Leſer angenehm ſeyn, zu erfahren, daß — nach einer bereits im Echo du monde vom 21. Dec. v. J. enthaltenen Anzeige — ein Herr Eugène Bareſte ein Werk zu Ehren des alten „maitre Michel Nostradamus," unter dem Titel: Nostradamus vengé herauszugeben beabſichtige, das jetzt wahrſcheinlich ſchon im Druck erſchienen, uns aber noch nicht zu Geſicht gekommen iſt. Einer kritiſchen Abhandlung ſoll — jener Anzeige zufolge — eine philoſophiſch-hiſtoriſche über alte und neue Weiſſagungen folgen, nebſt einer Erklärung der berühmten Centurien des Noſtradamus über die Ereigniſſe von 1789—1792 und das Auftreten Napoleons, und endlich ein bibliographiſcher Catalog aller alten Ausgaben der Centurien des Noſtradamus.

Vorläufig mag daher über den letztern und ſeine Centurien für Unkundige genügen, was wir hier folgen laſſen, und größtentheils aus der Biographie deſſelben entnehmen, die ein ihm bis zu ſeinem Tode Befreundeter den Centurien vorangefügt hat, die wir ſo eben in der Pariſer Ausgabe von 1668 unter dem Titel: Les vrayes Centuries et Propheties de Maistre Michel Nostradamus vor uns liegen haben.

Nach ihr war Noſtradamus zu St. Remy in der Provence geboren, im Jahre 1503, und ſtammte von angeſehenen chriſtlichen Eltern. * Er ſtudierte zu Montpellier Philoſophie und Medicin, erlangte den (damals etwas mehr als heut zu Tage bedeutenden) Doctorgrad, practizirte mit Glück, heirathete, verlor aber ſeine Frau und zwei Kinder wieder, und wurde auf drei Jahre lang — während welcher die furchtbare

---

* Nach Einigen ſollen ſeine Vorfahren Juden geweſen ſeyn. Der Verf. der Biographie des Noſtradamus ſcheint dem in den Worten entgegnen zu wollen: Qu'est pour clorre la bouche à d'aucuns envieux, quelques grands dictateurs qu'ils soient aux sciences, qui ont medit de son origine, mal informez de la verité. D. G.

Peſt von 1546 eintrat — von der Stadt Aix als Arzt angenommen und beſoldet. Von da ging er nach Salon de Craux, verheirathete ſich da zum zweitenmale, und hier war es, wo er in Vorausſicht der über ganz Europa kommenden gewaltſamen Bewegungen und Veränderungen, der blutigen Bürgerkriege u. ſ. w. ſeine ſo berühmt gewordenen Centurien niederſchrieb. Lange hielt er ſie bei ſich zurück. Die Furcht, ſich durch Publikation derſelben Verläumdung und ſonſtiges bitteres Ungemach zuzuziehen, hielt ihn von der Herausgabe ab. Endlich aber ſiegte doch ſein Wunſch, dem Publikum nützlich zu werden; die erſten ſieben Centurien erſchienen 1555 zu Lyon, machten in Frankreich wie im Auslande ungeheures Aufſehen, und erregten die höchſte Bewunderung. Der damalige König von Frankreich, Heinrich II., lud ihn an ſeinen Hof ein (1556), verhandelte wichtige Dinge mit ihm, und entließ ihn mit reichen Geſchenken. Einige Jahre nachher ſtattete ihm ſogar Carl IX. – Heinrichs Sohn und Nachfolger — auf einer Reiſe durch ſeine Provinzen einen Beſuch ab, und ernannte ihn zu ſeinem Rath und Leibmedicus. Von allen Seiten ſtrömten Gelehrte, große Herren und Andere zu ihm, wie zu einem Orakel. Er war zur Zeit jenes königlichen Beſuchs ſchon über ſechzig Jahre alt, wurde nun ſchwach und von mancherlei Krankheiten befallen, und ſtarb 1566. Er hatte die Zeit ſeines Todes vorausverkündigt.

In dem, den Centurien vorausgehenden Schreiben an Heinrich II. – welchem er (1558) die 8. 9. und 10. Centurie widmete – ſagt er ſelbſt von denſelben [*]: „er habe ſie mehr nach dem Natur-Inſtinct und im poetiſchen Furor als nach den Regeln der Poeſie abgefaßt, jedoch größtentheils in Uebereinſtimmung mit dem aſtronomiſchen Calcül; ihr Rhythmus ſei eben ſo leicht als das Verſtändniß des Sinnes ſchwer, und die meiſten der prophetiſchen Quatrains ſeyen ſo holperig

---

[*] Sie beſtehen aus vierzeiligen Verſen in fünf-, mitunter auch wohl ſechsfüßigen gereimten Jamben, mit ſehr willkührlichen, bald männlichen, bald weiblichen, bald wechſelnden Ausgängen. D. Ü.

(scabreux), daß man darin keinen Weg zu finden, noch weniger eines zu interpretiren wiſſen werde.

Wahrſcheinlich ſind es auch alle dieſe Schwierigkeiten — zu denen noch die ganz veraltete Sprache der damaligen Zeit kömmt — daß ſich bis jetzt noch keiner unter uns an eine Ueberſetzung dieſer Centurien gewagt hat: wenigſtens iſt uns eine ſolche, das ganze Werk umfaſſende, nicht bekannt worden, wohingegen es an — mehr oder weniger gelungenen — Ueberſetzungen einzelner Bruchſtücke keineswegs fehlt; wie wir denn z. B. noch ganz neuerlichſt eine ſolche, unter dem Titel: „1840. Prophezeihungen des Noſtradamus. Stuttgart, bei Sonnewald“, angekündigt gefunden haben.

Nach dem übrigens, was wir hier Rühmendes von Noſtradamus angeführt haben, wird es nur gerecht und billig erſcheinen, wenn wir auch Einiges von dem berichten, was ſeine Gegner ihm zur Laſt legten, und was theilweiſe auch allerdings nicht ganz ohne Grund iſt. Daß ſie ſeinen Quatrains zunächſt große Unverſtändlichkeit, ſowohl der Sprache als dem Sinn nach, vorwarfen, kann nach dem, was Noſtradamus ſelbſt hierüber in der aus ſeinem Dedicationsſchreiben an Heinrich II. angeführten Stelle eingeſteht, unmöglich befremden. Und wenn dieſem Vorwurfe ſich ſofort die Frage anreihte: wozu aber Prophezeihungen von ſolcher Verworrenheit und Dunkelheit, daß ſie kein Menſch verſteht als — bis ſie eingetroffen ſind, und die folglich den Zweck aller Prophezeihungen: beſtimmte Perſonen, Corporationen oder Völker zum Voraus aufmerkſam zu machen, die einen zu warnen oder zu ſchrecken, die andern zu tröſten, mit Hoffnung zu erquicken, u. ſ. w. ſo ſehr, und am meiſten gerade bei denjenigen, denen ſie gelten ſollen, verfehlen? ſo müſſen wir geſtehen, daß dieſe hier ſo natürliche Frage von keinem der Vertheidiger des Noſtradamus bis jetzt ausreichend beantwortet worden iſt. Als Noſtradamus gnädiger Gönner, Heinrich II., in einem von ihm zu Ehren der Vermählung ſeiner Tochter Eliſabeth mit Philipp II. von Spanien und ſeiner Schweſter Maria mit dem Herzog von Savoyen angeordneten Turnier vom zerbrochenen Lanzenſchafte ſeines unvorſichtigen Gegners, des Grafen Montgommery, in's rechte Auge getroffen, ſtarb (1559): da erſt fand man eine Erklärung des 35ſten Quatrains der erſten Centurie des Noſtradamus:

De Lyon jeune le vieux surmontera,
En champ bellique par singulière duelle.
Dans cage d'or les yeux lui crevera.
Deux playes une, pour mourir mort cruelle;

an die vorher, verſtändiger Weiſe, niemand — am wenigſten der König ſelbſt — gedacht hatte, oder hätte denken können.

Eben dieſe dunkle und in's Allgemeine gehende Unbeſtimmtheit der Centurien des Noſtradamus war es auch, die den gelehrten Naude * veranlaßt von ihnen zu ſagen, ſie glichen dem Schuhe des Theramenes, der für alle Füße paßte.

Schlimmer noch für Noſtradamus Ruhm war der Umſtand, daß man mehrere der von ihm geſtellten, beſtimmte Perſonen, Umſtände und Begebenheiten beſagenden Horoſcope als zum Theil oder auch wohl ganz die Wahrheit verfehlend befunden haben wollte, und man glaubte, mit dieſer Entdeckung auch zugleich auslangend den Grund gefunden zu haben, der ihn veranlaßt haben möge, ſeine Centurien ſo dunkel, unverſtändlich und in's Unbeſtimmte, Allgemeine hingehend abzufaſſen, wie wir ſie vorfinden.

Der berühmte und früher ſelbſt der Aſtrologie geneigt geweſene, Gaſſendi (Carteſius größter Gegner, geſt. 1655) erzählt im erſten Theile ſeiner Phyſik, daß ihm auf einer Reiſe nach Salon, im Jahre 1638, Jean Baptiſte Suffren,

---

* Den Freunden der Thom. Kempiſchen „Nachahmung Chriſti“ bekannt wegen der Händel, in die er bei Gelegenheit der Herausgabe dieſes Buches gerieth. Er war unter Anderem auch Verfaſſer einer „Apologie pour les grands personnages, faussement soupçonnés de Magie. Paris 1625.“ und einer Instruction à la France sur la vérité de l'histoire des frères de la Rose-Croix.“ Paris 1623.

D. G.

daſiger Stadtrichter, das ſeinem Vater geſtellte Horoscop mitgetheilt habe. Das Manuſcript war von Noſtradamus eigner Hand. Höchlichſt über dieſen Fund erfreut, wollte Gaſſendi das Dokument nun näher prüfen. Er befragte Suffren über alle Perſonalien und Lebensumſtände ſeines Vaters, und es fand ſich, daß ſie ſämmtlich den Prophezeihungen des aſtrologiſchen Wundermannes widerſprachen. Er hatte geſagt, Suffren werde einen langen und ſehr gekräuſelten Bart tragen, und jener — ließ ſich ſtets raſiren; — er werde unreine und angefreſſene Zähne haben, und Suffren hatte bis zu ſeinem Tode ſehr gute, weiße; — er werde in ſeinem Alter ſehr gekrümmt gehen, und er trug ſich vielmehr ſtets ſehr gerade; — in ſeinem 19. Jahre werde ihm eine fremde Erbſchaft zufallen, und er beerbte nur allein ſeinen Vater; — ſeine Brüder würden ihm Fallen legen, und in ſeinem 37. Jahre werde er durch ſeine halbbürtigen Brüder verwundet werden; er hatte aber deren nie, und ſein Vater war nur einmal verheirathet; — er werde ſich außer der Provinz verheirathen, und er verheirathete ſich in Salon ſelbſt; — in ſeinem 25. Jahre würden ihn ſeine Lehrer in der Theologie und in den Naturwiſſenſchaften unterrichten, er werde ſich hauptſächlich der occulten Philoſophie, der Geometrie, der Arithmetik und der Beredtſamkeit widmen, und er ſtudirte lediglich Jurisprudenz, von der das Horoscop gar nichts beſagte; — in ſeinem Alter werde er Schifffahrt und Muſik lieben, er aber gab ſich mit allem dem weder in der Jugend noch im Alter ab, machte auch nie eine Reiſe zur See, und ſtarb 1597, obgleich das Horoscop ſeinen Tod erſt auf 1618 beſtimmte! —

Wir werden ja nun ſehen, ob und in wie weit es Hrn. Eugène Bareſte gelungen ſeyn werde, den alten Meiſter Noſtradamus von dieſen und ähnlichen Inzichten gegen ihn völlig zu reinigen und ſeinen früheren Ruhm auf's Neue zu begründen.

Im October 1840. H—s.

Dem Vorſtehenden über Noſtradamus haben wir noch Folgendes beizufügen: Die Sprache der Propheten, der poetiſchen Divination, wie des höhern, bedeutungsvollen Traumes, iſt nicht die bündig klare Sprache der Proſa und Converſation und es iſt einem Propheten nicht zu verargen, wenn er ſeine divinatoriſchen Ausſprüche in einer dunkeln, nicht allgemein verſtändlichen Sprache ertheilt. So iſt es auch mit jenen divinatoriſchen Tetraſtichen des Noſtradamus der Fall, und wenn in denſelben auch wirklich Manches vorkommen mag, was völlig unklar, und Manches, was völlig unrichtig iſt, (wie z. E. ein vorausſagendes Traumbild oft auch noch von vielen phantaſtiſchen und nichtsbedeutenden Bildern und Zugaben untermiſcht oder eingerahmt ſeyn kann,) ſo enthalten doch viele ſeiner Tetraſtichen ſo viel Wahres, Eingetroffenes bis auf die jetzigen Zeiten vorausgeſagt, daß in denſelben ein wahrer divinatoriſcher Geiſt durchaus nicht zu mißkennen iſt.

Es ſind in ihnen auf die Entſtehung, den Fortgang, die Richtung und das Ende der franzöſiſchen Revolution, auch auf Napoleons Thronbeſteigung und Fall, ſelbſt auf Philipps Regierung die wichtigſten, bewunderungswürdigſten Vorausſagungen vorhanden, und wir führen zum Beweiſe dieß hier einige dieſer Tetraſtichen wörtlich an.

So kommen z. E. in der dritten Centurie folgende Verſe vor:

Quartrain 49.

Regne Gaulois, tu seras bien changé, *
En lieu estrange et translate l'Empire, [1]
En autres moeurs et Loix seras rangé.
Rouen et Chartres te feront bien de pire. [2]

---

* Ein Ungenannter macht in einer kleinen, 1794 in Paris erſchienenen Schrift folgende Anmerkungen und Auslegungen. Es würde alſo:

[1] Der Regent bald in den Niederlanden, bald in Italien ſeyn.

[2] Die beiden Hauptdemagogen Thouret und Sieyes ſind von Rouen und Chartres gekommen, ſo wie Paris eigentlich die Republik vorſtellt.

50.

La Republique de la grande cité
A grand rigueur ne voudra consentir:
Roy sortir hors par trompette cité,
L'eschelle au mour, la cité repentir.

51.

Paris conjure un grand meurtre commettre,
Bloys se fera sortir en plein effet, [1]
Ceux d'Orleans voudrons leur chef remettre, [1]
Angiers, Troye, Langre leur feront grand forfait. [2]

53.

Quand le plus grand emportera le prix
De Nuremberg, d'Augsbourg et ceux de Basle
Par agrippine chef Francfort reprit
Transverseront par Flamans jusque en Gale.

54.

L'un des plus grands s'enfuira aux Espagnes
Qu'en longue playe apres viendra saigner:
Passant copies par les hautes montagnes
Devastant tout et puis en paix regner.

59.

Barbare Empire par le Tiers usurpé;
La plus grande part de son sang mettra à mort;
Par mort senile pour luis le quart frappé
Pour peux que sang par la sang ne soit mort.

---

[1] u. [1] Dies iſt vollbracht durch den Tod des unglücklichen Königs, ſowie der Anhang des Herzogs v. Orleans dieſen auf den Thron hat erheben wollen.

[2] Hiebei will man an die Depoſition über die Mordnacht vom 5. Oktober durch die Deputirten der drei hier benannten Baillages abgelegt wiſſen. Der Marſch der Kaiſerlichen und Preußen und beſonders die Einnahme von Frankfurt nebſt den Kriegsoperationen in den Niederlanden mag dem 53 Quartain zur Auslegung dienen.

Die möglichſt treue Ueberſetzung dieſer apokryphiſchen Verſe dürfte etwa ſo lauten:

49.

Galliſches Reich, du wirſt ſehr verändert werden, nach fremdem Ort wird deine Herrſchaft verſetzt; du wirſt in Sitten und Geſetzen ſehr verändert; Rouen und Chartres werden dir viel Böſes zufügen.

50.

Die Republick der großen Stadt wird der großen Gewaltthat nicht beiſtimmen wollen; der König, im Begriff zu fliehen, wird öffentlich vorgeladen; die beſtürmte Stadt wird es bereuen.

51.

Paris verſchwört ſich, einen großen Mord zu begehen; Bloys wird ihn zur vollkommenen Erfüllung bringen; die Anhänger Orleans wollen ihren Chef auf den Thron erheben, Angiers, Troyes, Langres werden ihnen große Schmach zuziehen.

53.

Wenn der Größte den Preis von Nürnberg, Augsburg und die Baſeler davon getragen hat, Frankfurt durch den begierigen Feldherrn genommen iſt, werden ſie alles umkehren in den Niederlanden bis zum Gäliſchen Reich.

54.

Einer der Vornehmſten wird nach Spanien entfliehen und eine lange Wunde wird bluten; durch die hohen Gebirge ſtreifend und Alles zerſtörend wird er nachher in Frieden regieren.

59.

Entſetzliche Herrſchaft: durch den dritten Stand (Tiers) uſurpirt; der größte Theil ſeines Blutes wird gewaltſam vergoſſen werden: ein kleiner Theil nur ſtirbt durch natürlichen Tod (mort senile); für das wenige Blut ſey jenes Blut nicht vergebens vergoſſen.

Auch folgende Quartrains dieſes Propheten ſind von großer Merkwürdigkeit.

II.

Les exilez deportez dans les isles
Au changement d'un plus cruel monarque
Seront meurtris, et mis deux des scientilles
Qui de parler ne seront esté Parques.

10.

Un empereur naistra pres d'Italie
Qui a l'Empire sera vendu bien cher:
Diront avec quels gens il se ralie,
Qu'on trouvera moins Prince que boucher.

Die Ueberſetzung, die jedenfalls ſehr ſchwierig iſt, dürfte ſo lauten:

9.

Die Exilirten, beim Wechſel eines viel grauſameren Herrſchers nach den Inſeln deportirt, werden getödtet werden, und zwei der Vornehmſten welche ſo zu ſagen nicht die Parzen geweſen ſind, werden in ihre alten Rechte wieder eingeſetzt werden (remis).

10.

Ein Kaiſer wird bei Italien geboren werden, welcher dem Reiche theuer zu ſtehen kommen wird: fragt man, mit welchen Leuten er ſich beſonders verbindet, ſo wird man bei ihm weniger Prinzen als einen Schlächter (blutgierigen Menſchen) finden.

Wie deutlich iſt hier Napoleons Kaiſerthum vorausgeſagt! Der Anonymus der oben angeführten, 1794 in Paris erſchienenen Schrift bezieht dieſe Quatrains auf Kaiſer Franz, der in Italien geboren und ſo ſchnell auf den Thron gelangt ſey; nur die übrigen Verſe ſcheinen ihm nicht zu paſſen, weshalb er denn auch darauf ſpottet. Hätte dieſer Anonymus ahnen können, daß wenige Jahre ſpäter Napoleon die verſpottete Weiſſagung ſo buchſtäblich erfüllen würde!

Wie klar iſt in folgendem Verſe Napoleons Thronbeſteigung vorausgeſagt:

De soldat simple parviendra en empire,
De robe courte parviendra à la longue,
Vaillant aux armes en église ou plus pyre,
Vexer les prestres comme l'eau fait l'esponge.

Vom einfachen Soldate gelangt er zum Kaiſerreiche, vom kurzen Rocke zum langen. In der Kirche mächtig, durch Waffen er die Prieſter, wie der Schwamm das Waſſer, mißhandelt.

Dann Napoleons Fall:

L'aigle poussée autour de pavillons
Par autres oyseaux d'entour sera chassée.
Quand bruit des cymbres tube et sonnaillons,
Rendrons les sens de la dame insensée.

Der Adler um die Zelte fliegend wird durch andere Vögel vertrieben. Wenn Trompete und Tuba tönt und die Zimbel ſchallt, wird die Vernunft der wahnſinnigen Dame zurückkehren.

So gehen dieſe prophetiſchen Verſe bis auf die jetzigen Tage fort und ſagen von Philipp:

Sept ans sera Philipp fortune prospère,
Rabaissera des Barbares l'effort;
Puis son midi perplex, rebours affaire,
Jeune ogmion abymera son fort.

Sieben Jahre lang wird Philipps Schickſal glücklich ſeyn. Er demüthigt die Kraft der Barbaren. Der Mittag unglücklich, der Stand verrücklich, Seine Kraft verſchlingt ein junger Zweig.

Sehr viele ſeiner Ausſprüche bewährten ſich ſchon zu ſeiner Zeit und ſind ganz klar.

So nannte er ſchon den Mönch Clement, der Heinrich III., König von Frankreich, umbringen und den Scharfrichter Clerepegne, der unter Ludwig XIII. den Herzog von Montmorency enthaupten ſollte, er ſagte die Beſtürmung der Inſel Malta durch die Türken, die Erhebung Heinrich V. auf den franzöſiſchen Thron, die Hinrichtung Carl I. von England und die Feuersbrunſt, die 1666 faſt ganz London verzehrte, deutlich voraus.

Sein Todesjahr wußte er voraus: denn er hatte daſſelbe in die Ephemerides de Jean Stadius mit eigener Hand: „hic prope mors est“ geſchrieben. Es war das Jahr 1586.

Soweit von Noſtradamus.

Wir wollen bei dieſer Gelegenheit noch auf einige andere Frankreich betreffende Prophezeihungen franzöſiſcher Seher aufmerkſam machen.

2.

Turrels Prophezeihung von Frankreichs Schickſalen.

Pierre Turrel war Aſtrolog und Rector zu Dijon; er lebte unter den beiden Königen Ludwig XII. und Franz I. (alſo zwiſchen 1498—1547). Nach Paradies Bericht ſoll er der Regentin das Unglück bei Pavia, kurz vorher ehe es ſich zutrug, vorausgeſagt haben. Die folgende Prophezeihung findet ſich in verſchiedenen Büchern. [*]

Astrologus vates haec nuntio moesta, *nepotes!*
Corpore qui grandis et *tertius* ordine fratrum
Praediras edet caedes lanio ipse suorum,
Qua propter surget civili Francia bello,
Proh dolor! et procerum praeceps cadet isto duello;
Non erit una fides, non lex, non unicus et rex,
Multi sed reges, leges et religiones! [**]
Serviet haud minimis in partes scissa ruinis.
O Deus! a *variis* saeve lacerata *tribunis*,
Sic ruet infelix per *reges* Francia *cives*
Antea quae felix per *Reges* Francia *dives*.

Die Ueberſetzung dürfte ſo lauten (S. Steinbeck „der Dichter ein Seher.“ Leipzig 1836. S. 587):

„Ich, Sterndeuter, verkündige Euch, Enkel, die leidige Botſchaft:
Jener Mann, an Körper ſtark, und der dritte der Brüder, [***]

[*] Wolfii Lect. memorab. et recondit. T. III. p. 237. Vergl. auch neueſte Geſchichte der Staaten und der Menſchheit, 3tes Stück. S. 177—179.

[**] Ein meiſterhafter Vers, um eine große Unordnung und Verwirrung zu bezeichnen! Laute Pluralen, ſonderbare Cäſur und Scanſion, und das letzte Wort religiones noch dazu durch eine poetiſche Reduplikation verſchönert, aber doch immer im Grunde verdorben. Ja wohl, *viele* verſtümmelte Religionen!

[***] Die Geſchwiſter des hingerichteten Königs waren: 1) Maria Thereſia, 2) Maria Zephyrina, 3) Ludwig Joſeph Xaver, 4) Xaver 1753—1754, 5) der König ſelbſt Ludwig Auguſt 1754—1793, 6 u. 7) noch zwei Brüder, 8) u. 9) noch zwei Schweſtern.

Wird ſelbſt Schlächter der Seinen, blutgräuliche Thaten erwecken; [*]
Deshalb wird ſich erheben zum Bürgerkriege ganz Frankreich,
Ach! und hinſinken in Staub in dieſem Kampfe der Großen.
Nicht ein Glaub, ein Geſetz, und ein einziger König wird dann ſeyn,
Sondern der Könige, Geſetze und Religionen gar viele!
So in Theile zerriſſen wird's fröhnen den drohenden Rechten.
Ach von verſchied'nen Tribunen unbarmherzig zerfleiſchet,
Stürzt Frankreich durch ſeine Bürgerkönige in's Unglück,
Glücklich durch Könige ſonſt entſproſſen der göttlichen Gnade. [**]

3.

Die Prédiction Turgotine iſt ebenfalls höchſt merkwürdig. Dieſelbe iſt ſchon 1776 gedruckt und in den Gotha'ſchen Cahiers de lecture Nro. 11. p. 209—212. 1790 wieder abgedruckt. Man ſang die Verſe in Frankreich ſelbſt auf die Weiſe la bonne avanture o Gué! —

1.

Vivent tous nos beaux esprits
Encyclopedistes,
Du bonheur François épris
Grands économistes;

---

[*] Edet, er wird ſie herausgeben, zum Vorſchein bringen, zeitigen. Der Stoff iſt alſo ſchon da, ſowie die Materialien eines Buches da ſeyn müſſen, wenn es herausgegeben werden ſoll. Der unglückliche Ludwig war Herausgeber der ganzen Revolution, durch Zuſammenberufung der Notablen und durch die Nachgiebigkeit gegen egoiſtiſche Rathgeber. — Jedenfalls dürfte obiger Sinn und obige Ueberſetzung des fraglichen Verſes paſſender und richtiger ſeyn, als die eines rationaliſtiſchen Paſtors, der die Verſe durchaus ſo überſetzt und verſtanden wiſſen will: „er ſelbſt wird wie ein Schlächter die Seinigen zur Schlachtbank führen.“

[**] Dieſe Verſe ſind um ſo auffallender, als man zu Türrels Zeiten (1498) noch keine Idee von Bürgerkönigen haben konnte, welchen dann natürlich die „Könige von Gottes Gnaden“ gegenüber ſtehen mußten. Um jedoch dieſem auffallend prophetiſchen Verſe ſeine Verheißung zu nehmen, will der obige Rationaliſt, der auch nicht die geringſte Möglichkeit einer prophetiſchen Kraft des Menſchengeiſtes gelten laſſen will, den Vers durch Einſchiebung des „et zwiſchen reges und cives und zwiſchen felix und dives“ verſtümmelt wiſſen, da nach ſeiner Behauptung, dies nothwendig eine Ellipſe ſeyn müſſe.

Par leurs soins au tems d'Adam
Nous reviendrons, c'est leur plan
Momus les assiste! o gué!

2.

Ce n'est pas de nos bouquins
Que vient leur science,
En eux ces fiers paladins
Ont la patience;
Les Colbert et les Sully
Nous paroissent grands, mais si,
C'étoit ignorance! o gué!

3.

On verra tous les états
Entre eux se confondre
Les pauvres sur leurs grabats
Ne plus se morfondre;
Des bien on fera des lots
Qui rendront les gens égaux,
Le bel oeuf à poudre! o gué!

4.

De même pas marcheront
Noblesse et roture,
Les François retourneront
Au droit de nature;
Adieu Parlements et Loix,
Adieu Ducs, Princes et Rois,
La bonne aventure! o gue!

5.

Puis devenant vertueux
Par philosophie,
Les François auront des dieux
A leur fantaisie;
Nous verrons un oignon,
A Jésus damer le pion,
Ah, quelle harmonie! o gué!

6.

Alors, amour, sureté,
Entre soeurs et frères,
Sacremens et parenté
Seront des chimères;

Chaque père imitera
Noé quand il s'enivra,
Liberté plénière! o gué!

7.

Plus de moines langoureux
De plaintives nonnes,
Au lieu d'addresser aux cieux
Matines et nonnes.
On les verra tous joyeux
Danser, abjurer leur voeux,
Galantes Chacones! o gué!

8.

D'après les novations
De cette sequelle,
La France des nations
Sera la modèle;
Et cet honneur nous devrons
Aux Targot et compagnons
Lesogne immortelle! o gue!

9.

A qui devons-nous les plat?
C'est à notre maitre,
Qui ce croyant un abbas,
Ne voudra plus l'être,
Ah qu'il faut aimer le bien
Pour de roi n'être plus rien!
J'enverrois tout paitre! o gué!

Die Ueberſetzung * dürfte etwa ſo lauten:

1.

Es leben unſre ſchönen Geiſter,
Die Encyclopädiſten,
Die großen, von der Franken Wohlfarth
Erfüllten Oeconomiſten:
Durch ihre Sorg, ſo iſt ihr Plan,
Kehrt wieder jene Zeit Adams,
Momus mag ſie ſtärken! o Gué!

---

* S. Steinbeck: „Der Dichter ein Seher.“ aus welchem dieſe Ueberſetzung genommen iſt.

2.

Aus unſeren Scharteken nicht
Stammt ihr erhabnes Wiſſen.
Die Paladins, Stolz im Geſicht,
Sie werden warten müſſen:
Denn jene Colbert und Sully
Erſchienen groß uns, aber hie
War eine arge Täuſchung! O Gué!

3.

Und alle Stände wird man ſehn
Sich unter ſich verwirren,
Die Armen in dem ſchlechten Bett
Sie werden nicht mehr frieren:
Aus Gütern man macht Loos', und gleich
Sich dadurch werden Arm' und Reich',
Das Große fällt zur Erden! O Gué!

4.

Und gleichen Schrittes werden gehn
Der Adel and die Bürger,
Und die Franzoſen wird man ſehn
Umkehren zum Naturrecht:
Adieu Geſetz und Parlament,
Adieu Herzog, Prinz und Regent,
Mögt alle glücklich reiſen! O Gue!

5.

Ein tugendhaft Geſchlecht entſteht
Durch die Philoſophie;
Die Franken werden Götter bilden
Nach ihrer Phantaſie;
Wir werden eine Zwibel ſehn
Mit Jeſus ſelbſt der Bauer ſpielt,
Ach, welche Harmonie! O Gué!

6.

Dann werden Liebe, Sicherheit,
Bei Schweſtern und bei Brüdern
Verwandtſchaft und das Heiligthum
Nichts ſeyn als nur Chimären;
Und jeder Vater ahmt dann nach
Den Noah, wenn ihn hat berauſcht
Beklagenswerthe Freiheit! O Gué!

7.

Und keine Mönche abgehärmt,
Nicht klagend kranke Nonnen,
Und ſtatt zum Himmel hinzuſchaun
Zur Hore und zur Nonne
Wird man ſie alle fröhlich ſehn
Und ſchwörend ihr Gelübte ab,
Tanzen lüſterne Tänze! O Gué!

8.

Darauf nach ſolchem Neuerthum
Von dieſer Menſchenſorte,
Wird Frankreich ſeyn das Kunſtmodell
Faſt aller Nationen,
Und dieſe Ehre danken wir
Dem Turgot nebſt Geſellen,
Unſterblich iſt die Lehre! O Gué!

9.

Doch wem verdankt man dieß Gericht? — —
Ach, unſ'rem großen Meiſter,
Der ſich für einen Prieſter hält
Und, der zu ſeyn, ſich ſchämet;
Wie muß man ſich der Tugend weihn
Um für den König nichts zu ſeyn!
Doch für ſich ſorgt hier Jeder! O Gué!

4.

Cazottes Weiſſagung.

Die allermerkwürdigſte Vorausſage der franzöſiſchen Revolution, beſonders wegen der genauen Vorausſage des Schickſales mehrerer berühmten Männer und Frauen die in ihr umkamen, iſt die bekannte von Cazotte. Sie geſchah im Herbſte des Jahres 1783, iſt aber ſchon zu oft in Schriften erzählt worden, als daß wir nicht annehmen müßten, ſie ſeye längſt wohl allen Leſern unſerer Blätter bekannt, daher wir ihrer nicht weiter erwähnen.

5.

Martins von Gallardon Prophezeihung.

Im Monate März 1816, ſagte der Landbauer Ignaz Thomas Martin von Gallardon bei Chartres die im Juli 1830 erfolgte Revolution voraus. Auf ungeſtümes und oft wiederholtes Verlangen wurde dieſer Seher von dem Präfekten de l'Evre et Loire im Monat März 1816 an den König Ludwig den XVIII. nach Paris geſandt, von der Generalpolizei der Hauptſtadt aber auf Dr. Pinels Erklärung, daß der Mann an Sinnentäuſchung leide, in das Irrenhaus nach Charenton gebracht. Man beobachtete ihn dort lange genau, aber weder der Oberarzt daſelbſt, Roger Collard, noch die Vorſteher der Anſtalt konnten nur eine Spur von Geiſteszerrüttung oder Schwärmerei an ihm entdecken. Sein beſtändiges Begehren war, vor den König gebracht zu werden, da ihm die Erſcheinung einer männlichen Geſtalt, ſeiner Ausſage nach, die eines Engels, keine Ruhe laſſe und ihm aufgebe, dem König warnende Eröffnungen zu machen.

Bei ſeiner endlichen Vorſtellung bei dem König den 2. April um 3 Uhr Nachmittags benahm er ſich ſehr treuherzig und unverdächtig. Er erinnerte den König, außer Warnung vor einer neuen Revolution, die ſeinem Hauſe drohe, auch an einiges Geheime aus der Zeit ſeiner Verbannung in England, das ſonſt niemand außer Ludwig XVIII. ſelbſt wiſſen konnte; ſo daß der König zu weinen anfieng.

Die Erfüllung ſeiner Prophezeihung ſah Jedermann in den Begebenheiten vom 28. Juli bis 2. Auguſt 1830; wo König Karl X., Ludwig des XVIII. Bruder, ſich genöthigt ſah, der Krone, ſo wie der Dauphin ſeinem Erbfolgerecht zu Gunſten des jungen Herzogs von Bordeaux zu entſagen; die Kammern aber die Krone dem Herzog Ludwig Philipp von Orleans übertragen, der den 9. Auguſt als König den Thron beſtieg. Der Seher Martin trat nach ſeiner Heimkehr von Paris (im April 1816) völlig wieder in ſeine Dunkelheit, ohne je von freien Stücken von ſeinen gehabten Viſionen zu reden, vorwitzigen Forſchern aber gewöhnlich nur die Antwort gebend: „was damals der Geiſt ihn geheißen habe, dem er nicht zu widerſtehen vermocht, das habe er vollbracht und ausgerichtet; mehr wiſſe er nicht.“ Nachrichten über dieſen Seher und ſein Auftreten bis an die Quelle verfolgt, kam unter dem Titel (bald nach der Ermordung des Herzogs von Berry) heraus: Relation concernant les événemens qui sont arrivés à un laboureur de la Beauce dans les premiers mois de 1816. Es erſchien eine Ueberſetzung deſſelben unter dem Titel: „Die Geſchichte des Thomas Ignaz Martin, Landmanns zu Gallardon, über Frankreich und deſſen Zukunft, im Jahre 1816 geſchaut.“ Heilbronn bei Drechsler.

S. die Blätter von Prevorſt 8. Samml. S. 235.

6.

Ein Flecken in den Pyrenäen beſitzt zu dieſer Stunde einen Propheten, der abgeſondert von den Menſchen lebt, und wie Noſtradamus und die Jungfrau von Orleans in Begeiſterung geräth, — einen Propheten, der den Bewohnern des Gebirgs Ehrfurcht einflößt. Er nennt ſich Bug von Milhas und lebt in einer ärmlichen Hütte, einem Erbtheil von ſeinem Vater, das er bei allen ſeinen Sehergaben nie verlaſſen wollte. Bug von Milhas iſt ſehr alt; ſein Haupt iſt gebeugt und ſeine Haare gleichen dem friſch gefallenen Schnee, kaum vermag er ſich auf ſeinen abgemagerten Beinen zu halten; ſein Antlitz iſt das eines ſchönen Greiſes; aber ſeine Stimme erliſcht, ſeine Kräfte verlaſſen ihn, ſeine Glieder löſen ſich auf, er ſteht am Rande des Grabes.

Im Jahr 1780 weiſſagte er die franzöſiſche Revolution mit folgenden Worten, für deren Authenticität die Bewohner des Landes ſich verbürgen:

Der Dinge Stand wird großer Wechſel treffen.
Du wirſt des Sklaven-Volkes Feſſel brechen;

Und, König, du geboren in der großen Stadt,
Wirſt deines leichten Glaubens Opfer ſterben.

Dann verharrte er 12 Jahre ohne Prophezeihung, im Jahr 1793 aber kundigte er Napoleons Erſcheinung mit folgenden Worten an:

Sie werden — Drei ſich um die Herrſchaft ſtreiten:
Ein einziger von Dreien wird der Oberherr,
Zweimal erniedrigt und zweimal erhöhet.

Im Jahr 1812 weiſſagte er die Unglücksfälle von 1814, den Einfall der Engländer auf das franzöſiſche Gebiet, die Gefechte bei Paris und was noch ſeltſamer erſcheint, daß Toulouſe verſchont bleiben würde.

Der Feinde Heer in Roth und Weiß — — —
Ein Kampfgewühl rings um die Königsſtadt.
Blut zahlt den ſchweren Preis, Toulouſe iſt frei.

Nun blieb er wieder 15 Jahre ſtumm. Da er ſeine Wohnung ſelten verließ, ſo hielten ihn die Bewohner ſeines Orts für todt, als er plötzlich im Jahr 1828 die Revolution von 1830 mit dem Ausruf verkündigte:

Frankreich, Frankreich, nach des Gebärens Schmerzen
Wirſt du in kurzer Friſt entbunden ſeyn.
Doch die Geburt iſt eine Jähgeburt;
Bald wandelt deine Freude ſich in Trauer.
Auch Spanien wird dir nach das Gleiche wagen,
Mit Blut befleckend ſeiner Fluren Pracht.

Die zwei letzten Verſe müſſen in der That Erſtaunen erregen, und zwar um ſo mehr, als nachgewieſen iſt, daß ſie keineswegs nach Erfüllung der Ereigniſſe gemacht worden ſind. Hier nun ſein letztes Wort über die Zukunft. Bug betrachtet das Jahr 1842 als dasjenige, in welchem eine allgemeine Umwandlung vor ſich gehen müſſe.

Europas wildes Feuer wird entbrennen,
Der Könige, der Völker Krieg beginnen,
Der Britten Reich wird in dem Kampf vergeh'n,
Und du, die ſtolze, machtbegabte Stadt,
Wirſt zu des Dorfes Niedrigkeit verſinken,
Die weiße Mütz', die ſchwarze ſoll verſchwinden,
Mord, Tyrannei . . . Dann Sieg dem Volk und Friede!

In den zwei erſten Verſen findet man einen europäiſchen Krieg klar geweiſſagt, in dem folgenden die Zerſtörung Großbritaniens; der vierte und fünfte beziehen ſich beſonders auf Paris, das nach des Propheten Worten in einen kleinen Flecken verwandelt werden ſoll. Der ſechste Vers bezieht ſich auf die Prieſter und Advokaten, welche im Jahr 1842 verſchwinden müſſen, und der letzte ſtellt uns, nachdem er von Mördern und Tyrannen geſprochen, einen wohlthätigen Frieden in Ausſicht.

7.

Deutſcher Poſtillon Nr. 154 und 155. 1840.

Das Journal de Francfort vom 19. Auguſt 1840. Nr. 229. meldet unter Paris vom 15. Aout:

„Un prophète de haute stature parcourt la banlieue de Paris, en criant sous la barbe et sous ses haillons, avec une voix de Stentor: „Malheur à nous, malheur à la France, le sang va couler dans son sein, ses enfans, vont s'entretuer, au lieu de combattre leurs ennemis!“

Ce formidable précourseur s'apelle Simon; il édifit les campagnes et se fait adorer par les paysans!

(Ein Prophet von hohem Wuchſe durchläuft das Weichbild von Paris und ruft unter ſeinem Bart und ſeinen Lumpen mit der Stimme eines Stentors aus: „Wehe über uns! Wehe über Frankreich! Blut wird aus ſeinem Buſen fließen, ſeine Kinder tödten ſich ſelbſt, ſtatt ihre Feinde zu ſchlagen!“

Dieſer furchtbare Vorläufer nennt ſich Simon. Er erbaut die Landbewohner und läßt ſich durch die Bauern anbeten.)

Wir wollen den Franzoſen nichts Böſes wünſchen, vielmehr ihr wahres Wohlergehen unter Erhaltung des allgemeinen Friedens. Es iſt aber immer wichtig, eine ſolche Prophezeihung — vorausgeſetzt, daß ſie wahr iſt — vor der Zeit aufzubewahren, mag ſie in Erfüllung gehen oder nicht.

Der Seher Kunz von Eichſtetten.

In dem erſten Bande des Magikons S. 277 iſt unter Aufſchrift: „Einige Prophezeihungen der ältern Zeit“ von dem Propheten Kunz die Rede, welcher in den 1740r Jahren in dem badiſchen Dorfe Eichſtetten lebte und werden dort ſeine politiſchen Prophezeihungen angeführt. Es iſt auch dort geſagt, daß der Geh. Hofrath Enderlin zu Karlsruhe im Jahre 1783 einen Aufſatz über ſein Leben und ſeine Prophezeihungen verfaßte, der im Manuſcript herumlief, bis ihn Hr. Friedr. Giehne im vorigen Jahre in den Blättern für literariſche Unterhaltung abdrucken ließ. Eine Abſchrift dieſes Aufſatzes, die ſchon vor mehr als zwanzig Jahren gemacht wurde, kam uns kürzlich auch zu, und wir entnehmen aus derſelben noch Einiges, was beſonders auch das Privatleben dieſes nicht unmerkwürdigen Sehers betrifft.

„Der Seher hieß Kunz und war von Geburt ein Schweizer. Wer ſeine Eltern waren, erfuhr man nicht; da er aber beſonders in der Heraldik (Wappenkunde) ſehr ſtark war, und er mit Wappen rechnete, wie mit Zahlen, oder wie ein der Algebra Kundiger mit Buchſtaben und dann immer eine Prophezeihung herausbrachte, ſo vermuthete man, ſeine Eltern ſeien wohl von einem nicht ganz geringen Stande geweſen. Er hatte eine Frau, Namens Grete und eine verheirathete Tochter im Ort. Seine Handlung war en detail mit Schwefelhölzchen, Ellenwaaren, Taback, Brantwein. Er hatte die Gabe, immer vorher zu wiſſen, wenn jemand ſtarb, ſogar von Abweſenden, wovon er viele Proben gab, aber alle freiwillig. So bald man deßwegen in ihn drang, ſagte er: „Die Zukunft voraus zu wiſſen, iſt den meiſten Menſchen ſchädlich.“ Einſt ſaß er an einem Sonntag Vormittags, als man aus der Kirche ging, auf einer Bank vor ſeinem Hauſe an der Sonne; auf einmal rief er: „Greth, chom, ſchau uße!“ — Frau: „Was witt?“ — Er: „Siehſt nitt, Lütt? Siehſt nitt die Mäntle chö, das ſind ja Grichtslütt. Siehſt Du nitt, daß Einem der Tod zu den Augen auße luegt?“ — Die ganze Gemeinde lachte ihn aus, aber noch am nämlichen Abend ſtarb einer der Gerichtsleute am Schlag. — Ein andermal mußte er in der Frohnd einen preſſanten Bericht nach Emendingen tragen; im Rückwege kehrte er in Thenningen, im Wirthshaus des Förſters Einberger, der ſchon alt, aber noch raſch war, ein und ließ ſich einen Schoppen Wein geben. Indem er ſich damit labte, fing der Förſter an, zu bramarbaſiren: man wolle ihn ſcheren, aber er leide es nicht, lieber gehe er zum Hrn. Markgrafen und beſchwere ſich. Kunz trank ſein Glas aus, zahlte und ſagte im Weggehen: „Herr Förſter, wenn Ihr noch den Markgrafen ſprechen wollt, ſo habt Ihr kaum noch acht Tage Zeit.“ Einberger kannte ſeinen Mann und erſchrack, legte ſich beſorgt zu Bette und wäre bald vor Angſt geſtorben, bis kaum nach acht Tagen die Poſt ankam: der Hr. Markgraf ſey ſchnell geſtorben, und nun wußte Einberger, wie er es nehmen ſollte, und war noch lange geſund. Im kalten Winter 1740 kam Kunz zu meiner Mutter, um ihr Einiges von ſeinem Kram zu verkaufen. Unter Anderem fragte er ſie in meiner Gegenwart (deſſen ich mich noch wohl erinnere): „Was ſteht Neues in der Zeitung?“ „Nichts, antwortete ſie, als daß Kaiſer Karl VI. unpäßlich ſey, aber man lacht darüber, indem man ſagt, die Zeitungen hätten gleich großen Lärm, wenn einem großen Herrn nur der Kopf wehe thue.“

„Ich ſag's und der Mann ſait's! Dießmal iſt es Ernſt, der Kaiſer hat kaum noch acht Tage Zeit, zu leben, und müſſen dieſen Winter noch zwei Kronen leer werden. In einem Lande wird's ruhig zugehen, im andern aber nicht.“ Meine Mutter notirte mit Kreide, und richtig war den achten Tag der Sterbtag Kaiſer Karl VI. Die Kaiſerin von Rußland und der König von Preußen folgten ihm.

Sogar ſagte er ſeinen eigenen Sterbetag voraus und bezeichnete ſein Grab mit dem Stock, woran er ging, welches um ſo ſchwerer war, weil in Eichſtetten die Todten nicht familienweis begraben werden, ſondern der Reihe nach, wie ſie ſtarben, Sarg an Sarg, weßwegen er zwei Jahre lang belacht wurde.

Acht Tage vor ſeinem Sterbtage ging er zum Pfarrer Gebhard und erſuchte ihn um öftern Beſuch und Zuſpruch. Gebhard lachte ihn aus, indem er ſagte: „Er müſſe noch lange warten, oder er komme nicht auf den bezeichneten Platz, denn es fehlen noch viele Leichen bis dahin.“ Kunz ſagte: „Gott iſt Alles möglich!“ — Binnen acht Tagen gab es auch ſo viele Leichen, daß die Reihe bis an den bezeichneten Platz wirklich voll war. Weil aber trotz allem neugierigen Forſchen Kunz geſund blieb, ſo ging der Pfarrer Gebhard gegen Abend zu ihm, mehr aus Neugierde, oder um ihm den Text zu leſen über ſeinen Aberglauben, als Zuſpruchs halber. Kunz beharrte und verlangte Zuſpruch, klagte hinter dem Ofen blos über kalte Füße. Um halb 8 Uhr ging der Pfarrer weg, um halb 10 Uhr wollte man Kunzen in Gegenwart einer Menge von Neugierigen in's Bett führen, er war aber todt und erhielt den bezeichneten Platz.

Kunzens Nachbar war ein Schulmeiſter; dieſer wurde gefährlich krank, man hörte ihn nicht mehr athmen und er ward kalt. Die anweſenden Bauern riefen Kunzen, nach dem Dorfgebrauche ſeinen todten Nachbar anziehen zu helfen. Kunz fragte dagegen, noch ehe er den Schulmeiſter geſehen hatte: „Wer iſt denn todt?“ — Die Bauern: „Der alte Schulmeiſter.“ — Kunz mit Kopfſchütteln: „Der iſt nicht todt.“ — Die Bauern: „Wir kommen ja von ihm, er iſt ſo ſteif, wie Holz." — Kunz: „Er kann unmöglich geſtorben ſeyn." — Bauern: „Ihr werdet es doch nicht beſſer wiſſen wollen!" — Kunz: „Ich ſag's und der Mann ſait's, der Schulmeiſter kann und darf nicht ſterben, bis er mir zu Grabe geſungen hat." Hierüber wurden die Bauern ungeduldig und gingen unter Zanken und Schelten fort. Als den andern Tag der Schreiner dem Schulmeiſter den Sarg anlegen wollte, gab er Lebenszeichen von ſich, wurde zu Bette gebracht, gehörig verpflegt und wieder ganz geſund. Als nach einigen Jahren Kunz ſtarb, ſang ihm der Schulmeiſter wirklich noch zu Grabe und lebte noch einige Jahre nachher.

Die politiſchen Prophezeihungen von Kunz waren nicht minder merkwürdig. (Wir berühren ſie hier nicht, da ſie ſchon im vorigen Hefte angeführt ſind.)

Bücher traf man bei Kunzen keine an, außer Bibel und Kalender, obwohl er im Schreiben ein erfahrner Mann war, denn er führte ſeine Handlungsbücher; dagegen hatte er viel mit der Heraldik zu ſchaffen, überkreidelte ganze Tiſche, und das ſo unverſtändlich, daß man davonlaufen und lachen mußte, z. E. da iſt das rothe Feld, das das blaue, das weiß, da hier kommt der ſchwarze Löwe, dort der rothe, da der goldene Adler, da der weiße, da der Schimmel, und nun beſtimmte er den Marſch durch alle Felder die Kreuz und Quer, dann ſetzte er auf einmal die Kreide hin und rief: „O! da werden ſie einander tellern und das rechtſchaffen."

Woher Kunz ſeine Einſichten erhalten, das erfuhr Niemand. Nach Art der Bauern waren die meiſten Stimmen dafür: er hole ſie in heiligen Nächten auf dem Kreuzwege. Wirklich beſtellte man einmal zwei Wächter, auf ihn Acht zu haben, beſonders an den Feſttägen. An einem ſolchen Abend traf es ſich, daß Kunz an ſeinem Stecken vor Schlafenszeit auf ſeinen an dem Haus liegenden Weinberg, Mühienberg genannt, wandelte; die Wache folgte ihm von Ferne, ohne ihn aus dem Geſichte zu laſſen. Er ſtieg fort, bis er auf einen freien Platz kam. Hier ſetzte er ſich nieder, lehnte ſich an ſeinen Stab und ſah ſich fleißig um. Auf einmal legte er Stab und Hut bei Seite, fiel betend mit gefalteten Händen auf die Knie. Zugleich wurden die Wächter mit Angſt und Furcht befallen und machten den andern Tag eine ſo fürchterliche Beſchreibung von ihrem Abenteuer, daß kein Menſch mehr Kunzen auf ſeinen Gängen zu belauern ſich getraute.

Da er ſeine Aeußerungen immer damit bekräftigte, daß er ſagte: „Ich ſage es und der Mann ſagt es“ (I ſag's und der Mann ſait's), ſo muß man auf die Vermuthung gerathen, er habe unter dem „Mann“ einen Dämon verſtanden, mit dem er in innerer Verbindung geweſen, der ihm in Geſtalt eines Mannes erſchienen und ihm dieſe Vorausſagungen mitgetheilt habe.

Auch das uns vorliegende Manuſcript, Abſchrift des ältern, iſt unterzeichnet: „Enderlen. Den 20. Mai 1783.“

Merkwürdige Träume.

1.

Merkwürdiger Traum von einem Schatz.

(Geſchlechtsbuch der Nürnberger Patrizier, vom Jahre 1600, Manuſcript.)

Demnach kein Zweifel iſt, daß vor vielen vergangenen Jahren die alten Burger der Stadt Nürnberg durch die Römiſchen Kaiſer, die vor Alters viel zu Nürnberg zu ſeyn pflegten, zu hohen Würden und Dienſten gekommen und hernach ihrem Vaterlande und gemeiner Stadt durch Kirchenbauen, Kloſter- und Almoſen-Stiften viel Gutes gethan: ſo iſt auch das Geſchlecht der Großen, ſo die Hainzen, auch Großhainzen und Reichhainzen genannt worden und vor langer Zeit in der Stadt, auch außerhalb um's Gebirg herum gewohnt, durch ihre Dienſte, die ſie Heinrich VI. geleiſtet, da ſie ihn mit zehn Pferden nach Donauwörth belaiten halfen, zu einem Geſchlechte der Stadt Nürnberg erhöht worden; ſolches Geſchlecht iſt in der Stadt mit anſehnlichem Vermögen und ehrbarem Wandel geehrt, auch vor alten Zeiten von den Burgern des Raths zum Rath erwählt und vornehme Aemter der Stadt mit ihm beſetzt worden.

Von dieſen Hainzen war einer Namens Conrad, der um die Zeit Chriſti 1320 lebte, der hatte ſeine Wohnung vor der Stadt. Dieſen Conrad nun hat Gott ſonderbarlich begnadet und mit Reichthum begabt. Denn als er eines Tags in ſeinem Garten gearbeitet, von der Sonnenhitze ermattet war und zu ruhen begehrte, da legte er ſich unter einen dicken Lindenbaum auf einem Berglein in ſelbigem Garten ein wenig zu ſchlafen in den Schatten nieder.

Als er nun ſanft entſchlief, da träumte ihm, wie er in ſeinem Garten einen großen Schatz finde, doch nichts bei der Hand habe, womit er graben und ihn herausheben könne Auf daß er aber den Ort nicht verliere, gedenkt er denſelben mit etwas zu zeichnen, ſteht im Schlaf auf und nimmt von der Linde, worunter er gelegen, eine Handvoll Blätter, ſtreut ſie auf den Fleck, wovon ihm geträumt, geht zurück und legt ſich wieder auf ſeinen vorigen Ort nieder.

Wie er nach geraumer Zeit von ſelbſt erwacht, ſteht er auf und geht, ſich wiederum zu erluſtigen, in ſeinem Garten ſpazieren, und kommt im Herumgehen an den Fleck, davon er geträumt, daß der Schatz vergraben ſey, er erinnert ſich des Traums und bedenkt bei ſich ſelbſt, ob es wirklich nur ein Traum geweſen, oder wie es zugehen möchte, daß er gerade die Blätter da findet. Wie er in ſolchen Gedanken iſt, kommen die Seinen zu ihm und er erzählt ihnen den Traum. Endlich denkt er, wer weiß, wem Gott etwas beſchert, daß ich's finden ſoll, und beſchließt, wenn da was vergraben wäre, es armen Leuten zu ſchenken.

So fängt er halt im Namen des Herrn mit den Seinen zu graben an, und es erzeigt ſich im Erdreich alſobald ſein Traum und er findet in ſeinem Garten einen überaus großen Schatz von Silber und Gold, den er herausnimmt und mit großer Freude den Seinen zeigt, was ihm und den Armen Gott der Herr beſchert hat.

Nachdem nun dieſer Conrad Hainz mit einem ſo großen Gut und Reichthum von Gott begnadet worden, wollte er ſein Gelübde und Verheißung, den Armen es mitzutheilen, halten, nicht ſich allein es nehmen, ſondern austheilen, Gott dem Herrn zu Ehren und ſich zu einem ewigen Namen. Er hielt deßhalb mit ſeinen guten Freunden Rath und zeigte ihnen ſein Vorhaben an, wie er Willens wäre, für die armen

Kranken — er ſelber war mit einer langwierigen Krankheit behaftet geweſen — ein Spital zu bauen, darin man derſelben gut pflegen und warten müßte. Er bat derowegen einen ehrbaren Mann, mit den Bürgern des Raths dahin zu handeln, daß ihm ſolches vergönnt und dazu Hilfe geleiſtet werde; dieſes wurde ihm auch alsbald zugeſagt und der Rath verſprach ihm durch ein Schreiben, ihm mit aller Hilfe zu einem ſolchen Bau behülflich zu ſeyn.

Alſo kauft er darauf das Jungfrauklöſterlein, zum Himmelsthron genannt, an dem Waſſer, gab dem Rath oder Kloſter dafür eine namhafte Summe Geldes, ließ daſſelbe zu ſeinem Vorhaben ausräumen und fing an, mit Hülfe eines ehrbaren Raths den Armen ein Spital an demſelben Orte einzurichten, ſtiftet dazu auch ein reich Einkommen und zwölf Chorſchüler, die dort täglich Tagmeß ſingen mußten. Dieſes Gebäu wurde im Jahre 1341 vollbracht und darüber vom St. Agathentag, den 5. Februar, die Brief aufgerichtet.

Da nun dieſer Conrad Hainz ſolch großes Werk gethan und hinausgeführt, wurde er fortan der Große genannt, da von ihm ein großes, vornehmes Werk den Anfang genommen. Die Blätter aber, ſo er zum Zeichen auf den Ort des Schatzes gelegt und deren 23 waren, ſammt dem Berglein, darauf er geſchlafen hatte, führte er zu ſeinem ewigen Gedächtniß als Wappen und brachte ſolches durch Beſtätigung des Kaiſers Ludwig auf ſeine Erben und ganzes Geſchlecht.

2.

Als einſt Philipp Melanchthon und Dr. Juſtus Jonas beiſammen waren, bekam Melanchthon ein Schreiben, in dem berichtet wurde: daß die älteſte Tochter des Dr. Jonas geſtorben ſey, was er aber dem Freunde, ihn nicht zu erſchrecken, nicht ſogleich verkünden ſolle. Nach gehaltener Mahlzeit, da ſie mit einander fröhlich waren, fragte ihn Melanchthon: mein Doctor! was habt ihr in vergangener

Nacht vor einen Traum gehabt? Er antwortete: Ich will es Euch frei heraus ſagen:

„Es kam mir ein Traum vor, als wär' ich wieder nach Hauſe zu meinen Kindern gekommen, welche mir ſämmtlich die Hand gaben, außer meine älteſte Tochter, welche nirgends zu ſehen war. Da ſprach Melanchton: „Euer Traum iſt wahr, Herr Doctor! Eure Tochter wird Euch an keinem Orte, als im zukünftigen ewigen Leben empfangen, weil ſie geſtorben iſt.“

3.

Herr S. zu Frankfurt erzählt: Viele Jahre vor dem Ende meiner Frau, zu einer Zeit, wo ſie noch der blühendſten Geſundheit genoß, träumte es ihr, ſie läge, über den ganzen Körper bis zur Unkenntlichkeit aufgeſchwollen, auf einem Ruhebette; plötzlich habe ſich dieſe körperliche Maſſe wie von ihrem eigentlichen Ich geſchieden und ſei von ihrem Lager auf den Fußboden hinabgerollt. Zugleich habe ſie ein unbeſchreiblich wohlthuendes Gefühl durchdrungen, das ſie nur etwa mit demjenigen eines neugebornen Kindes zu vergleichen wüßte. — Im Spätjahr 1830 ging dieſer Traum buchſtäblich in Erfüllung: ſie bekam, in Folge einer ſchweren, ihre Kräfte völlig erſchöpfenden Niederkunft die Waſſerſucht und ſtarb in einem Zuſtande, wie er ihr lange zuvor, und zwar nach ihrer eigenen lebendigen Rückerinnerung, angedeutet worden war, auf einem Ruhebette mit völligem Bewußtſein und in glaubensfreudiger Hoffnung auf ein beſſeres Leben.

4.

In den souvenirs et mémoires de Madame la comtesse Merlin publiés par elle-même. Tome Premiere (Bruxelles 1837) heißt es S. 130:

„Eines Morgens ſtand ich ſehr traurig auf.[*] Ein entſetzlicher Alp hatte mich die ganze Nacht verfolgt. Mamita,[*] den angebeteten Engel, hatte ich ſterbend geſehen auf dem Schmerzensbette .... Sie war von ihren Kindern umringt; eine Menge Neger füllten Treppen und Gänge. Ich ſah weiß und ſchwarz gekleidete Prieſter am Fuße des Lagers, Kerzen in der Hand, welche das ſanfte und zarte Geſicht der Sterbenden beleuchteten, — es war weiß, wie das Tuch, das ſie bedeckte, und bereits entſtellt durch das Nahen des Todes ... Ihre ſchönen, getrübten Augen irrten im ganzen Zimmer umher, ſchienen auf jedem Geſichte ruhen zu wollen, um es zu erkennen ... Eine Unruhe, ein Sehnen kämpfte noch in ihrer Seele gegen den Tod — und ich weckte es ... Es that ihr leid, mich nicht zum letzten Male in der Ihren Mitte zu ſehen ... ſie rief meinen Namen: „Mercédès? ... Wo iſt Mercédès? ...“ Ich erwachte an meinem Bette auf den Marmorplatten, wohin ich im Schlafe fiel ... Ich war kalt und in Thränen gebadet.

---

[*] Die Verfaſſerin befand ſich mit ihrer Mutter in Madrid.

Als ich zu meiner Mutter kam, fand ſie mich verändert. Ich erzählte ihr den furchtbaren Traum. Sie ſuchte den Eindruck, welchen jener zurückließ, zu mildern, aber ich blieb immer traurig.

Einige Tage darauf erhielten wir Briefe aus der Havannah; unſere ganze Familie befand ſich wohl. — „Siehſt Du, Mercédès,“ ſagte meine Mutter, „Du biſt nicht klug an Träume und Vorherſagungen zu glauben; das iſt eine Schwäche, Kind, die Dir viel Nachtheil bringen kann.“

„Es iſt wahr, Mama; aber meine Einbildungskraft iſt krank, ich fühle es ... Sie ſehen, dieſe Nachrichten ſollten mich beruhigen ... und doch fürchte ich immer ... betrachten Sie den Brief; er iſt zwei Monate alt; wer weiß, was ſeitdem geſchah! ...“

„Geh, keine Kinderei! komm, leſe den Brief noch einmal, mache Muſik; gib Dir Mühe, nicht mehr daran zu denken.“

---

[*] Die Ur-Großmutter der Verfaſſerin, die in der Havannah lebte und ihre Enkelin dort erzogen hatte.

Und indem ſie mich mit den Augen anſah, die ſo ſanft waren, wenn ſie dieſelben halb umſchleierte, lächelte ſie und ſchlug mich leicht auf die Wange.

Einen Monat darauf erhielten w[illegible] der Nachrichten aus der Havannah.... Mamita war g[illegible]n! den nämlichen Tag geſtorben, wo ich es träumte! —

5.

Der vortreffliche Dichter und liebenswürdige Menſch, Prof. Guſtav Schwab, machte im vorigen Jahre eine Rhein- und Moſel-Reiſe, auf die er bis nach Heidelberg ſeinen jüngſten Sohn, der ſich ganz wohl befand, zu Verwandten mit nahm, und als er weiter reiſte, bei denſelben zurückließ.

Als er nach mehreren Tagen über Frankfurt zurückkehrte und nächtlich im Eilwagen ſaß, träumte ihm, er habe ſeine Brieftaſche vor ſich und ſehe auf einem ihrer Blätter ſtehen:

†
Schwab.
Den 14. October.

Als er erwachte, war noch der beängſtigende Traum ganz vor ſeinen Augen, und als er nach Heidelberg kam, fand er ſeinen Sohn ſehr bedenklich am Nervenfieber erkrankt, bei welchem auch gerade an jenem bezeichneten Tage Zeichen tödtlicher Kriſe eintraten und ſein Todeskampf begann, worauf dann auch bald ſein Hinſcheiden erfolgte.

6.

Die Geſchichte von Frau Griſel Oldbuck iſt zum Theil einer wirklichen Begebenheit entlehnt, die ſich vor ungefähr ſiebenzig Jahren in dem ſüdlichen Schottland ereignete und allen ihren Umſtänden nach hier wohl eine Erwähnung verdient.

Mr. R—d von Bowlard, ein Gutsbeſitzer im Galathale, hatte einen Prozeß wegen einer bedeutenden Summe, die aus den Rückſtänden des Zehnten erwachſen war, auf den eine adeliche Familie Anſpruch erhob. Mr. R—d ſtand in der feſten Meinung, daß ſein Vater die geſetzpflichtigen Ländereien von dem Inhaber des Zehnten unter einer dem ſchottiſchen Recht eigenthümlichen Form erkauft habe, welche jene Anſprüche aufhebt; aber vergebens durchſuchte er alle Papiere ſeines Vaters, ſo wie die öffentlichen Acten, es war ihm unmöglich, die Documente aufzufinden, welche den Beweis für ſeine Meinung enthielten. Der Zeitpunkt kam jetzt heran, wo er den Verluſt ſeines Prozeſſes unvermeidlich vorausſah, und er hatte ſchon den Beſchluß gefaßt, des andern Tages nach Edinburg zu reiſen und einen Vergleich zu treffen, ſo gut er konnte. Mit dieſem Entſchluß ging er, alle Umſtände ſeines Rechtshandels lebhaft vor Augen, zu Bett und hatte folgenden Traum. Sein Vater, der viele Jahre todt war, erſchien ihm und fragte ihn, wodurch ſein Geiſt beunruhigt werde. Im Traume haben ſolche Erſcheinungen nichts Befremdendes. Mr. R—d unterrichtete ſeinen Vater von der Urſache ſeiner Beſorgniß und fügte hinzu, daß es ihm um ſo drückender ſey, eine ſo bedeutende Summe zu verlieren, da er die feſteſte Ueberzeugung hege, daß er ſie nicht ſchulde, obwohl er umſonſt Beweismittel geſucht habe, die er vor Gericht geltend machen könne. „Du haſt Recht, mein Sohn,“ -antwortete der väterliche Schatten, „ich erwarb das Recht auf dieſen Zehnten, zu deſſen Zahlung man dich jetzt zwingen will. Die Papiere, die ſich auf dieſen Fall beziehen, ſind in den Händen des Mr. —, eines Schreibers, der ſich jetzt von den Geſchäften zurückgezogen hat und zu Invereſk bei Edinburg lebt. Dieſer Mann wurde, obſchon ich ſonſt keine Geſchäfte mit ihm hatte, aus beſonderen Gründen gerade in dieſem Falle von mir gebraucht. Es iſt ſehr möglich, fuhr die Erſcheinung fort, „daß Mr. — eine Sache, die ſo lange her iſt, gegenwärtig ſelbſt vergeſſen hat; aber Du kannſt ſie ihm dadurch in das

Gedächtniß zurückrufen, daß Du ihn daran erinnerſt, daß wir Schwierigkeiten fanden, ein portugieſiſches Goldſtück zu wechſeln, und daher genöthigt waren, das Aufgeld in einem Wirthshauſe mit einander zu vertrinken." — Mr. R—d erwachte des Morgens, alle Worte der Erſcheinung treu in ſeinem Gedächtniſſe, und hielt es der Mühe werth, ſtatt gerade nach Edinburg zu gehen, den Umweg über Invereſk zu machen. Als er dort anlangte, beſuchte er den Herrn, auf welchen der Traum ſich bezog, einen ſehr bejahrten Mann, und fragte ihn, ohne ſeiner nächtlichen Erſcheinung im Geringſten zu erwähnen, ob er ſich nicht erinnere, für ſeinen Vater dieſes und dieſes Geſchäft geführt zu haben. Der alte Herr konnte ſich Anfangs nicht gleich entſinnen, bei der Erwähnung des portugieſiſchen Goldſtückes kehrte ihm aber das Ganze in das Gedächtniß zurück, er ſuchte ſogleich nach den Papieren und fand ſie; und Mr. R—d brachte die Documente, durch welche er einen Prozeß gewinnen mußte, den er ſchon verloren glaubte, nach Edinburg mit. Der Verfaſſer hat dieſen Vorfall oft von Perſonen erzählen hören, welche die beſte Gelegenheit hatten, genau von den Thatſachen unterrichtet zu ſeyn, die nicht leicht hintergangen werden konnten, und unfähig waren, ſelbſt zu hintergehen; er kann daher nicht umhin, demſelben vollen Glauben zu ſchenken, ſo ſonderbar auch die damit verbundenen Umſtände ſeyn mögen.

The **Waverlei Novels** (**Antiquari**) **New Edition. Lond.** 1829. 8.

7.

Nachſtehender Traum iſt aus dem „**Asiatic Annual Register for. 1800**" gezogen.

Am 7ten des Monats Jafra, des Jahres Schadab 1217 von der Geburt Mohameds, (übereinkommend mit Auguſt 1790) hatte Tippu Sultan, auch Tippu-Sahib genannt, folgenden Traum, den er ſelbſt ſchriftlich erzählt:

„Als ich zu Sulamabad mein Lager hielt, und ehe ich die Befeſtigungen des Ram-Rayen angriff, flehte ich nach dem Abendgebet noch auf folgende Weiſe zu Gott: — „O Gott, die verdammten Ungläubigen der Hügel verbieten das Faſten und das Gebet (das die Muſelmänner zu beſtimmten Zeiten des Tages verrichten), bekehre ſie auf einmal zum Glauben, daß die Religion deines Propheten Stärke erlangen möge! —“ In der Nacht und gegen den Morgen hatte ich einen Traum. — Mich dünkte, daß die Armee des Ahmady-Sircar, nachdem ſie die Wälder und Päſſe durchzogen hatte, ſich hier lagere. Auf der Landſtraße, und nahe beim Lagerplatz, ſah ich eine Kuh mit ihrem Kalb, die einem großen geſtreiſten Tiger gleichſah; ihr Geſicht, ihre Zähne u. ſ. w. waren ganz die eines Tigers; ihre Vorderfüße waren die einer Kuh; die Hinterfüße fehlten ihr; mit ihren Vorderfüßen bewegte ſie ſich etwas, übrigens war ſie ſehr verderblich. Nachdem ich ſie wohl beobachtet hatte, begab ich mich in's Lager und befahl verſchiedenen Perſonen ſich zu rüſten und mit mir zu kommen, indem ich dieſe Kuh in Tigergeſtalt mit ihrem Kalb mit meiner eigenen Hand in Stücke hauen wolle. Nachdem ich meinen Privat-Marſtall beſichtigt hatte, gab ich Ordre, daß mir geſchwind zwei Schimmel gebracht und geſattelt werden ſollten. In dieſem Augenblick erſchien der Morgen und ich erwachte.

Die Auslegung dieſes Traums kam mir alsbald in den Sinn, folgendermaßen: Daß die Chriſten auf den Hügeln (die Engländer) die den Kühen mit ihren Kälbern gleichen (NB. den Plural ſtatt des Singulars im Traum) das Ausſehen der Tiger haben; und ſo wird durch die Gunſt Gottes und durch die Fürſprache und Hülfe des heiligen Geſandten (Mohamed) der vorerwähnte Ort mit Leichtigkeit erſtürmt werden, und alle die irreligiöſen Chriſten werden geſchlagen werden. Die geringe Bewegung der Vorderfüße bedeutet dieß: daß ſie einige geringe Verſuche zum Widerſtand machen werden. Und daß die Hinterfüße fehlten, zeigt an: daß ihnen Niemand Beiſtand verleihen wird, und daß kein Muſelmann von ihren

Händen irgend eine Verletzung erhalten werde. Durch die Hülfe Gottes geſchehe es alſo."

So weit die eigene Erzählung und Auslegung des Tippu Sultan, wie ſie das **Asiatic Ann. Reg.** ohne weitere Bemerkung gibt.

Der Ausgang in dieſen und folgenden Jahren zeigte jedoch, daß ſich Tippu mit ſeiner wohlgefälligen Auslegung nicht wenig getäuſcht habe; denn, als er den 13. und 14. Sept. dieſes Jahres die Engländer bei Sittamungalum angriff, wurde er mit ſehr großem Verluſt zurückgeſchlagen. Im folgenden Jahre 1791 wurde, im Angeſicht von Tippu's Armee, Bangalore von den Engländern mit Sturm eingenommen (den 21. März). — Den 6. Febr. 1792 wurde Tippu's befeſtigtes Lager bei Seringapatam von der engliſchen Armee erſtürmt, und er ſelbſt den 8. März zum Frieden genöthigt. Bei nachher wieder ausgebrochenem Kriege wurde endlich auch Seringapatam erſtürmt und von der engliſchen Armee eingenommen, er ſelbſt aber (Tippu) beim Angriff getödtet.

Dieß geſchah den 4. Mai 1799. — In dieſer kurzen Ueberſicht der Geſchichte liegt eine beſſere Auslegung jenes wirklich prophetiſchen Traumes. Nach allem Anſchein hat alſo der (von Schubert in ſeiner Symbolik des Traumes ſogenannte) verſteckte Poet des Tippu, ihm hiemit das Bild ſeiner eigenen Gemüthsbeſchaffenheit zum Bewußtſeyn bringen, und ihm zeigen wollen, daß mit all ſeinem kriegeriſch-wilden und daneben, wie aus ſeinem Gebet zu ſchließen, doch frommen und für's allgemeine Beſte ſorgenden Ausſehen, ihm gleichwohl das nachhaltige Element (die Hinterfüße) fehle. Merkwürdig iſt noch hiebei, daß Tippu Sultan den Tiger im Wappen und auf den Fahnen führte.

Ueberhaupt muß man die wichtigern und eindrücklichern Träume von der durchaus ſelbſt gemachten Auslegung genau zu unterſcheiden wiſſen. In letzterer irren wir, beſonders wenn der Traum ſymboliſcher Art iſt, und auf uns ſelbſt

Bezug hat, häufiger als man glaubt, und wenn der Erfolg unſere falſche Auslegung nicht beſtätigt, ſo ſind wir eher geneigt, den Traum ſelbſt, als unſere Auslegung zu verwerfen. Aus dieſer Quelle mag ein namhafter Theil der Verachtung von Träumen im Allgemeinen entſpringen.

Wir finden in der Bibel deutliche Winke (in der Geſchichte Joſephs — Daniels ꝛc.) daß die richtige Auslegung der Träume nicht Jedermanns Sache, — eine beſondere Gabe iſt, und einen aufgeſchloſſenen innern Sinn erfordert; doch iſt es noch leichter, die Träume Anderer richtig auszulegen, als unſere eigene, und das kommt daher, weil uns die verſteckte Eigenliebe ſehr oft die geheime Ahnung unſerer Träume verdeckt und unſer inneres Auge benebelt, daher manchmal der verſteckte Poet unſer ſpotten und gerade das Gegentheil uns vor Augen ſtellen muß; während unſer Auge weniger benebelt iſt, wenn wir die Träume Anderer deuten ſollen. — So verſtanden z. B. die Brüder Joſephs und Jacob ſehr wohl den Sinn der Träume, die Joſeph in ſeiner Jugend hatte, (1. Moſ. 37, 5.—11.) hingegen deutete Eliphas (Hiob 4, 13.—21.) ſein in der Nacht gehabtes Traumgeſicht ſehr übel, weil er deſſen Sinn, der ihm übrigens nicht ganz verborgen war, — nicht auf ſich ſelbſt — den es doch vor allen Andern anging, ſondern auf Andere (c. 5, 3.—7.) und nachher ſelbſt auf Hiob anwendete. (c. 15, 12.—17.)

Wer demnach ein richtiger Ausleger ſeiner eigenen Träume werden will, muß in einem beſtändigen Verläugnungsſinn ſeiner ſelbſt ſtehen, es mit ſich genau und ſcharf, mit Andern gelinder nehmen. — Nichts macht das innere Auge des Gemüthes ſchärfer, als die ernſte Bewachung aller unſerer Sinnen und Begierden, und weil dieſe öfters erſt durch ſchweren Druck und vieles Leiden in uns bewirkt werden muß, ſo folgt von ſelbſt, wie in dem Falle Joſephs, daß ſolche Leidende in dieſer Schule weiter kommen als Andere, und daß, wenn man erſt ſeine eigene Träume, ohne Selbſterhebung, richtig hat deuten lernen, man deſto fähiger iſt, auch die Träume Anderer ohne Haß und Spott **und** Schadenfreude, ſondern mit wahrer Theilnahme und zugleich mit Beweiſung einer wohlthätigen Schärfe an dem Gewiſſen Anderer auszulegen, wie Daniel (c. 4, 16.—24.).

Eine Ekſtaſis und ein Traum.

Im Oktober 1840 meldete ein würdiger Mann in Kurheſſen folgenden Vorfall.

Im vorigen Spätſommer trat ein hieſiger Bürger mit Frau und Kindern ſeine Auswanderungsreiſe nach Nord-Amerika an, nachdem er ſein Häuschen verkauft hatte. Einige Zeit darauf iſt die junge Frau des jetzigen Beſitzers, aus deren eigenem Mund ich dieſe Erzählung habe, in der Wohnſtube, in der Abenddämmerung beſchäftigt, als plötzlich die Stubenthür weit geöffnet wird, und anſtatt ihres Mannes, welcher draußen beſchäftigt war, erblickt ſie die Ehefrau des Ausgewanderten ganz deutlich, wie ſie in ihrer gewöhnlichen Kleidung hereinſchreitet, auf ſie langſam zukommt, ſie mit betrübter Miene anſieht und — verſchwindet. Merkwürdiger war die Wiederholung dieſer Erſcheinung an einem Morgen bald nachher. Die Frau ſitzt an ihrem Spinnrad, ein brennendes Licht ſteht auf dem Tiſch, und ihr Mann liegt noch zu Bette. Da wird plötzlich die Stubenthür weit geöffnet, es entſteht ein heftiger Luftzug, die Ehefrau des ausgewanderten frühern Beſitzers tritt langſam und traurig herein, und während die erſtaunte Spinnerin ihren ſchlafenden Ehemann wecken will, wird das Licht durch den ganz eigenthümlichen Luftzug ausgelöſcht, die Erſcheinung ſchreitet auf eine Kammerthür zu, welche ſich öffnet, und man hört, wie dort der Deckel einen Kaſtens mit Geräuſch aufgehoben und in der Kammer hart aufgetreten und gepoltert wird. Die Stubenthür fanden beide Eheleute weit geöffnet, aber in der Kammer war nichts zu bemerken. —

Dieſe Begebenheit ſchien mir auch darum bemerkenswerth, weil nach ſpäter eingegangenen Briefen gerade um die Zeit jener Erſcheinung das Schiff, auf welchem ſich die Auswanderer befanden, von einem heftigen Sturme mit dem Untergang bedroht war.

So weit der Bericht. Aus deſſen Schlußſatz iſt offenbar, daß hier ein ekſtatiſcher Beſuch, durch Angſt und Sehnſucht nach der verlaſſenen Heimath bewirkt, vorgewaltet hat, und zwar zweimal.

Sollte nicht dergleichen ſogar öfter ſtatt haben, ohne daß man es weiß, weil es an einem wahrnehmenden Sinne fehlt?

Im Jänner 1841 erzählt derſelbe Correſpondent nachſtehenden ſeltſamen Traum eines Freundes.

Am 20. Dec. v. J. wurde der hieſige Bürger N., ein ſonſt rechtſchaffener, keineswegs unglaubiger, aber durch häusliche Noth tiefgedrückter Mann von 60 Jahren, Abends gegen 9—10 Uhr auf dem Boden ſeines Hauſes erhängt gefunden. In Beziehung auf dieſen Selbſtmord hatte mein Freund, der Juſtiz-Beamte N. in N. — für deſſen volle Glaubwürdigkeit ich bürge — folgenden Traum.

Es träumt ihm in jener Nacht, er befinde ſich in einer fremden Wohnung. In der Wand, über dem Boden des Zimmers, ſieht er ein menſchliches Angeſicht, von dem eine innere Stimme ihm ſagt, daß dieſer Menſch eben im Sterben oder eben geſtorben ſey. Als er nach dieſem Geſicht ſchärfer hingeblickt, habe ihm Jemand zugerufen, hier könne er einmal recht deutlich den Unterſchied ſehen, ob der Menſch ſuffocatoriſch oder apoplektiſch ſterbe. Im Hinſchauen habe es ihn eiskalt überlaufen, und es ſey geweſen, als ob ein kalter Wind ihm von der Gegend des Geſichts in der Wand — die unterhalb des Geſichts offen geweſen — entgegenwehe. Als er nun den innern Schauer überwindend, kühn auf die Erſcheinung habe losgehen und ſie genauer betrachten wollen, ſey der kalte Luftzug viel ſtärker geworden, und habe ihn auf ſein Bette zurückgedrängt. Hierauf ſey er mit einem Gefühl von eiskaltem Schauer erwacht.

Kaum erwacht, hört er ſeinen Hofhund bellen, und ſeine in demſelben Zimmer ſchlafende Gattin ihm zurufen, er möge doch einmal ſehen, ob etwa Jemand da ſey. An das Fenſter getreten, ſieht er die Eilboten vor der Hausthüre ſtehen, welche ihm die Anzeige bringen, daß jener Mann ſich erhängt habe, und ihn zur gerichtlichen Unterſuchung der Sache abrufen. —

Der Correſpondent ſagt wohl mit Recht: „In Beziehung auf dieſen Selbſtmord;“ denn daß in dem Traum eine Ahnung hievon gelegen, wird ſchwer zu bezweifeln ſeyn. Einſender erinnert ſich, daß ihm vor langen Jahren einſt früh vor dem Erwachen, aber nur dunkel, vom Rad und von Raben geträumt hat, und daß, wie er nachher gehört, um gleiche Stunde in der Stadt ein Mord begangen worden, deſſen Thäter ſich zwar, als man ihn greifen wollte, ſelbſt entleibt, nach unterſuchter Sache aber auf den Schindanger geſchleift, und wo nicht den Tag über auf's Rad geflochten, doch als Miſſethäter dort verſcharrt worden iſt. Auch hier war zwiſchen Traum und Begebenheit ein unläugbarer Zuſammenhang.

— y —

Taubſtumme durch Magnetismus geheilt.

Oeffentliche Blätter bringen folgende Nachricht, datirt: Köln, 9. Febr. 1841:

„Im Allgemeinen und insbeſondere in einer Stadt, wo, wie in der unſrigen, ſo ſehr auf die Verbeſſerung des Looſes der Taubſtummen hingewirkt wird, kann die Nachricht nicht gleichgültig ſeyn, daß der **Baron Potet** in der Sitzung der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris am 1. d. M. einen, von Geburt an, Taubſtummen vorgeſtellt hat, der durch ſein Heilverfahren ſich wieder des Gehörs und der Sprache erfreut. Magnetismus iſt ſein Heilmittel, und durch ſeine Methode heilt er oft die Taubſtummen in ganz kurzer Zeit; 18 Taubſtumme hat er ſchon geheilt. Sein Verfahren iſt ihm ganz eigenthümlich. Er hat die Akademie aufgefordert, dasſelbe zu unterſuchen, und dieſe ſieht die Sache ganz ernſtlich an; denn ſie hat zu einer ſolchen Unterſuchung eine beſondre Commiſſion ernannt. Auf ihren Ausſpruch iſt man ſehr geſpannt.“ —

Vor nicht langer Zeit haben wir geleſen, die Pariſer Akademie habe ausgeſprochen, daß es mit dem Magnetismus nichts ſey (ſ. Blätter a. Prev. 12. Samml. S. 205). Es ſteht nun zu hoffen, daß ſie ſich ſelbſt reformiren werde. Sie mag aber ſprechen wie ſie will, ſo wird ſie das Weſen und die wunderbare Kraft des Magnetismus nicht zu zernichten vermögen, durch den wenigſtens Stummheit ſchon geheilt worden iſt (ſ. Bl. a. Prev. 12. Samml. S. 30. Magikon 1. Band S. 158). Im Verfolg ſeiner Fortbildung wird er auch angeborene Taubſtummheit heben können; denn er iſt ein vorläufiges Surrogat jener Wunderheilungen, deren Vermögen dem chriſtlichen Glauben geſchenkt iſt, und in die er wieder hineinwachſen muß. Nur der Zweifel hält dieſen Wachsthum auf. Was ſind wir doch für matte Chriſten!

— y —

Kurze Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens.

Vorausahnungen.

Am Tage, wo den liebenswürdigen Menſchen und vortrefflichen Dichter Franz Freiherrn Gaudy in Berlin der Schlag traf, arbeitete er an einem Gedichte, „Der Geizhals von Mexiko.“

Plötzlich überſpringend zum Schluſſe, ſchrieb er folgende prophetiſche Verſe nieder:

„Da trat mit fäll'gem Wechſel in der Hand,
Ein harter Gläub'ger plötzlich an ſein Bett,
Der Spediteur der Welt, Hans Mors genannt.“

Es waren die letzten Worte, die Franz Gaudy's Feder geſchrieben.

Auch eine andere fataliſtiſche Merkwürdigkeit wird erwähnt. Am Tage ſeines Todes ſchreibt ſeine auswärtige Schweſter einen Brief an ihn, den er nicht mehr erhielt und die Oblate, die ſie zufällig greift, iſt ein Todtenkopf mit der Deviſe: „j'étais, je suis, je serai!“

— Im vorigen Jahre, erzählt das „Atheneäum“, begab ſich in Rom eine Geſellſchaft Litteraten und Künſtler nach ihrer gewöhnlichen Reſtauration, welche der Koch eines verſtorbenen Kardinals in deſſen Palaſte etablirt hatte, fand ſie aber geſchloſſen. Da vereinigten ſie ſich, jene Reſtauration aufzuſuchen, in welcher ſie vor einem Jahre mit dem damals anweſenden

Dichter Gaudy zuſammen zu kommen pflegten, die osteria Claudia, wie ſie ſie nannten. Den ganzen Abend über wurde dort nur von Gaudy geſprochen, und einer der Anweſenden bemerkte, daß der Geiſt des Mannes, mit dem man ſich ſo ausſchließend beſchäftige, unter ihnen gegenwärtig ſeyn müſſe. Vierzehn Tage nach dieſem Abend erfuhren die Freunde, aus der „allgemeinen Zeitung,“ daß an demſelben Tage, wo ſie des Abweſenden ſo lebhaft gedachten, Gaudy in Berlin geſtorben war. Dieſe Erzählung verbürgt ein damals in Rom, jetzt in Berlin lebender Litterat.

Malters Weltkunde ſchreibt: „Eine irländiſche Dame von außerordentlicher Schönheit, kaum 22 Jahre alt, und zu einer eben ſo wohlhabenden als anſtändigen Familie gehörig, verließ mit ihrer Familie Paris, aber ſehr ungern, um ſich nach dem Süden Frankreichs zu begeben. Während der ganzen Reiſe ſagte ſie zu ihrer Kammerfrau: „Sie fühle, daß ſie in Marſeille ſterben müſſe.“ Je mehr man dem letztern ſich näherte, um ſo unruhiger und beſorgter wurde ſie. Ihrer Verſicherung nach beſchlich ſie eine tödtliche Kälte, welche ſie verhinderte Hände und Füße zu bewegen, die, ſagte ſie, ſchon völlig abgeſtorben ſeyen. Man ſcherzte über ihre Aeußerungen und machte ſich um ſo mehr luſtig über ihre Furcht, als ſie bei all dem der blühendſten Geſundheit ſich zu erfreuen ſchien. Nach ihrer Ankunft in Marſeille war ſie weder durch Vorſtellungen noch Bitten zu bewegen, ihr Zimmer zu verlaſſen. Sie legte ſich zu Bette und betheuerte, ſie ſey ſehr krank. Der Arzt betrachtete anfänglich ihr Uebel als eine Art von Wahnſinn. Aber ſchon nach einigen Tagen lag ſie im hitzigen Fieber und ſtarb, wie ſie vorausgeſagt. Bis zum letzten Augenblicke ihres Lebens hatte ſie ein ſo friſches und geſundes Ausſehen, daß man ihrer traurigen Ahnung keinen Glauben beimeſſen konnte, und der Uebergang von der blühendſten Geſundheit zum Tode war bei ihr gewiſſermaßen augenblicklich. Selbſt als ſie ſchon ſtarr und ſteif war, bewahrte ſie noch einige Zeit ihre Roſenwangen und die volle Grazie ihrer Züge. Man hätte ſie für eingeſchlummert halten mögen. Gewiß lag dieſem Tode etwas Tieferes zu Grunde, als bloſe Einbildung — ſie werde zu Marſeille ſterben, weil im ſüdlichen Frankreich ſchon viele Seuchen geweſen!! —

Aus Poſen. Eine in unſerer Nähe vorgefallene Geſchichte einer merkwürdigen Todesahnung macht hier Aufſehen. Eine zwar bejahrte, aber durchaus geſunde und rüſtige Jüdin begab ſich ganz kürzlich perſönlich zu einem Gemeindevorſteher und lud ihn in ihre Wohnung, wo ſie bereits mehrere Glaubensgenoſſen verſammelt hatte. Sie eröffnete nun denſelben, ihre Todesſtunde ſey gekommen, beſtimmte, wie ſie beerdigt ſeyn wolle, händigte dem Vorſteher ihr Geld und ihre Schlüſſel zu ihren Schränken und Koffern ein und ernannte ihre Erben. Sodann legte ſie ſich auf ihr Bett, und nach kaum einer Stunde war ſie wirklich verſchieden. Die ſorgfältigſte ärztliche Unterſuchung ergab, daß ſie an einem Lungenſchlage geſtorben war.

Eine Erſcheinung.

In dem Badeorte **Rippoldsau** erſchoß ſich vor mehreren Jahren in einem Anfalle von Schwermuth der württembergiſche Medicinalbeamte H. im Walde. Als Herr H. vermißt wurde, ſuchte man ſechszehn Tage lang nach ihm, aber vergeblich. Der Badewirth hatte ein Mädchen von drei Jahren, das der Liebling des Herrn H. war. Dieſes Kind ſpielte nach ſechszehn Tagen, nachdem Herr H. ſich erſchoſſen hatte, bei der Mutter in einer Stube des zweiten

Stockes, deren Flügelthüren rückwärts in den Garten gingen, weil das Haus ſich an einen Berg lehnt. Mitten im Spiele fuhr das Mädchen auf einmal auf und rief: „Herr H. iſt im Garten, er ſieht eben zum Fenſter die (Glasthüre meinte es) herein!“ und nach dieſem Rufen und Geſichte floh es ganz erſchrocken zur Mutter. Man brachte es zu Bette, da ſchlief es die ganze Nacht unruhig. Morgens ſagte es: „Jetzt weiß ich, wo der Herr H. iſt!“ Als man es näher befragte, bezeichnete es ganz genau eine Stelle im Walde, bezeichnete genau den ungebahnten Weg dahin, durch Buſchwerk und über Felſen. Die Stelle war im dichteſten Geſträuche — man konnte nur mit Mühe durchdringen — wo ein Steinhaufen ein natürliches Grabmal bildete. Auf dieſem lag die blutige Leiche.

Eine Erſcheinung.

Fräulein **Kratz** aus Schorndorf in Württemberg verlor in der ſechsten Woche ihres Lebens ihre Mutter durch den Tod. Dadurch ſah ſie alſo ihre Mutter gleichſam nie, konnte wenigſtens kein Bild von ihr haben. In einer Nacht ihres ſiebenten Jahres lag ſie gegen zwölf Uhr ganz wach in ihrem Bette, da kam eine weiße Frauengeſtalt zur Thüre ihres Schlafgemaches herein, ſtellte ſich vor ihr Bette und ſah ſie freundlich an. Nun kam dieſe Erſcheinung von dieſer Zeit an bis in ihr dreizehntes Jahr beinahe jede Nacht und ſtets um die gleiche Zeit zu ihr. Sehr oft weckte ſie bei ihren Erſcheinungen den Vater, der im gleichen Zimmer ſchlief, zeigte ihm den Ort, wo ſie ſie ſtehen ſah, aber nie konnte derſelbe etwas von ihr wahrnehmen. In einer Nacht ihres dreizehnten Jahres kam die Erſcheinung das letzte Mal zu ihr. Als ſie da von ihr ging, hielt ſie mehrmals im Gehen inne und blickte immer wieder nach ihr hin.

Aus der Beſchreibung, die das Mädchen dem Vater von der Geſtalt der Erſcheinung machte, erkannte derſelbe in ihr ſeine verſtorbene Gattin. Fräulein K. iſt nun erwachſen und immer geſund geblieben, wie ihr auch vom ſiebenten bis in's dreizehnte Jahr nie etwas gefehlt hatte.

Ein Familiengeiſt.

Frau von St., geb. von B., erzählte mir im Monat Julius 1816 in Gegenwart ihrer ganzen Familie, daß es eine bekannte Sache in der Gegend von Sachſen ſey, wo die Familie von Wiener wohne, daß ſich jedem durch Allianz in Familie eintretenden Mitgliede ein Familiengeiſt, eine Art weiße Frau, (eine kleine graue Frauengeſtalt) zeige. Erſt kürzlich habe ſich ein Herr von Wiener mit einem Fräulein von N. N. verheirathet; das junge Ehepaar habe in Geſellſchaft von zwei Freunden zu Tiſche geſeſſen, als auf einmal ſich die Haare des jungen Ehemanns ſträubten und der Familiengeiſt ſich ſeiner jungen Gattin gegenüber ſtellte, ſie freundlich begrüßte und verſchwand. Dieſe allein (ſo viel ich mich erinnere), bemerkte ihn. Die zwei Freunde ſahen ihn eben ſo wenig, als der Herr von Wiener, fühlten aber einen Schauer, der ſie ganz erblaſſen machte. Dieſe Geſchichte wurde auch von Octavie, der älteſten Tochter der Frau von St., beſtätigt, welche die Erzählung derſelben von einem jener Tiſchgenoſſen in Gegenwart ihrer Mutter erhielt. Dieſe Erſcheinung ſoll auch ſtatt haben, ſo oft Jemand von der Familie ſich dem Tode nähert. Ob die Erſcheinung auch nach jeder Geburt eines neuen Mitgliedes der Familie ſich erzeige, habe ich vergeſſen meinem Gedächtniſſe einzuprägen.

Prof. Ehrmann.

Die weiße Frau.

Der edle König Friedrich Wilhelm III. von Preußen ging am Pfingſtſonntag, den 7. Juni 1840, in die Ewigkeit. Im Märzheft des Telegraphen Nr. 51 hatte in einem nicht gar gläubigen Tone geſchrieben geſtanden: „Im Schloſſe (zu Berlin) geht einmal wieder die *weiße Frau* um, ſchreitet klagend durch die hohen Säle, deren Wände von ihrem wimmernden Geächze ſchaurig widerhallen, (allerdings wohl zu viel geſagt!) bis ſie endlich in der Wand verſchwindet.“ Schon im Februar ſagten Privatbriefe aus Berlin, die weiße Frau habe ſich im Schloſſe gezeigt. Was von ſo verſchiedenen Seiten gemeldet wurde, möchte wohl wahr ſeyn, und iſt jedenfalls nicht post eventum gekommen, aber nach dem Erfolg der Aufbewahrung werth.

Heraustreten aus ſich ſelbſt bei Sterbenden.

Die erſte Gattin meines Onkels, des Präſidenten von *Georgii* lag todtkrank. Herr Regierungsrath G., ein Hausfreund, kam, ſie zu beſuchen. Weil er jedoch zunächſt ihren Gatten ſprechen wollte, ſo ſuchte er denſelben auf ſeinem, in der untern Etage nach dem Garten gelegenen Arbeitszimmer auf, wo er zwar ihn nicht traf, bei ſeinem Eintreten aber, zu ſeinem höchſten Erſtaunen, die Frau am Schreibtiſch, mit dem Rücken gegen ihn gewendet, ſitzen fand. Sie kehrte den Kopf nach ihm um und ſah ihn ruhig an. Sie war ganz ſo, wie er ſie in geſunden Tagen ſah. Nicht wiſſend, was er davon denken ſollte, trat er beſtürzt zurück und ging nach den obern Zimmern, wo er die Kranke ſchwach im Bette traf. Bald darauf ſtarb ſie.

Sie hatte ſich in ihren letzten Tagen, wie ſie dem Freunde ſelbſt noch ſagte, ſehr viel mit ihm in Beziehung auf ihren Gatten und deſſen nächſte Zukunft beſchäftigt.

Bekanntlich war Herr Reg. R. G. ein ungemein helldenkender Mann, und weit entfernt von allen Träumereien.

E. Mörike.

Frau A. zu F. theilt Folgendes mit:

„Meine ſchon ſeit 32 Jahren verſtorbene Mutter war eine recht gute und ſehr geſcheidte Frau, nur von etwas heſtiger Gemüthsart.

Mein Vater hat einen Bruder (er lebt, ſo viel ich weiß, noch jetzt) der dem geiſtlichen Stande angehört, und mit dem ſich meine Mutter nicht gut vertragen konnte. Oeſtere Entzweiungen wurden durch ebenſo viele Verſöhnungen ausgeglichen, man betrat ſich eine Zeitlang das Haus nicht mehr, dann war man wieder einig, kam man wieder alle Tage.

Einmal hörte ich meine Mutter im Affekt ſagen: „Wenn ich dem Pfaffen noch einmal über die Schwelle gehe, will ich ſterben.“

Nach einiger Zeit verſöhnte man ſich wieder, der Oheim kam öfter wie bisher zu uns, die Mutter gieng aber ihrem Worte getreu, nie mehr zu ihm, und lehnte alle Einladungen von ſeiner Seite ab.

Nun verheirathete ſich meine Schweſter, es war am 11. Mai 1809, an einem Donnerſtag, am darauf folgenden Sonntag waren wir bei dem Oheim zum Mittageſſen eingeladen, die Mutter durfte es nicht ablehnen bei ihm zu eſſen, ſie ging hin, am folgenden Sonntag, den 21. Mai ſtarb ſie, an einer Hirnentzündung. Schon oft iſt mir dieſes Ereigniß eingefallen, und immer als Warnung, daß man ſich nicht verſchwören ſoll.

Bei obiger Gelegenheit iſt mir etwas begegnet, das noch ſo friſch vor meinem Gedächtniß ſteht, als ſey es geſtern erſt geſchehen.

Am Dienſtag nach der Verheirathung meiner Schweſter war die Mutter noch ganz geſund, nur klagte ſie etwas Ohrenſchmerzen. Am Mittwoch waren wir zu einem Vetter zu einer Abendgeſellſchaft in ſeinem Garten eingeladen. Als ich am Mittwoch Morgens erwachte, ſetzte ich mich im Bette aufrecht, um nachzudenken, was ich heute Abend für Kleider anziehen wollte. Da gieng die meinem Bette gegenüber liegende

Stubenthüre auf, und meine Mutter kam herein, ſie war in ihren Hausoberrock gekleidet, hatte eine weiße Schlafhaube auf und ein ſchwarzes Band darum gebunden, vorne mit einer Schleife, und ein Tuch um das Kinn. Da dachte ich, wir haben doch keine Trauer?“

Die Mutter ſtellte ſich vor mein Bett und ſagte: „Laſſe dir keine rothe Bänder auf deinen Strohhut machen, denn ich ſterbe, und da mußt du ſchwarze Florband tragen.“

Da ſchlug es 5 Uhr, und die Mutter war verſchwunden, ohne daß ich wußte wie?

In demſelben Augenblick hörte ich die Mutter im Wohnzimmer vor meiner Stubenthüre ſagen: „Lieber ſterben als länger ſolche Schmerzen leiden.“ Mit gleichen Füßen aus dem Bette ſpringen, einen Rock überwerfen, und die Thüre öffnen, war das Werk eines Augenblicks. Da ſtand meine Mutter mit bloßen Füßen, in den Schlafkleidern, wie ſie aus dem Bette geſprungen war, ſie hatte kein ſchwarzes Band um die Haube gebunden, ſah mich an mit ſtieren Augen, ohne mich zu kennen, der Vater neben ihr im Schlafrock, in der einen Hand ein Kopfkiſſen, mit dem anderen Arm umfaßte er die Mutter und ſuchte ſie zu überreden, ſich wieder in's Bett zu legen.

Auf meine Frage, was dieſes bedeute? ſagte er mir, „ſo wandre er ſeit Mitternacht vom Bett auf das Sopha, und von da wieder in das Bett.“ Wir brachten ſie wieder in's Bett, und ſchickten nach Hülfe. Drei der geſchickteſten Aerzte gaben ſich alle Mühe, ſie zu erhalten, am folgenden Sonntag, am 21. Mai um 8 Uhr des Abends verſchied ſie.

Meine Schweſter und eine alte Baſe beſorgten die Einkleidung, ich hatte nichts dabei zu thun, aber ich kann das Entſetzen nicht beſchreiben, das mich befiel, als ich die Mutter, die ich noch einmal ſehen wollte, da liegen ſah, mit einer ſolchen Haube, mit einem ſchwarzen Band, vorne mit einer Schleife, und ein Tuch um das Kinn gebunden, wie ſie mir am Morgen in meinem Schlafzimmer erſchienen war. Daß ich an nichts dergleichen gedacht habe, daß ich hell gewacht habe, kann ich heilig beſchwören.“

Vorausſchauen.

In der Belagerung von Montauban im Jahr 1621 war auch Daniel Chamier, der weltbekannte reformirte Prediger, der ein treffliches Buch, nämlich die Panstratiam catholicam für ſeine Religion wider alle andere geſchrieben hat, in beſagter Stadt, und zwar in großem Anſehen. Dieſer Prediger ſagt des Morgens, als er ganz friſch und geſund war, daß er Abends ſterben und zur Ruhe kommen werde. Er beſtieg die Kanzel, und erklärte den Spruch Eſaj. 37, 33 u. f., da er den König Hiskias tröſten laſſen, als Rabſake, Sanheribs Erzſchenke, Jeruſalem aufgefordert, dieſes Inhalts: Er (nämlich der König von Frankreich) ſoll nicht hereinkommen, ſondern des Weges, den er gekommen iſt, ſoll er wiederkehren, daß er in dieſe Stadt nicht komme, ſpricht der Herr; denn ich will dieſe Stadt ſchützen. — Alſo ließ er ſeine Zuhörer voll Troſtes und Vertrauens, weil ſie ihn für einen Propheten hielten. Anton Joſien, der nächſte nach ihm, fragte: ob er zur Veſperzeit wieder predigen wollte? dem antwortete er mit nein, und ſagte: wiſſet Ihr nicht, daß heute mein Ruhetag iſt, dazu ich mich bereite? Zu Abends kam ein Schuß aus einem groben Stücke, und traf ihn an einem Orte, da faſt kein Schuß hintreffen konnte, und es war die Kugel mit dem Buchſtaben C bezeichnet. Es iſt auch erfolgt, was er ihnen zuvor geſagt; ſintemal der König nicht in die Stadt gekommen, ſondern die Belagerung mit Verluſt vieler guter Soldaten aufheben mußte.

Aus Hard. Democr. P. 1. Hiſtor. 59. pag. 358: Heinrich Anshelms von Ziegler und Kliphauſen continuirter hiſtoriſcher Schauplatz und Labyrinth der Zeit. 1ſte Fortſetzung. Leipzig 1718. Fol. pag. 416. §. 175.

Ueber die Glaubwürdigkeit der alten Orakel, insbeſondere über die Reſponſa des dodonäiſchen Zeus der Pelasger. *

Unter den alten Völkern war keins, auch die Hebräer nicht ausgenommen, mehr von dem Glauben an Vorherverkündung und Orakel erfüllt, als die Griechen, die vorzugsweiſe als die Repräſentanten geiſtig freier Lebensentwicklung in der Geſchichte daſtehen. An durchgängige Täuſchung und abſichtlichen Trug bei allen angeführten Thatſachen zu denken, wäre unhiſtoriſch und unpſychologiſch; denn es würde damit behauptet, daß das geiſtreichſte Volk und ſeine größten Denker die betrogenen Spielwerke weniger Prieſter geweſen: daß dieſe ſelber ein Theil des Volkes waren, wurde überſehen, auch nicht bedacht, daß man auf ſolche Weiſe der Lüge Kräfte zuſchriebe, die man der Wahrheit nicht zutraute. Es muß daher die gemeinſame Vorausſetzung aller wiſſenſchaftlichen Forſchung, daß Vernunft ſey in dem, was erforſcht werden ſoll, auch hier ſtattfinden.

Die Alten ſelbſt, die, was ſie erlebt, vielfach durchdacht haben, unterſchieden in ihrer Mantik zwei Hauptarten, eine natürliche und eine künſtliche Weiſſagung. Kunſt, ſagten ſie (laut Cicero), wenden an, die Neues durch Schlüſſe zu ermitteln ſuchen, nachdem ſie Altes durch Beobachtung erfahren haben; kunſtlos verfahren, die nicht aus äußern

---

* Auszug des intereſſanten, eben ſo gelehrten, als mit Geiſt geſchriebenen Programms des derzeitigen Rektors der Univerſität Würzburg, Dr. E. v. Laſaulx: „Das pelasgiſche Orakel des Zeus zu Dodona, ein Beitrag zur Religionsphiloſophie. Würzburg 1840. 4.“

Zeichen, ſondern durch *innere Kraft der Seele* das Zukünftige vorempfinden. Die künſtliche Weiſſagung beruhte ganz auf Zeichendeutung und dem Glauben, daß die Götter, die ihrer Natur nach das Vergangene und Kommende wie das Gegenwärtige wiſſen, aus Liebe zu den Menſchen und ihren Bitten entſprechend, durch äußere Zeichen das Bevorſtehende ankündigen, damit die Menſchen ſich, wenn ſie wollen, danach richten können. Solcher Zeichen nun als Werkzeuge des göttlichen Willens unterſcheiden die Griechen vier Claſſen: *Vögel*, *Stimmen*, *zutreffende Begegniſſe* und *Opferzeichen*. Aus dem Flug und den Stimmen der Vögel zu weiſſagen, ſcheint bei Griechen und Römern eine der älteſten und allgemeinſten Arten von Divination geweſen zu ſeyn, da von ihr häufig die ganze Kunſt benannt wird (Auſpicien, Oioniſtik). Ausdrückliche Lehre war dabei, daß nicht ſowohl die Vögel ſelbſt, ſondern die Götter durch ſie die Anzeichen gäben.* Ein dieſem Glauben Aehnliches findet ſich überall und iſt zum Theil auf wirklicher Naturbeobachtung gegründet, wie denn für atmoſphäriſche Veränderungen manche Vögel unläugbar eine feine Vorempfindung haben. Auch iſt in den Vögeln, in ihrem Kommen und Fortziehen, in der That eine kosmiſche Bewegung, ſie ſind von der allgemeinen Corruption des Lebens am freieſten, leben in dem relativ geiſtigſten Element der Luft, und werden daher nach der Anſchauungsweiſe der Alten unmittelbar von Gott getrieben. — Die ſogenannten Stimmen (φῆμαι), göttliche und dämoniſche, ſcheinen der Lehre von der Bath Kol bei den Juden (Gfrörer, Jahrhdt. des Heils I. 252 ff. 305 ff.) nahe verwandt, und beruhten auf Erfahrungen, die, wie ſchwierig ſie auch zu erklären, doch ſchwerlich geläugnet werden dürfen. In letzter Inſtanz giengen auch ſie von Zeus aus. — In die Kategorie der Symbola oder zutreffenden Begegniſſe zählte man ſowohl die vorbedeutenden Zeichen aus der Begegnung gewiſſer Thiere, als überhaupt alle außerordentlichen Naturerſcheinungen, Donner und Blitz, Sonnen- und Mondsfinſterniſſe, Erdbeben, Blutregen und jegliche auffallende Mißbildung, in welchen Erſcheinungen man nach dem Grundſatz, daß alles Lebendige in ſubſtanzieller Weſengemeinſchaft ſtehe, ein tiefes Mitgefühl der Natur mit den menſchlichen Schickſalen zu erkennen glaubte. Denn daß zwiſchen dem Irdiſchen und Himmliſchen eine Sympathie ſtattfinde, iſt uralte Lehre. — Die Divination aus Thiereingeweiden endlich (Hieromantik, Hieroſkopie), die ſich bei allen heidniſchen Völkern des Alterthums findet, hing auf's engſte mit den Thieropfern zuſammen, die urſprünglich ſtellvertretend ſtatt menſchlicher dargebracht wurden. Da nämlich das Opferthier ſtellvertretend den Menſchen bedeutete, ſo glaubte man, daß eben darum auch an den Thiereingeweiden ſichtbar ſeyn müſſe, wie die Eingeweide deſſen, der das Opfer darbrachte, beſchaffen ſeyen; ſo daß wenn dem Thier etwas fehlte, was zum Leben nothwendig war, geſchloſſen wurde, daß auch der Lebensfaden des opfernden Menſchen abgelaufen ſey.

---

* Den von Herrn v. Laſaulx angeführten Stellen der Alten (Xenophon, Ovid ꝛc.) könnte man folgende des ſpätern römiſchen Hiſtorikers Amian Marcellin, im 21. Buche ſeiner Kaiſergeſchichten, hinzufügen. Die Auſpicien oder Augurien werden geſammelt, nicht aus dem der Zukunft, ja unbewußten Verhalten der Vögel (Niemand wird ſo thöricht ſeyn, ſie zu Mitwiſſern zu machen), ſondern den Vögelflug *regiert die Gottheit*, und wie der Schnabel tönet, oder die Schwinge ſanft oder heftig vorüberrauſcht, deutet die Gottheit die Zukunft an. Denn die Gnade der Götter liebt ſo das Verdienſt oder Verlangen der Menſchen in ſolcher Kunſtübung zu belohnen.

Eben ſo wie dieſe künſtlichen Zeichen, und noch mehr conſtatirt, ſind die Thatſachen der natürlichen Weiſſagung aus prophetiſcher Bewegung der Seele. Einſtimmig behauptet hier das ganze Alterthum, daß es ein Wiſſen des Künftigen in Zeit und Raum gebe. Daß den Göttern ſolches Wiſſen inwohne, ſagen ſie, unterliegt keinem Zweifel, denn ſie ſind ihrer Natur nach frei von jenen Schranken. Aber auch die menſchlichen Seelen, weil ſie göttlicher Natur ſind, waren urſprünglich vom Zwange der Zeit nicht umſchloſſen; erſt ſeit ſie in einem vorirdiſchen Leben geſündigt, in die irdiſche Geburt herabgeſtürzt und mit Körpern verbunden und vermiſcht ſind, iſt ihre urſprüngliche Sehkraft getrübt (ſ. Plato Phädr. und Phädon, Plutarch Mor. Cic. de div.). Gänzlich verloren aber haben ſie dieſelbe nicht, denn ſie iſt ihnen eingeboren und unverlierbar. „Wie die Sonne (ſagt Plutarch Mor. 431, F.) nicht erſt dann, wenn ſie aus den Wolken hervortritt, glänzend wird, ſondern es immer iſt und nur wegen der Dünſte, die ſie umgeben, uns finſter vorkommt; ſo erhält auch die Seele nicht erſt dann, wenn ſie aus dem Körper wie aus einer Wolke hervorgeht, das Vermögen, in die Zukunft zu ſehen, ſondern beſitzt dieſes ſchon jetzt, iſt aber durch ihre gegenwärtige Vermiſchung mit dem Sterblichen gleichſam geblendet." Da ihr alſo die mantiſche Kraft angeboren und unverlierbar inwohnt und im gewöhnlichen Zuſtand des Lebens nur latent iſt; ſo kann ſie, erregt von einer höheren Macht, oder wenn die Macht des Körpers irgendwodurch depotenzirt iſt, in einzelnen lichten Momenten des gegenwärtigen Lebens manifeſt werden. Vorzüglich in ſolchen Zuſtänden, in denen die Seele am wenigſten Gemeinſchaft mit dem Körper hat, von ſeinen hemmenden Feſſeln ſo viel wie möglich befreit und fähig iſt, das Weſen der Dinge zu ſchauen. Solche lucida intervalla nun in der Nacht des gegenwärtigen Lebens treten oft im Schlaf und Traum, * in der Nähe des Todes ** und in den verſchiedenen bei ekſtatiſchen Zuſtänden (auch in jenem merkwürdigen Kataleptiſchen bei Plinius und Plutarch) ein: welche letzteren Zuſtände theils durch göttliche Einwirkung, theils durch phyſiſche Einflüſſe, begeiſternde Quellen und Erddünſte (μαντικὸν ῥεῦμα καὶ πνεῦμα,

---

* Eine reiche Sammlung prophetiſcher Träume geben Cicero (de Div. I. 27.) und Tertullian (de anima c. 46). Im Schlaf, ſagt Xenophon (Cyrop. VIII. 7. 21) erſcheinen die Seelen der Menſchen am freieſten und göttlichſten, da werfen ſie einen Blick in die Zukunft. Aehnlich Joſephus (b. J, VII. 8. 7) im Schlaf genießen die Seelen, nirgendshin durch den Körper zerſtreut, ſondern in ſich zurückgezogen, die ſüßeſte Ruhe. Mit Gott umgehend, dem ſie verwandt ſind, ſchweifen ſie überall hin und ſehen viel Zukünftiges voraus.

** Der Glaube an die weiſſagende Kraft der Sterbenden war in Griechenland

Plutarch mor. p. 432 D.) hervorgebracht werden können. Ihren letzten Grund haben, nach dem Glauben der Vorwelt, alle dieſe erhöhten Zuſtände in dem Willen der Gottheit, welche darin die Seele an ihrem eignen göttlichen Wiſſen Theil nehmen läßt, ſie je nach ihrer Fähigkeit bewegt und ihr Bilder der Zukunft zeigt.

Zur Erklärung des anſcheinend Widerſprechenden, wie das Zukünftige als ein noch nicht Vorhandenes gewußt werden könne, hat ſchon Cicero in den Worten: (Sunt enim omnia sed tempore absunt; de Div. I. 56, 128) mit Recht bemerkt, daß es ſich hier nur von einem noch nicht manifeſt Seyenden handle, das die Zukunft ſicher mit ſich führe. „Gleichwie aber im Samen die Potenz der Dinge liegt, die daraus erzeugt werden, ſo liegt in den Urſachen das Zukünftige verborgen: und daß dies kommen wird, ſchaut eben der innerlich erregte, oder im Schlaf entbundene Geiſt, oder Vernunft und Muthmaßung fühlen es voraus.“ Auch iſt es wohl ein guter Gedanke Plutarchs (Mor. p. 432, A. B.), wenn er darauf aufmerkſam macht, daß die mantiſche Kraft der Seele im Grunde nicht wunderbarer ſey, als die mnemoniſche, d. h. daß es eben ſo natürlich zugehe, wenn die Seele das noch nicht daſeyende Zukünftige vorausempfinde, als wenn ſie das nicht mehr daſeyende Vergangene nachempfinde; „denn das Geſchehene (ſagt er) iſt nicht mehr; aber die Gedächtnißkraft der Seele faßt Alles wieder auf und gibt dem Verſchwundenen den Schein des Gegenwärtigen, ſo daß uns das Gedächtniß gleichſam ein Gehör für lautloſe und ein Geſicht für unſichtbare Dinge iſt. Daher es nicht zu verwundern iſt, daß die Seele, die über das Vergangene ſo viel Gewalt hat, auch manches noch nicht Exiſtirende mit dazu nimmt, zumal ihr Letzteres auch weit angemeſſener iſt und mit ihrer Neigung mehr übereinſtimmt. Denn alles Dichten und Trachten der Seele iſt ja auf die Zukunft gerichtet; mit der Vergangenheit hat ſie nichts weiter zu thun, als daß ſie ſich

---

ſeit den älteſten Zeiten ſo verbreitet, daß ihn Sokrates (in der Platoniſchen Apologie p. 135, 5) als einen allgemein angenommenen Satz ausſpricht. S. auch Homers Iliade, Arrian, Cicero ꝛc.

ihrer erinnert. Und ſo ſchwach und ſtumpf dieſes den Seele eingeborne Vermögen ſeyn mag, ſo geſchieht es doch zuweile daß eine Seele gleichſam aufblüht und dann in Träumen un bei Myſterien ſpricht. Zwar ſagt Euripides: wer gut rathe kann, iſt der beſte Wahrſager; allein er irrt, denn der iſt blo ein geſcheidter Mann. Die prophetiſche Kraft dagegen erreich das Zukünftige ohne Vernunftſchlüſſe und vornehmlich dann wenn ſie aus der Gegenwart herausverſetzt wird.“ — Plutarc wehrt alſo das bloße Conjecturiren nachdrücklich ab, und aller dings ſind die Prophezeihungen nur Vorausſagungen deſſen was nach der innern Natur der Verhältniſſe ſich entwickelt dieſes ſich alſo Entwickelnde wird aber nicht durch logiſch Verſtandesoperationen erkannt, ſondern durch ein ſubſtanzielle Erkennen, indem die Seele in die Prinzipien der Dinge ver zückt wird und an dem Seynwiſſen Gottes participirt, „de alle Dinge weiß vor Aller Dinge Schöpfung.“

Dieſe kurzen Andeutungen über das prophetiſche Vermögen wie es die Alten anſehen, mögen der nachfolgenden Unterſuchung über jenes pelasgiſche Orakel des Zeus, welches eine der berühmteſten des Alterthums war, zur Einleitung dienen

Dodona, das älteſte unter allen griechiſchen Orakeln, la am Fuße des quellenreichen Bergs Tomaros in Epirus, un Heſiod beſchreibt die Gegend als „das Land Hellopia, reic an [illegible]feldern und Wieſen, an Schafen und ſchleppfüßige Rindern, und viele Geſchlechter ſterblicher Menſchen bewohne es. [illegible] am äußerſten Rand iſt Dodona hochummauert, erkoren von Zeus zu ſeinem Orakel und geehrt von den Menſchen die ſich da alle Seherſprüche holen. Wer hier den unſterbliche Gott erforſchen will, möge Geſchenke darbringend ſich nahe mit guten Schickſalsvögeln.“ Neuere Reiſende, Pouquevill und Leake, haben dieſe Landſchaft in dem ſchönen Thal vo Janina, welches ſo prächtig ſey wegen ſeiner Wieſen, ſeine Felder, ſeiner zahlreichen Heerden, wieder erkannt und glauben daß die Stadt Dodona, im Mittelalter Bonditza genannt, am ſüdlichen Ende des Sees, da wo heute die Ruinen von

Kaſtritza, gelegen habe. Der Name wird verſchieden abgeleitet, als Haus oder Geſchenk Gottes, und von Namen eines Fluſſes oder Heroen, auch einer Oceanide. Zeus wird Dodonaios, als Spender des Guten angeblich, zugenannt. Sogar aus den hebr. Worten duda oder doda und jona oder ona will man den Namen hernehmen, weil es ein Taubenorakel geweſen und der Ort heiße: liebliche oder irrende Taube; auch aus dem Perſiſchen, wo es, der Sage gemäß, zwei Tauben bedeute.

Die Gründung des Orakels fällt in die Urzeit des Menſchengeſchlechts. Nach der moſaiſchen Völkertafel iſt es von Dodanim, den Kindern Javans, des Sohnes Japhets gegründet. Heſiod nennt es einen Sitz der Pelasger. Andre berichten, daß Deukalion und Pyrrha nach der großen Waſſerfluth den Tempel erbaut hätten, was mit der Aufforderung bei allen ſeinen Sprüchen: dem Waſſer zu opfern, übereinſtimmen würde ꝛc. Die dodonäiſchen Prieſterinnen, die Peliaden, erzählen die Gründung in mythiſcher Einkleidung ſo: zwei ſchwarze Tauben ſeyen von Aegyptiſch-Theben ausgeflogen, die eine nach Libyen, wo ſie das Orakel des Ammon gegründet, die andre nach Dodona, wo ſie auf einer Bucheiche (immergrünen Eiche, mit eßbaren Eicheln) ſich niedergelaſſen und mit menſchlicher Stimme verkündet habe, daß hier ein Orakel des Zeus errichtet werden ſolle. Nun bezeugt Herodot ausdrücklich, daß die Art der Weiſſagung an beiden Orten dieſelbe geweſen ſey; wie in Dodona neben Zeus Diona, ſo ward im Ammonium neben Anum eine Göttin verehrt; der Eiche entſpricht in Egypten ein uralter heiliger Baum, dem Wunderquell, der Sonnenquell ꝛc. Der Holzfäller Hellos, fahren andre Nachrichten fort, ſoll zuerſt die Stimme der Taube vernommen und ſein Geſchlecht, die Seller, das Orakel gepflegt haben. Die Taube nach der Deukalioniſchen Fluth erinnert an Noahs Taube mit dem Oelzweig, und vielleicht iſt auch Noah in einer dunklen Sage vom Ort in dem Jupiter navius oder Schiffsgott gemeint. Die Taube iſt der Vogel der

Aphrodite oder Venus, und ihrer Mutter der Dione des Zeus oder der Liebe Gottes. Der pelasgiſche Zeus galt für den allmächtigen Weltbaumeiſter und zugleich war er der freundliche Herdgenoſſe der Sterblichen.

Auf der Erde ſchlafend und mit ungewaſchenen Füßen barfuß gehend, dienten die Seller dem pelasgiſchen Zeus; um von ihm prophetiſche Träume zu empfangen, ſchliefen ſie wahrſcheinlich auf Fellen friſchgeſchlachteter Opferthiere; das Barfußgehen aber iſt uralter orientaliſcher Brauch, wie Moſes vor dem flammenden Buſch, Joſua vor Jericho, und wie heute noch neben den Mohamedanern, Juden und Chriſten dort in ihren Tempeln, wie es auch ſonſt im Alterthum und Mittelalter als Zeichen der Ehrfurcht vor Gott vorkommt und noch ſich wiederholt.

Die prophetiſchen Prieſterinnen Dionens hießen Tauben (Peleiades); ihrer waren drei mit den ſtehenden Namen: die Vorausdenkende, die Tugendhafte, die Jungfräuliche, wie ſie ſich im Alter folgten. Die verbundenen Eigenſchaften deuteten auf ihre Gottbegabtheit; auch der Name Tauben ſoll wahrſagende Frauen bedeuten. Doch wie die Prieſterinnen der Göttermutter Melitten von den ihr heiligen Bienen hießen, ſo von Dionen wahrſcheinlich der Name der Tauben.

Die Art der Mantik in Dodona war theils eine natürliche aus innerer Bewegung des Geiſtes, theils eine künſtliche aus äußeren Zeichen; von dieſen ſind dreierlei genannt, die uralte Eiche mit prophetiſchen Tauben, der wunderbare Quell an ihrem Fuße und das dodonäiſche tönende Erzbecken. — Jene Bucheiche, das unglaubliche Wunder wie Aeſchylus ſie nennt, gab durch das Rauſchen ihrer Blätter und durch Vogelſtimmen aus den Wipfeln die Gegenwart der Gottheit kund; daher auch Rauchopfer unter ihr angezündet wurden — vergleichbar dem Altar Abrahams im Haine Mamre unter der Eiche Ogyges, die (nach Joſephus) ſeit Erſchaffung der Welt dort geſtanden haben ſoll, und ähnlich den heil. Eichen der Celten und Germanen. — Am Fuß der Rieſeneiche und wie aus ihren Wurzeln ſprudelte ein kalter Quell, aus deſſen Gemurmel die begeiſterte Prieſterin gleichfalls weiſſagte. Es wird von ihm erzählt, daß brennende Fackeln in ihm verlöſchen, ausgelöſchte an ihm ſich wieder entzündeten, was außer der phyſiſchen Bewandtniß noch einen tiefen Sinn des Erſterbens eignen Lebens hat; auch ſtieg und fiel der Quell zu verſchiedenen Tagszeiten.

Das bis jetzt Räthſelhafteſte war drittens eine ſeltſame Art von Keſſelorakel. Die Gewährsmänner ſtimmen darin nicht recht überein. Der eine erzählt, dieſes Heiligthum ſey von einem Kreis einander nahe ſtehender Dreifüße umgeben, ſo daß einer angeſchlagen alle andern mitklingen mache, doch habe der Ton viele Zeit zu ſeinem Kreislauf bedurft, was man als ein Bild der Seelenwandrung verſtehen will. Andre ſagen, in Dodona ſtänden zwei gleiche Säulen neben einander, und auf der einen eine Art Becken, auf der andern die eherne Statue eines Knaben, der in der rechten Hand eine Geißel halte mit drei Knöcheln an beweglichen Kettchen; wenn es ſich nun treffe, daß der Wind wehe, ſo ſchlugen die Knöchel der Geißel an das eherne Becken und bewirkten lang hörbare Töne, die weithin die Luft durchdrängen; das Ganze ſey eine Stiftung der Corcyräer und daher das Sprichwort entſtanden: „der Corcyräer Geißel“ und „die Dodona-Glocke,“ was von Schwätzern gebraucht werde, die ihrer Rede kein Ende wiſſen.

Wie aus dem Rauſchen der heiligen Eiche und dem Murmeln des wunderbaren Quells, ſo ſcheint auch aus den Tönen des dodonäiſchen Erzbeckens geweiſſagt worden zu ſeyn. Doch hatte es damit vielleicht noch eine andre Bewandtniß. Zunächſt nämlich erinnern dieſe beiden Säulen an die der Vorhalle des Tempels Salomo's Jachine und Boas, was Krünitz mit Recht ſo verſteht, daß dieſe hohlen, ehernen Säulen, die Capitäle eherne Becken verziert mit 200 Granatäpfeln in zwei Reihen, gleichſam zwei große Glocken geweſen, und das von den Capitälen frei herabhängende Kettenwerk mit den Granatäpfeln die Schlägel dazu gebildet, und daß auf ſolche Art beim Anhauch des Windes ein helles, angenehmes Glockenſpiel entſtand. Eben ſolche güldne Säulen, von Salomo dem König Suron geſchenkt, waren zu Tyrus im Tempel des höchſten Gottes aufgeſtellt. Nicht unwahrſcheinlich wäre es, wenn auch die dodonäiſchen Säulen eine Nachbildung der ſalomoniſchen geweſen. Denn ſie waren ein Weihgeſchenk der Corcyräer, die Inſel Corcyra aber von Pelasgern bewohnt, als Seefahrer und Kaufleute gerühmt. Gewiß handelten ſie auch nach Phönicien und Syrien und ließen vielleicht von denſelben tyriſchen Künſtlern, die Salomo dienten, das Weihgeſchenk für Dodona arbeiten. Ein ähnliches Klingwerk befand ſich an dem berühmten Grabmal des etruskiſchen Königs Porſenna in Cluſium, wie Auguſtus in ſpätern Tagen den Gipfel des capitoliniſchen Jupitertempels mit Glocken umhängen ließ.

Tempelglocken haben zugleich eine tiefere Bedeutung urſprünglich, als man glaubt. Zuerſt erwähnt ihrer das moſaiſche Ritualgeſetz. Wenn dem Hohenprieſter Aron, ſobald er in's Allerheiligſte tritt, Glöcklein und Granatäpfel wechſelnd am Saum des Leibrocks vorgeſchrieben worden, ſo ſind (nach Philo) die davon hervorgebrachten Töne ein Symbol von dem Einklang der Welt und der Harmonie der Sphären; wie der jüdiſche Hoheprieſter überhaupt als ein Bild des Univerſums angeſehen ward. Ein ähnlicher Gebrauch wurde von den Erzbecken in Griechenland bei der nächtlichen Feier der Myſterien gemacht. Eben ſo werden fromme Abgeſchiedene zu Grabe geläutet, anzudeuten, daß die Seele in höhere Sphären aufgenommen „den Reigen beginne mit den leuchtenden Himmelsgeſtirnen.“ Weßhalb man ſich dann der Glockentöne überhaupt zu jeder Entſündigung und Reinigung bediente. Der Klang des reinen Erzes ſollte die Seele rein ſtimmen und entzaubern von der Macht der finſtern Dämonen.

Faſſen wir dieß alles zuſammen, ſo ſcheinen die dodonäiſchen Säulen mit dem, was auf ihnen ſtand, folgenden Sinn auszudrücken: das nicht große eherne Becken war eine Halbkugel und ein Bild des Himmels, die kleine männliche

Geſtalt ein Bild des Demiurgen oder Weltbaumeiſters, die Glockentöne ein Symbol der Weltharmonie und Muſik der Sphären. Dieſe uralte große Vorſtellung der Phantaſie von einem Weltchoral liegt auch wohl der ſchönen Sage von der tönenden Memnonſäule zu Grunde, von der es heißt: „Aegyptier und Aethiopier opfern ihr jeden Frühmorgen, wenn die Sonne ihre erſten Strahlen ſendet und das Bild die Stimme ertönen läßt, womit es ſeine Verehrer begrüßt:“ Ja, ſelbſt die Lehre der ſogenannten Johanneschriſten an den Gränzen Aſſyriens hat ein mit Glöckchen bedecktes geheimnißvolles Kreuz, inmitten von Sonne und Mond. — Das wunderbare Waldglöcklein ſagte Allen, die nach Dodona kamen, um den Gott zu fragen, daß ſie auf heiliger Stätte ſeyen, mit reiner Seele fragen müßten und ſelber zu ſchweigen hätten, wo der Gott rede. Es iſt denkbar, wie gerade in dieſer Umgebung die von menſchlicher Willkühr unabhängigen und unregelmäßigen Töne, hervorgebracht wie die einer Aeolsharfe von dem Geiſt, der geiſtet, wo er will, einen beſonders feierlichen Eindruck auf die Wallfahrenden machen und ſie zur Andacht ſtimmen mochten. Endlich mußten die den Gott Befragenden vorher ein reinigendes Bad im Tempel nehmen, ähnlich jenem, wodurch die delphiſche Pythia ſich zum Weiſſagen vorbereitete.

Neben dieſer künſtlichen Weiſſagung aus Zeichen ward aber, wie ſchon bemerkt, auch natürliche Divination aus prophetiſcher Bewegung des Gemüths geübt. Wo weiſſagende Prieſterinnen ſind, da müſſen immer auch extatiſche, den magnetiſchen ähnliche Zuſtände angenommen werden. Sophocles nennt die dodonäiſchen Prieſterinnen allgemein gottbegeiſterte; beſtimmter noch ſagt Plato: „Die Prophetin zu Delphi und die Prieſterinnen zu Dodona hätten im heiligen Wahnſinn vieles Gute in privaten und öffentlichen Angelegenheiten ihrem Vaterlande zugewendet, in der Beſonnenheit aber weniges oder gar nichts.“ Hierin iſt klar ausgeſprochen, daß die Prieſterinnen beider Heiligthümer ihre Antworten nicht im Zuſtande des gewöhnlichen wachen Bewußtſeyns gaben, ſondern in wirklicher Verzückung oder Extaſe, wozu namentlich auch die häufigen Rauch- und Trankopfer, von denen ſie gleichſam dufteten, das Ihrige beitrugen. Ueber allen Zweifel beſtimmt ſagt Ariſtides: daß die Prieſterinnen zu Dodona weder vorher, „vor dem Ergriffenſeyn durch den Geiſt, wiſſen was ſie ſagen werden, noch nachher, wenn ihr natürliches Bewußtſeyn zurückgekehrt ſich erinnern, was ſie geſagt haben, ſo daß eher alle Andere als ſie ſelber wiſſen, was ſie ſagen."

Dieſe Paliaden ſollen folgende Verſe geſungen haben:

Zeus war, Zeus iſt, Zeus wird ſeyn, o großer Zeus!
Früchte ſendet die Erde empor, drum nennet ſie Mutter.

Die Form der Verſe mag einer ſpäteren Zeit angehören, Inhalt und Gedanke aber ſind uralt. Der erſte Vers enthält denſelben Gedanken, wie die berühmte Inſchrift des verſchleierten Bildes zu Sais: Ich bin alles was war, iſt und ſeyn wird; meinen Schleier hat kein Sterblicher gelüftet; dieſelbe alte Rede, daß Gott der Anfang, das Ende und die Mitte aller Dinge ſey. Und wenn es erlaubt iſt, Profanes mit Heiligem zu vergleichen, ſo wird auch im Neuen Teſtamente der ſichtbare Gott als der definirt, der war, iſt und ſeyn wird, welches alles im Grunde nur eine Explication der berühmten altteſtamentlichen Definition Gottes iſt: ich bin der ich ſeyn werde, wodurch die Uebereinſtimmung Gottes mit ſich, und daß er die Quelle alles Lebens und die innerſte Wurzel aller Dinge iſt, ausgeſprochen wird. Der zweite Vers von der Früchte ſpendenden Erde enthält die Anſicht, daß wie Gott der Vater der Menſchen, ſo die Erde unſere gemeinſame Mutter ſey; eine Vorſtellungsweiſe, wogegen um ſo weniger einzuwenden iſt, als ja auch nach Moſis Geneſis der ſterbliche Theil der Menſchen aus Erde genommen iſt und zu ihr zurückkehrt. Auch dieſer Ausſpruch bezeugt eine nahe Verwandtſchaft der dodonäiſchen Theologie mit den morgenländiſchen Religionsſyſtemen.

Faſt alle älteſten Heroen des heroiſchen Volkes wandten ſich in ihren Bedrängniſſen an den Gott zu Dodona: Inachos, Herkules, Achill und ſein Sohn Pyrrhus, Odyſſeus, Aeneas. In allen wichtigen Fällen ward das Orakel befragt, namentlich bei Ausſendung von Colonien und in ſchweren Zeitläuften bei Krieg und Peſtilenz. Einem dodonäiſchen Orakelſpruch zufolge zog ein pelasgiſcher Stamm, aus ſeiner Heimath verdrängt, von Epirus nach Italien hinüber und ließ ſich, wie ihm befohlen war, bei der Stadt Kotyle im Lande der Ureinwohner nieder. Wie wohlthätig der dodonäiſche Zeus in der Urzeit Griechenlands wirkte, wird beſonders aus ſolchen Ausſprüchen erkannt, worin er das Recht der Schutzflehenden und ihre Unverletzlichkeit als religiöſes Gebot proclamirte und Achtung einſchärfte vor den Beſchlüſſen des Areopags. Mit ſeiner Zuſtimmung zog auch der ſpartaniſche König Ageſilaos gegen die Perſer zur Befreiung der aſiatiſchen Griechen.

Pauſanias erzählt einige merkwürdige Ausſprüche, unter andern von Koreſos, einem Prieſter des Dionyſos, der eine Jungfrau Kallirrhoe unerwiedert liebte. Dionyſos rächte ſeinen Prieſter durch eine ſchwere Krankheit, die er unter die Kalydonier, ihr Volk, ſandte, ſo daß der Tod es im Wahnſinn dahin raffte. Die Kalydonier nahmen nach Dodona ihre Zuflucht, um durch die Tauben und die tönende Eiche das Sichere zu erfahren. Das Orakel antwortete, Kallirrhoe oder einer, der ſich ihr opfern wolle, müſſe ſterben. Der Jungfrau blieb nichts übrig, als ſich wie ein Opferthier zum Altar des Dionyſos führen zu laſſen. Hier nun wurde Koreſos, der dem Opfer vorſtand, von Mitleid gerührt, und gab ſein Leben für die Geliebte hin. Kallirrhoe harter Sinn wandte ſich, als ſie den Liebenden todt vor ſich ſah, plötzlich aus Haß in Liebe; ſie tödtete ſich ſelbſt an der Quelle, die von ihr den Namen führt. — Ein anderer Fall iſt der: Bei dem Zug nach Troja gerieth Teuthis der Arkadier zu Aulis mit Agamemnon in Hader und wollte zurückſchiffen. Athene wollte ihn in Kriegergeſtalt zurückhalten, und er im Zorn verwundete ſie mit dem Speer in die Hüfte und führte ſein

Heer zurück. Nach Hauſe gekommen, meinte er die Göttin, wie er ſie verwundet hatte, zu ſehen. Eine auszehrende Krankheit ergriff ihn und das Land gab keine Früchte mehr. In der Folge aber offenbarte ihnen das Orakel zu Dodona die Art der Sühne; ſie errichteten der Athene eine Bildſäule mit einer Wunde an der Hüfte, die noch Pauſanias ſelber geſehen.

Eigentliche Prophezeihungen der dortigen Prieſterinnen ſind nur wenige auf uns gekommen. Den Lacedämoniern ſagten ſie einſt voraus, ein Krieg wider die Arkader werde thränenlos für ſie ſeyn; ſie ſiegten, ohne einen Mann zu verlieren. Alexander, König von Epirus, wurde zu Dodona vor dem acheruſiſchen Waſſer gewarnt; es fliehend, fand er in Italien im Strom Acheros ſeinen Tod. Die Prieſterin Phaënnis, eine Königstochter, ſagte den verheerenden Zug der Gallier bis nach Aſien ein Menſchenalter voraus ꝛc.

Das Orakel zu Dodona erhielt ſich über zwei Jahrtauſende, und wurde bis in die ſpäteſten Zeiten griechiſcher Selbſtſtändigkeit befragt; der Beſtechung waren die Prieſterinnen unzugänglich. — In der macedoniſch-römiſchen Zeit überfiel ein Hauſe wilder Aetoler den Tempel, verbrannte die ſchönen Säulenhallen um ihn her, zerſtörte viele Weihgeſchenke und riß das heilige Haus ſelbſt bis auf die innere Kapelle nieder; damals gingen wohl auch die beiden Säulen mit dem Erzbecken zu Grunde; auch die furchtbare Plünderung von Epirus unter Paulus Aemilius muß es ausgehalten haben, und 88 Jahre vor Chr. zerſtörten die Thraker ganz Epirus und plünderten den Tempel. Um die Geburt Chriſti war das Orakel Dodona's wie alle übrigen faſt ganz verlaſſen. Strabo erzählt von Trümmern und ärmlichen Hütten am tomariſchen Berg. Aber noch Pauſanias berichtet (J. 180), daß die heilige Eiche zu ſeiner Zeit noch gegrünt habe, und ein Zeitgenoſſe ſpricht noch von den Weiſſagungen der Prieſterinnen. Erſt im dritten Jahrhundert, wie es ſcheint, hieb ein illiriſcher Räuber den heiligen Baum nieder, und das Orakel verſtummte völlig.

Kritik.

1.

(Eine Schrift über die Beſeſſenen im neuen Teſtamente.)

Die neuteſtamentlichen Erzählungen von Beſeſſenen und ihrer Heilung durch Jeſum finden ſich neu beſprochen in dem Schriftchen: Die Beſeſſenen im neuen Teſtament. Ein exegetiſcher Verſuch mit Rückſicht auf Dr. Strauß Leben Jeſu von Carl Friederich Nanz, Pfarrverweſer in Neuenhaus. Reutlingen, bei J. C. Mäcken. 1840.

Während auch die bibliſchen Theologen den Gegenſtand meiſtens theils mit Gleichgültigkeit, theils wenigſtens mit Schüchternheit behandeln, und in ſolcher der neuteſtamentlichen Darſtellung allen Zwang anthun, um das darin Vorliegende möglichſt zu mildern und den Vorſtellungen unſerer Zeit näher zu bringen, findet der Verfaſſer in ſeinem Glauben an die Schrift überhaupt und vornehmlich an Jeſu abſolute Untrüglichkeit die Bürgſchaft dafür, daß eben die bibliſchen Erzählungen das ſicherſte Licht über den fraglichen Gegenſtand geben, wie die Verpflichtung und den Muth, dieſelben ohne alle Vorausſetzung rein objectiv aufzufaſſen; er theilt das Ergebniß der auf dieſe Art unternommenen exegetiſchen Unterſuchung mit, zugleich eine weitere Bearbeitung der Sache in Ausſicht ſtellend.

Die gegenwärtige zerfällt in zwei Theile, einen allgemeinen und einen beſondern. In jenem iſt das Wichtigſte die Nachweiſung, daß unter den Beſitzenden im neuen Teſtament nicht, wie von den Theologen faſt allgemein angenommen wird, der Satan oder ſein böſer Engel, ſondern die Seelen abgeſchiedener Menſchen verſtanden werden. Der Verfaſſer führt ſeinen Beweis aus der Art, wie die Beſitzenden bezeichnet werden, nämlich als Geiſter (Pneumata), welcher Ausdruck, die einzige, leicht zu beſeitigende Stelle, Hebr. 1, 14. ausgenommen, im neuen Teſtament nie von Engeln, weder guten noch böſen, gebraucht wird, und nach dem neuteſtamentlichen Engelsbegriff auch nicht von ihnen gebraucht werden kann, ſondern, wo er nicht auf den göttlichen Geiſt ſich bezieht, in vielen Stellen eben die Seelen abgeſchiedener Menſchen bedeutet. Darnach iſt ſodann der ſonſt von den Beſitzenden vorkommende, weit unbeſtimmtere Ausdruck „Dämon, Dämonion“ zu erklären.

Dieſer Anſicht ſcheinen etliche Stellen zu widerſtreiten, in welchen die Beſitzenden Satanas genannt oder doch mit dem Satan in Verbindung gebracht werden, z. B. Matth. 12, 26., welche Schwierigkeit jedoch dadurch ſich hebt, daß nach unzweideutiger Lehre des neuen Teſtaments der Einfluß des Satan auf die Seelen der Abgeſchiedenen ſo gut als der Lebenden ſich erſtreckt. Eine Unterſtützung für ſeine Anſicht erkennt der Verfaſſer darin, daß nach 2 Petr. 2, 4. und Jud. v. 6. die gefallenen Engel in einem traurigen, düſtern Strafort feſtgehalten werden, und ſomit nicht Menſchen plagen und beſitzen können; ferner in einzelnen Widerſprüchen, in welche ſich die Erzählungen zum Theil bei der andern Anſicht verwickeln, und darin, daß die ſeinige nach beſtimmten Erklärungen des Joſephus und der älteſten Väter der Glaube der ganzen damaligen Zeit war. Im Gegenſatz gegen die Annahme einer blos geſteigerten Einwirkung böſer Geiſter auf den menſchlichen Körper, wodurch Theologen das Dunkel aufzuhellen vermeinen, wird gezeigt, daß im neuen Teſtament entſchieden eine ſubſtantielle Einwohnung vorausgeſetzt wird.

Die Reducirung der dämoniſchen Beſitzungen auf ſogenannte natürliche Krankheiten, wie Epilepſie und andere, wird dadurch abgewieſen, daß, während bei jenen, wie ſie im neuen Teſtament beſchrieben werden, die beiden Hauptformen, Alterirung des Selbſtbewußtſeyns und Convulſionen, verbunden ſind, bei dieſen immer nur das eine oder das andere, nie beides zuſammen vorkommt.

Der zweite Theil beſpricht die einzelnen hergehörigen Erzählungen des N. T., nemlich 1) Marc. 1, 23—27. vgl. Luc. 4, 33—36. 2) Matth. 8, 28—34. vgl. Marc. 5, 1—20. und Luc. 8, 26—39. 3) Matth. 9, 32—34. vgl. Luc. 11, 14 f. 4) Matth. 12, 22. 5) Matth. 15, 22—28. vgl. Marc, 7, 25—30. 6) Matth. 17, 14—21. vgl. Marc. 9, 14—29. und Luc. 9, 37—43., und zeigt vornehmlich im Gegenſatz gegen die von Strauß aufgebrachten Schwierigkeiten in den Erzählungen und die dadurch begründete Verweiſung in's Gebiet des Mythus, daß in ihnen bei Feſthaltung der obigen Grundanſicht ſich Alles gut in einander fügt.

2.

Beleuchtung der Kritik, welche Pfr. Wirth über die Schrift: „die Schutzgeiſter oder merkwürdige Blicke u. ſ. w. von Dr. H. Werner“ in den Hall. Jahrbüchern Nro. 163—164 vom 8. Jul. 1840 hat ergehen laſſen.

Die Eilfertigkeit, womit heut zu Tage der phyſiſche und pſychiſche Empirismus oder vielmehr Materialismus mit ungeweihter Hand in das große Phänomen des Magnetismus eingreift, läßt ſich deutlich auch an dieſer Rezenſion wahrnehmen. Ich ſage „mit ungeweihter Hand;“ denn zur Weihe des Urtheils über ſolche Phänomene gehört erſtlich eigene Beobachtung und Behandlung ſomnambüler Perſonen, um die unkritiſchen Zweifel über den faktiſchen Beſtand abzuſchneiden, und durch ſinnliche Anſchauung derſelben dem ſo gerne ſich einſchleichenden Skeptizismus vorzubeugen; zweitens eine gediegene wiſſenſchaftliche Anſicht, die ſich zur Höhe der Thatſachen erhebt, ſie nicht in die niedrige Ordnung der Dinge herabzieht.

Hr. Pfr. Wirth hat 1836 eine Schrift über die Theorie des Somnambulismus herausgegeben, in welcher er unter den Hauptmomenten ſeiner Theorie folgende aufſtellt: 1) die Hypotheſe eines Allſinns, 2) den magnetiſchen Rapport, und 3) die Vielgeſtaltungen der Einbildungskraft und Spiele der Phantaſie.

Dieſe mageren theoretiſchen Momente traf Pfr. Werner, der ein an Erfahrung, Theorie und Literatur umfaſſendes Werk über Magnetismus ausarbeitete, auf ſeinem Wege, und konnte ſie um ſo weniger umgehen, als es darum zu thun war, der herrſchenden materialiſtiſchen Tendenz einmal eine ſolche entgegenzuſetzen, welche, nach anerkannter faktiſcher Wahrheit der ungewöhnlichen Erſcheinungen, auch ihre Dignität in der Theorie zu erreichen ſucht. So kam es, daß Pfr. Werner jedesmal, nachdem er über eine Partie von Erſcheinungen ſeine theoretiſche Anſicht gegeben hatte, auch die Wirth'ſche Erklärung dagegenhielt, und ihre Unzulänglichkeit, Blöße und Armuth nachwies, dadurch aber auch die literariſche Eitelkeit aufreizte, ſo daß ſie ſich in gedachter Rezenſion der Hall. Jahrbücher Luft zu machen ſuchte. Wer glauben würde, er könne in der Wirth'ſchen Rezenſion den Werth der Werner'ſchen Schrift auch nur einigermaaßen tarirt finden, würde ſich ſehr irren. Auch das ſtrengſte Urtheil kann dieſer Schrift ihre Reichhaltigkeit an Erfahrung, Theorie und Literatur nicht abſprechen.

Es liegt nun daran, die Wirth'ſche Erklärungsmomente näher zu prüfen, und ſie mit der Werner'ſchen Theorie zu vergleichen.

Würde Hr. Pfr. Wirth ſeinen Allſinn wie einen Centralſinn betrachten, in welchem ſich alle Sinnen an gewiſſen Nerven-Mittelpunkten vereinigen, ſo hätte es allerdings Bedeutung, indem wir bei Somnambülen häufig mehrere Sinnen an gewiſſen Stellen vereinigt finden. So fand, um nur ein Beiſpiel zu geben, der franzöſiſche Arzt Petetin bei ſeiner kataleptiſchen Dame die Sinnen des Geſichts, Gehörs, Geruchs und Geſchmacks in der Herzgrube verſammelt, während ſie alle aus dem Kopfe gewichen waren.

So aber iſt die Meinung von Wirth nicht. Er ſagt vielmehr: „Der Allſinn iſt ein Herabgeſunkenſeyn in einen thieriſchen Zuſtand, ein keiner objektiven Empfindung fähiges Taſten im unregelmäßigen Durcheinander des Ganglienlebens, ein unbeſtimmtes Gemeingefühl, das die Thiere der niederſten Art auch haben, denen nur ein Sinn zu Theil geworden.“ Nach dieſem Satze ſind die Somnambülen noch tiefer als das Wurmgeſchlecht zu den Gorgonien oder Quatten nach Oken herabgewürdigt, und wir müſſen uns in der That wundern, wie Wirth über ſo niedrige Geſchöpfe ein Buch ſchreiben mochte. Es iſt nur Schade, daß dieſer gelehrte Satz ſich in lauter Widerſprüche verwickelt.

Wie mag Wirth das Allſinn nennen, was, wie Thiere niederſter Art, nur einen Sinn hat? Sind die äußerſt feinen und beſtimmten Eindrücke, welche Mineralien, Metalle, Pflanzen und andere Körper auf Somnambülen machen, keine objektiven Empfindungen? Ferner: wo iſt denn das unregelmäßige Durcheinander des Ganglienlebens? Zählt etwa Wirth die vielerlei heftigen Muskelkrämpfe und Verzerrungen der Glieder zu dieſer Rubrik, ſo möge er wiſſen, daß in dieſe Theile keine Ganglienнerven gehen. Wo iſt denn dieſes Durcheinander? Wenn Somnambüle den Ort und die Beſchaffenheit ihrer Krankheit genau beſtimmen, nach ſichern Inſtinkten ihre Verordnungen machen, die Aufeinanderfolge ihrer Kriſen und Paroxiſmen mit großer Zuverläßigkeit vorherverkündigen, was immer auch pünktlich eintrifft, — ſezt dieß nicht vielmehr die größte Sicherheit und Regelmäßigkeit des Ganglienlebens voraus? Soweit geht der ganze Satz, wie ihn *Wirth* aufſtellt, in ſein Nichts zurück. Hätte er den Satz umgekehrt und geſagt: „Der Somnambulismus ſey ein Erheben zu einem Allſinn, in welchem ſelbſt das, was im wachenden Menſchen zum unbewußten Thierleben gehört, eine geiſtige Richtung annehme und zur Vorſtellung gelange, ſo hätte er Recht gehabt; ſo aber iſt ſein Allſinn Unſinn.

Das zweite Moment iſt der magnetiſche Rapport. „*Dieſer beruht nach Wirth in dem innern Exkrement des Lebensprozeſſes, das der Magnetiſeur vermittelſt der Ausdünſtung und des Wärmeſtoffs in der Manipulation übertrage, wodurch die Somnambüle in einer fremden Subſtanz oder Perſönlichkeit untergehe.*" Aus dieſem Rapport leitet Hr. *Wirth* ſo viele theils leibliche, theils geiſtige Erſcheinungen ab, daß es an's Unglaubliche gränzt, wie jenes Exkrement am *Vehikel der Ausdünſtungsmaterie und des Wärmeſtoffs* ſolche Modulationen ſoll aufnehmen und als materielles Element der immateriellen Seele zuführen können. *Wirth* meint, daß auf dieſe Weiſe nicht nur einzelne Vorſtellungen und Bilder, ſondern ganze Syſteme und Doctrinen übergepflanzt werden können. Könnte eine Seele ſich der andern *blos durch die leiblichen Schweißlöcher* mittheilen, ſo wäre dieß eine einfache Methode, den Unterricht abzukürzen, indem der Lehrer ſeine Schüler nur in einen magnetiſchen Kreis ſtellen und *vermittelſt eines Schwitzbades* ſich mit ihnen in Contrakt ſetzen dürfte. Ein ſolcher Rapport könnte alsdann noch beſſere Dienſte thun, als der Nürnberger Trichter.

Wie verhält es ſich aber bei ſpontanen Somnambülen, die *ohne magnetiſchen Rapport* gleiche Erſcheinungen zeigen, und wie bei den am Paquet ſich ſelbſt manipulirenden Perſonen, die ähnliche, nur minder intenſive, Erſcheinungen uns darbieten? Gibt es demnach einen Somnambulismus ohne magnetiſchen Rapport, ſo iſt er als Prinzip unläglich. Der magnetiſche Rapport ruht auf einem weit höhern Prinzip, als jenes in Ausdünſtung und Wärmeſtoff gehüllte Erkrement und muß als Erklärungsmoment eine ganz andere Stellung erhalten.

Das dritte Moment iſt die Vielgeſtaltung der Einbildungskraft und das Spiel der Phantaſie. In dieſes üppig wuchernde Gebiet verweiſen ſolche Theoretiker Alles, was ſie mit dem Scharfſinn ihrer Hypotheſen nicht erreichen können. Wie aber, wenn der Einbildung die Realität entſpricht? War das, was ſich bei der Seherin in Beziehung auf den Tod ihres Vaters ereignete, wie das Erſcheinen eines Sargs an ihrem Bette noch vor ſeiner Krankheit, — der dreimalige Ausruf: Ach Gott! der Seherin, welcher von dem Arzte am Sterbebette des Vaters gehört wurde, ſo wie auch die geahnte Lebensgefahr ihres Bruders an einem beſtimmten Tage, an welchem auch wirklich von einem Wilddieb ein Schuß auf ihn geſchah, — eine bloße Einbildung? War die Lebensgefahr, in welcher die Werner'ſche Somnambüle ihre Schweſter Emilie auf 20 Stunden Entfernung auf einmal während der Kriſe vom 19. Mai erblickte, und ihre wunderbare Lebensrettung — ein bloßes Spiel der Phantaſie? Wenn nach Wirth der Magnetismus der Narrenvorhof iſt, — wohin gehört denn der zur niederſten Thierheit herabgeſunkene Allſinn und der, ganze Doktrinen übertragende, Rapport? Wahrſcheinlich zu den Fatuetäten und Inſapienzien, denen im Narrenvorhof ein ganz beſonderes Stübchen eingeräumt iſt.

Hätte Hr. Pfr. Wirth das Werk von Werner unbefangen und ohne antikritiſche Empfindlichkeit geprüft, ſo hätte er eine gediegene, durch merkwürdige Kuren ausgezeichnete Erfahrung, eine auch die höchſten Erſcheinungen umfaſſende Theorie und zugleich eine Literatur, die, weil ſie jede Erſcheinung in vielen Geſchichten nachweiſt, den einſeitigen Skeptizismus gänzlich entfernt, — nicht wohl verkennen können. Ohne Grund ſehen die Aufklärlinge überall nichts als Anſteckung, Sinnentäuſchung und Betrug, Schwärmerei, Wunderſucht und Aberglauben. Sie wollen der Natur gebieten, daß ſie ja keine Wirkungen äußere, die über ihren Verſtandes-Horizont gehen, und den Beobachtern wollen ſie vorſchreiben, was ſie hätten ſehen und hören ſollen. Die faktiſche Wahrheit ſoll ſich nach ihrer Meinung bequemen, und den Thatſachen ſchneiden ſie Kopf und Glieder ab, damit ſie den Rumpf mit ihren Hypotheſen zudecken können. Dieß iſt die Krankheit unſerer Zeit, — der Verſtandes-Bandwurm, der, wenn die Inſel Anticyra all ihre Nießwurz hergäbe, doch nur in einigen Gelenken, nie mit dem Kopfe, abgetrieben werden kann.

Hr. Pfr. Wirth bemerkt öfters, daß man dieſe oder jene Erſcheinung ſchon deßwegen nicht annehmen könne, weil ſonſt das magnetiſche Bewußtſeyn geſcheidter ſeyn würde, als das wachende, was nicht wohl angehe. Allein, dieß geht ſehr wohl an.

Das magnetiſche Bewußtſeyn dringt in den tiefern Grund der Seele ein, und ſchließt dort verborgene Schätze auf, während das wachende in der Oberfläche der objektiven Welt ſich zerſtreut, und darüber die Kraft ſeiner Einheit einbüßt. Das Hellſehen bedarf keiner Reflexion in Begriffen, um das Wahre zu finden; es faßt das Wahre im Schönen auf, und das todte Prinzip erſcheint ihm als lebendiges Ideal. Das unmittelbare geiſtige Fühlen und Schauen ſteht über allem vermittelten Wiſſen, und die ganze Philoſophie wird umſonſt arbeiten, ihr Auge ſo zu ſchärfen, daß es in die Ferne und in die Zukunft zu ſchauen vermag, was bei Somnambülen unzweifelhafte Thatſache iſt. Nehmen wir hiezu das erhöhte chriſtliche Gefühl für Moral und Religion, welches das magnetiſche Leben höherer Grade immer in ſich entwickelt, ſo dürfen wir wohl dem Gedanken Raum geben, den Werner gleich anfangs ſeiner Schrift äußert, daß der Magnetismus uns an die durch den

Abfall verloren gegangene Integrität erinnern, und zeigen ſoll, welcher Kraft die menſchliche Natur fähig wäre, würde ſie wieder zu ihrer Integration gelangen.

Dieſe Wahrheit iſt beſtätigt durch das Leben jener Altväter, welche in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums ſich von der Welt abſonderten, und in den Felshöhlen der thebaiſchen Wüſte ihr Leben dem Herrn weihten. Sie gelangten wieder zu jener Integration in Leib, Seele und Geiſt. In vollem Maaße erhielten ſie die Gabe, in die Ferne und in die Zukunft zu ſchauen, mit ihrem Blicke die Herzen der Menſchen zu erforſchen, und die guten wie die böſen Geiſter zu prüfen, jene an ſich zu ziehen, dieſe von ſich zu entfernen. Was Wunder alſo, wenn wir durch eine Steigerung der Leibes-, Seelen- und Geiſteskräfte an unſern Somnambülen ähnliche Erſcheinungen erblicken! Der Unterſchied zwiſchen jenen Anachoreten und unſern Somnambülen iſt allerdings groß, und liegt darin, daß Jene ſich freiwillig und durch innere Erleuchtung zu jener Kraft emporſchwangen, ſie im vollen wachenden Bewußtſeyn auch ausübten, und außer dieſer Gabe auch noch die Macht beſaßen, Krankheiten und Seuchen zu heilen, unreine Geiſter auszutreiben, wilde Thiere zu zähmen, und ſelbſt der Natur zu gebieten; und alles dieß blos durch's Gebet und durch den Befehl im Namen des Herrn. Ob nun gleich dieſe Kraft unſern Somnambülen mangelt, und jene Conzentration der Kräfte in einem höhern Mittelpunkt keine durch Selbſtaufopferung gewonnene, ſondern durch äußere und innere Erregungsmittel hervorgebrachte iſt, und ihnen ſomit der freie Schwung in Tugend und Glauben abgeht, ſo iſt doch ihre Verſetzung in jenen verklärten Zuſtand ein triftiger Zeuge der Integration, deren die menſchliche Natur fähig iſt. Jene außerordentliche Kraft der Anachoreten, wie auch der damaligen Biſchöfe und Diakone, die noch nicht vom Dogmenſtreite befleckt waren, war dazumal nöthig, um den Bekennern und Märtyrern den Halt zum Glauben zu geben, der zum Sieg des Chriſtenthums nöthig war. Jetzt aber ſind wieder ſolche Erſcheinungen nöthig, um den falſchen Lehrern und Unglaubigen entgegenzuwirken durch Thatſachen, die uns an höhere Kräfte und Geſetze mahnen, als die der Natur und der Vernunft. Wenn freilich Männer, *wie Fiſcher und Wirth*, die materialiſtiſche Tendenz vorziehen, Erſterer *die Identität der organiſchen Lebenskraft mit der Seele*, Letzterer *den thieriſchen Allſinn* zum Prinzip wählt, ſo iſt der Zweck verfehlt, und die wahre und fruchtbare Bedeutung des Phänomens geht verloren.

Wer den Magnetismus konſtruiren will, wird wohl daran thun, ſeine höchſten Erſcheinungen zuerſt vor ſich zu nehmen, damit er nicht Gefahr laufe, für ſeine Hypotheſen eine zu niedrige Gränze zu ſtecken, wie es bei allen Materialiſten der Fall iſt. Sind einmal die Divinationen, das Fernſehen und Fernwirken, das chriſtliche Gefühl für Moral und Religion, der verklärte Zuſtand der Ekſtaſen, die höheren Mittheilungen, die, weil ſie ſich in den Ereigniſſen bewähren, und außer der menſchlichen Kombination liegen, nicht aus den Somnambülen kommen können, ferner die konſtanten Erſcheinungen von Genien und Führern, — ſind dieſe einmal als Thatſachen feſtgeſtellt, ſo verſuche man die Erklärung derſelben, und dann wird ſich bald ergeben, daß die gewöhnlichen phyſiſchen, phyſiologiſchen und pſychologiſchen Sätze nicht ausreichen, — daß vielmehr nur eine Pneumatologie, welche die Geiſtesſphäre in ihren eigenthümlichen Wirkungen und Eigenſchaften erforſcht, uns genügen kann.

Es iſt außer Zweifel, daß die Theorie des Magnetismus die Funktionen des Leibes, der Seele und des Geiſtes umfaſſen, und in abgeſonderten Abſchnitten abhandeln muß. Zu dieſem Behuf hat Pfr. *Werner* drei Probleme, nämlich ein phyſiologiſches, pſychologiſches und pneumatologiſches aufgeſtellt, und die eigenthümlichen Erſcheinungen von jedem Gebiet abgeſondert, ohne die Verwandtſchaft derſelben, die ihre Wurzeln aus mehrern Gebieten ziehen, zu verkennen.

Pfr. Wirth vermißt hiebei eine genetiſche Entwicklung der Erſcheinungen. Was will er damit ſagen? Hätte etwa Werner die Erſcheinungen der Seele aus den Funktionen des Leibes, und die des Geiſtes aus den Funktionen der Seele genetiſch ableiten ſollen? Dieß iſt eben die Verkehrtheit des Materialismus, der die Dignität der drei Potenzen und ihrer eigenthümlichen Gebiete nicht anerkennt. Auf dieſer Dignität beruht auch die Eintheilung des Magnetismus in drei Stadien oder Gradationen, welche die Seherin von Prevorſt aus ihrem innern Leben, das ſich ihr aufſchloß, angegeben hat.

Hr. Wirth nennt es eine völlig verworrene Eintheilung. Dem Materialiſten, der Alles untereinander mengt, mag es ſo vorkommen, aber dem Pſychologen, der mit der Seherin Leib, Seele und Geiſt unterſcheidet, iſt es die einzig wahre Claſſifikation. Dieß läßt ſich jetzt noch näher erläutern.

Der erſte Grad iſt das geſteigerte Nervenleben. Beſſer könnte die erhöhte Senſibilität, wie wir ſie bei allen Somnambülen antreffen, nicht bezeichnet werden. Die Seherin ſagt: „Sie fühle auf den Nerven etwas, was höher als Nerve ſey, ſie nenne es Nervengeiſt. Der ungewöhnliche Zuſtand, in dem ſie ſich befinde, rühre daher, daß der Nervengeiſt, welcher Leib und Seele vermittelt, jetzt ſo leicht von beiden ſich ablöſe.“

Gegen die Annahme des Nervengeiſtes ſträuben ſich die Materialiſten mit Händen und Füßen, und halten es, als Freunde der Natura naturata, wie es Spinoza nennt, viel lieber mit den Exkrementen. Und doch, wie alt iſt dieſe Benennung? Schon vor 50 Jahren hat der berühmte Plattner in ſeiner trefflichen Anthropologie das in Gehirn und Nerven wirkſame Agens Nervengeiſt genannt und ihn als Verbindungsglied zwiſchen Leib und Seele gerade ſo beſtimmt, wie es heut zu Tage unſere Somnambülen thun. Andere Phyſiologen nannten dieſes Agens Nervenäther, Nervenprinzip, Lebensgeiſt u. ſ. w. Allein, was liegt am Namen? Wollen wir Empfindung und Bewegung erklären, ſo müſſen wir einerſeits zwiſchen der objektiven Sinnenwelt und dem geiſtigen Apperzeptions-Vermögen der Seele, andererſeits zwiſchen dem geiſtigen Willen und dem Muskelſyſtem des Leibes ein Verbindungsglied ſtatuiren, das mit beiden verwandt, (obgleich ein Principium sui generis) halb organiſcher, halb geiſtiger Natur iſt, und daher mit Recht Nervengeiſt genannt wird. Dieſer Nervengeiſt iſt im natürlich wachenden Leben in den Nerven des Leibes, in den Sinnapparaten und im Gehirn gebunden und überſchreitet nie ſeine normalen Funktionen. Im magnetiſchen Leben hingegen wird er, wahrſcheinlich durch den Rapport, überſchwellend, löſt ſich von dem Bande der Nerven mehr ab, und durchſtrömt in freien Richtungen den ganzen Körper. Darin liegt einerſeits die erhöhte Senſibilität oder das geſteigerte Nervenleben, andererſeits die Anregung des erhöhten Seelenlebens. Der Nervengeiſt iſt nicht Subjekt der Empfindung, das bleibt immer die Seele, aber im magnetiſchen Bewußtſeyn dient er der Somnambüle wie ein innerer Lichtſtrahl, vermittelſt deſſen ſie ſich alle einzelnen Theile des Leibes erhellen, in andere hineinſehen, ja in die weiteſten Fernen gehen kann. Wird der Nervengeiſt ſo geſtellt, ſo iſt er keine ſo unerhörte Abſurdität, wie Wirth meint, ſondern vielmehr der wiſſenſchaftlichſte Faktor, ohne welchen gar nichts erklärt werden kann. Pfr. Werner hat dieſes phyſiologiſche Gebiet in ein helleres Licht geſetzt, als es bisher war.

Als allgemeine Bemerkung füge ich Folgendes hinzu: der Menſch iſt und wirkt immer als Ganzes. In jedem Lebensakt wirken Leib, Seele und Geiſt zuſammen, aber die Frage iſt: Welche dieſer Potenzen iſt im Uebergewicht? oder mathematiſch ausgedrückt: Welche iſt der Exponent und welche ſind die Coëffizienten? So iſt im geſteigerten Nervenleben zwar das leibliche Nervenſyſtem der Exponent, aber dieß hindert nicht, daß auch Seele und Geiſt mitwirken, und in den Erſcheinungen des erſten Grades ihren Antheil behaupten. Und ſo verhält es ſich auch in den andern Gebieten, in welchen der Nervengeiſt beſtändiger Coëffizient iſt.

Vom zweiten Grade ſagt die Seherin: „Er ſeye ein Hervortreten des ganz innern Menſchen von Seele und Geiſt zugleich.“

Hr. Pfr. Wirth ruft hiebei aus: „Entwirre ein Anderer dieß Gerede!“ Der Wandsbecker Bote nennt das Ausrufungszeichen (!) das Stilleſtehen des Verſtandes, das Fragzeichen (?) bedeutet ihm: „Wo iſt der Verſtand,“ das Comma (,) iſt ihm der halbe Verſtand, und vom Punktum (.) meint er, es wolle ſagen: „Hier iſt der alte Verſtand aus und der neue fängt an.“ Ein ſolcher Uebergang vom alten Verſtand in den neuen iſt auch hier nöthig.

Görres nennt das Hellſehen ein in ſich umgekehrtes Selbſtbewußtſeyn, das ſich nicht in die objektive Welt zerſtreue, ſondern ſich ſammle, und in den tiefern Grund der Seele eindringe, wo es ſich neue Schätze aufſchließe, die dem wachenden Menſchen verborgen bleiben. Es iſt ein bedeutender Unterſchied zwiſchen der Produktivität und den Produkten. In jener iſt die Werkſtätte des Schaffens und Bildens, wozu mancherlei Prozeſſe nöthig ſind. Dieſe ſind das Geſchaffene, Gebildete und aus den Prozeſſen Hervorgegangene. Im wachenden Menſchen treten die Vorſtellungen und Begriffe, die Bilder und Gefühle, die Begierden und Beſtrebungen ſchon gebildet und fertig vor die Seele, aber die Produktivität mit ihren Prozeſſen bleibt ihm verborgen. Im magnetiſchen Bewußtſeyn hingegen oder im Hellſehen vermag die Seele ſich auch die Produktivität mit ihren Prozeſſen zu erhellen und ſie zu offenbaren. Dieß iſt der ganz innere Menſch, weil im Centrum der Seele der Fokus unſerer Ichheit iſt, in welchem alle Potenzen zuſammenwirken. Im zweiten Grade iſt aber der Geiſt noch zu ſehr von der Seele eingenommen. Die Seele iſt Exponent, der Geiſt blos Coëffizient, und darum kann er ſich in ſeiner eigenen Freiheit und Reinheit noch nicht offenbaren. Und ſo rechtfertigt ſich der Satz vollkommen: „daß der zweite Grad ein Hervortreten des ganz innern Menſchen mit Seele und Geiſt zugleich ſey.“

Die Seherin macht hier eine wichtige Bemerkung, ſie ſagt: „Iſt die Seele einer Somnambüle befleckt und unrein, ſo kann ſie in dieſem Zuſtande auch ihre Trübung dem Geiſte beimiſchen, ſie kann ſich und Andere täuſchen und belügen.“ Sie täuſcht ſich, indem ſie ihre Einbildungen in das wahre Schauen einträgt, ſo daß Dichtung und Wahrheit ſehr nahe zuſammen gränzen. Sie täuſcht und belügt Andere, indem ſie ihr wirkliches Hellſehen zu ſchlechten und ſelbſtſüchtigen Zwecken benützt. Uebrigens, ſagt die Seherin, dürfe man keinen boshaften Betrug dabei annehmen. Meiſtens iſt es Eitelkeit und Gefallſucht an dem Aufſehen, das ſie erregen. In dieſen Fällen iſt eine ſtrenge und gewandte Beobachtung und Behutſamkeit nöthig, um das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden.

Hr. Pfr. Wirth iſt der Meinung, daß bei Somnambülen Reflexion und Wille aufhören und in der Perſönlichkeit des Magnetiſeurs untergehen. Dieſe allverbreitete Meinung iſt eine große Täuſchung. Das Wahre an der Sache iſt, daß die Kraft der Seele, je weniger ſie im Denken und Reflektiren einerſeits und im Wollen und Handeln andrerſeits verbraucht wird, ſich um ſo mehr in der Mitte, nämlich im Gefühlsleben, verſtärkt und dadurch eine Energie gewinnt, welche im Stande iſt, nicht nur in die innerſten pſychiſchen Tiefen, ſondern auch in die geiſtigen Höhen zu ſchauen, die dem gewöhnlich wachenden Menſchen unzugänglich ſind. Um dieſen Zuſtand hervorzubringen, iſt allerdings eine Uebermacht nothwendig, welche gewöhnlich durch den Magnetiſeur ausgeübt wird, obgleich auch dieſer Zuſtand bei ſpontanen Somnambülen ſich auf andere Weiſe erzeugen kann. Eine ſolche Abhängigkeit muß ſeyn, wenn die Somnambüle auch nur zum Behuf des Heilzwecks auf ſich ſelbſt beſchränkt werden ſoll; denn das, was heilt, iſt die plaſtiſche Typik der Lebenskraft, welche durch den im magnetiſchen Rapport überſtrömenden Nervengeiſt angeregt wird. Der ſonſt unbewußte und verſchloſſene Inſtinkt gelang in Erforſchung der Krankheit und in der Wahl der Heilmittel zur deutlichen Vorſtellung.

Hat aber die Somnambüle durch Hellſehen ſich jene Tiefen und Höhen erhellt, ſo kann ſie das Wahrgenommene ſo gut, wie der wachende Menſch, nicht nur in eine Reflexion, ſondern in eine intellektuelle Anſchauung aufnehmen und uns Kunde davon geben; nur wird ſie es mehr in eine bildliche Darſtellung als in die logiſche Form der Begriffe und Urtheile bringen. Wer möchte daran zweifeln, wenn er die theoretiſchen Sätze der Seherin über die Stadien des Magnetismus, ihre genaue Unterſcheidung von Leib, Seele und Geiſt und beſonders ihre Erklärungen über den Sonnen- und Lebenskreis in Erwägung zieht? Hr. *Wirth* meint zwar, dieß alles ſey durch den Dichter und Philoſophen in ihre Seele hinübergepflanzt worden, was, im mildeſten Ausdruck, ein unbeſonnenes Geſchwätz iſt, weil der Dichter nie an einen Sonnen- und Lebenskreis dachte und der Philoſoph eben deßwegen erſt nach Weinsberg ging, um ihre Erklärung über dieſe Kreiſe zu vernehmen. Da alles dieß im Buche ſteht, ſo kann nur eine völlige Indiskretion die Sache verkehren.

Eben ſo verhält es ſich auch mit dem Willen der Somnambülen. Das Fernſehen und Fernwirken können zwar auf Geheiß des Magnetiſeurs, aber nie ohne Zuthun des eigenen Willens erfolgen. Der Wille des Magnetiſeurs beſtimmt blos ihren eigenen Willen, hebt ihn aber nicht auf. Eine Lähmung des Willens würde alle geiſtige Kraft unterdrücken. Bei der Seherin kommen Beiſpiele vor, wo ſie *ohne alles Geheiß ihres Magnetiſeurs* in die Ferne geſehen und gewirkt hat, was doch ohne eigene Kraft des Willens nicht geſchehen konnte.

Alle dieſe irrigen Vorſtellungen rühren daher, daß man den Mangel der Selbſtbeobachtung durch Hypotheſen erſetzen will.

Der dritte Grad iſt, nach dem Ausdruck der Seherin, das helleſte innere Wachen, in welchem der innere geiſtige Menſch frei und ungebunden von dem Körper lebt. — In dieſem Zuſtande iſt der Geiſt frei, kann ſich von Leib und Seele trennen und gehen, wohin er will, gleich einem Lichtſtrahl.

Iſt der Geiſt die höchſte Potenz, ſo muß er an Freiheit und Reinheit um ſo mehr gewinnen, je weniger er von den niedern Potenzen: Leib und Seele, gebunden iſt. Ein völliges Ablöſen des Geiſtes dürfen wir nicht annehmen, weil dieß ein Zuſtand wäre, der die menſchliche Natur überſchreiten würde; aber ein mehr oder weniger Freiwerden des Geiſtes von ſeinen Banden zeigen uns doch die Phänomene des Fernſehens und Fernwirkens, der Ekſtaſen, Divinationen u. ſ. w.

Bei der Aufzählung dieſer Erſcheinungen, welche Werner mit vielen Beiſpielen belegt und zu erklären geſucht hat, ermüdet Pfr. Wirth in ſeinem Referat und läßt den Faden der Kritik gerade da fallen, wo ſie ſich die Lorbeern hätte erwerben ſollen. Die erwähnten Erſcheinungen ſind nun einmal als unläugbare Thatſachen feſtgeſtellt, und in ihnen erſcheint die Freiheit des Geiſtes in einem ſo herrlichen Lichte, daß ſich jeder denkende Menſch freuen muß, den Adel und die hohe Beſtimmung der menſchlichen Natur darin zu erkennen. Es ſind dieß keine Phantaſieſpiele, ſondern Anmahnungen zum Glauben an eine höhere Natur, die ſich nicht in phyſiſche und pſychiſche Geſetze einbannen läßt.

Aber es gibt auch Phänomene, für welche der Satz von Görres: „das Hellſehen ſey ein in ſich umgekehrtes Selbſtbewußtſeyn,“ nicht mehr zureicht, ſondern die uns in eine Sphäre führen, die über und außer dem Selbſtbewußtſeyn liegt.

Beinahe alle Somnambülen höherer Grade ſprechen von Umgang mit Schutzgeiſtern und von Mittheilungen derſelben; auch geben ſie öfters an, daß ſich finſtere Geiſter ihnen nähern und Schaden zufügen oder auch Hülfe bei ihnen ſuchen wollen. Die Frage iſt nun: Sind es bloße Idole der Phantaſie oder haben ſie objektive Realität?

Hätten wir keine andern Beweiſe, als blos hypothetiſche, ſo würden die Aufklärer, die ſich mit viel Gepränge von Scharfſinn und Gelehrſamkeit für die Nichtexiſtenz entſcheiden, Recht haben, beſonders, da ſie ſich auf die heutige Philoſophie ſtützen können, welche es für höchſt unanſtändig hält, außer dem Menſchen, den ſie als Centrum der Schöpfung betrachtet, noch höhere Weſen anzunehmen. Allein, es gibt faktiſche Beweiſe, die ganz anders lauten und mit gleicher kritiſcher Schärfe allen Hypotheſen die Ausflüchte benehmen. Das Problematiſiren von Engeln und Dämonen, von guten und böſen Geiſtern aller Art kann natürlich, wenn man dem Evangelium das Schiedsrichteramt nicht überläßt, zu keinem Ende gebracht werden. Soll daher dieſe Wahrheit, die mehr Einfluß auf menſchliche Angelegenheiten hat, als man gewöhnlich glaubt, einmal anerkannt werden, ſo muß es auf anderem Wege geſchehen. Dazu ſcheint jetzt das Phänomen des Magnetismus verordnet, um durch Thatſachen das feſtzuſtellen, was die Hypotheſe gerne aus dem Wege räumen möchte.

Unter der großen Menge dieſer Thatſachen zeichnen ſich folgende aus:

Erſtlich in dem Buche: die Seherin von Prevorſt, zweiter Theil, erſte Thatſache zu Weinsberg, welche die Geſchichte des Kr., eines verſtorbenen Kaſſenführers, mit der Entdeckung eines unter Gerichtsakten liegenden Blattes enthält.

Ferner: Die vierte Thatſache mit dem ſogenannten weißen Geiſte, welche die Geſchichte eines längſt verſtorbenen Waiſenrichters, der zwei Waiſen um ihr Vermögen betrog, ausführlich enthält.

Zweitens in dem Buche: die Schutzgeiſter, die Kriſe vom 19. Mai S. 89, vergl. mit der Erklärung S. 490, welche die wunderbare Lebensrettung einer Schweſter der Somnambüle enthält.

Ferner: Die Kriſe vom 4. Jul. S. 190 mit der Geſchichte eines ſonderbaren Geiſterſpucks.

Unter der großen Menge von Thatſachen ragen die vier genannten zur Beglaubigung der Exiſtenz guter und böſer Geiſter ſo eminent hervor, daß derjenige, welchem es um Wahrheit zu thun iſt, ihre Prüfung nicht umgehen kann.

Wir billigen es ganz, daß eine ſtrenge Kritik, welcher der Glaube an eine faktiſche Wahrheit zugemuthet wird, ſich nicht ſo leicht mit der Erzählung geſchehener Dinge beruhigen will, wenn auch ſubjektiv und objektiv keine beſondern Anſtände gegen die Glaubwürdigkeit erhoben werden können. Sie verlangt Dokumente, Urkunden und Zeugen, um das Geſchehene außer Zweifel zu ſetzen.

Von der Art ſind die erwähnten Thatſachen. Sie bieten uns ſo viele durch Urkunden und Zeugen beglaubigte Umſtände dar, daß das Geſchehene keinem Zweifel mehr unterworfen iſt, aber auch kein anderer Ausweg mehr übrig bleibt, als die Annahme einer Mittheilung verſtorbener Menſchen.

Es bleibt allerdings merkwürdig, warum in unſere Zeit ſo viele Erſcheinungen fallen, die uns auf eine tiefere und höhere Natur als die menſchliche hinweiſen. Sollten wir nicht die Winke der Vorſehung darin erkennen, dem Materialismus, der jetzt auch anfängt, das Heiligſte anzutaſten, durch die Macht der Thatſachen entgegenzuwirken?

Was ich bisher ſagte, iſt das Ergebniß einer mehr als 30jährigen Erfahrung, der immer zugleich das Studium dieſes Phänomens zur Seite ging. Ich behandelte ſelbſt zwei Somnambülen, die lange vergeblich Arzneien gebrauchten. Unerachtet ich bloß den Heilzweck im Auge hatte und alle fremden Störungen in neugierigen Verſuchen abhielt, ſo ging doch ein großer Theil der Erſcheinungen höherer Grade unter meiner Hand hervor. Ich begünſtigte ſie nicht, mochte ſie aber auch nicht abweiſen.

Die Eine meiner Somnambülen, Thereſe P., ſagte in einer der erſten Kriſen: „Sie ſehe eine große wunde Stelle auf ihrer rechten Lunge, ſie ſey die Urſache ihrer Krankheit; dieſe Stelle werde im Verlaufe der Behandlung immer kleiner werden, und zuletzt verſchwinden.“ Sie gab den Termin, an welchem das Geſchwür ſich ſchließen werde, genau auf den Tag hin an. So verhielt es ſich auch. Bei ihrem wiederholten Inſichſchauen ſah ſie die wunde Stelle immer mehr ſich verkleinern, endlich ſich ſchließen, was mit dem vorherbeſtimmten Geneſungstag genau zuſammentraf. Sie blieb ohne Anſtoß geſund.

Wie iſt dieß nun erklärbar? — Nicht anders, als daß die organiſche Typik, in welcher der Heilprozeß nach Geſetzen vor ſich geht und ſeine beſtimmte Zeit hat, der Somnambüle zur klaren Vorſtellung wurde. Iſt das nicht ein Beweis, daß das magnetiſche Bewußtſeyn nicht nur Produkte ſieht, ſondern auch ſeinen Blick in die Produktivität erweitern kann? Und nun frage ich: Iſt das magnetiſche Bewußtſeyn nicht geſcheidter, als das wachende mit allen ſeinen Reflexionen und Spekulationen?

Die gleiche Somnambüle war eine Blutsverwandte Eines meiner geliebten akademiſchen Freunde, der ſich, obgleich in den beſten Glücksumſtänden, in einem Anfall von Melancholie entleibte, übrigens früher ſtarb, als Thereſe geboren war. Einsmals in einer Kriſe ſagte ſie: „Dein Freund P. iſt da, er läßt Dich grüßen und Dir ſagen, daß ihm jetzt erſt (nach 26 Jahren) die Sünde des Selbſtmords, die ihn in einen traurigen Zuſtand verſetzt habe, verziehen und er im Begriff ſeye, in einen beſſern Zuſtand überzugehen.“ Ich war erſtaunt über dieſe Mittheilung, wozu ich nicht von weitem eine Veranlaſſung gegeben hatte. Ich frage nun: war dieſe Mittheilung ein bloßes Phantaſieſpiel? Auf jeden Fall enthält ſie einen tiefern Ernſt, als gewöhnlich die Spiele der Phantaſie haben.

Die andere Somnambüle, Lotte W., 14 Jahre alt, litt an den heftigſten Nervenzufällen einer Entwicklungskrankheit. Schon in der erſten Kriſe am 12. Oktbr. beſtimmte ſie ihren Geneſungstag auf den 26. Jan. des folgenden Jahrs. Auf die Frage, wie ſie das wiſſen könne, erwiederte ſie ganz naiv: „Ich fühle es, ich ſchaue es.“ Sie ſagte dieß, als wenn ſie einen Kalender vor ſich hätte, in welchem dieſer Tag roth angeſtrichen wäre. Es traf pünktlich ſo ein, ſie war geſund und der frühere Rapport war wie abgeſchnitten. Iſt dieß nicht wieder ein Beweis vom Durchſchauen der organiſchen Typik und der Dauer des Heilprozeſſes, was auch dem geſcheidteſten Verſtand verborgen bleibt?

Eben dieſe Somnambüle lebte in ihren Kriſen mit einem kurz vorher verſtorbenen 16jährigen Mädchen, Namens Sophie B., wie im traulichſten Umgang. Da die Sophie das einzige Kind und dabei ſehr gut geartet war, ſo verſetzte ihr Tod die Eltern in ein beſtändiges Jammern und Wehklagen. In einer Kriſe ſagte auf einmal die Lotte zu mir: „Die Sophie gibt dir durch mich den Auftrag, ihren Eltern zu ſchreiben: ſie ſollen ihr Jammern und Wehklagen aufgeben, es ſtöre ſie in der Ruhe; wüßten ihre Eltern, wie glücklich ſie wäre, ſie würden ſie nicht mehr auf die Erde zurückwünſchen.“ Ich ſchrieb es, und die Eltern fanden ſo viel Troſt darin, daß ſie ihre Klage aufgaben.

War dieſe Erſcheinung auch ein bloßes Phantaſieſpiel, das die Lotte gedichtet hat? Wie ſollte ſie das ihr früher unbekannte Mädchen zum Idol wählen, und die ihr gleichfalls unbekannten Eltern durch einen Auftrag von mir beruhigen, mit dem, für ein 14jähriges Mädchen ungewöhnlichen Gedanken, daß das Wehklagen auf der Erde die Ruhe im Himmel ſtöre?

Noch weit mehr aber war ich bei andern Beobachter und Zeuge, und benützte jede Gelegenheit dazu. Mit gutem Gewiſſen kann ich jetzt behaupten, daß der Magnetismus nicht nur ein treffliches, ja in manchen Fällen einziges Heilmittel, ſondern auch in ſeinen höhern Erſcheinungen ein über alle Zweifel erhabenes Faktum ſey, — daß unberufene Menſchen, d. h. ſolche, welche nicht ſehen, nicht hören, nicht glauben, ſondern bloß raiſonniren, mit ihrer hypothetiſchen Bücherweisheit ſeine Wahrheit nicht erreichen können, — daß Thatſachen in ihm liegen, welche jede Akkommodation unter Natur- und Vernunftgeſetze verweigern. Ja ich behaupte, daß das Phänomen, wäre es von allen Beimiſchungen fremder Art gereinigt, und bliebe ſeine innere Kraft ungeſtört von zudringlichen Menſchen, ein ſehr fruchtbares Element für gewiſſe Wahrheiten des Chriſtenthums enthalte, was beſonders die Theologen, die gewöhnlich eine Abneigung und Vorurtheil dagegen haben, prüfen und beherzigen ſollten. Dem Unglauben, wenn er nicht mehr auf Lehre und Predigt achtet, können nur Thatſachen entgegengeſtellt werden. Unter dieſe gehört auch mit vollem Recht der Magnetismus. E.

3.

Bemerkungen über Pfr. Wirths Kritik meiner Schrift: „die Schutzgeiſter."

Weil ich mir die undankbare Mühe gegeben habe, in meinen „Schutzgeiſtern" Herrn Wirth das Mangelhafte ſeiner Theorie und die Inconſequenzen mit aller möglichen Schonung nachzuweiſen, von denen dieſelbe voll iſt; iſt er dergeſtalt in Harniſch gerathen, daß er in den Haller Jahrbüchern (1840. Nro. 163 flg.) in ſeinem gerechten Ingrimm einen Strom vom Inſulten über mich ausgießt. — Einige der hauptſächlichſten ſeiner Irrthümer und derben Ausfälle auf meine Perſönlichkeit ſollen im Nachfolgenden berichtigt und gerügt werden.

„Gleich in den erſten Zeilen ſeiner Antikritik nennt mich Wirth einen Schüler der längſt vergraben geglaubten Philoſophie Eſchenmayers, deſſen Sätze ich „meiſt wörtlich abgeſchrieben habe,“ und einen inſpirirten Interpreten der Orakel der Seherin von Prevorſt. — Der ehrwürdige Eſchenmayer verachtet dieſes dünkelhafte und ungebührliche Gerede; ich aber ſage dem jungen ſelbſtgenugſamen Herrn, daß die Schule des Greiſenphiloſophen lebt und leben wird, wenn ſelbſt die Grabſtätte derjenigen, welcher Wirth dient, nicht mehr gefunden werden wird. — Was mich betrifft, ſo bekenne ich mich als Eſchenmayers Schüler und Freund offen und mit Freude. Will mich W. zu ſeinem Nachbeter und Abſchreiber machen, ſo iſt das blos — grob, aber nicht wahr. Mit dem gleichen Rechte kann ich ihn Hegels Abſchreiber nennen, weil er deſſen Terminologie gebraucht. Weiter habe auch ich nirgends gethan. Allegirte Sätze aus Eſchenmayers Schriften habe ich als ſolche immer markirt, was Niemand als W. für „Abſchreiberei“ erklären wird. — Wenn er mich als einen inſpirirten Interpreten der Orakel der Seherin von Prevorſt deſignirt, ſo iſt das nichts, als eine plumpe und mißrathene Ironie.

Weiterhin thut mir W. die Ehre an, meine Anſicht vom Nervengeiſt nicht „geiſtlos“ — das wäre noch zu gut für mich, — nein, eine „unerhörte Abſurdität“ zu nennen. „Ich ſchiebe, ſagt er, zwei geiſtleibliche Weſen zu Geiſt und Körper hinein, indem ich den Nervengeiſt zu einem beſonderen Weſen gegenüber von der Seele mache.“ — Dieß iſt alles nicht wahr. Wer meine Schrift nicht gedankenlos geleſen hat, kann unmöglich alſo in den Tag hinein urtheilen. Wirth ſcheint ſchwer zu begreifen. Wo habe ich auch nur mit einem Worte den Nervengeiſt als ein „Subjekt,“ als ein „Weſen“ bezeichnet, das in die Kategorie der Perſönlichkeiten gehörte? Ueberall wird er von mir als das der Seele dienende „Mittel“ und „Vehikel,“ als ein Ding geſchildert, deſſen ſie ſich zu ihren Thätigkeitsäußerungen bediene. Das kann Jeder, der nur gute Augen hat, im Abſchnitt vom Nervengeiſt (S. 31) und noch ausführlicher im Anhang zu meiner Schrift mit klaren Worten leſen. So etwas ganz Abſurdes aber iſt mein Nervengeiſt keineswegs: denn er iſt daſſelbe Ding, das ſchon Pythagoras, Plato und Ariſtoteles αἰθὴρ, Hippokrates ἐνορμῶν, Heraklit das Urfeuer, Emaſiſtratus ζωτικὸν und ψυχικόν, Galen πνεῦμα, Paracelſus quinta essentia, van Helmont æther vitalis, gas humanum, Carteſius und Newton Spiritus animalis, Sylvius ignis vitalis, Bornelli Nervenfluidum, Börhave die copula zwiſchen Leib und Seele, Hoffmann ätheriſche Subſtanz, Haller Nervenflüſſigkeit, Plattner und Eſchenmayer Nervengeiſt und viele Magnetiſeurs Nervenagens, Nervenäther, magnetiſches Agens u. ſ. w. nennen. — Was will nun Wirth? Was die größten Denker aller Jahrhunderte angenommen haben, nennt er „abſurd,“ weil ich es auch annehme, und „unerhört abſurd,“ weil er von all dem nichts weiß. — Mir iſt der Nervengeiſt nicht mehr und nicht weniger in ſeiner Weiſe, als das Blut in ſeiner Weiſe, d. h. ein Lebenselement. Ich nenne ihn öfters ein Imponderabile, wie die Elektrizität, den galvaniſchen Stoff, das Licht, ob ich ihn gleich über alle dieſe ſetze, und für ein ens sui generis erkläre. Nirgends habe ich, wie Wirth glauben zu machen ſucht, ihn wie ein ſelbſtbewußtes, ſelbſtſtändiges „Weſen“ neben die Seele geſtellt; nie habe ich „drei Geiſter“ in den Menſchen geſetzt, wie er unwahr mit dürren Worten behauptet. — Hier hat ſich alſo Wirth einer offenbar falſchen Darſtellung meiner Anſicht ſchuldig gemacht, die nicht unabſichtlich ſeyn kann, da ich nicht den entfernteſten Anlaß dazu gegeben habe, und ausdrücklich und oft ſage, daß der Nervengeiſt ein „Mittel,“ ein Vehikel ſey, ja Wirth ſelbſt in ſeiner Kritik einmal (ſ. unten) eine Stelle aus meiner Schrift anführt, in welcher er im Tone des Vorwurfs auf einmal ſehr naiv erklärt, da habe ich den Nervengeiſt als ein „Medium“ behandelt.

Sofort wird behauptet: „ich führe die Phänomene des Magnetismus aggregatartig und ohne alle Kritik in einer völlig verworrenen Eintheilung auf.“ Dieſe Verworrenheit iſt jedoch einzig in Herr Wirths Kopfe daheim. Andern, vernünftigen Menſchen iſt ſie klar vorgekommen. Er glaube doch ja nicht, daß außer denjenigen Menſchenkindern, welche Hegel und ſeiner Philoſophie göttliche Ehre erweiſen, alle Andern verworrene Köpfe ſeyen. — Wenn freilich, ſagt Wirth ſehr vornehm, die Einſicht in das Weſen des Geiſtes und Leibes fehlt, und nicht erkannt wird, daß jener nur das Negative des Leibes, ſein eigener Reflex, das Inſichzurückgehen des Leibes iſt u. ſ. w., da bedarf es eines Vermittelnden.“ — Ja, allerdings, hier ſitzt der Knoten; dieſe Einſicht fehlt mir gänzlich und noch vielen andern geſcheidteren Leuten, als ich bin. Aber Herr Wirth thue doch nicht gar, als ob das Ding ſchon ſo ganz im Reinen und ausgemacht wäre, und es gar nicht anders ſeyn könnte, als wie er dafür hält. Dieß iſt gerade unſre Differenz, und man iſt nicht gleich ohne Einſicht und ein verworrener Kopf, wenn man nicht nach Wirths Theorie ſeine Eintheilung macht. Es würde in der That ihm beſſer laſſen, wenn er die Anſichten Anderer, wenn ſie ihm auch nicht zuſagen, weniger aufgeblaſen und abſprechend behandelte.

Im phyſiologiſchen Problem, das Wirth nun durchnimmt, ſtößt er ſich hauptſächlich wieder an der Befreiung des Nervengeiſts vom Leibe, dem doch, ſagt er, gar zu viel zugemuthet ſey, wenn z. B. „einerſeits behauptet werde, er ſey vom Körper frei, während andererſeits der Magnetiſeur durch ihn auf die Somnambule wirke, und der Körper der Letztern zugleich von ihm durchdrungen werde; wenn ferner in Folge dieſer Befreiung das Reflektiren ein Ende habe, und durch ſie die Seele zu tieferen Blicken in ſich ſelbſt und die Natur, zum Fernſehen, freieren Wirken und zu abſoluter Moralität befähigt werde.“ — Hier zeigt ſich's recht deutlich, wie oberflächlich Wirth meine Schrift geleſen hat, oder wie böslich er ſie entſtellt. Wo habe ich denn je geſagt, der Nervengeiſt werde im Somnambulismus ganz vom Körper los? Auch nicht in einer einzigen Stelle. Ueberall und namentlich auf der Seite, welche Wirth ſelbſt citirt (S. 31), ſage ich: „je loſer der Nervengeiſt wird,“ oder: bei „größerer.“ Befangung deſſelben, oder z. B. beim Heraustreten der Seele aus dem Körper: „die Seele hänge durch den Nervengeiſt immer noch mit dem Körper zuſammen,“ oder: „dieſe Befreiung ſey mehr eine Expanſion der Atmoſphäre der Seele,“ oder: „im Sterben erſt löſe der Nervengeiſt mit der Seele ganz ſich ab.“ — So und nicht anders habe ich durchaus geſagt, und wo von Befreiung des Nervengeiſtes die Rede iſt, will und muß ich in dieſem Sinn verſtanden werden. Wer anders thut, handelt böslich oder oberflächlich, oder verſteht er die Sache nicht.

Daß die Reflexion im Somnambulismus aufhört, iſt Erfahrungsſache, und erklärt ſich dadurch, daß die Gehirnnerven aufhören, thätig zu ſeyn, indem ein neuer Fokus fürs Seelenleben im Gangliennervenſyſtem ſich bildet. Hiezu hilft der befreite Nervenäther oder Nervengeiſt, den ich nun einmal mit jenen gewichtigeren Autoritäten als H. W. die ſeine iſt, annehme, und den ich für das Vehikel der Sinneneindrücke ebenſowohl, als den Träger der Gefühle und Gedanken, — kurz für jenes Vermittelnde zwiſchen Geiſt und Materie erkläre, indem ich die abſurde Einheit des Leibes und des Geiſtes, wie ſie Wirth ſtatuirt, und welche nichts iſt, als ein feiner aufgeputzter Materialismus, perhorreſcire.

Dieſe Befreiung des Nervengeiſtes bewirkt, ſo verſtanden, wie ich mich in meiner Schrift überall und hier wieder ausgeſprochen, und was ich in jener erwieſen habe, die meiſten außerordentlichen Erſcheinungen des Somnambulismus, von denen Wirth, wie wir geſehen haben, einige, und zwar beim erſten Problem (oder Stadium) ſchon ſolche, welche in den zweiten und dritten Grad gehören, völlig heerdenweiſe, „aggregatartig, verworren und ohne alle Kritik“ anführt. — Den gleichen Untereinander wirft mir Wirth vor, und hätte Recht, wenn ſeine Identität des Geiſtes und der Materie mein Prinzip wäre. Ich aber mußte doch wohl nach meiner, nicht nach ſeiner Theorie die Erſcheinungen aufführen.

Wenn endlich Wirth von „abſoluter Moralität“ faſelt, zu welcher nach mir die Somnambülen, wie er mich bezüchtigen will, durch den Nervengeiſt befähigt werden ſollen, ſo iſt das beſtimmt lächerlich. — Der Nervengeiſt iſt, was in meiner Schrift überall zu leſen iſt, nichts weiter, als der Träger der Geiſtes- und Seelenthätigkeiten, der unbewußte gehorſame Diener beider. Auf ihm, als auf einer Brücke, hebt ſich die Seele in freiere Räume zu höherer Thätigkeit. Von ihr aber allein und ihrer Verbindung mit dem Geiſt hängt ihr moraliſcher Werth ab, nicht vom Nervengeiſte, der dazu nichts beitragen kann. Der Ausdruck „abſolute“ Moralität iſt vom Wirth völlig erfunden, und mir angedichtet. Es iſt mir nie eingefallen, ihn von einer Somnambüle auszuſagen, und noch viel weniger, den Nervengeiſt als Grund dieſer abſoluten Moralität zu prädiziren. Daß die Somnambülen der höchſten Stadien moraliſch reiner und religiöſer ſind, als im wachen Zuſtande, iſt eine Thatſache, die Niemand anſicht. Der Grund hievon aber iſt nicht der Nervengeiſt, ſondern die innigere Verbindung der Seele mit dem Geiſt. Hilft zu letzterer der Nervengeiſt in Folge ſeines Freierwerdens, ſo iſt ſeine Wirkſamkeit die untergeordnete des Meßners, der Hrn. Wirth die Kirche aufſchließt, auf daß er daſelbſt eine ſchöne Predigt ablegen könne. Wie würde es ihm gefallen, wenn man da behaupten wollte, der Meßner habe ihm ſeine Predigt gemacht, oder nur dazu geholfen?

Nach all dieſer confuſen und verfälſchten Aufzählung deſſen, was ich alles dem Nervengeiſt zumuthe, kommt das klägliche Reſumé, das Hr. Wirth in folgender ſchönen Phraſe ausſpricht: „Die Naivetät und völlige Bewußtloſigkeit, mit der dieſe handgreiflichen Widerſprüche begangen werden, erklärt ſich nur aus der Trübheit, in welcher ſich der Geiſt des Verfaſſers bewegt, und von welcher ſchon die gedankenloſe Trennung des Nervengeiſtes vom Nervenleben, wie die Behauptung von drei Geiſtern im Menſchen ein Beweis iſt.“ — Wer meine Schrift aufmerkſam und leidenſchaftlos, alſo nicht wie Wirth, geleſen hat, wird dieſe rohe Verunglimpfung zu würdigen wiſſen. Er iſt freilich bald mit den Leuten fertig. Wer zwiſchen Leib und Geiſt einen Unterſchied und eine Vermittlung zwiſchen beiden ſtatuirt, d. h. wer Wirths Theorie nicht Beifall zollt, ſondern ſie für mißrathen hält, der lebt in trauriger und völliger Bewußtloſigkeit. Mit dieſer ſeiner Anſicht, die ein kleines Häuflein ſelbſtgenügſamer kleiner Geiſter mit ihm theilt, ſtellt er ſich der ganzen civiliſirten Welt und den Philoſophemen der größten Denker aller Zeiten frech und herausfordernd gegenüber. Welche Arroganz! Mag er ſeine Anſicht für ſich haben, und, ſelbſt ein Irrlicht, unter den von Hegels Urlicht angezündeten Irrlichtlein ſich wichtig dünken. Dagegen hat kein Menſch etwas: man lacht darüber; nur verunglimpfe er nicht Andere, welche anderer Anſicht ſind, als er!

Was die „drei Geiſter“ anlangt, ſo iſt das, wie geſagt, ein Unſinn aus der Fabrik des Hrn. Wirth, den nur er mir unterſchieben konnte. — Zum Ueberfluß citire ich hier noch einige Stellen aus meiner Schrift. S. 31 ſage ich: der Nervengeiſt ſey ein „Medium,“ ein „Werkzeug“ der Seele. 563: eine geiſtleibliche „Potenz.“ 217 heißt's: Es qualifizirt ſich die allgemeine Lebenskraft noch als ein die drei Lebensgrundkräfte dirigirendes „Prinzip,“ als Nervengeiſt. 574 nenne ich ihn ein „Imponderabile,“ 575 einen „Stoff.“ 258 heißt er eine „Lebenskraft,“ die man durch Magnetiſiren ſchwächen könne; 443 „Kleid und Werkzeug der Seele;“ 458 Lebenspotenz; ebenſo 442. In einigen Stellen ſage ich endlich, daß der Nervengeiſt ein Ding ſey, das, wie das Licht, „reflektirt“ werde. — Nach dieſem Allem frage ich, ob es nicht entweder unverzeihliche Gedankenloſigkeit und Oberflächlichkeit, oder bösliche und abſichtlich falſche Darſtellung iſt, wenn Wirth von „drei Geiſtern“ redet, die ich in den Leib hineinſchiebe, und mir imputirt, ich nehme den Nervengeiſt, „wie die Seele“ für ein perſönliches „Weſen“ und ein „Subjekt?“

Wirth nennt die Trennung des Nervengeiſtes vom Leibe eine „gedankenloſe;“ ich aber ſage: ſie wäre es, wenn ſie eine ſolche wäre, wie ſie Wirth grund- und gedankenlos behauptet, nicht wie ich ſie ſtatuire.

Weiterhin beim Abſchnitt vom Sehen in den eigenen Leib erlaubt ſich W. den Ausfall: „Ein ſinnloſes Wort iſt es, daß der Nervengeiſt das Sehen erhelle und begleite, worin ein Sehen durch die Nerven außer dem ideellen Empfindenden in ihnen, dem Nervengeiſt, und dieſer, der doch ſonſt (?) das Subjekt des Sehens ſeyn ſoll, als bloſſes Medium (!) deſſelben geſetzt iſt.“ — Hier iſt's wieder recht ſichtbar, wie nachläſſig W. meine Schrift behandelt. Wo habe ich mit einem Worte geſagt, der Nervengeiſt ſey das ſehende Subiekt? Mit Nichten iſt er das. Die Seele iſt's, und er nur das Agens, das ihr ſehen hilft, das ihren Blick durch ſeine Expanſion erweitert, erhellt, begleitet. Der Nervengeiſt iſt nirgends und nie Subjekt. Der Unſinn und die Gedankenloſigkeit iſt alſo abermals auf Wirths Seite zu ſuchen und zu finden.

Von den Wahrnehmungen der Somnambülen der höchſten Grade ſage ich in meiner Schrift: ſie ſeyen ſicherer, reiner, beſtimmter, ſelbſtſtändiger, als im wachen Zuſtande. Dagegen erinnert mich W. an ſeine §. 71 flg. beſchriebenen entgegengeſetzten Erfahrungen. Letztere habe auch ich gemacht: aber nur bei unvollkommen ausgebildeten Schlafwachen, von welchen hier nicht die Rede iſt.

Vom Rapport ſagte ich: „Wirth ſtelle ihn nur kurzweg als vorhanden hin, ohne ihn zu erklären.“ Dagegen verweist er mich auf ſeine Schrift S. 154 flg. Hier hat Hr. W. Recht. Ich hätte mich deutlicher ausdrücken und ſagen ſollen: „W. ſtellt, wenn er ſich mit unläugbaren Thatſachen nicht mehr zu helfen weiß, den Rapport hin, und ſchiebt jene haufenweiſe in ihn hinein, und macht dadurch das Außerordentliche zum Unglaublichen und Unmöglichen, wie er z. B. Syſteme, Theorien und ganze Schätze von Kenntniſſen durch den Rapport, man weiß gar nicht wie? ſo vom Magnetiſeur auf die Somnambüle übergehen läßt, daß dieſe ſogar mehr weiß, und jenen Fonds noch beſſer anzuwenden verſteht, als er. — Nach einer ſolchen Aeußerung ſollte doch wohl W. von gedankenloſem Schwatzen ja nichts mehr ſagen. Wer kann eine ſolche Transplantation in Bauſch und Bogen für möglich halten? Ich wiederhole, was mir W. zum Vorwurf macht, daß nur der einzelne Gedanke, den gerade der Magnetiſeur denkt, übergehen, d. h. geſchaut werden kann, und zwar, wie ich gezeigt habe, vermittelſt des Nervengeiſtes. Nie wird ein ganzer Geiſtes- und Seelenſchatz in eine Somnambüle übergehen können. — Stößt ſich W. daran, daß ich aus Kerner einen Fall anführe, da die Seele in ein anderes Individuum völlig hinübertritt, ſo ſtößt das meinen Satz nicht um, wie er meint: denn auch in dieſem Falle erkennt die Seele nur diejenige Thätigkeit der andern, welche gerade entwickelt wird, bemächtigt ſich jedoch nicht ihrer ſämmtlichen Erkenntniſſe, welche nicht vorliegen, wie auf einem beſchriebenen Blatt. Noch viel weniger aber wird ſie durch einen ſolchen Uebertritt Meiſter der Fähigkeiten und Talente der andern Seele, alſo, daß ſie mit denſelben, als mit Werkzeugen, umgehen, und möglicherweiſe mit denſelben noch mehr leiſten könnte, als die eigentliche Beſitzerin derſelben. — Dieß iſt eine völlig abſurde Annahme, aber dennoch die Lehre Hrn. Wirths, die er mit ungebührlicher Arroganz und Unduldſamkeit vorträgt. — Worauf beruht denn aber ſein Rapport? Antwort: Auf einem „Ausdünſtungsexkrement, das, etwa mit der Wärme verbunden, das Band zwiſchen Magnetiſeur und Somnambüle knüpft.“ In dieſen Prozeß ſchickt er nun alle möglichen magnetiſchen Erſcheinungen, wenn er mit dem „Allſinn“ nicht mehr ausreicht, ganz willkührlich und auf's Unbegreiflichſte hinein. Ich frage nun: welches Recht hat dieſes Exkrement vor dem Nervengeiſte voraus, daß es ſich gegenüber von ihm ſo widerlich breit macht? Iſt der Rapport etwa dadurch genügender erklärt? Gäbe ich auch zu, was ich nicht thue, daß der Nervengeiſt eine Hypotheſe ſey, iſt denn ſein Exkrement mehr als Hypotheſe? Und was für eine? Es iſt reine, gemeine Materie, und in dieſer — der Materie — (man höre!) läßt er Gedanken nicht nur, ſondern Syſteme und Geiſtesſchätze, wie durch eine

Röhre, auf die Somnambüle hinüberſpazieren. Der Nervengeiſt tritt doch wenigſtens nicht als ein ſo maſſiv plumper, ſondern anſtändigerer und homogenerer Transporteur auf, neben dem, daß das Exkrement keine Autorität für ſich hat, als Stieglitz und Wirth, während der Nervengeiſt, wie oben gezeigt worden iſt, ſeit auf der Welt philoſophirt wird, in Ehren geſtanden iſt.

Will endlich Wirth aus der von mir zugeſtandenen Unfähigkeit der R. O. in den „Schutzgeiſtern,“ ärztliche Verordnungen zu machen, erweiſen, daß ich ſeine Theorie damit „auffallend beſtätige,“ ſo irrt er ſich ſehr. R. O. iſt nur *eine* Schwalbe, welche bekanntlich keinen Sommer macht. Es gibt Beiſpiele von Magnetiſchen genug, welche, neben dem, daß ihre Aerzte Layen in der Medizin waren, ihnen völlig unbekannte Arzneien verordnet, und damit geheilt haben. Ich ſelbſt hatte zwei ſolche in den letzten zwei Jahren, welche außerordentliche Heilwirkungen durch Medikamente hervorgebracht haben, die ſie nie hatten nennen hören, und die ich nie für die gegebenen, weder mir noch ihnen im Augenblick der Verordnung bekannten Fälle verordnet hätte. — Doch ſelbſt am *Baquet* erfolgen dergleichen Verordnungen; wo bleibt dann der Rapport?

Das *pſychologiſche Problem* beginnt mit dem Satz: „In dieſem, dem zweiten, Grade tritt nach der Seherin von Prevorſt der ganz innere Menſch mit Seele und Geiſt hervor. *Entwirre ein Anderer dies Gerede!*“ — Dieſes Geſchäft wird Herrn Wirth auch kein Menſch zumuthen, weil er es doch nicht verſteht.

Eine Eintheilung der dieſem Grade von mir zugetheilten magnetiſchen Erſcheinungen und ihre Ausführung nennt Wirth „*Salbaderei*“. Als Beleg für dieſe freundliche Beurtheilung gibt er die Behauptung: „daß doch wohl die innere Rechnung über die Dauer der Krankheit u. ſ. w. den Verordnungen vorangehen müſſe (!), welche ſchon dem erſten Grade zugetheilt ſeyen.“ — Hier ſtellt ſich Wirth als vollkommenen Ignoranten und Salbader im Gebiete des Magnetismus dar. Hat er je ſelbſt eine Somnambüle beobachtet? Ich kann es nicht glauben.

Weiß er denn wirklich nicht, daß die Somnambülen Verordnungen, beſonders für ſich, oft gleich in den erſten Kriſen machen, daß dieſe einfach angeſchaut, und ohne alle Combination gegeben werden, alſo die innere Rechnung, die ich in den zweiten Grad ſetze, etwas ganz Anderes, Höheres iſt, als er dafür hält, es daher völlig unpaſſend wäre, ſie den Verordnungen voranzuſtellen. Aber ſo geht's, wenn man über Dinge hoch herab urtheilt, die man nicht verſteht: da fällt man in abſurdes Geſchwätze. — Was Wirth von der „Urſprache“ ſagt, gehört in dieſelbe Kategorie. Um zu erweiſen, daß die Sonnambülen zu einer ſolchen ſich nicht erheben können, führt er in ſeiner Schrift zwei Fälle an, „wo zwei Magnetiſche zwei verſchiedene ſogenannte Urſprachen geſprochen haben.“ — Davon weiß alſo Wirth wieder nichts, daß die zuweilen vorkommenden eigenen Sprachen der Sonnambülen nicht die Urſprache ſelbſt, ſondern nur Annäherungsverſuche an dieſelbe ſind, welche allerdings bei verſchiedenen Subjekten verſchieden ausfallen können. Habe ich in meiner Kritik der Wirth'ſchen Schrift nicht erwähnt, daß er jener kaum genannten zwei verſchiedenen Urſprachen gedacht habe, was er mir zum Vorwurfe macht, und beifügt: „Nichterwähnung ſey die leichteſte Art der Widerlegung:“ — ſo verſichere ich Herrn Wirth, daß ich aus Furcht, ihn nicht widerlegen zu können, nicht davon geſchwiegen habe. Noch Vieles habe ich übergangen, was zu widerlegen nicht der Mühe werth war, oder eine eigene Schrift erfordert hätte, da er nicht einmal die erſten Elemente des Magnetismus kennt und viele Thatſachen für ihn böhmiſche Dörfer ſind.

Am Schluß dieſes Problems fragt mich Wirth: „Ob denn das Leben der Phantaſie im Somnambulismus ſeinem Werth nach ein höheres ſey, als das bewußte Geiſterleben?“ Darauf erwiedere ich: Jedem das Seine! Im normalen Zuſtande iſt das wache, bewußte Leben des Geiſtes das höchſte und der Beſtimmung des Menſchen angemeſſen; im ſomnambülen, der nicht Regel ſeyn ſoll, ſondern ein ausnahmsweiſer und krankhafter Zuſtand iſt, iſt alle innere Thätigkeit des Menſchen concentrirt und darum intenſiver und geſchärfter. Seele und Geiſt ſind freier. Ihre Erkenntniß iſt eine unmittelbare, nicht mehr der Reflexion entſprungen, ein höheres Fühlen und Schauen, das mehr dem einſeitigen Leben angehört. Es treten mithin hier Erſcheinungen ein, welche darthun, daß die Seele im Somnambulismus mehr weiß und ſchaut, und ſittlich reiner und religiöſer ſpricht, als im Wachen. Dieß hat jedoch, da der Zuſtand ein tranſitoriſcher iſt, der in's Tagleben nur wie eine Epiſode oder Anticipation eingeſchoben iſt, im Ganzen auf dieſes und auf den wirklichen, moraliſch-religiöſen Werth des ſomnambülen Objekts keinen *weſentlichen* Einfluß. Der Zuſtand iſt zufällig und durch begünſtigende äußere Verhältniſſe ein geſteigerter, gehobener, weshalb er für das Tagleben keinen beſondern moraliſch-religiöſen Werth hat. Diejenige Moralität und Religioſität, welche dieſen haben ſoll, muß im wachen Zuſtande durch innere und äußere Kämpfe errungen werden. — Sollte übrigens W., was aus der Form ſeiner Frage zu reſultiren ſcheint, die Anſicht haben, als ob der Menſch nur im gemeinen wachen Zuſtande eines „*bewußten*“ Lebens des Geiſtes fähig ſey, während im magnetiſchen Schlafe die Phantaſie eine herrnloſe Meiſterſchaft führe (eine Anſicht, welche auch der ganzen Doktrin Wirth's entſpricht): ſo gibt er damit abermals zu erkennen, daß er die höchſten Phänomene des Somnambulismus gar nicht kennt, und nicht weiß, daß in ihnen das *Bewußtſeyn* des Geiſtes und der Seele die höchſte mögliche Höhe im Zeitleben erreicht, ja zu einem *Gottbewußtſeyn* ſich erhebt, von welchem kein Hegelsmagiſter je eine Ahnung hat, obgleich ſie dieſes Wort freilich höchſt unbefugter Weiſe ſtets im Munde führen.

Das *pneumatologiſche Problem* findet, als am wenigſten in ſeinen Kram taugend, auch am wenigſtens Gnade vor den Augen des Herrn Kritikers Wirth. Höhniſch und gleichſam mitleidig iſt die Manier, in welcher er die Erſcheinungen namhaft macht, welche ich dieſem Stadium untergeordnet habe, und bricht in der Mitte ſchon, wie ſeufzend, als ob alles Weitere eine unerträgliche Aufgabe für ihn ſey, die Aufzählung mit den Worten ab: „Man wird mir ein weiteres Referiren über dieſes Buch gerne erlaſſen.“ — O ja, ich wenigſtens erlaſſe es Herrn W. von Herzen gerne; nicht, als ob ich ſeinen Schmerz theilte, oder überhaupt irgend ein wehmüthiges Gefühl mich erfüllte, es müßte denn Mitleiden mit ſeiner bornirten magnetiſchen Anſicht ſeyn, ſondern weil ich blutwenig Geſcheidtes dabei herauskommen ſehe, wenn man nicht Dünkel und grobe Abſprechungen für etwas der Art halten will.

Am Schluß ſeiner Antikritik nimmt er mich noch ganz beſonders in die Riemen, und wirft mir „unredliche“ Polemik vor. Finis coronat opus. Wir wollen hören! Er ſagt: „Seine Theorie werde von mir entſtellt; ich laſſe weg, und ſetze zu, wodurch der Schein eines oberflächlichen Raiſonnements gegeben werde.“ Als Beleg hiefür führt er an: „ich behaupte, er betrachte das Fernſehen als eine der einfachſten Erſcheinungen, wovon das Gegentheil der Fall ſey.“ Hiegegen iſt zu bemerken: Wirth nennt §. 76 ſeiner Schrift das Fernſehen ein „Fernempfinden“, und erklärt das ſo: „Wie die Thiere niederer Claſſe, in denen das Ganglienleben vorherrſcht, ein lebendigeres Mitgefühl für das Geſammtleben der Natur haben, als der Menſch, und namentlich der gebildete, ſo ſinkt die Somnambüle in das thieriſche, das Allleben unmittelbar in nach- und mitempfindende Leben zurück.“ — Nach dieſer Erklärung frage ich: Wo ſteckt hier das Höhere der Anſicht Wirths über das Fernſehen? Kann man dieſe Erſcheinung mehr verallgemeinen, vereinfachen und erniedrigen, als er gethan hat? Den ganzen Somnambulismus nennt er ein Herabſinken zum Thier, ebenſo das Fernſehen. — Dieſes iſt nach ſeinem Grundſatz das allererſte und einfachſte Phänomen des Magnetismus. Ich habe daher hier nur die Wahrheit geſagt.

Ferner ſagt Wirth: „ich führe von ſeinen Gründen gegen die Möglichkeit der Reiſen in andere Weltkörper einzig die innere Unmöglichkeit an, und laſſe die ſchlagenden Widerſprüche in den Ausſagen der Somnambülen über ihre Anſchauungen daſelbſt weg.“ — §. 98 und 99 ſpricht W. von dieſen Reiſen, und ich mag ſuchen, wie ich will, ſo finde ich keinen poſitiven Grund, den er gegen ſie angegeben hätte, als den genannten. — Wo ſind aber die ſchlagenden Widerſprüche? Hier weiß W. keine einzige Somnambüle anzuführen, als die von Weilheim, welche in dieſer Sache gar nicht als Autorität gelten kann, weil ſie zu ſolchen Fernſchauungen im Raum nicht gehörig disponirt war, weshalb ſie ihre dunkeln Anſchauungen mit ihrer Phantaſie zu vervollſtändigen ſuchte. Aber iſt das redlich von Herrn W., der wiſſen könnte, daß die eine Magnetiſche für dieſe, die andere für eine andere Art von Anſchauungen Fähigkeit hat, wenn er nur eine ſolche für den vorliegenden Fall zu ſeiner Beweisführung auslieſt, welche notoriſch unfähig war? Und warum führt er nur dieſe eine auf, und ſpricht aus ihr heraus von ſchlagenden Widerſprüchen der (?) Somnambülen unter einander? Eine andere, die der Seherin von Prevorſt widerſpräche, weiß er nicht zu nennen, weßhalb er den Seher Swedenborg zu Hülfe ruft, der doch wohl nicht unter die Somnambülen gehört. Andere Somnambülen widerſprechen der Seherin nicht, ſondern beſtätigen ihre Ausſagen ſowohl, als ihre eigenen gegenſeitig (Schutzg. S. 522 flg.). — Wie kommt's, daß Wirth davon ſchweigt?

Sodann wirft er mir vor: „ich ſage von ihm aus, das ſogenannte Leichenſehen halte er nur für ein zufälliges Zuſammentreffen der Phantaſie mit den Erfolgen, da er doch das Gegentheil behaupte.“ — Das iſt unwahr: denn S. 538 führe ich Wirths Worte alſo an: „ſolche Leute (die Todtengräber und dergleichen) denken viel an Todte: da trifft oft zufällig ein ſolcher Gedanke wirklich ein. Iſt's nun das „Gegentheil“, wenn W. §. 92 wirklich ſagt: „Unter den vielen Todesgedanken, mit welchen ſich ſolche Leute tragen, mag wohl einer oder der andere zufällig mit der Wirklichkeit zuſammentreffen?" Dieſen Worten fügt er noch bei: „es könne dieſes Leichenſehen auch auf einem ſympathetiſchen Krankheitsgefühle beruhen, ſo, daß die Seher die gleiche Krankheit im gleichen Organ empfinden, an welcher die Kranken leiden." Das Uebrige thut nach W. natürlich die Phantaſie. — Dieſe Erklärung iſt ſo lächerlich und abſurd, daß ich ſie abſichtlich übergangen habe. Nun ich aber darüber zur Rede geſtellt werde, ſo muß ich Folgendes darüber ſagen. Es gibt Leichenſeher und Seher des zweiten Geſichts, welche W. in die gleiche Claſſe ſetzt, die den Tod von Perſonen halbe und ganze Jahre voraus in Leichenzügen ſchauen; andere ſehen den gewaltſamen Tod von Selbſtmördern und von andern Gemordeten auf gleiche Weiſe, wieder andere immer die nächſte Leiche, welche im Orte eintreten wird, immer voraus. Viele Seher ſchauen nie Leichen, ſondern ganz andere Dinge, z. B. ein fernes Schiff, das dann richtig ankommt, den Beſuch eines Nachbars, gebratene Fiſche, welche wirklich unerwartet gebracht werden, oder das Bild der künftigen Frau eines Mannes und dergleichen. Manche ſchauen bei Leichenzügen alle Einzelheiten, z. B. die Zahl und Farbe der Pferde, welche den Leichenwagen ziehen, die Zahl der Wachslichter beim Leichenconduct, ſehen die flatternden Gewänder der ihnen bekannten Begleiter, und beſtimmen daraus die Richtung und Stärke des Windes am Begräbnißtage; ſie geben die Geſänge an, welche geſungen werden, und hören ſie ſingen, wie ſie ſogar die Leichenreden vorher hören und ihren Text angeben. — Und Alles bis auf's Kleinſte und Einzelnſte ſehen wir immer eintreffen. — Was ſoll man nun dazu ſagen, wenn W. ſeine krankhafte Sympathie als Erklärungsgrund für dieſe Erſcheinungen alle anführt, und ſagt: „Dieſes Gefühl hypoſtaſire die Einbildungskraft in einem entſprechenden Bilde?" Nach dieſer Erklärungsweiſe wäre der arme Todtengräber ein halbes Jahr lang vor dem Tode deſſen, der ſterben ſoll, ſympathetiſch mit dieſem krank, ob derſelbe gleich noch ganz geſund iſt. Bei Gemordeten wird er wahrſcheinlich ein Gefühl von der Kugel oder dem Beil an der Stelle an ſeinem eigenem Leibe haben, an welchem der Gemordete getroffen werden wird, oder gar von Waſſer in der Lunge, wenn der Geſchaute ſpäter ertrinkt? Das wäre ein geſchlagener Mann. Aber noch viel übler ſind die Seher daran, welche immer die nächſtfolgende Leiche ſehen. Dieſe Unglücklichen müſſen die tödtlichen Krankheiten aller Ortsbewohner nach einander durchmachen. — Herr Wirth wird fühlen, daß das eine barbariſche Erklärung iſt. Auch hörte man, Gottlob! noch keine Klage von ſolchen Sehern über Krankheitsgefühle, was doch unvermeidlich wäre, wenn W. Recht hätte. — Und wie wird es vollends, wenn W. ſie nicht als Lügen abweist, mit den gebratenen Fiſchen, den Schiffen, Wachslichtern, Leichentexten und Bräuten zu halten ſeyn? In welchem Organ ſpürte man dergleichen Dinge voraus?

„Empört“ endlich ſah ſich W., als er in meiner Schrift S. 450 las: „er habe es am natürlichſten gefunden, anzunehmen, die Spuckereien, welche bei der Seherin von Prevorſt vorkommen, habe dieſe theils ſelbſt hervorgebracht, theils vorgegeben, theils an äußere Umſtände, die ſie ſchnell und ſchlau benutzt habe, angeknüpft, d. h. die Frau Hauffe ſey eine gemeine Betrügerin geweſen. Das aber ſey Verläumdung, welche W. zur Laſt falle.“ — Dieſe Worte gehören mir. Ebenſo ſagte ich: „Wirth verunglimpfe Kerner, wenn er ſage: „jener Seufzer ſey gewiß ſo ſchrecklich nicht geweſen, als Kerner ſage.“ — Ueber dieſe beiden Sätze fällt W. grimmig her, und iſt ſo wüthend, daß er anfangs nicht weiß, ob er meine „intellektuelle Unfähigkeit, das ſomnambüle Leben zu begreifen,“ proklamiren, oder mich für einen „abſichtlichen Betrüger“ erklären ſolle. Für Letzteres habe er, ſagt er, ſich entſchieden, als er geſehen habe, daß er die Seherin von abſichtlichem Betrug ſelbſt freigeſprochen habe. — Zum Schluß appellirt er an's liebe Publikum, dem er verſichert, „ich habe ihn verläumdet, weil *mir ein anderes Mittel nicht übrig geblieben ſey, um meine verzweifelte Sache zu retten.*“ — Wir wollen umſehen, wie ſich die Sache verhält.

S. 103 — 105 ſagt Wirth in ſeiner Schrift wörtlich Folgendes: „Wollen wir nicht Undenkbares durch Undenkbares erklären, ſo müſſen wir bei den gewöhnlichen natürlichen Urſachen (es iſt von Spuckereien die Rede) ſtehen bleiben. Der bei weitem größte Theil derſelben ſcheint *von der Seherin ſelbſt hervorgebracht*, andere ſcheinen *von ihr nur vorgegeben*, wieder andere, welche von äußeren, natürlichen Urſachen herrührten, ſcheinen von ihr ſchnell in ihr Phantaſiebild *verwoben*, und *zu ihrem Zwecke gedeutet* worden zu ſeyn. Den *Verdacht*, daß ſie von der Seherin *ſelbſt hervorgebracht* worden ſind, erregen die an Anzahl bedeutendſten *nächtlichen* Spuckereien, welche meiſt um die *Mitternachtſtunde* vorfielen, während entweder *nur ſie*, oder einige *weibliche* (nervenſchwache) *Perſonen* im Zimmer waren. Seherin II. S. 105. 106. 108. 110. 111. 115. 117. 119. 137. 139. 182. 186 u. ſ. w.“

Dieß ſind Wirths Worte, und dieſes Dutzend Spuckereien und noch andere hätte alſo die Seherin nach W. *ſelbſt hervorgebracht*. — Nun ſagt er weiter: „Werden auch hie und da ſcheinbare magiſche Wirkungen erwähnt, wobei Zeugen waren, ſo waren dieſe meiſt nicht in der Lage, eine genaue Erforſchung der Wahrheit anſtellen zu können. Kerner erzählt: „Nachts 9 Uhr warf es wie mit Sand von der Ecke des Zimmers her, während ſie ſchlief und ich ſchrieb. Ich unterſuchte Alles genau, fand aber nichts.“ *Hinter dem Rücken* des Beobachters fiel alſo die Sache vor. Ein Augenzeuge ſagte mir Folgendes: „Die Seherin hatte eines Morgens geſagt, daß an dieſem Tage der Geiſt ſiebenmal zu ihr kommen werde. Da werden wir's, dachten wir, doch einmal treffen, daß er kommt, während wir im Zimmer ſind. Wir gingen ab und zu, und richtig jedesmal, ſo oft wir zurückkamen, ſagte die Seherin, *in unſerer Abweſenheit ſey er da geweſen.*

Nun wollten wir ihn mit Liſt fangen, indem wir, wenn wi hinausgingen, in der Nähe blieben, und die Seherin uns zu rufen verſprach, wenn er käme. Rief in ſolchen Fällen di Seherin: Jetzt! vernahmen wir, wie wir der Thüre zuliefen, an der inneren Wand ihres Zimmers ein dreimaliges laute Klatſchen, wie wenn man mit der flachen Han an eine Wand ſchlägt. In's Zimmer getreten, fanden wir die Seherin in Krämpfen, weiter nichts. Uebrigens ſchien uns der Schall von derjenigen Wand des Zimmers der Seherin herzukommen, welche ihrem Lager gegenüber lag." (Dieſer Referent Wirths iſt doch in ſeinem „gegenüber" ehrlich. Wirth ſelbſt aber macht hiezu die verzweifelte Bemerkung: „De Schall, wenn er in einem geſchloſſenen Zimme an der Wand hervorgebracht wird, ſcheint vermittelſt ſeiner Fortpflanzung von einem ander Ort, als dem ſeiner Entſtehung herzukommen.) — Weiter leſen wir: „Zuerſt trieb ſie dieſe Spuckereien nur be Nacht und vor nervenſchwachen Frauen, nie bei Tag un vor Kerner. Endlich thut ſie's auch vor ihm. Aber hier zeig ſich erſt ihre Vorſicht. Sie meidet wo möglich mehrer Zeugen; wenn einer da iſt, geſchieht der Spuck hinte ſeinem Rücken." — „Den Verdacht, daß ſie ander Spuckereien nur vorgegeben (alſo auf gemeine Weiſ nicht unabſichtlich betrogen!) habe, können wir abe auch nicht unterdrücken, wenn wir bedenken, daß gerade di frappanteſten allein in ihrer Gegenwart vorgefallen ſeyn ſollen." (Darunter rechnet W. die Aufhebung eines Seſſels bis an die Decke des Zimmers und eines Arzneiglaſes vom Tiſche.) „Wenn wir alle dieſe Momente zuſammen nehmen, ſo wird, ſchließt Wirth, Jedem der Gedanke ſich aufdringen, daß di Seherin ſelbſt, in der Sucht, Aufſehen zu erre gen, dieſe Spuckereien hervorgebracht ode vorgegeben habe."

Was ſoll man zu dieſem Allem ſagen? Wenn das nich die Beſchreibung von abſichtlichen Betrügereien iſt, ſo gibt e keine mehr in der Welt. Wenn Wirth beiſetzt, jene Sucht ſey bewußtlos und unwillführlich geweſen, und S. 294: „er wolle der Seherin nicht gerade (aber ungerade?) abſichtliche Betrügerei zur Laſt legen," ſo ſind das Worte, die nichts ſagen. Sagt er ja S. 291: „ſie ſey bei ihren Spuckereien „ſchlau" und „mit großer Vorſicht" — was mit Unwillführlichkeit, Abſichtloſigkeit, Bewußtloſigkeit nicht vereinbar iſt —, zu Werke gegangen. Wer kann das zuſammenreimen: bewußtloſes, unwillführliches Handeln, das zugleich ſchlau und mit Vorſicht einen beſtimmten Zweck im Auge hat!? — So kann man offenbar nur in der „Verzweiflung" herausreden. Kurz — Wirth behandelt die Seherin als eine gemeine Betrügerin.

Was nun Kerner und deſſen Verunglimpfung betrifft, ſo iſt eigentlich das ganze Wirth'ſche Buch voll von Impertinenzen gegen ihn. Hier habe ich's jedoch nur mit obigem „Seufzer" zu thun, von welchem W. S. 294 mit dürren Worten ſagt: „In der Kerner'ſchen Darſtellung ſind einzelne Umſtände in's Geiſterhafte geſteigert, wie z. B. aus dem gewiß nicht ſo ſchrecklichen Seufzer der Fr. Doktorin in Kerners Erzählung „ein langes ſchauerliches Stöhnen" wird." Zwar ſchildert W. unſern Kerner ſonſt als einen einfältigen, phantaſtiſchen Menſchen, da er ihn zum „gemeinſten Aberglauben herabgeſunken" (299), und ſeine Anſichten für „Neſter wahnwitziger Hypotheſen" erklärt (288): allein ſo unverſchämt das iſt, ſo rettet ſich W. dadurch nicht vor der Schmach der Verläumdung, da dieſes alles, wenn es auch, was es notoriſch nicht iſt, wahr wäre, ein falſches Referat nicht entſchuldigte. Kerner hörte jenes Stöhnen, Wirth nicht. Jener referirte, wie er es hörte, und hat das begründete Recht zu fordern, daß man glaube, er gebe die Thatſachen, wie ſie vor ihm ſich zugetragen haben. Kommt nun Wirth und ruft aus: „Das wird gewiß nicht ſo geweſen ſeyn!" ohne einen andern Grund anzugeben, als daß Kerner eben nicht ſo referire, wie es Wirth beliebe, ſo iſt das ohne weiteres eine freche Beſchuldigung.

Hiemit ſchließe ich dieſe Rüge der mißrathenen Antikritik des Hrn. Wirth, und appellire, wie er, an's Publikum, dem ich ruhig die Entſcheidung darüber überlaſſe, ob meinem Gegner ein ſolches inſolentes Kritikaſtern Ehre bringe, ſo wie, ob ich, „um eine verzweifelte Sache zu retten, zu dem Mittel der Verläumdung gegriffen habe.“

W.

Magikon.

Archiv für Beobachtungen
aus dem
Gebiete der Geiſterkunde
und des
magnetiſchen und magiſchen Lebens,
nebſt andern Zugaben
für Freunde des Innern.

Herausgegeben von
Dr. Juſtinus Kerner.

Zweiter Jahrgang. Zweites Heft.

Stuttgart.
Verlag von Ebner und Seubert.
1841.

Druck (auf einer Schnellpreſſe) von J. Kreuzer in Stuttgart.

Inhalt.

Seite

Zur Eſchatologie. Erſter Artikel 153

„ Zweiter Artikel 163

Taubſtummheit durch Magnetismus geheilt 172

Taubſtummheit eines ſich in magnetiſchem Zuſtand befundenen Knabens und deſſen Selbſtheilung 176

Paskal's dämoniſch-magnetiſches Leiden 187

Herr Profeſſor Dr. Weiße über Geiſtererſcheinungen . . 191

Geiſtergeſchichte von Dublin 199

Eine ältere Erſcheinungsgeſchichte 211

Die nächtliche Prozeſſion 215

Ein ſonderbares Geſicht 217

Todesanzeige durch Ruf 218

Kürzere Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens 222

Eine Spuckgeſchichte vom Jahre 1757 267

Thierſeelenkunde 269

Noch Einiges über die franzöſiſche Seherin Lenormande . 275

Die vier wahnſinnigen Brüder 280

Zur Eſchatologie.

Erſter Artikel.

Es iſt ein **Büchlein** erſchienen, **betitelt:** „Eſchatologie oder die Lehre von den letzten Dingen. (Tod, Jenſeits, Wiederkunft Chriſti, Auferſtehung, Gericht, Vollendung der Welt.) Mit beſonderer Rückſicht auf die eben gangbare Lehre von dem Hades und der Wiederbringung der Dinge. Von Dr. de Valenti. Bern und Baſel 1840.“ — Der Verfaſſer unterſcheidet richtig den Scheol des alten Teſtaments, als einen Sammelplatz der Seelen, von Grab und Verweſung, will dagegen den Hades im neuen Teſtament, oder „den Hades der proteſtantiſchen Myſtiker, als einen jenſeiten Buß- und Bekehrungsort,“ nicht anerkennen. Davon ſagt er (S. 19): „Dieſe Lehre iſt im Grunde nichts als das alte katholiſche Fegfeuer in einer etwas feinern, folglich täuſchendern Geſtalt. Als ſolche iſt ſie auch, wie das katholiſche Purgatorium, mit einer äußerſt feinen und gefährlichen Werkheiligkeit verbunden, welche dem Sterbenden allen kräftigen Troſt entreißt, den falſchbekehrten Frommen eine wahre Bekehrung unmöglich macht, alſo der Freudigkeit des Glaubens und der wahren Heiligung gleich ſtark entgegenarbeitet, die proteſtantiſche Kernlehre von der Rechtfertigung auf eine feine aber höchſt gefährliche Weiſe untergräbt, und alſo dem Pabſt und ſeiner römiſchen Abgötterei in der proteſtantiſchen Kirche wieder Macht und Einfluß verſchafft.“ — Er erkennt nur einen Zuſtand der Seligen und der Unſeligen; im A. Teſt. gehen die Seelen der verſtorbenen Heiligen in den Scheol, als „eine ſchauerliche, eben ſo ſchmerz- als freudenloſe Stille und Ruhe unter den Gräbern,“ im Innern der Erde, oder „als ein ſüßer, erquicklicher Seelenſchlaf, deſſen Störung ſchmerzlich iſt“ (wie bei Samuel); die Seelen der altteſtamentlichen Gottloſen fahren in das „Gefängniß.“ Die neuteſtamentlichen Heiligen gelangen nach dem Tode in den Schoos Abrahams, als einen Freudenort, die Gottloſen in den Hades des reichen Mannes; wobei denn Lazarus und der reiche Mann als neuteſtamentliche Perſonen betrachtet werden, letzterer nicht nur als ein Verächter, Moſes und der Propheten, ſondern ſogar des Evangeliums; denn, heißt es: „da der Heiland bereits erſchienen war, ſo war auch mit Ihm die Gnadenzeit des neuen Bundes bereits angebrochen.“ — Das alte Gefängniß der Seelen, nämlich der Scheol, ſoll aber durch den Tod und die Himmelfahrt des Herrn aufgehoben werden ſeyn, worauf ſchon Pſ. 68, 19 hindeute.

Wir wollen nicht unterſuchen, ob der arme Lazarus und der reiche Mann wirkliche einzelne hiſtoriſche Perſonen geweſen ſind, oder, wie bei andern Parabeln, bloſe Idealbilder im Munde des Herrn, wozu die Originale nicht fehlten. Dagegen herrſcht bei dem Verfaſſer eine offenbare Unklarheit der Begriffe. Wir fragen gleich vornherein: Steht ein Verächter des Evangeliums auch heute ſubjectiv im neuen oder noch im alten Teſtament? Ohne Zweifel das letztere; er ſteht in der alten Natur, folglich noch unter dem Geſetz, folglich muß für ihn nach dem Tode ein altteſtamentlicher Scheol und ein Gefängniß vorhanden ſeyn. Nirgends iſt geſagt, daß der alte Scheol gänzlich aufgehoben ſey, wohl aber eine Befreiung aus demſelben geſchehen. Scheol und Hades ſind ganz einerlei, umfaſſen aber ſo mancherlei Bedeutungen, als Stufen darin ſind. Bald bezeichnen ſie blos den Ort und Zuſtand der Abgeſchiedenen überhaupt, bald die tiefere Hölle oder den Ort der Qual.

Daß der Hades „der proteſtantiſchen Myſtiker,“ wie ihn der Verfaſſer nennt, das alte, katholiſche Fegfeuer in einer feinern, d. i. nach Anleitung der heiligen Schrift geläuterten Geſtalt iſt, ſoll nicht widerſprochen werden; denn nicht das

Dogma vom Purgatorium, ſondern deſſen Entſtellung und Mißbrauch war zu unterdrücken; wohl aber wird widerſprochen, daß dieſe Geſtalt täuſchend, daß ſie mit einer äußerſt feinen und gefährlichen Werkheiligkeit verbunden iſt, und wie die gräulichen Beſchuldigungen weiter lauten. Es fehlt hiezu jeder Beweis, auch ſelbſt jede modivirte Angabe; wenn aber der Verfaſſer auf die „proteſtantiſche Lehre von der Rechtfertigung,“ nämlich durch den Glauben, den Nachdruck legt, ſo können ihm viele Beiſpiele von Erſcheinungen ſündiger, daher unſeliger Seelen aus dem Hades den Beweis liefern, daß ihnen nicht durch ihr oder ihrer Helfer Werkverdienſt geholfen worden, wenn es geſchehen iſt, ſondern dadurch, daß der Glaube an das allgenugſame Mittlerverdienſt des Heilands in ihnen angezündet und ſie belehrt worden ſind, bei ihm allein Gnade und Erlöſung zu ſuchen. Waren noch andere Dinge damit verbunden, war etwas, deſſen Erinnerung ihre Ruhe ſtörte, gut zu machen, z. B. geſtohlenes Geld zu erſtatten u. dgl., ſo war es recht, ſolches nicht zu verabſäumen, wie denn ein lebender Dieb ſich nicht wohl der Abſolution getröſten kann, wenn er den geſtohlenen Thaler in der Taſche behält. Es iſt keine falſche Werkheiligkeit, wenn man den angerichteten Schaden nach Möglichkeit erſetzt, ſondern eine Bedingniß der Begnadigung; ſonſt hätte der Herr dem Oberzöllner Zachäus verweiſen müſſen, daß er vierfältig wiedergeben wollte (Luc. 19). Was ſoll alſo die feine, gefährliche Werkheiligkeit heißen? Die ganze Invective iſt unverſtändlich.

Der Verfaſſer ſagt zwar von dem Beweis für die Unſterblichkeit aus Geiſtererſcheinungen (S. 26): „Allerdings ein unſicherer Beweis, welcher oft in überſpannten Nerven ſeine Urſache hat, und auf welche Niemand weniger als ein ächter Philoſoph einen Werth zu legen hat.“ Er verwirft ſie aber doch nicht völlig, wie aus dem Wörtlein oft und unten noch deutlicher hervorgeht, und was er ſich unter einem ächten Philoſophen denkt, möchte nicht geeignet ſeyn, ſie zu verdächtigen. Auch hier läßt er rathen, was er ſagen will.

Sehr irre iſt er, wenn er meint, daß die Lehre vom Hades dem Pabſt, und, wie er ſich etwas ſtark ausdrückt, ſeiner römiſchen Abgötterei, in der proteſtantiſchen Kirche wieder Macht und Einfluß verſchaffe. Man möchte wohl nachgewieſen ſehen, wo dieſes geſchehen wäre. Die „proteſtantiſchen Myſtiker“ hängen feſt an der „proteſtantiſchen Kernlehre,“ auch bei den Geiſtererſcheinungen, wie ſo eben gezeigt worden iſt, und uns iſt keiner bekannt, welcher geneigt wäre, römiſch zu werden, wenn er auch der römiſchen Kirche Manches einräumen ſollte, worin ſie recht hat.

So manches Gute das Büchlein wohl ſonſt enthält, ſo iſt doch der Verfaſſer auch in andern als den ſchon erwähnten Stücken, indem er Irrthümer zu berichtigen meint, keineswegs umſichtig in ſeinem Urtheil. So will er (S. 34) nicht gelten laſſen, daß unter der Herrſchaft des künftigen Antichriſts noch ſchwere Verfolgungen zu erwarten ſeyen, vielmehr werde allgemeines Wohlleben und Sicherheit ſeyn; allein eben das Auftreten des Menſchen der Sünde iſt das Unerwartete, was zwiſchen dieſe Sicherheit hereinfällt und die Wiederkunft des Herrn als Vorbote verkündigt, bis dieſe, abermals unerwartet, in die ſicher gewordene antichriſtiſche Welt wie ein Blitz herniederleuchtet. So hält er ferner die zwei wunderthätigen Zeugen, als Perſonen gedacht, für einen Irrthum, geſteht zwar nicht zu wiſſen, wer ſie ſind, vermuthet aber, daß ſie den alten und neuen Proteſtantismus, d. h. vor und nach der Reformation, bedeute. Dieſe Auslegung iſt eben ſo wunderlich, als die uns einſt vorgekommene, nämlich daß die zwei Zeugen, das alte und das neue Teſtament, ſeyn ſollen. Man leſe doch das 11. Kapitel der Apokalypſe, und frage ſich, wie deſſen Inhalt ſich zum alten und neuen Proteſtantismus reimt.

Zu der Wiederbringung der Dinge rechnet der Verfaſſer (S. 49), ſonderbar genug, die ewige d. i. endloſe Verdammniß oder den andern Tod, und nennt die Lehre von einer hypothetiſchen Ewigkeit der Höllenſtrafen, oder die abſolute

Wiederbringung aller Dinge, eine Verkehrung und Verfälſchung dieſer Lehre. Wir haben nicht Luſt, über dieſen geheimnißvollen, allerdings des Mißbrauchs fähigen Gegenſtand mit ihm zu ſtreiten, verſichern ihn aber, daß die von ihm angeführten Gründe widerlegbar ſind. Er iſt auch hier ſchroff und abſprechend, indem er ſagt, daß die Lehre von der allgemeinen Wiederbringung ein ſicheres Kennzeichen eines eingetretenen Verderbens in Lehre und Leben ſey — und dergleichen mehr. Wie viel weiſer wäre es doch, ſolche Dinge dem Allwiſſenden anheimzuſtellen!

In einem zweiten Theil, enthaltend „Abhandlungen vermiſchten Inhalts, das Jenſeits betreffend,“ redet er unter anderm „von dem ewigen Looſe nicht chriſtlicher Völker nach dem Tode,“ und nimmt für ſie noch eine jenſeitige Bekehrung und Begnadigung an, daher auch die (Petriniſche) Predigt des Evangeliums unter den Todten. Wohlan, iſt nun für ſie der Scheol aufgehoben? oder wo ſind ſie als im Hades? Warum aber von dieſer Predigt, Bekehrung und Begnadigung diejenigen Chriſten ausgeſchloſſen ſeyn ſollen, welche dieſſeits das wahre Evangelium nicht vernommen haben, oder welche es vernommen, aber dennoch nicht beſſer als die blinden Heiden gelebt haben — wobei denn die gar mannigfache Verſchiedenheit im Glauben, Sinn und Wandel zu bedenken iſt — hievon läßt ſich kein Grund finden. Man nehme einen tugendhaften aber ſelbſtgerechten Getauften, welcher durch ſeine Werke vor Gott gerecht und ſelig zu werden hofft, dem die Lehre von der Seligkeit durch das Verdienſt Chriſti mehr denn zweifelhaft war, der ſie ſyſtematiſch und ſeiner Meinung nach weislich bei Seite ſchob. Dieſer Menſch iſt alſo nach dem Tode für ewig verloren, der Qual und dem andern Tode verfallen, während ein laſterhafter Maulchriſt, der ſich ohne wahres Bußgefühl an das Kreuz klammert, von den Engeln unmittelbar getragen wird in Abrahams Schoos? Sollte nicht jenem Tugendhelden eine Schule der Demüthigung bevorſtehen, wie allen tugendſtolzen Heiden, worin er mit ihnen erkennen muß, daß außer

Chriſto kein Heil iſt? Jedenfalls eine harte und langwierige Schule!

Der Verfaſſer hat aber den Geiſtererſcheinungen ein beſonderes Kapitel gewidmet (S. 77), worin er die Möglichkeit derſelben auch nach der heiligen Schrift anerkennt, aber nicht geſchloſſen haben will, „daß die Angaben ſolcher Geiſter, welche die Fürbitte der Lebenden ſuchen und denſelben eine wirkſame Kraft zuſchreiben, gegründet ſeyen.“ Zuerſt frage es ſich, ob ſolche Geiſter wirklich abgeſchiedene Menſchenſeelen und nicht vielmehr lügenhafte Dämonen, nämlich Teufel ſeyen. Sodann könnten ſie wohl Werkzeuge ſataniſcher Bosheit, hölliſcher Liſt ſeyn. „Iſt demnach,“ ſagt er, (S. 79) „die Lehre von der Bekehrung der Geiſter im Hades blos auf die Ausſagen unſeliger Geiſter ſelbſt gegründet, ſo trägt ſchon der Urſprung dieſer Lehre ihren teufliſchen Charakter an der Stirne. Denn wahrlich, es iſt dem Fürſten der Finſterniß ganz angemeſſen, daß er die Genoſſen ſeiner Verdammniß gern dazu gebrauchen werde, um ſowohl durch beſeſſene Menſchen, als auch in der Geſtalt von Geiſtererſcheinungen, den ſo tief eingewurzelten Aberglauben eines jenſeitigen Reinigungsorts zu beſtärken und zu verbreiten.“ Ferner (S. 80): „Alles was demnach von dergleichen Geſchichten vorkömmt, iſt als ein lügenhaftes Gaukelſpiel böſer Geiſter zu betrachten, welche durch ſolche Aeffereien ſelbſt redliche, wahrheitsliebende Seelen an einer gründlichen und wahren Bekehrung hindern.“ — Die Autorität frommer Geiſterſeher müſſe vor der heiligen Schrift eben ſo gut als das Zeugniß eines Geiſtes oder Engels in Nichts verfließen, Gal. 1, 7—9. Ihre Zeugniſſe müßten als anmaßliche Ergänzungen oder Auslegungen der Schrift verworfen werden, ſeyen als Schlacken des alten, natürlichen Menſchen zu betrachten, der mit ſeiner noch nicht gebrochenen Eigenheit dem Feinde für ſeine argen Gaukeleien und Trügereien als Spielball dient.“ Wolle man ſich auf menſchliche Autoritäten berufen, ſo werde man die des Dr. Luther anerkennen müſſen, welcher bei den vor der Reformation häufigen

Erſcheinungen von Höllengeiſtern, welche von ihren zurückgebliebenen Verwandzen Seelenmeſſen verlangt, über dieſes Satansſpiel geſpottet habe, und für einen angeblich bußfertigen Geiſt eine Abſolutionsformel gegeben — die wir zur Ehre Luthers nicht wiederholen wollen. „Hierauf," heißt es, „ſchließt Luther ſein Gutachten mit dem Bemerken, daß man auch an dieſer und ähnlichen Geſchichten die Liſt des Satans erkennen könne, und wie er unerſchöpflich an Erfindungen hölliſcher Lügen ſey, damit nur der Fortgang des Evangelii aufgehalten werde" — und wird hinzugeſetzt: „Was würde der theure Mann Gottes ſagen, wenn er dergleichen Gräuelgeſchichten von Dämonenbekehrungen erlebt hätte, wie wir ſie jetzt ſo keck und unverſchämt in allerlei Büchern öffentlich als Bekehrungsmittel für die unglaubige Welt aufgeſtellt ſehen, gleich als wäre kein Menſch mehr in der proteſtantiſchen Chriſtenheit zu finden, der dergleichen ſchändlichen, die Gemeinde der Glaubigen entehrenden und ärgernden Teufelsſpuck und alte Philiſtergräuel zu ſtrafen verſtünde?" — Da iſt denn freilich Hr. Dr. v. B. als Zuchtmeiſter vorhanden, und iſt wenigſtens nicht ſchonend in Worten gegen Dinge, die über ſeinen Geſichtskreis gehen. Luther's Erfahrungen möchten uns eine Autorität ſeyn, ſein Urtheil kann das unſrige nicht binden, außer ſofern es ſich etwa auf einen und den andern pfäffiſchen Betrug ſeiner Zeit bezieht. Der Verfaſſer fügt aber ſelbſt zwei wahre Geſchichten hinzu, woraus die Schädlichkeit der Lehre vom Hades erhellen ſoll, und wovon wir die zweite, als die kürzere, hier mittheilen.

„Eine glaubige Tochter kam wegen der lebensgefährlichen Krankheit eines geliebten aber noch unbekehrten Vaters in große Noth. Je näher ſein Ende kam, deſto heißer wurde ihr Gebet für den Sterbenden. Der Gedanke an eine jenſeitige Bekehrung trat ihr zwar als ein falſchtröſtender Verſucher mehrmals hindernd in den Weg; allein ſie kannte zum Glück den Seelenfeind, wies den Lügner ab, und fuhr im eifrigen Gebet fort. Dieſes Flehen wurde auch zuletzt noch erhört.

Der Sterbende legte kurz vor ſeinem Ende noch ein rührendes Sündenbekenntniß, ſo wie auch das Zeugniß ſeines Glaubens an Chriſtum ab. — Wie nun? Hätte die eifrige Beterin mit dem wurmſtichigen Glauben an die jenſeitige Bekehrung im Hades einen ſolchen Sieg erringen können? O! welchen unberechenbaren Schaden richtet daher dieſe heilloſe Irrlehre an! Muß ſie nicht alle entſcheidende Fürbitten, ſo wie alle ernſte Ermahnungen und Bußpredigten, gerade da, wo ſie am nöthigſten ſind, im Keime erſticken?!“

So weit die Geſchichte. Wir antworten: wenn dieſe glaubige Tochter gut unterrichtet war, ſo konnte ſie ſich unmöglich von dem Gedanken einer jenſeitigen Bekehrung an der Fürbitte für ihren Vater hindern laſſen. Sie hätte dann gewußt, daß die jenſeitige Bekehrung weit ſchwieriger und ſelbſt ungewiſſer iſt, als die dieſſeitige, und wäre nur um ſo eifriger im Gebet geweſen, daher denn dieſe „heilloſe Irrlehre“ nicht den mindeſten Schaden angerichtet haben würde. Der Verfaſſer hat in der That die Theorie dieſer Lehre gar nicht begriffen, und ſpricht von etwas ganz Anderm, als wovon die Rede iſt. Er will dann lieber (S. 85) den Scheintod für den bequemen Zuſtand und das Mittel der Bekehrung annehmen. Er will gleichwohl auch die Fürbitte für die Todten, wenigſtens als Troſt für die Betenden ſelbſt, ohne das Mährchen vom Hades zulaſſen, wie denn auch Luther ſie nicht verbiete. Wozu nun die Fürbitte, wenn kein Hades, wenn keine Rettung jenſeits mehr möglich iſt? Wie kann man einen ſo leeren Troſt gutheißen?

In einem dritten Theil werden Bibelſtellen angeführt und geprüft, „welche zu Gunſten verſchiedener Irrlehren, die letzten Dinge betreffend, verdreht und mißbraucht werden.“ Da erſcheint denn wieder das katholiſche Fegfeuer, ſodann die Hadeslehre proteſtantiſcher Myſtiker, als eine „ſeelengefährliche, alles wahre göttliche Leben an der Wurzel verletzende Irrlehre“ — oh!

Der Verfaſſer meint wohl, das Dogma heiße: Sey unbekümmert um gründliche Buße und Bekehrung, dazu iſt's im Jenſeits Zeit, dort geſchieht deine Wiedergeburt u. ſ. w. — Doch er iſt in ſeiner vermeinten Orthodoxie ſo feſtgerannt, daß es ſchwer ſeyn mag, ihn in Freiheit zu ſetzen, und ſeinen feurigen Eifer gegen die angeblichen Irrlehren, welche ſchon längſt weiſe Männer zu ihrer Anſicht gemacht haben, abzukühlen. Die Predigt des Evangeliums an die Todten wird denn hier blos bei Chriſti Höllenfahrt zugegeben, aber als fortwährend geläugnet, nur für' die frommen Heiden noch eine ſchwache Hoffnung hierin übrig gelaſſen. Wir könnten hierüber einen grammatiſch-exegetiſchen Streit mit dem Verfaſſer erheben, unterlaſſen es aber aus obigem und aus eben demſelben Grunde, weßwegen er (S. 120) ſolche Geheimlehren nicht öffentlich will ausgeſchrien haben. Nur beſinne er ſich wohl, wenn er (ebendaſ.) ſagt: „Ein Zeichen, daß die erwähnten ſogenannten Geheimlehren ſeelengefährliche Irrthümer ſind, iſt unter Anderm auch dieſes, daß alle Welt dieſelben glaubt, und daß ſie alſo blos die Anſichten und Urtheile des natürlichen, unbekehrten Menſchen darſtellen, wie ſeine verfinſterte und verderbte Vernunft ſich dieſelben von dem Jenſeits bildet“ — denn dieſe Behauptung iſt nicht wahr; und auf der folgenden Seite: „Eben ſo zeugt gegen dieſe Irrthümer die Bitterkeit, womit die Erfinder und Bekenner derſelben oft gegen diejenigen losgehen, welche dieſelben nach Pflicht und Gewiſſen verwerfen müſſen“ — denn Hr. Dr. v. P. hat in dieſer Schrift ſich ſo bitter und heftig benommen, als kein Bekenner der fraglichen Geheimlehren. Alles, woran er nicht glaubt, muß eine ſataniſche Irrlehre, Teufelstrug u. dgl. heißen, und er weiß nicht, wie nahe ſeine Geſinnung dem unfehlbaren Römerthum ſteht, gegen das er ſo arg ergrimmt iſt, als gegen die harmloſen proteſtantiſchen Myſtiker, die ihre Meinung vertheidigen.

Noch kommt ein vierter Theil hinzu: von der Ekſtaſe, eine Abhandlung, die wir wenigſtens theilweiſe ſchon in der Berliner evangeliſchen Kirchenzeitung geleſen zu haben glauben, und worin unter manchen guten Bemerkungen und Warnungen doch immer der zornige Widerſpruch gegen die beſtrittenen Lehren hervortritt. So wird die Regel gegeben (S. 142): „Alle Weiſſagungen und Viſionen, welche von einer jenſeitigen Bekehrung im Hades, oder gar einer einſtigen Bekehrung des Teufels und der Verdammten handeln, ſind demnach gleich von vorn herein als Fallſtricke des Teufels zu betrachten, womit er auch manche redliche Seele an einer wahren Bekehrung zu hindern ſucht.“

Möchte doch der Verfaſſer lediglich bei denjenigen Heilswahrheiten bleiben, welche ihm einleuchten, und ſich nicht in eine verketzernde Polemik verſteigen, die ihn bald reuen könnte, und wofür ſein Urtheil mit nichten reif iſt. Der Unterzeichnete, gegen den ſein Richterſchwert, wenn auch ohne ſeinen Namen zu nennen, mit gekehrt iſt, verſichert ihn, daß ihm nicht davor graut, und daß er ihm von ſeiner Seite alles Heil wünſcht.

J. F. v. Meyer.

Zur Eſchatologie.

Zweiter Artikel.

Das theologiſche Literaturblatt zur allgemeinen Kirchenzeitung vom 9. Nov. 1840. Nr. 135 liefert eine Recenſion vom 1. und 2. Hefte unſeres Magikons, für die wir ſehr dankbar ſind. Wie aber dem Hrn. Dr. de Valenti, was aus vorigem Aufſatze zu erſehen iſt, die Exiſtenz eines Hades ein Gräuel iſt, ſo ſpricht ſich auch der verehrte Herr Verfaſſer jener Recenſion wenigſtens gegen die Annahme eines Mittelzuſtandes der Frommen zwiſchen Tod und Auferſtehung ſehr aus.

Er ſchließt die Recenſion mit den Worten:

> „Wie unbefangen forſchend, wie ernſt und belehrend auch Hr. Kerner und ſeine Gehülfen im Magikon das große Geheimniß des höhern Geiſterreiches durch ihre Forſchungen belauſchen und durchſpähen, — mögen ſie uns nur gönnen, was unſerer Vernunft einleuchtet, unſerem Herzen wohlthut, uns tröſtet am Grabe der Geliebten und uns ſelbſt einſt die große Veränderung, das letzte Stündlein noch angenehm und freudenreich machen ſoll.“

Das iſt nun gewiß ein ſehr ſchönes Verlangen, dem wir gerne nachkommen möchten. Die Natur aber reicht oft anſcheinend ſehr bittere Kelche (wie der Arzt dem Kranken, aber auch wie der nur in guter Abſicht), die uns oft gar nicht angenehm und freudenreich hienieden erſcheinen.

Einzig auf dem Wege der Naturforſchung, weder durch die Offenbarung noch durch die Theologie, fand ich die Exiſtenz eines ſogenannten Mittelzuſtandes nach dem Tode als wirklich vorhanden. Thut ſolches nun menſchlichen Herzen, wie ſie nun ſind und nur immer ſogleich das Süßeſte haben wollen, nicht wohl, macht es ihnen das letzte Stündlein nicht angenehm und freudenreich, ſo bin ich darüber nicht anzuklagen; es iſt ſo und ich machte es nicht, und es iſt in guter Abſicht ſo, die nur begriffen und nicht verkannt werden muß. Ich wiederhole, was ich ſchon oft ſagte: die Raupe wird nicht ſogleich zum Schmetterlinge (und im Raupenzuſtande ſind wir Alle hienieden); ſie hat nach ihrem Erſterben noch einen andern Zuſtand durchzumachen, den der Puppe, einen Zuſtand der Abgeſchloſſenheit und des Sichſelbſtanheimgeſtelltſeyns, in welchem ſich erſt in ihr die Flügel zum Schmetterlinge entfalten.

Sieh' die Raup' in ihrer Puppe
Stillem, dunklem Schattenreich,
Nun getrennt von den Genoſſen,
Einzig in ſich ſelbſt verſchloſſen,
Tod nicht, ob begraben gleich.

Schaut nicht mehr den Thau der Triften
In der Blüth' und Kräuter Haar,
Gänzlich nun ſich ſelbſt gegeben,
Trägt ſie das vergangne Leben
In ſich als ein Pünktchen klar.

Und in ſolcher ſtiller Klauſe
Streift ſich ab ihr Erdgewand,
Reifen ihr die bunten Schwingen,
Die ſie einſt als Pſyche bringen
Himmelwärts aus düſtrem Land.

Sieh' die Raup' in ihrer Puppe!
Glaube: daß auch dich der Tod
Einſt nicht trägt mit Blitzes Schnelle —
Iſt dein Inneres noch ſo helle —
In ein ew'ges Morgenroth.

Werden dieſe Naturerkenntniſſe und Naturwahrheiten in die Theologie hineingezogen, ſo kommen ſie allerdings aus meinem Kreiſe: denn ich beſitze kein theologiſches Wiſſen und ich würde, ich ſage es offen, ſpräche auch die gelehrte

Theologie ganz gegen das, was ich nun einmal als Naturwahrheit auf dem Wege der Naturforſchung erkannt, mich dennoch daran nicht irre machen laſſen. Es iſt aber dem nicht ſo, auch die gelehrte Theologie ſpricht für dieſe Naturwahrheit.

Zur Belehrung und zur Beruhigung des Herrn Dr. de Valenti und des verehrten Herrn Verfaſſers jener Recenſion des Magikons im Kirchenblatte, möge hier ſtehen, was ein ſehr tüchtiger Theologe erörterte, theologiſch beſtätigend die Naturwahrheit eines Mittelzuſtandes nach dem Tode, ſelbſt für die Frommen. Es werden aus ſolcher Erörterung dieſelben und die mit ihnen Gleichdenkenden auch erſehen, daß ein ſolcher Zuſtand gerade nicht ſo verzweiflungsvoll, das letzte Stündlein gerade nicht ſo verbitternd ſeyn möchte, wie ſie es meinen.

In der Zeitſchrift für Theologie nämlich erörtert Hr. Prof. Dr. Kern die chriſtliche Eſchatologie und ſchreibt dann bei dem Artikel: „Die Zurückführung Aller zu Gott", alſo:

„Faſſen wir zuerſt die im bewußten Widerſtreite gegen den Ruf Chriſti Geſtorbenen — die unglaubig Geſtorbenen — für ſich, ohne Rückſicht auf diejenigen, die nichts von Chriſtus in dieſem Erdenleben vernahmen, ins Auge.

Iſt eine ewige Verdammniß derſelben ein in der That vollziehbarer Gedanke? So fern wir blos auf die Verdammten ſelbſt Rückſicht nehmen, ohne Bezug auf die Seligkeit der Glaubigen, ſo iſt doch vor Allem anzuerkennen, daß die Verdammniß nur ſo lange dauern kann, als die Sünde dauert; und nur ſo lange iſt auch die Strafe in Angemeſſenheit an die göttliche Gerechtigkeit. Sollte nun die Verdammniß gleichmäßig fortdauern? Allein ſchon für das Gefühl der Unſeligkeit wird vorausgeſetzt, theils daß die Fähigkeit für das Gefühl vorhanden ſey, theils daß die Seligkeit irgendwie im Bewußtſeyn nachgebildet werde, weil im Zuſtande abſoluter Verſtockung auch kein Gefühl der Unſeligkeit. Wie nun jene Nachbildung der Seligkeit in dem dieſer fähigen Gefühle bereits ein gewiſſes Gegengewicht gegen die Verdammniß bildet, ſo daß der Begriff abſoluter Verdammniß ſchon nicht mehr rein herauskommt: ſo hat die Nachbildung der Seligkeit ſelbſt im Bewußtſeyn diejenige beſſere Regung im Gewiſſen, ohne welche jene Nachbildung nicht möglich wäre, zur weiteren Vorausſetzung, d. h. nur ſofern der Gemüthszuſtand bereits im Uebergang zum Beſſerwerden begriffen iſt, findet auch die als ſolche gefühlte Verdammniß ſtatt. Iſt es aber ſo, ſo iſt eben damit auch die Verdammniß ſelbſt ſchon im Uebergang zu ihrer Ueberwindung begriffen. Dieß ſtellt ſich noch mehr ins Licht, wenn bedacht wird, daß die Qual der Verdammung doch vorzugsweiſe nur eine innere ſeyn, d. h. in Gewiſſensbiſſen beſtehen kann. Wo aber das Gewiſſen bis zu dieſer Peinigung deſſelben erwacht iſt, da iſt der Zuſtand der Verſtockung bereits überwunden; und die ſo durch ihr Gewiſſen Beunruhigten ſind bereits beſſer, als ſie in dem Zuſtande waren, für welchen ſie geſtraft werden. Wie nun in dem erwachten Gewiſſen bei aller Unluſt, die daſſelbe in ſich hat, doch auch eine Selbſtbilligung über das Erwachtſeyn des Gewiſſens, mithin ein der Unſeligkeit gegenübertretendes Luſtgefühl ſtattfindet: ſo iſt hinwiederum in der Regung des erwachten Gewiſſens auch bereits ſowohl ein Anknüpfungspunkt für die den Sünder ſuchende Gnade Gottes, als die Vorbereitung der aus innerer Selbſtbeſtimmung hervorgehenden Bekehrung.

Betrachten wir hierauf die Verdammniß in Bezug auf die ewige Seligkeit. Wenn die Verdammniß eine ewige, endloſe Höllenſtrafe wäre, ſo ließe ſich die ewige Seligkeit nicht als eine reine Seligkeit denken, d. h. ihr Begriff höbe ſich von ſelbſt auf. Denn wenn auch geſchieden von den Verdammten, würden die Seligen doch immer Kenntniß von der Unſeligkeit der Verdammten haben; dieſe aber könnte, trotz aller Einſicht in die göttliche Vollkommenheit, namentlich die Gerechtigkeit, wegen der Identität der menſchlichen Natur, vermöge welcher ſich Jeder auch in den der gleichen Natur theilhaftigen Brüdern ſeiner ſelbſt bewußt iſt, nicht ohne

Mitgefühl ſeyn; und zwar müßte das Mitgefühl durch den Gedanken der nie aufhörenden Strafe etwas beſonders Peinliches bekommen; und dieß um ſo mehr bei der Rückerinnerung an den eigenen noch unwiedergeborenen Zuſtand, und bei der damit verbundenen Ueberzeugung, daß der alte Menſch in der eigenen Perſon nur durch die Gnade überwunden wurde. Dagegen verliert das Mitgefühl ſeinen Stachel, ſobald es den Gedanken der dereinſtigen Verſöhnung auch der jetzt Verdammten zur Seite hat.

Läßt ſich ſomit die Verdammniß nicht wohl als eine niemals aufhörende betrachten, ſo iſt dagegen die dereinſtige Verſöhnung der Unglaubigen und im Unglauben Verdammten, — welche es alſo doch nur temporär ſind, — und die Einführung auch derjenigen Menſchen, welche in dieſem Erdenleben gar nichts von Chriſtus vernahmen, in ſein Reich der Seligkeit als etwas Nothwendiges zu begreifen, aus denſelben Gründen, aus welchen auch die Prädeſtinationslehre ſich conſequent nur als Theorie des abſoluten Univerſalismus, worin die einſeitigen Gegenſätze des abſoluten Partikularismus der calviniſch reformirten Lehre und des bedingten Univerſalismus der lutheriſchen Lehre aufgehoben ſind, durchführen läßt. Die Abſolutheit des göttlichen Willens, der zugleich ſchlechthin ein Wille der auf alle Menſchen ſich erſtreckenden heiligen Liebe Gottes iſt, — der Begriff der Schöpfung des Menſchengeſchlechts, welcher die vollſtändige Verwirklichung ihres Endzwecks in ſich ſchließt, weßwegen eben auch in der Schöpfung ſchon die Erlöſung mitgeſetzt iſt, — die ſchlechterdings nur als abſolute Kräftigkeit zu begreifende Wirkſamkeit des Erlöſers Chriſtus, ſo weit ſich erſtreckend, als ſein Alle umfaſſender Wille, — die ſiegende Macht der Gnade, die ſich um ſo viel ſtärker zeigt, als die Sünde, — der richtige Begriff des Böſen als des ſich in ſich ſelbſt Aufhebenden und Zerſtörenden, — alles dieſes begründet nothwendig die Ueberzeugung von einer dereinſtigen allgemeinen Verſöhnung der Menſchen mit Gott, und von ihrer ſeligen Vereinigung mit Gott. Nicht als müßte den Nichtwollenden mit phyſiſchem Zwang und mit Aufhebung ihrer Freiheit die Seligkeit aufgenöthigt werden. Die Seligkeit entſpricht vielmehr immer nur der Bekehrung, und die Bekehrung erfolgt nicht ohne die innere Selbſtbeſtimmung. Allein wie in der Wiedergeburt eines Jeden, der bereits im Glauben in die Gemeinſchaft des Erlöſers eingetreten iſt, die Gnade den Widerſtand des alten Menſchen überwand, und dem Willen die Richtung auf Gott gab, ſo daß er ſich nun aus ſich ſelbſt für Gott entſchied: ſo muß die Gnade zuletzt in Jedem, wenn er auch noch ſo lange unglaubig blieb, und noch ſo lange von Chriſtus abgewendet und der Verdammniß anheimgefallen, als die jeden Widerſtand, allerdings auf ſittliche Weiſe, überwindende Macht ſich bewähren: ſo daß ſich in Jedem zuletzt auch der Wille für die ſich ihm mittheilende Gnade empfänglich zeigt, und hiernach ſich thätig erweist. Aber da alle Begnadigung, alle Verſöhnung und Erlöſung nur in Chriſto erfolgt, vermöge der eigenthümlichen Dignität ſeiner Perſon und Wirkſamkeit, in ihrem Verhältniß zum geſammten Menſchengeſchlechte, ſo muß in dem jenſeitigen Zuſtande, der fü die auch nach dem Tode noch perſönlich Fortdauernden ſtattfindet, durch die göttliche Anordnung die Veranſtaltung getroffen ſeyn, um die hier noch nicht glaubig Gewordenen zum Glauben und in die Seligkeit, deren ſie nur als di Glaubigen theilhaftig ſeyn können, zu führen. Hierdurc ſind wir auf die Anerkennung des Zwiſchenzuſtande zwiſchen dem Tod und der Verwirklichung de ewigen Seligkeit geführt.

Dieſer Zwiſchenzuſtand muß in Bezug auf die noch nich zum Glauben gekommenen Menſchen zwar einerſeits als de Zuſtand der Unſeligkeit im Bewußtſeyn des Ausgeſchloſſenſeyns aus der Gemeinſchaft des Erlöſers, und ſofern al Strafe für diejenigen, denen ihr Gewiſſen ihre Verwerfun als die Selbſtverſchuldete zurechnet, begriffen werden; andererſeits jedoch eben ſo ſehr auch als Zuſtand der durch di göttliche Gnade den Sündern zugeführten Wirkſamkeit des Erlöſers, die ſich an ihnen, mittelſt des Troſtes der Vergebung für den Reumüthigen, zur Bewirkung des Glaubens und der Bekehrung, und ſomit für die Befähigung für die Aufnahme in das göttliche Reich und für die Seligkeit offenbart.

Aber auch für die im Glauben und in der Lebensgemeinſchaft mit Chriſtus Geſtorbenen iſt jener Zwiſchenzuſtand nicht ohne Bedeutung. Denn da in dieſem Leben bei keinem die Nachwirkungen der Sünde aufgehoben ſind, ſondern die Sünde immer nur im Verſchwinden begriffen iſt: ſo muß es auch für dieſe jenſeits einen Reinigungs- und Läuterungszuſtand geben, in welchem der Prozeß der Entſündigung ſich vollendet. Das Sündhafte im Menſchen nämlich muß abſolut aufgehoben werden; in dieſem Negativen iſt Vollendung Abſchluß; aber das Poſitive der Vollendung iſt, wie der Apoſtel ſagt, die Verklärung ins Bild Chriſti von einer Klarheit zur andern, ein unendlicher Verklärungsprozeß. Die Verklärung aber richtet ſich vom Geiſte aus auch auf den Leib, und ſo iſt ſie *Auferſtehung*.

Nachdem ſich uns ſchon ergeben hat, wie die Auferſtehung *nicht* gedacht werden könne, ſo iſt hier nachzuweiſen, wie ſie zu begreifen ſey, indem der Begriff ſich anſchließen muß an die über die Leiblichkeit in ihrem Verhältniſſe zum Geiſte angeſtellte Unterſuchung. Der Geiſt iſt nie ohne Leib, in keiner Periode des menſchlichen Daſeyns; Geiſt und Leib gehört zuſammen, unzertrennlich, als Innerliches und Aeußerliches eines und deſſelben menſchlichen Weſens. Aber die Beziehung zwiſchen Geiſt und Leib kann eine verſchiedene ſeyn in den verſchiedenen Perioden des Daſeyns. Und ſie iſt es. In dem gegenwärtigen Erdenleben überwiegt offenbar, wenn wir die Menſchheit nach der großen Maſſe der Menſchen ſchätzen, die Richtung des Lebens nach außen, und der Geiſt ſelbſt wird daher mehr nach außen, als nach innen, gezogen; eben darum muß in dieſem Zuſtande der Geiſt ſich mehr oder minder unterordnen der Leiblichkeit, und ſchmerzlich muß er ſo oft ſeine Abhängigkeit vom Leibe fühlen.

So iſt alſo der relative Gegenſatz nach der einen Seite hin hervorgetreten. Nothwendig muß er nun zunächſt hierauf, gemäß dem Geſetze aller Lebensentwicklung, nach der andern Seite hin hervortreten. Die Richtung des menſchlichen Weſens nach Innen muß jetzt die überwiegende werden; die Leiblichkeit mithin zurücktreten gegen das Wirken des Geiſtes in ſeiner innerlichen Thätigkeit: ſo daß auch die menſchliche Gemeinſchaft, wenn gleich nicht überhaupt unterbrochen, doch keineswegs diejenige Lebendigkeit hat, welche auf eine enſchiedenere Richtung nach außen ſich gründet. Dieß iſt die Eigenthümlichkeit des *Zwiſchenzuſtandes*, von welchem zuvor geredet worden.

Aber nicht in den Gegenſätzen kann die Entwicklung befangen bleiben, ſie ſchreitet nothwendig fort zur Ueberwindung der Gegenſätze; und in der vermittelten Einheit ſtellt ſich das höhere Leben her. Dieß geſchieht dadurch, daß Geiſt und Leib in das gleiche Verhältniß zu einander tritt; daß das Gleichgewicht in der Richtung nach innen und nach außen ſich herſtellt; der Leib zum freieſten Organ für den Geiſt wird, der Geiſt in ſeiner Vertiefung in ſich ſelbſt durch den Leib ſelber gefördert wird. Dieß wird verwirklicht in der jenen Zwiſchenzuſtand beendigten *Auferſtehung*. Die Auferſtehung iſt diejenige Verklärung des, vermöge der Nothwendigkeit der Leiblichkeit, mit dem Geiſte unzertrennlich vereinigten Leibes, welche, wenn das menſchliche Weſen, nachdem es ſich im zweiten Stadium der Entwicklung überwiegend verinnerlicht hatte, nun wieder zu ſeiner Richtung nach außen ſich zurückwendet, von dem in ſeiner Verinnerlichung verklärten Geiſte an den zu ihm gehörigen Leib ſich mittheilt, und den ſo verklärten Leib zu dem dem Geiſte vollkommen entſprechenden Organe macht. So iſt die Auferſtehung der Uebergang in die freieſte Thätigkeit des Menſchen nach innen ſowohl, als nach außen: aber weil nun eben auch die ganze lebendige Wirkſamkeit nach außen hergeſtellt iſt: ſo iſt die Auferſtehung der Uebergang in die vollkommenſte Gemeinſchaft der Menſchen untereinander. Iſt nun die Auferſtehung ſo zu begreifen, ſo kann ſie auch nur als der Uebergang in die zu ihrer Vollendung ſich geſtaltende ewige Seligkeit gedacht werden; und nur in wem, frei geworden von der Sünde und von der Unſeligkeit des Schuldgefühls, der geiſtige Verklärungsprozeß ſich verwirklicht, der wird auch der Auferſtehung theilhaftig. So lange den in der Sünde Beharrenden die Selbſtſucht innerlich verfinſtert: ſo lange dauert auch der auf die Züchtigung und auf die Beſſerung gerichtete Zwiſchenzuſtand; ſo lange erfolgt auch die Auferſtehung nicht.

Aber was iſt denn das Prinzip jener innerlichen Verklärung des menſchlichen Geiſtes, die ſich hierauf bei der Auferſtehung auch an den menſchlichen Leib mittheilt? es iſt der heil. Geiſt, der als der Geiſt Chriſti in der Einheit mit dem menſchlichen Geiſte, in welche er in der Wiedergeburt ſchon eingegangen, beſtimmend auf das menſchliche Leben wirkt, und durch Vermittlung der menſchlichen Selbſtthätigkeit den menſchlichen Geiſt durchläutert und verklärt, und hierauf vom Geiſte aus auch die Verklärung des Leibes bedingt: ſo daß der Auferſtehungsleib in Wahrheit ein σῶμα πνευματικόν, d. i. ein vom πνεῦμα durchdrungener Leib iſt.“ —

Obgleich ich in den Kreis des Magikons theologiſche Erörterungen nur ungern ziehe, finde ich mich doch oft dazu genöthiget; nur muß ich mich dann immer beſcheiden, ſelbſt ſtille ſeyn und hier im theologiſchen Fache Erfahrenere für mich ſprechen laſſen, was auch bei einem unten abgedruckten Aufſatze „über Geiſtererſcheinungen“, der dieſen Gegenſtand auch hauptſächlich vom theologiſchen Geſichtspunkte aus erfaßt, der Fall iſt.

K.

Taubſtummheit durch Magnetismus geheilt.

Hierüber befindet ſich eine Nachricht im Magikon II. Seite 88.

Daſelbſt iſt geſagt: daß der Baron Potet (Dupotet) die Pariſer Akademie aufgefordert habe, ſein Verfahren, Taubſtumme durch Magnetismus zu heilen, zu unterſuchen, daß dieſe dazu eine Commiſſion ernannt, auf deren Ausſpruch man ſehr begierig ſeye.

Das Morgenblatt vom 29. Juni 1841 gibt uns nun das Reſultat dieſer Unterſuchung in einem Aufſatze von dem thieriſchen Magnetismus in Frankreich.

Den Standpunkt, auf dem dieſe Akademie den Erſcheinungen des Magnetismus gegenüberſteht, bezeichnet der Verfaſſer jenes Aufſatzes ganz richtig, wenn er ſagt: die Akademien, als Vertreter der Wiſſenſchaft, halten ſich dort verpflichtet, etwas abzuweiſen, was die Kreiſe empiriſcher Naturforſchung ärgerlich verwirrt, was ihrem Schema organiſcher Nerventhätigkeit, namentlich ihren Begriffen von Gehirn- und Nervenverrichtung geradezu widerſpricht.

Das Unſinnige iſt dieſen Leuten gleich das Unſinnliche. Gegenwärtig werden wieder häufiger, als ſeit einiger Zeit, von den Akademien Commiſſionen ernannt, um, meiſt auf Verlangen des Magnetiſeurs, Somnambüle zu unterſuchen, um endlich einmal dahinterzukommen, was es denn eigentlich iſt, daß ſeit einem halben Jahrhundert, mitten in der hellſten Aufklärung, ſo viele reſpektable Leute zu Narren macht. Nach der Anſicht dieſer Herren ſcheint vorerſt Alles darauf anzukommen, ob die Somnambülen wirklich mit verbundenen Augen leſen können oder nicht, und bei jenen

Prüfungen handelt es ſich daher größtentheils davon, dieſes große Kunſtſtück zu conſtratiren.

(Man ſuche, was wir über dieſe Meinung in Frankreich und das Verfahren hiebei in unſrem Aufſatze: „Das Schauen Somnambüler mit der Herzgrube, in Hinſicht einer fehlgeſchlagenen, öffentlichen Probe zu Paris.“ Magikon I. S. 221. geſagt haben.)

„Es iſt komiſch, wie die Commiſſäre immer ganz ſo ängſtlich darauf aus ſind, bei den Somnambülen nichts zu finden, was der Rede werth wäre, als die alten Ketzerrichter es waren, die Hexen zum Geſtändniß zu bringen. Kurz, die Akademien haben eine gewaltige Scheu vor einem Ding, das, dem Romanticismus ähnlich, nur viel unheimlicher, die Harmonie des klaſſiſchen Wiſſens bedroht.“

Auf der andern Seite aber bemerkt der Verfaſſer dieſes Aufſatzes eben ſo richtig: daß während die franzöſiſche Wiſſenſchaft den Magnetismus von der Thüre jagt, er dort rohen Empirikern und Charlatans in die Hände fällt, und er zum Wahrſagen und Mediciniren mißhandelt wird. Am Ende ſeines Aufſatzes geht der Verfaſſer auf das Reſultat der Prüfung der Baron Duzotetſchen Entdeckung und Behauptung über und erzählt alſo:

„Ein bekannter Magnetiſeur, der Baron Duzotet, machte vor einigen Monaten der Akademie die Anzeige, er habe mittelſt magnetiſcher Behandlung taubſtummgeborene Kinder geheilt. Zur Bekräftigung dieſes Wunders ſtellte er ein Kind vor, dem er durch Manipulation Gehör und Sprache gegeben haben wollte. Dieß machte bedeutendes Aufſehen in der „Welt,“ und die Akademie ernannte eine Wunderprüfungscommiſſion, an deren Spitze der Phyſiolog Magendi, ein tüchtiger Realiſt, ſtand. Dieſer berichtete am verfloſſenen 14. Juni über das, was er in mehreren Monaten in dieſer Sache beobachtete. Vor Allem begnügte man ſich nicht mit dem vorgelegten Fall, bei dem der urſprüngliche Thatbeſtand nicht zu ermitteln war; die Commiſſion verlangte natürlich, daß die Heilverſuche an andern Taubſtummen widerholt würden und man übergab dem Magnetiſeur drei Kinder aus dem Pariſer Taubſtummenhauſe.

Die Behandlung wurde begonnen und die erforderliche Zeit fortgeſetzt.

Bei Prüfung des Erfolges ſagt Magendi (gewiß nur halb befriedigend) zeigte es ſich, daß die Kinder gerade um ſo viel mehr hörten und beſſer ſprachen, als man auch durch die gewöhnliche Methode zu Wege bringt, indem man den Keim des Gehörs und der Sprache, der niemals ganz fehlt, ſo wenig entwickelt er auch ſeyn mag, durch eigene Kunſtgriffe gymnaſtiſch anregt; das heißt, jene taubſtummen Kinder konnten, wie alle, die im oben erwähnten Sinne unterrichtet werden, gewiſſe Töne vernehmen, gewiſſe Töne ausſprechen.

Dieſes Ergebniß iſt lediglich kein Wunder, (warum ſpricht denn Hr. Magendi hier von Wunder? dieß Ergebniß auf magnetiſchem Wege wäre auch kein Wunder, wie die Erſcheinungen des Magnetismus ſo wenig Wunder [dieß Wort im eigentlichen Sinne genommen] ſind, als alle andere Naturerſcheinungen). Dieß Ereigniß iſt etwas längſt Bekanntes, durch zahlreiche Fälle belegtes, und es brauchte nicht als Erfolg einer neuen Methode ausgeſchrieen zu werden. Der Magnetismus, wenn er wirklich angewendet wird, iſt dabei um nichts wirkſamer, als die ſinnreiche Gymnaſtik der gewiſſenhaften Männer, welche ſich dem Unterricht dieſer Unglücklichen widmen? —

Dieß mag wohl ſeyn, der Bericht hat aber eine auffallende Lücke. Es iſt nicht geſagt, ob dieſes unbedeutende Reſultat dennoch nur durch magnetiſche Behandlung erzielt worden. Verhielt es ſich ſo, ſo wäre es wiſſenſchaftlich immerhin von Bedeutung, und die Akademie dürfte es wohl der Mühe werth halten, die Thatſache einzuregiſtriren. Wir ſind allerdings überzeugt, daß der Magnetiſeur ſich nicht geſcheut hat, auch die gewöhnlichen Erziehungsmittel zu Hülfe zu nehmen. (?) Aber warum hat die Commiſſion dieſen Punkt nicht in's Reine gebracht? Wäre es vielleicht geſchehen, weil ſie fürchtete, wenn ſie den Magnetiſeur ſtreng beobachtete, eine entſchiedene, wenn auch nicht bedeutende Wirkung des Magnetismus anerkennen zu müſſen? Aus Magendi's eigenen Worten geht hervor, daß die Kur nicht überwacht worden iſt; wie weit man Taubſtumme auf gewöhnlichem Wege bringen kann, das wußte er doch zum voraus; es handelte ſich davon, zu ermitteln, ob bei dieſem angeborenen Mangel der Magnetismus als ſolcher irgend etwas vermöge, und ſo wird ſchwerlich zu leugnen ſeyn, daß die Commiſſion, abſichtlich oder nicht, ihre Aufgabe ſehr ſchlecht gelöst hat.

Taubſtummheit eines ſich in magnetiſchem Zuſtand befundenen Knabens und deſſen Selbſtheilung.

H. H., geboren den 25. Mai 1829, war immer ein etwas zartes Kind, derſelbe wurde deßwegen nicht früh zum Lernen angehalten, und auch ſpäter um ſo weniger angeſtrengt, als eine Entwicklungskrankheit ſeines ältern Bruders dem frühen Anfang des Lernens und der Anſtrengung durch daſſelbe zugeſchrieben werden wollte.

Die Krankheit des Bruders dauerte — jedoch mit Unterbrechungen — nur 2 Jahre, und zwar im Alter von 9 bis 11 Jahren, und war ähnlicher Art, wie die hienach beſchriebene, nur zum Theil in andern Formen, doch endigte ſie auch mit einer Art ſomnambüliſchem Schlaf ohne Anwendung des Magnetiſirens; in dieſem Schlaf hat er das Flußbad als Mittel zur Geneſung bezeichnet, welches auch ſeine Geſundheit bald wieder herſtellte. Das Turnen ſtärkte dann ſpäter den Körper ſo, daß ſich in ſpäteren Jahren keine Spur mehr von der Krankheit zeigte und er bedeutende körperliche und geiſtige Anſtrengung ertragen konnte, und jetzt ein kräftiger, junger Mann iſt.

Hermann fuhr im Wachsthum bis in ſein achtes Jahr auf gewöhnliche Weiſe fort und machte die Kinderkrankheiten, ohne beſondere Zufälle, durch, in dieſem Alter aber, im Jahr 1837, ſteigerte ſich ſein Wachsthum zuſehends und auf Koſten ſeiner Geſundheit, er wurde daher mit ſeiner Mutter, welche wegen ihrer eigenen Geſundheit das Liebenzeller Bad gebrauchte, dahin genommen, wo er Morgens warme Milch trank, in der Woche einigemal badete, hauptſächlich aber ſich viel im Walde aufhielt.

Zuſehends wurde er geſtärkter, er badete nach ſeiner Rückkehr noch im Neckar und beſuchte ſeine Claſſe wieder.

Bis zum Auguſt 1838 blieb er wohl und beſuchte das Gymnaſium.

Leicht lernte er rechnen und ſchreiben, weniger gut konnte er auswendig lernen, und für Sprachen, namentlich das Lateiniſche, hatte er keinen Sinn, wie er überhaupt nie große Freude am Leſen hatte.

Seine Sprache war immer etwas ſtotternd, jedoch zuweilen mehr, zuweilen beinahe unmerklich und nur auffallend, wenn er in Eifer kam und etwas mit Lebhaftigkeit beſtreiten oder erklären wollte.

Im Monat Auguſt 1838 erkrankte er mit Leibſchmerzen und Diarrhoe, welche längere Zeit anhielt und wobei er ſehr geſchwächt wurde. Oefters blutete er aus der Naſe, und kleine Diätüberſchreitungen, ſo wie Erkältungen zogen leicht ein Erbrechen nach ſich, welches durch ſeine Hartnäckigkeit Beſorgniſſe erregen mußte. Der Arzt linderte zwar durch beruhigende Mittel, mußte aber erklären, das Meiſte der Zeit überlaſſen zu müſſen. — Es konnte nicht lange zweifelhaft ſeyn, daß es Entwicklungskrankheit ſey, und bald ſtellten ſich Krämpfe nnd Zittern der Glieder ein.

Er wurde zwar bald wieder hergeſtellt, daß er Haus-Unterricht nehmen und ſpäter auch die Claſſe beſuchen konnte, doch blieb er geſchwächt, und von Zeit zu Zeit zeigten ſich ſeine Nerven mehr gereizt und leidend. — Die Krämpfe ſetzten ſich oft auf einzelne Theile des Körpers, daß er tageweiſe nicht laufen, nicht reden, nicht hören und einigemal auch nicht ſehen konnte, indem er nicht im Stande war, die Augen zu öffnen. Später ſetzte ſich der Krampf ſo in dem Halſe feſt, daß er mehrere Stunden, oft beinahe einen Tag, nichts hinunterſchlucken konnte. Um die Sprache wieder frei zu machen, verlangte er mehrmals ſtarken Wein, für das Unvermögen im Schlucken Meerrettig ꝛc. und meiſtens trat darauf der gewünſchte Erfolg ein.

In den Krämpfen, wenn er ſich bäumte, drückte er ein rothgefärbtes, kriſtallenes Trinkglas auf den Magen, und er wurde beruhigt, doch nicht gleich anfangs, ſondern erſt, wenn das Bäumen eingetreten war und er das Glas dann verlangte.

Im Sommer 1839 wollte man ihm wieder zur Stärkung den Aufenthalt auf dem Schwarzwald verſchaffen, man wählte Wildbad, welches ſeiner Mutter das Jahr zuvor gute Dienſte gethan hatte, und welches ſie, da ſie den Sohn nicht allein laſſen wollte, zugleich benützte. Er ſelbſt badete nur einmal in dem kühlſten Bade, daſſelbe hatte aber keinen guten Einfluß, ſondern regte ihn zu ſehr auf.

Er hielt ſich dagegen viel im Freien, oft im Walde auf, und ſichtbar ſtärkte ihn dieſer Aufenthalt, ſo daß im Wildbad ſelbſt nur ſelten von obigen Zufällen noch einige eintraten und das Spätjahr gut vorbeiging, ſo daß er wieder lernen und die Claſſe beſuchen konnte.

Ende Decembers zeigten ſich wieder ſeine Anfälle, und im Januar 1840 wurden die Krämpfe ſo heftig, daß ſie ihn in die Höhe warfen. Wenn er ſie kommen fühlte, legte er ſich auf ein Kiſſen auf den Boden, der Körper bäumte ſich, daß für ſeinen Ruckgrad befürchtet wurde, auch ſchlegelte er zuweilen mit Händen und Füßen. Gegen das Verſtummen wurde er einigemal durch ein Blättchen Silber und Zink galvaniſirt, was auch den Erfolg hatte, daß er wieder redete.

Nachdem ein Knabe der Schweſter ſeiner Mutter von gleichem Alter, welcher gleichartige Leiden hatte, die ſich beſonders durch Schwäche in den Füßen äußerten, welche ihm öfters die Kraft ganz verſagten, das Bad in der Sulz und dem Neckar in Cannſtadt, ohne ſichtbaren Erfolg gebraucht hatte, nach einer ſympathetiſchen Cur — verbunden mit dem Gebrauch eines Pulvers des Afterarztes — geneſen war, wurden auch die Aeltern veranlaßt, denſelben Mann zu Rathe zu ziehen.

Die ſchriftliche Antwort des Mannes bewies, daß er den Zuſtand richtig aufgefaßt hatte, und aus Erfahrung an anderen kannte. Er ſandte ein kleines, ſtark riechendes Päckchen zum Umhängen und ein Kräuter-Pulver, mit der Verſicherung, daß ſolches aus ganz unſchädlichen, krampfſtillenden Kräutern beſtehe.

So wenig die Aeltern auf dergleichen Mittel hielten, glaubten ſie doch nach dem Vorgange bei dem andern Knaben, zu ihrer Beruhigung ſolches verſuchen zu ſollen.

Das Päckchen wurde am Neumond im Januar 1840 umgehängt, nach 4 Wochen vor Sonnenaufgang unter einen Holderbuſch vergraben und mit einem andern erſetzt, welches nach 4 Wochen wieder vergraben und erſetzt wurde. Das dritte Päckchen behielt er bis zum Neckarbad, wo er es dann abwarf und fortſchwimmen ließ. Das Pulver wurde täglich 3 Mal genommen.

Nach der Vorausſage des Gebers wurden bei jedem Umhängen die Krämpfe einige Tage wieder ſtärker, verminderten ſich aber dann ſchnell und hörten nach und nach auf, ſo daß bei dem dritten Umhängen ſie eigentlich ſchon vorher ganz aufgehört hatten.

Sichtbar hatte das Pulver eine beruhigende Wirkung im Allgemeinen auf den Körper. Das Baden im Neckar wurde ſo lange möglich fortgeſetzt, und der Knabe erſtarkte dabei, ſo daß er auch größere Fußtouren ohne Anſtrengung machen konnte, z. B. einmal nach Böblingen und Ende Auguſts nach Tübingen, von da nach Niedernau und zurück. Letztere Reiſe war ſchon längſt ſein Wunſch, und auf die unterwegs mehrmals wiederholte Frage, ob es ihm nicht ſauer geſchehe, und er nicht lieber fahren wolle, damit die Anſtrengung ſeine alten Leiden nicht wieder aufrege, erklärte er beſtimmt, das Laufen ſchade ihm nicht, und vor einem halben Jahr ſtellen ſich ſeine Krämpfe gewiß nicht wieder ein.

Den Sommer über hatte er des Tages eine bis zwei Stunden Privat-Unterricht, nach den Herbſtferien wollte er das Gymnaſium wieder beſuchen, und bereitete ſich eifrig dazu vor, indem er Declinationen und Conjugationen repetirte.

Vom Herbſt an beſuchte er das Gymnaſium in einer Claſſe, in welche er ſeinem Alter nach ſchon das Jahr zuvor hätte kommen ſollen; der Lehrer wurde von ſeinen Umſtänden unterrichtet und gebeten, beſondere Rückſicht darauf zu nehmen. Anfänglich fiel das Nachholen der Formen und Worte dem Knaben ſchwer, da die andern Knaben ſolche ſchon mehr inne hatten, bald aber ging es etwas beſſer, und er ambitionirte ſich, mit der Claſſe fortzukommen, weßwegen er oft gegen den Willen und ohne Wiſſen der Eltern noch ſpät in der Nacht und früh Morgens lernte. Auf dieſe Anſtrengung ſtellte ſich zuweilen Kopfweh ein, welches er anfänglich verhehlte, um nicht von der Claſſe abgehalten zu werden. Sobald bemerkt wurde, daß der Kopfſchmerz ſich wiederholte, wurde ein Theil der Stunden in der Claſſe ausgeſetzt, aber auch bei weniger Anſtrengung wurde er nach und nach ſtiller und weniger lebhaft, und Ende Februars, alſo nach der Zeit, welche er im Auguſt des vorigen Jahres als freibleibend angegeben hatte, ſtellten ſich alle früheren Zufälle, beſonders die Krämpfe, wieder ein, vorzüglich aber war der Hals ergriffen, indem er öfter und länger nicht ſchlucken und nicht reden konnte, auch mußte er im Anfange wegen anhaltenden Erbrechens und Fiebers das Bett hüten. Der Arzt verſuchte mehrere Mittel, wodurch er zwar ſo weit gebracht wurde, daß das Fieber wich, aber auf die andern Zuſtände wirkten ſie nicht, welches der Knabe auch erklärte. Am wohlthuendſten gegen die Anſtrengungen des Rückens war ihm das Einreiben deſſelben mit einem Oele. Auch das Umhängen des ſympathetiſchen Mittels und das frühere Pulver wirkten nichts.

Zu dem Paroxismus der Krämpfe geſellte ſich nun eine Art Schlaf, in dem er das umgehängte Päckchen abnahm und ſo weit möglich wegwarf. Im wachen Zuſtand verlangte er es wieder, ließ es aber dann auf den Rath oder vielmehr mit Zuſtimmung der Eltern weg, da er glaubte, dieſes Mittel, wie das Pulver, helfen nicht mehr. — Die Sprache und das Gehör verfiel am 5. März Abends und kam bis zu dem hienach beſchriebenen Momente (am 1. Juni) nicht wieder.

Nachdem er einigemal in einem halbwachen Zuſtand eine Hand von einer neben ihm ſitzenden Perſon auf ſeine Stirne gelegt und bedeutet hatte, daß ihm dieß wohl thue, nahm er die Hände ſeiner Mutter und führte ſolche mehrmals von der Stirne über die Arme herab bis zu ſeinen Fingerſpitzen. Der Arzt vermuthete, er wolle magnetiſirt werden, zeigte die Manipulation, und der Knabe bejahte freudig, dieß habe er gewollt, und ſomit wurde nach und nach das Magnetiſiren eingeleitet, welches ihn beruhigte. Er verfiel nun regelmäßig täglich vier- bis fünfmal in den magnetiſchen Schlaf, in welchem er von ſeiner Mutter geſtrichen werden mußte. Die Zeiten regelten ſich, und wenn zufällig die Mutter nicht parat war, kam er in einen Zuſtand der höchſten Spannung, ſo daß er nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte, im Schlaf fortzurennen, um ſie zu ſuchen. Bei einer Störung im Streichen ꝛc. mußte wieder auf's Neue angefangen werden, die Zahl der Striche bezeichnete er durch Aufhebung der Finger.

Um die Mutter zu ſchonen, ließ er ſich einen Tag von dem Vater ſtreichen, die Einwirkung war ihm aber zu ſtark und beſonders ſchadete, daß er die Zeiten des Schlafs nach der Anweſenheit des Vaters richten und verändern mußte. — Von einem Oheim, der einige Tage auf Beſuch war, nahm er das Streichen gerne an und fühlte ſich behaglich darauf. — Das ſchon früher öfters gebrauchte gefärbte Trinkglas nahm er im magnetiſchen Schlafe in die Hand, ſtellte es zwiſchen die Füße und ließ ſich darein Ringe der Mutter, ihre Armſpange und Uhren, zuweilen auch andere Kleinigkeiten von Metall geben, ſpielte mit denſelben, ließ eine Uhr repetiren, welches er denn zuweilen hörte, ſteckte die Ringe an ſeine Finger und erwachte dann. Oefters machte er eine Uhr auf und ſchrieb nachher, er habe an den Rädern geſehen, was geſchehen ſey oder geſchehen ſolle, doch nur in Beziehung auf ihn.

Als der Vater einen Brief erhielt, über deſſen Inhalt derſelbe mit der Mutter und den ältern Geſchwiſtern in einem andern Zimmer ſprach, und dann beantwortete, fragte er nach dem Namen des Schreibers und wußte den Inhalt des Briefs und der Antwort, nur den Namen des Schreibers habe er noch nicht in ſeinem Glas und der Uhr erſehen können.

In der Zeichenſprache war er ſehr erfinderiſch; wo dieſe nicht reichte, verkehrte er ſchriftlich, wozu er immer eine Schiefer- oder Schreibtafel bei der Hand hatte.

Von Zeit zu Zeit ſchloß er ſich ein, nahm ſein Glas, Uhren, Ringe und mehrere im Zimmer befindliche metallene Gegenſtände, z. B. Briefbeſchwerer, Leuchter, auch zwei chineſiſche Porzellainfiguren mit ſich, ſtellte ſie zuſammen auf einen Tiſch und ſchrieb nachher, er habe mit ſeinen Metallen eine Sitzung gehalten und ſich über ſeinen Zuſtand berathen; dabei ſchrieb er in ein kleines Heft auf, wie oft er ſchlafen und wie viele Striche er erhalten müſſe.

In einer Zeit, in welcher er die Augen nicht öffnen konnte, ließ er einigemal die Antworten auf ſeine Fragen, oder Fragen an ihn, auf ein Zettelchen ſchreiben, legte dieſes in ſein Glas, ſchüttete es wieder aus und hielt dann das Glas, ohne das Zettelchen, an das Ohr, worauf er durch Zeichen oder ſchriftlich antwortete, woraus hervorging, daß er wußte, was auf dem Zettel ſtand.

Im Monat April ſtarb ein entfernter Verwandter im Wohnorte, mit dem er übrigens wenig Verkehr hatte. Am Nachmittage des Todes war der Vater mit ihm in den Wald ſpazieren gegangen, nahm dann in einem Bierhauſe vor der Stadt eine Erfriſchung, im Nachhauſegehen lief der Sohn ſehr haſtig. Nachdem Beide zu Hauſe angekommen waren, wollte der Vater den Kranken beſuchen, fand ihn aber ſchon geſtorben; bei ſeiner Rückkehr traf er den Knaben ſehr ermattet und verdrießlich, ſo daß die Mutter für beſſer hielt, ihm die Nachricht noch nicht zu ſagen, nach einiger Zeit aber, als er fragte, ſchrieb man ſie ihm auf ſeine Tafel, worauf er die Zeit des Todes ½6 Uhr richtig beiſetzte, und noch beifügte, jetzt wiſſe er, warum es ihm im Heimwege ſo enge geworden, er habe geglaubt, er bekomme einen Schlag.

Er wollte den Todten ſehen, welches jedoch nicht für gut gehalten wurde, da derſelbe am Nervenfieber geſtorben war; bis nach deſſen Beerdigung trommelte er in ſeinem Schlaf mit den Fingern immer den gewöhnlichen militäriſchen Trauermarſch.

Im obern Stock des Hauſes wohnte ein junger Mann, der gut Klavier ſpielte. Einige Zeit hatte er großen Drang, zu dieſem in ſein Zimmer zu gehen, welches derſelbe auch erlaubte und ihm ſpielte, was er denn auch hörte. Der baldige Auszug dieſes Mitbewohners endigte dieſen Verkehr; das Klavierſpielen ſeiner Schweſtern hörte er nicht.

Schon im März bedeutete er durch Zeichen und ſchriftlich, daß in dem Walde von Renner's Bad in Liebenzell ein Plätzchen ſey, in welchem er einſchlafen und redend aufwachen würde; er habe dieſes Plätzchen im Schlaf ſchon geſehen. Theils weil es noch zu früh an der Zeit war, theils weil man der Sache keinen Glauben ſchenkte, und auf dieſe ſeine Meinung hin die Mutter mit ihm nicht dahin gehen wollte, wurde ihm die Sache ausgeredet.

Auch der Arzt glaubte, das Bad in Liebenzell werde ihm nichts taugen, und der bloſe Aufenthalt wenig helfen. Der Knabe brachte es auch nicht mehr in Anregung; er blieb ſtumm und taub, auch verſagte ihm einigemal die Kraft zum Schlucken, einmal bis zu 36 Stunden lang, wo dann der Arzt gerufen wurde und wieder einige Mittel verſuchte; auch wurde er wieder galvaniſirt, doch ohne Erfolg, wie er voraus angab, mit der Bemerkung, er laſſe es geſchehen, um nicht gegen die Schmerzen feig zu erſcheinen.

Während des Frühjahrs hielt er ſich viel in einem Garten außerhalb der Stadt auf, hackte, begoß ſein Ländchen und trieb ſich ſonſt herum, machte auch größere Spaziergänge und erſtarkte körperlich, aber Sprache und Gehör blieben aus, ſo daß die Eltern und zuweilen er ſelbſt befürchtete, dieſer Zuſtand könnte bleiben.

Als nun die Zeit der Bäder näher gekommen war, wurde er gefragt, ob er denn glaube, daß ihm in Liebenzell geholfen würde, worauf er erwiederte, er glaube es, habe es aber nicht mehr in Anregung gebracht, weil die Mutter nicht gerne gehe. Sehr entzückt wurde er durch die Mittheilung des Entſchluſſes, daß er dahin kommen ſolle, und als die Zeit beſtimmt war, zählte er die Tage. Vor der letzten Woche verlangte er Moos-Chokolate zum Frühſtück, wie er auch früher längere Zeit gefrühſtückt hatte; er gab an, dieſes müſſe die Sache vorbereiten und fördern, damit er noch rede, ehe der Vater, welcher ihn und die Mutter zu begleiten verſprach, wieder von dort abgehe.

Indeſſen badete er bei dem warmen Wetter im Mai mehrere Mal in der Sulz in Cannſtadt, worauf er Tage lang wieder etwas hörte, einmal einen Tag lang recht brav. Wenn die Mutter nicht mit nach Cannſtadt konnte, und er über die Zeit eines Schlafs ausblieb, mußte ſolche ſeinem Spazierſtöckchen die gewohnte Zahl Striche geben, mit welchem dann, wenn der Schlaf zur Zeit eintraf, eine Schweſter ihn beſtreichen mußte.

Die Beſſerung des Gehörs, glaubte er, werde nicht von Beſtand ſeyn, und nur in Liebenzell werde er auch die Sprache und das Gehör wieder und ganz erhalten. In den letzten Tage vor der Abreiſe zählte er die Stunden, wenn er wieder werde reden können, und beſtimmte den Tag nach ſeiner Ankunft in Liebenzell Morgens ½7 Uhr als die Zeit des Eintritts der Sprache.

Am Pfingſtmontag den 31. Mai begleitete der Vater Mutter und Sohn dahin. Mit größtem Entzücken begrüßte der letztere von Hirſau an das Thal, und bald nach der Ankunft im Bad beſuchte er den Wald. Vor dem Einſchlafen beſtellte er, ihn doch ja den andern Morgen um 5 Uhr zu wecken, dieß ſey ſehr wichtig. Um dieſe Stunde ſtand er raſch auf, zog ſich an, nahm ſein rothes Glas mit ſich und ging in den nahen Wald hinter dem Bade. Dem Vater, der ihm folgte, bedeutete er, einen andern Weg zu gehen und ihn allein zu laſſen. Nach kurzer Zeit kam er auf den Platz zurück, wo er den Vater verlaſſen hatte, winkte demſelben, mit ihm in das Haus zurückzugehen, wo er dann die Mutter nach 6 Uhr bat, auch mitzugehen. Er führte nun die Eltern auf eine Bank im Wald, wo er die von ihm ſchon zu Hauſe vorher beſtimmte Zeit ½ 7 Uhr erwartete, und als dieſe nahte, die Mutter an ein Plätzchen zwiſchen einigen am Saume des Waldes in einer Gruppe ſtehenden Tannen führte, wo er ſich hinlegte und ſeinen magnetiſchen Schlaf — wie gewöhnlich — machte, und aus demſelben mit der Anrede erwachte, „guten Morgen, wo bin ich?“ Nachdem er ſich erinnerte, daß er den Tag zuvor nach Liebenzell gefahren ſey, ſagte er, er meine aus einem langen Schlaf erwacht zu ſeyn, fragte, ob es ihm geträumt habe, oder ob es wahr ſey, daß jener Verwandte geſtorben. Einzelner Begebenheiten konnte er ſich nicht mehr, anderer nur dunkel, jedoch nach und nach wieder deutlicher, erinnern. Mehrmals dankte er ſeinen Eltern innigſt gerührt, daß ſie ihn nach Liebenzell gebracht und ihm dadurch Sprache und Gehör wieder verſchafft haben, er fühle ſich nun ſo leicht und glücklich; das Plätzchen habe er ſchon am Abend nach der Ankunft in Liebenzell gleich erkannt, Morgens aber noch ſein Glas mitgenommen, um durch dieſes zu erfahren, daß es das rechte ſey. Er erklärte die Hoffnung, daß dieſer Zuſtand nun nicht mehr in dem Maaße wiederkehren werde, doch glaubte er, es könnte ſolcher in Stuttgart wieder eintreten, dann aber auf die Bäder in der Sulz und im Neckar ſich wieder heben.

Die Nachricht von dieſem Ereigniſſe intereſſirte natürlich alle Bekannte ſehr, welches ihm auch geſchrieben wurde, worauf er aber antwortete, man ſolle es nicht ſo detaillirt erzählen, ſonſt wirke es nachtheilig auf ihn und es könnte ſein Zuſtand wieder eintreten.

Die magnetiſchen Schläfe dauern nach ſeinen frühern Berechnungen fort, mit den beſtimmten Tagen treten ſie weniger ein, der letzte Termin aber iſt noch nicht vorüber.

Er blieb 14 Tage mit der Mutter in Liebenzell, dann holte ſie der Vater ab und machte mit ihnen eine Tour von 5 Tagen über den Schwarzwald, wobei er ſich immer wohl befand.

In Liebenzell badete er einmal warm, welches ihm aber nicht zuſagte; den Morgen darauf war er eine kurze Zeit wieder ſtumm und lahm. Er hielt ſich meiſtens im Wald auf, ebnete das Plätzchen zwiſchen den Bäumen, wo er erwacht war, durch Abgrabung und Anlegung von Steinen, und machte mit Hülfe eines Hausgenoſſen einen Sitz darauf.

In Stuttgart blieb er hierauf 8 Tage, während welcher es warm wurde, nachdem die Witterung in Liebenzell und auf der Reiſe viel regneriſch und kühl geweſen war. Sichtbar wurde er durch die Wärme und die Luft in Stuttgart abgeſpannt, und die Mutter beeilte ſich, mit ihm nach Cannſtadt zu kommen, wo er nun abwechslungsweiſe in der Sulz und dem Neckar badet, ſo oft es bei der wieder eingetretenen regneriſchen — oft kühlen — Witterung nur möglich iſt.

Beſonders intereſſirte den Knaben ſeit ſeines Zuſtandes der geſtirnte Himmel, den er oft betrachtet und einzelne Sterne mit beſonderem Intereſſe verfolgt; den Mond nennt er ſeinen beſondern Freund, und es ſchien, daß der Wechſel deſſelben Einfluß auf ihn habe.

Sorgfältig wurde jede Steigerung vermieden, und er deßhalb im Schlaf nie um etwas gefragt, was nicht unmittelbar ſeinen Zuſtand betraf. Einem Verwandten, welcher an einem Schlag erkrankte, und der ihn wachend gefragt hatte, ob er ihm nicht auch ein Mittel wiſſe, da er für ſich eines gewußt habe, antwortete er, durch ſein Glas und ſeine Metalle erfahre er nur, was ſeinen eigenen Zuſtand betreffe, nichts für Andere.

Im Monat Juli 1841.

H.

Paskal's dämoniſch-magnetiſches Leiden.

In dem Leben Paskal's von H. Reuchlin wird erzählt, wie Paskal in ſeiner Kindheit an einem Uebel litt, das ſich offenbar ganz als ein dämoniſch-magnetiſches Leiden herausſtellt. Dort berichtet (S. 3) Margaretha Perier, die Nichte Paskal's, alſo:

„Als mein Oheim ein Jahr alt war, begegnete ihm etwas Außerordentliches.

Meine Großmutter war bei aller ihrer Jugend ſehr fromm und mildthätig, ſie hatte eine große Zahl armer Familien, welchen ſie monatlich eine kleine Summe gab. Unter den armen Weibern, welchen ſie alſo das Almoſen reichte, war auch eine, welche man für eine Here hielt; alle Welt ſagte es ihr nach. Meine Großmutter aber, welche viel Verſtand hatte, und nicht zu dieſen Leichtgläubigen gehörte, lachte über die Warnungen und gab ihr immer das Almoſen. Zu dieſer Zeit nun geſchah es, daß der kleine Pascal in eine Auszehrung verfiel, welche man in Paris tomber en chartre nennt; ſie war aber auch von zwei ungewöhnlichen Umſtänden begleitet; für's Erſte konnte er kein Waſſer ſehen, ohne daß er in große Aufregung gerieth; das Zweite war aber noch viel erſtaunlicher, denn er konnte es nicht ausſtehen, ſeinen Vater und Mutter nahe beiſammen zu ſehen. Er ließ ſich von Jedem von Beiden beſonders mit Verguügen liebkoſen, ſobald ſie ſich ihm aber vereint nahten, ſchrie er und ſträubte er ſich mit der äußerſten Gewalt. Das alles dauerte über ein Jahr, während deſſen das Uebel zunahm, und er verfiel in eine ſo verzweifelte Lage, daß man ihn dem Tode ganz nahe glaubte. Jedermann ſagte meinen Großeltern, es

ſeye dieß zuverläßig ein Zauber, welchen dieſe Hexe de
Kinde angethan (sort qu'elle avait jeté). Beide ſpotteten d
rüber und betrachteten dieſe Reden als Einbildungen, welc
man ſich macht, wenn man außerordentliche Dinge ſieht; dah
nahmen ſie auch keine Vorſichtsmaßregeln, ſondern ließen de
Weibe freien Zutritt in das Haus, ihr Almoſen zu empfange
Endlich hieß mein Großvater, ärgerlich über Alles das, wa
man ihm davon ſagte, eines Tags dieſes Weib in ſei
Kabinet eintreten; er glaubte, die Art, wie er mit ihr redete
würde ihm Gelegenheit geben, all' dieſes Geſchwätz zu
Schweigen zu bringen; er aber war ſehr erſtaunt, als ſ
ihm gleich auf ſeine erſten Worte nur ganz beſcheiden antwor
tete, dem ſey nicht alſo, und man ſage es ihr nur aus Nei
nach, der Almoſen wegen, die ſie empfange. Er wollte ih
nun bange machen, ſtellte ſich verſichert, daß ſie ſein Kin
behext, und drohte ihr mit dem Galgen, wenn ſie ihm nich
die Wahrheit geſtehe. Dieß erſchreckte ſie ſehr; ſie warf ſic
vor ihm auf die Kniee nieder und betheuerte ihm, ſie woll
Alles ſagen, wenn er verſpreche, ihr das Leben zu retten.

Mein Großvater dadurch ſehr überraſcht, fragte ſie, wa
ſie gemacht und was ſie dazu bewogen? So ſagte ſie ihn
nun, daß ſie ihn einmal gebeten, einen Prozeß für ſie z
führen, er aber habe es ihr verweigert, weil er glaubte, ſi
habe das Recht nicht für ſich; um ſich dafür zu rächen, hab
ſie ſein Kind behext, weil ſie geſehen, daß er es ſo ſehr liebe
es thue ihr leid, ihm es zu ſagen, der Zauber ſey aber zum
Tode. Mein Großvater rief: wie, mein Sohn muß alſ
ſterben? — Es gibt noch ein Mittel, erwiederte ſie, es mu
Jemand für ihn ſterben, auf den man den Zauber übertrüge
Da mein Großvater aber ſagte, er wolle lieber, daß ſein
Sohn, als daß Jemand für ihn ſterbe, erwiederte ſie, man
könne den Zauber auch auf ein Thier übertragen. Mein Groß-
vater bot ihr ein Pferd an; ſie ſagte aber, man brauche
keine ſo große Koſten zu machen, eine Katze genüge ihr. Sie
warf alſo die Katze zum Fenſter hinaus, und ob dieſe gleich

nur ſechs Fuß hoch fiel, ſtarb ſie doch. Das Weib verlangte noch eine Katze, welche mein Großvater ihr auch geben ließ.

Die große Liebe zu ſeinem Kinde ließ ihn vergeſſen, daß man, um den Zauber überzutragen, den Teufel von neuem anrufen müſſe. Dieſer Gedanke kam ihm erſt lange nachher, und er bereuete, dazu Veranlaſſung gegeben zu haben.

Die Alte machte nun Morgens einen Umſchlag auf den Unterleib des Knaben aus dreierlei Kräutern, die ein noch nicht ſiebenjähriges Kind ihr geſammelt. Als mein Großvater um Mittag aus dem Juſtizpalaſte nach Hauſe kam, fand er das ganze Haus und ſeine Frau in Thränen, man ſagte ihm, das Kind ſeye todt; ſo lag es denn auch in der Wiege. Er begegnet die Alte auf der Treppe und gibt ihr eine Ohrſeige, daß ſie über die Stufe hinunterfiel. Sie erhob ſich aber wieder und ſagte, ſie habe den Morgen vergeſſen, vorauszuſagen, daß das Kind bis Mitternacht todt ſcheinen würde, dann werde es aber wieder zu ſich kommen. Ob es nun gleich alle Kennzeichen des Todes hatte, befahl er, man ſolle es gehen laſſen, man ſpottete aber über ſeine Leichtgläubigkeit, da er ſonſt nicht die Gewohnheit hatte, dieſen Leuten zu glauben.

So blieben denn meine Großeltern immer bei dem Kinde, da ſie ſich auf Niemand ſonſt verließen; ſie hörten eine Stunde nach der anderen ſchlagen, endlich auch Mitternacht, ohne daß das Kind ein Lebenszeichen gegeben. Endlich zwiſchen Mitternacht und Einuhr, doch war es näher bei Ein, fing das Kind an zu gähnen. Mit Erſtaunen nahm man es auf und erwärmte es; man gab ihm Wein und Zucker, die es verſchluckte; drauf nahm es die Bruſt der Amme, doch ohne ein Zeichen von Bewußtſeyn zu geben, ohne die Augen zu öffnen. Dies währte bis ſechs Uhr des Morgens; da es nun aber ſeinen Vater und Mutter beiſammen ſah, fing es an nach ſeiner Gewohnheit zu ſchreien. Daraus ſah man, daß es noch nicht ganz geheilt worden, war aber doch darüber getröſtet, daß es nicht todt war. Etwa ſechs oder ſieben Tage nachher fing es an den Anblick des Waſſers zu ertragen; als mein Großvater eines Tags von der groſſen Meſſe zurück kam, fand er es, wie es in den Armen ſeiner Mutter ſpielte, indem es Waſſer aus einem Glas in's andere goß. Er wollte ſich nähern, aber das Kind konnte ihn noch nicht ausſtehen; dieß geſchah erſt nach einigen Tagen, und nach drei Wochen war es völlig geheilt und bekam wieder ſeine frühere geſunde Fülle."

Herr Profeſſor Dr. Weiße über Geiſtererſcheinungen.

In Herrn Proſ. Dr. Weiße's Werk: „Die evangeliſche Geſchichte kritiſch und philoſophiſch bearbeitet,“ findet ſich in dem 7. Buche, das die Auferſtehung und die Himmelfahrt Chriſti abhandelt, bei Gelegenheit der Würdigung der Erſcheinung Chriſti nach ſeinem Tode, Nachſtehendes über Geiſtererſcheinungen überhaupt geſchrieben, was wir auch zur Vertheidigung deſſen, was wir als Naturwahrheit gefunden zu haben glauben, und zum vorzüglichſten Gegenſtand dieſer Blätter machten, dem Leſer hier mittheilen.

„Es kann nicht fehlen, daß nicht in dieſem Zuſammenhange die Frage nach der Möglichkeit eines Erſcheinens abgeſchiedener Geiſter überhaupt in Anregung gebracht, und an die im natürlichen Glauben aller Völker, der roheſten wie der gebildetſten, ſo allgemein verbreiteten und tief wurzelnden von der Aufklärung unſeres Zeitalters aber mit ſo entſchiedener Abneigung zurückgeſtoßenen und verworfenen Vorſtellungen über dieſen Gegenſtand erinnert werden wird. Freilich kann man jenen Glauben nicht einen rationalen Anknüpfungspunkt für den Wunderglauben an die Erſcheinung des Auferſtandenen in gleichem Sinne nennen, wie für die Wunderthaten des lebenden Chriſtus die Thatſachen des animaliſchen Magnetismus ſolchen Anknüpfungspunkt abgeben; eben darum nicht, weil der Inhalt dieſes Glaubens ein von der Wiſſenſchaft zur Zeit noch keineswegs anerkannter oder zugeſtandener iſt. Es wird hier vielmehr der umgekehrte Fall eintreten, daß, wer aus ſittlich-religiöſen Gründen ſich, nachdem er die Unhaltbarkeit des Auferſtehungsglaubens in ſeiner bisherigen ſupernaturaliſtiſchen Geſtalt eingeſehen hat, dennoch zu dieſem Glauben in der gereinigten Geſtalt, welche wir hier anzudeuten verſucht haben, zu bekennen fortfährt, ein ſolcher ſich durch denſelben Begriffszuſammenhang, der ihn zu dieſer gereinigten Geſtalt ſeines Bekenntniſſes hinüberführte, aufgefordert finden wird, die Continuität dieſes Wunderglaubens mit ſeiner übrigen Weltanſchauung wo möglich durch das allgemeine Anerkenntniß der Möglichkeit einer Einwirkung abgeſchiedener Geiſter auf lebende Menſchen feſtzuhalten. Finden wir doch in den evangeliſchen Nachrichten ſelbſt unmittelbar an die Erſcheinung des Auferſtandenen die Sage geknüpft, daß zu der nämlichen Zeit auch andere abgeſchiedene Geiſter heiliger Männer der Vorzeit den Bewohnern Jeruſalems erſchienen ſeyen. * Unverkennbar deutet dieſe Sage auf einen factiſchen Zuſammenhang des urchriſtlichen Auferſtehungsglaubens mit jenem volksthümlichen Geiſterglauben; welcher Zuſammenhang überdieß auch in einer ſchon oben von uns angeführten Stelle der Apoſtelgeſchichte mit klaren Worten ausgeſprochen wird.

Es iſt nicht unſere Abſicht, hier in der That für jenen Geiſterglauben das Wort zu nehmen. Nur daran glauben wir uns, im Intereſſe des Glaubens an die Wahrheit der Auferſtehungsthatſache, allerdings verpflichtet, zu erinnern, daß bei einem beträchtlichen Theile unſerer Zeitgenoſſen die

---

* Matth. 27, 52 f. Auch in dieſer Stelle hat man, ſtatt der ſo naheliegenden und natürlichen Deutung auf Geiſtererſcheinungen, ein unerhörtes Mirakel erblicken wollen, weil der Evangeliſt zugleich von einem Erdbeben und von Eröffnung der Gräber ſpricht. Gerade ſie aber iſt, wenn wir in ihr, wie es das Natürlichſte iſt, die Geiſtererſcheinung für das Urſprüngliche, für ihren weſentlichen Inhalt nehmen, während das Uebrige nur der Darſtellung angehört, recht geeignet, zu zeigen, wie ſich für die Phantaſie an das Bild ſolcher Erſcheinungen unwillkührlich der Gedanke und das Bild eines Aufſtörens der Gräber knüpfte (Aehnliches können wir auch in den Geiſterſagen anderer Zeiten und Völker beobachten), und dadurch ein Licht auf die Entſtehung der Sage vom Leerfinden des Grabes, in das Jeſus gelegt worden war, zu werfen.

hartnäckige Läugnung auch nur der Denkbarkeit oder Möglichkeit ſolcher Erſcheinungen, während ſie doch manches Thatſächliche zugeſtehen, was für die Erklärung derſelben gar wohl ein Baſis abgeben könnte, bereits eben ſo ſehr zu einem an Aberglauben anſtreifenden Vorurtheil geworden iſt, wie ſolches in frühern Zeiten vielleicht der Glaube an ſolche Erſcheinungen war. Es ſei erlaubt, hier eine Aeußerung Leſſings in Erinnerung zu bringen, die auf unſere Zeit noch ganz dieſelbe Anwendung leidet, wie auf jene, in welcher ſie geſchrieben ward (Hamb. Dramaturgie: Werke, Bd. 24, S. 84 f.): „Wir glauben keine Geſpenſter mehr? wer ſagt das? oder vielmehr was heißt das? Heißt es ſo viel: wir ſind endlich in unſern Einſichten ſo weit gekommen, daß wir die Unmöglichkeit davon erweiſen können; gewiſſe unumſtößliche Wahrheiten, die mit dem Glauben an Geſpenſter in Widerſpruch ſtehen, ſind ſo allgemein bekannt geworden, ſind auch dem gemeinen Manne immer und beſtändig ſo gegenwärtig, daß ihm alles, was damit ſtreitet, nothwendig lächerlich und abgeſchmackt vorkommen muß? das kann es nicht heißen. Wir glauben keine Geſpenſter, kann alſo nur ſo viel heißen: in dieſer Sache, *über die ſich faſt eben ſo viel dafür als dawider ſagen läßt, die nicht entſchieden iſt und nicht entſchieden werden kann*, hat die gegenwärtig herrſchende Art zu denken den Gründen dawider das Uebergewicht gegeben; einige Wenige haben dieſe Art zu denken, und Viele wollen ſie zu haben ſcheinen; dieſe machen das Geſchrei und geben den Ton.“ In ſehr „ähnlichem Sinne, wie hier Leſſing, hat ſich (in einem etwas humoriſtiſchen Tone, der aber über den zu Grund liegenden Ernſt keineswegs einen Zweifel veranlaſſen kann) über den Glauben an Geiſtererſcheinungen auch Kant ausgeſprochen in der an tiefſinnigen, wahrhaft ſpeculativen Gedanken ſo reichen Abhandlung: „Träume eines Geiſterſehers, erläutert durch Träume der Metaphyſik.“ Ich ziehe aus derſelben folgende Stellen aus, als beſonders geeignet, in diejenige Vorſtellungsweiſe einzuführen,

welche in einer Beurtheilung der von uns beſprochenen hiſtor
ſchen Erſcheinungen am liebſten zu Grunde legen möch
(Kant's kleine Schriften. Königsberg und Leipzig. 1797, B
2, S. 420 ff.): „Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß geiſti
Empfindungen in das Bewußtſeyn übergehen können, wen
ſie Phantaſieen erregen, die mit ihnen verwandt ſind. Au
dieſe Art würden Ideen, die durch einen geiſtigen Einflu
mitgetheilt ſind, ſich in die Zeichen derjenigen Sprache ein
kleiden, die der Menſch ſonſt im Gebrauch hat, die empfun
dene Gegenwart eines Geiſtes in das Bild einer menſch
lichen Figur, Ordnung und Schönheit der immaterielle
Welt in Phantaſieen, die unſere Sinne ſonſt im Leben ver
gnügen u. ſ. w. Dieſe Art von Erſcheinungen kann gleich
wohl nicht etwas gemeines und gewöhnliches ſeyn, ſondern
ſich nur bei Perſonen ereignen, deren Organe eine ungewöhn
lich große Reizbarkeit haben, die Bilder der Phantaſie, dem innern Zuſtande der Seele gemäß, durch harmoniſche Bewegung mehr zu verſtärken, als gewöhnlicher Weiſe bei geſunden Menſchen geſchieht und auch geſchehen ſoll. Solche ſeltſame Perſonen würden in gewiſſen Augenblicken mit der Apparenz mancher Gegenſtände als außer ihnen angefochten ſein, welche ſie für eine Gegenwart von geiſtigen Naturen halten würden, die auf ihre körperliche Sinne fiele, obgleich hierbei nur ein Blendwerk der Einbildung vorgeht, doch ſo, daß die Urſache davon ein wahrhaft geiſtiger Einfluß iſt, der nicht unmittelbar empfunden werden kann, ſondern ſich nur durch verwandte Bilder der Phantaſie, welche den Schein der Empfindungen annehmen, zum Bewußtſeyn offenbart.

Die Erziehungsbegriffe, oder auch mancher ſonſt eingeſchlichene Wahn würde hierbei ihre Rolle ſpielen, wo Verblendung mit Wahrheit untermengt wird, und eine wirkliche geiſtige Empfindung zwar zum Grunde liegt, die doch in Schattenbilder der ſinnlichen Dinge umgeſchaffen worden.“ — „Abgeſchiedene Seelen und reine Geiſter können zwar niemals unſern äußern Sinnen gegenwärtig ſeyn, noch ſonſt mit der Materie in Gemeinſchaft ſtehen, aber wohl auf den Geiſt des Menſchen, der mit ihnen zu einer großen Republik gehört, wirken, ſo, daß die Vorſtellungen, die ſie in ihm erwecken, ſich nach dem Geſetz ſeiner Phantaſie in verwandte Bildern einkleiden und die Apparenz der ihnen gemäßen Gegenſtände als außer ihm erregen. Dieſe Täuſchung kann einen jeden Sinn betreffen, und ſo ſehr dieſelbe auch mit ungereimten Hirngeſpinnſten untermengt wäre, ſo dürfte man ſich dies nicht abhalten laſſen, hierunter geiſtige Einflüſſe zu vermuthen."

Es mag ſeyn, daß an der heftigen Abneigung unſeres Zeitalters gegen das Zugeſtändniß der Möglichkeit von Geiſtererſcheinungen den weſentlichſten Antheil der Mißbrauch hat, den man häufig mit dem Glauben an ſie hat treiben ſehen. Indeſſen wird man ſich nicht weigern, zuzugeben, daß theoretiſch betrachtet, dieſer Mißbrauch und Aberglauben, und wäre er ein noch weit ſchlimmerer, als er in dieſem Falle wirklich iſt, noch lange keinen vollgültigen Beweis gegen die Wahrheit der Sache abgibt. Theoretiſch betrachtet, bekennen wir, was namentlich Diejenigen betrifft, welche die Wahrheit und Wirklichkeit der magnetiſchen Erſcheinungen in dem Umfange anerkennen, wie es in der That viele jener Läugner thun, was überhaupt die Anhänger einer ſpeculativen, geiſtigen oder dynamiſchen Naturanſicht betrifft (denn freilich die mechaniſchen und antomiſtiſchen Phyſiker brauchen um ſolche Gründe nicht verlegen zu ſeyn), — bei der Achtung insbeſondere, welche eben dieſe Denkweiſe den Thatſachen des Völkerglaubens in allen andern Beziehungen zu zollen ſo geneigt iſt, — um einen wirklich klaren und entſcheidenden Grund jener Abneigung entdecken zu können, als nur — (wie umgekehrt Kant behauptete, daß die Neigung zum Glauben an Geiſtererſcheinungen hauptſächlich durch den Wunſch, unſere Fortdauer nach dem Tode durch ſie beſtätigt zu ſehen, veranlaßt werde) — den Unglauben an perſönliche Fortdauer nach dem Tode überhaupt, welche freilich bei nicht Wenigen die geheime Triebfeder ihrer Gegnerſchaft gegen den Glauben an Geiſtererſcheinungen ſeyn mag. In dieſem Sinne könnte es gar ſo entfernt nicht zu liegen ſcheinen, in vollem Ernſt noch jetzt wieder auf das Raiſonnement des Apoſtels Paulus im erſten Korintherbriefe zurückzukommen, und die Anerkennung oder Nichtanerkennung der Realität jener Erſcheinungen des Auferſtandenen als nothwendigerweiſe zugleich ſtehend oder fallend mit dem Glauben an perſönliche Unſterblichkeit auszuſprechen. Nicht als ob die Wahrheit dieſes Glaubens durch jene vermeintliche Thatſache, die, wie geſagt, eine Thatſache im äußerlich geſchichtlichen, oder gar im juriſtiſchen Sinne gar nicht iſt, bewieſen werden könnte, ſondern in ſofern (was allein auch der urkundliche Sinn des Apoſtels iſt) nur unter Vorausſetzung perſönlicher Fortdauer der abgeſchiedenen Seelen überhaupt eine reale Gegenwart des perſönlichen Chriſtus in jenen Erſcheinungen anerkannt werden kann, während umgekehrt, bei der Annahme einer Täuſchung in Bezug auf dieſe Erſcheinungen, die Furcht entſtehen würde, daß dieſelbe Täuſchung ſich über den geſammten Unſterblichkeits- und Auferſtehungsglauben der Apoſtel erſtreckt haben könne. Jedenfalls gibt uns, wie ſchon oben gezeigt, der Apoſtel in dieſem Raiſonnement die Anleitung, die Auferſtehungsthatſache nicht als bloße Ausnahme von dem Geſetz alles andern Geſchehens, ſondern als inbegriffen unter einem ſolchen Geſetz zu betrachten. Dies iſt unſtreitig ein Umſtand, durch welchen die Bekenner des apoſtoliſchen Chriſtenthums ſchon um der Autorität des Apoſtels willen ſich zur Vorſicht in der Verwerfung der Möglichkeit ſolcher Thatſachen aufgefordert finden ſollten, in denen allein ſich ein ſolches Geſetz bethätigen kann.

In keinem Falle übrigens kann unſere Meinung dieſe ſeyn, die Erſcheinungen des auferſtandenen Chriſtus ohne weiteres mit andern, als wirklich oder möglichſt zu denkenden Geiſtererſcheinungen unter einen und denſelben Geſichtspunkt ſtellen zu wollen. Dringender noch, als dort bei den Wunderheilungen, iſt hier die Vorſicht zu empfehlen, über der

Gleichheit nicht die Verſchiedenheit über die Analogie nicht die Umſtände, welche dieſen Fall zu einem außerordentlichen und einzigen, in keiner Erſcheinung des volksthümlichen Geiſter-Glaubens ſein vollſtändiges Gegenbild habenden machen, zu vergeſſen. Es gibt nämlich in dieſem Volksglauben durchaus kein anderweites Beiſpiel einer irgendwie beglaubigten Annahme von Erſcheinungen abgeſchiedener Geiſter, welche, wie dieſe, von der es ſich hier handelt, einem großartigen und erhabenen ſittlichen Zwecke gedient hätten. Im Gegentheil, wiefern wir uns überhaupt zu dem Zugeſtändniſſe der Möglichkeit ſolcher Erſcheinungen entſchließen können: ſo ſpricht alles dafür, dieſelben im Allgemeinen als ein krankhaftes, abnormes, kurz als ein im Grunde nichtſeynſollendes Phänomen zu denken; wie ja der Volksglaube in der Regel nur von Erſcheinungen unſeliger und gequälter Geiſter zu erzählen weiß. Dennoch aber wäre es übereilt, hieraus den Schluß ziehen zu wollen, daß alſo überhaupt die Erſcheinung des auferſtandenen Chriſtus mit jenen unheimlichen Phänomenen nichts gemein haben könne. Denn auch von der Wundergabe Chriſti mußten wir Aehnliches ſagen; nämlich daß ſie und daß die durch ſie in den Apoſteln geweckten Wunderkräfte das einzige geſchichtlich beglaubigte Beiſpiel einer ſolchen Begabung ſind, in welcher magnetiſche Kräfte einem ſittlichen Zwecke dienen und eine weltgeſchichtliche Bedeutung haben. Es dürfte vielmehr eben dieß der einfache Ausdruck ſeyn, der für den Grund jener wunderbaren Erſcheinungen, inſofern wir wirklich zu ihnen den abgeſchiedenen Geiſt des Gekreuzigten perſönlich gegenwärtig zu denken uns gedrungen fühlen, ſich finden läßt: daß in der vermöge ſeiner weltgeſchichtlichen Stellung dem Heiland vor allen andern Sterblichen verliehenen, magnetiſchen Wundergabe als weſentliches Moment das Vermögen enthalten war, auch nach ſeinem Tode noch auf ſeine Jünger und auf einzelne andere, durch körperliche und geiſtige Dispoſition für ſolche Einwirkung Empfängliche magiſch einzuwirken, und ihnen die Gewißheit ſeiner geiſtigen, lebendig in ihnen fortwirkenden Nähe mitzutheilen. Er war ſich dieſes Vermögens, ſo ſcheint es, ſchon während ſeines Lebens, mittelſt der zu derſelben Wunderkraft gehörenden Gabe der Weiſſagung bewußt geweſen, und er hatte aus ihm jene Zuverſicht über den Beſtand ſeines Werkes geſchöpft, für welche wir auf jedem andern Wege eine genügende Erklärung zu finden verzweifeln mußten. Für den Standpunkt der alten Dogmatik (welche übrigens bei ihrer Lehre vom Herabſteigen Chriſti zur Hölle in der That etwas der Art vorgeſchwebt haben mag) läge, gegenüber dem Zweifel, der ſich etwa gerade auf dieſen Punkt werfen könnte, wie ſich noch der Reinſte aller Sterblichen durch ſolches geſpenſtiſche Umgehen nach dem Tode in eine Reihe mit unſeligen Geiſtern geſetzt haben könne? Der Gedanke iſt gar nicht fern, daß vielleicht auch dieſe Gleichſtellung mit zu ſeiner Erniedrigung von ſeinem ſtellvertretenden Leiden gehört haben möge. Die Wahrheit, die in dieſem Gedanken liegen wurde, könnte man philoſophiſch etwa ſo ausdrücken: Die ſittlich und phyſiſch krankhafte Beſchaffenheit der menſchlichen Natur, aus der jene abnorme Aufregungen der Nacht- und Traumſeite dieſer Natur inmitten des wachen Tageslebens ſtammen, findet ihren Gegenſatz und dadurch mittelbar ihre Heilung in einer außerordentlichen Begabung ſolcher Art, mittelſt welcher die ſittlichen Mächte des Tageslebens auch in jene nächtlichen Gebiete eindringen und über die Organe derſelben gebieten. — Auf dieſem Wege, wenn auf irgend einem andern, glauben wir, daß eine philoſophiſche Erklärung des Auferſtehungswunders, ſo wie in gewiſſem Sinne der Wundergaben Jeſu und der Apoſtel überhaupt zu vermöglichen wäre.“

Geiſtergeſchichte von Dublin.

(Aus dem Dublin Freeman's Journal vom 22. Juli 1841.)

Selbſt auf die Gefahr hin, dafür angeſehen zu werden, als wollten wir gleichſam eine zweite Auflage der neuerlichen Geiſtergeſchichte von Windſor liefern,* theilen wir folgenden Bericht über allerdings ſehr außerordentliche und unerklärliche Thatſachen mit, die in letzter Woche zu unſerer Kenntniß gekommen ſind, und für deren völligſte Genauigkeit, da ſie aus unzweifelhafteſter Quelle geſchöpft ſind, wir uns unbedingt verbürgen können. Aus Rückſicht gegen die betheiligten Perſonen enthalten wir uns zwar, deren Namen zu veröffentlichen, wiederholen jedoch, daß wir die Wahrheit der angegebenen Thatſachen unbedingt verbürgen.

Am Donnerſtag (15. Juli) Abend wurde eine achtbare Familie, aus einem Herrn, einer Frau und zwei Dienſtboten beſtehend, und ein einzeln gelegenes, mit einem kleinen Garten umgebenes Haus in der ſüdlichen Vorſtadt (von Dublin) bewohnend, durch einen lauten, ſehr ungewöhnlichen Lärm aufgeſchreckt, der ſich als heftiges Klopfen an der Thür und als ſchwere Fußtritte in einem Zimmer des erſten Stocks und an der Vorplatztreppe vernehmen ließ. Man unterſuchte augenblicklich das ganze Haus; indeſſen war keine Urſache des gehörten Lärms zu entdecken, und man kann ſich daher leicht vorſtellen, welche Unruhe dadurch erweckt wurde. Perſonen, welche in einem gegenüberliegenden Hauſe wohnten, wurden herbeigeholt; man erſchöpfte ſich in Vermuthungen, um den Lärm zu erklären, aber derſelbe blieb ein Geheimniß. Die geheimnißvollen Töne wiederholten ſich in der folgenden

* S. unten.

Nacht und zwar lauter, als das erſte Mal, wie auch Samſt und Sonntag Nacht, wo zwei bis drei Freunde mit der Famil aufblieben und alles Mögliche verſuchten, die Urſache d Töne zu entdecken, indem ſie vermutheten, es könne Jeman einen Streich ſpielen wollen; alle Mühe, zu einer Entdeckun zu gelangen, blieb jedoch fruchtlos.

An dem darauf folgenden Montag war die Familie m ihren Freunden, im Ganzen ſieben Perſonen, zuſammen, en ſchloſſen, die Nacht bis zum Morgen zu wachen und nochmal zu verſuchen, das Geheimniß wo möglich zu enthüllen. Al Thüren wurden ſorgfältig verſchloſſen, ausgenommen die d zwei Zimmer, in welche man ſich vertheilt hatte, nämlich da Mägdezimmer im obern Stock und ein Zimmer des Erd geſchoſſes. Man hatte gefunden, daß das Klopfen nur ſtatt finde, wenn die Lichter ausgelöſcht waren, ein Umſtand, der nebenbei geſagt, verdächtig ſchien; man löſchte demnach di Lichter aus, hielt jedoch Streichſchwefelhölzer in Bereitſchaf um ſie jeden Augenblick wieder anzünden zu können. Ei paar Minuten, nachdem das Zimmer in Dunkelheit geſetz war, ſchrie die ältere der beiden Mägde, die auf dem Bett ſaß, laut auf und rief, ſie ſehe ein Angeſicht, welches ſi früher ſchon geſehen zu haben glaube, und im Stande ſeyn würde, zu erkennen, wenn es wieder erſcheine; in demſelben Augenblick wurden indeß die Lichter wieder angezündet und di Geſtalt verſchwand; zu gleicher Zeit hörte man jedoch drei laute Schläge an die Thür des Zimmers von außen her, und die Perſonen im untern Theile des Hauſes, durch die Heftigkeit des Lärms herbeigezogen, ſprangen die Treppe hinauf und in das Zimmer; inzwiſchen konnte Niemand Fremdes weder daſelbſt noch überhaupt im Hauſe aufgefunden werden. Man löſchte nun zum zweitenmale die Lichter aus, und die Magd rief hierauf ſogleich, daß ſie die Geſtalt wieder ſehe und daß es die ihres Bruders ſey, der vor zehn Monaten geſtorben war. Die Senſation, welche dieſer Mittheilung folgte, läßt ſich beſſer vorſtellen als beſchreiben. Die Frau vom Hauſe beſchwor die Magd, das Weſen anzureden, das ſie für ihres Bruders Geiſt halte, und es erfolgte dann auch eine Unterredung, jedoch wurde nur Eines der Sprechenden von den übrigen Anweſenden gehört; die Magd indeſſen wiederholte die Worte, die ſie von den Lippen des Geſpenſtes zu hören glaubte, indem ſie zugleich ihre Verwunderung ausdrückte, daß dieſelben den Andern nicht eben ſo hörbar ſeyen, als ihr ſelbſt. Der Geiſt ſagte, ihrer Mittheilung nach, daß er nicht in den Himmel kommen könne, bevor er einige Angelegenheiten hienieden geordnet habe, und da er Erlaubniß erhalten habe, mit ihr zu ſprechen, ſo ſey er genöthigt geweſen, ſich zu verhalten, wie er gethan habe. Er erwähnte hierauf einiger unbedeutenden Schulden, die er bezahlt zu ſehen begehre, die ſich indeſſen im Ganzen nur auf ungefähr ſieben Schilling beliefen, welche er ſieben verſchiedenen Perſonen ſchuldete. Er ſagte am Schluß, daß, wenn dieſes geordnet ſeyn werde, er ſie für die Zukunft nicht mehr beunruhigen werde, und verſchwand hierauf. Die arme Magd ſchien während des ganzen Vorgangs fürchterlich von den Wirkungen des Schreckens zu leiden, und zwei Perſonen mußten ſie in ſitzender Stellung aufrecht halten, während alle Anweſenden in athemloſem Erſtaunen, wahrſcheinlich nicht ohne Schaudern und Grauſen, zuhorchten.

Am ſonderbarſten bei der ganzen Sache iſt der Umſtand, daß, nachdem man am folgenden Morgen Erkundigung eingezogen hatte, die ſämmtlichen, in dem geheimnißvollen Auftritte der vergangenen Nacht angegebenen Schulden ſich genau ſo befanden, wie ſie bezeichnet worden waren, obgleich die betreffenden Gläubiger faſt nicht mehr daran dachten, und auch die Schweſter des Verſtorbenen, ihrer feierlichſten Verſicherung nach, früher nicht die mindeſte Kenntniß davon hatte. Es mag dienlich ſeyn, hier anzuführen, daß die betreffende Familie ſammt der Magd der anglicaniſchen Kirche angehört. Auch müſſen wir erwähnen, daß der Hausherr ſelbſt ſtarke Geiſteskräfte beſitzt, daß Einer von denen, welche Montag

Nachts zuſammen aufblieben, ein Arzt von Anſehen hier der Stadt iſt, der die Familie bediente, daß der Zweite achtbarer Handelsmann und zugleich Kirchenälteſter bei presbyteriſchen Kirche in Dublin iſt, und daß der Dritte bei letzterem in Dienſten ſtehender alter ehemaliger Sol iſt, ſämmtlich nervenſtarke Perſonen und ſehr ſkeptiſch Bezug auf überſinnliche Wirkungen, und dennoch, wie w glauben, ſämmtlich feſt überzeugt von der vollkommenen Wa heit der eben erzählten Thatſachen.

Dieß ſind die Umriſſe dieſes ſehr ſonderbaren Ere niſſes, und das Ende war, daß die Familie am verwichen Dienſtag in ein anderes Haus zog, und daß die Ma noch ſehr leidend ſcheint in Folge der Aufregung, in die verſetzt wurde.

Vom 27. Juli 1841.

Wir liefern nachträglich folgende nähere Angaben, der Veröffentlichung uns erlaubt wurde, über die ſonderbare u geheimnißvolle Geſchichte von dem übernatürlichen Lärm u der unterſtellten Erſcheinung eines Verſtorbenen bei ſei Schweſter, worüber die hauptſächlichſten Umſtände bere vorige Woche von uns berichtet wurden. Wir müſſen inzw ſchen vorausſchicken, daß uns nicht geſtattet iſt, die Nam des Herrn und der Frau zu nennen, in deren Haus d geheimnißvolle Auftritt ſtattfand, und aus begreiflichen Grü den eben ſo wenig die Nummer des Hauſes, in welchem ſi ſolcher zutrug; wir müſſen jedoch wiederholen, daß ſowohl d Herr ſelbſt, als diejenigen, die mit ihm in der Nacht, w die Erſcheinung ſtattfand, wachten, Perſonen von der größt Achtbarkeit und unbezweifeltſten Wahrhaftigkeit ſind, auch ei dieſer Perſonen, wie bereits angegeben, ein (in Eccles Stre wohnender) Arzt iſt. Zunächſt haben wir nun nachzutrage daß John Fortune der Name des Verſtorbenen iſt, d von „jener Grenze, von der kein Sterblicher zurückkehrt“, g kommen ſeyn ſoll, um dieſe ſinnliche Welt wieder zu beſuche

Er war Diener (porter) bei der Dublin- und Kingstown-Eiſenbahn, und verlor vor ungefähr 10 Monaten ſein Leben in Folge von Verletzungen, die er mehrere Monate zuvor dadurch erhalten hatte, daß er heftig zwiſchen zwei Eiſenbahnwagen gequetſcht wurde. Der Verſtorbene war ein Katholik. Die Aufzählung der Schulden, deren Berichtigung der Geiſt verlangt haben ſoll, muß ihrer Geringfügigkeit wegen als ein unzureichender Grund erſcheinen, eine Seele in der andern Welt zu beunruhigen, und daher auch über die ganze Geſchichte den Schein der Unwahrſcheinlichkeit verbreiten. Folgendes waren, ſo viel wir uns zu erinnern vermeinen, die verſchiedenen Schuldbeträge, nämlich:

An Hrn. Smith, Kleiderhändler in Mary-lane Saldo einer Summe von 30 Schilling, für welche der Verſtorbene einen Rock bei ihm gekauft hatte . . . . Schilling — 1. —

Dem Hrn. Smith war die Schuld ganz aus dem Gedächtniß gekommen, und da er überdieß wußte, Fortune ſey geſtorben, ſo erwartete er niemals, den kleinen Reſtbetrag, den er ihm ſchuldig geblieben war, zu erhalten.

An Hrn. Murphy, Schenkwirth in Townſend Street . . . . — — 7 pf.

Da zwei Perſonen deſſelben Namens in derſelben Straße daſſelbe Geſchäfte treiben, und die Schweſter des Verſtorbenen nicht wußte, welchem von beiden ihr Bruder das Geld ſchuldig war, ſo ging ſie und ihre Dienſtfrau zu beiden; der wirkliche Gläubiger wußte aber nichts von der Schuld, bis er nach ſeinem Schreiber geſchickt und ſeine Bücher hatte nachſehen laſſen, wo ſich alsdann die Angabe des Geiſtes vollkommen richtig fand.

An eine Obſtfrau am Bahnhof in Weſtland-row . . . . — — 3 pf.

Dieſelbe hatte, ſo viel wir wiſſen, die Schuld ebenfalls vergeſſen.

An einen andern Gläubiger für Getränke bei verſchiedenen Gelegenheiten . .	Schilling	— 3. —
An eine Frau Marſchall am Sir John Rognoſons Quay, als Saldo einer Schuld für Schlafgeld		— 2. —
Zuſammen . .	Schilling	— 6. 10 pf.

An dieſe letzte Schuld reiht ſich einer der außerordentlichſten und unerklärlichſten Umſtände der ganzen Geſchichte. Es findet ſich nämlich, daß, als die Magd verwichenen Dienſtag, am Morgen nach dem ſchreckenvollen Auftritt zwiſchen dem unſichtbaren Beſuchenden und ſeiner Schweſter, hinging, dieſe Schuld zu berichtigen, Frau Marſchall, die, wie ſich ſpäter herausſtellte, im Irrthum war, 9 Schilling als den Saldo verlangte, den der Verſtorbene, ſo viel ſie ſich erinnere, ihr noch ſchulde. Frau . . . . wollte ſo viel nicht bezahlen, und ſprach am folgenden Tag mit ihrem Manne darüber. Dieſes fand in der neuen Wohnung ſtatt, in welche ſie am nämlichen Morgen eingezogen waren (wobei zu bemerken iſt, daß ſie ungefähr die Miethe eines Jahres opfern mußten für das Haus, das ſie verlaſſen hatten, weil ſie ihren Miethcontract ſo auf einmal abbrachen), und die Magd war gerade ausgegangen, um etwas zu beſorgen. Hr. . . . ging im Zimmer auf und nieder, und äußerte, es ſey jedenfalls am beſten, der Frau Marſchall zu zahlen, was ſie verlange um die Sache los zu ſeyn, als augenblicklich das nämliche hohlklingende, geheimnißvolle Klopfen, womit ſie nunmehr ſo vertraut geworden waren, ſich an der Zimmerthüre laut hören ließ. Frau . . . . ſtand ſchaudernd, und Hr. . . . . ſagte, ſeiner eigenen Angabe nach, feierlich: „Hier iſt es wieder!“ ergriff zugleich bei dem dritten Schlag die Klinke der Thür, und öffnete dieſelbe raſch, in der feſten Erwartung, ſeinen geheimnißvollen Beſuch nun ſelbſt zu erblicken. Es war indeſſen weder auf dem Vorplatze noch auf der Treppe, oder irgend ſonſt wo, irgend Jemand zu ſehen, von dem das Klopfen hätte ausgegangen ſeyn können; eine Dame aber, die im obern Stock wohnte, hörte den Lärm und erkundigte ſich, was das Klopfen zu bedeuten habe, wußte aber auch von Niemanden, der es hätte verurſacht haben können. Bald nachher kam Frau Marſchall und ſagte, ſie habe nun gefunden, wie es richtig ſey, daß ſie nur noch 2 Schilling zu fordern habe, worauf die Schuld ſofort berichtigt wurde. Dieſes ſind die Thatſachen des Vorgangs, wie ſie von den betreffenden Perſonen feſt geglaubt werden.

So viel wir wiſſen, hat ſich ſeit Mittwoch nichts Weiteres zugetragen; die arme Magd iſt indeſſen noch immer ſehr niedergeſchlagen, und die feſteſten und ungläubigſten Perſonen, die wirkliche Kenntniß von den erzählten Thatſachen haben, ſind der vollſten Ueberzeugung, daß die ganze Sache nicht ohne überſinnlichen Zuſammenhang ſey. Wollten wir annehmen, daß dieſes wirklich der Fall ſey, ſo würden wir uns natürlich vielſeitigem Hohn ausſetzen; da wir jedoch eine natürliche oder muthmaßliche Erklärung nicht zu geben vermögen, ſo müſſen wir unſern Leſern überlaſſen, nach eigenem Ermeſſen darüber zu urtheilen.

Vorſtehende Ueberſetzung verdankt Einſender einem ſehr lieben Freund. Wir haben einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Wäre nicht jener thörichte Hohn, vor welchem ſich der ehrliche Berichtſteller am Schluſſe fürchtet, oder was gleichbedeutend iſt, jenes plumpe natürliche Vorurtheil, ſo würde bei dem erzählten Begegniß einiges Uebel weniger erfolgt ſeyn; am ſchlimmſten, wenn dieſes Vorurtheil von der Kirchenlehre gutgeheißen wird, wonach von Gott verboten ſeyn ſoll, an Geſpenſter zu glauben. Das arme Dienſtmädchen würde durch die Erſcheinung ihres Bruders weniger gelitten haben; ſie würde ſich vielmehr gefreut haben, ihn auch im Tode lebendig zu wiſſen und ihm einen weſentlichen Dienſt leiſten zu können.

Die achtbaren Eheleute würden eine theure Jahresmiethe geſpar haben; denn ſie hätten nach Bezahlung der unbedeutenden Schulden ruhig in der alten Wohnung fortleben können, da der Geiſt an dieſe nicht gebannt war, und ſie eben ſowohl in der neuen heimſuchte. Die ganze Geſellſchaft würde weniger Angſt und Schrecken auszuſtehen gehabt haben, wäre ſie beſſer unterrichtet geweſen.

Was aber am lehrreichſten an der Geſchichte, das iſt die Schärfe des Gewiſſens bei den Abgeſchiedenen. Nur ſechs Schilling und zehn Pfennig hat er unbezahlt gelaſſen, darunter bei einer Obſtfrau gar nur drei Pfennig; die Gläubiger hatten die kleinen Forderungen ſchon vergeſſen und hätten den Schuldner ſchwerlich darum bei Gott verklagt. Iſt dieſe Geringfügigkei nun ein Grund, an der Sache zu zweifeln, wie der Berichtſteller wohl meint, oder ſie um ſo feſter zu glauben und eine gute Lehre daraus zu ziehen? Wir denken das letztere. Der Abgeſchiedene zeiht ſich ſelbſt, und zwar bis ins Kleinſte. Weil gut zu machen iſt, was er verſäumt oder verdorben hat, ſo ſucht er es zu bewirken; Fortune wendet ſich an ſeine Schweſter und rechtmäßige Erbin, macht ſich hörbar im Haus ihrer Herrſchaft und offenbart ſich ihr ſelbſt. Man that ſehr wohl, die Schulden zu berichtigen; denn nur, wo nichts mehr gut zu machen iſt, tritt das allgenugſame Verdienſt des Erlöſers und deſſen Allmacht als Ausgleichung und Erſatzmittel ein, und daran allein iſt in ſolchem Fall die unruhige Seele zu verweiſen. Es wird ihr aber aller Zweifel und Vorwand benommen, ihren Heiland nicht zu ſuchen, wenn das, was ihr zunächſt anliegt, ausgeglichen iſt. Sonſt müßte man es auch gutheißen, wenn ein Lebender Schulden ſtehen ließe oder gar ſtähle und nicht wiedergäbe. Wer ſich der Gnade getröſten will, muß dem Geſetze genügen, ſo weit er kann; das iſt keine unevangeliſche Selbſtgerechtigkeit, ſondern ein evangeliſches Gebot und eine unausweichliche Bedingung. Erſt recht thun nach Kräften, und dann auf Barmherzigkeit hoffen! das iſt die Lehre des Chriſtenthums. Es bleibt genug Unrecht an uns übrig, für deſſen Tilgung aus dem Buch des Geſchehenen wir nichts zu leiſten vermögen, wären es auch nur unnütze Worte und unlautere Gedanken geweſen. Keine Sünde iſt unbedeutend vor dem allerheiligſten Angeſichte Gottes, dem der Abgeſchiedene ſich bloßgeſtellt ſieht. Und nun frage man noch mit gewiſſen Leuten nach dem moraliſchen Zweck ſolcher Erſcheinungen!

— y —

Der oben erwähnte Freund hat uns nachträglich in Beſitz der Geiſtergeſchichte von Windſor geſetzt, welche hier folgt.

(Aus der Times vom 16. Juni 1841.)

Windſor, Dienſtag den 14. Juni 1841.

Seit einigen Tagen hat in Windſor und deſſen Umgegend ein Haus große Aufmerkſamkeit erregt, von welchem, wegen der außerordentlichen Töne, die ſich daſelbſt vernehmen ließen, erzählt wird, es ſpucke darin. Dieſes Haus, unter der Benennung „Want's-Cottage" bekannt, iſt zu Clewer, ungefähr eine (engl.) Meile von der Stadt gelegen, und ſteht allein in dem dazu gehörigen, daſſelbe umgebenden Garten. Solches iſt von Hrn. und Fr. Wright, die ſich ſeit einigen Jahren in Ruhe geſetzt haben, ihren beiden Töchtern und einer Dienſtmagd bewohnt. Das Getöſe, das ſich hören läßt und mit Unterbrechungen Tags und Nachts fortdauert, gleicht demjenigen, welches entſtehen würde, wenn Jemand mit den Knöcheln der Hand raſch gegen die Füllung einer Thür ſchlüge. Um die Enthüllung des Geheimniſſes zu verſuchen, fanden mehrere Beamte (magistrates of the county), Geiſtliche und die angeſehenſten Bewohner der Umgegend ſich in dem Hauſe ein und waren alle gegenwärtig, als das wunderbare Getöſe ſich wiederholte, und obwohl daſſelbe ganz unverkennbar von einer Thüre ausging, die aus der Küche in den Abtritt des Hauſes führt, und ganz nahe, bei welcher jene Perſonen ihren

Standpunkt nahmen, haben ſie ſich dennoch unvermögend befunden, auch nur im mindeſten einiges Licht über die Sach zu verbreiten. Folgende Beamte und ſonſtige, nicht weit vo dem Hauſe wohnende Herren waren während eines Theils de geſtrigen Tages, ſo wie auch Samſtags, gegenwärtig, nämlich

Hr. W. F. Riley von Foreſt-Hill.
„ W. B. Harcourt von St. Leonards-Hill.
„ Generalmajor Lord Clement Hill.
„ Edmund Foſter von Clewer Houſe.
Ihre H[illegible]würden die H.H. Gould, Clewer ꝛc. ꝛc.

Das Getöſe kommt ganz deutlich von der bereits erwähnten Thüre her, und läßt ſich nur einigermaßen und zwar nur allein an dieſer Thüre nachahmen, wenn man mit den Knöcheln ſtark und ſchnell auf die Mitte der Füllung ſchlägt. Hr. Riley und Lord Clement Hill nahmen ihren Stand auf dem Vorplatze, innerhalb drei Schritte von dieſer Thür, und ſtürzten, ſobald das Klopfen begann, raſch und binnen der nächſten Secunde auf den Fleck los; es war jedoch Niemand demſelben nahe, und ſämmtliche Hausbewohner befanden ſich in einem ganz andern Theile des Hauſes. Das Klopfen iſt ſo laut, daß Bewohner von Häuſern, die 400—500 Schritte (yards) entfernt liegen, daſſelbe vernehmen. Der Schrecken, den dieſes wunderbare und bis jetzt unerklärliche Gepolter in der ganzen Nachbarſchaft verbreitet hat, iſt ſo groß, daß eine Dame, Namens Roberts, die in einiger Entfernung von Hrn. Wright wohnt, und deren Haus von dem ſeinigen durch zwei Landſtraßen getrennt iſt, ihrem Hausherrn aufgekündigt hat, um bereits heute auszuziehen; und auch des Hrn. Wright Familie befindet ſich in ſolcher Unruhe, daß ſie Anſtalt trifft, das Haus alsbald zu verlaſſen. Man hat alle Theile (machinery) des Abtritts wegnehmen, den Boden aufbrechen, auch unter demſelben aufgraben laſſen, weil man als möglich annahm, daß das Getöſe durch ſchlechte Luft, die ſich in den Röhren und Abzugscanälen geſammelt haben könnte, oder von einer andern, dieſem Theile des Hauſes eigenthümlichen Urſache entſtanden ſeyn möchte; aber der Lärm währt, mit Unterbrechungen, gerade ſo fort wie zuvor, und heute und geſtern war er ſogar lauter und heftiger, als jemals. Um ſich zu vergewiſſern, ob wirklich wider die Thür geſchlagen würde, legte man ein kleines Spänchen Holz auf den hervorragenden Theil der Füllung, und ſolches fand ſich, nachdem das Klopfen aufgehört hatte, heruntergefallen. Um aber hierüber noch größere Gewißheit zu erlangen, befeſtigte Hrn. Wrights Sohn, der von Newbury gekommen war, letzten Sonntag die Thür mit einem Stück Draht, und nachdem das Getöſe aufgehört hatte, fand ſich bei angeſtellter Unterſuchung der Draht nicht allein zerriſſen, ſondern auch die Thür nach innen gezwängt. Einmal wurde ſogar die Thür von den Angeln losgeriſſen und hinten in den Abtritt verſetzt; das Klopfen war jedoch ganz das nämliche, wie zuvor. Die Hauseigenthümerin (Fr. Stokes) iſt aus der Stadt gekommen und hat alle mögliche Nachforſchungen vornehmen laſſen, jedoch ohne daß ſich bis jetzt auch nur Hoffnung zur Enträthſelung des merkwürdigen Geheimniſſes gezeigt hätte. Es iſt zu erwähnen, daß zu drei oder vier verſchiedenen Malen, als das Klopfen ſtattfand, fünf und mitunter mehr mit den Hausbewohnern gar nicht in Verbindung ſtehende Perſonen von Windſor und anderswo, anweſend und entſchloſſen waren, wo immer möglich die Urſache zu entdecken; ſie blieben aber gleichwohl in Unwiſſenheit über den Urſprung und außer Stand, Erklärung zu finden. Letzten Samſtag erbot ein Herr ſich freiwillig, mit Hrn. Wright die ganze Nacht aufzubleiben; auch wurde auf Veranlaſſung der Beamten (magistrates) dieſes Erbieten angenommen. Die übrigen Hausbewohner begaben ſich um die gewöhnliche Zeit zur Ruhe, und bis 6 Uhr nächſten Morgen wurde kein Getöſe vernommen, im Laufe des folgenden Sonntags aber war es heftiger als je. Viele unwiſſende und abergläubiſche Perſonen ſchreiben natürlich jenen Lärm einer überſinnlichen Einwirkung zu, und man erzählt ſich bereits, daß eine gewiſſe Perſon vor einiger Zeit jene

Gegend „auf eine ſehr geheimnißvolle Art verlaſſen habe“, und daß „ohne Zweifel ein Mord nahe bei der Stelle verübt worden ſey.“ Wie dem nun aber auch ſeyn mag, ſo iſt jedenfalls gewiß, daß Männer, die in dem betreffenden Bezirk (county) in hohem Anſehen ſtehen, nämlich Beamte, Geiſtliche und Andere während vergangener Woche das Haus beſucht haben, und ſämmtlich nicht wiſſen, was ſie von den wunderbaren Tönen halten ſollen, die ſie innerhalb drei oder vier Schritte von dem Fleck, wo ſie ſtanden, gehört haben. Dieſe ſonderbare Geſchichte fährt fort, das lebhafteſte Intereſſe zu erwecken, und bleibt zugleich in das undurchdringlichſte Geheimniß gehüllt.

So weit der Bericht. Alſo Leute von hohem Anſehen und Gelehrſamkeit wiſſen nicht, was ſie aus der Sache machen ſollen, und dennoch werden die, welche eine überſinnliche Einwirkung vermuthen, als unwiſſend und abergläubiſch bezeichnet. Daß letztere irren, bleibt möglich; aber die erſtern geſtehen ihre Unwiſſenheit ſelbſt. Was nun ferner aus der Geſchichte geworden iſt, und ob ſich etwa ein Wiſſender, ſey es ein Magus oder ein einfaches Dienſtmädchen, gefunden hat, welcher den Spuck zu beſprechen und ſo das Räthſel aufzulöſen verſtanden hat, ſteht dahin. Man vergleiche doch, was ein nicht unwiſſender engliſcher Geiſtlicher ſagt in den Blättern aus Prevorſt, 10. Samml. S. 85 f.

— y —

Eine ältere Erſcheinungsgeſchichte.

(Aus Nürnberg mitgetheilt.)

Anno 1734 Dom. sexages., als den 28. Febr., reiste Leo, ein ſächſ. Stud. jur. durch Nürnberg und logirte über Nacht daſelbſt in einem wohl angeſehenen Wirthshaus. Walther, ein ehemaliger Tiſch-Burſche deſſelbigen in Leipzig und dermal Cand. Miniſt., beſuchte ihn auf geſchehene Invitation ſelbigen Abend in ſeinem Logis. Sie divertirten ſich bei einer Pfeife Tabak mit allerhand angenehmen Geſprächen, dadurch ſie ſich vieler zu ihrer Zeit in Leipzig ſtudirender guter Freunde und der mit ſelbigen paſſirten Avanturen erinnerten. Da ſie mitten im Geſpräch begriffen waren, klopfte ungefähr um 8 Uhr Jemand zu drei wiederholten Malen an die Stubenthür. Leo und Walther glaubten nicht anders, als wäre es der Wirth oder Jemand der Seinigen, und riefen zu dreien Malen entrez, herein. Weil aber Niemand kommen wollte, fand ſich Leo gezwungen, die Thür ſelbſt zu eröffnen. Er konnte aber vor derſelben Niemand antreffen, ſchloß ſolche demnach wieder zu und ſetzte ſich an ſeinen Ort. Allein in dem Augenblick hörten ſie beide ein ſtarkes Geräuſch in dem Zimmer, gleich als wenn ein Frauenzimmer mit einem damaſtenen oder ſeidenen Schlepp in dem Zimmer drei Mal auf und nieder ginge; doch ſahen ſie Niemand. Dieſes erweckte bei beiden ziemliche Attention, zumal da mit dem Rauſchen ſich ein Klopfen in der auf dem Tiſch über einem Tintenfaß liegenden Feder hören ließ, welches nicht anders anzuhören war, als das Anſchlagen der Unruhe in einer Sackuhr. Sie viſitirten anfangs das Tintenfaß, ob nicht ein Holzwurm mit ſeinem Nagen Schuld daran wäre. Sie merkten aber bald, daß nicht das Tintenfaß, ſondern die darauf gelegene Schreibfeder ſolches Schlagen von ſich hören ließe. Sie unterſuchten auch dieſer ihre äußerliche und innerliche Beſchaffenheit, fanden aber nichts daran, das ſie in ihrer Meinung von einem gegenwärtigen, nagenden Wurm beſtärken konnte. Ob ihnen nun dieſes zwar wunderbar genug vorkam, ſo wollten ſie aber doch dieſen Grillen nicht weiter nachhängen, ſondern ſuchten die vorigen Materien des Discours wieder hervor, und ſchlugen ſich damit alles Andenken des bisher Paſſirten aus dem Kopfe; allein nach einer halben Stunde ſahen ſie etwas Weißes ganz langſam von einer Ecke des Tiſches zur andern kugeln. Walther ſah ſolches für zuſammengewickelte, weiße Unterziehſtrümpfe an, und Leo wußte ſich's nicht anders vorzuſtellen, als ein zuſammengerolltes Bündchen Wäſche. Beide aber ſtunden auf und ſuchten an dem Orte, wo es heruntergefallen, auf der Erde nach, konnten aber nicht das Geringſte finden. Und da Walther meinte, es ſey ſolches Etwas dem Leo zuſtändiges (an deſſen Platz es auch vom Tiſche herunterfiel), verſicherte ihn dieſer, daß er aus ſeinem Mantelſack nichts dergleichen ausgepackt. Sie wollten ſich aber auch hierdurch nicht hindern laſſen, und den angefangenen Discours continuiren. Allein Leo klagte über entſetzliche Bangigkeit, davon er jedoch keinen zureichenden Grund wüßte, und Walther erblickte unverſehends, da er eben beim Lichte ſeine Pfeife anzünden wollte, und aufſtund, eine alte Matrone mit einem Todtenantlitz, nämlich mit geſchloſſenen und eingefallenen Augen und Wangen, und den Kopf, Hände und ganzen Leib mit weißem Schleier umhüllet, nicht anders als die ſächſiſchen Klageweiber und Leichen-Ausruferinnen. Dieſe Larve ſah er zwiſchen ihm und Leo an der Seite ſitzend. So gräßlich dem Walther dieſer Anblick war, ſo wollte er doch dem ohnedies über Bangigkeit klagenden Leo nichts davon ſagen, und erwartete lieber, ob nicht Leo ſelbſt davon anfangen würde? Er merkte aber, daß ſolcher nichts wahrgenommen habe, wie er ihn auch nachher verſicherte. Doch continuirte ſeine Angſt, große Bangigkeit und Beſtürzung noch immer. Walther wandte zwar ſein Angeſicht von dieſer Larve ab, welche unbeweglich ſitzen blieb, konnte aber doch nicht unterlaſſen, manchmal durch die Finger umzublicken, ob der ungebetene Gaſt ſich noch an ihrer Seite befände. Sie wollten von allerhand anderen Dingen ſich unterreden; allein die große Verwirrung, darin ſie ſich beide befanden, verwirrte auch alle ihre geführten Reden. Endlich reſolvirte ſich Walther ſeinen Platz zu verändern, und ſtellte ſich an, als hätte er Etwas zu holen nöthig, das er aber doch nicht finden könnte. Leo ſtund auf und ſuchte ſolches, das Todtengeſpenſt folgte ihm auf dem Fuße nach, und da er ſich wieder niederſetzte, nahm auch dieſes ſeinen vorigen Platz. Und ſo brachten ſie eine ganze halbe Stunde in dieſer Alteration zu, bis endlich um 9 Uhr, mit dem Glockenſchlag, ein von beiden ganz vernehmlich gehörter und recht aus der innerſten Tiefe des Herzens ausgeholter, kläglicher Seufzer, dem Schlagen in der Feder und der Larve, mithin der ganzen Erſcheinung ein erwünſchtes Ende machte. Sie beſprachen ſich hierauf über dieſes, bei gutem Verſtande, aufgewecktem und in Geiſter-Hiſtorien eben nicht leichtgläubigem Gemüth, auch von beiden zugleich Gehörte und Geſehene noch eine gute Weile. Walther konnte alle Begebenheiten für nichts anders als Omina halten, und Leo vermeinte auch nicht unglücklich zu muthmaßen, es bedeute ſolches entweder ſeines Vaters oder ſeiner Mutter, (die er beide ſehr krank zurückgelaſſen), erfolgten Todesfall. Leo notirte ſich Tag und Stunde des Paſſirten, und verſprach, ſobald er vom Hauſe Briefe würde erhalten haben, dem Walther Nachricht zu geben, ob ihre Vermuthung eingetroffen oder nicht. Leo hielt auch ſein Wort, obwohl wichtiger Urſache wegen, etwas ſpät; denn den andern April erhielt Walther folgende Nachricht von ſeinem Freunde aus Linz, den 11. März 1734.

„Die fürchterliche Schreckensnacht im gedachten Ort,
„die wir beiderſeits ausgeſtanden, verbindet mich, dem
„Herrn Bruder Nachricht zu ertheilen, daß unſer Vermuthen,

„der Vorboten des Todes, richtig eingetroffen. Denn ich „war ſechs Tage in Regensburg, ſo erhielt ich die betrübte „Poſt vom Hauſe, daß meine Mutter den 28. Febr. Nachts „um 9 Uhr ſelig entſchlafen, nachdem ſie faſt bei 3 Stunden mit dem Tode gerungen hatte. Ihr Verlangen nach „mir ſoll außerordentlich groß geweſen ſeyn, und was das „Wunderbarſte war, ſo wußte ſie auch, ohnerachtet meine „Eltern nicht die geringſte Nachricht vorher davon hatten, „daß ihre eigene, verheirathete Schweſter im finſtern Walde, „eben wie ſie, damals in des Todes Rachen liege, wie „ſie denn auch gleicher Zeit mit ihr verſchieden.

„Nun wird mon Frère leicht die Explication von denen „vorher gegangenen Ominibus finden können. Ich habe „indeſſen damals weder dem Wirth noch Kellner etwas von „dem Paſſirten erzählt, habe auch Niemanden die Nacht „hindurch bei mir zu bleiben verlangt, [*] ſondern ich ſchlief „allein, und zwar Gottlob! ganz wohl und ruhig, ohne „fernere Incommodität oder Schrecken, zumal da ich aus dem „Paſſirten leicht abnehmen konnte, daß nicht die Stube, „ſondern ein bevorſtehendes Todesſchickſal der Grund zu „den vorgegangenen Spucken ſeyn müſſe ꝛc."

---

[*] Walther hatte namentlich bei ſeinem Abſchiede von Leo, der des folgenden Morgens in aller Frühe ſeinen Weg weiter ging, ihm den Rath gegeben, er ſollte den Kellner lieber die Nacht über bei ſich liegen laſſen, um etwa ſo viel ruhiger in dem verhaßten Zimmer ſchlafen zu können.

Die nächtliche Prozeſſion.

(Aus Mainz mitgetheilt.)

Zwei Pfarrer, der eine D. in M. am Rheine, der andere K. in E., einem Pfarrdorfe, 2 Stunden davon, beide allgemein hochgeachtete, in der Seelſorge ergraute, ehrwürdige Männer, erzählten bei ihrem Leben dem Schreiber dieſes und ſo vielen andern Leuten nachſtehendes ihnen ſelbſt begegnete Ereigniß:

„Anfangs der 1790er Jahre, erzählte D., war ich mit K. in dem erzbiſchöflichen Seminar in M. An einem Sommerabende nach 9 Uhr ſtiegen wir auf den Speicher der dortigen Kapelle, friſche Luft zu ſchöpfen. Aus dem Gauploche überſahen wir die etwas ſchräg gegenüberliegende, nur durch eine ſchmale Straße geſonderte St. Chriſtophskirche, und vor uns den damalig daranſtoßenden Kirchhof ſehr deutlich und beſtimmt.“

„So daſtehend unterhielten wir uns eine lange Weile über verſchiedene Gegenſtände, als ich bemerkte, daß die dunkle Kirche nach und nach von Innen erleuchtet wurde, und zwar ſo hell, wie wenn nun ein feierlicher Gottesdienſt beginnen ſollte. Ich machte meinen neben mir ſtehenden Freund hierauf aufmerkſam, der Gleiches mit mir bemerkt hatte, und gleich begierig war, zu ſehen die Dinge, die da kommen ſollten.“

„Auf einmal öffnete ſich das große Portal, das zum Kirchhof führt, und heraustraten paarweiſe verhüllte Figuren mit einem brennenden Licht in der Hand, gleich einer Prozeſſion, die aus vielen Gliedern beſtehend, ſich auf den Kirchhof begab, wo ſie ſich nicht weit von einem längſt errichteten Grabſteine in einen großen Haufen vereinten. Was war nun natürlicher, als anzunehmen, daß nach der damalig noch herrſchenden Sitte irgend ein Reicher oder Vornehmer der Stadt in der Stille beerdigt werde? Doch nach einiger Zeit löste ſich der Hauſen Lichterträger wieder auf, und ging in der nämlichen Ordnung in die Kirche zurück, wie er gekommen war; man ſah die Kirche wieder hell werden, wie zuvor, als auf einmal alles Licht verſchwand, und das alte Dunkel der Kirchenfenſter vor wie nach zurückblieb.“

„Begierig, wer da begraben worden ſeyn möchte, ſprachen wir im Herabſteigen von unſerer Schaubühne den feſten Vorſatz aus, am Frühmorgen des kommenden Tages den Küſter der fraglichen Kirche zu ſprechen.“

„Am andern Morgen erhielten wir auf unſere Frage vom Küſter zur Antwort, daß er von einer Begräbniß in beſagter Zeit nichts wiſſe, und auf den Kirchhof geführt, entdeckten wir am bemerkten Platze, wo ſich der Hauſen aufgeſtellt hatte, auch nicht eine Spur von einem neuen Grabe oder aufgegrabener Erde, ſondern alles war gleich eben und unumgearbeitet.“

„Wer erklärt uns dieß?“ fragten dieſe Männer nach jeder Erzählung dieſer Geſchichte. —

Ein ſonderbares Geſicht.

(Aus Stuttgart mitgetheilt.)

In Stuttgart in der Hirſchſtraße ſtund, ehe dieſe abbrannte, ein ſehr altes Haus, das einem Buchhändler gehörte. Oft hörten die Nachbarn, beſonders in der Weihnachtszeit in den Zimmern, worin die Druckerpreſſen aufgeſtellt waren, ein Lärmen und Treiben, als ob die ganze Nacht darin gearbeitet würde, auch ſah man Helle durch die Fenſterladen, erhielt aber jedesmal, wenn man des andern Tages ſich nach der Urſache dieſer ungewöhnlichen Thätigkeit erkundigte, zur Antwort, daß nicht gearbeitet und Alles ruhig im Hauſe geweſen ſey. — Drei Nächte, ehe der ebengenannte Brand auskam, erſchien regelmäßig in jeder Nacht eine dunkle, männliche Geſtalt im Schlafzimmer des Hausherrn, ſchlug die Vorhänge an deſſen Bette auseinander und verſchwand hierauf wieder.

Am Tage des Brandes ſelbſt, der in der engen Gaſſe und den alten Gebäuden mit ungeheurer Schnelle überhand nahm, ſah die Hausfrau, als ſie nebſt ihrer Dienſtmagd mit Ausräumen der Effekten beſchäftigt war, zwei Männer in fremder, längſt vergangenen Jahrhunderten angehöriger Tracht, auf dem Treppenabſatz, deſſen Fenſter von Außen durch die Flammen erhellt waren, ſtehen und müßig dem Brand zuſehen. Die Dienſtmagd redete ſie an, ſie auffordernd, ſie möchten in der allgemeinen Noth retten helfen und keinen müßigen Zuſchauer abgeben; worauf beide ſich erhoben und durch die Fenſter, gleichſam über den Flammen hinſchwebend, verſchwanden.

Der Buchhändler hatte lange im Militär gedient und eine höhere Stelle darin begleitet, er gehörte nicht zu den Leichtgläubigen, wohl aber ſammt ſeiner Frau zu den gebildetſten Menſchen ſeiner Zeit, daher die Geſchichte mehr als gewöhnlich Glauben verdienen dürfte.

Todesanzeige durch Ruf.

Daß das Leſen der Romane eine gefährliche Nahrung für jugendliche Herzen, beſonders für zarte, jungfräuliche Seelen ſey, dies iſt eine Wahrheit, welche nicht nur philoſophiſche und theologiſche Moraliſten ſchon längſt behauptet haben, ſondern welche auch ſo manche, aus dem Leben gegriffene Thatſachen beſtätigen. Folgende Geſchichte mag auch einen traurigen Beleg dazu liefern.

In einer kleinen, ſächſiſchen Stadt lebte ein armer chriſtlichgeſinnter Handwerksmann, der eine einzige wohlgebildete junge Tochter beſaß, die der Vater zärtlich liebte, weil ſie ſeine chriſtlichen Geſinnungen theilte, und durch ihren kindlichen Gehorſam und ihre Treue gegen ihn ohne Unterlaß bewies. Ein junger talentvoller Candidat der Theologie, der als Hofmeiſter bei dem Grafen von *** angeſtellt war, machte Bekanntſchaft dieſes Mädchens, beſuchte ſie öfters, und gab ſich alle Mühe, durch Vorleſung von ausgeſuchten Meiſterſtücken der deutſchen Literatur, und beſonders mehrerer ſeinen Abſichten entſprechender Romane, ihr eine leidenſchaftliche Liebe zu ihm einzuflößen, die er durch die Aeußerung ſeiner Gefühle zu erwiedern ſchien. Das unſchuldsvolle Mädchen, das keinen vertrautern Freund als ſeinen Vater kannte, öffnete demſelben ſein Herz. Dieſer, der bisher kein Bedenken trug, einem jungen Gelehrten den Zutritt zu ſeiner Tochter zu geſtatten, ſich ſogar deſſen Beſuche zur Ehre rechnete, erblickte nur zu ſpät die Gefahr, in welche der Candidat ſeine Tochter zu ſtürzen drohete, und bemerkte ihm endlich, daß ſeine allzuhäufigen Beſuche Aufſehen erregen, und jeden ehrlichen Handwerksmann abſchrecken könnten, die Hand ſeiner Tochter zu begehren; ja daß die gelehrte Bildung, die der

Herr Candidat ſeiner Tochter gebe, nicht für ihren Stand paſſe, und ihr den gemeinen Bürgerton verhaßt mache; er bitte deswegen den Herrn Candidaten, ſich über ſeine Abſichten deutlich zu erklären, um nicht das Glück ſeiner Tochter zu untergraben, die ſeit einiger Zeit ihren heitern Charakter verloren habe, und ganz tiefſinnig geworden ſey. Worauf der Candidat erklärte, daß er dieſe Tochter inniglich liebe und ihre Hand begehren würde, ſobald er eine Pfarrſtelle erhielte und eine Gattin ernähren könnte. Dieſe Erklärung beruhigte den beſorgten Vater und ermuthigte ſeine Tochter, den Liebhaber ihrer Gegenliebe zu verſichern. Dieſe Art Verlobung wurde den Freunden und Verwandten der Familie dieſes Handwerksmannes ohne Rückhalt bekannt gemacht, und dadurch allen übeln Nachreden vorgebeugt. Das Verſprechen des Candidaten war damals aufrichtig; und er fuhr nun ungehindert fort, ſeine romantiſchen Empfindungen ſeiner Geliebten mitzutheilen, und ließ dieſelbe ein wahres Elyſium von ihrer künftigen ehelichen Verbindung erwarten, deren Zeitpunkt endlich eintraf; indem der ſchwärmeriſche Liebhaber, durch Verwendung des Grafen, in deſſen Haus er die Hofmeiſterſtelle verſah, eine gute Pfarre erhielt, deren Einkünfte hinreichten, eine ordentliche Familie zu erhalten. Der Jubel, den bei dieſer Begebenheit der Bräutigam, die Braut und ihr Vater ertönen ließen, läßt ſich nicht beſchreiben. Aber bald änderte ſich die Scene. Eine habſüchtige Anverwandte des Candidaten ſtellte dieſem vor, daß er einen dummen Streich machen würde, wenn er ein ſo armes Mädchen heirathen werde, wenn er jedoch heirathen wollte, ſo wüßte ſie eines Schneiders Tochter, die zwar weniger ſchön, als ſeine Braut wäre, ihm aber bei 5000 Thaler ſchwer Geld mitbringen würde. Dieſe boshaften Einflüſterungen erregten einen harten Kampf in der Bruſt des verliebten Herrn Pfarrers, der ihn in tiefe Melancholie ſtürzte, welche er, aller Verſtellungskünſte ungeachtet, vor den Augen ſeiner Braut nicht ganz verbergen konnte. Sie witterte geheim Umtriebe, und theilte ihre Beſorgniſſe ihrem treuen Vater mit, der den jungen Seelſorger für unfähig hielt, eine Treuloſigkeit zu begehen, und ſeine Tochter zu beruhigen ſuchte. Aber der Geiz, die Wurzel alles Uebels, bemächtigte ſich des Herzens des jungen, zum Prediger der Wahrheit und Redlichkeit erkorenen Geiſtlichen. Er verließ plötzlich die durch ſeine Hand gebildete Braut und wählte die reiche Schneiderstochter, eine Perſon von ganz gemeinem Schlage.

Das arme, verlaſſene Mädchen fing nun an, in eine tiefe Schwermuth zu ſinken, und der unauslöſchliche an ihrem Herzen nagende Kummer ſtürzte ſie endlich in eine auszehrende Krankheit. Unterdeſſen wurde der neue Pfarrer mit ſeiner Frau Pfarrerin von dem Vorſteher des Pfarrdorfes in einem mit Laubwerk gezierten Wagen abgeholt, und die Pfarrkinder beeiferten ſich, das ſtattliche Hausgeräthe ihrer Frau Pfarrerin aus der Behauſung ihrer Eltern in das Pfarrhaus zu führen. Die erſten ehelichen Umarmungen verdrängten bald die Gewiſſensbiſſe, die noch von Zeit zu Zeit den im Wohlſtande ſich fühlenden Gatten in einſamen Augenblicken quälten. Das Andenken an ſeine Romanenbraut war ſchon ganz erloſchen, als folgende unerwartete Begebenheit den treuloſen Liebhaber aus dem Schlafe weckte. In einer ſtillen Nacht ſchlief der junge Pfarrer ruhig, wurde aber plötzlich durch den Ruf ſeines Namens erweckt. Sein erſter Gedanke war, wie begreiflich, daß man ihn als Seelſorger zu einem Kranken rufen wolle. Er öffnete daher das Fenſter und fragte, wer ihm rufe? Und da er keine Antwort erhielt, ſchrieb er dieſen Ruf einem Traume zu, und legte ſich wieder zu Bette. Bald darauf hörte er zum zweitenmale ſeinen Namen rufen, und zwar mit der ihm wohl bekannten Stimme ſeiner verlaſſenen Geliebten. Um aber ſeine darüber erwachte Gattin nicht zu erſchrecken, ſagte er, es könnte wohl ein Ruf zu einem Kranken ſeyn, und fragte wieder am Fenſter, wer ihm rufe? erhielt aber auch keine Antwort. Sehr erſchrocken über dieſe Stimme, ließ er ſeine bei ihm wohnende Mutter wecken, und hat ſie, ihm, da er ſich erkältet hätte, etwas Chokolade zu kochen. Die Mutter erfüllte ſogleich die Bitte ihres Sohnes; aber ehe das begehrte Stärkungsmittel bereitet war, hörte er zum drittenmale den ſein Herz zerreißenden Ruf. Am andern Tage erfuhr er, daß ſeine verlaſſene Braut in derſelben Stunde, in welcher er den dreimaligen Ruf gehört, verſchied, und bis zum letzten Augenblicke unaufhörlich den Namen ihres ungetreuen Geliebten ausſprach. Ob die Gattin des Herrn Pfarrers noch lebe, und ob er eine glückliche Ehe mit ihr verlebe, ob er verlebt habe, iſt dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes unbewußt. Obige Geſchichte hat er aus einer zuverläſſigen Quelle geſchöpft.

C—nn.

Kürzere Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens.

Spuckgeſchichte.

Der verſtorbene Herr Herrenſchneider, geweſener Pfarrer der Gemeinde zu St. Aurelien in Straßburg, war vorher als Seelſorger in Grünſtadt in der Pfalz angeſtellt, wo er einen Beſuch von Hrn. Lorenz bekam, der aus Holland zurückkehrte, wo er Hofmeiſter bei einem jungen Herrn von gutem Hauſe geweſen war, und über Leipzig nach ſeiner Vaterſtadt Straßburg reiste, um eine ihm daſelbſt aufgetragene Profeſſur der Geſchichte bei der damaligen Univerſität zu übernehmen. Lorenz erzählte dem Hrn. Paſtor Herrenſchneider, mit Lachen, folgende Anekdote.

Hr. Reiske, Profeſſor der Philoſophie in Leipzig (aus deſſen Mund Hr. Prof. Lorenz dieſe Geſchichte ſelbſt erhielt), ſpottete bei jeder Gelegenheit in ſeinen philoſophiſchen Vorleſungen über den Geſpenſterglauben, den er als grundlos darſtellte. Einſt aber ſagte er zu ſeinen Zuhörern: „Sie „wiſſen alle, meine hochgeehrteſten Herren, daß ich bisher nie „an Geſpenſter geglaubt habe. Jetzt aber erkläre ich Ihnen „feierlich, daß ich daran glaube. Vergangene Nacht wurde „ich aufgeweckt und erblickte deutlich zwei Frauenzimmer, die „unten an meinem Bette ſaßen und mit einander ein lebhaftes „Geſpräch zu haben ſchienen, bei welchem die eine oft den „Kopf neigte, um etwas zu bejahen. Ich erſchrack anfangs „ſo ſehr über dieſe Scene, daß ich den Kopf unter die Decke „verbarg, dachte aber bald, daß dieſe Furcht ungegründet und „kindiſch wäre, da ich ja nicht an Geſpenſter glaube. „Ich ſah und hörte noch eine Weile dieſem Geſpräche zu; als

„die eine aufſtand und laut von der andern, die ſie bei „Namen nannte (den ich aber nur halb verſtand), Abſchied „nahm, welche letztere ſich nun auch entfernte. Den folgenden „Morgen fragte ich meinen Hausherrn: ob nicht zwei Frauensperſonen in dieſem Hauſe gewohnt hätten? Allerdings, antwortete er, und nannte ſie bei Namen, die mir dieſelben „zu ſeyn ſchienen, die ich gehört zu haben glaubte. Ich erkundigte mich über ihre Lebensart und Aufführung, und „erhielt zur Antwort, daß ſie beide ſehr zankſüchtig geweſen; „ſie hätten neben einander am Fenſter des Zimmers gelegen, „worin ich ſchlief, und ſeyen in ſo heftigen Wortwechſel gerathen, daß die eine die andere an den Haaren gepackt und „zum Fenſter hinausgeworfen habe, ſo daß ſie todt auf der „Straße gelegen.“ Der Herr Profeſſor betheuerte, daß er nun bekehrt ſey und feſt an Geſpenſter glaube.

Herr Profeſſor Herrenſchneider, Sohn des Herrn Pfarrers, beſtätigte dieſe Geſchichte, nur mit der Variante, daß es nicht Hr. Lorenz, Profeſſor der Geſchichte, ſondern deſſen Bruder geweſen ſey, der die Sache erzählt habe; welcher Umſtand übrigens in der Hauptſache nichts ändert.

E.

In dem Hauſe einer Freundin unſerer Familie, ſchreibt ein bewährter Mann, iſt es öfters Nachts gewaltig unruhig: Rumoren und Lärm in den Kammern oben, daß die darin oder in der Nähe Schlafenden erwachen; doch zeigt ſich keine Spur von Ratten und Mäuſen oder Katzen. Ein beherzter junger Mann, der hinauf logirt wurde und nicht an Geſpenſter glaubt, ſpringt öfters Nachts aus dem Bett und ſchlägt mit dem Stock um ſich, unter's Bett, und kann es nur durch Ratten erklären, von denen er aber nie Anzeichen hat. — Im untern Stock hat die Mutter unſerer Freundin noch auffallendere nächtliche Beſuche. Es zieht der alten, durchaus furchtloſen Frau öfters an der Bettdecke, daß ſie erwacht und um ihre Bedeckung kämpft. Oeſters muß ſie aufſtehen, und wenn ſie dann umbettet und Kopf zu Füßen verändert, hört es auf. Eine Nacht ließ es ihr gar keine Ruhe; ſie kleidete ſich an, um zu ihrer im Nebenzimmer ſchlafenden Tochter zu kommen, es ihr zu ſagen und lieber die Nacht zu durchwachen. Da ſieht ſie zum erſtenmal im dunkeln Zimmer, das ſie verlaſſen will, die Geſtalt: eine wolkige Säule, deren Haupt undeutlich iſt, doch das einer Magd oder behaubeten Frau zu ſeyn ſcheint. Die Erſcheinung kommt ihr ganz nahe und drängt ſie zurück von der Thür, die ſie mit Mühe und Angſt erreicht, indem der Spuck ihr dicht angedrängt folgt und ihrem Entkommen wehren will. — Später wurde ſie nicht weiter beunruhigt, welches ſie jedoch der Veränderung ihrer Lage durch Umbetten zuſchrieb. — In dem Hauſe umher bemerkt man, als Zeichen ähnlicher Vorkehrung gegen Geſpenſter, Thüren, wo die Angeln früher auf der andern Seite gingen.

Maltens Weltkunde ſchreibt: „Im März dieſes Jahres war ein junger Menſch von etwa 19 Jahren, in Neuburg, im franzöſiſchen Departement der Nieder-Seine, gefährlich krank. Die Aerzte ſchüttelten bedenklich den Kopf und der Leidende fühlte bald ſelbſt, daß er nicht mehr zu retten ſey. Er ließ ſich nun von ſeiner Mutter, in Gegenwart ſeiner Schweſter, feierlich verſprechen, daß ſie auf dem Gottesacker einen beſondern Platz kaufen wolle, damit nicht ſpäter ſeine Ueberreſte wieder ausgegraben und herumgeworfen würden, ein Verfahren, das immer einen ſehr peinlichen Eindruck auf ihn gemacht. Nach ſeinem Ableben hielt man es nicht mehr für angemeſſen, das Verſprechen in Ausführung zu bringen und ſein Leichnam wurde in der gewöhnlichen Gräberreihe beigeſetzt. Kaum aber war das geſchehen und noch waren die Leidtragenden vom Begräbnißplatze nicht zurückgekehrt, als am hellen Tage eine unſichtbare Hand das Geſchirr in der Küche hin und herſtieß und eine Menge davon in tauſend

Stücke zerſchlug. Tags darauf und zwar in der Beerdigungsſtunde, wiederholte ſich dieſelbe Scene. Das noch übrig gebliebene Geſchirr praſſelte ſchrecklich dröhnend zu Boden. So dauerte es acht Tage hinter einander, bis kein ganzer Topf oder Teller mehr im Hauſe war.

Nun ging es an eine raſende Demolirung der Möbel. Stühle, Tiſche ꝛc. fuhren übereinander und zerſchmetterten ſich gegenſeitig. Man gab ſich alle Mühe, der Urſache dieſes Unweſens nachzugehen, doch vergebens, man kam auf keine Spur, und der Beiſtand der Polizei ſelbſt und ihrer verborgenen Beauftragten führte zu keiner Entdeckung. Erſt als die Mutter des Verſtorbenen, ihrer demſelben geleiſteten Zuſage gemäß, einen Erbplatz auf dem Gottesacker gekauft und den Körper ihres Sohnes dahin hatte verſetzen laſſen, wurde es ruhig in ihrem Hauſe.

Malten ſagt: der Aberglaube des Volkes erhielt durch dieß Ereigniß neuen Nahrungsſtoff, während klügere Leute behaupteten, daß der ganze Lärm von Niemand herrühre, als von der Schweſter des Jünglings, die ihrer Mutter dadurch habe die Lehre geben wollen, daß, wenn man freiwillig etwas verſprochen, man auch Wort halten müſſe.

— Behauptungen der Art bei derlei Erſcheinungen aufzuſtellen, iſt allerdings ſuperklugen Leuten eigen, und ſie ſind auch ſehr leicht zu machen, — aber wir fragen ſie: ob denn jenes Mädchen ſo gar klug geweſen, daß man ihre Künſte nicht entdeckte, ob man ſich gleich alle Mühe gab, dieſem Unweſen auf die Spur zu kommen, und ob die Nachforſchungen der Polizei und ihrer verborgenen Beauftragten auch ſo erbärmlich angeſtellt wurden, daß ſie dieſes Mädchen nicht überliſten konnten. Ueberdieß iſt auch ſehr unwahrſcheinlich, daß dieſes Mädchen jene Habſeligkeiten, die ja auch die ihren waren, einzig um die Mutter zu täuſchen, zertrümmert hätte.

Aehnliche Unruhe eines Geiſtes wegen eines unerfüllten Verſprechens.

Die Didaskalia Nr. 36 vom 5. Februar 1841 enthält ein Schreiben, datirt und beſagend wie folgt:

Königswinter am Siebengebirge, im Januar.

„Wenn die Geiſter der Verſtorbenen eine Zeit lang in Süddeutſchland ihr Weſen trieben, ſo ſcheinen ſie ſich jetzt allgemach nach dem Norden des Vaterlandes zu ziehen.“

Dieſes Zeugniß iſt an ſich erwünſcht; eigentlich aber brauchen ſie ſich mit dieſem Zug nach Norden gar nicht zu bemühen; denn **testantibus actis** wandern ſie ſchon längſt daſelbſt herum.

„Vor Kurzem hat ein Spuckgeiſt dieſer Art in einem Dorf in unſerer Nähe ſich gezeigt.“

Iſt wohl möglich.

„Ein Dienſtmädchen wollte eines Abends plötzlich den Geiſt ihres Vaters geſehen haben; die Erſcheinung kam noch mehrere Abende wieder, ohne daß jedoch einer der bei dem Mädchen Anweſenden etwas davon gewahr wurde.“

Weil deren inneres Wahrnehmungsvermögen nicht geöffnet war, und der Geiſt ſich nur der Tochter offenbaren konnte oder wollte.

„Endlich gab ein wahrſcheinlich mit dem Geiſterweſen Vertrauter dem Mädchen den Rath, den Geiſt nach ſeinem Begehr zu fragen,“ —

Unſtreitig ein guter Rath!

„und ſiehe da, der Geiſt erzählte (wiederum ohne daß einer der Anweſenden, mit Ausnahme des Mädchens, es hören konnte), daß er bei ſeinen Lebzeiten verſprochen habe, für einen Dritten eine Wallfahrt nach Kevelaar zu machen, daß er aber geſtorben, ehe er dieß vollbracht, und daher keine Ruhe im Grabe finden könne, bis die Tochter jene Wallfahrt vollbracht habe.“

Vermuthlich hatte die verſprochene Wallfahrt nach Kevelaar (einem Dorf im Bezirk von Düſſeldorf mit einem Marienbilde, zu dem ſtark gewallfahrtet wird) den Zweck, Abſolution für jenen Dritten zu erlangen. Dazu war aber die Wallfahrt unnöthig, und der „mit dem Geiſterweſen Vertraute“ hätte durch die Tochter den Geiſt anweiſen ſollen, ſich lediglich an ſeinen Heiland zu wenden, und bei ihm Ruhe und Hülfe, auch für ſich und für den Dritten Erlaß zu ſuchen. Indeſſen mag es uns zur Warnung dienen, kein Verſprechen unerfüllt zu laſſen, ſo lange wir Zeit dazu haben. Iſt dieſe vorbei, ſo macht nur Einer Alles gut und will darum gebeten ſeyn.

„Alſo ſprach der Geiſt; aber unzweifelhaft iſt es, daß das Mädchen wirklich dieſe Wallfahrt unternommen hat, begleitet von ihrem Vormund und unterſtützt von den milden Gaben glaubiger Seelen.“

In Ermangelung des oben bemerkten beſſern Unterrichts war es nicht übel gethan, daß das Mädchen das Verlangen des Geiſtes erfüllte, und beides hätte ſogar verbunden werden dürfen; denn auch die Wallfahrt ging aus dem Glauben.

„Die Beobachter der Zeitkrankheiten mögen dergleichen kleine Symptome nicht ganz unbeachtet an ſich vorübergehen laſſen.“

Dieſer ſalvatoriſchen Clauſel, womit ſich der Correſpondent am Schluß zu ſchützen vermeint, ſind wir hier nachgekommen. Denn was ſind die Zeitkrankheiten? Vor Allem der Unglaube, dann die daraus entſtehende Unwiſſenheit in geiſtlichen Dingen. Solche Erſcheinungen werden eben deßwegen der Zeit geſandt, um ſie zu heilen; indeſſen bleibt leider das Wort wahr: ſie werden nicht glauben, wenn auch einer von den Todten wiederkommt. Den Glauben an die Wirkſamkeit oder Nothwendigkeit der Wallfahrt nach Kevelaar haben wir abgelehnt; wir verſtehen alſo einen andern Glauben, der jenen unnöthig macht und weit beſſer die Ruhe der Todten im Grabe ſichert; einen Glauben, den die Mitglieder aller Kirchen haben müſſen, wenn ſie Chriſten heißen wollen, ſollten ſie ſogar die vorbemeldete Erſcheinung, und was ihr ähnlich iſt, für Täuſchung halten. Wenn übrigens dieſes ihr Urtheil ſich darauf gründen wollte, daß das Mädchen allein, und kein ſonſt Anweſender, die Rede des Geiſtes gehört habe, ſo iſt aus der Erfahrung bekannt, daß ein Geiſt nicht laut zu reden braucht, um ſeine Gedanken vernehmbar zu machen, ſondern daß der, welchem er ſich mittheilen will, ſie in ihm leſen, ſie ihm an- und abſehen kann, obgleich auch laute, Jedermann hörbare Aeußerungen der Geiſter vorkommen. Ein Geiſt kann in den Geiſt reden ohne hörbaren Schall, wie die Worte eines Buchs, um verſtändlich zu ſeyn, weder Zunge noch Lunge brauchen. — y —

Erſcheinen einer Sterbenden.

Hauptmann G., ein noch rüſtiger Fünfziger, hatte während eines Urlaubs in zweiter Ehe ein ſchönes Bauermädchen geheirathet, und die junge Frau in der Schweiz gelaſſen, als er nach Neapel zum Regimente zurückkehrte.

Von einem Waffengefährten, Hauptmann H., zu Tiſche eingeladen und fröhlich beim Mahle, verſtummt er plötzlich und ſtarrt in eine Ecke. — „Was haſt du?“ frägt der Freund. — „Da liegt meine Frau vor mir auf den Knieen und fleht, ich ſolle ihr vergeben.“ — „Nun, ſo vergib ihr, ſpricht H., der nichts ſah und ungerne in der Freude geſtört war. — „Ich will wohl, nur weiß ich nicht, was ich vergeben ſoll — doch — nun iſt's gut.“ Die Erſcheinung verſchwand.

Man merkte Tag und Stunde vor. — Es kamen Briefe — die Frau war geſtorben — die Zeit ſtimmte. Nur über dem, was zu vergeben, lag noch ein Schleier.

G. reist wieder in Urlaub, forſcht und findet, daß ſeine

Frau verführt, ihm untreu geworden und mit dem heftigſten reuigen Verlangen nach ihm und ſeiner Vergebung geſtorben ſey.

Ahnung und Spuckgeſchichte.

Der Maler H. von H. erzählte mir von ſeiner Familie merkwürdige Proben von Ahnungen und einige Spuckgeſchichten, die in ihrem alten Hauſe geſchahen. Ich theile ſie hier in der Kürze als durchaus glaubwürdig mit. Was im Hauſe geſchah, verheimlichte die Familie lange, um dem Verkauf des Hauſes, den ſie beabſichtigten, nicht zu ſchaden; erſt nach demſelben erfuhr ich es.

Das erſte iſt eine Probe des Ahnungsvermögens vor einem eintretenden Todesfall oder eines zweiten Geſichts. Der Vater des Malers verlor in ſeiner Jugend eine theure Schweſter plötzlich an einer raſchen Krankheit. Nicht lange vorher kam er eines Abends von ſeinen Geſchäften an die Hausſchwelle und ſah ſeine Schweſter, die er ſchon unwohl wußte, da ſitzen in der feuchten Abendluft. „Was denkſt du," ſagt er zu ihr, „du wirſt dich recht verderben; willſt du gleich in die Stube." Und damit eilt er an ihr vorbei, der Mutter zu rufen, ſie zu hüten. Dieſe erſchrickt, wie ſie aus dem Zimmer tritt, dieß zu hören; denn drinnen liegt die Tochter, plötzlich erkrankt. „Gott behüte uns — ſie ſtirbt!" Und wirklich war das Mädchen in Kurzem eine Leiche. Dieſes geſchah in einem früheren Hauſe.

Das ſpätere alte Haus war den Bewohnern unheimlich durch allerlei ſeltſames Rumoren, unſichtbares Hin- und Hergehen, auch überm Haupt im obern Stock, ohne daß Jemand ſich vorfand; durch Rutſchen im Kamin, wie wenn ein Topf in den Ofen geſetzt wird, wenn man dann hinauskam, war die Kaminthür geöffnet, und obgleich dann feſt zugemacht, wiederholte ſich beides.

Die Mutter des Malers ſah in ihrer tödtlichen Krankheit

Nachts eine weiße Frau mit friſchen, rothen Wangen und freundlichen Mienen in ihrem Krankenzimmer hin und her ſchweben, in der Commode einiges ordnen oder holen, und ſie anſcheinend bedienen. Sie hatte keine Angſt vor der Erſcheinung, weil ſie ſo gar freundlich und wohl ausſah; nur zuletzt, wo die Geſtalt ſich über ſie neigte und ſich der Länge nach preſſend über ſie ſtreckte, ward ihr bange und ſie erzählte es den Ihrigen als traurige Ahnung von ihrem Ende. — Niemand ſah nach ihrem nicht lange nachher eintretenden Tode wieder etwas der Art. Doch hatte die Tochter in der Dämmerung einmal, wie ſie mit dem Bruder und mit ihrem Bräutigam daſaß und die Augen zufällig in die Höhe richtete, die grauſige Erſcheinung eines ihr zugewandten Kopfes, von graſſen, ſtarrenden Zügen. Als er, nach einer Minute ungefähr, verſchwand, machte ſie ihrem Schrecken mit gepreßtem Herzen Luft.

Wie der Vater auf dem Todbett lag und die Familie ihn pflegte, that es in der ſtillen Mitternacht (es war im kalten Winter) drei ſchnelle dröhnende Schläge am nahen Fenſter, das in den Hof ging. „Habt Ihr das gehört?“ ſprach er mit ſchwacher Stimme. — „Ja,“ ſagte der Sohn, der im Innerſten entſetzt war; doch um die Aufmerkſamkeit abzulenken: es wird die Magd geweſen ſeyn; ſie hat draußen den Schnee abgeklopft.“ — „Nein,“ erwiederte ruhig der Vater, „die Töne, die drei Klänge kenne ich; ich habe ſie früher auch ſchon gehört„ wenn mir ein Freund ſtarb.“ — Er ſelbſt lebte nur noch wenige Tage. — Die Familie hatte ſich über die ganz eigen dröhnenden Schläge ſo entſetzt, daß Niemand nachher in dem Zimmer ſchlafen wollte. Die ſorgfältigſte Unterſuchung in jener Nacht hatte kein Reſultat, und man rieth auf das Spuken des früheren Beſitzers, eines Küfers, weil die Töne ungefähr lauteten, als ſeyen ſie mit einem Bandmeſſer oder etwas dem ähnlichen bewirkt. Vermuthlich hatten ſie auch ſonſt Urſache, auf den früheren Beſitzer zu rathen.

G.

Merkwürdige Ahnung.

Die Magdeburger Zeitung meldet aus Gommern bei Magdeburg vom 22. Febr.: „Schon gegen Abend am 13. d. M. äußerte die zehnjährige Tochter des hier wohnenden jüdiſchen Lehrers Franc verſchiedene Male zu ihren Aeltern, daß ſie eine außerordentliche Aengſtlichkeit in ihrem Innern empfinde, ohne dabei jedoch angeben zu können, daß ſie ſich ſonſt körperlich unwohl fühle. Gegen 8 Uhr Abends begleitete indeſſen der Vater dieſes Kind nebſt einer jüngern 8jährigen Tochter zu Bette. Aber bis gegen Mitternacht wird der Vater von ſeiner älteſten Tochter verſchiedene Male dringend gerufen und gebeten, ſie und die jüngere ſchlafende Schweſter wieder aus dem Bette und in ein anderes Zimmer zur Ruhe zu bringen, weil es ihr aus unbegreiflicher fortdauernder Angſt noch nicht möglich geweſen ſey, einzuſchlafen, ſie auch glaube, das leiſe Heruntermahlen des Kalkes von der Zimmerdecke zu verſpüren. So kommt Mitternacht völlig heran; der Vater des klagenden Kindes läßt ſich endlich bewegen, ſolches nebſt dem ſchlafenden aus dem Bette zu nehmen, unterſucht aber vorher die Zimmerdecke über der Bettſtelle genau, und findet kein Merkmal, das ihm etwaige Gefahr hätte andeuten können. Kaum ſind aber die beiden Kinder, wovon das älteſte von namenloſer Angſt bebte, in ein anderes Zimmer zur Ruhe gebracht, als ein Theil der Decke mit dem Eſtrich in einer Länge von 8 und einer Breite von 3 Fuß auf die nun glücklicher Weiſe leer ſtehende Bettſtelle krachend herabſtürzt und ſie an mehreren Stellen beſchädigt. Ein gewichtiger Koffer, der gerade auf der verhängnißvollen verlaſſenen Stelle ſtand, ſtürzte mit auf das Bett herab, und er allein würde ſchon den jämmerlichen Tod der beiden Kinder herbeigeführt haben, wenn das älteſte, von geheimnißvollen Ahnungen getrieben, nicht die glückliche Veranlaſſung gegeben, daß beide unverſehrt gerettet wurden."

Eine Prophezeihung.

Der junge Fürſt von Ligne, (der Enkel des witzigen Staatsmannes) der Belgien neuerlich bei der Krönung der Königin von England vertrat, und als ihm 1830 die Belgier ihren neuen Thron antrugen, geantwortet haben ſoll: Ich kann den belgiſchen Thron nicht annehmen, weil ich ſchon Kammerherr des Kaiſers von Oeſterreich bin, befand ſich 1822 in Paris und ließ ſich von der bekannten Lenormand wahrſagen. Die Prophetin ſagte ihm unter andern, er würde ſich fünf Mal verheirathen, und zwar zuerſt mit einer Franzöſin, dann mit einer Deutſchen oder Flamänderin, darauf mit einer Polin, ſodann mit einer Engländerin und endlich mit einer Italienerin, welche letztere ihm aber durch Dolch oder Gift das Leben nehmen würde. Man weiß nicht, ob der junge Fürſt der Wahrſagerin Glauben ſchenkt, gewiß iſt aber, daß er bei ſeiner bald darauf erfolgten Heirath in dem Contrakte beſtimmte, daß alle Diamanten, Caſhemirſhwals, Spitzen ꝛc. der Frau, bei deren Tode nicht den Kindern derſelben, ſondern der zweiten Frau gehören ſollten, wenn er ſich vielleicht wieder verheirathe. Im Jahre 1823 vermählte ſich der Fürſt mit Amalie Conſtantine, Tochter des Marquis von Conſtans d'Ayrac, die ihm zwei Söhne gebar. Im Jahre 1834 verheirathete er ſich zum zweiten Male mit Nathalie, Tochter des Marquis von Trazegnies (aus Brüſſel), welche aber ein Jahr darauf ſtarb und ihm eine Tochter hinterließ. Im Jahre 1836 endlich vermählte er ſich zum dritten Male mit Hedwig, Fürſtin Lubomirska, von der er einen Sohn hat. Bis dahin iſt alſo die Prophezeihung der Wahrſagerin eingetroffen, doch läßt ſich hoffen, daß die jetzige Fürſtin lange genug leben wird, um der Engländerin nicht Platz zu machen.

Fernwirkung eines Wahnſinnigen.

Ein junger Mann, bei dem ſich Ausbrüche von Wahnſinn eingeſtellt hatten, und der deßwegen bewacht wurde, ruft einſt in der Nacht im Bette heftig ſeinen Bruder Karl mit Namen, welcher viele Meilen weit von ihm entfernt war. Als man ihn fragt, warum er ſo rufe, ſo behauptet er, ſein Bruder Karl ſey bei ihm, und er ſey bei jenem, man wolle ihm wohl verſchweigen, daß er da ſey u. dgl. Bald hierauf kommt ein Brief von Karl an den Vater, worin er ſich erkundigt, ob etwas Beſonderes vorgefallen ſey? er habe in der Nacht (in eben derſelben) die Stimme ſeines Bruders deutlich rufen hören Karl! überdem habe auf ſeinem Tiſch ſeine Weſte gelegen, und in der Weſtentaſche ein Schlüſſel geſteckt, welcher dreimal aufgeſchlagen habe.

Die Perſonen, zwiſchen denen dieſes erſt neulich vorgefallen iſt, ſind alle am Leben.

Ein merkwürdiger Fall von Beſeſſenſeyn.

Ein ſonderbarer Zuſtand iſt die Urſache, warum dieſen Augenblick ein gewiſſer Dominique Balas von Orbeſſan zu Auch unter Gewahrſam gehalten wird. Dieſer Mann, jetzt 27 Jahre alt, diente bei einem Gutsherrn, der ſehr mit ihm zufrieden war, bis ihn eine auszehrende Krankheit befiel und ihn zwang, zu ſeinem Vater zurückzukehren. Sein Uebel verringerte ſich dort aber nicht allein nicht, ſondern wurde noch ärger, und dabei wurde er gegen Jedermann aufſätzig und ſchlug zuweilen um ſich. In Folge eines allgemeinen Spasmus verlor er die Sprache, und ſeine Finger zogen ſich ſo krampfhaft zuſammen, daß deren Spitzen ſich feſt in die innere Hand einkniffen. Trotz dieſes Zuſtandes, der ihn hinderte, ſich ſeiner Finger im geringſten zu bedienen, erklomm Balas die höchſten Bäume und die Strohmeiler wie eine Katze und brach dort zu beſtimmten Stunden jeden Tages in ein furchtbares Geheul aus. Seine ganze Nahrung beſtand aus einer Kartoffel und ſieben Bohnen täglich. Dieſe Sonderbarkeiten erfüllten bald die ganze Gemeinde mit Schrecken und ließ ſie an den Einfluß des Böſen glauben. Dies ſchien auch um ſo unbezweifelter zu ſeyn, als Balas bei jedem Zeichen der Religion in Wuth gerieth. Unter ſo bewandten Umſtänden wurde es denn nöthig, daß die Behörde einſchritt, und ſo wurde er in einer Irrenanſtalt untergebracht. Dort angekommen verweigerte er jegliche Nahrung, und gab durch Zeichen zu verſtehen, er könne nichts genießen, als in ſeinem väterlichen Hauſe. Balas hielt Wort, und er aß und trank während neunundſechzig Tagen nicht. Von dem Zuſtande des Unglücklichen gerührt, ließ die Behörde ihn zu ſeinem Vater zurückführen, welchen Weg, zwei Lieues, er zu Fuß zurücklegte und dann mit dem größten Heißhunger über das ihm vorgeſetzte Eſſen herfiel. Jetzt verhielt Balas ſich mehrere Tage ruhig, dann nahm er aber ſeine früheren Unarten und zwar in einem noch ſtärkeren Grade wieder an: zu dem Despotismus, den er im Hauſe ausübte, zu dem Geheul, das er ausſtieß, fügte er noch die Drohung hinzu, ſeinen Vater zu tödten. Im letztverwichenen Februar holte er mitten aus einer im Felde weidenden Heerde ein Schaf und trug es, trotz der Bemühung der Hirten, ihn daran zu verhindern, in vollem Rennen zu Hauſe. Dort angekommen, erfaßte er den Hammel mit den Zähnen und trug ihn ſo, durch ein Loch kriechend, auf den Boden unter das Dach, wo er ſeine ſtete Wohnung genommen hatte. Hiernach iſt er abermals, am 25. März, in das Irrenhaus gebracht worden, wo er ſich noch jetzt befindet, ebenfalls, wie das erſte Mal, unter Verweigerung jeglicher Nahrung. Er geht umher, magert ſichtlich ab, und beantwortet jede Anrede durch das Zeichen, man ſolle ihm den Kopf abſchneiden. Dieſer iſt in einer ſteten Bewegung. Bei dem Zeichen des Kreuzes ſchneidet er furchtbare Grimaſſen, wenn man aber den Teufel nennt, ſo lacht er in einer gräulichen Weiſe und ſagt durch Zeichen, er trüge ihn im Innern, und er ſey es auch, der ihn nähre und erhalte.

Der alte Somnambulismus oder was noch mehr.

Der Montaniſt Tertulian (de anima c. 9) erzählt von einer Frau, die ihm als Presbyter ganz allein ihre Geſichte mittheilen durfte, weil ſie in der Verſammlung nicht reden durfte, Nachſtehendes:

„Es iſt heutiges Tages eine Schweſter bei uns, die mit Offenbarungen begabt iſt, welche ihr in der Kirche während der gottesdienſtlichen Feier durch Entzückung im Geiſt widerfahren. Sie unterredet ſich mit Engeln, manchmal auch mit dem Herrn, ſieht und hört Geheimniſſe, erkennt die Herzen von Einigen, und gibt auf Verlangen Arzneimittel an. Je nachdem nun die Schrift geleſen, oder Pſalmen geſungen, oder Anreden gehalten, oder Bitten gethan werden, so werden ihr dadurch Stoffe zu Geſichtern dargereicht.* Einſt traf ſichs, daß wir, ich weiß nicht was, von der Seele geſprochen hatten, als dieſe Schweſter im Geiſt war. Nach Endigung der Feier, da das Volk entlaſſen war, wo ſie uns zu berichten pflegt, was ſie geſehen hat — denn es wird aufs fleißigſte erörtert, um es auch zu prüfen — ſagte ſie: Unter andern wurde mir eine Seele leibhaftig gezeigt, und ſchien ein Geiſt zu ſeyn, aber von keiner nichtigen und leeren Art, ſondern daß man ſie ſogar meinte feſthalten zu können, zart und hell und von luftiger Farbe und durchgängig von menſchlicher Geſtalt.“

Ein zweites Geſicht.

Der **Inverneß Courier** erzählt einen Fall von „zweitem Geſicht (second sight),“ womit bekanntlich die

---

* Nicht als Selbſteinbildungen, ſondern was hierin ihre Aufmerkſamkeit feſſelte, das öffnete zugleich ihr inneres Geſicht fur die gegenwärtige Sache, wie wir über eine Aeußerung im Geſpräch, über eine Stelle in einem Buch oder in einer Predigt weiter nachdenken und Wahrheiten erkennen.

Hochſchotten und die Bewohner der Hebriden zuweilen
gabt ſeyn ſollen. Am 11. Januar ging William Mac
der Wildhäger der kleinen hebridiſchen Inſel Raſay, mit ſe
Bruder nach Portree auf der benachbarten Inſel Sky.
dem Rückweg blieb erſterer zurück, und der Bruder ke
nichts Schlimmes ahnend, allein nach Haus. Indeß
Wildhäger kam nicht wieder, und alle Nachforſchungen li
keine Spur von ihm auffinden. Nach 8 Tagen erklärte
Mann aus Portree, als er vor vierzehn Jahren einmal
Vieh gehütet, habe er am hellen Tage das Geſicht von ei
Manne gehabt, der von einem gewiſſen Felſen ſtürzte. Hi
beſchrieb er das Ausſehen und die Kleidung des Mannes,
denen des vermißten Wildhägers entſprachen, ſo wie auch
Felſen. Sofort fuhr eine Anzahl Leute mit dem „Seher
einem Boot nach dem bezeichneten Felſen an der Seeſeite,
wirklich fand man die Leiche des Vermißten genau an der
gegebenen Stelle. Er hatte ſich, ſcheint es, in der Dunkel
eines ſtürmiſchen Abends verirrt, und war hier über die Kl
geſtürzt. — Das Journal fügt indeſſen bei, hoffentlich w
die Leiche von den einſchlägigen Behörden gehörig unterſ
worden ſeyn.

Doppeltgehen.

1.

Herr S., aus Landau gebürtig, hielt ſich daſelbſt
Als aber im Jahr 1813 die Alliirten ins Elſaß einrück
begab er ſich nach Mariakirch, woſelbſt es mehrmalen geſch
daß er die Magd des Hauſes, welche ihn Abends erwar
ſollte, ſchon mit dem Lichte an der Hausthüre ſtehend von ſe
ſah, noch ehe er wirklich an der Thüre ankam; worüber
dieſer Magd ſein Erſtaunen bezeugte. Die Magd behaup
aber, er wäre ja ſchon da geweſen und hätte die Hausſch
angezogen.

2.

Der verſtorbene blinde Dichter Pfeffel hat vielen ſeiner Freunde und Bekannten erzählt, daß er einen Bedienten gehabt hätte, von welchem manche Inwohner der Stadt Colmar im obern Elſaß, unter andern der verſtorbene Apotheker, Herr Simon, behauptet haben, jener Bediente ſey an dem Tage, in der Stunde bei ihnen, in ihrem Hauſe geweſen, obgleich Herr Pfeffel nach genauer Unterſuchung gefunden habe, daß dieſer ſein Bedienter in der angezeigten Stunde, ja den ganzen Tag hindurch ſein Haus nicht verlaſſen.

3.

Der verſtorbene Herr Auger, ehemaliger Rath des kaiſerlichen, hernach königlichen obern Gerichtshofes zu Colmar, begab ſich zu Ende des Jahrs 1813 nach Straßburg, wohin dieſer Gerichtshof ſeine Sitzungen verlegte, als die alliirte Armee ſich jener Stadt näherte. Den 7. Jänner 1814 erzählte gedachter Herr Auger in Gegenwart mehrerer ſeiner Amtsgenoſſen, er habe einſt am hellen Tage ſeinen Freund, den Pfarrer von Börſch, wo Herr Auger bis zur Revolution Amtmann war, vor ſeinem, des Raths, Hauſe vorbeigehen ſehen; er ſey dem Pfarrer ſogleich leiſe nachgeſchlichen, bis er ſo nahe bei ihm geweſen, daß er ihn, als derſelbe in eine Grasfurche zwiſchen den Reben eingetreten, mit den Händen hätte ertappen können, wozu er ſchon ſeine Rechte ausſtreckte; aber in dem nämlichen Augenblicke verlor er ihn plötzlich aus dem Geſichte. Darüber betroffen, fragte er die Leute, die nahe dabei in den Reben arbeiteten, wo der Herr (ſo heißen die Bauern jener Gegend den Herrn Pfarrer) hingegangen wäre? Sie verſicherten aber den Frager, den Herrn gar nicht geſehen zu haben. Auger, dem die Sache ſehr ſonderbar vorkam, entſchloß ſich ſogleich, ſeinen verſchwundenen Freund in deſſen Haus aufzuſuchen, und war erſtaunt, denſelben daſelbſt kränkelnd auf einem Sopha liegend zu finden, ſo daß an kein

Ausgehen des Kranken zu denken war; welche Unmöglichkeit ihm auch die Leute bei ſeinem Eintritt ins Pfarrhaus angezeigt hatten. Da dem menſchenfreundlichen Richter die Sage, daß doppeltgeſehene Menſchen bald nach ſolchen Erſcheinungen ſterben, bekannt war, und er ſeinen kranken Freund, der auch Kunde von einer ſolchen Volksmeinung haben konnte, nicht erſchrecken wollte, ſo hütete er ſich, demſelben etwas von dieſer Erzeigung (wie man es zu nennen pflegt) merken zu laſſen. Daß jene Sage grundlos ſey, behauptete Hr. Auger ſelbſt, indem er am Ende ſeiner Erzählung bemerkte, daß dieſer Pfarrer erſt nach Verlauf von zwei Jahren geſtorben ſey.

E.

Ein Schlafwandler.

Karlsruhe. Mehrere Abende verſammelten ſich vor Kurzem weit über tauſend Menſchen vor der Hinterſeite des hieſigen Krankenſpitals, um bei einer allgemeinen Stille das durchdringende, obwohl wieder mit langen Pauſen unterbrochene Schreien eines Nachtwandlers zu hören, das mit einer gewiſſen Periodicität regelmäßig Abends halb 10 Uhr begann und bis gegen 1 Uhr in der Nacht dauerte. Der Kranke iſt ein ſchöner junger Menſch und Kanonier, Sohn vermöglicher Eltern. Der Zuſtand ſcheint theils magnetiſch, theils wahnſinnig zu ſeyn, phyſiſche Stimmungen, die leicht ineinander laufen, und wo nach einer Seite hin ſich gewöhnlich ein Uebergewicht zu zeigen pflegt, und zuweilen mit einer ſtrengen Entſchiedenheit. Meiſt ſoll der Kranke während der Paroxismen die Augen geſchloſſen haben. Er exercirt dazwiſchen, indem er, was ihm Handgerechtes vorkommt, dazu verwendet; er ſchimpft, er flucht und lacht auch wohl, und die aufgeregte Körperkraft ſcheint ihm zuweilen Flügel zu verleihen, ſich mit der größten Leichtfertigkeit auf Tiſch und Stühle zu ſchwingen, und er zerbricht feſtes Holzwerk, als wär' es ein dürrer Span. Die bei ihm Wachenden haben ſich immer vor der, in ſeiner

Exaltation ihnen drohenden Gefahr in Acht zu nehmen. Der Lichtreiz affizirt ihn, auch bei zugeſchloſſenen Augen, heftig. Daher die Sage, daß jedesmal das Licht erlöſche oder ausgeblaſen werde, ſobald es auch nur von fern ſich ihm nähere, und daß man es ſchon zur Sicherheit vergebens in eine Laterne eingeſchloſſen habe. Er betet zuweilen am Roſenkranze. Kommt die ſchreckliche Anwandlung, dann glaubt er bald mitten in Flammen zu ſitzen, bald in einer, ihn zu verſchlingen drohenden Fluth zu ſchwimmen. Medicamente werden ſchwerlich helfen, er wird vielmehr einer geiſtigen Einwirkung, alſo einem höheren Magnetismus, unterworfen werden müſſen. Das Geſchloſſenſeyn der Augen deutet zunächſt wohl auf magnetiſche Behandlung. Das Auffallende an jenen Erſcheinungen iſt, daß der Kranke faſt ganz vom Geſetz perpendikulärer Schwere entbunden ſcheint. Er hüpft Perſonen auf den Rücken, während dieſe bei weitem nicht das volle Gewicht ſeines Körpers empfinden, er geht auf der Leiſte, an welcher die Haken befeſtigt ſind, um die Torniſter daran aufzuhängen, er ſetzt ſich auf die obere Kante des offenen Thürflügels. Er ſtieß nach der Verſicherung des ihn behandelnden Arztes ſeinen Kopf mit ſolcher Gewalt gegen die Wand, daß jener glaubte, der Kranke müſſe ſich den Schädel zerſchmettert haben. Man fand in der Wand in Folge des Stoßes eine Vertiefung; aber am Kopf des Kranken war keine Verletzung, nicht einmal ein blauer Fleck auf der Haut wahrzunehmen.

Aus Schillers Leben.

Schwab führt in „Schiller's Leben“ S. 123 aus Schillers Leben von Fr. v. Wolzogen an: „Mit dem Verwalter des Guts (der Wolzogen bei Meiningen) ſpielte er (Schiller) Schach und machte oft Spaziergänge mit ihm.“ Auf einer dieſer Wanderungen durch die Wälder hatte er eine ſonderbare Ahnung, die ihm immer merkwürdig blieb. Auf dem unwegſamen Pfade durch den Tannenwald, zwiſchen wildem Geſtein, ergriff ihn das Gefühl, daß hier ein Todter begraben liege. Nach wenigen Monaten fing der ihm folgende Verwalter die Erzählung von einer Mordthat an, die auf dieſem Platze vor Jahren an einem reiſenden Fuhrmann verübt wurde, deſſen Leichnam hier eingeſcharrt ſey.“

„Die franzöſiſche Republick, ſagte Schiller (nach des Dichters Schwägerin, in Schiller's Leben von Schwab. S. 398.), wird eben ſo ſchnell aufhören, als ſie entſtanden iſt; die republikaniſche Verfaſſung wird in einen Zuſtand der Anarchie übergehen, und früher oder ſpäter wird ein geiſtvoller, kräftiger Mann erſcheinen, er mag kommen, woher er will, der ſich nicht nur zum Herrn von Frankreich, ſondern auch vielleicht von einem großen Theil Europa's machen wird.“

Schwab bemerkt hiebei: „Wenn dieſe Worte nicht unwillkührlich einigermaßen dem Erfolg angepaßt worden ſind, ſo hat Schiller auch in ihnen ſeinen Prophetenberuf beurkundet.

Merkwürdiges Zuſammentreffen im Staatsleben.

Donnerstag den 15. October 1840, am Geburtstag des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm IV., feierliche Huldigung zu Berlin.

An demſelben Tage neuer Mordverſuch gegen den König der Franzoſen Ludwig Philipp durch Marius Darmès.

An demſelben Tage wurden die Reſte des Kaiſers Napoleon auf St. Helena in Gegenwart des Prinzen v. Joinville, nach vorher geſchehener Ausgrabung, über die Erde gebracht, und, wie der Bericht darüber ſagt, bei Oeffnung des Sargs „in einem Zuſtand unverhofft guter Erhaltung gefunden.“

Am 18. Oct. (dem Tag der Schlacht bei Leipzig) gingen dieſelben auf dem Schiff Belle-Poule von St. Helena ab in See, um nach Frankreich übergeſchifft zu werden.

Merkwürdiges Zuſammentreffen im Privatleben.

Nachſtehendes iſt aus einem gedruckten unter Freunden vertheilten Bogen, „den 1. Auguſt 1840“ überſchrieben, der nebſt mehreren Anhängen die Leichenrede enthält, die zu Athen dem berühmten Alterthumsforſcher Otfried Müller gehalten wurde, der, nach langem Sehnen Hellas Boden erreicht hatte, um da zu ſterben, und mitten in ſeinen Forſchungen hinweggerafft wurde. „Auffallendes Zuſammentreffen“ iſt der Abſatz überſchrieben, aus dem ich einen Auszug liefere.

„Ueber dem delphiſchen Dreifuß war, wie bei Saalfeld nicht erwähnt iſt, wie aber ſchon die hieſige Anzeige [1] von ſeinem Tode bemerkt, ſeine erſte hieſige Schrift, und in Delphi endigte er ſeine Forſchungen“ ......

Mit Orchomenos hatte ſeine Geſchichte griechiſcher Stämme angefangen; in Orchomenos fing nach Finlay ſeine letzte Krankheit an.

Bei ſeinem lithographirten Bilde, das bald nach der Nachricht von ſeinem Tode [2] hier nicht mehr zu haben war, ſteht im Hintergrunde das Parthenon. [3]

In ſeinen Vorleſungen ſoll er bei einem Plane von Athen, den er an die Tafel ſchrieb, die Academie, wo er nun begraben liegt, mit einem Kreuze bezeichnet haben.

Vom erſten Auguſt 1839 iſt ſein Teſtament datirt, an demſelben Tage ſtarb er das Jahr darauf.

Am 28. Auguſt war M.'s Geburtstag; den 27. Auguſt 1840 brachte die Allgemeine Zeitung die Schreckensnachricht hierher.

---

[1] Nämlich von Göttingen. [2] Göttingen. [3] Wo er ſtarb.

Auch im Auguſt ſtarb fünf Jahre vorher in Athen und an derſelben Krankheit Bettina Schinas geb. von Savigny. M. hatte am Ende ſeiner Univerſitätsjahre ihr Lehrer werden ſollen. Ihr Bild und das von M. lagen ſchon lange in derſelben Mappe eines Freundes von beiden unmittelbar hintereinander. —

Das Geiſter-Geſänge.

Schon in den Blättern aus Prevorſt iſt mehrmals der Muſik unſichtbarer Sänger, inſonderheit am Sterbebette gedacht.[*] Ein weiteres Beiſpiel gibt die, wiederum reich ausgeſtattete Chriſtoterpe von Albert Knapp auf 1841, in deſſen Aufſatz: „Aus dem Leben der Herzogin Magdalena Sibylla von Würtemberg.“ Von dieſer gottſeligen Fürſtin erzählt die vom Verfaſſer benutzte Nachricht:

„Man kann zum Lobe Gottes nicht umhin, zu berichten, was ſich am 7. Auguſt, Morgens 2 Uhr, in der Sonntagsfrühe, ſonderlich ergeben, da dieſe Tochter Zions ſchon hier gehört die Wächter ſingen. Das Herz that ihr vor Freuden ſpringen, — ſie wachte, und ſtund (im Geiſt) eilends auf. Es waren um jene Zeit zwo Perſonen bei der Herzogin, die ganz ſtille und ruhig auf ihrem Sterbebette lag, — und ſiehe, ganz unverſehens ließ ſich im Cabinet eine überaus liebliche Stimmen- und Harfenmuſik hören, die ſich nach wenigen Minuten als ein in der Luft verwehender Ton geendigt; die eine damals gegenwärtige und darüber erſtaunte Perſon fragte den auch mitwachenden, vornehmen, glaubwürdigen und ‚nicht leichtgläubigen Mann, der ſolches bezeugte und ſchriftlich erhärtete: ob er doch auch dieſe Muſik an dem Fenſter gehört? was er ſogleich mit Feſtigkeit bejahete, auch vor ſeiner Abreiſe des Morgens Andern erzählte. — Dieſe Begebenheit erinnerte an eine Himmelfahrt, ſagt der

---

[*] VI, 182. VIII, 200. 213, X, 196, Vergl. VII, 187.

Biograph, wie ſolches auch bei andern geheiligten Seelen in der Vorzeit geſchehen; es war eine beſondere, der in ſo ſchweren Kampf ſtehenden theuren Seele erwieſene Gnade; ja, was bedeutete es anders, als daß die heiligen Engel nicht mehr verziehen konnten, bis dieſe in ihrer Gemeinſchaft ſtehende Seele, aus dem Leibe des Todes vollends erlöst, durch die Thore der Ewigkeit würde eingehen? Sie bezeugten voraus ihre Freude, und kamen vom Himmel, um ihre Schweſter, wie einſt Jeſum in Gethſemaneh ſelbſt, zu ſtärken."

Der Verf. ſezt hinzu: „Wie feſt beglaubigt das vorſtehende Ereigniß in jener Zeit war, geht auch aus der ſchönen, intereſſanten Trauerrede hervor, welche der Kanzler der Univerſität Tübingen, Joh. Wolfgang Jäger, am 21. Auguſt 1712 daſelbſt vor dem akademiſchen Senat und viel andern Zuhörern gehalten hat. Er ſagt darin:

Sequinti nocte singulare illud et omnino divinum accidit, quod in concubia nocte, cum omnia silerent, caelestis musica derepente audita fuit, eaque tantae suavitatis, ut audientes nihil se per totam vitam suavius audivisse cum religiosa asseveratione testarentur, revera enim non humanas sed angelicas voces sonuisse. Talis sane musica verus est aeternitatis beatissimae praegustus, et cui morienti spiritus illi divini assistunt, in quam intimam Familiaritatem absument ad gloriossisimam Dei visionem admissos! (In der folgenden Nacht begab ſich jenes Beſondere und wirklich Göttliche, daß Nachts, wo Jedermann ſchlief und Alles ſtille war, plötzlich eine himmliſche Muſik gehört wurde, und zwar von ſolcher Anmuth, daß die Hörenden in ihrem ganzen Leben nichts Anmuthigeres gehört zu haben mit gewiſſenhafter Verſicherung bezeugten, denn es ſeyen in der That nicht menſchliche, ſondern engliſche Stimmen erklungen. Eine ſolche Muſik iſt gewißlich ein wahrer Vorſchmack der ſeligſten Ewigkeit, und wenn einem Sterbenden jene göttlichen Geiſter zur Seite ſtehen, in welche innige Freundſchaft werden ſie die zum herrlichen Anſchauen Gottes Zugelaſſenen aufnehmen!)

Die fromme Herzogin verſchied hernach am 11. Auguſt 1712, Abends zwiſchen 4 und 5 Uhr. Wer möchte nicht wünſchen, bei ſeinem Uebertritt in das Gebiet des Todes mit ähnlichen Klängen bewillkommt zu werden? Und wie ſchön beſtätigt ſich hier, was geſchrieben ſteht (Pſ. 116, 15): „Der Tod ſeiner Heiligen iſt werth gehalten vor dem Herrn!“

— y —

Dauer des menſchlichen Geiſtes.

Der Geiſt ſteht zum Leibe in einem ähnlichen Verhältniſſe, wie der Virtuoſe zu ſeinem Inſtrumente. So wenig dieſer mit ſeinem hinfälligen Inſtrumente ſich verſtimmt oder gar zuſammenbricht, ſo wenig verſtimmt ſich und bricht der Geiſt mit ſeinem hinfälligen Leibe zuſammen. Dieſer verſchafft ſich, wie jener, ein anderes Inſtrument, wenn dieſes auch uns gröber Organiſirten nicht vernehmbar iſt. Dafür mag folgende Thatſache zum Belege dienen. Der ehemalige Reichskammergerichts-Aſſeſſor und nachmalige Präſident eines badiſchen Gerichtshofes von Neurath wurde, nachdem ihn viel häusliches Unglück betroffen hatte, kindiſch. Sein Sohn, der vor mehreren Jahren als württembergiſcher Juſtizminiſter ſtarb, deſſen Wittwe aber noch lebt, nahm ihn zu ſich. Dieſer alte Mann war, ohne daß er an einer beſtimmten Krankheit gelitten hätte, doch körperlich ſehr herabgeſunken. Er ging keinen gewöhnlichen Schritt mehr, ſondern trabte langſam vor ſich hin, wenn er ſich Bewegung zu machen genöthigt wurde. Man mußte ihm alle Speiſen vorlegen, in kleine Stücke zerſchneiden, Löffel und Gabel in die Hand geben, wenn er eſſen ſollte. Er nahm an nichts mehr irgend Antheil und antwortete auf keine Frage mehr. In dieſem Zuſtande befand er ſich gegen das Ende des Jahres 1815 und im Anfange des Jahres 1816, gerade als die Verhandlungen über die würtembergiſche Verfaſſung am lebhafteſten betrieben wurden. An dieſen Verhandlungen nahm ſein Sohn zugleich mit mir amtlichen Antheil. Da ich vorzugsweiſe mit jenen Verhandlungen beſchäftigt war und dieſe Beſchäftigung alle meine Zeit in Anſpruch nahm, ſo benutzte ich oft die Mittagszeit dazu, um während des Eſſens mit meinem Freunde Neurath über die wichtigeren Angelegenheiten zu conferiren. Dieß war immer in Gegenwart des alten Herrn von Neurath, der mit zu Tiſche ſaß, geſchehen, nie aber hatte dieſer irgend ein Zeichen gegeben, von dem man auf ſeine Theilnahme am Geſpräch hätte ſchließen können. Eines Mittags, wo die Discuſſion zwiſchen ſeinem Sohne und mir beſonders lebhaft war, berührte ich zufällig die Hand des alten Mannes und fühlte, daß ſie glühte. Der alte Mann hatte heftiges Fieber, er wurde zu Bette gebracht und der Arzt gerufen. Darüber war die vergönnte Zeit verſtrichen. Wir trennten uns mit dem Verſprechen, uns am ſpäten Abende am gleichen Orte wieder zu treffen. Wie erſtaunt waren wir Beide, als uns bei unſerer Rückkehr Frau von Neurath erzählte, was ihr, den Freunden zu ſagen, der fieberkranke Mann aufgetragen hatte. Es ging daraus hervor, daß er alles, was ſeit mehreren Wochen die Freunde in ſeiner Gegenwart geſprochen, vollkommen richtig aufgefaßt, behalten und in ſorgfältige Ueberlegung gezogen hatte. Er wollte, daß jene ſeine theils zuſtimmenden, theils abweichenden Anſichten unbefangen würdigen und ſich überhaupt einer größeren Ruhe befleißigen ſollten. Als das Fieber nachließ, war er wieder verſtummt. Der Virtuos hatte noch einmal auf dem Inſtrumente, welches das exaltirende Fieber neu beſaitet hatte, geſpielt. Als auch dieſe Saiten ſprangen oder ſchlaff wurden, konnte er freilich nicht mehr für ein menſchliches Ohr ſpielen; componirt aber hat er nachher noch eben ſo gewiß, als vorher, da ſein altes Inſtrument noch nicht zum letztenmal beſaitet wurde.

Wangenheim.

Prophetiſches Gebet eines Verfolgten.

An der Kirche zu Barlt in Süderdithmarſchen ſtanden früher zwei Prediger, ein Hauptprediger und ein Diaconus. Um das Jahr 1691 ward daſelbſt Johann Caspar Wattenbach zum Hauptprediger erwählt, gebürtig aus Heilbronn in Würtemberg, bisher Conrector in Meldorf. Neben ihm begleitete Peter Höſch das Diaconat. Beide Männer geriethen bald in arge Feindſeligkeiten, welche hauptſächlich ihren Grund darin hatten, daß der Eine ſtrenge an der lutheriſchen Kirchenlehre feſthielt, während der Andere eine freiere theologiſche Richtung verfolgte. Das Letztere war mit dem Hauptprediger der Fall. Schlimm war es, daß der College ſo wenig Duldſamkeit beſaß, im Gegentheil in ſeinen Predigten den Paſtor Wattenbach bekämpfte und als einen Ketzer anzufeinden ſuchte. Indeß konnte er damit bei der Gemeinde nichts ausrichten, vielmehr hing dieſe mit beſonderer Liebe an Wattenbach und hörte deſſen Predigten am liebſten. Um ſo mehr ſtieg aber der Unwille des von Natur heftigen und leidenſchaftlichen Höſch. Er klagte ſeinen Collegen bei dem Probſt Hahn in Meldorf an, und dieſer nahm ſogleich Parthie für Höſch. Probſt Hahn brachte die Sache auf der nächſten Synode in Rendsburg zur Sprache, als im Herbſt 1695 nach jährlichem Gebrauch die Pröbſte beider Herzogthümer mit dem Generalſuperintendenten ſich verſammelten, um kirchliche Angelegenheiten zu berathen. Es wurde diesmal in der Fehde der Barlter Prediger nichts weiter vorgenommen, als daß ſie durch den Probſt Hahn zur Ruhe und Eintracht verwieſen wurden. Allein die Verunglimpfungen von Seiten des Diacons unterblieben nicht, und es wurde das Verhältniß beider Prediger noch ärger als zuvor. So geſchah es denn, daß im Jahre 1699 Wattenbach aufs Neue bei der Rendsburger Synode verklagt ward, weil er nicht den wahren Glauben predige, und die Synode ließ ihn deßhalb nach Rendsburg citiren, um ihn dort mündlich zu vernehmen. Man legte ihm eine

Menge Fragen vor, worauf er antworten mußte; dieſe bezogen ſich namentlich auf das Weſen der Perſon Chriſti, auf die Erlöſung, auf den Werth der guten Werke, auf die heilige Dreieinigkeitslehre. Wattenbach geſtand mit redlicher Offenheit, daß er allerdings früher der ihm Schuld gegebenen Anſicht geweſen, jetzt aber davon zurückgekommen ſey, und äußerte ſich auf eine Weiſe, daß ſowohl der Generalſuperintendent, Dr. Joſua Schwarz, als auch die verſammelten Pröbſte (der Probſt Hahn aus Meldorf war Krankheits halber diesmal nicht anweſend) keine Veranlaſſung fanden, den Paſtor Wattenbach weiter in Anſpruch zu nehmen; vielmehr entließen ſie ihn, ſo wie ſeinen Collegen Höck, der gleichfalls zur Verantwortung vorgeladen war, blos mit einer brüderlichen Zurechtweiſung und mit der ernſtlichen Vermahnung und Bitte, alles Aergerniß fortan zu vermeiden. Allein damit ruhte die Sache nicht. Schon auf der nächſten Synode 1700 trug der Generalſuperintendent, Dr. Schwarz, den verſammelten Pröbſten vor, daß der in der vorigen Sitzung freigeſprochene Paſtor Wattenbach von ſeinen Gegnern bei der Regierung in Glückſtadt verklagt werden ſey und daß dieſe ſofort den Paſtor Wattenbach vom Amte ſuspendirt habe. Er ſey aber als Obergeiſtlicher der Herzogthümer gegen dieſes incompetente Einſchreiten der Regierung bei dem Könige eingekommen, und Se. Majeſtät der König habe reſolvirt, daß die Sache, als eine rein kirchliche, vor einem geiſtlichen Forum unter ſeiner Leitung verhandelt und unterſucht werden ſolle. Er trage ſie daher den verſammelten Pröbſten zur Berathung vor. Nun ward die Wattenbach'ſche Sache ſehr ausführlich und ſorgfältig verhandelt. Die Anklage betraf 15 Punkte, und Wattenbach reichte in Bezug auf dieſe eine Vertheidigungsſchrift ein. Auch die Barlter Gemeinde bat für Wattenbach und erklärte, daß ſie keinen Theil an der Klage wider Wattenbach habe; ſie könne ſich über Lehre und Leben des Mannes nicht beſchweren und wünſche, daß der nun ſchon ¾ Jahr ſuspendirt geweſene Wattenbach wiederum in ſein Amt eingeſetzt werde. Die

Mitglieder der Synode gaben diesmal gegen ſonſtige Gewohnheit ihre Vota ſchriftlich ab: ſo war es im königl. Reſcript anbefohlen worden, und dieſe ſchriftlichen Erklärungen mußten unverzüglich allerhöchſten Orts eingeſandt werden. Die Synode entſchied ſich aber, mit Ausnahme des Probſten Hahn, für Wattenbach, und ſein College Höich fiel nicht nur mit ſeiner Klage völlig durch, ſondern entging ſelber kaum der Suspenſion. Dieſes Urtheil der Synode ward durch ein königl. Decret vom 26. October 1700 beſtätigt; jedoch ward dem Paſtor Wattenbach in demſelben anbefohlen, öffentlich von der Barlter Kanzel ſeine früheren Glaubensanſichten zu widerrufen. So trat denn nach reichlich ½ Jahr der Paſtor Wattenbach ſein Seelſorgeramt in Barlt wieder an, zur großen Freude ſeiner Gemeinde.

Allein die Feinde ruhten nicht. Sie belangten ihn bald bei dem Meldorfer Conſiſtorium. Allein die Süderdithmarſiſchen Prediger ſprachen ihn frei. Das wollte aber der Probſt Hahn nicht und machte die Sache von Neuem anhängig in Glückſtadt. Wirklich nahm die Regierung die Sache an, die jetzt eine veränderte Richtung genommen hatte. Er wurde injuriarum causa verklagt. Die Klagepuncte ſind nicht weiter bekannt. Am 1. April 1703 kam die Sache zur ſchließlichen Entſcheidung. Wattenbach ward nach Glückſtadt citirt, um ſein Urtheil zu vernehmen. Es lautete auf Amtsentſetzung. Mit größter Faſſung hörte er es an und fragte darauf, ob dieſes Urtheil unabänderlich ſey. Der Kanzler äußerte: keine weitere Appellation findet ſtatt. Da ſprach er: So habe ich alſo nun keinen, als den Richter aller Richter und aller Menſchen, an den jeder Bedrängte appelliren kann; zu dieſem nehme ich meine Zuflucht. Und nun erhob er ſich mit der ganzen Kraft der Unſchuld, der Wahrheit und des guten Gewiſſens, und redete in Gegenwart der Richter mit hohem Gottvertrauen:

„Ich, Johann Caspar Wattenbach, nehme meine Zuflucht zu Dir, allmächtiger Gott, einig im Weſen, dreifaltig in

Perſonen, Vater, Sohn und heiliger Geiſt. Du, allwiſſender Gott, biſt aller Unterdrückten erſte und letzte Zuflucht! Du biſt der Herr, der die Wahrheit hält in Ewigkeit, der Urtheil ſpricht, der beiſteht Allen, die Dich in Wahrheit anrufen. Du thuſt den Willen derer, die dich vor Augen und im Herzen haben, beſchirmſt Alle, die Dich aufrichtig kennen und lieben, und verdirbſt alle Widerſpenſtigen. Dir will ich beſonders, mein Heiland Jeſus Chriſtus, Alles übergeben, befehlen und heimſtellen. So bitte ich Dich nun, Herr Zebaoth, Du gerechter Richter, Du Prüfer der Herzen und Nieren, da meine Feinde ſprechen: Gott hat mit ihm nichts zu ſchaffen, Gott hat ihn verworfen und verlaſſen; ſiehe an meine Unſchuld und Geduld, nimm mich von meinen Feinden; Du biſt mein Gott, weiche Du nicht von mir, weil ich von der Welt verlaſſen bin! Sey Du der Richter zwiſchen mir und meinen Feinden. Ich appellire an Dich, mein Gott, ich flehe Dich kindlich, in wahrem Glauben an, daß der Probſt Hahn heute über 12 Wochen, der Landvogt heute über 14 Wochen und das Kind des Verderbens, das wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen, wider Recht und Billigkeit gegen mich gehandelt, ſodann mit mir vor dem von Dir geſetzten Richter erſcheinen und ihr Urtheil empfangen. Siehe da, mein Zeuge iſt im Himmel, und der mein Recht ſpricht, mein Heiland. Fromme, gottfürchtende und unpartheiiſche Herzen müſſen innerhalb Jahr und Tag bezeugen, was ich bezeuget habe. Dieſe Appellation übergebe ich, Johann Caspar Wattenbach, meinem Herrn Jeſu Chriſto, dem allergerechteſten Richter, der da weiß, erkennt, beſchirmet und urtheilet eines jeglichen Menſchen gerechteſte Sache. Amen! — "

Eine Todtenſtille herrſchte in der Verſammlung. Endlich nahm der Kanzler das Wort. Er verſicherte, daß nach den Acten das Urtheil nicht anders gefällt werden könnte; indeß ſey er gerne erbötig, die ganze Sache ohne Koſten von Neuem zu unterſuchen. Uebrigens ſey die Appellation unchriſtlich, denn kein Sterblicher dürfe Gott ſelbſt zum Richter herausfordern; auch zeuge die Rede von einem unverſöhnlichen Herzen.

Wattenbach erwiederte, daß dieſer unrechtmäßige Prozeß ihn um ſein Amt, ſein Vermögen, ſeinen ehrlichen Namen gebracht, ihn und die Seinen in Armuth und Verachtung geſtürzt habe; er ſey vollkommen gewiß, daß ſein Heiland Jeſus Chriſtus, den er, nicht aber ſeine Feinde, kenne, bekenne und an den er glaube, ihn, als ein gerechter Richter, nicht verlaſſen werde. Alles deſſen, was dahinter ſey, alles Zeitlichen habe er ſich begeben und Gott Alles anheimgeſtellt. So lange er lebe, ſey ſeiner Feinde Grimm, Qual und Nachgier unerſättlich! — Er dankte darauf dem Kanzler für ſein gütiges Anerbieten, empfahl die Beiſitzer des Gerichts dem Schutz des Allmächtigen, begab ſich nach Barlt und ſtarb ſchon am 16. Tage darauf, den 16. April 1703, am Charfreitage.

Am 24. Juni war für den Probſten Hahn die 12. Woche vergangen. Es war gerade Sonntag, und der Probſt predigte am Vormittage in der Meldorfer Kirche über das Evangelium des St. Johannistages, Luk. 1, 57—80. Er fühlte ſich ganz wohl und rüſtig, und ſandte Mittags nach der Predigt zum Landvogt und ließ ihm ſcherzend ſagen, ob er ſich wohl erinnere, daß heute ſein Ladungstermin abgelaufen ſey. Gottlob befinde er ſich wohl und geſund. Der Bote war noch nicht mit der Antwort des Landvogts zurück, als den Probſten Hahn ein Schlag rührte, woran er augenblicklich verſchied. Man denke ſich den Schrecken des Landvogts! Auch dieſer ſtarb am beſtimmten Tage, nach Verlauf der 14. Woche. Ebenſo der dem Wahnſinn verfallene Fiscal. Ja, binnen zwei Jahren ſtarben Wattenbachs ſämmtliche Freunde, die als Beiſitzer des Meldorfer Conſiſtoriums ihn redlich vertheidigt hatten. Ueber Höſch iſt nichts weiter bekannt.

Dieß iſt der tragiſche Verlauf der ſo merkwürdig gewordenen Wattenbach'ſchen Streit- und Prozeßſache. — Referent bemerkt, daß die Zeitgenoſſen Wattenbachs den Hergang der Sache einſtimmig ſo berichten, wie wir ihn im Auszuge mitgetheilt haben. Der gelehrte, zu ſeiner Zeit ſehr geachtete Probſt Burchardi in Segeberg, Mitglied der Synode, von welcher Wattenbach vernommen ward, iſt einer von den Gewährsmännern für die Glaubwürdigkeit dieſer Geſchichte. Wir haben vor uns die intereſſante lehrreiche Schrift des Candidaten Burchardi: „Ueber Synoden in Schleswig-Holſtein,“ aus welcher dieſe Nachrichten mitgetheilt ſind. Wir bemerken noch, daß die Data der Chronologie mit der Angabe der Barlter Kirchenbücher durchaus übereinſtimmen; auch daß der Magiſter Wattenbach, deſſen Sohn ſpäter als Paſtor in Collmar lebte und lehrte, als ein geiſtig ſehr begabter und als Menſch ſehr geachteter Mann in den Nachrichten aus jener Zeit genannt wird.

Mediciniſches Gebet.

Herr Doctor Reiſſeiſſen, Sohn des Hrn. Prof. Reiſſeiſſen zu Straßburg, erzählte den 4. Oktober 1812 Folgendes einem ſeiner vertrauten Freunde. Er lebte in genauer Freundſchaft mit einem gewiſſen Hr. Z....s, ebenfalls der Arzneiwiſſenſchaft Doktor und Stadtphyſikus zu Z. Obgleich von katholiſchen Eltern in der Gegend von Coblenz gebürtig, wo ſeine Mutter lebte, die eine gläubige Chriſtin war, ſo überließ ſich derſelbe frühzeitig den leichtſinnigen Grundſätzen ſeiner Univerſitätsfreunde, hielt wenig auf Religion und verſchmähte alles Gebet; ſeine dieſen Maximen conſequente Aufführung war, nach dem Ausdrucke Hrn. Reiſſeiſſens, die eines ächten Renomiſten. Als er ausübender Arzt und Stadtphyſikus in Z. wurde, beſaß er eine Bibliothek, worin ſich nichts als mediziniſche Bücher, aber kein einziges Andachtsbuch, noch weniger ein Gebetbuch befand. Sein Vater war todt, aber ſeine Mutter lebte noch, und empfahl ihm bei ſeinem Abſchiede von ihr das Gebet, um Beiſtand und Gedeihen in ſeinem Amte, auf das dringendſte. Er verſprach dies zwar mit dem Munde, kehrte ſich aber gar nicht an dieſen wohlgemeinten chriſtlichen Rath ſeiner treuen, ihn zärtlich liebenden Mutter, die in ihrer Heimath lebte.

Einſt, als er von einer ſeiner gewöhnlichen Ausſchweifungen um 11 Uhr Abends nach Hauſe kam, und, wie er es gewöhnlich that, in der Geſellſchaft ſeines Hundes, ein Pfeifchen rauchend, ſtudirte, ſo ward es ihm, wie man zu ſagen pflegt, etwas *unheimlich*, und bald darauf entſtand in dem neben ſeinem Cabinete befindlichen Bibliothek-Saal ein ſtarkes Gepolter, wie wenn ein großer Foliant von den obern Bücherſchäften herabgefallen wäre. Der Hund ſprang auf und bellte gewaltig gegen die Thüre, die in die Bibliothek führte. Z. fuhr auf, und ging ſogleich in ſeine Bibliothek, fand aber keinen Folioband auf dem Boden liegen. Nur bemerkte er ein kleines Oktavbändchen das auf dem Boden umgekehrt offen lag, ſo daß die Decke oben und die Druckſchrift unten war, gerade ſo, wie wenn man, in der Leſung eines kleinen Bandes geſtört wird, und ihn umgekehrt neben ſich legt, damit die offene Stelle nicht zufällt, und man kein Zeichen braucht, um zu wiſſen, wo man in dem Leſen geblieben war. Da ihm nun das kleine Bändchen zu unbedeutend ſchien, um zu glauben, daß es ein ſo ſtarkes Gepolter hätte verurſachen können, er zudem ſehr nachläſſig war, ſo hob er das Buch nicht gleich auf, ſondern begab ſich, wiewohl unruhig zu Bette. Des andern Morgens, als er in ſeine Bibliothek trat, trieb ihn doch der Vorwitz, das Buch aufzuheben. Es war ein kleines, in die ausübende Arzneiwiſſenſchaft einſchlagendes, lateiniſches Büchlein, Rulandi consultationes medicae betitelt, in welchem die aufgeſchlagene Stelle *ein Gebet eines Arztes* enthielt, *der Gott um Beiſtand und Gedeihen ſeiner Curen anruft*; welches lateiniſche Gebet der Verfaſſer den angehenden Aerzten empfiehlt. Doktor Z. wurde um ſo mehr über dieſen Umſtand betroffen, da dies Gebet das *einzige* in ſeiner ganzen Bibliothek befindliche Gebet war. Dieſer Vorfall machte ihn doch aufmerkſam, und er fieng an, ohne ſich von ſeinen Gefühlen genau Rechenſchaft geben zu können, große Beſorgniß über die Geſundheit ſeiner Mutter zu bekommen; und wartete ſehnſuchtsvoll auf

Nachrichten von ihr, die auch nicht lange ausblieben. Denn bald hernach erhielt er von ſeinen Anverwandten einen Brief, der ihm anzeigte, daß ſeine Mutter von einer tödtlichen Krankheit ergriffen ein ſehnliches Verlangen hatte, ihren Sohn zu ſprechen, und in derſelben Stunde geſtorben war, in welcher das Gepolter ſich in der Bibliothek hören ließ.

J. ſchrieb dieſe Geſchichte umſtändlich an Hrn. Dr. Reiſſeiſſen; geſtand ihm, daß er ſeitdem ſehr melancholiſch wäre, und bat dieſen Freund, ihm ſeine Meinung über dieſe Begebenheit aufrichtig mitzutheilen. Sein rechtſchaffener kluger Freund antwortete ihm: Es *könne* Zufall ſeyn; es *könne* aber auch eine unerklärbare Warnung ſeiner ſeligen Mutter ſeyn. Das ſicherſte wäre wohl, ſeinen Lebenswandel zu ändern. J. that dieſes und ward wieder ruhiger in ſeinem Innern; verfiel aber nachher in eine tiefe Melancholie, und iſt bald darauf geſtorben.

Inſpirirte Predigt.

Eines Sonntags, erzählt *Fletſcher* (Prediger in England, eigentlich Joh. Wilh. de la Flechere, 1729 zu Nyon im Waadtlande geboren), als ich eben in Madeley die Liturgie geleſen hatte, ging ich auf die Kanzel, und wollte eine Predigt halten, auf die ich mich vorbereitet hatte. Aber meine Gedanken waren ſo zerſtreut, daß ich mich weder des Textes noch irgend eines Theils meiner Predigt erinnern konnte. Ich fürchtete, ich würde wieder von der Kanzel ſteigen müſſen, ohne irgend etwas geſagt zu haben. Nachdem ich mich ein wenig geſammelt hatte, fiel mir ein, ich könne ja über den erſten vorgeleſenen Bibelabſchnitt ſprechen, nämlich das dritte Kapitel des Daniel, das die Geſchichte von den drei Männern im feurigen Ofen enthält; und indem ich dieſes that, empfand ich einen ſo ungewöhnlichen Beiſtand Gottes, und ein ſo freudiges Aufthun meines Mundes, daß ich vermuthete, es müſſe hier etwas ganz Eigenes zum Grunde liegen. Ich ſchloß deßhalb mit der Bitte, daß wenn Jemanden aus der

Verſammlung etwas Beſonderes begegnet ſey, er es mir in
Laufe der folgenden Woche anzeigen möchte. Demgemäß er
ſchien am nächſten Mittwoch eine Perſon, die mir Folgende
erzählte. „Frau K. war lange Zeit um ihr Seelenheil be
kümmert geweſen. Sie beſuchte bei jeder Gelegenheit die Kirche
und brachte viel Zeit im ſtillen Gebete zu. Hierüber war ih
Mann, ein Schlächter, äußerſt erbittert, und verbot ihr unte
den ſchrecklichſten Drohungen, Fletſchers Predigten, ſo wi
jede religiöſe Verſammlung zu beſuchen. Als ſie ihm ſagte
daß ſie es Gewiſſens halber nicht unterlaſſen könne, wenig
ſtens die Pfarrkirche zu beſuchen, ward er ganz wüthend, un
ſchwur ihr, daß wenn ſie es noch einmal thäte, er ihr der
Hals abſchneiden würde. Nun flehte ſie inbrünſtig zu Gott
ihr in der Verſuchungsſtunde beizuſtehen, und wiewohl ſi
noch nicht viel Troſt empfand, ſo hatte ſie doch ein feſte
Vertrauen auf Gott, und war entſchloſſen, treu zu bleiben
und die Folgen Ihm anheimzuſtellen. Am letzten Sonntag
ging ſie nach vielen Kämpfen mit dem Teufel und ihrem eige
nen Herzen eben die Treppe hinunter, um in die Kirche z
gehen, als ihr Mann ſie fragte: wohin? — Sie ſagte e
ihm. „Gut,“ ſagte er, „nun will ich dir nicht den Hal
abſchneiden, wie ich es erſt vorhatte, ſondern ich will den
Ofen heizen und dich hineinwerfen, ſobald du nach Hauſ
kommſt.“ Dieſer Drohung ungeachtet, die er mit ſchweren
Flüchen begleitete, ging ſie nach der Kirche, und betete den
ganzen Weg, daß Gott ſie ſtärken wolle, Alles zu erdulden,
was ihr auch begegnen möchte. Während Sie, Herr Fletſcher,
nun von den drei Israeliten ſprachen, die Nebukadnezar i
den feurigen Ofen werfen ließ, fühlte ſie, daß dieß Alles ſi
angehe, und Gott machte ihrem Herzen jedes Ihrer Wort
lebendig. Als die Predigt beendigt war, dachte ſie: Un
wenn ich tauſend Leben hätte, ſo könnte ich ſie alle Gott auf
opfern. Ihre ganze Seele war ſo erfüllt von der Liebe Gottes,
daß ſie mit dem feſten Entſchluß nach Haus eilte, ſich ruhig
dem hinzugeben, was Gott über ſie verhängt habe; denn ſi

zweifelte nicht, daß er ſie gewiß in den Himmel aufnehmen würde, wenn er es zuließe, daß ſie verbrannt würde; oder daß er ſie erretten würde, wie einſt ſeine drei Knechte, die ihm vertrauten. Aber als ſie die Thür öffnete, fand ſie zu ihrem Erſtaunen und Troſte, daß der Zorn ihres Mannes ſich gelegt hatte, und bald hatte ſie Urſache, zu hoffen, daß auch er um das Heil ſeiner Seele bekümmert ſey.“ Am folgenden Sonntage ging der Mann, ganz gegen ſeine frühere Gewohnheit, auch in die Kirche, und nahm ſogar am Abendmahl des Herrn Theil. Es iſt zwar zu beſorgen, daß dieſe guten Eindrücke keine bleibende Aenderung in ihm gewirkt haben; allein ich weiß nun, warum mir meine Predigt damals genommen war, damit Gott ſeine Barmherzigkeit kund thäte.

Wer kann wohl nach ſolchen Erfahrungen und Berichten wahrheitsliebender und erleuchteter chriſtlicher Seelſorger, wie Fletſcher in ausgezeichnetem Grade war, an einem geiſtigen Zuſammenhang des Lehrers mit ſeiner Gemeinde und mit der unſichtbaren Welt zweifeln, aus welcher dem treuen Arbeiter Gaben des Lichts und der Kraft zuſtrömen? Wer aber auch an der Geſchäftigkeit des Widerſachers, die chriſtliche Frömmigkeit zu ſtören, und an der der guten Boten, ihn zu fällen, und ſeine Bosheit in Segen zu verwandeln? Man möchte ferner fragen: Wie iſt es menſchmöglich, die Gattin, weil ſie in die Kirche geht, mit dem Tode und mit dem Feuertode zu bedrohen? Es iſt in der That nicht menſchlich, ſondern teufliſch. Endlich eine Ermahnung: Lieber Leſer, wie weiſe du dich immer dünkeſt, verſäume den Kirchengang wenig, nicht ganz, wenn irgend Gottes Wort lauter bei dir gelehrt wird. Sey gewiß, du wirſt an dir ſelbſt zuweilen Erfahrungen machen, die der obigen ähnlich ſind; es wird in der Predigt, im Text, in den Geſängen und Gebeten, dir etwas begegnen, was auf deinen Zuſtand paßt, und du wirſt auf's mindeſte den Troſt des pflichtmäßigen öffentlichen Bekenntniſſes und des Zuſammenhangs mit dem Leibe Chriſti mit in deine Wohnung nehmen.

—y—

Eine Spuckgeſchichte vom Jahre 1757.

Dieſe merkwürdige Geſchichte, die ſich im Jahre 1757 in dem Hauſe eines Herrn Pfarrers Hahn zu Kirchheim ereignete, iſt ſchon in Horſt's Bibliothek und aus ihr auch im zweiten Theile der Seherin von Prevorſt gegeben, und zwar in einem Briefe eines Sohnes des Herrn Pfarrers Hahn, den derſelbe an einen andern, wie es ſcheint höhern Geiſtlichen, gerichtet hatte. Es heißt in dieſem Briefe: „Noch zur Zeit finde ich mich wegen Menge der Geſchäfte außer Stand, denſelben eine zuſammenhängende Relation zu überſenden, da mir zumal mein eigener Aufſatz, worin ich Alles, was ſich von Zeit zu Zeit zugetragen, verzeichnete, verloren gegangen iſt."

Dieſer früher jenem Herrn Hahn verlorene Aufſatz, erhielt ſich aber bei anderen Mitgliedern ſeiner Familie und zwar noch in ſeiner eigenen Handſchrift. Er kam in meine Hände und ich laſſe ihn nun hier wörtlich abdrucken, um ſo mehr, als er von dieſer Erſcheinungsgeſchichte ausführlichere Auskunft giebt, als es jener in Horſt und der Seherin von Prevorſt abgedruckte Brief thut.

Er iſt folgender:

„Daß die Erſcheinung gewiſſer, zwar in die Sinne fallender, jedoch ſehr ſubtiler verſtändiger Weſen, die man Geſpenſter nennet, eine ſchon ſehr alte Meinung und Tradition ſey, daran werden wohl wenige zweifeln; daß aber und ob an dergleichen Erſcheinungen etwas ſeye, iſt eine Frage, an welcher noch gar viele, weil ſie die Art der Exiſtenz, ſo wie die Beſchaffenheit dieſer Weſen nicht einſehen können, zweifeln. Es iſt ſich gewißlich recht ſehr zu verwundern, daß, von ſo manchen abentheuerlichen Meinungen und Aberglaube, die Welt durch das nach und nach aufgegangene Licht befreiet worden; ſo deutlich man den Ungrund dieſer und jener lange Zeit vor wahr gehaltenen Geſchichte entdecket, hat man dennoch dieſes Vorurtheil, dieſe Chimaire, wenn ich es ſo nennen darf, von der Erſcheinung der Geſpenſter noch bis auf den heutigen Tag nicht völlig ausrotten können, daß nicht noch immer dieſelbe von Vielen als wirklich geglaubt wird. Man hat ſich zwar viele Mühe gegeben, die verſchiedene Wege zu entdecken, auf welchen wir durch unſere Sinne und Einbildung könnten betrogen werden, und es iſt auch nicht zu leugnen, daß Tauſende ſich betrügen, und meinen, ſie ſehen oder höreten ein Geſpenſt, und iſt doch nichts weniger. Allein eben dadurch, daß man die Quellen des Betrugs entdeckt, hat man zugleich manchen in den Stand geſetzt, um ſo weniger ſich zu irren, und deſto zuverſichtlicher zu glauben, daß das, was er geſehen und beobachtet, weder ein Betrug der Sinne, noch der Einbildung ſey, indem er ſich in diejenige Verfaſſung geſetzt, worin er jenes nicht befürchten durfte.

Viele die den Geſpenſterglauben für eine Meinung des Pöbels halten, haben oft das Unglück gehabt, von einer Begebenheit zu hören, die wirklich keinen Grund hatte; daher machen ſie den Schluß auf andere, daß auch andere nicht beſſer; ja, welches ich ſelbſt geſehen; es gibt Menſchen, die, weil ſie einmal das Gegentheil behauptet, ſo hartnäckig darauf beſtehen, daß ſie trotz aller Ueberzeugung dennoch die Sache beſtreiten, weil ſie es vermuthlich für eine Schande halten, unter denen zu ſeyn, die Geſpenſter glauben, oder weil ſie es, wie ein gewiſſer Herr, der ein Augenzeuge von der folgenden Begebenheit war, nicht wußten, wie das zuging. Wie viele Begebenheiten und Erſcheinungen im Reiche der Natur aber, die wir doch behaupten, müßten wir leugnen, weil wir die Art ihrer Exiſtenz nicht begreifen können.

Ich liefere Ihnen diejenige Geſchichte, von welcher ich Ihnen mündlich zu erzählen die Ehre hatte, die ſich in meines Vaters Haus vor langer Zeit begeben, eine Begebenheit, die alle, welche ich noch erzählen hörte, an Gewißheit und merkwürdigen Umſtänden weit übertrifft, und wovon ich eine gute Zeit ſelbſt ein Zeuge geweſen, und verſichere, daß ich ſie ſo niedergeſchrieben, wie ſie an ſich ſelbſt iſt.

Vor ohngefähr 16 Jahren erkaufte mein Vater dicht neben unſerm ordentlichen eigenthümlichen Wohnhaus ein altes Gebäude, ſammt dem dazugehörigen Garten, von welchem man immer ſagte, es ſey nicht ſicher darin. Er ließ daſſelbe niederreißen, und zu einem Garten zubereiten. Hiedurch bekam unſere Wohnung eine ungemein ſchöne Ausſicht und ſehr räumlichen Garten. Weil aber ſich einige katholiſche Einwohner verlauten ließen, ſie wollten ſich durch die Herrſchaft ein Stück zu einem Wohnplatz wegſchätzen laſſen, weil es an der Straße gelegen, ſo kam mein Vater dieſem zuvor und ließ an dem andern Ende des Gartens, etwa 200 Schritt unſerer Wohnung über, einen Keller ausgraben und von dem Holz des abgebrochenen Hauſes ein Dach draufſetzen. Dieſes fiel beim Sturmwind zuſammen, und man ſahe ſich genöthiget, ein einſtöckiges Häuschen dafür hinzubauen. Wir ließen es nur unter Dach bringen und auswendig einfach mit Leimen bekleiden. Meine Eltern beſtimmten es, das Brennholz und dergleichen darin aufzuheben. Meine zwei kleineren Brüder, deren einer 11 und der andere 9 Jahr alt war, mußten das Brennholz klein machen. Dieſe beklagten ſich oft, es rumore ſo ſtark im neuen Häuschen, daß ſie ſich fürchteten. Man ſuchte es ihnen auszureden, und natürliche Urſachen anzugeben, indem kein Menſch arge Gedanken hegte, der etwas anders glauben konnte.

Ein Traum, ſo mein Bruder von 12 Jahren auf den 3. 4. u. 5. September 1757 hatte, machte den eigentlichen Anfang der Begebenheiten. Es kam ihm vor eine mittelmäßige menſchliche Geſtalt mit einem 3eckigen Hut, ſage ihm, er ſolle in einem im Garten ſehr genau beſtimmten Ort graben, er würde zuerſt einen runden Stein und unter demſelben einen großen Schatz von Geld finden. Der Knabe ſagte es meinem Vater, da es Ihm zum andermal träumte, mit der

Bitte, ihn, wenn es ihm noch einmal träume, graben zu laſſen; es geſchah zum drittenmale; man ließ ihn graben mit der Verſicherung, er würde finden, daß Träume Träume ſeyen. Er ging ganz vergnügt an den beſtimmten Ort des Mittags zwiſchen 11 und 12 Uhr. — Er fand den Boden wirklich etwas eingeſunken, fing deſto getroſter an zu arbeiten; nach einer geringen Arbeit zeigte ſich der runde Stein; er hob ihn heraus, ſtellte ihn neben ein dabei ſtehendes Bäumlein, räumte den Grund davon ab, um zu erfahren, ob nicht eine Aufſchrift darauf zu finden ſeye; drei lateiniſche l. und einen in den Stein rund herum eingehauenen Fals fand er darauf. Indem er ſich mit dieſer Unterſuchung beſchäftigte, noch ehe er ſich Zeit nahm, zu ſehen, was unter dem Stein läge, ging eine ſehr bekannte Frau aus dem Ort gegen 100 Schritt unter ihm auf einem Fußpfad vorüber, legte ſich mit den Armen auf den Zaun und rief ihm zu: Ludwig Philipp! will Er Geld graben? er antwortete nicht und dachte bei ſich ſelbſt, was weißt du denn, was ich thun will? — Hierauf erhob die Frau im Fortgehen ein ſolches Gelächter, daß dem Knaben angſt wurde, und er davon lief. Er zeigte halb erſchrocken halb freudig meinem Vater an, daß er das Merkmal gefunden, er ſolle mit ihm gehen, er bekomme den Schatz. Die Bewegung, die mein Vater an ihm wahrnahm, reizte ihn, mitzugehen, aber ſiehe, da ſie hinkamen, war weder Stein noch ein Loch mehr zu ſehen. Die Begierde nach irdiſchen Schätzen, die auch ſchon Kinder belebet, ließ ihm keine Ruhe, nach dem Eſſen nochmal Hand anzulegen. Während der Arbeit ſetzte ſich gegen ihn über ſehr nahe eine Katze, wie von Größe und Farbe er niemals geſehen hatte, und ſah ihm zu. Dieſer Umſtand jagte ihm neue Furcht ein, und er ließ alles ſtehen und liegen, und floh davon. Mein Vater befahl ihm, das Loch wiederum zuzuſcharren, er ging hin, die Mutter ſetzte ſich etwa 40 Schritt davon hin mit weiblicher Arbeit in den Händen. Die Katze ſetzte ſich neben den Knaben auf einen Baum. Nach geendigter Arbeit ſprang ſie herab. Bei ihrem

Herabſprung vom Baum erſchütterte die Erde, ſo daß meine Mutter erſchrack und nicht wußte, was das geweſen.

Im October deſſelben Jahres kam ich von Halle nach Haus. Das Gepolter im neuen Häuschen nahm zu, ohne etwas Sichtbares. Meine Eltern klagten mir heimlich; allein als ein damals in meinen Gedanken ſtarker Philoſoph lachte ich darüber und ſuchte hundert natürliche Urſachen anzugeben. Es fing endlich an zu werfen, wenn jemand ins Haus kam, bald mit Ziegelſtücken, bald mit Klötzchen, die mein Vater auf ſeiner Drehbank abgedrehet, bald mit Koth auf der Gaſſe und dergleichen. Beſonders bemerkte man, daß wenn vorgedachter Bruder einen Tritt ins Haus that, ſogleich auch ein Wurf, doch nicht in der Abſicht ihm zu ſchaden, geſchah; ich probierte es und legte oben hinauf allerlei Materialien in eine Reihe, ich fand ſie in kurzer Zeit oben herunter geworfen; ja mein Bruder ſah oft etwas neben ihm aufheben, aber Niemand, der es gethan. So gerne wir dieſe unſerm Haus ſo nachtheilige Begebenheit verborgen hätten, ſo mußten wir es deswegen einigen Vertrauten offenbaren, weil Nachbarn ſowohl als die Wächter bei dem Rumor meinen Vater im Verdacht hatten, er arbeite Sonn- und Feſttag Nachts; indem es allerlei Geräuſch machte, bald drehete es, bald hobelte es, bald bewegte es den Schleifſtein, welche Inſtrumente mein Vater motionis gratia angeſchafft hatte. Unſer Ortsbeamter, als er es erfuhr, kam mit dem Amtsdiener, ließ durch denſelben alles Gehölz und Materialien wegräumen, die Thüren und Läden verſchließen, nahm den Schlüſſel mit ſich. Nach etlichen Tagen kam er wieder, und fand allenthalben Steine, Gehölz, Koth ꝛc. Der Herr Graf von Dürkheim und der Herr von Häck, des Ortes Herren, kamen auch, ließen das Haus mit Jägern umſtellen, die Achtung geben mußten, daß kein Betrug vorgehen konnte. Mein Bruder mußte ins Haus gehen. Kaum war er darin, ſo warf es einen fauſtdicken Stein herunter, den er gedachten Herrſchaften brachte. Niemand wußte etwas darüber zu ſagen, was das wäre.

Nach einiger Zeit ließ ſich der Poltergeiſt auch ſehen. Meine Mutter ſah ihn des Nachts das erſtemal, und da ſie ein jedes begierig machte, wollte aber und konnte ihm ein jedes im Haus wahrnehmen. Ich konnte es das erſtemal nicht anders als einen ſolchen Schein ſehen, dergleichen ein Spiegel, wenn er gegen die Sonne gehalten wird, von ſich wirft, und ſo fuhr er auch herum bald hie bald da. Nachmals ſah man eine weißlichte Figur, die im Garten herumging, und bis an die Planken kam, die den Hof vom Garten ſepariren. Da die Geſchichte kund worden, blieb des Nachts unſer Hof bis 11, 12 Uhr nicht leer von Zuſchauern, ja es kamen endlich Neugierige von entlegenen Orten her. Es iſt hiebei die Frage zu thun, warum es, obgleich ſehr wenige gar nicht, andere undeutlich, viele recht diſtincte ſehen konnten. Endlich wurde aus dem Nachtgeiſt auch ein Kind des Tages, indem mein Bruder und unſere Magd es am hellen Tage im Garten ſehen konnten, und von der Zeit an blieb kein Huhn im Garten, ja das Vieh insgeſammt meidete ſich dem Garten zu nähern. Man muthmaßte aus der verſchiedenen Art der Erſcheinung ſchon eine Zeit lang, es müßten 2 Weſen ſeyn, und wir wurden davon überzeuget, indem man 2 Figuren zu gleicher Zeit an 2 verſchiedenen Orten bemerkte. Als mein Bruder einſt Wein zu langen mit meinem Vater in den neuen Keller ging, erblickte er eine häßliche große ſchwarze Figur; mein Vater ging ihr beherzt entgegen und ſprach: „Teufel weich, du haſt hier in meinem Hauſe nichts zu ſchaffen,“ worauf es auswich und ſich neben den Weg ſtellete; an einem andern Ort erblickten ſie die weiße Figur. Nach einigen Tagen geſchah es, daß mein Bruder unter dem Eſſen im Garten die Waſch hüten mußte. Er nahm ſein Eſſen zu ſich; das weiße Spectrum, ſo er das Hänschen nannte, folgte ihm im Garten nach, wo er hinging; er fragte endlich, was es wolle? Kaum hatte er ausgeredet, ſo ſtund ein klein weißes dachsartiges Hündlein bei ihm, lief gegen den Ort, wo mein Bruder gegraben, ſah ſich oft um, ob er auch komme; an dem Ort fragte er: „Was ſoll ich denn thun?“ es winkte immer mit dem Kopf auf den Ort, um vermuthlich ihm zu bedeuten, daß er ſuchen ſollte; da er aber keine Inſtrumente hatte und ſeinem Wink nicht folgte, verſchwand es, worauf ein ſolches Donnern und Krachen in der Luft entſtand, daß er ohnmächtig auf die Erde ſank, wo ihn meine Eltern, die indeſſen in den Garten kamen, noch liegend fanden.

Um dieſe Zeit kam ich zum Freiherrn v. Geiſpizheim in Condition von Haus weg. Die Nachrichten, die ich mir ausbat, wurden immer wunderbarer, aber für meine Eltern und Brüder trauriger. Den Tag nach obiger Begebenheit ging letzterer mit dem um zwei Jahre jüngern Bruder in der Abſicht in den Garten, um das Hänschen anzureden; er lehnte ſich wider einen Baum, um es zu erwarten, denn es blieb ſelten aus, wenn er im Garten war; er erblickte ſolches oben zum Laden des neuen Hauſes herausſehend, aber in einer ſehr häßlichen Geſtalt. Er faßte das Herz und rief ihm zu: „Höre, was quäleſt du mich ſo? Komm und zeig' mir deinen Schatz! aber nicht in ſo garſtiger Geſtalt!“ Es verſchwand im Laden; er erblickte zwiſchen ihm und dem neuen Haus einen hellen Schein, und etwas umfaßte ſeine Füße, warf ihn mit Gewalt zu Boden, daß er etliche Schritte auf dem Boden fortſchoß. Von dieſer Zeit an mochte er im Garten gehen, ſo oft er wollte, ſo ſahe er das weiße Spectrum.

Den 6. u. 7. Jan. 1759 hatte mein Bruder einen bedenklichen Traum. Ihm däuchte, er befände ſich zwei Schritte von dem Orte, wo er gegraben, bei einem großen Haufen Geld. Er fing an, ſeine Säcke anzufüllen; unter anderm habe er ein Stück genau betrachtet und die Jahrzahl 1401 erblickt; während dem habe ihn der weiße Geiſt verſichert, daß dieſer Schatz damals verſteckt worden ſey, als die Spanier die Pfalz ruinirt hätten. Dieſer Schatz ſey ihr, als der Frau von dem Schwarzen; der andere Schatz, von dem er zuerſt geträumt, gehöre ihrem Manne; er könne es auch wohl bekommen, aber auch ſehr erſchreckt werden, denn er wolle es nicht haben, daß er ihren und ſeinen Schatz bekomme; ſie verſicherte ihn überdem, daß oben im Garten, wo das Haus geſtanden, drei Schritte von den Johannistraubenſtöcken, drei vom breiten Pfad und ſechs von den Planken, auch eine Glocke vergraben liege, deren Klippel ſchon gefunden worden (es iſt erſt drei Jahre, daß ein Mann geſtorben, der verſichert, daß ſein Vater mit beim Suchen der Glocke geweſen, und er den Klippel geſehen habe), dieſe könne er auch, wenn er das Ihrige hätte, bekommen. Ihr Geld ſey in einer ziemlich vermoderten Kiſte; es hätten ſich ſchon Manche Nachts daran gemacht, es auszuheben, aber ſeyen mit derben Ohrfeigen abgezogen; und wir haben es auch an Manchem gemerkt. Unſer Beamter, dem der Traum erzählt wurde, kam zu uns, beredte meinen Bruder, er ſolle graben; der weiße Geiſt erſchien und redete zu ihm: „Packe dich, packe dich, ſonſt widerfährt dir etwas, das dir nicht lieb iſt," worauf er denn fortging. Den 11. Jan., eine Stunde vor der Nacht, ging er wieder in den Garten, ſtellte ſich an den Ort, der ihm im letztern Traum war angewieſen worden; das Hänschen kam ſogleich dazu; auf die Frage: ob das der Ort ſeye und ob er jetzt graben ſolle, antwortete es mit einem doppelten: „Ja!" weil aber mein Vater mit noch Andern in den Garten kam, ſprach es ihm gleichſam ins Ohr: „Heute bekommſt nichts, ſonſt wenn du willſt." Dieſe Rede hörte mein kleinerer Bruder mit Entſetzen. Den 12. fing er wieder an zu arbeiten, aber die Hacke blieb ihm im Boden ſtecken, bis mein Vater dazu kam. Er fing, nachdem letzterer ſich wegbegeben hatte, wieder an, und bat das Hänschen, es ſolle ihm helfen, bekam aber zur Antwort: „Heute bekommſt du es nicht;" da er ſich nun umwandte, wegzugehen, ſtund der Schwarze etwa ſechs Schritte davon, der ſich ſtellte, als wollte er auf ihn losgehen, worauf er ſchreiend auszog. Da er den 13. ſeine Arbeit fortſetzen wollte, kam der Schwarze in Geſtalt eines Bären auf ihn losgerannt, da er denn wieder die Flucht ergriff. Das Wunderſamſte iſt, daß der Knabe ſo lange in ſeinem Gemüth geängſtet und beunruhigt blieb, bis er hinausging und arbeitete, wo er es gelaſſen; doch ließ man ihn von der Zeit nicht mehr in Garten. Nachdem er aber nach acht Tagen Geſchäfte wegen durch den Garten ins Feld gehen wollte, ſo ſahe er das Weiße ſpringend auf ſich zukommen. Dieſer Anblick machte, daß er die Flucht ergriff. Nachmittags ließ er ſich nicht aufhalten, in den Garten zu gehen; der Schwarze ſtand unten im Garten, der Weiße kam vom Haus auf ihn zu; dieſe Zuſammenkunft wollte jener nicht leiden, ſondern ſchoß wie ein Pfeil auf dieſes zu und ſtieß es dreimal weg. Deſſenungeachtet ſtellte ſich der Knabe an einen Baum, um die Ankunft des Verjagten zu erwarten. Er empfand auf einmal eine beſondre Bangigkeit, und da er ſich umſah, ſtund der Schwarze dicht neben ihm. Die fürchterliche Geſtalt, die Feuerfunken, die aus ſeinem Herzen und Mund wie hervorquollen und wider ihn fuhren, ließen ihm keine Retirad übrig, als daß er in der Angſt ausrief: „unter Gottes Schirmen bin ich vor den Stürmen aller Feinde frei ꝛc.,“ worauf der häßliche Satan geſagt, und das mit einer donnernden Stimme: „Wenn du nicht ſo fleißig bäteſt, ſo wollte ich dir den Hals brechen. Du bekommſt doch meinen Schatz nicht,“ worauf der Knabe ſagte: „Du kannſt mir nichts thun, ich bekomme doch dein Geld;“ indem er aber dieſe häßliche Geſtalt verlaſſen wollte, ſtellte ſich dieſelbe ihm immer in den Weg, bis er die Ankunft meines Vaters merkte, die er nie ertragen konnte, da wich er. Von der Zeit an mochte mein Bruder außer dem Wohnhaus im Garten oder neuen Haus ſeyn, und wenn gleich mein Vater und Geſchwiſter zugegen waren, ſo waren beide Spectra auch da.

So ſchreckhaft und unangenehm dieſe Vorfälle waren, ſo und noch weit entſetzlicher waren die, ſo gegen den Winter ſich äußerten. Bisher blieb das Weiße an den Gränzen des gekauften Platzes, nun aber kam es in unſer Wohnhaus und ließ ſich bei Tag und bei Nacht ſehen, ſo daß es Alle, ſogar der kleinſte Bruder, ein Kind von drei Jahren, ſahe. Was vor Jammer! Keines meiner Geſchwiſter wollte mehr im

Schlafzimmer liegen, die Mägde ſelbſt nicht; man war genöthigt, alle Bettſtätten in die Wohnſtube zu ſtellen.

Es geſchah, daß als mein Bruder und zweite Schweſter auf einen Sonntag unter der Kirche allein zu Hauſe blieben, ſo kam das weiße Spectrum und ſtellte ſich zu beiden; ſie wußten nichts zu machen, fingen an zu beten, es wich nicht; ſie redeten endlich einander an: „Wir wollen des Hänschen ſein Leiblied ſingen: „O Ewigkeit du Donnerwort ꝛc.“ ſie ſangen das ganze Lied, es wich nicht, bis die Ankunft der Hausgenoſſen ſie vom Schrecken und Angſt befreite. Auf Maria Heimſuchung 1759 predigte ein Candidat für meinen Vater; er nahm meinen Bruder mit ſich zum Schlafcompagnionen, in Hoffnung, das Spectrum zu ſehen. Mein Vater, der ſich nichts Gutes vermuthete, ſagte, er wollte ein Licht bringen, wenn er ein Zeichen geben würde. Um 11 Uhr kam es mit einem ſo hellglänzenden Körper, daß die Stube ſo hell wurde, daß man den reinſten Druck hätte leſen können. Es ging oft zum Bette des Herrn Candidaten, dieſer beſah es recht, bis es ſich aufs Bett ſetzte, da machte er Lärmen. Wir animirten endlich den Knaben, er ſolle es einmal ordentlich anreden und ihm den Schatz fordern; er that es und bekam zur Antwort, in der Faſten wolle es kommen und ihm ein Zeichen geben; dann ſolle er kommen. Es war indeſſen immer den Zuſchauern, deren ſich alle Abend 50, 60 bis 100 um unſer Haus befanden, ein Räthſel, warum einige eine kleine, andere eine größere Figur ſähen. Es löſete ſich endlich auf, indem man zugleich an zwei verſchiedenen Orten zwei weiße, deren eines klein das andere etwas größer war, ſahe; man ſah mehr die kleine als große Figur. In der Faſten des Nachts ſchlug es wider den Theil des Hauſes ſo ſtark, daß meine Eltern und Geſchwiſter erwachten, mein Vater aber aufſprang und ſich etwas anders vermuthete; es ſtieß das Fenſter am Schlafzimmer meines Bruders auf und rief ihm zu: „Komm! komm! komm!“ Er antwortete ihm: „Nein, weil du Niemand mit mir willſt gehen laſſen.“ (Er hatte es vorher am Tag gefragt, ob er denn Niemand, wenn er des Nachts graben ſolle, mit ihm nehmen dürfe, und ein „Nein!“ erhalten) ſo komme ich nicht:“ worauf es das Fenſter zugeſchlagen und mit dem nemlichen Lärmen wie es gekommen, fortging. **NB.** Mein Bruder ſchlief im zweiten Stockwerk, die Geſchwiſter und Mägde hörten alles mit an.

Auf einen Mittag ging mein Bruder in den Keller des neuen Hauſes Wein zu holen; er hörete hinter dem Faß ein wehmüthiges Aechzen, als eines in der größeſten Schwachheit liegenden Menſchen; der Knabe ſprach: „ach, was fehlet dir doch? Die Antwort war: „es iſt — mir — ſo — weh“ — der Knabe ſprach: „laß nur Jemand mit mir gehen, ſo will ich dir folgen.“ Es antwortete: „ich darf nicht.“ „So komm denn, ſagte der Knabe jetzt, ich will mit dir gehen,“ es antwortete: „ich kann nicht.“ Mein Bruder verſichert, daß es ihn recht daure, denn es müſſe dem zu Herzen gehen, der das Aechzen höre. Es iſt bei der Gegenwart in unſerm Wohnhaus zu bemerken: 1) daß es ſich ſehr oft Mittags und Abends mit meiner Familie an den Tiſch geſetzt hat, demjenigen, welchem es am nächſten war, wenn ſolcher es auch gleich nicht ſah, wurde allemal wehe und mußte die friſche Luft ſuchen. So ging es vielen Perſonen, denen es unſichtbarerweiſe angſt und bang machte, daß ihnen der Schweiß ausging. 2) Mehrentheils hielt es ſich bei dem Bett des Knaben auf. Meine beiden Eltern ſahen es gar oft über meinen Bruder hinliegen, gleich als ob es ſehen wollte, ob er ſchlafe. 3) Verſchiedene Freunde, ſo uns beſuchten, wurden des Nachts durch mancherlei Erſcheinungsarten geängſtigt. Im Nachſommer zeigte es ſich nicht gar oft, aber gegen den Chriſttag deſtomehr.

Vom erſten Sonntag Epiphan. 1760 ſtund es alle Nacht bei dem Bett des Knaben, und begleitete ihn des Tags, wo er hinging, er wurde endlich ungeduldig und ſagte: „Mein, warum quäleſt du mich ſo?“ er bekam zur Antwort: „ich laſſe dir keine Ruh, bis du dein Verſprechen hältſt.“ Zu einer Zeit, da er wegen einer von den täglichen Aengſten herrührenden Unpäßlichkeit aus der

Kirche blieb, wurde er auf eine geheime Art ſo in ſeinem Gemüth geängſtigt, daß er mit Weinen und Wehklagen hinausging. Sobald er den Garten betreten, wurde ihm wohl; der weiße Geiſt kam ſogleich und ſprach: „ich habe dirs ſagen wollen, daß ich dirs heute geben will.“ Mein Bruder antwortete, daß er ohne Erlaubniß, Jemand mit ſich nehmen zu dürfen, nicht mitgehe. Das Bedenklichſte und was meinen Eltern, die bisher in täglichem Kummer lebten, ſonderlich bedenklich vorkam, war, daß das Spectrum hinzuſetzte: „Heute zwing ich dich nicht, aber in der Faſten mußt du mit mir gehen.“ Gegen Abend wollte es mein Bruder fragen, wenn denn die Stunde ſey? und erhielt die Antwort: „Es iſt noch nicht Zeit;“ er fragte, ob denn ſein Vater nicht mitgehen dürfe, es antwortete: „Nein, dein klein Brüderchen kannſt du mitnehmen“ (ein Kind von 2½ Jahren). Meine Eltern und Geſchwiſter, aus Sorge, es möchte die Nacht ein Schrecken ſetzen, blieben beieinander und ſangen und beteten, welches während dieſer Anfechtung ihr meiſtes Geſchäft war. Zwiſchen 10 und 11 Uhr fing der Knabe an zu klagen und nach Luſt zu ſchöpfen. Eltern und Geſchwiſter riefen unter tauſend Thränen zu Gott um Rath und Beiſtand. Der Knabe ſagte endlich: „ich muß fort, ſehet ihrs nicht am Fenſter? ich muß fort, es winkt mir.“ Mein Vater ſagte, „du darfſt nicht und ſollſt nicht,“ er wollte ſich doch fortreißen; mein Vater hielt ihn; jemehr er ihn aufhielt, deſto mehr entging ihm die Luſt; „ich muß ſterben,“ ſagte er endlich, „wenn ich nicht fort darf.“ Was war zu thun? Mein Vater ertheilte ihm den Segen und empfahl ihn dem Schutz Gottes; was vor Lamentiren, Weinen und Winſeln indeſſen die Wohnung erfüllte, iſt nicht zu beſchreiben. Der Knabe ging ohne Furcht an den Platz, wo er graben ſollte; das Weiße ging währenddem ganz freundlich um ihn herum. Er arbeitete ein wenig und ſah unter einem kleinen Gefäß ein Kiſtchen ſich hervorthun, das einer Todtenlad eben nicht unähnlich war, oben mit einer mit Laubwerk gezierten Handhabe; dieſes ermunterte ihn, deſto eifriger zu graben; allein indem er glaubte, am Ende zu ſeyn, kam der Schwarze in Eil, ſtieß das Weiße neben ſich in die Luft, daß es einen hellen Schrei gethan. Hierauf fing das Kiſtchen allmählich an zu ſinken. Der Knabe faßte die Handhabe, konnte es aber nicht halten. Das Krachen in der Luft, gleich als ob alle Bäume im Garten über ihm zuſammenfielen, machte ihn die Flucht ergreifen, er kam halb erſtarrt zu den Seinen zurück. Des andern Tages war der Boden geſchloſſen und nichts zu ſehen.

Indeſſen verließ es unſere Wohnung noch nicht; ja was noch das Entſetzlichſte war, ſo kam der Schwarze auch jetzt zu Zeiten. Meine Familie ſang einmal Abends das Lied: „Zeuch mich, zeuch mich mit den Armen.“ Als ſie den Vers anfingen: „Seelenmörder alte ꝛc.,“ ſah meine Mutter den Schwarzen wider meinen Bruder ſtehen und gegen ihn einen ſolchen Streich ziehen, daß meine Mutter hell zu ſchreien anfing, „Ach Herr Jeſu.“ Der Knabe, gleich als wenn er es gemerkt, bückte ſich und empfing keinen Schlag, dergleichen er ihm vorher einmal im Garten gab, daß er zu Boden ſank und drei Wochen über Kopfſchmerzen klagte.

Nach und nach gegen das Frühjahr verlor es ſich im Wohnhaus ziemlich. Noch einmal kam es des Nachts ſammt dem Kleinen vor meines Bruders Bett, ſtreichelte ſanft die auf der Decke liegenden Hände, um ihn zu wecken; er fragte, was es wolle? „Ich habe,“ ſprach das größere Weiße, „dir's ſagen wollen, daß meine Zeit für dich aus iſt,“ worauf beide unter lauter Aechzen weggingen, und von der Zeit an ließ ſich's, Gottlob! im Hauſe nicht mehr ſehen, kam auch nie mehr zu meinem Bruder, ohnerachtet man es noch zuweilen im Garten herumſpazieren ſah.“

Die Thierſeelenkunde.

Das Thier, das lebendige Räthſel in unſerer Mitte, verdient wohl nach allen Seiten hin eine tiefere Betrachtung und Erklärung, als die einfache Naturgeſchichte und ihr phyſiologiſcher Theil gewährt. Unter den literariſchen Erſcheinungen der neueſten Zeit zeichnet ſich hierin ein Buch aus:

Verſuch einer vollſtändigen Thierſeelenkunde.
Von P. Scheitlin, Profeſſor. 2 Bände, Stuttgart und
Tübingen b. Cotta. 1840.

Der würdige Verfaſſer, der nach der Unterſchrift der Vorrede zu St. Gallen lebt, hat nicht verſäumt, Alles was über ſeinen Gegenſtand früher erſchienen war, zu prüfen und im Auszug zuſammenzuſtellen. Dieſe Chreſtomathie, welche den größten Theil des erſten Bandes einnimmt, iſt erwünſcht und wichtig, vielleicht aber für manche Leſer ermüdend, wenn ſie geradeaus zur Sache wollen, deren Erörterung der Verfaſſer ſich vorgeſetzt hat. Bei dieſer hat er einen eigenen ſinnreichen pſychologiſchen Weg eingeſchlagen. Er führt nämlich ſein Syſtem als ein kluger Baumeiſter von unten in die Höhe, und ſtellt eine pſychologiſche Stufenleiter nach Gattungen auf. Nachdem er die Erdpſyche in ihrer allgemeinen ſtillen Thätigkeit und ſodann die Pſyche der Thiere im Beſondern beſchaut hat, wobei er den Hauptcharacter der Thierheit in die Unterſcheidungsgabe ſetzt (ſ. Bd. 1. S. 31, und daſ. S. 34 ſagt er: „Unter Thier verſtehen wir ein Weſen, das eine unterſcheidende Seele hat, aber noch zwiſchen Pflanze und Menſch ſteht“): ſo zeigt er uns die unterſte Claſſe der Würmer als noch im Schlafe begriffen; die Ringelwürmer werden dann Träumer, bis zu den Inſecten hinauf; die vollkommenſten

Inſecten, wie Bienen und Ameiſen, Schlafwandler; der gemeine Schlafwandel ſteigt in den Fiſchen und Lurchen (Amphibien) zum hellern Somnambulismus, der dem Wachen näher iſt, das endlich in den Vögeln und Säugern ſich entwickelt.

Unſers Dafürhaltens gebührt dem Verfaſſer das Lob der klaren Umſicht und des Scharfſinns. Der Styl iſt geiſtreich und witzig, im Ganzen auch rein; ſelten kommen ſchweizeriſche Provinzialismen vor (wie desnahen für deßwegen, daher, auch wohl provinzielle Thiernamen), oder Verwechſelungen, wie intelligibel für intelligent. Und weil man von dem bloſen Lobe gegenſeitig nichts lernt, ſo erlauben wir uns auch, gegen ihn oder ſein Buch Einiges noch weiter zu erinnern. Noch das wollen wir voraus an demſelben rühmen, daß es einer menſchlichen Behandlung der Thiere förderlich ſeyn wird, und der Thierquälerei wird ſteuern helfen. Wir gedenken oft eines ſchönen und wahren Sprüchworts, deſſen Urheber uns unbekannt iſt; es heißt: „der Menſch ſoll der Thiere Herrgott ſeyn“ — alſo nicht ihr Teufel, was ſo viele plumpe Menſchen aus Grimm, ſogar Knaben aus Kurzweil ſind. Es iſt dabei (S. 305) mit Recht des unnatürlichen Angliſirens der Pferde gedacht, deſſen Erfinder der weniger civiliſirte Koſacke beſchämt, indem er ſeinem geliebten Gaul den etwa zu kurzen Schweif durch Anbinden eines falſchen verlängert; und es hätte wohl noch das eben ſo grauſame Entohren der Hunde erwähnt werden mögen. Zu den angeführten Staatsgeſetzen gegen die Thierquälerei darf hinzugefügt werden, daß das neueſte Polizeigeſetz der freien Stadt Frankfurt unter den Vergeben, welche zur Beſtrafung vor das Polizeigericht gehören, ausdrücklich die „Grauſamkeit gegen Thiere“ nennt. Der Verfaſſer tadelt aber mit Recht, daß die Kirche ſich ganz der Sache enthalte, da doch die Bibel Anlaß genug gibt, Milde gegen dieſe Geſchöpfe zu empfehlen.

Bei manchen unentſchieden bleibenden Fragen würde der Verf. gleich vorn herein einige Bedenklichkeiten ſich haben löſen können, wenn er den neuerdings klarer gewordenen

Unterſchied zwiſchen Geiſt und Seele und deren häufige Verwechſelung, wie ſie vormals im Wortgebrauch Statt gehabt und oft noch hat, hätte berückſichtigen wollen. Hiebei würde er gefunden haben, daß die ganze Schöpfung wirklich Seele hat, die in einigen Körpern, im Gegenſatz der Materie, auch Geiſt heißt und heißen kann, ſich im Mineral theils als Bildungstrieb, theils als verborgene ſpecifiſche Kraft äußert, in der Pflanze gleichfalls mit noch eigentlicherer Lebensthätigkeit, überall aber aſtraliſcher Natur iſt und mit der Sternwelt in magnetiſcher Beziehung ſteht.* Für den Pſychologen iſt es doch nöthig, ſein Augenmerk auf jenes Doppelverhältniß zu richten, es iſt der Angelpunkt der ganzen Pſychologie, die außerdem nur in Verwirrung gerathen kann. Indem wir nun dem Verf. das Kriterion der Unterſcheidungsgabe für die Thierwelt ſtehen laſſen, ſagen wir, daß dieſe Gabe nur eine ſeeliſche iſt, weil das Thier zwar eine Seele, und oben auf der Leiter ſeines Geſchlechts möglicherweiſe eine ſchon ſehr vergeiſtigte, aber keinen Geiſt hat, nicht den Geiſt, der den Menſchen von ihm unterſcheidet, und der als ſeine Seele belebender Hauch unmittelbar aus der Schöpfermacht der Gottheit quillt, ſchon von unſerm erſten Stammvater her, indeß das Belebende für die Thierſeele nur der allgemeine Naturgeiſt iſt. Jener Geiſt macht den Menſchen von der Geburt an gottverwandt, daher fähig, eine Gottheit zu denken, iſt daher in unſerer jetzigen ſinnlichen Natur im Kampfe mit den ungöttlichen, thieriſch-pſychiſchen Trieben, der nur dadurch gedämpft wird, daß ein neuer Gottesgeiſt, der heilige Geiſt der Wiedergeburt, über unſere im Fall liegende Geſchöpflichkeit kommt, und ſie wieder der göttlichen Natur theilhaftig macht. Der natürliche menſchliche Geiſt iſt auch der Grund der Sprache, wie des Verſtandes (das Logikon), während die Seele zunächſt nur Sinnliches vernimmt, alſo Vernunft hat, in ſo fern auch das Thier. Denn die Vernunft iſt eben die Unterſcheidungsgabe.

---

* Vergl. m. (proſaiſchen) Heſperiden 1. Samml. S. 135., m. Glaubenslehre S. 133, und andere Schriften.

Dieſes wäre auch zu Th. 2, S. 343, wo vom Verſtande gehandelt wird, zu S. 356 f., wo von der Sprache, und zu S. 362, wo vom Geiſt, zu merken. Der Verf. ſelbſt gibt gleichwohl bei dem negativen Atheismus der Thiere (Th. 2. S. 379.) eine Ahnung von dieſem wichtigen Unterſchiede der innern Natur der Lebendigen zu erkennen.

Was die Hebräiſchen und chriſtlichen Religionsurkunden betrifft, deren Thierſeelenlehre der Verfaſſer darzuſtellen ſucht, ſo hat er (bei übrigens häufigen religiöſen Aeußerungen und Reminiſcenzen) Einiges von der neuern rationaliſtiſchen Theologie angezogen, was ſeinem Syſtem Nachtheil bringt. In der Schlange des Paradieſes ſieht er blos eine Allegorie, einen Mythus (S. 50. 488), ohne wahrzunehmen, daß dieſe urſprüngliche Schlange ganz ein anderes Geſchöpf als ihre jetzige Larve geweſen ſeyn muß — allerdings ein geheimnißvoller Punkt, worüber ſich hier nichts weiter ſagen läßt. — Die „kriechenden Thiere“ (S. 51. u. anderw.) ſind bei Moſes nicht etwa Würmer und Inſecten, ſondern die kleinern Vierfüßer, im Gegenſatz des Viehes und der wilden Feldthiere. — Bei den Cherubim, dem Sündenbock u. ſ. w. (S. 57. 71. 83) fehlt es an typiſcher Einſicht, beſonders wenn erſtere für nichtisraelitiſch gehalten werden; und wenn es (S. 58) heißt: „Die eherne Schlange iſt offenbar „ägyptiſchen Urſprungs“ — „eine Brücke zwiſchen dem Gottesdienſte der Israeliten und dem Thierdienſte der Aegyptier“ — ſo ſind hier Begriffe und Religionen ſehr verwechſelt. — Im Hiob wird (S. 61) ein „ſpäter jüdiſcher Begriff von einem Widerſacher“ gefunden, welcher letztere doch leider älter als unſer Sonnenſyſtem und ſchon im Eingang der Geneſis angedeutet iſt. — Der Prediger Salomons ſtellt keinen „Vertheidiger der Skepſis“ (S. 65) dar, iſt aber freilich ein ſtark verſchloſſenes Buch, an welchem ſchon Viele ſich geirrt haben. — Die Stelle Jeſ. 66, 3 iſt (S. 69 f.) falſch erklärt; der wahre Sinn iſt: der blos äußere Gottesdienſt, ohne ein bußfertiges, gottſeliges Gemüth (V. 2), iſt eben ſo unrein, unnütz und ſelbſt ſündlich, als Menſchen ſchlachten, Hunde und Schweine opfern. — Richtig und zur Beſchämung mancher Theologen und Menſchheitshiſtoriker wird (S. 86) über Monotheismus und Polytheismus geredet. — Wenn (S. 287) die Worte Chriſti: „Ihr habt mein Haus zu einem Mörderhauſe gemacht!“ auf die Thieropfer bezogen werden, ſo iſt dieſes ein Irrthum, denn erſtlich waren die Thieropfer göttliche Verordnung, als Vorbilder (ohne welche Eigenſchaft ſie allerdings grauſam und ſelbſt ſinnlos geweſen ſeyn würden); und ſodann heißt das, was Luther durch Mördergrube verdeutſcht nach jetzigem Sprachgebrauch Räuberhöhle, weil hier Wucher, Betrug und Diebshehlerei getrieben wurde; bei einer frühern Tempelreinigung (Joh. 2, 16) wird das Wort Kaufhaus gebraucht. — Was das Fleiſcheſſen (S. 288) betrifft, ſo gibt darüber 1 Moſ. 1, 29 in Zuſammenhaltung mit C. 9, 3 den wahren Aufſchluß; wobei auch das „Herrſchen“ über die Thiere C. 1, 28, und das davon verſchiedene: „eure Furcht und Schrecken,“ C. 9, 2, der naturhiſtoriſchen und thierpſychologiſchen Betrachtung in Bezug auf eine veränderte Schöpfung wohl werth iſt. — Der Verfaſſer wolle dieſe Erinnerungen freundlich aufnehmen, welchen wir noch anhängen, daß uns bemerkt worden iſt, und wir nicht läugnen konnten, ſein pſychologiſches Thierſyſtem (welches durch den 2ten Band hindurchgeht) erſcheine mehr als Naturgeſchichte denn als Pſychologie der Thiere, welche letztere nur herausverſtanden werden müſſe. Wir läugnen das für einen großen Theil des Werks nicht, billigen jedoch, daß der Verfaſſer, indem er „durch Thatſachen charakteriſirt,“ und hernach doch Reſultate zieht (beſonders im 18. Hauptſtück des 2. Bds.), ſich verſtändige Leſer gedacht hat, welchen er nicht mit weiten und breiten Worten (der Krankheit heutiger Schriftſtellerei) vorzudenken nöthig habe.

Die Divinations-, Ahnungs- und Viſionsgabe von vollkommnern Thieren wird (Bd. 2, S. 372 f.) zwar ſchüchtern behandelt, ſonderlich die letzte als „ein Noli me tangere,“ aber nicht beſtritten.

In dem allgemeinen (18.) Hauptſtück wird nach dem ewigen Leben der Thiere gefragt, und große Hoffnung dafü ausgeſprochen, der wir gerne beipflichten. Es iſt ja verheißen, daß auch die ſeufzende Creatur frei werden ſoll von der Knechtſchaft der Vergänglichkeit zur herrlichen Freiheit de Kinder Gottes. *

Das 19. Hauptſtück „vom telluriſchen Schein- und vom wahren Menſchen“ iſt voll treffender Ideen, die den Menſchen beugen und erheben. Sie hätten wohl noch etwas höher hinausgeſponnen werden mögen (namentlich bei Chriſtus, als dem neuen und erneuernden Menſchen); und hier zeigt ſich auch ein Blick in die Dyas Geiſt und Seele, woraus ſich in der Folge (S. 435) zugleich das Schlachten der Thiere vollſtändiger hätte rechtfertigen laſſen. Zuletzt hat der wohlgeſinnte Verfaſſer nochmals die milde Behandlung der Thiere auf's dringendſte eingeſchärft, und hiemit ſeinem Werke, das zwar ein wiſſenſchaftliches, aber zugleich ein anmuthiges Leſebuch iſt, ein ſchönes Krönlein aufgeſetzt.

J. F. v. Mayer.

---

* S. die ausführliche Erklärung dieſer Schriftſtelle in m. Blättern für höh. Wahrh. VI, 334.

Noch Einiges über die franzöſiſche Seherin Lenormand.

Das dritte Heft des Magikon I. ſpricht den Wunſch aus, einige Notizen über die Sybille in Paris zu erhalten. Hier iſt das Wenige, welches aus eigener Erfahrung geliefert werden kann. Vom Jahr 1811 bis 1813 war ich in ſtetem Verkehr mit Mlle. Normand. Sie iſt geboren zu Alençon 1772, daſelbſt erzogen in der Abtei der Benedictinerinnen, auf königliche Koſten, erinnert ſich eines vorzüglichen Beobachtungs- und Einbildungsvermögens ſeit ihrem 7ten Jahre und pflegte ihren damaligen geiſtigen Zuſtand mit den Worten zu bezeichnen: „Ich war damals eine wache Somnambüle.“ — Von 1789 an gibt ſie in Paris ſeltene Beweiſe ihrer Prophetengabe, ſtudirte Algebra und Aſtronomie, veranſtaltete, Marie Antoinette aus der Haft zu retten, mit Hülfe des Adminiſtrators des Gefängniſſes, Michonir. Marie Antoinette vortheilt nicht davon, um ihre Kinder nicht zu verlaſſen. Mlle. Normand wird hierauf im Kerker der petite force eingeſperrt; in dieſem ſagte ſie ihre Befreiung voraus; und ſtellte Joſephinen das Horoscope; (ob in der Force oder im Gefängniſſe des Luxembourg finde ich nicht in meinen Notizen). — Von dieſer Zeit an wahrſagte ſie auch Napoleon, ſeine Kronen und ſeinen Tod in der Verbannung zum erſten male. Von 1803 an kam ſie oft mit N. in Mißverhältniſſe, auch in momentanen Arreſt, welches ihr und denen ſie Beſuchenden gleichgültig war. Namentlich am 11. Dez. 1809 aufgefordert, einer unklaren Antwort die ſie ſo eben im Juſtizpalaſte ertheilte, einen Sinn zu geben, ſprach ſie: „Meine Antwort iſt ein Problem, das ich am 31. März 1814 zu löſen mir vorbehalte.“ — In genannter Zeit lernte ich Mlle. Normand kennen.

Sie ſtellte mir mein Horoscope, ſo wie nachſtehet. Bei einem meiner ſpätern Beſuche, die ich nie für mich, ſondern für entfernte Perſonen auf deren Verlangen, abſtattete, erzählte ſie mir die eben erwähnte Antwort, ohne jedoch ſich auf Weiteres einzulaſſen, auch nicht auf die Frage, welche jene Antwort herbeigeführt hatte.

Auch ſagte ſie mir im Jahre 1812: „ſie habe die Gewißheit, das 108. Jahr zu vollenden.“

Die für fremde Abweſende zu ſtellende Horoscope mußten abgefaßt ſeyn; ohne Namen, ohne Datum, ohne Benennung des Landes und Ortes — nur eigenhändig: Tag, Jahr und Stunde der Geburt. Dieſes Blatt trug ich zu ihr — beſtimmte den Preis zu ſechs Franken, einen, zwei oder vier Louisd'or; nach acht Tagen hatte ich die Antwort. Die Folge hat bewieſen, daß die am meiſten ausgeführten Prophezeihungen die wenigſt Gerechtfertigten waren.

Seit 1813, wo ich Paris verließ, bin ich aus aller Verbindung mit Mlle. Normand.

Am 5. Mai 1811 kleideten wir uns, die Herzogin von Curland und ich, als Bürgerinnen von Paris, verließen den eigenen Wagen am Eingang der Vorſtadt St. Germain, begaben uns von da im fiacre zu Mlle. Normand, ohne irgend eine Begleitung, rue Tournon. Nach mehrmaligem Schellen und Anklopfen erſchien ein junges Mädchen und verſagte den Einlaß, da Mlle. Normands Zeit ſchon in Anſpruch genommen ſey, außerdem wir wollten warten. Das Letztere ward erwählt, und wir in ein Gemach geführt, in welchem Bücher, Kupferſtiche, Gemälde, koſtbare Geſchenke und ausgeſtopfte Thiere, Inſtrumente (muſikaliſche und phyſikaliſche) und Gefäße mit Schlangen und Eidechſen in Spiritus, Früchte in Wachs und künſtliche Blumen, neben, auf und über einander lagen. Die Thüre des anſtoßenden Cabinettes ſo wie die Pforte des Hauſes, hörten wir oft auf- und zuſchließen. — Nach ohngefähr zwei Stunden öffnete ſich eine Thüre, und ward in Höhe und Breite beinahe ausgefüllt, durch eine ſtattliche, feierliche, gutmüthig winkende Geſtalt mit breiten, flachen Geſichtszügen, ſchwarzen ſeidenem Ueberrock, eine tiefe Haube von Flor mit Band, bedeckte alle Haare. Es war Mlle. Normand. Wir folgten ihr in's Cabinet, ſie ſetzte ſich in einen hohen Lehnſtuhl, vor einen groſſen, mit Himmelskarten und algebraiſchen Rechnungen bedeckten Tiſch; wir auf niedrigere Seſſel. Freundlich lächelnd meinte ſie: wir wären verkleidet; welches auch bejaht wurde. Sie frug nicht weiter, und beim Abſchiede nannten wir uns freiwillig.

Nachdem die Herzogin von Curland begnügt worden, kam die Reihe an mich:

„Der Anfangsbuchſtabe des Taufnamens?" — A.

„Jahr, Woche und Tag, auch Stunde meiner Geburt?" — 18. Mai 1777. Sonntag, 4 Uhr Nachmittags.

„Lieblingsfarben?" — Schwarz und Weiß.

„Lieblingsfrüchte?" — Ananas und Maulbeere.

„Gehen Sie einen Berg lieber bergan oder bergab?" — Bergan.

„Lieblingsthiere?" — Adler, Schwan, Hund und Pferd.

Nun warf ſie einen Blick auf die Himmelskarte, ſagte: „Sie ſtehen unter Einfluß der Venus und des Jupiter." Hierauf folgte eine in's Detail gehende, wunderbar wahre Erzählung meiner Vergangenheit; Umſtände die kein Menſch wiſſen konnte. Alles traf Schlag auf Schlag; wobei ſie, ohne weiter mich in Augenſchein zu nehmen, ihre Augen niederſchlug. — Endlich ſah ſie mich bedeutſam an, und ſagte: „Wollen Sie die Zukunft wiſſen?" — Da ſah auch ich ihr bedeutſam in die Augen; deren Blick war ruhig, durchaus nicht inſpirirt, nicht ſtechend, nicht eitel — da ſagte ich endlich: Ja. Sie ergriff meine linke Hand, beſah abwechſelnd die Liniamente derſelben, ſchrieb Zahlen auf einen Bogen, rechnete, betrachtete dann die Himmelszeichen — ſo ging dies wohl ein Paar Stunden — der Herzogin von Curland währte es zu lange, ſie fuhr davon — mir ward endlich vor Hunger übel; da ließ ſie mir eine Taſſe Bouillon reichen, und meinte: „Haben Sie Geduld, denn hier giebt's für mich zu lernen.“ — — Endlich dictirte ſie mir: Ein abſonderliches Schickſal. Sie werden mehr hohe Berge ſehen, als Sie glauben, mehr ſteigen, als Ihnen lieb. Eines Tages, und das zwar 1813, während des Krieges, werden Sie flüchten müſſen. Ihre Leute werden gemißhandelt und gefangen ſeyn. Auch Sie werden eines Morgens um drei Uhr abgeholt werden, durch Männer mit langen Bärten und durch Männer mit Ketten und Panzern um von Ihnen den Treubruch zu fordern, gegen den, der auf dem Felſen ſterben wird. Dreien Staatsgefangenen werden Sie das Leben erbitten ꝛc. In Venedig wird ein Dichter den Sie nie geſehen, noch ſehen werden, ſich veranlaßt fühlen, Ihnen anzuempfehlen, nach ſeinem Tode jedesmal für ihn zu beten, wenn Sie einen vorzüglich ſchönen Anblick der Natur genießen. Ihr Leben iſt den Palläſten der Könige verfallen, weil Ihr Gemüth lieber einſam iſt; und dies iſt der Widerſpruch Ihres irdiſchen Daſeyns. Aus Deutſchland iſt Ihre erſte große Reiſe nach Italien, wohin Sie ſich für einen Regenten begeben und auch einen Orden erhalten werden, den Sie aber entweder niemals oder im höchſten Alter, nach manchen Jahren tragen werden. Ehren und großer Welt überſättiget, werden Sie am Alter ſterben, in einem ſchönen, von Alleen umgebenen Schloß, zahlreich umgeben, gleichſam wie mit einem kleinen Hofſtaat. Ihr Leben, und was Sie erwartet, iſt wunderbar. Sie wollen Stille und Einfachheit, daraus wird aber Nichts, gerade weil Sie es durchſetzen wollen.

Noch Ein Großes wird Ihnen begegnen, das kann ich Ihnen aber nicht ſagen. Nichts Schlimmes iſt's. Aber Geheimniß muß es bleiben. 1867 iſt längſt alles erfüllt.

Nun folgten noch viele Notizen und Familien-Mittheilungen, die mit wenig Ausnahmen bereits alle ſich bewährt haben. Da aber viel Betrübendes, namentlich Todesfälle dabei begriffen waren, ſo habe ich mir die Lehre aus dieſem Horoscope genommen, mir niemals wieder eines ſtellen zu laſſen. Die Erfüllung des Vorliegenden anlangend, ſteht es damit folgender Geſtalt: das Jahr 1813 brachte alles Prophezeihete. Der Dichter in Venedig hat ſich als Lord Byron ausgewieſen, und ich halte ihm das Zugeſagte, ſo lange ich lebe. Die Reiſen nach Italien, eine auf Einladung Papſt Leo XII. Sein Tod verhinderte die Errichtung eines Kranken-Etabliſſements in Varenna, dem ich vorſtehen ſollte, und welches angefangen war. In Folge dieſes Entzweckes war mir das Maltheſerkreuz deſignirt. Ich erinnerte aber nicht daran, würde es auch weder tragen noch die Taxe dafür erlegen, da die Urſache, weshalb ich's erhielt, weggefallen. Von da an ſteht die Prophezeihung noch auf der Spitze.

Gräfin N. N.

Die vier wahnſinnigen Brüder.

Brüſſel den 5. Mai. In der Gemeinde Woluw St. Lambert, bei der Hauptſtadt, hat ſich der unerhörte Fall zugetragen, daß beinahe eine ganze Familie in weniger als zwei Stunden von einem heftigen Wahnſinne befallen worden iſt.

Vier Brüder, arme Landleute, im Alter von 39, 36, 29 und 27 Jahren, die bei ihrer Mutter, einer Wittwe, wohnten, und nie ein Zeichen von Geiſteszerrüttung geäußert hatten, ſind plötzlich wahnſinnig geworden.

Die drei jüngſten ſind im Hoſpital, der älteſte iſt, man weiß nicht wohin, entflohen. —

Dieß Ereigniß berichten mehrere Zeitungen. Wer erinnert ſich hier nicht an meine Romanze. „Die vier wahnſinnigen Brüder"? und an des komiſchen Hrn. Dr. Birds Recenſion derſelben in ſeinem merkwürdigen Schriftchen „Mesmerismus und Belletriſtik in ihren ſchädlichen Einflüſſen auf Pſychiatrie." Stuttgart bei Hallberger 1839. Eine Recenſion, die im Auszuge im erſten Bande dieſer Blätter S. 246 wundershalber mitgetheilt iſt. Dieß ſagt Hr. Bird:

„Die vier Subjecte ſind Brüder, aber gewiß keine leiblichen. Die Gleichheit ihres Zuſtandes, die gleichzeitige Entſtehung derſelben ſind ſo unwahrſcheinlich, wunderlich, legendenartig, unwahr, beiſpiellos in der Noſologie, ſo „poetiſch," daß wir die wirkliche Brüderſchaft als unwahr und „poetiſch" ablehnen müſſen."

Was ſagt nun aber Hr. Dr. Bird dazu, daß nun doch, Kraft jenes Berichtes aus Brüſſel, die Noſologie vier wahnſinnige Brüder und zwar zu der gleichen Zeit mit Wahnſinn befallen, aufweist, gerade ſo wie ſie meine Romanze beſingt? —

Hr. Doctor Bird wird dazu nichts ſagen vor Erſtaunen, wie jene vier wahnſinnigen Brüder, als ſie jenes ernſte Lied „Dies irae" vernahmen, wo von ſolchen es heißt:

„Und ihr Mund weit ſteht er offen,
Doch kein Wörtlein aus ihm geht."

K—r.

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geiſterkunde

und des

magnetiſchen und magiſchen Lebens,

nebſt andern Zugaben

für Freunde des Innern.

Herausgegeben von

Dr. Juſtinus Kerner.

Zweiter Jahrgang. Drittes Heft.

Stuttgart.
Verlag von Ebner und Seubert.
1842.

[illegible]

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

[illegible]

Inhalt

Seite
Geſchichte der Braut von Corinth, aus einem antiken Aktenſtück von Dr. W. E. Weber. Mit Bemerkungen von G. . . 281
Ueber das Dämoniſche bei Glückſpielen, nebſt zwei warnenden Beiſpielen von G. 296
Vorausſagende Träume 301
1) Mitgetheilt aus Gülingen 302
2) „ „ Luxemburg 306
3) „ „ Oberſchleſien 308
4) „ „ O. 310
5) „ „ Neu-York 312
6) „ „ Göppingen 313
7) Zeitungsnachricht aus Paris 313
Plaſtiſche Kraft der Seele im Traum 314
Das second sight in Weſtphalen 315
Einiges von den Dichtern und was ſie erzählen . . . 316
Todesandeutungen aus meinem eigenen Leben von der Gräfin R. 1—4 321
Todesanzeigen 1—6 325
Eine Viſion eines Kindes, durch welche ihm ſein nahe bevorſtehender Tod angezeigt wird 332
Erſcheinungen nach dem Tode 1—5 333
Das Griesheimer Haus bei Darmſtadt 343
Ueber die Geſchichte einer Erſcheinung im Oberamtsgerichts-Gefängniſſe zu Weinsberg, beſonders in Hinſicht einiger der Zeugen derſelben 364
Luther über Poltergeiſter 376
Der Hausgeiſt 380
Magnetiſche Behandlung in Dresden 381
Der magnetiſirende Schäfer zu Arnſtadt 386
Heilung des Leidens des Beſeſſenſeyns durch magnetiſche Manipulation ſchon im Jahr 1666 389
Nachricht von einer Magnetiſchen in Frankreich . . . 392

Seite
Ueber die Ekſtatiſchen im Süden Frankreichs in den Jahren 1685—1705 397
Zwei Beiſpiele von der auf Gebet gegründeten Kraft des glaubensvollen Willens 403
Merkwürdiges Zuſammentreffen im Staatsleben . . . 405
Sympathetiſche Zuneigung Wahnſinniger zu einzelnen Perſonen 406
Zu den Kunziſchen Prophezeihungen im 3ten Heft d. I. Jahrg. des Magikons 413
Electriſche Lichterſcheinungen an thieriſchen Körpern . . 416
Zur Thierſeelenkunde 1—3 420
Neue Schriften 425
Nachträgliches 431

Druckfehler im zweiten Heft.

Seite 154 Z. 8 nach Verächter löſche das Komma.
" 155 Z. 6 ſt. modivirte l. motivirte.
" 156 Z. 8 v. unten löſche die beiden Kommata.
" " letzte Z. ſt. ſypothetiſchen l. hypothetiſchen.
" 170 Z. 14 v. unten ſt. beendigten l. beendigenden.
" 173 Z. 2 ſt. conſtratiren l. conſtatiren.
" 195 (fälſchlich 295) Z. 11 v. u. ſt. antomiſtiſchen l. atomiſtiſchen.
" 207 letzte Z. nach nahe löſche das Komma.
" 243 Z. 16 ſt. Sequinti l. Sequente.
" 258 Z. 5 v. unten ſt. ſage l. ſagte.
" 274 Unterſchrift ſt. Mayer l. Meyer.

Geſchichte der Braut von Corinth,

aus einem antiken Actenſtücke

von

Dr. W. G. Weber.

(Vorgeleſen im Muſeum zu Frankfurt.)

Mit Bemerkungen in's Magikon geſendet von G.

Der Göthe'ſchen Braut von Corinth liegt ein antikes Actenſtück zum Grunde, das in mehrfacher Hinſicht intereſſant genug iſt, um es der Mittheilung würdig zu halten. Jenes Gedicht hat bis jetzt vor Vielen, denen ſeine Tendenz kein Räthſel zu ſeyn dünkte, als eine leichtfertige Production gegolten, deren Abſicht nichts Geringeres ſey, als den Werth der chriſtlichen Religion mit dem Ernſt ihrer Entſagungen gegen die phantaſtiſche, den Sinnengenuß begünſtigende, Sittenlehre des Heidenthums in Schatten zu ſtellen, und eine Sehnſucht nach der antiken Fantomenwelt in lüſternen Gemüthern ruchlos anzufachen. Vielleicht trägt die Aufdeckung des hiſtoriſchen Bodens, auf welchem eine ſo verdächtige Pflanze gewachſen, einigermaßen dazu bei, die ſchlimm gedeutete Willensmeinung des Dichters einer günſtigeren Beurtheilung zu empfehlen, und auch an dem genannten kleinen Meiſterſtücke von neuem klar zu machen, wie glücklich die Natur ihren Liebling, unſern großen Landsmann, bei der Gabe bedacht, jedem Gegenſtande, ſey er idealiſcher oder hiſtoriſcher Art, diejenige Seite abzugewinnen, von welcher aus er ſich im Spiegel der Dichtkunſt ſchicklich darſtellt, und der empfänglichen Seele mit einem deutlichen, wahren und ſicheren, in Einem Worte mit einem plaſtiſchen Eindrucke ſich aufprägen mag. In wiefern bei dieſer ſchöpferiſchen Operation die moraliſchen Forderungen, welche die frömmelnde Tagesäſthetik an die Kunſt mit tauſendfach wiederholter Dringlichkeit ſtellt, entweder in der Dichtung innerſtem Weſen — ſchon ohne alles äußere Verlangen — ſich erfüllt zeigen, oder, nach aufgeklärten Mißverſtändniſſen der Beſchränktheit, von ſelbſt auf ſich beruhen, wäre der Stoff einer eigenen Erörterung, der wir irgend ein andermal zu genügen bereit wären.

Ueberlaſſen wir aber den Freunden der Göthe'ſchen Muſe, das hiſtoriſche Actenſtück mit dem Gedichte zuſammenzuhalten, um ſo eben Angedeutetes ſelber bewährt zu finden, ſo dürfen wir doch keineswegs über erſteres ſelbſt die nöthige literariſche Notiz vorenthalten. Es iſt beſagtes Actenſtück entnommen aus einer kleinen griechiſchen Schrift, betitelt „von wunderbaren Dingen," als deren Verfaſſer Phlegon von Tralles, ein gelehrter Freigelaſſener des Kaiſers Hadrianus, aufgeführt wird. Daſſelbe beſteht in einem offiziellen Bericht des Befehlshabers einer griechiſchen Stadt, an ſeinen Proconſul; leider aber fehlt der Anfang dieſes Actenſtückes, daher wir den Namen der Stadt ſelber nicht erfahren, wohl aber erſehen, daß die geiſterhafte Braut Philinnion, ihre Aeltern Charito und Demoſtratos, der Gaſtfreund Machates hießen. Eine Bemerkung kann hierbei nicht unterdrückt werden. Die Schrift des Phlegon enthält allerdings eine ziemliche Anzahl ſehr abergläubiſcher und lächerlicher Dinge; allein abgeſehen von jenem Hamletiſchen Spruche: „es gibt mehr Dinge zwiſchen Himmel und Erde, von denen ſich unſere Philoſophie nicht träumen läßt," macht der Umſtand, daß jenes Capitel gerade ein Archivſtück iſt, daſſelbe an ſich ſchon bedeutender; dürfen wir aber der Anführung des Aelius Spartianus Glauben ſchenken (und es läßt ſich nichts Beſonderes dagegen erheben), daß nämlich Phlegon von Tralles zu den unter ſeinem Namen umlaufenden Schriften nichts als eben dieſen Namen hergegeben, der wahre Urheber ſelbiger aber Kaiſer Hadrianus in eigener Perſon geweſen, ſo hätten wir eine Bürgſchaft mehr, die wunderbare Geſchichte, wie ſie nun zuſammengehangen haben mag, nicht blos für eine Lächerlichkeit zu erklären, die man dem guten Freigelaſſenen aufgebunden, da ohne Zweifel das Actenſtück ſelbſt wie wir es leſen, unter die Augen des Kaiſers gekommen, und von ihm aufbewahrt iſt.

Kaiſer Hadrianus war ein ſehr unterrichteter, man kann ſagen ein gelehrter Fürſt, obwohl ſich ſein Studium eben in dem Abenteuerlichen und Bizarren gefiel, und er im Ganzen dabei mehr ſeine Unterhaltung als Belehrung ſuchte, wie denn bekannt iſt, daß er es ungern ſah, wenn ihm ſeine Gelehrten widerſprachen und etwas beſſer wußten als er ſelbſt, daher denn auch Einer derſelben ſeinen ſtreitluſtigen Collegen den Rath gab, doch nicht mit einem Herrn zu diſputiren, der für ſeine Logik dreißig Legionen marſchiren laſſen könne. Was aber für unſere gegenwärtige Mittheilung an Hadrians Perſönlichkeit einen eigenen Werth hat, iſt die Thatſache, daß er das Chriſtenthum kannte, und bei einer unbeſtreitbaren Einſicht in die welthiſtoriſchen Folgen ſeiner Verbreitung, den alten Cultus gegen daſſelbe in Schutz zu nehmen, beſonders ſtrenge bemüht war. Jedoch wir geben jetzt das Actenſtück ſelber eben ſo fragmentariſch, wie es anhebt.

Von der Amme heißt es dorten: „ſie geht nach dem Gaſtzimmer zu an die Flügelthüre, und ſieht beim Schein der Lampe die Jungfrau zur Seite des Machates ſitzen. Außer ſich über dieſe wunderbare Erſcheinung, rennt ſie zur Mutter und mit lautem Geſchrei rufend: Charito! Demoſtratos! verlangt ſie, daß ſie aufſtehe und mit ihr zu ihrer Tochter gehe; leibhaftig ſey ſie da, bei dem Fremden, in dem Gaſtzimmer; was nun die Götter damit vorhaben mögten! Charito, bei Anhörung einer ſo ſeltſamen Rede, blieb Anfangs ihrer Sinnen nicht Herrin, und ſank in Ohnmacht, theils wegen des Entſetzlichen dieſer Kunde, theils wegen des Lärms der Amme; einige Zeit darauf aber, bei der Erinnerung an ihre Tochter, brach ſie in Thränen aus; und zuletzt erklärte ſie die Alte für wahnſinnig, und befahl ihr, ſich augenblicklich zu entfernen. Da indeß die Amme ſchmähte und dreiſt behauptete, ſie ſey bei vollem Verſtande, und wiſſe wohl, was ſie ſage, Charito aber wolle aus Furcht ihre Tochter nicht ſehen, machte ſich endlich letztere auf, theils von der Amme beſtürmt, theils um ſich zu überzeugen, was an der Sache wäre, und begab ſich an die Thüre des Gaſtzimmers. Da aber nun ſchon eine geraumere Zeit verfloſſen war (es mochte bereits die zweite Stunde gemeldet ſeyn), kam Charito zu ſpät, denn ſie ſchliefen jetzt. Indem jedoch die Mutter durch das Schlüſſelloch blickte, glaubte ſie die Kleider und die Geſichtsbildung ihrer Tochter zu erkennen, hielt aber in Ermanglung weiterer Mittel, um der Wahrheit ſogleich auf den Grund zu kommen, für's beſte, ruhig zu bleiben. Denn ſie hoffte, wenn ſie in aller Frühe aufſtünde, die Jungfrau anzutreffen, komme ſie aber zu ſpät, den Machates über alles auszufragen; denn er werde doch bei der Befragung über eine ſo wichtige Sache die Wahrheit ſagen. Darum ſchwieg ſie und ging. Als aber die Frühe angebrochen, fand ſich, daß jene, ſey es nach göttlicher Fügung, oder durch einen Zufall, in aller Stille verſchwunden war. Die Mutter aber, als ſie dazu gekommen, ſey böſe geweſen über den Jüngling, daß er ſie fortgelaſſen, und nachdem ſie ihm Alles von Anfang an erzählt, habe ſie ſeine Kniee umfaßt, und ihn beſchworen, die Wahrheit zu ſagen ohne den geringſten Rückhalt. Der Jüngling nun, mit ſich ſelbſt kämpfend, war Anfangs verlegen, und mit Mühe nur gab er endlich ihren Namen zu erkennen, daß es Philinnion ſey, und erzählte, wie ſie hereingekommen, und ihm zu verſtehen gegeben, daß ſie ihn ohne Wiſſen ihrer Aeltern beſuche: worauf er zu Beglaubigung ſeiner Ausſage ſeinen Koffer aufſchloß, und was ſie ihm dagelaſſen hervorlangte, den goldenen Ring, den er von ihr empfangen, und das Leibchen, das ſie in der vorigen Nacht zurückgelaſſen. Als aber Charito ſolche Zeichen ſah, ſchrie ſie auf, und nachdem ſie ihre Unter- und Obergewänder zerriſſen, und ihre Haube vom Kopfe geſchleudert, warf ſie ſich an die Erde, breitete die Arme über die Erkennungszeichen aus, und begann ein herzzerſchneidendes Jammergeſchrei. Der Fremde aber, dieſen

Vorgang ſchauend, und wie alle in einem Uebermaaße von Herzeleid waren und in Thränen ſchwammen, als ſollten ſie eben die Mutter geradezu begraben, war gerührt und ſprach ihnen zu, flehend, daß ſie aufhörten, und ihnen verſprechend, wenn ſie wiederkomme, ſie ihnen zu zeigen. Darüber beruhigte ſich die Mutter, und nachdem ſie ihm aufgetragen, ſeines Wortes ja wahrzunehmen, begab ſie ſich in ihr Gemach. Wie nun die Nacht gekommen und die Stunde da war, um welche Philinnion zu erſcheinen pflegte, gaben jene genau Acht, da ſie ihre Ankunft mit Augen ſehen wollten; ſie aber kam. Nachdem ſie nun in dem gewöhnlichen Augenblicke eingetreten, und auf dem Ruhebette ſaß, ließ ſich Machates nichts merken, war aber aufmerkſam, um die Sache zu ergründen; denn er glaubte übrigens nicht daran, daß ſeine Braut eine Todte ſey, da ſie um eine ſo ſorgfältig eingehaltene Stunde zu ihm kam, und überdieß mit ihm aß und trank, und ſo ſchien ihm, was ihm Jene geſagt, ein Mährchen. Nach ſeiner Meinung konnten Todtenräuber das Grab der Tochter des Demoſtratos aufgewühlt und die Kleider und den goldenen Schmuck dem Vater des Frauenzimmers, das ſeine Hausgenoſſen für einen Geiſt hielten, verkauft haben. In der Abſicht nun, die Wahrheit aufzuklären, ſchickt er heimlich ſeinen Diener, jene zu rufen. Als nun Demoſtratos und Charito auf der Stelle herbeikamen und ſie betrachtet hatten, waren ſie Anfangs zwar ſprachlos und erſchüttert wegen des Unglaublichen des Anblicks, wie ſie aber hinterher aufſchrieen und ihre Tochter umklammerten, da ſprach Philinnion Folgendes zu ihnen: Meine Mutter und mein Vater, wie unbillig mißgönnt ihr mir, bei dem Fremden drei Tage nur zu ſeyn in meinem väterlichen Hauſe, ohne daß ich Jemandem Leid zufüge. So werdet ihr denn nur neuen Schmerz erleben wegen Eurer Neugier, ich aber gehe wieder zu dem beſtimmten Orte; denn nicht ohne göttlichen Willen kam ich hieher. Nach dieſen Worten ſank ſie auf der Stelle todt zurück, und man hatte den Leichnam ausgeſtreckt auf dem Bette vor Augen. Wie nun die Mutter über ſie herſtürzte und der Vater, und große Aufregung und Klage im Hauſe entſtand über den Vorfall, maßen ein gräuſenvolles Schauſpiel und ein ganz unglaubliches Geſchick ſich zugetragen, wurde die Sache bald in der Stadt ruchbar, und mir gemeldet. Jene Nacht nun ließ ich die Volkshaufen auseinander halten, welche ſich vor dem Hauſe verſammelten, und ſuchte jeden Auflauf zu verhüten, der bei der Verbreitung eines ſolchen Gerüchtes entſtehen konnte. Am frühen Morgen war das Theater gefüllt; und als nun Alles der Reihe nach mitgetheilt war, ſchien es uns zweckmäßig, zuvörderſt uns nach dem Grabe zu begeben, um nachzuſehen, ob der Körper auf dem Todtenbette ſey, oder ob wir den Platz leer finden würden. Es waren noch nicht ſechs Monate ſeit dem Tode des Mädchens verfloſſen. Als nun die Gruft von uns geöffnet war, in welcher alle Angehörigen jenes Hauſes nach dem Verſcheiden beigeſetzt wurden, fanden ſich auf den andern Lagerſtätten die Körper alle, von den ſchon länger Abgeſchiedenen aber die Knochen: nur auf dem, wo Philinnion war hingelegt worden und beſtattet war, fanden wir den eiſernen Ring von dem Fremden liegen, und den in Gold gefaßten Becher, was ſie beides von Machates am erſten Tage empfangen hatte. Voll Verwunderung und Beſtürzung nun eilten wir ſofort zu Demoſtratos in das Gaſtzimmer, um der Todten anſichtig zu werden, ob ſie wirklich da wäre. D wir ſie nun am Boden liegen ſahen, verſammelten wir un zu gemeiner Verſammlung; denn das Vorgefallene war wichtig und unglaubhaft. Wie nun aber in der Verſammlung di jungen Leute gewaltig aufgeregt waren, und beinahe Niemand wußte, was er aus der Geſchichte machen ſolle, ſo erhob ſic zuerſt Einer, Namens Hyllos, der bei uns in dem Ruf ſteht, nicht nur der trefflichſte Weiſſager, ſondern auch ein ſeh geſchickter Vogelſchauer zu ſeyn, ſich auch früher in ſeine Kunſt zur Genüge bewährt hat, und befahl, das Weib außerhalb der Gränzen zu verwahren, denn es thue nicht mehr gu dieſe Perſon innerhalb der Gränzen unter die Erde zu bringen dabei aber dem unterirdiſchen Hermes und den Eumenide

Sühnopfer zu reichen; ſodann gebot er gleichermaßen Alle zu reinigen, auch die Tempel einzuſegnen, und was den Todtengöttern herkömmlichermaßen zukommt zu verrichten. Mir nun inſonderheit trug er auf, für den Kaiſer und das Reich dem Hermes zu opfern und Zeus dem Wirthlichen, und Ares, und dies mit gehörigem Ernſte auszurichten. Da dieſer Solches offenbart, thaten wir unſeres Theils, was uns befohlen war, der Fremde aber, der Machates, zu welchem die Erſcheinung gekommen war, brachte ſich aus Verzweiflung gewaltſam von der Welt. Dünkt es dir nun gut, dieſerwegen an den Kaiſer zu berichten, ſo ſchreibe mir ſogleich, damit ich auch einige Derer, die ſich über die Sache im Einzelnen erkundiget, zu dir ſchicke. Lebe wohl!“

Bemerkungen des Einſenders.

Das erſte Bedenken, welches dem chriſtlichen Betrachter gegen dieſes Grabphänomen aufſtößt, iſt die Fähigkeit der ſchönen Philinnion, ſich noch auf leibliche Weiſe zu ergötzen. Wir wiſſen im Evangelium nur von dem Einen, erhabenſten Wunder, daß ein ſchon verklärter Leib Fleiſch und Bein zu fühlen gab, Speiſe und Trank zuließ; das andere waren Wiedererweckungen. Freilich gibt es Spukgeſchichten, wo Speiſe oder Trank in die Luft verſchwand, abſorbirt von der Fähigkeit der Geiſter, Theile der Luft an ſich zu ziehen und, ſey es nun mit oder ohne Genuß, die ſonſt langſamen Zerſetzungsprozeſſe raſch vor ſich gehen zu laſſen. Wer darüber lacht, bedenkt nicht, daß es auch im Phyſiſchen ähnliche Wunder gibt, z. B. wie Steinarten ſich verflüchtigen, wie Rauch und Wolken verſchwinden, Waſſer auf heißem Stein verdampft. — Der Austauſch der Liebespfänder, das Finden von Ring und Becher im Sarg Philinnions kann wohl nur für ein effektvolles Taſchenſpielerſtückchen des Erfinders, oder wenigſtens Erweiterers der Erſcheinungsgeſchichte gelten, wenn auch in Ländern, wo das grauſige Nachtwunder des Vampirismus herrſcht, wirkliche

Ernährung vom Herzblute Lebender an Todten noch wunderbarer iſt, wenn denn auch jene Escamotage von Erinnerungszeichen poëtiſch weder zum erſten noch zum letzten Male in jener Geiſternovelle vorkommt. Wie viel Grauſig-Abenteuerliches liegt in den Sagen des Orients und Nordens, eine verwandt oder entlehnt der andern, ſo daß ſie am Ende ſogar in chriſtliche Legenden übergingen, wie in die der Siebenſchläfer. Die Wiederbelebung einer ſchönen Leiche durch den italieniſchen Fauſt, Pietro Apone, ſtreift wohl am nächſten an Philinnions Erſcheinen und man könnte vielleicht dem Fragmente etwas Aehnliches von Zauberei unterſchieben. Immer ſchwebt es uns vor, als ſey hier eine wirkliche Erſcheinung durch einen ſich und Andere überbietenden Wundererzähler verleiblicht worden, ſo wie unſer großer Dichter die Schauer in ſeiner Erzählung, allerdings nicht mit ſo rohem Effekt, zu heben verſtand. Göthe's Braut von Corinth bedarf unſrer erneuerten Lobſprüche nicht; ſie iſt als eine der wirkſamſten Geiſterballaden bekannt. Der Gegenſatz, daß der angekommene Gaſtfreund mit den Seinen noch Heide iſt, und, die er beſucht, ſchon Chriſten ſind, ſeine frühere Braut aber das Glück des neuen Glaubens als eine dem Herrn gelobte Erſtgeburt nicht theilen will, iſt höchſt wirkſam, und aus dieſem Gegenſatz entwickeln ſich die ſchönen, plaſtiſch vollendeten Partien des Gedichtes: es iſt klarer Sinn, ſogar Tendenz darin und doch iſt es geheimnißvoll, mit höchſt gelungnen Steigerungen des ſchauerlichen Geheimniſſes, wie nachdem man noch ungewiß, ob die ſtille Klauſe, von der ſie ſpricht, nicht ein Kloſter ſey, die Strophe:

> Eben ſchlug die dumpfe Geiſterſtunde,
> Und nun ſchien es ihr erſt wohl zu ſeyn.
> Gierig ſchlürfte ſie, mit blaſſem Munde,
> Nun den dunkel blutgefärbten Wein;
> Doch vom Weizenbrod,
> Das er freundlich bot,
> Nahm ſie nicht den kleinſten Biſſen ein.

denn ſie iſt ſein angetrautes Weib nicht; aber zum Vampyr kann ihre Verirrung unter die Lebenden führen. Wie ſchlürfte ſie gierig das Rebenblut, und ſchon droht ſie der das Paar überraſchenden Mutter, auch dem Geliebten:

Aus dem Grabe werd' ich ausgetrieben,
Noch zu ſuchen das vermißte Gut,
Noch den ſchon verlornen Mann zu lieben
Und zu ſaugen ſeines Herzens Blut.
Iſt's um den geſchehn,
Muß nach Andern gehn,
Und das junge Volk erliegt der Wuth.

Schöner Jüngling! kannſt nicht länger leben;
Du verſiegeſt nun an dieſem Ort.
Meine Kette hab' ich dir gegeben;
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
Sieh ſie an genau!
Morgen biſt du grau,
Und nur braun erſcheinſt du wieder dort.

Höre, Mutter, nun die letzte Bitte:
Einen Scheiterhaufen ſchichte du;
Oeffne meine bange kleine Hütte,
Bring' in Flammen Liebende zur Ruh'.
Wenn der Funke ſprüht,
Wenn die Aſche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Hier ſcheint der weibliche Vampyr durch Verbrennung der Liebenden zu tilgen; in den ſüdlichen Donauländern und weiterhin herrſcht der Glaube, daß der blutgenährte Leichnam, der ſo viele Opfer rafft, im Sarg geöffnet und das Herz mit einem Pfahl durchſtochen werden müſſe, wobei ſich ein ſchwerer Seufzer („Aechzer") hören laſſe. Es wäre zu wünſchen, daß ein Mitarbeiter oder Correſpondent des Magikons aus Gegenden, wo der Vampyrismus im Volke geglaubt wird, wie in jenen ſlaviſch-romaniſchen Ländern, nähere Nachweiſungen über dieſe Volkstraditionen beibrächte. Ich gab, bei Mittheilung dieſes, einem Kenner der Nachtſeite der Natur eine Andeutung auf Homers Odyſſee, 11. Geſang, wie Odyſſeus, an der Mündung des erdumſchlingenden Stroms Okeanos in's Meer, bei den nächtlichen Kimmeriern ankommt und dort ſonderbare Opferceremonieen anſtellt, wo er in einer von Circe bezeichneten Kluft zu Aides unterirdiſchem Reich geliebte Todte befragen will. Wenn hier auch Phantaſtiſches mit unterläuft, wie Herkules Schatten, während deſſen ſeliger Geiſt im Elyſium weilt, ſo iſt doch, was auch jener Kenner mir zu verſtehen gibt, Nationelles und Traditionelles dabei wirkſam, auch tiefe Wahrheit in einzelnen Bildern. Ich gebe einige Auszüge nach Voß:

Jetzo hielten die Opfer Eurylochos und Perimedes;
Aber ich ſelbſt, das geſchliffene Schwert von der Hüfte mir reißend,
Eilte, die Gruft zu graben, von einer Ell' ins Gevierte.
Drüber goſſen wir dann für alle Todte ein Opfer:
Erſt von Honig und Milch und dann von lieblichem Weine,
Drauf von Waſſer zuletzt, mit weißem Mehl es beſtreuend.
Als ich jetzt mit Gelübd' und Flehn die Schaaren der Todten
Angefleht, da nahm und zerſchnitt ich den Schafen die Gurgeln
Ueber der Gruft; ſchwarz ſtrömte das Blut, und es kamen verſammelt
Tief aus dem Erebos Seelen der abgeſchiedenen Todten.
Bräut' und Jünglinge kamen und langausduldende Greiſe,
Und noch kindliche Mädchen, in jungem Grame ſich härmend;
Viele zugleich, verwundet von ehernen Kriegeslanzen,
Männer, im Streit gefallen, mit blutbeſudelter Rüſtung,
Welche die Gruft ſchaarweiſ' umwandelten, anderswo andre,
Mit graunvollem Geſchrei; und es faßte mich bleiches Entſetzen,
Schnell darauf ermahnt' ich mit dringendem Ernſt die Genoſſen,
Beide liegenden Schaf', erwürgt vom grauſamen Erze,
Abgeſtreift zu verbrennen, und anzubeten die Götter,
Aides ſtarke Gewalt und die ſchreckliche Perſephoneia.
Aber ich ſelbſt, das geſchliffne Schwert von der Hüfte mir reißend,
Setzte mich hin und wehrte den Luftgebilden der Todten,
Näher dem Blute zu gehen, bevor ich Teireſias fragte.

. . . .

Jetzo kam die Seele Teireſias, jenes Thebäers,
Haltend den goldenen Stab; er kannte mich gleich und begann ſo:
Edler Laertiad', erfindungsreicher Odyſſeus,
Warum doch, o Armer, das Licht der Sonne verlaſſend,
Kommſt du her, die Todten zu ſchauen und den Ort des Entſetzens?
Aber zurück, und wende dein ſcharfes Schwert von der Grube,
Daß ich trinke des Bluts und dir weiſſage das Schickſal.
Jener ſprach's, ich entwich, und das Schwert voll ſilberner Buckeln

Stieß ich zurück in die Scheid', und er trank des ſchwärzlichen Blutes.
Schnell darauf begann er und ſprach, der untadliche Seher:
. . . .

Dieſes geſagt, enteilte des hohen Teireſias Seele
Wieder in Aides Haus, da Göttergeſchick ſie geredet.
Aber ich harrete dort ſtandhaft, bis die Mutter herankam;
Dieſe trank das ſchwärzliche Blut und erkannte mich plötzlich,
Und mit jammerndem Laut die geflügelten Worte begann ſie u. ſ. w.

. . . .

Jene ſprach's; ich aber, durchbebt von inniger Sehnſucht,
Wollt' umarmen die Seele der abgeſchiedenen Mutter.
Dreimal ſtrebt' ich hinan, voll heißer Begier zu umarmen,
Dreimal hinweg aus den Händen, wie nichtiger Schatten und Traumbild,
Flog ſie; und heftiger ward in meinem Herzen die Wehmuth.
Und ich begann zu jener und ſprach die geflügelten Worte:
Mutter, warum nicht harrſt du des Strebenden dich zu umarmen,
Daß auch in Aides Reich, uns feſt mit den Händen umſchlingend,
Wir einander das Herz vom ſtarrenden Grame erleichtern?
Ob mir dieſe Geſtalt die erhabene Perſephoneia
Sendete, daß ich noch mehr im Gram und Kummer verſinke?
Alſo ich ſelbſt; mir erwiederte ſchnell die herrliche Mutter:
Wehe, mein lieber Sohn, unglücklichſter aller Gebornen!
Nicht iſt's Perſephoneia, die Tochter Zeus, die dich täuſchet:
Nein, ſo will's der Gebrauch der Sterblichen, wenn ſie verblüht ſind,
Dann nicht mehr wird Fleiſch und Gebein durch Schmerz verbunden,
Sondern jenes vertilgt die gewaltige Flamme des Feuers
Alles, ſobald aus dem weißen Gebein das Leben hinwegfloh.
Nur die Seel' entfliegt, wie ein Traum, von dannen und ſchwebet.
Doch nun ſtrebe zum Licht auf's ſchleunigſte . . . .
Jetzo kam die Seele des Peleiaden Achilleus u. ſ. w.
Und mit jammerdem Laut die geflügelten Worte begann ſie:
Edler Laertiad', erfindungsreicher Odyſſeus,
Wie, Unglücklicher, wagſt du noch größere That zu vollenden?
Welch' ein Muth, zum Ais herabzuſteigen, wo Todte
Wohnen beſinnungslos, die Gebild' ausruhender Menſchen. —
. . . . . . Drum laß dich den Tod nicht reuen, Achilleus.
Alſo ich ſelbſt und ſogleich antwortet' er, ſolches erwiedernd:
Nicht mir rede vom Tod ein Troſtwort, edler Odyſſeus!
Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner beſtellen
Einem dürftigen Mann, ohn' Erb' und eigenen Wohlſtand,
Als die ſämmtliche Schaar der geſchwundenen Todten beherrſchen
. . . .

Zu den tiefſten Bildern, die der homeriſche Geſang im Schattenreich vorführt, gehört ſicher Tityos Leiden des Rieſen, dem, auf dem Boden ausgeſtreckt, für böſe Begier, zwei Geyer die Leber aushacken; Tantalos Qual, der mitten im Waſſer, das ſich ihm entzieht, dürſtet, mitten unter Lebensfrüchten, die der Sturmwind mit den Zweigen entführt, hungert; Siſiphos Arbeit, den ſchweren Marmor zu Berge zu heben, der, nahe dem Gipfel, tückiſch entrollt — in dieſen drei ernſten Bildern liegt der Todten unendliche Qual mannichfach verzeichnet. Tröſtlich dagegen iſt das Bild des edlen Minos, der das Hohe, was er auf Erden that, auch unten übt, ein gerechter Richter der ihn umdrängenden Seelen; und die „hohe Kraft des Heraklos“ ſagt doch auch ſchon den Heiden, daß ein Erlöſer der Menſchheit da unten als Schreck und Wunder gleichſam nur in der Erinnerung hafte, er ſelbſt aber, der die Pforten der Hölle überwältigte, dort verklärt ſitzen müſſe, von wo Tantalus ſich hinweggeplaudert, ſtatt göttlich zu wirken.

Das Bluttrinken der Schatten, das dem Vampyriſmus verwandt ſcheint, indeß Verbrennung der Todten dieſer Blutgier ſteuert, hält jener Kenner für „keine ganz leere Fiction;“ er erinnert ſich, „daß man auf einem gewiſſen Landgut in einem unterirdiſchen Gemach eine Schüſſel mit Thierblut hinſetzen und von Zeit zu Zeit erneuern mußte, um ein dortiges Gepolter zu ſtillen.“ Wunderlich ſind die Geheimniſſe der Geiſter, Reſultate von Beherrſchungen hienieden oder jenſeits, auch von beiden. Wichtig wäre es, ſelbſt auf unbedeutend ſcheinende Gewohnheiten im Volk und bei den Gebildeten aufmerkſam zu machen. Ich erinnere mich bei dem Todte eines hohen Gönners aus dem nördlichen Deutſchlande, daß ein Anverwandter den Sarg genau beſichtigte, als die Leiche angekleidet ſchon darinnen lag, indem er darauf ſah, daß dem Todten kein Zipfel eines Tuchs an den Mund reichte; man hat nämlich auch unter den höheren Ständen dort noch den Glauben, daß das Einſaugen eines ſolchen Zipfels den Tod eines der nächſten Verwandten nach ſich ziehe.

Sollte hier nicht auch noch ein Schatten des Vampyrismus ſpuken? Könnte nicht die alte Todtenverbrennung bei vielen Völkern auch gegen ſolche Spukereien gerichtet geweſen ſeyn? Der berühmte Spuknovelliſt Hoffmann erinnerte an ein im nördlichen Deutſchlande herausgekommenes älteres Büchlein: „Von dem Schnarchen und Schmatzen der Todten in den Särgen.“ Ob man nicht dieſes Büchlein habhaft werden und Auszüge daraus einſenden könnte?* — Was oft als baarer Aberglaube öffentlich verlacht, heimlich beobachtet, ja in großen Geſellſchaften, bei den Karten z. B., von Solchen, die an gar nichts glauben, heilig gehalten wird, wäre wohl nicht ſo unwichtig aufzuzeichnen. So wäre z. B. verdienſtlich, eine Dämonologie des Spiels zu ſchreiben, ſowohl der Lotterie und des Lotto's, als auch der Karten, Würfel u. ſ. w. Man würde in geſammelten Beiſpielen auf überraſchende Dinge kommen; ſo ſind auch beim Kartenſchlagen beſtimmte Regeln, die nicht verletzt werden dürfen und zum Theil einen Rapport zwiſchen dem Fragenden und dem Orakel conſtituiren.

Blutſühnungen ſind übrigens das tiefe Geheimniß der Religionen und der Weltgeſchichte. Wohl uns Chriſten und friedliebenden Europäern, die dem Moloch entronnen ſind und an einen Friedensfürſten im Himmel und an ſeine Statthalter auf Erden glauben.

Was nun den klaren Sinn des Göthe'ſchen Gedichts, d. h. ſeine beſtimmte Tendenz betrifft, ſo wäre hierin allerdings mit dem wackern Verfaſſer jenes Aufſatzes noch zu rechten. Das griechiſche Fragment enthält von dem Gegenſatz des Chriſtenthums und Heidenthums, der in der Braut von Corinth mit lebhaften Farben gezeichnet iſt, durchaus nichts. Göthe liebte, wie Schiller, zu dem heitern Griechenthum zurückzulangen, als ſey unſre Religion finſter und unduldſam; freilich hat das quälleriſche Menſchenkind ſie oft dazu geſtempelt. Ernſt, nicht finſter, iſt unſer Heiland; er iſt der Kindlichſte unter den Kindlichen, und ſein erſtes Wunder geſchah ja bei dem freudigſten Erdenfeſt, einer Hochzeit. Hier aber ſpricht Philinnion, als Göthe's Braut von Corinth, klagend zum Bräutigam, weil ſie ihm nicht mehr beſchieden iſt:

---

* Dieſes Buch führt den Titel: „Ranfts Diakon zu Nebra. Traktat von dem Kauen und Schmatzen der Todten in Gräbern, worinn die wahre Beſchaffenheit derer Hungariſchen Vampyre und Blutſauger gezeigt iſt. Leipzig 1734.

Dieſe Schrift enthält aber nichts, was eines Auszugs werth wäre. Der Herausgeber.

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat ſogleich das ſtille Haus geleert.
Unſichtbar wird Einer nur im Himmel,
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt:
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menſchenopfer unerhört.

Mag das Coſtum richtig ſeyn, richtiger wohl mehr vom Mittelalter, als von der Zeit, wo es noch Veſtalinnen gab — Göthe war einmal ein heitrer Grieche und blieb es ſein Leben lang auf Koſten ſeiner Vielſeitigkeit. Es war ihm im Greiſenalter manchmal leid, daß er nichts gedichtet, was in das lutheriſche Geſangbuch paſſe.

Göthe hat noch in andern Gedichten das Heidenthum dem Chriſtenthum mit einem Verklärungsſchein entgegengeſtellt; auch in „Gott und Bajadere“ wird hülfreicher Gehorſam zu ſinnlicher Liebe und dieſe verklärt, wie die Schlußworte deuten: „Es freut ſich die Gottheit der reuigen Sünder, Unſterbliche heben verlorene Kinder mit feurigen Armen zum Himmel empor“ — ein Gegenſatz zu Magdalenens Schmerz. Man vergleiche ſelbſt beide Sünderinnen. — Derſelbe Dichter gibt Ganymeds Entführung, dieſe göttliche Schweinerei, auch in einer Verklärung als ein griechiſches Bildlein, im nordiſchen Erlkönig klingt es nur unheimlich an. — Aber nicht nur Griechen- und Indierthum ſetzte Göthe dem Chriſtenthum entgegen in ſeiner claſſiſchen Zeit (die weſtöſtlichen Dichtungen ſind mehr Copieen), auch das nordiſche Druidenthum! — und hier wäre die ernſte hiſtoriſche Bemerkung zu entgegnen: das Druidenthum an ſich, beſonders im celtiſchen Gottesdienſt, mehr dem mexicaniſchen Gräuelcult als dem reinen Parſismus verwandt, mußte ſterben (ob Göthe es auch betrauert), die Zeit war erfüllt, eine würdigere Religion, ja die allein würdig, Weltreligion zu werden, verdrängte, ſtürzte das Druidenthum. Freilich mußte Der, welcher die Götter der Sachſen vernichtete, in den Kirchenverſammlungen, wo er mannhaft den Vorſitz führte, gleich wieder den Bilderdienſt im Chriſtenthum verdammen. Der Menſch iſt eben ein ſinnliches Weſen und ſein blödes Auge vermag das Sonnenlicht nur durch gefärbte Gläſer zu ertragen. Was Göthe zum Schlußrefrain ſeiner „erſten Walpurgisnacht“ erkieſt:

> Die Flamme reinigt ſich vom Rauch,
> So reinig' unſern Glauben:
> Und raubt man uns den alten Brauch,
> Dein Licht, wer kann es rauben!

Dieſe Glaubensreinigung konnte Alliadur nicht mehr bewirken, das Licht mußte anders woher kommen. Kein Reformator konnte aus dem Druidenthum mehr hervorgehen, und bis die ſpäteren chriſtlichen Reformatoren das Licht reclamiren durften, ſpukten die wirklich ganz dämoniſch gewordenen Einflüſſe fort, denen die urſprünglich einfachere und edlere Gottesverehrung erlag. Göthe brachte hier, wie anderwärts, eine, wenn wir ſo wollen, unpartheiiſche, nachfühlende, nationelle, Anſchauung, als ein Proteus unter den Dichtern; aber von Chriſti Verklärung gelingt ihm höchſtens ein abgebrochner Choral (Fauſt, Oſtermorgen) oder ein nüchternes noch nicht einmal moraliſches Exempel von einem halben Hufeiſen, wofür man ſich Kirſchen kaufen kann — eine Nützlichkeitsfabel, die er Legende zu nennen ſich unterfängt! — Man hat viel von Liebloſigkeit gegen Göthen als Verſtorbenen geurtheilt; wie muß aber der im Hades nach Bildern fingern und nach Licht ringen, dem hienieden das Kreuz ſo unausſtehlich vorgekommen war, wie Wanzen und Tabak. Doch der himmliſche Vater hat „viele Wohnungen“ ſagte er auch (dem Gekreuzigten nach) und wir wollen hoffen, er habe eins dieſer Gemächer des Vaterhauſes im redlichen Drängen ſeines Herzens erreicht.

Ueber das Dämoniſche bei Glücksſpielen, nebſt zwei warnenden Beiſpielen.

Es läßt ſich nicht läugnen, was in dem vorhergehenden beleuchtenden Aufſatz über die Braut von Corinth bemerkt wurde, daß die Kräfte unſichtbarer Weſen bei Glücksſpielen eine ſonderbare und oft ſehr ſiegreiche Wirkſamkeit üben. Die ſogenannten Aufgeklärteſten unterliegen ihr, ſo wie man der Sympathie eine Macht bei Krankheiten einräumt, welche auch die nüchternſten Aerzte nicht läugnen können. Es wird alſo in beiden Fällen geheimen Kräften ein Zugeſtändniß gemacht und in beiden Fällen möchte es ſchwer werden, nur unendeckten Naturwirkungen und Zahlengeſetzen dieſe Wirkungen zuzuſchreiben. Die Philoſophie der Mechanik und Dynamik, im pantheiſtiſchen Sinne der heutigen Naturforſchung, muß gar oft an Beiſpielen irre werden, die geläugnet werden müſſen, damit das Syſtem beſtehen könne. So fallen ja auch die Beſitzungen unter die Kategorie der Veitstänze, und ihre Möglichkeit wird ſtandhaft beſtritten.

Wir würden viele Belege zu der Wahrheit haben, daß die alten Dämonen der Heiden ihr Spiel unter andern Masken in der Chriſtenheit, am offenſten in den ſüdlichen Ländern, forttreiben, wenn wir die vielen Beiſpiele, die jedem Reiſenden aufſtoßen, in Fächer bringen und commentiren wollten. Welcher diaboliſche Unfug wird mit dem Lotto getrieben! Reiſ't man durch Deutſchland, ſo hört und ſieht man, wie dem gemeinen Mann, ja vielen Gebildeten, die Köpfe verrückt werden durch Träume und Ahnungen von dieſem höchſt verderblichen Spiel, das als die umfaſſendſte „Narrenſteuer," wie ein Witziger das Lotterieweſen nannte, bezeichnet zu werden verdient. Kommt man über die Alpen, ſo wird die ſtille Wuth eine offenbare, und je ſüdlicher man reiſ't, deſto wahnſinniger und toller gebehrden ſich der Hauſe. Ahnungen und Träume reichen nicht aus, der Arme ſchwimmt in lauter Beziehungen zu Glückszügen, und das und jenes, ja alles mögliche, was ihm widerfährt, bedeutet Amben, Ternen, Quaternen u. dgl. Hinrichtungen von Verbrechern ſogar werden zum Orakelgeben herbeigezogen: die Art, wie das Blut ſpritzt, wie der Leichnam fällt, oder wie ſich der arme Sünder vor ſeinem Ende benimmt, das ſind ſichere Vorboten dies oder jenes Gewinns im Lotto. Es gilt dabei auch eine eigne Zahlenmyſtik. — Siehe da, die alte Haruſpicin und die Augurien, das Volk läßt ſie ſich nicht nehmen, nur läuft ein Stoßgebet zu irgend einem chriſtlichen Heiligen dazwiſchen, ähnlich den Gebeten um reiche Engländer oder andere Kinder des Nordens, die ſo ernſtlich an die Gottheit gerichtet werden.

Die dämoniſchen Verführungen zum Spiel beginnen gewöhnlich mit offenbarem Glück des Neulings; dieß iſt eine bekannte Thatſache bei allen Spielen, beſonders trifft ſie Menſchen, die keinen Werth darauf legen, phlegmatiſcher Natur ſind oder aus Grundſatz eigentlich nicht ſpielen. Beim Lotto und der Lotterie kommen Vorſpiegelungen in Träumen auch wahrhaft frommen Seelen vor, und ich weiß einen Fall von einer vortrefflichen Frau in einer Stadt, wo das Lotto viel Unglück anrichtet, die vielleicht einmal mit dem Wunſch einſchlief, ihren vielen Kindern mit einem Glückszug helfen zu können — ſie träumte fünf Zahlen und erinnerte ſie ſich deutlich beim Erwachen, erzählte ihren Kindern davon und dieſe drängten ſie, die Nummern, wenn auch mit Wenigem, zu ſetzen. Ihre Frömmigkeit ließ es nicht zu; ſie ſah es als eine Verſuchung an, der ſie nicht unterliegen dürfe; Gott könne Fleiß und Rechtſchaffenheit auf tauſend Art belohnen. Sie ſetzte alſo nicht in's Lotto, und bei der Ziehung, die noch an dieſem Tage ſtattfand, waren die fünf Zahlen des Traums die fünf Nummern der Ziehung; auch der beſcheidne Satz, den die Kinder wünſchten, würde ein Kapital eingetragen haben, um alle ihre Kinder auszuſtatten. Doch die Vorſehung half den Zurückgelaſſenen auf andere, zum Theil nicht minder wunderbare Weiſe.

Wie mannichfach auch das Unglück iſt, welches das Lotto ſtiftet; höchſt erſchütternde Beiſpiele troſtloſer Verirrung und allmähligen Verſinkens in teufliſche Fallſtricke liefert beſonders das Lotteriewesen. Hier nur ein Fall, der das Dämoniſche dieſer Leidenſchaft zu erläutern geeignet iſt. Bei der Regierung einer deutſchen Hauptſtadt arbeitete im Caſſenweſen ein Subalternbeamter, den ſeine Obern wegen großer Pünktlichkeit und ordentlichen Lebenswandels liebgewannen. Man vertraute ihm endlich die Führung der Landescaſſe an und war eine lange Dienſtzeit hindurch nie in dem Fall, ihm ein Verſehen verzeihen zu müſſen. Dieſer redliche und pünktliche Verwalter hatte nur eine Leidenſchaft, die er aber ſo geſchickt verbarg, daß man allgemein glaubte, er lege keinen Werth auf dieſe Art Neigung oder fürchte ſich vor ihrer Ausartung — es war das Lotterieſpiel. Während er heimlich in den erſten Lotterieen mitſpielte, zeigte er ſich öffentlich als Tadler oder als weiſer Mitrather, wenn Andere in Lotterieen ſetzen wollten. Er geſtand, daß ihm die Gabe verliehen ſey, durch Anſehen der Ziffern eine bedeutende Gewinnſtnummer herauszufühlen. Er leiſtete Andern, und wohl auch ſich insgeheim bedeutende Dienſte damit und machte ſich bei den höheren Beamten auch hierdurch beliebt. Man pries ſeine Beherrſchung, die ganz mit dem von ihm dargelegten Charakter harmonirte; man ſchenkte ihm überall das vollſte Zutrauen. Mochte er bedeutende Gewinnſte ſelbſt gemacht haben, er ließ davon nichts in ſeinen Ausgaben merken; er lebte nüchtern, ſparſam, beſcheiden, und ließ in ſeinem Weſen eine gewiſſe Schüchternheit walten, die von den Wenigſten, und zwar nur vorübergehend, beargwohnt wurde. So klopfte er nie herzhaft an die Thüre, wenn er bei einem Oberen oder auch Gleichſtehenden eintrat, und ſein Tritt war ſo ſachte und vorſichtig, daß, wer Augen für Alles hatte, wohl den Schleicher und Heuchler entdecken konnte. Aber man war einmal blind über den untadelichen Beamten und nur zuweilen bemerkte man, er wäre ein ganz lieber Mann, wenn er nur ſeine Haſenfüßigkeit und Höflichkeiten mindern könnte — man hätte vielmehr Katzentritt ſagen ſollen; Einem, der ſich zu wenig als Menſchenkenner einbildete, ſchwebte dieſe Bezeichnung zuweilen auf der Zunge. Dieſer höhere Beamte war längere Zeit abweſend und vielleicht lag hierin etwas zu der Verſuchung, wie zu dem Gelingen deſſen, was der Schleicher zu vermeintlicher Rettung unternahm, womit er jedoch nicht allein ſich, ſondern auch den Chef der Regierung in großen Jammer brachte. Ueberſchuldet durch viele heimliche Verluſte in der Lotterie, wußte ſich der Caſſenbeamte nicht anders zu helfen, als daß er dem Präſidenten eine bedeutende Geldanweiſung unter andrer Rubrik zum Unterzeichnen unterſchob. Die langgeübte Gewiſſenhaftigkeit zog den Fehler auf Seite des Präſidenten nach ſich, daß er nicht las, was er unterſchrieb. Nach einer andern Verſion hatte der Caſſenbeamte dieſes nicht einmal gewagt, ſondern den Namen ſeines Chefs auf jener Anweiſung nachgemacht. Wie er ſich bei dieſem Verzweiflungsſtreich weiter fort helfen wollte — wahrſcheinlich durch die Flucht nach einem fernen Lande — dieſes kam nicht zu Tage. Nachdem er das Geld eingezogen und vielleicht die dringendſten Schulden getilgt, faßte ihn das Gewiſſen und ein plötzlicher Schlagfluß, Andre ſagen Selbſtvergiftung, machte ſeinem Leben ein Ende. Man fand ſeinen Pult ohne Geld, nur angefüllt mit alten Lotterieloſen, die den Weg anzeigten, wie er den ſataniſchen Verſuchungen allmählig völlig unterlag.

Ein anderer Fall, der am Roulette-Tiſch in einem bedeutenden Badeorte geſchah, möchte nicht minder geeignet ſeyn, die Umkrallungen des Erbfeindes lebhaft vor Augen zu ſtellen. Einer der fähigſten Köpfe in der Regierung zu X. hatte ſeine Familie durch den unſeligen Hang zum Spielen an den Rand des Elends gebracht. Noch einmal wollte man ihm helfen und vertraute ihm einen einträglichen Poſten in der Fremde an. Er ſoll ſich gegen die Regierung bei Uebernahme dieſes Poſtens mit ſeinem Ehrenwort reverſirt haben, niemals in dieſen Fehler mehr zurückzufallen. Dieſes Ehrenwort, ob ihm nun auferlegt oder freiwillig geleiſtet, wurde, wie es ſcheint, die Falle zu ſeinem Verderben. Man ſagte, daß er die lockende Gelegenheit ſchon öfters heimlich benutzt und allmählige große Summen an jenem Orte verſpielt habe; man ſah ihn in der letzten Zeit oft zerſtreut, ja verſtört. Plötzlich erſcholl die Kunde, daß er durch Ertränken ſeinem unglücklichen Leben ein Ende gemacht habe. Die Umſtände erzählte man ſich ſo: Die Regierung ſoll, bei bedeutender neuen Verſchuldung die Gewißheit erhalten haben, daß er ſein Ehrenwort gebrochen, und dieſes habe denn ſeine völlige Abdankung zur Folge gehabt. Der leidenſchaftliche Spieler, dadurch erſchüttert, aber keineswegs zum Guten, that nun mit dämoniſchem Trotze den letzten verderblichen Schritt. Wohl kenntlich als Staatsbeamter, ſpielte er vor Aller Augen am Roulette-Tiſch jenes nahen Badeortes und zwar mit ſolchem Glück, daß er die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden auf ſich zog, Rollen Goldes flogen ihm zu und er ſchien auf dem Wege zu ſeyn, die Wunden, die er ſich und ſeiner Familie geſchlagen, mit einem Va-banque zu heilen, wenn Gold ſein Elend zu vernichten im Stande geweſen wäre. Es war das letzte Blendwerk des Satans, um die Wuth ſeiner Verzweiflung zu erhöhen. Uebermüthig, oder vielleicht auch gleichgültiger, als Manche ahnen mochten, ſetzte er den wieder beginnenden Verluſten das Doppelte entgegen, und es währte nicht lange, ſo hatte er nur noch einen Weg übrig. Es war in tiefer Nacht, als er ſich in derſelben kenntlichen Kleidung von dem Badeort entfernte; zu Fuß wanderte er mit dem Bewußtſeyn ſeines und ſeiner Familie vollendeten Elends dem nahen Fluß zu und gab ſich ſtatt der irdiſchen der ewigen Vergeltung in die Hände. — Man will den Unglückſeligen als Spukbild in ſeiner Wohnung am hellen Tage geſehen haben, wie er auf dem Corridor, in der Kleidung, wie er gewöhnlich auszureiten pflegte, nach den Pferden in den Hof hinabgeſchaut, als gelte es, mit ſchnellem, ſtolzem Ritt dem Sturm zu entfliehen, der über ihn hereinbrechen ſollte.

G.

Vorausſagende Träume.

Daß es vorausſagende prophetiſche Träume gibt, die ſich in beſondere Traumbilder einkleiden, die nicht bei Jedem aber die gleichen ſind, dafür ſpricht die allgemeine Erfahrung zu ſehr, als daß hierüber noch ein Zweifel erhoben werden könnte. Im Allgemeinen ſpricht ſich bevorſtehender Gram, Sorge, Verdruß, Widerwärtigkeit ꝛc. durch das Bild des Waſſers aus, das, je trüber es iſt, je auf größere Sorge deutet. Trübes Waſſer bis zum Koth verwandelt, deutet auf höchſte Sorge und Verdruß. Blut deutet auf Sorge für ſolche, die einem am nächſten ſtehen, Blutsverwandte, Kinder u. ſ. w. Schnee und Eis ſagen Krankheiten voraus. Fliegen im Schlafe iſt kein vorausſagendes Traumbild, ſondern es iſt die gegenwärtige Seelenſtimmung. Wenn man im Schlafe fliegt, hat man gerade Kummer. Im Traume eſſen, iſt auch von keiner guten Bedeutung. Feuer ſehen, Lichtfunken, Flammen, deutet auf kommende Freude, in manches Menſchen Leben ein ſeltener Traum![*]

Dieſe Traumbilder bewährten ſich mir durch mein ganzes Leben und gereichen mir in demſelben zu einer wahren Qual: denn voraus zu wiſſen, nun kommt mit Beſtimmtheit bald irgend ein Jammer (oft trifft der Traum ſchon am andern Tage, ſehr oft aber erſt nach drei Tagen ein) iſt in Wahrheit peinlich, und wer dieſe Pein hat, verſteht am beſten, warum

---

[*] Eine beſonders Erſcheinung iſt, daß wenn es einem von ſeinem Zimmer oder von ſeinem Garten träumt, ſolche einem nie in der Geſtalt wie ſie wirklich ſind im Traume ſich vorſtellen, ſie ſind immer andere, aber doch als die unſrigen von uns erkannt. Dies findet wenigſtens immer in meinen Träumen ſtatt und auch Andere machten ſchon die gleiche Bemerkung.

Gott unſere Zukunft weislich in Finſterniſſe einſchloß. Dieſe vorausſagenden prophetiſchen Träume finden meiſtens gegen Morgen ſtatt, nach dem ſogenannten erſten Schlafe, wahrſcheinlich in der Spähre des Innern die die Seherin von Prevorſt mit dem Namen des magnetiſchen Traumrings bezeichnete. Anderſeits aber liegt in der Traumwelt oft eine für uns wohl zu beachtende geiſtige Tiefe, die wir im wachen Leben nicht erkennen. „Die Seele,“ ſagt Schubert, „welche ihrer Natur nach beſtimmt iſt, der Spiegel einer höheren, über ihr ſtehenden geiſtigen Ordnung zu ſeyn, empfängt auch im Traum Strahlen von oben.“ Ja! es gibt Träume, die Einwirkungen höherer geiſtiger Weſen auf uns zu ſeyn ſcheinen.

Und ſolche Träume ſind dann auch oft der treuſte Spiegel des geiſtigen Lebens des Menſchen, der uns oft auf das Klarſte vorhält, ob unſer Leben mehr göttlicher, oder mehr dämoniſcher Art iſt. In ſolchen Träumen tritt oft ein innerer Richter auf, den das äußere wache Leben nicht zur Rede kommen läßt. Daher laſſen wir ſie doch nicht ſo ganz unbeachtet und lernen wir in ihnen, das Wahre vom Falſchen wohl zu unterſcheiden. In Wahrheit, ſie ſind kein Wahn, keine Lächerlichkeit, ſondern es zeigt ſich oft in ihren Tiefen ein wahrer Fingerzeig Gottes.

Es folgen hier einige Mittheilungen merkwürdiger Träume. In den erſtern erſcheint ein trübes, kothiges Waſſer als Unglück verkündendes Traumbild, die zwei andern Beiſpiele ſprechen von angedeuteter Einwirkung und Eingebung höherer Weſen auf uns im Traume.

K.

1.

Mitgetheilt aus Eßlingen.

Aus den ſogenannten Traumbüchern der Vorzeit iſt im Allgemeinen zu erſehen, wie ſehr man ehedem geneigt war, den Traumbildern eine gewiſſe Bedeutung zu unterſtellen, — ſich beziehend auf Freude oder Leid, Glück oder Unglück, Leben oder Sterben. Der Bedeutung der Träume legten die Alten die Stelle der heiligen Schrift Genes. 40. V. 5. zu Grunde; woſelbſt es heißt:

> „und es träumete ihnen Beiden, dem Schenken und Becker des Königs in Egypten in einer Nacht, einem jeglichen ein eigener Traum, und eines jeglichen Traum hatte ſeine Bedeutung.“

Die Träume theilten ſie ein in

1) Göttliche — welche Gott vor Alters den Propheten eingab und heut zu Tage noch andern frommen Perſonen wiederfahren läßt zur Warnung vor Unglück oder zur Offenbarung ſonſt wichtiger Dinge.
2) Teufliſche — mit welchen der Satan die Gottloſen verſpottet und ſie zur Abgötterei und allerhand Laſter verführet.
3) Natürliche — beruhend auf dem Einfluß des Geſtirns und des Menſchen Temperament, in der Bedeutung theils ſo, wie ſie einem im Schlaf vorkommen, theils, und zwar die meiſten durch natürliche Gleichniſſe.

Je nach der Qualität der Geſtirne und ihren Beziehungen zu einander unterſchied man wieder wahrſagende Träume — wenn im Schlafe ſolche Dinge vorkommen, die ſich in der Folge alſo begeben, oder ihre allegoriſche Bedeutung haben — und nichts bedeutende Träume. Von ſpecieller Bedeutung der Träume führe ich aus einem Traumbuche hier einiges an:

a) Gaſtmahl halten hat zur Folge Angſt- und Gefahr, bei einem Kranken den Tod.

b) Freude haben oder zur Hochzeit ſein, bedeutet Traurigkeit.

c) Leichen ſehen bedeutet Hochzeit.

Dieſe Bedeutungen werden auch noch in jetziger Zeit von vielen Perſonen feſtgehalten und ſind in hohen wie in niedern Häuſern bekannt.

d) Zwetſchgen eſſen verkündigt Krankheit.

In der Familie, zu welcher ich gehöre, wurde es leider zur Erfahrung, daß auf das Sehen und Eſſen dieſer Frucht (wie auch blauer oder ſchwarzer Trauben) im Traume der baldige Tod eines Verwandten erfolgte. Bei dreien meiner Geſchwiſter, die in ihrer Kindheit ſtarben, erſchienen je zuvor meiner Mutter — einer ſehr unerſchrockenen und zum wenigſten leichtgläubigen Frau — dieſe Traumbilder. Sie ſetzte dann die Ihrigen ſtets mit banger Erwartung hievon in Kenntniß und wenige Tage nachher trat ſodann auch der von ihr in Folge des Traums befürchtete Sterbfall ein. Als endlich vor einigen Jahren meine Mutter ſelbſt erkrankte, ſah meine ſie verpflegende Schwägerin im Traume ein Geländer mit Trauben behangen. Ihr Verlangen, hievon zu genießen, war ſehr groß; ſie eignete ſich alsbald den ſchönſten dieſer Trauben mit großen blauen Beeren zu und aß ſolchen mit dringlichſtem Appetit. Am kommenden Morgen erzählte ſie ſodann meiner Mutter die Traumerſcheinung, worauf die Patientin erklärte, dieſer Traum verkündige ihren nahen Tod; der dann auch wirklich acht Tage ſpäter erfolgt iſt. Meine Großmutter, mütterlicher Seits, hatte gleichfalls früher ähnliche Erfahrungen einzunehmen. Ferner

e) Trübes Waſſer bedeutet Unglück.

f) Schlamm bedeutet gefährliche Krankheit.

g) Schwimmen bedeutet Schaden, bisweilen den Tod.

h) Ertrinken bedeutet unnatürlichen Tod.

Hieran knüpfe ich eine Begebenheit, die ſich neuſt zugetragen hat.

Einem ſehr wohlhabenden Mann, im Betrieb eines mit Waſſerrädern in Verbindung ſtehenden Gewerbes; Vater einer zahlreichen Familie, bereits fünfundſechszig Jahre alt, wiewohl noch bei ausnehmend guter Geſundheit verbunden mit ſeltener Körperſtärke — träumte es: ein großes, ganz trübes Gewäſſer umgebe ihn; er ſah Lebensgefahr vor ſich und ſuchte, eingehüllt in einen großen Mantel, mit Todesangſt ſich zu retten und durch das Gewäſſer ſich hindurchzuſchaffen; wobei ihm jedoch der tiefe Schlamm in ſolchem beſonders hinderlich war. Sein Kampf, ſich aus dieſer Gefahr zu befreien, dauerte längere

Zeit an, bis endlich das Erwachen ſeiner Noth ein Ziel ſetzte. Dieſer Traum ließ nun einen ſehr tiefen Eindruck bei dieſem Manne zurück. Er machte ängſtlich den Seinigen hievon Mittheilung. Von Zeit zu Zeit wiederholte er, beängſtigt um die Zukunft, die Erſcheinungen des kaum gedachten Traums in ſeinem Familienkreiſe. Nachdem nun ungefähr ein halbes Jahr verfloſſen war, befiel ihn aber eine heftigere Gemüthsunruhe und ein ſolch ſtarkes Gefühl von einem ihm bevorſtehenden Unglück, daß er von dem Gedanken hieran ſich nicht mehr zu trennen vermochte und ſogar mitten in ſeinen Berufsgeſchäften, denen er zuvor mit faſt beiſpielloſer Thätigkeit und mit großem Intereſſe obgelegen hatte, plötzlich die Arbeit verlies an die Seinigen ſich kläglich wendend und bei dieſen gleichſam Troſt wegen ſeines beklommenen Zuſtands und ſeiner Befürchtungen ſuchend. Er traf ferner ernſtliche Vorbereitungen wegen Entäußerung ſeines Anweſens und Gewerbes, woran er nunmehr alle Luſt und Freude verloren hatte. Einige ſeiner auswärts ſich aufhaltenden Verwandten lud er ſchriftlich ein — und zwar dringlicher, als je zuvor — ihn zu beſuchen, in der Abſicht, durch Mittheilung ſeiner kummervollen Beſorgniſſe um ſeine Exiſtenz an dieſe ſich Erleichterung zu verſchaffen. Einige Wochen nachher, am 2. April d. J., während dieſer Mann von jenem peinigenden Gefühle nicht verlaſſen worden war, begab er ſich an eines ſeiner Waſſerräder, um es am innerſten Theile anzuölen. — Ein Geſchäft, mit dem er beſtens vertraut war und welches er mehr denn vierzig Jahre hindurch ſtets mit aller Vorſicht verrichtet hatte. — Kaum hatte er ſich der Maſchine genaht, als ſchon ſeine rechte Hand nebſt Naſe von dem Räderwerk erfaßt war. Er zog ſich augenblicklich wieder aus dieſer kritiſchen Lage zurück, ohne übrigens erkannt zu haben, durch welchen beſondern Umſtand er in ſolche gerathen war; ward aber bereits ſo ſtark beſchädigt, daß ihm alsbald die Naſe aufgenäht und die Hand abgenommen werden mußte. Auf ſeinem nachherigen Krankenlager erwähnte er des oben gedachten Traums wieder mit dem Bemerken, wie ſolcher ihm denn ſein

Unglück wirklich angedeutet habe. Er machte ſein Teſtament und ſtarb in Folge jener Verletzungen ſchon am 13. deſſelben Monats.

Am Tage der Beerdigung des Verunglückten fand ich mich in dem Trauerhauſe ein; woſelbſt mir eine erwachſene Tochter deſſelben das Schickſal des Verſtorbenen nach allen Einzelheiten aufs Glaubwürdigſte erzählte; ebendieſelbe erwähnte denn auch kürzlich vor mir und vor mehreren Zeugen des Vorgangs wieder ausführlich; wie ich ſolchen vorſtehend getreu aufgezeichnet habe. Im October 1841.

K—l—n—r.

2.

Mitgetheilt aus Luxemburg.

Im Frühling 1830 war ich von der Univerſität M. mit der Doktorwürde heimgekehrt. Ich war recht gut und rein, und hatte in M. nicht nur das Rigoroſum, ſondern auch ſehr mächtige Verſuchungen mit Glanz beſtanden. Ich betete damals oft; der Stolz und die Liebe meiner Eltern war nicht unbegründet, als ſie mich zur academiſchen Carriere an der Univerſität B. beſtimmen zu dürfen glaubten. Ungewöhnliche finanzielle Anſtrengungen wurden gemacht. Elterliche Thränen der Hoffnung und der Angſt floßen ſchon mehrere Tage vor meiner Abreiſe nach B. Die Liebe des Publikums meiner großen deutſchen Vaterſtadt bereitete ſich vor, mich ſegnend nach der ausländiſchen Laufbahn zu begleiten. — Damals ſchlief ich in meinem älterlichen Hauſe, hinten heraus, in einem beſonderen Zimmer, das zugleich mein Studirzimmer war, und zwei Fenſter nach dem Hofe hatte. Wenn ich im Bette auf der rechten Seite lag, ſah ich dieſe Fenſter mir gerade gegenüber, und hinter meinem Kopfkiſſen war die Thüre des Zimmers. Dieſe war ich gewohnt, ſtets zu verſchließen, aus Vorſicht, und ich probirte ſogar, ob ich gut verſchloſſen, ohne Fehl noch ſtets vor dem Bettſprunge.

Das that ich auch an einem merkwürdigen Abend, an welchem der Tag meiner Abreiſe nach B. beſtimmt war. Ruhig legte ich mich zu Bette und verfiel in einen ſehr tiefen Schlaf. Da ſtand, ich weiß nicht mehr, zu welcher Stunde, vor meinem Bette und zwiſchen dieſem und den beiden Fenſtern ein ſehr ſchöner, junger, hoher Mann in einem talarähnlichen Kleide, die Haare lang und geſcheitelt, das Geſicht weiß, regelmäßig, etwas kindiſch rund, und ſah mich mit einer theilnehmenden, wehmüthig lächelnden Miene an. Die Erſcheinung war mir ſehr klar, und erhielt eine große Realität dadurch, daß ich genau die Umriſſe der Figur ſich an den beiden Fenſtern abſchneiden ſah. Ich wachte nicht ganz, aber ich ſchlief auch nicht. Ich winkte dem jungen Manne, von meinem Bette wegzugehen. Reden konnte ich nicht, und ich fühlte mich in meiner Lage wie feſtgebannt. Der junge Mann ſchien zu lächeln. Sonderbarer Weiſe verſuchte ich, da mir kein anderes Mittel übrig blieb, nach ihm zu ſpeien.* Da ſchüttelte die Figur langſam und wehmüthig mit dem Haupte, ging, mich fortwährend anſehend, nach der Thüre hinter meinem Kopfkiſſen zu, ich hörte die Thüre mit ihren gewöhnlichen Tönen knarren und ſchlief wieder ein.

Ein ſchöner Frühlingsmorgen weckte mich. Die Kleider anlegend, erinnerte ich mich nachdenklich des ſonderbaren Traumes, mir wohl geſtehend, daß er mehr als das geweſen, aber damals noch weit entfernt im Gemüthe, Einwirkungen der Geiſterwelt zu ahnen. Nun wollte ich hierüber zu meinen Eltern gehen, als ich zu meinem Erſtaunen die Thüre halb offen ſtehend fand, und ein Wiederholen des Tones, den ſie beim Oeffnen und Zumachen von ſich gab, mich mit einer Art von Schauder von der Realität der nächtlichen Erſcheinung überzeugte. Die genauſten Nachforſchungen ergaben, daß in dem feſtverſchloſſenen Hauſe, das überdieß nur noch eine Familie bewohnte, Niemand Nachtwandler war, Niemand das Bett verlaſſen hatte, auch Niemand der von mir geſehenen Figur im entfernteſten ähnelte.

---

* Unerklärlich! Sollte ſich in mir etwas Kakodämoniſches in dieſer gewöhnlichen cyniſchen Weiſe gegen die heilige Nähe gewehrt haben?

Einige Tage nachher reiſte ich nach B. ab. Dort ging ich in wenigen Monaten moraliſch entſetzlich zurück. Nur die Gnade Gottes und die äußerſte Nachſicht meines Vaters retteten mich vom Untergange, an deſſen Rand mich Leichtſinn und Verführung geführt hatten. Dieſe Periode hat mich um fünf Jahre meines innern und äußern Lebens gebracht, — ſie ſind, wie man ſagt, verloren. Die Gnade des Himmels hat mich wieder erhoben, aber mein äußeres Leben hat ſeit dieſer Zeit eine ſchiefe Richtung bekommen, die mein Glaube und mein Gebet mit aller Kraft dem richtigen Ziele zuzuführen ſtreben. Ich bin zufrieden, aber meine Beſtimmung iſt verfehlt, und — mein Schutzengel wußte wohl, warum ich ihm leid that.

3.

Mitgetheilt von Herrn Amtmann Rietſch zu Slawikau bei Ratibor in Oberſchleſien.

Im Mai 1840 hatte ich folgenden merkwürdigen Traum: Ich befand mich im Freien, in Entzückung verſunken über das ſchönſte Abendroth, was je mein Auge geſehen. Meine Seele empfand nie geahnte Wonnen, als ich plötzlich durch ſchweres Seufzen aus dieſem Staunen geriſſen ward. Ich ſah mich um, und hinter mir ſtand ein Greis, der ſeine Bruſt entblößend, mit wehmüthigem Blicke mich anredete: Lieber Herr! helfen Sie mir, ſonſt machen die Schmerzen in meiner Bruſt meinem Leben ein Ende. Als ich ihm mein Unvermögen dazu eingeſtand, ſagte er: Sie können mir dennoch helfen, legen Sie Ihre Hände auf meine Bruſt, faſſen Sie dabei den ernſten Willen, mich geſund zu machen, und vertrauen Sie Ihrer Kraft, ſo werde ich geſund, denn Sie können viel Gutes thun, wenn Sie den feſten Willen haben. Ich that nun, wie er mir geheißen, und ihm die Hände auflegend, ließ ich dieſelben auf ſeiner Bruſt ruhen, gegen welche er ſich ſtark andrückte. Bald huſtete er dreimal, und rief: ach Gott! wie wird mir wohl, ich kann huſten, und fühle keinen Schmerz mehr.

Darüber erwachte ich, doch es war noch finſtere Nacht, und ich ſchlief ruhig wieder ein. Am Morgen erwachend, hatte ich auch meinen Traum vergeſſen, und da ich ſehr ſelten von einem Traume beläſtiget werde, ſo dachte ich auch nicht mehr daran, und noch viel weniger, daß er von einiger Bedeutung ſeyn könnte.

So waren drei Tage nach dieſem Traumbild verſchwunden; ich ſaß in meiner Kanzlei in Arbeiten vertieſt, als der damals 87 Jahre alte, aber immer noch rüſtige Scheuerwärter welcher ſeit vielen Jahren von der Herrſchaft das Gnadenbrod erhält, hereintrat, ſich die Schlüſſel abzuholen. Er krächſte und ſtöhnte ſchwer, klagte über große Schmerzen in der Bruſt, und bat mich um Rath, mit der Bemerkung, es wird wohl mit mir nicht mehr lange dauern. Ich zuckte zum Zeichen meiner Unbehülflichkeit mit den Achſeln, und darüber ging der Greis zur Thüre hinaus. Plötzlich fällt mir mein Traum ein, eine außerordentliche Unruhe ergreift mich, ſo daß ich nicht mehr im Stande bin, meine Arbeiten fortzuſetzen.

Nach einer halben Stunde bringt jener Mann die Schlüſſel zurück, und durch das außerordentliche Zuſammentreffen des Traumbildes mit der Wirklichkeit, Rath faſſend, heiße ich ihn niederſetzen, ihn jedoch vorher warnend, Jemand etwas von dieſem Verſuche zu ſagen. Nachdem ich nun dieſelbe Manipulation wie an dem Greiſe im Traume gethan, huſtete der Kranke dreimal, und ſagte dieſelben Worte: Ach Gott! wie wird mir wohl, aller Schmerz zieht ſich herunter, und verliert ſich. Ohne die geringſten Schmerzen verließ mich der Mann, und hat ſich, heute noch lebend, ſeit jener Zeit nie wieder über ſolchen beklagt.

Da mir vor dieſem Ereigniß nichts von dieſer Kraft bekannt war, mir aber ſeit dieſer Zeit durch Verſuche im geheimen, durch bloßes Händeauflegen, einige merkwürdige Heilungen gelungen waren, ſo wurde ich mehr aufmerkſam darauf, und ſehnte mich nach mehr Aufſchluß darüber. Ich verſchrieb mir viele darauf Bezug habende Schriften, nnd Ihre Mittheilungen in der Seherin von Prevorſt, und die von Kieſer, Kluge, Werner, Meier, Römer, Hensler u. a. m. erweiterten und läuterten meine Einſichten, und es gelang mir, große Uebel, die ſchon ſeit langer Zeit feſtgewurzelt waren, durch meine magnetiſche Einwirkung zu heben. Dahin gehören beſonders: Epilepſie mehrere Fälle, verſchiedene Augenkrankheiten, Blutungen, Entzündungen, Geſichtsroſe, Geſchwülſte, gänzliche Lähmungen, Magen-, Herz- und Kopfkrampf, Schwerhörigkeit, Schwindel, veraltete Wechſelfieber und viele andere minder wichtige Uebel.

Im Juli dieſes Jahres erhielt ich die Aufforderung, bei der Frau des herzoglich Ratiborer Floßinſpectors, Hrn. Scholz in Rzieczolacko, die bereits 15 Jahre am Magenkrampfe litt, und durch dieſes Leiden ſchon zum Skelett abgezehrt war, ſeit zwei Jahren nicht mehr das Haus und in letzter Zeit auch das Bette nicht mehr verlaſſen konnte, und weder Speiſen noch Medikamente mehr vertragen konnte, die magnetiſche Heilung zu verſuchen. Ich that es, als gerade ein 36 Stunden lang anhaltender Krampf die Kranke gequält hatte, und ſie wurde ſomnambul.

In dieſem bereits 11 Mal wiedergekehrten hellſehenden Zuſtande hat ſie, nebſt den Verordnungen zu ihrer Heilung, höchſt merkwürdige und intereſſante Ausſagen gethan und viel in Verſen geſprochen. Die Somnambüle iſt bereits ganz hergeſtellt, doch hat ſie den 20. Auguſt c. im 11ten magnetiſchen Schlaf noch einen Schlaf und zwar den letzten auf den 18. April 1842 beſtimmt.

4.

Mitgetheilt vom Herrn Stiftsprediger zu O.

Die noch lebende Frau eines angeſehenen Beamten erzählte mir: Sie wiſſen, daß wir uns vor etlich und zwanzig

Jahren in Stuttgart aufhielten. Wir wohnten da in dem Hauſe eines Gärtners, das in einem Garten lag. Eines Abends war ich mit meinen zwei jüngſten Kindern allein zu Hauſe, mein Mann war verreiſt und die älteren Kinder mit der Magd ausgegangen, um ein Feuerwerk mit anzuſehen. Ich hatte die jüngeren Kinder bereits zu Bette gebracht und müde, wie ich war, legte ich mich, in Erwartung der Andern, angekleidet auf das Bette.

Ich war halb und halb eingeſchlummert, als ich Fußtritte hörte und die Thür aufſprang, ich erwachte, ſchaute auf und ſah ein Mädchen von etwa 16 Jahren, in der Kleidung einer Gärtnerin eintreten, ſich im Zimmer umſehen und dann verſchwinden.

Nach einiger Zeit hörte und ſah ich dieſelbe wieder und endlich zum drittenmale, dießmal jedoch mit dem Unterſchiede, daß das Mädchen zu dem Bette meines jüngſten Knaben hinging und ſich über denſelben beugte, als wollte ſie ihn herausnehmen. Da ſprang ich erſchrocken auf, indem ich rief: Herr Jeſus, mein Kind! Die Erſcheinung verſchwand in demſelben Augenblicke, das Kind aber lag ruhig ſchlafend in ſeinem Bette. Es war damals noch vollkommen geſund, aber am dritten Tage nach der Erſcheinung erkrankte es und am vierten ſtarb es. — So die Frau, deren Erzählung ich ſogleich niederſchrieb und die mir, als ich ſie ihr vorlas, beſtätigte, ich hätte alles richtig wieder gegeben.

Dieſes Geſicht war wohl nur ein ahnungsvoller Traum im halbwachen Zuſtande. Der Uebergang aus dem tiefen Schlummer ins Halbwachen erſcheint im Traume oft als ein Erwachen, daher die Erzählerin wohl ſagen konnte: ich wachte auf, d. h. es war ihr, als ob ſie aufwache. Uebrigens beſtätigt dieſes Geſicht, was ich auch bei andern Traumgeſichten bemerkte, daß die Traumſprache beredter iſt, als jede andere. Hier zeigt ſie den Tod des Kindes der Mutter auf die freundlichſte, ſchonendſte Weiſe an, die es für eine ſolche Anzeige geben kann; der Genius ſenkt nicht die Fackel, ſondern er naht ſich ſanft und mild dem Bette des Schlafenden und nimmt das Kind auf ſeine Arme, es in beſſere Gefilde zu tragen, ſo die Engel die Seele des Lazarus.

5.

Mitgetheilt aus Neuyork 1838.

In der Nacht vom 10. auf dem 11. Februar träumte mir, daß ich in ein fremdes, mir unbekanntes Haus ging und mir unbekannte Leute ſagten, daß mein Vater im nächſten Bettzimmer todt liege; ich öffnete die Thüre und fand meinen Vater auf einem Feldbett todt liegen, ſein Geſicht in ein freundliches Lächeln verzogen; um ihn ſchwebte mein verſtorbener Sohn in Engelsgeſtalt. Ich fing an zu weinen, worauf mir die Frau befahl, ſtill zu ſeyn; ich hätte keine Urſache, zu weinen, denn mein Vater wäre jetzt glücklicher als ich, und befinde ſich an einem guten Orte, in welchem ſeine Seele in feſtem Glauben an ſeinen Gott und freudigem Abſchied von der Welt hinüber gegangen ſey. Ich wollte die Decke wegziehen, um mich davon zu überzeugen, daß er wirklich todt wäre, worauf das Weib mir einen Verweis gab, die Thüre öffnete und mich hinausſchob mit den Worten: du haſt jetzt deinen Vater zum letzten Mal geſehen; er iſt glücklicher als du, ſtöre nun ſeine Ruhe nicht mehr. Ich bemerkte mir dieſen Traum, erzählte ihn mehreren Freunden, und glaubte immer, ohne daß ich wußte, daß der liebe Vater krank war, der Traum werde ſich beſtätigen. Bald darauf erfuhr ich von Vollmar, daß nach einem Briefe vom 9. Februar von Rapp in Mühlaker in Würtemberg mein Vater gefährlich krank liege. Mein Traum und die Worte des Weibes ſtanden auf's Neue vor mir, und ich ſagte offen zu meinen Freunden: der nächſte Brief iſt ein Trauerbrief. Der Brief kam an. D. Gſwedt und mein Gehülfe waren gegenwärtig; ich zeigte ihnen, ohne den Brief zu erbrechen, das ſchwarze Siegel, und überzeugte ſie bald darauf, daß Träume zuweilen wahr werden.

6.

Mitgetheilt aus Göppingen.

Der Doppeltraum von zwei Schweſtern vor dem großen Brand in Göppigen iſt merkwürdig. Zwei Zwillingsſchweſtern, B., wohnten daſelbſt bei einem Kaufmann, dem ſie verwandt waren. In einer Nacht träumen ſie beide, es breche Feuer aus, während die Leute in der Kirche ſeyen, und ganz Göppingen brenne ab. Sie erzählen ſich am Morgen ihre Träume und beſchließen, nicht in die Kirche zu gehen. Wirklich ſchlägt der Bliz ein und es fehlt an Waſſer, doch war der Ausbruch des Feuers ſo entfernt, daß die Frau des Hauſes, ohne deren Wiſſen ſie bereits vor dem Feuerlärm Anſtalten zum Ausziehen gemacht hatten, es nicht dulden wollte, daß man das Haus leerte. Die Schweſtern beſtanden jedoch darauf und retteten das Eigenthum des Kaufmanns, außer dem Hauſe, welches mit der ganzen Stadt eine Beute des Feuers wurde. Der Kaufmann, der als Mitglied des Raths auf dem Rathhauſe und ſonſt während des Brandes hatte abweſend ſeyn müſſen, und ſein Eigenthum wider Erwarten geſichert fand, ſchenkte den Schweſtern eine bedeutende Summe, die ihnen bei ihren Verhältniſſen lebenslänglich wohl that.

7.

Zeitungsnachricht aus Paris.

Ein Kaufmann in Paris ſah vor einiger Zeit in der Nacht im Traume ſeinen Sohn, der ſich in Neu-Orleans befand, und mit brechender Stimme zu ihm ſagte: „Vater, ich ſterbe.“ Gleichzeitig fühlte er ſeine Hand von einer andern kalten Hand berührt. Der Kaufmann erwachte darüber, und der Traum machte einen ſolchen Eindruck, daß er gleich darauf nach Neu-Orleans reiſte. Dort erkundigte er ſich ſogleich nach ſeinem Sohne und erfuhr, daß derſelbe geſtorben ſey. Nach dem erſten Schmerz erzählte er den Traum, den er gehabt hatte, und diejenigen, welche ſeinen Sohn hatten verſcheiden ſehen, beſtätigten mit Staunen die ſeltſame Ahnung des unglücklichen Vaters, indem ſie ihm ſagten, ſein Sohn ſey wirklich in jener Nacht geſtorben, und habe zuletzt ausgerufen: „Vater ich ſterbe!“

Plaſtiſche Kraft der Seele im Traum.

In den Blättern aus Prevorſt, 9. Samml. S. 228. iſt der merkwürdige Fall angeführt: wo eine Frau in der Nacht einen ſehr lebhaften Traum von einer rothen Roſe hatte, die ſich dann bei ihrem Erwachen nach vorangegangenem Gefühl von Brennen auf dem Arme, auf dieſem vollkommen abgebildet zeigte. Die Bildung dieſer Roſe war etwas über die Haut erhaben, wie ein Muttermal.

Claude de Tiſſerant, der im Jahr 1775 eine Geſchichte de Prodigiis ſchrieb, erzählt in ſolcher: „Die Gattin eines Mitgliedes des Parlaments von Provence ſahe im Traume ihren Mann hingerichtet werden, der auch wirklich zu Paris enthauptet wurde. Als ſie von dieſem ſie höchſt alterirenden Traume erwachte, fand ſie ihre Hand ſo ſteif, daß ſie ſie nicht zu beugen vermochte. Als man ſie gewaltſam auseinanderzog, fand man auf der innern Fläche derſelben das Bild ihres Mannes mit abgehauenem Kopfe im Kleinen, wie ein Muttermal vorgeſtellt und daſſelbe blutend, wie die Wundmale Stigmatiſirter.“

Dieſes Bild wurde damals von vielen Perſonen geſehen und bewundert. Wir zweifeln an dieſer Geſchichte, ſo wie überhaupt an der allen Glauben überſteigenden plaſtiſchen Kraft der Seele im Traume keineswegs.

Das second sight in Weſtphalen.

Vor den andern deutſchen Stämmen iſt, glaub' ich, die Vorgeſchichte, die Sehergabe der „Wicken" (von „wicken," wahrſagen) den Weſtphalen eigenthümlich, es iſt daſſelbe, was das second sight der Inſelbewohner des nördlichen Britaniens. Unſere blaſſen niräugigen Seher ſind ganz, was den Faroe-Inſulanern ihre „hohlen Menſchen;" deren Geiſt ſich aus dem Leibe entrückt und die Zukunft als Gegenwart ſieht, in deren unruhvolle Nächte, wie eine höhere Gewalt ſie auf- und hinaustreibt zum Schauen, kommende Ereigniſſe ihre Schatten werfen.

Wer die ſtillen ernſten Menſchen die mit der Sehergabe behaftet ſind und *wie eine Qual ſie betrachten*, kennt und ſprach, wer Augenzeuge der Erfüllung ihrer Geſichte war, dem ſchwinden alle die Zweifel, welche die Löſung des Wunderbaren doch nur durch ein noch Wunderbareres, die ungeheuerliche Einbildungskraft ſchlichter gewöhnlicher Menſchen, zu bewerkſtelligen wiſſen.

Dieſe Sehergabe ſtirbt übrigens mehr und mehr aus: ganz, in aller ihrer Unheimlichkeit verkörpert, ſehe ich ſie nur noch durch die Tage meines Kindesalters ſchreiten, eine hohe gebückte Geſtalt mit ſchmalem blaſſem Antlitz und ſtarren hellgrauen Augen, die unter dem breitbeſchattenden Rande eines runden Bauernhutes hervorſtachen. Wir Knaben ſcheuten dieſe bohrende Blicke, des Mannes lahme dürre Hand, mit der er doch ſtärker war als alle andere Menſchen, — am meiſten ſeine Scherze: denn er ſtack voll ſchnakiſcher Einfälle, als ob die Heiterkeit ſeiner Tage das Grauen ſeiner Nächte übertäuben ſollte, die ihn unter den Apfelbaum unter ſeiner Hütte hinaustrieben, am Horizonte ein flammendes Dorf, in ſeiner Nähe das Vorüberbewegen eines lautloſen Leichenzuges zu ſehen, während weit in die nächtliche Haide hinaus das Geheul ſeines Hundes erſcholl, der ſeines Herrn Gabe theilte. —

(Das maleriſche und romantiſche Weſtphalen von F. Freilichrath C. L. Schlücking).

Einiges von Dichtern und was ſie erzählen.

In dem merkwürdigen Buche Hades (Frkfrt. 1810) kommt S. 114 ff. die Stelle vor: „Nun aber iſt zu bemerken, daß dieſer Krankheit oder Unregelmäßigkeit (eines entwickelten Ahnungsvermögens) Naturmenſchen häufiger als andere ausgeſetzt ſind. Ganz falſch iſt es, den Glauben an ſolche Fähigkeit eben darum für Rohheit und Irrthum zu erklären. Der Grund iſt ein anderer. Er wird ſich näher entdecken, wenn ich hinzuſetze, daß Weiber mehr dazu aufgelegt ſind als Männer; ferner, Kinder und kindliche Menſchen mehr als die von entgegengeſetzter Eigenſchaft. Die Sache iſt die: wo die Einbildungskraft, das Organ des Ahnungsvermögens wie der Dichtergabe vorherrſcht, da iſt der Spiegel offen; wo die Vernunft vorherrſcht, da iſt jenes Organ und ſein Vermögen unterdrückt. Der wahre Dichter ahnet in ſeiner Art auch: er ſagt eine Menge, was er nie gelernt hat; er ſieht, was ihm nie gezeigt worden iſt: daher der alte Begriff von der Begeiſterung durch die Muſen. Bei dem rechten Dichter iſt ferner der Sinn für die überſinnliche Welt in ſo weit offen, daß ſein Herz leicht von Gefühlen der Religion beſeelt wird, und man kann dieſes unter die Merkzeichen dichteriſcher Anlage zählen. Hingegen iſt ſeine Einbildungskraft zu ſelbſtthätig und wird dadurch einer gebietenden Vernunft gleich. Sie verliert die Empfänglichkeit, welche ihr bei anſpruchsloſeren Naturen eigen bleibt. Hieher rührt das berühmte andre Geſicht bei den Hochſchotten und bei vielen gemeinen Leuten unter uns, zumal Weibern, die als wahre Nachfolgerinnen der alten klugen Frauen, wie es deren unter allen Nationen gegeben hat, auf erſtaunenswürdige Weiſe Dinge vorherſehen, und über dieſen Gegenſtand der Erfahrungsſeelenkunde das gewünſchte Licht verbreiten helfen. Solche Menſchen hingegen, bei denen die Vernunft ſtets in Uebung iſt, zumal wo ſie lediglich mit der Wirklichkeit der ſichtbaren Welt zu thun hat, ſind in der Regel für die Entwickelung des Ahnungsvermögens wenig empfänglich. Und doch erfahren auch ſie zuweilen beinahe gewaltſam ſolche Anwandlungen. Die Einbildungskraft iſt nicht blos die Kraft, ſich etwas einzubilden, ſondern auch weſentliche Einbildungen (Einſtrahlungen) von außen zu empfangen. Weil ſie aber in dieſer Sinnenwelt eine ſo zweideutige und der beſchränkenden Herrſchaft des Körpers unterworfene Kraft iſt, ſo hat man wohl alle Vorſicht anzuwenden, ſich vor den Täuſchungen zu hüten, denen ſie in ihrer jetzigen Sclaverei ſo leicht unterliegt." — Folgende geſammelte Data von Dichtern und was ſie von dieſer wunderbaren Kraft in die Ferne zu ſehen und zu wirken, erzählen, mögen nun eine Stelle [illegible]den.

Unter den weniger begabten Dichtern kennen [illegible] Gerning, den Dichter des Taunus, den Ueberſetzer [illegible] Ovids erotiſchen Büchern, den Freund der Natur und des [illegible]bens. Seine letzten Lebensjahre, einſam im Greiſenalter, [illegible] ohne Freunde und in zuletzt drückender Verarmung zugebracht, waren nicht beneidenswerth. Er lebte im Sommer im Taunusgebirge und im Winter zu Frankfurt, ſeiner Vaterſtadt. Hier überraſchte ihn nach kurzer Kränklichkeit der Tod. Es war an einem düſtern Morgen, wo dichte Schneeflocken vor den Fenſtern wirbelten, daß er, auf's Krankenlager geworfen, entfernter Lieben im Gebirg gedachte. In der Familie des erſten Beamten zu Kr. fühlte er ſich immer heimiſch, und mochte ſie in der letzten Zeit, wo er ſich von der Welt mehr zurückzog, noch lieber gewonnen haben. „Sollten wohl ſie, ſollte wohl Frau **, die immer ſo viel Aufmerkſamkeit und Güte für mich hatte und mich in ihrem Familienkreiſe ſo vertraut werden ließ," ſprach der Erkrankte in dieſer Morgenſtunde zu ſeinem Diener, „von meiner Krankheit etwas wiſſen? Wenn ſie wüßte, wie ſchwer ich darniederliege, ſie ſendete mir gewiß Zeichen ihres Wohlwollens; vielleicht —." Der Diener hatte dieſe kurz vor dem

Ende ſeines Herrn geſprochenen Worte, mit Anmerkung des Tages und der Stunde, wohl behalten. Als er ſpäter wieder nach Kr. kam und den Freunden des Seligen von den Umſtänden des Ablebens Kunde brachte, erinnerte er ſich dieſes Umſtandes, und als er ihn der Familie ** erzählte, erſtaunten dieſe über einen unaufgeklärten Vorfall mit der Erſcheinung eines Mannes in ihrem Hauſe zu derſelben Stunde. Frau ** war in Haushaltungsangelegenheiten dieſen Morgen auf dem Vorplatz des Hauſes gleicher Erde wie gewöhnlich hin und wieder gegangen und hatte dicht an der Thür nach dem Hof einen Mann in einem Mantel bemerkt, der auf etwas zu warten ſchien. Ihre Leute, die ſie darüber befragte, wußten ihr keine Auskunft zu geben, denn ſie ſahen nichts. Als Frau ** zum zweitenmal an derſelben Stelle die nämliche Geſtalt im Mantel erblickte, ging ſie auf ſelbige zu, und ein Grauſen faßte ſie, als dies Luftgebilde vor ihren Augen in Nichts zerrann. Sie hatte keine Ahnung, was es geweſen ſeyn möchte, und erſt die Erzählung des Dieners brachte ihr das Ereigniß wieder lebhaft vor die Seele, und zwar, daß es genau mit dem Morgen und der Stunde zuſammentraf, wo der abweſende Freund, ſeinen Tod nahe fühlend, ſo lebhaft ihrer gaſtfreundlichen Güte gedachte und ſich das ſehnende Verlangen in ihm regte, die vertrauteſten Menſchen, die er noch auf der Welt hatte, ſeinen Zuſtand wiſſen zu laſſen. Der Berichterſtatter hat die Erzählung aus dem Munde der würdigen Frau und ihres Gemahls, die weit entfernt ſind, ſich ſchwärmeriſchen Eingebungen zu überlaſſen, doch die Sache mit der Zuverſicht erzählen, daß das Dunſtbild im Mantel der entfernte Freund geweſen ſey.

Der Dichter Byron, jener wunderbare und höchſt unglückliche Mann, wie Taſſo und manche Andre mehr durch ihre peinvollen Schickſale als durch ihr Genie berühmt geworden, hing als Schotte (er war mütterlicher Seits von der ſchottiſchen altadeligen Familie Gordon, die Byrons aber normanniſcher Abkunft) ſehr an Ahnungen, und wußte aus ſeinem

Leben und aus den bunten Kreiſen, in denen er ſich zu Hauſe und auf Reiſen bewegte, viel Merkwürdiges in dieſen Beziehungen zu erzählen. Mit Selbſtbewußtſeyn begegnete er dem Vorwurf von Freunden oder öffentlichen Tadlern, wie er ſo abergläubiſch ſeyn könne, damit, daß alle große Männer abergläubiſch, oder vielmehr was man ſo nenne, geweſen ſeyen, vor allen Napoleon. Mit dieſem glaube er an beſtimmte Tage des Glückes oder des böſen Verhängniſſes. Er habe ſich eine Zeit lang alle merkwürdige Begebenheiten ſeines Lebens notirt, und ſey über die Vergleichung zutreffender Tage erſchrocken; er habe es nicht fortſetzen können aus Furcht, verrückt zu werden. Dieſe Wahrnehmungen Byrons erinnern an die mündliche Ausſage eines noch lebenden genialen Mannes, der unter den jungen Dichtern Deutſchlands ſich ſeiner Zeit einen glänzenden Namen erwarb, und noch, wiewohl in ganz verſchiedener, gleich genialer Weiſe thätig iſt: dieſer behauptete, ſeine poetiſchen Schöpfungen ſeyen ſo oft in ſeinem Leben Wahrheit geworden, daß es ihm zu grauſen angefangen und er das Zeug hingeworfen.

Wenn der Erzähler nicht irrt, ſo iſt eine merkwürdige Todesanmeldung, die Lord Byron von einem Schiffskapitän (wie er behauptete, ein ernſter Mann) berichtete, nicht mehr ganz unbekannt. Dieſer Meereswanderer kam von Oſtindien zurück, wo er einen Bruder als Officier verlaſſen hatte. In einer ſchönen ſtillen Nacht, ſie hatten ſchon das Vorgebirg der guten Hoffnung hinter ſich, erwacht der Kapitän von etwas Naſſem, das ſich wie ein menſchlicher Leichnam über ihn wälzt. Er fühlt, daß er nur geträumt hat, merkt ſich aber die Nacht und die Stunde dieſes ſeltſamen Spuks, der doch faſt zu lebhaft für einen Traum von ihm geſpürt worden war. Und zufolge ſpäter, als er noch in England verweilte, aus Oſtindien eingetroffener Armeeberichte war ſein dort zurückgelaſſener Bruder in derſelben Stunde der Nacht, es war zur Sommerzeit, beim Bade in den Meereswellen ertrunken. Gewiß einer der merkwürdigſten Anmeldungsträume!

Derſelbe Dichter ſchrieb einſt aus Ravenna an ſeinen Freund, den Buchhändler Murray in London (am 9. Nov. 1820, ſ. Th. Moore's Briefe, Tagebücher und Notizen, 398. Brief): „Die weiße Dame von Avenel (Scotts berühmte Erfindung, auch als Oper Boyeldieu's ein beliebtes Theaterſtück geworden) iſt nicht ganz ſo gut wie die wirkliche, wohl beglaubigte („Donna Bianca“), die weiße Frau von Colalto, ein Geſpenſt der Marca Trivigiana, welche zu öfteren Malen geſehen wurde. Ein Jägersmann, noch am Leben, hat ſie ebenfalls erblickt. Conſul Hoppner kann Ihnen Alles von ihr erzählen. Ich meinestheils zweifle weder an dem Ereigniß, noch an dem Geſpennſt. Sie erſchien ſtets bei ganz beſonderen Anläſſen, wie Todesfälle in der Familie ꝛc. Ich hörte Mad. Benzoni ſagen, ſie kenne einen Herrn, durch deſſen Zimmer, das er im Schloß Colalto innegehabt, ſie geſchwebt ſey. Hoppner ſah und ſprach den Jägersmann, dem ſie auf der Jagd erſchien, und er ging nie wieder jagen. Sie war eine Kammerjungfer geweſen bei einer der Gräfinen von Colalto. Eines Tages, als ſie ihrer Herrin das Haar machte, bemerkte dieſe im Spiegel, wie ſie ihrem Gemahl vertraulich zulächelte. Die eiferſüchtige Frau ſperrte ſie hinter den Mauern des Schloſſes ein, wie Conſtanze de Beverley. Nach ihrem Tode erſchien ſie im Schloß und erſcheint allen Colalto's ſeitdem. Sie wird als ſehr ſchön und lieblich beſchrieben.“ Der engliſche Dichter Rogers hat ſie zum Gegenſtand einer ſeiner Skizzen im Buche „Italien“ gemacht. Uebrigens iſt die Undine Walter Scotts und die weiße Frau an deutſchen Fürſtenhöfen von dieſer ſehr verſchieden.

Todesandeutungen aus meinem eigenen Leben.

Mitgetheilt von der Gräfin N.

1.

Die Tage der Schlachten von Fleurus und von Waterloo beſand ich mich in der Oberlauſitz auf einem mir gehörigen Landgute. Am 17. Juni 1815 ſah ich, ſo wie jedermann, früh 10 Uhr einen ſeltſamen buntfarbigen Kreis um die Sonne, deren Scheibe mit einem ſchwarzen Schwerte in zwei Theile getrennt zu ſeyn ſchien. Die darauf folgende Nacht träumte mir: „Ich befinde mich in dem Saale des Schloſſes Chambord, umgeben mit Offizieren aller Nationen. Ich wollte mich entfernen, ward aber veranlaßt, zu bleiben, um die Todten zu benennen, welche, ſo wie die Bleſſirten, in Folge einer bedeutenden Schlacht, vorbeigetragen werden ſollten. Es öffneten ſich die Flügelthüren, und der Zug begann. General Le Tont war der erſte. Dann folgten Franzoſen, Preußen, Ruſſen, Oeſtreicher; alle in der Art verwundet oder an ſolchen Wunden geſtorben, wie ſpäterhin ſich in Wahrheit erwies, daß in jenen Tagen geſchehen war, und auch in der Ordnung, wie ich die Unfälle meinen Freunden und Bekannten in Erfahrung brachte. Der Letzte, ein im preußiſchen Civildienſt befindlicher, mit 7 Wunden bedeckt, der den Zug ſchloß, lebt noch. — Ein dumpfes Schweigen begleitete den Trauerzug. Aus dieſem Schreckenstraume erweckte mich eine Trompetenattaque. Ich ſprang aus dem Bette dem Fenſter zu. Ein Poſtillon ſchien dem Hofthore zuzureiten, an demſelben umzukehren, und ſo verſchwand er. Es ſchlug 3 Uhr, der Tag graute ſo eben; ich bekam in Folge der Erregung Fieber und war mehrere Tage krank.

2.

Mit der Fürſtin von Montfort, geborene Prinzeſſin von Würtemberg, war ich ſehr genau befreundet. 18 Jahre lang fehlte es nicht, daß ein Schreiben von ihr eintraf, wenn des Nachts vorher ich von Veilchen oder von Feuer geträumt hatte. Am Morgen des 27. November 1835, alſo 24 Stunden vor ihrem Tode, erwachte ich wie aus einem mich umgebenden Feuermeer. Ich forderte Licht — der Kammerjungfer ſowohl als mir war's unmöglich, die Kerze zur Flamme zu bringen. Es blieb ein glimmender langer funkenſprühender Docht, in Geſtalt einer im Sarge liegenden Perſon mit einem Krönchen auf dem Haupte. Wir putzten, löſchten, zündeten wiederum an, und abermals bildete ſich die nämliche Erſcheinung. Endlich verflog ſie praſſelnd — das Krönchen ſtrahlte zuletzt und löſchte ſanft aus.

3.

Der mich noch jetzt mit dem wehmuthsvollſten Schmerze erfüllende im Januar 1838 erfolgte Tod meiner lieben Schwiegertochter L., geborene B., ward Gelegenheit zur abermaligen Entwicklung der mir innewohnenden Vorahnung des körperlichen Scheidens einer mir theuren mit mir beſchäftigten Seele. Die Urſache dieſer Ahnungen iſt folgende: Als ich 12 Jahr alt war, ſtarb meine Mutter, die ich ausſchließend liebte und von ihr auch vorzugsweiſe geliebt wurde. Aus Uebermaaß von Schmerz konnte ichs nicht über mich gewinnen, ſie nach dem Tode zu ſehen. Meine Erzieherin machte mir dieſe „Gefühlloſigkeit“ zum ſtrengen Vorwurfe; und als der Sarg auf dem Kirchhofe zum letztenmale geöffnet wurde, bekämpfte ich mich, drängte mich herbei, und — ſtürzte leblos auf die Leiche meiner Mutter. Von dem Augenblicke an war ich ein Jahr lang geiſtesabweſend. Dieſes Jahr iſt gänzlich in meinen Erinnerungen erloſchen. Als nach demſelben ich durch Pflege und ärztliche Sorgfalt allmählig wieder hergeſtellt wurde, hatte ich alles je Gelernte vergeſſen, ausgenommen Rechnen und Muſik, in welchem beiden meine Mutter mich unterrichtet hatte. Das Uebrige mußte ich von Grund aus wieder lernen. Nie bekam ich blühende Geſichtsfarbe wieder. Seitdem empfand ich jene Vorahnungen; zuerſt ein Stich ins Herz; dann eine Seelenangſt, die keine Beſchreibung erreicht; dann ein äußerliches Zeichen, gewöhnlich das Erblicken eines Blutstropfen, in den meiſten Fällen, eine Stunde nach dem Tode der mir geiſtig Verwandten mir ergebenen Scheidenden. Endlich, bei Auflöſung der Spannung, Thränen. Die Stelle des Herzens aber bleibt lange nachher noch fühlbar. Diesmal war der Paroxiſmus gewaltſamer als je. Die beiden Nächte vom 11. zum 12. und vom 12. zum 13. Januar der Herzſtich im Traume, und dann Schreckbilder, die mich ſelbſt am Tage, wenn ich die Augen ſchloß, beinahe vernichteten. Am 15. aber erſt erfuhr ich, daß meiner Mathilde Unwohlſeyn in jenen Tagen und Nächten ſich zur Gefahr geſteigert habe. Am 19. Freitag früh $^1/_4$8 Uhr fiel mir aus der Luft vor mir in das Silberbecken der Blutstropfen. Dann hörte ich, und ſonſt Niemand, ein Trauergeläute. Ich befrug meine Leute darum und ſendete darnach aus. Den Blutstropfen ſah auch die Kammerjungfer fallen und wuſch ihn hinweg. Am 22. kam die Kunde von meiner Mathilde Verſcheiden am 19. früh 6 Uhr; und zugleich die Mittheilung, daß an dieſem 22. die Beiſetzung ſeyn werde. Am 22. aber ſpiegelte es ſich mir im Innern wie ein Zimmer, in welchem eine feierliche Handlung begangen werde, nicht aber das Begräbniß. So war es auch. Es war im Zimmer der Verſtorbenen das heilige Abendmahl genommen worden. Die Beiſetzung erfolgte erſt am 23. Das alles 10 Meilen von mir entfernt. Und am 23. früh verſchwand die Flamme der bei meinem Frühſtück brennenden Kerze in Form einer ausgebreiteten Roſe, auf deren ſchwarzem Grunde ein Trauerzug feurig ſich geſtaltete. Der Schmerz am Herzen war betäubend.

2.

Vier Wochen vor dem Tode meines älteſten Sohnes war das Ahnungszeichen im Altan-Zimmer ein mir zu Füßen fallender Trumeau-Spiegel, als ich um Geneſung meines kaumlebenden Kindes bete. — Schmerz am Herzen und Blutstropfen.

Nach meiner Schweſter Tode, als ich mit meiner Familie von Wien herbeieilte, war die Viſion des Nachmittags im Gaſthauſe zu Czaslau: ich ſtand am Fenſter, ein Leichenzug ging vorüber, ein Sarg, in welchem eine junge Frau lag, mit Blumen bedeckt, vor ihm her ſtreuten zwei Kinder Roſen; ich öffnete das Fenſter, ſehe dem Zuge nach, er biegt um die Ecke einer Straße nach der Kirche. Niemand von denen, die mit mir waren, hatten ihn erblickt. — Schmerz am Herzen.

Doch, dem iſt genug — dies iſt nur unter vielem mir ſo eben ins Gemüth gekommen.

Mein Schickſal iſt, als ſchwimme ich auf den Fluthen des Oceans — vom Aufgange der Sonne kam ich her — es kommen der Meeresblumen ſchönſte mir zugeſchwommen; ſie begleiten mich eine Zeitlang, dann verſchwinden ſie wieder — ich aber ſehe ſchon von der Abendröthe die Wellen angeſtrahlt, die ich noch zu durchſchneiden habe; und fallen auch zuweilen Thränen darein, ja oft vielfach, ſo laſſe ich ſie hinter mir — bald wird keine Thräne mehr mir voreilen — ich aber mich freuen — freuen.

Todesanzeigen.

1.

In dem in der L. gelegenen M. wohnte einer meiner Buſenfreunde, den ich zärtlich liebte. Er war ledigen Standes und führte in ſeiner Jugend ein gottſeliges Leben, nach dem Beiſpiele ſeiner Eltern, die Mitglieder der Brüdergemeinde waren. Der Tod ſeines ältern Bruders, in deſſen Geſellſchaft er eine Seidenmanufactur betrieb, veranlaßte ihn, dieſes Gewerb allein über ſich zu nehmen. Er lebte damals ſehr eingezogen, und ich erhielt manchmal Nachrichten von ihm mit erneuerten Freundſchaftsverſicherungen. Nach einiger Zeit aber wurde unſere Correſpondenz unterbrochen, und ich mußte, zu meiner großen Betrübniß, erfahren, daß mein Jugendfreund einen unerlaubten Umgang mit einer Italienerin hatte, welche ihm etliche Kinder gebahr. Da ich in einer glücklichen Ehe lebte, ſo bot mir dieſer Umſtand eine ſchickliche Gelegenheit dar, etliche Briefe an meinen Freund zu ſchreiben, worin ich ihm das Glück ſchilderte, das meine eheliche Verbindung über mein Daſeyn verbreitete; und ich lud ihn liebreich ein, meinem Beiſpiele zu folgen: ich ſtellte mich unwiſſend über ſeine immoraliſchen Verhältniſſe, und ſtreute blos, auf die ſchonendſte Art, einige religiöſe Herzensergießungen in meine Briefe, in der Abſicht, einige Rührung hervorzubringen, und vielleicht einige zutrauliche Eröffnungen zu erhalten, die mir den Leitfaden zu ernſthaften Ermahnungen darbieten könnten. Aber es ſchien mir, daß ſeine Leidenſchaft zu ſtark eingewurzelt und mit einer falſchen Schamhaftigkeit verbunden war, um ihm den Muth zu geben, meine Briefe zu beantworten. Nun ſchwieg ich auch, und überließ ihn ſeinem Schickſale. Und da er mit ſeinem Bruder in S. am Rhein, wegen Geldintereſſe zerfallen war; ſo ſchrieb er auch dieſem Bruder, der ihn in Italien beſucht hatte, nichts mehr als unverdiente bittere Vorwürfe, ohne von ſeinen häuslichen Verhältniſſen zu ſprechen, die ſein Bruder getadelt hatte. So blieb die Sache bis in das Jahr 1826, in welchem ihn eine gefährliche Krankheit in L. überfiel, wohin er ſich von M. ſeit geraumer Zeit in Ruhe begeben hatte. Weder ſein Bruder, der in unſerer gemeinſchaftlichen Geburtsſtadt eine ehrenvolle Anſtellung hatte, noch ich, hatten die mindeſte Nachricht von der Krankheit dieſes Freundes; als ich einſt abermals, bei dem Eintritt in mein Kabinet, auf dem Geſimſe zu meiner Rechten ſehr deutlich drei Schläge hörte, davon die zwei erſten ſchnell auf einander folgten und der dritte langſamer mit mehr Nachdruck geſchah; gerade ſo, wie in der Muſik, eine Viertelsnote auf zwei Achtelsnoten folgend auf einer Pauke ausgedrückt werden. Da ſich bei mir kein Gedanke an etwas Ueberſinnliches regte, ſo ſchrieb ich dieſe Schläge einer blos phyſiſchen, wiewohl unerklärbaren Urſache zu; wollte, wie gewöhnlich, meine Kleidung ablegen, und ging deswegen auf die entgegengeſetzte Seite meines Zimmers; aber hier wiederholten ſich die abgemeſſenen drei Schläge. Nun wurde ich neugierig, den Grund dieſes Klopfens zu erforſchen. Ich unterſuchte ſehr genau die Localitäten; da aber meine Mühe vergebens war, ſo zeichnete ich Tag und Stunde des Klopfens auf meinen Kalender, ohne jemanden Etwas von dieſem Vorfalle zu ſagen. Nach einigen Tagen erhielt ich einen Brief von Herrn Pfarrer St. aus B., das 6 Stunden von L. entlegen war, worin er mir anzeigte, daß mein Freund ihn berufen hätte, um ihm das heilige Abendmal zu reichen. Dieſer habe ihm aufgetragen, ihn bei mir zu entſchuldigen, daß er auf meine freundſchaftlichen Briefe nicht geantwortet hätte, daß er durch Geſchäfte daran verhindert worden wäre. Einige Tage nachher erfuhr ich, daß ſein hieſiger Bruder amtliche Nachricht von dem Abſterben dieſes ſeines

Bruders, meines Freundes, erhalten hatte. Ich erkundigte mich ſogleich darüber bei demſelben, welcher mir anzeigte, daß ſein Bruder an demſelbigen Tage in derſelben Stunde, in welcher die obbemeldeten Schläge ſich hören ließen, geſtorben ſey.

2.

Den 30. April 1831 bekam ich einen Beſuch von Mademoiſelle Friederike P., die durch ihre hohe Verſtandesbildung und ihre zarten Gefühle, in welchen ſie manchmal gleichſam ſchwelgte, ihren großen Geſchmack und ihre theilnehmende Freundſchaft ſich dergeſtalt auszeichnete, daß man ſich in den erſten Stunden ihres Umgangs von ihr, wie die freundſchaftlichen Magnetpole, unwillkührlich angezogen fühlt. In Paris ward ſie täglich mit Staatsmännern und Schöngeiſtern umgeben, die ihre lyriſchen, zum Theil gedruckten Gedichte, hochſchätzten; beſonders war ſie mit einer aus den Zeitſchriften ſehr bekannten Familie, die ihren Werth ſchon Jahre lang geprüft hatte, durch die Bande der innigſten Freundſchaft verknüpft. Sie iſt aber, was den Chriſtenglauben anlangt, eine ihren vertrauten Freunden wohlbekannte Rationaliſtin, welche mit den berühmteſten Männern in dieſem Fache wetteifern kann: denn ſie glaubt nicht, daß die Bibel die Offenbarung Gottes ſey; ſondern daß dieſe in der Bibel enthalten ſey; woraus die menſchliche Vernunft nur diejenigen Gegenſtände zu ſchöpfen und für Offenbarungen Gottes zu halten habe, die ſich mit der natürlichen menſchlichen Vernunft begreifen laſſen. Da ſich nun die Wirkungen des Ueberſinnlichen, Geiſtigen ſo wenig begreifen laſſen, daß wir nicht einmal die täglich unſern Augen ſich darbietenden Wirkungen der Seele zu begreifen im Stande ſind, wenn ſie die materiellen Glieder des Leibes in Bewegung ſetzt, ſo widerſetzt ſich die Vernunft der Annahme aller Begebenheiten, die man überſinnlichen Urſachen zuzuſchreiben geneigt ſcheint, und ſchreibt ſie einem blinden Zufall oder einem individuellen Gefühle zu. Es iſt daher ſehr begreiflich, daß dieſes philoſophiſche Fräulein alle überſinnlichen Begebenheiten wenig achtet und nicht ſelten mit ſpottendem Witze für Ammenmärchen ausgiebt, aber mit gewandter Zunge, aus materiellen Urſachen zu erklären ſucht, ob ſie gleich ſchon in früher Jugend in ihrem väterlichen Hauſe mehr als eine Gelegenheit fand, ihre Begriffe in dieſem Fache zu berichtigen.

Mit dieſem Frauenzimmer ging ich den 27. April Morgens in meinem Speiſeſaale auf und ab, und unterhielt ſie mit politiſchen und philoſophiſchen Gegenſtänden. Als wir nun, nach mehreren Gängen, an einem Ende dieſes Zimmers angelangt waren, und dem andern Ende den Rücken kehrten; ſo hörten wir hinter uns einen lauten Knall. Wir kehrten ſchnell um, und unſre Philoſophin fragte mich, woher dieſer Knall kommen könnte? Wir gingen auf die Stelle los, wo der Knall herzukommen ſchien, und fanden eine Glasflaſche, die ich, nach genauer Prüfung, ob ſie keinen Sprung hätte, ungefähr bis zur Hälfte mit Branntwein und einigen ganz dürren Kräutern angefüllt hatte. Dieſe Flaſche war ringsherum abgeſprungen: ob gleich kein einziger Beſtandtheil dieſes Kräuterweins zu einer etwaigen Gährung geeignet war, welches Friedericke ſelbſt einſah; und ſo blieb die Urſache dieſes Knallſprungs unerörtert. Endlich wagte ich es, die Frage aufzuwerfen, ob nicht dieſe Begebenheit vielleicht eine Todesanzeige ſeyn könnte? Friedericke ſtutzte; ließ aber nicht merken, ob ſie etwa glauben könnte, daß dies den Tod einer uns beiden oder einem von uns bekannten lieben Perſon angehe, und daß es ein Lebewohl! ſeyn könnte. Sie zählte unter ihre Freunde einen unſerer ziemlich nahen Anverwandten, den franzöſiſchen Kriegsintendanten D.....n, der von einer gefährlichen Krankheit ergriffen war. Doch um ſie nicht mit ſo traurigen Ahnungen länger zu unterhalten, brach ich ab, änderte den Gegenſtand unſerer Unterredung, und überließ es ihrem Gutdünken, ſich eine Verbindung zwiſchen dieſem Flaſchenſprung und dem kurz vorher geſtorbenen D. oder dem an demſelbigen Tage erfolgten Tode meines ihr wohl bekannten und von uns beiden hochgeſchätzten Amtsgenoſſen, Herrn H. zu denken, der denſelben Morgen um 3 Uhr verſchied.

3.

Im Sommer deſſelben Jahrs traf ich auf einem Spaziergang über eine nahe bei der Stadt St. gelegene Wieſe den alten P. mit ſeiner Familie an, der in amtlichen Verhältniſſen mit mir ſtand. Ich ſetzte mich zu ihm nieder und ſprach mit ihm von ſeinen Kindern und zahlreichen Enkeln, deren Erziehung und Bildung ihm ſehr am Herzen lag; er drückte mir mit vieler Wärme den Wunſch aus, daß ſie Alle fleißig lernen möchten, um einſt nützliche Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft werden zu können. Ich lobte dieſen Wunſch, bemerkte ihm aber, daß bei der Erziehung und dem Unterrichte man ja nicht blos für dieſe Welt erzogen und belehrt ſeyn dürfte; daß man doch ja den Hauptzweck des menſchlichen Lebens nicht aus den Augen laſſen ſollte, nämlich für das ewige Leben zu ſorgen (Joh. 3, 16.). Dieſe Bemerkung leitete uns auf ein religiöſes Geſpräch, in welchem ich bald gewahr wurde, daß das Chriſtenthum des Herrn P. nicht auf einen Felſen, ſondern auf beweglichen Sand gebaut war. Ich ſuchte deßwegen einige Saamenkörner in ſein Herz zu ſtreuen, in der Hoffnung, daß dieſelben früher oder ſpäter reiche Früchte bringen würden, und verließ ihn. Nach einiger Zeit erfuhr ich, daß Herr P. an einer Geſchwulſt der großen Pulsader leide, die aus der linken Herzkammer entſpringt; und daß man ſeinen Tod alle Augenblicke erwarten müßte, der plötzlich erfolgen würde, wenn die durch Ausdehnung verdünnte Pulsader zerplatzte. Da dieſe unheilbare Lokalkrankheit den Leidenden immer mit großen Bangigkeiten quälte, ſo beſuchte ich dieſen Bekannten, den ich von ſeiner Gattin und einer ſeiner Töchter umgeben, in einem ſehr niedergeſchlagenen Gemüthszuſtande antraf. Nach

einigen vorläufigen Fragen über ſeinen leiblichen Zuſtand, f
ich an, ihm von den Hoffnungen einer ewigen Seligkeit
ſprechen, und ermahnte ihn, ſich weder den Tod zu wünſch
noch das zeitliche Leben; ſondern ſich an das Wort des Apoſ
zu halten: „Leben wir, ſo leben wir dem Herrn; ſterben w
ſo ſterben wir dem Herrn; wir mögen nun leben oder ſterb
ſo ſind wir des Herrn,“ (Röm. 14, 8.). Dieſer Zuſpr
ſchien ihn ganz aufzuheitern; ſo daß er und ſeine Umgebun
mich dringend baten, ihn doch bald wieder zu beſuchen.
verſprach es, wurde aber durch Geſchäfte und einen Beſ
von mehreren Freunden aus der Schweiz verhindert, mei
Vorhaben, jenen Kranken zu beſuchen, Genüge zu leiſ
Obige Freunde aßen mit mir und meiner Familie zu Na
wir waren zu neun Perſonen an einem langen Tiſche,
deſſen oberer und unterer Mitte eine Waſſerflaſche von weiſ
Glas frei und ohne Berührung von Schüſſeln oder Pla
ſtand. Kaum waren wir einige Minuten an dem Tiſche
ſeſſen, ſo hörten wir Alle einen Knall und bemerkten,
eine der zwei Waſſerflaſchen, die Niemand berührt hatte, ri
herum zerſprungen war, und das darin enthaltene Waſſer
dem runden Spalt auf den Tiſch herauslief. Sogleich
merkte einer der Tiſchgenoſſen, daß dies wohl eine Tode
anzeige ſeyn könnte; über welchen Gegenſtand wir
einige Zeit lang unterhielten. Nach einer halben Stun
kam ein Dienſtbote zur Stube herein und gab mir vor al
Gäſten folgenden Bericht: „Da Sie ſich ſo ſehr für
Schickſal des Herrn P. intereſſirten und Willens waren,
wieder zu beſuchen, ſo läßt Ihnen die Frau P. ſagen, daß
lieber Gatte vor einer halben Stunde verſchieden
und vor ſeinem Ende noch oft von Ihnen geſprochen hab

Nun zweifelten wir nicht mehr an der Todesanzeige
Herrn P.

4.

Der Großvater der Frau B. hatte ihr ein Trinkglas verehret, worauf die Mitglieder ſeiner Familie in eingeſchliffenen Roſen vorgeſtellt waren; die Geſtorbenen wurden durch ſolche angedeutet, die zerknickt und abgefallen waren; die Roſe aber, die ihn ſelbſt vorſtellen ſollte, ſtand aufwärts gerichtet. Dieſes Andenken der Liebe ſtellte die Frau B. zur Schau in ihrem Wohnzimmer auf. Einſt ſaß ſie ruhig, mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt, in dieſem Zimmer, als ein Knall von der Seite, wo dieſes Trinkglas ſtand, ihr zu Ohren kam; ſie erſchrack darüber, ſtand auf, um die Urſache dieſes Knalls zu entdecken, und fand, zu ihrem größten Erſtaunen, daß der Boden des Trinkglaſes abgebrochen und der bodenloſe Becher deſſelben neben dem Boden des Glaſes ſtand. Sie wußte ſich dieſen ſonderbaren Zufall nicht zu erklären, bis ſie bald darnach die Nachricht des Todes ihres Großvaters erfuhr, den die lebend ſtehende Roſe vorſtellte.

5.

Frau B., eine rechtſchaffene alte Wittwe, verſichert, daß wenn eine mit ihr verwandte Perſon ſtirbt, ſie etwa eine Woche vorher Nachts tanzende Flämmchen auf ihrer Bettdecke ſieht.

6.

Ein alter Mann, der bei ſeinem Sohne wohnte, erkrankte und ſtarb. Eben um die Zeit ſeines Verſcheidens ſaß ein Stockwerk tiefer ſeine ſchon erwachſene Enkelin allein im Zimmer bei ihrer Arbeit, und hörte vor der halboffenen Thüre auf dem geplatteten Vorplatz ein Schlürfen, als wenn Jemand mit Schlappen umherginge. Dieſes wird hier zur Beſtätigung vieler ähnlichen Erfahrungen angeführt.

Eine Viſion eines Kindes, durch welche ihm ſein nahe bevorſtehender Tod angezeigt wird.

Man hatte mir von einem Kinde in Niederhall erzählt, welches am hellen Mittag eine Erſcheinung gehabt hatte, welche ihm ſeinen nahen Tod ankündigte, und bald darauf auch erfolgte. Ich ließ daher, als ich nach Niederhall kam, das Todtenregiſter aufſchlagen, und fand im Jahre 1782 von der Hand meines Schwiegervaters Folgendes:

„Dienſtag den 7. November, Abends zwiſchen 7—8 Uhr iſt Roſina Barbara, Johann Michael Foſſens, Bürgers und Küfers Tochterlein an Lungen- und Leberkrankheit geſtorben. Es war alt acht Jahr, acht Monat und drei Tage.

NB. Dieſes Mädchen kam den 4. Juli h. a. zu mir, und erzählte: daß ſie einige Tage vorher am hellen Mittag zwiſchen 11 und 12 Uhr auf dem freien Felde, wo ſie allein war und Bleichtuch hütete, eine Erſcheinung folgender Art geſehen habe. Es ſey eine lange weißliche Geſtalt den Berg herabgekommen, habe ſich zu ſeiner Seite geſetzt, und ſie mit den ſchmeichelhaften Worten zu überreden geſucht, mit zu gehen, indem dies von guter Folge ſeyn würde. Eine gegenüber, in der Hecke ſitzende ſcheußliche Geſtalt hätte aber allemal mit grimmiger Miene davor gewarnt. Da es ſich dann weigerte, ſo wäre ihm von der weißen Geſtalt ein Billet in die Hand gegeben worden mit den Worten, daß es bald ſterben werde. Das Kind fürchtete ſich aber weiter nicht, dachte nicht mehr daran, und die Fama verlor ſich, und es ſtarb an obiger Krankheit.“

Gerber.

Erſcheinungen nach dem Tode.

1.

Wenn nicht ſelten Erſcheinungen geliebter Verſtorbenen, welche in Träumen der Zurückgebliebenen Statt gefunden haben ſollen, als bloße Schöpfungen der ſehnſuchtsvollen Liebe, in welcher die Einbildungskraft geſchäftig war, angeſehen werden müſſen, ſo macht gewiß nachfolgende Thatſache, in welcher eine ſolche Erſcheinung auch von einer zweiten wachenden Perſon zur gleichen Zeit und ganz unerwartet beobachtet worden iſt, hievon eine Ausnahme.

Die Wittwe[*] des Herrn ...r in ...dt hielt ſich bis zu ihrem Tode bei ihrer in ...g verheiratheten Tochter auf. Eine zweite Tochter iſt in ...t verheirathet. Letztere hatte zu Lebzeiten der Mutter mehr als einmal gegen dieſe den Wunſch ausgeſprochen, ſie möchte, wenn es ihr möglich ſey, nach ihrem Tode ihr erſcheinen, oder wenigſtens beſtimmte Kunde von ſich geben, aber immer die Erwiederung erhalten: „ſie könne das nicht verſprechen; es werde wohl nicht erlaubt ſeyn; vielleicht wäre es für beide nicht gut.“

Im Jahr 1834 ſtarb die Mutter in ...g, und länger, als ein Jahr hatte es wirklich den Anſchein, als ſollte der gedachte Wunſch der jüngeren Tochter in ...t nicht in Erfüllung gehen, als ein Ereigniß in ihrem Leben eintrat, deſſen Entwickelung, ſofern dieſelbe theilweiſe von ihrem Benehmen abhing, auf das Glück oder Unglück ihres ferneren Lebensgangs entſchiedenen Einfluß haben mußte.

Hier war ſie oft rathlos, und der ſehnſuchtsvolle Wunſch nach der Nähe und dem Umgang der ſel. Mutter lag ihr oft ſchmerzlich nahe.

[*] Die Familie will nicht genannt ſeyn: obige Namen und Ortsbezeichnungen ſind daher ohne Bedeutung.

Um dieſe Zeit, etwa fünf Vierteljahre nach dem Tode de Mutter, träumte ſie einmal Nachts, dieſe ſey ihr ganz in de Geſtalt, die ſie im Leben gehabt, erſchienen, auf ſie zugegangen, und habe ſie mit freundlichem Ernſt alſo angeredet „Tochter, wie geht es Dir?“ Auf die Antwort: „Gut, lieb Mutter,“ habe dieſe langſam den Finger gegen ſie erhoben und erwiedert: „Tochter, du ſagſt nicht die Wahrheit.“ Dieſe Rede habe ſie mehrere Erinnerungen und Warnungen angefügt, welche ganz auf ihre damalige Lage und namentlich au jenes Ereigniß berechnet geweſen ſeyen, wobei ihr beſonders bemerkenswerth geweſen, daß die Worte der Mutter alle i gebundener Rede und ſogar zum Theil in gereimten Verſen geſprochen worden ſeyen. — Bald darauf erwachte ſie, erinnerte ſich ganz klar der Erſcheinung, und bedauerte nur, daß die a ſie gerichtet geweſenen Worte der Mutter ihrem Gedächtniß entſchwunden waren. Sie hatte nichts von denſelben behalten können, als den Schluß:

Ein kleiner Streit, den du nicht recht bewacht,
Kann Störer deines ew'gen Heiles werden.

Unter ernſten Betrachtungen über ihren bedeutungsvollen Traum ſchlief ſie wieder ein, und ſogleich ſtellte ſich das Bild der Mutter ihrer Seele wieder dar. Abermals trat ſie auf ſie zu, machte die gleiche Frage, erhielt, als habe die Tochter die erſte Erſcheinung vergeſſen, dieſelbe Antwort, und gab darauf die gleichen Erinnerungen, welche mit denſelben Worten, die kaum angeführt worden ſind, ſich ſchloßen.

Nach dem Erwachen, das nun unmittelbar folgte, erinnerte ſich die Tochter abermals der vernommenen Ermahnungen nicht mehr wörtlich, und nahm ſich vor, wenn, was ſie hoffte, die Mutter zum dritten Mal ihr erſcheine, dieſelbe um Wiederholung ihrer Reden zu bitten. Es geſchah, wie ſie gewünſcht hatte. Sie entſchlief wieder, und ganz wie die beiden erſten Male trat die Mutter zu ihr, und wiederholte ihr auf ihre Bitte die gleichen Worte. Jedoch auch dies[illegible]al erinnerte ſie ſich nach dem Erwachen derſelben nimmer, mit

Ausnahme obiger Schlußworte und des Beiſatzes: „Behalte, was ich dir geſagt habe, ſo lange du lebſt!“ Nur der Eindruck des ganzen Auftritts blieb tief in ihrer Seele zurück; ſie wußte nun, wie ſie in jener ſie beunruhigenden Angelegenheit zu handeln hatte, wenn ſie gut und glücklich enden ſollte, und faßte, noch ehe ſie ſich vom Lager erhob, Entſchlüſſe, welche ſie ſpäter zu bereuen nie Urſache gehabt hat.

Unter dieſen Betrachtungen brach die Morgendämmerung an; es war gegen ſechs Uhr, und ſie erhob ſich, der Magd zu läuten. Während ſie dieſes that, trat plötzlich dieſe höchſt erſchrocken in's Schlafzimmer mit den Worten: „Um Gotteswillen Frau, da draußen im Vorzimmer habe ich ſo eben die Frau Großmutter wie ſie gelebt hat, ſitzen geſehen.“ Schnell begab ſich die Frau mit der Magd in das bezeichnete Zimmer: aber weder die Eine noch die Andere ſah jetzt mehr die Erſcheinung.

Dieſes unerwartete Zuſammentreffen des gleichen Geſichts zur gleichen Zeit bei der Frau und Magd hebt die erzählte Erſcheinung ohne Widerſpruch über das Gebiet der gemeinen Träume, und drückt ihr entſchieden den Charakter einer wirklichen Thatſache, und ſomit der Erſchienenen den der Perſönlichkeit auf.

Geraume Zeit nach dem erzählten Vorfalle äußerte die Frau über jenes von ihr nie ſpeziell bezeichnete Ereigniß, das ihr ſo viele Unruhe gemacht hatte, mit folgenden Worten: „Von jener Erſcheinung an überließ ich die Sache willenlos der Fügung des Herrn, und Alles ging unerwartet gut. Hätte ich anders gehandelt, ſo hätte ich es ſchwer zu bereuen gehabt.“

Schließlich muß bemerkt werden, daß dieſelbe Frau vor einigen Jahren eines Mittags nach Tiſche, als ſie in's Wohnzimmer trat, einen ihrer Bekannten, *der noch lebte, aber ferne war*, leibhaftig vor dem Tiſche ſtehend und in ein Buch blickend, geſehen hat. Sie blieb vor der Erſcheinung ſtehen, und betrachtete ſie einige Zeit genau und ruhig, worauf ſie verſchwand. Es iſt Schade, daß man nicht erfahren konnte, in welcher Situation im gleichen Moment der Erſcheinende zu Hauſe dem Leibe nach ſich befunden hat. Jedenfalls aber ſpricht auch dieſe Thatſache für eine ſehr entwickelte innere Sehkraft der Frau, von der ſie auch noch ſonſtige Erfahrungen in ihrem Leben gemacht zu haben verſichert.

Für die Wahrhaftigkeit derſelben kann gebürgt werden. Sie gehört dem höheren Stande und einer chriſtlich gebildeten Familie an.

2.

Julie E., eine Bruderstochter eines meiner Amtsvorfahren, die noch lebende Tochter des verſtorbenen Buchbinders E. in Wl., ein ſehr achtungswerthes, chriſtlich geſinntes Frauenzimmer von etlichen und vierzig Jahren, hat mir Folgendes erzählt:

Es war im Juni des Jahres 1839, daß ich in dem Stübchen zu Wl., das ich allein bewohne, und in welchem ich ſchlafe, ſo oft ich mich zu Bette gelegt hatte, immer in und an demſelben eine Beunruhigung, die von außen kam, zu erfahren hatte. Da ich ferne von allem Aberglauben und namentlich aller Furcht bin, indem ich bei Todten ſchon ganze Nächte allein ohne die mindeſte Anwandlung von Aengſtlichkeit zugebracht habe, ſo kam mir anfangs kein Gedanke, es möchte hier etwas Uebernatürliches im Spiele ſeyn, und da ich vor den Mäuſen eine beſondere Averſion habe, ſo ſtand ich mehrere Male in jener Zeit auf, zündete ein Licht an, und ſah genau im Bette nach, ob nicht dergleichen fremde Gäſte mich beunruhigen. Immer aber war mein Suchen vergeblich, und ärgerlich über die allnächtliche Störung legte ich mich immer wieder nieder, um im nächſten Augenblicke die gleiche Beunruhigung namentlich an und unter meinem Kopfkiſſen zu verſpüren, die mir meiſtens wie ein Kratzen oder Grübeln oder Nagen an demſelben vorkam. Nach und nach gewöhnte ich mich daran, und endlich achtete ich die Sache nicht mehr ſo ſehr, weßhalb ich die Nachſuchungen aufgab. Nur ein Umſtand wurde mir allmählig auffallend, der immer gleichmäßig eintrat. So oft ich nemlich auf meinem Lager betete, hörte das Kratzen immer, ſo lange das Gebet dauerte, regelmäßig auf, und begann erſt wieder einige Zeit nach deſſen Beendigung. — Dennoch ſchloß ich immer noch auf keine übernatürliche Beunruhigung.

Ich war gewohnt, alle Nacht die Thüre meines Zimmers durch einen Riegel zu verſchließen. Dieß hatte ich eines Abends vergeſſen, und in dieſer Nacht war es auch außerhalb meines Bettes ſo unruhig, daß ich unmöglich ſchlafen konnte. Neben meinem Lager hörte ich, ohne jedoch das Mindeſte zu ſehen, ganz vernehmliche Tritte, welche hin und her am Bette gemacht wurden. Ihr Ton war zwar leichter, als von Schuhen oder Pantoffeln: aber ein deutliches Hin- und Hergehen einer erwachſenen Perſon wie auf Strümpfen konnte ich wohl unterſcheiden. Ich ſtand auf, unterſuchte mein ganzes kleines Zimmer, und nun ſah und hörte ich nichts mehr, ſo daß ich glaubte, mich getäuſcht zu haben. Ich riegelte ab, und legte mich wieder nieder. Kaum aber lag ich, ſo fing das Gehen von Neuem an. Nun rief ich: wer iſt da? erhielt jedoch keine Antwort. Nun fing ich an zu beten und ſiehe da, plötzlich hörte das Geräuſche der Tritte auf. Jetzt wurde mirs doch etwas unheimlich, da ich nun faſt überzeugt ſeyn konnte, daß ein überſinnliches Weſen ſich mit mir zu ſchaffen mache, zumal, da abermals nach Beendigung des Gebetes das Gehen wieder anfieng. Endlich ſchlief ich doch ein, und ſchlief bis zum Morgen.

Nach einigen Nächten wiederholte ſich das Gehen, und auf meine etwas ärgerlich geſprochene Aufforderung, mich in Gottes Namen in Ruhe zu laſſen, hörte ich ein Rauſchen und Rücken an dem Seſſel, der an meinem Bette ſtand. Es war mir, als ob Jemand ſich auf denſelben geſetzt hätte, zugleich glaubte ich, eine nebelhafte Geſtalt zu bemerken, die ſich auf dem Seſſel hin und her bewegte. Ich griff mit der Hand darnach, fühlte jedoch keinen Widerſtand. Nach einigen Minuten ſah ich nichts mehr, und auch das Gehen hörte ich nimmer, wogegen das Kratzen am Bette wieder anfieng, das mich jedoch nicht am Einſchlafen hinderte.

Bald darauf ward ich wieder ſtärker beunruhigt. Etwa vierzehn Tage nach dem letztgenannten Vorfall hörte ich jenes Schreiten wieder, und abermals rief ich: Wer iſt da? Statt der Antwort ſah ich eine graue Nebelgeſtalt jetzt viel deutlicher als letzthin vor meinem Bette ſtehen, welche allmählig eine menſchliche Form annahm, und ſich als eine alte Frau darſtellte. Furchtlos richtete ich mich im Bette auf, ſtreckte meinen Arm nach der Geſtalt aus, und fuhr damit mehrere Mal durch ſie hindurch, ohne daß ich etwas fühlte: aber auch ohne daß die Geſtalt ſich verändert hätte. Anfangs ſah ich keine deutliche Figur und kein Geſicht. Nach einigen Minuten aber ſah ich zu meiner höchſten Ueberraſchung die mir wohlbekannte Geſtalt meiner verſtorbenen Großmutter, welche an einen Kaufmann R. in C. verheirathet geweſen war. Ich erſchrak über dieſe Erſcheinung nicht wenig, und bedurfte einige Zeit, mich zu faſſen, während welcher die Geſtalt unverrückt an meinem Bette ſtehen blieb. Als ich ruhiger und zu ſprechen fähig war, fragte ich: Biſt du nicht meine Großmutter R. von C.? und ich erhielt die vernehmliche aber dumpfe Antwort: „Ja, ich bins." — Schon dreißig Jahre biſt du todt und noch immer auf der Erde, warum iſt das? — Antwort: „Ich bin nicht glücklich." — Kann ich für dich etwas thun? Soll ich etwa für dich beten, daß du Gnade vor Gott findeſt? — Auf dieſe Frage erhielt ich keine Antwort; wohl aber ſah ich, wie die Geſtalt den Kopf ſenkte, ſich zurückzog, und mir plötzlich unſichtbar wurde.

Wenige Tage darauf kam die Erſcheinung wieder, ohne etwas zu reden. Sie blieb blos vor dem Bette eines Mädchens, das ich, um nicht allein zu ſeyn, in mein Zimmer gelegt hatte, einige Mal ſtehen, ging dann auf das meinige zu, erhob den Arm, machte eine zornige Gebährde und ſchlug auf mein Deckbette, daß es ſchallte, worauf ſie plötzlich verſchwand. Die Magd hatte fortgeſchlafen, ohne etwas gehört zu haben, obgleich ich, die ich ſehr übel höre, den Schlag deutlich gehört hatte.

Einige Zeit darauf kam die Großmutter wieder in

Geſtalt eines häßlichen, buckligten Weibchens, blieb jedoch nur einige Minuten, während welcher ſie verſchiedene, wie drohende, Bewegungen mit dem Arme machte, und ein zorniges Geſicht zeigte, übrigens mir nicht näher kam. —

Endlich kam es ſo weit, daß die Geſtalt alle Nächte kam, ſich dem Bette näherte, an der Decke zog, und dann ſich an meine Seite zu mir ins Bette legte, wo ſie kürzer oder länger verweilte, und dann vor dem Abgehen im Zimmer polterte, als ob der Tiſch und die Seſſel umgeworfen würden. Morgens jedoch ſtand alles in der gehörigen Ordnung an ſeiner Stelle. Einmal ſchlug ſie wie mit der flachen Hand auf den Tiſch, daß es patſchte.

Das Schreckliche bei dieſen nächtlichen Beſuchen war mir, daß die Geſtalt ſich zu mir ins Bett legte. Schon eine ſolche Nähe war mir grauenhaft: aber das Aergſte dabei war, daß ſie jedesmal einen abſcheulichen Geſtank mit ſich brachte, den ich mit keinem andern vergleichen kann. Ich proteſtirte deßhalb oft gegen dieſe Zudringlichkeit, und wehrte mich ſogar einmal mit den Armen dagegen. Hierüber aber wurde der Geiſt zornig, und ſagte, als er ſich dennoch hingelegt, und ich den Kopf unter die Decke auf der entgegengeſetzten Seite des Bettes geſteckt hatte, laut lachend: „Das mußt du riechen, und wenn du nicht willſt.“

Dieſe Bettbeſuche dauerten ein volles Vierteljahr, und ich fühlte bald, daß ſie meiner Geſundheit, namentlich meinen Nerven und meinem Gehör, das ohnehin ſchwach war, in hohem Grade nachtheilig waren. Allein ich konnte mich auf keine Weiſe von demſelben befreien. Das Gebet erleichterte zwar meine Lage, indem während deſſelben Ruhe war, und wenn ich darin anhielt, das Poltern und Lärmen geringer und ſeltener war: aber dennoch dauerten die allnächtlichen Erſcheinungen fort, und nahmen zwiſchen hinein auch andere Formen an, die aber immer ſichtlich darauf abzweckten, mich in Unruhe zu verſetzen. So ſah ich deutlich, wie die Geſtalt als ein wüſtes, ſchwarzes Thier auf meinen Kleidern ſaß, die ich auf den Seſſel am Bette gelegt hatte; wie daſſelbe nach einiger Zeit auf den Boden hinabhüpfte, und die Kleider mit hinabriß, während ſie ein anderes Mal um mich herumbrummte und ſurrte, wie viele tauſend Bienen.

So dauerte der Spuk fünf Vierteljahre mit wenigen Unterbrechungen beinahe allnächtlich fort. Zuweilen fragte ich die Großmutter, was der Grund ihres Umherirrens ſey, und ob ich etwas für ſie thun könne? Aber nie erhielt ich eine Antwort. Endlich ſah ich ſie in ihrer wahren Geſtalt, wie ich ſie lebend gekannt hatte, einmal in einiger Entfernung von meinem Bette, heftig geſtikuliren, und eine zweite männliche Perſon ihr gegenüberſtehen, welche gleichfalls höchſt erboſt und im Streit mit der Großmutter begriffen ſchien. Auch dieſe zweite Geſtalt erkannte ich als den Schwiegerſohn derſelben, der im gegründeten Verdacht bei ihr geſtanden war, daß er ihr 1200 fl. entwendet habe.

Als ich dieſer Scene einige Zeit zugehört hatte, begann ich zu beten für die Unglücklichen, worauf beide Geſtalten ruhig wurden, und ſich mir zuwandten. Als mein Gebet beendigt war, bat ich ſie, mich zu verlaſſen, verſicherte ſie, daß ſie, ohne ſich an Gottes Gnade zu wenden, nie ruhig werden würden, und verſprach ihnen, von nun an täglich für ſie zu beten, wenn ſie nicht wieder kehren wollten. — Es ſchien, als ob Beide willig zugehört und meine Erinnerung gut aufgenommen hätten: denn langſam entfernten ſie ſich, und ſeitdem, alſo ſeit einem ſtarken Jahr, bin ich frei von den ſchrecklichen Quälereien, die mir die Ruhe meines Lebens verbittert, und meine Geſundheit in hohem Grade angegriffen haben. Seit jener Zeit leide ich viel an höchſt reizbaren Nerven, chroniſchem Kopfſchmerz, und mein Gehör, das vorher ſchon ſchlecht war, iſt jetzt in einem betrübenden Grade geſchwächt.

3.

Der Julie E. erſchien vor etwa fünfzehn Jahren ihre als junge Frau in F. verſtorbene Schweſter, welche ein unmündiges Kind bei einem ſorgloſen Vater, hinterlaſſen hatte, einmal bei Nacht, als ſie hell im Bette wachte. Sie trat als eine lichte Geſtalt, die ſie jedoch ſogleich als ihre Schweſter erkannte, vor ihr Bette, und ſagte: „Mein Mann will, du ſolleſt ihn heirathen; das aber ſollſt du nicht thun: ihm iſt eine Andere beſtimmt. Aber meines Kindes ſollſt du dich annehmen, darum bleibe noch im Hauſe, bis anders für daſſelbe geſorgt wird.“ Wirklich machte ihr bald darauf der Witwer einen Heirathsantrag, den ſie ungewarnt wohl angenommen haben würde. So aber lehnte ſie ihn ab, blieb jedoch, um des Kindes willen noch in dem Hauſe des Schwagers bis zu deſſen Wiederverheirathung, die nach einem halben Jahre erfolgte. — An dieſe ihr erſchienene Schweſter machte Julie E. bei dieſer einzigen Gelegenheit, da ſie ſie nach ihrem Tode ſah, die Frage: „Wie geht es unſerem vor fünf Jahren verſtorbenen Bruder? Ich bin oft um ihn bekümmert.“ — Antwort: „Er iſt glücklich, beruhige dich um ihn.“ — Hierauf entfernte ſich die Erſcheinung und zeigte ſich nie wieder.

Bald nach dem Tode eines andern ihrer Geſchwiſter, eines Bruders, der in Wn. verheirathet geweſen war, und mehrere unverſorgte Kinder hinterlaſſen hatte, kam derſelbe auch des Nachts zu ihr ans Bette, und ſagte zu ihr: „Schweſter, bete für mich; ich bin an einem finſtern Ort, wo es traurig iſt: aber wenn ich thue, was man mir ſagt, und wie man mich jetzt lehrt, kann ich auch noch glücklich werden. Bete für mich, das hilft mir auch.“ —

Später erſchien derſelbe Bruder wieder in etwas hellerer Geſtalt, und ſagte: „Schweſter, ich danke dir für deine Gebete: aber du mußt noch etwas für mich thun.“ Auf die Frage: Was kann ich thun? erfolgte die Antwort: „Gehe ohne Verzug nach Wn.; meine Kinder werden mißhandelt. Sorge und

hilf!“ — In den nächſten Tagen war Julie gehindert, a
den bezeichneten Ort zu reiſen, da erſchien der Bruder abe
mals und bat flehentlich: „Sieh doch nach meinen Kindern
ſie werden mißhandelt!“ — Unverzüglich reiſte ſie ab, übe
zeugte ſich von der Wahrheit des ihr von ihrem Bruder Mi
getheilten, und erzählte ihrer Schwägerin, einzig in der A
ſicht, ſie zu einer milderen Behandlung der Kleinen zu b
wegen, Alles, was ihr begegnet war. Dieß war auch in d
That das beſte Mittel, das ſie ergreifen konnte. Die Schw
gerin wurde von der Erzählung ſo erſchüttert, daß ſie ſich völl
änderte, und die Kinder es gut bei ihr hatten. — Von nun a
ſah Julie ihren Bruder nicht mehr.

W.

4.

Frau G. von S. erzählte mir folgende Thatſache. Ei
katholiſcher Pfarrer in dem eine Viertelſtunde von H. entlegene
Orte R. lebte mit ihrem Vater, dem Revierförſter B. zu H., ſte
in offener Feindſchaft, und that ihm Alles zu Leide. Im Mon
März 1818 lag der Förſter im Bette, als derſelbe Morgens frü
zwiſchen 3 und 4 Uhr, weder wachend noch träumen
den erwähnten Pfarrer Namens H. an ſein Bette treten ſah, ih
die Hand reichend, und mit Zittern flehentlich bittend: er möcht
ihm doch um Gotteswillen verzeihen, er könn
ſonſt nicht ſterben. Der Förſter gab ihm die Hand, fühlt
deutlich die kalte Todtenhand in der ſeinigen, und antwortete
„So wie ich wünſche, daß Gott mir meine Sünden verzeihe
möge, ſo verzeihe ich auch Ihnen.“ Der Pfarrer verſchwand
Morgens erzählte der Förſter die Erſcheinung ſogleich der Fa
milie; hernach erkundigte er ſich, ob der Pfarrer in R. krank ſey
Er erfuhr, daß er vier Tage krank gelegen, und um die nämlich
Zeit verſchieden ſey, in der er bei ihm geweſen. Er ließ de
Wärter des Pfarrers zu ſich kommen und fragte ihn, wie e
geſtorben. Derſelbe erzählte, er habe einen ſchweren Kamp

gehabt, und habe in großer Bangigkeit und Schweiß gelegen, ſich hin und her gewälzt; gegen vier Uhr aber ſey er plötzlich ruhig geworden, und ſey dann ſanft verſchieden.

T– r.

5.

Mitgetheilt aus Zweibrücken von H. Friedensrichter Schuler.

Dieſer Tage ereignete ſich mir, als hieſigem Ergänzungs-Friedensrichter, in einer Unterſuchungsſache eine Begebenheit, welche ich als Urſache freudig ergreife, an Sie ſchreiben zu dürfen.

Am letzten vorigen Monats ertrank ein ſechzigjähriger Feldſchütze von Niederhauſen, Namens Stucky, Abends ſechs Uhr in dem Kanale dahier, als er allein und etwas betrunken heimkehren wollte. Der Sohn des Müllers und Bürgermeiſters von Niederhauſen, Namens Weizel, ein ganz zuverläſſiger und verſtändiger Mann, zu deſſen Vater Stucky als Schütze öfter in Geſchäften eingekehrt war und welcher denſelben Stucky an jenem Tage, als einem Markttage dahier, Nachmittags noch hier geſehen und geſprochen hatte, war eine Stunde vor Stucky, um 5 Uhr, ſchon nach Hauſe gegangen. Etwa um ſechs Uhr, als Stucky im Kanale ertrank, unweit von Niederhauſen hörte Weizel, der allein ſich unterwegs befand, einen Gegenſtand zehn Schritte hinter ſich von einem Hügel „herabplumſen“ — wie ſich Weizel ausdrückte, — gerade als wenn Etwas in ein Waſſer gefallen wäre; er ſah zurück und bemerkte auf's Beſtimmteſte den Feldſchützen Stucky mit ſeinem Schützenſtock und in ſeiner gewöhnlichen Montur; er rief ihm zu: „Stucky!“ die Geſtalt blieb aber ſtehen; Weizel, nichts Sonderbares ahnend, ging ſeines Wegs heim und dachte, Stucky paſſe vielleicht, ſtillhaltend, einem Feld- oder Waldfrevler auf und könne allein nachkommen. Einige

Zeit nach der Heimkunft Weizels kamen die Söhne Stucky's in die Behauſung des Bürgermeiſters mit der Nachricht, ihr Vater wäre um ſechs Uhr im Kanale bei Zweibrücken ertrunken. Weizel erſtaunte und erwiederte, das könne nicht möglich ſeyn; denn um ſechs Uhr hätte er ihren Vater ſchon in der Nähe des zwei Stunden von Zweibrücken entfernten Dorſes Niederhauſen leibhaftig geſehen. — (Mir ſelbſt erzählte Weizel dieſes.)

Die Unterſuchung ergab indeß, daß Stucky wirklich um ſechs Uhr herum im hieſigen Kanale ertrank.

Wie kann ſolch eine völlig glaubwürdige Thatſache erklärt werden? Manche vermuthen, Stucky habe beim Ertrinken noch an Weizel gedacht und ſich dieſem auf jene Weiſe angezeigt.

Das Griesheimer Haus bei Darmſtadt.

Nachſtehende Erzählung der geſpenſtigen Vorfälle in dem alten Griesheimer Jagdhauſe bei Darmſtadt in den Jahren 1750 u. ſ. w. erſchien zuerſt in der Didaskalia, und da der Verfaſſer ſich auf wirkliche Thatſachen berief, ſo hielt ich es für der Mühe werth, ihrer Quelle näher nachzuforſchen, wo ich fand, daß derſelbe Herr N—ll in Darmſtadt iſt, der ſich hierüber gegen mich noch wie folgt ausſprechen ließ: „Die Geſchichte mit dem Geſpenſterſpuk auf dem Griesheimer Hauſe muß ich für ganz wahr erklären, auch lebt ſie noch im Munde jedes Griesheimers. An der Stelle des Hauſes, welches der Landgraf wegen des ewigen Scandales mit den Geiſtern niederreißen ließ, ſteht jetzt eine Säule mit einer Tafel auf der eine Abbildung des ehemals hier geſtandenen Hauſes zu ſehen iſt. Der jetzige Erbgroßherzog ließ ſie fertigen, er iſt bekanntlich der unermüdete Reſtaurator aller hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten.

„Der verſtorbene Oberforſtrath Becker, ein gebildeter, vorurtheilsfreier Mann, verfaßte bei Gelegenheit der Fertigung jener Tafel eine Geſchichte des Griesheimer Hauſes zu den Akten des Erbgroßherzoges, und aus dieſer Geſchichte ſchrieb ich jenen Artikel für die Didaskalia nieder, jedoch mit manchen Verbeſſerungen, theils des Styles, theils der Fakten, indem ich hierüber in Griesheim ſelbſt manche Erläuterungen bekam. Von der Wahrheit des Ganzen bin ich völlig durchdrungen, obgleich ich mir die Sache nicht zu erklären weiß."

K.

Nicht leicht wird ein erwachſenes Darmſtädter Kind gefunden werden, welches ſich in ſeinen Knabenjahren nicht manch' liebes Mal auf den Tannen der ſogenannten „ſchleppen Allee" vor dem Neckarthore mit Klettern beluſtigt hätte. In der That laden die theils krüppelhaft nur wenig über den Boden hinkriechenden, theils in den ſonderbarſten Windungen und Verſchlingungen nach allen Weltgegenden hingeſtreckten Stämme und Veräſtungen ein jugendliches Gemüth ſo verführeriſch zum Hinaufſteigen ein, daß die Lockungen der fröhlichen Gegenwart meiſt den Sieg über die bangen Beſorgniſſe davon trugen, welche den am Abend müde in's älterliche Haus heimkehrenden Kletterer wegen der zerriſſenen Feiertagshoſen nur allzu oft zu begleiten pflegten.

Wer nach Jahren dieſen Tummelplatz ſeiner Jugendfreuden zum einſamen Spaziergang wählt und auf dem an das Ende der Allee in gerader Richtung ſich anſchließenden Wege durch die düſtere Tannenwaldung noch ungefähr eine halbe Stunde fortwandelt, wird nicht wenig überraſcht ſeyn, plötzlich auf eine Anlage zu ſtoßen, welche einem Luſtgarten keine Unehre machen würde und dem Verſchönerungsſinne des Erbgroßherzogs ihr Entſtehen verdankt. Ein regelmäßig achteckiger Hügel, oben geebnet und mit Kies reinlich beſtreut, nach allen acht Seiten mit fächerförmigen Baumpflanzungen beſetzt, bildet einen Mittelpunkt, in welchem acht gleich weit von einander entfernte Schneiſen zuſammentreffen, zu deren jeder eine Treppe von dem Hügel herabführt. In der Mitte deſſelben zieht ein grüner, ebenfalls achteckiger Block, deſſen Seiten mit den Schneiſen correſpondiren, durch ein nicht eben künſtleriſches Gemälde die Aufmerkſamkeit auf ſich. Man erblickt auf demſelben ein im Walde gelegenes, altfränkiſch gebautes Haus von zwei Stockwerken mit zwei Treppen und einem hohen Dache. Im Vordergrunde hält ein ſechsſpänniger Wagen, in welchem ein Herr in rothem Rock und gepuderter Perücke ſitzt; ein Kutſcher und zwei Reitknechte in blauer Livree und mit ſtattlichen Zöpfen lenken die Pferde. Ein alter Herr kommt ziemlich podagriſch, chapeau bas, an ſeinem Stocke die Treppe herab; links nahet ein Jägersmann, zwei Hunde an der Leine führend, rechts ſetzt eben ein Jagdbedienter, kenntlich an dem großen Jägerhorn, welches ihm über den Rücken hängt, den Fuß in den Steigbügel; in einiger Entfernung zerren ſich zwei Hundejungen mit einer Koppel ungeduldiger Jagdhunde herum. Man ſieht, die Herrſchaft iſt im Begriff, ſich ſammt Gefolge auf die Jagd zu begeben; auch lehrt die Unterſchrift des Gemäldes, daß das abgebildete Gebäude ein fürſtliches Jagdhaus war, welches noch vor weniger als hundert Jahren auf dieſem Hügel ſtand und den Namen des Griesheimer Jagdhauſes oder ſchlechthin des Griesheimer Hauſes führte. Der Grundriß deſſelben iſt auf der entgegengeſetzten Seite des Blockes gleichfalls zu ſehen.

Hier alſo ſchallte ſonſt fröhliches Jagdgetöſe, das Rufen der Jäger, Hörnerklang und Hundegebell: — jetzt herrſcht ringsum ſchweigende Einſamkeit — kein Stein iſt mehr von dem Jagdhauſe zu erblicken.

Ueber das Haus ſowohl, als deſſen Umgebung, exiſtiren noch jetzt allerlei Erzählungen, deren Kenntniß wir theils mündlichen Mittheilungen, theils einem Manuſcripte verdanken, in deſſen Beſitze wir uns befinden. Der Verfaſſer deſſelben, vor einigen Jahren dahier verſtorben, ein ſehr angeſehener, als Menſch und Gelehrter gleich achtbarer Mann, war hohen Ortes aufgefordert worden, das auf die Geſchichte des Hauſes Bezug Habende, ſowie die darüber umlaufenden Erzählungen zu ſammeln. Er ſagt im Eingange ſeines Berichtes:

„Ich ſchicke voraus, daß Dasjenige, was ich erzählen will, theils, hinſichtlich der Hauserbauung, auf geſchichtlichen Quellen, theils, was die ſpäteren Begebenheiten mit dieſem Hauſe bis vor deſſen Abbruch betrifft, auf bloßen, jedoch ziemlich übereinſtimmenden, Ausſagen mehrerer alten Männer beruht, welche im Jahre 1792 aus deren eigenem Munde gehört zu haben ich mich noch genau erinnern kann. Ich nehme keinen Anſtand, einige jener Männer namhaft zu machen, wie den 85 Jahre alt gewordenen Jagdzeugverwalter W....r [*] zu Kranichſtein, ſowie den ebenfalls in hohem Alter verſtorbenen hieſigen Hofbildhauer E.....dt, und deſſen Bruder, den Bildhauer Egidius E.....dt, welche Männer das Griesheimer Haus geſehen und deſſen innere Einrichtung genau gekannt hatten. Ich enthalte mich hier, wie billig, aller Bemerkungen zu jenen, mitunter recht ſchauerlichen Mittheilungen und erlaube mir lediglich nur eine andere Erzählungsmethode, ohne jedoch den Sinn derſelben auch nur im mindeſten zu verletzen.“

---

[*] Im Manuſcripte ſind die Namen ausgeſchrieben.

Wir glauben uns ſchmeicheln zu dürfen, daß es den Leſern und Leſerinnen dieſer Blätter nicht unangenehm ſeyn werde, wenn wir das beſagte Manuſcript in einem Auszuge mittheilen, und bitten um Entſchuldigung, wenn wir mit den nöthigen hiſtoriſchen Angaben beginnen und dann erſt in das angenehm ſchauerliche Gebiet des Geiſterreiches überzugehen wagen.

Geſchichtlich iſt das genannte Haus, gleich mehreren andern, zum Theil jetzt noch ſtehenden Jagdgebäuden, unter der langen Regierung des Landgrafen Ernſt Ludwig (er ſtarb 1739, am 12. September im Jägersburger Jagdſchloſſe) errichtet worden, und zwar urkundlich in den Jahren 1716—1717. Es beſtand noch lange unter der Regierung Ludwig des Achten (welcher im hieſigen alten Theater ſtarb) und ward im Jahre 1770, wie die Inſchrift des Blockes beſagt, völlig abgebrochen, nachdem ſchon einige Jahre früher der theilweiſe Abbruch begonnen hatte, welcher auf damaligen allerhöchſten Specialbefehl erfolgte und durch Ereigniſſe veranlaßt worden ſeyn ſoll, von welchen weiter unten die Rede ſeyn wird. Jedenfalls iſt es befremdend, daß ein mit nicht geringen Koſten errichtetes Gebäude nach einer Dauer von wenig mehr als fünfzig Jahren wieder abgeriſſen wurde.

Die verſchiedenen, meiſt nach dem Hauſe benannten Schneiſen, deren oben gedacht wurde, beſtanden zur Zeit der Erbauung des Hauſes noch nicht, ſondern wurden erſt ſpäter, auf Anordnung Ludwigs des Achten gehauen. Der Hügel ſelbſt ſoll früher um die Hälfte geräumiger geweſen ſeyn.

Unter dem Gebäude wölbte ſich ein ziemlich tiefer Keller; die äußeren Hauswände beſtanden ſämmtlich aus Eichenholz, deren mit Backſteinen ausgemauerte Gefache getüncht, auch das ganze Haus mit grüner Farbe — wie jedoch auf der Abbildung nicht zu erſehen — angeſtrichen war. Gegen die Nordſeite hin befand ſich ein ſtarkes zweiflügliges Eingangsthor, durch welches ein Vorplatz mit ziemlich geräumigem Gange ſowohl zur Treppe in den oberen Stock, als auch nach der hinteren einflügeligen Ausgangsthür führte. Das Haus enthielt außer verſchiedenen Zimmern im untern Stock einen Salon nebſt einem Appartement, und außerdem im oberen Stockwerk eine kleine, für etwaige Nothfälle beſtimmte Küche; auf dem Speicher mehrere abgetheilte Kammern. Sämmtliche, meiſt tapezirte Zimmer waren gut und ſchön meublirt, die Wände mit Jagdgemälden und Hirſchgeweihen, auch Spiegelleuchtern verziert und in einigen Gemächern Kamine für die rauhe Jahreszeit angebracht; die Fenſter konnten mit ſtarken Läden verſchloſſen werden.

Unweit und hinterhalb des Hauſes, etwa zwiſchen der Eichenwäldchen- und Pfungſtädter Hausſchneiſe, ſtanden auch Stallung und Schoppen, welche jedoch erſt unter Ludwig dem Achten erbaut wurden. Die Aufſicht über Reinlichkeit und Ordnung im Hauſe hatte der Vater jener im Eingange erwähnten Gebrüder E..... dt, welcher damals eine Hofſtelle in Darmſtadt bekleidete, zuletzt zu beſorgen.

Es bedarf wohl kaum einer Erinnerung, daß das in Frage ſtehende Haus zum temporären Aufenthalt des Regenten beſtimmt war. In jenen Zeiten beſtand bekanntlich noch freie Wildbahn, und zur beſſeren Erhaltung des Edel- und Schwarzwildes wurden daher in den weit und breit waſſerloſen Waldungen, welche das Haus umgaben, unter Ludwig des Achten Regierung Behälter gegraben, in welche reichliches Waſſer aus dem oberhalb Beſſungen liegenden ſogenannten Laubwalde geleitet wurde. So befand ſich ein kleiner Teich, deſſen Spuren jetzt noch ſichtbar ſind, unweit des Jagdhauſes, und das ſogenannte Baſſin, welches mitten auf der jetzigen Chauſſee nach Großgerau angebracht war, da, wo man die halbkreisförmigen Heckenwände zu beiden Seiten derſelben erblickt, bezog ebenfalls ſein Waſſer aus jenen Leitungen. Hierdurch war das Wild alſo nicht genöthigt, weit zu wechſeln; vielmehr konnte es ſich ruhig und ſtark in den jungen Nadelholzbeſtänden vermehren und nicht nur zu einer Augenweide, ſondern auch zu einer ſehr bequemen Pürſche entweder ganz in der Nähe des Griesheimer Hauſes, oder auch in dieſem ſelbſt dienen.

Nach dieſen hiſtoriſchen und localen Vorausſchickungen, welche manchem Bewohner hieſiger Gegend nicht unintereſſant ſeyn dürften, kommen wir jetzt zu den Begebenheiten, die wir zu berichten verſprochen haben.

Bereits unter der Regierung des Landgrafen Ernſt Ludwig lebte ein hochgeſtellter Staatsdiener, der ſich Freiherr von Mingerod — nicht Minigerode, unterſchrieb, wie der ſo geſchriebene Name noch in alten Colleg-Acten häufig zu leſen iſt — und Oberjägermeiſter und zugleich Geheimer Rath in dem damaligen Geheimenraths-Collegium war. Er erſcheint in ſeinen Unterſchriften von den Jahren 1712 bis gegen 1749, diente daher auch unter Ludwig dem Achten, und ſcheint in der erſten Hälfte der 1750r Jahre ohne Nachkommen verſtorben zu ſeyn. In ſeinen Amtsverrichtungen wird dieſer Mann als ſehr ſtrenge, ja ſogar hart gegen die des Holzes bedürftigen armen Unterthanen geſchildert; allein dies iſt das Loos der meiſten Forſtbeamten, welche pflichtgemäß die ihnen anvertrauten Waldungen gegen den Frevler ſchützen, und wir glauben um ſo mehr, daß beſagter Freiherr von Mingerod nur durch ſeine gewiſſenhafte Pünktlichkeit den Haß fauler Wild- und Holzdiebe auf ſich lud, als er von ſeinem Fürſten geliebt und als treuer Diener geachtet worden ſeyn muß, wie dies aus einem im Namen Ludwigs des Achten auf ſein Ableben verfaßten Trauergedicht hervorgeht. Ein Exemplar deſſelben liegt vor uns, und wir können uns nicht enthalten, es hier mitzutheilen, da ſich darin auf eine rührende Weiſe die Klage eines edlen Fürſten um ſeinen treuen Beamten ausſpricht. Es lautet wörtlich, wie folgt:

Du mit höchſt verdienten Hulden treu geliebter Mingerod!
O wie heftig, o wie ſchmerzlich beuget mich Dein früher Tod;

Doch dein Leiden iſt vollbracht, und Du biſt mit denen Frommen
Zu der frohen Ewigkeit, zu der wahren Ruh' gekommen.

Nun ſo nimm' von meiner Liebe, wie ſo höchſt gerührt ich bin,
Dieſes, als ein zwar bethräntes, doch wahrhafftes Zeugnüß hin:

Hat gleich Dein erlöſter Geiſt Hauß und Welt und mich verlaſſen,
Wird doch meine treue Bruſt Deinen Nachruhm ewig faſſen;

Habe Danck vor alle Sorgen, vor die Mühe, vor die Laſt,
Die Du ſo getreu, als willig, mir mit Luſt erleichtert haſt;

Gott erſetze den Verluſt, der durch Deinen Tod entſpringet,
Und der mir mit ſtarkem Schmerz **Lebens-Lang Zu Hertzen Dringet.**"

Die Anfangsbuchſtaben der vier (fünf) letzten Worte enthalten zugleich den Namen des hohen Leidtragenden: Ludwig, Landgraf zu Heſſen-Darmſtadt.

Die höchſte Wahrſcheinlichkeit ſpricht dafür, daß ein Mann, dem ein ſolcher Nachruf in ſo herzlich-einfachen Worten geweiht ward, nur ein biederer Ehrenmann geweſen ſeyn kann, der vielleicht bei der ſtarren Geradheit eines Waidmanns ſeiner Zeit etwas unſanft mit Waldfrevlern verfuhr. Schon bei ſeinen Lebzeiten ward er deßhalb angefeindet, wie aus einer in unſerm Manuſcripte erzählten Begebenheit erhellt, die jedoch von geringerem Intereſſe iſt: aber damit hatte es noch nicht ſein Bewenden, denn er ward nach ſeinem Tode zum Spukgeiſt gemacht.

Nicht lange nach dem Tode des Oberjägermeiſters verbreiteten ſich mancherlei abenteuerliche Erzählungen von furchterregenden Erſcheinungen, welche theils in der Nähe des Griesheimer Hauſes, theils in dieſem ſelbſt wahrgenommen worden waren.

So erhöben ſich — erzählte man — in dieſer Gegend öfters des Nachts plötzliche Winde, die, je mehr ſie ſich dem Hauſe näherten, in den heftigſten Sturm übergingen, Bäume zerknickten, Dachſchiefer herabſchleuderten und das ganze Gebäude erzittern machten; dieſe Stürme dauerten gewöhnlich bis lange nach Mitternacht und hörten dann in einem Augenblicke auf. Zuweilen erblickte man das Haus innerhalb völlig erleuchtet, während man doch zuverläßig gewußt habe, daß gerade in ſolchen Fällen Niemand darin anweſend, vielmehr alles wohl verſchloſſen geweſen ſey. Mehrere Leute wollten in der Abenddämmerung einem Jäger begegnet ſeyn, der langſam an ihnen vorüberritt, ohne daß die Huftritte ſeines Pferdes hörbar geweſen ſeyen: er wäre in der Eichenwäldchen-Schneiſe verſchwunden und darauf die tiefſte Finſterniß eingetreten. Ein alter Förſter, der bei hellem Mondſchein von der Stadt nach ſeinem Wohnort Griesheim durch die Griesheimer Hausſchneiſe heimkehrte, machte am folgenden Tage gehörigen Orts die Anzeige, daß er, ziemlich in der Hälfte derſelben, mitten im Wege einen grauen, ſogenannten Saufinder erblickt habe. Voll Staunen, einen ſolchen Hund, deſſen Race in der ganzen Gegend nicht mehr anzutreffen ſey, unbeweglich auf ſeinem Wege zu erblicken, ſey er langſam auf ihn losgegangen, während ſich ſein eigner, ſonſt ſehr muthiger und beißiger Hund dicht auf ſeinen Ferſen gehalten habe; je näher er aber gekommen ſey, deſto größer und undeutlicher ſey die Geſtalt geworden, und, als er ſich dicht vor ihr befunden, in einen Nebel aufgelöſt geweſen, in deſſen Mitte er ſich ſelbſt befunden habe. Voll Schrecken ſey er nach Hauſe geeilt und habe es ſogleich ſeiner Frau erzählt u. ſ. w.

Solche und ähnliche Erzählungen hatten zur Folge, daß viele Menſchen, ſelbſt ſchon vor Sonnenuntergang, dieſe Gegend vermieden; denn ſie konnten ja ſonſt noch bei einbrechender Nacht auf dem eine Stunde weiten Heimweg begriffen ſeyn und unmöglich wiſſen, wie weit ſich die Grenzen des geſpenſtigen Territoriums erſtreckten. Ausgemacht aber war es, daß der Oberjägermeiſter von Mingerod auch noch nach ſeinem Tode derſelbe ſey, der er im Leben geweſen: ein Schrecken der Wilddiebe und Holzfrevler, dem es aber bei ſeiner bekannten Derbheit auch nicht darauf ankam, zur Abwechslung einem harmloſen Spaziergänger Furcht einzujagen.

Der Landgraf Ludwig der Achte, dem dieſe beinahe im ganzen Lande verbreiteten Nachrichten nichts weniger als unbekannt ſeyn konnten, ſetzte den Beſuch des Griesheimer Jagdhauſes noch ſehr lange Zeit fort.

Während jener Spukperiode wurden einſt die genannten Brüder E.....dt von ihrem Vater, jedoch, in Betracht ihrer Jugend, unter Beigebung eines zuverläſſigen Mannes, nach dem Griesheimer Jagdhauſe geſchickt, um dort die gehörigen Vorbereitungen zu der demnächſtigen Ankunft des Landgrafen zu treffen. Das überall nothwendige Nachſehen und die Reinigung der Lokale dauerten jedoch länger, als man anfänglich geglaubt hatte; die Nacht brach ſchon vor Vollendung der Arbeiten ein, und es mußten daher Lichter angezündet werden, die nach vollbrachtem Auftrag wieder gelöſcht, auch die Fenſterläden, ſowie beide Eingänge, auf das ſorgſamſte verſchloſſen wurden, worauf man ſich auf den Heimweg begab. In einer Entfernung von ungefähr hundert und fünfzig Schritten blickte einer der beiden Brüder zufällig nach dem Hauſe zurück: alle Fenſter ſtanden von innerer Erleuchtung hell. Welche unſichtbare Hand hatte in wenigen Sekunden die Lichter angezündet und die eben erſt ſtark verriegelten Läden geöffnet? Dieſes Mal wurde aber kein vorhergehender Sturm wahrgenommen; nur ein ſchwacher Wind muſicirte durch die Aeſte der Bäume. Jene liefen, von Schrecken über dieſe früher nur durch Hörenſagen gekannte, nun ſelbſt geſehene Erſcheinung ergriffen, ſo raſch ſie konnten, davon, und nur, als ſie ſich ſchon weit entfernt hatten, blickte der „zuverläſſige Mann“ nochmals nach dem grauenvollen Hauſe, und verſicherte ſpäter, die, wiewohl ſchwächer geweſene Erleuchtung zuverläſſig noch geſehen zu haben. Da dieſe Begebenheit zur Zeit des Neumondes vorfiel, ſo konnte der Mondſchein die Illumination nicht hervorgebracht haben.

Daß ſie nach ihrer Heimkunft den erblickten Spuk ſogleich dem Vater E....dt erzählten, war eben ſo natürlich, als daß hierdurch dieſe Geſchichte an Glaubwürdigkeit gewann, und daß es gar viele Sonntagskinder gab, die ihr Vorrecht, Geiſter ſehen zu können, nach Einbruch des Abends nicht gern in der Nähe des Greisheimer Hauſes in Ausübung bringen wollten. Doch gab es einen Freigeiſt, der ſich vermaß, dem geſpenſtigen Treiben ein Ende zu machen.

Unter dem vormaligen ſogenannten weißen Dragonerregiment, aus deſſen in den Dörfern Arheilgen, Wirhauſen, Erzhauſen, Gräfenhauſen und Weiterſtadt vertheilt gelegenen Schwadronen ein wöchentliches Commando nach Kranichſtein, woſelbſt Ludwig der Achte bekanntlich meiſtens wohnte, als Wache detachirt wurde, ſtand ein Rittmeiſter, Namens Fuchs, welcher früher unter dem preußiſchen Militär gedient hatte. Dieſer Mann, der ſchon im erſten ſchleſiſchen Kriege unter dem König Friedrich dem Zweiten ſich einen Orden verdient hatte und mit großer Entſchloſſenheit und Geiſtesgegenwart ausgerüſtet war, ſoll bei den Erzählungen des damals zur Tagesgeſchichte gewordenen Spukes öfter geäußert haben, er wolle zuverläſſig der Sache baldigſt auf den Grund kommen, wenn der Landgraf ihm nur die Erlaubniß dazu ertheilen und die deßfalls nöthigen Mittel bewilligen würde. Der Zufall kam ſeinem Wunſche entgegen. Einſt, als er das Commando im Kranichſteiner Jagdſchloſſe hatte, ließ ihn der Landgraf, der von ſeinen Aeußerungen unterrichtet worden war, vor ſich kommen und fragte unter Andern nach den Mitteln, wodurch er dem Spuk ein Ziel ſetzen zu können vermeine. Man wird begierig ſeyn, dieſe zu vernehmen; beſtanden ſie vielleicht in Amuleten und geweihten Kerzen, in Beſchwörungsformeln oder Kapuzinern? Nein, von allem Dieſem wollte unſer Rittmeiſter nichts: er erbat ſich vielmehr — der Freigeiſt — nur zwanzig ſchnurrbärtige Dragoner, die er unter der ganzen Mannſchaft des Regimentes ſelbſt ausleſen und beſonders inſtruiren dürfe, und — auch hierin wich er von dem Gebrauch anderer Geiſterbanner ab, welche ſich durch Faſten zu ihrem gefahrvollen Werke vorzubereiten pflegen — er bat noch ferner für ſeine Mannſchaft um eine zur Beſtehung des Abenteuers angemeſſene

Quantität von Victualien und geiſtigen Getränken. Man erſieht hieraus, daß der Rittmeiſter ein vernünftiger Mann war, welcher glaubte, es mit Geſpenſtern von Fleiſch und Bein zu thun zu haben, die man daher auch mit fleiſchlichen Waffen bekämpfen müſſe; und dieſe Vermuthung war nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, da ſich in jenen Zeiten gar mancherlei Geſindel im heiligen römiſchen Reiche herumtrieb, welches der Polizei ſo ungreifbar und unſichtbar war, wie das ehrlichſte Geſpenſt. Der Landgraf mochte derſelben Anſicht ſeyn, denn er bewilligte das Erbetene auf der Stelle, empfahl aber dem Rittmeiſter, zur Vermeidung möglichen Unglücks, alle Vorſicht. Dieſe Unterredung ward mehrere Zeit lang ganz geheim gehalten; unſer Manuſcript ſagt: „man weiß aber nicht warum?“ Wir erlauben uns jedoch, die beſcheidene Muthmaßung aufzuſtellen, daß dies geſchehen ſey, einestheils, um das geſpenſtige Geſindel nicht zu erhöhter Vorſicht zu veranlaſſen, anderntheils, um dem Rittmeiſter die Wahl nicht ſchwer zu machen, weil vorauszuſehen war, daß, wenn das beabſichtigte Unternehmen bekannt wurde, bei den lockenden Ausſichten das weiße Dragonerregiment einmüthig bis auf den letzten Mann als geiſterbannende Heerſchaar hätte auftreten wollen, was doch nicht thunlich war.

Als der Zeitpunkt zur Ausführung heranrückte, wählte Rittmeiſter Fuchs zwanzig Dragoner, welche er für die zuverläſſigſten und beherzteſten hielt, machte ſie im Allgemeinen mit dem Vorhaben bekannt und ließ Jedem derſelben die Wahl, ob er ſich der nächtlichen Expedition anſchließen oder davon zurücktreten wolle. Da ſich indeſſen Keiner losſagte, ein Jeder im Gegentheil ſeine Freude darüber zu erkennen gab, ſo erließ er ungefähr folgende Inſtruction:

„Keiner darf den ihm angewieſenen Poſten vor der angeordneten Ablöſungszeit verlaſſen, mag ihm auch erſcheinen oder begegnen was da wolle. Auf jedes ſich nähernde Weſen, welches auf den Zuruf: „Wer da?“ nicht ſogleich antwortet, wird mit dem Karabiner Feuer gegeben. Alle meine ſonſtigen

Befehle müſſen auf das ſtrengſte befolgt werden, und wer ſich nur der mindeſten Inſubordination ſchuldig macht, wird augenblicklich von mir niedergeſchoſſen (?) u. ſ. w.

Alle gelobten gern, das Gebotene treu zu befolgen, auch ſich einander nicht zu verlaſſen, ſondern in etwaiger Gefahr feſtzuſammen zu halten.

Geſpenſter, welche nach ſolchen Vorbereitungen ſich dennoch zu produziren wagten, handelten, unſerm Bedünken nach, ſehr unbeſonnen: der Verlauf unſeres Berichtes wird aber zur Genüge zeigen, daß Dragoner nicht minder ſchlechte Geiſterbanner ſind, als ſie zur Zeit Ludwig des Vierzehnten ungeſchickte Ketzerbekehrer waren.

An einem ſchönen Herbſtmittage ſaßen die Dragoner im Griesheimer Jägerhauſe beiſammen. Sie hielten ſich weidlich an die Victualien und geiſtigen Getränke, ſangen mitunter ein frohes Lied, erzählten von mancherlei ſelbſt erlebten, oder in Spinnſtuben gehörten Geiſterhiſtorien und riſſen manchen derben Witz über das heute Nacht zu erwartende Abenteuer, welches wohl Keinem von ihnen den Hals koſten werde. Ihr Kommandant, Rittmeiſter Fuchs, war ſehr zufrieden mit der guten Geſinnung, welche ſeine Mannſchaft beſeelte, hatte jedoch nicht unterlaſſen, für alle zur Erreichung ſeiner Abſicht nöthige Maßregeln die genauſte Sorge zu tragen. Er hatte alle Gemächer, alle Winkel und Kamine im Hauſe bis unter das Dach hinauf, ja ſelbſt die Schornſteine, ſorgfältig viſitirt, und nur einige Fledermäuſe aufgeſtört, ohne irgend etwas Verdächtiges entdeckt zu haben; er hatte ſodann alle oberen Theile des Hauſes verſchloſſen und die abgezogenen Schlüſſel an einem ſicheren Orte ſelbſt verwahrt; denn er hatte nur den untern Stock für ſich und ſeine Leute auserſehen. Die nach hinten führende Hausthüre, welche um Mittag geöffnet worden war, ward nach einigen Stunden verſchloſſen und innerhalb verriegelt; auch der Keller wurde unterſucht, und nachdem nichts Verdachterregendes darin wahrgenommen worden war, abgeſchloſſen. Hiermit begnügte ſich der Rittmeiſter jedoch nicht, ſondern beſuchte auch, nachdem das Haus gleichſam geſperrt war, den daſſelbe umgebenden Waldbeſtand bis zu einer anſehnlichen Entfernung, ſah hinter jeden Buſch und Baum, in der Hoffnung, einen verkappten Geiſt an den Haaren hervorziehen zu können, mußte jedoch unverrichteter Sache zurückkehren und ärgerte ſich ſchon im Stillen, daß er wohl am andern Morgen ſeinen Rapport in Kranichſtein mit den Worten: „Alles richtig, Herr Landgraf,“ werde beginnen müſſen.

Die Tannenſchatten wurden lang und länger und verſchwanden im einbrechenden Abend. Der Mond ſchien heute nicht, wahrſcheinlich aus dem Grunde, weil der Himmel mit Wolken überzogen war, oder, weil er erſt vor drei Wochen voll geſchienen hatte. Ehe ſich aber die Sonne ganz hinter der Eichwäldchenſchneiſe verkroch, waren ſchon acht Dragoner mit Ober- und Untergewehr in der Art als Poſten ausgeſtellt, daß je zwei — von denen der äußerſte etwa fünfzig, der andere ebenſo zwanzig Schritte vom Jagdhauſe entfernt ſtand, — mit einander correſpondiren konnten. Der Rittmeiſter hatte den Befehl gegeben, dieſe Wachpoſten nach jeder halben Stunde abzulöſen. Die Nacht war zwar ziemlich windſtill, ſchien aber, aus begreiflichen Urſachen, ſehr dunkel werden zu wollen.

Auf den Wandleuchtern im Salon und auf den in dieſem, ſo wie in den übrigen Gemächern des Erdgeſchoſſes befindlichen Tiſchen waren ſchon lange die Lichter angezündet worden; ſelbſt der Gang und der Vorplatz waren erhellt und Alles ſchimmerte, als hätte es einem Balle gelten ſollen; die im Hauſe zurückgebliebenen Dragoner thaten ihrerſeits auch alles Mögliche, die Illumination ſo vollſtändig als möglich zu machen. Wir würden nicht begreifen können, warum der Rittmeiſter dieſe Anſtalten für nöthig hielt, wenn wir nicht aus der Naturgeſchichte wüßten, daß lichtſcheue Weſen, wie die Motten, Schnacken und alſo auch Geſpenſter grade vom Lichte angelockt werden.

Der Rittmeiſter hielt ſich meiſtens in dem Salon auf;

er ſchien bald Jemand zu erwarten, denn vor ihm auf
Tiſche lagen vier ſcharf geladene Piſtolen. Von Zeit zu
betrat er die übrigen Gemächer oder ging ins Freie hina
ſeine noch übrigen Leute waren theils bei ihm in dem Sa
theils in den andern Zimmern und tranken auf die Geſu
heit der Geſpenſter.

Mitternacht war vorüber. Die bereits öfters von
Ablöſung zurückgekommenen Leute hatten trotz aller Mühe
Liſt nichts Verdächtiges geſehen und gehört; nur Einer
mit einem blauen Auge zurück, welches er aber wahrhe
getreu mehr einem augenblicklichen Straucheln und darauf
folgter Colliſion mit einem Tannenaſt, als der Tücke b
Geiſter zuſchrieb. Niemand ahnte, wie nahe die Cataſtrophe n

Die in ſüdweſtlicher Richtung ausgeſtellten Poſten ſol
zuerſt Gelegenheit haben, ihre Unerſchrockenheit zu bewei
In ziemlich weiter Entfernung erhob ſich, wie es ih
dünkte, ein dumpfes Rauſchen, wie wenn der Wind die a
gewühlten Tannennadeln am Boden vor ſich hertriebe;
näherte ſich mehr und mehr und ward in einem Nu zum
tigſten Sturme, der die jungen Bäume tief zur Erde bog
die Wipfel der alten Stämme brach und ſauſend herabſchn
terte. Um die Schrecken dieſer Scene zu vermehren, fuh
zuckende, aber ſchnell wieder verſchwindende Feuerſtreifen du
den Wald und kamen den Poſten ſo nahe, daß ſie ihnen,
ſie ſich ausdrückten, zuletzt dicht um die Köpfe herumgeflo
wären, und gleichſam ihre Augen geblendet hätten.

Wer kann es unter den bewandten Umſtänden die
Männern verargen, daß ſie, ohne die Ablöſung abzuwart
einen unhaltbaren Poſten verließen und im Sturmſchritt
dem Hauſe zu rückten?

Die Erſcheinung einer Legion von Teufeln wäre d
Rittmeiſter willkommener geweſen, als die Erſcheinung ſei
alſo zurückgekehrten Wachpoſten. Zwar hatte auch er den d
Haus in ſeinen Grundfeſten erſchütternden Sturm vernomm
war aber über die beiſpielloſe Inſubordination ſo empört, d

er jene mit allen Flüchen eines alten Soldaten auf ihre Poſten zurückjagte. Wer weiß, ob die Furcht vor Menſchen ſtärker, als vor Geſpenſtern, auf ſie gewirkt hätte, wenn der Rittmeiſter nicht mit ſeinen Piſtolen gedroht und ihnen vier weitere Mann als Verſtärkung beigegeben hätte, ſo daß die Beſatzung des Hauſes jetzt nur noch aus acht Dragonern beſtand.

Noch brauſte, mit weniger Unterbrechung, der Sturmwind fort, und durch das nächtliche Grauſen flackerten bläuliche Flammen ſogar um und über das Gebäude hin, deſſen beide hohe Schornſteine — auf oben beſchriebener Abbildung vergeſſen — zuweilen wie in Brand gerathen ausſahen. Nach Mitternacht aber legte ſich der Wind beinahe völlig und die flammenden Geiſterboten erloſchen. Die abgelöſte Mannſchaft hatte nichts von Erheblichkeit wahrgenommen und die vier Verſtärkungsposten waren daher wieder ins Haus zurückgezogen worden. Im Walde war es übrigens, wie ſich ein Dragoner ſpäter ausdrückte, ſo dunkel, als in einer Patrontaſche.

So verging einige Zeit, und mit der Mitternacht ſchien das Recht der Geiſter, Menſchen zu erſchrecken, ſein Ende erreicht zu haben. Die Soldaten im Hauſe entſchädigten ſich für die auf dem Poſten ausgeſtandenen Mühſeligkeiten, während es den Wachen vorkam, als würden ſie erſt alle zwei Stunden, und nicht nach Verlauf jeder halben Stunde abgelöſt. Rittmeiſter Fuchs war unwirſch, daß er mit Elementen zu thun haben ſolle, und nicht am nächſten Tage mit einem halben Dutzend Geſpenſterpack in dem Kranichſteiner Schloßhof aufrücken könne, eine Hoffnung, welche mit jeder Viertelſtunde geringer ward.

Horch! — Vor dem Hauſe knallt ein Schuß, dem gleich hinter einander noch einige folgen. — Wie der Blitz war der Rittmeiſter von ſeinem Stuhl, faßte zwei Piſtolen und ſtürzte vor das Haus, ſeine Leute hinter ihm drein: Es war weit und breit nichts zu hören, und ſo ſehr er ſeine Augen anſtrengte, nichts zu erkennen, als die dunkeln Maſſen der umſtehenden Tannengruppen. Man kehrte daher ins Haus zurück, um die Zeit zur Ablöſung zu erwarten.

In dieſem Augenblicke trat ein Dragoner, J....t mit Namen, von Griesheim gebürtig, herein, mit der Meldung, daß ſich der dem Hauſe zunächſt ſtehende Poſten von ſeinem Platze entfernt haben müſſe. Der Rittmeiſter ſchickte ſich ſogleich an, ſelbſt nachzuſehen, als ein plötzliches Ereigniß ſeine Schritte feſſelte.

Wie vom heftigſten Donnerſchlage erbebte mit einem Male das ganze Gebäude, zugleich von einem wahren Orkane umtobt; klirrend öffneten ſich die ſo gut verwahrt geweſenen Fenſter, und der dadurch gewaltig in den Salon und die übrigen unteren Gemächer eindringende Sturmwind riß alle Thüren krachend auf. Alle Lichter waren ausgelöſcht; die tiefſte Finſterniß herrſchte.

Nach einer kurzen Pauſe war der Sturm zu einem gewöhnlichen Winde herabgeſunken. Als auf Befehl des Kommandanten die Lichter wieder angezündet worden waren, ſahe man, daß kein Fenſter und keine Thüre mehr offen ſtand, ſondern daß Alles noch ganz in demſelben Zuſtande war, wie vor der ſo eben erzählten Erſcheinung.

Nachdem ſich der Rittmeiſter in hundert verſchiedenen Erklärungsverſuchen, die alle daſſelbe Reſultat lieferten, den Kopf zerbrochen hatte, und ſeine um ihn befindliche Mannſchaft ſich eben daran befand, desgleichen zu thun, fiel ſein Blick auf die Uhr: etwa zwölf Minuten über die Ablöſungszeit waren inzwiſchen verſtrichen. Er muſterte die Dragoner; ſechs waren nur anweſend, und da er vermuthete, daß die andern ſechs auf dem Gange oder in den anſtoßenden Zimmern auf eigne Fauſt Nachforſchungen hielten, ſo befahl er dem Unterofficier Germann, einem zuverläſſigen Veteranen, die fehlenden ſogleich hereinzubeordern. — Germann kam nach kurzer Zeit mit der Meldung zurück, daß er ſie weder im Hauſe gefunden, noch auch außerhalb deſſelben auf ſein wiederholtes Rufen Antwort erhalten habe. Der Rittmeiſter verließ hierauf mit vier Begleitern, deren einer eine Laterne trug, das Haus, um Nachforſchungen nach den ſechs Vermißten anzuſtellen: allein weder ſie, noch die übrigen Poſten waren zu finden, und man mußte ſich begnügen, bei der alſo zuſammen geſchmolzenen Mannſchaft nur das Innere des Hauſes zu bewachen.

Wieder vergingen einige Stunden, und der Zeiger wies auf die dritte Stunde nach Mitternacht, als ſich ein Ziſchen und Pfeifen, ein Heulen und Brauſen erſt außerhalb, dann auch innerhalb des Hauſes vernehmen ließ, durch welches ein mehrmaliges helles Lachen, wie ein Hohngelächter, erſchallte. Der Rittmeiſter eilte ſogleich mit ſeinen Leuten auf den Vorplatz und rief, auf der Schwelle der geöffneten Hausthüre ſtehend: „Und wenn gleich der Teufel ſelbſt mit ſeiner hölliſchen Heerſchaar ſich hier einquartiren will, ſo weiche ich doch nicht vom Platze!“

Das letzte Wort war kaum aus ſeinem Munde, als eine wüthende Windsbraut, die im Hauſe entſtanden war, ihn und ſeine Umgebung ſo heftig erfaßte, daß ſie faſt die Treppenſtufen herabgeſchleudert worden wären. Zugleich waren alle Lichter ausgelöſcht und ſie ſtanden in ägyptiſcher Finſterniß. Alles dies war das Werk eines Augenblicks; in der nächſten Minute wehte nicht das leiſeſte Lüftchen um das Haus.

Unter ſolchen Umſtänden hielt es der Rittmeiſter für zwecklos, den Morgen hier abzuwarten, beſonders, da ſeine Mannſchaft abermals durch die Entfernung zweier Dragoner auf vier Mann reducirt war. Vorher wurden die Lichter wieder angeſteckt und überall nachgeſehen. Da man nirgends eine Verletzung wahrnahm, wurden nach gelöſchten Lichtern alle Thüren und Läden verſchloſſen und man trat den Rückweg an.

Der kleine Trupp war kaum zwanzig Schritte von dem Hauſe entfernt, als dieſes in beiden Etagen, — wie bei den früheren Erſcheinungen — völlig innerhalb erleuchtet ſtand, ſo daß die Fenſtergardinen ganz deutlich geſehen werden konnten, während zugleich die doch zugeriegelt und verſchloſſen geweſenen Läden wieder offen ſtanden. Man erachtete es jedoch nicht für nöthig, ſich noch länger von den Geſpenſtern foppen zu laſſen, und ſetzte daher den Weg nach Kranichſtein fort.

Was aber war aus jenen ſechszehn Dragonern gewor-

den, ohne welche Rittmeiſter Fuchs heimkehren mußte? Wa
ſie ein Opfer der hölliſchen Uebermacht geworden?

Nein. Sie fanden ſich noch in jener verhängnißvoll
Nacht ziemlich wohlbehalten bei ihren Schwadronen ein u
wußten Wunderdinge zu erzählen.

Jene acht Mann, welche auf Poſten um das Haus g
ſtanden hatten, und zuerſt unſichtbar geworden waren, beri
teten ungefähr Folgendes: Einige Zeit nach der Einnah
ihrer Plätze hätten nicht nur die Vorder-, ſondern auch
Hinterpoſten ein ſich näherndes, immer zunehmendes Geräu
vernommen, wie wenn Etwas mit Gewalt durch das Hecke
holz dringen wollte; beim Näherkommen wäre ein dumpf
Aechzen gehört und, bei plötzlich ringsum im Walde a
der Erde hervorzuckenden Flämmchen, ein großer, mit Haar
bedeckter Klumpen deutlich geſehen worden, der ächzend ſe
wälzende Bewegung gegen das Haus hin fortgeſetzt hab
Sie hätten ſich in dieſer Lage wenig beſonnen und der J
ſtruction gemäß auf den etwa nur noch fünfundzwanzig Schri
entfernten Klumpen Feuer gegeben. Nach dem Schießen
Alles ſtill geweſen und die frühere Ruhe und Dunkelheit wi
der eingetreten: ſie hätten jedoch, im Bewußtſeyn, ihre Schu
digkeit gethan zu haben, vorgezogen, ihre Retraite zu nehme
nicht aber in das Haus, ſondern ſo weit als möglich dav
weg; denn hätten ſie ſich bei der noch nicht abgelaufenen A
löſungszeit abermals dort eingefunden, ſo würden ſie v
ihrem Commandanten, der ſein Wort zu halten pflege, ſiche
lich niedergeſchoſſen worden ſeyn, während ſie, bei bereits v
beſtandener Todesgefahr, auf dem gewählten Wege mit heil
Haut davongekommen wären. — Von ähnlichen Anſichte
waren die übrigen Dragoner ausgegangen, welche ſich in all
Stille allmählig abſentirt hatten.

Von einer etwaigen Entſchuldigung jener Ausreißer,
wie von einer Beſtrafung derſelben, hat man nicht das Min
deſte vernehmen können. Eben ſo wenig weiß man von de
Folgen des damals von dem Rittmeiſter Fuchs ſeinem gnädigſte

Landgrafen gemachten Rapports und den ferneren Schickſalen jenes Haudegens.

Thatſache aber iſt, daß nicht lange nach dieſer Begebenheit das Griesheimer Jägerhaus abgebrochen wurde. —

So weit unſer Manuſcript. Wir überlaſſen dem geneigten Leſer, ſo viel oder ſo wenig davon zu glauben, als er für gut findet, verſichern aber nochmals, daß wir in dem Nacherzählen mit ſeltener Gewiſſenhaftigkeit zu Werke gegangen ſind, was gewiß alle Anerkennung verdient, wenn man erwägt, daß gerade Geſpenſtererzählungen faſt unwiderſtehlich des Berichterſtattenden Phantaſie zu neuen Schöpfungen in die Schranken fordern. Eben ſo enthalten wir uns eines jeden Erklärungsverſuches, weil keiner genügend ſeyn würde, obwohl wir Manches von funkeläugigen Eulen und von dem ſcharfen Luftzuge an acht um das erhöht gelegene Jägerhaus zuſammen treffenden Schneiſen anführen könnten; ſelbſt der haarige Klumpen ließe ſich ganz artig für eine alte Bache erklären, die auf die Karabinerſchüſſe den Dragonern das Beiſpiel eines klüglichen Rückzugs gab: allein es bliebe doch immer die Illumination bei verſchloſſenen Läden, das freiwillige Erlöſchen der Lichter und die von ſelbſt ſich öffnenden und ſchließenden Thüren und Fenſter.

Ueber die Geſchichte einer Erſcheinung i Oberamtsgerichts-Gefängniſſe zu Weinsber beſonders in Hinſicht einiger der Zeugen derſelben.

In einem noch ungedruckten Reiſeberichte des Herrn Karl Sederholm, Prediger der lutheriſchen Gemeinde Moskau, befindet ſich Nachſtehendes über das Gefängniß Weinsberg, in welchem die von D. Kerner in einer eigen Schrift * bekannt gemachte Erſcheinungsgeſchichte vorkam u über mehrere der Zeugen dieſer Geſchichte, die Herr D. Sede holm ſelbſt aufſuchte und kennen lernte, ſo wie er a jenes Gefängniß, ſeine Lage u. ſ. w. ſelbſt genau unterſuch

„Bekanntlich hat der Herausgeber der Seherin v Prevorſt eine Schrift edirt, in der er von einer Geiſte oder Spukgeſchichte, die ſich vor etwa vier Jahren in d Oberamtsgefängniſſe zu Weinsberg zugetragen haben ſ Bericht erſtattete. Er will die Sache aus dem naturwiſſe ſchaftlichen Geſichtspunkte betrachtet und auch von andern urtheilt wiſſen; ohne Zweifel ein Geſichtspunkt, der hier üb haupt feſtgehalten werden muß.

Die Sache iſt in möglichſter Kürze dieſe: Eine Bauer frau aus dem Oberamte Weinsberg wird, weil ſie and zu Schatzgräbereien verleiten will, gefänglich eingezogen. Ba darauf berichtet der Gerichtsdiener: die Frau klage darüb daß ſie von einem Geiſte (was ſie früher zu dem Glauben

---

* Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur durch eine Re von Zeugen gerichtlich beſtätigt und den Naturforſchern zum Bedenk mitgetheilt von D. Juſtinus Kerner. Cotta. 1836.

einen Schatz verführt habe), der ihr, ehe ſie ins Gefängniß gekommen und jetzt noch im Gefängniß erſcheine, gequält werde, und daß auch die Mitgefangenen dieſe Erſcheinung bezeugen. Oberamtsrichter Heyd trägt nun dem D. Kerner als dem Gerichtsarzte, die Unterſuchung der Sache, die vielleicht von krankhaften Zuſtänden dieſer Frau herrühre, amtlich auf. Das Reſultat dieſer Unterſuchung macht den Inhalt dieſer Schrift aus. Sie iſt ein Aktenſtück, worin etwa fünfzig, zum Theil ſehr gebildete, vorurtheilsfreie oder wider die Sache eingenommene Menſchen als Zeugen auftreten. Kerner gab in dieſer Schrift nichts als dieſe Aktenſtücke und theilte noch einige ähnliche Geſchichten (worunter beſonders eine aus der Schweiz merkwürdig iſt) zur Beſtätigung und Vergleichung mit der vorliegenden mit. Der Hauptinhalt dieſer Zeugniſſe iſt etwa folgender: Jede Nacht zeigt ſich, meiſtens unter Vorausgehung beſonderer Töne (z. E. wie Rauſchen von Papier, Trommeltönen, Tönen von Werfen wie mit Sand, von Tönen wie ein Piſtolenſchuß u. ſ. w.) eine ſchwefelfarbene Erſcheinung von phosphorescirender Helle, etwa von der Größe eines Menſchen im verſchloſſenen Gefängniß, wobei ſich die Thüren oft hörbar und ſichtbar raſſelnd auf und zu machen, ſind ſie auch noch ſo pünktlich verſchloſſen. Die Erſcheinung verbreitet öfters einen unerträglichen Modergeruch, rauſcht hörbar durch den Gang hin und her, ſpricht einige in dumpfen, hohlen Tönen hervorgebrachte Worte und dieß ſelbſt in einem andern verſchloſſenen Gefängniſſe, wohin jene Frau nicht kommen könnte, ja! was die Sache noch unerklärlicher macht, auch außerhalb des Gefängniſſes in Weinsberg und ſelbſt in dem eine Stunde weit von Weinsberg entfernten Heilbronn, zeigt ſich die Erſcheinung und mehr oder weniger mit gleichen Tönen nicht blos auf Verlangen und durch jene Frau vermittelt, ſondern auch von ſelbſt ohne alle Vermittlung, nächtlich bei verſchiedenen ganz nüchternen Menſchen, ſelbſt ungläubigen.

Da es mir gar zu wohlfeil ſchien, eine durch ſo viele Zeugniſſe beglaubigte Erſcheinung ohne weiteres für Lug und

Trug zu erklären, ob ich gleich durchaus kein Geiſterglaubiger bin, ſo machte ich von Heidelberg aus einen Abſtecher nach Weinsberg, um die Sache, wenigſtens das Lokale und die Menſchen, wo ſie vorfiel, mit eigenen Augen kennen zu lernen und zu erforſchen.

Zuerſt beſuchte ich das Gefängniß und fand es ganz ſo, wie es D. Kerner in jener Schrift beſchrieben hat. Die Gefangene hatte in einem Blockhauſe im Gefängniß geſeſſen, das ſeine eigene Lage, Wände, Fenſter und Diele hatte. Alle Fenſter waren vergittert und die Gitter ganz feſt. Ein zur Ventilation des Lokals beſtimmtes Fenſter macht zugleich das der Dachlucke des Gebäudes aus, es kann aber nur mit großen Geräuſch auf und zu gezogen werden. Wollte man von dieſem einzig möglichen Orte eine Zauberlaterne anbringen, ſo mußte derjenige, der ſie handhabt, im Hofe durch eine zwei Stock hohe Leiter, wie keine da iſt, zum Dachladen hinaufſteigen, wobei er dann von den Leuten im Hofe und der ganzen Umgegend geſehen werden müßte. Auf keinen Fall könnten die Strahlen der Zauberlaterne auf die Thüre dieſes inneren Gefängniſſes fallen, an der doch Herr Oberamtsrichter Heyd eine leuchtende Erſcheinung ſah. Ich war nun bemüht, ſo viele Zeugen in dieſer Sache, als ſich auftreiben ließen, aufzuſuchen und zu befragen. Ich fand ihrer fünf, nämlich in Weinsberg ſelbſt: den Oberamtsrichter Heyd, die Nichte des Gefängnißwärters (dieſer ſelbſt war abweſend), ein heiteres augenſcheinlich unverdorbenes Mädchen [*] und dem Rechtsconſulenten Fraas. In Heilbronn fand ich den Kupferſtecher Duttenhofer und den Profeſſor der Mathematik und Phyſik Kapf. Die Aerzte Sicherer und Seuffer, die auch als Zeugen aufgeführt ſind, waren nicht in der Stadt.

[*] Dies iſt daſſelbe Mädchen, von dem Herr Kirchenrath Paulus in ſeiner Beurtheilung dieſer Geſchichte ſagt: Dieſes Mädchen habe wahrſcheinlich einen Liebhaber, der nächtlich dieſe Spukgeſchichte veranſtaltet habe!

An jenen Allen fand ich lebensfrohe, beſonnene, unbefangene Leute und jeder beſtätigte ſein in das Buch von Kerner niedergelegtes Zeugniß vollkommen. Auch iſt es auffallend, daß Alle, die dieſe Sache unterſucht haben, für die Richtigkeit der Thatſachen zeugen, keiner dawider, einen einzigen allenfalls ausgenommen, der mit zwei Andern, deren Name mir entfallen iſt, eine Nacht im Gefängniſſe zubrachte und der nur Eine der damals von jenen beobachtete Erſcheinung wahrnahm, die übrigen aber nicht bemerkt zu haben behauptete.

Oberamtsrichter Heyd erzählte mir, er habe, was erſt im Anfange des Kernerſchen Buches mitgetheilt iſt, einſt an der Thür des Gefängniſſes eine ſcharfbegrenzte Lichtgeſtalt von zwei oben zuſammenlaufenden Kreisbögen von Mannshöhe mit zwei dunkeln Stellen, an der Gegend, welche die Augen etwa einnehmen würden, geſehen. Auch er ſprach ſonſt ganz für die Sache, wie ſie Kerner in ſeiner Schrift beſchreibt. Den Charakter dieſer Frau ſchilderte er übrigens als den einer leichtſinnigen, betrügeriſchen Perſon.[*] Kupferſtecher Duttenhofer (ein durchaus ruhiger, denkend und beſonnen ausſehender Mann) erzählte mir ausführlich, was er dem D. Kerner erſt nach dem Erſcheinen ſeiner Schrift mittheilte, wie die Erſcheinung ihn nächtlich in Heilbronn beſucht habe. Er ſey bei dieſer Erſcheinung durchaus ruhig geblieben, ſie habe ſich auch hier durch Werfen, wie mit Sand, durch Rauſchen, wie mit Papier, angekündigt. Er habe ſie ganz gelaſſen gefragt: „Ei biſt du da? laß dich doch beſſer hören!“ worauf mitten in ſeinem Zimmer ein ſtarker Schuß erfolgt ſey. —

Von Duttenhofer ging ich zu Prof. Kapf. Das Zeugniß von Kapf war mir beſonders intereſſant. Er iſt,

---

[*] Damit ſtimme ich auch überein, weswegen ich in das, was ſie ſelbſt ſagte, gehört oder geſehen zu haben und namentlich in das, was die Erſcheinung mit ihr geſprochen haben ſollte, nie Vertrauen ſetzte (z. B. ſie ſey ein alter Geiſtlicher Namens Anton u. ſ. w.), ſondern alles auf das Sehen, Hören und Fühlen anderer, auf die Zeugniſſe ſo vieler anderer, gründete. Kerner.

wie dem Mathematiker geziemt, klar, ruhig und ſcharf prüfe
und es war ihm augenſcheinlich unangenehm, eine Allem, w
man bis jetzt für vernünftig hält, widerſprechende Geſchic
beſtätigen zu müſſen und doch nicht umhin zu können, es
thun. Er hatte mit Duttenhofer eine Nacht im Gefän
niſſe zugebracht und bemerkte darüber unter anderem: „We
ich etwas von dieſer Erſcheinung ſah oder hörte, ſo hütete
mich wohl, Duttenhofer zu fragen, ob er dieſes oder jen
ſehe oder höre, ſondern fragte ihn nur, ob er jetzt etwas v
nehme und ließ ihn, als er dieſes bejahte, mir dieſes zuerſt
ſchreiben und da fand es ſich, daß dieſes genau mit dem, w
ich vernommen hatte, übereinſtimmte.

Auf dieſe Weiſe prüfte ich Alles in dieſer Sache n
Möglichkeit und gewann die Ueberzeugung, daß die Tha
ſachen des Kernerſchen Berichtes vollkomm
wahr ſind, daß die Erſcheinungen wirklich ſo ſtattgefund
wie er ſie beſchrieben hat, daß hier an keine Gaukelei, et
mit Zauberlaternen, Electricität oder ſonſt an Betrug, ebe
wenig an gewöhnliche Sinnentäuſchung zu denken iſt. J
Erklärung aber ſteht, — wie Kerner in ſeiner Schrift
auch ausſprach, — Jedem frei. An Betrug iſt nicht zu d
ken, aber ſie den Wirkungen eines Geiſtes zuzuſchreiben, f
mir ſchwer und ich möchte eher mit Herrn D. Menzel h
für ein elektro magnetiſches Wirken ſtimmen."

So weit Hrn. Sederholms Bericht, der um ſo unp
theiiſcher, als Herr Sederholm durchaus kein Geiſterglaubiger

In einer ſchon berührten Schrift: „Theorie des So
nambulismus," ſpricht Herr Pfarrer Wirth jenen Ze
niſſen entgegen. Herr Wirth iſt derjenige, von dem H
Sederholm ſagt: „Auch iſt es auffallend, daß alle, die di
Sache unterſucht haben, für die Richtigkeit der Thatſac
zeugen, keiner dawider, einen einzigen allenfalls ausgenomm
der mit zwei andern, deren Namen mir entfallen iſt (es wa
dieß Herr D. Sicherer von Heilbronn und Herr Rech
conſulent Fraas von Weinsberg) eine Nacht im Gefäng

zubrachte und der u. ſ. w.“ Herr R. Gerber nahm ſich in ſeiner Schrift „Das Nachtgebiet der Natur im Verhältniß zur Wiſſenſchaft, Aufklärung und Chriſtenthum“[*] die Mühe, Herrn Wirth's Gerede einer Kritik zu unterwerfen, die wir unſern Leſern hier mittheilen. (S. 472 des benannten Buches).

Herr Wirth's Bericht lautet folgendermaßen:

„Meine Nachbarn (die zwei Herren, welche mit ihm im Gefängniſſe waren) wollten hie und da einen Schein durch das dunkle Zimmer ſich bewegen ſehen, auch einen nicht angenehmen Geruch, den der Geiſt verbreite, empfinden.“ (Sie wollten nur! Herr W. ſcheint den Wahrnehmungen ſeiner Mitbeobachter auch nicht recht zu trauen, Niemand als er ſelbſt ſcheint die rechte Beobachtungsgabe zu beſitzen). „Da ich von allem dem nichts bemerken konnte, wohl aber durch den Wunſch, den dieſe Perſon merken ließ, Geld zu bekommen, auf den Verdacht geführt wurde, daß ich hier eine gemeine Betrügerin vor mir habe, ſo ſtellte ich ſie auf die Probe.“ (Es iſt zu bedauern, daß ſich Herr W. nicht beſtimmter ausgeſprochen hat. Der Wunſch, Geld zu bekommen, den ſie ohnehin nur merken gelaſſen haben ſoll, berechtigte wohl noch nicht zu dem Schluß, daß ſie eine gemeine Betrügerin ſey; dieß würde erſt dann der Fall geweſen ſeyn, wenn ſie die Wahrnehmung irgend einer wunderbaren, geiſterhaften Erſcheinung gegen Bezahlung verſprochen hätte, was wohl nicht der Fall war.)

„Nur nach Willkühr beſtimmte ich einen Ort, wo ich den Geiſt zu ſehen behauptete, ließ gleichfalls den Schein da oder dorthin ſich fortbewegen und jedesmal beſtätigte die Seherin meine Ausſage.“ (Dieſe Probe ſcheint mir nicht entſcheidend zu ſeyn; denn wenn gleich Herr W. nur nach Willkühr einen Ort bezeichnete, wo er den Geiſt zu ſehen vorgab, ſo iſt es dennoch möglich, daß er gerade die Stelle traf,

---

[*] Ich bitte alle Leſer der Seherin von Prevorſt und dieſer Blätter, Herrn Gerbers Schrift nicht ungeleſen zu laſſen. K.

wo die Eßlingerin ihn wirklich ſah; zudem iſt bei Geiſterer
ſcheinungen und in einem dunkeln Zimmer der Raum eine ſeh
unſichere Sache, und gerade durch ſein Hindeuten kann Her
W. in der That bewirkt haben, daß ſie die Erſcheinung dor
ſah, beſonders wenn wir der Phantaſie nur einigen Einflu
einräumen. Vielleicht mochte ſie auch dem Herrn Pfarrer nich
widerſprechen!) „Sie hatte uns öfter geſagt, der Geiſt werd
gegen Morgen hin die Fenſter in heftige klirrende Bewegun
ſetzen. Ich bat ſie, ihn zu veranlaſſen, daß er dieſe Bewegun
an demjenigen Fenſter hervorbringe, welches mir zunächſt war.
(Wenn die Eßlingerin eine ſo große Tauſendkünſtlerin geweſe
wäre, für welche ſie diejenigen halten müſſen, welche ihr all
dieſe Dinge zuſchreiben, ſo wäre das eine wahre Kleinigkei
für ſie geweſen.) „Nun Morgens vier Uhr, als wir alle i
Folge des langen Nachtwachens tief eingeſchlafen waren,
(durch dieſen tiefen Schlaf lernen wir Herr W. nicht gerad
als den beſten Beobachter kennen) „wurden wir auf einma
durch ein ſtarkes Klirren des unmittelbar über der Geiſterſeheri
angebrachten Fenſters aufgeweckt; kaum waren wir aufgeweck
ſo hörte der Ton auf.“ (Herr W. will uns ohne Zweifel z
verſtehen geben, die Eßlingerin habe dieſes Klirren ſelbſt her
vorgebracht, während dieſe Herren ſchliefen. Alle aber, welch
die Localität kennen, wiſſen, daß dieſe Töne mit Menſchenhan
gar nicht hervorgebracht werden konnten, ſelbſt wenn die Be
obachter gewacht hätten; auch wurden ſie oft gehört, währen
alle Beobachter aufmerkſam wachten.)

„Auch in Tönen wie beim Werfen von Sand ließ ſic
der Geiſt öfters hören; es ſollte nach der Seherin Ausſag
kein wirklicher Sand ſeyn; ich fand aber Morgens an de
Stelle, wo ich die Nacht über den Ton entſtehen hörte, nah
an der Bettſtelle der Seherin den Sand ſelbſt in Häufchen,
wie ſie ſich beim Werfen aus der Hand bilden.“ Damit ſol
wahrſcheinlich angedeutet werden, daß die Eßlingerin den San
ſelbſt geworfen habe. Aber gerade dann hätte ſie beſtimm
nicht geſagt, es ſey kein Sand, denn wenn ſie ihn

haufenweis an den Boden warf, ſo konnte ſie doch gewiß nicht hoffen, die Leute zu überreden, es ſey kein Sand; ſie hätte dann den Sand nicht beſtritten, ſondern nur vorgegeben, er ſey vom Geiſt dahin geworfen. Selbſt dieſes kleine Kunſtſtück würde ihr übrigens ſchwer geworden ſeyn, da ſie immer mit Mitgefangenen umgeben war, welche es wohl bemerkt hätten, wenn ſie Morgens dieſen Sand zuſammengekehrt hätte, um ihn Nachts wieder auszuwerfen. Und wo hätte ſie ihn im Gefängniſſe hergenommen und verſteckt? Sie hätte ihn nur ſchon bei ihrer Verhaftung heimlich unter die Schürze ſtecken müſſen, in der Abſicht, dieſen Spuk damit zu treiben.[*]

Staunen mußte daher Herr W. pag. 207, als er aus dem Munde verſtändiger Männer hörte, daß auch ſie jenes Licht bei der Seherin geſehen, jene Töne gehört, und ſie für übernatürliche Wirkungen gehalten haben.

Dieſes Staunen kommt bei Herrn W. nur daher, weil er nicht begreifen kann, daß andere etwas ſehen und hören konnten, was er nicht hörte und ſahe, dieß iſt aber bei allen Erſcheinungen dieſer Art durch ſo vielfache Erfahrungen bewieſen, daß darüber gar kein Zweifel ſeyn kann. Je nach der Empfänglichkeit der Beobachter ſtellen ſich dieſe Phänomene in vielen Abſtufungen dar, vom dunklen Gefühl bis zur unbeſtimmten Nebelgeſtalt und deutlich beſtimmten Umriſſen. Wir haben ſchon nachgewieſen, wie ſogar beim leiblichen Auge etwas ganz Analoges ſtattfindet. Auch bei den andern obgenannten Herren fand dieſe Verſchiedenheit der Wahrnehmungen ſtatt, und einige haben auch manchmal ſehr wenig gehört, wie z. B. Herr Referendär Bürger, welcher am 18. Dezember mit Herrn Oberamtsrichter Heyd übernachtete und ausdrücklich ſagt, daß er weniger im Stande geweſen ſey, etwas zu ſehen und zu hören, und daher in dieſer Sache auch zu keiner Ueberzeugung kam, bis er durch ſtärkere Kundmachungen in ſeinem Hauſe davon überzeugt wurde. Nach der Ausſage der Eßlingerin habe ſich der Geiſt meiſtens dann weniger hören laſſen, wenn Herren im Gefängniß waren, welche ſcharf aufpaßten, und daß Herr W. (wenn er nicht ſchlief) ſcharf aufgepaßt haben werde, iſt nicht zu bezweifeln und nur zu loben. Wenn aber Herr W. von der zu großen Leichtgläubigkeit und Bereitwilligkeit ſpricht, ſich dem Glauben an die Realität dieſes Geiſtes hinzugeben, und daher manches ſehen und hören zu wollen, was eigentlich nicht da war, ſo würde man noch weit mehr die Unbefangenheit der Beobachtungen des Herrn W. beſtreiten können. Denn wenn er unglücklicher Weiſe dieſen Geiſt Anton geſehen hätte, wie die Eßlingerin, oder auch nur andere unbeſtreitbare Kundmachungen wahrgenommen hätte, ſo wäre ſeine ganze Theorie vergebens geſchrieben geweſen, und dieſes ſtarke Intereſſe könnte ihn noch weit mehr unwillkührlich beſtimmen, ſich den Schein, welchen ſeine Mitbeobachter in dem dunkeln Zimmer geſehen haben wollen, ſich ſelbſt wegzuſtreiten, als ſich annehmen läßt, daß dieſe Männer einen Schein geſehen haben werden, wo keiner war. Daß dieſe Stimmung ſo wenig zu einer unbefangenen Beobachtung paßte, als die blindgläubige, welche gar nicht prüft, oder die abergläubiſche, welche das Uebernatürliche wünſcht und vorausſetzt, wird Jedermann einſehen.

---

[*] Es konnte von gar keinem Sand im Gefängniſſe die Rede ſeyn: denn es war gar keiner da. Die Sandhäufchen ſind eine reine Erdichtung von Herrn W. ſeiner Theorie zu lieb. K.

Es iſt überhaupt eine ſonderbare Gewohnheit, welche nur bei Geiſtererſcheinungen ſtatt findet, die Glaubwürdigkeit und Beobachtungsgabe eines Augenzeugen um ſo höher anzuſchlagen, je weniger er geſehen und gehört haben will. Wenn von zwei Zeugen der Eine mehr, der Andere weniger oder gar nichts geſehen und gehört hat, ſo wird das, was der Eine mehr wahrgenommen hat, auf Rechnung ſeiner Dummheit, ſeines Aberglaubens, ſeiner Wunderſucht, ſeines Mangels an Kritik, Scharfſinn u. ſ. w. geſchrieben, das, was der Andere weniger geſehen hat, als Beweis ſeines größern Verſtandes, ſeiner ſchärferen Beobachtungsgabe u. ſ. w. betrachtet. So macht es auch Herr W. weil er den Schein, welchen die andern geſehen haben wollen, nicht geſehen hat, hält er ſich für einen kritiſchern, beſſern Beobachter als jene, und ſtaunt, daß andere, ſonſt verſtändige Männer dennoch mehr geſehen haben wollen als er, und es dringt ſich ihm unwillkürlich der Gedanke auf, daß wenn nun alle Thatſachen dieſer Art von ihm und andern gleichdenkenden Männern beobachtet werden könnten, alle Berichte über ſolche Vorfälle ganz anders ausfallen würden. Dieß iſt ſo richtig, als es unbeſtreitbar iſt, daß wenn man an die Stelle, an welcher einem Rhabtomanten die Haſelruthe anſchlägt, einen andern hinſchickt, man ſicher die Nachricht erhält, es ſey mit dem angeblichen Anſchlagen der Haſelruthe nichts, weil er nichts davon geſpürt habe; nur daß das Metall, welches der Erſte fühlte, an der bezeichneten Stelle noch iſt und bleibt. Wäre aber dieſer zweite Bericht deßwegen richtiger als der des Rhabtomanten? würde die Wiſſenſchaft dadurch gewinnen, wenn wir nur den Bericht des Einen und nicht auch den des Andern hätten und berückſichtigen wollten? Ebenſo wenig wäre es ein Gewinn für die Wiſſenſchaft, wenn alles das, was ſo viele Perſonen in dieſem Gefängniß geſehen und gehört haben, gar nicht zur öffentlichen Kenntniß gekommen wäre, ſondern nur das Fenſterklirren, welches Herr W. gehört hat, und zwar blos deßwegen, weil er es nicht auch hörte und ſah. Und davon ſchließen wir die Wahrnehmungen der inhaftirten Weibsperſonen, der Frau Mayer und Anderer gar nicht aus, denn ſie ſind mit Vernunft und Sinnen begabte Menſchen wie die Gebildeten. Wenn bis jetzt von mehreren Perſonen der Eine etwas, ein Anderer nichts ſah und hörte, ſo hat man keinen Anſtand genommen, vorauszuſetzen, daß Der, welcher nichts bemerkte allein Recht habe, indem, wenn etwas da geweſen wäre, auch der Andere es hätte ſehen müſſen, und was der Andere ſah, könne mithin nur in ſeinem Kopfe, in ſeiner Phantaſie ꝛc. geweſen ſeyn. Jeder Unbefangene muß aber einſehen, daß dieſer Schluß höchſt einſeitig war; denn eben ſo gut kann man ſagen; wenn wirklich nichts da geweſen wäre, hätten beide nichts geſehen Durch dieſe Vorausſetzung wird wohl das Nichtſehen des

Einen, aber nicht das Sehen des Andern erklärt, während beides gleiche Berückſichtigung verdient. Es iſt gewiß weit vernünftiger, daraus den Schluß zu ziehen, das, was hier wirkte, geſehen und gehört wurde, gehöre nicht in das Gebiet unſerer ſinnlichen Natur, oder könne nicht durch unſere gewöhnlichen Sinne, wenigſtens nicht auf gleiche Weiſe wahrgenommen werden, ſondern nur in dem Verhältniß, als eine Empfänglichkeit dafür vorhanden iſt: denn dafür haben wir viele Analogien, während es der Wiſſenſchaft durchaus noch nicht gelungen iſt, zu erklären, wie geſunde Menſchen, welche beim Gebrauch ihrer Sinne und ihrer Vernunft ſind, da etwas ſehen und hören, wo nichts iſt und nichts auf ſie wirkt. Bei unſerer Vorausſetzung ſind die verſchiedenen Wahrnehmungen gleich glaubwürdiger und beobachtungsfähiger Zeugen hinlänglich erklärt; der Bericht des Herrn W., welcher nichts geſehen und gehört hat, iſt für uns ſo wahr, richtig und wichtig, wie der der Frau Mayer und andern Perſonen, während Herr W. nichts thun kann, als mitleidig über alle ſonſt verſtändige Männer die Achſeln zu zucken, welche mehr gehört und geſehen haben wollen, als er.

Aber noch beſſer als Herr Wirth und beſſer als irgend Jemand, weiß Herr Profeſſor Fiſcher in Baſel (von Baſel aus, in Weinsberg war er nie) über dieſe Erſcheinungen Auskunft zu geben. Er ſagt pag. 205 ſeiner Schrift „Der Somnambulismus“:

„Jene Männer hätten dieſe Erſcheinungen träumend oder hallucinirend gehabt, nachdem die Schatzgräberin ihnen zugeſagt hatte, ihren Geiſt ihnen auch nach Heilbronn oder in andere Häuſer Weinsbergs zu ſchicken.“ Vergebens verſichern alle dieſe Männer, auf das Zuverläßigſte zu wiſſen, daß ſie nicht geträumt haben, Herr Fiſcher in Baſel weiß es dennoch beſſer, ſie müſſen geträumt oder hallucinirt haben, d. h. nach der Erklärung von Dr. Hagen, welcher auch Herr Fiſcher beſtimmt, Krämpfe gehabt haben. Woher aber bei dieſen geſunden Perſonen auf einmal dieſe Krämpfe kamen, von welchen ſie weder vor noch nachher etwas ſpürten, bleibt uns ein Räthſel. Was nun die Verſicherung des Herrn Fiſcher betrifft, daß die Schatzgräberin dieſen Männern verſprochen habe, ihnen den Geiſt in das Haus zu ſchicken, ſo iſt es uns nur ein trauriger Beweis, wie wenig genau es auch die achtbarſten Schriftſteller mit der Wahrheit nehmen, wenn es gilt Geiſtererſcheinungen zu beſtreiten, *indem man hier alles für erlaubt hält.* Denn dieß iſt geradezu nicht wahr, wie dieſe Männer alle bezeugen, eben um dieſer phyſiologiſchen Erklärung, auf welche dadurch hingedeutet werden ſoll, vorzubeugen. Nur Herr Oberamtsgerichtsaktuar Ekhardt und Herr Oberamtsgerichtsbeiſitzer Theurer hatten gegen die Eßlingerin den Wunſch geäußert, daß ſie ihnen die Erſcheinung in das Haus ſenden möchte, aber gerade Herr Ekhardt hörte und ſah nichts, dagegen deſſen Gattin, welche von dieſer Forderung *nichts* wußte; und die andern Männer hatten entweder die Eßlingerin gar nie geſprochen, oder keine Zuſage dieſer Art erhalten, wie ſie es alle verſichern; nur Herr Fiſcher in Baſel weiß alles beſſer. Wie ſehr aber dieſe Männer, welche Herr Fiſcher uns als ſo leichtgläubig darſtellen möchte, nur nach der gründlichſten Prüfung zu ihrer Ueberzeugung kamen, zeigt uns das Beiſpiel des Herrn Referendärs Bürger, von dem wir oben gehört haben, daß er durch das, was er in der Nacht, als er mit dem Herrn Oberamtsrichter im Gefängniß war, geſehen hatte, noch nicht zum Glauben gekommen war. Dieſer hatte dagegen in ſeinem Haus, ohne daß die Eßlingerin ihm irgend ein Verſprechen gegeben hatte, die deutlichſte, unbeſtreitbarſte Erſcheinung, und zwar mehrere Nächte. Daſſelbe ſceptiſche Mißtrauen, mit welchem er im Gefängniß ſo ſcharf prüfte, mußte ihn auch in ſeinem eigenen Haus vor jeder Selbſttäuſchung bewahren. Gerade im Gefängniſſe mußte ſeine Phantaſie weit mehr aufgeregt, ſeine Erwartung geſpannter ſeyn als in ſeinem Schlafzimmer. Nach phyſiologiſchen Geſetzen hätten dieſe Hallucinationen im Gefängniſſe weit mehr bei ihm ſtattfinden ſollen, beſonders da er wußte, daß Herr *Heyd* mehr wahrnahm

als er, was nach der Theorie der Anſteckung auch in
Kopf hätte überſpringen müſſen. Man ſieht daraus
wenig dieſe Männer den Vorwurf der Leichtgläubigkei
dienen, welchen ihnen Herr Fiſcher macht.

Luther über Poltergeiſter.

(Wortgetreue Abſchrift einer Stelle aus Dr. Martin Luthers
poſtille, die ſich in der Predigt am Tage der h. drei Könige
(Dr. M. Luthers Werke, Erlanger Ausgabe, 10ter Band, Seite

— „So ſprichſt du: ſoll man denn nicht glauben
wandelnde Geiſter irre gehen und Hülfe ſuchen? An
ich: Laß wandeln, was da wandelt; du höreſt, was di
Gott gebeut; ſo du dieſelbigen Geiſter alle verdächtig
ſündigeſt du gar nichts; ſo du aber einen für rechtſ
hälteſt, biſt du ſchon in der Gefahr des Irrthums.
das? darum, denn Gott will nicht haben, daß du vo
Todten lernen und Wahrheit erforſchen ſollſt: er will
dein lebendiger, überflüſſiger, genugſamer Lehrer ſey
ſeinem Wort ſollſt du dich halten; er weiß wohl, was
von Todten und Lebendigen ſagen ſoll, denn er weiß alle

Was er dir aber nicht ſaget noch ſagen will, ſo
nicht begehren zu wiſſen, und ihm ſo viel Ehre thun, d
glaubeſt, er erkenne, es ſey dir nicht noth, nütz noch
wiſſen. Darum ſollſt du alles ſolch Geſpukniß der Geiſt
und fröhlich in den Wind ſchlagen, und dich nicht vor
fürchten, ſo werden ſie dich auch wohl mit Frieden laſſen
iſts, daß du etwann in deinem Hauſe haſt einen Polter
Rumpelgeiſt, ſo mache nicht viel Diſputirens, und wiſſ
da kein gut Geiſt iſt, und er nicht von Gott kommt.
das Kreuz für dich, und faſſe den Glauben zu Herzen: h
Gott verhänget, dich zu ſtrafen, wie den frommen Hiob,
bereit und leide es willig, iſt's aber ſein eigen Spiel, ſ
achte ihn im ſtarken Glauben, und erwege dich nur

auf Gottes Wort, denn er wird dir Gottes Worte nicht anbeiſſen, da habe keinen Zweifel.

Wiewohl ich achte, daß derſelben Poltergeiſter keiner von Gott zur Strafe geordnet ſey, ſondern es iſt ihr eigener Muthwille, die Menſchen vergebens zu ſchrecken, dieweil ſie nicht mehr Macht haben, zu ſchaden. Denn, wo er Macht zu ſchaden hätte, würde er ſich nicht mit viel Poltern erzeigen, ſondern ſeine Bosheit ausrichten, ehe du erführeſt, wer es gethan hätte. Soll aber ein guter Geiſt zu dir kommen, ſo wirds auch nicht auf die Weiſe geſchehen, mit vielem Poltern und ſolcher Leichtfertigkeit. Verſuche dies und zeige ſolchen Glauben, ſo wirſt du ſehen, daß ſolch Geſpückniß aus Gott nicht iſt, und wird ablaſſen. Glaubeſt du aber nicht, ſo hat er gut thun, denn Gottes Wort iſt nicht da, welches er allein fürchtet.

Die Worte Gottes, darauf du trotzen ſollſt, ſind die Luc. 16, 31. da Abraham ſprach zu dem reichen Mann in der Hölle, da er begehrete, daß der geſtorbene Lazarus würde geſandt zu ſeinen lebendigen Brüdern auf der Welt, und Abraham ihm das abſchlug, und ſprach: Sie haben Moſen und die Propheten, laß ſie dieſelbigen hören. Aus welchem Texte klärlich folget, daß Gott uns nicht will durch die Todten lehren laſſen, ſondern an ſeiner Schrift will gehalten haben. Darum, wie und wo dir ein Geiſt zukommt, ſo frage nur nichts, ob er böſe oder gut ſey, ſondern ſtoß ihm nur friſch dieß Wort kürzlich und verächtlich in die Naſe: Habent Mosen et Prophetae, ſo wird er bald fühlen, was du meineſt. Iſt er gut, ſo hat er dich nur deſto lieber, darum, daß du deines und ſeines Gottes Wort frei und fröhlich führeſt; iſt er nicht gut, wie ſie alle ſind, die da poltern, ſo wird er bald Ade ſagen.

Item, das andre Wort iſt Moſis, 5 B. Kap. 18, V. 9, 10, 11, da er ſagt: Iſrael, wenn du in das Land kommſt, das dir Gott geben wird, ſo ſiehe zu, daß du nicht lerneſt die Greuel des Volks, das jetzt drinnen iſt; daß nicht erfunden werde in dir Jemand, der ſeinen Sohn oder Tochter durchs Feuer opfere, oder ein Weisſager, oder ein Tagewähler, oder ein Geiſtgenoß, oder ein Hexen, oder ein Beſchwörer, oder der die Wahrſager frage, oder Zauberei treibe, oder von den Todten frage. — Hier höreſt du, daß es vor Gott ein heidniſcher Greuel iſt, von den Todten oder Geiſtern fragen, und hart verboten. Auf dies Wort Moſis ſiehet Abraham, daß er Lazarum nicht will laſſen zu den Lebendigen gehen. So kannſt du nun wider dieſe Geiſter dieſen Spruch führen und ſagen: Non quaeras a mortuis, dicit Dominus: Gott ſpricht: du ſollſt nicht von den Todten forſchen.

Darüber hat Gott ſo feſtgehalten, daß kein Exempel, keine Geſchichte in der Schrift iſt, da die Heiligen hätten von den Todten was erforſchet. Welches der dritte Stoß iſt, daß du ſagen kannſt zu den Geiſtern, es iſt kein Exempel je gehöret, noch geleſen in der Schrift, von ſolchen Geiſtern und ihrem Weſen; darum ſey es zu verachten und meiden als ein Teufelsgeſpenſt gewißlich.

Hieraus iſt leichtlich zu merken, daß ein Spückniß iſt geweſen mit Samuels Aufwecken, 1. Sam. 28, 12. Denn es gehet alles zuwider dieſem Gebot Gottes; darum nicht zu vermuthen iſt, daß der rechte Prophet Samuel ſey auferwecket durch die Wahrſagerin daſelbſt. Daß aber die Schrift daſelbſt ſchweiget, und nicht ſaget, ob's der rechte oder unrechte Samuel ſey, das thut ſie darum, daß ſie von jedermann fordert, er ſolle ja wohl wiſſen, daß durch Moſen Gott verboten hat, die Todten zu forſchen; und er widerruft ſein Wort nimmer, ſpricht Hiob, und Bileam 4. Moſ. 24, 13. Und wie ſollte die Zauberinn über die Heiligen Macht haben, die in Gottes Händen allein behalten ſind." —

In Andreä Toppii Hiſtorie der Stadt Eiſenach v. J. 1660. p. 156. heißt es:

Zwo harte Plagen ſeynd Doctor Luthern zugeſtanden zu Wartburg. Eine iſt geweſt, große Anfechtung und Schrecken durch des Satans Geſpenſt, poltern und rumpeln. Einmahl wollte Doctor Luther ſich ſchlaffen legen, da lag ein groſſer ſchwartzer Hund auff dem Bette, wie ein Engliſch Hund, und wollte ihn nicht hinein laſſen, der Doctor befahl ſich unſerm Herrn Gotte und betet, da verſchwand der Hund und blieb der Doctor dieſelbige Nacht bey guter Ruhe. Sie hatten auch dem Doctor einen Sack mit Haſel-Nüſſen gekaufft, davon aß er zu Zeiten, verſchloß darnach die Nüſſe in den Kaſten. Einmahl kömmt das Geſpenſt des Nachts über die Haſel-Nüſſe, und quetſchet eine nach der andern gar hart an der Bank, rumpelt auch am Bette. Als das der Doctor verachtet, und ein wenig eingeſchlaffen, macht es auf der Treppen ein ſolch Rumor und Poltern, als würffe man ein Schock Fäſſer die Treppen hinab, die doch mit Ketten und Eiſen wohl verwahret war, daß niemand hinauf konnte. Doctor Luther ſtehet auf, gehet zur Treppen, die iſt zu, da betet er den achten Pſalm, in welchem vom Herrn Chriſto geſchrieben ſtehet: Alles haſtu unter ſeine Füße gethan, und legt ſich darauf wieder nieder ins Bette. Und als Hanſen von Berlepſch Frau auf das Schloß kam, brachten ſie Doctor Luthern in ein ander Gemach, und legten die Frau von Berlepſch in Doctor Luthers Kammer. Da hats dieſelbige Nacht ſo gerumpelt, daß ſie gemeinet, es wären tauſend Teuffel drinnen.

Der Hausgeiſt.

In der Familie der Grafen von F. geht die Sage, daß wenn ein Frauenzimmer in dieſelbe hinein heirathe und zum erſten Mal in das Stammhaus zu A. komme, ihm daſelbſt ein Hausgeiſt in Geſtalt eines Zwergs erſcheine. Nun erzählt man folgende Begebenheit. Eine ſolche Neuvermählte kam mit einer Freundin Abends dort an. Letztere wollte bald zu Bette gehen, die junge Frau aber blieb noch auf, und las in einem Buche. Als ſie ſich auch endlich zur Ruhe begeben wollte und ſich vom Stuhl erhob, ſo ſtand neben ihr ein graues Männchen mit zwei Armleuchtern in den Händen, redete ſie an und fragte, ob es ihr in etwas dienen könne. Sie erſchrak heftig, ſchloß die Augen mit beiden Händen und rief: Fort! fort! Als ſie die Augen wieder aufthat, ſo war die Erſcheinung verſchwunden und zeigte ſich ihr hernach nicht mehr. — Man will dergleichen dienſtbare Geiſterlein auch in andern alten Gebäuden wahrgenommen haben, und zwar bei Nachtzeit mit Lichtern oder Laternen verſehen. Abgeſchiedene Menſchenſeelen ſind es nicht, ſondern gehören einer andern Gattung von Geſchöpfen an, von denen in den Blättern aus Prevorſt auch ſchon die Rede war.

Magnetiſche Behandlungen in Dresden.

Aus Veranlaſſung einer neuen Verordnung, welche alle Verſuche zu Heilung von Kranken mit Hülfe des thieriſchen Magnetismus unterſagt, wenn ſie nicht unter Leitung anerkannter Aerzte geſchehen, forderte der Graf Szapari im Dresdner Anzeiger vom 10. October „diejenigen Aerzte Dresdens, welche vorzugsweiſe die in jener Verordnung, in Beziehung auf das magnetiſche Heilverfahren, allgemein vorausgeſetzte Befähigung und Erfahrung zu haben vermeinen ſollten, freundlichſt auf, gegen angemeſſenes Honorar, der Beſtimmung der Verordnung gemäß, ihn bei den magnetiſchen Behandlungen der betreffenden Kranken leiten und unterweiſen zu wollen.“ Schwerlich werden die Aufgeforderten dieſe Gelegenheit zur Gewinnung neuer Erfahrungen über den wichtigen Gegenſtand unbenutzt laſſen. Nach dem, was von dem Fortgange des Inſtituts im Publikum verlautet, kommen immer mehr Beiſpiele von auffallend günſtiger Wirkung der magnetiſchen Kur auf die in der Anſtalt behandelten Patienten vor. So nennt man die junge Tochter eines angeſehenen Staatsbeamten, die, nachdem beſonders einer ihrer Füße aller Lebensthätigkeit beraubt geſchienen, in Folge der magnetiſchen Behandlung wieder die volle Wirkſamkeit ſämmtlicher Glieder ihres im Ganzen kräftigen Körpers wieder erhalten habe, und ein junger Mann, deſſen körperliche Erſchöpfung bisher allen ärztlichen Verſuchen widerſtanden, ſoll auf dem beſten Wege zur völligen Geneſung ſeyn.

Die Aufforderung des Grafen iſt folgende:

„Nachdem ich mich herbeigelaſſen habe, die Bitten verſchiedener, von Aerzten größtentheils für unheilbar erklärter Kranken, welche nur noch durch den *Lebens-Magnetismus* Geneſung zu hoffen haben dürften, inſoweit zu erfüllen, als ich, um eine entſprechende magnetiſche Behandlung eintreten zu laſſen, ſie in meine Wohnung aufgenommen und reſp. behandelt habe; inzwiſchen jedoch eine hohe Verordnung über den Gegenſtand erſchienen iſt, nach welcher §. 3. lediglich *ärztlicher* Seits die *Modalität* des *magnetiſchen* Heilverfahrens und überhaupt alles Nähere einer ſolchen Kur beſtimmt und bemeſſen werden ſoll: ſo fordere ich diejenigen Herren Aerzte hieſiger Reſidenz, welche vorzugsweiſe die in der hohen Verordnung *in der Beziehung* allgemein vorausgeſetzte Befähigung und Erfahrung zu haben vermeinen ſollten, hiermit freundlichſt auf, gegen angemeſſenes Honorar, der Beſtimmung der fraglichen hohen Verordnung gemäß, mich bei den magnetiſchen Behandlungen der betreffenden Kranken *leiten* und *unterweiſen* zu wollen."

Meldungen werden täglich in den Vormittagsſtunden entgegen genommen.

Hölzels Landhaus bei Dresden, den 9. Oct. 1841.

Franz Graf v. Szàpàry.

Die Verordnung in Betreff der Anwendung des Lebens-Magnetismus iſt folgende:

Neuere Erfahrungen haben gezeigt, daß über das Verhältniß des Lebens-Magnetismus als Heilmittel in Krankheiten, zur Medicinalpolizei mehrfach irrthümliche Anſichten herrſchen, durch welche die gehörige Handhabung der geſetzlichen Vorſchriften rückſichtlich deſſelben erſchwert und zu unbefugten Uebergriffen in den Bereich der ärztlichen Wirkſamkeit Anlaß gegeben worden iſt. Um nun einer Seits den hieraus entſtehenden Uebelſtänden und Mißbräuchen vorzubeugen, anderer Seits der Anwendung des Lebens-Magnetismus ſowohl im Intereſſe derer, welche Hülfe davon erwarten, als der ärztlichen Wiſſenſchaft innerhalb der geſetzlichen Grenzen den nöthigen

Spielraum, zugleich aber den obern Medicinalbehörden, die bei der, in ärztlicher Hinſicht noch nicht gehörig durchforſchten Natur jener Erſcheinung nicht zu entbehrende Ueberſicht und Controle der magnetiſchen Kuren zu gewähren, überhaupt die ganze Angelegenheit auf die richtigen Geſichtspunkte zurückzuführen, wird, unter allerhöchſter Genehmigung Sr. Majeſtät des Königs, andurch Folgendes verordnet:

§. . Die Anwendung des Lebens-Magnetismus auf den Menſchen iſt nur geſetzlich legitimirten Aerzten erſter und zweiter Klaſſe, letztern jedoch mit Rückſicht auf die in dem Mandate vom 1. Juni 1824, die Ausübung der innern Heilkunde betreffend, §§ 7—10 enthaltenen Beſchränkungen, geſtattet, und zwar in dem Maaße, daß der Arzt die magnetiſche Behandlung entweder ſelbſt verrichten, oder ſich dazu der Vermittlung dritter Perſonen, die er dazu für geeignet erachtet, bedienen kann.

§. 2. Nichtärzten bleibt die ſelbſtſtändige Veranſtaltung magnetiſcher Kuren unbedingt unterſagt und jede Zuwiderhandlung den geſetzlichen Strafen unterworfen. Solche Perſonen, welche ſich im Beſitze vorzüglicher magnetiſcher Kräfte befinden oder zu befinden glauben, dürfen von denſelben zur Krankenbehandlung nur inſoweit Gebrauch machen, als ſich ein Arzt bei einer von ihm angeordneten magnetiſchen Kur ihrer im einzelnen Falle als ſein Organ bedienen will.

§. 3. In dieſem Falle iſt der behandelnde Arzt für die Kur und deren Folgen, wie bei andern Kuren, ausſchließlich verantwortlich. Er hat ſich daher nicht auf ein bloßes Vorwiſſen und auf eine allgemeine Beaufſichtigung derſelben zu beſchränken, ſondern ſolche im Einzelnen zu leiten, zu dem Ende den magnetiſchen Sitzungen wenigſtens zum größern Theile beizuwohnen, die Modalität und das Maaß der magnetiſchen Behandlung zu beſtimmen und den Zeitpunkt der Schließung oder Unterbrechung der Kur zu bemeſſen.

§. 4. Jeder Arzt, welcher eine magnetiſche Kur unternimmt oder eine ſolche unter ſeiner Leitung ausführen läßt, hat hiervon dem Bezirksarzte ſogleich beim Beginn der Kur Anzeige zu machen und dabei insbeſondere den von ihm zu adhibirenden nichtärztlichen Magnetiſeur nach Namen, Wohnort, Stand und Gewerbe genau zu bezeichnen.

Ueber den Verlauf der Kur ſelbſt iſt ein vollſtändiges, der obern Medicinalbehörde auf Verlangen vorzulegendes Tagebuch zu führen, ſo wie auch ſonſt derſelben jede, zur gehörigen Beurtheilung des Falles in mediciniſch-polizeilicher Hinſicht erforderliche Auskunft zu ertheilen.

Rückſichtlich der Aerzte zweiter Klaſſe bewendet es auch in dieſer Beziehung bei der Vorſchrift des Mandats vom 1. Juni 1824, §. 10.

§. 5. Der Bezirksarzt hat in den jährlich einzureichenden Medicinalperſonentabellen diejenigen praktiſchen Aerzte zu bezeichnen, welche ſich mit magnetiſchen Kuren befaſſen und ſeine etwaigen Bemerkungen beizufügen. Die nichtärztlichen Perſonen, die ſich in der §. 2. beſtimmten Weiſe als Magnetiſeurs gebrauchen laſſen, ſind in einem Nachtrage, unter näherer Angabe ihrer perſönlichen Verhältniſſe, beſonders aufzuführen.

§. 6. Gehen dem Bezirksarzte gegen die Verwendung eines Laien als Magnetiſeur in Rückſicht auf deſſen Perſönlichkeit im Allgemeinen oder in ſpecieller Beziehung Bedenken bei, ſo ſind dieſe mittelſt Berichtserſtattung an die vorgeſetzte Behörde zur Kenntniß des Miniſteriums des Innern zu bringen und hat ſich bis zum Eingange der von dieſem zu faſſenden Entſchließung der betreffende Arzt des Gebrauchs eines ihm von dem Bezirksarzte als ungeeignet bezeichneten Individuums zum Magnetiſiren zu enthalten.

§. 7. Das Miniſterium des Innern behält ſich auch ferner vor, zu derjenigen minder bedenklichen Art der magnetiſchen Behandlung, welche nicht auf die Erregung des magnetiſchen Schlafs abzweckt, ſondern in einem einfachen Beſtreichen oder Händeauflegen auf die leidenden Theile beſteht, an geeignete Perſonen ausnahmsweiſe Conceſſion zu ertheilen. Der Conceſſionsſchein wird ſolchenfalls die Grenzen und Bedingungen der dadurch verliehenen, beſchränkten Berechtigung zur Anwendung des Lebens-Magnetismus jedesmal näher bezeichnen.

§. 8. Gegen jede, den obigen Beſtimmungen zuwiderlaufende, mißbräuchliche Anwendung des Lebens-Magnetismus entweder durch unbefugte Perſonen oder zu an ſich unerlaubten und ſtrafbaren Zwecken iſt von den Polizeibehörden einzuſchreiten und wegen der Uebertreter entweder unmittelbar oder, nach Befinden, durch Ueberweiſung derſelben an die competente Criminalbehörde das Geeignete zu verfügen.

Insbeſondere ſind die etwaigen Verbindungen von Magnetiſeurs mit Perſonen, die ſich im wirklichen oder vorgeſpiegelten ſomnambülen Zuſtande befinden, ſorgfältig zu überwachen und gegen Ungebührniſſe, die von Somnambülen oder deren Umgebungen durch unbefugtes Verordnen von Arzneimitteln oder ſonſtige Ertheilung ärztlicher Rathſchläge für andere Kranke verübt werden, die gegen die mediciniſche Pfuſcherei beſtehenden Geſetze in Anwendung zu bringen.

Hiernach haben ſich Alle, die es angeht, gebührend zu achten.

Dresden, am 4. Auguſt 1841.

Miniſterium des Innern.
Noſtitz und Jänckendorf.

Der magnetiſirende Schäfer zu Arnſtadt.

Aus Weimar.

Ein Wunderdoctor iſt in unſerer Gegend aufgetreten, der viel Redens von ſich macht. Er iſt aus dem Deſſauiſchen. Seine Mutter ſoll, vom Blitze getroffen, ihn geboren haben; daher die ihm inwohnende heilbringende elektriſche Kraft, die er zuerſt als Hirtenknabe äußerte, als er ein krankes vom Arzt ſchon aufgegebenes Kind ſtreichelte und in den Arm nahm, worauf daſſelbe in heftigen Schweiß verſetzt und hergeſtellt wurde. Nach Erfurt kam der in ſeinem Aeußern einfache Bauersmann auf Verlangen eines hohen Angeſtellten daſelbſt, der von ſeinen Kuren gehört hatte. Und es iſt nicht zu läugnen, daß er vielen Leidenden Heilung gegeben. Er berührt und ſtreicht Kopf und Glieder der Kranken, die ſogleich ſeine Kraft fühlen und nach einigen Stunden in einen heftigen Schweiß verſetzt werden ſollen. Erfurt mußte er auf Antrag der Aerzte verlaſſen, darauf begab er ſich nach Arnſtadt. Aus der weiteſten Umgegend ſtrömen ihm nun Leidende zu. Geld fordert der heilende Schäfer nicht, weil nach dem Volksglauben ſich eine ſolche Kraft verliert, wenn ſie eigennützig angewendet wird; doch ſind die Geſchenke, die er erhält, nicht unbedeutend. Später gaben die Zeitungen folgende Nachrichten: Aus dem Schwarzenburgiſchen. Zwei Aerzte in Arnſtadt, die Doctoren Franke und Riedergall, bezeugen in den öffentlichen Blättern auf den Grund der von ihnen angeſtellten Beobachtungen und gemachten Erfahrungen: „daß ein gewiſſer Chr. Matthey die Kraft beſitze, kranke und geſunde Perſonen durch einfaches Beſtreichen und Betaſten mit ſeinen Händen in einen mehr oder weniger ſtarken Schweiß zu verſetzen, und daß dieſe Schweißerregung beſonders bei Gichtkranken, nicht minder aber auch bei vielen andern körperlich Leidenden, unter gehöriger Abwartung, in der Regel ſehr wohlthätige Wirkungen hervorbringe. Da Matthey ſeit dem Anfange des Decembers unter den Augen und mit Zuſtimmung der beiden genannten Aerzte mehrere hundert Kranke auf die obige Weiſe behandelt habe, ſo gründe ſich ihre Ueberzeugung lediglich auf die von ihnen ſelbſt wahrgenommenen Thatſachen.

Thüringen, den 12. Januar. Vor einiger Zeit wurde in öffentlichen Blättern über einen ſogenannten Wunderdoctor, der in Erfurt aufgetreten und von da ſich nach Arnſtadt begeben habe, berichtet. Da dieſe Erſcheinung in ganz Thüringen und den benachbarten Ländern großes Aufſehen gemacht, ſo möchte es wohl nicht unintereſſant ſeyn, ein Weiteres über den Mann zu hören. Er iſt noch jung, heißt Matthey und iſt aus dem Deſſauiſchen, eines Schäfers Sohn.

Schon in frühen Jahren ſoll er ſeine elektriſche oder ſchweißhervorrufende Kraft gezeigt haben. Durch eine höchſt merkwürdige Kur wurde er einem hohen Angeſtellten in Erfurt bekannt und von dieſem zur Heilung ſeiner Kinder dahin berufen. Dort machten ſeine Kuren viel Aufſehen und ſein Haus war oft wie umlagert. Als er dieſe Stadt verlaſſen, wandte er ſich nach Arnſtadt. Die Leidenden ſtrömten aus der ganzen Umgegend dahin. Auch hier wollte die Behörde ihn wegweiſen, allein auf Bitten der Bürger wurde ihm der fernere Aufenthalt erlaubt, und ſeine Kuren unter Aufſicht von Aerzten geſtellt. Bei gewiſſen Krankheiten war ſeine Heilmethode unterſagt; namentlich aber ſoll er ſich bei Gicht und ähnlichen Krankheiten als heilbringend gezeigt haben, und zwar dadurch, daß er mit Berühren und Betaſten ſeiner Hände einen heftigen Schweiß hervorbrachte, der nach einigen Stunden ausbrach. Während der 6 Wochen, die er in Arnſtadt verweilte, ſoll er nach authentiſchen Berichten 5000 Kranke behandelt haben. Aber gerade wegen dieſer Unmaſſe von Hülfeſuchenden konnte er wohl Wenigeren helfen als früher, da die Kraft, die ihm wohl inwohnen mag, durch die zu häufige Anwendung abgenutzt und geſchwächt wurde. Vor einer Woche etwa kam ſein Vater, ihn in ſeine Heimath abzuholen, da er durch ſeine vielen Kuren ganz geſchwächt und ſein Nervenſyſtem ſehr angegriffen worden war. Drei Broſchüren ſind ſchon über ihn in Arnſtadt und Ilmenau erſchienen. Arnſtadt ſelbſt glich während der Anweſenheit des ſchweißtreibenden Mannes einem ſehr beſuchten Badeort; faſt in jedem Bürgerhaus waren Logis für Fremde zu vermiethen.

Es iſt zu bedauern, daß mit derlei magnetiſchen Kräften begabte Menſchen aus dem Volke ſich gemeiniglich zur Heilung aller möglichen Gebrechen hergeben und durch das Uebermaß ihrer Heilverſuche jene Kräfte bald erſchöpfen und auch dann, wo wenig oder keine Kraft mehr vorhanden iſt, heilen wollen, dieß nicht mehr vermögen und dadurch in Mißkredit gerathen, ſo daß alsdann von ihren Neidern und Anfeindern, auch ihre früheren Leiſtungen als unwahr verſchrien werden.

Oft ſuchen ſie auch durch Genuß von Wein die erſchöpften Kräfte wieder zu gewinnen, ein Beſtreben, das durchaus verkehrt iſt und ihren Gegnern nur um ſo mehr Veranlaſſung giebt, ſie in weitern Mißkredit zu bringen.

Heilung des Leidens des Beſeſſenſeyns durch magnetiſche Manipulation ſchon im Jahre 1666.

Johannes Braumont in ſeinem Traktat von Geiſtern, der im J. 1721 von Thomaſius in's Deutſche überſetzt wurde, ſchreibt S. 145 von einem, Namens Greatrix, der ſchon im Jahre 1666 Kuren durch magnetiſche Manipulation ausübte. Dort iſt von einem gedruckten Briefe deſſelben an Herrn Boyle die Rede, wo dieſer Mann ſeine magnetiſche Manipulation, beſonders bei der Heilung des dämoniſch-magnetiſchen Leidens, des Beſeſſenſeyns, erzählt, und wobei auffallend iſt, daß ſeine Manipulation und deren Erfolg ganz dieſelbe war, wie wir in neueſter Zeit bei dem gleichen Leiden es ſelbſt oft mit anſahen. In dem angeführten Briefe ſchreibt jener Herr Greatrix alſo:

„Mein Herr, ich hoffe, ihr werdet mir verzeihen, wenn ich euch meine eigene Erfahrung erzähle und was dieſelbe mich zu glauben verleitet. Ich muß geſtehen, daß mir Leidende vorgekommen, die mir, wie jene die uns die Jünger Jeſu beſchreiben, von verſchiedenen, ſtummen, tauben und redenden böſen Geiſtern beſeſſen zu ſeyn ſchienen, und daß, wie ich und andere mitanſahen und es ſo denken mußten, unterſchiedliche böſe Geiſter, einer nach dem andern aus einer Perſon getrieben wurden, woran ſie beinahe ein jeder erſtickte, wenn er in den Hals herauf kam, ehe er ausfuhr. Sobald der letzte ausgefahren war, befand ſich die Perſon vollkommen geſund und verblieb es. Es gab Leidende der Art, die, ſobald ſie mich ſahen, ohne mich vorher gekannt zu haben, plötzlich niederfielen, welches der Bürgermeiſter zu Worceſter, der Obriſt Birch, der Obriſt Wilde, und viel hundert, ſowohl zu

Worceſter als hier in London und andern Orten mehr, als Augenzeugen bekräftigen können. Viele, wenn ſie meine Stimme hörten, ſind auf eine ſeltſame Weiſe geplagt worden, ſo daß niemand der gegenwärtig war, es vor etwas anderes als Beſeſſenſeyn halten konnte.

So will ich eine Perſon zu Jockhouſe anführen, wo Herr Johann Hintan, der Obriſt Talbot und viele andere zugegen waren. Dieſe hatte etwas in ſich, das ihren Leib ganz plötzlich dergeſtalt auftrieb, als ob er berſten wollte; und ſobald ich meine Hand auf denjenigen Theil ihres Leibes legte, der ſo aufſchwoll, fuhr es ihr hinauf in den Hals oder in einen andern Ort und machte, daß ihr der Hals noch halb ſo dick auflief, daß ſie faſt erſticken mußte. Dann machte es ſie blind und ſtumm und ſie ſchäumte. Bisweilen fuhr es ihr in die Hand und lähmte dieſelbe und zog ſie ſo feſt zuſammen, daß weder Herr Hintan, Herr Talbot noch ein anderer Anweſender, der es verſuchte, mit all' ihrer Stärke einen Finger von einander bringen konnten. Oft brachte ich es hinauf bis an die Zunge, wenn ich mit meiner Hand ihren Leib auswendig über ihren Kleidern bis hinauf zum Halſe ſtrich, welcher in einem Augenblick wieder ſo dick aufſchwoll, daß man es eigentlich von einem Ort zum andern fahren ſah und endlich ein ſo heftiges Würgen eintrat, daß ſie faſt erſtickte und ihr die Augen zum Kopfe heraustraten, bis es zuletzt ausfuhr, und das Weib hierauf geſund hinwegging. Ob dieſes eine natürliche Krankheit geweſen, will ich einem jeden, er mag Theolog, Philoſoph oder Mediciner ſeyn, zu beurtheilen überlaſſen. Ich könnte noch vierzig eben ſo ſeltſame und noch ſeltſamere Exempel anführen! —“

Er ſetzt noch unten hinzu: „als ich nach Copaqueen, eine Stadt in Irland, reiſen wollte, kamen viele arme Leute wegen Krankheiten zu mir. Zwei von ihnen hatten die hinfallende Sucht. Dieſe wurden meiner nicht ſo bald anſichtig, als ſie augenblicklich ihren Anfall bekamen, nachdem ich aber meine Hände auf ſie legte, kamen ſie alsbald wieder zu ſich und ich verfolgte ihre Schmerzen von Ort zu Ort, bis ſie von ihnen wichen. —“

Wie hier vor 275 Jahren die magnetiſche Manipulation in ſolchen dämoniſch-magnetiſchen Leiden ſtatt fand, ſah ich ſie in gegenwärtiger Zeit mit gleich günſtigem Erfolge in den gleichen Leiden ausüben. Man wird die Uebereinſtimmung erkennen, wenn man in meiner kleinen Schrift:

„Nachricht über das Vorkommen des Beſeſſenſeyns eines dämoniſch-magnetiſchen Leidens und ſeiner ſchon im Alterthum bekannten Heilung durch magiſch-magnetiſches Einwirken, in einem Sendſchreiben an Herrn Obermedicinalrath Dr. von Schelling in Stuttgart, Stuttgart und Augsburg 1836, nachlieſt wie die magiſch-magnetiſche Manipulation auch in dieſen Fällen neueſter Zeit veranſtaltet wurde.

Nachdem dort geſagt wurde, daß neben magiſcher Beſprechung durch Gebet, eine magnetiſche Manipulation von unten nach oben ſtattfinden muß, heißt es S. 22 weiter: „Bei den Leidenden ſtellt ſich unter ſolcher Behandlung bald ein Drang nach oben ein und endlich ein heftiges Würgen. Die Behandlung wird immer ernſter fortgeſetzt, worauf Drang nach oben und Würgen ſich immer vermehrt.

Die magnetiſche Manipulation mit Beſprechung wird beſonders auf denjenigen Theil des Körpers angewendet, in dem der Dämon ſeinen Sitz hat, und weicht er aus demſelben in einen andern Theil, wird ihm durch Beſprechung und Manipulation die alte Stätte gleichſam verſchloſſen, damit er dahin nicht wieder zurückkehren kann. So wird er, wo er im Körper des Leidenden hinweicht, mit Beſprechung und magnetiſcher Manipulation (die oft auch nur in feſter Aufdrückung der Hände auf jene Stelle abwechſelnd mit Beſtreichung nach oben beſteht) verfolgt, bis er immer mehr nach oben weicht, und endlich unter dem furchtbarſten Drang und Würgen nach oben im günſtigen Falle ausfährt u. ſ. w.“

Wer erkennt hier nicht ganz die auch in alter Zeit von jenem Greatrix in Anwendnng gebrachte magnetiſche Manipulation bei ſolchen dämoniſch magnetiſchen Leiden?

Nachricht von einer Magnetiſchen in Frankreich.

Da ich in den Blättern aus Chalons-ſur-Saône las, daß ein junges Mädchen, Namens Prudence, in der ärztlichen Behandlung des Dr. Laurent ſo merkwürdige magnetiſche Eigenſchaften zeige, daß ſie im Zuſtande des Somnambulismus ganz vortrefflich durch undurchſichtige Körper hindurchſehe, gehe, falle, wieder aufſtände, ſänge und plötzlich ſtillſchweige, genau nach dem Willen deßjenigen, der ſie in den magnetiſchen Schlaf brachte, und noch dazu, ohne daß dieſer Wille durch irgend ein äußeres Zeichen kundgegeben werde; da ich ferner hörte, daß unter Anderem auch noch eine Menge der außerordentlichſten Phänomene, welche von vielen gebildeten und urtheilsfähigen Leuten beſtätigt würden, in Chalons ein ſolches Aufſehen machten, daß die Stadt ſich in zwei Feldlager theile, und die eine Parthei geradezu abläugne, was die andere behaupte — auf jene Zeitungsartikel und dieſe Privatnachrichten hin fand ich mich veranlaßt, die Erſcheinung mit eigenen Augen zu prüfen. Ich reiste hin und beſuchte den Dr. Laurent, welcher meiner Bitte bereitwillig entſprach, da er hoffen mochte, an mir einen Proſelyten zu machen.

Ich ſah die Somnambule, ein Mädchen von 17 Jahren. Ihr Aeußeres war ganz gewöhnlich; dabei zeigte ſie aber eine Einfachheit und Sanftmuth, welche ſehr für ſie einnahmen. Obgleich ſie noch von den öffentlichen Sitzungen der vorhergehenden Tage angegriffen war und abſolute Ruhe zu beobachten wünſchte, ſo willigte ſie endlich doch ein, in meinem Beiſein das Experiment zu wiederholen, welches mich am meiſten intereſſirte, nämlich das Sehen durch undurchſichtige Körper. Als der Dr. Laurent Prudence einfach dadurch eingeſchläfert hatte, daß er ihr zehn Minuten lang die Daumen hielt, ein Kontakt, der nicht gerade unerläßlich iſt, da der Doktor die Somnambule auch auf zweihundert Schritt Entfernung einſchläfern kann, ſo bat er mich, des Mädchens Augen jetzt ſo zu bedecken, daß ich über das Durchdringen ſelbſt des geringſten Lichtſtrahls außer allem Zweifel ſey. Er ließ mir freie Wahl zwiſchen mehreren Masken, Sacktüchern und andern Tüchern, oder eine Bandage, welche Tages zuvor von einem ungläubigen Apotheker mit Hülfe eines noch ungläubigeren Arztes gemacht worden war. Vorläufig probirte ich an mir ſelber die eine Maske, welche blos eine Mundöffnung hatte und mir das Geſicht ſo verhüllte, daß ich mit der größeſten Anſtrengung auch nicht den kleinſten Lichtſchimmer gewahren konnte. Vor Benutzung der Maske ſchlug mir Laurent vor, die Augenlieder der Somnambule noch mit mehreren Lagen Gummitaffet zu ſchließen; ich zog jedoch die einfache Maske vor, indem ich mir vorbehielt, die Undurchſichtigkeit durch Hinzufügung mehrerer Sacktücher zu ſteigern.

Als die Maske angelegt war, band ich der Somnambule noch ein zuſammengelegtes Tuch um Augen und Stirn und fing eine Partie Ecarté an. Prudence ſpielt leidenſchaftlich gern. Jede ausgeſpielte Karte wurde von ihr an die Stirn gehalten und ſofort erkannt. Ich wünſchte ihr ein zweites Sacktuch über das erſte zu binden. Dieß wurde bewilligt und die Viſion nahm ihren Fortgang. Ich machte eine zweite Partie, während welcher ein Dritter der Somnambule noch ein dichtes Tuch überwarf und es ihr unter dem Kinn feſtband. Die Somnambule ſchien kaum zu bemerken, daß die Hülle auf dieſe Weiſe noch ſtärker geworden war. Zuletzt wurde ihr noch ein viertes Tuch überworfen, welches nebſt den früheren einen wahren Polſter bildete. Doch der Durchſichtigkeit geſchah dadurch nicht der geringſte Abbruch. Ich ſtaunte und mußte geſtehen, daß ich nicht mehr wüßte, was ich dazu ſagen ſolle. Ich ſchrieb Wörter auf ein Blatt Papier: ſie las dieſelben ſogleich. Ich hielt ihr eine Uhr vor, ſie vermochte die

Stunde zwar nicht anzugeben, doch zeigte ſie die Richtung der beiden Zeiger genau an. Auch erkannte ſie die Farbe des Kleides von einer fremden Dame, welche zugegen war, und bewunderte die feine Stickerei an dem Sacktuche, welches die Dame in der Hand hielt. Ich bemerkte, daß ſie einfache Gegenſtände, die ihr hingehalten wurden, z. B. ein Aß, ein Wort, eine Zahl, auf der Stelle erkannte, während ſie komplicirte, z. B. die Coeurneun oder Pickzehn u. ſ. w., einen Satz, ein Zahlenexempel und dergleichen erſt nach längerem Anſehen erkannte. Hieraus zog ich den Schluß, daß ihr Geſicht keinen ſolchen Umkreis, wie im normalen Zuſtande, überblickte, vielleicht weil ſie ſich ihrer Hauptorgane, der Augapfel, nicht bedienen konnte, ſondern auf die Sehnerven beſchränkt war. Denn ich nehme an, daß Prudence mit den durch den Magnetismus erhöhten Sehorganen durch die undurchſichtigen Gegenſtände, welche ihr um die Augen gebunden wurden, hindurchſieht; d. h. ich nehme keine Transpoſition der Sinne an.

Ich bat den Doktor Laurent, die Tücher nebſt der Maske abzunehmen und mich noch einige andere Experimente machen zu laſſen. Die Maske hatte ſich durch die Hitze und Transpiration ſo feſt an's Geſicht gelegt, daß wir Mühe hatten, ſie abzunehmen. Der Schlaf ging fort, die Augenlieder waren vollſtändig geſchloſſen. Ich brachte ihr verſchiedene Gegenſtände von hinten herum ſo vor die Stirn, daß ſie dieſelben, wenn die Augen offen ſeyn ſollten, nicht erkennen konnte. Prudence erkannte ſie, doch langſamer als da ſie Maske und Tücher vor hatte. Endlich verſuchte ich auch die vorerwähnte Bandage, welche die beiden Gegner des Magnetismus gemacht hatten. Außer dieſer warf ich ihr noch mehrere Tücher über: die Somnambule erkannte Alles und ich bekannte, daß meine Zweifel gelöſt ſeyen. Als ich über die auffallendſte Erſcheinung der Somnambule im Klaren war, bat ich den Arzt, um die Kranke nicht über Gebühr anzuſtrengen, ſie zu wecken. Einer von Laurents Schülern aus Chalons that dies durch Querſtriche in wenig Minuten.

Lebhaft mit dem Erlebten beſchäftigt, beſuchte ich am Abend das Kaffeehaus Lafayette, wo ein Advokat die, wie es mir ſchien, großprahleriſche Behauptung aufſtellte, daß er den Kellner, der uns bediente, in magnetiſchen Schlaf bringen wollte. Da der Kaffeewirth nichts dagegen hatte, ſo wurde der Kellner in Zeit einer Viertelſtunde ſo eingeſchläfert, daß ihn nichts aus dem Schlafe bringen konnte. Da ich eine Neckerei argwöhnte, ſo hielt ich ihm ein Fläſchchen von flüchtigem Alkali unter die Naſe, welches einen Neugierigen, der wiſſen wollte, was darin ſey, beinahe rücküber warf. Der Magnetiſirte ſpürte nichts davon. Ich nahm jetzt die Glocke im Kaffezimmer und läutete, daß ihm die Ohren gellen mußten: dieſelbe Gefühlloſigkeit! Ich kniff ihm blaue Flecken, ſtieß ihm eine Nadel in's Fleiſch: die nämliche Gefühlloſigkeit! Wir ließen ihn gehen, ſchrieen ihm in's Ohr, daß das ganze Haus wach wurde: er rührte ſich nicht. Jetzt glaubte ich ſelbſt, daß es in ſolchem Zuſtande möglich ſey (was Profeſſor Cloquet that) einer Frau, welche am Krebs litt, eine Bruſt abzunehmen, oder ſonſt ein Glied, ohne daß der Patient den geringſten Schmerz davon hatte. Ich wollte den Magnetiſirten ſelber wecken: dieß ging ſehr leicht von Statten. Die erſte Bewegung des Erwachten war ein Griff nach der Stelle, wo ich ihm die Nadel in's Fleiſch ſtieß; er klagte, daß ich ihn geſtochen habe. Einen verſtändlichen Laut, ein Wort konnten wir aus dem Burſchen nicht herausbringen, weil ſein Zuſtand nicht bis zum Somnambulismus geſteigert war. Jedoch antwortete er mit Kopfbewegungen auf unſere Fragen; ſpäter wird er gewiß reden.

Nach der Rückkehr von meiner Reiſe nach Chalons machte ich ſogleich magnetiſche Verſuche, und zwar zuerſt mit einem Mädchen, das an Nervenzufällen litt, die ich ſeit längerer Zeit vergebens zu heben ſuchte. In fünf Minuten war die Wirkung ſo, daß ich ſtaunte. „Was thun Sie! Sie bringen mich um! Meine Nervenzufälle kommen wieder!“ rief ſie, indem ſie in einen krampfhaften Zuſtand verfiel. Ich weckte ſie ſchnell wieder auf, mit meinem erſten Verſuch zufrieden. Das Mädchen ſcheint mir eben ſo magnetiſch wie Prudence zu ſeyn und ich hoffe, bald eben ſo außerordentliche Phänomene an ihr zu ſehen.

Wie kann man nach ſo handgreiflichen Thatſachen noch behaupten, der Magnetismus ſey Einbildung oder Betrug? Die Thatſachen liegen vor, wir ſehen ſie; nur ein Newton fehlt noch, der ſie erklärt.

Die königliche Akademie der Medicin ſtellt ſeit zwei Jahren in Abrede, daß ein Magnetiſirter mit verbundenen Augen leſen kann. Herr Burdin ſetzte einen Preis von 3000 Fr. für den oder die aus, welche ſo leſen würde. Mlle. Pigeaire lieferte den Beweis; aber man behauptete, ſie habe durch den Augenverband einen Lichtſchimmer behalten. Um dieſem Verdachte vorzubeugen, rieth Dr. Frapart dem Dr. Laurent die Maſken von Gyps oder Blei an, deren ſich Prudence bedient. Prudence wurde der Akademie vorgeführt, nicht um den Preis zu gewinnen, denn derſelbe iſt zurückgenommen; ſondern um zu beweiſen, daß man wirklich durch undurchſichtige Gegenſtände leſen könne: die Akademie wollte ſie nicht ſehen!

Jetzt verlangt Dr. Laurent eine Kommiſſion, welche ausſagen ſoll, ob er ein Betrüger oder ob das Phänomen wahr ſey. Da jene hochgelahrten Herren, welche den Fortſchritt der Wiſſenſchaft fördern ſollten, neutral bleiben wollen, ſo ſteht dem Dr. Laurent jetzt die glänzendſte Genugthuung und dem Magnetismus ein ſchöner Sieg zu Gebote. Mehr als dreihundert Naturforſcher verſammeln ſich im September zu Lyon. Dahin, iſt unſer Rath, führe er Prudence und laſſe das Phänomen auf's Strengſte unterſuchen. Iſt dieſe unparteiiſche Geſellſchaft von der Wahrheit der Sache überzeugt, ſo wende er ſich dann noch einmal an die Pariſer Akademie, wenn er deren Zuſtimmung dann noch für unerläßlich hält. In dem einen oder andern Falle wird die Wahrheit triumphiren und der Magnetismus die Anerkennung finden, die er verdient.

Ueber die Exſtatiſchen im Süden Frankreichs, in den Jahren 1685—1705.

In G. Arnolds „Leben der Gläubigen“ iſt in „Brouſſons Leben und Leiden“ ausführliche Nachricht gegeben von den ſchweren Verfolgungen, welche die Proteſtanten, beſonders im ſüdlichen Frankreich in Languedoc und den Cewennen um jene Zeit betraf; und ebendaſelbſt (c. II. und XVI.) iſt auch mit Wenigem gemeldet, wie Gott damals zum Troſt und zur Stärkung ſeiner Diener mehrere Perſonen männlichen und weiblichen Geſchlechts, darunter auch Kinder, auf außerordentliche Weiſe erweckte, und mit den Gaben ſeines Heiligen Geiſtes, beſonders der Gabe der Weiſſagung ausrüſtete; wobei aber auch angedeutet iſt, wie Satan auch damals, wie immer, dieſes Werk Gottes mit Argwohn zu bedecken bemüht war, indem auch er hie und da falſche und betrügeriſche Propheten und Prophetinnen ausſandte, um das Volk Gottes womöglich zu verführen.

Bekannt iſt, daß von den vielen Proteſtanten, die damals aus Frankreich auswanderten, ſich auch eine beträchtliche Anzahl derſelben, worunter auch ſogenannte Inſpirirte waren, in England und London beſonders niederließen. Auch unter dieſen dauerten noch einige Zeitlang die außerordentlichen Bewegungen des h. Geiſtes fort, aber auch da gelang es dem Feind, nicht nur durch Ungläubige von außen, ſondern auch durch falſche Brüder dieß Werk Gottes zu hemmen, und unter den allgemeinen Verdacht des Irrthums zu bringen. Doch gab es redliche Seelen, die die Wahrheit vom Irrthum zu ſcheiden wußten, und ſie durch Schriften an's Licht brachten. Unter dieſe Schriften gehört auch das nun äußerſt ſelten gewordene Buch: „A cry from the Desart, printed London 1707,“

worin mehrere authentiſche Nachrichten von jenen Gnadener
gießungen des h. Geiſtes in Frankreich enthalten ſind. —
Der Verfaſſer deſſelben bemerkt unter anderm in der Vorred
daß er noch im November 1706 Gelegenheit gehabt habe, mi
einigen der — nach England ausgewanderten Proteſtanten i
näheren Umgang zu kommen, und von ihnen theils ſchriftlic
theils mündlich die mitgetheilten Nachrichten erhalten habe.

Dieſe ſind nun folgende:

1) Ein Auszug aus einer umſtändlichen Erzählung vo
Mathäus Boiſſier, geſchrieben und unterzeichnet von ſein
eigenen Hand:

„Bald nach dem Frieden von Ryswyk, im Jahre 169
ging ich auf einige Zeit nach Loriol, meinem Geburtsort i
der Dauphiné. — Daſelbſt luden mich einige Freunde ein, m
ihnen zu einer Verſammlung zu gehen, welche am Morg
des folgenden Tags des HErrn ganz in der Nähe gehalte
werden ſollte. Als ich in die Verſammlung kam, ſah ich d
ein junges Mädchen, das mit einer mir äußerſt erſtaunlich
Beredtſamkeit und Flüſſigkeit der Rede der Verſammlun
predigte. — Dieſes Mädchen hatte, nachdem der Geiſt Gott
ſie mit ſeinen Gaben beehrt hatte, etwas leſen gelernt. A
die Predigt vorüber war, kamen noch mehrere herein, die ei
große Begierde zeigten, ſie zu hören. — Sie ſagte, daß ſ
keineswegs im Stand ſey, aus ihr ſelbſt ihnen Befriedigun
zu gewähren, fiel aber alsbald auf ihre Kniee nieder, und b
Gott ernſtlich, daß es ihm gefallen möchte ihre Zunge
löſen, damit ſie zum Troſt ſeines Volks ſein Wort wiederu
verkündigen möchte. Sie wurde augenblicklich erhört: d
Geiſt Gottes fiel auf ſie, und ſie ergoß ſich in einem lang
Gebet. Mich dünkte, ich hörte einen Engel, ſo ergreife
waren die Worte, die ihrem Munde entquollen. Nach de

---

* NB. Das Buch ſelbſt beſitze ich nicht, aber dieſes und die folgend
Auszüge aus demſelben fand ich in dem Werkchen: „Miraculo
Prophecies and Predictions of Eminent Men etc. London 182
Part. II. p. 129—132.

Gebet gab ſie einen Pſalm zum ſingen an und ſtimmte ihn ſelbſt melodiſch an. Darauf hielt ſie uns eine Rede, ſo vortrefflich, ſo rührend und ſo wohlgeordnet, und dabei mit einem ſolchen heiligen Anſtand und brünſtigen Eifer, daß wir nicht umhin konnten zu glauben, daß etwas mehr als Menſchliches aus ihr rede. — Ein armes, einfältiges Mädchen wie ſie war, konnte ganz gewiß nie im Stande ſeyn, von ihr ſelbſt ſo zu ſprechen. Ich ging fort bis in's Innerſte meines Herzens und meiner Seele durchbohrt und voll des Eindrucks von den wunderbaren Dingen, welche dieſe treue Magd des HErrn ausgeſprochen hatte, und ſchrieb einen großen Theil davon nieder, ſo gut es mir eben erinnerlich war. — Sie zog viele Stellen aus dem alten und neuen Teſtamente an, als ob ſie die ganze Bibel auswendig wüßte, und wandte ſie ſo ſchicklich an, daß es uns auf eine ganz ſonderbare Weiſe traf. Sie äußerte eine wehmüthige Klage über den beweinenswürdigen Zuſtand der Kirchen Frankreichs; über die, welche ſich in den Kerkern, oder auf den Galeeren, in den Klöſtern, oder in der Verbannung befanden, und fügte hinzu, daß unſere Sünden die einzige Urſache davon wären: aber ſie ſprach zu gleicher Zeit auch die edelſten und erquicklichſten Tröſtungen aus, die es nur geben konnte; — Verheißungen von Barmherzigkeit, Friede, Gnade, Glückſeligkeit und ewiger Freude. Sie erklärte dieſes Alles im Namen Gottes, der allgenugſam und in Güte überſchwenglich ſey gegen Die, welche nicht hartnäckig die väterlichen Anträge ſeiner Güte zurückwieſen. Sie verſprach auch von Gotteswegen auf eine höchſt kräftige, genaue und ausdrucksvolle Art, daß die Religion in ihrer Reinheit im Reiche wieder aufkommen werde."

„Ich ſah," fährt derſelbe Zeuge fort, „auch mehreremal zu Genf ein Mädchen aus Languedoc, die göttliche Eingebungen hatte. — Sie ſagte in der Entzückung Mehreres, das mich betraf, und wovon ſie auf einem gewöhnlichen Wege unmöglich Kenntniß haben konnte. Sie genoß einer wunderbaren Gemeinſchaft mit dem Geiſte Gottes."

„Compan gab mir,“ (ſchrieb er ferner) „eine lange und ausführliche Erzählung von all' den wunderbaren Dingen, die vor aller Augen in den Cewennen vorgingen, und die man, meines Erachtens, nicht anders als Wunder betrachten kann; auch ſagte er mir Mehreres, was mit ihm ſelbſt vorgegangen war, was man nur für offenbare und unmittelbare Werke des Allmächtigen halten kann.“

---

2) Eine mündliche Erklärung von Jſabel Charras von Les Roches am 19. Febr. 1706.

„Jch verließ Frankreich,“ ſagte ſie, „im Jahre 1696. — Vom Anfang des 1689ſten Jahres an, bis ich das Land verließ — ſieben volle Jahre hindurch — ſah ich in den Thälern ſehr viele Leute von jedem Alter und Geſchlecht, die auf eine außerordentliche Art in heftige Leibesbewegungen geriethen; während welcher ſie lange Reden, voll von Gottſeligkeit und ſtarken Ermahnungen zur Buße hielten. — Es wurden ihnen auch Weiſſagungen zu Theil von dem Fall des myſtiſchen Babylons, mit Verſicherungen, daß die Kirche bald aus dem Drangſal errettet werden würde. Sie wurden in Anſehung vieler Dinge zum Voraus gewarnt, oder auch unterrichtet, entweder in Bezug auf ihr eigenes Betragen, oder auf die religiöſe Verſammlungen, (die beinahe täglich insgeheim gehalten wurden) um dabei vor den Nachſtellungen ſicher zu ſeyn. Sie ſprachen immer gut franzöſiſch, ſo lange ſie aus der Eingebung ſprachen, obſchon ſie zu andern Zeiten es nicht konnten; und während den Reden, die ſie alsdann hielten, ſprachen ſie auf ſolche Weiſe, als ob der Geiſt Gottes aus ihnen redete, indem ſie ſagten: ich ſage dir: ich erkläre dir, mein Kind u. ſ. w.“

„Ein Mann von unſerer Nachbarſchaft, mit Namen Johann Heraut, hatte nebſt vier oder fünf ſeiner Kinder die Gabe der Weiſſagung. Die zwei jüngſten waren — das Eine ſechsthalb und das Andere ſieben Jahre alt, als ſie zuerſt dieſelbe empfingen. Jch habe dieſe oft in ihren Erſtaſen geſehen.“

„Lukretia Clare, eine Frauensperſon von außerordentlicher Frömmigkeit und Sanftmuth, mit der ich eine genaue Bekanntſchaft hatte, empfing die Gabe der Weiſſagung, als ſie ſechzehn oder ſiebenzehn Jahre alt war. Sie hielt erſtaunenswürdige Reden vor den Verſammlungen. — Nachdem ſie eine lange Zeit im Weinberg Gottes gearbeitet hatte, bekam ſie durch Eingebung einen Befehl von Gott, ſich nach Genf zurückzuziehen. — Die göttliche Vorſehung brachte ſie ſicher, mitten durch ein Meer von Gefahren an dieſen Ort ihrer Beſtimmung, wo ſie drei Jahre nachher ſtarb, zum großen Leidweſen Aller, die ſie kannten. Aber ihr Ende war ſo herrlich und ſelig, daß die, welche über ſie wehklagten, nur ihre Freude bezeugen konnten über die endloſe Seligkeit dieſer auserwählten Magd des HErrn.“

3) Eine mündliche Erklärung von Durand Fage, die er am 25. Januar 1707 zu London ablegte, und das Protokoll davon nachher unterzeichnete.

„Ich bin zu Aubais in Languedoc geboren, und ſah, ehe ich noch aus meinem Vaterland auswanderte, (was im Jahr 1705 geſchah) viele Kinder daſelbſt unter ſtarken Bewegungen, und dabei aus göttlicher Eingebung reden. Das Jüngſte davon war, wie ich mich noch deutlich erinnern kann, nicht mehr als fünf Jahre alt, und lebte im Dorfe St. Maurice, bei Vouſy. Im Monat Juli 1702 wurde eine religiöſe Verſammlung in einem Felde bei St. Laurence de Gouſe bei Nacht gehalten, wobei man viele Lichter hatte. — Das war die erſte, welcher ich beiwohnte. Ein eilfjähriges Mädchen, das nicht leſen konnte, und zu jeder andern Zeit ein ſchwachſinniges Kind geweſen war, wurde nach einiger Bewegung des Leibs und beſonders der Bruſt, von einer heiligen Begeiſterung ergriffen. — Ich war tief erſtaunt und gerührt, als ich ſah, mit welcher Freimüthigkeit und Freudigkeit ſie redete, in einer helltönenden und lauten Stimme, nachdem ſie zuvor geſagt hatte: „Falle nieder, o du Volk Gottes; werfet euch demüthig hin vor Ihm, und unſere Hoffnung ſey im Namen des HErrn! Hierauf ſprach ſie ein ziemlich langes Gebet, und nachher eine Ermahnung, die ungefähr drei Viertelſtunden dauerte; ſie ſprach gut franzöſiſch, und zwar ſo, daß ich völlig gewiß bin, daß dieſes kleine Mädchen dies eben ſo wenig von ihr ſelbſt thun konnte, als ſie die wundervolle und gute Dinge hätte ſagen können, die aus ihrem Munde ſtrömten. — Die Reden derjenigen von uns, die im eigentlichen Sinne die Gabe der Ermahnung hatten, wurden nicht von ſolchen Bewegungen im Halſe, die dem Schlucken ähnlich waren, unterbrochen, wie die Andern, ausgenommen nur am Anfang ihrer Rede. Nach dieſem hatten ſie eine ſolche Fertigkeit in der Ausſprache, daß man es leicht bemerken konnte, daß ihr Mund nur das Organ einer höhern Macht war. — Dieſes arme Mädchen war das Kind eines gewiſſen Dumas, aus dem Dorfe Manably: ſie war wegen ihrer Eingebungen von ihrem eigenen Vater in's Gefängniß gelegt worden, aus welchem ſie entkam, und ſich dann zu St. Laurence de Gouſe verborgen hielt, wo meiſt lauter Proteſtanten wohnten, die ſie von Haus zu Haus verbargen und ernährten."

Zwei Beiſpiele von der auf Gebet gegründeten Kraft des glaubensvollen Willens.

1.

Im Auguſtmonat des Jahres 1824 hatte ich in der Umgegend von Salzburg durch einen Fall eine höchſt bedeutende Rückgraterſchütterung erlitten, und wurde auf Betten liegend im Wagen nach München zurücktransportirt. Ich glaubte zu ſterben, und beſtand darauf, in Alten-Oettingen zu verweilen, um an dieſem Orte der Gnade und des Glaubens mich zum Tode zu bereiten. Daſelbſt angelangt, konnte ich das Bett nur auf Stunden verlaſſen, und die Kapelle ſo wie die meiner Tochter wegen zu beſichtigenden geſchichtlichen Merkwürdigkeiten nur im Seſſel oder von Menſchen unterſtützt erreichen, oft durch Ohnmachten unterbrochen, die der Schmerz erzeugte. Es war mir ſo ſchmerzlich, nicht demuthsvoll knieen zu können an dem Orte, der bereits ſeit 1200 Jahren nie leer war von bittenden und dankenden Chriſten. Am dritten und letzten Morgen betete ich während der Kommunion mit der ganzen Kraft des glaubensvollſten Ernſtes: „Mutter Gottes! Dieß Haus Dein, dieſer Ort Dein, mein Leben und mein Herz Dein. Nur Einen-Augenblick gieb mir den freien, ſchmerzloſen Gebrauch meiner Glieder, damit ich knieend mich beugen könne, und dieſer Troſt als Freude mich begleite.“

Glaube es oder glaube es nicht, wer da will: ſchmerz- und hindernißfrei knieete ich während meiner Kommunion.

Dann trat der gelähmte Zuſtand wieder ein, und dauerte noch Monate hindurch.

2.

Zu Rom im Winter 18$^{28}/_{29}$ kam die gräflich Ankewitzſche Familie aus Krakau an: Vater, Mutter, die an Hektik ſterbende Tochter Henriette. Letztere war von den Aerzten aufgegeben. Sie hatte von der Güte Leo des Zwölften für diejenigen, die ich ihm zuführte, ſprechen hören, und verlangte meine Bekanntſchaft, um ihr deſſen Segen zu verſchaffen. Außer Stande, das Bette zu verlaſſen, wurde zu Eröffnung der unmittelbaren Bekanntſchaft ein Mittagsmahl bei Gräfin Oſtrowska, geb. Sanguszko, veranſtaltet; bei welcher Gelegenheit Henrietten's troſtloſe Eltern den Wunſch der Tochter beſtätigten. Ich fuhr nach Haus, ſchrieb Leo dem Zwölften, brachte den Brief nach dem Vatikan, gab ihn eigenhändig in der Anticamera dem Sagriſtano, um ſelbigen zu überreichen. Abends 11 Uhr kam der Sagriſtano, brachte den vom Pabſt ſchriftlich eigenhändig verfaßten Segen für die Kranke, den ich unverweilt ihren Eltern ſendete, und am folgenden Morgen mich ſelbſt bei Henrietten einfand, wo ich ſie zum Erſtenmale ſahe, und Nachſtehendes mir mitgetheilt wurde: Als gegen Mitternacht mein Bedienter geſchellt hatte und Einlaß begehrte, erhebt ſich die Kranke im Bette, und bittet die Mutter, „dem Segen bis an die Thür entgegen zu gehen." Die Mutter wähnt, die Tochter ſpreche irre, denn Niemand erwartete ſo ſchnelle Erfüllung des Geſuchs. Da wird die Tochter ungeduldig und ſagt: „O! geh' doch nur! Er hat ja ſelbſt geſchrieben!" Von dem Tage an trat völlige Geneſung ein, nach dem Glauben der Kranken: „durch dieſen Segen werde ſie geneſen." Ende Januar willigte Leo der Zwölfte die Audienz in der Sakriſtei des Vatikan; es war 11 Tage vor ſeinem Tode. — Noch vermochte Henriette weder Treppen zu ſteigen, noch zu ſtehen, noch eine bedeutende Strecke zu gehen. Sie wurde im Wagen getragen. Ein Seſſel erwartete ſie am Hauptportal der Baſilika, denn ſie hatte gewünſcht, durch ſelbige in ihrer ganzen Länge getragen zu werden, auch an der Confeſſione bi San Pietro zu beten, ehe ſie vor deſſen Nachfolger erſcheine. Als der Wagen an der Baſilika hielt, ſtieg kräftig Henriette aus demſelben, ging durch die Kirche, nur leicht von ihrer Mutter und von mir unterſtützt; betete knieend; ſtand ohne Unterſtützung während der langen Audienz, nachdem ſie und ihre Familie durch Gräfin Lützow, Gemahlin des öſterreichiſchen Botſchafters, vorgeſtellt worden; erhielt knieend des Pabſtes Segen, während ihre Eltern und ich hinter ihr ſtanden; blieb ſeitdem in dauernder Geſundheit, hat geheirathet und iſt nur im Ganzen delikater Conſtitution geblieben. Die ſpäteren Ereigniſſe in Polen haben uns außer Verbindung gebracht.

Gräfin X. X.

Merkwürdiges Zuſammentreffen im Staatsleben.

Das letzte Stück Papier, welches Napoleon aus der Hand legte, um nach Talma's Vorſchriften ſich zur Krönung im Kaiſermantel zu drapiren, war ein Anſchlag, ſich jenes Baſaltfelſens in der ungeheuren Waſſerwüſte St. Helena's durch Ueberfall zu bemächtigen! Hundert Tage dauerte ſein glorreichſter Feldzug (1805) und zehn Jahre darauf, abermal hundert Tage (1815), die feenhafte Heerfahrt von Cannes auf Paris. — An demſelben 11. April, der durch den leichten Sieg bei Montenotte ſeinen Namen zum erſten Male durch die erſtaunte Welt trug, legte er 18 Jahre ſpäter in Fontainebleau das angemaßte Königthum der Könige nieder. Auf den 14. Juni fielen die Lorberen von Marengo, von Friedland und Raab, auf den 2. Dezember die Kaiſerkrönung, Auſterlitz und die Schreckensflucht aus der ruſſiſchen Schneewüſte. An eben dem 14. Oktober (1799), wo er, ſein Heer in Aegypten verlaſſend, in Paris wieder eintraf, reifte (1805) die Schmach von Ulm, geſchah (1806) die Niederlage von

Jena, ſtand er (1809) durch den Wiener Frieden auf dem Giebel ſeiner Herrſchaft, war (1813) ſeine Umgarnung bei Leipzig entſchieden, war er (1815) ein Gefangener auf dem Northumberland im Angeſichte St. Helena's! — Am 19. Oktober 1813 in der zehnten Vormittagsſtunde zog Carl Schwarzenberg mit den verbündeten Monarchen als Sieger nach dreitägiger Völkerſchlacht in Leipzig ein. Am 19. Okt. 1820 in der zehnten Vormittagsſtunde zog die Leiche des Edeln aus den Thoren Leipzigs in die Gruft ſeiner böhmiſchen Lieblingsburg.

Sympathetiſche Zuneigung Wahnſinniger zu einzelnen Perſonen.

Hievon ein Beiſpiel.

Von meiner zarteſten Kindheit an ſcheint ein Verhältniß der Liebe und des innern Schauens der Wahnſinnigen zu mir vorhanden zu ſeyn; auch mir von meiner Mutter angeerbt, von deren beſonderm Beruf in dieſer Hinſicht viel anzuführen ſeyn dürfte. Die Geſtörten ſchauen mir lange bedächtig in die Augen, zumal wenn, wie Zeitenweis ſich ereignet, der innere Augenſtern ſich über den ganzen Augapfel ausdehnt. Dann öffnen ſie mir ihr Vertrauen, verlangen mich wiederzuſehen — am auffallendſten hat ſich dieſe Bemerkung in denen beſtätigt, welche aus Gemüthskummer wahnſinnig geworden; ohne Ausnahme erwarten und fordern dieſe — und beinahe ohne Ausnahme in den nämlichen Ausdrücken — „ich möge, könne und wolle durch Gebete und durch Denken ihnen Geiſter oder Engel herbeirufen, zu Erfüllung ihrer Wünſche, zu Erlöſung aus ihrem Zuſtande," der ihnen nie ganz unbewußt iſt. Sie behaupten: „Hülfe werde meinem Rufe folgen; unſichtbar werden die Geiſter, und unfehlbar auch, herbeieilen, denn mein Gebet und Denken heilige durch Mitleid die Leiber und Gemüther der Kranken, die ich liebe."

In verſchiedenen Theilen Deutſchlands, in Charenton bei Paris, in Averſa bei Neapel, überall das Nämliche — ſo wie ſie mich erblicken, eilen dieſe Aermſten mir zu, drücken mir die Hände, begleiten mich bis an die vergitterten Thore ihrer Wohnungen, ſchluchzen mir nach. Der Kutſcher (Namens Hoffmann) meines Vaters drohete in Schmochütz täglich in ſeinem Tiefſinn, ſich um's Leben zu bringen, wenn ich die, damals dreizehenjährige, ihm nicht vorerzählen und ſeine Leiden anhören dürfe. Eines Tages ward der Verſuch gemacht. Ich durfte ihn nicht beſuchen; er entwand ſich ſeinen Wächtern, und wurde am Rande des Mühlteiches eingeholt. — Ungefähr zur ſelben Zeit entſchlüpfte eine meiner frühern Geſpielinnen, Chriſtiane Gruſt in Kleinwelke, aus ihrer Krankenſtube, läuft bis Schmochütz (eine Stunde weit), ſpringt zur offenen Gartenthür in's Schloß, ſtürzt in den Salon, woſelbſt ich Klavier ſpiele, rennt umher mit Lachen und confuſem Geſchwätz, bis etwas beruhigt, ſie ſich von mir unter anderweiter Begleitung wieder nach Haus führen läßt.

In Charenton z. B. wohne ich in Geſellſchaft ſehr angeſehener Männer und Frauen, mit deren Schönheit ich mich nicht meſſen konnte, einem Schauſpiele bei, welches von Wahnſinnigen vor einem wahnſinnigen Auditorium aufgeführt wurde. Man gab: Clautine (ich glaube) von Marmontel. Die Ehrenwache vor unſrer Schauſpielloge war ein geneſender Verrückter mit ungeladenem Gewehr. Während ihm bedeutet wurde, vor welchen Perſonen er das Gewehr zu präſentiren habe, ſchüttelte er wiederholt mit dem Kopfe — als man die Plätze eingenommen, ſtellte er ſich zunächſt meinem Sitz, und blieb zu meiner Angſt und Schrecken ſo ſtehen, fortwährend das Gewehr präſentirend ꝛc. Im Herbſt 1828 beſuchte ich das Narrenhaus zu Averſa bei Neapel, begleitet vom Doctor Vulpes in Neapel, Arzt jenes Hoſpitals. Unterwegs theilte Vulpes die intereſſanten Tabellen mit, welche im 10jährigen Durchſchnitte die Ergebniſſe dieſer Anſtalt darlegen, an Zahl, Art, Beſchaffenheit der Kranken, Geneſenden, Unheilbaren und

Sterbenden. Im Narrenhoſpital der Männer verbrachten wir mehrere Stunden, beſahen die Einrichtung — ich bewunderte die Liebe und den Gehorſam, der die Geſtörten mit ihren Pflegern und Wächtern verbindet. Keinen aber lernte ich kennen, der mich nicht erſucht hätte: „Vorwort einzulegen, daß er aus der Krankenanſtalt entlaſſen werde.“ So viel Kenntniß der örtlichen Verhältniſſe hatten ſie ohne Ausnahme. — Ich hörte Meſſe mit ihnen; ſie wohnten derſelben bei mit ergreifender Andacht, und es führten die Muſik dazu einige unter ihnen auf. — Beim Heraustreten aus der Kapelle trafen wir zuſammen; ſie drängten ſich dergeſtalt um mich, daß dem Hrn. Vulpes und den Aufſehern unheimlich zu Muthe wurde. Ich aber bat, die Kranken gewähren zu laſſen, und ſtellte mich, die Hände freundlich darreichend, mitten unter ſie. Nun war Freundſchaft geſchloſſen. Die muſikaliſchen unter ihnen baten Hrn. Vulpes um Erlaubniß, ein kleines Concert aufführen zu dürfen. Es wurde erlaubt. Einer von ihnen war früher Violiniſt am Theater von San Carlo und ſpielte vortrefflich; ein Anderer ſang gut und mit viel Pantomime, mit noch mehr Heiterkeit Buffo-Arien. Ein Dritter, der nicht zwei Gedanken zuſammen verbinden kann, ſang mit vielem Ausdruck die Sopranpartien dieſer Arien. Der Violiniſt begleitete Beide, lobend und tadelnd, als ſey er in San Carlo; ſprach mit mir von ſeiner frühern Anſtellung, und bat mich um Rath, wie er aus Averſa könne entlaſſen werden? Vulpes nahm das Wort und ſagte: „ſobald es ihm gelingen werde, die Stelle einer Arie (die auch bezeichnet wurde) zu ſpielen, ohne in Abirrungen zu gerathen, ſey ihm, wie er bereits wiſſe, Entlaſſung zugeſagt.“ Er verſuchte vergeblich, und jedesmal betrübter werdend, die Stelle. Sie gelang ihm nicht. Schmerzergriffen wendete er ſich an mich und frug: „wird’s mir gelingen?“ — feſt und freundlich entgegnete ich: „ich befehle es Dir, jetzt *muß* es gelingen.“ Und es gelang. Voller Haſt und Freude wiederholte er den Verſuch; umſonſt, er war wieder zerſtreut. Still weinend legte er das Inſtrument auf den Tiſch, kreuzte die Hände über's Geſicht. Da ging ich an's Klavier, ſpielte die Stelle, aber abſichtlich fehlerhaft. — Eifrig erfaßte er ſein Inſtrument, und lehrte mir nun die Melodie vollkommen richtig. Nochmals wurde dieſe Bahn mit ihm befolgt. Nach kurzen Wochen war er geheilt und aus der Anſtalt entlaſſen. — Ein der Geneſung Näherer ſprach in Verſen den Wunſch aus, das Hoſpital zu verlaſſen. Ich verlangte von ihm: er möge improviſiren. Lebendigſt ergriff er den Gedanken, beſann ſich einige Zeit, gab auf dem Klavier und Violine ein Thema an, zu welchem er improviſirte Verſe ſang, welche nicht nur Zuſammenhang auf's vollkommenſte hatten, ſondern anmuthig und bewegend ſeine Wünſche enthielten. Die erſten dieſer Verſe richteten ſich an meine Tochter, als die „ihn begeiſternde Muſe.“ Sodann erhielt ich mein Lob: „una visione di salute.“ Worauf er nach glücklich vollbrachter Improviſation eine neue begann, dem Doctor Vulpes den Inhalt zuwendend; und dieß zwar ſo rührend und ſo bündig, daß dieſem vor Freuden die Augen übergingen, und er dem Kranken pflichtmäßig zuſagen konnte, daß wenn er in dem Maße 8 Tage fortfahre, vernünftig zu handeln und zu ſprechen, der Bericht für ſeinen Austritt ſolle verfertigt werden. 14 Tage ſpäter ward der Unglückliche wieder verrückt, wußte es, und empfing den Arzt mit den Worten: „Je ho fatto il quarto questa settimana.“ — An allen dieſen Gemüthsleidenden erkannte man deutlich die Kraft des Willens und der Eigenliebe, die Freude am Zutrauen und am Selbſtvertrauen, ſelbſt bei zerrüttetem Verſtande. Auf kurze Zeit bemeiſterten ſie ſogar ihre Narrheit; außerordentliche Anregung vernichtete die letzten Spuren derſelben, und erhöhete ihre Talente. So übte der durch Beifall angeſpornte Violiniſt einen Triller, wie kaum der erſte Virtuoſe im Stande iſt.

Ein anderer junger Mann war intereſſant durch den bündigen Witz über die Narrheit Anderer, obgleich er ſelbſt vollkommen verrückt war. Mich hielt er für die Mutter

Gottes, und gab mir eine Münze, deren gleiche Münze er behielt, um ihn daran zu erkennen bei ſeinem Entree in's Himmelreich. Er hielt ſich für beſtimmt, die Prinzeſſin Chriſtine (jetzige verw. Königin Exregentin von Spanien) zu heirathen; ſchwärmte Politik und Religion, exercirte wie ein Franzoſe, ahmte den Ton mehrerer Sprachen nach, hatte ſich mit Stricken als Ordensbändern behangen; ſein Geiſt ſtrömte über von Lebendigkeit und ſein Körper war unabläſſig in anmuthiger Bewegung. Er war Marqueur in einem Caffeehauſe zu Neapel, und ſeiner Verrücktheit ſich nicht bewußt. Anders war's mit einem Geiſtlichen: das Bild des Jammers. Er kannte ſeinen Zuſtand, konnte ſich nicht aus demſelben reißen, verzweifelte an ſeiner Seligkeit, erfaßte meine beiden Hände, um mich zu beſchwören, „täglich für ihn zu beten. Durch Gebet könne ich ihn von ſeinem troſtloſen Zuſtande befreien.“ Mehrere Stunden gingen wir im Garten und Hofraum unter dieſen 400 Verrückten umher. Jeder, der ſich an mich drängte, hatte Anliegen, Aufträge; keiner war unbeſcheiden oder unartig. Viele ſprachen religiös und keiner dagegen. Man ſagte mir: einige Siebenzig ſeyen verrückt aus Liebe zur Prinzeſſin Chriſtine.

Im Narrenhauſe der Frauen war es Anders — ſchrecklich — um die Hälfte geringer an der Zahl; aber da die meiſten um verworfener Urſachen willen den Verſtand verloren, ſo ſprach ſich auch ihr Weſen in der Art aus. Ich fand ſie im Garten, Tambourin ſpielend und tanzend. Eine alte gelbbraune, ehemalige Kammerjungfer übte ihre Begriffe von Putz und Ziererei, ſobald ſie mich gewahrte — wollte mich durchaus ankleiden nach ihrem Sinne; tanzte jene Saltarelle, durch welche 40 Jahre früher ſie einen Liebhaber gefeſſelt hatte. — Sehr viele von dieſen Frauen müſſen ſtets im Straf-Camiſol mit geſchloſſenen Armen bleiben, weil außerdem ihre Wuth nicht zu bändigen iſt. Die merkwürdigſte war eine Räubersfrau, einige dreißig Jahre alt; hoch und ſchlank;

wunderſchön geſtaltet; ſchöne, aber wilde Geſichtszüge; ſchwarze, ſtruppige, in's Geſicht hängende Haare; bleiche Farbe; griechiſches Profil; mehr breiten als länglichen Kopf; feſt anliegende ſtarke Ohren; feſt geſchloſſenen breiten Mund mit etwas höhniſchen Lippen; ihre Zähne zwei Reihen von Perlen; tief ſchwarze, mandelförmige, geſchnittene Augen mit gefurchten Augenliedern; lange Wimper, die eine ſchwarz, die andere goldig — zuſammengezogene ſchwarze Augenbraunen, und über der breiten Stirne zwei kreuzbildende Furchen. Enorme Hände und Füße. So ſtand ſie, entſchloſſen wie eine böſe That, im Strafhemde, die eine Hand frei, an einen Pfeiler des Hauſes gelehnt. Wild und mißtrauiſch waren die kurzen Antworten ihres Mundes, während regungslos ihre auch über Männer emporragende Geſtalt wegwerfend auf alle herabſchauete. Vulpes und die Wärter waren beſorgt, mich in ihren Bereich treten zu laſſen. Sie bemerkte es, und fing an, Notiz zu nehmen; ſagte mir: „Komm' nur näher, Dir thue ich nichts. Ich ſeh' Dir ſchon an, daß ich mit Dir reden kann." Vulpes ſagte ihr: ſie möge ſich mit ihren Geheimniſſen mir anvertrauen. Schnell erwiederte ſie: „wenn ich ein Eſel wär', ſo thät' ich's." Als ſie ſich aber unbemerkt glaubte, ſagte ſie: „wenn Dein Paß in Ordnung iſt, ſo komm' und hole mich. Dann retten wir einen Mann. Er iſt gefangen und Du mußt forſchen wo? Biſt Du mit ihm bei mir, dann will ich Dir Alles ſagen. Auch kannſt Du meinen Wagen nehmen, aber Andere gib ihn nicht. Mein Sohn iſt in Neapel. Aber katholiſch mußt Du ſeyn, denn ich glaube an Herrn." Ich ſagte ihr Alles zu und frug ſie, wie alt ſie ſey? Da antwortete ſie wild: „wer weiß? wer frägt danach, 22 oder 46." Mit wilder, ungeſtümmer Rede verlangte ſie, ich ſollte ihr in's Zimmer folgen; ſie habe ohne Zeugen mit mir zu ſprechen. Aus Beſorgniß für mich wurde dieß nicht zugelaſſen. In Beiſeyn Anderer frug ich ſie nochmals, wo ihr Mann ſey? Liſtig erwiederte ſie: „In Averſa! Kennſt Du die Stadt?" — Ich lachte. Da hob ſie fortwährend liſtig an: „Ich bin mein

Mann und mein Mann iſt ich. Frage was Anders!“ — Ich: warum läßt Du die Haare in Dein Geſicht hängen; ſie werden Deine ſchönen Augenbraunen zehren? — Haſtig ergreift ſie eine meiner von der Luft entringelten Locken, zaust unſanft daran und ſagt: „Sind Deine Haare beſſer geordnet?“ D. Vulpes und die Wächter eilen herbei, glaubend, es geſchehe mir ein Leid. Ich erſchrack wohl auch, blieb aber ſtehen, ſah die Räubersfrau feſt an und ſagte herrſchend: Laſſ' los, biſt Du jetzt Er oder Du? — Thränen traten ihr in's Auge und ſie ſagte: „Er, denn Er iſt gut. Ich aber brauche Dich, des Teufels Werke zu zerſtören.“ D. Vulpes veranlaßte mich, hinwegzugehen, damit die Geſtörte nicht zu ſehr geſteigert werde. Da ſchimpfte ſie ihm nach und rief mir Warnungen zu: „ihm nicht zu glauben, und überhaupt Niemand zu trauen von denen, die Ehegatten zu trennen ſich erlauben.“

Zwei andere Weiber, ſteinalt, faßten und zankten ſich, und ſpuckten ſich an ohne Ende. Beide glauben der Teufel zu ſeyn. Ich ſtellte mich zwiſchen Beide und gebot ihnen, inne zu halten. Beide gehorchten. Die Eine brach in Thränen, die Andere in Krämpfen aus; ſie wurden entfernt.

Zwei andere Frauen ſtanden in beſonderm Verhältniß; die eine glaubt, die Mutter der Andern zu ſeyn, ſorgt und pflegt. Jene Andere will es nicht leiden; wollte aber nun wiederum ſich meiner als ihrer Tochter annehmen. Und die Erſtere lehrte ihr, wie ſie mich zu behandeln habe. Dieß ertrug ſie und nahm ſich meiner auf's emſigſte an.

Die Beobachtungen über den Unterſchied der Gemüthsſtimmungen im Allgemeinen waren weit weniger verſchieden und intereſſant in dieſem Hauſe, als in dem der Männer.

Gräfin v. N.

Zu den Kunziſchen Prophezeihungen im 3ten Hefte des 1. Jahrgangs des Magikons.

Am Schluſſe des jene Prophezeihungen beſprechenden Aufſatzes im Magikon wird an Adam Müllers letzte Prophezeihung erinnert, und zwar namentlich in Bezug auf die von Kunz prophezeihte dreitägige Schlacht auf dem Ochſenfelde im Elſaß und auf den in ihr Sieger bleibenden goldgeharniſchten „Friedrich Schlechtweg,“[*] der zugleich als Erlöſer des göttlichen Volks, Zurückführer des Rechts und der Ordnung, Begründer glücklicher Zeiten, dem alle Religionspartheien huldigen, bezeichnet wird. Nun iſt es allerdings merkwürdig, daß auch der Landmann Joh. Adam Müller[**] eine ähnliche blutige und entſcheidende Schlacht „zwiſchen Elſaß und Lothringen“ prophezeiht hat. Seine letzte dieſelbe betreffende Erſcheinung beſagt:[***]

„Da ſtand auf der Straße von Wisloch gegen Speier ein rother Trompeter und fing an zu blaſen, worauf eine unzählige Menge Kavallerie kam, die ebenfalls roth gekleidet war, — das Blut anzudeuten, das vergoſſen werden ſoll. Dann kam Infanterie, die blau gekleidet war, und alle gingen bei Speier über den Rhein. Der höchſte Offizier von ihnen ging in lichtem Glanze, eine goldene Krone auf dem Kopfe, welches Jeſus Chriſtus war, der dem Streite beiwohnt, welcher jene Schlacht bei Elſaß ſeyn wird. Nach dieſer wird Frankreich in vier (nach einer andern Stelle nur in drei) Theile getheilt und ein tauſendjähriger Friede herrſchen, in dem die neue Stadt (das neue Jeruſalem, zugleich die allgemeine Bundesſtadt) gebaut, und die allgemeine Religion hergeſtellt werden ſoll."

---

[*] Eigentlich: „ſchlechtweg Friedrich,“ d. h. Friedenreich, oder, wie es hier auch wohl ausgelegt werden kann: Friedensfürſt.

[**] S. die über ihn erſchienene Schrift: Geſchichte, Erſcheinungen und Prophezeihungen des J. A. Müller u. ſ. w. Frankf. a. M. bei Willmanns. 1816.

[***] Daſelbſt S. 118. d. a. S.

Die Analogie zwiſchen beiden Prophezeihungen, ſowohl in Bezug auf die Größe und für immer entſcheidende Wichtigkeit der Schlacht, als auf die Gegend, wo ſie geliefert werden ſoll, ſo wie auf die Perſon des Siegers, und größtentheils auch auf die ſich aus dem Siege ergebenden Folgen, iſt unverkennbar.

Muß es übrigens jedem Hellſehenden klar vorliegen, daß die leidige franzöſiſche Revolution noch keineswegs zu Ende iſt, ſo laſſen ſich allerdings noch große Begebenheiten erwarten, bevor jener im Stillen wohl von Millionen Menſchen erſehnte Zeitpunkt eintritt, wo die arme Menſchheit wieder zur Ruhe kommt; und wer die ganze Reihe der auf die Geſchichte jener Revolution Bezug nehmenden und ſich gleichſam wie ein rother Faden durch ſie hinziehenden Weiſſagung, Prophezeihungen und myſtiſchen Ergebniſſe genauer beachtet, wird auch die erſt noch ganz neuerlichſt aufgeſtellte Berechnung nicht ohne Bedeutung finden, nach welcher, wenn man die einzelnen Zahlen des Jahres 1774, in welchem Ludwig XV. ſtarb (in Summa 19) zu dem beſagten Jahre addirt, man das Jahr 1793 erhält, in welchem der unglückliche Ludwig XVI. endete, ſo wie, wenn man die einzelnen Zahlen des darauf folgenden Jahres 1794 — in welchem Jahre Robespierre (der Gipfel der terroriſtiſchen Revolution) geſtürzt wurde — addirt und das Facit (21) zu jener Jahrzahl hinzufügt, ſich die Zahl 1815 ergiebt, in welchem Jahre Napoleon für immer geſtürzt wurde; ſo wie hinwiederum die zu dieſer — in ihrer Addition die Zahl 15 ergebende — Jahrzahl hinzugefügte 15 das Jahr 1830 ergiebt, in welchem Karl X. geſtürzt und vertrieben wurde.

Wir wollen von Herzen wünſchen, daß mit dieſem letzten Falle dieſe Rechnungsart abgeſchloſſen ſeyn möge, da außerdem ſchon das Jahr 1842 (= 1830 + 12) eine abermalige, die baldige Wiederkehr jener allgemeinen Ruhe gefährdende, Veränderung mit ſich führen müßte! —

Jedenfalls mag jenes ſonderbare Zahlen-Ergebniß als ein Curioſum, und zur Vergleichung mit vorkommenden ähnlichen Ergebniſſen, im Magikon aufbewahrt bleiben.

Eine anderweite, ſehr merkwürdige, auf das Jahr 1842 Bezug nehmende Prophezeihung, die wir hier mit aufgezeichnet hatten — die des alten Spaniers Mithas — laſſen wir weg, weil ſie unterdeſſen ſchon in dem 1. Heft des 2. Jahrg. d. Mag. aufgenommen worden iſt.

Wohl aber mag hier zum Schluſſe noch daran erinnert werden, daß nach den neueſten Berechnungen über das Jahr des Eintritts des tauſendjährigen Reichs Chriſti die (auch von Jung-Stilling u. a. m. angenommene) Berechnung Bengel's, nach welchem das Jahr 1836 der entſcheidende Terminus ſeyn ſollte, in dem Maaße unrichtig befunden worden iſt, daß Bengel ſich um ſieben Jahre verrechnet haben, und vielmehr das Jahr 1843 das des Eintritts jenes ſeligen Gottesreichs ſeyn ſoll.

Daß Bengel ſich geirrt hat, iſt — wie wir wohl Alle ſehen und fühlen — nur zu gewiß! Aber auch gegen das Jahr 1843 ſcheinen, als zu nahe, Umſtände zu ſprechen, die den Bibelkundigen nicht fremd ſeyn werden. Jedenfalls iſt es gegenwärtig ſo in der Welt beſtellt, daß wir für die nächſten Jahre groſſen und merkwürdigen Ereigniſſen entgegen zu ſehen haben!

Am 18. September 1841.

— h —

Electriſche Lichterſcheinungen an thieriſchen Körpern.

Electricität, Lebensmagnetismus und Mineralmagnetismus ſind verwandte Erſcheinungen, vielleicht nur verſchiedene Aeußerungen einer und derſelben Naturkraft. Der innige Zuſammenhang, in welchem die wunderbare Trias, der Magnetismus, die Electricität und der Galvanismus, ſteht, welchen nachgewieſen zu haben ein nicht geringer Triumph der Experimentalphyſik in letzter Zeit iſt, iſt für die Lehre von dem Lebensmagnetismus eben ſo wichtig, als die näheren Bedingungen es ſind, unter denen bald die eine bald die andere dieſer Kräfte hervorgerufen wird, oder die eine durch die andere entwickelt werden kann. Jedes lebende Geſchöpf befindet ſich ſicherlich in einem magnetiſchen Zuſtande, der ſeiner Natur angemeſſen ſeyn wird. In der Natur des Menſchen liegt es, daß er am empfänglichſten iſt für den Lebensmagnetismus, und daß dieſer ſich bei ihm bis zu den verſchiedenen ekſtatiſchen Zuſtänden ſteigern kann. Auch die unorganiſchen Körper ſind ſehr ungleich an Magnetismus oder Electricität.

Die Verwandtſchaft des Lebensmagnetismus und des Mineralmagnetismus erhellt nicht bloß aus den Wirkungen, welche letzterer auf den erſteren äußert, ſondern auch aus den Electricitätserſcheinungen, welche die Geſchöpfe darbieten. Dieſe Erſcheinungen werden am Menſchen ſeltener wahrgenommen; doch beſitzt man hierüber Nachrichten aus verſchiedenen Zeiten. Es wird unter andern auch angeführt, man habe beim Ausziehen ſeidener Strümpfe oder wollener Kleider bisweilen electriſches Leuchten bemerkt, auch Funken an Frauen, welche friſche Wäſche durch die Finger gehen ließen, und beim Anziehen friſcher Wäſche habe man ſowohl in derſelben, als auch auf dem Leib ein Stechen, Kniſtern und electriſche Funken bemerkt; Fougeronn de Bondaroy, Duhamet's Neffe, ferner Bouillet und Symmer werden als Beiſpiele hiefür angeführt. Wenn Karl Gonzaga, Herzog von Mantua, ſeinen Körper rieb, ſo gab er Funken. D. Croon entlockte ſeinem Leib durch Reiben mit einem weiſſen warmen Hemde electriſche Funken. Rud. Cramerer kannte einen jungen Mann, deſſen Hände beim Abtrocknen gleichfalls Funken oder, wie er es nennt, Flammen gaben, und der Abt Bertholon de St. Lazaré ein Mann, deſſen behaarte Bruſt und Füße, wenn ſie mit Löſchpapier gerieben wurden, Funken gaben; auch erzählt derſelbe mehrere Fälle, wo aus dem Unterrocke von Frauensperſonen Funken herauskamen, die einen Lichtſchweif nach ſich zogen. Es giebt Menſchen, deren Füße beim Gehen oder Laufen electriſches Licht von ſich geben. (Die Electricität aus mediciniſchem Geſichtspunkte betrachtet. Eine von der Akad. zu Lyon gekrönte Preisſchrift des Abt Bertholon de St. Lazaré, aus dem Franzöſ. durch J. A. Weber. Bern 1781).

Die Haare ſcheinen für Electricität beſonders empfänglich. Des Theodor Beza's Augenbraunen ſollen im Dunkeln geleuchtet haben. An Perſonen beiderlei Geſchlechtes und an Kindern hat man die Electricität der Haare bemerkt. Umſtändliche Verſuche über die Electricität der Haare einer jungen Dame beim Kämmen zur Zeit des Froſtes ſoll Brydone angeſtellt, und der königlichen Societät der Wiſſenſchaften in London vorgelegt haben; eine damit geladene Flaſche habe Weingeiſt entzündet. Es ſind mir dieſe Verſuche weiter nicht bekannt. Als ein auffallendes Beiſpiel für die Electricität der Haare kann ich mich ſelbſt anführen. Wie lange es iſt, daß ich dieſe Eigenſchaft an mir trage, vermag ich nicht anzugeben. Erſt vor mehreren Jahren wurde ich zufällig darauf aufmerkſam, als ich beim Auskämmen meiner Haare unter dem Geruch, der dem einer in Thätigkeit begriffenen Electriſirmaſchine ganz ähnlich war, ſtarkes Kniſtern verſpürte und zugleich die zu den

Seiten des Spiegels herunterhängenden Franſen der Vorhänge ſich bewegen ſah. Seit der Zeit fand ich in der Electricität meiner Haare nichts mehr Ungewöhnliches. Ich legte Proben davon den Meinigen und mehreren meiner Freunde ab. Der eigenthümliche Geruch nach Electricität iſt gewöhnlich ſehr ſtark, die Electricität öfters ſo intens, daß ſie von den Haupthaaren zu den Augenbraunen und den Augenwimpern überſpringt, wobei ſchwaches Stechen verſpürt wird. Im Dunkeln laſſen ſich die electriſchen Funken und Lichtſtreifen wahrnehmen, und *über die Augen fahren bisweilen* Blitze. Der Geruch, das Kniſtern und das Leuchten werden nicht bloß von mir, ſondern auch von den Naheſtehenden deutlich wahrgenommen. Dabei wird der Kamm ſelbſt mit Electricität beladen, die hörbar überſpringt, wenn man einer Zinke den Finger oder andere Gegenſtände, am beſten Metall, nahe bringt; im Dunkeln ſieht man auch, wie der Funken überſpringt. Ich könnte auf dieſe Weiſe ſchnell eine Flaſche mit Electricität laden, und damit Verſuche wie aus einer Electriſirmaſchine anſtellen. Der Kamm iſt ſo ſtark electriſch, daß ich damit eine Anzahl Papierſchnitzel aufheben konnte, er zog bisweilen faſt ganze Bogen Papier, und in einem aufgeſchlagenen Buche konnte ich damit bequem ein Blatt umwenden. Unter den Haaren ſelbſt findet ein electriſches Spiel ſtatt. Die Haare, welche ausgehen, zeigen unter einander und zu fremden Gegenſtänden, beſonders zu den Fingern, öfter Anziehung und Abſtoßung nach gewiſſen Zwiſchenräumen von Ruhe; es iſt unterhaltend, dieſen Bewegungen zuzuſehen.

Die Electricität der Haare kann nicht ohne Einfluß auf den Zuſtand des übrigen Körpers ſeyn. Die Haare haben ſicherlich eine wichtigere Bedeutung als die des Schutzes, ſie ſind Organe, durch welche ausgegeben und eingenommen wird, vorzugsweiſe an imponderablen Stoffen; dafür ſind ſie ja auch auf dem ſolarſten Körpertheil ſo reichlich angeſammelt, und der Glaube, daß das Haarſchneiden nicht zu jederzeit zuträglich ſey, iſt ſo unwahr nicht.

An mir habe ich es wahrgenommen, daß die Electricität der Haare mit dem übrigen Zuſtand des Körpers in einigem Zuſammenhang ſteht. Je ſtärker meine Haare electriſch ſind, um ſo heiterer iſt mein Gemüth, um ſo thätiger und fähiger bin ich bei der Arbeit, und um ſo ſtärker und feſter iſt mein Körper; die Muskeln beſitzen den rechten Grad von Elaſticität. Dieſer Zuſammenhang iſt ſo wahr, daß ich vorherzuſagen im Stande bin, wenn meine Haare Electricität geben, und in welchem Grad. Die Electricität meiner Haare ſcheint gebunden an die Jahreszeit und die Witterung, indem ſie hauptſächlich im Winter ſich einſtellt, am auffallendſten zur Zeit kalter, trockner und heiterer Tage, welche der Nordoſtwind mit ſich führt, einer Zeit, in der ſich auch gern Polarlichter darſtellen, wie wenn beide Erſcheinungen von denſelben Urſachen begünſtigt würden. Feuchte Kälte oder heißes Wetter iſt dem Gelingen des Experimentes nachtheilig. In dieſem Frühjahr und Sommer, ſo weit wir ihn bis heute zurückgelegt, habe ich kaum deutliche Spuren von Electricität an meinen Haaren bemerkt. Ich hoffe ſpäter noch genauere Beobachtungen darüber vornehmen zu können.

Ein achtbarer Arzt theilt in der letzten Nummer von Silliman's Journal nachſtehenden merkwürdigen Bericht von einer *elektriſchen Dame* mit. Am Abend des 28. Januars während eines ſehr ſtarken Nordlichtes wurde die fragliche Perſon ſo electriſch, daß helle electriſche Funken von allen ihren Fingerſpitzen ſprüheten. Dies hörte mit dem erwähnten Phänomen nicht auf, ſondern dauerte mehrere Monate lang fort, ſo daß ſie jedem Leiter, den ſie berührte, Funken gab. Dies war für ſie höchſt unangenehm, da ſie nichts von Metall anrühren konnte, ohne erſt einen electriſchen Funken von ſich zu geben. Am auffallendſten bemerkte man dieſen Zuſtand bei warmer Luft, mäßiger Bewegung und heiterer Stimmung. Bei ziemlicher Kälte und Traurigkeit verſchwand er gänzlich. Wenn ſie an dem Ofen ſaß und die Füße auf den metallenen Rand ſtellte, ſo gab ſie in der Minute drei und mehr

Funken, in den günſtigſten Umſtänden ſogar jede Sekunde einen Funken, den man ſehen, hören und fühlen konnte. Die Dame war etwa dreißig Jahre alt, führte eine ſitzende Lebensart, war kränklich und hatte vor zwei Jahren an heftigen rheumatiſchen und nervöſen Schmerzen gelitten.

Zur Thierſeelenkunde.

1.

Seit einiger Zeit ſtrömt ganz Stockholm nach dem Friedhof der Marienkirche in Södermalm, um den wunderſamen Hund zu beſchauen, der ſeit länger als fünfzehn Jahren dort auf einem ſchon halb verſunkenen Grabhügel liegt, und um ſeinen darunter ruhenden ehemaligen Gebieter im ſtummen, klagloſen Harm trauert. Dieſe ſeltſame faſt fabelhaft klingende Thatſache erregte ſchon vor einer Reihe von Jahren großes Aufſehen. Die Sache wurde, wie uns däucht, in öffentlichen Blättern berichtet, und auch von mehreren Reiſenden erwähnt. Allmählig verſcholl ſie, wie ſo vieles Anziehende, Bedeutende, ja Staunenswerthe, und gerieth endlich ſelbſt dort in Vergeſſenheit, bis unlängſt wieder die Aufmerkſamkeit der ſchwediſchen Hauptſtadt und alsbald des ganzen Landes von Neuem darauf gelenkt wurde. Dies geſchah in den von Orvar Odd, einem jungen dortigen Schriftſteller, herausgegebenen „Stockholmer Theeblättern,“ Bazar genannt, welche ſeit Anfang dieſes Jahres erſcheinen. Wir wollen die von uns aus dem Schwediſchen übertragene Mittheilung hier folgen laſſen, und derſelben nur die Angabe vorausſchicken, daß ein Stockholmer kunſtgeübter Dilletant, Frhr. Karl von Bennet, das äußerſt intereſſante Thier gemalt hat und von ihm ſelbſt verfertigte Steinabdrücke dieſes Bildes, ſowohl in Grau, wie in zwei Farben, in allen dortigen Buch- und Kunſthandlungen zu haben ſind.

„Wenn Du, lieber Leſer, in die Gegend des Marienkirchhofes in Södermalm geräthſt, ſo verſäume ja nicht, hinzutreten. Du kannſt darauf rechnen, da jederzeit einen Hund zu finden, welcher neben einem gewiſſen Grabſtein hingeſtreckt, bewegungslos, todt für Alles, was ihn umgiebt, in rührenden Gram verſunken, ſtets in derſelben Lage, unverbrüchlich auf derſelben handbreiten Erdſcholle ruht. Du wirſt ihn da Sommers und Winters, bei ſonnigem Wetter und dem tobendſten Unwetter vorfinden. Er ſcheut nicht die Fröſte unſerer winterlichen Mitternacht, er liegt da einſam mit ſeinem Harm im Geräuſch der Mittagsſtunde. Zur Sommerszeit treibt die Schuljugend ihre lärmenden Unterhaltungen mitten unter den Friedhofskreuzen und ſpielt „Anwandeln," wobei ihr die Grabſteine die Stelle der Wände vertreten; das trauernde Thier aber — man hat ihm den Namen Fidele beigelegt, der im Munde des Volkes zu Fille eingeſchrumpft iſt, hört und ſieht nichts von dem, was rings um ihn vorgeht, und es iſt noch nie irgend Jemand gelungen, ihn von ſeiner Trauerſtätte dort unter Aſtern und andern Grabblumen wegzubringen. Zur Winterszeit gräbt er ſich in die Schneemaſſen ein, und trotzt der grimmigſten Kälte. Man behauptet, daß er bereits länger als anderthalb Jahrzehende ſolchergeſtalt auf dieſem Grabe zugebracht habe. Es ſoll nemlich im Jahr 1825 geweſen ſeyn, wo man den Umſtand zuerſt wahrnahm, demſelben damals jedoch keine beſondere Aufmerkſamkeit ſchenkte. So geſchah es denn, daß man ſpäter, nachdem ſchon einige Jahre verſtrichen waren, nicht mehr mit einiger Gewißheit auszumitteln vermochte, wer denn der auf dieſer Stätte begrabene Eigenthümer des armen treuen Thieres eigentlich geweſen ſeyn möge. Das Grab iſt ſeit dem gedachten Jahre ohne Zweifel mehr denn einmal zur Beſtattung anderer Leichname geöffnet worden, man will ſich aber erinnern, daß um jene Zeit ungefähr, auf derſelben Kirchhofsſtelle ein Begräbniß ſtattgefunden, welches mehr als gewöhnliche Beachtung erregte, weil die Bahre von Seeleuten zur Gruft getragen und geleitet wurde. Der Verſtorbene mag alſo ein

Schiffskapitän, vielleicht ein in hieſiger Stadt mit Tod abgegangener auswärtiger Kauffahrer geweſen ſeyn. Der Hund iſt von einer bei uns nicht gewöhnlichen Race, ein Umſtand, welcher mit für die Wahrſcheinlichkeit der eben aufgeſtellten Vermuthung zu ſprechen ſcheint. Seine Phyſionomie hat etwas ſehr Auffallendes und in den großen Augen liegt ein faſt erſchütternder Ausdruck von Trauer. Im erſten Jahre pflegte ſich das Thier täglich auf einige Augenblicke vom Kirchhofe zu entfernen, um ſich in irgend einem benachbarten Schlachthauſe eine kärgliche Nahrung zu ſuchen. Später nahm ſich ein in der Nähe der Kirche wohnendes bejahrtes Frauenzimmer des Herrenloſen an, und es erhält von ihr noch zur Stunde ſeine tägliche Nahrung. Die Fürſorge derſelben erſtreckt ſich ſo weit, daß ſie ihm in der kalten Jahreszeit alte Matten und Decken hinbreiten ließ, dieſe ſind aber alsbald jedesmal geſtohlen worden."

2.

Ein begüterter Mann hatte einen großen, wachſamen, klugen und ſchönen Hund. Dieſer lag, obgleich man ihn mitunter frei umherlaufen ließ, gewöhlich den Tag über in einem zu ſeiner Bequemlichkeit und zum Obdach gebauten Hundehauſe angekettet. Als er eines Tages losgelaſſen wurde, fiel es auf, daß er ſich beſonders zu ſeinem Herrn hielt, und da ihn der Bediente, wie gewöhnlich, wieder anbinden wollte, klammerte er ſich ſo feſt um die Füße ſeines Gebieters, zeigte ſich bösartig, als man ihn mit Gewalt wegreißen wollte, kurz geberdete ſich ſo ſonderbar, daß der Herr ihn ließ, wo er war, ja ſogar den ganzen Tag bei ſich behielt; als es Abend wurde und er zu Bette gehen wollte, lief der Hund entſchloſſen und zum erſten Mal in ſeinem Leben mit ihm, ſtürzte in das Zimmer und unter das Bett, von wo ihn weder Schmeicheln noch Schläge vertrieben. Mitten in der Nacht brach ein mit einem Dolch bewaffneter Menſch in das Zimmer und wollte den Herrn erſtechen; der Hund aber ſprang dem

Räuber an den Hals, packte ihn mit den Zähnen und hielt ihn ſo feſt, bis der Herr Zeit gewann, nach Hülfe zu rufen und den Elenden zu arretiren; dieſer war der Kutſcher, der ſpäterhin geſtand, daß er und der Reitknecht ihren Herrn, der, wie ſie geſehen hätten, eine bedeutende Summe Geldes erhalten hatte, berauben wollten, und ihren Plan verabredeten, indem ſie über dem Dach des Hundehauſes lehnten.

3.

Auf einer Oekonomie brach eine Gans das Bein. Sie ward gehörig verbunden und in den Stall zu den übrigen Gänſen gebracht, welche gewöhnlich Morgens nach dem nahe gelegenen Bache und auf die von ihm durchſchnittenen Wieſen zogen, von denen ſie erſt Abends wieder heimkehrten. Die Patientin konnte natürlich an dieſen Promenaden nicht Theil nehmen. Dafür blieb eine von den Gänſen bei ihr zurück, die regelmäßig um Mittag von einer andern Gans abgelöſt wurde.

Neue Schriften aus dem Gebiet des inner Lebens.

1) Die Symbolik der Sprache, mit beſonderer Berückſichtigung des Somnambulismus von H. Werner, der Philoſ. Dr. — Stuttgart und Tübingen bei Cotta 1841. Der einſichtsvolle Verfaſſer des Buch die Schutzgeiſter, das im Magikon (Bd. 1. S. 152 empfohlen worden iſt, hat obige neue Schrift zur Freude ſeine Leſer folgen laſſen. Nachdem er in einem Vorwort ſich mi den Selbſtweiſen, dieſen verheerenden Inſecten der neuen Saa einer weſenhaftern Philoſophie, gebührendermaßen beſprochen fügt er über ſeine Schrift hinzu: „Den erſten Gedanken z ihrer Abfaſſung gaben mir die zum Theil ausgezeichnet geiſ reichen Bilder und Symbole, mit welchen die von mir i Sommer 1840 behandelte Somnambüle ihre Kriſen zu herrlichen Bildergallerien erhoben hat, und die ich den Freunde des Magnetismus nicht vorenthalten wollte.“ — Anſtatt ein ausführlichen Heilungsgeſchichte habe er nun vorgezogen, je Bilder mit einer erläuternden Abhandlung zu begleiten, wob es denn unvermeidlich geworden ſey, genetiſch zu verfahren und eine Darſtellung der naturgemäßen Entwickelung der Bilderſprache im Somnambulismus zu geben. Er hat jedenfalls m dieſem kleinen Buch eine dankenswerthe Ergänzung der magnetiſtiſch-magiſchen Wiſſenſchaft geliefert, eine Lücke darin au füllt, oder doch zum Syſtem ihrer Sprachkunde gehaltreic Prolegomena gegeben. Die Abhandlung zerfällt in folgend Haupttheile: Die Sprache der Natur, die Sprache des Geiſte die Sprache der Seele, die Sprache des Traums, die Sprac der Seele in andern exaltirten Zuſtänden, die Sprache d Somnambulismus. Seine Darſtellung iſt um ſo richtige

als er die Functionen des Geiſtes und der Seele in Bezug auf den Ausdruck der Ideen wohl unterſcheidet, und ihr Zuſammenwirken dabei bemerkbar macht. Wenn auch hin und wieder ſeine Terminologie eine willkührliche iſt, wie z. B. der Gebrauch des Worts Allegorie, ſodann der ſchon von Andern beliebte Unterſchied zwiſchen Phantaſie und Einbildungskraft (was doch in der That nur Ueberſetzungen von einander ſind): ſo iſt gleichwohl ſeine Meinung verſtändlich, und er hält ſich ſonſt frey von ſelbſtgeſchaffenen Schulphraſen. Seine philoſophiſchen Erörterungen ſind, wie ſchon obiges Verzeichniß der Kapitel erkennen läßt, vielumfaſſend, und überall mit merkwürdigen, theils neuen Beiſpielen belegt, beſonders aus den an ſeinen Somnambülen gemachten Erfahrungen. Ich hätte gewünſcht, etwas Näheres von ihm über die typiſche oder hieroglyphiſche Sprache der Bibel zu leſen, und zwar mit Rückſicht auf meine Typik in der zehnten Sammlung meiner Blätter für höhere Wahrheit, auch auf den Aufſatz „Ueber Poeſie und Prophetie“ in der erſten Sammlung meiner proſaiſchen Heſperiden (Kempten bei Dannheimer 1836). Auch hätte wohl mögen die Frage in Betracht kommen, zu welcher Art von Sprache die Schrift jener Hand gehörte, die bei Belſazers Mahl an die Wand ſchrieb. Vermuthlich zur Sprache des Geiſtes, deren Fülle ſich in dem zwiefachen, einander ergänzenden Sinn der Worte kund gibt. Nur das erſte Wort ſteht bei Daniel (K. 5, 25) doppelt; aber zugleich als Fingerzeig; denn auch die beiden andern ſind nach der folgenden Auslegung (V. 27. 28.) doppelt zu leſen und zu verſtehen, ſo daß die ganze Rede heißt: (m'ne, m'ne) gezählet, vollendet — (t'kel, t'kel) gewogen, leicht — eupharsin, pharsin) und die Perſer, ſie theilen. Dieſe Sprachweiſe gibt noch zu weiterem Nachdenken Anlaß, indem auch die Bilderſprache gleiche Prägnanz zeigt, eine Eigenſchaft, welche ihr vom Geiſt vermöge ſeiner univerſellen Anſchauungen eingegoſſen iſt, und ohne deren Erkenntniß die Exegeſe der heiligen Schrift, zumal in den eigentlichen prophetiſchen Ausſprüchen und Schilderungen,

immer an Einſeitigkeit und Unvollſtändigkeit leidet. Die wah
Sprachphiloſophie, zu welcher der Verfaſſer hier einen ſo ſchä
baren Beitrag liefert, hat ſo wenig wie die Auslegungskun
ihre Wurzel in der gemeinen, wenn auch noch ſo hoch ſto
zirenden Logik, ſondern allein in der Myſtik; denn das Weſ
der Sprache verliert ſich in die Regionen einer geiſtigen We
wohin unſere Syllogiſtik nicht reicht. — Wir enthalten u
einer ausführlichern Analyſe des Syſtems des Verfaſſers, d
leicht zu kurz oder zu weitläufig ausfallen dürfte, mit d
Verſicherung, daß es uns gründlich und der Wahrheit u
Natur gemäß zu ſeyn ſcheint.

J. F. v. Meyer.

2) Die Sehergabe. Von einer Seheri
Leipzig bei Fleiſcher, 1842. Dieſe in einem ſehr edeln S
geſchriebene kleine Schrift verdient alle Aufmerkſamkeit v
Seiten der Seher, Magnetiſten, Pſychologen und ſämmtlich
Freunde des innern Lebens. „Die körperlich und geiſtig ſchw
geprüfte Seherin,“ ſagt die Vorrede, „geht von der Betrachtu
einiger, die höhere Kraft des Magnetismus beurkundenden E
ſcheinungen zu den innern Geſetzen des geiſtigen Lebens üb
und entwickelt ſie mit einer nur aus eigner Anſchauung
gewinnenden Klarheit und Sicherheit.“ — Sie hat von d
ſelbſterlebten Magnetismus und Hellſehen einen überaus hoh
Begriff, und ſucht ihn ſo darzuſtellen. Sie gibt zugleich nü
liche Lehren für die Anwendung. Sie hatte ſchon als Ki
die Gabe des Schlafwachens, und konnte ſich ſelbſt in dieſ
Zuſtand verſetzen, auch ſich des darin Geſchauten erinner
dieſe letztere Eigenthümlichkeit iſt auch auf ihr nachheriges He
ſehen übergegangen, und verſpricht uns noch merkwürdige Mi
theilungen von ihrer Hand. Sie ſtellt nun das Hellſehen
ſieben Graden dar, unter dem Bild eines Kreiſes, „der ſiebe
mal in einander läuft, und in deſſen zuſammenfließendem Mitte
punkte das höchſte Hellſehen zu finden iſt.“ Dieſe Gra

werden alſo bezeichnet: 1) Die Fähigkeit des Ruhens im Geiſte und die Gabe des Friedens. 2) Die Fähigkeit des Erwachens im Geiſte und die Gabe der Sinne. 3) Die Fähigkeit des Schauens im Geiſte und die Gabe des Lebens. 4) Die Fähigkeit des Ahnens im Geiſte und die Gabe des Gemüthes. 5) Die Fähigkeit des Wiſſens im Geiſte und die Gabe des Verſtandes. 6) Die Fähigkeit des Denkens im Geiſte und die Gabe der Offenbarung. 7) Die Fähigkeit des Herrſchens der Seele im Geiſte und die Gabe der Prophezeihung. Dieſe Gabe eignet ſie aber nicht bloß den Magnetiſirten oder wirklichen Sehern zu, ſondern findet ſie mehr oder weniger und in verſchiedener Ausbildung der ganzen Menſchheit zugetheilt, behandelt daher die ſo eben verzeichneten Gaben oder ſieben Hauptformen der Gabe hernach unter der Aufſchrift: „Die Sehergabe des Menſchen im normalen Leben, nützlich oder ſchädlich hervortretend.“ Die tiefe Klarheit, der ungeſuchte, natürliche Syſtematismus und die warme, innige Frömmigkeit machen dieſe Schrift zu einer der wichtigſten und ſchönſten, die uns vorgekommen ſind. Uebrigens nimmt die Verfaſſerin (S. 67 beiläufig) „ein Vorhandenſeyn unſers Ichs an, bevor wir noch dieſes Leben betraten“ — eine Präexiſtenz, von der ſich Schreiber dieſes niemals überzeugen konnte, und die, da keine Seherin unfehlbar iſt, füglich für eine auch ſonſt vorkommende perſönliche Hypotheſe, wahrſcheinlich Täuſchung, gehalten werden kann.

---

3) **Die entſchleierte Zukunft, eine Offenbarung, niedergeſchrieben am 18. März 1825, wie ſie der Geiſt der Weiſſagung dictirte. März 1841.** Dieſes nur in 36 Seiten beſtehende, ſehr ernſte apokalyptiſche Büchlein verträgt keinen Auszug. Es beſchäftigt ſich mit den bevorſtehenden Gerichten. Der Herausgeber ſagt in der Einleitung: „Von der nachfolgenden, am 13. März 1825 durch den Geiſt der Weiſſagung dictirten Offenbarung, die anfänglich in Manuſcripten hie und da mitgetheilt wurde, im

Jahr 1832 aber auf Verlangen in deutſcher und bald darau in franzöſiſcher Sprache im Druck erſchien, wird hiermit den Publicum eine zweite, mit einer Einleitung und einem Anhang bereicherte Ausgabe dargeboten.“ Als Druckerfirma iſt hinter Sam. Lucas in Elberfeld angegeben. Sonderbar genug wir auch hier ein ſiegreicher Vorläufer des Herrn bei der Zukunf zu ſeinem Reich unter der Benennung König des Frie-dens angenommen, der in der Prophezeihung von Kun (Magikon Bd. 1, S. 279 f.) Friedrich Schlechtweg heißt.

---

4) Gedanken beim Anblick einer Schnitter-ſcene. Zweite Auflage. Baſel 1841. Eine gar ſinnreiche Betrachtung über die geiſtliche Führung und Erziehung des Menſchen unter dem Bilde des Korns und ſeiner Behandlung bis zum Brod und deſſen Genuß.

---

5) Blicke jenſeits des Grabes. Dritte Abtheilung. Mit einem Anhange. Baſel bei Neukirch 1841. Dieſe Abtheilung iſt ſo wenig wie die beiden erſten lediglich der Schilderung oder den Beweiſen unſerer Fortdauer nach dem Tode gewidmet, ſondern enthält Aufſätze über verſchiedene Gegenſtände der theoſophiſch-myſtiſchen Wiſſenſchaft; jedoch dringt überall, und zwar im praktiſchen Sinne, hindurch, was der Titel verſpricht. Im praktiſchen Sinne, d. h. mit den lebhafteſten Empfehlungen des Strebens nach der Wiedergeburt und Heiligung, ohne die Niemand Gott ſchauen wird. Möge dieſe merkwürdige Schrift, worin ſich prophetiſcher Geiſt regt, von recht Vielen in gleichem Sinne benutzt werden. Es iſt darum nicht geſagt, daß Alles, was der begeiſterte Verfaſſer dieſer Fragmente behauptet, untrüglich ſey, z. B. S. 74 ff. über die Elohimſöhne 1. Moſ. 6., die er durch die von Gott abgefallenen Engel erzeugt ſeyn läßt, worüber auch ſchon die Note des Herausgebers S. 84 einige Berichtigung

enthält.[*] Großen Anſtoß werden an manchen Stellen diejenigen nehmen, welche den Hades und die allgemeine Wiederbringung als ſeelengefährliche Lehren zu bekämpfen ſuchen,[**] weil ſie in die heilige Ordnung des Vaters der Barmherzigkeit, welcher auch ſie wiedergebracht hat, niemals helle Blicke gethan haben. Der Herausgeber hat darüber S. 174 ff. zurechtweiſende Bemerkungen geliefert. Einen großen Theil dieſes Hefts aber füllt zuletzt eine: „Schriftmäßige Unterſuchung der Frage: Gibt es einen Mittelort zwiſchen Himmel und Hölle? Dritte, verbeſſerte und ſehr vermehrte Auflage.“ Hier werden die dafür ſprechenden Bibelſtellen, und die dagegen zu ſprechen ſcheinen, gründlich analyſirt. Man möchte wirklich wiſſen, was die kirchlich ſteif orthodoxen Läugner des Mittelorts oder Hades, welche die Sterbenden wie mit dem Dampfwagen in aller Geſchwindigkeit in den Himmel hinauf, oder in die feurige Hölle ohne alle Möglichkeit einer Erlöſung hinunter fahren laſſen, dieſer Darſtellung entgegenſetzen wollten. Man kann ſich kaum des Eiferns enthalten gegen dieſe Eiferer, die den Schlüſſel der wahren Weisheit verſchmähen und ſorgfältig in die Erde vergraben, aus Furcht, es möchte Jemand über den erlernten Buchſtaben ihrer Confeſſion hinüberſpringen und ſie der Trägheit und Unwiſſenheit anklagen; aus Furcht, es möchte die freie erſte apoſtoliſche Kirche mit ihren tiefen Erkenntniſſen und Wundergaben wiederkehren und ihren buchgelehrten Herzen heiß machen. Mögen ſie indeſſen ſelig ſprechen und verdammen wie ſie wollen, oder gar viele Millionen ihrer Brüder von Gott in der Abſicht erſchaffen ſeyn laſſen, um ſie zu ſeiner Ehre in endloſe Qualen des Feuerpfuhls zu verſtoßen — ihre Gedanken werden die liebevollen Rathſchlüſſe des großen Gottes nicht aufheben, und eine bevorſtehende neue allgemeine Kirche wird die Schranken durchbrechen, womit ſich die jetzigen Kirchlein ihrer wahren Freiheit im Lichte des heiligen Geiſtes als Selbgefangene berauben.

—y—

---

[*] S. die Auslegung in v. Meyers Bl. für höhere Wahrheit. XI, 61.

[**] S. Magikon 2r. Jahrg. 2. Heft.

6) Ueber Fatalismus oder Vorherbeſtimmung der menſchlichen Schickſale, erwieſen in 222 Beiſpielen für das Vorhandenſeyn des Divinationsvermögens nebſt pſychologiſchen Erklärungsverſuchen jenes erhöhten Seelenzuſtandes von F. Nork. Weimar bei Voigt 1840.

Neben einer kleinen Abhandlung über Prädeſtination enthält dieſe Schrift eine aus guten Quellen gezogene Sammlung bedeutungsvoller vorausſagender Träumer, Vorausſagen im ſomnambülen Zuſtande, dann Fälle von Ahnungen, Prophezeihungen und Anzeichen, Fälle vom zweiten Geſichte, Todesvorempfindungen und ſich ſelbſt ſehen und am Ende einige Blätter über den Einfluß der Geſtirne auf die menſchlichen Schickſale, wobei ſich der Verfaſſer auf Melanchton, Keppler und auf einen Aſtronomen der neueſten Zeit, den verſtorbenen Prof. Pfaff beruft. Dieſer übernahm bekanntlich die Ehrenrettung der Aſtrologie als Wiſſenſchaft in einem Nürnberg bei Campe 1818 erſchienenen Buche, in dem er dahin ſtrebt zu beweiſen: „daß der Glaube an den Zuſammenhang der Geſtirne mit dem Leben der Erde, dem Thun und Leiden ihrer Geſchöpfe, durch das Alter der Ueberlieferung, durch die Uebereinſtimmung der Erfahrung, durch den Zuſammenhang mit allgemeinen ihm verwandten Erſcheinungen, durch den Beifall der erſten Männer der Vorwelt, gehalten durch die Unterſtützung ähnlicher Begriffe des menſchlichen Geiſtes, mit gleichem Recht auf Wahrheit fußt, als viele andere Begriffe des Menſchengeſchlechts, gegen die nie ein Zweifel erhoben worden iſt.“

Nachträgliches.

Zu dem Aufſatze im vorigen Hefte: „Außergewöhnliche Erſcheinungen, die an gewiſſen Häuſern haften,“ iſt noch Folgendes aus einem Schreiben des Hrn. Pfarrer Hochſtetters zu Hohengehren, ehemaliger Pfarrer zu Kleſerſulzbach, (Siehe S. 6. 2. Jahrg. 1. Heft) nachzutragen.

„Ich kann durchaus keinen Werth darauf legen, ob ein Menſch die Geiſtererſcheinungen für Wirklichkeit oder für Täuſchung hält; ich kann nur ſagen, daß ich im Ganzen über drei Jahre und während dieſer Zeit einige Monate lang faſt täglich, oder vielmehr nächtlich, mit jenem Poltergeiſte im Pfarrhauſe zu Kleſerſulzbach zu ſchaffen gehabt, ohne zu wiſſen, daß es der Geiſt eines abgeſchiedenen (noch nicht gegangenen) Menſchen ſey. Die einzelnen Arten der Neckereien, Bosheiten, Albernheiten dieſes unſlätigen Geiſtes zu wiederholen, wird man mir nicht zumuthen. Ich wollte lieber, daß der Geiſterglaube wieder, wie im Anfange unſeres Jahrhunderts verdeckt und vertuſcht werden könnte. Ich kam am Ende zu dem Entſchluſſe, dem unſichtbaren Gaſt, der mir ſo viel Lärmen und Störung in's Haus machte, er ſey, wer er wolle, auszubieten, und zankte ihn ab, wie man einen Buben zankt. Von Stund an hatte ich Ruhe, und merkte in den faſt drei Jahren, die ich nachher noch im Hauſe wohnte, nichts mehr.

Mein kleiner Knabe, welcher in den letzten Monaten an Nervenleiden faſt zum Gerippe abgezehrt war, wurde von Stund an geſund und brauchte keine Medikamente mehr.

Es iſt beſtimmt, daß ſchon vor 40 bis 60 Jahren die Pfarrer Wolf und Binder auf ähnliche Weiſe in dieſem

Hauſe beunruhigt wurden, wie die noch lebenden nahen Anverwandten noch wohl wiſſen und verſichern.“

Zu der „Erſcheinungsgeſchichte aus Ungarn,“ die mehrere Zeitſchriften geben, und die wir auch im 1. Hefte 2. Jahrg. dieſe Blätter S. 41 mittheilen, iſt die Bemerkung zu machen: daß wir über ſie inzwiſchen ſelbſt in Valpo, wo ſie vorgefallen ſeyn ſoll, Erkundigung einzogen, aber keine wirkliche Beſtätigung derſelben erhalten konnten, ſo daß wir ſie bis auf nähere Berichte in Zweifel ziehen müſſen.

Die Heilung durch Sympathie,

vorgetragen in einer Verſammlung von Landärzten.

(Vom Herausgeber.)

Erlauben Sie mir als Worte der Eröffnung unſerer heutigen Verſammlung, nur Gedrängtes über eine Heilungsweiſe in der Medicin und Chirurgie vorzutragen, die der Natur ſehr nahe ſteht, aus ihrem eigentlichſten Weſen genommen iſt und die ſeit uralten Zeiten und beſonders damals, wo der Menſch überhaupt noch mehr auf der Stufe der Kindheit und damit ſeiner Mutter, der Natur, auch näher ſtand, im Gebrauche war, ich meine von der Heilung durch Sympathie.

Sympathetiſche Heilmittel haben ſich durch Tradition von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt auch in Büchern bewahrt, während die rationelle Medicin ſich zu vornehm denkend, ſie nicht beachtet, aber doch hie und da erleben mußte, daß Gebrechen, die auf ihre Weiſen nicht zu heilen waren, oft jenen ſympathetiſchen Einwirkungen wichen. Wenn dieß jetzt auch ſeltener als in früheren Tagen der Fall ſeyn mag, ſo möchte dieß daher rühren, daß jene ganz zunächſt aus dem ſympathetiſchen Treiben der Natur genommene Heilungsweiſe von Seiten des Heilenden wie von deſſen, der geheilt werden ſoll, eine Verbindung mit der Natur erfordert, die in ſolchem Maße in jetziger Zeit nicht mehr vorhanden iſt, wo der Menſch durch das geſteigerte Gehirnleben ſich gleichſam von der Nabelſchnur der Natur losriß und immer ferner von Naturverbindung als ein abgetrenntes ſelbſtiſches Ganze dazuſtehen ſich zur Aufgabe ſeiner Bildung machte.

Daher gerade auch blos noch unter dem Volke und gerade da, wo daſſelbe noch am wenigſten abſtracte Gehirnbildung ergriff und es noch der Natur am nächſten lebt, wie in abgeſchloſſenen Wald- und Gebirgsgegenden, dieſe Heilungsweiſe auch noch mehr im Gange und von wirkſamem Erfolge ſeyn mag.

So nahe und eng im Verbande mit dem Volke lebend, wie ein großer Theil von Ihnen, findet ſich für Sie gewiß oft Gelegenheit, Erfahrungen über Wirkſamkeit oder Unwirkſamkeit ſympathetiſcher Heilungsweiſen zu ſammeln, nur gehört zu ſolcher Beobachtung ſowohl Ablegung aller vorgefaßten Meinung und Vorurtheils als eines blinden Glaubens, letzteres um ſo mehr, als in dieſem Gebiete ſo leicht Täuſchungen und Betrug Raum finden.

Schon vor längerer Zeit bildete ſich zu Eslingen eine Geſellſchaft von Aerzten und Laien, die ſich Sammlung und praktiſche Anwendung ſympathetiſcher Volksmittel zum Zwecke macht. Gewiß wäre einem ſolchen Beſtreben größere Ausdehnung und das vorzüglich durch die Forſchungen vorurtheilsfreier, dem Volke nahe ſtehender Landärzte, zu wünſchen, wozu ich Sie bei dieſer Gelegenheit freundlichſt auffordern möchte. Man wolle dabei nicht meinen, daß man bei ſolcher Forſchung und Glauben ſeiner Aufklärung und Bildung etwas vergebe und dem Aberglauben huldige; denn die Zeit iſt offenbar vorüber, wo man ſich ſcheute, vom Catheder zum Volke hinabzuſteigen und unter ihm Perlen für die Wiſſenſchaft zu ſuchen.

„Das uns umringende Naturgeheimniß iſt ſo tief und die eigentlich gelehrte Forſchung zeigt ſich der Erforſchung deſſelben oft ſo wenig gewachſen, daß es dem aufrichtigen Freunde der Natur nicht verargt werden kann, wenn er, verzweifelt auf jenem Wege zum Ziele zu kommen, den ſogenannten „Vorurtheilen“ des Pöbels auch einige Aufmerkſamkeit ſchenkt. In der Regel iſt es die fürwitzige Jugend, oder auch der Cathederſtolz, welche ſich ſo anmaßend gegen die Philoſophie des gemeinen Mannes erklären, wenn man älter als jene und umſichtiger als dieſe wird, ſo findet ſich mehr Beſcheidenheit.“ (Dr. Nurnberger.)

Herr v. Hartenberg ſagt: „Es iſt ſogar als eine rechte Seltenheit zu achten, wenn man das wahre Naturverſtändniß bei großer Beredſamkeit, Klugheit und einem prächtigen Betragen findet, da es gemeiniglich die einfachen Worte, den geraden Sinn und ein ſchlichtes Weſen hervorbringt oder begleitet. In den Werkſtätten der Handwerker und Künſtler, und da, wo die Menſchen in vieljährigem Umgang und Streit mit der Natur ſind, als da iſt beim Ackerbau, bei der Schifffahrt, bei der Viehzucht, bei den Erzgruben und ſo bei vielen andern Gewerben, ſcheint die Entwicklung dieſes Sinnes am leichteſten und öfteſten zu geſchehen.

Werfen wir einen Blick auf die magnetiſchen Erſcheinungen „Wie die Organe unter ſich in Wechſelwirkung ſtehen, ſo die Organismen gegenſeitig und mit der Außenwelt überhaupt. Hört die gewöhnliche Leitung der dinamiſchen Wirkungen durch die Sinnesorgane auf, ſo tritt die eigenthümliche ſelbſtſtändige des Nervengeiſtes auf, welche ohne äußere wahrnehmbare Vehikel, jedoch nach den Geſetzen der Polarität wirkt. In dieſer freien Wirkſamkeit ſtört ihn kein zwiſchenliegender Körper; er verbreitet die Strahlen der Atmoſphäre, aus der er herauswirkt weit hin, und tritt ſo als ſympathetiſche Kraft auf. Dieſe Sympathie herrſcht durch die ganze Natur und iſt nicht nur von dem Bande, das um die Mutter und den Fötus ſich ſchlingt, bis zum brütenden Vogel und dem ſich im Ey plaſtiſch entfaltenden Keime herab in allem Lebendigen ſichtbar, ſondern reflectirt ſich auch in der unorganiſchen Natur.“ (S. Werners Schutzgeiſter.)

Betrachten wir nun jene ſympathetiſche Heilungsweiſe mit ihren Mitteln näher, ſo werden wir finden, daß ſie und die größte Zahl ihr Mittel in den Bereich jener magnetiſchen Einwirkungen fallen, und wie jene auf reinen Polaritätsgeſetzen beruhen, und ſomit weder als Ausgeburten des Aberglaubens, noch als Wunder zu nehmen ſind. Wir führen hier z. B. zuerſt das Vertreiben der Roſe durch Beſprechung an. Dieſe

Beſprechung iſt mit Anblaſen verbunden, was ganz auf magnetiſcher Baſis ruht.

Eine gebräuchliche Formel der Beſprechung iſt: „Wildes Feuer hüte dich, das gute Feuer treibe dich!“ ein Ausdruck, welcher jeden Heilungsproceß bedeutend bezeichnet.

Bekannt auch iſt, daß durch Anblaſen vorzüglich ſchmerzhafte oder entzündete Stellen, wie z. E. der Ohren und Augen, beſänftiget werden, und die Entzündung zertheilt wird. Stillen der Schmerzen bei Brandwunden, das ſogenannte Stillen des Brandes durch Beſprechung und Anblaſen, gehört ebenfalls hieher.

Es gibt in Spanien eine Claſſe Menſchen, die man Saludaderes und Enſelmanderes nennt. Der Unterſchied zwiſchen beiden iſt, daß jene allein durch die Macht des Gebetes, wobei ſie ſich beſtimmter Formeln bedienen, (alſo mehr auf magiſche Weiſe) die Krankheiten zu heilen vorgeben, dieſe aber durch die Kraft des Speichels und des Hauches (alſo mehr magnetiſch) indem ſie den Kranken anblaſen.

So reduciren ſich auch ſympathetiſche Heilungen vermittelſt eines beſprochenen, angehauchten, geweihten Waſſers, einzig auf magnetiſches Einwirken. In der Chemia Nollinkii ſchon vom Jahre 1621, alſo lange ehe Meßmer das magnetiſche Heilverfahren aufbrachte, ſteht eine aqua vitalis cardiaca microcosmica mit dieſen Worten angegeben: „Ein nüchterner Menſch ſoll Morgens mit gereinigtem Munde Waſſer in einem Glaſe ſtark und lange anhauchen, dann mit guter Abſicht und mit Gebet und mit reinem Herzen dem Kranken reichen, und man wird mit ſolchem Waſſer die unheilbarſten Uebel heilen.“ Was iſt dieß anderes, als magnetiſches Waſſer? In die gleiche Cathegorie gehört das ſympathetiſche Heilen durch Transplantation, oder durch Uebertragung der Krankheit auf einen andern organiſchen Körper, auf Thiere, oder auch auf Pflanzen.

Thiere ſind ſchon an ſich magnetiſch und das Anlegen mancher Hausthiere bei ſchmerzhaften Krankheiten, die oft ganz an ſie übertragen werden, wie z. E. an Hunde die Gicht, iſt bekannt. Dahin gehören beſonders auch viele ſympathetiſche Mittel gegen das kalte Fieber. Profeſſor Tode in Kopenhagen verſichert, öfters geſehen zu haben, daß intermittirende Fieber durch nachſtehendes Mittel vertrieben wurden. In dem zu Anfange des Paroxismus gelaſſenen Waſſer der Kranken, kochte er ein Ey, bis der Harn ganz verdampft war, nahm hierauf die Schale des Eyes ab und begrub das Inwendige in einen Ameiſenhaufen. So wie nun die Ameiſen das Ey verzehrten, nahm das Fieber ab und hörte bald gänzlich auf.

Bei dieſer Gelegenheit erzählt Profeſſor Tode ein ſympathetiſches Mittel gegen den Steinſchmerz.

Es gibt Ereigniſſe, ſchreibt er, deren geſchichtliche Richtigkeit man nicht in Zweifel ziehen kann, ohne ſich mit oberflächlicher Unfehlbarkeit brüſten zu wollen. In Kopenhagen wohnte eine Familie, welche von allen, die ſie kannten, geachtet und für glaubwürdig gehalten wurde. Der Mann hatte lange an Steinſchmerzen gelitten. Sein Arzt hatte ſchon zwei Mittel dafür gegeben, aber ohne dauernden Nutzen. Endlich war der Frau nachſtehendes Mittel von einem Freunde empfohlen und ſeit dem Gebrauche deſſelben litt der Mann nie wieder an Steinſchmerzen. Sie nahm ein leeres Riechfläſchchen, that ein halb Dutzend Krebsaugen darein, die mit dem Urin ihres Mannes geſotten wurden, pfropfte es gut zu und begrub es an einer Stelle des Hofes, über welche der Mann täglich hinweg mußte. Er wußte von allem nicht das Geringſte und erfuhr erſt das Geheimniß, als er ſchon lange von ſeinem Uebel befreit war. Ich war mehrere Jahre, erzählt Hr. Prof. Tode weiter, ſein Arzt, ſeine Leiden am Steine waren ſehr bekannt, aber in den vielen Jahren, in denen ich ihn noch nachher bis zu ſeinem Tode beſuchte, litt er im geringſten nicht mehr an ſolchen Beſchwerden und dieß iſt eine Thatſache, von deren Gewißheit ich vollkommen überzeugt bin.“

Die Uebertragung der Gichter von Kindern auf junge Haustauben wurde ſchon längſt von dem Volke als ſympathetiſches Mittel angewendet. Herr Dr. **Müller** in Pforzheim brachte zuerſt dieſes Mittel unter den rationellen Aerzten zur Sprache und ſagt hierüber: „In der Gegend von **Pforzheim** werden ſchon ſeit vielen Jahren junge Haustauben als ein Hausmittel gegen Convulſionen der Kinder angewendet.

Ein alter Forſtmann, der im Rufe ſtand, daß er durch Sympathie heile und deswegen großen Zulauf vom gemeinen Volk hatte, ſagte mir, als ich ihn darüber zur Rede ſtellte, daß er nichts Innerliches gebe, daß er nur durch Streichen, beſonders der an Zahn- und Kopfſchmerzleidenden helfe und bei Kindern, die an Gichtern leiden, junge Haustauben anwende. Von ſolchen habe er noch immer glücklichen Erfolg geſehen, und nur wo dieſe nicht ſtarben, nahm die Krankheit auch keinen glücklichen Ausgang. Hr. Dr. **Müller** machte nun eine Reihe von Verſuchen in den bemeldeten Fällen mit Haustauben. Er fand, daß die Wirkung derſelben gegen Gichter der Kinder beſonders dann von großem Erfolge war, wenn der After der Taube genau an den After des Kindes gebracht und an demſelben angehalten wurde. So wie die Taube angebracht war, fing ſie ängſtlich und tief zu athmen an und war in wenigen Minuten todt und die gichteriſchen Bewegungen der Kinder verſchwanden dann immer. Stellten ſie ſich wieder ein, wurden ſie abermals durch Anlegen einer Taube beſchwichtigt. Auch Hr. Dr. **Wenz** in Carlsruhe, erklärt mit gleich glücklichem Erfolge Verſuche ſelbſt mit Haustauben in convulſiviſchen Anfällen der Kinder gemacht zu haben. Auch er nahm zu dieſen Heilverſuchen nur immer junge Tauben, die das Neſt noch nicht verlaſſen hatten.

Es möchte übrigens dieſe ſympathetiſche Heilmethode in ſolchen Fällen bei Kindern nur immer da von Nutzen ſeyn, wo die Convulſionen aus Schwäche, aus geſtörter Reproduction und erhöhter Senſibilität entſtanden waren, alſo bei Convulſionen, die von der irritabilen Seite bedingt wurden; denn wo entzündliche Reizung, ein Gefäßfieber zur bedingenden Urſache gehört, möchten Blutentziehungen, kalte Umſchläge auf den Kopf, wohl angezeigter ſeyn und dieß wären dann Fälle von Gichtern der Kinder, bei denen der Gebrauch jenes ſympathetiſchen Mittels auch ohne Wirkung bliebe. Menſchen und Thiere in ſolchem Rapport befindlich, bilden gleichſam nur einen Organismus mit einander. Die Tauben, dem Kranken angelegt, und dadurch in Rapport mit ihm geſetzt, ſind für den Augenblick gleichſam integrirende Theile des Organismus geworden, und als der noch nicht inficirte, auch am ſchwächſten reagirende Punkt deſſelben, der pars minoris resistentiae, auf den ſich der Krankheitsſtoff wirft.

Schnell ſollen Wunden heilen, aus denen der Verwundete Blut in ſeine eigene Achſelhöhle überpflanzt. Dieß hörte ich ſchon ſehr oft von Arbeitern z. E. von Steinhauern, die ſich durch ihre Geſchäfte oft blutenden Wunden ausſetzen.

Sehr häufig kommt bei ſympathetiſchen Kuren die Transplantation, Einpflanzung der Krankheit in Vegetabilien, hauptſächlich Baumſtämme, vor. Bei Heilung von Brüchen iſt dieß namentlich der Fall. Eine dieſer Vorſchriften iſt: bei abnehmendem Monde ſchneide aus einer jungen Weide einen Span, ſo groß als der Bruch, binde ihn auf dieſen und laſſe ihn darauf liegen, bis er ganz durchſchwitzt iſt, dann ſetze ihn wieder an Ort und Stelle, aus der er geſchnitten wurde gut ein.

Brüche der Kinder ſah man durch den Gebrauch folgenden ſympathetiſchen Mittels oft ſchnell heilen.

Man ſpaltet einen jungen Baum, auch gemeiniglich einen Weidenbaum, und zieht das Kind vor Sonnenaufgang dreimal hindurch, worauf man den Baum wieder gut zuſammenbindet.

Wie dieſe Einpflanzung, Transplantatio, ſo kommt auch die Einſtreuung, Inseminatio. bei ſympathetiſchen Kuren vor. Es wird mit dem leidenden Theile der Saame irgend einer Pflanze, namentlich oft der des Roggens, z. E. beim kalten Fieber, längere Zeit in Verbindung geſetzt, ſo daß durch die Lebenswärme und Ausdünſtung des Kranken im Saamen der erſte Trieb des Keimens angefacht wird und dann wird er mit dem eingeſogenen Stoffe der Erde übergeben, z. B. in einen Blumentopf verpflanzt, wo dann bei ſeinem Wachsthum die Krankheit verſchwindet. Die ſogenannten kalten Geſchwülſte, innere Eiterungen, ſcirrhöſe Verhärtungen, nicht zu weit gekommene Verdickungen der Säfte, werden nicht ſelten durch den Magnetismus bedeutend gebeſſert und zuweilen ganz geheilt. **Ennemoſer** erzählt in ſeinem kürzlich erſchienenen Buche: „Der Magnetismus im Verhältniß zur Natur und Religion“ einen Fall, wo durch magnetiſche Behandlung eine Gebährmuttergeſchwulſt von der Größe eines Kindskopfes nach Jahr und Tagen völlig geheilt wurde. Solche Geſchwülſte und noch mehr Aftererzeugungen wie Balggeſchwülſte, Warzen, Kröpfe u. ſ. w. ſind es auch, die hauptſächlich ſympathetiſchen Mitteln weichen.

Von rein magnetiſcher Einwirkung iſt die Heilung der Kröpfe, ſelbſt der Scropheln, durch Beſtreichung mit den Händen, welche Gabe ehemals an den Königen von Frankreich und England beſonders haftete und von denen auch wirklich im Großen ausgeübt wurde. [*]

Andere ſympathetiſche Mittel gründen ſich auf Verflüchtigung der Krankheit vermittelſt Uebergabe an die Elemente, oder an die Verweſung. Organiſche Stoffe z. E., mit denen die krankhaften Theile in Berührung geſetzt, oder mit denen ſie beſtrichen wurden, werden dem Lichte entzogen, in einen Keller oder auch unter die Erde gebracht, oft auch geradezu der Luft zur Verflüchtigung ausgeſetzt, wohin auch das Hängen von derlei Stoffen in den Rauchfang gehört. In gleiche Rubrik ſind beſonders auch die ſympathetiſchen Mittel zur Vertreibung der Warzen, der Muttermale zu ſetzen, auch das Stecken des Inſtrumentes, das die Wunde verurſachte, in Speck, in Eichenholz, ſcheint hieher zu gehören.

Das Stillen des Blutes vermöge Sympathie kommt ſchon im höchſten Alterthume vor und ſchon **Homer** gibt in ſeiner **Odiſſe** Beſchwörungslieder zur Blutſtillung. Sympathetiſche Mittel zur Blutſtillung wendet unſer Volk häufig an.

---

[*] S. den nachfolgenden Aufſatz über die Heilung der Kröpfe durch die Hand der Könige.

Es geſchieht dieß aber meiſtens durch Beſprechung, alſo auf mehr magiſche Weiſe, die hauptſächlich auf Glauben beruht, mehr von pſychiſchem Einfluſſe iſt. Es iſt bekannt, daß pſychiſche Einflüſſe Blutflüſſe leicht hervorrufen und leicht unterdrücken können, namentlich Blutflüſſe der Gebährmutter, der Hämorrhoidalgefäße. Daß nun Blutungen aus Gefäßen, die ſehr dem ſympathetiſchen Syſteme unterworfen ſind, auch auf jenem ſympathetiſchen oder magiſchen Wege unterdrückt werden könnten, iſt nicht ohne Wahrſcheinlichkeit, weniger möchte dieß wohl der Fall ſeyn bei Blutflüſſen aus geöffneten Venen oder Arterien der Arme, der Füße u. ſ. w., obgleich der Glaube an ſympathetiſche Blutſtillungen auch bei Verblutungen aus ſolchen Gefäßen unter dem Volke ſehr groß iſt.

Während ich mich im vorigen Jahre zu München befand, gab eine Frau daſelbſt eine Bittſchrift an den König ein, in welcher ſie vorſtellte, ſie beſitze ein ſympathetiſches Mittel, in Folge deſſen ſie alle Blutflüſſe plötzlich zu ſtillen fähig ſeye, und bat um Erlaubniß, ihre Kunſt ausüben zu dürfen. Der König ſandte die Frau, ihre Kunſt erproben zu laſſen, in das allgemeine Krankenhaus, wo im Beiſeyn der Geheimeräthe Dr. v. Breslau und v. Ringseis einem Kranken, eine Ader am Arme geöffnet und jener Frau nun aufgegeben wurde, nach einigen Minuten ihre Kunſt in dieſem Falle auszuüben. Die Frau gebrauchte nun auch ihre Sympathie, aber — umſonſt, der Kranke hätte ſich zu Tode geblutet, hätte man die Wunde nicht mit dem Verbande geſchloſſen. Es wäre zu wünſchen geweſen, daß man nicht blos bei einer Blutung der Art aus einem gefliſſentlich dazu eröffneten Gefäße, die Kunſt dieſer Frau erprobt hätte, ſondern bei einem von ſelbſt eingetretenen Blutfluſſe und aus Gefäßen, die mehr dem ſympathetiſchen Syſteme unterworfen ſind. Ich glaube zwar nicht, daß auch unter andern Bedingungen dieſe Frau ihr ſympathetiſches Mittel mit Erfolg ausgeübt hätte, muß aber doch bemerken, daß ſympathetiſche Mittel ſo eſſentlich und in ſolcher Seelenſtimmung angewendet, beſonders wenn ſie auf phyſiſcher Einwirkung beruhen, überhaupt wohl nicht von Erfolg ſey können. Die pſychiſche Stimmung, in der ſich dieſe Frau befand, durch das Gewicht, das jetzt an dem Gelingen dieſe Verſuches hing und durch die Anweſenheit der geſpannten und beobachtenden Aerzte, mußte in ihr ſelbſt zu viel Zerſtreuung Unruhe und Spannung hervorgebracht haben, als daß ein freies Einwirken ihres ſympathetiſchen Mittels und ein magnetiſcher Rapport mit dem, wohl ebenfalls nicht für ſie geſtimmten, Kranken hätte ſtattfinden können.

Wie ſchon bemerkt, ſo gründen ſich dieſe ſympathetiſchen Volksmittel gegen Blutſtillung mehr auf magiſches Einwirken, auch ſeltener auf Uebertragung des Blutes auf andere organiſche Körper, oder auf eine andere Körperſtelle des Verwundeten ſelbſt, z. E. in die Achſelhöle. Eigene Erfahrungen haben mich übrigens noch nicht von der Wirkſamkeit des Blutſtillens auf dieſem Weg überzeugt, ob ich gleich die Möglichkeit, beſonders je nachdem die Verblutung aus einem Gefäße kommt, nicht leugnen möchte. Dagegen kann ich aus eigener Erprobung von einem ſympathetiſchen Mittel ſprechen, das nicht Blutflüſſe, aber Milchflüſſe, z. E. bei Kindbettern, die nicht ſäugen ſollen oder können, oder nach dem Aufhören vom Säugen, zu ſtillen fähig iſt. Ich lernte dieſes Mittel dadurch kennen, daß ich es von einem Förſter bei einer ſehr milchreichen Hündin, deren Junge entfernt werden waren, anwenden ſah. Es beſteht in den runden Scheibchen zerſchnittener Korkſtöpſel, die man dem Thier um den Hals hing, worauf die Milch ohne Schaden bald verſchwand. Ich wandte daſſelbe Mittel nachher bei verſchiedenen Frauen mit dem beſten Erfolge an. Bei mehreren erfolgte während des Gebrauches ein leichtes Laxiren, bei der die Milchſecretion ohne ſonſt Schaden zu bringen, bald aufhörte.

Weiter gründet ſich eine große Reihe ſympathetiſcher Mittel auf den Einfluß des Mondes und ſeiner verſchiedenen Phaſen.

Der Einfluß des Mondes auf unſern Erdkörper, namentlich auf Keimen und Wachsthum der Pflanzen, ſelbſt auf die chemiſche Wirkung der Waſſer, iſt bekannt. In letzterer Beziehung weiß ich Fälle, wo bei zunehmendem Monde das Waſſer eines Baches ſich auf die in daſſelbe zur Vorbereitung zum Gerben gelegten Häute, einen ganz andern chemiſchen Einfluß ausübt, als beim abnehmenden Monde. Schon in den älteſten Zeiten räumte man dem Monde eine große Macht der Einwirkung auf Säfte und Drüſenkrankheiten ein. Seine Einwirkung auf die Menſtruation, auf Drüſengeſchwülſte, namentlich den Kropf, iſt bekannt.

Seine Einwirkung auf phyſiſch Kranke, Wahnſinnige, Mondſüchtige, iſt entſchieden. Dieſer Trabant unſerer Erde iſt gleichſam der Regent ihres Nachtlebens und alles, was in die Kreiſe dieſes Lebens fällt, iſt ihm mehr oder weniger unterthan. Krankheiten der Erdbewohner, die hauptſächlich vom ſympathetiſchen und Gangliensyſteme bedingt werden, vom Bauche und Gefühlsleben ausgehen, ſtehen unter ſeinem Einfluſſe.

So fällt auch Wachsthum und Leben der Haare, der Nägel, der Aftergewächſe, Kröpfe, Warzen, der Muttermaale, der Balggeſchwülſte, der Polypen, ſelbſt der Eingeweidewürmer, dem gangliöſen Bildungsſyſteme, und ſomit dem Einfluſſe jenes Erdbegleiters zu. — Balggeſchwülſte der Augenlieder ſah ich durch Sympathie, die ſich auf den Einfluß des Mondes baſirte, ſchon mehrmals verſchwinden.

Der Leidende ſtellt ſich bei zunehmendem Monde in den Schein des Geſtirnes und beſtreicht die Balggeſchwulſt mit dem eigenen Finger, indem er dabei unter Nennung der drei höchſten Namen die Formel ausſpricht: „was ich ſehe nimmt zu, was ich beſtreiche nimmt ab.“ — dieß muß gewöhnlich in drei Mondsnächten geſchehen. Daß auch die gewöhnlichen Mittel gegen Kröpfe wirkſamer im abnehmenden als im zunehmenden Monde ſind, iſt bekannt. Dieß iſt auch der Fall bei den Wurmmitteln. Der große Kenner der Eingeweidewürmer, der verſtorbene Medicinalrath Dr. Fröhlich zu Ellwangen, reichte nach der unter dem Volke gebräuchlichen Weiſe, wurmtreibende Medicamente nie anders als nur im abnehmenden

Monde. Die Thatſache, daß bei abnehmendem Monde dieſe in krankhaft thieriſchen Säften der menſchlichen Eingeweide erzeugten Entozoen, dieſelben im abnehmenden Monde eher verlaſſen als im zunehmenden, rührt wohl weniger von einer Wirkung her, die der Mond direkt auf ſie ausübt, als weil ſeine Einwirkung auf die Nerven des menſchlichen Bauchſyſtems, in ſolchem eine periodiſche Umſtimmung und dadurch auch periodiſche Umſtimmung (Ebbe und Fluth) in der Saftmaſſe, in der jene Thiere leben, hervorruft, die dem Leben derſelben bei abnehmendem Monde weniger günſtig zu ſeyn ſcheint. — Muttermale ſieht man bisweilen je nach den Phaſen des Mondes ab oder zunehmen.

Bei Ausübung der ſympathetiſchen Heilungsweiſe kommt, da ſo viele ihrer Mittel, wie wir geſehen haben, auf magnetiſcher Baſis ruhen, auch vorzüglich in Betracht, daß bei ihnen, wie bei magnetiſchen Einwirkungen, der heilende Arzt auch zugleich das Heilmittel ſeyn muß, daß alſo von der Kraft, die von ihm ausgeht, auch ſehr das Gelingen ſolcher Heilungen abhängt. Daher kommt es auch, daß dieſe Heilungskraft von einigen Menſchen oft wirkſamer ausgeübt werden kann, als von anderen, ja daß wohl Viele, manchem ſolcher ſympathetiſchen Mittel Kraft zu geben, gar nicht im Stande ſind. Daher es dann auch geſchieht, daß, wenn von ſolchen dieſe Mittel fruchtlos angewendet werden, man an ihrer Wirkſamkeit überhaupt zweifelt, oder ſie gar völlig ableugnet und verwirft. Der Erfolg der Anwendung der Sympathie von verſchiedenen Händen wird daher immer ein verſchiedener ſeyn. Ein der Natur noch ganz anheim geſtellter Bauer oder Schäfer wird in Folge ſeiner Naturkraft oft viel fähiger ſeyn, ſympathetiſche Kuren auszuüben, als ein von allem Naturverband abgekommener Profeſſor der Pathologie.

Als einen Beweis, wie ſehr die Kraft zu ſympathetiſchen oder magnetiſchen Einwirkungen oft an einem einzelnen Menſchen beſonders haftet, will ich nur ein Beiſpiel aus der ältern Geſchichte anführen, welches durch die bewährteſten Schriftſteller der damaligen Zeit namentlich durch eine Reihe von

Aerzten und ſelbſt durch die königliche Geſellſchaft der Naturforſcher zu London, beſtätigt und außer allen Zweifel geſetzt iſt.

Im Jahre 1666 befand ſich zu London ein Irländer mit Namen Greatraks. Er zeigte ſich als einen religiöſen Mann voll Würde und Simplicität. Er erzählte von ſich: daß er ſeit 1662 immer in ſich das Gefühl gehabt, daß er Kröpfe heilen könne, das ihm keine Ruhe ließ, bis er einen Verſuch machte, der ihm dann, wie alle andern, völlig gelang. Er berührte ſolche Kranke und beſtrich ſie mit der Hand. Auf gleiche Weiſe heilte er auch verſchiedenartige Geſchwüre, Fiſteln und Wunden. Es waren Aerzte und andere Gelehrte ſeine Beobachter. Die königliche Geſellſchaft zu London beauftragte den Dr. Boyl zur Beobachtung und dieſer ſtellte die beſten Zeugniſſe aus und alle überzeugten ſich von der Wirklichkeit dieſer Heilungen durch die bloße Einwirkung der Hand jenes Begabten. Dr. Aſtel ſchrieb von ihm:

„Es war ein Knabe von 12 Jahren, der von kalten Geſchwülſten ſeinen Leib wie überſät hatte, die Greatraks in kurzer Zeit durch Beſtreichung mit ſeinen Händen völlig verſchwinden machte. Unreife Geſchwüre brachte er durch ſanftes Beſtreichen mit ſeiner Hand zur Zeitigung. Perſonen, die mit Rheumatalgien und Coxalgien behaftet waren, ſah ich ihn oft durch eine einzige Berührung heilen.

Es wurde durch die hier gemachten, wenn auch nur oberflächlichen, Andeutungen und aufgeſtellte Beiſpiele der verſchiedenen Rubriken, in die ſich die ſympathetiſchen Heilungen eintheilen laſſen, klar, daß ſie alle hauptſächlich auf reinen Polaritätsgeſetzen beruhen und deswegen auch meiſtens magnetiſchen Einwirkungen gleich zu ſetzen ſind. Ferner wurde klar, daß ſympathetiſche Mittel auch in Krankheiten auf ſolche Organe bevorzugt wirken werden, die dem Einfluſſe des ſympathetiſchen und Ganglienſyſtems untergeordnet ſind. Ferner in Krankheiten, die halb phyſiſch, halb pſychiſch ſind, und es gibt ſolche Krankheiten, wo die ganze Senſibilität krankhaft geändert iſt und wo oft alle Arzneimittel gar nicht oder gar anders wie bei anderen Menſchen wirken, man könnte dieſe Krankheiten magnetiſche Krankheiten nennen, wo lebensmagnetiſche, d. h. pſychiſch organiſche oder rein pſychiſche Einwirkungen am meiſten wirken. (S. Paſſawants Lebensmagnetismus.) In dieſen Krankheiten ermüden häufig die Erkrankten an den fruchtlos gereichten gewöhnlichen Arzneimitteln, und nehmen dann ihre Zuflucht zu ſogenannten ſympathetiſchen Aerzten und das hie und da auch mit wirklichem Erfolge.

Ferner möchte aus dieſen hier gemachten Andeutungen erhellen, daß die nähere Erforſchung und Erprobung ſympathetiſcher Mittel auch gewiß ein Gegenſtand des rationellen Arztes iſt, beſonders desjenigen, der ſo nahe beim Volke lebt, wie die Herren Landärzte, in maßen ſolche Mittel, wie angeführt wurde, ſich nicht immer auf Aberglauben und Finſterniß, ſondern wirklich ſehr häufig auf die innigſte Naturverbindung baſiren.

Zuerſt möchte auch aus dieſen Andeutungen hervorgehen, daß, ſo wie wir Ärzte das Volk noch über ſehr vieles zu belehren und deſſen wahren Aberglauben auszurotten haben, wir auch vom Volke ſelbſt noch Manches lernen können.

Um Perlen zu erhaſchen muß man in die Tiefe des Meeres tauchen, man findet ſie nicht in der Höhe und der Naturforſcher hat, um neue Wahrheiten zu entdecken, zu der Natur ſelbſt zurückzukehren und an dieſe ſich zu halten, weniger an die allgemeine Bildung und an die Weisheit des Catheders.

Der Galvanismus war längſt vor den Beobachtungen Galvani's Eigenthum des italieniſchen Volkes, welches beim Tarantelſtiche, zur Verhütung ſeiner ſchlimmen Folgen, zweierlei Metalle auf die Wunde legte und ſie ſo den Einwirkungen des ihm noch unbekannten Galvaniſchen Stromes ausſetzte.

Möchten nun auch aus dieſen geringfügigen Andeutungen auf das Weſen ſympathetiſcher Heilung; wenn auch nur bei wenigen Mitgliedern unſerer Verſammlung, eine für dieſe Heilungsweiſe vortheilhaftere Meinung hervorgehen, und ſie hie und da zu einer näheren Prüfung und Anwendung ſympathetiſcher Mittel in für ſie paſſend ſcheinenden Fällen veranlaſſen.

Heilung der Kröpfe durch die Hand der Könige.

(Vom Herausgeber.)

Eine kaum noch unter unſerm Volke übliche Heilung der jetzt immer mehr verbreiteten Krankheit der Scropheln war einſt ſehr üblich, nämlich die magiſche durch Berührung, aber vorzüglich durch Berührung der Könige von Frankreich und England, und es geſchah dieſes nicht allein bei den Kröpfen, ſondern auch bei den eigentlichen Scropheln.

Jene Heilung durch Berührung war übrigens einſt nicht blos ein ausſchließliches Regale jener Könige, ſondern man glaubte, dieſe Kraft hafte auch je an dem ſiebenten Knaben, wenn keine Tochter dazwiſchen geboren worden, und mehrere, die ſich dieſes Geſchicks zu freuen hatten, übten dieſe Kunſt in vorigen Jahrhunderten aus. Ausführliches darüber ſagt die Schrift vom Jahr 1643: „g. traité de la guérison des ecrouelles par l'attouchement des septénaires etc. 1643.“ Aber auch heutzutage finden ſich noch ſolche Begabte unter dem Volke. Gernet (ſiehe deſſen Reiſe durch die ſchottiſchen Hochlande) fand auf der Inſel Icolnekill einen Mann, der die Scropheln durch bloße Berührung heilte. Auch dieſes war ein ſiebenter Sohn. Er war weit und breit geſucht, und begehrte keine Bezahlung. „Wie es mit dieſer Kur zugeht,“ ſagt er, „weiß ich nicht, Gott iſt es, der ſolche durch meine Berührung bewerkſtelligt.

Mit ſolch frommem Sinn wie der ſchottiſche Hochländer, mochte auch Philipp der Erſte dieſe Gabe angeſehen haben; denn noch in der Sterbeſtunde unterrichtete er in der Kunſt, Scropheln durch Berührung zu heilen, ſeinen Sohn Ludwig;

er legte ihm die religiöſen Worte, die er bei Berührung dieſer Geſchwülſte zu gebrauchen habe, aus, und empfahl ihm dabei vor allem ein keuſches, frommes, gottergebenes Leben, ohne welches dieſe magiſche Kunſt nicht wirke; „denn Gott,“ ſagt er, „erhört keinen Laſterhaften!“ (S. Titus in Commentar. de reb. Gallic. lib. 2 p. 110). Es iſt auch wirklich nachzuzählen, daß gerade an den frömmſten und beſten dieſer Könige dieſe Kraft am ſtärkſten haftete. Ludwig IX. (der Heilige) heilte auf einmal 1500 Menſchen von dieſem Uebel, und ließ jede Woche einmal ſolche Kranke zu ſeiner Berührung zu. Heinrich IV. heilte alle Jahre 4000 Menſchen. Am Tage ſeiner Salbung ſandten ihm die Spanier eine Menge Kranke zu, wie man dafür hielt, hauptſächlich, um ihn zu verſuchen, aber ſie waren ganz erſtaunt, daß er ſie nur berührte und ſich ihre Geſchwülſte darauf verloren. Ludwig XIV. heilte nach ſeiner Salbung in Rheims 3000 Kranke aus verſchiedenen Nationen. Den Tag zuvor, ehe die Könige von Frankreich dieſe Kur verrichteten, bereiteten ſie ſich zu ihr immer durch Gebet und Empfang der heiligen Hoſtie vor. Sie banden ſich damit an keine Zeit, gemeiniglich aber verrichteten ſie die Heilung zuerſt ſogleich nach der Salbung zu Rheims und dann im Jahre viermal, zu Oſtern, Pfingſten, Allerheiligen und Weihnachten. Es war auch dazu kein beſtimmter Ort auserſehen, denn nicht nur nach der Salbung zu Rheims, ſondern auch zu Paris und andern Orten Frankreichs, ja auch außerhalb Frankreichs heilten die Könige Kröpfe. So heilte Carl VIII. Scropheln und Kröpfe zu Rom und zu Genua, und Franz I. in Spanien, als er von Carl V. gefangen gehalten wurde.

Dieſe Gabe der Könige von Frankreich erweckte die Eiferſucht der Könige von Spanien, die nur mit Widerwillen ſahen, daß ihre Unterthanen ſich Geſundheit in Frankreich erbetteln mußten. Hatten ſich nun an ſolchen zur Heilung beſtimmten Tagen die Kranken, die gemeiniglich aus Italien, Spanien und Frankreich ſelbſt kamen, in Menge verſammelt, ſo wurden ſie unter freiem Himmel oder in einem weiten Saale (zu Paris in der großen Gallerie) zuſammengeſtellt, und zwar zuerſt die Spanier, dann die Italiener und andere Fremden, zuletzt die Franzoſen. Sie wurden in zwei Reihen vertheilt, eine Reihe links, die andere rechts. Ehe der König kam, wurden alle unterſucht, ob ſie nicht irgend eine Waffe bei ſich trügen. Sobald nun der König erſchien, fielen Alle nieder und richteten die Hände bittend in die Höhe. Vor dem König ging die Schweizergarde und die erſten Miniſter und darauf folgte der König mit entblößtem Haupte, betend. Königliche Leibärzte ſtanden den Kranken im Rücken, hielten ihnen die Kröpfe und übergaben ſie gleichſam dem vorübergehenden Könige. Der König reckte den rechten Arm gegen jeden Kranken aus und berührte mit zwei über das Kreuz geſtellten Fingern die Geſchwulſt, ohne Schmerzen zu erregen, aber kräftig, indem er jedesmal ſprach: le Roi te touche, Dieu te guérisse! wozu ſeit Ludwig dem Frommen die Könige noch den Namen der heil. Dreieinigkeit fügten. Hierauf gaben die Almoſeniers, die hinter dem Könige hergingen, jedem Kranken eine Denkmünze.

Einem ſolchen Heilungsakte wohnte im Jahre 1635 unſer Landsmann, Hieronimus Welſch bei, unter der Regierung Ludwigs XII., deſſelben Königs, von dem der Herzog von Epernon ſagte, als er hörte, er habe Richelieu zum Generaliſſimus gegen die Spanier erwählt und ihm unumſchränkte Gewalt eingeräumt: „Was, Ludwig hätte ſonſt nichts für ſich behalten, als das Vermögen, Kröpfe zu heilen?“

Welſch erzählt von ſeiner Reiſe im Jahre 1640 jenen Akt alſo: „Die Zeit, wenn ſolches Werk vorgenommen wird, iſt zuvor überall bekannt gemacht und weltkundig. Zu St. Germain en Laye, fünf Stunden von Paris, waren ungefähr 200 Menſchen mit Geſchwülſten und Geſchwüren verſammelt. Es war am heiligen Dreikönigstage, da ließ man ſie Morgens früh in einen großen Saal ein, ſie mußten in einer langen Linie neben einander knieen und beide Hände zuſammenlegen. Um

10 Uhr, ſobald der König die Morgenkirche verlaſſen, iſt er mit ſeiner Leibwache unter dem Schall der Pauken und Trompeten, ſammt einer anſehnlichen Begleitung auf die kranken Leute zugekommen. Ehe aber etwas vorgegangen, ſo wurde einem jeden von zwei vor dem König hergehenden Herren, von dem einen die Hände, von dem andern das Haupt, das gleichſam zurückgedrückt wurde, gehalten. Dann berührte jedem der König mit ausgeſtreckter Hand und Kreuzigung der Finger die Geſchwulſt und ſprach dabei jedesmal franzöſiſch: „der König berührt dich, Gott heile dich!“ Solche Heilung, fährt Welſch fort, geſchieht aber nicht ſogleich ſichtbarlich, denn die Kranken gehen wieder hinaus, wie ſie hereinkamen, ſondern allmählig. Viele Spanier, ſo mir auf der Reiſe begegneten, wie auch Italiener, beſonders Neapolitaner, die ich nachher zu Neapel ſprach, wieſen mir die Zeichen, wo ſie die Geſchwüre am Hals gehabt hatten, und erzählten mir glaubwürdig, daß ſie ſeit der Berührung von Tag zu Tag verſpürt, wie ſolche zu heilen begonnen, bis ſie endlich ganz heil geworden. Andere ſprach ich aber auch, die mir ſagten, daß ihnen die Berührung das erſte, zweite und drittemal nichts geholfen habe.“

Vier Jahre ſpäter ſah der deutſche Reiſende Mandelsloh (ſ. Mandelsloh itin. lib. 2. cap. 25. pag. 189) dieſen Heilungsakt in London mit an und ſchreibt davon: „An dem heiligen Dreikönigstage 1639 ſah ich, wie ihre königliche Majeſtät von England mit großen Ceremonien das Königsübel heilte. Leute, die Geſchwülſte am Halſe haben, pflegen um dieſelbe Zeit von ferne zu kommen, damit, hat ihnen ſonſt keine Arznei geholfen, ſie durch Berührung des Königs geheilt würden.

Dieſe Kur, die ohne Zuthun einer Arznei geſchieht, war mir ein großes Wunder. Der König ſaß im Saale, die Menſchen, die mit ſolchen Krankheiten behaftet waren, knieten vor ihm nieder, der König ſtand auf und rührte jeglichen mit beiden Händen an. Drei Biſchöfe knieten dabei neben dem Könige, laſen etwas aus Büchern und ſprachen den Segen über die Kur. Der verſtorbene König von England, Karl II., heilte zu **Breda** in Brabant viele ſolche Kranke.

Jenes Vermögen und jene Empfänglichkeit möchte ſich nun bei den Königen und bei den Völkern ſo ziemlich verloren haben. Das war jene Kraft des Glaubens, die nicht nur Kröpfe, ſondern Berge zu verſetzen im Stande iſt, von dem aber unſere jetzige Welt immer weniger verſteht.

Chemiſche Einfluſſe mögen nun ſicherer als die Kraft des pſychiſchen Lebens auf dieſe irdiſchen Maſſen wirken, und füglicher tritt nun die Jodine des Salpeterſieders Courtois an die Stelle jener heilenden Hände der Könige. Dieſe Jodine, ein vor dem Kometen im Jahre 1811 noch unbekannt geweſener Stoff, der in der Aſche mehrerer Seegewächſe, hauptſächlich auch des Badeſchwammes, eines ältern bekannten Heilmittels gegen Kröpfe, nachgewieſen wird, bis jetzt aber noch nicht im Meerwaſſer, und ſelten noch in einigen Salzquellen des feſten Landes, hat unter anderm auch hauptſächlich die Eigenſchaft, innerlich und äußerlich angewendet, die Geſchwülſte der Schilddrüſe ſchnell verſchwinden zu machen; nur übt er bei fortgeſetztem Gebrauch gleiche Wirkung auch auf andere Drüſen aus, und beleidigt den Magen. Wie es nun Waſſer gibt, z. B. die Salzquellen, die jenen Drüſengeſchwülſten entgegenzuwirken im Stande ſind, vielleicht eben eines Jodingehalts wegen, wußte dieſen die Chemie bisher auch noch nicht ſo häufig nachzuweiſen, ſo ſehen wir anderntheils eine viel größere Menge von Waſſern, die gerade dieſe Geſchwülſte, und namentlich Kröpfe erzeugen; und man könnte dabei leicht auf die Vermuthung gerathen, als ſey ſolchen Waſſern gerade ein Gegenſatz der Jodine, ein anderer Pol derſelben beigefügt, deſſen Auffindung der Chemie noch vorbehalten iſt, und der vielleicht noch von höherem Intereſſe als die Jodine ſelbſt wäre. Oder ſind dieſes Waſſer, die unter hauptſächlichem Einfluſſe des Mondes ſtehen? Offenbar ſtehen wenigſtens jene Drüſengeſchwülſte und hauptſächlich die Kröpfe in beſonderer ſympathetiſcher Beziehung zu dem Monde, und, wie der

Mond ſelbſt auch, wieder zu den Waſſern, und laſſen daher wohl auch ſo leicht eine ſympathetiſche, magiſche Heilungsweiſe zu. Es iſt merkwürdig, daß daſſelbe auch bei den Eingeweidewürmern ſtattfindet. Iſt dieſes nicht ein Fingerzeig, daß beide ihren hauptſächlichen Urſprung (ihre Mutter) im Waſſer haben? in jenem Elemente, mit dem der Mond in unbezweifelter, ſympathetiſcher Verbindung ſteht? Die noch nicht unterſuchten Verhältniſſe der Jodine zum Monde (wenigſtens zeigt der Badeſchwamm ſolche), würden ſich ſolche erweiſen, wären hier auch von Intereſſe. Paracelſus nimmt eine dergeſtalt direkte Einwirkung des Mondes auf jene Drüſengeſchwülſte an, daß er geradezu ſagt: „Und iſt der Mond der Urheber der Kröpfe, abſonderlich bei Frauen.“ Wahr bleibt übrigens, daß die Schönen ihrer Schönheit wegen ſich mehr vor dem Einfluſſe des Mondes als der Sonne zu hüten haben, und wir ſehen ja, wie berührt, dieſen Begleiter der Erde in offenbarem Bunde mit jenen Halsgeſchwüren ſtehen und ſie und die Scropheln immer häufiger werden bei einer ſich immer mehr dem Monde als der Sonne hingebenden Generation.

Magnetiſche Heilungen,

mitgetheilt von Herrn Amtmann Rietſch zu Slawikau
in Oberſchleſien.

(Siehe Magikon Seite 308.)

In Bezug auf meine Mittheilung im Magikon, 2ter Jahrgang, Seite 308, Nr. 3., erlaube ich mir die erſten, nach jenem in Erfüllung gegangenen Traume, unternommenen magnetiſchen Heilungen, da ſie alle vom glücklichſten, faſt augenblicklichen Erfolg waren, wie folgt mitzutheilen.

Am 29. Mai 1840, mithin 12 Tage nach jenem Traume, wurde Mariane Chrubaſchik hieſelbſt von einem Stier dermaßen auf den rechten Fuß getreten, daß ſie eine heftige Entzündung und unerträgliche Schmerzen leiden mußte. Nachdem ſie faſt einen Tag und eine ganze Nacht jammernd zugebracht hatte, kam ihr Vater zu mir, um Rath bittend, was er wohl am beſten gegen die Schmerzen anwenden könnte. Ich wollte ihm kalte Waſſerumſchläge rathen, als ich den Entſchluß faßte, einen magnetiſchen Heilungsverſuch zu unternehmen, und ich ſagte ihm, wenn es möglich wäre, ſolle er ſeine Tochter zu mir ſchicken. Auf einen Stock geſtützt, kam ſie auf dem linken Fuße ſpringend an, weil ſie der Schmerzen wegen nicht im Stande war, mit dem rechten Fuß die Erde zu berühren. Ich legte ihr meine beiden flachen Hände auf das ſtark entzündete und geſchwollene Fußgelenk, es glühte förmlich und meine Hände ſchienen mir wie angepicht, ob ich ſie gleich kaum aufgelegt, als ſie bald darauf Linderung fühlend, mich bat, ich möchte nur recht ſehr drücken, denn je mehr ich drücke, deſto wohler ſei es ihr, und werde der Schmerz immer weniger fühlbar. Nach ohngefähr 5 Minuten entfernte ich meine Hände, hieß ſie einen Verſuch zum Gehen machen, und man denke ſich die Freude, ſie konnte wieder, ohne Schmerzen zu fühlen, wie früher gehen. Den Stock unterm Arm, ging ſie nach Hauſe und war geheilt. Dies war der zweite glückliche Verſuch, aber immer unter Gelobung von Verſchwiegenheit that ich es, um nicht verlacht zu werden.

Obgleich mir dieſe beiden Heilungen Freude machten, ſo ſollte ich bald eine größere erleben.

Am 11. Juni 1840 wurde meine Frau von einem recht geſunden Knaben glücklich entbunden, beide waren und blieben auch munter und geſund. So vergingen einige Tage und wir freuten uns über die Munterkeit des Kindes um ſo mehr, da bereits früher zwei Knaben bald nach der Geburt geſtorben waren.

In der Nacht vom 14. zum 15. Juni 1840 wurde meine Frau wach, der Kleine weinte, ſie ſah nach, was ihm fehle, und fand, daß er übel liege, ſie ſtand auf, und nachdem ſie ihn beſſer gelegt hatte, ſah ſie zum Fenſter hinaus. Es war heller Vollmondſchein, mithin draußen, wie in der Stube, licht wie am Tage; beim Hinausblicken ſah ſie den Nachtwächter auf dem Platze auf und abgehen, mit den Gedanken, es iſt doch recht gut, daß ich mich nicht fürchte, ging ſie ins Bette, machte ſich in demſelben ſitzend das Oberbette zurechte und wollte ſich eben umlegen, als ſie auf ein am zweiten Fenſter rechts an die oberſte Glasſcheibe wahrgenommenes Anpicken aufmerkſam wurde, in demſelben Augenblicke ſieht ſie eine wie das ſchönſte Gold glänzende Taube langſam hereinſchweben, welche mitten in der Stube vor dem Bette einige Augenblicke ſchwebend blieb, und endlich ſich langſam herunterlaſſend am Fuße des Bettes verſchwand. Meine Frau beeilte ſich nachzuſehen, wo ſie ſitzen geblieben, erhob ſich deshalb im Bette, um über daſſelbe hinweg auf die Erde ſehen zu können, wo ſich die Taube hingeſetzt zu haben ſchien, es war aber nichts mehr zu ſehen. Während dieſes vorging, ſchlief ich in einem Bette neben ihr gut und feſt, weshalb ſie mich nicht rufen wollte, auch ſie ſchlief wieder ruhig ein, und erſt am Morgen, als ich erwachte, theilte ſie mir ihre Erſcheinung mit lebhafter Freude mit, indem ihr das ſchöne Bild der herrlich glänzenden Taube noch immer vor Augen ſchwebte.

Am 15. Morgens äußerte die eben angekommene Hebamme, daß ſie dem Kinde die Zunge löſen müſſe, indem dieſelbe zu weit angewachſen ſei. Ich war abweſend, als ſie dieſe Operation unternahm, hörte aber ſpäter von den dabei Geweſenen, daß ſie mit einer kleinen Schere einen Schnitt unter der Zunge gemacht, welcher ihr aber zu wenig tief ſchien, weshalb ſie noch einen zweiten wiederholte. Kaum war aber dieſer gethan, als das Kind fürchterlich zu ſchreien anfing, und ſo ſchrie, daß es Gichter bekam.

Das Kind nahm von dieſem Augenblicke an nicht mehr die Mutterbruſt, durch den vielen Blutverluſt war es ſchwach, die Entzündung im Munde wurde immer größer, und es mußte, um nur erhalten zu werden, immer nur Milch in den beſtändig aufſtehenden Mund eingeflößt werden. Am 17. früh äußerte die Hebamme gegen meine Leute, daß, wenn dem Kinde nicht ſchleunige Hilfe geſchafft würde, ſo müſſe es ſterben, und ſo entfernte ſie ſich wieder. Ich war abweſend und ahnte nicht, was dieſem geſunden Knaben bevorſtand. Es war 10 Uhr Vormittags, als ich nach Hauſe kam. In die Stube kommend, finde ich ſie leer, öffne die Nebenſtube und ſehe Alles weinend. Auf die Frage, was giebts? zeigt man mir das auf dem Tiſche ſo eben im Verſcheiden liegende Kind. Die Augen waren eingefallen und geſchloſſen, die Geſichtsfarbe blaß, der Mund ſtand offen, es ſchien bereits todt zu ſein.

Vom tiefſten Schmerz ergriffen, auch dieſen kräftigen Knaben wieder verlieren zu müſſen, trat ich näher, fühlte an den Puls, aber er war nicht mehr zu fühlen. Doch bemerkte ich nach einigen Augenblicken ein ſchwaches Zucken deſſelben, welches ſich bald darauf wiederholte, dann aber ausblieb. Ich wandte mich zu den Meinigen, mit den Worten: ja es iſt vorbei, hier iſt keine Hilfe mehr. Kaum hatte ich jedoch dieſes Wort ausgeſagt, als mich der Gedanke ergriff, mit der mir inwohnenden Heilkraft einen Verſuch zu machen. Schnell legte ich, im Vertrauen auf Gott, und um ſeinen Beiſtand im Stillen flehend, meine linke Hand auf den Kopf, die rechte auf die Bruſt des Kindes und bemerkte, wie alle Umſtehenden, bald darauf ein ſtarkes Zucken des ganzen Körpers, welches ſich noch zweimal, aber immer ſtärker wiederholte. Beim dritten Male des Zuckens ſchlug das Kind die Augen auf und weinte, ich nahm es in die Arme und überreichte es der weinenden Mutter, mit den Worten: hier haſt du die goldene Taube, ein Geſchenk von Gott. — Das Kind nahm die beinahe 3 Tage lang verſchmähte Bruſt der Mutter wieder an, leerte beide und war von dieſem Augenblicke wieder geſund. Trauer hatte ſich in ſtummes Staunen verwandelt, mit Freudenthränen im Auge ſtanden wir alle voll Verwunderung um das wieder ins Leben zurückgerufene Kind und dankten Gott im Stillen.

Zwei Tage ſpäter bekam meine Frau einen heftigen Schmerz im Unterleib, der den dagegen angewandten Hausmitteln nicht weichen wollte. Ich legte meine Hand auf die ſchmerzhafte Stelle, und wie der Blitz fuhr der Schmerz in Rücken, und als ich die Hand dort auflegte, kehrte er eben ſo ſchnell in den Unterleib zurück, ſo wechſelte er mehrere Mal. Endlich legte ich eine Hand auf den Rücken und die andere auf den Unterleib, hierauf retirirte derſelbe in die Hüfte, und als ich ihn auch da verfolgte, verſchwand er ohne wiederzukehren.

Bald darauf beklagte ſich eines Tages mein älterer Knabe, damals vier Jahre alt, über Halsſchmerzen; es wurde nicht darauf geachtet, doch beim Mittageſſen wiederholte er die Klage und meinte, er könne nur mühſam etwas hinunterſchlingen. Mehr um ihn zu beruhigen, als eine wirkliche Heilung im Sinne habend, hieß ich ihn zu mir kommen und machte mit beiden Daumenſpitzen von den Ohren unter dem Kinne, am Halſe herunter mehrere Striche und ließ ihn wieder laufen, mit den Worten: geh! nun wirſt du wieder geſund ſein. Nach einigen Minuten höre ich denſelben immer ſpucken, ſehe nach, was er vor hat, und bemerke, daß ihm ununterbrochen Schleim aus dem Munde fließt, ſo daß er das anhabende Kleidchen bereits ganz naß hatte; ich reichte ihm mein Schnupftuch, um ſich daſſelbe unterzuhalten, und ſo löſte ſich noch eine Menge Schleim und das Uebel ſchien gehoben zu ſein. Doch gegen Abend klagte er wieder über Schmerzen im Halſe und meinte, er wollte trinken, konnte aber keinen Schluck Waſſer hinunterſchlingen, verlangte dann Milch mit Brod. Da er auch dieſes nicht genießen konnte, ſo nahm er ſeine Zuflucht zu mir und bat, ihm den Hals wieder zu ſtreichen. Ich that es, doch mit mehr Energie und länger anhaltend, welches bald gute Wirkung zeigte. Der Mittags bemerkte Schleimfluß aus dem Halſe ſtellte ſich wieder ein, nur viel ſtärker und länger anhaltend. Der ausfließende Schleim ſah dem Eiweiß ſehr ähnlich. Nach ohngefähr fünf bis ſechs Minuten ſagte der Kleine: jetzt werde ich ſchon wieder eſſen können, der Hals iſt gut und die Schmerzen weg. So ging er zu ſeinem Teller mit Milch und Brod und aß mit beſtem Appetit den ganzen Teller voll aus, war und blieb geſund.

Auch gelang es mir ſpäter, denſelben Knaben zweimal vom freiwilligen Hinken, nachdem ärztliche Hilfe fruchtlos blieb und der rechte Fuß bereits einen Zoll länger war, als der linke, durch magnetiſche Einwirkung und Anwendung von magnetiſirtem Waſſer zu befreien. Später Mehreres über Heilungen an fremden Perſonen.

Meiner Somnambülen Vorausbeſtimmung hat genau eingetroffen. Am 18. April c. Abends um 8 Uhr verfiel ſie, wie ſie am 20. Auguſt v. J. angegeben hatte, in hellſehenden Zuſtand, welches der letzte magnetiſche Schlaf ſein ſollte. Da ich aber aus Verſehen nicht alles, ſo wie ſie es angeordnet, beſorgt hatte, ſo mußte ſie, da ich auch ſpäter nicht alles auf die Minute, wie ſie es im hellſehenden Zuſtande angab, beſorgen konnte, noch öfter magnetiſch ſchlafen und zwar den

25. April, 13. Mai, 18. und 27. Juni. — Den 6. Juli c. hat ſie den verlegten Schlaf angekündigt, im Fall ich kein Verſehen begebe, und hat zugleich ſehr gebeten, nur ja auf alles genau zu achten, was ſie angebe, ſonſt würde nie eine Trennung zwiſchen mir und ihr ſtatt finden können, und ich würde eine immerwährende Plage mit ihr haben, ſie zu magnetiſiren. Auch hierüber glaube ich ſpäter viel Intereſſantes mittheilen zu können.

Mittheilung einer Geiſtergeſchichte aus Neuenbürg vom Jahre 1780.

(Aus amtlichen Verhören beſchrieben.)

Nachſtehende authentiſche Geſchichte, die ſich ſchon im Jahre 1780 zu Neuenbürg in Würtemberg ereignete, verdient ihrer Eigenthümlichkeit und Glaubwürdigkeit wegen gar wohl aus dem Staube der alten Akten gezogen zu werden, unter denen ſie bisher vergraben lag. Sie muß zur Zeit, als ſie ſich ereignete, im gebildeten würtembergiſchen Publikum auch wohl bekannt geworden ſein: denn dem Mag. Reinhardt (dem nachmaligen Graf und Paire Frankreichs), der ſich dazumal in dem theologiſchen Stifte zu Tübingen befand, gab dieſe Geſchichte Veranlaſſung zur Dichtung einer Ballade in Bürgers Tone, die im Schwäbiſchen Muſenalmanache von Stäudlin vom Jahre 1782 (S. 56) zu leſen iſt. Dies iſt wohl alles, was ein Gebildeter damals für dieſe Geſchichte that, und es wäre für das menſchliche Wiſſen doch gewiß von größerer Wichtigkeit und Werth geweſen als jene Verſe, hätte man dieſe merkwürdigen Erſcheinungen in jenem Hauſe auch dazumal ſorgfältiger unterſucht und geprüft. Hätte Herr M. Reinhardt das dazumal gethan, wozu er gewiß

Gelegenheit hatte, ſo würde ihm die Nachwelt dafür wohl mehr Dank gezollt haben, als für ſeine poetiſche Umſchreibung dieſer Geſchichte: denn an der oberamtlichen Unterſuchung derſelben, zwar durch beherzte, aber doch ungebildete Männer (wir ſagen ihnen übrigens allen Dank), wird es, wenigſtens einem gebildeten Publikum, nicht genügen. Herr M. Reinhardt, beſonders als nachmaliger Graf und Paire, wäre den Gebildeten ein gewichtiger Zeuge geweſen.

Eine Erklärung auf dem ſogenannten natürlichen Wege durch Annahme von Vermittlung einer Somnambule, durch Annahme von Bildung brennbarer Luft (Irrlichter, St. Elmsfeuer ꝛc.) durch Betrug u. ſ. w. läßt auch dieſe Geſchichte nicht zu.

Der Kritiker konnte zwar in jener Tochter Immendörfers die Somnambüle herausfinden, aus der durch Anſteckung jene Viſionen ſich auch auf andere verbreitet hätten; allein dieſe Erſcheinungen, obgleich jenes Mädchen für dieſelben als die Empfänglichſte erſchien, fanden auch nach ihrer Entfernung und auch ſchon früher bei anderen Bewohnern dieſes Häuschens ſtatt, und es zeigten ſich jene Feuererſcheinungen nicht blos außer dem Hauſe, wie Sumpflichter, ſondern auch in dem Hauſe ſelbſt und auch auf eine ganz andere Weiſe als jene Erzeugniſſe metalliſcher und erdlicher Ausdünſtungen.

So wie hier dieſe Erſcheinungen ſich zeigten und beobachtet wurden, kann auch an Betrug nicht zu denken ſeyn.

Daß der Hafner weniger vor den Geiſtern qua Geiſter erſchrak — als wie er an einer der Erſcheinungen einen großen Ordensſtern bemerkte, vor der Vornehmheit einer hohen Perſon in ſeiner armen Hütte, iſt charakteriſtiſch, pſychologiſch bezeichnend und ſpricht für die Wahrheit ſeines Schauens.

Daß jener vom Oberamtmann als Wächter und Beobachter aufgeſtellte beherzte Flößer (bekanntlich ſehr abgehärtete und ſtarke Menſchen) jedesmal bei der Erſcheinung der Geſtalten vom Zittern befallen wurde und ſo lange die Erſcheinung vorhanden war, nicht ſprechen konnte, iſt ebenfalls charakteriſtiſch und ſpricht dafür, daß bei ſolchen Erſcheinungen und durch ſie der Seher meiſtens in einen magnetiſchen (hier wahrſcheinlich faſt kataleptiſchen) Zuſtand verfällt und in ſolchem mit der Erſcheinung in Rapport tritt und dadurch ſie durch ein anderes Auge, als durch das äußere mechaniſche, zu ſchauen fähig iſt.

Es folgt nun hier ein getreuer Abdruck der in dieſer Geſchichte damals vor dem Oberamte Neuenbürg gepflogenen Verhöre und ich habe ſelbſt an der uncorrecten Schreibart der Actenſtücke nichts verändert. Den liberalen Behörden bin ich für deren Mittheilung ſehr dankbar. Es wäre zu wünſchen, daß alle Erſcheinungen aus dieſem Gebiete, wo ſie zu einer amtlichen Unterſuchung gelangen, nicht in den Regiſtraturen vergraben, ſondern wie dieſe Geſchichte den Forſchern in dieſem Gebiete zur freien Benutzung mitgetheilt würden.

Neuenbürg den 14. Februar 1780.

Gemeinſchaftlich Oberamt, Specialis Mgr. Reber, im Wildbad und Oberamtmann Keber zu Neuenbürg erſtatten in des Johann Jacob Immendörfers lezteren Orts angezeigter Geiſtergeſchichte, unterthänigſt Bericht, mit Beyſchluß des gſt. Communicati und Protocolli.

Die von Johann Jacob Immendörfer, Bürger und Hafner zu Neuenburg, in dem hier wieder zurückgebenden Memorial gemachte Anzeige, von einer Geiſtergeſchichte, durch die er in ſeinem Hauſe ſchon viele Jahre beunruhigt werde, beweiſt ſich in dem hier mit beyliegenden Protocolli umſtändlicher, als ſolche in dem ged. Memorial enthalten iſt, das aber nicht der Immendörfer, wie er ſagt, ſondern ſeine jüngſte Tochter Catharine angegeben habe, die aus Ueberdruß der erlittenen Beängſtigung vor ſich ſelbſt nach Ludwigsburg und Stuttgart gegangen ſey. Eben deßwegen auch dieſes Memorial von dem in etwas unterſchieden lautet, wie jezo der ged. Immerdörfer die Beſchreibung macht, der ein guter ehrlicher Mann und von dem nach ſeinem bekannten ganzen

Wandel, nicht wohl zu vermuthen iſt, daß er ſeiner Erzählung einige Selbſterdichtung beigefügt habe, der zugleich verſichert, daß alles, was er angegeben, nicht aus einer bloßen irrigen Einbildung herrühre, ſondern wirkliche Dinge ſeyen, die er ſelbſt gehört und geſehen habe, welches auch ſein Eheweib, die ebenfalls ein gutes Prädicat vor ſich hat, behauptet. Der weitere Inhalt des Protocolli enthält die Ausſagen der in dieſer Sache abgehörten Nachbarn, welche ſämmtlich von mir dem Oberamtmann zur Angabe der gründlichen und reinen Wahrheit vorher nachdrücklich erinnert worden. Im übrigen iſt die vorliegende Geiſtergeſchichte eine in Neuenbürg allgemein längſt bekannte Sache, die aber gleich wohl mir, dem Oberamtmann, niemalen klagend vorgetragen worden iſt. Der Immendörfer hat mir zwar einmal auf mein Befragen einige Umſtände erzählt, von mir aber die Antwort und Anweiſung erhalten, mir, wenn die Geiſter wirklich zugegen ſeyen, ſogleich die Anzeige davon zu machen, um mich von dem Grund oder Ungrund der Sache ſelbſt überzeugen zu können, welches aber derſelbe noch niemals befolgt und zur Urſache angegeben, daß alsdann die Geiſter ſich nicht ſehen laſſen, wenn fremde Perſonen zugegen ſeyen.

Welch alles wir nun mehr Euer, höchſter Beurtheilung submissest übergeben und in devotestem Respect beharren.

Neuenbürg Actum den 8. Februar 1780. Vom Oberamt.

Der Joh. Jacob Immendörfer, Burger und Hafner dahier, hat h. d. 27. Jan. h. ai. Sr. Herzogl. Durchlaucht immediate eine Geiſtergeſchichte vorgeſtellt, die er in ſeiner Wohnung ſchon viele Jahre mit großer Beunruhigung ſpüre, und gebeten, wo es möglich wäre, Verfügungen zur Abhülfe vornehmen zu laſſen, welche Sache um Bericht an das hieſige gemeinſchaftliche Oberamt remittirt worden.

Es wurde daher der ged. Immendörfer, alt 48 Jahr, ſein Weib, Roſina Barbara, alt 60 Jahr, und ſeine Tochter, Catharina, alt 21 Jahr, folgendermaſen vernommen.

1.

Um welche Zeit dergl. von ihm angegebene Geiſter ſich vorzüglich ſehen laſſen, und wie lange man ſie im Hauſe ſpüre?

Schon etliche und 30 Jahre bewohnen ſie das Haus, welches auſſerhalb dem obern Thor, hart an dem Einfluß, ſtehet, und ebenſolange werden ſie von dieſen Geiſtern beunruhigt, daß auch denen ältern Hausbeſitzern geſchehen ſeye.

Die Erſcheinung fange alle Jahre vorzüglich in der Egidienacht an, und zwar vom Abend der Betglocke an, bis an den Morgen der Frühglocke, und daure fort, bis der Frohnleichnamstag paſſirt ſey, beſonders an denen heiligen Zeiten, Weinacht, Oſtern, Pfingſten, beweiſen ſie ſich am aller unruhigſten. Nach dem Frohnleichnamstag bis zum Egidi Tag aber merke man nur dieſes, daß ſie im Hauſe hin und wieder laufen, ohne daß ſie ſichtbar werden.

2.

Ob ſie davon ſchon geſehen — wie viel ihrer — und wie ſelbige geſtaltet ſeyen?

Ihrer ſeyen beſtändig 3, die ihm Immendörfer, vor 7 Jahren, am Weihnachten in folgender Geſtalt erſchienen:

Er habe damals die Nachtwache verſehen und ſeye Morgens früh, gegen 5 Uhr bei ſeinem Ofen ohne Licht geſeſſen, es ſeye aber ſehr mondhell geweſen, und er habe gewartet bis es 5 Uhr ſchlagen werde, um den Tag anzurufen.

Kaum vor 5 Uhr aber habe er einsmal dieſe 3 Geiſter, vorwärts gegen dem Fenſter in der Stube in einer Reihe ſtehend geſehen: nehmlich der älteſte und erſte davon, ſeye mit einem rothbraunen Rock bis auf die Füße hinunter bekleidet geweſen, der ein kurz aufgerolltes ſchwarzes Härlen und eine ſchwarze Kapp wie Sammet aufſitzen gehabt, die vorwärts und hinten mit einem ſpitzigen Schnauz verſehen geweſen. Dem Anſcheinen nach möge es ein Mann von 6 Schuh und von ungefähr etlichen und 40 Jahre alt geweſen ſeyn. Der 2te ſey wie ein Müller gekleidet geweſen, nämlich mit einer weißen Kappe, dergleichen weißlichten Wammes bis halb auf die Schenkel und Hoſen und Strümpfe mit einem gelblicht zuſammen gebundenen Haar. Dieſes möge dem Anſcheine nach ein Menſch geweſen ſeyn von ungefähr 6 Schuh und etliche und 20jährigen Alters.

Der 3te ſeye allernächſt an dieſem 2ten geſtanden und dem Anſcheinen nach ein Kind, weiblichen Geſchlechts von ohngefähr 7 — 8 Jahren geweſen, das ganz weiße Haare gehabt und mit einem ganz weißen langen Kleidlein bis auf den Boden, und mit einem ſchwarzen über die Achſeln bis an die Ellenbogen herunterhangenden Mäntelen bekleidet geweſen. Er Immendörfer habe gewacht und die Erſcheinung ſeye ſehr ſchnell und ſo deutlich und hell ihm in die Augen gefallen, daß er alles genau unterſcheiden könne, wie er es hier angegeben habe. Die Angeſichter ſeyen todtenblaß geweſen, alles, Mund, Naſen und die ganze Bildung, habe man genau ſehen können, nur keine Augen.

Weil er Immendörfer nun eben dieſe Geiſter, vorher öfters in eben dieſer hier beſchriebenen Geſtalt geſehen habe, und in deren ſie auch bisher erſchienen ſeyen, ſo hätte ihm deren Anblick keinen Schrecken verurſacht, weil ihm, wie denen ſeinigen die Sache lange zuvor gewohnt geweſen.

Nachdem aber der 1te davon ihm Immendörfer mit folgenden Worten und einer ſtarken Stimme angeredet habe:

Willſt du wiſſen, wer ich bin?

Und er ſeinen angehabten langen rothbraunen Rock von einander geriſſen, unter dem der Immendörfer, deutlich geſehen, daß ſelbiger mit weißen Strümpfen, ſchwarzen Hoſen, gelbem Kamiſohl, und mit einem über ſelbiges hergehangenen völlighandbreiten roth und gelblichten, wie mit eingeſtickten Blumen verſehenen Ordensband bekleidet geweſen, der auf der linken Seite einen hellglänzenden Stern, wie die Fürſten tragen, gehabt, der aber nur zur Hälfte zum Vorſchein gekommen, ſo, als ob die andere Halbſchaid unter dem Ordensband verborgen wäre, ſo ſeye er, Immendörfer über dieſe letztere Erſcheinung, die er weder vor noch nachgehends mehr ſo geſehen, dergeſtalt in einem Schrecken geſetzt werden, daß er ſich in möglichſter Eilfertigkeit aus der Stube hinausgemacht habe.

3.

Ob dieſe drei Geiſter auch andere Geſtalten an ſich nehmen und erſcheinen?

Nein! ſo wie er ſie hier beſchrieben habe, ſo erſchienen ſie immerhin, nur mit dem Unterſchied, daß der dem Anſehen nach älteſte und vornehmſte, ſeinen rothbraunen bis auf die Schuhe hinunterhangenden Rock immer wie zugeknöpft halte, und außerhalb ihm dem Immendörfer, ſonſt noch niemand in ſeinem Hauſe, ſein Ordensband und Stern geſehen habe.

4.

Ob dieſe Geiſter von guter oder böſer Art zu ſeyn ſcheinen?

Sie müſſen der Urſache von guter Art ſeyn, weil ſie niemand boshafter Weiſe beleidigen, vielmehr Stundenweis oben auf der Bühne, außerhalb der Kammer wo er Immendörfer mit den Seinigen ſchlaft, mit einander beten, ſo daß man auch ganz eigentlich die Worte verſteht, nehmlich wie er durch ihr öfters Beten nach und nach angemerkt habe, das Vaterunſer, den Glauben, die 10 Gebote und endlich das Ave Maria. Beſonders gibt der Immendörfer hier an: daß er dieſe hier bemerkte Gebete ſchon vielfältig mit deutlichen Worten verſtanden habe. Seine übrige Hausgenoſſen hingegen melden, daß ſie die Geiſter wohl reden hören, aber die eigentlichen

Worte nicht verſtehen, indem ſie ſich allzuſehr fürchten, wenn ſie deren Gegenwart merken, dann der Immendörfer noch weiter beifügt, daß er ehedem katholiſche Hafners-Geſellen gehabt, die ausgeſagt, wann die den Roſenkranz gebetet haben, ſo ſeyen dieſe 3 Geiſter jedesmal nahe zu ihnen hingeſtanden, wodurch aber die in ſolche Furcht geſetzt würden, daß ſie nur wenige Tage bei ihm geblieben ſeyen. Mehreſtens höre man ſie auf den Bühnen beten und wann dieſes geſchehen, gehen ſie die Stiegen herab in die Stuben, woſelbſt es ſcheine, als ob ſie in ein ernſthaftes Disputiren mit einander kommen; hierauf höre man als ob ſie den Boden aufgraben, und an Truchen hinſchlagen, ſo laute nehmlich der dumpfpommernde Schall von jedem Schlag. Zuweilen ſchlagen ſie die Fenſter und Thüren auf und zu und laufen die Bühnen Stegen auf und ab, äußerſt unruhig. Sobald man aber mit dem Licht komme, ſeye nirgends mehr etwas zu ſehen. Sie beleidigen aber gleichwohl niemand, wann ſie hingegen allzu unruhig werden, und er, der Ehemann, wie ſchon ein paarmal geſchehen, über ſelbige mit harten Reden in der Ungedult ſich herausgelaſſen habe, ſo ſeyen ſie endlich gewichen und haben überlaut geweint wie die Kinder. Welches Weinen nicht nur er der Mann, ſondern auch ſein obiges Weib und Tochter gehört zu haben verſichern.

Durch das Gebet hingegen ſeyen ſie nicht zum Abweichen zu bringen. Zuweilen höre man einen darunter mit ſolch lautem Trappen laufen, als ob er ſchwere Stiefel und Sporn an den Füßen hätte.

5.

Ob dieſe Geiſter einer Perſon vor der andern beſonders zuſetzen und ob man ein beſonderes Anliegen an ihnen gemerkt habe?

Sowohl der Ehmann als das Ehweib melden hier, daß dieſe Geiſter, ihrer älteſten Tochter, Chriſtina vorzüglich zuſetzen.

Noch als ein kleines Kind habe ſie öfters geſagt, daß alle Nacht, ein Mann bei ihr ſtehe und ſo habe es gedauert, bis in das 14 Jahr, da ſie confirmirt worden. Sobald dieſes geſchehen geweſen habe ſie alle 3 Geiſter unterſchieden geſehen, der eine davon, mit dem braunen Rock, habe ſie öfters aus dem Bett herausheben wollen, und die andern 2 Geiſter haben ihr gewunken mit ihnen zu gehen, wodurch ſie vielfältig in eine tödliche Angſt verfallen ſey; die Furcht daher ihr zu benehmen, ſeye ihre jüngere Schweſter Catharina zu ihr gelegt worden, worauf der Geiſt im braunem Rock ſich zwiſchen dieſe 2 hineingemacht, und jene die Chriſtina, unter dem Haupt aufgerichtet habe. Die Tochter Catharina meldet hier, daß ſie zwar wohl geſpürt, daß etwas zwiſchen ſie 2 ſich in's Bett hineindringe; ſie habe aber nur den kleinen Geiſt in weiblicher weißer Kleidung vor dem Bett ſtehen geſehen und beſonders dieſes deutlich gemerkt, wie dieſer kleine Geiſt ihrer Schweſter gewunken habe, vom Bett aufzuſtehen, und ihnen den Geiſtern zu folgen. Dieſe ihre Schweſter hingegen habe jedesmal alle 3 Geiſter unterſchieden geſehen und öfters voller Angſt geſagt, „jezo ſtehen dieſe 3 Geiſter wieder da und winken ihr, worauf ſie Catharina manchmal ihr zugeſprochen ſie ſolle aufſtehen und ſehen, was ſie wollen. Sie habe niemalen die Herzhaftigkeit ſo weit gefaßt. Ihre Schweſter habe den Geiſt im braunen Rock vorzüglich gefürchtet, der immittelſt die beede andern Geiſter umhergegangen nur vor der Bettlad ſtehend geblieben und ihr gewunken, auch öfters mit ſeinem Arm unter ihren Kopf hinunter gefahren ſey und ſie aufgerichtet, worauf ſie aber allemal um Hülfe zu ſchreien angefangen und nachgehends geſagt habe: daß der kleine Geiſt in weiblicher Kleidung, ſie, wann ſie wie oben in Schrecken verſezt worden, an den Kopf ſanft mit der Hand gedätſchelt habe, als ob ſelbiger ſie gleichſam um all ihr Ungemach tröſten wolle, welch allem die Eltern anfügen, daß ihre Tochter Chriſtina, dieſer Plage dadurch ſich entziehen wollen, daß ſie ſich hier, in Neuenbürg, in unterſchiedlichen Häuſern in Dienſten begeben habe, aber auch in andern Häuſern ſeye ſie von derſelben verfolgt worden, ſo daß ſie ſich jezo in Carlsruhe bei dem Chirurgo Herbſt in Dienſten befinde, wo ſelbſt ſie im Anfang manchmal einen ſolchen harten Anfall erlitten, daß ſie öfters eine ganze Stund völlig ſprachlos geworden und auf Befragen, was ihr fehle, geſagt habe, es ſeye ihr, als wann die bemeldten Geiſter vor ihr ſtünden und ſie mit fortnehmen wollten. Doch leide ſie in Carlsruhe nur ſelten dergleichen Anfälle, allhier in Neuenbürg hingegen habe ſie nirgends keine Ruhe. Im übrigen ſehe man in Abweſenheit der obigen Chriſtina, die oft gedachten Geiſter im Haus nur gar ſelten. Doch ſeye erſt kurz geſchehen, daß das Immendörferiſche Ehweib, durch die ſchnelle Erſcheinung eines geiſtigen Weſens vor ihrem Bett, in das ſie ſich eben hineinlegen wollen, dermaßen erſchreckt und in ein Entſetzen gebracht worden, daß ſie wirklich darüber in eine Krankheit verfallen ſey. Sonſten aber höre man die Geiſter auch jetzt noch beſonders an den heiligen Zeiten, alle Nacht die Bühnen Stiegen auf und ablaufen, und in der Stube poltern und graben, dergeſtalt, als wenn ſie in der Stube auch eine große, ſchwere Truhen auf dem Boden herumſchleifen thäten. Der Hausvater Immendörfer fügt noch 2 folgende Geſchichten bei. Gleich im Anfang, da er noch als Geſell bei ſeinem wirklichen Ehweib gearbeitet habe, ſeye ihm morgens um 3 Uhr am heiligen Dreifaltigkeitstag, 3mal hintereinander mit Namen gerufen worden, das er wohl gehört habe; nachdem nun ihm ſeine Leute ebenfalls zugerufen, er ſolle aufſtehen, man habe ihm ſchon 3mal gerufen; ſo habe er darüber zur Antwort ertheilt: hat es 3mal gerufen, ſo mag es auch das 4te mal rufen. Worauf ein ſolches Poltern unten im Häußle entſtanden ſeye, daß er gemeint habe, es werde ganz zuſammenſtürzen. Endlich habe es ihm wieder gerufen, worüber er aufgeſtanden und hinunter der Stube zugegangen ſey, die Thüre ſey aber nur halb aufgegangen, worauf er eine ohngefähr 3 Schuh lange und 2 Fuß hohe Truhen vor ſich ſtehen geſehen an welche die Stuben Thüre angeſchlagen habe, und hinter dieſer ſey ein großer ſtarker Mann geſtanden in einem katholiſchen prieſterlichen Meßgewand von koſtbarem Zeug, als wenn es Geld wäre, mit entblößtem Haupt, der den Deckel gegen ſich ſelbſt in der Höhe offen gehalten, ſo daß er Immendörfer beim Eintritt in die Stuben die Truhe eröffnet geſehen in welcher er viel koſtbare glänzende Sachen von Silber und Goldſtück geſehen, die theils wie Leuchter und andere dergleichen Dinge geſchienen, die er aber nicht ſo genau unterſcheiden können, denn ſobald er die Thüre aufgemacht und dieſen Anblick ganz nahe an derſelben vor Augen gehabt, ſo habe der dahinter geſtandene Geiſtliche gegen ihm mit der Hand gegriffen, als wann er ihn hineinziehen wollte, worauf er Immendörfer aus Schrecken und Entſetzen, die Thüre wieder zugeſchlagen und davon geſprungen ſeye. Sodann vor ohngefähr 15 Jahren an einem Mittwoch, vor dem Grünendonnerſtag ſeye er ganz allein zu Hauſe geweſen, und habe auf ſeiner Drehſcheibe gearbeitet, unter deren ſenkrecht es zu unterſchiedenen malen dermaßen 3 ſtarke Stöß heraufgethan habe, daß ihm zu dieſen 3 unterſchiedenen malen der auf der Scheibe befindlich geweßte halbgedrehte Leimen jederzeit von ſolcher hinunter geflogen ſey, worauf er den Entſchluß gefaßt, er wolle doch ſehen, was unten ſtecke, habe daher die Bretter an der Scheib vorbei abgehauen und ohngefähr 2 Schuh tief in die Erde hinunter gegraben, worauf er gemerkt, daß er auf etwas anderes, nehmlich wie auf eine Truhe oder ſonſt etwas dergleichen hinſtoße und haue, worüber ihm aber ein ſolcher Schauer angekommen ſeye, daß er augenblicklich alles fernere Graben unterlaſſen und das Loch wieder zugeſcharrt habe. Dieſelbe ganze Nacht hingegen und die 3 folgenden Nächte hindurch bis der heilige Oſtertag vorbei geweſen, ſeye ein ſolches entſetzliches Graben und Poltern auf dieſen Platz gehört worden, als vor und nach niemalen ſo ſtark geſchehen ſeye und bald auf dieſes hin, habe es angefangen ſeiner älteſten Tochter heftig zuzuſetzen.

6.

Ob dieſe Geiſter auch außer dem Hauß ſchon von andern geſehen worden ſeyen?

Um das Haus herum habe die Nachbarſchaft ſchon vielfältig feurig aufwallende Kohlhaufen geſehen, dergeſtalt als ob das ganze Häuslein im Brand ſtünde. Die Geiſter ſelbſt aber, haben die Nachbarn wie er vernommen, theils einzeln theils alle 3 bei dieſen glühenden Kohlen, er ſelbſt aber der Immendörfer habe vielfältig alle 3 Geiſter in einen Garten, gerad von ſeinem Haus hinüber, der jetzo dem Kaſtenknecht Walz gehörig, und auch die Straße hinaus bis zu dem ſo genannten Sprizgärtle ohngefähr 300 Schritt gehend, geſehen. Vor ohngefähr 5 Jahren Nachts 10 Uhr habe es geſchienen, als ob ſein ganzes Haus in Flammen ſtünde, worüber er entſetzlich erſchrocken und gegen die Fenſter gelaufen ſeye um zu ſehen, woher dieſe Helle rühre; wie aber dieſe eröffnet, ſo habe er die 3 Geiſter an dem Hauß vorbei gegen dem Sprizgärtle zu laufen geſehen, worauf ſich dieſe Helle verlohren.

7.

Ob er dieſe Geiſter auch ſchon angeredet habe?

Ja öfters habe er ſie befragt, was ſie wollen, ſie haben aber keine Antwort ertheilt, ſondern nur gewunken, daß er mit ihnen gehen ſolle, welches er aber nicht gewagt.

8.

Ob er jemalen an Geld-Münzen oder ſonſt etwas vom Werth in oder um das Hauß gefunden habe?

Nichts als ein alter Thaler, hinter dem Hauſe am Wäſſerungsgrab bei dem Backofen, wo ſich eben die Geiſter viel ſpühren laſſen, ſey vor 18 Jahren gefunden, der hernach um 26 Bazen verwechſelt worden und vor ohngefähr 3 Jahren habe er eine gelbe Stockknopf-Krone bei gedachtem Backofen gefunden, die aber ganz zuſammengedrückt und verroſtet geweſen ſeye, die er hernach zerſchlagen und von ſelbiger noch 3 Stücke übrig habe.

Beſchließt damit ſeine Ausſage und verſichert, daß hier in allem die reine Wahrheit angezeigt worden.

In Kraft ſeiner Unterſchrift

Johann Jacob Immendörfer.

Friedrich Silbereiſen, Burger dahier, alt 38 Jahre, der gerad gegenüber von des Immendörfers Haus jenſeits der Enz wohnt und der von ſeinem Bett durch ſeine Kammerfenſter, in des Immendörfers Wohnſtuben hineinſehen kann, meldet: Vor 2 Jahren um Weihnacht herum, Nachts 2 Uhr, ſey einsmal eine ſo erſtaunliche Helle entſtanden, ſo daß er geglaubt habe, ſein eigenes Haus ſtehe völlig in Flammen. Ganz beſtürzt ſeye er daher in der Schnelle mit ſeinem Eheweib aufgeſtanden und gegen das Fenſter gelauffen, da ſie dann ganz deutlich geſehen, als ob des Immendörfers Häusle ſammt einer dabei geſtandenen großen Beuge Holz, völlig abgebrannt wäre, und in glühenden Kohlen zu Boden liege, welchem Spiel ſie gegen zwei Stund zugeſehen. Weil aber ſie dergleichen ſchon gewohnt geweſen, wie dann ſie vielfältig auch in des Immendörfers Stuben dergleichen Feuer und vielerlei Geſchäften durch einander geſehen haben, wann der Immendörfer mit den Seinigen längſt zu Bette gelegen, habe er, Silbereiſen, ſich mit ſeinem Weib wieder ruhig ſchlafen gelegt. Des andern Tags ſey das ganze Häusle mit ſammt der Scheitebeug noch unverſehrt geſtanden. Die Geiſter ſelbſt hingegen habe er niemalen perſönlich zugegen geſehen.

Eben dieſes atteſtirt auch der Chriſtoph Blaich, Burger und Flözer dahier, alt 38 Jahr, der nicht nur des Immendörfers Häusle zu 2 unterſchiedenen malen feurig geſehen, ſondern auch vor ohngefähr 10 Jahren, da er noch nächſt an des Immendörfers Haus gewohnt, dieſe Geiſter vor ſeinem Fenſter bei Nacht öfters ganz kläglich weinend gehört habe, nämlich zu denjenigen Zeiten, wann des Immendörfers älteſte Tochter, Chriſtina, die in ihres Vaters Haus keine Ruh gehabt, zuweilen in ſeinem Hauſe geſchlafen habe, worauf dieſe Geiſter nach 11, 12, 1 und 2 Uhr vor dem Kammerfenſter, wo die gedachte Immendörferin geſchlafen, oben erwähntermaßen kläglich weinend ſich laut hören laſſen, welche Ausſagen ſie beide als reine Wahrheit unterſchriftlich beſtätigen.

Daniel Friedrich Silbereißen und Chriſtoph Blaich.

Agneſa Weikin, Ferdinand Weik, Burger und Drehers dahier Ehweib, alt 51, deren Tochter Jakobina Weikin, alt 22 Jahr, ledig, deren Sohn Johann Michel Weik, alt 20 Jahr, ingleichen Adam Caſpar Fiſcher, Burger und Schuhmacher dahier, alt 33 Jahr, die vor des Immendörfers Haus jenſeits der Enz gegenüber wohnen, verſichern, daß ſie folgende beſondere Erſcheinung ganz deutlich geſehen haben: Am nächſtverfloſſen Egidi und zwar 3 Tag nachgehends, ſeye es 6 Jahr, daß ſie die Agneſa Weikin, Nachts gegen 12 Uhr, da ſie noch wachend geweſen, nächſt an des Immendörfers Haus an des nunmehrigen Kaſtenknechts Walzen Gartenmauer zuerſt nur eine kleine feurige Glut geſehen habe, die ſich immer vergrößert und endlich ſo wie eine große Zaine im Umkreiß geworden, das aber wieder auf einmal in einer Flamme ſchnell zerplatzt ſeye, und ſo ſey es ein parmal geſchehen, worauf ſie ihre obermeldete Tochter, die auch noch wachend geweſen, herbeigerufen habe, und endlich auch ihren obigen Sohn ingleichen den Schuhmacher Fiſcher, der mit in ihrem Hauß wohne, wecken laſſen. Bis nun die 2 letzteren herbeigekommen, ſo habe ſie, die Mutter und Tochter, deutlich geſehen, daß die obige Glut wieder von neuem recht groß geworden, an der der Gartenmauer Länge nach, 2 Männer geſtanden ſeyen, die geſchienen, als ob ſie an dieſer Glut, wie an einer ſchweren Laſt aufheben, um welche eine andere kleine Perſon in weiblicher Kleidung mit einem blauen Lichtlein in der Hand, geſprungen und auf dieſe 2 Männer, als wie auf ihre Hände hineingeſchlagen, wovon man gleichſam einen Klang gehört habe, zu welchem Geſicht auch obige, ihr Sohn und der Schuhmacher Fiſcher, gekommen ſeyen. – Das gedachte kleine Weibsbild ſeye unterſchiedenmal ſchnell gegen des Hafners Haus herüber und wieder über die Straße hinüber zurück gegen die 2 Männer geſprungen, und habe allemal wieder auf dieſelbe hineingeſchlagen, wovon der eine Mann braunlicht der andere aber weisgraulicht gekleidet geweſen. Es ſeye durch die entſtandene Flamme ſo hell geweſen, daß man alles habe genau ſehen und unterſcheiden können, welches zuſammen ohngefähr gegen 4 Stunden gedauert. Sonſten haben ſie oft und vielfältig in des Immendörfers Stube durch deren Fenſter ſie ſehen können, eine große Helle und viele Geſchäftigkeit von Menſchen wahrgenommen, und das zu ſolchen Zeiten, bei Nacht, da ſie wohl gewußt, daß von des Hafners Immendörfers Leuten niemand mehr wachend ſeye, und auf des andern Tags auf beſchehenes Befragen von dieſen gehört, daß ſie in ihrer Kammer auf der Bühne geſchlafen haben.

Welches alles ſie als eine wirkliche Wahrheit, wie ſie es geſehen haben, hiemit unterſchriftlich beſtätigen.

Die Tochter vor ſich und ihre Mutter: Jacobine Weikin, der Sohn Johann Michael Weik und Adam Kaſpar Fiſcher.

Anmerk. Der Weik und Fiſcher ſagen, daß ſie nur die 2 Männer, den kleinen weiblichen Geiſt aber nicht, wohl aber der Weik ein um dieſe Männer hin und herſpringendes blaues Lichtle geſehen und von dieſem zuweilen eine feurige Helle geſehen und einen klingenden Schlag gehört haben.

Anna Maria, Chriſtian Salamon Schlegels Bergwerk Steigers Ehweib, alt 45 Jahr meldet:

Vor 4 Jahren am Feyertag Simonis und Juda, habe ſie vor Tag des Hafner Immendörfers Backofen anzünden wollen, um darin Brod zu backen, bei dieſer Gelegenheit hab ſie an des Immendörfers Hauseck einen hellglänzenden Haufen feuriger Glut geſehen. Bald darauf aber habe es Betglocke geläutet, worauf dieſe Glut ſchnell ganz erloſchen ſeye, wie es nun Tag geworden, ſo habe ſie auf dem Platz näher nachgeſehen, ſie habe aber nicht das geringſte von Kohlen oder ſonſt etwas gefunden.

Kraft ihrer Unterſchrift. Anna Maria Schleglin.

Mathäus Blaich, Burger dahier alt 49 Jahre, der ebenfalls jenſeits dem Waſſer wohnt, verſichert, daß er ſowohl als ſein ehmaliger Knecht Jakob Merklen, um Weinachtzeiten gegen Mitternacht des Hafner Immendörfers Häußle, oberhalb im Dach wie brennend geſehen, das Feuer ſey aber nicht wie natürliches Feuer, ſondern blaulecht geweſen, das hingegen eine ganz außerordentliche Helle von ſich geworfen habe, und wann er des andern Tages den Hafner gefragt, ſo habe dieſer zur Antwort ertheilt, daß er und ſeine Leute nichts davon wiſſen, ſondern ſie alle um dieſe Zeit zu Bett gelegen ſeyen.

Seine Tochter Maria Salome, alt 20 Jahre, habe ein paarmal geſagt, daß ſie von des Immendörfers Haus die Straße hinaus 2 blaulecht feurige Lichtlein neben einander halb Manns hoch wie ſelbſt ſchweben geſehen, die ſie ihm zwar weiſen wollen, und immer mit Fingern auf ſelbige gedeutet habe, wie und wo ſie ſchweben; Er habe aber davon nichts erblicken können. Welche Ausſage als wahrhaftig er unterſchriftlich beſtätigt.

T. Mathäus Blaich.

Womit dieſe Unterſuchung beſchloſſen worden iſt den 14. Februar 1780. Continuatum vor

Ober-Amt den 29. Merz 1780.

Auf das in der von dem Jakob Immendörfer Burger und Hafner allhier imediate unterthänigſt angezeigten Geiſtergeſchichte, wodurch er und die Seinigen ſchon ſeit vielen Jahren beunruhigt werden ſollen, gnädigſt befohlner maßen geführte Protocollum und erſtatteten u. Bericht, erfolgte S. d. 28. Febr. h. a. das gnädigſte Decret des Innhalts, daß vom geml. Ober-Amts wegen die Beſtellung gemacht werden ſolle, daß zu der Zeit wann dieſe angebliche Geiſter gewohnt ſeyn ſollen, ſich ſehen zu laſſen, einige herzhafte und rechtſchaffene Männer ſich in das Immendörferiſche Haus begeben und das weitere allda abwarten ſollen, wovon hernach S. H. D. den weiteren u. Bericht des geml. Ober-Amts gewärtigen wollen.

Dieſem gnädigſten Decreto zu uthg. Folge ermangelte ich nicht nachſtehenden 3 beherzten und vertrauten Männern, nehmlich den Zollinſpector Kirchherren von Schwann, dem Schreiner und Nachtwächter Joh. Georg Walter, ingleichen dem Flözer Chriſtoph Friedr. Binder von hier, den Auftrag zu machen, ſich in denen bevorſtehenden Oſterfeyertagen des Nachts in das Immendörferiſche Haus zu begeben, das ſich allenfalls ergebende daſelbſt abzuwarten und mir ſodann den wahren Verlauf bei ihren obhabenden bürgerlichen Pflichten gründlich und ohne Betrug zu hinterbringen, wozu ſie ſich auch alle 3 ganz willig verbanden.

Sie gingen hierauf mit einander in der Nacht vom Mittwoch auf den grünen Donnerstag in das Immendörferiſche Haus, blieben in der Wohnſtube die ganze Nacht hindurch ohne Licht, ſahen und hörten aber in dieſer Nacht lediglich nichts.

Als ſie nun dieſe Wacht in der Nacht vom Samſtag auf den Oſtertag wiederholten, ſo kamen dieſelben am Oſtertag Morgens vor 6 Uhr vor Ober-Amt und erzählten, in Specie der Flözer. Chr. Binder, folgende Geſchichte. Er ſeye mit denen andern beiden beordneten Wächtern des Samſtags Nachts um 10 Uhr in das Immendörferiſche Haus gegangen, nachdem er zuvor um das ganze Haus herum alles ſorgfältig viſitirt, ob nicht etwa etwas verdächtiges, daß jemand ihnen in der Nacht Angſt machen wollte, anzutreffen ſeyn möchte, habe aber nichts gefunden. Als er ſich hierauf in der gleichmäßigen Gegenwart des Hafner Immendörfers in die Stube begeben, ſo habe er ſich vornen in der Stube auf einen Stuhl zwiſchen 2 Drehſcheiben hineingeſetzt; gleich darauf ſeye ihn ein erſtaunender Schauder angekommen, ſo daß er ſich zu den andern auf den Bank hinten in der Stube geſetzt habe. Bald nachher ſey, da doch alles wohl beſchloſſen geweſen, ein großer ſchwarzer Hund in der Stube herum auf ihn Dep. zugelaufen und ihm unter den Schenkeln durchgeſchlupft und wieder fortgekommen, ohne daß er weiter etwas von ihm geſehen hätte. So lange als dieſer Hund in der Stube geweſen, habe er Dep. kein Wort reden können, als er aber fortgeweſen, habe er dieſes den Andern erzählt, welche aber von demſelben nichts geſehen.

Bald hernach, da er bei den Uebrigen auf dem Bank geſeſſen, ſey vornen an den Fenſtern plötzlich eine große Helle entſtanden und Anfangs 1 Mannsbild, das ein Hütlein mit einem handbreiten Saum auf dem Kopf und ein weißfalbes Kleid angehabt, hin und wieder gelaufen. Kurze Zeit darauf, als er von dieſem Mann nichts mehr geſehen, ſeye eine neue Helle entſtanden und plötzlich ein kurzes Weibsbild von ohngefähr 4 Schuhen, ganz weiß gekleidet, und lauter Bucklen, durch welche man ganz deutlich habe durchſehen können, auf dem Kopf habend, gegen eine ganze Viertel Stunde vor ihm herumgeloſſen und den nehmlichen Weg, wo es hergekommen, auch wieder fortgegangen. Nach Verfluß einer Viertelſtunde, in welcher Zwiſchenzeit Dep. allemal wieder habe reden können, ſeye zum 3. mal eine große Helle entſtanden, und ein langer Mann mit einem rothbraunem Kleid, welches vornen herunter ganz zugemacht geweſen, im der Stube erſchienen und gerne eine ganze ¼ Stunde in der Stube herumgeſchwebt, bis er endlich auch wieder fortgekommen ſey. Bald hernach ſeye die allerſtärkſte Helle entſtanden und alle 3 beſchriebene Geiſter zumal in der Stuben erſchienen. Bald ſeyen ſie außen vor deren Fenſtern bald inwendig geweſen, welches letzte gegen einer halben Stunde könne gedauert haben. Der ganze Verlauf der Sache habe von 12 bis um 3 Uhr gedauert. So lange die Geiſter da geweſen ſeyen, habe er ein beſtändiges Schütteln an ſich verſpürt, und kein Wort hervorbringen können. Er ſeye darüber beinahe krank geworden, und habe wirklich Arznei wegen dieſer Angſt einnehmen müſſen.

Frage: All dieſes, was er hier angegeben, könne eine bloſe Einbildung von ihm ſeyn, und er ſich in der Angſt ſolche Sachen vorgeſtellt haben?

Er habe gar nicht die geringſte Angſt gehabt, bis ihn eben allemal ein Zittern angekommen. Er habe aber alles ganz deutlich geſehen und könne es auf ſeine Pflichten nehmen. In der nehmlichen Nacht habe der Säger Girrbach auf der hieſigen Oehlſchlag- und Sägmühle das Immendörferiſche Hauß gleichſam im völligen Brand ſtehen geſehen. Sonſten wiſſe er nichts anzugeben, als daß der Hafner Immendörfer das nehmliche auch geſehen habe.

Vorſtehende Ausſage bezeugt noch weiters bei ſeinen Pflichten: T. Jacob Immendörfer. T. Auf Vorleſen: Chr. Fr. Binder.

Die beide andere Wächter, Zollinſpector Kirchherr von Schwann und Schreiner Walter von hier, geben an: daß ſie zwar die Geiſter ſelbſten nicht, wohl aber die öfters entſtandene groſe Helle ganz deutlich geſehen, auch gehört haben, daß die Stube etliche mal auf und zugegangen ſeye, ingleichen daß es ſehr gepoltert und ſtark an die Wand angeſtoßen habe. Das ſey ihnen auch noch ganz beſonders vorgekommen, daß, als der Immendörfer des Nachts um 3 Uhr ein Licht angezündet gehabt, ſolches von freien Stücken ausgelöſcht und als er hierauf wieder eine andere Ampel erſt nach Verfluß einer 4tel Stunde angezündet, das erſte Licht auch wieder von ſelbſten angegangen ſey und ganz blaulecht gebrannt habe. Uebrigens müſſen ſie dieſes bezeugen, daß der Binder ſie allemal mit dem Arm geſtoßen, wenn er eine Erſcheinung gehabt und daß derſelbe wirklich nicht im Stande geweſen in dieſer Zeit ein Wort vorzubringen.

T. Jacob Friedrich Kirchherr.
Johann Georg Walter.

Nun wurde auch der Säger auf hieſiger Oelſchlag- und

Sägmühle, Martin Girrbach, unter nachdrücklichſter Erinnerung zur Angabe der Wahrheit vernommen:

De Pers. T. Martin Girrbach, Säger auf der hieſigen Oelſchlag-Mühlen, alt 58 Jahre.

1.

Ob Const. von ſeinem Fenſter aus in des Hafner Immendörfers Haus ſehen könne?

Ja, er könne an das Haus hinſehen.

2.

Ob er etwas Verdächtiges ſchon bei Nacht daſelbſt wahrgenommen?

Er könne weiter nichts ſagen, als daß er meiſtens alle Nächte eine ſtarke plötzlich auffahrende baumhohe Flamme daran entdecke, welches öfters alle 4tel Stunde geſchehen könne.

3.

Wann er dieſes das Letztemal beobachtet?

Erſt in der letzten Nacht 4—5 mal. Es ſey ihm gar nichts Neues.

4.

Ob er auch dieſes in der Nacht vom Oſter Samstag auf den Oſtertag geſehen?

Ja damalen ſeye es beſonders ſtark geweſen.

5.

Ob er niemalen ſonſt etwas beobachtet?

Nein! man meine öfters, es ſeyen 2 auch 3 verſchiedene Flammen.

6.

Ob dieſe Ausſagen auch gewiß ſeyen?

Ja! er könnte ſie beſchwören; er habe ja nichts davon.

T. cum Signo. X.

Concluſum:

finito Protocollo: immediate unterthänigſt Bericht zu erſtatten.

Neuenbürg, den 3. April 1780.

Gemſ. Oberamt allda erſtattet weitern u. Bericht in der von dem Hafner Jacob Immendörfer u. angezeigten Geiſtergeſchichte mit Anſchluß der erſteren Acten und eines neuen Protocolli.

E. H. D. geruhen aus dem neueren hier u. accludirten Protocollo dd. 29 m. pr. des Mehreren gnädigſt zu erſehen was ſich neuerdings in denen abgewichenen Oſtertägen auf die von E. H. D. gnädigſt anbefohlen, und von mir dem O. Amtmann hierauf getroffene Anſtalt, mit Wachen durch 3 rechtſchaffene und beherzte Männer in dem Immendörf. Haus ergeben hat. Da bei allen vorgekommenen neueren Umſtänden die Sache je dennoch noch dunkel und ungewiß genug iſt, ſo wollte ſich meines gethanen Zuſpruchs ungeachtet niemand mehr zum Wächter gebrauchen laſſen, und Immendörfer giebt neuerdings vor, daß die angeblichen Geiſter inzwiſchen unruhiger als zuvor ſeyen.

Wir ſchließen auch die erſten Acta wieder u. bey, und verharren in tiefſter Devotion.

E. H. D.

unterthänigſt verpflichtete
Sp. in Wildbad
auch
O. z. Neuenbürg.

Fragmente aus dem Nachlaß eines Forſchers.

Mitgetheilt von —y.—

Eines Tags als die ſomnambule Frau A. zu Straßburg in Kriſis war, und man ſie über verſchiedene Dinge befragte, um ihre Sehergabe auf die Probe zu ſtellen, zog einer der Anweſenden — ich weiß nicht mehr ob St. Martin oder ein Anderer — einen Theil von Jakob Böhms Werken aus der Taſche hervor, und indem man ihn ihr zureichte, wurde ſie gefragt, ob ſie den Autor davon ſähe und was ſie davon hielte? Sie öffnete das Buch, wandte hin und wieder einige Blätter um, hielt ihre Daumen mitten auf deſſen innere Seiten, und hielt es dann aufgeſchlagen auf die Herzgrube oder vielmehr auf den Plexus solaris. Gleich darauf ſagte ſie: „Das Buch iſt von einem guten, frommen Mann geſchrieben, ich ſehe ihn, er war klein von Statur“ — und nun beſchrieb ſie ihn wie man ihn dem Aeußern nach in den Nachrichten, die man von ihm hat, geſchildert findet. Aeußerſt auffallend war es mir, wie ſie ſagte: „Aber was hat er am Kopf? ich bemerke da eine Narbe.“ Von allen Gegenwärtigen war es gewiß mir allein bekannt, daß er einſt von einem ihm Uebelwollenden in einen Graben geſtürzt und davon ſchwer am Kopfe verwundet worden war. — Sie konnte übrigens weder leſen noch ſchreiben, und war ohne alle Bildung.

2.

Frau v. W. zu W. ſoll folgende Erſcheinungen haben. Erſtlich eine Nonne aus dem 14. Jahrhundert, welche auf die Arbeit der Frau v. W. eine Thräne fallen ließ. Ferner eine Ahnfrau aus der Zeit Maximilians I. und Karls V Sie ſieht nicht jung aus, und ihre Kleidung und Haltung iſt ungefähr den Bildern der Iſis ähnlich. Ihre Größe gleicht der eines Mädchens von 8 bis 9 Jahren, und ihre Stimme iſt ziemlich hohl. Wenn Frau v. W. dieſe Erſcheinungen hat, ſo ſpürt ſie vorher einen ganz eigenthümlichen Geruch; es iſt kein Modergeruch, aber damit verwandt und unangenehm. Wahrſcheinlich iſt dieſer Geruch die Urſache des Uebelbefindens und der Beklemmungen, die ſie bei ſolchen Begegniſſen befallen. Oft wenn ſie im Begriff iſt, ſich zu Bette zu legen, ſieht ſie dieſe kleine Figur, die ſich darauf lehnt. Mehrmals hat ſie Neuigkeiten verkündigt, die ſich beſtätigt haben; andere Male, beſonders wenn man ſie fragte, ob dieſes oder jenes geſchehen werde, wurde ihre Antwort unrichtig befunden.

Fräulein von N. hat dieſe kleine Figur zweimal geſehen, und zwar wie hinter einem Flohr. — Sie duzt die Frau v. W. und nennt ſie: Gute. — Was mag die Urſache ſeyn, daß dieſe Ahnfrau ſich in ſo kleiner Geſtalt ſehen läßt? Die Weſtermann zu Straßburg (S. Blätter aus Prevorſt, 7. Saml. S. 214) hat behauptet, daß je mehr ein Geiſt ſich der Vollendung und der Ruhe nähert, um ſo mehr die Geſtalt, in der er ſich ſehen läßt, klein werde oder ſcheine.

Seit einiger Zeit redet die kleine Frau nicht, obgleich Frau v. W. es wünſcht, weil ſie ſehr bekümmert iſt um das Schickſal ihres Sohns, der ins Feld zieht, wiewohl es nicht ſein Beruf iſt. Sie ſieht ſie gleichwohl oft auf ihr Bette gelehnt, und empfindet jedesmal jenen unangenehmen und unbekannten Geruch. — Andere Perſonen haben bei ähnlichen Gelegenheiten gleiche Gerüche verſpürt. (Mg. Bl. und Prev. 8. Samml. S. 151.)

3.

Eine Dame in Heidelberg, die ſich gegen einen armen, alten, auf dem Sterbebette liegenden Mann wohlthätig bewieſen hatte, ſah, indem ſie eines Abends die Treppe herabging, eben dieſen Mann mit der Mütze in der Hand und ſich neigend vor ihr ſtehen. Sie ließ ſich ſogleich nach deſſen Befinden erkundigen, und erhielt zur Antwort, daß er vor Kurzem aus dem Schlummer erwacht ſey und geſagt habe: „So eben bin ich bei der Dame geweſen, und habe mich für die mir erwieſenen Wohlthaten bedankt.“

4.

Im Morgenblatt vom 1. Juli 1812, Nro. 157, und, wenn ich nicht irre, in dem Archiv für Geographie, Geſchichte, Staats- und Kriegskunde, 3. Jahrgang, März 1812, iſt von einem Chevalier de Bigot die Rede, welcher Lieutenant des Compagnie-Schiffs Miromenil war, und der, während er ſich auf der See befand, eine Erſcheinung von ſeiner in Frankreich wohnenden Frau hatte, die ihm als ſterbend vorkam. Dieſe Erſcheinung hatte ungefähr zwei Stunden, nachdem dieſe Frau geſtorben war, Statt. Eine umſtändliche Nachricht davon ſteht in: Voyage par terre de Santo Domingo au Cap François par Dorve Soulastre. Paris chés Chaumerot 1809.

5.

Profeſſor S . . . ., heißt es, ſah einen Bedienten, der ſchon vor mehreren Monaten geſtorben war, beſchäftigt Gläſer zu ſpülen. Es iſt ſchwer zu ſagen, ob dieſes wirklich ein objectives Geſicht war, oder eine lebhafte Rückerinnerung und Vorſtellung deſſen, was er vielleicht häufig geſehen hatte. (Da keine nähere Umſtände angegeben ſind, ſo iſt die Beurtheilung um ſo ſchwerer. Der Seele hängen auch nach dem Tode ihre täglichen Beſchäftigungen an, ſie ſetzt ſie bewußtlos fort, ſo lange ſie nicht wieder mit ihrem Geiſt vereinigt und dadurch zur Klarheit des Bewußtſeyns gekommen iſt. Etwas Aehnliches trägt ſich auch wohl vor dem Tode zu. Ein alter Lohnbedienter, der unter andern den Bürgermeiſter ſeiner Stadt bediente, wollte auf dem Todbette immer zu dieſem, und ar-

beitete beſtändig mit den Händen, als ob er Kleider o
Schuhe und Stiefel abbürſtete, wie es ſeine gewöhnliche Arb
war. Offenbar eine Abweſenheit des Geiſtes, die ſich n
dem Abſcheiden um ſo mehr an der mit ſinnlichen Gewo
beiten beſchäftigten Seele äußern kann.)

6.

Im Correſpondenten von und für Teutſchland Nro. 2
vom 28. Auguſt 1812 iſt von einer für todt gehaltenen u
ſchon begrabenen Frau die Rede, die nach ihrer Beerdigu
ihren Kindern und der Amme ihres jüngſten Kindes erſchi
Bei Wiederöffnung des Sarges fand ſich, daß ſie nur ſche
todt geweſen war. Ihre Erſcheinung bei den Kindern ha
vermuthlich Statt bevor ſie wirklich todt und ihre Seele v
der ſichtbaren Materie völlig getrennt war.

7.

Der bekannte Graf Cavlus, indem er mit einem ſei
Freunde Triktrak ſpielte, ſah auf einem der Würfel ein
Blutstropfen, und als er ſeine Augen emporhob, einen Mö
neben ſich ſtehen. Sogleich rief er aus: „Gewiß iſt me
Bruder im Treffen geblieben!“ Wenige Tage nachher kündi
ihm ein eben ſo geſtalteter und gekleideter Mönch an, d
ſein Bruder in dem Augenblick, wo er die Ahnung dav
hatte, gefallen war.

8.

Eine gewiſſe Perſon zu Straßburg hatte häufig Wa
nehmungen von der Zukunft, ohne ſie jedoch ſtets rich
verſtehen zu können. Leider wurde ſie von ihren Verwandt
und Bekannten zu wenig beachtet, ja für wahnſinnig gehalt
daher denn die nähere Unterſuchung ihrer Sehergabe verna
läſſigt wurde. — In der Mitte der achtziger Jahre des v
floſſenen Jahrhunderts kam ſie eines Tags nach Haus u
ſagte zu ihrem Manne: „Nun Gott ſey Dank, endlich

denn die Religionsvereinigung zu Stande gekommen. Ich ging über den Münſterplatz, und da ſah ich, wie nicht nur Proteſtanten und Katholiken, ſondern auch Juden, aus dem Münſter (der Kathedral-Kirche) traten, völlig eins zu ſeyn ſchienen, und ſich freundſchaftlich mit einander unterhielten.“ Ungefähr vier Jahre nachher fand dieſes wirklich Statt, indem alle in Straßburg befindlichen Bekenner verſchiedener Religionen ſich im Münſter verſammeln und der Republik ſchwören mußten. — Ein andermal, indem ſie aus dem Fenſter ſah, ſagte ſie gleichfalls zu ihrem Mann: „Sieh doch! man ſollte glauben, alle Einwohner von Straßburg wären närriſch geworden; alle tragen Cocarden am Hut und weiße Schlupfen am Arm.“ Auch dieſes erfolgte mehrere Jahre nachher; Jedermann trug die dreifarbige Cocarde, und während eines Aufſtandes trug ein Jeder eine weiße Binde um den Arm, um anzudeuten, daß er zu den gutgeſinnten Patrioten und nicht zu den Aufrührern gehöre. (Fürwahr eine nützliche Warnung, ſich vor der vorwitzigen Auslegung von Geſichten und Weiſſagungen zu hüten, und vielmehr der Zeit zu harren, die ſie durch die That auslegt.)

9.

Die citirten Geiſter erſcheinen ſelten allein; gewöhnlich ſind ſie von Geiſtern anderer Art begleitet, die in ein dunkleres Gewand gekleidet ſind, und die man für böſe Weſen zu halten verſucht iſt. Die Beſchwörer, die nur gute Geiſter zu citiren verſprechen, läugnen es ſelbſt nicht, beſchönigen es aber damit, daß die böſen Geiſter in der Nähe guter Geiſter einige Erholung finden, und daher ſelbige zu begleiten pflegen. Auf ſolche Weiſe ſuchte wenigſtens Schrepfer*) ſich aus der

---

*) Schrepfer und nicht Schröpfer iſt der Name dieſes Mannes zu ſchreiben, über den man zuverläßige, unpartheyiſche Nachrichten im Magikon zu leſen wünſchte, nachdem er bald als Betrüger, bald als böſer oder doch unberufener Magus verſchrieen iſt. Sein endlicher Selbſtmord läßt allerdings beide Annahmen zu.

Verlegenheit zu ziehen. — Ein gewiſſer Beſchwörer verſprach einen Geiſt einer höhern Claſſe erſcheinen zu laſſen. Anfänglich erſchienen die wunderbarſten Carricaturen und Geſtalten, die ſich erdenken laſſen, die meiſten in Geſtalt von unrein genannten Thieren, mit höchſt wunderlichen Verzierungen. So ſah man unter ihnen Schweine mit Haarbeuteln am Schwanz u. ſ. w. Alle dieſe erſchienen mit großem Lärm und Geräuſch. Darauf kam der ſogenannte Feuergeiſt ſelbſt in glänzender Geſtalt, und bei ſeiner Erſcheinung verſchwanden die vorher erſchienenen. Als Urſache davon gab der Beſchwörer an, daß es ſich mit der Ankunft irgend eines Großen der Erde eben ſo verhalte. Gewöhnlich komme die Dienerſchaft und der Troß mit großem Geräuſche voran; ſo wie aber der Herr ſelbſt anlange, entfernen ſich jene. (Man vergleiche hiemit die bekannte erſte Viſion Swedenbergs.)

10.

Allgemeine Bemerkungen.

Wäre man eben ſo ſorgfältig geweſen, manches überraſchende Ereigniß genauer zu unterſuchen und Gründe für die Möglichkeit von Geiſtererſcheinungen aufzufinden, als man ſich Mühe gegeben hat, Beweiſe dagegen auszuſpähen, ſo wären wir vermuthlich weiter als wir ſind. — Der, welcher die überzeugendſten Beweiſe von der Möglichkeit der Geiſtererſcheinungen fordert, muß erwarten, daß man von ihm eben ſolche Beweiſe für deren Unmöglichkeit verlange. Je einſichtsvoller ein Menſch iſt, je weniger wird es ihm einfallen, die Grenzen der Kräfte der Geiſter oder auch nur die der menſchlichen Kräfte zu beſtimmen. Das zu vermögen, muß man auf einer höhern Stufe ſtehen, als worauf der Menſch ſteht, oder ſich beſonderer Offenbarungen zu rühmen haben. — Es iſt auffallend, daß es Menſchen gibt, die ſo abſprechend Dinge läugnen, die ſie gehörig zu unterſuchen weder Geſchick noch Gelegenheit haben. Noch auffallender iſt, daß Manche ſich rühmen, dergleichen nicht zu glauben, gleich als wenn irgend Jemand zu ſeiner Ueberzeugung davon ihres Glaubens bedürfte. — Es gibt Perſonen, die irgend eine Erſcheinung zu haben ſich fürchten. Das beſte Mittel, ſich von ſolcher Furcht zu befreien, iſt, ſich an den Gedanken der Geiſternähe zu gewöhnen. — Es iſt nicht unnütz, manches Auffallende und Unbegreifliche bekannt zu machen; unter denen, die es vernehmen, gibt es vielleicht Einige, denen es verſtändlich und begreiflich iſt, die es mit ſelbſtgemachten Erfahrungen vergleichen und ſich nähern Aufſchluß darüber verſchaffen. — Es iſt natürlich, daß der Myſticismus wieder in Gang kommt, je weiter die Menſchheit vorrückt, je mehr nimmt ſie wahr: daß die menſchlichen Wiſſenſchaften ihr nicht genügen; ihr Bedürfniß vermehrt ſich, und ſie ſieht ſich nach etwas Beſſerm um, als man ihr bisher dargeboten hat. Das Sichtbare, worauf die menſchlichen Wiſſenſchaften ſich gründen, führt nicht weiter als aufs Sichtbare. — Sollte man nicht vermuthen, daß denen, die ſo heftig gegen alles Sichtbare eifern, bange davor ſey? Es iſt als wenn ſie beſorgten, daß man mehr erfahren und wahrnehmen möchte, als ſie ahnen, wodurch ſie denn freilich ſich genöthigt ſehen würden, zu geſtehen, daß ſie nichts wiſſen. — Bequemer iſt es freilich, alle die, welche Ahnungen, Geſichte ꝛc. zu haben verſichern, für Wahnſinnige oder Betrüger zu halten, als ſie zu widerlegen, aber es iſt nicht weniger unbillig. Der Glaube an dergleichen, auch wenn es unwahr wäre, iſt weniger ſchädlich als der Unglaube. — Man thut ſich viel darauf zu gut, daß mittelſt optiſcher und phyſiſcher Werkzeuge Erſcheinungen hervorgebracht werden können, und man ſchwört darauf, daß die Geiſterbeſchwörer ſich ſolcher bedienen, um Blödſinnige zu betrügen. Dieß kann meines Erachtens nur derjenige beurtheilen, der beides, die Wirkungen jener optiſchen Werkzeuge und was Geiſterbeſchwörer ſehen zu laſſen vermögen, genau kennt. Ein ſolcher wird bei ſolchen Behauptungen ſich unmöglich des Lachens enthalten können. — Der unzeitige, voreilige Spott, womit man ſolchen-

die Erfahrungen gemacht haben, begegnet, iſt Urſache, da
wir ungleich weniger davon wiſſen, als wir wiſſen könnten
Manche ſcheuen ſich, ihre Erfahrungen und Wahrnehmunge
bekannt zu machen, indem ſie gewiß ſind, daß man ihrer ſpotte
werde, und ſo geht Vieles verloren, was unſer Verſtändni
davon zu befördern dienen würde. (Rg. Blätter a. Prev. 11
Samml. S. 33.) — Es ſcheint beinahe, daß Manchen ſch
daran gelegen ſey, den Menſchen unter ſeine Würde herabzu
ſetzen. Gewiß bringt es ihm mehr Gewinn, wenn er mi
ſeinen Fähigkeiten bekannt und überzeugt wird, daß die ge
wöhnlichen, kleinlichen Geſchäfte nicht ſeine ganze Beſtimmun
ausmachen. — Die Nachläſſigkeit und Gleichgültigkeit, mi
welcher man ſich bei irgend einer auffallenden Erſcheinun
beträgt, iſt äußerſt befremdend. Hat das Menſchengeſchlech
ſchon ausgelernt? iſt es zu der Reife, zu der Entwicklun
deren es fähig iſt, ſchon gelangt? Sind alle im Menſche
liegende Kräfte, ſind alle Verhältniſſe, in welchen der Menſ
mit der ſogenannten Außenwelt ſteht, ſchon genau bekannt
Wer darf es wagen, die Grenzen des menſchlichen Wiſſen
zu bezeichnen? Wie in der Natur, ſo auch in der Entwick
lung der Menſchheit, iſt kein Stillſtand. — Einigen iſt bang
bei dem Gedanken an die Nähe der Geiſter. Andere ahne
dergleichen gar nicht; noch Andere ſcheuen ſich darüber nach
zudenken, aus Furcht in Schwärmerei zu verfallen und Ding
für wirklich zu halten, die doch eigentlich nur Producte unſere
Einbildungskraft ſeyen; und noch Andere fürchten bei dem
Nachdenken und dem Glauben an Geiſternähe mit böſen Gei
ſtern in genauere Gemeinſchaft zu kommen. Aber beunruhig
uns doch der Gedanke nicht an alle die phyſiſchen Kräfte, di
gleich den Geiſtern unſichtbar auf uns wirken. Gibt es unte
den Geiſtern ſolche, die uns ſchaden können, ſo gibt es dagege
auch andre, die uns wohlwollen und von Nutzen ſeyn können
Das hängt von unſern Geſinnungen ab. — Offenbar hat ma
manche Kenntniſſe und Erfahrungen dadurch verſcherzt, da
man die Sagen von Ahnungen, Zaubereien, Beſchwörunge

u. ſ. w. verſpottete, und es wäre weiſer geweſen, genaue Unterſuchungen darüber anzuſtellen. — Ohne Zweifel darf man Gott um Schutzgeiſter und um die Gemeinſchaft mit guten Geiſtern bitten. Außerdem aber iſt es Verwegenheit, Erſcheinungen oder Umgang mit Geiſtern zu verlangen; dadurch ſetzt man ſich mancherlei Täuſchungen aus, und läuft Gefahr, hintergangen zu werden. Statt ſich an Gabriel, Raphael u. ſ. w. zu wenden, wende man ſich an den einigen Gott, und ſuche mit ihm in genaue Gemeinſchaft zu kommen. Wer bei Gott Gehör findet, darf ſich verſprechen, von guten Geiſtern umgeben zu ſeyn, und Einwirkungen von ihnen zu erhalten, ohne daß man nöthig hat, ſie darum anzurufen. Swedenborg ſuchte von Jugend auf mit Geiſtern in Verbindung zu kommen; es gelang ihm, aber oft wurde er getäuſcht und täuſchte ſich ſelbſt. (Vg. Blätter a. Prevorſt 9. Samml. S. 77 und 7. Samml. S. 3.) Bei ſeinen Anſtrengungen, mit Geiſtern Umgang zu pflegen, ſcheint er den einigen ſelbſtſtändigen Geiſt vernachläſſigt zu haben, und da konnte er nicht wohl anders, als Mißgriffe thun. Die Geiſter, die um ihn waren, waren nicht immer die, welche er um ſich zu haben glaubte. Er hat Manches von ihnen erfahren, aber auch Manches mißverſtanden, und manches Irrige gelernt. Ueberhaupt täuſchte ihn oft ſeine Einbildungskraft, wenn er das, was er ſah oder hörte, oder zu ſehen und zu hören glaubte, niederſchrieb. — Man legt öfters mehr Werth auf die Geſichte, als ſie verdienen; dergleichen bringen eigentlich nicht zu Gott, ſagt Jane Leade. Es ſind bloſe Stützen und Krücken für die Schwachen, damit ſie auf dem Wege zu Gott, d. i. zur deutlichen und vollkommenen Erkenntniß Gottes, nicht ermüden. (Vortrefflich! aber eben deßwegen, nämlich als Mittel, halte man ſie und alles Myſtiſche oder Magiſche in gebührenden Ehren, und lege nicht, wie unſere Zeit zu thun geneigter iſt, einen Unwerth darauf.) — Es iſt weniger auffallend, daß es Menſchen gibt, die Wahrnehmungen und Empfindungen von den außer ihrem körperlichen Geſichtskreis liegenden, Dingen haben, als daß ſie ſo ſelten ſind. Hieran ſind wohl unſere vielen Zerſtreuungen, die Sorgfalt, die wir auf körperliche Bedürfniſſe verwenden, die Scheu, die Viele vor dergleichen haben u. ſ. w. Schuld. Die Tafel der Seele bei Vielen iſt von empfangenen und feſtgehaltenen Eindrücken ſchon ſo voll, daß andere keinen Platz mehr darauf finden, oder doch nicht gehörig tief eindringen können. Daher mag es denn auch kommen, daß man die Sehergabe häufiger bei ſolchen antrifft, die wenige Bedürfniſſe haben, deren Einſichten und Begriffe ſehr beſchränkt ſind, die ſich weniger von der Natur entfernt haben, und für das, was auf ſie wirkt, noch empfänglicher ſind.

Kürzere Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens.

Ein vorbedeutender Traum.

Ein ſehr bewährter Mann, Herr R., erzählt:

Mein Vater war ein Mann von kräftigem Körper und, ſo lange ich mir es erinnere, nie krank geweſen. Um ſo mehr fiel es uns auf, als er eines Morgens ſehr leidend, wie es ſchien, die Schule verließ. Und er war es gewiß, denn der pflichttreue Lehrer, der ſonſt nie eine Stunde verſäumte, kündigte den Kindern an, ſie brauchten den Nachmittag nicht zur Schule zu kommen. Ohne etwas zu ſpeiſen, legte er ſich nieder und wurde ſo heftig ergriffen, daß er ſogleich phantaſirte. Die Schule, die er ſelbſt für den Nachmittag frei gegeben hatte, mußte auf unbeſtimmte Zeit ausgeſetzt werden. Unſere Mutter und wir Kinder litten unſäglich. Tag und Nacht wichen wir nicht von dem Lager des Kranken und hatten zu Hauſe, wie in der Kirche kein anderes Gebet, als Gott möchte unſern Vater am Leben erhalten. Und es ſchien, als würde unſer Flehn erhört. Der Kranke, der bis dahin keine Nacht geruht, verfiel, nachdem er drei Wochen mit dem Uebel gekämpft hatte, in ſanften Schlummer. Welchen Jubel das in unſerer Familie erregte, kann man ſich denken! Die Mutter weinte vor Freude und überließ ſich auf unſer Zureden wieder einmal dem Schlafe, weil wir fürchteten, ſie möchte ſich körverlich und geiſtig erſchöpfen. Auch die übrigen Geſchwiſter ſuchten die Ruhe, nur ich blieb, als der älteſte Sohn, am Bette des Vaters zurück. Mit liebevoller Sorgfalt beobachtete ich den Kranken. Sein Schlaf war feſt und kräftig. Am Morgen ſpät wachte er auf.

„Haſt Du bei mir gewacht?“ ſagt er heiter und gab mir die Hand.

Ich konnte nicht antworten. Die Rührung hatte mich übermannt. Ich bückte mich auf ſeine Hand nieder, und heiße Thränen floſſen darauf hin.

„Rufe mir Deine Geſchwiſter und Deine Mutter,“ ſprach er zu mir, „daß ich Abſchied von Euch nehme und Euch ſegne!“

„Wie Vater,“ rief ich, „jetzt, wo es Ihnen beſſer geht?“

„Dieſe Beſſerung,“ erwiederte er, „iſt ſcheinbar. In vierzehn Tagen bin ich bei Gott!“

Und laut ſchluchzend rief ich die Mutter und die Geſchwiſter, und er ermahnte uns mit himmliſcher Ruhe zum Frieden und legte die Hand auf unſer Haupt und ſegnete uns.

Wir aber konnten uns nicht finden in das, was er ſagte. Wir glaubten und hofften noch immer auf Beſſerung.

„Macht Euch,“ ſprach er mit freundlichem Ernſte, „keine trügeriſche Hoffnung! Ein Traum hat mir mein Sterben verkündet, und ob ich gleich nicht an Träume glaube, der Traum der letzten Nacht war zu beſtimmt und deutlich, als daß ich zweifeln könnte, er käme von Gott. Mir träumte, ich machte zu Fuß eine Reiſe nach dem Orte meiner Geburt. Der Tag war ſchwül, und ich ſetzte mich, vom Gehen ermüdet, vor dem Dorfe unter einen der hohen Birnbäume, die das Kirchhofsthor überſchatten. Da höre ich hinter mir ein Geräuſch, und als ich mich umſehe, erblicke ich zwei Todtengräber auf dem Friedhofe beſchäftigt, ein Grab zu graben. Da ich nicht wünſchte, geſehen zu ſeyn, ſo drehte ich den Kopf wieder um, war aber ſchon bemerkt, denn einer der Todtengräber rief: „Biſt Du da?“ Ich gab keine Antwort. Da rief er von Neuem: „Biſt Du da?“ Und als ich darauf keine Antwort ertheilte, rief er mit ſtärkerer Stimme: „Nun, biſt Du bereit?“ Ich durfte nicht länger ſchweigen und antwortete „„Ja!““ Die Todtengräber aber ſetzten ihre Arbeit fort und einer fragte den Andern: „An wem iſt jetzt die Reihe zu ſterben?“ Und der Gefragte nannte — erſchrecket nicht — den Bruder Eurer Mutter. Auch er wird nicht lange mehr leben, aber ich werde ihn, ich werde Euch wiederſehen, wir werden uns freuen und unſere Freude wird Niemand uns nehmen!“ So ſprach der Vater. Das Reden hatte ihn angegriffen. Er ſank ermattet in das Kiſſen zurück. Leider hatte er wahr geredet. Nach vierzehn Tagen hatten wir keinen Vater, nach einem Vierteljahre keinen Oheim mehr.

Mag man über die Sache denken, wie man nur will, es unterliegt keinem Zweifel, bisweilen gehen nicht nur Träume in Erfüllung, ſondern es ſind auch, in einzelnen Fällen Männer von der Wahrheit eines Traumes überzeugt, die ſonſt nicht an die Bedeutung der Träume glauben.

Sonderbares Schauen.

Mein Onkel G. bewohnte in Tübingen ein altes Haus, jetzt das katholiſche Convict, das im Vierecke gebaut iſt. Zu meiner Couſine kam eine Anverwandte als Gaſt. Weil das Fremdenzimmer entlegen war, beteten ſich beide Mädchen, um nur recht ungeſtört plaudern zu können, in eine Stube, welche in den Hof hinaus auf die gegenüberſtehenden Mauern des Gebäudes ſah und auf die Fenſter der Gänge, die man ganz überſchauen konnte. In der Nacht erwachte eines der Mädchen an ſtarkem Getöſe. Sie ſieht die Fenſter gegenüber hell erleuchtet und weckt die Gefährtin. Es war, als brenne es lichterloh, und beide gewahrten deutlich prächtig geputzte Frauen und Ritter auf ſchönen weißen Pferden durch die Gänge des obern Stockes reiten; ein langer Zug, ſo herrlich, daß die Mädchen ſich daran ergötzten. Erſt als er vorbei war und Alles plötzlich wieder finſter, empfanden ſie Schauer und ſteckten ſich tief in die Kiſſen. Morgens ſtanden die Couſinen frühzeitig auf, gingen zur Tante hinunter und erzählten ihr Alles; aber der Onkel brach kurz ab und ſchalt über Träume. Da kam der Diener hinzu, welcher unten wohnte, und verſicherte, er habe heut Nacht große Helle geſehen und viel Lärmen gehört, und Viele hätten es noch geſehen und gehört. Der Oheim hieß ihn ſchweigen, ſprach ſich aber doch ſpäter in einem Männerkreiſe dahin aus, daß in jener Nacht Etwas vorgegangen ſey, und er ſelbſt das ungewöhnliche Geräuſch vernommen, aber nichts erblickt habe, weil ſeine Fenſter auf eine andere Seite gingen.

In dieſem Hauſe wurden früher die Söhne der Herzoge von Würtemberg und andere von hohem Adel erzogen und öfters Ritterſpiele und Bankette gehalten.

Todesanmeldung.

N. erzählt: „Wir Geſchwiſter alle waren in Tübingen an bösartigem Nervenfieber erkrankt. Unten lag ich und eine Schweſter; im Nebenzimmer die andere, über dem Gange der ältere Bruder, und im obern Stocke mein Bruder D...... welcher um 5 Uhr Abends verſchieden war, was man uns noch nicht geſagt. Jedes hatte ſeinen beſondern Krankenwärter. Um 11 Uhr in der Nacht rief die Schweſter: „Ich glaube das Nachtlicht will ausgehen.“ Es erloſch wirklich, und unſere Pflegerin ging zu meiner Schweſter C.........., die ein Cabinet von uns trennte, um das Nachtlicht bei dem übrigen anzuzünden. „Bei uns iſt es eben auch ausgegangen.“

ſagte die Wärterin. Nun ging eine von den beiden hinüber zum Bruder, deſſen Wärter gerade aus der Thüre trat, um ſeine gleichfalls erlöſchte Lampe bei uns anzuzünden. Inzwiſchen kam auch eine von den Leuten herunter, die oben bei der Leiche wachten. Auch da war das Licht ausgegangen. Ich hörte außen im Corridor ganz deutlich die gellende Stimme der Todtenfrau: „jetzt iſt nirgend ein Licht.“ Wie das unſere erloſchen war, bewegte ſich die Thürklinge etwas, als ob man darauf drücke, und die Thüre ging auf. Unſer Arzt, der die Leute ſämmtlich am andern Morgen verhörte, glaubte uns jetzt doch den Verluſt mittheilen zu müſſen, und erklärte uns jenen Vorfall als ein letztes Zeichen des Verblichenen an die Geſchwiſter.“

Die Erſcheinung nach dem Tode.

„Zwei Freunde, vornehme Ruſſen, führten ein zügelloſes Leben. A. folgte bald einer hohen Laufbahn, die ihn längere Zeit von der Vaterſtadt entfernte. Als er heimkehrte, erfuhr er auf ſeine Fragen nach S., dem erwähnten Genoſſen, daß dieſer an einer dem Ausſatze ähnlichen Krankheit ſchwer darnieder liege, verlaſſen von allen Menſchen. A. entſchloß ſich augenblicklich, ſeinen Freund aufzuſuchen, ſich von aller Welt zurückzuziehen, um dem Kranken zu warten, den er, das Geſicht von Tüchern ganz verhüllt, getroffen hatte, und der ſich überraſcht und gerührt zeigte, von ſo viel Aufopferung. Nach anhaltender ſorgſamer Pflege ſtarb S. In der erſten Nacht nach dem Tode des Letztern erwachte A. plötzlich und ſah jenen vor ſich ſtehen, verhüllt wie in der Krankheit. Die Geſtalt ſprach: „„Dankbarkeit treibt mich, dich zu warnen. Das Leben, das wir zuſammen führten, iſt nicht der Weg zur Seligkeit. Ich werde noch öfter zu dir kommen.““ A. ſchnitt jede weitere Ermahnung ab, indem er ſich ſchaudernd unter die

Decke verkroch. Am folgenden Tage erzählte er den Vorfall ſeinem Adjutanten, geſtand dieſem, die nächſte Nacht nicht allein ſchlafen zu können und bat ihn, da zu bleiben. Er, der ſeinen Chef ſchon in mancher Schlacht muthvoll geſehen, begriff doch gleichwohl deſſen Bangen und erfüllte das Begehren. Wieder zeigte ſich die Erſcheinung — von Beiden geſehen — ſprach die nämlichen Worte wie geſtern und fügte zuletzt noch hinzu: „„Ich komme noch einmal zu dir, kurz vor deinem Tode, denn du ſollſt nicht ohne Reue und Vorbereitung ſterben.““

Dreißig Jahre waren vergangen. A. hatte ſich vermählt und ſeine glänzende Stellung behauptet. Einſt ſaß er bei ſeinem Sohne und ließ ſich von dieſem vorleſen, ſchlief aber darüber ein; plötzlich erwachte der Vater; er, wie der junge Mann, ſahen die Geſtalt mit verhülltem Angeſichte, welche nach einigen Augenblicken verſchwindet. Jener fragt den Sohn, ob auch er die Erſcheinung bemerkt. Als Letzterer bejaht, ohne jedoch die nähern Beziehungen zu kennen, ſchickt ihn der Vater zu Advokat und Geiſtlichen, vertraut Alles der Gattin und ſtirbt, nachdem alle Angelegenheiten geordnet, noch am nämlichen Tage.

Ahnungen.

In der Nacht vom 6. auf den 7. Sept. 1810, bei meinem Aufenthalt in dem Badeort Kronthal, war ich vom Baden und dem getrunkenen Stahlwaſſer, indem plötzlich kalte Witterung eintrat, ſtark aufgeregt, und konnte Nachts nicht einſchlafen. Ich lag in einem halbwachen Schlummer (*intersomnium*); als ich endlich kurz eingeſchlafen war, ſchrak ich heftig auf, und lag wieder wie zuvor. Da ſah ich einen Brand, und abermal ſah ich in einem Haus die Flamme zu einem Fenſter herausſchlagen. Darauf ſchrak ich nochmals aus dem Schlummer, indem ich etwas Geflügeltes oben an einem Fenſter flattern ſah. Alles dieſes bloß in der Phantaſie. Den andern Tag kam die Nachricht, daß es Nachts in dem nahen Kronberg, ſodann, daß es in dem benachbarten Bad Soden, gebrannt habe; und als wir Mittags an der Wirthstafel ſaßen, ſo flatterte plötzlich ein Rothſchwänzchen oben an einem Fenſter des Saals, in den es ſich verirrt hatte, mir gegenüber. Auf dieſe Weiſe ſpiegeln ſich im innern Auge der Seele öfters bedeutende und unbedeutende Dinge durcheinander, wenn es einmal geöffnet iſt; um ſo weniger ſoll man ſich durch Träume ängſtigen laſſen, oder über ihre Bedeutung grübeln.

— y —

Inneres Geſicht.

Der Kammerdiener des Hrn. Fürſten von Löwenſtein, ein durchaus einfacher, braver Mann, nicht träumeriſch, und nicht mit Einbildungen geplagt, verließ, wie er aus Werthheim ging, ſein ſehr braves Kind, ein Mädchen von 2 Jahren, und trennte ſich nur mit Schmerz von ſeinem Krankenlager. doch kamen beſſere Nachrichten, und der Arzt hält die Kleine für gerettet. Nun ſaß Louis (der Name des Kammerdieners) ohne die geringſte Sorge um des Kindes Befinden, da ihm der Troſt ſo guter Nachrichten wurde, eines Abends wachend (zwiſchen 9 und 10 Abends) auf einem Stuhle in dem Bedienten-Zimmer, mit des Fürſten erſtem Kutſcher; und erwartete den Ruf und die Befehle ſeines Herrn. Da war es ihm plötzlich, als ſtünde ſeine Mutter und Schweſter, wie ſie leibten und lebten, mit ſchwarzem Band auf der Haube vor ihm, mit dem Finger gen Himmel deutend, und eine Stimme ward laut in ihm, die vernehmlich ſagte: „dein Sophiechen (ſo hieß das Kind) iſt todt und im Himmel;“ nuh ſah er, als im wachenden Zuſtand: wie die Leute zu Hauſe um ſein ſterbendes Kind ſtanden, und ihm Beileidsbezeugungrn ausſprachen, und kam vor Schrecken erſt zu ſich, als er dem Leibkutſcher das eben Empfundene und Geſchaute erzählte, der ganz trocken erwiderte: „das bedeutet den Tod deines Kindes!“ Drei Tage darauf kam die Todesnachricht.

Inneres Gehör.

Wenn ich bisweilen viel Kaffee getrunken hatte und daher über alles erſchrack: ſo konnte ich ganz genau merken, daß ich eher erſchrack, als ich den Krach hörte. Wir hören alſo gleichſam noch mit andern Werkzeugen als mit den Ohren.

(Der Prof. der Phyſ. Lichtenberg in ſeinen Bemerk. über ſich ſelbſt in den verm. Schriften B. I. S. 18.)

Zweideutiges Orakel.

Dem Herzog von Choiſeul wurde geweiſſagt, er werde in einem Aufſtand ums Leben kommen. Obwohl er an einer Krankheit ſtarb, ſo behauptete man dennoch, die Prophezeihung ſey eingetroffen, weil zwölf Ärzte vor ſeinem Bette über die ſicherſte Art, den Kranken zu retten, in den heftigſten Streit geriethen.

Eine Todesahnung.

Der belgiſche Kriegsminiſter, General Buzen, ſoll ſchon ſeit längerer Zeit Todesahnungen empfunden haben. Seit mehr als 20 Jahren gab er ſein 42. Jahr, und als er dieſes erreicht hatte, das Jahr 1842 als Lebensziel an. Vor acht

Monaten ſpeiſte er beim holländiſchen Geſandten; das Geſpräch kam auf Ahnungen, der engliſche Geſandte, Lord Seymour, lachte darüber; General Buzen aber erklärte ganz ernſthaft, daß er daran glaube. In ſeinem 19. Jahre habe er dreimal im Traum ſein Grab, mit ſeinem Namen und der Zahl 42 darauf, geſehen, und er laſſe es ſich nicht nehmen, daß das Jahr 1842 ſein Todesjahr ſey. Lord Seymour war von dem Ausdruck der Ueberzeugung, mit der dieſe Worte geſprochen wurden, dergeſtalt betroffen, daß er das Geſpräch notirte; nach dem Tode des Generals erzählte er es mehreren Bekannten. Vor drei Jahren litt Buzen an einem heftigen Gichtanfall; der Arzt äußerte Bedenken, er aber ſagte ganz ruhig, er habe noch drei Jahre zu leben. Der Arzt wußte von dem Traume; ebenſo einer ſeiner Adjutanten; auch in dem Briefe, den er kurz vor ſeinem Ende an dieſen ſchrieb, ſoll von jener Ahnung die Rede ſeyn.

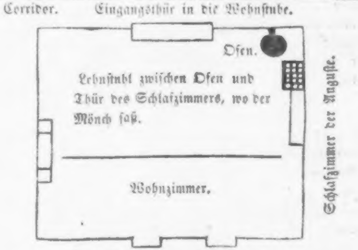
Unruhe nach dem Tode.

In einem Handlungshauſe zu Schorndorf ſtarb ein Lehrling an einer acuten Krankheit, ein nervöſes Fieber. Einige Stunden vor ſeinem Tode wurde der junge Menſch ſehr unruhig, und ſagte zu wiederholten malen „es iſt nicht viel.“ Man hielt dieß für Delirien, und hatte auch allen Grund dazu, achtete übrigens nach ſeinem Tode nicht mehr auf dieſe Aeußerungen. Allein bald hörte man Nachts ein Getöſe, Fußtritte auf einer ſchmalen Treppe, welche vom Laden in ein Magazin führte, Bewegungen von Thüren, und von Kiſten und Fäſſern, die hin und hergerückt wurden. Selbſt Fremde, welche über Nacht im Hauſe waren, und von der Sache lediglich nichts wußten, weil die Bewohner des Hauſes nicht viel Gewicht darauf gelegt hatten, hörten die Geräuſche und fragten am andern Morgen, was dieſes zu bedeuten habe. Etwa ein Jahr nach dem Tode des jungen Menſchen wurde das Handlungs-Inventarium gemacht, und deßhalb auch in dem obgenannten Magazin alles von ſeiner Stelle gerückt, und da fand man dann unter einem aufrecht ſtehenden Fäßchen, mit Waaren gefüllt, 7 Kreuzer, welche ſofort weggenommen, und dem übrigen Geld beigemiſcht wurden, ohne daß man dieſen Fund in eine Beziehung zu dem nächtlichen Spuk brachte, erſt als dieſer von dem Tage an aufhörte, und bis heute ſich nicht wieder vernehmen ließ, wurde man auf die Sache aufmerkſam, und kam nun auf die Vermuthung, der junge Menſch habe vielleicht die Kleinigkeit entwendet, und hier verborgen, und habe, im Gefühl des herannahenden Todes, die Sache noch entdecken wollen, aber hiezu nicht mehr geiſtige Kräfte gehabt.

Der Abt im Lehnſeſſel zu Schuttern.

Vor ungefähr 4 Jahren war Frau A. S. zu Schuttern im Benedictiner Kloſter wohnend in den Wochen. Ihre Amme Carolina N. N. war eine Seherin. Herr S. bemerkte, daß dieſe im Durchgehen der Kindbetterſtube durch die Thüre, welche in das Wohnzimmer führt, immer nicht mitten durch die Oeffnung der Thüre ging, ſondern ausweichend an dem Thürpfoſten ſtreifend herauseilte.

Befragt über dieſes ſonderbare Benehmen, ſagte ſie, es ſäße ein geiſtlicher Herr in ſchwarzer Mönchskleidung im Lehnſeſſel der jedesmal nach ihr griffe, wenn ſie aus und einginge. Hier iſt der Plan des Zimmers


Corridor.
Eingangsthür in die Wohnstube.
Ofen.
Lehnstuhl zwiſchen Ofen und Thür des Schlafzimmers, wo der Mönch ſaß.
Schlafzimmer der Auguſte.
Wohnzimmer.
Zwei Fenſter gegen den Garten.

S. wollte ſich verſichern, ob die Erſcheinung Grund hätte. Er befahl demnach ſeiner Kindsmagd Walpurgis, ihren Dienſt dieſe Nacht bei ihnen zu verrichten, und ſich in dem Lehnſtuhle zur Ruhe zu begeben. Sie ſchlief ruhig ein; aber um Mitternacht fuhr ſie plötzlich auf, ſchrie und wiſchte ſich die Augen, vorgebend, ſie wiſſe nicht wie es komme; ſie wäre wie aus dem Lehnſtuhle herausgeſtoßen worden. S. beruhigte ſie und ſchrieb dies Träumen zu. Sie ſetzte ſich wieder und ſchlief ein; aber eine kleine Weile darauf ſprang ſie wieder heftig auf und beſtätigte nochmals, ſie könne einmal nicht da ſchlafen: ſie würde, wie mit Gewalt aus dem Schlafe aufgeſtört und aus dem Lehnſtuhle herausgeſtoßen. S., der nun wohl einſah, daß die Amme Recht hatte, hieß die Walpurgis in ihre Kammer gehen.

Das anſcheinend von ſelbſt ſich Bewegen ſchwerer Körper.

Man hat Dr. Kerner ſchwer getadelt, daß derſelbe in der Seherin geſagt, daß oft Sachen, z. B. ein ſilberner

Löffel, wie getragen von unſichtbarer Hand durch die Luft, niedergelegt worden ſeye.

Nicht ganz daſſelbe, jedoch etwas Aehnliches habe ich ſelbſt erlebt, und will es zur Steuer der Wahrheit hier erzählen, unbekümmert wie die ſogenannten Klugen, oder eigentlich geſagt, bornirten Vielwiſſer darüber urtheilen werden.

Gegen das Lebensende meiner Tochter bekam ich öfter in der Nacht Bruſt- und Magenkrämpfe, welches mir um ſo unangenehmer war, da ich meine Tochter allein verpflegte, und Niemand bei der Hand war, der mir meinen Thee, der mir bei dieſen Zufällen gewöhnlich geholfen, zubereitet hätte, und ich ſelbſt vor Schmerzen es nicht thun konnte. Der Arzt meiner Tochter, welchen ich um ein Mittel befragte, rieth mir an, mir Pfeffermünzwaſſer aus der Apotheke kommen zu laſſen. Dieſes verſchaffte ich mir auch, da ich aber während der kurzen Zeit, welche meine Tochter noch lebte, keine Krämpfe mehr bekam, ſo blieb das Glas mit dem Pfeffermünzwaſſer auf dem Schreibtiſch bei anderen zurückgeſtellten Arzneigläſern ſtehen.

Einige Tage nach dem Tode meiner Tochter ſitze ich mit einer Handarbeit beſchäftigt auf dem Sopha, während die Magd die Möbel abputzte. Da ſagte dieſe „aber Frau A., warum ſtellen Sie mir denn das Arzneiglas immer hervor auf den Tiſch, ſchon fünfmal habe ich es zurückgeſtellt und immer ſtellen Sie es wieder vor.“

Da ich ziemlich weit von dem Tiſch geſeſſen und gar nicht aufgeſtanden war, alſo das Glas gar nicht berührt hatte, ſo ſagte ich es ihr, daß ich es nicht gethan, ſtand aber auf und ſtellte mich vor den Tiſch.

Da ſah ich wie das Glas mit dem Pfeffermünzwaſſer, wie von einer unſichtbaren Hand auf den Tiſch hervorgeſchoben wurde, und an dem Rand des Tiſches vor mir ſtehen blieb, während die andern Gläſer auf beiden Seiten ruhig ſtehen blieben. Die Magd, welche ich während des Hervorrutſchens des Glaſes herbeirief, war ſo in Angſt, daß ſie ein Kreuz ſchlug. (Sie war katholiſch.)

Da faßte ich das Glas und ſtellte es in die Reihe zu den Uebrigen und ſagte „hier bleibe ſtehen.“

Das Glas regte ſich nicht mehr, ich aber machte allerlei Verſuche, um auf natürliche Weiſe das Hervorrutſchen des Glaſes zu erklären, aber weder der Boden noch der Tiſch war ſchief, noch eine Erſchütterung möglich, die anderen Gläſer waren ja auch feſt ſtehen geblieben, und das Glas ſtand von nun an auch ganz feſt.

Den darauf folgenden Abend bekam ich heftige Bruſt- und Magenkrämpfe, und durch den Vorfall von dem Morgen an das Pfeffermünzwaſſer erinnert, nahm ich davon ein und verſpürte augenblickliche Linderung meiner Schmerzen.

Meiner Ueberzeugung nach war das am Morgen ſtattgehabte Ereigniß nur deßhalb geſchehen, weil meine liebe Tochter, oder mein Schutzgeiſt von Jenſeits her, mich aufmerkſam machen wollten, wie meine Schmerzen zu ſtillen wären. Mögen die Klugen es auslegen, wie ſie wollen, meine Ueberzeugung ſteht feſt, und ich kann auf mein Gewiſſen verſichern, daß es ſich alſo zugetragen, und daß ich keine Mittel unverſucht gelaſſen, den Vorfall auf natürliche, ſogenannte vernünftige, Weiſe zu unterſuchen und aufzuklären, welches mir aber durchaus nicht gelungen iſt. A.

Vorausſchauen der eigenen Grabesſtätte.

Es mögen etwa 6 Jahre ſeyn, daß meine Schweſter C. W. (ob träumend oder ſonſt in einem beſondern Zuſtand, weiß ich nicht) den Gottesacker und das Grab ſahe, in welchem ihre irdiſche Hülle dereinſt ruhen ſollte. Sie erzählte mir ſolches bald nachher, und ſagte mir, daß ſie je und je, wo ſie Gelegenheit gehabt, einen Gottesacker zu treffen, Vergleichung mit jenem Geſicht angeſtellt, aber nirgends gefunden habe, was ſie ſuchte. Als ſie bei einem Beſuche, den ſie hier machte, etwa vor 4 Jahren, auch den hieſigen Friedhof betreten, ſagte ſie: „dieſer und kein anderer wäre es, allein es fehlen ihm Wege (Anlagen), die ich geſehen und hier vermiſſe, dann wäre meine Grabſtätte hier.“ (Sie ſtreckte zugleich in der Mitte des Gottesackers ſtehend ihre Hand aus in der Richtung, wie ſie ihre dermalige Grabſtätte als richtig bezeichnet, drehte ſich ſchnell um, und verließ den Platz, doch ohne Furcht, denn ihr Herz und ihre Seele war auf den Grabeshügeln in ihrem Elemente).

Bald nachher geſchah es, daß eine Erweiterung unſeres Friedhofes vom Stiftungsrath beſchloſſen wurde, und zugleich eine Verſchönerung durch breite Wege und Anlagen beantragt, auch bald ausgeführt wurde. Dieß meldete ich meiner Schweſter, die ſich hoch darüber wunderte, ohne zu wiſſen, wie es nur geſchehen könnte, daß ſie ihr Leben hier beſchließen würde. Allein Gottes Gedanken ſind nicht unſere Gedanken. Der Mann wurde krank, bot noch bei Lebzeiten Haus, Hof und Laden feil, ſtarb — und mir wurde kurz darauf die Gelegenheit ein Haus zu kaufen, in welchem meine Schweſter als Wittwe mit Familie noch wohnen konnte: ſie zog hieher, und ruhet nun nach 3 jährigem Aufenthalt dahier in demſelben Gottesacker — in derſelben Grabesſtätte, die ihr Arm und Hand bezeichnet hatte, nachdem ſie überſtrömt von Gnade ihr Leben und beſonders ihre letzten Tage hienieden unter nicht genug auszuſprechenden Lobpreiſungen gegen den beſchloß, der ihr Heiland war und welchen ihre Seele liebte.

Die weiße Frau.

In dem Frankfurter Converſationsblatt vom 27. April 1842, Nr. 116, lieſt man folgendes:

Die bekannte Sage von der weißen Dame (warum nicht Frau?) deren Erſcheinen ſtets einen Todesfall in ihrer Familie anzeigen ſoll, wird nicht bloß von dem preußiſchen Königshauſe, ſondern auch von einer andern großen Herrſcherfamilie erzählt. So will man wiſſen, daß, als vor etwa einem halben Jahrhunderte das regierende Haupt dieſer Familie um die Hand einer italieniſchen Fürſtentochter warb, die Mutter dieſer Prinzeſſin eine fromme Nonne über die Zukunft derſelben befragt und die Nonne geantwortet habe: „Ihre Tochter wird glücklich ſeyn, aber im fünfunddreißigſten Jahre ihres Lebens von dieſer Welt abgerufen werden.“ — Die Prinzeſſin beſtieg den Thron mit der Ueberzeugung, einem glänzenden Geſchicke entgegen zu gehen, aber nur ein kurzes Leben zu haben. Fünf und dreißig Jahre!

Dieſe Zeit lag noch in weiter Ferne. Aber die Zeit entflieht ſchnell. Je näher die Fürſtin dem Ziele kam, um ſo mehr bemühete ſie ſich, das Andenken an jene Prophezeihung aus ihren Gedanken zu bannen. Bald ſprach ſie gar nicht mehr davon. Ihr fünfunddreißigſtes Jahr erſchien endlich, und eines Tags flüchtete entſetzt eine Tochter der Fürſtin, die etwa 8 bis 10 Jahre zählte und ſpäter einen fernen Thron beſtieg, zu ihrer Mutter mit den Worten: „da hinter dem Stuhle habe ich eben geſehen . . .“ — „Was?“ — „Die weiße Dame.“ — „Fürchte dich nicht, mein Kind,“ antwortete die Mutter; „ſie kommt nicht um deinetwillen; ſie ruft mich ab. Meine Zeit iſt um.“ — Am andern Tage ſtarb ſie.

Es wäre zu wünſchen, daß das Fürſtenhaus mit Namen bezeichnet worden wäre, zumal da die Sache ſchon ſo lange her iſt. Wenn das preußiſche Königshaus genannt wird, warum nicht dieſes?

Das wilde Heer.

Das Mannheimer Journal ſchreibt: „Ohne meinerſeits die Wahrheit des Erzählten durchweg verbürgen zu können, und ohne der Volksanſicht in dieſer Beziehung mich anſchließen zu wollen, berichte ich Ihnen hiermit, was nach durchaus glaubhaften Ausſagen von Reichelsheim her, welches etwa eine halbe Stunde von der Burg Rodenſtein entfernt liegt, hieſigen Orts bereits ſeit dem 9. April über dieſen wunderbaren Vorgang bekannt geworden iſt. Darnach wurde am 8. April gegen Abend die Umgegend des Rodenſtein plötzlich durch ein ungewöhnliches Getöſe, welches den ältern Leuten ſogleich den Auszug des Ritters von Rodenſtein ins Gedächtniß zurückrief, vermiſcht mit Hufſchlag, Hundegebell, Peitſchengeknall u. ſ. w. aus ihrer Ruhe aufgeſchreckt. Ganz wie früher nahm daſſelbe, und alſo auch der Zug des vermeinten Geiſterheeres, ſeine Richtung an dem Reichelsheimer Schloſſe vorbei nach Pfaffenbaarfurth hin. Nie aber, behaupten Leute, welche frühere Auszüge erlebt haben, war das Ganze ſo furchtbar, als dießmal. Kinder, welche am Fuße des Reichelsheimer Schloßberges ſpielten, eilten in ſchrecklicher Angſt nach Hauſe; Jeder ſuchte unter Obdach und zu Menſchen zu kommen, und ſelbſt furchtloſere Ackersleute mußten ihre Feldarbeit aufgeben, weil ihre Thiere ſcheu wurden, lauter Einzelheiten, welche ganz beſtimmt angegeben werden. Sonach läßt ſich wohl nicht zweifeln, daß hier wirklich ein Ereigniß ſtatt fand, welches das Volk nach ſeinem Hange zum Wunderbaren aus dem Geiſterreiche ableitet, während der Gebildete es auf natürliche, freilich bis jetzt noch nicht aufgefundene Urſachen zu beziehen ſich gedrungen fühlt. Jedenfalls möge es unſerm deutſchen Vaterlande das Unheil nicht prophezeihen, als deſſen Vorbote nach dem Volksglauben der Auszug des Ritters von dem Rodenſtein angeſehen wird, damit alle großartig begonnenen Werke des Friedens ungeſtört zu ihrer Vollendung fortſchreiten können.“

Der Brand von Hamburg, der um dieſe Zeit ſtattfand, und der ganz Deutſchland erſchütterte, war übrigens ein Vorausläufer von vielen ähnlichen traurigen Ereigniſſen in allen Gauen Deutſchlands in dieſem Jahre jenes Auszuges von Rodenſtein.

Eine Geiſtergeſchichte für Kaltwaſſerfreunde.

Das Frankf. Converſationsblatt vom 25. Aug. 1842 enthält Folgendes:

Der Oberſt L. wurde in dem Krieg in der ſpaniſchen Halbinſel gegen Napoleon von dem ſogenannten ſpaniſchen Fieber heftig befallen. In dem Hauſe, in welchem er lag, waren noch zwei andere Offiziere an demſelben Leiden gefährlich erkrankt. Einſt in der Nacht lag der Oberſt ſchlaflos auf ſeinem Lager, ohne Wärter da, und gegen Mitternacht erſchien ihm ein ehrwürdiger Mann, der zu dem Kranken ſagte; „Deine Kameraden in dem Hauſe werden ſterben; du ſelbſt kannſt nur dann geneſen, wenn du thuſt, was ich dir empfehle. Sobald der Tag anbricht, ſtehe auf, gehe hinunter in den Hof, waſche da den Kopf, die Bruſt und die Arme, trockne dich ſorgfältig ab, kehre darauf in dein Bett zurück und verhalte dich ruhig, ſo wirſt du geſund werden.“ Der Oberſt L. that, wie ihm geheißen worden war, und genas. Die beiden andern Offiziere ſtarben, die Spanier aber, denen der Gerettete erzählte, was ihm begegnet ſey, wunderten ſich nicht, ſondern ſagten, der alte Mann, der ihm erſchienen, ſey ein Mönch Anſelmo, der in der Gegend umgehe, von Vielen geſehen worden ſey, und Allen den Gebrauch des kalten Waſſers anempfehle. Der Oberſt verbürgt die Wahrheit ſeiner Erzählung; er lebt noch und ſein Name iſt bei der Redaction des engliſchen Journals Northern Times zu erfahren.

Merkwürdige Chronologie.

Die engliſche Zeitung the Times bringt folgende Berechnung:

Robespierre fiel im Jahre 1794
Dieſe Ziffern zuſammen und mit obiger Jahrzahl addirt 1
7
9
4

---

geben . . 1815
Napoleon fiel 1815
Durch gleiche Addition 1
8
1
5

---

entſteht . . 1830
Karl X. fiel 1830
1
8
3
0

1842

Ob hiernach für 1842 noch etwas Weiteres als der Sturz und Tod des Herzogs von Orleans (13. Juli) dem franzöſiſchen Reiche bevorſteht, iſt eine Frage, die nur der Allwiſſende beantworten kann. Wir wünſchen das Beſte.

Geſchrieben im Juli 1842.

N. S. merkwürdig iſt noch, daß das Jahr 1858 nämlich
1842
1
8
4
3

1858

ohngefähr den Zeitraum bezeichnet, in welchen der Graf von Paris als majorenn den franzöſiſchen Thron beſtiegen hätte.

Paracelſus Prophezeihung von Napoleon.

In Paracelſus Schriften findet ſich eine merkwürdige Prophezeihung von Napoleon. Dieſe ſteht in dem Werke, das den Titel führt Astronomica et Astrologica von Anno 1567. Dort heißt es Seite 106:

„Nun iſt aber das offenbar in der Figur coeli, daß einer aus Frankreich einfallen werde in das römiſch deutſche Kaiſerthum, derſelbe werde einen Reichthum und mit demſelben Streif (Kriegszuge) ſich ſelber einen Adler zueignen und alſo ſich einen Kaiſer nennen, und mit ſolchem Range in Frankreich wieder einziehen, wird auch trefflich Schaden thun, aber nichts nahmhaftes beſitzen oder auch haben“ (behalten).

Merkwürdige Mißgeburten.

In einer der letzten Verſammlungen der k. k. Geſellſchaft der Aerzte zu Wien (am 15. Juli) kamen zwei menſchliche Mißgeſtaltungsfälle vor, welche neuerdings einen Beleg zu dem alten Volksglauben an den mächtigen Einfluß der mütterlichen Einbildungskraft auf das Fötusleben zu liefern ſcheinen. Herr Dr. Zink, der verdienſtvolle Gründer des orthopädiſchen Inſtituts (in der Alſervorſtadt) führte nämlich einen eilfjährigen Knaben mit einem künſtlichen Vorderarme vor, da ihm die Natur denſelben verſagt hatte. Seine Mutter, eine geborne Pariſerin, an einen Wiener Schuhmachermeiſter verehelicht, hatte das Unglück, eines Abends (vor eilf Jahren, als ſie mit dem Knaben guter Hoffnung war) zur Zeit des Zapfenſtreichs, während ſie in Wien durch die Schlöſſelgaſſe ging, von einem betrunkenen Soldaten, der mit blankem Säbel in der Hand hinter ihr her kam, und dem ſie in dem engen Gäßchen nicht ſchnell genug ausweichen konnte, durch einen Hieb in die rechte Schulter verwundet zu werden. In der Angſt, ihren Kopf, nach dem der Hieb geführt ward, zu ſchützen, hatte ſie ſich vorgebeugt, und dabei mit der rechten Hand ihren linken Arm gefaßt. Die Verwundung, welche eine heftige Entzündung und Geſchwulſt des ganzen Armes zur Folge hatte, wurde zwar glücklich geheilt, aber bei der (acht Monate darauf) eingetretenen Entbindung kam der Knabe zur Welt, dem der linke Vorderarm gerade von der Stelle an fehlte, an welcher die Mutter in ihrer Angſt mit der rechten Hand ihren linken Arm gefaßt hatte. Die Wahrheit dieſer Erzählung wird durch noch lebende Zeugen beſtätigt. Herr Dr. Zink hat ſich durch die Conſtruktion des künſtlichen Armes, welcher dem mittelloſen Knaben nicht allein ſeine körperliche Verunſtaltung benimmt, ſondern ihn auch beſſer in den Stand ſetzt, für ſeine dereinſtige Subſiſtenz ſelbſt zu ſorgen, ein großes Humanitätsverdienſt erworben. — Der zweite analoge Fall beſtand in der Mißbildung eines Kindes, das am größten Theile der äußern Hautoberfläche mit einem harten Felle bedeckt geboren wurde. Die Mutter deſſelben ſoll auf die Nachricht, daß das Leben ihres Schooßhündchens, welches vor das Haus gelaufen war, in Gefahr ſchwebe, indem der Hundsſchläger in der Nähe ſchweife, in heftigen Schrecken verſetzt worden ſeyn, als ſie eben guter Hoffnung war. — Zwei Thatſachen, die allerdings geeignet ſind, die phyſiologiſche Kritik zu intereſſiren, wenn auch der große Forſcher Haller ausruft: „Ins Innere der Natur dringt kein erſchaffner Geiſt!“

Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens von J. N. Lüderitz zu Moskau.

Traum und Wirklichkeit:

Herr H.... ſtarb im vorigen Jahre an der Auszehrung, und da er in ſeiner Familie höchſt glücklich lebte; ſo wurde ihm die Trennung von Frau und Kindern unendlich ſchwer. — Einige Tage nach ſeiner Beerdigung träumte Mad. H., daß in ihrer Wohnung im zweiten Stock, eines der nach Hofe gehenden Fenſter, durch einen ſtarken Luftzug mit Gewalt aufgeriſſen werde; und daß ſie, um das Zerſchlagen deſſelben zu verhindern, ſchnell darnach gegriffen, ſich dabei zu weit hinausgeſtellt habe, und dadurch mitſammt dem Fenſter in den Hof hinunter geſtürzt ſeye.

In der zweiten Etage, wo Mad. H. wohnte, iſt an der Hofſeite des Hauſes eine Gallerie, die des Nachts verſchloſſen iſt. — Am frühen Morgen nach jenem Traume, ſah Mad. H. den Wächter (Dwornik) des Hauſes auf der Gallerie umhergehen, als ſuche er etwas. Mad. H. fragt ihn, was er wolle. — Seine Antwort war: „dieſe Nacht iſt eines Ihrer Fenſter mit Gewalt zerſchlagen worden; — ich und ein benachbarter Wächter haben es gehört; und nun ſehe ich nur nach, was für eins es wohl geweſen ſei: — kann aber kein zerbrochenes finden.“

Mad. H. erwiederte lächelnd: „hier iſt kein Fenſter zerbrochen; ich habe es nur dieſe Nacht geträumt, und meinen Traum kannſt Du doch nicht gehört haben.“ „Das wohl nicht,“

meinte der Wächter. — „aber das wirkliche Zerſchlagen eines Ihrer Fenſter habe ich gehört.“

Es fand alſo ein wirkliches Geräuſch, wie Fenſtergeklirr ſtatt; das zwei wachende Männer im Hofe, und Mad. H., die nach der Straße zu ſchlief, im Traume auf gleiche Weiſe hörten, deſſen Urſache aber durchaus nicht aufzufinden war. — Wie iſt dies zu erklären?

Eine Woche nach jenem Traume kam der Geſchäftsführer des verſtorbenen H..... vom Jahrmarkte aus Niſchni zurück, und ging eines Abends zu dem ziemlich entfernt wohnenden Compagnon deſſelben, um die Rechnungen abzuſchließen.

Bald nach 10 Uhr ging Mad. H. zu Bette und träumte, daß ihr Mann bei ihr ſey und zu ihr ſage: „ich muß heute Abend zu N. gehen, um die Geſchäfte abzumachen.“ — Mad. H. antwortete ihm: „warum willſt Du dahin, man wird ſich vor Dir erſchrecken.“ — Er aber erwiederte: „das ſoll nicht geſchehen, ich gehe nicht hinauf zu der Familie, ſondern nur ins Comtoir zu den Herren.“ Und nun begleitete Mad. H. in Trauer gekleidet, ihren Mann bis an die Hausthüre. — Hiemit endigte der Traum.

Am andern Morgen fragte Mad. H. den Geſchäftsführer, ob er geſtern Abend die Geſchäfte beendigt habe, und ob ihr Mann auch dabei geweſen ſey. — „Wie, Ihr Mann?“ „Ja!“ ſagte Mad. H. ſcherzhaft, „ich habe ihn ja hingeſchickt!“ — Der Geſchäftsführer trat ernſt und betroffen einige Schritte zurück und fragte: „um welche Zeit?“ — Sie: „Gegen 11 Uhr.“ — „Sonderbar!“ rief er: „gerade um dieſe Zeit waren wir noch ſehr beſchäftigt und hörten im offenſtehenden Nebenzimmer, in welchem kein lebendes Weſen war, auf einmal ein ſtarkes Gepolter. Augenblicklich fiel uns Ihr Mann ein, und Einer von uns ging ſogleich in dieſes Zimmer und rief: Hr. H.! ſind Sie da? — Es erfolgte aber keine Antwort, und auch kein weiteres Geräuſch.“

Hier entſtand nun an zwei von einander entfernten Orten ohngefähr zu gleicher Zeit und bei ganz verſchiedenen Menſchen, ein und derſelbe Gedanke, an die Gegenwart eines Verſtorbenen: — in der ſchlafenden Frau, und bei den, durch ein unerklärliches Gepolter, in ihren Berechnungen geſtörten Herren.

Mein älteſter Sohn hatte bereits das dreißigſte Jahr erreicht, ohne jemals in ein vertrautes Verhältniß mit dem ſchönen Geſchlechte gekommen zu ſeyn. Nun, vor vier Jahren, wurde er einmal zu einem ſeiner Freunde zum Abendeſſen eingeladen und fand daſelbſt als Gäſte, zwei junge und leichtfertige Mädchen. — Der Abend verging unter mancherlei Scherzen, und beim Abſchiede ſteckte eines der Mädchen meinem Sohne, das andere dem andern Herrn, einen ihrer Ringe an den Finger; mit der Bitte, ſie nächſtens zu beſuchen.

In der hierauf folgenden Nacht träumte meinem Sohne, er ſehe an der Wand einen hellen Punkt, der ſich bald zu einem Gemälde geſtaltete, das immer größer wurde und endlich das Portrait ſeiner vor achtzehn Jahren verſtorbenen Mutter in Lebensgröße darſtellte. Indem er nun dieſes betrachtete und ſich mit Bedenklichkeit die Bemerkung machte: daß es ihn ſo ſtarr und überaus ernſt anſehe, ſtürzte das Bild plötzlich mit ſo ſtarkem Gepolter herunter, daß er darüber heftig erſchrack und erwachte. *)

Sogleich dachte mein Sohn an den fremden Ring, den er am Finger trug und die Vermuthung entſtand in ihm daß: vielleicht die Mutter über ſolchen Spaß zürne.

Einige Tage darauf ſpeiste er mit ſeinem Freunde in einem Gaſthauſe. Beide ſcherzten noch über die Ringe, welche ſie trugen, und wurden einig, nach dem Eſſen zu jenen Frauenzimmern zu fahren.

Als ſie bereits unterwegs und nicht fern mehr von dem Hauſe waren, wohin ſie wollten, da fällt meinem Sohne zufällig ein, nochmals nach dem Ringe zu ſehen: aber er war

* S. Blätter aus Preforſt 10s Heft pag. 114, 121, von den früheren Einwirkungen meiner ſel. Frau auf ihre Kinder im Traume.

verſchwunden, und dies war ihm um ſo unbegreiflicher, da der Ring ſehr feſt an dem Finger ſteckte. Man hielt ſogleich ſtill, durchſuchte aufs ſorgfältigſte den Schlitten, aber der Ring wurde nicht wieder gefunden.

Dieſer Vorfall hatte aber zur Folge, daß mein Sohn ſeinen Beſuch nun nicht abſtatten mochte; und dieſe Frauenzimmer auch nie wieder ſah. —

Ahnungen.

Einſt als Mädchen wurde meine jetzige Frau mit ihrer Mutter in S...... auf einen Ball gebeten, auf welchen ſie ſich ſehr freute. Doch an dem Tage, auf welchem der Ball ſtattfinden ſollte, wurde ſie und ihre Mutter, ohne zu wiſſen weßwegen, ſo wehmüthig und traurig geſtimmt, daß ſie ſich des Weinens nicht enthalten konnten. In der Hoffnung, ſich zu zerſtreuen, fuhren ſie aber dennoch zum Tanze. Aber auch hier, in der taumelnden Freude, verſchwand ihre Betrübniß nicht; ſie mußten weinen, ohne ſich eines Grundes dazu bewußt zu ſein. — Am folgenden Tage aber erhielt die Mutter einen Brief mit der betrübenden Nachricht, daß ihr Sohn in St. P. geſtorben ſei. *)

Schon Tages zuvor war der Brief unter einer andern Adreſſe angekommen; man gab ihn aber, in der guten Abſicht, die Ballfreude nicht zu ſtören, erſt den Tag darauf ab.

Auf einem Landgute lebte ein junges hochſchwangeres Bauernweib. Eine Dame, die dort ankam, und gerade einige Ellen Leinwand nothwendig brauchte, fragte, da keine dort verkäuflich war, dieſes Weib, ob ſie ihr ein ſolches Stück Leinen überlaſſen könne. Das Weib antwortete: ſie habe

---

*) S. deſſen Traum im 10 H. d. Bl. aus Bewerſt pag. 154.

allerdings ein ſolches Stück, aber ſie bedürfe es ſelbſt und habe ſichs aufbewahrt, damit man ihr das Geſicht damit bedecken könne; denn ſie werde während ihrer Niederkunft ſterben. Allein ſie wolle es dennoch geben, wenn man ihr mit Gewißheit verſpräche, nach ihrem Tode für ein anderes Stück zu ſorgen. Dieſes wurde gern verſprochen. Doch vergebens ſuchte man ihr die Todesahnung auszureden; — ſie behauptete vielmehr mit der entſchiedenſten Betheurung, daß ſie im Wochenbette ſterben werde.

Einige Tage nachher bekam das Weib Geburtswehen; an welchen ſie mehrere Tage litt, und während der Geburt entſtand ein ſo heftiger Krampf, daß ſie und ihr Kind daran ſtarben.

Erſcheinungen.

Ein Pädagog und glaubwürdiger Mann, Herr K.... erzählte mir unlängſt ein Ereigniß, das er vor 20 Jahren mit einem Jugendfreunde erlebte, der zwar nur 15 Jahre alt war, aber durch männlichen Ernſt, ſtrenge Religioſität und lebendiges Gefühl für alles Edle und Schöne, ſich vor allen Knaben ſeines Alters auszeichnete. Herr K. hat dieſen, damals an der Auszehrung geſtorbenen Freund, wie die nach ſeinem Tode gemachte Erfahrung, noch in ſo lebhafter Erinnerung, als ſei Alles erſt geſtern geſchehen. — Ich ließ mir die Erzählung von ihm ſelbſt niederſchreiben und theile ſie hier mit.

Nachdem ich in der letzten Nacht bei meinem Freunde gewacht hatte, winkte er mir um 3 Uhr Morgens und ſprach langſam und mit abgebrochenen Sätzen: „Ich ſterb, — mich tödtet die Schande meiner Mutter, — — — ich bin ihr Kind und darf ſie nicht richten: — der Allwiſſende ſei ihr Richter. — — Lege mir das Kiſſen ein wenig niedriger, — — ſo, — küſſe mich, — noch einmal. — — Dank für Deine Liebe, — — Wiederſehen! — — Gott!!!“ —

Er war dahin. — Ich drückte noch einen langen, lang
Kuß auf ſeine bleichen Lippen, ließ ſeine Mutter wecken u
verließ das Haus.

Den Abend nach ſeiner Beerdigung konnte ich nicht ei
ſchlafen und ſaß noch gegen Mitternacht aufrecht im Bett
das Haupt geſtützt und die Augen voll Thränen. — Ich dach
an Heinrichs zärtliche Freundſchaft, an die Liebe, mit welch
er mir ergeben war; — dachte nach über unſere ſo oft g
führten Geſpräche über Gott und Unſterblichkeit; gedachte, w
oft, wenn meine Phantaſie ſich ins Unendliche verlor, er mi
mahnte, alle Grübeleien zu unterlaſſen. — Aber mein Wunſ
ihn doch noch einmal zu ſehen und zu ſprechen, wurde n
immer lauter und dringender in mir, und unter Schluchz
ſtreckte ich meine Hände in die mondhelle Nacht und rief:
Heinrich! Heinrich! warum biſt Du ſo früh heimgegangen? —
Da war es mir, als vernähme ich mit geiſtigem Ohre d
Nahen eines Weſens und blickte ſtarr auf die Thüre mein
Schlafzimmers, auf welche die Strahlen des Vollmonds ſchi
nen. Sie öffnete ſich, und herein ſchwebte Heinrich. — E
war bekleidet, wie zuvor im Sarge, mit einem weißen la
über die Hüften herunterwallenden Todtenkleide und das Hau
geziert mit einem Roſenkranz, ganz ſo, wie Freundesliebe i
geſchmückt hatte. Segnend ſtreckte er mir ſeine rechte Ha
entgegen und mit der mir ſo bekannten traulich-ernſten Stimm
ſprach er: „Fritz weine nicht! — ſieh' ich bin jetzt dort, w
jedes Leid verſtummt; wo ich die ewige Liebe von Angeſi
zu Angeſicht ſchauen werde, wo auch wir uns wiederſehe
wenn Du gut und brav bleibſt.“ —

Ich zitterte und bebte, aber nicht aus Furcht und Schre
ken, — ich beugte mich vielmehr mit Jubel hervor, ſtreck
ihm meine Hände entgegen und rief mit lauter Stimme: „i
will nicht mehr weinen und will ruhig ſeyn! — nur ſage mir
was Gott iſt? — Kaum hatte ich ſo gefragt, da verfinſter
ten ſich augenblicklich ſeine Züge, und aus ſeinem Munde gin
ein dumpfes grollendes Gemurmel hervor: drohend zeigte e

mit ſeinen Händen nach Oben, ſchüttelte unwillig den Kopf, und verſchwand.

Hervorgeſtreckt aus dem Bette und mit ſtierem Blicke nach der Kammerthüre ſehend, fand mich meine Mutter, die in ihrem nahen Schlafgemache mein lautes Reden vernommen hatte und zu wiſſen verlangte, was mit mir vorgegangen ſei.

Dem Lehrer Herrn E.......dt ſtarb vor 18 Jahren ſeine Frau. Ueber dieſen ſchmerzlichen Verluſt wurde er aber ſo traurig und niedergeſchlagen und ſeinem Schmerze überließ er ſich ſo ſehr, daß er ſelbſt ſeine Berufspflichten darüber vernachläßigte. — Nach einem auf dieſe Weiſe qualvoll durchlebten Jahre, erblickte er einſt, als er ſich gegen 11 Uhr Abends, ſo eben zum Schlafen niedergelegt und ſeinen Trauergedanken wieder freien Spielraum gelaſſen hatte, plötzlich in der Mitte ſeines dunklen Zimmers, einen hellen, runden und etwas bläulichen Schein, aus welchem eine ſo furchtbar laute und widerlich gellende Stimme erſcholl, daß ſein Innerſtes durch und durch erſchüttert wurde. — Nach einigen Sekunden ſchwieg die Stimme und mit ihr verſchwand auch die Lichterſcheinung.

Da nun dieſe unartikulirte, widerliche und ſonderbare Stimme mit keiner andern zu vergleichen war, ſo meint Herr E. ſei es wohl gewiß, daß ſie durch ein Weſen höherer Art entſtand, das ſich nur mit dem größten Unwillen zu ſolcher Manifeſtation hat entſchließen können.

So ſchrecklich indeß auch dieſe Erſcheinung auf Herrn E. wirkte, einen eben ſo wohlthätigen Einfluß hatte ſie auf ſeine Gemüthsſtimmung, denn von demſelben Augenblicke an war ſeine Traurigkeit verſchwunden und mit heiterm Muthe konnte er wiederum ſeine Berufspflichten erfüllen.

Dem Herrn Anton E...., der in Wisloch bei Heidelberg lebte, wurden im Jahre 1787 einmal des Nachts die Bettvorhänge aufgezogen; zugleich hörte er mit ſtarker Stimme rufen: Anton! Anton! Anton! — und nun geſchah ein heftiger Schlag oben auf dem Boden. In dem Rufe ſeines Namens erkannte er augenblicklich die Stimme ſeines in Rheinhauſen wohnenden Vaters.

Da nun dieſer Vorfall ihn ſehr beunruhigte, ſo war er entſchloſſen, früh Morgens einen Boten dahin abzufertigen, um ſich nach dem Befinden ſeines ſiebenzigjährigen Vaters zu erkundigen. Doch ehe noch der Bote ſich auf den Weg gemacht hatte, da kam ſchon ein Abgeſandter von ſeiner Mutter an, der ihm die traurige Nachricht brachte, daß der Vater geſtern Abend im Rheine ertrunken ſey.

Der alte Mann war an jenem Abende mit der Flinte und ſeinem Jagdhunde auf dem Rheindamme ſpazieren gegangen und ſtürzte, wahrſcheinlich vom Schlage getroffen, von da hinunter ins Waſſer. Sein Hund eilte aber alsbald nach Hauſe und winſelte und heulte jämmerlich. Da man hieraus natürlich befürchtete, es müſſe ein Unglück geſchehen ſeyn, ſo ging der, noch im älterlichen Hauſe wohnende Sohn, ſogleich hinaus um den Vater zu ſuchen. Er folgte dem vorangehenden Hunde, bis dieſer am Rheine an einem Orte ſtehen blieb, und hier fand er die Leiche.

Etwa 12 bis 14 Jahre ſpäter ging eines Abends oben genannter Anton E... mit ſeinem Freunde und Gevatter, dem reichen Poſtmeiſter N... in Wisloch in den Garten. Unter mancherlei Geſprächen kamen ſie auch auf das Thema von Unſterblichkeit und jenſeitigem Leben.

Herr A. E., obwohl er gleich nach dem Tode ſeines Vaters, jene merkwürdige Erfahrung gemacht hatte, zweifelte dennoch, wie alle Zweifelſüchtigen, an ſeiner Unſterblichkeit; der Poſtmeiſter dagegen glaubte an perſönliche Fortdauer. — Endlich gaben beide Männer ſich das Wort, daß der, welcher von ihnen zuerſt ſterben würde, dem andern, wenn es möglich ſei, erſcheinen und Nachricht bringen wolle.

Nach Verlauf von zwei Jahren ſtarb nun der Poſtmeiſter N... und zwei Wochen nach ſeinem Tode hatte Anton E.... folgende Erſcheinung. Er ſah des Nachts in einer Ecke ſeines dunklen Zimmers unweit der Thüre einen kleinen hellen Punkt, der ſich nach und nach immer mehr vergrößerte und ſo hell wurde, daß er faſt einem Brillantfeuer glich. Nun formirte ſich dieſe blendende Hellung allmälig zu einer menſchlichen Geſtalt und nun ſah er den Poſtmeiſter in einen grauen Ueberrock gekleidet, gerade ſo wie man ihn im Leben zu ſehen gewohnt war. „Du Kleingläubiger!“ ſagte er, mit dem Finger drohend: „ſage meiner Familie, daß ich ewig glücklich bin, und daß ſie ja nie vergeſſen ſolle, den Armen Gutes zu thun.“ Und damit verſchwand die Erſcheinung.

Der im Jahre 1803 in Heidelberg lebende Profeſſor Sch..z. erzählte in ſeinen Vorleſungen Folgendes:

Zwei Jugendfreunde, die zuſammen erzogen wurden und auch miteinander ihre Studien auf der Univerſität beendigt hatten, reiſten darauf nach Italien und lebten daſelbſt einige Jahre. — Nun aber mußte einer von ihnen wegen Familienangelegenheiten wieder nach Deutſchland zurück. Die nunmehr getrennten Freunde korreſpondirten dann noch einige Zeit miteinander und endlich unterblieb der Briefwechſel.

Als nun der Freund in Italien eines Tages an ſeinem Schreibtiſche ſaß und ſich zufällig umſah, da erblickte er hinter ſeinem Stuhle ſeinen Freund in ganz natürlicher Geſtalt. — Außer ſich vor Freude ſprang er nun auf, um den Geliebten zu umarmen. — Doch dieſer verſchwand augenblicklich. Erſterer notirte ſich nun den Monat, den Tag und die Stunde dieſer Erſcheinung, und ſchrieb ſogleich mehrere Briefe, um ſich nach dem Befinden des Freundes zu erkundigen, deſſen Aufenthaltsort er nicht mit Beſtimmtheit wußte. Endlich erhielt er die Nachricht, daß ſein Freund wirklich zu jener Zeit ſeiner Erſcheinung geſtorben ſey.

Dieſe drei Fälle erzählte mir der Sohn des Herrn Anton E....., ein angeſehener und ſehr geachteter Mann.

Die fromme Gattin eines hieſigen Fabrikanten und ſehr biedern Mannes, ſtillte ihr letztgeborenes Söhnchen beinahe zwei Jahre lang, dann aber kränkelte ſie ſehr. Keine Mittel ſchlugen an, und nach ſieben Monaten erfolgte ihr Tod. — Nach dem Verluſte ſeiner Gattin hatte der Wittwer aber noch ein ganzes Jahr hindurch das Gefühl, als wäre ſie noch um ihn und in ſeiner Nähe, obgleich ſie ihm nie erſchien. Und auch das jüngſte bald dreijährige Kind, das wegen ſeines ſanften und liebevollen Weſens der beſondere Liebling der Mutter war, zeigte ſich während dieſes Trauerjahres, ſowohl im Schlafe durch angenehme Träume, wie auch wachend oft überaus fröhlich, und fragte man: was haſt Du geträumt, warum warſt Du ſo froh? — da antwortete es immer: die Mutter iſt bei mir geweſen.

Einſt während dieſem Jahre war der Wittwer über eine häusliche Angelegenheit ſehr zweifelhaft und bekümmert. In dieſer Sorge dachte er nun lebhaft: wenn doch die Mutter jetzt da wäre, ich möchte gar zu gerne wiſſen, was ſie darüber denkt und ihren Rath hören. Kurze Zeit darauf ſah ſeine Köchin die verſtorbene Frau in weißer Kleidung und mit einer Saloppe zur Hausthüre hereintreten, wo ihr dann im Vorzimmer Jemand, der ein Hausgenoſſe zu ſein ſchien, die Saloppe abnahm. Der Köchin fiel dieſe unerwartete Erſcheinung nicht im mindeſten auf, denn ſie dachte in dieſem Augenblicke gar nicht daran, daß die Frau geſtorben ſei. Nun kam die Erſcheinung auch in die Küche, um, wie es bei ihren Lebzeiten oft geſchah, von da in's Schlafzimmer zu gehen. — Bei ihrem Durchgange fragte die Köchin ſie nach alter Gewohnheit, was ihr gefällig wäre, und die Frau gab ihr eine Antwort, die ſie zwar im Gedächtniß behielt, deren Sinn ſie aber nicht verſtand. Jetzt ging die Frau ins Schlafzimmer und die Köchin ſah, wie ſie ſich daſelbſt aufs Bette legte. Erſt nun, da die Erſcheinung auch ſogleich verſchwand, fiel es der Köchin ein, daß ihre Frau ja geſtorben, und was ſie geſehen, etwas Außerordentliches geweſen ſey.

Nun erzählte die Magd ihrem Herrn, daß ſie ſeine Frau geſehen und welchen angenehmen Eindruck ihr Erſcheinen auf ſie gemacht habe. Der Herr aber fragte ſogleich: hat ſie Dir nichts geſagt? Die Köchin erzählte nun, was die Erſcheinung ihr geantwortet hatte, und der Herr begriff den Sinn ihrer Worte ſogleich, denn ſie enthielten die von ihm gewünſchte und eine ihn befriedigende Antwort auf die Frage, welche er ſo gern ſeiner Frau vorgelegt hätte.

Einige Zeit nachher ſpielte ein, zwei Jahr älterer Bruder mit dem jüngeren Lieblinge der Mutter; in dem ziemlich geräumigen Saale mit einem Brumkreiſſel. So ungeſchickt nun auch der ältere Knabe dieſen Kreiſſel warf und drehte, ſo bewunderungswürdig ſchnell und lang lief derſelbe doch im Saale herum, der Jüngere hingegen legte ſich auf die Diele, lachte und freute ſich ungemein und verſicherte, die Mamma ſchnelle und drehe den Kreiſel. Der Vater, welcher dieſem Spiele der Kinder zuſah, und dem, bei der Ungeſchicklichkeit des Knaben, der nie mißlungene und ſchnelle Lauf des Kreiſſels auffallend und unerklärbar war, ſtellte ſich nun, als wolle er ihn mit der Hand greifen; um ſo den jüngſten Knaben dazu zu veranlaſſen. Da dieſer aber nicht darnach greifen wollte, ſo bückte ſich der Vater nun ſelbſt, um ihn im Laufe aufzufangen, doch nun war auf einmal der Kreiſſel verſchwunden und das ſorgfältigſte und mehrtägige Suchen im Saale und den benachbarten Zimmern war vergebens, der Kreiſſel war nicht wieder aufzufinden.

Nachdem nun der kleine Liebling während dem Trauerjahre ſich gar oft ſchlafend und wachend an der Gegenwart und dem Anblicke ſeiner Mutter erfreut hatte, ſo träumte ihm nochmals am Ende deſſelben ſo lebhaft von der Mutter, daß er im Schlafe von einer lauten Fröhlichkeit in ein bitterliches Weinen überging, während welchem er erwachte. Auf die Frage ſeines Vaters: was träumteſt Du, warum weinſt Du? gab er die Antwort: „die Mamma iſt bei mir geweſen und hat mir geſagt: ich komme jetzt nicht mehr, ich fliege auf zu Gott.“ — Seitdem hat das Kind nie wieder von der Nähe der Mutter geſprochen und keine ſo aufregende Träume gehabt, und auch dem Vater war gleichzeitig das Gefühl von der Nähe ſeiner Frau verſchwunden.

Der Mann, der im vorigen Jahre dieſe Erfahrungen machte, hatte den Vorſatz, ſie zu verſchweigen, um nicht, wie gewöhnlich geſchieht, ausgelacht zu werden. Da aber zufällig ſein Beichtvater, ein ſehr würdiger Mann, über geiſtige Rückwirkungen mit ihm ſprach: ſo fühlte er ſich angeregt, dieſem auch ſeine Erfahrungen mitzutheilen. Aus der Erzählung dieſes Geiſtlichen habe ich dieſes niedergeſchrieben, obwohl er mir den Namen des Mannes verſchwieg.

Im Plutarch, nach Kaltwaſſers Ueberſetzung wird erzählt, daß der Sparter König Pauſanias zu Byzantium, eine Jungfrau von vornehmer Familie, namens Kleonika, in ſchändlicher Abſicht habe zu ſich rufen laſſen, welche ihm endlich von ihren Eltern aus Furcht und Zwang Preis gegeben werden mußte.

Die Jungfrau bat diejenigen, welche vor dem Schlafzimmer ſtanden, das Licht wegzunehmen, ging dann im Finſtern ſtille nach dem Bette zu, da Pauſanias ſchon eingeſchlafen war, ſtieß aber aus Verſehen an und warf einen Leuchter um. Bei dieſem Geräuſch fuhr Pauſanias erſchrocken auf, zuckte, weil er ſich von einem Feinde überfallen glaubte, den neben ihm liegenden Dolch und ſtieß die Jungfrau nieder, welche an der empfangenen Wunde ſtarb. Nach ihrem Tode ließ ſie dem Pauſanias keine Ruhe mehr, ſondern erſchien ihm des Nachts im Schlafe als Geſpenſt und ſagte mit drohender Geberde dieſen Vers her:

„Komm vor Gericht! Wolluſt bringt Männern Verderben und Unglück!“

Er machte ſich darauf aus Byzantium fort und weil er von dem Geſpenſte noch immer beunruhigt wurde, nahm er ſeine Zuflucht zu dem Todtenorakel in Herakleia, ließ die Seele der Kleonika hervorrufen und ſuchte ihren Zorn zu beſänftigen. Sie erſchien ihm endlich und ſagte: er werde bald nach ſeiner Ankunft in Sparta von dieſer Plage befreit werden, wodurch ſie vermuthlich ſein bevorſtehendes Ende andeuten wollte.

Melanchtons Zeugniß über Dr. Fauſt.

Das wahrhafteſte Zeugniß über Dr. Fauſt ſcheint Melanchthon in ſeinen Tiſchreden zu geben. Er ſagt in ihnen: daß er ihn ſelbſt gekannt, und daß er von einer kleinen Stadt nahe an ſeinem Vaterland von Knittling (oder jetzt Knittlingen in Würtemberg) geweſen. Dieſes Knittlingen iſt nur eine Stunde von Bretten, dem Geburtsorte Melanchtons.

Auch ſagt er, Fauſt ſeye in einem Dorfe des Herzogthum Würtembergs vom Teufel geholt werden. Seine Worte ſind folgende:

Ich habe einen gekannt, mit Namen Fauſt von Knittling, einer kleinen Stadt in der Nähe meiner Vaterſtadt. Er hatte auf der Schule zu Crakau die Magie gelernt; ſchweifte überall herum und lernte viele Geheimniſſe. Er wollte ſich zu Venedig ſehen laſſen und ſagte, er werde gen Himmel fliegen. Der Teufel aber zog ihn herab und gab ihm einen ſolchen Stoß, daß er auf die Erde ſtürzte und faſt geſtorben wäre; doch ſtarb er nicht. Vor wenigen Jahren ſaß derſelbe Johannes Fauſt Abends gar traurig in einem Dorfe Würtembergs. Der Wirth fragte ihn, warum er gegen ſeine ſonſtige Art und Weiſe ſo traurig ſey? Denn er war ſonſt ein arger Wüſtling von dem ſchlechteſten Lebenswandel, ſo daß ihm einigemal ſeine Lüſte faſt das Leben koſteten. Er ſagte dem Wirthe in jenem Dorfe: Laß dich heute Nacht nicht erſchrecken. Um Mitternacht nun bekam das Haus einen Stoß. — Als morgens Fauſt nicht aufſtand und es faſt ſchon Mittag war, ging der Wirth in ſein Zimmer, und fand ihn neben dem Bette auf dem Geſichte liegen, und ſo hatte ihn der Teufel getödtet. Er hatte ſo lang er lebte, immer einen Hund bei ſich, welcher ein Teufel war. Dieß Melanchton.

Univ. Bibl. München

Ueber Luthers Anſicht von Befragung der Todten.

(S. 376 des Magikons.)

Luther hat Recht, wenn er die Todten-Befragung aus Neugierde verwirft, aber er hat Unrecht, 1) wenn ein von Gott verlaſſener König von ſeinem verſtorbenen frommen Lehrer, Prieſter und Propheten ſein und ſeines Volkes Schickſal erkundigen will; 2) wenn er glaubt, es ſey nicht der rechte Samuel geweſen, da doch die Schrift keinen Zweifel darüber äußert, — da das Weib ſagt: „ein Gott ſey aus der Erde erſtiegen,“ was noch kein Menſch von einem Spuckgeiſt geſagt hat, — da das Weib ſogleich vom Geiſt erfuhr, daß der Fragende, obgleich verkleidet, der König Saul ſelbſt ſey, und da Alles ſogleich pünktlich in Erfüllung ging, was der Geiſt Samuels verkündete.

Swedenborg war, ungeachtet man ihm an der Reinheit ſeiner Lehre Manches tadelt, gewiß ein frommer gottesfürchtiger Mann und doch nahm er keinen Anſtand, die Gabe, die er hatte, mit Verſtorbenen zu reden, ſo oft zu gebrauchen, als er wichtiger Zwecke willen darum gebeten wurde. Die Thatſachen ſind ſelbſt von unſerm Kant, der ungern etwas gelten ließ, was er nicht erklären konnte, aufs beſte verbürgt.

Die Seherin von Prevorſt hatte gleichfalls die Gabe, mit Verſtorbenen zu reden. Sie citirte die Todten nicht, ſie kamen von ſelbſt zu ihr. Was ſollte ſie hindern, die Geſtändniſſe der Geiſter von ihren im Leben begangenen Miſſethaten anzuhören, ſich mit ihnen zu beſprechen, für ſie zu beten und ſie auf den Erlöſer hinzuweiſen? Und wie ſchön war der Erfolg, wenn die Geiſter die Gebete wie ein Labſal in ſich einſaugten, wenn ihre dunkle Geſtalt in ein lichtes, weißes

Bild ſich umwandelte und ſie zuletzt, zubereitet für ein höhere Stufe, die Seherin mit dem innigſten Danke fü die Belehrung verließen! Wer möchte hier Aberglauben wittern! Die warme chriſtliche Liebe richtet anders, als da kalte moſaiſche Geſetz. Die Liebe hat auch für ſolche Geiſter, welche durchs Gebet Hülfe ſuchen, ein weites mitleidiges Herz, was das moſaiſche Geſetz nicht kennt und nicht kennen konnte. Der gekommene Meſſias iſt ein Anderer, als den die Juden erwarteten und daher auch nicht annahmen, und ſo iſt auch ſein Reich, das ſich nicht nur auf die ganze Erde, ſondern auf Himmel und Hölle ausdehnt, ein ganz Anderes, als was das moſaiſche Geſetz geſtiftet hat und ſtiften konnte.

Noch weniger findet der Vorwurf der Todtenbefragung Anwendung bei Beſeſſenen. Die Dämonen werden nicht aus den Gräbern hervorgerufen; ſie dringen von ſelbſt in die Körper der Lebenden ein und wohnen dadurch unter uns und mit uns. Was ſoll uns denn hindern, ihre Empfänglichkeit fürs Gute zu prüfen, durch Ermahnung, Warnung und Gebet auf ſie zu wirken, und wenn dieſes nichts hilft, ſie durch die Kraft des Namens Jeſu auszutreiben? Haben denn nicht die Dämonen mit Chriſto geſprochen und Er mit ihnen, Matth. 8, 31 und 32? Wenn Chriſtus ſich nicht mit ihnen in Unterredung einließ, ſo iſt dieß ſehr natürlich, weil ſie Ihm nichts ſagen konnten, was Er nicht ſchon vorher wußte. Bei Menſchen iſt dieß anders; dieſe können, wenn ſie feſt im Worte ſtehen, aus Allem Belehrung ſchöpfen. Man kann in der That die ängſtliche Engherzigkeit unſerer Orthodoxen einerſeits und den großſprecheriſchen Heroismus unſerer Rationaliſten andererſeits bei ſolchen Erſcheinungen nicht genug bemitleiden. Beiden rathe ich übrigens, ſich davon entfernt zu halten; denn die Erſtern könnten vor Entſetzen krank werden und in die andern könnten die Demonen ſelbſt Luſt bekommen, einzufahren.

E.

Ueber den Vampyrismus.

Anſicht von *Görres* und geſammelte Data in deſſen chriſtlicher Myſtik, 3r Bd., 1840, S. 274 ff.

(Siehe im 3. Hefte des Magikons *Webers* Aufſatz über die Braut von Korinth.)

Der Verf. der Bemerkungen zu Webers Aufſatz hatte in Görres chriſtl. Myſtik Näheres über den Vampyrismus vermuthet, konnte aber das Buch nicht gleich bekommen. Hier die nöthigen Stellen daraus, die, was das Thatſächliche betrifft, die Richtigkeit der Vermuthung, daß man dem Zauber durch Verbrennen ein Ende zu machen ſucht, ſowie die gründlichen Studien Göthe's zu ſeinem Gedicht, zeigen. Görres hält übrigens den Vampyrismus für *ſlaviſch*.

Gegenſeitige Bezüge der Menſchen zu einander. Unter dieſer Rubrik handelt G. von außerordentlichen magiſchen Wechſelwirkungen, die, dem Verhältniß zu den Naturreichen analog, durch alle Regionen gehen; in der unterſten *vegetabiliſchen* beginnend, tritt dann der Bezug, nach Erlöſchen aller höheren Lebenskräfte im Tode, am entſchiedenſten hervor und dieſe Wechſelwirkung zeigt ſich dann am auffallendſten. In die *thieriſche* Lebensregion ſich ausbreitend, ſind es Bezüge, die mit der Umſeſſenheit beginnen, zuletzt im Beſitzen und Beſeſſenſeyn auf dem natürlichen Wege zur Zeugung führen. Auf der *magiſchen* Linie werden dann in dieſem ſelben Gebiete jene gegenſeitigen Befruchtungen zum Leben oder zum Tod ſich finden, in denen eine Perſönlichkeit auf die andre, durch Mittheilung der einwohnenden Lebenskräfte in die Ferne wirkſam, heilenden oder verderblichen Einfluß übt: eine Wirkung, die entweder als Anlage in die tieferen Regionen gelegt, ſchon in der bloßen Anweſenheit des Begabten oder Heimgeſuchten, durch die von ihm ausgehenden Einflüſſe ins wache Leben eingreift; der wie bei den magnetiſch-ſomnambuliſtiſchen Erſcheinungen vorſätzlich geübt und an gewiſſe Manipulationen geknüpft, in die tiefer liegenden Lebensgebiete eingreift und im Heil- oder Todesſchlaf ſich den Zugang bahnt. — Zuerſt nun betrachtet G. nach dieſer Scala als den magiſchen Bezug der unterſten Vitalkräfte im Todtenreich, den Vampyrismus. Seit 1718, wo durch den paſſarowitzer Frieden ein Theil Serviens und der Wallachei an Oeſterreich kam, ließen von den Befehlshabern der im Lande cantonirten Truppen Berichte an die Regierung ein, wie es dort allgemeiner Volksglaube ſey: verſtorbene, im Grabe noch fortlebende Perſonen, gingen unter gewiſſen Umſtänden aus dem Grabe hervor, um den Lebendigen das Blut auszuſaugen und ſich ſelbſt dadurch unter der Erde im Wachsthum und gutem Wohlſeyn zu erhalten. Ein von Blut unterlaufenes Mal, meiſt am Halſe, war das Zeichen eines ſolchen nächtlichen Beſuchs und ein Druck, wie des Erwürgens oder Erdrückens die fühlbare Plage des Erſcheinenden. Bei Oeffnung der Gräber fand man die Leichen unverſehrt, Haare und Bart gewachſen, neue Haut unter der alten und Fülle friſchen Blutes in den Augen, im Munde und in der Naſe. Ein Pfahl wurde durch die Bruſt oder ein Nagel durch die Schläfe getrieben und die Leiche dann enthauptet oder verbrannt. Aus einem ſolchen nach Wien geſandten Bericht nahm Ranf, „vom Kauen und Schmatzen der Todten in den Gräbern, Lpz. 1728“ das dahin Paſſende auf; andere gerichtliche Fälle ſtehen bei Calmet, gelehrter Verhandlung 2r Thl. von den ſogenannten Vampyren, Augsb. 1751, pag. 39 und 150 der Glaube iſt, daß Alle, die von Vampyren umgebracht werden, wieder zu Vampyren werden, daß die Vampyre, auch Vieh angreifen und die das

Fleiſch von ſolchem Vieh eſſen, auch Vampyre werden. Eine Perſon, die im Leben mager geweſen, fand man wohlgenährt. Nicht auf Servien beſchränkte ſich das Vorkommen des Vampyrismus; anderwärts und ſchon früher ging vielfältiges Geſchrei darüber aus. Die Zeitungen meldeten unterm Jahr 1693 und 94 (Mercurius, pag. 18), wie ſich in Polen und beſonders in polniſch Rußland nicht ſelten Vampyre ſehen ließen, die bei hellem Tage Menſchen und Vieh das Blut ausſaugten, das, den Begrabenen zu Mund, Naſe und Ohren auslaufe, ſo daß ſie oft im Blute ſchwämmen. Einige, um ſich vor ihnen zu ſchützen, mengten von ihrem Blut unter das Brodmehl, und die von ſolchem Brod aßen, blieben ſicher vor ihnen. Dieß erinnert an Karls d. Gr. Capitularien pro partibus Saxoniae 1—6: „wer vom Teufel betrogen nach der Heiden Art glaubt: ein Mann oder Weib freſſe Menſchen und nun eine ſolche Perſon verbrennt und ihr Fleiſch zum Eſſen gibt oder ſelbſt ißt, ſoll des Todes ſterben.“ Wie in Polen, ſo war es auch gemeiner Ruf in Mähren: daß es ſeit einiger Zeit oft geſchehe, daß Verſtorbene ſich wieder ihren Bekannten zeigten, und mit ihnen, ohne zu reden, zu Tiſche ſäßen; wo dann der, dem ſie mit dem Haupte winkten, unfehlbar nach einigen Tagen ſterbe. Die Magia posthuma des C. C. v. Scherz über die mähriſchen Vampyre, 1706 gedruckt, berichtet über ſie manches Auffallende, u. a. von einer verſtorbenen Frau, die zuweilen auch als Hund erſchienen und Hals und Magen unter vielen Schmerzen zuſammendrückend, die Leute erſtickt, dann auch das Vieh geplagt und Kühe und Roſſe geängſtigt, die Schweife zuſammengebunden ꝛc. In den ſchleſiſchen und mähriſchen Gebirgen zeigt ſich (nach demſelb. v. Scherz) dergleichen gar oft, früherhin kam die Plage noch öfter, bei Tag und Nacht und die Mobilien der Verſtorbenen rückten und bewegten ſich dabei; Abſchlagen des Kopfs und Verbrennen der Leichen ſey das einzige bekannte Mittel, doch ließen ſich dieſe Plagegeiſter bisweilen noch 4 Tage nach dem Verbrennen ſehen. Verdächtige Perſonen laſſe man daher manchmal 6—7 Wochen unbeerdigt liegen und wenn ſie nicht verweſen wollten, verbrenne man ſie. — Auch dem Bannat ſind ſolche Fälle von Vampyren nicht fremd geblieben. Ein Bericht bei Calmet (aus dem Mercurius von d. J. 1693 und 94, pag. 56) erzählt: die Meiſten, welche dort an ihnen erkrankten, glaubten, ſie ſähen ein weißes Geſpenſt, das ihnen aller Orten nachgehe, worauf ſie die Eßluſt verlören, abmagerten und ohne Fieberbewegung in 8—14 Tagen dahinſchwänden; das landesübliche Heilmittel ſey: einen Knaben auf einem ungeſattelten, ganz ſchwarzen Hengſt, der noch keine Stute beſprungen, über die Gräber des Gottesackers reiten zu laſſen, und das Grab, über das er alles Antreibens ungeachtet, nicht hinüber will, zu öffnen, wo man dann den Vampyr, fett und wie ſanft ſchlafend, finde. Dieſe Probe iſt acht ſerbiſch volksmäßig und wahrſcheinlich uralt heidniſch; eben ſo ſagenhaft die Erzählung von dem Ungar, der den Vampyr dadurch vertrieben, daß er ihm das bei ſeiner Ausfahrt auf dem Grabe zurückgelaſſene Leichentuch genommen und mit ihm auf den Kirchthurm geeilt, dann aber, da der Rückkehrende, um es wieder zu erlangen, zu ihm hinaufgeſtiegen, ihn kopfunter die Leiter hinabgeſtürzt. Göthe behandelte dieſen Spuk vom Todtenhemd und ſchreibt ihn dem Kirchhof in Laage (der Abtei?) zu; auch findet man ihn als böhmiſch-rabbiniſche Legende zur Ermittelung der Urſache einer Epidemie erzählt in Lange's Städteanſichten, bei der Geſch. v. Prag). Eben ſo legendenhaft ausgemalt iſt die Geſchichte von dem Vampyr Grando in der Mark Kring in Krain, den man lange nach dem Tode im Grabe ganz roth gefunden und deſſen Geſicht dabei ordentliche Bewegungen gemacht, als wenn er gelacht; ja den Mund eröffnet, als ob er friſche Luft ſchöpfen wollen. Als man ihm darauf mit lautem Zuruf ein Crucifix vor das Angeſicht gehalten, ſeyen ihm alsbald die Thränen aus den Augen gedrungen; und als man ihm zuletzt, nach einem Gebet für ſeine arme Seele, den Kopf abgehackt, habe der Todte ein Geſchrei gethan und ſich gewendet und faſt gewunden, nicht anders als ob er lebendig wäre, auch das Grab ganz vollgeblutet (Zauberbibl., 1 Bd., S. 271).

Als Grundthatſache, an die alle dieſe Erſcheinungen ſich knüpfen, hat die Erfahrung ſich herausgeſtellt: daß im Vampyrismus die begrabene Leiche lange nach dem Tode unverweslich bleibt. Der Tod, d. i. die Scheidung der Seele von dem Leibe, iſt in dieſem Zuſtande unzweifelhaft; allein die Verweſung tritt nicht ein, viel mehr nährt ſich der Körper. Nicht das Erdreich bringt dieſe Wirkung hervor, denn benachbarte Leichen verweſen; auch iſt es keine mumienartige Erdörrung, ſondern eine poſitive Thätigkeit. Nerven und Muskeln ſind mit dem ganzen übrigen organiſchen Apparate zurückgeblieben und haben im vorliegenden Fall die ihnen einwohnenden niedern, phyſiſch-plaſtiſchen Lebenskräfte noch theilweiſe zurückbehalten und die nun und es, die hier die wunderſam befremdliche Erſcheinung bewirken. Das Blut und die Gefäße ſind nicht ferner mehr beſeelt im geiſtigen und bekräftigt im animaliſchen Leben, ſie ſind aber belebt im Vegetabiliſchen und vielleicht noch eine Stufe darüber, in dem des Zoophyten, und wirken in ihnen bewußtlos in der gebundenen Wirkungsweiſe dieſer Organismen. Sie nun im Blute treibend ſchüzen es vor dem Gerinnen, und während ſie es alſo beweglich halten, bewahren ſie ihm auch die Reizkraft, daß es fortdauernd die Gefäße zur Rückwirkung erregt; aber nicht ferner mehr als ein warmes Lebensblut, ſondern als kalter Pflanzenſaft, der langſam durch die Venen aufwärts zum Herzen hinaufſteigt und eben ſo langſam durch die Lungen wieder zu ihm niederſinkt; und dann durch die Arterien, die aber ganz nach Art der Venen wirken, gleich den zur Wurzel niedergehenden Saftröhren in den Pflanzen, zu den Haargefäßen zurückkehrend, zudem durch die Einſaugung der Feuchtigkeit aus der Grabesluft ſich ſtets an Maſſe verſtärkend, Abſonderungen macht und organiſche Gebilde der unterſten Art geſtaltet. Dieſe Wangenröthe der Vampyre iſt alſo die Todtenblume, die das in ſeinen niedrigſten Verrichtungen noch nicht erloſchene

Leben unter der deckenden Erde treibt, und ihre Wohlbeleibtheit vergleichbar der, welche Pflanzen zeigen, die zufällig in der Tiefe der Bergwerke aufgegangen und nun bleich aber breit, dick und maſtig, vor ihren Brüdern gleicher Gattung, die im Lichte leben, kaum mehr kenntlich ſind. Die Menge des vermehrten Bluts erklärt ſich leicht durch analoge Beiſpiele von Lebenden. Auch angebliches Athmen, Herzſchlag, Verziehen des Mundes könnte durch Zugang der äußern Luft und Zudrang des Bluts erklärt werden; nicht minder könnte ein beobachteter irrlichtartiger Schein überm Grabe ein Deuter und Zeichen des unten vorgehenden Proceſſes geweſen ſeyn.

Das iſt nun der Stamm, an den eine andre Folge von Erſcheinungen ſich anlegt. Der Vampyr im Grabe übt eine Wirkung des Hinſchwindens auf die Lebenden aus, die ohne Fieberbewegung ſchnell dahin ſterben und wieder zu Vampyren werden. Die Sucht, die ſie hinrafft, iſt aus dem entgegengeſetzten Zuſtande hervorgegangen, in dem ſie nach dem Tode als Vampyre ſich befinden. Iſt dann alſo der Tod eingetreten, ſo folgt ſofort in der Rückwirkung der überirdiſchen Ebbe die unterirdiſche Fluth, dadurch, daß das pflanzenhafte Leben, in ſeinem früheren Rücktritt nicht getödtet, vielmehr von den höheren Kräften gekräftigt, jetzt im Vorſchreiten in die Haargefäße wiederkehrend, in ihnen verſtärkte Wirkſamkeit äußert. Der Vampyr, mit dem Vampyriſirten im Rapport, ruft in ihm den entgegengeſetzten Zuſtand von dem ſeinigen hervor, wie der Magnet ſich zunächſt im Eiſen den entgegengeſetzten Pol erweckt. Die Wirkung beider iſt aber eine Wirkung in die Ferne, und das Gefühl, das ſie begleitet, zeugt für die Natur des Gegenſatzes, in den ſie ſich begibt. Der blutreiche Vampyr bringt nämlich die Empfindung der Blutentleerung durch Saugen hervor und wird ſohin, wie ſein türkiſcher Name ausdrückt, ein Blutſauger, wie auch der magnetiſche Pol, das Eiſen an der ihm zugekehrten Seite des ihm Gleichartigen wird. Das Ungleichartige, was der Vampyr ſaugt, kann nichts anderes als der Nervengeiſt ſein, deſſen die in ihm überfließend und ſtrahlend gewordene vegetale Lebenskraft bedarf, wie die überirdiſche Pflanze nach dem Lichte hungert. So wird alſo dem Gefühle des Angeſogenwerdens noch ein anderes mehr nervöſer Art zur Seite gehen; und wie dem Extravaſat im Vampyr der blaue Fleck an der geſogenen Stelle, als dem Orte der Einimpfung entſpricht, ſo wird der vegetativ gewordenen Nervenſtimmung im einen eine krampfhaft geſteigerte im andern gegenüberſtehen. Darum iſt das Gefühl des Saugens zugleich auch mit allen Gefühlen begleitet, die das Alpdrücken zu bezeichnen pflegen: ein weißes Geſpenſt, ein ſchweigender Schatten, oder irgend eine Thiergeſtalt, die nicht von dem Erkrankenden laſſen will, würgt ihn unter vielen Schmerzen, ihm Hals und Magen zuſammendrückend; und alſo zunächſt gegen die ſolariſchen Ganglien und den umſchweifenden Nerven, die überhaupt alle magiſchen Einflüſſe vermitteln, dieſe ſeine verderbliche Wirkung richtend. Das zeigt ſich auch an den Thieren, die in den Kreis dieſes zerſtörenden Rapports gerathen. Bei den Kühen hat der Vampyr durch die zuleitenden Nerven auf die Wirbelſäule und ihre Fortſetzung ſich geworfen; Schweife haben unter einander ſich verkrampft, der Blutſauger hat ſie unter vielen Schmerzen zuſammengebunden zu einer Art von Rattenkönig. Beim Roſſe, ganz Muskelſyſtem, viel zum Ziehen und Tragen beſtimmt, darum auch in ſeiner ganzen ſeltſamen Natur Nervenzufällen ſo leicht ausgeſetzt, hat er gleichfalls von den Ganglien aus auf den Rücken und die Bewegungsſyſteme ſich geworfen; er hat das Roß als Mähr geritten, daß es außer Athem ſchäumend und mit Schweiß überronnen am Morgen ſteht. So iſt es alſo eine nervöſe Wirkung in die Ferne, die das Band zwiſchen dem Vampyre unter der Erde, die er durchwirkt, und den von ihm Heimgeſuchten über der Erde knüpft; denn auch wenn die Todtenblume in der unterirdiſchen Nacht erblüht, rührt ſich fern am Lichte des Tages der Tod, den das Leben in ſich faßt. Wie aber dies Leben, durch ein von ihm ausgehendes Vital-Miasma ein anderes befruchtend, in ihm ſich ſelbſt in einem dritten reproducirt, ſo wird auch dieſer Tod, der in der Krankheit in ein Lebendiges eingetreten, durch das Leben, das er an ſich geriſſen und gebunden hält, ein Todesmiasma bereiten, das, wieder andere Lebendige befruchtend, ihnen denſelben Tod einzeugt, aus dem es hervorgegangen. Das wird denn nun auch im vorliegenden Fall ſich alſo verhalten müſſen. Der Vampyr, weil noch nicht ganz der Verweſung verfallen, bildet in den ihm gebliebenen cadaveröſen, giftig geſteigerten Lebenskräften einen Anſteckungsſtoff. — Das Arom, worin dieſe Asphodelblume des Hades duftet, der dann, die Erde durchwirkend vorzüglich die Blutsverwandten, ihm harmoniſch Geſtimmten ſucht und, ihre Nervenaura berührend, dieſe in denſelben Zuſtand bringt, der ihn hervorgetrieben. Denn, wie ſchon das Metall unten in der Tiefe eine Sehnſucht hat, an den Tag hinauszutreten und das Waſſer einen Trieb im Lichte ſich zu ergeben, und wie beide nun den, der ſie verſteht, anſaugen unter ganz ähnlichen Gefühlen, wie die geſchilderten: ſo hat, was einmal im Leben geweſen und noch einen Reſt unerloſchner Lebenskraft in ſich bewahrt, eine ſo größere Sehnſucht, wieder ins verlaſſene Lebensreich zurückzukehren; und ſo ſucht es mit ihm in alle Wege neue Bezüge anzuknüpfen, um an ihnen ſich wieder hinaufzuhelfen. Und iſt es ihm damit gelungen, dann tritt es zu den Lebendigen in ein ähnliches Verhältniß wie das, in dem die Magnetiſirte zum Magnetiſirenden ſteht. Es nimmt wahrhaftes Leben von denen, deren es ſich bemeiſtert, es in ſich zu einem falſchen umgeſtaltend, und gibt dafür den Tod; ſo das Leben beſtehlend, ohne ſich ſelber zu bereichern. Die Vampyriſirten ſind alſo von den Todten wahrhaft organiſch Beſeſſene; und das Volk hat in ſeinem Inſtinkte auch dießmal richtiger geſehen, als die Gelehrten in ihrem durchgängig verneinenden Verſtande. Es hat überdem im Verbrennen der Leiche das einzige wirkſame Heilmittel gegen dieſe Seuche ausgefunden, die, wie es ſcheint, epidemiſch von Zeit zu Zeit wiederkehrend, mit dem Weichſelzopf vorzüglich an den Stamm der Slaven ſich knüpft; wie die Peſt an den der Türken, weil ſie in allen ſeither bekannt gewordenen Fällen nur in ihm hervorgetreten. (Zu den Griechen, die die Vampyre Brucolaken nennen, haben wahrſcheinlich die einwandernden Slavenſtämme den Vampyrismus verpflanzt. Tournefort war im J. 1701 Zeuge eines ſolchen Brucolakenlärms auf der Inſel Mikon.) Als Anlage wird übrigens der Cretinism, in dem der Menſch ein Zoophytenleben lebt, eine dieſer krankhaften Erſcheinungen gewiſſermaßen verwandte bilden.“

Soweit Görres, der dann zum „Guten und Böſen Auge“ und zum thieriſchen Magnetismus übergeht. Seine Anſicht bleibt immer intereſſant, obgleich er uns eigentlich noch die Aufklärung ſchuldig bleibt, warum gerade die Slaven ſolche blutſaugeriſche Naturen ſind und nicht andere Völker?

Das wilde Heer alt und neu; von G. v. M.

Es iſt in dieſen Blättern oben und mehr noch in den Blättern aus Prevorſt der merkwürdigen Erſcheinung gedacht worden, die im nördlichen Europa häufig und in Deutſchland zu allen Zeiten beachtet wurde — des wilden oder wüthenden Heers nämlich.

Nach Grimm's und Görres Anſichten waren dieſe bis jetzt unerklärten Natur- oder Geiſterſtimmen ſchon im grauen Alterthum Gegenſtand religiöſer Verehrung. Da das Getöſe ſich am häufigſten zur Zeit der Winterſonnenwende hören läßt, ſo erwartete der blinde Heide da den Heldengott zu Pferde, mit einem großen Troß von Reitern und Hunden, nach Kriegsart oder jagend, durch die Lüfte fahrend mit wildem Halloh und den getreuen Eckart als warnenden Greis voran. Der Hackelberg, eigentlich Hackelbernd, der Rodenſteiner und Schnellarts (dieſes Wort ſoll einen Geiſt bedeuten) und viele andere Localbenennungen ſind, nach Annahme der neueren nordiſchen Mythologen, alle die nämliche Erſcheinung des wilden Jägers mit ſeinem Heer. Nun könnte es zwar als möglich gedacht werden, daß da und dort auch beſondere, im Leben wüſte und wilde Perſonen als Jäger oder Gutsherren ſpucken und einen ähnlichen Lärm von ſich geben; es iſt ſogar wahrſcheinlich, daß dem aller Orten ſo iſt, wie ja auf dem Meere auch der fliegende Holländer eine generaliſirte Erſcheinung von wilden, wüſten Capitains und Matroſen ſeyn kann, die da oder dort mit ihrem Schiffe untergingen. Man hat auf dem Lande noch andere Begebniſſe der Art aus mittelalterlichen Erzählungen. Eine Sage von Attila, iſt von dem berühmten Maler Kaulbach als „die Hunnenſchlacht“ verewigt, welche in den Lüften überm Schlachtfeld bei Rom mehrere Tage fortſpielt. Von einem feurigen Kriegsheer erzählt eine Legende der Abtei Kimburg an der Hardt, eine Erſcheinung, welche die dortigen Mönche auf eine Meuterei gegen den rechtmäßigen Landesherrn deuteten, und die durch Beſprechung und Seelmeſſen gehoben worden ſeyn ſoll.

Jene uralte Erſcheinung ums Julfeſt herum könnte eine Naturerſcheinung ſeyn, die ſich beſonders im Norden kundgäbe, und es iſt auf Mancherlei in dieſer Hinſicht gerathen worden. Am wenigſten denkbar iſt die Vermuthung von Vögelzügen, wie Kraniche, Wildgänſe, Eulen ꝛc. Die Stimmen dieſer Thiere haben etwas Einförmiges und zu Bekanntes; aufgeklärte Jagdliebhaber verſichern, daß die ſonderbaren Töne etwas ſo überwältigend Grauenhaftes haben, daß man unwillkührlich davor niederducken müſſe, wenn ſie über einem wegziehen. Dieß verſicherte dem Erzähler namentlich ein Mann, der von zu aufgeklärter Denkungsart iſt, als daß er ſich Jagdſpuck von irgend einer Erfindung aufbürden ließe. Es war unter ſeinen Jagdgenoſſen öfter von der Erſcheinung des wilden Heers die Rede, und er wünſchte dieſen Spuck doch auch einmal wahrzunehmen. Es geſchah, ohne daß er darum klüger wurde. Das ſeltſame Geräuſch zog ſo dicht über den Jägern hin, daß auch der ſehr beherzte Zweifler niederduckte, als reiße es ihm Kopf und Glieder weg. Früher immer lächelnd bei ſolchen Erzählungen, bekräftigt er nun die erlebte Wahrnehmung, ohne das Mindeſte zu einer Erklärung beibringen können; mit Vögelſtimmen und Flügelgeſchwirren, wie von tiefſtreichendem Vogelwild, habe es doch keine Aehnlichkeit, ſondern der Lärm ſey verworren und ſtärker, überhaupt unerklärlich.

Man hat die Vermuthung aufgeſtellt, daß es eine telluriſche Erſcheinung ſey, die beſonders durch die Winterſonnenwende oder in ihrer Zeit bedingt ſey. Erdblähungen haben es Einige genannt, Andere Luftzüge von electriſcher oder ähnlicher Natur erklären wollen. Dem ſey wie ihm wolle, ſchon im tiefſten Alterthum wurden wie geſagt, dieſe beſonders im

Winter gehäuften Erſcheinungen beobachtet und als etwas Grauenhaftes auf Gottheiten bezogen. Nicht unmöglich wäre es, daß die ſogenannte Silva Ottonis, der Odenwald, (gegen die Behauptung Grimms, der ſo tief ſüdlich Odin nicht finden will), doch von dem Gott Odin oder Woden den Namen hätte, der ja hier vornehmlich zwiſchen Rodenſtein und Schnellerts (Snellars) arg ſein Weſen trieb und zwar Winters und Sommers, wie denn auch im verfloſſenen Jahr (1842) die Leute vor Grauen von der Erndte wegliefen, als eines Tages das Getöſe ertönte.

Ein kleiner Beitrag zu vielen ſolcher Winter-Wunder in neueſten Tagen iſt Folgendes. Ein Mädchen von Neuenhain am Taunus trug an einem Winterabend Krüge mit Kronberger Sauerwaſſer nach Höchſt, und ging, wie öfters, allein hin und zurück. Auf dem Rückweg, es war ſchon ſpät und ziemlich dunkel, überfiel ſie in der Einſamkeit des weiten geſtreckten Wegs bergan ein Grauen, und ſie ſehnte ſich nach Menſchen. Es dauerte nicht lange, ſo hörte ſie auch (es war in der Richtung von Hofheim gegen Sulzbach, das ihr ſchon zur Rechten dalag) ein Geräuſch wie von kommenden Wagen mit lärmenden Gäſten und Hunden und ſie freute ſich, daß ihre Straße ſich doch ein wenig belebe. Aber der Lärm wurde, je näher, immer wilder und unheimlicher, und als er dicht über ihrem Kopf die Landſtraße kreuzte, zog es ihr alle Haare zu Berge — ein Teufelsſpuck. Ihr Grauen war unſäglich und gern hätte ſie wieder die Stille der einſamen Chauſſee, wo ſie öfter ſtill hielt, das verhallende Geräuſch zu beobachten. Indem ſie ſo that, kam eine Frau ihr nach, die etwas ſpäter von Höchſt aufgebrochen war, und vor ihnen kam deren Mann von Soden ihr entgegen. Die Frau erzählte nun beiden denſelben Schreck, den ſie unten an derſelben Stelle gehabt, mit denſelben Symptomen wie von einer wüſten Compagnie, die quer gegen den Hauptweg heranziehe, dann aber plötzlich über ihrem Kopf daherſauſe und vorüberdröhne.

Zur Thierſeelenkunde.

1.

Das Gericht der Störche.

Einer der angeſehenſten franzöſiſchen Marineoffiziere, der vor einigen Jahren im Archipel eine Korvette kommandirte, erzählt im Semaphore folgenden Vorfall: „Wir kamen in den Hafen von Zeitun, einer Stadt in Theſſalien, welche an dem Golfe gleichen Namens liegt. Den Bewohnern von Zeitun mochte wohl ſeit vielen Jahren kein franzöſiſches Kriegsſchiff zu Geſichte gekommen ſeyn, genug ſie nahmen uns außerordentlich gaſtlich auf. Mit den Kanonenſalven war es ſchwach beſtellt, deſto lauter war das Hurrageſchrei, als wir uns ans Land ſetzen ließen. Ich wohnte in einem der erſten Häuſer der Stadt, welches an einem mit hohen ſchattigen Bäumen beſetzten Platze ſtand. Am nächſten Morgen fiel mir auf dem höchſten Baume ein Storchneſt auf; mein Wirth ſagte: „„Sie kommen gerade zu rechter Zeit; denn die Eier müſſen bald auskommen. Ich bin ſehr geſpannt darauf, denn ich habe Nachts die Storcheier heraus und Hühnereier ins Neſt legen laſſen. Der Storch ahnt nichts Arges, denn er brütet, als handle es ſich um ſeine eigenen Eier. Mich ſoll wundern, was es geben wird.““

„Mein Wirth, ein Grieche, war ein großer Vogelliebhaber, der ſich beſonders viel mit Störchen beſchäftigte, und viel über die klugen Thiere zu ſagen wußte.“

„Bekanntlich wird der Storch in Griechenland faſt verehrt, wie der Ibis im alten Aegypten. Der Aberglaube ſchützt ihn vor jeder Gefahr. Wohl nie ward in Hellas ein Storch durch die Kugel eines Jägers, oder durch den Stein eines Vorübergehenden verletzt: wohin die Vögel kommen, ſind ſie willkommen; jedes Dach bietet ihnen gaſtliche Aufnahme. So leben ſie ohne Fahr und Noth unter den Menſchen, welche ſie mit Bedauern fortziehen, und mit Jubel wiederkehren ſehen. Die Bäume in Zeitun dienten deßhalb einer ganzen Storchkolonie zum Aſyle."

„Mit dem Neſte, in welches mein Wirth die Hühnereier gelegt hatte, erlebten wir eine kurioſe Geſchichte. Zwei Tage nach meiner Ankunft in Zeitun kamen die Jungen aus. Das Storchweib ſah und erkannte die fremden Geſchöpfe, welche unter ihren Flügeln zur Welt kamen, mit Schrecken. Denn als der Storchmann zum Neſte kam und ihre Stelle einnehmen wollte, wich das arme Geſchöpf nicht vom Flecke, ſondern drehte ſich mit ſichtbarer Angſt und Verlegenheit nach ihm um, der Storchmann ſchwang ſich in die Lüfte empor, kam bald wieder, war aber nicht im Stande, das Weibchen dazu zu bewegen, daß es das Neſt räumte. Es ſuchte im Gegentheil die fremden Weſen unter ſeinen Flügeln den Augen des Männchens ſo gut wie möglich zu verbergen."

„Das Neſt war ein Sitz der Trauer und der Furcht geworden. Der Storchmann hatte Verdacht geſchöpft und wollte durchaus ins Neſt, wo ſeine Vaterfreude ſo ſchnöde verhöhnt worden war; aber das Storchweib hielt ihn mit vorgeſtrecktem Schnabel und geſpreizten Flügeln zurück. Indeß gelang es ihr nicht länger, die Küchlein zu verbergen, denn bald kamen ihre verrätheriſchen Köpfe am Rande des Neſtes zum Vorſchein. Als der Storchmann das geſehen, flog er zornig auf und verſammelte eine ganze Schaar von Störchen um ſich."

„Aus allen Himmelsgegenden kamen Störche geflogen und ſetzten ſich zu den andern Störchen auf die Bäume. Die Berathung war lange und ſtürmiſch. Endlich ſchienen ſie zu einem Endreſultate gekommen zu ſeyn, denn wir ſahen, wie ſie einmüthig gegen den Baum anrückten, auf welchem das Neſt mit den Küchlein ſaß.

„Ein großer Kreis ward um das Neſt gebildet, und nun ſtürzten die Störche auf das arme Weibchen los, biſſen und zerriſſen es, und warfen die zerzauſte, bluttriefende Leiche aus der Höhe herab zu Boden. Darauf kam die Reihe an die Jungen, welche gleichfalls zerbiſſen und vom Baume herabgeworfen wurden. Sogar das Neſt ward in Stücke zerriſſen. Als auf dieſe Weiſe ein ſtrenges Gericht ergangen war, flogen die Störche noch eine Weile um den Baum, auf welchem das Neſt geſtanden, als ob ſie ihrer That ſich freuten, und kehrten zu ihren Neſtern zurück.“

2.

(Mitgetheilt von Freiinn von H. zu G.)

Es wurde von mir und einigen meiner Freunde eine Landpartie verabredet, man wollte die an der nahen St.—k. ſich befindliche Eiſenbahn benutzen, die ſchon früh abgeht, und es wurde länger darüber hin und her geſprochen, ob man ſich auch zu gehöriger Zeit dort einfinden könne, da man deshalb nothwendig mit Beginn des Tages reiſefertig ſeyn müſſe. Ich namentlich bezweifelte, ob meine Leute mich ſo früh wecken würden, verſprach jedoch mein möglichſtes zu thun, und begab mich des Abends, nachdem ich einen ſehr ſtrengen Befehl ertheilt hatte, das Wecken nicht zu verſäumen, zu Bette. Mein Hund ſchläft in meinem Zimmer; ich lag in tiefem Traum, als ich auf einmal eine ſeiner Pfoten fühlte, die beſtrebt war, mich in Bewegung zu ſetzen; ich ermunterte mich, und konnte nicht begreifen, was das Thier wolle, das ſonſt bei Nacht ſehr ruhig ſchläft; indem ſchlug die Glocke 2 Uhr, die Stunde, die ich beſtimmt hatte, mich zu wecken, ich ſtand auf, machte hell in meinem Zimmer, und erſt als das gute Thier dieſe Anſtalt geſehen hatte, legte es ſich wieder auf ſein Kiſſen in der Zimmerecke und ſchlief weiter. — Es hatte des Abends zuvor den Befehl an meine Zofe gehört, war auch während der Verhandlungen über die Landparthie mit einem Hunde zugegen geweſen. Wie kann ich noch an ſeine Abſicht zweifeln, und wer wagt dem treuen Thiere das Verdienſt ſeiner Intelligenz zu rauben? O daß man mehr Acht haben wollte auf das Seelenleben der Thiere, wie viele ſchöne Züge von Treue, Ergebung, Anhänglichkeit, gepaart mit menſchlicher Klugheit würde man finden! — Aber der Menſch in ſeinem ſtolzen Wahn will heut zu Tage weder über ſich noch unter ſich ein geiſtiges Walten glauben.

Die Anſichten der Alten über die Geiſterwelt.

Es dürfte nicht ohne Intereſſe ſeyn, von dem, was aus den Alten über die Geiſterwelt und deren verſchiedene Beziehungen bekannt iſt, das Hauptſächlichſte mit ihren eigenen Worten zu geben. Ein ſolcher Beitrag zur Urgeſchichte des Glaubens an höhere vernünftige Weſen liegt dem **Zweck** des Magikons nicht ferne.

Es mögen folgende Geſichtspunkte ſeyn, aus welchen dieſe Ideen der Alten uns am deutlichſten entgegentreten.

I. Daſeyn höherer Geiſter.
II. Ihr Weſen.
III. Die Guten.
IV. Die Böſen.

I.

Das Daſeyn höherer Geiſter.

Die Griechen nannten dieſelben Dämonen, die **Römer** Genien, ohne Rückſicht auf ihren moraliſchen Charakter, und dachten ſich darunter zwiſchen den Göttern und den Menſchen n der Mitte befindliche vernünftige Weſen.

Die Dämonenwelt ſteht in der Mitte zwiſchen Gott und dem Sterblichen.

Plato.

Sie ſind ewig, in der Ordnung gleich nach den Göttern, uns nahe, inmitten zwiſchen den Göttern und unſerem Geſchlecht. cf. Luc. 20, 36. Plotin.

Nach dem Zeugniß alterthümlicher Weiſen gibt es unleugbar gewiſſe Weſen, welche zwiſchen den Göttern und den Menſchen hingrenzen, welche die Alten mit Recht Genien nennen und verehren heißen. Xenokrates, Platos Freund, hat dieſe Vorſtellung durch das Beiſpiel der verſchiedenen Dreiecke erläutert. Die göttliche Natur, ſagt er, ſey in gleichſeitigen, in allen ungleichſeitigen Dreiecken die ſterbliche Natur enthalten; die Genien ſah er in demjenigen Dreieck, das zwei gleiche Seiten hat, welche der dritten ungleich ſind. Das gleichſeitige iſt nach allen drei Seiten gleich, das andere nach allen drei Seiten ungleich, das dritte iſt theils gleich, theils ungleich; und dieſen entſpricht das Weſen der Genien, welche menſchliche Eigenſchaften neben göttlichen Kräften beſitzen.

Plutarch.

Manchen bedenklichen Zweifel über die Vorſehung Gottes ſcheinen mir diejenigen gelöst zu haben, welche das Geſchlecht der Dämonen oder Genien zwiſchen die Götter und Menſch hineindachten, und ſo eine Art verſöhnender Verbindung zwiſchen uns und ihnen (den Göttern) herſtellten. Entweder ſtammt dieſe Lehre von Zoroaſter und den Magiern, oder kommt ſie von Orpheus aus Thracien her, oder ſie iſt egyptiſch oder phrygiſch; wir haben ſie aus dem Anblick ihrer Opfer, Orgien und heiligen Gebräuche, denen freilich manches Abentheuerliche und Schwärmeriſche beigemiſcht war, geſchloſſen.

Derſelbe.

II.

Beſchaffenheit der höheren Geiſter.

Plato verſetzt die Dämonen in die dritte und mittlere Luft-Region, ein luftartiges Geſchlecht; nie könne man ſie vollſtändig erblicken, denn, obgleich nahe, offenbaren ſie ſich doch nie ganz. Minucius Felix erläutert die oben angeführte platoniſche Vorſtellung (von den Dreiecken) dahin, daß die Subſtanz der Dämonen halb leiblich, halb geiſtig, ſei, und einestheils etwas von irdiſcher Schwere, anderntheils etwas von himmliſcher Leichtigkeit und Feinheit an ſich trage; daher die heidniſchen craſſen Ideen von dem Genuß und der Sättigung derſelben bei Gelegenheit der Opfer, woſelbſt ſie vom Blut der Opferthiere ſich nähren; daher Lucians Spott:

> Zeus ſehe, wenn man opfere, woher dieſer Schein und Rauch aufſteige? Die Götter aber, die neben Zeus Platz genommen, ſehen auf die Erde herab, wenden den Kopf nach allen Seiten, ob ſie nicht eine lodernde Flamme gewahren möchten oder einen Schein in die Luft ſich erheben, der wirbelnd den Rauch umgebe. Opfere nun zufällig Jemand, ſo ſchmauſen ſie gierig vom Opferdampf, und ſaugen, wie die Fliegen, am Blut, das den Altar umſtrömt.
>
> Lucian.

Indeſſen vergnügten ſich die Dämonen nach Auguſtin nicht ſo wohl an dem Rauch eines Opferthieres, dieſen konnten ſie auch ſonſt genießen, ſondern wohl eher am Gemüth des Opfernden. Unverkennbar iſt übrigens hier die Identification der Dämonen und Genien mit den eigentlichen Göttern der Alten, und man weiß faſt nicht, ſind die Götter ſelbſt, oder die Genien gemeint, wenn es heißt:

> Als er (Gott) den erſten Grund legte zu dem herr-

lichen All, als dasjenige ward, was die Natur als das Höchſte und Beſte aufweiſt, da ſchuf er Götter (Genien) als Diener ſeines Reichs, damit alle Dinge ihre Verſteher hätten.

Seneka.

Hehr ſind alle (Dämonen) und ſchön, ehrwürdig und unſchätzbar in ihrer Würde. Was iſts aber, wodurch ſie alſo ſind? der Verſtand. Stets weiſe, in ruhigem, feſtem, reinem Sinn wiſſen ſie Alles, nicht nur das eigentlich Menſchliche, ſondern das Ihre, das Göttliche, was nur der Verſtand faßt.

Plotin.

Einer bewundernswerthen Klugheit freuen ſie ſich, eines ſcharfen Verſtandes und treuen Gedächtniſſes; ſo erkennen ſie alle unſere Gedanken.

Plato.

Stärker ſind ſie als die Menſchen und übertreffen unſere Natur weit an Kraft. cf. Pſ. 103, 20.

Derſelbe.

III.

Die Guten.

Ihr Geſchäft iſt Diener Gottes und Beſchützer der Menſchen zu ſeyn. Siehe die obere Stelle bei Seneka.

Deinen ſtrahlenden Thron umſtehen die geſchäftigen Boten. cf. Dan. 7, 10.

Orpheus bei Clemens Strom.

Die Engel, deren Hauptſorge auf die Menſchen gerichtet iſt.
Derſelbe.

Dieſe (nehmlich die verſtorbenen Menſchen des goldenen Zeitalters)
Dieſe, Dämonen geworden, ſo wollt' der erhabene Zeus es,
Wandeln auf Erden die Edeln, als Hüter der ſterblichen Menſchen,
Nehmen des Guten wahr, und achten auf ſchändliche Thaten,
Luft bekleidet, ſo ziehen ſie hin, zerſtreut durch die Lande,
Segen ſpendend. cf. Ebr. 1, 14.
Heſiod.

Der Menſchen fromme Hüter
Und Geber hoher Güter. cf. Pſ. 34, 8.
Derſelbe.

Dreißigtauſend Dämonen zählt die allnährende Erde,
Nimmer ſterbliche, denen die Hut der Menſchen vertraut iſt.
cf. Dan. 7, 10. Pſ. 68, 18. Math. 26, 53.
Ebr. 12, 22.
Derſelbe.

Den Göttern trägt er (der Dämon) vor und legt ihnen dar die Angelegenheiten der Menſchen, und den Menſchen die der Götter; jener Gebete und Opfer dieſer Gebote und Vorſchriften. Gott vermengt ſich nicht mit dem Menſchen; durch ihn (Dämon) geht aller Verkehr, alle Unterredung zwiſchen Göttern und Menſchen.

Sokrates bei Plato.

Den Rechtſchaffenen und Edeln lieben ſie bewundernswürdig, den ſchlechtern haſſen ſie in hohem Grad.

Plato.

Sie ziehen umher als Rächer des Hochmuths und menſchlicher Frevel.

Plutarch.

Völker, Städte, Häuſer und Familien waren ihrem Schutz anvertraut:

Damals (im goldnen Zeitalter) ward zuerſt Gott auf dem ganzen Erdkreis Herr und Verſorger; wie jetzt durch die verſchiedenen Landſtriche die einzelnen Theile deſſelben an die oberſten Götter vertheilt ſind.

Plato.

Recht und Gericht in Angelegenheit ihrer Lieblinge unter ſich theilend, bevölkerten ſie die Länder; die Bevölkerung aber nährten ſie, wie Hirten ihr Eigenthum ihre Heerden, ihre Laſtthiere.

Derſelbe.

So ordneten es die Götter, indem der eine derſelben dieſe, der andere jene Gegend unter ſeine Leitung nahm.

Derſelbe.

Den Städten hat die göttliche Einſicht verſchiedene Hüter zugetheilt; wie den Neugebornen ihre Seelen, ſo werden den Völkern Schickſalsgenien beigegeben.

Symmachus bei Valentinian.

Daher die römiſche Sitte bei Eroberung von Städten, die Schutz-Gottheit herauszurufen, daß ſolche zu ihnen übergehen ſollte, zu Rom ſollte ſie eben ſo würdig verehrt werden, als an dem zu verlaſſenden Ort. Plinius, Livius, Macrobius. Haus- und Familien-Götter (Laren und Penaten) gehören auch in die Claſſe der Genien und Dämonen. So ruft Charinus im Kaufmann des Plautus im fünften Akt beim Abſchied aus dem Vaterhaus:

Ihr Penaten meiner Eltern, du hausväterlicher Lar!
Euch befehl' ich meiner Eltern Eigenthum beſchützet es.
Denn ich andre Penaten ſuche, einen andern Lar.

Schließt ihr eure Thüren zu, daß es innen finſter iſt, ſo laßt euch doch nie in den Sinn kommen, ihr wäret allein. Ihr ſeyd es nicht. Ein Gott iſt bei euch drinnen, und was brauchen die ein Licht, um zu ſehen, was ihr thut. cf. Pſ. 139, 2, 3, 11, 12.

Epiktet.

Die Sorge der Genien und Dämonen für einzelne Menſchen iſt in folgenden Stellen ausgedrückt:

Jedwedem Menſchen tritt bei der Geburt
Ein guter Dämon alſogleich zur Seite,
Ein heilig, hehrer Führer durch das Leben.

Meander.

Als Hüter hat er (Gott) jedem ſeinen Dämon aufgeſtellt, und hat ihn demſelben in die Hut gegeben. Der ſchläft nicht, noch läßt er ſich täuſchen. cf. Pſ. 121, 4.

Epiktet.

Jedem von uns hat Gott einen Führer beigegeben, nicht den gewöhnlichen (höchſten), ſondern der von niedrigerem Rang iſt, der aus der Zahl derer, von denen Ovid ſagt: de plebe deos. **Seneka.**

Ein Genius iſt eine Gottheit, in deren Schutz jeder Lebende gleich bei der Geburt genommen wird. cf. Matth. 18, 10. **Cenſorin.**

— Der Genius, der des Lebens Sterne regieret,
Gott der Menſchennatur. **Horaz.**

Ein jeder Menſch hat ſeinen Genius.
Aulus Gellius.

Ein Genius iſt uns ein ſo unaufhörlich nahebleibender Wächter, daß er nicht einen Augenblick von uns weicht, ſondern uns begleitet von Mutterleibe an, bis an unſer Ende. cf. Ebr. 1, 13. **Feſtus.**

Ja noch nach dem Tode iſt ihr Geſchäft mit den Menſchen nicht beendigt.

Den Romulus führte nach ſeinem Tode ſein Genius in die Himmel ein. cf. Luc. 10, 22.

Dionys.

Nach dem Tode wird der Dämon, der uns beigegeben war, uns unverzüglich mit ſich reißen und fortziehen in ſeiner Hut vors Gericht; dort wird er unſerer Verantwortung Zeuge ſeyn; etwaige Lügen widerlegen, die Wahrheit beſtätigen; ganz auf ſein Zeugniß wird der Spruch ankommen. cf. Matth. 25, 31.

Plato.

Homer gab ſeinen Helden Ulyſſes, Diomed, Agamemnon, Achill, Götter bei als Gefährten bei entſcheidenden Augenblicken und Gefahren. cf. Eſ. 91, 11.

Cicero.

Hierher gehört beſonders der Dämon des Sokrates, der hauptſächlich damit beſchäftigt war, einzuſchreiten, daß Sokrates nichts rede noch verrichtete, was er beſſer unterlaſſen hätte. Wir laſſen ihn ſelbſt reden.

Es iſt mir, ſagt er, auf göttliche Anordnung von meiner Kindheit an ein Dämon nahe; dies iſt nämlich eine Stimme, die bei dem, was ich thun will, abrathend ſich kund gibt; nie aber ermunternd; — haben Andere dem Urtheil dieſes Dämons zuwider gehandelt, immer hat es übel geendet.

Sokrates bei Plato. (Theagoras.)

Einſt ſollte er darüber Auskunft geben, wie es komme, daß er nur Einzelne (privatim) in der Tugend unterrichte und nicht auch bei öffentlichen Verſammlungen dieſes thue? er erwiederte: darum, weil mir etwas Göttliches, Dämonenartiges nahe iſt; dieß iſt ſchon ſeit meiner Jugend der Fall; eine Stimme nämlich wird mir zu Theil, welche, ſo oft ſie geſchieht, mich abhält von dem, was ich thun will; auffordernd war ſie nie.

Derſelbe bei Plato. Apolog. des Sokr.

Vor ſeinen Richtern ſagt er unter Anderem: mir iſt o Richter etwas Wunderbares begegnet. Jene weiſſagende Dämonenſtimme nämlich pflegte ſich mir immer kund zu thun; ſelbſt bei den geringſten Kleinigkeiten wiederſetzte ſie ſich mir, wenn ich etwa nicht ganz recht zu handeln im Begriff war. Nun ſehet ihr mich in dieſer Lage, die gewiß Mancher für äußerſt unglücklich hält. Aber weder heute früh, als ich aus meinem Hauſe trat, noch als ich dieſe Bühne beſtieg, um mich zu verantworten, noch bei irgend einem Ausdruck im Fluß dieſes meines Vortrags war mir ein göttliches Zeichen entgegen, ſo oft ich ſonſt, wenn ich ſprach, mitten im Sprechen gewohnt war, eine Warnung zu erfahren; in dieſem Falle nun iſt mir weder Rede noch Handlung mißbilligt worden. Warum? ich glaube es euch eröffnen zu können: mir iſt nämlich klar, dieſe Lage müſſe gut für mich ſeyn. Iſts doch ganz falſch, wenn wir den Tod für ein Uebel halten. Was ich hier behaupte, ſtützt ſich hauptſächlich auf den Umſtand, daß gewiß mein Dämon mir widerſtanden hätte, wäre mein Vorhaben nicht gut geweſen. Beſſer wäre mirs, zu ſterben — das iſt mir eine ausgemachte Sache — und von den Mühen frei zu werden; dagegen war mein Dämon nie. Ebendaſelbſt.

O ihr, die ihr dieſen Ausſpruch des göttlichen Plato von mir vernommen, möchtet ihr doch Geſinnung, Gedanken und Thaten darnach einrichten, daß wiſſet, nichts ſey vor jenen Hütern im Gemüth oder äußerlich verbergen. An Allem nimmt jener (Dämon) genauen Antheil, Alles ſieht er, Alles bemerkt er und im Tiefinnerſten der Seele nimmt er die Stelle des Gewiſſens ein. cf. Pſ. 139, 10—12. Apulejus.

Dies iſt auch faſt wörtlich der Ausſpruch mehrerer Magnetiſcher von den Schutzgeiſtern.

Endlich ſey es noch erlaubt, über die Bilder und die Verehrung der Dämonen und Genien noch weniges beizuſetzen. Bald ſtellte man ſich dieſelben vor als kleine Knaben, (woran noch Oberon und ähnliche Sagen erinnern), bald als Jünglinge, zuweilen auch als Greiſe, bekränzt mit Laub.

Komm, o Genius, ſchaue die dir bereiteten Feſte,
Daß dir der Blumenkranz ſchmücke das heilige Haar.
Triefen ſollen die Schläfe dir von köſtlichen Narden,
Feucht vom geopferten Naß, ſatt vom geſpendeten Wein.

Alpius Tibullus,
ein alter römiſcher Dichter.

Auf einigen alten Münzen Trajans, Hadrians u. a. Kaiſer hält ein Genius in der Rechten eine Schaale über einen mit Zweigen geſchmückten Altar; an der linken hängt etwas wie eine Geißel herab.

IV.

Die Böſen.

Ihr Character: Der chriſtlichen Lehre vom Fall vormals guter Engel entſprechen folgende Stellen aus dem heidniſchen Alterthum.

Clemens von Alex. führt in ſeinem Strom. den Plato mit folgenden Worten an:

> Den in der Schrift genannten Teufel, als den Fürſten der Dämonen, bezeichnet er (Plato) als ein übelthätiges Weſen, in ſeinem X. Buch über die Geſetze. Er ſagt: Ein Weſen, das dasjenige regiert, was ſich überall

bewegt, muß man nicht ſagen, es regiere auch den Himmel. Jſts nun aber Eines, oder ſinds mehrere? Mehrere. So ſetzen wir als wirkſam nicht weiter, als zwei; eine wohlthätige und eine entgegengeſetzte.

Nicht nur Empedokles hat ſchriftlich hinterlaſſen, es gebe böſe Dämonen, ſondern auch Plato, Xenokrates und Chryſippus, auch Demokrit. Die Philoſophen aus Chryſippus Schule ſagen, es ſeyen einige böſe Genien abgewichen, deren ſich die Götter als Vollſtrecker der Strafgerichte bedienen bei gottloſen und laſterhaften Menſchen.

Plutarch.

Gott gibt dem Menſchen, wenn er will, den Tod, doch furchtbare Macht feindſeliger Dämonen hat dieſes Königshaus mit Blutvergießen beſudelt.

Euripides.

Die Vorſtellung, daß böſe Dämonen den für die Götter geweihten Gottesdienſt für ſich benützen, und namentlich die Orakel mißbrauchten, ſagt die Stelle:

> Die unreinen Dämonen halten ſich hinter den Statuen und geweihten Bildern verſteckt, nehmen durch Einflüſterungen den Schein der hohen Götter an, indem ſie zuweilen die Seher begeiſtern, im Heiligthum verweilen, die Fiebern der Eingeweide bewegen, den Vogelflug lenken, das Loos leiten, Orakelſprüche bewirken.

Aber wild in der Höhle, denn immer des Gottes geduldig,
Raſt die Prophetin umher, ob ihrer Bruſt ſie entſchüttern

Möchte den mächtigen Gott. Der plagt den unbändigen Leib ihr
Nur deſto mehr, und zähmte ihr das Herz, und preßte ſie zur Stelle.
Alsbald öffnen von ſelbſt ſich hundert Thoren des Hauſes,
Mächtig groß; nun tönt der Prophetin Spruch durch die Lüfte.

cf. Matth. 15, 21. Luc. 8, 29. **Virgil.**

Dieß wird von Apollo ſelbſt geſagt, nicht von einem böſen Dämon; ich führe es aber bei Gelegenheit der Orakel als Beiſpiel davon an, daß dort vorzüglich der Einfluß höherer Weſen geglaubt wurde. Man weiß nicht, ſoll man eher an Inſpiration, oder an Beſitzung denken.

Nie hat, Apollo, mich dein Spruch getäuſcht,
Wenn mich auch Furcht beſchlich, ein Kakodämon
Laß' mich, ſtatt deiner, ſeine Stimme hören.

Euripides.

An dem lockigen Scheitel ergriff (Zeus) zürnend die Ate,
Thut mit ſtrafenden Worten hinzu den hochheiligen Eidſchwur:
Nie ſoll Ate fortan die ſchimmernden Grenzen der Sterne
Je betreten, denn allwärts ſucht ſie Allen zu ſchaden.
Sprachs und ſtieß mit der Rechten ſie jählings hinab vom Olympus.
Jene ſtürzte im Fall zu der Erde Tiefen herunter.

Dieß deutet nicht nur den Fall, ſondern auch die Unmöglichkeit der Rückkehr in einen beſſern Zuſtand und die

Begierde zu verderben an, welches unſre Lehre dem Teufel und ſeinen Engeln beilegt. (Matth. 15, 39. 25, 41. Luc. 10, 18. Jeſ. 14, 12. 1 Petr. 3, 19. Ate entſpricht dem lateiniſchen: Noxa, Schaden, Tob. 3, 8. 6, 15. Dieſem entſprechend liest man bei Plato und Pythagoras von einem Weſen, das mit gelähmten Flügeln zur Erde gefallen, und bei Plutarch von Dämonen, die von den Göttern im Zorn vom Himmel verſtoßen worden. 2 Petr. 1, 4.

Wir bemerken an Homer, daß er edle Männer zuweilen vorzugsweiſe „den Göttern ähnlich nennt; braucht er aber den Ausdruck: den Göttern gleich,“ ſo verſteht er darunter gute und böſe Dämonen, deren Weſen und Willensrichtung gemiſcht und ungleich iſt; darum nennt ſowohl Ajax den Hektor, als Jupiter die Juno tadelnd einen Dämon gleich ſo heißt es, Achill ſey gleich einem Dämon auf den Feind losgerannt; darum ſchreibt auch Plato den Göttern das Recht und die Oberherrſchaft, den Dämonen aber das Gegentheil zu.

Plutarch.

Xenokrates glaubt, die unglücklichen Tage, an welchen Schläge, Wehklagen, Faſten, Unglücksſtimmen, unfläthige Reden geſchehen, ſtimmen weder mit der Verehrung der Götter noch der Dämonen überein.

Derſelbe.

Irdiſche, unſtäte, menſchenfeindliche Weſen ſind die (böſen) Dämonen.

Apulejus bei Minucius Felix.

Rächer alter, unſühnbarer Frevel.

Plutarch.

Wie ſie von Laſtern und ſchlechten Eigenſchaften nicht frei ſind, alſo reizen ſie auch die Menſchen, um ihnen hernach zu ſchaden; daher ſie die Strafen ihrer Sünden und Vergehungen zu büßen haben. 2 Sam. 18, 10, ff.

Derſelbe.

Auch der Ort, der ihnen angewieſen iſt, verdient Erwähnung.

Alles iſt voll von Dämonen.

Heraklit bei Diog. Laert.

Die Luft iſt voll von Idolen (Gebilden).

Ariſtoteles.

Die Luft iſt voll von Weſen, die man Dämonen nennt.

Diog. Laert.

Der Himmel iſt voll von guten, noch mehr aber von böſen Dämonen.

Plato.

In der Luft befinden ſich große und mächtige Weſen, aber häßlich und feindſelig. Eph. 2, 2. 6, 12.

Plutarch.

Auguſtin bezieht dieß nicht auf den höheren Raum, wo die Geſtirne ſind, ſondern auf den untern, (die Atmosphäre der Erde), in deſſen Dunkelheit die Wolken ſich ſammeln und die Vögel fliegen; hier werden die Dämonen, wie in einem Gefängniß zum künftigen Gericht behalten. 2 Petr. 1, 4.

Selbſt in Anſehung des Grads oder des Rangs unter den guten und böſen Dämonen, findet man Spuren in den Schriften der Alten.

> — Eine der guten, welche Heſiod würdig die reinen Spender göttlicher Gaben nennt, denen königliche Ehre zu Theil geworden, weil das Wohlthun etwas Königliches ſey; denn wie unter den Menſchen, ſo ſeyen unter den Dämonen Grade. Plutarch.

und die umgekehrte Ordnung unter den böſen:

> Luſt und Schmerz fühlen ſie, und ſind andern Bewegungen und Veränderungen des Gemüths unterworfen, von denen die einen mehr, die andern weniger ergriffen werden, denn wie unter den Menſchen, ſo ſind auch unter den Dämonen Grade der Laſter und der Tugenden.
>
> Derſelbe.

Vorſtehende Stellenſammlung überläßt nun der Mittheiler dem Nachdenken des Leſers, überzeugt, daß derſelbe daraus manchen Schluß auf die auch in der vor- und außerchriſtlichen Welt der chriſtlichen Lehre oft ſehr nahe kommenden Vorſtellungen über die Geiſterwelt finden dürfte.

Neue Schriften.

1.

1) „Der Brief an die Hebräer. In ſechs und dreißig Betrachtungen ausgelegt von Rudolf Stier, Pfarrer zu Wichlinghauſen in Barmen. Erſter Theil. Halle, Schwetſchke und Sohn, 1842.“ — Man wundre ſich nicht, hier eine theologiſche Schrift angezeigt zu finden. Auf die Gotteslehre muß alle reine Magie gegründet ſeyn, und was die Heiden Magie nannten, nämlich die Erkenntniß und Kraft einer höhern Welt, erſcheint in unſern heiligen Urkunden in höchſter Potenz, als Wiſſenſchaft und Gabe des heiligen Geiſtes, als göttliche Kraft und göttliche Weisheit. Zudem iſt die Hieroglyphendeutung des Briefs an die Hebräer ein Muſter des Aufſchluſſes aller weiſen Räthſel, mit welchen die wahre Magie es zu thun hat. Eben deßwegen wird dieſe wichtige Epiſtel von denjenigen geringgeſchätzt und für nachapoſtoliſch gehalten, welche keinen Sinn für die wahre, poſitive Philoſophie oder vielmehr Theoſophie haben. Wenn ſogar Luther, ſeiner Vorrede nach, unter die Zweifler an ihrem apoſtoliſchen Urſprung gehört, ſo erklärt er ſie doch für „eine ausbündige, feine Epiſtel, die vom Prieſterthum Chriſti meiſterlich und gründlich aus der Schrift redet, dazu das alte Teſtament fein und reichlich auslegt.“ Er war alſo doch kein eigentlicher Gegner der Typik, wie diejenigen, die in ihrem proſaiſchen Geiſt niemals die Bilderſprache des Hebraismus begriffen haben, obſchon ſie die eigentliche Lehrmethode der Offenbarung, ja des ganzen Alterthums ausmacht, und mit ihren Ausſichten in die Ewigkeit hinüberreicht.

Der Verfaſſer der vorliegenden Bearbeitung des Hebräerbriefs ſchätzt ihn hoch; er nennt ihn „eine der bedeutſamſten, tiefſinnigſten, inhaltsreichſten Schriften in der heiligen Schrift,“ und iſt mit vielen Andern geneigt, ihn dem Apoſtel Paulus zuzueignen. Er macht gleich im Eingang auf ſeine Dringenheit für die noch ſchwachgläubigen Judenchriſten, zumal in Paläſtina, und auf ſeine Wichtigkeit für ſpätere Leſer, als eines „abſchließenden Zeugniſſes des Geiſtes über das Verhältniß des A. und N. Teſtaments zu einander“ aufmerkſam. Als gelehrter Exeget hinlänglich bekannt, hat R. Stier dießmal eine populäre Form der Behandlung gewählt, wie ſie den für „Betrachtungen“ am angemeſſenſten iſt. Dieſe fortlaufenden, mit eingeſchalteter wörtlichen Ueberſetzung verſehenen Betrachtungen ſind erklärend, ausführlich begründet und erbaulich. Sie ſind praktiſch im reinſten ſchriftlichen Sinn, voll eindringlicher Ermahnungen auch im typiſchen Theil des Briefs, deſſen Erläuterung wohl gelungen iſt.

Im Einzelnen findet Ref. Einiges zu erinnern, und zwar erſtlich, daß bei C. 1, 5 die Pſalmworte: „Du biſt mein Sohn, heute habe ich dich gezeuget,“ zu eingeſchränkt genommen werden. Der Verf. ſagt: „dieß Wort redet keineswegs von der ſogenannten ewigen Zeugung, wie es oft fälſchlich genommen wird,“ ſondern die Zeugung zum Sohne Gottes ſey das Durchbrechen der Gottheit in die Menſchheit, deſſen Anfang zwar in der Geburt, deſſen Vollendung aber erſt in der Auferſtehung geſchehen. Hier möchte wohl eins das andre nicht ausſchließen. Die Prädicate Vater und Sohn ſetzen eine Zeugung des letztern vom erſtern voraus, und in der Gottheit eine außerzeitliche, ewige. Hiernach erhält das Heute den höchſten Sinn in Folge deſſen, daß vor Gott keine Zeit iſt, ſondern lauter Gegenwart, ſo daß es ein ewiges Heute wird, wie dem gleichbedeutend vorkommt der Tag der Ewigkeit (ἡμέρα τοῦ αἰῶνος) 2 Petr. 3. 18. Hierauf folgt ferner als Wirkung des Vaterwillens die Zeugung in das Fleiſch, dann die Zeugung in den Geiſt durch die Auferſtehung (Apoſtelg. 13. 33), und endlich die Einſetzung in die unendliche Würde des königlichen Hohenprieſterthums (Hebr. 5, 5). Dieſes Alles zuſammen ſind die „Ausgänge“ (wie es wörtlich heißt Mich. 5, 1) des Weltregenten, deren Beginn und Grund im ewigen Anfang liegt. — S. 22 ſteht wohl aus Verſehen: „die ſieben Seligkeiten“ (der Bergpredigt), während es acht ſind. — Bei C. 2, 14—18 findet ſich eine tiefe, gründliche Unterſuchung über die Sündfähigkeit Chriſti, wodurch mein Aufſatz hierüber (in den Blättern für höhere Wahrheit X, 198) erläutert und vervollſtändigt wird.

Einen ſtarken Widerſpruch erhebt der Verf. gegen die Lehre von der allgemeinen Wiederbringung der Dinge, die er nicht in der heil. Schrift gegründet findet, ſondern das Gegentheil. Allerdings bleibt ſie für uns dermalen problematiſch, verdient aber keine ſo entſchiedene Verwerfung wie bei dem Verf. der ſie geradezu als „Irrlehre“ bezeichnet S. 163. Wir wollen näher zuſehen. Wenn er daſelbſt zu C. 6, 4 von der Unmöglichkeit der Wiederbekehrung der Abgefallenen ſpricht, ſo behauptet er ſie nicht blos von Menſchen, ſondern auch von Gott, und ſagt: „Wenn du drauf pochen willſt, daß bei Gott alle Dinge möglich ſeyen, meinſt du denn auch: Wer aber nicht glaubt, wird dennoch ſelig? Oder, weil du das freilich nicht ſo ſchlechthin für möglich bei Gott erklären wirſt, iſts ihm auch möglich, die da nicht glauben, alle endlich zum Glauben zu bringen?“ Darauf antworte ich nun kühn mit Ja! und würde mich ſcheuen, die Allmacht der Gnade zu beſchränken. Wenn die verhärtetſten Miſſethäter ſchon in dieſer Welt durch göttliche Strafgerichte zur Buße gebracht werden können: wie viel mehr muß dieſes durch die Feuerqualen der Ewigkeiten möglich ſeyn? Oder was hätten dieſe ſonſt für einen Zweck? — Ferner wird S. 225 zu C. 7, 25 das ewige Hoheprieſterthum Chriſti, vermöge deſſen er „ſelig machen kann aufs vollſtändigſte (eigentlich bis zum Ende), die durch ihn zu Gott kommen,“ lediglich intenſiv und nicht auch extenſiv verſtanden, und der Verf. ſagt hiebey: „Jener in neueſter

Zeit unter den Gläubigen immer weiter um ſich greiſende Irrthum einer Lehre, welche die endliche Seligkeit aller gefallenen Menſchen und Engel, die ſogenannte allgemeine Wiederbringung, im Schriftworte findet, hängt ſich auch vornehmlich hier an des Apoſtels Rede von einem ewigen Prieſterthum Chriſti. Ich kann, jemehr ich in der Schrift forſche, nur deſto ſtärker dieſem Irrthum und Mißverſtand widerſprechen; ich habe noch kein Bibelwort gefunden, das genau angeſehen, ſcharf auslegt, dafür ſpräche. Soll etwa ein ewiges Prieſterthum ein ſolches ſeyn, durch deſſen Segen in alle Ewigkeit noch Verſöhnungen unverſöhnter Creaturen geſchehen? Auch dann bliebe ein Widerſpruch, ein Undenkbares in dieſem Wort, denn einmal müßte ja doch in der Zeit der Letzte zu Gott gebracht ſeyn, und das Prieſterthum in dieſem Sinn aufhören. Aber der Apoſtel iſt ferne davon ſo etwas zu meinen, indem er Chriſti Prieſterthum ein ewiges, d. h. eigentlich, wie es lautet, ein unvergängliches, unwandelbares heißt." Hierauf iſt zu erwiedern, daß viele Stellen der Bibel, wenn man ſie nicht nach vorgefaßter verneinender Meinung ſcharf auslegt oder beſchneidet, dafür ſprechen (vg. m. Glaubenlehre S. 280), daß es aber nach der göttlichen Klugheit der Offenbarung vielmehr Winke ſind, als ſcharf ausgeſprochene, daher ſcharf auszulegende oder klare Sätze; denn in dieſem Fall wäre ſie für das Heil vieler Seelen allerdings gefährlich. Ferner, wenn der Letzte zu Gott gebracht iſt, ſo hört das Prieſterthum in dieſem Sinn wirklich auf, was ja um ſo viel früher der Fall ſeyn müßte, wenn der Verf. Recht hätte, während man ihm das Intenſive (der Vollendung der Einzelnen) in eben jenem ausgedehnten Maßſtabe gar wohl zugeſtehen kann. Wir leſen ja, daß die Herrſchaft des Sohnes auch einmal aufhören wird (1 Kor. 15, 28, wobei V. 25 und 26 zu vergleichen. — S. 227 findet der Verf. eine Beſchränkung in den Worten: „die durch ihr zu Gott kommen," und fragt S. 228: „Aber die da nicht kommen? die da nicht geheiliget werden?" indeß der Apoſtel doch nur ſagen will, die

Seligkeit beſtehe in dem Kommen zu Gott, ſey damit gleichbedeutend, und es komme kein Geſchöpf zu Gott ohne durch dieſen ewigen Hohenprieſter. M. vergl. noch S. 299, 347 und 376. Es ſcheint als ob die Gegner der Lehre von der allgemeinen Wiederbringung meinten, ſie hebe das jüngſte Gericht auf. Keineswegs! die Meinung iſt die,. daß erſtlich nach dem Tode noch eine Läuterung bevorſtehe, die zum bußfertigen Glauben an das allgenugſame Verdienſt Jeſu Chriſti führen könne; daß aber, wo dieſes nicht geſchieht, die Seele dem jüngſten Gericht anheimfällt, und nach dieſer ſchließlichen Verdammniß nur nach Aeonen oder unvorſtellbar langen Perioden der Qual in der gänzlichen Vernichtung ihres Widerſtandes endlich die Wege des Heils finden könne, ſo die Kraft des Blutes Jeſu und ſein Hohesprieſterthum ſich, ohne Ende oder bis zum äußerſten Ende, bis zur gänzlichen Vollendung (εἰς τὸ παντελές) bethätigen, und Alles endlich zu ſeinem Urſprung wiederum kommen werde. Wer nun thöricht genug iſt, der verſchiebt ſeine Buße auf die erſte und auf die zweite noch ungleich ſchrecklichere Verdammniß des Todes; wer ſich aber der Klugheit der Gerechten befleißigt, der läßt ſich das Wort geſagt ſeyn: „Heute, ſo ihr ſeine Stimme höret“ u. ſ. w. Dieſes letzte zu verkündigen und einzuſchärfen iſt die Aufgabe des Predigers und Seelſorgers, nicht auf Sündenvergebung nach dem Tode oder nach den Aeonen der Verdammniß zu vertröſten, dagegen wenn er von Solchen, die um die Seligkeit ihrer verſtorbenen Angehörigen und Freunde bekümmert ſind, befragt wird, nur Hoffnungen auszuſprechen. Die Apokataſtaſis dagegen iſt ein Gegenſtand chriſtlich-philoſophiſcher, bibelgemäßer Berathung, zuerläſſig nicht werth, ſchlechthin als Irrlehre mathematiſirt zu werden. Denn ſie traut Gott zu, was ſeiner würdig iſt. Diejenigen aber, die ſich nicht auf die Frage einlaſſen wollen, und Alles dem Wiſſen und der Barmherzigkeit Gottes anheimſtellen, thun ſicherlich beſſer als die, welche ſich dadurch zur Gleichgültigkeit im Schaffen des Seligwerdens verleiten laſſen; und dieſes iſt die

Meinung der heil. Schrift, indem ſie ſo dunkel, nur in Winkeln, gleichſam hinter den trüben Nebeln der Ewigkeiten, einen Strahl der Hoffnung für die Verlornen aus dem Antlitz des ewigen Mittlers blicken läßt.

2) Eben ſo ſehr und gewiſſermaßen noch näher berührt die Leſer des Magikons folgendes Buch: „Die Lehre von Chriſti Höllenfahrt nach der heil. Schrift, der älteſten Kirche, den chriſtlichen Symbolen, und nach ihrer vielumfaſſenden Bedeutung dargeſtellt von Joh. Ludw. König, k. Preuß. Garniſonprediger zu Mainz. Frankf. a. M. bei Zimmer 1842." — Gleich in der Vorrede ſagt der Verf. „Feſtiglich hoffe ich, daß meine Schrift dazu beitragen wird, die ſchon ſo vielfach in unſerer Zeit von glaubigen Lehren vertheidigten Lehre vom Hades als Mittelort, feſtzuſtellen; man muß der heil. Schrift gradezu ins Angeſicht ſchlagen wollen, wenn man in unſerer Zeit dieſelbe abzuläugnen wagt." Die Abhandlung über die Höllenfahrt Chriſti ſelbſt iſt der Ankündigung des Titels gemäß gründlich und mit vieler Gelehrſamkeit ausgeführt. In der Einleitung wird zuerſt dem Wort Hölle in dieſem Bezug ſeine wahre Bedeutung zugeeignet, nämlich als Hades oder Scheol, als Mittelort, wie es auch Luther in ſeiner Bibelüberſetzung dem urſprünglichen Gebrauch gemäß genommen hat. Es iſt nur aus dem Mangel an Umſicht und wahrer Wiſſenſchaft begreiflich, daß Theologen an der Höllenfahrt Chriſti zweifeln können, da dieſe zunächſt nichts Anderes iſt, als der Eintritt ſeiner Seele in den Stand der Abgeſchiedenen, in das Reich der Todten, wohin jede Seele geht. Er ging aber auch um den Unſeligen im Gefängniß das Evangelium zu verkündigen; bei dieſem Anlaß behauptet der Verf. S. 53, Chriſtus ſey zuvörderſt nicht in jene Tiefe gegangen, ſondern als Frommer und Heiliger, wie er auch dem Schächer angekündigt, ins Paradies, dann aber aus großer Sünderliebe auch hinab zu den im Ort der Strafe Beſchloſſenen, und ſucht hiebei eine Aeußerung in meinem Büchlein Hades zu widerlegen. Ich gebe zu, daß die von mir gebrauchten Ausdrücke

mißverſtanden werden können, bemerke jedoch, daß ich (S. 46) eigentlich im Gegenſatz von der ſpätern verkehrten Kirchenlehre geredet habe, wonach die Höllenfahrt erſt nach der glorreichen Auferſtehung des Herrn Statt gehabt haben ſollte. Uebrigens räume ich ferner ein, daß der Zuſtand der heiligen Seele Jeſu im Hades kein peinlicher geweſen ſeyn kann, vielmehr ein friedlicher, und inſofern war ſie gleich mit dem Abſcheiden im Paradies; aber ſie mußte ſich erſt in der Demuth einer abgeſchiedenen Menſchenſeele offenbaren, um eben hiedurch die geſchehene Loskaufung der Menſchheit zu bezeugen und den Hochmuth des Feindes zu beſchämen, ehe ſie in die Orte der Wonne bleibend emporſteigen konnte; und ſo konnte ſie den Schächer zu ſeiner völligern Läuterung zu den Schrecken des Gefängniſſes mit hinabnehmen und dann emporführen. Doch wir wollen die Zeitfolge und das Raumverhältniß dieſer geheimen Fahrt, als für unſern Begriff zu hoch, der göttlichen Allwiſſenheit überlaſſen. M. vgl. noch was aus Tertullian S. 92 angeführt wird: „und ſtieg nicht früher“ ꝛc. — In dem 2. Abſchnitt, der Lehre der älteſten Kirche, weist der Verf. den ſehr allgemeinen Glauben an den Hades nach, mit deſſen beiden Abtheilungen für die Frommen und Gottloſen; erſt ſeit der Zeit des Ambroſius und Auguſtinus wuchs die Bedeutung von der Hölle, inferi und infernum, als bloßem Ort der Verdammten. Eben ſo lehrte die chriſtliche Kirche allgemein die Höllenfahrt Chriſti, nach dem Zeugniß einer Menge von Kirchenvätern, die mit großer Beleſenheit angeführt werden; wiewohl man ſich hiebei, und noch mehr bei den angeführten ſpätern Schriftſtellern über die Verſchiedenheit der Auffaſſung einer Sache wundern muß, die nicht allzu ſchwierig ſeyn kann, wenn wir verſtehen, was der Hades iſt, und was die Schrift über dieſelbe ſagt. Am richtigſten und bibelgemäßeſten erſcheint die Lehre in der ältern griechiſchen Kirche. — Die Wichtigkeit der Höllenfahrt Chriſti wird mittelſt der allgemeinen Gnade Gottes gegen alle Völker gründlich beleuchtet. Hat aber die evangeliſche Predigt an die

Todten mit Chriſti Höllenfahrt angefangen, ſo wird ſie auch fortgedauert haben und noch fortdauern, und ſo iſt das, was in dieſer Hinſicht die neueſten Erfahrungen ergeben haben, beſtätigt und erklärt. — S. 237 möchte die ſühnende Kraft der Strafe im Hades, wiewohl ſie keineswegs an ſich und ohne das Verdienſt Chriſti genügend ſeyn kann, deßgleichen die Kraft der Fürbitte der Lebenden, zu weit abgewieſen ſeyn. — S. 240 und 278 wird die Wiederbringung aller Dinge wegen der Stelle Matth. 12, 31. 32, wonach es Sünden gibt, die jenſeits nicht vergeben werden, verworfen. Allein ſowohl dieſe, als etwaige andre Stellen ſagen nur, daß es Sünden gibt, um deren willen der verſtockte Sünder auch im Hades keine Vergebung zu erwarten hat, ſondern dem jüngſten Gericht anheimfällt. Ob nun dieſes „ewige Gericht“ (Marc. 3, 29) gleich ewig, d. i. gleich endlos mit Gott (dem allein unſterblichen, 1 Timoth. 6, 16) ſeyn kann, das iſt die Frage. — S. 242 ff. wird von der erſten Predigt Chriſti im Hades, und den folgenden und noch fortwährenden Rettungsanſtalten daſelbſt, ſehr richtig gehandelt, ſo daß auch dieſes Buch alle Empfehlung verdient.

Dr. J. F. v. Meyer.

2.

Ueber den animaliſchen Magnetismus. Eine Vorleſung gehalten in der Geſellſchaft Albina zu Dresden am 12. Febr. 1840, von Dr. Ludwig Choulant, königl. ſächſ. Hofrath und Profeſſor. Dresden 1842. — Dieſe Blätter enthalten für jeden, der ein Werk über den Magnetismus las, wie z. E. das von Paſſavant, von Ennemoſer u. ſ. w. nicht das mindeſte Neue. Veraltet iſt auch die Schimpferei und verſchrobene Anſicht, die S. 30 dieſes Schriftchens über die Seherin von Prevorſt zu leſen iſt und der wir nur das entgegenſetzen wollen, was ein wirklicher Naturforſcher und berühmterer Name über dieſe Geſchichte vor Jahren im Morgenblatte ſchrieb, zudem da es nur wenigen Leſern dieſer Blätter noch im Gedächtniß ſtehen wird und ſehr vielen wohl gar nicht zu Geſicht kam. Hofrath und Prof. Dr. Schubert ſchrieb über dieſe Geſchichte der Seherin von Prevorſt alſo:

„Es iſt beſſer,“ ſo ſagt ein alter, ehrwürdiger Prediger, der zugleich König war, „zu gehen in das Klagehaus, denn in das Haus voll fröhlicher Trinker; in jenem iſt das Ende aller Menſchen, und der Lebendige nimmt es zu Herzen. Trauern iſt beſſer als Lachen; denn durch ein tiefbetrübtes Angeſicht wird das Herz gebeſſert.“ Dieſes Beſſerſeyn jener ernſten Stunden, in welchen uns, etwa bei dem Hinſcheiden eines Menſchen, welcher einen Theil unſerer liebenden Seele mit ſich wegnimmt, oder bei eigner Todesgefahr, durch die entſtandene Lücke der Mauer, ein Lufthauch aus dem Jenſeits anweht, dieſes Beſſerſeyn ſolcher Stunden, als der Stunden des leichtſinnigen Lachens und Tändelns und Genießens, muß auch den Fremdling in ſolchen Gefühlen, vielleicht zum erſten Male in ſeinem Leben anwandeln, wenn er die Geſchichte der Seherin von Prevorſt lieſt.

Das iſt ein eigenthümliches, bemerkenswerthes Vorrecht unſerer, ſo wie der nächſt vorhergehenden Zeit, daß Erſcheinungen aus einer angrenzenden, nachbarlichen Geiſterregion, wie zum Theil die des ſogenannten thieriſchen Magnetismus ſind, immer häufiger, augenfälliger und deutlicher werden. Wie etwa am ſpäten Abend, in der Nähe der ſtillen Mitternachtsſtunde, eine vorhin ganz andere Dinge beſprechende Geſellſchaft auf einmal unwillkürlich auf Gedanken an die Geiſterwelt geräth, und ſich gegenſeitig Geſchichten, dunkel und ſchauerlich, wie die Mitternachtsſtunde ſelber, erzählt, ſo bringt unſere Zeit, man weiß nicht wie, auf einmal Thatſachen hervor, welche von dem gewöhnlichen Treiben dieſer Zeit eben ſo verſchieden ſind, als das Schwatzen nächtlicher Trinker von den Geiſtergeſchichten, die ſich unter ihnen ungebeten, und vielen unerwünſcht, auf einmal, erſt als Scherz, dann in immer tieferem Ernſt einſtellen.

In der Geſchichte der Seherin von Prevorſt iſt es nicht blos jenes beſondere, ſchauerlich-mächtige Intereſſe, mit welchem ſchon das Kind auf Erzählungen aus der Geiſterwelt horcht, was das Buch ſo unwiderſtehlich anziehend für Leſer von dem verſchiedenſten Bildungsſtand, Naturell und Alter macht, *ſondern es liegen in jener Geſchichte Keime für eine ganze Saat von Gedanken über die Seele und ihr Verhältniß zum Leibe, Keime, welche in den Leſenden eingehen, er weiß ſelber nicht wie, und da Fragen und Antworten aufregen, ſo ſchwer und gewichtig; daß er ſie nicht ſo bald hinweghauchen und wegweiſen kann.*

Es iſt ein alter Glaube unſers Geſchlechts, welches einzig und allein durch die Gabe der Sprache vom Geſchlecht der Thiere ſich unterſcheidet: der Menſch vermöge noch auf einem andern Wege, als durch jenen der aus Fleiſch und Blut, Haut und Knochen gebildeten Glieder auf ſeine Umgebung und ſelbſt weit über dieſe hinaus zu wirken. Die älteſte Zeit „der Heiden und Völker“ glaubte an eine magiſche Kraft des ausgeſprochenen Wortes, mächtiger und gewaltiger als die Kraft der vielſchaffenden Arme oder der beweglichen Füße. Die Offenbarung nannte uns dieſes magiſch-kräftige Wort als Gebet. Eine ſolche Kraft des in uns wohnenden Geiſtes über das ganze ſichtbare, ja unſichtbare Reich der Weſen habe der Menſch urſprünglich beſeſſen, ehe ihm ſtatt des verloren gegangenen allmächtigen Wortes dieſer Leib von Staub, ſo vergänglich und vom Tod durchdrungen, geworden ſey. Dieſer Leib von Staub iſt nur einſtweilen ein vorbedeutender Stellvertreter des urſprüglichen und künftigen Leibes, wirkſam und ſchützend nach außen, wie dieſer. Denn jenes Wort, allmächtig wirkſam, das einſt dem Menſchen gegeben war, ehe er ſtatt ſeiner das vergängliche Fleiſch anzog, habe ſich ſelber zum Fleiſch und Blut heruntergeſenkt und könne nun ſtatt dieſer wieder von der Seele angenommen und angezogen werden: ſchon im Vorbilde als magiſch wirkendes, übrigens noch äußerlich oder innerlich hör- und vernehmbares Wort, genannt Gebet. Die Seele, vom alten Leibe des Fleiſches und Blutes im Tode geſchieden und noch nicht mit dem urſprünglichen und künftigen Leibe des Wortes überkleidet, ſey blos leidend, nicht freudig in eigner Kraft.

Dieſe Leiden einer von dem Leibe entkleideten (nackten) Seele, aber auch die freudige Selbſtkräftigkeit einer mit dem künftigen Leibe des Wortes (wirkſamen Gebets) überkleideten Seele, zeigt uns, wenn auch beides nur im leiſer angedeuteten Vorbilde, die höchſt leſenswerthe Geſchichte der Seherin von Prevorſt.“ **Schubert.**

---

8) „Der heiligſte Name Jeſu, das ſicherſte Hülfsmittel in Krankheiten, wo kein Arzt helfen kann, oder Beiſpiele von Krankenheilungen durch glaubiges Gebet. Aus den darüber geführten Protokollen und mehrern andern Schriften zuſammengetragen vom Verfaſſer der Gebetbücher: Schritte zur vollkommenen Liebe Gottes u. ſ. w. Geſammtausgabe. Neue Auflage.“ Regensburg bei Manz 1842. — Der Verf. ſagt gleich im Eingang: „Die Blätter aus Prevorſt gaben mir Veranlaſſung zu dieſer Schrift; dort las ich im ſechsten Bändchen die merkwürdige Heilung eines fallſüchtigen Menſchen durch glaubiges Gebet ꝛc.“ — Das Buch hat ſechs Abtheilungen, welche früher in eben ſo viel einzelnen Bändchen erſchienen und hier zuſammengedruckt ſind. Hieraus erklären ſich die häufigen Wiederholungen einer und derſelben Lehre, nämlich daß alle leibliche Uebel durch den Namen Jeſu Chriſti, nach ſeiner eigenen Verheißung, heilbar ſeyen, bei feſtem Vertrauen auf deſſen allvermögende Kraft und glaubigem Gebet, nicht nur Plagen, die vom Teufel herrühren, wie Beſeſſenheit,

oder Krankheiten, die er durch ſeine Einmiſchung für menſchliche Kunſt unheilbar macht, ſondern auch natürliche Leiden aller Art; ja daß nicht nur beſonders begabte Perſonen auf dieſe Weiſe zu heilen vermögen, ſondern auch die Kranken ſich ſelbſt, wenn ſie feſten Glauben und in der Verheißung wurzelndes Vertrauen haben; und daß dieſe evangeliſchen oder wunderbaren Heilungen nicht bloß der Apoſtelzeit angehören, ſondern, da Jeſus Chriſtus heute wie geſtern und in Ewigkeit derſelbe iſt, auch jetzt noch und immerdar eben ſo möglich ſind wie damals, und häufig in der That geſchehen; endlich daß leibliche, natürliche Mittel, als zur Heilung von Gott erſchaffen, keineswegs zu verwerfen, aber auch dieſe im allerheiligſten Namen Jeſu zu gebrauchen und ihnen ſo der himmliſche Segen mitzutheilen ſey; und noch dieſes: daß zwar das glaubige Gebet um Geneſung nicht in allen Fällen erhört werde, weil ſonſt kein Menſch ſterben würde, daß aber das Uebel als eine Prüfung des Glaubens oft fortwähren könne, ohne daß das glaubige Gebet ermüden dürfe, indem es vielmehr um ſo dringender und anhaltender werden müſſe, unter Reinigung des Gewiſſens durch geiſtliche Uebungen. Dieſes iſt der kurze Inbegriff der in dieſem wichtigen Buche vorgetragenen Wahrheiten, zu denen ſich jeder unbefangene bibelglaubige Chriſt bekennen muß, was auch die überkluge, glaubenslahme vermeinte Aufklärung dazu ſagen mag. Die angeführten Beiſpiele der in der neueſten Zeit durch glaubiges Gebet im heiligſten Namen Jeſu geheilten Kranken ſind eben ſo häufig als merkwürdig, und geben dieſem Buche, glaubhaft bezeugt, einen hohen Werth. Die mit der Gabe geſund zu machen beſonders Begnadigten waren zwar für unſere negativen Geiſter oft genug ein Gegenſtand des Zweifels und des Spottes; indeſſen leſe man, was hier über ſie beigebracht iſt, namentlich über den von Semler gemißhandelten Exorciſten Pfarrer Gaßner, Fürſten Hohenlohe, Martin Michel, Pfarrer Nußbaumer, Nikolaus Wolf und Sekretär Eigler. Man werde auch nicht irre daran, daß der

Verfaſſer des Buchs, der höchſt wahrſcheinlich ein Römiſch-katholiſcher Geiſtlicher iſt, auch auf die Begriffe ſeiner Kirche, als der allein wahren und allein ſeligmachenden, beſchränkt iſt. Es wäre ihm hier ſehr viel zu erwiedern und aus ſeinem Buche ſelbſt entgegenzuhalten, z. B. S. 184 unten, wo er ſagt, daß Ananias, obgleich er kein Apoſtel war, doch den erblindeten Paulus wieder ſehend machte, und fortfährt: „Die Gewalt, Kranke zu heilen, gründet ſich alſo auf den Glauben an Jeſus. Je größer dieſer Glaube, deſto größer die Gewalt.“ Hier hätte nun der Verf. zu beweiſen, daß die ſogenannten Proteſtanten (die vielmehr Evangeliſche und dadurch wahre Katholiken ſind) keinen Glauben an Jeſus haben oder haben können; wiewohl nicht geläugnet werden ſoll, daß der einfache, ungeſtörte Wunderglaube mehr in der Römiſchen als in der proteſtantiſchen Kirche einheimiſch iſt, und daß dieſe ſich durch übertriebene Kritik hierin ſelbſt entnervt, während jene ſich vielfach in Dinge verirrt hat, welche nicht ſowohl dem evangeliſch-chriſtlichen Glauben als der Superſtition angehören, die denn auch wirkſame Kräfte äußern kann. Wir meinen damit nicht etwa das vom Verf. empfohlene Zeichen des Kreuzes, womit ſich auch Proteſtanten ſegnen, und das Luthers Katechismus werth hält. Aber wenn die glaubige Anrufung des heiligſten Namens Jeſu zur Heilung genügt, wozu noch die der ſeligen Jungfrau, ſeiner Mutter, oder die auf ihre (eigene) unbefleckte Empfängniß geprägte Münze? Von Luther ſelbſt führt der Verf. S. 267 aus deſſen Schriftchen an, daß er die Wahnſinnigen für vom Teufel Geplagte gehalten, und man kann, was die Heilung durch das Gebet betrifft, hinzufügen, daß jener Urheber der Reformation ſeinem ſchon halb todten Freund Philipp Melanchthon zu Weimar durch ſeine kräftige Fürbitte Leben und Geſundheit gerettet hat. So gewiß gehören dieſe wunderbaren Curen nicht der Römiſchen Kirche allein an, noch liefern ſie einen Beweis für deren Alleinigkeit. Indeſſen überſehe man gern dergleichen Schwächen bei einem ſo wohlmeinenden Schriftſteller und einem Buche, woraus für Verſtändige ſehr viel und Großes zu lernen iſt.

---

4) „Die Aſtronomie und die Bibel. Verſuch einer Darſtellung der bibliſchen Kosmologie, ſo wie einer Erläuterung und Beſtätigung derſelben aus den Reſultaten und Anſichten der neueren Aſtronomie, von Joh. Heinr. Kurtz, Oberlehrer der Religion, der griechiſchen und hebräiſchen Sprache am Gymnaſium zu Mitau. Mitau, Verlag von Friedrich Lucas, 1842." — Es handelt ſich hier von dem Widerſtreit und der Ausſöhnung zwiſchen der menſchlichen Wiſſenſchaft und der bibliſchen Offenbarung, nämlich davon, ob erſtere, und namentlich die Aſtronomie, mit einigem Schein Rechtens gegen letztere ankämpft, oder in ihren beſten Reſultaten vielmehr mit ihr zuſammentrifft; und dieſe Frage hat der Verfaſſer hier in einem gründlich und ſchön geſchriebenen Werkchen nach frühern Vorgängern mit Glück gelöſt, und was dieſe behauptet hatten, ſcharfſinnig und mit vieler Kenntniß beſtätigt. Es iſt nämlich beſonders die Wichtigkeit unſers Erdkörpers für das Univerſum zu vertheidigen, der mit Unrecht in ſeiner jetzigen Niedrigkeit ſo häufig als ein unbedeutendes Körnlein in der großen Sternenſaat betrachtet wird. Es kommen dabei noch viele ſonſtige Bedenken zur Sprache, die der magiſchen Wiſſenſchaft in ihrem größeren Umfang angehören. So iſt z. B. die Frage, ob die Fixſternwelten, die von unſerm Sonnenſyſtem ſo weit entlegen und unterſchieden ſind, von eigentlichen Engeln bewohnt werden, wie der Verf. (S. 160) annimmt, oder ob dieſe noch in höhern Regionen ihren Aufenthalt haben? wobei ſich erinnern läßt, daß die vor der Erdſchöpfung vorhandenen „Kinder Gottes" (Hiob 38, 7) auch noch andre Weſen in ſich begreifen können, die weder zur adamiſchen noch wahren engliſchen Natur zu rechnen ſind. Es iſt daher auch unrichtig, wenn (S. 195) geſagt wird:

„Die Schrift kennt nur zweierlei Arten Geſchöpfe, die mit Vernunft begabt, ihren Schöpfer zu erkennen und ſelbſtbewußt zu preiſen vermögen: „die Engel und die Menſchen.“ Denn 1 Moſ. 6, 2 ſind weder Engel noch Menſchen gemeint. Bei den Sterneinflüſſen und deren Erwähnung in der heil. Schrift (S. 209) hätte eine Stelle in dem Geſang der Debora Richt. 5, 20 angeführt werden können. Doch was im Einzelnen bemerkt werden möchte, benimmt dem Werth des Ganzen nichts, und es iſt zu wünſchen, daß dieſes nützliche kleine Buch unter Allen, die über das Weſen des Weltalls etwas zu wiſſen glauben oder darnach begierig ſind, recht viele Leſer finden möge.

---

5) „Nordiſche Sagen der deutſchen Jugend erzählt und mit einem wiſſenſchaftlichen Anhange verſehen von C. Nußwurm. Mit 5 Holzſchnitten von L. v. Maydell. Leipzig, Friedrich Fleiſcher 1842.“ — Auch die Sagen oder Mythen gehören in den Kreis des Magikons. Alle Mythologie oder heidniſche Götterlehre iſt magiſcher Natur, und kann nur von denjenigen ganz verſtanden werden, welche gründliche magiſche Kenntniſſe beſitzen. In ihr verbargen die alten Weiſen ihr geheimes Wiſſen, obgleich ſie nachher von Dichtern aus Unverſtand phantaſtiſch ausgeſchmückt und gemißhandelt wurde, auch Heldenſagen hinzukamen, die mehr hiſtoriſcher Art waren. Ein Hauptbeſtandtheil iſt dämonologiſch, betrifft die Mittelweſen in der Natur. Dieſes zeigt ſich auch in gegenwärtiger Schrift, welche eine gute Ueberſicht der nordiſchen Götterlehre und vieler wilden Heldenſagen (worunter Hamlet) liefert, hinten mit gelehrten Nachweiſungen. Es kommen hier auch wirkliche Zaubereien vor, wie die S. 308 in der Note angeführte Fernwirkung. Die Holzſchnitte ſind gut erfunden und gezeichnet.

J. F. v. Meyer.

6) Mittheilungen aus dem magnetiſchen Schlafleben der Somnambüle Auguſte K. in Dresden. Dresden und Leipzig 1843. — Die Beobachter und Mittheiler dieſes magnetiſchen Schlaflebens (von welchem der eine der bildenden Kunſt, der andere der Themis huldigt,) verdienen den aufrichtigſten Dank der Freunde magiſcher Erſcheinungen. Der Gegenſtand dieſes ſchlafwachen Lebens iſt ein Mädchen von 16 Jahren, an deſſen Unſchuld und Aufrichtigkeit durchaus nicht zu zweifeln iſt. Hier fand kein Betrug, keine Verſtellung ſtatt. Von ſich ſagen die Beobachter: „Freilich wäre es wichtig geweſen, wenn Männer von verſchiedenartiger wiſſenſchaftlicher Bildung, wenn nämlich Naturforſcher unſere Stelle bei der Kranken vertreten hätten. Wir haben es immer gefühlt und fühlen es noch, daß unſer Beruf weit ab von dem Felde liegt, auf welchem wir jetzt vor das Publikum treten. Wir würden es auch nicht gewagt haben, eine Stelle einzunehmen, zu der wir auch von Amtswegen berufen waren, aber dieſe waren nicht auf ihren Poſten u. ſ. w.“

Wir glauben nicht, daß Stockärzte, Gelehrte von Profeſſion und namentlich ſolche, die ihre vorgefaßte Meinungen und Cathederweisheit mit ſich bringen, in ſolchen Fällen beſſere Beobachter ſind. Die genaueſten Prüfungen beſtätigen auch bei dieſen Somnambulen die Erſcheinungen des Wahrnehmens in die Ferne, der ſichtbaren Einwirkung der Kranken auf die Magnetnadel, der Erſcheinung mit andern als mit den gewöhnlichen Organen zu ſehen, namentlich das Leſen mit der Stirne oder dem Scheitel, ſo daß den Beobachtern die Ueberzeugung von der Wirklichkeit dieſer Erſcheinungen zur völligen Evidenz wurde. Die geiſtige Entwicklungen dieſer Somnambulen betreffend, Ideen, die wunderbare Geiſtesgewandtheit des faſt noch im Kindesalter ſtehenden Mädchens, ſo zeugen auch dieſe von einem tiefen innern Geiſtes- und Seelenleben im Menſchen, das im gewöhnlichen wachen Leben mehr zurückgedrängt iſt, in den Zuſtänden des ſomnambulen Lebens aber in ſeiner völligen Intenſität zu Tage kommt.

Sehr wahr aber ſagen die Beobachter: „wir ſind weit davon entfernt, die Aeußerungen unſerer Seherin für Orakelſprüche ausgeben zu wollen; ſie werden der Prüfung und Sichtung in vieler Hinſicht bedürftig ſeyn. Sie ſelbſt hat vielfältig zu dieſer Prüfung aufgefordert, vor Köhlerglauben gewarnt und ſich bemüht, den Schein der Betrüglichkeit und Allwiſſenheit zu zerſtören, den andere Somnambule (aber gewiß nie eine reine) ſich zu geben bemüht waren.“

Die gar zu vielen abſtrakten Fragen, die an dieſe Somnambule in ihrem ſchlafwachen Zuſtande geſtellt wurden, ſind nicht zu billigen und dieſe ſetzen oft voraus, daß man die Meinung von ihr hatte, ſie ſey allwiſſend im Reiche geiſtiger Räthſel. Sie ſträubte ſich billig oft ſelbſt dagegen, wußte ſich aber immer mit großer Geiſtesgewandtheit zu helfen. Die Antworten auf ſolche Fragen füllen das Buch und ſind immer merkwürdig zu leſen, aber wie die Beobachter ja ſelbſt verlangen, — auch zu prüfen. Unter Ideen, die wohl mehr der Graf Szaparyſchen Dresdner magnetiſchen Schule als einem innern Schauen und Fühlen entſprungen zu ſeyn ſcheinen, gehört wohl vorzüglich auch was dieſe Somnambule über Herzſomnambule und Gehirnſomnambule und über elektriſche und magnetiſche Kraft entwickelt, wo ſich auch oft Widerſprüche zeigen. Die wahrheitsliebende Somnambule ſagt: (S. 233) „Ihr dürft nicht glauben, daß Alles, was eine Somnambule ſagt, wahr ſeye, denn ſie drückt ſich oft falſch aus, weil es ihr nicht leicht wird, das paſſende Wort zu finden. Alſo widerlegt ſoviel, als ihr könnt; ich weiß es ganz richtig, aber ich könnte mich oft falſch ausdrücken.“ —

Sehr viele ihrer Antworten ſind aber ſichtbar aus einem tiefen Seelenleben gegriffen und von größerem Werthe als manche hochgeprieſene Cathederweisheit.

Dieſes werthvolle merkwürdige Buch empfehlen wir allen Leſern unſerer Blätter.

7.

Eine Selbſtſchau von Heinrich Zſchokke. 1—2 Th. Aarau 1842. — Die Biographie dieſes merkwürdigen Mannes empfehlen wir unſern Leſern in mancher Hinſicht. Im erſten Theile derſelben iſt beſonders merkwürdig, was Zſchokke von ſeinem ſogenannten „innern Geſichte," einer beſondern an ihm haftenden Sehergabe erzählt. Dieſe Gabe erinnert auch an das Rückwärtsſchauen, zum Gegenſatze vom Vorausſchauen, mancher ſich in magnetiſchen und ekſtatiſchen Zuſtänden Befundener, wie z. E. der Nonne von Dülmen. Zſchokke aber hatte dieſe Gabe bei einem ganz geſunden, nicht überſpannten, Nervenſyſteme, zum Beweiſe, daß ſolche Gaben des Innern, wie z. B. auch die Gabe des Geiſterſehens, mit einer ſonſt ganz normalen Körperbeſchaffenheit verbunden ſeyn können. Er äußert ſich hierüber alſo:

Bekanntlich pflegt nicht ſelten das Urtheil, welches wir über unbekannte Perſonen, bei deren erſten Anblick fällen, richtiger zu ſeyn, als dasjenige nach längerer Bekanntſchaft mit denſelben. Der erſte Eindruck, der uns, wie durch ſeeliſchen Inſtinkt, zu dem Fremden hinzieht, oder von ihm abſtößt, wird ſpäter, durch deſſen Andersſcheinen, oder durch unſer Gewöhnen, endlich verdunkelt und zerſtreut. Man ſpricht auch von unwillkührlichen Sympathien und Antipathien in ſolchen Fällen, und nimmt dergleichen zuweilen ſogar bei Kindern wahr, denen Menſchenkenntniß abgeht. Andre ſind ungläubig daran und thun ſich lieber ein wenig auf phyſiognomiſche Kunſt zu Gute. Nun von mir.

Es begegnete mir zuweilen, beim erſtmaligen Zuſammentreffen mit einer unbekannten Perſon, wenn ich ſchweigend ihr Reden hörte, daß dann ihr bisheriges Leben, mit vielen kleinen Einzelheiten darin, oft nur dieſe oder jene beſondere Scene daraus, traumhaft und doch klar an mir vorüber ging, ganz unwillkührlich, und im Zeitraum weniger Minuten. Während deſſen iſt mir gewöhnlich, als wär' ich in das Bild des fremden Lebens ſo völlig verſunken, daß ich zuletzt weder das Geſicht des Unbekannten, in welchem ich abſichtslos las, deutlich mehr ſehe, noch die Stimme des Sprechenden verſtändlich höre, die mir vorher gewiſſermaßen, wie Kommentar zum Text der Geſichtszüge, klang. Ich hielt ſolche flüchtige Viſionen lange Zeit für Tändeleien der Fantaſie; um ſo mehr, da mir die Traumgeſichte ſogar Kleidung, Bewegung der handelnden Perſonen, Zimmer, Geräthe und andere Nebendinge zeigten. Nur um muthwilligen Scherz zu treiben, erzählte ich einmal, im traulichen Familienkreiſe Kirchberg, die geheimen Geſchichtchen einer Näherin, die ſich eben aus dem Zimmer und Hauſe entfernt haben mochte. Ich hatte die Perſon nie vorher geſehen, aber man erſtaunte und lachte, und ließ ſich nicht ausreden, daß ich die Verhältniſſe der Beſprochenen wiſſe; denn was ich geſagt, ſey vollkommene Wahrheit. Nun erſtaunt' ich nicht weniger, daß meinen Traumbildern etwas in der Wirklichkeit entſpreche. Ich ward aufmerkſamer, und, wenn es die Schicklichkeit erlaubte, erzählte ich denen, deren Leben an mir vorübergegangen war, den Inhalt meiner Traumſeherei, um Widerlegung, oder Beſtätigung zu erfahren. Jedesmal aber erfolgte Beſtätigung, nicht ohne Beſtürzung derer, die ſie gaben.*)

Am wenigſten konnt' ich ſelber Vertrauen zu dieſen Gaukelſpielen der ſeeliſchen Natur faßen. So oft ich jemanden meine ihn betreffende Traumſeherei kund that, erwartete ich mit Zuverſicht die Antwort zu hören: „So war es nicht!“ Mir wandelte immer heimliches Grauen an, wenn der Zuhörende entgegnete: „So war es!“ oder wenn mir, noch bevor er's ſagte, ſeine Verwunderung verrieth, ich irre nicht. Statt vieler Beiſpiele führe ich eins an, welches mich ganz vorzüglich betroffen machte.

---

*) „Welcher Dämon inſpirirt Sie? Soll ich wieder an Beſeſſene glauben?“ rief der geiſtreiche Jochmann von Riga, als ich ihm in der erſten Stunde unſerer Bekanntſchaft, ſeine Vergangenheit erzählte, mit der ihm erklärten Abſicht, zu wiſſen, ob ich mich täuſche. Wir riethen lange am Räthſel herum, aber auch ſein Scharfſinn konnte es nicht löſen.

Zſchokke.

An einem Markttage in der Stadt Waldhut kehrt' ich hier mit zwei jungen Forſtzöglingen (die noch leben) von einer Waldbereiſung ermüdet, Abends im Gaſthof zum Rebſtock ein. Wir ſpeiſeten an der zahlreich beſetzten Wirthstafel zu Nacht, wo man ſich eben über allerlei Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten der Schweizer, über Mesmers Magnetismus, Lavaters Phyſiognomik u. dgl. herzlich luſtig machte. Einer meiner Begleiter, deſſen Nationalſtolz die Spötterei beleidigte, bat mich, etwas zu erwidern, beſonders einem hübſchen jungen Manne, der uns gegenüber ſaß und den ausgelaſſenſten Witz trieb. Grade das Leben deſſelben war an mir vorbeigeſchwebt. Ich wandte mich an ihn mit der Frage, ob er ehrlich antworten werde, wenn ich ihm das Geheimſte aus ſeinem Leben erzählen würde, während er mich ſo wenig kenne, als ich ihn? Das wäre denn doch mehr, meinte ich, als Lavaters Phyſiognomik. Er verſprach, offen zu geſtehen, wenn ich die Wahrheit berichten würde. So erzählt' ich, was mir mein Traumgeſicht gegeben und die ganze Tiſchgeſellſchaft erfuhr die Geſchichte des jungen Kaufmanns, ſeiner Lehrjahre, ſeiner kleinen Verirrungen, endlich auch eine von ihm begangene kleine Sünde an der Kaſſe ſeines Prinzipals. Ich beſchrieb ihm dabei das unbewohnte Zimmer mit geweißten Wänden, wo rechts der braunen Thür, auf einem Tiſche der ſchwarze Geldkaſten geſtanden u. ſ. w. Es herrſchte Todtenſtille in der Geſellſchaft bei der Erzählung, die ich nur zuweilen mit einer Frage unterbrach, ob ich die Wahrheit rede? Jeden Umſtand beſtätigte der Schwerbetroffene, ſogar, was ich nicht erwarten konnte, den letzten. Da reichte ich ihm, gerührt von ſeiner Aufrichtigkeit, freundlich die Hand überm Tiſch und endete. Er verlangte nachher meinen Namen. Ich gab ihn. Wir blieben plaudernd bis Mitternacht beiſammen. Er lebt vielleicht jetzt noch.

Wohl konnt' ich mir erklären, wie eine lebhafte Einbildungskraft, aus dem gemuthmaßten Charakter einer Perſon, Handeln und Geberden derſelben unter gewiſſen Umſtänden, romanartig zuſammenſtellen könne. Woher aber kam mir das unwillkührliche Wiſſen von Nebenſachen, an denen mir nichts gelegen ſeyn konnte; und von Leuten, meiſtens mir ſehr gleichgültigen, mit denen ich keine Verbindung weiter hatte oder verlangte? Oder war das zufällig Eintreffende dabei ein ſich immer und immer wiederholender Zufall? Oder hatte der Zuhörer jedesmal, wenn ich ihm ſeine Erlebniſſe ſchilderte, vielleicht dabei ganz andre Vorſtellungen, als die meinigen, während er in erſter Ueberraſchung die meinigen und ſeinigen wegen einiger Aehnlichkeiten, für gleichartig hielt? Und doch hatt' ich, eben dieſes Zweifels-willen, mir mehrmals Mühe gegeben, die geringfügigſten Dinge zur Sprache zu bringen, die mir das Wachträumen gezeigt hatte.

Kein Wort weiter von dieſer ſeltſamen Sehergabe, von der ich nicht einmal ſagen kann, daß ſie mir je genützt habe; die ſich nur ſelten, und dann unabhängig von der Macht des Willens, und mehrentheils in Beziehung auf Perſonen geäußert hat, an deren Durchſchauung mir wenig gelegen war. Ich bin auch wohl nicht der Einzige, der in ihrem Beſitz iſt. Auf einer Reiſe, mit zweien meiner Söhne, traf ich einſt mit einem alten Tyroler, der mit Citronen und Pomeranzen im Lande umherzog, im Wirthshauſe des untern Hauenſteins, eines der Jura-Päſſe, zuſammen. Er richtete eine Zeitlang die Augen auf mich; miſchte ſich in unſer Geſpräch; ſagte: obwohl er mich nicht kenne, kenne er mich doch; und fing an von meinen Beſtrebungen und Erſtrebungen zu erzählen, zu nicht geringem Befremden der anweſenden Bauern und zur Verwunderung meiner Kinder, die es beluſtigte, daß auch andere die Gabe ihres Vaters hätten. Wie der alte Citronenhändler zu ſeinem Wiſſen komme, wußte er weder ſich ſelber, noch mir anzugeben. Er ſchien ſich aber doch auf dieſe geheime Weisheit etwas einzubilden.

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geiſterkunde

und des

magnetiſchen und magiſchen Lebens,

nebſt andern Zugaben

für Freunde des Innern.

Herausgegeben von

Dr. Juſtinus Kerner.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Ebner und Seubert.
1846.

AD
BIBL.UNIV.
MONAC.

Inhalt.

Seite.

Ein merkwürdiger Hexenproceß vom Jahr 1712 1
Was iſt Aberglaube? 46
Mademoiſelle Lenormand 49
Mittheilungen aus Polen, beſonders aus dem Gebiete des praktiſchen Magnetiſmus von C. St. 55
Geiſtergeſchichten 79
  Zur Geiſtergeſchichte aus Neuenburg 82
  Engliſche Geiſterſchichte 83
  Einige geſpenſtige Erſcheinungen um das Schloß Aufſeß . 86
  Mittheilungen aus Griesbach 89
Ueber Geiſterſpuck 92
Nachtwandel oder was mehr 94
Vorausſagende Träume 1 — 10 96
Etwas über Vorzeichen außerordentlicher oder merkwürdiger Ereigniſſe im Menſchenalter 105
Ueber den Verſuch, den Sonambuliſmus und die Geiſtererſcheinungen aus der Lebenskraft zu erklären 124
Todesahnungen 1 — 4 136
Ausſprüche der Alten über den Tod 140
Vollſtändige Biographie der franzöſiſchen Seherin Le Normand, aus dem franzöſiſchen des Franz Gerault für dieſe Blätter überſetzt 155
Mittheilungen aus Oeſterreich und Ungarn 203
  1) aus Oeſterreich 204
    Räthſelhafte Töne 218

  2) aus Ungarn.

    Das Geiſterhaus in Szegedin 223
    Der Precolitſch 237
Verſtockung und Erleuchtung von Fr. v. Meyer 250
Zwei Träume. — v. — 256
Kurzere Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens . 262
  Magnetiſirung auf Ceylon 271
Ueber Beſeſſenheit mit Berückſichtigung deſſen, was Görres in ſeiner chriſtlichen Myſtik davon erwähnt und urtheilt von X. . . 273
Der Thierbändiger van Amburgh und die Hauptgründe ſeines beſondern Talentes 300
Seltſames Ereigniß in Schweden am 12. Dezember 1842 . . . 308
An die Leſer dieſer Blätter 311
Von dem Materialiſmus der Aerzte von L. 316
Heilungen durch Gebet und Glauben (aus England) 320

Neue Schriften

  1) Ein neues Buch über Magie 345
  2) Ein Buch über Schlaf und Träume 351
Ein bedeutungsvoller Traum 361
Mittheilungen aus dem Kreiſe Olesko in Schleſien 364
Eine Erſcheinungsgeſchichte 368
Vom fliegenden Holländer 372
Das Seelenlicht 375
Taſſos Dämon 377
Zur Berichtigung der Urtheile über die Seherin Le Normand . . 381
Zur Thierſeelenkunde 384
Beobachtungen im Felde magnetiſcher Heilungen von Köttgen . . 390

Lehren eines Engels 465
Von der Ekſtaſe 472
Nachtleben der Seelen. Von Dr. Hagen 476
Des Erzbiſchoffs Malachias Weiſſagung von den Päpſten ſeit 1143 487
Jakob Böhms Schauen vom Tode und von dem Zuſtand der Seele nach dem Tode 493
Sogenannte Wunderheilungen 497
Das Armband der Gräfin M. 521
Mittheilungen über einen Schutzgeiſt von Frau F. von T. . . . 526
Fernſchauen und Vorausſagen einer Sonambule 531
Merkwürdige Vorausſehungskraft eines Braminen 534
Geſchichte einer Erſcheinung 539
Erfahrungen aus dem innern Leben 541
Kurze Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens . . 545
- 1) Thorwaldſen betreffend 545
- 2) das Sichſelbſtſehen 546
- 3) Eine Todesahnung 547
- 4) Vorausſage vor dem Tode 549
- 5) Der Kehrbeſen nach dem Tode 549
- 6) Vorausſagender Traum 550
- 7) Der engliſche Beiſtand 550
- 8) Todesanzeige 552
- 9) Eine Volksſage aus der Schweiz 552
- 10) Vorausſagender Traum 553
- 11) Vorahnung 554
- 12) Ein beraubter Schlafwandler 555
- 13) Heinrichs des Vierten Todesahnungen 555
- 14) Scheintodt — oder mehr? — einer Nonne zu Breslau . 556
- 15) Merkwürdiges Ereigniß mit einem auf der Inſel Wigh begrabenen Frauenzimmer 557
- 16) Eine eben geſtorbene Dame erſcheint ihrem Doktor . . 559
- 17) Noch mehrere merkwürdige Beiſpiele von Scheintodt und ein Traum von einem Todten 560
- 18) Todeszeichen im Wales (1825) 562
- 19) Judidiah Burton's zuverſichtliches Vorausahnen ſeines Todes 564
- 20) Merkwürdige Vorahnung eines Mannes von ſeinem tödtlichen Unglücksfall 565
- 21) Todesahnung 568
- 22) Eine Viſion 570
- 23) Warnende Träume 571
- 24) Vorausahnung Guſtav des Vierten 573
- 25) Merkwürdiger Traum 574
- 26) Todesahnung 577
- 27) Schlag Dreizehn! 578
- 28) Drydens Sohn 581
- 29) Eine Somnambule in Berlin, September und Oktober 1845 581
- 30) Jungfrau Wippermann 585

Eine Mittheilung aus Mähren 591
Die Salemzauberin 593
Die Predigtkrankheit in Schweden nach dem Bericht eines Augenzeugen aus dem Jahr 1844. 597
Elektro magnetiſche Erſcheinungen an lebenden Menſchen . . . 609

Magikon.

Archiv für Beobachtungen
aus dem
Gebiete der Geiſterkunde
und des
magnetiſchen und magiſchen Lebens,
nebſt andern Zugaben
für Freunde des Innern.

Herausgegeben von
Dr. Juſtinus Kerner.

Dritter Jahrgang. Erſtes Heft.

Stuttgart.
Verlag von Ebner und Seubert.
1843.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt.

Seite.

Ein merkwürdiger Hexenproceß vom Jahr 1712. 1

Was iſt Aberglaube? 46

Mademoiſelle Lenormand 49

Mittheilungen aus Polen, beſonders aus dem Gebiete des praktiſchen Magnetismus von C. St. 55

Geiſtergeſchichten 79

  Zur Geiſtergeſchichte aus Neuenbürg 82

  Engliſche Geiſterſchichte 83

  Einige geſpenſtige Erſcheinungen um das Schloß Auffeß . . 86

  Mittheilungen aus Griesbach 89

Ueber Geiſterſpuck 92

Nachtwandel oder was mehr 94

Vorausſagende Träume 1 – 10 96

Etwas über Vorzeichen außerordentlicher oder merkwürdiger Ereigniſſe im Menſchenalter 105

Ueber den Verſuch, den Somnambulismus und die Geiſtererſcheinungen aus der Lebenskraft zu erklären 124

Todesahnungen 1—4 136

Ausſprüche der Alten über den Tod 140

Ein merkwürdiger Hexenproceß vom Jahre 1712.

Nachſtehende Geſchichte wurde aus den Originalakten, die mehr als 400 Folioſeiten füllen, ganz getreu ausgezogen und mit den in den Protokollen angeführten Worten wieder gegeben.

Die Geſchichte iſt deßwegen auch vor Andern merkwürdig und ausgezeichnet, weil, ſo weit es aus den Verhören zu erſehen iſt, hier keine falſche Geſtändniſſe durch Foltern und Erpreſſungen ſtattfanden, ſondern Alles freie Geſtändniſſe zu ſeyn ſcheinen.

Wie phyſiologiſch wahr zeigt ſich dieſe Geſchichte in den Vorwürfen, die ſich die Mutter und Töchtern in den Confrontationen machen! Weder bei der Mutter noch den Töchtern iſt etwas von gewöhnlicher Geiſteszerrüttung, von fixen Ideen, zu erkennen. Aber es iſt bei dieſer unſeligen Geſchichte die Frage aufzuwerfen: ob nicht die anſcheinend ganz beſonnenen Geſtändniſſe und Erzählungen, namentlich der Schloſſerin und ihrer Töchter, nicht auf einem kakodämoniſch magnetiſchen Zuſtande beruhten, in dem ſie ſich befanden und will man auf dieſem Wege nur einen ſchwachen Verſuch zur Erklärung dieſer ſonſt unerklärlichen Geſchichte machen, (vorausgeſetzt, daß hier kein Zwang, keine Ueberredung, keine Folter zu dieſen tollen Geſtändniſſen verleitete), ſo finden wir in dieſer Geſchichte allerdings mehrere Spuren magnetiſcher und namentlich kakodämoniſch magnetiſcher (bösmagnetiſcher) Zuſtände.

So zeigt ſich das Leiden des jungen Herrn Baron von X. ganz wie ein magnetiſcher Rapport zwiſchen ihm und dem vertriebenen Schloſſersgeſellen, wie es durch bösmagnetiſches Einwirken (was man Verzauberung nennen mag) ſtattfinden könnte. Er fühlte auf gleiche Weiſe Schmerzen, wie je[illegible] fühlte, es wandelte ihn auf gleiche Weiſe das gleiche Umherirren an, er konnte wie Jener nicht mehr unter Dach und Fach bleiben, wie Jenen trieb es ihn aus dem väterlichen Gebiete. Wie Jener blieb er in keinem Bette mehr, ſondern legte ſich gegen alle frühere Gewohnheit unausgekleidet auf's Stroh. Statt früherer guter Nahrung, aß er wie Jener nur große Stücke ſchwarzen Brodes mit Luſt, drang es ihn dem Rheine zuzugehen, weil auch Jener dahin gegangen war. Und daß er Zahl und Dauer ſeiner Paroxismen, wie Magnetiſche, immer voraus zu beſtimmen wußte, zeugt ebenfalls davon, daß er in einen magiſch magnetiſchen Kreis geführt ward.

Merkwürdig iſt auch, daß außer der Krankheit des jungen Herrn Baron von X. die Urſache keiner Krankheit von der daran Gelittenen ſelbſt auf die Schloſſerin und ihrer Töchter geſchoben wurde, ſondern daß dieſe ſich immer zuerſt als die Urheberinnen davon angaben und daß erſt nach ihren Angaben die Betheiligten vernommen wurden und der Schloſſerin und ihrer Töchter Angaben ſich da jedesmal beſtätigten. Merkwürdig iſt dann auch, daß die Art der Krankheiten, die als die gemachten angegeben wurden, immer keine gewöhnlichen Krankheiten waren, ſondern immer mehr oder weniger den Charakter magnetiſcher (magiſcher) Krankheiten an ſich trugen, wie z. E. die Krankheit des jungen Herrn Baron von X.

Von einer der Krankgewordenen (Baumgärtnerin) wird geſagt: „wollte ſie reden, konnte ſie kaum mit einem großen Gähner die Rede herausbringen. Ließen die Gichter (magnetiſche Krämpfe) nach, ſo verfiel ſie in einen tiefen Schlaf.“ Sie ſey, ſagte dieſe Frau ſelbſt, auf die ſonderbare Art erkrankt, daß ſie immer in tiefem Schlaf wie in einem Traum gelegen.

So war der Schloſſerin Einwirken auf ihren Mann (ſo lange ſie ſich entfernen wollte) offenbar ein magnetiſches (hier kakodämoniſch magnetiſches). Sie ſagt: hierüber: „ich ſegnete ihn jedesmal in des Teufels Namen ein, daß er ſo lange ſchlafen ſoll, bis ich wiederkehre, was denn auch immer geſchah.

Wie in gutmagnetiſchen Zuſtänden, wo die Einſegnung (Manipulation) nur in frommem Sinne mit Gott geſchieht, der Eingeſchlafene nur mit guten Geiſtern in Verbindung kommt, die auf ihn und Andere zum Segen einwirken, ihn und Andern Mittel zur Heilung des Körpers und auch zur geiſtigen Wohlfahrt angeben, ſo iſt anzunehmen, daß bei dem entgegengeſetzten Pole, bei einem kakodämoniſch magnetiſchen (bösmagnetiſchen) Einwirken, mit böſem verwünſchendem Sinne im Namen des Teufels, der ſo Eingeſchlafene mit böſen Geiſtern in Verbindung kommt und ihm nur Böſes und Wüſtes ſich offenbart, was hier wie in ſo vielen andern ähnlichen Geſchichten der Fall geweſen ſeyn mag.

In der unglücklichen Familie, die in dieſer Geſchichte die Hauptrolle ſpielt, fand auch ein beſtändiges gegenſeitiges, ſich Anwünſchen und Verfluchen in des Teufels Namen ſtatt. Wo Weltluſt, Hader oder Fluch herrſcht und der Name des Teufels gleichſam wie Hülfsgeſchrei immer in den vier Wänden hallt, da werden kakodämoniſch-magnetiſche Zuſtände leicht im Menſchen herbeigeführt.

Auch das Erſcheinen an fernen Orten, das Behaupten bei teufliſchen Tänzen und Gelagen, anweſend geweſen zu ſeyn, läßt ſich auch aus kakodämoniſch-magnetiſchem Zuſtand erklären. Wenn bei gutmagnetiſchen oft in ekſtatiſchen Zuſtänden ein Entrücktwerden in die Wohnungen Seliger ſtattfindet, ſo findet bei dieſen bösmagnetiſchen ein Entrücktwerden, ein Hinfahren zu Wohnſitzen böſer Geiſter ſtatt, ein Umgang mit ſolchen. Wir wiſſen auch, wie in magnetiſchen Zuſtänden oft ein Heraustreten der Seele aus dem Körper ſtattfindet, während deſſen dann der Körper wie ſcheintodt, wie entſeelt, zurückbleibt.

Nach dieſer Geſchichte kam ſolchen Entrückten, namentlich die Vorfälle auf den Hexentänzen, ſelbſt wie ein Traumleben vor. Ihre Redensarten zeugen davon. „Es iſt eben alles wie ein Nebel, es iſt eben alles Blendwerk?“ ſind die Ausdrücke. Selbſt die Stigmata, die ſie da erhielten und die ſich dann wirklich an ihren Körpern zeigten, konnten ſich in ſolchen extatiſchen Zuſtänden durch Rückwirkung der Seele auf den Körper, (wie Muttermale) erzeugt haben. Von all' dem, was ſie dort zu eſſen und zu trinken bekamen, hatten ſie, kamen ſie wieder zurück (in den Körper), keine Empfindung mehr, ſie fühlten Hunger, weil der Körper nicht dabei war.

Die Geſchichte vieler Magnetiſcher, auch Sterbender, geben uns Beweiſe genug für die Möglichkeit eines ſolchen Heraustretens der Seele aus dem Körper, ja ſelbſt für ein ſichtbares Erſcheinen ſolcher Menſchen vermittelſt des Nervengeiſtes an den entfernteſten Orten.

Wohl fühlen wir aber allerdings, daß eine völlige und genügende Erklärung dieſer und anderer Hexenproceſſe, durch bloſe Annahme kakodämoniſch-magnetiſcher Zuſtände, nicht gegeben werden kann und das beſonders in Fällen (und das ſind doch die meiſten), wo Zwang und Folter um die Wahrheit zu erkunden, angewendet wurden, und wo dann falſche Geſtändniſſe, entſetzliche Selbſtanklagen, Trug und Lüge ſtattfanden.

In vorliegender Geſchichte iſt zwar in den Protokollen von keiner Folter und Zwangsmitteln die Rede, doch wiſſen wir, wie nachläſſig und partheiiſch dazumal ſolche Verhörsprotokolle geführt wurden, wer ſteht uns auch hier für Weglaſſungen, Geheimhaltungen? Jedenfalls fand langer Verhaft der Betheiligten ſtatt und an geiſtlichem Einfluſſe im Geiſte der damaligen Zeit ſcheint es auch nicht gefehlt zu haben. Auffallend iſt auch immer, daß nur der weibliche Theil dieſe furchtbaren Geſtändniſſe und Selbſtanklagen machte, ſich aber auch in ihnen ganz conſequent blieb, faſt auf ihnen beharrte, während Vater und Sohn nichts von denſelben eben ſo beharrlich wiſſen wollten. Verdächtig könnte auch erſcheinen, daß der Sohn, ohne vorausgegangene Krankheitszuſtände, eines Morgens todt im Gefängniſſe gefunden wurde; gerade derjenige, der das Verbrechen der Hexerei feſt ableugnete.

Verſchiedene Einflüſſe, wie z. E. große moraliſche Ver ſunkenheit, kakodämoniſch-magnetiſche Zuſtände bei dieſen Weibsperſonen, der finſtere Geiſt der Zeit, geiſtige und leibliche Zerrüttung durch Einſperrung, wenn auch nicht durch direktes Foltern, geiſtliche Einflüſterungen und die Art der Inquiſition, wenn dieſelbe auch aus den Protokollen nicht ſo hervorgeht, mögen auch hier zuſammengewirkt haben, um Menſchen in dieſen Zuſtand unſeliger Verwirrung und Glaubens zu bringen und es zeichnet ſich dieſe Geſchichte nur in ſo fern von andern aus, als in ihr die kakodämoniſch-magnetiſchen Zuſtände auffallender, als in vielen andern ähnlichen hervortreten und nachzuweiſen ſind.

In Jahre 1712 den 15. Oktober hatte in dem Freiherrn v. X. (im Königreich Würtemberg) gehörenden Orte ein Bäcker Namens Reim Hochzeit, wobei unter den Gäſten auch Hans Georg Heinrich, Schloſſeregeſelle und Sohn des Schloſſers Andreas Heinrichs, als geladener Gaſt erſchien. Als er am andern Tage, am 16. Oktober, kein Geld zu dem von ihm jetzt zu machenden Hochzeitsgeſchenke hatte, ging er zuerſt an jenem Abend zu dem daſigen H. Pfarrer Pfitzer und verlangte, da er nicht zu Hauſe war, von ſeiner Frau lehnungsweiſe Geld. Als dieſe es ihm aber abſchlug, ging er zu dem herrſchaftlichen Verwalter Bopf, von wo er aber, gleichfalls in Abweſenheit des Mannes, von der Frau, zumalen er betrunken, abgewieſen wurde. Da er nun an beiden Orten, weil er als Trunkenbold und Dieb bekannt war, nichts erhielt, ſtieg er Abends zwiſchen 6 und 7 Uhr über eine große Mauer, an einem Nebengebäude des Schloſſes, und von da durch ein Fenſter in eine Kammer, worin die herrſchaftlichen Bedienten ihre Effekten verwahrt hatten, erbrach die Kiſte des Reitknechts Moritz, entwendete daraus 3 fl. und machte ſich wieder in das Hochzeithaus.

Mehrere Umſtände, und beſonders der, daß dieſer Menſch ſchon früher eines Diebſtahls überwieſen wurde, trugen dazu bei, ihn bald als den Thäter zu verrathen und er wurde auch an dieſem Abend im Hochzeithauſe verhaftet und in's Gefängniß abgeführt.

Am 19. Oktober wurde das Verhör mit ihm vorgenommen, wo er ſich wiederholt als den Thäter bekannte und weil er zum zweitenmal als Dieb ertappt worden, wurde ihm als Strafe Verweiſung und Auspeitſchung durch den Scharfrichter zuerkannt, welches Urtheil dann auch am 25. d. M. an ihm vollzogen wurde.

Dem mit ihm am 19. vorgenommenen Verhör, hatte der junge Baron von X., ein Knabe von 14 Jahren, mit ſeinem Hofmeiſter angewohnt. Noch an demſelben Abende wurde der Knabe mit furchtbaren Schmerzen im Leibe, beſonders auf der Blaſe, befallen, welche Schmerzen ſich bis zum 22. ſo heftig vermehrten, daß man ſeinen Tod befürchtet. Zu dieſen Schmerzen geſellten ſich noch andere wunderliche Symptome, der Knabe ſchrie mit einer übernatürlichen Stimme, die bald dem Wiehern eines Pferdes, bald dem Bellen eines jungen Hundes, bald einer andern unmenſchlichen Stimme, glich, dann lachte er wieder gleichſam Mitten unter ſolchem Geſchrei und Schmerzen aus vollem Halſe und das unaufhörlich, ſo lange der Paroxismus währte, der 1 bis 1½ Stunden andauerte, oft auch 2—3 Stunden und anfänglich des Tags nur 3mal, dann aber 4mal kam. Jedesmal wußte der Knabe voraus zu beſtimmen, wie oft, wie lange und wie heftig der Paroxismus des Tags über komme. In dem Anfalle zeigte er große Stärke und nach ihm großen Hunger.

Am 25., dem Tage, an dem der Dieb aus dem Orte gepeitſcht wurde, fühlte und zwar unter und während der Execution, der Knabe abermals den größten Schmerzen und es war ihm, wie er nachher erzählte, nicht anders, als würde er mit kleinen ſpitzigen Dornen und Ruthen gepeitſcht und mit Stecknadeln geſtochen. Am 26. fing der Schmerz Morgens frühe wieder auf gleiche Art an und wurde von Tag zu Tag heftiger. Da er ſelbſt an ſeinem Aufkommen zweifelte, ſo wurde ihm auf ſein eigenes Begehren das heilige Abendmahl von H. Pfarrer Pfitzer gereicht.

Man konnte deutlich bemerken, daß der Knabe unter den Gebeten und hauptſächlich, wenn in demſelben der Name Jeſus vorkam, heftigere Schmerzen bekam. Seine Stärke und Hunger wuchſen immer mehr. Oftmals ſchlug er ſeine eingeſchlagenen Hände an den Kopf oder an einander ſelbſt und ſagte, ſein Hunger ſey ſo groß, daß er nur rohes Fleiſch eſſen möchte. Am 2. hielt man eine öffentliche Betſtunde für ihn, wo er aber die Anfälle dann 17mal ausſtehen mußte, da ſie an andern Tagen nur 3—4mal kamen.

Man zog verſchiedene Aerzte zu Rathe, allein alle natürliche Mittel nützten nichts, daher man nun zu magiſchen und ſympathetiſchen Mitteln ſchritt, zumal auch bewährte Aerzte dieſes Leiden für ein unnatürliches erklärten.

Merkwürdig iſt, daß unter dieſen Mitteln ein Amulet, das man dem Knaben anhängen ſollte und das man auf den Tiſch gelegt hatte, ohne daß es jemand berührte, ſich wie von ſelbſt, oder durch unſichtbare Hand, entfernte, und man es endlich zufällig an einer ganz andern Seite des Zimmers unter einem Bette fand. *)

Am 2. December ſagte der junge Baron: es werde in dieſen Tagen ſein Anfall oft kommen und namentlich werde es Morgen und über Morgen noch ärger werden, aber dann werde ihn Gott erlöſen. Dieß war auch wirklich ſo: denn den folgenden Tag, am 3. December, befiel ihn der Paroxismus mehr als dreißigmal, wobei er immer auf's furchtbarſte ſchrie und ſich ſo ſehr in die Höhe bäumte, daß jemand unter ſeinem Leibe hätte durchkriechen können und dieſe Verſchlimmerung dauerte auch bis zum 5. an. Ein Arzt von B. mit Namen Zentius gab, da er bemerkte, daß der Baron außer dem Bette mehr Ruhe als in ihm hatte, nun den Rath, ihn in ein anderes Bett und Zimmer zu bringen und das bisherige

---

*) Die gleiche ſonderbare Erſcheinung mit einem Amulet findet man in der Seherin aus Prevorſt.

Lager auf's genaueſte zu durchſuchen. Dieß geſchah nun und da fand man in ſeinem Kopfkiſſen und andern Bettſtücken einen Unterkiefer von einem Wieſelchen, verſchiedene verbrochene Beſenreiſer, darunter etliche, die mit Zähnen zerbiſſen waren, ferner ſchwarzen Haber, einen Büſchel Haare mit Fett, eine riechende Erde und Haſelnuß- und Kaſtanienrinde. Als dieß bis gegen Mittag herausgeſucht worden, hatte der junge Baron bis gegen 1 Uhr noch ſtarke Anfälle, von da an aber minderte ſich wenigſtens die Heftigkeit der Schmerzen.

Am 5. zog er ſich ganz frühe ſelbſt im Bette an, und ſpeiſte Mittags an der Tafel. Kamen auch die Schmerzen, ſo verloren ſich ſich bald wieder, wenn er nur einigemal im Zimmer auf und ab gieng.

Alle, die den jungen Baronen in ſeinen Leiden beobachteten, wurden bald immer mehr überzeugt, daß dieſes ſein Leiden wohl eine Verzauberung ſey, und da es ſich, ſeit er dem Verhör jenes Schloſſergeſellen beigewohnt, eingeſtellt und bei deſſen Auspeitſchung auf den höchſten Grad geſtiegen war, ſo hielt man die Mutter des vertriebenen Schloſſers, die ſich auch ſonſt ſchon verdächtig gemacht hatte, als die beſondere Urheberin, und dieß um ſo mehr, als der junge Baron, ſobald man gegen dieſe Perſon ſprach, wieder von den heftigſten Schmerzen befallen wurde.

Als er am 21. Dec. zu ſeinem Vater in das Zimmer, in dem er vorher krank gelegen war, gieng, kam auf einmal der vorige Schmerz und Bangigkeit wieder, die aber, ſobald er das Zimmer verließ, wieder aufhörten. Man entſchloß ſich nun, den Knaben ſeinem Großvater dem Hrn. v. N. nach N. zu ſenden.

An dieſem Tage gegen 2 Uhr, da die Herrſchaft noch an der Tafel ſaß, kam die erwähnte Schloſſersfrau zu dem Verwalter, und brachte ihm ein Vorlegſchloß, das man ſchon lange bei ihrem Manne beſtellt hatte, fing von ihrem Sohne zu reden an, und wie ſie hoffe, der Herr Baron werde ihn auf Fürbitte der Brüder ihres Mannes, die in Ilzfeld ſeyen, wieder nach Hauſe laſſen, ob er dieß nicht auch glaube? Der

Verwalter gab ihr aber wenig oder gar keine Hoffnung dazu, worauf ſie wieder gieng. Der Verwalter offenbarte nicht das mindeſte hievon ſeiner Herrſchaft. Am folgenden Tag zeigte ſich dieſes Weibsbild am Schloßthor, und ſah lange hinein.

Den jungen Baronen wandelte aber am gleichen Tage wieder die furchtbarſte Bangigkeit an, und Abends geſellte ſich zu derſelben wieder der heftigſte Schmerz, ſo daß er mit der größten Angſt zum Bette herausſprang, ſich ankleidete, ſeine Tante am Rock faßte und ſie bat, ihm doch nachzufolgen. Sein Informator und der Koch kamen noch dazu, und dieſe beide bat er, ihn auf dem Wege nach M. aus der X. Markung zu führen, und bis man mit ihm über dieſe Gränze war, konnte er keinen Fuß ruhig ſetzen, erſt über derſelben erwartete er die ihn in einem Wagen nachfolgende Mutter. Obgleich er aber vor Müdigkeit in dem böſen Wege nicht weiter gehen konnte, wollte er doch nicht in den Wagen ſteigen; denn er ſagte, wenn er nur ein wenig eingeſperrt würde, könnte er vor Angſt nicht bleiben, er müßte unter die Pferde und Räder ſpringen, würde ihn im Wagen die Angſt anwandeln.

Ob er nun gleich früher noch wenig geritten, ließ man ihn auf ein großes Kutſchenpferd ſitzen. Vor M. berathſchlagte man ſich nun, da er nach Hauſe durchaus nicht mehr zu bringen war, welchen weiteren Weg man mit ihm fortſetzen ſolle. Die Mutter hielt für gut, man ſolle nach der ihr angehörenden Beſitzung A. gehen. Der junge Baron ſchien dazu wenig Luſt zu haben, wollte aber der Mutter nicht widerſprechen, und gab ſich darein, allein noch in dem Dorfe M. (die Mutter war wieder nach X. gekehrt) wendete er mit dem ihm zugegebenen Reitknecht um, und ließ ſeinen Eltern ſagen, wie er unmöglich nach A. noch in ein anderes unter X. Jurisdiktion ſtehendes Ort gehen könne, er wolle lieber nach K., wie man den Tag vorher mit ihm im Sinne gehabt. Man wandte ſich nun mit ihm gegen K. Unterwegs bemerkte man, daß ſeine Bangigkeit in Wäldern, Hohlwegen und Dörfern ſich ſehr vermehrte: denn da wurde es ihm immer auch wie ein Nebel vor den Augen, und es war ihm immer, als folge ihm Jemand von hinten nach, der ihn weiter treibe, daher er immer im ſtärkſten Galopp fortritt, bis er den Wald, Hohlweg, oder das Dorf paſſirt hatte. Als er gegen Mittag zu K. ankam, konnte man ihn durch die eindringlichſten Vorſtellungen beinahe nicht zum Abſteigen vom Pferde bewegen: denn er behauptete, die entſetzliche Bangigkeit ſey auf dem Pferde viel minder, als wenn er herabgeſtiegen ſey. Kaum war er auch vom Pferde, und zu dem Hrn. Baron von G. hinauf, als ihn zwei Perſonen wieder herunterführen und mit ihm in dem Hofe auf und ab gehen mußten, wobei er wie vorher wieder wie ein Pferd wieherte, welches Wiehern mit furchtbarem Gelächter untermiſcht war. Und dieſe Anfälle von Bangigkeit und Wiehern kamen mehr als zwanzigmal, ſo daß man ihn noch in ſpäter Nacht acht bis zehnmal mit einer Laterne und während eines ſtarken Regens in den Hof bringen und da auf und ab führen mußte, ſo daß er endlich durchaus entkräftet in das Bett gebracht wurde. Aus Schwäche war er da kaum mehr im Stande, einen Laut von ſich zu bringen, er winſelte nur ſtille und klagte, es liege ihm wie ein Stein auf dem Herzen. Er war dabei im Stande vorauszubeſtimmen, wie oft der Paroxismus an dieſem Tage noch kommen werde. Er begehrte, daß man ihm eine Streu in die Stube machen ſolle, weil er kein Bett leiden könne, worauf er ſich erſt zwiſchen 11—12 Uhr mit völliger Kleidung legte, und ſogar nicht einmal ein Bettuch weder unter noch über ſich litt. Vorher beſtellte er, daß die Pferde Morgens präcis 4 Uhr bereit ſeyn ſollten, weil er Schlag 4 Uhr erwachen und dann ſogleich wieder weiter reiten müſſe. Dieß geſchah nun auch. Das Ziel ſeiner Reiſe verlangte er, müſſe Philippsburg ſeyn: denn ehe er da angelangt, habe er keine Ruhe, ja es ſeye ſein Tod, wenn man ihn nicht dahin oder ſonſt wo auf den Rhein bringe. Eingeholter Kunde nach war dahin auch der ausgepeitſchte Schloſſergeſelle gegangen. Die Eltern willigten ein, und giengen ſelbſt noch mit ihm an dieſem Tage bis nach Ittlingen. An dieſem Tage durfte er nicht mehr wiehern, auch in den Wäldern und Hohlwegen nicht mit ſolcher Bangigkeit fortjagen, wiewohl er immer etwas ſtark vorausritt, und auch noch nicht wohl in einem Hauſe bleiben konnte. Aber in einem Dorfe zu warten, war ihm faſt unmöglich.

Er wünſchte die Reiſe unausgeſetzt bis nach Philippsburg machen zu können, allein ſeine Mutter mußte in nothwendigen Geſchäften wieder nach X. zurück, auch um Anſtalten für die Möblirung der Wohnung in Philippsburg zu treffen, und man überredete ihn endlich, aber nur ſchwer, vorerſt einige Tage unterwegs in Ittlingen zu verweilen.

Abends gegen 5 Uhr erblickte er in dem Zimmer an der Wand von der Seite, wo der Weg von K. herkommt, zwei ſcheußliche Geſichter, ein weißes und ein ſchwarzes, in einem Seſſel ſitzend. Das ſchwarze hatte einen ſchwarzen Unterrock, und eine blaue Schürze an, und der junge Baron erkannte in ihm jene alte Schloſſerin, das weiße erkannte er nicht, meinte aber irgendwo ſchon dieſes Geſicht geſehen zu haben. Er zitterte und bekam eiskalte Hände. Er verlangte wieder zu Pferd gebracht zu werden, weil er im Haus nicht bleiben könne, worein man willigte. Nachts ſchlief er wieder auf bloßem Stroh und in den Kleidern, und verlangte Morgens ſogleich wieder zu Pferd. Da die Pferde aber nicht ſogleich gebracht werden konnten, gieng er inzwiſchen unter freiem Himmel auf und ab, und hatte das Gefühl, als ſey etwas in ſeinem Leibe, das ihn immer weiter treibe; aber ſobald er auf das Pferd kam, hatte er Ruhe. Als er wegritt, mußten ihm ungewöhnlich große Stücke ſchwarzen Brodes gegeben werden, die er zu jedermanns Verwunderung mit der größten Luſt verſchlang.

Als er wieder nach Hauſe kam, hatte er wieder jene Geſichter, und zwar länger als am vorigen Tag. Dieſe verfolgten ihn von nun an immer mehr. Man ließ gegen ſie die Wände mit frommen Sprüchen behängen, er focht gegen ſie mit dem Degen, es nuzte aber nichts. Nur daß er zu Pferde ſtieg und in der Gegend umherirrte, konnte ihm ſeine Bangigkeit erleichtern.

Ehe die Mutter wieder nach X. gekehrt war, hatte ſie in Erfahrung gebracht, daß die Schloſſerin (wie eben erwähnt) am Thomastag bei dem Verwalter war. Weil derſelbe aber Niemand geſagt hatte, was ſie von ihm verlangt, fragte ihn die Frau Baronin darum, worauf er ihr auch das Anliegen derſelben eröffnete. Die Frau Baronin ließ ihr nun durch die beiden Geiſtlichen ſagen, wenn ſie ihrem Sohne, von dem man vermuthe, daß er durch ſie in dieſes Leiden gerathen, helfen würde, ſolle ſie eine gute Belohnung erhalten, wo nicht, ſo werde ſie eingekerkert, und in Unterſuchung gezogen, aber ſie wollte nichts geſtehen.

Am 26. entſchloß ſich der Hr. v. X., der Schloſſerin eröffnen zu laſſen, ſie dürfe ihren Sohn wieder nach X. oder ſonſt in das Gebiet von X. beſcheiden, es werde ihm verziehen. Zu derſelben Stunde, noch ehe die Nachricht davon zu dem jungen Baron gelangen konnte, fühlte derſelbe das ſehnlichſte Verlangen wieder nach X. zurückzukehren, da er früher nicht mehr geglaubt, dieſen Ort je wieder betreten zu können.

Vorher äußerte er auch, er würde in Ohnmacht fallen, würde er die Schloſſerin erblicken, und nun begehrt er ſogar mit ihr zuſammengeſtellt zu werden. Am 27. Dec. ritt er auch mit ſeinem Vater ganz vergnügt wieder nach X. Am Nachmittage deſſelben Tages nun wurde die Schloſſerin in des Hrn. Diakonus Möhrings Haus berufen, und im Beiſeyn des alten Hrn. Barons, des jungen Barons Wilhelm, und beider Geiſtlichen Pfitzer und Möhrings, gütlich vernommen. Sie wollte ſich aber zu keinem Bekenntniſſe verſtehen, außer daß ſie auf Begehren, ſie ſolle dem jungen Herrn helfen, geſagt: „ja, ja, es ſoll ihm geholfen werden!“ —

Man ſah ſich nun durch all das was vorausgegangen, veranlaßt, die Schloſſerin mit ihren zwei Töchtern und ihrem Manne in Verhaft zu nehmen, und ſobald dieß geſchehen war, fühlte ſich der junge Baron auf einmal frei von allen Anfechtungen, und war ihm jene Unruhe wie ein Stein vom Herzen gefallen.

Bei der Viſitation des Schloſſers Heinrichs Hauſes fand man verſchiedene Zettel, die ſich auf magiſche und ſympathetiſche Künſte bezogen, auch ein Häfelchen, in dem die Ueberreſte einer ſchwarzen Salbe waren. Auf einem vorgefundenen Taufſcheine des alten Schloſſers fand man mit bleicher Tinte beſondere Charaktere geſchrieben.

Die ſpäteren Verhöre ergaben, daß dieſe Charaktere vom Sohne der Schloſſerin gemacht waren, und daß er mit ihnen beſchriebene Zettel bei ſich zu tragen pflegte.

Geſchichte und Geſtändniſſe der ſechzig Jahr alten Schloſſer Heinrichen.

Bei den erſten Verhören wollte die Heinrichen durchaus nicht bekennen, daß ſie an der Erkrankung des jungen Herrn von X. die mindeſte Schuld habe, noch daß ſie je etwas gethan, was ſie auch nur entfernt in den Verdacht, daß ſie eine Hexe ſey, bringen könnte, ſie kratze dem die Augen aus, der das ſage, aber längeres Inſichgehenlaſſen im Gefängniſſe ohne alle weiteren Zwangsmittel, ohne Anwendung körperlicher Züchtigungen und gütliches Zureden, der ſie anſcheinend nur mild behandelnden Unterſuchungsrichter, brachten ſie dahin, folgende tolle Erklärungen zu machen.

„Als ich zwölf Jahre alt war, lernte ich das Hexenwerk von meinem Vetter Egidius Roſenberger, dem alten Ochſenwirth, der mich erzog. Der fuhr das erſtemal mit mir Morgens früh die Waſſergaſſe herauf zum Tanze auf dem Kreuzweg beim Schaafhaus. Da verſprach ich mich dem Teufel. Der kam zuerſt zu mir in der Geſtalt eines ſchönen Mannes, gleichend dem Gideon Stumpf, der damals mein

Liebhaber war, der Teufel nannte ſich mir aber Papillo, und bei dieſem Namen hab ich ihm immer gerufen. Oft Nachts 11 Uhr, wenn es ſich ſchickte, fuhr ich mit ihm hinaus, tanzte und machte mich luſtig bis gegen Tag. Bei dem Verſpruch mit ihm mußte ich Gott verfluchen und verſprechen, zu thun in des böſen Feindes Namen, was er mir befehle. Er ſagte, wenn ich Jemand etwas thun wolle und könne es nicht, ſo wolle er es mich lehren. Da legte ich mich auf die Stücklein, aber das iſt mein größtes, was ich dem jungen Herrn gethan. Ich konnte nicht jedem ſchaden, dem ich wollte; man kann das nicht. Wenn ich den böſen Feind mit Namen gerufen, erſchien er bald in Weibs- bald in Mannsgeſtalt, bald in ſcheußlicher ſchwarzer Geſtalt, eine ſchwarze Kappe auf dem Kopfe. Er ſetzte ſich vornen auf die Gabel, ich mich hinter ihn, ich hielt mich vornen an dem Zinken, da ſagte er „nun fort in's Teufels Namen“ und ich ſprach es ihm nach, und da gieng es bald zum Fenſter, bald zum Laden, bald zur Thür hinaus, oft bei dem Thor hinaus, oft über die Mauern. Bisweilen kam der Papillo von ſich ſelbſten, ohne daß ich ihn verlangte. Niemalen durfte ich es ihm abſchlagen, ſondern ſo oft er kam, mußte ich mit ihm fort. Da kam ich mit ihm bald an den Kreuzweg am Schaafhaus, bald an den Kreuzweg bei der Rönzbach, und tanzte da mit ihm. Gab ich ihm beim Tanze die Hand, ſo war ſie ganz eiskalt. Es waren da viele Leute bei der Verſammlung, und ein jedes hatte ſeinen Tänzer. Ich kannte niemand, bald geigte man, bald ſpielte man auf einer Pfeife, auch eine Trompete bließ man oft. Oft dauerte der Tanz 2—3 Stunden, oft war er kürzer. Gemeiniglich tanzte man um Einen, der in der Mitte ſtund, der größer als die anderen war, der aufſpielte und den man König nannte. Hörte der auf zu ſpielen, mußte ein jedes ſagen, was es gethan, da wurde es gelobt oder geſchlagen, je nachdem ſie Schaden gethan oder keinen. Das Eſſen und das Trinken hatte nie einen Geſchmack, es war alles Blendwerk, und wer nicht im Bunde, der ſah von allem nichts.

So war auch das Geld, das mir der Papillo oft gab, nur Blendwerk, es wurde bald zu Hafenſcherben. Als ich es ihm klagte, lachte er mich nur aus. In meiner Jugend trieb ich das Fahren am meiſten, ſeit ich verheirathet und alt bin, trieb ich es nicht mehr ſo oft. Der böſe Feind verlangte von mir eine Hoſtie als Wahrzeichen: denn wenn er kein Wahrzeichen von mir habe, ſo laſſe er mir keine Ruhe. Nachdem ich ihm eine Hoſtie gab, hatte ich mehr Ruhe. Dreimal gab ich ihm ſo die Hoſtie. Das erſtemal war es ſchon vor ſieben Jahren, das andermal vor drei Jahren, und das leztemal den erſten Adventſonntag vergangenen Jahres. Ich mußte das Abendmahl verfluchen, daß ich es nicht brauchen wolle und dabei ſagen: Da gieb ich dir's in's Teufels Namen. Als ich das zum erſtenmal that, legte der Teufel die Hand auf mich (goß aber nichts auf mich) und ſprach: ich taufe dich in des Teufels und aller Teufel Namen, daß du immer und ewig ſein ſeyn ſollſt. Er rizte mich auch in die linke Hand, und da ich nicht ſchreiben konnte, verſchrieb mich mein Vetter Roſenberger mit meinem Blute.

Als man ſie über die von ihr eingeſtandene Verzauberung des jungen Herrn von X. genauer inquirirte, gab ſie Folgendes an:

„Der Anfang der Krankheit des jungen Herrn kam von meinem Buben. Als ich mit ihm nach ſeiner Verweiſung noch auf dem Wege bei der Leimengrube ſprach, ſagte er zu mir, wie man das erſtemal ihn in des Verwalters Stube verhört, habe er den Fahrſaamen genommen, den er in der Chriſtnacht auf der Kreuzſtraße beim Nothſtall vom Teufel erhalten, habe ihn dem jungen Herrn unter die Füße geſtreut und dazu geſprochen: „in's Teufels Namen ſollſt auch keine Ruhe haben, weil man mich ſo plagt!“ Er verſicherte mich, er werde keine Ruhe haben und forderte mich auf, es ihm auch zu brauchen. Darauf warf ich ihm bei der erſten Krankheit den Saamen in's Teufels Namen unter das Bett, holte ihn aber wieder und vergrub ihn bei der Kelter gegenüber des jungen Herrn Schlafkammer und zwar mit Schwüren und Fluchen in's Teufels Namen, daß der junge Herr in X. keine Ruhe haben ſolle, gleich wie mein Sohn auch keine Ruhe habe. Wollte ich die Krankheit ſtärker machen, mußte ich immer in das Schloß und ihn auf ſeinem Grund und Boden noch ärger verfluchen, daß er ganz an den Wänden hinauffahren müße und keine Ruhe habe. Der böſe Feind führte mich hinauf bei dem Küchenfenſter in ſeine Kammer, da warf ich ihm von dem Saamen unter die Bettlade, daß er darauf keine Ruhe mehr hatte und zauberte Sachen, die ihm keine Ruhe ließen, in ſeine Bettſtücke. Allein hätte ich es nicht gekonnt, der Teufel mußte dabei ſeyn, ich ſprach immer in's Teufels Namen und wo ich was hinſchicken wollte und wen ich treffen wollte, ſo geſchah es, doch nicht immer. Wie der Herr Verwalter mir die Hoffnung zur Begnadigung meines Sohns nahm, machte ich dem jungen Herrn die Krankheit aufs neue und als er aus X. ging, ſchmieß ich ihm den Saamen in's Teufels Namen unter die Füße nach.

Um ihm auch draußen keine Ruhe zu laſſen, fuhr ich ihm oft nach. Man glaubt nicht, wie ſchnell dieſes Fahren geht, man iſt in einem Augenblick bald da, bald dort und kommt wieder an die Stelle, wo man geweſen. Sonſt hatte ich immer Ruhe und konnte meine Sachen ſchaffen, wie aber das Unglück mit meinem Buben anging, da ließ mir der böſe Feind keine Ruhe mehr, ſondern ich mußte das dem jungen Herrn anthun, ich mußte ihm nach K. und von da nach Ittlingen nachfahren. Zu K. war ich Nachmittags 2 Uhr bei ihm im Saale, ich fuhr auf einer Gabel dahin, nach Ittlingen fuhr ich mit dem böſen Feind ihm nach. Zu Ittlingen ſaß ich auf der Stiege, der böſe Feind ging hinein und ſagte, er wolle ihn plagen, es währte aber nicht lange.

Von Ittlingen ging ich am Stephanstage um 10 Uhr Vormittags wieder fort. Ich fuhr zu und ab während dieſer Zeit, war nicht immer in Ittlingen, fuhr bald dahin, bald wieder ab.

Auf Herrn Pfarrer Möhrings Ankündigung, daß mein Sohn Pardon erhalten, holte ich den Saamen wieder, den ich dem Herrn Baron unters Bett geworfen und vergrub ihn. Ich will dem jungen Herrn in 24 Stunden helfen, daß ihm Zeitlebens nichts mehr geſchehen ſoll, aber ich muß vorher den böſen Feind rufen. Wenn ich etwas thun wollte, mußte ich immer dazu den Teufel gebrauchen. Der Teufel machte den Leuten jedesmal einen blauen Nebel vor die Augen und ſo machte er auch mich unſichtbar. Der junge Herr ſollte lahm werden, Gott aber ließ es nicht zu, es wurde ihm nur angſt und bang. Ich hatte den Saamen früher auch ſchon gegen Andre gebraucht, es gelang aber nicht, es iſt nicht alle Zeit Gottes Wille.

Als man ſie gefragt, wie ſie es gemacht, daß ihr Mann von ihrem Hinausfahren nie etwas gemerkt? ſagte ſie: „ich ſegnete ihn jedesmal vorher in's Teufelsnamen ein, daß er ſo lange ſchlafen ſolle, bis ich wiederkehre, was dann auch immer geſchah. Oft legte ich auch nur mein Gewandt in's Teufelsnamen zu ihm und das gab ihm die Verblendung, als ſey ich es ſelbſt.

Als man ſie auch darauf, aber immer ohne alle Zwangsmittel, inquirirte, ob ſie auch noch andern Menſchen Schaden gethan, gab ſie Verſchiedenes an, wovon ich nur Folgendes anführen will.

„Dem Leonhardt Kraft von Asberg, der in meiner frühen Jugend in X. als Knecht bei dem Ochſenwirth Hahn diente, begegnete ich einsmal, als ich Morgens auf der Gabel fuhr, ich merkte, daß er mich ſah und erkannte, und da drückte ich ihn im Zorne darüber mehrmals, ich lag in der Nacht auf ihn und drückte ihn. Wie der Schaden geſchieht, weiß ich nicht, der Papillo machte, wenn ich herausging, an den Leuten, die ich gedrückt, auch ſeine Sache.“ —

Als man den noch lebenden Leonhardt Kraft über dieſe Ausſage der Heinrichen vernahm, gab er darüber Folgendes an:

„Es wurde einmal meinem Meiſter ein Faß rinnend, weßwegen ich Morgens früh um 3 Uhr den Küfer Wildheit holte, da ſah ich bei ſchon hellem Tage, mitten im Sommer, als man das Heu machte, die Schloſſerin, die man damals noch das Bettelmädchen hieß, hinter einem, ich weiß nicht, war es eine Gabel oder ein Pfahl, als eine Windsbraut ganz ſchnell die Waſſergaſſe*) hinauf neben mir vorbeifahren. Das Mädchen ſah ſich nach mir um und ich ſah ſie ganz in ihrer gewöhnlichen Geſtalt und Kleidung, ſo ſie damals trug. Als ſie ſo an mir vorbeifuhr, war ich nur drei Schritte von ihr. Ein anderer Weingärtnersknecht, Namens Martin, der aus Heilbronn kam und eben in Weinberg gehen wollte, ſah ſie ebenfalls auf dieſer Fahrt und wir ſprachen oft mit einander von dieſer wunderlichen Fahrt des Mädchens. Dem Martin wurde von ſeinem Meiſter ſehr verboten, davon zu ſprechen, die alte Ochſenwirthin verbot es auch mir. Die Fahrt ging um des Lederers Eck herum über den Kelterplatz. Etwa acht Tage darauf kam das Bettelmädchen, das dazumal noch ledig war, faſt alle Nacht vor mein Bett und quälte mich und war es nicht anders, als wenn ein Mehlſack auf mich gefallen wäre, daß ich weder Hände noch Füße rühren konnte und ein Schweiß an mir ausbrach. Sie zog mir oft den Kopf bei den Haaren auf die Leiſte der Bettlade und würgte mich. Niemals ſah ich ſie aber von mir wegkommen, dagegen bei hellem Mondſchein öfters durch den Laden hereinfahren. Ich kannte ſie ſo wohl, als wäre ſie meine Schweſter geweſen. Sie kam in ihrer gewöhnlichen Kleidung, hatte Schnüre zum Einſchnüren am Mieder. Dem Knecht Jakob, ſo dazumal neben mir war, klagte ich es oft, dieſem aber that ſie nie etwas. Meine Frau, die alte Ochſenwirthin, ſagte da zu mir, ich ſolle in das obere Stübchen liegen und die Thüre verſchließen, aber es half mir nichts, ſie kam doch zu mir und quälte mich auch dort, da legte ich mich wieder zu dem Knecht Jakob. Dieß hielt bei 3 Wochen ſo an, da rieth mir Hans Riedel, der ſchon längſt geſtorben, ich ſolle einen bloſen Degen und Meſſer, die zwei Schneiden gegen einander, unter das Kopfkiſſen legen, welches ich auch that, worauf es ausblieb. Da ich dem Mädchen nie was zu leid gethan, ſo iſt die Urſache, warum ſie das that, wohl keine andere, als ihr Grimm, daß ich ſie auf ihrer Fahrt erkannte. Dieſe meine Ausſage könnte ich, ſo lange es auch ſchon iſt, mit einem Eide bekräftigen.“ —

---

*) Man wird ſich erinnern, daß die Schloſſerin eben ſelbſt erzählt, ſie ſeye das erſtemal Morgens früh die Waſſergaſſe herauf zum Tage gefahren.

Ferner gab ſie an:

„Ich wollte des Heinrich Schabers Kind angreifen, weil ich aber nicht in das Haus konnte und des Seifferts Kind vor der Thüre ſeiner Großmutter ſaß, ſo ſchmierte ich dieß mit der Teufelsſalbe, daß es nicht gehen ſolle und verſchwor es in des Teufels Namen.“

Die Stiefmutter dieſes Kindes wurde hierauf darüber verhört und gab an:

„Als ich meinen Mann vor 4 Jahren heurathete, war dieſes Kind elend und ganz verzehrt, mochte dabei jedoch immer eſſen. Noch iſt kein Wachsthum in ihm, da es jetzt ſchon acht Jahr alt iſt und hat einen großen Kopf und dicken Leib. Weder ich noch mein Mann können uns einbilden, woher das kommt, wir haben aber bisher noch nie daran gedacht, daß es von böſen Leuten komme.“

Unten kommen noch mehrere Fälle vor.

Auf die Frage, wen ſie auch noch ſonſt zur Hexerei verführet? wollte ſie anfänglich nicht mit der Sprache heraus, endlich aber ſagte ſie in den ſpätern Verhören*): „So will ich noch einen Punkt ſagen. Meine Töchter nahm ich, nachdem ich meinen Buben ſchon längſt vorher dem Teufel übergeben, auch mit mir auf den Tanz bei dem Schaafhaus wohl bei zehnmal. Ich übergab ſie in der Verſammlung allen Teufel, da dem oberſten der Teufel und ſprach: hier bring' ich mein Fleiſch und Blut in's Teufels Namen, worauf er ſie annahm und ſagte: nun ſind ſie mein, taufte ſie auch in's Teufels Namen und da mußten die Kinder ihre Taufe verfluchen und ihm verſprechen, ſie wollten ſein ſeyn und bleiben. Die eine war damals 9 oder 10, die andere 7 oder 8 Jahre alt. Es iſt etwa ein Jahr zehn. Eine jede bekam ihren eigenen Teufel und ſie werden von ihnen die Hexerei gelernt haben, gleich wie ich, nachdem ich von meinem Vetter dem Papillo übergeben worden war, ſie von dieſem lernte. Das erſtemal führte ich ſie hinaus, ſpäter kamen ihre eigene Teufel, die ſie abholten und wir fuhren da zu ſechs über die Mauer hinaus. Sie weigerten ſich anfänglich und fürchteten ſich, ich redete ihnen aber zu, weil ich es verſprach, ſo mußte ich es halten. Sie waren immer lieber draußen, wenn ich mit war. Mein Mann wußte nichts davon. Ich meine, es war die älteſte Tochter, die ihm einmal etwas davon ſagte, aber ich ſchlug ſie, daß ſie es nicht ſagen ſolle. Manchmal ſprach der Papillo, manchmal ich über meinen Mann den Seegen in's Teufels Namen und fuhr ihm über das Geſicht, damit er nicht aufwache, als in der oder jener Stunde, wo wir wieder zurückkamen und das geſchah auch." —

---

*) Ihre älteſte Tochter hatte ihr von dem Gefängniſſe aus ſagen laſſen, ſie ſolle nur alles geſchehen, ſie werde alles ſagen. —

Merkwürdig war, daß die Schloſſerin auf langes Zureden der Geiſtlichen nicht dazu zu bringen war, zu ſagen: der Teufel ſeye ein verfluchter Geiſt. Man drang zuletzt in ſie, nur: ja zu ſagen und konnte nichts aus ihr als ein verſtümmeltes Ja herausbringen, das ſie recht mit Zwang heraus drückte.

Nachdem in den früheren Verhören die Töchter ſowohl ſich, als die Mutter rein von Hexerei wiſſen wollten, legten ſie in den ſpätern ohne alle Zwangsmittel von freien Stücken folgende Geſtändniſſe ab.

Geſtändniſſe der ohngefähr 20 Jahr alten Maria Catharina.

„Da ich ohngefähr 7 Jahr alt war, weckte mich einmal meine Mutter bei hellem Mondſchein, Nachts zwiſchen 10 und 11 Uhr mit dieſen Worten: „Ketterle! komme, du mußt mit!“ Dann half die Mutter mich anziehen. Wir ſaßen dann beide vor dem Hauſe auf einen Bock, die Mutter voran, ich hinten. Die Mutter ſagte, ich ſolle nicht reden, ſondern ſtillſchweigen. Wir fuhren bei dem oberen Thor über die Mauer und ſtiegen auf dem Platz an der Kreuzſtraße beim Schaafhauſe ab, wo viele Leute beiſammen waren, Manns- und Weibsleute.

Es waren Spielleute da und ich ſah einen großen Tanz, ſie ſchenkten ſich ein und tranken und währte es ſo bis gegen den anbrechenden Tag um 3 Uhr, da ging alles auf einmal aus einander und ich ritt wieder mit der Mutter auf dem Bock nach Hauſe. Ehe ich aber wieder mit ihr auf den Bock ſaß, ſagte ſie zu mir: ich habe Dich dem böſen Feind verſprochen, worüber ich nichts ſagte. Es war ein halbes Jahr nachher, ich weiß die Zeit nicht mehr ganz, da kam ich wieder mit der Mutter zum Tanz, wie vormals. Ich ſaß neben der Mutter am Tiſch, da rief jemand: „Mariele! jetzt gehe, wir wollen fort!“ worauf wir wieder ſo fortfuhren. Draußen war ein Tiſch gedeckt, wir hatten Wein, Fleiſch, Suppe. Ich aß mit, es war ein ganzer Tiſch voll Leute, lachten und tranken. Die Mutter ſagte zu mir: „Du mußt jetzt mit ihnen halten, biſt ſchon verſprochen, mußt jetzt mithalten, ſo lange du lebeſt, mußt allezeit hinauskommen.“ Ich ſaß neben einem, der ſchwarz gekleidet und wie ein junger Mannskerl war, der ſprach mir zu, wann ich wieder komme, wolle er mit mir luſtig ſeyn und Spielleute haben, die Mutter hätte ihm meinen Namen angegeben, nun ſeye ich ſein. Ich mußte mich auch ihm verſprechen, daß ich ſein ſeyn wolle. Er befahl mir, wenn er mich künftig abhole, ſo müße ich mit ihm gehen. Er gab mir hierauf die Hand und ich ihm, mit dem Verſprechen, daß ich mein Lebtag ſein ſeyn wolle. Drauf brachte er es mir und hieß mich ſeine Heurath. Er ſagte auch zu mir, ich ſolle Gott und die heilige Dreifaltigkeit verſchwören und nichts mehr mit Gott zu ſchaffen haben. Das verſprach ich ihm und verſchwor ſie auch in's Teufels Namen. Der böſe Feind wollte auch nicht leiden, daß ich bete, ich konnte auch nicht mehr beten, da ich von Gott abweichen und mich dem böſen Feind verſprechen mußte. Die Mutter hieß ihn Papillo, für mich aber, ſagte er, hieße er Jockel. — Wann ich zur Verſammlung kam, ſo bin ich vor einem großen Teufel, der ganz alt und wüſt ausſah, auf die Kniee gefallen, da erzählte ich, was uns befohlen worden, wie mir es ausgerichtet und da ſchrieb er es in ein Buch. Ich mußte dem Alten jedesmal die Hand geben, ſeine Hand aber war wie die des Jockels, ganz kalt, auch vor dieſem mußte ich meine Seel' und Seligkeit, auch Gott verſchwören.

Die Mutter, das gottloſe Weib, brachte mich und meine Geſchwiſter ſo weit. Man ſollte einer ſolchen Mutter, weiß nicht, was thun, daß ſie ihre Kinder in der Jugend ſo verführt, man laſſe mich nur zu ihr, ich will es dem ſchändlichen, verfluchten Weib, recht ſagen."

Von der Mutter gab ſie noch ferner an:

„Ich ſah zweimal, daß ſie die Hoſtie vom Abendmahl mit nach Hauſe brachte. Sie verbot mir, es dem Vater zu ſagen. Dem alten Herrn von X. drohte die Mutter und ſagte, ſie wolle ihm das Trinkgeld ſchon machen und dem jungen Herrn auch. Von meiner Mutter kam auch die Krankheit des jungen Herrns, weil ſie einen Haß auf die Herrſchaft gehabt, daß man ihren Buben ſo mit Ruthen hinausgehauen, ſie hat es ihm mit dem Fahrſaamen gemacht."

Von den Schaden, die ſie andern zugefügt zu haben bekannte, führe ich Folgendes an:

„Vor ungefähr ſechs Jahren, in der Nacht zwiſchen 11 und 12 Uhr kam ich in Geſtalt einer Kaze zu des Matthias Fuchſen Kind in die Kammer, der böſe Feind ritt auf mir. Ich pfezte das Kind unten an der Kehle mit der Pfote. Das

Kind konnte hierauf nicht mehr eſſen und ſtarb. Der Teufel rührte auch das Kind an, meine Mutter war auch mit.

Drauf ritt der Teufel wieder auf mir hinaus zum Schaafhaus und da tanzten und tranken wir. Der Teufel überdeckte mich mit einer Haut und da wurd ich zur Katze. Das ging ſchnell zu, man weiß es nicht wie, ſo ſchnell geht es, der Teufel macht es eben." —

Als die Mutter jenes Kindes über dieſe Ausſage vernommen wurde, gab ſie Folgendes mit vielen Thränen an:

„Ich hatte zwei Buben als Zwillinge, wovon einer noch lebt, der übel zugerichtet iſt." (Sie brachte ihn vor's Gericht. Er hatte einen großen Kopf, der ſich immer bewegte, große Augen, dicken Leib, kleine abgezehrte Füße und zu ſeinem Alter noch ganz klein, konnte kein Wort reden, noch nicht alles eſſen und ſchnarchte durch den Hals.)

Der andere Bube ſtarb einige Wochen nach der Geburt an den Gichtern, da er nicht mehr eſſen, noch an meiner Bruſt trinken konnte. Beide Buben hatte ich neben einander liegen und ich glaube, daß der noch lebende Bube oder alle beide von der Heinrichen angegriffen wurden. Mein Bube Johann ſchrie oftmals des Nachts: Mutter! es zupft mich beim Haar, es pfetzt mich! und meine Schweſter klagte oft, daß etwas zu ihr in die Kammer komme."

Bei geſchehener Confrontation mit der Fuchſin, ſagte die Maria Catharina Heinrichen:

„Ich meine, daß ich das vordere Kind, welches das verſtorbene, angegriffen. Meine Mutter, die mit war, es auch anrührte. Ich nahm es nur ein wenig am Kinn, dann ſagte ſie, ich hätte es nicht recht gemacht und griff es auch an. Es war das vordere Kind von den Zwillingen, ich kann nicht gewiß ſegen, ob es das verſtorbene oder das noch lebende war.

Die alte Heinrichen gab an: „ich war mit meiner älteſten Tochter in des Fuchſen Haus in der Nacht, in Geſtalt einer Katze, und habe nur ein Kind, das, das vornen lag, angerührt. Der Teufel war dazumal auch mit uns."

Allen Umſtänden nach, heißt es im Protokolle, ſchienen wohl beide Kinder, das verſtorbene und das noch lebende elende, von ihnen angegriffen werden zu ſeyn, und daß die Tochter die Zwillinge nicht unterſcheiden konnte. Sie ſchob auch dieß hauptſächlich auf ihre Mutter, und ſagte: „Die Mutter veranlaßte mich dazu; ſie wollte immer bei der Fuchſin entlehnen, und weil man ſie immer abwies, wurde ſie zornig. Man ſolle nur meine Mutter neben mich ſtellen, ich will ihr ſagen, wie vielmal ſie mich mit ſich nehmen wollte um Schaden zu thun, und wie ſie mich verführte. Sie muthete mir auch zu, mit ihr in des Baumgärtners Haus zu gehen, und ihr, weil ſie dort kein Brod erhalten, in der Verzauberung behülflich zu ſeyn, aber ich gieng nicht.“

Die Mutter geſtand dieſes zu. —

Geſtändniſſe der 18 Jahr alten Tochter Maria Margaretha.

„Meine Mutter weckte mich, als ich ungefähr 6 Jahre alt war, einmal zwiſchen 11 und 12 Uhr vom Bette auf, und ſagte zu mir, ich ſolle mit ihr zum Tanze gehen. Da ſtund ich auf und zog mich an. Ich ſah da einen ſchwarzen Mann in der Stube, den nannte meine Mutter Papille. Der ſagte zu mir: willſt du auch mit auf den Tanz? Da giengen wir hinunter vor das Haus. Die Mutter nahm die Ofengabel mit, mein Bruder Jörgle kam auch herunter, der ſetzte ſich auf den ſchwarzen Mann, ich aber ſetzte mich, ſo befahl es die Mutter, auf die Gabel hinter die Mutter, hielt mich hinten an den Zinken und vornen an der Mutter, der ſchwarze Mann kam hinten nach. Die Fahrt gieng gar ſchnell, und wir kamen in kurzer Zeit über das obere Thor hinaus zum Schaafhaus auf den Kreuzweg. Da ſtieg ich mit der Mutter an Kaspar Würz Garten ab. Da war ein ganzer Haufen groß und klein verſammelt, und tanzte. Ich ſah zu. Es waren Spielleute da, Geiger und Pfeifer. Nach dem Tanze ſetzte man ſich an einen Tiſch, der war mit Speiſen gedeckt. Der Papillo ſaß neben mir, und die Mutter auf der anderen Seite. Der Papillo ſprach mir und der Mutter zu, zu eſſen, ich aber ſagte: ich will nicht eſſen, ich will wieder heim zum Vater. Die Mutter ſprach mir zu, ich ſolle länger bleiben, und der Papillo ſprach: nun biſt du mein, deine Mutter hat dich mir verſprochen, du mußt bleiben. Ich wollte nicht, aber die Mutter redete mir zu, ich ſolle ſagen: ich welle ſein ſeyn, da ſagte ich es endlich. Die Mutter ſagte da auch: Du mußt von jetzt an nicht mehr an den Heiland denken und nicht an Gott glauben, ſondern an den Papille, und thun was der von dir will. Dann führte mich die Mutter und der Papillo zu einem andern, der größer als der Papille, und da mußte ich Gott, die heilige Dreifaltigkeit, und die drei höchſten Namen verfluchen, auch meinen Taufbund aufſagen, meine Seele verfluchen und verſichern, daß ich nun nicht mehr Gottes, ſondern des Teufels ſeyn und thun was er haben wolle. Ich wollte anfangs nicht daran, aber meine Mutter zwang mich dazu. Der Papillo kratzte mir hierauf in die rechte Hand, und ſchrieb mit dem Blute meinen Namen in ein Buch. Nachdem nun alles wieder von einander gieng, fuhren wir auf die gleiche Art, wie wir gekommen, zurück, aber der Papillo war nicht mehr dabei. Meine Mutter ſagte auch zu mir: der Papillo iſt jetzt dein Bruder. Die Mutter fragte mich zu Hauſe, wie es mir gefallen, es gebe ja luſtig draußen her, ich antwortete ihr: warum haſt du mich denn hinausgeführt? die Mutter verbot mir, es dem Vater noch ſonſt Jemand zu ſagen, und drohte mir mit Schlägen. Ich weiß nicht, wie ſie es machte, daß es der Vater nie merkte.

Nach zwei Jahren fuhr ich wie das erſtemal wieder mit der Mutter auf den Tanz. Da ſah der Papillo anders aus als das erſtemal, gieng auch zu Fuß neben uns her. Ich tanzte mit dem Papille, und er war da meine Heurath.

Vor dem großen Teufel erſchien ich da auch, der fragte mich wieder, ob ich ſein bleiben wolle. Da mußte ich vor ihm niederknieen und ihn anbeten, er aber befahl mir, Gott nicht mehr anzurufen, ſondern ihn und zu ſagen, er ſey mein Gott. Widerfahre mir etwas, ſo ſolle ich nur ihn anrufen. Beim Abſchied befahl er mir, ich ſolle ſehen, daß er mehr Leute erhalte, und ich ſolle ſolche ihm zuführen, und könne Rache an denen nehmen, die mich beleidigen.*) Der Papillo ſagte auch da zu mir, ob es mich nicht gereue, daß ich mich verſprochen, da ſagte ich: nein, ich will dein bleiben, meine Mutter ſpricht mir immer zu, daß ich beſtändig bleiben ſolle. Darauf fuhr ich wieder nach Haus.

Im Winter kam ich nicht hinaus, aber im Sommer oft die Woche zwei bis dreimal, am Mittwoch, Freitag und Samstag Nacht, bald mit meiner Mutter, bald mit meinem Bruder, bald mit meiner Schweſter, bald waren wir alle zuſammen, doch war ich am meiſten mit meiner Mutter draußen, gieng allein ungefähr zehnmal. Da war ich mit dem Papillo, tanzte mit ihm und liebte ihn.

Der Papillo kam nicht immer, wenn ich ihm zu Hauſe gerufen. Es geſchah immer des Nachts zu einer ungeraden Stunde. Bald war ich auf, bald ſtund ich von dem Bette auf, wann ich ihm gerufen, bald kam er auch ungerufen. Die Mutter ſagte immer zu mir, ich ſolle ihm rufen und lugen, wie es draußen ſey.

Als man ſie nach all dieſen Geſtändniſſen fragte: woher ſie denn wiſſe, daß ſie eine Hexe ſey, und ob ſie denn eine ſey? gab ſie zur Antwort: „Ja freilich, weil die Mutter es mich gelehrt, und mich mit auf den Tanz nahm, und ich mich dem Teufel verſprach, daß ich ſein ſeyn wolle. Man ſchrieb mich ja auch mit meinem Blut ihm ein, und ich verſchwor Gott, Vater und den heiligen Geiſt. — O warum hab ich meinem alten Vater nichts geſagt! warum hab' ichs niemand geklagt, daß mich meine Mutter ſo verführte, und ſo ſchändlich zu der Hexerei brachte! Das iſt wohl eine verfluchte Mutter, eine Rabenmutter, daß ſie ihre Kinder dahin brachte.“

---

*) Wir ſehen hier ein teufliſches Gebot, ganz entgegengeſetzt dem chriſtlichen: „Thut Gutes Denen, die euch Böſes thun“.

Sie gab ferner von ihrer Mutter ebenfalls an, daß ſie an der Krankheit des jungen Herrn Barons die Schuld habe, weil der alte Herr den Bruder habe mit Ruthen auspeitſchen laſſen. Sie habe geſagt, ſie wolle ihn ſchon kriegen, ſie habe ihm ſchon lange etwas thun wollen, nun ſey ſie froh ihn bekommen zu können. „Sie that ihm das mit dem Fahrſaamen und der Papillo half ihr dazu, ſie ſprach ihn darum an. Sie ſagte es mir im Hauſe, und wie ſie den Saamen vergrub. Mehrmals ſah ich auch, wie ſie die Hoſtie vom Abendmahl mitbrachte, ich verwunderte mich, da ſagte ſie, ſie könne ſie nicht verſchlucken, ich ſolle aber dem Vater nichts davon ſagen. Ob ſie ſie dem Papillo gegeben, oder was ſie damit that, weiß ich nicht.“

Als man ſie über die Schaden befragte, die ſie andern Leuten gethan, gab ſie hierüber unter anderem an.

„Der Papillo ließ mir keine Ruhe, bis ich einmal des Nachts zwiſchen 11 und 12 Uhr des Andreas Baumgärtners Kind eine viertel Stunde lang drückte und plagte. Dreimal fuhr ich auch mit meiner Mutter in das Haus des Baumgärtners, und drückte deſſen Frau. Meine Mutter lag zuerſt auf ſie, und dann ich. Ich war in Geſtalt einer Katze, als ich auf ihr lag. Doch kam ich nur einmal in die Stube, das zweitemal wartete ich vor der Stube. Der Papillo machte mich zur Katze, und machte mich unſichtbar, ohne dieſen konnte ich nichts. Wie er es machte, weiß ich nicht.“

Als man die Mutter auch über die Baumgärtnerin verhörte, ſagte ſie:

„Vergangenen Sommer ſchmierte ich des Baumgärtners Frau mit einer aſchgrauen Salbe an Arm und Beinen, und ſprach dazu: ich ſchmiere dich ins Teufels Namen, daß du nicht gehen kannſt und drückte ſie Nachts.“ Als ſie gefragt wurde, ob ſie noch von dieſer Salbe habe, ſagte ſie: „Nein! am Chriſtabend war es ein Jahr, daß ſie mir der Papille gab, ich hatte ſie in einem grünen Häfelchen, das ſtund in meiner Stube, auf dem Geſimſe hinter dem Tiſch.“

Man wies ihr nun das daſelbſt vorgefundene grüne Häfelchen vor, das ganz leer war, und ausſah, als wäre in ihm eine ſchwärzliche Materie geweſen. Sie erkannte es als daſſelbe Häfelchen an und eben ſo ihre Tochter, der man es auch verwies. Dieſe ſagte dabei: „ich wollte, daß ich es nie geſehen hätte!“

Als der Bürger Baumgärtner über dieſe Ausſagen vernommen wurde, gab er Folgendes an:

„Das Kind von meiner erſten Frau wurde ganz elend zugerichtet, daß ich bei einem halben Jahr nicht wußte, wenn ihm der Athem ausgeht.“ (Er zeigte das Kind, es war an den Füßen ganz verzehrt, ſchon über 4 Jahre alt, alſo daß es noch nicht ſtehen konnte, und hatte einen großen, unproportionirten Leib). Meine Frau lag auch 4 Jahre lang krank. Ihr Jammer fing mit großem Kopfweh an, bis die Gichter an ihr ausbrachen, und ſie ein halbes Jahr lang ganz um Geſicht, Gehör und Sinne kam. Wann ſie reden wollte, konnte ſie kaum mit einem großen Gähner die Rede herausbringen. Ließen die Gichter nach, ſo fiel ſie in einen tiefen Schlaf, und jetzt erſt, ſeit das Gericht ſich der Schloſſerin bemeiſterte, erwacht ſie wie aus einem tiefen Schlaf, und bekommt wieder Verſtand und Gehör, aber das Geſicht fehlt ihr noch. Ehe meine Frau krank wurde, kam die Schloſſerin eines Nachmittags zu ihr in Vorſitz, ſie ſchlug ihr eine Bitte ab, und bald nachher fing der Jammer mit ihr an.

Die Baumgärtnerin erzählt hierüber ſelbſt: „Die Schloſſerin habe für geſponnenes Garn ſtatt Geldes Brod von ihr verlangt, ſie habe ihr aber das Geld gegeben ſagend, ſie hätte kein Brod, brauche es für ihre Kinder, ſie müſſe es ſelber kaufen, worüber die Schloſſerin weggegangen und ſie bald darauf auf die ſonderbare Art erkrankt, daß ſie immer in tieſem Schlaf wie in einem Traum gelegen ſey. Eſſig habe ſie ihr auch einmal abgeſchlagen, und entlehntes Geld zurückgefordert, worüber ſie dazumal erzürnt geſchieden, doch könne ſie nicht behaupten, daß die Schloſſerin ſie krank gemacht. Noch konnte ſie mit der Sprache nicht recht fortkommen, und die Augen waren ihr noch wie aus dem Kopfe getrieben.

Die jüngere Tochter Maria Margaretha gab auch noch an: ſie habe des Hans Schmidts Kind oft und viel geplagt, des Nachts in der Wiege gedrückt.

Die Mutter dieſes Kindes darüber befragt, ſagte: „Es iſt drei Jahre, da gieng das Kind geſund in das Bett, am Samſtag Nachts und des Morgens ſchwollen ihm die Augen, und am Montag brachen die Gichter an ihm aus. Es konnte dann bis in den zwölften Tag mit offenen Augen nicht ſehen, und wurde auf der linken Seite lahm. Es iſt nicht alle Zeit recht im Kopf, aber zum Verſchicken kann ich es ſchon brauchen, noch iſt es jedoch an der linken Hand etwas lahm, und die zwei vorderen Finger kann es auch nicht recht gebrauchen. Ich hatte niemals dabei an die Schloſſerin gedacht, ich wußte auch nicht warum ſie mir gram ſeyn ſollte, als daß ſie, als ich hieher kam, aus dem Hauſe ziehen mußte, weil ich in dieſes Haus einzog.“

Der Vater, der alte Schloſſer Heinrich, blieb in allen Verhören feſt, daß er von dieſem ſchändlichen Treiben ſeiner Frau und Kinder nie etwas geahnet habe, auch Weib und Kinder bezeugten immer ſeine Unſchuld.

Herzzerreißende Auftritte gab es bei den Confrontationen der Eltern mit den Kindern, beſonders der Mutter mit den Töchtern. Maria Katharina ſing, als ſie den Vater ſah, zu weinen und zu ſchreien an:

„O Vater! wie hat uns die Mutter verführt, und in dieſes Unglück gebracht! Wie that ich ſo Unrecht, daß ich es dir nicht ſagte!"

Der Vater: „Freilich thateſt du Unrecht, daß du es mir nicht offenbarteſt:"

Maria Margaretha weinte ebenfalls und ſchrie: „O Vater! daß uns aber die Mutter ſo verführte! O daß ich es auch nicht geſagt! die Mutter hat es mir alle Zeit ſo verboten, o daß ich es nicht ſagte!"

Der Vater: „Warum haſt du es denn mir nicht geſagt? Du wirſt nicht von mir ſagen können, daß du von mir etwas Unrechtes wiſſeſt. Du haſt mir geſtern von dem Thurme gegen mein Gefängniß gerufen, du möchteſt dein Herz gegen mich ausleeren, hier kannſt du es nun thun!"

Der Vater fing an zu weinen und ſagte:

„Es jammert mich mein Fleiſch und Blut, daß die Kinder von ihrer gottloſen Mutter auf ſolche Weiſe verführt wurden, — ſie dauern mich, das gottloſe Weib, kein Haar."

Maria Margaretha: „Ach warum hab' ich es meinem alten Vater nicht geſagt, warum hab' ichs Niemand geklagt, daß mich meine Mutter ſo verführt, und ſo ſchändlich zu der Hexerei gebracht! Das iſt wohl eine verfluchte Mutter, ein gottloſes Weib, eine Rabenmutter, daß ſie ihre Kinder dahin gebracht! Ach! warum hab ich's nicht gleich anfangs geſagt? warum hab ich's ſo geläugnet? Meine gottloſe Mutter hat mir's ſo verboten."

Bei der Confrontation der Maria Margaretha mit der Mutter, gab es folgende Scene:

Die Tochter fing an, der Mutter in Gegenwart des Gerichtes mit vielem Schreien und Wehklagen vorzuwerfen, daß ſie ſie ſo verführt und zu der Hexerei angewieſen habe.

Die Mutter: „Haſt du denn etwas von mir gelernt? wie oft nahm ich dich denn mit hinaus?

Die Tochter: „Das kann ich nicht zählen, das iſt zu oft geſchehen! Iſt das nicht genug, daß du mich auf den Hexen tanz gebracht und mich dem Teufel und dem Papillo übergabeſt, mich verleiteteſt, daß ich Gott und die heilige Dreifaltigkeit verſchworen, und mich dem Papillo verſpracheſt, und mich dahin beredt, daß ich mich ſelbſt dem Teufel und dem Papillo verſprach, und mit dir des Baumgärtners Frau zum Krüppel machte?“

Die Mutter antwortete darauf und geſtand, daß ſie dieſes mit ihren drei Kindern gethan, die Kinder dem Teufel übergeben und verleitet, ſie gab aber kein betrübtes Zeichen noch Thränen an den Tag, auch keine Reue und ſagte: „ihr hättet es nur nicht ſagen ſollen, daß ich euch verführt, man hätte euch nicht dazu getrieben, ich hätte euch nicht verrathen.“

Ferner ſagte ſie: „Wir wollen alles bekennen, hernach wollen wir beten, ſage nur, was dir bekannt iſt, weil es doch ſeyn muß.“

Die Tochter: „Das iſt ja eine Rabenmutter, die ihre Kinder ſo verführte. Biſt du nichts nütze und des Teufels geweſen, hätteſt du doch deine unſchuldigen Kinder verſchonen und nicht in dieß Elend ſtürzen ſollen. Ich ſagte alles, man wird es dir ſchon vorleſen!“

Die Mutter: „Ich konnte ja nicht anders. Weil ich dem böſen Feinde nichts anders bringen konnte, mußte ich meine eigene Kinder nehmen. Meine Kinder und Leute verdammen mich, ſo verdamm ich ſie auch wieder! Sie ſeyen alle verdammt!“

Die Tochter: „Den Vater darfſt du nicht verdammen, ich weiß nichts Böſes von dem Vater! O hätt' ichs nur meinem alten Vater geſagt und geklagt! Ich wollte, daß ich noch ſo rein wäre, noch ſo ein reines Gewiſſen hätte als der Vater!“

Die Mutter: „Ich weiß auch nichts von dem Vater, wodurch er verdächtig würde. O wo iſt denn meine andere Tochter? ach! wäre ſie nur auch hier! ich ſehe wohl, ich bin von allen verdammt und verlaſſen.“

Die Tochter: „Du verdienteſt das um deine Kinder, die du ſo verführteſt.“

Die Mutter: „Verzeihſt du mir es denn nicht? ich kann ja ſonſt nicht beten, — o gieb mir die Hand!“ (Sie reichte ihr die Hand.)

Die Tochter (der Mutter die Hand reichend): „Es ſoll dir verziehen ſeyn!“

Nachdem die Mutter wieder aus der Gerichtsſtube getreten war, ſagte die Tochter: ſie ſehe wohl, daß ihre Mutter noch ein höhniſches und ſpöttiſches Geſicht mache, und keine Reue fühle, daß ſie ihre Kinder ſo verführt habe, und dieß nahmen auch der Aktuar und die Richter an den Mienen und Gebährden der Mutter wohl wahr.

Bei der Confrontation der Mutter mit der älteren Tochter Maria Katharina, gab es die gleiche Scene. Die Maria Katharina hatte nämlich auch das Geſtändniß abgelegt, ſie habe oft auch Kinder Nachts aus den Betten zum Teufelstanz nehmen wollen, ſie hätte ſie aber nicht nehmen können, namentlich habe ſie das mit des Ochſenwirths Kind thun wollen, und ſeye da ihre Mutter auch mit geweſen, ſie hätte aber dem Kinde nicht beigekönnt; denn es ſeye geweſen, als ſtünde Jemand vor dieſem Kinde und hindere ſie; auch ihrer Mutter ſey es nicht gelungen, obgleich auch der Papillo mit dieſer geweſen.

Bei der Confrontation gab die Mutter die Ausſage der Tochter zu und ſagte: ſie hätten gerne des Ochſenwirths Röschen haben wollen, ſie hätten aber nicht gekönnt, es ſeye wie jemand vor dem Kinde geſtanden, der ſie gehindert und ſchrie dann: „o wehe, wehe meiner armen Seele! daß auch Kinder Rache über ſie ſchreien!“

Die Maria Katharina: „Mutter! warum haſt du mich ſo verführt, und auf den Hexentanz mitgenommen!“

Mutter: „Ach ich nahm dich ja doch nicht oft mit!“

Tochter: „Mehrmals nahmſt du mich mit, und biſt eine Rabenmutter, daß du deine Kinder ſo verführt!“

Mutter: „Ich geſteh's, wohl nahm ich dich öfters mit, es iſt dem alſo! Dafür was wir thaten, wird uns Gott alle den Lohn geben, wie wir's verdienten, man ſoll uns nur thun, was uns gehört.“

Die Tochter: „Die Mutter ſieht gerne, wenn uns auch geſchieht, was ihr geſchieht, — aber ich bleibe dabei, ſie iſt eine Rabenmutter, ſie hat mich ſo verführt. Sie hätte uns nicht in einen ſo elenden Stand ſtürzen, unſere Seelen in ſo große Gefahr bringen ſollen. Wir haben ja nichts, ſind nur arme Leute, ſie hätte doch nur der unſchuldigen Seelen ſchonen ſollen!“

Die Mutter: „Ich will meiner zwei Töchter Seelen auf mich nehmen.“

Der Aktuar: „Ihr habt zu thun mit eurer Seele, und habt zu ſchaffen mit Furcht und Zittern, daß ihr ſelig werdet, aber es ſcheint, daß ihr lieber wünſchet, daß eurer Kinder Seelen mit eurer verloren werden.“

Die Tochter: „Ach Gott! warum hab ich's meinem alten Vater nicht geſagt, nicht geklagt, daß die Mutter uns ſo in dieß Hexenhandwerk gebracht! Das iſt ja ein erſchrecklicher Handel, iſt wohl in unſerm Orte noch nie geſchehen. Ja Mutter! wie oft haſt du mir zugemuthet, daß ich mich weiter mit dir einlaſſen ſolle, und haſt mich zu allerhand Schaden zu thun mitnehmen wollen! Du wollteſt mich zu der Baumgärtnerin mitnehmen, in des Beck Fritzen Haus und zu der Baumgärtnerin Kind in der Anna Ottilia Haus.“

Die Mutter: „Ich habe mein Grethle mitgenommen, ob ich dich mitnehmen wollte, kann wohl ſeyn. (Gegen die Richter): das Mägdlein iſt nichts nutz! hätt' ich ſie nur im erſten Bad erſäuft! ſie war ihr Lebtag nichts nutz! Wie oftmal haſt du und dein liederlicher Bruder euch alles angeflucht und angewünſcht!“

Die Tochter: „Daß ich nichts nutz bin, daran haſt du die Schuld. Du haſt mich ſo gemacht. Daß ich ſo übel bei dir angeſchrieben bin, daran iſt wohl die Urſache, daß ich dir in deinem böſen Thun nicht alle Zeit folgte. Die Schweſter war immer beſſer bei dir daran, ſie wird dir wohl in deinem

Handwerk beſſer an die Hand gegangen ſeyn. Ach Gott in Himmel! ſollteſt du als Mutter nicht geſcheider geweſen ſeyn als daß du uns als unſchuldige Kinder dahin brachteſt un dem Papillo verſpracheſt?“

Die Mutter: „Das Mägdlein ließ mir von dem Thurm ſagen, ich ſoll bekennen, und bekenne ich nicht, wolle ſi bekennen, und ſie hat die Schuld, daß ich bekannte und e ſagte, was ich mit ihnen gethan.“

Tochter: „Ja ich ließ ihr ſagen, ſie ſolle bekennen.“

Die Mutter: „Schlagt mich todt! erſäuft mich! Hängt mir einen Stein an den Hals: ich ſterbe doch keines rechten Todes! Meine Kinder verfluchen mich, ich bin verflucht, e bleibt dabei!“

Es wurde die Mutter mit den zwei Töchtern zugleich confrontirt, hauptſächlich auch wegen der Ausſage beider Töchter, daß, wenn ſie draußen bei dem Papillo geweſen, die Mutter vor ihnen und ſie vor der Mutter Buhlſchaft mit ihm getrieben. Nachdem ihr dieß die beiden Töchter ins Geſicht geſagt, ſagte ſie: „ja, es iſt das geſchehen:“ drauf fing ſie zu ſchreien an: „Ach! mich dauert mein Grethle! mich dauert nur mein Grethle! die da (wies auf die älteſte Tochter) iſt nichts nutz, die dauert mich nicht!“ Hierauf umhalste ſie die jüngſte Tochter, und bat ſie, ihr doch zu verzeihen, daß ſie ſie verführt. Beide Töchter ſagten nun, daß ſie ihr von Herzen verzeihen, worauf ſie auch auf die älteſte Tochter zuging und ſie umhalste.

Hierauf fingen alle drei zu ſchreien an, und beſonders die Mutter: „Ach! wir drei armen Seelen! da ſtehen wir armen Leute! o wär' es doch nur ſchon aus!!“

Schickſale der Mutter im Gefängniß und Bekräftigung ihrer Geſtändniſſe noch vor dem Tode.

Die Mutter ſuchte gleich anfänglich, noch vor ihren Geſtändniſſen, aus dem Gefängniſſe zu entgehen und es gelang ihr auch, als ihre Wächter entſchliefen, auch zum Beweiſe, daß ſie in keiner harten Verwahrung war. Sie entkam bis nach S., wurde aber von da wieder zurücktransportirt und nun angeſchloſſen.

Nun ſuchte ſie ſich durch eine Haarſchnur, wie ſie ſagte, auf Papillos Anrathen, den ſie anrief, der aber keine andere Hülfe mehr für ſie wußte, zu erdroſſeln, was ihr aber mißlang. Vergeblich ſuchte ſie auch, Gift zu erhalten. Die Geiſtlichen beſtrebten ſich, ſie zur Reue und zum Gebete zu bringen, das gelang aber nur höchſt oberflächlich, ſie hatte auch von Gott und der Religion faſt gar keinen Begriff.

Die Verhöre dauerten vier Monate lang, worauf die Akten zu einem Erkenntniſſe an die Juriſten-Fakultät nach Tübingen eingeſchickt wurden, welche die Heinrichen in Folge ihrer Verbrechen zur Erdroßlung an einem Pfahl und dann Verbrennung ihres Leichnams verurtheilte. Kurz vor der Vollziehung dieſes Urtheils wurde dieſelbe vor verſammeltem Gericht noch einmal gefragt: ob ſie eine Hexe ſeye? worauf ſie „ja!“ antwortete. „Ob ſie auf all' den Angaben, die ſie zu Protokoll dictiren laſſen und die man ihr noch einmal vorlas, noch beſtändig bleibe und darauf leben und ſterben wolle, auch ob es ihre ganz freiwillige Geſtändniſſe ſeyen?“ worauf ſie wieder mit „ja!“ antwortete. Hierauf wurde an dieſem Tage noch das Urtheil an ihr vollzogen.

Schickſale der ältern Tochter im Gefängniß und weitere Geſtändniſſe.

Die ältere Tochter, Maria Catharine, gab auf die Frage, ob der Papillo oder böſe Feind während ihrer Gefangenſchaft bei ihr geweſen? an:

„Nur einmal. Er war ganz weiß und war ſo groß wie ein halbgewachſener Bube, der ſchon zum ſchaffen tüchtig iſt. Er ſagte: ich kann dir nicht helfen, erwürge dich, anders kann ich dir nicht helfen. Ich bekümmerte mich des Tags vorher ſehr und rief, als ich allein ohne Wächter war, ihm aus Ungeduld, er ſolle kommen und mir helfen. Dann kam er in beſagter Geſtalt und ſagte, er wolle mich hinausführen und als er das nicht konnte, ſagte er, ich ſolle mich umbringen, er könne mir anders nicht helfen. Er gab mir Anleitung, wie ich es machen ſolle. Ich that die Haarſchnur um den Hals und band ſie hinten feſt zu. Da wußte ich gleich nicht mehr, wie mir geworden, auch weiß ich nicht, wie der Teufel von mir, auch nicht, wie die Haarſchnur wieder von meinem Halſe gekommen. Ich war ganz von Sinnen und konnte nicht mehr reden, doch hörte ich, was der Schultheiß und die Wächter, die dazu kamen, geſprochen und verſtand alles.“

Der Wächter gab hierüber an:

„Als ich die Wacht bei ihr hatte, rief ſie mir durch die verſchloſſene Thüre zu, ſie werde den morgenden Tag nicht erleben, man werde ſchon ſehen, was ſie thun werde. Ich ſagte darauf, ich wolle mit ihr beten, worauf ſie geantwortet, ſie könne nicht, ihr Herz ſey zu ſchwer.

Ich verlangte nun von dem Herrn Schultheißen den Schlüſſel, ging zu ihr hinein und ermahnte ſie wohl zwanzigmal, doch mit mir zu beten, ſie wollte es aber nicht und ich brachte ſie auch nicht dazu. Ich habe mich hierauf nur eine Viertelſtunde entfernt, um in den andern Gefängniſſen nachzuſehen und ging dann wieder zu ihr, traf ſie aber ganz kalt und wie todt an. Ich leuchtete ihr mit dem Licht unter's Geſicht und bemerkte, daß ſie eine Haarſchnur, doch nicht ſehr feſt um den Hals hatte, die ich dann unverweilt mit einem Meſſer losſchnitt. Ich machte hierauf Lärmen, die andern Wächter eilten herbei und wir goßen ihr Waſſer in's Geſicht, ſie aber blieb ganz ſtarr und eiskalt. Auch der Herr Schultheiß, der jetzt herbeikam, konnte kein Leben mehr an ihr erfinden. Als man ihr das Mieder auflöſte, ſah man, daß ſich ihre Bruſt noch etwas bewegte. Ich nahm ſie bei dem Arm und hob ſie in die Höhe, ſie ließ aber den Kopf auf den Rücken hängen, als wenn ſie todt wäre. In dieſem Zuſtand blieb ſie von Nachts 11 Uhr bis Morgens 6 Uhr liegen, ganz ohne Bewegung, die Augen geſchloſſen, das Maul offen, als wäre ſie todt, unerachtet wir ſie mit Füßen ſtießen und herumrißen, als wäre ſie ein Stück Holz und ſo verließen wir ſie auch.“

Der Schultheiß ſagte: „Es war nicht anders, als liege ihr Körper ohne Seele da, unerachtet man ſie ſtieß und ſchüttelte. Ich befahl, wohl auf ſie acht zu geben, ob ſie wohl wieder in's Leben kommen werde, was denn auch Morgens wieder geſchah.“

Später machte ſie einen Verſuch, ſich durch Erhängung umzubringen, was ihr aber ebenfalls mißlang.

Als man ihr vorſtellte, daß ſie dadurch nur Sünden auf ſich lade, daß das keine Buße ſeye, keine Reue, ſagte ſie: „Das iſt freilich keine Buße, ſolche Sachen kommen vom Teufel. Es iſt mir leid, daß meine Mutter mich in dieſes Elend und Verderben geſtürzt. Meine Mutter hat es ſchon ausgeſtanden, ich muß noch länger harren. Meine Mutter wünſchte mir oft den Tod und ſagte, ſie könne mich nicht mehr vor Augen leiden und wünſche, daß ich ſterben möchte, da wollte ich mich auf dem Todtbette ſchon bekehrt und meinem Beichtvater offenbaret haben, daß ich durch meine Mutter zu dieſen Sünden und Laſtern verführet wurde. Es waren ſchon oft Wächter und andere Leute bei mir im Gefängniß, die wiſſen wollten, wie das Hexenhandwerk zuginge, da weinte ich oft darüber und ſagte, laßt mich mit dieſem zufrieden, ich mag nichts mehr davon hören.

Ich begehre dem Teufel nicht mehr zu dienen, geſchah es früher, ſo iſt es mir leid, meine Mutter brachte mich dazu.

Oft ſah ich meinen Vater mit weinenden Augen an, war aber nicht ſo keck, ihm zu offenbaren, daß mich die Mutter ſo verführte.

Das erſtemal, wo ich mich erwürgen wollte, war der böſe Feind wirklich in Perſon bei mir und ſagte mir, ich ſolle mich erwürgen und ſo konnte ich ihm nicht widerſtehen und folgte ihm. Dieß letzteremal ſetzte er mir nur in Gedanken ſehr zu, da konnt' ich ihm vor Melancholie nicht widerſtehen. Ich will nun alles aus meinen Gedanken ſchlagen und nimmermehr in die alte Sünde willigen und hoffe ich, daß Gott mir meine Sünden vergeben werde. Es hat mich bis jetzt das zeitliche Leben noch immer angefochten, oft ſagte ich zu dem Herrn Pfarrer, ich ſterbe ſo ungerne, er ſagte dagegen, ſo hätte ich noch keine rechtſchaffene Buße in meiner Seele. Ja! je länger ich lebe, je lieber iſt es mir. Gott! warum hat mich meine Mutter in dieß Elend geſtürzet? Wär' ich nur draußen im Dienſte geblieben, ſo hätte ich nicht immer von meiner Mutter die Anfechtung gehabt. Ich willigte doch nicht in alles, konnte mich aber doch nicht allzeit entſchlagen. Was ich in Matthäus Fuchſen Haus und anderswo gethan habe, iſt mir leid. Künftig will ich mich all' deſſen entſchlagen und nicht mehr an das Hexenwerk denken. Wir hatten ja auch nichts von des Teufelsdienſt und von dem Hexenwerk. Das ſchrecklichſte iſt die Gefahr, in die Kinder bei dieſem Werke kommen und darum hab ich ſchon oft gewünſcht, daß es bei allen Hexen ſo herauskomme, wie bei meiner Mutter. Sie war mir immer feind, machte mir auch vor Gericht Vorwürfe, ich ſeye nichts nütze, ich hätte ihr nicht gefolgt, weil ich nicht alles von ihr lernen wollte.

Aus den Protokollen führe ich noch Folgendes an:

„Ob ſie ihrer Mutter ſagen laſſen, ſie ſolle alles bekennen?" „Ja! noch ehe es ihre Mutter geſtanden und zwar durch den Thürmer Chriſtoph Kour." „Ob ihre Mutter mehr Schaden gethan, als ſie?" „Sie wiſſe es nicht, ihre Mutter hätte ſie nicht allezeit mit ſich genommen. Wann ſie ſchon älter ſeye, als ihre Schweſter, ſo ſeye dieſe doch mehr mit der Mutter, als ſie geweſen. Sie wollte, daß ihre Mutter der Teufel geholt, ehe ſie ihre Mutter geworden.“

„Wem ſie als Schaden gethan?“ „Sie habe niemand geſchadet, als des Fuchſen Kind und dem Kalbe der alten Ochſenwirthin. Das Kind des Ochſenwirths und das des Größles hätte ſie mitnehmen wollen, hätte es aber nicht vollbringen können.“ „Warum ſie dem Kinde des Fuchſen Schaden gethan?“ „Ihre Mutter habe ſie dahin gebracht. Die Mutter hätte der böſe Feind gezwungen und ihr keine Ruhe gelaſſen, bis ſie Schaden gethan und ſie Kinder hätte die Mutter gezwungen und ihnen keine Ruhe gelaſſen, bis ſie Schaden gethan. Der Teufel und ihre Mutter hätten ſie, um dem Kinde zu ſchaden, hineingeſchickt, ihre Mutter ſey auch deßwegen hineingegangen, das Kind entweder mitzunehmen oder ihm Schaden zu thun. Die Leute hätten auch ſo oft über das Kind geflucht, da ſey kein Wunder, daß ſie an das Kind hätten kommen können.“

„Was ſie mit dem Kalbe der alten Ochſenwirthin gemacht?“

„Sie hätte weiter nichts mit ihm gemacht, als daß ſie auf ihm geritten. Sie hätte es im Stall in's Teufels Namen geritten und als ſie von ihm geſtiegen, ſeye auch der böſe Feind darauf geſeſſen. Das Kalb ſey hierauf ganz lahm und matt geworden, doch hätte ihm der Schweizer Ulrich wieder geholfen.“ — Dieſe letzte Ausſage beſtätigten die Zeugen.

In Betracht, daß ſie ſchon in früher Jugend und von der eigenen Mutter zu dieſem Hexenwerk verführt wurde, erkannte die Juriſtenfakultät in Tübingen, daß ſowohl ſie, als ihre Schweſter, nicht mit dem Tode, wie die Mutter, zu beſtrafen ſeye.

Die Fakultät empfahl ſie den Geiſtlichen zum Unterricht und beſſern Belehrung und wann dieſelben ſich überzeugt, daß ſie dem Herrn Jeſus zugeführt worden, ſo ſollen ſie ſich einer öffentlichen Kirchenbuße unterwerfen, vor der ganzen Gemeinde offene Beicht und Bekenntniß ablegen, das Abendmahl nehmen und ſich mit der Gemeinde wieder verſöhnen. Die Gemeinde aber ſolle man anweiſen, daß ſie Erbarmen mit ihnen, als in der Jugend verführte, haben, ſie wegen des Geſchehenen nicht anfeinden, ſondern gegen ſie als nunmehr ausgeſöhnte und in Gnaden wieder aufgenommene Glieder der chriſtlichen Kirche gut geſinnt ſeyn ſolle.

Leider aber machten dieſen menſchenfreundlichen Spruch der Juriſtenfakultät zu **Tübingen**, wenigſtens in Hinſicht der älteſten Tochter, **Maria Catharina**, folgende, noch ſpäter von ihr abgelegte Geſtändniſſe, zu nichte.

Als man nämlich eines Tages das Verhör wieder mit dieſer älteſten Tochter vornehmen wollte, brach ſie in folgende Klagen aus: „Ich bin eine groſſe Sünderin, meine Seele iſt verloren, ich kann nicht mehr zu Gnaden angenommen werden, ich habe etwas auf dem Herzen, ich kann es nicht ſagen, ich werde es mit unter den Boden nehmen. Man ſagte ihr, wenn ſie ihre Sünden drücken, ſo ſeye das beſte Mittel, ſie zu bekennen und ſie nicht zurückzuhalten u. ſ. w.

Sie erklärte nun, ſie ſeye ſchwanger in das Gefängniß gekommen, habe das Kind heimlich im Gefängniß geboren und es ermordet. Der Vater des Kindes ſeye Andreas Horning, des Baumwirths Sohn, welcher auch eingeſtand, verbotenen Umgang mit ihr gehabt zu haben.

„Ich fühlte das Leben des Kindes wohl in mir, es lebte auch wie es auf die Welt kam, ich drückte es aber auf's Herz bis es todt war. Ich verbarg das Kind wohl fünf Tage lang unter dem Stroh und wie ich es nicht länger mehr verbergen konnte, nahm ich ein Stück von meinem Hemd, wickelte es darein, umband die Lumpen noch mit Stroh und ſchmieß es durch das Fenſter meines Gefängniſſes in den kothigen Fahrweg hinab. Ich band mich um den Leib ſtark mit meiner Haarſchnur die Schwangerſchaft durch. Es war zwiſchen 9 und 10 Uhr da ich es geboren, die Thüre war verſchloſſen und Georg Höll hatte vor ihr die Wache.

Ich ward ſo krank, daß der Schütz noch Nachts 10 Uhr den Herrn Schultheißen holte, da war aber alles ſchon vorbei und das Kind unter das Stroh meines Lagers verſteckt. Der Schultheiß brachte mir Wein und Brod.“

Der Schultheiß gibt an, er erinnere ſich, daß ihn einsmals des Nachts 10 Uhr der Schütz zu der Inquiſitin geholt, ſie wäre recht krank geweſen, hätte nicht reden können, ſie habe gebeten, man möchte ihr eine warme Stube machen, welches er auch befohlen. Sie ſeye ganz zuſammengekrümmt auf ihrem Lager gelegen. Das gleiche erzählt der Schütze.

Ferner gibt ſie an: „das Kind zappelte mit den Füßen, auch noch auf dem Stroh, auf das es herausſchoß und that nur einen kleinen Schrei. Darauf faßte ich es um den Leib mit beiden Händen und drückte ihm ſo Herz und Leib zuſammen, bis es völlig todt war, aber es regte ſich nur wenig. Es war Mondſchein in der Stube und ich ſah, daß es ein Büblein war. Es geſchah dieß vier Wochen, nachdem ich mich das erſtemal vom Leben ſchaffen wollte. Am andern Tage ſah ich, daß der mit Stroh umwickelte Pack auf dem Wege in einer Fahrleiſe ganz tief in den Koth niedergefahren war, von den Lumpen ſah noch etwas heraus. Da man mir bald neues Stroh brachte, ſchmieß ich das alte alles auch zum Fenſter drauf hinaus.“

Weitere Verhöre und Unterſuchungen ſchienen ihre Ausſagen nur zu ſehr zu beſtätigen und namentlich ergab es ſich auch mit aller Wahrſcheinlichkeit, denn es wurde erwieſen, daß man Schweine jenen Pack, der vom Kinde, Lumpen und Stroh gebildet war, auf dem Wege herumziehen ſah, daß das todte Kind von den Schweinen aufgefreſſen worden.

Der Herrſchaft zu X. ſchien die Milde der Tübinger Fakultät in ihrem erſten Reſponſum mißfallen zu haben, ſie ſandte nun die Akten mit den neuen Geſtändniſſen an die Juriſtenfakultät nach Mainz, die der Maria Catharina auch den Tod durch das Schwerdt zuerkannte.

Sie hörte das Todesurtheil mit Ruhe an und beſtätigte all' ihre früheren zu Protokoll gegebenen Ausſagen, namentlich, daß ſie eine Hexe ſeye, daß ſie ſich dem Teufel verſprochen, ihm im Gefängniß gerufen, daß ſie mit der Hexerei Menſchen und Vieh Schaden gethan, daß ſie ein Kind im Gefängniß geboren und es umgebracht u. ſ. w., vor der Hinrichtung noch einmal von freien Stücken. —

Schickſale der jüngern Tochter Maria Margaretha im Gefängniſſe und weitere Geſtändniſſe.

Auf die Frage, ob der **Papillo** oder böſe Feind während ihrer Gefangenſchaft bei ihr geweſen? antwortete ſie: „Ich ſpührte ihn nur, ich würde es gerne ſagen. Oft hatte ich angſt, er würde, weil ich betete und mich bekehrte, kommen und mich übel traktiren. Das letztemal, daß ich mit ihm redete, war vor Weihnachten, ehe ich eingeſetzt wurde. Meine Mutter war dabei bei dem Schaafhauſe bei dem Tanze, wo es luſtig hergeht. Es iſt aber Blendwerk, wer nicht in den Bund gehört, der ſieht nichts davon, wenn er auch an dem Platz vorbeigeht.“

Als man ſie noch um's Nähere, wie ſie es mit des **Baumgärtners** Kind gemacht (ſiehe oben) befragte, ſagte ſie: „Ich drückte es mit der Hand auf's Herz, der Böſe befahl es mir, drauf machte er auch ſeine Sache. Es wurde gleich krank darauf, was aber der Papillo weiter mit dem Kinde gemacht, weiß ich nicht, auch nicht, wie weit der Schaden hätte geſchehen ſollen.“

Als man ſie noch mehr über den Schaden, den ſie der Baumgärtnerin zugefügt, befragte, ſagte ſie: „Ich legte mich überzwerg auf ſie zuerſt und die Mutter hernach. Ich ſagte es das erſtemal nicht recht: denn da ſagte ich, die Mutter hätte ſich zuerſt auf ſie gelegt, das war aber nicht der Fall, ich legte mich zuerſt auf ſie und die Mutter gleich nachher, was dieſe noch mit ihr that, weiß ich nicht. Der **Papillo** war da auch dabei. Der **Papillo** fuhr voran, ich weiß nicht, ging er bei dem Laden oder der Hausthür hinein. Die Frau that mir nichts zu leid, der Böſe zwang mich dazu, damit ſie krank und lahm werden ſollte.“ (Die Mutter hatte ſchon früher angegeben, ſie hätte die Frau dabei mit einer aſchgrauen Salbe geſchmiert.)

Auf all' dieſen Geſtändniſſen und namentlich, daß ſie von ihrer Mutter zum Hexenwerk angeleitet worden, blieb ſie immer feſt, zeigte aber große Reue und nahm die Belehrung der Geiſtlichen wohl an.

In dieſer Hinſicht und Betracht ihrer Jugend, wurde ſie mit keiner harten Strafe belegt, ihr aber auferlegt, ſich aus X. zu entfernen.

Ferneres Schickſal des Bruders.

Nachdem dieſer auf Requiſition aus den Rheingegenden nach X. eingeliefert worden, unterwarf man ihn verſchiedenen Verhören, allein er war in Hinſicht daß auch er, wie die Mutter und beide Schweſtern feſt behaupteten, ſich mit dem Hexenhandwerk abgegeben, zu keinem Geſtändniſſe zu bringen, ſelbſt die Drohung mit der Folter, (man ließ es aber, wie zu loben iſt, auch nur bei der Drohung bewenden) brachte ihn nicht dazu, eben ſo wenig als das eindringliche Zuſprechen ſeiner Schweſtern, doch auch wie ſie die Wahrheit zu bekennen.

Die älteſte Schweſter ſagte ihm in's Geſicht: „Bruder! du biſt auch wie ich, du biſt auch mit draußen auf dem Hexentanz geweſen, die Mutter hat dich auch dahingebracht, hat dich auch wie uns verführt.“

Der Bruder antwortete: „der Teufel hat dich ſo geblendet, ich hab mit deiner Zauberei nichts zu ſchaffen. Möget ihr hinfahren, wohin ihr gehöret, ich will euren Weg nicht gehen!“

Die Schweſter: „Wie kannſt du ſo läugnen! Bekenne doch deine Sünden, wie ich auch gethan habe! Haſt du nicht oft zu mir geſagt, ich ſoll Menſchen und Vieh Schaden thun? Wie gottlos biſt du daheim geweſen! Haſt dem Vater nicht gefolgt, haſt das Geld verſoffen, ſo du für die Kohlen haſt bezahlen ſollen! Wie gotteslaſterlich haſt du damals geflucht, daß dich der Vater mit dem Pallaſt gebauen. Du haſt geſagt du wolleſt deinen Vater an Galgen bringen. Geſtehe nu deine Sachen und läugne nur nicht weiter. Du biſt, wie ic auch, von der Mutter hineingebracht worden und noch tiefe als ich.“

Die jüngere Schweſter ſprach mit Thränen zu ihm: „Ac Bruder! ſey nicht ſo verſtockt und halsſtarrig und läugn deine Sünden nicht: Ach! ich bitte Gott Tag und Nacht vo dich, daß doch dein verſtocktes Herz möchte gerührt werden. Gedenke, wenn du draußen vor dem Feind umgekommen wäreſt (er hatte Kriegsdienſte am Rhein genommen) und wäreſt da in deinen Sünden geſtorben, da wäreſt du mit Leib und Seele zu Grunde gegangen. Drum danke Gott, daß du je noch Zeit haſt, Buße zu thun und deine Sünden zu bekennen. Ich bitte dich, läugne nicht weiter. Biſt eben wie ich von der Mutter zur Hexerei verführt worden.“ Sie jammerte, ſchrie und weinte.

Die ältere Schweſter ſagte hierauf wieder: „Geſtehe deine Sachen! du biſt vom Teufel verblendet. Gedenke an den Manaſſe, der auch ein Zauberer geweſen iſt, doch wieder bekehrt wurde.

Kenneſt du das Gebeth Manaſſes?“

Sie fing hierauf dieſes Gebet zu beten an und betete ſolches laut und deutlich, und als ſie es geendiget, ſagte ſie wieder: „Sieh Bruder! laß dich die weltliche Strafe nicht anfechten, denk an's Ewige, bekenne deine Sünden! Wie kannſt du ſo lange verſtockt ſeyn? Denk, die Mutter hat ja geſagt, daß ſie all' ihre eilf Kinder dem Teufel im Leibe gewidmet und du kommſt ja auch von ihr her. Ein guter Baum träget gute Früchte, ein böſer Baum träget böſe Früchte! Du biſt ja von ihr verflucht worden! — Wie gottlos biſt du geweſen, als du noch daheim wareſt, haſt Vater und Mutter nicht gefolgt, erſchrecklich geflucht und geſchworen, alles verthun und nichts als Böſes gethan. Du kannſt's nicht läugnen, biſt wie wir, ja noch viel ärger geweſen, geſtehe es nur!“ —

Dieſe älteſte Schweſter wurde noch vor ihrer Hinrichtung befragt: ob ſie darauf lebe und ſterbe, daß ihr Bruder auch wie ſie der Hexerei ſchuldig ſeye, worauf ſie mit feſtem: „Ja!“ antwortete, allein der Bruder war durchaus zu keinem Geſtändniſſe hierin zu bringen.

Er wurde eines Morgens todt im Gefängniſſe gefunden. Die Unterſuchung ſeines Leichnames ſoll keinen Selbſtmord oder ſonſt widernatürlichen Tod, zu erkennen gegeben haben.

Der Vater wurde freigelaſſen.

Was iſt Aberglaube?

Es iſt ſchwierig, den Aberglauben zu definiren oder feſte Grenzen für den Begriff deſſelben zu finden, und es bleibt nur übrig, daß er ein verirrter Glaube iſt. Er iſt ein Glaube, folglich etwas Poſitives, kein Verneinen, aber die Grenze oder der Gegenſtand macht den Unterſchied. Weil wir denn Irrthum und Wahrheit ſo ſchwer zu unterſcheiden wiſſen, ſo hat uns Gott ſeine Offenbarung gegeben, wornach dieſelben zu bemeſſen ſind. An ſie zu glauben, kann kein Aberglaube ſeyn; ihre Vortrefflichkeit und ihre Nothwendigkeit überzeugen uns von ihrer Glaubwürdigkeit. Hier wird uns nun beſonders die Verirrung von dem einigen wahren Gott zu den falſchen Göttern, die Abgötterei, warnend vor Augen gehalten, und jener nach ſeinen Eigenſchaften und Werken als allein anbetungswürdig verkündigt. Alles nun, wovon wir Wirkungen erwarten, oder dem wir Eigenſchaften beilegen, die allein der Gottheit in ihrer ausſchließlichen Machtfülle zukommen, gehört in das Reich des Aberglaubens, und hier treffen merkwürdig genug Aberglaube und Unglaube zuſammen. Denn der Unglaube iſt eine Selbſtvergötterung, er hat ſeine poſitive Seite, nämlich die irrige Vorſtellung von ſeiner Fähigkeit, zwiſchen dem Seyn und dem Nichtſeyn zu unterſcheiden. Der Atheiſt und der Rationaliſt machen beide ihre Vernunft zu ihrem Götzen, beweiſen aber die Glaubensbedürftigkeit des Menſchen eben dadurch, daß ſie an Etwas glauben müſſen, nämlich an ſich ſelbſt. So iſt alſo der Unglaube ein Aberglaube, und der Aberglaube ein Unglaube an das Weſentliche, allein Glaubenswerthe.

Das Sprichwort: „Was meine Augen ſehen, das glaubt mein Herz“, iſt in gewiſſem Sinn unvernünftig; denn wir glauben nicht was wir ſehen, ſondern was wir nicht ſehen; aller Glaube betrifft die Unſichtbarkeit. Unſichtbar iſt nun auch das ſinnlich Wahrnehmbare, das von uns entfernt iſt, wie die anderen Welttheile und ihre Einwohner; aber der Glaube, den wir meinen, hat es inſonderheit mit dem Außerſinnlichen, Ungreifbaren zu thun, und ſo auch der Aberglaube. Wenn ein Götzenbild angebetet wird, ſo liegt der Aberglaube nicht darin, daß dieſer Klotz daſteht, auch daß er etwa ſchön und ein Wunder der Kunſt iſt, ſondern daß er hört, ſieht und helfen kann, was denn der Anbeter offenbar nicht ſinnlich wahrnimmt. Ob aber das insgemein Unſichtbare nicht ſichtbar werden kann, iſt die Frage, und hier kommen wir auf die Erſcheinungen, die ſo Viele läugnen und für Aberglauben halten. Gleichwohl ſollten uns die alltäglichſten Begebenheiten in der Natur von ihrer Möglichkeit überzeugen. Wo war die Pflanze, die Blume, der Baum, ehe ſie aufſtiegen? Wo die Wolke, ehe ſie gerann? Wo der Blitz, ehe er flammte? Das Stoffliche iſt wohl kraftlos, um unſichtbar zu werden, aber das Geiſtige iſt überall kräftig, und der göttlichen Allmacht verwandt; es iſt auch der unſichtbare Grund alles Sichtbarwerdens in der Natur, und warum ſollte es, wenn es ein ſelbſtſtändiges, ſelbſtbewußtes Weſen iſt, ſich nicht ſelber ſichtbar machen können? ſey es von innen aus, durch ſein inwohnendes Licht; denn was Geiſt iſt, das iſt auch Licht; oder durch äußeres Anziehen von ſichtbaren Stoffen. Es iſt keine Frage, daß die allmächtige Gottheit, wenn ſie will, ſich ſinnlich wahrnehmbar machen kann; ſie wird es in der menſchenförmigen Perſon des Sohnes thun, oder in der Glorie des heiligen Geiſtes. Eben ſo können gute und böſe Engel, Naturgeiſter oder Geiſtmenſchen, endlich auch Menſchenſeelen erſcheinen, denn ſie Alle haben etwas von dem göttlichen Licht in ſich wohnend, ſogar die Teufel, nur in grauenhafter Verkehrtheit, weil ſie ſonſt nicht zu leben vermöchten. Und dieſes Alles, was ſo klar, ſo nothwendig iſt, ſo offenbarungsgemäß, nennt die ſinnlich blinde Vernunft Aberglauben! Man erinnere ſich der Zauberin von Endor. Als ſie Samuels Geiſt erblickt, ſagte ſie: Ich ſehe Götter (einen Gott, ein göttliches Weſen, Elohim) aus der Erde ſteigen. Samuel war kein Gott, aber ein von dem göttlichen Lichte ganz beſonders durchdrungener Prophet; obgleich die ſelbſtkluge Orthodoxie, beſonders der ſchweizeriſchen Kirche, dieſe klare Erſcheinung, dieſes Elohim Weſen, zu einem Teufelsgeſpenſt gemacht hat. Engliſche Erſcheinungen ſind in der Bibel häufig genug; läugnen wir ſie, ſo würde es folgerechter ſeyn, die Offenbarung überhaupt zu verwerfen. Auch Träume lehrt ſie uns achten, ſofern ſie von Gott ſind.

Die unzähligen Erweiſungen des geiſtigen und magiſchen Reichs verdienen ſtets eine genaue Prüfung, damit wir nicht Wahres und Falſches vermiſchen, oder das Glaubwürdige für Aberglauben erklären. Täuſchung und Betrug ſind in dieſem dämmerigen Gebiete leicht, aber eben ſo leicht auch die Verkennung. Ja der Aberglaube, die Superſtition, hat auch ſeine Kraft, aber blos eine ſubjektive, und iſt in ſo fern Wahrheit. Er iſt ein Glaube, ein Fürwahrhalten, und aller feſte Glaube iſt wirkſam, wenn auch das Mittel, das Objekt, an ſich kraftlos wäre. Das iſt das magiſche Vermögen der Einbildungskraft, ohne die der Glaube nicht ſeyn kann. Hüten wir uns jedoch vor Superſtitionen, weil ſie zum Böſen führen können, und trachten wir nach einem geſunden, aber umfaſſenden Glauben in reinem Gewiſſen.

Mademoiſelle Lenormand.

Mademoiſelle Lenormand, die berühmte, oft genannte, vielbeſtaunte Lenormand, welche im Buche der Zukunft leſen konnte, und deren Reich der Aberglauben ihrer ungläubigen Zeitgenoſſen war, iſt vom Leben geſchieden, deſſen Höhen und Tiefen ſie durchſchaute, wie kein anderes Weib; ſie iſt begraben und hat ihrem Neffen als einzigem Erben 20,000 Francs jährlicher Renten und ihren großen myſtiſch kabbaliſtiſchen Wahrſageapparat hinterlaſſen. Ganz Paris, ganz Frankreich blickt der Abgeſchiedenen noch einmal ſtaunend nach; dieſer Tod iſt ein Tagesereigniß und alle Journale der Hauptſtadt widmen ihr einen längeren Nekrolog „Hexe oder nicht“, ruft das „Journal des Debats“ ihr nach, ſie war ganz ſicher unter den Frauen Europa's diejenige, welche den meiſten Geiſt gezeigt hat. Nennt mir doch unter allen Dichterinnen des Erdkreiſes eine Poetin, die mehr Zudrang, unter allen Dramenſchreiberinnen eine, die mehr Dramatiſches im Kopfe, unter allen Romanenſtrickerinnen eine, die eine geſchicktere Hand zum Schürzen und Löſen einer Intrigue hatte! In dem Chaos aller Pariſer Leidenſchaften und Schrecken hatte ſie ſich wie die Spinne mitten ins Netz geſetzt, wo ſie ruhig erwartete, was ihr der Zufall zuführte Unglückliche Liebe, gedemüthigter Ehrgeiz, Hoffnungen, Träume und Schäume, alle bangen Schläge ſturmbewegter Herzen, ſie waren ihr täglich Brod. Sie lebte von den Myſterien allein, und die Thränen der Furcht oder Hoffnung waren nicht blos ihr Unterhalt, ſondern zugleich ihre Wonne. Ja täglich die geheimſten Seiten verſchloſſener Herzen ſich entſchleiern ſehen, nichts ſagen, Alles hören, Alles ahnen, wie ein Beichtvater, herrſchen durch den Blick und den Taſtſinn . . . es iſt eine hübſche Beſchäftigung!“ Und eine einträgliche obenein! Mlle. Lenormand war auf dem beſten Wege, hundert Jahre alt zu werden; Schade für ihren Neffen, er würde die Million voll ererbt haben!

Mlle. Lenormand iſt eine zu intereſſante Figur, ein zu merkwürdiges pſychologiſches Wunder, eine zu auffallende Erſcheinung, ja ſie iſt ein Stück Zeitgeſchichte und hat deßhalb Anſpruch auf unſere Aufmerkſamkeit. Wer war Mlle. Leonermand, wie trieb ſie ihr geheimnißvolles Geſchäft, an Stoffe zur Beantwortung dieſer Fragen fehlt es uns nicht.

Wer in der franzöſiſchen Revolution bewandert iſt, der hat die Lenormand mehr als einmal nennen hören; wem die franzöſiſche Sittengeſchichte ſeit den gewaltigen Stürmen der Umwälzung nicht fremd iſt, der kennt dieſe Pythia, denn ſie hat einen geheimen Einfluß auf jene Ereigniſſe gehabt, wenn auch nur einen indirekten.

Mlle. Lenormand erblickte im Jahre 1772 zu Alençon das Licht der Welt. Ihr prophetiſches Genie entwickelte ſich ſehr früh: ſchon als ſiebenjähriges Mädchen ſagte ſie der Oberin in dem Kloſter der Benediktinerinnen, wo ſie erzogen wurde, vorher, daß ſie abgeſetzt und eine rothe Frau an ihre Stelle kommen werde. Dieſe Prophezeiung, ihre erſte, gieng in Erfüllung, denn der Nonnenſchleier wich der Jakobinermütze nur zu bald.

Ueber den Jahren von dem Kinde bis zur Jungfrau ruht ein Schleier, der bis jetzt noch nicht genügend gehoben werden; erſt in den Schrecken der Revolution taucht Mlle. Lenormand wieder auf, und jetzt beginnt die Wahrſagerin ihren geheimnißvollen Pfad durch die furchtbaren Wetter, deren Blitze Throne ſtürzten, deren Stürme Männer aus der tiefſten Tiefe zur höchſten Höhe der Geſchichtsereigniſſe emporhoben.

Worauf der Menſch in ungewöhnlichen Zeiten baut, ja mit Beſtimmtheit-rechnet, das ſetzt er durch. Der Glaube kann Berge verſetzen, Mlle. Lenormand hat in vielen Männern und Weibern jener Tage dieſen Glauben erweckt.

„Sahen Sie Robespierre wohl einmal in der Nähe?“ wurde ſie gefragt.

„„Gewiß, er ließ mich 1794 ins Gefängniß werfen.““

„Trauten Sie ihm perſönlichen Muth zu?“

„„Er war der abergläubiſchſte Mann ſeiner Zeit. Ich habe ihn geſehen, wie er zu mir kam, mich um ſein Schickſal befragte, und wie er beim Berühren der Karte die Augen zuſammen kniff, wie er beim Anblick einer Pikneun zitterte!““

Schon damals, als ſie erſt achtzehn Jahre zählte, wohnte ſie zu Paris in dem bekannten Hauſe der Straße von Tournon, Nro. 5, das ſie nie verließ. Dieſe Wohnung hat durchaus nichts Kabbaliſtiſches: ein einfaches Vorzimmer führt zum Salon, der mit vier Säulen und vier Büſten und mehreren Gemälden verziert iſt, unter denen ſich Ludwigs XVI. Abſchied von ſeiner Familie und das Portrait der Wahrſagerin auszeichnen. Die Möbeln von Ahorn ſind ſehr ſchön; einige Vaſen wahre Prachtſtücke; und fallen auch manche bizarren Verzierungen auf, ſo deutet doch Alles auf Geſchmack und Ungeſuchtheit.

Mlle. Lenormand erſchien dem Gläubigen auch keineswegs in einem Talare mit kabbaliſtiſchen Figuren; ſie trug im Winter einen ſeidenen Oberrock, mit Pelzwerk beſetzt, und im Sommer ein Kleid, das mit Spitzen reich verziert war. Ohne die Toque, die ſie als Reminiszenz der alten Mode trug, weil ihr dieſelbe zur Gewohnheit geworden, würde man ſie viel eher für eine liebenswürdige, harmloſe Modedame, als für eine Prophetin gehalten haben. Mag es ſeyn, was diejenigen verſichern, die ſich von ihr etwas wahrſagen ließen, daß ſie nämlich immer einige große, ſchöne Katzen bei ſich gehabt, und eine imponirende Stimme erhoben habe, wenn ſie prophezeite, dennoch lauten alle Berichte dahin, daß ſie in ihrem Benehmen höchſt einfach geweſen, in ihrem Auftreten nie etwas prophetenartiges zur Schau getragen und eine Meiſterſchaft in Allem, was zum guten Ton gehört, beſeſſen habe.

Welche Rolle ſie von 1800 bis 1830 ſpielte, iſt bekannt, ebenſo, daß Mme. Joſephine de Beauharnais, dieſe kluge Frau, großen Reſpekt und eine unverholene Neigung zu Mlle. Lenormand hegte. Joſephine, der vorhergeſagt worden war, ſie werde einſt Königin werden, kam zu Mlle. Lenormand, als ſie noch nicht Mme. Bonaparte war.

„Eine Wahrſagerin auf Martinique kündigte mir an, daß ich Königin werden würde; was ſagen ſie dazu?“

„„Nun wohl!““

„Geht ihre Prophezeiung in Erfüllung?“

„„Nein, Sie werden Kaiſerin!““ —

Im Jahre 1809 wurde Mlle. Lenormand verhaftet.

„Das haben Sie doch wohl nicht vorhergeſehen?“ fragte der Polizeipräfekt.

„„Gewiß ſah ich es vorher; haben Sie die Güte, ein Horoſkop in meinen mit Beſchlag belegten Papieren vor Augen zu nehmen.““

Die Papiere wurden durchgeſehen, die Vorherſagung fand ſich aufgezeichnet.

Wer Mlle. Lenormand um ſein Schickſal befragen wollte, ohne perſönlich bei ihr zu erſcheinen, der mußte ihr folgende Nachweiſungen zugehen laſſen: 1) Jahr, Monat und Tag der Geburt, 2) die Blume, die man am liebſten hatte, und 3) den Duft, der einem vorzugsweiſe zuſagte.

Napoleon, der von Joſephine über Mlle. Lenormand ſo manches Fabelhafte hörte, wollte ſie einſt in Verſuchung führen, und ſchickte ihr obige Erforderniſſe durch eine Taubſtumme vom Lande zu, welche weder leſen noch ſchreiben konnte. Die Wahrſagerin gab ſchriftlich folgenden Beſcheid:

„Der Befragende wurde auf einer Inſel geboren; ſein Vater iſt nicht mehr am Leben; er hat vier Brüder und drei Schweſtern; ſein Charakter iſt feſt, entſchloſſen, grübelnd, mehr ernſt als heiter; er hält viel auf ſein Gefühl und läßt ſich durch Frauen nicht influenciren; ſein Vertrauen iſt ſchwer zu erwerben; er fürchtet ſtets errathen zu werden, und verbirgt deßhalb ſeine unbedeutenſten Handlungen; er iſt gegen Beleidigungen ſehr empfindlich, und verzeiht nicht leicht; er haßt die Undankbaren. — Der Befragende iſt in dieſem Augenblicke ſehr beſchäftigt, und ſogar unſchlüſſig, was bei ihm ſelten vorkommt, da er ſonſt raſch in Entſchlüſſen iſt. Ein Schritt, den ſeine Gattin thut, wird alle Welt in Staunen ſetzen. Dennoch wird die Frau manche Hinderniſſe finden. Endlich wird dieſer unerhörte Schritt binnen heute und achtundzwanzig Monden geſchehen; es ergeben ſich aber Folgen daraus, die für den Befragenden beklagenswerth ſind. — Des Befragenden Name wird ſich verbreiten, ſo weit die Erde reicht; er wird bei großen Ereigniſſen mitwirken, und der Vermittler großer Intereſſen ſeyn. Vier außerordentliche Dinge hat der Befragende zu meiden: das eine betrifft ſein Leben, und ereignet ſich binnen drei bis ſieben Jahren ſpäteſtens. Der Befragende iſt Staatsmann, arbeitet viel im Geheimen des Kabinets, und verkehrt mit den Höchſten. Er hat dreierlei Freunde: die wahren, die ihm aus Dankbarkeit ergeben ſind; diejenigen, welche von ſeinem jetzigen Glück angezogen werden, und endlich ſolche, die ſeine geheimſten Handlungen belauſchen. Wer ihn erräth, muß ſehr ſchlau ſeyn. Er gelangt zu den höchſten Ehren, die der Menſch erreichen kann; doch wenn er binnen heute und ſieben Jahren wieder bei mir anfragt, ſo wird es ſein Schade nicht ſeyn. Ich ſehe für den Befragenden ſo viele Ereigniſſe voraus, daß ſich ein Foliant darüber ſchreiben ließe. Möge er ſich vor dem Altar (encensoir *) hüten und vor dem Winde des Nordens in Acht nehmen.“

Am 1. Januar 1804 ſchickte ſie Fouché aus dem Gefängniſſe folgenden Neujahrswunſch:

---

*) Encensoir iſt ein rechtes Orakelwort, weil es das Verſchiedenſte bedeutet; zunächſt das Rauchfaß, dann das geiſtliche Amt, die Geiſtlichkeit überhaupt; dann aber bedeutet encensoir auch ein ſüdliches Sternbild „Altar“, ſo daß es auf Helena anſpielen muß, wie der Wind des Nordens auf Rußland.

Si le préfet veut bien en ce moment
Par un bienfait commencer cette année,
S'il m'ouvre enfin ce triste appartement,
Je lui prédis heureuse destinée.

Am folgenden Tage war ſie frei.

Die Hand war zwar ihr Hauptorakel, aber ſie prophezeite auch aus Eiern, aus dem Kaffeſatze und aus Tarok- oder Zahlenkarten; in ſeltenen Fällen wandte ſie auch die Alektromancie und die Kaptromancie an. Sollte ſie nach Eiern wahrſagen, ſo mußte der Befragende dieſelben drei Tage bei ſich getragen haben: hierauf wurde das Ei zerbrochen, und in ein Glas Waſſer geſchüttet, wornach dann die Prophezeiung beſtimmt wurde. Kaffeſatz und Karten gebrauchte ſie nie, wo ſie großes Gewicht auf ihren Spruch legte, noch weniger die Alektromancie. Leztere beſteht darin, daß ein großer Kreis gezogen wird, an deſſen Rande Buchſtaben gelegt werden; auf jeden derſelben wird ein Waizenkorn gelegt. Hierauf wird ein Hahn in den Kreis geſetzt, und je nach den Körnern, die er aufpickt, werden die Buchſtaben combinirt. Die Kaptromancie beſteht darin, daß ein Waſſertropfen auf einen Spiegel geſprüzt und aus demſelben wahrgeſagt wird.

Doch dieſe Behelfe werden nur für den großen Haufen angewendet; das Wahrſagen aus der Hand, oder ſagen wir lieber das Ahnen aus der ganzen Anſchauung des Menſchen, war die Hauptſache.

Mittheilungen aus Polen, beſonders aus dem Gebiete des praktiſchen Magnetismus von C. St.

Ihre „Seherin von Prevorſt“ machte Erinnerungen in mir rege, die ich Ihnen mitzutheilen mich gezwungen fühle, obgleich ich mich in deren Unvollſtändigkeit nach dem Verlauf von vielen Jahren, noch außerdem mit dem Umſtande entſchuldigen muß, daß in den ſtürmiſchen Begebenheiten des Septembers 1831 ein Theil meiner Tagebücher in Warſchau zurückblieb, und wahrſcheinlich auf immer für mich verloren ſind, während ein anderer auf eine Art zu Grunde gieng, von der ich ſpäter zu ſprechen Gelegenheit haben werde. — Sehr wohl weiß ich, daß meine Notizen, auch wenn ſie vollſtändig erhalten wären, ſich auch nicht von Ferne, an Bedeutung und Umfang, mit den von Ihnen gemachten Erfahrungen und Experimenten meſſen könnten, dennoch hoffe ich, daß auch das Wenige, was ich zu geben vermag, ein nicht ganz nutzloſer Beitrag ſeyn möchte.

Die Veranlaſſung, mich mit thieriſchem Magnetismus zu beſchäftigen, gab mir folgender Umſtand. Der Graf Alexander Chodkiewicz, der ſich aus Liebhaberei mit praktiſcher Phyſik und Chemie beſchäftigte, trat zuerſt als ein entſchiedener Gegner des thieriſchen Magnetismus auf, und hatte, um die Richtigkeit deſſelben zu beweiſen, ſich ein Individuum zu verſchaffen gewußt, an welchem er ſelbſt die Manipulationen vorzunehmen ſich entſchloß. — Dies fand ſtatt im Jahre 1820. — Frau Tekla Czaban, geb. Baldi, Gemahlin eines zu Warſchau etablirten Kaufmanns, hatte ſchon ſeit mehreren Monaten das Krankenbett nicht verlaſſen, und ſchon war es mit ihr auf den Punkt gekommen, daß die Aerzte ihr höchſtens noch einige Wochen zu Leben gaben. Dieß war die Perſon, an welcher Graf

Ch. die Unhaltbarkeit der neuen Theorieen ſich darzuthun erbot. Mit feſter Ueberzeugung, daß der Magnetismus ſich alsbald als ein Hirngeſpenſt erweiſen müßte, begann er ſeine magnetiſchen Striche an der Kranken, als ſchon nach 20 Minuten ein ganz entgegengeſetztes Reſultat ſich dem Zweifelnden ergab, denn die Kranke verfiel in einen ruhigen, magnetiſchen Schlaf, und als ſie nach einer Stunde erwachte, fühlte ſie ſich nicht nur ziemlich geſtärkt, ſondern ſie bekam auch unmittelbar darauf ihre Menſtruation, die ſeit vier Monden, allen von den Aerzten angewandten Mitteln zum Trotz, bei ihr ausgeblieben war. Den folgenden Tag um dieſelbe Stunde (12 Uhr Mittags) wiederholte, der in ſeinem Zweifel doch ſchon etwas erſchütterte Graf, ſeine Manipulationen, und nach wenigen Minuten ſchlief die Kranke magnetiſch ein. Nach einer Woche, während welcher das Magnetiſiren, immer um dieſelbe Stunde, fortgeſetzt wurde, wobei zuletzt Frau Czaban, ſchon nach zwei Minuten einſchlief, fühlte ſie ſich ſo geſtärkt, daß ſie das Krankenbett völlig verließ. Während ihres Schlafes ſchrieb ſie von nun an ſich ſehr wirkſame Arzneien vor, wodurch ihre Geneſung ſo ſchleunig befördert wurde, daß nach Verlauf eines Monats ihre Geſundheit für völlig befeſtigt gehalten werden durfte.

Der Graf war nun von ſeinen Zweifeln auf einen ſolchen Grad bekehrt, daß er einen zweiten Verſuch der Heilung ſich anzuſtellen verſucht fühlte, und zwar an der Frau Fauſtine v. Wittowska, geb. Naramowska, Gattin eines polniſchen Edelmanns. Als er jedoch kurz darauf genöthigt war, in Familienangelegenheiten Warſchau zu verlaſſen, wählte er mich, der ich ſeinen magnetiſchen Sitzungen mehrmal beigewohnt, zu ſeinem Stellvertreter, ſowohl bei ſeiner neuen Patientin, als bei der Frau Czaban, an welcher die magnetiſchen Manipulationen auch nach ihrer theilweiſen Geneſung fortgeſetzt wurden. Gleich ihm hatte ich zuerſt an der Sache gezweifelt, um mich nachher von ihrer Wirkſamkeit nur für deſto überzeugter zu halten.

Es war gegen das Ende des Jahres 1820, als ich meine magnetiſchen Operationen an beiden Frauen gleichzeitig anfing. Frau Czaban war damals 28 Jahre alt, von hagerer Statur; Frau von Wittewska ſchon 46, und ziemlich ſtark beleibt. — Die erſte litt an Skropheln, und die Aerzte bezeichneten ihre Krankheit als eine Auszehrung im letzten Stadium. Die zweite klagte ſchon ſeit mehreren Jahren über einen harten Körper, wie ſie ſagte „eine Beule“, von der ſie fühlte, daß ſie ſich ihr im Unterleibe hin und her bewegte. Sie ward dadurch ſo geſchwächt, und das Gehen ihr ſo erſchwert, daß ſie nicht ohne Hülfe von einer oder zweien Perſonen, und auch dann noch mit großer Mühe, aus dem Bette auf ihren Lehnſeſſel, und von da zurück bewegen konnte. Der harte Körper war ſo beweglich wie etwa ein, in einer Flaſche mit Flüſſigkeit eingeſchloſſener Kork, ſo daß, wenn die Kranke ſich auf die rechte Seite legte, die „Beule“ zur linken aufſtieg, und umgekehrt; lag die Kranke auf dem Rücken, ſo ſetzte ſich der bewegliche Körper mitten am Unterleibe an, und man konnte ihn jedesmal fühlen, wobei er ſich der Betaſtung als ein länglicher Gegenſtand, etwa von der Größe zweier Mannsfäuſte, ergab. Dabei hatte ſie häufige und ſehr ſtarke Blutflüſſe. Ihre Aerzte hatten allbereits von einer Operation geſprochen. — Ich will nun von dieſen beiden Frauen nach der Reihe ſprechen, und zwar zuerſt von Frau Czaban.

---

1. Die Frau T. Czaban.

Ungefähr nach Verlauf dreier Monate meiner magnetiſchen Behandlung, ſchien ſie hergeſtellt, äußerte aber, ſie müſſe, um ihrer Skropheln gänzlich los zu werden, ſich noch weiter magnetiſiren laſſen. Einige Monate ſpäter äußerte ſie gegen mich im ſchlafwachenden Zuſtande, ſie ſey in geſegnete Leibesumſtände getreten, und könne deßhalb nur bis zur Hälfte ihrer Schwangerſchaft täglich magnetiſirt werden; von da an ſoll es nur einmal alle drei, und fernerhin nur alle ſechs Wochen geſchehen, und endlich kurz vor ihrer Niederkunft ganz aufhören. Als ich ſie um die Urſache fragte, antwortete ſie mir, daß durch tägliches Magnetiſiren nach der Hälfte ihrer Schwangerſchaft ihr Kind auf lebenslang ſtum[illegible]en würde. Auf die Frage ob dieß allgemein zu beobach[illegible]y, gab ſie mir den Beſcheid: obgleich es nicht immer der Fall ſeyn muß, kann es doch häufig vorkommen, und darum ſollte man, — wenn die magnetiſirte Perſon nicht im Stande iſt, ſelbſt zu erklären, ob es ſchaden kann oder nicht, — nach der Hälfte der Schwangerſchaft ſich des Magnetismus gänzlich enthalten. Im Ganzen magnetiſirte ich ſie dreizehn Monate. Völlig hergeſtellt gebar ſie ein geſundes Kind im Anfange des Jahres 1822, und ein zweites gegen das Ende des Jahrs 1824. — Den dritten oder höchſtens vierten Tag nach ihrer zweiten Entbindung, zwang ſie ihr Gatte, im Ausbruch einer heftigen Laune, ſich bei ſtrenger Winterkälte in den ungeheizten Kaufladen zu begeben, und dort mehrere Stunden zu bleiben, wo ſie ſich ſo ſtark erkältete, daß ſie ſich gleich darauf ins Bette legen mußte, und an den Folgen dieſer Grauſamkeit, in den erſten Monaten des Jahres 1825 ſtarb.

Nach mehreren Wochen meiner Behandlung ſteigerte ſich das magnetiſche Verhältniß zwiſchen ihr und mir immer mehr, und erreichte zuletzt einen ſolchen Grad, daß ich, um ſie in den magnetiſchen Schlaf zu verſetzen, ihr nur einige Sekunden lang, den Mittelfinger ihrer linken Hand zwiſchen meinen Daumen und den Zeigfinger ſehr leiſe zu drücken brauchte; welches Mittel ſie nämlich für die zweite Hälfte ihrer Schwangerſchaft verordnet hatte, zur Vermeidung aller, ihrem Kinde ſchädlichen Striche. — Außer dieſer unbezweifelten Erſcheinung bethätigte ſie wunderbare Wirkſamkeit des Magnetismus, durch mehrere Kuren an verſchiedenen Perſonen. — Der Frau v. Wittewska heilte ſie auf immer den Blutfluß, und zwar auf folgende Weiſe. Vor allem verordnete ſie eine ganz beſondere Art magnetiſcher Striche, welche mit zuſammengehaltenen, gegen ihren Leib gewandten Fingerſpitzen in ſolcher Art gemacht wurden, daß man von der Herzgrube anfing, dann ſeitwärts unter den Rippen hin, bis zum Mittelbauch herunter ſtrich, und endlich wieder in die Höhe über den Nabel weg bis zur Herzgrube, und ſo immerfort in die Runde mit je neun Strichen, und nach neunen jedesmal ſeitwärts über die Lenden herab bis zu den Zehen. — Hierauf verſchrieb ſie folgendes, innerlich zu nehmendes Mittel. Es ſollte von einer Schleußenpforte, — wie ſie gewöhnlich an dem Wehr über den Waſſermühlen ſich befinden, — die ſich daran anſetzende grüne Subſtanz mit einem Meſſer in die Höhe (conditio sine qua non) geſchabt, dann getrocknet, und ſo fein als möglich pulveriſirt werden. Von dieſem Pulver ſollte man der Kranken alle neun Stunden drei Meſſerſpitzen voll, je in einem halben Spitzglas guten alten Madeira-Wein eingeben; das erſtemal um 12 Uhr Mittags, die zweite Doſis um 9 Uhr des Abends, und die dritte den anderen Morgen um 6 Uhr. — Dieſes Mittel hatte den glücklichſten Erfolg, denn ſchon nach der zweiten Doſe hatte der Blutfluß außerordentlich abgenommen, und nach der dritten hörte er gänzlich auf, um nicht wieder zu kommen. An deſſen Statt ſtellte ſich eine regelmäßige Menſtruation ein, welche bis zum 55. Jahr, d. h. bis zum Tode der Geneſenen nicht mehr ausblieb. — Frau Ez. hatte verordnet, dieſe drei Doſen ſollten wiederholt werden, wenn etwa die erſten keine Wirkung hervorgebracht hätten, was aber, wie wir bereits geſehen haben, nicht nöthig war.

Im Verlauf ihrer magnetiſchen Behandlung hatte ſie mehrere Kriſen, die ſie viele Tage voraus bis auf die Minute beſtimmte, und die ſie „magnetiſche Ueberwältigung der Krankheit" nannte. Nach einer jeden ſolchen Kriſis verſchwand gänzlich oder verminderte ſich eine von den ſkrophulöſen Fiſteln, die ſie am Leibe und namentlich am Halſe hatte: wobei ſie ſich immer ein Abführungsmittel verordnete. Merkwürdiger jedoch erſchien die Steigerung ihres Hellſehens in dieſen Zuſtänden, während deren Verlauf ſie gewöhnlich mit Kuren Anderer ſich beſchäftigte. — Sie ſah ihren Führer, den ſie Vater nannte, obgleich, wie es ſcheint, er nicht ihr leiblicher war. Dieſer führte ſie dann in einem botaniſchen Garten herum, und zeigte ihr verſchiedene Kräuter, die er ihr nannte und zugleich angab, welche Krankheiten mit ihnen zu heilen ſeyen. Es läßt ſich ſchließen, daß bei dieſen Kriſen ſie die heftigſten Schmerzen erdulden mußte, denn ſie fiel dabei in krampfhafte Bewegungen, während denen ſie ihre Kopfkiſſen in kleine Stücke zerriß, und ſich die Haare aus dem Kopfe raufte. Waren die Schmerzen vorbei, ſo hob ſie gewöhnlich die gefalteten Hände gegen den Himmel, und flüſterte ein Dankgebet für die glückliche Ueberſtehung. Nach der letzten Kriſe, der heftigſten von allen, ſprang ſie vom Bette auf, befahl allen Anweſenden *) das Gleiche zu thun und betete, nachdem wir ihrem Wunſche gewillfahrt, mit aufgehobenen gefalteten Händen, und ſprach ein zehn Minuten langes Gebet, wobei ſie eine ſolche Thränenfülle aus geſchloſſenen Augen vergoß, daß der Fußboden vor ihr naß wurde, als hätte man ein Glas Waſſer auf den Boden gegoſſen. Weder in dieſem Falle noch in einem der vorhergehenden, wußte ſie beim Erwachen etwas von allen den Schmerzen, die ſie während der Kriſis erfahren hatte, nur fühlte ſie ſich ſehr ermüdet und erſchöpft, was aber höchſtens eine Stunde lang dauerte.

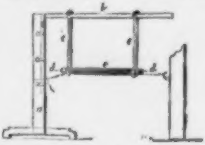
Alle Kuren, die dieſe Frau gemacht hat, die Kräuter und deren Wirkungen, wie ſie ihr der Führer angab, und wie ſie dieſelben mit lauter Stimme wiederholte, nebſt verſchiednen eignen Bemerkungen, habe ich in ein Tagbuch aufgenommen, das jedoch, wie oben erwähnt iſt, bei meinem ſchleunigen Ab-

---

*) Die Anweſenden waren: 1) Hr. Ludwig Oſinski, Profeſſor der allgemeinen Literatur an der Warſchauer Univerſität; 2) Kaſimir Brodzinski, Profeſſor der polniſchen Literatur an eben derſelben Univerſität und einer der beſten lyriſchen Dichter Polens; 3) Kudlicz, einer der beſten Schauſpieler Warſchaus; und endlich 4) ihre Tante von Seiten ihres Mannes, welche letztere einer jeden Sitzung beiwohnte. Ich glaube dabei bemerken zu dürfen, daß die Frau Sz. und die vier genannten Perſonen alle katholiſch waren, ich allein lutheriſch.

zug von Warſchau, nach der Kapitulation dieſer Stadt daſelbſt zurückblieb, und vielleicht für immer für mich verloren iſt.

Von einem Baquet zur Stärkung geſchwächter Nervenſyſteme, wie ſie es verordnet, will ich Ihnen hier eine Beſchreibung mittheilen, indem die Einzelnheiten dieſes Inſtruments meinem Gedächtniſſe ſich durch wiederholte Anwendungen tief genug einprägten, um nicht wieder vergeſſen zu werden.



a) Ein Geſtelle von Holz unten mit einem Kreuz vermöge deſſen es auf dem Fußboden feſter ſteht, mit

b) einer eiſernen Stange die einen rechten Winkel bildet, deſſen einer Arm ſich in einer Fuge im hölzernen Geſtelle befindet.

c) Die Haut von einem möglichſt großen Aal, ausgeſtopft mit Haaren von einem ganz ſchwarzen Kater. Mitten durch den Aal geht

dd) eine ſtählerne Stange von ungefähr 2 Linien Dicke im Quadrat, deſſen beide ſpitze Enden auf jeder Seite aus dem Aal etwas hervorragen, mineraliſch magnetiſirt und mit dem Nordpol gegen den Aalkopf gewandt.

ee) Zwei aus dem Halſe eines Ochſen genommene Arterien, vermittelſt deren der Aal an der eiſernen Stange b hängt.

Sowohl die Arterien ee als der Aal c ſind mit einem Netz von rother Wolle überzogen. — Von den beiden Enden des Aals iſt das eine an das hölzerne Geſtelle, das andere an einen Haken in der Nebenwand mit ſeidenen Schnüren gebunden. — Die Arterien und der Aal müſſen vor einer jeden Anwendung des Baquets magnetiſirt werden, und zwar die erſtere von oben nach unten, letzterer vom Kopf gegen den Schwanz. — Das Baquet muß ſo geſtellt werden, daß der Kopf des Aals gegen Norden zu ſtehen kommt. — Der Patient hat dann nichts zu thun, als ſich vor das Baquet ſo zu ſetzen, daß der Aalkopf ſich ihm zur Rechten befinde, und mit ſeiner rechten Hand umfaßt er den Aal bei der Arterie am Kopf, und fährt ganz leiſe bis zur anderen Arterie gegen den Schwanz fort, dann läßt er den Aal los, und fängt wieder vom Kopf an, und ſo immer fort bis zu einer beliebigen Zeit.

Wenn eine dritte Perſon mit dem Magnetiſeur in Verbindung geſetzt wurde, d. h. mit einer Hand die ſeinige ergriff, und die andere gegen irgend eine Stelle am Leibe der Schlafenden, ohne dieſe zu berühren, hinrichtete, ſo entſtand in der letzteren eine ſtarke Erſchütterung des ganzen Leibes, völlig gleich der Wirkung eines elektriſchen Schlags. Dieſe Erſchütterung fand auch ſtatt, wenn Glas (eine Scheibe) zwiſchen der Schlafenden und der dritten Perſon gehalten wurde; Seidenzeug aber hielt ſie ab.

Frau Czaban verſtand kein Wort lateiniſch, und nannte dennoch alle Kräuter in dieſer Sprache, gab aber zugleich ihre Namen polniſch und zwar ganz richtig an.

Sie zweifelte nie an ihrer völligen Geneſung, die auch wirklich eintrat.

2. Frau v. Wittowska.

Dieſe Frau hatte ebenfalls öftere Kriſen im magnetiſchen Schlafe, die ſie bis auf drei Wochen vorausbeſtimmte, und zwar den Tag, die Stunde und Minute, mit der pünktlichſten Genauigkeit. Nach einer jeden Kriſis hob ſich der Grad ihres Hellſehens. — Als den Zweck dieſer Kriſen gab ſie an, daß ſich dadurch ihre oberen Eingeweide, die, wie ſie ſich ausdrückte, zuſammengewachſen wären, auseinander ſcheiden ſollten, oder zur Reinigung ihrer Gebärmutter, welche die obenerwähnte bewegliche Beule im Leibe bilde. In den Krämpfen, welche ihr die Scheidung der zuſammengewachſenen Eingeweide bewirken ſollten, bildete ihr Körper einen Bogen und zwar ſo, daß nur der Kopf und die Füße das Bett berührten, und letztere vom Kopfe ungefähr drei Fuß entfernt ſtanden; der ganze Leib, mit dem Bauche in die Höhe, befand ſich dabei in der Luft. Eine ſolche Stellung dauerte zuweilen zwei Minuten lang. Dabei muß man ſich ihr Alter, ihre außerordentliche Schwäche, und eine ſehr ſtarke Beleibung denken.

Lange Zeit konnte ſie zum reinen Inſichſchauen nicht gelangen, und klagte über einen dicken, weißen Nebel, der innerlich in ihrem Oberleibe ſchwebe, und ihr Geſicht abhalte, hinein zu dringen. Am Ende gelangte ſie zu dieſer Eigenſchaft, und als ſie in ſich hineinſah, ſagte ſie, ſie hätte Waſſer in ihrer Bruſt und namentlich um ihr Herz her. — Ihre Gebärmutter ſey ſo groß wie ein Kinderkopf, und von den in ihr ſich befindlichen Unreinigkeiten, wie auch von ihrer Härte, ſo ſchwer, daß ſie ſich an ihrem Ort und Stelle nicht erhalten könne, und darum immer auf dem Unterleibe ſich wiege; und auf dieſe Art die Beule bilde. — Dieſes Uebel, äußerte ſie, käme von einem Zufall, den ſie in ihrer Jugend gehabt, da nämlich die Pferde durchgiengen, und den Wagen worin ſie ſaß, umwarfen. — Dieſe Störung des Organismus und namentlich das Waſſer in ihrer Bruſt, ſagte ſie, ſeyen unheilbar, und ſie müſſe daran ſterben, freilich nicht ſo geſchwind, wie das ohne die Hülfe des Magnetismus geſchehen wäre, der ihr das irdiſche Leben um mehrere Jahre verlängeret, denn ihr Tod hätte, laut ihrer Ausſage, ungefähr ſechs Monate nach der Zeit, als man ſie magnetiſch zu behandeln anfing, ſtattgefunden.

Als ich ſie zu magnetiſiren anfing, war ſie ſeit mehreren Jahren ſo geſchwächt, daß ſie, wie ich das Anfangs erwähnt habe, ohne fremde Hülfe keine zwei Schritte thun konnte, wobei ſie dennoch ſich gänzlich erſchöpfte, und durch mein alltägliches Magnetiſiren, oft zweimal und zuweilen dreimal des

Tages, habe ich es ſo weit gebracht, daß ſie allein ausgieng, und zweimal ſogar eine Wagenreiſe von 48 deutſchen Meilen machte.

Zu ihrem Hellſehen kam ſie nie ſehr weit, und hatte keinen Führer. — Sie ſagte unter andern, daß ein jeder lebender Menſch, ſo wie die phyſiſchen Körper im Allgemeinen, eine eigene individuelle Atmosphäre haben, die ſie in ihrem Schlafwachen ſehen könne. Dieſe Atmosphäre ſey bei Geſunden weit breiter und heller zu ſehen, und deſto geringer und weniger deutlich, je kränker die Perſon. Sie beſchrieb dieſe Atmosphäre ſo: „Um den menſchlichen Körper ſehe ich ein bläulich leuchtendes Fluidum, welches in Schichten um den Leib ſchwebt. Je näher dieſe Schichten dem Leibe kommen, deſto dünner und dunkler ſind ſie. Dieſes Fluidum füllt auch den Menſchen innerlich aus, d. h. es durchdringt ihn.“

Nur zweimal hatte ſie im magnetiſchen Schlafe die Erſcheinung eines Geiſtes von grauer Farbe. Sie erkannte in ihm einen ihrer Freunde, der vor ungefähr dreißig Jahren im Kriege gefallen war. Dieſes Geſicht machte einen ſtarken Eindruck auf ſie, und griff ſie ſo an, daß ſie eine dritte Erſcheinung desſelben hätte ſchwerlich ertragen können. Glücklicher Weiſe beſchränkte dieſer Geiſt ſeinen Beſuch nur auf zweimal.

Etwas Eigenthümliches hatte Frau v. Wittowska, und dieß war, daß ſie ſich des Geſehenen oder des durch ſie Geſagten, nach dem Aufwachen, im normalen Zuſtande, vergegenwärtigen konnte, wozu aber eines von zweien Mitteln, die ſie angab, angewandt werden mußte. Dieſe Mittel beſtanden darin: 1) daß ich ihr um das linke Ohr ein Bändchen binden mußte, mit dem ausdrücklichen Befehl, ſie ſolle ſich nach dem Aufwachen des Geſehenen oder Geſagten erinnern, und als ſie erwachte, befahl ich ihr, ſich an dem Bändchen am linken Ohr zu ziehen. Sobald ſie dieß that, kam ihr alsbald das Geſehene vor die Augen, oder das Geſagte in den Sinn. — Dabei muß ich bemerken, daß das Ziehen am Bändchen ziemlich ſtark ſeyn mußte, denn ein ſchwaches brachte keine Wirkung hervor. — 2) Das zweite Mittel war, daß ich ihr im magnetiſchen Schlafe hieß, ſich in den Ringfinger der linken Hand zu beißen, wenn ich wünſchte, ſie ſollte ſich einer Sache nach dem Aufwachen erinnern. Wenn ſie dann erwachte, mußte ſie ſich wieder in denſelben Finger beißen. — Es kam einmal vor, daß ſie einer Dame *) eine Kur vorſchrieb, welche dieſe nach ihrem Diktiren ſchreiben mußte. Des Schreibens war ſo viel, daß damit ein ganzer großer Bogen vollgeſchrieben wurde. Als ſie mit dem Diktiren fertig war, ſagte ſie: „Da ich ziemlich geſchwinde diktirt habe, iſt es leicht möglich, daß die Schreibende Fehler gemacht, oder etwas ausgelaſſen hat, darum mache mir eine Binde ums Ohr, damit ich die Kur, nach meinem Aufwachen, wiederholen, und Du das Geſchriebene vergleichen kannſt.“ Die Kur war ganz richtig geſchrieben, und auffallend dabei iſt, daß ſie bei der Wiederholung eines ſo langen Satzes auch nicht ein einziges Wort anders ſagte, oder irgendwie ſeine Ordnung änderte. —

Wenn ſie im magnetiſchen Schlafe war, und ich etwas Eß- oder Trinkbares in meinen Mund nahm, obgleich von ganz ſchwachem Geſchmack, ſo ſpürte ſie auf der Stelle den Geſchmack davon in ihrem Munde. — Einſt kam es vor, daß ich ein halbes Glas kalten Punſch (Citronenſaft, Zucker, Waſſer und etwas Arak) trank, und kaum war das geſchehen, ſo ſagte ſie mir: „Du trinkſt Punſch, und der Geſchmack iſt ſo weit zu mir übergegangen, daß ich überzeugt bin, wenn Jemand jetzt herein käme, ſo würde er den Geruch an meinem Hauch erkennen.“ — Ich fragte ſie, ob dieſes noch nach dem Aufwachen ſtattfinden könnte? Sie bejahte die Frage, und als ſie wach wurde, führte ich ſie in ein drittes Zimmer, wo die Familie verſammelt war, und ließ ſie ihren älteren Sohn, einen Mann von etliche dreißig Jahren anhauchen, als ſie das gethan, und ihn darauf fragte, was ſie getrunken hätte.

---

*) Der Gemahlin des polniſchen Generals Malachowski, der ſich gegenwärtig mit ihr in der Emigration und wenn ich nicht irre, in Fontainebleau, 15 Stunden von Paris, befindet.

antwortete er: „Je nun, Punſch, man riecht ihn ja.“ — Das nämliche ſpürten auch nach der Reihe ihr Mann, ihres Mannes Schweſter, und ein Mädchen von ſechs Jahren.

Seit einigen Jahren trug ſie wegen geſchwächten Geſichts eine Brille, ohne welche ſie auch ſelbſt den größten Druck nicht leſen konnte; nach ungefähr einem Jahre magnetiſcher Behandlung, waren ihre Augen ſo geſtärkt, daß ſie ihrer bis an den Tod nicht mehr bedurfte.

Als ſie, nach vier Jahren meiner Behandlung, ſich auf eine gewiſſe Zeit von Warſchau entfernte, und ſich zu ihrem jüngern Sohn auf ein Dorf, 24 deutſche Meilen entlegen, begab, und ich meiner Dienſtverhältniſſe wegen, ſie nicht begleiten konnte; verordnete ſie, ich ſollte ihr alle drei Wochen ein ovales Gläschen, in ſeidenes Zeug eingewickelt, durch die Poſt ſchicken, welches ich zuvor eine gewiſſe Zeit lang auf meiner Herzgrube tragen ſollte. — Dieſes Glas ſollte ſie dann alle Tage um dieſelbe Stunde auf ihre Herzgrube legen, was ſie in einen magnetiſchen Schlaf bringen würde, und dieſem ſollte ihr Sohn beiwohnen, damit ſie ihm die nöthigen Verordnungen mittheilen könne. — Solcher Gläſer waren drei, wovon ſie mir immer eins zurückſandte, ſobald ich ihr ein anderes zukommen ließ. In dieſer Zeit trug es ſich zu, daß ſie mir eins von dieſen Gläſern plötzlich zurückſandte mit der Bemerkung, ſie könne dabei nicht nur nicht einſchlafen, ſondern es verurſache ihr obendrein die größte Herzensbeklemmung und Unruhe, und das zweite, welches ſie ſo eben erhalten, übe dieſelbe Wirkung auf ſie aus. — Die Urſache davon war dieſe, daß ich die gemeinten Gläſer gerade zu der Zeit auf meiner Herzgrube trug, als mir mein Kind über einen Monat lang tödtlich krank war, und an dieſer Krankheit ſtarb, was natürlich einen nachtheiligen Einfluß auf meine Stimmung haben mußte.

Aus dieſem iſt zu erſehen, daß das magnetiſche Verhältniß zwiſchen der Magnetiſirten und mir, ziemlich innig war. — Ich konnte ſie in den magnetiſchen Schlaf bringen, blos wenn ich die Abſpiegelung ihres Geſichts in einem Spiegel, einen Augenblick, mit dem Willen ſie einzuſchläfern, anſah, und es begab ſich eines Tages, daß ich ſie auf dieſe Art in den Schlaf verſetzte, als ſie bei einer Tafel, mitten unter einer zahlreichen Geſellſchaft ſaß, und ſo eben ein ſehr lebhaftes Geſpräch führte. Sie ſchlief ein und zwar ſo plötzlich, daß ſie ein angefangenes Wort nicht im Stande war, zu vollenden.

Als im Jahre 1821 die Nachricht nach Warſchau kam, der Kaiſer Napoleon ſey auf der Inſel Helena geſtorben, und dieſe Nachricht bei uns von der Mehrheit für erdichtet gehalten wurde, fragte ich ſie, und zwar in einem Augenblicke ihres größten Hellſehens nach einer Kriſis, ob ſie ſich davon nicht überzeugen könnte? worauf ſie antwortete: „ich will ſehen;“ blieb über zwanzig Minuten wie erſtarrt, völlig leblos, kam endlich wieder zu ſich — was mit einer Bewegung der Augen unter den geſchloſſenen Augenliedern begann und ſagte: „ja, er iſt todt.“ — Dabei wird es vielleicht nicht überflüſſig ſeyn, anzuführen, daß ſie den Kaiſer Napoleon mehrere Male geſehen hatte, und zwar das erſte Mal ſehr nah, wobei er zufällig ſeinen durchdringenden Blick auf ſie warf und dadurch einen ſolchen Eindruck auf ſie machte, daß ſie in Ohnmacht fiel. —

Ich gehe nun zu den Heilungsmitteln über, welche Frau v. Witowska verordnete, und zwar zu denen, die mir im Gedächtniß geblieben ſind, und welche ich mit gutem Erfolg bei mehreren Perſonen in meinem Vaterlande und in der Schweiz angewandt habe.

1) Gegen *rheumatiſche* Schmerzen in einzelnen Gliedern, verordnete ſie Folgendes: Man nimmt ein Stück blaues Zuckerpapier, ſo groß wie die leidende Stelle, durchlöchert es mit einer ziemlich ſtarken Nadel, die Löcher ſehr dicht an einander; taucht das Papier in Alkohol, und überſtreut ſogleich deſſen eine Seite, und zwar dieſe, auf welcher man geſtochen hat, mit fein geſtoßenem Rothtannen-Harz, das ſich aber noch in ſeinem natürlichen Zuſtande befindet, d. h. noch nicht

geſchmolzen iſt. Hierauf hält man das Papier eine kleine Weile über einen durch Bernſtein bewirkten Rauch, und legt es mit der harzbeſtreuten Seite auf die ſchmerzende Stelle. Alles dieß muß ziemlich ſchnell geſchehen, damit das Papier noch feucht iſt, wenn es auf den Leib gelegt wird, und ſich daran ankleben kann. Gewöhnlich klebt es ſich ſo feſt an, daß es mehrere Wochen ohne abzuſtehen am Leibe bleibt. Sollte der Schmerz nach der Abfallung des Papiers noch nicht vergangen ſeyn, ſo muß die Operation wiederholt werden.

2) Gegen Krämpfe in Gliedern ſchrieb ſie eine äußerliche Anwendung von Schwefel vor. —

3) Gegen Krämpfe im Magen, an denen ſie ſelbſt litt, verordnete ſie, für ſich und für andere wie folgt: „Im Augenblick des Anfalls muß dem Kranken folgendes Getränk eingegeben werden: man ſchüttet in ein kleines Spitzglas einen Theelöffel voll Schwefelblüthe, gießt darauf ſtarken Branntwein, ſo daß das Glas beinahe voll iſt, und endlich einen Theelöffel voll guten Baumöls, miſcht alles gut unter einander, und gibt es dem Kranken ein, der es mit einem Schluck nehmen muß. —

4) Gegen Seitenkopfweh (Migraine) ſchrieb ſie folgende Kur vor: Der Leidende muß Abends, wenn er zu Bette geht, auf ſeinen Kopf, eine — um mich ſo auszudrücken — Perücke von friſchem Werg legen, die zuvor mit Bernſtein geräuchert iſt, und die ſo groß ſeyn muß, daß ſie nicht nur den ganzen Kopf bedeckt, ſondern auch auf die Seite des Halſes herunter langt, wohin der Schmerz ſich ausdehnt. — Den folgenden Morgen muß er beim Aufſtehen einen warmen Schlafrock anziehen, mit bloßen Füßen in Pantoffeln ſchlupfen, und ſo zehn Minuten lang im Zimmer auf und ab gehen, dann ſogleich wieder ins warme Bett zurückgehen, die Perücke ablegen, ſich bis auf den Hals gut bedecken, und mit entblößtem Kopf eine Stunde lang (auch länger, wenn es ihm gefällt) ganz ruhig auf dem Rücken liegen, die Hände auf jeder Seite des Leibes geſteckt; und deſto beſſer, wenn

er dabei einſchlafen kann. — Die nächſtfolgende Nacht legt er wieder die friſchgeräucherte Perücke auf den Kopf, und geht den nächſten Morgen wiederum auf ſelbige Art, wie den Tag zuvor, im Zimmer herum, aber noch einmal ſo lang, d. h. zwanzig Minuten, und legt ſich dann wieder eine Stunde lang ins Bette, mit Beobachtung deſſen, was oben geſagt iſt. — Den dritten Abend und den dritten Morgen wieder daſſelbe, mit dem Unterſchied, daß der Leidende eine halbe Stunde im Zimmer auf und abgehen muß. — Nun wäre es denn mit der Perücke und dem Herumgehen geſchehen. Dabei muß aber noch Folgendes ſtreng beobachtet werden: Wenn der Patient im Zimmer herumgeht, müſſen die Thüren und Fenſter gut verſchloſſen ſeyn, damit ja kein Zug ſtattfinde. Das Geſicht, der Kopf und der Hals müſſen während der drei Tage nicht gewaſchen, im Gegentheil völlig trocken gehalten werden, denn die geringſte Befeuchtung mit irgend einer Flüſſigkeit und wäre es auch mit dem ſtärkſten Alkohol, iſt dann äußerſt ſchädlich. Dabei muß Folgendes neun Tage lang, den erſten Tag des Herumgehens mitgerechnet, eingenommen werden: 50 Tropfen ächten kölniſchen Waſſers in einem halben Weinglas reinen Quellwaſſers, dreimal des Tags, d. h. 1. des Morgens in nüchternen Magen, 2. eine Stunde vor dem Mittageſſen und 3. Abends beim Schlafengehen.

Unter andern Perſonen, die durch Frau Witowska geheilt wurden, befand ſich auch ein junger Mann von 22 Jahren, Namens Kamocki, Wachtmeiſter der polniſchen reitenden Artillerie, der ſich ſeit mehreren Monaten im Warſchauer Hauptſpital befand, und von den Aerzten als unheilbar ſchwindſüchtig anerkannt wurde. Dieſer Ausſpruch bewog ſeine Aeltern, ihn in ihr Haus zu nehmen; in ihrer Verzweiflung wandten ſie ſich dann an mich um den Rath meiner Hellſehenden für ihren Sohn einzuholen. — Ich ließ mir eine Haarlocke von dem Kranken geben, und legte ihn der Frau v. W. im ſchlafwachen Zuſtand vor. Sie ſagte ſogleich, der Mann habe keine

Schwindſucht, und ſie könne mit Gottes Hülſe ihm die G
ſundheit wieder geben. Sie ſchrieb eine ziemlich lange K
vor, von der mir im Gedächtniß leider nur das einzi
zurückblieb, daß man ihm die Bruſt mit friſch geriebene
Meerrettig, eine geraume Zeit belegen mußte, und zwar ſ
daß man von der Mitte mit zwei Reihen anfing, und ein
jeden Tag etwas gegen die Rippen auf beiden Seiten ging. –
Dieſe Kur, welche im Jahr 1822 und 1823 Statt fand, dauer
ungefähr vier Monate und der junge Mann wurde ſo herg
ſtellt, daß in ihm keine Spuren der Krankheit geblieben un
acht Jahre nachher, 1831, nahm er in unſerm Kriege geg
Rußland einen ſehr aktiven Antheil. —

Dieß wäre nun alles, deſſen ich mich hinſichtlich dieſ
Frau entſinnen kann, aber noch muß ich von ihrem En
und dem Schickſale meines Tagebuchs reden, welches, wie ſi
leicht denken läßt, ziemlich voluminös geweſen war, denn e
enthielt alle Einzelheiten meiner ganzen magnetiſchen Praxi
welche über neun Jahr dauerte, indem ich ſie mit Ende 18
begann und bis zum Tode der Frau v. W. — welcher de
2. Juni 1829 eintraf — fortſetzte. — Zwei Tage vor ihre
Tode ging ſie von einem beinahe völlig geſunden Zuſtand
plötzlich zum Todes-Kampfe über, welcher ſie bis ans End
auch nicht auf einen Augenblick verließ und deſſen Heftigke
alle meine Bemühungen ſie in den magnetiſchen Stand z
verſetzen, vereitelte. — Was mein Tagebuch anbetrifft, ſ
hatte ich es aus mehreren Gründen immer bei der Frau v. W
unter ihrem Schlüſſel gelaſſen; einer der wichtigſten Gründ
aber, war dieſer, daß ich die Ungläubigen nicht in den Stan
verſetzen wollte, mir vorwerfen zu können, ich hätte Sache
nach ihrem Tode und nach der Oeffnung der Leiche hineing
ſchrieben, um ſie in Uebereinſtimmung mit dem Reſultat de
Sektion zu bringen. — Ich ſagte mir: „Von dem zergliedern
den Arzt, willſt du Dir eine Beſchreibung des Geſundene
ausbitten, und dann von der Familie in Gegenwart ander
Zeugen verlangen, ſie ſollen Dir dein Tagebuch herausgeben

um darin die betreffende Stelle, mit der Beſchreibung des Arztes zu vergleichen. „Herr Gierecki, Medicinal-Rath, machte die Oeffnung und verfertigte den Sektionsbericht; als ich aber dem ältern Sohn der Verſtorbenen den Tag verkündete, an welchem ich von ihm verlangen werde, mir das Tagebuch herauszugeben, ſagte er mir, zu meinem größten Erſtaunen, er habe es verbrannt, weil dieſes eine zu traurige Erinnerung an ſeine verſtorbene Mutter geweſen wäre; (!) und auf dieſe ſchnöde Art bin ich um dieſen Theil meines Tagebuchs gekommen. —

Außer den zwei Frauen Czaban und Witowska, habe ich noch nächſtfolgende Perſonen magnetiſirt, wovon aber keine nicht nur nicht zum Hellſehen, ſondern nicht einmal in einen tiefen magnetiſchen Schlaf gebracht werden konnten.

a) Die Frau Paskiewiz, Gattin eines ruſſiſchen General-Aufſehers des Zollweſens in Polen. Sie litt an Erkältung der Eingeweide und an Magenkrämpfen[*]). Sie wurde von mir ſieben Monate lang magnetiſirt, und durch nichts anders, als durch magnetiſche Striche und Hauchen auf die Herzgrube, habe ich ſie zur Geneſung gebracht. — Ihr magnetiſcher Schlaf war ziemlich tief, ſie vermochte aber nicht zu ſprechen, und ein jedesmal wenn ich die Frage an ſie richtete, ob ſie ſchlief, bekam ſie Zuckungen, wurde ganz roth im Geſicht von der Anſtrengung mir zu antworten, konnte aber nie mehr als den Anfangston der bejahenden Antwort herausſtottern, d. h. von dem ruſſiſchen Worte splu (ich ſchlafe), ließ ſie immer nur das sp hören. — Ich konnte ſie durch Annäherung meines Kopfes zu dem ihrigen, ohne ihn aber zu berühren, von ihrem Sitz auf die Beine bringen, und hierbei iſt zu bemerken, daß ſie ſehr beleibt war. —

b) Maria Pivronowska, die Frau eines Warſchauer

---

[*]) Das obgenannte Mittel wider die Magenkrämpfe habe ich an dieſer Perſon nicht verſuchen können, weil es mir damals noch nicht bekannt war. —

Bürgers, litt an Nervenſchwäche und hatte im linken Fuß eine ſolche Zuſammenziehung der Sehnen, daß derſelbe wenigſtens um einen Zoll kürzer als ihr rechter war. — Acht Monate lang behandelte ich ſie magnetiſch, und eben ſo wie die vorhergehende, wurde ſie durch keine andere Mittel als durch magnetiſche Striche und das Hauchen auf die Herzgrube, völlig wieder hergeſtellt, wobei ihr linker Fuß ſich an Länge mit dem rechten wieder ausglich. — Sie ſchien ziemlich feſt zu ſchlafen, aber ſobald ich ſie fragte, ob ſie ſchlafe, wachte ſie auf. —

c) Frau Rapezynska, Gemahlin eines Beamten im polniſchen Schatzminiſterium, war von heftigen Magenkrämpfen gequält, und wurde ebenfalls blos durch mein Magnetiſiren, nach zehn Monaten von dieſem Leiden gänzlich befreit. — Gleichwie die vorige weckte die Frage, ob ſie ſchlafe, ſie augenblicklich auf.

d) Endlich magnetiſirte ich auch meinen, vor mir um zwei Jahre ältern Bruder, der an Leberverhärtung litt. — Es war mir unmöglich, ihn in den Schlaf zu bringen, er ſchlummerte nur. — Dieſes Mißlingen bewog mich die Behandlung abzubrechen. — Obgleich er aber nicht ſchlief, wirkte dennoch mein Fluidum in gewiſſer Hinſicht ziemlich ſtark auf ihn; ich bemerkte nämlich, daß, ſo oft ich mit meiner Hand in einer Entfernung von ungefähr zwei Zoll, mich der Stelle unter ſeinem rechten Knie näherte, er allemal ſtarke Zuckungen bekam, und als ich die Urſache davon unterſuchte, fand ich dort, wahrſcheinlich an einer Ader oder Arterie eine Finne von der Größe einer Erbſe. *)

Zum Schluß erlaube ich mir hier einen ſehr ſonderbaren Traum, und eine Erſcheinung zu beſchreiben, die zwar mit meinen magnetiſchen Erfahrungen nichts zu thun haben, da ſie aber wirklich Statt gefunden, und zur Bekräftigung deſſen, was Sie in ihrem ſchätzbaren Werke über die Seherin von

---

*) Verſtöße gegen die techniſche Phraſeologie der Wiſſenſchaft, wird Ihre Nachſicht dem Laien in der Medicin gerne zu Gute halten. —

Preverſt angeführt haben, beitragen können, glaube ich, daß dieſe Beſchreibung für Sie vielleicht nicht ohne Intereſſe ſeyn wird. — Ich fange mit dem Traume an.

Es hatte ihn einer meiner Freunde, Felix Ikwirski, der ein Amt im Kriegsminiſterium zu Warſchau bekleidete, und im Jahre 1831, an der Cholera morbus ſtarb. — Zuförderſt muß ich eines ſeiner Ereigniſſe erzählen, welches mit dem Traume in enger Verbindung ſteht. Als er noch ein Jüngling von 18 Jahren war, und auf der Hochſchule zu Krzemieniec ſtudirte, begab es ſich, daß er bei der Ueberfahrt über den Fluß auf einem kleinen Fahrzeuge, von einem ſehr heftigen Sturme überfallen ward. Durch die von der Wuth des Sturmes hervorgebrachte gewaltige Bewegung des Waſſers ſchlug das Fahrzeug um, und alles was ſich darin befand, fiel ins Waſſer. Diejenigen, welche mit dem Schwimmen vertraut waren, retteten ſich, und unter ihnen auch mein Freund; aber kaum hatte er zu ſchwimmen begonnen, als er fühlte, daß ihn etwas am Fuß hielt, und als er ſich umgeſehen hatte, erblickte er eine Frau. „Um Gottes Willen!“ ſchrie er, „laß meinen Fuß fahren, und ergreife den Schooß meines Ueberrocks, ſonſt gehen wir beide zu Boden!“ Glücklicher Weiſe hatte die Frau noch ſo viel Geiſtesgegenwart, daß ſie das ihr Anempfohlene befolgte, und mein Freund konnte dann ſchwimmend einige, von einer alten Brücke überbliebenen Pfähle, erreichen, auf die er kletterte; er zog die Frau zu ſich hinauf und wartete dort ſo lange, bis der Sturm vorüber war, und ein Kahn ſie abholen konnte. — Von nun an fühlte die gute Frau für ihren Retter, wie natürlich, die größte Dankbarkeit, und ſchickte ihm dann und wann aus ihrem Garten manches ſchöne Obſt, durch ihre kleine Tochter; ſie war nämlich eine ziemlich wohlhabende Obſthändlerin. — Ungefähr ein Jahr darauf, träumte es meinem Freunde, er gehe in die Schule, und erblicke, vor dem Hauſe dieſer Frau vorbeikommend, eine große Menge verſammelter Leute, und aus dieſer Menge laufe die Frau ſelbſt ihm entgegen. Mit

Geberden der größten Verzweiflung habe ſie ihm erzählt, ein Dieb hätte, indem er das Fenſter erbrochen, ſie um ihr ganzes Hab und Gut gebracht. Hierauf habe ſie mein Freund getröſtet, und zu ihr geſagt: „Verzweifle nicht, denn alles, was man Dir geſtohlen hat, wirſt Du im Graben beim Kloſter, unter einem Steine finden.“ Hierauf erwacht er, dachte nicht mehr an den Traum, ging zur gewöhnlichen Stunde in die Schule, und ſiehe da! als er vor das Haus, der ſo oft erwähnten Frau, kam, ſtellte ſich ſeinen Augen in der Wirklichkeit das Geträumte mit allen Umſtänden dar. Sogleich kam ihm der Traum in den Sinn und er erzählte ihn, ſeinem ganzen Verlaufe nach, der Frau in Gegenwart der verſammelten Menge. Auf der Stelle warf ſich alles gegen den, von ihm bezeichneten Graben, und zum größten Erſtaunen der Verſammelten, — worunter auch einer von den Profeſſoren meines Freundes war — wurde das Geſtohlene bis aufs Kleinſte, in einer mit einem großen Steine bedeckten Grube gefunden.

Ich ſchreite nun zur Geiſtererſcheinung über. — Es hatte ſie der nunmehr verſtorbene H. Thadeus Czacki, der Stifter eines Erziehungs-Syſtems, in den polniſchen Provinzen. — Gegen das Ende der Regierung des letzten polniſchen Königs, Stanislaus Auguſtus, war die Moralität und der Patriotismus, namentlich in Volhynien, durch den Einfluß fremder Höfe, ihrer Gelder, ihrer Truppen, und vor allem durch die Verderbtheit und den Egoismus der Magnaten, — welcher ſich wie die Peſt unter dem von ihnen abhängenden Adel verbreitete, — auf die niedrigſte Stufe geſunken. Um die Moralität und das Polenthum Volhyniens und der Ukraine wieder zu heben, mußte ein neues Geſchlecht geſchaffen werden, und dieſes brachte unſer Thadeus Czacki zu Wege, durch ſein Erziehungsſyſtem, deſſen Einführung und Verbreitung er ſeine Zeit und ſein ganzes Vermögen aufopferte. — Dieſes machte ihn zu einem Abgott, nicht nur ſeiner Schüler, ſondern auch der bejahrten Polen, die ſeine wohlthätige Wirkſamkeit fürs allgemeine Vaterland zu ſchätzen wußten. — Seine Tugenden im Privatleben, ſeine Uneigennützigkeit, und ſeine Wahrheitsliebe, waren eben ſo gut bekannt, als ſeine umfaſſende Gelehrſamkeit; und wenn in dieſer Hinſicht die Geſammtheit einſtimmig war, ſo konnte ſie dennoch nicht verglichen werden mit der Verehrung und der innigſten Liebe, welche er zu erwecken vermochte in allen denen, die ihm näher waren, und in deren Buſen er alle ſeine verborgenſten Gefühle ausſchütten konnte. Für ſie hatte er das unſchuldig offene Herz eines Kindes; darum bezweifelten ſie auch nicht das Geringſte, was ſein Mund ihnen ſagte, denn ſeine Zunge war nur das Organ ſeines Gewiſſens. — Bei Eigenſchaften, wie diejenigen waren, die ihm die höchſte Achtung jedes edeln Gemüths ſicherten, kann von ſeinem Titel eines Geheimeraths und Staroſten von Nowgorod, von ſeiner Grafenkrone und zwei polniſchen Orden, nur als untergeordnete Nebenſachen die Rede ſeyn. Kein Pole wird ſeinen Namen anders als mit der tiefgefühlteſten Verehrung nennen, es kann daher unmöglich eine gewichtigere perſönliche Bürgſchaft für ein Faktum gefunden werden, als daß es von ihm erlebt und behauptet wurde. — Unter andern anſehnlichen Bürgern Volhyniens, Podoliens und der Ukraine, haben folgende Männer aus ſeinem eigenen Munde einen Zug ſeines innern Lebens (welchen ich zunächſt beſchreiben werde) vernommen: Sein älterer Bruder, ſeine Söhne Alexander und Felix, Franz Rudzki, Profeſſor der Archäologie und Aufſeher einer reichen Medaillen-Sammlung in Krzemienice, Felinski und Ludwig Kropinski, zwei Dichter Polens, und ein ungläubiger Thomas der Graf Philipp Platen, Czackis Lieblings-Mündel, Viſitator der im Bezirk Krzemienice befindlichen Schulen, und ſpäter Vice-Gouverneur Volhyniens. Von allen wurde das Anvertraute gleichförmig wiederholt, und in ganz Volhynien wäre ſchwerlich ein einziger Bewohner, vor unſrer Revolution, zu finden geweſen, der davon nicht gehört hätte. Von denen, die jetzt mit mir die

Acht theilen, muß die Sache folgenden Männern nicht unbekannt ſeyn: Joachim Lelewel, Narcis Olizar, Godebski, Hluszniewicz D. M., Wontkubka, Nikolaus Jelowicki, Stanislaus Worcell, Sienkiewiz, Blotnicki, und der Prinz Adam Czarteryski. — Ihren Glauben daran, hat vielleicht der Verlauf der Zeit geſchwächt, aber ſie ſollen ſagen, ob Folgendes Czacki nicht ſelbſt erzählt hat. —

Thadeus Czacki's Vater war ein, wegen ſeiner Redlichkeit, ſo allgemein geſchätzter Mann, daß alle ſeine Nachbaren, die Vermögensſtreitigkeiten hatten, ſich gewöhnlich auf ſeine Entſcheidung beriefen. — Sowohl Juden als Chriſten, trauten ſeiner Gerechtigkeit, und wählten ihn zu ihrem Schiedsrichter in letzter Inſtanz. — Ein ſolcher Richter wurde Superarbiter in Volhynien genannt, wo bis auf heutigen Tag dieſe Form noch befolgt wird. — Dieſer Mann ſtarb auf ſeinem Erbſitze zu Porock, welchen er mit einem bedeutenden Vermögen und der Staroſtei Nowgorod ſeinen zweien Söhnen hinterließ. Porock und die Staroſtei, fielen ſeinem jüngern Sohne Thadeus zu. — Mehrere Jahre nach ſeinem Tode, als die Frau des letztgenannten, in einem Bette mit ihm ſchlief, wurde ſie durch ein lautes Sprechen ihres Mannes zu einer dritten Perſon, erweckt. Sie ſah ihn dieſes Geſpräch im Bette ſitzend führen, und fiel ihm mit einer Frage ins Geſpräch, aber er empfahl ihr zu ſchweigen, und nach einer Pauſe ſagte er: „Neige dich, Frau! der Vater gibt uns ſeinen Segen.“ Noch vor Tagesanbruch ſtand er auf, machte ſich über das, von ſeinem Vater hinterlaſſene Archiv, durchſuchte es, fand das nöthige Document, und ſchickte ſogleich einen Boten nach Weißrußland, um ſich auf Ort und Stelle zu überzeugen, ob ſich dort wirklich, in einem gewiſſen Gaſthofe, ein Jude aufhalte, welcher einſt in ſeiner Nachbarſchaft gelebt, und deſſen Proceß gegen den Eigenthümer eines von ihm früher gehaltenen Gaſthofes, Czackis Vater entſchieden hatte. Das Urtheil war ungünſtig für den Juden ausgefallen, und zwang ihn zur Auszahlung einer ſolchen Summe

Geldes, daß er dadurch gänzlich verarmt, den Ort verlaſſen mußte. Von da an war er völlig aus den Augen gekommen, und ſowohl Czacki als andere Einwohner hatten ihn ſchon gänzlich aus dem Gedächtniß verloren. — Aber das Urtheil lag dem Verſtorbenen, wie es ſcheint, ſchwer auf dem Gewiſſen, denn es war ungerecht ausgeſprochen. Ob eine, durch Freundſchaft hervorgebrachte Verblendung, oder die Unklarheit der Beweiſe von Seiten des Juden, dem zu Grunde lagen, erwähnte Czacki nie, genug er betheuerte: er habe vor ſeinem Bette ſeinen Vater ſtehen geſehen, ganz in der Geſtalt, die er hatte, als er noch am Leben war, und vernahm ſeine Klagen über Leiden, die er, wegen der erwähnten Ungerechtigkeit, auszuſtehen hatte. Um ſich von dieſen Leiden zu befreien, ſollte ſein Sohn die vollbrachte Ungerechtigkeit wieder gut machen, und dem Verletzten die Summe, — die er hergeben mußte, und welche ſich auf etwa 15.000 polniſche Gulden belief — bezahlen. Die Papiere, in welchen ſich die Beweiſe für die Sache befinden, wären da und da. — Der Sohn verſprach alles pünktlich zu vollziehen, und dabei des Gegenſtandes ſeiner beſtändigen Wünſche, d. h., des unlängſt gefallenen Vaterlandes nicht vergeſſend, fragte er den Vater, ob ſich Polen noch heben würde, und ob es ihm gewährt ſeyn würde, dieſe glückliche Stunde noch zu erleben? — „Polen wird auferſtehen,“ antwortete der Geiſt, „aber Du wirſt es nicht erleben; kurz vorher wirſt Du ſterben.“ Nachdem er dieß geſagt, ſegnete er die Kinder und verſchwand. — Alles was er von dem Juden angedeutet hatte, beſtätigte ſich, und alles, was er verlangt, wurde vollzogen. — Der Jude wurde bald aufgefunden, und das Geld ihm ausbezahlt. — Gewiß, ſogar wenn es bei Czacki's Charakter, irgend möglich wäre, ſo würde der Täuſchung doch ohne allen Zweifel kein Eigennutz zu Grunde liegen! und ſollte es ein Zug ſeiner Liebe für Gerechtigkeit, und der Wille, einen von ſeinem Vater begangenen, und ihm bekannten Fehler, wieder gut zu machen, ſeyn, wie könnte dann dieſe Gerechtigkeitliebe und dieſes

Wollen, zu einer vorſetzlichen Lüge ſtimmen? — Wie könnte man zugeben, daß Czacki, in einem nichts weniger als religiöſen Jahrhunderte, ſich habe lächerlich machen wollen? —

Viele Jahre vergingen, und im Jahre 1811 verbreitete ſich unter den Polen das Gerücht eines Krieges gegen die Ruſſen, welches erſtere mit Hoffnung, letztere mit Beſorgniß erfüllte. Aber Czacki, ſeinen Erziehungsarbeiten gänzlich geweiht, nahm an dieſer Hoffnung keinen Antheil, betrübte ſich im Gegentheil mit dem Gedanken, daß, ſo lange er lebe, keine Hoffnung für die Wiedergeburt ſeines geliebten Vaterlandes vorhanden wäre. Mit Philipp Platen, damals noch ein ſehr junger Mann, aber ſchon Theilnehmer ſeiner Arbeiten, ſpazierte er auf und ab im Schatten einer langen Lindenallee im botaniſchen Garten zu Krzemieniec. Plötzlich bleibt er ſtehen, befiehlt ſeinem Begleiter inne zu halten, und ihn auf derſelben Stelle zu erwarten; darauf läuft er mit ausgeſtreckten und übers Kreuz gelegten Armen, bis ans äußerſte Ende der Allee, kniet dort nieder, ſpricht, beugt ſich, und langſamen Schrittes, blaß, in Gedanken verſunken, kehrt er zu Platen zurück. — „Fürs zweitemal auf dieſer Welt habe ich meinen Vater geſehen;“ ſagt Czacki. „Ich werde nicht mehr lange unter euch bleiben; glücklicher als ich, werdet ihr den Anfang Polens Wiedergeburt ſehen.“ — Der Zeuge dieſes Ereigniſſes iſt noch am Leben. Eine Woche naher bekam Czacki den Befehl, ſich vier deutſche Meilen weit nach der Stadt Dubno zu begeben, wo er unter polizeilicher Aufſicht leben ſollte. Dieſes fand Statt gerade um die Zeit (1812), als franzöſiſche Truppen in Litthauen einrückten. — Andere Patrioten und einflußvolle Männer wurden in die Tiefe Rußlands geſchickt; mit Czacki ſchien die ruſſiſche Regierung ein Gleiches nicht zu wagen. Von einem Mittagsmahle, beim Fürſten Caſimir Lubominski, Beſitzer der ſo eben genannten Stadt, kam Czacki krank nach Hauſe, und nach einer kurzen, ſehr heftigen Krankheit, verſchied er.

Geiſtergeſchichten.

1.

Vergangenen Sommer war ich als Pfarramtsverweſer zu M. angeſtellt. Ich bewohnte das dortige Pfarrhaus ganz allein, und zwar, da eine vollkommene Reparatur in demſelben vorgenommen wurde, welche erſt 14 Tage vor meinem Abzug beendigt ward, wohnte und ſchlief ich in einer Kammer auf der Bühne. Nur erſt die letzten 14 Tage ward mir vergönnt, in dem eigentlichen Wohnzimmer des Hauſes zuzubringen. Wenige Tage nach meiner Ankunft erfuhr ich von meinen Koſtleuten, daß es im Pfarrhauſe nicht geheuer ſey. Da ich aber darüber lachte, ſo war nicht weiter die Rede davon. So war ich einige Wochen im Hauſe, ohne im Mindeſten etwas Unheimliches zu verſpüren, und dachte auch entfernt nicht mehr an die obige Mittheilung. Endlich ſah ich mich auf eine nicht ſehr angenehme Weiſe daran erinnert, durch einen Lärmen nämlich, welcher ſich allnächtlich auf dem Bühneboden hart neben meiner Kammer vernehmen zu laſſen anfing, und durch ein oft wiederholtes Anklopfen an meine Thüre, auf welches, ungeachtet ich herein rief, kein Entrée erfolgte. Ich war jedoch weit entfernt, gleich an etwas Geiſterhaftes zu denken; vielmehr in der Meinung, daß ich hier mit Fleiſch und Blut, d. h. mit Ratten und Mäuſen zu kämpfen habe, gieng ich oft um Mitternacht den Wachsſtock in der einen und einen Prügel in der anderen Hand, auf dem Bühneboden herum, um meine unwillkommene Gäſte zu vertreiben, worauf der Lärmen bald nachließ, bald ſich ſtärker erneuerte. Was freilich das Anklopfen an der Thüre, das außer mir noch mehrere Perſonen, die mich beſuchten, namentlich mein Nachbar, der Stiftungspfleger W. hörten, und in

Beziehung, auf welches ſelbſt die gründlichſte Nachforſchung kein Reſultat gab *), ſo mußte mich das ſchon mehr ſtutzig machen, doch beruhigte ich mich immer wieder damit, es werde eben eine Täuſchung geweſen ſeyn. Darum lehnte ich auch beharrlich das Anerbieten meines Nachbars, im Pfarrhauſe ſchlafen zu wollen, ab, und blieb ſtets allein darin. Mittlerweile verbreitete ſich das Gerücht, der Geiſt laſſe ſich wieder im Pfarrhauſe hören, im ganzen Ort, und ich hatte genug zu thun, dasſelbe immer wieder zu widerlegen. Doch diſpenſirte ich die Perſon, welche mich bediente, auf ihre Bitte von der Verpflichtung, mir Abends Waſſer holen zu müſſen, um ihrer Schwachheit willen, und geſtattete ihr, ihre Geſchäfte im Pfarrhaus alle am hellen Tage abmachen zu dürfen.

Endlich — doch erinnere ich mich des Tages nimmer genau — erlebte ich folgende ſonderbare Geſchichte. Ich hatte um 11 Uhr zu Mittag geſpeist, und unterhielt mich meiner Gewohnheit gemäß nach Tiſch mit den beiden Schreinermeiſtern, welche eben den Boden in dem Wohnzimmer des Hauſes legten. Der Name des einen iſt Philipp Arzt, der des anderen iſt mir ausgefallen. Da hörten wir alle drei, daß eine Perſon die Bühnentreppe, welche zu meiner Kammer führt, herabgieng. Dieſelbe trat ſo laut auf, daß es ein eigentliches Getrapp war. Ich ſagte gleich, es werde mir Jemand eine Taufe oder eine Leiche anzeigen wollen, und machte mit dieſen Worten die Thüre der Wohnſtube auf, um der vermeintlich von meiner Kammer herabkommenden Perſon entgegenzugehen. In dem Moment, da ich die Thüre aufgemacht habe, ſehen wir alle drei eine ſchwarz gekleidete Mannsperſon

---

*) Für ſolche Leſer, welche etwa auf den Gedanken kommen möchten, es habe irgend ein muthwilliger Menſch das Geſpenſt geſpielt, genüge die beiläufige Bemerkung, daß ich gewiß weiß, daß dieß nicht der Fall war, indem einestheils die Umſtände es nicht zuließen, anderntheils zur Ehre der ganzen Gemeinde M. geſagt werden muß, daß kein einziges Individuum fähig geweſen wäre, mir dieſen Streich zu ſpielen.

vollends die Treppe hinabgehen, die Hand auf das Treppengeländer gelegt. Einer der beiden Schreiner lief gleich ans Fenſter, um zu ſehen, wer etwa zum Haus hinaus gänge; ich aber ſprang der Perſon plötzlich nach, und hätte ſie natürlicher Weiſe einholen müſſen, ehe ſie noch ganz die Treppe hinunter war; man denke ſich aber mein Erſtaunen, als ich keine Spur mehr von irgend einem Menſchen ſah; es war wie auf der Treppe verſchwunden! Zur Hausthüre war Niemand hinausgegangen; es hätte ſchlechterdings Niemand hinausgehen können, ohne daß entweder ich auf der Treppe, oder der zum Fenſter hinausſchauende Schreiner es bemerkt hätten. Und die in den Hof führende Hausthüre war feſt verſchloſſen, und der Schlüſſel in meiner Taſche. Zum Ueberfluß ſuchte ich den ganzen unteren Hausraum aufs ſorgfältigſte durch, fand aber nicht im mindeſten etwas Verdächtiges. Nun ſage mir Jemand, was das war? — Wie gerne wollte ich es eine optiſche Täuſchung heißen, wenn es nicht undenkbar wäre, daß drei Perſonen eine ſolche auf einmal, in vollkommen wachem und nüchternem Zuſtande, um die Mittagsſtunde, und auf gleiche Weiſe haben könnten, und wenn nicht das laute Getrapp geweſen wäre. Deſſen ungeachtet geſtehe ich, daß ich, als ich die Treppe heraufkam, zu den Schreinern ſagte: wir haben uns eben getäuſcht. Dieſe ließen ſichs aber nicht nehmen, ſie hätten den Geiſt geſehen. Daß das Gerücht davon nicht nur in M., ſondern im Oberamt und über dasſelbe hinaus ſich verbreitete, iſt eine natürliche Sache. Von jener Stunde an ſah ich übrigens nichts mehr. Das Anklopfen an die Thüre hörte aber nicht auf, ſelbſt nicht, als ich in den letzten 14 Tagen unten wohnte, denn jetzt klopfte es unten, ich machte mir aber nichts daraus.

N — z.

2.

Zur Geiſtergeſchichte aus Neuenbürg.

(Erzählt im vorigen Hefte des Magikons.)

Unter den Geſchichten des letzten Magikons iſt allerdings die aus meinem Vaterſtädtchen die bedeutendſte. Ich war 12 Jahre alt, als ſie vorfiel, und erinnere mich des Aufſehens und Rumors noch deutlich, den ſie machte. Alle die genannten Perſonen und Localitäten ſtehen noch ſo lebhaft in meiner Erinnerung, daß ich ſie Dir, könnte ich malen, hinmalen wollte. Beſonders war mir der Flözer Binder näher bekannt, weil ich manchmal ſein Pferd entlehnte, und er mich auf einer Reiſe kutſchirte. Er war ein großer, ſtarker beherzter, aber nicht roher Mann. Nach jener Schreckensnacht wurde er nicht blos ein wenig, ſondern bedeutend krank, ſo daß man einige Tage für ſein Leben befürchtete, was ich aus dem Munde des damaligen Arztes, D. Gmelin, ſelbſt hörte. Der damalige Oberamtmann hieß nicht Keber, ſondern Keller, ein braver mehr aufgeklärter als abergläubiſcher Mann. Wahrſcheinlich hat mit dem Tode des Beſitzers des Geiſterhäuschens die Geſchichte aufgehört, denn bei meinen nachherigen öfteren Beſuchen bei meinem Bruder hörte ich nichts mehr von dem Spucke.

Du haſt jetzt dieſe Geſchichte aus dem Dunkel, in dem ſie 63 Jahre lang begraben lag, wieder hervorgezogen. Sie iſt von einem Dutzend der verſchiedenſten Zeugen konſtatirt. Alle ſtimmen in der Hauptſache überein. Alles iſt auf Befehl der Regierung amtlich aufgenommen, ſo daß von keinen Täuſchungen oder lügenhaften Sagen und Mährchen die Rede ſeyn kann. Aber, was wird dieß Alles helfen? Die Macht der Hypotheſen iſt dennoch viel ſtärker, als die Macht des Geſchehens. Hieher gehört, was Chriſtus zu den Phariſäern ſagt: „Ich bin zum Gericht auf die Welt gekommen, auf daß die Sehenden blind, die Blinden ſehend werden.“ Das heißt mit andern Worten: Diejenigen, welche in ihren Hypotheſen hell zu ſehen wähnen, werden in Verblendung gerathen, ſo daß ſie ſelbſt die Geſchichte läugnen. Diejenigen hingegen, welche zwar zu Speculationen untüchtig ſind, aber doch das Geſchehene glauben, werden einſt zum Schauen der Wahrheit gelangen. Gewiß ein ernſtes Wort des Herrn, das einſt auf der Wage des Gerichts abgewogen werden wird, und alle leeren Entſchuldigungen niederſchlägt!

E—.

3.

Engliſche Geiſtergeſchichte.

Der Tod des berühmten Lord Thomas Lyttleton wird vermuthlich wegen der ſonderbaren damit verbundenen Umſtände den Meiſten, welche ſie gehört haben, noch in friſchem Gedächtniſſe ſeyn. Er verſicherte, ſein Tod und die Zeit, wenn er ſich ereignen würde, ſey ihm vorausgeſagt worden. Ungefähr eine Woche, ehe er ſtarb, legte er ſich völlig geſund zu Bette, konnte aber nicht gleich einſchlafen. Nicht lange, nachdem ſein Bedienter aus der Stube war, hörte er Jemand am Fuße des Bettes ſtehen. Er richtete ſich auf, um zu ſehen, wer es wäre? Er erblickte eine weibliche Geſtalt von einer Schönheit, die über allen Ausdruck war.*) Mit Würde und Ernſt gebot ſie ihm, ſein Haus zu beſtellen, denn nach Verlauf von einigen Tagen, (welche ſie genau beſtimmte), würde er gerade um Mitternacht ſterben. Er wollte die Geſtalt anreden, aber der Schrecken hatte ihm die Kraft dazu benommen. Sie verſchwand, und ließ ihn in einem Zuſtande, den man ſich leichter vorſtellen als beſchreiben kann. Sein Kammerdiener fand ihn früh mehr todt als lebendig, und erſt nach mehreren Stunden konnte der Lord genugſam zu ſich kommen, um ſeine Freunde holen zu laſſen, und ihnen den ſonderbaren Vorgang zu erzählen. Einer von dieſen war der oben gedachte Hr. **Miles Peter** Andrews, mit dem er damals auf einem ſehr vertrauten Fuß umging. Alle, die die Sache hörten, lächelten natürlich dazu; ſie wußten, daß Lord L. ſehr nervenſchwach und abergläubiſch war; ſie ſuchten ihm zu beweiſen, das Ganze ſey eine Art von Traum geweſen; wenigſtens waren alle Freunde des Lords überzeugt, daß man hier an nichts als an eins von den unzähligen Hirngeſpinſten einer krankhaften Einbildungskraft zu denken habe. Lord L. war ſehr geneigt, und ſchien auch wirklich ſeinen Freunden zu glauben; er lud, um ſich zu zerſtreuen, täglich eine Menge Leute zu ſich. Hr. M. P. Andrews mußte aber in Geſchäften nach Dartford reiſen, und beurlaubte ſich deßwegen bald von ſeinem Freunde, den er ſo ſehr über den Traum gefaßt hielt, daß er ganz und gar nicht an die Zeit dachte, wo dem Lord ſein Abſchied von der Welt vorausgeſagt war. Etliche Tage nachher, als Andrews ſich eines Abends zu Bette begeben, und etwa eine halbe Stunde ohne zu ſchlafen gelegen hatte, wurden auf einmal ſeine Bettvorhänge geöffnet, und Lord Lyttleton ſtand vor ihm im Schlafpelz und Nachtmütze. Andrews ſah ihn eine Zeit lang an, und hielt den Spaß ſeines Freundes für ſo ſonderbar, daß er anfing, ihm darüber das Kapitel zu leſen, warum er denn, ohne ihm vorher zu ſchreiben, nach Dartfort gekommen, da nun kein Bett für ihn in Bereitſchaft ſey; aber, ſagte er, ich will gleich aufſtehen, und Anſtalt machen. Er wendete ſich auf die andere Seite des Betts, und ſchellte; doch Lord Littleton war verſchwunden. Der Bediente kam. Wo iſt der Lord? fragte ihn ſein Herr. Der Bediente war erſtaunt, und antwortete, daß er Lord Littleton nicht geſehen, ſeitdem ſie von Pitt Place

---

*) Einſender, welcher dieſe Geſchichte ſehr oft, beſonders ſeit Kurzem wieder, gehört und geleſen hat, muß hinzuſetzen, daß die Tradition ſagt, der Lord ſey in frühern Jahren, (denn nachher, als er Schriftſteller wurde, änderte er ſich ſehr, und correſpondirte mit der vortrefflichen Miſtreß Montague), etwas liederlich geweſen, und habe unter andern ein ſehr ſchönes und tugendhaftes Frauenzimmer durch Verführung unglücklich gemacht, das vor Kummer geſtorben, und ihm nachher in der erwähnten Geſtalt erſchienen ſey.

(wo L. L. wohnte), weg wären. Narr! ſagte Hr. Andrews, er war dieſen Augenblick hier bei mir am Bette. Sir, erwiderte der Bediente, das kann nicht möglich ſeyn. Andrews kleidete ſich an, und durchſuchte ſammt ſeinem Geſinde Haus und Garten überall, ohne den Lord zu finden. Deſſen ungeachtet dachte Andrews, Lord L. hätte ihm deßwegen den Streich geſpielt, weil er, (Andrews), nicht habe an die Erſcheinung glauben wollen. Nachmittags um 4 Uhr am folgenden Tage kam ein Eilbote mit der Nachricht von Lord Littletons Tode an; ein Freund, der zugegen geweſen war, gab ſie ihm, wie folgt. Am Morgen ſeines Sterbetags kam Lord Lyttleton zwiſchen 10 und 11 Uhr zum Frühſtück hinunter, ſchien über Etwas nachzuſinnen, und antwortete auf keine Frage ſeiner Freunde über ſein Befinden. Bei Tiſche war er heiter, und als abgedeckt war, rief er aus Shakeſpear: „Richard iſt nun wieder er ſelbſt?“ Aber ſo wie es Abend wurde, kehrte die Schwermuth des Morgens zurück. Da dieß die Nacht des vorhergeſagten Hintritts war, ſo hielten ſeine Freunde für rathſam, alle Zeiger und Uhren im Hauſe umzuſtellen. Der Haushofmeiſter hatte dieß übernommen, ohne daß ſein Herr etwas davon merkte; des Lords eigne Taſchenuhr, welche auf ſeinem Anzieh-Tiſche lag, war vom Kammerdiener geſtellt worden. Während des Abends verwickelte man ihn in angenehme Geſpräche, wobei er ſich zu ſeinem Vortheile unterſchied, und ſehr witzig war. Um halb zwölf Uhr, (eigentlich war es nur eilf), klagte er über Müdigkeit, und wollte zu Bette gehen; er wünſchte den Freunden eine gute Nacht, und Alle freuten ſich über ſeine anſcheinende Gefaßtheit. Den ganzen Tag über wurde des Traums mit keiner Sylbe gedacht; aber ſobald er fort war, ſprach man natürlich gleich wieder davon. Dieſe Unterhaltung dauerte bis beinahe um Mitternacht, wo der Kammerdiener des Lords haſtig die Thür aufriß, und todtenblaß ausrief: „Mylord liegt in den letzten Zügen!“ Seine Freunde eilten zu ihm ans Bett, aber er gab den Geiſt auf, ehe ſie ſich noch alle um ihn verſammeln konnten. Lord L's Kammerdiener erzählte ihnen folgende Umſtände. Lord L. entkleidete ſich wie gewöhnlich, ſah aber dann und wann nach der Uhr; als er im Bette war, ließ er die Vorhänge zu Füßen deſſelben zuziehen. Es war nun nur noch ein Paar Minuten vor Zwölf nach ſeiner Uhr; ich mußte ihm meine Uhr weiſen, und er ſchien ſich zu freuen, daß ſie mit der ſeinigen ſo genau überein käme; er hielt ſie auch beide ans Ohr, um gewiß zu ſeyn, daß ſie gingen. Als es nach unſern Uhren über ein Viertel auf Eins war, ſagte er: „Das geheimnißvolle Frauenzimmer iſt keine wahre Prophetin, wie ich ſehe.“ Als es aber *wirklich* zwölf Uhr war, ſagte er: „Nun warte ich nicht länger; geh' und bringe mir meine Arznei, ich will ſie einnehmen und ſehen, ob ich einſchlafen kann!“ Ich ging in das Anzieh-Zimmer, um die Arznei zurecht zu machen, und hatte ſie eben umgerührt, als es mir däuchte, Mylord holte ſehr tief Athem — ich lief zu ihm und ſah, daß er in den letzten Zügen lag!“

4.

Einige geſpenſtige Erſcheinungen um das Schloß Aufſeß.

Aufſeß den 10. November 1810.

Ließ man den Nachtwächter Johann Dietſch dahier kommen und befragte ihn über die Erſcheinung, welche er gehabt haben ſoll, worauf er entgegnete, er könne bei einem Eid ausſagen, daß er etwa 4 Wochen vor der Aufſeßer Kirchweih, alſo Ende Auguſts d. J. nach 11 Uhr Nachts auf der Bank vor dem Schloßthor des untern Schloſſes geſchlafen habe, nachdem er 11 Uhr ausgerufen hatte; da ſey etwas an ihn gekommen und habe ihn aufgeweckt, indem es an ſeinem Wächterhorn gezogen habe, worauf er dem der zog zurief: „no, no, nur ſachte (d. h. gemach)“ und hierauf habe er ſich aufgerichtet und ſich geſetzt, und neben ihm ſey ein kleines

Männchen von etwa 4 Schuh Höhe vor ihm geſtanden, das ihn angeſehen habe, ohne etwas zu ſagen und ſodann der Schloßmauer entlang fortgegangen ſey, wie wenn einer tanzen wollte; worauf er, Dietſch ausrief, „da hab' ich aber Mora (d. h. Reſpekt)“, als das Männchen am Pfeiler der Mauer auf dem Fußweg, etwa 10 Schritt von ihm geweſen. Mit dieſen Worten, wo er feſt und ohne Grauen auf das Männchen ſah, ſey es verſchwunden, wie wenn ein Licht ausgeblaſen würde. Dann ſchlug es ¼ nach 11 Uhr auf der Thurmuhr. Es war damals eine helle Nacht, Mondlicht und er wiſſe gewiß, das das Männchen nicht auf die Seite gegangen ſey, da ja die Mauer neben ihm war und er deutlich es neben der Mauer verſchwinden ſah. Das Männchen habe ein Röckchen, dunkelgrau, angehabt und ein niedriges, rundes, ſchwarzes Filzhütchen mit aufgeſchlagener Krempe, auf dem Kopf gehabt. Das Ausſehen ſeines Geſichts wäre nicht bleich, ſondern wie eines lebendigen Menſchen geweſen.

Johann Dietſch.

Aufſeß den 13. November 1840.

Ließ ich den Ortsvorſtand Barthel Pöhlmann von hier kommen und befragte ihn über die Erſcheinungen, die er gehabt haben ſolle, worauf er entgegnete, wie folgt:

1) Er habe einſtmals um Mitternacht, als er von Höſſelsberg, wo er ſeine jetzige Frau beſucht, heim und von der Hecke heraus gegen das alte Thor ging, vom Thor herab einen ungeheuer großen Mann, der wenigſtens 3 Köpfe größer, als er geweſen (Pöhlmann iſt der größte Mann in Aufſeß), gehen ſehen, mit dem er dort bei dem untern Eck des Mühlſtadels zuſammen kam, wo dann der Mann links an den Plöchern vorbei in die Schneidmühle ging, aber, als er ſich bückte, um in die Thüre einzugehen, unter der Thüre verſchwunden ſey. Der Mann ſah grau aus, hatte einen Rock bis in die Knie gehend, an und einen runden grauen Hut

auf, deſſen Krempen etwas aufgebogen waren. Im Geſicht ſah er auch aſchgrau aus, wie geſtorben.

2) In der Hecke bei demſelben Mühlſtadel ſollen andere Leute öfters ein kleines graues Männchen geſehen haben, er aber ſah es nie.

3) Er habe, als er einſtmals von Heiligenſtadt herüber ging bei Nacht, einen Wagen fahren hören und ſey guter Dinge bis an das Aufſeßer Holz gegangen, wo er auf einmal eine Chaiſe mit 2 Pferden ohne Kopf und einen Kutſcher ohne Kopf, ſchnell von Bierweg her kommend, quer über ſeinen Weg an der Grenze des Holzes hinauf fahren ſah und hörte.

4) Auf derſelben Stelle ſah er ein anderes Mal, als er von Bamberg heraus ging, ein kleines, ganz ſchwarzes Männchen, Tiſch hoch, mit feuerigen, ſehr großen Augen, auf ſich von dem Weg wo die Chaiſe hinauf fuhr, herab laufen und ſah es von der Seite an und ging auf dem Fuhrweg nach Aufſeß einige Schritte fort, wo er links ins Holz ging und ſeinen Augen entſchwand, als es gerade vom Fuhrweg ins Holz gehen wollte.

5) Deßgleichen ging ein graues kleines Männchen, etwas größer wie das ſchwarze, als er Vieh von Bayreuth herab über die Plankenſteiner Haide trieb, von dem obern Markſtein bis zu dem Plankenfelſer Wirthskeller mit ihm, welches eben ſo feurige Augen hatte. Es blieb aber immer etwa 5—6 Schritten hinter ihm, und ſtand auch, wenn er ſtand, ſagte nichts und ging bei dem Wirthskeller in die verſchloſſene Thüre hinein.

Unterzeichnet zu Beſtättigung

Barthel Pöhlmann.

Aufſeß den 24. März 1842.

Johann Georg Sponſel, Bauer aus Rauhenberg, 42 Jahre alt, berichtet, daß er 8 Tage vor Weihnachten vorigen Jahres 1841 von Aufſeß nach Haus gegangen ſey, und auf dem Fuhrwege, gegenüber dem ſogenannten Kainachwehre im Thal —

es war finſter und zwiſchen 11 und 12 Uhr Nachts — eine Todtenbahre mit mehreren Männern geſehen habe, die dicht vor ihm im Wege ſtanden; er ſey darüber erſchrocken und habe aus dem Weg gehen wollen, ſey aber, als er den erſten Tritt aus dem Weg that, hingefallen, habe aber, als er wieder aufgeſtanden, nichts mehr geſehen von allem dem.

Ein gleiches und noch deutlicher ſoll auf demſelben Ort der Maurersgeſelle Graf zur ſelben Stunde einige Tage darnach geſehen haben.

Johann Georg Sponſel.

5.

Mittheilung aus Griesbach.

Der Weingärtner N. ſtirbt im vergangenen Sommer zu Griesbach und hinterläßt eine Wittwe mit zwei Kindern. Ein junger Mann, Namens B., will ſie vier Monate nach jenem Todesfalle heirathen; um der Kürze willen iſt er einſtweilen Tag und Nacht bei ihr, aber ſchon entſchloſſen, ſich bei dem Pfarramt als Verſprochener zu melden, als in der Nacht zuvor ein heller Schimmer in der Schlafkammer entſteht, der dem eines ſich entzündenden Reibhölzchens gleich iſt. Sogleich nach dem Schimmer geht die Thür' auf, der verſtorbene Gatte tritt ein, ruft warnend dreimal Margaretha, den Namen ſeiner Frau und verſchwindet. Nun erzählt dieſe ihrem Zukünftigen, als ſie ſich vom Schreck erholt, daß in den letzten Augenblicken ihr Mann ſie gebeten, nicht wieder wegen der Kinder zu heirathen, ſie ihm aber dieß nicht verſprochen habe. Die Erſcheinung war blendend weiß gekleidet. B. verließ am andern Morgen das Haus und ſagte der wohlhabenden Wittwe auf. Die Erſchütterung ſeiner Nerven, oder ſein Entſetzen bringt in ihm Wahnſinn hervor, er mißhandelt ein Kind ſo, daß es kaum dem Tod' entgeht, indem er es an die Wand wiederholt ſchlägt, während er andre um ihn befindliche Kinder verſichert, daß er ihnen nichts Leides thun würde. Man iſt genöthigt, ihn zu binden. Dieſer Zuſtand währt 3 Wochen, da geht ſein Bruder zu dem Wunder-Arzt nach Kuprighauſen im Badiſchen. Dieſer gibt ihm einen Brief in unbekannten Zügen geſchrieben mit, den der Kranke tragen ſoll; dieß geſchieht, er geſundet, iſt nach wenigen Tagen vollkommen hergeſtellt, erröthet, wenn man von ſeinem innern Zuſtande ſpricht, weiß aber Alles, was er in demſelben gethan. Die Wittwe verſpricht ſich mit einem Andern und läugnet die Erſcheinung jetzt, nachdem ſie am andern Tage nach derſelben mit Andern davon geſprochen. Ich fragte die Schweſter des Bräutigams, die es mir erzählte: ob nicht der jetzt mit der Wittwe verſprochene Mann ſchon zur Zeit die Abſicht gehegt, ſie zu heirathen, als ihr Bruder im Begriff geweſen, dieß auszuführen, ſie errieth mich und verſicherte, daß der Zugang in das Haus feſt verriegelt geweſen und ſonſt kein Mittel ſey, um in daſſelbe zu kommen, auch habe Jener dieſe Abſicht damals nicht gehabt und ſie erſt kürzlich gefaßt. Das Urtheil darüber will ich Jedem überlaſſen. Noch fügte die Erzählerin hinzu, daß vor der Erſcheinung ſelbſt, das Paar heftige Stöße an die Bettſtelle empfunden, daß der angegebene Schimmer ſchon eine Nacht zuvor von ihm wahrgenommen worden, wie die Stöße, daß ein ſonderbares Kniſtern der Erſcheinung vorangegangen. Der Maurer B. war vor dieſem Schreck ſehr geſund und kräftig, niemals krank geweſen. Die Wittwe hat mehrmal Verſuche gemacht, ihn wieder an ſich zu ziehen, er weigerte ſich beharrlich, die wohlhabende Frau zu heirathen. In der Familie B. war ſeit Menſchen Gedenken kein Glied dem Irrſinn unterworfen: Was nun den Wunder-Dokter betrifft, ſo iſt mir derſelbe am wenigſten wunderbar in dieſer Geſchichte, denn eine ſolche Krankheit des Gemüthes kann aus heftiger Bewegung deſſelben entſtehen, eine Zeit lang anhalten, die Nerven beruhigen ſich aber wieder, kommen aus Ueberſpannung wieder in regelmäßigen Zuſtand und dieß kann zuſammen getroffen ſeyn. Daß die Wittwe jetzt die Erſcheinung läugnet, geſchieht, wie B. Schweſter behauptet, deßhalb, weil ſie ihre Heirath entſchuldigen will, indem ihre Dorfgenoſſen ſie ſehr mißbilligen um jener Urſache willen. Thatſächlich iſt die Gemüths-Krankheit des Maurers, den ſeine Schweſter während derſelben gepflegt hat. Daß dieſe nicht die Urſache der Erſcheinung war, zeigt das Geſtändniß der Frau nach derſelben, welches ihn bewog, den Ritter Delorſch gegen ſie zu ſpielen, auch trat der Irrſinn nicht ſogleich ein nach derſelben, er packte alle ſeine Geräthſchaften, Kleider ꝛc. am Morgen ein und trug ſie aus dem Hauſe, wollte nicht mehr in daſſelbe zurückkehren, weil ihm immer unheimlicher zu Muthe wurde, bis nach Verfluß einiger Tage der Irrſinn ausbrach. Selbſt in demſelben hatte er ganz helle Zwiſchenräume, ſagte ſelbſt, jetzt iſt es Zeit, daß ich wieder an Händen und Füßen gebunden werde. Jetzt ſpricht er ungern von dieſem Zuſtand, das iſt natürlich, er ſchämt ſich deſſelben.

6.

Eine der merkwürdigſten Erſcheinungsgeſchichten ereignete ſich in neueſter Zeit zu H. in Würtemberg, im Kreiſe einer gebildeten Familie. Vier Perſonen ſichtbar, ſchwebte am Geburtstage ihres Sohnes, die verſtorbene Mutter nächtlich beim Kerzenlichte durch's Zimmer vor's Bette des Enkels, ſah ſtumm über daſſelbe hinein und verſchwand wieder. Es erfolgte kein Unglück, es ſchien mehr ein freundliches Grüßen oder ein Trieb der Sehnſucht zu ſeyn.

Es iſt zu bedauern, daß aus unrechter Scheu vor Veröffentlichung, dieſer Vorfall, der ſich ganz beſtimmt ereignete, nicht offen und ausführlich mitgetheilt wird. Vielleicht geſchieht es noch ſpäter.

Ueber Geiſterſpuck.

Es iſt ein alter Glaube, daß es an Orten ſpucke, wo eine Mordthat oder ein ſonſtiges ſchweres Verbrechen vorgefallen ſey; indem der Verbrecher durch das peinigende Andenken an ſeine That, oder auch der Verletzte, wenn das Verbrechen ungeſtraft geblieben, durch das Verlangen nach Recht dahin gezogen werde.

Dieſe Meinung hat ſich neuerlich in einer gewiſſen Stadt zwiefach beſtättigt. In einem dortigen, noch dazu neugebauten Hauſe, miethete ſich eine fremde Familie ein, und wurde bald durch allerlei Spuck beunruhigt. Bald zog es die Wandſchelle ohne ſichtbare Hand, bald waren die Mobilien durcheinander geworfen, bald hörte der zu Bette liegende Fremde auf den Tiſchen und Comoden der Reihe nach ſtark tippen: wurde dadurch auch wohl um die Stunde aufgeweckt, wo er ſich Abends vorgenommen hatte, den andern Morgen aufzuſtehn. Der verſtorbene vorige Eigenthümer des Hauſes aber ſoll mancherlei Unrecht begangen haben, ohne daß er zur Strafe gezogen werden konnte.

In einem andern, ältern Hauſe zeigte ſich mehreren Perſonen eine weibliche Geſtalt zu verſchiedenen Malen. Erſt einem Frauenzimmer, das ſie von fern traurig auf dem Sofa ſitzen ſah, ſie für die Kammerjungfer hielt, und anrief, worauf ſie verſchwand, und das bei Tage; ein andermal den Inhabern eines Handelslokals zu ebener Erde Abends, wo dieſe Geſtalt ſich hinbewegte. Nun in dieſem Hauſe ſind nach glaubhaften Anzeigen ſehr ſchlimme Dinge, namentlich Vergiftungen vorgefallen, der Thäter aber iſt geſtorben, ohne daß bei ſeinen Lebzeiten etwas an den Tag kam. Er war ein vornehmer Mann.

Sollte man ſolche thatſächliche Warnungsſtimmen in den Wind ſchlagen, für Träume und Aberglauben erklären? bezweifeln anſtatt zu unterſuchen? So handelt der Leichtſinn. Damit iſt auch die öfters aufgeworfene Frage beantwortet, was doch Erſcheinungen oder Geſpenſter für einen Zweck haben ſollten, weßwegen Gott ſie zuließe? Man möchte denken, einen ſehr moraliſchen und heiligen Zweck, wenn er auch, wie ſo viel anderes Wichtige, verkannt wird.

Nachtwandel, oder was mehr.

Ein Kaufmann Z. wohnt zu St--dt in einem Hinterhauſe mit ſeiner Frau und 3 Kindern wovon die beiden ältern aus erſter Ehe, das jüngſte von ihr iſt die ſehr brav und allen 3 eine gleich gute Mutter iſt.

Dieſe Kinder lagen alle an den rothen Flecken krank. Die beiden jüngſten zu Seiten der Mutter, das älteſte ein Knabe von 6–7 Jahren im Nebenſtübchen ihr auch ganz nahe.

In der Nacht wird die Frau durch den ängſtlichen Ruf: O Mutterle! Mutterle! aufgeweckt, ſie ermuntert ſich ſchnell, ſieht beſorgt nach den beiden Kindern und findet ſie feſt ſchlummern, ruft dem Dritten und geht, als ſie keine Antwort erhält nach ihm zu ſehen, findet ſein Bettchen leer, das Fenſter offen, ſchaut hinaus, ruft ihm wieder, keine Spur von dem Kind. Nun weckt ſie ihren Mann, und ſie gehen zuſammen in großer Angſt das Kind zu ſuchen.

Das geöffnete Fenſter geht auf das Dach eines Holzſtalls, dieſer in den Garten und iſt nicht hoch. In dem Parterre des Vorderhauſes, das an den Garten ſtößt, wohnen die Eltern der erſten Frau. Wie nun die Eltern keine Spur von dem Knaben im Garten finden, gehen ſie ins Vorderhaus und treffen ihn da unbeſchädigt aber weinend bei den beſtürzten Groseltern, wo er erzählt: daß eine ſchwarz gekleidete Frau mit weißer Haube an ſein Bett gekommen ſei, ihn geweckt, auf den Arm genommen und auf das Dach geſetzt habe, wo er der Mutter um Hülfe gerufen, darauf habe ſie ihm einen Stoß gegeben, daß er hinunter gefallen ſei.

So kam das Kind dann in feuchter kalter Nacht mit bloßen Füßen und kurzem Bettkittelchen, im ſtärkſten Ausſchlag zu den Großeltern.

Und dieſe Alteration und Erkältung hatte nicht die mindeſten übeln Folgen.

Man ſuchte dem Kind die Erſcheinung auszureden und die ganze Sache als einen lebhaften Traum zu behandeln; aber es wehrt jede Einwendung weinend ab und beharret auf der erſten Ausſage, behauptet auch, daß es die Frau, unter tauſend Menſchen heraus erkennen würde.

Die Stiefmutter aber wurde von der Sache ſo tief erſchüttert, daß ſie ſeitdem ganz zerſtört ausſehe und immer traurig ſey.

Vorausſagende Träume.

1.

Meine Schwiegermutter lag krank darnieder, ſie wurde von ihrer Schweſter gepflegt, deren Mann ein Jahr zuvor geſtorben war.

In dieſer Zeit träumte mir einmal, ich ſtehe am Meere und ſchaue auf die unendliche bewegte Fläche hinaus! Da gewahrte mein Blick am Ende des Horizontes ein Schiff, es nahte ſich, und ich entdeckte auf der Spitze des Verdeckes eine weiße Geſtalt. Das Schiff landete, die Geſtalt ſtieg herab, kam auf mich zu, und ich erkannte in derſelben den verſtorbenen Schwager meiner Schwiegermutter. — Er war in einen langen weißen Mantel gehüllt und trug das rothe Maltheſer-Kreuz auf der Bruſt. Nun begann er mir zu erzählen, daß er vor einer weiten Reiſe aus einem herrlichen Land komme, er habe dort die Krankheit ſeiner Schwägerin vernommen, und ſeine Abſicht ſei jezt, ſie nach dem ſchönen Lande, welches er bewohne, abzuholen, dort werde ſie beſtimmt von allen Leiden geneſen. — Alſo mein Traum. — Kurze Zeit darauf ging meine Schwiegermutter wirklich in jenes beſſere Land, ihre Schweſter aber vertrat ihre Stelle auf dieſer Welt und vermählte ſich ein Jahr nach dem Tode der Verſtorbenen mit meinem Schwiegervater. —

2.

Wir hatten die Nachricht erhalten, daß der Geiſtliche S., ein ſehr verehrter Freund unſerer Familie, eine ſchwere Krankheit überſtanden habe, und daß man mit Zuverſicht ſeiner völligen Wiedergeneſung entgegenſehe. Sein Krankſeyn hatte uns längere Zeit beunruhigt, ich freute mich daher innigſt über dieſe Nachricht. — Doch in der Nacht darauf hatte ich folgenden Traum: — Ich ging nach der Kirche, in welcher S. gewöhnlich zu predigen pflegte, ich fand ſie reichlich mit Kränzen geſchmückt, und ſo gedrängt voll von einer feſtlich geputzten Menge, daß es mir unmöglich war bis zu meinem gewohnten Platze vorzudringen. Auf meine Frage, was dies alles zu bedeuten habe, ſagte man S. predige zum Erſtenmale wieder nach ſeiner Krankheit, und man wolle ihn deßhalb ſo feſtlich empfangen. Ich drängte mich nun mit aller Mühe vorwärts, und ſtand endlich dem Altare gegenüber, dieſer war ganz mit Blumen überdeckt, ich ſah beſonders zwei prächtige Vaſen mit rothen Georginen gefüllt darauf ſtehen. Vor dem Altare befand ſich ein gleichfalls bekränzter Lehnſtuhl für S. aufgeſtellt. Mit einmal erſchallte ein Jubel, und ich wurde von der Menge noch mehr vorwärts geſtoßen, ja faſt getragen. — S. war bleich wie ein Todter aus der Thür der Sakriſtei getreten, langſam ſchritt er gegen den Altar vor, doch im Augenblicke, als er auf den für ihn errichteten Ehrenplatz ſich niederlaſſen wollte, umſchwebten ihn eine Menge bläulicher Luftgeſtalten, die ihn aller Augen entzogen, unter dieſen Luftgeſtalten erkannte ich mehrere verſtorbene Perſonen, namentlich ein ausgezeichnetes junges Mädchen, welches S. auf ihrem Todtenbette confirmirt hatte. Dieſe geiſterhaften Weſen kamen von oben herab geſchwebt, und verbreiteten eine ſolche Kälte um ſich, daß alles entſetzt zurückwich; ich habe nie in meinem Leben eine ſolche Todtenkälte empfunden und erwachte noch ſchaudernd darüber. — In Wahrheit nun ereignete ſich bald nach meinem Traume, daß S. in eine neue Krankheit verfiel, aber noch vor ſeinem Ende die Ehre erlebte, zum Prälaten erhoben zu werden. — 2 Tage vor ſeinem Tode überbrachte ihm eine Deputation das goldene Prälatenkreuz ſammt der Kette.

3.

Mir träumte einſt, ich ſehe einen ſchönen Reiſewagen vor das Haus fahren, eine reizende, blühende und ſehr elegant gekleidete Dame ſtieg aus, kam herauf in mein Zimmer, und ich erkannte in ihr eine längſt verſtorbene vornehme Freundin meiner Mutter. — Dieſe erſchien nun auch, und zu meinem höchſten Erſtaunen, in ganz jugendlicher Geſtalt, und eben ſo ſchön gekleidet wie die angekommene Dame. — Ich ergötzte mich nun lange an der gegenſeitigen Freude, ja dem Entzücken des Wiederſehens der beiden Frauen. — Als ich erwachte, ſtand dieſer Traum ungewöhnlich hell und klar vor mir, aber auch zugleich die Ahnung, er müſſe für meine gute Mutter Schlimmes bedeuten. — Dem war auch ſo, denn es währte gar nicht lange, ſo verfiel meine Mutter in eine ſchwere Krankheit, von der ſie nicht wieder genaß.

4.

Wie ſehr Träume von Waſſer bei manchen Perſonen, namentlich bei dem Schreiber dieſes, von vorausſagender Bedeutung ſind (er ſprach darüber ſchon in einem vorigen Hefte dieſer Blätter,) mußte er erſt jüngſt wieder zu ſeiner großen Betrübniß erfahren. Vor nicht langer Zeit ſah er ſich nähmlich im Traum mit einer gewiſſen Dame in ein tiefes Waſſer geſtürzt und mit derſelben in ihm ſchwimmend.

Er ſchrieb es ihr am andern Tage mit der Bemerkung, es mache ihm dieſer Traum große Sorge, indem er nur Verdruß oder irgend einen Jammer mit ihr bedeuten könne.

Zu ſolchem aber war damals noch nicht die geringſte Ausſicht und Ahnung vorhanden, aber wenige Tage nachher, traf wie ein Bliz aus heiterem Himmel durch Verſchulden dieſer Dame, dem der dieſen Traum von ihr geträumt hatte, ein großes Unglück, in das ſich jene Dame auch ſelbſt verwickelt und es erfüllte ſich die Bedeutung jenes Traumes nur zu ſehr.

5.

Eine gewiße Perſon ſagte mir: daß, ſo oft ihr ein Unfall begegne, Krankheit oder Tod einer ihr verwandten oder theuren Perſon erfolge, erſcheine ihr einige Nächte vorher immer ein ſchwarzer Vogel nach Art eines Raben im Traume und dann könne ſie verſichert ſeyn, daß bald nachher ihr etwas Trauriges zuſtoße.

Solche vorherſagende Träume, kommen immer mehr im Schlafe gegen Morgen hin als in der Mitternacht, ſelbſt auch hie und da in einem Schlafe am hellen Tage.

6.

Frau R. zu Heilbronn wurde in der Nacht vom 1. März von einer Unpäßlichkeit befallen und hatte die Nacht in Träumen zugebracht, in welchen ſie immer einen großen Siebener (die Zahl Sieben als Ziffer) vor ihren Augen ſah und dieſe Zahl nicht wegbringen konnte, ſelbſt Morgens als ſie ganz wach und fieberfrei war.

Sie ſagte immer: ſtets ſteht ein Siebener ganz groß vor meinen Augen, ich möge ſie ſchließen oder nicht und denken an dieſes oder jenes, ſo ſteht er da und macht mir ganz bange. Ihre Krankheit verſchlimmerte ſich, jene Zahl wich nicht von ihren Augen und am 7. März Morgens 7 Uhr war ſie eine Leiche.

7.

Herr Poſthalter M. von W. erzählt folgenden vorbedeutenden Traum.

Meine Mutter litt viele Jahre an der Waſſerſucht und wurde in ihr 101 mal angezäpft. Sie war bis zu ihrem letzten Augenblicke noch munter und man ſchrieb mir nach Carlsruhe, wo ich mich befand, nichts von ihrem baldigen Tode, den man gar nicht vermuthete, da man immer die beſte Hoffnung in das Wiederabzapfen ſezte.

In einer Nacht ſah ich im Traum in die Gaſſe Carlsruhs hinab aus dem Zimmer, in dem ich wohnte und da fuhr ein Leichenwagen durch die Straße, der aber nicht wie ein Leichenwagen in Carsruhe war, ſondern ganz wie der iſt, den man in meiner Vaterſtadt **Hall** zu gebrauchen pflegt, was mir aber wunderbar war, dem Trauerwagen folgte — eine Feuerſprize.

Noch ehe ich über dieſen Traum nach Hauſe ſchreiben konnte, wurde mir der Tod und das Begräbniß meiner Mutter zu **Hall** zu wiſſen gethan. Die Feuerſprize, die ich hinter dem Leichenwagen im Traume ſah, ſchien mir ein Bild des Waſſers zu ſeyn, das ſo oft aus meiner Mutter, der vorausgeführten Leiche geſprungen war und ſchien mir dieſen **Halliſchen** Leichenwagen als den meiner Mutter bezeichnen zu ſollen.

8.

In dem Wittwenhauſe zu W. lebte die unverheirathet gebliebene Tochter des längſt verſtorbenen Stadtpfarrers P. Sie wurde von einer jungen Nichte gepflegt, welche nach dem Tode ihrer Mutter bei dem hochbetagten Fräulein ein Aſyl gefunden hatte und die Haupterbin derſelben werden ſollte. Zu den Hauptpflichten der Nichte gehörte auch die, mit gebührender Andacht die Träume zu vernehmen, welche die gute Tante des Weiteren zu erzählen pflegte, während ſie vor dem aufgeſtellten Spiegel ihr Haupt für das Tageslicht ordnete. Dieſer Pflicht entſprach jedoch die Nichte gerne, weil ſie dabei nicht ſelten Gelegenheit fand, einen oder den andern ihrer eigenen Träume in den Kauf zu geben. —

In der Wohnſtube des alten Fräuleins waltete die ſtrengſte Ordnung, und ich meine, es wäre ſchwer geweſen, darin eine Stecknadel wo anders zu finden, als in dem kleinen herzförmigen Kiſſen, das über dreißig Jahre an ein und demſelben

Nagel hing. Kein Wunder alſo, daß ſich die Tante wenige Tage vor ihrer Krankheit, ganz ungewöhnlich geberdete, als ſie eines Morgens an ihrer Toilette ſaß. Ohne ein Wort zu reden, ſchüttelte ſie einmal über das andere mal bedenklich mit dem Kopfe, wie Jemand, der eine Nachricht erhalten hat, aber nicht weiß, was er daraus machen ſoll. Die Nichte merkte auch ſogleich, daß die Tante dießmal etwas ganz Beſonderes aus dem Reich der Träume mitgebracht haben müſſe. Um deſto ſchneller dahinter zu kommen, fragte ſie, ob doch dem Tantchen nichts fehle. Ach nein, erwiederte dieſe, aber unmittelbar vor dem Aufſtehen hat mir geträumt, meine Stube ſei voll Orgelpfeifen, und ich muß ſagen, dieſe Unordnung hat mich ſehr alterirt. — Ach laſſen ſie das gut ſeyn liebſtes, beſtes Herzenstantchen, verſetzte die Nichte. Der Grund dieſes Phantoms iſt ganz natürlich und leicht zu finden. Noch geſtern ſpät Abends ging der Herr Organiſt vorüber, der immer ſo höflich iſt, und an den hat ſich Ihr Traum gewiß angeſponnen. — Das Fräulein blieb indeß den ganzen Morgen über ſehr bedenklich und rief öfters aus: Ich weiß nicht, ich weiß nicht! Die Woche darauf verfiel ſie unvermuthet in eine choleraartige Krankheit und ſtarb nach wenigen Tagen. Und der Erzähler wünſcht aufrichtig, daß ihre ſo ordnungsliebende Seele nicht in den Greuel der Verwüſtung ſehen mußte, welchen verſiegelnde Gerichtsdiener, inventirende Beamte, ſchreiende Ausrufer und ſteigernde Juden ſo lange anrichteten, bis keine Stecknadel mehr zu verſiegeln, zu inventiren, auszurufen und zu verſteigern war. — Lange, mehrere Wochen nach dem Hintritt des Fräuleins, beſchloß die Stiftungspflege zu W., daß die Orgel der Hauptkirche, welche einer Totalreparatur entgegengereiſt war, abgebrochen und die Pfeifen derſelben auf einen leeren Kloſterſpeicher gebracht werden ſollen. Aber beim Abbrechen ſelbſt fand man, daß der Transport dahin, mit zu vielen Schwierigkeiten verknüpft ſey. Ein Mitglied der Verwaltung ſchlug nun das leer gewordene Quartier im Wittwenhauſe zur Aufbewahrung der Pfeifen vor. Der Vorſchlag erhielt die Zuſtimmung ſeiner Collegen, und in wenigen Tagen war auch das Wohnzimmer der verblichenen Tante ſo beſetzt, wie ſie es in dem bedenklichſten ihrer Träume geſehen hatte. —

Von dem Traume wußte jedoch Niemand, als die hinterbliebene Nichte, welche noch vor der Auction ausgezogen war, und das Geſicht des Fräuleins ſtand in großer Gefahr vergeſſen zu werden. Aber dazu ſollte es doch nicht kommen. Um noch einige ſteckengebliebene Haken zu holen, kehrte die Haupterbin noch einmal in ihre alte Wohnſtube zurück. Weil ſie aber von der einſtweiligen Beſtimmung derſelben noch nichts wußte, rief ſie faſt außer ſich vor Erſtaunen durch die gerade offen ſtehende Thüre: Ach die Pfeifen! Ach der Traum der ſeligen Tante! — bis der in dem Zimmer beſchäftigte Organiſt ihr ſeine Aufmerkſamkeit ſchenkte, und ſo Gelegenheit gab, mit ihm über die wunderſame Fügung zu ſprechen. Von dieſem vernahm der Erzähler den Traum und ſeine Erfüllung.

(Aus Carl Stüber entnommen.

9.

In meiner Jugend hatte ich einen Lehrer, der von mir wie von meinen Mitſchülern in jeder Beziehung ſehr hoch geſchätzt wurde. Mit ſeinen verſchiedenen Vorzügen aber vereinigte er eine Eigenthümlichkeit, die uns nicht ſelten ein gutmüthiges Lächeln abgewann. Er hütete ſich nämlich ſtets, irgend einen Gegenſtand, den ein Anderer ſchon mit einem Gliede ſeines Körpers berührt hatte, nun auch zu betaſten oder irgend einen Gebrauch von demſelben zu machen. Dies trieb er namentlich bei Trinkgläſern, Meſſern, Gabeln, Tabakspfeifen und dergleichen ſo weit, daß wir hie und da im Scherze ihm nachahmten und ſeine übergroße Aengſtlichkeit zu einem Gegenſtand heiterer Unterhaltung zu machen pflegten. Später als ich mich auf eine Reiſe begab, und vorher bei ihm Abſchied nahm, wußte er mit den verſchiedenartigen Ermahnungen, die er mir in genannter Beziehung gab, gar nicht fertig zu werden; er bat mich dringend, ja jedes Glas aus dem ich trinke, jedes Bett, in welches ich mich legen wolle, ſtets vorher genau zu unterſuchen, namentlich ſorgfältig darauf zu achten, ob ſich an Nichts Grünſpan angehängt und was dergleichen Ermahnungen mehr waren. Ich wußte die edle Geſinnung, die ſich darin ausſprach, wohl zu ſchätzen, nahm mir auch vor, die Ermahnungen, ſo weit ſie mit heiterem friſchen Lebensgenuße zu vereinigen waren, zu befolgen, konnte aber nachher doch nicht umhin, im Scherze auszurufen: Dieſen Mann macht ſeine Furcht, von einer böſen Krankheit angeſteckt zu werden, am Ende noch verrückt! „Doch es war dies ein ſo leichthin geſprochenes Wort, daß ich mir im Grunde gar nichts dabei dachte. Ich ſah ihn indeſſen wieder, und ſeine ſonſt ſo vernünftigen Anſichten konnten auch nicht im Entfernteſten jenen traurigen Gedanken in mir wach rufen, trotz dem daß einige Leute denſelben wiederholt, obwohl ebenfalls im Scherze äußerten. Meine Beſtimmung führte mich jetzt in eine Gegend, in welcher ich auch nicht das Geringſte mehr über dieſen Mann erfuhr. So viel ich weiß, dachte ich auch wenig oder gar nicht an ihn, bis mich ein lebhafter Traum an ihn erinnerte. Ich ſah ihn vor meinem Bette ſtehen, gänzlich dem Wahnſinne verfallen und mit fürchterlicher Stimme mir zurufend: “Helfen Sie mir, mein Lieber, Sie allein können mich retten, ich bin vergiftet!“ Mit Schaudern erwachte ich, die grauſenerregende Geſtalt, ſtets vor mir erblickend, aber bald bei völligem Bewußtſeyn erſchien es mir als ein ſehr tröſtender Gedanke, daß das Ganze nur Traum geweſen. Es war dies im Anfange des Monats Juli. Ich konnte den Traum nicht vergeſſen, erzählte ihn aber Niemanden. Endlich im Monate September erhalte ich ein Schreiben, worin ſich die Worte befanden: Daß Dein ehemaliger Lehrer N. N. im Anfange des Monats Juli in ein Irrenhaus gebracht werden mußte,*) wirſt Du längſt wiſſen.

---

*) Und zwar wie ſich nachher zeigte, eben die fixe Idee, er ſei vergiftet worden, hatte ihn in dieſen Zuſtand gebracht.

Rein pſychologiſch vermag ich dieſen Traum nicht zu erklären, und obwohl in Beziehung auf das Traumleben und die daran ſich knüpfenden wunderbaren Erſcheinungen ich mich vorerſt noch entſchieden zu den unglaubigen Naturaliſten bekenne, ſo trage ich darum doch kein Bedenken, alle derartigen Erſcheinungen, die mich eines Andern belehren wollen, mitzutheilen, indem ich überzeugt bin, daß einſeitiger eigenſinniger Unglaube dem Intereſſe der Wahrheit jedenfalls eben ſo viel Eintrag thut, als dies der craſſeſte Aberglaube jemals zu thun vermochte. —

N.

10.

Die Tochter des Stadtraths S. zu Ingelfingen, war mit einem Handwerker verſprochen, der ſie aber verließ, und eine Andere heirathete. Mit dieſer lebte er gar nicht zufrieden und wurde bald krank. In einer Nacht nun, träumte es der verlaſſenen Braut, ihr Bräutigam habe einen Brief an ſie geſchrieben, des Inhalts, ſie ſolle ſich doch nicht mehr uber ſeine Untreue grämen. Sie las den Brief und hörte hierauf dreimal ihren Namen: „Roſine!“ ausrufen, ſo daß ſie daran erwachte und ihre Geſchwiſter fragte, ob ſie denn ihr gerufen hätten, was aber dieſe verneinten. Die Nacht aber, in welcher das Mädchen den Traum hatte und dieſen Ruf hörte, war die Sterbenacht ihres ehemaligen Bräutigams, der nach der Ausſage der um ſein Sterbelager Stehenden, auch vor ſeinem Verſcheiden noch dreimal den Namen Roſine gerufen hatte.

Etwas über Vorzeichen außerordentlicher oder merkwürdiger Ereigniſſe im Menſchenalter.

Es giebt wohl ſchwerlich einen der älteren, ausführlichern Hiſtoriker und Chronikenſchreiber, — ſelbſt die berühmten Claſſiker des griechiſchen und römiſchen Alterthums nicht ausgenommen, — herab bis ungefähr in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, der nicht bei Anführung merkwürdiger geſchichtlicher Ereigniſſe auch hie und da der dabei vorgekommenen Vorzeichen Erwähnung gethan hätte. Erſt die im vorigen Jahrhundert ans Ruder gekommene, ſich ſo herriſch benehmende negative Philoſophie hat angefangen, mit ſo vielem Andern, auch dergleichen Omina, ohne alle Sichtung der beglaubigten und unbeglaubigten Thatſachen, in die Kategorie des kraſſeſten Aberglaubens zu verweiſen; und ihren Ausſprachen haben ſich die meiſten ſeitherigen Geſchicht- und Jahrbuchſchreiber, (denn ſelbſt der Name Chronik und Chronikenſchreiber wurde eine Zeit lang in Mißkredit gebracht,) eine geraume Zeit hindurch gefügt, und nur hie und da hörte man noch einige vereinzelnde Stimmen auf die vorkommenden neueren Thatſachen dieſer Art aufmerkſam machen. — Mit der allgemeineren Aufmerkſamkeit, welche man in den letzteren Jahrzehnten durch die unabweislichen Ereigniſſe im philologiſchen Gebiete, dem ſogenannten „Hereinragen der Geiſterwelt in die unſrige“ gewidmet hat, iſt zugleich auch die Bahn gebrochen worden, alle damit in irgend einem Zuſammenhang ſtehende ſonſtige Ereigniſſe in dem Gebiete der Magie und höheren Naturkunde wieder ans Licht der neuen Erfahrungen und der allmählig tiefern wiſſenſchaftlichen Begründung hervorzuziehen. — Und in dieſe Klaſſe gehören unſtreitig auch die Vorzeichen. Man kann dieſe zwar großentheils unter die Rubrik der menſchlichen oder thieriſchen Vorahnungen bringen, wie es denn bekannt iſt, daß z. B. verheerende Erdbeben, große Feuersbrünſte, Waſſerfluthen u. dgl., auch vor ungewöhnlicher Witterung ꝛc. ſowohl einzelne Menſchen, als insbeſondere auch viele Gattungen der Thiere, die nachher eingetroffenen Veränderungen vorausgefühlt, und auf verſchiedene Art kundgegeben haben, ſo daß man an ihrem auffallenden Benehmen wirkliche Vorzeichen hatte. In dieſe Klaſſe gehört unter Anderm auch das veränderte Streichen der Fiſche, die Erſcheinung von Wallfiſchen und anderen Seeungeheuern an Orten, wo man ſie nicht vermuthete; die Anomalien, die dann und wann bei Zugvögeln vorkommen, und — ich füge wohlbedächtlich nach vielen geſammelten Thatſachen hinzu: das häufigere Erſcheinen von ſogenannten Meermenſchen und Meerfräulein. — Ja die äußere unbelebte Natur ſelbſt bietet durch außerordentliche Erſcheinungen, namentlich auch in der Himmels- und Luftregion, gewiſſe Vorzeichen dar, die man bei genauerer Beachtung oft als ſehr merkwürdig anerkennen muß. — Dieſe Art der Vorzeichen, weil ſie noch näher an die gewöhnlichen Erfahrungen der Sinnenwelt gränzt, hat keineswegs ſo heftigen, ſo allgemeinen Widerſpruch gefunden, als eine andere Klaſſe von Vorzeichen, welche mehr auf eine — gleichſam hinter dem Vorhang der in die Augen fallenden ſinnlichen Ereigniſſe — befindliche unmittelbare Einwirkung geiſtiger Potenzen hinzuweiſen ſcheint. Es giebt nämlich hinlänglich beglaubigte Thatſachen ſowohl aus älterer als aus neuerer Zeit, die ſich nachher als Vorzeichen ausgewieſen haben, und die man ſich durchaus nicht erklären könnte, wenn man nicht eine ſolche verborgene Einwirkung geiſtiger und verſtändiger Weſen annehmen dürfte. Aus vielen Beiſpielen dieſer Art wünſchte ich einige hier in Erinnerung oder auch zur allgemeineren Kenntniß zu bringen, um die Aufmerkſamkeit auf neuere

Ereigniſſe dieſer Art zu ſchärfen, und — (die Liebe zur Wahrheit hat ja keine gründliche Unterſuchung zu ſcheuen!) — eine genauere Unterſuchung und Beſprechung ſolcher Ereigniſſe zu veranlaſſen.

In den Blättern aus Prevorſt und den zwei erſten Bänden des Magikons, und zuletzt noch im 4ten Stück des zweiten Bandes wurde namentlich auch des Auszugs des Berggeiſtes bei Rodenſtein, als einer Sage gedacht, die eine gewiſſe Vorbedeutung hatte. In Stuttgart ſoll im verfloſſenen Juni 1842, nach dem Zeugniſſe vieler Ohrenzeugen, die ich zum Theil ſelbſt vernahm, etwas dieſer Art vorgekommen ſeyn. Kaum würde ich es gewagt haben, hier etwas davon zu erwähnen, wenn nicht die mancherlei Erklärungen, die Viele davon gaben, ſich ſelbſt widerlegt hätten, während ſie die Thatſache ſelbſt beſtätigten. Nach den eingezogenen näheren Nachrichten ließ ſich nämlich in einer der ſchwülen aber heiteren Nächte des Monats Juni, ungefähr zwiſchen 1 und 2 Uhr, durch mehrere Straßen der Stadt ein auffallender Lärm in der Luft hören, der beſchrieben wird, wie wenn ein oder mehrere Wagen mit Pferden, mit der größten Schnelligkeit dahinraſſelten. Nicht nur waren die Tritte der Pferde und das Raſſeln der Wagenräder deutlich zu vernehmen, ſondern es wurden auch viele und verworrene — zugleich äußerſt unheimlich ertönende Menſchenſtimmen dabei vernommen, die nach dem gemeinen Ausdruck laut johlten. Man wollte es einigen Eulen, die aufgeſchreckt werden ſeyn ſollten, zuſchreiben. Aber die Beſchreibung des Getöſes von den Perſonen, die ich vernommen habe, und die nichts weniger als ein Eulengeſchrei dabei vernehmen konnten, indem es viel lauter und unheimlicher und wie geſagt, gleich vorüberfahrenden Wagen, getönt habe, läßt dieſe Erklärung ſogleich zu Boden fallen. — Eine andere, die ich zum Theil von einigen der Leute, die das Getöſe gehört hatten, vernahm, hatte viel mehr Wahrſcheinlichkeit für ſich, und ich war zuerſt geneigt, dieſe als die wahre, natürliche Urſache der Erſcheinung zu betrachten. Es wurde nämlich behauptet, daß es nichts anderes geweſen ſey, als das lärmende Getöſe, das ein Wagen voll Hohenheimer Studenten, die in einem Kaffeehaus der verlängerten Sophienſtraße ein Abſchiedsmahl eingenommen, und des Nachts ſpät wieder längs der Sophienſtraße und eines Theils der Hauptſtädterſtraße heimgefahren ſeyen, verurſacht habe. Dem widerſpricht aber nicht nur die Ausſage anderer Zeugen, die auf das Hören des Geräuſches ſogleich zum Fenſter und zur Hausthüre hinausgeſchaut, aber durchaus keinen Wagen und Pferde und Menſchen, noch irgend etwas Sichtbares, das den Lärmen verurſacht haben könnte, geſehen haben; ſondern auch die von vielen beſtätigte Thatſache, daß nicht nur die Sophienſtraße bis zur Hauptſtädterſtraße, ſondern auch mehrere Theile der oberen Stadt, namentlich auch die Kalwerſtraße, (und wenn ich recht berichtet bin, ſogar auch die Eßlingerſtraße,) Zeuge dieſes unnatürlichen Getöſes geweſen ſind. Kurz, es war einige Tage lang ein allgemeines Geſpräch davon in Stuttgart, was bei einer ſo geringfügigen Urſache, als z. B. das Vorüberfahren eines Wagens voll Studenten, wohl nicht der Fall geweſen wäre. Das Vorüberziehen des Lärmens ſelbſt muß auch, nach allen Zeugniſſen, mit einer ſo ungemeinen Schnelligkeit geſchehen ſeyn, daß es, zumal bei den beſtehenden Polizeigeſetzen, kaum möglich iſt, ſich einen wirklichen Wagen von Menſchen in ſolcher Geſchwindigkeit dahinraſſelnd zu denken. — Auch in Straßen, die ziemlich weit von den benannten Straßen entfernt ſind, z. B. in der Eberhardsſtraße — hörten Einige, aber wie in weiter Entfernung, das unheimliche Geräuſch, und beſtätigen zugleich, daß die Luft in dieſer Nacht außerordentlich ſchwül geweſen ſey. *)

So viel iſt es, was ich davon berichten kann. Vergebens habe ich gehofft, im letzten Hefte des Magikons eine

---

*) Der Referent war gerade in dieſer Nacht auf einer Reiſe, und von Stuttgart abweſend, hörte aber bei ſeiner Zurückkunft in einigen Tagen, daß die ganze Stadt davon voll war.

genauere Anzeige hievon durch eine geſchicktere Feder und vielleicht durch einen Ohrenzeugen ſelbſt, zu vernehmen. Beim Mangel daran glaubte ich wenigſtens dieſe — an ſich freilich unvollſtändige — Anzeige davon machen zu müſſen, ob ſie etwa Andere reizen möchte, das Fehlende zu ergänzen, oder das Unrichtige zu verbeſſern. — Einen Schluß daraus zu ziehen, das iſt, es als ein Vorzeichen zu betrachten, erlaube ich mir nicht; denn es giebt auch gewiſſe Nachzeichen dieſer Art, wie z. B. die griechiſchen Geſchichtſchreiber erwähnen, daß alljährlich an dem Tage, an welchem (490 vor Chr.) die Schlacht von Marathon vorgefallen war, ein Tag, der bekanntlich den Griechen Sieg und Freiheit gebracht hatte, man noch eine geraume Zeit nachher in denſelben Ebenen, wo die Schlacht geliefert ward, ein großes Waffengeklirr und einen Lärm, wie von Leuten, die einander zum Streit anmuthigen, vernommen habe.

Doch um nun von dieſem Ereigniß, das ich nur wie im Vorbeigehen anzuführen mich gedrungen fühlte, zu den Beiſpielen der oben beſprochenen Vorzeichen der zweiten Klaſſe überzugehen, ſo fange ich mit einigen Erzählungen der älteren Geſchichtſchreiber an, und höre mit einigen Anekdoten aus der neueren Zeit auf.

1.

Die Generale Alexanders des Großen bemerkten, daß an dem Morgen des Tages (im Jahre 321 v. Chr.), an welchem dieſer große Feldherr ſtarb, die Waffenrüſtung, die er beim Uebergang des Granikus und bei der Schlacht von Arbela getragen hatte, ganz wie von Schweiß bedeckt war, und ſagten, daß man dabei recht eigentlich einen Leichengeruch empfunden habe.

2.

Am Abend vor dem Tage, an welchem Julius Cäſar ermordet ward, (im Jahre 44 v. Chr.) erzitterte der Tempel von Jupiter Stator bis zum Grunde, und ein ungeheueres Felſenſtück fiel von der Höhe des Kapitols nieder, und nahm einen auf der Wache ſtehenden römiſchen Standartenträger mit ſich fort; nicht zu erwähnen, daß Julius Cäſar auch von Menſchen vorher gewarnt worden war.

3.

An demſelben Tage, an welchem der römiſche Feldherr Varus mit ſo vielen Legionen in Deutſchland niedergemetzelt ward, (was im Jahr 9 nach Chriſto geſchah) ſah die Mutter dieſes Varus, eine Dame von hoher Bildung und Auszeichnung, große Thränentropfen von der Büſte dieſes ihres Sohnes fallen. Zugleich ſagt der Geſchichtſchreiber, daß eine furchtbare Finſterung zu **Rom**, dieſer Stadt und dem Auguſtus das Maſſacre ſeiner Legionen und der vornehmſten Staatsbeamten zuvor angedeutet habe.

4.

Die verſchiedenen Vorzeichen, welche Joſephus von der Eroberung und Zerſtörung Jeruſalems und des Tempels anführt, ſind zwar ziemlich allgemein bekannt, doch mögen hier die vornehmſten ſtehen, um anderen ähnlichen zur Beſtätigung zu dienen. „Ein ſchwertähnliches Geſtirn ſtand über der Stadt, und ein Kometſtern blieb am Himmel ein ganzes Jahr. — Als einſt das Volk, noch vor der Empörung der Juden beim Feſte der ungeſäuerten Brode um die neunte Stunde der Nacht verſammelt war, umſtrahlte plötzlich den Altar und den Tempel ein Licht, heller als der Tag, bei einer halben Stunde. Den Unerfahrnen ſchien dieß ein gutes Zeichen; die Schriftgelehrten urtheilten, es bedeute, was ſich ſpäter zutrug. —

Das öſtliche Thor des innern Vorhofs, das doch von Erz und ungeheurem Gewichte war, und des Abends von zwanzig Männern mit Mühe geſchloſſen, und mit Eiſen beſchlagenen Querbalken verrammelt wurde, deſſen Riegel tief in die ſteinerne Schwelle fielen, ſah man ſich um Mitternacht von ſelbſt öffnen. Die Tempelwachen liefen ſchnell zum Tempelhauptmann und zeigten es an: er fand es ſo, und hatte Mühe, das Thor wieder zu ſchließen. Auch dieſes Zeichen ſchien den Laien höchſt günſtig zu ſeyn: Gott habe ihnen das Thor des Guten geöffnet. Die Gelehrten deuteten die Selbſtöffnung des Thores auf die verſchwundene Unverletzlichkeit des Tempels, es zeige an, daß den Feinden das Thor geöffnet und die Verwüſtung angekündigt ſey" —

„Etliche Tage nach dem Feſte am 21. Artemiſios, wurde eine erſtaunlich große Erſcheinung geſehen. Die Geſchichte gränzt an's Fabelhafte, doch ward ſie mir von Augenzeugen erzählt, und der Erfolg rechtfertigte das Wunder. Vor Untergang der Sonne ſah man nämlich über der ganzen Gegend Wagen und bewaffnete Schaaren durch die Wolken daherziehen, und die Städte umkreiſen."

„Am Pfingſtfeſte traten die Prieſter in der Nacht, nach Gewohnheit ins innere Heiligthum zum Gebete, und hier vernahmen ſie laut, nach ihrer Ausſage, zuerſt nur Rauſchen und Getöſe, dann aber den von vielen Stimmen wiederholten Ruf: „Laſſet uns von hinnen ziehen!" —

Was Joſephus noch weiter erzählt von dem prophetiſchen Landmanne Jeſua, der ſieben Jahre und fünf Monate hindurch das Wehe über Jeruſalem rief, gehört nicht eigentlich hierher.

5.

Im J. 540 wurde Antiochien, die Hauptſtadt Syriens, durch die Perſer unter Chosroes eingenommen, geplündert, in Brand geſteckt, und bis auf eine Kirche, die für ein großes

Löſegeld erkauft wurde, verheert; kam jedoch ſpäter wieder in die Hand des orientaliſchen Kaiſers Juſtinian. — Procopius (de bello Persico Lib. II. 10.) verſichert, daß einige Zeit vor dieſem Unglück Gott die Einwohner dieſer Stadt durch folgendes Vorzeichen gewarnt habe.

Man habe nämlich die Feldzeichen der alten (römiſchen) Garniſon, die zuerſt gegen Abend aufgeſtellt geweſen, wie von unſichtbarer Hand getragen, ſich plötzlich gegen Morgen wenden ſehen, wo ſie ſtehen blieben: darnach aber, (obſchon kein Menſch ſie berührte), ſeyen ſie an ihrem früheren Standort zurückgekehrt. Dieß haben die Soldaten mit vielen Andern, die dabei ſtanden, geſehen und es, noch vor Furcht zitternd, dem Kriegszahlmeiſter Tatian Mopſueſtenus, einem ſehr verſtändigen Manne, gezeigt. Die Bedeutung davon, (obſchon die Soldaten ſie zu der Zeit noch nicht errathen konnten,) ſey keine andere geweſen, als daß die Stadt Antiochien, ſammt der Beſatzung, aus dem Beſitz der Römer an den König von Perſien gelangen, zuletzt aber doch wieder den Römern zufallen würde.

6.

Derſelbe Procopius (de bello Gothico) merkt auch als Vorzeichen an, daß während des Krieges der Römer unter Beliſarius und nachher unter Narſes gegen die oſtgothiſchen Könige, die Nachfolger Theodorichs des Großen, das zu Neapel aufgeſtellte Standbild des Letztern, vor jedem namhaften Verluſt der Gothen, ein oder anderes Glied verloren habe, zuletzt aber, kurz vor der gänzlichen Vernichtung des oſtgothiſchen Reichs in Italien, (im J. 554) — ohne eine äußere Veranlaſſung, gänzlich niedergeſtürzt ſey.

7.

Als Bruce, der Wiederherſteller der ſchottiſchen Monarchie, unter der Regierung Eduards II. von England, einſt (im Jahr 1314) den Feind recognoscirte, legte er ſich des Nachts in der Scheuer eines ihm freundlich geſinnten Pächters nieder. Als er des Morgens erwachte, und noch mit ſeinem Haupte auf dem Strohbund ruhte, ſah er eine Spinne an einem Balken des Daches aufwärts klimmen. Das Inſekt fiel zu Boden, machte aber ſogleich einen zweiten Verſuch aufzuſteigen. Dieß erregte die Aufmerkſamkeit des Helden, der mit Leidweſen die Spinne zum zweitenmal von ihrer Höhe herabſtürzen ſah; ſie machte einen dritten Verſuch ohne Erfolg; und kurz, der Monarch ſah nicht ohne eine Miſchung von Bekümmerniß und Neugierde, daß die Spinne nicht weniger als zwölfmal ihren Zweck verfehlte, aber beim dreizehnten Verſuch ihn glücklich erreichte. Die Spinne erſtieg den Gipfel des Balkens. — Nun erhob ſich der König ſchnell von ſeinem Lager, und rief aus: „Sieh doch, dieß häßliche Inſekt hat mich gelehrt auszudauern! Ich will ſeinem Beiſpiel folgen. Bin nicht auch ich zwölfmal zurückgeſchlagen worden durch die Uebermacht des Feindes? — An einer einzigen weiteren Schlacht hängt die Selbſtſtändigkeit meines Königreichs.“ — In wenigen Tagen wurde die denkwürdige Schlacht von Bannockbures geliefert, in welcher Bruce, dreißig tauſend Mann des eingedrungenen Feindes ſchlagend, ſiegte und die Monarchie Schottlands wieder herſtellte.

8.

Als der nachmalige König Heinrich IV. von Frankreich, noch Prinz von Navarra war, ſah er und mehrere andere, zum Hofe Karls IX. gehörige Standesperſonen, mit denen er eben — und zwar am Abend der unglückſeligen Bartholomäus-Nacht (23. Auguſt 1572) in einem Spiel begriffen war, mehrere Blutstropfen auf das Tuch des Tiſches, an dem ſie ſaßen, fallen, und wurde mit ſeinen Spielgenoſſen nicht wenig darüber beſtürzt.

9.

Guſtav Adolph, König von Schweden, empfing, da er noch jung war, von einer Dame, die er ſehr liebte, einen eiſernen Ring, den er nachher nie wieder von ſeiner Hand kommen ließ. Er beſtand aus ſieben Cirkeln, welche die Buchſtaben ſeiner beiden Namen bildeten. Sieben Tage vor ſeinem Tode (30. Oct. 1632) ward dieſer Ring von ihm genommen, ohne daß er zur Zeit dieſen außerordentlichen Diebſtahl bemerkte. —

10.

Der holländiſche Hiſtoriker Schoutens, (und nach ihm mancher Chronikenſchreiber) erzählt mit vollem Ernſt die verſchiedenen Vorzeichen, die vor der Einnahme und blutigen Verheerung der von den Holländern vorher beſeſſenen — im Jahr 1661 aber an die einfallenden Chineſiſchen Seeräuber übergebenden — Inſel Formoſa, ſtattgefunden haben.

Schon im Januar dieſes Jahres habe man gewaltige Erdſtöße auf dieſer Inſel erlebt, wodurch alle Berge derſelben in Bewegung geſetzt, und zu Troja 31 Häuſer niedergeworfen worden ſeyen. Die dicken Mauern der Citadelle Seeland hätten viel dadurch gelitten, und zugleich ſeyen die Wellen der See ſo hoch geſtiegen, daß es ſchien, als ob die ganze Inſel untergehen müßte. „Den 15. April darauf“ ſagt er nun weiter) habe man zu Mitternacht auf einem Bollwerk der Feſtung Seeland einen furchtbaren Lärm gehört, wodurch die ganze Beſatzung aufgeweckt worden ſey, die ſodann ohne Zaudern die Waffen ergriffen habe, um dahin zu eilen, wo ſich das Getöſe habe hören laſſen; aber ſie hätte nach langem Suchen durchaus nichts gefunden, woraus ſie ſich das entſetzliche Getöſe hätten erklären können. — Noch mehr. Auf der Rhede von Baramboi ſeyen damals 3 Schiffe vor Anker gelegen, von welchen aus man am Lande (oder der Inſel) eine Stunde vor Tagesanbruch, in Zwiſchenräumen, ſtarke Flammen habe ausbrechen ſehen, wie wenn man aus Kanonen ſchöſſe. Dieſelbe Erſcheinung habe man von der Feſtung Seeland aus — als ob man auf den Schoſſen die Kanonen löſe — bemerkt, aber ohne den geringſten Laut zu hören. Bei Tagesanbruch ſey alles verſchwunden. — Den 19. deſſelben Monats habe man am hellen Mittag vor den neuen Werken des Forts einen Menſchen, oder vielmehr ein Thier in menſchlicher Geſtalt dreimal aus dem Waſſer hervorkommen, und wieder untertauchen ſehen. An demſelben Nachmittag aber habe man unter einem der Bollwerke der Feſtung eine andere Geſtalt, ein Meerfräulein, mit langem blondem Haare entdeckt, die ebenfalls zu dreimalen erſchienen ſey.

(Verſchiedene merkwürdige Vorzeichen vor dem Beginn und während des Verlaufs des 30jährigen Kriegs, und namentlich auch vor dem unglücklichen Loos, das Magdeburg traf, werden hier übergangen. Mann kann ſie im Theatro Europaeo oder im „Hiſtoriſchen Bilderſaal“ und anderwärts finden, wie denn hier nur wenige Proben davon aus verſchiedenen Zeitaltern, und darunter meiſt die weniger allgemein bekannten, bis auf die neueſte Zeit angeführt werden können.)

11.

Am Tage des gewaltſamen Todes oder vielmehr der Ermordung Karls XII. von Schweden (11. Dec. 1718) hatte man zu Stockholm einen Orkan, viel ſchrecklicher, als einer, der ſeit Menſchengedenken vorgekommen war. Zu gleicher

Zeit fiel das ſchwediſche Wappen, das über der Pforte des Hotels des ſchwediſchen Geſandten zu London angebracht war, mit lautem Krachen herab.

12.

Am 28. Juni 1739 ließ Kaiſer Karl VI. in der St. Stephans Metropolitankirche zu Wien, ein ſolennes Dankfeſt für den geſchloſſenen Frieden, unter Abfeuerung des großen und kleinen Geſchützes und Läutung aller Glocken halten. Als man hiebei eben die Hauptglocke anzuziehen anfing, ſprang der etliche Centner ſchwere Schlegel derſelben mitten von einander, wiewohl kein Menſch dabei zu Schaden gekommen iſt. — Im Jahr darauf ſtarb der Kaiſer, und fingen die Kriegsrüſtungen zum erſten ſchleſiſchen Krieg zwiſchen Preußen und Oeſterreich an.

13.

Im Jahre 1797 — ein Jahr vor dem Ausbruch der furchtbaren Rebellion in Irrland — wandelte der (iriſche) Graf von Kilmarnock eines Tages in ſeinem Garten. Plötzlich wurde er durch einen heftigen Schreckensſchrei beunruhigt, und bald darauf, während er über die mögliche Urſache nachdachte, hörte er einen zweiten. Schnell lief er ins Haus, und ſuchte den Grund des Geſchreis von ſeiner Gemahlin und ſeiner Dienerſchaft zu erforſchen, aber vergebens. Sie hatten nichts gehört. Als er aber die Kammerfrau ſeiner Gemahlin vermißte, ſagte man ihm, daß ſie in einem oberen Zimmer einige Leinwand zu beſichtigen gegangen ſey. Er verfügte ſich mit ſeiner Gemahlin dahin, und öffnete die Thür, die nicht verſchloſſen war. — Kaum aber hatte die darin befindliche Edeldame des Grafen Angeſicht erblickt, als ſie mit einem abermaligen Schrei des Entſetzens in Ohnmacht niederſank. — Nachdem ſie wieder zu ſich ſelbſt gebracht war, wurde ſie um die Bedeutung deſſen, was Jene gehört und geſehen hatte, befragt, worauf ſie erwiederte: daß, während ſie mit der Ausbeſſerung einiger Linnen beſchäftigt geweſen ſey, ſich die Thüre von ſelbſt geöffnet habe, und ein blutendes Haupt hereingekommen und auf dem Boden herumgerollt ſey. Dieſes ſchreckliche Geſicht habe ſie zu dem erſten Schrei veranlaßt, worauf das Haupt ſogleich verſchwunden ſey. Ein paar Augenblicke nachher habe ſich dieſelbe Erſcheinung wiederholt, und auch ſie habe wieder einen Schrei ausgeſtoßen. Bei der dritten Erſcheinung desſelben Hauptes ſey ſie in Ohnmacht geſunken, und kaum wieder zu ſich gekommen geweſen, als das Hereintreten des Lords ſie wieder in den Zuſtand verſetzt habe, deſſen Zeugin ſie eben geweſen ſeyen. Dieſe Erzählung der erſchrockenen Edeldame wurde nur belächelt, und als Wirkung einer betrogenen Einbildung u. ſ. w. beſpottet. Man dachte nicht mehr daran, bis der Graf von Kilmarnock den Vorfall in einer Nacht dem Grafen von Galloway erzählte, da eben das Geſpräch von Geiſtern und Erſcheinungen handelte, die man beſpöttelte. — Als aber nachher der Graf von Kilmarnock an der Rebellion Antheil genommen hatte, und der Graf von Galloway davon benachrichtigt worden war, ſo erinnerte er ſich ſogleich der Geſchichte und ſagte: er wolle eine Wette eingehen, daß der Graf von Kilmarnock ſein Haupt verlieren werde, — was auch kurz darauf eintraf.

11.

Beim Einzug der Ruſſen, Oeſtreicher und Preußen in Paris (den 31. März 1814) fiel der große Aſt des Baumes, unter dem der Marſchall Calinat zu St. Gratien begraben lag, mit lautem Krachen zu Boden.

An dieſen Proben, wovon die beiden letzten engliſchen Zeitſchriften entnommen ſind, mag es vorerſt genügen zu zeigen, wie verſchiedenartig dergleichen Vorzeichen ſeyn können, und wie ſie keinem Zeitalter fremd waren. Uebrigens kann nur der Erfolg eigentlich beſtätigen, was als ein wirkliches Vorzeichen anzuſehen war. — Dagegen giebt es einige Erſcheinungen, die wirklich ganz räthſelhaft bleiben, indem man oft lange Zeit nachher keine Erfüllung nachweiſen kann, und man dann eigentlich nicht weiß, zu welcher Claſſe von Phänomenen man ſie rechnen ſoll. — Von der Art iſt die folgende Erzählung, die, weil ich ſie im Deutſchen noch nirgends geleſen habe, meines Erachtens wohl ein Plätzchen im Magikon finden dürfte. Ich entnehme ſie einem im Jahr 1836 von P. Ottway herausgegebenen, zu London gedruckten Werke mit dem Titel: „The Spectre, or News from the invisible world: a Collection of remarkable Narratives on the certhainty of supernatural visitations from the Dead to the Living; impartially compilad from the works of Baxter, Wesley, Simpson and other writers of in disputable veracity". — wobei ich nur erinnere, daß ich die in einem Briefe an den Herausgeber (?) enthaltene Erzählung treu überſetzt, aber hie und da etwas abgekürzt, ohne Abbruch der weſentlichen Sache, wiedergebe.

„Erzählung eines ſehr ſonderbaren Geſichts."

(Den angegebenen Ortſchaften nach hat ſich das Ereigniß an der Weſtküſte Schottlands unweit der Stadt Inverary zugetragen.)

„Da Sie wünſchen, eine genaue Nachricht zu bekommen von dem Geſichte, das mein Vater und Großvater in der Nachbarſchaft dieſes Ortes geſehen haben, ſo will ich mich nun beſtreben, Ihre Bitte zu erfüllen. Ich hörte es mit allen näheren Umſtänden ſo oft von ihnen erzählen, ſowohl da ſie noch bei einander lebten, als auch nach dem Tode meines Großvaters, daß es mir ſo feſt eingedrückt iſt, als ob ich ſelbſt Augenzeuge davon geweſen wäre. Zu gleicher Zeit muß ich bekennen, daß, ſo gerne ich auch die Lady — und Sie mit der ſchriftlichen Erzählung befriedige, ich es doch mit einiger Zurückhaltung thue, indem ich weiß, wie wenig Glauben die gebildeteren Claſſen der Menſchheit einer Erzählung dieſer Art gemeiniglich ſchenken, und wie wenig es dem gewöhnlichen Lauf der Urſachen und Folgen entſpricht.

Dieſes Geſicht wurde von ihnen ungefähr um 3 Uhr des Nachmittags, an einem ſehr warmen, hellen Tag, an dem die Sonne in aller Kraft ſchien, im Monat Juni oder Juli zwiſchen den Jahren 1746 und 1753 geſehen. Näher kann ich das Jahr nicht beſtimmen. Mein Großvater war damals ein Pächter in Glenary, (das, wie Sie wiſſen, etwa 4 Meilen — 1½ Stunde von hier, Inverary, — entfernt iſt), und mein Vater damals ein unverheiratheter junger Mann, war noch bei ihm zu Hauſe.

Am Morgen des ebenerwähnten Tages hatte mein Großvater ein Geſchäft in Gleſhiray abzumachen, und nahm meinen Vater mit ſich. Sie giengen dahin über den Hügel, der zwiſchen beiden Orten liegt, und da ihr Geſchäft bald nach Mittag beendigt war, ſo umgiengen ſie beim Heimweg den Hügel in der Richtung nach Inverary, um heimzukehren. Zu der Zeit lag der allgemein benützte Weg von Glenſhiray nach Inverary an der Weſtſeite des Fluſſes Shiray hin bis zur Gairan-Brücke, wo er mit der Landſtraße von Inverary in's flache Land, — nächſt dieſer Brücke zuſammenſtößt. Sobald ſie zur Brücke kamen, und ſich auf der Landſtraße Inverneß zu gewendet hatten, — wo ſie gerade einen Theil der alten nun abgebrochenen Stadt Inverary vor ihren Blicken liegen hatten — ſahen ſie auf dem Grunde, wo die neue Stadt Inverary jetzt ſteht, längs der Straße zur Brücke hin, zu ihrer großen Verwunderung eine große Zahl von Soldaten unter Waffen auf ſie zumarſchiren. Zu dieſer Zeit waren nur die vorderſten Reihen bis gegen Kilmalieu hin avancirt, das Ganze noch nicht im Geſicht. Sie marſchirten in regelmäßiger Ordnung und ſo dicht aufeinander, als ſie ſich immer bewegen konnten, längs dem Ufer des Meeres und der Landſtraße vorwärts, und durchkreuzten den Fluß Avay nahe bei der Stadt an derjenigen Stelle, wo ſeither die neue Brücke gebaut worden iſt; des Nachzuges ſchien gar kein Ende werden zu wollen. Der Boden, worauf jetzt die neue Stadt ſteht, war damals mit einer Parkmauer umgeben, und die Straße wand ſich um dieſelbe kreisförmig hin zwiſchen der Mauer und dem Meere. Daher konnten mein Vater und Großvater nur ſo viel von der Armee ſehen, als um dieſe Krümmung der Straße nach und nach avancirt war.

Dieſer ganz unerwartete Anblick zog ihre Aufmerkſamkeit ſo ſehr an, daß ſie eine gute Weile ſtehen blieben, um die heranrückende Armee zu beobachten. Dann giengen ſie langſam vorwärts, hielten aber dann und wann inne, indem ſie ſtets die Augen auf die Gegenſtände vor ihnen gerichtet hielten. Inzwiſchen fuhr die Armee fort, regelmäßig vorzurücken; ſie konnten nun 15 oder 16 Paar Fahnen zählen, und beobachteten, daß diejenige Mannſchaft, die ihnen zunächſt war, ſechs oder ſieben Mann in jedem Glied, auf der Straße marſchirten, begleitet von vielen Weibern und Kindern, ſowohl auf als unterhalb der Straße, wovon mehrere, die allerlei Küchengeräthe trugen, ſich als Marquetenderinnen auswieſen. — Sie waren in Roth gekleidet, und die Sonne ſchien ſo hell, daß der Glanz ihrer Waffen (aus Musqueten und Bajonetten beſtehend) zuweilen die Augen blendete. Sie bemerkten auch dabei in einiger Entfernung ein Thier, das einem Hirſch oder einem Pferde glich, mitten unter dem Haufen der Soldaten, die, wie es ihnen vorkam, mit ihren Bajonetten das Thier vor ſich her ſtießen.

Mein Vater, der nie zuvor eine Armee geſehen hatte, that natürlich viele Fragen an meinen Großvater, (der unter den Argyle-Hochländern gedient und mitgeholfen hatte, den Aufſtand im Jahre 1749 zu unterdrücken), über die wahrſcheinliche Route und Beſtimmung dieſer vorrückenden Armee, und die Zahl ihrer Leute. Mein Großvater erwiederte ihm, daß er glaube, ſie ſeyen von Irland herübergekommen, und hätten zu Kentyre gelandet, und marſchirten wohl nach England, und, nach ſeiner Schätzung, ſeyen die Truppen zahlreicher als die Armee auf beiden Seiten bei der Schlacht von Culloden. — Mein Vater hatte beſonders bemerkt, daß die hinteren Glieder ſtets vorwärts ſpringen mußten, um die vorderen einzuholen, und gefragt, wie das komme? weswegen mein Großvater ihm ſagte, daß dieß immer der Fall mit den hinteren Reihen ſey; das geringſte Hinderniß werfe die Reihen zurück, was in einem noch höheren Grade den Marſch der hinterſten aufhalte und ſie nöthige vorwärts zu laufen zu ihrer gewöhnlichen Stellung, wobei er meinem Vater den Rath gab, daß er, wenn er je in die Armee eintreten würde, trachten ſollte, wo immer möglich in eines der vordern Glieder zu kommen, die immer mit Leichtigkeit und Gemächlichkeit marſchiren könnten, während die hintern ſtets auf ſolche Weiſe laufen müßten.

Unterdeſſen hatte ſich die Armee meinem Vater und Großvater bis auf ungefähr 150 oder 200 Schritte genähert, und da der vordere Theil der Armee ihnen nun gerade gegenüber war, ſo konnten ſie ſie genauer als vorher beobachten. Der Vortrab beſtand aus 40 bis 50 Mann, mit einem zu Fuß vor ihnen hergehenden Offizier. Eine kleine Entfernung hinter dieſen ritt ein anderer Offizier zu Pferd, den ſie, nach ſeinem Vorkommen und ſeiner Stellung für den Oberbefehlshaber hielten. Er hatte einen goldbordirten Hut auf, und einen blauen Huſarenmantel mit weiten, offenen, herabhängenden Aermeln, inwendig roth ausgefüttert, an. Er trug auch Stiefel und Sporn; ſeine übrige Kleidung konnten ſie nicht ſehen. Mein Vater faßte ihn ſo ſehr ins Auge, daß er ſagte, wenn er ihn wieder ſehe, würde er ihn ganz wohl kennen. Hinter dieſem Offizier marſchirte die übrige Armee mit den zuvor gemeldeten Weibern und Kindern daher.

Als mein Vater ſeine Neugierde nun genugſam befriedigt hatte, ſtellte er meinem Großvater ſeine Beſorgniß vor, daß die heranrückende Armee bei ihrem Anmarſch ſie zwingen könnte, mit ihr zu geben, oder ſie ſonſt übel behandeln möchte, und ſchlug vor, da eben ein großer Buſch ſie vor ihrem Anblick verhüllte, daß ſie über den Graben, der den Thierpark von der Landſtraße trennt, ſetzen, und ſich hinter der jenſeitigen Mauer bergen ſollten. Mein Großvater hatte keine Beſorgniß für ſeine Perſon, wollte aber meinem Vater nicht entgegen ſeyn, zu thun, was ihm beliebe. So ſprang mein Vater ſogleich über den Graben, und gieng eine Strecke unterhalb der jenſeitigen Mauer weiter. — Darnach beſtieg er einige Tannenſtumpen, um, wie er glaubte, den ſchon vorübergegangenen Soldaten nachzublicken, aber zu ſeinem äußerſten Erſtaunen waren ſie alle verſchwunden; nicht einer von ihnen war mehr zu erblicken. Er eilte voll Erſtaunen meinem Großvater zu, mit der Frage: Was iſt aus den Leuten geworden? — Mein Großvater aber, der, nachdem mein Vater ihn verlaſſen hatte, ihnen keine große Aufmerkſamkeit mehr zugewendet zu haben ſchien, bemerkend, daß ſie alle verſchwunden waren, ſagte mit gleichem Erſtaunen: „Ich weiß es nicht.“ —

Fortſchreitend auf dem Weg nach Inverary empfahl er meinem Vater, tiefes Stillſchweigen über die Sache zu beobachten, hinzufügend: daß ſie ſich mit der Erzählung nur lächerlich machen würden, denn Niemand würde glauben, daß ſie ein ſo außerordentliches Geſicht gehabt hätten; zugleich ſagte er ihm, daß, obſchon er (mein Großvater) es nicht erleben möchte, doch mein Vater möglicher Weiſe dieſes Geſicht verwirklicht ſehen könnte. — Kaum hatten ſie dieſe Unterredung beendet, als ſie mit Stewart, (einem alten, in Glenſhiray wohnenden, und nun heimkehrenden Manne) zuſammentrafen. Er trieb ein Pferd vor ſich her, das, wie ſie glaubten, dasſelbe Thier war, das ſie zuvor, als von dem Haufen Soldaten umringt, geſehen hatten. Mein Vater, unerachtet der eben erhaltenen Ermahnung, konnte ſich nicht enthalten, den Stewart zu fragen, was aus all den Leuten geworden ſey, die mit ihm gereiſt ſeyen? — Stewart, nicht begreifend, worauf die Frage zielte, antwortete: „daß Niemand in ſeiner

Geſellſchaft geweſen ſey, ſeit er Inverary verlaſſen habe, aber daß er noch nie an einem ſo heißen Tage gereiſt ſey, indem die Luft ſo dumpf und ſchwül ſey, daß er kaum athmen könne, und daß auch ſein Pferd ſo matt und ſchwach geworden, daß er genöthigt geweſen ſey, abzuſteigen, und es vor ſich her zu treiben.“ —

Dieß iſt die Erzählung, die mein Vater und Großvater, nicht nur mir, ſondern auch vielen Anderen an dieſem Ort und in der Nachbarſchaft mitgetheilt haben. Es war nicht möglich, daß ein ſo außerordentliches Ereigniß lange verborgen bleiben konnte. — So außerordentlich es aber iſt, ſo wird doch Niemand, der die beiden Augenzeugen kannte, es für möglich halten, daß ſie ſo etwas erſonnen hätten, und ſo viel ich weiß, zweifelte auch Niemand an der Wahrheit ihrer Ausſage. Mein Großvater ſtarb vor mehreren Jahren; mein Vater innerhalb der beiden letzten, (um 1814), aber keiner von beiden ſah das Geſicht verwirklicht; obſchon allerdings mein Vater ſtarke Erwartung hatte, es einige Jahre vor ſeinem Tode, beſonders bei der letzten Rebellion in Irland, oder bei dem letzten drohenden Einfall der Franzoſen, erfüllt zu ſehen.

C. W.

Ueber den Verſuch, den Sonambulismus und die Geiſtererſcheinungen aus der Lebenskraft zu erklären.

Herr Profeſſor **Fiſcher** leitet den Sonambulismus, und daher auch die Geiſtererſcheinungen, von der, zur Seele gewordenen Lebenskraft ab. „Der Sonambulismus heißt es im „1. Theil pag. 120 (einer Schrift über Sonambulismus) iſt „eine Entbindung und ein Erwachen der Lebenskraft zur Bewußtheit und zu Anfängen der Freiheit, alſo gewiſſermaſſen zu einer neuen, von „der Tagesſeele verſchiedenen Nachtſeele, welche „denn auch den vegetativen, inſtinktartigen, unwillkührlichen, „plaſtiſchen Charakter der Lebenskraft nicht verläugnen wird.“ Die Lebenskraft ſelbſt wird pag. 107 auf folgende Weiſe beſchrieben: „ſie iſt, die den Körper bildende, erhaltende und „belebende Kraft, welche den körperlichen Stoff zu den wundervollen Organen vereinigt, ihn beſtändig wechſelt, in dieſem „Fluße aber die Form der Organe erhält. Das körperliche „Leben iſt nicht bloßes Wechſelſpiel, der etwa nur kunſtreicher „vereinigten, körperlichen Stoffe. Man kennt ſie ja ſehr wohl „die unſchuldigen, körperlichen Stoffe, welche den menſchlichen „Körper zuſammenſetzen: meiſt nichts, als Sauerſtoff, Waſſerſtoff u. ſ. w. Man weiß ſehr wohl, was dieſe Stoffe für „ſich allein, durch ihre ſelbſt überlaſſene Verbindung unter „einander und durch das Wechſelſpiel ihre Kräfte zu Stande „bringen: Waſſer, Kohlenſäure, Ammeniak, nicht aber den „wundervollen, herrlichen Menſchenkörper. Nur indem eine „höhere, bildende und belebende Kraft über ſie kommt, vermögen ſie ſich zu dem wunderbaren Gebilde des menſchlichen „Körpers zuſammen zu fügen. Der lebende Körper ſchließt

„ſomit in und über dem körperlichen Stoffe, ein der Seele
„ſehr verwandtes, nur ungleich kunſtreicher wirkendes Weſen
„ein, die Lebenskraft.“

Dieſer werden nur außerordentliche Fähigkeiten zugeſchrieben.
Denn heißt es pag. 109: „laſſen wir dieſe Lebenskraft
„ſich von dem körperlichen Stoffe löſen und zum Bewußtſeyn
„und zur Freiheit erwachen; ſie wird ganz anders dichten, als
„die Tagesphantaſie. Wollen wir uns vergegenwärtigen, welche
„Fülle von Formen und Geſtalten, welche Farbenpracht die
„Lebenskraft zu produciren im Stande iſt, ſo dürfen wir uns nur
„den Blick auf die organiſche Natur, die Thierwelt und Pflanzenwelt,
„erweitern, die ſammt und ſonders ihr Werk iſt.
„Welche Geſtalt ſollte die Lebenskraft, nicht mit Vollendung
„annehmen können; ſie die gewohnt iſt, ſich zu dem vollkommenſten
„Werke der irdiſchen Schöpfung zum Menſchenkörper
„zu geſtalten! Sie wird ganz anders denken, als die Tagesintelligenz;
„denn noch hat dieſe nach tauſendjährigem Studium,
„die kunſtreiche Einrichtung des Menſchenkörpers, welchen
„die Lebenskraft bildet, nicht begriffen. Laſſen wir nun dieſe
„wundervollen Kräfte, die im geſunden Leben ganz auf die
„Bildung, Erhaltung und Belebung des Körpers verwendet
„werden, zum Denken erwachen, welcher Blicke, welcher
„Einſicht, welcher durchdringenden Intelligenz werden ſie nicht
„fähig ſeyn! Laſſen wir die Lebenskraft, die freie und willkührliche
„Bewegung des Körpers übernehmen, ſie wird ihn
„ſo ſicher und geſchickt leiten, als ſie die unwillkührlichen Lebensbewegungen
„ausführt; denn ſie, welche die Mechanik des
„menſchlichen Gliederbau's ſo wundervoll angelegt, wird ſie
„auch am geſchickteſten zu gebrauchen und dirigiren wiſſen.
„Sie endlich, die Geſundheit, ſelbſt, die bei jeder Kur das
„Beſte thut, wird, wenn ſie reden kann, ihre Krankheit am
„richtigſten erkennen, ſich ſelbſt am richtigſten zu rathen und
„zu helfen, und den Arzt, der ſie beſorgt, zu leiten wiſſen.“

Man ſieht, Herr Profeſſor Fiſcher nimmt zu dieſer Hypotheſe nur darum ſeine Zuflucht, weil er das Bedürfniß fühlt zwiſchen den grob materiellen Stoffen des Menſchenkörpers, von welchen er mit Recht behauptet, daß ſie den herrlichen Bau unſeres Leibes nie hätten hervorbringen können, und der Seele des Menſchen als einem reinen Geiſt, ein vermittelndes Band zu finden. Derſelbe Gedanke hat andere, z. B. Stilling zu der Annahme eines Nervenäthers bewogen, welchen die Seherin von Prevorſt, Nervengeiſt, H. Wirth, Ausdünſtungsſtoff nennt.

Es iſt mithin nur eine etwas verſchiedene Terminologie, um daſſelbe auszudrücken; alle aber bezeichnen damit ein unbekanntes X., welches uns zur Erklärung anderer, unbegreiflicher Erſcheinungen dienen ſoll.

Namentlich hat die Annahme dieſer Lebenskraft des Herrn Profeſſor Fiſcher weit größere Schwierigkeiten, als der Nervenäther oder Nervengeiſt, welchen man bis jetzt vorausgeſetzt hat. Herr Fiſcher geht von der Vorausſetzung aus, welche wir nicht beſtreiten wollen, daß die Seele ihren Leib baue; er ſetzt das Weſen der Seele ſo ganz in dieſe vegetative Kraft, daß er pag. 154 die wache Seele, oder unſer eigenes Ich nur den Ueberſchuß von freier und bewußter Lebenskraft nimmt, welcher ſich den Tag über ungebunden erhielt, allnächtlich aber an die Lebenskraft des Nervenſyſtems zurückſinkt. Das Erwachen dagegen beſteht in einer bloßen Wiederentlaſſung jenes, den Schlaf über zur Gebundenheit zurückgeſunken geweſenen, Ueberſchuſſes, der nun, nachdem er wieder, als freie und bewußte Kraft exiſtirt, „die erwachte Seele heißt.“

Schon das, daß unſere Seele nichts ſeyn ſoll, als der Ueberſchuß einer vegetativen Kraft, deren Beſtimmung und Natur nur eigentlich darin beſteht, unbewußt und nach Naturnothwendigkeit, unſern Leib zu bauen, ſcheint eine ſehr verwerfliche Vorausſetzung zu ſeyn. Nach dieſem wäre mithin der größere Theil der Seele immer eine gebundene, bewußtloſe, vegetative Kraft, welche ſich blos in dem Bauen und Erhalten ihres eigenen

Körpers aufzehrt, und nur den Ueberſchuß der nach dieſer Arbeit übrig bleibt, dazu abgibt, um die Tagſeele, oder unſer eigentliches Ich zu bilden, und wir ſelbſt wären Nichts, als der Reſt der Lebenskraft, welche bei der Bildung von Knochen, Fleiſch, Blut u. ſ. w. nicht aufgebraucht worden iſt. Wie nun aber im Sonambulismus nicht nur dieſer Ueberſchuß der Lebenskraft, ſondern auch der ganze Grundſtock unſerer Seele, die ganze Lebenskraft zur Seele werden ſoll, das hat uns Herr Fiſcher nicht erklärt und iſt auch ganz unbegreiflich. Denn mit der Behauptung, daß ſie auf eine krankhafte Weiſe im Sonambulismus los werde, iſt nichts erklärt, da ſie eigentlich nie von ihren Organen los wird, ſondern auch im Sonambulismus, als vegetative erhaltende Kraft immer fortwirken muß, ſonſt wäre der Sonambule todt. Wir können durchaus nicht glauben, daß der Ueberſchuß einer, nach Naturnothwendigkeit wirkenden Kraft, (die Lebenskraft) ihre Natur ſo gänzlich umändern und zur moraliſchen Freiheit ſich erheben kann; noch weit weniger iſt einzuſehen, wie der Grundſtock ſelbſt, d. h. die ganze Lebenskraft, welche in ihrem ganzen Leben noch nichts gethan hat, als unbewußt und nach Naturnothwendigkeit ihren Leib zu bauen, wie die Biene ihre Zellen, zur Menſchenſeele, zur freien Intelligenz, zur moraliſchen Freiheit ſollte werden können.

Denn dieß wäre nicht etwa eine Steigerung, eine Erhebung, ein Loswerden dieſer Lebenskraft, ſondern eine gänzliche Umänderung ihrer Natur, indem eine nach Naturnothwendigkeit wirkende vegetative Kraft, das gerade Gegentheil der moraliſchen Freiheit und der bewußten Intelligenz iſt. Leichter können wir annehmen, daß die Seele zur bloßen vegetativen Kraft werden kann, d. h. von ihren höhern Fähigkeiten keinen Gebrauch macht, ſie ruhen läßt, und wie etwa ein Embryo, im Schlaf, nur als vegetative Kraft ihren Leib baut. Auch das ſcheint mir wahrſcheinlich, daß die Seele auf eine unbegreifliche Weiſe im Sonambulismus andere Organe ihre Wirkſamkeit wählt, oder in dieſen Organen auf andere Weiſe wirkt.

Daraus erklärt Herr Fiſcher mit Recht das gänzliche Vergeſſen alles deſſen, was im Schlafwachen vorgeht, da das Gedächtniß ſo ſehr an ein beſtimmtes Organ gebunden iſt, daß man mit einzelnen Theilen des Gehirns beſtimmte Erinnerungen wegnehmen kann. Zugleich ſtellt Herr Fiſcher dieſe Lebenskraft viel zu hoch, und ſchreibt ihr zu große Fähigkeiten zu. Wenn er ſagt, man dürfe nur einen Blick auf die organiſche Natur, die Thier- und Pflanzenwelt werfen, um zu erkennen, welche Fülle von Formen und Geſtalten, welche Farbenpracht die Lebenskraft hervorzubringen wiſſe, ſo antworten wir darauf, daß das nicht die Lebenskraft eines einzelnen organiſchen Weſens, ſondern die ſchöpferiſche Kraft der ganzen Natur, oder eigentlich des Schöpfers ſelbſt vermag. Es gilt hier vom Ganzen, was Herr Fiſcher pag. 117 von der Seele ſagt, wenn ſie ihren Körper baut: „es iſt dieß nicht ihr Werk, ſondern Werk des Schöpfers, der ihr die Kräfte und Geſetze dazu eingeſchaffen; — „Werk der Natur, deren Geſchicklichkeit allerdings hoch über „unſerer Freiheit ſteht.“ Sonſt müßten wir ja annehmen, die Lebenskraft eines Kolibri's oder eines bunten Schmetterlings müßte zur Seele eines Raphael werden, wenn ſie ſich auf eine krankhafte Weiſe von ihrem Organismus losmachen und frei werden könnte. Gerade ſo verhält es ſich mit der Lebenskraft des Menſchen, ſie ſchafft wohl den herrlichen Menſchenleib, aber nach nothwendigen Geſetzen und unbewußt, und ſchafft ihn eben deßwegen eigentlich nicht, ſondern wie Herr Fiſcher in obiger Stelle ſagt, der Schöpfer, der ihm die Geſetze dazu eingeſchaffen hat. Sie hat eben darum das Gleichgewicht des Körpers nicht abgewogen, wie es pag. 118 heißt, und wird es eben aus dieſem Grund nicht am ſicherſten halten können. Dieſe Lebenskraft hat mithin gar keine Phantaſie und vermag gar nicht zu dichten, denn ſie ſchafft unaufhörlich nach Einem Typus Menſchenkörper, und das iſt weder Phantaſie noch Dichtung. Sie kann mit der Tagesphantaſie gar nicht verglichen werden, deren Werke in unendlicher Manichfaltigkeit, in Geſtalten, Tönen, Farben und Bildern als freies Produkt ihrer Thätigkeit vor uns ſtehen. Und gerade ſo verhält es ſich mit der *Intelligenz* dieſer Lebenskraft. Weil ſie *unbewußt nach Naturgeſetzen* ſchafft, ſo hat ſie ſo wenig Intelligenz als die Biene oder Spinne, und die Erfahrung lehrt durchaus nicht, daß ſie je zum Denken erwacht wäre, und ſo tiefer Einſicht fähig geweſen wäre. Denn wenn auch die Sonambülen einzelne Glieder ihres Körpers durchſchauen und die Mittel ihrer Heilung anordnen, ſo iſt es nicht die Lebenskraft, welcher dieſe höhere Einſicht zukommt, ſondern die *Seele* ſelbſt, welche durch die neue Verbindung, in welche ſie zu andern Organen tritt, in welcher ſie ſonſt nicht mit Bewußtſeyn wirkte, neue Blicke und Einſichten zu Theil werden. Das, was die Tagesintelligenz, wie Herr Fiſcher ſagt, nach tauſendjährigem Studium nicht zu begreifen vermag, die kunſtreiche Einrichtung des Menſchenkörpers und die Wechſelwirkung zwiſchen Seele und Leib, hat dieſe Lebenskraft uns auch im Sonambulismus noch nicht erklärt, auch noch nicht einmal das Räthſel gelöſt, wie die Seele auch nur einen Arm bewegen kann. Auch möchte es mit dieſer hohen Intelligenz, welche Herr Fiſcher der Lebenskraft beilegt, ſchwer zu vereinigen ſeyn, daß ſie dann doch wieder ſich ſelbſt und ihre Leiſtungen, ihre tiefen Blicke und Einſichten ſo wenig kennt, daß ſie bei den Sonambülen ſich einbildet, alle dieſe Einſichten werden ihr von einem, durch die Phantaſie ohne ihr Wiſſen ſelbſtgeſchaffenen Führer oder Schutzgeiſt beigebracht, und ſich durch dieſe Blendwerke der Phantaſie oder Hallucinationen der Sinnen betrügen läßt, ſo wie es kaum denkbar iſt, daß eine ſolche *Intelligenz* ſich leiblich auf die Glieder werfen kann; dann als Gliederſonambulismus ſich wie eine Schlange windet, im Veitstanz tolle Sprünge macht, auf Dachgiebel reitet, und überhaupt die unvernünftigſten Dinge treibt.

Bei näherer Prüfung finden wir ſogar, daß der Unterſchied zwiſchen der Tag- und Nachtſeele, wie Herr Fiſcher ihn darſtellt, aus ſeiner Hypotheſe ſich nicht einmal erklären läßt. Denn auch die Tagſeele iſt ja nichts anders als losgewordene Lebenskraft, nämlich des Ueberſchuſſes, welcher beim Bilden des Leibes übrig bleibt, gerade wie die Nachtſeele. Auch unſere Tagſeele iſt mithin, wie die Nachtſeele eine Entbindung und im Erwachen der Lebenskraft zur Bewußtheit und zur Freiheit, welche daher ſo wenig als die Nachtſeele, den vegetativen, inſtinktartigen, unwillkührlichen, plaſtiſchen Charakter der Lebenskraft verläugnen könnte.

Gerade wenn es nur Eine Lebenskraft gibt, welche mit der Seele Eins iſt, kann ſie durch dieſe Entbindung nicht ſo verſchiedene Seelen hervorbringen. Denn auch die Tagſeele iſt ja dann ein Ausfluß oder Ueberfluß dieſer Lebenskraft, welche in dem Thier- und Pflanzenreich ſo herrlich dichtet und ſollte daher ſo gut dichten, wie ſie; auch die Tagſeele wäre ja dabei geweſen, als die Lebenskraft das Gleichgewicht des Körpers abwog und ſeinen kunſtvollen Bau ſchuf, und ſollte daher ohne lange Uebung und Unterricht dieſelben Equilibrirkünſte anſtellen können, wie die Nachtwandler auf den Dächern und eben ſo tiefe Blicke in das Innere unſerer Organiſationen werfen können, wie die Nachtſeele. Und wenn der Theil der Lebenskraft, welcher unſere Nachtſeele bildet, die Haut zu ihrem Sitz nehmen kann, und mit allen Gliedern, den Fingern, dem Ellenbogen u. ſ. w. zu ſehen vermag; warum kann dieß nicht auch der Ueberſchuß, welcher die Tagſeele bildet, warum iſt dieſer an das Auge gebunden, wenn er ſehen will? Wir müſſen uns doch dieſen, zuerſt zur Seele gewordenen Ueberſchuß, gleichſam als den vorzüglichſten, feinſten Extrakt dieſer Lebenskraft denken, wenn wir unſer werthes Ich, unſere Seele, nicht aus dem Bodenſatz entſtehen laſſen wollen, und dann begreifen wir nicht, warum die Nachtſeele die Tagſeele in ſo vielen Stücken übertrifft.

Endlich wird durch dieſe Hypotheſe die Einheit unſeres

Ich's, gerade ſo aufgehoben und in Stücke zertheilt, wie durch die Phantaſietheorie; denn wir erhalten nicht nur gewiſſermaſſen, wie Herr Fiſcher ſagt, ſondern auch buchſtäblich zwei Seelen, eine Tagſeele und eine Nachtſeele, und zwar auch ſo, daß die Nachtſeele der Tagſeele Dinge vorgaukelt, von welcher nichts vorhanden iſt, oder mehr Kenntniß hat, als ſie. Denn wie die Viſionen, die Geiſtererſcheinungen u. ſ. w. Wirkungen dieſer zur Seele gewordenen Lebenskraft ſeyn ſollen, ſo müſſen dieſe beide Seelen gleichzeitig in unſerem Leibe vorhanden ſeyn, die eine, um das Blendwerk vorzumachen, die andere, um es zu erkennen, ſich darüber zu verwundern, davor zu fürchten, oder wie Nicolai darüber nachzudenken, oder ſich überhaupt äffen und betrügen zu laſſen. Ja in gewiſſen Fällen müßten wir dieſer Lebenskraft Kenntniſſe zuſchreiben, von welchen nicht nur unſere Tagſeele nichts weiß, ſondern von welchen wir eben ſo wenig begreifen, wie unſere Nachtſeele dazu gekommen ſeyn mag. So z. B. wenn jener Geiſt der Frau H. ſeinen, ihr ganz unbekannten Geburtstag eines Geiſtes richtig ſagte, der Geiſt des verſterbenen Burgermeiſter Bellon einzelne Thatſachen auf eine, mit öffentlichen Büchern übereinſtimmende Weiſe angab, ſo können wir nicht einſehen, woher die Lebenskraft, dieſe ihr ganz fremden Notizen erlangt haben ſollte, wenn wir ihr auch in ihrer eigenen Sphäre, in dem Bilden des menſchlichen Organismus eine noch ſo große Intelligenz zuſchreiben. Wollen wir vielleicht auch mit Herrn Wirth, Strauß und andern annehmen, dieſe Lebenskraft habe, ohne Vorwiſſen der Seele, und ohne, daß man es Frau H. angeſehen hätte, ihren Körper verlaſſen und die öffentlichen Bücher durchgeleſen, aus welchen ſie dieſe Kenntniſſe ſchöpfte, und ſey ſodann der Tagſeele als Geiſt erſchienen, um ihr dieſe Notizen mitzutheilen, ſo verwickeln wir uns hier wieder in dieſelben handgreiflichen Widerſprüche, welche wir ſchon hinlänglich nachgewieſen haben. Dieſe Lebenskraft vermag uns daher dieſe Erſcheinungen ſo wenig zu erklären, als die Phantaſie, oder

der Nervengeiſt, oder der Ausdünſtungsſtoff und die Hypotheſen, welche ſchon vorgebracht worden ſind.

Doch nicht nur zwei, ſondern ſogar noch mehr Seelen erhalten wir durch dieſe Hypotheſe, inſofern Herr Fiſcher ſelbſt jedem einzelnen Organ eine beſondere Lebenskraft zuſchreibt, welche zur Seele werden kann, ſo z. B. dem Gehirn, aus welchem der Gehirnſonambulismus entſtehe, wenn ſie zur Seele wird pag. 155. Die Erfahrung, daß von Hellmont mit der Herzgrube zu denken glaubte, wird pag. 167 daraus erklärt, daß die ſonambul erwachte Lebenskraft des Magenmunds ſich mit der Seele des Gehirns zu einem Ich zuſammengeſchloſſen habe und vermöge der größern Energie ihrer Phantaſie und Intelligenz (ohne Zweifel der Lebenskraft des Magenmunds, welche nun ebenfalls Phantaſie und Intelligenz erhalten hat), alles Dichten und Denken übernahm (was ſonſt nicht möglich geweſen wäre). Wer wird dieß nicht unwahrſcheinlich finden, daß ſogar die Lebenskraft eines einzelnen Organs zur Seele werden und Phantaſie und Intelligenz annehmen kann? Und wenn dieß beim Magenmund möglich iſt, ſo wird dieß auch mit der Lebenskraft jedes andern Organs, der Lunge, der Leber, der Milz u. ſ. w. der Fall ſeyn können, und ſo erhalten wir zuletzt eine ganze Legion von Seelen, wie jener Beſeſſene eine Legion von Dämonen im Leib hatte.

Wie materiell dieſe Lebenskraft aufgefaßt wird, wollen wir an einigen Beiſpielen aus dem dritten Band des Sonambulismus zeigen, wo dieſe Hypotheſe zur Erklärung manche Erſcheinungen angewendet wird. Nach pag. 70 „ſeyen die „Viſionen Gehirnſonambulismus, indem nur die Lebenskraft „des Gehirns den zu dem viſionirenden Spiele erforderlichen „Gedankenreichthum in ſich trage.“ Die Lebenskraft des Gehirns hätte mithin das ſelbſtſtändige Vermögen vor der Seele allerlei Figurationen darzuſtellen, ohne daß wir etwas davon wiſſen, daß dieß die Lebenskraft des Gehirns bewirkt, indem uns dieſe Bilder als unabhängige Erſcheinungen vor Augen ſchweben, ohne daß wir etwas von ihrer Entſtehung aus der Lebenskraft des Gehirns merken. Die Lebenskraft des Gehirns hätte die Fähigkeit unſerer Seele, d. h. uns ſelbſt zu necken und zu äffen und uns allerhand Dinge vorzugaukeln, ſie wäre eine zweite, für ſich beſtehende Individualität, welche wir mit uns herumtragen, ohne etwas davon zu wiſſen. Ja in gewiſſen Fällen müßte ſie weit mehr wiſſen, als unſere Seele ſelbſt, wenn uns nämlich dieſe Viſionen Etwas Zukünftiges darſtellen, wie im zweiten Geſicht, oder wenn ſie uns eine höhere Wahrheit mittheilen, wie bei der Viſion, welche der Apoſtel Petrus hatte.

Pag. 159 ſpricht Herr Profeſſor Fiſcher von einer ganzen Maſſe des ſonambulen Bewußtſeyns, indem er ſagt: „Die „Viſion kann in dem Zuſtande des Halbſchlafes vorhanden „ſeyn, oder fehlen; dieß hängt von der Maſſe des entbundenen, ſonambulen Bewußtſeyns ab. Meiſt bildet das ſonambule Bewußtſeyn eine blaße, den halbwachen Augen entſtrömende Lichthallucination.“ Die Worte der Sonambule von Gmelin: ſobald der magnetiſche Schlaf aufhört, ſo umfließt der Dunſt, der vorher die Nerven umgab, ſie, wie vorher, erklärt Herr Fiſcher pag 165 auf folgende Weiſe: d. h. „die Lebenskraft der Nerven kehrt in Bewußtloſigkeit „zurück.“ Wir hätten alſo hier eine Lebenskraft, welche bald zu Licht werden kann und dann zur Bewußtheit wird, bald wieder ſich verdichtet und dann zu Dunſt wird; eine Lebenskraft, welche gleich einer Luftart dem halbwachen Auge entſtrömen kann, und doch Bewußtheit, Intelligenz, Phantaſie u. ſ. w. beſitzt, d. h. eine zweite Seele iſt, alſo gleich einer Materie entſtrömt und verdichtet und zu Dunſt wird, und doch auch Bewußtſeyn hat! Ja dieſes Selbſtbewußtſeyn kann ſogar wolkicht werden, wie ein chemiſcher Niederſchlag. Denn nach pag. 166 „wirkt die einſchläfernde Manipulation „durch Entbindung des innerlich klaren, dem Auge wolkicht „entſtrömenden Selbſtbewußtſeyns.“ Dieſes Selbſtbewußtſeyn kann auch ganz aus uns hinausſtrömen, denn pag. 220 heißt es: „das ſonambule Bewußtſeyn lagert ſich „wie eine *Lichtwolke*, die ſich bis zu einem Lichtmeere ausdehnen kann, um den *Körper* der Sonambule.“ Und zwar iſt dieſes Bewußtſeyn ſo materiell, daß es nach pag. 221 zu einem *Nebel* werden kann. Aus dieſer Hypotheſe, daß ſogar die Lebenskraft eines einzelnen Organs zum Bewußtſeyn kommen kann, ſucht er bei den Sonambulen das Durchſchauen ihrer innern Theile zu erklären. So heißt es pag. 266: „wahrſcheinlich beruht der Anſchein der örtlichen Anſchauung „(ſolcher Organe), darauf, daß gerade die Lebenskraft derjenigen Körperparthie, deren Eingeweide im Schaubilde „erſcheinen ſollen; es iſt, welche ſonambul entbunden und „viſionär geſtaltet wird.“ Dieß wird pag. 270 noch deutlicher mit den Worten erklärt: „daß die ſonambule Intelligenz „ein wahres Schaubild der Eingeweide liefern kann, iſt ſo „unbegreiflich nicht; denn es iſt ja die Lebenskraft ſelber, „welche jene Eingeweide beſtändig producirt, und daher wohl „ein getreues Nachbild ihrer beſtändigen Produktion liefern „kann. Am Ende iſt dieſes Schaubild des Innern nur eine „Art Doppelgänger und gehört als ſolcher zu den erklärlichſten „und nächſtliegenden viſionären Produkten der ſonambul entbundenen Lebenskraft.“ Und zwar müßten wir annehmen, daß dieſe Lebenskraft ſelbſt die Geſtalt dieſer Eingeweide annehmen würde, denn es heißt auf derſelben Seite ausdrücklich: „wahrſcheinlich iſt es gerade die Lebenskraft der Körpertheile, „deren Eingeweide geſchaut wird, welche ſich zu dem Schaubild derſelben *geſtaltet*.“ Wenn mithin eine Sonambule glaubt, ſie ſehe ihre Leber, und ſie ganz richtig beſchreibt, ſo iſt ſie in einem ſtarken Irrthum, denn es iſt nicht ihre Leber, welche ſie ſieht, ſondern die *losgebundene Lebenskraft dieſer Leber*, welche in der *Luft* vor den Augen der Sonambule ein ganz ähnliches Schaubild — einen Leberdoppelgänger, wie Herr Fiſcher ſagt, bildet, welches, der wirklichen Leber nach Geſtalt, Farbe u. ſ. w. ſo ähnlich ſieht, wie unſer Bild im Spiegel. Und zwar merkt die Seele von dem allem nicht das Mindeſte, die Lebenskraft dieſer Leber wird los und bildet dieſes Luftbild, ohne daß die Seele es gewahr wird, ſondern ſie weiß ſie ſo zu täuſchen, daß ſie ihre Leber ſelbſt zu ſehen glaubt, während ſie nur ein, von der Lebenskraft hervorgebrachtes luftiges Schaubild erblickt, und wenn der Herr Profeſſor Fiſcher in Baſel nicht hinter dieſen Betrug gekommen wäre, ſo hätte es kein Menſch gewußt. Wenn es aber richtig iſt, daß die Lebenskraft des Magens, der Leber, des Gehirns u. ſ. w. ſolche Schaubilde in der Luft zu zaubern weiß, ſo möchten wir nun fragen, wie es denn kommt, daß nur die Sonambule allein dieſes reelle Schaubild ſieht, welches in der Luft vor ihren Augen ſchwebt?

Würde er ſich aber darauf berufen, daß ja nach unſerer Anſicht auch die Geiſter nur von denen geſehen werden, welche eine Empfänglichkeit für dieſes Schauen haben, ſo würde er hier die Realität dieſer Geiſter zugeben müſſen, ſo wie er ja auch hier dieſes Schaubild nicht blos für Etwas imaginäres, ſondern für Etwas reelles hält. Mir kommen aber dieſe Kunſtſtücke der Lebenskraft ſo erſtaunlich vor, daß ich lieber an alle Wunder der Zauberwelt glauben will.

Gerber.

Todesahnungen.

1.

Die Gattin des Herrn Oberamtsrichters Römer zu Weinsberg erzählte in einer Geſellſchaft von vielen Freunden und auch früher ſchon hie und da Einzelnen: Vor ungefähr 4 Wochen ſeye ſie durch heftiges Schreien ihres 2½ Jahr alten Kindes in der Mitternacht aus dem Schlafe erweckt worden und als ſie ſich nach dem Kinde (das an ihrer Schlafſtätte in einer beſondern lag) umgeſchaut, habe ſie ganz deutlich: denn ſie ſeye völlig wach geweſen, eine graue Menſchengeſtalt vor dem Bettchen ihres Kindes ſtehen und über das Kind hineinſchauen ſehen.

Erſchreckt habe ſie ſogleich ihrem Manne gerufen, er ſolle doch ſchnell ein Licht anzünden, ſie meine, es ſey jemand da. Dieſer ſey erwacht und habe ein Licht angezündet, worauf ſie aber beide nichts mehr geſehen. Sie habe, während ihr Mann mit Fertigung des Lichtes ſich beſchäftigte, immer noch die Geſtalt deutlich vor dem Kinde ſtehen ſehen.

Frau Römer äußert in der Geſellſchaft: es ſeye ihr bange, daß dieß dem Kinde ein Unglück bedeuten könnte. Dieſe Erzählung machte Frau Römer am Mittwoch. Am Samſtag der gleichen Woche ging daſſelbe Kind, nachdem es zu Mittag gegeſſen, mit dem Vorgeben, es gehe in die Küche zur Magd, ohne Wiſſen der Eltern, vor das Haus auf die Straße. Ein ſchwerbeladener Bretterwagen fuhr vorüber, ergriff das Kind und fuhr mit dem vordern Rade über ſeinen Bauch, daß es augenblicklich todt blieb.

2.

Heilbronn den 26 März 1843.

Am geſtrigen Mittag begab ich mich in das Krankenzimmer der männlichen Gefangenen des hieſigen Kreis-Gefängniſſes. Hier traf ich mehrere Patienten, wovon der eine, der 27jährige G. M. Fein von Bodenheim, von der Lungenſchwindſucht befallen, ſeit längerer Zeit in ärztlicher Behandlung ſich befand und nach ärztlichem Ermeſſen dem Ziel ſeiner Tage ſehr nahe ſtund. Eben dieſem Menſchen — einem habituirten Betrüger und daher mit einer Reihe von Criminalſtrafen behaftet, bis jetzt aber keineswegs auf den Weg zur Beſſerung gelangt — machte ich bei dieſer Gelegenheit das Gefährliche ſeiner Krankheit bemerklich, um hiedurch den Wunſch in ihm zu erregen, nunmehr der Pflege des Haus-Geiſtlichen ſich anzuvertrauen, und Troſt für ſeine Seele zu ſuchen.

Der Kranke äußerte jedoch wegen ſeines Befindens keine große Beſorgniß und ging nicht darauf ein, den Seelſorger zu ſich zu berufen. An demſelben Tage noch, etwa 5 Stunden ſpäter, als Fein eben auf ſeiner Lagerſtätte ſitzend die Abendſuppe zu ſich nahm, legte er plötzlich ſeinen Eßlöffel zur Seite und äußerte mit feſter Stimme und unerſchrocken gegen ſeine Zimmer-Genoſſen:

> Morgen früh ſeht ihr mich nimmer!
>
> Man hat mir gerufen: „Fein!“ und zugleich hat es an meiner Bettſtatt geklopft, dieß bedeutet meinen nahen Tod!

Als ſogleich nachher der Ober-Aufſeher in demſelben Zimmer ſich einfand, erzählten ihm die übrigen Patienten, was Fein ſo eben ausgerufen habe; während übrigens von ihnen weder ein Rufen noch Klopfen vernommen worden ſey. Fein ſelbſt aber verſicherte zugleich, daß er ſich hiebei nichts weniger, denn getäuſcht habe und verband hiemit die Bitte: ſeinen Leichnam doch nicht der Anatomie zu übergeben.

Die folgende Nacht über zeigte er ſich — auch jetzt noch den Zutritt des Haus-Geiſtlichen ablehnend — gemüthsruhig und ſtarb ſodann ohne ſchweren Todeskampf am nächſten Morgen, 12 Stunden nach der vorerwähnten Ahnung.

Verwalter des K. Kreis-Gefängniſſes
Juſtiz-Aſſeſſor Klunzinger.

3.

Fouqués (des Dichters) Tod erfolgte ganz unerwartet und war von einem höchſt merkwürdigen Umſtande begleitet. Geſund hatte er am 21. Januar (1843) ſein Haus verlaſſen und mehrere Beſuche gemacht, als ihn, da er Abends heimkehrte, auf der Treppe, noch ehe er ſein Zimmer erreicht hatte, ein Schlagfluß traf, an deſſen Folgen er am 23. früh verſchied, ohne wieder zum Bewußtſeyn gekommen zu ſeyn. Die letzten Worte, die er hinieden geſchrieben, finden ſich in ſeinem Tagbuche und ſind unmittelbar vor ſeinem Ausgang eingezeichnet. Sie lauten wörtlich: (die Originalhandſchrift liegt uns vor) Am 31. Januar (Morgens beim Aufſtehen und gleich nachher):

„Heil! Ich fühl' der Herr iſt mir nah und nah auch der Tod mir,
Doch weit näher der Herr. Heil mir der ſeligen Ruh!"

So ſprach ſich Fouqué ſeinem Gott gegenüber aus, denn er wußte nicht, daß Menſchen ſobald einen Blick in das immer ſorgfältig verborgene Tagbuch thun würden; dieſe Abſchiedsworte aber zeigen uns Fouqué in ſeiner wahren Geſtalt, und das Bild hiervon wollen wir alte Freunde des Vorausgegangenen treu feſthalten, bis auch wir berufen werden, ihm nachzufolgen.

Berlin, 2. Februar 1843 an Fouqués Geburtstag.

Julius Eduard Hitzig.

(Siehe allgemeine Zeitung 24. Februar 1843.)

4.

Herr Hofrath v. Reinbek erzählt in ſeiner intereſſanten Schrift: Leben und Wirken Dr. Th. Joh. Guſtav Reinbek, weil. Königl. Preußiſcher Conſiſtorialrath, folgende merkwürdige Begebenheit:

„In dem Verhältniſſe als Seelſorger geſchah es, daß meinem Großvater von einer angeſehenen Kaufsmannswittwe, Frau Weſtphal, ein Schnupftuch eines Abends überſandt wurde, mit der Bitte, es zu beſehen. Er ſchlug es auseinander und erblickte mit Entſetzen darin in einem Blutauswurf das ihm wohlbekannte Bildniß eines der entfernten Söhne der Wittwe, der Huſaren-Officier war, mit einer klaffenden Wunde am Halſe. Er begab ſich ſogleich zu der armen Frau, die er in der höchſten Bewegung fand und die ihm erzählte, daß ſie in der Dämmerung das Tuch gebraucht habe und ihr aufgefallen ſey, Blut darin zu finden. Als Licht gekommen ſey, habe ſie darin das Bildniß ihres Sohnes erkannt, mit einer Wunde am Halſe. Er ſey gewiß todt. — Mein Großvater konnte die Aehnlichkeit nicht beſtreiten, und ermahnte ſie, dieſe unerklärbare Erſcheinung dazu zu benutzen, ſich Faſſung zu gewinnen für die nächſte Nachricht von ihrem Sohne, die, wenn ſie ein ihm widerfahrenes Unglück bringen ſollte, ihr wenigſtens nicht unerwartet käme. Sie kam bald und enthielt die Kunde, daß er in einem Duell einen tiefen Hieb in den Hals erhalten habe, und daran geſtorben ſey. — Das Blutbild wurde ſogleich aus dem Tuche geſchnitten und zum Andenken in einen Rahmen unter Glas bewahrt. Im Jahre 1790 kam an der königlichen Tafel die Rede darauf und der König Friedrich Wilhelm II. ließ das Bild von der Familie Weſtphal holen. Hier ſah es mein verſtorbener Schwager, der Geheime-Ober-Finanzrath v. Burghoff, und dieſer brachte es in's väterliche Haus, wo ſo oft von dieſem merkwürdigen Vorfall war geſprochen worden. Das Blut war erblaßt, aber das Profil und der Hieb am Hals noch ganz kennbar. Es iſt wahrſcheinlich noch in der Familie vorhanden.“

Ausſprüche der Alten über den Tod.

Was von jeher als das allgemeine Loos der Menſchheit ſich unwiderſprechlich der Ueberzeugung aufdrang, ſterben zu müſſen, das haben auch die heidniſchen Schriftſteller in ſeiner ganzen Allgemeinheit erkannt und gelehrt. Auch bei ihnen kannte man keinen Unterſchied des Geſchlechts, des Alters, des Standes, Ranges, wenn man vom Tode ſprach.

Alle müſſen wir ſterben, ja Alle erwartet der Fährmann
Gierig harrend, es reicht kaum für den Haufen das Boot.
Alle wir eilen dahin, dieß Ziel iſt allen geſetzet,
Alles in ſeine Gewalt bringet der finſtere Tod.

Ovid.

Es klopft der blaße Tod mit immer gleichem Schritte,
Bei Fürſtenhäuſern an und an des Armen Hütte.

Horaz.

Es wandert Arm und Reich des Todes Höhle zu.

Pinder.

Alle unterliegen demſelben Loos; das Glück, geboren zu werden, hat den Tod zur Folge. Sir. 40, 3. 4.

Seneka.

Schon damals gab es übrigens Träumer, welche, wie weiland Paracelſus Theophraſtus, ein Kraut für den

Tod ſuchten. Eines ſolchen gedenkt Galen de marasmo. — Wie aus Paulus Seele geſchrieben (Rom. 5. 12.) iſt das Wort:

Von Fehlern völlig rein, vom Tode frei
Iſt auch nicht Einer.

Simonides.

Wir ſtaunen über die Kraft, mit welcher Viele von den Alten dem Tod, dieſem der Natur ſo herben und finſtern Feind, eine heitere, ja liebliche Seite abzugewinnen wußten. Das hört man ſie manchfach behaupten, das bezeugten die unzähligen Beiſpiele ruhiger, ja fröhlicher Todesverachtung.

Den Neugebor'nen ſollt' ein Trauerfeſt
Gemeinſam klagen, der ſo vielen Leiden
Entgegengeht, doch wer im Tode ruht,
Glückwünſchend ſollte man und fröhlich ihn
Beſtatten.

Euripides.

Wer weiß, das Leben iſt ein Sterben
Der Tod ein Leben?

Derſelbe.

Daß der Tod für ein Glück gehalten worden, beweiſt jene liebliche Erzählung, welche Cicero von Herodot entlehnt hat: die beiden Söhne einer Prieſterin ſahen, daß die Zugthiere, welche die Mutter zu dem feierlichen Opfer führen ſollten, zu lange verweilten. Sie legen ihre Kleider ab, ſalben ſich mit heiligem Oele, und ziehen den Wagen anſtatt der Zugthiere. Die gerührte Mutter bittet die Gottheit um einen ihrer frommen That würdigen Lohn. Nach der Mahlzeit legen ſie ſich ſchlafen, — am andern Morgen findet man beide Jünglinge todt. — Cleobis und Biton.

Freilich iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Anſicht vom Tod ein Folge der Betrachtung irdiſcher Leiden war. wie Cicer ſagt, ein alter Redner, Alcidanus, habe dem Tod eine Lobrede gehalten, die aus einer bloßen Aufzählung der Leiden de Lebens beſtanden habe. Doch möchte dieſe Betrachtung nicht di allen lebenden Geſchöpfen ſo tief eingeſenkte Lebensluſt überwältigen. Auch Glücklichen empfahl man den Tod als ei Gut. Wenn es daher auch als Schwärmerei beklagt werde muß, was Cicero von einem Cleombrotus erzählt, Plato' Phädon habe eine ſolche Sterbensluſt in ihm erregt, daß e ſich über eine Mauer hinabſtürzte — ſo bleibt doch dieſes Bu eine herrliche Anleitung zu vernünftigen Todesbetrachtunge

Wahre Philoſophen machen es allein zu ihrem Hauptgeſchäft, ihre Seele vom Körper frei zu machen. —

Plato.

Das Leben der Philoſophen iſt eine Todesbetrachtung.

Cicero.

Der Geiſt des Philoſophen hält den Körper für gerin ſucht ihm zu entfliehen, und nur mit ſich ſelbſt allein z ſeyn. cf. Rom. 7, 24.

Plato.

Der ſterbende Sokrates — um nicht nur Worte, ſonder auch Thaten anzuführen, (zahlloſer Aufopferungen im Schlachtentod nicht zu gedenken) verdiente den chriſtlichen Martyrer nicht ferne zu ſtehen. Er ſuchte keinen Anwalt, flehte nic um Gnade, blieb ſtandhaft, nicht aus Stolz, ſondern au wahrer Seelengröße; redete noch an ſeinem Todestag viele vom Sterben; konnte fliehen, er wollte nicht, und noch m dem Giftbecher in der Hand, ſprach er nicht als einer, d in den Tod, ſondern hinauf zum Himmel ziehen will. Wa gab dieſem Manne ſolche Kraft? —

Der Selbſtmord wurde von Einigen gerühmt, von Andern verworfen.

Jünglinge, welche ſich zur Weisheit bekennen, weigern ſich, Hand an ſich ſelbſt zu legen, halten es für Unrecht, ihre eigenen Mörder zu werden; man müße warten, denken ſie, auf ſein natürliches Ende. **Seneca.**

Cebes: Warum hält man es für Unrecht, ſich den Tod zu geben? Wo es erſprießlicher wäre, zu ſterben, als zu leben? Man ſollte ſich doch wundern, wenn denen, welchen beſſer wäre, ſie ſtürben, nicht vergönnt ſeyn ſollte, ſich ſelbſt dieſen Vortheil zu verſchaffen und auf einen Andern zu warten, der ihnen dieſen Dienſt leiſtete.

Sokrates: Widerſinnig mag das erſcheinen. Doch kanns einen Grund geben (dieſe Handlungsweiſe zu verwerfen.) Wahrlich, der Satz, der in dieſen Dingen noch Geheimniß iſt, daß nämlich wir Menſchen unter gewiſſer Obhut ſtehen, der einer ſich nicht eigenmächtig entziehen, noch entfliehen ſoll, dieſer Satz erſcheint mir groß und ſchwer zu begreifen. Indeſſen haben, wie man richtig zu ſagen ſcheint, die Götter unſre Pflege unter ſich; wir ſind eines der Beſitzthümer der Götter. **Cebes:** Allerdings Sokrates. Würdeſt alſo nicht auch du, wenn einer deiner Sklaven zum Selbſtmörder worden wäre, von dem du es am wenigſten geglaubt, demſelben zürnen? ihn nicht noch ſtrafen, wenn du könnteſt? **Cebes:** Warum nicht? **Sokrates:** So dürfte es alſo nicht unvernünftig ſeyn, nicht eher ſich das Leben zu nehmen, als bis Gott die Nothwendigkeit auflegt. Ohne Befehl des Oberherrn ſoll man deſſen Schutz und den Poſten im Leben nicht verlaſſen.

Plato. Phädon.

Der uns inwohnende Gott verbietet uns, ohne ſeinen Befehl von hier (dieſem Leben) wegzuziehen. Hat nun aber der Gott ſelbſt eine gerechte Urſache gehabt, ſo kann bei Gott! ſelbſt jener Weiſe (Cato) nicht mit Freuden aus dieſer Nacht zu jenem Lichte dringen; noch jene Kerkerbande ſprengen: die Geſetze verbietens; nein, von Vorgeſetzten, oder irgend einer geſetzlichen Macht, alſo von Gott, mußte er abgerufen, wegbeordert ſeyn.

Cicero.

Dieſe Sterbensfreudigkeit, die bei den Alten in Wort und That nichts ſeltenes war, fand ihre Hauptſtütze in dem Glauben an die Unſterblichkeit der Seele.

> Gerne erwartet er (der Weiſe) ſeinen Todestag und ohne Widerwillen, denn er verläßt ſich darauf, ſeine Seele ſey unſterblich.

Auch hierüber waren übrigens die Anſichten getheilt.

> Es giebt Solche, welche den Tod für eine Trennung der Seele vom Körper halten; Andre widerſprechen dieß, der Geiſt ſterbe mit dem Körper, die Seele erlöſche mit dem Leib; die eine Trennung behaupten, ſagen zum Theil, der Geiſt löſe ſich auf in Theile; Andre laſſen ihn noch lange, noch Andre immer bleiben. Cicero.

Demokrit und Epikur lehrten: die Seele ſey vergänglich und löſe ſich mit dem Körper auf.

Plutarch.

Nur wenn der Geiſt getrennt, iſt er etwas, und nur dieſes iſt das Unſterbliche und Ewige.

Ariſtoteles.

Wird alles an uns ſterben? Nichts verbleiben?
Nichts wird ſeyn nach dem Tod, ſelbſt dieſer — **nichts.**

— — — — —

Den Leib zerſtört der gewiſſe Tod,
Die Seel' auch ſchont er nicht.

Seneka.

Die Stoiker ſchrieben der Seele ein ſehr langes, doch nicht unſterbliches Daſeyn zu.

Die Seele iſt auch etwas Körperliches, nach dem Tode dauert ſie fort, iſt aber der Auflöſung auch unterworfen.

Diog. Laert.

Die Stoiker lehrten, die Seele werde bei ihrem Austritt aus dem Körper, als der ſchwächere Theil mit dem, was mit ihr zuſammenhängt, aufgelöſt; darunter verſtanden ſie die Seelen der Ungebildeten; die ſtärkeren hingegen, die der Weiſen, bleiben bis zur Verbrennung (der Welt).

Plutarch.

Auch wir, glückliche Seelen, denen das Ewige zu Theil geworden, wir werden, wenn es Gott gefällt, Alles umzuwandeln, wenn alles zuſammenſtürzt, Alles ein kleiner Theil der ungeheuern Ruine, in urſprüngliche Beſtandtheile verwandelt werden.

Seneka.

Einige behaupten, die Seelen und das Gefühl des Menſchen erlöſche mit dem Tod; Andere aber ſagen: wenn ſie den Körper verlaſſen hätten, namentlich die der Weiſen und Tapfern, würden ſie erſt recht fühlen und wirken.

Cicero.

Selbſt die Edelſten unter den Heiden konnten ohne Offenbarung nie ihrer Sache ſo gewiß werden, daß nicht irgend ein Skrupel im Hintergrunde gelauert hätte.

Iſt es ſo, wie ich glaube, verläßt die Seele den Körper, ſo thut, um was ich euch bitte; erweiſet mir göttliche Ehre; wo nicht, ſo vergeht die Seele mit dem Körper.

Cyrus bei Xenophon.

Eines oder das Andere iſt nothwendig, das Sterben; entweder eine völlige Aufhebung alles Gefühls, oder, wie man ſagt, eine Wanderung an einen anderen Ort. Findet alſo ein Erlöſchen des Gefühls ſtatt, und gleicht der Tod jener Art des Schlafs, wo die tiefſte Ruhe nicht einmal von Träumen geſtört wird, gute Götter! Was gewinnt man nicht beim Sterben? Ich denke, wenn einer eine ſo zugebrachte Nacht, in welcher er in tiefer Schlafesruhe nicht einmal einen Traum zu ſchauen bekäme, mit den übrigen Tagen und Nächten ſeines ganzen Lebens vergleichen, und ſagen ſollte, welche derſelben ihm ſüßer verſtrichen ſeyen, ich denke, er würde, ſey er nun Privatmann, oder großer König, er würde keine zu nennen wiſſen. — Iſts nan ſo mit dem Sterben, ſo halte ichs für Gewinn. Sollte es aber ſeine Richtigkeit mit der Behauptung haben, daß der Tod eine Wanderung an einen andern, von den Verſtorbenen bewohnten Ort ſey, ſo wäre er nur ein um ſo größeres Gut.

Sokrates bei Plato.

Verachtet den Tod, er bringt euch das Ende, oder einen Uebergang. — Bleiben die Seelen nach der Trennung vom Körper, ſo iſt ihr Zuſtand glücklicher.

Seneka.

Die alten Guten ſtellen ſich die Unſterblichkeit ſo vor: Man ſterbe nie, ſondern der Abgeſchiedene gehe zu dem Geiſt Zamolxis hinüber.

Iſts ein Irrthum, wenn ich die Unſterblichkeit der Seele glaube, er iſt mir theuer, ich ergötze mich daran, mein Leben lang ſoll ihn mir keine Gewalt rauben, dieſen Irrthum. **Cicero.**

Haben die Seelen der Frommen eine Stätte, werden, wie die Weiſen lehren, große Seelen nicht mit dem Körper erlöſchen u. ſ. w. **Tacitus.**

Haben die Weiſen Recht, wenn ſie lehren, es nehme uns ein anderer Ort auf, ſo iſt nur vorangegangen, wen wir für verloren hielten.

Seneka.

Eben ſo verſchieden ſind die Gründe, auf welchen man den Glauben an die Unſterblichkeit baute.

I.

Aus ihrer Vernunft.

Pythagoras, Plato, behaupteten, der mit Vernunft begabte Theil (des Menſchen) könne nie vergehen; unvernünftige Geſchöpfe ſeyen dem Untergang preisgegeben.

Plutarch.

II.

Aus der ſelbſtſtändigen Bewegung der Seele. (Freiheit.)

Jede Seele iſt unſterblich, denn was unbeweglich iſt, das iſt ewig; was nun Anderes bewegt, wird wieder anderwärts her bewegt, folglich hört mit der Bewegung das Leben auf. Was nun ſich ſelbſt bewegt, und alſo ſich ſelbſt nie verläßt, muß auch allein nie aufhören, ſich zu bewegen, ja auch Anderes, das bewegt, findet in jenem die Quelle und den Urſprung der Bewegung. Iſt nun das, was ſich ſelbſt bewegt, unſterblich, ſo darf man ohne Scheue dieſe Eigenſchaften der Seele beilegen. Denn jeder Körper, als von Außen her bewegt, iſt an ſich ſeelenlos. Was aber die Bewegung von ſich ſelbſt aus in ſeinem Innern hat, iſt beſeelt; dieß iſt das eigentliche Weſen der Seele. Iſt dem nun alſo, daß nichts ſich ſelbſt bewegen kann, als die Seele, ſo muß die nothwendig unſterblich ſeyn.

Plato.

Welcher Vernünftige wird bei dieſer Betrachtung an der Unſterblichkeit der Seele zweifeln, ſie hat ihr Leben aus ſich ſelbſt, dieß kann nicht vergehen; wie ſollte es vergänglich ſeyn, da es nichts Zufälliges iſt, da es ſich nicht ſo zur Seele verhält, wie etwa die Wärme zum Feuer.

Plotin.

Ich meine ſo, da die Seele in ſteter Bewegung iſt, aber dieſe nicht anderswoher erhält, weil ſie ſich ſelbſt bewegt, ſo kann ſie nie aufhören ſich zu bewegen, ſie müßte ſich ſelbſt ſonſt verlaſſen.

Cicero.

III.

Aus ihrer geiſtigen Natur, vermöge welcher ſie alſo nicht, wie ein Körper aus Urſtoffen zuſammen geſetzt, folglich nicht vergänglich iſt.

Was auflösbar iſt, iſt zuſammen geſetzt, kann alſo auch aufgelöst werden, in die Theile, aus denen es beſteht. Die Seele hingegen iſt eine einzige, einfache Kraft, ein Weſen, das aus lauter Leben beſteht, kann alſo auch nicht vergehen. Sollte ſie zertheilt und zerſtäubt einſt vergehen? Aber ſie iſt keine Maſſe, kein meßbarer Gegenſtand. Aber eine Umwandlung ihres Weſens könnte ſie zur Auflöſung bringen? Eine Umwandlung hebt blos die bisherige Geſtalt auf, die Materie überläßt ſie ſich ſelbſt. Dieſes geht die zuſammengeſetzten Dinge an. Kann nun die Seele auf keine genannte Weiſe zerſtört werden, ſo iſt ſie nothwendig **unzerſtörbar.** **Plotin.**

Das iſt meine Ueberzeugung, da die Seele ein einfaches von Anderem unvermiſchtes Weſen iſt, ſo kann ſie von etwas Anderem, was ihr ungleich, ja unähnlich iſt, nicht getheilt werden. Iſt dieß, ſo kann ſie nicht vergehen. Wer die Seele kennt, kann nicht zweifeln, er müßte denn in der Naturwiſſenſchaft höchſt unwiſſend (plumbeus) ſeyn, daß ihr nichts beigemiſcht, nichts hinzugekommmen, ihr verbunden und ſo beigegeben wäre, daß ein Doppelweſen entſtünde. Deßhalb kann ſie auch nicht geſchieden, getheilt, zerriſſen, getrennt werden, folglich nicht vergehen; Vergehen iſt gleich, Auflöſung, Abſonderung, Trennung derjenigen Theile, welche zuvor auf irgend eine Art verbunden geweſen.

IV.

Aus der dem Geiſt inwohnenden Idee von göttlichen Dingen, und ſeiner unerſättlichen Lernbegierde.

Wie kann der Menſch mit ſeinem von Natur ſterblichen Leibe Gedanken der Unſterblichkeit haben? Das Sichtbare verachten, nach dem Ewigen ſich ſehnen? Der Körper kann für ſich nichts denken, mit nichts umgeben, als mit Zeitlichem, Vergänglichem. So muß alſo das, was Ueberſinnliches denkt, etwas vom Körper verſchieden ſeyn, was anders, als die unſterbliche Seele? Das Unvergängliche, das Ewige, erſchließt und faßt ſie, weil ſie ſelbſt unſterblich iſt. Wie der ſterbliche Körper das Sterbliche mit ſeinen Sinnen ergreift, ſo muß es auch eine unſterbliche Seele ſeyn, die das Ewige begreift und denkt; ſie muß ewig leben; nie verläßt ſie die ihr inwohnende Betrachtung der Unſterblichkeit, und wie Ermunterungen und Tröſtungen geben dieſe Vorſtellung ihr eine Sicherheit und Gewißheit ihrer Unſterblichkeit.

V.

Aus der Betrachtung der göttlichen Vorſehung, welche Glück und Unglück, Schuld und Verdienſt in dieſem Leben nicht ausgleicht.

Wenn mit dieſen Leibes-Banden zugleich jene Seele, welche es auch ſey, in nichts aufgelöſt werden ſollte, ſo ſehe ich nicht ein, warum man die ſelig preiſen ſoll, welche ohne Frucht aus ihrer Tugend ſelbſt um dieſer Willen ſterben.

Dion. Halic.

Laßt uns dem alten, h. Worte glauben, das uns Unſterblichkeit der Seele predigt, und daß ſie Richter habe, und nach dem Tode ſchwere Strafen zu leiden.

Plato.

VI.

Aus den vorzüglichen Gaben der Seele.

Das iſt meine Ueberzeugung und Anſicht, bei dieſer Gewandtſchaft der Seele, bei dieſem Gedächtniß, dieſer

Berechnung der Zukunft bei ſo viel Künſten, Wiſſenſchaften und Erfindungen, kann ſie, die ſolche Dinge in ſich faßt, kein ſterbliches Weſen ſeyn.

Cicero.

Man kann mich nie überzeugen, weil die Seele einen thörichten Leib verläßt, ſey ſie unvernünftig; nein, iſt ſie von aller körperlicher Beimiſchung frei, rein und in ihrem eigentlichen Weſen, dann iſt ſie weiſe.

Cyrus bei Xenophon.

VII.

Aus den prophetiſchen Träumen.

Ihr ſeht, nichts iſt dem Tod ſo ähnlich, als der Schlaf. Die Seelen aber zeigen am deutlichſten ihre Göttlichkeit. Ungeſtört und frei ſehen ſie in die Zukunft, hieraus erkennt man ihre einſtige Beſchaffenheit, wenn ſie ſich der Bande des Leibes entledigt haben. (Man muß hier unwillkührlich an den Zuſtand der Magnetiſchen denken, der einem Sterben gleicht in ſeinem Losgebundenwerden vom Körper.)

Derſelbe.

VIII.

Aus Todtenerſcheinungen.

Welche noch keine Kenntniß der natürlichen Dinge erlangt, hatten aber doch, ſo viel die äußere Natur ſie belehrte, ſich überzeugt, ſie ließen ihre Gründe und Urſachen der Dinge fahren, und wurden oft von Erſcheinungen, beſonders nächtlicher, überzeugt, indem ſie ſahen, daß die Abgeſchiedenen leben. Tusc. Q. 1.

Cicero.

IX.

Aus den Vergötterungen Verſtorbener und der Trauer um die Todten.

Romulus lebt im Himmel bei den Göttern; wie Ennius nach der Sage dichtet, und bei den Griechen — — Herkules, ein großer und mächtiger Gott. — Ja, der ganze Himmel wimmelt von ehemaligen Menſchen; und forſcht man in den Schriftſtellern Griechenlands nach, ſo findet man, daß die Götter ſelbſt von uns herſtammen.

Cicero.

Warum trauert man um die Todten? Weil man ſie der Güter des Lebens für beraubt hält. Hebe dieſe Vorſtellung auf, und die Trauer hat ein Ende. Dieß Gefühl iſt nicht Folge des Nachdenkens oder der Gelehrſamkeit — es iſt ein natürliches Gefühl.

Derſelbe.

X.

Aus Begierde des Nachruhms.

Was wollen die Dichter? Geprieſen werden nach dem Tode. Die Künſtler? Ebendaſſelbe. Warum hat Phidias ſein Bild in dem Schild der Minerva angebracht, da er ſeinen Namen nicht hineinſchreiben durfte? Unſere Philoſophen? Schreiben ſie nicht in die Bücher, wo ſie die Verachtung des Ruhmes lehren, ihre Namen ein? Der Schluß auf dem Glauben an Unſterblichkeit macht ſich von ſelbſt. Tusc. Q. I. pag. 417.

Cicero.

XI.

Aus der Uebereinſtimmung der Völker.

Iſt die Uebereinſtimmung Aller die Stimme der Natur, und behaupten Alle überall in Anſehung der

Verſtorbenen ein und dasſelbe: ſo müſſen auch wir es gelten laſſen. Gleich wie wir nun Alle von Natur an ein Daſeyn der Götter glauben, und mittelſt der Vernunft ihr Weſen erkennen; ſo lehrt uns die Ueberſicht aller Nationen die Fortdauer der Seelen.

XII.

Aus der Sorge für die Zukunft.

Ein ſtiller aber mächtiger Zeuge für die Unſterblichkeit der Seele, iſt die Natur ſelbſt, da jedem das am meiſten am Herzen liegt, was nach dem Tode ſeyn werde. Er pflanzt Bäume, die Nachwelt genießt die Früchte. Er ſorgt alſo für dieſe, die Erzeugung von Kindern, die Erhaltung des Stammes. Die Annahme an Kindesſtatt, die ſorgfältig verfaßten Teſtamente, die Grabmäler und Inſchriften, was ſagen ſie andres, als, auch ferner ſoll man unſerer gedenken?

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geiſterkunde

und des

magnetiſchen und magiſchen Lebens,

nebſt andern Zugaben

für Freunde des Innern.

Herausgegeben von

Dr. Juſtinus Kerner.

Dritter Jahrgang. Zweites Heft.

Stuttgart.
Ebner und Seubert.
1844.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt.

Seite.
Vollſtändige Biographie der franzöſiſchen Seherin Le Normand, aus dem franzöſiſchen des Franz Gerault für dieſe Blätter überſetzt . . . 155
Mittheilungen aus Oeſterreich und Ungarn 203
    1) aus Oeſterreich 204
        Räthſelhafte Töne 218
    2) aus Ungarn.
        Das Geiſterhaus in Szegedin 223
        Der Precolitſch 237
Verſtockung und Erleuchtung von Fr. v. Meyer 250
Zwei Träume. — y. — 256
Kürzere Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens . . 262
    Magnetiſirung auf Ceylon 271
Ueber Beſeſſenheit mit Berückſichtigung deſſen, was Görres in ſeiner chriſtlichen Myſtik davon erwähnt und urtheilt von X. 273
Der Thierbändiger van Amburgh und die Hauptgründe ſeines beſondern Talentes 300
Seltſames Ereigniß in Schweden am 12. Dezember 1842 308

Vollſtändige Biographie der Seherin Le Normand.

Aus dem Franzöſiſchen des Franz Gerault für dieſe Blätter überſetzt.

Marie Anne Le Normand iſt geboren zu Alençon (Orne) im Jahr 1772. Ihre Mutter war eine Frau von vollendeter Schönheit. Herr Le Normand hatte 3 Kinder, zwei Töchter, von denen unſere Pythia die älteſte war und einen Sohn, welcher Dienſte nahm. Da Herr Le Normand jung ſtarb, verheirathete ſich ſeine Wittwe wieder, folgte ihm aber ſehr bald nach, ſo daß, als ihr zweiter Mann auch zur zweiten Ehe geſchritten war, ſich Mademoiſelle Le Normand unter der harten Vormundſchaft von Stiefvater und Stiefmutter befand.

Dieſes junge Mädchen, dick und von ziemlich gemeinem Geſichte, hatte nichts an ſich, das darauf hindeutete, was ſie eines Tages werden würde. Doch hatte ſie lebendige Augen, die zuweilen Blitze ſchoſſen, einen unternehmenden, hellen Geiſt, viel Munterkeit im Character und eine mehr als weibliche Neugierde. Es freute ſie, jemanden einen Streich zu ſpielen. Ihr Stiefvater gedachte ſich des kleinen Dämons zu entledigen, welcher ihm täglich hundert Trübſale zuzog, und ſo übergab er Marie Anne den Benediktiner Frauen der königlichen Abtei zu Alençon. Das Kind, obgleich leichtſinnig und ungeduldig bis zum Uebermaaß, wurde ernſt, ſobald es ſich vom Unterrichte handelte. Sie faßte mit ſeltener Leichtigkeit, und behielt, was man ſie gelehrt hatte. Bald kannte ſie die Anfangsgründe des Zeichnens, der Malerei und Muſik. Aber ſie fühlte ſich durch einen unwiderſtehlichen Reiz zu der Wiſſenſchaft der Zahlen hingezogen. Zum Verwundern hatte ſie die Natur durch eine Abweichung, in der ſie ſich gefällt, zu einer Mathematikerin und Denkerin troß einem deutſchen Philoſophen geſchaffen, und doch zugleich mit einer heitern und ſpielenden Oberfläche und einer Einbildungskraft begabt, die in allen Arten von Späßen und Bosheiten hervorſchlug. Aber bei ihr ſchadeten die augenblicklichen Sprünge und die Anregungen des äuſſern Lebens nicht der innern Sammlung und den fortwährenden Träumen.

Im ſiebenten Jahre ſagte ſie ihren jungen Geſpielinnen die Zukunft voraus, und da es oft geſchah, daß es ihr glückte, ſo mußte ſie bei den frommen Benediktinerinnen Strafe bei Waſſer und Brod aushalten, als eine vom Teufel inſpirirte Kräuter-Hexe.

Eine ihrer Vorausſagungen machte Epoche in der Abtei. Die ſchlechte Aufführung der Aebtiſſin der Benediktinerinnen hatte ihre Abſetzung herbeigeführt. Wer ſollte ihre Stelle einnehmen? Die Unruhe war groß, die Partheien waren ungeſtümm und die Intriguen auf den höchſten Grad gekommen. Man conſultirte Marie Anne. Die pausbackige Sybille erwiederte mit einer unerſchütterlichen Sicherheit, daß der König alle Muthmaßungen zu nichte machen werde, indem er auf dieſen Ehrenpoſten eine gewiße Dame aus der Pikardie ernennen werde. Man lachte darüber, aber Marie Anne blieb feſt dabei, und 18 Monate nachher war die Prophezeihung in Erfüllung gegangen. Dieß iſt wahre Begebenheit, und alte Leute aus Alençon erinnern ſich deſſen.

Mademoiſelle Le Normand vertauſchte die Benediktiner-Abtei gegen die der Frauen von der heiligen Maria. Sie kam ſo einige Jahre lang von Kloſter zu Kloſter, um ihre Erziehung zu vollenden. Nie hatte ein junges Mädchen ſo viel Begierde zu lernen gezeigt, und dieſe Begierde wuchs mit dem Alter. Aber zum Unglück weigerte ſich ihre Mutter, die Unkoſten eines ausgedehnteren Unterrichts zu beſtreiten. Das arme Kind kam in die Lehre zu einer obſcuren Näherin! Wie viele bittere Thränen vergoß ſie! Die Nätherkunſt war ihr zur größten Strafe; ſie war darin höchſt linkiſch und ungeſchickt.

Was war ihr, der ihre unternehmenden Gedanken eine ſo weite Ausſicht eröffnete, die inſtinktmäßig ſo hoch und weit träumte, (denn ein tiefer Glaube in ihre eigenen geiſtigen Hülfsmittel begleitete die Le Normand vom Anfang ihres Lebens bis zum Tode) was war ihr die gemeine Führung der Nadel, das Nähen einiger Ellen Leinwand oder Cattun!

Einige Monate einer ſolchen Exiſtenz und ſie wäre vor Verzweiflung und Schande geſtorben. Sie zählte damals gerade vierzehn Jahre. Sie nahm Abſchied von ihrer erſtaunten Lehrmeiſterin und kam keck nach Paris zu ihrem Stiefvater, den Kopf voll gold'ner Träume.

Sie kam, wie ſie es nachher eingeſtand, mit dem leichteſten Reiſegepäcke von 6 Pfunden, einem einzigen weißen Kleid und aufgeputzt mit einem Pouf, welcher mit Drahtfäden angebunden war, und mußte zum Verkennen einer Zigeunerin gleichen. Was lag ihr daran? Sie athmete in vollen Zügen die freie Luft und ſie hatte im Vorgefühl die Zukunft in ſich, welches ihren Muth und ihre Kräfte verdreifachte. — Sie wurde von ihrem Stiefvater als Ladenjungfer in einem Handelshauſe placirt. Das heißt ungefähr aus der Charybdis in die Scylla gerathen. Aber ſie wußte ſich doch in Paris. Die dicke Normande, wie man ſie hieß, zog durch ihre Luſtigkeit und ihre Wize Kundſchaft herbei; ſie gieng ſo weit, einen Commis zu gewinnen, einen guten Jungen, der ihr gratis Rechenſtunde gab und ſeine Kunſt bei ihr bis zum höchſten Gipfel trieb. Nachdem ſie das Gehirn ihres Lehrers erſchöpft hatte, fand ſie, daß das übrige, was Zahlen und Berechnungen betraf, noch nicht gefüllt genug ſey. Dieſe geheimnißvolle Berechnungen und Zahlen hatten für ſie eine Bedeutung, welche über den Horizont ihres Mentors gieng.

(Das franzöſiſche Original läßt nun die Le Normand nach London reiſen und ſich dort mit dem bekannten Phrenologen Gall befreunden, von dem ſie in der Kranioſopie, Chiromantie, und Negromantie (!!!) Unterricht erhalten haben ſoll. Die Richtigkeit dieſer Angabe iſt durchaus zu bezweifeln, da Gall ſich zu jener Zeit noch gar nicht in London befand, ſich auch mit Chiromantie und Negromantie nie abgab. Galls Bekanntſchaft mit ihr und Einfluß auf ſie, halten wir alſo für unrichtig, nehmen aber mit dem franzöſiſchen Originale an: daß Le Normand nach London reiſte, ſich dort die Kunſt ihres Schauens noch ausbildete, wodurch ſie von dort wieder nach Paris mit dem Rufe einer merkwürdigen Seherin zurückkehrte.)

Sie war 18 Jahre alt, als ſie in Paris 1790 die Stelle einer Vorleſerin bei einem alten Herrn annahm; Herr d'Amerval de la Saussotte war eifriger Royaliſt und flößte ihr die Liebe für die Bourbons ein, welche ſie bis zum Tode behielt. Nach dem Tode des Alten tauſchte Mademoiſelle Le Normand die Straße „Honé Chevalier“ mit der Straße „Tournon“ Nro. 153, heutigentags Nro. 5, eine beſcheidene kleine Wohnung, in der ſie bis zu ihrem Ende blieb. Sie hatte daſelbſt ein Wahrſager-Bureau errichtet, und eine Art Buchhandlung, für welche ſie ein geſetzliches Patent erhielt, obgleich ſie nie etwas anders verkaufte, als ihre eigenen Werke, welche übrigens eine ziemlich große Anzahl einzelner Bände ausmachten, indem ſie mit zu großer Wichtigkeit und zu großer Weitläufigkeit die merkwürdige Geſchichte ihrer Kunſt, ihrer Verfolgungen und ihrer Berührungen mit den Berühmtheiten ihrer Zeiten enthalten. Dieſe Werke, ſo unvollkommen ſie auch ſowohl in der Form als in den Einzelnheiten der ſchlecht aufgefaßten Begebenheiten ſind, geben dennoch dem wahrhaften und ernſten Geſchichtsforſcher wichtige und unentbehrliche Materalien. Unſere neueſten jungen Geſchichtſchreiber der Revolution 89 berichten meiſt falſch, weil ſie ſich durch die Syſtemwuth hinreißen laſſen; ihre Ideen und ihr Styl ſind fieberhaft. Einſichtsvolle Greiſe, die die Revolution erlebten, beſtätigen, daß eine gute Geſchichte der Revolution noch zu ſchreiben wäre. Ohne die Sitten im Privatleben eines Mannes zu kennen, hat man eitle Theorieen über die Handlungen öffentlicher Männer gemacht. Ueberdies zeigen uns die Werke der Mademoiſelle Le Normand einige unſerer berühmteſten

Revolutionäre in ihrer Blöße und ſo zu ſagen in ihrer ganzen Naktheit.

Hier und in einigen zerſtreuten Büchern, die nicht durch kaufmänniſche Ausrufungen der Preſſe gerühmt wurden, kann man die wirkliche Geſchichte der Revolution finden. —

In ihrer neuen Wohnung eingerichtet, widmete ſich Mademoiſelle Le Normand ganz und gar der großen Wahrſagerkunſt. Der Augenblick dazu, man muß es geſtehen, war günſtig. Die Henker regierten Frankreich und regierten durch das rohe Recht des Hackmeſſers, der Guillotine. Blaſſe Häupter ohne ein gewiſſes Morgen ſchwankten auf allen Schultern. Das Leben hing an einer fatalen Begegnung, einer ungeſchickten Verkleidung, an einer unvorſichtigen Mittheilung, an einem Wort, einer Bewegung. Privathaß, lang angehäuft und zurückgedrängt, brach überall wie ein Gewitter hervor und verhüllte ſich mit dem ſcheinheiligen Mantel der Vaterlandsliebe. Ein Todeshauch durchzog die Luft und die Opfer fielen durcheinander zu hunderten.

1793 waren es vier Jahre, daß Mademoiſelle Le Normand den Umſturz des Thrones vorhergeſagt hatte*, und

---

* Mademoiſelle Le Normand iſt nicht die einzige, welche den gewaltſamen Tod Ludwig XVI. vorherſagte. Außer der authentiſchen Prophezeihung von Cazotte, die M. de la Harpe in ſeinen hinterlaſſenen Werken anführt, exiſtirt noch eine andere von Lavater, allzuwenig bekannt, als daß wir ſie hier nicht beifügen ſollten. Im Jahr 1778 wurde M. de B**, Feldmarſchall, durch den Miniſter von Maurepas beauftragt, das Leben Ludwig XVI. zu ſchreiben. Nachdem er ein Kapitel geendigt hatte, brachte er es dem Miniſter, welcher, nachdem er es geleſen hatte, es dem König übergab. Dieſer gute und tugendhafte König ſtrich Alles, was ſeine Beſcheidenheit für zu ſchmeichelhaft erkannte. Der König kam ins Theater, Herr von B** war in einer Loge gegenüber mit dem berühmten Lavater. In einer ſehr belebten Unterredung ſagte dieſer Gelehrte dem Herrn von B**: der König iſt der ehrlichſte Mann in ſeinem Königreiche, aber er wird nicht den gewöhnlichen Tod eines Königs von Frankreich ſterben. Dieſe Worte frappirten den Herrn v. B** ſo ſehr, daß, als er nach Hauſe kam, er eine Notize darüber machte, die er aus Unachtſamkeit in das Heft über des Königs Leben einſchob, welches er dem Miniſter wieder bringen ſollte.

Veränderungen in der Conſtitution, der Geiſtlichkeit und das Abſchließen der Klöſter. Solche fremdartige Prophezeihungen, die von andern uns unbeſtimmt angedeutet, von ihr aber aufs Klarſte und Beſtimmteſte bezeichnet waren, zogen ihr eine ungeheure Maſſe Beſucher zu. Morgens und Abends verſperrte eine Menge Conſultanten ihre Thüre. Der Adel vorzüglich, unbarmherzig deprimirt durch eine Revolution, die er bereitet hatte, ohne ſie vorherzuwiſſen oder ſie umgehen zu können, ſtrömte, durch die Schreckenverbreiter mehr aufs Menſchliche hingewieſen, zu der Pythia, und kaufte ſich mit Geld klare Hoffnungsblicke in einem ſchwarzumwölkten, von allen Seiten donnernden Himmel. Sieger und Beſiegte, Unterdrücker und Bedrückte, alle Klaſſen der Geſellſchaft, beunruhigt und athemlos auf einem leichenbedeckten Boden ſtehend, der ohne Aufhören von Menſchenblut rauchte, liefen zu Mademoiſelle Le Normand, um ſie zu befragen; und was dem Namen dieſer Frau Segen bringt, iſt nicht nur, daß ſie immer und unter den ſchwierigſten Umſtänden die Beſtimmungen der Zukunft ſah, denn hier gehorchte ſie nur den Regeln der geheimnißvollen Kunſt, nein, was ihren Namen ſegnet, iſt, daß ſie über die Maaßen mit den hohen Anſichten ihres Verſtands und Tröſtungen aller Art mittheilend war. So kam es, daß ſie für das hilfloſe Unglück eine Stellvertreterin der Vorſehung auf Erden war, während die Vorſehung die Welt verlaſſen

---

Dieſer, indem er das Heft flüchtig durchging, nahm es nicht in Acht und übergab es dem Könige.

Ludwig XVI. las die Note zu wiederholtenmalen, legte ſie wieder in das Heft, ohne dem Miniſter oder dem Schriftſteller was darüber zu ſagen. Aber als Herr v. B** als Abgeſandter der Prinzen zu dem Könige kam, drückte dieſer unglückliche Mann feſt Herrn v. B** und ſagte ihm mit Ruhe und Güte: „er hatte Recht, das Orakel geht in Erfüllung, ich bin darin ergeben! Auf die Bitte des Herrn v. B**, welcher eine Erklärung verlangte, erinnerte ihn der König an jene Note von Lavater, die er in einem der Hefte über ſein Leben gefunden hatte. Welcher Schlag für Herrn v. B! — Der König beſtrebte ſich, ihn über ſeinen unvorſätzlichen Mißgriff zu tröſten.

und dem Straßendespotiſmus und den unbeſtraften Verbrechen ſich preisgegeben zu haben ſchien.

Indem ſie durch das Studium der Handlinien wahrſagte, oder indem ſie das Weiße eines Eies beobachtete, oder Kaffeeſatz analyſirte, oder die Geheimniſſe der Alektromantie*, Captromantie**, Nekromantie, Alchymie befragte, verſtand ihr forſchender Blick, die innerſten Schwächen einer Seele zu entdecken und wußte ſie durch milde, einſchmeichelnde Worte dieſelben zu heilen.

Welch edle große Herzen, von blutenden Wunden getroffen, kamen, ſich bei ihr Raths zu erholen und kehrten, wenn auch nicht geheilt, doch beruhigt zurück, und nahmen das Leben von der Seite, wo ſich noch Glück erwarten läßt.

Wie vielen verlaſſenen Gattinnen, weinenden Müttern, verführten Mädchen, hat ſie wieder Hoffnung, Freude, Liebe, gegeben, dieſe 3 göttlichen, lebenmachenden Eigenſchaften! Im Anfange der Revolution begegneten ſich bei ihr nächtlicherweiſe alle gleichgemachten Stände unter verſchiedenartigen Verkleidungen, die jedoch ſelten ihren Scharfblick täuſchten.

Die ſchöne und muthige Prinzeſſin von Lamballe, ermordet wegen ihrer erhabenen Ergebenheit für die Königin, beſuchte von Zeit zu Zeit Mademoiſelle Le Normand, welche ſie durch alle Vorſtellungen nicht ihrem ſchauderhaften Schickſal entreißen konnte.*** Der Demoſthenes der revolutionären Tribüne,

---

* Die Alektromantie beſteht darin, daß man einen großen Cirkel zieht, der die Buchſtaben des Alphabets umſchreibt. Ein Waizenkorn bedeckt jeden Buchſtaben. Man ſtellt einen Hahn in die Mitte und legt die Buchſtaben, welche von den Körnern bedeckt ſind, darnach aus, wie ſie der Hahn wegpickt und ſucht. Man muß an dieſes Orakel nur mit großer Vorſicht glauben. Man muß den Glücksvogel am erſten Tag des Mondes wählen, ihn allein einſperren und ihn mit eigens dazu zubereitetem Saamen füttern.

** Die Captromantie iſt die Auslegung eines Tropfen Waſſers, den man auf ein venetiſches Glas geworfen hat.

*** Hier iſt der Traum, welchen die Prinzeſſin einige Tage vor ihrem Tode hatte: Ein Mann von abſcheulichem und drohendem Ausſehen, mit einer Senſe und einem Dolche bewaffnet, badete ſich in ihrem Blute; die

Mirabeau, hatte ihr von dem Gefängniß von Vincennes aus geſchrieben, um das Ende ſeiner Gefangenſchaft zu erfahren.

Mitten in der Schreckenszeit begnügte ſich die Pythia in der Straße Tournon nicht damit, die Zukunft zu errathen, unerſchrocken ſuchte ſie dieſelbe zu beſchwören durch einen gewagten Schritt, wobei ſie ihren Kopf auf das Spiel ſetzte. Wir haben ſchon geſagt, ſie war eifrige Royaliſtin; ja ſie verſuchte Marie Antoinette, die im Tempelgefängniß war, zu retten. Madame Richard, die Frau des Beſchließers und Richeris, Gefängnißaufſeher, ließen ſie in das Innere eindringen, im Anzug einer Verkäuferin, die einen Korb mit Früchten in der Hand trug. Aber ach dieſer heroiſche Verſuch blieb ohne Erfolg. Marie Antoinette verwirrt, auſſer ſich und betäubt vor Beſtürzung, hatte nicht den Muth, es zu wagen und das Schaffot erhielt ſein Opfer.

Zwei von der franzöſiſchen Garde, junge Leute, in der Blüthe des Alters, voll von jenem edlen Eifer, der die zweifelhafte Bahn der Zukunft einſchlägt und ſich in Plänen herumtreibt, kamen auch, halb aus launiger Neugier, halb durch die Mode angeſteckt, um die Sibylle zu befragen. Es waren 2 Kämpfer der Baſtille, welche mit dem Volke geſiegt hatten. Nachdem ſie den erſten genau angeſehen hatte, impoſant und großartig wie ein Held des Homers, mit einer Miene von angebornem Stolze, gemildert durch, ich weiß nicht, welche Anmuth, die auf ſeinen Zügen verbreitet lag, nachdem ſie die Linien ſeiner weißen Hand, von ausgezeichneter Feinheit und Schöne betrachtet hatte, ſagte ſie: „Mein Herr! wie Achilles, an den Sie mich erinnern, werden Sie eine kurze, aber ruhmgekrönte Lebensbahn haben; Sie werden General, aber Sie ſterben an Gift.“ Der junge Soldat lächelte traurig

Maſke, die ſein Geſicht bedeckte, ſchien ihr beweglich, aber ſie konnte keinen ſeiner Züge erkennen, ſein haariger und tätowirter Leib glich dem eines Wilden, er rief ihr mit ſtarker Stimme zu: Bereite dich zum Sterben!

Daher der Schrecken der Prinzeſſin, als man ihr den Befehl ankündigte, daß ſie in ein Krankenhaus gebracht werde.

und erbleichte; es war Lazare Hoche, der Friedensſtifter der Vendée. — „Was Sie betrifft, mein Herr, ſagte ſie zu ſeinem beſtürzten Begleiter, die Linien Ihrer Hand zeigen mir an, daß Sie Herzog und Marſchall von Frankreich werden.“ — Es war Lefevre. —

Die beiden jungen Leute warfen ſich ſchnell ihre Leichtgläubigkeit vor, und verließen ſcherzend die Sibylle. — Man weiß, was erfolgte. —

Den Vorabend vor ſeiner Flucht beehrte ſie Ludwig XVIII., damals noch Graf von Provence, mit Recht der Philoſoph von Luxemburg genannt wegen ſeines ſkeptiſchen Verſtandes und ſeiner etwas freiern Sitten, mit einer Conſultation, nach ſeinem eigenen Ausdrucke in ſeiner Eigenſchaft als Nachbar, und handelte demnach ihr zulieb ſeinen ungläubigen Anſichten zuwider. Was er durch Mademoiſelle Le Normand erfuhr, die ihm ganz ergeben war, ſagt die Chronik nicht; immerhin bleibt das, daß der Graf von Provence ihre Warnung für heilſam hielt und ſich im Galopp aus Frankreich entfernte. —

Nach dem Adel, dem Hofe und den Ungläubigen, kam die Reihe an die Herren vom Berge. Dieſe wilden Brutuſe eines in Verfall gerathenen Roms, dieſe vor dem Publikum mit einem der Furcht unzugänglichen Panzer begleiteten ehernen Herzen, hatten nichts deſto weniger ihre Augenblicke dumpfer Verzweiflung und Verzagtheit bei verſchloſſener Thüre. Dieſe modernen Grachuſe wollten auch in der Stille ihre Sibylle haben und während einer finſtern Nacht, die ſie vor aller Augen verbarg, nahmen drei von ihnen ihren Weg nach der Straße Tournon.

Es war im Monat Floreal, im Jahr II. (Mai 1794.) Sie waren in einen Anzug verhüllt, der ſie gänzlich unkenntlich machte. Der erſte hatte einen jener ausgeprägten Köpfe, welche Entſchloſſenheit und Keckheit anzeigen. Sein breit entwickelter Geſichtswinkel zeigte Intelligenz, und die Runzeln ſeiner Stirne lange philoſophiſche Nachtwachen, die ſeine Gedanken in Anſpruch nahmen; aber ſeine dünnen Lippen, wie die Voltaires, waren der Sitz des Neides und hartnäckigen Haſſes.* — Der zweite hatte in ſeinen Bewegungen und in der Phyſiognomie zugleich etwas Hartes und Gemeines, Abſtoßendes und Wildes. Tiger ſchon aus Inſtinkt, war er mit Enthuſiasmus Henker geworden.

Der dritte und jüngſte von Allen glich einem Jüngling mit weißer, ſammetweicher Haut. Die durchdringende Sanftmuth ſeiner Augen bezeichnete die tauſend Verblendungen der Träumerei und des Myſticismus, man hätte glauben können er ſey ein Dichter, geboren für die Seufzer der Elegie und zärtlich ſchmachtende Gefühle; aber wenn man ihn näher beobachtete, gewahrte man unter dieſer weißlichen Bläſſe wie eine Lage grüner Galle, welche einen unbiegſamen Willen und ein Temperament voll innern Zorns und energiſcher Leidenſchaften ausdrückte.

Dieſe 3 Männer waren: Maximilian von Robespierre, Marat und Saint Juſte.

„Fürchte dich nicht zu ſprechen, ſagte der Jüngſte der drei zu der Bürgerin Le Normand; wir wiſſen zu leben und im Nothfall werden wir auch zu ſterben wiſſen.“ —

Ein ſichtlicher Zwang offenbarte ſich auf den Lippen der Prophetin, nachdem ſie ihre Karten gemiſcht hatte.

„Was bedeutet dieſe lächerliche Zurückhaltung?“ frug Saint Juſte. — Hätteſt du vielleicht die Einbildung, Männer wie wir ſind, erſchrecken zu können? und indem er dieſen

---

* Robespierre, der die Schwachheit des Pöbels kannte, wollte aus den Abſchweifungen einer Art theologiſcher Zauberei Nutzen ziehen. Catharine Theot, eingetrocknet, lang, faſt durchſichtig wie die Sibylle von Cuma, verkündigte nicht nur die Unſterblichkeit der Seele, ſondern auch die des Körpers. Robespierre dachte ernſtlich daran, den chriſtlichen Cultus abzuſchaffen; indem er dieſen zu billigen ſchien hatte er ſeine Zerſtörung unter der Hand betrieben, und er gedachte die ausſchweifenden Ideen der Catharine Theot als Anhaltspunkt zu unterſtützen und zu erhalten, zu der nämlichen Zeit, in der er ſeine neue Religion im Schilde führt, um eine ungeheure Popularität und ein vorherrſchendes Uebergewicht zu erlangen.

Ausruf endigte, malte ſich dennoch gegen ſeinen Willen Angſt auf ſeinem Geſichte. —

Ausbrüche von Lachen folgten ſeinen Worten. Genöthigt zu antworten und aus ihrer Zurückhaltung aufgeſchreckt, miſchte Mademoiſelle Le Normand von neuem ihre Karten und blieb wie verſtummt vor Schrecken.

„Weil Sie es wiſſen wollen, ſagte ſie, Sie werden alle drei in dieſem Jahre ſterben und zwar gewaltſamen Todes;“ dann ſich gegen Marat wendend: „Sie werden Ihren beiden Collegen vorangehen, aber das Volk wird Ihnen göttliche Ehre zuerkennen, wie vormals der Senat den Cäſarn, während dieſe Herren in ihren letzten Augenblicken von dem Pöbel inſultirt und verwünſcht ſeyn werden.“ —

„Bürgerin, dein Orakel lügt und verläumdet das Volk, erwiederte Marat mit einer fürchterlichen Betonung von Zorn; weißt du, daß es in unſerer Gewalt ſteht, dich für dieſen Einfall vor die Gerichte zu laden?“

„Bah! erwiederte Robespierre, man muß dem Propheten die Licenz geſtatten, welche Horaz den Dichtern gibt. Iſt es nicht dieſelbe Raçe von Viſionären?“ — Hierauf nahmen die 3 Beſucher Abſchied von der Sibylle, indem ſie fortfuhren, gezwungen zu lachen. — Die Ermordung von Marat durch Charlotte Corday in weniger als zwei Monaten nach dieſer Prophezeihung und die Umſtände von denen dieſelbe begleitet war, machten Saint-Juſte und Robespierre nachdenklich. Der Letztere konnte ſich nicht enthalten, zu der Pythia zurückzukehren, welche folgender Maaſſen ſehr wenig ſchmeichelhaft ſein Portrait entworfen hat:[*] „Ich habe ganz in der Nähe dieſen wilden Maximilian geſehen und ich konnte ihn beurtheilen. Er hatte nur die Keckheit des Verbrechens, aber ſich ſelbſt überlaſſen war er ein Mann ohne Charakter . . . . Welche Projekte machte er nicht an Einem Tage! manche davon ſind noch unbekannt. Abergläubiſch im höchſten Grade, alles auf das Schickſal beziehend, glaubte er ſich wirklich ein Geſandter des Himmels, um an unſerer völligen Wiedergeburt mitzuwirken. Durch und durch ſcheinheilig, endigte er wie Cromwell mit dem Glauben, daß er inſpirirt ſey. Ich bemerkte, während er mich conſultirte, daß er die Augen ſchloß beim Anrühren der Karten und beim Anblick eines Pick-Neuners zuſammenſchauderte. Ja, ich machte dieſes Ungeheuer zittern, aber wenig fehlte, daß ich nicht ſein Schlachtopfer wurde.“ — Wirklich trotz der Zurückhaltung ihrer letztern Prophezeihungen wurde Mademoiſelle Le Normand à la Petite Force eingeſchrieben, und die gegen ſie erhobene Klage bezeichnete ſie als eine Gegenrevolutionärin, welche durch ihre Prophezeihungen die Ruhe der Bürger ſtören und einen Bürgerkrieg herbeiführen wolle.

---

[*] Souvenirs prophetiques, page 471.

Sie prophezeite einigen Damen von Adel, welche ihre Gefangenſchaft theilten, das Aufhören der Schreckenszeit und ihre baldige Befreiung. Sie errettete vom Schaffot die Mademoiſelle Montonſier, geweſene Directrice des Hoftheaters, die man auf dem Punkte war in die Conciergerie zu bringen. Hier iſt das Billet, das ſie ihr zukommen ließ:

„Legen Sie ſich ins Bett und ſtellen Sie ſich krank; eine Veränderung des Gefängniſſes würde Sie auf die Guillotine bringen; aber ſo werden Sie ihr entgehen und lange leben.“

Die Perſonen, welche man verſetzte, beſtiegen das Schaffot und Mademoiſelle Montonſier, befreit durch den 9 Thermidor, ſtarb faſt hundert Jahre alt. —

Der ſehr berüchtigte Legendre, ſeines Handwerks ein Mezger und Mitglied des National Convents, derſelbe, welcher den fürchterlichen Vorſchlag machte, man ſolle den Leib Ludwigs XVI. in 83 Theile ſchneiden, und in jedes Departement ein Stück davon ſchicken, unterhielt ſich mehrmals mit Mademoiſelle Le Normand, welche ihm ſein raſendes Wüthen verwarf, und mächtig zu ſeiner aufrichtigen Reue beitrug.

Sie prophezeite Hebert, dem Autor des ſchmutzigen Journals de Père Duchesne, das traurige Ende, welches ihn erwartete; und Hébert, um ſich zu rächen, wurde einer der verläumderiſchen Angeber der Pythia.

Danton, der Stifter des Clubs der Franziſkaner und der Urheber aller großartigen revolutionären Maßregeln, führte Camill Desmoulins zu ihr, dieſen hitzigen fanatiſchen Redner und das Opfer von Robespierre. — Barrère war einer ihrer eifrigſten Clienten, und Madame Tallien, dieſe engelhafte Frau, welche zwei himmliſche Gaben, ſo ſelten hienieden in ſich vereinigte, eine Tugend ohne Flecken in einer bewundernswerthen Schönheit, kam in jeder Woche eine Nacht, um ihr die Hand zu drücken und ſie zu befragen.

Unter dem Direktorium beſuchte ſie der Sänger Garat und der Epikuräer Barras, der Nachfolger des Grafen von Provence im Luxemburg, beſtellte ſie nach dem Palais Medicis.

Bei ſolch hohen und häufigen Verbindungen ſah Mademoiſelle Le Normand bald die Zukunft voraus, die ſich vorbereitete. Es wurde ihr leicht, das Ereigniß des 18. Brumairs anzukündigen, und ſie benachrichtigte davon Joſephine Bonaparte, welche ſie aufforderte, thätigen Antheil daran zu nehmen, in der Abſicht, ihrem Gemahl zu dienen. Die Gattin des künftigen Kaiſers hatte kurz zuvor Mademoiſelle Le Normand kennen lernen und ihr bei ihrer abergläubiſchen Creolennatur tiefe Zuneigung gewidmet.

Hier ſoll erzählt werden, wie das Alles kam:

Es wurde geſagt, daß während der Schreckenstage die Sibylle aus der Straße Tournon einige Zeit in dem Gefängniß de la petite force zubrachte.

Joſephine Tascher de la Payerie, damals Gattin des Vikomte Alexander de Beauharnais, ſchickte, erſchreckt über ihr und ihres Gatten Schickſal (ſie waren zu jener Zeit im Luxemburg feſtgehalten) der Mademoiſelle Le Normand in das Gefängniß einige Notizen, mit deren Hülfe ſie dieſelbe beſchwor, ihr die Zukunft zu enthüllen*. Das Orakel erwiederte: der

---

* Madame de Beauharnais hatte ſich ſelbſt die Haare abgeſchnitten um ſie ihren Kindern zuſtellen zu laſſen; ſo ſehr war ſie überzeugt, daß ſie nicht der allgemeinen Verfolgung entgehen würde, welche damals die Partheien in Frankreich traf.

General Beauharnais wird ein Schlachtopfer der Revolution; ſeine Wittwe wird einen jungen Offizier heirathen, deſſen Stern ihn zu herrlichem Geſchick ruft.

Der General Vikomte Alexander de Beauharnais wurde wirklich den 23. Juli 1794 hingerichtet.

Dieſer erſte in Erfüllung gegangene Theil der Prophezeihung beſchäftigte lebhaft den leichtgläubigen, träumenden Geiſt von Joſephine, welche nach der ſonderbaren Zuſammenkunft, die hier erzählt werden wird, ſich an die Sibylle anſchloß, und ſie ohne Unterbrechung in allen Zeitpunkten ihres Lebens, als Gattin, Kaiſerin und unglückliche, verſtoßene Frau um Rath fragte.

„Tröſten Sie ſich, Madame, ſagte eines Tages Mademoiſelle Le Normand zu der jungen Wittwe, deren ſchöne Augen in Thränen gebadet waren, das Glück muß Sie mit ſeinen glänzendſten Strahlen beleuchten. Die bewundernswürdigen Linien Ihrer Hand machen aus Ihnen eine Auserwählte. Sie werden Königin und Kaiſerin und die Prophezeihung aus Martinique wird ſich verwirklichen.“* — „Was! man hätte Ihnen geſagt?“ rief Joſephine.

* Joſephine war noch ein Kind, als auf Martinique, wo ſie 1763 geboren wurde, eine Mulattin mit Namen Euphemie, welche in der Colonie als Wahrſagerin in großer Verehrung ſtand, ihr zwanzig Jahre voraus eine Krone prophezeihte. Als Joſephine in Frankreich ſich ausſchiffte, umflog eine phosphorartige Flamme den großen Maſtbaum des Schiffes; die Mulattin hatte auch dieſes Wunder vorhergeſagt.

Hier ſind die ausführlichen Worte dieſer Prophezeihung von Mademoiſelle Le Normand Joſephinen nacherzählt: „Sie werden verbunden mit einem blonden Mann, beſtimmt für Jemand aus Ihrer Familie; die junge Perſon, deren Stelle einzunehmen Sie berufen ſind, wird nicht lange leben (ihre älteſte Schweſter). Ein Creole, welchen Sie lieben, wird nicht aufhören, an Sie zu denken; Sie werden ihn niemals heirathen und werden ſelbſt vergebliche Verſuche anſtellen, ihm das Leben zu retten. Ihr Stern verſpricht Ihnen zwei Verbindungen. Der erſte Ihrer Gatten iſt auf Martinique geboren, aber er wird in Europa wohnen und ſich mit dem Schwert umgürten; er wird einige glückliche Momente haben; ein fataler Streit wird Sie trennen und in Folge der Umwälzungen, die über das Königreich der

„Ich las Ihre ganze Zukunft und Ihre Vergangenheit in den Linien Ihrer linken Hand,“ erwiederte Le Normand.

Joſephine fühlte ſich in ihrem Innerſten erſchüttert und erklärte der Mademoiſelle Le Normand, daß das oben Berührte Wahrheit ſey.

„Hören Sie die Erklärung dieſer Linien,“ fügte Le Normand hinzu: „Erſtens ſind ſie ſehr vielfältig. Die Lebenslinie zwiſchen dem Daumen und Zeigfinger über dem Berge Jupiter, gegen den oberſten Winkel hin, bezeichnet Ihre Güte und angeborne Großmuth; dieſe Linie bedeutet Ihnen Ehre und unermeßliche Reichthümer; aber da ſie von zwei getrennten und geſchiedenen Zweigen unterbrochen iſt, zeigt ſie an, daß ſie bedroht ſind von Kopfſchmerzen, Blutgeſchwüren mit ſehr großer Gefahr.

Das Zeichen des Saturns, die Erhöhung des Venusberges beherrſchend, zeigt an, daß Sie in der Folge heftigem Kummer unterliegen werden, der Ihr Ende beſchleunigt. Die Figur auf dem Rücken Ihres Daumens bedroht Sie mit einem unglücklichen Tode, aber dennoch leitet Ihr Glücksſtern Sie

---

Franzoſen kommen werden, wird er auf tragiſche Weiſe umkommen, indem er Sie als Wittwe mit zwei Kindern von zartem Alter zurückläßt. Ihr zweiter Gatte wird ſehr braun ſein, von europäiſcher Abkunft, nicht reich, aber dennoch wird er berühmt werden: wird die Welt mit ſeinem Ruhme erfüllen und viele Nationen ſeiner Gewalt unterwerfen. Da werden Sie eine ſehr vornehme Dame. Sie werden zu den höchſten Ehren erhoben. Aber eines Tags werden die Undankbaren Ihre Wohlthaten vergeſſen; nachdem Sie die Welt bewundert hat, werden Sie unglücklich ſterben. Das Land, in welchem geſchehen wird, was ich Ihnen ankündige, iſt ein Theil von der Gaule celtique, und mehr als einmal werden Sie mitten in Ihrem Wohlergehen das friedliche und ſanfte Leben zurückwünſchen, das Sie in der Colonie führten. Im Augenblick, wo ſie dieſe verlaſſen — aber nicht für immer — wird ſich ein Wunder in der Luft ereignen, und dieß wird der erſte Vorbote Ihrer glänzenden Beſtimmung ſein.“

Im Uebrigen ſoll Joſephine, als ſie geboren wurde, einen Strahlenkranz um das Haupt gehabt haben. (Memoires historiques et secrets de l'imperatrice Josephine, par Mademoiselle le Normand, deuxieme edition, I vol., pag. 78. Paris 1827.)

gegen einen Punkt, wo Sie das Erſtaunen der Welt ſein müſſen.

Die Figur unter dem Finger des Jupiter, auf dieſe Art gebildet, daß die Zweige davon nach dem Mittelfinger ſehen, bedrohen Sie mit einem plötzlichen Tode, um ſo mehr, da Sie, indem Sie den Jupiter verlaſſen, welcher ſehr glücklich iſt, ſich dem Unglück bringenden Saturn zuwenden. In dem Berge der erhabenen Linien durchkreuzen ſich die Striche, ſie bezeichnen eine beſtändige Verfolgung, betrieben durch mächtige Perſonen aus der Familie Ihrer beiden Gatten, und vorzüglich der des letzten. Dieſe fortwährende Verfolgung ſoll einigermaßen den Lauf der Macht hemmen, die durch Jupiter verſprochen iſt.

Aber die ſechs ſchön geformten Sterne, ſowohl auf dem Berge Venus, als an dem oberſten Winkel des Jupiterfingers, bezeichnen ein Wachſen der Güter durch zufällige Ereigniſſe, als Kriege, Siege, Veränderungen in dem Schickſale der Staaten. Sie werden unter dem Einfluß des Weltherrſchers regieren, und werden auf der Bühne des Lebens auch warmen Freunden begegnen, eifrigen Beſchützern, um Sie vor dem Böſen zu behüten und mit dem Guten zu verbinden. Dieſe fünf kleinen Linien bedeuten Hinderniſſe und ſelbſt Gefangenſchaft. Das Zeichen des Saturns zwiſchen dem erſten und zweiten Gelenke prophezeiht, daß Sie früh dem Druck der Zeit erliegen, dem Tod hohe und unſchuldige Opfer entreißen werden. Ihr Einfluß auf Mars, der den Venusberg regiert, muß nothwendig Ihre gerechten Bitten bei dem Kaiſer, der Ihr Gemahl geworden iſt, begünſtigen. Ihr Ringfinger iſt ſehr merkwürdig, er hat gewiſſe gerade Linien, welche die liebe, genievolle, geiſtreiche Frau offenbaren.

Die drei Sterne auf der Wurzel des erſten Gelenks künden förmlich an, daß Sie gekrönt, 3 hohe Titel beſitzen, aber nur den erſten davon beibehalten werden. Ihr kleiner Finger trägt günſtige Zeichen, er verkündigt die Feinheit Ihres Geiſtes und den Kunſtſinn. Der Berg des Merkurs iſt wunderbar, aber ein Halbkreis kurz und tief bedroht Sie mit Gefahren.

Die zwei Triangeln, welche man auf dem Merkurberge von der Seite der Wurzeln bemerkt, verſprechen Ihnen zwei legitime Kinder aus Ihrer erſten Ehe, aber bezeichnen offenbar, daß die Bosheit Ihnen noch andere aufbürdet. Die Würzelchen oder Strikturen Ihrer Hand ſind nicht verſchlungen, obgleich von einer Linie durchſchnitten, die, indem ſie emporſteigt, mehrere Zweige am oberſten Winkel zeigt. Die Lebenslinie iſt gegen die Einſchnitte zwiſchen dem Berge Venus gabelförmig getheilt, dieß zeigt an, daß Sie in verſchiedenen Gegenden reiſen werden. Die Lebenslinie in ihrem Laufe unterbrochen, zeigt an, daß die Ehren und Reichthümer einige Augenblicke vor Ihrem glänzenden Herbſte verſchwinden werden. Indeſſen zeigt die ſaturnaliſche Linie, die eine den andern Linien entſprechende Tiefe hat, Ihre vorzügliche Conſtitution an, weil ſie gegen die Erhabenheit des Bergs nicht von kleinen Linien durchſchnitten und mit dem unglückbringenden Saturn verbunden iſt. Die Linie des Lebens iſt lang und breit, ſie iſt in der That dann eine Glückslinie; dieſe geht kreisförmig bis zum Anfang des Mondberges, aber ſie reicht nicht ganz in den Berg hinein; auch ſind Sie heiter, nicht melancholiſch oder mondſüchtig. Doch da ſie etwas unter dem kleinen Finger gebogen iſt, zeigt dieſe Linie ein wenig Leichtſinn an, um ſo mehr, als ſie gegen den Sitz des Merkurs ſchlimm aufſteigt; auch laufen Sie Gefahr, Ihr Vermögen zu verlieren und die Coſacken, die geliebten Söhne des Merkurs, Ihre Domänen verwüſten zu ſehen.[*] Die Tiſchlinie Ihrer linken Hand iſt lobenswerth; ſie entfaltet ſich in Zweige, von welchen einer gegen den Zeigfinger aufzuſteigen ſcheint und ſich gegen die zwei glückbringenden Sitze des Jupiters und der Venus erſtreckt; auch iſt Ihr Stern einer der glücklichſten Talismane, vorzüglich für einen Eroberer, der die Nationen unterjocht; Sie ſind gerecht, dankbar, ausdauernd im Guten, aber Sie werden eine Menge Undankbarer verpflichten. Der Triangel des rechten Ringfingers bezeichnet die Großmuth und Freigebigkeit, weil er den angenehmen Sonnenberg beherrſcht, aber ſeine Ausdehnung, die von einer Linie durchſchnitten wird, beweißt, daß Sie für großartige Dinge Leidenſchaft haben, die Künſte lieben und die Künſtler beſchützen werden. Durch den Querſchnitt, der von der Seite des Saturns und nicht der des Merkurs kommt, müſſen Sie den bösartigen Einfluß dieſes Planeten und nicht ſeine Folgen fürchten; Ihre Furcht müßte ſich verdoppeln, wenn dieſe Linie gegen den Sitz des Mondes und nicht gegen den oberſten Winkel gebogen wäre. Der Haupttriangel, welcher ſich unter der Herrſchaft des Mondes neigt, macht Ihnen den Mars günſtig. Auch müſſen Sie einen grenzenloſen Ruhm genießen, zwei Gatten haben, die Bewunderung des Weltalls durch Ihr wunderbares Glück gewinnen und Ihre Freunde durch ein ſchmerzliches und zu frühes Ende betrüben!“

---

[*] Ohne den Beſchützer Jupiter, der Perſon Alexanders von Rußland, hätte dieſe traurige Bemerkung wahr werden können.

Nachdem Mademoiſelle Le Normand, die nach dem Beiſpiel der alten Sybillen ſich den Eingebungen Gottes hingegeben und dießmal mit weniger Vorſicht, als gewöhnlich, die außerordentliche Geſchichte Joſephinens, die ſo großen Eindruck auf ſie gemacht, geendet hatte, blieb die Wittwe von Beauharnais wankend und athemlos vor ihr ſtehen, den Blick zu Boden geſenkt, auf ihrem Geſicht ſtand der Schweiß, ihre Züge waren entſtellt und furchtbar bleich.

Nach einiger Zeit* begegnete die empfindſame Joſephine auf ihrem Lebenswege einem kleinen Glücksritter, der ſo eben zum General ernannt worden war, ein Mann von verſchlingender Thätigkeit und unaufhaltſamem Fleiß, welcher unter unbeweglichen Marmorzügen Projekte von rieſenhaftem Ehrgeiz verbarg, welche der Mangel an Einfluß und Geld auf immer unausführbar zu machen ſchien. Eine Feuerſeele in einem eiſernen Körper, ein Vulkan, deſſen Crater ſich unter einer Granitdecke barg. Joſephine war von ihm bevorzugt, ſie heirathete den General Bonaparte trotz tauſend Hinderniſſen und Vorſtellungen ihrer Familie, trotz der ſchimmernden Zukunft, die ihr verſprochen war und an die ſie glaubte, denn damals war ſie überzeugt, daß dieſe Verbindung eine freiwillige Entſagung der prophezeihten Krone war.*

---

* In dem Salon der Madame de Chat... Ren....

Die politiſchen Begebenheiten rechtfertigten immer ihre Angaben.** Die neue Stellung Joſephinens hinderte ſie nicht, ihr Lieblingsorakel wieder zu ſehen.

„Nichts iſt in ihrem Schickſale verändert," erwiederte das Orakel.

Im Jahr 1793 entſchloß ſich Bonaparte, vor ſeiner Heirath mit Joſephine, der unnützen Streitigkeiten überdrüßig, Frankreich zu verlaſſen und beim Sultan Dienſte zu nehmen. Er ſandte zu dieſem Zweck der Mademoiſelle Le Normand eine geheime Note, um ſich Raths bei ihr zu erholen.

„Sie werden keinen Paß erhalten," wurde ihm geantwortet, „Sie werden eine große Rolle in Frankreich ſpielen; eine Wittwe wird Sie ſehr glücklich machen und durch ihren Einfluß werden Sie zu einem ſehr hohen Range gelangen; aber nehmen Sie ſich in Acht, undankbar gegen ſie zu ſeyn, Ihr beiderſeitiges Glück hängt davon ab."

Schon ſah die Sibylle die unglückliche Scheidung voraus, welche ſie ſpäter förmlich prophezeibte, und die ihre Gefangennehmung vom 11. December 1809 bewirkte. Die Thatſachen haben bewieſen, daß der Glücksſtern Napoleons nach und nach unterſank und erloſch vom Tage an, wo er Joſephine verſtieß, die für ihn ein Talisman und wahres Palladium war.

---

* Madame de Chat... Ren... war von Barras beauftragt, die Heirath Bonapartes mit Madame Beauharnais zu vermitteln, aber dieſe liebte ernſtlich den General Hoche, und zog ihn jenem Helden vor. Man unterſchlug 2 Monate lang die Correſpondenz der Liebenden. Dieſe Liſt gelang; Joſephine, empört über die Vernachläſſigung von Hoche, gab ihre Einwilligung zur Heirath mit Bonaparte.

** Die Mehrzahl der Directoren liebte Bonaparte nicht. „Die kleine Lederhoſe," ſagte einer von ihnen in ſpaßhaftem Tone, „wäre im Stande, den zweiten Akt von Cromwell zu ſpielen, wenn man nicht gute Ordnung halten würde; man muß ihn zähmen und ſo gut umſpinnen, daß er unter ewiger Aufſicht ſteht." (Memoires historiques de Joséphine)

Indeſſen häuften ſich unerwartete und glorreiche Begebenheiten in ſchneller Folge. Jahrhunderte rollten ſich in großartiger Ordnung vor den erſtaunten Blicken auf, wie der Eposdichter Roms ſagt.*

Die Feldzüge in Italien ** und Aegypten *** hatten aus Bonaparte den Liebling des Sieges gemacht. Der Ruhm des 18. Brumaires bahnte ihm den Weg zum Kaiſerreich und bereitete ihm die Eroberung Europas vor. Joſephine, geblendet von ſo viel Glanz, wurde die intime Freundin von der, welche ihn ihr prophezeiht hatte, und mit Hilfe der Sibylle, welche ſie jeden Augenblick um Rath fragte, las ſie in der Zukunft, wie in den Blättern eines Buchs. — Unter dem Conſulat, den 2. Mai 1801, beſchied Joſephine die Mademoiſelle Le Normand nach Malmaiſon, welche folgendermaßen ihren Beſuch dort erzählte:

„Den 2. Mai 1801 wurde ich gegen 9 Uhr des Morgens eingeladen, mich nach Malmaiſon zu begeben; ich geſtehe, daß ich durchaus nicht wußte, welche Perſon nach mir fragen ließ; ich muthmaßte ſogar, daß es nur eine Dame im Dienſte der Madame Bonaparte war; ich war damals weit davon, zu vermuthen, daß bei einem ſolchen Grad von Erhebung dieſe Auserwählte mich der Erinnerung würdigen würde; ich weiß durch lange Erfahrung, daß der Cultus eines gewiſſen Wiedererkennens wenig Verehrer hat; es ſcheint, daß meine hohe Rathfragerin, um Ungewißheit über die Art des Rathes zu laſſen, den ſie von mir wünſchte, das Gerücht verbreitet hatte, als wollte ſie den Urheber eines im Schloſſe erſt begangenen Diebſtahls kennen. Das iſt wenigſtens, was die Frau, die mich einführte, darüber ſagte. Ich komme an und gelange bald zu einer ihrer Damen, genannt Mademoiſelle Albertine. Ich hatte mich verſpätet, und es war faſt unmöglich, auf der Stelle vorgelaſſen zu werden; aber einen Augenblick nachher erſchien eine Dame in ſehr einfachem Neglige; ſie ſagte mir verbindlich: „Wollen Sie mich nicht von meinem künftigen Schickſal unterrichten! und ſagen Sie mir, ob ich noch lange dieſes Haus bewohnen werde!“

---

* Magnus ab integro seclorum nascitur ordo.

(Eglogue à Pollion.)

** Eine Mademoiſelle Vanem hatte im ſomnambulen Zuſtande dem Bonaparte vor ſeinem erſten Feldzug in Italien und in Gegenwart der Damen Tallien und von Beauharnais prophezeiht, daß er Italien beſiegen werde. Von dieſem Augenblick an hatte er einen entſchiedenen Geſchmack am Somnambulismus. (Memoires de Josephine, tom I, page 281.)

*** Als Bonaparte in Aegypten war, ließ der Polizeiminiſter Fouche eine heroiſche Comödie in 3 Akten, betitelt „Die Franzoſen in Aegypten", von Mademoiſelle Le Normand — durch die Cenſur ſtreichen, wo die Verfaſſerin dem Bonaparte folgende Worte in den Mund legte: ich werde nach Frankreich zurückkehren und die Waffen nur niederlegen, wenn die Republik keine Feinde mehr hat. (Memoires historiques.)

„Ich betrachtete ſie aufmerkſam und bemerkte in ihrer ganzen Phyſiognomie etwas Angenehmes und Außerordentliches, und es entfährt mir ſelbſt eine überraſchende Bewegung, indem ich ſie anſehe.

Ihre Stirn war der Sieg der Klarheit, es war eine erzene Tafel, auf der alle ihre Gefühle mit Feuer eingegraben waren; ihre Augbraunen verriethen ihre Empfindung. Die Natur hatte in ihre Augen Zeichen gelegt, die ihren Charakter entſchleierten. Nach klaren, auf die Regeln der Kunſt gegründeten Beobachtungen war es mir nicht ſchwer, zu entdecken, daß dieſe Perſon berufen war, eine wirklich außerordentliche Beſtimmung zu erfüllen. Daher hielt ich mich nicht an die gewöhnlichen Ausſagen, aber wohl ans gewiſſe Studium der Chiromantie und Cartomantie, und ging auf meinen Zweck los, indem ich 20 Kartenbilder legte, und ich ſagte jener Auserwählten: „Ich prophezeihe Ihnen von Neuem, Madame, Alles getreulich abgewogen verſpricht mir, daß Sie in dieſem Augenblick Pläne haben, Ihres Gatten Macht erhoben zu ſehen. Ach hüten Sie ſich ſehr davor! wenn er jemals dazu käme, das Scepter der Weltherrſchaft zu ergreifen, würde Sie dieſer Ehrgeizige verlaſſen.“

„Sie lachte ſehr über dieſe letzte Vorausſage und fügte liebenswürdig hinzu, daß ſie dieſelbe wenig fürchte, weil zur Verwirklichung nothwendig wäre, daß ſie Königin würde, was damals kaum möglich ſchien und möglich werden konnte, indem alle Geiſter nach der Feſtſtellung einer einzigen und untheilbaren Republik ſtrebten. — Sie ſtellte nun mehrere Fragen über ihre Kinder; man ſprach von der Heirath ihrer Tochter, aber nichts verlautete noch davon oder war darüber beſtimmt. Ich kündigte an, daß ſie mit der Familie ihres Stiefvaters verbunden, aber einen Gemahl nach ihrer Wahl vorziehen würde. Madame Bonaparte erwiederte mir, daß ſie das wünſche, aber daß es nicht von ihr abhänge. — Ihr Sohn beſchäftigte ſie ſehr. — Dieſe zärtliche Mutter ſah in Allem nur das Glück der Weſen, die ſie liebte. Ihre einzige Furcht war, ihren Eugen unter den Lorbeeren fallen zu ſehen, die zu brechen er nicht ermangeln würde. — Nach gerechten und tröſtenden Bemerkungen über dieſen Gegenſtand ſagte ich ihr: „Behalten Sie ja dieſe Worte, Madame, ſie ſind für Sie von prophetiſchem Inhalt: Ein Tag wird kommen und dieſer iſt nicht fern, wo Sie die erſte Rolle in Frankreich ſpielen werden.“

Sie konnte ſich hierauf nicht enthalten, mir zu ſagen: „Wohlan, Mademoiſelle, erfahren Sie, daß Ihre Prophezeihungen ſich bis auf heute von Punkt zu Punkt verwirklicht haben; die letzte kündigte die Rückkehr eines Mannes an, der nach dem, was Sie ſagen, Frankreich wieder herſtellen wird. Nun ſollten unſere Schickſale feſtſtehen; ich möchte nur wiſſen, ob ſie eben ſo unveränderlich ſein werden, wie die des erſten Conſuls, denn ſie ſind unzertrennlich mit einander verbunden. Sagen Sie vor Allem, ob das gegenwärtige Gouvernement, welches ein überlegenes Genie ſo eben gegründet hat, Trotz bieten könne oder ſpäter die Unbeſtändigkeit des Glücks erleiden müſſe?“ Ich antwortete nach einigen Augenblicken reiflichen Nachdenkens: „Nein, Madame, Sie können nicht auf dem Punkte ſtehen bleiben, wo Sie angekommen ſind; Sie müſſen nach Ihren 6 Sternen* ſich höher erheben; es müſſen zuvor drei außerordentliche Veränderungen in der Conſtitution des Staates geſchehen, ehe er eine Haltbarkeit erlangt.

„Ah, was ſage ich! ich ſehe es, Sie werden regieren, Sie werden auf dem Throne ſitzen; die Kraft Ihres Genius verſpricht Ihnen große und unbegreifliche Schickſale; aber eines Tags könnte Ihr Gemahl ſeine feierlichen Schwüre vergeſſen, denn unglücklicherweiſe je größer er werden wird, deſto mehr wird er zu ränkiſchen Umwegen ſich herabwürdigen.“

Zuletzt verließ ſie mich. Während dieſer kurzen Unterbrechung empfing ich die Tochter und Nichte der Gattin des Mannes, der bald zur höchſten Spitze des Ruhms gelangen ſollte.

Madame Bonaparte ließ mich aufs Neue in ihre Gemächer kommen; ſie war nun an ihrer Toilette. Einen Augenblick ſpäter ſah ich Bonaparte eintreten; er ſprach liebenswürdig mit ſeiner Gattin, er wünſchte ihr Glück, daß ſie an jenem Tage ein Kleid aus unſern Manufacturen von Lyon trug; dann ſich bald umwendend, ſagte er, indem er ſie und dann mich anſah: „Wer iſt dieſe Dame?“

Auf ihre gütige Antwort, daß ſie mich kenne und meinen Namen ungern ſage, erwiederte er nichts und begnügte ſich, mich zu begrüßen. Er begann ein Schooshündchen, das ſich im Zimmer befand, zu ſtreicheln. Da ich ihm nachahmte, ſagte er, es wird Sie beißen, zumal da es Sie nicht kennt; ich antwortete ihm, daß ich die Thiere ſehr liebe. Er blieb einen Augenblick erſtaunt, der Ton meiner Stimme hatte ihn doppelt frappirt; ſeine Augen verließen nimmer die meinigen; er nahm Joſephine an der Hand und ging mit ihr hinaus. Einen Augenblick nachher kam er zurück und ſagte mir: „Sie ſind wohl die Perſon, die dem erſten Conſul ſeine Schickſale vorausſagte; aber,“ ſagte er mit der Regung intimen Vertrauens, „wiederholen Sie es Niemand, denn die großen Männer lieben dem Publicum nicht aufzudecken, daß ſie auch denſelben gemeinen Schwachheiten unterworfen ſind. Aber glauben Sie, Bonaparte, deſſen Gedächtniß wunderbar iſt, wird es nie vergeſſen.“ Wirklich fixirte er mich von dieſer Zeit an, wenn der Zufall eine Begegnung herbeiführte, mit ſeinen beobachtenden Augen und konnte ſich jedesmal nicht enthalten, mir zuzulächeln. (Memoires historiques et secrets de l'impératrice Josephine par Mademoiselle Le Normand; — Tome II, Notes 1837.)

---

* Anſpielung auf das Innere der linken Hand der Kaiſerin Joſephine.

Als der erſte Conſul das Lager von Boulogne formirte, zeigte er, obgleich Madame Le Normand in Joſephinen eine unfehlbare Beſchützerin hatte, doch einen großen Unwillen gegen die Wahrſagerin, als er erfuhr, daß die Sybille ſeine Niederlage prophezeiht hatte, wenn er eine Landung in England verſuchen wurde. Die beſtändigen, faſt ungeſtümen Bitten Joſephinens, nichts konnte den Widerwillen Bonapartes verwiſchen. Der herriſche Geiſt Napoleons zeigte ſich ſchon im erſten Conſul; Niemand widerſtand ihm ungeſtraft. Mademoiſelle Le Normand fühlte ihre verwegene Ausſage durch ein Jahr Gefängniß im Kloſter der Magdalenerinnen, aus welchem ſie wieder am 1. Januar 1804 befreit wurde, indem ſie an Fouché zum Neujahr folgendes vierzeilige Gedichtchen nach Pibraks Manier ſchickte:

Wenn der Präfekt in dieſer Stunde wollte
Das Jahr durch eine Wohlthat weihen ein,
Er mir dieß trübe Haus jetzt öffnen ſollte,
Ein glücklich Loos würd' ich ihm prophezeih'n.

Welche Kraft hat nicht ein Vers, beſonders der einer Prophetin? Sobald er die Verſe geleſen, befahl Fouché die Freilaſſung der Mademoiſelle Le Normand, welche von der Höhe ihres Obſervatoriums Faubourg Saint Germain mit Eifer das große und kleine Spiel trieb, ihre Salons von vornehmen Beſuchen, von Höflingen und vorzüglich von Herzogen, Grafen und Gräfinnen, alles Feinde der neuen Ordnung der Dinge, erfüllt ſah und welche die Anmaßung ſo weit trieb, daß ſie that, als könnte ſie gänzlich ihren Zulauf entbehren.

ohne ſie zu beunruhigen oder ſich mit ihren kleinen Ränken zu beſchäftigen. Mitten in dieſem dienſtfertigen Hofe erhob Mademoiſelle Le Normand, begierig ein verlorenes Uebergewicht wieder zu gewinnen und bourboniſch bis zum Extrem, ihre myſteriöſe Kunſt bis zur Höhe der Politik. Sie verfolgte auf der Karte Europas die Schritte des modernen Alexanders, und legte die Pläne, die kaum ſeinem Kopfe entſprungen waren, hell an den Tag.

Die befremdende Macht dieſer Frau incommodirte ihn um ſo mehr, weil er genöthigt war, daran zu glauben; die Vergangenheit ſtand mit ihren ehernen Thatſachen unwiderruflich da.

Joſephinens Bitten nachgebend, hatte er 1807 der Sibylle Rath nach allen Regeln verlangt; aber er hatte die genaueſten Vorſichtsmaßregeln getroffen, nur um nicht entdeckt zu werden.

Eines Abends brachte ein Mädchen vom Lande, welches taub war und weder leſen noch ſchreiben konnte, ein Papier, welches ſie andeutete von einem Unbekannten erhalten zu haben. Auf dieſem Blatte ohne Unterſchrift ſtand die Stunde, der Tag und der Geburts-Monat des Conſultirenden; er gab auch die Blume an, welche er vorzüglich liebte, und den Geruch, der ihm der angenehmſte war, kurz alle nöthigen Formalitäten.

(Die authentiſche Copie dieſes denkwürdigen Horoſcopes iſt in der Polizei-Präfektur niedergelegt ſeit dem 11. December 1809, dem Tag, an welchem Mademoiſelle Le Normand eine Feſtſetzung erlitt, und an welchem man ſich ihrer Papiere bemächtigt hatte. Da die wenigen Journale, die von dieſer Prophezeihung geſprochen haben, zu beengt waren, um ſie ganz zu verbreiten, ſo tiſchen wir dieſelbe hier wieder ſo auf, wie wir ſie vor Augen haben. page 603 des Souvernirs prophetiques.)

Genauer Auszug aus dem Thema von der Geburt Bonapartes. 1807.

„Der Conſultirende iſt unter einem glücklichen Sterne geboren; be ſeiner Geburt befanden ſich alle Geſtirne in einer günſtigen Zuſammenſtellung. Die Sonne, Mars und Jupiter ſpendeten ihm alle ihre Gaben.

„Er iſt auf einer Inſel geboren, welche jetzt zu Frankreich gehört. Sein Vater lebt nicht mehr; er hat vier Brüder und drei Schweſtern; zwei ſeiner Brüder waren zweimal verheirathet. Seine Mutter bewohnt gegenwärtig die Hauptſtadt; ſie verdankt ihm Vieles. — Der Charakter des Fragenden iſt beſtimmt und feſt, zuweilen nachdenkend, mehr ernſt als heiter; er hält viel auf ſein Gefühl, er liebt nicht beherrſcht zu werden, ſelbſt nicht von Frauen; vorzüglich vermeidet er, denſelben zu viel Einfluß einzuräumen; er giebt ſehr ſchwer ſein Vertrauen; er fürchtet, durchſchaut zu werden, was ihm ſeine kleinſten Handlungen verbergen macht; er iſt ſehr empfindlich gegen Beleidigung und vergiebt nicht leicht; er haßt die Undankbaren.

„Von früher Jugend auf muß er dem Militairſtande beſtimmt geweſen ſein. — Er hat die beſten Anfangsgründe erhalten, ſelbſt die, welche die Artillerie betreffen. — In der Vergangenheit war er einem ehrenhaften Corps verbunden, und befand ſich ſogar in einer Stadt, welche von Waſſer eingeſchloſſen war.* Er hat das ſchöne Italien durchzogen und iſt eingezogen in die Hauptſtadt der chriſtlichen Welt.

„Der Fragende ſah ein Land, welches in längſt vergangenen Zeiten die Wiege einer Religion war;** er mußte mit einem Commando beauftragt ſein, und diejenigen, welche zu ſeiner Reiſe mitgewirkt hatten, glaubten ihn nicht wieder zu ſehen; ſeine Gattin ſogar verlor dazu die Hoffnung; es wurde ihr und andern prophezeiht, daß er wiederkehre;*** und drei Wochen und drei Monate waren kaum ſeit ſeiner Rückkehr verfloſſen, als er in große Macht eingekleidet wurde (ſelbſt zwei Gefahren lief, einmal durch eine Exploſion) und damit ſchloß, daß er ſelbſt ſeinen ausgeſprochenſten Feinden Geſetze gab.

---

* Toulon.

** Aegypten.

*** Mademoiſelle Le Normand hat mehrere Mal der Joſephine oder den Perſonen, welche dieſe zu ihr ſandte, ſeine Rückkehr verkündet.

„Seine Gemahlin iſt eine Fremde, liebenswürdig und voll Grazie; ſie liebt ihn wahrhaft. Ich ſehe ſie in dieſem Augenblick doppelt bekümmert, ſie befürchtet mit Recht, daß er ſich gegen ſie verändert.* Wie viel Aeußerungen aus Zufall hingeworfen, und welche der Pöbel zu wiederholen ſich gefällt, werden nicht in der Folge zur Gewißheit.

„Der Fragende muß dieſe liebenswürdige Frau auf eigene Weiſe haben kennen lernen; ein Umſtand hat dieſe Heirath beſtimmt; ein angeſtellter Mann hat dazu den Rath gegeben,** aber es ſtand in dem Schickſale beider, vereinigt zu werden. Es giebt unglaubliche Dinge im Leben. — Sie war Wittwe eines blonden Mannes, im Militair geachtet, und welcher ihr 2 Kinder hinterlaſſen hatte, einen Knaben und ein Mädchen.***

„Dieſe Dame hatte ihren erſten Gemahl durch das Schwert verloren und auf eine ſchreckliche Weiſe; ſie ſelbſt ſah ſich eingeſchloſſen in ein Palais, welches in unglücklichen Zeiten zum Gefängniß diente.

„Heute iſt dieſes ſchöne Denkmal ſeiner Beſtimmung wiedergegeben.

„Dieſe Gattin, mehr werth als ein Titel, muß ihm theuer ſein; ſie bringt Glück allem, was ſie umgiebt, kurz alles muß ihr gelingen.

„Ihr Sohn iſt mit einer Deutſchen vermählt, von gutem Hauſe, welches Geſetze giebt.† Er bewohnt ein Land, wo man die gute Muſik liebt.†† Ihre Tochter hat ſich mit der

---

[*] Immer prophezeihte die Sibylle die unabwendbare Scheidung.

[**] Der Director Barras, in den Salons der Madame de Chat†† Ren††, wo er den kleinen Bonaparte, wie man ihn damals hieß, einführte.

[***] Eugene und Hortenſia Beauharnais.

[†] Eugene von Beauharnais hat die Tochter des Königs von Baiern geheirathet.

[††] Eugene war Vice König von Italien.

Familie des Fragenden alliirt; ſie trägt deſſen eigenen Namen.*

„Dieſe junge Dame muß ſchon ein Land bewohnt haben, wo Handel und Schiffahrt den Reichthum der Einwohner ausmachen.** Sie hatte zwei Söhne, der eine iſt nicht mehr; ſie wird einen dritten haben, welcher zu Glück kommt.***

„Mein Fragender iſt ſehr in Gedanken beſchäftigt; ich glaube ihm ſelbſt unbeſtimmt, was bei ihm kaum der Fall iſt, denn er weiß ſeine Partie auf der Stelle zu nehmen. Einen Schritt, welchen ſeine Gemahlin thun ſoll, und welchen er ihr rathet, wird Viele in Erſtaunen ſetzen; innerlich kann er ihr nur dankbar dafür ſein. Demungeachtet wird dieſe Dame einigen Hinderniſſen begegnen, die ſich jedoch ſpäter beſeitigen. Er wird ſtattfinden dieſer einzige Schritt, aber nach einer gewiſſen Zeit (nach 28 Monaten höchſtens), und der Fragende wird eines Tages ſchmerzlich erfahren, was dieſe Trennung ihm gekoſtet hat.

„Dieſer Conſultirende hat erhitztes Blut, er bedarf ſogar einiger Ruhe; dieß vereinigt ſich ſchwer mit ſeinem feurigen Charakter. Mäßige Bewegung iſt ihm nöthig, ſo wie ununterbrochene Transſpiration; er hat zuweilen Ausſchlag auf der Oberfläche der Haut, ſelbſt in dieſem Augenblicke ein wenig.† Dieß kommt von Reiſen und Nachtwachen, aber bei vielfältiger guter Pflege hat er nichts davon zu befürchten.

„Eine große Begebenheit wird in dieſem Augenblicke verhandelt, er iſt derſelben nicht fremd; ſie könnte ihn ſogar perſönlich betreffen oder doch die Seinigen.

---

* Hortenſe von Beauharnais hat ſich mit Ludwig Napoleon, König von Holland, vermählt.

** Amſterdam.

*** Louis Napoleon, Sohn des Königs von Holland.

† Joſephine verband in demſelben Augenblicke, als Mademoiſelle le Normand dieß ſchrieb, Napoleon. Das Eigenthümliche und die Richtigkeit dieſer Vorherſage ſetzte beide in Erſtaunen. — Dieſe Thatſache wurde der Sibylle von Augenzeugen hinterbracht.

„Der Name des Fragenden wird ſo weit die Erde reicht wiederhallen; man wird ſich ſogar nicht weit von dem Lande der großen Mauer um ihn bewerben.* Er wird bei großen Ereigniſſen mitwirken; er wird der Vermittler großer Intereſſen ſeyn. Es iſt ihm prophezeiht, daß er der einzige Mann ſeyn wird.

„Es ſind vier außerordentliche Dinge,** welche ich ihm zur Zeit und am Orte ſagen werde. Er ſoll ſie vermeiden, das eine unter andern betrifft ſein Leben; es wird in 3—7 Jahren ſpäteſtens geſchehen.***

Der Conſultirende iſt Staatsmann; er arbeitet oft im geheimen Kabinet und wird mit den Höchſten ſprechen. — Er hat drei Arten Freunde: *wahre*, welche ihm durch Dankbarkeit anhängen; andere halten an ſein gegenwärtiges Glück; noch andere erſpähen die kleinſten Handlungen. Was ihn betrifft, muß man ſehr fein ſeyn, um ihn zu errathen; er wird zu den höchſten Ehren gelangen, nach welchen ein Menſch trachten kann. — Aber wenn er mich von jetzt an in 7 Jahren befragt und ſich der ſchon verfloſſenen Prophezeihungen von mir erinnert, dann um ſo beſſer für ihn, denn ich ſehe ſo viele Ereigniſſe für dieſen Fragenden, daß ich einen Folioband haben müßte, um ſie alle aufzuführen.“ —

---

* Perſien.

** Dieſe Erklärung wurde durch ein anderes Horoſkop verlangt, welches Mademoiſelle Le Normand einige Zeit ſpäter an Joſephine ſchickte. Da iſt es, wo ſie ſagt: 1) daß der ſpaniſche Krieg unpolitiſch ſey und Unglück bringen werde; 2) daß es ausdrücklich Bonaparte anempfohlen ſey, nie die geiſtliche Gewalt zu berühren; daß er Herr von Rom ſeyn würde, aber daß alles, was das geiſtige angehe, ihm heilig ſeyn ſolle; 3) daß er ſich vor dem Nordwind hüten ſolle, denn vom Nordwind kämen alle ſeine Uebel.

Dieſen Inhalt vernehmend, blieb der Kaiſer einen Augenblick beſtürzt; denſelben Tag noch drohte er, Befehle gegen Mademoiſelle Le Normand zu geben. Joſephine ſchickte eine ihrer Frauen zu der Sibylle um 10 Uhr Nachts, um ſie zu benachrichtigen, daß ſie für ihre Sicherheit wachen ſolle. Mademoiſelle Le Normand conſultirte ſogleich in Gegenwart dieſer Perſon ihre Zauberkunſt und fügte hinzu, daß ſie nichts zu fürchten habe. Wirklich vergaß Napoleon Tags darauf ſeinen Zorn und die Sibylle wurde nicht verfolgt.

*** Die Verſchwörung von Mallet.

1809 enthüllte Mademoiſelle Le Normand Napoleons Projecte auf die römiſchen Staaten; den andern Montag, ein Tag der Diana geweiht, um 11 Uhr Morgens, wo eine glänzende und zahlreiche Geſellſchaft ſich um ſie drängte, traten boshaft lächelnd Alguazils ein und theilten die Menge.

„Sie ſehen die Eingeweihten, die mich umgeben,“ ſagte ſie ihnen; „ich muß die falſchen Brüder fürchten, denn heute noch werde ich arretirt werden.“

„Sie irren ſich nicht,“ erwiederte einer der Commiſſaire, indem er ihr ſeine Schärpe zeigte, „denn wir ſind hier in dieſer Abſicht.“

„Ihr Beſuch hat für mich nichts Ueberraſchendes; dieſe Berechnung zeigte ihn mir an. Indem ſie ſo ſprach, hielt die Sibylle ein Kartenſpiel in der Hand, welches ſie ſo eben ſtudiert hatte.

Sehen ſie in meine Bemerkungen* erwiederte ſie; ſeit einigen Tagen ſehe ich Ihr Kommen voraus. —

Plötzlich beginnt die ſtrengſte Unterſuchung: Ein Brenn-Spiegel v. Luc. Geuric, ihre 33 griechiſchen Stäbe und ihre Cabala von 99 von Zoroaſter, entgehen der Polizei, während ihre ſieben enorme Cartons, vier Bände in Quart, von der Wiſſenſchaft der Phyſiognomik (von Johann Kaſpar Lavater) 9 große mathematiſche Karten, von den Zahlen handelnd, ihr Wahrſager-Stab und ihr koſtbarer Talisman, welcher in einem Portefeuille von ihr vergeſſen war, welches die ausgewählte Schattenriſſe der wahren Gläubigen enthielt, (Souvenirs prophetiques) von derſelben entriſſen wurde. —

Die Sibylle wurde nach der Polizei-Präfectur abgeführt, wo man ihre Unterſuchung fortſetzte. Man fand, indem man das Inventarium ihrer Papiere machte, eine Sammlung Prophezeihungen, an Alexander, an Julius Cäſar, Tiberius, Diocletian, an Heinrich IV., Karl I., Ludwig XIV. und XVI., an die Herzoge v. Biron, die Marſchälle v. Schomburg und Luxemburg ꝛc.

---

* In Wirklichkeit war die Polizei dort angekündigt.

Ferner fand man eine Rolle von Palmblättern, geſchrieben auf Chaldäiſch, über die Schickſale, Conſtellationen, die magiſchen Talismane und Figuren, den Stein der Weiſen und die Univerſal Philoſophie, alles Geheimniſſe, welche über dem menſchlichen Verſtande ſtehen.

Als Mademoiſelle Le Normand nach der Reihe über ihre Kunſt und die Perſonen, welche ſie gewöhnlich bei ſich empfing, gefragt wurde, antwortete ſie mit unerſchütterlicher Kaltblütigkeit:

„Seit ſo vielen Jahren mein Herr ſind wir auf ſo grauſame Weiſe durch die Schule des Unglücks gegangen, ſo viele widrige Geſchicke aller Art ſind mit Wuth über unſer trauriges Vaterland hereingebrochen, daß Sie ſich nicht wundern müſſen, wenn von allen Seiten man Troſt-Gründe bei mir ſucht. — Wie viele Mütter, Gattinnen, Wittwen, wären vor Schmerz vergangen, hätte ich nicht in ihren Herzen wieder eine Hoffnungsflamme angefacht!“

— „Aber dennoch wäre es für Sie ein Leichtes, den Frieden der Familien zu ſtören, und Zwietracht in denſelben zu verbreiten.“

„Diejenigen, welche meine Kunſt ausüben, können, das iſt nicht zu bezweifeln, ſolche Ausſchweifungen begehen, wenn ihr einziger Beweggrund die Habſucht iſt. — Aber wie Minerva halte ich immer den Oliven-Zweig in Händen, und die Weisheit meines Rathes ließ oftmals die Waagſchale der Themis ſich auf die Seite der Unterdrückten neigen. —

„Was die Eingeweihten betrifft, ſo habe ich deren in allen Theilen des Erdballs: Meine Correſpondenz beweißt es Ihnen: Seine Excellenz der Geſandte von Perſien hat mich mit ſeinem Vertrauen beehrt. Man beſchäftigt ſich mit mir in Amerika, in Afrika habe ich tauſende die mit mir Gemeinſchaft haben. J[illegible]ſien dient meine wunderbare Cabala als Leitſtern der Kabin[illegible] Jn Europa kann ich unter die mich befragenden alle Leute von Geiſt und Verdienſt rechnen, tapfere Officiere, empfehlenswerthe Perſonen, welche in Furcht ſind . . . . .

Was die Frauen von Auszeichnung und Gemüth betrifft, welche ſich bei mir Raths erholen, ſo ſind ſie zahllos, wie der Sand am Meere.

„Ich beſitze die Geheimniſſe ſehr vieler Familien, aber Sie täuſchen ſich, wenn ſie mich für feig genug halten, ſie Ihnen zu offenbaren . . .

„Hören Sie — ich habe der Seele einer erhabenen und tief betrübten Perſon Troſt gegeben. Sie iſt das Opfer einer ausnehmenden Undankbarkeit. — Dieſer Engel des Friedens und der Güte betet für ihren Verfolger. An einem Samſtage den 16. December wird das ſchändliche Werk vollführt werden.“

— „Was! brach der Unterſucher aus, Sie beſtehen darauf zu behaupten, Napoleon habe den Plan, Joſephine zu verſtoßen?“ —

— „Ich prophezeihte es 1807, daran halte ich mich. Ich erwarte die Begebenheiten. Uebrigens wird der 31. März 1814 die Auflöſung des Räthſels geben, welches ich heute nicht aufklären will.“

— „Aber ſagen Sie uns wenigſtens, durch welches Blendwerk Sie die Gunſt der Kaiſerin zu erwerben wußten, welche Sie mit Geſchenken überhäufte?“

— „Seit mehreren Jahrzehnten ſchätzt Joſephine meine Künſte; mehr als einmal mochte in ihr gequältes Herz die Heiterkeit wiederkehren. Ihre Wohlthaten beſchränken ſich auf einige Freundſchafts-Geſchenke. Es iſt darunter vorzüglich eines unſchätzbar für mich: eine Locke ihrer Haare, womit ſie mich beſchenkte.* Niemals mein Herr wurde mir eine Summe Geldes, weder groß noch klein, von ihr angeboten oder übermacht.“

„Was iſt das für ein Ring, von welchem ſo viel Erhebens gemacht, in den Papieren, welche man in Ihrer Wohnung fand?

„Es iſt ſchon lange her, daß ich ihn von einer hohen

---

* Dieſes, ſo wie alle übrigen Antworten, iſt aufgezeichnet in dem Verhör-Protokoll der Mademoiſelle Le Normand, welches dem Polizei-Miniſter übergeben und Napoleon vorgelegt wurde. Joſephine erklärt ſeinen Inhalt für wahr, und fügte ſelbſt hinzu, daß das unbedeutendſte Andenken von ihr mehr Werth in den Augen der Mademoiſelle Le Normand habe, als alles Geld, womit ſie dieſelbe überhäufen könnte.

Perſon bekam, Joſephine nahm den Ring an, und trägt ihn
mmerwährend am Sonnenfinger, als ein Zeichen der Freund-
chaft, welche ſie für mich hat, und auf welche ich ſtolz bin.“
— „Was iſt das für ein Traum, von welchem man aus-
ührliche und beſtimmte Deutung von Ihnen verlangt?“ *

— Es iſt die Ankündigung der ernſteſten der Ereigniſſe.
Die gute Joſephine, auf dem Punkte verſtoßen zu ſeyn, ſieht
ich von einer großen Menge Schlangen umgeben, welche ſich
uf alle Art verſchlingen und ſie umwinden, wie in den be-
ühmten Gruppen des Laokoon. Diejenige, welche ſich um
hren linken Arm ſchlingt, und ſich in den Schwanz beißt,
edeutet ihre Unſterblichkeit. Nach und nach löſen ſich dieſe
Gewürmer von ihr ab und bemächtigen ſich Napoleons, welchen
e bis zum Erſticken zuſammen preſſen. Dies bedeutet, daß
as Andenken an Joſephinen von der Nachwelt mit Liebe
ewahrt wird, und daß Napoleon irre geleitet, durch die Menge
einer Schmeichler, ſeinen Undank ſchwer könnte bezahlen müſſen.

— „An wen ſind die verſchiedenen Horoſcope gerichtet,
worin ſie den Nachkommen eines großen Königs zu prophe-
eihen ſcheinen, daß dieſelben eines Tags ihr Vaterland wieder
ben könnten; daß 1814—1815 ihr Leiden geendet, oder ſehr
ahe ihrem Ende ſeyn würden?“ **

„Oftmals wurde ich befragt über das Unglück der Linie
us dem Hauſe Spanien; durch meine Berechnungen habe ich
ie Gewißheit erlangt, daß die Tyrannei aufhören wird; daß
ie mächtige Hand, welche ſie geſchlagen hat, eines Tages
ergleichen thun wird, als wolle ſie abſcheuliche Unge-

---

* Die Auslegung wurde Joſephinen zugeſchickt, durch Mademoiſelle
Normand den 28. November 1809. Das Doublet wurde in ihren Pa-
ren entdeckt. Dieſer Traum iſt bekannt, und wir geben ihn nur in kurz
faßtem Inhalt durch den Mund der Sybille ſelbſt. (Souvenirs prophe-
ique pag. 50.)

** Dieſe Horoſcope ſind auf der Polizei-Präfektur niedergelegt, als
tenthiſche Stücke zum überzeugenden Beweiſ gegen Mademoiſelle Le Normand.

rechtigkeiten wieder gut machen, aber, daß es nur dem edlen Muthe einer ſo treuen Nation vorbehalten ſeyn wird, ihr ſchönes Werk zu beginnen und zu verbeſſern, indem ſie auf die Bahn des Sieges geleitet wird, durch ihre beharrliche Anhänglichkeit an ihre legitimen Könige, und durch den Enthuſiasmus, welchen ihr aufs Neue ein großmüthiger Krieger einflößte,[*] welcher in dem mit Blut befleckten Felde der alten Mauren, unſterbliche Palmen pflücken wird.“ —

Es bedarf nur Einer, mein Herr, um ſeinen Ruf zu verewigen: aber auch ganz Europa wird ſie ihm zuerkennen! ....

— Was iſt das für eine Palme?

— Mein Genius Ariel [**] gebietet mir Schweigen.

Während der neuen Feſtſetzung der Mademoiſelle Le Normand ruhte Joſephine nicht; ſie wandte jede Art von Liſt an, um ins Geheim mit ihr zu correſpondiren, und ſchickte ihr ſogar Briefe in gebratenen Feldhühnern. [***]

Im Uebrigen wurde die Gefangenſchaft der Sybille gemildert durch die Höflichkeit und ſogar das Intereſſe, welches ihre Wächter ihr bezeugten. Einer derſelben mit Namen Vauteur, erheiterte ſie bis zum Lachen, durch ſeine Furcht vor der Zauberei und Hexerei, er hatte ſolche Angſt davor und zitterte vor ihr wie ein Blatt im Winde. —

Das ſentimentale Gedicht la pitié von Valille, verſüßte ihr die Langweile des Gefängniſſes. Mademoiſelle Le Normand kannte den Autor ſehr gut, welcher ſie häufig beſuchte und geſchätzt hatte. Der luſtige Vaudeville-Dichter und Sänger de Piis theilte mit ihr den Aufenthalt auf der Polizei-Präfektur; ſie erhielt die Erlaubniß, daſelbſt ihre Freunde zu empfangen, und ein talentvoller Maler zeichnete ihr Portrait. —

[*] Lord Wellington.

[**] Der Genius Ariel, ein ſehr mächtiger überirdiſcher Geiſt.

[***] Eines Tages erhielt ſie in einer Suppe ein hermetiſch verſchloſſenes Fläſchchen, welches ein Billet enthielt; ihr kleiner Hund verbarg in ſeinem Halsband eine Warnung von der höchſten Wichtigkeit. —

Dieſe Gefangenhaltung der Mademoiſelle Le Normand dauerte 12 Tage; den elften befragte ſie ihre egyptiſchen Karten, welche in drei Abtheilungen, triangelförmig gelegt waren. Die Sonne zeigte ihr eine allgemeine Beſchützung an; das Füllhorn war das Gegenſtück zum Glücks-Geſtirn, — unbegrenzter Ruf; — die Sphinx war über den vier Elementen. Sie begann von vornen. Der Herzkönig befand ſich bei ſeinem Aß und ſeinem Zehner, in Begleitung des Pick-Aß, und des Treffneuners. Kein Zweifel mehr! das Orakel hatte ein beſtimmtes Urtheil geſprochen. Sie ſollte demnächſt befreit ſeyn: was wirklich ſtattfand.

Während dieſer Gefangenſchaft war der Scheidungs-Akt zwiſchen Napoleon und Joſephinen, am ſelben Tage wie es Mademoiſelle Le Normand vorausgeſagt hatte, vollzogen worden. Die Kaiſerin, welche durch die Sybille davon unterrichtet war, lief ganz in Thränen in das Zimmer ihres Gatten, am Morgen des Tages, da er Frankreich bekannt gemacht werden ſollte. Dieſer Akt von Fouché angerathen, war unter dem tiefſten Geheimniß mitten in der Nacht verfaßt worden.

— „Ach, Sire," rief die arme Joſephine, „Sie ſtürzen mich ins Unglück, — Sie haben mich ihrem Ehrgeize geopfert, einer Staats Klugheit, wie Sie es nennen! —"

— Was ſagen Sie Madame? erwiederte der Kaiſer, ſichtlich verlegen. Wer ſollte . . . . . der Verräther! . . . . er zittere! . . . . .

— „Die Akten zu meiner Scheidung ſind vorbereitet. Es iſt nirgends ein Verräther: Ihre Vertrauten ſind Ihnen getreu; aber ich weiß alles: Mademoiſelle Le Normand hat mir alles geſagt."

Eine Stunde ſpäter berief der Polizei-Präfekt Fouché die Sybille auf ſein Bureau.

— Ich arretire Sie Mademoiſelle. Sie waren deſſen nicht gewärtig?

— Nein. Ich hatte das große Spiel für eine Conſultation mitgebracht, und hierauf legte die Sybille mit der höchſten

Gemüthsruhe die Karten auf des Miniſters Tiſche auseinander.

— „Sie haben ſich ſchon hoch erhoben, aber ſie werden noch höher ſteigen.“

Dieſer erſte Theil des Orakels bezog ſich auf eine Begebenheit aus der Jugend Fouché's in Nantes. Dieſer junge Profeſſor der Philoſophie, beſtieg in Gegenwart der ganzen Stadt, unerſchrocken einen Luftballon, was ihm den Ruf eines jede Probe beſtehenden Muthes verliehen hatte.

Fouché gab der Sybille ſchonungsloſen Verweiß über die Unvorſichtigkeit ihrer Vorausſagen.

Dieſe ſchien ihn kaum anzuhören, und befragte ihre Karten.

„Dieſer Treffbube kommt immer wieder, murmelte ſie vor ſich hin, indem ſie des Miniſters Warnung unterbrach.

— „Mademoiſelle, ſie werden wieder in ihr Gefängniß zurückkehren, ſagte er, und dieſes Mal vielleicht lange darin verharren.

— „Bah, wer verſichert Sie das? Dieſer Treffbube wird mir ſchon den Auszug verſchaffen. —

— „Sie glauben?

— Gewiß, er ſtellt ihren Nachfolger vor, den Herzog von Rovigo. *

Frau v. Staël ließ ſich einige Zeit vor ihrer Verbannung, unterzeichnet von dem Herzog von Rovigo, dem Nachfolger Fouché's, durch die Mode hinreißen und ging zu Mademoiſelle Le Normand um ſie zu conſultiren. —

— Es wurde ihr geantwortet: Sie haben einen Schritt im Sinne, welchen Sie bereuen werden. Wirklich erhielt der berühmte Blau-Strumf den folgenden Tag eine beſondere Audienz von Napoleon, deſſen Aufmerkſamkeit ſie auf ſich zu ziehen ſuchte, den ſie aber durch die Freiheits-Ideen, welche ſie in ihre Schriften miſchte, ärgerlich gemacht hatte. Napoleon empfieng ſie mit Bitterkeit, und verſäumte gegen ſie die Galanterie, welche er ſonſt für Damen hatte. Er gab ihr den Spottnamen „geſchwätzige Elſter“ indem er dabei An-

---

* Fouche erzählte dieſe Unterredung Jedem, der ſie hören wollte.

ſpielung auf das Schauſpiel: die diebiſche Elſter machte, welches damals in der Mode war.

Die Verfaſſerin der Corinna, betroffen von dem was ihr Mademoiſelle Le Normand geſagt hatte, ſah dieſe noch oft, aber in den Tuillerien erſchien ſie nicht wieder.

Sie kannte ihren Verbannungs-Ort Cappet, durch die Prophezeihungen der Pythia; das verhinderte ſie jedoch nicht, mit der ganzen Unabhängigkeit ihres Geiſtes zu ſchreiben. —

Von 1810—1814 übte Mademoiſelle Le Normand ihre geheimnißvolle Kunſt aus. — Das Kaiſerreich hatte ihr Vermögen vergrößert, und ihr Ruf war auf den höchſten Gipfel geſtiegen. — Ihre hauptſächlichſten Prophezeihungen waren gemacht, und die Folgen der Ereigniſſe führten auch natürlicher Weiſe die Verwirklichung derſelben herbei. —

Der eiſige Nordwind hatte ſo eben die beſtgeſchulte und furchtbarſte Armee der Welt, das Heer eines rieſenhaften Xerxes in Rußlands Schneefeldern begraben. —

Dies war vorhergeſagt. —

Unaufhaltſam wurde Napoleon nach dem Abgrunde geriſſen, ſeit Joſephinens Verſtoßung. Vergebens beſuchte er während ſeiner Raſttage in Paris auf allen möglichen verborgenen Wegen die Sybille, vergebens ſchlug ſie ihm ſelbſt Karten, denn der große Mann glaubte an die Herrſchaft des Schickſals, welches aller weltlichen Herrſchaften ſpottete: die Zeit war erfüllt; der ſtolze Sicamber ſollte ſein Haupt beugen.

Der 31. März, dieſen Tag traurigen Angedenkens, wo die verbündeten Könige feierlich in Paris einzogen, unter dem Freudenrufe eines Volkes, welches ſeit 20 Jahren zu viel gelitten hatte, als daß es nicht auf einen Augenblick vergeſſen ſollte, daß der ſchrecklichſte Fluch einer großen Nation die Beſetzung des Landes durch Fremde iſt. An dieſem Tag lief die Pythia Morgens 10 Uhr nach dem Platze Ludwig XVI. ſie begegnete einer zahlloſen Menge. — Damen zertheilten daſelbſt weiße Bänder; ſie wurde erkannt und von allen Seiten umgeben.

Das iſt Mademoiſelle Le Normand, unſere royaliſtiſche Sybille, rief man um ſie her. — Sie hat 1814 prophezeiht! — Es lebe der König! es leben die Bourbons! es lebe Mademoiſelle Le Normand! —

— Werden die Koſacken uns plündern? fragte man ſie. —

— „Nein, meine Freunde, ſagte ſie; Paris wird verſchont bleiben. Eine mächtigere Hand, als die der Menſchen, wacht über daſſelbe.

In dieſem Augenblicke erſchien eine glänzende Reiterei, und die weißen Schärpen wehten in der Luft. — Trunken von Freude, vergißt Mademoiſelle Le Normand ihre wahre Rolle; Sie beginnt zu tanzen mitten unter den Leuten, welche ihr toll Beifall zuklatſchen.

Hie und da waren einige Neugierige, welche ſchwiegen und ſie mit Bocks-Augen anſahen, wie Virgil ſagt; ſie befeſtigte an ihre Haube die weiße Cocarde und tanzte nicht mehr. —

Den 29. Mai, am Pfingſtfeſte, erfuhr Mademoiſelle Le Normand, welche von Paris abweſend war, durch ein Geſicht Joſephinens Tod.

Hören wir ſie ſelbſt: „Ich war auf meinem Landhaus. Durch eine unglaubliche Erſcheinung, wurde ich auf die Minute hin von Joſephinens Tod unterrichtet. — Ich hatte mir vorgenommen, nach wiederholten Aufforderungen, ſie folgenden Tages zu beſuchen. Ich geſtehe, ich bin frei von gewiſſen Vorurtheilen. — Ich glaube ſelbſt, daß unſere Seele, indem ſie ihre irdiſche Hülle verläßt, nicht mehr mit den Sterblichen in Verbindung ſteht; daß, indem ſie ihr erſtes Weſen wieder annimmt, ſie ſich mit Gott vereinigt. — Wie dem auch ſey, ohne irgend eine Gewißheit, als meine aufgeregte Phantaſie, kehre ich bei guter Zeit nach Paris zurück, und wer mir vor den Weg kam, wiederholte: Joſephine iſt nicht mehr! —*“

---

* Le Normand ſah auf ihrem Landgut, als ſie ins Zimmer trat, eine weiße Taube, welche ſich auf ihrem Tiſche niederließ, aber ſogleich wieder zum offenen Fenſter davon flog. Dieß Zeichen weisſagte ihr, daß ſie ihre beſte Freundin verloren habe.

— Eiligſt bei der Exkaiſerin angelangt, umarmte Mademoiſelle Le Normand nur noch eine Leiche. —

Um das Andenken ihrer unerſchütterlichen Freundſchaft mit dieſer, unter Allen auserwählten Frau zu verewigen, publizirte die Sybille 1817 zwei Bände der Mémoires de Joséphine, welche ſie 1827 noch mit einem Bande vermehrte. —

Sie that Schritte, um ein auf Velinpapier gedrucktes, prächtig eingebundenes Exemplar, in dem Monumente zu Rueil niederzulegen, welches die kindliche Liebe errichtet hatte, und wo die irdiſchen Reſte von Joſephinen ruhten. Aber dem königlichen Befehl gemäß, erlaubte es Herr Dherbi, der Schultheiß von Rueil nicht, obgleich er den beſten Willen dazu gehabt hätte.

Dieſes Werk iſt dem Kaiſer Alexander von Rußland gewiedmet, welcher ihr, indem er ſie während ſeines Aufenthaltes in der Hauptſtadt von Frankreich zu Rathe gezogen hatte, ſeine Achtung bewieß. —

Nachdem Ludwig XVIII. den Thron beſtiegen hatte, erinnerte er ſich ſeiner prophetiſchen Nachbarin von Luxemburg. Er gab ihr in den Tuilerien geheime Audienzen, beſonders vor und nach dem Zeitpunkt der Ermordung des Herzogs von Berry, welche ſie angekündigt hatte.

Das traurige Opfer von Convel hatte mehreremale die Pythia aus der Straße Tournon um Rath gefragt. — Und Mademoiſelle Le Normand verſicherte, daß auch der Mörder ſeiner Seits, ſich perſönlich durch ihre Kunſt berieth. —

Seit dem Juli 1830 ſetzte ſich Mademoiſelle Le Normand, weniger mehr in der Mode als früher, und übrigens reich geworden und alt, ohne gerade ihrer Kunſt valet zu ſagen, zur Ruhe. — Sie liebte, um ſich zu zerſtreuen, über alles von Zeit zu Zeit, die Reiſe nach Alençon zu machen, die Stadt, in welcher ſie geboren war. Es waren daſelbſt mehrere Generationen, die einen überlieferten Glauben an die Sybille hatten; aber ſie beſtieg in der Provinz niemals den heiligen Dreifuß. Man konnte ſagen, indem ſie Paris verließ, hätte ſie es ſich zum Geſetz gemacht, in das gewöhnliche Leben zurückzutreten.

Sie wurde eine einfache Sterbliche, eine Frau liebreich und wohlwollend gegen Alle. — Sie hatte mehreremale den Wunſch ausgeſprochen, ſich in Alençon niederzulaſſen, und dort zu ſterben. — Sie beſaß zu dieſem Zwecke mehrere angrenzende Häuſer, auf einem weiten Felde gelegen, wo ſie nach ihrer Phantaſie eine Wohnung bauen laſſen wollte, wahrſcheinlich ſonderbar, geheimnißvoll und auf jede Weiſe einer Pythia würdig. —

Inzwiſchen bewohnte ſie eine wahre Spelunke, welche ſie von innen auf's Eleganteſte hatte ausſchmücken und einrichten laſſen.

Wir haben es bereits verſichert, daß Mademoiſelle Le Normand einen unbeſiegbaren Glauben an ihre Kunſt hatte. Sie behauptete, daß ſie von ihrem Genius Ariel Eingebungen erhalte. Sie gebrauchte für ſich ſelbſt Kaffeeſatz und überhaupt alles Geräthe, deſſen die Zauberei benöthigt. Der Freitag war für ſie ein auserwählter Tag, an welchem ſie ſich gern Karten zu ſchlagen pflegte. —

Tauſend Züge aus ihrem Leben beweiſen die Wahrhaftigkeit ihrer Ueberzeugung; hier nur zwei davon:

Zur Zeit der erſten Unruhen hatte Mademoiſelle Le Normand eine Maſſe Geld und Geldwerth bei ſich. — Nicht wiſſend, wem ſie dieſe werthvollen Schätze anvertrauen ſollte, fragte ſie eine ihr faſt gänzlich unbekannte Perſon:

— „Welches Thier ſtößt Ihnen am meiſten Schrecken ein?

— „Die Mäuſe und die Ratten.

— Das beweißt ein ehrliches und ruhiges Gewiſſen.

— Und welchem Thiere geben Sie den Vorzug? —

— „Dem Hunde.“

Sogleich vertraute Mademoiſelle Le Normand dieſer Perſon ihre Reichthümer an, überzeugt, daß ihr dieſelben redlich zurückerſtattet würden, was auch geſchah. —

Eines Tages erhielt ſie die Nachricht, daß ihr Bruder, der, wie wir bereits ſagten, Soldat war, gefährlich verwundet ſey. Von dieſem Augenblicke an, befragte ſie ohne Unterlaß ihre Karten, und gab ſich allen möglichen cabaliſtiſchen Berechnungen hin, um aufs Genaueſte ſeinen Geſundheitszuſtand zu erfahren. Nachdem ſie abermals eine Nacht unter dieſer Beſchäftigung zugebracht hatte, begann ſie plötzlich in heftige Thränen auszubrechen und zu verzweifeln; und ihr Kammermädchen fand ſie mit anbrechendem Morgen blaß und entſtellt. —

— Gehen Sie und beſtellen Sie mir ein Trauerkleid, denn mein armer Bruder iſt todt.“ —

48 Stunden ſpäter entſiegelte ſie einen Brief mit der officiellen Todesnachricht ihres Bruders. —

Mademoiſelle Le Normand ſtarb als Jungfrau, den 25. Juni 1843 im Alter von 72 Jahren. *

Uebrigens wurde ihr Tod durch ein beklagenswerthes Ereigniß herbeigeführt. Seit einiger Zeit beklagte ſie ſich über heftige Schmerzen in den Nieren. — Sie berief zu ihrem gewöhnlichen Arzte, M. Palmier, noch zwei mediziniſche Berühmtheiten, die Herren Andral und Amuſat, welche ſie von einer Blaſenkrankheit befallen glaubten. Die ſchmerzhafte Operation des Steinſchnittes wurde für nöthig erachtet. — Herr Amuſat, welcher ſie ausübte, verwundete ſie bedeutend, ſo, daß ſich gleich darauf der Brand zeigte. Dieſes begab ſich den 23. Juni, einem Tage tropiſcher Hitze; 48 Stunden ſpäter war Mademoiſelle Le Normand nicht mehr. —

Wir erfuhren dieſe Begebenheit, ſo wie viel der andern, durch Herrn Hugo, Neffe der Mademoiſelle Le Normand, einem jungen Offiziere aus dem 11. Linienregiment, welcher ſo gut war, uns über ſeine berühmte Tante eine Menge von Nachrichten zu geben, welche noch unbekannt und vom höchſten hiſtoriſchen und ſelbſt nationalem Intereſſe ſind. —

— Sie wurde auf den Kirchhofe Pere la chaise beerdigt. Berühmtheiten jeder Art, durch Gelehrſamkeit, Kunſt, Wiſſenſchaften und Politik, wohnten dem Leichenzuge und beſonders dem Todten-Amte, das in der Kirche von St. Jaques du

---

* Sie hatte vorausgeſagt, ſie werde 24 Luſtrums und faſt eine ganze Olympiade leben. (Souvenirs prophetiques.)

Haut Pas gehalten wurde, bei. Man bemerkte den Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Guizot, unter der Menge.*

Während mehr als 50 Jahren wurde Mademoiſelle Le Normand von gekrönten Häuptern um Rath gefragt, von Prinzen, von Geſandten, und von den Höchſten aller Art, in Frankreich und Europa. Eine geſchickte Auswahl ihrer ungeheuren Correſpondenz ** würde die intereſſanteſten Denkwürdigkeiten des Jahrhunderts geben. —

Außer den Namen, welche wir genannt haben, war Mademoiſelle Le Normand in directer Verbindung mit Marie Antoniette *** der Herzogin von Angouleme, † Talleyrand, ††

---

* Herr Guizot war ſehr bekannt mit Mademoiſelle Le Normand, welche ihm zur Zeit ſeiner Verlegenheit große Dienſte erwieſen hatte, und als er der Mademoiſelle De Meulan den Hof machte, welche ſo arm war, als er ſelbſt, und nachher ſeine Frau wurde.

** Der wichtigſte Theil davon iſt unter dem Siegel des Herrn Troger-Deschenes einem alten Notar und ihrem Teſtaments-Vollſtrecker, Straße Richelieu, 47. M. Hugo, der Neffe der Mademoiſelle Le Normand verwahrt den Reſt mit heiliger Ehrfurcht.

*** Mademoiſelle Le Normand war, wie wir es ſelbſt ſind, überzeugt, daß der Dauphine exiſtirt, und daß er von Wäſcherinnen aus dem Tempel entführt wurde. Der ſo ſchnell unterbrochene Prozeß des Herzogs von der Normandie, ſeine beſchleunigte Verbannung, die zwei Ermordungsverſuche auf ſeine Perſon, die eine in Paris, und die andere in London, und das Werk des Herrn Bourbon-le Blanc, einem unſerer Freunde, Advokaten des Herzogs von der Normandie, werfen einen Lichtſchimmer in dieſe dunkle Begebenheit. —

† Mademoiſelle Le Normand beſaß in ihrem Salon eine prächtige Apotheoſe (Bildniß??) von Ludwig XVI., ihr von der Herzogin von Angouleme geſchenkt. —

†† Herr von Talleyrand machte ihr während der Republique und des Directoriums häufige Beſuche, und heirathete ſelbſt Mademoiſelle Grand durch ihre Vermittlung und Empfehlung. Wir haben einen Brief gegenwärtig, von der Handſchrift dieſes Diplomaten, welcher folgender Maaßen beginnt: „Erhabene Sybille, weißt du mir denn nichts als Unglück zu prophezeihen!„

M. und Madame Bernadotte * der Prinzeſſin Adelaide,** Talma und Mademoiſelle Raucourt;*** mit dem General Moreau, Denon, dem Maler David, den beiden Journaliſten Hoffmann und Geoffroy, dem König von Preußen Friedrich Wilhelm III., † dem Prinz Kourakin, bevollmächtigten Miniſter des Kaiſers von Rußland, †† Maria

---

* Madame Bernadotte wurde von Mademoiſelle Le Normand beherbergt, als ihr Gatte erſt Adjutant-Major bei der 53. Halbbrigade war. Sie hatte Bernadotte angekündigt, daß er König von Schweden werde. — Dieſer verſprach ihr in einem Briefe, welchen Herr Hugo in Händen hat — daß er ſie mit Ehren überhäufen werde und ihr 10,000 fl. Revenue bewillige, wenn ihre Prophezeihung in Erfüllung gehe. Charles XVI. vergaß ſein Verſprechen, aber die Königin von Schweden erinnerte ſich der Wohlthaten, welche ihr Mademoiſelle Le Normand erzeigt hatte.

** Madame Adelaide, Schweſter des Königs der Franzoſen, hatte in der Straße Tournon mehrere geheime Unterredungen mit Mademoiſelle Le Normand, welche ſehr ernſte Familienangelegenheiten zum Gegenſtand hatten. —

*** Mademoiſelle Raucourt ſah ſie oft; die Sybille hatte ihr vorausgeſagt, daß das Ende ihrer glänzenden Laufbahn in der Welt Lärmen machen werde. Man weiß, daß die Ehre eines kirchlichen Leichenbegängniſſes dieſer berühmten Schauſpielerin verſagt wurde.

† Alle Könige, welche dem Congreß von Aachen beiwohnten, wollten die Sybille ſehen, und hinterließen ihr Andenken. Der König von Preußen verkleidete ſich als Bauer, um eine Conſultation bei ihr zu haben.

„Ich bin, Mademoiſelle, ſagte er ſcherzend, ein Bauer ohne Sorgen. (Sans Souci.)

— Ohne Zweifel Sire, erwiederte Mademoiſelle Le Normand, denn die Beſitzung von Sans Souci gehört Ihnen.

†† In Bruſelle hatte der Prinz Kourakin den Einfall, Mademoiſelle Le Normand zu conſultiren.

„Mein Herr, Sie werden von Räubern geplündert, bei der nächſten Reiſe, welche Sie im Sinne haben. Ihr Leben wird man verſchonen. Später werden Sie gehenkt — und Sie werden in der Folge zu den höchſten Würden gelangen.

— Wie Sybille, ich werde beraubt, gehenkt, der Prinz brach in ein Gelächter aus.

— Ich ſagte es, mein Herr — erwiederte Mademoiſelle Le Normand, welche ſich an ihrer Ehre angegriffen fühlte. —

Stella,[*] mit den lebenden Mitgliedern des Kaiſers und dem größten Theil der Notabilitäten des Tags.[**]

In ihrem Häuslichen war Mademoiſelle Le Normand von der größten Einfachheit. Ihr mit Begebenheiten bereichertes Gedächtniß machte ihre Unterhaltung feſſelnd und höchſt intereſſant.

Seit langen Jahren hatte ſie Herrn Tribout zum Sekretär, welchem ihr Neffe ſich beigeſellte, wenn er ſeine Vakanzen bei ihr zubrachte.

Ihre Dienſtboten, welche ſie vortrefflich behandelte, verehrten ſie unendlich. M. F** einſt Bäckerknecht, war 52 Jahre in ihrem Dienſte. Er war es, welcher die Conſultirenden empfing. Sie vermachte ihm durch ihr Teſtament 700 fl. Revenue, ebenſo ihrem Kammermädchen, welches ihr ein Schoos-Hündchen und eine prächtige Katze zum Geſchenke gemacht hatte, mit welchen ſie zu ſpielen liebte.

In derſelben Nacht noch reiſte der Prinz nach Rußland ab. Einige Meilen von Bruſſelle, ſpannten bewaffnete Räuber die Pferde vom Wagen, bemächtigten ſich ſeines Geldes und ſeines Gepäckes, doch verſchonten ſie ſein Leben.

In Petersburg angekommen, ſiehet er ſich in einen militairiſchen Aufruhr verwickelt. — Man erhenkt ihn; er iſt auf dem Punkte umzukommen, aber zum Glücke wird der Aufruhr ſchnell beſchwichtigt; man ſchneidet noch bei Zeiten den Strick ab. — er entgeht dem Tode, und wird einer der Lieblinge des Kaiſers. Der Prinz Konrakin lebt noch. —

[*] Maria Stelle, erholte ſich zu verſchiedenen Malen über ihre Zukunft Raths bei Mademoiſelle Le Normand. — Es wurde ihr geſagt, daß man ſie bereichern werde, um ihr Stillſchweigen zu erhalten. — Dies geſchah wirklich. —

[**] Madame G*** de G*** eine unſerer geiſtreichſten weiblichen Schriftſteller, und eine der ſchönſten und liebenswürdigſten Frauen in Paris befragte Mademoiſelle Le Normand über die Reſultate einer merkwürdigen Geſchäfts-Verbindung zwiſchen ihrem Manne und Herrn B***

Dieſe Verbindung nimmt ein ſchlechtes Ende, erwiederte Mademoiſelle Le Normand: Ihr Mann iſt betrogen; man mißbraucht ſein Talent und ſeinen Einfluß; und ſie prophezeihte ihr bis aufs Kleinſte hin, was geſchah —

— „Ach Mademoiſelle! — ſchrieb ihr nach der fatalen Entwicklung dieſes Geſchäftes Madame G*** de G*** Sie haben mir alles angekündigt, Tag für Tag, Stunde für Stunde!“

Mademoiſelle Le Normand bezeugte große Achtung für Mad. G*** de G***

Wenn man ſich wegen einer Conſultation zu Mademoiſelle Le Normand begab, wurde man durch M. F., den oben genannten alten Diener, in ein Vorzimmer geführt, wo man warten mußte, bis die Reihe an einem war, denn gewöhnlich war die Menge der Beſuchenden ſehr zahlreich. Man trat in den Salon, welcher ſich im Hintergrund des Hauſes befand, oder in jenen kleinern, welcher die Ausſicht nach der Straße Tournon hatte. Die Wände des erſteren waren mit Gemälden bedeckt, von denen einige Werth hatten. Außer den reicheingerahmten und vollſtändigen Bildern der verbannten Familie, befanden ſich daſelbſt zwei Raucher v. Rembrandt, zwei Mignard, und eine ſchöne Copie der Kühe v. Van Dyck. — Herr Hugo hat dieſelben kürzlich verkauft. —

Um in den Salon, gegen die Straße gelegen, zu gelangen, welcher in Ahorn* meublirt war, und geziert durch ein lebensgroßes Bild der Sybille, welches im Jahre 1825 im Louvre ausgeſtellt war, mußte man durch ein Zimmer gehen, in welchem ſich die Bibliothek von Mademoiſelle Le Normand befand, welche aus ihren eigenen vielbändigen Werken beſtand, ſo wie aus den Meiſtern der Scheidekunſt. —

In ihren Audienzen ließ die Sybille das Phantaſtiſche des Anzuges, die arabiſchen und cabaliſtiſchen Charaktere bei Seite: Sie trug einen Aufſatz als Reminiscenz der alten Moden, ein Kleid von Seide mit Pelz beſetzt im Winter, im Sommer mit Spitzen oder dergleichen. Sie hatte mehr das Anſehen einer liebenswürdigen guten Weltfrau, als das einer ſtrengen von Geheimniſſen umgebenen Prophetin. —

— Was wollen Sie? fragte ſie den Conſultirenden, und wenn der Zweck des Beſuches beſtimmt war, ſetzte man ſich, und ſie unterſuchte Ihre linke Hand, alsdann miſchte ſie die Karten mit großer Schnelligkeit. Sie hoben ab, immer mit der linken Hand; ſie miſchte von neuem die Karten, und nachdem ſie einige einleitende Fragen an Sie gerichtet hatte, deren wir ſchon erwähnt haben, antwortete ſie, nach der Zuſammenſtellung ihrer Karten mit einer überraſchenden Geläufigkeit. Und immer fanden Sie in dieſem Redefluß, welcher ſich auf Handlungen aus Ihrem Leben bezog, treffende Züge von Wahrheit; ſie entſchleierte Ihr innerſtes Gewiſſen und ſtellte es blos; man hätte geſagt, daß ſie immer an Ihrer Seite gelebt hätte, ohne Sie einen Augenblick verlaſſen zu haben; ſie ſah Sie indeſſen kaum an: durch ihre große Erfahrung in den menſchlichen Geſichtszügen, konnte ſie auf einen einzigen Blick Ihr Inneres durchſchauen. Sie ſah Ihre Seele und Ihre geheimſten Gedanken, durch das fleiſchliche Gefängniß Ihres Körpers hindurch, und Sie gingen von ihr, gerührt über eine ſolche Macht. — Indem Sie die Aſche Ihrer Vergangenheit aufrührte, bediente ſie ſich deren als Grundlage, um Ihnen eine Zukunft vorherzuſagen, welche ſelten Fehl ſchlug. —

---

* Um die einheimiſche Induſtrie zu ermuthigen, hatte die Herzogin von Berry gegen 1828 ein Ameublement von Ahornholz beſtellt. — Da die Herzogin es nicht gekauft hatte, erhielt es Mademoiſelle Le Normand um den Preis von 2,800 Fr. Dies war die Einrichtung des fraglichen Salons. —

Das Haus der Sybille, ohne Anſehen von Außen, war geräumig und enthielt 14 Gemächer zu ebener Erde. — Sie bewohnte zugleich das Parterre und die erſte Etage.

Man las über der Einfahrt in die Straße Tournon Nro. 5. auf einem Schilde die beſcheidene Inſchrift:

Mademoiſelle Le Normand, Buchhändlerin.

Die hauptſächlichſten Werke, welche ſie nach und nach herausgab, ſind:

1) Souvenirs prophetiques d'une Sibille. Ueber die geheimen Urſachen ihrer Gefangennahme vom 11. Dezember 1809. 1 Vol. in 8.

2) Memoires historiques et secrets de l'impératrice Josephine, 1820, erſte Ausgabe, 2 Vol. in 8; die 2. Ausgabe, 1827, 3 Vol. in 8.

3) Anniversaire de la mort l'impératrice Josephine in 8. 1816.

4) La Sybille au tombeau de Louis XVI. in 8. 1816.

5) Les oracles sybillins. 1 Vol. in 8. 1817.

6) La sybille au congrès d'Aix-la chapelle in 8. 1819.

Im Jahr 1822 publizirte ſie auch ein Werkchen, betitelt: Souvenirs de la belgique; Cent jours d'infortune, ou le Procès mémorable.

Man hat auch mehrere Theater-Stücke von ihr, vorzüglich eine Komödie in einem Akte und eine in Proſa, über ihre Geſangennehmung von 1803. —

Die Vorſtellung dieſes Stückes, welches den Titel führt: Madame Verité, oder la Sybille en prison, wurde, wegen der Prophezeihungen darin verboten.

Joſephine hatte ſechs Monate vor ihrer Scheidung von Napoleon, der Mademoiſelle Le Normand ihr Bild in Miniatur zum Geſchenke gemacht. —

Die Kaiſerin iſt darauf bekleidet mit einem königsblauen Sammt, geſtickt mit einem kleinen Kragen, welcher in der Mitte den Hals offen läßt; auf dem Kopfe trägt ſie einen Aufſatz von derſelben Farbe wie das Kleid, und mit einer weißen Feder geziert. —

Es iſt falſch, was die Journale berichteten, daß dieſes Bild, welches wir noch vor einigen Stunden ſahen, von einem Engländer angekauft ſey. — Herr Hugo iſt zu franzöſiſch geſinnt, um dasſelbe unſern Nachbarn über dem Meere zu überlaſſen. — Er bewahrt es mit Ehrfurcht. — Wir wiſſen nur, daß der Prinz Louis Bonaparte ſo eben Schritte gethan hat, um in deſſen Beſitz zu gelangen.

Die Kaiſerin Joſephine hatte der Mademoiſelle Le Normand auſſer einem mit Rubin beſetzten Ringe, auch einen bewundernswerthen vergoldeten Becher gegeben. —

Dieſe drei unſchätzbaren Andenken ſind in den Händen des Herrn Hugo geblieben, welcher ſie um keinen Preis entäuſſern will. —

Das war das wunderbare Leben dieſer auſſerordentlichen Frau, genannt: Marie Anne Le Normand.

Ein Brief der Kaiſerin Joſephine an Mademoiſelle Le Normand iſt folgender:

Ich bin ſehr unruhig — ich habe das Bedürfniß Sie zu ſehen; Mademoiſelle Aubert ſagte mir, daß Sie befürchten, arretirt zu werden.* Und warum würden Sie es? ich werde mit Dubois ſprechen. Ich habe in einer der letzten Nächte von Schlangen geträumt, ſie umſtrickten mich ſo ſehr, daß ich auf dem Punkte war, den Athemzug zu verlieren. Was mag das bedeuten? ich werde Sie Donnerſtag Abend 8 Uhr im Eliſeum empfangen. — Es wird mir immer ein großes Vergnügen gewähren, Ihnen zu beweiſen, daß Sie mein Vertrauen beſitzen. Seit lange her haben Sie ſich deſſen verdient gemacht.

---

* Die Kaiſerin wußte durchaus nichts davon, daß ich ſeit Monaten durch Madame Venral im Namen des Polizei-Präfekten bedroht wurde, von Paris verbannt zu werden, wenn ich mich noch länger weigern würde, das Vertrauen, welches ſie mir geſchenkt hatte, zu verrathen.

(Le Normand.)

Mittheilungen aus Oeſterreich und Ungarn.

Es folgen hier Mittheilungen aus Oeſterreich und Ungarn, wofür ich den Einſendern derſelben ſehr danke. **Der erſte aus** Oeſterreich mit dem Zeichen J. — **eingeſchickte Aufſatz, enthält** die gleiche Geſchichte, **welche der von Herrn Dr. v. Stanzky** (Verfaſſer der ungariſchen Mittheilungen) eingeſchickte Aufſatz abhandelt und dort überſchrieben iſt:

„Das Geiſterhaus in Szegedin:"

Der Verfaſſer des erſten Aufſatzes, Herr J. — **ſpricht in** demſelben von einem Herrn Dr. S. der über dieſe **Vorfälle** anfänglich ein Tagebuch geführt und im Sinne gehabt **habe, es** ſeiner Zeit dem Magikon mitzutheilen, allein er ſeye ſpäter von dieſem Ort, in eine ferne **Gegend** verſetzt **worden und** nachher habe er gehört, daß er einer **tödtlichen Krankheit unterlegen** ſeye. Letzteres war wohl eine falſche **Nachricht: denn** aller Wahrſcheinlichkeit nach, iſt der Einſender jenes zweiten Aufſatzes, Herr Dr. v. Stanzky, kein anderer als dieſer von Herrn J. in ſeinem Aufſatze angeführte Herr Dr. v. S. und war alſo noch am Leben, als Herr J. — ſeinen **Aufſatz** verfaßte: denn dieſer iſt im Juli 1843 geſchrieben, **der des** Herrn Dr. v. Stanzky im November 1843.

Ich laſſe beide Aufſätze über den gleichen **Gegenſtand**, abdrucken, zur Vergleichung mit einander und weil **zwei Gewährsmänner** für dieſe Geſchichte auch immer noch **von mehr** Gewicht ſind, als einer.

1.

Aus Oeſterreich.

Im Anſchluſſe theile ich für das Magikon eine kleine Auswahl zum Theile ſelbſt erlebter, durchaus jedoch ganz zu verläßlicher Thatſachen mit, welche für das hienieden wahrnehmbare Daſein von Weſen einer höhern Ordnung, von Bürgern einer andern Welt, Mitzeugenſchaft ablegen ſollen.

Die vielen, durch warnende Ahnungen u. dgl. als Schutzgeiſter bald wohlthätigen, wie durch Spuckereien aller Art bald ſchreck- und ſchauderhaften Aeußerungen und Erſcheinungen dieſer Weſen, ſind für den unbefangenen nicht voreingenommenen Denker, ein Gegenſtand einer um ſo höheren Theilnahme, als ſie die moraliſche Seite, ſomit das Weſen der Menſchheit, berühren. Die große Sorge und Lebensfrage der Menſchheit, die Fortdauer nach dem Tode — findet in keiner Wiſſenſchaft, in keiner Meinung, die augenſcheinliche Gewißheit wie hier, in der einfachen Wahrnehmung, in der unbefangenen Beobachtung der großen Mutter Natur, die dem Menſchen dießfalls ſo viel zu vernehmen gibt, als er beſcheidener Weiſe nur verlangen kann.

So gewiß die in das Erdenleben hereinragenden Erſcheinungen uns verwandter Weſen einer zukünftigen Welt, als ausgemachte Thatſachen feſtſtehen, ſo gewiß liegt es in der Abſicht der Vorſehung, im Plane des Ganzen, in der moraliſchen Oekonomie unſerer Natur, daß wir von ſelben Kenntniß nehmen, ſie beobachten, und darüber nachdenken ſollen! — Gar manches iſt moraliſch natürlich, das uns phyſiſch unnatürlich ſcheint. — Die Mühe aber, die verkannte, verlachte, verhöhnte Wahrheit, von ſo großer Bedeutung, von ſolcher Wichtigkeit für das Menſchengeſchlecht, aus der Nacht des ſcheuen Vorurtheils an's helle Tageslicht zu fördern, ſollte nicht großer Aufopferungen werth, nicht die Aufgabe eines der Trefflichſten ſeyn?! —

3. Juli 1843. 3. —

Im Frühjahre 1836 führten mich meine Verhältniſſe nach S. mit der Beſtimmung, längere Zeit dort zu verbleiben. Die Auffindung einer entſprechenden Wohnung war eines meiner erſten Geſchäfte und es wurde mir eine ſolche auch in dem älteren Hauſe N. bezeichnet. — Als ich bei B. der die bemeldte Wohnung erſt kürzlich geräumt und mit einer beſſeren vertauſcht hatte, — der Abſicht das N'—ſche Haus zu beziehen, erwähnte, — rieth mir derſelbe angelegentlich davon ab, ohne ſich über die eigentliche Urſache jedoch näher auszuſprechen, und blos allgemeinhin verſichernd, die Wohnung ſey nicht für mich; ich könne mich auf ihn ganz verlaſſen; übrigens ſey ſie auch feucht, düſter u. ſ. w.

Von Feuchtigkeit fand ich eben keine Spuren; da ich aber ſo glücklich war, mich der weit entſprechendern Wohnung dieſes nämlichen, eben in der Abreiſe begriffenen B. zu verſichern, ſo nahm ich von der erſtgedachten keine weitere Notiz. Nach einiger Zeit, bei Gelegenheit eines Spazierganges, war die Rede von Geiſtern und Geſpenſtern; da erzählte R. ein Freund des B.'ſchen Hauſes, wie er einmal bis gegen Mitternacht bei B. geblieben, und mit ihm und deſſen Gemahlin plaudernd, auf einmal durch die offene Thüre in dem zweiten, unbeleuchteten Zimmer, eine weiße Frauengeſtalt gegen die Schlafſtätte der kleinen Tochter B's ſich bewegen geſehen. Ganz erſtaunt habe R. gefragt, was das ſey, worauf ihm B. ablenkend erwiedert, wie ſie derlei ſchon gewohnt ſeyen, daß ſie gar nicht mehr davon ſprechen und es immerhin ertragen. In demſelben Augenblicke habe B.'s kleines Töchterchen ganz im furchtloſen Tone kindlicher Mittheilung! „Mutter, Mutter, ſie iſt ſchon wieder da!“ gerufen.

Es kamen nun auch andere Geiſtergeſchichten zur Sprache, — und jeder der ſich anfangs über die Geiſter luſtig gemacht, wußte nach der Hand, wie das nun ſo gewöhnlich, zu geſchehen pflegt, auch etwas zu erzählen, was ihm entweder ſelbſt, oder einem ſeiner Angehörigen oder Bekannten, Aehnliches begegnet ſey, oder was er wenigſtens aus ganz verläßlicher

Quelle gehört haben wollte. Unter anderm von dem ſonderbaren Geſpenſter-Manöver, das vor einigen Jahren in der Nähe von Kronſtadt von vielen Menſchen geſehen wurde; von der alten Geſchichte der Preculitſch, die ſich auf der Contumaz-Wache an der ſiebenbürgiſch-türkiſchen Grenze, ich glaube bei dem Lothenthurmpaſſe, begeben hat, und worüber die Akten im Generalats-Archiv noch aufbewahrt werden.

Ohne auf dieſe Erzählungen beſonders zu merken, beſchäftigte mich hauptſächlich das N'ſche Haus, und, ſchon lange den Wunſch hegend, mich vom Daſeyn der ſogenannten Geiſter und ihrem Verhältniſſe zu den Menſchen durch eigene Erfahrung zu überzeugen, beſchloß ich, meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich etwa noch kund gebende Erſcheinungen im N'ſchen Hauſe zu lenken.

Dieſes N'ſche Haus blieb noch längere Zeit unbewohnt, bis es endlich der neu angekommene M. mit ſeinem Diener bezog. Nach ungefähr 14 Tagen fand ſich M. plötzlich, ohne Angabe eines Grundes veranlaßt, die Wohnung zu räumen und ſich mit einer geringeren zu begnügen. —

Nach Ausſage ſeines Dieners ſoll M. eines Abends, als er eben nach Hauſe gekommen und ſich zu entkleiden im Begriffe war, dicht neben ſich eine ſcheußliche Geſtalt wahrgenommen haben, und darüber in heftige Bewegung gerathen ſeyn. — Bei der Tafel eines ſeiner höhern Vorgeſetzten, ſpäter einmal aufgefordert, auf Ehre zu erklären, daß nichts an der Sache ſey, äußerte M. dieß nicht thun zu können. —

Nun blieb dieſes Quartier wieder leer, bis L. mit ſeiner aus Gemahlin, und zwei Ziehtöchtern beſtehenden Familie anlangte und bemeldetes Quartier angewieſen erhielt, was er ſofort nebſt ſeiner aus zwei Burſchen beſtehenden Dienerſchaft auch bezog. —

Gleich in den erſten Tagen machte ich L. aufmerkſam, daß ſeine Wohnung im Rufe der Spuckerei ſtände; aber L. entgegnete, daß ich ihn doch nicht für ein kleines Kind halten möge, welches an derlei Mährchen glaube; was mir denn einfiele u. ſ. w.

Nach Verlauf von 11 Tagen unterließ ich nicht, mich bei L. zu erkundigen, ob denn nichts zu merken wäre. — In einem ſchon minder ſichern Tone, wies mich L. mit einem „Pah — warum nicht gar“ an den weiblichen Theil ſeiner Familie, der ſo etwas verſpürt haben wollte. —

Ich ließ vor einer wiederholten Nachfrage, abermals ein Paar Wochen verſtreichen, und erhielt nun von L., obwohl mit ſichtbarem Widerſtreben, die Verſicherung, daß es in dem R'ſchen Hauſe doch nicht richtig, und ſeine ganze Familie mehr oder weniger beängſtigenden Unannehmlichkeiten ausgeſetzt ſey.

Die Spuckereien, Geiſterbeſuche und beängſtigenden Erſcheinungen häuften ſich in dem R'ſchen Hauſe bei der Familie L. auf eine für dieſe wirklich bedauernswerthe Weiſe. Da L. über die räthſelhaften Erſcheinungen in ſeiner Wohnung ſich mehrfach ſchon geäußert hatte, ſo konnte er indeſſen, ohne ſich dem Anſcheine einer Furchtſamkeit auszuſetzen, das Feld nicht füglich räumen. Er beſchloß in der Wohnung auszuhalten.

Bei unſern täglichen Zuſammenkünften an denen Medizin und Chirurgie Doktor v. S. und ein Paar andere Freunde Theil hatten, war die erſte Erkundigung immer um die Begegniſſe der Nacht, aus denen L., ſo oft ſich etwas beſonderes ereignete, nun auch kein Hehl mehr machte.

Dieſe Mittheilungen und die Erzählungen der L'ſchen Familie, im freundlichen Verkehr mit meinem Hauſe, ſind die Hauptquellen gegenwärtiger Geſchichte.

Anfänglich wurde von dem Doctor darüber, in der Abſicht ein Protokoll geführt, ſolches ſeiner Zeit für die Blätter aus Prevorſt einzuſenden. Dr. v. S. wurde jedoch in der Folge mehrere Tagreiſen weit verſetzt; bald darauf L. und endlich auch ich ſelbſt.

Da ich in der Folge erfuhr, daß Dr. v. S. einer tödtlichen Krankheit unterlag, die erwähnten Papiere alſo muthmaßlich den Weg ihrer Beſtimmung nicht gefunden haben; ſo entſchloß ich mich, die Ereigniſſe jener Periode ſo viel mir davon aus dem Gedächtniſſe noch erinnerlich, für das Magikon hier aufzuzeichnen.

Was die Kriterien der Wahrheit anbelangt; ſo bin ich überzeugt, daß L. und ſeine Familie weder getäuſcht wurden, noch ſelbſt täuſchen wollten; auch wird man im Verfolge ſehen, auf welche Weiſe mir unmittelbar eine Ueberzeugung geworden iſt; obwohl die mit der Abſicht einer unmittelbaren Beobachtung in der Wohnung L's in Geſellſchaft veranſtalteten Nachtwachen, zu keiner Erfahrung führten.

Das alte N'ſche Haus liegt hinter der ſogenannten Hauptgaſſe von S. und iſt von dem neuen N'ſchen Hauſe durch eine etwa anderthalb Klafter hohe Mauer getrennt, die das für ſich ganz abgeſperrte mit einem eigenen Eingangsthore und Hofe verſehene ebenerdige alte Gebäude, von zwei Seiten umfängt. Dieſes letztere Gebäude, mit welchem eine Häuſerzeile ausläuft, enthält 5 Wohnzimmer, eine große Küche und ein Dienſtbotenzimmer, welches letztere durch die Küche von den übrigen Wohnzimmern getrennt iſt.

Unterirdiſch iſt ein kleiner, etwas finſterer Keller und unmittelbar über dem Erdgeſchoße das Dach-Werk mit einem ſogenannten Boden, zum Aufbewahren häuslicher Geräthe.

Die Oertlichkeit fand ich hier, mehr zur Vergegenwärtigung des Schauplatzes der Begebenheit etwas umſtändlicher zu beſchreiben, für nöthig, mehr als um die Unmöglichkeit der Einwirkung eines verſteckten Taſchenſpielers darzuthun; denn die Erſcheinungen waren von der Art, daß phyſiſche Geſetze eben ſo wenig hinreichen ſie zu erklären, wie bei jenem berühmten Spucke auf dem Mönchhofe bei Gratz im Jahr 1818.

In dem Zimmer zunächſt der Küche ſchliefen die zwei Mädchen, in dem folgenden L. und ſeine Gemahlin. Dieſe beiden Zimmer waren der Hauptſchauplatz der nächtlichen Geiſter-Umtriebe.

Es fing in dem Schlafzimmer L's damit an, daß es die Bilder, welche über den Betten hingen, wie Pendel hin und her bewegte, oder ſie am untern Ende in die Höhe hob, und langſam wieder nieder ließ; nebſtbei hörte man verſchiedenartiges Geräuſch, bald wie ein Spielen mit Papierſchnitzel; bald ein Schlüpfen wie mit Pantoffeln; bald ein Schwingen und Rauſchen wie mit großen Papierbogen; Werfen mit Sand u. dgl.

Später wurden hie und da an der Wand auch Lichtſtreifen ſichtbar. Endlich traten Geſtalten auf, die Anfangs blos dem Taſtſinne, dann aber auch dem Auge, ja, wie bemerkt worden ſeyn ſoll, ſelbſt dem geſchloſſnen Auge, wahrnehmbar wurden. —

Dieſe Erſcheinungen kündigten ſich immer durch einen eigenthümlichen Schauder an, der L. und ſeine Gattin eiskalt überlief, wenn ſie etwa um 1 oder 2 Uhr nach Mitternacht aus dem Schlafe geweckt wurden, und einen eigenen Modergeruch unter Bruſtbeklemmung und Stimmenverſagung verſpürten.

Einmal geſchah es, daß nach einem ſolchen Erwachen L's Gattin von einer ſtarken aber eiskalten Hand, von der ſie die fünf Finger deutlich an ihrem Arme fühlte, gefaßt wurde; ſie wollte ihrem Gatten rufen, aber es verſagte die Stimme, und mit aller Anſtrengung konnte ſie nur ein unartikulirtes Lallen zu Wege bringen.

Als L. darüber doch erwachte, ergriff es ihn unter den nämlichen Umſtänden und Aeußerungen, während es in demſelben Augenblicke ſeine Gattin verließ.

Was es eigentlich geweſen, davon wußten ſich beide keine Rechenſchaft zu geben, die wachgerufenen Mädchen verſpürten nichts.

Ein andermal fühlte L's Gattin deutlich, ſich Jemand auf das Bette ſetzen. Ein kräftiger Ruck mit den Knieen entfernte zwar den ungebetenen Gaſt, indeſſen war der Widerſtand, ganz wie von einem menſchlichen Körper.

Von den Geſtalten, die allmählig auftauchten, ſpielte ein kleiner Franziskaner mit geſtutztem Kopfhaare und einem Schnurrbarte, die Hauptrolle.

Ueber dieſen Schnurrbart äußerte ſich L's Gattin oft ſcherzhaft als eine ſonderbare Sache; allein die Gemälde im ſehr alten Franzikaner Kloſter zu S., das vom N'ſchen Hauſe nicht ſehr ſerne gelegen iſt, gaben zu entnehmen, daß die Franziskaner ehedem wirklich Schnurrbärte getragen.

In Geſellſchaft dieſes kleinen etwa 4 Schuh hohen Franziskaners, kamen allmählig auch andere Geſtalten, darunter eine hohe aſchgraue Mannsgeſtalt mit weiter Hutkrempe und Mantel, die fahle Haut des Geſichts völlig eingeſchrumpft; dann eine dunklere Geſtalt, die ſich mehr im Hintergrunde hielt u. ſ. w.

Zeitweiſe ſah man nur Wolken, aus denen ſich bisweilen eine Geſtalt bildete.

Bei den Mädchen, die, ſo oft ſie Unheimliches verſpürten, gleich zu einander und ſodann unter die Decke krochen, ließ ſich auch eine ganz weiße Dame im alterthümlichen Nachtkleide ſehen. Dieſe ſetzte ſich einmal auf den Seſſel am Bette der Mädchen, auf welchen dieſe ihre Kleider und Tagswäſche zu legen pflegten. Des andern Morgens fand man in den Kleidern und der Wäſche ſehr deutlich die Spur eingedrückt, wo der nächtliche Beſuch geſeſſen.

Zum Sprechen kams nur ein einziges mal, und zwar durch den kleinen Franziskaner, der die Hand des jüngern etwa 14jährigen Mädchens berührte, und ſie anredete: „Latſchi wie gehts?“ — Latſchi aber kroch ſogleich unter die Decke, ſo tief ſie konnte.

In der Küche warf es mit dem Holze oft gewaltig lärmend umher, — ohne daß das Hündchen im Zimmer, wie es bei ſonſtigem nächtlichen Geräuſche pflegte, gebellt hätte; ſondern es ſchlich, die Ruthe zwiſchen die Beine gezogen, immer in einen Winkel oder unter die Bettſtätte. —

L. klagte mir oft ſeine liebe Noth mit dieſen leidigen Beſuchen, gegen die weder Schelten, noch Schimpfen, noch Gebete helfen wollten. Ich erſuchte ihn, wenn er wieder einen der läſtigen Beſuche erhielte, den Geiſt doch einmal zu mir zu ſchicken, was er mir denn auf die Verſicherung, daß ich von ähnlicher Sendung ſchon geleſen, auch verſprach.

Ich wohnte etwa 200 bis 300 Schritte von L. entfernt, in dem Hauſe eines, ſeiner Ordnungs- und Sicherheitsliebe, wie ſeiner häuslichen Strenge wegen, in S. wohl bekannten deutſchen Kaufmanns, der ſchon mit anbrechender Dämmerung das Hausthor immer eigenhändig ſchloß, und Ordnung, Reinlichkeit, beſonders aber Sicherheit, bis zur Pedanterie trieb.

Meine Wohnung umfaßte das ganze erſte Stockwerk. Zwei Zimmer derſelben, in deren einem ich, in dem andern meine Gattin, ſchlief und die wir ſorgſamſt alle Abende verſchloßen, führten zu einem geräumigen Vorſaale, durch den man auch zur Küche gelangte. Etwas ſeitwärts von der Küchenthüre befand ſich in einer Höhe von faſt zwei Klaftern ein Fenſter, durch welches der nicht ganz hellen Küche auch aus dem Vorſaale etwas Licht zugeführt wurde.

Beiläufig 14 Tage, nachdem ich L. aufgefordert, den Geiſt zu mir zu ſenden, wurde ich in einer Nacht durch Schläge aufgeweckt, als wenn Jemand im Hofe Holz hackte. Es war ¾ auf Eins. Ich rief meine Gattin wach, die daſſelbe hörte und ſich mit mir wunderte, wie es Jemanden ſo ſpät in der Nacht Holz zu machen beikommen könne.

Wir horchten aufmerkſam, dieſes Schlagen ſchien näher und näher zu kommen, und endlich im Vorſaale in der Art zu haften, als ſchlüge man das oben berührte Küchenfenſter in immer gleichförmigen Abſätzen auf und zu.

Nun dachten wir wohl an den L'ſchen Hausgeiſt, meinten aber, derſelbe würde ſich ja auf eine minder zweideutige Weiſe bemerkbar machen; denn dieſes Auf- und Zuſchlagen des Fenſterflügels ſey immer noch durch ein Spiel des Windes oder des Luftzugs erklärlich. Wir verſcheuchten ſomit alle Geiſtergedanken, und wünſchten einander unbekümmert um das Spiel der Fenſterflügel, guten Schlaf.

Nur der leichteſten Bedeckung eines Leintuchs gewohnt, hatte ich ein zweites, wenn es mir in der Nacht etwa zu kühle werden ſollte, zu den Füßen, mit dem einen Ende feſt eingezwängt und zuſammgeſchoben, als Aushülfe ſtets in Bereitſchaft. Ich zog dieſes zweite etwas größere und ſchwerere

Leintuch ſofort gut über mich, drehte mich wandwärts und war eben daran wieder einzuſchlafen, — als ich eine Kühle über den ganzen Körper verſpürte und mich befühlend merkte, daß ich nur ein Leintuch über habe, während ich doch ſo eben ein zweites über mich gezogen. Ich richtete mich alſo im Bette auf und ſah bei hellem Mondlichte, daß das Aushülfs-Leintuch mit dem einen Ende zu Füßen zwar noch eingezwängt, in ſeiner ganzen Länge und Breite, aber der Art über die das eigentliche Bette bedeutend überragende Fußwand der Bettſtätte gezogen oder vielmehr geworfen war, daß der größte Theil des Leintuchs jenſeits auf dem Boden lag. Ich war mir vollkommen bewußt, daß ich nicht träume, daß ich das Leintuch ſo eben über mich gezogen, und eben im Begriffe war einzuſchlafen. Obwohl mir die Sache ſehr ſonderbar und einem Spucke ganz ähnlich ſchien, ſuchte ich ſie mir wohl natürlich zu erklären und auszureden; zog das Leintuch wieder recht ſorgfältig über mich, drehte mich auf die gewohnte, rechte Seite, und war wie früher auf dem Punkte einzuſchlafen, als mich abermal eine Kühle überlief. Die Bedeckung neuerdings unterſuchend, fand ich ſtatt zwei Leintüchern nur das untere auf mir, das andere aber wieder in ſeiner ganzen Breite und Länge völlig über den untern Theil der Bettſtätte geworfen, wie dieß das erſtemal der Fall war. Ich unterſuchte nun das Bette von allen Seiten, rief meine Gattin, und mühte mich mit ihr vergeblich ab, dieſen ſonderbaren Fall auf natürliche Weiſe zu erklären. Die Thüren waren feſt verſchloſſen, und nicht das mindeſte Geräuſch mehr zu hören. Nie iſt mir, ſo weit ich zurück denke, etwas Aehnliches begegnet; nie habe ich ſelbſt im tiefſten Schlafe Beſtandtheile meines Bettzeuges durch unwillkührliche Bewegungen des Körpers im Schlafe oder im Traume von mir geworfen, geſchweige ſo umſtändliche Manöver ausgeführt, als erforderlich waren, um ein Leintuch zweimal nach einander von mir ab und über die erhabene Fußſtelle meiner Bettſtätte zu ziehn oder vielmehr zu werfen, was nur durch eine beziehungsweiſe ganz ungewöhnliche körperliche Anſtrengung, zumal in der wagrechten Lage des Körpers, möglich geweſen wäre.

Wir ſprachen mit meiner Gattin noch längere Zeit über dieſen Vorfall, während ich mir feſt vornahm, kommenden Tags L. ſogleich zu vernehmen, ob nicht etwa ſeine Hausgeiſter mit dieſem nächtlichen Spucke in Verbindung ſtänden.

Am nächſten Morgen nahmen mich Berufsgeſchäfte früh in Anſpruch; dieſe und die ſtete Bewegung und Angſt, welche, ob der damals in S. täglich wiederkehrenden Feuersbrünſte in allen Gemüthern vorherrſchten, ließen mich die Sache bis auf einige mit meiner Gattin darüber gewechſelte flüchtige Worte, faſt vergeſſen; ſo daß ich Abends, als ich ziemlich ermüdet ins Kaffeehaus kam, wo Dr. S. und ein Paar eingeweihte Freunde, eben auch eingetreten waren, nicht ſogleich daran dachte.

Erſterer fing nach einigen allgemeinen Bemerkungen das Geſpräch mit der Erzählung eines in vergangener Nacht ihm widerfahrnen ſonderbaren Spucks an. —

Er ſey nämlich gegen 1 Uhr nach Mitternacht durch das plötzliche, klirrende Aufreißen ſeiner Fenſter aus dem Schlafe geſchreckt worden, und in der Meinung ein heftiger Windſtoß hätte die ſchlecht verwahrten Fenſter ſeines Schlafzimmers eingedrückt, mit der Abſicht aus dem Bette geſprungen, ſie ſogleich wieder zu ſchließen; aber zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen, habe er die Fenſter wohl verwahrt gefunden, während draußen die ſchönſte mildeſte Mondnacht den großen Wohnhof der Gefangenen unter ſeinen Fenſtern erhellte, und die allenthalben aufgeſtellten, jedes ungewöhnliche Geräuſch aufmerkſam behorchenden Schildwachen, ruhig auf und nieder wandelten.

Jetzt erſt gedachte ich meiner eignen nächtlichen Geſchichte, und kaum hatte ich dieſe preisgegeben, und die Neugierde, ob denn L. davon nicht auch berührt worden ſey, rege gemacht, als dieſer eintrat und nach gewöhnlichen Begrüßungen, eine Priſe reichend, mich und den Dr. unter andern befragte, ob wir denn in vergangener Nacht gar nichts Ungewöhnliches erfahren hätten. Ich verſetzte: „wie ſo?“ — Nun fuhr er fort: „der Kleine war wieder da, und weil Sie mich darum erſucht, ſo ſagte ich ihm: geh zum F. und zum Doctor. Es war ſo gegen 1 Uhr nach Mitternacht.“ —

Wir theilten ihm hierauf den nächtlichen Doppelſpuck mit, den uns nach Uebereinſtimmung aller Umſtände, des erhaltnen Auftrags ſich entledigend, doch nur der kleine Franziskaner geſpielt haben konnte. —

Ich weiß, daß eine Somnambüle in dortiger Gegend die ganze Spuckgeſchichte in S: als abgefeimten Betrug charakteriſirte; aber dieſe Somnambüle hat auch alle Erſcheinungen aus dem Geiſterreiche und ſogenannte Geſpenſtergeſchichten ſammt und ſonders für „Hirngeſpinſter“ erklärt, und ſomit ihrer mächtigern Schickſalsgenoſſin, der Seherin von Prevorſt zum Trotze, allen mit unbefangnen Sinnen und Geiſteskräften gemachten, tauſendfältig in die Geſchichte der Menſchheit verflochtnen Erfahrungen, den Stab gebrochen.! —

Es war im Jahre 1822 als ich nach vollendeten juridiſchen Studien auf der Hochſchule zu G. mich zum Rigoroſum vorbereitete und zu dieſem Ende beſonders eine ruhigere, in einer der nächſten Vorſtädte gelegene Wohnung wünſchte. — In dem ſehr großen Wohnhauſe „zum grünen Anger“ am Glacis war die am äußerſten Flügel des 3. Stockwerks gelegne, aus mehreren Zimmern beſtehende Wohnung ſchon längere Zeit unbeſetzt, und der Herr L. der Hauseigenthümer fand ſich bereitwillig, mir bis zum Vorkommen einer entſprechenden Wohnparthei für das ganze Quartier — einſtweilen ein Zimmer gegen ein Billiges zu überlaſſen.

Zur Bedienung hatte ich einen ſeiner Treue und Verläßlichkeit wegen mir empfohlenen, ſchon ſeit langer Zeit ſelbſt vielfach erprobten Menſchen, der aber außerhalb des Hauſes wohnte, und einen zweiten Schlüſſel zum Eingang der durch eine einzige Thüre zugänglichen Wohnung erhielt, um einerſeits zu jeder gelegnen Stunde in mein Zimmer zu können, theils um mir des frühſten Morgens das Aufſtehen und Hinausgehen zur Oeffnung der Eingangsthüre zu erſparen. Wenn ich Abends dieſe Thüre von innen ſperrte, zog ich den Schlüſſel ab, und hängte ihn neben der Thüre auf einen Nagel.

Als ich eines Abends die Thüre auch ſo ſperrte, kam es über mich, als genügte heute dieſe Sperre allein nicht, und dieſem eignen Gefühle blindlings folgend, ſchob ich ein Stückchen Holz ſo zwiſchen Klinke und Schloß ein, daß ich dadurch eine zweite Sperre bewerkſtelligte. Des andern frühen Morgens hörte ich von außen pochen, und mich der angelegten beſondern Sperre erinnernd, eilte ich hinaus und nahm das eingelegte Hölzchen vom Schloße ab, indem ich dem Diener zurief, nunmehr die Thüre nur zu öffnen. Dieſer aber entgegnete, daß ihm dieſes unmöglich, weil er den Schlüſſel im Loche nicht zu drehen vermöge. Ich verſuchte nun das Schloß mit meinem Schlüſſel von innen zu öffnen; aber auch mir gelang es nicht. Man holte ſofort den Schloſſer, und dieſer fand im Schloße ſtecken — den abgedrehten Bart eines Hauptſchlüſſels. —

Die Aeltern meiner Gattin hatten zu L. in der untern Steiermark Beſitzungen, und unter vielen Weingärten einen etwa 3 Stunden vom Gute in L. entlegnen mit einem alten Weingarthauſe zu —g. Zur gleichzeitigen Weinleſe vertheilten ſich die Familienglieder zur Aufſicht in alle Weingärten. Meine Gattin traf der obige Weingarten, wohin ſie ſich mit einem Stubenmädchen begab, und die Leſe auch in einigen Tagen vollbrachte. Am letzten Tage meldete ſich ein Menſch mit einer Butte auf dem Rücken, ein ſogenannter Träger und forderte die Collectur für den Schullehrer. Meine Gattin wies die Anforderung zurück mit dem Bedeuten, daß alle auf eine Collectur Anſpruch Habenden beim Gute in L. betheilt werden, wo ſie ſich dießfalls zu melden hätten. Auf wiederholte Verweigerungen entfernte ſich der von den Winzern als ein gefährlicher und verrufener Kerl bezeichnete Menſch, unter Scheltworten und Drohungen.

Zur Eſſenszeit, Mittags und Abends pflegte das Stubenmädchen das Gedecke für meine Gemahlin immer an der Mitte eines ſchmalen Tiſchchens einem Fenſter gegenüber aufzuſtellen. Als ſich letztere an dieſem Abende zu Tiſch ſetzte, nahm ſie, ganz nur einem innern Zuge folgend, das Gedecke von der breiten Stelle des Tiſchchens weg und ſetzte es an das ſchmale Ende deſſelben. Kaum hatte ſie die Suppe genommen; ſo wurde ein mehrere Pfund 'ſchwerer Stein bei dem gedachten Fenſter, gerade über der Stelle, wo ſie zu ſitzen pflegte, mit ſolcher Gewalt in das Zimmer geſchleudert; daß er nicht nur das hölzerne Fenſterkreuz zerſchmetterte, ſondern daß der Stein noch aus der Höhe eines tief im Zimmer geſtandnen Hängekaſtens, bedeutend zurückprallte. —

Merkwürdig iſt folgender Fall, der ſich zu L. in Oberöſterreich gegen Ende des Jahres 1812 ereignete.

Ein angeſehener, auch in der literariſchen Welt nicht unbekannter Mann, Vater von zwei liebenswürdigen, ſchon erwachſenen Töchtern, hatte ſein Schlafgemach unmittelbar neben jenem dieſer letzteren. In einer Nacht wird das jüngere der beiden Fräulein plötzlich wach und von einem unausſprechlichen Angſtgefühle bewältigt, und ruft dem Vater zu: „Kopf zu Füßen, Kopf zu Füßen.“ Dieſer ſuchte ihr eben einen vermeintlichen böſen Traum auszureden, als auch das ältere Fräulein erwacht und von demſelben heftigen Angſtgefühle heimgeſucht, aufſteht und bittend darauf dringt, daß der Vater, weil ihm von der großen Vaſe des Ofens Gefahr drohe, die Lage im Bette dergeſtalt verändere, daß Kopf zu Füßen, und dieſe zu Häupten zu liegen kämen. — Der Vater, der mir den Hergang ſelbſt erzählte, willfahrt endlich dem immer ängſt lichern Andringen ſeiner Töchter, und nun erſt konnten dieſe ruhig wieder einſchlafen.

Aufmerkſam gemacht durch dieſen Vorfall, unterließ man des andern Tages nicht, ſich bei der Schlafſtelle des Vaters umzuſehen. Da ſich dieſe mit dem Kopfe ganz nahe einem alten ſehr maſſiven, ſogenannten Stückofen befand, über dem eine mächtige Vaſe auf dünnem Halſe aufgepflanzt war; ſo berief man den Hausmeiſter, der auf das geäußerte Bedenken hinſichtlich der großen Vaſe, beruhigend verſicherte, daß eine eiſerne Stange durch den Hals der Vaſe laufe, und jede Gefahr entferne. — Zur vollen Ueberzeugung konnte man jedoch nicht umhin, die Vaſe und ihre Feſtigkeit ſelbſt zu unterſuchen. Der Unterſuchende, der auf Tiſch und Stühlen zur Höhe der Vaſe geſtiegen war, fand den Kitt, womit die letztere an den Ofen befeſtigt geweſen, theils ſchon abgefallen, theils aufgelockert, und als er die Vaſe nur berührte, blieb ihm dieſe mit ſolchem Gewichte in den Händen, daß er große Mühe hatte, ſich auf ſeinem Standpunkte zu erhalten. —

Nicht minder intereſſant, aber ganz eigener Art, iſt die nachfolgende Thatſache.

Herr Kammeralrath V., ein Mann höchſt achtbaren Charakters, aber erklärter Gegner alles Geiſter- und Geſpenſterglaubens, hatte mir die ihm mitgetheilte Geſchichte der Seherin von Prevorſt zurückgeſtellt, viel von Betrug, Narrenspoſſen und Irrenhaus geſprochen, und endlich behauptet, daß ihm in ſeinem ganzen Leben noch gar nichts Aehnliches vorgekommen ſey, nur eines einzigen Ereigniſſes, wovon er ſich die vollſte Ueberzeugung verſchafft, gedenke er, als einer ihm ganz unerklärlichen Sache.

Als Student pflegte V. die Oſterferien immer daheim bei ſeinen Aeltern auf dem Lande zuzubringen. Eines Abends an einem Charſamſtage nach der Auferſtehungsfeier verlangte es V's Vater, der die ganze Charwoche kein Fleiſch genoſſen hatte, ganz beſonders nach demſelben, und mit wahrem Heißhunger machte er ſich über einen Schinken her, den er auch glücklich bis auf das ſchaufelförmige Schulterbein verſpeiſte, in welches er dann ſinnend mit der Spitze des ſcharfen, beim Speiſen gebrauchten, Meſſers, ein gewiſſes Zeichen einſchnitt. Alle Schweine, die von dieſem Augenblicke an in V's Vaterhauſe gezogen und geſchlachtet wurden, hatten an einem Schulterbeine daſſelbe Zeichen. Dies dauerte durch mehrere Jahre mit gleicher Deutlichkeit.

Als V. ſpäter einmal wie gewöhnlich auf die Oſterfeiertage das väterliche Haus wieder beſuchte, fand er ſeinen Vater erkrankt. Die Oſterſchinken zeigten nur ſchwach das bewußte Zeichen; — bald darauf ſtarb der Vater, und fortan war auch an den Schinken von dem Zeichen keine Spur mehr zu finden.“[*]

Räthſelhafte Töne.

Dieſe Blätter haben ſchon manchmal Erzählungen aufgenommen, deren Gegenſtand auſſerhalb der alltäglichen Ereigniſſe und des gewöhnlichen Naturganges lag. Daher mag wohl auch der folgenden Erzählung ein Plätzchen vergönnt werden, um ſo mehr, da ſie eine wirkliche Thatſache enthält, von der noch einige Zeugen leben, welchen es gewiß ſehr erwünſcht wäre, wenn ſie über jene Vorfälle, die damals ihre Neugierde aufregten, aber ſtets dunkel und unerklärt blieben, vielleicht nach Jahren irgend eine Aufklärung erlangen könnten. Eben dieſer Wunſch nach einer möglich natürlichen Erklärung des ſcheinbar übernatürlichen, bewog auch den Verfaſſer, dieſe Begebenheit, die ihm ungeachtet ſo langer Zeit noch im friſchen Andenken iſt, dieſen Blättern ganz einfach, ohne alle Ausſchmückung anzuvertrauen. Vielleicht, daß irgendwo ein Leſer, dem etwa Aehnliches im Leben ſchon vorgekommen, ein natürliches Licht in das unnatürliche Dunkel bringen könnte. — Von den noch lebenden Zeugen iſt, nebſt dem Verfaſſer, Einer zu Wien in einem anſehnlichen Amte angeſtellt, und zwei andere leben auf dem Lande, der eine als Geiſtlicher von hohem Range, der andere wohlbedienſtet. — Doch zur Sache ſelbſt. —

---

[*] Iſt nur inſofern pſychologiſch merkwürdig, als Einer, der die Geſchichte der Seherin von **Prevorſt** für eine Narrheit erklärt, eine ſolche Unwahrſcheinlichkeit dennoch für wahr halten kann. Der Herausgeber.

Auf einer Studienanſtalt wohnten in einer Abtheilung des weitläufigen Gebäudes, zu ebener Erde, in einem geräumigen aber düſteren Zimmer acht Studierende, und zwei andere im daranſtoßenden Nebenzimmer; alle aus den philoſophiſchen Lehrcurſen. Eines Abends, es war im November 1803, als es bereits zu dämmern anfing, kam ich von einer Lehrſtunde, die ich zweien Gymnaſiumsſchülern in einem entfernten Hauſe gegeben hatte, in unſere Wohnung. Durch mein raſches Eintreten, und das Abſchütteln des eben gefallenen Schnees von meinem Mantel und Stiefeln machte ich einiges Geräuſch. Da machten mir die drei meiner Zimmergenoſſen, die eben zu Hauſe waren, und an einem Fenſter ſtanden, mit den Händen ein Zeichen, ſtille zu ſeyn. Ich blieb ſtill und unbeweglich ſtehen, ohne zu wiſſen warum? — Auf mein Befragen endlich winkten ſie mir näher, und ſagten: „Wir haben etwas gehört, und Du haſt es verſcheucht.“ — Was denn? Ihr ſeht ja ganz erſchreckt aus. Da erzählte K... einer derſelben, der einen Brief in der Hand hielt, mit thränenden Augen und ſichtbarer Wehmuth: „Eben erhielt ich einen Brief meines Vaters, der mir den gähen Tod meiner lieben Schweſter Eliſabeth meldet. Ach meine gute, liebſte Schweſter Liſi! Sie war mir ſo lieb, wir waren ein Herz und ein Sinn. Sie iſt todt, ich ſehe ſie nicht mehr;“ und nun weinte er bitterlich. „Das iſt leider ſehr betrübt, aber was weiter, was habe ich denn verſcheucht?“ — Nun erzählte ein anderer. Kaum hatte K... den Brief geleſen, als wir alle drei zugleich dort neben den Bettſtätten ein ſonderbares Schluchzen und Wimmern hörten, das ſich langſam an der ganzen Reihe hinzog, — aufhörte, wieder begann, und endlich bei deinem Eintritte ganz verſtummte. — Als nach und nach auch die übrigen nach Hauſe kamen, wurde es jenen erzählt. Wir machten unſere Gloſſen darüber bis in die Nacht. Alle,

die wie ich, nichts gehört hatten, ſuchten es den übrigen
eine Einbildung auszureden, aber vergebens. — Nach ein
Tagen, da wir kaum mehr daran dachten, und auch der betr
K... ruhiger geworden, waren Abends alle unſere Zimme
noſſen abweſend bei einer Muſik; nur ich und mein Fre
(gegenwärtig in Wien) waren zu Hauſe geblieben.
ſaßen an dem langen Tiſche in der Mitte des Zimmers
ander gegenüber; zwiſchen uns das Kerzenlicht, und ich blät
in Pöck's chronologiſch hiſtoriſchen Tabellen. Da ließ es
wieder hören. Zuerſt tönte es wie das nächtliche Hu!
eines fernen Thurmwächters. Hörſt Du, ſagte mein Freu
Der Thurmwächter, antwortete ich. — Weiſt Du denn n
daß hier gar keiner iſt? — Richtig! In dieſem Augenb
war es mitten zwiſchen uns, gerade über dem Tiſche.
die Töne, die wir jetzt hörten, ſind ſchwer zu beſchreiben
nachzuahmen. Bald glich es einem ſtarken Hauchen, bald ei
leiſen Seufzen. Nach einer kleinen Pauſe klang es wie
Schwirren, wenn man den Rand eines Glaſes benetzt,
mit dem Finger reibt, nur noch zarter. —* Dann ſchien es
der Mauer entlang wie ſchleichend hinzutönen, und gleich
rauf hörte ich es dicht neben mir. Nun wurde mir et
unheimlich zu Muthe; aber ich ſuchte es zu verbergen.
ſahen einander fragend an, unwiſſend was wir denken
thun ſollten. Da tönte es wieder wie ſchwirrendes Glas
der Seite meines Freundes. Nun bleibe ich nicht mehr, ſ
er, ſtand auf, ich that deßgleichen, und beide eilten wir
ſern Betten zu, und löſchten das Licht aus. Bald dar
kehrten unſere übrigen Zimmergenoſſen von der Muſik
rück. Da mußten wir wieder erzählen und beſchreiben,
die halbe Nacht hindurch wurden Erklärungen verſucht
Gloſſen gemacht, kritiſirt und diſputirt, bis Ermüdung
Schlaf dem fruchtloſen Gerede ein Ende machten. —
folgenden Nächte wurden dieſe Töne von Einzelnen aus
die eben wach waren, gehört. Einſt ſaß ich ſpät noch,

---

* Ein andermal glich es einigermaßen den Tönen einer Aeolsharfe.

alle übrigen ſchon zu Bette waren, an meinem Pulte; wahrlich mit ganz andern Gedanken als denen an die ſeltſamen Töne beſchäftigt, denn ich wollte ein faſt vollendetes Gedicht noch vor dem Schlafengehen fertig haben; als ſich ſeitwärts neben mir, aber gleichſam von der Decke herab, das Hu! Hu! der Thurmwächter, wie aus der Ferne, aber ſehr deutlich hören ließ. — Schnell, rief der, deſſen Bett mir das nächſte war. Schnell ſtand er auch neben mir, aber nun hörten wir beide nichts mehr. — Doch dies alles dürfte wohl von den Meiſten als Täuſchung, Einbildung, Erzeugniß der Furcht und des Aberglaubens erklärt werden. Aber es gab ein Paar Fälle, wo dieſe Erklärungsweiſe nicht wohl ſtatt finden kann. Wir ſaßen nemlich eines Abends alle an dem großen Tiſche beiſammen; und unterhielten uns, einige mit Kartenſpiel, die andern mit Geſpräche. Dabei ging es mitunter etwas laut her. Dennoch begann es einſt während dem lauten Geſpräche ſich ſehr vernehmlich hören zu laſſen. Es klang wie ein ſchwirrendes Glas, oder auch wie ein Seufzer, zuerſt mitten über dem Tiſche, dann als wäre es unter demſelben, dann an der Wand. — Wir wurden augenblicklich alle ſtille und ſuchten mit geſpannten Augen und Ohren den Grund dieſes Tönens zu entdecken. Gläſer waren gar keine vorhanden. Einige riethen auf das Summen oder Pfeifen einer Mücke oder eines andern Inſectes, obwohl es mit demſelben kaum eine Aehnlichkeit hatte. Man konnte öfters den Punkt in der Luft genau mit dem Finger angeben, aus dem der Ton zu kommen ſchien, und doch war gar nichts zu ſehen. Der Verdacht, daß Einer aus uns ſelbſt durch künſtliche Hervorbringung ſolcher Töne die Andern zum Beſten habe, ſchien deßhalb ungegründet, weil es uns nie gelang, dieſe feinen, zitternden, bald hie bald da herumirrenden Töne nachzuahmen. Der in der Nähe wohnende Gärtner, der aber dieſes Tönen nie ſelbſt gehört hatte, rieth auf eine unter dem Fußboden ſich aufhaltende Hausnatter; dieſem aber wurde von andern wegen des Unterſchiedes zwiſchen dieſen Tönen und dem Ziſchen einer Natter widerſprochen.

Kurz, faſt alle bis auf K... waren geneigt, eine natürliche Urſache dieſer ſeltſamen Töne zu vermuthen, und waren nur unzufrieden, daß es ihnen nicht gelang, dieſelbe ausfindig zu machen. Ueberhaupt hatte ſich die anfängliche Furcht vor dem Dinge beinahe gänzlich verloren, und kaum würde man ernſtlich an eine übernatürliche Urſache gedacht haben, wenn nicht gleich das erſte Vernehmen dieſer unerklärlichen Töne mit der Todesanzeige von K...'s Schweſter in unmittelbarer Zeitverbindung geſtanden hätte.

Wo aber Verſtand und Forſchung nicht ausreichen, da mag es ja wohl vergönnt ſeyn, der Phantaſie des Gemüthes, der Deutung eines fromm liebenden Herzens einiges Recht einzuräumen. Man kann, man darf dem armen Sterblichen, deſſen Sehnen hienieden ſo oft unbefriedigt bleibt, den Troſt nicht rauben, den er, von ſeinen Sinnen, von ſeiner vermeintlichen Klugheit kalt und leer gelaſſen, nur in jenem Zwielichte findet, das, wenn auch noch ſo matt und unbeſtimmt, ihm doch lieber iſt als die ſchwarze Nacht, in der er ſonſt herumzuirren genöthigt iſt. Der gute Bruder K... würde dieſe Worte, wenn er ſie zu Geſicht bekäme, gewiß gerne unterſchreiben. — Wir ſehen in unſern Tagen neuerdings die ſeltſamſten Geſchichten von alten und neuen wunderbaren, unerklärlichen Erſcheinungen aus der jenſeitigen Welt, unter der Firma achtbarer Namen auftreten. Mag immerhin die gegenwärtige auch in ihren Reihen Platz finden. Iſt ſie einerſeits ſehr unbedeutend im Vergleiche mit den meiſten andern, ſo iſt ſie auch dagegen ſehr beſcheiden, harmlos und unſchädlich. Dieſe Töne, von denen hier erzählt wird, hielten ſich, ſo zu ſagen, immer in äſthetiſchen Schranken. War ein geiſtiges Weſen der Grund davon, ſo war es wenigſtens ein ſehr ſanftes, unſchuldiges. Es neckte und erſchreckte Niemanden, es warf nicht auf die Leute, es heulte oder polterte und rumorte nicht im Hauſe herum; kurz es entſprach dem, für was es der liebende und trauernde Bruder hielt, nämlich für die leiſe ſchüchterne Klage der geliebten Schweſter.

Wir unterließen nicht, auch einige ältere und kenntnißreiche Perſonen über dieſe Sache zu befragen, aber ſie wußten gleichfalls durchaus keine genügende Auskunft zu geben. Nach beiläufig drei Wochen wurde nichts mehr gehört, und in Kurzem wurde auch nicht mehr davon geſprochen. — Ungeachtet deſſen iſt die Begebenheit bei denen, die davon ſelbſt Zeugen waren, und noch leben, als eine unläugbare, wenn gleich unerklärte Thatſache noch im Angedenken, und der Wunſch nach einer gründlichen, genügenden Aufklärung noch keineswegs erloſchen.

2.

Aus Ungarn.

Das Geiſterhaus in Szegedin. *

Die nachfolgenden Thatſachen ergaben ſich im Herbſt und Winter 1836 — 1837 während meines Aufenthaltes in jener Stadt und im weiteren Verlaufe dieſes Jahres.

Jenes Haus iſt an der auslaufenden Spitze zweier Häuſerreihen gelegen, ſo daß es auf dem Fruchtmarkte dieſer Stadt eine Ecke bildet. Es ſteht iſolirt und wird von dem Nebenhauſe durch eine hohe Hofmauer getrennt; beide gehören aber derſelben Eigenthümerin.

Seit mehreren Jahren wird es immer von einem Offiziere der jeweiligen Garniſon bewohnt; zwei Umſtände, die gewiß ſehr beachtungswerth ſind.

In früher Zeit ſoll an dieſer Stelle ein Kloſter geſtanden haben.

Zuletzt, 1836, wurde es von Herrn Hauptmann Lauber, ſeiner Gemahlin und zwei Ziehtöchtern, Joſephine und Laura (die jüngere) bewohnt, nebſt zwei Dienern.

Was den Herrn Hauptmann betrifft, iſt er, als ein tadel-

---

* Dieß iſt die, in den vorſtehenden Mittheilungen aus Oeſterreich, von Herrn J. erzählte Geſchichte. —

loſer gedienter Offizier, ſicher ein vollkommen gültiger Zeug und betreffend die Mittheilungen ſeiner Gemahlin wird der unbefangene Beurtheiler beim leichteſten Ueberblicke finden, da ſie das Gepräge der unbefangenſten Anſpruchsloſigkeit an de Stirne tragen; und wer dieſe dann näher kennt, wird mi gewiß beiſtimmen, wenn ich erkläre, daß vielleicht nur wenig Frauen mit einer ſo glücklichen Verbindung von feiner Beobachtungsgabe und wirklichem Muthe begabt ſind.

Die jungen Mädchen wird doch Niemand abſichtlicher Entſtellungen beſchuldigen wollen.

Das Haus ſelbſt, beſteht im weſentlichen aus einer Küche und links von dieſer, in 3 Zimmern in einer Reihe, in deren erſten die Mädchen und im zweiten Vater und Mutter ſchliefen, — das dritte wurde im Winter nicht benüßt.

Links, ganz abgelegen, iſt noch ein Seitenzimmer, rechts von der Küche die Stube der Diener.

In den erſten Tagen des Oktobers erwachte Laura, wie ſie ſich ausdrückte: ſie wußte nicht warum, und ſah eine weiße Frauengeſtalt am Ofen lehnen, den Kopf auf den Arm geſtützt, mit einer großen, das Geſicht verhüllenden Haube, in einem Schlafrocke, mit großen Ohrgehängen. Sie glaubte es ſey die Mutter, die zeitweilig an Kopfſchmerzen leidet, wollte ſie durch Sprechen nicht beunruhigen und entſchlief wieder. Als ſie aber des Morgens ſich nach ihrem Befinden erkundigte, begriff Frau von L. nicht, was das Mädchen wolle, indem ſie ſich vollkommen geſund fühle und die ganze Nacht auf das ruhigſte geſchlafen habe. Laura ließ ſich überreden, ſie habe geträumt.

Wenige Nächte darauf, es ſchlug eben 3 Uhr, ſah ſie vom Bette ihrer Schweſter eine weiße weibliche Geſtalt, (wie im Hemde) langſam auf ſich zugehen, wähnend, jene ſey es, rief ſie ſie an; allein die vermeinte Schweſter wandte ſich ſtumm, und verſchwand plötzlich in der Gegend des Fenſters. Die wirkliche Schweſter athmete eben hörbar in ihrem Bette. L. konnte nicht mehr recht glauben, daß dieſes wieder ein Traum wäre; allein ſie ſchwieg, um nicht zur Zielſcheibe der Laune zu dienen, bis Abends über dieſen neuen Verfall, wo Herr Hauptmann N. die Familie beſuchte und unter andern Geſprächen ſcherzweiſe frug: ob ſie noch keine Geiſter geſehen hatte?* Er hatte in dieſer Wohnung ſelbſt ein ſolches Schauen gehabt, ſich es aber, wie es oft geſchieht, ſelbſt wieder wegraiſonnirt. Die Thatſache aber ſteht, daß das Haus, verhältnißmäßig ſeiner Bequemlichkeiten, viel zu oft ſeine Inſaßen, wie eben angeführte Offiziere, auswandern ſah.

Nun gewanen freilich die Geſichte des Mädchens an Realität, und ſteigerten ſich zur Gewißheit, als auch anfangs November der Frau von L. ein Schauen gegönnt war. Es war gegen 1 Uhr, als dieſe hell erwachte und im unbewohnten Nebenzimmer deutlich mit Stiefeln ſtark auftretend, umherſchreiten hörte, etwa 2—3 Minuten, dann wards ſtill und Frau von L. meinte, es ſey das Echo eines auf der Straße Vorübergehenden geweſen; bald begann es aber in ihrem Zimmer umherzugehen, aber wie rutſchend auf Socken, es kam ganz nahe ihrem Bette, und ſie fühlte, als ob ſich Jemand an dieſes lehne und durch ſeine Laſt ihr die Decke von der Bruſt herabziehe. Sie glaubte es ſey ihr Mann der ein Gefäß ſuche und erhob ſich. Da ſaß zu ihrem unausſprechlichen Erſtaunen, Furcht erklärte ſie, ließ die Ueberraſchung im erſten Momente nicht aufkommen, zu den Häupten des Bettes ein Mönch auf der Diele mit einer ausgeſchorenen bläulichen Glatze, auf dem Scheitel einen dünnen Kranz von Haaren um dieſe, einem unnatürlich rothen und eben ſo unnatürlich weißen Geſichte, ohne Schatten, (wie eine Wachslarve) einem ſchwarzen Schnurr- und Knebelbart, über welche ſie ſich höchlich wunderte, da ihr die ältere Mönchſitte,** ſie zu tragen, ganz unbekannt war, und ſchwarzen ſtechenden Augen, die ſie bewegungslos anſtierten. Allgemach überfiel ſie doch ein Grauen und ſie barg ſich einen Augenblick unter die Decke, ermuthigte ſich aber bald und wollte ihn nochmals und genauer betrachten; er war aber indeß verſchwunden.

---

* Die Familie L. war erſt aus Siebenbürgen angekommen.

** Die Franziskaner ſerbiſcher Provinz tragen ſie noch heute.

Angethan war er mit einer Franziskanerkutte und einem Stricke um die Lenden. Die Füße ſah ſie nicht, da er ganz nahe an der Bettlade ſaß.

Im ganzen Zimmer war es ringsum vollkommen finſter.

Nach einigen Nächten ſah Laura denſelben Mönch am Ofen ſtehen mit herabhängenden Händen, deren linke den Knoten der Gürtelſchnur trug, einem ſehr breitkrämpigen Hute, auf weißen Socken ſtehend, aber nur ſo groß, als etwa ein zehnjähriger Knabe.

Nach ein paar Wochen ſah ſie ihn wieder, nahe am Fenſter auf einer Rohrmatte ausgeſtreckt liegen, nur blaßer und ohne Hut.

Sollte er wohl einſt nach Mönchart an dieſer Stelle ſo aufgebahrt gelegen haben, oder welch andere Bedeutung hat dieſes Geſicht?

Anfangs Dezember. Die Mädchen ſchliefen nun aus Furcht in einem Bette, und Joſephine der Wand näher, erſuchte die Schweſter, wenn ſie etwas höre oder ſehe, ſie zu wecken. Es geſchah auch bald, denn es mochte kaum eine Stunde verfloſſen ſein, als L. vom Fenſter her eine Frauengeſtalt auf ihr gemeinſchaftliches Lager zukommen ſah, ſie weckte ſchnell die Schweſter, und als dieſe ſich erhob, um über ſie hinüber zu ſehen, ſaß das bleiche Weib auf dem hart an dem Bette ſtehenden Stuhl, auf dem das Abends abgelegte Weißzeug der Mädchen wohlgeordnet lag.

Bebend ſchmiegten ſich nun beide unter die Decke. Morgens fand die ganze Familie in den zerdrückten Kleidern die deutliche Abformung, daß Jemand längere Zeit darauf geſeſſen hatte. Gegen Weihnachten wurde der Geiſterverkehr am lebhafteſten und deren Annäherung fühlbar, die ſich durch eine eigenthümliche Beklemmung der Bruſt mit Verlegtheit des Athems ausſprach, und einem ganz unerklärlichen innerlichen Schauer, der immer dem Innewerden der Erſcheinungen voranging, daher nicht Folge ihres Anblickes ſeyn konnte. Doch war es keine eigentliche Angſt. So beſchreibt Herr Hauptmann L. ſeine Empfindung. Wer ſieht hier nicht deutlich den unvollkommenen magnetiſchen Rapport?

Und war die Erſcheinung da, ſo war die innere Beklommenheit wie abgeſchnitten.

Nun wurde der Rapport vollkommen.

In dieſer Zeit hatte, kann man ſagen, die Nacht, Bewegung angenommen und die Luft, Geſtalt; denn die Glieder der Familie ſahen, wenn ſie ganz ruhig in den Betten lagen, im Zimmer wie Nebel ſichs bewegen, bald dunkel, bald in lichten Wolkenſtreifen, ſich nahen, wieder entfernen, heben und ſenken, urplötzlich auftauchen und vergehen, oft tönte es zugleich wie unterdrücktes Stöhnen oder aus einem großen Metallhorne; mitunter hörte man wie Rollen eines großen leeren Faßes unter dem Hauſe, (es hat einen Keller) aber nur ſoweit dieſes reichte, und war ganz ohne Nachhall, ſo, daß das Rollen vollkommen verſtummte, wenn es das Ende des Hauſes erreicht hatte.

Auf der Straße war, wie in Szegedin um ſolche Jahreszeit faſt immer, tiefer Koth.

Zugleich entwickelte ſich, während dieſer Erſcheinungen (beſonders wenn die weißen Streifen wogten) in den Zimmern ein Geruch wie in lang verſchloſſenen Gewölben.

Conſtant erhob ſich aus einer Ecke des Zimmers (es ſtand dort ein großer Kaſten) eine lichte Kugel, ſtieg langſam bis zur Decke, ging unter dieſer fort und ſenkte ſich allgemach an der anderen Wand. Hier fixirte ſie ſich, mehr einer Scheibe gleichend, in der Frau von L. deutlich dunklere Stellen unterſchied, wie etwa Flecken im Monde, als ruhige weißliche Helle, ohne die auch nächſten Gegenſtände im geringſten zu beleuchten; ſo, daß z. B. nicht einmal der große weiße Ofen ſichtbar wurde; oft zogen Schatten, wie langſam aufqualmende Rauchwolken, an ihr vorüber und verhüllten ſie einmal ganz, ſonſt hob ſie ſich wieder, ſank manchmal bis zum Boden ſich in eine lange Geſtalt, etwa von Menſchenhöhe ausdehnend und verging ſpurlos.

Am 23. Dezember als Laura gegen 6 Uhr Abends in das leere Seitenzimmer treten wollte, ſtellte ſich ihr ein großer weiß und ſchwarz gefleckter Hund zähnblöckend entgegen, erſchreckt ſprang ſie, die Thüre zuwerfend, zurück. Als man nachſah, war das Zimmer leer und ſtill.

Bei den Verhältniſſen des Hauſes iſt es gleich unmöglich, daß ein Hund hätte unbemerkt hinein oder wieder hinausſchlüpfen können.

Als des andern Morgens Frau v. L. gegen 3 Uhr in dieſes Gemach trat, wurde ſie wie vom Rauſchen einer langen Papierrolle empfangen, (in wie vielen Geſchichten dieſe eigenthümliche Tonmanifeſtation!) das von der Wand herunter an ihren Füßen hart vorüber zur Thüre hinauseilte. Sichtbar wurde ihr nichts.

In dieſer Periode wurde häufig ein nächtliches Gehen und Rauſchen beobachtet, ſo wie ein wiederholtes nicht erklärliches Umfallen ſonſt ruhiger Gegenſtände, z. B. Stöcke, Regenſchirme ꝛc. und eines Morgens fand der Herr Hauptmann ein nach der Reihenfolge der Bände auf einen Kaſten aufgeſtelltes Werk, in vollſte Unordnung unter einander geworfen.

In der Nacht vom 5—6., gegen 4 Uhr, fühlte er deutlich die oben beſchriebene Geiſterannäherung, und in demſelben Augenblicke wurde auch mit unſichtbarer Hand an ſeiner Decke gezogen — er hielt dieſe mit der linken Hand an ſich, und wollte den Beſuch mit ſtrengen Worten von ſich fortweiſen, allein er vermochte nicht zu reden, der Hals war ihm wie zugeſchnürt. In dem nämlichen Momente fühlte er die Hand, die die Decke hielt, von einer fremden, am Gelenke kräftig drückend gefaßt, daß es weh that, darauf verließ es ihn, ſchlurkte zum Bette der Frau und that daſſelbe bei ihr, nur daß es ihre beiden Hände deutlich mit 10 kalten ſtarken Fingern faßte, als wollte es ihr dieſelben zum Gebete falten.

Während dieſer Vorgänge hatte ſich der über dem Bette der Frau v. L. befindliche Spiegel pendelartig hin und her, aber auch von der Wand und gegen ſie zurück bewegt.

Frau v. L. iſt viel zu klein, als daß ſie ihn von ihrem Lager aus hätte erreichen können.

Als (Mitte Januar) die Familie die Geſchichte des Arreſthauſes von Weinsberg entlehnt hatte, erklärte Frau v. L.: hätte ſie dieſes Buch früher in der Hand gehabt, ſo würde ſie all die Erſcheinungen in ihrem Hauſe für Ausgeburten gereizter Phantaſie halten, ſo auffallend ſey die Aehnlichkeit.

Gewiß unwillkührlich die ehrenvollſte Kritik jenes von der Albernheit ſo angefeindeten Buches!

In der Nacht vom 22. auf den 23. Februar gegen 1 Uhr kam es an das Bette des Herrn Hauptmanns, ſich geiſtig annähernd, und dieſer wies es mit klaren deutlichen Worten von ſich fort, und zu mir und Herrn Kriegscommiſſär J., da wir beide uns um dieſe Angelegenheit lebhaft intereſſirten.

Es entfernte ſich ſogleich, d. h. H. L. fühlte ſich augenblicklich frei, und kehrte in etwa einigen Minuten zurück, wallte umher, nahte ſich, entfernte ſich und endete wie ſonſt.

Ich ſchlief in jener Nacht ganz ruhig, als ich plötzlich hell munter wurde, und zündete daher Licht an, da warf es mit einmal den rechten Flügel eines meiner Doppelfenſter mit unbeſchreibbarer Wucht zu, bald darauf den linken. Dann war's ſtill. Natürlich meinte ich, es ſey der Wind geweſen, und ſtand auf, um gehörig anzuſchließen, allein zu meinem Staunen bewegte ſich kein Hauch in der tiefen Ruhe der Nacht. Beide Flügel waren angelehnt. Nun däuchte es mir freilich etwas ſchwer erklärlich, wie derſelbe Windſtoß, wenn es einer geweſen ſeyn ſollte, zwei entgegengeſetzte Flügel zuwerfen konnte. Es ſchlug 1 Uhr. Sonſt wurden durch meinen Diener die Fenſter jeden Abend verſchloſſen, und er behauptet es auch, an jenem nicht verſäumt zu haben.

Herr J. wurde zur ſelben Zeit durch ein anhaltendes ſtarkes Schlagen in ſeinem Vorhauſe geweckt, etwa wie einer großen Hand auf den dort befindlichen Tiſch. Es ergab ſich, daß ein in jenes Vorhaus ſtehendes Küchenfenſter (das eben dadurch keiner Art Zuge ausgeſetzt war) langſam von ſelbſt auf und zuſchlug. Herr J. zählte 28—30 mal, man beſeſtigte es. Bald darauf ſchlug es 1 Uhr.

Wir ſahen uns erſt am 3. Tage mit Herrn Hauptmann L., der ſogleich fragte, ob uns vorgeſtern Nachts nicht etwas ungewöhnliches begegnet ſey? Um jeder möglichen Täuſchung oder Irrung vorzubeugen, antwortete ich die Gegenfrage: zu welcher Stunde? „So gegen Eins.“ Nun erzählte er erſt, daß er jenes dunkle Weſen an uns verwieſen, und zwar: gegen Eins.

Im März kratzte es einmal an der Zimmerthüre, wie ein Hund mit einem metallenen Halsbande, deſſen Klingen man deutlich hörte, 9½ Uhr Abends. Als man nachſah, war die wohlverſchloſſene Küche durchaus leer.

Einige Tage darauf, als der Herr Hauptmann ſich eben zur Ruhe begab, entſtand in ihr plötzlich ein Getöſe, als ob ein Stoß aufgeklaftertes Holz umgefallen wäre, und zwei darin befindliche Hunde heulten und winſelten, wie davon getroffen. Es war aber nicht ein Stück Holz darin geweſen und auch ſonſt nichts von ſeinem Platze.

Ende März ſah zum erſtenmal Herr Hauptmann L. Menſchenbildung. Zu den Füßen ſeines Bettes ſtand eine weiße Geſtalt mit einem höchſt verfallenen Todtenantlitz, an dem die vorragenden Wangenknochen nur mit einer pergamentartigen welken Haut bedeckt ſchienen, mit einem langen weißen Barte, doch von der ganzen Geſtalt, da ſie hart am Bette ſtand, nur den Oberleib.

Er ſchloß einen Moment die Augen und, nun ſah er ſie ſogleich: — ganz. Da wurde das geiſtige Auge vom leiblichen entbunden.

Ein paar Stunden ſpäter ſtand eine dunkle Mönchsgeſtalt, wo zuvor die weiße, und der Herr Hauptmann ſah ſie ganz, nur wieder mit geſchloſſenen Augen.

Vom 31. März auf den 1. April ſchliefen beide Mädchen, nachdem ſie lange mit häuslicher Arbeit beſchäftiget waren, im, wie ſeit lange, gemeinſamen Bette ſehr ermüdet ein. Beide

ngen mit dem Geſichte gegen die Mauer. Plötzlich wurde
oſephine, am freien Rande ſchlafend, durch eine ſchmerzhafte
mpfindung am Nacken geweckt: ſie fühlte von ſcharfen kalten
ägeln ein deutliches Kratzen. Als ſie erſchreckt ſich umwen-
ete, ſah ſie zwar nichts, aber das Kratzen endete ſogleich,
nd kein Thier war im Zimmer.

Am Morgen ſah ich noch die deutlichen Spuren, drei
der vier Ritze.

Vom 2—3. April, etwa 1 Uhr, die Mädchen lagen wie
rgeſtern, Joſephine aber war wach, hörte dieſe deutlich, wie
it haſtiger und gepreßter Stimme „Laura“ rufen, raſch weckte
ihre Schweſter, beide hörten nun denſelben Ruf klar und
ſtimmt noch 2 mal und wendeten ſich um. Am Fenſter ſtand
r bekannte kleine Franziskaner und trippelte nun haſtig dem
ette zu. Als er ſchon ganz nahe war, verſchwand er plötzlich;
gleich wurde der am Bette ſtehende Seſſel aufgehoben und
ieder fallen gelaſſen.

Vom 5. auf den 6. war die Lichtentwicklung am auffal-
ndſten. Herr L. wollte eben einſchlafen, als nach einem
arken Schlage, die Lichtkugel aus dem Kaſtenecke ſich erhob,
er klarer und heller als je; ſie fixirte ſich ungefähr in Manns-
he an der Wand und Herr L. konnte in ihr ein unausge-
gtes oscillirendes Wogen, wie etwa des Sonnenbildes auf
ner bewegten dunklen Waſſerfläche, deutlich und ununterbrochen
ahrnehmen; es ſchien, als ob etwas in ihr ſich geſtalten wolle,
lein nur bis zu unbeſtimmten Umriſſen ſich entfalten könne.

So klar Herr L. beobachtete, dachte er doch an die Mög-
hkeit einer Sinnentäuſchung, und unwillkührlich ſtieg in ihm
r Wunſch auf: wenn doch die Helle näher käme, um ſie
ch beſſer betrachten zu können! und ſiehe da! die Helle be-
nn zu wanken und ſich zu heben und nahte bis in des Zim-
ers Mitte und Herr L. empfand nun das ſchon geſchilderte
genthümliche Gefühl der Geiſternähe. — Dann zog es wie-
r nach der Wand zurück (Herr L. fühlte ſich ſogleich frei)
d weilte dort ſo lange, daß er darüber entſchlief.

Dieſes war das einzige mal, daß es willig der Beobachtung ſich darbot, denn bisher konnte die Familie gewiß ſeyn, nichts zu ſehen, wenn Jemand abſichtlich wach blieb. So ermüdete es einmal durch 8 Nächte die ausdauernde Geduld der Frau v. L. Als ſie in der 9. endlich in ihrem Bette ſich dem Schlafe hingab, legte ſich deutlich fühlbar, jedoch unſichtbar, jemand über ſie. Aehnliches geſchah öfters. Nur 2 kleine Hunde, die im Hauſe waren, ſchienen manchmal ſchon Abends die Beunruhigungen der Nacht vorgefühlt zu haben, denn ſie begannen häufig mit einem male unruhig zu werden, ängſtlich zu winſeln, oder in kurzen Stößen wie murrend zu bellen — beſonders mieden ſie eine große Ecke im Seitenzimmer — dann ſtellte ſich verläßlich ein geiſtiger Beſuch ein.

Sonntag, den 9. April 8¼ Abends, das Hofthor war verſchloſſen und die Küchenthüre zugemacht, hörten die in ihrer Stube plaudernden Diener dieſe ſich öffnen und jemand hereingehen. In der Meinung, es ſey ihr Herr, der einen Schlüſſel zum Hofthore bei ſich trug, traten ſie hinaus in die Küche, und der eine, ein Wallache, zündete im Ofen ein Licht an, während der andere, ein ſiebenbürgiſcher Sachſe, an der Zimmerthüre gegenüber eine dunkle Geſtalt wie wartend ſtehen ſah. Nun hob der Wallache die angezündete Leuchte, und beide ſahen jetzt mit ſich ſträubenden Haaren, (der Ausdruck des Sachſen) daß nicht ihr Herr dort ſtehe, ſondern eine fremde finſtere Mönch-Figur, an der der Kopf wie verhüllt ſchien, dieſer ging dann mit 2 oder 3 Schritten durch die Küche in den Hof und war nicht mehr zu ſehen. Das Hofthor war feſt verſchloſſen.

In der Nacht des 6. Mai's, gegen 11 Uhr, als Herr L. eben das Licht ausgethan hatte und die morgenden Tagesgeſchäfte überdenkend im Bette lag, hörte er im Zimmer deutlich drei bis vier Tritte, und es ſtand eine graulich dunkelnde Geſtalt zu den Füßen ſeines Lagers, und er empfand die gewöhnliche Beklemmung der Geiſternähe. Der Furcht, durch lange Gewöhnung, längſt ledig, wollte er die

Erſcheinung genauer beſehen, und griff nach dem aus ſeiner eigenen Erfahrung geſchöpften Mittel: er ſchloß die Augen des Leibes um das Innere freiwerden zu laſſen, — aber dießmal reute ihn ſeine Neugierde, denn er ſchaute mit noch nie empfundenem Entſetzen in ein glühendes, furchtbar verzerrtes, ergrimmtes Antlitz, das gegen ihn ſich neigte, der Leib war eine ſchwarze Nebelſäule ohne Hände.

Er öffnete raſch die Augen, um von dieſem fürchterlichen Schauen ſich zu befreien, die Geſtalt war indeß verſchwunden.

Am 10. 11½ Uhr ſah Frau von L. eine ſchwefelgelbe matt leuchtende Geſtalt langſam in das Zimmer kommen, ungefähr bis an deſſen Mitte und hier einige Minuten weilen, dann verſchwand ſie.

Am 13., da die Hunde bei eintretender Dämmerung ſehr große Unruhe gezeigt hatten, begab ich mich mit Herrn Kriegs-Com. Z. und noch einem Freunde in das Geiſterhaus, um auch einmal ein Schauen zu erlangen, allein wir ſahen bis 1 Uhr harrend nichts, wie es ſchon öfter geſchehen war.

Tags darauf erfuhren wir, es ſey, ungefähr 10¾ Uhr, rauſchend und mit deutlichen Tritten durch der Mädchen Zimmer gegangen, die ſich freuten, daß nun doch auch einmal nicht zum Hauſe gehörende Perſonen, die Weſentlichkeit ihrer Wahrnehmungen erfahren ſollten, in das der Eltern. Nur noch 2—3 Tritte, und es war ſtill; wir ſpielten im dritten Zimmer und hörten, mit dem Spiele beſchäftiget, nichts.

Um 11½ Uhr endeten wir und gingen in das zweite, um verſammelt die Mitternachtſtunde zu erwarten. Es war vollkommen finſter, ſo daß wir mit den Händen uns zurecht finden mußten. Auf ſolche Art gerieth ich auch zufällig gegen die Thüre der Mädchen, und empfand nun mit einemmal ein eigenthümliches, faſt fieberartiges Kältegefühl am ganzen Körper, das, ich möchte mich ausdrücken, meine ganze Subſtanz durchdrann.

Ich wollte eben über dieſe ſonderbare Empfindung mich erklären, als Herr Kr.-Com. Z. der feſt neben mir ſtand, die allgemeine tieſe Stille mit der Aeußerung unterbrach: Ich weiß nicht warum, aber mich friert auf einmal!

Die drei andern noch Anweſenden bemerkten durchaus keine Temparatur-Veränderung.

Nahe an der Thüre hatten die Tritte des Geiſtes aufgehört, — wir waren wohl in ſeine unheimliche Atmosphäre getreten.

Ich glaube, nach den Vorausgängen iſt dieſe Annahme weniger unwahrſcheinlich, als daß es zwei geſunde Männer, Mitte Mai's, in einem wohlverwahrten Zimmer ohne Anlaß zugleich plötzlich hätte frieren ſollen, wo andere Anweſende es nicht fror, oder daß gar zugleich ſie ſich hätten einbilden ſollen, daß es ſie fröre.

Herr Hauptmann L. begleitete uns mit einem Lichte bis an das Hofthor; kaum waren wir aus dem Zimmer, als Frau v. L. ſchon aus dem Fußboden einen blaßgelben Stern aufſteigen ſah, und wieder ſinken, wie ein romaniſches Licht, ehe ſie uns noch zurück rufen konnte, einen zweiten und dritten, der augenblicklich unſichtbar wurde, als der Herr Hauptmann mit dem Lichte zurückkam.

15. Abends 8 Uhr, ſaß Joſephine im mittlern Zimmer und arbeitete, Laura im Geſpräche mit zwei Herren im erſten; jene erhob ſich zufällig und ging an der offenen Thüre zum dritten vorüber, da ſaß auf dem Sopha eine dunkle Geſtalt, die ſich nun erhob und langſam quer durch das Zimmer ſchritt. Das Mädchen glaubte anfangs, es ſey einer der Herren und wunderte ſich nur, wie er, von ihr nicht bemerkt, in das letzte Zimmer habe kommen können. In dieſem Augenblicke hörte ſie beider Stimmen im erſten! Nun ergriff ſie ein heftiger Schauder, ſie erkannte, welcher Art Weſen bei noch hellem Tageslichte vor ihr wandle.

Der Dunkle war indeß bis an das gegenüberſtehende Fenſter gewallt und dort vergangen.

Als, am 16., Herr L. über Tiſch ſcherzweiſe ſprach: ob denn wohl einer von dieſen Herren jetzt um uns iſt? fühlte Joſephine im nämlichen Augenblicke ſchon einen leiſen Schlag auf ihrer rechten Schulter. Im Verlaufe des Nachmittags geſchah im dritten Zimmer hinter dem Ofen ein heftiger Schlag und in der Dämmerung erhob ſich an dieſem Orte, ein gelber ruhig leuchtender Stern.

In der Nacht des 20—21. hatte Herr L. daſſelbe Schreckensgeſicht wie am 6. auch zu gleicher Stunde, nachdem die Frau ſchon um 11 Uhr eine dunkle Schattengeſtalt im Zimmer umherſchweben ſah.

Am 28. ſchrieb Herr L. gegen Abend im dritten Zimmer, da vernahm er neben ſich Geräuſch; ein Stuhl daneben, auf dem Papiere lagen, rutſchte von ſelber 3—4 Schuh weit zurück.

Am 31. erholte ſich bei mir Herr Oberſtlieutenant v. L....r ärztlichen Rathes, indem er an Blutwallungen zu leiden glaube. Er ſei Nachts plötzlich wach geworden, er, der ſonſt eines ſehr ruhigen Schlafes ſich erfreue, da habe es an all ſeinen Fenſtern und Thüren zugleich getobt und geſchlagen, wie es nur bei einem Sturme geſchehen könne. Als er ſich erhob, um nachzuſehen, war auf einmal alles ruhig und eben ſo ſtille die Luft. Es ſchlug eben 3 Uhr.

Er ging wieder zu Bette und entſchlief bald, um nach ungefähr einer Viertelſtunde unter gleichem Getöſe zu erwachen, und konnte nun eben ſo wenig eine Urſache auffinden. Lächelnd ſetzte er dann hinzu: war das vielleicht ein Geiſt? Dieſes Thema, als durch den ganzen Winter unwillkührlich geboten, war häufig unſer Tafelgeſpräche, von ſeiner Seite aber jederzeit mit ungläubigen Scherzen behandelt Trotz dem konnte er ſich aber doch nicht erklären, woher dieſer auſſerordentliche Aufruhr im Blute, denn für das hielt er das Getöſe, da er ſonſt nie daran litt, und den Tag über keiner Art Anlaß zu einem ſolchen gegeben hatte.

Ich empfahl für das heiße Blut ein Glas Limonade. Die andere Nacht verging ruhig, allein vom 2—3. Juni, kamen ſeltſamer Weiſe, zu nämlicher Zeit, die Blutwallungen, d. h. das Getöſe wieder und wurden, noch ſonderbarer, contagiös. Der in demſelben Hauſe wohnende Hauptmann B.... ein ganz Ungläubiger, empfand und hörte ſie auch zu gleicher Zeit in ſeinem Zimmer, jedoch nur einmal.

Abends fragte Herr Hauptmann L. lächelnd die beiden jetzt genannten Herren: wie ſie dieſe und die Nacht vorgeſtern geſchlafen hätten?

Es war nämlich der Weiße und ſpäter der Braune in dieſen beiden Nächten vor ſein Bette gekommen und er hatte ſie mit klaren Worten zu ihnen entſendet, um aus ihrer ſtarren Ungläubigkeit ſie doch etwas zu rütteln, jedesmal um 3 Uhr. Obwohl mit Erfolg für die Dauer?

Nun ruhten die Erſcheinungen bis zum 3. Juli, an welchem Abends 6 Uhr Frau von L. in ihrem Zimmer ſaß und nähte, da knatterte es am Ofen, als ob ein Paar Hände voll groben Sandes dahin geworfen worden wären, ſie ſtand ſogleich auf, um nachzuſehen, da ſchien es, es bräche Mörtel von der Decke los und rieſelte herab, allein ſie konnte nicht das Geringſte auffinden. Während ſie noch mit Suchen beſchäftiget war, eilte Laura aus dem erſten Zimmer zu ihr, und erzählte erſchreckt: es hätte ſie in dieſem Augenblicke wie mit grobem Sand empfindlich, an die Knöchel geworfen, beide ſahen nun vereint auf den Stubenboden umher und ſuchten, da fiel's auf einmal wie ein ziemlich ſchwerer Stein auf einen nebenſtehenden Stuhl, allein auch auf dieſem fanden ſie nichts.

Am 10. (alſo auch Montags) zur gleichen Abendzeit, arbeitete Herr L. im dritten Zimmer bei verſchloſſenen Fenſterläden an ſeinem Schreibtiſche in Dienſtespapieren, da war's, als würfe Jemand Steinchen vom Fenſter gegen die Thüre, ſo unwahrſcheinlich es ihm wegen der, wie geſagt, verſchloſſenen Laden ſchien, ſo ſtand er doch auf um nachzuſehen, allein er fand nichts und fragte nun ſeine im Mittelzimmer befindliche Frau, ob ſie etwas gehört oder geſehen hätte, allein dieſe wünſchte von ihm Auskunft, da ſie daſſelbe vernommen hatte, nur behauptete ſie, die Steinchen ſeien durch ihr Fenſter herein geworfen worden, und in dieſem waren zur Zugabe noch die Scheiben verriegelt.

Am 17., 4 Uhr Morgens, Herr L. lag, ſchon wach, im Bette, da ſehr früh zum Exerzieren ausgerückt wurde, kam es mit lautem Schellenklingen und Sporengeklirre durch die Küche und der Mädchen-Zimmer in das der Eltern und eilte durch dieſes wie tanzend oder in einem leichten Parademarſch in das dritte, wo es plötzlich verſtummte.

Und hiemit enden meine Quellen.

Der Herr Hauptmann bezog kurze Zeit darauf mit ſeinem Bataillon eine andere Garniſon, die Feſtung Arad. Sein Nachfolger in der Wohnung erklärte: er werde allenfallſige Geiſter mit einem ſcharfen Säbel und 2 guten Piſtolen empfangen. Die Armen ſchienen ſich dieſe Drohung zu Gemüthe genommen zu haben, denn der Herr Hauptmann S.... erlebte nichts.

Ob es ihm etwa ſpäter nicht einmal wie ſeinem preußiſchen Kameraden ging, der zuletzt rief: da ſchlag man de Düwel drein!? Ich kann es nicht ſagen, denn ich verließ im Winter Szegedin, und erfuhr nichts weiter.

Möge es mir nun gegönnt ſeyn, meinen mitforſchenden Freunden, den Leſern dieſer Blätter, ein Factum vorzuführen, das an grauſiger Originalität wohl kaum ein verbürgtes Pare haben dürfte. Gebe Gott, daß es nie ein ſolches finde! Ich gebe die nackte Thatſache. Für ſie ſteht Herr Hauptmann M....g, der, damals Fähnrich, weſentlichen Antheil an dem Ereigniß nahm.

Der Precolitſch.

Biſt du Geſelle
Ein Flüchtling der Hölle?

Unter dieſem Namen kennt das wallachiſche Gebirge ein umherſchweifendes dämoniſches Schreckniß, das die verſchiedenſten Geſtalten anzunehmen im Stande ſeyn ſoll — eine Art Wehrwolf — und dem nebenbei unerhörte Kräfte zu Gebote ſtünden. Hier eine Probe.

Im Dezember des Jahres 1819 oder 1820 ſtand der damalige Fähnrich M. am Temesner Paſſe in Siebenbürgen auf Wache, mit etwa 30 Soldaten.

Dieſer wird durch zwei ſchroffe, für Menſchenfüße ungangbare Felſenberge gebildet, die eine etwa 150 Schritte breite, lange, Schlucht bilden, welche durch eine, mit einem mächtigen Thore verſehene Mauer, verſchloſſen iſt.

Inner der Mauer, nahe an ihr, ſind die Wohnungen des Dienſtperſonals der Contumaz-Anſtalt, außen 2 Wachpoſten, ein näherer und etwa 50 Schritte vorwärts ein weiterer.

Als Weihnachten herangekommen war, trat eines Morgens einer dieſer Soldaten vor ſeinen Offizier, da er eine Bitte anzubringen hätte: es träfe ihn heute Nacht die Wachnummer 10—12 auf dem äußern Poſten, er bitte inſtändig, ſie mit einer andern vertauſchen zu dürfen, ja er wolle gern den Poſten zweimal beziehen, nur um Gottes Willen nicht in jener Zeit.“ Als Herr M. um die Urſache dieſes, im Militairdienſte ungewöhnlichen Anſinnens befragte, erwiederte er: „er ſey ein Neuſonntagskind und als ſolches fähig, Dinge zu ſehen und zu erfahren, die andern Menſchen ewig verſchloſſen bleiben, und ſo wiſſe er, daß auf jenem Poſten in der genannten Zeit unvermeidlich ſeiner ein großes Unglück harre. Nach 12 Uhr habe er nichts mehr zu befürchten.

Herr M. verſichert, daß ihm die Beſtimmtheit dieſer Aeußerung im erſten Augenblicke gewiſſermaßen imponirt habe, um ſo mehr, als dieſer angebliche Seher, übrigens ein tadelloſer Soldat war; doch bald erwachte Verſtand und Schulweisheit, und er begann dieſen Naturſohn über das ungereimte und läppiſche ſeines Aberglaubens in wirklich wohlgemeinter Abſicht zu belehren. Uebrigens konnte er im Intereſſe des Dienſtes, dieſer Bitte nicht wohl Gewähr leiſten, da ihre Erfüllung auf einen ſo ſeltſamen Grund hin, zu vielfachen Unregelmäßigkeiten Anlaß gegeben hätte.

Der Zigeuner behielt alſo ſeine Wachnummer, mit der Tröſtung, daß ſein Kamerade auf dem innern Poſten ihn keinen Augenblick aus dem Geſicht verlieren und ſowohl dieſer, als die geſammte Wachmannſchaft bei dem geringſten verdächtigen Anzeichen, zu ſeinem Schutze herbeieilen würde.

Abends 9½ Uhr ſpielte Herr M. mit dem Kontumaz-Direktor in deſſen Wohnung Schach. Mit einemmale blickte durch das (ebenerdige) Fenſter ein wildes unbekanntes Mannsgeſicht wie höhnend in das Zimmer, es ſchien aus einem weißen Bauernmantel zu ragen und ſchritt langſam fürbaß.

Es war hell Vollmond und blieb ſo bis Mitternacht. Tiefer Schnee deckte die Gegend. In der Bergeseinſamkeit einer Contumaz iſt jedes fremde Geſicht ein Ereigniß, um ſo mehr zu ſolcher Stunde. Die beiden Herren eilten hinaus und ſahen den Fremdling raſch an der Mauer hinabſchreiten bis zu einer kleinen Niſche in ihr, in dieſe bog er ein; als jene auch in ſie eintraten, war die Niſche leer. Fragend und kopfſchüttelnd ſahen ſie einander an.

Bald nachher bezog der Zigeuner ſeinen Wachpoſten. Die Schachpartie wurde fortgeſetzt. Bald ruft der äußere Poſten etwas an — nochmals und wieder, nun fällt ein Schuß — — ein zweiter — Lärm, Geſchrei, die ganze Wache heraus, ihr Commandant nicht der Letzte.

Als er zum innern Poſten kam, hielt der Soldat ſein Gewehr, das noch rauchte, krampfhaft feſt und ſtarrte nach der Gegend, wo der äußere ſtehen ſollte. Aber dieſer — war verſchwunden.

Als M. deſſen Platz erreicht hatte, war dort nichts als ſein Gewehr: der Lauf von dem Schafte zum Theile losgeriſſen, — im Halbcirkel *gebogen* wie eine Sichel — ein ſtarkes Musquetenrohr — ohne die geringſte Spur von einem Riſſe oder Sprung; auf dem Schnee außer den Fußſtapfen der Soldaten-Schuhe, noch andere *unförmliche*. Näher wurden ſie nicht bezeichnet. Der Mann ſelbſt lag, etwa 30 Schritte aufwärts auf einem Abhang, bewußtlos wimmernd, am ganzen Leibe wie *verbrannt*, beſonders im Geſichte und auf der

Bruſt, die beide ſchwarz waren. Er wurde in das nächſte Spital gebracht, und ſtarb dort, ohne einen Augenblick zu ſich gekommen zu ſeyn, unter furchtbarem Jammern und Winſeln am andern Nachmittag.

Der innere Poſten berichtete: er habe ſeinen Kameraden, da er deſſen Befürchtungen kannte, beim hellen Mondſchein unausgeſetzt genau beobachtet, dieſer ſey ruhig auf und abgeſchritten, als auf einmal, unbegreiflich von wo auf der Schneefläche hergekommen, eine ſchwarze häßliche Geſtalt, mehr einem Thiere als einem Menſchen gleichend, eben nicht ſehr groß, unfern von jenem daſtand, und ſofort auf ihn zuſchritt. Der Zigeuner rief den Unhold ſogleich an: zu ſtehen — umſonſt — er drang vorwärts — nun ſchoß er auf ihn, er mochte ihn gefehlt haben, denn der Schwarze ſtürzte mit einem mächtigen Sprung gegen den Schützen, nun ſäumte der Berichtende nicht länger, und feuerte ebenfalls auf ihn, auch umſonſt, der Unhold war hart an dem Zigeuner und packte ihn mit beiden Händen vor der Bruſt. Einen Augenblick darauf, war von dem Zigeuner und ſeinem Feinde nichts mehr zu ſehen.

Wo und wie der erſte gefunden wurde, iſt oben bemeldet, und wo und in welchem Reiche der Creatur der zweite zu ſuchen wäre, möge der vorurtheilsfreien Forſchung oder Meinung überlaſſen bleiben.

Das Factum ſteht, und es leben außer Herrn Hauptmann M..... gewiß noch mehrere Zeugen deſſelben; ſogar der materielle Beweiß, die gekrümmte Musquete dürfte noch in einem Zeughauſe Siebenbürgens aufzufinden ſeyn.

Als, auch ſichtbares Zeugniß hinterlaſſend möge folgende Thatſache ſich anreihen.

Es war im Jahr 1810, als es in dem unfern von hier gelegenen adeligen Dorfe Söpte in der Küche eines der anſehnlicheren Häuſer allnächtlich unruhig zu werden begann und allerlei kleinen Spuck zu treiben. Vorzugsweiſe beſchäftigte es ſich mit dem Kochgeſchirre, dieſes wurde regelmäßig des Morgens auf dem Eſtrich, in der Mitte der Küche, ſorgſam zuſammengeſtellt gefunden.

Nie war etwas daran beſchädigt, alſo mußte der unbekannte Thäter mit Vorſicht und Muße zu Werke gehen und doch war während der Nacht nie eine Spur von Licht in der Küche bemerkt worden.

Jede Nachforſchung blieb ohne Erfolg. Nun ergriff die Eigenthümerin des Hauſes folgendes Mittel.

Nachdem ſie Abends die Fenſter der Küche auf das ſorgfältigſte verſchloſſen hatte, füllte ſie eine Haberreuter (ein großes Sieb) mit feiner Aſche, und ſchritt nun rücklings, auf dieſe Art vor ſich, den ganzen Boden mit einer dünnen Aſchenſchichte überſtreuend, aus derſelben, und ſperrte nun auch die Thüre auf das Genaueſte.

In der Nacht rumorte es wie gewöhnlich, und am Morgen ſtand das Geſchirr wieder in der Mitte des Eſtrichs und in der Aſche waren Tritte abgeprägt, aber nicht die eines Fußes, ſondern wie die, der Knöchel einer geballten Fauſt.

Die Anweſenheit eines, einem andern Dunſtkreiſe angehörenden Gaſtes in dem Hauſe war nun wohl ad oculos erwieſen, bald zeigte er ſich ſelbſt. Es war eine große, weiße, hagere Frau, wie in Nachtkleidern. Die Eigenthümerin des Hauſes, aber auch nur ſie, gerade diejenige, der am meiſten daran gelegen ſeyn mußte, daß ein allenfallſiger Betrug entdeckt würde, ſah ſie häufig zu den verſchiedenſten Tageszeiten bald dort bald da umherwandeln, immer mit dem Finger nach dem Orte hinweiſend, wo die Geiſtin ihr eben ſichtbar war, und konnte nur durchaus nicht begreifen, daß ſie es ſonſt für Niemand ſey.

Der Hauptheerd der geſpenſtiſchen, aber immer harmloſen Neckereien ſchien in einem in der Küche befindlichen Geſchirrkaſten. In dieſem hob die Eigenthümerin eines Abends eine Schüſſel mit eingemachtem Kalbfleiſch für den andern Mittag auf und ſchloß ſorgfältig zu.

Am Morgen fand ſie daſſelbe, ein Stück neben dem andern, ſchön in einer Reihe, auf dem Eſtrich angerichtet.

Der Spuck währte bei einem halben Jahre und verſchiedene Verſuche, den Geiſt zur Ruhe zu bringen, waren ohne Erfolg geblieben, da fand man in einer vergeſſenen Lade dieſes Kaſtens, eine alte, lange, weiße Schnur, wie ſolche die Frauen früher zum ungariſchen Coſtüme um den Leib trugen.

Ein einfacher Mann aus dem Volke, ahnte die Relation dieſes Erbſtückes, denn das war es ſammt dem Hauſe, zu dem weiblichen Geiſte und rieth: ſie ſogleich zu verbrennen. Es geſchah und aller Spuck hatte für immer ein Ende.

Leſern dieſer Blätter, kann das Armſelige der Geſchäftigkeitsäußerungen der Geiſtin nicht auffallend erſcheinen — es iſt im Gegentheile characteriſtiſch — und die Formen ihrer Füße, gehören einem Theile der Naturgeſchichte an, zu dem uns noch Terminologie und Syſtematik fehlen — aber die Art, wie ſie zur Ruhe gebracht wurde, oder wie man es heißen mag, iſt, glaube ich, der ernſteſten Aufmerkſamkeit werth, als das Praktiſche an der Sache.

Wenn doch immer ein ſolcher Magus aus dem Volke zu Hand wäre, wenn glashirnige Rationaliſten oder glaubensleere Prieſter, weil ſie ſich nicht zu rathen wiſſen, vornehm lächeln oder läugnen.

Nur mehr ſolcher Mittel für unſeren Arzneiſchatz: der Hülfsbedürftigen melden ſich genug.

Der Neffe der Gutsbeſitzerin, ein Ehrenmann, von alt ungariſchem Korn und Gepräge, lebt hier und iſt jederzeit erbötig, Dubioſen, Scrupulanten, nähere Mittheilungen zu geben. Es iſt der Verpflegungs-Commiſſär Herr von Kemény.

Ohne ihn verbürgen zu können, möge hier ein Fall Platz finden, der ſich in Wien ereignet haben ſoll.

Ein reicher Britte wurde, in ſeinem Vaterlande, jede Nacht, Punkt 12 Uhr, von einem heftigen Krampfe im Kehlkopfe befallen, in dem er zu röcheln und zu ſtöhnen anfing, im Geſichte blau wurde, bis er athem- und bewußtlos zuſammenſank. Nach ein paar Minuten kam er wieder zu ſich, und fühlte auſſer einer ſehr erklärlichen Erſchöpfung kein weiteres Weh.

Das Leiden wurde für einen regelmäßig wiederkehrenden Krampf erklärt, während der Patient feſt behauptete, es würde ihm von einem dunklen geſpenſtiſchen Manne angethan, der genau 12 Uhr, zur Thüre herein und auf ihn zu käme, anfiele und dann auf das gewaltſamſte würge, bis er das Bewußtſein verliere. Beim Wiedererwachen ſey ſein Peiniger nie mehr zu ſehen.

Nachdem die berühmteſten Aerzte ſeiner Inſel an ihm fruchtlos ihre Bemühungen erſchöpft hatten, ſuchte er Hilfe auf dem Feſtlande, und kam, nachdem er umſonſt in Paris und Montpellier ſo wie in Holland und Italien geweſen war, auch nach Wien. Hier wurden neue Heilverſuche durch längere Zeit, ebenfalls vergeblich, angeſtellt, bis ein Arzt auf die Idee gerieth, den hartnäckigen Krankheitsfall als ein Product geſteigerter Einbildungskraft anzuſehen, und auf dieſe Annahme hin ſich entſchied, ſeinen Patienten auf rein pſychiſchem Weg zu behandeln. Er wollte und mußte ihn daher von der Nichtigkeit ſeiner Viſion überzeugen, und verfuhr zu dieſem Entzweck, wie die Edelfrau in Söpte, er ließ nämlich, nachdem er ſich mit ſeinem Kranken, bald nach 11 Uhr auf freiſtehende Stühle in die Mitte des Zimmers geſetzt hatte, dieſes mit feinem Sande dicht überſtreuen und erwartete ſo die Mitternacht. Der Kammerdiener des Britten hatte die Uhren ſeines Herrn, eine Viertelſtunde ohne deſſen Wiſſen verſtellen müßen, und die des Arztes ſtimmte mit ihnen. Unter entſprechend gewählten Geſprächen, verſtrichen $^3/_4$ Stunden, ſo, daß die Uhren faſt auf 12 wieſen, der Britte blieb vollkommen ruhig und vernünftig, nur erklärte er, ſein Peiniger könne noch nicht kommen, wenn auch nur eine Sekunde fehle — jetzt zeigten die Uhren 12 — es vergingen einige Minuten, nun gratulirte der Arzt ſchon ſich und ſeinem Kranken, allein der Britte verſicherte ruhig: alle Uhren giengen falſch, man möge es ihm glauben; es verfloß wieder einige Zeit, da ſchrie er mit einmal gegen die Thüre ſtarrend: jetzt kommt er! rang auf das heftigſte mit den Händen, als wollte er gegen den Spuck ſich wehren, ſtöhnte und verlor bald das Bewußtſein. Die Uhren wieſen $12^1/_4$.

Die pſychiſche Cur hatte ſomit nicht angeſchlagen. Als der nun gerufene Kammerdiener in das Zimmer trat, deutete er mit Augen, ſtumm nach dem Boden, der Arzt ſah deutliche Fußtritte im Sande, und der eben zum Bewußtſein zurückgekommene Britte ſprach trüb doch ruhig: Nicht wahr, lieber Doctor, mein Feind hat einen trefflichen Chronometer! Relata refero. Möchte, wenn anders die Geſchichte wahr iſt, es dem Herrn Collegen in Wien, falls nicht Rückſichten ihn binden, gefällig ſeyn, in dieſen Blättern uns ein Näheres über ſie mitzutheilen, und des Leidenden weiteres Geſchick.

Ich möchte ſie, bis ich des Gegentheiles Beweis erhalte, für wahr annehmen, denn ich habe ſie aus glaubwürdigem Munde.*

Nachſtehende Thatſache aber, kann ich mit allem verbürgen, was einen Eid feierlicher und ernſter macht, es betrift meine eigene Mutter.

Jetzt (Oktober 1843) wird es bald vier Jahre, daß ſie nach zweijährigem Kränkeln, einer Lungenſchwindſucht erlag. Dieſes war Urſache, daß das kleine Zimmer, welches ſie gewählt hatte, bei dem häufigen überſtarken Heitzen, nicht oft genug gelüftet und gereinigt werden konnte, ſo, daß es bei ihrer endlich erfolgten Auflöſung, an ſeinen Wänden ziemlich beſtaubt und rauchig war. Um der leidenden alten Frau jeden Augenblick hilfreich ſeyn zu können, ſchlief unſere Magd neben ihr auf einem Feldbette. Nachdem ihr Krankenwarten ſeine Endſchaft erreicht hatte, ſchlug ſie ihr Nachtlager in der Küche auf.

Schon nach der 4. Nacht erzählte ſie: ſie könne nicht begreifen, was dieſe Nacht in der Küche geweſen. Sie ſey auf einmal ($11^1/_4$ Uhr) wach geworden, da habe es in dem

---

* Beweiſe für die Wahrheit dieſer Geſchichte, wären allerdings noch zu wünſchen.

D. H.

Geſchirrkaſten gepoltert und geklirrt, als ob die darin befindlichen Teller alle untereinander geworfen würden. Sie meinte es ſeien Ratten und zündete Licht an, konnte aber durchaus keine Spur eines ſolchen Thieres entdecken, auch war im ganzen Kaſten gar nichts in Unordnung oder beſchädigt. Kaum war ſie zu Bette gegangen, als der Lärm ſogleich wieder begann — eine erneute Unterſuchung gab kein anderes Reſultat, und die Unruhe dauerte wohl eine Stunde.

Nun kam ihr die Sache doch nicht wohl begreiflich vor, ſie iſt ein einfaches Landmädchen evang. luth. Confeſſion, ſie fing inſtinktmäßig zu beten an und entſchlief darüber.

Die nächſte Nacht wiederholte ſich der Lärm und ſo etwa noch 3 oder 4 mal; nun kam eine ihrer Verwandten, ſie zu beſuchen und ſchlief bei ihr in einem Bette. Die Fremde erfuhr keine Sylbe von dem geſchehenen, und doch weckte dieſe die Magd, als der Lärm anhob. Sie meinte auch, er rühre von Ratten und wollte nachſuchen. Jetzt erſt erzählte ihr jene, daß er ihr nicht neu ſey.

Das Dorfmädchen hatte ſich auf einen Beſuch von einer Woche vorgeſehen, nun kürzte ſie ihn auf einen Tag, aber auch die Magd wollte nicht mehr in der Küche bleiben und zog es vor, in dem nun leeren Sterbezimmer zu ſchlafen.

In dieſem befand ſich, nebſt andern Nachläßen meiner Mutter, auch ein Hängkaſten mit Fächern, in welche die Selige, nach Art alter Frauen eine Menge ihr lieber Kleinigkeiten und werthloſer Dinge zuſammengehäuft hatte.

Statt in dem Geſchirrkaſten, begann es nun in dieſem zu gleicher Zeit in der Nacht zu rumoren und zu poltern, aber wie die Magd erklärte, auf eine für das Gehör viel ſchauerlichere Art — der Gedanke, allein in dem Sterbezimmer zu ſeyn, mochte viel dazu beigetragen haben — zugleich rauſchte es in der Luft und an den Wänden, als ob, ipsissima verba dieſes ohne alle ſtyliſtiſche Studien aufgewachſenen Naturkindes, eine Schaar Tauben im Zimmer umherflöge. Bei ihr kann der ſcrupulöſeſte Kritiker ſicher ſeyn, daß ſie dieſen Ausdruck nicht aus irgend einem myſtiſchen Buche aufgeſchnabelt habe, denn ſie kann nur in einem leſen, in dem für offne Augen wenig offnen und wahren: der Natur, das Alphabet beſteht für ſie aus Hieroglyphen, und doch iſt er allen Leſern dieſer Blätter längſt bekannt, als gewählt in vieler Herren Landen, als ähnlichſte Bezeichnung vernommener Tonmanifeſtation abgeſchiedener Geiſter.

Sie war aber von dieſer Nacht ſo angegriffen, daß ſie bat, für die nächſte ſich eine vertraute Perſon (es war ein ſehr reſolutes Soldatenweib) ſich als Bettgenoſſin zugeſellen zu dürfen. Ich willigte gern in dieſen Wunſch und erwartete nun mit Ungeduld den Bericht des nächſten Morgens, und wurde, ſicher deßwegen, als er anbrach, auch ſchon frühzeitig munter.

Es wurde ſieben Uhr und halb acht, ſonſt die Stunde des Frühſtückes, und Katharina, dieß ihr Name, gab kein Zeichen ihres Daſeins, ich begab mich nun in ihr Zimmer und fand ſie im Bette — im Geſichte hochroth mit ganz entſtellten Zügen, in Schweiß gebadet. Die Soldatenfrau war ſchon zeitlich weg und ihren Geſchäften nachgegangen.

Tief athmend und froh, nicht mehr allein zu ſeyn, rapportirte ſie nun noch im Bette: es habe in dem Kaſten zur gewöhnlichen Zeit zu wühlen und zu poltern begonnen, habe ſich aber bald heraus gemacht, und habe nun an den Wänden umherzurauſchen begonnen, bald habe es wieder hinter dem Ofen gekracht, als ob Späne abgebrochen würden, dann kam es näher dem Bette, wobei ein kühler Wind fühlbar war, und begann nun an der Wand neben dieſem auf eine über jede Vorſtellung ſchauerliche Weiſe wie mit Händen herum zu wiſchen.

Ich frug: wo eigentlich?

Nur gerade da oben!

Ich blickte empor und kann verſichern, daß dieſes der angreifendſte Augenblick meines Lebens war, mir fuhr es wie ein electriſcher Eisſtrom durch alle Gebeine: hoch auf der Mauer in dem ſtaubigen Anflug derſelben waren deutlich zwei lange dürre,' wie zuſammen gebundene Hände abgeprägt, die beiden Daumen nach außen.

Sie mochte die ungewöhnliche Erſchütterung meiner Seele mir im Geſichte geleſen haben und blickte nun ebenfalls empor, und erfuhr nun zu ihren überſtandenen Schrecken einen neuen; denn ſie hatte von dem ſchauerlichen Zeichen noch gar nichts gewußt.

Nebenbei war die ganze Wand mit blauſchwärzlichen Punkten beſät, die nach allen Seiten in kleine Strahlen auslaufend ſich verwiſchten, etwa wie der Querbruch eines Stückes Kalktropfſtein, oder der Veränderung glichen, die erdige Theile erleiden, wenn ein feines Fluidum ſie durchdringt, ohne ſie zu zerreißen. Man verzeihe mir dieſes Plagiat nach Andre Delrieu, ich konnte keinen paſſenderen Ausdruck finden.

Mehrere Menſchen verſchiedener Stände beſahen dieſen ſchauerlichen Schattenriß von Jenſeits, bis er bei der vorgenommenen Reinigung des Zimmers verlöſcht wurde. — Möge dieſe ſtumme Predigt nicht ſpurlos an taube Ohren gedonnert haben! Meine Frau aber beeilte ſich, die Seelenmeſſe für ihre Schwiegermutter, denn ſie war es doch zweifelsohne, die die Todtenhand aus dem Grabe hob, welche erſt in etwa 14 Tagen, als an ihrem, wenn ſie ihn noch erlebt hätte, ſieben und ſechzigſten Geburtstage hätte gehalten werden ſollen, noch an demſelben leſen zu laſſen.

Die nächſte Nacht war ruhig, und ſo blieben es alle andern.

Post hoc — ergo propter hoc! werden die Weltklugen bemerken. Sey es ihnen gegönnt, es verrückt an dem Geſchehenen nicht einen Punkt.

Als auch im Kreiſe meiner Familie vorgekommen, möge nachſtehende Thatſache folgen:

Bei meiner Schwiegermutter, jene Zeit in dem Schloſſe Eſzterházy wohnhaft, lebte ihre ſchon hochbetagte Mutter und wurde ernſtlich krank. Nach längeren Schwankungen ihres

Leidens nahm dieſes einen ſo heftigen und martervollen Charakter an, daß die Kranke über das gefahrvolle ihres Zuſtande nicht zweifeln konnte. Menſchenhülfe hatte ihre Ohnmach unverhohlen eingeſtanden, nun ſo flüchtete ſie zu Dem, de heilen kann, was nicht heilet Kraut und Pflaſter, und gelobte, wenn er ſie noch einmal aus dem Abgrund ihres tiefe Siechthums heil empor höbe, in die Kirche nach Sütör (ſ heißt das Dorf am Neuſiedler-See, in welches das Dorf eingepfarrt iſt) ein Pfund Wachskerzen.

Und ſie wurde erhört, wenn auch erſt nach 3monatlichem Harren. Gerade dieſes lange Krankenlager war Urſache, daß das in der Stunde der Angſt und der Schmerzen gemacht Gelöbniß in Vergeſſenheit gerieth, und es ſohin auch nich erfüllt wurde.

Nach vier Jahren erkrankte ſie neuerdings und genas nicht wieder.

Ungefähr acht Tage nach ihrer Beerdigung ſtellte ſich ein ältliches Bauersweib, welches im Hauſe bei Arbeiten auszuhelfen pflegte, bei meiner Schwiegermutter ein, mit dem Verlangen, ſie allein zu ſprechen — zweimal war ſie ſchon weggegangen, weil dieſe Geſellſchaft hatte — nun eröffnete ſie ihr unter vielfachen Entſchuldigungen und Bitten, die Sache ja nicht übel aufzunehmen, folgendes: die ſelige Mutter ſey ihr, ganz in dem Anzuge, wie ſie auf der Bahre lag, im Traume erſchienen, und habe geſagt: „geh zu der Theres (meiner Schwiegermutter) und ſage ihr, ſie möchte nicht auch das vergeſſen, was ich in meiner erſten Krankheit gelobt habe.“ Die erſte Nacht habe ſie (das Weib) die ganze Sache für nichts als einen leeren Traum gehalten, und daher auch gegen Niemand etwas geäußert, nun habe er ſich aber in den zwei nachfolgenden wiederholt, und ſo würde ſie ihr Gewiſſen beladen, wenn ſie länger ſchwiege.

Jetzt, wie ein Blitz, erwachte im Gedächtniſſe der Tochter der Mutter Gelöbniß, welches dieſe in ihrem, aber auch nur ihrer allein, Gegenwart vor vier Jahren in der Bedrängniß ihres Herzens gethan hatte. Man mag ſich wohl denken, daß ſie nicht ſäumte, es reichlich zu erfüllen.

Als ich dieſe Geſchichte in einer Geſellſchaft hieſiger Gebildeter erzählte, riß einer aus ihnen folgenden Witz: Herr Doctor! Sie ſollten ſo etwas nicht öffentlich bekannt machen, denn wenn von nun an Jemand krank wird, ſchickt er nicht mehr nach Ihnen, ſondern zum Wachszieher!*

Ob dieſem ſtarken Geiſte wohl an einem Pfunde genug wäre?

Mögen ſie alle und bald zur Ruhe kommen, für die die Kirche heute (2. November) hier und in aller Welt betet!

Güns.

Dr. Carl von Stanzly.

---

* Anmerkung. Der, der ohne Kraut und Pflaſter heilt, hat die Leidende wohl nicht wegen ihres menſchlichen Verſprechens geheilt, aber ſeine Nichterfüllung, konnte den von ſeinen Irrthümern noch nicht gereinigten Geiſt, wohl beunruhigt haben. D. H. —

Verſtockung und Erleuchtung.

Wenn man Alles von verſchiedenen Seiten thut, um die verblendeten Gemüther auf den Weg der Wahrheit zu führen, dafür aber nur Verachtung und Spott erfahren muß: ſollte dieß ein wohlwollendes Herz nicht betrüben? nicht um der Verachtung und des Spottes willen, ſondern um der Spötter Blindheit willen. Nachdem Gott in unſerer Zeit und der nächſten Vorzeit auf mancherlei Weiſe durch fromme Lehrer die Menſchen zu erwecken und zu ſich zu ziehen geſucht hat, aber in der Gleichgültigkeit und Harthörigkeit Vieler großen Widerſtand gefunden, hat es ihm in dieſen Tagen gefallen, die Blitze einer wunderbaren Weisheit hereinleuchten zu laſſen, damit, was das einfache, auf die Offenbarungsſchriften gegründete Wort nicht vermochte, durch die auffallende Thatſache bewirkt würde. Wirklich hat dieſe ſeine gnädige Fügung öfters geſegnete Folgen gehabt. Von der Sichtbarkeit, von dem Körperlichen, in das wir verſunken waren, ließ er uns durch Mittelſtufen zum Ueberſinnlichen aufſteigen. Der animaliſche Magnetismus wurde entdeckt, und führte, durch heilende Kriſen beglaubigt, bald zum Spiritualismus, welcher durch den Mund entzückter Perſonen die bibliſche Offenbarung ihrem ganzen Inhalt nach als ſolche beſtätigte, und alſo manches ſonſt verhärtete Gemüth für die göttliche Wahrheit gewann. Aber die größere Welt ſpottete auch dieſer Erweckungsmittel, wie ſie es ſchon bei dem Wunder des erſten chriſtlichen Pfingſtfeſtes gethan hatte, redete von Schwärmerei, Wunderſucht, Obſcurantismus u. ſ. w., und noch täglich wiederholt der Aberwitz ſeinen kühlen Scherz über die Bemühungen derer, die etwas Beſſeres bieten, als Fleiſchesluſt oder kraftloſes Moralgerede und hohle Vernunftgrübeleien. So hat jüngſt im Frankfurter Converſationsblatt (Nro. 325, v. 25. Novbr. 1843) ein Artikel überſchrieben: „Nutzen der Geſpenſtergeſchichten,“ berichtet: Walter Scott habe gern Geſchichten von Geiſtererſcheinungen erzählt, und habe den Geſpenſterglauben für nützlich gehalten. Er habe einſt zum Ingenieur Morriſon geſagt: „Es iſt unbedachtſam und hat eine ſchlimme Tendenz, ein Syſtem zu beſeitigen, das uns ſo eng mit der andern Welt verbindet. Wer an Geiſter glaubt, kann nie an der Unſterblichkeit der Seele zweifeln!“ — Darauf ſetzt Autor articuli hinzu:

> „Ganz gewiß nicht, Ergo laßt uns alle Spinnſtubengeſchichten von Eſchenmichel und Kernbeißer glauben.“

An ſich — wer möchte dem Verfaſſer nicht ſein Vergnügen an dieſen Kindern ſeiner Laune, dem Eſchenmichel und Kernbeißer gönnen? Wir gratuliren ihm zu ſeiner Vaterſchaft, beſorgen jedoch, daß er an dieſem Zwillingspaar keine dauernde Freude erleben werde. Man wird ſich von ihm nicht irren laſſen, Spinnſtubengeſchichten zu erzählen, die nicht nur von der Unſterblichkeit der Seele zeugen, ſondern auch Anleitung geben zu erkennen, wie eine unſelige Unſterblichkeit zu vermeiden, und, wo ſie erfolgt, mit Gottes erbarmender Hülfe zu beſſern ſey. Es gibt ſolche, die für das Seelenheil ungleich mehr Werth haben, als ganze Bände leerer oder kopfbrecheriſcher Vernunftphiloſophie; und gleichwie gute Aerzte manchmal wirkſame Heilmittel von geringen Empirikern erlernen, ſo iſt nicht Alles, was uns alte Mütterchen erzählen, darum verächtlich oder fabelhaft.

Man ſehe denn auch, wie andrerſeits die Gnade Gottes uns durch die Kleinen heimſucht, mit welchem Licht ſie ſich in den Seelen der Demüthigen zum gemeinen Nutzen verherrlicht. Es iſt ein Buch erſchienen (ohne Geſpenſtergeſchichten) betitelt:

> „Beſchreibungen über das Weſen der Gottheit, der menſchlichen Natur und der chriſtlichen Religion. Gewidmet allen chriſtlich geſinnten Freunden unſerer Zeit. Von

Chriſtiane Käpplinger, einer Bürgerstochter z
Weinsberg. 2 Theile (zuſammen 24 Bogen kl. 8). Heil
bronn, Claſſiſche Buchhandlung, 1843. *

Die Verfaſſerin (im Juni 1803 zu Weinsberg geboren
iſt eine von den Somnambulen, deren magnetiſche Behandlun
Dr. Kerner im Jahr 1822 übernahm, und deren Geſchicht
er in ſeinem Buche: „Geſchichte zweier Somnambulen.“ aus
führlich beſchreibt. Dieſer Zuſtand iſt längſt vorüber. Si
hat aber aus ihrem Schlafleben ein geöffnetes Verſtändni
für höhere Dinge in das wache Leben mitgebracht, und ih
aufrichtig frommer Sinn hat ſie zu einer Erleuchtung befähigt
wie ſie ſelten angetroffen wird. Unverkennbar hat ſie Bekannt
ſchaft mit den Schriften Jakob Böhmes gemacht, iſt aber den
noch originell und nur von dem Geiſt Gottes abhängig, deſſe
Salbung ihr reichlich zu Theil geworden iſt. Wie denn di
Verheißung lautet, daß der heilige Geiſt auch über die äußer
lich Geringſten, über Knechte und Mägde, ausgegoſſen werde
ſoll, wonach wir uns freuen dürfen, daß dieſe Zeit wirkli
anbricht, und Gott bitten, auch Antheil an dieſer Gabe z
bekommen (vgl. 1 Kor. 14, 1). Chriſtiane Käpplinger gehö
daher nicht zu den gewöhnlichen Frauen, denen der Apoſte
das Lehren unterſagt, ſondern unter die Prophetinnen, vo
denen wir in der heiligen Schrift Beiſpiele haben, wie di
vier Töchter Philippus des Evangeliſten, Apoſtelgeſch. 21, 9
So gewiß ihr dieſer Titel zukommt, ſo wenig wird ſie ſi
dadurch von der Demuth entfremden laſſen, für die ihre gan
Schrift an ihr zeugt, und durch die ſie allein ihre Gabe feſ
halten kann. Aber es iſt unmöglich für einen Sachkenne
ihr dieſes große Charisma abzuſprechen, oder das Buch unbe

---

* Die Claſſiſche Buchhandlung zeigt dieſe Schrift in den öffentliche
Blättern immer mit dem Vorworte an:

„Neue ſehr lehrreiche Schrift von der Seherin von Weinsberg“,
wodurch ſchon glaubend gemacht wurde, als ſeye dieſe Schrift eine ne
Schrift von der Seherin von Prevorſt, was nicht der Fall iſt.

endigt aus den Händen zu legen, das ſo viel Reines, Tiefes und Schriftgemäßes enthält. Hier liegen Saamenkörner, aus denen ſich die erbaulichſten Predigten entwickeln ließen, und Philoſopheme, wie ſie die natürliche Vernunft nicht webt.

Wir wollen hier den Anfang ihrer Schrift herſetzen, der ſich als Regulativ oder Grundlage durch das Ganze hinaus erſtreckt:

„Das Weſen der Gottheit offenbart ſich in drei Prinzipien. Das erſte Prinzipium beſteht aus großen, unausſprechlich großen, heiligen, majeſtätiſchen Kräften und Eigenſchaften, die ihren unanfänglichen feurigen Urborn in ſich ſelber haben, deren Allgewalt und Umfang aber nicht zu beſchreiben iſt. — In dieſem urſtändet der göttliche Wille.

„Das zweite Prinzipium iſt der ſanfte Ausfluß des erſten, das Licht und die Liebe, und bildet das Herz deſſelben, ganz dazu geeignet, jenen majeſtätiſchen Kräften, die an ſich für den menſchlichen Geiſt etwas Furchtbares haben würden, die edelſte Beſänftigung und Harmonie zu geben. — In dieſem macht ſich der göttliche Wille fix.

„Das dritte Prinzipium iſt die Offenbarung der beiden erſten, in oder nach ihrer Weisheit, und ein im geiſtigen Sinne centraliſches Sichtbarwerden der heiligen Dreieinigkeit nach ihren Vollkommenheiten. — In dieſem macht ſich der göttliche Wille ausgehend.“

In der von dem Herausgeber vorgeſetzten Einleitung gibt die Käpplinger noch Nachricht von der Geſchichte ihres Lebens und der ihres Buchs, das nach ſechs Jahren vollendet war. Hier ſagt ſie unter andern: „Wenn ich damals viele fremde Wörter, die ich ſchrieb, nicht verſtand, und unruhig oder beſorgt war, ob ſie auch dem Satz, in dem ſie vorkommen, angemeſſen wären, ſo lächelte mein Vater über meine Angſt und ſagte: Schreibe nur, wie's kommt, es iſt Alles recht, Gott braucht hier ein unwiſſend Kind zu ſeinem Werkzeug.“ — Der Vater hatte Recht, und bezeichnete damit das wahre Weiſſagen aus höherem Einfluß, deſſen Sinn der Weiſſagende oft anfangs ſelbſt nicht verſteht, und das daher die Hebräer durch das Paſſivum des Zeitworts ausdrücken.

Wenn man in dem Buche blos theoretiſche Speculationen vermuthen ſollte, ſo iſt es doch vielmehr höchſt praktiſch und tief ergreifend. Beſonders erbaulich ſind die Kapitel über Taufe und Abendmahl. Der zweite Theil iſt hauptſächlich apokalyptiſch, aber dabei immer parämetiſch (ermahnend) in den Schilderungen, und frei von Vorwitz.

Ein ſchönes und wahres Wort, das die Verfaſſerin ſelber angebt, ſagt ſie S. 246 des 1. Theils: „In dem Lichtkreiſe vermögen die ungelehrteſten und unmündigen Menſchen größere Erkenntniß von Gott und göttlichen Dingen zu erhalten, als man ſie auf den hohen Schulen bei aller Arbeit und Mühe nur finden kann“ u. ſ. w. Die Urſachen werden dann angegeben, aber die Beiſpiele, die Jedermann kennt, welcher ſie kennen will, und das der Verfaſſerin ſelbſt, ſprechen von den Apoſteln her laut genug für dieſe Wahrheit. Wenn die gelehrten Theologen, ohne Verluſt ihrer Gelehrſamkeit wo ſie nöthig iſt, erſt Kinder und Nichts werden wollten (was zwar, wie ſchon Joh. Arnd bemerkt, ſehr ſchwer iſt), ſo würden ſie ſich ſelbſt fühlbar davon überzeugen. Selbſtgefüllte Gefäße können unmöglich aufnehmen, was ihnen von oben herab eingeſchenkt werden muß, wenn es ächter Art ſeyn ſoll. Aber ſie wollen nicht, ſprudeln immerdar aus ſich ſelbſt endloſes Geſchwätz, und nennen den einen Schwärmer, der geiſtlich arm um den heiligen Geiſt bittet, ſo er doch uns Allen verheißen iſt.

Nur eine Urſache haben wir bei dieſem kleinen und doch ſo wichtigen Werk, das wir Gelehrten und Nichtgelehrten aus reiner Ueberzeugung empfehlen, zu bedauern, nämlich, daß der Verfaſſerin blos die alte, ſo oft unrichtige Bibelüberſetzung Luthers zu Gebot geſtanden hat. Denn ſo lieſt man S. 73 die Stelle Matth. 28, 1 in der wunderlichen Verteutſchung: „Am Abend aber des Sabbaths, welcher anbricht am Morgen des erſten Feiertags der Sabbathe“, welches in der berichtigten

Ueberſetzung alſo lautet: „Als aber die Woche um war, und der erſte Wochentag anbrechen wollte.“ Eben ſo S. 92 bei der Ausgießung des heiligen Geiſtes: „Man ſah an ihnen die Zungen zertheilet als wären ſie feurig, und er ſetzte ſich auf einen Jeglichen unter ihnen“, was ein ganz falſches Bild gibt und heißen muß: „Und es erſchienen ihnen wie zertheilete Zungen Feuers, und es ſetzte ſich auf einen Jeglichen unter ihnen.“ — Indeſſen iſt die literariſche Unwiſſenheit ein Beweis mehr für die Selbſtſtändigkeit der Prophetin (die wir wiederholt ſo nennen, weil ſie durch das Licht aus Gott, aber immer der Bibel gemäß, von göttlichen Dingen redet), und möge ſie viel Segen und Freude an ihrem Buch erleben, und den reichen Schatz ihrer Erkenntniß in ihrem irdiſchen Gefäße bewahren und mehren, bis er ſich dort in voller Herrlichkeit erſchließt.

J. F. v. Meyer.

Zwei Traume.

Die Quelle, woraus wir dieſe Erzählungen ſchöpfen, könnte verdächtig erſcheinen; es iſt das Frankfurter Journal des dames et des modes Nro. 34 vom 20. Auguſt 1813. Inzwiſchen iſt es erfreulich, daß hier unter ſo vielem Thörichten (wohin die Göttin Mode allerdings gehört) auch ernſthaftere und zum Ernſt ermahnende Dinge vorkommen; und da dergleichen von der Modewelt als fabelhaft verſchmäht zu werden pflegt, ſo möchte vielmehr in jener Aufnahme eine Gewähr für die Aechtheit liegen.

1.

Eine Mutter hatte ihr Kind auswärts einer Säugamme übergeben. Ihr träumt, es ſey lebendig begraben worden. Sie erwacht vor Schrecken, ſteht auf, zieht ſich eiligſt an und reiſt hin. Bei ihrer Ankunft war der Knabe ſo eben unter die Erde gekommen. Auf ihr dringendes Anhalten wird das Grab wieder geöffnet und der Sarg herausgehoben; ſie zerbricht die Bretter, ſchließt das Kind in ihre Arme und trägt es noch athmend davon. Durch mütterliche Pflege kommt es bald wieder zum vollen Leben, und wird ein geſunder Mann, der jetzt eine glänzende Stellung einnimmt.

2.

Ein junger Mann tritt als Geſellſchafter in ein Lyoner Handlungshaus, und macht Reiſen für daſſelbe. Eines Abends, im Juni 1761, kommt er in einer Stadt im Languedoc ermüdet an, ſteigt in einem Wirthshaus ab, läßt ſich zu eſſen geben, und geht früh zu Bette, um Morgens bei guter Zeit ſeine Geſchäfte zu beſorgen. Er fällt bald in einen tiefen Schlaf, und ihm träumet, er ſey bei hellem Tag in eben dieſem Gaſthaus abgeſtiegen, dann aber durch die Stadt geſchlendert, um ſich umzuſehen. So ging er, wie ihm vorkam, über die Hauptſtraße, und kam dann rechts in eine andere, die ſich mit jener kreuzte und auf das Land zu führen ſchien. Als er einige Minuten darauf gegangen war, ſah er eine Kirche, die auf einem kleinen Platze ſtand, und nachdem er einen Augenblick ihr gothiſches Portal betrachtet hatte und weiter ſchritt, gelangte er auf eine Landſtraße. Er geht immer vorwärts, und kommt an einen Pfad, welcher daran ausläuft. Ein unwiderſtehlicher Trieb führte ihn auf dieſen krummen und unbequemen, einſamen Wege fort. Nach einer Viertelſtunde ſieht er eine elende zerfallene Strohhütte, von einem verwilderten Garten umgeben, tritt durch deſſen mehrfach zerriſſene Hecke ein, und kommt an einen alten Brunnen, der einſam und düſter in einem entfernten Winkel ſteht. Er hängt ſich darüber hin, ſieht hinein, und erblickt ganz deutlich einen mit Dolchſtichen durchbohrten Leichnam, deſſen breite und tiefe Wunden, aus denen Blut rieſelt, er zählen konnte. Er will ſchreien, vermag es aber nicht, und wacht auf, mit geſträubtem Haar, zitternd, mit kaltem Schweiß übergoſſen.

So gut ſein Bette war, ſo floh ihn doch aller Schlaf, und es war ein ſchöner Morgen, erſt fünf Uhr. Er ſtand auf, zog ſich an, und wollte ſich ein wenig Bewegung machen und zerſtreuen, ehe er ſein Frühſtück einnähme und alsdann an die Geſchäfte ginge. Er trat auf die Straße, und ging maſchinenmäßig fort. Je weiter er kam, deſto mehr glaubte er ſich aller der Gegenſtände, die ſich ihm darboten, zu erinnern. Es iſt ſeltſam, dachte er; ich bin nie hieher gekommen, und ich wollte ſchwören, daß ich ſchon dieſes Haus geſehen habe, und jenes, und das andre zur Linken. Immer vorwärts gehend, befindet er ſich an der Ecke einer Straße, die ſich mit der erſtern kreuzt. Jetzt zum erſtenmal fällt ihm ſein Traum ein; er erſtaunt bei jedem neuen Schritt, weil ſich ihm immer neue Vergleichungspunkte darbieten. Er glaubt noch zu träumen. Indeſſen findet er die Kirche mit ihrer gothiſchen Architectur, gelangt auf die Landſtraße, von da auf den Pfad, wo ihm ſchon Alles bekannt iſt. Er war durchaus nicht abergläubiſch, und ſtets mit dem Intereſſe des Handels beſchäftigt, hatte er ſich nie mit Ahnungen oder ähnlichen Räthſeln abgegeben, meinte aber nun wirklich, von einer Art Zauber beſtrickt zu ſeyn. Er ging mit großen Schritten vorwärts, und erblickte nun wirklich auch die Strohhütte, deren düſteres und einſames Ausſehen ihn erſtarren machte. Er trat in den Garten, und ſchritt gerade auf die Stelle zu, wo er im Traum den Brunnen geſehen hatte; aber es war kein Brunnen da, auch ſonſt keiner im ganzen Garten ſichtbar. Er wagte nicht an der Thür der Hütte zu klopfen, ging vielmehr eilig zurück nach ſeinem Gaſthaus, ließ ſich mit dem Wirth in ein Geſpräch ein, und fragte ihn endlich, wem die Strohhütte gehöre, die man auf dem ihm beſchriebenen Weg antreffe. Der Wirth wunderte ſich über ſeine Aufmerkſamkeit auf ein ſo elendes Gemäuer, und ſagte, es wohne darin ein alter Mann mit ſeiner Frau, es ſeyen ganz unumgängliche Leute, gehen niemals aus, wollen Niemand ſehen, kein Menſch beſuche ſie; übrigens leben ſie ganz ruhig, man habe ihnen nichts vorzuwerfen, noch über ſie zu klagen; man habe ſie endlich vergeſſen, und er, der fremde Herr, ſey vielleicht der Einzige, der ſeit Jahren jene Wüſtenei betreten habe. Der Fremde wurde dadurch noch neugieriger, und ohne gefrühſtückt zu haben, eilte er zu einem Polizeibeamten, dem er die Sache erzählte. Dieſer glaubte den Vorfall nicht außer Acht laſſen zu dürfen, der vielleicht ein Wink des Himmels ſey; da er aber durch andre Geſchäfte abgehalten war, ſo gab er ihm zwei Reiter von der Marechauſſee mit, um an Ort und Stelle neue Entdeckungen zu verſuchen. Sie kamen zuſammen an die Strohhütte, pochten an, nach langem Warten öffnete ein

Greis die Thür, der ſie nicht allzu freundlich empfing, ihnen aber die Nachſuchung freiſtellte. Der Reiſende fragte ihn: Habt Ihr hier einen Brunnen? — Antwort: Nein, wir müſſen das Waſſer an einer ziemlich entfernten Quelle holen. — Sie durchſuchten das Haus, fanden aber nichts Verdächtiges. Ehe ſie indeſſen umkehrten, beſichtigte der Reiſende nochmals den Garten. Es hatten ſich eine Menge Leute umher verſammelt, welchen der Anblick eines Fremden, der mit militäriſcher Begleitung durch die Stadt hinausgezogen, aufgefallen war. Die Leute ſahen, daß ſie einen Brunnen ſuchten, konnten aber keine Auskunft geben, bis ein altes Weib langſam auf einer Krücke heranſchritt. Ein Brunnen! rief ſie, als ſie hörte, was ſie ſuchten; was wollt Ihr damit? Es iſt ſeit wenigſtens dreißig Jahren keiner mehr hier; aber ich erinnere mich, als wenn es geſtern wäre, daß einſt einer da war, und ich als kleines Mädchen mich oft damit beluſtigte, Steine hineinzuwerfen. — Könnt ihr mir wohl ſagen, wo dieſer Brunnen war? rief der Reiſende voll Feuer. — Wo er war, lieber Herr? wahrlich, meines Erinnerns, gerade auf der Stelle, wo Ihr ſteht. — Er tritt zurück, als hätte er auf eine Schlange getreten; man griff mit Eifer zur Arbeit, räumte die Erde weg, traf ein Paar Schuh tief auf eine Lage von Ziegeln, die man durchbrach, darunter auf Bretter, die leicht hinwegzunehmen waren, und die Brunnenöffnung kam zu Tag. — Ich wußte wohl, daß das der Platz war, ſagte das alte Weib; was für eine ſonderbare Idee von dem alten dummen Kopf, ihn ſo zumauern zu laſſen! er mußte nun das Waſſer weit holen, das er bei der Hand hatte. — Man ließ eine Stange mit Haken in den Abgrund hinab, zog ſie aber mehrmals ohne Erfolg heraus, indeß der Haufe Menſchen ſich herbeidrängte und in das dunkle Loch hinunter ſchaute. Endlich griffen die eiſernen Haken im Sand und Schlamm einen alten Koffer, auf welchen von oben mehrere große Steine geworfen waren. Es erforderte viel Zeit und Vorſicht, um jenen Gegenſtand glücklich herauszufiſchen. Nach einer guten halben Stunde wurde der Fang in die Höhe gebracht. Der Deckel und die Wände des Koffers waren von Fäulniß zerfreſſen, und es bedurfte keines Schloſſers, ihn zu öffnen. Man fand darin, was zu erwarten war, aber die Umſtehenden in Schrecken ſetzte: ein Skelet. Die mitgekommenen Reiter ſprangen ſogleich in die Hütte, und verſicherten ſich der Perſon des Greiſes. Sein Weib war anfangs verſchwunden, man fand ſie aber zuletzt hinter einem Stoß Reiſerwellen verſteckt. Während dem war die halbe Stadt an den Ort zuſammengelaufen, und Jeder wollte wiſſen, was die zwei Einſiedler Böſes verübt hätten. Die beiden Angeklagten wurden gefangen geſetzt und einzeln verhört. Der Mann läugnete Alles und verſagte jede Auskunft. Die Frau wurde erſchüttert, als man ihr mit der peinlichen Frage drohte (die Sache fiel zur Zeit Ludwigs XV. vor), und ſie bekannte, daß ſie in Gemeinſchaft mit ihrem Manne vor langer Zeit einen Trödler (colporteur) ermordet, den ſie Nachts auf der Landſtraße getroffen, mit dem ſie gegangen ſeyen, und der unklugerweiſe ihnen geſtanden habe, daß er eine beträchtliche Summe Geldes bei ſich führe. Sie hatten ihn eingeladen, bei ihnen zu übernachten, ihm im Schlaf den Hals zugezogen, ſeinen Leichnam in einen Koffer geſteckt, dieſen in einen Brunnen geworfen und den Brunnen verſtopft. Er war aus einem fernen Lande gekommen, ſein Verſchwinden gab zu keiner Unterſuchung Anlaß, auch war kein Zeuge des Verbrechens vorhanden, und deſſen Spur ſchien für immer erloſchen zu ſeyn. Gleichwohl ſchwieg das Gewiſſen nicht, weßhalb ſie ſich ſo ſtreng von aller Welt abſchloſſen, und obgleich ſie immer ſich weit von da entfernen wollten, hielt ſie doch eine unerklärliche Gewalt an der Stelle zurück. Der Mann, von dem Geſtändniß ſeiner Frau und von den vorliegenden Beweiſen überwältigt, bekannte zuletzt Alles. Sechs Wochen ſpäter ſtarben die beiden Schuldigen in Folge eines Urtheils des Parlements von Toulouſe auf dem Schaffot, und zwar ſehr reumüthig. Der Brunnen wurde verſchüttet, die Strohhütte niedergeriſſen; aber ein halbes Jahrhundert ging darüber hin, bis das Feld wieder angebaut wurde, das jetzt ein ſchöner Kornacker iſt. —

Der Verfaſſer des Franzöſiſchen Originals, das hier etwas abgekürzt iſt, läßt den Reiſenden dieſe Begebenheit ſelbſt erzählen; er war ſein Großvater, und wie er ſagt, der wahrheitsliebendſte und ernſthafteſte Mann. Er hat ſie ihm wenige Tage vor ſeinem Tode zum letztenmal wörtlich ſo erzählt. Daß die ſpäte göttliche Rache (ſeit Herders bekannten Abhandlung iſt es vornehme Mode geworden, mit heidniſchem Ausdruck die Nemeſis zu ſagen) den Schuldigen auf unerwartete und wunderſame Weiſe ans Licht ſtellt, iſt nichts ganz Seltenes; es geſchieht um ſeines eigenen Heils und um des Rechts willen, vielleicht auch zur Beruhigung der Seele des Getödteten, deſſen Blut nach Rache ſchreit, und der vielleicht im vorliegenden Fall ſelber das Werkzeug des Traums ſeyn durfte. Die Miſſethäter gingen bußfertig aus der Welt; wie wenn ſie mit ihrer Schuld beladen dahingefahren wären?

Kürzere Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens.

(Todesahnungen franzöſiſcher Kriegshelden aus napoleoniſcher Zeit.)

Es erwachte in dem Kriege von 1813 der Marſchall Beſſières an dem Tage ſeines Todes mit der beſtimmten Ueberzeugung, daß es heute ſein letzter ſey. „Mich nimmt heute eine Kanonenkugel mit; nüchtern ſoll ſie mich nicht treffen.“ Er lieſt die Briefe ſeiner Frau noch einmal durch und wirft ſie dann in's Feuer. Eine Stunde darauf ſteigt der Kaiſer zu Pferde und Beſſières folgt ihm. Das blaſſe und traurige Ausſehen des Marſchalls fällt Jedem auf. Herr de Baudus, ſein Adjutant und Vertrauter, ſagt zu denen, die es bemerkt haben: „Bekommen wir heute eine Schlacht, ſo wird der Marſchall getödtet.“ Das Treffen beginnt, und ſehr bald reißt eine Kugel den edlen Degen des Kaiſerreichs in zwei Stücken. Seine Uhr war ſtehen geblieben, ohne daß ſie auch nur berührt worden wäre. Wie Beſſières, ſo wußte auch Lannes ſeinen Tod voraus. Als 1809 der Krieg mit Oeſterreich ausbrach, nahm Lannes von ſeiner Frau und ſeinen Kindern Abſchied mit der feſten Ueberzeugung, daß er ſie nicht wiederſehen werde. Am 22. Mai fand er auf dem Schlachtfelde von Eßlingen ſeinen Tod. — An dem Tage vor der Schlacht bei Marengo ſagte Deſaix zu ſeinem Adjutanten: „Es iſt lange her, daß ich in Europa keine Schlacht mitgemacht habe; die Kugeln kennen mich nicht mehr; heute begegnet mir gewiß etwas.“ Und am folgenden Tage lag Deſaix als Sieger todt auf dem Lorbeerbette. — Eben ſo warf ſich der General Laſalle in einer Nacht, wo er nicht ſchlafen konnte, mit der Vorahnung ſeines Todes herum. Es war vor der Schlacht bei Wagram. Er ſchrieb noch an demſelben Tage an Napoleon, um ihm ſeine Frau und ſeine Kinder zu empfehlen. Sonſt wie ein Mann von Eiſen, konnte er ſich jetzt, der heftigſten Bewegung nicht erwehren, und äußerte unaufhörlich gegen ſeine Freunde: „Morgen bleibe ich.“ Und das Geſchick der Schlachten hielt Wort. — Vor der Schlacht bei Bautzen führte Durok gegen den Kaiſer eine ganz ſonderbare Sprache. Napoleon konnte ihn nur halb beruhigen; ſelbſt abergläubig wie ein Corſe, wurde er von der Eröffnung, die ihm Durok machte, betroffen. Während des Gefechts brachte man ihm die Nachricht, daß ſein Freund gefallen ſey; und die Augenzeugen erzählen, daß Napoleon ſich vor die Stirn geſchlagen und ausgerufen habe: „Meine Ahnungen trügen niemals!“

Das Bath Journal enthält folgenden beglaubigten merkwürdigen Fall von Todesahnung. Ein junger Kohlenarbeiter, Namens Gray in Cinderford, die Stütze ſeiner Familie, träumte in der Nacht vom 22. Januar 1844, er arbeite im Stollen und werde durch einen herabfallenden Stein erſchlagen. Er erzählte den Traum ſeiner Mutter, die nichts daraus machte, ſagte ihr ſchweren Herzens wiederholt Ade, und einige Stunden darauf war er eine Leiche. Ein ungeheuerer Stein, der ſich von der Decke der Kohlengrube, in welcher er arbeitete, losmachte, hatte ihn erſchlagen.

Vor einigen Wochen war eine heitere Abendgeſellſchaft beim Grafen Traun in Wien verſammelt. Das Geſpräch kommt auf Ahnungen, Geſpenſterglauben und dergleichen. Ein ſehr bekannter Wiener Cavalier, deſſen Gattin ſeit einiger Zeit ſich auf Reiſen befindet, ruft lachend: „Könnte ich an Ahnungen glauben, ſo müßte ich mir einbilden, meiner Frau ſey ein Unglück widerfahren.“ — Wie ſo? Warum? Weßhalb?“ fragen verſchiedene Stimmen. — „In voriger Nacht fuhr ich plötzlich aus dem Schlafe auf und ſah meine Frau im Leichentuche vor mir. Zum Glück bin ich in dergleichen Dingen ungläubig, wie Thomas.“ — Das Geſpräch bricht hier ab, die Geſellſchaft trennt ſich. Aber was geſchieht? Am nächſten Tage trifft die Nachricht ein, daß die Gattin jenes Cavaliers in derſelben Nacht, wo ſie vor ſeinem Bette erſchienen, geſtorben war. — Ganz Wien ſpricht von dieſer merkwürdigen Geſchichte.

Die Frau Dekan Breidtſchwerdt zu Ingelfingen ſaß eines Tages ruhig in Geſellſchaft ihres Sohnes und einer bejahrten Näherin in einem Zimmer ihrer Wohnung bei Zimmermann Schillinger. Plötzlich hörten ſie einen Schlag oder Knall ſeltſamer Art im Zimmer, über deſſen Heftigkeit ſie Alle äußerſt erſchraken. Sie ſuchten ſogleich alles aus, um eine Urſache von ihm zu finden, konnten aber nichts entdecken. Am Morgen dieſes Abends, wo der Schlag geſchah, erzählte Schillingers Frau ihrem Manne und ihren Kindern: ſie habe in der vergangenen Nacht einen ſonderbaren Traum gehabt; es ſey vor ihrem Angeſicht ein Sarg erſchienen, in welchem ihr Ebenbild gelegen, ſo daß ſie zu ſich ſelbſt geſagt habe: „dies ſieht mir ja auf ein Haar ähnlich.“ Als ſie erwacht, habe ſie gleich den Schluß gemacht, das deute auf ihren baldigen Tod, und ſiehe da, nach zwei Tagen war ſie auch eine Leiche.

Der Mittheiler dieſes ſetzt noch Folgendes hinzu: Aus früher Jugend erinnere ich mich eines ganz gleichen Vorfalls. Noch höre ich den ſeltſamen Knall an einem Morgen, nach welchem in einem Zwiſchenraum von wenig Tagen, drei Geſchwiſter von mir an den Blattern ſtarben, die zur Zeit des Knalles noch ganz geſund waren. Ich hatte allen Dreien vor ihrer Krankheit Kreuze auf die Bettſtellen geſchnitzt und hingeſteckt; meine Mutter traf mich über der Arbeit an, als ich das letzte hinſteckte; da aber die Kinder damals noch friſch und kräftig waren, ſo betrachtete ſie das als eine kindiſche Spielerei.

Frau Dekan Breidtſchwerdt erzählt noch Folgendes: Mein Oheim, Oekonomierath Kob zu Oehringen, war in ſeiner Jugend als Schüler bei dem damaligen Pfarrer Eggel in Schaftersheim, nachher Rektor des Gymnaſiums in Oehringen. Eines Tages ſah Kob dort bei heiterem Sonnenſchein ſeine Mutter. Sie ging auf ihn zu und klopfte ihm auf die Schultern, ſo daß er ausrief: „Herr Gott, da iſt ja meine Mutter!“ — Noch Andere, die im nämlichen Zimmer gegenwärtig waren, ſahen aber die Erſcheinung nicht, bald darauf kam jedoch die Nachricht von dem Tode der Mutter. Kob zweifelte ſonſt an allen ſolchen Begebenheiten, aber dieſen Vorfall führte er ſehr oft als einen an, der ihm auf das Beſtimmteſte begegnet ſey.

Frau Gaſtwirth Rudolph zu Willsbach, las ſehr gerne jeden Morgen das Zeitungsblatt, das ſie jedesmal bei ihrem Sohne holen ließ, der in einem andern Hauſe wohnte.

Eines Nachts träumte ihr: ſie leſe das gerade angekommene Blatt, könne aber in demſelben nichts leſen, als nur die Worte: „Beſtelle dein Haus!“

Morgens erzählte ſie den Traum und las von da an das Blatt nicht mehr. Sie war ganz geſund, aber 14 Tage nach dem Traume wurde ſie von einer Lungenentzündung befallen, der ſie in wenigen Tagen unterlag. Der Traum hatte ihr keine Angſt verurſacht: denn ſie war eine ſehr geiſtesſtarke, fromme Frau, für die der Tod keine Schreckniſſe hatte.

Der belgiſche Kriegsminiſter, General Buzen, ſoll ſchon ſeit längerer Zeit Todesahnungen empfunden haben. Seit mehr als 20 Jahren gab er ſein 42. Jahr, und als er dieſes erreicht hatte, das Jahr 1842 als Lebenszeit an. Vor 8 Monaten ſpeiſte er beim holländiſchen Geſandten; das Geſpräch kam auf Ahnungen, der engliſche Geſandte Lord Seymour lachte darüber; General Buzen aber erklärte ganz ernſthaft, daß er daran glaube. In ſeinem 19. Jahre habe er dreimal im Traum ſein Grab, mit ſeinem Namen und der Zahl 42 darauf, geſehen, und er laſſe es ſich nicht nehmen, daß das Jahr 1842 ſein Todesjahr ſey. Lord Seymour war von dem Ausdruck von Ueberzeugung, mit der dieſe Worte geſprochen wurden, dergeſtalt betroffen, daß er das Geſpräch notirte; nach dem Tode des Generals erzählte er es mehreren Bekannten. Vor 3 Jahren litt Buzen an einem heftigen Gichtanfall; der Arzt äußerte Bedenken, er aber ſagte ganz ruhig, er habe noch 3 Jahre zu leben. Der Arzt wußte von dem Traume; eben ſo einer ſeiner Adjutanten; auch in dem Briefe, den er kurz vor ſeinem Ende an dieſen ſchrieb, ſoll von jener Ahnung die Rede ſeyn.

B. und Kr. waren nahe Nachbarn und ſehr gute Freunde. Der erſtere iſt verheirathet, der zweite war ledig. Kr. kränkelte ſchon lange an einem auszehrenden Uebel, beſuchte aber, ſo oft er konnte, den Singverein. Er wurde endlich ſo krank, daß er ſich in das Krankenhaus bringen ließ. B. durch Arbeit abgehalten, hatte ihn ſeit dem Sonntag nicht mehr beſucht. Am Dienſtag Abend kam er nach Haus, wo ſeine Frau ſich ſchon niedergelegt hatte und ſchlief; er zog ſich ſtill aus, und legte ſich gleichfalls zu Bette.

Seine Frau hatte aus ihrer Heimath, England, ein kleines Wachtelhündchen mitgebracht, welches auf der Schwelle zwiſchen Schlaf- und Wohnzimmer ſein Lager genommen hatte. Als B. eingeſchlafen war, wurde das Hündchen ſehr unruhig, bellte, ſprang von einem Möbel auf das andre, und zuletzt auf das Bette, und wollte ſich mit aller Gewalt unter das Deckbette verkriechen. Weder Zanken noch gute Worte der erwachten Eheleute wollten bei ihm fruchten, es blieb ſo unruhig wie zuvor. Da ſtieß die Frau den Mann mit den leiſe geſprochenen Worten an: „Hörſt du nichts?“ Es war Alles ſtill, die Frau behauptete aber, einen leiſen Geſang gehört zu haben, welcher jedoch aufhörte, ſobald ſie zu ſprechen anfing.

B. ſagte am Morgen, er wolle nach ſeinem Freunde ſehen. Dieſer war am Abend zuvor geſtorben, und wollte von ihm Abſchied nehmen; da er aber die Fähigkeit nicht bei ihm gefunden haben mochte, ſich ihm vernehmbar zu machen, ſo hatte er ſich an deſſen Frau gewendet. Das Hündchen wurde von ſelbſt wieder ruhig, als der Geſang aufhörte, und legte ſich wieder an ſeinen Ort.

B. hat die Wahrheit dieſes Vorfalls feſt verſichert.

Im Leben des Königs der Franzoſen ſpielt die Zahl 13 eine ſeltſame Rolle. Er wurde 1773 geboren, wanderte 1793 aus und kehrte 1813 zurück, er ſteht jetzt im 13. Jahre ſeiner Regierung, nach 13 Jahren wird der Graf von Paris mündig. Der König hat 13 Paläſte, die Civilliſte beträgt 13 Millionen, am 13. Juli ſtarb der Herzog von Orleans, der König hat 13 Kinder und Enkel und ſein Leben war ſchon 13 mal bedroht. (Der Name Louis Philippe hat 13 Buchſtaben.)

Vor ungefähr dreißig Jahren, bald darauf, nachdem der bekannte Dr. Gall ſeine Schädel Lehre dem Druck übergeben hatte, hatte der Arzt eines aufgehobenen Reichſtifts den Einfall, eine Probe der Lehre an dem Schädel eines verſtorbenen Rittmeiſters vorzunehmen, deſſen ausgezeichnete Geiſtes-Fähigkeiten allgemein und beſonders dem Arzt bekannt waren. Die Hinterbliebenen ſchlugen ihm aber die Vornahme der Section und Unterſuchung ab; er gewann nun aber den ehemaligen Juſtiz Beamten, den Chirurgen und Barbier. Sie verabredeten ſich, die folgende Nacht nach der Beerdigung ſich auf das Grab des Verſtorbenen zu begeben, dem Leichnam den Kopf abzuſchneiden, ihn mitzunehmen und ſofort die Unterſuchungen anzuſtellen, ob ſich wirklich die Kennzeichen finden, die Dr. Gall für gewiſſe Eigenſchaften des Geiſtes angegeben hatte. Sie gingen alſo Nachts auf das Grab, der Chirurg und der Hofbarbier gruben den Leichnam aus. Der Barbier ſollte den Kopf wegſchneiden, er macht den Schnitt, und ruft im Schmerzens-Ton aus: „Mich hat's.“ Der Arzt hieß nun den Chirurgen zu ſchneiden; dieſer erklärte, er könne es nicht, ihn habe es auch. Nun ſchnitt der Arzt den Kopf gar weg, nahm ihn mit und ſtellte die beabſichtigten Unterſuchungen an. Allein er fand an deſſelben Schädel die von Dr. Gall angegebenen Merkmale nicht. Der Barbier war den andern Tag eine Leiche, der Chirurg ſtarb 7 – 8 Monate darauf, indem er von der Stund jenes Ereigniſſes an anfing, auszuzehren und nach 8 Monaten auch eine Leiche war. Der Juſtiz-Beamte und der Arzt ſind vor einigen Jahren geſtorben. Der Chirurg bereute es oft bitter, daß er mitgegangen, auch der Beamte verſicherte, daß es ihm ſehr unheimlich geweſen, und daß er ſo Etwas nie mehr unternehme, ſowie, daß er davon nun ſtärker als je überzeugt ſey, daß man die Todten ruhen laſſen ſolle.

Das 5jährige Töchterlein eines Gärtners in Dresden (das 25. Kind ſeiner Eltern) war ſeinem Spiele nachgegangen, und nicht wieder nach Hauſe gekommen. Eines der zurückkehrenden Kinder ſagte aus, die kleine Emma ſei ins Waſſer gefallen, konnte aber nicht angeben, wie und wo. Alle Nachforſchungen der betrübten Eltern, auch eine Aufforderung in dem Anzeiger, von dem verlornen Kinde Nachricht zu geben, blieben fruchtlos. Da wendeten ſie ſich endlich an die Somnambüle Amalie Klunger, die ſchon manche eigenthümliche Ausſage gemacht haben ſoll. Sie lag ſchon mehrere Wochen im magnetiſchen Schlafe; auf die Frage: wo das Kind ſei? antwortete ſie: es ſei ertrunken, und zwar im Teiche vor dem Zwinger, wo es zwiſchen den Schleuſen liege. Es wurde am bezeichneten Ort nachgeſucht, und das Kind gefunden. Die

Eltern ſprechen nun im Anzeiger ihren Dank gegen Amalie Klunger aus, daß ſie ihnen den Weg gezeigt, ihr liebes Kind, wenn auch todt, wiederzufinden.

Eine Schottländiſche Dame hatte nebſt ihrem Bruder in früheſter Jugend ihre Eltern verloren. Die beiden Waiſen, die ſonſt Niemand hatten, auf den ſie die Neigungen ihres Herzens übertragen konnten, umfaßten ſich jetzt ſelbſt mit gegenſeitiger inniger Liebe: allein der Bruder ſtarb im Kollegium zu Aberdeen, und ließ ſeine Schweſter in dem troſtloſeſten Zuſtande zurück. Es iſt nicht auszuſprechen, um wie viel ſchmerzhafter noch der Verluſt eines geliebten Gegenſtandes dann wird, wenn der Verſtorbene nicht in der Gruft ſeiner Voreltern ruhen, noch der zurückbleibende Theil den Boden, der die Gebeine der Abgeſchiedenen bedeckt, beſuchen und mit ſeinen Thränen benetzen kann. Nächte folgten auf Nächte, und die verlaſſene Schweſter hörte nicht auf zu weinen, und im Uebermaße ihres Schmerzes den Namen ihres Bruders zu wiederholen, das einzige Gut, was ihr von einem ſo theuern Weſen noch übrig war. Endlich zeigte ſich ihr der Verſtorbene im Traume, oder vielmehr in einer deutlich zu unterſcheidenden Erſcheinung. Ein Leintuch umhüllte ihn; dabei ſchien es, als wäre er ganz durchnäßt und als überliefe ihn ein Froſtſchauer. Warum, ſagte er jetzt zu ſeiner Schweſter, warum, du ſelbſtſüchtiges Geſchöpf, ſtöreſt du meine Ruhe durch die ruchloſen Ergießungen deines ausſchweifenden Schmerzes? Bevor ich zu jenen Wohnſitzen des Friedens gelangen kann, wo die Seelen der Menſchen einer ewigen Glückſeligkeit theilhaftig werden, habe ich noch eine lange, durch dunkle und beſchwerliche Wege gehende Reiſe zu machen, und bis zu der Zeit, da du dein Auflehnen gegen die Rathſchlüſſe der Vorſehung bereuen wirſt, fallen alle Thränen, die du vergießeſt, auf dieſes Leintuch, ohne je wieder zu trocknen, und mit jeder Nacht durchnäſſen und belaſten deine Thränen mich ſtärker! Darum, wenn dir meine Befreiung am Herzen liegt, ſo ändere deinen Sinn, und bitte die Vorſehung wegen deines Schmerzes um Vergebung!“ . . .

Eine vornehme Dame in London wurde vor wenigen Tagen in der Nacht durch ein Kratzen an der Thüre ihres Schlafzimmers im zweiten Stocke aus dem Schlafe geſtört. Es war ihr Hund, der gewöhnlich unten in der Küche ſchlief. Sie ſtand auf, um ihn hineinzulaſſen, dann legte ſie ſich wieder nieder, aber ſogleich ſprang auch der Hund auf das Bett, zog ſie am Aermel und verſuchte auf alle mögliche Weiſe anzudeuten, daß ſie ihm folgen möchte. Als ſie den Hund vom Bette hinunterſtieß, fühlte ſie, daß er ganz naß war; ſie fürchtete nun, es möge ein Unglück geſchehen ſeyn, ſtand wieder auf und ging mit dem treuen Thiere die Treppe hinunter. In der Küche ſah ſie zu ihrer großen Verwunderung ihre Magd im Nachtanzuge, ohne Schuhe und Strümpfe vor dem Heerde ſtehen und mit verſchloſſenen Augen, offenbar im Schlafe, Gabeln putzen. Die Dame fuhr einige male mit dem Lichte vor den Augen der Magd hin und her, aber das Mädchen ließ ſich dadurch nicht ſtören, ſondern putzte immer weiter und hielt ſogar die Gabel, als wolle ſie ſehen, ob ſie blank genug ſey, vor die geſchloſſenen Augen. Die Dame ſah ſich nun genauer in der Küche um, um ſich zu überzeugen, was die Magd wohl während ihres Schlafwandelns ſchon gethan habe, und bemerkte an einem Gefäße mit Waſſer, daß ſie — den Hund gewaſchen hatte, was ſie alle Tage thun mußte. Dieſes unzeitige Waſchen mochte dem Hunde ſo ſeltſam vorgekommen ſeyn, daß er fortgelaufen war, um ſeine Herrin davon zu benachrichtigen.

Wagſtück eines Nachtwandlers.

Im Dumfries Courier wurde uns kürzlich der folgende ſehr merkwürdige Fall von Schlafwandeln berichtet: Zwei junge Burſche im Dienſte des Herrn Walker zu Muncraig bei Kirkudbright waren auf einem Felde in der Nähe der felſigen Meeresküſte beſchäftigt. Nach der Arbeit bemerkten ſie etwa 100 Fuß unter ſich an der ſchauerlich ſteilen Uferwand ein Mövenneſt mit flüggen Jungen. Der eine Burſche, Peter Hitchett mit Namen, trug das ſehnlichſte Verlangen nach dieſer Brut, da er ſie aber nicht zu erlangen vermochte, ging er trübſelig nach Hauſe und legte ſich zu Bette. Das Mövenneſt ſchwebte ihm lebhaft im Traume vor, und ließ ihm, dem Schlafenden oder vielmehr Somnambulen, keine Ruhe; er ſtand vom Lager auf, und ging ganz unangekleidet die Viertelſtunde Weges nach dem Seegeſtade, nahm eine junge Möve aus dem Neſte, nachdem er auf die räthſelhafteſte Weiſe in jenem ſchauerlichen Grunde hinab- und wieder heraufgeklettert war, und trug ſeine Beute nach Hauſe — ohne ſich alles deſſen bewußt zu ſeyn. Erſt am Morgen, als er aufwachte, Schmerzen an allen Gliedern fühlte, ſeine Fingerſpitzen zerkratzt, ſeine Kniee verwundet ſah, und die junge Möve in der Stube erblickte, ward es ihm und allen Anweſenden klar und gewiß, daß er das beſchriebene wunderbare Wagniß beſtanden habe. Die Sache hat in der ganzen Gegend großes Aufſehen erregt, und iſt auch für die Medicin und Anthropologie nicht unerheblich.

Magnetiſirung auf Ceylon.

Man erzählt im Oriente von Zweigen, durch deren Berührung man die Klapperſchlange zahm machen könne; auch die Zauberer auf Ceylon bedienen ſich ähnlicher Mittel, um Wahnſinnige zu heilen. Oberſtlieutenant J. Campbell, der „Ausflüge, Abenteuer und Jagdbeluſtigungen auf Ceylon“ in zwei Bänden herausgegeben hat, meldet einen Fall dieſer Art, deſſen Bürgſchaft wir indeß dem Verfaſſer ſelbſt anheim geben. „Eine Cingaleſin,“ erzählt Campbell, „war raſend oder wie das Volk glaubte, vom böſen Geiſte beſeſſen worden, und ihre

Stärke war dadurch ſo wunderbar gewachſen, daß ſechs Männer erforderlich waren, ſie zu halten, damit ſie nicht ſich ode Andern ein Leid anthue. Sie ſollte durch einen Zauberer geheilt werden und Herr T.... verſchaffte ſich mit einiger Schwierigkeit die Erlaubniß, in dem Hauſe zu bleiben und dem Verfahren beizuwohnen. Der Zauberer erſchien bald, und brachte nur drei ſehr kleine Zweige eines Baumes mit ſich. Er begann ſeine Operationen damit, daß er mit lauter Stimme allen Anweſenden befahl, wenn ihnen kein Leides geſchehen ſollte, ſtill zu ſeyn, näherte ſich ſodann der Frau und gab ihr mit den Zweigen einige leichte Streiche auf Kopf, Arme, Körper und Füße. Dieß ſetzte er, in Zwiſchenräumen von etwa drei Minuten, eine halbe Stunde lang fort, und befahl dann den Leuten, die ſie feſthielten, ſie loszulaſſen. Die Frau lag nun da, anſcheinend ſchlafend, als ſie aber zwei Stunden ſpäter erwachte, ſtand ſie auf, ſchien von allem, was vorgefallen war, nichts zu wiſſen und ging in einem völlig ruhigen und geſunden Seelenzuſtande ihren gewöhnlichen Beſchäftigungen nach."

Ueber Beſeſſenheit

mit Berückſichtigung deſſen, was Görres in ſeiner chriſtlichen Myſtik davon erwähnt und urtheilt.

Mit dem vierten Band hat Görres das immenſe Werk ſeiner chriſtlichen Myſtik geſchloſſen. Dieſer Band iſt in zwei Abtheilungen der Beſeſſenheit und dem Zauberweſen gewidmet. Beide gehören zur dämoniſchen Natur, wie ſie aus dem Abgrund aufſteigt und obgleich unſichtbar, doch in furchtbaren Wirkungen ſich der menſchlichen Natur einverleibt. Die Aufgeklärten fragen zwar immer nach phyſiſchen, organiſchen und pſychiſchen Geſetzen, und wollen alle Phänomene, die ſich denſelben nicht fügen und überhaupt mit der ſpekulativen Immanenz unſeres Selbſtbewußtſeyns keine Verwandtſchaft zeigen, aus der menſchlichen Natur verbannt wiſſen. Allein der Menſch hat auch zwei transcendente Seiten, wovon die poſitive ſich dem Heiligen und Göttlichen, die negative ſich der Sünde und dem Sataniſchen zukehrt. Dem Menſchen iſt ein natürliches Centrum anerſchaffen, in welchem alle Functionen des Leibes, der Seele und des Geiſtes zur Einheit gelangen; und dieß iſt die gewöhnliche Sphäre des Lebens, in welcher das Ich ſeine Herrſchaft nach Auſſen und nach Innen behauptet. Will nun der Menſch in den Strahlenkreis des Heiligen eingehen, ſo muß er ſich aus dem natürlichen Centrum in den poſitiven Brennpunkt erheben, in welchem die ihm zur Transcendenz verliehenen Kräfte: Gewiſſen, Glauben und Schauen, erſt ihre volle Thätigkeit erlangen. In dieſer Erhebung beſteht die Freiheit der Kinder Gottes.

Läßt ſich aber der Menſch von dem allgemeinen Schwerpunkt der Sünde ziehen, ſo wird er aus ſeinem natürlichen Centrum in den negativen Brennpunkt herabgerückt, in welchem ihn die Gegenmächte: Lüge Unglaube und Verblendung erfaſſen. In dieſer Herabwürdigung beſteht der Sclavendienſt des Satans. Wie demnach im erſten Falle die Freiheit im Dienſte Gottes ſich erhöht, ſo geht ſie im zweiten Falle im Dienſte des Satans verloren.

Dieſe letztere Verfaſſung iſt es, in welcher die Natur des Menſchen, die gewöhnlichen Gränzen des Selbſtbewußtſeyns an ſeinem negativen Extrem überſpringend, in die Unnatur verſinkt, wo Beſeſſenheit und Zauberweſen ihre Wohnſtätte haben. Das Erſte iſt ein unfreiwilliges Ergriffenſeyn von der dämoniſchen Macht, das Zweite hingegen ein freiwilliges, jedoch meiſtens durch Verführung erzieltes Bündniß mit derſelben.

Zu dieſer Transcendenz werden ſich freilich die Vernunfthelden nicht verſtehen. Unwillig werden ſie ſagen: Soll denn das große Thor, durch welches Dämonen und Hexen voran, Inquiſition, Tortur und Blutgerüſte hintennach einziehen, das doch ſchon ſeit einem Jahrhundert feſt zugemauert war, zum Hohn der Menſchheit wieder geöffnet werden? Soll der an der Stelle des Aberglaubens aufgeführte prächtige Vernunft-Pallaſt wieder abgetragen werden und in Schutt zerfallen, um den verzauberten Schlöſſern Platz zu machen? — Nein, es ſoll dieß Alles nicht: Aber ebenſo gewiß iſt jetzt die Zeit, daß die exiſtentielle Wahrheit ſich nicht länger durch die leeren Hypotheſen und Philoſophemen, die aus unſerer gewöhnlichen Phyſik, Organik, Logik und Pſychik genommen ſind, abtreiben läßt. Darum hat Görres zum Behuf ſeiner chriſtlichen Myſtik die Annalen aller Jahrhunderte befragt, ihre Thatſachen in gehäufter Menge geſammelt, die verſchiedenſten Zeugen abgehört, die Autorität der Schriftſteller reiflich erwogen, das Fabelhafte abgeſondert, das Conſtante hervorgehoben, die Phänomene ſyſtematiſch geordnet und das Ganze durch eine ſcharfe Induction, welche jeder Erſcheinung ihren Ort anweiſt, auch theoretiſch beleuchtet. So eigenthümlich auch jede Geſchichte für ſich da ſteht, ſo geht doch ein ſo feſter Familienzug durch

Alle hindurch, daß die gleichartige Urſache die in allen wirkt, auf keine Weiſe verkannt werden kann.

In Hinſicht der Realität der Thatſachen und ihres unnatürlichen Urſprungs kann nach dem, was Görres geleiſtet, kein Zweifel mehr ſtattfinden. Aber in Beziehung der Darſtellung, Auslegung, Werthſchätzung und Anwendung ſind wir nicht zu einer gleichen Anſicht mit Görres genöthigt.

In Görres leuchtet die Abſicht aufs deutlichſte hervor, die außerordentlichen Erſcheinungen der Beſeſſenheit und Zauberei ſo zu ſtellen, daß die katholiſche Kirche durch ihren Sieg über die Unnatur zur höchſten Glorie erhoben wird. Die Probe der Heiligkeit legt er in folgende Wirkungen: „Beſeſſene werden zu den Gräbern der Heiligen gebracht, und ſie werden im Augenblick befreit; ſie werden mit den Reliquien betaſtet und ſogleich geheilt; ſie werden unter Anrufung der heiligen Jungfrau oder anderer Kirchen Heiligen exorciſirt, und ſiehe, der unreine Geiſt fährt aus; der geweihte Prieſter befiehlt den Dämonen, dieſes oder jenes zu thun, und ſie gehorchen; und zuletzt vertreibt er ſie durch die von der Kirche vorgeſchriebenen exorciſtiſchen Gebete und Formeln.“ Wenn nun alle dieſe Wirkungen in einer Menge von Geſchichten, welche Görres namhaft macht, erwieſen ſind, wer ſollte noch an der heiligen, der Unnatur gebietenden, Kraft der katholiſchen Kirche zweifeln?

Von dieſer heiligen Höhe herab erblickt nun Görres die Reformation tief unten im Thale, wie ſie auf dürrer Weide einhergeht, und ſich von den Brocken, die von dem reichen Tiſche des Hierarchismus abgefallen ſind, allein noch erhält. In ſeinen Schilderungen kommt zwar der Proteſtantismus noch glimpflich weg, obgleich die verächtlichen Seitenblicke nirgends fehlen, aber auf den Calvinismus wird die ſcharfe Galle des mannichäiſchen Princips in vollem Maaße ausgegoſſen. Mit einem Wort: Er betrachtet die Reformation wie eine übelerzogene ausgeartete Tochter, die der Alma Mater entlaufen ſey und einen andern Bräutigam ſuche, als den di katholiſche Kirche ihr anbietet.

Wenn Alles dieß ſo wäre, es ſtände ſchlimm um die Reformation. Aber es läßt ſich zeigen, daß ſowohl jene heilige Höhe als dieſe finſtere Tiefe blos durch die funkenſprühende Phantaſie des Meiſters in dieſem Glanze beleuchtet ſind, aber ganz anders ausſehen, wenn ſie durchs Licht des Evangeliums beſchienen werden. Es ſey nun unſere Aufgabe, die Beſeſſenheit, als eine Hauptprovinz des dämoniſchen Reichs, in dieſem Lichte zu betrachten.

Matth. 10, 1; heißt es: „Jeſus rief ſeine zwölf Jünger zu ſich und gab ihnen die Macht über die unſaubern Geiſter, daß ſie dieſelbigen austrieben.“ Vers 7 und 8. „Gehet, prediget und ſprechet: Das Himmelreich iſt nahe herbeigekommen Machet die Kranken geſund, reiniget die Ausſätzigen, wecke die Todten auf, treibet die Teufel aus. Umſonſt hab ihr es empfangen, umſonſt gebt es auch.“

Jeſus ertheilt hier ſeinen Jüngern zu dem Befehl auch die Macht die Teufel auszutreiben. Die Kirche tritt nicht an die Stelle Jeſu, ſondern an die Stelle der Jüngerſchaft Sie ertheilt nicht die Macht zum Exorcismus, ſondern empfängt ſie ſelbſt vom Herrn; da aber die Kirche nach dem Sinne Jeſu nichts anders bedeutet, als die zum chriſtlichen Gottesdienſt verſammelte Gemeinde, ſo gehört jedes Mitglied der Gemeinde zur Nachfolge der Jüngerſchaft, und kann Befehl und Macht zum Exorcismus auch auf ſich beziehen. Dieß erhellt ganz deutlich aus Mark. 16, 17. „Die Zeichen, die da folgen werden, denen, die da glauben, ſind die: In meinem Namen werden ſie Teufel austreiben, u. ſ. w.“

Wir haben hier zwei neue Momente: 1) daß dieſe Macht nur den Glaubigen verheißen iſt, und 2) daß es nur im Namen Jeſu Chriſti geſchehen ſoll. Daraus lernen wir, daß es keiner geweihten Prieſterſchaft bedarf, ſondern daß jedem wahrhaft Glaubigen, er ſey Geiſtlicher oder Laie, dieſe Macht anvertraut iſt. Aber noch wichtiger iſt die zweite Lehre: daß die Gräber-Beſuche und Reliquien völlig überflüſſig ſind. Sich an dieſe auſſerevangeliſche Dinge hängen, heißt den allerheiligſten Namen Jeſu zurückſetzen, theilweiſe verläugnen und zuwiderhandeln. Es liegt aber noch eine andere Wahrheit darin: die Intenſität des Glaubens an den Namen Jeſu nimmt in eben dem Maaß ab, als ſeine Kraft noch auf andere Namen und andere Dinge zerſplittert wird. Wie die Kraft der Sonne, wenn ihre Strahlen auf einen Brennpunkt concentirt werden, ſelbſt den Diamant zu ſchmelzen im Stande iſt, ſo wächſt auch die Macht des Glaubens, wenn alle ſeine Strahlen einzig und allein auf den Namen Jeſu Chriſti concentrirt werden. Einem ſolchen Glauben wird der Exorcismus nie mißlingen. Zugleich hebt ſich auch die dogmatiſche Einwendung, daß das Phänomen der Beſeſſenheit ſich nur auf die Zeit Chriſti beſchränke, denn die obige Rede (Mark. 16, 17.) geſchah nach der Auferſtehung Chriſti und weiſt auf die Zukunft hin.

Wir müſſen aber auch noch andere Stellen vergleichen, Mark. 9, 38—40 ſteht: „Johannes ſprach: Meiſter, wir ſahen Einen, der trieb Teufel in deinem Namen aus, welcher uns nicht nachfolgte; und wir verboten es ihm, darum, daß er uns nicht nachfolgte.“ Jeſus aber ſprach: Ihr ſollt es ihm nicht verbieten. Denn es iſt Niemand, der eine That thue in meinem Namen, und möge übel von mir reden. Wer nicht wider uns iſt, der iſt für uns.“

Zum Exorcismus bedarf es demnach nicht einmal einer Nachfolge Chriſti im ſtrengern Sinne genommen. Es ſcheint überhaupt, daß Chriſtus für alle Zukunft auf myſtiſche Weiſe eine Kraft in ſeinen Namen gelegt hat; der Glaube aber iſt der Schlüſſel, um dieſe Kraft aus dem Namen aufzuſchließen, ſo daß Jeder, der genug Glauben hat, er ſey Laie oder Prieſter, vermittelſt jener aufgeſchloſſenen Kraft auch das vorgeſetzte Werk ausführen kann. Im Glauben gibt es keine Neutralität; wer ihn hat, iſt für Chriſtum, wer ihn nicht hat iſt wider ihn. Zugleich ſehen wir hier, daß es unrecht iſt, den Exorcismus, ſobald er nach dem Befehl Chriſti geſchieht und keine abergläubiſche Dinge mit ſich führt, den Laien zu verbieten.

Noch ſtärker ſagt dieß die Stelle Matth. 7, 21—23. „Es werden nicht Alle, die zu mir ſagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen; Sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. Es werden Viele zu mir ſagen an jenem Tage: Herr, Herr! — Haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? — Dann werde ich ihnen bekennen: Ich habe euch noch nie erkannt, weichet Alle von mir, ihr Uebelthäter.“

Daß die Probe der Heiligkeit, die Görres für die katholiſche Kirche hineinlegt, nicht darin zu ſuchen iſt, und daß die Herren der Kirche keine Urſache haben, ſich ihres Sieges über die Dämonen zu rühmen, indem auch ſolchen, die Chriſto nicht nachfolgen, ja ſogar von ihm weichen müßen, die gleiche Macht verliehen ſeyn kann. Gott kann Werkzeuge wählen wie Er will, um durch ſie die Kraft ſeines Namens zu offenbaren und zu verherrlichen. Das Laufen und Rennen mit all der ceremoniellen Geſchäftigkeit, das Sagen, Singen und Schreien: Herr, Herr! gehört bloß zum äußern Gottesdienſt und nüzt nicht viel. Der innere Gottesdienſt beſteht im Thun des Willens Gottes und im Halten ſeiner Gebote. Wer dieß befolgt, der allein macht ſich tüchtig zum Himmelreich. Wo aber lernen wir den Willen Gottes und ſeine Gebote? Einzig und allein im Worte Gottes, das uns der Sohn vom Vater gebracht und in ſeinem Evangelium gelehrt hat.

Das Gleiche bekräftigt die ſchöne Stelle Luk. 10, 17 und 20. „Die ſiebenzig (ausgeſandte Jünger) kamen wieder mit Freuden und ſprachen: Herr, es ſind uns auch die Teufel unterthan in deinem Namen. Er ſprach aber zu Ihnen: — Darüber freuet euch nicht, daß euch die Geiſter unterthan ſind; Freuet euch aber darüber, daß eure Namen im Himmel geſchrieben ſind.“

Auch dieſe Stelle macht es klar, daß Jeſus dem Exorcismus keine beſondere Bedeutung gibt.

Hätte Görres die Ausſprüche des Herrn über Beſeſſenheit und Exorcismus, wie ſie in den erwähnten Stellen enthalten ſind, beſſer erwogen, ſo würde er von der heiligen Höhe ſeiner Kirche, welche ſeine Phantaſie ſich ſchuf, nicht ſo vornehm auf die Reformation herabblicken. Da dieſe Ausſprüche nun einmal als ewige Normen gelten und gelten müſſen, ſo können für den wahrhaft Glaubigen alle die Geſchichten und Thatſachen nur dann noch einen Werth haben, wenn ſie jenen Normen nicht widerſprechen. Der Proteſtant, der allein das Evangelium und die durch den Geiſt erleuchteten Apoſtel für die ſicherſte und zugleich allen Forderungen genügendſte Quelle der Wahrheit hält, geſteht frei, daß er in Hinſicht des Exorcismus die Anrufung der Heiligen, wie auch die magiſche Kraft der Schädel, Knochen und Gewänder für abergläubiſche Dinge hält, die ſich nach und nach als traditionelle Beimiſchungen in die Kirche eingeſchlichen haben. Beruft man ſich auf die vielen, ſichtlichen und ſchnell eintretenden Erfolge, ſo iſt dieſes Zuſammentreffen noch kein ſicheres Zeichen des Zuſammenhangs der Wirkung mit einer beſtimmten Urſache, weil die Kraft des Glaubens überhaupt, durch die äuſſere mächtige Eindrücke geſteigert und befreit, auch unabhängig von dieſem oder jenem Heiligen, den höhern Beiſtand an ſich ziehen kann. Wenn Chriſtus ſagt: „Dem, der da glaubt, ſind alle Dinge möglich,“ anderſeits aber auch erklärt: „Ohne mich könnet ihr nichts thun:“ ſo dürfen wir zuverſichtlich annehmen, daß, unabhängig von allen Anrufungen, es immer die Kraft Chriſti iſt, welche, hervorgerufen durch den Glauben, das Werk ſchafft. Dieſe Wahrheit iſt ſo tief in die chriſtliche Religion verflochten, daß an dieſem Punkte die wahre und die falſche Kirche ſich ſcheidet.

Die Sätze aus dem Evangelium zuſammengeſtellt, ſind folgende:

1) Nur im Namen Jeſu Chriſti hat der Herr befohlen, den Exorcismus auszuüben. Die Anrufung anderer Namen iſt eine Zurückſetzung des Herrn.

2) Nicht bloß dem geweihten Prieſter, ſondern jedem

Glaubigen gilt der Auftrag Jeſu, in ſeinem Namen Teufel auszutreiben.

3) Auch dem, der Jeſu und den Jüngern nicht nachfolgt, d. h. dem Laien mit weltlichem Beruf, wenn er nur vollen Glauben an den Namen Jeſu hat, ſoll man den Exorcismus nicht verbieten, weil auch durch ihn der Name Chriſti verherrlicht werden kann. Es gibt einfache, ſchlichte und fromme Männer im Volke, welche mit einer angebornen ſtarken magnetiſchen Kraft auch noch die magiſche, die im Namen Jeſu liegt, zu verbinden wiſſen und welchen die Exorismen wirklich gelingen. Auf dieſe geht die Rede Jeſu Mark. 9, 38—40. Darum hat die kirchliche Polizei Unrecht, wenn ſie ſolchen Männern es verbietet.

4) Sogar ſündige und unreine Menſchen, welche Jeſus von ſich weichen heißt und unter die Uebelthäter rechnet, können ſich rühmen, in Jeſu Namen Teufel ausgetrieben und viele Thaten gethan zu haben. Wie können wir das zurechtlegen? Es liegt darin, daß Jeſus ein durch die ganze Hölle gefürchteter Name iſt. Schon ſein Ausruf erregt Schmerz und Qual in den Dämonen, und ſo mag es kommen, daß ſie, um dieſer Qual auszuweichen, manchmal ihren Ort verlaſſen und ausfahren. So viel iſt klar, daß der Exorcismus keine Probe der Heiligkeit der römiſchen Kirche iſt, und daß es wohl möglich wäre, daß manche angeſehene Exorciſten, wenn ſie auch von Morgen bis in den Abend das „Herr, Herr!“ ausrufen, doch an jenem Tage nicht angenommen werden.

5) Jeſus gibt zu verſtehen, es ſolle ſich Keiner freuen, rühmen und erheben, wenn ihm die Geiſter unterthan ſind, was auch ſehr natürlich iſt, da das, was er leiſtet, er nicht aus eigener Kraft, ſondern durch die Kraft des Namens Jeſu bewirkt. Daher giebt der Exorcismus kein Recht zum Himmelreich, ſondern nur der hat Eines, der der den Willen des Vaters im Himmel thut und ſeine Gebote hält; Dieſer iſt es dann auch, der in das Buch des Lebens eingeſchrieben und ein Erbe der Seligkeit iſt.

6) Da Jeſus (Mark. 9, 23) ſagt: „Alle Dinge ſind möglich dem, der da glaubet,“ ſo müſſen wir annehmen, daß der chriſtliche Glaube überhaupt eine abſolute Waffe ſey, welche alle Hinderniſſe zu beſiegen im Stande iſt. Da aber auch Chriſtus ſagt: (Hob. 15, 5) „Ohne mich könnet ihr nichts thun,“ ſo müſſen wir annehmen, daß auch der Exorcismus nur durch die Kraft Chriſti gelingen könne, und daß ſomit die Gräber-Beſuche der Heiligen und die Betaſtung der Knochen, Schädel und Gewänder nicht nur überflüſſige, ſondern ſchädliche Dinge ſind, weil ſie das Volk von dem Glauben an den abziehen, von dem Petrus (Apg. 4, 12) ſagt: „Es iſt in keinem andern Heil, und iſt auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menſchen gegeben, darinnen wir ſollen ſelig werden, als allein der Name Jeſus.“ Dieß beweiſen auch die Apoſtel durch das Zeugniß ihrer Thaten; denn nur in ſeinem Namen trieben ſie Teufel aus, heilten Krankheiten und Seuchen und weckten die Todten auf. Warum iſt denn der gerade, lautere Weg der Wahrheit, den Chriſtus verordnete und die Apoſtel befolgten, verlaßen worden? Höret den Paulus, wie er diejenigen der Korinthergemeinde zurechtweißt, die unter ſich uneins bald dem Paulus, bald dem Apollo, bald dem Kephas den Primat ertheilten! Er ſagt: „Wie? Iſt Chriſtus ſchon zertrennet? Iſt Paulus für euch gekreuzigt? Oder ſeyd ihr auf Pauli Namen getauft? — Wer iſt denn Paulus? Wer iſt Apollo? Diener ſind ſie, durch welche ihr ſeyd glaubig geworden; Wie der Herr einem Jeglichen gegeben hat, das ſind ſie. Ich habe gepflanzet, Apollo hat begoſſen; aber Gott hat das Gedeihen gegeben. So iſt nun der da pflanzet, noch der da begießet, Etwas, d. h. ohne Werth, ſondern Gott, der das Gedeihen gibt.“ So hätte die Kirche von jeher ſprechen und handeln ſollen, wie hier Paulus, der alles Verdienſt von ſich abweißt; Chriſtus iſt der Herr aller Herren, der König aller Könige; Er iſt das Oberhaupt der Gemeinde, und alles Andere ſind ſeine Glieder; Er iſt der Erzhirte, und unter ihm ſind alle Hirten gleich; Er allein iſt der Meiſter, alles Andere

ſind Brüder und untereinander gleich; Er iſt der ewige Hoheprieſter, und durch ihn iſt der Opferdienſt aufgehoben, weil ſein Selbſtopfer ewiglich gilt; Er iſt der größte Prophet, und darum iſt keine andere Weiſſagung mehr nöthig; Er iſt der rechte Weinſtock; Jede Rebe, die nicht unmittelbar an ihm hängt und bleibet, verdorret und trägt keine Frucht; Er iſt aber auch der Richter, der zur Rechten Gottes ſitzt, und wahrlich auch von ſeiner Kirche einſt Rechenſchaft fordern wird, wer ſein Evangelium gepredigt, gelehrt und gehalten hat. Chriſtus ſagt einmal zu ſeinen Jüngern: In der Wiedergeburt, da des Menſchen Sohn ſitzen wird auf dem Stuhle ſeiner Herrlichkeit, werdet ihr auch ſitzen auf zwölf Stühlen und richten die zwölf Geſchlechter Iſrael.“ Alſo ein ſolches Loos iſt nur den zwölf Apoſteln zugeſagt, und darum fragt es ſich, ob die vielen Heiligen, welche die Kirche nach eigener Wahl gemacht, Chriſtus auch zu ſeinen Erwählten machen wird? Denn die Kennzeichen äuſſerer Heiligkeit, die in die Augen fallen, beweiſen nicht viel; dieſe aber der innern Heiligkeit, müſſen wir dem großen Herzenskündiger zur Prüfung überlaſſen. Das Recht der Canoniſation iſt ſehr zweifelhaft. Chriſtus iſt mit einem Wort der Sohn und das Wort Gottes ſelbſt, und ſein Name iſt über alle Engel und Heiligen eben ſo weit erhaben, als der Himmel über die Erde. Darum laſſet die Leiber eurer Heiligen in den Gräbern ruhen und ſtöret ihre Gebeine nicht; denn es wäre wahrlich ein ſchlimmes Loos für ſie, wenn ihre Geiſter an ihre Gräber gebannt wären. Weiſet vielmehr alles Volk auf den Namen deſſen hin, dem Gott alle Macht im Himmel und auf Erden gegeben hat.

Darinn liegt der innerſte Grund der chriſtlichen Religion, und ſo erkennt ihn der Proteſtantismus aus dem Evangelium. Hat die katholiſche Kirche ſich einen andern Grund gebildet, ſo mag ſie prüfen, wo die Wahrheit liegt.

Nun iſt noch die Betrachtung übrig, ob die erwähnten evangeliſchen Sätze ſich auch im praktiſchen Leben bewähren?

Ueber die Exiſtenz der Beſitzungen, und ihrer Fortdauer von Chriſti Zeit bis auf unſere Zeit kann nach dem, was Görres aus den Berichten aller Jahrhunderte und aller namhaften Länder, zum Theil aus authentiſchen Quellen, geſammelt hat, kein Zweifel mehr ſeyn. Auch hat die katholiſche Kirche dieſes Phänomen der Unnatur von jeher als ein einheimiſches betrachtet und für den Exorcismus beſondere Anordnungen getroffen. Sie war durch eine Menge von Erfahrungen und Erfolgen dazu berechtigt, und dieß um ſo mehr, als ſich in ihrem eigenen Schooße, ganze Heerde für dämoniſche Beſitzungen bildeten. Mit der Reformation iſt allerdings dieſes Phänomen nicht bloß in Vergeſſenheit gerathen, ſondern wie abſichtlich vernachläßigt worden. Theils durch die vielen Dogmereien verleitet, theils durch die Furcht, dem Aberglauben des Volks neue Nahrung zu geben, wurde die proteſtantiſche Kirche abgehalten, die evangeliſchen Sätze, welche Chriſtus für die Beſeſſenheit und ihre Heilung aufſtellt, näher zu prüfen. Wenn Chriſtus ſchon während ſeines Wandels auf Erden nicht nur eine Menge Beſeſſener ſelbſt heilt, ſondern auch ſeinen Jüngern den Auftrag gibt, Teufel auszutreiben, und dieß noch nach ſeiner Auferſtehung für alle Glaubigen beſtätigt, ſo müſſen wir es für ein Verſäumniß der proteſtantiſchen Kirche und für eine Indolenz ihres Glaubens halten, wenn ſie dieſem Gegenſtand ihre Aufmerkſamkeit entzieht. In Chriſtus können wir uns eine doppelte Abſicht denken, warum er öfters auf dieſes Phänomen zu reden kommt, erſtlich um die Kirche zur Nachfolge zu bewegen, ſolche unglückliche Menſchen von der Plage der böſen Geiſter zu befreien, zweitens die Kraft ſeines Namens zu offenbaren und ihn im Siege über das dämoniſche Reich zu verherrlichen. Leider hat die proteſtantiſche Kirche dieſe doppelte Abſicht noch nicht tief genug gefühlt, und die rationaliſtiſche Wucherpflanze, die ſich noch in vielen Verſchlingungen an den Mutterſtamm anſetzt, noch nicht genug ausgerottet. Es liegt noch ein polizeilicher Bann auf dem Exorcismus; Und unter dem Vorwand, dem Aberglauben zu ſteuern, wird die Hülfe für ſolche Unglückliche verpönt, wie bei den Phariſäern das Heilen am Sabbath. Gewöhnlich ſind es mehr Laien als Geiſtliche, die einen Beruf dazu in ſich fühlen; Es ſind meiſtens einfache, kräftige Männer aus dem Volke, aber voll Glauben, im Namen des Herrn dem dämoniſchen Reiche die Spitze zu bieten, und ſiehe da, gar oft gelingt es.

Dr. Kerner in Weinsberg gab zwei Schriften über die Beſeſſenheit heraus. Von vielen Unglücklichen der Art, welche bei ihm Hülfe ſuchten, gibt er kurze Notizen und führt die charakteriſtiſchen Kennzeichen der Beſitzung an. Einem in dieſem Dinge bewanderten Mann aus dem Volke, der ſchon frühere Proben ſeiner exorciſtiſchen Kraft gegeben, übertrug er die Behandlung. Dieſer Mann gehörte in diejenige Kategorie von Männern, welche zwar einen unbedingten Glauben an den Namen Jeſu haben, aber keinen geordneten Lebenswandel führen. In Kerners Hauſe und unter ſeiner Aufſicht gelang es dieſem Manne, unter neun Beſeſſenen, fünf durch magiſche und magnetiſche Behandlung, von ihren vieljährigen Leiden ſchnell zu befreien.

Hier ſprechen nun auch Thatſachen, nicht aus alten Kloſterberichten, ſondern aus der neueſten Zeit, welche von allen Seiten noch eine Nachfrage zulaſſen. Dreierlei Ergebniſſe liegen darin: 1) daß kein geweihtes Prieſterthum, keine heiligen Gräber und Reliquien zum Exorcismus nöthig ſind; 2) daß blos dem vollen Glauben und Befehl im Namen des Herrn, der günſtigſte Erfolg zuzuſchreiben iſt, und 3) daß es auch ſolchen Gläubigen, die Jeſu nicht nachfolgen, vielmehr von einem heiligen Wandel weit entfernt ſind, gelingen kann, — ein Beweiß, daß die heilige Kraft dem Namen Jeſu inwohnt, welche, wenn ſie vom Glauben entbunden wird, jedesmal den Sieg davon trägt.

Wenn es ſchon befremdend iſt, daß Görres dieſe neuere Vorgänge, welche nicht nur eine Modifikation, ſondern eine umgekehrte Abſicht in ſeine Urtheile bringen, geradezu vorübergeht, ſo iſt es noch weit befremdender, daß er auch das große

Gaßnerſche Phänomen, das in den Jahren 1774 bis 1777 am katholiſchen Horizont wie ein Komet erſchien, und an Glanz, Größe, Pracht und Rhytmus der Bewegung Alles übertraf, was früher beobachtet wurde, gar nicht berührt. Da dieſes Phänomen ganz geeignet iſt, uns in die geheime finſtere Tiefe der Unnatur zu führen, anderſeits die Allgewalt des Namens Jeſu Chriſti in ihrem Glanzpunkte zu zeigen, ſo will ich, da mir eine große Sammlung gedruckter Abhandlungen aus jener Zeit und über jenen Gegenſtand zu Gebote ſteht, einige Notizen zur Vergleichung mit Görres hier beifügen. Uebrigens verweiſe ich zu näherer Verſtändigung auf das Archiv für den thieriſchen Magnetismus, wo im achten Bande, erſtes und zweites Stück, und im neunten Bande, zweites und drittes Stück, das Gaßnerſche Phänomen ausführlicher beſprochen iſt.

Um uns einigermaßen über die Perſönlichkeit dieſes Prieſters, ſein Verhalten, ſeine exorciſtiſche Wirkſamkeit, und das Aufſehen, das er nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in den benachbarten Ländern erregte, zu orientiren, finden ſich in meiner Sammlung die Briefe von einem Abt Bourgeois aus Donzdorf in Würtemberg an ſeinen Bruder in Luxenburg, aus welchen ich die ſich hieher beziehenden Stellen ausziehe. Dieſer Abt reiſte im April 1775 mit der gräflichen Familie Rechberg nach Ellwangen, war nicht nur Augenzeuge der Gaßnerſchen Operationen, ſondern hatte auch perſönlichen Umgang mit ihm.

„Peter Gaßner war Pfarrer zu Klöſterle im Biſthum Chur. Von vielfachen Leiden gequält, wofür er keine Hülfe fand, bat er Gott um ein Mittel. Nach dem Meßopfer eröffnete er von ungefähr ein exorciſtiſches Buch. Der Gedanke kam ihm, ob in ſeinem Uebel nicht auch etwas Unnatürliches ſeyn könnte. Nach wiederholten exorciſtiſchen Verſuchen gelang es ihm ſich zu befreien. Den gleichen Erfolg hatte ſein Exorcismus auch bei Andern. Nach mehreren Jahren war ſein Ruf gegründet und es ſtrömte aus weiter Ferne eine Menge Kranke zu ihm. Der Biſchof von Ellwangen und Regensburg, welcher ſeit einigen Jahren blind war, erbat ihn ſich von dem Biſchof von Chur, nahm ihn als Hofkaplan in ſeine Dienſte und ſtellte ſeine Wirkſamkeit unter ſeinen Schutz. Er räumte ihm einen großen Saal zu ſeinen Operationen ein, welcher aber für den täglichen Zulauf der Kranken und Neugierigen viel zu klein war. Unter den Fremden, deren Zahl ſich manchmal bis auf 1500 belief, befanden ſich Viele vom höchſten Range. Immer waren zugleich 4—5 ſowohl katholiſche als proteſtantiſche Aerzte zugegen, welche mit der größten Aufmerkſamkeit Alles beſichtigten, durch Berührungen ſich überzeugten, und, gleich den übrigen Zuſchauern, die erſtaunlichen, auſſerordentlichen Veränderungen bewunderten, welche dieſer Mann durch ſeine Befehle im Körper der Kranken hervorbrachte. Wenn der Prieſter den Kranken vornimmt, ſo ſieht man weder täuſchende Vorſtellung noch prahleriſches Großthun; Alles iſt einfach und gleichförmig. Alles geht vor den Augen, beſonders der hohen Standesperſonen vor ſich, die im Kreiſe herumſitzen. Ein Actuarius muß die merkwürdigen Vorgänge protokolliren. Die Procedur iſt folgende:

Die dem Prieſter vorgeſtellte Perſon kniet nieder; Er fragt ſie über die Gattung und Umſtände ihrer Krankheit. Hat er ſich genug erkundigt, ſo ſpricht er einige Worte des Vertrauens an ſie und ermahnt ſie, ihm innerlich beizuſtimmen, daß Alles geſchehe, was er befehle. Iſt Alles ſo vorbereitet, ſo ſpricht er in lateiniſcher Sprache: „Wenn in dieſer Krankheit etwas Unnatürliches iſt, ſo befehle ich im Namen Jeſu, daß es ſich ſogleich wieder zeigen ſolle.“ Oder er beſchwört den Satan in Kraft des allerheiligſten Namens Jeſus, die nämlichen Uebel, womit dieſe Perſon behaftet iſt, auf der Stelle hervorzubringen. Zuweilen erſcheint das Uebel ſogleich, und alsdann läßt er Alles nacheinander kommen, gleichſam ſtufenweiſe und nach Maaßgabe der Stärke, in welcher der Patient ſein Uebel früher hatte. Dieß Verfahren nennt der Prieſter den Exorcismum probativum, um zu erfahren, ob die Krankheit unnatürlich oder natürlich iſt, und zugleich hat er die Abſicht, durch dieſe Uebereinſtimmung der Erſcheinungen mit ſeinen Befehlen, das Vertrauen der Kranken zu vermehren und allen Anweſenden die Kraft des heiligen Namens Jeſus offenbar zu machen. Wenn ſich das Uebel auf den erſten Befehl nicht zeigt, ſo wiederholt er denſelben immer ſteigend, wohl bis zehnmal. Erfolgt keine Wirkung, ſo verſchiebt er dieſe Perſon bis auf eine andere Zeit, oder er ſchickt ſie ganz zurück, mit der Aeuſſerung, ihr Uebel ſey natürlich, oder ſie habe nicht genug Vertrauen.

Erſcheint das Uebel auf den erſten Befehl, ſo läßt er die Zufälle etliche Minuten fortdauern, dann wieder verſchwinden und wieder kommen. Iſt der Kranke von der Urſache des Uebels und der Kraft des Mittels überzeugt, ſo muß er, ſich künftig ſelbſt zu helfen, in ſeiner Gegenwart die Probe machen. Zu dieſem Zweck befiehlt er der Krankheit wieder zu kommen, und nun muß der Kranke durch einen entgegengeſetzten Befehl im Namen Jeſu den Ausbruch verhindern, oder, wenn der Anfall ſchon da iſt, ihn vertreiben. Solches habe ich geſehen und die Kranken ſtimmen damit überein. Uebrigens trifft dieß nicht bei allen Patienten zu.

Gaßner will kein Wunderthäter, ſondern nur Exorciſt ſeyn. Er wirke keine Mirakel, ſondern gebrauche blos das von Jeſu befohlene und von der Kirche gutgeheißene Mittel gegen die unnatürlichen Krankheiten. Diejenigen, welchen die Lebendigkeit des Glaubens mangle, könne er nicht heilen. Schon die Annahme, daß das Uebel ein natürliches ſey, verhindere die Wirkung des Exorcismus. Alle natürlichen Krankheiten weiſt er den Aerzten zu.

Uebrigens muß man dieſen Mann nicht aus ſeinen Reden, ſondern aus ſeinen Wirkungen beurtheilen.

Ich müßte ein ganzes Buch ſchreiben und mehr Muße haben als wirklich, wenn ich dir Alles erzählen wollte, was ich von Augenzeugen erfuhr. Ich gebe nur das, was ich ſelbſt ſah, und von dieſem nur das Merkwürdige.

Ich mache den Anfang mit zwei jungen Mädchen von verſchiedenen Orten, welche ihrer beſondern Zufälle wegen genöthigt waren, das Kloſter zu verlaſſen. Beide wurden gleich den andern Tag nach meiner Ankunft excorſirt, Eine Vor- die Andere Nachmittags.

Die Erſte lag bei den Füßen des Herrn Gaßners, welcher bei den gewöhnlichen Vorfragen mit einer gemäßigten Stimme, wie er gewöhnlich zu thun pflegt, ſagte: Agitetur brachium sinistrum, und ſogleich war der Schmerz auf dem Geſichte des Mädchens zu leſen, ihr Athem wurde ſchwer und unterbrochen; der linke Arm und die Finger fiengen an ſich zu verdrehen, ſteif zu werden und verblieben auch in dieſem Zuſtande, bis er das Gegentheil befahl. Sobald er geſagt: „Cesset ista agitatio.“ verſchwand alle Erſchütterung, und der Arm kam in ſeine natürliche Lage. Nach dieſem befahl er, daß die Gichter den rechtem Arm, Fuß und die ganze rechte Seite ergreifen und die Kranke bis zur Erde ziehen ſollten, was ganz ſo erfolgte. Alsdann befahl er, daß ſie vom kalten Fieber befallen werden ſollte. Es geſchah, die Hände wurden eiskalt, ſie zitterte, die Zähne klapperten. Nun befahl er, das hitzige Fieber ſolle kommen, es kam ebenfalls nach dem Zeugniß dreier Aerzte, welche eben erſt angekommen waren und ihr die Hände und den Puls in beiden Zuſtänden befühlten.

Nach dieſem befahl er, die Patientin ſolle an den lachenden Gichtern, dann von den traurigen und melancholiſchen, ferner von dem Aberwitz zu ſingen und zuletzt von Gewiſſenszweifel befallen werden. Auf den erſten Befehl folgte ein überlautes Lachen, auf den zweiten Seufzen und Weinen, auf den dritten ſang ſie einige Hymnen und Pſalmen, und auf den vierten ſagte ſie ſeufzend: ſie müße verdammt werden, ſie müße beichten. Nachdem der Excorſiſt ſie wieder zu ſich gebracht hatte, fragte er ſie, ob ſie noch beichten wolle, worauf ſie mit Lachen antwortete, ſie hätte keine Luſt dazu.

Nach dieſem befahl er, ſie ſolle zornig werden und gegen ihn einen Widerwillen faſſen. Alsbald war das Wuthfeuer in ihren Augen, ſie ſchnalzte auf ihn zu und knirſchte mit den Zähnen, ſtreckte die Arme auseinander, als ob ſie Alles zerreißen wollte.

Weiter befahl er, daß der Puls am rechten Arm ſchwach und kaum fühlbar, am linken Arm hingegen ſtark und geſchwind gehen ſollte. Die Leibärzte befühlten rechts und links den Puls und befanden die Sache alſo. Der Garniſons-Arzt von Würzburg beſtätigte das Gleiche.

Zuletzt befahl er, daß ſie einer ſterbenden Perſon ähnlich werden ſollte. Nun fiel ſie einigen Perſonen in die Arme, alle Glieder ſtreckten ſich und wurden ſteif. Da die Augen und der Mund geſchloſſen waren, ſo befahl Herr Gaßner, um das Bild des Todes vollkommener darzuſtellen, auf lateiniſch: die Naſe und der Mund ſollen ſich öffnen, die Naſe lang und ſpitzig werden.

Auf 3 und 4malige Wiederholung dieſes Befehls fiengen Augen und Mund an, ſich halb aufzuthun, wurden ſtarr und unbeweglich, die Naſe zog ſich in die Länge und wurde ganz ſpitzig; ſie blieb einige Zeit in dieſem Zuſtande, und kam dann augenblicklich auf das Wort des Herrn Gaßners wieder zu ſich.

Nachmittags erſchien das zweite Mädchen, das von Heidelberg war. Da dieſes Mädchen an ähnlichen Gichtern litt, ſo ließ Herr Gaßner noch mit größerer Stärke die Zufälle kommen; auſſerdem machte er ſie taub, daß ſie auf einige laute Fragen nicht antworten konnte; darauf befahl er, ſie ſollte blind werden. Bald ſtieß ſie einen ſchreckvollen Schrei aus, ſie wolle ihr Geſicht nicht verlieren, was ſie aber auf der Stelle wieder erhielt. Als mit dieſem Mädchen alles vorüber war, erkundigte ich mich bei einem Profeſſor der Medicin in Heidelberg, welcher auch gegenwärtig war, ob er dieſe Perſon kenne? Er ſagte mir, er kenne ſie wohl, er habe ſie lange in der Kur gehabt, ohne ſie heilen zu können.

Auf meine Frage, ob ſie dieſe Zufälle ſchon früher gehabt hätte, antwortete er mit Ja. So iſt denn in allem dieſem kein Betrug noch Verſtellung, verſetzte ich, worauf er mit großer Ernſthaftigkeit erwiederte: Ganz und gar nicht. Ich wandte mich darauf zu dem Mädchen ſelbſt und fragte, ob ſie wüßte, was mit ihr vorgegangen ſey, während ſie bei den Füßen des Herrn Gaßners gelegen ſey und ſie ſo viel gelitten hätte? Sie erwiederte, daß ſie größtentheils nicht bei ſich ſelbſt geweſen ſey; hätte zwar manchmal einige Schmerzen empfunden, aber nicht viel gelitten.

Den andern Tag meines Aufenthalts trug ſich eine Begebenheit zu, die mich noch am meiſten überzeugte.

Eine wegen ihres Verſtandes und gottſeligen Wandels ſehr ſchätzbare und mir wohl bekannte Dame, war ſeit einigen Jahren mit häufigem Kopfweh, heftigen Lendenſchmerzen, auſſerordentlichen Hitzen und öfteren Anfällen von Melancholie gequält, ſo daß ſie beim Alleinſeyn immer weinte. Dieſe Dame ward gerade zu der Zeit, mit dem Grafen, ihrem Gemahl, von dem Hofmarſchall zum Mittagsmahl mit Herrn Gaßner eingeladen. Sie befand ſich dazumal ſehr wohl, und hatte ſchon einige Zeit nichts von ihren Anfällen geſpürt. Nach dem Eſſen zog ſie ſich mit ihrem Gemahl und Herrn Gaßner in ein nächſt gelegenes Zimmer zurück. Nachdem Gaßner ſich um ihre Umſtände erkundigt hatte, ließ er ſogleich nacheinander alle die Uebel kommen bis zur Melancholie, worauf das Weinen erfolgte. Nun ließ er Alles verſchwinden und lehrte ſie, es ſelbſt zu vertreiben. Solches habe ich aus dem Munde des Grafen und der Gräfin. Was ich die zwei andern Tage Merkwürdiges ſah, waren beſonders die erſchrecklichen Gichter einer Fräulein von 50 Jahren, welche ſchon 9 Tage in Erwartung ihrer Geſundheit mit 8 Pferden ſich in Ellwangen aufhielt. Nach gegebenem erſten Befehl des Herrn Gaßner wandte ſie ſich unverſehens auf den Knieen gegen die Zuſchauer um, murmelte ganz ſchnell einige Worte durcheinander, ſteifte die Arme, verdrehte die Augen mit einem ſo häßlichen, grimmigen Geſicht, daß die Frau Gräfin von Rechberg, welcher ich an der Seite ſaß, das Geſicht abwenden mußte.

Noch ärger war es, als er ihr zu ſchreien befahl, das war ein gräuliches Mordgeſchrei. Nach dieſem fing ſie an zu ſingen, und ſpielte mit den Händen, darauf ließ er ſie ſingend etlichmal in dem Saal herumgehen, wobei ſie die Füße dermaßen verdrehte, daß die Ferſen an der Stelle des Vorfußes ſtanden. Was mir am merkwürdigſten ſchien, war der Befehl, daß die Gichter in die auf den Tiſch gelegten Hände fahren ſollten, zuerſt in die ganze Hand, dann in alle Finger, dann bald in dieſen, bald in jenen Finger mit Krümmung und Steifigkeit, welche ich durch Berührung unterſuchte.

Ebenſo machte Gaßner während unſeres Aufenthalts eine Bäuerin, ein Unterthans-Weib des Grafen von Rechberg geſund. Dieſes Weib hatte von langer Zeit her den Aberwitz, ſich häufig den Kopf zu entblößen, die Haare auszureißen und das Angeſicht zu zerſchlagen. Dieß Alles kam auch in Ellwangen zum Vorſchein, aber von dieſer Zeit an befindet ſie ſich wohl, ohne mehr ſolche Zerrüttungen zu empfinden.

Nun dünkt mich, es ſey genug geſagt und du wirſt Urſache haben, mit meiner Erzählung zufrieden zu ſeyn. Die beiden letztern Briefe überſchicke dem P. Deſeller, welcher, nachdem er den erſten Brief geleſen, ſich des Rechts der Freundſchaft über mich gebraucht, um mir Vorwürfe theils wegen meines Stillſchweigens, theils wegen der übergroßen Leichtgläubigkeit, die ich ſeiner Meinung nach in dieſer Geſchichte zeige, zu machen. Ich entſchuldige ihn, denn ich dachte, wie er, ehe ich nach Ellwangen kam. Die Dinge ſind freilich ſeltſam, aber kann ich läugnen, geſehen zu haben, was wirklich, und ſo nahe vor meinen Augen geſchehen iſt, und über welches ſo viele verehrungswürdige Perſonen und ſelbſt die erleuchtetſten Leibärzte von verſchiedenen Ländern einſtimmig ſind!“

Dieß iſt das Bild von dem Verfahren Gaßners im Allgemeinen, das aber im Beſondern, auf die vielfältigſte Weiſe modificirt, ſich wiederholt hat.

Fragen wir nach den Zeugniſſen ſeiner Wirkſamkeit, ſo dürfen wir nur die Protokolle, die über ſeine Operationen geführt wurden, durchgehen.

In Ellwangen wurde dem Pfr. Gaßner ein großer Saal eingeräumt. Alle Honoratioren hatten Zutritt. Von den ſich meldenden Kranken wurde eine Liſte verfertigt, nach welcher ſie der Reihe nach vorgenommen wurden. Ein Aktuar wurde beſtellt, welcher die Namen der Kranken, die Beſchaffenheit der Krankheiten, das Verfahren Gaßners mit allen Fragen und Geboten, und das Benehmen des Kranken während des Exorcismus protokolliren mußte. War die Sitzung zu Ende, während welcher 4—10 Kranke vorkommen konnten, ſo unterſchrieb ein Theil der Anweſenden, meiſtens die Aerzte und andere Perſonen von Stande, eigenhändig die Wahrheit der aufgezeichneten Fälle.

Die 30 Kuren, welche in meiner Sammlung aus dem Ellwanger Protokoll extrahirt ſind, ſind von 140 Zeugen unterſchrieben, worunter Fürſten, Grafen, Barone, Beamte Aerzte und Geiſtliche ſind.

In Regensburg ernannte der Fürſt Biſchof eine Kommiſſion von 4 Mitgliedern, beſtehend aus dem Conſiſtorial-Direktor Dillner, dem geiſtlichen Rath Brugger, dem Medikus Zollner und dem Medikus Winkler, welche bei allen Operationen, welche genau protokollirt wurden, anweſend ſeyn mußte.

In den eilf extrahirten Fällen, wobei aber die Nummern bis auf 375 im Protokoll gehen, ſind außer den Kommiſſarien noch 19 Zeugen theils genannt, theils unterſchrieben, überhaupt aber iſt bemerkt, daß den Operationen mehrere hundert Augenzeugen anwohnten, worunter ſehr Viele von Diſtinction ſich befanden. Beſonders merkwürdig iſt der 29. Auguſt 1775, wo ſich vier Profeſſoren von der Univerſität Ingolſtadt aus verſchiedenen Fakultäten einfanden: 1) Herr Sattler, Procancellarius und Lehrer der Theologie, 2) Herr Prugger, Lehrer der juridiſchen Fakultät, 3) Herr Gabler, Lehrer der Phyſik, und 4) Herr Levelin, Lehrer der Anatomie. Dieſe Profeſſoren beobachteten fünfmal die Operationen, und ihr öffentlich ausgeſtelltes Zeugniß beſtättigt die auſſerordentlichen Wirkungen dieſes Prieſters. Levelin ſchrieb noch vor ſeiner Abreiſe an den D. von Hemburg in Wien folgenden Brief:

„Le Professeur Cevlin d'Ingolstadt, presente ses respects à Monsieur de Hombourg, l'assurant, que je vus en presence de son Excellence le Comte de Schallenberg des choses, quae secundum meum intellectum superant omnem scientiam humanam. Je ne puis vous decrire, ce que je vus, et je ne puis pretendre, que vous le croyes sans l'avoire vu. Jl est tout vrai et je confesse trés volontiers, quod illi sacerdoti Gassner ad nutum sine tactu imperium absolutum sit in systema nerveum. Horribilia ad nutum producit, et unico verbo „cesset“ evanescunt ad momentum. Repetitis vicibus pulsum produit intermittentem, saepius momentanae evanescentem. Exploravi pulsum et inveni veritatem imperantis Sacerdotis, in quo non est dolus, et qui homo est sincerrimus.“

In Sulzbach, wohin ſich Gaßner auf Einladung der Frau Pfalzgräfin von Zweibrücken begab, geſchahen alle Operationen in Gegenwart der Frau Pfalzgräfin, der hohen Regierung und anderer Standesperſonen. Sieben, [illegible] ſind eigenhändig von der Frau Pfalzgräfin unterſchrieben, unter welchen ihre eigene Heilung an Blindheit des linken Auges und an Schwäche eines 9 Jahre vorher gebrochenen Fußes, die ſie am Gehen hinderte, zuerſt vorkommt. Die Zahl der innerhalb 14 Tagen ins Protokoll eingetragenen Kranken beläuft ſich auf 205 Nummern. Es muß aber hiebei bemerkt werden, daß nur die merkwürdigern, nicht die leichtern Fälle aufgenommen ſind. Das ganze Protokoll, das nun auch vollſtändig in meiner Sammlung ſich befindet, wurde gleich nachher durch den Druck bekannt gemacht, war aber ſo bald vergriffen, daß D. Schleiß gleich eine neue Auflage veranſtaltete. Es iſt dieß ein wichtiger Umſtand, weil faktiſche Unrichtigkeiten auf der Stelle von den vielen Augenzeugen hätten gerügt werden können.

Die vielen einzelnen Zeugniſſe, die von Klöſtern, in welchen Gaßner Kranke heilte, und von Privat-Perſonen ausgeſtellt ſind, übergebe ich, da ſie der Sache doch nicht mehr Gewicht geben können.

Eine zweite Frage iſt: wie groß mag wohl die Zahl der geheilten Kranken ſeyn?

In der Kirchengeſchichte von Ph. Jak. von Huth zu Deſendorf ſteht unter der Rubrik „Auffallende Heilungen des Pfr. Gaßner“ folgende Angabe: „Eine unglaubliche Menge eilte dem Wundermann zu. Nach Ellwangen gingen über zwanzigtauſend Preſthafte. Im Juli 1775 warteten ungefähr dreitauſend Patienten zu Regensburg auf die Hülfe Gaßners.“

Dieſe unſichern Summen, wovon ein großer Theil Neugieriger abgeht, kann wohl kein Maaßſtab ſeyn. Sicherer iſt der Maaßſtab, der aus dem Sulzbacher Protokoll genommen wird, das innerhalb 14 Tagen 205 Nummern enthält, wo ſomit auf einen Tag nicht ganz 15 Patienten kommen. Reduciren wir dieſe Zahl im Allgemeinen nur auf 12 Perſonen täglich, ſo erhalten wir für einen Monat die Summe von 360 Patienten, und dann läßt ſich folgender Ueberſchlag machen.

Die Periode der öffentlichen Wirkſamkeit Gaßners umfaßt drei Jahre, nämlich vom Anfang Novembers 1774 bis Ende Oktobers 1777, wo wahrſcheinlich die letzten Operationen in Ellwangen ſtatt fanden, wohin Gaßner ſich wieder zurückzog, ehe er die Pfarrei Bondorf antrat. Wenigſtens finden ſich noch einige Kuren im Ellwanger Protokoll vom 21. Oktober 1777 angegeben. Rechnen wir nun von den drei Jahren oder von 36 Monaten 3 Monate ab, welche auf die Reiſen und Pauſen gehen, ſo bleiben für ſeine Wirkſamkeit noch 33 Monate übrig. Wird nun der Monat zu 360 Kranken berechnet, ſo reicht die Summe nahe an 12,000 Perſonen. Ziehen wir davon etwa den ſechsten Theil ſolcher Kranken ab, welche ungeheilt entlaſſen wurden, ſo bleibt immer noch die enorme Summe von 10,000 geheilten Kranken übrig.

Görres hebt zwar unter den gleichen Wunderthätern den Abt Bernhard von Clairvaux beſonders hervor, und es mag ſeyn, daß er auch unter die Rüſtzeuge gehört, welche der Herr zu ſeinen Zwiſchenoffenbarungen wählt, um die Kraft ſeines Namens zu verkünden und den mattwerdenden Glauben aufs neue zu beleben: aber ſo juridiſch genau ſind jene Heilungen nicht, wie bei Gaßner. Wir wiſſen ja, daß das convex geſchliffene Augenglas des Pöbels Alles, was ihm wunderbar ſcheint, in's Unendliche vergrößert, und daß die hintennach kommende Apologeten, welche gleiche Luſt zum Wunderbaren haben, alle die rauhen Flecken des Lebens ſolcher Wundermänner ſo glatt poliren, daß Alles mit Glanz und Glorie überzogen wird. Bei Gaßner entſcheiden die Protokolle in öffentlichen Verhandlungen mit den Namen der Kranken, Angaben der Krankheiten und ihrer Heilungen, und den Unterſchriften der gültigſten und angeſehenſten Zeugen. Dem Abt Bernhard war ein langer Zeitraum zu ſeinen Thaten vergönnt, dem Pater Gaßner nur der kurze Zeitraum von 3 Jahren, nach deren Verlauf kaiſerliche und päbſtliche Verbote ſeine Operationen unterbrachen; und nun iſt die Frage, ob Bernhard innerhalb gleicher Zeit eben ſo viele Heilungen bewirkt hat, als Gaßner? Abt Bernhard klagt zwar in ſeinen Conſiderationen bei dem Pabſt Eugenius über das Verderben der Kirche, aber dieſe Kirche traf dazumal noch kein inneres Zerwürfniß; Pater Gaßner hingegen ſtand neben der Reformation, und es war wirklich einer der bedeutenderen Vorwürfe, die ihm ſeine Kirche machte, daß er bei den Proteſtanten ſo groſſes Aufſehen errege. Denn eben die Proteſtanten, Beamte, Aerzte, Geiſtliche, welche ſeinen Operationen anwohnten, und ſie prüften, waren auch ſeine Apologeten zum Theil in öffentlichen Abhandlungen, weil ſie die reine evangeliſche Glaubenskraft im Namen des Herrn aus ihm wirken ſahen, wie Chriſtus ſagt: Wer an mich glaubt, aus deſſen Leib werden Ströme des lebendigen (geſund machenden) Waſſers fließen.

Betrachten wir die angegebene Summe geheilter Kranken, ſo iſt der Einwurf natürlich: Wie es möglich ſey, daß ſo viele Beſeſſene, faſt lauter Katholiken, ſich in einen ſo kurzen Zeitraum und nur aus wenigen Ländern in ſo gedrängter Maſſe aufhäufen, und daß hinter die anſcheinend natürlichen Uebel und Krankheiten immer Dämonen ſich verſtecken: Aber auch hier gibt das Evangelium die beſte Auskunft.

Ein treffendes Beiſpiel finden wir an dem contracten Weibe, das achtzehn Jahre zuſammengekrümmt war und von Jeſu geheilt wurde, mit der Aeuſſerung gegen die Phariſäer, Luk. 13, 16: „Sollte nicht gelöſet werden am Sabbath dieſe, die doch Abrahams Tochter iſt, von dieſem Bande, welche Satanas gebunden hatte nun wohl achtzehn Jahre?“ So heilte Gaßner den Grafen Tauber aus Frankreich, welcher eine Reiſe von 200 franzöſiſchen Meilen zu Gaßner machte, in Sulzbach vollſtändig an einer vierzigjährigen Gicht. Die merkwürdige Geſchichte ſeiner Heilung ſteht unter Nro 148 den 20. September 1775 im Sulzbacher Protokoll. Kann nun der Satan ein Weib durch eine Contractur 18 Jahre binden, ſo kann er auch einen Mann mit 40jähriger Gicht peinigen. War es Zulaſſung Gottes, daß der Satan den frommen Hiob mit böſen Geſchwüren von der Fußſohle bis zum Scheitel ſchlagen durfte, ſo iſt kein Grund vorhanden, dieſer Zulaſſung Gränzen zu ſetzen. Dahin deutet auch die wichtige Stelle, 1 Kor. 5, 5: in welcher Paulus den Beſchluß faßt: „den Sünder dem Satan zu übergeben zum Verderben des Fleiſches, damit der Geiſt ſelig werde am Tage des Herrn Jeſu.“ Das Verderben des Fleiſches ſchließt alle leibliche Uebel, Schmerzen und Krankheiten in ſich; Und ſo ſehen wir, daß der Satan allerdings Schmerzen und Krankheiten aller Art erregen kann, aber freilich nur unter der Bedingung, daß entweder der apoſtoliſche Geiſt, welchen Paulus vom Herrn empfangen hatte, es beſchließt, oder daß Gott überhaupt es zuläßt, wobei aber immer die weiſe Abſicht hervorleuchtet, daß durch leibliche Abbüßungen der menſchliche Geiſt möge gereinigt und geläutert werden, um ſich noch zur Seligkeit tüchtig zu machen. Der wahre Sinn dieſer Stellen mag wohl auch in Gaßner gewirkt und ihn beſtimmt haben, in allen Uebeln und Krankheiten den Exorcismum probativum anzuwenden; und faſt immer entſprach der Erfolg ſeiner Erwartung.

Gegen dieſen Mann, der dem dämoniſchen Reiche ſo offenbaren Abbruch that, konnte der Feind, der im Finſtern ſchleicht, ſeine Tücke nicht verbergen.

Einerſeits konnte die damalige Aufklärungsepoche, welche, von der Regierung des Kaiſers Joſeph begünſtigt, in Theologie und Wiſſenſchaft eindrang, keinen ſolchen Wundermann dulden. Anderſeits konnte die katholiſche Kirchen-Autorität ein in Grundſätzen und Methode ſo abnormes Verfahren nicht gutheißen. Und ſo kam es, daß von erſter Seite Reichsedicte, und der damals durch Semmler repräſentirte Rationalismus ſich gegen ihn erklärten, von der andern Seite aber biſchöfliche Verbote, erzbiſchöfliche Hirtenbriefe und zuletzt päbſtliche Dekrete gegen ihn ergiengen. Beide Parteien kamen in dem Machtſpruch überein: die Gaßnerſche Sache müße ohne alle Prüfung verworfen werden. Die erſte Partei ſagt: Was der Vernunft widerſtreitet, könne und dürfe nicht wahr ſeyn. Die andere ſagt: Was von dem Anſehen der Kirche abweicht, könne und dürfe nicht wahr ſeyn. Jene ſetzt die Vernunft, dieſe die Tradition an die Stelle des Evangeliums.

Leibarzt Dr. Schleiß machte dem Dr. Semmler in einem öffentlichen Sendſchreiben den Vorſchlag, eine Commiſſion aus proteſtantiſchen und katholiſchen Theologen und Laien zu wählen, um die Gaßneriſche Sache genau zu prüfen, wozu Gaßner zur Ehre Gottes erbötig ſey. Dieſe Commiſſion kam nicht zu Stande; Warum? Weil das Dogma ſich über alle Thatſachen des Glaubens erhebt.

Und ſo iſt es auch auf der andern Seite. Die Hirtenbriefe und päbſtlichen Dekrete haben nie gefragt und geprüft: Was hat Gaßner wirklich geleiſtet? Wer ſind die geheilten Kranken? Wer ſind die Zeugen der Thatſachen? Sind die Heilungen wahr, die in den Protokollen ſtehen, ſo bringen ſie die ganze Cleriſei zum Schweigen, und die Frage nach dem Anſehen der Kirche und dem römiſchen Rituale iſt völlig untergeordnet.

Gaßner war ein reiner und frommer Prieſter, was, wie die Kirchengeſchichte von Huth erzählt, ſelbſt ſeine Feinde nicht in Abrede zogen. Er hatte bei ſeinen Heilungen nichts vor Augen, als das einfache Evangelium, und dieß iſt doch wohl die Mutterquelle aus der wir alle ſchöpfen. Ihm konzentrirte ſich die ganze Welt im Evangelium, und das Evangelium im Namen Jeſus. Das Licht ſeines Glaubens an dieſem Namen wurde zur heiligen Flamme, die nun auch die Kraft des Namens in ſich aufnahm, mit der er dem ganzen dämoniſchen Reich unbedingt gebieten konnte. Er war durchdrungen mit Herz und Geiſt von dieſer einzigen Wahrheit, die alle Andern in ſich ſchließt. Darum wurde das Organ dieſer Wahrheit; Sie gebot über ihn, er nicht über ſie.

Und nun zur Anwendung. Die Gaßneriſche Geſchichte iſt für den Exorcismus die wichtigſte, ja die Krone von Allen, die bekannt ſind. Auffallende Erſcheinungen der Art, führt zwar Görres aus frühern Jahrhunderten auch an, und beſonders bietet die Geſchichte der 18 Jungfrauen, theils Nonnen, theils Mägde von Auxonne manche Aehnlichkeit mit der Gaßneriſchen Operation dar, aber in Hinſicht der Macht der Befehle, — der Methode, welche allein auf das Vertrauen des Herrn hinweißt, der unbedingten Herrſchaft über alle Syſteme des Leibes und über das Bewußtſeyn der Seele, der Menge der Heilungen, der Ausdehnung nicht blos auf ſolche, deren Beſeſſenheit entſchieden iſt, ſondern auf die leiblichen Uebel und Krankheiten ſteht die Gaßneriſche Geſchichte einzig da; Daher muß es befremden, daß Görres ſie mit keiner Sylbe berührt. Wenn Görres freilich uns überall die Galle der Heiligen vor die Augen zu rücken, und die Reliquien zu Ehren zu bringen ſucht, ſo iſt allerdings die Gaßneriſche Geſchichte eine ſtarke Oppoſition dagegen; Denn in den 300 Fällen, welche vor mir liegen, kommt auch nicht einmal vor, daß er die Heiligen angerufen habe. **Alles geſchah in Kraft des heiligen Namens Jeſus, wie das Evangelium verlangt** und der Herr verordnet hat. **Das Auſſerordentliche nun, was Gaßner mit dieſem Namen leiſtete, läßt mit vollem Recht ſchließen, daß jene traditionelle Zuſätze unnütz, eitel und** überflüſſig ſind.

Und ſo ſcheint es, der Herr habe dieſen **Mann erkoren, um ſeiner Kirche die ausſchließliche Kraft des Evangeliums von der ſtärkſten Seite recht anſchaulich zu machen, — aber die Kirche verwarf ihn.**

X.

Der Thierbändiger van Amburgh

und die Hauptgründe ſeines beſondern Talentes.

„Iſaak van Amburgh ward im Juli 1811 in einer kleinen Stadt der Grafſchaft Ducheß im Staate Kentucky geboren. Undurchdringliche Wälder und ungeheure Weideplätze bedecken zum Theil das Land, welches der Ohio, der Miſſiſſippi, der Kentucky, der Big-Sandy und andere große Flüße durchziehen. In dieſer Gegend, unfern der Stadt Lewiston haben ſich die von Süd-Carolina eingewanderten Tuskaroras Indianer, welche zu der Conféderation der ſechs Nationen gehören, angeſiedelt. Vorboys van Amburgh, der Großvater unſers Helden war ein Tuskarora Indianer; ſein eigentlicher Name war Tangborgon O'Dom, was in der Sprache der Tuskarora's „großer König der Wälder“ heißt. Er nahm den Namen Vorboys van Amburgh, von einem Landmann holländiſcher Abkunft in Kentucky an, der ſo hieß, und den er, als er in dem Walde von zwei Jaguars angefallen worden, gerettet hatte. Dieſer Landmann ward ſodann die Veranlaſſung, daß ſich der ehemalige große König der Wälder im Staate Kentucky anſiedelte, ſich taufen ließ und daſelbſt verheirathete. Merkwürdig iſt es, daß ſein einziger Sohn, der Vater unſeres Thierbändigers, eine unüberwindliche Angſt vor allen Thieren hatte; ſeine Furchtſamkeit verkürzte ſogar ſein Leben, und man verſichert, daß, als er einſt raſch um eine Straßenecke bog, und plötzlich einen friſchgemalten Aushängeſchild, auf welchem ein Wildſchwein abgebildet war, vor ſich ſah, er ſo erſchrack, daß ihn der Schreck tödtete. Wenn man der Verſicherung von van Amburghs Mutter Glauben beimißt, ſo hatte ſie in dem vierten Monat ihrer Schwangerſchaft einen merkwürdigen Traum, den ſie als Prophezeihung der künftigen Beſtimmung ihres

Kindes betrachtete. Sie erzählte ihn Ephraim Watts in Nordamerika, wie folgt:

„Ich ſaß im Schatten eines großen Baumes an der Bai von Oneida; plötzlich ſchien es mir, als ob der Boden rings um mich her verſänke, aber ich blieb ruhig und unbeweglich ſitzen. Der Baum, der mich beſchattet hatte, ſank langſam unter, ich fühlte, wie ſeine Aeſte an meinem Leib vorüberrauſchten, und ſah, wie er verſank. Ich ſah, daß meine Füſſe auf einem weißlichen Sandſtein ruhten; die ganze Landſchaft die mich umgab, verſank langſam unter den Tönen einer lieblichen Muſik, und ich blieb allein auf der Spitze des Felſens von dem ich, wie von einer Sternwarte aus, mit Stolz den ungeheuren Horizont betrachtete. Auf einmal aber wurde ich wie eine Feder erhoben, und von unſichtbaren Händen an den ſandigen Ufern des Onondagaſees niedergelaſſen. Ich hörte, während ich an ihm hin gieng, das Geziſch der Schlangen und das Gebrüll der wilden Thiere; erſchreckt beeilte ich meine Schritte; und kam an einen Haufen zerſtörter Scheunen, und ſah 16 eiſerne Keſſel in zwei Reihen aufgeſtellt. Ich öffnete den erſten Keſſel, und ſah einen eingeſalzenen Löwenkopf darin. Ich öffnete den zweiten und fand die Tatzen des Löwen ebenfalls eingeſalzen, kurz alle 16 Keſſel waren mit Stücken des Löwen angefüllt, und zum häuslichen Gebrauch eingeſalzen. Da ergriff mich jenes unwiderſtehliche Gelüſte, das oft ſchwangere Frauen befällt, ich zog den Kopf des Löwen aus der ſalzigen Brühe, in der er ſchwamm hervor, brachte ihn an meine Lippen, und mein Mund dehnte ſich, daß ich den ungeheuern Kopf verſchlingen konnte, der in meinem Leibe brüllte, wie wenn er lebend wäre. Eben ſo aß, oder verſchlang ich den Inhalt der übrigen 15 Keſſel.“

„So erzählte Frau van Amburgh, und die Deutung, die ſie dieſem Traume gab, wurde durch Iſaaks früheſte Jugend ſchon gerechtfertigt. Er verachtete alle die gewöhnlichen Spiele des Kindesalters, und nur die Inſekten, Weſpen, Fliegen, Hornkäfer, Maikäfer u. ſ. w. vermochten ſein Spiel und ſeine

Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Als er größer wurde, übte er ſich an kleinen vierfüßigen Thieren; er hatte ſich die Mäuſe und Ratten der nachbarlichen Speicher unterthänig gemacht, und man ſah ihn oft in einer Scheune ſein beſcheidenes Abendbrod mit den Mäuſen, Ratten und Eidechſen theilen, die ihn, wie einen Fürſten ſein Hofſtaat umgaben. Seine Mutter wußte ſich nicht zu helfen, und verſuchte Alles um ihn dieſer Thierwelt zu entziehen, die er allein ſuchte, und worin er ſeine Freuden fand, die den übrigen Menſchen unbekannt ſind. In ſeinem 7. Jahre beſtieg er alle Pferde, auf welchen er ſich mit ſeinen kleinen Beinen halten konnte, und kein Springen noch Ausſchlagen derſelben war im Stande, ihn herunterzuwerfen. Er wurde in der Folge der geſchickteſte Reiter, und da man ihm aus allen Theilen Kentucky's die ſchlimmen Pferde zum Bändigen brachte, ſo machte er dann ſein eigentliches Gewerbe daraus, und verſchaffte ſich dadurch in ſeinem zwölften Jahre ſchon ein freies ſelbſtſtändiges Leben. — Der erfinderiſche Geiſt van Amburghs fand von ſelbſt die Methode, nach welcher im ſüdlichen Amerika, als Frucht langjähriger Erfahrungen, die wilden Pferde gebändigt werden.“

„Wie viel Vergnügen es aber auch dem heldenmüthigen Iſaak gewährte, wenn er die wildeſten Pferde gebändigt hatte, ſo wollte doch ſeine lebhafte Einbildungskraft einen größeren Spielraum. Von ſeiner Mutter fromm erzogen, las er einſt in dem erſten Kapitel der Geneſis, und ſtieß auf den Vers: „Gott ſegnete den Mann und das Weib und ſprach: ſeyd fruchtbar und mehret euch, und füllet die Erde, und ihr werdet ſie euch unterthänig machen, und herrſchen über die Fiſche des Meeres, die Vögel des Himmels, und über alle Thiere, die auf der Erde leben.“ Van Amburgh dachte über dieſe Worte nach und fragte ſich: wenn der Menſch über alle Thiere herrſchen ſoll, wie kommt es, daß er vor dem Tiger flieht? Die wilden Thiere ſind nur darum ſo fürchterlich, weil wir ſo kleinmüthig ſind. Es iſt nicht an uns, ſie zu fürchten, an ihnen iſt es, vor uns zu zittern. Trotz ihrer Stärke und ihrer Grauſamkeit ſind ſie feig und ſchwach, und es wäre hinreichend, wenn wir ihnen feſt ins Auge blicken, um ſie die Uebermacht der menſchlichen Geſchicklichkeit und des menſchlichen Willens kennen zu lehren, und um ſie ihrem natürlichen Herrn gehorſam zu machen.“ — Von dieſer Theorie ging van Amburgh bald zur Praxis über. In ſeinen Freiſtunden irrte er in den Wäldern Kentucky's umher, und übte ſich, Wölfe, Füchſe, Iltiſſe, Hyänen, wilde Schweine, Büffel und wilde Stiere zu bändigen. Er zähmte nicht allein eine große Menge derſelben, ſondern erhielt auch eine große Herrſchaft über ſie, und hielt eine wahre Waldpolizei.“

(Ein Beiſpiel hievon wird nun gegeben an einem Wildſchwein, das den Pflanzern der Umgegend großen Schaden zugefügt hatte, und deſſen Raubzüge, ſo bald man ſich an van Amburgh gewendet hatte, in weniger als einer Woche aufhörten. — Ueberhaupt machte er ſich den dortigen Landleuten auf verſchiedene Art in dieſer Hinſicht nützlich.)

„Van Amburgh, (heißt es nun weiter) beherrſchte die Thiere, aber nie vergoß er ihr Blut. Er hatte ſich einen eiſernen Stock als Waffe genommen, und ſchlug ſie mit dieſem auf eine gewiſſe Stelle des Rückgrates, aber ohne ſie je gefährlich zu verletzen. Er hielt es auch nicht für nöthig, daß man, um die Verheißung der Bibel wahr zu machen, ſie ihrer Freiheit berauben müſſe; aber er belauerte ſie in den Gebüſchen, überfiel ſie in ihren Höhlen, und bändigte ſie in ihren Wohnungen. — Eine Begebenheit, (die näher beſchrieben, aber hier als minder weſentlich übergangen wird) bei welcher van Amburgh weniger Schonung für die Menſchen als für die wilden Thiere zeigte, zwang ihn ſein Vaterland zu verlaſſen, und auf dem erſten Schiffe, das er traf, an Bord zu gehen. Das Schiff ging nach Bombay und legte während ſeiner Fahrt am Kap an. Van Amburgh ging an's Land und die Schiffmannſchaft war nicht wenig erſtaunt, ihn Abends mit einem Bären, den er in den nahen Waldungen gefangen hatte, und den er mit ſeinem Eiſen vor ſich hertrieb, wiederkehren zu ſehen. Die Erziehung ſeines Bären, dem van Amburgh den Namen

Hiob gab, und der bei dem erſten Zeichen, welches er ihm machte, ſich in's Waſſer ſtürzte, beſchäftigte ihn aber nicht hinlänglich und er richtete ſich auch noch zwei Seekälber ab, die wie Hunde ihm Fiſche fingen und apportirten. Ob er der Erſte iſt, der dieſes Kunſtſtück verſucht, ob es Andere ſchon vor ihm gethan, und er es nur wieder erneuert hat, die Sache bleibt gleich merkwürdig. Aber auch der gelungene Verſuch mit den Seekälbern befriedigte ihn nicht, er wollte verſuchen, einen Haifiſch zu zähmen, und blieb trotz der Warnungen des Kapitains und der Mannſchaft bei ſeinem Entſchluß. Eines Morgens, als er eben mit ſeinem Bären auf dem Verdecke frühſtückte, zeigte ſich ein großer Haifiſch. Van Amburgh faßt ſeinen Hebel, ſchwingt ſich mit dieſem über die Schanzbekleidung des Schiffes, und ſchwimmt dem furchtbaren Thiere entgegen. Der Kapitain ließ das Schiff beilegen, und alle Mannſchaft ſammelte ſich auf dem Verdeck. Van Amburgh ſchwamm gerade auf den Haifiſch los, dieſer aber packte den eiſernen Hebel mit ſeinem Rachen, und zog ſeinen Gegner mit ſich in die Tiefe. Nachdem van Amburgh ſich vergebens bemüht hatte, ſeine Waffe wieder frei zu bekommen, ſah er ſich genöthigt, ſie aufzugeben, um wieder die Oberfläche des Waſſers zu gewinnen. Aber der Haifiſch verfolgt ihn, — ehe noch unſer Held ein Rettungsſeil ergreifen konnte, ſah er das Unthier an ſeiner Seite, und konnte ihm nur durch ſchnelles Untertauchen entgehen. Er tauchte wieder auf, verlangt, daß man ihm eine Harpune zuwerfe, wartet ruhig, bis der Haifiſch ſich ihm wieder naht, wirft ihm die Harpune in den Rücken, und ſchleudert das Ende des Seils, an dem der tödtliche Haken hängt, in das Schiff. Während die Matroſen alle Kräfte anwenden, den Kopf des Thieres auſſer dem Waſſer zu halten, befiehlt van Amburgh ſeinem Hiob ſich ins Waſſer zu ſtürzen. Der Bär gehorcht ſogleich, ſchwimmt gegen den Haifiſch, der gewaltig um ſich ſchlägt, und erdrückt, von ſeinem Herrn angeleitet, mit ſeinen furchtbaren Tatzen das gewaltige Thier. Einige Flintenkugeln endeten ſeinen Todeskampf. Man warf ihm eine Schlinge um den Hals, und zog ihn auf das Hinterkaſtell des Schiffes. Die Wahrheit dieſer Erzählung iſt durch mehrere Matroſen, die Augenzeugen waren, beſtätigt — Wenige Tage nach dieſem Abenteuer büßte das Schiff durch einen jähen Windſtoß, ſeinen Hauptmaſt ein, und ward genöthigt, mit ſeinem Nothmaſter in den nächſten Hafen einzulaufen. Dort traf van Amburgh einen Landsmann an, und erfuhr von dieſem, daß der (todt geglaubte) Landmann und ſein Gefährte, (wegen deren gefährlicher Züchtigung van Amburgh die Flucht ergriffen hatte,) wieder vollkommen hergeſtellt ſeyen. — So kehrte er dann mit dem nächſten nach Nordamerika ſegelnden Schiffe wieder in ſein Vaterland zurück.“

„Nachdem van Amburgh ſich in Kentucky bei ſeiner Mutter eine Woche lang aufgehalten hatte, beſchloß er, ſich ganz der Thierbändigung zu widmen, und trat bei dem berühmten Menageriebeſitzer Titus in Dienſte. Bei dieſem zeichnete er ſich bald aus. Der Oberaufſeher der Menagerie war an den Wunden, die ihm eine Löwin verſetzt hatte, als er ſie von einem Käfig in den andern jagen wollte, geſtorben. Zwei andere Wächter, die ihn begleitet hatten, waren ebenfalls ſtark verletzt. Van Amburgh erbot ſich, ſie zu bändigen, und trat allein, blos mit ſeinem eiſernen Hebel bewaffnet, in ihren Käfig. Drei Tage ſpäter, zeigte er dem Publikum zum erſtenmal das bisher noch von Niemand gewagte Kunſtſtück eines Menſchen, der ſeinen Kopf in den Rachen eines Löwen ſteckt, und zwar war es die wilde, kaum erſt gebändigte Löwin, mit der er dieſes gefährliche Spiel verſuchte. Van Amburgh hatte gehört, daß, wenn der Löwe friſches Blut riecht, ſeine Raubgier in doppelter Stärke erwache. Entſchloſſen, ſich ſelbſt davon zu überzeugen, tauchte er ſeinen Arm bis an die Achſel in friſches Blut, und ſchob ihn dann dem Löwen in den Rachen, während er ein Rind und ein Schaf in den Käfig führen ließ. Er hat dieſes Kunſtſtück oft, und jedesmal mit glücklichem Erfolg in Kentucky und in mehreren Orten der Vereinigten Staaten, vor einer großen Menge von Zuſchauern gezeigt.“

„Gegen Ende des Jahres 1838 ward van Amburgh mit einem Theil ſeiner Menagerie von Titus nach England geſchickt. Bald nach ſeiner Ankunft von den Eigenthümern des Circus Aſtley für die Summe von wöchentlichen 300 Pfd. Sterling angagirt, zeigte er ſich, umgeben von ſeinen Löwen und Tigern, die demüthig zu ſeinen Füßen liegend, ſeinen leiſeſten Winken gehorchten. Der Zulauf, der ihm zu Theil wurde, war ungeheuer. Er wurde in die Geſellſchaften der engliſchen Ariſtokraten eingeführt, und von dieſen mit der größten Achtung aufgenommen. Londons berühmteſte Schriftſteller und Gelehrte ſtatteten ihm ihre Beſuche ab, unterhielten ſich mit ihm über die Kunſt wilde Thiere zu bändigen, und er gewann bedeutende Summen durch den Unterricht in ſeiner Kunſt, den er jungen Leuten des höchſten Ranges ertheilte. Man verſichert ſogar, daß die Königin Victoria ihn incognito beſuchte, und ihm angeboten habe, ihn in den Ritterſtand zu erheben, eine Ehre, die er als unverträglich mit ſeinen politiſchen Grundſätzen ablehnte. Alle engliſchen und franzöſiſchen Journale haben den Vorſchlag erwähnt, den er den Eigenthümern von Vauxhall gemacht, mit ſeinem Lieblingstiger in dem großen Luftballon Naſſau aufzuſteigen, und ſich mit dem Fallſchirm herunterzulaſſen. Der Magiſtrat von London verbot dieſes Schauſpiel, wegen des ungeheuren Zudrangs, den es verurſacht haben würde, und wegen der Gefahr, in welcher Herr Green, der Reiſegefährte van Amburghs und ſeines Tiegers, bei dieſer Luftfahrt geſchwebt hätte.“

Nun wird in der Skizze noch Einiges über die Perſönlichkeit van Amburghs und über ſeine Bemerkungen in Betreff etlicher Thiergattungen u. ſ. w. bei Gelegenheit eines Geſprächs mit Ephraim Watts mitgetheilt, woraus etwa nur Folgendes als für den Zweck dieſes Werkes erheblich, noch anzuführen ſeyn möchte.

„Van Amburgh hat nach engliſchem Maaß 5 Fuß 10½ Zoll; ſein Körper iſt unterſetzt gebaut, und obgleich er eine ſeltene Kraft beſitzt, ſo ſind doch ſeine Muskeln nicht von beſonderer Stärke. Seine phyſiſche Kraft, gehoben durch einen eiſernen Willen, liegt hauptſächlich in ſeinen Nerven und in ſeinem Knochenbau. Man ſollte glauben, ſeine Züge wären in hohem Grade männlich und entſchieden, aber ſie ſind im Gegentheil ſehr zart, faſt weiblich, nur ſeine Augen haben einen ungewöhnlichen Ausdruck. Seine Augenſterne ſind ſehr hervorragend, und es ſcheint, als beſitze er die Gabe auf die rechte und linke Seite zu ſehen, faſt ohne den Kopf zu wenden. Es ſind keine glänzenden Augen, ſie haben etwas Kaltes, Bleiches, und würden faſt geſterben ſcheinen, wenn ſie ſich nicht unaufhörlich ſchnell und nach allen Richtungen hin bewegen würden, wie wann ſie Alles auf einmal überſehen wollten. In dieſen Augen ruht eigentlich van Amburghs Stärke; die wilden Thiere kennen und fürchten ſie, als läge ein magiſcher Zauber für ſie darin. — Van Amburgh iſt ſehr angenehm im Umgang, er iſt beſcheiden, offen und geſprächig. Seine Anſicht über die Thiere, die der gewöhnlichen ſo ſehr widerſpricht, macht ſeinem Geiſt, wie ſeinem Herzen gleichviel Ehre.“ — — — — Er glaubt nicht, daß irgend ein Thier, ſelbſt nicht das Rhinoceros, welches er für das dümmſte und ſchwerfälligſte von allen hält, bei zweckmäßiger Behandlung ſich nicht bezähmen laſſe.“ —

Der Verfaſſer des Aufſatzes ſchließt denſelben nun mit der Bemerkung: der Zukunft bleibe es vorbehalten, zu entſcheiden, ob die Wiſſenſchaft, zu der er den Grund legen will, eine Ausſicht auf Dauer hat, und ob man van Amburgh unter die außerordentlichen Weſen wie Herkules, oder unter die erfinderiſchen Geiſter, wie Bakewell, ſtellen ſoll.“ —

Hiezu erlaube ich mir folgende Schlußbemerkung.

Schwerlich wird man das Talent van Amburghs, das nach vorgehender Erzählung ſeiner Geburt und Jugendjahre einen viel tieferen Grund hat, als bloße wiſſenſchaftlich erlernte Kenntniſſe von der Behandlungsart der Thiere je haben können, durch eine normale Wiſſenſchaft, im gewöhnlichen Sinne des Worts erreichen. Unverkennbar liegt oder lag bei van Amburgh ſein feſter Glaube an die göttliche Beſtimmung des Menſchen zum Herrn der Thierwelt, und dabei ſeine zarte Rückſicht auf die Beſchaffenheit der Thiere, ſeine wahrhaft menſchliche Behandlung derſelben zum Grund. Dadurch entwickelte er die Gabe, die ſchon von Geburt an in ihm lag, zu einer ſeltenen Vollkommenheit. Aber merkwürdig iſt es, daß, ſobald ſich unlautere Triebfedern, z. B. Ehrſucht, Neid u. ſ. w. ſeiner bemächtigten, auch ſeine Gabe und ſein Talent ſich in gleichem Grad verminderte. Spätere Zeitungsblätter in den Jahren 1839 und 1840 berichteten nämlich zu wiederholtenmalen, daß, als ein gewiſſer Carter, ein Engländer, ſich gleichfalls durch ſein Talent, Thiere zu bändigen, auszeichnete, und durch die Achtung des Publikums — vornämlich in den Kreiſen der an vielfache Abwechſelungen gewöhnten Hauptſtadt Frankreichs — ſich von Jenem auf Letztern überzutragen begann, die Ambition van Amburghs dadurch ſo ſehr aufgeſtachelt wurde, daß er ſeinen Nebenbuhler öffentlich herausforderte, in einen Käfig eines noch ungezähmten wilden Thieres, gleich ihm, einzutreten; wodurch er hoffte, ſeine Ueberlegenheit vor Jenem Jedermann zu beweiſen. Ich weiß nicht mehr, war es ein Tiger oder eine Löwin, mit der die Probe gemacht werden ſollte. — Sobald ich dieſe Herausforderung in den öffentlichen Blättern las, ahnte ich gleich einen ſchlimmen Erfolg für van Amburgh. Und wirklich brachten auch ſchon die nächſten Blätter, daß van Amburgh von einem Tiger oder einer Löwin, dermaßen gebiſſen und verwundet worden ſey, daß er eine geraume Zeit zu ſeiner Wiederherſtellung brauchte, der Erfolg war, daß Carter ihn gänzlich von Paris verdrängte. Van Amburgh reiſte ſodann im Süden Frankreichs mit ſeiner Menagerie herum, aber auch von da aus (ich glaub es war in Marſeille) kam ein abermaliger Bericht von einem neuen Unglücksfall, der dem van Amburgh mit einer Löwin begegnet ſey. Dießmal war es zwar von keiner großen Bedeutung; (es war im Jahr 1840) aber es ſcheint doch ſeinen Glaubensmuth beträchtlich abgekühlt zu haben, denn ich erinnere mich nicht, ſpätere Nachrichten von van Amburgh geleſen zu haben, und weiß daher nicht, ob er ſich vielleicht ganz vom öffentlichen Schauplatz zurückgezogen, oder wieder in ſein Vaterland zurückgekehrt ſey, um dort ſeine Talente weiter zu üben, oder was ſonſt aus ihm geworden ſey. Aber ich konnte doch bei den eben gemeldeten öffentlichen Nachrichten von ihm, nicht umhin, ihn mit dem im vorigen Jahrhundert in Würtemberg ſo bekannt gewordenen Martin von Schlierbach, deſſen Wundergabe und deren Verluſt durch Hochmuth ꝛc. ich in den Blättern von Prevorſt geleſen habe, zu vergleichen. Jedenfalls beweiſen die dem van Amburgh zugeſtoßenen Unglücksfälle, daß ſeine Gabe keine bloße Wiſſenſchaft, die man zu jeder Zeit nach Willkühr gebrauchen kann, geweſen ſey.

W — r.

Seltſames Ereigniß in Schweden am 12. Dezember 1842.

Die ſchwediſche Zeitung „Swenska Biet“ theilt folgende ſeltſame Erzählung nach einem Berichte des Pfarrers Hamar mit: Am 12. Dezember des v. J. (1842) ſtanden im Kirchenſprengel Näsby in dem Dorfe Oeſtad, zwei Knechte auf der Tenne und draſchen Getreide. Um 8 Uhr hörten ſie mit der Arbeit auf, und der eine, Nils Andersſon, ging nach dem Stalle, um den Pferden Nachfutter zu geben, während der andere, Sven, in der Thüre der Tenne, dem Stalle gegenüber ſtand, die Rückkehr ſeines Kameraden abwartend. Als Nils die Stallthüre öffnete, fuhr ſie mit der größten Heftigkeit auf, als würde ſie durch einen überaus ſtarken Orkan getrieben, wiewohl das Wetter ganz ſtill war, und ſchlug mit großem Geräuſch an die Wand; in demſelben Augenblicke ſah Swen, denn der Mond ſchien hell, ſeinen Kameraden wie eine Bombe hoch in die Luft über den Hof, über einen daſtehenden Apfelbaum und über die Umzäunung des Hofes auf das benachbarte Feld geſchleudert. Erſchreckt und beſtürzt eilte Sven ins Wohnhaus, wo er zwei Gäſte, den Dragoner Blücher, und den Schmid Söderberg vorfand. Als er die wunderliche Begebenheit ihnen erzählt hatte, gingen alle drei hinaus, um Nils zu helfen, den ſie vom Falle ſehr beſchädigt oder vielleicht todt wähnten. Auf dem Felde angekommen, konnten ſie ihn nirgend erblicken, jedoch fanden ſie ſeine Mütze, und dann etwa 50 Ellen weiter, ſeine Holzſchuhe. Endlich hörten ſie in einem benachbarten Brunnen eine hohle Stimme; ſie gingen dahin, und ſahen hinunter, und hörten Nils allerlei unvernünftiges Zeug heftig ſprechen, z. B. „Laßt mich herauf!“ „Gebt mich los!“ als zanke er mit einem lebenden Weſen. Einer der Drei ſtieg jetzt in den 13 Ellen tiefen, bei der damaligen langen Dürre, waſſerloſen Brunnen, traf den Nils körperlich ganz unverletzt, aber übrigens ſehr ſinnesverwirrt an. Er band nun ein Seil um ihn, und ließ ihn heraufwinden. Nils konnte übrigens weiter nichts mittheilen, als daß die Thür des Stalls wie von einem heftigen Windſtoß aufgeſprungen wäre, wußte aber nicht, was ihm weiter widerfahren war. Am andern Morgen war er völlig bei Sinnen, wußte jedoch auch nichts weiter über die Erſcheinung mitzutheilen.

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geiſterkunde

und des

magnetiſchen und magiſchen Lebens,

nebſt andern Zugaben

für Freunde des Innern.

Herausgegeben von

Dr. Juſtinus Kerner.

Dritter Jahrgang. Drittes Heft.

Stuttgart.
Ebner und Seubert.
1845.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt.

Seite.

An die Leſer dieſer Blätter 311
Von dem Materialiſmus der Aerzte von L. 316
Heilungen durch Gebet und Glauben (aus England) 320

Neue Schriften

1. Ein neues Buch über Magie 345
2. Ein Buch über Schlaf und Träume 351
Ein bedeutungsvoller Traum 361
Mittheilungen aus dem Kreiſe Oletzko in Schleſien 364
Eine Erſcheinungsgeſchichte 369
Vom fliegenden Holländer 372
Das Seelenlicht 375
Taſſos Dämon 377
Zur Berichtigung der Urtheile über die Seherin Le Normand 381
Zur Thierſeelenkunde 384
Beobachtungen im Felde magnetiſcher Heilungen von Köttgen 390

An die Leſer dieſer Blätter.

> „Jede Wahrheit muß ſo oft wiederholt werden, bis ſie Wirklichkeit geworden."
>
> Plato.

Es ſind in den Blättern von Prevorſt und den Heften des Magikons, eine Reihe von Erfahrungen aufgeführt, welche davon zeugen, daß es nicht nur beſtimmte Stellen, z. E. in Wäldern und Feldern, ſondern auch in Städten, beſtimmte Häuſer gibt, an welchen, bis jetzt noch auf natürlichem Wege durchaus nicht erklärliche Erſcheinungen haften, die nicht blos in der Menſchen Einbildung ihren vergänglichen Sitz haben, ſondern die oft einen großen Zeitraum von Jahren hindurch von den verſchiedenſten Wanderern, oder von den verſchiedenſten Bewohnern ſolcher Häuſer beobachtet werden, Erſcheinungen, die ſolche Stellen und Häuſer nicht verlaſſen, wechſeln auch die Generationen, die ſie bewohnten. Jedenfalls bewähren ſolche auch ſchon dadurch ihre Selbſtſtändigkeit und Unabhängigkeit von den Menſchen. Hat man ſich nun verſichert: daß weder Mond- noch Sternenlicht, noch ein andres natürliches Licht, noch fernere oder nähere natürliche Töne, Wiederhalle, Nachtgevögel u. ſ. w. an ſolchen Stellen und in ſolchen Häuſern ſo viele Jahre und Menſchenalter hindurch ein ſolches Spiel treiben, — ſo hat man ſie, wenn auch nicht in einer Geiſterwirkung, doch in einer andern noch unbekannten Natureinwirkung zu ſuchen und es iſt dann jedenfalls der Mühe werth, ein naturforſchendes Augenmerk auf ſie zu richten, käme man auch am Ende dahin, wohin man allerdings kommen wird: daß ſolche Erſcheinungen von nichts Anderem herrühren — als von der Erde und ihren Räumen noch nicht losgekommenen Geiſtern Verſtorbener.

Ich habe dieſe Erſcheinungen bisher immer rein nur auf dem Wege der Naturforſchung betrachtet und frage auf dieſem

Wege nicht nach, wie ſich ſolche mit der Güte Gottes, ſeiner Barmherzigkeit u. ſ. w. vereinigen.

Dieſer Einwurf wurde ſchon von andern Seiten längſt beantwortet und ſiegreich widerlegt.

Dieſe Erſcheinungen ſind nun einmal in der Natur und nur durch ihre vielſeitigere Aufſuchung und Beſtätigung können ſie zu einer endlichen Naturwahrheit erhoben werden.

Ich fordere hiemit die geneigten Leſer zu Beobachtung und Mittheilung der Fälle auf, wo beſonders in beſtimmten Häuſern ſich ſchon Jahre lang, auch bei dem Wechſel der Bewohner, ſolche Erſcheinungen zeigen. Eine ſolche Beobachtung und Mittheilung wäre allerdings beſonders auch Sache der Naturforſcher. Sie wenden auf die Beobachtung und Unterſuchung von Pflanzen und Käfern, von Flecken in der Sonne u. ſ. w. Zeit und Mühe, ſie beſtreben ſich zu erforſchen, ob der Mond bewohnt ſeye, von den beſagten Beobachtungen aber, die in Wahrheit gewiß von noch größerer Wichtigkeit in Erforſchung der Natur ſind, wollen ſie in ihrer Weisheit nichts wiſſen, und rechnen ſie noch immer zum Aberglauben des Pöbels.

Jede Beobachtung und Mittheilung aus jenem Kreiſe aber, werde ich mit Dank erkennen. Stellen und Häuſer, an denen ſolche Erſcheinungen haften, ſind ſo häufig, daß es in dieſem Felde an reichlichen Beobachtungen und Mittheilungen nicht fehlen kann. Die Wichtigkeit dieſer Sache ſollte auch über kleinliche Rückſichten, die wohl bekannt ſind und die ich nicht vorher zu bezeichnen nöthig habe, den Sieg davon tragen.

Im erſten Bande, Seite 105 dieſer Blätter wurden verſchiedene Häuſer angeführt, an welchen Erſcheinungen ſchon ſeit Jahren haften und wo die Bewohner wechſelten und die Nachkommenden immer wieder daſſelbe bemerkten. Eine Fortſetzung dieſer Mittheilungen iſt im zweiten Bande Seite 1—21 derſelben Blätter gegeben. Dort iſt eines Hauſes in Heilbronn erwähnt, wo ſeit vielen Jahren von den verſchiedenſten Hausbewohnern und dieß war beſonders von denen im dritten und zweiten Stocke der Fall, eine Erſcheinung geſehen, gehört und gefühlt wird, namentlich kam ſie oft vom oberſten Stock in den zweiten herab.

In dieſem Hauſe wurden durch Umbau inzwiſchen die Treppen verändert und nur eine Abtheilung derſelben blieb unverändert. Merkwürdig iſt, daß die Erſcheinung ſeitdem ſich nur noch auf den Raum dieſer alten Treppe und auf die Zimmer und Kammern, in die dieſe führt, beſchränkt und die neuen Treppen und die Räume, zu welchen die neue führen, nicht mehr berühren zu können ſcheint.

So unerklärlich, ja albern, auch dieſe Beobachtung zu ſeyn ſcheint, ſo iſt ſie doch nicht zu verſchweigen. Spätere und weitere Beobachtungen werden auch dieß erklären und nur aus der genaueſten Sammlung vieler Thatſachen, iſt ſpäter eine Theorie zu bilden.

Auch der Erſcheinungen, die ſich ſchon ſeit vielen Jahren bei den verſchiedenſten Bewohnern im Pfarrhauſe zu Kleverſulzbach kund thun, geſchieht in jenen Mittheilungen im erſten und zweiten Bande ausführliche Erwähnung.

Noch dauren ſie fort und was inzwiſchen eine, in dieſer Sache ganz unbefangen geweſene, Dame erlebte und beobachtete, ſchrieb dieſelbe hier mit Folgendem ſelbſt nieder.

Ich hatte zwar ſchon früher von der bekannten Erſcheinungs-Geſchichte eines Verſtorbenen in dem Pfarrhauſe zu Kleverſulzbach gehört, als ich jedoch im Sommer 1843 daſelbſt ankam, war ich geiſtig ſo ſehr von einer mir wichtigen Angelegenheit in Anſpruch genommen, daß ich jener Geiſter-Geſchichte gar nicht mehr gedachte, auch die Hausbewohner machten mich nicht darauf aufmerkſam und ſomit kann ich meine Wahrnehmungen in dieſer Beziehung als völlig unwillkührliche angeben. Ich bewohnte ein Stübchen im obern Stocke, deſſen Thüre auf einen langen Gang führte, längs deſſen beiden Seiten liefen verſchiedene Bühnen in unbewohnte Kammern. In den erſten Nächten ſchlief ich ungeſtört. Als Beweis, wie wenig furchtſam mein Gemüth beſchaffen war, mag diene daß gegenüber meiner Bettſtelle ſogar ein wirklicher Todte kopf ſtand, welcher einen Theil der Zierde eines kleines Hau altars ausmachte, den die Schweſter des Pfarrers in dieſe Stübchen ſehr ſinnig errichtet hatte. Nach einigen Tage meiner Anweſenheit geſchah es, daß ich öfters beim Frühſtü Morgens gegen meine Hauswirthe äußerte: ob ſie auch de heftige Sturmwind dieſe Nacht am Schlafen gehindert habe doch man verneinte dieß ſtets, und als ich verſicherte, daß di Thüre auf dem obern Gange hin- und hergeſchlagen hätte wunderte man ſich deſſen. — Um nun hiedurch nicht ferne beunruhigt zu werden, verſchloß ich jeden Abend vor Schlafen gehen ſorgfältig mit der Magd des Hauſes dieſe Thüren allein faſt jede Nacht gleiches und ſogar vermehrtes Schlagen endlich glaubte ich ſogar Tritte zu vernehmen, es kam au mein Zimmer zu und da beim täglichen Nachfragen man mich ſtets verſicherte, daß alles ruhig geſchlafen habe, ſo wurde mir denn doch unheimlich zu Muthe und ich bat ſofort, daß die Schweſter des Pfarrers oder die Magd bei mir ſchlafen möchten. — Der Lärm dauerte aber deſſen ungeachtet fort und die Hauswirthe geſtanden mir nun, es werde wohl der Hausgeiſt ſeyn, der ſich jedesmal bei einem fremden Beſuche wieder hören laſſe. Dieſer unſaubere Gaſt ließ mir von nun an auch keine Ruhe mehr und ich kann wohl ſagen, daß es mir in jener für mich ſehr ſchwierigen Zeit ſchien, als hätten ſich Menſchen und Geiſter gegen mich verſchworen, um mich zu quälen! — Der Spuckgeiſt ſpazierte nicht nur jede Nacht in dem langen Gange auf und ab, ſchlug Thüren rechts und links zu, polterte die Treppe auf und nieder, ſondern er fing auch an, an meine Thür zu ſchlagen, vom feſten Schlafe war keine Rede mehr, ſeine Neckereien ließen mir keine Stunde Ruhe, wir hörten ihn endlich zu unſerem Entſetzen in der Stube umhertappen, und die Schweſter des Pfarrers flüchtete ſich zu mir in mein Bett. Hierauf fing er an unſerer Bettſtelle an zu pochen, ſo daß ſie ganz erzitterte, wir wußten uns nicht zu belfen und ſingen laut an, aus dem Geſangbuch Lieder zu beten, worauf er ſich endlich wieder begnügte, auf dem Gange zu rumoren. Geſehen hatte ich bis jetzt gar nichts, allein ich hatte doch immer ein ganz ſicheres Gefühl, wenn der Geiſt im Zimmer ſich befand, oft war es mir ganz deutlich, als würde ich gewaltſam aufgeweckt. Er band ſich zuletzt auch an keine Stunde der Nacht mehr und quälte mich auch bei hellem Tag. Ich mußte Krankheitshalber mehrere Wochen das Bett hüten. Während dieſer Zeit fing es oft bei Tage an zu ſtöhnen, ganz täuſchend, als wäre eine Perſon im Zimmer, einmal gar zu wiehern. Oefters machte ſich der Geiſt den Spaß und patſchte in ein mit Waſſer gefülltes Becken, daß ich auffuhr und glaubte, alles müſſe durchnäßt ſeyn, allein ich fand keine Spur hievon. Einmal war ich eingeſchlafen, während die Schweſter des Pfarrers noch im untern Stocke beſchäftigt war, ich erwachte und ſah ſie meiner Meinung nach im dunkelblauen Kleide vor meinem Bette ſtehen, ich ſagte gute Nacht, war aber zu müde, weiter zu ſprechen, und ſah ſie auch nicht im Geſichte mehr an, ſondern ſchloß die Augen ſchnell wieder. Den andern Morgen entſchuldigte ich mich bei ihr, daß ich ihr ſo wenig mehr Gehör gegeben habe, ſie ſtaunte aber und ſagte mir, ſie ſey gar nicht mehr an mein Bett gekommen, ſie habe, um mich nicht zu wecken, ſich unten ausgekleidet und ſey im weißen Nachtkleide hinauf gekommen und ganz leiſe in ihr in der andern Ecke des Zimmers ſtehendes Bette geſchlichen. — Beide konnten wir nicht bezweifeln, daß es abermals der Hausgeiſt war, der mich heimgeſucht hatte, welcher ſchon früher von andern Bewohnern in der Geſtalt eines Geiſtlichen im dunklen Gewande geſehen wurde. Es war dieß die vorletzte Nacht vor meiner Abreiſe von Kleverſulzbach. Als ich die erſte Nacht in meinem neuen Nachtquartier ſchlief, ſo fühlte ich ganz deutlich, daß die fortwährende Beklemmung, in der ich ſeit Wochen gelegen hatte, gewichen war, und erfreute mich zum erſten Male wieder eines geſunden Schlafes. —

Von dem Materialismus der Aerzte von

Von jeher haben große Geiſter als ein richtiges A
angenommen: daß nur Halbweisheit vom Glauben able
die wahre Weisheit dagegen zum Glauben zurückführe.
Medizin liefert heutzutage einen merkwürdigen Beweis da
In keinem Stande ſah man vorher mehr Adepten des M
rialismus, als in dem ärztlichen. Heute, wo die Medizin
zur Wiſſenſchaft zu erheben beginnt, wird der Spiritualis
immer vorherrſchender unter den Prieſtern derſelben, was
natürlich iſt, denn Niemand mehr als ſie gelangt häufiger
zur äußerſten Gränze der Materie, ohne den geringſten
haltspunkt für die Erklärung der Lebensphänomene und
intellektuellen Fähigkeiten zu finden. Gerade wo die M
des Scalpels aufhört, fängt die Sphäre des Lebens an, wel
der Materie blos geliehen iſt, und in höhern Sphären
Fortſetzung findet. — In Frankreich iſt der Materialism
faſt zu Grabe gegangen*; ſonderbar genug iſt es, daß er n
in den Köpfen einiger deutſchen Mediziner ſpuckt. Ich h
erſt vor Kurzem durch Zufall einen Aufſatz in einer deutſc
mediziniſchen Zeitſchrift geleſen, wo der Verfaſſer das Gehi
leben mit andern Abſonderungen des Körpers vergleicht; u
ſolche Abſurditäten finden noch ein Organ in einer gelehr
Zeitſchrift! „Fürchtet Euch, ſagt ſehr ſchön und wahr Göt
vor Solchen, die Euch Lügen ſagen wie Wahrheit.“ Die
findet hier vollkommen ſeine Anwendung. Mit anmaßend
Wortſchwulſt, mit gelehrtem Anſtrich, werden da Vergleichung
angeſtellt, die beim erſten Anblick einen ſeichten Kopf unru
machen könnten, aber, abgeſehen von jedem Glauben u
Religion, vor dem Forum des Verſtandes als grundfalſch u
abſurd ſich darthun. Gerade dieſe Vergleichung der Seele

---

* Was wir nicht glauben können.

K.

thätigkeit mit den Abſonderungen des Körpers gibt dem Materialismus den Todtesſtoß.

Das arterielle Blut, heißt es, erregt das Gehirn, und durch wechſelſeitige Einwirkung des Gehirnes und des Blutes bildet ſich ein Produkt, eine Abſonderung: die Gedanken, auf ähnliche Art wie bei den Speicheldrüſen aus dem Blute der Speichel, im Magen aus dem Blute Magenſaft, in der Leber aus dem Blute Galle u. dgl. bereitet wird. Bilden ſich doch in dieſen Organen täglich neue Abſonderungen: der heutige Speichel iſt nicht der geſtrige, der heutige Magenſaft iſt nicht der geſtrige, die heutige Galle nicht die geſtrige u. ſ. w. Alle dieſe Abſonderungen werden zum täglichen Hausbedarfe der thieriſchen Oekonomie verbraucht, und täglich erneuert; während unſere Ideen ſeit unſrer Kindheit die gleichen ſind: die Modificationen derſelben rühren von der Erziehung, von den Fortſchritten der Kenntniſſe, von der Erfahrung her; aber ich weiß genau, was ich geſtern, was ich vor einem Monate, vor einem Jahre, vor zehn, zwanzig Jahren über das und jenes gedacht habe, und wenn ich mich heute an das oder jenes nicht erinnere, dieſer oder jener Umſtand ruft mir dieſe oder jene Begebenheit wieder in's Gedächtniß zurück, welche ich vergeſſen zu haben ſchien, ja die älteſten Greiſe können ſich der Jugend-Ereigniſſe erinnern: nun, wo waren denn dieſe milliarden Gedanken, dieſe Fülle von Kenntniſſen, dieſe Unzahl von Rückerinnerungen in dieſem winzigen Gehirnraum verborgen? Wer kann da die Exiſtenz der Seele, deren Kräfte unermeßlich ſind, läugnen?

Durch den gleichen Beweis wird auch die Meinung Jener entkräftet, welche das Seelenleben blos einer elektriſchen Entladung zuſchreiben, einem galvaniſchen Prozeſſe, indem ſie die Gehirnorgane ſo vielen Voltaiſchen Säulen vergleichen. Die Elektricität iſt ein materielles Agens, und deſſen Produkt, der elektriſche Funken, der Blitz, ebenfalls materiell. Der Funken, der ſo eben der elektriſchen Maſchine, die Entladung, die ſo eben der Voltaiſchen Säule, der Blitz, der ſo eben den elektriſchen

Wolken entfahren iſt, ſind nicht dieſelben, die den Augenbli vorher den gleichen elektriſchen Behältern entgangen ſind. — Man hat ferner die Seelenthätigkeit mit der Lichtbildung verglichen. Verführeriſch, aber falſch iſt das Motto, welches de geniale Dr. Neumann einem ſeiner Werke vorangehen ließ

„Gedank' iſt Licht
Wenn Blut ſich mit dem Nervenmark verbindet.
Was iſts. das dieſe Maſſe hell entzündet?
Es wird zu Licht.“

Die Lichtbildung iſt nach den neueſten Forſchungen de Phyſik ebenfalls mit der Elektrizität ganz nah verwandt, ebenfalls ein materielles Agens. Das Licht braucht bekanntlich mehrere Sekunden, bis es von der Sonne zur Erde gelangt, viele Jahrhunderte, bis es von den entferntern Fixſternen zur Erde kömmt, das Licht der noch entferntern Fixſterne gelangt gar nicht bis zu unſerm Planeten. Unſere Seele hingegen kann ſich in einem Augenblicke bis zur Unendlichkeit, bis zur Gottheit erheben. Schon der Gedanke an den unendlichen Gott iſt ein Beweis der Unendlichkeit, Unſterblichkeit der Seele, der Beweis des geiſtigen Prinzips, welches mit keiner Materie, mit keinem materiellen, wenn auch imponderablen, Agens verglichen werden kann.

Dieſen höchſt wichtigen Punkt weiter zu entwickeln, erlaubt hier der Raum nicht, noch weniger kann ich hier von dem Zuſtande des Schlafes, von den Idioten, den Geiſteskranken, von den angebornen Böſewichtern ſprechen; aber andeuten muß ich hier, daß das Gehirn blos das Inſtrument iſt, durch welches ſich die Seele nach Auſſen kund gibt, und daß ſo wenig wie Liſzt auf einem verſtimmten und ſchlechten Piano ſeine entzückende Harmonie hervorrufen kann, ebenſowenig kann die Seele durch ein, aus phyſiſchen Urſachen, durch Erkrankung, Desorganiſation, verſtimmtes, abnorm beſchaffenes Gehirn auf die gleiche Weiſe ſich äuſſern, wie durch ein normal beſchaffenes Gehirn; oder ebenſo wie mir die äuſſeren Gegenſtände ganz anders durch ein verſchmiertes Glas und ganz anders durch ein reines erſcheinen, ebenſo iſt es mit der Manifeſtirung der Seele durch krankes oder geſundes Gehirn.

Daß übrigens die Gehirnmaſſe (als Inſtrument der Seele) durch Erziehung ebenſo entwickelt werden kann, wie jedes andere Organ durch Uebung, verſteht ſich von ſelbſt. *

---

* Unter den berühmten Aerzten, welche dem Organicismus huldigten, ſtehen **Cabanis**, **Gall** und **Brouſſais** an der Spitze. Unbegreiflich iſt es, daß erſterer bei ſeinen ſo ſchönen Talenten auf ſo derbe Sophismen hat fallen können. Nach ihm verdauet das Gehirn die ihm zugeführten Eindrücke, metamorphoſirt ſie in Ideen und ſecernirt organiſch den Gedanken, gerade wie der Magen die Nahrungsſtoffe verdaut und umwandelt, wie der Magenſaft ſecernirt wird u. dgl. Ich habe im Verlaufe dieſer kleinen Abhandlung, den Grund-Irrthum dieſer Meinung bewieſen: Ferner erklärt er das Leben als eine Reihe von Bewegungen, welche ſich in Folge von Sinneseindrücken entwickeln. Darauf kann man ihn fragen und dieſe Objection iſt ſchlagend — wer macht denn den Embryo leben, was für eine Kraft, wenn nicht die Seele, bildet in ihm das Nervenſyſtem, das Blut ꝛc. Lebt der Foetus im Mutterleibe auch von Sinneseindrücken, oder lebt er etwa nicht, weil er keine Sinneseindrücke erhält?

Heilungen durch Gebet und Glauben.

(Aus England.)

Folgende Mittheilungen ſind eine treue Ueberſetzung von einigen Artikeln, welche in dem von 1829 bis 1833 in London, unter dem Titel: „Morning-Watch“ edirten vierteljährlichen Journal über die Weiſſagungen und andere theologiſche Gegenſtände, vorkommen. Der Ueberſetzer hielt es für ſeine Pflicht, keinerlei Abänderungen zu machen in den Erzählungen und in den gelegenheitlichen Vertheidigungen der Thatſachen, und ſo je eine kleine Bemerkung von ihm nöthig zu ſeyn ſchien, ſo wurde ſie unten in einer Note mit ſeinem Zeichen gegeben.

C. W.

Morning-Watch Vol. IV. Sept. 1831. p. 215. ff.

Nähere Nachrichten von einigen neulich ſtattgehabten Fällen von ungewöhnlicher Heilung.

„Wir erfüllen nun unſer Verſprechen, einige von den vielen Fällen der Heilung zu veröffentlichen, die zu unſerer Kenntniß gelangt ſind. Wir leſen die neueſten aus, und werden von Zeit zu Zeit andere veröffentlichen, wie ſie zu unſerer Kunde gelangen: und wir ſchärfen es Allen, die die Barmherzigkeit Gottes erfahren, als eine Pflicht ein, daß ſie Ihm die Ehre geben, dadurch, daß ſie es öffentlich erklären; damit auch der Glaube Anderer, die in gleicher Trübſal ſind, geſtärkt, und ſie auf ähnliche Weiſe geheilt werden mögen.“

Erſter Fall.

Frau Marwell.

Der erſte Fall wird durch zwei Geiſtliche der Kirche Englands von der höchſten Achtbarkeit, bezeugt; einer von ihnen hält eine Stiftsherrnſtelle an einer benachbarten Kathedrale und ſchreibt von der Frau Marwell Folgendes unter dem 8. Juli 1831.

„Ich bin mehr als 25 Jahre hier geweſen, und es war, wie mich dünkt, ungefähr ein Jahr nach meiner Ankunft, daß ſie anfing lahm zu werden, und ſo war es, wie ich vernehme, nach und nach ſchlimmer mit ihr geworden. Ich ſah ſie vor ungefähr anderthalb Jahren, und damals konnte ſie, ohne Krücken, ſich nicht von einem Stuhl zum andern bewegen. Jetzt kann ſie vollkommen gut wandeln, und ihre Herſtellung war wirklich, wie Sie erwähnten,* eine augenblickliche. — Es war an einem Sonntag Abend, als ſie, nach ihrer Privat-Andacht, fühlte, daß ſie Kraft habe, aufzuſtehen. Sie that es und fand, daß ihre Kraft vollkommen hergeſtellt ſey, und ging die Treppe hinunter, vollkommen geheilt. Dieſe Umſtände habe ich von ihr ſelbſt gehört bei einem langen Spaziergang, den ſie mit mir in meinem Garten machte.“ —

Das linke Knie war 23 Jahre lang ſchlimm geweſen: es wurde von allen Aerzten, die ſie behandelten, als ein hoffnungsloſer Fall betrachtet, und einer von ihnen ſagte es ihr auch. Das Glied war zuerſt durch eine rheumatiſche Geſchwulſt angegriffen, und man brauchte ſehr ſtarke Mittel, die, wie man die Frau Marwell verſicherte, das Bein beſchädigt hatten. Von der Zeit an wurde es immer ſchwächer, dünner und öfters ſchmerzhaft, beſonders aber für Kälte ſehr empfindlich, ſo ſehr, daß ſie eine Lähmung befürchtete. Das andere Knie war vor 8 Jahren an der Knieſcheibe verletzt worden, wodurch deſſen Heilung, da die Verletzung zwei Monate lang vernachläßigt worden war, eine ſchwierige Aufgabe für den Wundarzt wurde, und von Einigen, die ſie behandelten, für einen Gliedſchwamm, (white swelling) von der milderen Art erklärt wurde. Die wirkſamen Hülfsmittel, wie z. B. Blaſenpflaſter, Blutigel u. ſ. w. vermehrten nur die übeln Symptome, und nach der Anwendung von mildern Mitteln, wie z. B. Bähungen, erweichenden Umſchlägen und andern mehr, wurde das Uebel chroniſch. — In den drei oder vier erſten Jahren hoffte man zwar, daß es einer vollkommenen Ruhe weichen würde, da aber jede kleine Anſtrengung nur immer wieder Schmerzen und Geſchwulſt herbeiführte, ſo wurde es dieſer Dame immer beſchwerlicher zu gehen; und vor vierthalb Jahren ſah ſie ſich genöthigt, Krücken zu gebrauchen, da ſie nicht im Stande war, ſich länger ohne dieſelbe zu bewegen. Nachdem ſie dieſelbe drei- oder viermal benützt hatte, verſuchte ſie es mit ihnen die Treppe hinabzuſteigen, fiel aber, als noch ungeübt, vierzehn Stufen vorwärts herab auf einen ſteinernen Gang und ſtieß im Herabfallen ihre Knie heftig an die Ecken der Stufen an. Hierdurch wurde ſie ſo zerſtoßen und erſchüttert, daß ſie das Bett hüten mußte, viel von ihrer Geſundheit und Kraft einbüßte, und es gingen viele Wochen darüber hin, ehe ſie mit der Hülfe ihrer Krücken nur wieder ſtehen konnte. Sie wurde jedoch ſo weit wieder hergeſtellt, daß ſie die Treppe auf- und abſteigen konnte. Der ſie behandelnde Wundarzt ſagte ihr, daß Alles, was ſie erwarten könnte, darin beſtehe: daß durch vollkommene Ruhe eine wirkliche Krankheit abgehalten werde, da die Kraft der Muskeln in beiden Beinen ſo weit zerſtört ſey, daß man nicht hoffen könne, ſie werde je wiederkehren; und ſo war das Ueberwiſchen der Kniee mit einem in kaltes Waſſer getauchten Schwamme das einzige Mittel, das von der Zeit an gebraucht wurde; ausgenommen, daß man ein einziges Mal verſuchte, den Schmerzen vom rechten Knie in den Unterfuß herabzuziehen, der immer entweder ſchmerzlich heiß oder kalt war. Die letzten drei Wochen vor ihrer Heilung war ſie nicht im Stande ſich zu bewegen, und mußte alſo oben bleiben. Ungefähr 6 Wochen vor ihrer Heilung kam ihr die ſchriftliche Nachricht von der Heilung des Fräuleins Fancourt* in die Hände, wodurch ſie ſich erſt bewogen fand, um die Wegnahme ihres Uebels zu bitten. Zuvor hatte ſie nur um geduldige Ergebung gefleht. Doch das Uebrige der Erzählung müſſen wir mit ihren eigenen Worten geben:

---

* Der Herausgeber des Journals hatte ſchon in einem früheren Hefte kurz auf die Heilung angeſpielt. (Anmerk. des Ueberſetzers.)

„Die außerordentliche Bewegung, die ich damals während meines Betens fühlte, daß ſie in meine Glieder kam, läßt mir keinen Zweifel übrig, daß, wäre ich damals von meinem Bette aufgeſtanden, die Heilung Statt gefunden haben würde; aber ich vernünftelte darüber, und obſchon ich mit dem Beten einhielt, und mich mehrere Male zu faſſen verſuchte, auch die Bewegung jedesmal wiederkehrte, wenn ich mit Beten fortfuhr, ſo wagte ich es doch nicht, aufzuſtehen, damit ich nicht fallen möchte, und ſo endeten dann meine Gebete mit einem Gefühl der Täuſchung. Ich wollte nicht davon ſprechen, obſchon es großen Eindruck auf mein Gemüth machte; am 6. Februar aber, während ich inbrünſtig um geiſtliche Segnungen flehte, fühlte ich mich wieder angetrieben, um die Heilung meiner Glieder zu bitten. Da kamen die Worte: „Sagte ich dir nicht, daß wenn du glaubeteſt, du die Herrlichkeit Gottes ſehen würdeſt?“ mit großer Kraft in mein Gemüth; mein Glaube nahm zu, und ich berief mich auf dieſe Verheißung, indem ich nur des Herrn Willen zu wiſſen wünſchte, nicht aber ſeine Macht bezweifelte. Nach einiger Zeit, als ich mich erſchöpft fühlte, ſaß ich auf unter dem erquickendſten

---

* Dieß war eine eigenhändige Nachricht von dem Vater des Fräuleins, einem Geiſtlichen der engliſchen Kirche, der ſie zunächſt für eine engliſch-religiöſe Zeitſchrift aufgeſetzt hatte, und die ſchriftlichen Zeugniſſe einiger Aerzte beifügte, weil mannigfache Entſtellung und Läugnung der Thatſache, als eine plötzliche und wunderbare Heilung ihn dazu nöthigte. Ich bemerke, daß ich die nähern Umſtände dieſer Heilung in obigem Journal nicht angezeigt finde, ſondern nur eine Vertheidigung der Thatſache gegen Andersdenkende, welche aber, ohne die Erzählung ſelbſt, wenig Intereſſe für deutſche Leſer hätte. (Anmerk. des Ueberſ.)

Einfluß des Geiſtes und dachte über die Worte nach: „Bewahret euch in der Liebe Gottes und im geduldigen Warten auf Chriſtum;“ als plötzlich ein Wunſch in meinem Gemüth aufſtieg, daß, wenn es des Herrn Wille ſey, mich herzuſtellen, Er dieſelbe unfreiwillige Bewegung in meinem Bein entſtehen laſſen möchte, zu einem Zeichen für mich, daß ich aufſtehen und wandeln ſoll. — Hierauf fuhr ich, im Namen unſers großen Mittlers und Fürſprechers, fort mit Beten und namentlich mit dieſer Bitte, und augenblicklich kehrte auch die Bewegung zurück. Ich ſtand auf, mich für einen Augenblick an den Tiſch anlehnend, um zu wiſſen, welcher Grad der Stärke mir gegeben ſey; und da ich fand, daß ich ſtehen konnte, ging ich vorwärts, ohne eine andere Stütze, als den Arm des Allmächtigen, und lobte Gott mit einem von Dank und vollkommener Liebe erfüllten Herzen. Die Freude, die meiner Seele mitgetheilt ward, ſchien mich beinahe die wunderbare Heilung meiner Glieder vergeſſen zu laſſen, und viele Wochen hindurch möchte — ſo glaube ich — meine Freude kaum geringer geweſen ſeyn, als die, welche die Engel fühlen, und die Gegenwart des Herrn ſchien ſich ſo beſtändig und mächtig zu offenbaren, daß ich weder Sorge noch Furcht, noch Zweifel irgend einer Art hatte. — Und wirklich, eine Woche lang, war es beinahe ein zu großes Gewicht von Freude und Herrlichkeit, als daß meine irdiſche Hütte ſie hätte ertragen mögen. — Die Heilung zeigte ſich vollkommen und augenblicklich, aber die Kraft und die Größe meiner Glieder nahm mit dem Gebrauch zu; und obſchon ich einige Wochen nachher beinahe vier engliſche Meilen in einem Tag wandelte, ſo warf mich doch nichts zurück, oder ſchien über meine Kräfte zu gehen.“ —

Vom 6. Februar bis zum 11. Auguſt 1831 blieb die Frau Marwell bei vollkommener Geſundheit und zunehmender Stärke. An dieſem letztern Tag aber ſchlug ſie, als ſie in eine Chaiſe ſteigen wollte, deren Rad ungewöhnlich nahe beim Tritt war, ihr rechtes Knie heftig gegen das Rad, weßhalb ſie gegenwärtig ihr Sopha hüten muß. Dieſer Umſtand hat jedoch nicht die entfernteſte Verbindung mit ihrer früheren Krankheit und Heilung; aber wir erwähnen ihn, damit nicht Jemand, der dieſe Umſtände nicht weiß, von ihrer gegenwärtigen Lage ohne deren Urſache etwas vernehmen und daraus ſchließen möchte, daß der Bericht von dieſer Heilung, die durch den Glauben an die Macht Jeſu von Nazareth in ihr gewirkt ward, ungenau oder unrichtig ſey.

Zweiter Fall.

Fräulein Hughes.

Dieſe iſt die Schweſter eines Herrn, den wir ſchon ſeit vielen Jahren kennen, und alle die dabei genannten Perſonen ſind Leute von unbezweifelter Achtbarkeit.

Brief von Fräulein Hughes an den Hochehrwürdigen H. J. Owen, Mag. Artium: datirt Chelſea den 21. Juli 1831.

„Mein theurer Freund und Paſtor; — da ſchon mehrere Perſonen den Wunſch geäußert haben, daß ich eine klare und umſtändliche Nachricht geben möchte von dem Zuſtand ſowohl meines Leibes als meines Gemüths **vor** der neulichen Offenbarung der großen Barmherzigkeit Gottes gegen mich; und da ich glaube, daß die Erfüllung deſſelben zur Ehre Gottes gereichen werde; ſo will ich mich, mit ſeiner Hülſe, beſtreben, demſelben in einem Briefe an Sie zu willfahren, da Sie ja die Wahrheit eines Theils meiner Erzählung bezeugen können, und ſo liebreichen Antheil an dem Wohle ſowohl meiner Seele als meines Leibes genommen haben.

Auf die Autorität meiner Mutter hin melde ich, daß ich von meiner früheſten Kindheit an ſchwach und kränklich geweſen bin, indem mich jede Krankheit des Kindesalters heftig angriff; und ſo weit ich ſelbſt eine Rückerinnerung habe, ſo hat mir oft etwas gefehlt; im Winter litt ich viel von Huſten und Katarrh, und im Sommer überwältigte mich die Hitze. Gegen das Ende des Jahrs 1820 fühlte ich meine Geſundheit und

Kraft ſehr abnehmen, wollte aber keine Rückſicht darauf nehmen, bis ich im Februar 1821 genöthigt ward, das Bett zu hüten. Theilweiſe erholte ich mich wieder von dieſer Krankheit, mußte mich aber bald wieder legen und ärztliche Hülfe ſuchen. Nach kurzer Zeit war ich wieder, obſchon ſehr ſchwach, im Stande auszugehen; und am 15. April 1821 ließ ich Hrn. Keele (den Wundarzt) holen, der mir ſogleich am Arm zur Ader ließ, und den Tag darauf ein Blaſenpflaſter auf meine Bruſt legte. Ich erinnere mich noch, daß, als er aus meinem Bettzimmer kam und eben die Treppe hinunter wollte, meine Mutter ihn befragte, ob mein Zuſtand gefährlich ſey, worauf er ſagte: „Ich weiß nicht, ſie iſt ſehr krank und ein ſehr zartes Weſen.“ Die Mittel zu meiner Geneſung wurden ſo weit geſegnet, daß ich, obſchon nicht ohne große Ermattung, meine Freunde in Norfolk im Juli beſuchen konnte, da man hoffte, daß die Luftveränderung mir zuträglich ſeyn möchte; aber ſchon im Auguſt mußte mich meine Mutter wieder heimholen, weil man befürchtete, daß ich bei längerem Verweilen nicht mehr Kraft genug haben möchte, zurückzukehren. Dieſen Winter litt ich mehr als je zuvor an einer Lungenentzündung, und mein Huſten war mit Blutauswurf verbunden. Drei oder vier Monate lang vom Ende des Jahrs 1821 an gerechnet, hatte ich immer ein Blaſenpflaſter gelegt, entweder auf der Bruſt oder der Seite; wenn es auch nur einen Tag zuheilte, ſo erſtickte ich beinahe wegen beſchwerlichen Athemholens und konnte weder bei Nacht noch bei Tag mich niederlegen. Auch hatte ich häufige Krämpfe; ſie bewirkten lautes, ſchnelles und convulſiviſches Athmen, und wenn die Paroxysmen vorüber waren, ſo lag ich kalt und kraftlos da. Im März 1822 ſagte Hr. Keele: „Nun haben wir Alles verſucht, worauf ich nur denken konnte, um dieſe Krämpfe zu heben, aber vergebens. Sie klagen über beſtändige Schmerzen zwiſchen den Schultern; ich möchte wohl gerne ihren Rücken unterſuchen, weil da Nerven ſind, die ſich vom Rückgrath zur Bruſt hinziehen, die dieſes allzuſchnelle Athemholen verurſachen mögen.“ Bei der

Unterſuchung fand er den Rückgrath gekrümmt, und auch, zwiſchen den Schultern, drei Wirbelknochen, die vor den übrigen ausſtachen. Ich mußte nun meine Kiſſen, eines nach dem andern, wegthun, bis ich ganz flach, ohne ein einziges Hauptkiſſen, dalag; und mein Rücken wurde mit einer Antimonial-Salbe eingerieben, um einen Ausſchlag zuwege zu bringen. War der Schmerz heftiger als ſonſt, ſo legte man mir ein Blaſenpflaſter zwiſchen die Schultern. Ich lag Monate lang ganz flach, und wurde erſt dann nach und nach wieder etwas erhoben.

Im Sommer 1823 erlaubte man mir einen Theil des Tages aufzuſitzen, und einen kleinen Spaziergang zu machen; aber freilich hatte ich nicht Kraft genug, viele Schritte weit zu gehen. Das rechte Bein zitterte ein wenig, wenn ich es auf den Boden ſetzte, aber ſo wie meine Stärke zunahm verließ mich das Zittern. Ich mußte vier Stunden lang niederliegen und zwei auf ſeyn, oder zwei niederliegen und eine aufbleiben; überhaupt jedesmal doppelt ſo lang niederliegen, als ich aufſaß, und durfte nie mehr als zwei Stunden auf einmal aufbleiben, während welcher ich dann auch nicht nur meine Spaziergänge machte, ſondern auch meine Mahlzeiten einnahm, damit nichts mich während meiner beſtimmten Ruheſtunden ſtören möchte. Aber unerachtet dieſer Vorſicht war ich doch öfters genöthigt, wegen der Pein, die mir das Aufſeyn verurſachte, mir Blutigel auf den Rücken ſetzen zu laſſen; auch bekam ich nie die volle Kraft im Rückgrath wieder, und jeden Winter, wenn ich wegen ſchwierigen Athemholens mir meine Kiſſen erhöhen laſſen mußte, nahm der Schmerz zwiſchen meinen Schultern bedeutend zu. Im Herbſt 1823 verfügte ich mich an die Seeſeite. Ich blieb in einem Gaſthof, während meine Mutter ſich nach einem Logis umſah, und die Vermietherin ſagte nachher: „daß, wenn ſie mich vor der Vermiethung des Logis geſehen hätte, ſie es uns nicht überlaſſen haben würde, weil ſie glaubte, ich würde da ſterben.“ Es gefiel jedoch Gott, mich ſowohl während meines dortigen Aufenthalts, als auch nach meiner Rückkehr ſehr zu ſtärken, und in kurze Zeit war ich, mit der Hülfe eines Armes, im Stande, vo Glouceſtre Terrace zu Hrn. Keele in Sloane-Street (ein Viertel-Stunde weit) zu wandeln. Dieß war jedoch das Aeußerſte was ich thun konnte, und ich mußte mehrere Stunden lan ausruhen, ehe ich wieder zurückkehren konnte. Einmal gin ich des Morgens zu Hrn. Keele und des Nachmittags beſuchte ich einen etwas entfernteren Freund, und kehrte dann de Abends zurück; aber ich konnte mich von dieſer Anſtrengun kaum in 14 Tagen erholen.

Auf dieſe Art dauerte es fort, indem ich mich zuweilen beſſer, zuweilen ſchlimmer befand, und ſowohl von der Hitze als von der Kälte ſehr angegriffen wurde, bis zum April 1827, da ich aus meinen Umſtänden mit Gewißheit fühlte, daß eine ſchwere Krankheit im Anzug war. Ich hielt mich jedoch bis zum Mai aufrecht; aber dann kehrten meine Kämpfe zurück und ich wurde ſehr krank. Im Sommer ging ich nach Worthing, hatte aber wenig Nutzen davon, und mußte mich bald nach meiner Rückkehr wieder legen. Ich erholte mich theilweiſe, blieb aber ſehr ſchwach und hatte immer viele Schmerzen. Immer noch aber konnte ich mich ſo fortſchleppen bis zum folgenden Februar 1828. Am 30. dieſes Monats ging ich zur Park-Kapelle, hatte aber große Schmerzen, während ich dort war; ich empfing das heilige Abendmahl, ſah mich aber genöthigt, die Kapelle zu verlaſſen, ehe der Gottesdienſt ganz vorüber war. Am folgenden Freitag machte ich, da das Wetter ſehr einladend war, einen kurzen Spaziergang, aber es wehte da ein kalter Oſtwind; des Nachts that mir meine Kehle ſehr wehe; den folgenden Morgen war ſie ſchlimmer geworden und am Nachmittag mußte ich zu Bett gehen. Von dieſer Zeit an konnte ich nie mehr ohne Unterſtützung, ſelbſt nicht im Hauſe herum wandeln, war auch nicht im Stande anders als leiſe liſpelnd zu ſprechen bis zum 5. dieſes Monats (Juli 1831.) —

Im Sommer (1828) reiſte ich mit meiner Mutter und meinem Bruder nach der Küſte Frankreichs, aber ohne Vortheil davon zu erlangen, und nach meiner Heimkehr nahm meine Kraft ſo zuſehends ſchnell ab, daß ich bald zu ſchwach war, mein Bett je zu verlaſſen, und meine Krämpfe kehrten mit großer Heftigkeit zurück, ich hatte ſie drei oder vier Wochen lang täglich vier- oder fünfmal, bis ſie zuletzt großentheils überwältigt wurden, worauf ich aber außerordentlich ſchwach wurde. Dr. Blundell wurde dann herbeigerufen. Er ſagte, daß meine Leber und Gedärme beinahe erſtarrt (torpid) wären, und mein Blut ſich ſehr träge durch meine Adern bewege. Er nannte es einen Fall von Halb-Leben (Semi animation) und bemerkte gegen Hrn. Keele: „ſie iſt kalt, kalt bis an's Herz.“ Er verſchrieb mir tüchtige Doſen von ſtark wirkender Arznei, die mir nicht geringe Schmerzen verurſachte, meinen Mund ſehr wund und alle meine Zähne locker machte. Auch hieß er mich zweimal des Tages Fleiſch eſſen, und wenn ich es wünſchte, ſechs Gläſer Wein den Tag über trinken. (Ich nahm nie ſo viele.) Nach einiger Zeit erlangte ich hinlängliche Stärke jeden Tag eine Weile aufzuſitzen, und Dr. Bl. wünſchte dann, daß ich zu gehen verſuchen ſollte. Als ich mit Hülfe meines Bruders dieſen Verſuch machte, wurde mein rechtes Bein von einem heftigen Zittern ergriffen, das mich beinahe ohnmächtig werden ließ. Ich wurde in mein Bett zurückgetragen, und als ich meine Beine ausſtreckte, fand ich, daß das rechte kürzer war. So blieb es auch und ſo oft ich nachher zu gehen verſuchte, ſo zitterte das Bein ſo ſehr, daß es Krämpfe hervorrief. Im Juni 1829 ſchrieb ich meiner Freundin, der Frau Williams, und meldete ihr: „daß mein Athem peinlich kurz ſey, weil ich mit meines Bruders Hülfe verſucht hätte, vom Sopha bis an die Thüre des Saals zu gehen, wobei das Zittern des rechten Beins die ganze Conſtitution ſo erſchüttert habe, daß heftige und hartnäckige Krämpfe eingetreten ſeyen, in Folge welcher ich länger als eine Woche an einem beſchleunigten Athmen gelitten hätte.“ Meine Freundin erwähnte dies ihrem Manne, der ein Wundarzt war; er ſagte ſogleich: ſie ſollte es nicht verſuchen zu gehen, ſie ſchadet ihr nur durch dieſe Anſtrengung. — Im Auguſt kam er herüber mich zu ſehen, wiederholte dieſe Anſicht und wünſchte, daß ich den Sir Aſtley Cooper gebrauchen ſollte. Am 11. Jan. 1830 brachte er ihn zu mir. Beide unterſuchten den Rückgrath und ſagten: „Es iſt eine allgemeine Krümmung und ein Hervorragen des ſiebenten Wirbels.“ Er überzeugte ſich auch, daß das rechte Bein kürzer war, als das andere, verſchrieb aber nichts dafür, ſondern verordnete nur Arznei zur Stärkung meiner Conſtitution im Allgemeinen. Kurz darauf gerieth ich in einen Zuſtand vollkommener Hülfloſigkeit, und häufige Krämpfe ſtellten ſich wieder mit Heftigkeit ein. Hr. Bowden, der dem Hrn. Keele im Geſchäft gefolgt war, wandte Aetzmittel am Rückgrath an, und nach einiger Zeit war ich wieder im Stande, meine Arme zu bewegen und mich ein wenig aufzurichten, und gelangte nach und nach zu einiger Kraft. Da wollte ich dann verſuchen, ob ich gehen könnte, und Hr. Bowden glaubte, daß das Zittern meines Beines daher rühren möchte, daß ich den Fuß nicht flach auf den Boden ſetzen konnte, und daß, wenn ich mir ein paar Stiefelchen machen ließe, an welchen die Sohle des rechten Fußes ſo dick gemacht würde, daß ſie den Mangel an Länge des Fußes erſetzte, ich vielleicht im Stande ſeyn würde, darauf zu ſtehen. Ich ließ mir die Stiefel'chen nach ſeiner Anordnung machen, und er kam, um den Erfolg zu beobachten. Er unterſtützte mich, ſo ſehr er immer konnte auf der rechten Seite, und meine Mutter unterſtützte die Linke; aber er fand, daß das Bein jedesmal zitterte, ſo oft es auf den Boden geſetzt ward, und dieß verurſachte Krämpfe. Da er nun ſah, wie viel ich von der Anſtrengung litt, ſo ſagte er gütig: „Wir brauchen nichts mehr von dieſer Art,“ und mich aufnehmend, trug er mich ins Bett zurück.

Im Mai 1830 ſchmerzte mich mein Rücken wieder über die Maßen, und man legte mir ein Blaſenpflaſter zwiſchen die Schultern. Anfangs Juni bat ich Hrn. Bowden, den Rückgrath wieder zu unterſuchen, da ich auf dem Nacken ſo große Schmerzen leide und die Knochen mir aus ihrer Stelle gedrungen zu ſeyn ſchienen, und ich öfters plötzliche und ſtechende Schmerzen hätte, die mir Krämpfe verurſachten. Am 6. Juni mußte ich noch einmal ganz flach auf meinen Rücken liegen, und mir mehrere Male Blutigel ſetzen laſſen, um die Inflammation zu beſeitigen, die durch die aus ihrer Stelle forcirten Knochen am Nacken verurſacht worden war. Der Blutverluſt und die Hitze des Wetters verſetzten mich abermals in einen hülfloſen Zuſtand, und ungefähr alle zwei Stunden kam eine ſolche äußerſte Schwäche über mich, daß ich zu ſterben ſchien. Nach und nach jedoch erlangte ich Kraft, nachdem ich mit dem Blutablaſſen aufgehört und dagegen Antimonial-Salbe angewendet hatte, auch das Wetter kühler geworden war. Wie gewöhnlich bekam ich Huſten und ſchwieriges Athemholen, ſobald das kalte Wetter eintrat, welches, ſo viel ich mich erinnere, zu Anfang Oktobers Statt hatte.

Am 23. Okt. Abends las mir mein Bruder vor, und da traf mich eine Bemerkung des Hrn. Irving in der „Morning-Watch“ ſehr mächtig, die Bemerkung nämlich: „daß Krankheit die im Leib geoffenbarte Sünde und jede Krankheit entweder direkt oder indirekt die Folge der Sünde ſey.“ Zuvor hatte ich Gottes Züchtigungen als Liebeszeichen betrachtet, wodurch meine Neigungen von der Erde zum Himmel gezogen werden ſollten, und ſo erfreute ich mich in meinen Leiden; und obſchon es mir recht vorkam, alle mir zu Gebot ſtehenden Mittel zu benützen, um meine Geſundheit zu befördern, und ich dankbar dafür geweſen wäre, wenn ich nach dem Wohlgefallen Gottes auch nur ſo weit geneſen wäre, daß ich wenigſtens im Hauſe herum gehen und mich ſelbſt hätte bedienen können, ſo fürchtete ich dennoch, (in der That mehr als ich es begehrte) ſo weit hergeſtellt zu werden, daß ich in Geſellſchaft gehen könnte, damit ich nicht etwa durch Beſuche machen oder empfangen genöthigt werden möchte, mit weltlich geſinnten Charakteren umzugehen. Da aber nun Hr. Irvings Bemerkung mich auf die Betrachtung führte, daß, obſchon mich der Herr wirklich in Barmherzigkeit züchtige, dennoch meine Krankheit ein Zeichen ſeines Mißfallens wegen meiner Sünden ſey; gerade, wie auch ein Vater ſein Kind in Liebe züchtigt, aber dennoch die Züchtigung ein Beweis ſeines Mißfallens an irgend einem Fehler iſt, ſo fing ich an mein Herz zu prüfen, damit ich erkennen möchte, mit welchen geheimen Sünden ich etwa dieſe Leiden über mich gebracht hätte. Ich hatte in dieſer Nacht ſehr wenig Schlaf. Verſchiedene Schriftſtellen kamen mir ins Gedächtniß, welche die Bemerkungen des Hrn. Irvings beſtätigten, beſonders die Worte unſers Herrn zu dem Gichtbrüchigen: „deine Sünden ſind dir vergeben;“ und welches iſt leichter zu ſagen: „deine Sünden ſind dir vergeben, oder ſtehe auf und wandele?“ — und zu dem Mann am Teiche Bethesda: „ſiehe zu, du biſt geſund worden, gehe hin und ſündige nicht mehr, auf daß dir nicht etwas Aergeres widerfahre.“ Auch die Stelle Jeſaja 33, 24. ſchien ſehr ſtark für die Behauptung des Hrn. Irvings zu ſprechen: „der Einwohner (Jeruſalems) wird nicht ſagen: ich bin krank, denn das Volk, das darinnen wohnt, wird Vergebung der Sünden haben.“

Da der folgende Tag ein Sonntag war, wo meine Mutter und mein Bruder ſich in der Kirche befanden, ſo wandte ich meine Zeit zum Forſchen in der Schrift über dieſen Gegenſtand mit Gebet an, und je mehr ich las, deſto mehr wurde ich überzeugt, daß die Krankheit als eine Strafe für die Sünde geſandt wird. Jener Fall von dem blutflüſſigen Weibe, die das Kleid Chriſti anrührte, nachdem ſie ihr Geld vergebens an Aerzte gewendet hatte, ſchien dem Meinigen ähnlich, und die Sünde des Aſa, der zur Heilung ſeiner kranken Füße nicht den Herrn, ſondern die Aerzte ſuchte, machte einen tiefen Eindruck auf mein Gemüth. Ich forſchte ſodann in der Schrift, um zu erfahren, was ich für Grund hätte zu hoffen, daß Gott mich, wenn ich zu Ihm um Geſundheit flehte, wiederherſtellen würde. Jene Stelle am Schluß des Briefes Jakobi ſchien mir eine Botſchaft vom Herrn zu ſeyn in Antwort auf meine Bitte um Belehrung. Das Gebot war deutlich, ebenſo auch die Verheißung; auch ſtand kein einziger Ausdruck dabei, der beide nur auf die apoſtoliſche Zeit beſchränkt hätte; es erſchien mir ſo natürlich, der Ermahnung zu folgen, da ja Jeder zugibt, daß ſie noch immer in Kraft bleibt: „Iſt Jemand betrübt, ſo bete er; iſt Jemand fröhlich, ſo ſinge er Pſalmen.“ Es ſchien auch um ſo mehr meinem Zuſtand und — wegen der Verheißung der Vergebung der Sünden — meiner Gemüthsſtimmung angemeſſen zu ſeyn. Ich bat meinen Bruder, dieſen Abend mit Ihnen zu reden, und ſchrieb nachher an Sie über dieſen Gegenſtand, und auch an Hrn. Harding, den einzigen Geiſtlichen in der Nachbarſchaft, dem ich völlig mein Gemüth eröffnen konnte, indem ich die verſchiedenen Heilungen überlas, die unſer Herr Jeſus Chriſtus, Er, der geſtern und heute und ewig derſelbe iſt, verrichtete. Man begehrte, ich ſollte Krücken verſuchen, und ich ſelbſt war begierig, den wirklichen Zuſtand meines Gliedes völlig zu erfahren. Ich machte den Verſuch, und Hr. Bowden kam herüber, ihn zu beobachten; aber er verurſachte ſolche heftige Schmerzen den ganzen Rückgrath und die rechte Seite hinunter, (ſelbſt die Bewegung meines rechten Arms rief leichte Krämpfe hervor) und der Schmerz in meinem Haupte war ebenfalls ſo übermäßig, daß ich einige Tage lang mein Bett zu hüten hatte, und wieder ein großes Blaſenpflaſter zwiſchen den Schultern appliciren mußte. Hr. Bowden ſagte: ich hätte viel Fieber, und ich dürfte die Krücken nie mehr verſuchen.“ Ich dankte Gott, daß ich den Verſuch gemacht hatte, und das um ſo mehr, als Manche ihre Zweifel ausgedrückt hatten, ob auch die Fräulein Fancourt wirklich lahm geweſen ſey. Eine Bemerkung eines ihrer Doctoren: „Wäre eine wirkliche Krümmung des Rückgrathes oder ein verkürztes Bein vorhanden geweſen, ſo hätten wir uns gedrungen gefühlt, (in ihrer Heilung) ein Wunder zu erkennen,“ fiel mir auf. Ich ſchrieb an die Frau Williams, ohne eine Urſache anzugeben, daß ſie ihren Gatten erſuchen möchte, ſeine und Sir Aſtley Cooper's Anſicht von meinem

Zuſtand ſchriftlich abzugeben. — Sie, mein Herr, und Ihre Gattin haben geſehen, was er ſchrieb. *

Letzten Mai (1831) kam Hr. Bowden zu einem freundlichen Beſuch zu mir. (Ich hatte mehrere Monate lang keine Arznei genommen, noch mich in dieſer Zwiſchenzeit unter ſeinen Händen befunden.) Es lag mir an, ihm zu zeigen, daß mein Rückgrath und mein Bein noch gar nicht beſſer ſey, obſchon meine Geſundheit im Allgemeinen ſich ſo weit gebeſſert hatte, daß ich feſt auf mein linkes Bein ſtehen konnte. Ich zeigte ihm, daß ich mich nicht im geringſten Grade auf das rechte Bein ſtellen konnte, und als ich zu gehen verſuchte, ſank ich ſogleich nieder. Hr. B. fing mich auf und hob mich zurück auf das Sopha, indem er mich bat, es nie wieder zu verſuchen, weil ich ſonſt mein Bein brechen würde. Ich zeigte ihm ſodann, daß die Ferſe des rechten Beins noch immer kürzer als die andere war, daß die rechte Hüfte noch immer hervorragte, und daß über derſelben eine tiefe Höhle ſey, auch daß mein Rückgrath noch ebenſo beſchaffen ſey, wie zuvor, und daß beim Aufſitzen mein Rücken ganz gekrümmt ſey und mir ſehr große Schmerzen verurſache.

Ungefähr 14 Tage, ehe ich mein Bein wieder gebrauchen konnte, fühlte ich mich beſonders ſchwach und krank, und am 3. dieſes Monats (Juli 1831) hatte ich ſo heftige Kopfſchmerzen, daß man mich bald nach dem Mittageſſen ins Bett tragen mußte. Ein Geſpräch, das Statt gefunden hatte, hatte mich veranlaßt, Gott zu bitten, daß Er mir irgend ein — ich weiß ſelbſt nicht welches — Zeichen geben möchte, damit es Andern offenbar würde, daß Gott meine Gebete gnädig

---

* Folgendes iſt das hier erwähnte Zeugniß: „Bei einer Unterſuchung des Rückgrathes und der untern Extremitäten der Fräulein Maria Hughes, um den wahrſcheinlichen Zuſtand ihrer Krankheit zu erfahren, bemerkte Sir Aſtley Cooper und ich, daß bis zu einem gewiſſen Grad eine krankhafte Krümmung des Rückgrathes ſtatt fand, und daß eine ihrer Extremitäten kürzer war, als die andere.

20. Nov. 1830. John Morgan Williams, Wundarzt.“

erhört habe. Ich brachte die zwei folgende Tage allein und meine Zeit mit Betrachtung, Gebet und Leſen des Wortes Gottes zu. Die Worte: „Mache dich auf und ſteh' auf deine Füße!“ kamen mit großem Nachdruck in mein Gemüth, aber noch immer ohne den geringſten Gedanken, daß dies das Zeichen ſey, das mir Gott geben wolle. Ich erwartete nicht eher ſtehen zu können, bis ich zuvor ganz wohl ſey. Ich verſuchte es, mich auf mein rechtes Bein zu ſtellen, wie ich beinahe täglich verſuchsweiſe gethan hatte, (weil die Menſchen in ſolchen Fällen gerne ſagen: du kannſt nicht gehen, weil du es nicht verſuchſt,) und das war am Morgen des 5. dieſes. Mittags zwiſchen 3 und 4 Uhr, als ich eben im Gebet war, fühlte ich einen plötzlichen und mächtigen Antrieb, einen weitern Verſuch zum Stehen zu machen. Der Herr ſtärkte mein Bein, ich ſtand und ging, und meine Beine und Hüfte waren gleich. Am Donnerſtag Abend ging ich zur Kapelle, ich bat, daß ich im Stande ſeyn möchte, das Lob Gottes daſelbſt zu beſingen, und meine Stimme zu behalten. Dieſes Gebet erhörte der Herr, und alle meine Freunde machten die Bemerkung: „wie ſtark iſt ihre Stimme!“ denn ſelbſt damals, als ich nicht liſpelte, war meine Stimme ſchwach. Hr. Bowden beſuchte mich am 19. Er ſagte, er wollte nicht vorher kommen, um mir Zeit zum Rückfall zu geben, wenn je ein Recidiv ſtattfinden würde. Er frug mich ſowohl über die Art meiner Wiederherſtellung, als auch über die Beweggründe, die mich veranlaßt hatten, darum zu bitten. Er drückte auf die Beine des Rückgraths auf ſolche Art, daß es vor nur wenigen Wochen einen Krampf verurſacht hätte, aber es hatte keine ſolche Wirkung; und ſchon die Thatſache, daß ich gegenwärtig aufſitze, um dieſen langen Brief zu ſchreiben, beweiſt genugſam, daß mein Rücken ſehr geſtärkt iſt. Er bemerkte die Stärke meiner Stimme. Ich ſagte: Sie wiſſen, daß ich verſchiedene Male meine Stimme verloren hatte, und ſie war wohl wiedergekehrt, aber mit der Wiederherſtellung iſt es ſehr langſam zugegangen, wie eben meine allgemeine Kraft allmählig wiederkehrte, ſo auch die Kraft meiner Stimme; nun aber iſt ſie, da ſie ſehr ſchwach war, plötzlich ſtark geworden. Hr. Bowden ſagte: „das iſt eine große Barmherzigkeit und ein großes Wunder!“ und bemerkte weiter: „es iſt eben ſo gut, daß ich Sie eine lange Zeit her nicht unter meiner Sorge hatte;“ als ob er eben ſo ſehr, wie ich, wünſchte, daß die Ehre Gott allein gegeben werden möchte. Er bemerkte ferner: „jetzt möchte ich nur ihre alten Doktoren zu Ihnen bringen, wie würden ſie nicht erſtaunen!“

Ich betrachte jedoch für jetzt meine Heilung noch nicht als vollſtändig, ſondern ich begehre bloß ein Zeichen, um den Glauben Anderer, ſo wie meinen eigenen zu ſtärken. Ich habe meinen Mund weit aufgethan, ſowohl für mich als für Andere, und der Herr wartet noch immer mir gnädig zu ſeyn. Er weiß, zu welcher Zeit es Ihn am meiſten verherrlichen wird, den Mund zu füllen, den Er ſo weit eröffnet hat. Ich erwarte ſeine Zeit.“

Die Fräulein Hughes (fügt der Herausgeber des Journals hinzu) iſt, ſeit ſie das Obige geſchrieben hat, aufs Land gegangen und ihr Bruder ſchreibt am 6. Aug. 1831 Folgendes:

„Sie reiſte ungefähr 70 (engliſche) Meilen (etwa 25 deutſche Stunden) ohne einen andern Halt für ihren Rücken zu haben, als ein niedriges Eiſengitter, und fühlte ſich dabei ſo ruhig und bequem, daß es ſie mit den dankbarſten Gefühlen erfüllte, wenn ſie ihre gegenwärtige Lage mit einer ähnlichen Reiſe verglich, die ſie vor vier Jahren, und zwar noch bevor ihr Bein durch die Krümmung des Rückgrathes verkürzt war, nach Worthing machte, und mit ihrem Zuſtande noch vor einigen Wochen, da ſie noch unfähig war, auch nur für eine kurze Zeit ohne Unbequemlichkeit und Schmerzen aufzuſitzen. Gloria Deo in excelsis!“

Dritter Fall.

Eliſabeth Hall.

„Ich bürge für alle die Einzelnheiten dieſer Erzählung, worin meines Namens erwähnt iſt, und die unter meine Beobachtung kamen, als wahr. Ich glaube, daß dies ein weiteres Zeichen von der Macht des Gebets des Glaubens im Munde eines einfältigen Kindes iſt. Es war ihr eigenes Gebet und ihr eigener Glaube, ohne Zweifel unterſtützt durch die Belehrung der frommen Perſonen, die ſie beſuchten, am meiſten aber durch die Nachricht von Chriſti Wundern im Evangelio. Und wenn jede Perſon auf dieſelbe Weiſe im Glauben beten wird — was die Gabe Gottes iſt — ſo möge ſich jede verſichert halten, daß ihr Gebet erhört werden wird: denn Gott begehrt mit überaus großem Verlangen den Namen ſeines heiligen Kindes Jeſus zu verherrlichen, dadurch, daß Er ſeine Hand ausreckt, zu heilen.

16. August 1831. „Eduard Irving A. M.
Prediger der Schottiſchen National-Kirche
in London."

Der Gegenſtand dieſer intereſſanten Erzählung iſt ein kleines Mädchen, das zwiſchen 10 und 11 Jahren alt iſt. Im Auguſt 1830 ward ſie von einer Krankheit befallen, die zuerſt im Knie anfing, und mit großen Schmerzen und bedeutender Schwierigkeit im Gehen verbunden war: man rief keine beſondere ärztliche Hülfe herbei, ſondern gebrauchte Pflaſter und Umſchläge nebſt Bähungen, wie ſie einige Freunde riethen. Am 28. Dez. deſſelben Jahrs wurde das Kind ganz unfähig ſich zu bewegen, und hatte ſo große Schmerzen ſowohl im Knie, als auch in der Hüfte, daß ſie zu Herrn — einem Individuum, das in Behandlung ſolcher Schäden ausgezeichnet war, gebracht wurde. Er nannte das Uebel einen eingewurzelten Hüftenſchaden und verordnete Blaſenpflaſter nebſt vollkommener Ruhe auf einer geneigten Fläche. Ungefähr 6 Wochen nachher wurde ſie wieder zu ihm gebracht, während welcher Zeit die Krankheit einen ſo ſchnellen Fortgang gemacht hatte, daß er große Verwunderung ausdrückte, und es für ſeine Pflicht hielt, ſeine offene Meinung über dieſen Fall der Mutter zu ſagen, hinzuſetzend, daß wenn ſie je wieder von ihrem Lager aufſtünde, ihre Mißbildung und Hülfloſigkeit ſo groß ſeyn würde, daß die Erhaltung ihres Lebens nicht einmal wünſchenswerth ſey: er weigerte ſich auch, ſie in ſeine Behandlung zu nehmen, wofern man nicht einwilligen wolle, daß man ſie auf ein Brett lege mit einer Höhlung für den Kopf und einem Gewicht am Fuße, um die geringſte Bewegung des Beines und Körpers zu verhindern. Dieſes konnte wegen des harten Heilmittels und der natürlichen Ungeduld und eigenſinnigen Art des Kindes nicht zugeſtanden werden, daher ſchnitt er ein Fontanell in der Hüfte. Ihr Rücken fing nun an ſehr zu leiden und der Rückgrath wurde ſehr eingekrümmt. Ein gewiſſer Dr. — wurde im April 1831 von einem ihrer Verwandten zu ihr geführt, er ſagte, die Krankheit ſey im Rückgrath; empfahl vollkommene Ruhe auf einer geneigten Fläche und ſagte: es werde lange anſtehen, bis ſie ſich wieder rühren könne, wenn es je der Fall ſey. Zu einer Zeit fürchtete man, ſie würde in eine Auszehrung fallen, aber ſie erholte ſich wieder ein wenig von dieſem Zuſtand der Schwäche. Ihre Freunde waren nie im Stande, ſey es durch Gewalt oder Ueberzeugung, ſie in der geneigten Lage zu erhalten, die zur Beförderung ihrer Geneſung ſo nothwendig erachtet wurde, und unerachtet der äußerſten Pein, welche ihr jede Bewegung des Gliedes verurſachte, mußte ſie eben doch ſich regen und ſich auf dem Lager zuſammen ziehen, indem ſie ſich von einer Seite zur andern lehnte. Alles dieſes verſchlimmerte die Krankheit ſehr und vermehrte ihre Mißbildung, ſo daß ihr Rückgrath bereits gekrümmt, ſich noch mehr ausbog; das Knie des kranken Beines war einwärts gekehrt und die Ferſe hatte ſich begonnen zuſammen zu ziehen; das Glied ſelbſt war ſehr geſchwunden, und hatte immer eine trockene brennende Hitze auf der Haut, wozu noch kam, daß es beträchtlich länger war, als das andere. Sie wurde von zwei Perſonen von einem Zimmer zum andern getragen, da dann die eine ihre Beine in einer horizontalen Lage hielt, während die andere ihren Leib trug, und ſo vollkommen kraftlos war das Glied, daß es nur vermittelſt des Fleiſches mit ihrem Leib zuſammen zu hangen ſchien, indem das Gelenke alle Feſtigkeit verloren hatte; ſie hob es mit ihren Händen empor, wenn ſie ihren Leib auf dem Lager bewegte, und das war immer von großen Schmerzen begleitet. Sie hatte gar keine regelmäßige ärztliche Hülfe, weil die Familien Umſtände es nicht zuließen; wohl hatte man den Plan vorgeſchlagen, ſie unter die Pflege einer achtbaren Aufwärterin im Hoſpital zu ſtellen, wo ſie den Vortheil des beſten Rathes haben könnte und zugleich genöthigt werden würde, die Heilmittel zu befolgen, die ihr verordnet werden würden. In Betreff dieſes Planes zog man noch bis zum 9. Juli (1831) Erkundigungen ein.

Im Monat Juni beſuchte ſie ein gewiſſer Wundarzt, ſeine Anſicht über ihren Zuſtand war dieſelbe, wie die der andern, auch fügte er hinzu: daß er nicht ſagen könne, welchen Grad ihre Mißbildung noch erreichen werde, wenn ſie auch wieder aufkomme; eine Zuſammenziehung des Beins, ſagte er, würde ſicherlich Statt finden, und vollkommene Ruhe auf einer geneigten Fläche ſey Alles, was er anrathen könne.— Das arme Kind war in der eben beſchriebenen traurigen Lage, als — ungefähr gegen Ende des Mai's — eine Dame, die zu Hrn. Irvings Gemeinde gehörte, als eine mit einem Theil der Familie Bekannte, die von dem unglücklichen Kinde gehört hatte, ihr einen Beſuch machte. Während dieſem Beſuch ſchien der Saame des Glaubens zuerſt in des Kindes Herz zu fallen. Sie ſprach von der Macht und dem Willen Jeſu, ſowohl die Seelen als die Leiber aller Derer, die zu Ihm kamen, zu heilen! Dieß habe Er bewieſen, als Er auf Erden war, und habe auch ſeinen Glaubigen die Macht verliehen, es in ſeinem

Namen zu thun, nachdem Er zum Vater aufgefahren ſey und alle Macht im Himmel und auf Erden erlangt habe. Aber vor Allem drang ſie darauf, daß ſie Kraft von Gott begehren ſollte, mit Sanftmuth und Geduld ihr großes Leiden ertragen zu können; da es ihr überaus ſehr an Ergebung und Unterwerfung fehlte, indem ſie eine große natürliche Lebhaftigkeit ſowohl des Gemüths als des Körpers, und dabei ein ſtürmiſches (choleriſches) Temperament hatte. Alle Liebkoſungen und zärtliche Aufmerkſamkeiten ihrer Mutter hatten nicht den Erfolg, daß ſie ſich auch nur einigermaßen mit ihrer gegenwärtigen Lage und ihren traurigen Ausſichten auf die Zukunft hätte ausſöhnen lernen wollen, und oft pflegte ſie auszuſchreien, und die Hände verzweifelnd zu ringen, wenn ſie an ihre Unfähigkeit ſich zu bewegen gedachte. Ließ man ſie einige Minuten allein, ſo brachte ſie das ganze Haus in Unruhe. Ihre mürriſchen Ausdrücke und Klagen zeigten nur zu ſehr eine wirkliche Rebellion des Herzens gegen Gott an, weil er ſie mit ſolchem Elend heimgeſucht habe. — Zur Verwunderung ihrer Freunde ſprach ſie nun aber mit großem Vergnügen von dem Beſuch der eben gemeldeten Dame, und wünſchte, daß ſie ſie noch einmal beſuchen möchte. Dieſer Wunſch wurde auch in Kurzem erfüllt, und ehe die Dame ſie wieder verließ, betete ſie mit ihr. Ihr ganzes Betragen, wie ihr Charakter, hatte angefangen, ſich allmählig zu ändern, ſie wurde umgänglich und geduldig, und hatte eine Freude an der Geſellſchaft desjenigen Theils der Familie, der ihr wegen ihrer Frömmigkeit zuvor ärgerlich geweſen war. Sie fing auch an, vielen Antheil zu nehmen an Gegenſtänden der Wahrheit, wie ſie in Jeſus iſt, und forſchte ſelbſt in der Schrift mit großem Ernſt. Diejenigen Theile derſelben, die ſich auf die Wunder und Heilungen bezogen, ſcheint ſie aufmerkſam durchgangen zu haben, da ſie einmal die Bemerkung machte, daß ſie ſehe, daß es nicht immer nöthig ſey, daß die Perſonen, an denen Wunderheilungen verrichtet würden, Glauben haben.

Ihre Tante, die unlängſt angefangen hatte, die Kirche des Hrn. Irvings zu beſuchen, hatte ihn am Sonntag den 10. Juli die wunderbare Wiederherſtellung der Fräulein Hughes als eine Erhörung des Gebets ankündigen hören. Dadurch ward ſie bewogen, ihn zu bitten, daß er ihre Nichte beſuchen möchte, was er auch am Montag den 11. that. Er legte ihr einige Fragen vor in Betreff ihrer Erkenntniß von Jeſus Chriſtus, ihrem Heiland und ihres Glaubens an Ihn, als Den, der Seele und Leib heilt. Mit ihren Antworten zufrieden, fragte er ſie, ob ſie glaube, ſie könnte zu Ihm beten? — Sie bejahte es; darauf wandte er ſich in einem kurzen und einfachen Gebete an den Herrn, und ſagte Ihm: daß er ſie zu Ihm gebracht habe, daß Er ſie heilen möge. — Dieſer Beſuch vergnügte ſie ſehr, und machte einen großen Eindruck; und von der Zeit an ſchien ihr Glaube ſehr zu wachſen, da ſie öfters ihr Vertrauen ausſprach, daß ſie geheilt werden würde. — Am Freitag Morgen den 15. ſchien ſie fröhlicher als ſonſt zu ſeyn, und ſagte, daß ſie gewiß ſey, ſie würde geſund werden. Nicht die geringſte Abnahme der Krankheit oder des Schmerzens hatte jedoch Statt gefunden, und ihr Bein war, wie ſie ſich ausdrückte, eben als ob es ihr nicht angehörte, indem ſie ganz kraftlos war, es zu bewegen, ausgenommen mit ihren Händen, und das nicht ohne große Schmerzen. Um 11 Uhr deſſelben Vormittags hörte ihre Tante, die unten ſaß, ein Geräuſch in ihrer Stube, und lief hinauf, weil ſie befürchtete, ſie möchte ungeduldig ſeyn, daß man ſie allein gelaſſen hatte. Sie fand ſie ſehr erregt, während ſie ſagte, daß ſie weder ihr noch Jemand anders ſagen könne, was vorgefallen ſey; ſobald ſie jedoch gefaßter war, ſo erzählte ſie ihrer Mutter Folgendes: Sie ſagte, ſie hätte den ganzen Morgen ihr Herz mehr als je zur Gemeinſchaft mit Gott erhoben gefühlt, und beim Leſen von Hebr. 11 und Mark. 11, 23. ſey ihr Glaube ſehr geſtärkt worden, ſo daß ſie gedacht habe: „Wenn der Glaube ſolche mächtige Werke in voriger Zeit ausgerichtet hat, warum ſollte er es nicht auch jetzt thun?“ Hierauf ſey ihr Herz ſehr zu Gott gezogen worden im Gebet um Glauben, und ſie habe laut ſagen müſſen: „Ich laſſe dich nicht, du ſegneſt mich dann.“ Hierauf ſey große Stärke über ſie gekommen, in welcher ſie im Stand geweſen ſey, ſich aufzurichten und aufrecht zu ſtehen, während ſie ſich am obern Ende ihrer Bettlade feſtgehalten habe. Zuerſt, ſagte ſie, habe ihr krankes Bein heftig gezittert, doch ohne Schmerzen; aber bald ſey es feſt geworden, nun ſey ſie erſt auf den Stuhl und dann auf den Boden getreten. Zuerſt habe ſie ſich mit ſchwerem mühſamem Schritt bewegt, aber nach und nach ſey er leichter und freier geworden, und ſo ſey ſie quer durch das Zimmer gegangen. Sie habe ſich beſonnen, ob ſie nicht auch die Treppe hinab gehen ſollte, aber dann wieder gedacht, daß ſie wieder in ihrem Bett zurück wolle, um ihre Strümpfe anzuziehen. Es gefiel jedoch dem Herrn, ihr nur die Kraft des Glaubens, als Erhörung ihres Gebets zu zeigen; denn kaum war ſie wieder auf ihrem Bett, als es mit ihr in jeder Hinſicht wieder wurde, wie zuvor. Zuerſt war ſie ſehr niedergeſchlagen, aber ihr Glaube erholte ſich zuletzt; und obſchon ſie am Samſtag und Sonntag viel Schmerzen litt, ſo fuhr ſie doch fort zu ſagen, daß ſie wieder hergeſtellt werden würde. Am Montag Morgen beſchrieb ſie ein ganz beſonderes Gefühl im Glied, hinab bis zu den Zehen; ſie ſagte: es ſey geweſen, wie wenn Leben in ihre Beine eingedrungen wäre. Hr. Irving beſuchte ſie an dieſem Tage wieder, und betete mit ihr. Am Abend, während die Familie am Theetrinken war, bat ſie, daß man ſie hinauftragen möchte, und ſchien äußerſt belebt zu ſeyn. Sie hatte die Heilung des mächtigen Mannes am Teiche Betheſda geleſen, und als ſie auf das Bett gelegt ward, fragte ſie ihre Mutter, was das Wort: „impotent“ bedeute; und da man ihr ſagte, daß es ſo viel als „ſchwach, kraftlos“ heiße, ſo ſagte ſie: „das iſt ja eben das, was ich jetzt fühle, und ich glaube, ich kann gehen.“ Ihre Mutter erſchrak über den Gedanken, ſie ſo etwas unternehmen zu ſehen, lief aus dem Zimmer hinaus und ſchickte ihre Tante hinauf, die zu ihr ſagte: „ſie ſollte nur thun, wozu ſie ſich in Stand geſetzt fühle.“ Alſobald warf ſie die Betttücher auf die Seite, ſtieg aus dem Bett und wandelte quer durch das Zimmer. Sie ſchwang ihr Bein rückwärts und vorwärts, ſetzte ſich und ſtand mit Leichtigkeit auf, fühlte auch gar keine Schmerzen mehr. Bei näherer Unterſuchung fand man, daß das Bein gerade wie das andere, und daß ihr Rückgrath vollkommen gerade war. Von der Zeit an verließ ſie jede Spur der Krankheit, und täglich gewinnt ſie größere Körperſtärke. Weil ihre Beine und Füße 7 Monate lang vollkommen unthätig geweſen waren, ſo waren ſie zuerſt etwas ſteif und linkiſch; das war aber der Fall bei *beiden* Beinen; übrigens waren ihre Bewegungen nicht mit dem geringſten Gefühl des Schmerzens und der Ermüdung verbunden.

Ihr Herze war den ganzen Abend mit Freude und ihr Mund mit Lob erfüllt, ja die ganze Nacht hindurch konnte ſie vor Uebermaß der Freude nicht ſchlafen, und oft hörte man ſie ausrufen und die Güte und Barmherzigkeit des Herrn preiſen, daß Er an einer ſo Unwürdigen ein ſolches Werk gethan habe. Ihr Zuſammentreffen mit ihrem Bruder, einem kleinen Knaben von ungefähr 9 Jahren, war überaus rührend. Er kam ins Zimmer, während ſie aufſtand, und nachdem er ſie vom Kopf bis zum Fuß angeſtaunt hatte, und kaum ſeinen Augen zu trauen ſchien, warf er ſich in ihre Arme von Verwunderung und Freude ganz überwältigt. Sie ſagte zu ihm, daß es der Herr ſey, dem es gefallen habe, ihr Gebet des Glaubens zu hören und ſie aufzurichten. Da man ſie einige Minuten im Zimmer allein zuſammen ließ, ſo hörte man bald ihre Stimmen ein Loblied ſingen, und als ihre Freunde zurückkehrten, ſo kniete der kleine Knabe an der Seite ihres Bettes, während ſie laut betete.

Ihre Tante ſaß an ihrem Bette, denn ſie konnte nicht ſchlafen und gab öfters den Gefühlen ihres überfließenden Herzens in Ausrufen über die Güte und Barmherzigkeit Gottes freien Raum, wobei ſie ihre Hoffnung ausdrückte, daß ſie ihm nun ihr ganzes Leben widmen würde. „O, ſagte ſie, wir ſollten ein Leben des Glaubens führen; wir müſſen von der Welt abgeſondert ſeyn und Gott leben!“ Den folgenden Morgen war ſie ſchon um 5 Uhr auf und ging im Zimmer herum, und wirklich ſchien ſie ſich nicht ſtillhalten zu können. Am Mittwoch ging ſie allein die Treppe auf und ab, und im ganzen Haus und Garten herum. Oft ſagte ſie: ihre Stärke ſey im Herrn; und ſo ſchien es wirklich zu ſeyn, denn man konnte ſie nicht dazu bringen, Nahrung zu koſten, Uebermaß von Freude ſchien ſie zu erhalten. Am folgenden Sonntag ging ſie mit ihrer Familie zur Kirche, wo Gott der Dank dargebracht wurde für die herrliche Offenbarung ſeiner Güte und ſeiner Macht.

Folgendes ſind die Antworten des Dr. Harriſon, niedergeſchrieben, wie er ſie wörtlich diktirte, am 25. Juli 1831.

„Sie iſt gelähmt an den untern Gliedern. Eine Anzahl von unordentlichen innerlichen Symptomen, die alle von einer Krümmung des Rückgraths herrühren, — augenſcheinlich von dieſer Quelle herrühren, — woran ich nicht im Geringſten zweifle. Habe keinen Zweifel, daß ſie geneſen könnte, obſchon dieſes ein ſehr ſchlimmer Fall iſt; aber die Wiederherſtellung muß das Werk langer Zeit ſeyn: weniger nicht, als ſechs Monate, wahrſcheinlich mehr.“ —

Der ſie beſuchende Wundarzt ſagte auch: „Er betrachte den Fall als über das Vermögen ärztlicher Hülfe gehend und ihr Leben ſey unter Statt habenden Umſtänden nicht wünſchenswerth.“ Und ſpäter, hinſichtlich ihrer Geneſung, ſagte er: „ſi ſey etwas Uebernatürliches, beinahe ein Wunder; gewiſ menſchliche Kunſt hätte ſie nicht bewerkſtelligt. Er dankte ſehr, daß man ihn von der Herſtellung benachrichtigt habe er wolle es als ein beſonderes Beiſpiel aufnotiren.“

Neue Schriften.

1.

Ein neues Buch von der Magie.

Hr. Dr. Joſeph Ennemoſer hat ſeine Geſchichte des thieriſchen Magnetismus neu bearbeitet (Leipzig bei Brockhaus 1844), und deren 1. Theil enthält die Geſchichte der Magie, die auch unter beſonderm Titel ausgegeben wird. Der Inhalt iſt: Einleitung. — 1. Abſchnitt: Von der Magie und ihren Theilen im Allgemeinen. 1. Abtheilung: Die Viſionen. 2. Abtheilung: Die Träume. 3. Abtheilung: Das Wahrſagen. 4. Abtheilung: Theoretiſche Anſichten über das Weſen des Magismus im Allgemeinen. — 2. Abſchnitt: Der Magismus bei den alten Völkern, insbeſondre bei den Orientalen, Aegyptern und Iſraeliten. 1. Abtheilung: Die Magie bei den Orientalen. 2. Abtheilung: Die Magie bei den Aegyptern. 3. Abtheilung: Die Magie bei den Iſraeliten. A. der alte Bund. B. der neue Bund. C. das Chriſtenthum. — 3. Abſchnitt: Die Magie bei den Griechen und Römern. 1. Abtheilung: Die Magie bei den Griechen. 2. Abtheilung: Die Magie bei den Römern. 4. Abſchnitt: Die Magie bei den Germanen. 1. Abtheilung: Die Magie bei den alten Teutſchen und bei den nordiſchen Völkern. 2. Abtheilung: Die Magie des Mittelalters. 3. Abtheilung: Myſtiſche Anſichten und Verſuche der philoſophiſchen Aufklärung über die Magie im Mittelalter.

Man ſieht, daß der Verfaſſer ſeinem Gegenſtand ein weites Feld abgeſteckt hat; und zwar mit Recht. Denn Alles was wir unter geheimen Wiſſenſchaften, höhern Kenntniſſen, Myſtik, geheimer Philoſophie, Nachtgebiet der Natur u. ſ. w. begreifen, gehört in das magiſche Reich, und war bei den Alten als die höhere Stufe der Gelehrſamkeit den geprüften und bewährten Eingeweiheten eigen oder Gegenſtand ihrer Forſchungen und

Beſtrebungen. Es gibt immer zweierlei Hauptfächer des Wiſſens: das öffentliche oder niedere, und das verborgene oder höhere. Je völliger das erſtere ausgebildet und je ſtolzer die eigene Vernunft auf daſſelbe wurde, deſto mehr wurde das zweite vernachläſſigt, verachtet und verſpottet. Gleichwohl gehört zu ihm auch die Gotteslehre, ohne die wir zur Thierheit herabſinken, und nach der wir einen natürlichen Durſt haben, welchen man die natürliche Religion zu nennen pflegt.

Der Verfaſſer geht in ſeiner magiſchen Lehre von dem thieriſchen Magnetismus aus, der ihn auf jenes Allgemeinere geführt hat, und der durch göttliche Veranſtaltung allerdings überhaupt geſandt wurde, um die gelehrte Welt wieder vom Niedern zum Höhern zu locken. Nach literariſchen Notizen über den Magneten und allgemeinen Magnetismus kommt der Verfaſſer auf Mesmer als den wahren Entdecker der zoomagnetiſchen Kunſt. Er ſucht dann die Fragen zu beantworten, warum der Magnetismus noch ſo wenig Anerkennung finde, und warum er dennoch durch eine glückliche Wendung fortſchreitendes Zutrauen gewonnen habe. Er verbreitet ſich alsdann noch weiter in dieſer Einleitung über die vom Magnetismus erlangten oder zu erwartenden Aufſchlüſſe in den dunkeln Regionen der Wiſſenſchaft, über die Unterſchiede der alten und neuen Zeit in Bezug auf Sinne oder Inſtinct und Reflexion. Bei dieſer letzten Betrachtung möchten jedoch die perſönlichen geiſtigen Agenten in der antiken Anſchauungsweiſe zu weit aus den Augen gerückt und der bloßen Subjectivität („der hypoſtaſirenden und perſonificirenden Phantaſie“) zu viel eingeräumt ſeyn; ein Punkt, worüber wir noch mehr zu ſagen haben werden. Wie überhaupt die Schreibart dieſes Buchs zwar ſprachmächtig aber zu weitläufig iſt, ſo iſt es beſonders die der Einleitung, wobei es an Wiederholungen nicht fehlen kann, der Leſer aber außer Stand geſetzt wird zu umfaſſen und zu behalten. Das Buch hat über 1000 Seiten. Es iſt eine ſehr reiche Materialien-Sammlung; aber ſie wäre lesbarer und anſchaulicher, wenn ſie kürzer gefaßt wäre.

Deßgleichen ſollte eigentlich Niemand von der Magie reden, d. h. urtheilen oder ein kritiſches Syſtem der Magie aufſtellen, der nicht ſelbſt ein wahrer Magus, wenigſtens alle Zweige der Magie theoretiſch zu umſpannen im Stande iſt. Er wird ſonſt immer einſeitig werden. Da der Verfaſſer durch den Magnetismus und Somnambulismus zur Unterſuchung der Magie gekommen iſt, ſo herrſcht dieſer Theil derſelben bei-ihm allerwärts vor, oder liegt als Erklärungsquelle ſtets im Hintergrunde; wodurch es denn geſchieht, daß der Verfaſſer ſich ſo ſehr zum Subjectivismus neigt, und ſein Glaube an das Objective ſo ſchwankend, wo nicht null erſcheint. Es fehlt ihm aber noch eine andre, ſelbſt wichtigere Baſis, die gewiſſermaßen mit jener zuſammenhängt. Denn ſo lobenswerth ſeine Ehrfurcht vor dem Chriſtenthume iſt (woneben er gleichwohl mit Recht auch den alten Heiden eine tiefere Gottesahnung zuerkennt, als die Anbetung ihrer ſchönen Fetiſche): ſo legt er doch nicht, wie er überall ſollte, die Bibel als allein ſichere Norm des Urtheils zu Grund; wonach denn auch die Wunderbarkeiten der israelitiſch chriſtlichen Offenbarung conſequenterweiſe dem Zweifel beimfallen, und kein einziges Object derſelben vor der ſubjectiviſtiſchen Zerflöſung und Auflöſung geſichert bleibt.

Wir wollen nicht nur zugeſtehen, daß die Frage: ob ein Geſicht objective Anſchauung oder ſubjective Selbſteinbildung ſey? in vielen Fällen zweifelhaft bleibt für die, welche dieſſeits des Vorhangs ſtehen; ſondern auch das: daß geiſtige Weſen, ohne perſönlich anweſend zu ſeyn, eine ſolche Influenz auf das plaſtiſche Vermögen des Sehers ausüben können, daß er ſie für gegenwärtig und ihm nahe halten, ſich mit ihnen unterreden kann; mit andern Worten: daß ſie ihm ihre Gegenwart einbilden (was zumal bei den erhabenſten perſönlichen Erſcheinungen, wie Chriſti, der Engel und apoſtoliſchen Heiligen denkbar iſt). Aber ſo iſt doch dieſe Unterſtellung von bloßer Selbſteinbildung ſehr verſchieden, und hat ein weſentliches Object, das durch ſein magiſches Vermögen ſich dem Seher von deſſen Innern aus in einem Abſchein ſeiner ſelbſt verſpiegelt; und ſolche weſentliche Einſtrahlungen ſind ſowohl in der guten als in der böſen Magie möglich, erhalten auch durch den Begriff von der Unweſentlichkeit der Raumſchranke noch beſondere Beſtätigung.

Am richtigſten und ergiebigſten iſt wohl die Eintheilung der Magie nach den dreierlei Welten, der elementariſchen, aſtraliſchen und göttlichen, wonach ſie die Heilkunde, die Sternkunde und die Theologie umfaßt. Der Magnetismus gehört zuvörderſt in das erſte, dann mit dem Hellſehen in das zweite Glied an der Kette, indem die Seele und das Nervenleben in beſonderer Beziehung zu dem Geſtirn ſtehen, und ſofern er zur Betrachtung des Göttlichen ſteigt, in das dritte. Dieſe ſyſtematiſche Beſtimmung, die ſich auch bei Paracelſus und Cornelius Agrippa findet (S. 897 und 916), gibt der Speculation eine feſte Norm, und dem Gegenſtand einen Umriß, der nur der Ausfüllung durch ſpecielle Capitel bedarf, worunter der Magnetismus nicht das einzige iſt. Zwar hat der Verfaſſer nur eine Geſchichte, nicht eine Theorie der Magie zu geben verſprochen; aber es iſt ſchwer beides auseinander zu halten, wie das Buch ſelber zeigt, und von jenen Capiteln bedarf eigentlich ein jedes ſeiner eigenen Geſchichte. Bei dem Verfaſſer aber fließen ſie ſehr durch einander, und concentriren ſich meiſt im Magnetismus und Hellſehen.

Seine hiſtoriſche Darſtellung iſt auch nicht durchaus wahr. So ſpricht er (S. 340 ff. 766 ff.) die moderne Kathederlehre nach, daß die Juden aus ihrer Gefangenſchaft in Chaldäa oder Babylonien „die Magie und Theurgie mit dem ganzen orientaliſchen Dämonenglauben eingeimpft nach Kanaan gebracht haben“ — „daß ſie während ihrer aſſyriſchen Gefangenſchaft vorzüglich die Idee des Satans und der guten und böſen Engel angenommen haben“ ꝛc. — obwohl nicht geläugnet werden ſoll, daß ſie dort im Chaldäismus und Parſismus große Verwandtſchaft mit ihrem dämonologiſchen Wiſſen, auch vollere Ausbildung deſſelben gefunden haben mögen, wozu ſie ſich dann um ſo ungeſcheuter bekennen konnten, als mit ihrer Heimkehr der frühere Hang zur Abgötterei von ihnen gewichen war. Die Ideen von Engeln und Teufeln ſind mit nichten blos binnenaſiatiſchen Urſprungs, und der Satan und ſein Abfall zeigt ſich ſchon in der moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte deutlich genug dem, der zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht. Aber die Gelehrten kennen die Remaſim (Winke) der Schrift nicht, ſie haben keine Fühlhörner dafür, ſondern etwa nur Spott gegen den Kenner. Sie dürften ſich ohne Schaden ein wenig beſſer in den Lehren der Kabāla (nicht Kabbāla) umſehen, dieſer ſchätzbaren, wenn gleich der Kritik unterliegenden Ueberlieferung der Väter, von der der Verfaſſer im allgemeinen Abſchnitt nach Molitors vortrefflichem Werke handelt.

In dem Capitel von den Viſionen ſind deren Stufen mit willkührlichen Ausdrücken bezeichnet; wie es S. 105 heißt: „Endlich eine noch höhere Stufe als die Ekſtaſe iſt das Hellſehen und die ächte Begeiſterung.“ Hiedurch entſteht Unklarheit in der aufgeſtellten Theorie. — In dem Capitel von den Träumen finden ſich merkwürdige allgemeinere (mit der Ueberſchrift wenig zuſammenhängende) Wahrnehmungen über die Geſchichte der Menſchheit. Zu den wichtigen Träumen ſelbſt können noch diejenigen gerechnet werden, welche dem Träumer nicht erinnerlich, ihm nachher im Wachen als eigene Gedanken wieder aufgeben, wodurch ſich Vieles, im Guten und Böſen, erklärt.

Wie der Subjectivismus irre führen kann, erſehe man z. B. aus dem, was der Verfaſſer von Bileam ſagt (S. 420): „Er verwechſelt jetzt ſeine ſubjective Anſchauung mit dem Engel, und überträgt ſie ſogar auf ſeine Eſelin, die nun auch den Engel mit dem bloßen Schwert in dem Wege ſtehen ſieht, und mit ihrem Reiter ein zurechtweiſendes Zwiegeſpräch anfing.“ Aber nach 4 Moſ. 22, 22 ff. ſah die Eſelin den Engel zuerſt, und hätte alſo ihre ſubjective Anſchauung auf Bileam übertragen. — Wie mag aber doch der Verfaſſer ſagen (S. 483): „Die Evangelien enthalten daher auch gar keine Lehren von einer wirklichen böſen Geiſterzunft und ihren Künſten“ ꝛc.?

Nicht? was ſteht denn geſchrieben Joh. 8 und in den S. 772 angeführten Stellen? und von allen Beſeſſenen? Alſo nachdem der Teufel mit ſeinen Truppen aus Babylon mitgezogen war, ſo bildeten ſich die Leute in ihrem irren Somnambulismus ein, ſie ſeyen bei ihnen einquartirt! Hat wohl Chriſtus irgendwo geſagt, die dämoniſchen Beſitzungen ſeyen ein Wahn? Man bittet nur um ein einziges Citat. Eben ſo mit den guten Engeln, die ja auch aus Babylon herſtammen ſollen!

So viel Schönes und Wahres die Anſichten des Verfaſſers enthalten, namentlich über die divinatoriſche Naturgabe des Menſchen, über die Mythologie der alten Völker als auf eine geheime Naturweisheit gegründet, auch über Schriftſteller, wie Paracelſus, Jakob Böhm und andern: ſo kann doch ſein Buch nur kritiſchen Augen empfohlen werden, deren freilich in dieſem Fach noch zur Zeit weniger als unkritiſche vorhanden ſeyn mögen. Jene aber werden ſowohl in Hauptſachen als in Nebendingen noch mehr zu erinnern finden, als wir hier andeuten konnten. Unter dieſe Nebendinge gehört, daß S. 964 der Meiſter der Martiniſten für St. Martin gehalten wird, welcher nur der fruchtbarſte Schüler des eigentlichen, nämlich des Spaniers Martinez Pasqualis war. Auch andre magiſche Perſonen und Schriften ſind überſehen, wie das Buch Arbates, Wellings *opus* ꝛc.

Endlich iſt noch die Menge nicht berichtigter Druckfehler zu bedauern. Dahin gehört S. 83 *Sirim* anſtatt *Seirim* oder *Sirim*. S. 90 *Sephir Gilgukim* für *Sepher Gilgulim*, S. 169 *Rabi* anſtatt *Nabi* (daß dieſes Wort auch einen Wahnſinnigen bedeute iſt falſch, und ſcheint nur aus den Spottreden 2 Kön. 9, 11 und Jerem. 29, 26 gefolgert worden zu ſeyn, obgleich es nach der Etymologie, (dämoniſch) „Inſpirirter,“ möglich wäre). S. 203 *Nabi roch* anſtatt *roeh* (Wörtlich aber heißt *Nabi roeh* ſchauender Prophet, und *Nabi poel* wirkender Prophet). S. 223 Maier anſtatt Meyer. S. 239 ſchattigen anſtatt ſcholligen — und ſo viel Anderes mehr.

—y—

2.

Ein Buch über Schlaf und Träume.

Ueber Schlaf und Traum und die Schlafloſigkeit mit ihren Urſachen, Folgen und Heilmitteln, von Dr. Joh. Chriſt. Fleck, Weimar 1844.

Bekanntlich iſt im Jahr 1835 eine deutſche Ueberſetzung des Werkes von Robert Macnish (The philosophy of Sleep, Glasgow 1834 — der Schlaf in allen ſeinen Geſtalten) erſchienen. Obwohl dieſe Schrift mit großem Fleiße, mit großer Erudition verfaßt iſt, ſo hat es doch den Schleier, welcher dieſen ſo intereſſanten und wichtigen Gegenſtand umhüllt, gar nicht gelüftet, was auch von dem Standpunkte des Scepticismus und der vielſeitig aufgenommenen Phrenologie, von welchem Macnish dieſen Gegenſtand aufgefaßt hatte, nicht anders möglich war, ſo daß Recenſent obbezeichnete Schrift des Dr. Fleck mit großer Neugierde zur Hand nahm, und etwas Beſſeres erwartete. Er täuſchte ſich jedoch gewaltig in ſeiner Erwartung. Der erſte Theil, welcher eigentlich allein hieher paßt, enthält nicht nur nichts Neues, ſondern dem Verfaſſer mangelt es gänzlich an der Naturanſchauung, und die Theorien, die er da äußert, ſind noch weniger befriedigend als die Macnish's.

Richtiger, wenigſtens praktiſcher, ſind die zwei andern Theile verfaßt, für welche Hr. Fleck beſſer ausgerüſtet iſt. Sein Streben ſollte auch mehr zum Poſitiven des ärztlichen Wirkens gerichtet ſeyn, als zu ſolchen metaphyſiſchen Fragen, zu deren Löſung es mehr bedarf als das Studium der Philoſophie, deren Doctor der Hr. Fleck zugleich iſt. Wie derſelbe ſpeculirt, wollen wir hier z. B. das hervorheben, was er über die Gehirnthätigkeit (S. 13) ſagt: „Die Objecte, die wir ſenſiren, verhalten ſich zu den Sinnen, wie die Muskeln ſich zu den Nerven verhalten; ſie werden ebenſo excitirt, denn jeder äußere Reiz wirkt auf die Nerven, wie die Muskeln, nämlich Oxygen entziehend. Die Empfindung eines Gegenſtandes ſetzt alſo ſtets nur einen Mangel in das Gehirn. Ja, alle Functionen des Gehirns, auch ſelbſt das Denken, gehen mit Verluſt für das Gehirn nur von Statten, ſie ſetzen Differencirung in daſſelbe. Darum muß das Gehirn auch ebenſo ermüden, wie die Muskeln; denn Bewegen, Vorſtellen und Denken iſt immer Eins und Daſſelbe; ſie rufen alle den negativen Pol hervor; — denn würde etwas Poſitives in das Gehirn geſetzt, ſo könnte nimmermehr Schlaf erfolgen. Alle Nervenreize wirken alſo negativ, reizentziehend für das Gehirn, denn indem daſſelbe die Objecte ſich aſſimiliren, indifferenciren will, muß es einen Theil ſeines Oxygens verlieren, es wird demnach am Ende ganz differencirt, der Hydrogenpol wird überwiegend, die Nerven hören auf zu wirken, — ſie werden iſolirt, und — ſchlafen.“ — Verſtehe dieſes Gewirr wer es wolle, ich zweifle aber bedeutend, ob dieſe Erklärung dem Verfaſſer ſelbſt einleuchtet. — Ebenſo unverſtändlich und ebenſowenig werden die Träume erklärt.

S. 3 legt er ein großes Gewicht auf ſeine Ueberzeugung von der Unzertrennbarkeit der Pſyche — des Geiſtes — mit dem Leibe. Nur mit dieſer Ueberzeugung, meint der Verfaſſer, kann man den Schlaf, die Träume ꝛc. erklären, was ihm jedoch nicht im Geringſten gelang, denn das Herfallen über den Magnetismus und andere Naturwahrheiten iſt doch keine Erklärung. Sehr erbaulich klingt folgendes Anathem (S. 32): „Was haben nicht die alten Kirchenväter mit ihren ſtarren (?) Dogmen für Unſinn (erinnern ſich doch der rationelle Hr. Verfaſſer an das hier paſſende lateiniſche Sprichwort von der Minerva!) in die helle, lichtvolle Chriſtusreligion übergetragen, was unſere neuen und neueſten orthodoxen und pedantiſchen Dogmatiriker auch allen ſchwachen Seelen unſerer Zeit mit heiligem Eifer noch einzupflanzen ſuchen, und was bei allen, die, zu eigenem Denken nicht geeignet, dem blinden Glauben ſich gern überlaſſen, um deſto ſicheren Eingang findet und ſolches Samensgleiche Früchte trägt. — So haben uns die

Geſchichten, Legenden und Viſionen der Heiligen eine Unzahl von wunderbaren Träumen, Erſcheinungen, Prophezeihungen u. ſ. w. überliefert, wie ſie nur ein bis zum Wahnſinn in religiöſe Schwärmerei verſunkenes Gemüth ſich ſchaffen kann; deßgleichen fehlte es auch noch in der neuern Zeit, wo man den längſt verſchollenen Meßmerismus (?!) und animaliſchen Magnetismus bis zu der graſſeſten Schwärmerei betrieb, nicht an den wunderbarſten Erzählungen, die ſich doch am Ende in theils abſichtliche, theils willenloſe Täuſchungen auflösten ꝛc. ꝛc." — Ein Bischen mehr Beſcheidenheit wäre dem Verfaſſer ſehr zu wünſchen, der nur durch die Brille der Schulweisheit ſchaut, die ihn ſeiner Kurzſichtigkeit nicht entledigt; es wäre um ſo mehr zu wünſchen geweſen, als Verfaſſer hier das „ne sutor ultra crepidam" nicht anwenden wollte.

Somit trennen wir uns von den Erklärungstheorien des Verfaſſers und nehmen nun das einzig Gute aus dem erſten und zweiten Theile ſeiner Schrift heraus, nämlich die Thatſachen, die er theils aus andern Werken excerpirte, theils ſelbſt beobachtete, welche wir hier nachfolgend, als dem Zwecke dieſer Zeitſchrift entſprechend, mittheilen.

S. 19. Einem Arzte, der einen Kranken zu behandeln hatte, an deſſen Geneſung er aus vielen Gründen zweifeln mußte, lag es ſehr am Herzen, dem Kranken die größte Sorgfalt zu widmen und ihn, wenn es nur irgend möglich wäre, am Leben zu erhalten. Er ſuchte deßhalb mit dem angeſtrengteſten Nachdenken nach hülfreichen Mitteln, die ihn zu jenem heißerſehnten Zwecke führen möchten. — So ſann er Tag für Tag und legte ſich nur mit dem Wunſche zu helfen, des Abends ſpät erſt zur Ruhe. — Doch ſeine Ruhe war nur eine halbe, nur eine körperliche Ruhe; denn ſeine Pſyche war zu ſehr erfüllt von jenem menſchenfreundlichen Gedanken, den Schwerzurettenden doch noch zu retten. — Da zeigte ſich im Traume ihm ein Buch, in welchem er die Art und Weiſe klar beſchrieben fand, wie er dem Kranken wieder zur Geſundheit helfen könne. Freudig erwachend, verordnete er genau die ihm im Traume vorgeſchriebenen Mittel, und — der Kranke wurde glücklich hergeſtellt.

S. 20 erzählt der Verfaſſer den merkwürdigen Traum einer wahnſinnigen Mutter, die Frau eines Künſtlers, die erſt nach einer mehrjährigen glücklichen Ehe, in welcher ſie ſchon mehrere Kinder geboren hatte, in dieſe traurige Geiſteszerrüttung verfallen war. So lange die Ausbrüche des Wahnſinnes erträglich waren, behielt ihr Mann ſie bei ſich; als aber dieſelben ihm und ſeinen Kindern Gefahr zu bringen droheten, war er genöthigt, ſie von ſich weg zu thun, und in eine benachbarte Irrenanſtalt zu bringen, wo ſie ſich mehrere Jahre lang aufhielt, ohne von ihrem Wahnſinn geheilt werden zu können.

In den Anfällen deſſelben lebte ſie, wie Wahnſinnige gewöhnlich, in völliger Vergeſſenheit ihres Zuſtandes, aber in den lichten Zwiſchenzeiten bewies ſie große Anhänglichkeit an ihre zurückgelaſſene Familie; ſie jammerte darüber, daß ſie von ihr entfernt leben müſſe und verlangte ganz beſonders oft und heftig nach ihren Kindern.

Ihr damals noch lebender Vater, der ſie ſehr fleißig beſuchte, mußte ihr darum jedesmal Nachricht von ihrer Familie bringen und ſich mit ihr über ihre Kinder und deren Befinden, ihr Wachsthum, Thun und Treiben u. dgl. unterhalten.

Einſt kam er auch zu ihr, und ſobald ſie ihn erblickte, rief ſie ihm dießmal noch begieriger, als ſonſt, die Frage entgegen: „Was machen meine Kinder?“ — Er hatte den Tag zuvor die Nachricht erhalten, daß eines davon gefährlich krank wäre, und erſchrak alſo dießmal über die Frage, weil er es nicht für rathſam hielt, die Wahrheit ihr zu ſagen. Er antwortete ihr deßhalb: „Sie ſind alle geſund.“ — „Haben Sie kürzlich Nachricht von ihnen erhalten?“ fuhr die Unglückliche fort. — „Ja,“ antwortete der Vater. — „Und welche?“ — „Daß ſie alle geſund ſind.“ — „Das iſt nicht wahr,“ — fuhr ſie nun heftig auf; „alle ſind nicht geſund, meine Karoline iſt krank, gefährlich krank!“ — Der Vater erſtaunte, denn außer ihm wußte es noch Niemand. „Wer hat Dir das geſagt?“ fragte er daher. — „Ich habe in dieſer Nacht das Kind geſehen,“ antwortete ſie; — „ich bin bei ihm geweſen, es iſt krank, recht ſehr krank!“ — Und nun ſagte ſie ihrem erſtaunten Vater nicht nur, ſeit wann das Kind krank wäre, ſondern nannte ihm auch die Krankheit ſelbſt, an welcher es darnieder läge, und Alles traf mit dem Inhalte des Briefes, den der Vater erhalten hatte, pünktlich überein. —

S. 22. Dem berühmten von Brenkendorf träumte einſt in der Nacht, er befinde ſich in einer wüſten höchſt traurigen Gegend, aus welcher er ſich wieder herausſehnte; indem ſah er einen Mann, der ihn noch da zu bleiben bewog, und bald nachher ſah er dieſen, ihm ſo lieben Mann ſterben; zugleich bemerkte er einen großen Zug von Menſchen in fremder ungewöhnlicher Kleidung, und dann erwacht' er. Das ganze Bild des Mannes, den er im Traume geſehen, war aber ſo tief in ſeine Imagination eingegraben, daß er es wachend noch zu ſehen glaubte und ſo blieb auch der ganze Traum ihm lebenslang ganz unauslöſchbar in ſeiner Seele. — Einige Zeit darauf erhielt er von Friedrich III., König von Preußen, den Auftrag, nach Pommern zu gehen, um dort jenen unglücklichen Provinzen wieder aufzuhelfen, welche in dem 7jährigen Krieg durch die Ruſſen verheert worden waren. Brenkendorf reiſte dorthin, fand aber das Elend ſo groß, und, je genauer er unterſuchte, immer größer, ſo daß er an jeder Hilfe verzweifelte und ſich entſchloß, dem Könige zu melden, daß er weder Rath noch Hilfe erſinnen könne, um dem Lande wieder aufzuhelfen, beſonders auch darum, weil es an Menſchen fehlte.

Indem er mit dieſen Gedanken umging und an einen Ort hinfuhr, kam ein Mann an ſeinen Wagen, deſſen Anblick ihn in großes Erſtaunen ſetzte, denn es war auf's Genaueſte der Mann, den er im Traume geſehen hatte. Daß ihn dieſer Anblick doch erfreute, und er alſo ſogleich großes Zutrauen zu ihm faßte, läßt ſich leicht denken. Es war der Beamte der dortigen Gegend, der ihm tröſtlich zuredete, ihm um Rath und

That an die Hand zu gehen verſprach und ihn alſo bewog, das wohlthätige Geſchäft zu unterſuchen.

Einige Zeit nachher erfuhr Brenkendorf, daß ſein Freund tödtlich krank ſey; er eilte zu ihm, und ſah ihn ſterben. — Noch an demſelben oder am nächſtfolgenden Tage ſah er eine große Zahl Männer, Weiber und Kinder, ganze Familien einziehen; es waren Coloniſten aus Polen, welche ſich in dem verödeten Lande anbauen wollten, und alſo lauter Werkzeuge, durch welche Brenkendorf wohlthätig fortwirken konnte.

S. 23. Kurz vorher, ehe die Fürſtin Ragozky von Warſchau nach Paris reiſte, träumte ſie, ſie befinde ſich in einem unbekannten Zimmer, wo ein ihr ebenfalls unbekannter Mann mit einem Becher zu ihr kommt und ihr daraus zu trinken anbietet. Sie erwiedert, daß ſie keinen Durſt hätte, und dankt ihm für ſein Anerbieten. Der unbekannte Mann wiederholt ſeine Bitte und ſetzt hinzu: ſie möchte es ihm nicht abſchlagen, denn dieß ſey der letzte Trunk ihres Lebens. Hierüber erſchrak ſie heftig und erwachte.

Im Oktober 1720 langte dieſe Fürſtin geſund und wohl in Paris an und bezog ein Hôtel garni, wo ſie bald nach ihrer Ankunft ein heftiges Fieber überfiel. Sie ſchickte ſogleich zu dem berühmten Arzte des Königs, dem Vater des Helvetius. Der Arzt kam und die Fürſtin gerieth in ein auffallendes Erſtaunen. Man fragte nach der Urſache deſſelben, und ſie gab zur Antwort, daß der Arzt ganz vollkommen dem Manne gleich ſähe, den ſie zu Warſchau im Traume erblickt hatte. Doch dießmal, ſetzte ſie hinzu, werde ich noch nicht ſterben, denn dieſes Zimmer iſt nicht daſſelbe, das ich damals zugleich im Traume ſah.

Die Fürſtin wurde bald darauf völlig wieder hergeſtellt und ſchien ihren Traum ganz vergeſſen zu haben, als ſie durch einen neuen Umſtand wieder mit der größten Lebhaftigkeit daran erinnert wurde; — ſie war mit ihrem Logis in dem Hôtel nicht zufrieden und verlangte daher, daß man ihr eine Wohnung in einem Kloſter zu Paris einrichten möchte, was auch geſchah. Die Fürſtin zog in das Kloſter ein; allein kaum war ſie in das für ſie beſtimmte Zimmer getreten, als ſie ganz laut zu ſchreien anfing: „Es iſt um mich geſchehen, ich werde nicht wieder lebendig aus dieſem Zimmer herauskommen, denn es iſt eben daſſelbe, was ich zu Warſchau im Traume geſehen habe." — Sie ſtarb wirklich nicht lange darauf, zu Anfange des Jahrs 1721, und zwar in dem nämlichen Zimmer, an einem Halsgeſchwüre, das durch die Herausnahme eines Zahnes entſtanden war. —

S. 42 erklärt unſer Verfaſſer den Zuſtand der Mondſüchtigen, des Schlafwandels auf folgende Weiſe: „In einen ſolchen Zuſtand," ſagt er, „verfallen bisweilen Perſonen, wenn ſie eine große Beweglichkeit des Gehirns beſitzen, wenn während des Schlafes die Lebenskraft plötzlich wieder nach dem Gehirn gelangt, und nicht ſogleich regelmäßig in dem ganzen Nervenſyſteme vertheilt wird." Die Erklärung iſt ſchon deßhalb falſch, als die Lebenskraft des Nervenſyſtems bei den Schlafwandlern nicht nur nicht auf Koſten der andern Organe im Gehirne concentrirt iſt, ſondern z. B. in den Bewegungs-Muskeln bedeutend bethätigt iſt. Man kennt ja die ungewöhnliche Stärke, Agilität ꝛc. der Schlafwandler, ſie erklettern mit ungemeiner Leichtigkeit ihnen ſonſt unzugängliche Ort. Den Zuſtand des Schlafwandelns und des Hellſehens kann man auf genügende Weiſe nicht anders als dadurch erklären, daß ſich in ſolchen Zuſtänden die Seele auf eine abnorme, krankhafte Weiſe, theilweiſe vom Gehirne trennt, *ein Theil ihrer Kräfte iſt daher nothwendigerweiſe potenzirt*, als ſie im Organismus nicht gefeſſelt iſt. Da die Seele aber den Organismus nicht verlaſſen hat, ſo manifeſtirt ſie ſich durch dieſes oder jenes Organ des Gehirnes. Daher kann man ſich erklären, wie die Schlafwandler mit großer Fertigkeit fremde Sprachen ſprechen, während ſie wachend kaum die einzelnen Wörter derſelben mühſam aufſuchen müſſen.

Der berühmte D. *Starke* ſah einen mondſüchtigen Harfenſpieler zu wiederholten Malen, welcher in dieſem wundervollen

Schlafzuſtande viel ſchöner, harmoniſcher und kunſtreicher ſpielte, als er im wachenden Zuſtande es vermochte. — In Jagemann's Magazin der italieniſchen Literatur und Künſte (Bd. 5. 1781) findet man unter andern folgenden Fall: Heinrich von Heer kannte einen Dichter, der des Nachts im Schlaf aufſtand, ſich an ſein Schreibpult ſetzte und Verſe machte. War ihm ſeine Arbeit gelungen, ſo fing er vor Freude an zu lachen; dann legte er ſich wieder zu Bette und ſchlief ſo lange, bis man ihn wieder aufweckte. Er war nicht wenig erſtaunt, wenn er am Morgen ſeine Gedichte mit eigener Hand verbeſſert oder ergänzt fand. —

Bemerkungen des Recenſenten.

Bei dem heutigen Stande unſerer phyſiologiſchen Kenntniſſe iſt es ziemlich ſchwer, eine genügende Erklärung der Träume zu geben, ganz unmöglich aber von dem materialiſtiſchen Standpunkte; wenigſtens was die prophetiſchen Träume anbelangt; und ſeiner Theorie zu lieb ſollte doch der Arzt und Pſycholog die Thatſachen nicht läugnen dürfen, was aber leider nur zu häufig geſchieht. Freilich iſt Läugnen viel bequemer und leichter als Begreifen.

Man kann folgende Arten von Träumen annehmen:

1. Gewöhnliche Träume, Gaukelſpiele der Phantaſie, buntes Untereinander richtiger und verzerrter Ideen, oder Objecte, die während des Wachens die Sinne gefeſſelt hatten: eine Art von Fortvibriren des Gehirns; der Eindruck, welchen die Gegenſtände auf das Gehirn machten, dauert noch fort, und ruft mehr oder weniger bizarre Bilder hervor. — Das Organ des Regulators der Ideen — der Reflexion —, durch welches ſich der Geiſt nach Auſſen kund gibt, ruht, ſchläft, ſo daß die an die Organiſation gefeſſelte Seele ſich durch jenes Organ nicht manifeſtiren kann. Die den Schlafenden umgebenden Geräuſche u. dgl. werden vom Gehirne unvollſtändig percipirt, und es bilden ſich darin dieſe oder jene Bilder, Träume, je

nachdem dieſes oder jenes Gehirnorgan erregt wird. Dieſe Bilder müſſen nothwendigerweiſe mehr oder weniger alle Geſetze des Raumes, der Zeit, der Wahrſcheinlichkeit überſpringen, als der Geiſt durch das ſchlafende Organ der Reflexion nicht wirken kann.

2. Träume, die durch den Brauch und Mißbrauch geiſtiger Getränke, der narkotiſchen Mittel, des Kaffees, durch die verdorbene Luft ꝛc. hervorgebracht werden. Das mit heterogenen Stoffen geſchwängerte Blut reagirt auf abnorme Weiſe auf das Gehirn; zu dem verſtimmen die narkotiſchen Mittel ꝛc. jedes auf ſpecifiſche Weiſe das Gehirn; ja ſie können beim fortgeſetzten ſtarkem Gebrauche das Reflexionsorgan des Gehirns ſo niederdrücken, und die andern Organe ſo verſtimmen, daß der Geiſt nothwendigerweiſe nur Mißtöne hervorbringt, und die Perſonen ſo zu ſagen wachend träumen.

3. Träume durch mechaniſche Störungen, Blutandrang nach dem Kopfe, Blutſtockungen im Gehirne ꝛc. hervorgebracht.

4. Träume, die aus verſtimmtem Ganglienleben herrühren, bei Hypochondriſten ꝛc. Hieher gehört auch das Alpdrücken.

5. Prophetiſche Träume. Hier ſind zwei Fälle denkbar:

a) Der Geiſt kann ſich im Schlaf momentan ſeiner Hülle mehr oder weniger entledigen. Als ſolcher kennt er keinen Raum noch Zeit; je nachdem er ſich rein oder unrein entwikkelt oder vielmehr der Hülle ſich entledigt hat, ſieht er entfernte Gegenſtände und Begebenheiten auf mehr oder weniger deutliche Weiſe. Daß übrigens Gottes Gnade und Willen dem Geiſte die Fernſicht erleichtert, verſteht ſich von ſelbſt.

Wenn die Kenntniß der zukünftigen oder gleichzeitigen, aber entfernten Ereigniſſe von großer Wichtigkeit und von Nutzen für das Individuum iſt, und dieſes dieſe Kenntniſſe verdient, ſo manifeſtirt die Seele die Ereigniſſe durch den Traum. Dieſe theilweiſe — vielleicht auch ganze — Trennung des Geiſtes im Schlafe mag aber ſehr ſelten ſeyn, und gewiß nicht vom Willen des Geiſtes allein abhängen.

b) Ein anderer, von der irdiſchen Hülle befreiter Geiſt wirkt durch Gottes Fügung auf den Schlafenden.

6. Träume, die durch den Einfluß niederer, unreiner Geiſter entſtehen, und alſo eine wahre Verſuchung abgeben. — So ſagte ſchon der berühmte Paracelſus in ſeinem Caput de Morbis Somnii (Vergl. Parac. Schriften, herausgegeben von Huſer, Baſel 1589, 5. Theil, S. 159): „Darumb ſo verführt der Sathan viel im Schlaf, die ſo ihm anhangen, zu gleicher Weiß, wie den Wachenden. Darumb der Menſch ſoll rein ſein, unbefleckt ſich ſelbſt laſſen, auf daß ſein Wachen und Schlafen frey ſey im Liecht der Natur.“

Y.—.

Ein bedeutungsvoller Traum.

Man hat wenige Gegenſtände ſo oft und von ſo verſchiedenem Standpunkt aus betrachtet, als das Weſen der Seele und ihre Zuſtände. Dieß iſt eben ſo natürlich als recht, denn die Seele iſt dem Menſchen das Nächſte, Perſönlichſte. Vielfach nun iſt jenes wunderbare Reich des Traumes erklärt, vertheidigt und beſtritten worden. Man hat die Träume als wunderliche Wiederſpiegelungen, ſeltſame Umkehrungen, verwirrte, eigenthümlich aufgeputzte Erinnerungen an die Gegenwart benannt, und ihnen nichts Weſentliches gelaſſen, auſſer der Phantaſtik. Man trat dadurch in vollkommenen Gegenſatz mit dem Alterthum, welches den Träumen tief eingreifende Bedeutſamkeit zuſchrieb und ſich eifrig bemühte, die Symbolik derſelben zu ergründen. Indeſſen die Oppoſition dagegen iſt bereits alt. Schon Homer kennt wahre und falſche Träume, die ihre beſondern Thore im Palaſte des Schlafes haben, und ein ſehr altes deutſches Sprichwort ſagt: „Träume ſind Schäume.“ Das letztere heißt wohl das Kind mit dem Bad ausſchütten, und alles verwerfen, weil vieles verwerflich iſt. War die Anſicht der Aegypter thöricht, all und jeden Traum als höheren Urſprungs und tieferer Bedeutung anzuſehen, ſo iſt die Anſicht derjenigen nicht weniger leichtſinnig, welche den Traum lediglich als müßiges Spiel, als unwahren Faſtnachtsſpaß des Geiſtes anſehen. Die wahre Anſicht hatten ſchon die Griechen, es gibt Träume höherer Art, die bedeutungsvoll ſind. Das Schwierige iſt nur, dieſe von ſolchen zu unterſcheiden, die ſo zu ſagen irdiſcher Natur ſind. So weit ſind wir in der Kunde der Seele noch nicht gelangt und es bleibt daher nichts übrig, als eben beglaubigte Beiſpiele von ſolchen Träumen zu ſammeln, die ſich, als der höheren Natur im Menſchen entſproſſen, beſtätigt haben. Ein Beitrag dazu iſt die nachfolgende Erzählung, deren vollkommene Genauigkeit und Wahrhaftigkeit in jedem Punkte bezeugt werden kann.

In einem ſächſiſchen Städtchen M. lebte ein Mann, der mancherlei Schickſale über ſich hatte ergehen laſſen müſſen. Als zehnjähriger Knabe ward er von ſeiner Mutter getrennt und ſah dieſelbe nur ein einziges Mal in ſeinem Leben als zwanzigjähriger Jüngling, und zwar kurz nach dem Tode ſeines Vaters, wieder, und ſtand ſeitdem in gar keiner Verbindung mit ihr, da ſie an einem Orte weit über hundert Meilen vom Wohnſitze des Mannes, von dem wir reden, entfernt lebte. Die Jahre floſſen hin, das Geſchick fügte es in ſeiner wunderlichen Weiſe, daß der Mann ſelbſt eine Familie gründete und in Verhältniſſe gerieth, die ihn ſo beſchäftigten, daß er der Vergangenheit wenig gedachte. So war er zweiunddreißig Jahr alt geworden, hatte eine kleine Tochter und lebte nur für ſeine Familie und ſeine Arbeit. Da träumte ihm in der Nacht vom 12. Oktober, er ſtehe des Nachts auf einem großem Felde und betrachte den Himmel. Dieſer war wunderbar tiefblau, ganz wolkenlos und ohne irgend einem Stern. Mitten aber am Himmelsgewölbe ſchwebten zwei in goldene Rahmen gefaßte Portraits, länglich rund geformt, wie man ſie ſonſt wohl oft, namentlich im vorigen Jahrhundert, malte. Ueber beiden Gemälden, die ganz dicht neben einander ſchwebten, befand ſich ein voller, ſchöner, grüner Lorbeerkranz. Es waren die Bildniſſe ſeines verſtorbenen Vaters und ſeiner noch lebenden Mutter, die er ſah. Der Mann erwachte und da er Zeit ſeines Lebens niemals von ſeiner Mutter geträumt, und ſeit mindeſtens zehn Jahren faſt gar nichts von ihr gehört hatte, ſo fiel ihm dieſes Geſicht außerordentlich auf. Es befiel ihn eine ſehr natürliche Aengſtlichkeit und er ſchrieb nach B., wo er Verwandte hatte, die ihn benachrichtigen konnten. Die Antwort lautete: die letzten Nachrichten, welche man habe, wären zufriedenſtellend, ſeine Mutter ſey zwar krank geweſen, allein die Gefahr ſei vollkommen vorüber. Dieſer Bericht beruhigte den Sohn, der gewöhnliche Lebensgang trug auch das ſeinige dazu bei, und bald trat der merkwürdige Traum ganz in den Hintergrund. So verfloß ungefähr ein halbes Jahr ohne irgend eine Störung. Da aber kam ein ſchwarzgeſiegelter Brief an, welcher ihm den Tod ſeiner Mutter anzeigte und meldete, daß dieſelbe in der Nacht vom zwölften Oktober geſtorben ſey und dieſe Trauernachricht erſt ſo ſpät an ihn gelange, weil der Wohnort ſeiner Mutter ſo weit entfernt ſey.

Wie kam nun die Seele des Sohnes dazu, in der Todesnacht ſeiner Mutter ſolch einen wunderbaren merkwürdigen Traum zu haben, deſſen ganzes Weſen gewiß die Züge einer höheren Natur trägt?

N.—.

Mittheilungen aus dem Kreiſe Oletzko in Schleſien.

Bei der im hieſigen Kreiſe Oletzko im Auguſt 1842 ſtattgehabten Kantonsreviſion wurde aus einem Wohnorte ein Jüngling, 20 Jahre alt, Namens Friedrich Labensky, Sohn des Wirths Chriſtoph Labensky, für militärbrauchbar erklärt und mittelſt Ordre des Kommandeurs des 3. Landwehrbataillons nach dem Standquartiere des Bataillons (Stadt Angerburg) nebſt allen mit ihm zugleich ausgehobenen Rekruten, citirt, woſelbſt er am 24. September eingetroffen. Nach Verlauf von mehreren Wochen lief durch das hieſige Landrathsamt die Nachricht ein, daß Friedrich Labensky am 8. November 1842 im Garniſonslazarethe zu Braunsberg an der Lungenlähmung geſtorben ſey. Seine hinterbliebenen Eltern, insbeſondere ſeine Mutter, waren ganz untröſtlich. Ich gab mir alle nur mögliche Mühe, um die ganz troſtloſe Mutter, ſo viel ich es durch Gottes Gnade vermochte, zu beruhigen; aber wie es ſchien vergebens. „So muß ich denn,“ rief ſie aus, „meinen Leidenskelch bis auf den Boden leeren! Ach, beſter Herr! mein ganzes bisheriges Leben iſt eine ununterbrochene Kette von Leiden und Trübſalen jeder Art. Meinen erſten Mann, den ich ſo zärtlich liebte, mußte ich verlieren, und noch dazu in einer Zeit, wo mir ſein Beiſtand unentbehrlich zu ſeyn ſchien. — meinen älteſten Sohn mußte ich vor jenen 13 Jahren in den Fluthen umkommen ſehen, — und jetzt — — mußte mein — mein — allerliebſtes Kind in die weite Welt, um da ſein Grab zu finden! Ach ich unglückliche Frau! — Ach ich unglückliche Mutter!“ — Ich erinnerte ſie, daß „Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Beſten dienen,“ wie auch an viele tröſtende und beruhigende Ausſagen der heiligen Schrift; —

an die freudige Hoffnung des Wiederſehens in der ſeligen Ewigkeit, u. ſ. w. — „Hätte ich die Gewißheit, daß mein Fritz unter den Seligen ſey, und daß ich ihn einſt dort erblicken dürfte, ſo würde ich keine Thräne mehr weinen;“ ſprach ſie mit vom Weinen faſt erſticktem Tone; aber wer kann mir für ſeine Seligkeit bürgen! Ach wie gerne möchte ich ihn noch einmal ſehen!“

Am mittelſten Weihnachtsfeiertage v. J. kam ſie Abends zu mir und war ſo heiter und froh, daß ich mich wunderte und ihr mein Befremden darüber zu erkennen gab. „Wie ſoll ich mich nicht freuen,“ fing ſie an, „da Gott mein Gebet mir gnädiglich gewährte, und wenn auch nicht mir, ſo doch meinem Manne unſern Fritz gezeiget hat! denken ſie ſich,“ fuhr ſie fort, „am verfloſſenen heiligen Abende (21. December) ſaß mein Mann völlig angekleidet und wach auf dem Bette und auf dem Tiſch nicht weit von ihm brannte ein Talglicht. Die Uhr kann ungefähr 10 geweſen ſeyn. (Es iſt bei dieſen Leutchen Gewohnheit, daß ſie in der Nacht vor dem erſten Weihnachtsfeiertage, von der Abend- bis zur Morgendämmerung, unausgeſetzt ein Licht brennen laſſen, und daß der Hausvater dabei die ganze Zeit wacht.) Da ſeufzte er „„Lieber Gott! Du haſt heute Nacht Deinen Sohn auf unſere Welt geſendet, ſchicke mir gnädiglich auch meinen, daß ich ihn noch einmal erblicken dürfte.““ Kaum glitt das letzte Wort über ſeine Lippen, ſo wurde die Stube ungemein erhellt. Er blickte in die Höhe, da war aber weder Decke noch Dach, ſondern ein ſo heiterer, reiner, mit funkelnden Sternen beſäter Himmel, wie er ihn noch nie ſo rein und blau geſehen, entfaltete ſich ſeinen Blicken. In einer ungemeinen Höhe erblickte er unſeren Fritz in ſeiner natürlichen Größe und mit denſelben Kleidern angethan, die er zu Hauſe getragen. Ganz deutlich erblickte er z. B. die rothen Streifen an ſeiner Jacke. Nach einigen Augenblicken war alles vorüber und die Bretterdecke ſtand vor ſeinen Augen. Sofort ſprang er auf und eilte vor die Thür, in der Hoffnung, den Fritz noch einmal zu erblicken; aber da war an keinen heiteren Himmel zu denken. Das ganze Himmelsgewölbe war mit Wolken bezogen, nur in einer Gegend am Horizonte flimmerten einige Sterne. Als ich nach einigen Tagen mit ihrem Manne zuſammen kam, fragte ich ihn um dieſe Sache. Er erzählte es ebenſo und betheuerte die Wahrheit ſeiner Ausſage.

Im vergangenen Monat Januar ſtarb in hieſiger Gegend eine ſehr gebildete fromme Predigersfrau im Kindbette. Das Kindchen, wovon ſie entbunden wurde, konnte auch nicht erhalten werden, ſtarb noch vor der Mutter, welcher Letztern es in den Arm in den Sarg gegeben wurde. Das Begräbniß erregte eine allgemeine Theilnahme und Mitgefühl. Bald darauf, nachdem die Leichen eingeſenkt waren, machte ſich die verſtorbene Frau ihrem hinterbliebenen Manne, dem Prediger R—, ſichtbar, ja ſogar hörbar, machte ihm Mittheilungen aus der Ewigkeit, und gab ihm unter andern die Kunde, daß das Kindchen von ihr getrennt und an einen andern Ort zur Pflege und Erziehung gegeben ſey und ſie ſich von der Zweckmäßigkeit dieſer Maßregel habe überzeugen müſſen. u. ſ. w.

Der Prediger, mit dem ich perſönliche Bekanntſchaft habe, iſt in gleicher Lage mit dem berühmten Paſtor Oberlin in Steinthal bei Straßburg, der auch 9 Jahre lang mit ſeiner verſtorbenen Frau Umgang hatte. Nächſtens hoffe ich umſtändliche Nachrichten von ihm zu erhalten, die ich, falls er es mir erlaubt, gerne mittheilen werde.

Oleſko, den 22. März 1843.

Horn, Juſtiz-Rath.

Aus F.

Ich war (erzählt Dem. K.) als erſte Arbeiterin in einer bedeutenden Putzhandlung in Heſſen-Caſſel in Condition, als ich mich eines Tages ſehr beunruhigt und völlig untauglich zum Arbeiten fühlte, ohne im Mindeſten krank zu ſeyn. So kam der Abend herbei, und ſo legte ich mich zu Bette, ohne ſchlafen zu können.

Nachdem ich mich längere Zeit in der größten Unruhe im Bette herumgeworfen, ſah ich an dem Glasfenſter der Thüre, welche zum Arbeitszimmer führte, und wo doch Alles feſt verſchloſſen und nicht hineinzukommen war, eine Hellung entſtehen, welche immer zunahm. Voll Schrecken ſetzte ich mich im Bette aufrecht, die Hellung kam immer näher auf mein Bette zu, und in derſelben ſah ich meinen jüngſten neunzehnjährigen Bruder, welcher in Frankfurt a. M. bei meiner Mutter ſich aufhielt, in ſchwarzem Anzug vor meinem Bette ſtehen.

Voll Schrecken war ich im Anfang ganz ſtarr, er blieb ſtehen und legte ſeine Hand ſchwer auf die Decke.

Endlich ermannte ich mich und rief ſeinen Namen Auguſt! ei Auguſt, was willſt Du denn?

Da wurde es dunkel und die Erſcheinung war verſchwunden.

Erſt gegen Morgen gelang es mir einzuſchlafen. Da ſah ich mich im Traum in ein beinahe leeres Zimmer zu meiner Mutter nach Frankfurt verſetzt. Dieſelbe ſaß in tiefſter Betrübniß zuſammengekauert in einer Ecke. Als ich mich derſelben nähern und ſie um die Urſache ihrer Traurigkeit fragen wollte, hörte ich von der Stimme meines Bruders den Ausruf: „Mein Leib, ach mein Leib!“ und in demſelben Augenblick ſehe ich ihn über einen Tiſch, nur mit dem Hemde bekleidet, liegen. Als ich auf ihn zueilte, fand ich ſein Angeſicht mit Schweißtüchern, wie einen Todten bedeckt, und vor Schrecken darüber erwachte ich. Am andern Tag erhielt ich den Brief mit der Nachricht ſeines Todes. Er war an einer Unterleibs-Entzündung, nach nur dreitägigem Krankſeyn, geſtorben.

Eine Erſcheinungsgeſchichte.

Es war im Sommer 1839, ich lag damals im Quartier St. Agneſe in Bologna als Corporal bei einer Eliten Compagnie in Garniſon, als auf einmal ſich das Gerücht verbreitete, Kadet d'Aut–, der Sohn eines reichen Grafen aus der franzöſiſchen Schweiz ſey erſchoſſen worden.

Dieſer kaum 20 Jahre alte junge Mann, der von ſeinen Eltern irgend eines Anſtoßes wegen hieher geſchickt ſeyn mochte, gut empfohlen war, ſtets eine große Summe Geldes zu ſeiner Verfügung hatte und dabei große Freigebigkeit zeigte, nahm gegen Abend zwei Piſtolen aus ſeinem Zimmer, wovon die eine geladen war, trat mit denſelben in den weiten Gang des früheren Kloſters St. Agneſe und forderte dort den erſten beſten Kanonier ſcherzend auf, ſich mit ihm auf Piſtolen zu duelliren.

Der aufgeforderte Kanonier, einen übermüthigen militäriſchen Spaß vermuthend, war ſogleich bereit, von den hingebotenen Piſtolen Gebrauch zu machen, ergriff aber zufällig die ungeladene Waffe.

„Nein!“ rief Kadet d'Aut–, „dieſe hier dürfen Sie nicht nehmen, es iſt die meinige, hier nehmen Sie die andere,“ fügte er heiter lachend hinzu. Der Kanonier, der natürlich von dem Zuſtand der andern Piſtole nicht die mindeſte Ahnung haben konnte, ergriff das dargebotene Geſchoß ohne Widerſtreben. Es geſchahen nun die traurigen Vorceremonien des Duells, Menſur wurde abgemeſſen, man ſtellte ſich gegenüber, drückte auf das Commandowort ab und der Kadet ſank taumelnd zurück. Die Kugel war mitten durch die Bruſt gegangen.

Der Schuß hatte mehrere Militär auf den Schauplatz geführt, welche den Entſeelten auf das Zimmer des Oberwachtmeiſters trugen; der Artilleriſt hingegen wurde in Arreſt abgeführt.

Als ich dieſe Geſchichte erfahren hatte, ging ich zu dem Oberwachtmeiſter Giſelard, und bat denſelben, mir den Kadeten d'Auté zu zeigen, was dieſer Vorgeſetzte auch bereitwillig that. Ich befühlte den unglücklichen Duellanten; ſein Körper war noch warm und die Kugel, welche durch die Bruſt gegangen, war hinter den Rückenwirbeln ſtecken geblieben und konnte mit der Hand hin- und herbewegt werden.

Als junger Soldat bedauerte ich d'Auté zwar recht ſehr, ſchenkte dem Vorfall inzwiſchen dennoch keine weitere Aufmerkſamkeit, beſorgte meine Dienſtobliegenheiten und hatte gegen Abend der Sache bereits nicht mehr erwähnen hören.

In derſelben Nacht jedoch, als ich aufſtand, um ein Bedürfniß zu verſehen, — die Lampe unſeres Zimmers glomm nur noch ſchwach am Dochte, ſo daß kaum ein matter Schein das Zimmer erhellte, — ereignete ſich der ſonderbare Fall, den ich Ihnen hiemit heute noch mit Schauder erzähle.

Als ich nämlich zum Zimmer hinaus will, bemerke ich, daß der in der gegenüberliegenden Ecke ſchlafende Voltigeur Carigiet, ein Graubündtner, Katholik, etwa 40 Jahre alt, neben ſeinem Bette ſteht und um daſſelbe herum beſchäftigt iſt. „Was haſt Du, Carigiet, warum liegſt Du nicht zu Bette?“ war meine Frage.

„Da hinein liege ich nicht mehr, gab er ganz zerſtört zur Antwort. Auf meine abermalige Frage „warum?“ erklärte mir Carigiet: „Wenn ich im Bette liege, ſo zupft es immer an meinem Kopfpolſter, es krächzt und heult, es ſtöhnt und ſeufzt, das Kopfpolſter ſcheint ſich unter mir zu heben, und mir iſt unheimlich bange dabei. „Du biſt ein Narr,“ ſagte ich, „Dir träumte, oder iſt eine rechte Ratte vom Abtritt hereingeſprungen, und hat in Deinem Strohſack oder Kopfpolſter Quartier genommen; ich will die Kerze anzünden,“ ſagte ich, „und ſehen, was das für ein Geiſt iſt.“

Ich ergriff hierauf ein chemiſches Streichhölzchen, brannte damit die auf dem Tiſche ſtehende Kerze an, leuchtete unter das Bett, erhob den Strohſack und das Kopfpolſter und ſagte dann: „Siehe, Carigiet, nirgends iſt etwas; wenn Du übrigens nicht mehr in Deinem Bette ſchlafen willſt, ſo tauſchen wir: lege Dich in das meinige.“

„Das will ich auch nicht, ich will ein wenig auf den Tiſch hinſitzen.“ — „Und ich,“ erwiederte ich hierauf, „ich lege mich wieder nieder.“ Nach einer kurzen Weile jedoch ſtand er ebenfalls auf und ſagte: „Ich will es doch wieder verſuchen.“ Ich ſagte ihm noch, als er aufſtand: „Löſche auch die Kerze aus!“ indem ich, auf der linken Seite im Bett liegend, ihm zuſah, wie auch er ſich in das ſeinige legte. In demſelben Augenblicke aber, in derſelben Stellung ließ ich, noch vollkommen wachend (es war 11 Uhr vorbei, wie mir die Schildwache vor dem Kleidermagazine geſagt hatte), die Augenlieder ſinken. Mit aller Anſtrengung meiner inneren geiſtigen und phyſiſchen Kraft wollte ich dieſem plötzlich eingetretenen Taumel wehren — umſonſt — ich konnte meine Augenlieder nimmer wieder öffnen; wie auf einen Schlag war die ganze Herrſchaft auch über den geringſten Theil meines Körpers dahin, mein ganzes Ich war todt; die feſteſte Willenskraft vermochte nichts mehr auf dieſe Einwirkung, meine Pulſe ſtockten, das letzte Leben rang ſich zum Herzen empor, meine Seele trat gleichſam aus dem Körper und nahm Abſchied von der irdiſchen Hülle. In demſelben Augenblick (das Ganze war das Werk weniger Minuten) als meine Seele ſcheiden und hiemit das letzte Bewußtſeyn, die letzte heilige Kraft ſchwinden wollte, ſehe ich durch die geſchloſſenen Augenlieder den erſchoſſenen Grafen d'Aut· in bittender Stellung mit gefalteten Händen (ſo daß ſich die Fingerſpitzen berührten) vor mir ſtehen.

Jetzt will ſich im letzten Kampf gewaltſam meine innere moraliſche Kraft von Schein und Täuſchung überzeugen, ich verſuche emporzuſpringen, meine Augen aufzurichten, will vor die Perſon hintreten, ſie befühlen, vergebens! wie mit tauſend Feſſeln, oder vielmehr todt liege ich auf der ſchauerlichen Lagerſtätte. In dieſer Agonie, in dieſem Kampfe meiner letzten Menſchenkraft, mit der ungehorſamen todten Materie durchzuckt es mich wie durch höhere Eingebung, ich ſolle ein Ave Maria beten für den Abgeſchiedenen. Ich bin Proteſtant und kenne dieſes Gebet blos dem Namen und nicht der Form nach. Hilft's nichts, ſo ſchadet 's nichts; ich bete: „Heilige Jungfrau bitt für ſeine Seele — — ꝛc.“ In demſelben Augenblick iſt wie durch einen Zauberſchlag Alles verſchwunden, ich kann die Augen öffnen, aus dem Bette herausſpringen, ſehe aber nicht mehr das Mindeſte vor mir. Ich gehe hinaus, frage: „Schildwache, wie viel Uhr iſt es?“ — „Halb zwölf Uhr“ gab ſie mir zur Antwort.

Seit dieſer Zeit lache ich nicht mehr über Erzählungen aus dem Geiſterreiche: wenn mir ſchon manchmal vorkommen will, es iſt Täuſchung, es iſt Alles Täuſchung, ſo gibt der erzählte Vorfall mir ſtets eine andere Ueberzeugung.

Vom fliegenden Holländer.

Es gibt gewiß wenige Leſer dieſer Blätter, welche die Sage von dem „fliegenden Holländer“ nicht kennen, und wäre es nur aus Marryat's beliebtem Roman: „Das Geſpenſterſchiff;“ den wenigſten aber dürfte es bekannt ſeyn, daß dieſe Sage nicht wie ſo manche andere ihren Urſprung blos in der Phantaſie der Seeleute hat, ſondern wirklich einigermaßen hiſtoriſch begründet iſt, und daß der jetzig „fliegende“ ſeiner Zeit ein „leibhaftiger“ Holländer war, der ſich als Seefahrer unter ſeinen Zeitgenoſſen einen großen Namen erwarb, und denſelben in dem erwähnten Mährchen auf die Nachwelt gebracht hat. Dieſer Mann hieß Barend Fokke und lebte zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Er war ein ungemein kühner und unternehmender Seemann, der, wie die Ueberlieferung ſagt, ohne ſich an Wind und Wetter zu kehren, immer mit vollen Segeln durchfuhr; er hatte eiſerne Stangen an den Maſten, damit dieſelben bei ſtarkem Winde nicht über Bord wehen könnten, und legte bereits damals die Reiſe von Batavia nach Holland in neunzig Tagen zurück, während er innerhalb acht Monaten die Hin- und Zurückreiſe machte. Zu ſeiner Zeit, wo die Schiffer den Weg nach Oſtindien und die auf dem Weltmeere herrſchenden Winde und Strömungen noch nicht ſo genau kannten als jetzt, wo der vorſichtige Steuermann, ſobald der Abend zu dunkeln anfing, die Segel einzog, und wo daher die Dauer einer gewöhnlichen Reiſe von Holland nach Java auf mehr als gegenwärtig die Hin- und Zurückreiſe geſchätzt wurde, zu jener Zeit kann es nicht befremden, daß ſo unglaublich günſtige Reiſen als die von Schiffer Barend Fokke übernatürlichen Urſachen zugeſchrieben wurden: die Einen nannten ihn einen Zauberer, Andere ſprachen von einem Pactum mit dem Böſen u. dgl.

Es ging ihm dabei wie jenem ſpaniſchen Schiffer, welcher zuerſt durch ſeine genauere Kenntniß von den Winden in dem ſüdlichen ſtillen Meere die Reiſe von Callao nach Valparaiſo innerhalb vierzig Tagen vollendete, während man allgemein viel längere Zeit und manchmal ein Jahr dafür brauchte und welcher deßhalb, der Zauberei angeklagt, ins Gefängniß geworfen und vor dem Inquiſitionstribunal zur Verantwortung gerufen wurde. Dieſer Glaube wurde in Hinſicht auf Barend Fokke noch beſtärkt durch ſeine ganz ungewöhnliche Größe und Körperkraft, durch ein höchſt abſchreckendes Aeußere und ein rohes, zurückſtoßendes Benehmen, ſo wie durch ſeine Gewohnheit bei den geringſten Hinderniſſen, welche ſich ihm in den Weg legten, die fürchterlichſten Verwünſchungen auszuſtoßen.

Als er nun endlich zum letzten Mal den Hof verlaſſen hatte, und man nichts mehr von ihm hörte, ſo hieß es ganz natürlich, er ſey in die Macht des Teufels gerathen, welcher ihn, entweder zur Strafe für ſeine Sünden oder in Folge des mit ihm geſchloſſenen Pactums verurtheilt habe, auf ewig mit ſeinem Schiff zwiſchen dem Cap der guten Hoffnung und der Südſpitze von Amerika herumzukreuzen, ohne jemals irgend einen Hafen beſuchen zu dürfen. Von dieſem ſonderbaren irrenden Schiff wußten im vorigen Jahrhundert faſt alle Seefahrer der indiſchen Meere zu erzählen. Mancher Schiffer war des Nachts von dem verzauberten holländiſchen Schiff angerufen worden und hatte es deutlich geſehen; die Mannſchaft an Bord deſſelben beſtand nur aus dem Kapitän, dem Bootsmann, dem Koch und einem einzigen Matroſen, alle ſteinalt und mit langen Bärten. Jede an ſie gerichtete Frage blieb unbeantwortet, indem ſie zur Folge hatte, daß das Schiff augenblicklich verſchwand. bisweilen wurde das Geſpenſterſchiff auch am Tage geſehen und öfters hatten kühne Wagehälſe es gewagt, mit einer Schaluppe an Bord deſſelben zu gehen; allein ſobald ſie es erreicht hatten, entſchwand es wieder den Blicken.

Der Steuermann des Schiffes, welches Anlaß zu dieſem Mährchen gab, ſoll nicht weniger roh und ungeſchlacht als der Kapitän geweſen ſeyn, deſſen vertrauter Freund er war. Von dieſem Steuermann wird erzählt, daß, als einſt das Schiff nach einer ſehr kurzen Reiſe in der Sundſtraße angekommen war, aber des Südoſtwinds wegen an der Inſel Crocktoa nicht vorbeikommen konnte und daher noch ein Paar Gänge laviren mußte, er im Aerger über dieſen Aufenthalt unter Flüchen den Wunſch äußerte: der Teufel mög ihn nach ſeinem Tode beſtimmen, die Inſeln Crocktoa und Beſſy aneinander zu hiſſen, damit das Fahrwaſſer für die Schiffer breiter werden möchte; daß der Teufel ihn beim Wort genommen habe, und man noch heute an der Nordſpitze der Inſel Crocktoa den Steuermann bei jener Arbeit, nach Art der Matroſen, wenn ſie an der Zugwinde ſtehen, können ſingen hören. Wirklich vernimmt man an jener Stelle wunderliche Klänge, welche jedoch von dem Sauſen des Windes in den daſelbſt befindlichen Felſenhöhlen herrühren.

Das Andenken des Schiffers Barend Fokke wurde übrigens noch auf eine ſchönere Art lange nach ſeinem Verſchwinden bewahrt durch eine eherne Bildſäule, welche zu ſeiner Ehre auf der kleinen Inſel Kuiper errichtet wurde, an einer Stelle, wo ſie allen Schiffen, welche von der Rhede von Batavia ſegelten, ins Auge fallen mußte. Dieſes Monument, welches von den Verdienſten jenes alten holländiſchen Seefahrers einen höhern Begriff geben mußte, als das Mährchen von dem Geſpenſterſchiff, wurde von den Engländern, als ſie im Jahr 1811 Java erobert hatten, von der Kuiperinſel weggenommen.

Das Seelenlicht.

Ein jezt verſtorbener glaubwürdiger Mann erzählte mir Folgendes. Bei der lezten Krankheit ſeiner frommen Frau hatten ſich, da ſchon der Tod nahe war, einige Freundinnen an ihrem Bette verſammelt, welche mit ihr beteten und geiſtliche Lieder ſangen. Der Mann hatte gerade einen nothwendigen Ausgang zu thun, und als er heim kam, ſo war ſeine Frau verſchieden. Die Freundinnen aber traten ihm mit dem Ausruf entgegen: „Das hätten Sie ſehen ſollen! als Ihre Frau im Sterben war, ſo verbreitete ſich plözlich ein Lichtſchein um ihren Kopf; alsdann mit freundlicher, zufriedener Miene nickte ſie uns noch zu, und entſchlief." — Ohne Zweifel ragt in ſolchem Fall die bald ſcheidende Seele mit ihrem ſchimmernden Nervengeiſt aus der irdiſchen Hülle hervor, und umgibt ſie noch auf Augenblicke mit ihrer eigenthümlichen Glorie. Daß dieſes Phänomen bei Kranken, die bald abgerufen werden, öfter vorkommt und ſich wiederholen kann, zeigt nachſtehendes, dem Nürnberger Korreſpondenten entnommenes Beiſpiel, welches unter dem 10. September 1842 aus London gemeldet wird.

Die neueſte Nummer der Londoner „Medical Gazette" enthält folgende höchſt merkwürdige Mittheilung von dem bekannten Londoner Arzte Sir H. Marſh. Die Patientin war eine junge Dame, von dem Einſender als L.(ady) A. bezeichnet, deren Krankheit tödtlich ausging. „Es war zehn Tage vor L. A.'s Tode — berichtet Sir H. Marſh — daß ich ein höchſt merkwürdiges Licht beobachtete, welches um ihr Geſicht aufzuſchießen, und ringsum ihren Kopf zu erleuchten ſchien, blizend und flammend, ſehr ähnlich einem Nordlicht. Sie hatte auf's Aeußerſte abgenommen, und war an dem Tage von Erſticken ergriffen worden, welches ſie eine Stunde lang arg quälte,

und ſie ſo nervenleidend machte, daß ſie mich nicht einen
Augenblick von ſich laſſen wollte, damit ich ſie, im Falle einer
Wiederkehr jener peinlichen Empfindung, hurtig aufrichten
möchte. Nachdem ſie ſich für die Nacht zurecht gelegt hatte,
legte ich mich in ihrer Nähe nieder, und nun begann plötzlich
dieſe leuchtende Erſcheinung. Ihr Mädchen wachte am Bette,
und ich hieß ſie den Schirm vor das Licht rücken, da es ſonſt
Luiſen aufwecken würde. Das Mädchen ſagte, das Licht ſei
ganz verdeckt. Darauf ſagte ich: „Was ſoll denn das Lich
ſeyn, das über Luiſens Geſicht hinflimmert?“ Das Mädchen
machte eine gar geheimnißvolle Miene, und ſagte zu mir, ſi
habe den Schein ſchon vorher geſehen, aber er komme nich
von der Kerze. Ich erkundigte mich nun, „wann ſie ih
wahrgenommen habe?“ Sie ſagte: „an dem Morgen, un
er habe ihr die Augen geblendet; ſie habe aber Niemand etwa
davon geſagt, da die Damen die Dienſtboten immer für aber
gläubiſch anſähen.“ Nachdem ich indeſſen ſelbſt den Schei
eine halbe Stunde ſcharf beobachtet hatte, ſtand ich auf un
ſah, daß die Kerze ſo ſtand, daß jener eigenthümliche Schei
nicht von letzterer hergekommen ſeyn konnte, auch war es ga
nicht die Art Licht; es war ſilberner, gleich dem Widerſchei
des Mondes auf dem Waſſer. Ich beobachtete es ſcharf übe
eine Stunde lang, dann verſchwand es. Es gab dem Geſich
das Anſehen, wie wenn es weiß geſchminkt und ſtark glänz
wäre, allein es tanzte umher, und hatte überhaupt eine gan
merkwürdige Wirkung. Drei Nächte ſpäter, da das Mädche
unwohl war, wachte ich die ganze Nacht, und ſah dieſe leuch
tende Erſcheinung wiederum, während doch keine Kerze, no
Mondſchein, noch in der That irgend ein ſichtbares Mittel, ſ
hervorzubringen, da war. Die Schweſter der Kranken kam i
das Zimmer, und ſah den Schein auch. Den Abend, ehe L.
narb, ſah ich den Schein wieder, allein er war ſchwächer, un
dauerte nur ungefähr 20 Minuten.

Taſſos Dämon.

Johann Baptiſta Manſo, ein neapolitaniſcher Edelmann, Zeitgenoſſe und Freund Torquato Taſſos, erzählt in der von ihm herausgegebenen Biographie Taſſos unter Anderm folgendes:

Taſſo habe ſich vor ſeinem Ende von Neapel weg zu ihm nach Biſaccia, einer kleinen Stadt begeben, allwo er (Manſo) eine anſehnliche Beſitzung gehabt; ſie hätten ſich daſelbſt den Herbſt über mit Jagen und andern Ergötzlichkeiten die Zeit vertrieben, auch mit einander auf Taſſos Zimmer manchen Diskurs geführt. Dieſe Geſpräche hätten ihm auch Gelegenheit gegeben, in einen beſondern Gemüthszuſtand Taſſos einzudringen, in welchem Taſſo ihm allemal außerordentlich melancholiſch und in ſich gekehrt ſchien, plötzlich aber daraus wie aus der fallenden Sucht erwachend klar und freien Gemüths wie zuvor geweſen ſey. Endlich geſtand Taſſo, er habe Umgang mit einem ſogenannten spiritus familiaris, worüber die beiden Freunde öfters miteinander in Streit gerathen ſeyen.

„Ich liebe Euch zu ſehr, ſagte Manſo eines Tages zu ihm, daß ich Euch nicht ſollte wiſſen laſſen, was die Welt dieſer Sache halber von Euch denkt und was ich ſelbſt davon halte. Iſt es möglich, daß ein ſo erleuchteter Mann, wie Ihr ſeyd, in eine ſo große Schwachheit verfallen ſollte, ſich einzubilden, daß er einen geheimen Geiſt habe; und wollt Ihr Euren Feinden den Triumph laſſen, das, was ſie der Welt glauben machten, aus Eurem eigenen Geſtändniß zu erreichen? Ihr wiſſet gar wohl, daß die Rede gehet, Ihr hättet Euer Geſpräch von dem Botſchafter, nicht als eine Dichtung herausgegeben, ſondern wolltet die Leute bereden, daß der Geiſt, den Ihr daſelbſt einführet, ein wirklicher und wahrhafter Geiſt ſey. Daher die Leute den ſchimpflichen Schluß

daraus gezogen haben, als ob Ihr Euch überſtudirt, Eur
Sinne ſich verwirrt hätten."

„Es iſt mir nicht unbekannt, erwiederte Taſſo, was i
der Welt in Hinſicht auf mein „Geſpräch" ausgeſprengt wurde
ich habe zu verſchiedenen Zeiten mir Mühe gegeben, mein
Freunde ſowohl ſchriftlich als mündlich deßhalb recht zu unter
richten. Ich bin auch, wie Ihr wißt, bemüht geweſen, d
Bosheit meiner Feinde bei Herausgabe meines Geſpräche
zuvorzukommen. Es kann Niemand unbekannt ſeyn, daß i
daſſelbe für den jungen Prinzen von Mantua abgefaßt habe
dem ich auf eine angenehme Weiſe die fürnehmſten Geheim
niſſe der Platoniſchen Philoſophie erklären wollte. Ich dedi
cirte es dieſem Prinzen und erklärte dabei: es ſey nach Ar
der Platoniker geſchrieben, und man darf nicht miteinande
vermengen, was ich als Philoſoph vortrage und was als Chri
glaube. Dieſer Unterſchied iſt um ſo vernünftiger, weil mi
damals noch nichts Außerordentliches begegnet war und ic
noch keiner Erſcheinung erwähnte. Dieß kann von Allen, mi
denen ich damals umging, bezeugt werden, und deßwegen brauch
man nicht mein philoſophiſches Geſpräch mit dem zu vermengen
was mir ſeither begegnet iſt.

Ich gebe Allem Beifall, was Ihr zu mir ſaget, antwor
tete Manſo; aber ich kann mich nicht bereden laſſen, daß Ih
mit einem Geiſte könnet Gemeinſchaft haben und was wär
es dann für ein Geiſt? iſt es ein göttlicher oder ein dienſt
barer? Ihr ſagt, der Geiſt beſtärke Euch oft in den Regel
des Chriſtenthums, alſo müßte es ein Engel ſeyn, aber ſolch
hohe Geiſter laſſen ſich nicht zur Gemeinſchaft mit gewöhnliche
Menſchen herab; folglich wollt Ihr Euch genau prüfen, ſ
werdet Ihr finden, daß die Gemeinſchaft mit dem Geiſt nu
in Eurer erhitzten Phantaſie und melancholiſchem Tempera
ment beſteht.

Ja, erwiederte Taſſo, wenn der Geiſt ſich mir nur i
melancholiſchen Stunden zeigen würde, wenn er meiner Ein
bildung nur flüchtige und confuſe Geſtalten ohne Zuſammenhan

und Folge verſtellte, wenn er ſich läppiſcher, nutzloſer Gründe gegen mich bediente, wenn er mitten in einer vernünftigen Unterredung plötzlich in Träume und Phantaſien abſpringen würde, dann wollte ich es auch nur für Träume und Phantaſien halten; aber mein spiritus Familiaris iſt ein Geiſt der Wahrheit und des Verſtandes, und zwar einer ſo deutlichen Wahrheit, eines ſo hohen Verſtandes, daß er mich oft zu Wiſſenſchaften erhebt, die über alle meine Vernunft ſind und mir doch aufs klarſte erſcheinen; er lehrt mich Dinge, die in meinen tiefſten Betrachtungen mir niemals in die Gedanken gekommen und welche ich niemals von Menſchen gehört oder in Büchern geleſen. Dieſer Geiſt iſt demnach etwas wirkliches, hat Realität; ich höre ihn und ſehe ihn, ungeachtet es mir unmöglich iſt, ihn zu begreifen und zu beſchreiben." — Manſo wollte dieſe Thatſachen nicht zugeſtehen, er legte ihm neue Fragen vor, die Taſſo nicht unbeantwortet ließ.

Einige Tage darauf, nachdem ſie wieder viel darüber diſputirt hatten, ſagte Taſſo zu Manſo: „Weil Ihr den Worten nicht glauben wollt, ſo muß ich Euch durch Eure eigenen Augen überzeugen, daß dieſe Dinge keine bloſen Einbildungen ſind." Als ſie nun den Tag danach in demſelben Zimmer miteinander ſich unterhielten, gewahrte Manſo plötzlich, daß Taſſo ſeine Augen ſtarr gegen das Fenſter richtete und unbeweglich da ſtand. Er rief und ſchüttelte ihn mehrmals, bis Taſſo endlich antwortete: „Sieh da den Geiſt, dem es gefallen hat, zu kommen und mich zu beſuchen, um ſich mit mir zu unterreden: Betrachtet ihn, ſo werdet Ihr die Wahrheit deſſen, was ich ſage, erkennen." Manſo warf ſeine Augen etwas erſchrocken gegen den Ort, den Taſſo bezeichnete, konnte aber nichts, als die Sonnenſtrahlen, die durch das Glas ſchienen, wahrnehmen; ebenſo ſah er im ganzen Zimmer nicht das Geringſte, ob er gleich neugierig rings herum ſah; er bat demnach Taſſo, ihm den Geiſt doch zu zeigen. — Taſſo aber redete mit gr[illegible]er Heftigkeit mit dem Geiſt, ohne auf ihn zu achten. Bald ließ Taſſo Fragen an den eingebildeten Geiſt abgehen, bald antwortete er auf die eingebildeten Fragen des Geiſtes, und das in ſo bewundernswürdigen, ausdrucksvollen Säzen und über ſo wunderbare Dinge, daß Manſo vor Staunen auſſer ſich nicht wagte, Taſſo zu unterbrechen, ſondern aufmerkſam zuhörte, bis der Geiſt, wie er aus Taſſos Worten entnahm, ſich entfernte. Die ganze Zeit über hatte er nur Taſſos Worte, keine Stimme des Geiſtes gehört. — „Nun, ſind Euch Eure Zweifel endlich benommen,“ ſagte jezt Taſſo. — „Durchaus nicht,“ ſagte Manſo, „ich habe im Gegentheil mehr Scrupel als vorher. Ich habe zwar wunderbare Dinge gehört, aber nichts geſehen.“ — Taſſo bat ihn, Niemand von ſeinem Geſpräche mit dem Geiſte etwas zu erzählen. Sie hatten ſpäter noch viele Diſputationen über dieſen Gegenſtand und Manſo geſteht in ſeiner Biographie Taſſos, am Ende ſey er doch ſo weit gebracht worden, daß er nicht mehr gewußt habe, was er von der Sache denken und was antworten ſolle, und ſey der Glaube an den Familiengeiſt eine Schwachheit von ſeinem Freunde geweſen, ſo müſſe er geſtehen, er ſey oft verſucht geweſen, ſie auch zu theilen. —

Zur Berichtigung der Urtheile über die Seherin Le Normand.

Ueber dieſe merkwürdige Perſon hört man häufig das Urtheil fällen, ſie ſey eine Betrügerin geweſen, eine abgefeimte, ſchlaue Menſchenkennerin, die ſich vor den Conſultationen heimlich über die Verhältniſſe der Fragenden unterrichtet, und dann Dinge vorhergeſagt habe, die den Umſtänden und frühern Schickſalen analog geweſen, und die oftmals durch Zufall eingetroffen ſeyen. Das iſt leicht geſagt, aber ſchwer zu verantworten. Alles was in den Blättern aus Prevorſt, im Magikon und anderwärts von ihr zu leſen geweſen, ſteht dieſer Annahme entgegen, die auch nur von flachen, dem innern und magiſchen Leben abholden, der gemeinen Sinnenwelt zugekehrten, oder auch ſchon religiöſen Gemüthern geäußert wird.

Dieſen letzten inſonderheit haben wir etwas zu ſagen, das aber auch den übrigen zur Belehrung dienen kann. Es iſt bei der Le Normand nicht von Eingebungen des heiligen Geiſtes die Rede, wie die Propheten des alten Bundes und die Apoſtel hatten. Dieſe haben niemals die Karte geſchlagen, noch die Lineamente der Hand beſchaut. Aber die heilige Schrift gibt uns auch Auskunft über die räthſelhafte L. N., und zwar eine gründliche. Sie hatte, mit Einem Wort, einen Wahrſagergeiſt. Sie ſelbſt nennt ihn ihren Ariel (Magikon 3. Jahrg. 2. Heft S. 188). Ohne uns weiter mit dieſem Namen aufzuhalten, behaupten wir, daß der Einfluß und die Einſprache von ſolchen unſichtbaren Weſen nicht nur möglich, ſondern auch häufiger iſt als man glaubt. Jeder Menſch iſt ihren Einflüſterungen unterworfen, daher es wohl gethan iſt, Gott um ſeinen Geiſt und um den Beiſtand ſeiner heiligen Engel zu bitten, die uns nur Wahres und Gutes einreden. Das alte Teſtament erwähnt der Wahrſagergeiſter als zweideutiger Potenzen häufig, warnt vor ihnen und verbietet ſie oder die Menſchen zu befragen, zu denen ſie ſich ihrer Empfänglichkeit wegen gerne geſellen und die ihnen Raum geben; und die Apoſtelgeſchichte führt uns (C. 16, 16—18) ein klares Beiſpiel vor in der Magd (Sklavin) zu Philippi in Macedonien, die ihrer Herrſchaft mit ihrem Wahrſagen viel Gewinn brachte, was zum Beweis dient, daß ihre Vorherſagungen wenigſtens insgemein eingetroffen ſind; wie denn auch die erprobte L. N. ein bedeutendes Vermögen hinterlaſſen haben ſoll. Weil ſich aber der geldbringende Pythonsgeiſt auch in die Sache des Evangeliums miſchte, die ſeines Zeugniſſes nicht bedurfte und es nicht bezahlen wollte, ſo trieb ihn der Apoſtel Paulus von der Magd aus, obgleich ſie die Wahrheit geſagt hatte. Hätte die L. N. auch vom „Weg der Seligkeit“ geredet und einen Paulus gefunden, ſo hätte ihr etwas Aehnliches begegnen können. So aber hielt ſie ſich in den Grenzen des Privatlebens und der Politik, was bis zu Ende ihre Caſſe füllte.

Schreiber dieſes hat in ſeiner Jugend auch eine wahrſagende Magd gekannt, eine Köchin bei ſeinen Eltern, die aber mit ihrem Prophezeien kein Gewerbe trieb, obgleich ihre Vorausſagungen pünktlich eintrafen, wenigſtens einige, deren er ſich beſtimmt erinnert. Manchmal, wenn ſie aufgefordert wurde, ſah ſie ſinnend vor ſich hin, und ſprach mit lächelndem Munde aus, was ſie in der Zukunft las. Sie gab keine Auskunft über die Art und den Urſprung ihres Sehens, bediente ſich auch keiner äußern Hülfsmittel dazu, und Schreiber war noch zu jung und nahm zu wenig Intereſſe daran, um der Sache näher nachzugehen. Sie hat auch ihm, wider ſein Verlangen, vorhergeſagt, was ſpäter genau erfolgt iſt, ohne daß es wahrſcheinlich geweſen.

Die Hülfsmittel der L. N. dürfen uns dabei nicht irren. Der Wahrſagergeiſt kann auch die Handlinien und die Karten auslegen, ja ſogar die Volte ſchlagen. Ein gewohnter Kartenſpieler glaubte feſt, daß Geiſter die Spielkarten miſchten, und wer kann die Unmöglichkeit von dieſer Behauptung darthun? es ſey denn, daß man weder das Daſeyn noch den Einfluß der Geiſterwelt zulaſſen wolle. Denn damit iſt unvernünftiger Weiſe Alles abgeſchnitten. Würden uns die Augen des Geiſtes geöffnet, wie dem furchtſamen Knecht des Propheten Eliſa (2 Kön. 6, 15—17), ſo würde wohl aller Zweifel ſchwinden. Die an der Sinnenwelt haftende, vermeinte Aufklärung begreift nichts davon; inzwiſchen hat die gemeine Volksſprache, die manchmal weiſer iſt, als die überkluge Philoſophie, den Glauben an die Sache behalten. Da hört man zuweilen ſagen: „Das hat dir kein guter Geiſt eingegeben,“ oder auch: „Das redet der Teufel aus dir!“ Soll das blos vom Pöbelwahn herſtammen, ſo leſen wir Aehnliches in der Bibel. Hiob ſagt (C. 26, 4) zu Bildad: „Mit wem (d. i. mit weſſen Beiſtand oder Eingebung) redeſt du? und weſſen Odem geht von dir?“ — wobei man 1 Kön. 22, 24 und andere Stellen vergleichen kann. Lehrt aber auch die heilige Schrift Aberglauben, iſt ſie von Zeit- und Volksbegriffen umſchränkt: nun dann müſſen wir aller Erkenntniß der Wahrheit Abſchied geben; denn die menſchliche Rationaliſtik iſt für das Ueberſinnliche ſtockblind.

Zur Thierſeelenkunde.

1.

Als Advinent mit ſeiner ſchönen Menagerie nach Genf in die Schweiz kam, brachte er auch einen ſchönen mächtigen Tiger mit. Dieſer Tiger war in allen ſeinen Stellungen, Lagen und Bewegungen ſehr anmuthig; er packte ihn an den Vorderbeinen, ließ ihn tanzen, ſpringen, wie es ihm beliebte. Dieß bewog eine junge Dame, dieſes Thier nach der Natur zu zeichnen. Sie ſetzte ſich alſo in den Morgenſtunden, wo wenige Beſchauer kamen, vor den Käfig hin und ſah dem Tiger mit ihren freundlichen Augen in das Geſicht, und wartete lange, bis er eine hübſche Stellung oder Lage angenommen, ja, wenn er eingeſchlafen und zuſammengekauert lag, ließ ſie ihm keine Ruhe, der Wärter mußte ihn aufwecken und necken. Die erſten Tage war er unwillig darüber, hernach aber zeigte er ſich gefälliger, und wenn Fräulein M. mit ihrer Mappe vor dem Käfig ſaß, erhob er ſich, ging umher, richtete ſich auf, ſchlang ſeine Tatzen um das Eiſengitter, als wenn er ſie reichen wollte, legte ſich nach Katzenart ſpielend und rollend auf den Rücken, beſonders wenn ſie ihm etwas in Molltönen und Largo vorſang. Bald war zwiſchen den Beiden ein ſolches Einverſtändniß entſtanden, daß Advinent behauptete, Fräulein M. könnte allein zu dem Tiger in den Käfig gehen, er würde ihr gewiß nichts thun. Nach zehn Tagen hatte ſie ihn endlich in fünf verſchiedenen Stellungen gezeichnet, alles war fertig, ſie legte ihre Zeichnungen zuſammen, band ihre Mappe zu, zog ihre Handſchuh an und winkte dem Thiere ein freundliches Lebewohl zu: Adieu, adieu mon cher Hassan, je remercie bien, und damit ging ſie. Haſſan ſah ihr bis zum Ausgang nach und legte ſich dann zum Schlafen nieder, was er vorher um keinen Preis gethan hätte, denn er war wirklich galant gegen die Zeichnerin geworden.

Am folgenden Morgen um die Zeit, wo Fräulein M. ſonſt kam, ſtand er auf, blieb bald ſtehen, legte ſich dann in verſchiedenen Stellungen nieder, erhob ſich wieder, drehte und wendete ſich wie ein akademiſches Modell, ſprang dann wieder auf, ſah ungeduldig nach der Thüre und gab nichts darauf, wenn ihm ſeine Wärter ſchmeichelnd zuredeten. Sie kam aber nicht. Nun wurde Haſſan mürriſch, heulte gräßlich, fletſchte ſeine Wächter furchtbar mit den Zähnen an, und bei dieſer Stimmung des Thieres hielt es Advinent nicht für gerathen, Abends in ſeinen Käfig zu gehen und die gewöhnlichen Exercitien mit ihm vorzunehmen. — Haſſan fraß ſogar weniger als ſonſt, und ließ verächtlich einen ſchönen Knochen liegen. — Am folgenden Morgen um 9 Uhr wieder dieſelbe Aufregung, daſſelbe Hoffen und Harren, dieſelbe freundliche Beweglichkeit, ſo lange er denken konnte, ſie werde kommen, deren freundliche Geſtalt, deren Lächeln, deren wohltönendes Zureden einen tiefen Eindruck auf ſein Tigerherz hervorgebracht hatten. Eine Stunde darauf war er aber ſo furchtbar wüthend und unbändig, daß Advinent bange um ihn wurde. Er ging alſo zu Fräulein M., erzählte ihr den Vergang und bat ſie um einen Beſuch bei Haſſan, um zu ſehen, ob er dadurch nicht wieder ruhig werde. Welches Mädchen fühlte ſich nicht durch ſolche Bitte geſchmeichelt? Sie ging mit ihm, und kaum war ſie in die Menagerie getreten, ſo wurde Haſſan wie umgewandelt.

Die Freude und das Entzücken des Thiers nach ſeinem frühern Leben war ſehr merkwürdig. Gleich legte er ſich nieder, mit dem Kopfe lauſchend auf die Erde, und die Augen unverwandt auf das Mädchen gerichtet; dann ging er zu allen ſeinen frühern Lieblingsſtellungen über und that Alles, um ihr freundliches Zureden zu verdienen, und ſie länger feſtzuhalten. Nach einer Viertelſtunde verließ ſie ihn aber wieder; er ſah ſie nicht ohne Bewegung fortgehen, blieb jedoch hernach ruhig. Seine Wuth erneuerte ſich jedoch in der Folge immer, wenn

Fräulein M. zwei Tage hinter einander ausblieb. — So habe ich Haſſan, erzählt ein Augenzeuge, ſelbſt einmal vom unbändigen Heulen und Toben zu der Freundlichkeit eines Schoßkätzchens übergehen ſehen, als Fräulein M. eintrat. Ich glaube mit Advinent, ſie hätte ihn an einem Bande durch die Straßen führen können.

2.

Die gefürchtetſten Thiere der Inſel Ceylon, Elephanten und Schlangen, laſſen ſich, trotz der furchtbaren Waffen, womit die Natur ſie begabt hat, von einer Klaſſe von Gauklern bändigen, die man Zauberer nennt. — Der Oberſt Campell citirt mehrere Beiſpiele dieſer Art.

„Beſonders einer dieſer Menſchen,“ ſo erzählt er, ſetzte mich durch ſeine Geſchicklichkeit und Kühnheit in Staunen. So kaltblütig hatte ich noch Keinen mit der Giftſchlange Cobra de Capello verfahren ſehen. Er beſaß eines dieſer ſchreckbaren Thiere, das er mit ſolcher Zuverſicht ſchlug und reizte, daß er feſt überzeugt war, er habe es außer Stand zu ſetzen gewußt, ihm das geringſte Leid anzuthun. Dem war jedoch nicht alſo: nachdem er die erboſte Schlange auf ſeine Bruſt gelegt hatte, öffnete er, auf mein Geheiß, ihre Kinnladen, und zeigte mir die vollkommen unverſehrten Giftzähne. Ich fragte ihn, ob die Schlange mich wohl beißen würde, wenn ich ſie berühre?

Ganz gewiß, ſagte er und beeilte ſich, ſie wieder in den Sack zu ſtecken, der ihr als Gefängniß diente. — Würdet ihr, fragte ich ihn, auch eine Schlange, die ihr im Walde fändet, ſo zu berühren wagen? — Nein, verſetzte er, aber ich brauche höchſtens 14 Tage, um die wildeſte zu zähmen. Dieſe iſt erſt vor 14 Tagen eingefangen, und ſeitdem ich ſie beſitze, hat ſie nichts zu freſſen bekommen.

„Ehe ich von ihm Abſchied nahm, wollte ich ihm ein paar Geldſtücke anbieten, die er aber ausſchlug. Mein Begleiter, ein Eingeborner vornehmen Standes, verſicherte mir, dieſer

Mann ſey der geſchickteſte Zauberer auf der ganzen Inſel. Wie war es ihm gelungen, eine ſo erſtaunliche Autorität über den giftigen Wurm zu erhalten! Ich habe nichts davon erfahren können, glaube jedoch, daß er ſeine Erfolge nur ſeiner Kühnheit verdankte.“

Wie ſeltſam dieſe Anekdote auch erſcheinen mag, ſo wird die folgende doch noch größeres Erſtaunen erwecken. Laſſen wir den Oberſt Campell wieder das Wort nehmen.

„Capitän Y., der jetzt die Garniſon zu Padenny befehligt, war vor Kurzem auf die Elephantenjagd gegangen. Kaum in den Wald eingetreten, begegnete er einem dieſer Thiere. Er nahm den Kopf deſſelben aufs Korn, drückte aber zu ſchnell ab; ſtatt den Kopf zu treffen, drang die Kugel in den Hals. Das wüthende Thier ſtürzte ſogleich auf den unbeſonnenen Schützen los, der ſchon faſt in dem Bereich ſeines Rüſſels war und keine Hoffnung mehr hatte, einem ſchrecklichen Tode zu entgehen. Aber im ſelben Augenblicke ſprang ein Eingeborner aus Kandi herzu, ſprach raſch, aber deutlich ein paar Worte und zwang den Elephanten ſtill zu ſtehen. Darauf ſtreckte er die Arme gegen ihn aus und ſprach andere Worte mit ſehr ſtarkem Tone. Bei dieſer Geberde und dieſen Worten kehrte der Elephant um und ergriff die Flucht, indem er ein entſetzliches Geſchrei ausſtieß und alle Bäume zerbrach, die ihm im Wege ſtanden. Der Lehrer mache ſich einen Begriff von der Verwunderung aller Zuſchauer dieſer unerklärlichen Scene.

Sobald ſich Capitän Y. von ſeinem Schrecken und ſeiner Ueberraſchung erholt hatte, fragte er, wo ſein Retter hingekommen ſey. Man ſagte ihm, er ſey im Dickicht verſchwunden, übrigens würde er keine Art von Belohnung angenommen haben. Auch dieſer Unbekannte galt für einen der geſchickteſten und mächtigſten Zauberer oder Beſchwörer von Ceylon.“

Am ſelben Abend, als wir aus dem Munde des Capitän Y. dieſes wunderbare Abentheuer vernehmen, erzählte uns der königliche Ingenieur folgendes Erlebniß: „Eine Frau aus Kandi, welche zwei engliſche Meilen von Curmugalla wohnte, war von einem ſo außerordentlichen Wahnſinn ergriffen worden, daß man ſie für vom Teufel beſeſſen hielt. Sechs ſtarke Männer konnten ſie kaum bewältigen, ſo erſtaunlich hatten ſich ihre Kräfte geſteigert. Ihre Aeltern ließen einen berühmten Zauberer kommen, von dem ſie glaubten, daß er allein die Unglückliche heilen könne. Ich erhielt nicht ohne Mühe die Erlaubniß, dieſer Art von Exorcismus beizuwohnen. Der Zauberer hatte nur drei kleine Baumzweige mitgebracht. Er begann ſeine Operation damit, daß er alle Anweſenden ermahnte, ſich möglich ſtill zu verhalten, indem er ſonſt für Keines Leben einſtehen könne. Dann nahte er der Kranken und gab ihr alle 3 Minuten mit den Spitzen der Zweige gelinde Schläge auf den Kopf, die Bruſt, die Arme, Beine und Füße. Als eine halbe Stunde verfloſſen war, befahl er den Männern, die ſie feſthielten, ſie loszulaſſen. Sie ſchien tief eingeſchlafen zu ſeyn. Zwei Stunden ſpäter ſtand ſie auf, anſcheinend ohne Rückerinnerung an das Vergangene, und ging wieder vollkommen ruhig an ihre gewohnten Beſchäftigungen."

(Excursions, Adventures and Field sports in Ceylon.)

3.

Als Liszt im Orcheſter mit großem Beifall ſeine Kunſt entwickelte, kam eine daumenbreite Spinne von oben herab zum Schrecken nahe ſitzender Damen. Ein junger Herr, der ſich ritterlich zeigen wollte, zerriß dem armen Thiere ſogleich den Faden und das Leben mit geſchäftiger Hand und Füße, aber zu großem Bedauren des ganzen Orcheſterperſonals: denn dieſes erkannte in dem Thiere die Spinne, die jedesmal, wenn ein Tonſtück gegeben wurde, zum Vorſchein kam und nach Beendigung des Vortrags ſich wieder entfernte. Dieß geſchah ſchon Jahre lang und ſie war den Muſicirenden eine bekannte, ſie nicht ſtörende Zuhörerin.

1.

Gleiches Wohlgefallen an muſikaliſchen Tönen bemerkt man an den Eydechſen. Ein Liebhaber der Guitarre erzählt, daß, als er einmal ſpielend auf derſelben an Weingärten hinwanderte, eine Menge Eydechſen aus den Steinritzen daſelbſt hervorkamen und ihm nachgingen, die jedesmal, wenn er zu ſpielen aufhörte, wieder zurückgingen und ſpielte er, ihm wieder nachfolgten und als er ganz ſchwieg, ſich wieder unter den Steinen verloren.

Beobachtungen im Felde magnetiſcher Heilungen von Köttgen.

Ich ſtand einmal Nachmittags an meiner Hausthüre und ſchaute in das gar liebliche Wetter, als unſere beiden Pfarrer Herr E. W. Krummacher und Herr P. Lange (beide als Schriftſteller ihres Faches bekannt) mit ihren Familien die Straße vorüber zogen. Sie grüßten mit freundlichem Zuruf, und luden mich ein, ich möchte den Spaziergang zu einem mir bekannten Bauern mitmachen. Der Vorſchlag war ſo annehmlich und meine Zeit ſo frei, daß ich gerne einwilligte.

Schon war unter traulichen Geſprächen der Kaffee bei dem wohlhabenden Landmann verzehrt, als dieſer zur ferneren Unterhaltung einen Gang nach ſeinem im Brande ſtehenden Kalkofen vorſchlug; theils Neugierde, theils die ſchöne hügeliche Landſchaft, machte uns Allen den Vorſchlag annehmlich.

Ganz in der Nähe des Kalkofens liegt ein Kothen (kleines Landgütchen von 1 à 2 Kühen) den ein Schuſter, Namens Enters bewohnt. Als wir wieder zurück kehren wollten, wartete die Frau des Schuſtermeiſters mit einem kleinen Kinde auf dem Arme, an dem Thor des Höfchens; ſie wendete ſich dringlich bittend an Hrn. Paſtor K., er möge doch einkehren zu ihrem zehnjährigen kranken Töchterchen. Minchen, dem wahrſcheinlichen Tode nahe, habe ſelbſt ſie zu dieſem frommen Wunſch ausgeſchickt, als ſie erfahren, daß die Pfarrherrn in der Nähe wären. Gerne wurde willfahrt und auch Hr. P. L. ging mit. Als ich mit dem Landmann und den andern ſchon weiter gehen wollte, ſagte Hr. P. K. heiter zu mir: „gehen Sie doch auch mit uns, es wird Ihnen nicht ſchaden, wenn auch Sie einmal ein Sterbebette beſuchen;“ ich bejahte und folgte.

Der erſte Anblick des Mägdleins bot wirklich das Bild einer Todesnahen; die Bruſt wogte ſo ängſtlich hoch, daß man vermuthen durfte, der letzte Seufzer werde bald über die bleichen Lippen ausgehaucht. Hr. P. K. knüpfte bald in dieſem Sinne die Unterhaltung mit dem kranken Mägdlein an; Minchens fromme, faſt erbauliche Stimmung drückte ſich beſonders in dem noch ſeltſam klaren Spiegel des Auges bei jedem Troſtwort des Pfarrers lebhaft aus, doch war ihre Stimme kaum vernehmlich.

Meine Aufmerkſamkeit war ganz gefeſſelt, ich bemerkte, daß ſie das herzliche, ſie zum Tode vorbereitende Gebet des Pfarrers mit tiefem Gemüth auffaßte, und es wörtlich leiſe nachſprach. Als daſſelbe geendet war, neigte ſie den Kopf lächelnd auf eine Seite, ſeufzte tief, ſchloß die Augen, und war eine Weile wie ſchon entſchlummert.

In demſelben Augenblick mahnte mich die große Aehnlichkeit eines ſomnambuliſtiſchen Einſchlummerns mit dem bemerkten Zuſtande; ich wendete mich deßwegen zu der nahe ſtehenden Mutter, um die Krankheitsgeſchichte der Kleinen zu erfragen, die meine Vermuthung ſehr ſteigerte. Wir erfuhren nämlich in der Hauptſache, daß Minchen auf einem Schulgange ſehr erſchrocken ſey, wie und wovon, das blieb um ſo räthſelhafter, als im ſpätern Verlauf der Krankheit auch viſionäre Geſichte vorgekommen zu ſeyn ſchienen, worüber die Mutter zu unklare Mittheilungen machte, um ſie nacherzählen zu können. Im Dezember 1828 bis Januar 1829 und eine Strecke in dieſen Monat hinein, beſonders um die Weihnachtstage, habe ſich ein ſehr aufgeregter Zuſtand eingeſtellt, ſo daß ſie darinnen mitunter nach der Mutter geſchlagen, gekratzt und gebiſſen habe, die ſonſtigen Zeichen ließen nach der Beſchreibung ganz auf Veitstanz ſchließen. Später ſcheint auch eine bedeutende pſychiſche Erregung vorhanden geweſen zu ſeyn, in welcher ſie geiſtliche Anſprachen in Gebets- und Ermahnungsformen vorgetragen, welche die ganze Nachbarſchaft zu verſchiedenen Malen, als von einem ſo kleinen kranken Mädchen vorgetragen, in Erſtaunen geſetzt. Zu bedauern bleibt es immer, daß dieſe ganze frühere Periode von keinem Beobachter angeſchaut wurde, der darüber klare, zuverläßige Berichte geliefert hätte. Di Verordnungen von ein paar Aerzten, die aber das Kind perſönlich nicht beſucht, waren unwirkſam geblieben, weßwegen die Mutter, da die Aerzte ohnehin wenig Ausſicht auf raſch Beſſerung gegeben, ſich an einen Apotheker gewendet, der ih etwas mitgegeben, wonach zwar völlige Beruhigung, aber auch ein ſolcher Zuſtand allgemeiner Lähmung eingetreten war, daß das Kind, buchſtäblich verſtanden, keinen Finger freiwillig regen konnte. Wenn ſie jetzt verbettet werden mußte, ſo wurde ſie von der Mutter aufs ſorgfältigſte auf den Schoos gehoben, oder auf ein anderes Lager gelegt; dieſe Bewegung aber erregte jedesmal eine Art von Ohnmacht, die todtähnlich war.

Nach dieſer Mittheilung mußte ich den vorhin bemerkten ſchlummerähnlichen Zuſtand des Kindes ziemlich gewiß als Idio-Somnambulismus betrachten; ich äußerte davon zwar nichts, um aber gewiß zu werden, ergriff ich eine Hand des Mägdleins, beobachtete eine kurze Weile den Puls, der ein wenig ſchwach, ſonſt aber in geſundem Zuſtande zu ſeyn ſchien, als ich indeſſen die Hand noch ein wenig theilnehmend feſthielt, da traten ſchon deutliche Krampferſchütterungen ein, die ſich ſtark vermehrten, als ich unbemerkt ein paar Striche über den Arm machte.

Von der einſtweiligen Gefahrloſigkeit des Zuſtandes ziemlich überzeugt, verließ ich mit den Herren Pfarrern das Haus. Vor der Thüre ſagte P. K. zu ſeinem Kollegen recht theilnehmend: „Es iſt doch gut, daß das arme Würmchen bald ausgerungen hat, ich glaube, ſie wird dieſe Nacht wohl ſterben.“

Ich glaubte nun die Bemerkung nicht unterdrücken zu dürfen, daß ich zwar beim erſten Anblick der Kranken ähnliche Gedanken gehabt, dieſe hätten ſich aber ſo geändert, daß ich nicht allein keine nahe, ſondern überhaupt keine Todesgefahr bei dieſer Krankheit vorhanden glaubte. Als ich, auf das Erſtaunen beider Freunde über dieſe kühne Aeußerung, meine Gründe dafür durch die gemachte Beobachtung andeutete, da drangen die Freunde auf augenblickliche Rückkehr, um durch nähere Verſuche ſie und mich von meiner Meinung zu überzeugen. Ich glaubte dieſes ablehnen zu müſſen und verſprach: bis zu einem neuen Beſuch die Sache näher überlegen zu wollen, was mir Hr. P. L. als Gewiſſensſache zu Gemüth führte. Seine Bemerkung faßte mich ſo tief, daß ich das ungeſuchte Ereigniß nicht wieder vergeſſen konnte. Als ich am folgenden Tage Alles ruhig erwogen hatte, ſchrieb ich einen Zettel an die Freunde, worinnen ich mich erbot: den erſten beliebigen Tag zu dem kranken Mädchen mit ihnen hingehen zu wollen, damit wir uns völlig überzeugten, ob und wie zu helfen? dann das Nöthige mit den Aeltern zu beſprechen, und die Heilverſuche getroſt anſtellen zu wollen.

Am folgenden Tage ſchon kam Hr. P. Kr. zu mir, und wir traten unſern Heil-Pilgerzug an. Unterwegs verabredete ich mit ihm, daß ichs für gut hielt, den Aeltern auf keine Weiſe Aufſchlüſſe über das beabſichtigte Verfahren zu geben, ja nicht einmal den Namen „Magnetismus“ zu nennen; er möge die Leute aber durch ſein Wort und Anſehen zu beruhigen ſuchen, wenn die allenfallſigen Erſcheinungen und mein nöthiges Verfahren dabei ihr etwaiges Auffallen errege. Unſer Wiederkommen ſo bald erfreute ſichtlich, ſowohl das kranke Kind als die Aeltern. Nachdem P. Kr. nun eine Weile erbaulich mit Minchen ſich unterhalten, aber auch nach geweckter geiſtlichen Ergebung einige Lebenshoffnung in ihm erregt, und in dieſem Sinne kräftig mit ihm gebetet hatte, näherte ich, ſo traulich wie möglich, mich dem Kinde. Unter freundlichem Zuſpruch ergriff ich ſeine Hand, wie das vorige Mal, ſcheinbar nur ſeinen Puls beobachten zu wollen; als nun aber bald dieſe Hand in der meinigen anfing zu zucken, da zuckte auch die beginnende Verwunderung in dem Freunde, dem ich zwar manche frühere Erfahrung erzählt, der aber doch wohl, wie man zu ſagen pflegt, im Stillen das Seinige dabei gedacht haben mochte. Als durch einige Striche über die Arme abwärts krampfhafte Bewegungen durch den ganzen Körper flogen, und die Augen des **Kindes** ſich ſchloſſen, da konnte er einige verwundernde Aeußerungen nicht zurück drängen. Aber auch mich überraſchte die übergroße Reizbarkeit, die ſich ſo ſchnell entwickelte, und ich fand, daß dieſe kaum anders zu beruhigen war, als dadurch: daß ich mich ſtill zurück zog.

Die Sache war entſchieden, ich ſagte den ſeltſam zuſehenden Aeltern ohne weitere Deutung, daß ich wohl an eine mögliche Geneſung ihres Kindes glaube, und daß ich bald mit dem neuen Arzt von Langenburg wieder kommen würde, um die nähere Kur zu überlegen. Ueber die Koſten möchten ſie ſich keine Sorge machen, Arzneien würden wohl wenig angewendet werden u. ſ. w. Hr. P. K. beſtätigte meine Aeußerungen, und forderte die Aeltern dringend zu Folgſamkeit und Vertrauen in alle meine Anordnungen auf; auch er verſprach fleißige Beſuche, ſo ſchieden wir von Allen ſehr beruhigt und zufrieden.

Die ſcheinbar, aber auch geſetzlich nöthige Heranziehung eines Arztes hatte ich Hrn. P. K. ſchon angedeutet. Wir unterhielten uns heiter auf dem Heimwege darüber: wie auch dieſer wahrſcheinlich zu überraſchen, und unentgeldlich für dieſe Armenkur zu gewinnen ſeyn würde.

Schon am folgenden Tage ließ ich Hrn. Dr. H. zu mir bitten, erzählte ihm: **wie zufällig wir das arme kranke Kind gefunden, und daß ich glaubte bei demſelben**, eine ſelten vorkommende, für ihn leicht vielleicht lehrreiche Erſcheinung wahrgenommen zu haben.

Der junge, kaum von Berlin zurück gekommene Mann, hörte meinen Vortrag recht freundlich an, und erklärte ſich bereit, zur Stelle mit hingehen zu wollen. In freundlicher Unterhaltung ſuchte ich nun, wie man zu ſagen pflegt, ihm an den Zahn zu fühlen, wie er etwa zur Sache des, mediziniſch ziemlich verſchollenen, Magnetismus ſtände? Die beginnende Abendkühle des ſchönen Sommertages würzte er behaglich mit Scherzen über die berliniſche gelehrte Stellung zu dieſer tiefen Lebenserſcheinung, die er auch als die ſeinige adoptirt hatte, doch erfuhr ich zugleich, daß er nie etwas nur entfernt dahin Gehörendes erfahren hatte. Bei der Kranken angekommen, ſtellte er einige gewöhnliche Fragen, ließ ſich die frühern und gegenwärtigen Krankheits-Erſcheinungen erzählen und erklärte dann das Uebel für eine Rückenmark-Lähmung, bei welcher Arzneien wahrſcheinlich wenig helfen würden, wobei aber die Zeit und die Entwickelung vielleicht noch einiges hoffen ließ; er wolle aber doch zum Verſuch etwas verſchreiben.

Als er geendet, trat auch ich der kranken Perſon näher, reichte ihr, wie vorbeſchrieben, theilnehmend die Hand, unter freundlicher Zuſprache; da aber bald des Kindes Hand in der meinigen anfing lebhaft zu zucken, fragte er, verwundert mich anſehend: was machen Sie da? Nichts Sonderliches, erwiederte ich ruhig, es entwickeln ſich einige Krämpfe. Wie ſo? fragte er noch verwunderter? Lächelnd fragte ich: wollen Sie etwas mehr ſehen? und machte während der Frage einige Striche über den Arm des Kindes. Das ganze Spiel der Krämpfe hüpfte in den Muskeln, beſonders in den Extremitäten, indem ſich ihre Augen ſchloßen; und als ſich nun dennoch jedesmal der Krampf da entwickelte, wo ich nur meine Hand über die Arme und Beine des Kindes in handbreiter Entfernung hinhielt, wobei die Federbettdecke gar kein Hinderniß bot, da brach der Hr. Doctor ſein ſtaunendes Schweigen mit dem Ausruf: Um Gotteswillen, was iſt das?! Leiſe und halbſcherzend flüſterte ich ihm zu: das iſt Magnetismus, wovon wir uns vorhin unterhalten haben, wir wollen gleich im Freien das Kapitel fortſetzen. Wir ſchieden raſch und verſprachen bald wieder zu kommen.

Herzlich freute ich mich über die tiefe Erregung des jungen, in ſeinem Fach fleißigen Mannes; er war ſo ganz und lebhaft für die Erſcheinung gewonnen, daß er ſich zum fleißigſten beobachtenden Beſuch der Kranken anheiſchig machte, und die Anlegung eines genauen Tagebuchs ſich ſelbſt gelobte. Die halbe Stunde Heimweg verging uns raſch, unter leichten Mittheilungen über meine bisherigen magnetiſchen Erfahrungen.

Es kann meine Abſicht nicht ſeyn, ſo ausführlich wie bi
jezt dieſe über 2½ Jahre währende, aber doch am Ende rech
glückliche Heilgeſchichte zu erzählen; nur die Hauptmoment
aus den vorhandenen Tagesnotizen gehören hierhin.

Der junge Arzt, ſo auch die Herren Pfarrer beſuchte
mit mir die Kranke recht fleißig, obwohl keine großen magne
tiſchen Merkwürdigkeiten vorfielen. Da aber von der erſte
Stunde an die ganze Behandlung rein, und mit aller Treu
nur auf Heilung gerichtet war, ſo konnten dergleichen au
nicht vorfallen. Nur einige Male, wenn wiſſenſchaftlich Neu
gierige etwa zugegen waren, wurden einige Metallreize nach
gewieſen, deren Einwirkung das Kind im Schlaf oft au
mehrere Zoll Entfernung von den Fingerſpitzen durch lebhaf
Krampfzeichen erkennbar, ſchon empfand. Allen müßig neu
gierigen Zudrang konnte ich um ſo leichter zurück weiſen, d
ich mit Wahrheit verſichern durfte, daß nichts ſonderlich Sehens
werthes vorfiel. Der junge Arzt ſtarb ſchon im Frühjahr 18
an den Folgen einer Erkältung. Da das Kind einen liebens
würdig frommen Sinn fortwährend entwickelte, ſo begleitete
mich die geiſtlichen Freunde deſto lieber, um durch Gebet un
tröſtlich erheiternden Zuſpruch die Heilung pſychiſch zu unterſtützen

Da ich oft nur zweimal in einer Woche hingehen konnte
ſo erhielt die Kur keinen ſtreng geregelten Gang. Die Ein
ſchläferung geſchah einfach durch Handauflegen, was ich mi
einer gewiſſen Andacht des Gemüths nach Möglichkeit tha
Die Erfolge waren in den erſten Wochen hinreichend erfreu
lich, indem die Lähmung aus den Armen und Händen gänzlic
wich, auch konnte ſie ſchon nach einiger Zeit aufgerichtet un
verbettet werden, ohne in die frühere ſoporöſe Ohnmacht z
fallen, und allmählich vermochte ſie im Bett ſitzend ſich mi
Leſen, etwas Schreiben und ſonſtigen kleinen Spielereien z
beſchäftigen; in manchen Theilen des Körpers, beſonders abe
im Unterleibe fühlte ſie noch oft Schmerzen.

Im Somnambulismus war ſie ſo ſehr reizbar gegen jed
Art magnetiſcher Striche, daß durch Kalmiren oder ähnliche

Manipulationen eher Krämpfe geweckt als geſtillt wurden. Dieſe Reizbarkeit war ſo groß, daß, wenn ich eine flache Hand einen Fuß weit entfernt von dem dicken Federbette, unter welchem die Schlafende lag, willkührlich über ihre Knie oder ihre Füße hielt, ſo entwickelte ſich, oft innerhalb einer halben Minute, genau unter der Richtung meiner Hand ein ſichtbar zuckender Krampf, daß ſich das Glied davon zuſammen zog und bedeutendes Schmerzgefühl in ihrem Geſicht ſich ausſprach.

Dieſe übergroße Krampfreizbarkeit, die ich durch nichts zu ſtillen vermochte, ließ mich denn auch ſchon bald eine langſame Geneſung erwarten, was mir um ſo unangenehmer war, als ich ſelbſt durch öftere kleine Unpäßlichkeiten geſtört, und in meinem Alter die beinahe dreiviertel Stunde weiten Gänge nur mit Anſtrengung machen konnte.

Als unter ſolchen Verhältniſſen die Krankheit ſchon ein Jahr lang unter meiner Behandlung gewährt hatte, und die Fortſchritte zur Geneſung ſo gering waren, da ging ich einmal mit ſchwerem Herzen und unter wirklich körperlicher Anſtrengung hin.

Meine eigene Geſundheitsverhältniſſe hatten den Entſchluß mir abgenöthigt, das Bad in Burtſcheid bei Aachen einige Wochen gebrauchen zu wollen; die Abreiſe war nicht gar fern Welche nachtheilige Folgen konnte eine ſo lange Unterbrechung hervor bringen? Durch welche Mittel war hier zu helfen? Es war kein Stellvertreter für mich vorhanden. — — — Oder ſollte ich dieſe Schwierigkeiten anſehen als eine Fügung Gottes, die mich von dieſer endlos mühſamen und doch vergeblich ſcheinenden Hülfleiſtung entbinden wolle? Aufs ernſteſte erwog ich ſolche Fragen und betete im Geiſt, ſtille und recht ergeben um eine baldige entſcheidende Fügung.

So kam ich von innen, und durch die bedeutende Sommerwärme von außen, mehr als gewöhnlich erwärmt und in Ausdünſtung gebracht, ans Krankenbett. Minchen ſaß ziemlich heiter in demſelben und las in einem Pſalmbuch, was ſie kurz vorher von Hrn. P. Kr. zum Geſchenk bekommen. Ich erſuchte ſie, mir einen Pſalm vorzuleſen, nahm meine Brille zur Hand und ſetzte mich möglichſt nahe an ſie heran, um nachzuſehen, ob ſie richtig leſe. Abſichtslos war ich mit vorgeneigtem Angeſicht ihr nahe, und athmete auch wohl lebhafter wie gewöhnlich, durch die frühere Anſtrengung. Fließend hatte ſie zu leſen begonnen, aber dieſes wurde bald ſchwerfälliger, ich ſah ſie an, bemerkte alle Zeichen des nahenden Schlafs, ohne daß ich noch einen Finger gerührt, mit Abſicht, denſelben zu wecken. In demſelben Augenblick mahnte es mich: daß Minchens Zuſtand wohl nur von meinem lebhaftern Athem herrühren könne. Unverrückt blieb ich in meiner Stellung, hauchte aber nun mit Abſicht etwas lebhafter, doch ohne daß ſie dieſes bemerken konnte. Das Leſen wurde matter und matter, und nach kurzer Weile ſank ſie ſchlafend ſanft in die Kiſſen. Was mir aber weit auffallender war als das Einſchlafen auf dieſe Weiſe, (die mögliche Einwirkung durch Hauchen kannte ich, ſowohl durch Literatur als aus Erfahrung bei M. Rübel, ihre Anwendung hier war mir aber noch nie in den Sinn gekommen,) das war die Ruhe, womit das Kind nun ſchlief; ſolche Süßigkeit und Stille hatte ſich noch nie in ihren Geſichtszügen während des Schlafs ausgeſprochen. Ich blieb eine kleine halbe Stunde bei ihr ſitzen, und erneuerte von Zeit zu Zeit ein ſanftes Anhauchen, aber es äußerte ſich auch nicht die leiſeſte Schmerz- noch Krampfſpur.

Hoffend auf günſtigen Erfolg von dieſem nicht durch kluge Spekulation herbeigeführten Ereigniß eilte ich nun ſtill dankbar nach Hauſe. Der Mutter empfahl ich vorher, Minchen auf keine Weiſe aus dem jetzigen Schlaf zu ſtören, aber ihr Befinden und ihre Aeußerungen nach demſelben zu beobachten, damit ſie mir morgen das etwa Veränderte ſagen könne. Am folgenden Tage ſagte mir die Mutter gleich beim Eintritt mit frohem Geſicht, daß es ſich mit dem Kinde eigen geſtellt, ſie ſey nicht allein heiterer wie früher, ſondern ſcheine ſogar kräftiger geworden zu ſeyn. Daß dieſe Nachricht, die ich auffallend an dem Kinde beſtätigt fand, mich beſtimmte: jede Manipulation einzuſtellen, und von nun an das Einſchlafen durch leiſes Hauchen zu veranſtalten, das läßt ſich leicht denken; aber ich hoffte auch, ein Mittel aufzufinden oder ſchon gefunden zu haben, um die tägliche Einſchläferung durch mich, auch ohne meine perſönliche Gegenwart bewirken zu können.

Schon am folgenden Tage ſtellte ich hierauf folgenden untrüglichen Verſuch an. Ich magnetiſirte recht kräftig ſo viel Waſſer, um damit ½ Weinflaſche füllen zu können, und pfropfte dieſe einfach zu; eine andere leere halbe Flaſche hielt ich einige Minuten, etwa 5, vor den Mund, und hauchte ganz ſanft oder ließ eigentlich meinen Athem nur hineinſpielen in gehöriger Andacht. Ich bekenne hier ein für alle Male, daß ich jede magnetiſche Handlung unter ſtillem Gebet, beſonders ſeit jenem Ereigniß verrichte, ich könnte aber wenig über das Formale deſſelben bekennen, wenn ich auch wollte; es ſind oft gar geringe Worte, und eben keine klügelnden Gedanken, auch trübt mir oft die Umgebung, oder ſonſtige innere und äußere Zufälligkeiten, die freudige Kindlichkeit und Ergebung dabei. Auch dieſes, wenn man will, nur mit Hauch gefüllte Fläſchchen, pfropfte ich eben ſo einfach zu. Dann ſchickte ich meinen Sohn Adolph mit dieſen Flaſchen zu dem kranken Kinde hin. Dieſes geſchah, damit nicht etwa durch den Einfluß meiner perſönlichen Anweſenheit der Erfolg weniger erkennbar wäre. Adolph bekam den Auftrag: zuerſt die Flaſche mit dem magnetiſirten Waſſer dem Mädchen in die Gegend der Herzgrube zu legen. Sobald Schlaf erfolge, und — wie wahrſcheinlich — wenn auch nur von geringen Krampfſpuren begleitet, ſo ſolle er die Flaſche gleich beſeitigen und ſo lange warten, bis Wachwerden erfolge, was wahrſcheinlich ſchon nach einigen Minuten geſchehe. Dann ſolle er die andere, ſcheinbar leere Flaſche entpfropfen, und ſie auf dieſelbe Stelle legen. Erfolge Schlaf, und dieſer zeige ſich — wie wahrſcheinlich — ohne Krämpfe, ſo möge er die Flaſche nach einigen Minuten wegnehmen, den Kork wieder aufſchlagen und ſie der Mutter zum guten Aufbewahren übergeben; den Schlaf könne er nach Gefallen abwarten und beobachten. Am Abend kam mein Sohn höchſt vergnügt zurück, und berichtete: daß ſich Alles ziemlich genau ſo gemacht, wie ich vermuthet hätte. Das magnetiſirte Waſſer hätte gleich nach dem Einſchläfern ziemlich ſtarke Krämpfe veranlaßt; die leere Flaſche aber gar keine, ſondern einen ſehr freundlich ſtillen Schlaf von ſtark ¼ Stunde, aus welchem Minchen ſehr erquickt erwacht ſey.

Nun war ein leichter ſicherer Weg aufgefunden für die tägliche Fortſetzung der Heilung! Die Mutter wurde mit dem Hinlegen und Fortthun der Flaſchen beauftragt, und es zeigte ſich bald, daß eine Flaſche 4 bis 5 Tage ausreichte, oder eben ſo viele Schläfe weckte, die letzten etwas ſchwieriger.

Als die Zeit meiner Abreiſe ins Bad nahte, füllte ich in angedeuteter Weiſe 6 halbe Weinflaſchen, und fand zu meiner Freude, daß die letzte noch nicht ganz erloſchen war, obgleich meine Abweſenheit ſehr nahe einen Monat gedauert hatte. Die Beſſerung machte von nun an auch erfreuliche Fortſchritte und würde wahrſcheinlich faſt ein Jahr früher beendigt geweſen ſeyn, wenn nicht zweimal ein bedeutendes Erſchrecken ihre volle Geneſung verzögert hätte. Das eine Mal hatte ihr Vater den ſonderlichen Einfall, die Anlage ſeines Kindes, ſich ſo leicht zu erſchrecken, etwas abzuſtumpfen, indem er ihr einen gefangenen Maulwurf unverſehens durchs Geſicht geſtrichen. Die lähmenden Folgen waren betrübend. Das andermal brannte in der Nachbarſchaft eine Scheune ab. Die auflodernde Flamme hatte am finſtern Abend ihr Krankenſtübchen grauſig erleuchtet.

Nach dem Gebrauch der Flaſchen vermehrten ſich indeſſen ihre Kräfte ſo, daß ſie bald einige Zeit täglich ſitzend auf einem Stuhl zubringen, und ſich mit Schreibübungen, kleinen Nähereien und dergleichen, aufheitern konnte. Auch entwickelte ſich bald die Sprache während des Schlafs, wogegen ſie bis dahin nur durch Zeichen andeutete, daß ſie Anrede und Fragen richtig verſtand. — Da ich aber, meinen bis dahin nur ſtrenge im Auge behaltenen Heilzweck verfolgte, ſo wurde ſie in keinerlei außergewöhnliche Unterhaltungen verſtrickt, noch mit ſonderlich neugierigen Fragen behelligt, nicht einmal beſtimmt oder dringend nach Dingen gefragt, die ihre fernere Heilung betrafen. So blieb denn auch ihre ganze Heilgeſchichte in ſo fern dunkel, daß ſich keinerlei eigentliches Hellſehen dabei entwickelte.

Die ſchon früher bei M. Rübel erprobte ſeltſame Einſchläferung durch etwas zuvor Magnetiſirtes und dann Verbranntes, bewährte ſich auch hier; etwas alte, magnetiſirte Leinwand zu Aſche verbrannt, und in ein Papier in Briefformat eingeſchlagen, ſchläferte ſie ein, nachdem ſie eine Hand, eine kurze Friſt auf den ſcheinbaren Brief gelegt. Auch wenn ich ein Buch oder ein ſonſtiges Blatt, in ihrer Anweſenheit durch Behauchen magnetiſirte, und es ihr, wie zufällig mitgebracht, zum Leſen übergab, ſo ſchlief ſie, allmählig ſchwerfälliger leſend, dabei ein, was oft recht drollig ausſah, indem ſie ſich gegen die fremde Gewalt wehren wollte.

Ein junger befreundeter Herr begleitete mich und meinen Sohn einmal, um einen ſo ſeltenen Schlaf zu ſehen; ich ſchläferte durch unbemerkbares Hauchen ein; der Freund gerieth irgend „wie in den Bannkreis, und dadurch in eine höchſt peinigende Ohnmacht; ſpäter ſpazierte er bei ſchönem Wetter noch wohl einmal mit bis an das Haus — wagte ſich aber nie hinein.

Die Flaſchen, deren immer einige vorräthig bei den Kranken waren, wurden mir von Zeit zu Zeit zur neuen Ladung an mein Haus gebracht, ſo daß nun dieſe magnetiſche Behandlung faſt völlig mühelos war, und ich in der rauheren Jahreszeit die Kranken oft Monate lang nicht beſuchte. — Die erloſchenen Flaſchen waren einmal während meiner Abweſenheit gebracht worden, man hatte ſie in eine Ecke geſtellt und — vergeſſen. Zufällig wieder in meiner Abweſenheit, kommt am nächſtfolgenden Tage der kleine Bruder der Kranken und will ſie zurück holen. — Meine Frau übergibt ſie ihm zwar, aber mit dem Bemerken, daß ſie nicht ſicher wiſſe, ob ſie neu geladen wären. Der Knabe hatte etwas komiſch unbeſorgt erwiedert: „nun das wird Minchen ſchon bald genug gewahr werden, dann bringe ich ſie nöthigen Falles zurück.“

Das geſchah denn auch ſchon den folgenden Morgen mit der Bemerkung: Minchen ſagt, es wäre nichts drin.“

Als ich beim Nachdenken über die Einſperrung dieſes Agens einmal überlegte, wie unſicher ein Korkpropf ein, doch gewiß ſehr zartes Weſen einſperre, da fiel mir ein: den Verſuch zu machen, ob es überhaupt wohl nöthig ſei, die Flaſchen zu verſtopfen. — An einem Morgen früh füllte ich eine Flaſche recht vorſichtig, ließ ſie aber offen ſtehen, und ging damit am Nachmittage ſelbſt hin, den Erfolg zu beobachten. — Die Einſchläferung gelang, aber langſamer. — Die Flaſche wurde auch nun wieder offen hingeſtellt; ich bemerkte der Mutter, ſie möchte ſie morgen und überhaupt ſo lange gebrauchen, als Schlaf darnach erfolge, aber ſie immer geöffnet ſtehen laſſen. Schon am folgenden Tage war nach mehr als einer Viertelſtunde erſt ein kurzer, unruhiger Schlaf erfolgt, und am nächſtfolgenden war ſie ganz unwirkſam geblieben.

Indem ich alle gelehrten Spekulationen über dieſes — an Immaterialität grenzende Agens, was die Glut nicht zerſtören kann, und was ſich doch als etwas Verflüchtigendes einſperren läßt, gerne einem beweglichern Scharfſinne überlaſſe, als ich mich deſſen rühmen darf, verſichere ich nur wiederholt, die Hauptmerkwürdigkeiten, mit aller Treue, ohne Ausſchmückung erzählt zu haben.

In der Faſtenzeit des Jahres 1832 verſicherte Minchen mir, daß ihr Schlaf gegen Oſtern aufhören würde; dieſe eine, einer magnetiſchen Prophezeihung, ähnliche Vorausſage, ging denn auch zu unſer aller Freude in Erfüllung. An den Oſtertagen vermochte ſie ſchon nach Langenburg zu gehen, zwar nur langſam und mit bedeutender Ermüdung; auch war noch mehrere Wochen etwas Lendenlahmes in ihrem Gange, und die Mutter befürchtete eine Zeitlang, ſie möchte etwas verwachſen. — Alle dieſe Befürchtungen waren überflüſſig, ſie iſt recht flink, und nach Verhältniß ihrer etwas zarten Körpergröße jetzt ſtark und blühend, hat auch in den 3 Jahren nach ihrer Geneſung, bis jetzt 1835 Oſtern, keine bemerkenswerthen

Schwankungen in ihrer Geſundheit erfahren. Im letzten Jahr ihrer Krankheit, als ſie ſchon Stunden lang aufrecht ſitzend, mit der Nadel ſich beſchäftigen konnte, bemerkte ich gute Anlagen zum Nähen und Sticken an ihr. Ich erſuchte einige junge befreundete Frauenzimmer, einen Verſuch zu machen, ob das arme Minchen nicht leicht in weiblichen Handarbeiten zu unterrichten ſei, mit denen ſie künftig einen paſſendern Broderwerb finden würde, als durch rauhe ländliche Arbeiten. — Nur wenige, und ſogar angenehme Spaziergänge reichten hin, um die fleißige talentvolle Schülerin ſo weit zu fördern, daß ſie ſchon gleich nach ihrer Geneſung hinreichende Beſchäftigung fand. Bis jetzt iſt ſie eine geſuchte Näherin, die durch ihr ſtilles, durchhaltig religiöſes — nur ein wenig leicht verletzliches Gemüth, überall freundliche Aufnahme findet.

(Die frühere Geſchichte der Perſon, von welcher nun nachſtehende Blätter handeln, machte ſchon in den Jahren 1818—19 Aufſehen und war den Gegnern der Erſcheinungen des Somnambulismus ſehr willkommen. Denn dieſe anfänglich ſich in einem tiefen magnetiſchen Zuſtand befunden habende Perſon ließ ſich im Verlaufe ihrer Krankheit zu Lug und Trug verleiten, und täuſchte ihre Beobachter eine Zeitlang auf eine unverzeihliche Weiſe. Herr Köttgen machte ihre ganze Geſchichte ohne Rückhalt im Journale für Magnetismus von Kieſer ꝛc. ꝛc. damals bekannt, worauf ſich auch ſeine nachſtehenden Worte hier beziehen.) K.

Trotz den ſchmerzlichen Täuſchungen — und ich dürfte ohne Uebertreibung wohl ſagen: trotz den moraliſchen Peinigungen, welche Maria Rübel in den Jahren 1818—19 mir angethan, (man ſehe Maria Rübel, die Hellſeherin, von Langenburg. Archiv für den thieriſchen Magnetismus von Profeſſor Kieſer, Eſchenmaier und Naſſe, Heft 3, Jahrgang 1819,

4. Band) ſuchte ich ſie dennoch bis 1822 in unſerm Seidenmanufaktur-Geſchäft, unter meiner genauern Aufſicht, an Brod zu erhalten, weil ſie überall in Verruf gerathen war; ich vermuthetete auch, daß faſt in jeder andern Stellung, große Gefahren auf ſie lauern könnten. — Im Sommer 1822 verwickelte ſie ſich aber in einen Streit, in ihrem Arbeitslokal, was nicht unter meinem Dach lag — wodurch ich bewogen wurde, ihrem beſtimmt ausgeſprochenen Wunſch nachzugeben, ſich weiter ein Unterkommen aufſuchen zu wollen. Die Geſchichte ihres Lebens, der beinahe 8 Jahre, während ihr dieſes, meiſtens als Dienſtmädchen in guten Häuſern der Umgegend, gelungen war, gehört nicht hierhin, und würde wahrſcheinlich zu unbedeutend ſein, wenn man ſie auch genau erzählen könnte. Beiläufig geſagt, wohnte ſie indeſſen während der Zeit, 4 Jahre als Stubenmädchen in dem Hauſe des trefflichen Herrn Grafen von der Recke, von Volmarſtein zu Overdick, wo ein chriſtliches Leben ſie umgab, das nach menſchlichem Dafürhalten, ſie wohl von allen ferneren Gefahren hätte ſchützen müßen; und doch war es gerade hier, wo die Befreundung mit einem andern Dienſtmädchen dieſes Hauſes, beide an den Rand des innern und äußern Verderbens führte. Beide zogen von Overdick nach Düſſeldorf, jede in einen beſondern Dienſt, aber doch wahrſcheinlich in ſteter Gemeinſchaft mit einander bleibend, denn eine Veruntreuung, die beide miteinander begingen, brachte die unglückliche Maria Rübel in das Gefängniß. Als ich es erfuhr, entſchloß ich mich, die Geſunkene im Kerker zu beſuchen, und ihr wo möglich, noch einige nützliche Worte zu Reue und Beſſerung ans Herz zu reden, und — nach ihrem Benehmen im Gefängniß — ihr das Verſprechen zu geben: nach ihrer wiederlangten Freiheit, und wenn ich dann gründliche Hoffnung zu ihrer Beſſerung faſſen könne, für ihr ferneres Unterkommen nach Kräften zu ſorgen. Von ihrer herzlos rohen, und theils ſelbſt ſehr dürftigen Familie ließ ſich keine Hülfe für ſie hoffen.

Ich glaubte dieſes Verſprechen um ſo ſorgloſer geben zu dürfen, da wir in Langenburg eine Hülfsabtheilung der Bergiſchen Gefängniß-Geſellſchaft gebildet hatten, zu welcher ich damals als leitendes Mitglied gehörte. Doch war mir dieſes Verſprechen auch noch in beſonderer Weiſe faſt Gewiſſensſache. Obgleich nämlich bis dahin kein menſchliches Weſen mich ſo ſchmerzlich hintergangen, als M. K. und man nicht leicht Erfahrungen machen kann, die mehr innere Kränkungen wecken, als die ich durch ihre Krankheitsgeſchichte erlebte, ſo glaubte ich doch den Schluß machen zu müſſen, daß ſie, wenn ich mit feſterer Ausdauer früher noch mehr mich ihrer ſittlich religiöſen Bildung angenommen hätte, ſie vor dem Abgrunde des Verderbens, in welchen ſie hineingeſchwindelt, wohl hätte bewahrt bleiben können. Eine ängſtliche Klügelei: als habe ihre magnetiſche Behandlung ihr moraliſches Verderben geweckt und ſie gewiſſermaßen zum Betruge gewöhnt, konnte ich zwar mit geſchichtlichen Gründen zurückweiſen, denn ſo fern Falſchheit und Täuſchung in ihr lebten, hatten dieſe ſchon Jahre lang früher in der Geſchichte ihrer Handverwundung und deren Heilung in Velbert in ihr geſpuckt. Auch will ich die vergeblichen Mahnungen zu Wahrheit und Treue, welche ich während ihres Weilens unter meinem Dach unabläßig an ſie richtete, nicht in ſonderlichen Anſchlag bringen, aber es konnte mir in Beziehung zu ihren letzten Verſündigungen zur Beruhigung gereichen, daß die Undankbare ſeit den 7 Jahren, daß ſie mein Haus verlaſſen, nicht wieder über die Schwelle deſſelben gekommen, und ich ſie überhaupt ſeit dem nur zwei Mal auf der Gaſſe geſehen zu haben, mich erinnerte.

Der Zutritt zu ihr wurde mir leicht, da ich mit dem Gefängniß-Prediger Herrn M. ſchon früher befreundet war, und dieſer ſie in ſeiner geiſtlichen Pflege hatte; ſie wurde daher auch in deſſen Unterrichtszimmer geführt, wo ich ihr ungeſtört in ſeiner Gegenwart in angedeuteter Weiſe ins Gewiſſen reden konnte. Ein paar Tage ſpäter wurde ich mit dem Gefängniß-Arzt bekannt, unter deſſen Pflege ſie jetzt als Kranke war. In deſſen Gegenwart hatte ich auch noch einmal ein Zwiegeſpräch mit ihr, wo ich ſie bis auf die Spitze ermahnte und faſt ängſtigte zum Bekenntniß, wenn ſie etwa noch Einiges von frühern magnetiſchen Sünden auf dem Gewiſſen habe, aber ſo ſehr ſie beide Male faſt in Thränen zerfloß, ſo gewiſ verſicherte ſie, früher Alles bekannt zu haben, wie ich es ohne allen Rückhalt in ihrem Tagebuch bekannt gemacht habe.

Da ich in meinen Unterhaltungen mit dem würdigen Herrn Doktor angedeutet hatte, wie ich nach meiner bisherigen Erfahrung die Anlage zum Somnambulismus als etwas Bleibendes glaubte erkannt zu haben, was die damit begabten Subjekte vielleicht nie ganz bis zu ihrem Tode verließ, ſ wünſchte er ſehr einen Verſuch der Einſchläferung zu ſehen. Trotz der beträchtlichen Jahrenreihe, in welcher ich ſie, wie geſagt, kaum geſehen, gelang die Einſchläferung dennoch in etw 2 Minuten. Später ſoll eine Gefangenwärterin die Entdeckun gemacht haben, daß M. R. mit einer Stricknadel im Ohr ſic ſelbſt verletzt habe. Obwohl ſie dieſes immer ſtandhaft läugnet und dem Ereigniß eine andere Deutung gibt, ſo mag da unerörtert bleiben. Ihre fernere Geſchichte wird der phyſiologiſchen und pſychologiſchen, wohlgeprüften Räthſel ohnehin noch eine Menge liefern.

Es dauerte noch Monate, ehe M. R. vor der Aſſiſe z 3jähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt, und wirklich nach de Zuchthauſe in Werden gebracht wurde. Die Verurtheilun ſoll im Aſſiſenſaal ſchon ſo erſchütternd auf ſie gewirkt haben daß ſie bewußtlos niedergeſunken, und von da an keinen rec geſunden Augenblick mehr erlebt hat. Schwer krank wurde ſ ins Zuchthaus gebracht, ſo daß der Arzt deſſelben die gan Zeit ihres Dortſeyns ſie für unrettbar hielt.

Wie den meiſten ſolcher leichten Verbrecher durch die Gnad des Königs die Strafzeit abgekürzt wird, ſo erhielt ohne irgen eine Verwendung M. R. auch im Herbſt 1831 ihre Freihe wieder. Der Gefängniß-Prediger hatte ihr ein Empfehlung ſchreiben an den Präſidenten des hieſigen Hülfsvereins d Gefängnißgeſellſchaft, Hr. Pfr. Krummacher mitgegeben, wurde zu einem ihrer Brüder in der hieſigen Landgemeinde gebracht. Noch immer ſehr kränklich, war es vorauszuſehen, daß ſie kräftig unterſtützt werden mußte, wenn ſie nicht in phyſiſchem und moraliſchem Elende untergehen ſollte. Ihr Bruder, wie alle ihre übrigen Anverwandten, waren zu dürftig, oder hatten durchaus keinen Willen, etwas für ſie zu thun. Die bürgerliche Behörde achtete ſich nicht geſetzlich verpflichtet, weil ſie in mehreren Jahren in der Gemeinde nicht gewohnt, und unſer Gefängnißverein glaubte auch nicht, ſo kräftig wie hier nöthig, wirken zu müſſen. Am Ende ſtand ich ganz allein da, wenn ich nicht wollte, daß ſie, vielleicht durch mehrere Gemeinden geſchleppt, dennoch dem Untergange Preis gegeben werde.

Ein hier im Ort wohnender dürftiger Schreiner, Schwager des Mädchens, nahm ſie auf vieles Zureden, aber gegen volle Koſtentſchädigung zwar in ſein Haus auf. Sie verdiente auch bald die Hälfte dieſes Koſtgeldes am ſogenannten Seidewinden (Abhaſpeln der Seide auf Spuhlen), aber ihre Geſundheit blühte nie ſo weit wieder auf, daß ſie auch nur wenige Monate ohne ärztliche Pflege hätte ſeyn können. Mit aller Beharrlichkeit wurde indeſſen etwa 1½ Jahr lang fortgefahren, ihrer Geſundheit wo möglich ſo weit aufzuhelfen, daß ſie ihr eigenes Brod wieder verdienen könne, doch vergeblich.

Es war mir daher willkommen, daß ſich ſchon früher eine Gelegenheit gefunden hatte, wo ich ſie nicht allein bedeutend billiger in Koſt und Herberge unterbringen konnte als bei ihrem Schwager, wo ohnehin eine rohe Abneigung ſtörend verwaltete; die neuen Verhältniſſe glaubte man auch, beſonders nach der Meinung der befreundeten Pfarrer ihrer beſſern Seelenpflege viel angemeſſener halten zu dürfen. Dieſe Seelenpflege war auf mein Erſuchen mit beſonderer Wachſamkeit und ernſter Milde unabläßig an ihr geübt worden; wenn aber auch ihrer Erkenntniß wie ihrem Bekenntniß und Betragen gemäß ſich mit vieler Sicherheit auf eine gründliche Veränderung ihres Herzens ſchließen ließ, ſo ruhte doch der Argwohn,

der auf ihrem frühern Leben laſtete, wie ein ſchwerer
auf ihrem Thun und Laſſen. Ein Ereigniß, was in i
in ſeinem geſchichtlichen Zuſammenhange füglich unerg
bleiben darf, ſetzte im Frühjahr 1853 ihre gründlich geb
Geſinnung in ein ſo mildes und zuverläſſig liebliches
daß man ſich nur darüber freuen konnte; ſie hatte eine f
Verſuchung mit chriſtlichem Sinne überwunden, nich
ihrer etwa geſchmückten Ausſage, ſondern nach des Ver
willigem Bekenntniß. Dieſes Ereigniß machte es aber dr
wünſchenswerth, daß ihre bisherige Wohnlage völlig a
dert würde; dazu bot ſich auch eine recht günſtige Ge
heit. Wir ließen um dieſe Zeit in dem eine Stunde vo
entfernten Dorfe Neviges eine neue große Maſchine zu
winden der Seide aufſtellen, auf welcher mehrere Pe
zugleich arbeiten; da nun M. N. in dieſer Beſchäftigung
gewandt und zur Anleitung anderer Mädchen geeignet
ſo ſchickte ich ſie unverzüglich dahin. Bei meinem dort woh
Bruder fand ſie zugleich eine zuverläſſige und billige He

Dieſe neue Lage des Mädchens ſchien erfreulich ſ
ſtalten zu wollen; ihr Fleiß erwarb bald das nöthige Ke
ihre Geſundheit ſchien dabei zu gewinnen, und ihr Be
war in jeder Beziehung lobenswerth.

Dieſe erleichterte Lage der Dinge währte aber kau
Monate. — An einem ſchönen Mai-Sonntagnachmittage
M. N. einen Spaziergang mit einem andern Mädch
einen nicht ſehr fernen Wald um Maiblümchen zu p
Von der kleinen ungewohnten Anſtrengung ermüdet, u
dem warmen Wetter erhitzt, ſetzten ſich die Mädchen eine
auf ein recht kühles Schattenplätzchen. Die traurigen
dieſer Unvorſichtigkeit entwickelten ſich bei M. N. ſch
folgenden Morgen, ſie mußte krank zu Bette bleiben, u
daſſelbe von da an eigentlich nie wieder verlaſſen, wen
ihr Krankenſtübchen ſeit dem nicht.

Als bei ihrem fortwährenden Kränkeln alle angew
ärztliche Hülfe, ohne dauernde Beſſerung zu bewirken, ver

ſchien, da ſprach ich endlich mit dem Hrn. Dr. D. über einen neuen Verſuch zur Anwendung der magnetiſchen Hülfe. Ich hatte dieſen Gedanken lange niedergekämpft, in Erwägung der Gefahren, welche dieſes myſteriöſe Heilmittel dem Mädchen früher moraliſch gebracht. — Aber es brauchte ja jetzt weder in der alten Form durch perſönliche Behandlung, noch mit der verlockenden Oeffentlichkeit angewandt zu werden. — Die erfreuliche gänzliche Heilung der Minchen Enters hatte einen Weg der täglichen Einſchläferung gewieſen, der weder läſtig, noch irgendwie gefährlich ſchien. — Darüber erklärte ſich Hr. Dr. D. einverſtanden, daß die Einſchläferung mit Flaſchen wenigſtens verſuchsweiſe angewendet werden könnte. Der Erfolg rechtfertigte den Verſuch. Die Geſundheitsumſtände des Mädchens ſchienen wenigſtens beſſer dabei zu fahren, als früher mit allen verſuchten Mitteln der Apotheke.

Die jetzt auftretenden Erſcheinungen erforderten aber auch andere kräftige Hülfe. Sehr erwünſcht war es unter dieſen Umſtänden, daß ein junger Mediko-Chirurg Hr. Dr. Mertens kurz vorher in ſeinem Geburtsort Neviges ſich niedergelaſſen hatte. Der mir befreundete, trefflich geſinnte, mit tüchtigen Kenntniſſen und bedeutender Erfahrung ſchon ausgerüſtete junge Mann übernahm bald mit aller Treue die täglich nöthige Hülfleiſtung.

Eine Zeit lang, und ſelbſt während einer Rheinreiſe, die ich mit einigen Befreundeten bis Heidelberg in dieſem Sommer machte, war zwar die magnetiſche Einſchläferung täglich durch meine Flaſchen beſorgt worden; aber die ſeltſamen Krankheits-Erſcheinungen und die bald gemachte Erfahrung, daß gewöhnliche Arzneimittel völlig fruchtlos dagegen blieben, hatten das regſte Intereſſe des jungen Arztes bald geweckt, und ſeinen heimlichen Skepticismus, mit welchem er die Kranke zuerſt beobachtet, ſo weit beſiegt, daß er allmählig Einſchläferungs-Verſuche anſtellte, und als dieſe gelangen, nun auch Proben über das früher ihm ſo unglaubliche Hellſehen mit ihr unternahm. Ehe ich all dieſe Ereigniſſe erfuhr, war Hr. Martens ſchon von dem Daſeyn des Hellſehens ſo völlig überzeugt, daß er ſich zur bleibenden Erinnerung an dieſe ſeltſame Erſcheinung von der Kranken ein Mouſelin-Halstuch, bei wohl verbundenen und ſelbſt bewachten Augen hatte ſäumen laſſen.

Als ich die Erſcheinung des ſo aufs neue entwickelten Hellſehens bei M. Rübel erfuhr, und gelegentlich meinen Freunden hier, den Herren Predigern Krummacher und Spies davon erzählte, erwachte in dieſen ein ſo dringendes Verlangen, mit eigenen Augen ſich davon überzeugen zu wollen, daß ich dieſen Wunſch nicht füglich zurückweiſen konnte. — Ich glaubte auch dabei um ſo willfähriger ſeyn zu dürfen, als das Hellſehen ſich durch die Tiefe der Krankheit wieder entwickelt hatte, und ſpäter hundert Male, ja faſt täglich, beſonders in freiwilligen Ferngeſichten auftrat, ohne daß ein Beobachter bei der Kranken war, und dieſe nur gelegentlich den in die Krankenſtube tretenden Hausgenoſſen ihre Wahrnehmungen mittheilte, deren Richtigkeit oft gar nicht unterſucht wurde, weil es allmählig Gewohnheitsſache geworden, und ſo oft unterſucht worden war, auch das pünktlichſte Zutreffen faſt nie gefehlt hatte. —

Dann glaubte ich aber auch berückſichtigen zu müſſen, daß Hr. Pr. Kr. ſchon Jahr und Tag der treueſten Seelenpflege des verkommenen Mädchens ſich mit beſonderm Erfolg angenommen hatte. — So intereſſant die frühern ſomnambuliſtiſchen Erſcheinungen bei der kleinen Enters auch geweſen waren, zum Hellſehen war es bei ihr nicht gekommen und ich hatte auch nie das Mindeſte für die Entwicklung deſſelben aufgeboten.

Jetzt ſind wir an den Punkt in der Erzählung gekommen, wo wir in die Weitläufigkeit eines Tagebuchs gerathen würden, wenn ich alle die kleinen Wunder des Hellſehens der Reihe nach beſchreiben wollte, welche in beinahe 2½ Jahren bis zu ihrem Todestage vorfielen. Doch das iſt von Anfang an meine Abſicht nicht geweſen, denn nur das Bedeutenſte oder ganz Neue notirte ich. Dann durfte und mußte ich mich aber auch fragen, was das pünktlichſte und wahrhaftigſte Tagebuch, mit einer Reihe von Namen, die bei den Beobachtungen gegenwärtig waren, nutzen würde? — Etwa zur allgemeinen Befeſtigung des Glaubens an ſolche Erſcheinungen? — Aber ſind nicht ſchon Hunderte ähnlicher Tagebücher vorhanden? — Haben ſie den allgemeinen Thomas-Sinn umgewandelt? — Oder begehrt nicht der Sohn zuvor ſelbſt zu ſchauen, ehe er der Erzählung des Vaters glaubt? — Wäre dieſer Sinn bedingt auch ehrenwerth zu nennen, was gewinnt er im Allgemeinen; wenn er auch zugelaſſen wird? — Hatte ich nicht ſchon eine ſchlagende Antwort auf dieſe und noch eine Reihe ähnlicher Fragen, in der allgemeinen Aufnahme meines Tagebuchs über M. Rübel von 1818? — Doch darauf kommen wir ſpäter wahrſcheinlich noch zurück. —

Alſo ſtatt eines Tagebuchs, wähle ich lieber eine ſummariſche Darſtellung der dahin gehörigen Begebenheiten, ich hoffe dem Leſer auch ſonſt noch einen Dienſt damit zu thun; denn die 30 bis 40 Beobachtungen, welche in dieſer Zeit vorgekommen, hätten in pünktlichem Vortrage ſo viel Aehnliches, daß ſie zuverläſſig langweilen müßten, ſtatt zu belehren und zu überzeugen. — War es doch für mich zum Theil in der Wirklichkeit ſo; obgleich mich faſt jedesmal ein doppeltes pſychologiſches Intereſſe dabei in Anſpruch nahm; nämlich die neugierigen Beſucher zu beobachten, dann aber auch die Leiſtungen und oftmaligen Hülfleiſtungen bei den vorkommenden Krämpfen des Mädchens wahrzunehmen. — Daß die Zuſchauer auch ein gar bedeutendes Intereſſe zur Beobachtung darbieten, nach ihrer inneren Stellung, das wird man um ſo leichter laſſen, wenn ich verſichere, daß liebe befreundete, ſehr verſtändige, ſogar wiſſenſchaftlich tüchtige Leute darunter zum dritten Male wieder kommen mußten, um ihre Ueberzeugung zu befeſtigen, obwohl ſie ſchon nach dem erſten Male ſich zufrieden äußerten.

Dieſe Eigenthümlichkeit mehrerer recht achtungswerthen Perſonen, die ich als Zeugen aufführen könnte, und wovon ich doch nicht weiß, in wiefern ſie jetzt noch, ſelbſt nach dem dreimal wiederholten Anſchauen, ihren eigenen Augen trauen, gegen die Zuflüſterungen der eigenen inneren Skepſis, oder der vermeintlich wiſſenſchaftlichen äuſſern Gegenrede; dieſe Eigenthümlichkeit — um das ſtilleſte Wort zu gebrauchen — veranlaßt mich zu verzichten auf die Nennung der Namen im Allgemeinen, die ich als mitbeobachtende Zeugen anführen könnte, und worunter nur gar wenige ſich nicht mit Enthuſiasmus als völlig Ueberzeugte ausgeſprochen. Iſt es doch eine gar ſeltſame Sache, Zeugen ſo öffentlich aufzurufen für Dinge, die noch im Allgemeinen gar zu ſehr verrufen ſind.

Das aber darf und muß ich verſichern, daß eine anſehnliche Reihe der achtungswertheſten Namen als ſtandfeſte Zeugen aufgeführt werden könnten, worunter Aerzte und Theologen, aus Nord- und Süd-Deutſchland, z. B. aus Danzig, Berlin, Bremen, Karlsruhe, Stuttgart und Frankfurt a. M. Dieſe Männer werden gelegentlich ihre Ueberzeugung ausſprechen; einer der werthen Herren hat das ſchon vor längerer Zeit öffentlich gethan.

Nun zur ſummariſchen Erzählung zurück. Der magnetiſche Schlaf, täglich ein, auch wohl zwei Male, war und blieb das Haupt-Stärkungs- oder Arznei-Mittel, was in der Regel Hr. Mertens durch einfaches Handauflegen der Kranken hervorbrachte und was ihm nur wenige Minuten Zeit koſtete, denn, war ſie eingeſchläfert, ſo wurde das Erwachen der Natur überlaſſen, ſo daß ſie oft Morgens mehrere Stunden ſich ſelbſt überlaſſen im Somnambulismus lag und ſich nach Gefallen beſchäftigte. Am Abend, wenn Hr. M. zu müde, oder noch zu beſchäftigt war, wurde die Einſchläferung meiſtens mit einem durch etwas Behauchen und Reiben durch die Hände von H. M. magnetiſirten Tuch beſorgt. Sie legte ſich dieſes nach Gefallen oder nach gefühltem Bedürfniß zu dieſem Schlaf, ſelbſt auf die Bruſt und war dann bald im ſchlafwachen Zuſtande, aus welchem ſie allmählig in den natürlichen nächtlichen Schlaf überging.

Da dieſer ſeltſame Schlafzuſtand den natürlichen Schlaf theils zu erſehen ſchien, beſonders bei einigem Wohlbefinden oder Entbundenſeyn von ſonſtigen körperlichen Schmerzen, ſo beſchäftigte ſie ſich oft halbe Nächte lang mit Nähen, Häckeln oder noch feinern weiblichen Arbeiten. Gewiß iſt es, daß ſie dazu keines Lichts bedurfte, denn es wurde ihr keines gezündet, und ihr Schlaf- und Krankenſtübchen lag gleich hinter der Schlafſtube meines Bruders und meiner Schwägerin, ſo daß ſie nicht bewachter in einem Verbeſſerungshauſe hätte liegen können. Wir beſitzen noch eine gute Anzahl Handtücher, Servietten und Hemden, an welchen ſie das Meiſte ſo in ſtockfinſtern Nächten genäht hat. Der Bruder beſitzt noch ein ſchwarzſeidenes Halstuch, was in einer Nacht aus zwei Stücken aneinander geſetzt und rings geſäumt iſt; ich beſitze ein ähnliches Tuch, was nur in dieſem Zuſtande geſäumt wurde. Doch ſind noch viel feinere Handarbeiten der Art vorhanden, die ſie, theils zur Erinnerung für befreundete Frauenzimmer arbeitete, z. B. Streifen für Schlafmützen, an welchen zwei bis drei Rändchen Zacken ſpitzenartig gehäckelt ſind. Meine Frau beſitzt ein Tuch, was M. N. für ſie zum letzten Geburtstags Geſchenk in ſolcher Weiſe angefertigt, es iſt mit einem breiten Saum verſehen, wozu ſie ſogar die feinen Mouſelinfäden im Somnambulismus und ohne Licht ausgezogen, es iſt rings mit ganz feinen Bandzäckchen beſetzt. Ich könnte noch recht künſtlich gefertigte Kettchen von Haarflechterei und ähnliche Dinge hinzufügen, aber ich glaube nicht, daß ich ſie deutlich genug beſchreiben könnte; ich füge nur noch hinzu, daß alle dergleichen Arbeiten nach dem Urtheil der Kenner nicht nur untadelich, ſondern recht ſauber angefertigt ſind.

Daß die Kranke bei dieſer Beſchäftigung öfter von den Hausgenoſſen mit Licht beobachtet wurde, wird nicht bezweifelt werden; wenn ihr aber dann eine andere Aufgabe der Art ſchon im Somnambulismus gegeben worden war, und ſie dieſe am folgenden Morgen theilweiſe oder ganz fertig bei ſich gefunden, ſo war ihr Nichtwiſſen und ihr Verwundern darüber jedesmal ähnlich dem Nichtwiſſen der Traumthätigkeit der Nachtwandler.

In Amſterdam ſahe ich vor einigen Jahren im dortig
Inſtitut der Blinden die Beſchäftigungen der Zöglinge
bewunderndem Intereſſe an und geſtehe, daß manche Arbei
denſelben an Schwierigkeit der Aufgaben und Genauigkeit
Ausübung, beſonders bei den weiblichen Zöglingen,
Arbeiten der M. Rübel nicht nachſtanden. Es könnte dah
geſchloſſen werden: daß hier wie dort, kein Sehen, ſonde
nur eine Uebung, beſonders des Taſtſinnes vorhanden wa
obgleich M. R. verſicherte, daß ſie mit dem ſeltſamen Seh
ihre Aufgaben löſe, und daß ſie oft mit den Ausſtrömung
des linken Fußes und beſonders des großen Zehens ihre feine
Arbeiten beleuchten könne. Ich habe nichts dagegen, wen
man dieſe Ausſage für ſelbſttäuſchende Phantasmagorie hä
aber anders verhielt es ſich mit der Sinnenthätigkeit der M.
bei dergleichen Arbeiten, als bei den blinden Zöglingen
Amſterdam. Denn obgleich der Taſtſinn der Blinden, unwide
legtlich bis zum Wahrnehmen der Farben, ſogar der Farbe
der Federn an lebendigen Vögeln ſich ſteigern kann, ſo ge
dieſes, uns Sehenden allerdings unbegreifliche Wahrnehme
doch nirgend über den Bereich der Fingerſpitzen hinaus, w
ganz anders war es bei M. R.

Die Sitte und Thätigkeit der bürgerlichen Familie mein
Bruders hatte ein frühes zu Bettgehen zur Gewohnheit d
Hauſes gemacht, doch hat der Bruder ſelbſt dabei oft noch d
Neigung, eine Weile bis zum dringenden Schlafgefühl i
Bette zu leſen, beſonders wenn ein intereſſantes Werk i
noch mehr dazu einladet. Im zweiten Jahr der Krankheit d
M. R. las in ſolcher Weiſe mein Bruder oft noch in Menzel
Geſchichte der Teutſchen. Ein rundes Tiſchchen vor dem Bett
auf demſelben das Licht; der Quartband aufgeſchlagen, da
Tageskäppchen des Bruders und auf demſelben gewöhnli
ſeine Uhr liegend, ſo beſchreibe ich möglichſt genau und a
ſichtlich die Haltung, in welcher der Bruder bei dieſem Leſe
ſich befand. Das Kämmerchen der Kranken, mit etwas off
ſtehender Thüre, war 3 Schritte rückwärts ein wenig zu

Seite; das Bett der Kranken aber in entgegengeſetzter Richtung, ſo daß dieſe mit abgewandtem Geſicht lag, etwa 4 Schritte von der Thüre entfernt in ihrem Zimmer.

Unter ſolchen Verhältniſſen hat M. R. mehr als einmal meinem Bruder zugerufen: „Hr. Köttgen! ich kann jetzt gerade gut ſehen; Sie leſen in einem viereckigen großen Buch, die Worte kann ich von hier zwar nicht leſen; ich will Ihnen aber ſagen, wie viel Zeilen auf den offengeſchlagenen Seiten ſtehen“ — nach einer Weile: „rechts ſo viele und links ſo viele und noch ein Stückchen“ (eine abgebrochene Zeile), ferner: „das Licht ſteht ſo vor Ihnen, Ihr Käppchen liegt da, und auf demſelben Ihre Uhr.“ Nach einiger Unterbrechung: „Der große Zeiger ſteht auf der Zahl und der kleine auf der.“ Beim Nachſehen war jedesmal alles aufs Genaueſte zugetroffen. Ich will nur noch die Bemerkung hinzufügen, daß M. R., wenn ſie wachend mit angeſtrengtem Blick in der offenen Thüre geſtanden hätte, ſie, beſonders wegen der horizontalen Lage der Uhr, die Zeit ſo genau nicht hätte wahrnehmen können.

Dieſe Thatſachen mögen hinreichen zu beweiſen, daß ihr ſomnambuliſtiſches Sehen täglich freiwillig thätig war, ohne plagendes Hervorlocken oder anſtrengendes Leiden. Ich könnte gleich daran reihen eine Menge Beweiſe, wie dieſes ſeltſame Wahrnehmen nicht nur mit Sicherheit in die nächſte Stube, ſondern in andere Häuſer eindrang, ja mit großer Wahrſcheinlichkeit auf eine Stunde Entfernung in meinem Hauſe ſich eingefunden; doch kommen wir wohl ſchicklicher darauf zurück, nachdem ich ein Bild der gewöhnlichen Beobachtungen aufgeſtellt, welche ich perſönlich leitete.

Es bedarf nicht ſehr beantwortet zu werden, wie die verſchiedenartigſte Neugierde ſich regte, als einmal einige durchaus geachtete und wahrhaftige Zeugen für die wahrgenommenen Thatſachen ſich ausgeſprochen; zudem iſt der Kreis meiner

Befreundung nicht eben enge, und in ſolchen Fällen kann man dem Freund des Freundes nicht leicht ungefällig entgegentreten.

Es wäre jedesmal ein Wagniß geweſen, wenn Schauluſtige ſich auf gerathewohl an Hrn. Dr. Mertens hätten wenden wollen; die bedeutende Beſchäftigung des lieben Freundes führte ihn faſt täglich außer den Ort, wenigſtens würde er höchſt ſelten Zeit gefunden haben, oft 2, 3 Stunden zur Befriedigung fremder Wißbegier aufzuopfern.

Zudem hatten wir miteinander verabredet, den Zutritt nach Möglichkeit zu beſchränken, der enge Raum des Krankenſtübchens und die Wohlfahrt der Kranken ſelbſt machten dieſe Maßregel nothwendig.

Mir überkam es daher bei weitem am öfteſten, die wißbegierigen und ſchauluſtigen Fremden hinzuführen, doch vergingen oft Monate, und im letzten Winter über 5 Monate, daß die Kranke von keinen Beſuchen der Art beläſtigt wurde.

Mein magnetiſcher Einfluß blieb, bis an ihr Ende, faſt noch ſtärker auf ſie einwirkend, als der des Hrn. M., ich überließ daher oft, zum voraus verabredet, den Zuſchauern die Wahl, ob ich beim Einſchläfern gegenwärtig oder abweſend ſeyn ſolle; eine Zeitung oder ein Büchlein, was ich ein wenig behaucht hatte und ihr von einem dritten zum Leſeverſuch, oder unter einem ſonſtigen Vorwande überreicht wurde, war hinreichend, ſie in wenigen Minuten in Schlaf zu verſetzen; ich ſtellte jedoch ſpäter dieſe Art der Einſchläferung ganz ein, da ſie, nach einem ähnlichen Falle, faſt ½ Stunde lang mit bedeutenden Krämpfen geplagt wurde, und ſie mir nachher im Somnambulismus ſagte: daß die ſtörenden Krämpfe daher gekommen ſeyen, daß mein Freund, der ihr das Blatt überreicht, daſſelbe zu lange in ſeinen Händen getragen habe. Ich brauchte jedoch nie eine Hand zum Einſchläfern aufzulegen, ein wenig unbemerkliches Hauchen während der bewillkommnenden Unterhaltung reichte dazu völlig hin. Dann vergiengen aber in der Regel mehrere Minuten, oft eine halbe Stunde und mehr, ehe das Hellſehen ſich entwickelt hatte. Gleich nach dem Einſchläfern ſchloß ich ihr die Augen ab; dieſes geſchah im Anfange mehrere Male wie 1818 blos mit einer Binde von einem Tuch, die ſie gerne nach Möglichkeit feſt umgebunden hatte, dann wurde an den Naſenwinkeln und unterhalb der Augen, noch alles recht dicht mit Baumwolle ausgeſtopft. Als ſich aber einigemale Zweifel erhoben gegen die Zuverläßigkeit dieſer Abſperrung und man durch Nachahmungs-Verſuche — die freilich ein wenig Lächeln verdienten, da die Kinder beim Blindekuhſpiel ſchon wiſſen, daß ſich eine Binde umlegen läßt, daß man darunter wegſehen kann — den baaren Betrug entdeckt haben wollte, da wurde ich der Strohdreſcherei müde, und kündete der Kranken ſchlafwachend an, ſie müſſe ſich zu einem Abſchluß der Augen entſchließen, oder ich würde aufhören, Sie und mich des Betruges verdächtig zu machen.

Das half; ich durfte nun einen hinreichend großen ſchwarzen ledernen Lappen, aus einem Handſchuh geſchnitten, unten am Rande einen Fingerbreit mit beſtem Heftpflaſter beſchmiert, ihr bis auf die Naſenſpitze herab, über die Augen decken und dann eine Binde darüber ſchlingen, damit das Ganze ſich nicht verrücke. Das half! doch auch nur eine Zeit lang, es kamen noch kritiſchere Zuſchauer, die glaubten, daß ſich das bepflaſterte Leder am Rande noch verſchoben haben könnte, und die Binde war ihnen auch verdächtig. Da erſann ich das letzte Verfahren, was wirklich alle derartige Kritik beſchwichtigte, und in welches M. R. ſich auch um ſo williger ſchickte, weil es ihr doch bald weniger läſtig war.

Ich nahm ganz ſchweren, an ſich undurchſichtigen, ſchwarzen Seidenſtoff, und beſtrich dieſen 3 bis 4 Male mit feinſtem Tiſchlerleim (Pariſer Gelatine, zur Appretur der Seidenſtoffe dienend). Dieſes ganz ſteife undurchſichtige Pflaſter wurde in zweckmäßige Stücke geſchnitten, und auf jedes Auge ein breit deckender Lappen, vorher feucht und weich gemacht, ſo feſt verklebt, daß, wenn ſie trocken waren, ſie nicht konnten weggenommen werden, ohne die Haut zu zerreißen. Die Binde durfte oder mußte vielmehr nun auch wegbleiben, weil ſie auf die trocken gewordenen Pflaſter unleidlich gedrückt haben würde, und wirklich ſah dieſe Art der Blendung mit den zwei großen ſchwarzen Lappen auf den Augen, auch noch weit ſicherſtellender aus, als die frühern mit der Binde. Auch ließen ſie ſich nach Beendigung der Beobachtung weit angenehmer durch Aufweichen mit etwas warmem Waſſer fortnehmen, als früher das Heftpflaſter. Ich habe dieſe Beſchreibung der Abſperrung des Sehvermögens, wenn es auch noch normal vorhanden geweſen wäre, möglichſt deutlich und ausführlich gemacht, obwohl ich recht gut weiß, daß ich dadurch noch Niemanden jetzt eine Ueberzeugung abnöthige. Bei der letzten Beobachtung meinte ein, in ſeinem Fach ſonſt geiſtreicher Skeptiker, als durch Schwäche geſtört, die Kranke nur einiges gleich nicht ſo deutlich wahrnahm wie ein Sehender, ihre Leiſtungen wären nur ein etwas ſeltſames Räthſelſpiel. Das war wirklich ein ſeltſamer Einfall, denn ſie hatte wenigſtens 25 Wahrnehmungen genau und gleich angegeben.

Wenn, ſo wohl vorbereitet, das Sehen beginnen konnte, dann ſuchte ich es oft mit einem kleinen Scherz ſpielend zu eröffnen, weil ihr ſeltſames Licht ihr um ſo heller zu ſtrahlen ſchien, je kindlich heiterer ihr Gemüth zu ſtimmen war. Ich legte ihr z. B., wenn die Jahreszeit es erlaubte, mitgebrachte Kirſchen, eine Birn, einen Apfel, oder, vor allem ihr lieb, eine Traube vor, angeblich als eine Leſeprobe, gewöhnlich ſagte ſie dann bald lachend: das kann man aber nicht anders leſen als mit den Händen, nannte und beſchrieb das Obſt aufs Genaueſte, zeigte z. B. wo die rothen Backen der Aepfel waren, und nahm es dann dankend an. Wenn Frauenzimmer unter den Beſuchenden waren, ſo ließ ich dieſe beim Einſchläfern, da es dieſen meiſtens unangenehm oder doch weniger intereſſant war, gewöhnlich zurück, und ſpäter erſt leiſe eintreten und ſich ums Bett ſtellen; es war dann gewöhnlich gleich recht überzeugend und zugleich unterhaltend, wenn die Aufmerkſamkeit des Mädchens, zuerſt ſcheinbar angelockt von den Putzgegenſtänden, anfing, die eingetretenen Damen genau zu beſchreiben, die ſie wachend nicht geſehen; gewöhnlich begann ſie mit den glänzendſten Stücken, als Ringen, Ketten, dann folgten ſchöne Krägen, Bänder, geſtickte Beutel, Hauben und Hüte, genaue Beſchreibung der Kleider, der Deſſins, der Farben und kurz pünktliche Beſchreibung des ganzen Anzuges in recht kindlich heiterer Weiſe, je geſchmackvoller oder anziehender er war; auch folgte dann die augenblickliche Haltung der Perſon, Andeutungen ihres Ausſehens, Farbe der Haare u. ſ. w., wobei nicht ſelten die Merkwürdigkeit vorkam, daß ſie Dinge angab und beſchrieb, die ſie in ihrer Lage und Haltung mit wachen Augen nicht geſehen haben würde, weil ſie von andern Gegenſtänden und Perſonen verdeckt waren; auch beſchrieb und zählte ſie oft kleine Gegenſtände, Steinchen an Ringen und Geſchmeide, die ein gewöhnlich Wachender in ſolcher Entfernung ſchwerlich ſo genau hätte wahrnehmen können. So verſchieden ihr Hellſeyn bei dieſen Wahrnehmungen ſeyn konnte, ſo trat es doch nie mit der Leichtigkeit des Ueberblicks eines gewöhnlichen Wachens auf; ſie ſah, ich möchte ſagen ſtrahlenweiſe, oder ihr Sehfeld war nach Verhältniß beſchränkt, doch bewegte oder ſprang es oft unglaublich ſchnell von einem Punkt zum andern. So beſchrieb ſie auch auf die dringendſte oft wiederholte Aufforderung die Art ihres Sehens nie anders, wobei ſie oft ausrief: „*was gäbe ich darum, daß Sie nur ein einziges Mal das ſilberhelle unbeſchreibliche Licht meines Sehens ſchauen könnten.*“

Wegen dieſer ſeltſamen Beweglichkeit ihres Wahrnehmens war es denn auch oft ſchwierig, ihre Aufgaben zum Sehen zu ſtellen; ſie vermittelte es zwar, nach ihrer Angabe mit den Fingern, und beſonders dem Goldfinger der linken Hand und den Zehen des linken Fußes.

Legte man ihr nun etwas zu beſehen vor die linke Hand, *ohne Berührung des Gegenſtandes*, ſo gab ſie oft noch eine oder mehrere Beobachtungen, die ſie mit dem Fuß machte, früher an, dazwiſchen ſprang dann unerwartet die richtige Wahrnehmung mit der Hand. Eben ſo ſchwierig war es oft, ihre Aufmerkſamkeit auf gewiſſe Perſonen zu lenken, es war dann, als wenn ſie dieſe nicht hätte wahrnehmen können oder wollen, wogegen ſie an Andern mit kindlichem Wohlgefallen hing und ſich aufs freundlichſte mit ihnen einließ, und jede kleine Bewegung ihres Körpers, ihrer Haltung angab oder ſcherzend nachmachte. Ganz gewiß iſt es mir oft geworden, daß in ſolchen Fällen etwas Abſtoßendes oder Anziehendes, vorzüglich in dem Gemüth ſolcher Perſonen für das Mädchen vorhanden war, wenn ſie dieſes auch nicht ſonderlich zu erkennen gaben.

Das Bunte, lebhaft Farbige, Glänzende oder Seltene, was ihr vorgelegt wurde, erkannte ſie am raſcheſten und ſicherſten; Bilder, die für ihre Deutung nicht zu ſchwierig waren, oder die etwas Komiſches ausdrückten, ſo wie auch beſonders illuminirte Vögel oder Thierbilder ergötzten ſie beſonders. Das Sehen nach der Zeit auf einer Uhr gehörte aber immer zu den merkwürdigſten Beweiſen ihres eigenthümlichen Wahrnehmungsvermögens. Die Lage ihres Kopfes bildete mit der Lage einer vorgelegten Uhr faſt immer eine ſo horizontale Linie, daß ein Scharfſehender kaum mit Sicherheit den Stand der Zeiger hätte wahrnehmen können. Im letzten Jahr aber bedeckte ſie jedesmal mit der ganzen Hand die hingelegte Uhr, und hielt ſie ſo bis zur richtigen Angabe des Standes der Zeiger; dieſen gab ſie in der Regel für jeden Zeiger einzeln an, weil die Beobachter meiſtens, um ſicher zu ſeyn, daß kein etwaiges Errathen der Zeit vorfallen könne, ihre Uhren bedeutend verſetzten, ehe ſie ſolche vorlegten.

Ich glaube zwar hiermit dieſe Art des nahen, leicht ſcharf zu bewachenden Hellſehens genügend und im Allgemeinen faßlich beſchrieben zu haben; aber ich muß dennoch einige Bemerkungen, welche theils die Sicherheit, theils die größere Schärfe dieſes Sehens beweiſen, hinzufügen. Mehrere Male gab ſie kleine Merkzeichen an den vorgelegten Sachen an, welche die Beſitzer derſelben nicht beachtet oder überſehen hatten. So erinnere ich mich, daß ſie einmal dem Eigenthümer einer Uhr, auf welcher ſie die Zeit angegeben, auch die Bemerkung machte daß am Rande des Glaſes ein kleiner Riß in demſelben ſey, er betrug nicht viel über eine Linie und war vom Beſitzer der Uhr bis jetzt nicht gekannt. Eben ſo erkannte ſie oft noch genau die Gegenſtände in der Dämmerung, wo der Schärfſt-Sehende nichts mehr mit Sicherheit wahrnahm, oder in völliger Dunkelheit. Bei dem allem aber blieb es gewiß, daß die Somnambule dennoch raſcher und ſicherer erkannnte, wenn die Gegenſtände von äußerm Licht gut beleuchtet waren, wenn man z. B. Sachen fürs Erkennen vermittelſt der Hand unter ein übergedecktes Tuch legte, oder für den Fuß unter die zugelegte Decke, ſo erkannte ſie zwar meiſtens immer noch, aber es dauerte oft lange und war zuweilen etwas unſicher. Eben ſo verhielt es ſich auch mit den Leſeaufgaben, die überhaupt nicht zum Intereſſanteſten gehörten, da ſie auch wachend nur ſchwerfällig las. Die Leſeproben in verſchloſſenen Briefen habe ich völlig vermieden, die ſie früher in ſchwere Verſuchungen geführt hatten, um ſo mehr, da ich bei einem ſelbſtgemachten Verſuch wahrnahm, wie die Krämpfe ſich entwickelten, als ſie — ich kann mich nicht beſſer ausdrücken — die Anſtrengung machte, die Papierhülle zu durchdringen, in welche ich das großgedruckte Wort „Elberfelder" — aus der Elberfelder Zeitung geſchnitten — eingeſchlagen hatte; nur nach mehreren Minuten gelang es buchſtabirend.

Das merkwürdigſte Wahrnehmen blieb aber immer das räthſelhafte Schauen in die Ferne, was ſich ſchon früh, im erſten Sommer ihrer Krankheit, entwickelte, was ſich aber ſehr ſchwierig oder nie eigentlich willkührlich irgendwohin leiten ließ, und gerade darum, weil es ein freies Spiel ihrer täglichen Schlafzuſtände war; man könnte faſt ſagen, was ſie zu ihrem Zeitvertreib trieb; darum wurde es am häufigſten von ihrer täglichen Umgebung wahrgenommen.

Ich will nur ein paar Fälle dieſer Art erzählen, dann aber auch einige Selbſterfahrungen in Gegenwart von Zeugen anſchließen.

Mein Bruder Friederich, bei welchem die Kranke im Hauſe war, arbeitet ſeit einigen Jahren als Gehülfe in unſerm Seiden-Manufaktur-Geſchäft und iſt die Woche in meinem Hauſe hier logirt, geht aber am Samſtag Abend zu ſeiner Familie in Neviges. An den Sommer-Abenden lauren ſeine auf dem alten Kirchhofe ſpielenden Kinder, an welchem er wohnt, auf ſeine Ankunft, und jubeln und ſpringen ihm dann wohl grüßend entgegen. Unter ſolchen Verhältniſſen war die älteſte Tochter meines Bruders einmal bei der Kranken auf dem Zimmer, nach dem Kirchhofe hin, ſie lag aber in abgewandter Richtung und in lebhaftem Somnambulismus. Wie überraſcht ruft ſie auf einmal: „da kommt auch Ihr Vater von Langenburg!“ Die Nichte erwiedert: das kann man wohl hören an dem Jubelgeſchrei der Kinder. M. N. erwiedert aber: ich habe ihn gewiß ſchon geſehen gegen dem vierten Hauſe von hier, er trägt ein graues Päckchen unter dem Arm. Henriette von dieſer Bemerkung betroffen, geht ans Fenſter, um ſich von dieſer Angabe zu überzeugen, da iſt der Vater aber ſchon eben im Hauſe; ſie eilt die Treppe hinunter, ihm nach in die Stube, grüßt und fragt: „Haſt Du etwas mitgebracht?“ Der Vater erwiedert: „Wie meinſt Du das?“ „Ich wollte nur wiſſen, ob Du etwas getragen?“ Der Vater, indem er auf den Tiſch zeigt: „Nur dieſes leichte graue Päckchen unterm Arm.“ Jetzt erzählt Henriette die Ausſage der M. N. um ſo mehr zu allgemeiner Verwunderung, als dieſe auffallende Wahrnehmung die erſte der Art war.

In der Folge kamen ähnliche Dinge ſo häufig vor, daß ſie mir nur gelegentlich und gewiß nicht alle erzählt worden ſind. So war es gar nichts Seltenes, daß ſie einzelne Perſonen ihren Anzug, ihre augenblicklichen Verrichtungen unten in der Wohnſtube aufs genaueſte wahrgenommen und beſchrieben hatte; ſo z. B. hatte ſie über einen leſenden jungen Mann die Bemerkung, daß er Gedichte in einem Taſchenbuch leſe, und genaue Kennzeichen über die aufgeſchlagenen Seiten gemacht. Den an Genauigkeit zutreffendſten Fall dieſer Art glaube ich aber nicht übergehen zu dürfen.

Im zweiten Sommer ihres Krankenlagers, im Juni, liegt M. N. gegen Abend im Somnambulismus, ſie hört die älteſte Tochter meines Bruders im Zimmer vor ihrem Krankenſtübchen, ſie ruft dieſer zu: „O kommen Sie doch einmal zu mir, es iſt mir jetzt ſo helle wie noch nie, und ich bin jetzt gerade im Hauſe des Hrn. Doktors M., ich will Ihnen genau ſagen, was ich da wahrnehme, ſie können gleich nachfragen.“ Ich muß die Bemerkung einſchieben, daß von der Krankenſtube bis zur Wohnung des Hrn. Dr. M. etwa 100 Schritte Entfernung, zwei bedeutende Treppen hinabzuſteigen und vier Wendungen um Ecken zu machen ſind, ehe dieſelbe erreicht wird, und daß ſie aus dem Fenſter der Krankenſtube durchaus nicht geſehen werden kann. Ferner Hr. M. iſt unverheirathet, ſeine Schweſter Fräulein Caroline iſt oft kränklich und Fräulein Antoinette verſieht die Haushaltung.

„Nun was ſiehſt Du denn?“ fragt Henriette, indem ſie ins Stübchen tritt. M. N. erwiedert: „Ich bin jetzt gerade in der Stube links, da ſitzt die kranke Caroline auf dem Kanapee und auf dem Tiſch vor ihr ſteht ein Körbchen mit ſchönen Kirſchen, an denen ſie ſich erquickt. Ach da muß ich mich fortmachen, ſonſt bekomme ich zu großen Appetit dazu, und kann doch keine erreichen. Doch da tritt auch Antoinette herein, die ſieht aber recht arbeitſam aus, ſie muß in der Küche geweſen ſeyn, ſie hat eine Vorſchürze um, in welcher links ein tüchtiger Schmierfleck,“ ſie beſchreibt das Kleid derſelben, dann die Mütze, und ſagt: „Ach, die ſehe ich ſo genau, da muß ich Ihnen doch ein Merkzeichen geben; reichen Sie mir eine Scheere und ein Stückchen Papier.“ Nachdem ihr willfahrt war, ſchneidet ſie ein Striemchen von ſtark 2 Zoll Länge und 1 Zoll Breite, überreicht dieſes der ſtaunend zuhörenden Henriette und fügt hinzu: „Jetzt laufen Sie doch einmal und verſuchen Sie, ob der Durchſatz-Streifen an der Mütze nicht genau dieſe Größe hat.“

Die Leſerinnen kennen wahrſcheinlich einen Durchſatz-

Streifen ohne nähere Beſchreibung eigentlich beſſer als ich; ich darf aber die Verſicherung geben, daß Henriette keinen Augenblick zögerte, ſich von dem Zutreffen der ſeltſamen Ausſagen zu belehren; ſie findet zuerſt gleich in der Stube links die kranke Caroline vor ihrem Körbchen mit Kirſchen, ſagt aber noch nichts von der Abſicht ihres Kommens, bis ſie nun ſich wendend, Antoinette und zugleich den ſehr bemerkbaren Schmierfleck in der Vorſchürze derſelben wahrnimmt; jetzt kann ſie nicht länger an ſich halten; ſie erzählt den ganzen Vorfall, reicht das Striemchen Papier hervor und bittet, nachmeſſen zu dürfen, es wird auf den Durchſatzſtreifen der genau beſchriebenen Mütze gelegt und die Größe iſt aufs genaueſte getroffen.

Wenn nun auch noch mancher Bogen voll mit ähnlichen, faſt ans Wundervolle grenzenden Ferngeſichten zu füllen wäre, ſo ſind es bis dahin nur Erzählungen treuer Zeugen; ich kann und will aber noch einige Selbſterfahrungen hinzufügen, bei welchen ich denn auch einige gegenwärtige Zeugen zu nennen mich bewogen fühle.

An einem Sonntag Nachmittage des Spätherbſtes 1834 fuhr ich mit einer Verwandtin N. und deren Freundin L. aus B. und meiner Frau nach Neviges. Nachdem M. N. recht heiter ſchon manche Dinge, beſonders an den geputzten Damen erkannt hatte, wandte ſich die Unterhaltung dabei auf unſere Fahrt. Munter ſagte M. N. zu mir: „Sie haben auch ihren Wilhelm bei ſich, ich habe ihn eben unten in der Stube geſehen, er hat einen ſchwarzen Frack, eine graue Hoſe, eine bunte Weſte an, ein weißes Halstuch mit blauen Streifchen, die ſchwärzlichen Haare hat er an der linken Seite in eine Locke gelegt, hat ein ſchwarzes Käppchen auf, was am Rande mit Schnüren beſetzt iſt, ſie beſchrieb dieſe Schnörkel noch näher; er ſitzt da und raucht aus einer Pfeiſe mit porcellanenem Kopf, auf welchem ein nettes buntes Bildchen iſt. Da dieſe genaue Beſchreibung uns alle in Verwunderung ſetzte und ich vom Anzuge des Kutſchers nur oberflächlich den ſchwarzen Frack wahrgenommen hatte, ſo ließ ich ihn gleich herauf rufen: und bald ſtand er da vor uns, in den kleinſten Dingen wie abgemalt durch die obige Beſchreibung.

Und nun zum Schluß nur noch eine Begebenheit dieſer Art, beſonders weil ein ſehr achtungswerther Mann vom Fach zugegen war.

Den 29. Mai 1835 begleitete ich den Herrn Mediz. Dr. Conſt. Spiritus aus Börde mit ein paar Kaufleuten von da zu M. R. Nur in Gegenwart des Hrn. Dr. S. beſorgte ich die Einſchläferung gleich, um dann noch eine Weile in den Gaſthof zu den andern Herrn zu gehen und dieſe auch herbei zu holen. Nach dem Einſchläfern fiel es mir ein, die R. zu fragen, ob Hr. Dr. Mertens wohl zu Hauſe ſei? ſie erwiederte: ja, ich habe ſo eben ſein Pferd gehört, er iſt zurück gekehrt; nach einer Weile Sinnen fügte ſie hinzu: ich ſehe, er iſt oben am Umkleiden. Dieſe Bemerkung hätte jedoch eine einfache Schlußfolge bei dem naſſen Wetter ſeyn können. Im Hauſe des Hrn. Mertens wurden wir gleich eingeladen von der Schweſter, im Stübchen rechts ein wenig zu verweilen, weil der Bruder am Umkleiden ſey. Als wir ſpäter ſämmtlich zu der Kranken zurückkehrten, um ihr Hellſehen zu beobachten, ſagte ſie beiläufig zu uns: „ich habe ſie vorhin auch im Hauſe des Hrn. Dr. M. unten im Stübchen rechts geſehen,“ ich erwiederte halbſcherzend darauf: ſie hätte ſo etwas auch wohl errathen können; ſie antwortete lebhaft: „lag denn da nicht auf einem rothen Kiſſen auf der Erde in der Nähe des Ofens die kleine Emma und ſchlief recht ſanft?“

Dieſe Bemerkung beſtätigte ihr ſeltſames Wahrnehmen in die Ferne vollkommen; denn die kleine dreijährige Emma beſuchte nur zuweilen das benachbarte Haus, und nahm dann wohl da zu Mittag vorlieb, und hielt nachher ihr Schläfchen in irgend einer Ecke.

Ich könnte die Beweiſe fürs unbezweifelbare Fernſehen der M. R. noch durch eine bedeutende Reihe von Vorfällen verlängern; dazu gehörte vorzüglich die öftern gewiſſen Beweiſe, wie genau ſie ihren Magnetiſeur den Hrn. Mertens wahrnahm, beſonders wenn er zu Hauſe war, doch ſchien Sie ihn auch eine Strecke auf ſeinen Beſuchen bei andern Patienten begleiten zu können; doch hätte ich die Vorfälle der Reihe nach, nur alle flüchtig erzählen wollen, ſo füllte ihre 3 Jahre lange Krankheitsgeſchichte, gewiß allein einen anſehnlichen Oktavband; und es fragte ſich ſehr ob dennoch dadurch etwas gewonnen worden wäre für die allgemeine Ueberzeugung?

Aus demſelben Grunde halte ich auch für überflüſſig, etwas von den Engelerſcheinungen zu erzählen, die ſie in dieſem Frühjahr, beſonders in den letzten Faſtenwochen wollte wahrgenommen haben, obgleich ſie mit einer ſo ungekünſtelten Rührung davon erzählen konnte, beſonders bei ein paar Todesfällen von Kindern in der Nachbarſchaft, daß ich an der Wahrhaftigkeit ihrer ſubjektiven Ueberzeugung nicht zu zweifeln wage. Daß aber dergleichen Viſionen, auch wenn ſie objektive dämoniſche Realität hätten, als bitter täuſchen und unwahrhaftig ſind, das bewies ſich auch dieſes Mal. — Die Haupterſcheinung eines prophetiſch-ſomnambuliſtiſchen Engels, wollte ſie am 9. April an ihrem eigenen Bette wahrgenommen haben; ſie glaubte aus ſeinen Mittheilungen nun auf ſolche Geneſungs-Fortſchritte rechnen zu dürfen, daß ſie am Pfingſtfeſt wieder mit zum Tiſch des Herrn hoffte gehen zu können. — Eine Zeit lang ſchien auch in dieſem Frühling und eine Strecke in den Sommer hinein ihre Geneſung Fortſchritte gemacht zu haben, aber im folgenden Frühling genas ſie für immer, wenigſtens von allen Erdenleiden, ohne daß ſie je ſo weit gekommen wäre, die Kirche wieder betreten zu können.

Eben ſo unzuverläßig blieben ein paar Ferngeſichte, die ſich auf eine Stunde Weges, nehmlich von Neviges nach Quellenthal, in meine Wohnung ausgedehnt haben ſollten; ſie wollte mich nehmlich einmal auf dem Altan meines Daches wahrgenommen haben, allerdings war ich an dem Tage zu ſo ungewöhnlicher Zeit oben geweſen, ſo daß ihre deßfallſige Angabe auffallend war. — Ein anderes Mal wollte ſie meine Frau in der Schlafſtube wahrgenommen haben; nach Angabe der Zeit konnte auch dieſe Wahrnehmung als richtig betrachtet werden, aber die Angabe der Verrichtungen meiner Frau waren ſo gewöhnlicher Art, daß ſie nicht zuverläßig als Wahrzeichen gelten konnten. —

Bei dieſer Gelegenheit muß ich ſogar erzählen, wie M. R. theils durch Eitelkeit, theils durch Gemüthlichkeit wahrſcheinlich zu der einzigen, gewiſſen Lüge verlockt wurde, welche in der dießmaligen Krankheitsgeſchichte bei der ſtrengen Beobachtung vorgekommen. Hr. Pfarrer E. W. Krummacher hatte mit rechter Milde und Ernſt von Anfang und fortgeſetzt auf die gründliche Sinnesänderung der entlaſſenen Züchtlingin, ſo erfolgreich eingewirkt, daß an ihrer oftmaligen Reue, ja Zerknirſchung mit Grund nicht zu zweifeln war. Auch durch ihr thätiges Leben wurde dieſe ſchöne Hoffnung der völligen Umkehr nie getrübt. Aber wie tückiſch iſt das Chameleon der Sünde und der Lüge in einem Herzen, was ſo lange damit geſpielt!

Bei einer Gelegenheit, wo von ihren Ferngeſichten, während ihres Somnambulismus die Rede war, in Gegenwart des Hrn. Pfr. Kr. bekam ſie den freiwilligen Einfall, nächſtens den Verſuch machen zu wollen, ob ſie an einem Sonntage im Ferngeſicht nach Langenburg in die Kirche kommen könne. Aber Monat um Monat verſtrichen, ehe ſie die vermeinte Erfüllung ihres Verſprechens leiſten konnte.

Bei jedem Schlaf für Beobachtungen ermahnte ich ſie zur lauterſten Wahrhaftigkeit, und warnte vor jeder ihr ſelbſt ſchädlichen Anſtrengung, wenn ſie auch das Mal nichts vermögte. Im Jahr 1835 gleich nach Oſtern verreiſete Hr. Pr. Kr. zu ſeinen Eltern nach Bremen auf mehrere Wochen.

In der Woche nach ſeiner Rückkehr, als er Sonntags zum erſtenmale wieder gepredigt, kam ich zufällig nach Neviges und beſuchte beiläufig M. R. Im Somnambulismus ſagte ſie mir bald mit einer Art von angeſtrengter Kühnheit. „Nun bin ich am vorigen Sonntage auch zu Langenburg in der Kirche geweſen.“ — Ich erwiderte mit einem etwas lang gezogenen fragenden ſo? — und ſie fuhr fort, „ja Hr. Pr. Kr. der wieder da iſt, hat gepredigt, ich weiß ſeinen Text und das Lied." Ich fragte: aber haſt Du mich denn auch geſehen? Das fragte ich abſichtlich, weil ich als Mitglied des Presbiteriums den Pfarrern nahe ſitze; ſie erwiderte kühn: „ich weiß nicht, wo Sie ſitzen." Ich fragte ferner: wer ſaß dann aber bei Hrn. Pr. Kr. im Pfarrſitz? dreiſt antwortete ſie: „ich habe nur auf Hrn. Pr. Kr. Acht gehabt. — Jetzt war ich ſchon faſt überzeugt von der Unwahrhaftigkeit ihrer Ausſage; ich fragte aber unbefangen weiter, um ſie deſto ſicherer zu fangen: Aber wie haſt Du denn den Text erfahren, den Du doch wohl nicht zugleich ſo fern hören kannſt? — Antwort: „Das kann ich auch nicht, aber ich bemerkte ihn mir in der offengeſchlagenen Bibel auf der Kanzel, als ihn der Hr. Paſtor las, und das angezeichnete Lied ſahe ich auf den Tafeln." — Sie gab nun beides richtig an, ich erwiderte aber nichts auf die Lüge, um der Quelle derſelben zuvor ſicher nachzufragen.

Unten bei der Familie des Bruders fragte ich: ob nicht ſeit Kurzem ein Bekannter von Langenburg die M. R. beſucht habe, und erfuhr, daß einer am Sonntag Nachmittage da geweſen wäre, der mir genannt wurde.

Zu Hauſe ſprach ich mit meiner älteſten Tochter, welche ſchickliche Veranlaſſung hatte, zu dem Genannten hin zu gehen, und ohne geradezu zu fragen, dennoch bald erfahren hatte, daß er der M. R. in der Unterhaltung über die Rückkehr des Hrn. Pr. Kr. auch den Text und den Geſang des Morgengottesdienſtes angegeben hatte. Ich zögerte nicht lange hinzugehen und der M. R. ihre ſchwere Verſündigung vorzuhalten, und wenigſtens klare Erkenntniß derſelben, und wo möglich aufrichtige Reue bei ihr zu bewirken; beides gelang nach ſchwachem und kurzem Bemühen, ihre Ausſage zu rechtfertigen. Ich erlangte bald die Ueberzeugung, daß Eitelkeit und auch eine ſonderliche Gefälligkeit gegen Hrn. Pr. Kr., dem ſie wirklich von Herzen zugethan war, die merkwürdigen Triebfedern dieſer neuen Vergebung geweſen waren. Ihre Reue war wirklich erſchütternd und blieb es noch lange durchgreifend, als einige Zeit nachher Hr. Pr. Kr. mehr ſein ſchmerzliches Bedauren als bittere Vorwürfe über ihr Vergehen ausſprach.

„Wer unter Euch rein iſt, werfe den erſten Stein auf ſie.“ An dieſes Wort des Herrn wolle mancher Richtende ſich erinnern, der auch wohl um zu gefallen, wenigſtens manche (*unſchuldige?*) Ausſchmückung aufgeboten; hatte doch Niemand Schaden, von ſeiner unterhaltenden Erdichtung. Ich bezeuge aber, daß M. R. in herzlicher Beugung geblieben bis zu ihrem Ende, ſo oft nur irgend etwas ſie mahnte an dieſe Unwahrheit. Ihr Ende aber nahte durch die auffallendſten phyſiologiſch-ſchweren Leiden unbezweifelt, und für ſie ſelbſt mit einer Gewißheit, die bei den ſeltſamſten Wechſelfällen ihrer Krankheits-Geſchichte, für alle andere nicht ſo ſicher erkannt wurde. Wenige Tage vor ihrem Scheiden, beſuchte ich ſie nocheinmal mit Hrn. Pr. Kr., der ſie auf die nahende wichtigſte Stunde auf die würdigſte Weiſe vorbereitete, wobei wir die Ueberzeugung gewannen, ſo weit menſchliches Urtheil ſich hier überzeugen laſſen kann, daß die gebeugteſte Sünderin der beſeligenden Gnade theilhaftig geworden. Am 30. Mai 1836 wurde ich ſchleunig nach Neviges eingeladen, die M. R. einzuſchläfern, zur Linderung ihrer Leiden, weil Hr. M. dieſes nicht thun dürfte wegen einer Halsentzündung; als ich gegen halb 4 Uhr Nachmittags an ihr Bett trat, ſahe ich die letzten leiſen Zuckungen und der letzte Hauch röchelte leiſe über die blaſſen Lippen der ſchweren Dulderin.

Caroline Unterſtebruch.

Vierzehn Tage vor Pfingſten 1834, als ich eben eine kleine Reiſe zu Freunden machen wollte, wünſchte ein ehrſamer Landmann, aus der Grafſchaft Mark dem Dialekt nach, mich zu ſprechen. Er wünſchte Hülfe für ein ſchon längere Zeit krankes Mädchen von etwa 9½ Jahren. Als ich ihm raſch einwendete, er müſſe ſich irren, ich ſei kein Arzt, erwiederte er beſcheiden und freundlich: das wiſſe er, aber er habe zugleich aus ſicherer Quelle vernommen, daß ich ein ähnlich krankes Kind hier in der Gegend ohne Arznei geheilt habe. Er erzählte nun, was er von der Heilung der Wilhelmine Enters gehört und fügte hinzu: wenn dem ſo ſei, ob ich mich dann nicht eines vielleicht noch elendern Kindes annehmen wolle, über welches er Pflegevater ſei, und an welchem alle Arzneien von 3 Aerzten, ſeit Oktober vorigen Jahres vergeblich verwendet worden ſeien. Ich ließ ihn nun die Krankheitsgeſchichte ausführlich erzählen, woraus ich gleich erkannte, daß der merkwürdige Fall allerdings für die magnetiſche Behandlung ſich eigne, ich erwog aber auch die wahrſcheinlich größere Schwierigkeit, welche ſchon allein aus der Entfernung der Kranken von hier ſich folgern ließ, ſuchte dem Manne dieſe Schwierigkeit ſo gut wie möglich begreiflich zu machen, und war faſt entſchieden, dieſe Behandlung abzuſagen; aber der Mann bat ſo eindringlich, verſprach: alle Mühe der Gänge hierhin ſich gefallen laſſen zu wollen, daß ich doch mich bewogen fühlte, ihm die Zuſage zu geben, nach meiner kleinen Reiſe ihn beſuchen zu wollen, um den Verſuch anzuſtellen, ob das Kind für die nöthige Behandlung Empfänglichkeit habe. Mit dieſem Verſprechen gab er ſich zwar zufrieden, meinte aber doch, ich könne ihm wohl etwas mitgeben für das Kind, was bis dahin einige Hülfe leiſte; er ließ ſogar verſtehen, ob ich ihm nicht irgend einen nützlichen Spruch lehren könne, dabei würde ich weniger Mühe haben; ſo ganz mit leeren Händen glaube er doch nicht fortgehen zu müſſen. Dieſe naive Meinung ſuchte ich zwar, ſo weit es nützlich und möglich, zu berichtigen; ſie brachte mich aber auf den Einfall, ihm zur Einleitung des Rapports wenigſtens Verſuchsweiſe etwas mitzugeben. Die Erfahrung hatte mich bei M. Rübel belehrt, daß das magnetiſche Agens (um die Schulſprache zu gebrauchen) ſcheinbar deſto dauerhafter binde, wenn es die Gluth oder die Flamme beſtanden habe; ich magnetiſirte einen Lappen Leinwand kräftig, brannte ihn zu Zunder, faltete dieſen in dünnes Poſtpapier, wickelte noch mehr ein, und empfahl ihm, das Papier zu Hauſe vorſichtig heraus zu nehmen, in ein reines Tüchlein zu legen, daß das Papier auf die Herzgrube zu liegen komme.

Peter Heinrich Thatenberg, ſo hieß der Pflegevater und Onkel des kranken Mädchens, wartete meiner ſchon am zweiten Tage des Pfingſtfeſtes in Blankenſtein, dahin hatte er mich beſchieden, weil ich nirgends fahrend zu ſeiner Wohnung gelangen konnte. Der Naturgenuß bei dieſem ſo ſchön gelegenen, zwei Stunden von hier entfernten Städtchen, hätte auch allein eine Entſchädigung der Mühe geboten, wenn ſie bei dem armen Kinde vergeblich geweſen wäre. Bald am Nachmittage machten wir uns, mein Sohn und ich, fertig, den Landmann, der zugleich Bergknappe war, nach ſeiner noch $^{3}/_{4}$ Stunde entfernten Wohnung zu begleiten. Die Zeit der höchſten Wärme an dem heitern Tage machte mir den Gang durch die ſehr hügeliche Gegend recht mühſam, und in regſter Transſpiration gelangte ich in das trübe, dumpfe Kämmerlein des elenden Kindes. — „*Ich bin kein Menſch, ſondern ein Wurm.*“ Dieſe Klage des königlichen Sängers ſchien die ſtumme Jammergeſtalt in allen Zügen auszuſprechen. — Faſt ſchon ſechs Wochen lang war Carolinchen jeden Morgen genau um 10 Uhr in einen idioſomnambuliſtiſchen Zuſtand verſunken, aus welchem nichts ſie aufrütteln konnte, bis ſie am Abend mit dem Glockenſchlage 9 aus demſelben erwachte, um dann die Nacht in ſchmerzlicher Unruhe und Krämpfen durchzuwinſeln.

Leichenbläſſe deckte die abgezehrte Geſtalt, mit krampfhaft verſchloſſenem Munde und Augen, die noch dazu entzündet waren, was die wunden Wimper verriethen, und nur ein kaum merkbarer Puls zeigte noch das Glimmen eines Lebensfunken an. Was Wunder, daß ich im tiefſten Gefühl des Mitleids und der Beugung menſchlicher Ohnmacht, aber auch in ſtiller Erhebung des Vertrauens zu dem alleinigen Helfer in aller Noth meine Hände dem Kinde auflegte. Die eine auf dem Haupt, die andere auf der Herzgrube deſſelben, wartete ich vergeblich einige Minuten auf Zeichen der Empfindung, dann aber machte ich auch einige Striche, aber eben ſo vergeblich; alle Gelenke blieben ſtarr, und auch kein Anhauchen wollte ſie geſchmeidig machen.

Mittlerweile hatte die Pflegemutter des Kindes den Kaffee bereitet, zu welchem wir nach unten gerufen wurden, der mir bei dem entſtandenen Durſt willkommen war, aber kaum hatte ich eine Schale zu mir genommen, als die Wächterin bei dem Kinde oben klopfte. Die Pflegemutter lief hinauf, kam aber bald zurück und ſagte: „das iſt doch ſonderbar, jetzt iſt Carolinchen ganz wach geworden, was ſeit faſt 2 Monaten nie der Fall geweſen iſt.“ Eilend ging ich nun auch hinauf und fand das Kind ſo wach, daß es etwas unterſtützt im Bette zu ſitzen vermochte. Ich konnte nun ſeine Haltung im wachen Zuſtande und ſeine entzündeten Augen etwas genauer wahrnehmen, aber wegen eines ſchon Monate andauernden Kinnbacken Zwanges, der es zum Kauen und Sprechen völlig unfähig machte, mich nicht mit ihm unterhalten, mehrere Fragen nach dem Sitz der Schmerzen u. ſ. w., wurden durch Zeichen auch nur dürftig beantwortet.

Das Erwachen galt mir indeſſen hinreichend als ſicheres Zeichen der möglichen Einwirkung, und ſo konnte ich denn mit viel Hoffnung, die ich den braven Leuten in einigen paſſenden Troſtgründen andeutete, für dieſes erſte Mal ſcheiden.

Da ich zum Zweck perſönlicher Einwirkung nur vier Mal, während der ganzen Krankheitsgeſchichte das arme Kind — wegen der großen, mühſamen Entfernung — beſuchen konnte, und der erfreuliche Erfolg es auch eigentlich nicht nöthig machte, ſo erſuchte ich den Pflegevater Thatenberg, er möge das Merkwürdigſte der Vorfälle aufſchreiben, und beſonders ſo genau wie möglich die frühere Krankheitsgeſchichte, ehe er mich um Hülfe erſucht. Ich lernte den gemüthlich-genialen Bergknappen bald ſo kennen, daß ich ihm die Ausführung dieſes Auftrags wohl zutrauen durfte, obwohl ihm die Rechtſchreiberei und Stylübung in ſeiner Schulzeit gewiß nie vorgekommen.

Nur mit der nöthigſten Berichtigung in dieſen Punkten und mit Einſtreuung der eigenen Wahrnehmungen bei meinen Beſuchen, wollen wir nun dem gemüthlichen Erzähler zuhören.

„Die Krankheit der Caroline Unterſtebruch begann im Oktober 1833. Das 9½ Jahr alte Mädchen nahm zuerſt ab an Eſſen und Trinken, an Muth und Freudigkeit, und klagte zuweilen über Kopfſchmerzen. Endlich wurden wir gewahr, daß ihm der Leib dick und aufgeſchwollen war.

Die erſte ärztliche Hülfe ſuchten wir nun bei Hrn. Dr. St.... in H....e, der ſagte: das Kind hätte alte verſchleimte Speiſen bei ſich, die müßten abgeführt werden; er verordnete daher eine Purganz, dieſe wirkte wohl gut, aber die Verſchleimung blieb zurück, und der Leib hart; nun verſuchte er es zwar wiederholt, aber er vermochte nichts bei dem Kinde zu wirken. Da wir aber dieſer Krankheit nicht viel trauten, ſo wandten wir uns an den Arzt * * *. Dieſer ſtimmte mit St.... daß eine alte Verſchleimung abgeführt werden müßte, ſonſt könnte die Geneſung nicht erfolgen, auch brachte er es endlich ſo weit, daß die völlige Abführung erfolgte; dieſe war ein harter, zäher Schleim mit Blut vermiſcht. Das Kind wurde nun auch wieder etwas munter und bekam Luſt zum Eſſen und Trinken, auch fing es gegen Weihnachten wieder an zu gehen; da glaubte man völlig geſiegt zu haben; allein ſein Kopfſchmerz, welcher gewöhnlich Abends gegen 7 Uhr eintrat, wollte es noch nicht verlaſſen und kam nachher immer eine Stunde früher, und war ſo heftig, daß es ſich zu Bette legen mußte. Dabei klagte es, daß ein ſchneeweißes Geſchöpf, etwas größer wie ein Maulwurf, auf dem Bette herum lief, wodurch ſein Kopfſchmerz heftig vermehrt werde. Dieſes erzählten wir ſeinem Arzt; dieſer tröſtete es und verſicherte: das Geſchöpf ſolle nicht wieder kommen, was denn auch wirklich geſchahe.

Anmerkung. Dieſer mit *** bezeichnete Anonymus ſoll ein Weber dortiger Gegend ſeyn, welcher magiſche Geheimſprüche u. ſ. w. anwendet, wie ich ſpäter von Thalenberg erfuhr.

Aber einige Tage ſpäter äußerte ſich das Kind, daß ſich nun eine andere Erſcheinung zeige: eine ganz ſchwarze Geſtalt, wie eine große Katze, ſetze ſich ſeinem Bette gegenüber, und laſſe ſich ganz glühend in die Augen ſehen, wodurch ſeine Kopfſchmerzen ſich unerträglich vermehrten.

Auch dieſes ſagten wir ſeinem Arzt, welcher nun rieth, wir ſollten es auf einem obern Zimmer ſchlafen laſſen, da möchte es beſſere Ruhe haben; dieſes geſchah mit Erfolg.

Aber einige Tage ſpäter, als das Mädchen an einem Mittage am Spühlen der Schüſſeln geholfen, und in der Küche das Waſſer ausſchütten will, da kommt gedachtes Geſchöpf von der Diele in die Küche gelaufen, ſetzt ſich vor ihm hin und ſieht ihm ſtarr in die Augen, und läuft dann wieder zurück; dadurch entſteht plötzlich ein ſolcher Kopfſchmerz, daß ihm eine Schüſſel, die es in den Händen hatte, beinahe entfallen wäre. Carolinchen eilt erſchrocken nach der Stube und legt ſich weinend auf die Bank und konnte von der Zeit an nicht weiter aufſtehen; auch wurde es ſeit dieſem Augenblick ſeinem Arzt ſo feind, daß es ſich von demſelben nicht mehr anrühren laſſen wollte, auch gab es vor, derſelbe wäre das ſchwarze Geſchöpf, was es ſo quäle. Schmerzen und Unruhe nahmen immer mehr zu, die Arme wurden ihm von da an wechſelweiſe ſteif, es wollte immer von einer Stelle zur andern, es ſuchte Ruhe und fand ſie nicht, und wir wußten nicht, was wir mit dem armen Kinde beginnen ſollten.

Da wendeten wir uns an den Arzt W... jun. in H... der verordnete Medizin und ein Pflaſter auf die Herzgrube, aber des Kindes Leiden vermehrten ſich auch dabei ſo, daß es bei jedem Athemzuge ein eigenes Aechzen ausſtieß, ſo lange ihm die Augen offen ſtanden, wenn es aber endlich einſchlummerte, ſchlief es ſo ſanft, wie der geſundeſte Menſch; es konnte indeſſen nicht einſchlafen, bis Oheim oder Tante ſich zu ihm legten.

Wir wendeten uns an den Dr. S . . . in H . . . der ſchien zwar mit Fleiß Alles aufzuwenden, was er vermochte, und verſprach ziemlich ſicher, das Kind heilen zu wollen, nach dem erſten Einnehmen bekam es zwar Ruhe, aber nun bekam es eine eigene Mundklemme mit geſchwollenem Halſe, ſo daß es in 2 Mal 24 Stunden nicht einen Tropfen Waſſer, wie viel weniger Medizin, zu ſich nehmen konnte; jetzt gab es der Arzt ſelbſt verloren.

Zu allen bisherigen Leiden hatte ſich nun auch Sprachloſigkeit und ein großer Schmerz in der linken Backe eingefunden; nur mit einer winſelnden Stimme zeigte es auf die Stelle und ſchien verſtehen geben zu wollen, daß es den Schmerz nicht mehr ertragen könne.

Auf Anrathen mehrerer Freunde wandten wir uns nun an einen andern Arzt, Hrn. S . . . in H . . . der wollte auch ſein Heil verſuchen, aber es entſtand leider nur Unheil. Er verordnete drei Dinge, 6 Pulver, eine Mixtur und Tropfen zum Einreiben in die ſchmerzhafte Stelle; ein Pulver wurde zuerſt eingegeben, zwei Stunden nachher verſuchte man es mit ½ Eßlöffel voll von der Mixtur, aber kaum tröpfelte man dem Kinde einige Tropfen in den Mund, da fing es an zu gurgeln und zu erſticken, daß man meinte, es wäre ums Leben gekommen.

Die Tropfen wirkten ſo viel, daß ſich die Schmerzen jetzt an vier Stellen vertheilten; in beide Wangen, die Stirne und in das Halsgrüblein und wüthete auf allen Stellen gleich heftig. Nun wurde das Elend noch immer größer. Das Kind ſchien kein gewöhnliches Getränk mehr trinken zu können, kein Waſſer, keinen Kaffee noch Thee; zuerſt trank es Buttermilch, darnach Bier und zuletzt ſaure dicke Klumpenmilch, davon trank es in 24 Stunden oft 5 bis 6 Maas und blieb bei dieſer Nahrung 6 Wochen lang, dann wechſelte es aber wieder mit anderm Getränk. Sehr traurig war es, ſo lange die Mundklemme und die Sprachloſigkeit währte, daß man ſo lange rathen mußte, bis ſein Wille getroffen war, wenn es andere Nahrung wünſchte, auch war die Art, wie es die etwas feſten Speiſen nur zu ſich nehmen konnte, recht betrübt anzuſehen, beſonders, ſo lange man nicht daran gewohnt war; mit einer Hand öffnete es ein wenig die Lippen, und mit den Fingern der andern, drückte und rieb es die Speiſen zwiſchen den Zähnen, ſo gut wie möglich durch. Mit der Mundklemme ſtellten ſich auch andere Krämpfe ein; zuerſt zuckten beim Einſchlafen und Erwachen einige Glieder, dieſes vermehrte ſich von Tag zu Tage, bis es in einen ſeltſamen Schlafzuſtand verfiel, den man, wie ich ſpäter hörte, einen magnetiſchen Schlaf nennt. In dieſem Zuſtande ſprang es oft, wie von Federn geſchnellt in die Höhe, und wälzte ſich im Bett herum, und zerſchlug Hände und Füße an der Bettſtelle, daß es kläglich anzuſehen war; bei Tag konnte der Zuſtand oft gemildert werden, wenn die Tante ſich zu ihm legte, aber in der Nacht half nichts, da war es in ſteter Unruhe von Abend 9, bis Morgens 4 Uhr, wo es dann noch einige Stunden natürlich ſchlief. Um 10 Uhr Morgens verfiel es dann wieder in den oben angedeuteten ſeltſamen Schlaf. Die Augen des Kindes wurden auch ſo ſchwach und entzündet, daß es keinen Strahl des Tageslichts ertragen konnte.

Die weitere Erzählung des lieben Bergmannes, während meiner Behandlung des Kindes, dürfte ich eigentlich nur umſchreiben, da ſie theils wenig Aufſchlüſſe gibt, über die, nach Zeitverhältniſſen fortſchreitende Geneſung, theils ſpendet mir der Mann Lobſprüche, die ich nicht abſchreiben dürfte, wenn ich nicht das willigſte Bewußtſein hätte, ſie dem höchſten Helfer in dieſer Noth demüthig zu weihen. Die natürliche Originalität des Verfaſſers ſpringt aus dieſem Theil ſeiner Erzählung am lebhafteſten hervor, wenn ſie möglichſt treu wieder gegeben wird; ſo erzähle er denn ruhig weiter.

Den 19. Mai 1834 begann endlich die Behandlung des Kaufmann Hrn. Köttgen, in Quellenthal bei Langenburg; dieſe fand aber anfangs große Schwierigkeiten, es entſtand daraus ein lebhafter Zweikampf, bald ſiegte der Arzt, bald die Krankheit, dieſe brachte es oft ſo weit, daß man nicht anders meinte, das Kind würde jetzt ſeinen letzten Athemzug aushauchen müſſen. Es kam oft ſo weit, daß es ganz erſtarrt danieder lag; es konnte weder Hand noch Fuß regen, auch nicht das Mindeſte an Labung zu ſich nehmen, und wollte man ihm mit einer Feder die Lippen befeuchten, ſo floß doch das Meiſte wieder aus ſeinem Munde. In ſolchem Elend haben wir oft den lieben Gott angerufen, er möchte bald dieſem Leiden ein Ende machen. Es haben wohl Freunde und Nachbarn bei ihm geſtanden, ſeinen letzten Hauch abwarten zu wollen; aber wenn man meinte es wäre ganz verloren, ſo ſammelten ſich ſeine Lebensgeiſter wieder. Was war nun zu thun? Wie geſchrieben ſteht: das Kreuz macht Füße; wir mußten auch wieder auf die Füße nach Quellenthal. So bald man dann Hrn. K. die Nachricht überbracht hatte, ſo fing das Kind wieder an aufzuleben; es konnte ſich wieder bewegen, und etwas Nahrung zu ſich nehmen.“ —

Ich ſchalte hier ein, daß T. mehr als einmal verſicherte, ſeine Frau habe ihm bei der Rückkehr geſagt: ſie habe genau an dem Kinde wiſſen können, wenn er hier bei mir angekommen wäre. Die Erfahrung in dieſem Lebensgebiet weiſet das Seltſamſte und Unerklärlichſte auf, aber man könnte hierbei auch annehmen, daß die belebende Hoffnung auf Hülfe in dem Kinde einen gewiſſen Zeittakt aufgefunden hätte. Naiv fährt der Bergknappe fort.

„Ganz anders verhält es ſich mit der Medizinal-Kur. Da kommt man zu einem Arzt, erzählt ihm alle Verhältniſſe der Krankheit, der Arzt ſinnt und ſchreibt das Rezept, darnach geht man in die Apotheke, läßt die Medizin bereiten und trägt ſie dann nach Hauſe. Bis dahin weiß der Patient noch von keiner Beſſerung; glücklich aber ſchätzt man ſich, wenn die Medizin gehörig verbraucht iſt, und man kann dann vom guten Erfolge etwas ſpüren.

In dem erwähnten Kampf und ſeiner Abwechſelung lag das Kind faſt noch ein Vierteljahr, ehe man ſich der völligen Beſſerung verſichert halten konnte, es blieb nun wohl oft einige Tage in einem ziemlich muntern Zuſtande, aber dann fanden ſich zuweilen auch ganz neue Aufregungen wieder ein. So konnte es um dieſe Zeit Abends nicht zum Einſchlafen kommen, bis man ihm eine von den Flaſchen des Hrn. K. gab. Der Gebrauch dieſer Flaſchen iſt die Hauptkur in dieſer Krankheit geweſen. Eine ſolche Flaſche ließ es nun nicht wieder von ſich nehmen, bis es völlig eingeſchlafen war, aber dadurch wurde ſie ſo völlig ausgeleert, daß, wenn man ſie am folgenden Abend auch als eine andere anbieten wollte, ſo warf es ſie doch gleich mit Unwillen wieder von ſich. Hier konnte es auf keine Weiſe, auch im Dunkeln nicht getäuſcht werden. Von der Zeit an beſſerte es ſich merklich und nahm zu an Kraft und Stärke; dennoch aber war es ſeiner Laſt nicht gänzlich enthoben, es wechſelte noch immer Krankheit mit Beſſerung, bis letztere endlich den völligen Sieg erhielt.“ —

Mit dieſem Bilde wollen wir die weitläufig werdende Erzählung des treuherzigen Thatenberg abbrechen, oder abkürzend noch hinzufügen, daß ich im Monat Oktober 1834 Carolinchen zum letzten Mal in dieſem Jahre beſuchte; ſie ſah um dieſe Zeit ſchon ſo gekräftigt wieder aus, wenn ſie ſpielend da ſaß, daß man ihr kaum etwas Krankes anſah; indeſſen waren die untern Extremitäten noch völlig kraftlos. Da die Kranke Schmerzen in der Magengegend andeutete, und von da die Lähmung abwärts zu beginnen ſchien, ſie auch den fernern Gebrauch der ihr bisher ſo hülfreichen magnetiſirten Flaſchen zurück wieß, ſo war ich einigermaßen verlegen, an welches zweckmäßige Mittel ich das wirkſame Agens zu binden verſuchen ſollte. Nach ernſter Ueberlegung, wobei ich mich durch den Gedanken in meiner Wahl nicht ſtören ließ: daß eine gewiſſe Kritik behaupten könne, hier habe nur allein das Mittel als *arzneikräftiges* Mittel gewirkt, wählte ich das gewöhnliche ſchwarze Pech, wovon ich nach mehrern unzweckmäßigern Formen Pflaſter mit einem Pinſel auf einer heißen Kupferplatte, auf altes Zeitungs-Papier ſtrich.

Mit innerer Gemüthsrichtung und nach äußerer Manier magnetiſirte ich dieſe Pflaſter, wie die Flaſchen, und ließ ein Stück von etwa 6 Zoll Länge und 4 Zoll Breite dem Kinde über die Magengegend legen, ſpäter auch abwechſelnd auf die Lendengegend des Kreuzes ein paſſendes, weil es da auch Schmerzen andeutete. Dieſe Verſuche gelangen ſo wohl, daß das Kind bald nachher Proben zum Gehen anſtellen konnte wozu ich den Oheim beſonders anſpornte, der ihm ſelbſt ein Paar leichte Krückchen dazu angefertigt hatte. Das Jahr 1835 konnte es aber auf ganz geſunden kräftigen Füßen wieder antreten und nachbarliche Beſuche mitmachen. Bei dieſen Ausgängen hatte es oft einen ſtörrigen Eigenwillen gezeigt, indem Carolinchen zu dieſem Nachbar gewollt hatte, wenn die Tante zu jenem, worüber beide vorher ſich nicht ſicher hatten verſtändigen können, da die Mundklemme und das Stummſeyn zu den hartnäckigſten Krankheitszeichen des Kindes gehörten. Ein paar Mal hatte die Tante ihren Willen bei ſolchen Ausgängen durchſetzen, und die Kleine nach ihrer Abſicht am Arm weiter führen wollen, dadurch hatte ſie aber auch den kleinen Dämon in dem Kinde ſo geweckt, daß es auf der Stelle in Krämpfen zuſammen geſtürzt war und nach Hauſe hatte getragen werden müſſen.

Der hartnäckige Bann, der auf den Kau- und Sprachwerkzeugen der ſonſt ſo erfreulich Geneſenden ruhte, weckte in mir noch andere Hülfsverſuche, weil ich die Pflaſter dabei wenigſtens nicht ohne Beläſtigung des Kindes anzubringen wußte. Zum Bindemittel der geheimnißvollen Kraft wählte ich aus beſondern Gründen Oel (Papaver-, Oliven- oder auch wohl Mandelöl, je nach der nöthigen Abſicht; beide erſten Oele, auch wohl mit ein wenig Terpentinöl gemiſcht). Solches Oel magnetiſirte ich in einem zweckmäßigen Glaſe, nach wiederholt ſchon angedeuteter Weiſe, und ließ die Gelenkgegenden der Kiefer täglich ein paar Mal damit einreiben. Ob dadurch, wie es ſchien, für den angedeuteten Zweck wenig gewonnen wurde, ſo war das magnetiſirte Oel doch bald für Carolinchen, man darf wohl ſagen, unentbehrlich. Wenn auch die Geneſende ſchon im Juni 1835 an Kraft und Lebensfriſche ſo gewonnen hatte, daß der Oheim an einem Sonntage ſie hieher bringen und am Nachmittage auch wieder mit nach Hauſe nehmen konnte, einen Weg zu Fuß von über 5 Stunden, für ein 10jähriges ſchwach gebautes Mädchen! ſo ruhte doch auf dieſer neuen Lebenskraft noch ein ſchwerer Bann, in doppelt plagender Weiſe; zuvörderſt als Kinnbackenzwang, dann aber ging auch an jedem Morgen der nächtliche Schlaf über in einen ſomnambuliſtiſchen Krampfzuſtand mit Steifwerden der Extremitäten. Dieſer Zuſtand wurde gelöſet durch Einreiben von einigen Tropfen beſagten Oels, was von der Tante dem Kinde in die Schläfe an die Stirn und ein wenig um die Augen eingerieben wurde.

Caroline hatte im Jahr 1835 mit dem jüngern Schweſterchen Regina ſchon mehrere Wochen die eine gute Viertelſtunde entlegene Schule wieder beſucht, obwohl ſie noch ſtumm war. Der verſtändige Lehrer hatte das Kind doch zweckmäßig zu beſchäftigen gewußt, beſonders durch Schreiben.

Schon in den erſten Monaten meiner Behandlung war an einzelnen Tagen etwas Sprechvermögen wieder zurück gekehrt, ſo wie man auch einige Male bemerkt hatte, daß im natürlichen Schlaf der Kieferzwang nicht vorhanden, weil der Mund in demſelben geöffnet war; aber ſpäter gingen dieſe Fortſchritte wieder rückwärts. Bis zum 25. September 1835, alſo über 1½ Jahr hatte dieſer Krampfzuſtand hartnäckig gewährt; am Morgen dieſes Tages hatte das Mädchen allein ſpielend bemerkt, daß Bewegung in die Kinnlade gekommen war. Aus Furcht, ein neuer Krampf möchte den Mund wieder zuſammen zwängen, hatte es ſich geſchwinde ein Spähnhölzchen geſchnitzt und wie ein Pfeifchen in den Mund geſteckt; dieſe Vorſicht war indeſſen überflüſſig (wäre auch wohl eitel geweſen), von Stunde zu Stunde war mehr Bewegung in dieſes wichtige Gelenk gekommen, ſo daß es am Abend ſchon wieder kauend gegeſſen hatte; aber die Sprache war noch ein Lallen geblieben, obſchon man ihm einen Preis für das deutliche Wort: Tante geboten, und dieſes ſehr zur Uebung gelockt hatte. Am Morgen des 28. um 8 Uhr hatte es plötzlich ausgerufen:

du biſt meine liebe Tante! ſeit dieſem Tage iſt auch dieſes Vermögen, nur mit ganz unbedeutenden Unterbrechungen, geblieben.

So war denn die Heilung faſt als beendet zu betrachten, obwohl die ſchon angedeuteten Krampfſpuren Morgens beim Erwachen noch vorhanden; das ſonſt ſo kräftige Mädchen war nach Verhältniß ſeines Alters und ſeiner Größe zu wirklich rauher und ſchwerer Arbeit wieder fähig und willig; auch beſucht es dabei fleißig die Schule. Aber dennoch ſollte ein wirklich bitteres Ereigniß mich ſchmerzlich beugen, was aber die trauliche Familie ſo zerknirſchte, daß ich bange wurde: alles Errungene hätte dabei wieder eingebüßt werden können.

Thatenberg, der unermüdliche Pflegevater, hatte nun ſeit beinahe zwei Jahren an gar manchem Sonntag Morgen (an den Werktagen mußte er in Schachten der Kohlengruben arbeiten) die Heilmittel für ſein liebes Carolinchen geholt. Gewöhnlich hatte er um 8 Uhr ſchon die 2½ Stunden bis hier zurück gelegt; zur Erquickung ließ ich ihm dann ein Frühſtück reichen; ſeine Dankbarkeit ließ ihn daher ſelten ganz leer kommen. Sein kleines Ackergütchen wußte er trefflich zu pflegen, beſonders hatte er einiges ausgezeichnete Obſt gezogen, wovon er nach der Jahreszeit friſch, ſpäter auch wohl einiges Getrocknete mitbrachte. Vor allem Andern hatte er eine Sorte weißer Herzkirſchen, die ich nie größer und ſchöner in den beſten Rheingegenden geſehen.

Er hatte nun eine lange Reihe Wochen nicht nöthig gehabt, zu kommen, aber das Oel für Carolinchen war beinahe verbraucht, und die ſchönen, dieſes Jahr ohnehin nicht ergiebigen Kirſchen hatten den höchſten Reifepunkt erreicht. Da ſteigt Samſtag gegen Abend, den 23. Juli 1836, der dankbare Knappe nicht in die Tiefe, wo er einige Zeit vorher noch große Gefahr beſtanden, ſondern in die Höhe, um für mich ein Körbchen Kirſchen zu pflücken; bald ſchon iſt ſeine freundliche Bemühung beendet, da locken ihn noch einige gar ſchöne Kirſchen an einem weit hinausreichenden Aſt; der ziemlich ſchwere Mann wagt ſich auf einen zu ſchwachen Träger und wenige Augenblicke nachher findet ihn ein Nachbar zuſammengekauert am Gartenzaun ſitzen; er hat keine ſcheinbare ſonderliche Verletzung, klagt wenig über Schmerzen beim Tragen ins Bett, aber der herbeigerufene Wundarzt hatte ſich doch bedenklich geäußert. Mit Geduld, ohne ſonderliche Klagen über Schmerzen und mit verſtändiger Beſinnung war er Sonntag Morgen 3 Uhr zur ewigen Ruhe eingeſchlummert. Der Schmerz des Kindes war bei weitem lebhafter geweſen, als bei den übrigen Verwandten, ſelbſt bei ſeiner redlichen Hausfrau; aber der Schluß des früheren Hauptberichts des nun Heimgegangenen paßt in Wahrheit auch hier vollſtändig, er heißt:

„Aber der liebe Gott, der bisher wunderlich geholfen hat, der wird ſie auch in ihrem Leiden nicht verlaſſen. Ihm ſei Ehre, Macht und Gewalt von Ewigkeit zu Ewigkeit!!!"

Der Zeitfolge nach trat mir nun eine ſomnambuliſtiſche Erſcheinung entgegen, wie mir noch keine vorgekommen. Um ſo mehr muß ich es bedauern, daß ich ſie nur ſehr fragmetariſch, und zwar unter einer mir ſehr läſtigen Anonymität wieder erzählen kann, weil der Freund, der die Geſchichte theils leitete und beobachtete, durch mir unbekannte Beweggründe, ſein gar oft wiederholtes Verſprechen unerfüllt ließ, ſeine höchſt intereſſanten Beobachtungen, wenigſtens ſummariſch für dieſe Blätter, mir mittheilen zu wollen.

Am 27. Dezember 1834 fragt Herr S......... in S..... durch einen höflichen Brief bei mir an: ob er mit ein paar Freunden kommen dürfe, um die merkwürdigen Erſcheinungen des Hellſehens bei der M. Rübel zu beobachten, und bat mich, einen Tag dazu feſtzuſetzen. Wie immer, willfahrte ich hier beſonders gerne, obwohl ich zum voraus wußte, daß Hr. S. und wahrſcheinlich auch ſeine Begleiter in einer gewiſſen Stimmung der Oppoſition kommen würden. Die geiſtige Tüchtigkeit des Hrn. S. ließ mich dagegen einen ſcharfſichtig prüfenden Zeugen für die Wahrheit erwarten, der mir nicht gleichgültig ſein konnte. Wenige Tage nachher und zur feſtgeſetzten Zeit Morgens, erſchienen die drei Herren, die ſchon 2½ Stunden geritten waren, und die ich nun die Stunde weiter nach Neviges begleitete. Ganz nach meinem Wunſch, und zur vollſtändig überzeugten Befriedigung, der ſcharf und lange beobachtenden Herrn, traten dieſesmal die bekannten Beweiſe des Hellſehens bei M. N. auf. Die friſche Zuſage des Hrn. S. war mir daher deſto willkommener, als ſie ſeiner innern rationellen Richtung widerſtrebend geweſen war. Obwohl wir früher einander kaum gekannt, ſo entwickelten die Bewegungen und die Unterhaltung des Tages, eine gegenſeitige freundliche Zuneigung unter uns, wovon ich aber allerdings nicht vermuthen konnte, daß ſie ſo bald in ähnlicher Weiſe friſchen Nahrungsſtoff erlangen ſolle.

Am 11. Februar 1835 erhielt ich von Hrn. S. folgenden Brief: „Schon ſeit einigen Wochen befindet ſich ein zwölfjähriges Mädchen eines meiner Nachbarn in einem höchſt beklagenswerthen Krankheits-Zuſtande, welchen die Aerzte auf dem Wege der gewöhnlichen Heilmethode nicht heben können. Nach meinem Dafürhalten — und der hieſige Hr. Dr. P. theilt dieſe Anſicht — kann das Uebel vielleicht nur durch Anwendung des Magnetismus beſeitigt werden. Ich wende mich daher an Sie mit der Bitte, des bemitleidenswerthen Kindes ſich gütigſt annehmen zu wollen.“ — Folgt eine Stelle des ſchmeichelhaften Vertrauens zu meiner Willfährigkeit; dann heißt es weiter: „Was den eigentlichen Krankheits-Zuſtand des Kindes betrifft, ſo wird Ihnen darüber der Vater deſſelben, welcher Ihnen dieſen Brief überbringt, Auskunft geben. Sollten Sie ſich gütigſt entſchließen, perſönlich ſich hieher zu bemühen, ſo bitte ich Sie freundlichſt, bei mir abſteigen zu wollen; ich werde alsdann ſo frei ſein, Sie zu der Kranken, die nur eine Minute von meinem Hauſe wohnt, zu begleiten.“ u. ſ. w.

Zur augenblicklichen Begleitung des Vaters konnte ich mich nicht entſchließen, weil ich den Brief auf dem Wege zur Kirche von ihm erhielt — es war Sonntag — dann aber glaubte ich auch, daß es beſſer ſey, wenn ich vorläufig meine Mittelchen zur Einleitung eines Rapports dem Vater mitgebe. Ein magnetiſirtes Pflaſter für die Magengegend und etwas magnetiſirtes Oel zum Einreiben an Stirn und Schläfe, das gab ich vorläufig dem Vater mit, nebſt dem Verſprechen, daß ich etwa nach acht Tagen ihm und dem Hrn. S. einen Beſuch machen würde. Dieſes Verſprechen löſete ich den 22. Februar; die freundlichſte Begegnung fand ich bei Hrn. S. der mich mit Hrn. Dr. P. und ein paar Freunden zu der Kranken begleitete. Zuvor hatte mir Hr. S. die bisherige Krankheitsgeſchichte erzählt, und Hr. Dr. P. fügte ſeine Behandlung und ſeine Meinung über das Leiden hinzu, ſeit er das Kind beobachtet habe; dadurch wurde ich allerdings näher überzeugt, daß der Magnetismus hierbei der rechte Heilweg ſeyn würde. Am Ende des Jahres 1834 hatte ſich das Uebelbefinden des ſonſt ſtarken Mädchens, als Unterleibs- und Verdauungsſchwäche gezeigt, dem bald leichte, ſcheinbare Ohnmachten und Unfähigkeit zum Gehen, anſcheinend aus Schwäche gefolgt waren. Nach einigen Wochen hatten ſich dieſe Zuſtände aber in eine beſtimmte Krampfform S. Veitstanz ausgebildet, die auch dem Hrn. Dr. P.... noch nicht vorgekommen war, und deren begleitende Zuſtände in der Umgegend ein ſolches Aufſehen erregt hatten, daß beſonders an Sonntagen, die eben nicht große Stube, in welcher das Mädchen lag, den ganzen Tag voll Neugieriger geweſen war. Hr. S. verſicherte, er wiſſe, daß die Bildung des Mädchens, vor der Krankheit noch ſo roh geweſen, daß er nie ein Wort gutes Teutſch aus ihrem Munde vernommen. Seit einiger Zeit hatte ſie indeſſen in ihren Haupt Paroxismen, ermahnende Reden an ihre Umgebung mit einem Vortrag und äußern Anſtande gehalten, der alle Welt in Verwunderung und nicht ſelten in Rührung verſetzt hatte. Dem Sinne und den Worten nach, waren dieſe Reden aber nur meiſt Wiederholungen der Ausſage geweſen, daß ſie, die Kranke, ſo viel und ſeltſam leiden müſſe, der ganzen Gegend zum Beiſpiel und als Aufforderung zur Buße.

Mochte dieſer ſeltſame Seelenaufſchwung eines rohen Kindes auch etwas Rührendes und nicht ganz abzuweiſendes gehabt haben, es war eine Art von Märtyrershoffart nicht darinnen zu verkennen, und die vorgetragenen Begriffe ließen auch auf keine reine höhere Begeiſterung ſchließen. Dazu hatte die Sache ſchon etwas durchaus Verwerfliches für die Stimmung des Kindes und ſeine Umgebung gewonnen. Mitleid und Rührung hatten gelegentlich kleine Geldgeſchenke geſpendet, die in einem Beutelchen aufgehoben, Minchen zum ununterbrochenen Spiel auch außer den Krankheits-Anfällen dienten.

So vorläufig unterrichtet, trat ich zum erſten Male an das auf Stühlen bei Tage vorgerichtete Krankenlager Minchens. Keine Abmagerung, keine krankhafte Bläſſe, kurz faſt keine auffallende Zeichen körperlichen Unwohlſeins war in ihrem Zuſtande außer den Paroxismen wahrzunehmen, ſie ſaß aufgerichtet anſcheinend in voller Kraft des Oberkörpers, und ſah mit einer etwas wirren Blödigkeit um ſich, und erwiederte meinen Gruß und einige unbedeutende Fragen in ähnlicher Weiſe.

Da ich gerne das Eintreten des Paroxismus beobachten wollte, wie er bis jetzt als freie Krankheits-Erſcheinung aufgetreten war, in ſehr verſchiedener Dauer und Zahl, ſo legte ich zwar eine kleine Weile meine Hände auf die Polargegenden des Nervenſyſtems, und machte auch einige Züge auf die Bitte der Freunde, da aber keine Zeichen von Einwirkung nach einigen Minuten auftraten, ſo zog ich vor, die Erregung der Natur abzuwarten, obwohl die noch kurzen Tage an die nicht zu lang aufzuſchiebende Heimfahrt mahnten. Kaum hatten wir uns indeſſen zu einer Taſſe Kaffee in ein benachbartes Haus geſetzt, als wir die eilende Botſchaft erhielten, daß die Vorzeichen des Paroxismus eingetreten wären. Der Ladung raſch folgend, fanden wir ſie noch in ihrer vorigen Stellung auf ihrem Lager ſitzend, das Auge ſtierte glänzender vor ſich hin, die Hände und Zehen der Füße krümmten ſich ſchon krampfhaft, mit Ausnahme, daß ſie die rechte Hand und den Zeigefinger derſelben vor ſich hin ſtreckte, als zeige ſie auf etwas ihr Erſcheinendes; auf alle Fragen gab ſie aber ſchon kein Zeichen des Wahrnehmens mehr. Als ich nun die Hände wie vorhin auflegte, da ſchloſſen ſich ihre Augen, ſie ſank leiſe rückwärts aufs Lager, die Hände ſchloſſen ſich unbeweglich krampfhaft, eben ſo ſtarrten auch bald alle Gelenke der Arme und Beine. Nach kurzer Weile, unter zweimaligem widrigen Schrei, der zwiſchen dem Laut eines Eſels und eines Pfauen die Mitte hielt, verzerrte ſich ihr Geſicht, und beſonders der Mund, auf die eckelhafteſte Weiſe verlängert, meiſt nach der linken Seite hin, was mit wildem Ausſtrecken der Zunge und Aufreißen der Augen mit glänzend erweiterter Pupille wechſelte. Magnetiſche Striche blieben ohne ſonderlich wahrnehmbaren Einfluß; wogegen ſtilles Handauflegen ſichtlich beruhigte. Nach einiger Weile wuchs aber ſchon mein Einfluß auffallend wahrnehmbar. Wenn ich ihr ins verzerrte Geſicht kräftig hauchte, ſo geſtalteten ſich alle Züge eben ſo freundlich mild, und unter lieblichem Lächeln ſchloſſen ſich ihre wild glänzenden Augen, ſo bald ich mich aber nur Augenblicke zurückzog, kehrten auch die traurigen Verzerrungen, wie mit hämiſcher Schadenfreude verſtärkt zurück. Ueberzeugender beſonders für Hrn. Dr. P. war aber die Erſcheinung, daß jedes Gelenk an den Extremitäten weich und geſchmeidig wurde, was ich nur wenige Augenblicke umfaßte, wie die mit eingeſchlagenem Daumen eiſenfeſt verſchloſſene Hand willig ſich öffnete und ſtreckte, wenn ich mit der Meinigen ſie nur kurze Zeit umſpannte. Seine Nachahmung dieſes Verſuchs, ſelbſt mit Kraftanſtrengung, ſo weit ſolche zuläßig, blieb an Händen und Füßen, wie an den ſonſtigen Gelenken ohne allen Erfolg; nicht anders verhielt es ſich auch mit allen Nachahmungsverſuchen aller befreundeten Zuſchauer. Indeſſen blieben auch alle meine Anſtrengungen vergeblich, eine allgemeine Beruhigung des Krampfzuſtandes zu bewirken, oder dieſen wilden Paroxismus abzukürzen und ſie zu wecken. Eben ſo wenig vermochte ich ſie zum lauten Sprechen zu bewegen, auf meine wiederholten Fragen und Aufforderungen, erfolgte nur ein für mich unverſtändliches

Liſpeln. Hr. S. der ſchärfer zuhörte, verſicherte, es ſeien nur Bruchſtücke aus ihren frühern erbaulichen Reden. Ich freute mich, daß von dieſer Stunde an die lauten Vorträge gebrochen ſchienen, wodurch der meiſte ſtörende Zulauf entſtanden war; denn die damit zugelaſſenen Geldgeſchenke, hatten offenbar ſchon nachtheilig auf Minchen gewirkt, die nie ihr Beutelchen, ſelbſt im Paroxiſmus, ſelten aus den Händen ließ. Den Aeltern rieth ich, allen neugierigen Zudrang nach Möglichkeit abzuwehren und die Annahme von Geſchenken zu verhindern, wegen des möglich verderblichen Einfluſſes auf ihr Kind, wenn auch dieſer Rath, wegen des ſchmalen häuslichen Zuſtandes eben nicht ſehr willkommen und überzeugend ſein mochte.

Nach etwa 1½ Stunden erfolgten die von den Aeltern gekannten Zeichen des baldigen Erwachens aus dieſem Zuſtande: ein paar thieriſche Laute, wie beim Beginn, dann ein Greifen nach den Augen, ein nüchternes Reiben derſelben, während ſtarkem Gähnen und verſchämtem Aufblicken, ganz die gewöhnlichen Zeichen des ſomnambuliſtiſchen Erwachens endeten dieſen Zuſtand, den ich möglichſt genau zuerſt beobachtet hatte.

Ich durfte nun den Aeltern die Verſicherung geben, daß der ſeltſame Krankheits Zuſtand, wenn auch nicht raſch zu heilen, doch wahrſcheinlich ohne Lebensgefahr und nachtheilige Folgen vorüber gehen würde, die magnetiſirten Mittel empfahl ich zum fleißigen Fortgebrauch.

Es war zu ſpät geworden zur Heimkehr, und Hr. S. lud mich ſo freundlich ein, daß ich mich zum Bleiben entſchloß, um ſo mehr, als Hr. S. mit dem geſpannteſten Intereſſe der Behandlung zugeſehen, und ſich von meinem Einfluß überzeugt hatte; wie auch alle andern Anweſenden, mit verſchiedenen Aeuſſerungen der Verwunderung ihre Ueberzeugung ausſprachen. Mit Hr. S. verbrachte ich einen ſehr angenehmen Abend, unter zweckmäßiger Unterhaltung, weil mir daran gelegen war, den freundlichen geiſtreichen Mann ins Intereſſe dieſer Heilung zu ziehen; zunächſt wegen der genauern Beobachtung aller etwa vorkommenden neuen Erſcheinungen. An ihn wendete ich daher auch meine Bitte, zur möglichſten Abwehr aller ſtörenden Neugierde des großen Publikums.

Am Montag den 23. machten wir noch einen Beſuch bei Minchen, nachdem wir Botſchaft erhalten, daß ein neuer Anfall eingetreten ſey; dieſer ging aber in einigen Minuten, und ohne bemerkenswerthe Zeichen vorüber. Auch am darauf folgenden Tage waren die Anfälle noch leicht, aber am dritten Tage nach meinem Beſuch, wieder ſtürmiſcher geworden.

Am 15. März erhielt ich einen Brief des Hrn. S. vom vorigen Tage, aus welchem ich folgende Stelle hebe: „Was das arme Minchen betrifft, ſo iſt der Zuſtand deſſelben noch immer ſehr beklagenswerth. Die Krämpfe treten in ungemeiner Stärke und Heftigkeit auf. Dürfte ich mich, um des armen Kindes willen, wohl mit der Hoffnung ſchmeicheln, daß Sie, wenn es Ihnen die Umſtände erlauben, ſich noch einmal perſönlich hierher zu bemühen die Güte haben würden? u. ſ. w. Ohne mich an einen beſtimmten Tag zu binden, verſprach ich dieſer Einladung bald möglichſt zu folgen, und gab dem Vater bis dahin friſche magnetiſirte Mittel zur Anwendung mit.

Den 31. März fuhr ich mit einem Geſchäftsgenoſſen, Hrn. P. Lenze und meinem Sohn Adolph nach unſerer Patientin zu S. Auf unſerer Fahrt durch H. nahmen wir den befreundeten Kandidaten der Theologie Hrn. W.... mit. Ich zog es auch dieſes mal vor, das freie Eintreten des Paroxismus abzuwarten. Etwas nach 3 Uhr Nachmittags, in dem Haus des Hrn. S. angelangt, fand ich daſelbſt eine Stubevoll, dem Hrn. S. befreundeter Neugieriger, ſie gehörten zu den Gebildeteſten und Angeſehenſten des kleinen Ortes S. Kaum hatte ich mich niedergeſetzt, als wir auch ſchon raſch zu der Kranken gerufen wurden. Die kleine Stube war bald gedrängt voll Beobachter. Minchen lag in dem ſchon früher beſchriebenen Zuſtande, der ſich indeſſen ſeither zu Veitstanz-Ausbruchen ausgebildet hatte, die es nöthig machten, daß zuweilen zwei ſtarke Perſonen ſie mit Gewalt von den gewagteſten Sprüngen zurückhielten, wogegen ſie im wachen Zuſtande keinen

Fuß zu regen vermochte. Ich legte in gehöriger Stimmung, nach Möglichkeit der zerſtreuenden Urſachen, ringsum, beide Hände auf ihren Kopf und hauchte den verzerrten Mund an, der ſich auf der Stelle wieder freundlich formte; aber auch eben ſo raſch erneuerten ſich die ſchauerlichen Grimmaſſen, ſo bald ich mich nur ein wenig zurück zog. So lang ich meine Hände in einer Entfernung von 3 bis 5 Zoll ſtille über dem Geſicht ausbreitete, war eine liebliche, faſt heitere Freundlichkeit über demſelben verbreitet, bei verſchloſſenen Augen; ſo bald ich aber in gleicher Entfernung die Hände abwärts über den Körper zog, öffneten ſich in demſelben Augenblick die glänzend ſtieren Augen, und das ganze Geſicht überflog die beſchriebene wilde Krampfverzerrung. Ein Hauch verdrängte zwar im Moment dieſe Widrigkeit, aber ich wurde dadurch auch in ununterbrochener Thätigkeit erhalten. Es zeigte ſich bald, daß das Spiel der krampfhaften Muskelbewegungen in wachſender Folgſamkeit, wie ein Authomat von der Bewegung meiner Hände und Finger abhing. Ließ ich, indem ich mich zurück zog, die ganze Verzerrung eintreten, und näherte dann dem abgezerrten Mundwinkel leiſe meine flache Hand, ja zuletzt nur einen Finger, ſo flog der Krampf augenblicklich in den entgegengeſetzten Mundwinkel; in der Weiſe konnte ich durch wechſelweiſes Nähern und Zurückziehen beider Hände, den Krampf hin und her bewegen. Dieſes zum lebhafteſten Staunen der Anweſenden ſich ſteigernde Spiel, reizte zuerſt den Hrn. P. Lonze zu der Frage: ob er ſeine Hände auch einmal über die Kranke ausbreiten dürfe; ich trug kein Bedenken, dieſes zu bewilligen, aber das Spiel der Krämpfe wurde unter ſeinen Händen bald ſo wild und tobend, daß er ſich gerne entfernte. Nachdem ich raſch wieder geſtillt hatte, glaubte mein Sohn Adolph, ob ihm etwa unſere nahe Verwandtſchaft bei dem Verſuch nütze, aber obgleich er ſich mit den Händen faſt bis auf einen Zoll näherte, ſo blieb das doch gleich vergeblich; nicht anders verhielt es ſich mit einem Verſuch des Hrn. S. und der Herren Kandidaten. Nun aber kam Hr. Lonze auf einen intereſſanten Einfall; ich mußte ihm meine flachen Hände hinhalten, und er ſtrich dann mit ſeinen Handflächen fünf bis ſechs Male recht derb über die meinigen, und hielt ſie dann raſch über Minchens Geſicht, und ſiehe da; nun ſtockte auch das Krampfſpiel und machte freundlicher Stille Platz, doch nur etwa eine Minute dauerte die mir ſcheinbar abgeriebene Wirkung. Dieſe gar intereſſante Erſcheinung reizte noch fünf oder ſechs andere Herren der Geſellſchaft zu gleichem Verſuch, und gleicher Erfolg fehlte keinem. Da keine Berührung der Kranken dabei vorfiel, ſo bemerkte ich auch nicht die leiſeſte Spur von übeln Folgen. So dauerte unter ſteigender, körperlich-mechaniſcher Abhängigkeit der Kranken, und unter ſteigender Verwunderung der Anweſenden, die Behandlung ſchon etwa dreiviertel Stunden, als ich meine Hände zur Erholung eine Weile zurückzog. Wie von einer unſichtbaren Feder empor geſchnellt, ſteht gleich nachher, wie im Nu, Minchen mit gräßlich verſtarrtem Geſicht und wunderlich glänzenden, ſperrweit geöffneten Augen auf ſeinem Lager! ſchon ſchien es, als wolle ſie mit einem zweiten Sprunge mitten in die Stube hinein; der Vater und ein kräftiger Gehülfe, die ſie bei ähnlichen Exaltationen des Veitstanzes, ſeit einiger Zeit zu faſſen pflegten, ſtanden auch jetzt ſchon bereit, aber ich winkte ihnen zurück, und erhob meine Hände gegen ihr Geſicht, als ich mich ſchon auf ½ Fuß demſelben etwa genähert, da geſtalteten ſich alle Züge zur freundlichen Ruhe, die Augenlieder ſinken, und ſie ſelbſt ſinkt einige Zoll zuſammen, ſo bleibt ſie aber noch aufrecht, ſo lange ich meine Hände nicht weiter bewege; nach kleiner Weile ließ ich meine Hände in gleicher Entfernung von ihrem Körper langſam niederſinken, und Minchen wird, wie an unſichtbaren Zauberfäden, leiſe in die Kiſſen niedergezogen. Dieſes Aufſpringen kam noch einigemal vor, wurde aber mit ſteigendem Erfolge jedesmal beruhigt. Indeſſen durfte ich nicht Sekunden lang meine Hände wegziehen, oder das Spiel der Krämpfe zuckte hin und her im Geſicht. Bei dieſer ununterbrochenen Manipulation, fiel ihr zufällig mein Sacktuch auf den obern Theil des Geſichts, es entſtand Beruhigung, die ich gleich benutzte, um ihr einige Tropfen magnetiſirtes Oel verſuchsweiſe in die Kiefergelenke einzureiben; hierdurch und durch vorſichtiges Decken des Geſichts mit meinem Tuch, konnte ich jedesmal einige Minuten Ruhe gewinnen. Die Zeit zur Heimfahrt mahnte indeſſen beunruhigend für mich, und noch war das Ende des Paroxismus ungewiß; ich verſuchte deßwegen ſo laut wie möglich ſie fragen — vergeblich! Da erinnert Hr. Lenze, daß es vielleicht nützen könne, wenn ich meine Finger an ihre Ohren lege. Der Einfall gelang ſo weit, daß ſie meine Frage vernahm, und die Lippen zum Antworten bewegte, aber ſie lispelte für mich unverſtändlich. Ich bat um lautere Antwort, indem ich fragte: wirſt Du bald wach? ihre Antwort klang mir: „in 5 Minuten“, ſie mußte aber 15 Minuten gelispelt haben, denn ſo lange währte es noch bis zum Erwachen. Vor demſelben wiederholte ſie den ſchon früher beſchriebenen thieriſchen Laut einige Male, aber leiſer wie früher, dann folgte ein ſcheußliches Würgen, wobei ſie ſelbſt ſich nach der Kehle griff; ich folgte raſch ihrer Hand, ſie macht der meinen gleich Platz, und es war, als führe die Plage wahrnehmbar unter meiner Hand von hinnen. Sie erwachte mit ſcheuem Lächeln, und reichte mir grüßend die Hand.

Nie umgab mich eine aufmerkſamere Verſammlung, die ſich allgemein ſo ergriffen und überzeugt, über die angeſchauten tiefen Lebenserſcheinungen ausgeſprochen. Die drei Herren, welche früher bei M. Rübel waren, erklärten, daß ſie heute Wichtigeres erlebt hätten, und Hr. S. fügte aufs lebhafteſte hinzu „ich möchte das heute Erlebte für kein Geld miſſen.“ — Ich benutzte dieſe Stimmung des trefflichen Freundes, indem ich ihm vorſtellte, daß ich überzeugt wäre, er würde bei ſeinem lebhaften Intereſſe für dieſe Erſcheinungen, und ſeinem regen Mitgefühl für die arme Kranke, recht bald nützlich mitwirken können, ich wohne zu entfernt, um anders als durch ſtellvertretende Dinge die Heilung leiten zu können; er aber ſo ganz in der Nachbarſchaft, würde ſehr wahrſcheinlich in wenigen Tagen die ſchlimmen Krampfanfälle lindern oder gar beſeitigen können, er ſolle nur getroſt, ſchon morgen, mit lebhaftem Willen helfen zu wollen, Hand anlegen, wie er es von mir wahrgenommen, ſo würde ſich ſein heilſamer Einfluß bald außer Zweifel ſtellen. Vor allem aber bat ich ihn dringend, er möge doch alle bemerkenswerthe vorkommende Erſcheinungen genau aufzeichnen, damit dieſe hochmerkwürdige Krankheitsgeſchichte, ſeiner Zeit getreu öffentlich erzählt werden könne, ich dächte mir, daß ſie nicht die unbedeutendſte Stelle in der Veröffentlichung meiner Erfahrungen in dieſem Gebiet, von ihm ſummariſch erzählt, einnehmen würde. Die ſo eben gemachte Erfahrung des krampfſtillenden Einfluſſes meines Sacktuches könne treffliche Wahrnehmungen veranlaſſen, ob getragene Kleidungsſtücke an den verſchiedenen Körpertheilen, auch verſchieden ſtillend, einwirken würden, recht bald würde ich das Nöthige zu dieſer Beobachtung einſenden.

Auf alle dieſe Vorſchläge ging Hr. S. fröhlich ein, und nach überhäuften Zeichen der herzlichen Freundſchaft, fuhren auch wir fröhlich heim.

Hr. S. nahm ſich auch wirklich willig und mit dem größten Erfolge unter meiner Leitung der Kranken an, die jetzt völlig geneſen iſt; ſeine Briefe hierüber wären aber allzuweitläufig für dieſe Blätter.

Wenn auch eigentlich ein höheres Intereſſe mich in das Gebiet des Magnetismus gezogen, und mir nun auch ſchon in manchen Fällen die Freude der Rettung und Heilung durch dieſe tiefe Lebens Kraft hatte erfahren laſſen, ſo war doch noch kein erheblicher Fall, wo ich in eigener lieber Familie, ſonderliche Anwendung davon hätte machen können; einige lebhafte Krampfſtillungen bei meiner Tochter Adolphine abgerechnet. Dieſe hatte in ihren Entwicklungs Jahren einen leichten, trocknen Flechtenausſchlag im Haarwuchs des Kopfes erhalten; einiges Jucken abgerechnet, hätte das Uebel, der Selbſthülfe der Natur, vielleicht ganz überlaſſen werden können, ſo leicht war es, aber es hinderte beim Friſiren und bloßen Tragen der Haare; es wurden durch zwei tüchtige Aerzte, kunſtgerechte Mittel dagegen angewendet, und zuletzt ſchien das Waſchen des Kopfes mit Eſſig die beſten Dienſte zu leiſten. Obgleich dieſe Hülfe mit großer Vorſicht, und ſo langſam, daß mehrere Jahre darüber verſtrichen, angewendet wurde, ſo ſchien doch von der Zeit an, ihre allgemeine Reizbarkeit ſich ſehr geſteigert zu haben. Es trat jetzt zuweilen heftiger Magenkrampf auf, und bei einiger rheumatiſchen Veranlaſſung, dann und wann ein ſo heftiger Krampfhuſten, der ohne Hülfe faſt bis zur Erſtickungsnoth ſtieg. Beide Uebel wichen meiſtens leicht durch magnetiſche Einwirkung; beſonders auffallend der erſtickende Krampfhuſten. Wenn dieſer ſie zuweilen in einem andern Zimmer überfiel, ſo daß ſie nicht nach Hülfe rufen konnte, ſo kam ſie zu mir gelaufen, und ſtreckte mir die Kehle hin; oft ſchon beim dritten kräftigen Anhauchen des Kehlkopfes, ſtockte der Huſten ſchon, und in wenigen Minuten, oft in Sekunden, war der ganze Reizaufruhr beſchwichtigt, und kehrte Tage und Wochen lang nicht wieder zurück.

So erfreulich dieſe immer zur Hand habende häusliche Hülfe ſchon war, ſo ſollte doch eine bedeutendere Erfahrung mich zur lebhafteſten Dankbarkeit bewegen, für die Hülfe, welche ich Leidenden zuweilen bringen konnte.

Meine Schwiegertochter Mathilde, die jugendlich kräftige Frau meines Sohnes Adolphs, hatte eben ihr zweites Söhnchen im Januar 1855 geboren, als ſie im Mai von heftig rheumatiſchen Leiden heimgeſucht wurde. Die Neigung meines Sohnes zu Waſſerkuren, hatten vielleicht eine bedeutende Veranlaſſung dazu gegeben; er ſelbſt waſchte ſich täglich kalt und oft den ganzen Körper, wie er dafür hielt, mit unbedingt nützlichem Erfolge. Seine ſonſt blühend ſtarke Frau hatte, wenn auch nicht ſo ununterbrochen nachgeahmt, vielleicht mehr ihrem Manne zu lieb, als aus fühlbarem Bedürfniß, und dieſesmal wohl zu frühe nach ihrem ſonſt ſo leichten, glücklichen Wochenbett, wieder damit angefangen. Als erſtes Zeichen ihres Unwohlſeins, ſtellte ſich eine leichte Gelbſucht ein, welcher bald heftige rheumatiſche Congeſtionen folgten, die ſich bis zu wirklich gichteriſchen Löſungen ſteigerten. Hr. Doktor Diergardt, unſer lieber befreundeter Arzt, hatte ſchon manches kunſtgerecht dagegen aufgeboten; ganz faſt in ungewaſchene Schaafwolle eingehüllt, hatten die ſchmerzhaften Lähmungen und theilweiſen Gliederanſchwellungen wenig nachgelaſſen. Vor Jahr und Tag hatte ich wohl ſchon die Erfahrung gemacht, bei ſcherzhaftem Anfaſſen und Halten ihrer Hände, daß dieſe in eine leichte unwillkührlich zitternde Bewegung geriethen; auch fühlte ſie bald das Strömen, nach wenigen, neckend angebrachten magnetiſchen Streichen. Dieſe mir ſehr bekannten Zeichen für die Anwendbarkeit magnetiſcher Hülfleiſtungen, hatten meine Neigung ſie in dieſem Falle anzubieten, ſchon oft lebhaft erregt. Indeſſen machte das Bedenken, die Kranke in einen tief erregenden magnetiſchen Kreis hineinzuziehen, der bis zum Somnambulismus und den damit ſo leicht verbundenen räthſelhaften Zuſtänden führen könne, meinen Sohn, wie die Kranke ſelbſt, von einer Aufforderung zu einem derartigen Heilverſuch abgehalten haben und ich fühlte mich aus ähnlichen Gründen auch nicht geneigt genug, einen ſolchen Verſuch anzubieten. Ein fernerer Grund zu dieſem Bedenken, ſchien mir die auf hinreichende Erfahrung gegründete Wahrnehmung zu ſeyn, daß der Magnetismus nur da recht erfreulich wirkende Heilerſcheinungen nachweiſe, wo muthiges Vertrauen demſelben entgegen komme, oder wie bei Kindern und kindlichen Gemüthern, kein abgeneigtes Klügeln die zarte Wirkſamkeit deſſelben neutraliſire, wenn nicht gar ſtörend umkehre.

So ſtanden die Dinge bis zum 11. Mai 1835, als die peinlichſten Kopfaffektionen die arme Leidende in gewiſſer Hinſicht rathlos gemacht hatten. Heftiger Zahnſchmerz an der rechten Seite, wahrſcheinlich mehr noch äußerer Geſichtsſchmerz, hatte zwar ſchon veranlaßt, daß ein magnetiſirtes Pechpflaſter auf dieſe Seite gelegt worden war, nach welchem auch der Zahn[illegible] Seite [illegible] der ſich aber nun deſto heftiger auf das rechte Auge geworfen, und Entzündung deſſelben, mit etwas Geſchwulſt, gleich unter dem Auge veranlaßt hatte. Den eigentlichen Sitz des quälendſten Schmerzens aber gab die Kranke, über dem Auge tiefer in der Stirne liegend, an. Dieſer Schmerz trat zwar nur periodiſch in ſeiner höchſten Heftigkeit auf, beſonders, bis zum lauteſten Wehklagen hatte er aber den Abend vorher $1\frac{1}{2}$ Stunden lang gewüthet. Die Nacht war ebenfalls peinlich und faſt ganz ſchlaflos verbracht worden. Schon zweimal waren Blutegel angewendet worden, einmal 3 Stück und geſtern 5. Hr. Dr. D. hatte geſtern in ſeiner Unterhaltung mit meinem Sohn den Wunſch geäußert, einen kräftigen Magnetſtahl in dieſem Falle anwenden zu können, weil er noch kürzlich über die wohlthätige Anwendung eines ſolchen, in ähnlichen Fällen, in Berliner Nachrichten manches geleſen.

Hr. Dr. D. war ſchon am 14. Morgens früh bei der Patientin geweſen, und hatte viererlei Dinge verſchrieben, Tropfen und eine Mixtur zum innern abwechſelnden Gebrauch, ein ſpaniſches Fliegenpflaſter für den Nacken, und eine Weinflaſche voll Dekokt zu warmen Umſchlägen auf den Kopf.

Indeſſen hatte das Verlangen nach einem Magnetſtahl, vielleicht durch Aehnlichkeit des Wortklanges, ſo verſchieden dieſe Dinge gleichen Namens ſonſt ſeyn mögen, ferner die betrübende Nacht, und der noch währende peinliche Zuſtand der geliebten Leidenden, meinen Sohn gemahnt und bewogen, mich zu einem Hülfeverſuch eilend rufen zu laſſen, ehe die verſchriebenen, eben angekommenen Dinge angewendet würden.

Ich traf die Arme im Bett ſitzend und laut winſelnd, indem ſie den Kopf mit beiden Händen umfaßte. Faſt mit liebender Begeiſterung und doch mit ſtillem Gottvertrauen näherte ich mich, ſchob ihre Hände zurück und bedeckte dieſe mit den Meinigen, indem ich beſonders das kranke Auge und den blonden Fleck unter demſelben anhauchte; nur Sekunden, und das Winſeln wurde ſchon ſtille, und abermals nur Augenblicke, da wurden ſchon Laute der freudigen Verwunderung vernehmbar, über das deutliche Gefühl des ſchwindenden Schmerzens, und nach 5 Minuten, indem ich auch einige Züge mit der Hand abwärts machte, waren alle Schmerzen ſo gebannt, daß die Leidende ſich rückwärts in die Kiſſen legen konnte, um nun einen, durch die Schmerzen und damit verbundener Unruhe hingehaltenen Schweiß abwarten zu können. Alle Arzneien ließ ich unberührt ſtehen, bis zur Ankunft des Hrn. Dr. D., der Vormittag noch einen Beſuch verſprochen. Der Schweiß floß bald gewaltig, den ich durch etwas warmes Getränk unterhalten ließ und der durch keinen rückkehrenden Schmerz geſtört wurde. Indeſſen vermuthete ich doch, daß dieſe Rückkehr eintreten dürfte, nach beendigtem Schweiß und dem nöthigen Verbetten. Ich entſchloß mich demnach, am Hauſe meines Sohnes zu bleiben, um in jedem Falle raſch beiſpringen zu können. Nach 11 Uhr erſchien Hr. Dr., D. dem ich alles Vorgefallene erzählte, der mit einigen Randgloſſen es auch genehmigte, aber doch nach einem Magnetſtahl ſehr verlangte. Als das Verbetten eben beendet war, und wir noch plaudernd zuſammen ſaßen, da brachte eine Magd ſchon die Nachricht, daß die Schmerzen wieder heftig begonnen hätten; ſo hatte ichs vermuthet. Der Hr. Dokter erſuchte, einen Magnetſtahl raſch holen zu laſſen, während ich ihn bat, mit hinauf zu gehen, um bis dahin den Verſuch des Stillens zu wiederholen, weil er ſich bei der Sache ſehr den Zufall im Spiel dachte. Mathilde ſaß in ähnlicher Haltung wie am Morgen, und winſelte auch beinahe eben ſo laut; während ſich der Hr. Dokter ſo ſetzte, daß er mein Verfahren genau beobachten konnte; ich wiederholte daſſelbe mit ganzer Hingebung meines Gemüths, und der Erfolg war wo möglich noch befriedigender, vielleicht war die Erregung nicht ſo bedeutend; kurz, als der Magnetſtahl ankam, da war ſein hoffender Dienſt ſchon beſorgt, und damit wir ſeiner ferner nicht mehr zu gedenken brauchen, bemerke ich nur, daß ſpäter einige ſchmerzſtillende Verſuche nach beſter Art mit ihm angeſtellt worden ſind, die aber, wenigſtens in dieſem Krankheitsfalle, völlig fruchtlos waren.

Hr. Dr. D. genehmigte, daß die Anwendung der Arznei einſtweilen unterbleibe, und ſchien über den Erfolg, als etwas Unerwartetes, zwar etwas bewegt, äuſſerte ſich aber doch mit aufrichtiger Zuſage für das weitere Verfahren.

Die folgende Nacht blieb ich im Hauſe meines Sohnes für den Fall, daß die Schmerzen zurückkehren möchten, indeſſen hatte Mathilde gut geſchlafen, ſie ſtand ziemlich munter auf, das Auge war auffallend beſſer anzuſehen, und alle Ausbrüche ſo heftigen Schmerzens ſchienen beendet.

Am 12. März ſchien das Wohlbefinden Mathildens ſchon ſo befeſtigt, daß bei dem heitern Wetter eine Spazierfahrt mit ihr unternommen werden durfte; die Heiterkeit der ſo lange in der Krankenſtube gebannt Geweſenen war ſo groß, daß ſie gerne bewilligte, auf der Fahrt ein Stündchen einzukehren und geſellig eine Taſſe Kaffee zu nehmen. Bei der reizenden Märzluft war das Wagniß doch zu groß geweſen. Schon am 19. hatten ſich krampfhafte Schmerzen und Ziehen in den Schultern entwickelt, die ſich allmählig durch den Rücken hinunter in die Hüften und Lenden gezogen.

Als man am Morgen meine Hilfe ſchon geſucht, da war ich mit ein paar Freunden ſchon nach Neviges zu M. Rübel. Gegen 3 Uhr Nachmittags holte mich ein Bote mit einem Pferde. Um halb Vier war ich ſchon bei der Kranken mit Schmerzſtillen beſchäftigt, was aber keinen ſo raſchen Erfolg, vielleicht wegen der Kleidung gewährte. Ich ließ daher der Kranken durch meine Tochter ein großes magnetiſirtes Pechpflaſter auf jede Hüfte legen. Am 20. waren die Hüften ſchmerzfrei, aber der Schmerz ſenkte und lagerte ſich in die Knie und Knöchelgelenke. Da das Stillen der Schmerzen, wahrſcheinlich wegen der Bedeckung und durch die Kleider größere Schwierigkeit darbot, beſonders in den Kniegelenken, ſo wankte noch einmal das Vertrauen zu dieſer Hilfe. Hr. Dr. D.

mußte etwas zum Einreiben verſchreiben, und die Beine wurden wieder ganz mit Schaafwolle umhüllt. Den 21., 22. und 23. wurde nichts anders verſucht, aber die Noth ſtieg aufs Aeußerſte; die Nacht vom 23. und 24. hatte die Arme keine halbe Stunde geſchlafen. Es war Sonntag und vor meinem Kirchengange machte ich bewegten Gemüthes noch einen Beſuch auf der Krankenſtube. Der Schmerz hatte ſich meiſtens und ſo in die Füße gelagert, daß ſie, und beſonders die Ferſen, keine Berührung ertrugen. Es war nur wieder friſches Verlangen nach meinem Hilfeverſuch vorhanden. Ich behauchte die bloßen Füße nur wenige Augenblicke, da durfte ich ſie ſchon leiſe und immer kühner umfaſſen, und die Schmerzen ſchienen meinem etwas knetenden Druck zu weichen; die Stillung folgte überall unglaublich raſch. Ueberall wo ſchmerzhafte Stellen geweſen waren, oder ſich noch leicht meldeten, da wurden nun wieder magnetiſirte Pflaſter aufgelegt, die Schaafwolle aber und alles andere beſeitigt. Die wenigen Minuten hatten der Kranken Ruhe und mir Gemüthsfrieden gebracht. Am Abend wiederholte ich die Behandlung der Füße und Kniee durch Anhauchen und Umfaſſen; bis über die Knöchel wurde Alles dicht an den Füßen mit Pflaſter beklebt, wie ich auch Stücke in die Kniekehlen legte und dieſe Gelenke ganz bedecken ließ. Die Schmerzen blieben ſo gebannt, daß ſie die Nacht vom 24. zum 25. gut geſchlafen hatte, und am Morgen ein ſtarker, wohlthätiger Schweiß eintreten konnte, den Hr. Dr. D. noch mit einem paſſenden Mittel unterſtützte. An dieſem Tage konnte ſie nach kurzer wiederholter Behandlung die Füße wieder frei bewegen; am 26. das behutſame Auftreten ſchon ertragen; am 27. beim Verbetten ſchon frei aus einem ins andere gehen und am 28. ſpazierte ſie zum Zeitvertreibe einige Weile im Zimmer umher. Die heftigen Schweißentladungen, die ſeit ein paar Tagen oft zweimal in 24 Stunden eintraten, waren auch ſchon ſparſamer geworden; aber bedenklicher war es, daß ſeither auch wieder zweimal Kopfleiden eingetreten waren; z. B. am 26. in der Form krampfartiger Zahnſchmerzen in der linken Wange, die ein paarmal ſo heftig ſich ſteigerten, daß etwas Konvulſiviſches auf wenige Augenblicke eintrat, und zwar im Beginn des Anfalles, als ich durch Handauflegen und Hauchen dem Schmerz entgegentrat, wobei denn auch eine kleine Weile die Augen ſomnambuliſtiſch ſich ſchloſſen und das Bewußtſeyn getrübt war. Innerhalb 10 Minuten war aber dennoch der Schmerz bis zu einer leiſen Spur verſchwunden; ich legte nun ein ſtark magnetiſirtes Pflaſter auf die Wange, was den Reſt des Schmerzens noch vor der Nacht völlig vertrieb.

Seit ich bei dieſem Falle bemerkte, wie leicht und weitgehend die ſomnambuliſtiſche Erregung bei Mathilde möglich war, wandte ich ähnliche Einwirkungen ſo leiſe und ſparſam wie möglich an, um keine ähnlichen Aufregungen zu veranlaſſen. Da am 30. Mai der Schweißausbruch auch ſehr gering war, ſo ſcheint die volle Geneſung unbezweifelt nahe.

Bis zum 6. Juni war ihr Wohlbefinden auch ſo ungetrübt, daß nichts zu bemerken vorfiel; an dieſem Tage hatte ſich wieder ein Rückfall von gichtiſchem Schmerz, vorzüglich im linken Fuß, gemeldet. Mein Sohn hatte eine neue Wohnung bezogen. Obgleich dieſe geräumiger und geſunder, ſo mochten die Zimmer durch ſcheuern der Fußböden leicht noch etwas feucht ſeyn und durch Unbehutſamkeit vor Zugluft bei einer Wärme von einigen 20 Graden dieſe Erregung bei einer ſo reizbaren Perſon leicht entſtanden ſeyn. In etwa 15 Minuten waren die Schmerzen des Fußes ſo geſtillt, daß ich ſie beruhigt verlaſſen durfte, denn ſie konnte wieder ziemlich ſchmerzlos darauf gehen. Später war der Schmerz zurückgekehrt und hatte nun auch das Knie ſo eingenommen, daß die Nacht faſt ſchlaflos und peinlich hingeſchlichen war. Am 9. Morgens gegen 9 Uhr erhielt ich die einladende Nachricht; es dauerte aber faſt 30 Minuten, ehe die Schmerzen geſtillt und Knie und Fuß gut verpflaſtert waren. Gegen Mittag fand ich ſie im Schweiß, das ganze Bein war aber ohne Schmerzerregung noch nicht zu bewegen. Am Nachmittage wurde ſie — halb getragen — in einen Seſſel geſetzt; ſo ließ ſich nun die Behandlung leichter und doch wirkſamer betreiben durch Striche vom Knie abwärts. Als ich den Fuß eine Weile umſpannte, bezeichnete ſie mir ein ſchmerzhaftes Stellchen auf demſelben nach Außen hin, und als ich dieſes nun mehr in Anſpruch nahm, da entſtand eine zitternde Bewegung des kleinen Zehens, die ſo ſtark war, daß man ſie durch den Pantoffel ſah. Bald aber erfolgte ſolche Erleichterung darnach, daß ſie an meinem Arm durchs Zimmer, auf den Gang vor demſelben, und zuletzt allein faſt ohne Hinken gehen konnte.

Wenn auch dieſe ſchlagende neuern Beweiſe die Wohlthätigkeit der magnetiſchen Hilfe lebhaft wieder aufrichten, ſo blieb doch bei meinem Sohn und bei der Kranken die Hoffnung vorwaltend, eine radikale Heilung von den rheumatiſchen Quälereien in einem Dampfbade ihrer Vaterſtadt, Dortmund, holen zu können. Ich ſtörte dieſe Hoffnung um ſo weniger, als ſeit einiger Zeit eine ſtille Befürchtung in mir aufſtieg, eine kräftig fortgeſetzte magnetiſche Behandlung könne die ſo leicht Empfängliche in einen immerhin unheimlichen ſomnambuliſtiſchen Bann ſchleppen. Seit dem 10. Juni behandelte ich daher auch die noch vorkommenden Schmerzanfälle, die aber immer leichter und ſparſamer vorkamen, als Spannung im Nacken, Druck im Halſe, Gelenkſteifigkeit u. ſ. w. ſo leicht wie möglich und meiſtens nur durch Pflaſtern der ſchmerzhaften Stellen.

Durch Mithilfe einiger gelindern Schweißausbrüche hatte ſich bis zum 5. Juli Mathildens Wohlbefinden faſt bis zum normalen Geſundheitsgefühl wieder befeſtigt. Am Morgen dieſes Tages aber — einem Sonntage — hatte die Kühnheit, daß ſie die Füße in kaltem Waſſer ſich wieder gewaſchen, die ſchlimme Folge, daß gegen Mittag Zahnſchmerzen kamen. Eine Spazierfahrt in der ſchönen milden Luft von einer guten Stunde hielt ich dabei mindeſtens nicht für nachtheilig, und der erſte Erfolg ſchien dieſe Meinung zu beſtätigen, denn kaum hatten wir einige Minuten gefahren, ſo ſchwanden vor und nach die Schmerzen gänzlich, und ſo lange wir in freier Luft blieben. Nach der Fahrt kehrten wir an meinem Hauſe ein und ſetzten uns ſämmtlich, da es um die Gewohnheitsſtunde war, vergnügt zu einer Taſſe Kaffee. Kaum hatte Mathilde indeſſen eine Schaale — nicht heiß — genoſſen, ſo kehrte der Schmerz zurück und ſteigerte ſich mit jedem Augenblick. Ein wenig übermüthig durch meine bisherigen Stillungen, legte ich meine Hand auf ihre Wange, aber — der Schmerz ſtieg! ich hauchte leiſe unter die eben gelüftete Hand, der Schmerz wuchs! ich hauchte mit innerer und äußerer Anſtrengung, da tobte er auf bis zu Zuckungen! er wühlte bald in der Kinnlade, bald im Ohr, bald hier, bald dort, an der linken Seite des Kopfes. Keine Manipulation durch Kontakt noch in Diſtanz half, die Arme litt bis zum lauten Weinen! ich mußte mich zurückziehen, in doppeltem Mitleiden, zuerſt aus väterlicher Zuneigung, dann aber auch, daß der ſogenannte Magnetismus plötzlich und ſo räthſelhaft ſeine bisherige gewiſſe Hilfe verſage. Ich konnte den Anblick der Noth nicht ertragen, es jagte mich in mein Kämmerlein, was ich indeſſen nach einiger Weile ſtille und ergeben wieder verlaſſen durfte. Ich fand die Leidende, wie ſie ſich über einen Stuhl geworfen, auf deſſen Lehne ſie die ſchmerzhafte Seite ihres Kopfes in beide Hände gedrückt, den Körper in ſolche Lage gebracht hatte, daß der linke Fuß auffallend vorgeſchoben war. Mit dem Anblick deſſelben erinnerte ich mich des wahrſcheinlichen Grundes der entſtandenen Zahnſchmerzen, nämlich des Waſchens der Füße mit kaltem Waſſer an demſelben Morgen. Ohne ein Wort zu ſagen, ſetzte ich mich vor ſie und ſtrich einige Male von der Hälfte des Schienbeins herab über ihren linken Fuß, da fühlte ſie ſchon Linderung und äußerte dieſes lebhaft; ich ließ ſie nun in eine angemeſſene Lage aufs Kanapee ſich ſetzen und den Schuh von beſagtem Fuß ausziehen, ſo behandelte ich denſelben in angegebener Weiſe; ich habe die Minuten nicht gezählt, aber gewiß warens keine 15, als unter auffallend ſich ſteigernden Aeußerungen der Verwunderung darüber die Schmerzen der Gepeinigten ſo völlig abzogen, daß ſie nach einiger Weile in lebhafter Freude darüber ſich ans Clavier ſetzte und ſang.

Scheint es nicht, als hätte der veranlaſſende Reiz dahin wieder zurückgezogen und abgeleitet werden müſſen, von wo er aufgeſtiegen war?

Mathilde war indeſſen nach ihrer Vaterſtadt verreist geweſen und hatte in mehreren Wochen einige 20 Dampfbäder genommen, um wo möglich den letzten Reſt der geſteigerten rheumatiſchen Reizbarkeit auszutreiben. In dieſer friſchen Hoffnung kam ſie denn auch am 1. September wieder zurück; indeſſen war der Tag ihrer Heimfahrt ein ſcharf windiger und der Wagen vielleicht nicht vorſichtig genug abgeſchloſſen geweſen. Am Nachmittag des 2. September bekam ſie ſchon heftige krampfartige Zahnſchmerzen, gegen die ich nur leiſe faſt ſchüchterne Linderungsverſuche anwendete. Am 6. waren ſchon alle Zeichen der früheren Leiden, ſogar mit Fieberbewegungen wieder ausgebrochen. Gegen Mittag tobte der Schmerz im rechten Unterarm gewaltig, das Behauchen deſſelben erregte ſchon Zuckungen, doch auch Linderung. Schon am Abend vorher war ich gerufen worden, um einen heftigen Kopfkrampf zu ſtillen, was auch gelang. Das Gefühl aber, daß die Dortmunder Dampfbäder nicht vollſtändig das Leiden gehoben hatten, machte die Kranke tief muthlos und ſtimmte auch die Hoffnung auf die magnetiſche Hilfe faſt bis zur Gleichgültigkeit herab; auch ſchien mein Sohn muthlos für dieſelbe geworden und ich geſtehe es, auch ich wurde dadurch gegen meinen Willen mit in dieſen trüben Gemüthskreis gezogen. Am Nachmittag des 6. mußte ich nach Neviges. Die Schmerzen des Unterarms hatten jedoch meinen Sohn getrieben, alle vorräthigen Pflaſter in meinem Hauſe zu holen und von dem Ellenbogen bis zu den Fingern ſie den ganzen Arm damit zu bekleben; das lindernde Gefühl, was ein früher um das Handgelenk gelegtes Stück bewirkte, hatte zu dieſem Entſchluß getrieben. Bei einem Beſuch am Abend fand ich den Schmerz ſchon ganz gebändigt; in der Nacht hatte er ſich jedoch, zwar nicht ſo heftig, in die Finger abgelagert, die auch etwas angeſchwollen erſchienen, aber auch von hier wurde er ausgetrieben, als dieſe bis zur Spitze in ähnlicher Weiſe beklebt wurden; am 9. konnte ſie ſchon ziemlich flink wieder damit nähen. Seitdem wurde jede kleinere Schmerz-Aufregung damit geſtillt, und ſo gelangte ſie bis jetzt zu befeſtigter blühender Geſundheit.

Herr Adolph Köttgen, dem wir die Mittheilung vorſtehender magnetiſcher Beobachtungen verdanken, war Fabrikbeſitzer zu Langenberg (nicht Langenburg, wie vorſtehend öfters irrig ſteht) in der ehemaligen Herrſchaft Hartenberg. Leider hat man den Tod dieſes Edlen ſchon länger zu bedauern. Er war ein Mann von Kraft und Glauben und daher ſein ſo entſchiedener magnetiſcher Einfluß auf Leidende.

Herr Pfarrer Lange von Duisburg, ſein würdiger Freund, gab nach ſeinem Tode eine Sammlung ſeiner ächt gottbegeiſterten Dichtungen heraus, die auch von ſeiner Glaubenskraft zeugen. Der Herausgeber fügte denſelben eine kurze Biographie Köttgens bei, in welcher er ſehr nahe in Beziehung auf ſeine magnetiſchen Heilkräfte ſagt:

„Er hat dieſe bei ihm durch Gebet und Glauben geweihte Gabe bei vielen Perſonen mit dem erfreulichſten Erfolge angewendet. Es war für ihn der Magnetismus ein geweihtes Urphänomen, für welches er um ſo eifriger zeugte, je mehr er es in der gegenwärtigen Zeit noch als eine verkannte Erſcheinung betrachten durfte. Die Begeiſterung für dieſen Lichtſchimmer auf der Nachtſeite des Lebens hing bei ihm mit der Innigkeit des Glaubens zuſammen, womit er die Realitat der bibliſchen Wunder, der Geiſterwelt und der perſönlichen Unſterblichkeit verkündigte.“

Lehren eines Engels.

In einer Sammlung von Briefen, aus einer Correſpondenz zwiſchen Herrn v. Eckartshauſen, Herrn K. v. L., Herrn de St., Martin und Andern, welche einer meiner Freunde hier beſitzt und von ſeinem verſtorbenen Schwiegervater hat, der einer der Correſpondenten war, habe ich folgende Merkwürdigkeit gefunden.

Im Anfang der 90ger Jahre ſchrieb Herr v. Eckartshauſen an Herrn K. v. L., es ſey ein retirirter Stabsoffizier von gutem Hauſe nach München gekommen und habe ihn beſucht, um von ihm zu vernehmen, was er von den Erſcheinungen halte, die ſeine Nichte, die er mit ſeiner Tochter bei ſich habe, ſo oft erfahre, wo ihr, wie ſie ſage, ein Engel erſcheine und ihr dann viel Schönes über Religion in die Feder dictire.

Herr von Eckartshauſen antwortete, er wolle gerne die Sache, ſo weit er könne, unterſuchen, und beſtimmte den Nachmittag folgenden Tages, da er ſich in den Gaſthof begeben werde, wo der Stabsoffizier mit ſeiner Familie das Quartier genommen hatte.

Eckartshauſen fand in der Nichte ein bildſchönes, wohlgebildetes, freundliches und ſehr beſcheidenes Frauenzimmer. Nach einiger Converſation bat er den Stabsoffizier, er möchte ſeine Nichte bewegen, ihren Geiſt zur Erſcheinung einzuladen. Sie fing demnach an, mit vielem Anſtand und frommem Ausdruck zu beten. Eckartshauſen beobachtete ſie genau, und ward gerührt von der Frömmigkeit, die aus der Miene des Fräuleins blickte. Endlich merkte er an ihr, daß ſie etwas ſehe, ſie hörte auch auf zu beten und ſagte, der Engel ſey da. Sie redete auch mit ihm. Eckartshauſen ſah ihn nicht, hörte aber ſeine Stimme. Er fragte das Fräulein, ob es ihm erlaubt wäre, den Engel zu fragen; ſie antwortete: ja. Demnach that er auch einige Fragen und erhielt Antwort.

Eine ſolche Unterredung hatte mehrmal Platz und Eckartshauſen erhielt von dem Fräulein ein ziemliches Cahier von ihrer Hand, nach der Dictatur des Geiſtes. Ich habe es ſelbſt in Händen gehabt; es enthielt ſehr ſchöne Dinge.

Eckhartshauſen führte nochmals einen ſeiner Bekannten dahin, der zweifelte ziemlich an der Richtigkeit der Sache, und hatte ſich vorgenommen, die drei Fragen, die auf folgenden Seiten ſtehen, aufzuwerfen. Der Geiſt ſagte dem Fräulein die drei Fragen, ehe ſich der Zweiſler im geringſten darüber geäußert hatte. Nun kam es dazu, daß Eckartshauſen die Feder in die Hand nahm und nach der Dictatur des Geiſtes Folgendes ſchrieb, das ich mit größter Mühe zu leſen im Stand war, indem es höchſt geſchwind muß geſchrieben worden ſeyn.

Die Stelle mit ‡ bezeichnet, habe ich nur ſo errathen, und kann nicht verſichern, daß es ſo heiße. Mehrere Worte waren total unleſbar.

Beantwortung dreier Fragen eines Wißbegierigen, durch außerordentliche Mittel erhalten.

Die drei Fragen, eine um Troſt, die andere um Licht, und die dritte um Rath, waren eigentlich nur aufgeworfen, um eine gewiſſe ſonderbare Erſcheinung zu prüfen, deren Geſchichte Wenigen bekannt gemacht wurde. Die Antworten des erſcheinenden Geiſtes ſind von einem ſcharfdenkenden und tieferfahrenen Manne ſelbſt, nach der Diktirung des beſondern Orakels, aufgeſchrieben worden.

Dictatum des Geiſtes.

Du willſt Ueberzeugung in einer Sache, wo Glaube und kindlicher Sinn nöthig ſind. Auf dieſem Wege ſteigt man nur ſtufenweiſe zur Ueberzeugung, und wie kannſt du die höchſte Staffel erreichen, wenn du die unterſten nicht beſteigen willſt?

Was bei dem Emporſteigen auf ſteile Felſen und Berge der Schwindel iſt, das ſind die Zweifel auf dieſen Wegen. Der Unterricht, der aus dieſer Quelle kommt, iſt fürs Herz des Einfältigen praktiſcher Unterricht einer höhern Erziehung, geiſtige Kinderſchule. Eben daher iſt unſer Weg nicht für Alle; wenn er aber nicht für Alle iſt, ſo iſt er doch exiſtirend, obſchon Wenige darauf wandeln.

Unterſuchung iſt eine Handlung des Verſtandes; einfältig glauben das Verhalten des gehorſamen Herzens. Gott führt die Menſchen zu dem ihnen beſtimmten Ziele durch den Verſtand und das Herz. Es gibt daher Wege für beide; die Wege durch das Herz ſind für die geiſtigen Kindheitsjahre des Menſchen; die Wege durch den Verſtand für die Mannesjahre.

Blicke in die Geſchichte der großen Menſchen-Erziehung zurück; findeſt du nicht in den früheſten Zeiten einen nähern und ſichtbaren Umgang der Engel mit den Menſchen, der nach und nach immer mehr verſchwand, als der große Menſch mannbarer wurde. Wie es bei der großen Erziehung der ganzen Menſchheit iſt, ſo verhält es ſich immer bei den Einzelnen auch. Wir haben als Kinder des ſichtbaren Umgangs unſerer Erzieher vonnöthen; auf einer höhern Stufe aber bedürfen wir ihre Gegenwart nicht mehr, nur ihrer Lehren in der Ausübung. Willſt du Unterricht aus dieſer Schule ſchöpfen, ſo gehört Kinderſinn dazu. Alle Wege ſind aber nicht für Jeden; wo mehr Wille iſt, da wirkt das Herz, wo mehr Verſtand, der Verſtand. Wo Verſtand und Wille gleich ſind, da wirken beide. Einige leitet Gott unmittelbar durch den Verſtand, den er erleuchtet; Andere durch das Herz, das er unmittelbar leiten und unterrichten läßt.

Willſt du alſo hier Wahrheit finden, ſo ſteige herab zum Kinderſinn; glaube aber nicht, wenn dir dieſer Weg verſchloſſen wäre, daß es keinen andern gäbe. Wunderbar führet Gott Alles zum Ziel; es gibt Wege verſchiedener Arten, und

es werden ſich mit den letzten Zeiten immer mehr eröffnen
Aber Thorheit wäre es, wenn du einen verwerfen wollteſ
den du nicht kennſt; oder wenn du ihn durch deinen Verſtan
prüfen wollteſt, da du doch ſeiner Weſenheit nicht bewuſ
biſt. Du glaubſt, der Prüfſtein ſey, eine individuelle Frag
zu ſtellen, die du noch in deinem Innerſten verſchloſſen halteſ
und nach der Beantwortung dieſer Frage willſt du über di
Wahrheit oder Unwahrheit dieſes Weges urtheilen.

Wie beſchränkt ſind doch der Menſchen Urtheile! Go
verändert ſeine Geſetze nicht; Alles geht nach unveränderlichen
ewigen Verhältniſſen zu ſeiner Vollkommenheit. Das Verſtän
dige bringt Gott durch den Verſtand zur Wahrheit; was ein
Gegenſtand des Herzens iſt, durch das Herz. Alles geht ſtufen
weiſe; denn eben dieſe ſtufenweiſe Fortſchreitung bringt un
zur Vollkommenheit, wohin wir meiſtens nicht gelangen würden
wenn wir auf einmal das volle Licht zu ſehen bekämen. Unſe
Bemühen, unſere Arbeit, unſer Ringen nach Wahrheit, ha
ſeine beſtimmte Zeit. Hätten wir über Alles ſogleich hell
Aufſchlüſſe, ſo würde dieſes, der Tugend ſo nothwendige Ringen
erſtickt werden. Könnten nun da nicht ſolche Urſachen vor
walten, wegen welcher dem Individuum auf ſeine gegebenen
Fragen nicht beſtimmt geantwortet werden könnte? und könnt
man mit Recht daraus ſchließen: die Sache ward nun nich
beſtimmt beantwortet, alſo iſt das Ganze falſch? Wie ſeh
wäre dieſer Schluß wider alle geſunde Kritik der reinen Vernunft

Gibt es alſo keinen Prüfſtein? wirſt du ſagen; ſoll de
Vernünftige nicht prüfen? — Lieber! dieſer Weg leitet z
einer höhern Welt, als zu der des Verſtandes. So wie di
ſinnliche Welt die des Verſtandes nicht beurtheilen kann, ſ
kann die Verſtandes-Welt die innere, höchſte Welt des Geiſte
nicht beurtheilen. Denn wie die materielle Welt nicht de
Maßſtab der Verſtandes-Welt ſeyn kann, ſo kann die Verſtan
des-Welt nicht der Maßſtab der Geiſtes-Welt ſeyn.

Zur Prüfung der materiellen Welt iſt die Wahrnehmung
durch die Sinne nothwendig; Verſtand zur intellektuellen

Welt, zur Geiſteswelt aber Glaube. Warum das? Weil dort nur der Geiſt Gottes Kraft iſt; und weil Glaube, Zutrauen-Gefühl des Bedürfniſſes dieſer Kraft, uns mit derſelben vereint, — durch die allein wir dort erkennen und wirken können.

Woraus entſtehen des Menſchen Urtheile? Aus dem Zuſammenzug ſeiner Vergleichungen. — Woraus entſtehen ſeine Vergleichungen? Aus dem Anſchauen der Ideen und ihrer Verhältniſſe. Dieſe zieht der Menſch in der materiellen Welt aus Bildern; in der Verſtandes-Welt aus Abſtractionen. In der Geiſteswelt herrſcht aber weder Bild, noch Abſtraction, ſondern Wirklichkeit der Kräfte; und wie kann der Menſch über dieſe urtheilen, ehe er die Bahn dazu betreten hat, und mit den Gegenſtänden dieſer Welt bekannt geworden iſt? Er muß zuerſt geiſtige Ideen haben, um geiſtig vergleichen zu können; zuerſt geiſtig anſchauen und vergleichen, ehe er über Gegenſtände der Geiſteswelt urtheilen kann.

Was die drei Fragen anbetrifft, ſo denke über folgende Bemerkungen nach:

Du begehrſt über das, was dich am meiſten in deinem Gewiſſen ängſtigt, Troſt.

Es iſt Einer, der Alles auf ſich genommen hat, der lebendig macht, Alles was todt iſt; — wer an Ihm hängt, der hängt an einem Licht, wo kein Schatten iſt, an einem Leben, wo kein Tod iſt, an einer Reinheit, wo kein Makel iſt.

Ueber Dunkelheit in einem Gegenſtand der Religion begehrſt du Licht.

Die Intenſität des Willens iſt im Guten wie im Böſen unendlich; hieraus kannſt du dir den Zweifel beantworten.

*Du begehrſt Rath über aufſteigende Zweifel, wenn du dich dem göttlichen Willen unterwerfen ſollteſt.

Laſſe dich ganz von Ihm leiten.

---

* Bei letztem Spruch war das Manuſcript von Eckartshauſen ganz unleſerlich.

Das Körperliche iſt Organ der Sinnen Welt; der Verſtand des Menſchen, Organ der intellectuellen; der Wille iſt als Organ der Geiſteswelt, Attraction höherer Kräfte. Hier folgt Alles dem Geſetze des Lichts, es wird nur Sehen erfordert; alle Gegenſtände werden da von Gottes Geiſt, wie die Gegenſtände dieſer Welt von der Sonne beleuchtet. Wir haben da die Laterne unſeres Verſtandes nicht nöthig, da leuchtet ein helleres Licht, da wird nur das Anſchauen erfordert.

Dieſes Alles iſt nur geſagt, um die Beſchränktheit unſeres Verſtandes bei Unterſuchung der Wahrheiten der Geiſteswelt zu zeigen. Glaube iſt hier der Schlüſſel zum Eingang, Kinder Einfalt der Wegweiſer. Biſt du einmal weiter fortgerückt, dann wirſt du einſehen, daß die Geiſteswelt nicht den Geſetzen der materiellen widerſpricht; wie Feuer, Waſſer und Erde ſich nicht widerſprechen, ſo verſchieden ſie zu ſein ſcheinen, da immer eins ins andere wirkt und eins das andere erhält.

Aus einem Brief von Herrn v. Eckartshauſen an Herrn K. v. L. in B.

Den 12. April 1795.

— — — und das Licht, das in den Finſterniſſen leuchtet, führte mich zur Erkenntniß verborgener Dinge; ich weiß, daß wir einer Zeit nahen, in welcher der Herr ſeine Güte denen, die ihn ſuchen, offenbaren wird.

Gott hat ſeine großen Abſichten und führt in unſerm Jahrhundert Viele zur Anſchauung eines großen Lichts, damit ſie wieder Andern leuchten ſollen. Allein ſo groß die Gnade des Herrn iſt, wenn Er uns ſolche Anſchauungen mittheilt, ſo ſeh ich doch auch, daß er ſich im Herzen des Einfältigen, der oft ohne Unterſuchung und mit Kinderſinn an ihm hängt, mehr erfreuet, als an dem, der auch die tiefſten Kenntniſſe hat. Daher müſſen wir auch mit kindlicher Bruderliebe vor ihm wandeln, und Alles was Er uns gibt, als einen Auftrag anſehen, den Menſchen, unſern Brüdern, leiblich und geiſtig zu dienen.

Gott und die Natur, welche Gottes Kraft-Aeußerung iſt, thun nichts Ueberflüſſiges; auf den Wegen des Lichts herrſcht das Geſetz der Approximation; Alles geht ſtufenweiſe, und die Simplicität hat keinen Abſprung; was durch Bücher geſchehen kann, geſchieht durch Bücher, was durch Menſchen geſchehen kann, geſchieht durch Menſchen. Gott führt Alles unſichtbar zu Einem Zwecke, und reihet das Aehnliche auf eine Weiſe aneinander, die Ihn uns immer anbetungswürdiger zeigt, je mehr wir ſie kennen lernen.

In der Manifeſtation von dem, wovon ich Ihnen ſchrieb, bin ich blos durch die Liebe des göttlichen Worts oder der Weisheit gelangt; denn ſie allein beſitzt alle Geheimniſſe. Seit etlichen Monaten erhielt ich verſchiedene Belehrungen, und ſeit einigen Tagen werden ſie mir immer merkwürdiger.

Ich habe in unſerer Sprache keine Worte, zu erklären wie das geſchieht, denn die Geheimniſſe der pneumatiſchen Welt können durch den Verſtand ohne Anſchauung nicht begriffen werden. Der Menſch denkt nur durch Vergleichungen der Ideen, und in der geiſtigen Welt gibt es neue Ideen, neue Sprachen, neue Gegenſtände und neue Arbeiten. Doch, da Alles in der reinſten Vernunft gegründet iſt, kann man einen Andern durch Thatſachen überzeugen; denn hier iſt Alles voll Kraft und Wahrheit. Alles, was ich kann, iſt, daß ich Ihnen die Belehrungen mittheile, die ich erhielt. Bisher ward mir die Communikation mit Oben ertheilt; ich fühle eine höhere Gegenwart, mir iſt erlaubt zu fragen, und ich erhalte Antworten und Anſchauungen.

Dritte Potenz, oder höchſtes Senſorium in der menſchlichen Seele.

Aus einem Brief Herrn von Eckartshauſen's.

Es exiſtirt eine dritte Potenz in der Seele, die weder Sinn-, noch Idealzeichnerin iſt, und durch die wir das Innere erfahren können. Dieſe dritte Potenz iſt von dem Sinne und der Vernunft unterſchieden, hat ihre eigenen Medien und ihre beſondere Methode. Ihre Formen entſtehen aus dem Geſetze der Einheit, und dieſes Geſetz drückt ſich in der ganzen Natur aus.

„Omnia ab uno, omnia ad unum.“

Die ewigen Geſetze der Einheit können in Sätzen erklärt und ihr Daſeyn allezeit durch ein Beiſpiel aus dem Phyſiſchen und aus dem Intellektuellen bewieſen werden.

Aus dieſen Beweiſen ergibt ſich ein allgemeines Geſetz der Analogie, wodurch wir überwieſen werden, daß die innern Geſetze den äußern gleich ſind.

Dieſe Analogie hat ewige Formen a priori, welche die Begriffsſtoffe a priori bilden, und die der Menſch durch eine eigene Potenz anſchauen und durch ein analoges Senſorium in Erfahrung bringen kann.

Dieſes Senſorium iſt das Urhieroglyph des Geſetzes der Einheit. Man findet es in den Weisheits-Schulen der älteſten Völker, am deutlichſten aber in der heil. Schrift, in den Büchern Moſis.

Dieſes Urhieroglyph iſt der Apex der höhern Mathematik und das Prinzip der ganzen Zahlenlehre.

Der Typus dieſes Urhieroglyphs liegt in allen erſchaffenen Dingen, und wurde von den Alten Speculum Dei genannt, woraus das Wort Speculation entſtanden iſt.

Das ganze Geheimniß der Hieroglyphik, oder der heiligen Zahlenkunde, zieht daraus ſeinen Urſprung.

Von einem jetzt verſtorbenen Freunde in Bern.

Von der Ekſtaſe.

Ekſtaſis iſt im Allgemeinen eine Abweſenheit aus dem gewöhnlichen Daſeyn, aus der Berührung des Gemüths mit der Sinnenwelt. Sie fängt mit der ſcharfen Meditation an, nämlich mit dem Feſtheften des Sinnens auf einen nicht gegenwärtigen oder nicht ſinnlichen Gegenſtand, oder auch auf einen gegenwärtigen, ſo, daß der übrige Bezug zur Sinnenwelt untergeordnet und vergeſſen wird; und ihr Höchſtes iſt das wahre Außerſichſeyn oder aus dem Leibe ſeyn. Die Möglichkeit des letztern iſt in der Offenbarung beſtätigt, (2. Korinth. 12, 2 — 4. Heſek. 8, 1 — 3. C. 11, 24. 25). Dieſes iſt die vollkommene Entzückung oder Entrückung (raptus). Dasſelbe kann im Wachen oder im Traum, auch im künſtlichen Somnambulismus geſchehen. Wer die Fähigkeit oder die Kunſt beſitzt, außer dem Leibe zu ſeyn, iſt ein vollkommener Somnambul. Davon redet Cornelius Agrippa (de occulta philos. L. 3. C. 50) und führt mehrere Beiſpiele aus dem Alterthume an. Das Beiſpiel aus Herodot iſt falſch angegeben. Es war Ariſteas von Prokomeſus (Inſel in der Propontis), der nicht aus dem Leibe gegangen, ſondern aus der verſchloſſenen Werkſtätte eines Walkers ganz verſchwunden und nach ſieben Jahren wiedergekommen ſeyn ſoll (Herodot Melpone (IV) Cap. 14, eigentlich 13 — 16). Dieß führt auf den ferneren Gedanken, daß die Entzückung ſo ſtark werden kann, daß auch der Körper nachgezogen wird; wie ſolches auf andere Weiſe geſchehen kann, die doch gewiſſermaßen dieſelbe iſt. (Apoſtelgeſch. 8, 39. 2 Kön. 2, 16. 1. Kön. 18, 12.) Das Beiſpiel aus Plinius (H. N. VII, 53) lautet ſo. „Wir finden unter andern ein Beiſpiel, daß des Hermotimus von Clazomenä Seele mit Verlaſſung ihres Leibes herumzuirren gepflegt habe, und mittelſt ihrer Wanderungen Vieles aus der Ferne zu berichten, was Niemand als einem Anweſenden bekannt ſeyn konnte, während ſein Körper halb todt dagelegen habe; bis daß ſeine Feinde (welche Kantharider hießen) ſolchen verbrannt, und der wiederkehrenden Seele gleichſam den Ueberzug genommen." Auch Epimenides (der Prophet Kreter Tit. 1, 12) konnte nach Suidas außer dem Leibe ſeyn. „Man ſagt," ſpricht dieſer Schriftſteller von ihm, „ſeine Seele ſey aus dem Leibe gegangen, ſo lang er gewollt habe, und dann wieder in den Leib hinein gegangen." (Michaelis Anmerkung zum N. Teſt. 4. S. 154), was unſtreitig nicht zu den Lügen der „ſtets lügenhaften Kreter" zu gehören braucht. Das Beyſpiel in Jung Stillings Theorie der Geiſterkunde iſt bekannt. Ferner iſt merkwürdig, was Cornelius Agrippa von dieſen freywilligen Ekſtatikern in Norwegen und Lappland berichtet: nämlich man müſſe ſie während ihrer Abweſenheit behüten, daß kein lebendiges Weſen (vivum animal) über ſie hinausſchreite oder ſie berühre, ſonſt kehrten ſie nicht mehr in ihren Körper zurück. Dadurch ſcheint ſich alſo dem Körper eine fremde Influenz mitzutheilen, welche ſeinen magnetiſchen Zuſammenhang mit der ausgewanderten Seele, ſeine Anziehungskraft zu derſelben, ſtört und zerreißt.

Iſt nun dieſe willkührliche Wanderung aus dem Leibe eine große und je nach der Anwendung gute magiſche Kunſt, ſo ſoll es auch hierin eine bösartige geben, nämlich wo ohne Wiſſen und Willen eines Menſchen, deſſen Seele aus dem Leibe gezogen und zu erſcheinen gezwungen wird; was denn nichts Geringeres als ein heimlicher Mord wäre oder werden kann. Davon iſt uns eine Geſchichte erzählt worden, deren Wahrheit wir nicht verbürgen, weil wir ihrer Quelle nicht näher nachforſchen konnten. Sie betrifft den bekannten Schrepfer (nicht Schröpfer) zu Leipzig und ſoll die eigentliche Urſache ſeyn, warum dieſer Wundermann ſich zuletzt erſchoß. Die Erzählung iſt folgende. Graf H. war zu Leipzig anweſend. Er hatte einige Freunde zum Eſſen bei ſich. Luſtig vom Wein, beſchloſſen ſie nach Tiſch zu Schrepfer zu gehen. Dieſen erklärten ſie für einen Betrüger, wenn er ihnen nicht den Geiſt eines lebenden Menſchen citiren könne. Er weigerte ſich lange; nachdem ſie aber heftig in ihn gedrungen waren, und H. verlangt hatte, er ſolle den Geiſt eines franzöſiſchen Sprachmeiſters berufen, der bei H. Unterricht gab, Schrepfer auch umſonſt entgegenſetzte, der Mann habe Frau und Kinder, ſo fing derſelbe ſeine Beſchwörung an. Plötzlich erſchien in der Ecke eine Geſtalt, welche H. für die des Sprachmeiſters erkannte. Als ſie wieder verſchwunden war, eilten ſie in deſſen Wohnung, und hörten ſchon von unten das Klaggeſchrei ſeiner Familie. Er hatte zu Nacht eſſen und dann mit ſeiner Frau ſpazieren gehen wollen; bei Tiſch aber that er plötzlich einen Schrei und war todt. Am folgenden Morgen erſchoß ſich Schrepfer im Roſenthal, einem Gehölze bei Leipzig. Die ihn zu jener Citation genöthigt hatten, gaben der Familie eine Penſion.

Was nun auch an dieſer Geſchichte ſeyn mag, ſo bleibt ſo viel gewiß, daß mit magiſchen Künſten nicht zu ſcherzen iſt.

— 9 —

Nachtleben der Seele.

Von Herrn Dr. Hagen.

Herr Dr. F. W. Hagen zu Erlangen ſchrieb in dem 2. Bande von R. Wagners Handwörterbuch der Phyſiologie den Artikel: Pſychologie und Pſychiatrie. Was er in ſolchem über das Nachtleben der Seele, vorzüglich aber über Geiſtererſcheinungen, ſagt, können wir nicht umhin unſern Leſern mitzutheilen, da beſonders ſeine Anſichten über Geiſtererſcheinungen und ihre bisherige Behandlung von Seiten der Wiſſenſchaft, ſo ganz mit dem übereinſtimmt, was wir in vielen unſerer Schriften, namentlich in der Schrift: „Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich beſtätigt: Stuttgart und Tübingen bei Cotta. 1836 in den Blättern aus Prevorſt und im Magikon, ſchon ſo oft vergebens ſagten und den Naturforſchern vor Augen ſtellten. Wir können Herrn Dr. Hagen für dieſe Worte der Wahrheit nicht genug Dank ſagen!

Er ſchreibt:

Nachtleben der Seele.

Unter dieſen Begriff faſſen wir eine Anzahl von Zuſtänden zuſammen, welche wir im Bisherigen nicht oder nur beiläufig erwähnt haben, und die zwar weder für die gewöhnliche Pſychologie noch für die Lehre von Seelenkrankheiten von directer Wichtigkeit ſind, deren völliges Uebergehen aber leicht zu der Meinung veranlaſſen könnte, als ließen ſie ſich aus den dargeſtellten Geſetzen von ſelbſt erklären, oder als ignorirten wir ſie, um uns nicht in unauflösliche Schwierigkeiten zu verwickeln. Solche Dinge ſind: das Verſehen, der Schlaf, der Traum, das Schlafwandeln, der thieriſche Magnetismus, das Doppeltſehen, das zweite Geſicht, die Ahnungen, die Geiſtererſcheinungen, die ſympathetiſche Curen. Man müht ſich vergebens ab, wenn man dieſe Erſcheinungen nach denjenigen Geſetzen der Pſychologie, von denen wir uns einer deutlichen Erkenntniß rühmen, erklären will; einzelne Symptome jener Zuſtände laſſen ſich zwar auf dieſem Wege deuten, keineswegs aber ihre Entſtehung und ihr Weſen. Unſere gewöhnliche Pſychologie (und wir rechnen dahin auch das, was wir in den vorhergegangenen Abſchnitten beigebracht haben) iſt nur ein Inbegriff von Geſetzen, wie ſie aus den gewöhnlichen pſychiſchen Erſcheinungen abſtrahirt werden, aus ſolchen, die uns tagtäglich zur eigenen Beobachtung und ſelbſtbewußten Reflexion kommen; wir würden aber höchlich irren, wenn wir dieſe aus einem gewiſſen Kreiſe von Thatſachen gezogenen Geſetze auf andere Thatſachen anwenden wollten, die in dieſen Kreis gar nicht gehören. Aus dieſem falſchen Verfahren ſind die größten Streitigkeiten entſtanden, die nur ihr Ende erreichen können, wenn man ſich auf den rechten Standpunkt ſtellt. Wie geſagt, unſere Pſycho-Phyſiologie zieht ihre Geſetze faſt nur aus den Thatſachen des gewöhnlichen Lebens, und die Pſychologie kann es auch größtentheils nur aus den gewöhnlichen Vorgängen des Seelenlebens, ſoweit wir uns derſelben hell bewußt werden; die Summe aller dieſer Erſcheinungen können wir füglich das Tagleben der Seele nennen. Die für daſſelbe gefundenen Geſetze haben ihre volle Richtigkeit, aber man vergeſſe nur nicht, daß daneben noch eine Reihe von andern Vorgängen verläuft, die einer ganz andern Region, nämlich dem Nachtleben der Seele, angehört. Dieſes Nachtleben erfordert ein eigenes Studium und eine eigene Darſtellung, mit welcher wir uns hier ſchon des Raumes wegen nicht befaſſen könnten, die aber auch für unſern Hauptzweck, welcher die pſycho-phyſiologiſche Erkenntniß der Seelenkrankheiten iſt, nicht nöthig iſt. Denn die pſychiſchen Krankheiten gehören nicht dem Nachtleben, ſondern dem Tagleben an. Die gewöhnlichen pſychologiſchen Geſetze werden auch in ihnen befolgt, ſowie bei körperlichen Krankheiten auch die phyſiologiſchen Vorgänge im Weſentlichen dieſelben bleiben, und nur durch die Krankheitsurſache eine außergewöhnliche Richtung erhalten. Auch kann man die oben aufgezählten Zuſtände weder für Seelenkrankheiten erklären, noch iſt innerhalb ihres Kreiſes jemals eine eigentliche Seelenkrankheit conſtatirt worden. Man muß daher dieſe Dinge wohl aus einander halten. Und nur aus dieſem Grunde, um alle Verwirrung und Mißdeutung zu verhüten, unternehmen wir es, in kurzen Zügen anzudeuten, wie wir jene Zuſtände zu betrachten, und in welches Verhältniß zu dem gewöhnlichen Tagleben wir ſie zu ſetzen haben.

Daß es mit der Thatſache des Verſehens ſeine Richtigkeit habe, iſt wohl jetzt durch ſo viele Beiſpiele erhärtet, daß man daſſelbe nicht mehr leugnen kann, man müßte denn den Zufall eine Rolle ſpielen laſſen, die ihm in jeder andern Wiſſenſchaft verweigert wird. Es ſind aber bisher alle Verſuche mißlungen, dieſe Fälle auf dem gewöhnlichen Wege der Einwirkung der Phantaſie auf die Nerven zu erklären. Ein Schrecken der Mutter kann vermittelſt der Nerven höchſtens die Gebärmutter afficiren, Krankheiten des Phötus, Frühgeburt u. ſ. w. bewirken. Sollte aber auf dieſem Wege eine eigentliche Verbildung des Fötus erfolgen, ſo wäre erſt nachzuweiſen, ob denn die Nerven, die zum Fötus gehen, wirklich die Fähigkeit haben, ebenſo wie das Gehirn auf Anregung von Vorſtellungen Bilder zu produciren, und dann, wenn dieſes bewieſen wäre, ob ein ſo afficirter Nerv auf die materielle Subſtanz einen ſolchen Einfluß hätte, daß ſeine ideellen Bilder in dieſer körperlich, leibhaftig ausgeführt würden. Ich glaube ſo wenig als wir im Stande ſind, durch eine Phantaſievorſtellung z. B. an unſerm Augenlide ein Gerſtenkorn entſtehen zu laſſen. Es bleibt daher nichts übrig, als eine unmittelbare Einwirkung der Seele der Mutter auf das Leben des Fötus anzunehmen, freilich nicht auf dem gewöhnlichen Wege des Vorſtellens, Fühlens und Wollens, ſondern auf eine andere noch ungekannte Weiſe, mag man nun an Magie, Sympathie oder magnetiſchen Rapport denken. Im Fötus iſt in den erſten Monaten Seele und Leib noch völlig eins, das ganze Leben ſteht noch auf der niedrigſten Stufe, und iſt rein mit der Plaſtik beſchäftigt, daher ſich jede Einwirkung auf daſſelbe auch in dieſer ausſprechen muß. Dieſer Einfluß der Mutter auf das Kind findet in jeder und in der ganzen Schwangerſchaft Statt, und das pſychiſche Verhalten der Mutter iſt für die körperlichen und phyſiſchen Anlagen des Kindes überhaupt ſo deutlich beſtimmend, daß das, was man Verſehen nennt, nicht eigentlich etwas ganz Beſonderes, Außerordentliches, ſondern nur eine krankhafte Modification jenes Einfluſſes iſt. Zum Nachtleben der Seele muß man aber dieſe Erſcheinungen aus zwei Gründen rechnen. Erſtens iſt die Seele der Mutter im Moment des Verſehens nicht mehr im mannigfaltigen Spiel der verſchiedenen Erkenntniß-, Gefühls und Strebungskräfte thätig, in welche ſie ſich ſonſt entfaltete, ſondern auf ein einziges Gedankenbild concentrirt, ein Zuſtand, mit welchem der Schlaf viele Aehnlichkeit hat. Zweitens, und dies iſt die Hauptſache, iſt der Zuſtand des Fötus eine Art Schlaf. Das Leben deſſelben hat ſich noch nicht in die ſpäteren verſchiedenen Thätigkeitsformen auseinandergefaltet, die Seele iſt mit dem Leibesleben noch Eins. Nehmen wir nun an, daß die Thiere, z. B. Bienen, Biber, bei ihren kunſtreichen Arbeiten einer traumartigen, angeborenen Idee folgen, welche ihnen ihr Handeln vorzeichnet, ſo kann man wohl ſagen, daß die noch in das Dunkel des Leibes und in die Plaſtik verſenkte und verſchmolzene Seele des Fötus einer, freilich immer nur problematiſchen, Art Traumidee bei dem Bilden des Leibes folge; das Leben befolgt einen unbewußten, ihm eingeprägten Typus. Bei dem Rapport aber, der zwiſchen der Mutter und dem Fötus ſtattfindet, wird der geſammte Seelenzuſtand der Mutter und die dieſem entſprechende leibliche Stimmung immer irgendwie determinirend auf den Fötus wirken, und deſſen traumartige Bildungsideen, die Typen ſeiner Bildungsrichtungen, dirigiren, aber für gewöhnlich wahrſcheinlich nur überhaupt den Grund zu der Conſtitution und zu den Keimen des Temperamentes und der Anlagen legen. Unter gewiſſen Umſtänden mag ſodann auf dieſe Art eine heftige, ungewohnte Seelenerregung, namentlich, wenn dabei die Seele in ihrer ſchaffenden Richtung beſtätigt und veranlaßt wird, ſich Dieſes oder Jenes in der Phantaſie lebhaft auszumalen, ſich in der Art in das Leben des Fötus reflectiren, daß daraus die erſten Anfänge zu einer ganz beſondern Bildung der Haut, der Finger u. dgl. entſtehen, die ſich dann von ſelbſt entwickeln; denn daß die aus Verſehen herzuleitenden Verbindungen nicht bloße Bildungshemmungen ſind, iſt durch viele Beiſpiele dargethan. Es fällt uns nicht ein, durch dieſe Erörterung die Frage für aufgelöſt zu halten, wir wollten nur andeuten, daß es noch einen andern Weg zur Erklärung ſolcher Vorgänge gibt, als den durch Gehirn und Nerven, oder Herz und Blut der Mutter zum Uterus, welcher unſeres Erachtens niemals zu einem Reſultate führen wird, ſo ſehr unſere Zeit ſich auch ſchmeicheln mag, zur Erkenntniß von Etwas, wovon ſie noch wenig weiß, durch etwas Anderes zu kommen, wovon ſie ſchon Manches weiß.

Dieſe Betrachtungen führen uns nun weiter zum *Schlaf* und zum *Traum*. Ob die Seele im Schlafe überhaupt weniger thätig ſei, können wir nicht wiſſen, weil wir im traumloſen Schlafe unſerer Seelenthätigkeit uns nicht bewußt ſind. Wir können alſo höchſtens ſagen, daß ſich im gewöhnlichen tiefen Schlafe die Seele wenig bemerklich macht. Denn daß ſie nicht ganz ruht, beweiſt das Aufwachen zur feſtgeſetzten Stunde, das Aufwachen beim Stehen der Mühle oder beim Anläuten am Hauſe, das Athemholen u. dgl. mehr. Die Seele zieht ſich, ſo zu ſagen, zuſammen, kriecht ein auf eine einzige Vorſtellung, ein einziges Gefühl, einen einzigen Bewegungsdrang, und wird ſich deſſen nicht mehr bewußt, weil, wie wir wiſſen, zum Bewußtſein eine Mannigfaltigkeit der einzelnen Zuſtände gehört. Offenbar geht aber dieſer Vorgang nicht von der Seele ſelbſt aus, ſondern ſie wird dazu durch den Zuſtand des Gehirns genöthigt. Was nun aber dies für ein Zuſtand ſei, das iſt zur Zeit noch eine höchſt dunkle Sache, und nur ſo viel gewiß, daß der Schlaf nicht eine bloße Negation des Gehirnlebens iſt, und ſich daher nicht unter die gangbaren Begriffe von Ermüdung, Erſchlaffung, Schwächung bringen läßt. Er iſt poſitiv eine andere Lebensform des Gehirns. Aber leider können wir über dieſen Seelenzuſtand im Schlafe ſehr wenig oder eigentlich gar keine Selbſtbeobachtungen machen, und das Meiſte, was wir aus eigener Erfahrung darüber wiſſen können, bezieht ſich auf das Einſchlafen, Aufwachen, und auf den Traum, da wir nur von dieſen Zuſtänden, aber nicht vom tiefen Schlafe eine Erinnerung haben. Vielleicht ſind folgende wenige Andeutungen nicht ohne Werth. Die Pole der Nerventhätigkeit ſind im Schlafe wie umgekehrt. Während nämlich im Wachen die centripetale Nerventhätigkeit in den Sinnen (äußere Empfindung) und die centrifugale in den Muskelnerven vorherrſcht (Bewegung), die centripetale der Muskelnerven (Bewegungseindruck, Bewegungsvorſtellung) dagegen wenig beachtet wird, iſt es im Traume umgekehrt. Die centripetale Sinnenthätigkeit iſt im Schlafe erloſchen, im Traume iſt ſie halbthätig, und gibt nur einzelne, aber dunkle, verſchwommene Empfindungen, die das gewöhnliche Subſtrat der Träume bilden, die Träume ſelbſt aber beweiſen ein verhältnißmäßiges Uebergewicht der reproductiven Thätigkeit des Gehirns über die aufnehmende; die motoriſche Nerventhätigkeit iſt faſt ganz erlahmt, aber die leiſeſten Veränderungen in den Muskelzuſtänden werden oft von der Seele als Bewegungseindrücke wahrgenommen, und erzeugen viele ſonderbare Träume von Angſt, Fliegen, Fallen, Laufen u. dgl. So beſtimmt denn der Zuſtand des Gehirns und Nervenſyſtems im Schlafe und Traume auch den der Seele. Alles was ihr in Folge dieſer Umwandlung des Gehirnlebens aus dem gewöhnlichen Tagesleben für unſere Beobachtung noch übrig bleibt, iſt ein einförmiges und eben deßhalb unbewußtes Wirken auf niedriger Stufe. Ob ſie dabei vielleicht nach anderen Seiten hin freier werde und, mit Aufhebung der Schranken von Zeit und Raum, in höheren Regionen ſchwebe, ſind Fragen, welche zwar aufgeworfen, aber nach dem Stande unſeres Wiſſens, wenigſtens jetzt noch, weder mit Grund, bejaht, noch mit apodiktiſcher Gewißheit verneint werden können.*)

Der Menſch erwacht aus dem Schlafe durch Alles, was den beſprochenen Gehirnzuſtand aufhebt, alſo erſtens ſchon durch den naturgemäßen Ablauf dieſes Zuſtandes ſelbſt, ſodann durch heftige Einwirkungen auf die Sinne, ſehr unangenehme Gefühle, ſtarke Anſtrengung zu Bewegungen (aus Angſt im Traume). Das gewöhnliche Reden im Schlafe ſteht dem Aufwachen ſchon ſehr nahe, und der Traum iſt ein Mittelzuſtand zwiſchen Schlaf und Wachen, in welchem die Seele mehr nur vegetirt, ſofern das Wort: vegetiren hier angewendet werden kann, indem es ein Leben ohne Einfluß der Willkür bezeichnet. Schon aus dieſem Allem läßt ſich abnehmen, daß das Nachtwandeln, oder beſſer Schlafwandeln, von dem gewöhnlichen Schlafe und Traume nicht blos quantitativ, etwa als tieferer Schlaf, verſchieden ſei. Denn wenn der Nachtwandler ſein Zimmer verläßt, in den Stall geht, ſein Pferd ſattelt, ſo kann dies unmöglich als bloßer Traum erklärt werden, weil der Nachtwandler, um jene Geſchäfte verrichten zu können, wiſſen muß, daß die Umgebungen, die er ſich denkt, wirklich um ihn ſind. Außerdem könnte es ihm ja ebenſo gut träumen, er befände ſich in einem Walde oder im Keller, während er ſich auf dem Dache befindet. Deßgleichen könnte er nie wiſſen, daß etwas in ſeiner Umgebung vorgeht, was ſeine Einbildungskraft ihm nicht ſagen kann, z. B. wenn man Eiſen in ſeine Nähe bringt, oder ihm etwas in den Weg legt, was er wegräumen muß. Durch ſeine gewöhnlichen fünf Sinnen kann er dergleichen auch nicht wahrnehmen. Zwar hat man die Sache ſo zu erklären verſucht, daß er die Gegenſtände wirklich auf dem gewöhnlichen Wege wahrnehme, aber durch eine prädominirende Traumidee verhindert werde, ſie in der Erinnerung in einen Zuſammenhang mit den übrigen Zuſtänden ſeines empiriſchen Ich zu bringen,

---

*) Die vorausgeſagten Träume zeugen für ſolches. R. —

Allein wenn dieſe Erklärung nicht, wie es den Anſchein hat, auf die bloße Schlaftrunkenheit, ſondern auf den eigentlichen Somnambulismus gehen ſoll, ſo ſetzt ſie etwas Irriges voraus. Denn der Schlafwandler wird die Dinge bei ganz geſchloſſenen Sinnen nicht blos mit offenen, ſondern auch mit feſtgeſchloſſenen, ja ſelbſt mit verbundenen Augen gewahr, wie ſie ſind; er iſt ferner für viele Dinge ganz unempfindlich. Der gewöhnliche Gefühlsſinn z. B. kann nicht, wie man hin und wieder annimmt, geſteigert ſein; denn es gibt Fälle, wo die Somnambulen in ein Kerzenlicht greifen, und ſich die Finger verbrennen, ohne Schmerzen zu empfinden. Es muß alſo hier eine ſinnliche Empfindung von ganz beſonderer Art angenommen werden, die wir uns vorderhand nicht anders vorſtellen können, als unter der Form eines ſehr lebhaften Gemeingefühles. Noch immer ſcheint uns von allen Hypotheſen, die über dieſen Gegenſtand möglich ſind, die wahrſcheinlichſte jene, daß bei allen unſeren Empfindungen die Gegenſtände außer der ſpecifiſchen Sinnesempfindung auch unſer Gemeingefühl immer irgendwie afficiren, und daß die Seele dieſe Gemeingefühle mit den entſprechenden Sinnesempfindungen nach und nach ſo aſſociirt, daß, wenn im Somnambulismus bloß noch das Gemeingefühl von der Außenwelt angeregt wird, auch dieſelben inneren Empfindungsbilder wieder erregt werden, welche früher mit jenen gleichzeitig vorhanden waren. Dazu braucht man nicht gerade nach beſonderen Nerven und Hirnorganen zu ſuchen, wie man dies früher mit dem Gangliensyſteme gethan hat, indem man die Herzgrube und das unter ihr liegende Sonnengeflecht als den Sitz des ſomnambuliſtiſchen Wahrnehmens anſah, eine Anſicht, welche durch die neueren Erfahrungen, denen zu Folge dieſes durch jeden andern Theil, z. B. die Stirne, vollzogen werden kann, hinreichend widerlegt iſt. Es läßt ſich ſehr wohl denken, daß die Gegenſtände der Außenwelt außerdem, daß ſie die beſonderen Sinne rühren, noch gewiſſe unmittelbare Eindrücke auf den Totalorganismus und hiemit zugleich auf alle Centralorgane machen, und da durch Stimmungen veranlaſſen können, die, durch das gewöhnliche Tagsleben verwiſcht und zurückgedrängt, erſt in den geheimnißvollen Zuſtänden des Somnambuliſmus deutlich hervortreten. Aber wir wollen uns nicht in Speculationen verlieren, ſondern glaubten nur Fingerzeige für den Weg geben zu müſſen, den nach unſerer Anſicht die Erforſchung dieſer Zuſtände einzuſchlagen hat. Das Fernſehen, das Vorherſehen der Magnetiſirten endlich und ihre manchmal ſo höchſt geſteigerte Ausdrucksweiſe können wohl kaum auf phyſiſchem Wege erklärt, ſondern es muß anerkannt werden, daß die Seele noch ganz andere Fähigkeiten habe, als die wir im Alltagsleben an ihr bemerken, und die nur in gewiſſen Zuſtänden ſich bemerklich machen, ſo wie wir die Sterne und den Mond erſt hell leuchten ſehen, wann die Sonne hinunter iſt. Es eröffnet ſich hier das dunkle Gebiet der Pneumatologie, in das wir, auch wenn es der Wiſſenſchaft möglich wäre, doch hier nicht weiter eingehen wollen.

Wir berühren daher einige weitere Erſcheinungen, als das Doppeltſehen, das zweite Geſicht, die Ahnungen, die Geiſtererſcheinungen auch nur inſofern, als wir unſere durch die Gewalt der Thatſachen uns aufgedrängte Ueberzeugung von der Realität dieſer Phänomene hier offen auszuſprechen uns veranlaßt fühlen. Es gehört in unſeren Zeiten ein gewiſſer Muth dazu, dies zu thun, weil Jeder, der ſich zu dieſer Anſicht bekennt, fürchten muß, man möge dieſelbe entweder ſeiner Phantaſterei, oder ſeinem Myſticiſmus, oder ſeiner Unwiſſenſchaftlichkeit und bornirten Leichtgläubigkeit zuſchreiben. Wir tröſten uns aber mit Kant, bei dem es ſicherlich nicht Mangel an Wiſſenſchaft oder Reſpect vor Ammenmährchen war, wenn er die Möglichkeit dieſer Dinge zugeſtand; auch hoffen wir, in den bisherigen Abſchnitten gezeigt zu haben, daß unkritiſches Annehmen oder myſtiſche Speculation nicht entfernt unſere Sache iſt. Auch wir gehörten früher zu den hartnäckigſten Gegnern eines zuweilen ſich vernehmen laſſenden Verkehres einer andern Welt mit der unſerigen, und ſind jetzt noch der

Ueberzeugung, daß eine große Anzahl von Viſionen, ja der überwiegend größte Theil derſelben in krankhaften Zuſtänden der Sinnesnerven und des Gehirns ihren Grund hat (ſ. unſere Schrift: Die Sinnestäuſchungen, in Bezug auf Heilkunde, Pſychologie und Rechtspflege. Leipzig, 1837.), und daß man immer erſt nach einer ſtrengen, die Möglichkeit ſubjectiver Entſtehung völlig ausſchließenden Kritik, eine objective Einwirkung annehmen dürfe.* Wer ſich aber mit den zahlreichen glaubwürdigen Berichten über ſolche Fälle bekannt macht, und ſich nicht abſichtlich gegen die evidenteſten Beweiſe verhärtet, der wird ſich zuletzt, wie wir, für beſiegt erklären und geſtehen müſſen, daß viele Fälle jeder phyſikaliſchen oder pathologiſchen Erklärung und jedes Verſuches, ſie auf die Phantaſie oder die Vorurtheile der Beobachter, oder gar auf Betrug zu deuten, ſpotten. Vornehmes Abſprechen und mitleidiges Herunterſehen auf die Leute, die ſich ſo abergläubiſches Zeug aufbinden laſſen, iſt freilich der bequemſte Weg, der Sache los zu werden; wir aber halten es dem Geiſte ächter Wiſſenſchaft ſchnurſtracks zuwider, dergleichen Thatſachen a priori bloß deßhalb abzuleugnen, weil ſich dieſelben aus unſeren gegenwärtigen phyſiologiſchen und phyſikaliſchen Kenntniſſen nicht genügend erklären laſſen. Man iſt ja doch in der Wiſſenſchaft alle Augenblicke gezwungen, zu geſtehen, Dieſes und Jenes ſei noch höchſt dunkel, dieſer und jener Punkt bedürfe noch vielfältiger Forſchung, und namentlich vom Gehirne bekennen Alle, daß ſie noch blutwenig wüßten; wenn nun aber die Reihe an das Nachtgebiet der Natur kommt, ſo ſpreizt ſich die „Wiſſenſchaft“, und wirft ſich in die Bruſt, und behauptet, ſie wiſſe ſchon ſo unendlich viel, ſie ſei ſchon ſo vollſtändig in die Natur aller Dinge eingedrungen, daß ſie mit unzweifelhafter Gewißheit Jedermann verſichern könne, an jenen Dingen ſei nichts, gar nichts, es ſei nach der, von ihr anerkannten, Weltordnung ganz unmöglich, daß dergleichen exiſtire!** Wir ſind weit entfernt, aus dieſen unſeren Ueberzeugungen irgend eine, ſey es mediciniſche oder pſychologiſche oder religiöſe Theorie zu ziehen; im Gegentheil räumen wir dem, was ſich daraus allenfalls, obwohl nur hypothetiſch, folgern ließe, nicht den geringſten Einfluß weder auf unſere wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen noch auf unſere ſonſtige Weltanſchauung ein, deren Princip nie den Geiſt in die Feſſeln von Vorurtheilen ſchlagen laſſen wird; aber eben ſo entſchieden glauben wir gegen jenen Terrorismus auftreten zu dürfen, welcher eine Reihe von Erſcheinungen ohne Weiteres aus der Gemeinſchaft der Erfahrungen excommuniciren will, weil ſie der zufälligen Richtung der Wiſſenſchaft und einer dadurch geſetzten einſeitig befangenen Anſchauungsweiſe unbequem in die Quere kommt. Das mögen Diejenigen bedenken, welche gegen dieſes Gebiet immer nur anführen, daß dergleichen ja in der Erfahrung gar keine Analogie habe, und dann doch die Erfahrungen, welche dafür ſprechen, mit ihren theoretiſchen Gründen niederſchlagen wollen. Unſere Abſicht bei dieſer ganzen Erörterung iſt nur, darauf zu dringen, daß man ſich endlich einmal bequeme, die Thatſachen nicht mehr abzuleugnen. Die Wiſſenſchaft verfällt dadurch keineswegs in Aberglauben, der Teufel kommt nicht mehr zurück, und wir würden mit in den vorderſten Reihen gegen ſeine Wiedereinführung fechten. Aber die Wiſſenſchaft ſoll die Augen nicht vor dieſen Phänomenen verſchließen, ſondern ſie unbefangen betrachten, wie ſie ſich darſtellen, ſoll aber dabei nicht wähnen, noch ſo wenig erforſchte Dinge unter das Fachwerk der bisher gekannten Geſetze zwängen zu können, ſondern damit anfangen, zu geſtehen: Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als wir in unſeren Schulſyſtemen träumen.

---

* Gewiß ſehr wahr! K.

** Sehr wahr! K.

Des Erzbiſchofs Malachias Weiſſagung von den Päbſten ſeit 1143.

Dieſe Prophezeihung findet ſich im 1. Cap. des „Europäiſchen Staatswahrſagers“, und es iſt neuerdings, bei Gelegenheit der vorwaltenden Papſtwahl nach dem Tode Leo's XII., ein Aufſatz darüber erſchienen im Morgenblatt vom 12. u. 14. Feb. 1831, Nro. 37 und 38, unter der Aufſchrift: „Erinnerung an eine merkwürdige alte Prophezeihung, bei Gelegenheit der gegenwärtigen Pabſtwahl.“ Daſelbſt wird geſagt: Malachias war Erzbiſchof von Down oder Downe (Comitatus Dunenſis) in Irland, was jedoch nach der Einleitung in dem Europ. StW. berichtigt werden müßte, wo geſagt wird: anfangs war Malachias Mönch, bald nachher Abt zu Bangor; im J. 1130 ward er Biſchof, und darauf Erzbiſchof zu Armagh in Irland, welches Amt er aber 1137 niederlegte, um Unterbiſchof in der Kirche zu Down zu ſein. Es heißt im Morgenblatt ferner, die Prophezeihung ſei mehrmals gedruckt: mit Anmerkungen von Ciacconi in Arnold Wion's Lignum vitae ornamentum et decus eccleſiae, Venet. 1595, Teutſch Köln 1613, dann in den Floſculis hiſtoriarum von Johann von Bußieres, Köln 1706, welche vorher ſiebenmal in Frankreich herausgekommen. Die prophetiſchen Worte beziehen ſich, heißt es, wie aus den von Pater Alphons Ciacconus (Ciacconi) verfaßten Auslegungen hervorgeht, entweder auf das Vaterland des betreffenden Pabſtes, oder auf den Ort wo er vorher Biſchof war, oder auf ſeinen Familiennamen, oder auf ſein Familienwappen, oder auch auf ein Ereigniß, das unter ſeiner Regierung Statt hat oder haben ſoll (alſo eigentlich auf die Regierungszeit). So Innocenz V. Concionator Gallus, weil er aus einer franzöſiſchen Familie und vom Predigerorden war; Cöleſtin IV. Leo Sabinus, weil er einen Löwen im Wappen führte und Biſchof im Sabiniſchen war; Alexander V. Flagellum solis, weil er eine aufgehende Sonne im Wappen hatte, und er vorher Erzbiſchof zu Mailand war, wo an der Kirche des h. Ambroſius mit der Geißel angemalt iſt; Paul V. Gens perversa, weil unter ihm die Böhmen „von der Peſt der Ketzerei angeſteckt, gegen die katholiſche Religion und gegen den Pfeiler der Kirche, das Öſterreichiſche Haus, aufſtanden, und die ganze chriſtliche Gemeine in Verwirrung brachten“ (heißt es ausgezogen in jenem Aufſatz); Innocenz X. Jucunditas crucis, weil unter ihm der Weſtphäliſche Friede geſchloſſen wurde. Auf letztere Auslegung deutet die Lateiniſche des Ciacconi, der Eur. St.W. macht auf Teutſch eine andre. Der Verfaſſer des Aufſatzes ſetzt ſehr gut hinzu: „Vielen der Auslegungen merkt man an, daß ſie im Sinne des römiſchen Intereſſes gemacht ſind, und leicht möchte ein unpartheyiſcher Kenner der Specialgeſchichte der Päbſte hier und da andre Beziehungen der Erfüllung aufſinden können“. Daß Erſtere iſt nämlich die Particularanſicht des Römiſchen Propheten, wornach ſich auch mehrere Weiſagungen des Bruders Hermann von Lehnin richten. Von 1676 hören die Auslegungen des Ciacconi auf, „weil er über Innocenz XI. keinen Pabſt mehr erlebte.“ So ſagt der Vrf. des Aufſatzes, ſcheint aber zu irren, und es ſcheint heißen zu müſſen: „über Innocens X.,“ der 1655 ſtarb. Man ſehe den Eur. St.W. S. 18 u. 31. Nun hebt der Vrf. die fünf letzten Päbſte aus, die dem nachmaligen Gregor XVI. vorausgingen:

Visus velox (ſchneller Blick), Clemens XIV. „der mit ſo großer Kraft, ſo großem Scharfſinn ausgerüſtete Pabſt Ganganelli.“ — „Wie lange zauderte er nicht, bis er endlich den gebieteriſchen Umſtänden nachgab und die Aufhebung des Jeſuitenordens unterzeichnete, als habe er vorausgeſehen, daß er mit der Vernichtung der Loyoliten ſeinem ſchon ſehr untergrabenen Kirchengebäude den Hauptſtrebepfeiler entreißen werde, der, einmal weggenommen, ſich nie mehr recht werde anpaſſen laſſen."

Peregrinus apostolicus (der apoſtoliſche Mann in der Fremde) Pius VI., „der durch ſeinen feierlichen Anſtand bei allen kirchlichen Handlungen die Frommen zu großer Erbauung erweckte, wie denn ſchon Benedict XIV. in ihm mehr einen durch Frömmigkeit als durch Genie und Gelehrſamkeit ausgezeichneten Mann erkannt hatte. Dieß in Beziehung auf das Wort Apoſtolicus, wenn wir anders darinn etwas mehr als ein gewöhnliches Prädicat eines Pabſtes ſehen wollen; das Peregrinus deutet auf ſeine zwar pomphafte, aber für ihn demüthigende Reiſe nach Wien, wo ſeine Unterhandlungen mit Joſeph II. ohne den gewünſchten Erfolg blieben" — — „er iſt übrigens gegen das Ende ſeines Lebens noch einmal gezwungen worden, ſich von Rom, das von den Franzoſen in eine Republik umgeſchaffen worden war, hinweg und als Gefangener nach der Citadelle Valence zu begeben, wo der unglückliche Greis (den 29, Aug. 1798) ſtarb." Dieſe Jahrzahl ſcheint vielmehr 1799 heißen zu müſſen.

Aquila rapax (raubſüchtiger Adler)," bezeichnet die Regierungszeit Pius VII., und ſollte ·nicht Napoleons Adler beifallen, der ſeine Raubfänge auf ſo viele und große Beute ausſtreckte, daß ſelbſt die Tiare nicht vor ihm ſicher war? Außer an die Wegnahme Roms durch Napoleon muß man hier auch beſonders an die Säculariſationen in Teutſchland denken, durch welche die Kirche ſo großer Güter beraubt wurde."

„Mit Canis et coluber (Hund und Schlange) finden wir Leo XII bezeichnet. Hat er nicht mit ſtrenger Wachſamkeit (einer Tugend, die zu den nöthigſten Eigenſchaften eines Pabſtes gezählt wird, daher ſie auch das Prädicat canes führen) die Rechte ſeiner Kirche zu wahren geſucht, und ſeine Schlangenklugheit, die neben der Taubeneinfalt einen Pabſt zieren ſoll, ſchon früher als Nuncius bei ſeinen verſchiedenen Sendungen, ganz beſonders bei Abſchließung von

Concordaten, und als Pabſt durch die Rückgabe des Römiſchen Collegiums ꝛc. ꝛc. an die Jeſuiten, durch die Herſtellung der Gefängniſſe der Inquiſition und durch die Verbindung der ſüdamerikaniſchen Republiken mit dem Röm. Stuhl bewährt?"

„Noch bleibt Pius VIII. übrig, deſſen Hinſcheiden die Kirche ſo eben betrauert, und wer will ihm das Prädicat religioſus ſtreitig machen, beſonders wenn man ſich ſeines Hirtenbriefs erinnerte?"

Der Vf. fügt nun noch die Deviſen der folgenden Päbſte hinzu und ſagt: „der erſte, deſſen Wahl eben noch ſchwebt, iſt angedeutet durch die Worte; De balneis Hetruriae: dieß kann heißen: der neue Pabſt werde kommen aus Balnea regia d. i. St. Bagnorea in der päbſtlichen Delegation Viterbo (eine Meile ſüdlich von Orvieto, dritthalb Meilen nördlich von Viterbo) im ehemaligen Hetrurien; es kann aber auch eine andere uns noch verborgene Beziehung (wie faſt das De anzudeuten ſcheint) darin liegen." —

So weit der Verf. Die Aechtheit der Weiſſagung iſt viel bezweifelt worden, jedoch wahrſcheinlich mit Unrecht, wie die des Br. Hermann von Lehnin. Bernhard von Clairvaux verſichert, daß Malachias den Geiſt der Weiſſagung gehabt habe. Merkwürdig treffen zu die Prädikate: Visus velox (Clemens XIV., Ganganelli), Peregrinus apostolicus, (Pius VI. Praſchi), der erſt die weltberühmte Reiſe zu Joſeph II. machte, um für die hergebrachten Rechte des päbſtlichen Stuhls, die Inveſtiturgebühren zu ſollicitiren, und am Ende ſeines Lebens noch mehr ein apoſtoliſcher Pilgrim werden mußte, und Aquila rapax (Pius VII. Chiaramonti), ſofern der Ausdruck ſeine Leiden durch den franzöſiſchen Adler bezeichnet. Er regierte von 1800 — 1823, und allerdings konnte das Peregrinus apostolicus von 1809 — 1814 auch ihm gelten, ſelbſt im Jahr 1804 vermöge ſeiner Reiſe nach Paris zur Krönung Napoleons. Allein Pius VI. war damit bereits treffend bezeichnet. Außer obigem Bezug machte mich der ſel. Stadtgerichtsdirector Conrad Schmidt von Augsburg, ein Freund von Eckartshauſen, noch auf eine andere Auslegung aufmerkſam, die ich jedoch nur für ſecundär halten möchte: auf die neue Gewalt, welche Pius VII in ſeinen letzten Jahren über die katholiſche Kirchen der Europäiſchen Länder gewann, auf die Wiedereroberung der verlorenen Kirchenprovinzen. Ob die Familie der Grafen Chiaramenti zu Ceſenna, woraus er war, einen Adler im Wappen führt, iſt mir unbekannt; vielmehr glaube ich mich zu erinnern, es ſei ein Schloß und ein halber Mond. — Am 27. Sept. 1823 wurde erwählt Leo XII, oder Hannibal della Genga, geb. zu Genga bei Spoletto d. 2. Aug. 1760, bei Malachias Canis und coluber, wovon eben die Auslegung, die nicht unwahrſcheinlich iſt. Er war einer der beſten, billigſten und klügſten Päbſte, der ſeinem Amte treu vorſtand, und viel für die öffentliche Ordnung that; er ſtarb am 10. Febr. 1829. Sein Familienwappen war ein grüner oder braungrüner ſchwebender Adler im blauen Felde, über dem Adler eine goldene Krone, und darüber noch ein kleiner goldener Adler (wofern ich bei ſeiner Exequien recht geſehen habe). Sein Nachfolger Pius VIII. Caſtiglione, mit Vir religiosus bezeichnet, war wirklich ein ausgezeichnet frommer Greis, und dafür unter anderem ſeine Antwort auf die Anrede des Vicomte v. Chateaubriand bei dem Conclave charakteriſtiſch, worin er bemerkte, daß der Wahl eines Seelenhirten politiſche Rückſichten fremd bleiben müßten. Er regierte aber keine zwei Jahre, und ihm folgte am 2. Febr. 1831 der noch jetzt (im März 1832) regierende Pabſt Gregor XVI., Cappellari. Seine Deviſe: de balneis Hetruriae, von den Toſkaniſchen Bädern, ſchien auf einen Piſaner zu deuten; allein er iſt geboren zu Belluno im venetianiſchen am Piave (ehedem Bellunum), und wofern nicht ſeine Familie aus Piſa ſtammt, ſo müßte die Zeit erſt die Erklärung bringen. Eben gegenwärtig hat er mit den im Kirchenſtaat, beſonders in den Legationen ausgebrochenen Unruhen und der Beſetzung von Ankona durch die Franzoſen ſchwer zu kämpfen.

Im Staatswahrſager fehlt die Erklärung des Symbolums einiger vorigen Päbſte. 92 iſt Clemens XII. columna excelsa, wobei nur geſagt iſt: „Ein Florentiner aus dem Hauſe Corſini.“ 93. „Animal rurale, ein Feldthier. Benedictus XIV. der jetzige Pabſt, erwählt den 17. Aug. 1740“ (regierte bis 1758). Er hieß Lambertini, war geboren zu Bologna, und zuvor daſelbſt Erzbiſchof. Woher nun jenes Prädicat? Ferner „94 Rosa Umbriae. Die Roſe aus Toſcana“. Dieß wäre Clemens XIII. geweſen v. 1758 — 1769. Er war geboren zu Venedig, hieß Rezonico, zuvor Biſchof von Padua. Dieſe Stadt liegt im Venetianiſchen, und Umbria iſt auch nicht Toſcana, ſondern das jetzige Herzogthum (die Legation) Urbino (ſ. Biſchoff und Möller). Dieſe Andeutung iſt alſo völlig dunkel. — In der Geſchichte der Päbſte von Clorente findet ſich keine Auflöſung dieſer Fragen. Ferner habe ich mir angemerkt:

Oct. 1837. Der noch regirende Pabſt Gregor XVI. hat vor einiger Zeit (wo ich nicht irre im Vatican) ein Hetruriſches Muſeum oder eine Sammlung Hetruriſcher Alterthümer angelegt. Ob hiemit ſeine Deviſe zuſammenhängt?

Im Sept. und Oct. 1839 war eine Verſammlung der Naturforſcher in Piſa, welche zu beſuchen Gregor XVI. den **Römiſchen Geiſtlichen und Profeſſoren** verbot. Sie wurde am 1. Oct. unter den Auſpicien des Großherzogs von Toskana mit einem Hochamt eröffnet (allg. Zeit. v. 14. Oct.,) und ſchrieben ſich 210 Mitglieder ein. Man behauptete, daß damit eine neue Aera für die Wiſſenſchaft in Italien beginne. Da dieſes alſo ein ſo merkwürdiges Datum in ſeiner Regierungszeit iſt, ſo könnte die Deviſe ſich auch hierauf beziehen. Doch warten wir die weitere Zukunft ab.

Die Weiſſagung kündigt noch zwölf Päbſte an, wovon der nächſte mit Crux de cruce (Kreuz vom Kreuz) bezeichnet wird.

— v —

Jakob Böhmes Schauen vom Tode und von dem Zuſtand der Seele nach dem Tode.

Die Lehre des deutſchen Philoſophen Jacob Böhme in einem ſyſtematiſchen Auszuge aus deſſen ſämmtlichen Schriften dargeſtellt und mit erläuternden Bemerkungen begleitet von Dr. Julius Hamberger, Profeſſor der Religions- und Sittenlehre am königlichen Cadetten-Corps in München. München. Im Verlag der literariſch-artiſtiſchen Anſtalt. 1844.

Dieſe Schrift enthält eine Zuſammenfaſſung des weſentlichen Inhaltes der Böhmiſchen Schriften in ein leichter zu überſchauendes Ganze.

Die Tiefe dieſer Schriften, eine gewiße Unbeholfenheit des Verfaſſers in der Darſtellung, machen ſie zu den dunkelſten und ſchwierigſten Erzeugniſſen des menſchlichen Geiſtes. Eine ſolche Verſtändigung war ein um ſo größeres Bedürfniß, da frühere Verſuche zu ſolchen, ihrem Zweck durchaus nicht genügen, in vorliegendem Werke aber alles erfüllt iſt, was zu einer allgemeinen Verſtändigung dieſes tiefen Sehers dienen kann.

Böhme hatte wie Plato ein inneres Schauen, ſeine Philoſophie ging aus den Tiefen des Innern und ſie iſt keine Philoſophie des Gehirnes und abſtrakten Verſtandes.

Böhme blieb in einem Verbande mit der Natur, während Gehirnphiloſophen ſich dieſem geradezu entreißen und daher nie weiter kommen können, als eben ein von der Natur abgetrenntes Menſchengehirn kommen kann.

Der Glanz eines blanken Zinngefäßes, (ein blanker Zinnteller that hier mehr, als ein ihm vom Catheder vorleſender Profeſſor der Philoſophie) das den Schein des Sonnenlichtes auf liebliche Weiſe wiederſpiegelte, entwickelte in Böhme unverſehens eine ſolche wunderbare innere Klarheit, daß es ihm war, als vermöchte er nun ungehemmt die tiefſten und letzten

Prinzipien aller Dinge zu erſchauen; kurz, er wurde in den Zuſtand des Innern verſetzt. Faſt beängſtigt von der Fülle, der ſich ihm vorſtellenden Erkenntniß, wohl auch in der Freude wegen ſolchen überfließenden Reichthumes von einer Art Zweifel ergriffen, begab er ſich ſo fort in das Grüne; um ſich theils von ſeiner Gemüthsbewegung zu erholen, theils auch die Realität der ihm zu Theil gewordenen Anſchauungen an der Objektivität der Natur zu prüfen. Er erlangte in der That die Beſtätigung des kaum Gehofften: der einmal gewonnene Blick in die Tiefen der Dinge, wurden bei ihm immer heller und klarer, ſo daß er denſelben, wie er ſich manchmal ſelbſt darüber erklärte, bis in ihr innerſtes Weſen, in ihr Herz gleichſam hineinzublicken vermochte. Intereſſant muß es beſonders den Leſern dieſer Blätter ſeyn, was Böhme vom Tode und von dem Zuſtande der Seele nach dem Tode ſchaute, und was mit den Beobachtungen und Anſichten dieſer Blätter auch ſehr übereinſtimmt, eben weil es auf innerer Naturanſchauung beruht.

Wir geben hier ohne die erläuternde Erklärung des Verfaſſers jener Schrift, nur die von ihm aufgefaßten Hauptſätze Jakob Böhmes über den Tod und den Zuſtand der Seelen nach ihm.

Vom Tode und dem Zuſtande der Seele nach dem Tode.

1. Weil der Menſch um der Sünde willen in die Gewalt der Geſtirne gefallen iſt, ſo kann ſein äußeres Leben nicht immerdar bleiben.

2. Der Menſch verfällt aber dem Tode entweder dadurch, daß dem Leibe die Speiſe entzogen oder derſelbe des Blutes beraubt wird, oder auch dadurch, daß ihn Krankheit befällt und alſo das eine oder das andere Element die Uebermacht in ihm gewinnt.

3. Im Tode fällt der Leib den vier Elementen anheim und bleibt alſo nun der Geiſt in der Wurzel des wahrhaften oder fünften Elementes ſtehen.

4. Während der Menſch bei Leibes Leben in drei Prinzipien exiſtiren kann, ſo ſteht er nach dem Tode nur in einem einzigen, entweder im Feuer oder im Lichtreiche.

5. Nach dem Tode kann die Seele ihren Willen nicht mehr ändern, ſondern ſie verſinkt da völlig in das, was ſie auf Erden erfaßt hat.

6. Bei verkehrter Willensrichtung bekommt die Seele auch ein verkehrtes Weſen, und dieſes wird nun in jenem Leben offenbar.

7. Wenn die Seele des göttlichen Lichtes entbehrt, ſo treten bei ihr die vier untern Naturgeſtalten hervor, und quälen ſie auf mannigfaltige Weiſe.

8. Auch das Bewußtſein ihrer vormaligen Sünden peinigt die Seele, ſo wie die Vorwürfe und die Flüche derjenigen, welchen ſie auf Erden Leid zugefügt hat.

9. Alle dieſe Qual iſt um ſo heftiger, da die Seele aus der Zerſtreuung des äußern Lebens herausgezogen iſt, und ihre böſe Begierde der Befriedigung jetzt gänzlich ermangelt.

10. Es vermag ſich die gottloſe Seele wegen des Gefühls ihrer eigenen Schande nicht mehr zu bekehren, und ſie hat die beſeligende Faſſung in Gott völlig verloren.

11. Das Licht der göttlichen Liebe macht ſich dem Gottloſen nur auf widerwärtige Weiſe, als Zorn, offenbar.

12. Weil dann die gottloſe Seele nirgends Hülfe oder Errettung finden kann, ſo ergibt ſie ſich völlig dem Teufel.

13. Dabei erbebt die gottloſe Seele ſtets vor dem jüngſten Gerichte und nur im Trotze gegen Gott, und in der Beförderung des Böſen in der Welt findet ſie noch einige Freude oder Beruhigung.

14. In einen ganz andern Zuſtand gehen freilich diejenigen bei ihrem Abſchiede von der Welt ein, welche in der ganzen Zeit ihres Lebens gegen ihre böſen Begierden gekämpft oder gar dieſelben völlig überwunden haben.

15. Das Licht und die Kraft Gottes durchleuchtet und erfüllt ſie, der Segen ihrer guten Werke umgibt ſie, die Hoffnung nach höherer Verherrlichung belebt ſie; aus den Leiden und Verfolgungen, welche ſie erduldet haben, erblüht ihnen lauter Freude.

16. Zwar folgen den Abgeſchiedenen auch alle ihre ſündhaften Werke nach, haben ſie aber deren Vergebung zu erringen gewußt, ſo wird auch durch dieſelben ihre Seligkeit nicht getrübt.

17. Auch das hölliſche Weſen, ſo wie die Verwirrung der irdiſchen Dinge, ſelbſt bei ihren ehemaligen Anverwandten, kann ihre ſanfte Ruhe nicht ſtören; doch freuen ſie ſich der Frömmigkeit der Ihrigen, und ſind wohl auch geneigt, dieſes oder jenes zu Gottes Ehre zu offenbaren.

18. Die Erkenntniß und Wiſſenſchaft iſt bei den völlig in die Heiligung eingegangenen Seelen eine überſchwängliche, bei den erſt zuletzt noch Bekehrten iſt ſie freilich weit geringer; ebenſo findet bei dieſen Letztern, da ihnen der himmliſche Leib noch faſt gänzlich fehlt, keine Wirkſamkeit Statt.

19. Die Behauptung, daß die abgeſchiedenen Heiligen unſere Noth dem allwiſſenden Gott vortragen, und durch ihre Fürbitte die unendliche Barmherzigkeit bewegen, uns zu helfen, iſt eine ſinnloſe.

20. Daß aber durch die verſtorbenen Heiligen bei ihrer großen Erkenntniß und Kraft und bei ihrer beſtändigen Luſt, Gutes zu ſtiften, Wunder auf Erden gewirkt worden ſeyen, das wird ſich nicht läugnen laſſen.

21. Es war dieſes möglich durch den ſtarken Glauben der Lebendigen, der in den kräftigen Willen jener Heiligen einging.

22. Einer reinen Seligkeit, wie die eigentlichen Frommen, können ſich diejenigen Seelen noch nicht erfreuen, welche nur im halben Glauben von der Welt geſchieden, und alſo zur wahrhaften Wiedergeburt noch nicht gelangt ſind.

23. Dieſe, mit dem irdiſchen Weſen noch behafteten Seelen erſcheinen hie und da in ihrem irdiſchen Leibe, namentlich auch, um die Lebenden zu bitten, ihnen mit ihrem Gebete beizuſtehen.

24. Allerdings vermögen die Lebenden den Abgeſchiedenen, beſonders aber den Sterbenden durch ihr Gebet, wenn daſſelbe ein recht gläubiges und ernſtliches iſt, den Kampf mit den Mächten der Finſterniß zu erleichtern.

Sogenannte Wunderheilungen.

Franziskus de Paris ſtarb den 1. May 1727 in Paris. Kaum war er todt, ſo verbreitete ſich durch ganz Paris ein Gerücht, der entſeelte Körper, welcher auf dem Kirchhof St. Medard begraben lag, thue Wunder. Man lief von allen Seiten zum Grabe, küßte die Erde, drang in die Todtenkammer und theilte ſich in Alles, was er an ſeinem Körper hatte. In wenigen Wochen war Paris voll von wunderthätigen Heilungen. Merkwürdig iſt, daß dazumal die Jeſuiten die heftigſten Gegner dieſer angeblichen Heilungen waren, die ſie für eitlen Betrug der Janſeniſten erklärten. Einen partheiloſen Beſchreiber und Vertheidiger fanden dieſe wenigſtens aber in dem Parlamentsrathe Montgeron. Dieſer ein Anhänger deiſtiſcher Lehren, betrachtete auch jene Erſcheinungen als Betrug und war ihr großer Spötter und Widerſacher. Als ſolcher und in der Hoffnung, ſich noch mehr Beweiſe für ſeine Behauptung verſchaffen zu können, begab er ſich am 7. September 1731 ſelbſt auf den Medardskirchhof zu dem Grabe des gerühmten Heiligen. Hier nun war er durch die eigene Anſicht der wundervollſten Heilungen ſo gerührt, daß er, überzeugt von ihrer Wahrheit, wieder das Grab verließ, und ſo ein heftiger Gegner er vorher war, ſo ein eifriger Vertheidiger deſſelben wurde er jetzt.

Das Gerücht von dieſen Wundern kam auch zu des Königs Ohren, allein die Günſtlinge hatten ihn zu überreden geſucht, das alles ſeye nur ein Betrug, der von den Janſeiſten zum Vortheil geſpielet worden. Deswegen ſezte Herr von **Montgeron** eine ſchriftliche Erzählung mehrerer der vornehmſten Heilungen auf, belegte ſie mit Zeugniſſen und überreichte dieſe

Schrift nebſt einem ernſten, ſehr ſchönen Zueignungsſchreiben, dem Könige in Perſon.

In dieſer Zuſchrift an den König, die dem erſten Band (auf 28 Seiten) vorgedruckt iſt, beruft er ſich mit männlicher Beredſamkeit im Angeſichte des Hofes und des Königs darauf; — daß ſo viele Menſchen, die er mit Namen nennt) in Paris in Gegenwart vieler Zuſchauer, von den ſchwerſten und zum Theil unheilbaren Krankheiten auf dem Grabe des Paris geheilet worden; — daß viele angeſehene Aerzte und Wundärzte und Geiſtliche die Wahrheit dieſer Geſchichten bezeugen; daß es blos an dem böſen Willen der Biſchöffe (!!) liege, wenn keine gerichtlichen Beweiſe davon geführt werden könnten, ſie geben nur darauf aus, dieſen Heiligen in Verdacht zu bringen und unterließen gerichtliche Unterſuchungen nur deswegen, weil ſolche dieſe Heilungen in das klarſte Licht ſetzen würden. In dieſem Briefe redet er auch vieles, doch mit Beſcheidenheit, wider die ehrgeizigen Abſichten des römiſchen Hofes und der Jeſuiten, die die ganze Chriſtenheit und alle Könige ihren Befehlen zu unterwerfen ſtreben und die Abſicht verriethen über die ganze Welt den Pabſt durch ſich, und wieder ſich durch den Pabſt, herrſchen zu machen. Endlich beſchließt er mit einer ehrerbietigen Ermahnung an den König, ſein Herz dieſen großen Wundern nicht zu verſchließen, ſondern ſie Kraft ſeiner erhabenen Macht auf's ſorgfältigſte zu prüfen.

Die Folge war, daß er durch Einwirkung der Jeſuiten ſeine Würde und nachher auch ſeine Freiheit verlor. —

In dem Werke beſchreibt Montgeron eine Menge geſchehener Heilungen. Zuerſt gibt er eine kurze Nachricht von der Heilung ſelbſt, alsdann beſchrieb er den Character der Zeugen, auf deren Ausſage die Heilung beruht, hierauf folgt ſein Beweiß von deren hiſtoriſcher und philoſophiſcher Richtigkeit und endlich fügt er alle möglichen Documente und Zeugniſſe bey. Die Krankheiten ſind genau angegeben und ſo wie ſie mit vielen Zeugen für ihre Heilung im Buche ausgeführt ſind, iſt weiter nichts einzuwenden. Vier Jahre nach einander waren ſeit

1727 eine Menge von ſolchen Heilungen auf dem Grabe des Paris geſchehen, als ein neuer unerwarteter Auftritt ſich ereignete. Seit dem Jahre 1731 bekamen alle diejenigen, auch kleine Kinder nicht ausgenommen, die man auf das Grab deſſelben legte, die entſetzlichſten Convulſionen, welche augenblicklich aufhörten, ſobald man ſie vom Grabe wegnahm und alsbald wieder anfingen, wenn man ſie dahin brachte. Sie dauerten öffentlich auf dem Grabe ohngefähr ſieben Monate, in welcher Zeit verſchiedene Kranke durch dieſe Verzuckungen (magnetiſche Kriſen) geheilt wurden. Es waren völlig magnetiſche Zuſtände in die, nach den vorausgegangenen Krämpfen, die auf das Grab gelegten verfielen, ein magnetiſcher Schlaf, in dem ſie Verordnungen für andere machten, in dem Menſchen von geringer Bildung rührende geiſtliche Reden hielten, vorausſagten, in fremden Sprachen redeten.

Durch die Bemühungen der Jeſuiten wurde aber der Kirchhof St. Medard, auf Befehl des Königs, den 25. Januar 1732 zugemauert.

Wenn wir annehmen, daß auf dieſem Grabe des Franziskus de Paris wirklich Krankheiten geheilt wurden, wie Herr Montgeron viele mit Zeugen belegte Geſchichten erzählt, ſo ſind wir weit entfernt, daß Heilungen dem Einfluß eines in dieſem Grabe ruhenden Heiligen zuzuſchreiben, ſondern wir nehmen an und wiſſen: daß die Kraft des Glaubens und Gebetes ſchon Heilungen hervorgebracht, die die gewöhnliche Arzneikunde nicht bewirken konnte, daß die Macht des Gebets und des Glaubens, den Menſchen in den Zuſtand des Innern verſetzen und Erſcheinungen an ihm hervorbringen kann, die den magnetiſchen ähnlich, oder dieſe ſelbſt ſind. Jene Convulſionen, in die die Gläubigen auf dem Grabe verfielen, waren auch nichts anders als magnetiſche Kriſen, in denen ſie in ihr Innerſtes zurückgeführt wurden und ihr leibliches, wenigſtens auf eine Zeit lang, einen ſolchen erſchütternden Eindruck erlitt, daß nicht nur ihr Seelenzuſtand, ſondern auch der Zuſtand ihres Körpers, eine mächtige Veränderung erleiden konnte, die für beide heilſame Kriſen und Heilungen wohl hervorzubringen im Stande war.

Der Königl. Preuß. Stadtkreis-Phyſikus zu Trier, Herr Dr. Hanſen, brachte uns jene alte Schutzſchrift Montgerons für die Heilungen auf dem Grabe des Paris wieder in Erinnerung, und zwar durch ſeine Schrift, betitelt:

> „Aktenmäßige Darſtellung wunderbarer Heilungen, welche bei der Ausſtellung des heiligen Rockes zu Trier im Jahr 1844 ſich ereignet. Nach authentiſchen Urkunden u. ſ. w. Trier, Verlag von Galls Buchhandlung. 1845.“

Wie Montgeron, hat auch Dr. Hanſen die Vertheidigung wunderbarer Heilungen übernommen und liefert uns mit Belegen von Zeugen und ärztlichen Beſtätigungen die Geſchichte einer Reihe von Heilungen, die bei Gelegenheit der Ausſtellung des angeblichen h. Rockes zu Trier geſchehen ſeyn ſollen.

Herr Dr. Hanſen giebt dieſe Krankheitsgeſchichten meiſtens ſehr ausführlich und in einem wiſſenſchaftlichen Sinne und wir zweifeln an deren Wahrheit ſo wie auch, zum Theil, an einer wirklich geſchehenen Heilung, keinesweges, nur glauben wir nicht, daß ſolche Heilungen dadurch geſchahen, weil jener ausgeſtellte Rock ein wahrhaftes Gewand des Erlöſers geweſen und ihm von deſſen heilender, göttlicher Kraft innewohnt, ſondern wir glauben: daß jene Heilungen einzig durch den Glauben, das Gottvertrauen und das inbrünſtige Gebet, welches die Kranken in jenem Momente in ihr Inneres geführt, ihr innerſtes Seelenleben mit Ertödtung des Leiblichen hervorgerufen, bewerkſtelligt worden ſeyen. Wir ſagen: zum Theil, — weil wir auch nicht allen der hier aufgeführten Heilungen unſern unbedingten Glauben ſchenken können.

Ein Fall, den Herr Dr. Hanſen in ſeiner Schrift ſehr ausführlich aufführt (Fall IV.) iſt der der Gräfin Johanne Droſte zu Viſchering. Die Einfachheit und Klarheit ſeiner Erzählung beurkundet uns ſeine Wahrheit und wir ſehen aus ihm, was Glauben und Gottvertrauen im inbrünſtigen Gebet zu thun vermögend ſind, mögen ſolche einen

Menſchen im ſtillen, leeren Kämmerlein, wo kein Kruzifix und kein h. Rock iſt, oder in einem Dome zu Trier oder zu Köln erfaſſen, die Wirkungen ſind immer gleich, er wird in ſein Innerſtes und in eine allgemeinere Naturverbindung wieder geführt. In ſolchen Momenten der Freiwerdung des Geiſtes geben dann auch oft mit dem Körper und ſeinen Gebrechlichkeiten die wunderbarſten Veränderungen vor, die die gewöhnliche Medicin dann durch Täuſchungen, mechaniſche Einflüſſe u. ſ. w. zu erklären weiß.

Dieß fand auch in dieſem Falle der Gräfin Droſte ſtatt. Man will ihn durch mechaniſche Einflüſſe erklären, aber wir pflichten ſolcher Erklärung ſo wenig bei als der Erklärung, daß dieſe Fußſtreckung durch die Berührung eines wirklich einſt geweſenen Gewandes unſeres Heilandes geſchehen ſey.

Diß war auch nach der Geſchichtserzählung des Herrn Dr. Hanſen nicht der Fall: denn jene Erſcheinung fand ja noch, wie erzählt wird, vor der Berührung des Rockes ſtatt, aber ſogleich oder während des inbrünſtigen Gebetes der Gräfin nicht um volle Geſundheit, ſondern nur um die Gnade, Gott möge ihr Streckung und jene Kraft in dem kranken Beine verleihen, daß ſie ohne Krücken einhergehen könne. In ſolchen Gedanken und Gebeten vertieft, habe ſie in der Gallerie vor dem h. Rocke auf ihre Krücken geſtützt zwiſchen ihrer Nichte einige Momente geſtanden, da habe auf einmal ihr bisher gekrümmter Fuß mit der Sohle den Boden berührt u. ſ. w. Ihre Großmutter gab in ihren Zeugniſſen an: „Nachdem ſie das Glück hatte, den heiligen Rock berühren zu können, ſagte ſie zu mir: ich kann auf meinem Fuße ſtehen.“

Wir theilen hier dieſe ganze Geſchichte aus dem Buche des Herrn Dr. Hanſen wörtlich mit, nicht als einen Beweis der Wunderkraft eines angeblichen h. Rockes, ſondern als einen Beweis der Kraft des Glaubens und Gebetes.

Fall IV. Gräſin Johanna Droſte zu Viſchering.

Es war Freitag, den 30. Auguſt, in jener Zeit der Ausſtellung des h. Rockes, als unſre Stadt und die zahlreich darin wallenden Pilger in die freudigſte Aufregung und Erſtaunen verſetzt wurden durch die ſchnell von Munde zu Munde verlaufende Kunde, ein vornehmes Fräulein habe mit Krücken den h. Rock beſucht, und ohne dieſelben den Dom verlaſſen.

Wie jetzt allgemein bekannt, hatte dies Ereigniß wirklich an der Gräſin Droſte zu Viſchering Statt gefunden. Dieſer Fall iſt in mehrfachen Rückſichten intereſſant und von hoher Wichtigkeit. Einmal war es, wenn auch nicht die erſte plötzliche Heilung, die in dieſem Jahre am h. Rock ſich zugetragen hatte, doch die erſte, die zur Kenntniß des Publikums gelangt war; dann betraf ſie eine vornehme, in der Welt bekannte Dame, eine Gräſin Droſte zu Viſchering, bei der ſich zuverſichtlich alle Thatumſtände vor und nach der Heilung genau conſtatiren ließen, und ſo recht geeignet, in der ganzen Chriſtenheit Aufmerkſamkeit zu erregen. Aus dieſen Gründen will ich es mir angelegen ſein laſſen, dieſen Fall nach allen ſeinen Seiten recht erſchöpfend zu erörtern.

Vorerſt liegen mir zu ſeiner Conſtatirung folgende Aktenſtücke vor.

I. **Eine kurze Krankengeſchichte der Gräſin Johanna Droſte,** abgefaßt zu Trier, am 30. Auguſt von ihrer Großmutter der verwittweten Erbdroſtin (Gräſin Droſte zu Viſchering, geb. Gräſin von Neſſelrode-Reichenſtein.

II. Ein zu Trier, am 30. und 31. Auguſt in der Dompropſtei vom Advokat Anwalt Sauer aufgenommenes Protokoll, enthaltend die eigenhändig unterſchriebenen Ausſagen folgender Zeugen, die Freitags, den 30. Aug. im Dome als Mitglieder der Ehrenwache fungirten, und zwar:

1) des Schiffers Peter Marx von St. Barbara;

2) des Kaufmanns Johann Baptiſt Liel;

3) des Rothgerbers Thomas Varain;

4) des Fleiſchers Chriſtian Trempert;

5) des Fleiſchers Wilhelm Weiler;

6) des Privatſekretairs Jakob Binz;

7) des Baumeiſters Jakob Seeberger; und

8) des Gaſtwirths Andreas Rauth, alle von Trier.

III. Ein ärztliches Zeugniß, ausgeſtellt zu Kreuznach, am 6. Sept. vom Geh. Sanitätsrathe und Badearzte Dr. Prieger.

IV. Ein ärztliches Zeugniß, ausgeſtellt zu Münſter in Weſtphalen, am 12. Octob. vom Regierungs-Medizinalrathe Dr. Buſch.

V. Ein eigenhändiges in franz. Sprache abgefaßtes Schreiben der Gräfin Johanna Droſte an die Vorſteherin der barmherzigen Schweſtern im hieſigen Bürgerhoſpitale, datirt Darfeld bei Münſter am 20. Oktober.

Nach dieſen Aktenſtücken iſt der Thatbeſtand folgender:

Die 19jährige Gräfin Joh. Droſte zu Viſchering, Tochter des Erbdroſten Grafen Max Droſte zu Viſchering zu Münſter in Weſtphalen, von großer ſchlanker Statur, war bis zum Oktober 1841 ziemlich geſund. Seit dieſem Monate kränkelte ſie nach den vor mir liegenden genannten ärztlichen Atteſten und dem Krankenberichte ihrer Großmutter auf manchfaltige Weiſe, hauptſächlich in Folge einer angebornen ſcrophulöſen Anlage. Mit Uebergehung der vielen krankhaften Zufälle, die ſie in der ganzen Zeit beſonders Anfangs zu erdulden hatte, ſei hier nur der Zuſtand der rechten untern Gliedmaſſe näher erwähnt. Anfangs klagte ſie über Schwäche in derſelben, die das Gehen, namentlich das Treppenſteigen erſchwerte, während des folgenden Winters allmählig zunahm, im Frühjahre auch im linken Beine ſich zeigte, und ſpäter in eine unvollkommene Lähmung beider Gliedmaſſen überging, wobei das Gehen völlig unmöglich wurde. Eine im Sommer 1842 gebrauchte Badekur hob die Lähmung, das linke Bein wurde wieder brauchbar; aber ſeither wählte ſich die Scrophelkrankheit hauptſächlich das rechte Knie zum Heerde ihrer Ablagerung. Die Scrophelkrankheit nämlich (zur Belehrung des nichtärztlichen Publikums ſei dieſes hier eingeſchaltet) iſt ein

Leiden, das in ſeiner höhern Ausbildung beſonders die Gelenke ergreift; die Gelenkenden der Knochen ſchwellen ſchmerzhaft an, die ſchleichende dyscraſiſche Entzündung ergreift allmählig auch die Gelenkbänder und nahe liegenden Sehnenſcheiden und Sehnen, das ganze Gelenk wird mehr oder minder aufgetrieben, verliert ſeine freie Beweglichkeit und alle daſſelbe bildende Theile entarten mehr oder weniger; das Glied ſelbſt krümmt ſich allmählig, und verharrt in dieſer Krümmung; die zuſammengezogenen Muskeln verlieren nach und nach durch das ſtete Verharren in Ruhe an Umfang und Wirkungsvermögen, ſie verkümmern, und dadurch magern die dem Gelenke zunächſt liegenden Glieder langſam ab. — Alles dieſes, verſteht ſich, je nach der Stärke und Hartnäckigkeit des zu Grunde liegenden Scrophelleidens in höherm oder geringerm Grade. Bei unſerer Gräfin, wie geſagt, bildete ſich im rechten Knie eine ſolche ſcrophulöſe, chroniſche und ſchmerzhafte Entzündung, die zum Theil noch beſteht. In Folge derſelben verkürzten ſich die Beugemuskeln des Unterſchenkels, wodurch die Geradeſtreckung des Anfangs mäßig geſchwollenen Kniees verhindert wurde. Anfangs berührte die Fußſpitze noch den Boden, aber ſchon im Auguſt des Jahres 1842 war dieſes nicht mehr möglich; die Zuſammenziehung der Muskeln und die Krümmung des Kniees nahmen immer mehr zu, ſo daß ſpäter der ſtumpfe Winkel, welchen Ober- und Unterſchenkel mit einander bildeten, dem rechten ſich näherte. Eine Verwachſung im Kniegelenke hat indeſſen nicht Statt gefunden; man konnte den Unterſchenkel, ohne große Schmerzen zu verurſachen*, ſtärker beugen, bis zu dem angedeuteten Winkel wieder ausſtrecken, und bei dem Verſuche, ihn weiter zu ſtrecken, fühlte man deutlich den Widerſtand der ſtraff angeſpannten Sehnen der Beugemuskeln. Die Kranke konnte daher ſeit 2 Jahren nur auf Krücken mühſam ſich fortbewegen, und ohne fremde Beihülfe weder ſich niederſetzen, noch aufſtehen; beſonders ſchwierig war es, für das gekrümmte, ſtets ſchmerzende Glied eine bequeme Lage im Bette zu finden. Alle gegen dieſes örtliche Leiden mit Ausdauer angewandten Mittel, als Bäder, Umſchläge, Einreibungen, Blutegel, Pflaſter, Fontanelle, der Electro-Magnetismus u. ſ. w. blieben ohne Erfolg. In dieſem Zuſtande beſuchte die Gräfin im Jahre 1843, und zum 2ten Mal im Sommer 1844 die Bäder zu Kreuznach, ohne daß im rechten Knie und Beine eine vortheilhafte Veränderung eingetreten wäre. Im Gegentheile nach der ausdrücklichen Verſicherung des Dr. Buſch war der Zuſtand des rechten Kniees vor ihrer Reiſe nach Trier derſelbe geblieben, wie er ſo eben beſchrieben wurde.

---

* Nach dem Berichte des Dr. Prieger war dieſe Beugung, in der letzten Zeit vor ihrer Reiſe nach Trier wenigſtens, mit ſolcher Schmerzhaftigkeit verbunden, daß ſie ängſtlich von der Kranken vermieden wurde.

War der hier erörterte Zuſtand des rechten Beines der jungen Gräfin in ihren beſten Jahren an und für ſich ſchon ein höchſt qualvoller und trauriger, der ſteten Schmerzen nicht zu gedenken: ſo erfüllte nach der Verſicherung ihres Oheims, des Reichsfreiherrn Friedrich v. Landsberg-Velen, den ich am 30. September auf unſerm Kaſino zu ſprechen die Ehre hatte, die Seele des jungen Mädchens mit ſtetem Grame und tiefer Wehmuth der Umſtand, daß ſie bei ihrem bekannten reinen und frommen Gemüthe nur mühſam, und unter Mithülfe mindeſtens zweier Menſchen, alſo nie ohne beſonderes Aufſehen zu erregen, die Kirche beſuchen konnte. Daher kam es, daß ſie beſonders im Winter, trotz ihrer innern Sehnſucht, oft Monate lange in keine Kirche kam.

In dem beſchriebenen traurigen Zuſtand befand ſich die Gräfin im Auguſt 1844 in den Bädern von Kreuznach. Hier hörte ſie von der Ausſtellung des h. Rockes in Trier, und ſogleich ward ſie, wie ihre Großmutter ſchreibt, vom Glauben und der Hoffnung belebt, daß, wenn ſie den Saum des h. Rockes anrühren dürfte, ſie vom Drückendſten ihrer Leiden, der Lahmheit (nämlich der Verkürzung und Unbeweglichkeit der rechten Gliedmaße, wie ſie dies ſpäter auslegte) geheilt werden würde. Sie bereitete ſich, wie ſolches im Berichte Nro. I. ausdrücklich geſagt iſt, noch in Kreuznach durch den Empfang der h. Sakramente der Buße und Communion vor, und reiſte mit heißer Sehnſucht in Begleitung ihrer Großmutter, der verwittweten Erbdroſtin Droſte zu Viſchering, deren Nichte Fräulein von Berswerd und einer Dienerſchaft von drei Perſonen am 29. Auguſt nach Trier ab, ſtieg hier mit ihrem Gefolge im Gaſthofe zum rothen Hauſe ab, und erfüllte alle Bewohner dieſes Gaſthofes mit innigem Mitleid, als ſie ſahen, daß ſie wie ein Kind aus und in den Wagen gehoben werden mußte, und auf ebener Erde nur mittelſt zweier hohen Armkrücken mühſam ſich fortbewegen konnte. Nachdem ihre Großmutter von unſerm Hochw. Biſchofe einen Erlaubnißſchein, den h. Rock von ihrer Enkelin berühren zu laſſen, erhalten hatte, ward die leidende Gräfin Freitag den 30. Auguſt Vormittags gegen 10 Uhr im Angeſichte vieler Zuſchauer von einem Kammerdiener in den Wagen gehoben, und fuhr mit ihrem Gefolge zum Dome, und zwar an den Eingang des Kreuzganges. Was ſich nun von dieſer Zeit an bis 11 Uhr mit ihr im Dome zutrug, ſahen hunderte von Pilgern, die im Dome verſammelt waren, und die im Protokolle Nro. II. genannten Herren, und nach dieſer letztern einſtimmigem Zeugniſſe iſt der Thatbeſtand, wie er ſich im Dome erreignete, folgender: Die Gräfin betrat auf 2 hohe bis unter die Achſeln reichende in der Mitte mit Handgriffen verſehene ſ. g. Armkrücken geſtützt, in Begleitung des Weihbiſchofes Dr. **Müller**, ihrer Großmutter, der Fräulein v. Berswerd, eines Livreebedienten und eines Lohndieners aus hieſiger Stadt, Namens **Dahm**, vom Kreuzgange aus den hohen Dom, ſtieg mit ihrem Gefolge die nahe ſteinerne Treppe hinauf, dann längſt der Kapitelſtube vorbei und gelangte ſo an die rechte Marmortreppe, die zum h. Rock hinauf führte. Dieſe ſtieg ſie dann auf beiden Seiten von ihrer Großmutter und der andern Dame unterſtützt, hinan, und begab ſich in die Gallerie dicht vor dem h. Rocke. Hier blieb ſie in der Mitte zwiſchen ihrer Großmutter und deren Nichte, noch immer auf ihre Krücken geſtützt, eine Weile ganz ruhig und faſt unbeweglich ſtehen, und verrichtete weinend mit vor das Geſicht gehaltenen Händen ein ſtilles Gebet. Auf einmal läßt ſie ihre Krücken fallen, ſpricht einige Worte zu ihrer Großmutter, und läßt ſich, was ſie ſeit 2 Jahren nicht mehr vermochte, ohne fremde Hülfe unter lautem Weinen und Beten auf ihre Kniee nieder. Ein Gleiches thaten ihr ganzes Gefolge und faſt alle um ſie verſammelten Pilger, die ſich gleichfalls vor Rührung und Erſtaunen nicht der Thränen erwehren konnten. Nach Verlauf von etwa 5 Minuten erhob ſich die Gräfin mit Hülfe ihres Gefolges und ward vom Weihbiſchofe Dr. Müller zur rechten Seite des h. Rockes, wo der Kanonikus v. Wilmowsky ſaß, geleitet. Hier kniete die Gräfin, immer noch weinend und betend, mit ihrem ganzen Gefolge nieder, berührte mit ihrer rechten Hand, die Herr v. Wilmowsky führte, das h. Gewand, und verblieb dann in dieſer knieenden Stellung dicht vor dem Tiſchabſatze am h. Rocke, den Kopf mit beiden Händen darauf gelehnt, in heißem Gebete vertieft, und ſchien, wie der Gaſtwirth Kauth ſich ausdrückt, in Verzückung ſich zu befinden, da ſie durchaus gar keine Bewegung wahrnehmen ließ, während alle Anweſenden mehr oder minder laut weinten. Nach Verlauf von abermals 5—8 Minuten erhob ſich dieſelbe ohne alle Hülfe der Anweſenden, in welchem Momente das Weinen ihres Gefolges viel lauter ertönte. Sie drehte ſich dann ſofort um, und verließ am Arme ihrer Großmutter mit beiden Füßen flach auftretend den h. Rock, und ſtieg die linke Marmortreppe hinunter, wobei ihr der Livreebediente die Krücken nachtrug. Unten in der Nähe der ſteinernen Treppe angekommen, kniete die ganze Geſellſchaft noch einmal nieder, verrichtete unter heißen Thränen und Schluchzen ein kurzes Dankgebet, gegen den h. Rock gewendet, und verließ bald darauf den Dom. Auf dieſem ganzen Wege vom h. Rocke bis zur ſeitlichen Ausgangsthüre des Domes ging die Gräfin mit beiden Füßen flach auftretend, und ſelbſt die beiden hohen

Treppen hinunter, ohne mehr als von ihrer Großmutter leiſe unterſtützt zu ſein. Hierauf fuhr ſie in ihre Wohnung zurück. Hier war die Rührung und das freudige Erſtaunen aller Anweſenden, als ſie die Gräfin ohne Krücken den Wagen verlaſſen und am Arm ihrer Großmutter gehen und die Treppe hinaufſteigen ſahen, ſo groß, daß die Gaſtgeberin Frau Süß die Thatſache Mehreren, die ſie ſpäter darum befragten, nur unter Thränen erzählen konnte. Am Nachmittage deſſelben Tages gegen 3 Uhr ſah auch ich die Gräfin mit beiden Füßen flach auftretend, leiſe auf den Arm ihrer Großmutter geſtützt, aus dem rothen Hauſe kommen, und ziemlich leicht und behende den hohen Wagen beſteigen, wobei ſie mit dem kranken Beine Bewegungen machte, die eine abwechſelnde Streckung und Beugung des kranken Kniees nothwendig vorausſetzten. Damals fuhr ſie zum Beſuche unſeres Hochw. Biſchofes Dr. Arnoldi in deſſen Wohnung, und hier überzeugten ſich dieſer, ſo wie mehrere dort anweſende hohe Prälaten, daß ſie allein und ohne alle Mithülfe Anderer die Treppen heraufſteigen und im Zimmer umhergehen konnte. Dieſelbe Ueberzeugung gewannen am andern Tage alle Bewohner unſeres Bürgerhoſpitales, und der dort anweſende Paſtor von St. Paulus, Dr. Schäfer, da ſie mit ihrem Gefolge dieſes Hoſpital mit einem Beſuche beehrte. Ueber den Hergang der Sache erzählte ſie ſowohl unſerm Hochw. Biſchofe als auch Dr. Schäfer* in einer Art von kindlichem Vertrauen Folgendes: Von allen ihren Leiden ſei ihr namentlich der Umſtand ein betrübender geweſen, daß ſie zum Gehen der Beihülfe ſo vieler Menſchen bedurft, und namentlich nicht ohne großes Aufſehen die Kirche zu beſuchen vermocht; ſie habe daher in ihrem Gebete bei dem Erlöſer nicht um volle Geſundheit, ſondern nur um die Gnade gefleht, er möge ihr Streckung und jene Kraft in dem kranken Beine verleihen, daß ſie ohne Krücken einher gehen könne, ſie wolle im Hinblicke auf ſein hohes Vorbild ihr übriges Leiden, namentlich ihre Schmerzen gerne und geduldig tragen, wie es ſeinem göttlichen Willen gefiele; in ſolche Gedanken und Gebete vertieft, habe ſie in der Gallerie vor dem h. Rocke auf ihre Krücken geſtützt zwiſchen ihrer Großmutter und Nichte einige Momente geſtanden, da habe auf einmal ihr bisher gekrümmter Fuß mit der Sohle den Boden berührt; von dieſer beſeeligenden Empfindung im Innerſten durchzuckt, habe ſie ihre Krücken fallen laſſen, der neben ihr befindlichen Großmutter die frohe Kunde in wenigen Worten mitgetheilt, und ſei unter lautem Weinen und heißem Dankgebete auf ihre Kniee geſunken, zum erſten Male ſeit Jahren. Dieſe ihre einfache Erklärung, die ihre Großmutter ganz beſtätigt, indem ſie im Berichte No. I. wörtlich ſagt: „Noch ehe ſie das Glück hatte, denſelben (den h. Rock) berühren zu können, ſagte ſie zu mir, ich kann auf meinem Fuße ſtehen," ſtimmt ſo genau mit allen bereits erörterten Zeugenausſagen überein, daß auch nicht der geringſte Zweifel übrig bleiben kann, der Moment der Streckung ihres Beines ſei jener geweſen, wo ſie in der Gallerie vor dem h. Rock ſtehend verweilte, noch ehe ſie den h. Rock ſelbſt berührte. Auch konnte ſie von jenem Augenblicke an auf ihrem kranken Fuße auftreten, verſpürte aber immer noch im Knie Schmerzen, das auch noch wie früher angeſchwollen war. Dies bemerke ich ausdrücklich, und bitte alle Leſer, nicht zu vergeſſen, die Gräfin habe am h. Rocke, wie ſie blos gebeten, nur völlige Streckung ihres gekrümmten Beines und jene Kraft und Beweglichkeit in demſelben empfangen, um damit ſelbſtſtändig und ohne Krücken knieen und einhergehen zu können; ihr übriges ſcrophulöſes Leiden verblieb, und empfand ſie nach wie vor in dem etwas angeſchwollenen kranken Kniegelenke beim Gehen noch Schmerzen. Nur einzig aus dieſer Urſache, um die ihr zur Tilgung der im Körper wurzelnden Scrophelkrankheit verordnete Badekur noch einige Zeit fortzubrauchen, verließ ſie den 1. Sept. Trier, um nach Kreuznach zurückzukehren. Hier gebrauchte ſie noch 14 Tage lang die Bäder, ging aber zum Erſtaunen Aller, die ſie früher kannten, und jetzt ſahen, wenn auch noch etwas zaghaft und hinkend, ohne Krücken nur leiſe auf den Arm einer Dame geſtützt, auf der Promenade und im Kurhauſe einher. Am 11. Sept. reiſte ſie von Kreuznach nach Hauſe ab, und befindet ſich ſeither auf ihrem Schloſſe Darfeld bei Münſter.

---

* Man vergleiche auch den Bericht des Dr. Buſch.

Ehe ich zur weiteren Erörterung dieſes denkwürdigen Falles übergehe, will ich zur Beſtätigung deſſen, was ich bisher vorgetragen, und damit jeder Leſer eine genaue Einſicht von dem frühern und gegenwärtigen Zuſtande ihres kranken Beines erhalte, die beiden ärztlichen Atteſte, die unſerm Hochw. Biſchofe eingereicht wurden, hier wörtlich folgen laſſen. Sie lauten alſo:

1. Jenes aus Kreuznach:

„Der Unterzeichnete bezeuget hiermit auf Verlangen der Wahrheit gemäß, daß die Gräfin Johanna v. Droſte, Tochter des Herrn Erbdroſten Grafen von Droſte-Viſchering zu Münſter in dieſem und dem Sommer 1843 die hieſigen Bäder mit gutem Erfolg gegen mehrere ſcrophulöſe Knochenleiden gebraucht hat und noch gegenwärtig gebraucht.

„Außer mehreren erkrankten Bruſtwirbeln und vorzüglich die das rechte Kniegelenk bildenden Knochenenden des Oberſchenkels, des Schien- und Wadenbeines mit der Knieſcheibe und deren Gelenkbänder durch chroniſchen Entzündungsprozeß aufgetrieben. Dieſe Schmerzhaftigkeit bewirkte auch, daß jede Beugung des in einen ſtumpfen Winkel zuſammengezogenen rechten Kniegelenks auf das Aengſtlichſte vermieden wurde.

„Durch die lange andauernde (zweijährige) Beugung des Knies entſtand eine Contraction der Beugemuskeln dieſes Fußes, welche jedes Auftreten mit der Fußſohle unmöglich und den Gebrauch von Krücken nothwendig machte.

„Die Anwendung der hieſigen Bäder verbeſſerte zwar das Allgemeinbefinden der Gräfin, allein die Schmerzhaftigkeit der das Kniegelenk bildenden, ſo wie auch der übrigen erkrankten Knochen dauerte fort, ſo daß bei der letzten Unterſuchung und Meſſung des Fußes (24. Auguſt) jeder Verſuch zur Ausſtreckung deſſelben, um keine neue Reizung und Entzündung hervorzubringen, unterlaſſen, aber der ruhige Fortgebrauch der Bäder anempfohlen wurde.

„Dem am 28. Auguſt d. J. ausgeſprochenen Wunſche der Gräfin Johanna, ſo wie der Großmutter, der Frau Erbdroſt Gräfin Droſte, eine Reiſe nach Trier zum h. Rocke zu machen, konnte ich um ſo weniger meine Beiſtimmung verſagen, als die Kur bereits ſo weit vorgeſchritten war, daß eine Unterbrechung von wenigen Tagen dieſelbe nicht ſtören konnte und ich von dieſem ſtarken Troſte des Glaubens bei ſo vielen und ſchon ſo lange andauernden Leiden nur Vortheil für Geiſt und Körper erwarten durfte.

„Die Reiſe wurde Donnerſtag den 29. Auguſt noch mit dem Gebrauch der Krücken nach Trier in einem guten Wagen angetreten und am Sonntag den 1. September kam die Gräfin ohne Krücken hieher zurück.

„Am Montag den 2. September wurde ich nicht wenig überraſcht, als mir die Gräfin mit ausgeſtrecktem Fuße und mit der Fußſohle vollkommen auftretend in höchſt freudiger Stimmung entgegen kam, und erzählte, ſie habe am Hochaltar zu Trier Gott um die Gnade gebeten, ihren Fuß wieder gerade ausſtrecken und darauf gehen zu können. Während des Gebetes habe ſie verſucht den Fuß zu ſtrecken* und den vollkommen gelungenen Erfolg habe ſie ſogleich der neben ihr knieenden Großmutter mitgetheilt.

„Die genaue Unterſuchung des ganzen Fußes ergab nun Folgendes:

1) daß das früher in einem ſtumpfen Winkel gebogene rechte Kniegelenk gerade und völlig ausgeſtreckt werden konnte, und daß die Ferſe und die ganze Fußſohle den Fußboden beim Stehen vollkommen berührte;

2) daß die aufgeſchwollenen Knochen und Gelenkbänder noch in ihrem frühern Zuſtande von Auftreibung und Schmerz-

---

* Man vergleiche über den Hergang das oben Geſagte, ſo wie den Bericht von Dr. Buſch.

haftigkeit, ſo wie auch die übrigen krankhaften Erſcheinungen unverändert geblieben ſind, und

3) daß ſich auf der obern Hälfte der Knieſcheibe und noch zwei Finger breit höher eine bedeutende blaugelbe Blutunterlaufung*, die erſt nach der Ausſtreckung des Fußes entſtanden ſein ſoll, gefunden hat.“

(Gez.) Dr. Prieger,
(L. S.) Geheimer Sanitätsrath und Badearzt.

II. Jenes von Münſter:

„Die Gräfin Johanne Droſte, von großer ſchlanker Statur, 19 Jahre alt, kränkelte ſeit Oktober 1841 auf mannigfaltige Weiſe, hauptſächlich in Folge einer ihr angebornen ſkrophulöſen Anlage. Von den vielen krankhaften Affektionen, welche ſie ſeit dem zu erdulden hatte, ſoll hier nur der Zuſtand der rechten untern Gliedmaße näher erwähnt werden. Anfänglich klagte ſie über Schwäche in derſelben, welche das Gehen, vornämlich das Treppenſteigen erſchwerte, während des folgenden Winters allmählig zunahm, im Frühjahr auch im linken Bein ſich zeigte, und ſpäter in eine vollkommene Lähmung beider Gliedmaßen überging. Eine im Sommer 1842 gebrauchte Badekur hob die Lähmung, das linke Bein wurde wieder brauchbar, aber im rechten Knie entwickelte ſich eine chroniſche ſchmerzhafte Entzündung, welche zum Theil noch fortbeſteht. In Folge derſelben verkürzten ſich die Beugemuskeln des Unterſchenkels, wodurch die Geradeſtreckung des mäßig geſchwollnen Kniees verhindert wurde. Anfangs berührte die Fußſpitze noch den Boden, aber ſchon im Auguſt 1842 war dieſes nicht mehr möglich; die Contraktion der Muskeln und die Krümmung des Kniees nahmen immer mehr zu, ſo daß ſpäter der ſtumpfe Winkel, welchen Ober- und Unterſchenkel mit einander bildeten, dem rechten ſich näherte. Eine Verwachſung im Kniegelenke hat indeſſen nicht ſtattgefunden; man konnte den Unterſchenkel ohne große Schmerzen zu verurſachen, ſtärker beugen, bis zu dem angedeutenden Winkel wieder ausſtrecken, und bei dem Verſuche, ihn weiter zu ſtrecken, fühlte man deutlich den Widerſtand der ſtraff angeſpannten Sehnen der Beugemuskeln. Die Kranke konnte daher ſeit zwei Jahren nur auf Krücken mühſam ſich fortbewegen, und ohne fremde Beihülfe weder ſich niederſetzen noch aufſtehen; beſonders ſchwierig war es, für das gekrümmte und ſtets ſchmerzende Glied eine bequeme Lage im Bette zu finden. Alle gegen dieſes örtliche Leiden mit Ausdauer angewendeten Mittel, als Bäder, Umſchläge, Einreibungen, Blutegel, Pflaſter, Fontanelle, der Elektro-Magnetismus u. ſ. w. blieben ohne Erfolg.

---

* Man merke ſich wohl, eine Blutunterlaufung fand ſich auf der vordern Seite nach oben zu, keineswegs in der Kniekehle.

In dieſem Zuſtande beſuchte die Gräfin im vorigen Sommer zum zweiten Male die Bäder zu Kreuznach. Hier bemächtigte ſich ihrer die feſte Zuverſicht, bei der in Trier ausgeſtellten ehrwürdigen Reliquie den freien Gebrauch ihrer Glieder wieder zu erhalten. Nach dem Atteſte des Brunnenarztes war der Zuſtand des rechten Kniees vor der Abreiſe nach Trier noch unverändert geblieben. Im Dome daſelbſt fühlte die Gräfin, nach ihrem durchaus glaubwürdigen Berichte, während ſie in Andacht vertieft, auf ihren Krücken in der Nähe der Reliquie verweilte, und des Augenblick's harrte, wo es ihr geſtattet ſein würde, derſelben noch näher zu treten und ſie zu berühren, daß ihr rechter Fuß den Boden berührte; ſie reichte die Krücken der neben ihr ſtehenden Großmutter*, ſank auf die Kniee, und verließ ſpäter die Kirche ohne Krücken, von der Großmutter blos am Arm geführt.

„Bei der am 28. September und am 7. Oktober angeſtellten Unterſuchung fand ich die rechte untere Gliedmaße in folgendem Zuſtande: Patientin konnte allein und ohne Krücken gehen, ſelbſt Treppen ſteigen, mit der ganzen Fußſohle auftreten, ohne fremde Beihülfe ſich niederſetzen und aufſtehen; ihr Gang war jedoch hinkend. Das rechte Kniee konnte gerade geſtreckt und gebogen werden; beim Ausſtrecken war keine Spannung der Sehnen mehr zu fühlen; die das Kniegelenk umgebenden Weichtheile waren noch etwas geſchwollen; das rechte Bein war gegen drei Zoll kürzer, als das linke; der rechte Hüftknochen ſtand bedeutend höher, als der linke, der rechte große Rollhügel war ſtark hervorgetrieben; Schmerzen wurden noch immer in der Hüfte, im Knie und in den Knöcheln empfunden.“

---

* Nach allen Zeugenausſagen ließ ſie ihre Krücken fallen; ganz natürlich iſt es, daß die Gräfin in jener Gemüthsverfaſſung dieſes Nebenumſtandes ſich nicht mehr genau erinnern mochte.

Münſter, den 12. Oktober 1844.

(Gez.) Dr. Buſch,
Regierungs- und Med. Rath.

Was ich bisher unumſtößlich gewiß auseinandergeſetzt und aktenmäßig belegt habe, iſt in der Kürze Folgendes:

Die Gräfin litt in Folge einer angeborenen ſcrophulöſen Anlage ſeit längerer Zeit an einer ſcrophulöſen Anſchwellung des rechten Kniegelenkes, in Folge deren ſeit zwei Jahren eine ſo ſtarke Contraktion im rechten Kniegelenke entſtanden war, daß der Unterſchenkel mit dem Oberſchenkel faſt einen rechten Winkel bildete; konnte auch mit Schmerzen der Unterſchenkel noch mehr gebeugt werden, eine weitere Ausſtreckung, als bis zu dem rechten Winkel machten die ſtraff und ſaitenartig angeſpannten Sehnen der Beugemuſkeln des Unterſchenkels völlig unmöglich. Die Gräfin konnte ſich daher ſeit jener Zeit nur mittelſt zweier hoher Armkrücken mühſam fortbewegen. In dieſem Zuſtande langte ſie am 29. Auguſt in Trier an, und begab ſich auf ihren Krücken am folgenden Morgen in den hohen Dom. Während ſie hier in der Gallerie vor dem heil. Rock ganz ruhig und noch immer auf ihre Krücken geſtützt, einige Minuten in heißem Gebete verweilte, berührte auf einmal und plötzlich ihr zwei Jahre lang im Kniegelenk gekrümmtes und contrahirtes Bein mit der Fußſohle den Boden, und hatte ſie darin in demſelben Augenblicke jenen Grad von Beweglichkeit und Kraft gewonnen, um auf der Stelle ſelbſtändig ſich knieen, ſelbſtändig und ohne fremde Beihülfe aufſtehen und ohne Krücken blos auf den Arm ihrer Großmutter leiſe geſtützt, mit beiden Fußſohlen flach auftretend, den h. Rock verlaſſen, und die hohen in den Dom hinabführenden Stiegen herab gehen zu können.

Nichts natürlicher, als daß dieſes auffallende Ereigniß nicht allein unſere ganze Stadt mit frohem Erſtaunen erfüllte, ſondern auch die Kunde davon durch die Tauſende damals in unſern Mauern weilenden Pilger, gleichſam durch eben ſo viele Augen als Ohrenzeugen ſchnell in der Nähe und Ferne verbreitet wurde. Den Gläubigen zur Freude berührte es die Ungläubigen auf das Schmerzlichſte. Rührig und geſchäftig, wie dieſe immer ſind, bedienten ſie ſich alsbald aller Wege und Mittel, dieſe glänzende nur ihnen gehäſſige Thatſache von der Tafel der Geſchichte auszulöſchen. Aber Dank, innigen Dank ihrem Thun und Treiben, wie immer, ſo auch hier, trat die Wahrheit aus dem ernſten Kampfe ſiegreich hervor, und feierte erſt dadurch ihren glänzenden Triumph. Wie alſo geſagt, die Ungläubigen hatten nicht Ruhe und Raſt, und nicht genug, durch ihre allenthalben lauernden Diener allerlei falſche Gerüchte und Nachrichten über einen angeblichen Rückfall der geheilten Gräfin unter das Publikum auszuſtreuen, bedienten ſie ſich ſelbſt der öffentlichen Preſſe, um ihren Lügen mindeſtens einen Schein von Wahrheit aufzudrücken. So berichten ſowohl das Frankfurter Journal, als auch die Mannheimer Abendzeitung von einem angeblichen Rückfalle der jungen Gräfin, und dies auf eine ſo unwürdige Weiſe, daß ich dieſen Bericht zu entweihen fürchte, wollte ich dieſe erdichteten Zeitungsartikel hier wörtlich mittheilen, und mich deshalb begnüge, das Publikum auf die Nr. 229 und 230 der Mannheimer Abendzeitung vor. Jahrganges zu verweiſen.

Jedoch das völlig Ungegründete dieſer Artikel zerſtäubte bald vor dem Sonnenblick der Wahrheit. Denn daß die Gräfin noch immer ohne Krücken und Stütze frei umhergehen könne, bezeugten nicht allein die am 21. Sept. hier anweſende Prinzeſſin Salm Salm aus Kreuznach, ſo wie der am 26. Sept. hier eingetroffene Herr von Bromberg aus Buldern, ſondern auch der Oheim der Gräfin der Baron v. Landsberg-Velen.

Letzterer gab in mehrern unter A. in der Trieriſchen und Luxemburger Zeitung No. 41 folgende wörtliche Erklärung: „Da von mehren Seiten, und namentlich durch Artikel der Elberfelder Zeitung und des Frankfurter Journals die Nachricht verbreitet iſt, daß die Gräfin Johanna von Droſte-Viſchering wieder in den Zuſtand der Lähmung zurückgefallen ſei, in welchem ſie ſich lange Zeit vor ihrer hier vor dem heiligen Kleide unſeres Herrn erfolgten Heilung befand, und da ich von Vielen, welche vorausſetzten, daß die Correſpondenten jener Zeitungen ſich ihrer Pflicht gemäß zuvor hinreichend von der Wahrheit ihrer Mittheilungen überzeugt hätten, um nähere Nachricht über dieſen Gegenſtand befragt bin; ſo ſehe ich mich veranlaßt, zur Benachrichtigung der Theilnehmenden, nicht aber als Erwiderung auf die erwähnten Zeitungsartikel, welche ihrer Tendenz und ihres fernern Inhalts wegen einer ſolchen überhaupt nicht werth ſind, hierdurch öffentlich zu erklären, daß die vorerwähnte Nachricht durchaus unwahr iſt, und daß die Gräfin Johanna v. Droſte-Viſchering, meine Nichte, ſich des Gebrauches ihres Fußes noch jetzt eben ſo erfreut, als zur Zeit, wo ſie Trier verlaſſen hat."

Trier, den 29. September 1844.

(Gez.) Friedrich Reichsfreiherr
v. Landsberg-Velen.

Durch dieſe Zeugniſſe, ſo wie das Atteſt des Regierungs-Medicinalrathes Dr. Buſch aus Münſter vom 12. Oktober waren die im Publikum verbreiteten Nachrichten von einem angeblichen Rückfalle der Gräfin auf das Schlagendſte widerlegt, und wagten es die Feinde der Kirche von nun an nicht mehr, die Wahrheit der Thatſache als ſolche öffentlich wieder anzutaſten. Dagegen beſtrebten ſie ſich in ihrem Aerger das Wunderbare in dem Vorfalle, deſſen hiſtoriſches ſie für wahr halten mußten, wegzuraiſonniren, und das Ereigniß als auf eine ganz natürliche, ja gewöhnliche Weiſe vorgegangen zu erklären. Hier ließ ihnen ein Doctor aus Kreuznach ſeine gefällige Feder, und lieferte an die Elberfelder Zeitung einen ziemlich langen Aufſatz, der bald zur größern Verbreitung auch in die Allgemeine Zeitung Nro. 289, 15. Oktober überging. Die hier vorgebrachten Gründe, um die Thatſache auf natürliche Weiſe zu erklären, ſind zu oberflächlich, und eines ächten Jüngers Aesculaps zu unwürdig, als daß ich hier ihre Aufzählung und Widerlegung verführen ſollte. Auch ſind ſie bereits in Nr. 51 und 52 v. J. der Luxemburger Zeitung, wie ich glaube, gründlich und der Art widerlegt, daß keine weitere Antwort darauf erfolgt iſt.

Dagegen halte ich es für nöthig, hier, wo ich als Arzt mein Urtheil abgeben ſoll, in der Kürze zu erörtern, ob ſich nach mediciniſchen Erfahrungsgründen das Ereigniß mit der Gräfin auf dem gewöhnlichen Wege der Natur oder Kunſt erklären laſſe. Die Thatſache, wie ſie ſich an der Gräfin im Dome zutrug, umfaßt zwei verſchiedene wohl zu beachtende Momente: einmal wurde eine untre Gliedmaße, die zwei Jahre lang im Kniegelenke der Art verkrümmt und zuſammengezogen war, daß Ober- und Unterſchenkel faſt einen rechten Winkel bildeten, und die contrahirten Beugeſehnen des letztern ſchraff und ſaitenartig angeſpannt zu fühlen waren, plötzlich und in Einem Augenblicke vollſtändig geſtreckt; — dann erhielt die Gräfin in demſelben Augenblicke in dem ſcrophulös verbildeten Beine jenen Grad von Beweglichkeit und Kraft, um darauf ſtehen, gehen, Treppe auf und abſteigen zu können. Beide Momente müſſen vertreten ſein, ſoll eine Erklärung, wie ein ſolches Ereigniß auf dem gewöhnlichen Wege der Natur möglich ſei, irgend Befriedigung gewähren. Auf dem gewöhnlichen Wege der Natur, ohne Hinzuthun der Kunſt, kann eine ſolche Streckung* nur möglich gedacht werden, entweder mit vorheriger Zerreißung der verkürzten Sehnen, oder ohne eine ſolche. Eine natürliche Streckung ohne vorherige Zerreißung der Sehnen etwa durch irgend einen Einfluß der Willenskraft, oder durch eine eigenthümliche Gemüthsverfaſſung, und dies in Einem Augenblicke nach ſo langer Krümmung iſt ein Ereigniß, das ich mir auf dem Felde der medicinischen Theorie nicht denken kann; eben ſo widerſpricht ihm alle medicinische Erfahrung. Auch hat es die Gegenparthie meines Wiſſens nicht gewagt, eine ſolche Erklärung ſelbſt dem nichtärztlichen Publikum gegenüber öffentlich auszuſprechen. Eben ſo unmöglich läßt ſie eine ſo plötzliche Streckung unter den Bedingungen, wie ſie bei der Gräfin Statt fanden, durch Unterſtellung einer Zerreißung der Sehnen auf dem natürlichen Wege erklären. Denn einmal halte ich es für unglaublich, eine Perſon, zumal eine ſo leidensvolle Dame, wie die Gräfin ſey, einer ſo gewaltigen Kraftanſtrengung fähig, wie ſie zur Zerreißung ſo ſtarker Sehnen (deren mindeſtens zwei zerreißen mußten) durchaus erforderlich iſt. Aber auch zugegeben, dieſe Zerreißung ſei von ihrer Seite möglich geweſen, ja wirklich eingetreten, und dadurch das Bein auf einmal gänzlich geſtreckt worden; dann konnte ſie unmöglich, wie ſie es doch de facto that, auf der Stelle mit dem kranken Fuße auftreten und gehen, Treppe auf- und abſteigen, und nach Willkühr alle Bewegungen machen, die eine abwechſelnde Streckung und Beugung im Kniegelenke als unerläßliche Bedingung vorausſetzen. Wenn nämlich eine Sehne zerreißt, ſo hat der Muskel, dem ſie zum Abſatzpunkte dient, ſeine Funktion, d. h. das Vermögen, denjenigen Knochen, woran die Sehne angeheftet war, zu bewegen, auf der Stelle und ſo lange verloren, bis die Enden der zerriſſenen Sehne wieder zuſammengeheilt ſind, wozu nicht Minuten, ſondern ganze Wochen erforderlich ſind. Während dieſer Zeit iſt alſo in dem betreffenden Gelenke diejenige freiwillige Beweglichkeit verloren, welche der Muskel der zerriſſenen Sehne auszuführen hatte. Dieſen unumſtößlichen Satz auf unſern Fall angewendet, lautet es alſo: angenommen, die Gräfin habe wirklich die Beugeſehnen ihres kranken Kniees zerriſſen, ſo waren von dieſem Augenblicke an bis zur Heilung der zerriſſenen Sehne nach Wochen alle Verſuche vergeblich, den Unterſchenkel nach Willkühr im Kniee zu beugen. Nun wiſſen wir, wie ſie auf der Stelle nach der Streckung ihres Beines alle derartigen Bewegungen fortdauernd vollführte, die nothwendig eine willkürliche Beugung des Kniegelenkes, alſo Funktionsäuſſerungen der Beugemuskeln deſſelben, deren Sehne ja eben zerriſſen waren, vorausſetzen. Entweder iſt demnach die Gräfin auf dem kranken Fuße nicht gegangen; — oder die fraglichen Beugeſehnen waren nicht zerriſſen; — ein Drittes iſt nicht denkbar.*

---

* Unter dem Worte Streckung hier und ferner verſtehe ich die Streckung des Beines in Verbindung mit dem eben erörterten zweiten Momente.

Nun bleibt es noch zu erörtern übrig, ob auf dem Wege der Kunſt ein Reſultat, wie das bei der Gräfin am h. Rocke, erzielt werden könne. Dieſe Erörterung wäre zwar mit dem Satze abgemacht: bei der Gräfin hat beim h. Rocke keine medizinische Kunſtanwendung Statt gefunden. Indeſſen ſei zur Belehrung des Publikums Einiges hier beigefügt. In frühern Zeiten vor Anwendung des Sehnenſchnittes gelang es der Kunſt in einzelnen Fällen mehr oder minder vollſtändig, verkrümmte Glieder mit verkürzten Sehnen mittelſt Anwendung eines zweckmäßigen Ausdehnungs-Apparates nach und nach zu ſtrecken, wozu viele Wochen, Monate, oft Jahre nöthig waren, um gar zu häufig nur halbe Reſultate zu erreichen. In neuerer Zeit iſt als ein wichtiges Beförderungsmittel dieſer Streckung der ſ. g. Sehnenſchnitt hinzugekommen. Dabei werden zuerſt die verkürzten Sehnen unter der Haut durchſchnitten, das dann noch immer in ſeiner Krümmung verharrende Glied einige Tage ruhig liegen gelaſſen, dann erſt verfahren, wie ich es eben vor Erfindung des Sehnenſchnittes angegeben habe: ſo iſt endlich nach Wochen und Monaten das Glied geſtreckt, aber noch lange nicht beweglich; auch dieſen Zweck zu erreichen, werden noch mancherlei Mittel in Anwendung gezogen. Wir ſehen alſo, was die Kunſt in ſolchen Fällen von Verkrümmung vermag, und wahrlich! Niemanden wird es einfallen, behaupten zu wollen, ein Ereigniß, wie das bei der Gräfin, könne auch die Kunſt vollführen. Demnach läßt ſich die Thatſache, wie ſie bei der Gräfin ſtatt fand, vom mediciniſchen Standpunkte aus nicht als auf dem gewöhnlichen Wege der Natur oder Kunſt vor ſich gegangen erklären. Nach dieſen Erörterungen wird es keinem Leſer ſchwer werden, ſich ſelbſt ein Urtheil über das Ereigniß mit der Gräfin zu bilden.

---

* Durch dieſe Beweisführung iſt auch ſchon dasjenige widerlegt, was der Kreuznacher Arzt in dem fraglichen Aufſatze in der Allgemeinen Zeitung von einer angeblichen Blutunterlaufung in der Kniekehle ſagt, was ich hier erwähnen zu müſſen geglaubt habe, um von mir den Vorwurf des Nichtwiſſens abzuwehren. Aber auch abgeſehen von dieſer Widerlegung, abgeſehen von dem Umſtande, daß Blutunterlaufungen von allerlei Urſachen entſtehen können, fand ſich gar keine Blutunterlaufung in der Kniekehle vor, ſondern wie Dr. Prieger in ſeinem Atteſte ausdrücklich bemerkt, auf der vordern Seite des Kniees oberhalb der Knieſcheibe, — ein augenſcheinlicher Beweis, wie es der Kreuznacher Arzt mit der Wahrheit nimmt.

Was die Gräfin ſelbſt darüber urtheilt, hat ſie in dem Schreiben Nro. V. ausgeſprochen.

Die betreffende Stelle lautet alſo:

„Nicht unbekannt mit dem Intereſſe, das Sie an mir zu nehmen die Güte haben, kann ich Ihnen melden, daß ich noch eben ſo gut gehe, als an jenem Tage, wo unſer Herr und Heiland Jeſus Chriſtus mir bei ſeinem heiligen Gewande die Gnade erzeigte, mir den Gebrauch meines Knies und Fußes wieder zu geben. Gelobt ſey Er mein Leben lang! Die Schmerzen ſind mir noch eben ſo geblieben, wie damals. Sein heiliger Wille geſchehe!“

Wir wiſſen auch aus Luthers Lebensgeſchichte, daß dieſer durch die Kraft ſeines Gebetes und Glaubens einmal ſeinen Freund Melanchton, als ſolchen der Tod hinzuraffen ſchien, wieder die Geſundheit verſchaffte und ſich hierüber ſehr nachdrücklich ausſprach.

Dieß ſey für ſolche angeführt, welche dafür halten, es ſeye ein ſolcher Glaube blos ein Aberglaube der katholiſchen Religion.

Luther hätte den Rock zu Trier, wie auch wir, allerdings nicht angebetet, aber an die Kraft eines Gebetes (geſchieht es in welcher Lage es wolle) kommt es nur aus der Tiefe einer gläubigen kindlichen Seele, hat er nie gezweifelt.

Das Armband der Gräfin N.

Gräfin N. trug in Geſellſchaften wie zu Hauſe ſtets ein ſchön gearbeitetes goldenes Armband — nur eines, wie es nun ſchon lange Mode iſt, aber tiefer, an der Handwurzel; Niemand wußte ſich dieſe Sonderbarkeit zu erklären.

War es nun, daß eine ihrer Dienerinnen, die ihr beim An- und Auskleiden half, oder ſie zu Bette ſah, etwas dabei entdeckte, oder wurde es durch Freundinnen, vielleicht auch durch ihren Gemahl kund (ſie heirathete ſpäter den Grafen N.), kurz, das Publikum trug ſich mit einer ſonderbaren Geſchichte über die Entſtehung und den Grund des vor Menſchen nie abgelegten Schmuckes. Endlich, ſei es, daß die Beſitzerin des Armbandes ſelbſt davon Kunde zu geben ſich entſchloß, oder daß man ihr das Geheimniß entlockte: man erhielt Gewißheit darüber, auch nur von ihr ſelbſt, denn ſie allein konnte das ſeltſame Räthſel löſen.

Hier iſt dieſe Löſung, wie glaubwürdige Perſonen ſie aus der Ferne brachten. Die Begebenheit mag ſogenannten Aufgeklärten unmöglich oder widerſinnig erſcheinen, ſie wurde von Weltkindern erzählt, betheuert, von der Welt geglaubt und wiedererzählt, und gilt in den näheren Kreiſen, in welchen jene Dame lebte oder ſich bewegte, für hinlänglich beglaubigt, um keinen Zweifel mehr zuzulaſſen. Dieſe ſpäter in einer mit Kindern geſegneten, auch ſoviel wir wiſſen, ganz glücklichen Ehe lebende Dame — eine Jungfrau von feiner Erziehung und Bildung und von lebhaftem und ſcharfen Verſtande, hatte eine heftige ſchwärmeriſche Neigung zu einem ihr an Geburt, Charakter und Ueberzeugungen gleichen jungen

Mann gefaßt, wo aber gebieteriſche Umſtände ſich einer bleibenden Verbindung widerſetzten. Der Bund der Seelen war jedoch geſchloſſen

Der junge Mann hielt ſo feſt, wie ſie ſelber, an der Ueberzeugung, ſie ſeyen einander vorbeſtimmt und, wenn ſie auseinander geriſſen würden, zu irgend einer ſeligen Wiedervereinigung beſtimmt. Ihrer zärtlichen und glühenden Liebe aber geſellte ſich jener Scepticismus bei, der vermöge Erziehung und Lectüre auch den weiblichen Theil unſrer heutigen Jugend, höheren oder niederen Standes, früh ergreift; er geſtaltete ſich in Beiden, wahrſcheinlich durch Zuthat des Jünglings, zu jener pantheiſtiſchen Anſicht, die uns nach dieſem Tode, entweder unmittelbar oder nach Graden, zwar mit dem Verluſt unſerer Perſönlichkeit, doch mit Gewinn an der Gottheit, in die Allliebe und Allweisheit aufgehen läßt. Weder die Gräfin, noch ihr Geliebter, hatten die allein tröſtende, verſöhnende und beſeligende Zuverſicht auf Den, der alle Schatten und Zweifel lichtet, auf den Gottmenſchen, den einzigen Erlöſer des Menſchengeſchlechts, den für uns allein denkbaren Mittler zwiſchen Erde und Geiſterreich, den Verſiegler und Entriegler zwiſchen hier und dort, den Hermes Trismagiſtus, an den einſt Alle glauben werden — gefunden. Sie irrten unter den von den geiſtreichſten Söhnen der Welt und der Trübſal angezündeten Lichtern des Unglaubens und verkehrter Ahnungen, nur geſtärkt von den Lichtblicken einiger Philoſophen, umher im düſtern Thale irdiſcher Erkenntniß, und ihre heftige Leidenſchaft drängte ſie nur mehr zur ſchwärmeriſchen Verſenkung in jene Allliebe ohne den Fall und die Rückkehr der Kreatur. Auch dereinſt ein Partikel der Gottheit zu ſeyn, konnte und mußte bei ihnen zur Wiedervereinigung führen, ihrem paradieſiſchen Urſprung und dem ihm ähnlichen Verhalten auf Erden entſprechend. Daß bei Jenem vornehmen Jüngling, wenigſtens als Mann in ſeinem Erdenwallen, jene anerſchaffene Reinheit nicht ſo beglaubigt wurde,

e ſich in der Auflöſung unſeres Räthſels, nach den bis-
gemachten Erfahrungen, beurkunden.

Dem mag nun ſeyn, wie ihm wolle, der unglücklich Lie-
e ſtarb, vielleicht in troſtloſer Verfinſterung und hinge-
im Schmerz vom Taumel der Genüſſe dieſer Welt. Er
e jedenfalls nicht in einer Verklärung, die ihm einen
für die Erde gab, allein unter einem pſychologiſchen
ng, dem er ſich nicht entziehen konnte.

Einſt, als Beide über das Jenſeits tiefe und ernſte Be-
ungen oder Gutachten von Chriſten und Heiden an ſich
ergeben ließen, in der Zeit ihrer innigſten Seelenge-
chaft, ſetzten ſie den wahrſcheinlichen Fall ihres Hin-
ens zu verſchiedener Zeit und gaben ſich das ſchon oft
ene Verſprechen: wer vor dem andern ſterbe, ſolle ſich
andern anzeigen, um ihm die unruhig geſuchte Gewiß-
über die Unſterblichkeit der Seele zu geben, ſowie da-
, ob eine Fortdauer der Perſönlichkeit ſey, eine Noth-
igkeit der Erlöſung, alſo eine ſolche Kluft von Gut und
die auch für die Beſſeren zu vermitteln wäre — über
Gegenſatz, der allein Bedingung der Seligkeit in einem
n Leben ſeyn ſoll, wie die erleuchtetſten unſerer Theo-
und Theoſophen ſo begeiſtert lehren, verſichern und mit
ielen angeblicher Kunde von Jenſeits belegen. Wir ſelbſt
erſchloſſen die Liebenden), wollen, ſo es möglich, ein
iel ſetzen, zu unſerem Frieden mindeſtens, vielleicht auch
ie Welt. — Sie verſprachen einander feſt und bündig:
ürden ſich, wenn ſie perſönliche Fortdauer hätten, ſo
ihre Kräfte reichten, den Zuſtand der Seele dort auf
rſte Weiſe betheuern, ja unwiderleglich verſichern.

Der Schmerz über den frühen Verluſt ihres Geliebten
t die Gräfin R. in einer eigenen, halb wohlthätigen,
beklemmenden Spannung und linderte ſich bei deſſen
rſcheinen allmählich in der großartigen Vorſtellung des
eismus, daß der Geliebte in die Gottheit aufgenommen
o auch ihr beruhigtes Loos unter ihr noch unbekannten

Umſtänden ſeyn werde. Wie ſie ſich nun auch lange in ſolchen dunkeln Ahnungen mit einem Beiſatz ſüßer Schwärmerei, als Nachhalls ihrer Liebe, wiegte, geſchah endlich das, was ſie vom Gegentheil unwiderleglich überzeugen ſollte.

In einer ſtillen Nacht erwachte ſie; ſie glaubte ein Geräuſch zu hören, ſie ſah Etwas: — Himmel! es war der hingeſchiedene Geliebte. Doch keine Klarheit umfloß ihn; ſo tröſtlich auch ſeine Nähe ihr wurde. Er ſprach, wenigſtens für ihr inneres Ohr vernehmlich: Sey beruhigt — ich komme, dir die Fortdauer der Seelen und die Erlöſung durch Jeſum Chriſtum zu verkünden!

Aber das Weib ſeiner Liebe, wie freudig auch erſchrocken, wollte Sicherheit, die einſt feierlich zugeſagte Sicherheit! — Gib mir, ſprach ſie, ein gewiſſes Zeichen, daß du mir jetzt, zu dem Ende, wie wir es verabredet haben, erſchienen biſt: um mich nämlich an die perſönliche Fortdauer unſerer Seelen unter jenen Umſtänden zu mahnen, der uns hier noch nicht zur gläubigen Gewißheit werden konnte; — ja, ſchreibe es nieder, damit ich nicht beim Erwachen morgen denken muß, ich habe es nur geträumt; dort in meine Tabletten (Notizbüchlein) ſchreibe es ein mit deiner Hand als unwiderlegliches Zeugniß. — Doch nein! ich könnte es ja ſelbſt geſchrieben haben, die ich deine Handſchrift ſo gern und ſo ähnlich copirte. Gib ein ſichtbares, für mich unbeſtreitbares, Zeugniß deiner perſönlichen Erſcheinung!

Und er gab jetzt ein Zeichen ſeiner perſönlichen Nähe und eine Beglaubigung des Ringens der armen kämpfenden, zum Licht der Erlöſung ſtrebenden Seele. — Sie mußte ihm den Arm reichen, und ſeine Geiſterhand umſchloß den weißen Arm, nahe an der Handwurzel; — ſchaudernd ſank ſie nun bewußtlos zurück.

Als ſie aus langer Ohnmacht erwachte, war ſchon die Sonne am Himmel. Klares Bewußtſeyn des nächtlichen Geſichtes kehrte zurück: ihr erſter Blick fiel auf den Ort der Erſcheinung — doch vielleicht nur ein lebhafter Traum! —

ber der zweite Blick auf den noch entblößten Arm belehrte
e von der Wirklichkeit; hier war, über der Handwurzel rings
ie unzweideutige Spur ſeines Haltens mit allen Fin
ern, braunroth wie eine Brandwunde eingeprägt!

Die Leſer erinnern ſich, daß umirrende Geiſter von Ver
orbenen, die ſolchen, denen ſie, nach Erlöſung ringend, nah-
n, ein ſicheres Andenken ihres Erſcheinens zurücklaſſen wollten,
gend ein Buch oder Gewand ergriffen, und die Spuren der
and mit den Fingern wie eingebrannt hinterließen. Noch
nverlöſchlicher, untilgbarer trug über ihrer Hand die Gräfin
as überzeugende Andenken ihres Geliebten: aber, wie ſich ihr
urch Vergleichung ſolcher Kunden ergeben mochte, ein Zeichen,
erade nicht einer ſeliger Fortdauer der von den Banden des
eibes befreiten Seele: ein „Gedenke mein!“ ſo ſchauriger Art,
ls nur von Jenſeits herüber wehen, herübergreifen mag!

Der rothbraune Ring um ihren Arm verlor und verfärbte
ch nicht, und es blieb der jugendlichen Schönen, die der
Welt nicht entſagte, nur übrig, dieſe Stelle ſtets zu bedecken;
e wählte ſtatt andrer Bedeckung (wie der Handſchuhe) den
oldnen Armring, den ſie nur ablegte, wenn ſie ohne Zeugen
ar oder vor dem Gemahl.

Ihr Geliebter erſchien ihr niemals wieder, aber ihr
weifel war gelöſt.

G.

Mitheilung über einen Schutzgeiſt von Frau F. v. J.

Ich hatte eine ältere Freundin, die ich oftmals beſuchte, es war eine durch das Schickſal vielgeprüfte Frau. Ihre Unterhaltung war mir immer ſehr anziehend und belehrend und ich holte mir in manchen Fällen Troſt und Rath bei ihr, und erbaute mich an ihren geläuterten Lebensanſichten, und an der Gelaſſenheit, mit der ſie die Beſchwerden des Daſeyns trug. Da kam es, daß ſie erkrankte, ſchon mehrere Monate lag ſie an einem böſen Uebel darnieder und es war vorauszuſehen, daß dieſes Leiden ihre letzte irdiſche Prüfung ſeyn werde; ich beſuchte ſie nun deſto häufiger und ſuchte durch Pflege und Theilnahme ihre Schmerzen zu lindern. Hatte ſie nur einige erträgliche Stunden, ſo überwand ihr ſtarker Geiſt das trübe ihrer Lage, ſie ſprach dann lebhaft und erzählte mir mit immer größerem Vertrauen dieſe oder jene Begebenheit aus ihrem bewegten Leben. — Eines Tages fand ich ſie heiterer als gewöhnlich, eine freudige Ruhe, eine gewiße Befriedigung lag auf ihren blaſſen abgemagerten Zügen. Sie hieß mich niederſitzen an ihrem Bette, indem ſie mir ſagte: „heute mußt Du recht lange bei mir bleiben, ich bin Dir noch die ſchönſte Begebenheit aus meinem Leben ſchuldig geblieben, und ich werde wohl nicht mehr viel Zeit zur Mittheilung haben.

Sie hub zu erzählen an:

Ich war ein beſonders glückliches Kind, meine Erinnerung reicht etwa bis in mein drittes Lebens Jahr zurück; ſchon in jener Zeit hatte ich einen Schutzgeiſt als ſteten Begleiter. Es war dem Anſcheine nach ein Kind in meinem Alter, aber

ſtrahlender himmliſcher Schönheit, mit goldenem Locken-
pt, weiß wie ein Genius gekleidet, erſchien es mir — Nachts
an ich in meiner Wiege lag, betete es mit mir, ich fürchtete
h deßhalb nicht wie andere Kinder, wenn man mich allein
r in der dunkeln Stube ließ, denn gleich erſchien mein
hutzgeiſt und ſein Anblick war meine höchſte Freude — ich
rde oft ſichtbar gewahr, wie er mich vor Gefahren behütete;
ſchiedene Male, als ich die Treppe herabſtürzte, oder ſonſt
t fiel, ſo daß man mich ſehr beſchädigt glaubte, fühlte ich
h wie von ſanften Armen gehoben und ſtand unbeſchädigt
der Erde auf. — Eines Falls erinnere ich mir beſonders,
ich einmal mit Nadeln ſpielte und welche in in den Mund
ob, daß mir mein Schutzgeiſt mit faſt zorniger Geberde
ſelben herausnahm, ſo daß ſie bei Seite fielen, und ich
chrocken von meinem gefährlichen Spiele weglief. — Als
älter wurde, verſtand ich meinen Schutzgeiſt immer beſſer,
nn aus ſeinen Mienen konnte ich jedesmal deutlich leſen,
ich recht that oder nicht; war ich allein, ſo war er ge-
hnlich um mich, aber auch unter Menſchen erſchien er mir
oft ich mich nach ihm ſehnte, war er dann heiter und
ahlend, ſo wußte ich, daß er mit mir zufrieden war, war er
er traurig, dann fühle ich gleich eine entſetzliche Bangigkeit
ne Unruhe im Gewiſſen, ich hatte irgend etwas gefehlt, was
h mich nun eifrig beſtrebte, beſſer zu machen, um nur meinen
eben Schuzgeiſt wieder freundlich zu ſehen. —

So ſehr dieſe Erſcheinung mit meinem Leben verwebt
ar, ſo war ſie doch nur ein Heiligthum meiner Seele, von
em Niemand jemals eine Ahnung hatte. Der Mund war
ir wie darüber verſchloſſen, ich konnte mit keinem Menſchen
avon reden, nicht meinen Eltern, nicht mit meinen Geſchwiſtern,
ich weiß, daß ich öfters bei mir dachte, daß die Andern
ohl auch geheime Schutzgeiſter haben werden, allein ich mußte
s doch wieder bezweifeln, denn ich ſah niemals meine Ge-
chwiſter ſo innerlich heiter und zufrieden, wie ich ſelbſt war,
uch begingen ſie weit häufiger Unarten und Fehler, wie ich,

wenn ich dann ſchloß, daß ſie keinen Schutzgeiſt haben werden, den ſie damit betrübten. —

So wuchs ich ein von allen geliebtes Kind zur Jungfrau heran. — Die Verhältniſſe meiner Eltern brachten es mit ſich, daß ich nun an allerlei Vergnügungen der Jugend Theil nahm und in die ſogenannte große Welt eingeführt wurde. — Ich war ſehr lebhaft und hatte Herz und Sinnen offen für alle Zerſtreuungen, die ſich mir darboten — was ſagte mein Schutzgeiſt zu dieſer veränderten Lebensweiſe, ich geſtehe, daß ich mich ſeltener nach ihm ſehnte, und daß er mir nur des Abends erſchien, wenn ich allein war und mich zur Ruhe begab — er war dann ernſter oft traurig, dann machte ich mir faſt Vorwürfe über die tägliche Zerſtreuung, in der ich lebte und ſehnte mich nach meinen ſtillen harmloſen Kinderjahren, wo ich in Feld und Garten ſtündlich mit meinem lieben Schutzgeiſte verlebt hatte. Unerwartet befiel mich in dieſer Zeit eine tödtliche Krankheit, ich lag mehrere Wochen auf hartem Krankenbett — außer den lieben Meinigen, die mich pflegten, war auch der treue Schutzgeiſt bei mir — ſein Anblick gab mir Troſt und Muth in den heftigſten Schmerzen, ich fühlte oft, daß ſein zartes Händchen meine heiße Stirn kühlte, oft war es mir, als ob ſein ſanfter Hauch mir Schlaf und Ruhe bringe. Ich genaß und mit meiner Geneſung kehrte auch mein zerſtreuungsvolles Leben wieder, mein Schutzgeiſt ſtand wieder im Hintergrunde, ja noch mehr als zuvor, denn mein Sinn war jetzt mehr als je nach der Außenwelt gerichtet. — Ich begegnete in Geſellſchaft häufig einen jungen Mann, der durch Geiſt und Liebenswürdigkeit mein ganzes Herz zu gewinnen wußte. — Er ſtand im Rufe eines bösartigen leichtſinnigen Charakters und Eltern und Freunde warnten mich vor ihm, aber es half nichts, er behielt mein junges unerfahrenes Herz im Banne. Wenn ich Abends in meine Schlafkammer kam, die Gedanken voll von dem Geliebten, da trat mein treuer Schutzgeiſt mit der traurigſten ernſteſten Miene vor mich! — das betrübte mich Anfangs ſehr — und mehr und mehr wurde ich ängſtlich

besonders da nun meine Eltern auch anfingen mir
Gegenvorſtellungen wegen meiner thörigten Liebe zu
und mir befohlen, jeden Gedanken an eine Verbindung
m unwürdigen Manne fahren zu laſſen. — Trotz allem
ich täglich Briefe von ihm mit den Verſicherungen
ebe und Pläne für unſere Verbindung auch ohne die
Zuſage. —

smal nun ſaß ich auch allein in meinem Zimmer, ich
n einen Brief von dem Geliebten erhalten, den ich
as, da fühlte ich mir denſelben entriſſen, ich blickte,
f und ſahe meinen Schutzgeiſt mit aufgehobenem Fin-
nd zorniger drohender Geberde vor mir. Es übermannte
orn über den mir jetzt läſtig gewordenen treuen Freund
. ging die große Sünde und ſchlug mit Heftigkeit
n ſchönen heiligen Engel! — Sein ſchmerzvoller Blick
war unvergeßlich, er verſchwand damit und ich ſah ihn
wieder! — Von hier an beginnt mein unglückliches
. Der Mann, dem zu Liebe ich Alles opferte und mit
inigen brach, wurde mir treulos. Die Eltern ſtarben
d kurz, ich hatte von da an mit allem Schweren und
en zu kämpfen. Wie oft flehte ich auf den Knieen
er Thränen meinen Schutzgeiſt an, er möge mir ver-
ſich nur einmal wieder zeigen, es war umſonſt! Ich
llein auf meinen rauhen Wegen mir forthelfen und die
war die einzige treue Gefährtin, die ich mir noch errang!
nun denke dir, fuhr meine Freundin weiter fort, in
en Nacht, als ich ſo ſchlaflos auf meinem Schmerzen-
ege, welche Freude — da habe ich mit einem male
die lang erſehnte Erſcheinung meines Schutzgeiſtes.
zwar kein holdes Kind mehr, wie ehedem, es war ein
nſter Genius und doch erkannte ich deutlich dieſelben
s heiligen Kindergeſichtes. Er zeigte nach oben und
nd nach einigen Minuten wieder. Ich glaube, ich
recht verſtanden! — Hier endigte meine Freundin,
nach der langen Erzählung erſchöpft, ich verließ ſie

ſehr ſchwach, doch heiter lächelnd. Als ich nach zwei Tagen wiederkam, war ſie nicht mehr.

Luther ſchrieb in ſeiner Tiſchrede von einem Domherrn, den er kannte und den durch das ganze Leben ein warnender und ſchützender Geiſt begleitete, alſo: Gleich nachdem er in Preußen als Kind gebohren ward, kam ein Geiſt, Genius, oder wie ihr ihn nennen wollet, ich überlaſſe es eines jeglichen Urtheil, zu ihm, welcher ſo treuliche Sorge für ihn trug, daß er als Kind weder Mutter noch Magd nöthig hatte. Als er älter wurde, hielt er gleiche Aufſicht über ihn und ging mit ihm zur Schule, doch ſo, daß er weder von ihm noch andern geſehen wurde. Später, als er in Italien reiſte, begleitete er ihn und ſollte ihm auf der Straße oder in der Herberge etwas übles begegnen, verkündigte er es ihm vorher durch Anrührung oder durch einen Schlag.

Als er ſchon Dommherr war, ſaß er einmal mit ſeinen Freunden in aller Fröhlichkeit bei einem Schmauſe, da geſchah plötzlich ein heftiger Schlag auf den Tiſch, daß ſie alle erſchracken. Da ſagte der Domherr zu ſeinen Freunden: erſchrecket nicht, es ſchwebet ein großes Unglück über meinem Haupte. Am andern Tag verfiel er in ein Fieber, diß dauerte drei Tage lang und brachte ihn am vierten Tage zum Tode.

rnſchauen und Vorausſage einer Somnambulen.

Hier eine Begebenheit, die ſeit einigen Tagen großen
m in der Umgegend von Paris macht, wo ihre Authencität
ch eine Menge von Leuten bezeugt wird.

Letzten Mittwoch den 28. verlies ein junger Mann von
Jahren, der Herr B., einziger Sohn eines reichen Pächters
der Gemeinde Wuiſſons bei Antong Contan Lonjumeau,
es Vaters-Haus mit einem Wagen mit 3 Pferden beſpannt,
er der Leitung eines Fuhrmanns, um eine Ladung Pflaſter-
ne zu holen auf dem Felſen von Saulx les Chartreux,
cher acht Cilometres von der Gemeinde entfernt liegt.

Nach beendigter Ladung fährt der Fuhrmann damit nach
ris ab. — Der junge B. folgt dem Wagen bis Lonjumeau.
r begegnet er einem ſeiner Freunde, einem jungen Pächter
mens R. aus der Gemeinde Chilly. Nach einem kurzen
fenthalte in einem Kaffehaus in Lonjumeau, ladet R., deſſen
hnung nur zwei Cilometres von Wuiſſons entfernt liegt,
B. ein, bei ihm zu eſſen. Man aß gut, aber ohne Ueber-
aß. Abends 8 Uhr geleitet R. den B. halbwegs zurück,
blieb letzterem nicht weiter als eine Viertelſtunde Wegs
ig um unter das väterliche Dach zu gelangen.

Dem ungeachtet waren Herr B. Vater und ſeine Haus-
u den folgenden Morgen in einer tödtlichen Angſt, ihr Sohn
r nicht nach Hauſe zurückgekehrt. Ohne Zeit zu verlieren,
ſammelten ſie mehr als 60 Einwohner von Wuiſſon und
n machte Nachſuchungen. Bei einem Sumpfe von ziemlicher
sdehnung und beträchtlicher Tiefe, die Gironde genannt,
d man einen Frachtbrief, von welchem der Sohn B. der

Träger war; dieſe Entdeckung ließ ein Verbrechen vermuthen. Man unterſuchte den Sumpf mit langen Haken, fand aber nichts. Die Nachſuchungen währten 3 Tage, man zog zu Fuße, zu Pferde und ſelbſt zu Wagen aus, um auch die entfernteſten Felder zu durchſuchen, ohne zu irgend einem Reſultate zu gelangen.

Man kam auf den Einfall, von Paris Neufundländer Hunde zu holen, um dieſelben in den Sumpf hinabzutauchen. Die Probe wurde gemacht, und führte zu nichts. Jeden Tag lief man nach Paris, erkundigte ſich, ging nach der Morgue. Die Gensdarmerie von Lonjumeau und die Nationalgarde wurden in Marſch geſetzt, man durchzog das Land nach allen Seiten Tag und Nacht.

In der Nacht vom Freitag auf den Samſtag begegnet man zwei Wilderern, welche mit Hülfe von Netzen Wachteln jagten und Feldhühner Eier ausnahmen. Man arretirt ſie, und ſie werden nach Lonjumeau abgeführt. — Denſelben Tag Samſtag Morgen, war der Präfect der Seine und Oiſe in Lonjumeau, dem Rathe der Conſcriptionswahl vorſtehend. Man wandte ſich an ihn, und im Augenblicke ließ er Befehle an den größten Theil der Gensdarmerie Brigade ergehen.

Verzweifelt, daß ſo anhaltende Nachforſchungen ohne Erfolg blieben, erinnerten ſich Herr B. und ſeine Frau, daß ſie früher von den Wundern des Magnetismus gehört hatten; ſie begaben ſich ſofort nach Paris, um eine Somnambule zu befragen. Dies begab ſich Alles im Laufe des Samſtag.

„Ihr Sohn iſt nicht todt, ſagte die Schlafwache, ich ſehe ihn auf einem Felſen, er ſteigt herab, und folgt einem Wagen bis zu einem Dorfe. Hier iſt er mit einem ſeiner Freunde, ich ſehe ſie beide bei Tiſche; ſie verlaſſen ſich auf der Straße.... Ein wenig ſpäter ſehe ich Ihren Sohn von zwei Männern angehalten; ſie führen ihn weg, ſie machen ihn trinken, aber ich weiß nicht, was für ein Getränke. Von dieſem Augenblicke an verliere ich Ihren Sohn aus dem Geſichte, ich weiß nicht, was aus ihm wird; aber er iſt nicht todt, er wird wieder

men, und wird ſelbſt nicht wiſſen wie und was ihm geſchah
rend 3 Tagen. Er wird morgen früh am Sonntag zurückkehren.“

Als die Eltern des jungen B. nach Wuiſſon zurückkamen,
lten ſie den Einwohnern daſelbſt die ſchwache Hoffnung mit,
che ihnen durch die Ausſagen der Somnambule gegeben wurde.
Neuigkeit verbreitete ſich ſchnell in den umliegenden Ge-
nden. Das ſonderbare und ſchnelle Verſchwinden des von
n geliebten jungen Mannes, das Wunderbare in den
rten der Somnambule, das Uebereinſtimmende mit dem,
s ſie ſagte und der Gefangennehmung der beiden Männer
izte alle Köpfe und erregte die Einbildungskraft aller, denn
nntag Morgen ſind alle Straßen mit Leuten gefüllt, alle
ſwege, alle Ausgänge, durch welche man ſich nach Wuiſſons
eben kann, ſind mit Neugierigen beſetzt; man wartet, man
t nach, man fürchtet, man hofft. — Endlich um elf Uhr
orgens fährt der Poſtwagen von Orlay heran, hält, und ein
nger Mann ſteigt aus und wirft ſich in die Arme ſeiner
utter — es iſt der junge B.!

Man fragt ihn aus und er beſtätigt in allem die Erzäh-
g der Somnambulen. „Nachdem er ſeinen Freund R. ver-
ſen hat, und in dem er ſich nach Wuiſſons begeben will,
rde er von zwei Männern feſtgehalten, welche ihn trinken
chten. Von dieſem Augenblicke an erinnert er ſich von nichts
hr, er weiß nicht was während 3 Tagen mit ihm angefangen
rde. Nur in der Nacht vom Samſtag führte ihn eine Frau
n dem Orte aus, wo man ihn hingebracht hatte nach dem
orfe Saint Aubin. Hier ließ ſie ihn inmitten der Straße,
dem ſie ihm ſagte: Ein Wagen fährt durch dieſes Dorf, welcher
zurück bringen wird. B. that, wie ihm die Frau geſagt hatte,
d kam auf dieſe Art wieder bei ſeinen Eltern an.“ —

Alle Fragen, die ihm auch gemacht wurden, konnten keine
dere Antwort aus ihm herausbringen. Dieſen ſehr unbe-
mmten Erkundigungen muß noch der wichtige Umſtand bei-
fügt werden, daß ſeine Uhr und 10 Franken, welche er bei
h hatte, geſtohlen waren. Gazette de France.

Merkwürdige Vorausſehungskraft eines Braminen.

Herr Forbes, der im Dienſte der oſtindiſchen Kompagnie ſtand, und 17 Jahre in Indien lebte, erzählt in ſeiner herausgegebenen Schrift, morgenländiſche Denkwürdigkeiten betitelt, von einem Braminen, den Herr Hodges engliſcher Reſident zu Bombay kennen lernte. Den Engländern war er wenig bekannt; aber unter den Hindus auf der weſtlichen Küſte Indiens war er ſehr berühmt. Beide wurden bald ſo innige Freunde, als es der Unterſchied ihrer Religion und Kaſte zuließ. Der Bramin, ein rechtſchaffener Mann, ermahnte oft ſeinen Freund, den Pfad der Tugend nie zu verlaſſen, weil derſelbe ihn zur Wohlfahrt und zu Ehren, und dann zur ewigen Seligkeit führen würde. Um ihm dieſe Ermahnung einzuſchärfen, verſicherte er ihm, er würde ſich von der Stelle, die er zu Bombay bekleidete, zu andern Oberhauptsſtellen im Dienſte der Kompagnie emporſchwingen; hernach würde er als Oberhaupt zu Tellichery und Surat angeſtellt und zuletzt gar zum Gouverneur von Bombay ernannt werden.

Herr Hodges ſprach mit ſeinen Freunden zuweilen über dieſe vertraulichen Vorherſagungen, achtete aber doch im Grunde wenig darauf. Nur als er nach und nach in den Ehrenſtellen emporſtieg, bekam er mehr Zutrauen zu ſeinem Braminen, beſonders als er Oberhaupt von Surat wurde. Da aber in der Folge ein weit jüngerer im Dienſte, Herr Spenzer, ihm vorgezogen und zum Gouverneur von Bombay ernannt wurde, ſchrieb er einen heftigen Brief an denſelben und an den Rath. Man fand dieſen ſo ehrenrührig, daß er ſeiner Oberhauptsſtelle zu Surat entſetzt, nach Bombay geſchickt und aus dem Dienſte der Kompagnie entlaſſen wurde. Bald darauf ſandte er nun zu dem Propheten, der ſich damals zu Bulparra, einem heiligen Dorfe am Ufer des Tappy, aufhielt. Er begab ſich zu dem Herrn Hodges, und ließ ſich von dieſem den ſchlechten Ausgang aller ſeiner Hoffnungen und Bemühungen erzählen; Herr Hodges beſchloß mit der Nachricht, daß er ſich nach Europa einſchiffen wolle, und daher ſich keineswegs des Erfolgs der glänzenden Verſprechungen des Braminen ſchmeichle. Er ſoll ſogar einige Vorwürfe über ſeine betrügeriſchen Vorherſagungen haben in ſein Geſpräch einfließen laſſen.

Der Bramine hörte alles mit der größten Gelaſſenheit, verzog keine Miene, und hub dann alſo an: Ihr ſehet dieſe Verandah und das Gemach, wohin ſie leitet; Herr Spenzer hat den Portikus erreicht; aber er wird nicht in den Pallaſt gelangen. Er hat ſeinen Fuß auf die Schwelle geſetzt, aber er wird nicht in das Haus kommen! Alles Anſcheines vom Gegentheile ungeachtet, werdet ihr die Ehren erlangen, die ich euch vorhergeſagt habe, und die erhabene Stelle bekleiden, wozu man ihn ernannt hat. Eine ſchwarze Wolke ſchwebt vor ihm.

Dieſe ſonderbare Vorherſagung ward zu Surat und Bombay bekannt; man ſprach in allen Geſellſchaften davon. Herr Hodges hatte aber ſo wenig Zutrauen dazu gefaßt, daß er ſich zu ſeiner Ueberfahrt nach Europa anſchickte. Indeſſen hatte man die Depeſchen von Bombay in England bekommen, und mit einer ungewöhnlichen Schnelle erfolgte die Antwort darauf. Der Hof der Direktoren mißbilligte des Herrn Spenzers Verfahren als Gouverneur von Bengalen, widerrief ſeine Ernennung zur Gouverneurſtelle von Bombay, entließ ihn aus dem Dienſt der Kompagnie, und befahl ihm, ſich unverzüglich nach England einzuſchiffen. Herrn Hodges Betragen, hieß es, wäre zwar ungebührlich geweſen, jedoch in Betracht ſeiner langen und treuen Dienſte, ſeines guten Karakters und ſeiner bekannten Geſchicklichkeit übertrüge man ihm die Gouverneurſtelle.

Von nun an bekam der Bramin einen ſehr großen Einfluß auf Herrn Hodges Geiſt, ſo daß der Gouverneur nichts Wichtiges unternahm, ehe er ſeinen Freund um Rath gefragt hatte.

Die zweite Geſchichte, dieſen Bramin betreffend, iſt folgende:

Einige Monate vor der Abreiſe des Herrn Forbes aus Indien landete zu Bombay ein Gentleman, der einen anſehnlichen Poſten zu Surat bekleiden ſollte, mit ſeiner Frau; beide waren noch jung und hatten nur ein Kind. Der Mann ließ ſeine Frau bei einem Freunde, und begab ſich nach Surat, um dort ſeine Haushaltung einzurichten. Sie ſollte ihm in kurzer Zeit folgen. Am Abende vor dem Tage, als ſie ſich auch nach Surat einſchiffen wollte, hält der Hausherr eine große Geſellſchaft, worunter ſich auch unſer Bramin befand. Er ſtellte dieſen der Geſellſchaft vor, und bat ihn ſcherzend, das Schickſal des eben aus Europa angekommenen ſchönen und jungen Paares zu weiſſagen: Zum Erſtaunen der ganzen Geſellſchaft, beſonders der jungen Frau, warf der Bramin einen mitleidigen Blick auf ſie, und ſagte nach einer feierlichen Pauſe zu dem Hausherrn auf hinduiſch: „ihr Glücksbecher iſt voll, aber ſchnell ſchwindend! ein bittrer Trank bleibt ihr, wozu ſie ſich bereiten muß!“ — Ihr Mann hatte ihr geſchrieben, er wolle ſich mit einer Barke in Surat Bas einfinden, und ſie vom Strande begleiten. Er erſchien aber nicht; ſondern an ſeiner Statt kam einer von des Herrn Forbes Freunden, und berichtete der Frau, ihr Mann läge gefährlich krank. Als ſie ankam, hatte er einen heftigen Fieberanfall, und verſchied in ihren Armen. Der Verfaſſer der morgenländiſchen Denkwürdigkeiten, Herr Forbes, machte in demſelben Schiffe, worin ſich die Wittwe und eine and're Frau befand, die ihren Schmerz zu lindern ſuchte, ſeine Rückreiſe nach Europa.

Die dritte Geſchichte handelt ebenfalls von dieſem Braminen. Herr Forbes erzählt in ſeiner Schrift: Als ich in meiner Jugend zu Bombay landete, fand ich daſelbſt eine äußerſt günſtige Aufnahme in dem Hauſe eines edeln Mannes, den ich um Gaſtfreundſchaft anſprach, und der immer mein Beſchützer geblieben iſt. Er hatte eine Wittwe geheirathet, welche mit ihrem erſten Manne einen Sohn und eine Tochter hatte. Der Sohn war in England erzogen werden; einige Jahre vor meiner Abreiſe aus meinem Vaterlande hatte er ſich als Schreiber nach Bombay eingeſchifft; die Bombayſchiffe kamen gewöhnlich richtig an; nur dasjenige, was der zärtlichen Mutter ihren Sohn zuführen ſollte, blieb aus. Das betrübte Weib ging häufig an den Strand, und ſchaute in das Meer, um zu ſehen, ob das Schiff nicht ankäme. Auf dieſem Strande pflegten die Hindus auch ihre Todten zu verbrennen: bei dieſer Ceremonie ſind ſtets Braminen gegenwärtig. Einſt fand ich Herrn Hodges Bramin (ſo nannte man ihn ſeit der erſten Geſchichte) unter denſelben, und da er den Kummer der Wittwe bemerkte, fragte er ſie um die Urſache. Die Wittwe, welche ihn wohl kannte, verwunderte ſich darüber, daß ein ſo außerordentlicher Mann den Grund ihres Kummers nicht wiſſe. Der Bramin ward gerührt, und ſprach: wohl kenne ich den Grund eures Kummers; euer Sohn lebt; das Schiff wird bald glücklich ankommen, allein ihr werdet ihn nie wieder ſehen!

Die Wittwe erzählte gleich dieſe Unterhaltung ihren Freunden. Kurz darauf wurde ein europäiſches Schiff wahrgenommen. Die Freunde der Wittwe eilten an den Strand, um Nachricht von ihrem Sohne zu erhalten. Die Paſſagiere ſtiegen aus; allein ſtatt des erwarteten Sohnes kamen blos Briefe. Er war in Braſilien geblieben, wo ſich das Schiff eine Zeitlang aufgehalten hatte; die Jeſuiten hatten den Jüngling zu dem katholiſchen Glauben bekehrt, und ſchrieben an die Wittwe Briefe voll Ermahnungen, ſie möge dem Beiſpiele ihres Sohnes folgen, und ſich ebenfalls bekehren.

Der Schmerz der armen Mutter läßt ſich leichter fühlen als beſchreiben. Der Sohn blieb zu Rio Janeiro und ſchrieb zuweilen, bis zur Aufhebung des Jeſuitenordens. Er wurde bei dieſer Begebenheit mit manchen Jeſuiten von Südamerika nach Portugal geſandt, und ins Gefängniß geworfen. Von der Zeit an blieben ſeine Briefe aus. Seine Schweſter, ein ſchönes Mädchen, heirathete einen Gentleman, der Hodges Nachfolger im Gouvernement wurde, und bekam viele Kinder. Um ihre Erziehung zu beſorgen, begab ſie ſich mit ihrer Mutter nach England, ſtarb aber daſelbſt, ſo daß die arme Mutter ſich in einem fremden Lande befand, ihres Sohnes und ihrer Tochter beraubt. Zum Glücke hatte ſie ihr zweiter Mann nach England begleitet.

Ein Freund ihrer Familie mußte ſich einſt nach Liſſabon begeben, wegen mehrerer portugieſiſcher Wechſel, die er in Indien bekommen hatte. Auf einem Spaziergange neben den Gefängniſſen wurde er auf engliſch von einem Gefangenen, der in einem unterirdiſchen Kerker ſaß, um ein Almoſen angeſprochen. Er ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein, und entdeckte zuletzt, daß dieß der verlorne Sohn der Wittwe ſey. Dieſe glückliche Entdeckung meldete er gleich nach England, mit der tröſtenden Nachricht, er habe ſchon Anſtalten zur Befreiung des Gefangenen gemacht.

Die Wittwe erheiterte ſich einen Augenblick, aber bald verfiel ſie wieder in Schwermuth und ſagte ſeufzend: o der Bramin, der Bramin! Umſonſt verſuchte ihr Mann ſie zu tröſten; ſie antwortete immer: ach der Bramin, der Bramin!

Durch die Verwendung ward der Sohn in Freiheit geſetzt; man berichtete ihm, daß ſeine Mutter lebe, und daß er ſie bald wieder ſehen würde. Der plötzliche Uebergang des Kummers zur Freude, des traurigſten Zuſtandes in eine ſchöne Welt wirkten auf den ſchwachen Jüngling ſo heftig, daß er nur noch ſeine Dankbarkeit bezeugen konnte, und ſeinen Geiſt aushauchte.

Geſchichte einer Erſcheinung.

(Aus dem Elſaß.)

Im Jahre 1795 hatten ſich mehrere Gemeinden des untern Elſaßes nachläßig gezeigt in den amtlich vorgeſchriebenen Pferdelieferungen für die damaligen franzöſiſchen Kriegszüge. So kam es, daß in den Herbſtmonaten deſſelben Jahres eine Abtheilung der Straßburger Nationalgarden unter die Waffen gerufen wurde um in die ſaumſeligen Gemeinden einquartiert und von ihnen verköſtigt zu werden, bis letztere ihrer Pflicht nachgekommen. — Der Befehl ſeines Hauptmanns wies einen unter ihnen, Herrn Georg Daniel H . . . ., damals achtzehn Jahre alt, nach Niederhausbergen, wo ihm der Adjunkt in ſeinem eigenen Hauſe ein freundliches Zimmer zur Herberge überließ. So hatte nun Herr H. nichts zu thun als Anderer Koſten zu leben und, frei und unbeſorgt wie er war, dachte er kaum an die Heimath. Am ſechsten Tage ſeines Aufenthalts daſelbſt, etwa um drei Uhr Morgens, wachte er plötzlich auf, aus dem tiefſten Schlafe und ſah ganz deutlich ſeine Großmutter vor ſeinem Bette ſtehen. Sie war ganz weiß gekleidet. Eine Minute weilte die Erſcheinung und war dann plötzlich verſchwunden, wie in Nichts zerronnen. Hr. H. durch die Begegnung, die ihm freilich unerklärlich war, keineswegs erſchreckt, fragt ſich, ſchnell beſonnen, ob Alles nicht vielleicht ein Traum ſei. Er überzeugt ſich aber bald daß er wache, zumal er, und zwar während die Geſtalt noch anweſend war, deutlich in einer nahegelegenen Scheuer Dreſchen hörte. Sie ſprach nicht, auch iſt ſich Hr. H. nicht bewußt, etwas Spezielles an ihr wahrgenommen zu haben; er ſagt eben, es ſei ſeine Großmutter geweſen, wie ſie leibt und lebte.

Einige Tage nachher erhielt Hr. H. Befehl Niederhausbergen wieder zu verlaſſen und wurde bei ſeiner Rückkehr ſchmerzlich überraſcht von der Nachricht des Todes ſeiner Großmutter, die ihn immer und vorzugsweiſe vor ihren andern Enkeln ſehr geliebt hatte. Sie war am Abend des Tages geſtorben an dem er die Erſcheinung gehabt, und ihr Todt, obgleich Niederhausbergen nur eine Stunde von Straßburg liegt, hatte ihm nicht gemeldet werden können, weil Niemand der Zurückgebliebenen wußte, wohin Hr. H. beordert worden war. — Später hat Hr. H. oft Nächte hindurch Schildwache geſtanden auf bedrohten Vorpoſten, in unheimlichen Gefängniſſen, in verrufenen, zu Kriegsmagazinen umgewandelten Klöſtern, ohne daß ihm ſeither etwas Uebernatürliches begegnet wäre. — Jetzt iſt er ein rüſtiger, munterer Greis, gewiß nichts weniger als ein Träumer, wozu ihm übrigens ſein ſchwerer Beruf an der Drehbank keine Zeit läßt und hat ſich die langen Jahre hindurch bis in ſein graues Alter den lebendigen und ungetrübten Glauben an die ihm gewordene Erſcheinung bewahrt. —

Erfahrungen aus dem innern Leben.

(Von E. M. Arndt.)

E. M. Arndt, in ſeinen jüngſt erſchienenen „Schriften für und an ſeine lieben Deutſchen“ erzählt folgendes, was gewiß auch unſern Leſern Intereſſe bieten dürfte. Leichtgläubig wird wohl Niemand den edeln Mann ſchelten, der weiß in wie vielen Wettern er ausgehalten und wie ihn die größten Stürme nicht zum wanken gebracht. —

„Wir ſaßen, mehrere junge Geſellen, einmal bei dem Rektor Dr. Maſius in Barth am fröhlichen Mittagstiſche, da ward der Hauswirth mit Einem male herausgerufen, ſeine Knaben hatten an ſeinem Hauſe auf dem Kirchhofe geſpielt, und einer ſeiner Zöglinge, ein junger von Zanthier aus Pütnitz bei Damgarten war gefallen und hatte ſich einen Arm gebrochen. Dies ſtörte und verzögerte das Gaſtmahl. Doktor und Chirurg wurden geholt zu verbinden, Briefe wurden geſchrieben, ein Bote ward beſtellt, der die Briefe zu der Mutter des verletzten Knaben tragen ſollte, die etwa zwei Meilen von Barth entfernt wohnte. So waren einige Stunden vergangen. Und ſiehe! als der Bote mit den Briefen abgefertigt werden ſollte, da raſſelte ein Wagen vor die Thüre, Frau von Z. ſprang heraus, und rief: Mein Sohn! mein Sohn! wo iſt mein Sohn? was iſt ihm für ein Unglück begegnet? Und ihr ward der Knabe mit dem verbundenen Arm gezeigt und ſie war getröſtet.“ —

„Dieſe ſelbe Frau von Z. bei einer Nachbarin eine halbe Meile von ihrem Gute auf dem Sofa ruhig beim Kaffe ſitzend fährt plötzlich auf, und ruft ihrem Kutſcher zu: Spann' an! ſpanne gleich an! Alles um ſie her ſpringt erſchrocken mit auf, die Wirthin fragt ſie, was ihr denn ſey? und erhält zur Antwort: Mir iſt ſo unbeſchreiblich Angſt, ich muß ſogleich zu Hauſe. Und die Frau läßt ſich weder beruhigen, noch halten ſondern ſpringt in den Wagen und heißt den Kutſcher fortſprengen. Als ſie endlich auf ihren Hof einfährt, ſieht ſie die Mägde und Kinder ganz freundlich wie ſonſt aber etwas verſtört in der Hausthür ſtehen und erfährt bald, ihr kleinſtes Kind, ein Mädchen, iſt in einen Keſſel voll heißen Waſſers gefallen, und iſt todt.“

„Als ich im Winter des Jahres 1811 mich in der lieben Heimath zur Rückkehr an meinen Rhein rüſtete und bei geliebten Freunden in der mütterlichen Inſel Abſchied nehmend umher fuhr, ſaß ich einmal des Nachts ſpät in meinem Schlafſtübchen im Hauſe meines würdigſten Gönners des Generals von Dyke zu Loſentitz auf dem Zudar. Ich war den Tag an mehreren Stellen geweſen, hatte mehrere Nächte wenig geſchlafen, hatte eben mehrere Briefe geſchrieben, war müd und matt und abgeſpannt zugleich, kurz ich war in ſolcher Faſſung und Stimmung, in welcher aus weiteſter Ferne abgeſchoſſene Geiſterſchüſſe das Herz treffen können. So war ich auf dem Stuhle eingenickt und ſiehe! meine alte liebe böſe Sofie, meine zweite Mutter, ſtand freundlich lächelnd vor mir und hielt auf jedem ihrer Arme einen kleinen Knaben: zwei Knaben mir beide ſehr lieb; ſie hielt ſie mir mit der Haltung und Gebärdung hin, als wollte ſie ſagen: nimm dich der Kleinen an! Und ſiehe den folgenden Mittag, als ich in Garz mit meinem alten theuren Probſt Pritzbur und ſeiner geiſtreichen liebenswürdigen Tochter Charlotte Piſtorius im traulichen Geſpräch ſaß, rollte der Wagen meines Bruders Wilhelm von Putbus vor die Thüre mit einem Briefe, welcher ſagte: Bruder komm gleich mit dem

Wagen zurück, wir müſſen Morgen über das Waſſer nach Buchholz fahren, die alte liebe Tante Sofie zum Grabe begleiten, welche geſtern Nacht geſtorben iſt. — O die hatte mich lieb!“

„Herr Elias Mumm und ſein Sohn erzählen folgende Geſchichte: (Elias Mumm, ein angeſehener Bürger und Kaufherr zu Köln, ein frommer geſcheidter, vor drei Jahren im hohen Alter verſtorbener Mann.) Wir ſaßen im Winter des Jahres 1814 in Höchſt bei Frankfurt des Abends in einem Nachbarhauſe an fröhlicher Tafel beiſammen, wohl fünf und zwanzig dreiſig Perſonen. Da ſpringt mit Einem male die älteſte Tochter des Hauſes, ein ſehr hübſches Mädchen; auf und ruft: Hören Sie! Hören Sie! was ſpielt da unten auf der Cither? Ihre Schweſter ſtimmt ein und ſpricht: Ja wahrhaftig es iſt Muſik, gewiß der Major von Oppen, der wird als Kurier aus Frankreich gekommen ſeyn und will uns hier einen Spaß machen. Und die beiden Mädchen laufen geſchwind die Treppe hinunter und fragen und ſchauen unten und durchſtöbern die Stuben und Kammern, worin Oppen als Einquartirung viele Wochen bei ihnen gewohnt hat. Die Mädchen finden aber nichts und kommen etwas verſtört wieder zu der Geſellſchaft, welche in gewöhnlicher Ordnung ſchwatzt und ißt und trinkt. Da macht es eine Pauſe von einer halben Stunde, dann aber beginnt es von neuem zu klingen, aber nicht allein in die Ohren der beiden Mädchen, ſondern die ganze Geſellſchaft hört es. Die beiden Mädchen rauſchen nun auſſer ſich wieder herunter, indem ſie rufen: gewiß es iſt der Oppen und der Schelm hat ſich nur irgendwo verſteckt. Und es vergehen wohl fünf Minuten, da kommen die Mädchen ganz blaß und verſtört zurück. Sie bleiben ſehr ſtill und unten bleibt es nun auch ſtill, und nichts wird mehr gehört. Und ſtill und etwas verſtört geht bald die ganze Geſellſchaft auseinander. Die Mädchen aber und unſer Elias haben ſich Tag und Stunde wohl gemerkt, und es hat ſich aus der Vergleichung mit den Zeitungen und mit den Ausſagen der Freunde von Oppen ergeben, daß er an jenem Abend bei einem Gefecht in Frankreich gefallen war. Dieſer Major von Oppen war Adjutant bei Blüchers Heer, als ein edler für ſein Vaterland und deſſen Freiheit brennender Jüngling hatte er in Spanien mehrere Feldzüge gegen die Franzoſen als Freiwilliger mitgemacht, hatte ſpaniſche Lieder und Citherſpiel nach Deutſchland mitgebracht und jene Mädchen, in deren Herzen er wohl einige liebenswürdige Erinnerungen hineingeſungen hatte, oft mit ſeinem Spiel ergötzt."

Kürzere Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens.

I.

Thorwaldſen betreffend.

Thorwaldſen hat in Rom bekanntlich ein Studium (studio), und darüber einen talentvollen däniſchen Bildhauer, **Holbek**, zum Aufſeher beſtellt. Dieß Atelier wird durch zwei grüne Vorhänge in drei Räume getheilt. Vornen im größern ſind die Arbeiter. An einem Freitage, Abends, wo das Studium ſchon *geſchloſſen* war, gieng der junge Mann noch hin, nachzuſehen was ſie geleiſtet hatten, und ob ſich alles in Ordnung befände. Wie er an die Thüre kam, hörte er ganz deutlich hämmern im Studium, als würde noch geſchafft. Er ſperrte auf, ſah im erſten Raum Niemand, vernahm aber, wie ihm ſchien, vom zweiten her das Geräuſch; auch hier war nichts zu erblicken, wohl aber tönte wieder deutlich das wohl bekannte Hämmern aus dem dritten und letzten Raume. Als Holbek in dieſen vordrang, war auch er ganz leer und der Lärm verſchwunden. Der Däne unterſuchte alles vergeblich. Zuletzt — die Phantaſie mochte ſich wohl auch jetzt ins Spiel miſchen — ſchien ihm, als ſchwankten alle Steine ringsum und wollten über ihn hereinſtürzen. Im Grauen rannte er davon, berichtete aber noch am nehmlichen Abende den Vorgang in einer Geſellſchaft, mit dem Zuſatze: „Wenn nur Thorwaldſen nicht geſtorben iſt!“ — Man lachte ihn aus und neckte ihn über ſeine Geiſterſchau. Den Montag darauf kam ein Brief mit der Todeskunde, ſo ſchnell ſie von Kopenhagen hatte eintreffen können — ich glaube vierzehn Tage nach dem Verſcheiden.“

2.

Das Sichſelbſtſehen.

Ein Beiſpiel dieſer Art aus jetziger Zeit iſt merkwürdig, da ſeine Wahrheit von glaubwürdigen Zeugen beſtätigt iſt.

Ein junger Edler, der ſich durch Geiſt und Herz gleich vortheilhaft auszeichnete, lebte vor nicht geraumer Zeit auf einer norddeutſchen Akademie, wo er ſich die Achtung der Lehrer und die Freundſchaft ſeiner Mitgefährten ſo ungetheilt erworben hatte, daß man das nachfolgende Ereigniß mit allgemeiner Theilnahme betrachtete.

Er ging einſt, bei ſchon einbrechender Abenddämmerung, mit einem Freunde durch die Straße ſeinem Hauſe zu. Der Freund ſprach lebhaft über einen wichtigen Gegenſtand; er aber hörte nur mit zerſtreuter Aufmerkſamkeit zu, denn ſeine Blicke waren auf einen Gegenſtand gerichtet, welcher nur wenige Schritte vor ihnen ſeine ganze Seele beſchäftigte. Es war eine Geſtalt, die ihm ſelbſt glich, wie ein Tropfen Waſſer dem andern. Wuchs, Gang und ſelbſt genau dieſelbe Kleidung, die er in dieſem Augenblicke trug. — Eine ſeltſame Scheu hielt ihn zurück, auch ſeinen Gefährten darauf aufmerkſam zu machen, bis ſie jetzt an die Thür des Hauſes kamen, wo er wohnte, und wo eben der Unbekannte kurz vor ihnen an die Thüre trat, ſie öffnete und hinein ging. Im Hineingehen wandte er noch das Geſicht zu den Beiden — und zuſammen zuckend erkannte jetzt der Jüngling deutlich ſein eigenes Geſicht. —

Auch der Freund hatte jetzt die Erſcheinung bemerkt, auch ihn wandelte ein Schauer an; ohne ein Wort zu ſagen, drückten die beiden Freunde den Arm feſter in einander und

ſten, ſtatt in die Thüre links zu gehen, ſich rechts zu dem
enüber ſtehenden Hauſe, wo die Wohnung des Freundes
ade in derſelben Höhe war. Hier eilten ſie die Treppe
nell hinauf, und gingen unwillkürlich durch das ſchon-dunkle
mmer, dem Fenſter zu, aus welchem man die gegenüber
gende Wohnung ganz überſehen konnte. Dort ging eben
Thüre auf, und ſie ſahen bei der dämmernden Helle, die
n einem etwas helleren Vorſaale kam, — eben jene Geſtalt
atreten.

Der Unbekannte ſchlug Licht an, gerade ſo, wie es der
bende Bewohner dieſes Zimmers zu thun gewohnt war.
ie ſahen nun wieder bei dem Scheine der Kerze, die er an
ndete, die ganze ſchauerliche Aehnlichkeit mit dieſem, ſo wie
ihn in jeder ſeiner Gewohnheiten, in jeder ſeiner Beweg-
ngen auf das Täuſchendſte darſtellte. Ebenſo warf er den
antel flüchtig auf einen Stuhl, holte ſich Bücher auf den
iſch, las darin, legte dann alles wieder an den gehörigen
rt, zog ſich aus und legte ſich nieder.

Erſtarrend hatten die beiden Freunde dieß alles angeſe-
hen. Erſt ſpät ſuchten ſie ihr gemeinſchaftliches Lager
nd fielen in den feſten Schlaf der Jugend.

Als ſie am andern Morgen erwachten, beſchloſſen ſie doch, ſich
der gegenüber liegenden Wohnung zu erkundigen; und
ehe da, die Decke des Zimmers war eingeſtürzt, gerade über
em Bette des Jünglings, und würde ihn, hätte ihn nicht
nes Geſicht davon verdrängt, unfehlbar erſchlagen haben. —

Mildernd iſt dieſer Schluß für das Furchtbare der Er-
heinung; doch dunkel iſt und dunkel bleibt der Vorhang,
er die Geheimniſſe von Jenſeit deckt.

3.

Eine Todesahnung.

In der Schrift: „Neue Kettenglieder aus einem ſehr
wegten Leben“ Wahre Geſchichten, befindet ſich eine Er-
ählung, die Ahnung betitelt.

Zwei Brüder Charles und Adolph Naudencourt, die ſich zärtlich liebten, und von einem Freund ihres Vaters nach ſeinem frühen Tode liebreich angenommen und erzogen worden waren, kamen als franzöſiſche Offiziere in ein Regiment. Kurz darauf ſtarb ihr Pflegevater. Oft wähnten ſie, noch lange nach ſeinem Tode, die Nähe ſeines ſchützenden Geiſtes zu ſpüren, denn er hatte ihnen auf ſeinem kurzen ſchmerzenloſen Todeslager noch wiederholt, daß er in phyſiſchen und moraliſchen Gefahren ſie umſchweben, und wenn das höchſte Weſen es verſtatte, zu beſchirmen ſuchen wolle. Nach mancher glücklich überſtandenen größern oder kleinern Gefahr dankten ſie vereint dem Manne, dem ſie ſo vieles zu verdanken hatten, auch dafür, und jedesmal gelobten ſie, ſich ſeines Schutzes und ihrer ſelbſt ſtets würdig zu erhalten.

Als Charles mit ſeinem Batallion zuerſt nach Bayonne aufbrechen mußte, und von ſeinem Bruder Abſchied nahm, rief er ihm noch tröſtend zu: Wir ſehen uns wieder, glaube mir! Raſch antwortete dieſer: Nicht lebend! und erſchrak ſichtbar über ſeine eigenen Worte. Adolph hatte nämlich über das Schickſal Anderer in den vorhergehenden Feldzügen manches ausgeſprochen, was genau in Erfüllung gegangen war. Charles hatte noch weit vor Bayonne auf eine ihm ſelbſt unbegreifliche Art, ob wachend oder ſchlafend, wußte er nicht, Pyrenäengegenden geſehen. Er ſchrieb an ihn: „Eine davon, die mir die intereſſanteſte iſt, weil wir in ihr uns wiederfinden werden, — denn ſo verſprach mir geſtern Nacht, als ich, ob ſchlafend oder wachend, weiß ich nicht, auf meinem Lager ruhete, die Stimme unſers Wohlthäters, unſers zweiten Vaters, — bin ich beſchäftigt, für dich zu zeichnen.“ — Er fand ihn auch wirklich ſpäterhin, in einer der Zeichnung ganz ähnlichen, ſchauerlich anmuthigen Felſengegend, aber jämmerlich von ſpaniſchen Bauern verſtümmelt und gemordet.

4.

Vorausſage vor dem Tode.

Der Tod des kürzlich verſtorbenen preußiſchen Miniſters
Bülow war von einem merkwürdigen Umſtande begleitet.
. Februar nämlich verlor er das Bewußtſein und ſprach
ährend davon, daß er um ein Uhr in eine wichtige
ferenz müſſe, noch Abends ſpät ſtellte er die Uhr auf
Stunde und andern Mittags ein Uhr wurde er abgeru-
em Leben.

5.

Der Kehrbeſen nach dem Tode.

Folgende komiſche Geſchichte, wenn ſie nicht ſehr traurig
, wird als gewiß verſichert. Frau X., die vor einigen
ren geſtorben iſt, behandelte bei Lebzeiten ihre Dienſtboten
, und hatte ſtets andere. Beſonders hatte ſie den ganzen
den Beſen in der Hand, und quälte die Mägde unbarm-
ig mit Putzen. Ihre Schwiegertochter, die in demſelben
ſe wohnt, iſt nachſichtiger, was denn das Geſinde ſich zu
en macht. Wenn nun die Hausmagd einmal nicht ordent-
oder gar nicht gekehrt hat, ſo iſt das ganze Haus in Auf-
, die Thüren der Kamine, wo die Beſen aufbewahrt wer-
, werden aufgeriſſen und mit Gewalt zugeſchlagen, ohne
Jemand auf dem Vorplatz iſt, und es ſchlürft hin und
, und thut als wenn es putze und kehre. Iſt nun ein ſol-
Lärm los, ſo fürchtet ſich das Hausmädchen aus dem
mmer zu gehen; wenn es aber ſpricht, es ſei ihm leid,
rgen wolle es ganz gewiß recht ſchön kehren, ſo läßt das
ben nach und es wird ruhig. — Liebe Hausfrauen, ſeyd
r immer hübſch reinlich, das iſt eure Pflicht und Ehre;
nn ihr aber euer Haus fegt und euer Herz nicht, wenn ihr
re Dienſtboten um ein Stäubchen peinigt, weil der Kum-

von Bosheit im Gemüth euch drückt, ohne daß ihrs erkennen wollt: ſo hütet euch, nicht auch einmal nach eurem Tode kehren und fegen zu müſſen.

— y —

6.

Voraussagender Traum.*

Die verwittwete Baronin F. zu F. hatte in ihrem 78ſten Jahre, kurz vor einer ſchweren Krankheit, folgenden Traum. Sie befand ſich in einer ſchönen Felſengegend, wo viele Steine, alle übereinander, umherlagen, und ſich dann von ſelbſt zu ſilbernen Kabelketten zuſammen fügten. Es war ihr dabei ſo wohl, daß ſie ihre ſelige Empfindung wachend nicht beſchreiben konnte. Indem ſie aufblickte, ſah ſie einen ſilbernen ſpitzigen Felſen, und auf demſelben eine Sanduhr von drei bis vier Fuß Höhe, worin der Sand bis auf ein Weniges abgelaufen war. Dabei hörte ſie dreimal eine Stimme ſagen: Die Zeit iſt an der Spitze. — Was dieſer Traum ihr weiſſagte, iſt leicht zu errathen. Sie ſtarb nicht lange hernach.

— y —

7.

Der engliſche Beiſtand.

Aus einem biographiſchen Aufſatz über Dr. Johann Reinhard Hedinger, herzogl. württemb. Hofprediger und Conſiſtorialrath, im Jahre 1698 von Herzog Eberhard Ludwig zu dieſem Amte nach Stuttgart berufen, entlehnen wir folgende für dieſe Blätter geeignete Begebenheit:

„Einsmals ſoll Hedinger ſeinen Herzog ſelbſt über gewiſſe Sünden, die er trotz aller Privatmahnungen nicht laſſen wollte, öffentlich auf der Kanzel beſtraft und zur Buße aufgerufen haben, was ſo ungnädig aufgenommen ward, daß der

irſt den Entſchluß faßte, ſich in ſeinem Schloße perſönlich
ihm zu vergreifen. Hedinger ward mit kurzen Ausdrücken
racierdert, und erſchien alsbald mit freier Stimme, durch
nſtliches Gebet in ſeinem Gott geſtärkt. Der Herzog, der
m allein ohne Begleitung zu erſcheinen befohlen, und ſich
einer thätlichen Mißhandlung ſeines Beichtigers gerichtet
tte, ſah ihn gleich beim Eintritt mit Betroffenheit an und
ef: Hedinger! warum kommt Er nicht allein? — Ich bin
lein, Euer Durchlaucht, erwiederte der Hofprediger. —
Nein, Er iſt nicht allein!“ entgegnete der Herzog. — Und
nnoch bin ich allein, Euer Durchlaucht, antwortete Hedinger.

Als aber der Fürſt, immer auf die rechte Seite Hedingers
nblickend, darauf beharrte: Er iſt nicht allein! entgegnete
r Fromme, ahnend, daß hier eine höhere Hand im Spiele
: „Ja ich bin wahrhaftig allein gekommen, Euer Durch
ucht! Sollte es aber dem großen Gott gefallen haben, einen
ngel neben mich in dieſer Stunde zu ſtellen, ſo weiß ich
nicht!“ — Der Herzog winkte ihm mit der Hand und ent-
ihn mit Zeichen der Erſchütterung. —

Ein gewiſſer vormaliger harter Regent ſaß neben ſeiner
emahlin in der Kirche und ſchlummerte unter der Predigt
t. Plötzlich ſchreckte er auf und fragte die Königin mit
ſtigkeit: „Was hat er geſagt?“ Sie wiederholte ihm
ngefähr die letzte Stelle des Vortrags. „Nein! antwortete
r König, das hat er nicht geſagt — er hat geſagt: Wenn
r König ſich nicht belehrt, ſo iſt er verdammt!“ — Die
önigin läugnete mit Recht, dieſe Worte gehört zu haben;
ch der Kirche aber ließ ſie den Hofprediger zu ſich kommen
nd erzählte ihm den Vorfall. Dieſer hochverwundert gab ihr
r Antwort: „So läßt alſo Gott den Königen heimlich ins
hr ſagen, was wir ihnen öffentlich zu ſagen nicht wagen
rfen!“ —

—y—

8.

Todesanzeige.

Einem Briefe des Grafen M. an mich, geſchrieben im Auguſt 18[illegible], entnehme ich folgende Stelle: „Nun habe ich Dir aber ein beſonderes Ereigniß über den Tod meines armen Kindes zu erzählen. In meinem Zimmer hängt ein kleines Bild, mein Gut in Frankreich vorſtellend, von meinem Sohne Georg gemalt und worauf er ſich ſelbſt gemalt hat. Am 29. Juni ungefähr fiel das Bild von der Wand weg, ich machte es wieder hin. Am 5. Juli Nachmittag 2 Uhr waren in meinem Zimmer verſammelt meine Frau, meine Nichte, der Hofmeiſter meiner Kinder, ein Architekt aus München und ich. Das Bild fiel wieder von der Wand weg und ich ſagte: „Das genirt mich, daß dieſes Bild wieder wegfällt." Meine Frau machte es wieder feſt. Es war der Tag und die Stunde, wo mein armes Kind in Algier ſeinen Geiſt aufgab! Ein neuer Beweis, daß der Menſch im Augenblick des Uebergangs vom Leben zum Tod in einen hohen magnetiſchen Zuſtand kommt und ſich noch dahin merklich machen kann, wohin ſeine letzten Gedanken ihn führen. Alle Briefe von Algier ſagen, daß er in letzter Zeit ſich nur mit ſeinen Eltern beſchäftigte und leider das Heimweh ihn ſehr angegriffen hatte. Willſt Du dieſe Thatſache benützen, ſo gebe ich Dir mein Einwilligung recht gern dazu." —

Der Herausgeber.

9.

Eine Volksſage aus der Schweiz.

Sagen von einſt fruchtbaren Alpen, die wegen ſündigen Lebenswandels der Sennen oder Sennerinnen vergletſchert wurden, finden ſich in verſchiedenen Theilen der Schweiz. So am Unteraargletſcher, wo den Hirten noch hin und wieder ein kopfloſes Walliſer Weiblein erſcheine; am Gauligletſcher im Urbachthale; die Sennerin und ihr kleiner Hund zeigen ſich zuweilen und ſie ſpricht wie ſie ewig auf der (nun ganz vergletſcherten) Blümlisalp bleiben müſſe; auch vernimmt man manchmal das Glockengeläute des unſichtbaren Viehs. Am Turtmangletſcher in Wallis iſt es ein Senne, ebenſo auf den Glarneralpen und andern. Sowohl bei der Sennerin als bei den Sennerin der Glarneralpen kommt noch eine Jungfer Katharine vor, die in das gleiche Strafurtheil eingeſchloſſen iſt — Siehe Gottl. Studer, topogr. Mittheilungen aus dem Alpengebirg. Bern und St. Gallen 1843.

10.

Vorausſagender Traum.

Der im Januar dieſes Jahres in Stuttgart verſtorbene Maler Dietrich hatte, vor 10 Jahren einmal erkrankt, im Fieber ein Traumbild, das ihm offenbarte, dießmal werde er nicht ſterben, er habe noch zehn Jahre Zeit bis zu ſeinem Tode. In gemüthlichen Stunden pflegte Dietrich dieß Begegniß zu erzählen, er glaubte an die Wirklichkeit jener Erſcheinung, wie an die Wahrheit ihrer Prophezeihung und pflegte mit ſicherem Auge zu berechnen, bis wann der Tod ihm zugemeſſen; er hatte ſich ſo ſehr in die Prophezeihung über die Zeit ſeines Todes eingelebt, daß er ſehr häufig auch ſcherzweiſe darauf zu reden kam. Wollte man ihn Nachmittags zu einem Spaziergang veranlaſſen, oder vor ſeiner gewöhnlichen Zeit in eine Abendgeſellſchaft abholen, ſo konnte er halb ernſt halb lachend antworten: „Mein lieber Herr — nein — ich kann nicht — ich muß arbeiten: denn Sie wiſſen, daß ich nur noch (1 — 2 Jahr)? zu leben habe.“ Ganz eigenthümlich iſt die Art, wie Dietrich ſeiner Erzählung gemäß vor 10 Jahren gegen das Traumbild, das ihm ſeinen Tod ankündigte, ſich wehrte. „Ich kann noch nicht ſterben, ſagte er zu der Erſcheinung, ich habe noch ſo viel zu malen." — „Wenn Du fleißig biſt, erwiederte das Traumbild, ſo hätteſt Du ſchon viel mehr thun können, als Du gethan haſt und wirſt noch Vieles vollbringen können." — Der Schreiber dieſer Zeilen ſelbſt ſah ihn wenige Wochen vor ſeinem Tode das leztemal in einer Reſtauration in Stuttgart. Er fand ſein Ausſehen bleich und verſtört, doch ſchwieg er darüber, denn er dachte unwillkührlich an das Traumbild, das Dietrich vor wenigen Jahren in einem Cirkel von Freunden zu ſpäter Mitternacht mit dem Tone des unerſchütterlichen Glaubens erzählt hatte. Wenige Tage darauf hörte er von ſeiner Krankheit, bald von ſeinem Tode. Die Prophezeihung war eingetroffen, ſein Glaube hatte ſich gerechtfertigt.

11.

Vorahnung.

(Aus Rheinpreußen.)

In Hagen arbeitete in der Funke'ſchen Holzſchraubenfabrik ſeit einiger Zeit ein eilfjähriges Mädchen, das ſich plötzlich aufs heftigſte ſträubte, weiter zu arbeiten. Auf flehentliches Bitten des Kindes gab die Mutter nach und bat, nur noch einen einzigen Tag zu arbeiten, weil dann gerade ein vierzehntägiger Lohn fällig ſein würde. Das Mädchen willigte widerſtrebend ein und gieng niedergeſchlagen an ſeine gewohnte Arbeit. Bald nachher hörte man einen furchtbaren Schrei und man eilte herbei. Die Maſchine hatte das Kind an einem Zipfel der Schürze gefaßt und auf eine entſetzliche Weiſe zerſchmettert. Die arme Mutter iſt faſt wahnſinnig, weil ſie ſich den Vorwurf macht, den Tod ihres Kindes verſchuldet zu haben.

12.

Ein beraubter Schlafwandler.

„Ein ſehr ſeltſames Beiſpiel von Somnambulismus hat ich jüngſt zu London ereignet. Ein Landbewohner klagte auf em Polizeiamt von Southwark, man habe ihm Samſtag Abends, als er im Schlaf gegangen ſei, einen Pack Wäſche geſtohlen, mitten auf der belebteſten Straße dieſes volkreichen Stadttheils. Die Polizeidiener bezeugten, daß dieſer Mann chlafend in den Straßen und auf öffentlichen Wegen umher-uwandeln pflege, und zwar ſtundenlang. Er ſagte, er be-achte die Vorſicht, was er zu tragen habe, ſich feſt an den rm zu binden, um wach zu werden, wenn man es ihm ge-waltſam nehmen wollte. Dießmal wurde der Strick ſo achte abgeſchnitten, daß er es nicht merken konnte. Aber elbſt im Schlaf hörte er ſo deutlich, daß er den wegen dieſes Diebſtahls Angeklagten an der Stimme erkannte; gleichwohl urde letzterer freigeſprochen.“

Wenn keine weitere Indicien vorhanden waren, als die ngabe des Beſtohlenen, der den Dieb noch dazu im Schlaf nd vom Schlaf her erkannt haben wollte, ſo konnte der Richter, da das Hellſehen noch nicht unter die Beweismittel ines begangenen Verbrechens gehört, auch wohl täuſchen kann, reilich nichts Weiteres thun. Das ſind Fälle, worüber der Allſehende richtet.

—y—

13.

Heinrichs des IV. Todesahnungen.

Dem Tode Heinrichs IV. giengen mehrere Ahnungen eran, die uns die Geſchichte der damaligen Zeit auf-ewahrt hat. Am Morgen des Tages, wo ihn Ravaillac ermordete (am 11. Mai 1610) war der König ungewöhn-ich trüb und nachdenkend. Er wollte, um ſich in eine beſſere Stimmung zu verſetzen, noch ein Stündchen ſchlafen, warf ſich aber drei mal vergebens auf das Bette; er verſuchte zu beten — Alles gleich vergebens. Bei dem Lever war er bemüht, ſich aufzuheitern, es wollte nicht gelingen; er zwang ſich zu ſcherzen, lächelte und lachte ein paarmal laut auf, ſchloß aber mit dem Sprüchworte: „Mancher der am Freitag lacht, (der 14. Mai war ein Freitag) wird am Sonntag weinen.“ Seine Gemahlin Maria von Medicis war am Tage vorher gekrönt worden. Am Abende des Krönungstages ſagte ihr Leibarzt La Broſſe zum Herzog von Vendome: Erlebt der König noch den morgenden Abend, ſo ſtehe ich ihm noch für 30 Lebensjahre.“ Vendome erzählte dieſes dem König, welcher es leicht aufnahm und zur Antwort gab: La Broſſe iſt ein alter Narr ſo etwas zu ſagen, und Sie ein junger Narr es zu glauben“ — „Sire, erwiederte der Herzog, man glaubt ſo etwas nicht, aber man fürchtet es doch!“ Wenige Nächte vor dem Mord träumte der Königin einmal, alle Diamanten ihrer Krone verwandelten ſich in Perlen, ein andermal, der König habe einen Meſſerſtich in die kurzen Rippen erhalten. Sie erzählte dieſe Träume dem König, er ſprach beim erſten: „Man muß nicht an Träume glauben!“ beim zweiten: „Gott ſei Dank, es war nur ein Traum!“ An demſelben Tage nannte er ſie ſtatt „Frau Königin“ ſcherzweiſe „Frau Regentin.“ Bevor er ſich in den Wagen ſetzte, den er nur als Leiche wieder verlaſſen ſollte, nahm er dreimal hinter einander wieder zurückkehrend ſehr zärtlichen Abſchied von ſeiner Gemahlin.

14.

Scheintodt — oder mehr? — einer Nonne zu Breslau.

Im Januar 1836 trug ſich folgendes merkwürdige Ereigniß in Breslau zu, das damals in mehrere Zeitungen, auch in den chriſtlichen Volksboten aus Baſel, aufgenommen wurde. Im dortigen Urſulinerkloſter ſtarb eine Nonne, die nach Gewohnheit, in die Kirche geſetzt wurde. Während ihr nun von ihren Mitſchweſtern die gewöhnlichen Vigilien (Todtenpſalmen) geſungen werden, erhebt ſich plötzlich die Scheintode aus dem Sarge, wankt zum Altar, und beginnt knieend laut zu beten. Voll Entſetzen ſtürzen die Nonnen zur Thüre hinaus, und wecken die Priorin. Dieſe will Anfangs nicht glauben, geht aber endlich doch zur Kirche, und ſieht, wie die Betende eben vom Altar aufſteht und wieder zum Sarge wankt, ſich hineinlegt und die Augen ſchließt. Die Priorin ſchickt ſogleich nach dem Arzt, aber als derſelbe kommt, iſt die Nonne wirklich todt.

15.

Merkwürdiges Ereigniß mit einem auf der Inſel Wigh begrabenen Frauenzimmer.

Im September 1821 kam die Leiche eines jungen, in ſchwarzer Seide gekleideten Frauenzimmers, nebſt einer Uhr, einem Ringe und einer kleinen Summe Geldes, welche ſie in einem Beutel bei ſich hatte, in der Nähe von Spithead angeſchwommen. Ein dort befindlicher Marine Offizier bemerkte es, zog die Leiche heraus und ließ ſie nach Ryde, auf der Inſel Wigh bringen. Da Niemand Kenntniß von der Perſon hatte, ſo nahm es ein Angeſtellter der dortigen Gemeinde, der zugleich Leichenbeſorger war, auf ſich, den Leichnam zu begraben, indem er ſich mit dem, was er bei ſich geführt hatte, bezahlt machte. —

Ungefähr 14 Tage nach dem Begräbniß kam eines Abends ein armer Mann mit ſeinem Weibe in das Dorf. Beide wandten ſich an den Leichenbeſorger, daß er ihnen dasjenige zeigen möchte, was der Verunglückten zugehört habe, welche ſie für ihre Tochter erklärten. Sie ſei, ſagten ſie, durch das Umſchlagen eines Bootes verunglückt, als ſie nach Spithead überſetzen wollte, um ihren Mann zu beſuchen. Sie wollten dem Leichenbeſorger alle Unkoſten bezahlen und dagegen die von ihrer Tochter hinterlaſſene werthvolle Gegenſtände in Empfang nehmen. Der Leichenbeſorger aber weigerte ſich durchaus dieſem Vorſchlag Gehör zu geben. Sie verfügten ſich daher auf den Kirchhof, wo ſich das Weib auf das Grab der Verſtorbenen nieder warf, und eine Zeitlang in ſtiller Betrachtung oder im Gebet da zubrachte. Darnach ſtand ſie mit dem bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlichen iriſchen Ausruf: „Pillelew!“ auf und ging trauernd mit ihrem Manne fort.

Die Neugierde der Einwohner von Ryde, welche durch das erſte Erſcheinen und Benehmen dieſes Paares rege geworden war, verwandelte ſich in Verwunderung, als ſie in weniger als drei Wochen wieder zurückkehrten und den Leichenbeſorger anklagten, daß er ihre Tochter ohne ein Sterbekleid begraben habe. Auf Befragen, wie ſie das behaupten könnten, erklärten ſie, daß ſie ihnen im Traum erſchienen ſei und ſich über den habſüchtigen und ruchloſen Leichenbeſteller beklagt und über die Entwürdigung geſeufzt habe, die ihren Geiſt nicht zur Ruhe kommen ließe.

Der Leichenbeſorger läugnete ſtandhaft die Wahrheit dieſer Beſchuldigung. Das Weib aber hatte insgeheim ein Sterbekleid zu Ober-Ryde gekauft, und gieng — beobachtet von dem Verkäufer, der ihr heimlich folgte — ungefähr um Mitternacht auf den Kirchhof. Nachdem ſie eine kurze Zeit auf dem Grabe gelegen war, fing ſie an, die Erde mit ihren Händen wegzuſchaufeln, und — ſo unglaublich es ſcheinen mag — um zwei Uhr, hatte ſie mit vieler Mühe und mit der Hülfe ihres Mannes den Sarg entblößt, und aus dem Grabe gehoben. Beim Eröffnen war der Geruch beinahe unerträglich, und verhinderte die weitere Arbeit eine Zeitlang; aber, nachdem ſie eine Priſe Tabak genommen hatte, richtete ſie das Haupt der Verſtorbenen ſanft auf, nahm das vom Leichenbe-

rger dem Leichnam unterlegte ſchmuzige Wollenzeug, woran
ch ein Theil des Haares klebte, hinweg, bekleidete den bloſ-
n Leichnam mit dem Sterbekleid, und brachte dann alles
eder in gehörige Ordnung. Darauf verfügte ſie ſich wieder
m Leichenbeſorger, und dieſer, von Schaam nun überwältigt,
b das Eigenthum zurück. Das Weib aber, deren Finger
n dieſer harten Arbeit wirklich bis auf die Knochen zerſetzt
aren, zog mit ihrem Manne wieder fort, und man hörte
dem nicht wieder von ihr. (Aus: The Spectre or News
om the invisible world etc. London 1836.)

16.

ne eben geſtorbene Dame erſcheint ihrem Doktor

Ein junges Fräulein, das zu Anfang des Jahres 1824
der Stadt Carlow in England, ſtarb, war einige Zeit vor
m Tode von einem dortigen Arzte berathen worden. Am
end ihres Hinſcheides ſaß dieſer Arzt in Geſellſchaft eines
ner Freunde, und wollte eben ein Glas Punſch trinken
er die vorgemeldte Dame in das Zimmer, wo er und ſein
und ſaßen, eintreten ſah. Nur einige Stunden vorher
te er ſie beſucht und ſie in einem ſterbenden Zuſtand ver-
ſen, daher wurden durch dieſe plötzliche Erſcheinung ſeiner
tientin ſeine Nerven ſo ſehr erſchüttert, daß er das Glas
nſch aus ſeinen Händen fallen ließ und ſelbſt ohnmächtig
Boden ſank. Sobald er wieder vollkommen hergeſtellt
r, ſo ſtellte er in Betreff jener Dame Nachforſchungen an,
ch die es ſich ergab, daß ſie einige Minuten vor ihrer
ſcheinung aus dieſem Leben verſchieden war. (Aus obi-
n Werke.)

17.

Noch mehrere merkwürdige Beiſpiele von Scheintodt und ein Traum von einem Todten.

Aus der großen Anzahl von Beiſpielen des Scheintodtes, die in dem letzten Jahrzehnt bekannt wurden, möchten noch einige von beſonderem Intereſſe ſeyn, — da es bekannt iſt, daß Gott, um beſonderer Urſachen willen, zuweilen einen zeitweiligen wirklichen Todt, oder was daſſelbe, eine temporäre Scheidung des Geiſtes ſammt der Seele vom Leibe ſtatt finden läßt; um durch die hernach wieder — nach ſeinem Willen — zum Leben Erwachten, — theils erweckende Blicke in das jenſeitige Leben zu veranlaſſen, theils aber überhaupt die je länger je mehr in's materielle Treiben verſunkende Menſchheit zu erinnern, daß es eben ſo ſehr in ſeiner Macht liege, die wirklich Geſtorbenen zu einem andern, ewigen Leben zu erwecken, als den gleichſam entſeelt daliegenden Körper wieder zum dieſſeitigen Leben zurückzurufen. Nebenbei liegt die Erinnerung wohl am nächſten, wie großer Vorſicht es bedürfe, um nicht ſo Manchen unſerer Mitmenſchen dem traurigen Looſe verfallen zu ſehen, einen zweiten — höchſt beängſtigenden Erſtickungstodt ausſtehen zu müſſen. Die Furcht vor einem ſolchen möglichen, ja öfters vorkommenden Fall, hat daher ſchon viel Hin- und Her-Schreibens und Redens, wie man ſolchem am beſten vorbeugen möchte, ja hier und da auch die Errichtung von beſondern Leichenhäuſern, — deren Zweckmäßigkeit übrigens noch keineswegs allgemein anerkannt wird — zur Folge gehabt. Referent erinnert ſich noch aus ſeiner früheſten Jugend, wie ihm ſchon damals, bei einigen erzählten Fällen dieſer Art, ſo ſchauerlich zu Muthe ward und wie ernſtlich er Gott um Bewahrung vor ſolchem traurigen Looſe bat. Dieſe jugendlichen Eindrücke ſind ihm auch ſo tief eingeprägt geblieben, daß er bei mehreren Todesfällen und Be-

digungen, denen er beizuwohnen Veranlaſſung fand, immer
as Aengſtlichſte den Leichnam zu beobachten ſich gedrungen
blte, ob er nicht etwa noch Spuren des zurückgebliebenen,
er zurückkehrenden Lebens an dem Todten entdecken könnte.
– Vielleicht iſt folgende Erfahrung ſeines Lebens als eine
Wirkung dieſer tiefen Eindrücke zu betrachten, vielleicht aber
ch zugleich etwas mehr. —

Vor etwa 4 Jahren nämlich war ein junger Anverwand-
r von ihm in einer benachbarten Landſtadt (ſechs Stunden
n Stuttgart) am Nervenfieber geſtorben. Umſtände, die
er nicht näher zu erwähnen, und die Kürze der Krankheit
ines Verwandten wirkten zuſammen, daß er ihn vor ſeinem
vermuthet ſchnell erfolgten Tode nicht mehr zu ſehen bekam,
ndern nur noch der Beerdigung mit anwohnen konnte. —
er Geſtorbene hatte ſich im Leben beſonders anhänglich an
ine entferntere Verwandten, auch an den Referenten gezeigt,
d ſehr mochte er es bedauert haben, nicht mehr von ihm
bſchied haben nehmen zu können, wie von den Uebrigen. —
ngefähr 3 Wochen nach ſeinem Todte und ſeiner Beerdigung
äumte dem Referenten, daß er dieſen ſeinen Verwandten zu
h in ein gewiſſes unbekanntes Zimmer eintreten ſehe. Neben
eſem Zimmer war ein anderes, deſſen Thüre geöffnet war,
d worin ſich ein Bruder und die Frau Schwägerin des
eferenten befanden, die zur geöffneten Thüre hereinblickten,
daß ſie den eintretenden Verwandten mit ihm zugleich er-
ickten und beides, Verwunderung und Erſchrecken zu erken-
n gaben. Referent aber ging ſeinem jungen Anverwandten,
– der im Leben ein ſchlanker Jüngling von wenigſtens
chs Fuß Höhe und beim Todte 24 Jahre alt geweſen war —
it Erſtaunen einige Schritte entgegen, redete ihn an und
gte: Aber wie kommt es, daß Du nach Deinem Todte
ch zu mir kommſt? — Biſt Du etwa nicht ganz todt
weſen, als man Dich begraben hat? — Der Jüngling, der
erkwürdigerweiſe nicht in der vollen Größe ſeines erreichten
bensalters, ſondern nur in der Größe eines 14 oder 15

jährigen Knabens erſchien, erwiederte mit Freundlichkeit: „Nein, Herr Oheim, ich bin wirklich geſtorben; aber ich wollte Sie nur noch einmal beſuchen.“ Hierauf gab er dem Referenten die Hand, wobei letzterer nicht nur im Traume, ſondern nach gleicherfolgtem Erwachen auch noch wachend — ganz beſtimmt einen ſolchen Leichengeruch gewahr wurde, wie nur in Verweſung übergehende Todte von ſich geben können. — Aus dieſem Grunde konnte Referent nicht umhin, etwas mehr als einen bloßen Traum hierin zu erkennen. Den ſonderbaren Umſtand aber, daß ſein Verwandter ihm um 9 — 10 Jahre verjüngt erſchienen war, ſuchte er ſich mit dem Gedanken zu erklären, daß derſelbe ihm damit habe andeuten wollen, daß obſchon er in einer hoffnungsvollen und lieblichen Herzensſtimmung, wie ſie ſich in ſeiner letzten Krankheit zu erkennen gab, geſtorben war, er dennoch die 9 oder 10 Jahre ſeit ſeiner Confirmation als verloren betrachten, und nunmehr im Wachsthum ſeines geiſtlichen Alters eben da wieder fortfahren müſſe, wo er es in ſeinen frömmeren Jugendjahren bis zur Confirmation gelaſſen habe. —

18.

Todeszeichen im Wales (1825.)

Folgendes iſt dem mehrerwähnten engliſchen Werke „The Spectre etc.“ entnommen: In einer wilden, abgelegenen Gegend des nördlichen Wales fand folgendes Ereigniß zum großen Erſtaunen der Bergbewohner ſtatt. Wir können für die Wahrheit der Thatſache bürgen, da mehrere Glieder unſres eigenen Kirchenſpiels Zeugen davon waren. — An einem finſtern Winterabende — um das Jahr 1825 — kehrten einige uns wohlbekannte Leute nach Barmouth, an der Südſeite des gleichnamigen Fluſſes gelegen, zurück. — Als ſie dem Barmouth gerade gegenüberliegenden Fährhauſe zu Penthryn nahe gekommen waren, bemerkten ſie bei dem Hauſe ein Licht, das ſie zuerſt für ein Freudenfeuer hielten,

d das ſie ſehr begierig machte, die Urſache, warum es an-
zündet war, zu erfahren. — Als ſie aber näher kamen, ver-
wand es, und als ſie beim Hauſe angelangt, darnach ſich
undigten, hieß es, daß die Leute daſelbſt nicht nur kein
cht oder Feuer angezündet, ſondern auch nicht einmal eines
ſehen hätten. Sie ſelbſt aber konnten auch gar keine Spu-
n eines Feuers auf dem Sande entdecken. Sie kamen nach
armouth. Der Vorfall wurde erwähnt, und die Thatſache
n einigen daſelbſt befindlichen Leuten beſtätigt, da ſie das-
lbe Licht deutlich und genau wahrgenommen hatten. Einige
te Fiſcher behaupteten ſodann, daß dieſes ein Todes-
ichen ſei, und, in der That, ertrank der damalige
ährmann, wenige Nächte nachher, bei Hochwaſſer, an
rſelben Stelle, wo das Licht beobachtet worden war. Er
achte das Fährboot an's Land, fiel aber unglücklicherweiſe
's Waſſer und kam ſo um. — In demſelbigen Winter wur-
n ſowohl die Bewohner zu Barmouth, als die Leute am
nſeitigen Ufer des Flußes überraſcht durch die Erſcheinung
on einer Anzahl kleiner Lichter oder Flämmchen, die
an an einem Orte — Borthwyn genannt — ungefähr
ne viertel Stunde von der Stadt entfernt, in der Luft her-
mtanzen ſah. Eine große Menge Schauluſtiger kamen herbei,
ieſe Lichter zu ſehen. Nach einer Weile verſchwanden Alle
s auf Eines, und dieſes Eine bewegte ſich langſam an den
and des Waſſers bei einer kleinen Bucht, wo einige Boote
ngelegt waren. Die Männer einer Schaluppe, die nahe bei
ieſer Stelle vor Anker lag, ſahen das Flämmchen heran-
ommen, bemerkten auch, wie es ſich einige Sekunden über
inem beſondern Boote ſchwebend erhielt und dann auf ein-
al gänzlich verſchwand. Zwei oder drei Tage nachher, er-
ank der Eigenthümer jenes beſondern Bootes im Fluſſe,
ährend er mit dieſem Boote im Hafen von Barmouth herum-
gelte. — (Dieſe Thatſache ward in Fraſer's Magazin erzählt,
nd aus demſelben in oben erwähntes Buch aufgenommen.)

19.

Judidiah Burton's zuverſichtliches Vorausahnen ſeines Todes.

Um das Jahr 1833 ſtarb Judidiah Burton, ein armer Mann von Elmton, in der Grafſchaft Derby in England. Er war mehreren hochgeſtellten und vielen neugierigen Perſonen wohl bekannt wegen ſeines ungewöhnlichen Rechentalentes und ſeines auſſerordentlichen Gedächtniſſes für Zahlen u. ſ. w. Dieſer Mann wurde nicht weniger berühmt durch die genaue Vorausſagung der Zeit ſeines Todes, als er während ſeines Lebens durch ſeine ſonderbare Herzählung jedes einzelnen Umſtandes ſeines Lebens geweſen war. Er war feſt überzeugt, daß ſein Tod an einem gewiſſen Tage eintreffen werde, an welchem er ihn auch wirklich traf. Aus dieſer Ueberzeugung kam es, daß er von allen ſeinen Freunden und Bekannten einen förmlichen Abſchied nahm, obgleich alle gleichmäßig über ſeinen vermeintlichen Wahn lachten.

Zuerſt machte er ſeine Aufwartung dem Herzog von P. — der ſehr gütig gegen ihn geweſen war und ihn für einen eben ſo ehrlichen als ſonderbaren Mann gehalten hatte. Er ſagte dem Haushofmeiſter, daß er Seine Gnaden jetzt ſehen müſſe, ſonſt würde er den Herzog nie mehr ſehen. — Der Herzog von ſeiner Bitte benachrichtigt, ließ ihn vor, und wollte die Urſache wiſſen, warum er ihn ſo ernſtlich zu ſehen wünſchte. Seine Antwort war dieſe: „Ich bin gekommen Euer Gnaden zu danken für alle mir erwieſenen Gunſtbeweiſe, denn ich werde Euer Gnaden nicht mehr ſehen.“ Auf die Frage des Herzogs, was ihn zu dieſer Erklärung veranlaſſe, erwiederte er: „Ich darf Sie nicht mehr ſehen; ich darf nicht mehr hieher kommen.“ — „Warum aber, Jeddy?“ verſetzte der Herzog. — „Weil ich,“ ſagte er, nächſten Donnerſtag ſterben werde.“ — Der Herzog bemühte ſich, ihm zu beweiſen, daß dieß ein bloßer Dunſt in ſeinem Kopfe ſei, da ja ſo gar keine

igen ſeines bevorſtehenden Todes vorhanden ſeien, und
l zugleich ſeinen Dienern, daß ſie ihm nicht viel Bier
n ſollten,“ denn, fügte er hinzu, „des Alten Gehirn
ſchwach.“ — In der Küche lachte man den alten Mann
er aus über ſeiner Vorherſagung. Er aber behauptete
und feſt, daß ſie werde erfüllt werden. — Die dazwiſchen-
allende Tage wurden nun von ihm ferner benüzt, um von
n übrigen Freunden Abſchied zu nehmen: keiner derſelben
bte, daß es ihm ernſt, oder er bei rechten Sinnen ſei.
Der vorausgeſagte Tag kam herbei. Immer noch war
alte Mann ſeines Todes gewiß, an demſelben. Nachdem
u Mittag geſpeist hatte, ſezte er ſich in ſeinen Armſtuhl
entſchlief für dieſes Leben zum Erſtaunen Aller, die ſein
gniß verlacht hatten.

20.

erkwürdige Vorahnung eines Mannes von ſeinem tödtlichen Unglücksfall.

Folgender merkwürdiger Vorfall wurde den 27. Juli 1835
Herausgeber der „Sammlungen für Liebhaber chriſtlicher
hrheit und Gottſeligkeit“ von einem — vermuthlich würt-
bergiſchen — Landgeiſtlichen, als der in ſelbigem Monat
Jahr, in ſeiner Gemeinde ſich zugetragen habe, mitge-
lt, und in benannter Zeitſchrift für das Jahr 1835 ver-
ntlicht.
Der Mann, den dieſer Unglücksfall betraf, wird von
em Geiſtlichen als ein ſtiller und ehrbarer, und wenn auch
ht gerade als fromm, doch auch nicht als gottlos bekannter
usvater geſchildert, der mit ſeiner Ehefrau und acht Kin-
n im Frieden gelebt habe, und zur Zeit, als er durch
en unerwarteten Unglücksfall ſo ſchnell und dazu ſo gewalt-
n von der Erde abgerufen wurde, ganz friſch und geſund
39 Jahre ſeines Lebens geſtanden ſei. — „Bereits ſeit

einem halben Jahre, ſo fährt der Berichterſtatter fort, war er mit ſeiner frühern, natürlichen Gemüthsart ganz in Widerſpruch gerathen, und wurde, ohne zu wiſſen, woher und warum? mit einem mal ſehr ernſt geſtimmt. Hatte er bisher mit Frau und Kindern immer im Frieden gelebt, und dadurch ſein Hausweſen in einem guten, lobenswerthen Zuſammenhang erhalten, ſo war dieß im letzten halben Jahre ſeines Lebens noch weit mehr der Fall; ja er lebte jetzt ganz eigentlich nur den Seinen. — Obwohl in der Erkenntniß der ſeligmachenden Wahrheit wenig gefördert, unterrichtete und ermahnte er dennoch beſonders an den Sonntagen ſeinen Tiſchgenoſſen aus der aufmerkſamen angehörten Predigt des göttlichen Wortes, und ſagte oft und viel zu ſeine lieben Kindern, im Andenken an ſeinen tiefverſunkenen Bruder, und andere im Verderben dahin laufende, ungerathene Menſchen, er wünſche herzlich, daß ſie eher in der Jugend ſterben, als ſo gottloſe und verderbende Leute werden möchten. Auch befragte er ſie jedesmal über die in der Kinderlehre aufgefaßten guten Sprüche und Lehren, und ſprach viel von Tod und Ewigkeit.

Dieſe zunehmend ernſtere Stimmung fiel ſeiner Ehefrau ſehr auf, zumal, da er öfters ſeufzte: „es ſey ihm ſo ſchwer und bang — er wiſſe gar nicht, was das ſey;" ſie freute ſich aber, daß er ſich ſo herzlich zu ſeinen Kindern hielt. Während dieſer Zeit aß er nur wenig, ohne dadurch abzuzehren. Manchmal, wenn er liebend im Kreiſe der Seinigen ſaß, brach er in die rührenden Worte aus: „Möchte ich euch doch nur einſt alle im Himmel, wie jetzt, beiſammen finden!" Am letzten Morgen ſeines Lebens ſagte er: er könne vor Angſt und Bangigkeit dieſen Tag nicht überſtehen. Ganz gegen ſeine Gewohnheit betete er dießmal ſehr laut und vernehmlich noch im Bette ein Sterbelied, ſo daß ſeiner Frau, die eben in der Küche das Feuer anmachte, und ihren Mann ſo laut beten hörte, Thränen über die Wangen rollten. Nachdem ſie ihn erſucht hatte, aufzuſtehen, ſetzte er ſich, ſonſt eben kein zärtlicher Ehemann, neben ſein Weib auf den Heerd, und ſprach: „Ach, wenn doch der Tag ſchon überſtanden wäre."

Das für dieſen Tag vorliegende Geſchäft war, Futter nzubringen. Da ſich aber bei dieſer Arbeit ſeine Hausan- ehörigen da- und dorthin zerſtreuten, ſo wünſchte er, um it ſeinem lieben Weibe allein beiſammen zu ſeyn, ſie möchte ie Hacke nehmen und mit ihm auf den Acker gehen. Hier rbeitete er nun bis acht Uhr mit ihr, aber unter vielem Seufzen; endlich aber legte er die Hacke auf die Seite, und at herzlich: „Komm, ſetze dich zu mir her!“ Wiewohl ihm ie fleißige Hausfrau einredete, es ſey zum Ausruhen wohl och zu früh, und ſie möchten von den Vorübergehenden für rbeitsſcheu angeſehen werden, beſtand der beklommene Gatte och auf ſeiner Bitte Weinend willfahrte das treue Weib, enn des ſeufzenden Mannes Angſt und Bangigkeit hatte ſich hr mitgetheilt.

So brachten ſie dann dieſen Morgen miteinander zu als ſolche, die für eine längere Zeit von einander ſcheiden ſollen. Nachmittags nahm der Vater ſeinen Knaben mit ſich, um gefälltes Holz zu holen. Als ſie nun auf dem Heimweg an der etwas abhängigen, aber doch ziemlich breiten Straße mit dem beladenen Wagen ankamen, überfiel den Knaben eine ſolche Bangigkeit, daß er vor Angſt nicht reden konnte, und wußte doch nicht, warum? Glücklich waren ſie ſchon wieder an der Stelle angekommen, wo man das Rad aufzuſpannen pflegt; da aber der Wagen weiter gefahren war, brach der Zugſtrick an einem der Pferde, wodurch das Gefährte krumm zu laufen kam. Der Vater, um zu verhüten, daß der volle Wagen nicht über den Straßenrand herabfahre, machte ſich hinzu, fiel, die Laſt ging über ihn hin, und in wenigen Minuten gab der Unglückliche, ſcheinbar nur wenig verletzt, den Geiſt auf.

Es iſt hierbei noch merkwürdig, daß gerade in dem Augenblick, da der auf dem Felde arbeitende Großvater ſich umſah, ob die Seinen mit dem Wagen bald kämen, der laute Hülferuf des Knaben ertönte. Die Mutter, welche ihren Knaben mit den ausgeſpannten Roſſen allein nach Hauſe eilen ſah, ahnte ſchon, was da möchte vorgefallen ſeyn. Wegen der

Beerdigung traten auch einige Schwierigkeiten ein. Da ſich das Unglück auf fremdem Boden ereignet hatte, ſo wollte man von Seiten der Obrigkeit den Leichnam nicht alſobald verabfolgen laſſen, was den Anverwandten beſonders darum ſchmerzlich war, weil ſie eine durch den Phyſikus vorzunehmende Section und die damit verbundene Verletzung der theuern Leiche fürchteten. Lange, aber immer vergeblich, wartete man auf amtlichen Bericht und Erlaubniß, den geliebten Todten heimnehmen zu dürfen. Unterdeſſen wurde der wachthabende Gensdarmes durch die Thränen der tiefbetrübten Wittwe und Waiſen ſo gerührt, daß er ohne weitern Bericht abzuwarten, ihnen den Leichnam überließ. Kaum waren ſie damit nach Hauſe geeilt, ſo traf der amtliche Beſcheid ein, man ſolle mit der Abführung des Leichnams bis zum folgenden Tage, mithin bis zur Ankunft des Amtsphyſikus warten; allein man war ſchon mit demſelben über die Grenze.

21.

Todesahnung.

Von F., Premier Lieutenant von einem öſterreichiſchen Infanterieregiment erzählt Folgendes:

„Kaum graute der Morgen von der denkwürdigen Schlacht von Wagram (den 5. Juli 1809), als das Regiment, in welchem ich diente, Ordre erhielt, das vor dem rechten Flügel unſerer Poſition gelegene, vom Feinde beſetzte Dorf Großhofen, nebſt der dort aufgeſtellten Batterie, zu ſtürmen. Da trat mein Flügelcorporal — Wittenbart hieß der Brave — zu mir, und bat, ſeine Uhr und Baarſchaft, das einzige Erbtheil der Seinen, wo möglich in Sicherheit zu bringen, da er gewiß ſey, dieſen Morgen zu fallen. Von Niemanden, als dieſem tapfern Krieger, der damals in der vollen Kraft des Lebens ſtand, hätte mich eine ſolche Anrede mehr befremden können, da ſelbſt ſeine Geiſtesbildung jene ſeiner meiſten Standesgenoſſen weit übertraf. Natürlich fragte ich vor Allem um den Grund einer ſolchen Beſorgniß; folgendes war ſeine Antwort:

Sie kennen mich, Herr Oberlieutenant, und werden es daher mir glauben, daß ich ohne alle Aengſtlichkeit, ermüdet von den geſtrigen Strapazen, feſt und ruhig bei der Gewehrpyramide meiner Leute einſchlief. Da träumte ich — bevor wir geweckt wurden — ein Weſen von himmliſcher Schönheit ſtände vor mir, und betrachtete mich geraume Zeit hindurch mit einem unbeſchreiblichen Ausdruck von Wohlwollen; von einem unnennbaren Gefühle zu ihm hingezogen, ſtreckte ich meine Arme nach ihm aus, da ſprach es: „Heute noch wirſt du bei mir ſeyn, nimm dieß Band zum Wahrzeichen.“ Und mit dieſen Worten hing es mir ein breites rothes Band über die rechte Schulter und Bruſt; ich erwachte. Sie wiſſen, daß Furcht und Kleinmuth meine geringſten Fehler ſind, trotz dem halte ich mich für überzeugt, der heutige Tag ſey der meines Todes, und bitte daher noch einmal um die Erfüllung meines Wunſches. Die Paar Thaler übrigens, welche ich zurückbehalten habe, gehören dem Kameraden, welcher mir die Augen zudrücken wird, oder denen, die mich beerdigen.

Vergeblich erſchöpfte ich alle Vernunftgründe, ihm die Unzuverläßigkeit eines Traumes zu beweiſen; der Befehl zum Vorrücken endete meine nutzloſen Bemühungen.

Wir marſchirten mit halben Diviſionen rechts ab, ſetzten uns vor dem linken Flügel en colonne und paſſirten ſolcher Geſtalt ein ſeichtes Defilé, welches gegen den Feind ausmündete. Kaum gewahrten die Franzoſen unſere Bewegung, als ſie ihr ſchweres Geſchütz auf den Ausgang des kleinen Hohlweges richteten, und Kugel auf Kugel in unſere Reihen ſandten. Wohl Niemand wird es mir unter dieſen Umſtänden verargen, wenn meine Augen mehr gegen die feindliche Batterie als irgend anders wohin gerichtet waren; da erblickte ich eine Kanonenkugel, welche ricochetirt (abgeprallt von der Erde) hatte, und gerade auf mich zuflog. Zur Seite ſpringen und meinen Leuten zuzurufen: „Bückt euch!“ war das Werk eines Augenblicks und dennoch kam meine Warnung zu ſpät; — mein braver Wittenbart lag — die rechte Schulter und Bruſt zerſchmettert und regungslos am Boden, mein und ſein Nebenmann (erſterer blos durch die Luft niedergeriſſen), neben ihm.

Ein Mann, welchen ich zurückließ, um zu ſehen, ob noch Hülfe möglich ſey, brachte, als wir in unſere frühere Poſition zurückgekehrt waren, die Nachricht von des Korporals Tode, und deſſen ledernes Geldbeutelchen, welches der Entſeelte noch krampfhaft in der Hand gehalten hatte. Es blieb ſammt ſeinem Inhalte das Erbtheil deſſen, welcher dem Gefallenen den letzten Liebesdienſt erwieſen.

22.

Eine Viſion.

In der Frankf. O. P. Amtszeitung vom 21. Jun. 1831, Beilage zu Nro. 175, ſtand unter Paris vom 15. Juni:

„Die „Gazette“ erzählt, den Gliedern der Familie des Grafen Grey (Engl. Miniſter-Präſidenten) und ihm ſelbſt erſcheine von Zeit zu Zeit der abgehauene blutende Kopf des Grafen!“

Iſt das wahr oder ein unartiger Spaß? Erſteres wäre zu denken noch nach Didaskalia vom 3. Juli 1831, Nro. 184, wo es heißt: In London iſt eine Caricatur herausgekommen, welche an einen ſeltſamen Vorfall erinnert, der vor einigen Jahren in der Familie des Lords Grey ſtatt fand. Die fragliche Caricatur ſtellt einen Mann vor, der ſich dem Lord Grey, mit dem Kopfe Sr. Herrlichkeit unter dem Arme, präſentirt. In der That glaubte Lord Grey vor einigen Jahren, als er einſam mit Leſen beſchäftigt war, plötzlich an dem andern Ende des Tiſches einen von Blut triefenden Kopf zu erblicken. Er wollte ſeinen Augen nicht trauen, ſtand auf, näherte ſich dem Phantom, und ſah es alsbald verſchwinden, jedoch auf's neue erſcheinen, ſobald er ſeinen vorigen Platz wieder eingenommen hatte. Einige Tage ſpäter erſchien der Kopf auch einer der Töchter des Lords Grey, und verurſachte ihr einen ſolchen Schrecken, daß ſie in eine ſchwere Krankheit fiel. Indeſſen ſetzte der blutige Kopf ſeine ſchauerlichen Viſiten fort, verfolgte die Familie der Lords ſogar auf das Land, wohin ſie gezogen war, und brachte den Grafen Grey ſo in Verwirrung, daß er die Sache einigen Freunden erzählte, welche ſie nicht ſehr geheim hielten und auf dieſe Art unter das Publikum brachten, das ſich jetzt die Erſcheinung auf die verſchiedenſte Weiſe zu erklären ſucht.

23.

Warnende Träume.

Jakob Gronovius, der zu Piſa im Großherzogthum Toskana als öffentlicher Lehrer angeſtellt war, verließ im Jahr 1679 dieſe Stelle, um die Profeſſur der ſchönen Wiſſenſchaften in Leyden anzunehmen, die ſein verſtorbener Vater Johann Friedrich mit Ruhm verſah. Zu jenem, in todten und lebendigen Sprachen ſehr bewanderten und berühmten Gelehrten, kam einſt des Morgens ein holländiſcher Bauer, und erzählte ihm, daß er die vergangene Nacht einen ſonderbaren Traum gehabt hätte, deſſen er ſich nicht mehr ganz erinnerte; nur ſoviel habe er bei ſeinem Erwachen in ſeinem Gedächtniſſe behalten, daß er zu dem Profeſſor Gronovius in Leyden gehen und ihm folgende Worte ſagen ſollte, die er aber nicht verſtehe, weil ſie nicht holländiſch wären; und nun ſprach er dieſe Worte, und ſchloß ſeine Erzählung mit den Worten: „Da jedermann hier mir die große Sprachkenntniß des Herrn Profeſſors gerühmt hat, ſo wird wohl derſelbe mir ſagen können, was dieſe mir ſo fremd klingende Worte heißen ſollen.“ Jakob Gronovius antwortete dem Träumer: „Guter Freund! Er iſt kein König Pharao und ich bin kein Joseph, der jenem ſeinen Traum deutete. Sein Traum iſt eben ein Traum, wie alle Träume ſind; ein Spiel der im Schlafe zügelloſen Einbildungskraft, und nur Narren und Betrüger geben ſich heut zu Tage mit Auslegungen der Träume ab. Ich bin zum Lehrer der Wahrheit beruſen und nicht um Irrthum zu verbreiten. Die Worte, die er mir vorſagte, ſind ein geradbrechtes Griechiſches, das aber keine vernünftige Bedeutung zuläßt. Hat Ihn vielleicht jemand damit zu mir geſchickt, um mir eine Poſſe zu ſpielen?“ — „O, nein,“ erwiederte der Träumer, „ich bin ein ehrlicher Holländer, der ſich nicht mit Bubenſtücken abgibt. Gott weiß es, daß ich Ihnen die Wahrheit ſage, ich habe es ſo geträumt, wie ich es geſprochen habe.“ — „Nun,“ ſprach Gronovius, „ſo freuet es mich, daß er mir Gelegenheit darbot, ihn aus einem ſchädlichen Irrthum zu ziehen. Der Herr geleite ihn geſund und wohl nach Haus.“ Mit dieſen Worten wurde der Bauer verabſchiedet. An demſelben Tage beſuchte Gronovius einen Freund, und erzählte ihm lachend die Traumgeſchichte des holländiſchen Bauers, der ihm in ſchlecht artikulirter griechiſcher Sprache die in ſeinem Traume für ihn, den Profeſſor, gegebene Worte heraushaſpelte: „Rette dich und die deinigen, denn dieſe Nacht wird dein Haus einſtürzen.“ — „Und dabei können Sie lachen?“ fragte dieſer Freund. Gronovius: „Sie haben wohl recht! Weinen ſollte ich über die groben Vorurtheile, welche unſere gemeinen Leute beherrſchen. — Der Freund:“ Vorurtheil? „Möglich! doch aber wäre eine Warnung aus der Geiſterwelt nichts Unmögliches? — Gron. Ich weiß gar wohl, daß Sie ein großer Anhänger von überſinnlichen Hypotheſen ſind, die ich, wie Sie wiſſen, für bodenlos halte?“ — Der Fr. „Hypotheſe hin, Hypotheſe her! Ich hoffe, daß Sie mir in die Hand verſprechen werden, dieſen Abend den Thee bei mir zu nehmen, in meinem Hauſe zu ſchlafen, und ihre

Leute unter einem beliebigen Vorwand zu entfernen.“ — Gron. „Einen ſolchen Kinderſtreich werden Sie mir doch hoffentlich nicht zumuthen, weil ein dummer Bauer, der Himmel weiß wie, zu einer elenden griechiſchen Phraſe gekommen iſt. Ich werde ohne die mindeſte Furcht vor ſolchen Poſſen zu Hauſe ſchlafen.“ — Der Fr. „Nun ſo muß ich Ihnen erklären, daß der bloße Gedanke an die Möglichkeit eines ſo großen Unglücks mir nicht erlauben wird, die ganze Nacht hindurch die Augen zu ſchlieſſen. Dieſe ſchreckhafte Lage würde meiner Geſundheit unfehlbar nachtheilig ſein. Wenn Sie nun noch einen Funken Liebe zu mir in Ihrem Herzen tragen; ſo gewähren Sie Ihrem innigen Freunde dieſe ſeine Bitte. Ich würde Ihre Zuſage, als den größten Freundſchaftsdienſt anſehen, den Sie mir je noch leiſten könnten.“ Nun konnte der, durch dieſe Vorſtellung tiefgerührte Gronovius der dringenden Bitte ſeines Buſenfreundes nicht länger widerſtehen und willigte nicht nur in das angebotene Nachtlager, ſondern traf auch kluge Masregeln, um die Bewohner ſeines Hauſes zu entfernen, das in derſelben Nacht — einſtürzte.

Sch.

24.

Vorausahnung Guſtav des IV.

Im achten Bände ſeiner Memoiren erzählt Ludwig XVIII., als er des Beſuches gedenkt, den ihm der vom Thron geſtoßene Guſtav IV. Adolph in Hartwell machte:

„Der König von Schweden geſtand mir, im Laufe eines unſerer vertraulichen Geſpräche, daß, wenn er einige Tage vor dem Ausbruche der gegen ihn angezettelten Verſchwörung an einen Vorſpuk oder an Anzeichen geglaubt hätte, er nicht überrumpelt worden ſein würde. Er befand ſich in einem Saale ſeiner Gemächer, der mit den Büſten mehrerer Königlicher Ahnen, unter anderen mit jener Guſtav Waſa's, deſſen Haupt mit einer Krone bedeckt, verziert war. Der König betrachtete die Büſte dieſes großen Mannes, als er plötzlich das Blumenwerk des Diadems, als wäre es mittelſt eines Hammers zerſchlagen worden, auf den Fußboden herabfallen ſah. Guſtav IV. glaubte ſogar das Geräuſch des Fallens zu vernehmen. Er gerieth darüber in Erſtaunen, glaubte jedoch bald, daß die Krone durch die Ungeſchicklichkeit eines Dieners zerbrochen worden ſei und dann ſchlecht wieder zuſammengeſetzt, ſich von ſelbſt losgemacht habe. Am folgenden Tage durchblätterte er mit ſeinem älteſten Sohne ein Buch, in welchem alle ſchwediſche Monarchen abgebildet waren, und jetzt fand es ſich, daß das Pertrait Guſtav Waſa's herausgeriſſen worden war. Man fand daſſelbe in einem Kaſten oder Koffer von Ebenholz wieder, welcher, einer Sage zu Folge, jenem Fürſten zugehört hatte und vermöge ſeiner Form einem Sarge glich. „Alles dieſes," ſetzte Guſtav Adolph hinzu, „deutete klar darauf hin, daß die alte Dynaſtie Schwedens ihrem Ende nahete. Ich würde der Sache vielleicht mehr Aufmerkſamkeit geſchenkt haben; allein man ſchätzt dergleichen Anzeichen gering, man will einen Beweis von Geiſtesſtärke ablegen, und ſo weis't man denn die Warnungen des Himmels zurück."

Guſtav Adolph, ſetzt Ludwig XVIII. hinzu, hatte vielleicht Recht. Ich bin eben nicht ſehr leichtgläubig, und doch habe auch ich ſo viele beſondere Zeichen des göttlichen Beiſtandes erhalten, daß ich faſt glaube, daß es Ahnungen giebt, die von Oben kommen.

25.

Merkwürdiger Traum.

Eine ſonderbare Begebenheit ereignete ſich vor Kurzem in Wien. Einem Soldaten träumte, daß er erſchoſſen werden ollte, er ſtand alle Grade der Angſt eines Delinquenten aus, nd erwachte des Morgens in Angſtſchweiß gebadet. Natür- ich verlachten ihn ſeine Kameraden, als er ihnen dieſe Vi- ion erzählte, und ſagten ſcherzweiſe zu ihm, daß es wohl nöglich ſey, daß ihm mit der Zeit ſo etwas paſſiren könne. In der darauf folgenden Nacht träumte ihm jedoch daſſelbe vieder. Sein Bettnachbar vernahm, wie er ſich auf ſeinem Lager herumwälzte und endlich gar, noch halb im Schlafe, aus demſelben taumelte, auf die Knie fiel und „Pardon“ ſchrie. Da ergriff dieſer ſeine Tuchkappe und warf ſie ihm mit den Worten: „Kein Pardon! bei Gott iſt Gnade!“ an den Kopf. Der Träumende ſtürzte um — es hatte ihn ein Nervenſchlag getroffen.

Deßgleichen.

Herr Daniel Tyermann, einer der Abgeordneten der Londoner Miſſions-Geſellſchaft, um alle Miſſionsanſtalten auf den Südſee-Inſeln zu bereiſen, erzählte in einer religiöſen Unterhaltung folgenden merkwürdigen Umſtand aus ſeinem Leben:

Geſtern war abermals der Jahrestag einer großen und merkwürdigen Errettung, die ich im Jahr 1793 erfuhr. Damals war ich mit mehreren jungen Kameraden, die ſo leichtſinnig waren, wie ich ſelbſt, eng verbunden, und wir brachten häufig unſere Sonntage mit Spazierfahrten auf der Themſe zu. Einſt hatte ich mit vier Andern verabredet, am nächſten Sonntage eine Luſtparthie auf dem Fluſſe zu machen und nach Graveſend hinabzuſegeln. Als ich Freitag Nachts mich zu Bette legte, ſchoß der vorübergehende Gedanke in meine Seele, ob es auch recht ſey, den Tag des Herrn alſo zu entheiligen, und dieß machte mich ein wenig unruhig; indeß überwand ich bald dieſes Gefühl und ſchlief ein. Als ich am Samſtag Morgen erwachte, überfiel mich der Gedanke zum zweiten mal; ich widerſtand ihm wieder, und zwar entſchloſſen, Nachmittags mit meinen Kameraden zuſammen zu kommen. Eben wollte ich vom Bett aufſtehn, als mich noch einmal der Schlaf überfiel und ich träumte. Ich befand mich nämlich an einem gewiſſen Ort, den ich öfter zu beſuchen pflegte; dort rief mich ein Herr zu ſich, und ſagte, er habe einen Brief für mich, den er mir geben müſſe. Als ich ihm nahe trat, hatte er den Brief aufgemacht, und ſchien ihn zu leſen; ich ſtellte mich hinter ihn und ſchaute über ſeine Schulter in den Brief hinein. Dieſer war ſehr fein geſchrieben, und ein Federſtrich war durch alle Linien gezogen und hatte die Worte ausgelöſcht. Eben wollte ich nach dem ſonderbaren Briefe greifen, als mir der Herr das ſchwarze Siegel an demſelben zeigte. Dieß wirkte ſo gewaltig auf mich, daß ich augenblicklich aus dem Schlaf erwachte, und laut die Worte ausſprach: du darfſt nicht gehen! Nie hatte ich zuvor auf Träume geachtet; aber das Wort: du darfſt nicht gehen, tönte ſo gewaltig in mein Ohr, daß ich mich entſchloß, da zu bleiben, indeß meine Kameraden ſich ohne mich auf den Weg machten. Zwei Tage lang brachte ich in großer Unruhe dahin, und erwartete jede Stunde etwas, das mir Aufſchluß über dieſen Vorfall geben ſollte. Endlich, am Dienſtag Morgen las ich in der Zeitung folgenden Artikel: „Letzten Sonntag ging ein Boot mit vier jungen Herren und einem Steuermann, das dem Herrn W. gehörte, den Fluß hinauf, und wurde unterhalb Blackwall von einem heftigen Windſtoß umgeſtürzt, und Alle ertranken im Waſſer.“ Dieß war gerade das Boot, welches wir beſtellt hatten. Kaum konnte ich meinen Augen trauen, als ich dieſe Worte las, und ich vermag nicht die Beſtürzung meines Gemüths auszuſprechen. Dieß iſt ein Finger Gottes! mußte ich ausrufen; wer bin ich, daß Gott auf eine ſo wundervolle Weiſe mich gerettet hat? Das war ein mächtiger Ruf an mein Herz, mich dem Herrn und ſeinem Dienſte zu weihen.

26.

Todesahnung.

Der ehemalige Adjutant der Marſchälle Beſſières und
lt, de Baudus, erzählt in ſeinen Etudes sur Napoléon:
Am 30. April 1813 brachte das kaiſerliche Hauptquartier
Nacht in Weißenfels zu. Auch der Marſchall Beſſières,
her die ganze Cavallerie commandirte, ſchlief hier. Ich
ſtückte am andern Morgen allein mit ihm, fand ihn ſehr
rig und niedergeſchlagen und konnte ihn lange nicht be-
en, etwas von den aufgetragenen Speiſen zu genießen;
antwortete immer, er habe keinen Hunger. Ich machte
bemerklich, daß unſere und die feindlichen Vorpoſten ein-
er gegenüberſtänden, und wir folglich einen ernſthaften
npf erwarten müßten, der uns wahrſcheinlich den ganzen
ʒ nicht erlauben würde, etwas zu eſſen. Der Marſchall
endlich nach und ſagte: „Nun, wenn mich dieſen Vor-
tag eine Kugel trifft, ſoll ſie mich wenigſtens nicht mit
hternem Magen finden.“

Als er vom Tiſche aufſtand, gab mir der Marſchall den
lüſſel zu ſeinem Portefeuille und ſagte: „Suchen Sie doch
älligſt die Briefe von meiner Frau.“ Ich that es und gab
ihm. Er nahm ſie und warf ſie ins Feuer. Bis dahin
te er ſie ſorgfältig aufbewahrt. Die Frau Herzogin von
rien hat mich ſeitdem verſichert, der Marſchall habe beim
ſchiede zu mehreren Perſonen geſagt, er werde von dieſem
dzuge nicht zurückkommen.

Der Kaiſer ſtieg zu Pferde und der Marſchall folgte ihm.
in Geſicht war ſo bleich und ſeine Züge verriethen ſo tiefe
aurigkeit, daß es mir nicht entgehen konnte, und ich ſagte
einem Kameraden: „Wenn es heute zu einer Schlacht
nmt, wird der Marſchall wohl bleiben.“ Die Schlacht be-
nn. Der Herzog von Elchingen hatte das Dorf Rippach
t ſeiner Infanterie beſetzt und der Herzog von Iſtrien
eſſières) bereitete ſich, das Deſilé zu recognosciren, aus

welchem der Feind verdrängt war, weil er mit ſeinen Truppen durchziehen wollte. Als er auf der Höhe anlangte, welche das Dorf beherrſcht, am Ende deſſelben nach Leipzig zu, befand er ſich vor einer Batterie, die der Feind da aufgefahren hatte, um die Straße zu beſtreichen. Die erſte Kugel, welche von dieſer Batterie kam, riß einem Quartiermeiſter der Garde der polniſchen Chevaurlegers den Kopf weg; er hatte ſeit mehreren Jahren Ordonanzdienſte beim Marſchalle gethan. Dieſer Verluſt verſtimmte den Herzog von Iſtrien und er entfernte ſich im Galopp. Nach einigen Augenblicken kam er jedoch mit Gefolge zurück und ſagte, indem er auf den Leichnam deutete: „Der junge Mann muß begraben werden; auch würde der Kaiſer unzufrieden ſein, wenn er einen Unteroffizier ſeiner Garde todt hier liegen ſähe, denn wenn der Poſten wieder genommen wird, könnte der Feind glauben, die Garde ſei zurückgewichen.“

Eine Kugel, welche von derſelben Batterie kam, ſtreckte den Marſchall in dem Augenblicke todt nieder, als er dieſe Worte geſagt. Die linke Hand, welche den Zügel hielt, da er eben ſein Fernrohr einſteckte, wurde ganz zerſchmettert; die Kugel ging ihm durch den Leib. Seine Uhr blieb ſtehen, ob ſie gleich nicht getroffen wurde; ſie zeigt noch jetzt ſeine Todesſtunde an, denn ſie wurde ſeitdem nicht wieder aufgezogen.

27.

Schlag Dreizehn!

Im Herzogthume Braunſchweig, unfern der alten, in frühern Zeiten hochberühmten Julius-Karls-Univerſität, liegt, ſobald man aus einem romantiſchen Hölzchen, der Ey genannt, heraustritt, ein ſtilles, von friedlichen Landleuten bewohntes

ben vor uns, die Ackerbau, Viehzucht und Kultur des
hen Flachſes treiben, den ſie bearbeiten, ſpinnen und zu
em Gebrauch oder zum Verkauf in der Umgegend wieder
nden. Das Dörfchen heißt Wollſtorf und im Jahre
hieß der Prediger daſelbſt J. F. Schmitt. Söhne wa=
hm nicht geworden; nur drei Töchter, von denen die
e ein Stiefkind erſter Ehe, nicht ſchön, aber von unge-
lich geiſtiger Bildung und leicht aufgeregtem Gemüth war.
beiden jüngern, dem kindlichen Alter noch angehörend,
n die Verheißung dereinſtiger Schönheiten auffallend in
feinen Geſichtszügen. Die älteſte, Friederike genannt,
des Vaters, doch nicht der Mutter Liebling, der ſie im
entheil, um mancher Aeuſſerungen willen, die mehr Scharf=
als Gutmüthigkeit verriethen, zuwider war. Dieſer
ſerungen ungeachtet beſaß Friederike ein tiefes, poetiſches
ühl, eine fruchtbare Phantaſie, und ein, von den Ein=
ken der ſie umgebenden, reizenden Natur leicht und faſt
enſchaftlich bewegtes Herz. Ihr Gemüth war in fortwäh-
er Aufregung, in ewiger Spannung ihr ganzes Nerven-
m. Der Vater trug ſie auf den Händen, ſo wie ſie wie-
m mit unausſprechlicher Liebe an dem Vater hing.

Friederike war von ſchwacher Konſtitution, oft kränkelnd,
wiederholten Ohnmachten ausgeſetzt. Dieſe ſtellten ſich
bei Anläſſen ein, deren auf den weiblichen Organismus
ief einwirkende Urſachen ſchwer zu ergründen waren. So
man ſie einmal auf dem bemoosten Hügel am Ausgange
erwähnten Hölzchens, von welcher Stelle man das ganze
rfchen überſehen konnte, rückwärts an eine Buche gelehnt,
eine Betäubung verſunken, aus welcher Vorübergehende ſie
hſam erweckten und in die Pfarre, zu dem erſchrockenen
er, zurückführten. Auf deſſen dringendes Befragen über
ſeltſamen Vorfall und die nächſtliegenden Urſachen wußte
nichts weiter anzugeben, als [illegible] ſie dem Scheiden der
nne hatte zuſehen wollen, und daß in demſelben Augen-
ke, als im Anſchauen der Scheidenden ihre Seele träume-

riſch verſunken war, eine Hirtenflöte aus dem Dorfe ſich habe vernehmen laſſen. Die Wiederholung ſolcher Zufälle machten für ihr Leben beſorgt.

Deutlich bemerkte man die Abnahme ihrer Kräfte, die eine frühe Auflöſung dieſes ſchönen Daſeyns mit Gewißheit befürchten ließ.

Seltſam wie ihr Leben, war auch ihr früher Tod.

Ein hitziges Nervenfieber hatte ſie auf das Krankenbett geworfen, das ſchon mehrere Wochen ſie gefeſſelt hielt.

„Vater,“ ſagte ſie eines Morgens zu ihm, der an ihrem Bette ſaß, und ſeine Hand auf ihre glühende Stirn gelegt hatte, „Vater, in der vergangenen Nacht habe ich einen ganz ſeltſamen Traum gehabt. Ich muß jetzt ſelbſt darüber lachen. Eine weiße Geſtalt, ganz ähnlich der meiner verſtorbenen Mutter, trat an mein Bett und flüſterte mir ins Ohr: „„Sobald die Glocke auf Eurem Thurme, um Mitternacht, einmal dreizehn ſtatt zwölf ſchlägt, wirſt Du Tages darauf bei mir ſeyn.““ Ganz deutlich habe ich dieſe Worte vernommen, und werde mit Ruhe die Erklärung abwarten.“

„Närriſches Mädchen,“ entgegnete der Alte, der ſeine böſe Ahnung unter einem wehmüthigen Lächeln zu verbergen ſuchte, „wie wäre das möglich? Eine Fieberphantaſie hat Dich erſchreckt. Wenige Stunden ruhigen Schlafes werden die erſchöpfte Natur ſchon wieder in Ordnung bringen!“

Indeß trieb eine unerklärliche Unruhe den beſorgten Vater hin und her, ſo daß er ſelbſt den Küſter des Dorfes aufſuchte und ihn flehentlich bat, den kleinen Thurm der Dorfkirche zu beſteigen und genau nachzuſehen, ob das Getriebe ihrer Uhr in regelmäßigem, völlig fehlerfreiem Zuſtande ſei. Nachdem er das Werk genau nochgeſehen, und zur Vorſicht noch etwas daran gerückt, und ſeiner Meinung zufolge, verbeſſert hatte, ſtieg er die morſchen, hölzernen Stufen wieder hinab, und brachte dem Pfarrer die tröſtende Verſicherung, daß er das Uhrwerk nach einer angebrachten Verbeſſerung, mit Sicherheit gehend, verlaſſen habe.

Die Nacht brach heran. Der bekümmerte Vater ſetzte ſich
hochklopfendem Herzen an das Bett der in den heftigſten
eberphantaſien auf ihrem Lager ſich hin und her wälzenden
anken. Nach eilf Uhr ward ſie ſtill, und ſprach ſogar zu-
mmenhängende Worte mit dem Vater, der ſich wohl hütete,
s Traumes, oder des mitternächtlichen Glockenſchlages zu
denken.

Es war ein Viertel vor zwölf. Tiefe, ſchauerliche Stille
der Natur. Die alte, dumpfe Glocke ſchlug an.

Friederike richtete ſich hoch im Bette auf. Mit Anſtreng-
ng, wie im ahnenden Gefühl der Todesnähe, zählte ſie lau-
e Schläge der mitternächtlichen Dorfglocke. Der alte Vater,
en ſeine Ueberzeugung von der Unmöglichkeit einer veränder-
en Zeitangabe der Dorfuhr wach und aufrecht hielt, ließ
enes Zählen ruhig geſchehen.

Eins, zwei, drei, vier, fünf, ſechs, ſieben, acht, neun
ehn, eilf, zwölf, — dreizehn!

Friederike ſank leblos in ihr Kopfkiſſen zurück. Der alt
Vater ſtarrte, mit gefaltenen Händen und dem Ausruf:
„Herr Gott!“ erſchüttert vor ſich hin und ergriff die Hand
ſeiner Tochter, die er am andern Morgen noch kalt in der
ſeinigen hielt.

Der Vorfall hat ſich nie ganz aufgeklärt.

(Loß's Original.)

28.

Drydens Sohn.

Der berühmte Dichter Dryden beſaß die Schwäche, an Aſtrologie zu glauben und verfehlte daher niemals, ſeinen Kindern bei ihrer Geburt die Nativität zu ſtellen. Als ſein Sohn Karl geboren wurde, hatte er beſonders Zeit und Stunde genau ſich gemerkt und ging mit aller Sorgfalt bei ſeiner Berechnung zu Werke. Doch zu ſeinem großen Ver druſſe mußte er wahrnehmen, daß derſelbe zu einer unglücklichen Stunde geboren ſey, denn Jupiter, Venus und die Sonne ſtanden unter der Erde, und Saturn und Mars bedrohten ihn. Lebte er lange genug – ſo war das Reſultat der Berechnung — um das achte Jahr zu erreichen, ſo wird er alsdann gerade an ſeinem Geburtstage Gefahr laufen, eines gewaltſamen Todes zu ſterben. Entgeht er dieſem, wozu aber wenig Hoffnung vorhanden iſt, ſo wird an ſeinem vier und zwanzigſten Geburtstage ihm ein gleiches Unglück bevorſtehen. Entkommt er auch dieſem noch, ſo unterliegt er doch mehr als wahrſcheinlich in ſeinem drei oder vier und dreißigſten Jahre.

Der Knabe ſollte bald ſein achtes Jahr erreicht haben, als Dryden zu einem Landbeſuche bei dem Grafen von Berkſhire und ſeine Frau eingeladen wurde, den Sommer bei ihrem Oheime zuzubringen. Letztere wollte ihren Sohn aus mütterlicher Beſorgniß nicht von ſich laſſen, ihr Mann aber beſtand darauf, denſelben bei ſich zu behalten. Die Aengſtlichkeit der Frau brachte ihr eine Krankheit zuwege, welche ſtündlich zunahm, je näher der verhängnißvolle Geburtstag herankam. Ein Brief ihres Mannes, der ihr die vollkommene Geſundheit ihres Sohnes berichtete, ſtellte ſie indeſſen bald wieder her.

Es ereignete ſich jedoch ein ſonderbarer Zufall. Dryden, obgleich er ſich ſeiner Schwäche ſchämte, konnte ſich dennoch nicht davon los machen. Seine Beängſtigung wuchs beim Herannahen des Geburtstages um ſo mehr, als er an demſelben ſeinen Sohn nicht unter ſeiner Aufſicht behalten konnte, ſondern den Grafen auf einer Jagdparthie, zu welcher derſelbe alle ſeine Nachbarn eingeladen hatte, begleiten mußte. Damit ſein Sohn während ſeiner Abweſenheit hinlängliche Beſchäftigung habe, ſo gab er ihm, da er ihm ſo eben Latein lehrte, die doppelte Lection mit der Weiſung auf, das Zimmer nicht vor ſeiner Rückkehr zu verlaſſen.

Der Knabe ging folgſam an ſeine Arbeit, da aber die Jagd ſich dem Hauſe näherte und ein Stück Wild gerade darauf zurannte, alle Hunde und Jäger hinter ſich herziehend,

eth das ganze Haus in Aufruhr und ein Diener nahm
ind, um Alles beſſer mit anſehen zu können, in den
po er es an einen in der Erde abgefaulten Gitterpfoſten
Das Thier rannte dagegen, der Pfoſten fiel um und
den Knaben, der nur mit Mühe, bald todt und ſtark
ſcht, darunter hervorgezogen wurde, was ihm ein ſechs-
ntliches Krankenlager zuzog.
Begreiflich war dieſer Vorfall nicht geeignet, das Vorut-
ſeines Vaters zu beſeitigen.
Sonderbarer war ein ſpäteres Ereigniß. In ſeinem
und zwanzigſten Jahre hatte der junge Dryden, während
brennenden Sonnenhitze einen alten Thurm zu Rom
gen; ein Schwindel befiel ihn und er ſtürzte herab, ver-
ſich zwar, aber nur leicht, und wurde bald wieder hergeſtellt.
Im drei und dreißigſten Jahre erkrankte er zu Windſor.
badete ſich mit einem ſeiner Freunde in der Themſe, war
guter Schwimmer ſchon zweimal von einem Ufer zum
ern geſchwommen und ſank, wahrſcheinlich in Folge eines
mpfes, beim dritten male. Zwar hatte er noch um Hülfe
ſen, aber ſie kam zu ſpät.

29.

Eine Somnambule in Berlin. September und Oktober 1845.

In **Berlin** machte im September und Oktober 1845
e Somnambule großes Aufſehen. Dortige Zeitungen vom
Oktober enthalten darüber Folgendes: Der Fall betrifft eine
ige Frau, die ſeit 8 Jahren an allen Formen der heftigſten
ämpfe und an den vielfachen Symptomen litt, die auf eine
ganiſche Krankheit des Herzens hinweiſen. Einmal lag ſie
Stunden ſcheintodt und zuletzt waren die Kräfte ihres
rrütteten Körpers im höchſten Grade geſchwächt. Nachdem
e Kranke von vielen Aerzten fruchtlos behandelt worden

war, verfiel ſie vor einiger Zeit von ſelbſt in einen unvollkommenen Somnambulismus, der durch einen Magnetiſeur in der Art entwickelt wurde, daß die Leidende den eigenen Körper durchſchaute, die örtliche Krankheit als eine Waſſerblaſe am Herzbeutel deutlich beſchrieb, die Art, wie Letztere ſpäter aus eigener Kraft des Körpers entfernt wurde, die einzelnen Erſcheinungen, worunter, und die Zeit — wann dieß geſchah, auf das genaueſte beſtimmte. Jene Erſcheinungen zeigten ſich in einer Entzündung der Haut der Herzgegend, in heftigen Bewegungen des Herzens und der Blutgefäße, in Krämpfen unwillkührlicher Muskeln, ſo daß die Kranke keinen abſichtlichen Einfluß darauf haben konnte. Die ausgeſtoßene Waſſerblaſe, welche aufbewahrt wird, beſtätigt die Vorherſage der Kranken auf die augenſcheinlichſte Weiſe. Wie der Heilinſtinkt der Hellſehenden in Bezug auf den eigenen Zuſtand im hohen Grade ausgebildet war, ſo zeigte er ſich auch in der Wahrnehmung der freundlichen oder feindlichen Eindrücke anderer Perſonen. Es ließ ſich dieß beſonders daran erkennen, daß die Somnambule einen fremden krankhaften Zuſtand, von dem ſie vorübergehend gleichſam angeſteckt wurde, in ihrem eigenen Körper fühlte und hiernach heilkünſtleriſch beurtheilte. — Indem das Seelenleben der Hellſeherin in dieſer eigenthümlichen Richtung thätig war, erfaßte das vorzugsweiſe ausgebildete Gefühl derſelben auch außer dem eigenen Körper manche Gegenſtände und Verhältniſſe auf eine mehr unmittelbare Weiſe, als ſolche ſich im wachenden Zuſtande dem Verſtande nicht vorzuſtellen pflegen.

Ein anderer Bericht, von wahrſcheinlich derſelben Perſon, (obſchon ſie hier ein Mädchen genannt wird) lautet alſo: „Unter der Leitung des Magnetiſeurs Neubert aus Dresden befindet ſich gegenwärtig (September 1845) in Berlin ein ſomnambules Mädchen. Das Mädchen iſt gewöhnlichen Standes und ohne höhere Bildung. Unter den bei ihrer letzten magnetiſchen Kriſe Anweſenden war auch der ehemalige Chef-Präſident des königlichen Kammergerichts v. Grolmann, ein Mann

nbeſtechlicher Klarheit. Das Mädchen ſchilderte genau
zte und wichtige Kataſtrophe ſeines Lebens mit über-
nder pſychologiſcher Wahrheit. Es betraf ſeinen Wider-
gegen das in Preußen projectirte Eheſcheidungsgeſez, in
Folge er ſeine weltberühmte Stellung aufgab. Auch
ieb ſie genau ein Leiden ſeiner Tochter, und gab auf das
mmteſte das Verfahren an, wie ſie geheilt werden müßte."

30.

Jungfrau Wippermann.

In den ſiebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts
im Herzogthum Berg eine Jungfer Dorothea Wip-
mann,, Kaufmannstochter, geboren zu Wichlinghauſen
armen. Sie hatte Erſcheinungen, die ſie lange ver-
ieg, aber endlich entdeckte. Sie ſagte, daß ſie ſich über
Erſcheinungen, die dem Swedenborg geſchehen, gar
wundere; nur komme es ihr ſeltſam vor, daß er aus
en Geſichten Fundamental-Sätze ziehe, und ſich von den
sgebildeten Gedanken der Geiſter in eine Gewißheit zie-
laſſe. * Swedenborg ſei ein wichtiger Mann, habe aber
des rechten Wegs verfehlt. Man trage im Geiſterreich
um ihn, es werde auch lange dauern bis er ſeinen
n ändere.

Sie ſagte: die Geiſter in jener Welt ſeien in ſieben
uptſtaffeln der Seligkeit nach der Bergpredigt abgetheilt,
in jeder Stufe wieder durch die Siebenzahl faſt unend-
e Unterſchiede.

Der thieriſche Unterſchied des Geſchlechts ſei in jener
elt nicht mehr da, keine Zeugungsglieder, keine Spur mehr
on, nichts an der Geſtalt des Menſchenbildes nach dem
de, das er zu verbergen trachtete, übrigens die volle
enſchengeſtalt. Die Rede iſt von den Seligen, Unſelige

---

* Vergleiche Blätter aus Prevorſt 9. Sammlung S. 77.

hat ſie nicht geſehen. Dagegen iſt viel davon die Rede, daß dieſer oder jener in dieſer oder jener Stufe geſtorben ſei.

Die Geiſter haben geſagt: Auf Erden hätte Bengel das in einem Vierteljahr lernen können, woran er nun im Geiſterreich hat zwanzig Jahre lernen müſſen. So langſam geht es dort! Wie erſtaunlich viel iſt am Menſchenleben auf Erden gelegen! Man ſollte alſo wohl um deſſen Verlängerung beten.

Wenn ſie mit Geiſtern redete, ſo glänzte ihr Geſicht zuweilen wie die Sonne, doch etwas bläßer. Je nachdem die Geiſter waren, ſo waren ihre Augen höher geſtellt und das Geſicht freundlich; je geringer die Geiſter waren, je niederer waren ihre Augen, je ernſthafter war das Geſicht. Sie hat verſchiedene bekannte Männer, die geſtorben waren, unter den Geiſtern geſehen, z. B. den geweſenen Senior in Frankfurt Dr. Freſenius.

Sie ſagte, es ſei ſündlich, Geiſter zu ſich zu berufen. Zu Gott müſſe man beten, und halte er es für nöthig, ſo gebe er uns Ueberzeugung. Geiſter ſeien immer um uns.

Sie war etwas klein von Perſon. Mehr von ihr und ihren Ausſagen habe ich in den auf mich gekommenen Fragmenten nicht finden können. Vielleicht leben noch Andre, die ſie gekannt haben und das Fehlende erſetzen können, was denn wohl zu wünſchen wäre.

◆

Fragmente deſſelben Inhalts!

Ein Nachtwandler erfuhr an ſich, ohne ſein Bette verlaſſen zu haben, alle Zufälle, welche gefrorenes Waſſer dem Körper verurſacht, darum weil er glaubte in ſolches Waſſer getaucht geweſen zu ſein.

Ein junger Menſch von guter Erziehung und Kenntniſſen gerieth in Wahnſinn, ſo oft ihm ein Mondſtrahl auf den bloſſen Kopf fiel. Er ſprang einſt in dieſem Zuſtand im Winter zum Fenſter hinaus, ohne daß ihn ſein anweſender Freund einholen konnte, ſtürzte auf dem Eis und zerſchmetterte ſich den Kopf. — Alſo nicht bloß in Südländern können die Mond-

en gefährlich wirken, worauf die Worte Pſalm 121, 6.
: „Daß dich des Tags die Sonne nicht ſteche, noch
Mond des Nachts.“

Ein Myſtiker ſagte zu denen, die da wähnten, ſie wür-
wenn ſie ſtürben, ſogleich wie ein Vogel davon fliegen,
ſich von dieſer Erde ganz losgemacht zu haben:
e kann ein Vogel fliegen, deſſen Flügel mit Koth be-
ert ſind?“

Eine fromme Frau ſagte einſt bei Gelegenheit wo von
n Selbſtmorde die Rede war: „Es iſt ſchlimm in die
re Welt zu kommen, ohne dahin gerufen zu ſein.“ Eine
re ſagte: „Wer aus der Lehre läuft, kann nie Meiſter
den.“

Der Graf Caylus, indem er Triktrak ſpielte, ſah auf
m der Würfel einen Blutstropfen, und gleich darauf einen
puziner neben ſich ſtehen. Erſchrocken rief er: „Mein
uder, der bei der Armee iſt, iſt getödtet!“ Einige Tage
hher brachte ihm ein Kapuziner dieſe traurige Nachricht.

Der berühmte Compoſiteur Haydn, in ſeinem Tagebuch
s er in England führte, erzählt unter andern Folgendes:
den 25. März 1792 im Concert bei Hr. Barthelemon war
n Prediger, der, als er ein gewiſſes Andante aus G dur
n meiner Compoſition hörte, in die tiefſte Melancholie ver-
nk, weil ihm Nachts zuvor von einem ſolchen Andante ge-
äumt hatte, daß es ihm ſeinen nahen Tod verkündige. Er
erließ ſogleich die Geſellſchaft, ging zu Bette, und heute
n 25. April erfahre ich durch Hrn. Barthelemon, daß dieſer
eiſtliche geſtorben iſt.“

In den erſten Tagen des Jänners 1825 gerieth ein Be-
ienſteter bei einem Rentenamt wegen aufgewachſener Schul-
en in Schwermuth, ein braver, gottesfürchtiger Mann. Er
wollte ſich in der Dämmerung ins Waſſer ſtürzen, bekam Reue,
ging in einen Wirthsgarten, ſprach etwas verwirrt, ging da-
ſelbſt aus dem Zimmer hinaus, kam verſtört wieder herein,
und bekannte dann, er habe ſich im Garten an einem Baum

erhängen wollen; es ſei ihm aber eine weiſſe Geſtalt erſchienen, nach der habe er gegriffen, ſie ſei aber wieder verſchwunden; inzwiſchen habe ihn dieſe Erſcheinung von ſeinem Vorhaben abgeſchreckt.

Die noch jung verſtorbene Frau S., Mutter von mehreren Kindern, ſah ſich im Traum einige Zeit vor ihrem Tode mit einem unförmlichen, geſchwollenen Körper im Bette liegen. Indem ſie ſo ihren Körper mit Mißfallen anſah, fiel derſelbe von ihr ab und zum Bette hinaus wie ein ſchweres Gewicht, und ſie fand ſich nun verjüngt und wie neu geboren. Sie ſtarb ſpäterhin, von unten auf geſchwollen, an einem gänzlichen Nachlaß der Kräfte, eines chriſtlichen, erbaulichen Todes.

Die im Frühjahr 1830 zu U. verſtorbene verwittwete Fürſtin von S. L., Großmutter des regierenden Grafen, eine ſehr verſtändige und gottesfürchtige Frau, erhielt jedesmal wenn ihr etwas Wichtiges bevorſtand, einen ſtarken Schlag auf die Schulter.

Die zweite Frau des Prof. D. hatte in ihrer letzten, Krankheit, einem Wochenfieber, öfter das Gefühl, als ob ſie doppelt ſei, als ob Jemand neben ihr ſitze (die herausgetretene Seele?). Ihre Schweſter wollte ihr einſt Nachts Arzney reichen, und fand ſie in ihrer blauen Jacke ohne Haube, weil ſie dieſe vor Hitze nicht auf dem Kopf leiden konnte, neben ihr aber dieſelbe Geſtalt weiß gekleidet mit verſchleiertem Kopfe liegen, ſo daß ſie Anfangs irre wurde und nicht wußte welcher ſie die Arzney geben ſollte. Indem die Kranke ſich herbeineigte um zu ſchlucken, verſchwand die andre Geſtalt (gleich als wenn ſie wieder in ſie hineinträte?). — Ein andermal als die Schweſter Nachts bei ihr wachte und hinter einem Tiſche ſitzend las, und das neugeborene Kind neben dem Bette in dem ſeinigen ſchlief, ſah ſie, ſich umwendend, der Kranken zu Füßen, nicht weit vom Kind, eine weiße Geſtalt ſtehen, und ihr zu Häupten eine andere knien und beten. Sie ſah das faſt eine halbe Stunde, und hielt ſich ſehr ſtill dabei, bis das Kind zu ſchreien anfing und die Geſtalten verſchwanden.

Ungefähr im erſten Jahrzehend dieſes Jahrhunderts geſchah Folgendes zu Leipzig. Der Profeſſor der Medicin Dr. K. daſelbſt hatte auf den Abend Gäſte geladen, mußte aber Nachmittags über Land, und kam als die Geſellſchaft ſchon beiſammen war nach Haus, kleidete ſich auf ſeinem Zimmer um, und trat dann, als man ſich eben zu Tiſch ſetzen wollte, zu den Gäſten. Indem er ſeinen Platz einnahm, wollte er ſehen, wen ſeine Frau neben ihn geſetzt habe; links ſaß ein Gaſt, rechts war der Stuhl noch leer, aber er bemerkte darauf ein Gerippe, das ein kleineres Gerippe vor ſich hatte. Er ſuchte den Eindruck zu verbergen. Indem kam die Geheimeräthin F. herein, für die der Platz aufgehoben war, und die bei Leipzig auf einem Landgut wohnte. Sie ſetzte ſich neben ihn, und fuhr nach dem Eſſen wieder hinaus. Kaum dort angelangt fühlte ſie Wehen, bekam aber über der Niederkunft einen Blutſturz. Ein Eilbote rief den Profeſſor zu ihr, er fuhr ſogleich auf das Gut, ſie war aber bei ſeiner Ankunft ſchon nebſt dem Kinde verſchieden. Er äuſſerte, daß er untröſtlich geweſen wäre, wenn ſie, nachdem er obige Erſcheinung gehabt, unter ſeinen Händen geſtorben wäre.

Eine Frau die gern tanzte, träumte, ſie habe die ganze Nacht hindurch getanzt, und ihr Mann träumte, er habe dieſelbe Nacht hindurch immer einen Walzer gepfiffen. Eine ſeltſame eheliche Harmonie! Das Beiſpiel iſt aber lehrreich für die geheime Communication zwiſchen den Seelen im Schlaf und Influenz einer auf die andere, dergleichen wohl mehr Statt hat als wir wiſſen; mag nun jene Frau zuerſt zu tanzen, oder der Mann zuerſt zu pfeifen angefangen haben.

An der Tafel des Ruſſiſchen Miniſters v. Kalitſcheff im Haag erzählte in Gegenwart des nachherigen Königs von Holland und mehrerer anderer Prinzen ein Franzöſiſcher von Adel, daß man ein Pferd magnetiſirt und in eine Art von Kriſis verſetzt habe, daß der Magnetiſeur darauf gewollt, das

Pferd ſolle ſich durch gewiſſe Straßen nach einem gewiſſen Hotel begeben, und daß ſelbiges deſſen Willen pünktlich befolgt habe. Iſt dem alſo, ſo läßt es ſich durch die Macht des Willens, die dem Pferde zum Führer gedient, erklären. Der ſtarke menſchliche Wille wirkt überhaupt auf die Thiere ſehr ein, ohne daß es dazu des Fluchens der Kutſcher und Poſtillione bedarf. Es gehört zur urſprünglichen Herrſchergabe des Menſchen.

Pabſt Pius VII. erzählte ſeinen Vertrauten folgendes. Einſt, als ich mit dem verſtorbenen Pabſt, mit dem ich viel Umgang hatte, im Wagen fuhr, bemerkten wir eine Frau, die ſich zur Erde niederwarf. Der Pabſt glaubte, daß ſie um ein Almoſen bitte, und ſandte deßhalb zu ihr. Die Frau aber begehrte nichts, ſondern ſagte, ſie habe ſich zur Erde niedergeworfen aus Verwunderung, zwei Päbſte in einem Wagen zu ſehen. — Zu demſelben Pius VII. ſagte bei der Ceremonie der Exaltation ſeines Vorgängers ein gewiſſer Abbate: „Geben Sie genau Acht, damit Sie einſt wiſſen, wie Sie ſich zu benehmen haben. Denn nach dieſem werden Sie Pabſt.“ Der Abbate lebte noch als dieß eintraf.

—y—

Eine Mittheilung aus Mähren.

(Von einem glaubwürdigen Manne.)

Aus Huſtopetſch, Markgrafthum Mähren, wird geſchrieben:

Im September 1821, Montag nach Kreuzerhöhung, gieng Johann Matzenauer, ein durchaus rechtlicher religiöſer Mann, Vater von 8 Kindern, Nachts 9 Uhr durch die Straße des Marktfleckens ſeiner Wohnung zu. Er kam von einem befreundeten Hauſe, war, wie conſtatirt iſt, völlig nüchtern und gieng in der ſchönen mondhellen Nacht guten Muths, ohne ſich furchtſame Gedanken zu machen, weiter. Etwa 100 Schritte von dem Freundeshauſe entfernt, war es ihm plözlich, als ob ein großes ſtarkes Schwein mit gräßlichem Grunzen ihm das Weitergehen auf dem ſchmalen Fußwege verhinderte. Er wich auf die andere Seite aus, aber vergebens, immer ſchien das Thier ihm den Weg mit gleich wüſten Tönen zu vertreten. Er beſchloß umzukehren, aber kaum hatte er ſich gewandt, ſo fühlte er die Laſt eines Menſchen, der ihm auf die Schultern hockt, beide Hände auf ſeine Schultern legt und drückt und es iſt ihm, als ob er auf beiden Seiten Füſſe herunter hängen fühlte. Er will weiter gehen bis zu irgend einer offen ſtehenden Hausthüre, um dort um Hülſe zu rufen. Aber vergebens? Das Weſen hinter ihm nöthigt ihn durch Druck und Wendung des Kopfes gegen ſeinen Willen ſchräg über den Marktplatz, an der Kirche vorbei, eine Allee hinab auf den Kirchhof zu gehen. Dort angelangt ſchien das Weſen von ihm herabzuſpringen an einem Grabe wo ein Jahr vorher der Kuhhirte Johann Kremmel beerdigt ward, ſtellte ſich vor Matzenauer hin und war dieſer Kremmel. Zugleich erſchien auf ſeinem fernen Grabe der jüngſt verſtorbene Bräuer Wotle. Beide nun geſtikulirten ſchauerlich, ſprachen geraume Zeit zu Matzenauer und verſchwanden dann zugleich. Matzenauer betete und kam erblaßt, verſtört und zitternd bei den Seinigen an, erzählte das Ganze wie hier geſagt, weckte noch in derſelben Nacht die Wittwe Kremmel, forderte dieſe auf gleich Morgens für die zwei Verſtorbenen Meſſe leſen zu laſſen und gab ihr hiezu Geld. Von dieſem Augenblick an war aber Matzenauer wie verändert. Seine Geſichtsfarbe verlor ſich allmälig, er ſprach immer weniger, und zehrte zuſehends ab. Alle ärztliche Hülfe war vergebens; immer düſtrer, melancholiſcher, theilnahmloſer wurde er endlich wie eine vertrocknete Mumie. Bis zu ſeinem letzten Athemzuge beharrte er unveränderlich auf ſeiner Ausſage über obiges Ereigniß in den kleinſten Einzelnheiten; über die ſo ſchauerlichen Geſtikulationen des Geiſtes und die Worte, die ſie zu ihm geſprochen hatten, ließ er ſich aber durchaus nichts Näheres verlauten. „Ich darf das nicht ſagen!“ war immer ſeine Antwort. So ſtarb er am 20. Februar 1823 nach ſiebenzehn monatlichem Leiden. J. B.

Die Salem-Zauberei.

Gewiß iſt dieſe in ihrer Art ſo höchſt merkwürdige Zauberei den meiſten Leſern des Magikons noch völlig unbekannt. Wir geben hier über ſelbige, was die, einen reichen Schatz hiſtoriſcher Merkwürdigkeiten enthaltende: Auswahl intereſſanter Bilder ꝛc. B. 2, 1841 aus dem New-York Monthly Magazine 1839 und zwar in einer Lebensſkizze des Sir William Phips mittheilt, der, 1640 geboren, ſich vom einfachen Schiffszimmermann zum Statthalter von Neu-England emporſchwang, und als ſolcher 1692 vom König Jakob inſtallirt wurde.

Es war — ſagt der Verf. — eine kritiſche Zeit für Neu-England; damals hatte das große und hinlänglich bekannte Geheimniß, die Salem Zauberei, zuerſt ſich gezeigt. In unſerer aufgeklärten Zeit mag man es als Thorheit behandeln, einen ſolchen Gegenſtand wieder aufleben zu laſſen, aber er ſteht zu ſehr mit dieſer ganzen Skizze in Verbindung, um weggelaſſen werden zu können.

Ein ſehr altes Werk, das ich jetzt vor mir liegen habe, ſagt: „Sir William Phips Ankunft zur Verwaltung von Neu-England geſchah zu einer Zeit, wo ein Gouverneur alle Geſchicklichkeit hinſichtlich der Zauberei bedurfte, die je ein jüdiſcher Prieſter haben mußte, — zu einer Zeit, als ganze Haufen armer Leute kürzlich unter die ſchreckliche Gewalt von Teufeln gefallen waren, die man damals allgemein für durch Hexerei eingeführt hielt. Wir müſſen geſtehen und es nicht minder beklagen, daß viele Einwohner von Neu-England und vorzüglich junge Perſonen durch kleine Zaubereien verlockt wurden, wobei ſie insgeheim Dinge thaten, die nicht recht waren gegen den Herrn, ihren Gott; oft ſah man ſie Verletzungen mit magiſchen Künſten heilen und ſchändliche Beſchwörungen treiben mit Sieben und Schüſſeln und Erbſen und Nägeln und Hufeiſen und anderem Geräthe, um Dinge in Erfahrung zu bringen, nach denen ſie eine verbotene und gottloſe Neugierde hatten. Schlechte Bücher waren heimlich ins Land gebracht, worin Thoren Unterricht erhielten, mit Erfolg wahrſagen zu können, und dieſe Bücher hatten den Verſtand Mancher zu Grunde gerichtet, ſo daß ſie dieſe höhere Zauberei ſtudierten. „Haufen von Leuten“ — fährt unſer alter Schriftſteller fort — „wurden angehalten, mit vielen übernatürlichen Plagen an ihren Körpern und einer Mannichfaltigkeit von Qualen, die offenbar von den Dämonen der unſichtbaren Welt ausgeübt wurden. Die davon angeſteckten und bedrängten Perſonen erhielten in wenig Tagen eine ſo gänzliche Veränderung in ihren Augen, daß ſie ihre Peiniger ſehen konnten. Sie erblickten einen kleinen Teufel von kleiner Statur und ſchwarzgelber Farbe, in Begleitung von noch andern Geiſtern, die mehr menſchlicher Art waren. Dieſe Peiniger hielten den Gequälten ein Buch hin, mit dem Bedeuten, es zu unterzeichnen oder wenigſtens zu berühren, zum Zeichen ihrer Einwilligung, dem Teufel dienſtbar zu werden, und weigerten ſie ſich, dieß zu thun, ſo begonnen die Geiſter auf Befehl des ſchwarzen Mannes, wie ſie ihn nannten, ſie mit ganz außerordentlichen Qualen zu bedrängen. Die unglücklichen Opfer wurden auf ſchreckliche Weiſe verdreht, braun und blau gekneipt, durch ihren ganzen Körper liefen Nadeln, ſie wurden ſo lange gebrüht, bis ſie ganz von Blaſen bedeckt waren, und tauſend andere Dinge vor Hunderten von Zeugen. Ihre Hände wurden mit einem deutlich ſichtbaren Stricke zuſammen gebunden, und dann von unſichtbaren Händen ſogleich vor einem ganzen Haufen von Leuten bedeutend vom Boden ab in die Höhe gezerrt. Einer ward fürchterlich von einem Geiſte angegriffen, der, wie er ſagte, mit einem Stiele auf ihn zulief, aber niemand ſonſt im Zimmer ſah weder Geiſt noch Stiel; endlich in ſeinen Qualen griff er nach dem Stiele, riß ihn weg, und kaum war er in ſeinen Händen, ſo ſahen die Andern, daß es in der That ein wirklicher, natürlicher eiſerner Stiel ſei, den man ſorgfältig verſchloß, der aber nichts deſtoweniger von den Dämonen wieder weggenommen wurde, um neues Unheil anzurichten.“

Man ſagte ſogar, daß die Geiſter ſo weit gingen, daß ſie mehreren Leuten bedeutende Summen Geldes ſtahlen, und dieß in Gegenwart vieler Zuſchauer in die Hände ihrer unglücklichen Untergebenen warfen. Eben ſo wird erwähnt, daß vielen Perſonen Gift hinunter gezwängt wurde von unſichtbaren Händen, ſo daß ſie augenblicklich auf eine ſchreckliche Weiſe aufſchwollen. Bei einigen Gelegenheiten wurden die Zimmer mit dem Geruche von Spezereiwaaren gefüllt und die Betten ihrer elenden Untergebenen damit beſudelt. Manche klagten über brennende Lappen, die mit Gewalt ihre Kehlen hinunter gewürgt wurden, und bald darauf wurden die Brandſtellen vieler Zungen ſichtbar. Andere erklärten, daß ſie von unſichtbarem, glühendem Eiſen verletzt wurden und, wie hinzugefügt wird, ſie behielten die Narben davon bis auf den Tag ihres Todes.

Ein altes Manuſcript eines bedeutenden Mannes ſagt: „Leichtſinnige Leute mögen ſich über dieſe Dinge luſtig machen; aber Hunderte von beſonnenen Perſonen in einem Lande, wo der Mutterwitz ſicher nicht geringer iſt, als ſonſt irgendwo bei den Menſchen, wiſſen, daß dieß Alles wahr iſt, und Nichts als der lächerliche und übermüthige Geiſt eines Sadducäers kann ſie bezweifeln. Ich habe noch nicht eine einzige Sache erwähnt, die auf Verlangen nicht durch das Zeugniß von Leuten bekräftigt werden könnte, achtbarer als die, welche dieſe auffallenden Erſcheinungen belachen können.“

Wir haben — fährt der Verf. fort — dieſes mitgetheilt, um dem Leſer die finſtern und traurigen Zeiten zu beſchreiben, als Phips zum Gouverneur von Neu-England eingeſetzt war. Viele der achtbarſten Leute waren der Hexerei angeklagt, und Viele verlohren in den Unruhen, die ſich darüber erhoben, ihr Leben. Indeſſen ſcheint es doch, als habe Sie William alsbald eine ſorgfältige Unterſuchung der Natur dieſes Uebels angeſtellt. Es ward erzählt, „er ſei als ein Werkzeug des Himmels herab geſandt,“ um dieß zu bewerkſtelligen. Er ließ kein Mittel unverſucht, ſein Vorhaben auszuführen. Er ordnete Gerichtshöfe an, um der Sache auf die Spur zu kommen und dieſelbe näher zu unterſuchen. — Viele, die aus zu leichten Gründen in Unterſuchung gekommen waren, wurden freigelaſſen, und die, welche vor den Gerichten ſtanden, auf jede Weiſe begünſtigt. Die Geſchichte ſeiner Zeit giebt einige auffallende Erzählungen von den Angeklagten und denen, die durch ſie gelitten während der erſten Zeit der Verwaltung von Phips, wenn dieſe zuſammen vor die Gerichtshöfe geſtellt wurden. Es iſt hinlänglich zu erwähnen, daß, obgleich dieſe letztern mit ganz verbundenen Augen da ſtanden, und die Angeklagten noch ſo leiſe herein gelaſſen waren, jene gleich in die größten Schmerzen geriethen und baten, daß die Peiniger weggeführt werden möchten.

Es gelang indeſſen Phips Bemühungen, dieſem ſchrecklichen Unheile ein Ende zu machen, und Ordnung und Friede herrſchten wieder im ganzen Lande. Uebrigens müſſen wir zu Gunſten der Vorfahren bemerken, daß ſie nicht allein in dem Glauben an dieſe Dinge waren. Die holländiſchen und franzöſiſchen Geiſtlichen aus der Provinz New-York, die von den Oberrichtern hinſichtlich ihres Glaubens an Hexerei befragt wurden, gaben ihre Meinung mit den Worten: „Daß, wenn wir nicht an verderbliche Hexerei glaubten wir die heilige Schrift und die Uebereinſtimmung der ganzen Welt verwerfen müßten.“

Sir William erhielt nach Beendigung dieſes großen Werks eine öffentliche Dankſagung der Einwohner von Neu-England.

Zuſatz.

Nach einer uns ſo eben zukommenden Notiz findet ſich im 6 B. des von Hitzig und Häring herausgegebenen criminaliſtiſchen Werkes: Der neue Pitaval (Leipzig 1845) ein Aufſatz: Das Trauerſpiel von Salem, was wir für diejenigen Leſer hier bemerken, die wünſchen möchten, über jene merkwürdige Zauberei noch Näheres und Umſtändlicheres zu erfahren.

Die Predigt-Krankheit in Schweden nach dem Bericht eines Augenzeugen aus dem Jahr 1844.

Die perſönliche Bekanntſchaft mit dem Erſtatter des Berichts (abgedr. in der Berl. evangl. Kirchenztg. Nr. 19—21 v. 1846) gibt uns Veranlaſſung, der Glaubwürdigkeit des Zeugen durch Mittheilung der intereſſanten Facta ein Magikon, als deſſen Tendenz entſprechend, hiermit anerkennend entgegen zu kommen.

Wird der gläubige Chriſt nicht in Abrede ſtellen, daß dieſes gewiß wunderbar zu nennende übereinſtimmende Phänomen der Gnade an geiſtig Armen ein Zeichen der Zeit, eine Warnung von Oben ſei: ſo gibt daſſelbe zugleich überraſchendes Zeugniß von der in kräftigen und geiſtigen Naturvölkern von jeher ſich offenbarenden Gabe der Ahnung und Weiſſagung, von der — nach Tacitus Darſtellung der Urgermanen, zu denen wir auch die Nachkommen der heutigen Schweden zu rechnen haben — beſonders die Frauen („provitum aliquid inesse foeminis credunt Germani“) bei nahenden ernſten Schickſalen ergriffen wurden. Auch damals war es der Geiſt des Alls, der die Völker durch die Zunge der Reinen und Unmündigen ſtrafte und zum Heil zurückführte, wie es heute der geoffenbarte Parallel iſt, der zuerſt durch den Mund der Propheten des auserleſenen Israel, nun aber vermöge der Theilnahme der Heiden am Erlöſungswerk in der Taufe und Ausgießung des Geiſtes über alle chriſtliche Völker, auch aus ihnen allen reden kann und dieſes in düſtern Zeitläuften um ſo auffallender und erregender thun wird!

Wir laſſen uns nicht abſchrecken vom Glauben an Vorgänge, die nur allzuwahr und ergreifend ſein mögen, durch ankämpfende Darſtellungen ſogenannter Aufgeklärten, wie jener noch jüngſt im wiſſenſchaftl. Verein zu Berlin über „Sympathie“ gehaltene Vortrag iſt von einem Profeſſor, der da behauptete, dieſe bekannte Krankheit ſei durch einige vernünftige Aerzte (?) jetzt völlig gehoben, und der im Triumph ſeinen lichtvollen, aber leider nur etwas ſeichten Vortrag mit der Exclamation ſchloß: Ja, „der Menſch iſt durch Gott zur Freiheit berufen unter der Herrſchaft des ſittlichen Geſetzes, und getroſt dürfen wir daher erwarten, daß ihn fortſchreitende Bildung (vielleicht auch Einbildung!) mehr und mehr in dieſer Freiheit und in der Herrſchaft über blinde Erregungen befeſtigen werde.“ Gewiß, wir leben in einer ſo herrlichen lichtfreundlichen Zeit, daß auch die Maulwürfe, in ihren ſtockfinſteren Gängen mit Behutſamkeit ſtoßend, ſich weiſe und mit wühlendem Rüſſel und verſchütteten Augen in ihrer Art auch hellſehend dünken dürfen.

Die Provinz in Schweden, wo die Erſcheinung in ihren erſten Anfängen und in ihrer größten Ausdehnung ſtatt fand, heißt Smäland, liegt im Innern des Landes, iſt arm und wenig bevölkert. Im Juli 1844 (ſchreibt der unterzeichnete B...) war ich dort; und weil die Erſcheinung bis dahin beinahe ausſchließlich auf Bauern und Landleute beſchränkt war, verweilte ich auf dem Lande in der Nähe von Weriö.

Man nennt ſolche Perſonen, die unmittelbar ergriffen werden und die eigentlichen Werkzeuge der in dieſen merkwürdigen Erſcheinungen wirkenden Kraft ſind, **Röſtar** oder **Stimmen** (Röſt, Stimme, plur. Röſtar,) ihre Reden aber nennt man rop (vom Verbum ropa, rufen, ſchreien), das **Rufen**, und zwar nach Joh. 1, 23. „die Stimme eines Rufers.“

Die Individuen, die ich „ropä“ hörte, waren: eine alte Frau, drei junge unverheurathete Frauenzimmer, eine junge Frau, und zwei kleine Mädchen von ungefähr zehn Jahren. Sie wohnten in verſchiedenen Dörfern und gehörten zu den ärmſten unter den Landleuten. So weit ich urtheilen konnte, ſchienen ſie geiſtig und leiblich geſund, waren einfache, demüthige Leute, voll Gottesfurcht und Abſcheu vor der Sünde; ihre Stimme hatte etwas Feierliches, und nie habe ich größeren Ernſt in göttlichen Dingen, als bei dieſen armen Leuten wahrgenommen. Es war mir eine wahre Erbauung, mit ihnen zu reden, wenn auch große Unterſchiede in geiſtlicher Erfahrung und chriſtlicher Förderung bei ihnen ſtattfanden, ſie glaubten unbedingt an die Göttlichkeit der Erſcheinung, und auf Gott ſich verlaſſend, in deſſen Hand ſie ſich ſicher fühlten und dem ſie den Ausgang der Sache anheimſtellten, ſchienen ſie, ohne Furcht und Aufregung, ſich ganz paſſiv zu verhalten.

Ehe dieſe Perſonen zu „rufen“ anfangen, werden ſie ſichtbar und leiblich afficirt, einige mehr, andere weniger, es ergreifen ſie Zuckungen, die in plötzlichen Contractionen der Schulter gegen die Bruſt hin beſtehen, zugleich gerathen ſie in eine Art Entzückung oder Geiſtesabſtraction mit Zuſchließung der Sinne gegen alle äußeren Eindrücke. Bald darauf, nachdem die Zuckungen völlig aufgehört haben, folgt der Ruf. Gewöhnlich liegen ſie während der Rede oder des Rufens ausgeſtreckt auf dem Rücken (ich habe ſie aber auch ſtehend geſehen), die Augen ſind geſchloſſen, und zuweilen begleiten Geſticulationen die Theile ihrer Rede. In ihren natürlichen Zuſtand zurückgekehrt, wiſſen ſie, mit wenigen Ausnahmen, nichts von dem Geſprochenen. Nur bleibt ihnen das Gefühl großer Freudigkeit der Seele und eine gewiſſe körperliche Leichtigkeit. Ohne irgend eine menſchliche Vermittlung gerathen ſie in die Verzückung und kehren ebenſo in den normalen Zuſtand zurück. Sie können jenen Zuſtand nicht ſelbſt herbeiführen, und in vielen Fällen war die Ergreifung ſo überwältigend, daß die Ergriffenen zu widerſtehen unvermögend waren. Die Zuckungen, die dem Rufen vorangehen, haben für den Zuſchauer etwas Unheimliches und Erſchreckendes; aber je mehr ich Gelegenheit hatte, die Rufenden zu beobachten und die Erſcheinung in ihrer Totalität zu unterſuchen, deſto mehr erſchien mir Alles, was dem Rufen vorausgeht, als eine pneumatiſch und pſychologiſch nicht unerklärbare Vorbereitung des menſchlichen Werkzeugs für ſeine auſſerordentliche Thätigkeit.

Was nun die Rede ſelbſt betrifft, ſo iſt ſie der Form nach keine Predigt und noch weniger ein belehrender Vortrag. Es iſt in ihr keine ſyſtematiſche Eintheilung, keine Beweisführung, keine Auslegung der Schrift, keine Entwicklung genau beſtimmter Lehrpunkte. Die Reden, ſoweit ich ſie gehört habe, waren im eigentlichſten Sinn und ohne Ausnahme ein Rufen an ein gottloſes Volk Buſſe zu thun und zu glauben, und können daher nicht beſſer bezeichnet werden, als durch ihre ſchwediſchen Benennungen bättrings-rop. Ruf zur Buße. Die Rufenden (röstar) ſprechen mit großer Schnelligkeit und auſſerordentlicher Kraft der Stimme; wie ein Strom fließt ihnen das Wort vom Munde.

Bei Allen, die ich hörte, war völlige Uebereinſtimmung im Geiſte, wenn auch bedeutende Verſchiedenheit der Form. Es zeigten ſich deutlich Unterſchiede nach den beſonderen Individualitäten. Das Märchen, das im Leben die Tüchtigſte und in ihrem inneren Leben die Gefördertſte ſchien, zeichnete ſich im Vortrag durch Gedankenfülle und mindere Wiederholungen aus. Ihr Rufen war das erbaulichſte, wenn auch nicht das eingreifendſte. Alles, was ich von den verſchiedenen Perſonen hörte, war voll tiefer religiöſer Erfahrung, Eifer und Ernſt, oft ausgezeichnet in der Auswahl und Anwendung von Schriftſtellen; es zeugte von tiefer Kenntniß des menſchlichen Herzens, von einem heiligen Abſcheu vor der Sünde, und von einem feſten, erleuchteten Glauben an einen gerechten und gnädigen Gott. Bald wurde gedroht mit aller Strenge des Geſetzes, mit allen Schrecken der Hölle und der ewigen Pein, bald wieder in aller Liebe getröſtet und zum Heiland geführt, hier war ein Wort der Mahnung an die, die den guten Kampf angefangen, indem an die vielen uns umgebenden Gefahren und an die große Verkehrtheit und tiefe Bosheit des menſchlichen Herzens erinnert wurde, dort war wieder in praktiſcher Rede der Sünder einfach und ernſt zur Buße gerufen.

Beinahe Alle, die ich hörte, ſprachen ſehr lange, Einige über zwei Stunden lang ohne Unterbrechung. Was die Aufmerkſamkeit des Hörerkreiſes feſſelte und das Intereſſe wach erhielt, ſchien mehr das Eigenthümliche in der Stimme und deren Erhebung, die große Schnelligkeit der Rede, und die blitzenden, überraſchenden Wendungen, als der Inhalt und die Form des Geſprochenen zu ſeyn. Bedenkt man, daß die Sprechenden unwiſſende, ungebildete, roh und unbehülflich aufgewachſene Bauernmädchen waren, die im gewöhnlichen Leben nicht zehn Worte richtig ſetzen und verbinden können, und daß der Zweck des Rufens keine Anſprache an Gebildete war, ſondern die Nothwendigkeit, eine verkommene, geiſtig todte Bevölkerung zur Buße zu führen, ſo ſtaunt man über den Erfolg und die richtigen Mittel dazu.

Obgleich nicht Predigten und keineswegs geordnete Reden, wurde doch in den Vorträgen allmählig ein Hauptpunkt der Chriſtenlehre nach dem andern, in manchfaltigen practiſchen Anſprachen, vor's Gewiſſen der Zuhörer geführt, und oft mit einer Schärfe und Feinheit der Unterſcheidung, mit einer Lebensfülle, mit einem Takt richtiger Austheilung und Anwendung der göttlichen Heilswahrheiten, daß bei dieſen Kindern des Landes und rauher Sitte mancher ſtädtiſche Kanzelredner in die Lehre gehen konnte. Ich hörte genau, verſtand jedes Wort, und ſoweit ich zu urtheilen im Stande bin, kam nur reine Lehre aus dem Munde dieſer Röstar. Auch war die Wahl und Anwendung der Schriftſtellen immer correct, ſehr oft vorzüglich, und mehr im Geiſte als nach dem Buchſtaben der Schrift.

Der Geiſt, worinn dieſe Röstar reden, iſt kein Sectengeiſt. In ihren Rufen erkennen ſie Gottes Ordnungen in Kirche und Staat an. Sie unterſcheiden wohl zwiſchen Denen, die die göttliche Wahrheit lieb haben, und Denen, die ſie haſſen, aber ſie erkennen Gottes Gnadenwerk in allen Getauften an. Fortwährend hörte ich ſie die Zuhörer als Solche anreden, die aus dem Taufbunde gefallen wären, die „die die weißen Kleider, womit Gott ſie in der Taufe geſchmückt, wieder verunreinigt haben“. Es wurde in den Anſprachen immer zum fleißigen Kirchenbeſuche und zum Gebete für König und Obrigkeit ermahnt und alle verordneten Lehrer und Diener wurden als Gottes-Boten anerkannt. „Sind ſie nicht alle ſeine Boten,“ ſagte eine arme Frau, „die treuen und die weniger treuen? Hat je einer von ihnen auf der Kanzel euch zum Fortfahren in eurem Sündenleben aufgefordert“?*) Wenn man bedenkt, wie nahe die Verſuchung liegt, die Kehrſeite des traurigen Bildes aufzudecken und die Mängel und Laſter des geiſtlichen Standes hervorzuheben, dann muß man über dieſe Schonung und Liebe, die alles glaubt und hofft und nichts überdenkt, erſtaunen. Hier übertraf der Geiſt der Demuth und Schonung, des Gehorſams und der glaubensvollen Anerkennung göttlicher Ordnungen auch in ihrem Verfall, weit Alles, was ich im gewöhnlichen Geiſteszuſtande von dieſen Leuten erfuhr. Bedenkt man aber, wie ſie von den Geiſtlichen vernachläſſigt und verachtet, von der weltlichen Obrigkeit verfolgt und tyranniſirt wurden, ſo bleibt ihr geduldiges Leiden und ihre Achtung vor kirchlichen Einrichtungen immer ein ſchönes Zeugniß chriſtlicher Geſinnung und übertrifft weit was Fleiſch und Blut vermag. In den Rop, die ich hörte, bemerkte ich nichts von etwaigen Erhebungen über die Zuhörerſchaft; im Gegentheil war mir es oft merkwürdig, auf welche feine, zarte, dabei entſchiedene Weiſe dem Rufenden jedes Verdienſt und jeder Grund zur Ueberhebung ſich entzog — als Sünder ſprachen ſie zu Sündern, und oft fing das Rop mit einem tiefgefühlten Sündenbekenntniß an und mit der dringenden Bitte an Gott, die Sprecherin zu bewahren vor jedem Wort, das nicht aus ſeiner heiligenden Eingebung und Vermittlung komme.

So einfach auch der gewöhnliche Inhalt der Rop's, nämich nur eine ungeſchmückte Aufforderung zur Buße und Beſſerung war, ſo haben doch Leute, die dieſen Erſcheinungen von Anfang bis zuletzt gefolgt ſind und hunderte von Rop's gehört haben, bei denen man alſo einen Totaleindruck des Gehörten und Erfahrenen erwarten konnte, ſich mit Befürchtungen und Ahnungen vor der nächſten Zukunft hören laſſen, die in ihnen durch das Rufen erweckt worden. Sie erwarten furchtbare Gottesgerichte und groſſe Ereigniſſe in der Chriſtenheit, ſogar die baldige Erſcheinung des Herrn! Ihre Stimmung iſt dabei eine feierliche, doch vertrauensvolle und ruhige. Auch erzählen ſie von allerlei Viſionen, deren mehrere zugleich an Viele gelangten und die mit dieſen Erwartungen übereinſtimmen. In den Rop's aber die ich hörte, hieß es oft: „die Zeit iſt kurz" — „der Bräutigam naht" — „die Erndtezeit iſt gekommen."

---

*) Indem hier der Zuſtand der ſchwediſchen Geiſtlichkeit als ſehr traurig geſchildert wird, können wir doch Beiſpiele in unſerm lieben Vaterlande beibringen, wo Geiſtliche, ſtärker als ſchwediſche, ihre Pfarrkinder von der Kanzel ermahnt, ſich, nachdem ſie die Woche über gearbeitet, auch der Weltfreude am Sonntag hinzugeben — als ob es hierzu noch einer Aufforderung bedürfe. Dieß wird doch wohl ſelten der Fall ſeyn.

Der Herausgeber.

Das ſo merkwürdige, ernſte Phänomen auf blos krankhafte körperliche Zuſtände zurückzuführen, wäre eine thörichte Ungereimtheit, eine Vermeſſenheit, die man bei wiſſenſchaftlichen Aerzten und hochgeſtellten Perſonen in einem chriſtlichen Lande, ſeyen ſie auch noch ſo weltlich und materialiſtiſch geſinnt, für unmöglich halten ſollte. Nach Allem, was ich bei dieſen Rufenden bemerkte, iſt gar keine Spur von Störungen geiſtiger oder körperlicher Thätigkeit zu finden; ſie ſpüren von dieſen Anſtrengungen keine Schwäche, keine Erſchlaffung. Im Gegentheil, nach einem Rop, ſey er auch noch ſo lang und laut geweſen, fühlen ſie ſich ganz beſonders leicht und friſch. Nur wenn ſie Widerſtand leiſten und das Rufen zurückhalten wollen, haben ſie zu leiden. Auch ſehen ſie, wenn nicht Alterſchwäche oder andere Urſachen Ausnahmen erklärbar machen, geſund aus, die einzigen ſichtbaren Unterſcheidungen vom Ausſehen ihrer Landsleute ſind vielleicht: daß ihre Geſichtsfarbe heller iſt, ihre Augen glänzender. Sie verrichten den Tag über ihre gewöhnlichen Arbeiten, und da ſie meiſtens arm ſind und viele von ihnen bei Bauern dienen, ſo würde eine Abnahme ihrer Körperkräfte bald bemerkbar werden. Ich hörte eine Frau rufen, die weit in ihrer Schwangerſchaft vorgerükt war, ſie kam von einem entlegenen Ort und hatte ungefähr vier Stunden zu Fuß zurückgelegt, als ſie in die Stube trat. Bald darauf wurde ſie ergriffen, und rief oder ſprach mit ſolcher Schnelligkeit und Kraft zwei Stunden lang, ohne nachher die geringſte Ermüdung oder Mattigkeit zu ſpüren. Es ſoll vorgekommen ſeyn, daß die röstar ganze Nächte hindurch ohne Aufhören und ohne körperlich dadurch angegriffen zu ſeyn, geredet haben. Auch iſt es thatſächlich, daß jeder Verſuch dieſer Erſcheinung durch ärztliche Behandlung (und leider iſt man dabei oft auf barbariſche und empörende Weiſe zu Werke gegangen) Herr zu werden, durchaus fehlgeſchlagen, und nachdem man Alles verſucht, die Hoſpitäler gefüllt, zur Ader gelaſſen und mit Gewalt den armen Leuten kräftige Arzneimittel aufgedrungen hatte, mußte man wieder davon ablaſſen. — Eine bequemere und zartere Weiſe, mit den Urſachen der Erſcheinung fertig zu werden, war, daß man ſie in das geheimnißvolle Gebiet des Nervenlebens verwies. Analoge Symptome beim *Lebensmagnetismus*, die man aber vergleichungsweiſe auch bei andern myſteriöſen Erſcheinungen aufzuweiſen kann, gaben zwar Spuren, ließen aber doch zuletzt im Unklaren. Wer tiefer in die Sache blickt, kann bei ſolchen Erklärungen nicht ſtehen bleiben. *Aeuſſerliche* Vergleichungspunkte mit epileptiſchen und magnetiſchen Perſonen, wie Zuckungen, Concentration der Geiſteskraft und Thätigkeit nach Innen, Zuſchließung der Sinne gegen die Außenwelt u. ſ. w. was und wie viel iſt mit dieſem bewieſen oder erklärt? Gar nichts in dem was das eigentliche bedeutungsvolle Moment bei der Sache iſt: ich meine, das *chriſtlich-geiſtige* und *kirchlich-religiöſe* Moment.

Dieß iſt nämlich das Merkwürdige und für Chriſten und Theologen Beachtungswerthe bei der Erſcheinung, daß in der ganzen Provinz, nach allen Richtungen hin, unter armen ungebildeten und abgehärteten Bauern, ohne menſchliche Einwirkung oder Zuthun, eine große Zahl von Individuen jeden

Alters und beiderlei Geſchlechts (wenn auch hauptſächlich Frauenzimmer), auf dieſelbe Weiſe innerlich und geiſtig ergriffen werden, und mit ſolcher Kraft und ſolchem Erfolge zur Buße und Beſſerung auffordern, daß in kurzer Zeit (und dieß ſelbſt nach dem Zeugniſſe Solcher, welche die Rufenden als Kranke und die Erſcheinung als ein Uebel bezeichnen), der ganze ſittliche und religiöſe Zuſtand der Bevölkerung ein neuer wird.*) Nicht nur einzelne Perſonen, ſondern die ganze Maſſe des Volks wurde, wenn auch nicht von wahrer Reue, doch wenigſtens von einer heilſamen, ſittlichen Furcht ergriffen; in einer Pfarrei (Rydaholm) ſtellten ſiebzehn Branntweinbrenner im Lauf von vierzehn Tagen das Treiben ihres Gewerbes völlig ein. Daß dieſe Einwirkung auf die grobe Maſſe, nachdem die Neuheit vorbei und die Furcht vorüber war, wieder nachließ, gibt nur einen neuen Beweis zu der alten Erfahrung, daß der große Haufe ſich wohl ergreifen und erſchrecken, aber nicht gründlich belehren läßt. Dennoch iſt eine große Zahl von Leuten vorhanden, die durch dieſe Bewegung zu einer lebendigen Erkenntniß Gottes und Chriſti gekommen ſind und ſich als ſeine wahren Jünger bewährt haben.

Sehr merkwürdig iſt der Umſtand, daß, wo die äuſſeren Zeichen der unmittelbaren Einwirkung der ſich kundgebenden Kraft ſich einfanden, immer beſondere religiöſe Eindrücke damit verbunden waren und nachblieben. Es kam nämlich bei Vielen, die ergriffen wurden, gar nicht zum Rufen. Sie hatten nur Zuckungen. Es wurde mir erzählt, daß ganze Verſammlungen ſolche Zuckungen gehabt haben. Dieſe

---

*) Der Bericht des Biſchoffs Butsch in Scara über die ſogenannte Predigtkrankheit beſagt u. a.: „Ueberall ſah ich den gewöhnlichen Betrieb Feld- und häusliche Geſchäfte ungeſtört fortgehen, und ich habe von Geſunden und Kranken wiederholt die Aeuſſerung gehört, daß nie zuvor das Zuſammenleben ſo zufrieden, ruhig und friedlich geweſen ſey, wie jetzt, ſeitdem allgemein das bisherige Zanken und Fluchen, Kartenſpiel und Tänze eingeſtellt, namentlich auch der Genuß des Branntweins entweder ganz aufgegeben, oder doch innerhalb der Gränzen der Mäſſigkeit beſchränkt worden ſey.“

Zuckungen aber, oder vielmehr die innere Kraft, wovon die Zuckungen nur die äuſſere Erſcheinung waren, griff den Leuten tief ins Herz und Gemüth, rief in ihnen anfänglich ein brennendes Sündengefühl, große Aengſtlichkeit und geiſtliche Unruhe hervor. Hiemit verbindet ſich die intereſſante Thatſache, daß, während äuſſere Mittel und ärztliche Behandlung nichts gegen die Paroxismen vermochten, ſie in ſolchen Fällen wo die Ergriffenen vielleicht, um der innern Unruhe ledig zu werden, ſich dem Leichtſinn und der Weltluſt oder dem Uebermaß des Trunks ergeben, ſehr bald ausblieben. — Es ließe ſich noch manches Intereſſante erzählen, z. B. wie die Rufenden in mehreren Fällen auf merkwürdige Weiſe, durch große innerliche Kämpfe und eigenthümliche geiſtliche Erfahrungen (Viſionen unter andern) für ihren Beruf vorbereitet zu werden ſcheinen. Was ſchon geſagt wurde, reicht indeſſen hin, die Erſcheinung als eine entſchieden religiös ſittliche, als eine wenigſtens in unſern Tagen ganz eigenthümliche zu bezeichnen.

Sind nun aber, wird man fragen, bei dieſer Erſcheinung Extravaganzen, Störungen, Abweichungen vom Wahren, keine Thatſachen von entgegengeſetzter Natur und Art vorgekommen? — Ein unbedingtes Nein würde mit Recht mißtrauiſch machen. Denn wir wiſſen, daß auf dem religiöſen Gebiet zwei einander entgegengeſetzte Mächte immer thätig ſind, welche entgegengeſetzte, wenn auch oft ſcheinbar ähnliche Wirkungen hervorbringen: die Kraft Gottes oder die Macht Chriſti und des heil. Geiſtes, und die Macht oder die Mächte der Finſterniß Sodann muß man es wenigſtens für höchſt wahrſcheinlich halten, wenn bei dem jetzigen verfallenen und verwirrten Zuſtande der Kirche und der Chriſtenheit irgend ein geiſtliches Werk, ohne den verordneten Dienern der Kirche geprüft und anerkannt zu werden, auskömmt und ſich ſeine Bahn bricht, daß ſich dann, wenn es auch dem Weſen und Hauptcharakter nach ein gutes ſeyn ſollte, allerlei Unlauteres, Fleiſchliches und Unwahres, ja ſogar poſitiv Böſes und Teufliſches, darunter miſchen wird. Auch in Schweden iſt bei der Bewegung, wenn auch nur als Ausnahme, Schlechtes und Verwerfliches, ja un-

ngt Teufliſches, nicht ausgeblieben. Es ſollen, (ſo wurde
von glaubwürdigen Zeugen erzählt,) Fälle vorgekommen
, wo Perſonen, auch in einem auſſergewöhnlichen geiſtigen
ande und mit faſt ähnlichen äuſſeren Symptomen (Zuckun-
u. ſ. w.) theils verſchleierte, theils offene Lügen, auch
he und Gottesläſterungen geäuſſert haben. Es ſollen Leute
irt haben, die Zeit der Gnade ſoll ſchon vorbei, und da-
ſollen ſie die Umgebenden, als ſolche, die ſchon das Mal-
en des Thieres (Offenb. Joh. 13.) trügen, verflucht ha-

Bei einer Gelegenheit meinte man, man müſſe mit Ge-
ausharren, bis der Herr käme: man blieb mehrere Tage
ammen und hörte mit aller Arbeit auf. Solcher Thatſachen
ten noch mehrere erzählt werden. Jedenfalls aber gehören
Verirrungen und Verführungen zu den ſeltenen Ausnah-
; ſie wurden bald als Werke und Lügen des Teu-
s erkannt und von dem geſunden chriſtlichen Sinn der
uern gerichtet. Als ich unter ihnen war, hatten ſie ſchon
e nützliche Erfahrungen hierin gemacht, und Takt und Un-
ſcheidungsfähigkeit gewonnen. Wenn ſie auch mit Ehrfurcht
Rufenden zuhörten, ſo ſcheuten ſie ſich doch gar nicht
her allerlei Bemerkungen über das Geſprochene zu fällen,
die Rufenden ſelbſt, weit davon entfernt, Anſtoß zu neh-
an ſolchen Bemerkungen, ſtellten Fragen an die Zuhörer,
ſie auch der Wahrheit gemäß gerufen hätten?
fehlte allerdings nicht an Leuten, welche viel Aufhebens
ſolchen Verirrungen und Extravaganzen machten und gleich
en zu reden wußten, wenn die Sprache auf dieſe Erſchei-
g kam; dieſe Leute urtheilten aber entweder aus grober
wiſſenheit und Feindſchaft des natürlichen Menſchen gegen
liche Dinge, oder aus weltlichen Rückſichten ſo, oder es
en religiöſe Monopoliſten, die nur was auf ihrem Acker
hst und ihren Stempel trägt, als wahr und gut anerkennen.
as wahrhaft Schmerzliche bei der ganzen Erſcheinung und
s auf einen Zuſtand der Geiſtlichkeit ſchließen läßt, über
man blutige Thränen weinen möchte, iſt das Verfahren

der verordneten Hirten und Lehrer der Kirche. Kein einziger derſelben nahm ſich der armen Leute als wahrer und treuer Hirt an. Sie predigten und ſtürmten von der Kanzel herab gegen ſie und trieben mit dem weltlichen Arm Hand in Hand das Werk der Verfolgung, indeß chriſtlicher geſinnte Geiſtliche ſich ſchüchtern zurückzogen. —

Man konnte jenen röstar keinen Vorwurf machen; ſie gehörten zu den eifrigſten Kirchengängern und gewiſſenhafteſten Abendmahlsgenoſſen, hielten ihre Verſammlungen nie während des Gottesdienſtes und wenn das Rufen Eins überkam, that es ſich die größte Gewalt an, es zu unterdrücken, oder lief aus der Kirche, wenn dieß nicht möglich war. — Wer von den Schäden des ſchwediſchen Kirchenregiments etwas erfahren hat, der muß ſich bei dieſen Verzückungen der Worte Chriſti erinnern: „Ich ſage euch, wo dieſe werden ſchweigen, ſo werden die Steine ſchreyen.“ (Luc. 19, 40.)

Zum Schluß noch Folgendes: Fragt man unter dieſem armen Landvolk ſelbſt, das dabei zunächſt betheiligt iſt, was ſie davon halten, oder wie ſie die Erſcheinung erklären, ſo antworten ſie: das Werk ſey von Gott und als eine Ausgießung des heiligen Geiſtes zu erklären, ſie verweiſen dabei auf die Prophezeihung Joels: „Und nach dieſem will ich meinen Geiſt ausgießen über alles Fleiſch, und eure Söhne und Töchter ſollen weiſſagen, eure Aelteſten ſollen Träume haben, und eure Jünglinge ſollen Geſichte ſehen.“

Es iſt die Sache der Biſchöffe und des Clerus Schwedens, in dieſem Falle die Geiſter zu prüfen, Sie werden dem Herrn über dieſe Angelegenheit Rechenſchaft ablegen müſſen.

Solchen aber, die, ſchon ehe ſie geprüft, jede auſſergewöhnliche geiſtige Erſcheinung in das Gebiet des Unmöglichen oder der Schwärmerei und Verwirrung weiſen, muß man beſſere Erkenntniß wünſchen, gegen die große Gefahr, Gott ſelbſt in ſeinen Thaten zu läſtern. B. . .

So ſchließt der intereſſante Aufſatz, der zum Nachdenken und zu ernſten Betrachtungen Stoff genug geben mag. G.

Elektro-magnetiſche Erſcheinungen an lebenden Menſchen.

Im 2ten Bande des Magikons p. 419 — 20 iſt von dieſem erſten Falle bereits ein kurzer Bericht gegeben, dennoch möchte nun dieſe ausführliche Mittheilung zumal in Verbindung mit dem 2ten Falle, den Leſer dieſer Blätter vom Intereſſe ſeyn.

Folgender Fall wurde ſchon vor mehren Jahren, von Sillimann, dem Herausgeber des „Amerikan-Journal" mitgetheilt. Die Wahrheit der Thatſache wird durch viele Zeugen beſtätigt, und ein ſehr achtbarer Arzt zu Oxford in Neu-Hampſhire, Dr. Hasford, hat darüber berichtet:

Eine Dame von Stande entwickelte plötzlich Abends den 25. Janr. 1837. während gerade ein prächtiges Nordlicht am Himmel glänzte, eine auſſerordemtliche elektriſche Thätigkeit. Indem ihre Hand den Körper ihres Bruders berührte, erzeugte ſie aus ihren Fingerſpitzen lebhafte Funken, worüber ſie nicht weniger erſtaunt war, als derjenige, welcher dieſe unerwarteten elektriſchen Entladungen empfieng. Jede der anweſenden Perſonen erfuhr daſſelbe hierunter der Berichterſtatter, welcher einige Augenblicke nachher eintrat und Anfangs zweifelte, bis er durch den Augenſchein von der Wahrheit der Thatſache überzeugt wurde. Das elektriſche Vermögen der Dame dauerte fort und ſteigerte ſich ſogar bis gegen Ende Februar, von da an nahm es ab, und erloſch um die Mitte des Mai gänzlich. Die Menge der entladenen Elektrizität war zwar nach Tagen und Stunden verſchieden, aber vom 25. Januar bis 1. April gab es keinen Augenblick, wo ſich nicht unter begünſtigenden Umſtänden eine elektriſche Thätigkeit an ihr geoffenbart hätte, dieſer Zuſtand hatte für ſie, wie man wohl denken kann, etwas Peinliches und Beängſtigendes. Die Funken erzeugten ſich unfreiwillig, wenn irgend ein leidender Körper in die Sphäre ihrer Thätigkeit gerieth. Sie durfte kein metallenes Geräth antaſten, ohne daß alsbald aus ihren Fingern jene elektriſchen Funken hervorgingen, wobei ſie ſtets ein ſchmerzhaftes Gefühl an der berührten Stelle empfand. Wenn ſie ihre Finger $^{1}/_{16}$tel Zoll von einem metallenen Körper entfernt hielt, ſo fühlte ſie, hörte und ſah man in jeder Sekunde ein Fünkchen hervorgehen. An ihren Füßen, wenn ſie Metall berührten, nahm man dieſelbe Erſcheinungen wahr, troz der iſolirenden Schuhe und ſeidenen Strümpfe. Unter den günſtigſten Umſtänden gab die Dame, wenn ſie ihren Finger einer Meſſingkugel näherte, in der Minute einen Funken von $1^{1}/_{2}$ Zoll Länge. Dieſe Funken waren ſehr lebhaft und ſehr glänzend, man ſah und hörte ſie in allen Theilen eines großen Zimmers auf gleich ſtarke Weiſe. Aus einer Meſſingkugel konnten ſie ſich von der Dame durch eine Kette von 4 Perſonen fortpflanzen, und obgleich ſie etwas von ihrer Intenſität verloren, waren ſie noch immer ſehr glänzend. Dieſe Frau iſt die Gemahlin eines angeſehenen Mannes in Oxford, eine Frau von ungefähr 30 Jahren, von zarter Conſtitution, nervöſem Temperament, von ſitzender Lebensart, meiſt mit Lektüre und Nadelarbeit beſchäftigt, im Ganzen heiteren Humors. Seit zwei Jahren leidet ſie an rheumatiſchen Zufällen, die immer nur wenige Tage andauerten, aber den Herbſt und einen Theil des Winters, welche dem Entſtehen dieſer elektriſchen Eigenſchaft vorangingen, litt ſie an einem umherziehenden Nervenſchmerz an verſchiedenen Theilen ihres Syſtems, auch hatte ſie ſtellenweiſe eine Empfindung, derjenigen ähnlich, welche die Anwendung von heiſſem Waſſer hervorbringen würde. Dieſer bange Zuſtand wich keiner Arzenei, erſt nachdem der elektriſche Zuſtand aufgehört, verminderten der zurückgekehrte Frühling und eine glückliche Reaction der Natur ihren

ervenſchmerz und ihre andern Uebel beträchtlich. Im Nov.
837 war ihr Geſundheitszuſtand beſſer, als er ſeit einer
Reihe von Jahren geweſen iſt. Dieſe Erſcheinung iſt einzig,
bgleich man ſchon Perſonen geſehen hat, welche in einer Kette
eſtimmt, eine elektriſche Entladung fortzupflanzen, dieſe voll-
tändig auffingen, und ſo den Dienſt iſolirenden Körper verrich-
eten. Nun iſt aber bekannt, daß iſolirende Körper zugleich
igentlich elektriſche ſind.

In einer Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu
Paris (Febr. 1846.) brachte der bekannte Naturforſcher Ara-
go folgenden höchſt intereſſanten Fall in Betreff eines elektri-
ſchen Mädchens vor: Ein junges Mädchen von 13. Jahren
Angelique Cottin, Arbeiterin in einer Seidenhandſchu-
fabrik im Departement de Finisterre, von beſchränkten Geiſtes-
fähigkeiten, aber im Leſen und Schreiben unterrichtet, wand
Seide auf mit einigen andern Mädchen, als plötzlich die
Garnwinde (der Haspel) an der ſie arbeitete, auf zehn Schritte
weit, wegflog. **Die Mädchen, nicht wiſſend, wem dieſer Zu-**
fall zuzuſchreiben, ſtellten den Haspel wieder an ſeine vorige
Stelle und ſetzten ihre Arbeit fort, jedoch nach einigen Minu-
ten wiederholte ſich derſelbe Fall. Man machte nun Verſuche
und fand, daß Angelique Cottin die Urſache dieſes unerklärli-
chen Zufalls war. Großer Lärm entſteht nun in dem Dorfe
man ruft den Geiſtlichen, jedoch umſonſt, dann den Arzt, An-
gelique iſt nicht krank, ſie ſieht ſehr geſund aus, man verliert
ſich in Muthmaßungen, bis endlich der Arzt kommt,. Dieſer
in Verbindung mit Dr. Cholet findet nun in dem Mädchen
ſolche außerordentliche Eigenſchaften, daß ſie die Eltern bere-
deten, mit ihrer Tochter nach Paris zu reiſen, wo ſie
vor einigen Tagen in Begleitung des Dr. Cholet angelangt
iſt. Sie wurde nun Herrn Arago vorgeſtellt, welche in Ge-
genwart der Herren Mathier, Angier und Gongon
folgende Experimente mit ihr machte: Die linke Hand Angue-

liques zog ein Blatt Papier von einem Tiſche ſehr lebhaft an ſich. Sie hielt ihre Schürze mit beiden Händen, näherte ſich einem runden Tiſch, berührte ihn kaum mit der Schürze und der Tiſch ſtürzte um. Angelique ſetzte ſich auf einen Stuhl, aber kaum hatte ſie ihre Füße auf den Boden geſtellt, als der Stuhl mit großer Gewalt gegen die Wand flog, während Angelique ſelbſt auf die entgegengeſetzte Seite geworfen wurde. Herr Arago wiederholte dieſes Experiment einigemal und immer mit demſelben Erfolge, er hielt den Stuhl feſt, konnte ihn jedoch nicht zurückhalten, als ſich ſogar Herr Angier mit ihm auf den Stuhl ſetzte und Angelique die andere Hälfte des Stuhls einnahm, wurde Dr. Angier mit dem Stuhle niedergeworfen. Dieß ſind die Erfahrungen, welche Herr Arago während einer halben Stunde gemacht hat, und nichts kann hier an eine Betrügerei glauben machen, denn ein 13jähriges Mädchen kann unmöglich eine ſolche phyſiſche Kraft beſitzen, daß ſie drei Männer niederreißt. Seitdem hat nun Herr Dr. Canchon weitere Experimente angeſtellt, und gefunden, daß die obenangeführten ſich mit noch mehr Kraft und Energie wiederholt haben. So ließ er z. B. den Stuhl durch 3 Sakträger von der Mehlhalle feſthalten, als ſich nun Angelique niederſetzte, brach der Stuhl in Stücke, ein Sopha berührte ſie nur mit ihrer Schürze und es fiel ſogleich um, eben ſo ein ſchwerer Tiſch und dergleichen mehr. Herr Canchen gibt mehrere ſehr intereſſante Details, welche dieſe phyſiſchen Phänomene begleiten. Der Stuhl auf den ſich das Mädchen ſetzt, hängt ſich zuerſt an die Kleider, wird dann noch mehr durch den Körper angezogen und plötzlich zurückgeworfen. Wenn ſie durch Glas, Taffet, Wachs oder durch ſonſt eine die Elektrizität nicht leitende Subſtanz von der Erde getrennt iſt, ſo finden obige Vorfälle nicht Statt. Ihre linke, allein magnetiſche Hand hat man mit einem Magnet berührt und Angelique hat dabei die ſonderbarſte Gefühle empfunden Dieſe Gefühle ſind bei ihr ganz verſchiedenartig, je nachdem man ſie mit dem Nord- oder Südpol in Verbindung bringt; durch den

Nordpol fühlt ſie ſich zurückgeſtoßen. Angelique empfindet bei all dieſen Bewegungen heftige Erſchütterungen; ſie leidet ſehr, beſonders aber zwiſchen 7 — 9 Uhr Abends, eine Stunde nach dem ſie gegeſſen hat; ihr Puls ſchlägt dann 105 — 120 mal in der Minute. Das Mädchen iſt im Uebrigen noch völlig Kind. Herr Arago hat nun angetragen, die Akademie möge eine Commiſſion ernennen, um ernſthaftere und ausgedehntere Unterſuchungen anzuſtellen.

Recht ſehr werden wir durch jenen vergeblichen Fall in Frankreich an die elektriſche Verſuche erinnert, die mit den beiden Mädchen Zesjima und Zebitola angeſtellt wurden und die uns vor Jahren die Zeitung aus Smyrna berichtete. Faſſen dieſe ihrerſeits, wie es ſcheint in entgegengeſetzten elektriſchen Zuſtänden, die beiden Enden eines nichtiſolirten Holztiſches, ohne mit einander in Berührung zu ſtehen, dann verräth ſich ſogleich die ſtürmende Bewegung durch ein Knarren des Holzes in der Richtung von einer zur andern, das allmälig zu lauten Detonationen, wie durch einen Fauſtſchlag hervorgerufen, erwächſt, ſogleich aber aufhört, wenn die Mädchen ſich bei den Händen greifen, oder durch eine Leiter ſich verbinden.

Es iſt nicht zu mißkennen, daß bei manchen Erſcheinungen, die wir aus einer andern Natur herleiten, an elektromagnetiſche Erſcheinungen erinnert werden, aber es ſind auch gerade dieſe inponderablen Materien die Vermittler unſerer und einer andern Welt, und zu glauben, daß Vorfälle wie ſie im Schloſſe zu Swlarenſick und im hieſigen Gefängniſſe beobachtet wurden, rein nur auf elektriſchen Ausflüſſen von Menſchen beruhen, und durch ſie entſtanden ſeyen, möchte die Naturforſchung gewiß auf irre Wege bringen. Verſuche zu ſolchen Erklärungen wurden ſchon gemacht, führen aber immer nur zum Lächerlichen.

Ein Korreſpondent der allgemeinen Zeitung ſchreibt über jenes franzöſiſche Mädchen: es beruhe die vergebliche Fähigkeit dieſes Mädchens nach dem Urtheile der Akademiſten wohl nur auf einem Betruge.

Wir glauben ſelbſt, daß jedenfalls die Intenſität der Erſcheinungen nicht ſo groß war, wie anfänglich darüber zu vorſchnell geſchrieben wurde, namentlich die Erſcheinung einer Anziehungs- und Repulſionskraft, ſo daß vermittelſt derſelben Stühle u. ſ. w. zurückgeworfen worden ſein ſollen. Zeigten ſich aber nun dieſe electriſchen Erſcheinungen im Saale der Akademie vor einer ungeheuren Menſchenmenge und bei einer Hitze von 20 Graden nach dem Korreſpondenten, wenig oder gar nicht, ſo daß das Mädchen dieſen Umſtand für eine gerade bei ihr eingetretene Intermittenz ihrer Fähigkeit erklärte, ſo können deßwegen dennoch auch wir die Erſcheinung, nicht wie die Menge gerade nur für einen Betrug erachten, ſondern ſtimmen Arago bei, wenn er bei der Akademie (wiewohl vergebens) auf eine noch weitere Unterſuchung dieſer Erſcheinung drang.

Arago ſprach dabei von Jenner, deſſen Kuhpocken, von Franklin, deſſen Blitzableiter von der engliſchen Geſellſchaft als Träumereien zurückgewieſen worden ſeien. Zugleich aber hätte Arago bei dieſer Gelegenheit auch die franzöſiſche Akademie daran erinnern können, wie ſie einſt den deutſchen Meßmer mit ſeiner großen Entdekung an ihren Schranken ſchnöde als einen Betrüger zurückwieß.

Wäre es auch, daß in vorliegendem Falle mehr oder weniger Betrug oder Uebertreibung ſtattgefunden, ſo hätte man auf die Weiſe, wie die franzöſiſche Akademie ihre Unterſuchung in dem gefüllten Saale veranſtaltete, gewiß nicht zur Wahrheit gelangen können.

Bedenkt man denn nicht: daß Erzeugung und Ausſtrömung ſolcher inponderabler Materien beſonders durch das Nervenleben und auch die Seelenthätigkeit bedingt werden, und war nun dieſes Mädchen keine Betrügerin, ſollte nicht in dieſem vollen Saale bei geiſtiger Spannung, in ungewohnter

Luft, auch ihre Nerventhätigkeit und damit ihre elektriſche Fähigkeit, eine Umſtimmung und Intermittenz, wie ſie ſich ausſprach, habe erleiden können, ſo daß ſie nun als Betrügerin erſcheinen mußte.

Wir ſuchen damit Herrn Arago zu vertheidigen, der dieſes Mädchen, trotz der mißlungenen Verſuche an ihr im vollen Saale der Akademie, noch für keine Betrügerin hält, ſondern die Verſuche mit ihr fortgeſetzt haben will. Auch wollen wir damit darauf hindeuten: daß derlei Erſcheinungen aus Gründen die in ihrer Natur liegen, aber nicht weil ſie Betrug ſind, ſich zu Unterſuchungen auf vollem Markte nicht eignen.

In der Berlinerzeitung wird auf einen Fall von Elektrizitätsbildung bei Menſchen aufmerkſam gemacht, der ſich in Schultz's allgemeiner Krankheitslehre aufgezeichnet findet. Der nunmehr verſtorbene geheime Finanzrath S—i in Berlin hatte oft eine ſo ſtarke Elektrizität der Epidermis ſeiner Fingerſpitzen, daß ihm alle Papierſchnizel aus der Entfernung an die Finger ſprangen und ein deutliches Kniſtern und Leuchten im Finſtern entſtand.

Bitte.

Sollte einer der Leſer dieſer Blätter im Stande ſeyn, ihrem Herausgeber nähere Auskunft geben zu können über einen ſchon vor dem Jahre 1834. in dem Hauſe des damaligen Bürgermeiſters zu Lichtenau in Churheſſen, ſich zugetragenen Spuckes, ſo würde er ſich zum großen Danke verbinden.

Am willkommenſten aber wäre demſelben eine getreue Abſchrift, da Verhöre, die über dieſe Geſchichte geführt wurden, und die bei dem churfürſtlichen heſſiſchen Juſtizamte zu Lichtenau, nach dem Zeugniſſe eines Leſers dieſer Blätter, der ſie dort ſah, beſtimmt noch liegen.

J. Kerner.

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geiſterkunde

und des

magnetiſchen und magiſchen Lebens,

nebſt andern Zugaben

für Freunde des Innern.

Herausgegeben von

Dr. Juſtinus Kerner.

Vierter Band.

786

Stuttgart.
Verlag von Ebner und Seubert.
1850.

Universitäts
München

Inhalt.

Seite

Thieriſcher Magnetismus 1
- Meßmer und die franzöſiſche Akademie der Wiſſenſchaften 6
- Lavaters Aeußerungen über den Magnetismus . . 13
- Ueber animaliſchen Magnetismus 21
- Ueber Operationen während des magnetiſchen Schlafes . 22
- Geſchichte einer Idioſomnambulen bis zu ihrem Tode . 27

Zur Pneumatologie.
- Glück's Urtheil über die Geſpenſter 60
- Mein Großvater 62
- Eine merkwürdige Spukgeſchichte 68
- Eine Erſcheinung in dem Schloſſe W. 83
- Eine Erſcheinung 88
- Die weiße Frau zu Berlin 88
- Ein Gelehrter ſtirbt von der Erſcheinung eines Andern . 90
- Erſcheinungen auf dem Landgut zu L. 92
- Der Todtenprediger 93
- Das Gerippe 94

Vorausſchauen und zweites Geſicht.
- Die Familie Lyſius 96
- Voranzeigen des Todes 116
- Ein merkwürdiges Vorausſchauen 118
- Seliger Vorbote 119
- Der engliſche Beiſtand 120

Zum Traumleben gehörend.
- Warnender Traum 123
- Vorausſagender Traum 124

Zur Geſchichte der Phänomene im Oberamtsgerichtsgefängniſſe zu Weinsberg im Jahre 1836 125

Seite
Der träumende Metaphyſiker . . . 127
Der ungläubige Geiſterſeher . . . 134
Spukgeſchichte im Pfarrhaus zu Zaiſersweiher, Oberamts Maulbronn 140
Beſondere Vorfälle in einem Hauſe zu L—ch . . . 151
Spuk in einem Gefängnißthurme . . . 152
Erſcheinung einer Mutter . . . 153
Ein muthmaßliches Sichkundgeben nach dem Tode . . . 154
Eine briefliche Mittheilung aus Griechenland über Gegenſtände des innern Schauens daſelbſt . . . 163
Die Wahrſagerei . . . 169
Aus Schrepfers Zeit . . . 187
Heraustreten der Seele . . . 189
Nachträge zur Geſchichte einer Idioſomnambulen . . . 195
Der Ritter und der Knabe . . . 201
Merkwürdige Beiſpiele vom menſchlichen Ahnungsvermögen . 203
Merkwürdige Ahnungen eines ſterbenden Jünglings . . . 208
Napoleons Gedanken über Ahnungen . . . 212
Des Dichters Lenau vorbedeutender Traum . . . 212
Eine pſychologiſch merkwürdige Begebenheit . . . 213
Ein wunderbarer Zufall und was mehr . . . 215
Leſefrüchte, mitgetheilt von W.
  Die geſpenſtigen Reiter in der großen amerikaniſchen Wüſte . 216
  Noch etwas aus Amerika . . . 219
  Merkwürdige Gebetserhörung einer Mutter für ihr beſeſſenes Kind 221
  Ein anderer Fall von Beſeſſenheit in Frankreich . . . 224
  Einige Fälle von Nachtwandlern . . . 226
  Ein erfüllter Traum mit großem Unglück im Gefolge 1845 . 227
  Geiſterſpuk an mehreren Orten . . . 228
  Sonderbare Muttermäler . . . 232
Mohamedaniſcher Aberglaube . . . 234
Ein ſchöner Traum . . . 237
Amputation eines Fußes im magnetiſchen Schlafe . . . 241
Ueber die Wirkungen in Diſtanz beim Phänomene im Gefängniſſe zu Weinsberg im Jahr 1836 . . . 246
Der politiſche Veitstanz im Jahre 1848 . . . 249
Ein Lied von Rückert . . . 254
Friedrich von Meyer . . . 256
Einiges Biographiſche über den verewigten J. Friedr. von Meyer zu Frankfurt am Main . . . 257
Friedrich v. Gagerns Vorausſehung . . . 278
Das Leidensgeſicht . . . 279
Ein Vorgeſicht von einem gewaltſamen Tode Robert Blums . 280

Seite
Ueber Fernwirkungen, Somnambüle, Geiſtererſcheinungen und dämoniſchen Zauber 281
Die Monomanie zu Raſtadt 291
Weitere Beiſpiele von elektro-magnetiſchen Erſcheinungen an Menſchen 293
Cardanus magnetiſche Eigenſchaften 299
Die Seher in der Oberlauſitz 301
Die Todesanzeigen in Wales 305
Zerſtören der Waſſerhoſen im Mittelmeer durch anſcheinend magiſches Einwirken 311
Eine briefliche Mittheilung aus Rußland 314
Briefliche Mittheilungen aus Feldberg 319
Der furchtbar bezahlte Spott 320
Das ernſt in Erfüllung gegangene Warnungswort . . . 322
Die menſchliche Bitte und die göttliche Antwort . . . 325
Antipathiſches Gefühl einer Mutter gegen ihre Kinder . . 326
Schlafreden und Schlafwandeln 327
Ein Mord im Traume 331
Ein Traum 332
Erfüllung eines Traumes 333
Todesahnung 336
Gebetserhörungen 337
Eine merkwürdige Lebensrettung 340
Eine Erſcheinung in der Todesſtunde 348
Eine feurige Erſcheinung 349
Ein ſonderbares Begegniß 351
Ueber Vampyre 352
Zuſatz zu dem Artikel „die Wahrſagerin“ S. 169 ff. . . 355
Der neue Noſtradamus 356
Die Weiſſagung Mechthildens 358
Eine angebliche Weiſſagung Napoleons 361
Prophezeihung eines alten Mönchs zu Camenz in Schleſien (1845) 362
Der blinde Seher Melchior Lang 363
Einiges aus Lavaters Ausſichten in die Ewigkeit . . . 365

Neue Schriften.

Helena Wallraff 373
Das Geheimniß der Bosheit und ſeine Enthüllung für unſere Zeit 381
Des Württemb. Prälaten Friedr. Chriſtoph Oetinger Bibliſches Wörterbuch, neu herausgegeben von Dr. Jul. Hamberger 387
Vorahnungen 390
General Bems angebliches Todesjahr 391
Merkwürdige Vorbedeutung 392
Einige merkwürdige Träume 395

Seite
Zwei andere Träume 398
Ein Traum des Arztes Zimmermann 403
Allerneueſtes aus England 408
Sir John Franklin's Nordpol-Expedition 409
Ein Derwiſch prophezeit den Tod Bathiany's . . . 411

Spukgeſchichten aus England.

Eine aus alter Zeit 414
Eine Spukgeſchichte aus England aus neueſter Zeit . . 428
Briefliche Mittheilungen von Pfarrer J. J. Schneider in Feldberg 433
Spukgeſchichte von S. F. mitgetheilt 444
Die weiße Frau 448
Ein im Volke durch Gedicht und Sage fortlaufender, auch protokollariſch beſtätigter Geiſterſpuk von einem Wagen, der nach Ardeck fährt 452
Der Schutter auf Ardeck 453
Magiſch-magnetiſche Heilungen 458
Sonderbarer Körperzuſtand 465
Polemik 466
Bemerkungen zu den Beſchwerden des Laicus 470
Lidwina von Schiedam. Legende aus Hollands Vorzeit vom Freiherrn Franz von Maltitz 473

Magikon.

Archiv für Beobachtungen
aus dem
Gebiete der Geiſterkunde
und des
magnetiſchen und magiſchen Lebens,
nebſt andern Zugaben
für Freunde des Innern.

Herausgegeben von
Dr. Juſtinus Kerner.

Vierter Band. Erſtes Heft.

Stuttgart.
Verlag von Ebner und Seubert.
1847.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt.

Thieriſcher Magnetiſmus . . . . Seite 1
  Meßmer und die franzöſiſche Akademie der Wiſſenſchaften 6
  Lavaters Aeußerungen über den Magnetiſmus 13
  Ueber animaliſchen Magnetiſmus 21
  Ueber Operationen während des magnetiſchen Schlafes . 22
  Geſchichte einer Idioſomnambulen bis zu ihrem Tode . . 27
Zur Pneumatologie.
  Gluck's Urtheil über die Geſpenſter 60
  Mein Großvater 62
  Eine merkwürdige Spuckgeſchichte 68
  Eine Erſcheinung in dem Schloſſe R. 83
  Eine Erſcheinung 85
  Die weiße Frau zu Berlin 88
  Ein Gelehrter ſtirbt von der Erſcheinung eines Andern 90
  Erſcheinungen auf dem Landgut zu L. . . . 92
  Der Todtenprediger 93
  Das Gerippe 94
Vorausſchauen und zweites Geſicht.
  Die Familie Lyßius 96
  Voranzeigen des Todes 118
  Ein merkwürdiges Vorausſchauen 118
  Seliger Vorbote 119
  Der engliſche Beiſtand 120
Zum Traumleben gehörend.
  Warnender Traum 123
  Vorausſagender Traum 124

Thieriſcher Magnetismus.

1.

Es iſt ſchmerzlich, zu erkennen, wie ſchon ſo lange die Natur eine ihrer hülfreichſten Kräfte gegen Krankheiten in das Wiſſen der Menſchen gelegt hat, ohne daß von dieſer Kraft von der Wiſſenſchaft die Anwendung in der Ausdehnung, die ihre Groſe ſo ſehr verdient, gemacht wird: ich ſpreche von den Einwirkungen des thieriſchen Magnetismus, beſonders in krankhaften Nervenzuſtänden des Menſchen. Dieſe Heilkraft, die Meſmer in dem Jahre 1780 in die gelehrte Welt einführte und mit ihr von der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris als ein Marktſchreier ſchnöde abgewieſen wurde, war ſchon lange vor dieſer ſeiner Einführung von Einzelnen unter unſerem Volke erkannt und angewendet, ja ſchon in früheren Zeitaltern von Aerzten und Prieſtern (z. B. im Tempelſchlafe und in den egyptiſchen Myſterien) ausgeübt; von Aerzten und Prieſtern, die tiefer in die Natur eingiengen und ihr näher verwandt waren, als die Herren der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris und andere ſich auf unſern Cathedern und in unſern Krankenhäuſern als ſehr weiſe brüſtende Herren.

Es iſt freilich wahr, daß dieſe Naturkraft auch nur bei ſolchen Menſchen wohnt und nur von ſolchen erkannt und angewendet werden kann, die ſich noch nicht durch ein geſteigertes Gehirnleben von der Natur zu ſehr entfernten und deren Salz dadurch dumm wurde. Bücherwürmern wohnt ſie nicht inne. Alle ſympathetiſche Kuren, die uns ſchon ſo häufig die auffallendſten Reſultate lieferten, baſiren ſich auf dieſe von der Wiſſenſchaft noch nicht genug erkannte und noch nicht genug von ihr aufgenommene Naturkraft. Sie ſcheint das Eigenthum ſolcher Menſchen bleiben zu ſollen, die durch Lebens- und Denkungsweiſe noch nicht ſo ſehr wie die Kaſte der Gelehrten von der Nabelſchnur der Natur abgelöſt ſind.

So ſcheint dieſes göttliche Heilmittel in ſeinem ganzen Weſen die Schuld ſelbſt zu tragen, daß es ſo ſchwer in das gelehrte Ausüben aufgenommen wird.

Erſt heute ſahen wir, wie ein ſchlichter Landmann einen Nervenſchmerzen, den die gelehrte **Materia medica** nicht zu ſtillen vermochte, durch Beſtreichung des Nervens mit ſeiner Hand hob.

Folgender Fall aber, den wir im vergangenen Sommer erlebten, ſollte billigerweiſe die Anwendung dieſer göttlichen Naturkräfte in Nervenleiden, beſonders in ſolchen des Rückenmarkes, wo die gewöhnliche **Materia medica** und ihre auf dem Catheder gerühmten Wirkungen oft ſo ſehr täuſchen, den Aerzten an's Herz legen.

Eine ruſſiſche Dame von ungefähr 40 Jahren, Gattin eines berühmten Arztes in Petersburg, that vor einigen Jahren einen ſchweren Fall, wodurch ſie, wahrſcheinlich in Folge der Erſchütterung des Rückenmarkes, jedoch ohne mechaniſche Verletzung deſſelben, eine Lähmung der Füße bekam. Es wurden dagegen die Mittel der gewöhnlichen **Materia medica** bis zum Brennen angewendet, aber vergeblich. Nun wurde der Rath gegeben, den thieriſchen Magnetismus zu verſuchen, durch welchen die Leidende auch auffallende Beſſerung, aber keine gänzliche Heilung erhielt. Man wandte nun im nächſten Jahre die Bäder des Auslandes, die deutſchen, ohne großen Erfolg an, zuletzt die des Wildbads, wodurch aber große Verſchlimmerung eintrat, ſo daß dieſe Leidende wie vor Anwendung des Magnetismus wieder ganz gelähmt und nicht zu gehen fähig war.

Dieß machte in ihr den Wunſch rege, ſich noch einmal
ſer Naturkraft zu unterwerfen. Sie begab ſich zu dem
de nach Weinsberg, in der Hoffnung, daß ich noch mag-
ſche Kuren vornehme. Da dieß aber wegen meines Alters
Leidens der Augen nicht mehr geſchieht, die Dame aber
erne getäuſcht wieder umkehren wollte, ſo unternahm
n Sohn, an dem dieſe Naturkraft in ausgezeichnetem
ſe haftet, die magnetiſche Manipulation an ihr. Die
ne war, als ſie hier ankam, wegen Lähmung der
e nicht zu ſtehen und zu gehen im Stande, aber ſchon
der erſten magnetiſchen Manipulation fühlte ſie Erleich-
ng, nach der zweiten konnte ſie ſtehen, nach der dritten
hrt gehen und nach acht Tagen ging ſie nicht nur allein,
ern fühlte ſie ſich auch ganz geſtärkt und geneſen.

In Lähmungen, in Schwindung der Glieder, in Nerven-
erzen u. ſ. w., die ſo oft ſtattfinden, wenn die Leitung
Nervenfluidums unterbrochen, die Nerven gleichſam unter-
en ſind, iſt Magnetismus beſtimmt von der heilſamſten
ſung. Das ſind Fälle, in welchen die jetzigen Stecken-
e der mechaniſchen Aerzte, Leberthran, Jod und Glüh-
ſo oft vergebens Monate und Jahre lang geritten
en, geritten bis zur völligen Erſchöpfung des Leidenden.
eitet man dann erſt (wie es gewöhnlich am Ende doch
in ſolchen Fällen geſchieht) zu magnetiſchen oder ſym-
tiſchen Mitteln, ſo iſt es zu ſpät, gewiß aber wäre in
n Fällen gleich anfänglich durch magnetiſches Einwir-
die Leitung des Nervenfluidums wiederhergeſtellt und
erz, Entzündung und Geſchwülſte, die oft in Eite-
und Knochenverderbniß übergehen, noch verhindert
en.

Magnetiſche und ſympathetiſche Mittel werden immer
vendet in Leiden, wo alles andere nichts fruchtet, der
niſche Arzt die Kranken verläßt, und Tod und Ver-
ung nahen, dann ſollen ſie helfen. Hie und da hel-
e auch da zum Wunder noch, aber, wären ſie gleich

anfänglich angewendet worden, hätten ſie gewiß oftmals den Jammer nicht auf dieſe Höhe kommen laſſen.

Der Unfug, der gegenwärtig in der mechaniſchen Medicin mit Leberthran und Jod getrieben wird, mit deren Wundern ein Arzt den andern anlügt, übertrifft an Schaden gewiß den Unfug, der unter dem Volke mit Amuletten und ſympathetiſchen Mitteln geſchieht; während gegen erſtere kein Verbot exiſtirt, letztere aber ſehr verpönt ſind.

Ich ſpreche natürlich hier nur von den übermäßigen Gaben des Jods, wie ſie jetzt im Gebrauche ſind und von dem Gebrauche des Leberthrans blindlings in allen chroniſchen Uebeln.

Es kommt mir übrigens, an jene Verpönung ſympathetiſcher Mittel, beſonders der der Amulette, denkend, in Erinnerung, was über ſie ein Mann ausſprach, der auch die Würde eines Oberamtsarztes begleitete, der die beſondere Obliegenheit haben ſoll, das Volk vor allem Aberglauben zu warnen, ein Mann, der auch in der rationellen Medicin, beſonders durch ſeine klaſſiſche Schrift über den Kroup der Kinder, ſich einen Namen erwarb und lange Jahre Lehrer der Pſychologie und Pſychiatrie auf unſerer Landesuniverſität war. Dieſer ſchreibt alſo: „Amulet — „ein entſetzliches Wort in unſerm Jahrhundert, wo die Vernunft ſo nahe daran iſt, einen allgemeinen Sieg über alle „Finſterniſſe, beſonders des Mittelalters, davon zu tragen. „Wie können zum Hervorrufen ſolcher Mittel wie Amulets, „ſympathetiſche und magiſche Heilungsweiſen ſich wiſſenſchaftliche und gebildete Menſchen (Oberamtsärzte!!) verirren! „Das iſt die Sprache der Recenſenten und anderer. Es gibt „aber dreierlei Potenzen für die Heilbeſtrebungen: Naturpotenzen, organiſch-geiſtige Potenzen und rein geiſtige Potenzen.

„Iſt der Leib krank und in Mißverhältniß gezogen, ſo „kommt der Arzt mit dem großen Apparate von Metallen, „Erden, Salzen, Wurzeln, Kräutern, Rinden und allerlei

ieriſchen Subſtanzen und heilt. Wie viele Materialien ſind
ſammengehäuft in Büchern und Apotheken! Tauſend Er-
hrungen ſprechen für erprobte Mittel. Sie ſind alle er-
nnt! — wer möchte dies beſtreiten?

„Aber es gibt auch organiſch-geiſtige Potenzen; und dies
eben der leidige Magnetismus, der, weil er in tauſend
eſchichten umherſpukt, nicht mehr ſich abweiſen läßt. Der
nzen Apotheke wird hier die Kraft der menſchlichen Hand
Seite geſtellt und gar viele Geſchichten beweiſen, daß
jene nichts half, dieſe half. Hiezu gehört aber nicht
s ein rationeller Arzt, ſondern auch ein guter und ge-
thlicher Menſch. Es iſt nicht blos die organiſche Ein-
rkung der menſchlichen Hand, ſondern die zugleich pſychi-
des ganzen Menſchen, was heilend wirkt.“ (Ich möchte
hier noch hinzuſetzen, daß zu einer wirkſamen magne-
n Manipulation, dem, der ſie ausübt, auch die be-
re magnetiſche Kraft von der Natur aus inwohnen
) „Aber dennoch gibt es noch eine höhere Heilart, es
die rein geiſtige, oder magiſche und dahin gehören die
ulette u. ſ. w.“

In nachfolgender Nummer findet der Leſer wie ſchwer
hon Meſmer, dem Entdecker des thieriſchen Magnetis-
wurde, dieſer ſeiner geiſtigen Entdeckung bei im Gehirn-
einſeitig gewordenen Gelehrten Geltung und Ein-
zu verſchaffen, und wie ſie ganz wie noch heute von
Kaſte verworfen und verſpottet wurde. In der drit-
ummer aber folgen Lavaters geſunde Urtheile über die
s noch neue Entdeckung durch Meſmer.

2.

Meßmer und die franzöſiſche Akademie der Wiſſenſchaften.

Wenn wir in jüngſter Zeit ſehen, wie ſchwer es Entdeckern neuer Naturwahrheiten wird, hauptſächlich bei gelehrten Kaſten ihre Entdeckungen geltend zu machen, wenn wir ſehen, wie die Entdeckung der Schießbaumwolle und wie die Entdeckung des Vitrioläthers als eines Mittels, Operationen ſchmerzlos zu machen, namentlich von der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris anfänglich nur mit Verachtung und Spott behandelt wurden, ſo fällt uns bei, wie dem thieriſchen Magnetismus und ſeinem Vertreter Meßmer das gleiche Schickſal dereinſt vor den Schranken dieſer durch Gelehrtheit dumm gewordenen Verſammlung wurde.

Es wird für den Leſer dieſer Blätter nicht ohne Intereſſe ſeyn, wenn wir ſeine Erzählung und Klage hierüber, wieder in ſeinen eigenen Worten hervorrufen, wie er ſie in einer im Jahre 1781 in franzöſiſcher Sprache geſchriebenen Schrift gab. Es lautet in der Ueberſetzung alſo:

„Schon vor 14 Jahren (1766), kündigte ich der gelehrten Welt das erſtemal das Daſeyn des thieriſchen Magnetismus an.

Die wieneriſch-öſterreichiſche Fakultät der Aerzte (von der ich ein Mitglied bin), hätte ihrer weſentlichen Beſtimmung gemäß die von mir angekündigte Wahrheit und ihre Vortheile auf's genaueſte prüfen, ihr Anſehen verſchaffen, ſie in das gehörige Licht ſetzen können. Mußt ich mir nicht ſchmeicheln: daß ſie ſich bemühen würde, die Richtigkeit meiner Behauptungen zu bezeugen, ihren Nutzen bekannt zu machen? Ich wandte mich in dieſer Hoffnung an die Fakultät, allein der Erfolg betrog meine Wünſche und anhaltende Geduld. Endlich fühlte ich, vom Neid, heimlichen Anſchlägen und Verleumdungen ermüdet, vielleicht auch von der Stärke der Seele getrieben, die einem Manne, welcher die Wahrheit auf bisher unbetretenem Wege verfolgt, unent-

hrlich iſt, die Nothwendigkeit, mich zu erholen und einige
eiſen ſchienen mir das ſchicklichſte Mittel, um von meinen,
en ſo langen als beſchwerlichen Geſchäften auszuruhen.

Ohne eine beſtimmte Abſicht erreichte ich im Februar 1778
aris. Hier machte man mir Hoffnung, glücklicher als in
einem Vaterlande zu ſeyn und ich ließ mich bewegen, der
rtigen Akademie der Wiſſenſchaften die mein Lehrgebäude
treffenden Sätze zu überreichen, allein ſie wurden nicht
rtheilhaft aufgenommen und bei der königl. Geſellſchaft
r Aerzte in Paris hatte ich kein beſſeres Schickſal

Endlich veranlaßte mich Herr d'Eſton, erſter Leibarzt
s königl. Herrn Bruders: Grafen von Artois, und Mit-
ed der mediciniſchen Fakultät in Paris, mich an ſeine
kultät zu wenden. Nun ſetzte uns der Vorgang mit der
ademie der Wiſſenſchaften und der Geſellſchaft der Aerzte
die Nothwendigkeit, uns gegen die Wirkungen des Vor-
theils ſicher zu ſtellen und zwei ganze Jahre wurden dazu
wendet. In den erſten Monaten ſuchten wir die Geſin-
ngen verſchiedener Aerzte, wie auch anderer Gelehrten zu
einigen und ich verabſäumte keine ſchickliche Gelegenheit,
mit ihnen bekannt zu werden.

Im Jahre 1779 ließ ich eine Abhandlung über meine
ethode drucken. Bald darauf vereinigten ſich drei bekannte
rzte mit Herrn d'Eſton, um die Erfahrungen über den
eriſchen Magnetismus zu beobachten. Eine Folge von
ſem war, daß Herr d'Eſton ſeine Beobachtungen im
ucke herausgab. Endlich glaubten wir alles hinlänglich
bereitet zu haben und ich erſuchte Herrn d'Eſton, der
iſer mediciniſchen Fakultät die Mittel vorzulegen, die ich
die ſchicklichſten halte, alle Zweifel zu zerſtreuen, die in
wichtigen Frage, die ich ihren Einſichten vorzutragen
onnen war, etwa gemacht werden könnten. In dieſer
ſicht übergab ich ihm einen von mir geſchriebenen Aufſatz,
dem ich ſchließlich die Fakultät erſuchte, mit mir gemein-
aftlich eine beſtimmte Anzahl Kranke in die Kur zu neh-

men, und zwar ſo, daß ſich die Wirkungen der neuen Heilart mit denen der alten vergleichen ließen.

Jedermann ſieht in dieſem meinem Betragen das redliche frei. Ja, ich ſchmeichle mir, daß auch, weder in der Schreibart, noch im Ganzen, irgend etwas befindlich iſt, welches die Geſellſchaft, an die ich mich wandte, hätte übel nehmen können.

Endlich hielt auf Herrn d'Eſtons Vorſtellung die Fakultät eine völlige Verſammlung.

Herr d'Eſton las meine Sätze vor, unterſtützte ſie durch eine Rede und legte beide in der Urſchrift zu den Akten.

Am nämlichen Tag, in der nämlichen Verſammlung, wurde Herr d'Eſton aus dem Verzeichniß der Mitglieder der Fakultät ausgeſtrichen, aus der Urſache, weil er ſeine Beobachtungen über den thieriſchen Magnetiſmus herausgegeben habe. Meine Vorſchläge aber wurden mit Geringſchätzung und Heftigkeit verworfen.

Gleich anfänglich machte das gegen Herrn d'Eſton und mich beobachtete Verfahren der Fakultät in Paris einen allgemeinen Lärm und Unwillen. Als aber die erſte Hitze vorüber war, kam man geſchwind ſo weit, den thieriſchen Magnetiſmus blos als einen Unterhaltungsſtoff anzuſehen. Jeder glaubte, bei dieſem Anlaſſe könne er ſeinen Verſtand zeigen und man ſpricht auch jetzt in der That in Paris von ihm nicht nach Gründen, ſondern je nachdem man ſich an einem Orte befindet, nachdem die Leute ſind, mit welchen man ſpricht und nach der Stellung der Geſellſchaften, in die man verwickelt iſt.

Beſchützende Gönner, Anhänger, Gegner, Gelehrte aller Art, Herr d'Eſton, der thieriſche Magnetiſmus, meine Kranke und ich, ſind bald abwechſelnd, bald auf einmal, der Gegenſtand des Scherzes, womit ſich das müßige Paris wenigſtens eben ſo oft, als die franzöſiſche luſtige Laune unterhält. Franzoſen, welche ihre Nation aus dem Grunde zu kennen glauben, behaupten: daß es Frankreich unmöglich ſey, einem vernünftigen Grunde Gehör zu geben, ohne ihn vorher durch tauſend elende Schlüſſe bekriegt zu haben. Iſt es wahr, ſo ſehe ich dem Augenblicke wirklich entgegen, wo man mich mit der äußerſten Aufmerkſamkeit anhören wird: denn die Menge von abgeſchmackten Urtheilen, zu denen ich unverſchuldet Stoff gab, iſt ganz unglaublich.

Inzwiſchen befand ſich Herr Le Roi, Direktor der Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris, unter meinen Bekannten. Er hatte vielen von meinen Verſuchen beigewohnt, die Wirklichkeit meiner Entdeckungen anerkannt, ſchien die Folgen gründlich zu ſchätzen und Theil an ihrem glücklichen Erfolge zu nehmen.

Ich machte ihm kein Geheimniß daraus: daß mich der wenige Antheil, den die Akademie an meinen Eröffnungen nehme, ungemein befremde und daß ich ihre Gleichgültigkeit bei einer das Wohl der Menſchheit betreffenden Frage, gar nicht faſſen könne.

Herr Le Roi bot mir bei der Akademie ſeine Vermittlung an, wenn ich mich entſchließen wolle, einen zweiten Verſuch zu wagen. Ich gab ihm die mein Syſtem betref- enden Satze und wir beſtimmten den Tag, an dem ich in er Akademie erſcheinen ſollte, um ſelbſt Zeuge von ſeinem Vortrage zu ſeyn. Ich hielt Wort und kam zeitig genug, um zu ſehen, wie ſich die Akademie der Wiſſenſchaften in Paris verſammle.

So wie die Mitglieder ankamen, trat eine Partie da, ie andere dort, zuſammen, von welchen ſich vermuthlich ine jede über wiſſenſchaftliche Fragen unterhielt. Ich ver- uthete, daß wenn die Geſellſchaft zahlreich ſeyn würde, m für vollſtändig gehalten zu werden, ſo werde ſich die isher getheilte Aufmerkſamkeit auf einen Gegenſtand heften, ber ich betrog mich. Jeder ſetzte ſeine Unterredung fort und ergebens bat ſich Herr Le Roi, als er ſprechen wollte, Stille und Aufmerkſamkeit aus. Er wiederholte ſeine Bitte, wurde aber von einem Mitgliede darüber getadelt: er dürfe hier keine Stille und Aufmerkſamkeit erwarten, er könne ja die Schrift, die er wirklich vorleſe, zu den Akten legen, oder den Mitgliedern auf irgend eine andere Art bekannt machen. Herr Le Roi kündigte einen zweiten, neuen Gegenſtand an, war aber nicht glücklicher. Ein anderes Mitglied bat ihn ſehr artig, er möchte doch lieber etwas anderes vornehmen, es mache Langeweile. Le Roi wollte eine dritte Abhandlung vorleſen, und nun rief ein drittes Mitglied: ach! dieß iſt ja bloſe Marktſchreierei! Zum Glücke für mich, war noch kein Wort von mir geſprochen worden. Ich verlor ganz den Faden der angeſtellten Sitzung der Akademie, dachte über die Hochachtung nach, die ich immer für die Akademie der Wiſſenſchaften in Paris hegte, und dachte: wie Vieles verehrt man in der Ferne, das in der Nähe erſtaunlich verliert. —

Endlich weckte mich Herr Le Roi aus meinen Träumen auf, ſagte mir: daß er von mir ſprechen wolle. Ich aber bat ihn ſehr lebhaft, die Sache lieber auf einen andern Tag zu verſchieben. „Mich dünkt," ſagte ich, „dieſe Herren ſind heute ſehr übel aufgeräumt. Man erwies Ihnen nicht die gehörige Achtung. Iſt es wohl zu erwarten, daß man hier für einen Fremden, wie ich bin, mehr thun werde? Auf jeden Fall wünſche ich bei dieſer Vorleſung nicht gegenwärtig zu ſein." Und ich wäre auch in der That weggegangen, hätte Herr Le Roi meine Bitte abgeſchlagen.

Wie die Verſammlung angefangen hatte, ſo endigte ſie ſich. Ein Mitglied ſchlich ſich nach dem andern weg, und bald waren nur noch zwölf Perſonen da, die Herrn Le Roi neugierig genug machte, daß ſie mich baten, Verſuche zu machen.

. . . .

Man vereinigte ſich dahin, ich ſollte keine Kranke annehmen, deren Zuſtand nicht vorher von Aerzten der Pariſer mediciniſchen Fakultät unterſucht worden, um dann den Erfolg der Kur nach Beendigung derſelben durch abermalige Unterſuchung von derſelben beurtheilen zu können.

Ich band mich genau an dieſe genommene Abrede, begab mich im Mai 1774 mit einigen Kranken in das zwei Stunden von Paris entlegene Dorf Crebell und ſchrieb den folgenden 22. Auguſt folgenden Brief an Herrn Le Roi:

„Mein Herr!

Ich hatte in Paris oft die Ehre, mich mit Ihnen, als dem Direktor der Akademie der Wiſſenſchaften, über den thieriſchen Magnetiſmus zu unterhalten. Auch einige Ihrer Mitglieder ſprachen mit mir über den nämlichen Gegenſtand. Sie ſcheinen durch meine vor Ihren Augen angeſtellten Verſuche von der Exiſtenz deſſelben fühlbar überzeugt zu ſeyn. Ich übergab Ihnen meine kurzen Sätze davon, um ſie der Akademie vorzulegen. Auch dem Herrn Grafen von Maillabois händigte ich einen denſelben betreffenden Aufſatz ein. Sie beide ſcheinen zu wünſchen, daß ich auch den Nutzen meiner Entdeckungen durch Erfahrungen beweiſen möchte. In dieſer Abſicht übernahm ich die Kur verſchiedener Kranken, welche, dieß Vorhaben zu befördern, die Güte hatten, ſich in das Dorf Crebell, wo ich mich ſeit vier Monaten aufhalte, zu begeben. Ohngeachtet ich nun noch nicht weiß, wie die Akademie über meine Sätze denkt, ſo bin ich doch ſo frei, dieſelbe durch Ihre Vermittlung, und Sie, mein Herr! beſonders einzuladen, um den Nutzen des thieriſchen Magnetiſmus bei den eingewurzelſten Krankheiten durch ihren Augenſchein zu beſtätigen. Die Kuren gehen mit dieſem Monat zu Ende und ich ſchmeichle mir, daß Sie die Güte haben werden, mir die Geſinnungen der Akademie, wie auch den Tag und die Stunde zu melden, wenn ich die Ehre haben ſoll, einen Beſuch von ihren Abgeordneten zu erhalten, damit ich doch Anſtalt zu ihrem Empfange machen kann. Ich habe die Ehre u. ſ. w.“

Dieſen Brief fand die Akademie nicht für gut zu beantworten. Nun lag mir daran, zu erfahren, was vorgegangen war. Man verſicherte mich: Herr Le Roi ſei wirklich ſo gütig geweſen, der Akademie mein Schreiben vorzulegen, aber durch die Herren d'Aubenton und Vicq d'Azir verhindert werden, es vorzuleſen: denn dieſe Herren hätten ſich förmlich dafür erklärt, man ſolle ſich mit meiner Entdeckung gar nicht beſchäftigen.

Herrn Vicq d'Azirs Betragen befremdete mich nicht, wohl aber des Herrn d'Aubentons. Der in Schriften und Ruhm nacheiſernde Mitgenoſſe eines unſterblichen Mannes, der vertraute Freund des berühmten Sängers, den Frankreich und die Natur wetteiferend verehren, hätte nie vergeſſen ſollen, daß wenn er mit ſicherem Schritt an Herrn Buffons Seite der Nachwelt entgegeneilt, es gewiß in der Abſicht geſchieht, um auf einem Thron von unbegreiflichen Wundern zu ruhen.

Da erwarte ich ihn, um ihn zu fragen: Mit welchem Rechte er zur Natur ſagte: „die Schranken deiner Macht liegen noch dieſſeits der Laufbahn, von der Meßmer ſelbſt geſteht, daß ich ſie durcheile.“

Und nun habe ich eine genaue treue Erzählung von meinen Verbindungen mit der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften gemacht.

Es iſt ſonnenklar:

1) Daß ich die Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften um ihre Unterſtützung erſucht habe.

2) Daß ich Verſuche angeſtellt, Kranke in die Kur genommen habe, die Akademie zu überzeugen.

3) Daß ſie ſich aber auch ſehr wenige Mühe gegeben hat, überzeugt zu werden.

Und mehr verlange ich nicht.“

3.

Lavaters Aeußerungen über den Magnetismus.

(Aus deſſen Lebensbeſchreibung, herausgegeben von ſeinem Tochtermann, Georg Geßner, ausgezogen.)

Ich glaube jetzt noch nicht an Meßmers ganzes Syſtem, obgleich ich mich nicht vermeſſe, unerhörter und frecher Weiſe über einen Mann abzuſprechen, dem das Schickſal ein Geheimniß der Natur vertraut zu haben ſcheint, wie ich denn überhaupt allen, beſonders nachtheiligen Entſcheidungen über Menſchen, von berühmten oder unberühmten Namen immer mehr von Herzen abzuſterben trachten will — an Meßmers Syſtem glaube ich jetzt noch nicht ganz; aber ich glaubte, was ich von reſpektabeln Augenzeugen hörte, und glaube nun, was ich wohl zwanzigmal mit meinen eigenen Augen geſehen, mein Bruder, ein gewiß verſtändiger Arzt, der ſeltene Gabe hat, zwei Gaben, deren jede an ſich ſehr ſelten iſt — die, ſcharf zweifeln, und die, feſt glauben zu können, glücklich mit einander zu vereinigen, mehr als hundertmal mit eigenen Augen geſehen hat, und was jeder alle Tage ſehen kann, „daß eine Kraft in dem Menſchen iſt, die durch eine gewiſſe Berührungsart in den andern hinübergehen kann, und die frappanteſten und beſtimmteſten Wirkungen hervorbringt: „ich glaube, daß einige vielleidende ſenſible, beſonders mit Nervenbeſchwerden äußerſt geplagte Perſonen durch die Operation, die man, ich weiß nicht, ob mit Recht Magnetiſation nennt, in einen divinatoriſchen Schlaf verſetzt zu werden pflegen, in welchem ſie nach der Beſchaffenheit ihrer Organiſation, ihres Charakters, ihrer Leidensumſtände, viel feinere Wahrnehmungen machen, als ſie beim Wachen zu thun vermögend ſind, und Dinge, die ſie und ihre Geſundheitsumſtände betreffen, oft mit der pünktlichſten Genauigkeit vorher beſtimmen.

Ich kann von meinem Leben nicht überzeugter ſeyn, wie davon, daß ich dadurch die Beſchwerden meiner Frau auf die augenſcheinlichſte Weiſe erleichtert, und bei jeder neuen Regung ſo zu ſagen, auf der Stelle wieder zu erleichtern vermögend bin. Mag nun alle Welt darüber lachen oder ſeufzen, das ſoll mich im Allermindeſten nicht irre machen, ich weiß, was ich weiß, und ſehe, was ich ſehe. Glaubt's nun, oder glaubt es nicht; ſey's nun Einbildung oder Wirklichkeit. Wenn ich durch Einbildung geſund bin, oder geſund mache — willkommen wohlthätige Einbildung! dich will ich lieber, als Wirklichkeit, die mich und Andere krank macht.

An Spalding Sohn ſchrieb er im October 1785:

Ich, Schwärmer, rufe immer: unterſuchet! und kann es bei Andern nicht dazu bringen, die Philoſophen heißen, und ſich über meine Schwärmerei moquiren. — Bemerke ruhig, mein Lieber! der Magnetismus iſt eine neuentdeckte Kraft der menſchlichen Natur, eine Naturkraft. Nun iſt jede Entdeckung einer Naturkraft wichtig, am wichtigſten, wenn ſie im Menſchen haftet, und für Menſchen wohlthätig iſt. Wer ſich gegen eine wohlthätige Wirkung der Natur empört, iſt nicht unſer Freund. Jede Wirkung, die wohl thut, die einen poſitiven Anfang hat, iſt von uns anders nicht als eine poſitive Action deſſen, der Alles in Allem wirkt — von uns, die wir einen Alles in Allem Wirkenden, oder einen Gott annehmen, anzuſehen. Ihm iſt dafür zu danken; Er iſt dadurch als mächtig und wohlthuend erkennbar. Durch dieß Gefühl wird unſere Erkenntniß einer Kraft — religiös.

Nun hat ſich die längſt durch Millionen verlachte Aeußerungen bewieſene Exaltationskraft oder Divinationskraft im Menſchen einmal durch ganz entſcheidende Fakta unwiderſprechlich gemacht — dieß vorausgeſetzt, was thue ich? — ich verehre dieſe nun ſich zeigende Kraft, als einen Strahl der Gottheit, als einen königlichen Stern der menſchlichen Natur, als ein Analogon der unendlich vollkommneren prophetiſchen Gabe der Bibelmänner, als eine von der Natur ſelbſt mir dargebotene Beſtätigung der bibliſchen Divinationsgeſchichten und das *Mittel*, dieſe Exaltation zu bewirken. — Handle ich unrecht?

Ich glaube mit Recht einen jeden Menſchen und ein jedes Jahrhundert oder Jahrzehnt erzſchwach, krankhaft, armſelig, nervenlos und unphiloſophiſch nennen zu können, das ſich ſogleich gegen Alles, was *Glauben* heißt, empört, und doch alle Momente genöthigt iſt, nach Glauben und Glaubensakt zu handeln, unaufhörlich von Unterſuchung ſpricht und unaufhörlich jammert, wenn man *unterſucht* und unterſuchen heißt, das denſelben kränkenden Ekel, dieſelbe altweibiſche Furcht, denſelben unverſöhnlichen Haß zum Voraus hat gegen jede neue Entdeckung, die nur vielleicht eine neue große Seite der Menſchheit zeigen könnte, wie alle von dieſen furchtſamen Schwachköpfen als Schwachköpfe verlachte, orthodoxe ſchwachmüthige Köhlergläubige vor Allem haben, was nur den Schein von Reformation haben könnte, — die mit einem kleinmüthigen Eigenſinn die einmal gezogene Grenze ihres Wiſſens ſo ſcharf bewachen, daß ſie jede Einfuhr einer neuen Wahrheit wie ſchrecklich ſtrafbare Contrebande verwahren. Kannſt du ſagen, daß dieſes nicht der Geiſt unſeres Jahrzehnts ſey, und iſt der nicht unwiſſend, der es nicht ſieht, und lumpig ſchwach, der es nicht ſagen darf, wie ihn immer das Gelächter dieſer ſchalen Köpfe angrinzen möge."

Wenn nur, ſchreibt er darüber an Garve, Charlatans nicht Alles ekelhaft machen, und Schurken nicht Alles entheiligen, und Schwärmer aus etwas ſehr Natürlichem keine Wunder machen. Das bezeuge ich, es mag geglaubt werden oder nicht, daß ich, lange ehe ein Wort von Magnetismus geredet ward, ohne an ſo was zu denken, Wirkungen, die mich in Erſtaunen ſetzten, wahrgenommen habe, von denen ich nun beinahe gewiß bin, daß ſie von demſelben Principium herrühren, Wirkungen, die Wunder ähnlich ſcheinen, Alles aber in der Natur des Menſchen iſt natürlich. Wille und Liebe ſcheinen die Haupttriebkräfte der Menſchheit zu ſein. Ich weiß nicht, was für den Philoſophen merkwürdig iſt, wenn es ſolche Phänomene unſerer Natur nicht ſind, ich ſage unſerer Natur, denn mir kommt kein Sinn, aus etwas Natürlichem etwas Uebernatürliches zu machen. Was in dem Menſchen iſt und in ihm vorgeht, nach gewiſſen Regeln in ihm wie jede andere Empfindung erregt werden kann, iſt gewiß natürlich, wenn etwas in der Welt natürlich heißen kann. — Nicht um mich iſt es mir zu thun, auch nicht einmal um den Magnetiſmus, denn da geht es mir, die Wahrheit zu geſtehen, wie Gheddan Jerrubel: Iſt er Gott, ſo helfe er ſich ſelber! ſondern um den Geiſt des Zeitalters iſt es mir zu thun, daß einmal dem Redlichen und Weiſen die Augen aufgehen.

In einem Brief an Kampe über eben dieſe Materie leitet ihn der Gang ſeiner Ideen auf folgende Aeußerung:

Der Menſchheit iſt möglich, was Menſchen thaten; was Menſchennatur vermag, iſt der Menſchheit natürlich. Bedurften die Menſchen, welche ſogenannte Wunder verrichteten, Einflüſſe, Berührungen höherer Weſen, nähere Gemeinſchaft mit Einem oder mehrerer Weſen, die ſie Götter oder Gott nannten, ſo war es alſo der Menſchheit möglich, ſich mit höhern Weſen zu aſſociren. Es war dieſen Menſchen wenigſtens natürlich, d. h. es lag in ihrer Natur, ſich mit analogen, mehr wiſſenden, mehr vermögenden Weſen, nach denen ſie ein Bedürfniß gehabt haben mögen, zu verbrüdern.

Alle Colombe ſind Menſchen, aber nicht alle Menſchen ſind Colombe. Alle Wunderthäter ſind Menſchen, aber nicht alle Menſchen Wunderthäter. Dennoch liegt in Allen etwas von dem, was Colomb zum Entdecker von Amerika, die Wunderthäter zu Wunderthätern machte. Es ſind viele Berufene, wenig Erwählte.

Nicht der einzelnen Wunderthaten wegen halte ich Chriſtum für das non plus ultra (das Höchſtmögliche) aller erkennbaren Göttlichkeit — ſondern Alles zuſammengenommen, beſonders die Ausſprüche und Zeugniſſe ſeiner ſelbſt und der Apoſtel von Ihm überzeugen mich, daß er das ganz in ſich habe, wodurch Alles worden iſt, was geworden iſt.

Ich glaube, alle Menſchen haben etwas von dem in ſich. Alle Menſchen ſind Ebenbilder und Kinder Gottes. Chriſtus iſt der Prototypus Aller; Er vereinigt Alles, was in Allen zerſtreut iſt, auf die vollkommenſte Weiſe, ſo daß Gott nie göttlicher erſcheinen kann, als in Ihm und durch Ihn. Chriſtus Verdienſt ſcheint nur darin zu beſtehen, des Menſchen Gotteswürde theils in ſich aufgeſchloſſen, theils durch ſich rehabilitirt zu haben. Die Bibel iſt eine Geſchichte des göttlichen Ebenbildes. Je mehr der Menſch ſich an das Haupt der Menſchheit anſchließt, auf dieß ſeine Aufmerkſamkeit hinbeftet, Sinn für dieß hat, deſto mehr entwickeln ſich in ihm, reifen in ihm, äußern ſich durch ihn — göttliche Trefflichkeiten. Er wird, was er iſt, durch das Mitſeyn analoger Weſen außer ihm, die ihn auf mannichfaltige Weiſe berühren; aber immer iſt und bleibt er Menſch. Das Wort Wunder hat Alles verdorben. Nothwendig war es, und bleibt es, wie das Wort Talent und Genie, aber man hat die blos relative Bedeutung deſſelben nicht genug beherzigt. Meiner Vorſtellungsart iſt keine Wunder- und Zaubergeſchichte, kein Magnetismus, kein Effekt hyſteriſcher Symptome, kurz nichts entgegen, ich darf mich nie martern, irgend eine erweisliche und erwieſene Geſchichte erſt gegen alle Regeln der Logik Billigkeit und Menſchlichkeit wegzuſophiſtiſiren, oder wegzudespotiſiren — Alles liegt in dem Menſchen, Magnetismus oder Fieber, Einflüſſe der Geiſter oder Handauflegung bringen nichts hinein, erwecken nur, was da iſt, halb oder ganz, disharmoniſch oder harmoniſch, fragmentweiſe im Unchriſten, ganz und harmoniſch im Chriſten.

Inwiefern -- ſchreibt L. — der Magnetismus mit Religion und Chriſtenthum zu verbinden und nicht zu verbinden ſey — dieſe Frage ſcheint einer ſcharfen Prüfung und einer gewiſſenhaften Beantwortung für alle Verehrer der Wahrheit und des Chriſtenthums äußerſt würdig und wichtig.

Die Summe des chriſtlichen Glaubens iſt meines Erachtens: Alles von Gott: Alles durch Chriſtum. — Alles zum Heile, zur möglichen Vervollkommnung, Gottesverähnlichung der Menſchheit. Chriſtus, der Gottähnlichſte will eine Societät, ein Reich von ſich Aehnlichen bilden, ſtiften, vermehren und ewig erhalten. Der Schrift zufolge iſt nicht das Mindeſte, weder in der ſichtbaren noch in der unſichtbaren Welt, welches nicht von Gott herrühre, abhange, nicht unter ſeiner Dispoſition ſtehe, nicht das Allermindeſte, nicht das Allergrößte. Nicht, was zwiſchen dem Geringſten und Größten in der Mitte ſteht, welches nicht Chriſto zum Eigenthum geſchenkt, oder ſeiner Dispoſition nicht unterworfen ſey. Dein iſt jeder Stern und jeder Funke, die Sonne und der Sonnenſtaub, und in einem ganz beſonderen Sinne, die Erde, das Menſchengeſchlecht und am Seinigſten die Gläubigſten an Ihn, als den Erbherrn aller Dinge, den Repräſentanten der Allmacht, das erſte Werkzeug der ewigen Weisheit, das lebendige Ebenbild der Alles belebenden Liebe.

Ohne den Logos (Chriſtus) iſt auch nicht Eins von Allem, was iſt, alſo auch keine, weder längſt bekannte, noch neubekannte, noch allenfalls noch zu entdeckende Kraft der Menſchheit. -- Alle knüpft der erleuchtete Chriſt an Chriſtus an — Alle leitet er aus einer Quelle her — das, was man natürlich oder übernatürlich, alltäglich oder wunderbar nennen mag.

Das Leben des Menſchen iſt ein vielfaches Eins von Kräften, die alle zuſammengenommen das ausmachen, was man Ihn nennt. Jede wirkliche unläugbare Kraft des Menſchen gehört auf irgend eine Weiſe zu Ihm ſelbſt. Die Verſtandeskraft des menſchlichen Geiſtes iſt ſo Gottes, ſo der Regierung Chriſtus unterworfen, wie ſeine Willenskraft — das Talent der Dichtkunſt eben ſo ſehr, wie das der Beredtſamkeit, das medeciniſche Genie, wie das chirurgiſche, das mathematiſche, wie das ſogenannte magnetiſche. Alles, oder keines von Gott durch Chriſtus, — Alles oder keines mittelbar oder unmittelbar zum Beſten der Menſchen.

Alles, was belebt, erfreut, lebender und freier macht vom Druck entlaſtet, des Daſeyns gewiß und froh macht, iſt als ſolches gut, und inſofern es gewollt wird, ſittliche Tugend, inſofern es zum Heile der Menſchheit abzweckt, menſchlich, inſoferne es von Gott hergeleitet, um Gotteswillen gethan wird, religiös, inſoferne Chriſtus als miteinfließend, mitwirkend oder auf irgend eine Weiſe mit determinirend betrachtet wird, chriſtlich, der kennt weder Chriſtus noch das Chriſtenthum, der es nicht begreifen kann, daß man Religion mit der gemeinſten menſchlichen Handlung verbinden, daß man im Namen Chriſti eſſen und trinken kann. Es iſt ſublimes Chriſtenthum, mit jeder andern phyſiſchen Handlung, von welcher Art ſie immer ſey, die Hinſicht auf Chriſtum, die Vergegenwärtigung Seiner, die Herleitung der Kraft oder der Gabe von Ihm, die Abſicht, Ihm Freude zu machen, innigſt zu verbinden. Mit dieſem Sinne wird der chriſtliche Hausvater ſein ausgetheiltes Brod, wenn ich ſo ſagen darf, tingiren und ſegnen, der Arzt ſeine dargereichte Arznei, und der Magnetiſeur die ihm innewohnende oder gegebene Heilkraft.

Es iſt nichts, das Aberglauben und Dummheit, Schwärmerei und Leidenſchaft nicht mißbraucht, nicht in einen übeln Ruf gebracht haben. Je weißer ein Kleid iſt — deſto eher wird es befleckt, je heiliger eine Sache, deſto eher profanirt. Das macht den erleuchteten Chriſten zwar äußerſt vorſichtig, aber nicht irre. Das Gute iſt ihm gut, das Wahre wahr, das Heilige heilig, und wenn es von Zehntauſenden entheiligt, und wie ſchändlich es immer entweiht würde. Nichts reſpektables verliert durch ſeine Violabilität.

Ich bin völlig überzeugt, daß das, was man Magnetismus zu nennen pflegt, ſehr leicht dem ſchändlichſten Mißbrauch unterworfen iſt; aber das ſoll mich nicht irre machen, auch dieſe der Menſchheit anvertraute Kraft, als einen heiligen Strahl der Gottheit, wie *jede andere wohlthätige* Kraft des Menſchen, als einen heiligen Strahl der Alles in allen wirkenden Gottheit zu verehren, und alle, denen es darum zu thun iſt, Gott in der Menſchheit zu kennen und zu ehren, auch durch dieſes neuentdeckte Mittel menſchliches Elend zu erleichtern, aufmerkſam zu machen.

Ich weiß nichts, wodurch das Chriſtenthum mehr in den Verdacht der Unzuverläſſigkeit kommen kann, als durch die leiſeſte Aeußerung von Furcht, daß irgend etwas Wahres, Wirkliches entdeckt werden könnte, welches demſelben in dem Geiſt eines wahren Weiſen nachtheilig ſeyn dürfte. Für den Schein der Nachtheiligkeit aber darf der Chriſt oder der Bibelverehrer völlig unbekümmert ſeyn. Wenn es wahr, wenn es Gottes Sache iſt, ſo muß Alles, was demſelben nachtheilig zu ſeyn ſcheint, demſelben in der That vortheilhaft ſeyn von Adams Sünde an bis auf die Kreuzigung Chriſti, von den egyptiſchen Zauberern an bis auf Simon den Zauberer.

Den Reinen iſt Alles rein, und den Unreinen Alles unrein. Der Weiſe handelt immer ſo, daß er es vor Gott, vor ſeinem Gewiſſen und vor allen weiſen und guten Menſchen verantworten darf, und läßt ſich nichts angelegner ſeyn, als daß er jede Kraft des Leibes und der Seele, der Erkenntniß, der Liebe, des Glaubens demuthsvoll und vertrauensvoll, als herfließend von Gott, erweckt und in Harmonie gebracht, durch Chriſtum, unterhalten und angehaucht

dem göttlichen Geiſte, zum möglichſten Heil und Segen
Nebenmenſchen anwendet.

4.

Ueber animaliſchen Magnetiſmus

Urtheil eines Mathematikers. *)

„Die Theorie der Wahrſcheinlichkeitsrechnung lehrt auch
die Exiſtenz und den Einfluß gewiſſer Urſachen urthei-
denen man eine bedeutungsvolle Wirkung auf organiſche
rper zuſchreiben zu müſſen geglaubt hat. Die feinſten
empfindlichſten Werkzeuge, die wir anwenden können,
eine Art unſichtbar wirkender Naturkräfte (les agens
erceptibles de la nature) genauer zu beob-
t, ſind die Nerven, zumal wenn ihre Reizbarkeit noch
beſondere Umſtände erhöht wird. Durch ihre Ver-
ung hat man jene ſchwache Electricität, die ſich bei dem
act zweier ungleichartiger Metalle äußert, zuerſt entdeckt,
eites Feld zu fernern Unterſuchungen für Phyſik und
ie. Auffallende Erſcheinungen, die aus einer unge-
lichen Reizbarkeit der Nerven entſpringen, veranlaßten
die noch immer getheilten Meinungen über ein eigenes
s Agens, das man mit dem Namen des animali-
n Magnetiſmus bezeichnet, über die Wirkung des
hnlichen Magnetiſmus, über den Einfluß von Sonne
Mond auf gewiſſe Nervenzuſtände, und über die Mög-
it eines Eindrucks auf dieſelben, den nahe Metalle oder
nde Waſſer hervorbringen könnten. Begreiflich würde

Théorie analytique des probabilités, par Mr. le Comte Laplace. (Paris 1812.) — Ohne ſelbſt über einen ſo ſchwierigen Gegenſtand zu entſcheiden, gibt Laplace in dieſer Stelle die Bedingungen an, unter welchen allein Entſcheidung möglich iſt: ſtrenge Umſicht, Vervielfältigung der Beobachtungen und Abwägung einer Reihe derſelben nach allgemeinen mathematiſchen Geſetzen der Wahrſcheinlichkeit.

die Wirkung aller dieſer Urſachen nur ſchwach ſeyn, und durch eine Menge zufälliger Umſtände leicht geſtört werden können; der Schluß von dem Mangel einer ſichtbaren Wirkung in gewiſſen Fällen auf die Nichtexiſtenz der Urſache würde daher nicht gültig ſeyn. Ueberhaupt ſind wir noch ſo weit davon entfernt, alle in der Natur wirkende Kräfte zu kennen, daß es nicht ſehr philoſophiſch wäre, das Daſeyn von Phänomenen zu leugnen, einzig aus dem Grunde, weil ſie aus dem bisherigen Umfange unſrer Kenntniſſe nicht erklärbar ſind. Aber gerade, je ſchwieriger es ſcheint, ſolche Phänomene als wirkliche Thatſachen in den Kreis unſrer Erfahrungen aufzunehmen, eine deſto größere ſcrupulöſere Aufmerkſamkeit müſſen wir der Prüfung derſelben widmen. Und hier iſt es, wo die Probabilitäts-Theorie ſich uns als unentbehrliches Hülfsmittel anbietet; ſie lehrt uns beſtimmen, bis auf welchen Grad man die Beobachtungen und Erfahrungen vervielfältigen müßte, um das Daſeyn des Agens, welches ſie vorauszuſetzen ſcheinen, wenigſtens ſo wahrſcheinlich zu machen, daß alle Gründe, die ſich dagegen anführen laſſen, weit überwogen werden.“

8.

Ueber Operationen während des magnetiſchen Schlafes.

Der **London and Paris Observer** vom 5. April v. J. theilt folgenden merkwürdigen Fall mit, welcher wegen der Wichtigkeit ſeines Inhaltes und ſeiner dem Anſcheine nach der Wahrheit getreuen Schilderung manche Leſer intereſſiren wird. Dieſer Fall betrifft die Amputation eines Beines bei einer jungen Perſon während des magnetiſchen Schlafes, zu Cherbourg.

Miß Mary D'Abband, 17 Jahr alt, hatte ſeit mehreren Jahren in Folge einer Verrenkung am rechten Fuße gelitten, weßhalb bereits ſchon vor drei Jahren eine Amputation deſſelben unvermeidlich erſchien. Indeß da die Patientin

aus nicht zu einer Operation, welche ſelbſt den ent-
enſten Mann ſtets mit Furcht erfüllt, ihre Einſtimmung
wollte, ſo beſchloß man zuletzt, zum Meſmerismus
Zuflucht zu nehmen, und während des Schlafes ohne
Patientin Wiſſen die Operation zu vollziehen. Sie
e deßhalb von M Durand magnetiſirt, welcher an
glücklichen Ausgange durchaus nicht zweifelte. Der
Erfolg des Magnetiſirens beſtand darin, daß Miß
band's längſt entſchwundener Appetit und Schlaf ſich
r einſtellte, und nachdem ihre Gefühlloſigkeit den hin-
chen Grad erreicht hatte, welcher zur Operation noth-
g ſchien, gab ſie während ihres ſchlafwachenden Zu-
s nicht nur ihre Einwilligung zu der Operation,
n verlangte dieſelbe ernſtlich. Es wurde daher der
der Operation auf den 2. Oktober um halb 12 Uhr
etzt, und Miß D'Alband zur beſtimmten Zeit, nachdem
e in weniger denn fünf Minuten in Schlaf gebracht
n war, auf den Operationstiſch geſetzt. Die noth-
gen Vorbereitungen wurden nun in ihrer Gegenwart
nommen, und M. Durand forderte, ſobald er ſich von
hinlänglichen Grade ihrer Gefühlloſigkeit überzeugt
die Chirurgen auf, die Operation zu beginnen. Wäh-
jetzt rund umher die größte Stille herrſchte, und die
nten mit ſcharf forſchendem Auge die ruhige Haltung
atientin beobachteten, machte Dr. Loyſel einen Circu-
itt mit ſeinem Meſſer, und drang durch die Muskel-
en tief bis zum Knochen durch, ſo daß der größte
der Tibia und Fibula entblößt lagen. Das Blut
e heftig hervor. Die beiden Lappen wurden abge-
en, das Perioſteum durchgeſchnitten und die Knochen
eſägt; eine Ligatur um die blutenden Arterien gelegt,
unde gereinigt und mit den gehörigen Binden und
gen verſehen; und dieſes Alles geſchah, ohne daß die
tin das geringſte Zeichen von Schmerz von ſich gab.
Haltung blieb ruhig und ungeſtört, ihre Hände waren

beſtändig frei, und ſelbſt während der qualvollſten Augenblicke der Operation lächelte ſie zu verſchiedenen Malen, und unterhielt ſich mit ihrem Magnetiſeur. Der ganze Akt der Operation dauerte ungefähr eine halbe Stunde. Die Gefühlsloſigkeit war vollkommen und die Kranke wußte von nichts, was mit ihr geſchah. Der Puls zeigte weder an Stärke noch an Frequenz eine Veränderung. Miß D'Alband wurde darauf ſofort zu Bette gebracht und, nachdem man ihr noch eine Viertelſtunde Ruhe gegönnt hatte, wurde ſie, wie früher, allein durch den Willen ihres Magnetiſeurs in einer Entfernung von zwei Metern geweckt. Sie öffnete hierauf die Augen, lächelte die um ſie Herumſtehenden an, und verharrte in dieſem Zuſtande während zehn Minuten, ohne zu wiſſen, was mit ihr vorgegangen war. Frei von allen Schmerzen äußerte ſie dann: „Ach, ich verſtehe, welche Freude, o, herzlichen Dank, meine Herren!“ Auf die Frage, ob ſie ſich nicht erinnere, während des Schlafes etwas empfunden zu haben, erwiederte ſie: „ich weiß von nichts und habe durchaus keine Schmerzen geſpürt.“ Der Frage, wie ſie doch gleich beim Erwachen gewußt hätte, daß die Operation vollzogen ſey, begegnete ſie dadurch, daß ſie dies aus der Erhöhung oberhalb ihres Knies (es war nämlich eine Vorkehrung getroffen, wodurch die Bettdecke vom Beine abgehalten wurde) geſchloſſen hätte, ſonſt es aber wahrſcheinlich nicht ſogleich wahrgenommen haben würde, da ſie augenblicklich keine Schmerzen mehr empfinde. Sie war den Tag über ſehr ruhig, und ſchlief während der Nacht gut. Eben ſo wohl erging es ihr am folgenden Tage. Am Montage den 6. Oktober wurde um 2 Uhr der erſte Verband entfernt und die Wunde während des magnetiſchen Schlafes verbunden. Auch während des Verbindens, welches gewöhnlich ſehr ſchmerzhaft iſt, äußerte ſie keine Empfindung, und nach dem Erwachen wußte ſie nichts von dem, was mit ihr geſchehen war. Von dem Augenblicke der Operation an (bereits waren 10 Tage verfloſſen) zeigte

ortwährend eine auffallende Heiterkeit. Kein ſchlimmes
ptom ſtellte ſich ein, ſelbſt nicht jene nervöſe Aufregung,
he ſo gewöhnlich nach ſchmerzhaften Operationen eintritt.
Wunde iſt nun faſt geheilt, und die Ausſicht einer bal-
n Beendigung der Kur vorhanden, welche auch wirklich
wenigen Tagen erfolgte.

Nachdem dann noch am Schluſſe auf die Wichtigkeit
den großen Nutzen dieſes Verfahrens bei chirurgiſchen
rationen hingewieſen worden iſt, folgen die Unterſchrif-
derjenigen, welche bei der Operation zugegen waren:
nte, Director des Militärhoſpitals zu Cherbourg; Mary
lband; Loyſel, **Dr. med.**; P. C. Gibon; D. M. P.,
med.; Durand, Prof. der Philoſophie; L. Daragon,
feſſor. (Weſ. Zeitg.)

Die allg. Zeitung berichtet aus Calcutta, daß ein da-
junger Arzt, Namens Eſdail, den magnetiſchen Schlaf
Schmerzſtiller bei ſeinen Hindupatienten anwendet. Er
bereits 120 Eingeborne operirt, alle im magnetiſchen
af, in den er ſie gebracht habe; nie habe einer auch
der tiefeingreifendſten Operation einen Schmerzen
unden. Es war ſchon Meſmer bekannt, daß durch die
etiſche Manipulation Menſchen in einen Zuſtand ver-
werden können, in welchem ſie von ihrem Körper bei
Erwachen des innern Lebens, kein Gefühl mehr ha-
Ich ſah in ſolchen Zuſtänden des magnetiſchen Schla-
Perſonen die Hände mit brennendem Siegellack beträu-
ſie mit Nadeln ſtechen, ſie hatten kein Gefühl davon.
durch magnetiſche Manipulation in Schlaf gebrachte
on ſagte zu mir: „durch die magnetiſchen Striche und
raft, die durch ſolche in mich kommt, wird mein rohes phyſi-
Leben eingeſchläfert, daß es gleichſam in den Tod kommt."
ſehen, daß der nun häufig bei Operationen zur Narkoſe an-
ndete Schwefeläther die gleiche Eigenſchaften hat, gleiche

Entrückung des körperlichen und Erweckung eines innern Lebens, Hervorrufung ſeliger Träume, während an dem Körper die ſchmerzhafteſten Operationen gemacht werden. Was aber der magnetiſche Schlaf vor der Narkoſe des Schwefeläthers voraus hätte, wäre hauptſächlich, daß in ihm eine freiere Correſpondenz des Geiſtes (ohne Gefühl vom Körper) nach außen bleibt; die Magnetiſchen bleiben mit dem, der ſie in Schlaf verſetzt, in Rapport, und ſie können auch ſelbſt nur durch ein Wort, ja ſelbſt durch den bloßen Willen von ihm erweckt werden, was bei der Narkoſe des Schwefeläthers, die .mehr einem Rauſche gleicht, nicht der Fall iſt. Es iſt durch dieſen erſten Umſtand (der Correſpondenz mit dem Operateur) dem Operateur die Operation erleichtert, der Grad ihrer Dauer wäre von ihm ganz abhängig, was beim Schwefeläther nicht ſtattfindet. Gewiß auch wären die Folgen einer Narkoſe durch Magnetismus gar nicht ſchädlich, während die durch Schwefeläther es doch nicht immer ſind. —

Leider aber kann die Anwendung des Magnetismus bei Operationen nicht ſo allgemein ſtattfinden, wie die des Schwefeläthers. — Ich zweifle nicht, daß jener Arzt die Hindu, die der Natur noch näher ſtehen, als wir Europäer, zu ſolchem Zwecke durch ſeine Manipulation in magnetiſchen Schlaf gebracht, ich zweifle auch nicht an jenem obigen einzelnen Fall aus Frankreich, allein dieß wird bei andern Naturen ſeltener, bei ſehr vielen gar nicht gelingen, indem es nicht ſowohl eine große magnetiſche Kraft des Magnetiſirenden, als eine große Empfänglichkeit des Magnetiſirtwerdenden für dieſe Kraft vorausſetzt, welche beide Bedingungen nicht ſo häufig ſtattfinden. Immer aber wäre bei Operationen, die ſehr ſchmerzhaft ſind, der Magnetismus als Schmerzenſtiller zuerſt zu verſuchen, und nur in Fällen, wo kein magnetiſcher Schlaf durch ihn hervorgebracht werden kann, die Narkoſe durch Schwefeläther anzuwenden. Auch gibt es Fälle, z. E. bei Individuen, die zu Lungen-

lüſſen geneigt ſind, bei Kindern u. ſ. w., wo der
wefeläther nicht angewendet werden kann, bei welchen
ein Verſuch, durch Magnetiſmus Schlaf hervorzubrin-
gewiß geeigneter wäre.

K.

6.

eſchichte einer Idioſonnambulen bis zu ihrem Tode.

Von ihrer Mutter aufgeſchrieben.

Suſette B— zu J. war am 5. April 1810 geboren.
um ein Jahr ältere Schweſter war in ihren zwei erſten
ren gichteriſch, ſo daß die Mutter, während ſie Suſet-
unter dem Herzen trug, alle Augenblicke in Angſt und
recken gerieth und aus dieſen Gründen Suſette ſchon im
n Monat zur Welt kam. Sie blieb bis in ihr zweites
ein ſehr ſchläfriges Kind und aß ſehr wenig, und
zweiten bis ins vierte war ſie ſehr blaß und mager,
te aber ſchon vom zweiten Jahre an gut gehen. Von
n fünften Jahre an beſuchte ſie die öffentlichen Schulen,
ſie nicht nur nicht hinter ihren Geſchwiſtern zurück blieb,
ern ſie zeigte noch mehr Fähigkeit, Fleiß und Gewiſſen-
igkeit als dieſe, mußte aber bei ihrer großen Reizbarkeit,
mehr Nachſicht erzogen werden, auch ſchien immer Zwang
ihrer Lebhaftigkeit verbunden zu ſeyn; ſo wuchs ſie zu
mehr als gewöhnlich großen, geſchickten und fleißigen
ter heran, zeigte aber dabei ein immer mehr überhand
nendes, beſonders eigenes Weſen in ihrem Geſichte; ſie
einen ſehr ſcharfen Blick und betrachtete damit jeder-
n ſcharf über die Naſe; es war unmöglich, ihr dies ab-
wöhnen. Vom vierzehnten Jahre an fing ſie an zu krän-
, bekam immer Seitenſtechen, mußte ſich manchmal 3—6
8 Wochen im Bette aufhalten und faſt immer medicini-
ihre Perioden kamen unordentlich, ſtets hatte ſie mit
ſtopfungen, Herzklopfen und Beängſtigungen zu kämpfen;

ſie weinte viel, ohne zu wiſſen warum, äußerte aber, ſie befinde ſich hernach jedesmal beſſer. So wechſelte es ab, bis in ihr neunzehntes Jahr. Da ſtellten ſich Blutflüſſe, Blutſpeien und Huſten mit Stechen ein, mußte doch nur ſelten das Bette hüten, ſchien in Geſellſchaft ſehr fröhlich und wollte nicht zugeben, daß ſie krank ſey. So ging es bis in ihr 21. Jahr Anno 1831, wo ſich ihr Zuſtand verſchlimmerte, ſie wurde ſeltſam und wunderlich, ſo daß man ſie beinahe nicht mehr zu behandeln wußte; ihre Geſchwiſter ließen ſich ſehr viel von ihr gefallen, damit ſie nicht gereizt würde, mehremale ſagte ſie aber: „habt doch Geduld mit mir, ich lebe doch nicht mehr lange, denn ich habe zu meinen körperlichen Beſchwerden noch etwas in meinem Kopfe, das ich nicht beſchreiben kann.“

Schon ein Jahr vor ihrem eigentlichen ſonnambülen Zuſtande, fing ſie mitten in der Nacht zu beten oder zu ſingen an, oder wollte fortgehen, ſo daß die Mutter, von Suſettens drei Schweſtern, welche mit ihr in einem Zimmer ſchliefen, gebeten wurde, Suſette zu ſich zu nehmen, was denn auch geſchah. Bald machte auch ihre Mutter die Bemerkung, daß oft mitten in der Nacht Suſette betete, ſang, oder ſchlafend fortgehen wollte, am Morgen aber wußte ſie nichts mehr davon, wenn ſie darüber befragt wurde.

So wechſelte es den ganzen Sommer durch ab, ſie verfertigte immer noch die feinſten Arbeiten, obſchon das Seitenſtechen und Blutſpeien ſie nicht mehr verließ; die halben Nächte mußte ſie ſitzend im Bette zubringen, demungeachtet war ſie am Morgen wieder die erſte an der Arbeit. Unter ſolchen Umſtänden kam der 9. November 1831 herbei, an welchem Abends, obgleich es ein Regentag war, ſie ſich anzog, um einige Beſuche zu machen, man ſuchte ihr das auszureden, allein ſie ſagte, „wer weiß wann ich dann wieder ausgehe?“ ſie ging alſo, kam aber bald wieder frö-

nach Hauſe: dies war der Anfang ihrer Krankheit,
am 9. Wintermonat 1831.

Von dieſem Tag an ſchlief ſie ununterbrochen fort, man
te ihr lange nichts zu eſſen beibringen; erwachte ſie auf
Augenblick, ſo verlangte ſie Thee, auch die Arzneien
te man ſie nur unordentlich zu ſich nehmen machen, denn
ar nicht zu erwecken; und erwachte ſie auf einen Augen-
ſo klagte ſie nur über einen gräßlichen Schlaf. So
es acht Tage lang bis zum 16. November, da traten
terliche Krämpfe ein, dieſe zogen ſie bald in einen
tel zuſammen, oder ſtreckten ſie auseinander, daß die
tatt krachte; bald glaubte man, ſie müſſe erſticken, denn
olte oft fünf Minuten lang keinen Athemzug; bald
te ſie und bald war ſie auch fürchterlich böſe und theilte
äge aus, ſo daß man ſich ſehr um ſie herum in Acht
en mußte, dabei waren ihre Augen verſchloſſen, welche
doch immer in Bewegung waren. Der Arzt behauptete,
eide an einem hitzigen Fieber; dieſer Zuſtand dauerte
r acht Tage, bis zum 23. November; erwachte ſie in
Zeit, ſo ſchien ſie von allem nichts zu wiſſen und
e nur über Mattigkeit.

Mit der dritten Woche ſtellten ſich neue Anfälle ein;
egann im Schlaf zu reden und verſicherte, daß, obſchon
Augen geſchloſſen ſeyen, ſo ſehe ſie doch alles im Zim-
und was darin geſchehe, was z. B. ein Jedes arbeite ꝛc.,
wenn ſie ihre Augen auch mit den Fingern öffne, ſo
ſie doch nichts damit, aber dennoch ſehe ſie alles.
begehrte, daß man doch den Arzt befrage, was ſie
tlich für eine Krankheit hätte. Es währte nicht lange
ſie erwachte; ſetzte ſich im Bette auf und ſchien von
was ſie geredet, nichts mehr zu wiſſen.

Von der dritten Woche an gab es beſtändig neue Auf-
und Beſorgniſſe, und immer mußten zwei Perſonen um
yn. Sie redete zwar öfters des Tags in Unordnung,
dann mitunter Sachen, über die man erſtaunen mußte.

Sie betete oftmals zwei Stunden lang und meiſtens in ſingenden Tönen, und mehrmals betete ſie Lieder, die uns unbekannt waren. Als ſie einmal mit einem ſolchen zu Ende war, beſprachen wir uns darüber, woher wohl Suſette dieſes Lied haben möchte! Während dieſem unſerm Geſpräch horchte ſie immer, und ſagte dann, als wir dieſes beendigt hatten: „Dieſes Lied werdet Ihr nirgends finden! aber denkt Euch nur nicht, daß ich's auswendig ſage. Ich leſe es aus einer Schrift! und wenn ich erwache, ſo werde ich nichts mehr davon wiſſen.“ Mit der Bemerkung, daß wir's im Kopfe behalten möchten bis ſie erwache, ſagte ſie uns zwei Strophen von dieſem Liede. „In einer Viertelſtunde werde ich erwachen, dann befraget mich, ob ich dieſes Lied kenne? Ihr dürft mir aber gar nicht merken laſſen, daß ich im Schlafe rede, denn dies würde mich beunruhigen.“ Als ſie erwachte fragte man ſie (indem man ihr die zwei obigen Strophen vorſagte) ob ſie nicht ſagen könnte, wo dieſes Lied zu finden wäre? Sie lachte darauf und ſagte: „Seid doch nicht ſo einfältig, etwas mehr von mir wiſſen zu wollen, als Ihr wiſſet; wir ſind alle in die gleichen Schulen gegangen, und erinnere mich auch nicht, dieſes zu Hauſe irgendwo gefunden zu haben.“ Es verging kein Tag, daß nicht intereſſante Reden oder Schreckensmomente zum Vorſchein kamen, denn die Krämpfe verließen ſie keinen halben Tag, und manchmal kamen wir in die fürchterlichſte Angſt, Suſette erſticke. Oft lag ſie beinahe eine Stunde mit ſtarr aufgeſchloſſenen Augen da, und während der ganzen Zeit dieſes Daliegens bemerkte man keinen Athemzug an ihr.

Am 2. Dezember brach ſie in ein plötzliches Entzücken aus; ſie ſagte: „Ich befinde mich in den himmliſchen Gärten! — unſre Gärten oh! die ſind nichts gegen dieſe, ſie ſind nicht werth, daß man nur von ihnen ſpreche! Oh! wenn ihr doch dieſe Blumen ſehen könntet, dieſe Gerüche riechen würdet? Dies möchtet ihr aber nicht ertragen, es wäre

uch zu *heiter!* denn wenn dieſe Gärten ſchon von hun-
rt Sonnen beleuchtet würden, ſo könnte es nicht heller
on! Wenn ich erſt in die himmliſchen Wohnungen komme! —
h werde es beinahe nicht aushalten können ꝛc.“ Sie er-
chte bald aus dieſem Schlaf und ſchien ſehr vergnügt.

Der 4. Dezember war für Suſette und uns ein ſehr
uriger Tag, denn in ihrem hellſehenden Schlafe wurde
das Sterben und den Tod ihrer beſten Freundin und
ſe inne. Dieſe ihre Freundin war die Tochter einer
hweſter von Suſettens Mutter, eine ſchöne, ſtarke und
unde Perſon. Dieſe wurde den 3. Dezember Abends um
Uhr von Grimmen und Erbrechen befallen und Morgens
9 Uhr war ſie ſchon eine Leiche. *In unſerm Hauſe*
ßte man nichts, bis ſie todt war! Suſette war
ganze Nacht vom 3. auf den 4. Dezember ſehr unruhig,
jammerte immer nur, „es ſey ſo traurig!“ — drückte
aber weiter nicht aus. Sie erwachte Morgens 7 Uhr,
f ein wenig Thee und klagte — ſie habe die ganze
cht ſo ſchwer geträumt — ſie hätte immer mit Todten zu
n gehabt ꝛc. Sie ſchlief bald wieder ein, und betete be-
dig Sterblieder und weinte.

Eine Viertelſtunde vor 9 Uhr Morgens, des 4. De-
bers, kam die Magd aus dem Hauſe der kranken Freun-
von S. und meldete deren Krankheit, und zugleich die
orgniß, ſie möchte ihrem Ende nahe ſein, und deshalb
de die Mutter von S. gebeten, ſogleich zu der Kranken
ommen. Suſette ließ man von dieſem Vorfalle nichts
ſen und da ſie oben im Hauſe lag, ſo konnte ſie alſo
allem nichts hören, was in den untern Zimmern ge-
hen wurde.

Die Mutter von S. ging demzufolge zu ihrer trauern-
Schweſter, deren Tochter einen Augenblick vor ihrer An-
verſchieden war, half ihr Leichengewand anziehn, und
n anderes Zimmer legen; und da die traurende Mutter

nicht zu tröſten war, auch ſonſt genug Leute da waren, kehrte Ss. Mutter wieder heim. Während Frau B. (Suſettens Mutter, wie wir ſie künftig nennen werden) abweſend war, ſoll S. ſehr ungehalten geweſen ſeyn, über deren Abweſenheit, da ſich etwas ſehr wichtiges in der Verwandtſchaft ereignet hätte. Sogleich nach ihrer Heimkehr begab ſich Frau B. zu ihrer kranken Tochter S. und fand dieſelbe ganz aufrecht in ihrem Bette ſitzen, ſie ſchien ganz natürlich wach, und ſprach mit folgenden Worten zu ihrer Mutter. — „Mutter! Du biſt bei einer Leiche geweſen, — jetzt bitte ich Dich, ſage mir, wer in unſerer Verwandtſchaft geſtorben iſt, damit ich nicht ſelbſt ſchauen muß! — Du erleichtern mir viel, wenn Du die Wahrheit ſagſt." Die Mutter wagte nicht den Vorfall ihrer Tochter zu erzählen, ohne vorher den Arzt darüber befragt zu haben, ſie tröſtete daher S. und wollte ihr begreiflich machen, daß man ihr in ihrer Krankheit aus Schonung nicht alles ſagen könne und dü[illegible] S. antwortete: „Wenn Du mir jetzt die Sache nicht erzählſt, ſo werde ich in einer Viertelſtunde Alles wiſſen, aber es verurſacht mir große Mühe, wenn ich meinen Geiſt von mir entfernen muß! — Hernach will ich dann nichts mehr wiſſen." — Sie legte ſich darauf auf die Seite und ſchlief ein; es währte nicht lange — keine fünf Minuten — ſo konnte ſie den ganzen Sterbensvorgang erzählen, Wer und Wie, und um welche Minute. Bei Allem betrübte ſie am meiſten, daß ihre Mutter nicht aufrichtig gegen ſie geweſen ſeye. Sie ſagte dann noch voraus, wann das Leichenbegängniß ſtattfinde! daß die Leiche von den Aerzten ſecirt werde, daß aber nichts dabei gefunden werde (wie auch wirklich der Fall war), denn die Tochter ſey ganz geſund geweſen; der liebe Gott habe es ſo, haben wollen! (dann brauchte ſie folgenden Ausdruck): „Sie iſt halt vom Tod überlaufen worden!"

Von dieſem Tage an befand ſich S. in ihren Schläfen meiſtens in trauriger Stimmung mehrere Tage. War ſie wach, ſo wußte man nicht, woran man mit ihr war, ſie war ſehr ſtill und zeigte immer Mißtrauen; ſo ging es bis zum 8. Oktober, dann wurde ſie wieder heiterer; im wachen Zuſtand war ſie oft ſehr aufgeräumt und fröhlich, und im ſchlafenden hatte ſie oft eine wahre Engelsmiene. Am Abend ſchien ſie in einem verklärten Zuſtande zu ſein, und in dieſem ſprach ſie Folgendes: „O! ich befinde mich im Glanz der Herrlichkeit des Vaters, bei meinen lieben Verſtorbenen!“ Sie nannte dann mit einem durchdringenden Schrei Alle mit Namen; ihre vor etlichen Tagen geſtorbene Baſe nannte S. immer zuerſt. (Sie ſchien uns wirklich ihre Führerin zu ſein!) Es ereigneten ſich in dieſen Tagen noch mehrere ſehr intereſſante Dinge mit S.

Am 10. Oktober Abends um 5 Uhr befahl S., man ſolle ihr ihren Oheim M. auf Punkt 6 Uhr zu ihr beſtellen, ſie hätte ihm eine ſehr wichtige Nachricht mitzutheilen. — Dieſem, ihrem Oheim M., war ein halbes Jahr vorher ein Sohn in der Fremde geſtorben, über deſſen Verluſt die Eltern immer noch untröſtlich waren. —

Oheim M. war ſchon vor 6 Uhr bei S., dieſe hörte ihn aber nicht ins Zimmer treten. Schlag 6 Uhr richtete ſich Suſette mit verſchloſſenen Augen im Bette auf und ſagte zu ihm: „Aha, ſind Sie da? — ich habe Ihnen einen himmliſchen Gruß von Ihrem Jh. aus dem Himmel! — Er läßt Ihnen ſagen, daß Sie doch auf der Stelle aufhören ſollen, um ihn zu trauern, denn um alle Reiche der Welt käme er nicht mehr zu Ihnen herab. Sie ſollen doch ſeinetwegen fröhlich ſein und ihm die himmliſchen Freuden gönnen! — Ich verſichere Sie, ich habe ihn geſehen und er hat mich mit dieſem an Sie beauftragt. Jetzt gehen Sie wieder, ich habe keine Zeit mehr, ich habe noch andere wichige Geſchäfte!“ ꝛc.

Aehnliche Dinge dieſer Art, geſchahen mehrere in den Tagen vom 4. Oktober bis Anfang Januar, aber immer nur in Gegenwart der Familie und einiger der nächſten Verwandten und einer guten Freundin; im Beiſeyn des Arztes offenbarte ſie uns nichts, denn ſie unterhielt ſich mit ihm nur über Arzneien.*)

Auch über Politik eröffnete ſie uns höchſt intereſſante Dinge. — An einem gewiſſen Abende zu Ende Oktober war ſie im Schlaf ſehr heftig und böſe, redete aber nur abgebrochene Worte von großen Ungerechtigkeiten ꝛc., die geſchehen würden, an welche Niemand denke, „und damit Ihr Lieben mir die Mühe erſpart, Euch die ganze Sache zu erzählen, ſo will ich Euch nur etwas Weniges ſagen und in 2 Tagen könnt Ihr alles Uebrige in dem und dem Blatte (öffentlichen) leſen.“

Zu unſer aller größtem Erſtaunen traf Alles pünktlich ein!

In der erſten Woche des Januar 1832 ſagte ſie im ſchlafwachen Zuſtand, ſie ſehe 3 Särge in ungleicher Entfernung von einander. Die zwei nähern Perſonen werden **dieſes Jahr noch** und die dritte aber werde erſt ein Jahr ſpäter, alſo erſt im Jahr 1833, ſterben, und dieſe letzte Perſon betreffe Jemanden, an die man gar nicht denke. Auch ſeyen dieſe drei Leichen aus der Mutter Verwandtſchaft. S. wurde gefragt, ob ſie etwa unter einer dieſer zwei erſtern Leichen gemeint ſeye? S. antwortete: dieſes käme ihr noch nicht zu, zu wiſſen, wir ſollten nur auf dieß merken: — Sie werde vor ihrem Ende noch zwei Blutgüſſe bekommen, und nach dem zweiten werde ſie nur noch wenige Tage leben. — (Man wird ſpäter leſen, daß Alles ſo eintraf.) Am 23. Juni 1832 ſtarb Suſette, und acht Tage ſpäter eine nahe Baſe der Mutter, die ſchon Jahre lang krank lag. Dieß wären alſo die zwei nähern Särge, die S. geſehen hatte.

---

*) Die Urſache davon war ſeine ganz entgegengeſetzte Behandlung, indem er ihr ihre Viſionen nur als Phantaſtereien und Einbildung auszureden ſuchte, — dadurch benahm er ſich ihr Vertrauen!

J. L.

Von dieſer Zeit an ereigneten ſich in unſrer Verwandtſchaft keine Todesfälle mehr. Es ging ſchon in den 11. Monat, als die Verwandten, die ſeiner Zeit den Prophezeihungen S's. zugehört hatten, einander aufmerkſam machten, S. müſſe ſich doch mit der dritten Leiche geirrt haben, denn jetzt ſeyen einmal alle in unſrer Verwandtſchaft ſo munter und geſund, daß etwas ſehr außerordentliches geſchehen müßte, wenn wir Jemand für dieſes Leben verlieren ſollten. Was geſchah aber? — Den 12. Mai 1833 erkrankte ein Neffe der Mutter (Frd. K.), ein geſunder, ſtarker und thätiger Menſch von 22 Jahren (an den wirklich niemand gedacht hätte). Am 13. Mai, morgens 6 Uhr, war er ſchon eine Leiche!! *)

Von weniger wichtigen, aber für unſere Familie nichtsdeſtoweniger ſehr intereſſanten Dingen hatte S. in ihrem magnetiſchen Zuſtand Wiſſenſchaft. Es war im Anfang ihrer Krankheit — als ſie ſchon mehrmals im Schlaf geredet hatte — erhielten wir einen Brief von einem unſrer Söhne, der ſich in Schaffhauſen aufhielt, voll traurigen S. betreffenden Inhalts, ſo daß die Mutter den Brief verbarg, und noch Niemand im Hauſe wußte, daß ein ſolcher von G. da war. — Bald darauf kam Frau B. zu S. und kaum war ſie bei ihr, ſo ſagte S.: „Mutter, gib mir doch dann auch den Brief von Bruder G. zu leſen.“ Die Mutter erſchrack und fragte S., wer ihr denn geſagt, daß ſie einen Brief von G. erhalten hätte? S. lachte und erwiederte: „Niemand hat es mir geſagt, aber ich weiß, daß Dir die Briefmagd unten im Haus einen Brief abgegeben hat, den Du im untern Stübchen laſeſt, und dieſer Brief iſt

---

*) Was ſich beim Sterbensaugenblicke dieſes F. K., eines meiner Freunde, zugetragen, wird man in meinen Nachträgen leſen.
J. L.

wichtigen Inhalts — mich betreffend. — Ich will ihn leſen! — Frau B. verſprach ihr, wann ſie, S., wach ſein werde, denſelben zu geben. Hierauf ſagte S.: „Wann ich wach bin, ſo werde ich den Brief nicht verlangen, weil ich alsdann nichts davon weiß, auch würde mich deſſen Inhalt wachend betrüben, hingegen in meinem gegenwärtigen Zuſtande macht er mir Freude. Es iſt eine Stelle darin, die von meinem Tode lautet!“ — Die Mutter erſtaunte darüber, wie S. dieſes wiſſen könne, und wie S. den Inhalt und überhaupt von dieſem Briefe von G. Wiſſenſchaft erhalten habe. S. lachte wieder und ſagte: „Mutter, ſtudire nur nicht — es hat mir Niemand von G's. Brief etwas geſagt — aber ich weiß den ganzen Inhalt deſſelben, und weiß, daß dieſer Brief unten in der Stube in dem kleinen Commödchen liegt, ich weiß jezt Alles, was Ihr thut, denket und wo Ihr ſeyd.“ —

Auch ereignete ſich in dieſen Tagen oft, daß, wann eins der Geſchwiſter ausgehen mußte und wieder zurückkam, daß ihm von S. Vorwürfe gemacht wurden, es habe an dieſem und jenem Orte zu viel von S's. Krankheit geredet. „Auf dieſe Art nennt man mich bald ein Geſpenſt, Ihr müßt meine Krankheit ſo geheim als immer möglich halten, denn Niemand glaubt an ſolche Dinge, beſonders heutzutage!“

Von dieſer Zeit an bemerkten wir, daß S. nun Alles wiſſe, was auch außer dem Hauſe und in Geſellſchaften von ihr geſprochen wurde. Sie weinte und jammerte oft über die böſen Urtheile, welche das Publikum über ſie fälle, daß wir uns vor Angſt nicht zu helfen wußten.

Ihr Jammern und Weinen dauerte oft über eine Stunde, dann fing ſie die prächtigſten Lieder in ſo ſeltſamen lauten Tönen zu ſingen und zu beten an, daß man ſich aufs Höchſte verwundern mußte, woher ſie die Kräfte dazu nehme. Beim Erwachen aus einem ſolchen Schlaf, war ſie meiſtens ſehr düſter und traurig. — Sie klagte dann, ſie hätte einen ſchweren Traum gehabt, könne aber nichts davon erzählen, es ſey ihr Alles entfallen.

Mehrere Glieder der Familie, auch einige Freunde und Verwandte außer dem Haus, hatten von Suſettens geiſtiger Kraft, — meiſtens bei der Nacht, — öfters aber auch am Tage erfahren. — Oft ſagte S., wenn man ihr Abends eine gute Nacht wünſchte, und ſie dann eben im magnetiſchen Schlaf lag: „Gute Nacht, Ihr Lieben, oder Du Liebe, heute Nacht werde ich Euch, oder Dir einen Beſuch machen! — Erſchrecket aber nicht, denn es iſt nur ich, und ich thue es darum, um Euch im Glauben zu ſtärken.“

Ein ſolcher Beſuch von S. wurde jedesmal ganz deutlich verſpürt und gehalten, theils durch Klöpfeln, oder Knallen im Zimmer, in der Luft, oder durch Zupfen an den Bettdecken, bald rauſchte etwas durch das Zimmer, wie ein papierenes Kleid.

Den älteſten Bruder Ed. hatte ſie einmal ſehr geplagt, weil er von allem dem, was ihm die Andern am Morgen von dem Erfahrenen erzählten, nichts glauben wollte, und ihnen immer als Träume auszureden ſuchte. — Es war noch der vorletzte Abend, da ſie noch die Kraft zu ſpucken beſaß, als S. ſagte: „dieſe Nacht werde ich noch den Wiener (ſo nannte ſie ihn, weil er lange in Wien geweſen) von meiner Geiſterkraft überzeugen, (da er in ſolchen Dingen ſehr ungläubig war); aber ich kann nicht gar fein mit ihm umgehen, weil er in dieſer Hinſicht ſo ungläubig iſt, aber warte er nur, ich will ihn ſchon zum Glauben bringen. **NB.** Dieß thue ich nur aus Liebe zu ihm, denn es koſtet mich große Mühe und Anſtrengungen, und mattet mich ab!“ Der Bruder Ed. wußte von obigem Geſagten nichts, — er ſchlief ſchon — und Alles ging zu Bette. Am Morgen bemerkte die Mutter, daß der älteſte Sohn nicht aufſtehen wolle, ſie ging daher zu ihm, um nachzuſehen; da klagte er über Uebelbefinden, es ſeye ihm nicht möglich, aufzuſtehen, eine ſo ängſtliche und ſchreckhafte Nacht habe er noch nie gehabt. „Nun ſeye er gänzlich überzeugt, daß ſeine Schweſter S. eine außerordentliche Kraft beſitze, denn alles, was er empfunden, ſchreibe er dieſer zu, weil er ſo wenig Glauben gehabt, und ſie ihm deshalb ſo ſtark gemeſſen.

Die folgende Nacht begegnete ihm das nämliche, nur war es ihm jetzt nicht ſo unerwartet; er wurde nicht ſo ängſtlich als in der vorigen Nacht. Nach der zweiten Nacht befahl S. am Morgen früh, man ſolle ihrem Bruder C. den Arzt kommen laſſen, ſie wiſſe, daß er ſich ganz unwohl befinde, ihre Beſuche hätten ihn ſehr ſtark angegriffen, auch wäre er ſtark mit Galle angefüllt, er müſſe einige Tage abführende Mittel nehmen, dann ſey er wieder in Ordnung, und von jetzt an würde ſie weder ihn, noch jemand anders mehr beunruhigen.

Conrad medicinirte wirklich ein paar Tage und bei ſeinem erſten Beſuch, den er S. machte, fragte ſie ihn: „Conrad, haſt Du mich verſtanden, glaubſt Du jetzt?“ Er bejahte dies.

Vom 16. Dezember an begann S. ihrer älteſten Schweſter Eſter folgendes, welches ich mit ihren eigenen Worten geben werde, zu diktiren an.

„Sehr zu bewundern war es, daß als S. ſpäter wahnſinnig wurde, ſie ſagte, alle die nächtlichen Beunruhigungen und Spuckereien, die wir erfahren, ſeyen nicht durch ſie ſelbſt, ſondern durch böſe Geiſter nur in ihrem (S.) Namen verübt werden; und ſtellte man ſich, als wiſſe man nichts von dieſem, ſo beklagte ſie ſich, man ſey nicht aufrichtig gegen ſie.

Den 16. Dezember 1831.

Morgen den 17. werde ich fünfmal im Tag erwacken um halb 8 Uhr, um halb 12 Uhr, um 3 Uhr, um 6 Uhr und Nachts um 10 Uhr.

Am Sonntag Morgens um 8 Uhr will ich Thee, dann erwache ich nicht mehr bis Abends 8 Uhr.

Am Montag habe ich auch keinen guten Tag, ich werde nur drei Stunden im Tag ſchlafen, der Stich erlaubt es mir nicht.

Am Dienſtag habe ich wiederum keinen guten Tag, und der Mittwoch iſt der böſeſte von allen, wenn der vorüber iſt, dann habe ich gewonnen. Dann muß ich die Arznei haben, darin iſt Pfeffermünz, Hirſchhorngeiſt, Hurtig und Geſchwind, Kampher, Hoffmannstropfen und noch etwas, was ich nicht nennen kann, der Herr Doktor wird es im Buche finden; ſie iſt ganz trüb, dick und ſchlammig. Vom Donnerſtag an werde ich ſchlafen, wie die erſten 8 Tage meiner Krankheit, blos ruhiger. Dies ſind dann meine Ausruhungsſchläfe, aber nicht daß man dann glaube, es beſſere ganz, denn in ſpäterer Zeit, in etwa anderhalb Wochen, werden wieder Tage kommen, etwa drei, daß man glauben ſollte, es hätte wieder ganz umgeſchlagen. Aber es beſſert wieder, es iſt ſo abwechſelnd; ich muß mich noch mehrere Wochen im Bette aufhalten. Wann ich wieder 4 der 8 Tage aufgeſtanden ſeyn werde, ſo kömmt der Huſten nd Stich wieder ſtark, aber es beſſert auch wieder. Das iele Eſſen iſt kein gutes Zeichen für mich, denn ſeit zwei Wochen eſſe ich zu viel, wann ich wieder wenig eſſe, iſt es eſſer mit mir. Aber ſtören ſoll mich Herr Doktor nicht in meinem Schlaf, ich erſchrecke fürchterlich; wann ich noch einmal ſo erſchreckt werde, wie heute, ſo verſpreche ich keine Beſſerung mehr und ich werde verſpätet in meinen Schlaf-unden.

Den 17. Nachts 10 Uhr werde ich an einem heftigen Stich erwachen. Von 1 bis 2 Uhr werde ich Enge und Krämpfe haben; um 5 Uhr will ich Thee, um 8 Uhr erwache ich. — Vom Sonntag Morgen 8 Uhr bis Abends Uhr werde ich ſchlafen, etwa einige Augenblicke ausge-ommen um 12 Uhr, aber ich kann dann keine Audienz geben. Ich werde den ganzen Tag in meinem Schlafe nichts hören, wenn man mir ſchon rufen würde; auch ſoll man mir zur gehörigen Zeit eingeben, denn ich werde immer wiſſen, welche Zeit es iſt. Vom Eſſen iſt keine Rede, man ſoll mir nur nichts anbieten, bis ich verlange, denn ich habe den ganzen Tag einen gräßlichen Schlaf.

Am Montag werde ich bis 1 Uhr ſchlafen und dann am Stich erwachen, und dieſe Stiche halten an bis Mittwoch. Je näher der Mittwoch anrückt, je ſchlimmer wird es mit mir, aber von Mittwoch an beſſert es abwechſelnd.

In Zeit von 8 Tagen ſoll mir Herr Doktor Fußbäder anrathen, und wenn ich dann das Zahnweh bekommen ſollte, ſo will ich ihm dann ſchon ein Mittel ſagen; aber vielleicht iſt es nur für mich gut und nicht für andere Leute.

Montag über 8 Tage muß mir der junge Herr Doktor eine Gefälligkeit erweiſen, den Tag vorher muß er zu mir kommen, da werde ich eine Mixtur mit ihm ausrechnen, die ich am Montag haben muß. Ich werde ihm am Sonntag dann ſagen, um welche Zeit er kommen ſolle. Und ſpäter dann habe ich mit dem alten Herrn Doktor über eine Mixtur zu reden.

Sonntag über 8 Tage werde ich den ganzen Tag wach bleiben, aber nicht, daß man glaube, daß es jetzt ſchon ſolche Tage gebe, denn dies wäre noch zu früh. Wenn ich alſo Zahnweh bekommen ſollte, ſo möchte mir der Herr Doktor Blutegel anrathen an die Pilger (Lefzen, Lippen) und die Arznei geben, welche ich dieſen Sommer gehabt, ſie iſt wie Mandelmilch; exzellent für Zahnſchmerzen. Herr Doktor ſolle mir nie mehr anrathen, einen Zahn ausreißen zu laſſen.

Heut Nacht werde ich um 8 Uhr erwachen und dann etwas eſſen; und Morgen um 6 Uhr werde ich an einem heftigen Huſten erwachen, dieſer dauert bis halb 7, dann kann ich wieder ſchlafen bis 8, dann Thee trinken und wach bleiben bis Punkt 9 Uhr.

Der Mittwoch iſt der 39. Tag meiner Krankheit, ungrad. — Der Herr Doktor ſoll nachſehen wegen der Mixtur im Jahrgang 1822, es iſt ein Blatternpflaſter dabei, welches ich in der gleichen Woche gebraucht, er ſoll nur nachſchauen im Buch, ſie müſſen beide auf der gleichen Seite ſtehn. Die Mixtur war ſehr ſtark, ich ſpürte ſie lange im Munde, ich werde ſie gleich erkennen, wenn ich im Schlaf bin, aber nicht wenn ich wache, dann werde ich von Allem nichts mehr wiſſen.

Ich weiß gar nicht, wie es mir geſchieht, alles zu wiſſen, was ich haben muß, — der liebe Gott ſchenkte mir eine beſondere Kraft! — Nachmittag werde ich immer fort prophezeien, wie es weiters mit mir gehe. Die Herrn Doktoren ſollen nur keinen Kummer haben, daß ich den Tag nicht aushalte, und ſie ſollen nur nicht einmal die Mühe nehmen zu mir zu kommen, es nützt nichts.

Jetzt bin ich in einem glückſeligen Zuſtande, den ich nie empfinden werde, wenn ich wach bin, aber glaubet nur, das Intereſſanteſte kömmt nicht an's Tageslicht, denn im Schlaf iſt es mir verboten und wenn ich wach bin, ſo nimmt man mir alles weg. — Freuen würde es mich, Alles zu erzählen, was ich weiß, aber — — es kann nicht ſein, mit dem beſten Willen nicht. Stets muß ich ſagen, wie wunderbar. — Heute habe ich den glücklichſten Tag meiner Krankheit, ich habe einen gottlichen Schlaf, es dauert mich nur, daß ich alles vorbei wieder vergeſſen muß; ſo wie ich erwache, weiß ich von allem nichts mehr — gar nichts mehr! — O! wie bin ich in einem glückſeligen himmliſchen Leben, in der Herrlichkeit des Vaters mit den Engeln. O Gott! Dir kann ich nicht genug danken für die himmliſchen Freuden, welche Du mir jetzt in meiner Krankheit ſchenkeſt, das hätte ich nie geglaubt, daß ich ohne geſtorben zu ſeyn, mich jenſeits verſetzen könnte, und daß mir die himmliſchen Freuden im Leben noch zu Theil würden, um ſagen zu können, wenn ich geſtorben bin, ſehe ich dieſes Alles zum Zweitenmal.

Hier iſt das Lied gut angebracht: Ich bin zur Ewigkeit geboren u. ſ. f."

„Habt nur kein Erbarmen mit mir, wenn es mir nicht gut geht, ich ſpüre von allem nichts, in den böſen krampfhaften Stunden, ich habe vielmehr Mitleiden mit Euch, ihr Lieben, daß Ihr dieß alles nicht ſehet, was ich ſehe. Noch muß ich ſagen, das Wichtigſte und Intereſſanteſte muß in mir verſchloſſen bleiben, ich darf es Euch nicht offenbaren, das iſt alles noch nichts, was ich Euch geſagt, gegen dem, was bei mir verſchloſſen bleibt. Was helfen uns die ſchweren Sorgen u. ſ. f. Jetzt ſind nur noch wenige Minuten bis zum Erwachen, und immer noch waren mir die himmliſchen Freuden vergönnt. O glückſeliger Tag! Jeſus Chriſtus iſt ſeinem Vater bis zum Tode, ja bis zum Tod am Kreuze treu geweſen."

„Jeſus Chriſtus rief mit ſtarker Stimme am Kreuz: Vater! in deine Hände befehle ich meinen Geiſt! und als er dieſes geſagt, hat er den Geiſt aufgegeben. Jeſus Chriſtus nahm zu an Alter und Gnade bei Gott und den Menſchen, — ſeid alſo geſinnt wie Jeſus Chriſtus auch war!" — (Es ſchlug 8 Uhr und ſie erwachte.)

(Nachſtehende Anfangsſtrophen von geiſtlichen Liedern ſind von denjenigen, welche S. ſo oft ſang und betete, nebſt noch vielen Gebeten, welche wir nirgends finden konnten.) J. L.

„Betet an vor Gott ihr Sünder u. ſ. f."
„Wie groß iſt des Allmächtigen Güte u. ſ. f."
„Zum Himmel auf ſteigt mein Gebet."
„Wer machte dieſe ganze Welt u. ſ. w."
„Nach einer Prüfung kurzer Tage u. ſ. w."
„Mein Gott, ich weiß wohl, daß ich ſterbe u. ſ. f."
„Wer Gottes Wege geht, nur der hat großen Frieden."
„An Dich mein Gott zu denken, iſt Pflicht und Troſt für mich."
„Auf Gott und nicht auf meinen Rath u. ſ. f."
„Meinen Jeſum laß ich nicht!"
„Wer nur den lieben Gott läßt walten."
„Du biſt's, dem Ruhm und Ehr gebührt."
„Wir danken alle Gott."
„Dir, Gott, Dir will ich fröhlich ſingen."

„Ich komme vor Dein Angeſicht.“
„Zu Gott, o Seele! ſchwing dich auf.“
„Wenn ich, o Schöpfer! Deine Macht.“
„Jeſus iſt gekommen.“
„Nicht um ein flüchtig Gut der Zeit.“
„Wie ſchnell verfließen meine Tage!“
„Meine Lebenszeit verſtreicht.“
„Betet an vor Gott, ihr Sünder.“
„Von Berg und Thal und Hügeln lacht uns Segen.“
„Mein erſt Gefühl ſey Preis und Dank.“
„Für alle Güte ſey gepreist.“

Um 9 Uhr ſchlief ſie ſchon wieder.

„Die Nacht hindurch bin ich wieder in einem herrlichen Eliſium, es iſt mir wieder ganz gleich, wie den Tag hindurch (über, während) ſo wohl, denn ich bin wieder im Himmelreich, im Paradies, in einem geiſtreichen Leben. Um 8 Uhr Morgens erwache ich, bleibe eine Viertelſtunde wach, ſchlafe wieder bis 10 Uhr, bleibe wieder eine Viertelſtunde wach und ſchlafe wieder bis Abends 4 Uhr. Dann kommt das Seitenſtechen wieder bis Dienſtag.“

Auf die Frage: „Was für Zufälle werden Dir dann am Mittwoch begegnen, die Dir ſchon zum voraus bange machen?“ antwortete ſie: „Ich werde mit fünferlei Zufällen zu kämpfen haben. Erſtlich werden die Krämpfe mich fürchterlich zuſammenziehn und dann wieder auseinander ſtrecken, mir wird zum Erſticken enge werden. Ein paar Stunden werd ich mit aufgeſperrten Augen und Mund da liegen, daß man glauben ſollte, ich wäre todt, denn man wird keinen Athem an mir verſpüren. Dann werd' ich wieder in einem andern Schlaf reden, bald von meiner Krankheit, bald von den Medicinen, die mir Herr Doktor verordnen muß, bald werd' ich vom himmliſchen Glanz in Entzückung gerathen, auch werde ich momentane Anfälle von Raſerei bekommen, wo man Sorge tragen muß, daß ich nicht aus dem Bette falle, und dann wird mich noch ein ſanfter Schlaf anwandeln, in welchem ich mich mit meinem Geiſt bei meinen lieben Verſtorbenen im Himmel befinde.“

(Es traf Alles pünktlich ſo ein.)

Auf die Frage: „Wie willſt Du denn Deine Arzneien einnehmen können, wenn Du mit ſolchen Zufällen zu kämpfen haſt?“ erwiederte ſie:

Die Arzneien will ich pünktlich nehmen, und ich weiß, wenn Ihr mir ſelbige zur Unzeit reicht; wann ich ſie zu früh bekomme oder zu ſpät, ſo gebe ich Euch einen Verweis, denn die Zeit kenne ich von Minute zu Minute. Wann ich einnehmen muß, ſo rüttelt mich nur ein wenig, denn mit Rufen richtet Ihr nichts aus; ich höre nichts an dieſem Tage, ich bin mit meinem Geiſt viel zu weit von Euch entfernt.

Noch etwas — habt keinen Kummer für mich, wenn ich die fürchterlichſten Zerrbilder mache, und den Athem zum Erſticken verliere, denn ich ſpüre von Allem nicht das Geringſte, im Gegentheil es iſt mir himmliſch wohl. —

Es war Alles wirklich ſo.

Vom 18. Dezember bis zum 6. Januar hat ſie nicht mehr ſo viel im Schlaf geredet, aufs Wenigſte nicht viel Intereſſantes. Sie war oft wach und ſchlief ruhiger, aber am 6. Januar ſtellten ſich wieder Krämpfe ein und Enge, und der redende Schlaf war ſehr lebhaft.

„Heute“ — ſagte ſie — „iſt's der letzte Tag, daß ſich der Geiſt von mir entfernt; mit den überirdiſchen Dingen habe ich ſchon mehrere Tage nichts mehr zu thun, es iſt mir nichts mehr möglich, als noch ein wenig zu ſpucken und zu klopfen,*) und dieſen Abend werde ich noch dazu anwenden, meine Mutter im Glauben zu ſtärken, daß es Geiſter gebe, die einen noch im Leben beunruhigen können. Ich will ſie nicht zu fürchten machen, denn ſie hat es nicht um mich verdient. — Auch der Liſette Bleuler**) will ich heute Nacht einen Poſſen ſpielen. — Ich will alſo die Mutter aus dem härteſten Schlaf wecken und will ihr klopfen (pochen), bis ſie mich verſtanden hat.“

---

*) Pochen. J. L.

**) Eine ihrer beſten Freundinnen, welche ihr oft wachte. J. L.

Die Mutter ging alſo um 10 Uhr zu Bette, ohne eigentlich nur an das von S. Geſagte zu denken.

Um Punkt 11 Uhr erwachte ſie an einem ſtarken Klo-pfen, ſie dachte an das von S. Vorhergeſagte und horchte, was es noch weiters geben werde: darauf wurde von Minute zu Minute 1 Mal hintereinander an der Thüre geklopft, ſie rief Liſette Bleuler, die heute Nacht im gleichen Zimmer war, und auch dieſe hatte es gehört, und ſo kam's noch mehrmals, das Klopfen; ſehr ſtark, 5 bis 6 Mal hintereinander; dann wurde es wieder ſtill und ſie ſchliefen wieder ein.

Um 12 Uhr hörte die Mutter wieder klopfen, aber außerhalb dem Zimmer, und ſo 5 Minuten nacheinander. Darauf fing Liſette Bleuler zu weinen an, und ſo heftig, daß ſich die Mutter genöthigt ſah, dieſelbe zu wecken, welches aber beinahe nicht möglich war. Beim Erwachen ſagte dieſelbe: „In meinem Leben bin ich noch nie ſo in meinem Schlafe erſchreckt worden — es hat mich Jemand am Arm gefaßt und mich auf den Boden reißen wollen — es war mir wunderbar.“ — Unterdeſſen lag Suſette mäuſeſtill *) n ihrem Bette. — Das Klopfen geſchah früher ſchon öfters; auch in den andern Zimmern bei den Geſchwiſtern. „Wir pürten ein Antaſten und wunderbares Toſen in der Luſt, und heftiges Klopfen an der Thüre und im Bette, und dann wieder wie ein Räuſpern von Papier, und wieder ollte es, als werfe man mit Kugeln herum. Wieder ein beſonderes Gefühl von Preſſung, welches den Schlafenden weckte u. ſ. f., und jedesmal befragte ſie Dasjenige, welchem ie ſich ſpürbar gemacht. „Haſt Du dieß oder jenes gehört

---

*) Ein Provinzialausdruck bei uns.

J. L.

und empfunden.“ In der Nacht und oftmals am Tage. Auch machte ſie uns aufmerkſam, z. B. „zu der oder dieſer Stunde, mache ich Dir einen nächtlichen Beſuch, erſchrecke aber nicht, denn nur ich bin es.

Am 9. Januar fing Suſette wieder im Schlafe zu ſprechen an.

„Ich kann nicht genug ſagen, wie's in den Geſellſchaften und Kaffeehäuſern über mich kritiſirt und geſpöttelt wird; ich weiß es ganz gewiß! beſonders bei den Vornehmen unſrer Stadt.*)

Ich weiß, daß fremde Doktoren zu mir kommen wollen, um einen Verſuch mit mir zu machen, aber wenn ſie kommen, ſo werde ich ſie unhöflich fortſchicken; denn es iſt nicht die Urſache und Abſicht, mir zu helfen und helfen zu können, ſondern nur zu wundern, ſpötteln und probiren, dieß wäre eine Freude für ſie. Aber nein! dieß laſſe ich nicht geſchehen, wenn mir meine Herren Doktoren nicht helfen können, woran ich nicht zweifle, ſo ſollte mir dennoch kein fremder Arzt kommen in mein Zimmer. Sie werden aber dann erſt ſagen, ich ſei ein Phantaſt, daß ich nichts mit mir vornehmen ließe, aber dieß iſt dann gleichviel.

Ich ſag' es noch einmal; der liebe Gott iſt mein Zeuge, daß ich kein Phantaſt bin, und wiederhole noch einmal, daß meine Herren Doktoren keine fremden mitbringen ſollen, um mich zu erforſchen, ich bin kein Probirſtein, gehen ſie in den Spital, dort iſt der Ort zum Probiren; nein! — ſo Etwas möchte ich nicht erleben, der liebe Gott würde mir gewiß die Gnade ſchenken, daß ich erwachen, die meinen, ſammt den fremden Aerzten müßten zur Thüre hinaus, und ſich ſchämen, ich hoffe aber, der liebe Vater und Mutter, Brüder und Schweſtern ließen dieß nicht geſchehen. Meine Krankheit wird ſchon noch erläutert werden, es muß halt jezt ſo ſein und nicht anders.“ Es ſchadet nichts, wenn

---

*) Zurich.

n hie und da ein Pülverlein ausgegeben wird, beſonders
die Religionsſpötter. *)

Heute, 10. Januar, war Suſette wieder ſehr unruhig,
te aber meiſtens ganz leiſe bis gegen Abend, da fing
aut zu reden an und fragte, ob Jemand fremdes hier
man verneinte dieß und ſagte ihr, daß man ſich allein
ihr befinde, darauf ſagte S.: „Habt Ihr heute nicht
erkt, daß der Herr Doktor geiſtlich werden will, er wollte
es aus mir herausklügeln, ich horchte ihm aber nur zu,
er vernahm nichts von mir. Ich hätte ihm bald in's
cht gelacht, er glaubt mir nicht, daß ich in ihn hinein
nen könne, und daß ich wiſſe, was er denkt, ſonſt würde
icht ſolche Fragen an mich thun. Er kennt halt meine
nkheit nicht, er glaubte von Anfang an, ich ſey ein
ntaſt, und hätte mich doch kennen ſollen, denn er war
on Geburt an mein Arzt; es war niemals meine Ge-
nheit, mich krank zu ſtellen, aber wenn ich krank war,
ng ich die Einfalt, mich geſund zu ſtellen.

Es iſt eben traurig, daß die Herren Doktoren ſich keine
he geben, Krankheiten ſolcher Art, wie die meinige, zu
iren, denn nur wegen Heilung von Leibesbeſchwerden
t ſich's nicht der Mühe, einem Herr Doktor zu ſagen;
aber die Geiſteskrankheiten die ſollten ſie ausſtudiren,
dazu müßten ſie halt eben mehr geiſtlich als weltlich ſein.

Es iſt traurig, daß die Herren Doktoren ſo wenig
uben haben, ſie können nicht begreifen, daß bei einer
nkheit, wie die meinige iſt, der Geiſt ſich vom Leibe
nen könne, und ſich bei ſeinen Verwandten, Bekannten
auch bei fremden Leuten ſpürbar machen könne. Wären
ie Herren Doktoren mehr geiſtlich als weltlich geweſen,

Sie meinte damit ihre Aufklärungen, welche ſie über einige Perſonen, unter dieſen ſich auch ihr Arzt befand, gab, hinſichtlich ihres Unglaubens und unedeln Charakters. — Welches ihr ſehr übel aufgenommen wurde, wie natürlich.

und hätten mehr Glauben gehabt, ſie hätten ſehr viel von mir vernommen.“

Die Mutter anerbot hierauf S., ſich einen andern Arzt zu wählen, wenn ſie einem andern mehr Zutrauen ſchenken zu können glaube. — S. antwortete hierauf: „Nein, Mutter! ich habe alle Herren Aerzte in Z. durchgegangen und nur einen einzigen gefunden, der ein wenig Kenntniß von meiner Krankheit und Glauben hätte. Ich will alſo durchaus keinen andern Arzt, denn ich wäre im Schlaf mit keinem zufrieden, und wach iſt mir keiner ſo lieb, wie Herr Doktor L. Wenn ich alſo beim Erwachen einen fremden Arzt an meinem Bette erblicken würde, ſo würdet ihr ſehen, was ich alsdann für einen Lärm machen würde, denn ich wüßte ja nicht, was vorgefallen wäre, weil mir beim Erwachen wieder Alles genommen iſt.“

Abends 5 Uhr ſagte S.: „Jetzt habe ich wieder einen neuen Schlaf, den ich noch nie gehabt habe, er währet aber nur zwei Stunden. Ihr könnt mich jetzt fragen, was Ihr wollt, ich kann Euch Eure Schickſale prophezeihen, Mittel über Krankheiten ſagen u. ſ. f.

Ich habe drei Schläfe verſchiedener Art gehabt in meiner Krankheit: im einen hörte ich gar nichts, was um mich vorging. Im zweiten jedes Geringſte in und außer dem Hauſe, und der dritte iſt jetzt dieſer neue Schlaf. Ich kann wieder geſund werden, daß Ihr Euch wundert, aber es dauert nicht lange. Das Blutſpeien bedeutet nichts böſes, bis Blutgüſſe kommen, ich kann aber nur zwei ertragen, dann hats gefehlt mit der Geſundheit, ungeſäumt muß ich daran ſterben.

Dieß Jahr aber glaube ich frei zu ſein von Blutgüſſen. Wenn ich keine Blutgüſſe mehr bekomme, ſo ſchätze ich mein Leben noch auf zwei Jahre, länger nicht. Und kommen die Blutgüſſe, ſo iſt keine Hoffnung mehr.

Wenn ich aufkommen ſollte, ſo müßte ich im Frühling

e Molkenkur gebrauchen, die iſt excellent für mich, und
bher die Kuhmilch.

Den 10. Januar.

„Der Herr Doktor fragte mich, ob die Verſtorbenen
h noch mit dem Jrdiſchen verbunden ſeyen. Meine
twort iſt: ja; — aber es wäre den himmliſchen Weſen
l zu wenig, ſich um's Jrdiſche zu bekümmern; denn die
it iſt ihnen viel zu kurz, und iſt ihnen viel zu wohl, als
ß ſie daran dächten. Ein Jahr iſt ihnen im Himmel, wie
s eine halbe Stunde. Es ſind drei Wege zur Ewig-
t, zwei in den Himmel und einer zur Hölle. Wenn ein
enſch fromm ſtirbt, ſo wird ſein Geiſt alſobald eine
unde nach dem Tode ſich empor ſchwingen von der Erde,
d ehe er in den Himmel aufgenommen wird, muß er
chenſchaft ablegen, welches aber nicht lange währt. —
enn auch der frömmſte Menſch iſt nicht ohne Sünde und
hler. —

Diejenigen Menſchen, welche nicht gut gelebt haben
f der Welt, aber doch noch einen Gott und Heiland
ubten, werden an einen Ort hin verſetzt, man heißt ihn
ndes. Dieſe müſſen zur Strafe wieder ein neues Leben
fangen, um erläutert zu werden, dann erſt kommen ſie in
n Himmel. Die Ruchloſen, Verſtockten und Gotteslästerer
mmen in die ewige Hölle und müſſen darin bleiben.

Es ſind viele Menſchen, die glauben, es ſey keine
ölle, aber — ſo gewiß ein Himmel iſt, ſo gewiß iſt eine
ölle. — Nachdem der Menſch gelebt hat, kann er ſich nach
nem Tode von der Erde trennen; die Gottloſen hingegen,
üſſen noch umherirren.

Man kann zu fromm ſein, dieß gefällt dem lieben Gott
ch nicht. Sechs Tage ſollſt du arbeiten u. ſ. f.

Jch war alſo in meiner Krankheit im Stande, meinen
eiſt zu verſetzen, wohin ich wollte. Auch hat der Geiſt
nen Machtſpruch, dieß oder jenes geſchehen zu laſſen; dieß
er jenes ſoll ertönen, zerbrechen, erſcheinen u. ſ. f., wie

ja erfolgt iſt: aber nur denen, welche glaubten, um ſie darin zu beſtärken. Und diejenigen, welche nicht glaubten, ſahen und hörten nichts, denn es iſt alsdann gut glauben, wenn man ſieht und hört. Man muß vorher glauben.

„Meine Krankheit verwandelte ſich in ſieben Schläfe, in dieſen ſtieg ich immer höher und höher, bis in den Himmel, dann nahm es wieder ab, das heißt der Geiſt näherte ſich wieder allmälig der Erde. Als derſelbe wieder ganz hier war, beſchäftigte ſich alſo mein Geiſt mit den Menſchen, ſie von Grund aus kennen zu lernen, ihre Charaktere, ihren Lebenswandel und ihre zukünftigen Schickſale zu wiſſen und zu ſtudiren. Auch hörte ich alle Worte und Thaten mit an, das heißt nur bei nahen und entfernten Bekannten und Verwandten, mit den ganz fremden nicht, weil meine Zeit zu kurz eingetheilt iſt, ſonſt wäre mir dies auch vergönnt, wenn meine Krankheit länger angehalten hätte.“

„Meine Herrn Doktoren haben immer noch Zweifel, darum kann ich nicht offen mit ihnen reden, wie ſie's wünſchten!“

„Nachmittag kam der alte Herr Doktor, aber ich hatte keine Zeit mit ihm zu reden, ſpäter hätte es eher ſein können, denn der heutige Tag iſt ermüdend für mich, es muß alles geſagt ſeyn, was ich ſtudirte. Von heute an werd' ich nichts mehr ſagen, es iſt das Ende.“

„Acht Tage muß ich noch ausruhen, und werde ganz natürlich ſchlafen; dies ſind dann meine Ausruhungsſchläfe. Dann darf ich das Aufſtehen wieder verſuchen, aber nur zwei Stunden im Tag, und ſo geht es dann nach und nach beſſer.“

„Die Pülverlein muß ich noch einzunehmen fortfahren, ſie ſind ſehr gut für's Blutſpeien, und die andern Pülverlein, welche ich zuerſt hatte, muß ich dann nehmen, wenn ich einen Blutguß bekomme, welches aber jetzt der Fall nicht bald ſeyn wird.“

„Meinen Herren Doktoren kann ich nicht für die große

Mühe, die ſie mit mir hatten, danken; — unbeſchreiblich viel Mühe hatten ſie mit mir.“

„Jetzt will ich den letzten Abend noch zu wichtigen Verhandlungen mich meinen lieben Eltern und Geſchwiſtern widmen. Ich werde Eins nach dem Andern zu mir rufen laſſen, — jedes allein — ihnen Rath ertheilen und Aufſchluß über gewiſſe Gegenſtände geben, ihnen Muth einflößen zu ihrem Fortkommen, — und zuſprechen, denn die Zeiten ſind ſchwer und werden noch ſchwerer werden, es hat die höchſte Stufe noch nicht erreicht. Ihr werdet noch die Erfahrung machen.“

Bis hieher haben wir S. ſelbſt ſprechen laſſen, welches alles Wort für Wort von ihrer Schweſter E. ſogleich niedergeſchrieben wurde. Folgendes wurde nach ihrem Tode von ihrer Schweſter niedergeſchrieben und ich gebe es demnach, nur mit einigen Wortverbeſſerungen, ſonſt ganz genau, hier an. Man ſey verſichert, daß keine erdichtete Rede im *Ganzen* vorkömmt, ſondern daß im Gegentheil noch ſehr vieles, welches man *nicht ganz genau* mehr wußte, ausgelaſſen wurde, damit ja kein Irrthum oder Selbſtgemachtes ſich in dieſe wenigen Blätter ſchleiche.

J. Leemann.

Suſette hielt wirklich Wort, ſie unterredete ſich noch denſelben Abend mit ihren Eltern und Geſchwiſtern, und zwar mit jedem beſonders und allein, über ganz beſondere und wichtige Dinge, und für Jedes hatte S. Rath und Troſt und jedem ſagte S.:

„Behalte das Geſagte bei Dir und bewahre es als ein Geheimniß.“

Der Mutter allein vertraute ſie auch die Geheimniſſe der Uebrigen, ausgenommen dasjenige ihres älteſten Sohnes Conrad. Unter den herzlichſten Tröſtungen und Aufmunterungen nahm S. ihre Mutter noch in's Gelübde, Geduld mit ihr zu haben, denn es ſtehe ihr (S.) noch eine fürchterliche Krankheit bevor, in welcher es niemand als ihre Mutter um ſie aushalten könne und werde. Sie bat ſelbige dann noch mit Küſſen und Händedrücken, ſie doch nicht in den Spital zu vertragen, worauf die Mutter dann S. befragte, ob ſie ihr denn genug Kräfte zuſchreibe, um bei ihr auszuharren, und ob S. nicht wiſſe, wie lange dieſe Krankheit dauern werde? S. antwortete: „Mutter, Du haſt genug Kräfte und Geduld, Du wirſt mich zu bemeiſtern wiſſen, und ich werde Dir allein folgen (gehorchen). Auch geht die Krankheit nicht in Jahre hinein, denn meine Krankheit dauert von Anfang an kein Jahr.“

Nachdem S. dann mit ihren Unterredungen mit Eltern und Geſchwiſtern fertig war, erwachte ſie und klagte über ungewohnte Mattigkeit, ſie brauchte den Ausdruck:

„So habe ich nichts empfunden! -- ich ſpüre (fühle) alle meine Nerven in meinem Körper, ſie ſind mir angeſpannt wie Saiten!“

S. aß geſchwind etwas, welches ſie ſich ſelbſt zum Nachteſſen verordnet hatte und ſchlief wieder ein. Dieſer Schlaf ſchien ein natürlicher und kein magnetiſcher zu ſein, denn man hörte ſie jeden Athemzug holen und ihre Augen waren ganz ruhig. So ſchlief ſie bis am Morgen des 11. Januars, wo ſie alsdann beim Erwachen ganz erquickt und neu belebt zu ſeyn ſchien, nur war ſie mißtrauiſch gegen Alle; ſie klagte, daß man nicht aufrichtig gegen ſie ſey, und verlangte von uns zu wiſſen, was ſie denn eigentlich für eine Krankheit habe und ob ſie nicht im Schlaf geredet, — und was ſie geredet? Kurz ſie zeigte eine ganz neue Stimmung, die uns ſchon zum Voraus bange machte, und wenn wir ſie zu beruhigen ſuchten, ſo lächelte ſie mißtrauiſch. So ging es ungefähr acht Tage, mit jedem wurde ſie ein wenig beſſer. Alle Tage war ſie zwei bis drei Stunden außer dem Bette, ja am 8. Tage kam ſie ſogar wieder in das Wohnzimmer, freute ſich ihrer Beſſerung, ſtrickte und ſpielte ein wenig Clavier, auf welchem ſie freilich nur einige Stücke, jedoch gehörig und richtig ſpielte. Am folgenden

Morgen hatte S. wieder eine neue Stimmung, ſie kam zwar wieder in die Wohnſtube, aber ſie weinte und jammerte nur und beantwortete keine Frage. Man beredete ſie alsdann zu Bette zu gehn, — ſie ſchlief dann ein und wir bemerkten dann, daß ſie im magnetiſchen Schlafe lag, und daß ſie auch in dieſem ſich mit traurigen und niederſchlagenden Dingen beſchäftige, aber ſie ſprach nicht, ſondern weinte und ächzte nur mehrere Stunden. Dann ſetzte ſie ſich aufrecht und jammerte laut, ſie hätte einen fürchterlichen Traum gehabt.

„Nun iſt es aus mit mir, ich werde nicht mehr geſund, und ich werde vor meinem Ende noch verrückt, thut mich nur in den Spital, ihr könnt es nicht aushalten mit mir!“

Auf dieſe Reden hin verdoppelten wir unſere Aufſicht gegen S., auch wurde dies von Stunde zu Stunde nothwendiger, denn ſie gerieth noch die nämliche Nacht in die fürchterlichſten Konvulſionen, ſie war in beſtändiger Todesangſt! Beim geringſten Geräuſch glaubte ſie, man hole ſie auf die Richtſtätte und werde getödtet.

So verſtrichen etwa vier Wochen, während welcher beſtändig Vater und Brüder abwechſelnd bei ihr ſitzen mußten, um ihr die Hände feſtzuhalten, damit ſie ſich keinen Schaden zufügen konnte. Auch war in dieſer ganzen Zeit S. immer ſchlaflos und beantwortete beinahe keine Frage; man ſah, daß ſie bald in dieſe, bald in jene Ecke ihres Zimmers furchtſam hinblickte, und wenn man ſie befragte, was ſie denn in dieſen Ecken ſehe, ſagte ſie: (die Fragen blieben aber zwei Wochen lang unbeantwortet) „Seht Ihr denn dieſe teufliſchen Geiſter nicht in meinem Zimmer! — ganze Legionen ſehe ich! dieſe haben mich verrückt gemacht, — ſie machen mir Vorwürfe, ich hätte Euch zu viel aus den himmliſchen Regionen erzählt. Ich habe Euch geſagt, ich hätte den Heiland geſehn, und dies hab' ich Euch niemals geſagt, auch habe ich Euch mit Spuckereien zu fürchten gemacht ꝛc. ꝛc., und doch habe ich Euch nichts geſagt, als was mir befohlen war!“

So wurden die Reden Suſettens mit immerwährenden Todesängſten verbunden, mehrere Tage. Nach dieſen vier traurigen und unvergeßlichen Wochen fing S. eine ſanftere Stimmung anzunehmen an, — ſie war nicht mehr um ihre Perſon ſo bekümmert, hingegen glaubte ſie immer, es begegne den Eltern oder Geſchwiſtern ein Unfall, oder die Mutter ſey todt, und zeigte man ſich ihr dann, ſo war ſie zärtlich und gut.

So ging es wieder ungefähr vier Wochen, da verlangte S. aufzuſtehn und ſchien mit jedem Tag beſſer und geſunder zu werden. Sie befand ſich die meiſte Zeit außer dem Bette. Wir bemerkten aber bald, daß ſie wieder Seitenſtechen und ſehr ſtarkes Herzklopfen hatte, und deßwegen ſuchten wir ſie früher als die letztverfloſſenen Tage ins Bett zu bringen.

Der Herr Doktor machte uns Hoffnung, wir könnten uns, da ſich die Krankheit wieder in den Körper zurückziehe, auf Beſſerung freuen. Aber S. wollte durchaus keine Arzneien mehr nehmen und bekam noch in der gleichen Nacht einen heftigen Blutguß, und während Suſette denſelben ausſpie, war ſie bei ganz gutem Verſtande, jammerte aber, es ſey nicht gut für ſie, daß die Blutgüſſe ſchon kämen. Sie erholte ſich aber körperlich in wenig Tagen wieder, und ſchien ſo ziemlich ordentlich bei Kräften zu ſeyn. Sie wurde dann von Tag zu Tag ſimpler, ſo daß man ſie keinen Augenblick allein laſſen durfte; ſo blieb ſie bis zum Anfang April, dann zeigte ſich wieder eine ganz andere Stimmung. Wir wußten nicht, wie wir dieſe benennen ſollten, ob Wahnſinn oder Narrheit, alle böſen Leidenſchaften ſchienen auf einmal ſich ihres Herzens bemächtigt zu haben. Sie war voll Argwohn und Mißtrauen, voller Geiz, Neid und Zankſucht, obſchon ſie nur wenig reden konnte, ſo wußte ſie die beſtgemeinten Worte böſe und übel zu deuten. Hätte ſie ihren Vater und Geſchwiſter für die ſcheußlichſten Thiere angeſehen, ſie hätte ſich keiner härtern bedienen können. Sie gebrauchte oft folgende Ausdrücke — „Ihr garſtigen Thiere und Teufel!“

In dieſem Zuſtande bemerkten wir von Tag zu Tag körperliches Abnehmen. Mit Ende April konnte ſie das Bett nicht mehr verlaſſen, ſie hatte ſtärkern Huſten, ein allzuſchnelles Athemholen, zehn Tage lang anhaltende Verſtopfungen, ſchon vom Januar an zeigten ſich ihre Perioden nicht mehr, ſie hatte keinen Appetit, aber immer Durſt. Was uns aber beſonders wunderbar ſchien, war, — daß die Mutter, die neben ihr ſchlief, bei Nacht ziemlich vernünftig mit ihr ſprechen konnte. Auch kam ſie in dieſer traurigen bedenklichen Stimmung auf einige Minuten zu völliger Beſinnung. Es war einige Tage nach Pfingſten, als ſie einmal ſagte:

„Mutter, gerade jetzt habe ich meine völlige Beſinnung, ich erinnere mich an alles aus meiner Krankheit; dies hat mich verrückt gemacht, daß die Leute ſo lieblos über mich urtheilen, daß ſie mich einen verliebten Phantaſt nannten; aber jetzt werden ſie mich nicht mehr lange verläumden können, denn ich ſterbe jetzt bald.“ Mit dieſen Worten war auch die vorige Stimmung wieder da und immer mehr Abnahme der Kräfte, ſie bekam Uebelkeiten, Blutdurchfälle und am 17. Juni ſtellte ſich der letzte früher prophezeite Blutguß ein. Wir waren in fürchterlicher Angſt, die liebe Tochter und Schweſter müſſe an dieſer Blutausleerung erſticken, denn das Blut war ſo dick, daß ſie ſelbiges beinah nicht von ſich bringen konnte, und war ganz entkräftet und dem Tode nahe, den 19. Juni fing ſie wieder zu ſingen an, und kündete uns mit gebrochener Stimme und ſehr gut gemeint (wie ſie's in ihren magnetiſchen Schläfen that) ihr nahes Ende an. So wechſelte es den Tag hindurch ab; wenn ſie nicht beobachtet zu werden glaubte, ſo ſang ſie. — Mitunter war ſie dann auch wieder böſe.

In den letzten drei Wochen hatte die Mutter auch keinen Vorzug mehr vor den Andern, ſie wurde wie die übrigen der Familie betitelt.

Den 20. Juni ſchien S. beinahe niemand mehr zu beachten, obſchon ſie immer wach war, ſo ſchien uns als wenn ſie mit Jemanden ſpräche, es kam uns vor als ſpräche ſie mit Geiſtern. Sie ſchien ſehr vergnügt in ihrer Unterhaltung, und ſo ging's die ganze Nacht durch, bald ſang ſie, aber immer von ihrem nahen Tode. So ging's bis Freitag den 21. Nachts 9 Uhr, da fiel plötzlich eine Veränderung bei ihr vor, ſie bekam Krämpfe, von der Art, wie wir während der ganzen Zeit ihrer ſonambüliſchen Krankheit keine ſahen, ſie verzog ihre Geſichtszüge auf eine ganz unerkenntliche Weiſe — den Mund hatte ſie ganz auf der Seite und verführte dabei ein ganz unmenſchliches Geſchrei. Doch ſchien ſie uns zu kennen, denn wenn man ſich ihr näherte und ſie fragte, mit was man ihr helfen könnte, ſo winkte ſie mit der Hand, daß man ſich entfernen möchte. — Den Arzt ließen wir nicht kommen, weil S., während der ganzen Zeit ihrer verrückten Krankheit, fürchterlich böſe auf ihn war. — So ging's die ganze Nacht hindurch bis Morgens 4 Uhr, da ward S. plötzlich ſtille, ihre Geſichtszüge waren wieder in Ordnung; ſie erkannte den älteſten Bruder und winkte ihm und ſagte: „Konrad, Du kannſt mir meine Schmerzen erleichtern, wenn Du mir warme Tücher auf meinen Unterleib machſt, — ſiehe dort im Kaſten (Schranke) liegen viele, ſpare ſie nicht, ich brauche Morgen keine mehr." Man war augenblicklich mit warmen Tüchern bereit, und wir alle waren voll freudigen Erſtaunens, ſeit 22 Wochen wieder einmal ein ſanftes vernünftiges Wort von S. zu hören. Konrad fragte S., ob ſie ihm denn nicht ſagen könne, wo's ihr denn eigentlich fehle? — denn er glaubte ſie befinde ſich wieder in demjenigen Zuſtande, in welchem ſie in ſich hineinſchauen könnte, — welches auch wirklich ſo war. Sie ſagte hierauf:

„Ich habe den Hundskrampf, der meinen Leiden jetzt bald ein Ende machen wird, aber heute noch nicht.“

Sie verlangte Hoffmannstropfen nebſt warmen Tüchern, nach deren Gebrauch ſie ſich von Zeit zu Zeit beſſer befand. Aber immer noch durfte ſich ihr niemand als Konrad nähern, gegen Mittag fing ſie Jeden zu rufen an, ſie wollte wiſſen, warum ſich ihr niemand nähere, man erwiederte ihr hierauf, daß man bemerkt, daß ihr dies nicht angenehm ſey. Sie ſchien von ihrer böſen Krankheit nichts zu wiſſen, — ſie wär ſeelengut und begehrte zu wiſſen, was denn mit ihr vergegangen ſey, daß ihr Leib ſo abgezehrt wäre ꝛc.

Nachmittags verordnete ſie ſich wieder eine Arznei von Kampher und Hirſchhorngeiſt, aber eine recht ſtarke, damit ihr dieſelbe noch Kraft verſchaffe. das was ſie mit ihren Eltern und Geſchwiſtern zu ſprechen hätte, ſagen zu können, denn am Sonntag morgen werde ſie verreiſen. Sie verlangte noch den Herrn Doktor zu ſehn, und war herzlich freundlich mit ihm. Am Nachmittag wechſelte ſie bald mit Liebesbezeugungen gegen uns, bald mit Singen und Beten ab. Sie ſchien uns in einem ganz verklärten Zuſtande zu ſeyn. Sie heiterte uns auf, wir ſollten doch keine ſo traurigen Mienen machen, und bald ſchien ſie mit Engeln zu reden. Sie verlangte dann noch in die Stube getragen zu werden, man mußte ſie aber wieder ohnmächtig in's Bett legen. Gegen den ſpätern Abend ſagte S. mit gebrochener ſterbender Stimme:

„Ihr Lieben! Heute Nacht habt Ihr noch viel auszuſtehen mit mir, aber ich bitte Euch, nehmt es nicht allzuſehr zu Herzen, und wenn ich brülle wie ein Löwe, ſo erſchrecket nicht, denn ich empfinde das nicht, was Euch ſcheint, darum ſeyd nur ruhiger als die vorige Nacht! Noch müßt Ihr mir eine Gefälligkeit erweiſen, Ihr müßt mir heute noch das Leichengewand anziehn, damit nach meinem Tod, niemand meinen abgezehrten Leib zu ſehn bekömmt ꝛc., auch müßt Ihr mich noch mit Kirſchwaſſer waſchen.“ Dies mußte durch die Mutter und eine ihrer Schweſtern, einer Tante von S., geſchehen. Noch etwas ſagte S., welches uns intereſſant vorkam.

„Wenn ich heute Nacht noch ſo ſchwach werde, ſo erwartet meinen Tod nicht, bis in meinem Zimmer etwas knallt oder zerbricht, aber auch dann kann es noch einige Stunden währen.“

Die letzte Nacht, die S. lebte, verbrachten wir angſtvoll und traurig, die arme S. hatte noch fürchterliche Krämpfe zu beſtehn, ſie hatte wieder Krämpfe wie die vorige Nacht, und Anfälle von Verzweiflung!! Bald mußte man ſie in ihrer Bettdecke in die Stube auf ein Bett tragen, und dann wieder in das ihrige, während deſſen jammerte und ſchrie ſie.

Um 3 Uhr zerſprang ihre Arzneiflaſche mit einem uns allen hörbaren Knall! — Um 4 Uhr kam ſie wieder zum Bewußtſeyn und ſagte:

„Jetzt werde ich Euch keine Mühe mehr machen, denn ich habe ausgekämpft und bin durchgedrungen!“

Am Sonntag Morgen um 6 Uhr nahm ſie von der Mutter Abſchied, dankte ihr für ihr geduldiges Ausharren, verſprach ihr, ihr in ihrer Todesſtunde beizuſtehn und hinüber zu helfen. „Euch, Ihr Lieben alle!“ ſagte ſie, „werd' ich hinüber holen!“ Sie ordnete dann noch ihr Leichenbegängniß, betete mit ſehr ſchwacher Stimme das Lied: „Ich bin zur Ewigkeit beſtimmt u. ſ. f. Heute um 2 Uhr werd' ich alſo verreiſen.“ Die Mutter ſagte: „Ich zweifle, daß Du noch ſo lange bei uns bleibſt?“ Suſette lächelte und ſagte: „Ich habe eine eigene Rechnung, die Ihr nicht verſteht! Dieſen Morgen noch werde ich verreiſen. — Bleibet jetzt bei mir, aber etwas entfernt, ich mag Eure Nähe nicht ertragen.“ Darauf fing ſie zu ſchlummern an, ſprach aber doch mitunter einige Worte mit uns. Eine halbe Stunde vor 8 Uhr verlangte ſie noch ein Gläschen guten Wein und leerte es bis auf den Boden. Dann ſagte ſie:

„Räumet jetzt alles ſauber auf, damit, wenn die Leute

zu condoliren kommen, alles in Ordnung iſt.“ Bis
räumt war, ſchlug es 8 Uhr, alſo am 23. Juni 1832,
ahm ſie ein kleines wollenes Tuch, womit man ihr ihre
ſeit zwei Tagen eiskalten Hände bedeckte, faltete ſel-
zuſammen, da ſie's jetzt nicht mehr brauche und bat
Rutter, daſſelbe in ihren Kaſten zu legen. Sie ſagte
noch:

„Ich bitte Dich Mutter gehe;“ die Mutter ging und
lusbleiben währte keine Minute, und als ſie wieder
war Suſette — eine Leiche!

Wer ein liebes Kind oder ein Geſchwiſter oder ſonſt
id liebes Bekanntes an einer ſolchen Krankheit hat lei-
und ſterben ſehen, der hat ſo viel Erfahrung gemacht,
er genug Stoff hat an's Ueberirdiſche fleißig zu denken,
um ſein künftiges Seelenheil ſich täglich zu bekümmern.

Zur Provantologie.

I.

Glück's Urtheil über die Geſpenſter.

Der berühmte Erlanger Rechtslehrer Glück in ſeinem Commentar über die Pandekten, beleuchtet die Fälle, wo der Conductor (Miether, Pächter) die Miethe oder den Pacht vor der Zeit verlaſſen kann (neue Ausg. Th. 17. S. 477 ff.), und kommt hiebei auch auf eine unter den Juriſten bekannte Frage magiſcher Natur, und ſagt darüber Folgendes:

„Ob auch Furcht vor Geſpenſtern hieher zu rechnen ſey (zu den erwähnten Fällen), iſt eine Frage, welche die ältern Rechtsgelehrten (Stryk, Brummer, Romanus, Dion. Gothofredus, Gometz, Huber ꝛc.) zwar einſtimmig bejahen, die neuern aber ſeit Chriſt. Thomaſius verneinen. Offenbar iſt hier der ganze Streit unnütz, worüber gleichwohl in den angeführten Schriften der Rechtsgelehrten ſo viele Seiten angefüllt ſind, nämlich ob ſolche Geiſtererſcheinungen, welche man Geſpenſter nennt, und wodurch die Bewohner eines Hauſes zur Unzeit beunruhigt werden ſollen, möglich ſind, oder nicht. Ihre innere Möglichkeit oder Unmöglichkeit läßt ſich aus keinem Grunde a priori entſcheiden und durch kein philoſophiſches Raiſonnement verwerfen oder beweiſen. Die Wirklichkeit eines jeden ſolchen angeblichen Ereigniſſes iſt daher in den Augen des vernünftigen Richters immer als eine res facti anzuſehen, worüber ſich nur durch Prüfung der davon vorliegenden

ugniſſe entſcheiden läßt. Sind dieſe ſo beſchaffen, daß
dem Beweiſe ſelbſt juriſtiſch nichts ausgeſetzt werden
n, ſo muß der Richter für den Conductor ſprechen, wel-
dieſe Einrede vorgeſchützt hat, er mag übrigens für
e Perſon glauben, was er will.“ —

Dieſe geſunde theoretiſche Anſicht wird wohl allen
nen mißfallen, welche für die Dinge der unſichtbaren Welt
hts als ein Gelächter in Bereitſchaft haben, oder denen
e vermeinte Orthodoxie, wonach die Seelen der Verſtor-
nen entweder bei Gott im Himmel oder in der Hölle bei
n Teufeln ſind, Geſpenſter anzunehmen verbietet. Indeſſen
hält der vorurtheilsfreie Glück vollkommen Recht; der
chter hat nicht nach ſeinem Glauben, ſondern nach den
ten zu erkennen. Wenn durch unverwerfliche Zeugen
htsgenügend erwieſen iſt, daß ein Menſch mit Baumwolle
otgeſchoſſen worden, ſo hat der Criminalrichter, der nie-
als von der Schießbaumwolle gehört und keinen Begriff
von hat, gleichwohl auf die geſetzliche Strafe des Mordes
er der Tödtung zu erkennen. Ein Anderes iſt es freilich,
enn Jemand einen Andern des Betrugs beſchuldigte, weil
im Winter Schnee auf dem Ofen getrocknet und hernach
r Salz verkauft habe; denn daß gedörrter Schnee ein Un-
ng iſt, bezweifelt Niemand. Aber Geſpenſter laſſen ſich
cht von der Schwelle des Gerichts abweiſen, wenn auch
ominus judex ſeinen Kopf wetten wollte, daß es keine
be.

Was thun aber nun die Patrone der ſogenannten
ufklärung, die ſich zu Richtern aufwerfen über Seyn oder
ichtſeyn? Erſtlich ſie prüfen gar nicht, und man führt
nen unzählige unverdächtige Zeugen vor, aber ſie hören
e nicht; ihr längſtgefaßtes Vorurtheil läßt ſie nicht zum
ort kommen, ja ſie ſchüchtern ſie noch ein, wenn ſie auf-
eten und die Wahrheit bekennen wollen. Iſt das philo-
ophiſch? iſt das juriſtiſch? Liebe Leute, geht doch zum
lten Glück, und laßt euch von ihm ſagen, was vernünftig

und was recht iſt! — „Ja, aber wir beweiſen mit unumſtößlichen Gründen, daß Geſpenſter eben ſo wenig möglich ſind, als gedörrter Schnee, daß ſie ganz zwecklos ſind.“ — Geht abermals zum alten Glück, um zu ſehen, daß eure Gründe ſchon längſt discutirt ſind! — „Und daß der Geiſterglaube moraliſch verderblich iſt.“ — Da fragen wir nun, ob die Welt moraliſcher geworden iſt, ſeit man dieſen Glauben verworfen hat, oder umgekehrt? — Aber ihr hört nur euch ſelbſt an. Wohl denn, ſo denkt was ihr wollt, aber ſpottet nur nicht über Dinge, die ihr nicht verſteht, und erſpart euch die künftige Reue. Ihr müßet allzumal dahin, woher auch die Geſpenſter kommen; ſuſpendirt bis dahin eure Stimme, ſo werdet ihr weiſe ſeyn!

— y —

2.

Mein Großvater.

Wenn die nachfolgende Erzählung auch phantaſtiſch klingt, ſo übergebe ich ſie doch dem Leſer nicht mit ſchüchternem Herzen, weil ich gar nichts anderes thue, als wahrheitsgetreu ein Erlebniß berichten, wobei ich jedem überlaſſe, ſich die Sache zu denken und zu erklären, wie er es vermag. Ich ſelber bekenne frei, daß ich mir den Vorfall lediglich nicht zurechtzulegen weiß, und mir manches wie eine Thorheit erſcheinen würde, wenn nicht meiner widerſtrebenden Vernunft zum Trotze in meinem Herzen die feſte Ueberzeugung lebte, daß dem, was ich geſehen habe und berichten will, die ernſteſte Wahrheit zu Grunde liege.

Es war an Oſtern 1844 als meine Frau mit ihren Kindern ſammt der Magd in die Schweiz zu meinen Aeltern reiste. Die herrlichſte Witterung begünſtigte dieſen erſten Ausflug meiner Frau in das prächtige Thurgau; und ſie trug kein Bedenken, mir in den erſten Tagen ihres dortigen Aufenthalts zu ſchreiben, daß ſie große Luſt habe,

nit ihren Kindern für immer dort zu bleiben. Ich befand
nich ganz allein in meinem Hauſe, in welchem ſonſt durch
neine muntern Kinder ſo viel Bewegung und Leben war;
und ich kann nicht läugnen, daß ich in den Oſterfeiertagen
ſt großes Heimweh nach den Meinigen hatte. — Der
Sicherheit wegen ließ ich des Nachts meinen großen Hund
m Vorzimmer ſchlafen, und war von ihm überzeugt, daß
r meinen Schlaf im Nothfall ſchützen würde. Am Oſter-
nontag des genannten Jahres war ich ſchon morgens um
Uhr auf und arbeitete. Als mich endlich fror, legte ich
nich zu Bette, und ſchlief ſogleich ein. Da ſah ich zwei
Männer auf mein Bette zugehen, von welchen der eine ſehr
lt, ſehr groß und ſehr aufrecht war. Dieſer Mann hatte
twas auffallend Anziehendes an ſich. Die Liebe, die aus
einen Augen ſtrahlte, läßt ſich nicht beſchreiben, obwohl die
lugenlider roth waren, wie ſie oft bei alten Leuten ſind.
luch die Tracht, in welcher dieſer alte Mann einher gieng,
ar mir ſehr auffallend, beſonders betrachtete ich die zinner-
en Knöpfe, die in der Form von halben Bleikugeln an der
lauen Weſte ſich befanden. An ſeiner linken Hand führte
r einen Mann von mittleren Jahren in einem grauen Rock,
er wohlgenährt und dabei innerlich vergnügt ausſah. Der
lte Mann ſtellte mir den jüngern vor und ſagte: „er iſt
ider ſtockblind.“ Als ich ihn anſah, erkannte ich in ihm
einen Onkel, den Bruder meiner Mutter, deſſen Beerdigung
h vor vierundzwanzig Jahren als ein ganz junger Menſch
ngewohnt hatte. Ich war mir im Traum wohl bewußt,
aß mein Onkel geſtorben ſey, und ſogleich entſtand in meiner
eele der lebhafteſte Wunſch, von ihm etwas Näheres über
en Zuſtand nach dem Tode zu erfahren. — Die Heraus-
abe des Vermögens meiner Mutter von Seiten meines
nkels hatte beide Familien etwas entzweit, ſo daß das
ühere herzliche Verhältniß ziemlich getrübt war. Dieſer
mſtand fiel mir im Traume ein. Ehe ich nun die wich-
gen Fragen über das Jenſeits machen wollte, ergriff ich

die Hand meines Onkels, den mir der alte Mann als einen „Stockblinden“ vorgeführt hatte, ich drückte ſie mit einer Wärme und Zärtlichkeit, wie man dies nur in geiſtig ſehr erhobenem Zuſtand thun kann. Um aber der reinen Wahrheit ganz gewiß zu werden, fragte ich meinen Onkel: ſagen Sie mir zuerſt, ob Sie es wirklich aufrichtig und herzlich gut mit uns meinen? — Dieſe Frage ſchien beide Männer außerordentlich zu beleidigen. Doch deutete der alte Mann mit einem liebeſtrahlenden Blick mir gegen das Geſicht, und ſagte mit einer Freundlichkeit, aus welcher eine wahre Seligkeit heraus leuchtete, zu dem blinden Onkel: „ſiehe, der iſt es!“ Ich hatte dieſen guten Alten vernachläßigt auf Koſten des Onkels, den ich kannte. Meine Frage aber, ob er es gut und aufrichtig mit mir meine? dieſe Frage hatte beide ſichtbarlich verſetzt. Der Onkel zog unmuthig ſeine Hand aus der meinigen, beide Männer wendeten ſich um, und gingen durch die Thüre in das Vorzimmer. In demſelben Augenblick ſagte mir eine Stimme: Du haſt deinen Großvater geſehen! Zugleich that mein Hund einen lauten Schrei, an dem ich erwachte. Mein „Türk“ ſtand vor meinem Bette, noch mehr als ich alterirt. Ein unnennbarer Schmerz erfüllte meine Seele, hauptſächlich darüber, daß ich dem alten Mann meine Aufmerkſamkeit entzogen, und ſie dem Onkel zugewendet hatte. Denn ich wußte nun ganz gewiß, daß ich das leibhafte Bild meines Großvaters geſehen hatte, und obwohl ich ihm um des blinden Onkels willen, der übrigens im Leben ſehend und ſehr geſcheidt war, nicht die nöthige Aufmerkſamkeit ſchenkte, ſo hat ſich doch ſein Bild ſo klar und deutlich in meiner Seele abgebildet, daß ich mir ihn jeden Augenblick vorſtellen kann, wie meinen noch lebenden Vater, — und noch beſſer; und daß, wenn ich malen könnte, ich ſein Bild darſtellen wollte, ſo ſprechend, daß ihn alle ſeine Bekannte erkennen müßten. Obgleich es noch nicht völlig Tag war, ſtand ich auf, und ſchrieb meiner l. Mutter in die Schweiz, und ſchilderte ihr den alten Mann, der mir als mein Großvater war bezeichnet worden, vom Kopf bis zu den Füßen. Schuhe, Strümpfe, Hoſen, Weſte, Rock, Knöpfe, ſeine Größe, Haltung, die Farbe ſeiner Augen, Lippen, Backenknochen, Haare u. ſ. w. Kurz ich ließ gar nichts unbemerkt, und zeichnete das Bild ſo gut und treu, als es mit der Feder möglich iſt. Dabei fragte ich meine Mutter auf ihr Gewiſſen, in wie weit dieſes Bild dem ihres Vaters entſpreche? Die Mutter ſchrieb mir umgehend, daß ſie geglaubt habe, an ihrem dermaligen ſo herrlichen Aufenthalt nicht mehr weinen zu müſſen. Mein Brief aber habe hr das Bild ihres Vaters, bis auf die Kleidung und Knöpfe hinaus, ſo lebendig vor Augen gerückt, daß ſie habe herzlich weinen müſſen. „Ja in allewege haſt du deinen Großvater geſehen,“ fuhr ſie fort, „gerade ſo wie er in den etzten Jahren ſeines Lebens war. Ach wie freut es mich, u wiſſen, daß mein Bruder, der in religiöſen Dingen wirklich ſtockblind war, ſeinen frommen Vater gefunden hat, wie bin ich ſo glücklich, zu wiſſen, daß dieſer ſelige Geiſt auch meinen Kindern nahe iſt, und über ihnen wacht!“

Nun was ſoll ich mit dieſem Traum oder Geſicht anfangen? Nichts etwa? Ja, wenn ich es nur vermöchte, aber in meinem Innern ſteht eben das Bild jenes Mannes und die Gewißheit, daß ich den Großvater geſehen habe, mit ſolcher Feſtigkeit, als die Ueberzeugung, daß ich meinen leiblichen Vater, der noch lebt, ſchon geſehen habe. Mein Großvater aber ſtarb, eh ich geboren wurde, und ich habe vorher nie gefragt, ob er groß oder klein, aufrecht oder gebückt geweſen ſey, noch weniger konnte mir einfallen, nach ſeinen Strümpfen oder Knöpfen, oder etwa darnach zu fragen, ob ſeine Backenknochen auffallend hervorſtehend ſeyen, oder nicht; und dennoch verſicherte meine Mutter mündlich und ſchriftlich, und mit Thränen, daß es nicht möglich ſey, das Bild ihres Vaters treffender zu zeichnen, als ich es gethan hätte. Der größte Weltweiſe iſt nicht im Stande, mir mehr Einwürfe entgegen zu halten, als ich mir ſelber entgegengehalten habe.

Mein Großvater war, nach allen Nachrichten, die ich von denen, die ihn kannten, einzog, ein ſehr frommer, und für ſeinen Stand, er war ein Bauer, — ein ausgezeichnet gebildeter Mann; und der Todtengräber, der ihn vor ſechs oder ſiebenundvierzig Jahren beerdigte, hat mir geſagt, daß der Pfarrer, der ihm die Leichenpredigt hielt, mit den Worten geſchloſſen habe:

Still floſſen ſeine Tage,
Still wie ein Balſam fleußt,
So hell wie Sommertage,
So helle war ſein Geiſt.

Wenn dann nun dieſer Mann, wie ich glaube, hoffe und überzeugt bin, im Himmel iſt, was thut er dann auf der Erde? Wenn er ſelig iſt, wie kann Seligkeit beſtehen bei dem Anblick der Stürme, Kämpfe und Sünden, denen er die Seinigen ausgeſetzt ſieht? — Und wenn er ein Geiſt iſt, ſo ſage mir ein vernünftiger Menſch, was that er mit Laſchenſchuhen an ſeinen Füßen, und mit zinnernen, halbkugelförmigen Knöpfen an ſeiner blauen Weſte? Was ſollen die von Alter roth gewordenen Augenlider u. ſ. w.? Dieſe und noch hundert andere Einwendungen habe ich mir ſelbſt gemacht, und mache ſie mir, ſo oft ich an den Traum, der aber etwas anderes als ein Traum war, gedenke. Nun darf ich aber auch fragen, wie komme ich zu einem Traum von meinem Großvater, den ich nie geſehen habe? Zu einem Traum, in welchem ich ſein ganzes leibhaftiges Bild vor Augen ſehe, und ein Koſtüm, das meine Phantaſie nicht ſchaffen konnte, weil ich noch Niemand in einem ſolchen ſah? Wer dazu Luſt hat, der mag es für einen Zufall halten, daß mein Hund mit einem lauten Schrei auffuhr und mir zueilte, und in ſichtbarer Alteration war, als ich erwachte. Ich halte es für keinen Zufall. Und das Bild, das ſich mir ſo wunderbar und ſo ſprechend einprägte, und ſo lange ich lebe, ſich nicht mehr in meiner Seele verwiſchen wird! Und das verklärte Antlitz des Alten, und die Freudigkeit und der

Troſt, der ungeſucht und unwillkührlich meine Seele durchdrang, als er mit dem Finger auf mich zeigte, und zu ſeinem Begleiter ſagte: der iſt es! Das alles ſind Sachen, die ich nur berichte, weil ich ſie geſehen, gehört, erlebt und gefühlt habe. Einem vernünftigen Menſchen aber, nemlich einem ſolchen, der blos vernünftig iſt, gebe ich das Recht, darüber zu lachen, und würde um keinen Preis ihm zumuthen, das, was ich erzählt habe, zu glauben. Ich bin nemlich, man wird es nicht zu reimen wiſſen, in gewiſſem Sinn ein Feind des Glaubens, und kann durchaus nicht begreifen, wie man einen ſo unendlichen Werth darauf legen kann, ob Jemand eine Erzählung oder einen Lehrſatz glaubt oder nicht. Ich denke, jeder glaubt, was er kann und was ihm glaubwürdig erſcheint, und die Menſchen ſollten ſich nicht haſſen oder bekriegen um deswillen, was Einer glaubt, und der Andere nicht glaubt, denn der Glaube richtet ſich nach unſerer Erziehung *und ganz beſonders nach unſerer geiſtigen Diſpoſition*, über welche wir nicht gebieten können. In dieſem Fall, den ich berichtet habe, und in hundert andern ähnlichen Fällen, die ich berichten *könnte*, handelt es ſich nicht um den Glauben, ſondern um das Wiſſen; *aber es gibt ein höheres Wiſſen*, das, ich will es drollig ſagen, *dort* anfängt, wo uns *hier* der Verſtand ſtille ſteht. Unſre Logik, deren größter und geborner Verehrer ich bin, iſt für *dieſe Erde* gemacht, und alles, was irdiſch iſt, fällt in ihren Bereich, aber alles, was die Grenzen dieſes zeitlichen Daſeyns überſchreitet, überſchreitet eben damit auch das Gebiet der Logik und der Weltweisheit, und ſo kann die Weisheit dieſer Welt zur Narrheit werden, und das Wiſſen und die Weisheit von jener Welt iſt ohnehin längſt zur Thorheit in dieſer Welt geworden.

Ich habe in dieſer Richtung eine Schrift verfaßt, und das Manuſcript dem Herrn Herausgeber des Magikons zur Beurtheilung überſendet. Ich muß bekennen, daß ich ſeine Schriften nur vom „Hörenſagen“ kenne, daß ich alſo auf ſeine Gunſt in der Beurtheilung Anſpruch mache oder habe, und daß es deßhalb auch unmöglich iſt, daß ſeine Schriften auf meine Anſichten irgend welchen Einfluß geäußert haben. Jedenfalls würde es mich aber ſehr freuen, wenn dieſer Mann ſeine Anſichten über mein Werk in Kürze hier auszuſprechen die Gewogenheit hätte.

Pfarrer Weil.

Anmerkung: Dieſer Schrift des Herrn Pfarrer Weils dürfen alle Freunde eines innern Lebens ſich erfreuen; ſie enthält höchſt intereſſante Thatſachen, einfach und wahr erzählt. Möge er dieſe Schrift doch bald veröffentlichen, ſie ſpricht am beſten ſelbſt für ſich

3.

Eine merkwürdige Spukgeſchichte,

mitgetheilt von Durley Caſtello.

Es gibt kaum Etwas, was die Menſchen gemeiniglich mehr von ſich abweiſen, als den Glauben an übernatürliche Erſcheinungen, und dennoch gibt es Wenige, welche nicht in einer Periode ihres Lebens ſtillſchweigend, wenn auch nicht offen, die Möglichkeit ſolcher Vorfälle eingeſtehen. Es gibt negative Beweiſe genug für die Exiſtenz dieſes Glaubens, wie z. B. die Begierde, mit welcher Geſchichten dieſer Art meiſtentheils angehört werden; weniger aus Neigung zum Wunderbaren, oder aus dem Wunſche, die Erzählungen als unwahr zu bekämpfen, als in Folge eines geheimen Zuges der Seele, welcher uns unwillkürlich über die Schranken dieſer Welt hinausführt. Wer hätte nicht gern „eine gute Geiſtergeſchichte“ mit angehört, und ſchob nicht ſeinen Stuhl näher heran, wenn Anſtalten gemacht wurden, eine ſolche zu erzählen? Ich habe nie Jemand gekannt, der nicht gern und willig in ſolchen Fällen zugehört hätte. Allein poſitivere Beweiſe finden ſich in Erzählungen von Perſonen, die Verſtand und Glaubwürdigkeit genug beſaßen, daß man an ihren Ausſagen nicht zweifeln konnte. Es iſt viel leichter, eine Vermuthung über dergleichen aufzuſtellen, als einen hinlänglichen Grund gegen das anzuführen, was wir nicht begreifen können.

Täuſchungen der Sinne, ſonderbares Zuſammentreffen, Melancholie, ein ſchlechtes Gewiſſen, Kränklichkeit, werden oft als die Urſachen ſolcher Erſcheinungen angeſehen. Und dennoch haben alle dieſe Erklärungsverſuche bei einigen der berühmteſten Geiſtergeſchichten fehlgeſchlagen, und auch die größten Zweifler mußten zugeben, daß jene Umſtände ſich nicht erklären ließen. Ich weiß nicht, ob die folgende Geſchichte in die Klaſſe derer gehört, deren Löſung leicht iſt, — denn man kann in eigner Sache nicht Richter ſein, — für mich aber iſt ſie ſtets ein unerklärbares Geheimniß geweſen.

Es ſind nun 15 Jahre, daß einer meiner Freunde, Namens Beaumont, in der Nähe der Stadt H., im weſtlichen Yorkſhire, lebte. Er war ungefähr 30 Jahr alt, ein Mann von kräftigen Nerven und klarem Verſtande, deſſen Erziehung und ſpätere Lebensſchickſale der Art waren, daß Aberglaube bei ihm nicht Wurzel faſſen konnte. Er war jung mit einem ſchönen Mädchen verheirathet worden, aber ſie hatten keine Kinder gehabt, übrigens waren ſie mit einander glücklich geweſen. Beaumonts Vermögensumſtände waren gut und es traten Verhältniſſe ein, welche dieſelben ſogar glänzend machten, aber mit dieſem Glücke trat zugleich der Wunſch, wo nicht die Nothwendigkeit bei ihm ein, ein größeres Haus, als er bisher bewohnt, zu beziehen.

Zufällig ſtund Aſhfield Houſe um dieſe Zeit zur Miethe. Es war ein großes Gebäude mit einer vortrefflichen Lage, die den romantiſchen Ueberblick eines ſchönen Thales gewährte. Alles machte dieſen Wohnort zu einem ſehr angenehmen, aber das Haus ſelbſt hatte eine Schattenſeite, es ſtand im Rufe, daß es darin ſpuke. Dieſer Ruf beruhte nicht auf einer Sage, denn Aſhfield war in neuerer Zeit erbaut worden, und der Erbauer erſt vor einigen Jahren geſtorben, aber die Art ſeines Todes und des ſeiner Schweſter, welche kurze Zeit vor ihm ſtarb, warfen einen Schatten auf dieſe Mauern.

Die Geſchichte der erſten Bewohner war in verſchiedenen Perſonen in Umlauf, doch glaubte man ziemlich allgemein, daß beide durch Selbſtmord ums Leben gekommen ſeyen. Es konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß dieß bei dem Bruder wirklich der Fall geweſen, denn die Angaben des Leichenbeſchauers waren genau und Jedermann im Gedächtniß: anders verhielt es ſich jedoch in Bezug auf die Schweſter. Die näheren Umſtände ihres Todes waren in Dunkel gehüllt, und manche Perſonen hegten Zweifel, ob ſie wirklich durch ihre eigne Hand geendet habe, wie verbreitet wurde, oder vielmehr durch die eines Andern.

Obgleich kein Umſtand den Bruder direct dieſer That beſchuldigte, ſo bezeichnete der Verdacht ihn dennoch, und ob es nun Gewiſſensbiſſe oder Gram war, das konnte Niemand ſagen, aber grade ein Jahr, nachdem das Frauenzimmer todt im Bette gefunden worden, in Folge von Vergiftung, fand man ſeine Leiche in demſelben Zimmer: er hatte ſich eine Kugel durch den Kopf geſchoſſen.

Es erſchien, als ob ihr früheres Zuſammenleben keineswegs ein glückliches geweſen ſey; beide waren reich — ſie zeigten aber keine Liebe für einander, lebten getrennt, obgleich unter demſelben Dache, und eine bindende Nothwendigkeit, nicht die Feſſeln der Zuneigung ſchien ſie mit einander zu verknüpfen. Die Schweſter war ſchweigſam und trüb, ging ſelten aus, und verließ, wenn ſie dieß that, doch nie die Umgebungen ihrer Wohnung. Den Bruder ſah man häufiger, aber ſein Weſen war eben ſo finſter und abgeſchloſſen.

Er machte keine Bekanntſchaften und ſeine Hauptbeſchäftigung beſtand darin, in der Gegend umherzureiten, entweder langſam in Gedanken verſunken, oder wild jagend, als wolle er ſeine Melancholie übertäuben. Ein Geheimniß ſchwebte über ihren Lebensſchickſalen, und die ſchreckliche Art ihres Todes trug dazu bei, daſſelbe zu vergrößern. Ihre eignen Handlungen reichten hin, den Eindruck, welchen ihr Haus auf Alle machte, hervorzurufen, und nachdem eine entfernte zu London wohnende Verwandte in den Beſitz deſſelben gelangt war, wurde Aſhfield Houſe zugeſchloſſen und ſein unheimlicher Ruf wuchs, jemehr das Andenken der Scenen, deren Zeuge es geweſen war, verſchwand.

Aber welcherlei Gerüchte auch Andere abſchreckten, Aſhfield zu bewohnen, ſie machten keinen Eindruck auf Herrn Beaumont, als er ein Haus gebrauchte, das ſeinen Zwecken entſprach; und obgleich es auf die Miethe nicht weſentlich ankam, ſo war er doch ein Mann, welcher gern einen vortheilhaften Handel abſchloß, und die niedrige Summe, für welche er es miethen konnte, beſtimmte ihn noch mehr dazu, es zu ſeinem Wohnort zu machen. Er machte ſogleich mit dem Makler einen Kontrakt, eine Anzahl von Arbeitern wurde hingeſchickt, um das Verfallene wiederherzuſtellen — das Licht des Tages ſtrömte wieder durch ſeine Fenſter, und helle Flammen loderten in den verlaſſenen Kaminen. Ein erfahrner Baumeiſter unterſuchte das Gebäude und fand, daß es ſogleich bezogen werden könne. Beaumont nahm es alſo in Beſitz: das Landvolk zuckte bedenklich die Achſeln.

Es war im Frühling des Jahres 1833, als Beaumont ſich nach Aſhfield begab, und anfangs nichts entdeckte, was ihn ſeine Wahl gereuen machen konnte; im Gegentheil, als der Sommer herankam, befand er ſich in einer beſſeren Lage [illegible] ſeine Nachbarn, denn wenn ihre Gärten und Gehölze geplündert wurden von Dieben, deren ſich eine große Anzahl in der Gegend befand, ſo rührte keiner zu Aſhfield etwas an. Der würde für einen kühnen Mann gegolten haben, welcher nach dem Einbruch der Nacht ſich durch den Aſhfieldpark gewagt hätte, und die Furcht übte eine große Gewalt ſelbſt bei denen aus, welche auf nächtlichen Raub ausgingen. Die Bewohner von Aſhfield waren alſo befreit von einem großen Uebelſtande des Landlebens.

Aber in dem Verhältniß, als der Sommer ſchwand, und die kürzeren Herbſttage folgten, begann Unruhe ſich der Dienerſchaft des Hauſes zu bemächtigen: die Gerüchte, welche überhört worden waren, als die Tage hell und die Nächte kurz waren, nahmen mit der Veränderung der Jahreszeit einen veränderten Charakter an, das Lächeln der Ungläubigkeit wurde ſeltener, die Sprache des Zweifels weniger laut; man koncentrirte ſich mehr im Hauſe, und es thaten zwei lieber daſſelbe Geſchäft zuſammen, als einer allein, und wirklich gab es viele Beſchäftigungen, welche gar nicht allein verſehen werden konnten. Unter dieſen war das Amt, bei Nacht in die Ställe zu gehen, denn Kutſcher, Reitknechte und alle übrigen behaupten, bei mehr denn einer Gelegenheit eine weibliche Geſtalt geſehen zu haben, welche langſam aus der Höhe in den Stallraum hinabgeſchwebt ſey, — eine Behauptung, welche ziemlich abgeſchmackt erſchien, die aber dennoch geglaubt wurde. Andere Geſchichten ähnlicher Art zirkulirten ebenfalls und die ganze Dienerſchaft war jetzt feſt überzeugt, daß es in Aſhfield Houſe umgehe.

Natürlich blieb dieſe Meinung nicht auf das Geſindezimmer beſchränkt. Sie gelangte auch zu Herrn und Madame Beaumont, doch beide würdigten dieſelbe keiner Ueberlegung, ausgenommen hinſichtlich des Einfluſſes, welchen ſie auf die Dienerſchaft hervorbrachte. Obgleich jung, hatte Madame Beaumont einen ſtarken Geiſt, und viel geſunder Verſtand zeigte ſich in allen ihren Handlungen. Den Charakter ihres Gatten haben wir ſchon oben näher bezeichnet. Beaumont lachte über die Sache, er ſagte, die Geiſter wären bisher ſeine Verbündeten geweſen und verdienten Ermunterung, während ſeine Gattin, wenn das Mädchen ihr davon erzählte, ſich begnügte, die Sache eine Thorheit zu nennen, und zu verbieten, davon zu reden.

So blieb die Lage der Dinge bis zur Mitte des Monats Oktober. Da traf es ſich, daß ein wichtiges Geſchäft Herrn Beaumonts Anweſenheit in London erforderte, und er ſich daher dahin begab, Madame Beaumont allein laſſend. Es war das erſtemal ſeit ihrer Heirath, daß ſie ſich trennten, und ſie fühlte ſich natürlich ſehr einſam, im Uebrigen aber war ſie keineswegs melancholiſch geſtimmt. Es waren noch einige Blumen im Garten, welche ſie bis zur Rückkehr ihres Gatten zu erhalten hoffte. Eine gute Bibliothek befand ſich ebenfalls im Hauſe und ſie beſchäftigte ſich gern mit Leſen; ihre häusliche Arbeit und ein Brief, den ſie jeden Abend an ihren Gatten ſchrieb, bisweilen auch abſandte, gaben ihr hinlänglich zu thun; ihre Gemüthsſtimmung im Allgemeinen war heiter, und in ihre ernſten Gedanken miſchte ſich kein Aberglaube.

Es war am dritten Tage nach der Abreiſe ihres Gatten, als Madame Beaumont, nachdem ſie ziemlich lange aufgeblieben war, beſchäftigt mit der Lectüre „die Feueranbeter,“ ſich zu Bette begab. Es war ein ſtürmiſches Wetter am Tage geweſen, aber gegen Abend legte ſich der Wind und Nichts ſtörte das allgemeine Schweigen, ausgenommen das Geplätſcher des Regens, welcher auf das Dach fiel.

Die Zimmereintheilung von Aſhfield war ſo beſchaffen, daß das corps de batiment gänzlich getrennt war von dem Theile, wo die Dienerſchaft ſchlief, und dieſe Abſonderung wurde durch eine Thüre am Fuße der Haupttreppe bewerkſtelligt, welche ſtets von Innen verſchloſſen war. Als Schildwache befand ſich hier ein hübſcher Wachtelhund von der reinſten Race, welcher mit einer kleinen Kette an die Wand angeſchloſſen war, und ſtets auf der weichen Matte am Fuße der Treppe ſein Lager aufſchlug. Er war eine kleine wachſame Kreatur mit gellendem Gebell, das er ſtets ertönen ließ, wenn irgend ein Umſtand ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog.

Das Schlafzimmer der Madame Beaumont lag oben an der Haupttreppe und man gelangte zu demſelben über einen kleinen Vorplatz, der nur wenige Fuß im Umfang maß. Es waren auch andere Thüren auf dieſem Vorplatz, aber ſie führten alle zu Schlafzimmern, und waren verſchloſſen. Als nun Madame Beaumont ihrer ſteten Gewohnheit zu Folge unterſucht hatte, ob Alles in Richtigkeit ſey, ſo begab ſie ſich in ihr Zimmer, in Begleitung eines kleinen holländiſchen Hundes, der nie von ihrer Seite wich. Obgleich über die Maßen klein, hatte das Thierchen dennoch viel Muth, und ſchien ſtolz darauf zu ſein, daß er ſeine ſchöne Gebieterin beſchützte. Eine Stunde darauf begab ſich Madame Beaumont zu Bette und ſchlief, da ſie ſehr müde war, bald ein; aber ihr Schlummer hatte noch nicht lange gedauert, als ſie durch ein rollendes Geräuſch, gleich fernem Donner, geſtört wurde. Sie dachte zuerſt, daß es ein Gewitter ſey, aber der Lärm ward immer lauter und ſchien aus dem Innern des Hauſes zu kommen. Sie hatte keine Zeit, lange Muthmaßungen darüber aufzuſtellen, denn er näherte ſich ſchnell ihrem Zimmer, als wenn ein ſchwerer Laſtwagen durch einen Korridor gezogen würde, obgleich keiner im obern Theil des Hauſes exiſtirte. Immer näher kam es und ſtieß mit fürchterlicher Gewalt an die Zimmerthür. In dem Augenblick, wo Madame Beaumont erwachte, hatte der kleine holländiſche Hund, ebenfalls geſtört, ſich vom Fuß des Bettes, wo er ſchlief, erhoben und begann fürchterlich zu bellen, während der Wachtelhund unten an der Treppe laut und anhaltend heulte, ſo daß das Haus davon widerhallte.

Es würde der Wahrheit zuwider ſeyn, wollten wir nicht eingeſtehen, daß Madame Beaumont Furcht empfand; die Verlaſſenheit ihrer Lage, das Ueberraſchende des ſchrecklichen Lärmens, verbunden mit dem Bewußtſeyn, daß man zu dieſem Theil des Hauſes auf keine Weiſe gelangen konnte, wäre hinreichend geweſen, um in noch kräftigeren Seelen, als die ihrige war, dieß Gefühl zu erwecken; nichtsdeſtoweniger lag ſie nicht zitternd im Bette, ſondern, nach-

n ſie heftig geſchellt hatte, um die Diener zu erwecken,
g ſie auf die Thüre zu, öffnete dieſelbe mit feſter Hand,
d blickte unerſchrocken auf den Vorplatz.

Es war nichts zu erblicken, obgleich man bei dem Lichte,
lches durch die Treppenfenſter eindrang, bemerkt haben
rde, wenn etwas Ungewöhnliches ſich dort befunden. Sie
rf nun ihren Morgenrock um, machte Licht an und ging
f dem Vorplatz umher, indem ſie alle Thürendrücker an-
te, aber alle Gemächer waren verſchloſſen, wie ſie gewe-
. Darauf ging ſie die Treppe hinunter, der Wachtelhund
te mit Bellen aufgehört, und lag nun ausgeſtreckt auf
em Lager, am Ende ſeiner Kette, die Thür, welche er
achte, war zu und der Schlüſſel ſteckte im Schloſſe.

Als Madame Beaumont die Dienerſchaft herankommen
te, öffnete ſie die Thür und erkundigte ſich eindringlich
h dem Geräuſch. Alle erklärten, nichts gehört zu haben!
geblich wiederholte ſie die Fragen, ſie blieben dabei, daß
e Störung vorgefallen und nur das Schellen ſie aufge-
t habe; aber ſie ſagten dieß mit einem bedenklichen Ton
wechſelten Blicke mit einander, während ſie auch heim-
unter einander flüſterten.

Madame Beaumont wußte nicht, was ſie davon halten
te, ſie war überzeugt, daß der Lärm, welchen ſie vernom-
, nicht bloß in ihrer Phantaſie ſeinen Grund habe. Die
nde gaben Zeugniß davon und der Zuſtand des einen
den klaren Beweis, daß etwas Außerordentliches ſtatt-
nden. Sie konnte nicht annehmen, daß es ein Streich
Dienerſchaft geweſen ſey, denn ſie konnten nur durch die
chloſſen geweſene Thür mit dem Hauptgebäude in Ver-
ung kommen. Sie war ebenfalls überzeugt, daß der
d das Geräuſch nicht könne verurſacht haben, erſtlich,
die Nacht ruhig war, und dann wegen des eigenthüm-
n Charakters des Geräuſches, ſelbſt wenn ein Sturm
eſen wäre.

Bevor ſie ſich wieder zur Ruhe begab, unterſuchte ſie alle Stuben am Vorplatz, aber Alles war in gewöhnlicher Ordnung, die Fenſter waren geſchloſſen, die Möbeln auf ihrem Fleck, die Betten mit ihren Vorhängen unberührt, kein Anzeichen war da, daß irgend Jemand kürzlich dageweſen ſey. Noch wollte ſie die nächtliche Störung natürlichen Gründen zuſchreiben, und beſchloß deßhalb, als ſie keine Erklärung auffinden konnte, nicht mehr darüber zu ſprechen. Zum Schutz, wenn etwa das Geräuſch ſich erneuern ſollte, ließ ſie eine Dienerin auf einem Sopha in ihrem Zimmer Platz nehmen. Es ereignete ſich indeſſen nichts wieder und Madame Beaumont genoß eines ruhigen Schlafes während des Reſtes der Nacht.

Am folgenden Tage dachte ſie über die Sache nach, und da ſie den Schrecken, welchen ihre Dienerſchaft ſchon empfand, nicht gern vermehren wollte, ſprach ſie nicht mehr davon; obgleich ſie nun überzeugt war, daß ihre Phantaſie ſie nicht getäuſcht habe, ſo hoffte ſie doch, daß die Sache ſich ſpäter auf natürlichem Wege aufklären werde. Sie ſchrieb von der Sache auch nichts ihrem Manne, theils um ihm keine Unruhe zu machen, wenn er erführe, daß ſie während ſeiner Abweſenheit etwas Unangenehmes gehabt habe, theils weil ihm die Begebenheit zu abgeſchmackt erſchienen ſein würde. Da das Geſchäft, welches ihn nach London gerufen hatte, ihn wahrſcheinlich noch länger dort zurückhalten werde, ſo begnügte Madame Beaumont ſich damit, das Mädchen in ihrem eignen Zimmer ſchlafen zu laſſen, in einem kleinen Bette, neben dem ihrigen.

Es war gegen das Ende des Novembers, die Nacht war hell und kalt, die Luft war vollkommen ſtill. Madam Beaumont und ihr Mädchen waren beide zu Bette gegangen und ſchliefen, als plötzlich die erſte mit dem Gefühle aufwachte, daß der Lärm ſich nahe. Sie richtete ſich auf, horchte aufmerkſam, vernahm jedoch während einiger Minuten nichts, als das tiefe Athemholen der Dienerin, dann hörte ſie in der Ferne das dumpfe Geräuſch, ſo deutlich, daß kein Irrthum obwalten konnte. Der holländiſche Hund ſprang wieder, wie beim erſtenmal, auf und bellte heftig. Madame Beaumont rief laut ihr Mädchen, welches mit großem Schreck aufwachte, doch zeitig genug, um den heftigen Stoß an der Thür, welcher alle Gegenſtände im Zimmer erzittern machte, zu hören. Entſchloſſen, ſich nicht etwa hinter's Licht führen zu laſſen, ſchob Madame Beaumont den Riegel bei Seite, und eilte auf den Vorplatz, welcher denſelben Anblick, wie früher, darbot, und auch der Wachtelhund lag wieder in Krämpfen, bedeckt mit Schaum, da.

Noch einmal unterſuchte ſie alle Schlöſſer, aber ohne Reſultat, und kehrte nun langſam in ihr Zimmer zurück, nachdenklich und, um die Wahrheit zu ſagen, nicht ohne ein ängſtliches Gefühl. Dieß Gefühl theilte vollkommen die Dienerin, deren moraliſche Kraft, durch dieſe nächtliche Störung, welche ſie unbedenklich übernatürlichen Gründen zuſchrieb, ganz vernichtet war, und die inſtändig bat, nicht einem zweiten Beſuch des Geiſtes ausgeſetzt zu werden. Sie war in der That ſo ergriffen von der Sache, daß ſie einige Tage darauf erklärte, den Dienſt verlaſſen zu wollen, ſelbſt bei Verluſt ihres Lohnes, um nur nicht in einem Hauſe zu ſeyn, wo es ſpuke. Ihre Angſt ſteckte die übrige Dienerſchaft an, und obgleich ſie ſelbſt nichts gehört hatten, da ſie in einem andern Theil des Gebäudes ſchliefen, ſo hatte Madame Beaumont dennoch große Mühe, ſie zuſammenzuhalten.

Kurz nach dieſer zweiten Störung kam Herr Beaumont von London zurück, und brachte die Schweſter ſeiner Frau mit, welche in Aſhfield fortan wohnen wollte. Sie war ein Mädchen von ruhigem Temperament, von äußeren Einflüſſen wenig berührt, Furchtſamkeit nicht kennend. Bald darauf vernahmen Herr Beaumont und Miß Alleyne die Geſchichte des nächtlichen Ereigniſſes, welche jedoch von beiden nicht geglaubt wurde. Herr Beaumont machte dieſelbe lächerlich, Miß Alleyne nahm ſie mit kalter Verachtung auf; der Wind und die Katzen wurden wechſelweiſe dafür verantwortlich gemacht, und Madame Beaumont, in der Freude ihres Herzens über die Rückkehr des Gatten, ſprach nun auch nicht weiter darüber.

Eine ziemlich lange Zeit ſtörte nichts die Ruhe, dann wurde dieſe aber durch einen Vorfall beeinträchtigt, welcher unbedeutend an und für ſich, bemerkenswerth wird durch das, was früher ſich ereignete. Herr Beaumont und Miß Alleyne waren eines Abends auf einen Ball in der Nachbarſchaft gegangen, Madame Beaumont hatte keine Neigung gehabt, denſelben auch zu beſuchen. Sie ſaß gegen zehn Uhr allein in ihrem Wohnzimmer und las, als plötzlich die Thür aufflog und mit Heftigkeit gegen die Zimmerwand ſchlug. Sehr überraſcht, war ſie neugierig zu ſehen, wer auf ſo unfeine Weiſe hereinkomme, aber Niemand zeigte ſich. Erſchreckt ſtand ſie ſchnell auf, um zu klingeln, aber der Glockenzug riß und fiel ihr in die Hand. Zufällig war der andere Glockenzug nicht in Ordnung und konnte daher nicht gebraucht werden, ſo ſtand ſie nun, indem die Erinnerung an das früher Vorgefallene ihr vor die Seele trat, neben dem Ofen, unfähig ſich zu rühren. Als ſie ſo daſtand, ging ein raſſelndes Geräuſch, wie das einer Perſon im ſeidenen Gewande, ſchnell an ihr vorüber, und ſie hatte das Gefühl, wie wenn einer in's Zimmer kommt, den wir nicht anblicken. Dieſes Gefühl könnte die Wirkung der Furcht geweſen ſeyn, obgleich Madame Beaumont dazu nicht neigte, aber was es auch ſeyn mochte, es erſchien ihr der Wirklichkeit gleich und brachte jene feſte Ueberzeugung hervor, welche wir oft in Bezug auf die Wahrheit von Dingen haben, die wir nicht als wahr beſchwören können.

Es vergingen einige Minuten, ehe Madame Beaumont ihres ſeltſamen Gefühles Herrin werden konnte, und als dieß der Fall war, ging ſie ſogleich aus dem Zimmer und rief einem Diener, mit welchem ſie alle Gemächer jenſeits des Wohnzimmers unterſuchte, natürlich ohne Erfolg. Man verſuchte auch, ob es möglich ſey, daß die Thür des Wohn-

mers durch einen Windſtoß ſich öffnen könnte, aber die
öſſer befanden ſich in der beſten Ordnung, in der That
das Haus ſo ſolide gebaut, daß die gewöhnliche Art
Weiſe, wie man einen ſolchen Vorfall erklärt, hier nicht
Anwendung gebracht werden konnte. Um nicht beſchul-
zu werden, wenn ſie allein ſey, ſich unnützer Furchtſam-
u überlaſſen, beſchloß Madame Beaumont, nichts von der
eſtandenen Angſt zu erzählen und ſowohl Herr Beaumont
Miß Alleyne erfuhren von dem Vorfall nichts.

Der nächſte Beweis dafür, daß es in Aſhfield Houſe
richtig ſey, kam von einer andern Seite her.

Miß Alleyne haben wir als ein Frauenzimmer von unge-
lich ſtarken Nerven geſchildert, und dieſelben ſollten bald
ift werden. Das Schlafzimmer, welches ſie innehatte,
d ſich am Ende des Hauptgebäudes, und war durch ein
eidezimmer von dem der Madame Beaumont getrennt.
s Abends, nachdem ſie mehr als gewöhnlich beſchäftigt
ſen, war es ziemlich ſpät, als ſie Anſtalten machte, zu
zu gehen. Alles war ſtill im Hauſe und ſie ſaß vor
Toilette und ordnete ihr Haar, als ein lautes krachen-
Geräuſch die Wand entlang ging und ehe ſie noch ihr
t erheben konnte, die Tapete an der Seite des Zimmers,
e ſaß, abfiel, als wäre ſie mit einem Meſſer abgeſchnitten
den Boden bedeckte, die Toilette und andere Möbeln. Es
ein ſeltſamer Vorfall, aber ſich ſelbſt gleichbleibend, ſchrie
Alleyne weder auf, noch verrieth ſie irgend eine beſondere,
e Bewegung. Ihr erſter Gedanke war, daß die Wand ein-
e, und ſie zog ſich daher ſchnell zurück, die Augen auf
be heftend; da ſie jedoch bemerkte, daß ſich nur die Ta-
gelöst hatte, ſo näherte ſie ſich wieder in der Abſicht,
decken, auf welche Weiſe man ihr dieſen übelangebrachten
z geſpielt habe, aber ſelbſt die genaueſte Unterſuchung
e ſie zu keinem Reſultat in dieſer Beziehung. Die innere
der Tapete war ganz glatt und nichts deutete eine Vor-
ung der Sache an.

Nachdem ſie ſich überzeugt, daß keine Gefahr zu fürchten ſey, begab ſie ſich ruhig in's Bett, und ſchob jegliche fernere Unterſuchung bis zum Morgen auf, wofern ſich nichts weiter ereignen ſollte. Alles blieb in Ruhe, ſie ſchlief ungeſtört, und erſt als ſie zum Frühſtück hinunterging, erwähnte ſie, was vorgefallen ſey.

Herr Beaumont war ſehr überraſcht, und alle drei gingen zuſammen nach Miß Alleyne's Schlafzimmer, wo die Tapete noch ſo lag, wie ſie heruntergefallen war. Als die Diener das Vorgefallene hörten, blickten ſie einander geheimnißvoll an und flüſterten unter ſich, aber Herr Beaumont, welcher ein praktiſcher, erfahrner Mann war, und nur natürliche Gründe dahinter vermuthete, ließ einen Baumeiſter aus H. kommen, der die Wand genau unterſuchte und das Abfallen der Tapete den Einwirkungen der Feuchtigkeit zuſchrieb, welche die poröſen Steine, aus denen Aſhfield erbaut ſey, durchdrungen habe. So ſchien alſo dies Ereigniß keineswegs außerhalb der Grenzen des Natürlichen zu liegen und ſowohl Herr Beaumont als Miß Alleyne ſpöttelten gegen Madame Beaumont über dieſe neue Demonſtration ihres Geiſtes. Sie trug ihrerſeits kein Bedenken, die Erklärung des Baumeiſters für die richtige zu halten, aber ſie konnte auch keine Verbindung zwiſchen dieſem und dem früheren nächtlichen Geräuſch entdecken. Bald ſollten jedoch auch die Anderen Erfahrungen in Betreff deſſelben machen.

Der Monat Oktober kam heran, und brachte daſſelbe Wetter mit ſich, welches im vorigen Jahre dieſen Monat bezeichnet hatte. Die Nacht des 29. — wo es ein Jahr war, ſeit der erſten nächtlichen Heimſuchung — war ruhig und ohne Wind, nur regnete es etwas. Wie damals, war zu Aſhfield Alles zu Bette gegangen, und es mochte gegen ein Uhr Morgens ſeyn, als das Bellen des Holländiſchen Hundes Herrn und Madame Beaumont aufweckte. Die letztere drückte den Arm ihres Gatten und bat ihn, zu horchen, er that es und das rollende Geräuſch war ihnen beiden vernehmlich.

Wieder ſchien es ſich ſchnell zu nähern, immer lauter wer-
end. Herr Beaumont war aus dem Bette geſprungen, und
and auf dem Punkte, zu der Thür zu eilen; er wartete
ur auf die letzte Exploſion, um die Richtigkeit der frühern
rzählungen ſeiner Gattin zu beweiſen. Schnell trat der
toß ein, und erſchütterte wie ein Korper von enormem Ge-
wicht das ganze Zimmer. Nun eilte Herr Beaumont augen-
licklich zur Thür und auf den Vorplatz, auf demſelben war
ichts zu erblicken! Herr Beaumont fragte Miß Alleyne, welche
benfalls ihr Zimmer verlaſſen hatte, ob ſie auch das Geräuſch
ernommen und ſie beſchrieb es ganz in derſelben Weiſe. Jeder
Winkel des Vorplatzes und der leeren Zimmer ward nun unter-
ucht und ebenſo die Treppe, aber alles war wie gewöhnlich
nd keine Spur, die zu einer Aufklärung führte, zeigte ſich.
n ein Experiment vermittelſt Elektricität war nicht zu denken,
enn keiner im Hauſe verſtand ſich darauf und Herr Beaumont
hrte in Gedanken verſunken nach ſeinem Schlafzimmer zurück.
r konnte die Exiſtenz deſſen, was er lächerlich gemacht, nicht
nger läugnen, und er ſah, daß es der größten Wachſamkeit
edürfe, um das Geheimniß zu lüften. Wenn von der Sache
eſprochen ward, ſo ſchien er ſie leicht zu nehmen, aber die
Maßregeln, welche er ergriff, bewieſen das Gegentheil. Auch
Miß Alleyne war von ihrer Ungläubigkeit zurückgekommen.

Unter den Vorſichtsmaßregeln, welche Herr Beaumont
etroffen hatte, war die, geladene Schießgewehre ſtets bei der
Hand zu haben, jeden Abend lud er ſeine Piſtolen und legte ſie
eim Zubettegehen ſo hin, daß er ſie ſogleich ergreifen konnte.
Er hatte auch einen Bindfaden an den Thürdrücker gebunden,
daß er dieſelbe augenblicklich öffnen konnte, wenn das Ge-
äuſch ſich hören ließ, und beſtändig brannte eine Lampe.
Einige Nächte verbrachte er ſchlaflos, aber ohne Erfolg. End-
ch trat das Geräuſch wiederum ein, mit dem Unterſchiede, daß
vor dem letzten Stoß die Thür geöffnet, und ſchnell wie der
Blitz, zwei Piſtolen abgeſchoſſen hatte. Der Knall verlor ſich
n dem tiefen Donner des geheimnißvollen Geräuſches, und die

Kugeln prallten an der Wand gegenüber ab. Man hörte keine Fußtritte, und außer dem Bellen des Hundes und den Ausrufen der Damen würde Alles ſtill geweſen ſeyn.

Obgleich Herr Beaumont einen ſtarken Geiſt beſaß, war ſein Körper doch nur ſchwach, er hatte früher an einer Lähmung gelitten, heftige Aufregungen waren ihm daher ſchädlich. Er verſuchte nun ſich zu beruhigen, doch hatte die Sache einen ſtarken Eindruck auf ihn gemacht, und er ward daher von Neuem von der Krankheit befallen. Sein Zuſtand wurde ſehr gefährlich, aber ſeine Konſtitution und die ausgezeichnete Pflege führten nach einigen Wochen eine Beſſerung herbei.

Am Abend des 13. Dezembers begab ſich Herr Beaumont zu Bett, augenſcheinlich ſich beſſer befindend; er hatte eine gute Nacht, war aber am folgenden Morgen ſchwach und mochte nicht aufſtehen. Daher brachte man ihm Zeitungen und Bücher ans Bett, er nahm an der Unterhaltung Theil und diktirte einige Briefe. Er aß mit gutem Appetit zu Mittag und ſchlief gegen Abend einige Stunden. Ungefähr um halb 12 Uhr wachte er auf und klagte über einen Schmerz in der linken Seite. Miß Alleyne hatte ſich auf ihr Zimmer begeben und ſeine Frau war allein bei ihm. Sie rieb ſeine Seite eine Zeitlang und der Schmerz ſchien nachzulaſſen; doch war er offenbar ſehr ſchwach, und ſeine Stimme wurde immer leiſer, bis er nicht mehr ſchien ſprechen zu können. Madame Beaumont erfaßte eine ſeiner Hände und blickte ihn an. Mittlerweile ſchlug es zwölf, und nach [illegible] Minuten kam das wohlbekannte rollende Geräuſch heran. Herr Beaumont richtete ſeine Augen auf ſeine Gattin und dann auf die Thür. Noch einmal kam der ſchreckliche Stoß und zugleich durchdrangen die Angſtrufe Madame Beaumonts die Luft. Es war nicht mehr Furcht, ſondern Gewißheit, und als Miß Alleyne aus ihrem Zimmer herbeiſtürzte, fand ſie ihren Schwager nicht mehr am Leben!

* * *

Wir haben zu dieſer Erzählung nichts hinzuzufügen, als daß alle mitgetheilten Umſtände derſelben vollkommen wahr ſind. Die Löſung des Geheimniſſes aber iſt uns nicht gelangen.

4.

Eine Erſcheinung in dem Schloſſe W.

(Briefliche Mittheilung.)

Mit Vergnügen, werther Freund! leſe ich ſtets ihr Magikon, das mich um ſo mehr anſpricht, da mich mehrere Erahrungen aus meinem eigenen Leben von der Exiſtenz eines Geiſterreiches und deſſen häufigem Hereinragen in unſer rdiſches Daſeyn überzeugen. — Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen beifolgenden kleinen Beitrag zu einem folgenden Hefte überſende.

Es war auf dem an den Ufern des Neckars herrlich gelegenen Stammſchloſſe meines Großvaters, wo ich manchen rohen und ſchönen Tag meiner Jugend verlebte. Das großrtige ritterliche Gebäude war für gewöhnlich nur von einem lten Förſter und deſſen Frau bewohnt; es wurde nur m Laufe des Sommers auf Tage und zuweilen Wochen von meinem Großvater oder andern Gliedern ſeiner Familie beucht. Die vordere Fronte des Schloſſes war neuer und ie Gemächer darin ſtattlich eingerichtet, die hintern Geäude aber, die alte Trüſſel-Mauer, der hohe Thurm und ie vielen Ring- und Zwingmauern, ſowie die alte Schloßapelle waren noch ganz im alten Style der ſchönen romanſchen Ritterzeit. Wie vielen Stoff gab es da für eine ugendliche Phantaſie zum Nachdenken und ſich zu verſenken n das Leben der holden Burgfrauen und der edlen Ritter! Das war auch ein Feſttag für mich, wenn den Großvater Geſchäfte nach ſeinem Schloſſe G. führten und ich ihn beleiten durfte. — Während nun der alte Herr mit dem Förſter nd den mit uns gekommenen Bekannten verkehrte, durchſtreifte ich die alten Gänge, ſah Stunden lang von dem mit prächtigem Epheu umrankten Söller ins grüne Neckarthal hinab, wo die Schnitter auf den Feldern wimmelten und Schiffe luſtig vorüber ſegelten. Hatte ich aber genug geträumt, dann ſchlich ich nach der Küche, wo die alte Förſters Frau für uns das Mahl bereitete, ſetzte mich auf einen Schemel neben dem großen Feuer-Herde und beſtürmte die Alte mit Bitten, mir von den ſeltſamen Geſchichten zu erzählen, deren ſie gar viele wußte; denn ihre Vorfahren waren alle auf dem Schloſſe erzogen worden, theils als Kammerzofen ehemaliger Edelfrauen oder wie ſie ſelbſt als Gattin vorgehender Förſter oder Beamten. — Da war es denn immer eine ſehr ſchöne Frau, die mich beſonders intereſſirte, von der ſie jedoch nur Bruchſtücke zu ſagen wußte. Sie hatte in unglücklicher Ehe gelebt, und es laſtete, wie die Sage ging, ein Mord, oder wenigſtens das Mitwiſſen eines ſolchen, auf ihrer armen Seele; es war dies aber ein Familiengeheimniß, und die gute alte Förſterin hatte, was ſie davon wußte, eben auch nur erlauſcht. — In dem alterthümlichen Archive hing ein wunderſchönes Bild und ſie entdeckte mir, daß dies das Porträt der Unglücklichen und deshalb aus der Familiengallerie meines Großvaters, die in einem Saale hing, verbannt ſey. — Nun ging ich noch öfter als früher in jenes Gemach, das mich ſchon ſeiner ganzen Einrichtung wegen anſprach, ſetzte mich in einen Stuhl mit hoher geſchnitzter Lehne, gegenüber dem zauberhaften Frauenbilde, das mit ſeinen durchdringenden ſchwarzen Augen mich faſt wie lebend anſchaute. Braune üppige Locken hingen um das Haupt, ſie war nicht ſteif gepudert oder gezöpft wie die übrigen Ahnenbilder, überhaupt war ihre Kleidung ganz ideal. Wie ſo gerne hätte ich ſie ausgefragt über ihr dunkles unglückliches Schickſal und öfters habe ich gebetet für die Ruhe ihrer Seele.

Um in dieſes Archiv zu kommen, mußte man eine Wendeltreppe herab, die in einen engen Thurm vom höchſten Dache hinanführte und unten in einem kellerartigen Gewölbe endigte;

von dieſer Treppe aus führten maſſive alte Thüren in die jedesmaligen Stockwerke. — Gewöhnlich, wenn ich das Archiv betrat, ſchloß ich die Thüre von innen, weil ich gerne recht ungeſtört meine Betrachtungen und Nachforſchungen hier anſtellte, ich hoffte nämlich aus alten Familienbriefen, die hier in Menge aufgehäuft lagen, nach und nach näheres über meine Schöne herauszubringen. Einſtmals überraſchte mich die Mittagsſtunde in meinen Forſchungen, es ſchlug 12 Uhr auf der Thurmuhr, da hörte ich deutlich Tritte die Wendeltreppe herabkommen, ich glaubte meine gute alte Förſterin werde mich zum Eſſen aus meinem Verſtecke rufen, denn nur ſie wußte meinen Aufenthalt daſelbſt, und ſo lies ich ruhig die Tritte näher kommen, da hörte ich aber zu meinem Staunen auch das Geklirre eines Schlüſſelbundes, die doch von innen von mir verſchloſſene Thüre knarrt in ihren Riegeln und herein rauſcht es wie ſchwere ſeidene Gewänder, ich fühle einen kalten Zugwind an mir vorübergehen und vor Schrecken hört mein Herz faſt auf zu pochen: denn vergebens ſpähe ich nach einem Anblick deſſen, was ich höre, es geht bis vor zum Bilde, ſo daß ich faſt meine, die ſeidenen Gewänder berühren mich, dann kehrt es wieder nach der Thüre, verſchließt dieſe von außen und ich höre nach und nach die Tritte auf der Wendeltreppe verhallen, bis ſie ſich im unterſten Gewölbe verloren, worauf wieder Todtenſtille um mich herrſchte. Ich ſelbſt war aber auch halb todt vor Schrecken und weiß heute noch nicht, wie ich den Muth hatte, das Archiv ſelbſt zu verlaſſen und die fatale enge Wendeltreppe hinaufzuſteigen. Oben angelangt, eilte ich nach der Küche hin, hier trat mir die alte Förſterin mit der Suppenſchüſſel, die ſie eben auf die Tafel tragen wollte, entgegen — und warf dieſe faſt vor Schrecken zu Boden, indem ſie ausrief — „Kind, was iſt Ihnen, wie ſehen Sie aus!" Ich ſtammelte unter Angſt und Beben heraus, was ich erlebt hatte. Da lächelte die gute Alte nur und ſagte: „Ach Gott! mein Kind, ich hätte Sie warnen ſollen, nie bis zwölf Uhr da unten zu bleiben, aber ſo geht's, wenn man gerade recht vorſichtig ſeyn will, ich wollte Ihnen nicht Furcht machen, nun mußten's Sie's doch erleben, was ich übrigens ſchon mehr als zehnmal erlebte und noch mehr als nur dies, denn alltäglich muß die arme Frau ihren Umgang um dieſe Stunden machen, und zu mancher Zeit des Jahrs hört man ſie nicht nur, ſondern man ſieht auch eine weiße Geſtalt; ich ſelbſt habe ſie im vorigen Winter zweimal geſehen, jedesmal fror es mich kalt durch die Glieder und ich ſagte die drei heiligen Namen. Sie thut gerade niemand etwas und wir ſind ſie ſchon ganz gewöhnt und achten oft kaum mehr, wenn Mittags durch den obern Gang das Geräuſch nach der Wendeltreppe hinab geht. — Einmal erzählte mir eine alte Tante, die Erſcheinung der unglücklichen Edelfrau habe ſie öfters bei Nacht gefühlt und dieſe haben ihr bedeutet, ſie ſolle mit ihr beten, ſie aber habe geſagt, hebe dich weg, Satan! und da ſey ſie wirklich nicht mehr gekommen. In dem kellerartigen Gewölbe aber unten an der Wendeltreppe treibt ſie beſonders ihr Weſen. In frühern Zeiten wurden da Waſchen gehalten, aber die Waſchweiber beklagten ſich über allerlei Schabernack, der ihnen geſpielt wurde, und blieben am Ende durchaus nicht mehr in dem Gewölbe, ſo daß man die Waſchküche verlegen mußte. Mein Mann ſagte auch einmal: er habe ſagen gehört, ſie ſey da unten begraben und könne nicht ruhen, weil ſie nicht in geweihter Erde liege. — So weit erzählte die Alte, da rief mein Großvater ungeduldig nach der Suppe. Als er mich ſah, fiel auch ihm das Zerſtörte meiner Züge auf und mit ſeiner gewohnten Güte frug er mich, ob ich krank ſey? Mein Herz war zu voll und ich geſtand ihm die Begebenheit — und bat ihn zugleich, ob er denn nichts thun könne, um der armen Seele Ruhe zu verſchaffen? Da wurde er zornig und ſagte: Albernheiten! Unſinn! und brummte noch einiges vor ſich hin von gereizten Nerven, übertriebener Phantaſie, und wie ich lieber unter Gottes freiem Himmel ſpazieren gehen ſoll, als in das alte Gemach ſitzen, wo die eingeſperrte Luſt nothwendig beängſtigend auf meine Nerven wir ſen müſſe. — Ich war ſtille — und auch er blieb ernſt trotz ſeines heftigen Widerſpruchs — und bevor wir wegfuhren, bemerkte ich noch, daß er lange mit dem alten Förſter ſprach und dieſem einen geheimen Befehl ertheilte.

Erſt im Jahre darauf ſah ich wieder das alte liebe Schloß. Mein Großvater hatte nach eben erzähltem Vorgange es vermieden, mich wieder dahin mitzunehmen — und ich hatte auch nicht den Muth gehabt, ihn darum zu bitten. — Als ich nun meine alte Freundin, die Förſterin wieder ſah, erzählte ſie mir, wie der Großvater noch an jenem Abend ihrem Manne Befehl gegeben habe, das alte Gewölbe aufmauern und reinigen zu laſſen, und nachzuſehen, ob man etwa auch ein Grab darin vorfinde. Dieſer habe ſchon den folgenden Tagen dem Befehle entſprochen und man habe bei genauer Nachforſchung in einer Ecke des Gewölbes wirklich unter einem flachen Stein ein weibliches Gerippe und daneben das Gerippe eines kleinen Kindes gefunden, und beides ſofort in aller Stille auf dem Gottesacker neben der Kapelle bei den übrigen Familiengräbern beerdigt. — Es ſey dies bei ſinkender Nacht geſchehen, um kein Aufſehen bei den Leuten zu erregen und ſie ſelbſt und ihr Mann hätten ein Vater unſer über dem Grabe geſprochen. Da ſey ihnen beiden in der Nacht die Frau als ganz lichte ſchöne Geſtalt erſchienen, mit einem prächtigen Kinde auf dem Arme und ohne den klirrenden Schlüſſelbund — und ſeither müſſe ſie Ruhe gefunden haben — denn man ſehe und höre nicht das mindeſte mehr von ihr. Ich war zu Thränen gerührt über dieſe Erzählung, denn ich ſagte mir im Innern, daß ich es eigentlich war, die der armen Seele zu ihrer Ruhe verholfen. — Mein Großvater hatte aber ſtrenges Schweigen über die Geſchichte geboten, die er nicht leugnen konnte und ſich doch vielleicht nicht als wahr eingeſtehen mochte, und ſo war in meiner

Familie nie mehr die Rede davon. — Erſt bei Leſung Ihres Magikons, wo ſich ſo viel ähnliches vorfindet, nahte ſie wieder in meiner Seele als merkwürdige Jugenderinnerung.

F. v. J.

5.

Eine Erſcheinung.

Die Mutter des Profeſſor A., die zu H—n wohnte, hörte einſt, wie ihre Mägde in der Küche nachtheilig von einer verſtorbenen Frau redeten, ſie werde nun in der Hölle büßen müſſen ꝛc. Sie verwies ihnen ihr liebloſes Geſpräch, und in demſelben Augenblick fiel etwas vor der Küche zur Treppe herunter. Sie glaubt, ihr Kind habe einen Schemel herabgeworfen, und indem ſie hinaustritt, um darnach zu ſehen, ſieht vor ihr (es war im Zwielicht Abends) eine Geſtalt in ein weißes Tuch gehüllt; ſie meint, es ſey ihr Mann, der das Kind ſchrecken wolle, und will ihn deswegen zur Rede ſetzen. Allein die Geſtalt ſchlägt den Mantel auf, und ſie erkennt jene Frau, die mit über die Bruſt gekreuzten Armen ſich gegen ſie demüthig neigt, als wolle ſie ihr danken, und dann verſchwindet. Sie ſprach mit Freuden von dieſer Erſcheinung, weil ſie dadurch einen ſichern Beweis der Unſterblichkeit erhalten habe. — „Von den Todten nur Gutes!“ Unſere Urtheile hallen in den Hades hinüber. Man bete vielmehr für ſie.

— n —

6.

Die weiße Frau zu Berlin *)

Nach der Erzählung einer vormaligen Kammerfrau der Kronprinzeſſin, Gemahlin Friedrich Wilhelms II.

Im Jahr 1781 oder 1782 (deſſen entſinne ich mich nicht mehr genau) kam der damalige Kronprinz Friedrich

---

*) S. über ſie Blätter aus Prevorſt VI., 127.

Wilhelm zu ſeiner Gemahlin (der Mutter Fr. Wilh. III.) und ſagte, die weiße Frau habe ſich bei der Königin, Gemahlin Friedrichs II., gezeigt, und zwar auf folgende Art. Die Königin ſaß in einem Kabinet, einige ihrer Damen waren bei ihr. Da das Kabinet ein Fenſter hatte, durch welches man in die nächſten Zimmer einer andern Seite ſehen konnte, ſo entdeckte die Königin dort die ganze Geſtalt der weißen Frau, und gerieth darüber in einen erſchütternden Schrecken, wobei das unwillkommene Bild wieder verſchwand. Man redete der Königin zu, es nicht dafür zu nehmen, die Sonne habe den trüglichen Schein veranlaßt; die Königin blieb indeſſen die ganze Nacht in Unruhe. Morgens um 8 Uhr kam, wie immer, die Oberhofmeiſterin, Gräfin K., um der Königin etwas vorzuleſen. Es ſtand ein Lehnſeſſel vor dem Bette. Die Königin bat Fr. v. K. nicht zu leſen, ſie ſey nicht aufmerkſam genug dazu. Sie begann von der geſtrigen Erſcheinung; Fr. v. K. ſuchte ſie ihr durch Gründe auszureden. Und ehe ſie ſichs verſahen, ſaß die weiße verſchleierte Frau auf dem Seſſel. Ein lauter Schrei verſcheuchte die Ungerufene. Von dem Augenblick an zeigte ſie ſich im Schloß überall in der mitternächtlichen Stunde. Dem regierenden König wurde es angezeigt; ob ſie auch zu ihm kam, hat man nicht erfahren; allein er gab die Ordre, den Soldaten über der Parole bei Ruthenſtrafe zu verbieten, es wieder zu ſagen, wenn ſie ſie ſehen ſollten. Wo die Kronprinzeſſin wohnte, ſo auch im höhern Stockwerk, wo ihre Oberhofmeiſterin und ihre Ehrendamen, war großes Gepolter des Nachts, auch ſelbſt in unſern Kammern. Ich ſchlief neben der Kronprinzeſſin, und war eine Nacht ſehr dadurch geſtört; ſie ſchlief. Hat ſich die Geſtalt hier und da bei uns gezeigt, ſo wurde es verheimlicht. Aber auf dem großen Gang im Erdgeſchoß, an allen Thüren der Schatzkammer, der Domänenkaſſe, und wo die Zimmer vielleicht wichtige Staatspapiere enthielten, da blieb ſie mehrere Minuten, ſchwebte weg, kam wieder. Beſonders zog ſie die

Schatzkammer an. Ein junger Offizier vom Regiment Braunſchweig erbat ſich die Gnade, eine Nacht bei dem Wachtmeiſter und den Grenadieren auf dem Gang verweilen zu dürfen, um ſie zu ſehen. Es wurde ihm geſtattet. Wirklich ſchwebte ſie in ihrer Würde, mit einem Schleier, verſchlungenen Armen und langem Schleppkleide daher, und bückte ſich tief an allen Thüren, als wollte ſie etwas erlauſchen. Dieſer junge Mann mußte aber den Vorwitz faſt mit ſeinem Leben bezahlen; eine ſchwere Krankheit ergriff ihn in Folge ſeiner Gemüthserſchütterung. Ich kannte ihn, ſeine Tante war meine Freundin. Wie lange die weiße Frau ſich noch zeigte, weiß ich nicht mehr; daß ſie aber da war, iſt reine und überzeugende Wahrheit.

So weit die ſchriftliche Erzählung der jetzt verſtorbenen, glaubwürdigen Frau, von welcher dieſer Bericht herrührt.

◆

7.

Ein Gelehrter ſtirbt von der Erſcheinung eines Andern.

Hauber's **Bibliotheca magica** enthält im 29. Stück, S. 304. f. aus der Geiſtlichen Fama Nachſtehendes.

Auszug aus einem Schreiben, Gotha den 28. Nov. 1735.

„Es iſt vor wenig Tagen der Herr Stiftsprediger Klopfleiſch geſtorben, und zwar, wie er vor ſeinem Ende ausgeſagt, von einer Erſcheinung des verſtorbenen Herrn Sommers (ehemaligen Prinzen-**Informatoris**, nämlich des jüngſten Bruders des jetzt regierenden Herzogs Friedrich III. Namens Johann Adolph), deſſen Bibliothek er von ſeinen Erben an ſich gehandelt. Er hat das von Herrn Sommer elaborirte und noch nicht edirte Buch, den Sohar genannt, ſuchen wollen. Indem er nun ſuchet, ſo kommt Herr Sommer, und bringt es ihm entgegengetragen. Worüber ſich der ſelige Mann ſo entſetzet, daß er innerhalb wenig Tagen, da ein Fieber dazugeſchlagen, verſchieden.“

Dieſe Begebenheit wird mit einigen andern Umſtänden erzählt in Horſt's Deuteroſkopie Th. 2. S. 94., aus Loehe, Ehre Gottes aus der Betrachtung des Himmels und der Erde. Nürnberg 1767 ff. nämlich alſo:

„Der Hofprediger Dr. Klopffleiſch hatte Sommer's Bibliothek gekauft, und als er ſich Nachmittags dahin begab, die Bücher genauer zu beſehen, ſagte er bei Durchblätterung eines orientaliſchen Manuſcripts: „Du guter Sommer, du hatteſt es im Orientaliſchen weit gebracht, es iſt ſchade, daß du ſchon fauleſt!“ Darauf kam es ihm ſo vor, als ob Jemand leiſe über die Stube hinweggehe. Weil er aber nichts ſah, dachte er auch nicht weiter nach. Als er jedoch obige Rede bei ähnlicher Veranlaſſung wiederholte, däuchte ihm, als ob etwas auf ſeine Schultern drücke; er ſah ſich deswegen um, und erblickte den verſtorbenen Profeſſor Sommer, welchen er genau betrachtete. Hierauf gieng er ſehr alterirt zu ſeiner Liebſten, deren Fragen er mit Klagen über großes plötzliches Unwohlſeyn zuvor kam. Man ließ nach des Arztes Rath den Beichtvater kommen, welchem der Patient den Vorgang in Aller Gegenwart erzählte, und betheuerte, daß es keine Einbildung, ſondern ihm Alles gewiß und wahrhaftig ſo begegnet ſey, wie eben von ihm erzählt worden. Am dritten Tage ſchon beſchloß er, jedoch unter heftigen Convulſionen, ſein Leben.“

Das orientaliſche Manuſcript, bei welchem die Erſcheinung vorfiel, kann wohl eine Abſchrift oder Bearbeitung des berühmten kabaliſtiſchen Buchs Sohar geweſen ſeyn. Die übrigen Abweichungen ſind gleichgültig.

— v —

8.

Erſcheinungen auf dem Landgut zu L.

Frl. v. L., damals 15 Jahr alt, war mit ihren Eltern und einer Nichte (Geſchwiſterkind) ungefähr gleichen Alters auf ihrem elterlichen Landgut zu L. Sie war etwas unwohl, und lag Abends nach dem Nachteſſen zu Bette; die Nichte bereitete ihr am Tiſch, der in der Mitte des Zimmers ſtand, etwas Arznei zum Einnehmen vor dem Einſchlafen, worauf auch ſie in demſelben Zimmer ſich ſchlafen legen wollte. Sie hatten die Thür, die in ein anſtoßendes Zimmer oder Saal führte, verſchloſſen. Da erſchien, wie von dort hereingekommen, ein großer, ſchwarzer, zottiger Hund, und ging um den Tiſch herum. Frl. v. L. ſagte zur Nichte, die ihn eben ſo wohl wie jene ſah: Jage doch den garſtigen Hund hinaus, und als dieſe ſich dazu anſchickte, öffnete ſich die Thür, der Hund ging hinaus, und die Thür hinter ihm wieder zu. Verwundert ſahen beide nach, und fanden die Thür verſchloſſen wie zuvor.

Auf demſelben Gut war ein Ruſſiſcher Offizier während des Feldzugs gegen Napoleon im Jahr 1813 einquartirt. Er geht Abends ins Wirthshaus, um zu Nacht zu eſſen, und ſein Bedienter bleibt in ſeinem Zimmer zurück. Die Thür thut ſich auf, und es treten zwei ſchwarzgekleidete Frauen in altmodiſcher Tracht herein. Der Bediente verbeugt ſich, während ſie immer näher auf ihn zugehen; ihm graut und er will ſie mit dem Säbel abwehren, durchſchneidet aber die Geſtalten wie leere Luſt. Plötzlich hört der Pächter etwas aus dem Fenſter auf die darunter befindliche Miſtgrube fallen; es war der Bediente, der Zeichen macht und klagend zu verſtehen gibt, daß er es eben nicht aushalten könne. Sein Herr kommt nach Haus, der Vorfall wird ihm angezeigt, er verlacht ihn und ſchilt über Thorheit, legt ſich dann zu Bette. Indeſſen am folgenden Morgen verläßt er das Quartier, und gibt dem Pächter ein

Papier in ruſſiſcher Sprache von ſeiner Hand beſchrieben,
nit dem Auftrag, es jedem Ruſſen, der ſich da einquartiren
wolle, vorzuzeigen. Der Pächter that es, und nie hat wie-
er ein Ruſſe das Quartier beziehen wollen.

Daß dem Offizier über Nacht ein neuer Spuck begeg-
et iſt, der ſeinen Unglauben curirt hat, ſcheint glaublich;
nan weiß aber nicht zu ſagen, was auf dem Papiere ſtand.
iben ſo bleibt ungewiß, in welchem Zuſammenhang die
wei ſchwarzen Damen mit obigem ſchwarzen Hunde ſtehen.
Nur das iſt ausgemacht, daß das Landgut überhaupt bei
er Familie im Geruch der Spuckerei ſteht, und ſich noch
nehr Nichtgeheures daſelbſt begeben haben ſoll.

— v —

9.

Der Todtenprediger.

Gleichwie es unzweifelhaft iſt, daß lebende Menſchen
ch mit den ihnen erſcheinenden Geiſtern von Verſtorbenen
nterreden, ſie belehren, für ſie und mit ihnen beten können:
findet ſich auch ein Beiſpiel, wo ein frommer Geiſtlicher
n ſeiner Kirche unter ihrer verſammelten Schaar förmlich
ls Prediger auftrat. Die Sache wird mehrern namentlich
ugeſchrieben, und es iſt möglich, daß mehrere Männer die-
r Art gleichen Beruf und Gabe gehabt haben. Zwei mir
ekannt gewordene Stimmen aber eignen dieſes Amt der
Predigt an die Todten, beſtimmt dem vormaligen alten Stifts-
rediger **Bahnmaier** in Oberſtenfeld in Württemberg zu.
iner von den beiden Freunden, die Kunde davon hatten
n Württemberger, erzählte mir folgendes Nähere darüber:

„Bahnmaiers Magd war eine erweckte Chriſtin, und
am in Dienſt zu meiner gleichfalls chriſtlichen Mutter; die-
r theilte ſie die Begebenheit folgendermaßen mit. Sie hatte
nehrmals bemerkt, daß Bahnmaier zu gewiſſen Zeiten Nachts
n die Stiftskirche ging, und war begierig den Grund zu

erfahren. Der Kirchenſchlüſſel hing im Zimmer; ſie nahm ihn eines Abends, wo ſie erwartete, daß es wieder geſchehen werde, ſchloß die Kirche auf und hängte den Schlüſſel wieder an ſeinen Ort. Nach dem Nachteſſen wünſchte ſie gute Nacht, als wenn ſie ſchlafen gehen wollte, ſchlich ſich durch die Hinterthür über den Hausgarten in die Kirche, knappte inwendig das Schloß ab, und ſetzte ſich in den vergitterten Stuhl der Frau Pfarrerin. Als es zwölf Uhr geſchlagen hatte, ſo kamen viele ihr bekannte Perſonen, die aber ſämmtlich geſtorben waren, Seelen von verſchiedener Färbung, und brachten auch Licht mit. Als Bahnmaier zu predigen anfing, ſo rief eine Stimme: Du wirſt belauſcht! Er gebot Stille und fuhr fort. Als die Predigt zu Ende war, trat die Magd aus dem Stuhl. Er befahl ihr auf das ernſtlichſte, ſo lang er lebe, Niemanden etwas davon zu ſagen; ſie gelobte es, und hielt Wort; denn erſt nach ſeinem Tode trat ſie in den Dienſt meiner Mutter und erzählte ihr die Begebenheit.“

— y —

10.

Das Gerippe.

Frau v. S. reiſte mit ihrem gewöhnlichen Begleiter, Baron Z., einem Offizier in öſterreichiſchen Dienſten, nach Wien, und miethete mit ihm eine Wohnung in einem Privathauſe, eine Reihe von Zimmern mit abgeſchloſſenem Vorplatz. Als ſie am erſten Abend aus dem Theater kamen und mit einigen Freunden um den Tiſch herum ſaßen, ſchlug es in ihrer Mitte auf oder über dem Tiſch 11 Uhr, mit einem gellenden, unangenehmen Ton. Der hereingekommene Bediente ſagte aus, daß es ſchon ſeit 9 Uhr in der ganzen Wohnung auf gleiche Weiſe ſchlage, ohne daß eine Uhr zu ſehen ſey. Um 12 Uhr ſchlug es wieder eben ſo vor der Geſellſchaft, und hierauf erfolgte ein ſtarker Knall auf dem Boden des Zimmers. Am folgenden Abend zog ſich Frau v. S. vor einem Schirmſpiegel an, um in das Theater zu fahren; als ſie ihren über dem Spiegel hängenden Shawl herabnehmen wollte und von der Seite hinter den Spiegel blickte, ſo ſtand ein Gerippe mit Haut überzogen da, das die Arme nach ihr ausbreitete, auf ihr Geſchrei aber verſchwand. Am nächſtfolgenden Abend, als ſie ſich ebenfalls vor dem Spiegel anzog, ſtand es in gleicher Stellung hinter ihr. Sie ſah es auch einmal durch den Spiegel am Clavier ſitzen, mit einer weißen Nachtmütze, die von ſeinen emporgeſträubten grauen Haaren getragen wurde, wobei es Grimaſſen gegen ſie machte. Baron Z. verabredete ſich mit einigen andern Militärperſonen, dem Geſpenſt aufzupaſſen. Als ſie einſt in der Nacht am Ofen ſtanden und gegenüber Frau v. S. auf dem Sopha ruhte, rauſchte Etwas zwiſchen ihnen durch, ſo daß Jeder glaubte, der Andere habe das Geräuſch verurſacht. Endlich in einer folgenden Nacht, wo die Geſellſchaft beiſammen war, öffnete ſich die Thüre, das Gerippe trat herein und ging auf Frau v. S. zu. Baron Z. zog den Degen und wollte auf daſſelbe hauen; in eben dem Augenblick (denn Alles begab ſich äußerſt ſchnell) packt ihn das Geſpenſt von vorn um beide Oberarme, preßt ihn zuſammen, daß er den Degen nicht emporheben kann, wirft ihn nieder (wobei Z. noch die Kammerjungfer der Frau v. S., die ihn zurückhalten will, mit ſich zu Boden ſchleudert) und verſchwindet. Z. zerbrach bei dieſem Fall die Knieſcheibe und bekam ein hitziges Fieber. Die Miethwohnung wurde baldmöglichſt aufgegeben, und Z. reiste mit Frau v. S. zu ſeiner Herſtellung in die Bäder in der Gegend von F. An dieſem Ort hielt ſich Frau v. S. eine Zeit lang auf, und erzählte, wiewohl ungern, mehrmals die ſchauerliche Begebenheit.

Vorausſchauen und zweites Geſicht.

1.

Die Familie Lyſius.

Reinhardt gibt in ſeinen Beiträgen 1. Th. Nachricht von einem ſiebenzig Bogen ſtarken Manuſcripte, das ſich auf der Bibliothek in Königsberg befinden ſoll und eine Selbſtbiographie Dr. Heinrich Lyſius' enthält, der Profeſſor der Theologie, Konſiſtorialrath und Hofprediger zu Königsberg war.

Dieſe Selbſtbiographie ſchildert eine höchſt originelle Perſönlichkeit in ihrem Verfaſſer, wie auch deſſen ganze Familie durch ein inneres Leben, durch vorausſagende Träume, dem zweiten Geſichte u. ſ. w., von der Natur begabt war.

Es wäre gewiß der Mühe werth, dieſe Selbſtbiographie von Lyſius ganz dem Druck zu übergeben.

Da dieſer fromme Wunſch aber wohl noch lange unerfüllt bleiben wird, und das Manuſcript zuletzt wieder in der Bibliothek in Vergeſſenheit kommen könnte, machen wir auf daſſelbe hier wieder aufs Neue aufmerkſam und theilen den Leſern unſerer Blätter aus dieſer Selbſtbiographie dasjenige mit, was hauptſächlich in ihm in die Kreiſe des innern Lebens, des magnetiſchen Schauens u. ſ. w. gehört.

Von ſeinen Familien- und Privatverhältniſſen, häuslichen Vorfällen u. ſ. w., erzählt Lyſius unter anderem Folgendes:*) daß ſein Vater und ſein Großvater das Stadtphyſikat

---

*) S. Horſt Deuteroſkopie 1. Th.

Flensburg bekleidet und mit mere simplicitas curirt,
ß ſein Vater, mütterlicher Seits, von dem kurſächſiſchen
anzler Chr. Beyer ſeine Herkunft abgeleitet, welcher
anzler die augsburgiſche Confeſſion Anno 1536 auf dem
eichstage zu Augsburg vor Kaiſer Karl V. und den Reichs-
nden vorgeleſen und das von jenen angenommene Sym-
lum: Thue recht und ſcheue den Teufel nicht! oft im
unde geführt habe und dabei ſtets eines freudigen Ge-
üthes geweſen ſey; daß er ſelbſten in ſeiner Eltern Hauſe
emals Fluchen oder Schwören gehört, und daher von die-
r Sünde nicht einmal angefochten worden ſey, ſich auch
cht erinnere, ſich derſelben jemals ſchuldig gemacht zu ha-
n; daß er in ſeinem Candidaten-Stande, weil er durchaus
ine andere, als eine offenbar göttliche Vocation in's Pre-
gtamt habe annehmen wollen, nach ſeines Vaters Tod
nige Jahre in einem von ſeiner Mutter angekauften Hauſe
bſt ſeinen Geſchwiſtern bürgerliche Nahrung getrieben, und
ß dieß die angenehmſten und ſtilleſten Jahre in ſeinem
anzen Leben geweſen wären; daß er, nachdem ihm unter
lchen Umſtänden von ſeinen Onkeln der Vorſchlag, zu
eirathen, gethan ſey worden, drei Zettel eines Inhalts,
doch ohne Namensunterſchrift an die drei Stadtpfarrer zu
lensburg geſchrieben habe, worin ein Jeder beſonders er-
cht worden, ſowohl für ſich, als auch öffentlich in der
irche, Gott ein gewiſſes chriſtliches und hochwichtiges Vor-
aben im Gebete angelegentlichſt vorzutragen; daß ſeine
nwerbung, Freierei und Heirath, ſowie ſein ganzer Ehe-
and mit vielen wunderähnlichen Führungen und Schickſalen
y verknüpft geweſen; daß er bei ſeiner Doctorpromotion
Halle 1702 den lieben Gott ſehr ernſtlich angerufen, ihn
or dem teufeliſchen, aber den Theologis ſehr
ewöhnlichen Laſter des Hochmuths gnädiglich
bewahren; daß er Anfangs zu Königsberg, weil ihm
eine Schwiegereltern aus gegründeter Bedenklichkeit wegen
einer prekären Lage daſelbſt nur die allerſchlechteſten Meubles

überſchickt hätten, in einem alten verfallenen Wohnhauſe ſich kümmerlich mit hölzernen Schemeln u. dgl. habe behelfen müſſen; daß er bei dem elenden Zuſtande des Collegii Fridericiani, zu deſſen Aufhelfung er Alles verwandt habe, was ihm mitleidige Herzen zu ſeiner eigenen Nothdurft geſchenkt hätten, auch noch mehrere Jahre nachher von der bitterſten Armuth ſey gedrückt worden; daß er Gott aber auch für Mangel und Armuth ſehr dankbar geweſen ſey, weil er bei einem ſo betrübten Zuſtande vielfältige Gelegenheit gehabt habe, ſich und ſeine liebe Frau im Glauben und der Geduld zu üben; daß ihn Gott jedoch nie ganz verlaſſen, ſondern der Noth, wenn ſie aufs höchſte gekommen, immer auf eine faſt wunderähnliche Weiſe abgeholfen habe ꝛc. ꝛc.

Hiervon folgen nun mehrere Beiſpiele. Einſtmalen, ſchreibt er, waren meine Schuhe ſo abgetragen, daß ich wegen der Löcher in den Sohlen auf den bloßen Strümpfen nach dem Kneiphof ins Collegium gehen mußte, und das noch dazu eine weite Strecke Weges, und durch den Koth bei ſchlimmem Wetter. Dabei mußte ich aber doch alle Sorge tragen, daß, weil ich mir aus gänzlichem Mangel des Geldes keine neue Schuhe machen, ja die alten nicht einmal flicken laſſen konnte, meine Frau ſolche ungemeine Dürftigkeit nicht wahrnehmen möchte. Ich machte mir alſo die Schuhe immer ſelbſten rein, und behielt ſie in meinem Kabinette. Als die Noth aufs Höchſte geſtiegen war, ſo ſchickte mir — kein Schuſter, ſondern ein Bäcker ein paar neue Schuh in's Haus. Meine Frau brachte mir ſolche mit höchſter Verwunderung, daß uns eben ein Bäcker Schuhe ſchenken müſſe, der doch eher einen Kuchen, oder Stritzel (länglichtes Brod) hätte ſchicken können. Ich ſagte ihr aber, unſer himmliſcher Vater hätte gewußt, daß wir noch Brod im Schaff (Schrank) und Mehl im Kaſten gehabt hätten, daß ich dagegen auf den Strümpfen hätte gehen müſſen. Und wie erſtaunte ſie, als ich ihr die alten Schuhe vorzeigte!

Nicht lange nachher meldete ſie mir, das Mehl im Schaff wäre aufgebacken, und ſie müſſe das letzte Brod aus der Speiſekammer holen. Ich tröſtete ſie, ſo gut ich konnte, und hub meine Augen auf zum Himmel. Sie geht hinunter in die Speiſekammer, kommt aber gleich wieder mit Thränen in den Augen die Treppe herauf geſprungen und berichtet: Es ſtände ein großer Sack Mehl unten im Hauſe.

Ein anderes Mal war ich nach der dreifachen Sonntagsarbeit, fährt er fort, ſo abgemattet, daß ich mich kaum rühren und bewegen konnte. Meine Frau klagte und bedauerte, daß ſie ſo gar nichts hätte, mich zu erquicken, und mir zum Abendeſſen nichts weiter bringen könne, als Buchwaitzengrütze (von ihren Eltern aus Flensburg uns zugeſchickt) und einen Trunk Waſſers. Betrübt geht ſie in die Küche, erblickt daſelbſt eine neue Kaſchul oder Kiepe, frägt die Kochin, was das ſey? und erhält zur Antwort: unter der Predigt ſey eine ihr unbekannte, hübſch gekleidete Magd gekommen und habe gebeten, ihr zu erlauben, daß ſie ihre Kaſchul ſo lange in der Küche möchte nieder ſetzen dürfen, bis ſie einige Beſtellungen in der Nähe ausgerichtet haben würde. Wie die Kochin ſolches nicht annehmen wollen, habe jene die Kaſchul in den Winkel geſetzt und ſey eiligſt davon gelaufen. Man konnte gleich Anfangs an den Seiten ſehen, daß Weinflaſchen darin wären, und wir fanden bei deren Eröffnung wirklich vier Bouteillen guten Weins, zwei Hüte feinen Zuckers, und ganz unten einen Zettel mit vier Spec.-Thlrn., unter der Aufſchrift: Herrn D. Lyſio. Gott hatte alſo, ehe ich müde geworden, ſchon für meine Erquickung geſorgt. „Dergleichen Exempel,“ ſetzt er hinzu, „könnte ich ſehr viele erzählen.“

Ferner enthält das Manuſcript mehrere Beiſpiele von individuellen Gebetserhörungen, nämlich die es wenigſtens nach Lyſius' Ueberzeugungen und Anſichten waren. Auch hievon ein Beiſpiel! Als er wegen der grauſamen Läſterungen und Verfolgungen ſeiner Feinde ſich genöthigt geſehen, nach Berlin zu reiſen, um ſich eine Commiſſion auszubitten, auf der Rückreiſe aber, um ſeine Schwiegereltern zu ſehen, über Flensburg gegangen ſey, hat: ſich ungefähr zehn Meilen von Pillau unvermuthet ein entſetzlicher Sturm erhoben, daß alle Schiffsleute und der Schiffscapitain ſelbſt gezittert und gebebt hätten. Da nun habe er in der Kajüte, in Erwartung eines unvermeidlichen Unterganges, insgeheim alſo zu Gott gebetet: „Er ſey überzeugt, Gott ſelbſt habe ihn nach Preußen gerufen; Gott wiſſe, daß er die Reiſe nach Berlin nicht aus Vorwitz und eiteler Luſt, ſondern aus Noth gethan; ſo glaube er auch nicht, daß es Gott könne zuwider geweſen ſeyn, daß er ſeinen Schwiegereltern zu Liebe den Rückweg über Flensburg genommen; Gott ſähe ja die Angſt ſeiner Frau und Kinder; er für ſeine Perſon habe nicht das Recht, wie Jeſus, Wind und Meer zu bedräuen und zu beſänftigen; Gott aber möchte es aus Gnaden thun, und ihn doch dießmal wieder nach Preußen bringen u. ſ. w."

Und was geſchieht? Den Augenblick verſchwanden, ſagt er, die ſchwarzen Wolken, die Wellen legten ſich, es erhob ſich ein bequemer Wind, es erfolgte ſegelbar Wetter, und bei aufgeklärtem Himmel, noch bei hellem Tage, läuft das Schiff zum höchſten Erſtaunen aller Schiffsleute und des 70jährigen Steuermannes, der ſein Lebenlang ſo etwas nicht erfahren zu haben betheuert, glücklich in den Hafen von Pillau ein, und **D. Lyſius** erkennt, daß der alte Gott noch lebe, und das demüthige und vertrauensvolle Gebet ſeiner Kinder erhöre.

Das erſte Beiſpiel von Deuteroſkopie in dieſem merkwürdigen Familienkreiſe gibt Lyſii Aeltermutter, Anna Langin, eine ſehr gottſelige Frau, welche ein Alter von mehr als neunzig Jahren erreichte, ſo daß Lyſius ſelbſt, neben mehreren ihrer Urenkel ihr noch zu Grabe folgen konnten. „Dieſe Matrone," ſagt Lyſius, „wußte alle Lehr-, Troſt- und Sittenbücher der h. Schrift auswendig, inſonderheit den ganzen Pſalter David's, und weckte ihre Tochter, (unſeres *Lyſii* Mutter) als dieſelbe noch ledigen Standes war, und mit ihr in einem Bette ſchlief, alle Mitternacht regelmäßig einmal auf, um mit ihr etliche Pſalmen, oder andere geiſtliche Lieder zu beten, oder zu ſingen. Bei ſolcher ungemeinen Gottſeligkeit," heißt es im Manuſcripte weiter, „hat ſie viele *vorher bedeutende Geſichte gehabt, da ſie wachend das ſowohl bei Tage, als im Finſteren geſehen, was einige Tage, oder auch längere Zeit hernach wirklich erfüllet worden.* Dergleichen Geſichte waren bei ihr ſo gewöhnlich, daß ſie ſehr oft nicht recht hat unterſcheiden können, *ob es wahrhafte Geſchichte, oder nur bloße Geſichte geweſen.* Davon haben meine Mutter, Großmutter, und deren Schweſter mir *ſehr viele* Exempel erzählt, von welchen Allen ich nur ein einziges, auch von meinem Vater bekräftigtes, dahier anführen will.

„Einſt ſteht ſie gegen Abend vor der Thüre ihres Hauſes, und ſchaut die lange Gaſſe hinauf. Da ſieht ſie aus dem Poſthauſe eine Leichen-Proceſſion herauskommen, welche vor ihrem Hauſe nach der, nicht ſehr weit davon gelegenen Kirche, nahe vorbei geht. Sie kannte zum Theil die voran gehenden Schulknaben, inſonderheit die Schüler der erſten Claſſe, welche brennende Wachskerzen, mit ſchwarzen Flören, und auf Blech gemalte Wappen trugen. Sie kannte ihren eigenen Sohn, der als Paſtor, und ihren Großſchwiegerſohn, meinen Vater, der als damaliger Diakonus, nach der gewöhnlichen Ordnung unmittelbar hinter der Schule hergingen, auf welche, wie ſie ſich ausdrückte, ein ſchön geputzter Engel, auf einem weißen Pferde, und ein gräßlicher Teufel auf einem ſchwarzen Pferde, folgte, welche alle beide vor der Leiche her in die Kirche, wie ſie aus ihrer Hausthüre füglich ſehen konnte, hinein ritten; hinter der Leiche kam ein ſtarkes Gefolge von Trauerleuten. Weil nun in demſelben Poſthauſe Niemand wohnte, der nach den daſigen Rechten mit Flören, Wachslichtern und Wappenbildern konnte begraben werden: ſo war nicht abzuſehen, wie dieſes Geſicht in Erfüllung gehen konnte. Inſonderheit konnte nicht errathen werden, was der angegebene ſchöne Engel, und der häßliche Teufel wohl bedeuten ſollten. Indeſſen erzählte ſie dies wunderbare Geſicht alſobald ihrem Sohn und Großſchwiegerſohn ganz zuverſichtlich und ausführlich, welche aber ſo wenig als ſie ſelbſt eine mögliche Deutung heraus zu bringen im Stande waren.

„Allein wenige Tage hernach duellirten ſich nahe vor der Stadt Flensburg zween vornehme Holſteiniſche von Adel auf Piſtolen. Der Eine derſelben wurde tödtlich verwundet in das Poſthaus getragen, woſelbſt er kurz nachher an der empfangenen Wunde ſtarb, und ganz auf die nämliche Art, wie meine ſel. Aeltermutter es im Geſicht geſehen hatte, mit Flören, Wachslichtern und Wappen zur Erde beſtattet wurde. Die beiden Engel aber waren zwei Kavaliere, von denen der eine in einem ſchönen bunten Harniſche das ſogenannte Freuden-Pferd von weißer Farbe, der andere hingegen in einem ſchwarzen Harniſche das Trauer-Pferd von ſchwarzer Farbe ritt."

Nachdem Lyſius hierauf die Meinung geäußert hat, daß ſich das Vermögen, doppelt zu ſehen, wie es ſcheine von den Eltern auf die Kinder und Nachkommen fort erben laſſe, fahrt er fort einige Geſichte, welche er ſelbſt gehabt hatte, zu erzählen.

„Nach meines Vaters Tode," ſagt er, „reſolvirte man, deſſen Bibliothek, worin unſer beſtes Kapital ſteckte, zu Kopenhagen zu verauctioniren. Beim Einpacken der Bücher fand meine älteſte Schweſter ein Papier, das war ein königliches Privilegium, Kraft deſſen den Predigerwittwen erlaubt ward, bürgerliche Nahrung zu treiben, und doch keine bürgerliche Laſten zu tragen. Weil nun meine Mutter eine Kaufmanns-Tochter war, und in ihrer Jugend gute Kenntniſſe vom

Handel rc. erlangt hatte, auch drei meiner Schweſtern erwachſen, und dabei munter, arbeitſam und von guter Reſolution *) waren: ſo entſchloß ſich die Mutter, ein Haus zu miethen, und ſich ſolches Privilegiums zu bedienen. In dieſem Vornehmen verließ ich meine Mutter, als ich 1695 nach Kopenhagen ging, um die Bücher-Auction zu veranſtalten, auch zugleich meine Sache mit dem Generalſuperintendenten *Schwarz*, der einen harten Bericht gegen mich eingegeben hatte, abzumachen. Da ſich aber Beides ziemlich verzögerte, ſo trat ich indeſſen auf des **Dr. Maſius** Vorſchlag bei dem General-Lieutenant von *Pleß* in Condition, wo ſonſt kein Hofmeiſter gern hin wollte. Ich kam noch ſo ziemlich mit dieſem wunderlichen Herrn zu rechte, zog aber doch im Herbſte wieder von ihm weg auf eine beſondere Stube."

„Als ich da einſtmals des Nachts unter einem Pavillon in meinem Bette lag **), mit dem Geſicht gegen die Wand zugekehrt, *ward es plötzlich und unvermuthet ganz helle in dem Zimmer*, und an der dichten Seite des Pavillons ging es, *wie eines Menſchen Schatten*, vom Haupte des Bettes bis zu den Füßen; wobei mir *auf das nachdrücklichſte, gleichſam als ob es laut und vernehmlich geredet worden, innerlich imprimirt wurde*: **Umbra matris tuae!** ***) Mit den letzten

---

*) Man ſieht, die ganze Familie beſtand aus munteren, unternehmenden und kraftvollen Menſchen. Ich mache dieſe Bemerkung nicht ohne Urſache. Sie iſt, wie dem Pſychologen und Menſchenbeobachter nicht entgehn wird, zur richtigen Würdigung ihrer Geſichtſeherei äußerſt intereſſant und wichtig.

**) *Wachend, oder ſchlafend?* — Man ſieht hinlänglich aus der ganzen Erzählung, daß von keinem Traum die Rede iſt, ſondern daß er die Erſcheinung bei wachendem Zuſtande ſah.

***) *Wobei mir, gleichſam als ob — innerlich imprimiret wurde.* — Hier ſieht man den wahrheitliebenden und denkenden Mann; ein anderer, minder vorſichtiger und zuverläſſiger Beob-

Briefen aber hatte ich doch vernommen, daß Mutter und Geſchwiſter annoch geſund und vergnügt lebten. Ich ſtand alſo ſogleich vom Bette auf und unterſuchte, woher doch ſolches Licht und ein ſolcher Schatten gekommen ſeyn möchte, da denn die Stube ganz finſter war, und ich ſo wenig deſſelbigen Abends, als des nächſtfolgenden Morgens Gelegenheit dazu finden, oder es ſonſt errathen konnte. Als ich aber ſofort den Vormittag darauf meinen Onkel beſuchte, kam er mir mit einer traurigen Miene entgegen und ſagte, er habe eben Briefe erhalten, daß meine Mutter gefährlich krank darnieder läge. Worauf ich alſo bald antwortete: Wäre ſie krank, ſo wäre ſie nun auch unfehlbar todt, wobei ich erzählte, was mir den vorhergehenden Abend begegnet war. Er verwunderte ſich darüber, verſicherte aber doch, daß er nur ſo viel wüßte, daß ſie krank wäre, und daß man mich nach Hauſe verlangte."

„Aber ſchon mit der nächſten Poſt ſchrieb mir meine Schweſter, daß die Mutter verſtorben, und ich erſah aus deren Schreiben, daß dieſelbe eben deſſelben Abends, woran ich das Geſicht, oder die Erſcheinung gehabt hatte, in die Ewigkeit hinüber gegangen war *)."

---

achter würde ſich in einem ſolchen Falle vielleicht nicht ſo ausgedrückt haben.

*) Eine ähnliche Erfahrung von Lyſii Frau! „Wir waren," ſagt Lyſius, „ſchon eine geraume Zeit in Königsberg geweſen, als ſolche einſt des Nachts mit großem Schrecken aus dem Schlafe auffuhr und fragte, Wer ihr gerufen hätte? — Ich erwachte darüber, und erkundigte mich nach der Urſache ihrer Beſtürzung. Sie antwortete: Es hätte Jemand mit ſtarker Stimme zweimal Gertrude! Gertrude! gerufen, worüber ſie als etwas Ungewöhnliches allerdings ſehr beſtürzt wäre, weil Niemand in Königsberg ſie alſo zu nennen, oder anzureden pflegte. Sie kam daher auf die Gedanken, ihre Mutter müſſe etwa ſehr krank, oder gar geſtorben ſeyn. Der Ausgang aber zeigte, daß ihre Schweſter, mit der ſie jederzeit am vertraulichſten gelebt hatte, um eben dieſelbe Zeit des Todes verblichen war."

„Man weiß alſo," fügte er mit gleicher Naivetät, wie bei der vorigen Erzählung, in ſeinem Manuſcript als Schlußwort hinzu, „noch nicht deutlich genug, was in der Welt auch in Anſehung der eben abſcheidenden, oder abgeſchiedenen Seelen paſſiren kann."

„Zu der Zeit wie ich als Studirender mich hier in Königsberg aufhielt, war es überall eine bekannte und ruchbare Sache, daß der jüngere **Dr.** Dreyer, nach ſeinen und ſeines Vaters bekannten philoſophiſchen Grundſätzen, dieſen ſeinen Vater auf deſſen Todbette ausdrücklich erſucht habe, daß er ihm drei Tage vor ſeinem Tode erſcheinen möchte, welches ihm denn der Vater auch heilig verſprochen habe. Als zwei Jahre hernach mein jüngerer Bruder hier ſtudirte, und mit dem jungen **Dr.** Dreyer in einem Hauſe wohnte und an einem Tiſche ſpeiſete, ward gedachter **Dr.** Dreyer krank, doch ſo, daß Niemand ſeine Krankheit für gefährlich hielt, indem er noch ein junger ſtarker Mann und erſt etlich und dreißig Jahre alt war. Während dieſes ſeines Krankenlagers nun beſuchten ihn eines Tages verſchiedene ſeiner guten Freunde. Beim Abſchiede werden ſolche von ſeinen Hausgenoſſen und Bedienten bis zur Hausthüre begleitet, ſo daß ſich der Patient ganz allein im Zimmer befindet. Wie aber die Domeſtiken wieder zurück kommen, treffen ſie ihn ſehr alterirt, ganz blaß, entſtellt und in einem merklich veränderten Zuſtande an, von demjenigen, worin ſie ihn einen Augenblick vorher verlaſſen hatten. Auf Befragen erzählte er mit zitternder Stimme: Sein ſeliger Vater ſey ihm während der Zeit erſchienen, und nun werde er der getroffenen Verabredung gemäß unfehlbar über drei Tage ſterben müſſen, wobei er (der Kranke) zugleich ſeinen vormaligen Prinzipien zuwider die Warnung hinzugefüget, daß doch ja Niemanden dergleichen von Sterbenden verlangen möchte, weil er bei der Erſcheinung ſeines Vaters ſelbſt in Schrecken und Entſetzen gerathen, und auch der Geiſt, oder die Geſtalt ſeines Vaters ihm ſehr erſchrocken (?) und wehmüthig vorgekommen ſeye, daher er glaube, daß auch der Geiſt ſeines Vaters empfindlich darüber betrübt geweſen ſeyn möge, daß er noch einmal auf dieſer Welt erſcheinen müſſen.“

Aber wie dem ſey, „ſo viel,“ ſetzt Lyſius hinzu, „iſt gewiß, daß der junge Dr. Dreyer wirklich den dritten Tag hernach verſchieden.“

„Um dieſe Zeit hatte ich unter anderen zwei beſonders merkwürdige Träume. In dem erſten wurde mir das ganze, lange nachher erſt aufgeführte Gebäude des **Collegii Fridericiani** zu Königsberg, ſammt Schule und Kirche, ja ſogar das Thürchen nach der engen Gaſſe, deutlich vorgeſtellt, mit dem Anhange: „daß die Kirche ſo ausſehen würde, in welche ich einſtens als Prediger kommen ſollte.“ Hernach aber wurde mir eben ſo deutlich auch die Schloßkirche, und dann die Löbenicht'ſche Kirche mit eben derſelben vernehmlichen Andeutung im Geſicht gezeiget, daß ich nämlich dereinſt da Prediger werden ſollte; wie denn dies viele gute Freunde noch wiſſen, welchen ich dieſe Träume lange vor der Peſtzeit erzählt habe. Auch meine Frau kann bezeugen, daß ich ſehr oft, wenn wir auf dem Platze des **Colegii Fridericiani** ſpazieren gingen, und den Thurm jener Kirche erblickten, zu ihr geſagt habe, daß ich mit der Zeit noch an dieſe Kirche kommen müßte, obwohl ich nicht begreifen konnte, wie ſolches zugehn, oder möglich werden möchte. Nach Vorſtellung der Lobenicht'ſchen Kirche ſah ich auch in eben dem Traumgeſicht, wie aus gedachter Kirche ein kleiner Mann an eine Kirche geſandt wurde, die hinter der andern, mir im Geſicht gezeigten Kirche lag, welches ich nachmals ebenfalls genau erfüllt erkannte u. ſ. w.“

„Um dieſelbe Zeit hatte ich auch folgenden Traum. Mich däuchte, ich ginge auf einer angenehmen Wieſe. Da kam ich denn an einen mäßigen Bach, an deſſen gegenſeitigem Ufer ein Mann ſtand, der mir die Hand zum Ueberſpringen reichte. Wie ſolches geſchehen war, fand ich auf der andern Seite des Bachs eine ſolche Menge von Schlangen, Eideren, Scorpionen ꝛc., daß ich auch nicht einen Fuß fortzuſetzen vermögend war, ohne auf dergleichen Gewürm zu treten. Und da mir vorkam, gleich beim erſten Sprung auf eines getreten zu haben, und alſo weiter ſpringen wollte, wo ich allemal meinte ſicher hintreten zu können, fand ich, daß immer bei Niederſetzung des Fußes ein dergleichen Ungeziefer den Kopf zur Rache in die Höhe hub. Daher ich dann mit größter Angſt von einer Stelle auf die andere ſprang, bis mir laut zugerufen wurde: **Super aspidem etc.** Auf Schlangen und Ottern wirſt du gehen. Pſalm 91. Worauf ich erwachte und innerlich überzeugt wurde, daß dies ein — göttlicher Traum geweſen, mir zum Troſte in meinem künftigen geiſtlichen Berufe, worin ich hernach auch durch die pünktlichſte Erfüllung dieſes Traumes (bei vielfachen theologiſchen Streitigkeiten, die Einem der Kämpfenden aus Aerger und Verdruß das Leben koſtete, bei Verleumdungen, Verketzerungen und Verfolgungen u. ſ. w.) auf das kräftigſte bin geſtärkt worden.“

Eine ſeltſame Inaugurations-Feierlichkeit zum geiſtlichen Stande, die aber durch die eben ſo einſeitigen, als giftigen Logomachieen, Conſequenzmachereien und Verketzerungskünſte der Theologen aller Zeiten und vorzugsweiſe jener Zeit, da die erbärmlichſten Streitigkeiten ſo viele Federn in Bewegung ſetzten, eine prägnante und nur allzu treffende Bedeutung erhält, ſo abſchreckend und ſcheußlich die peinlichen Symbole derſelben auch hier erſcheinen mögen.

„Da nun,“ fährt Lyſius fort, kein anderer Rath für mich war, ſo mußte ich mich endlich entſchließen, einem künftigen göttlichen Beruf zum Predigtamt zu folgen ꝛc.“ Er macht ſeine Frau und ſeine Schwiegereltern zu Flensburg, (wo er ſich bis jetzt der Handelſchaft befleißigt, und Frau und Schweſtern damit ernährt hatte) mit ſeiner Entſchließung bekannt. Sie ergeben ſich darein. Er wird nun ſchnell hintereinander an verſchiedene Orte berufen. Wenn alles fertig zu ſeyn ſcheint, ſo kommt irgend ein unerwarteter Umſtand dazwiſchen, und — es wird nichts daraus. Er iſt ruhig dabei, und erkennt eine höhere Führung darin ꝛc. ꝛc.

„Hatte ich ein Recht unzufrieden zu ſeyn,“ ſagt er in ſeinem Manuſcript, „da keine Kirche von Allen dem Bild der mir im Geſichte vorgeſtellten Kirche ähnlich war.“ — — —

Er muß zu Berlin für Spener'n predigen, der mit ſeiner Predigt ſehr zufrieden iſt ꝛc. Er kommt endlich ohne „ſein Denken und Zuthun“ an die Kirche, die er im Geſichte geſehen hat, und ſo nach und nach an die andern Kirchen, die ihm im Geſicht waren vorgeſtellt worden: er wird zu gleicher Zeit Profeſſor der Theologie; erhält den Doctor-Hut; wird zu Königsberg in unzählige Streitigkeiten verwickelt, verläſtert, verfolgt, geprieſen, vertheidigt, unterſtützt ꝛc. ꝛc. — Wie er Anfangs in dem bitterſten Mangel hat leben müſſen, ſo beſitzt er jetzt Alles im größten Ueberfluß; beſonders zur Peſtzeit war das **Colleg. Frider.** mit allen erſinnlichen Eßwaaren, wie er ſich ausdrückt, mit franzöſiſchen, ſpaniſchen und anderen Weinen ꝛc. gleichſam wie angefüllt, ja es wurden bei ſtets verwahrten Thoren über die Mauern des Gebäudes Haaſen und anderes Wildpret in den Hofraum hinein geworfen. Inzwiſchen war auch dieſe Zeit für Lyſius nicht ohne Kämpfe. Er äußerte ſeine Unzufriedenheit mit den von der Staatsregierung gegen die Peſt getroffenen ſtrengen Maßregeln; er hielt eine öffentliche Predigt gegen die Errichtung von Galgen an den Straßen, als von Mißtrauen auf die Vorſehung zeugend, und zog ſich dadurch vielen Verdruß zu ꝛc. ꝛc. Doch dies Alles nur im Vorüberflug, da uns der originelle Mann nun einmal Intereſſe abgewonnen hat!

Aber wir zeichnen nur aus, was unmittelbar in den Kreis unſerer Blätter gehört.

„Meiner Frau,“ erzählt Lyſius beim Jahre 1705, „träumte, wie ſie mir den Morgen darauf mit großer Freude und ſehr ſorgfältig erzählte, ſie ſey mit mir nebſt den Uebrigen aus dem Collegium Frideric. auf dem Waſſer in einem Boote des Nachts geweſen, und habe über ſich am Himmel Nichts, als helles Feuer geſehen, ſo daß ſie auch nicht einen einzigen blauen Fleck am Himmel habe wahrnehmen können. Das habe ziemlich lange gewährt, und ſie ſey darüber ſehr beängſtigt geweſen. Mit Anbruch des Tages aber ſey das Feuer verſchwunden, und ſie ohne Schaden zu nehmen mit ihrer Geſellſchaft an's Land getreten. Zwei Tage hernach, noch vor Mitternacht, hörten wir ein entſetzliches Geſchrei: Feuer! Feuer! wovon wir Beide plötzlich erwachten. Ich lag vorn im Bette, richtete alſo meine Augen ſogleich auf die Fenſter der Kammern. Und was ſah ich da? Ich erinnere mich nicht, jemals etwas Erſchrecklicheres geſehen zu haben. Nicht nur eine dicke Flamme, ſondern auch unzählige Funken und große Stücke Feuer bedeckten den Himmel ganz über und über. Ich erſchrack heftig, faßte aber doch die Reſolution, aus dem Bette heraus zu ſpringen, und ſagte: Der jüngſte Tag könne es nicht ſeyn; denn wenn es der wäre, ſo müßten vorher alle Glaubigen, und folglich auch Ich, dem Herrn entgegen gerückt ſeyn in den Wolken. Als nun meine Frau ſo weit hervor kam, daß ſie das erſchreckliche Feuer auch ſehen konnte, rief ſie laut: Das iſt das Feuer, welches ich im Traum geſehen habe! Ich antwortete: Und ſo ſollte ſie gutes Muths ſeyn, wir wären unter Gottes Schutz als auf dem Waſſer, wo kein Feuer uns ſchaden könnte, und noch vor Tage würden wir außer aller Gefahr ſeyn ꝛc. ꝛc. Gott bewahrte übrigens das Collegium Frideric. bei dieſer Feuersnoth dergeſtalt, daß gewiſſe uns gehäſſige Leute ſich recht darüber ärgerten, und ſogar ein vornehmer Mann, welcher von Obrigkeits wegen beim Feuer commandirte, darüber ſacramentirte und gräulich fluchte, daß kein Funken auf das

Teufelsneſt fallen und ſolches anzünden wolle. Er ſetzte hinzu: In dieſem Falle ſollte lang genug auf die Feuerſpritzen gewarten werden! ꝛc. ꝛc.

„Nach geendigter Vergantung der Bibliothek meines ſel. Vaters und nach Entſcheidung meiner Händel mit dem Generalſuperintenden Dr. Schwarz durch die theologiſche Fakultät zu Kopenhagen, ſchickte ich mich zu meiner Rückreiſe nach Holſtein zu den Meinigen an. Als ich nun bei dem Dr. Maſius mich beurlaubte, und das mir verſprochene Testimonium abholte, las er mir dasjenige vor, was in dem Volumine Actorum, meine Sache und mein Geſuch betreffend, befindlich iſt, mit dem Beifügen: Man hätte Etwas hineinſetzen und ſich ſo ausdrücken müſſen, damit dem Generalſuperintendenten Dr. Schwarz, als einem alten Theologo, nicht gar zu großer Tort widerführe; der Bericht an Se. Königliche Majeſtät aber ſollte dergeſtalt abgefaßt und eingerichtet werden, daß ich damit aufs Höchſte wohl zufrieden ſeyn konnte, wie denn auch mein Attestat ganz rühmlich für mich lautete. Ich ſah, daß hier keine Krähe der anderen die Augen aushackte, verlor aber um ſo viel mehr die Luſt, in's Predigtamt und in Gemeinſchaft mit ſolchen Leuten zu treten. Noch denſelben Abend fuhr ich nach Flensburg ab, wo ich meine ſel. Mutter todt und begraben, meine Schweſter aber betrübt und niedergeſchlagen, und ſammt meines Vaters Schweſter und meiner Großmutter in Einem Hauſe fand. Von meiner Mutter wurde mir ſogleich die beſondere Nachricht mitgetheilt, daß, wie dieſelbe nebſt ihren Angehörigen aus der Pfarrwohnung in dieß mittlerweile neu erkaufte Haus herein gezogen ſey, ſie ſich rund umgeſehen und geſprochen habe: Hier laſſet uns Alle uns niederlegen und ſterben! welches nachmals auch pünktlich erfüllet worden, an Allen denen nämlich, welche damals mit der Mutter im Hauſe gegenwärtig waren; denn nein jüngſter Bruder und meine jüngſte Schweſter befanden ich in dem Augenblick in der Schule, *und dieſe blieben, iebſt mir, allein am Leben.*"

„Meine drei erwachſenen Schweſtern ſtellten mir vor, vie es zum Untergang unſerer Familie gereichen würde, wenn vir uns trennen wollten. Denn wenn das Kapital in *neun* Theile (ſo viel Geſchwiſter waren unſer) getheilt werden ſollte; ſo würden wir von den Intereſſen nicht leben, und die beiden abweſenden Brüder auf Schulen und Akademien nicht unterhalten werden können. Sie baten mich alſo, bei ihnen zu bleiben; ſie wären entſchloſſen und Wil- ens, Nahrung und Gewerbe wie bisher fortzuſetzen, und ch könnte mittlerweile ungehindert in meinem Studiren fort- ahren. Das ging auch den ganzen Winter hindurch unter großem göttlichen Segen ſo fort, und ich weiß mich nicht zu rinnern, in meinem ganzen Leben eine vergnügtere Zeit er- ebt zu haben. Meine Neigung zum Predigtamt ward in- wiſchen immer ſchwächer und geringer. *Dr. Schwarz* ieß mir durch meiner Mutter Bruder, der zu Flensburg vohnte, ſagen: Er wunderte ſich, daß ich mich nicht bei hm melde, da er doch aus Kopenhagen habe, daß daſelbſt neine Sache gut für mich ausgefallen ſey; nebſt Verſicherung, aß er meiner Beförderung in keinem Stücke zuwider ſeyn vürde. *) Ich wollte aber in der Stille abwarten, ob Gott nich aus meiner Eremitage herausziehen, oder welches ich amals am meiſten wünſchte, im Verborgenen leben und terben laſſen wollte." —

„Als ich einſt im Jahr 1696 gegen Ende des Winters u Tiſche kam, ſagte meine dritte Schweſter:

---

*) Und doch hatte ihm dieſer geiſtliche Herr, wie er im Vorhergehenden erzählt, noch ganz kurz zuvor recht leidenſchaftlich entgegen gearbeitet! „Er fuhr mich," ſagt *Lyſius*, „mit ſolchen Geberden an, *daß ich mein Lebenlang keinen Theologen in einer ſolchen wüthenden Poſitur geſehen habe, wodurch aber mein Herz recht leicht und fröhlich wurde.*"

„Eine gewiſſe, uns Allen wohl bekannte ehrbare Frau, welche in unſerem Hauſe oft aus- und einging, habe ihr mit großer Theilnahme ſo eben mündlich eröffnet: „ſie wäre gewohnt und hätte die Gabe, künftige Dinge deutlich in Geſichten zum Voraus zu ſehen, und hätte alſo, kraft dieſes ihr beiwohnenden Vermögens, im Geiſt geſehen, daß in kurzer Zeit — ſieben Leichen aus unſerem Hauſe würden herausgetragen werden. Und wenn dieſelben würden herausgetragen ſeyn, ſo würde einige Zeit darauf eine — Braut ins Haus hinein kommen.“ —

„Ob ich nun gleich, wie oben erwähnt, auch von meiner Eltermutter dergleichen oftmals gehört hatte; ſo inclinirte ich doch im Geringſten nicht dazu, demſelben Glauben beizumeſſen, ſondern ich verwies es vielmehr meiner Schweſter auf das Nachdrücklichſte, daß ſie ſolch unchriſtliches Geſchwätz angehört hätte: nahm auch der Zeit wahr, der erwähnten Frauenperſon und neuen Prophetin, wie ſie wieder in unſer Haus kam, ſelbſt anzudeuten, daß ſie entweder ſich ſolcher Plauderei gänzlich enthalten, oder ohne weitere Umſtände unſer Haus meiden müßte. „Gut, mein Herr,“ antwortete ſie beſtimmt, aber ganz gelaſſen, „ich werde von dergleichen Dingen nichts weiter reden. Sie aber werden erfahren, daß Alles, was Ihnen Ihre Jungfer Schweſter auf meinen Bericht von meinen Geſichten entdeckt hat, pünktlich in Erfüllung gehen wird.“ Meine von Natur freimüthige Schweſter führte mir obige Worte unſerer Mutter: Hier laſſet Alle uns niederlegen und ſterben! (als die wahrſcheinliche Wirkung einer ähnlichen Gabe, Geſichte zu ſehen) zu Gemüthe. Ich aber verſetzte: Das ſey kein Orakelſpruch; wir wären, der größten Anzahl nach, noch junge, geſunde, muntere und ſtarke Leute, und wenn alſo gleich unſere Großmutter und Tante etwa ſterben ſollten, ſo würden alsdann doch immer noch fünf Leichen fehlen; am wenigſten ſey zu vermuthen, daß eine Braut in's Haus kommen ſollte, vielmehr, ſetzte ich ſcherzend hinzu, könne man behaupten, daß eher eine Braut aus demſelben heraus geholt werden möchte, indem meine älteſte Schweſter in der That bereits mit einem bemittelten Kaufmann in der Stadt zur Ehe verſprochen war. Ich unterſagte demnach ein Mal für alle Mal ſolche Reden; meine Schweſter aber blieb dabei, und freute ſich allezeit recht herzlich, daß ſie bald von den Banden der Eitelkeit aufgelöſet und eine Mitbürgerin des Himmels werden würde, ungeachtet ſie vor allen Andern eine friſche, geſunde und ſtarke Perſon war."

„Auf mein nachdrückliches Zureden erwähnte man inzwiſchen nichts weiter von obiger Prophezeiung des Weibes in unſerm Hauſe."

„Nach etlichen Wochen aber legte ſich die Großmutter, und wurde um beſſerer Pflege willen in die Wohnſtube gebettet.„

„Einſt will ich," heißt's nun im Manuſcripte wörtlich weiter, „während ihrer Krankheit des Abends nach der Mahlzeit aus der Wohnſtube heraus und auf mein Studirzimmer gehen, da ſehe ich eine in Parade ſtehende Leiche, auf eben die Art, wie dort zu Lande die Leichen mit weißen und ſchwarzen Tüchern bekleidet zu werden pflegen, ganz dichte vor der Stubenthüre ſtehen, ſo daß die Leichlacken (Grabtücher) von dem Fuße des Sarges ſo weit bis vor die Stubenthür hin reichten, daß die Thür mit genauer Noth geöffnet, und ich kaum hinaus treten konnte. Das Haupt vom Sarge erſtreckte ſich bis an die Treppe, die ich hinauf zu ſteigen hatte, und die Leichlacken noch weiter."

„Ich alterirte mich inzwiſchen gar nicht, ſondern rief nur meiner älteſten Schweſter, und ſah unterdeſſen das Anſcheinen des Sarges mit ſtarren und unverwandten Augen an.“

„Als die Schweſter herbei kam, fragte ich dieſelbe: Ob auch ſie die Leiche da ſähe? — Sie erſchrack, ging eiligſt zurück, mit veränderter Geſichtsfarbe, antwortete mir auch nicht, ob ſie etwas geſehen hätte, oder nicht.“

„Ich aber blieb in der halb offenen Stubenthüre ſo lange ſtehen, bis das Geſicht allmälig verſchwand, und immer dunkler und dunkler wurde.“

„Meiner Großmutter Krankheit ſchien beinahe gar nichts zu bedeuten zu haben;*) und doch ſtarb ſie wenige Tage hernach ganz unvermuthet. Am Tage ihrer Beerdigung wurde NB. in meiner Abweſenheit aus dem Hauſe und ohne mein Verwiſſen ihre Leiche auf eben der Stelle im Hauſe niedergeſetzt, und genau auf eben ſolche Art bekleidet, wie mir einige Tage vorher im Geſicht gezeiget worden, ſo daß im ganzen Vorhauſe kein unbequemerer Platz hätte konnen gefunden werden, indem dieſelbe den Eingang zu zwei unentbehrlichen Zimmern beſchwerlich machte.“

„Die älteſte Schweſter konnte wegen einer ihr inzwiſchen zugeſtoßenen Schwachheit nicht mit zu Grabe folgen, und als wir Uebrigen nach der Einſenkung der Leiche und nach angehörter Leichenpredigt aus der Kirche zurückkamen: klagten ſich auch ſchon die zwei anderen Schweſtern, und den ag darauf auch der Bruder. Aller vieren ihre Krankheit, ein Fleckfieber, nahm mit jedem Tage zu. Die jüngſte Schweſter, eben diejenige, welcher das vorerwähnte Weib das Geſicht von ſieben Leichen verkündigt hatte, war nach der Mutter die erſte, welche Todes verblich. Der Bruder, ein junger wackerer Menſch von ſiebenzehn Jahren, verſchied als der zweite, den die Reihe traf. Die dritte Leiche gab die nächſte Schweſter nach der älteſten ab, nachdem dieſelbe gleichſam in einer ſeligen Raſerei dahin gelegen hatte, indem ſie beſtändig als eine Verſtorbene und bereits m Sarg liegende Perſon die Hände faltete, und, wenn ihr Speiſe, Trank und Arznei angeboten wurde, mit Kopfſchüteln zu verſtehen gab, daß ſie durchaus nichts annehmen wolle, ohne ihre Gründe dieſes Widerſtandes zu eröffnen. Als aber der Körper des verſtorbenen Bruders aus der Krankenſtube herausgetragen wurde, fragte ſie: „Warum man denn nicht auch Sie hinaus trüge? Denn ihre Seele wäre ja ſchon im Himmel, und ihr Leib würde bald anfangen zu ſtinken.“ (So ſteht es da.) Hiegegen galt keine ernünftige Vorſtellung, und wir bekamen von ihr auch keine ndere Antwort, als dieſe: Wenn wir es nicht glauben wollten, ſo würden wir es in Kurzem erfahren. Worauf e kein Wort weiter redete, ſondern in der Geſtalt einer ereits eingekleideten Leiche bis an den folgenden Tag ſo in lag, da ſie dann ſanft und ſelig ihren Geiſt aufgab. — Nun war von dieſen vieren noch meine älteſte Schweſter brig. Dieſe lag immer ruhig und freudig auf ihrem Siechette. Am letzten Tag ihres Lebens ließ ſie mich eilends zu ch rufen, reichte mir die Hand, und dankte mir in ihrem und hrer Geſchwiſter Namen für alle Liebe und für alles genoſſene Gute, ſtimmte darauf mit ziemlich heller Stimme das Lied n: Triumph! Triumph! er kommt mit Pracht, ein Heiland und Erlöſer ꝛc., und ſang ſo lange, is man nichts deutlich mehr vernehmen konnte, als die letzten Sylben der Worte: Triumph! Victoria! und Halleluja! womit ſie ſelig verſchied.“

---

*) Dieſer Umſtand iſt in Beziehung auf das in dem zunächſt vorhergehenden Geſagten beachtenswerth, wie dort bereits iſt angedeutet worden.

„Da hatte ich denn nun auf einmal vier Leichen im Hauſe, welche aus Mangel anſtändiger Träger in zwei Tagen nach einander, jeden Tag zwei, zur Erde beſtattet wurden, mit großer Beſtürzung aller Einwohner der ganzen Stadt, indem viele vernünftige Leute ſolches als ein Exempel ohne Exempel anſahen, und als einen göttlichen Verweis betrachteten, daß die Gemeine (zu Flensburg), worin mein Vater dreißig Jahre im Predigtamt gearbeitet, nicht mehrere Dankbarkeit gegen deſſen Kinder bewieſen, (daher ſie Gott ſonder Zweifel aus der undankbaren argen Welt lieber zu ſich in ſein himmliſches Freudenreich aufgenommen). Weil nun offenbar war, daß in unſerem Hauſe eine anſteckende Krankheit herrſchte; ſo machte ich ein Inventarium des vorhandenen Hausgeräths und Vermögens, ließ Alles, einige Kleidungsſtücke und etwas Linnen ausgenommen, verſiegeln und erwartete ſo mit Gelaſſenheit Gottes unerforſchliche fernere Verhängniſſe.“

„Inzwiſchen ſtarb auch unſere bisherige getreue Dienſtmagd. Und kaum war das Inventarium fertig; ſo klagte und legte ſich auch meines Vaters Schweſter, und in drei Tagen war auch ſie entſeelt, und gab alſo die — ſiebente Leiche ab. Bald darauf ward meine kleinſte Schweſter, und hernach auch der jüngſte Bruder krank. Folglich war ich, nebſt der noch lebenden Magd meiner ſeligen Tante, allein geſund im Hauſe, und wir Beide hatten zwei Patienten zu warten und zu pflegen, wobei wir uns denn freilich nichts anderes vorſtellten, als daß wir den Abgeſchiedenen und Begrabenen nächſtens ſelbſt auch nachfolgen würden. Ja, zuletzt legte ſich auch wirklich dieſes Dienſtmädchen. Alſo hatte ich keinen einzigen geſunden Menſchen mehr um mich im Hauſe, konnte auch durch Anbieten vielen Geldes und ſtarker Belohnung Niemanden bereden, der Krankenpflege ſich zu unterziehen. Ueberdieß brachte es die Gelegenheit des

Hauſes ſo mit ſich, daß ich allemal durch die Kammern, worin die Kranken lagen, auf meine Studirſtube gehen mußte. Als ich ſolches den letzten Abend that, redete ich allen drei Patienten tröſtlich zu, fiel hernach auf meinem Zimmer vor Gott auf die Kniee und betete. Er möchte über uns Alle in Gnaden verhängen, was ſein weiſer und heiliger Rath beſchloſſen, aber doch mein Gebet hierin gnädiglich erhören, daß, weil meine Pflicht erforderte, meiner Kranken, ſo lange ich ſelbſt noch geſund wäre, mich anzunehmen, der Wohlſtand aber mir verböte, die Dienſtmagd zu heben und zu betten; ſo möchte er entweder Jemanden erwecken und zu mir weiſen, der ſolchen Liebesdienſt für Bezahlung auf ſich nähme, oder mich durch Zuſchickung einer gleichen Krankheit von meiner Pflicht und von aller Verantwortung frei machen, und uns bald insgeſammt ein ſeliges Ende beſcheeren. Worauf ich, nach verſchloſſener Hausthüre, mich in's Bette zur Ruhe niederlegte und erwartete, ob einer von uns Vieren des Morgens noch aufſtehen würde.

„Dieß traurige Verhängniß,“ ſetzt Lyſius nun hinzu, „nahm aber doch zuletzt ein ſolches Ende, daß Gottes Güte und Erbarmung auch hierin nicht genug geprieſen werden kann.“ ꝛc. ꝛc.

Aber dieß iſt für unſeren nächſten Zweck dahier genug. Alſo kurz — die drei zuletzt erwähnten Patienten erholten ſich wieder und überſtanden die gefährliche Krankheit. Es blieb ſonach buchſtäblich bei den ſieben im Geſicht geſehenen Leichen. Lyſius ſelbſt, nun ohne häusliche Unterſtützung, ſuchte ſich eine brave Jungfrau zur Braut aus, that bei deren Eltern, doch, wie er ſich im Manuſcript ausdrückt, mehr in Todes- als in Freiersgedanken, die Anwerbung um ſolche, hielt unter ſeltſamen Anſtalten und Umſtänden Verlöbniß mit ihr, überſtand gleich nach demſelben ſelbſt eine gefährliche Krankheit, und feierte noch in dem nämlichen für ihn ſo verhängnißvollen 1696ſten Jahre den 22. Oktober ſein Hochzeitsfeſt.

Und ſo war denn das wunder-ſeltſame Geſicht nach ſeinem ganzen Inhalt, bis auf die Braut, die in's Haus kommen würde, wann die ſieben Leichen herausgetragen wären, buchſtäblich genau erfüllt! — — —

2.

Voranzeigen des Todes.

1) Der menſchenfreundliche Arzt Dr. Johann Chriſtian Senckenberg, weiland zu Frankfurt a. M. Gründer des dortigen berühmten Senckenbergiſchen Stifts, beſtehend aus Krankenhoſpital und mediciniſchem Inſtitut, wozu ein anatomiſches Theater, ein botaniſcher Garten, Bibliothek, chemiſches Laboratorium und die ſpäter ſehr vermehrte Naturalienſammlung gehört, fing ſeine wohlthätige Anſtalt mit dem Bau des Krankenhauſes an; aber noch nicht weit war dieſer vorgerückt, als der 65jährige, aber noch lebenskräftige Greis, die Arbeit betrachtend, über das Gebälke hinſchritt, und am Abend des 17. Novemb. 1772 von der Höhe herabſtürzte und den Tod fand. Es wird für gewiß verſichert, daß ſein Demant, welchen er ſtatt des Knöpfchens im Kragen des Hemdes trug, am Morgen ſeines Todestags aus der Faſſung ihm an die Füße gefallen ſey, und ſein gewöhnliches großes Trinkglas habe man am Abend auf dem Tiſch in zwei Theile zerſprungen gefunden.

3.

Ein merkwürdiges Vorausſchauen

Eine Prophezeiung, die in dem zu Recklinghauſen erſcheinenden Wochenblatte mitgetheilt wird, macht jetzt die Runde durch die rheiniſchen Blätter: „In den Jahren 1828—1832, erzählt der Einſender jenes Artikels, ſtand ich in Dienſten des Kammerherrn Freiherrn v. Bodelſchwingh-Plettenberg als Verwalter der Oekonomie zu Bodelſchwingh. In dem nahe dabei gelegenen Dorfe Deininghauſen wohnte ein gewiſſer Colon Jasper, der von prophetiſchem Geiſte begabt ſeyn wollte. Mit dieſem alten ehrwürdigen

Manne traf ich eines Morgens im Wirthshauſe zu Bodelſchwingh zuſammen, wo die Rede auf Vorausſagungen kam. Ich werde es nicht erleben, ſagte Jasper im Laufe des Geſpräches — allein Sie werden es noch erfahren. Von Weſten nach Oſten wird in unſerm Staate eine große Heerſtraße gebaut, die ihre Richtung durch die zum Gute Bodelſchwingh gehörige Waldungen nehmen wird. Auf dieſer Straße werden nur Wagen laufen, ohne mit Pferden beſpannt zu ſeyn, welche ein fürchterliches Geraſſel verurſachen. Mit dem Beginn der Arbeit an dieſer Straße wird eine Theuerung entſtehen, ſo daß die Arbeiter von ihren Arbeiten verſchwinden müſſen. Nach Vollendung der Arbeit und ſobald die Straße fertig, wird ein blutiger Krieg entſtehen, wobei er auf die Worte des Propheten Ezechiel 28. Kapitel, 23. Vers, hindeutete. Noch lebende Zeugen können darthun, daß der Prophet Jasper ihnen in loco die Richtung ſchon gezeigt hat, welche jetzt die Eiſenbahn wirklich durch die Holzungen des Freiherrn v. Bodelſchwingh nimmt.“

4.

Seliger Vorbote.

Aus dem ſchriftlichen Nachlaß eines ehrwürdigen Greiſes.

Ein junger Mann, Namens Gebhardi, wurde vom Kaiſer Peter III., welcher deſſen Vater kannte und ihm wohl wollte, nach Petersburg berufen, um als Offizier bei der Holſteiniſchen Garde angeſtellt zu werden. Er langte daſelbſt in dem Zeitpunkt an, wo Peter III. enthront wurde, und da er in Holſteiniſcher Uniform erſchien, wurde er von dem Pöbel ſehr mißhandelt. Der Geograph Büſching, der deſſen Vater gleichfalls kannte, nahm ſich des jungen Mannes an, ließ ihn in das Schulgebäude bringen, das er als Direktor der Schule mit andern Lehrern bewohnte, und vermochte einen derſelben, der verheirathet war, ihn bei ſich aufzunehmen. Dieſer Lehrer bewohnte mehrere aneinanderſtoßende Zimmer zu ebener Erde, deren Fenſter alle gegen Norden gingen, und wovon die Ausſicht durch die nah gegenüberſtehende Peterskirche äußerſt beſchränkt war. Der kranke junge Mann wurde in einem derſelben, und zwar in dem Eckzimmer, das nur mit einem Fenſter verſehen und noch dunkler als die andern war, untergebracht, und von einem angeſehenen Arzt und einem wohlbekannten Chirurgen behandelt. Letzterer kam eines Tags nach Tiſch, um den Kranken zu beſuchen. Bei ſeinem Eintritt in das Zimmer des Lehrers ſagte ihm deſſen Frau, daß der junge Mann ſchlafe, und daß ſie den Vorhang des Fenſters herabgelaſſen habe, damit er um ſo weniger in ſeiner Ruhe geſtört werde. Wecken ſoll man ihn nicht, ſagte der Chirurg; indeſſen iſt mir daran gelegen, ſein Befinden zu unterſuchen, ich will daher warten, bis er aufwacht. Man kam überein, um ſich die Zeit zu verkürzen, L'hombre zu ſpielen; der Lehrer, deſſen Frau und der Chirurg ſetzten ſich zum Spiel dergeſtalt, daß alle Drei in das Zimmer des Kranken ſehen konnten, in der Abſicht, bei der geringſten Bewegung, die ſie da wahrnähmen, ſich dem Kranken zu nähern. Nachdem ſie einige Zeit geſpielt, und dabei ihre Augen und ihre Aufmerkſamkeit auf des Kranken Zimmer gerichtet hatten, ſahen ſie ſelbiges plötzlich von blendenden Strahlen erleuchtet; alle Drei ſprangen von ihren Sitzen, traten in jenes Zimmer, während die Helle in ſelbigem Zimmer noch Statt hatte, die ſich aber allmählig verlor, und ſahen den Kranken im Bette aufrecht ſitzen, der mit heiterer Miene zu ihnen ſagte: „So eben war mein Erlöſer bei mir und forderte mich ab; ich werde dieſen Abend um ſechs Uhr." Und um ſechs Uhr verſchied er. — Büſching pflegte zu ſagen: Erklären kann ich es mir nicht, aber die Sache iſt gewiß; denn auf die Rechtſchaffenheit und Wahrheitsliebe der drei Zeugen kann ich zählen.

— r —

5.

Der engliſche Beiſtand.

Aus einem wichtigen biographiſchen Aufſatz über Dr. Joh. Reinhard Hedinger, herzogl. würtemb. Hofprediger und Conſiſtorialrath, im Jahr 1698 von Herzog Eberhard Ludwig zu dieſem Amte nach Stuttgart berufen, (ſ. Knapp's Chriſtoterpe 1836) entlehnen wir folgende, für dieſe Blätter geeignete Begebenheit. — „Einſtmals ſoll Hedinger ſeinen Herzog ſelbſt über gewiſſe Sünden, die er trotz aller Privatermahnungen nicht laſſen wollte, öffentlich auf der Kanzel beſtraft und zur Buße aufgerufen haben, was ſo ungnädig vermerkt ward, daß der Fürſt den Entſchluß faßte, ſich in ſeinem Schloſſe perſönlich an ihm zu vergreifen. Hedinger ward mit kurzen Ausdrücken vorgefordert, und erſchien alsbald mit freier Stirne, durch ernſtliches Gebet in ſeinem Gott geſtärkt. Der Herzog, der ihm allein, ohne Begleitung, zu erſcheinen befohlen, und ſich zu einer thätlichen Mißhandlung ſeines Beichtigers gerichtet hatte, ſah ihn gleich beim Eintritt mit Betroffenheit an, und rief: „Hedinger! warum kommt Er nicht allein?“ — „Ich bin allein, Ew. Durchlaucht,“ erwiederte der Hofprediger. „Nein, Er iſt nicht allein!“ entgegnete der Herzog. „Und dennoch bin ich allein, Ew. Durchlaucht,“ antworte Hedinger. Als aber der Fürſt, immer auf die rechte Seite Hedingers hinblickend, darauf beharrte: „Er iſt nicht allein!“ entgegnete der Fromme, ahnend, daß hier eine höhere Hand im Spiele ſey: „Ja, ich bin wahrhaftig allein gekommen, Ew. Durchlaucht! Sollte es aber dem großen Gott gefallen haben, einen Engel neben mich in dieſer Stunde zu ſtellen, ſo weiß ich es nicht.“ — Der Herzog winkte ihm mit der Hand, und entließ ihn mit Zeichen der Erſchütterung.“

Hiebei wird es nöthig ſeyn, zu bemerken, daß Hedinger in ſeiner Antrittspredigt ſeine tiefe Verehrung vor ſeiner Obrigkeit laut ausgeſprochen und ſich nur die beſondre Gnade von ſeinem Fürſten ausgebeten hatte, ihm, wie der Mönch Nilus dem Kaiſer Otto III, demüthig zurufen zu dürfen: „Bewahre Deine Seele!“ Ferner machen bei öffentlicher Ermahnung regierender Perſonen Zeit und Umſtände einen großen Unterſchied, und am unſtatthafteſten ſind Strafreden gegen dieſelben in ihrer Abweſenheit. Das ſind alsdann nicht Prophetenworte im Namen Gottes, ſondern feige Aufforderungen zur Empörung, die beſonders in unſern aufrühreriſchen Zeiten höchſt verwerflich ſind. Einem Hedinger kam es darauf an, die Seele ſeines Herzogs, die Seele ſeines Hofs und ſeiner Unterthanen zu retten; daraus entſtand ſchwerlich eine politiſche Unruhe, er begegnete dieſer vielmehr. In unſern Tagen will ein gewiſſes Publikum ſehr gern auf Regenten geſchimpft haben, an denen ein Tadel, oder auch keiner iſt, in Hoffnung einer gewaltſamen Aenderung der äußern Dinge, wovon hier nichts weiter zu ſagen iſt. Unter ſolchen Verhältniſſen hätte der erleuchtete Hedinger ſeinen Fürſten nicht leicht öffentlich zur Buße, wohl aber die Gemeinde zur Stille, zur Fürbitte und zur Hoffnung auf Gott ermahnt.

Ein gewiſſer vormaliger harter Regent ſaß neben ſeiner Gemahlin in der Kirche und ſchlummerte unter der Predigt ein. Plötzlich ſchreckte er auf, und fragte die Königin mit Heftigkeit: „Was hat er geſagt?“ Sie wiederholte ihm ungefähr die letzte Stelle des Vortrags. „Nein!“ antwortete der König: „das hat er nicht geſagt — — er hat geſagt: Wenn der König ſich nicht bekehrt, ſo iſt er verdammt!“ Die Königin leugnete mit Recht, dieſe Worte gehört zu haben; nach der Kirche aber ließ ſie den Hofprediger zu ſich kommen, und erzählte ihm den Vorfall. Dieſer, hoch verwundert, gab ihr zur Antwort: „So läßt alſo Gott den Königen heimlich ins Ohr ſagen, was wir ihnen öffentlich zu ſagen nicht wagen dürfen!“

Unſtreitig hatte ſowohl dieſer fromme Hofprediger bei ſeiner gleichfalls freimüthigen Aeußerung, als Hedinger Recht. Letzterem war, wie es ſcheint, ſein Benehmen vergeben, erſterem das ſeinige auch. Immer blieb dabei die Lehre ſtehen: Fürchte Gott, ehre den König — und: Suche, du Seelſorger, nicht minder deinen Fürſten als den Geringſten deiner Heerde ſelig zu machen!

— y —

Zum Traumleben gehörend.

I.

Warnender Traum.

Folgender Vorfall wurde mir im vorigen Jahr, bald nachdem er ſich zugetragen hatte, von der Müllerin von Heimſuchen, einem Filial von hier, erzählt.

Dieſe Müllerin wurde in einer Nacht dadurch aufgeweckt, daß eine Stimme ihr die Worte zuflüſterte: „Dein Backofen brennt.“ Da ſie aber im tiefſten Schlafe lag, ſo kam ſie nicht zur vollen Beſinnung, ſondern ſchlief wieder ein. Bald darauf wurde ſie auf gleiche Weiſe aufgeweckt, indem ſie abermals die leiſen Worte hörte: „Dein Backofen brennt!“ Es war aber niemand bei ihr als ihr Mann, welcher feſt ſchlief, und ihr Säugling, welcher neben ihr lag. Immer noch aber konnte ſie ſich die Möglichkeit nicht denken, daß ihr Backofen brennen ſollte, und konnte ſich abermals nicht hinlänglich ermuntern, um die Sache zu beachten, ſondern glaubte ſich getäuſcht zu haben, und ſchlief wieder ein. Gleich darauf aber ward ſie durch dieſe Worte zum dritten Mal geweckt, und nun ergriff ſie ein heftiger Schrecken; ſie legt das Kind bei Seite, ſpringt aus dem Bette, wirft ein Kleid über ſich, und eilt zum Haus hinaus, über den Hof in das Nebengebäude, in welchem ſich der Backofen befand. Kaum öffnet ſie die Thüre, ſo ſieht ſie mit Entſetzen, daß die Balken, auf welchem der Backofen ſtund, in Flammen waren. Sie eilt in das Haus zurück, weckt ihren Mann und Dienſtboten, und ihren Bemühungen gelingt es, das Feuer zu löſchen, ohne daß ſie im Dorf Lärm machen mußten. Zu kurzer Zeit würden die Stallungen und Scheunen, welche mit dieſem Gelaß, in welchem der Backofen ſtund, in Verbindung ſtunden, ein Raub der Flammen geworden ſeyn, wenn die Müllerin nicht auf eine ſo unbegreifliche Weiſe geweckt worden wäre. Die Entſtehung des Feuers kann ſie ſich heute noch nicht erklären.

Buchenbach im Mai 1846.

Gerber, Pfarrer.

7.

Voraussagender Traum.

Der Staatsrath S. zu F. bekam im November oder Anfangs Dezember 1813 gegen Abend einen Anfall von Kolik, ging auf den Abtritt, und wurde erſt Nachts um 11 Uhr, indem man die Thür ſprengte, todt auf ſelbigem gefunden. Der Vorfall wurde aus gewiſſen Urſachen im Hauſe ſehr geheim behandelt. Es befand ſich ein ruſſiſcher Offizier daſelbſt einquartiert, welcher nichts davon erfuhr. Zu gleicher Zeit lag die Haushälterin, Jungfer N., am Nervenfieber krank, was, wie man behauptet, ebenfalls dem Ruſſen verſchwiegen worden war. Dieſem träumt Nachts äußerſt lebhaft, der Staatsrath S. ſtehe in ſeinem Zimmer, nicht weit vom Bette, angekleidet mit dem Licht. Er fragt ihn: „Ei! Herr Staatsrath, ſind Sie noch auf? was machen Sie noch ſo ſpät?“ Er gab zur Antwort: „Ich muß durch Ihr Zimmer und die Jungfer N. abholen.“ Der Offizier erwacht und ſieht den Lichtſchein noch ſo deutlich, daß er ſich kaum überzeugen kann, geträumt zu haben. Er erzählt Morgens ſeinen Traum, und erfährt den Tod des Staatsraths, und am folgenden Tage, wo dieſer begraben wird, ſtirbt die N. — y —

◆

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geiſterkunde

und des

magnetiſchen und magiſchen Lebens,

nebſt andern Zugaben

für Freunde des Innern.

herausgegeben von

Dr. Juſtinus Kerner.

Vierter Band. Zweites Heft.

Stuttgart.
Verlag von Ebner und Seubert.
1847.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt.

Seite.

Zur Geſchichte der Phänomene im Oberamtsgerichtsgefängniſſe zu Weinsberg im Jahre 1836 125
Der träumende Metaphyſiker 127
Der unabläſſige Geiſterſeher 134
Spukgeſchichte im Pfarrhauſe zu Zaiſersweiher Oberamts Maulbronn 140
Beſondere Vorfälle in einem Hauſe zu L—ch 151
Spuk in einem Gefängnißthurme 152
Erſcheinung einer Mutter 153
Ein muthmaßliches Sichkundgeben nach dem Tode 154
Eine briefliche Mittheilung aus Griechenland über Gegenſtände des innern Schauens daſelbſt 163
Die Wahrſagerei 169
Aus Schreyers Zeit 187
Heraustreten der Seele 189
Nachträge zur Geſchichte einer Somnambulen im vorigen Hefte 195
Der Ritter und der Knabe 201
Merkwürdige Beiſpiele vom menſchlichen Ahnungsvermögen . . . 203
Merkwürdige Ahnungen eines ſterbenden Jünglings 208
Napoleons Gedanken über Ahnungen 212
Des Dichters Lenau's vorbedeutender Traum 212
Eine zwiefach merkwürdige Begebenheit 213
Ein wunderbarer Zufall und was mehr 215

Seite

Leſefrüchte, mitgetheilt von W.

Die geſpenſtigen Reiter in der großen amerikaniſchen Wüſte . . 216
Noch etwas aus Amerika 219
Merkwürdige Gebetserhörung einer Mutter für ihr beſeſſenes Kind 221
Ein anderer Fall von Beſeſſenheit in Frankreich 224
Einige Fälle von Nachtwandlern 226
Ein erfüllter Traum mit großem Unglück im Gefolge 1845 . . 227
Geiſterſpuk an mehreren Orten 228
Sonderbare Muttermäler 232
Mohamedaniſcher Aberglaube 234
Ein ſchöner Traum 237
Amputation eines Fußes im magnetiſchen Schlafe 241
Ueber die Wirkungen in Diſtanz beim Phänomene im Gefängniſſe zu Weinsberg im Jahr 1836 248

Zur Geſchichte der Phänomene im Oberamtsgerichtsgefängniſſe zu Weinsberg im Jahre 1836.

Den Leſern unſerer Blätter werden wohl noch die im Jahre 1836 öfters beſprochene Phänomene im Oberamtsgerichtsgefängniſſe zu Weinsberg im Gedächtniſſe ſtehen. Ihre vollſtändige Angabe mit einer Reihe von Zeugniſſen belegt, fanden ſie in der Schrift: „Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur durch eine Reihe von Zeugen beſtätigt und den Naturforſchern zum Bedenken mitgetheilt ꝛc.“ — Es iſt bekannt und auch in jener Schrift bemerkt, daß die Perſon, von der dieſes Phänomen auszugehen ſchien, ſich in betrügeriſche Händel durch Schatzgräbereien eingelaſſen, ein Vergehen, das ſie erſt vor Kurzem wiederholte und ſich deßwegen abermals in Gefängniß und Unterſuchung brachte. Da der Charakter dieſer Perſon ſchon dazumal keinen großen Glauben verdiente, ſo legte ich auch in jener Schrift auf ihre eigenen Ausſagen und Beſchreibungen ihrer geſpenſtigen Verfolgungen und Erſcheinungen kein Gewicht, ſondern berief mich und berufe mich auch jetzt noch einzig auf die vielen Wahrnehmungen und Zeugniſſe anderer bewährter Perſonen, die dieſes Phänomen nüchtern und ruhig beobachteten, wie z. B. auf die Zeugniſſe des Herrn Profeſſors Kapf, Herrn Stadtſchultheißen Fraas, Herrn Dr. Sicherer, Herrn Profeſſors Duttenhofer, Herrn Malers Dörr u. ſ. w. und beſonders auf die eigenen Wahrnehmungen und Beſtätigungen des ſo beſonnenen Unterſuchungsrichters, des damaligen Oberamtsrichters in Weinsberg, Herrn Heyd, jetzt Oberjuſtizrath und Oberamtsrichter in Ludwigsburg.

Wäre es auch möglich geweſen, daß jenes Weib (was aber übrigens auch der verſchlagendſten Perſon unmöglich geweſen wäre) durch ſich oder Andere jene Töne, Lichterſcheinungen u. ſ. w. im Gefängniſſe hervorgebracht hätte, ſo konnte doch da, wo ſich ſo wahr und offenbar jenes Phänomen in Diſtanz (in fremden Häuſern, ſelbſt in andern Wohnorten) zeigte, wie die bewährteſten Zeugniſſe beſtätigten (namentlich in andern Orten, die Zeugniſſe von Kapf, Duttenhofer, Dörr), dieſes Weib ein ſolches nicht betrügeriſcher Weiſe von ihrem Gefängniſſe aus hervorgebracht haben, ausgenommen, ſie wäre mit einem elektro-magnetiſchen Apparate verſehen geweſen, und zwar von einer Art, wie bis jetzt noch keiner erfunden iſt. Ob aber nicht ein ſolcher Apparat in dem Nervenzuſtand (beſonders dem damaligen) dieſes Weibes gegründet war, wäre allerdings eine andere Frage. Die Frage: ob dieſes Weib nicht, ſich ſelbſt bewußt oder unbewußt, vermittelſt entbundenen Nervengeiſtes (wie bei Idioſomnambulen ſchon ſtatt fand und wie in den ſogenannten Hexengeſchichten wohl auch vorzukommen ſcheint) in Diſtanz wirken konnte und dieſe Phänomene hervorbrachte? — Daß dieß in dämoniſch-magnetiſchem Zuſtande mehr als in gewöhnlichen (gutmagnetiſchen) Zuſtänden ſtattfinden könnte, iſt eine allerdings noch immer zu bedenkende Frage. — Aber auch hier gibt es Einwürfe, die ich ſelbſt ſchon in jener Schrift aufſtellte. Auf die Ausſagen jenes Weibes ſelbſt darf man bei ihrem dämoniſchen Hange zum Betruge durchaus nie geben und ich bin auch auf ſolche, wie ſchon geſagt, nie gegangen und habe auch nie, wie Andere im Glauben oder im Spotte thaten, von einem geſpenſtigen „Pater Anton“, der all' dieſes ſollte hervorgebracht haben, dieſem Weibe nachgeſprochen. Ich habe in jenem Buche nur die Beobachtungen und Zeugniſſe Anderer neben der Nacherzählung der Ausſagen jenes Weibes (was ich thun mußte), ohne auf ſie ein Gewicht zu legen, gegeben und ſo dieſes Phänomen der Beachtung und Prüfung der Naturforſchung anheimgeſtellt. Ich beſchließe dieſe Worte mit den letzten der Vorrede jener Schrift:

„Die Wahrheit dieſes Phänomens, ſo wie es im hieſigen Oberamtsgerichtsgefängniſſe und ohne jenes Weib in den Häuſern beobachtet wurde, ſteht feſt, möge jenes Weib vor ſeiner Inhaftirung und nach ſeiner Loslaſſung (und jetzt, ſetze ich noch zu, nach 12 Jahren in neuer Inhaftirung) ſich auch geberdet haben und ſich geberden, wie es wolle.“ *)

— J. K. —

Der träumende Metaphyſiker.

Der als Denker und Menſch gleich ehrwürdige Königsberger Philoſoph Kant hat verlängſt eine Abhandlung geſchrieben, betitelt: „Träume eines Geiſterſehers, erläutert durch Träume der Metaphyſik,“ welche zuerſt anonym in Riga und Mitau bei Hartknoch 1766 erſchien. Dieſer Titel des Buchs und nicht Geringſchätzung ſeines Verfaſſers hat obige Ueberſchrift an die Hand gegeben. In der Vorrede gibt er die Veranlaſſung zu ſeiner Schrift an, wobei er ſich als unparteiiſcher Zweifler und Prüfer (nämlich ſofern ein abgeſchloſſener Metaphyſiker es ſeyn kann) darſtellt, zugleich aber bemerkt, daß beſonders das ungeſtüme Anhalten bekannter und unbekannter Freunde und der Ankauf und die Leſung eines großen Werks (der Schriften Swedenborgs) ihn zu dieſer Abhandlung beſtimmt habe, von der er weiter hinzuſetzt:

---

*) S. noch den letzten Artikel dieſes Heftes.

„welche, wie man ſich ſchmeichelt, die Leſer nach der Beſchaffenheit der Sache völlig befriedigen ſoll, indem er das Vornehmſte nicht verſtehen, das Andere nicht glauben, das Uebrige aber belachen wird.“ Zuvor hatte er den Glaubenden zu Gunſten geſagt: „Welcher Philoſoph hat nicht einmal, zwiſchen den Betheurungen eines vernünftigen und feſtüberredeten Augenzeugen und der innern Gegenwehr eines unüberwindlichen Zweifels, die einfältigſte Figur gemacht, die man ſich vorſtellen kann?“ aber hernach bekennt er, „daß er ſo treuherzig geweſen, der Wahrheit einiger Erzählungen von der erwähnten Art nachzuſpüren.“ Dagegen ſetzt er hinzu: „Er fand — wie gemeiniglich, wo man nichts zu ſuchen hat — er fand nichts.“ Wohlan, was er dieſſeits wohl ohne große Anſtrengung geſucht hat, das wird er jenſeits ohne Zweifel gefunden haben.

Das erſte Hauptſtück des erſten, dogmatiſchen Theils iſt überſchrieben: „Ein verwickelter metaphyſiſcher Knoten, den man nach Belieben auflöſen oder abhauen kann.“ Hier quält ſich die Abhandlung mit der Definition eines Geiſtes, die doch ſo leicht zu beſeitigen iſt, wenn man nicht logiſch definiren, ſondern die Metaphyſik mit dem illuſtrirenden Bilderbuche der Natur zuſammenhalten will. Da gibt es geiſtige Dinge genug, Kräfte, deren inneres Weſen nicht in die Augen fällt, und die dennoch eine große Macht ausüben. Die Luft und ihre Arten nebſt dem Winde, die magnetiſche und elektriſche Anziehung und Abſtoßung, alle verborgenen Kräfte der Materie, ſind es nicht lauter bewußtloſe Geiſter, die man mit den Geiſtern, welche Bewußtſeyn haben, vergleichen kann? Die gemeine Sprache iſt hier die beſte Auslegerin. Geiſt ſchreibt man den Weinen und allen ſpirituoſen Flüſſigkeiten zu; er iſt ſo viel wie Giſcht oder Gas, der unſichtbare Einwohner ſeines Gehäuſes, welcher durch Gährung oder Anzündung ſich entwickelt und entbunden wird.

In anthropologiſcher Beziehung verwechſelt und vermiſcht Kant Geiſt und Seele. Das iſt zweierlei. Der Geiſt iſt zwar an die Seele gebunden, ſo lange der Menſch hier lebt, hat aber keine Form noch Raum, welche die menſchliche Seele allerdings hat und ſolche mittelſt des ſ. g. Nervengeiſts oder Nervenäthers, ihres beſchließenden Gewandes, kann ſichtbar machen. Das Thier hat Seele, aber den menſchlichen Geiſt hat es nicht. Wollten die Philoſophen nicht durchaus auf ihren eigenen Füßen ſtehen, ſondern die Baſis aller Weisheit, nämlich die Offenbarung der heiligen Schrift, ſich zur Grundlage nehmen, ſo würden ſie auch hierin ohne großes Kopfbrechen klar ſehen. In dem göttlichen Wort findet ſich die einzige wahre, die einzige mögliche, nicht träumende Metaphyſik; alle davon abweichende, ſelbſtgemachte, iſt wirklich ein Traum. Es darf uns auch der gemeine Sprachgebrauch nicht irren, wonach man alle unkörperliche Erſcheinungen Geiſter nennt, wie ſie denn, einſchließlich der Menſchenſeele, allerdings im Verhältniß zu den körperlichen Dingen geiſtiger Art ſind; wogegen man ehedem im Teutſchen ganz unrichtig die Wörter Seele (anima, ψυχή) und Geiſt (spiritus, πνεῦμα) ſogar vertauſchte. Denn der von Gott eingehauchte Geiſt macht die Seele lebendig, die im Blut wohnende Seele belebt mittelſt des Nervengeiſtes den Leib. Beim Sterben weicht der Geiſt zuerſt hinaus, dann reißt ſich die Seele mit ihrer atomiſtiſchen Hülle los, und der Körper zerfällt, indem er das noch in ihm haftende Naturleben freigibt.

Inzwiſchen legt Kant am Ende (S. 25) doch das Bekenntniß ab: „Ich geſtehe, daß ich ſehr geneigt bin, das Daſein immaterieller Naturen in der Welt zu behaupten, und meine Seele ſelbſt in die Claſſe dieſer Weſen zu ſetzen.“ — Aber welches wunderliche Bekenntniß für einen Metaphyſiker, der es vorzugsweiſe mit immateriellen Naturen ſollte zu thun haben!

Das zweite Hauptſtück dieſes erſten Theils iſt überſchrieben: „Ein Fragment der geheimen Philoſophie, die Gemeinſchaft mit der Geiſterwelt zu eröffnen.“ Hier wird denn eine immaterielle Welt als ſelbſtſtändiges und in ſich verbundenes Ganze angenommen. Aber eine bewußte Gemeinſchaft mit ihr zu eröffnen, wird man daſelbſt vergeblich eine Anleitung ſuchen. Nur wird (S. 38) geſagt, und das meint wohl eigentlich die Ueberſchrift: „Es iſt demnach ſo gut als demonſtrirt, oder es könnte leichtlich bewieſen werden, wenn man weitläufig ſeyn wollte, oder noch beſſer, es wird künftig, ich weiß nicht wo oder wann, noch bewieſen werden: daß die menſchliche Seele auch in dieſem Leben in einer unauflöslich verknüpften Gemeinſchaft mit allen immateriellen Naturen der Geiſterwelt ſtehe, daß ſie wechſelsweiſe in dieſe wirke und von ihnen Eindrücke empfange, deren ſie ſich aber als Menſch nicht bewußt iſt, ſo lange Alles wohl ſteht.“ Und ſo folgen weitere Betrachtungen, welche darthun, daß der Metaphyſiker ſich der Geiſterlehre durchaus nicht entſchlagen kann, jedoch nur Alles prioriſtiſch conſtruiren will, was allein der geprüften Erfahrung angehört Mit Recht ſieht Kant die Seele des Menſchen als unter dem beſtändigen Einfluß der Geiſterwelt ſtehend an, und ſagt weiter (S. 45): „Dadurch würde es nun geſchehen, daß die Seele des Menſchen ſchon in dieſem Leben, dem ſittlichen Zuſtande zufolge, ihre Stelle unter den geiſtigen Subſtanzen des Univerſums einnehmen müßte ꝛc.“ — „Wenn denn endlich durch den Tod die Gemeinſchaft der Seele mit der Körperwelt aufgehoben worden, ſo würde das Leben in der andern Welt nur eine natürliche Fortſetzung derjenigen Verknüpfung ſeyn, darin ſie mit ihr ſchon in dieſem Leben geſtanden war, und die geſammten Folgen der hier ausgeübten Sittlichkeit würden ſich dort in denen Wirkungen wiederfinden, die ein mit der ganzen Geiſterwelt in unauflöslicher Gemeinſchaft ſtehendes Weſen ſchon vorher daſelbſt nach pneumatiſchen Geſetzen ausgeübt hat. Die Gegenwart und die Zukunft würden alſo gleichſam aus Einem Stücke ſeyn und ein ſtetiges Ganze ausmachen, ſelbſt nach der Ordnung der Natur.“ Er ſpricht aber bloß von der (eigenen) Moralität, und nicht von dem Glauben, durch den die Seele in die Gemeinſchaft des höchſten und reinſten der Geiſter und dadurch am ſicherſten auch der übrigen reinen Geiſter gelangt. Er nimmt alsdann (S. 52 f.) die Möglichkeit ſubjectiv-objectiver Erſcheinungen an, nämlich daß bei Perſonen von ungewöhnlich großer Reizbarkeit die Phantaſie durch geiſtige Einflüſſe ſo verſtärkt werde, daß ſie „in gewiſſen Augenblicken mit der Apparenz mancher Gegenſtände als außer ihnen vorhanden angefochten würden, welche ſie für eine Gegenwart von geiſtigen Naturen hielten, die auf ihre körperlichen Sinne fielen, obgleich hiebei nur ein Blendwerk der Einbildung vorgeht, doch ſo, daß die Urſache davon ein wahrhafter geiſtiger Einfluß iſt, der nicht unmittelbar empfunden werden kann, ſondern ſich nur durch verwandte Bilder der Phantaſie, welche den Schein von Empfindungen annehmen, zum Bewußtſein offenbart.“ — Mit dieſer Hypotheſe möchte er denn nicht ganz Unrecht haben, da die Phantaſie wirklich ein plaſtiſches Vermögen beſitzt, innere Eindrucke und Empfindungen in Formen zu projiciren (zu verbildern), und auf dieſe Art ſich am leichteſten erklärt, wie fromme Perſonen von gehabten Erſcheinungen Chriſti, ſeiner Apoſtel und anderer Heiligen reden konnten; nur daß dieſe Theorie nicht verallgemeinert und ſo das Objective aller geiſtigen Erſcheinungen geläugnet werde, wie Kant geneigt iſt zu thun. Denn er ſagt (S. 55): „Nunmehr kann man nicht verlegen ſeyn, von denen Geſpenſterhiſtorien, die den Philoſophen ſo oft in den Weg kommen, insgleichen allerlei Geiſtereinflüſſen, von denen hier oder da die Rede geht, ſcheinbare Vernunftgründe anzugeben. Abgeſchiedene Seelen und reine Geiſter können zwar niemals unſern äußern Sinnen gegenwärtig ſeyn, noch ſonſt mit der Materie in Gemeinſchaft ſtehen, aber wohl auf den Geiſt des Menſchen, der mit ihnen zu Einer großen Republik gehört, wirken, ſo daß die Vorſtellungen, welche ſie in ihm erwecken, ſich nach dem Geſetze ſeiner Phantaſie in verwandte Bilder einkleiden, und die Apparenz der ihnen gemäßen Gegenſtände als außer ihm erregen. Dieſe Täuſchung kann einen jeden Sinn betreffen, und ſo ſehr dieſelbe auch mit ungereimten Hirngeſpinnſten untermengt wäre, ſo dürfte man ſich dieſes nicht abhalten laſſen, hierunter geiſtige Einflüſſe zu vermuthen.“ — Hiemit iſt nun die „Eröffnung der Gemeinſchaft mit der Geiſterwelt“ abgethan, worunter folglich der Verfaſſer nur die einſeitige Erklärung und Anleitung verſteht, ſich die ſchwer läugbaren Erſcheinungen zurecht zu legen. Man möchte aber auch beſorgen, daß ihm „ein Mann von gutem Verſtand und wenig Feinheit eben daſſelbe dürfte zu verſtehen geben, was dem Tycho de Brahe ſein Kutſcher geantwortet hat,“ nämlich nach dem Schluß dieſes Capitels (S. 57): „Guter Herr, auf den Himmel mögt ihr euch wohl verſtehen, hier aber auf der Erde ſeyd ihr ein Narr;“ alſo in der Anwendung: — auf die reine Vernunft mögt ihr euch wohl verſtehen, aber im Gebiete der geheimen Philoſophie ꝛc.

Im folgenden dritten Hauptſtück wird vollends wieder in den rationalen Weg eingelenkt. Es iſt überſchrieben: „Antikabala. Ein Fragment der gemeinen Philoſophie, die Gemeinſchaft mit der Geiſterwelt aufzuheben.“ Da werden optiſche Experimente geträumt, auch auf die „Erziehungsbegriffe von Geiſtergeſtalten“ hingewieſen, und gegen die tiefen „Vermuthungen des vorigen Capitels der Begriff vorgezogen, welcher mehr Gemächlichkeit und Kürze im Entſcheiden bei ſich führt ꝛc.“ (S. 70, 71.)

Endlich ſetzt das vierte Hauptſtück dem Ganzen die ſtroherne Krone auf. Es heißt: „Theoretiſcher Schluß aus den geſammten Betrachtungen des erſten Theils.“ Es iſt auch hier nichts zu lernen, bloß die Beſcheidenheit des Verfaſſers löblich, da er (S. 78) ſeine Unwiſſenheit im Geiſtigen, oder „daß er hievon insgeſammt nichts verſtehe,“ unverholen bekennt. Am Ende ſagt er: „Nunmehr lege ich die ganze Materie von Geiſtern, ein weitläufig Stück der Metaphyſik, als abgemacht und vollendet bei Seite. Sie geht mich künftig nichts mehr an.“

Der zweite Theil der Abhandlung kündigt ſich als „hiſtoriſch“ an, und beſpricht im erſten Capitel „Eine Erzählung, deren Wahrheit der beliebigen Erkundigung des Leſers empfohlen wird.“ Der hier angeführten Erzählungen von Swedenborgs Umgang mit der Geiſterwelt ſind eigentlich drei: erſtlich eine nur angedeutete von dem Auftrag, den ihm eine Fürſtin gegeben, ihr eine geheime Nachricht aus der Geiſterwelt zu bringen, den er zu ihrem großen Erſtaunen vollzogen habe; die zweite iſt die bekanntere von der Witwe Marteville, eine verſteckte Quittung über eine Silberſervice betreffend; die dritte iſt die eben ſo bekannte über den Brand in Stockholm.

Das zweite Hauptſtück hat den Titel: „Ekſtatiſche Reiſe eines Schwärmers durch die Geiſterwelt.“ Dieſes bedeutet ſo viel, daß der Verfaſſer aus den weitläufigen Werken Swedenborgs einen kleinen Auszug liefert, oder wie er es nennt, „die Quinteſſenz des Buchs (der acht Quartbände der Arcana coelestia) auf wenige Tropfen bringt;“ wofür er allerdings Dank verdient.

Endlich das dritte Hauptſtück: „Praktiſcher Schluß aus der ganzen Abhandlung,“ geht dahin, daß die Gewißheit in dieſen Dingen eben ſo unnöthig als zu erſtreben der Vernunft unmöglich und vorzuziehen ſey, ſich zu gedulden und dem Nützlichen zu widmen. Hiemit kann man allerdings einverſtanden ſeyn für ſolche, die keinen Beruf noch Anlage haben, der Pneumatologie und andern geheimen Wiſſenſchaften auf den Grund der Erfahrung nachzuſpüren, wie es denn einem guten Kant wenigſtens an der Neigung dazu fehlte, und er lieber in den Wolken der eigenen prioriſtiſchen Metaphyſik ſich bewegte, ohne jedoch von der Wichtigkeit jener verborgenen Dinge ganz unangefochten zu bleiben, auch nachdem er in ſeinen Schriften den fruchtbaren Beweis geführt hatte, daß die menſchliche Vernunft an ſich von dem Ueberſinnlichen durchaus nichts wiſſen könne.

Da er in dieſem Büchlein oft launig und ſcherzhaft auftritt, ſo wird auch die gegenwärtige Kritik deſſelben nicht zu verübeln oder des Mangels an Achtung vor einem ſo edeln Geiſt anzuklagen ſeyn. Und ſo möge noch zum Schluß eine kleine Verwunderung erlaubt ſeyn über einige Incorrectheiten ſeiner Sprechweiſe, da man in dieſem Schriftchen durchgängig vor anſtatt für geſchrieben findet, was freilich urſprünglich einerlei Wort war, und ſeyn anſtatt ſind. Letzterer grammatiſcher Fehler ſcheint, nachdem unſere Vorfahren ſie ſeynd anſtatt ſie ſind geſchrieben und geſprochen, auch die beabſichtigte Vermeidung eines Provinzialismus zum Grund zu haben, da die Preußen im gemeinen Leben umgekehrt ſind anſtatt ſeyn zu ſagen pflegen („es wird gut ſind ꝛc.“), wobei man aber unwillkürlich an die Anekdote von Kaſimir und Kaſimich erinnert wird.

— y —

Der ungläubige Geiſterſeher.

Indem ich in Folgendem eines von den räthſelhaften Begebniſſen meines Lebens zur Sprache bringe, achte ich für nöthig, über meine Individualität Einiges vorauszuſchicken, um dem Verdacht zu begegnen, als ſey ich von Haus aus furchtſam und zum Aberglauben geneigt. Nein, ein blinder Glaube war nie meine Sache, ſo wenig als der Aberglaube. Was Furcht ſey, habe ich erſt in der letzten Zeit meines Lebens erfahren: dem Tod habe ich ſchon in den mannigfaltigſten Geſtalten in's Auge geſehen, und ich bin mir bewußt, immer ohne Zittern. An den Anblick von Leichen habe ich mich frühzeitig — auf der Anatomie und anderwärts — gewöhnt, und mit Selbſtmördern bin ich ſchon amtlich nd außeramtlich in vielfache Berührung gekommen. Eben arum iſt mir auch das, was ich zu erzählen habe, ſo äthſelhaft, als mein Bericht die buchſtäbliche Wahrheit und ichts Anderes enthält. Auf die Spuk- und Geiſtergeſchichten abe ich nie mehr gehalten, als auf die Weibertreue, wo ekanntlich alle dämoniſche Unholde heute noch ihr Weſen reiben, wie in jenen Tagen, wo man Hexen verbrannte, o der Teufel umherging, wie ein brüllender Löwe. Und och ſollte mir etwas begegnen, was mich faſt beſtimmt ätte, einem alten 42jährigen Skepticismus zu entſagen und mich gläubig unter die Fahne des Juſtinus Kerner zu ſtellen Die Sache iſt folgende. Am Mittag des 16. Juli 1843, als ich mich eben mit meiner Familie zum Eſſen niederſetzen wollte, ſprang eine Bauernfrau vor mein Fenſter und rief mir mit meinem Titel. Schrecken und Entſetzen ſprachen ſich in Geſicht und Geberden aus, und kaum konnte ſie die Bitte ausſprechen, ich möchte mit ihr gehen, eilig, plötzlich, indem ihr Mann ſich neben der Bettſtätte erhängt habe. Ich that, was die Menſchenpflicht mir gebot und eilte ſo ſchnell ich konnte mit der Verzweifelten in ihr nachbarliches Haus. Mit dem Schwager des Unglücklichen, der eben im Hauſe ankam, und der ſich weinend die Haare ausraufte, — weil jetzt ſein Haus verunehrt ſey, löste ich den unheilvollen Strick und ſchob ihn in der Eile in meinen Schlafrock. Der Affekt des Schwagers hatte ſich zur Wuth geſteigert, und ich mußte mein ganzes Anſehen geltend machen, um den Leichnam vor den roheſten Mißhandlungen zu ſchützen. Mit Hülfe einiger Herbeigeeilten gelang es mir, die Leiche auf ein Lager zu bringen und die gewöhnlichen Wiederbelebungsverſuche, die jedoch vergeblich blieben, anzuſtellen. — Mittlerweile ſuchte ich die Angehörigen zu tröſten und die liebloſen Verdammungsurtheile niederzuhalten, die jeden Augenblick von den jetzt zahlreich Ankommenden ausbrechen wollten, indem ich darauf aufmerkſam machte, daß der Verewigte bisher ein ganz untadelhaftes Leben geführt und dieſen entſetzlichen Schritt ohne Zweifel in einem Zuſtand geiſtiger Verwirrung gethan habe. — Als einige Ruhe eingetreten war, traten mehrere Leute auf, die ſchon vor längſt und auch noch am Tage vor dem ſchrecklichen Ereigniß aus dem Munde des Entſeelten gehört zu haben verſicherten, daß er mehrere Mal geäußert hätte, er möchte nur mit mir allein etwas reden, er habe etwas, das ihn drücke, und das er allein mir ſagen könne. Dieß ging mir tief zu Herzen, beſonders da mir jetzt einfiel, daß er am vorigen Tag, als ich meinen Arbeitern einen Trunk bringen wollte, ſchüchtern, wie er immer war, zu mir herging, aber ſich wieder entfernte, nachdem ich ihm ein Glas Getränk aufgenöthigt hatte. Die Sache beſchäftigte mich ſehr, doch war ich ſo entfernt von Furcht und Entſetzen, daß ich noch am Abend des nämlichen Tages meine Kinder in das nun allgemein gefürchtete Haus und zu der entſtellten Leiche führte, wo ich laut mein Bedauren ausſprach, daß der arme Mann nicht zu mir gekommen und ſein Herz mir nicht aufgeſchloſſen habe. Daß ich den Unglücklichen mit lauten Worten der Erbarmung des Höchſten befahl, geſchah theils aus eigener innerer Bewegung, theils um des Verſtorbenen, endlich auch um meiner Kinder willen. Doch ſolches gehört nicht hieher. Nachdem ich mich Nachts mit den Meinigen zur Ruhe begeben hatte, wurde ich mit dem Schlag 12 Uhr durch das laute Gebell meines Hundes, der ſein Lager vor der Thüre meines Schlafgemaches hatte, aufgeweckt. Wer längere Zeit Hunde gehalten hat, wird wiſſen, daß man aus der Art des Bellens mit aller Gewißheit ſchließen kann, ob der Hund zu ſeinem Privatvergnügen, oder ob er einem andern Hund der Spur nach bellt, oder ob es einem Menſchen gilt, dem der treue Wächter den Eingang verwehren will. Das Gebell meines Aſſor war von der Art, daß ich, wie mein gleichfalls erwachtes Weib, die feſte Ueberzeugung ausſprach, es befinde ſich ein fremder Menſch in der Hausflur. Ich wollte mich erheben, aber ich fühlte mich krank und zum erſten Mal hörte meine

rau aus meinem eigenen Munde, daß ich mich fürchte und
ll Angſt ſey. Sie lachte ob dieſer ungewohnten Rede. Als
er das Gebell immer heftiger und unſere Ueberzeugung,
ß ein fremder Menſch im Hauſe ſey, immer ſtärker wurde,
bot mir die Pflicht als Hausvater, der Sache nachzuſehen
d ich öffnete — ehrlich geſtanden — mit ſträubenden Haaren,
er auch mit geſpannten Piſtolen, die Thüre. Die Wuth
eines Hundes kannte keine Grenzen, er bellte an den Wänden
nauf, kehrte ſich bald dahin, bald dorthin, immer gerade ſo,
ie wenn er einem zudringlichen Menſchen den Weg und
ntritt ſtreitig machen wollte. Mein erſter Gedanke war, das
hier ſey wüthend geworden, und hätte ich das Spektakel in
r Nachbarſchaft nicht gefürchtet, ſo würde ich auf der Stelle
n ſonſt ſo treuen Hund getödtet haben. Umſonſt durchſuchte
jeden Winkel meines Hauſes, Azor flog mit immer erneuter
uth die Treppen hinauf oder hinab, um in der Hausflur,
ſonders vor meinem Schlafzimmer, ſich wie raſend zu ge-
rden. Ich mußte mich nun wieder zu Bett begeben, ohne
gend einen Grund dieſer Erſcheinung erforſcht zu haben.
n das Schlafen war nicht mehr zu denken, das Gebell
uerte fort und es blieb mir nichts übrig, als den Hund
's Zimmer zu rufen, wo der ſonſt ſo Muthige zitternd unter
as Bett meiner Frau flüchtete und in der hinterſten Ecke ſich
erkroch und um keinen Preis zu bewegen war, zu mir hervor
kommen. Nun wurde mir ſo angſt und bange, daß ich
icht anders glaubte, als der Gehängte ſtehe an meiner Seite,
h zweifelte nicht, daß dieſes Gefühl die Folge einer anrücken-
en Krankheit ſey, ich wuſch Kopf und Bruſt mit kaltem
Waſſer, ich las, um mich zu zerſtreuen, aber immer war mir
n Muth, als ſehe mir Jemand und zwar mein verſtor-
ener Nachbar über die Achſel in das Buch, kurz, ich war
rank, und die zwei mir befreundeten Aerzte, die ich am andern
Morgen rufen ließ und denen ich offen ſagte, daß eine mir
anz ungewohnte Furcht vor dem Selbſtmörder mich quäle,
aß ich ohne Entſetzen kein anderes Zimmer betreten könne

u. ſ. w. ſtimmten mit mir überein, daß Mittel angewendet werden müßten, um mein aufgeregtes Nervenſyſtem zu beruhigen und herabzuſtimmen. Mein Hund blieb den ganzen Tag, ohne nach Nahrung zu verlangen, in ſeinem Schlupfwinkel liegen und als er am Abend mit Gewalt vor die Thüre gelegt werden wollte, fing das alte Raſen und Wüthen wieder an und ich war abermals genöthigt, die Runde im Haus herum zu machen. Ich konnte weder bei Tag noch bei Nacht ein Auge ſchließen, auch durchaus nichts genießen. Bei jedem Schritt, ſelbſt bei jedem Athemzug, war es mir, als ſtehe mein verſtorbener Nachbar an meiner Seite. Ich ſprach darüber mit meinen Aerzten und mit den Meinigen, und war feſt überzeugt, daß alles dieß von einer krankhaften Aufregung, die unbewußt über mich gekommen war, herrühre. Von jetzt an entfernte ſich Aſſor jeden Morgen und ließ ſich den ganzen Tag im Hauſe nicht mehr ſehen. Trieb ihn die Nacht nach Haus, ſo ſuchte er mit aller Gewalt ſeinen Schlupfwinkel unter dem Bett meiner Frau, that ich ihn vor die Thüre, ſo wüthete er zuerſt, darauf heulte er, und als ich ihn einmal mit Gewalt zu mir an mein Bett und auf die Bettdecke zog, ſo zitterte er am ganzen Leib und bellte, als ob er mich gegen eine ganze Rotte von Räubern zu ſchützen hätte. — So dauerte der traurige Zuſtand 4 Tage und 4 Nächte. Plötzlich, wie das Uebel gekommen war, ſchwand es wieder. Es war mir nicht anders, als erwachte ich aus einem Traum, und es iſt und bleibt mir unerklärlich, woher meine entſetzliche Furcht kam, und — wohin ſie ging. Ueberall fühlte ich mich beengt und beläſtigt, als ob ein Menſch mir hart zur Seite wäre, als wenn ich ſeinen Athem mit dem meinigen einathmen müßte. Wäre ich der einzige leidende Theil geweſen, ſo wäre mir nie ein anderer Gedanke gekommen, als daß ich krank geweſen ſey; aber das ganz auffallende Betragen meines Hundes, deſſen regelmäßigen Wandel wir ſeit mehreren Jahren gewohnt ſind, der Umſtand, daß alle meine Hausgenoſſen nicht anders glaubten, als daß nach dem Betragen des Hundes eine fremde Perſon im Hauſe ſeyn müſſe; der weitere Umſtand, daß meine Geneſung und Heilung ſo plötzlich erfolgte und daß in dem gleichen Augenblick meinem Hund die gewohnte Ruhe wiederkam; dieß — und Anderes könnte die Meinung rechtfertigen, als beſtünde irgend ein beſonderer Zuſammenhang zwiſchen meiner Krankheit und Angſt, zwiſchen der Unruhe und Wuth meines Hundes und zwiſchen dem Unglücklichen und ſeinem Wunſche, mir ſein Herz aufzuſchließen.

Ich habe ſchon da und dort von einem ſeeliſchen Leib geleſen, von einer feineren Hülle der Seele, die dem ſterblichen Auge unſichtbar und doch gewiſſermaßen materiell ſey. Ich hielt das immer für eitles phantaſtiſches und ſchwärmeriſches Gerede. Heute und ſeit ich das Erzählte erlebt habe, ſind mir in der That allerhand Zweifel aufgeſtiegen, ob nicht Kerner und ſeine Glaubensgenoſſen in Einigem doch Recht haben könnten? Gleicherweiſe las ich einmal, wo, weiß ich nicht mehr, daß die Organiſation und der Inſtinkt der Hunde mehr auf ſich habe, als man gemeinhin glaube. — Wenn eine Wachtel, ein Rebhuhn oder ſonſt ein Thier eilenden Fußes über ein Feld hingelaufen ſey, ſo wittere es der Hund noch nach vielen Stunden, und es ſey faſt unmöglich, zu glauben, daß von dieſer flüchtigen Berührung des Bodens nach ſo langer Zeit noch Theile zurück ſeyen, die irgend welchen Eindruck auf die Geruchswerkzeuge des Hundes äußern können. Man müſſe alſo glauben, dieſe Thiere ſeyen mit einem, uns ganz unbekannten, von uns kaum geahneten Sinn begabt, durch den ſie leiſten, was wirklich wunderbar und unbegreiflich iſt, uns aber gleichwohl natürlich erſcheine, weil es uns täglich vorkommt. In Summa, wenn es einen ſeeliſchen Leib gibt, in welchen die Seele ſich kleiden kann, ſo glaube ich nunmehro, daß ihn ein Hund ſehen oder wittern kann, wenn er auch für die Organiſation unſerer Sinne zu fein wäre, um von uns geſehen werden zu können; item, es gibt Erfahrungen, die auch denjenigen, der mit ſeinem Glauben ganz im Reinen zu ſein wähnt, in Verlegenheit und Zweifel zu bringen vermögen.

Schließlich will ich noch bemerken, daß ſeit jenen »Tagen und Nächten mein Hund durch nichts mehr zu bewegen iſt, ſeine alte Lagerſtätte vor meinem Schlafzimmer einzunehmen, obgleich ich ihm Teppiche und ſelbſt ſchon meinen Schlafrock unterbreitete. Er hat ſich eigenmächtig ſeine Ruheſtätte im Holzſtall auf hartem Reiſſach ausgeſucht. Was endlich das geheime Anliegen des Unglücklichen betrifft, ſo ſpricht das öffentliche Urtheil ihn völlig frei von großer Verſchuldung; dagegen ſoll eine ihm ſehr nahe ſtehende Perſon bei ihm in Verdacht geſtanden haben, als lebe ſie in verbrecheriſcher Verbindung mit ihrem nächſten Blutsverwandten. Ob er Grund zu dieſem ſchweren Verdacht gehabt habe, wird einſt der an's Licht bringen, vor welchem Mitternacht iſt, wie der helle Mittag.

— Pf. W. —

Spukgeſchichte im Pfarrhaus zu Zaiſersweiher, Oberamts Maulbronn (Württemberg).

Im Jahre 1716 hatte der damalige Pfarrer in Zaiſersweiher, M. Schmid, ſich an das Conſiſtorium mit der Bitte um Verſetzung gewendet, weil er in ſeinem Hauſe durch Geſpenſter beunruhigt und beſchädigt werde; das Conſiſtorium ging darauf ein und ſchlug in dem anliegenden Erlaſſe (Nr. 1, a u. b) vor, daß Pfarrer Fiſcher in Simmozheim mit Pfarrer Schmid tauſchen ſolle. Fiſcher aber ſcheint nicht darauf eingegangen zu ſeyn, denn wir finden, daß im gleichen Jahre Diaconus Kißling mit Schmid getauſcht habe. Kißling kam ſpäter nach Wimsheim, und auf Kißling, der bis 1734 blieb, von den Geiſtern alſo ziemlich Ruhe haben mußte, folgte 1735 M. Sohling. Dieſer erfuhr die Geiſterplage bald, wandte ſich daher um Verſetzung an das Conſiſtorium und zur Beſtätigung ſeiner Klage an ſeinen Vorgänger.

Von ihm rühren nun nachfolgende Aktenſtücke (s. 2—5) her, die wir als Curioſa mittheilen. Die Geſpenſter ſcheinen aber damals bei der Kirchenbehörde ſchon keine officielle Geltung mehr gehabt zu haben, denn Sohling blieb bis zu ſeinem Tod 1776 zu Zaiſersweiher. Auch noch ſpäter ſoll dem Vernehmen nach allerhand Verdächtiges in dieſem Pfarrhauſe ſich haben wahrnehmen laſſen, und nur eine kräftige Reformation deſſelben an Haupt und Gliedern ſcheint nun endlich den Feind gebannt zu haben. Was würde aber nun jetzt von unſerer Kirchenbehörde beſchieden werden, wenn ein Pfarrer allen Ernſtes mit ſolchen Geſpenſter-Klagen käme, und ein Decan trotz Thomaſius und Philoſophie ihnen das Wort redete?

1) Erlaß Herzogl. Conſiſt. dd. 21. Jan. 1717.

a) An Special zu Knittlingen. **Eberhard Ludwig** ꝛc. V. G. z. (unſern Gruß zuvor). Ehrſamer, l. G. (Lieber Getreuer) wir haben Uns auß Eurem und des Ober-Amt-Manns zu Maulbronn erſtatteten Unthgſt. Bericht, welcher maßen die die Unruh in dem Pfarrhauß zu Zaiſersweyhr wegen eines Geſpenſts annoch continuire und dahero der pfarrer umb anderwärtige Bedienſtung unthgſt. bitte, in mehrerem untgſt. referiren laſſen. Iſt hierauf unſer Befelch, Ihr wollet von dem Pfarrer zu gedachtem Zayſersweyhr Euch erkundigen, ob Er mit dem pfarrer zu Simmetzheimb, Calwer Superintendenz, M. Fiſchern (weßwegen auch an den Special zu Calw wirdt reſcribirt werden) der pfarr halber zu mutiren gewillt und deſſen erklärung zum Fürſtl. Conſiſtorio wiederumb untgſt. berichten, hieran ꝛc.

b) An Special zu Calw. V. G. z. Chri. l. G. Demnach wir Unß gdgſt. erinnern, daß der pfarrer zu Simmetzheimb, M. Joh. Fiſcher, umb anderwärtige Bedienſtung untgſt. angeſucht und nun die pfarr Zaiſersweyhr Knittlinger Superintendenz hienächſt dörffte vacant werden. Alß iſt unſer Befelch hiemit, Ihr wollet von ermelldtem M. Fiſchern vernemmen, ob Er die pfarr Zaiſersweihr (allwo zwar in dem pfarrhauß einige Zeit hero und ſonſten nicht einig gepölder von einem geſpänſcht verſpührt worden, welches ſich aber durch Verenderung der Perſonen vielleicht wiederumb verlieren dörffte) anzunemmen gedenke? und deſſen erklärung zu unſerm Fürſtl. Conſiſtorio förderſamſt untgſt. berichten. Hieran ꝛc.

2) Eingabe des Pfarrers Sehlinger:

Zeiſerweyher den 5. May 1738. Pfarrer allda M. Chriſtian Gerhard Sehling bittet unterthänigſt um Mutation ſeines Dienſtes, weil in dem Pfarrhauß Menſchen und Vieh nicht nur allein, ſo lange er darwohnet wie Beylage Lit. A. bezeuget, ſondern auch ſchon vor ſeinen Zeiten wie aus Beylag Lit. B. zu ſehen, durch Zauberei erſchröcklich geplagt wird, und ſchon bei 100 fl. Schaden erlitten.

Mit decanatamtl. unterth. Beybericht.

Durchleuchtigſter Hertzog, Gnädigſter Fürſt und Herr.

Zeitdem ich unterthänigſter Supplicant auf hieſige Pfarr gnädigſt bin confirmirt worden, und an hieſiger Kirchen diene, werde nicht nur allein mit meiner Frau, ſondern auch mit meinem armen Vieh durch Zauberey erſchröcklich geplaget und bin bereits in großen Schaden geſetzet worden, wie dann kein Mittel mehr übrig, als daß ich, wie mein Anteceſſor M. Schmid jetzmaliger Pfarrer zu Wimßheim (der gleiche Plage hier auch erfahren, wie ſolches alles aus beykommenden Beylagen ſattſamm erhellet) auf eine Mutation zu gedenken genöthigt werde; weilen nun, Gnädigſter Fürſt und Herr, wo

ero Keine Hülffe zu hoffen, nicht nur allein mein völliger
in, da ohne dem mein Vermögen gering, und hieſſige Be-
ung ſchwach, ſondern ſogar auch unſer Leben ſelbſten in
fahr ſtehet, und wir unter dieſen ängſten und Jammer uns
ſt verzehren müſſen, ſo gehet mein unterthänigſten Bitten
wehmüthigſtes Flehen an Euer Hochfürſtl. Durchl. durch
Mutation aus dieſem Elend uns gnädigſt zu helffen, und
beſſeres und ruhigeres Pfarrhauß bei einer andern Gemeinde
unterland, beſonders da hieſſigen Orts Keine für uns
ngliche Wohnung ſich befindet, maſſen in hieſigem Kleinen
thhauß der Schulmeiſter mit ſeiner Schule ſich behelffen
ß, die übrigen Wohnungen in dem Flecken meiſtens lei-
ne niedere Hüttlen ſind. Wollten Euer Hochfürſtl. Durchl.
anſehung meines erlittenen groſſen Schadens, mich beſſer
bedenken, gnädigſt geruhen, ſo werde es taglebens mit
erthänigſtem Dank erkennen, ſollte es aber nicht ſeyn können,
bitte unterthänigſt auch nur nicht zu deterioriren. Ich ver-
re in unterthänigſter Submiſſion

Euer Hochfürſtl. Durchleucht

unterthänigſt gehorſamſter
M. Chriſtian Gerhard Sohling
Pfarrer zu Zayßersweyher
Maulbronner Amts.

3) (Beylage).

Kurtzgefaßte hiſtoriſche Nachricht von dem ſchmertzlichen leiden und groſſen Schaden, welchen **M. Chriſtian Gerhard Sohling** Pfarrer zu Zayſersweyher durch Zauberey in dem Pfarrhauß leiden und außſtehen muß.

Es iſt nun 3 Jahr, daß ich unterthänigſter Supplicant
gnädigſt confirmirter Pfarrer bey hieſiger Kirchen diene,
d mich in einem der elendeſten Pfarrhäuſer behelffe, wie
von dem Baumeiſter Weyhing, ſo ſelbſten auf gnädigſten
efehl die inſpection genohmen, vor einem Jahr unterthänigſt
ngeſandte Beibericht mit mehrerem bezenget, über alle dieſe

groſſe Beſchwehrlichkeit aber iſt diſſes das allerelendeſte, daß weder Menſchen noch Vieh in diſſem Hauß die geringſte Ruhe nicht haben, ſondern erbärmlich gequälet, und in den äuſſerſten Schaden geſetzet werden, wie folgende umſtände mit mehrerem bezeugen: wir waren kaum ein Viertel Jahr in dieſem Hauß ſo überfiele meine Frau eine ſolche entſetzliche Angſt und Bangigkeit, daß ſie faſt nirgends zu bleiben wußte, auch öffters um Mitternacht aufzuſtehen und ein Licht zu ſchlagen genöthigt wurde, morgends darauf hatte ſie an ihrem Leib unterſchiedliche dunckelblaue Mähler eines Thalers groß, in deren mitten ſich deutliche Menſchenbiß, da man die Zähn unterſcheiden kunte, zeigten, welche ihr die empfindlichſten Schmertzen verurſachten, ſo lange Zeit continuirte, worauf ſie in ſelbigen Jahr noch tödtlich erkrankte, daß man alle Stund auf ihr End wartete. Als mit ihr es ſich wiederum beſſerte, wurde das geflügel, ſo wir theils erkaufften, theils aber erzogen, alſo angegriffen, daß wir in einer Nacht 18 Stuck aus dem beſchloſſenen Hauß und Stall ein paar Stund nach dem Futtern da alles noch auf ware verlohren, ohne ein Geſchrey zu hören, oder auch nur eine Feder zu ſehen, die Tauben fielen vor unſern Augen nachdem ſie zuvor in dem Hoff munter gefreſſen, und in den Schlag fliegen wollten, todt herunter, mehreren Schadens vom Geflügel nicht zu gedencken; Acht Stuck Schaaf ſo wir theils mit hieher gebracht, theils nach und nach erzogen giengen uns durch dieſes übel zu ſchanden, und welches gar bedencklich 3 biß 4 große Katzen ließen ſich nicht von ihnen abtreiben, ſo lang noch ein lebendiger Odem in dem Vieh war, der Katzen förchtiges Geſchrei, ſo die ganze Nacht hindurch währte nicht zu gedencken, wir verloren 3 ſchöne Imen, ſo den Nachmittag munter flogen des morgends aber gantz todt waren in kurzer Zeitt nach einander. Bey dieſem allem hielten wir unſer leiden lang verborgen, weil wir undeſſen nichts geſehen und gehöret hatten, biß unverhofft in der Nacht zwiſchen 11 und 12 Uhr ein erſchröcklicher Fall aus dem Kamin und der Küchen auf den Herd uns von dem Schlaaff erweckte,

elcher das ganze Hauß erſchütterte als wir nachſahen, lag
er gantze Herd voll Ruß und wir ſahen und höreten weiter
ichts, und diſer Fall nöthigte uns ſodann Hülffe zu ſuchen.
aſſen gleichbalden darauf unſer Rindvieh ſo wir haben
hröcklich geplaget wurde, daß man demſelben daß waßer
nd Schaum abſtreiffen kunte, worauf ſich gleichbalden der
utz von demſelben anfangs zum halben Theil, kurtz darauf
her völlig verlohren, wann ſolches zur Träncke geführt oder
on der Weid heimkam, wollte es nimmer in den Stall,
ar im übrigen munter, wann es aber ſollte gemolken werden,
ollte es umfallen, wir wurden genöthigt, weil wir gar
einen Nutzen hatten, und die Haußhaltung doch unterſchied-
ches erfordert, noch ein anderes Stücklen zu kauffen, als
ir daſſelbe in den Stall brachten, verlohr es auch in den
ſten Tagen den Nutzen, und ſtehet jetzo bereits in die
Monath ohne Nutzen, wir veränderten zum drittenmahl
en Ort, und wähleten den aus Noth zu einer Speiſkammer
ewiedmeten Stall dann wir ſonſt im Haus keine andere
elegenheit darzu hatten, wiederum dem Vieh zu einem
tall, aber vergebens: Als wir das Hauß und Stall mit
enen Artzeneyen ſo uns die von gnädigſter Herrſchaft privi-
girte Vieh Aertzte gaben, ausraucherten, tumultuirte es die
antze Nacht hindurch, lieff Stieg auf und ab, unſerer
eynung nach, dann wir ſahen nichts, daß wir vor Schrecken
cht wußten zu bleiben. Den 20. Nov. verwichenen Jahrs
urde auch ich der Pfarrer ſelbſten erbärmlich faſt gegen
nem Vierteljahr von allerhand s. v. Ungeziefer gequälet,
elche mir aus der Haut mit vielen Schmertzen gegraben
urden vor welchem Tag und Nacht keine Ruhe hatte.

Den 24. Martii dieſes Jahrs als wir zu Nacht eſſen
ollten zwiſchen 7 und 8 Uhr erſchröckte uns ein ſolcher Fall
ßerhalb hart an dem Stubenfenſter, da wir ſaßen, daß
r Schrecken Keines mit dem andern kein Wort reden konnte,
s wir uns ein wenig recolligiret, ſuchten wir überall,
rten aber und ſahen nichts, das Haus erzitterte, als ob

es über unſerm Haupt zuſammen fallen wollte, und biß dato haben wir keine Ruhe, wann wir morgends aufſtehen, ſo iſt es, als wann wir auf den Tod geſchlagen worden wären, und können uns ziemliche Zeit faſt nicht regen und bewegen.

Der Schaden und Unköſten, ſo wir unter deſſen erlitten, iſt ſoviel wir angemercket, folgender: 8 Stück Schaaf 17 fl. 30 kr., 3 Jmen 9 fl., an Geflügel ſo theils erkaufft, theils erzogen 5 fl. 30 kr., den Viehärtzten für Müh und Artzeney 28 fl., den Schaden, ſo wir unterdeſſen an 3 Stuck Vieh leiden aeſtimire auf das allerwenigſte auf 40 fl.

Daß dieß alles die gründliche Wahrheit bezeuge ich endsunterſchriebener nach meinen Pflichten vor Gott, bin auch bereit auf jeden Puncten mündliche Rechenſchaft zu geben, wo und wann es verlanget wird. Der Herr erbarme ſich unſerer, und weil die bisher gebrauchte erlaubte und ordentliche Mittel nicht helffen wollen, ſo zeige er ſich an uns als einen groſſen Gott und trette den Teufel mit ſeinem Anhang unter unſere Füſſe, zeige uns anbey geſegnete Werkzeuge, ſo ſich unſerer in dieſer großen Trübſahl annehmen, und uns mit Rath und That beyſtehen.

Pfarrer zu Zaiſersweyher
M. Chriſtian Gerhard Sohling.

4) (Lit. B.) Brief des früheren Pfarrers daſelbſt M. Schmid in Betreff der von ihm erlebten Anfechtungen.

WohlEhrwürdig, Wohlgelehrt
Hochgeehrteſter Herr Collega!

Das von Euer WohlEhrwürden an mich abgelaſſene werthe Schreiben iſt mir verwichenen Samſtag Abends über Oeſchelbronn eingeliefert worden, daraus ich mit Verwunderung dero Noth und Unglücklichen Zuſtand erſehen. Wie ich nun über ſolchen mit denenſelben um ſo mehr Compaſſion habe, als ich zur Zeit meines Daſeyns eben dergleichen erfahren: So wollte nicht ermangeln, auf Dero Begehren von meinem damaligen Zuſtand einige Umſtände zu berichten.

s hat nemlich die damalige Unruh in dem Pfarrhaus ihren
nfang genommen den 1. Novbr. 1715 an einem monat-
chen Buß- und Bettag Nachts um 8 Uhr, da ich eben an
m Vormittag nach meiner damaligen vorgehabten Materie
e Poenitentia an den Bußtagen von der ſpathen Buß ge-
andelt. Dann, als wir nachdem Nachteſſen noch an dem
iſch ſaſſen, geſchahe ohngefähr ein Stoß, gleich als mit
nem Fuß an die Kuchenthür, alſo, daß wir vermeinten,
s möchte ſich darin etwas unrechts verborgen halten, darauß
ir dann alſobald mit einem Liecht, nicht nur in der Kuchen,
ndern auch Studierſtuben und Oehrnkammer nachſahen.
ndem aber die Magd auf der Bühne gleichfalls allent-
alben außer denen Kammern, welche alle beſchloſſen waren,
chgeſucht, ob nichts daſelbſt zugegen, und wir indeſſen bei
r Bühnenſteegen harreten, geſchah an der Kuchen noch
nmal ein Stoß ärger, denn zuvor. Darauf weil wir nichts
t geringſten wahrnehmen kunten, wir uns wieder in die
tuben begaben. Bald darauff hörte man ein Geträpp auf
r Bühne, darauff wir wieder nachſahen, inmittelſt aber
n Nachbarn rufften, und ſobald wir mit dieſen auf die
ühne in die eine Kammer kamen, funden wir den Gitter
aden eröffnet, und die Nachbarin rief: der Dieb ſey eben
er den Zaun hinauß, in welcher Meinung auch alſobald
een ledige Knechte in gedachtem Haus nachgeeilet, aber
chts, auſſer einem Geräuſch erſehn können.

Samſtag Nachts hatten wir einen benachbarten Knecht
wachen gebetten, der auch um 2 Uhr gegen Tag hörte
e Schnalle an der Haußthür auffahren, da man mit
Nachbarn nachſahe, war nichts zu finden.

Sonntags darauff unter der Kinderlehr, giengen meine
gröſte Kinder, deren das ältere bei 10 Jahren ſammt noch
benachbarten Kindern c. v. in das Secret, da dann das
öſte hinter ſich zugeſchloſſen. Alſobald hörten ſie etwas,
ld an der Falle reißen, bald mit gewalt an die Thüre
ßen. Und als des Nachbars 9jähriges Mägdlein rief, wer

drauſſen ſey, ſahe eine Mannsgeſtallt durch das Halbfenſterlein gegen dem Kind und winkte demſelben mit den Händen. Dardurch dann das Kind ſammt den übrigen in ſolche Forcht gerathen, daß es ſammt meinen Kindern anfieng zu ſchreyen, und meine Kinder, als ihrer Mutter nach der Urſach ſolches geſchreys fragte, vor Angſt und Schrecken nicht mehr erkannten. Des Abends nach der Abendglocken ſtoßte es wiederum 2mal an die Kuchen, und da 4 Mannsperſonen in dem Pfarrhaus wachten, ſpürte man Weiter nichts. Montag Nachts geſchahen 1. 2. Straich in dem Hoff, nicht anderſt, als wann einer wollte Holtz ſpalten. Ueber das fuhr die Kuchenthür, ob ſie wohl allemahl von den Wächtern beſchloſſen, 3mal nach einander auf. Zu geſchweigen des polterns Hin und wieder in dem Hauß. Zu andern mahlen hörte man in dem untern Hauß in dem Speißkämmerlein, als wann einer Fleiſch hackte, über der Stuben ein Geträpp, davon die Stuben zitterte. Zu anderer Zeit, als Herr Pfarrer von Schützingen uns beſuchte, geſchahe 2mal ein Fall, als wann man einen Arm voll Holtz an den Studierſtubenofen geworffen. Da man nachgeſehen, war die Kuchen verſchloſſen, das Holtz in ſeiner Ordnung.

An einem Samſtag Nachts, als ich in der Studierſtuben an meiner Predigt, auf Dom. Invoc. und zwar eben an dieſen Worten ſchriebe: darzu iſt erſchienen der Sohn Gottes — zerſtöre (1. Joh. 3, 8) fieng es an, gleich als einer Katz an der Kammerthür auf- und abzukratzen und endlich an dem Pult einen Knall zu thun, als wann das Pult mitten von einander wäre: da ich nachſahe an dem Pult, Käſtlein und Banck, kunte ich nichts ſehen. Ich ſetzte mich wieder, arbeitete an der Predigt, darüber entſtund ein Geräuſch bey dem Bücherſtand, wie ein Flug Vögel, und ein Knallen, als wäre der ganze Bücherſtand zuſammen gefallen, und war doch alles unverruckt.

Zu einer andern Nacht drung es gar in die Stuben hinein, band die Wiegenbändel auff, und meine Geſchweyh wurde ſolches, indem Wir ein an den Gichtern liegendes Kind in der Kammer hatten, gewahr, Langte nach dem Kind, ſchrye um

Hülfe, wie man kam, war das Kind aufgedeckt, aber nichts zugegen.

Meine Mutter, welche über 73 Jahr und gantz elend war, warff es in dem Bett hin und her, daß ſie nur nicht gar herausgeworffen worden, welche ſich dann kümmerlich aus dem Bett herauß gewogen. Die Magd druckte es, daß ſie bei 8 oder 10 Tagen bettliegerig gantz Maaßweiß e. v. Blut ausgeworffen.

Uns ſelbſten ſetzte es zu, mit einem Drucken bald auff der Bruſt, bald auf der Seiten, bald mit einer Hitz, bald mit einer Angſt und Bangigkeit gegen Mittag, daß wir nirgend wußten zu glauben. Und dieſes Wehrte bis auff unſre Abkunfft mit vielen andern Umſtänden, Unruh auch im Stall, da das Vieh geſchwitzt, als wann es mit Waſſer begoſſen wäre, und alle Morgen von den Ketten abgelaſſen in dem Stall herumlieff. Welches auch an Vieh- und anderm Verluſt und Unkoſten über 150 fl. gekoſtet. Der Herr ſehe auch Ihre Noth an, und wende ſolches Uebel von Ihnen in Gnaden ab, deme ich Sie unter hertzl. Gruß empfehlend beharre, Wimſh. den 22. April 1733.

Euer WohlEhrwürden

dienſtergebenſter Pfarrer allda
M. Schmidt.

5) Beibericht des Decans zu Knittlingen.

Auch gnädigſter Fürſt und Herr.

Unterthänigſter Supplicant M. Sobling, Pfarre zu Zayſersweyher hat mir den bedauerlichen Nothſtand deß daſelbſtigen Unſichern Pfarrhaußes ſchon mehrmahlen ſchriftlich und mündlich mit wunderbahren Umſtänden bezeuget und beſtättigen auch ſolches die Allte Pastores vicini, daß man ſolche wohnung immer zuvor Unrein und Unſicher gehallten habe, wiewohlen unter den Incolis einer mehr, als der andere davon haben leyden und erfahren müſſen. Was die Urſach ſolchen Uebels ſeye, oder woher es rühre in dieſem Hauß, iſt unbekannt, doch bezeuget die Erfahrung, jemehr Fleiß, Treu und Eiffer einer vor Andern in ſeinem Pfarr-Amt bezeuget, und das Reich der Finſterniß angreiffet, jemehr wird er auch darinnen von dieſem angefochten, wie dann dieſer jetztmahlige Pfarrer in ſeinem Officio nichts erwinden laßet. Es iſt dieſer Mann zu bedauern, daß er um ſeines Fleiſſes und Eiffers willen ſchon ſo viele Angſt und Schaden erleyden müſſen, und zwar um deſto mehr, da er von geringen mitteln iſt und nicht vil zuzuſetzen hat, auch ſonſten keine Behauſung in loco iſt, die etwa zu einer Pfarrwohnung könnte gemiethet oder aptirt werden: wäre deßwegen nach meinem unvorgreifflichen Untth. erachten Ihme zu gönnen, wenn er durch eine gnädigſte Promotion dißfalls soulagirt würde, das Pfarrhaus iſt alt und baufällig, und möchte etwa durch einen Umbau dieſes Uebel können gehoben werden, wie man dergleichen Exempel hie und da haben will.

Ich weyß zwar wohl, was Chriſtian Thomaſius und Jacob Brunnemann von dergl. Dingen philosophiren wollen, allein habe ſchon ſo viele Menſchen, ob ſie es gleich a priori nicht begreiffen oder beweiſen können, a posteriori in effectibus ſo vil davon erfahren müſſten, und dergleichen Ungeheuer bezeuget, und wird doch nicht alle fides humana können in Zweiffel gezogen werden. Womit in submissestem Respect verharre.

Knittlingen den 6. May 1738.

Ewr. Hochfürſtl. Durchlaucht

unterthänigſt verpflicht. gehorſamſter Specialis

M. Joh. David Speidel.

Dieſe Spukgeſchichte im Pfarrhauſe zu Zaiſersweiher theilt das württembergiſche evangeliſche Kirchenblatt Nro. 37. 7. Jahrgang am 19. September d. J. mit. Im Jahre 1609, alſo 107 Jahre früher, hatte ſich in der Prälatur zu Maulbronn ſelbſt eine ähnliche Geſchichte ereignet, die die Einſchreitung der Regierung zur Folge hatte und die wir aus den Originalakten in den Blättern aus Prevorſt mittheilten.

Die Geſchichte im Pfarrhauſe zu Zaiſersweiher betreffend, iſt merkwürdig, daß dieſer Spuk noch ſpäter und wie mir bekannt iſt, noch im Jahr 1795 in dieſem Hauſe bemerkt wurde: denn der Vater des jetzigen Herrn Prälaten Faber, der im Jahre 1795 und noch ſpäter Pfarrer zu Zaiſersweiher war, klagte, wie ſeinen noch lebenden Kindern wohl bekannt iſt, noch damals darüber, wenn er auch da nicht in der früheren Ausdehnung noch fortdauerte.

Der Beibericht des Dekans zu Knittlingen beſchämt meiner Meinung nach die Anſicht manches Dekans der Neuzeit in dieſer Sache. Er ſagt ganz wahr und vernünftig:

„Ich weiß zwar wohl, was Chriſtian Thomaſius und Jakob Brunnemann von dergleichen Dingen philoſophiren wollen, allein es haben ſchon ſo viele Menſchen, ob ſie es gleich nicht a priori begreifen oder beweiſen konnten, ſo viel davon erfahren müſſen, und dergleichen bezeuget, und es wird doch nicht alle fides humana in Zweifel gezogen werden können."

— K. —

Beſondere Vorfälle in einem Hauſe zu T—ch.

Aus T—ch in Württemberg machte ein bewährter Mann den Blättern folgende Mittheilung:

„Es lebte hier in T—ch lange Zeit eine etwas vermögliche Wittwe, die dieſes Spätjahr ſtarb. Das Haus wurde von den Erben an den Meiſtbietenden verkauft, und es erhielt ſolches ein hieſiger Bürger. Die Wittwe trieb einen Salzhandel, verkaufte viele Milch u. ſ. w. Ihr Mann war vor 20 Jahren Stabsrichter hier und wohnte in dieſem Hauſe. Die Leute, die nun dieß Haus bewohnen, haben keine Ruhe; zu Zeiten kommt etwas an den Salzkaſten und klopft dreimal an ihn. Man hört es leiſe laufen wie in Socken. Zuweilen kommt es auch an die Milchhäfen, macht dann die Küchenthüre und auch andere Thüren auf und zu, ſchlägt an die Thüren und gibt einen Hall wie das Ende eines dumpfen Glockenſchlags.

Einem 70 Jahr alten Manne, der oben im Hauſe wohnt und ſehr übel hört, wurde kürzlich die Thüre dreimal eröffnet und wieder zugeſchlagen, dann trat es, ohne daß etwas geſehen wurde, auch dem Tauben hörbar, in das Zimmer und that einen Schlag auf den Ofenſtein, daß dieſer Mann, troß ſeines üblen Gehöres, durch dieſen Ton ſehr erſchrak.

Zu ſehen bekommt man nichts, und wenn man auch im Augenblick, wo man den Ton hört, darauf zugeht. Oft klatſcht es auch wie mit Händen. Es läßt ſich aber nicht alle Tage hören, oft ſteht es 3, 4 bis 5 Tage an, bis man es wieder hört. Gemeiniglich kommt es Abends 7 bis 11 Uhr und Morgens 1 oder 3 Uhr.

Spuk in einem Gefängnißthurme.

Nach dem Berichte eines Augenzeugen kamen in einem Oberamtsgefängniſſe Württembergs in einem Thurme zu M. vom 24. Dezember 1845 bis zum 6. Januar 1846 folgende unerklärliche Erſcheinungen vor:

Obgleich im Thurme Niemand als der bejahrte Gefangenwärter wohnte, vernahmen doch die drei daſelbſt eingeſperrten Perſonen deutlich und zu wiederholtenmalen mitten im Arreſtlokal das Wimmern und Heulen eines, aus Ton und Stärke zu ſchließen, 4—5 Jahre alten Kindes; ferner geſchahen im Innern des Arreſtofens, auch wenn längſt kein

Holz mehr in demſelben brannte, ſtarke, fortgeſetzte Schläge, und ein Klingen und Klopfen an die Seitenwände des Ofens; helle, lange Seufzer, bei Tag und Nacht, im Innern des Arreſtgelaſſes, ertönten wie von einem anweſenden Menſchen. Die Eingeſperrten vernahmen öfters die neben ihnen geſprochenen Worte: „Ach, ach wie bin ich doch ſo unglücklich!" Auch wollen ſie geſehen haben, wie die Geſtalt eines Mannes eintrat und verſchwand u. ſ. w. Zwei achtbare, vorurtheilsfreie Männer ließen ſich eine Nacht zu den Gefangenen einſperren und, obgleich ſie beſtändig ein Licht brannten, vernahmen ſie doch dieſelben Erſcheinungen, wie Klopfen, Scharren, Rauſchen mit Papier ꝛc., ohne ſich die Sache irgend natürlich erklären zu können. Die Gefangenen wurden abgeſondert und in andere Lokale deſſelben Gefängniſſes gebracht, hatten aber daſelbſt noch mehr Anfechtungen zu erleiden, ſo daß ſie auf ihr Flehen in das alte Lokal zurückgebracht wurden. Als ſie endlich nach erſtandener Strafzeit in ihre Heimath entlaſſen wurden, beharrten ſie doch in allen Einzelheiten auf der Wahrheit ihrer Ausſagen.

In der den Gefangenen erſchienenen Mannsperſon wollten Einige einen wegen Beförderung von Abortus und Verbrennung der Leibesfrucht im Ofen abgeſetzten, nun verſtorbenen Gefängnißwärter, Andere nach Geſtalt und Ausſehen einen Mann erkennen, der ſich früher in dieſem Gefängniſſe mit Gift ums Leben gebracht hatte.

Erſcheinung einer Mutter.

Doktor Fuchsberger, der vor zehen Jahren zu Ellwangen lebte, erzählte oft Folgendes: Ich nahm nach dem Tode einer armen Mutter deren Kind zu mir. In einer Nacht ſagte dies

Kind: „meine Mama iſt da! meine Mama iſt da!“ und regte die Hände nach einem lichten Strahle aus, den ich und meine Frau nahe an ſeinem Bettchen ſahen und der nicht von außen, da das Zimmer mit Läden verſchloſſen war, kommen konnte. In mehreren Nächten erſchien dieſer Strahl wieder und da es meiner Frau bange machte, ſagte ich einmal zu ihm hin: „Ich bitte dich, komme nicht mehr zu uns!“ Von da an erſchien dieſer Strahl nie wieder, wir aber adoptirten dann dieſes Kind ganz als das unſrige.

Ein muthmaßliches Sichkundgeben nach dem Tode.

Von glaubwürdiger Hand wurde uns folgendes mitgetheilt:

Merkwürdige Vorfallenheiten nach dem Tode der Emma Helena von W., welche den 13. Auguſt 1840 Mittags 1½ Uhr an den Folgen eines unausſprechlichen innern Grames getäuſchter Liebe an der Schwindſucht ſtarb, und vor ihrem Ende verſprach, nach dem Tode bei ihrer Schweſter auf der Hochzeit zu erſcheinen, und die Eltern und Geſchwiſter zu beſuchen. — Sie hielt Wort.

In ihrer Todesnacht, wo Niemand ſchlief, und die Verblichene auf dem Katafalk von Lichtern und zwei Wächterinnen (Catharina und Sooka, Zeugen) umgeben lag, ſchüttelte ſich die Leiche, (ſo, wie wenn ein Geſunder von einem übergehenden Froſt ſich abbeutelt) und ihre Schweſter A. dazumal im Brautſtande, die ſich eben im anderen Zimmer niederlegte, fühlte deutlich, daß man ihr zwei Hände unter das Kopfpolſter ſteckte, und mit ſelben den darauf ruhenden Kopf ſanft ſchaukelte, welches eine Gewohnheit der Verſtorbenen bei ihren Lebenszeiten war, die früh, wenn ſie zeitlicher aufſtand als ihre Geſchwiſter, von Bett zu Bett ging, und mit unter das Kopfpolſter geſteckten Händen die Schlafenden auf dieſe Art ſchaukelte, um ſie zu wecken, und dabei ſang: blogostawee Doga (Lobet Gott).

Ihre Schweſter A., welche nicht ſchlief, da Niemand im Hauſe zum Schlafen geneigt war, ſetzte ſich auf, um nachzuſehen, ob nicht etwa durch einen elaſtiſchen Gegendruck dieſes Hutſchen hervorgebracht wurde. — Da aber die Polſter auf dem flachen Erdboden lagen, ſo legte ſie ſich wieder zurück, und das Hutſchen begann zum zweitenmale. — A. aufgeklärt und furchtlos, erinnerte ſich an die Gewohnheit ihrer Schweſter und drückte, um ſich beſſer von dem gegebenen Wort der Verſtorbenen zu überzeugen, mit aller Kraft den Kopf auf das Polſter, der nun zum drittenmale und zwar ſtärker wie früher geſchaukelt wurde, wobei ihr eine kalte Luft übers Geſicht wie ein kalter Athem zog. — A. ſtand nun auf, ging zum Katafalk, umarmte und küßte die Leiche ihrer Schweſter, legte ſich dann zur Ruhe und entſchlief.

Während dieſes im Zimmer vor ſich ging, begab ſich ein nicht minder ſonderbares Ereigniß auf dem Vorhausgang zwiſchen 11 und 12 Uhr Nachts, welches uns erſt am andern Tage früh von der uns im Hofe gegenüber wohnenden Beamtenfrau K. und dem bei ihr im Quartier ſtehenden Studenten erzählt wurde, wovon jedoch wir im Zimmer nichts hörten. — — Es war nämlich auf unſrem Gang ein ſo ſtarkes Tönen, als wenn ein ſtark beſchlagenes Pferd herumginge, ſo daß Frau K. und der Student mit dem Lichte in der Hand in Hof liefen, um zu ſehen, wer Nachts ein ſolches Gepolter machte, und gingen zu dieſem Endzweck auch auf die Stiege, als es plötzlich ſtille wurde. — — Während dieſer Zeit war E. am öfteſten um A. und ihre Mutter, ſo daß, obwohl ſie ſelbe nur im Schlaf wirklich geſehen, am Tag unverkennbar ihr Daſeyn ſich bemerkbar machte, ſo daß ihre Gegenwart faſt zu ſagen gefühlt wurde, ſie konnte aber nie zum Sprechen gebracht werden, ſo viel Mühe ſich auch A. gab. Dieſer Zuſtand blieb bis zur Verehlichung A. am 4. November, wo ſie im Brautgemach, während die jungen Eheleute ſchliefen, durch Aufräumen ihren Beſuch kund gab, und beſonders viel mit dem Samovar (Selbſtkocher des Thees, eine hier gebräuchliche Maſchine, das Waſſer zum Thee zu kochen) herumklimperte. — — Seit dieſer Zeit war bis zu Ende Februar 1841 weiter nichts zu ſpüren, als daß einigemal Nachmittags 4 Uhr (der Stunde ihrer Beerdigung) auf dem hölzernen Gang ein Tönen, wie wenn mehrere Leute herum gingen, vernehmbar war. Beim Oeffnen der Thüre war jedoch nichts zu ſehen und zu hören, bis der 1. März ein neues Ereigniß herbeiführte, welches ſich folgender Weiſe zutrug: — Die Mutter der Verſtorbenen ging gleich nach dem Eſſen in die Stadt, um etwas zu kaufen, und kam gegen 4 Uhr zurück. — Als ſelbe an die Küchenthüre kam, hörte ſie in der Küche herumgehen und Jemand beſchäftiget, das Kupfergeſchirr von der Wand herabzunehmen, auch an das Nachtgeſchirr anſtoßen; darüber erſchrocken, probirte die Frau, ob die Thüre geſperrt ſey oder nicht. — Da aber ſelbe gut verſchloſſen war, ſo wurde der Schlüſſel eingeſteckt, wo in demſelben Augenblick dieſes Weſen ſich in das Zimmer durch die ebenfalls verſchloſſene Thür flüchtete, und die Thür hinter ſich heftig zuwarf. — Dieſes beſtärkte die Frau in der Muthmaßung, daß Jemand ſich eingeſchlichen haben müßte, und ſie eilte, nachdem die Küchenthür mit dem Schlüſſel ſchnell geöffnet wurde, zur Zimmerthür, die aber zum großen Erſtaunen ebenfalls feſt verſchloſſen war, und folglich erſt geöffnet werden mußte, wo ſich dann bei Durchſuchung des Zimmers alles in der gewöhnlichen Ordnung vorfand.

Nicht genug an dem, ſcheint in der Nacht vom 25. auf 26., am Namenstag E., welcher immer ein Familienfeſt war, ihre Gegenwart auch von meinem Nachbar, deſſen Zimmerwand an unſere anſtößt, wahrgenommen worden zu ſeyn, da ſein Bett gerade an dieſer Scheidewand des von uns unbewohnten Sterbezimmers ſteht. — Dieſer Herr Beamte wurde nach ſeiner eigenen Erzählung in beſagter Nacht durch ein Graben an der Mauer, als wenn Jemand durchbrechen wollte, aufgeweckt, daß er aus dem Bette ſprang und Licht machte, um doch in gehöriger Faſſung bei einem Ueberfall zu ſeyn, — da aber dies Pochen und Graben nachließ, hörte er, wie man bei uns das leer ſtehende Zimmer auskehrte, und die Wände mit dem Beſen fegte, welches endlich nach 12 Uhr aufhörte. — Nicht wenig ſtaunte ich, dies alles mit dem Beiſatze zu hören, daß man zuletzt geglaubt habe, daß wir vielleicht ausziehen, und darum ſchon in der Nacht aufräumen und auskehren, um mit allem zeitlich früh fertig zu ſeyn.

(Wir glauben demnach, daß weil E. vorzeitig geſtorben iſt, ſie wohl ſo lange nicht zur Ruhe gelangen wird, als ihr die Lebenszeit beſtimmt war, die durch Gram von ihr ſelbſt abgekürzt wurde.)

Unerklärliche Begebenheiten, nach dem Tode des Gatten meiner Tochter A—a, welcher am 16. November 1841, nach einer glücklichen Ehe von 1 Jahr und 12 Tagen an der allgemeinen Waſſerſucht, im 25 Lebensjahre ſtarb.

Da der Verſtorbene ein äußerſt frommer und gutmüthiger Mann war, ſo iſt auch ſein Hinſcheiden, ungeachtet ſeiner großen Leiden, beiſpiellos Gott ergeben und ruhig geweſen, und es herrſchte nach ſeinem Tode im Hauſe eine Ruhe wie im Grabe, außer daß die trauernde Wittwe ſich manchmal wie von einem ſanften Winde angefächelt fühlte und ſogar ſeine Gegenwart um ſich zu verſpüren glaubte. Ob dies Imagination oder Wirkung des afficirten Seelenzuſtandes war? doch ging es einmal ſo weit, daß Alb. im Schlaf ihren Namen mit ſeiner Stimme, mit folgenden Worten rufen hörte: Alb. gib acht aufs Kind!

Die Angerufene ſprang aus dem Bette zur Wiege, un
fand die kleine, gegen 3 Monat alte Olga in einer tod
tenähnlichen Ohnmacht, kalt, mit ſtieren offenen Augen, mi
einem Wort, leblos. — Auf das Rufen eilten wir alle dem
Kinde zu Hülfe, und brachten mit vieler Mühe wieder Leben
in den halb entſeelten Körper der Kleinen. — Durch länger
Zeit hörte man im Hauſe nichts, als Nachts ein Auf- un
Abgehen auf dem Boden mit regelmäßigen Schritten, ſo wi
eine Schildwache; — bis am Charfreitag A. mit ihrem Bru
der Anton auf den Friedhof ging, wo ſie auf dem Grab
ihres Gatten, dann ihrer beiden Schweſtern Emma un
Hedwig beteten, und ſich am Grabe der Letztern ein ſonder
barer Vorfall zutrug. — Alb. hörte nämlich mit ihrem Bru
der Anton den von ihrem Gatten üblichen Ausdruck Tind
rufen, ſah ſich um, und um ſich von einer Selbſttäuſchung z
überzeugen, wollte ſie eben den 11jährigen Bruder Anto
fragen, ob auch er gehört habe ihren Namen rufen; als de
ſelbe ihr mit der nämlichen Frage entgegen kam, ob ſie Tind
rufen gehört? — Beide ſahen ſich um, und fanden den Frie
hof leer, da es gerade vor der Eßzeit gegen 11 U
Mittags war. — Sie behielt dieſe zweite Kundgebun
ihres auch nach dem Tode treuen Gatten in ihrem Herze
und erzählte ſie nur uns durch einen Zeugen beſtätiget, n
der vorgefaßten Meinung, daß er ihre Bitte an ſeine
Sterbebette „ſie mit ſich hinüber zu nehmen“ gewiß erfüll
werde. Seit dieſer Kundgebung ſeiner Gegenwart am Cha
freitag war, außer dem regelmäßigen Auf- und Abgehen näch
licher Weile auf dem Boden, mit zeitweiligem Rumoren
Geräthſchaften, nichts Erhebliches vorgefallen, bis am
März, dem Tage vor dem Ausziehen aus der Wohnung,
ſich während meiner Abweſenheit im Amte ein bedeutend
Poltern auf dem Boden hören ließ, während Alb. mit ihr
Bruder Guſtav einem 11jährigen Knaben am Sopha, u
der Dienſtbot am Ofen arbeitend, ſaß. — Sie horchten,
die Mutter auf dem Friedhof war, mit geſpannter Erw

tung der Dinge, die da kommen ſollen. — Während dieſer Zeit kam die Mutter vom Friedhof nach Hauſe, und man überzeugte ſich, daß das Vorhängſchloß am Boden gut zugemacht, folglich Niemand auf den Boden gekommen ſeyn konnte, welches auch gar nicht möglich geweſen wäre, da der Ausgang aus unſerer Küche uns allein zugehörte, das Haus frei und ohne Nebenverbindung ſteht, folglich menſchlicher Zutritt nur mit unſerem Schlüſſel möglich war.

Bei allem dem wollte doch Niemand ſich hinaufwagen, man machte die Vorhausthüre von der Küche und Zimmerthür zu und wartete auf mich ruhig im Zimmer. — Während dieſer Zeit hörte man leiſe Tritte in der Küche, und plötzlich riß die Zimmerthüre auf, und ſchlug von ſelbſt wieder heftig zu, welches, da die Thüre ſtark angequollen, und nur mit Gewalt aufgemacht werden konnte, von einem Luftzug um ſo weniger möglich war, als Vorhausthür, Fenſter und Bodenthüre feſt verſchloſſen waren.

Gegen 7 Uhr Abends, als ich nach Hauſe kam, war Ruhe, und man erzählte mir die Vorfallenheiten, deren Unterſuchung ich auf den andern Morgen aufſchob, da man mit dem Licht nicht auf den Boden gehen durfte. — Doch wer malt mein Erſtaunen, als ich bei der Bodenunterſuchung dieſe Zerſtörung ſah: da war kein Stück auf ſeinem Platz, alles Vorhandene, als Bettzeug, Kleider des Verſtorbenen, Wäſche, welche am Strick zum Trocknen hingen, irdene Waſchtöpfe, kleine Fäßchen, altes Werk, alles lag am Boden durch einander zerſtreut, ſo, daß der ſich über das ganze Haus ziehende Boden wie in Kriegszeiten nach einer feindlichen Plünderung, mit allerlei bunt durch einander überdeckt war.

Am 1. April zogen wir aus, und hörten ſeit dieſer Zeit nichts neues; nur ſcheint mir, daß Alb. zuſehends abnimmt, und ſomit ihr Wunſch, bald mit ihrem Gatten vereint zu ſeyn, wohl in Jahresfriſt erfüllt werden dürfte.

Bei der Geburt der kleinen Olga lebte noch der kranke waſſerſüchtige Vater, und lag in demſelben Zimmer, wo Emma geſtorben, und wo er die Brautnacht zubrachte. Die Frau entband im Nebenzimmer, doch war die Thüre offen. — Während dem ganzen Geburtsakt ſtand die verſtorbene Emma bei dem Bette des Kranken, und verſchwand erſt nach der Entbindung, doch verheimlichte der Gatte dieſe Erſcheinung durch längere Zeit, um ſeine Frau nicht zu beunruhigen.

Als der Gatte noch ziemlich geſund auf dem Lande mit ſeiner Frau lebte, hörten ſie oft auf Spaziergängen hinter ſich gehen, als wenn ihnen Jemand mit geſchwollenen Füßen nachginge, ſo wie er ſpäter waſſerſüchtig zu gehen pflegte, und ein Rauſchen, wie wenn Jemand in einem Atlaßſtoff einherſchreitet, doch ſahen ſie nichts, ſo oft ſie ſich auch umſahen. —

Während der Schwangerſchaft träumte einſt die Frau, ſie ſey ſehr zeitig früh auf den Friedhof gegangen und Grenadiere gruben ein Grab; ſie fragte, wie viel Uhr es ſey? und als jene „5 Uhr" antworteten, erwachte ſie darüber. — Nach dem Tode ihres Mannes erzählte ſie mir den Traum; um 5 Uhr früh ſtarb der Gatte, und von ſolchen Grenadieren, welche das Grab gruben, wurde er abgewaſchen. —

Seitdem H. geſtorben, erſcheint er ſeinem Freunde Carl, welcher bei der Gränzwache dient, täglich vor Mitternacht, einmal auch während er Schildwache ſtand; gewöhnlich aber, wenn er ſich niederlegt und das Licht auslöſcht, dabei überfällt Letztern eine ſolche Angſt, daß er ſich ſchnell zudeckt, um nichts zu ſehen, und ſich auch nicht traut, ſeinen verſtorbenen Freund anzuſprechen. — Guſtav, Bruder der Wittwe, begleitete einmal aus der Stadt den Carl, bis in die ſehr entfernte Kaſerne nach 10 Uhr Abends, da hörten ſie auf dem ganzen Wege hinter ſich Tritte, wie wenn einer mit geſchwollenen Füßen ihnen nachgegangen wäre, und zwar je ſchneller ſie gingen, deſto ſchneller folgten auch dieſe Tritte, gingen ſie langſamer, waren auch die Tritte langſamer, ſo daß beide in

Angſt die Kaſerne erreichten, doch ſehen konnten ſie hinter ſich nichts, ſo oft ſie ſich auch umſahen.

Jn dem neuen Quartiere hören ſie oft auf dem Boden Nachts herumgehen in gleichmäßigen Schritten, und immer ſo, als wenn Jemand mit geſchwollenen Füßen herumginge, (ſo wie der Verſtorbene in der letzten Zeit gegangen war) — dann ſah die Frau mit ihrer Magd die an der Wand hängende Uhr des Verſtorbenen durch längere Zeit ſich wie ein Perpendikel bewegen, ein andermal den Säbel, und zwar durch ¾ Stund als ſie Vormittags an der Wiege des Kindes ſaß, ohne das geringſte Geräuſch oder Schärpern zu verurſachen, was nie möglich war, wenn man, wie ich ſelbſt verſuchte, den Säbel in ſchwingende Bewegung brachte, was natürlich nach einigen Schwingungen auch gleich aufhörte. — Die Piſtolen, wurde einigemal losgedrückt, ſie hingen an der Wand und waren gar nicht geladen, man hörte blos den Schlag, welchen der Hahn beim Aufſchlagen machte. — Eine Nacht, als ſie munter im Bette ſaß, hörte ſie ein ruſſiſches Lied mit Guitarrbegleitung vor ihren Fenſtern ſingen, ganz mit der Stimme ihres verſtorbenen Mannes, und zwar ein Lied, wie es hier ganz unbekannt iſt. —

Albina's Traum am 15. Auguſt 1842 zwiſchen 3 und 4 Uhr Nachmittags.

Nachdem meine Tochter über den Verluſt ihres Gatten, welcher am 16. November 1841 früh 5 Uhr ſtarb, ſich weder durch Gründe der Religion, noch durch vernünftige Vorſtellungen tröſten laſſen wollte, und ſich auch noch im Verlauf eines halben Jahres nicht in den Willen der Vorſehung fügen wollte, ſondern unausgeſetzt Läſterungen gegen Gott ausſtieß, und ſogar deſſen Daſeyn in Abrede ſtellte; ſo erſchien ihr der Verblichene in oben bemerkter Stunde wie er leibte und lebte im Traume, ſtellte ſich zwiſchen das Bett und die Wiege des Kindes und warnte Albina, welche ſich täglich den Tod herbeiwünſchte, mit folgenden Worten gegen ihre Gott verſuchenden Aeußerungen:

„Dinda! Dinda! höre doch einmal auf mit deinen tollen, wahnwitzigen Treiben, denn du wirſt nicht zur Seligkeit gelangen, und wirſt auf der Welt herumwandern, welches unausſprechlich ſchrecklich iſt, und ſo zwar ſchrecklich, daß ich es dir mit Worten gar nicht beſchreiben kann. — Du brauchſt dir den Tod nicht herbeizuwünſchen, denn es iſt dir beſtimmt, daß du im 31ſten Lebensjahre ſterben und das Kind zurücklaſſen mußt, — du kannſt dagegen machen, was du willſt, ſo wird alles vergeblich ſeyn, das Kind muß zurückbleiben.“ — Dann nahm ſie ihr Gatte und fuhr mit Ihr zum Zeichen ihrer Vereinigung durch die Luft, worüber ſie erwachte und vor Schrecken ganz außer ſich war. — Mit bleichen Lippen und ſträubenden Haaren eilte ſie ins Zimmer zu den Eltern, um ſie von dieſer Begebenheit mit dem Beiſatze zu benachrichtigen, daß ihr Gatte ihr einen geſchriebenen Zettel vorgehalten, auf welchem ihre Lebensdauer von 31 Jahren feſtgeſetzt geweſen, welche ſie der höhern Beſtimmung gemäß nicht überſchreiten werde. — Ihre Erwiederung, daß Olga dann erſt 8 Jahre alt ſeyn werde, und daß ſie des Kindes wegen gerne leben möchte, habe die Antwort zur Folge gehabt, die bereits oben bemerkt iſt, daß das Kind ſeine Eltern zeitlich verlieren und allein zurückbleiben müſſe.

Der Traum ſcheint auf die Frau einen größern Eindruck gemacht zu haben, als alles frühere, und es ſcheint ihr leid zu thun, ſich den Tod ſo ſchnell gewünſcht zu haben; auch glaubt ſie erſt jetzt wirklich, daß doch eine Fortdauer nach dieſem Leben ſtatt finden müſſe. — Seit einiger Zeit riecht ſie oft einen Leichengeruch, der ſich im Kreiſe um ſie herum bewegt, den auch die Mutter einigemal roch. —

Zum Schluß erzählte ſie mir, daß ſie als 10jähriges Kind gegen einen Trismus (Mundſperre) magnetiſirt worden ſey, und ſeither oft magnetiſche Zuſtände gehabt hatte, doch nie eigentlich Somnambüle geweſen ſey: doch hatte ſie von allen Dingen Ahnungen und prophetiſche Träume, die ſie über ihre Zukunft belehren, — auch hat ſie gleichſam ein Gefühl, in andere Menſchen hinein zu ſehen. — *)

Eine briefliche Mittheilung aus Griechenland über Gegenſtände des innern Schauens daſelbſt.

Athen am 5. September 1847.

Es befinden ſich in Griechenland, auch in Athen, mehrere Perſonen, ſowohl weiblichen als männlichen Geſchlechtes, die, wenn man die nöthigen Vorbereitungen dazu macht, welche ſehr einfach ſind, in Waſſer, Spiegel, Oel, Tinte und überhaupt in allen Gegenſtänden, die der höchſten Politur fähig ſind, alles, was man haben will, darin ſehen; die entfernteſten Gegenſtände, z. B. Städte, Gegenden, Gegenwärtiges, Vergangenes, Zukünftiges. Man richtet Fragen an dieſe unkörperliche Weſen, die in dieſen glänzenden Gegenſtänden dann erſcheinen. Der Seher oder die Seherin hört dann die Antworten in dumpfen Tönen. Dieſe Weſen machen dann auch Zeichen und erſcheinen auch in Menge je nach dem Tag und Citierung der Formeln, oft erſcheinen auch nur drei, bei einem geübten Seher oder Seherin in 5 bis 10 Minuten, bei nicht geübten braucht es etwas länger. Kinder, die rein und unſchuldig ſind, ſind alle fähig, zu ſehen, jedoch Mädchen leichter.

Die Gegenſtände, die man zu ſehen verlangt, erſcheinen in ein paar Sekunden, und ebenſo verſchwinden dieſelben, braucht man ſie nicht mehr. Länger als eine Stunde kann man den Seher oder die Seherin nicht ſchauen laſſen, weil durch den Rauch(?) und das beſtändige hineinſchauen ſie ſehr ermüdet wird. Dazu zeigen ſich beſtimmte Tage als ſolche, in denen es beſſer gelingt, doch kann man es alle Tage machen.

---

*) Wir möchten einem magnetiſchen Zuſtande dieſer Frau auch das Meiſte von ihren geſpenſtiſchen Erlebniſſen zuſchreiben. K—r.

Eine Dame aus Venedig, gebürtig aus Wien, die ſich vor drei Jahren in Athen befand, hatte einen Neffen in Wien, der ſeit 3 Jahren an einem Beinfraß krank lag. Sie war in meiner Familie bekannt und klagte, daß ſie keine Nachrichten von ihrer Schweſter bekomme und dieſes jungen Menſchen wegen, von dem ſie wußte, daß er ſich ſeit Kurzem ſchlechter befand, ſehr bekümmert ſey. Ich ſagte ihr, wenn ſie wolle, könnte ich ihr ſagen, ob dieſer Menſch todt ſey, oder was ſich ſonſt mit der Familie zugetragen habe. Sie fieng zu lachen an und glaubte es nicht, da ich ſie aber verſicherte, ſie werde in einer halben Stunde alles genau erfahren, ſo willigte ſie endlich ein. Nun holte ich eine ſolche Seherin und dieſe fieng zum größten Erſtaunen der Frau das Haus in Wien von allen Seiten genau zu beſchreiben an, dann ging ſie ins Haus und ſagte, daß ſie im mittlern Stocke einen Menſchen im Bette entdeckt, der ſehr bleich und abgemagert ſeye, beſchrieb dann die Züge, Augen, Haare deſſelben und ſagte, er ſey ſehr krank. Bei ihm ſah ſie eine ältliche Frau und eine jüngere ſtehen, die Mutter und Schweſter. Ich ſagte ihr, — ſie ſolle die Bettdecke wegnehmen laſſen (gleichſam unter ſie ſehen) und ſchauen, an was der Menſch leide. Dies geſchah, und die Seherin erklärte: er leide am Fuß, der Schenkel ſeye ganz eingewickelt. Nun verlangte ich von ihr, ſie ſolle den Verband abnehmen laſſen (unter den Verband ſehen). Auch dies geſchah, und bei dieſem Anblick fuhr die Seherin zurück und ſagte: Gott! dieſer Fuß iſt ganz entſtellt, grau, kohlſchwarz, und diß beſonders da, wo man ihm einen Schnitt machte, um den Knochen zu reinigen. Dieſe Krankheit iſt eine Fiſtel. Man fragte ſie nun: ob die Weſen im Spiegel nicht ſagen könnten, wie Hülfe zu leiſten? und es wurde ihr geantwortet: „Driza (Fiſtelwurzel) in Milch geſecht und damit gewaſchen." Auch nach dem Namen des Kranken fragte man ſie, den ſie in der That wie er iſt, angab, auch die Dauer ſeiner Krankheit beſtimmte ſie genau wie ſie war. Die nächſte Poſt von Wien beſtätigten die Ausſagen der Seherin ganz genau.

Nun fragte jene Dame auch nach ihrem Sohne in Venedig, der viel Talent zum Zeichnen hat. Es war 3 Uhr Nachmittag, und die Frage war: wo dieſer Menſch in dieſem Augenblick ſey und was er mache? Antwort: er befindet ſich in einem großen Hauſe, ich ſehe große Tiſche, viele Köpfe und andere Gegenſtände an der Wand, viele junge Leute ſitzen an den Tiſchen und jeder hat Köpfe oder Blumen vor ſich.

Man ſagte ihr nun: ſie ſolle den jungen Menſchen, den man ihr mit Namen nenne, auffinden. Sie fand ihn, beſchrieb ihn ganz ſo wie er iſt, denn ich kenne ihn auch. Sie erzählte: er mache einen Kopf auf Papier.

Das war nun wirklich ſo: denn der junge Menſch beſucht um dieſe Zeit die Zeichenſchule in Venedig.

Nun fragte die Dame, ſich noch mehr zu überzeugen, wo ſich ihr Bruder in dieſem Augenblicke befinde? Dieſer war in Athen. Antwort: „er iſt in einem Hauſe hier." Sie erkannte das Haus und ſagte: er hält in der Hand einen weißen Lappen und putzt große Räder mit Zähnen u. ſ. w.

Dieſer Menſch war zu jener Zeit Lehrer der politechniſchen Schule und ſtellte in jenem Augenblicke eine Maſchine zuſammen.

Als er Abends zu ſeiner Schweſter kam, frugen wir ihn wo er heute Nachmittags 3 Uhr geweſen wäre? er ſagte: in der politechniſchen Schule, wo ich eine Maſchine zuſammenſtellte, die ich ſelbſt reinigen mußte, aus Furcht, ſie möchte von andern verdorben werden.

Der früher in Athen geweſene preußiſche Geſandte Praſſier de St. Simon hat dieſes Schauen gelernt und hat Dinge mit dem Spiegel erlebt, die werth ſind, in Ihre Blätter aufgenommen zu werden. Herr Profeſſor Haas, der ſich jetzt in Deutſchland als Profeſſor der Archäologie befindet, könnte Ihnen die Geſchichte erzählen, da auch ihm Sachen geſagt wurden, die ihn in Erſtaunen ſetzten. —

Auch hier kommen Ahnungen und vorausſagende Träume in griechiſchen Familien ſehr häufig vor.

Ein Beiſpiel iſt folgendes: Frau R. träumte eine Woche vor der griechiſchen Charwoche: ihr verſtorbener Gemahl früher in Athen Nomarch, ſeye mit ihren zwei vor Jahren verſtorbenen Töchtern in einem länglichten Wagen gekommen, die Töchter ſeyen aber groß geweſen (in der Größe, die ſie, würden ſie lebend geblieben ſeyn, jetzt erreicht hätten), ihr Gemahl habe ſie bei ihrem Namen gerufen: „Catharina, komm! es iſt Zeit, daß du mit uns gehſt!“ Sie ging auch wirklich und anſtatt daß ſie ſich ſetzte, legte ſie ſich in den Wagen. Dieſer rollte in eine ganz unbekannte Gegend ohne Bäume und Häuſer; unterwegs begegnete ſie einem Mann, der im Geſichte ſchwarz war, der ſie anſprach, ob ſie ihn nicht mitnehmen wollten. Ihr Gemahl antwortete: er könne hinten auf den Wagen ſteigen. Die Frau ſagt: dieſer Menſch, der ſo ſchwarz bemalt iſt, wird uns wenig Ehre machen, wenn wir dort ankommen, und mit dieſem erwachte ſie. In der Frühe erzählte ſie der Tochter den Traum und ſagte, ſie werde bald ſterben, darauf deute dieſer Traum. Seit dieſem Tage befand ſie ſich nicht mehr wohl, fieng an ihr Haus zu beſtellen und ſtarb acht Tage nach Oſtern. Den ſchwarzen Mann betreffend, ſo vermuthe ich, daß das ein Anverwandter ihres Mannes war, der vierzehn Tage vorher zu Trieſt ſtarb.

Merkwürdig iſt bei dieſer Geſchichte noch Folgendes: Ein paar Tage vor dem Tode dieſer Frau ſah ihr Schwiegerſohn, der Sektionschef im Miniſterium des Krieges iſt, Abends als er nach Hauſe ging in der Hausflur einen Sarg vor ſich aufrecht hergehen, der ganz ſo ausſah, wie er ſpäter für die Leiche jener Frau gebracht wurde, ſchwarz mit Silbertreſſen beſchlagen. Dieſes Geſicht hatte er zwei Tage nach einander und er glaubte nicht anders, als es bedeute ſeinen Tod, weßwegen er alle ſeine

Angelegenheiten in der Stille in Ordnung brachte und den Erfolg erwartete, der ſich an ſeiner Schwiegermutter bewährte.

Ein zweites Beiſpiel iſt dieſes: Senator R. träumte: ſein Verlobungsring ſeye zerſprungen und gab ſich im Traume alle Mühe, ihn zuſammenzufügen, aber vergebens. Darüber wachte er auf, wollte aber ſeiner Frau von dieſem Traume nichts ſagen, denn es iſt hier der Glaube, daß wenn der Verlobungsring ſpringt oder verloren geht, was Trauriges erfolge. Aber in der nämlichen Nacht träumte es auch ſeiner Frau: ſie ſeye mit all ihren Angehörigen in einem großen Saal, der feſtlich verziert war, die Thüre ging auf und ihre verſterbene Mutter, die in Ipſara vor mehreren Jahren ſtarb, ſeye mit ihren verſtorbenen Kindern in den Saal getreten und zwar in eben der Kleidung, die ſie als ſie ſtarb trug, und habe zu ihr geſagt: „Komm mit mir, es iſt Zeit jetzt!“ auf welche Worte ſie verſchwunden. Sobald die Frau erwachte, ſagte ſie zur Schwiegertochter: „Ich werde bald ſterben: denn meine Mutter kam, mich abzuholen.“ Ihrem Manne wollte ſie den Traum nicht ſagen, ihn nicht zu bekümmern, aber acht Tage darauf, an einem Sonntage, war ſie eine Leiche. Merkwürdig iſt dabei, daß, als ſie in ihrem letzten Schlaf lag, 3—4 Stunden vor ihrem Tode, nachdem ſie lange nichts mehr geſprochen hatte, auf einmal ſagte: „Jetzt kommt unſer Schiff nach Piräus und unſer Sohn iſt darauf, ich ſehe es!“

Die Umſtehenden verwunderten ſich darüber, denn ſie wußten alle, daß er auf der Reiſe nach Marſeille war. Gegen Mitternacht ſtarb ſie; Sonntags in aller früh kam ein Matroſe von Piräus nach Athen in das Haus in der Abſicht, ein Trinkgeld wegen ſeiner fröhlichen Botſchaft zu erhalten, fand die Frau todt und ſagte, es ſeye ihr Schiff mit dem Sohne geſtern Abend um 9 Uhr im Hafen eingelaufen, der Sohn befinde ſich in der Quarantaine geſund.

Derlei vorbedeutende Träume kommen bei den Griechen ſehr oft vor, aber auch andere, wie z. B. von folgender Art: Ein Freund von mir wurde von einem andern um Darleihung eines Planes gebeten. Sein Wille war, ihm denſelben zu leihen, aber er konnte den Plan durchaus nicht mehr finden, ſo daß er gegen ſeine Frau äußerte: es beunruhige ihn dies, der Freund könne glauben, er wolle ihm nicht gefällig ſeyn. Nachts aber bekam er einen Traum, in welchem ſich ihm an einer gewiſſen Stelle des Hauſes ein Behälter darſtellte, den er öffnete, und auf ſeinem Grunde unter andern Papieren (im Schlafe) wirklich den verlangten Plan hervorzog. Erwacht, ſuchte er ihn an jener im Traume geſehenen Stelle auf, und fand ihn daſelbſt auch wirklich.

Vor vier Jahren verkaufte ich an einen hieſigen Kaufmann Vorhänge für 300 Dr. und noch ein Stück Bettverhang für den Commis im Hauſe für 24 Dr. und trug die ganze Summe von 325 Dr. in's Buch ein. In meiner Strazza war alles detaillirt. Nach 3 Monaten ſchickte ich die Rechnung von 325 Dr. an den Kaufmann, aber dieſer antwortete mir: er ſeye nur 300 Dr. ſchuldig: denn ich könnte mich ſelbſt überzeugen, daß er nur 6 Fenſter im Hauſe habe, folglich 6 paar à 50 Dr. dreihundert Drachmen machen. Ich konnte mich nicht erinnern, woher die 25 Dr. kamen, da ich die Strazza, weil ſie vollgeſchrieben war, caſſiert hatte und im Buch blos die Summe ſich befand, auch der Commis konnte ſich nicht erinnern. Zuletzt ſagte ich: es könne mir gleich ſeyn, ich hätte mich geirrt, nahm die 300 Dr. und quittirte die Rechnung, aber ich konnte keine Ruhe finden, nicht wegen des Verluſtes von 25 Dr., ſondern darüber, daß ich die Rechnung nicht auch ins Buch detaillirt einſchrieb. In der Nacht träumte mir, ich wär im Gewölbe, hätte dort das Strazzabuch genommen, das ich unter die Bank geworfen, hätte in dieſem geblättert und die ganze Rechnung detaillirt gefunden, die 25 Dr. kamen von dem Stück Bettverhang.

Erwacht, fand ich die Strazza an jenem Orte, ging zu dem Kaufmann, zeigte ihm die detaillirte Rechnung und erzählte ihm auch den Traum, worauf der Commis ſich der Sache völlig erinnerte und die Irrung gehoben war.

Auch Heilungen durch magnetiſche Behandlung werden hier unternommen, von welchen ich Ihnen ſpäter berichten werde.

Sowohl ich, als auch hochgeſtellte Perſonen in Athen, wünſchen, Ihr Urtheil beſonders über das Schauen und Wahrſagen aus glänzenden Gegenſtänden, was hier ſo häufig und mit ſo auffallendem Erfolge geſchieht, im Magikon, das auch hier geleſen wird, erfahren zu können.

— Kr. —

Anmerkung.

Ich bin dem Herrn Schreiber dieſes in Athen für ſeine Mittheilungen ſehr verbunden und wünſche, er möchte die Güte haben, dieſelben fortzuſetzen, was durch die Naſtiſche Buchhandlung in Athen auf dem Wege der Buchhändlersgelegenheit wohl am Beſten geſchehen würde.

Was ſeine Wünſche betrifft: unſere Erläuterungen über das Schauen und Wahrſagen aus glänzenden Gegenſtänden zu erhalten, ſo verweiſen wir ihn und andere Leſer auf das Ausführlichere über dieſen Gegenſtand im Nachſtehenden.

Die Wahrſagerei.

Da uns dieſe Mittheilung aus Athen auf das Wahrſagen vermittelſt des Schauens in glänzende Gegenſtände: Oel, Tinte, Waſſer, Cryſtalle, führt, ſo können wir nicht umhin, dasjenige auch für die Leſer des Magikons zu benützen, was Görres hierüber in ſeiner Chriſtlichen Myſtik erzählt, wo er namentlich auch andere Beiſpiele dieſer Art Wahrſagungen und beſonders auch auffallende aus dem Oriente anführt und in ſeiner geiſtreichen Sprache und Weiſe abhandelt. (Görres chriſtliche Myſtik 3. B. S. 598.)

„Eine der älteſten Weiſen, die Zukunft zu erforſchen, iſt die: durch einen reinen Knaben im Cryſtalle, im Spiegel, oder in der Durchſichtigkeit des Waſſers nach ihr zu ſchauen. Schon das Alterthum hat ſie gekannt, und Pauſanias legt die Weiſe aus, wie man ſie zu Patras in Achaia geübt; nach Spartianus hat auch der Imperator Julian von ihr Gebrauch gemacht; Saliſberienſis erzählt, wie einer ſeiner Erzieher ſich ſeiner in der Jugend dazu gebrauchen wollen, ihn aber untüchtig zum Werke befunden. *) Auch in ſpäteren Zeiten iſt öfter davon die Rede geweſen; ſo bei Peller, **) der umſtändlich über den Cryſtallſeher berichtet, der dem engliſchen Geſandten die nach dem regierenden zunächſtfolgenden Könige Englands gezeigt. Der Dichter Riſt erlebte Aehnliches, als er in ſeiner Jugend irgendwo Hauslehrer geweſen. Die Schweſter ſeines Zöglings hatte eine Liebſchaft angefangen, die aber die Aeltern nicht genehmigen wollten. In der Verzweiflung ihres Herzens wendet ſie ſich an ein altes Weib, daß dieſes ihr die Zukunft deute. In Abweſenheit der Ihrigen wird das Weib berufen, um ſein Verſprechen zu erfüllen; über den Vorbereitungen im einſamen Zimmer aber wandelt das Mädchen ein Grauſen an, und ſie geht hinauf, um Riſt zu bitten, daß er zugegen ſey. Dieſer läßt ſich endlich bereden, daß er mit hinuntergeht. Er findet in der Kammer das Weib geſchäftig; ſie breitet ein blau ſeiden Tüchlein, mit Drachen und Schlangen geſtickt, über die Tafel; ſetzt darauf eine grüne, gläſerne Schaale; legt in dieſe ein goldfarb ſeiden Tüchlein, und darauf eine ziemlich große Cryſtallkugel, die ſie wieder mit einem weißen Tüchlein bedeckt. Sie fängt nun an etwas zu murmeln, und ſich wunderlich dabei zu geberden; hebt, als ſie geendet, die Kugel mit großem Reſpecte aus der Schale, und hält ſie nun am Fenſter den beiden Anweſenden vor. Dieſe ſehen Anfangs nichts; bald aber tritt im Cryſtall die Braut in prächtigem Brautſchmuck hervor; aber bleich, betrübt und jämmerlich anzuſchauen. Nun aber findet, zu noch größerem Schrecken, auf der anderen Seite ſich auch der Bräutigam hinzu; der ſonſt ein gar freundlicher Menſch, jetzt aber verſtörten und entſetzlichen Geſichtes zwei Piſtolen unter ſeinem Reiſemantel hervorlangt, und die in der Linken auf ſein eigenes Herz richtet, die in der Rechten aber der Braut vor die Stirne ſetzt und losdrückt; wobei ein dumpfer Knall ſich vernehmen läßt. Die Cryſtallſeher und ſelbſt die betroffene Alte erſtarren, und machen ſich davon; lange will der Schrecken in der Erinnerung des Geſichtes nicht von ihnen laſſen. Die Aeltern fahren unterdeſſen in ihrem Widerſtande fort, trennen das Verhältniß und nöthigen die Tochter, einem vornehmen fürſtlichen Bedienten die Hand zu geben. Die Hochzeit wird ausgerüſtet, der Tag anberaumt, der Bruder der Braut mit ſeinem Erzieher, beide derzeit auf der Schule von Roſtock, werden eingeladen; aber Riſt hat keine Luſt, der Einladung zu folgen, und läßt den Zögling allein hinziehen. Die betrübte Braut wird zur beſtimmten Stunde in ſechsſpänniger Hofkutſche abgeholt, und die Begleitung ſchließt ſich zu Pferde an. Aber der deſperate erſte Liebhaber hat ſeinen Stand bei einem wohlgelegenen Hauſe vor dem Thor genommen, und wie der Wagen dort vorüberfährt, ſtürzt er hervor, gibt Feuer auf die Braut, fehlt jedoch, und ſchießt einer Dame neben ihr den Hauptſchmuck vom Kopf herunter. Er merkt an dem Geſchrei, daß er fehlgeſchoſſen, eilt daher in's Haus, und es gelingt ihm, in der allgemeinen Verwirrung zu entrinnen. Die Reiſe wird unterdeſſen nach einiger Unterbrechung fortgeſetzt, und die Hochzeit geht vor ſich. Aber der Gatte entartet bald zu einem grimmigen Haustyrannen, der die Gattin tagtäglich auf's härteſte mißhandelt; ſo daß ſie zuletzt dem Kummer, Gram und Herzeleid erliegend, kaum 30 Jahre alt, in der Blüthe ihres Lebens am gebrochenen Herzen ſtirbt. Der verzweifelte Liebhaber that ſpäter eine gute Heirath, und lebte, als Riſt die Sache niederſchrieb, noch in gutem Wohlſtand. *)

---

*) Polycra L. II c. 11.

**) In ſeinem Politic. scelerat. p. m. 43–45.

Einen anderen Fall hat der bekannte Spengler aufbehalten, der Folgendes erzählt: **) zu ihm ſey einſt ein Bewohner der Stadt aus einer der erſten Familien Nürnbergs gekommen und habe in einem Tuche eingewickelt einen runden Cryſtall zu ihm gebracht, von dem er geſagt: er habe ihn von einem Fremden erhalten, den er vor vielen Jahren zufällig auf dem Markt getroffen, und auf ſeine Bitte drei Tage in ſeinem Hauſe bewirthet. Beim Abſchied habe der zum Danke ihm den Cryſtall zurückgelaſſen, und ihm dabei geſagt: wenn er irgend etwas Verborgenes zu wiſſen verlange, ſolle er einen unſchuldigen Knaben in denſelben ſehen laſſen; und wenn er dieſen nun befrage um das, was er ſehe, werde derſelbe, was er zu wiſſen begehre, erblicken und ihm anzeigen. Er bezeugte dabei: er ſey in dieſer Sache niemal betrogen worden, ſondern habe viel Wunderbares durch die Vermittlung des Knaben erfahren; während andere Leute nichts als ein pures, ſchönes Glas geſehen, außer denn ſeine Hausfrau, welche, als ſie mit einem Knaben ſchwanger gegangen, nun gleichfalls die Geſtalten (durch Vermittlung ihrer Frucht?) in ihm erblickt. Zuerſt ſey immer die Geſtalt eines Mannes erſchienen in der Kleidung, wie ſie damals üblich geweſen. Dann habe das Uebrige ſich ſichtbarlich hinzugefunden, nach dem man gefragt; zuletzt, wenn Alles abgethan geweſen, ſey die Geſtalt des Mannes davon gegangen, und dann das Uebrige verſchwunden. Die beſagte Geſtalt ſey übrigens oft geſehen worden, wie ſie die Stadt durchwandelt, und in die Kirchen eingetreten. Die Sache war bald in Nürnberg ausgekommen: ſo daß wenn jemand die Wahrheit läugnete, oder ein Verbrechen verhehlte, man ihn mit dem Manne im Cryſtall zu bedrohen pflegte. Auch wurde einmal von Gelehrten ein Zweifel in ihrer Wiſſenſchaft vor den Cryſtall gebracht, und die Antwort im Cryſtall geleſen. Das hatte der Inhaber nebſt noch vielerlei Anderem früher dem Berichterſtatter erzählt, ſeither waren ihm Scrupel aufgeſtiegen, und er kam eines Tages zurück und ſagte: er glaube, es ſey jetzt Zeit, ſich jedes weiteren Gebrauches des Cryſtalles abzuthun. Er ſey nun überzeugt, er habe ſich mit ihm nicht wenig verſündigt, und darüber ſchon ſeit lange große Gewiſſensvorwürfe verſpürt; darum ſey er Raths geworden, ſich nicht ferner mehr damit zu ſchaffen zu machen. Darum übergebe er ihm, was er empfangen, und geſtatte ihm gern, damit anzufangen, was ihm beliebe. Spengler lobte ihn dieſes ſeines Entſchluſſes wegen, übernahm den Cryſtall, und nachdem er ihn in Stücke zerſchlagen, warf er ihn zugleich mit dem ſeidenen Tüchlein, worin er gewickelt war, in den Abtritt.

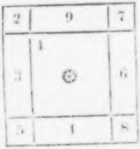
---

*) S. Riſt's alleredelſte Zeitverkürzung S. 253 u. f.

**) In der Vorrede zu ſeiner Ausgabe von Plutarch's Schrift de defectu oraculorum.

So lautet der Bericht von dieſem Vorgang, ohne Zweifel mit Wahrhaftigkeit aufgefaßt, aber zu wenig von den näheren Umſtänden enthaltend; überdem außer der Angabe des Inhabers durch keinen weiteren Zeugenbeweis unterſtützt; und darum nicht hinreichend, um ein irgend ſicheres Urtheil über die Sache zu fällen. Darum iſt es erwünſcht, daß man in neueſter Zeit darüber eine beſtätigende Erfahrung gemacht; die, was dieſer älteren fehlt, vollſtändig ergänzt, und alle Sicherheit gewährt, die man in ſolchen Fällen irgend verlangen kann. Aegypten, ſeit den Zeiten der Pharaonen wegen ſeiner Zauberkünſte berufen, hat dieſen Fall geboten. Engländiſche und franzöſiſche Reiſende hatten erfahren: in Cairo befinde ſich ein Magier Scheikh Abda el Kader el Meghrebi, d. i. aus dem Weſtland Marocco, der ſich mit ſolcher Art des Zaubers abgebe, und im Hauſe des Conſuls Salt ſchon einen Dieb mit ſeiner Kunſt entdeckt. Sie machten daher alle gemeinſam und auch jeder für ſich, zu verſchiedenen

Zeiten und an verſchiedenen Orten Verſuche mit ihm, die ſie ſpäter eben ſo geſondert bekannt gemacht. *) Die Weiſe ſeines Verfahrens aber war folgende. Ein noch nicht mannbarer Knabe, eine Jungfrau, eine ſchwangere Frau, oder eine ſchwarze Sclavin, wie ſie ſich eben bieten, werden gewählt, um die Geſichte zu ſchauen, und die geſchauten auszuſprechen. Dem Gewählten zeichnet der Magier mit der Rohrfeder in die rechte flache Hand mit ſchwarzer Dinte ein Viereck in dieſer Form, und nachdem er in die neun



kleineren Quadrate die neun Zahlenziffern in der vorgeſtellten Ordnung eingeſchrieben, gießt er in die Mitte des größten

---

*) Die Engländer in: An account of the manners and Customs of the modern Egyptians, written in Egypt during the years 1833, 34 and 35, partly from notes made during a former visit to that country in the years 1825, 26, 27, 28, by Edward William Lane. 2 Vol. Lond. 1837. Die Bericht ſteht Vol. I p. 346–360. Neben dem Verf. waren hier als Zeugen zugegen Lord Prudhoe, der ſelbſt die genaue Wahrheit des Berichtes gegen [illegible] betheuert, der [illegible] nachgetragt, Major Felix und der Reſident Salt, [illegible] ſich noch als [illegible] Vorgeſtellter [illegible], der im quarterly Review N. CXVII. July 1837. p. 203 weitere Aufſchlüſſe giebt. Ueber die Verſuche, die der Franzoſen [illegible] bei ihrem Aufenthalte angeſtellt, hat Herr Delaborde im Auguſthefte der Revue des deux mondes vom Jahr 1833 [illegible] Nachricht ertheilt, ſo daß alſo in Bezug auf den Zeugenbeweis an der Thatſache nicht die mindeſte Anzweiflung zu machen iſt.

etwa einen halben Theelöffel voll derſelben dicken Dinte: ſo daß ſie einen Ball von der Dicke einer Piſtolenkugel und in ihr einen Spiegel bildet, in dem er das Individuum ſich zuerſt ſelbſt beſchauen läßt. Zuvor hat er auf einen ſchmalen Streifen Papier einen arabiſchen Zauber aufgeſchrieben, ein Theil des 21. Verſes des 50. Capitels vom Koran lautend: Und dies iſt die Entfernung, und wir haben entfernt von dir deinen Schleier, und dein Geſicht iſt heute ſcharf. Wahrheit! Wahrheit! Ein anderes Papier nimmt dann die gleichfalls arabiſche Anrufungsformel auf: Tarſchun! Tarzuſchun! kommt herab! kommt herab! ſeyd zugegen! wohin ſind gegangen der Fürſt und ſein Heer? wo iſt El-Ahhmar? der Fürſt und ſein Heer, erſcheint ihr Diener dieſer Namen! Tarſchun und Tarzuſchun ſind nach der Deutung des Magiers die ihm dienſtbaren Geiſter, El-Ahhmar iſt alſo der Geiſterfürſt, die Formel wird in 6 Streifen zerſchnitten. Der Knabe wird nun vor dem Magier auf einen Stuhl geſetzt, in Mitte der Geſellſchaft, die beide ein Kreis umgibt: ein Becken mit glühenden Kohlen wird zwiſchen den Knaben und den Meiſter geſtellt, der von einem zweifachen Weihrauch Taleh mabacht, und Kouſenbra Diaen genannt, zu gleichen Theilen in das Kohlenbecken wirft, von Zeit zu Zeit indiſchen Ambra beifügend, ſo daß ein dicker Rauch das Zimmer erfüllt und unangenehm auf die Augen wirkt. Er ſteckt das Papier mit den Worten aus dem Koran dann in den Vordertheil der Mütze des Knaben, wirft einen der mit der Anrufungsformel beſchriebenen Papierſtreifen in die Kohlen, und indem er nun die arabiſchen Worte:

Anzilu aiuha el Dſchenni ona el Dſchennun
Anzilu betakki matalahontonhon aleikum
2 3 2
Taricki, Anzilu, Taricki

it einer gewiſſen, nothwendig innezuhaltenden Cadenz, die ſte Hälfte meiſt in der bezifferten Ordnung, wiederholend murmelt oder ſingt, unterbricht er dies Recitativ nur, indem er den Knaben, deſſen Hand er immerfort in der ſeinen hält, fragt: ob er etwas im Dintenſpiegel ſehe. Der Antwort Nein auf die erſte Frage folgt eine Minute ſpäter ein Zittern des Knaben, der nun ausruft: ich ſehe einen Mann, der mit dem Beſen den Boden fegt. Sage mir, wenn er fertig iſt, erwidert der Magier, und fährt mit der Beſchwörung fort. Jetzt iſt er zu Ende! ruft der Knabe, und jener unterbricht wieder ſein Murmeln mit der Frage: ob er wiſſe, was eine Fahne ſey, und da die Antwort bejahend ausfällt, ſo erwidert jener: ſo ſprich denn, bring eine Flagge! Der Knabe thut ſo, und ſagt bald, er hat eine gebracht; welcher Farbe? roth. So ließ er ihn nacheinander eine ſchwarze, weiße, grüne, blaue fordern, bis er ſieben vor ſich ſah. Während deſſen hatte der Magier den zweiten und dritten Papierſtreifen mit Anrufungen in das Feuerbecken geworfen, dabei neues Rauchwerk aufgelegt, und ſang mit ſteigender Stimme an der Beſchwörung fort. Nun hieß er den Knaben fordern, daß des Sultans Zelt aufgeſchlagen werde, es geſchah; Truppen wurden dann verlangt; ſie kamen und ſchlugen ihr Lager um das grüne Zelt ihres Herrn auf; ſie mußten nun in Reih und Glied treten, und der vierte, bald auch der fünfte Streifen wurden in's Feuer geworfen. Ein Ochs mußte herbeigeſchafft werden; vier Männer brachten ihn auf des Knaben Begehr hergeſchleppt; drei andere ſchlugen ihn, er wurde getheilt, in Stücken an's Feuer geſetzt, und als Alles bereitet war, wurde es den Soldaten vorgeſetzt; ſie aßen und wuſchen darauf ihre Hände. Das Alles beſchrieb der Knabe, als ob er es vor ſich ſehe.

Das Alles kehrte unveränderlich, bei jeder einzelnen ſolchen Handlung und bei jedem Knaben, wieder und endete damit, daß der Magier ihm gebot, den Sultan zu fordern: der ſofort mit ſchwarzem Barte, grünem Benisch und einer hohen rothen Kappe bedeckt, auf einem Braunen zu ſeinem Zelte ritt, abſtieg, in ihm niederſaß, Kaffee trank, und die

Aufwartung ſeines Hofes annahm. Nun ſagte er zu der Geſellſchaft: welche Frage irgend jemand thun möchte; jetzt iſt es an der Zeit. Lane forderte nun Lord Nelſon; der Magier gebot dem Knaben zu ſagen: mein Meiſter grüßt dich und begehrt, daß du den Lord Nelſon bringeſt; bring ihn mir vor Augen, daß ich ihn ſehe, eilig! Der Knabe that ſo, und ſagte alſofort: ein Bote iſt abgegangen, und bringt jetzt einen Mann in ſchwarzer (dunkelblau iſt den Orientalen ſchwarz) europäiſcher Kleidung. Der Mann hat ſeinen linken Arm verloren. Er hielt dann einige Augenblicke inne; darauf tiefer und angeſtrengter in die Tinte ſehend, ſagte er: nein er hat den linken Arm nicht verloren, er hat ihn vor der Bruſt. Nelſon pflegte den Aermel des verlorenen Armes vor der Bruſt zu befeſtigen; aber er hatte nicht den linken, ſondern den rechten Arm verloren. Ohne von dem Mißgriff etwas zu ſagen, fragte Lane nun den Magier, ob die Gegenſtände in der Tinte erſchienen, als wenn ſie vor Augen ſtänden, oder wie in einem Spiegel. Wie in einem Spiegel, war die Antwort, und das erklärte den Irrthum des Knaben vollkommen; der übrigens von Nelſon nie etwas gehört zu haben ſchien, da er nur nach mehreren Verſuchen den Namen ausſprechen lernte. Der Andere, den er forderte, war ein Aegyptier, der lange als Reſident in England ſich aufgehalten, und als Lane ſich einſchiffte, an langwieriger Krankheit bettlägerig war. Der Knabe ſagte: hier wird ein Mann auf einer Bahre herbeigebracht, in ein Betttuch eingehüllt; er beſchrieb dabei ſein Geſicht als bedeckt, und ihm wurde geſagt: er ſolle verlangen, daß es enthüllt werde. Er that es, und ſagte dann: ſein Geſicht iſt blaß, und er hat einen Schnurrbart, aber keinen Bart; was richtig war. Bei einer dieſer Gelegenheiten war ein Engländer zugegen, der die Sache lächerlich machte, und ſagte: nichts werde ihm Genüge leiſten, als eine völlig ähnliche Erſcheinung ſeines Vaters, von dem er ſicher wußte, daß keiner der Anweſenden ihn kenne. Nachdem der Knabe nach ihm bei ſeinem Namen gerufen, beſchrieb er einen Mann in fränkiſcher Kleidung, eine Brille tragend, die Hand an's Haupt gelegt, mit dem einen Fuße auf dem Boden aufſtehend, den andern aber hinten aufgehoben, als ob er von einem Stuhle aufſtehe. Die Beſchreibung war genau in jeder Beziehung, die Lage der Hand wurde durch ein anhaltendes Kopfweh herbeigeführt, die des Fußes aber war durch einen Sturz vom Pferde bei der Jagd veranlaßt worden. Delaborde ſeinerſeits verlangte den Herzog De la Riviere. Der Bote wurde abgeſendet, und ein Offizier wurde vor den Sultan gebracht, in Uniform mit Silberborden um Kragen, Aufſchläge und ſeinen Hut. Delaborde war verwundert; denn der Herzog iſt der Einzige in Frankreich, der als Oberjägermeiſter ſolche Borden trägt. Er fragte bei dieſer Gelegenheit den Knaben, woran er den Sultan erkenne? Dieſer erwiderte: ſeine Kleidung iſt prächtig, ſeine Hofleute ſtehen vor ihm, die Arme gekreuzt vor der Bruſt, und bedienen ihn; er hat den Ehrenplatz auf dem Divan und ſeine Pfeife und Kaffeekanne glänzen von Diamanten. Auf die weitere Frage, woran er erkannt, daß der Sultan nach dem Herzog geſendet? erwiderte er: ich hörte ſeine Worte in meinen Ohren, und ſah ſeine Lippen ſich dazu bewegen. Ein andermal verlangte einer der Geſellſchaft den Shakſpeare. Als der Knabe, ein Nubier, die Geſtalt vor ſich ſah, brach er in Lachen aus, und ſagte: hier iſt ein Mann, der hat den Bart unter ſeiner Lippe und nicht am Kinn, und hat auf dem Kopfe wie einen umgeſtürzten Becher. Wo lebte er? fragte ein Anderer; auf einer Inſel, war die Antwort.

Das war der Verlauf der Handlung, die indeſſen nicht zu jeder Zeit mit gleichem Erfolg gelang; wo das Fehlſchlagen dann in der Regel dem Wetter, der Dummheit des Knaben oder ſeinem nicht gehörigen Alter zugeſchrieben wurde. Zeigte er Furcht oder Unruhe bei den Geſichten, dann wurde er entlaſſen, und ein anderer für ihn eingeſtellt. War er ermüdet, oder ſollte die Sache zu Ende gehen, dann legte der Magier ihm die Daumen auf ſeine Augen, einige Beſchwörungen

agend, und nahm ihn von ſeinem Stuhle weg. Der Knabe
uchte dann wohl noch einmal in die Tinte zu ſehen, um
ſchönen Dinge wieder zu erblicken. Er kam dann bald zu
und wurde ſehr fröhlich in Erinnerung deſſen, was er
ben; gefiel ſich darin, es wieder zu erzählen, immer neue
ſtände hinzufügend; ſo daß man nicht zweifeln konnte, daß
die Erſcheinungen wirklich geſchaut. Statt des Knaben
e er auch einſt ein junges engliſches Mädchen genommen,
als er ihre Hand bereitet, ſah das Kind, nachdem es eine
lang in die Tinte geſchaut, einen Beſen, der kehrte, ohne
ihn ein Mann geführt; und erſchrack darüber ſo ſehr, daß
nicht länger mehr hineinblicken mochte. Der Magier hatte
einem dieſer Verſuche, des anweſenden Leo Delaborde
annte Aufmerkſamkeit, und die Macht, die ſein Blick an
Perſon des Europäers übte, wohl bemerkt, und ſagte ihm
er den Knaben entlaſſen; er ſey ſicher, durch ihn mit dem
ben Erfolg, wie mit dem Entlaſſenen zu wirken. Die
ellſchaft drang in ihn, den Verſuch zu wagen; nur ungern
er der Aufforderung nach, und ſah in kurzer Friſt ſeine
talt, ſeine Augen ſich trüben im Schwanken der Flüſſigkeit,
bald auch etwas; aber ein Grauen wandelte ihn an, und
rach ab, verwendend: es ſey vergebens, er ſehe nichts.
kaufte ihm indeſſen ſpäter um 30 Piaſter das Geheimniß
und übte das Gelernte ſogleich an ſeiner Seite mit Erfolg
Knaben deſſelben aus. Schnell nach Alexandria berufen,
e er die Verſuche um ſo eifriger fort, weil er dort ein
verſtändniß des Magiers mit den Knaben, die er überdem
den entlegenſten Quartieren der Stadt aufſuchte, nicht
hten durfte, und es gelang ihm damit, wie er ſagt, wun-
bar. Unter Andern ließ er eines Tages Lord Prudhoe, der
airo war, erſcheinen, und der Knabe, in der Beſchreibung
es Anzugs, den er genau angab, ſagte unter Andern: ſieh,
iſt ſonderbar, er hat einen Säbel von Silber. In der
at war der Lord vielleicht der Einzige in Afrika, der einen
bel in ſilberner Scheide trug. Ein anderesmal ſollte er

einen Dieb im Hauſe des Dragoman Moarra in Cairo entdecken: aber der Bote wollte troß vielen Rauches und ſtarker Beſchwörungen nicht erſcheinen. Endlich kam er doch und gab die Beſchreibung ſeiner Geſtalt, und von Bart und Turban, daß man nicht zweifeln durfte, er ſtehe vor ihm. Auch ein Engländer, der lange in Aegypten gewohnt, lernte die Kunſt vom Magier. Der Berichterſtatter im Review wollte eine Probe damit anſtellen, und ſandte nach einem Knaben. Der Proceß wurde durchgemacht, und gelang vollkommen. Begierig zu erfahren, worin das Geheimniß beſtehe, erfuhr er: daß es ihm nur durch genaue Wiederholung der Formeln, die ihn der Magier gelehrt, gelungen ſey. Er ſey übrigens keiner Art von Gewalt oder Einfluß auf das Kind ſich bewußt, und es finde durchaus kein geheimes Einverſtändniß von dieſer Seite ſtatt; und obgleich er ſpäter den gleichen Verſuch noch mehrmal mit dem gleichen Erfolge wiederholte, ſagte er doch immer, er wiſſe durchaus nicht, wie das Alles alſo ſich begebe.

In der That konnte von einem ſolchen Einverſtändniſſe zwiſchen dem Magier und dem Knaben nicht die Rede ſeyn; da es den Fragenden völlig frei ſtand, jeden Beliebigen von irgend woher zu wählen, und den Vorbereiteten dann um jede beliebige Perſon zu befragen. Auch der Magier trieb nicht irgend eine Gaukelei, etwa mit Anwendung eines Spiegels; die Zuſchauer kannten ſchon, wie ein Augenzeuge ausdrücklich ſagt, dieſe flache, moderne Erklärung, und merkten ſcharf auf. Der Schauplatz war Lane's Zimmer, 15 Fuß lang, auf 10 Breite: eine Thüre führte aus ihm in ein Cabinet, das ſonſt keinen Zugang hatte, und wo niemand ſich befand. Im Zimmer ſelbſt war bei einem Verſuche nur er, der Magier und der Knabe, und Osman der Dolmetſcher des Conſulates. Der Magier ſaß ſtill auf dem Sofa zwiſchen Lane und Osman, und der Erſte beobachtete ihn und den Gefährten auf's allerſchärfſte; wie er mit ſeiner Linken die Finger von des Knaben rechter Hand, in der die Tinte ſich befand, hielt, und nicht geſtattete, daß er auch nur einen Augenblick die ganze Zeit über von ihr aufſah. Bei jeder Frage beobachtete der Zeuge den Osman aufs ſchärfſte, und war gewiß, daß dieſer dem Magier oder Knaben kein Zeichen gegeben; auch kannte er meiſt die geforderten Perſonen nicht. Er hatte Sorge getragen, daß er nie zuvor Verkehr mit den Knaben haben konnte; und ſah wohl auch mitunter den Verſuch mißlingen, wenn er im Falle war, Notizen mittheilen zu können. Kurz, es war keine Vorſicht zu erſinnen, die er nicht angewendet hätte. Einer der Augenzeugen, bei andern Verſuchen der Art, verſichert: es hätten wohl auch Zuſchauer zwiſchen dem Magier und dem Knaben geſeſſen; der Erſte ſey zudem auch, wenn die Sache einmal im Gange geweſen, mitunter aufgeſtanden, und im Zimmer umhergegangen; ſo daß, da die Annahme eines groben Betruges ganz unſtatthaft iſt, zur Erklärung ein ganz anderer Weg eingeſchlagen werden muß.

Da der Knabe Dinge ſieht, die fernab in Raum und Zeit von ihm liegen, und die kein Anderer der Anweſenden gewahrt, ſo iſt er hellſehend; da er es aber nicht geweſen, als man ihn gerufen, ſo iſt er es geworden; kann es aber durch keinen Andern als den Magier geworden ſeyn. Dieſer aber iſt ein ſolcher, der ſich auf dergleichen verſteht, und auch die Gabe der Mittheilung an Leute, die dafür empfänglich ſind, beſitzt. Wie nämlich Laborde um die Einweihung in das Geheimniß mit ihm unterhandelt, rühmt er ſich: wie er, von zwei berühmten Scheikh's ſeines Landes unterrichtet, neben dieſem noch viel andere beſitze; und der Europäer hat dabei Gelegenheit zu bemerken, daß manche dieſer Wirkungen auf tiefen phyſicaliſchen Kenntniſſen, andere auf einem mit Raſchheit und Ungeſtüm wirkſamen Magnetismus ruhen. So ſagt er unter andern: „ich habe überdem die Gewalt, jemand auf der Stelle einſchlafen zu machen, oder zu bewirken, daß er niederſtürzt, ſich an der Erde wälzt, in Wuth geräth, und doch mitten in dieſen Anfällen mir Rede ſtehen und ſeine Geheimniſſe enthüllen muß. Gefällt es mir noch, dann laſſe ich irgend eine Perſon auf einem iſolirten Taburete niederſitzen, und indem ich mit beſondern Manipulationen (dieſelbe, deren die Magnetiſeure ſich bedienen) mich um ihn bewege, bewirke ich, daß er auf der Stelle einſchläft; ſo jedoch, daß er mit offenen Augen ſpricht und ſich benimmt, als ſey er wach ganz und gar, was dann zu den wunderbarſten Ergebniſſen führt." Man ſieht alſo: hier iſt eine entſchieden kräftige, leicht in Mittheilung übergehende magnetiſche Anlage, die ſich auch an einem durchdringenden, alles bewältigenden Auge, deſſen Macht ſelbſt Laborde gefühlt, zu erkennen gibt. Die größere oder geringere Empfänglichkeit des gewählten Individuums ſcheint gleichfalls das Gelingen zu bedingen; ſolche, die gleich Anfangs in ihren Angaben geirrt, werden daher als untauglich oder zu alt entlaſſen; die aber im Beginne ſchon das Rechte getroffen, blieben auch fortan bei ihm. Indem der Magier den Knaben bei der Hand faßt, und ihm zugleich gebietet, daß er unausgeſetzt in die Flüſſigkeit derſelben blicke, muß ſich vom Auge zur Hand und von dieſer wieder zum andern Auge eine Strömung bilden, die gegen den Knaben gerichtet, allmälig in ihm jene magnetiſche Löſung hervorruft, die zum Hellſehen nothwendig erfordert wird. Der Rauch von Corianderſaamen, Amber und andern ätheriſche Oele enthaltenden Specereien, in die für ſchnellſte Wirkung tauglichſte Dunſtform gebracht, wird auch ſeinerſeits durch Stimmung der Empfänglichkeit förmlich mitwirken; wenn anders ſonſtige phyſiſche Einwirkungen nicht ſtören, wie es einmal geſchehen, als ſtürmiſcher Himmel, wie der Magier gefürchtet, den Verſuch gänzlich mißlingen machte. Der Eintritt der Wirkung zeigt ſich durch eine Anwandlung der Furcht, ja bei reizbaren Individuen des Schreckens; und eine Trübung und Verwirrung des Auges im Schwanken der Flüſſigkeit in der Hand, wie ſelbſt Delaborde beim Verſuch ſie fühlte. Der Zuſtand bildet ſich in ſtufenweiſem Fortſchritt langſam und allmälig aus, und dieſe Stufen werden von Seite des Magiers durch die nacheinander verbrannten Anrufungen jener Geiſter, die mit dem Hellſehen wirkſam eintreten ſollen; von

eite des Knaben durch die Folge jener Erſcheinungsreihe
zeichnet, die von der Selbſtſpiegelung ihren Ausgang neh-
end, durch den ſegenden Beſen zu dem Manne, der ihn
hrt, übergeht; dann durch ſieben Flaggen verſchiedener Far-
n, als eben ſo viele Grade des Fortſchrittes, vorſchreitet;
nd mit der Schließung des Kreiſes der dienſtbaren Geiſter
n ihren Herrn, den Sultan, der ſich geſchloſſen findet. Der
nabe iſt nun hellſehend, der Tropfen Dinte iſt was der
ryſtallſpiegel in jenem älteren Verſuche, wie der Sultan,
as dort der Mann in alter Tracht: er dient dem Hell-
hen zum Reflexe, das eben darum, wie die Heiligen die
inge recht im Spiegel der Gottheit ſchauen, in dieſem
aturſpiegel ſie catoptriſch, und darum verkehrt erblicken muß.
ie aber nun alle Naturkräfte ihre Herren haben, und der
ebieter der magnetiſchen, den alle von ihnen Belebten um-
ben, und nach dem ſie unverwandt hinblicken, im Erdpol
ohnt; ſo hat auch jede geiſtige Macht einen geiſtigen Ge-
eter in Mitte des geiſtigen Kreiſes wohnend, der ihr ſicht-
r wird, wenn ſie durch Steigerung in dieſen ſeinen Kreis
h eingeführt findet. Wie aber in jenem höheren Schauen,
r ſtete Gegenſtand deſſelben, und die Liebe des Schauen-
n, der Herr es iſt, der den Zuſtand herbeigeführt, und da-
i Betrachtungen, Gebete, Weihen mitwirkend erſcheinen; ſo
es hier der Magier und die geiſtige Macht, mit der er
Rapporte ſteht, und die verſchiedenen Anrufungen, die er
rch des Feuers Zunge, oder die eigene zu ihm reden läßt,
tſprechen genau den verſchiedenen Stadien des Zuſtandes,
n er hervorbringen will, und in denen die allmälige Ueber-
gung des Rapportes vom Beſchwörenden auf den Be-
worenen ſich vollbringt. Der Hof des Sultans iſt dann,
h orientaliſcher Anſchauungsweiſe, nur der geiſtige Zauber-
eis im Reflexe, in deſſen Centrum das unvermittelte Sehen
der Gegenwart erfolgt: und die Citationen durch die aus-
ſendeten Boten bezeichnen, nur die Richtungen der central-
auenden Thätigkeit, auf dieſen oder jenen Gegenſtand, der

dann ſogleich in den Geſichtskreis tritt; und zwar ſo, daß er in der Seele des Fragenden geſchaut und geleſen wird. Der Zuſtand aber, wie er allmälig ſtufenweiſe ſich gebildet, ſo auch nimmt er gradweiſe wieder ab; die Bilder ſchienen, nach Ausſage der Zeugen, gegen das Ende allmälig ſich mehr und mehr zu trüben, und verlieren ſich ganz, wenn der Magier, die Daumen auf die Augen des Knaben legend, entgegengeſetzte Strömung hervorruft, und dadurch den Rapport abreißt. Der Zuſtand, in dem alsdann der Knabe ſich befindet, die Trunkenheit, das Unſtäte im Auge, der Schweiß, der ihm auf der Stirne ſteht, und das Angegriffenſeyn ſeines ganzen Weſens geben Zeugniß von dem Grade der Aufregung, in dem er ſich zuvor befunden. Die Naturanlage und die Kraft des Magiers iſt dabei, wie man ſieht, das Weſentliche; und man merkt es dem Berichte der Europäer, die ſeine Kunſt ihm abgelernt, leicht an: daß der Orientale ihnen wohl die Form treulich mitgetheilt, vom Weſen der Sache aber ihnen nicht mehr geben konnte, als er ſchon in ihnen vorgefunden, und etwa vorübergehend durch ſeine größere Kraft belebt; was die Reſultate im Anfange verwirren, gegen das Ende aber ganz rückgängig machen mochte.

Wie um das Schauen im Cryſtall und Spiegel, ſo iſt es um alle verwandten Verzweigungen der Wahrſagerei beſchaffen. Ob Jemand vor Sonnenuntergang aus dreien Brunnen, nach einer alten Zauberanweiſung, oder aus dem Taufbecken in einen Becher Waſſer ſchöpft; ob er ein Feuer zündet, und nach Beſchwörung der Geiſter des Waſſers und des Feuers, nun in den Elementen die Zukunft zu erſchauen ſucht; ob es ein glänzend polirtes Schwert iſt, das viele Leute ſchon erſchlagen, oder auch die Patene des Prieſters, auf der man nach Meiſter Hartliebs Ausdruck, Gott in der Meſſe handelt und wandelt; oder ob man endlich geſchmolzene Metalle oder Wachs ins Waſſer gießt: es lauft Alles auf daſſelbe hinaus. Alle, ſelbſt der Nagel eines Kindes, deſſen man mitunter ſich gebraucht, dienen nur als Spiegel; und wenn der Hellſehende darin Wahrheit mit naheliegendem Trug erblickt, ſo wird dem Andern nichts als der Reflex ſeiner eigenen Bethörung entgegentreten. Den magiſchen zweideutigen Künſten dieſer Art ſchließen ſofort jene ſich an, die, aus der früheren Naturverehrung hervorgegangen, über dem Grundſatze ſich erbauten: alle geiſtige Freiheit in jeglichem Thun und Handeln ſey von einer fataliſtiſchen Naturnothwendigkeit beherrſcht; jegliches Lebensſchickſal liege daher in ſeinen bedingenden Motiven keimhaft in der Natur verborgen, und laſſe ſich ſohin, ehe denn es ſich vollbringe, zum Voraus in ihr leſen und erkennen. Aus dieſem Grundſatze gingen dann Auſpicien und Augurien hervor: Blitz, Donner und Wetterleuchten wurden in ihnen Boten der verhüllten Zukunft; im Erdbeben tönten dumpf die Warnungen des Schickſals aus den Tiefen; das brandende Meer müht ſich von ihr zu reden, und Windesbrauſen ſtürmt ſeinen Verhängniſſen voran. An Pflanzen und Bäumen thun ſie ſich zum Voraus kund; und wie die Thiere ſie in ihren Eingeweiden eingeſchrieben tragen, ſo lenkt ſie, wie den Schritt des Roſſes, ſo auch beſonders den Flug der Vögel, die in verhüllter Sprache von ihr zu ſingen und zu ſagen wiſſen. Bedeutſam ſind daher auch vor Vielem die Träume, bedeutſam auch die Geburten; weil ungewöhnliche Ereigniſſe in der moraliſchen Welt, durch ſeltſame Geſtaltungen in der organiſchen ſich anzukündigen pflegen. Auch die Looſe fallen ſo oder anders durch dieſelbe Naturmacht, die auch die Ereigniſſe ſo oder anders wendet; und ſo deutet denn im allgemeinen Zuſammenhang immer eines auf das andere zurück. Vor Allem iſt es der Himmel, — jenem Glauben zugleich Spiegel alles Irdiſchen, und die Stätte, wo die Schickſalslooſe ausgehängt werden, damit jeder Sterbliche die ſeinigen erkenne, — der vorzüglich in letzterer Hinſicht viele ausgezeichnete Geiſter beſchäftigt hat, die es an keiner Mühe haben fehlen laſſen, um ſeine Geheimniſſe zu ergründen. Wenn aber ihr Bemühen in manchen Fällen, die ſich nicht wohl abläugnen laſſen, zu einem Reſultat geführt: ſo iſt es minder Folge der angeſtellten Rechnungen geweſen, als durch ein inneres Hellſehen des Aſtrologen, dem das Horoſcop nur zum ſtrahlenſammelnden Spiegel gedient, gelungen. Die Rechnung konnte auch darum nicht zum Ziele führen, weil einerſeits bei mangelhafter Kenntniß des Planetenſyſtems ſchon mehrere Hauptgleichungen ihr gefehlt; andererſeits das Horoſcop nicht auf den Moment der Geburt, ſondern auf den der Empfängniß hätte geſtellt ſeyn müſſen. Uebrigens hat es der Kunſt, wie trüglich ſie immer in ſo vielen Fällen ſich erwieſen, nicht an Keckheit in der Anwendung gefehlt. Cecco Eſculano, ein berühmter Aſtrolog des vierzehnten Jahrhunderts, der ein Buch: Comment. in sphaeram Sacrobusti über ſeine Kunſt bekannt gemacht, war wegen Rückfälligkeit in alte Irrthümer im Jahre 1327 von der Inquiſition zum Tode verurtheilt worden. In ſeinem Urtheil wird unter Andern als Grund angegeben: weil er in ſeinen Vorleſungen geſagt, durch die Herrſchaft der Quarte der achten Sphäre würden göttliche Menſchen geboren, die ſich Dii de Nabeoh (wahrſcheinlich erhabene Götter, vom ſemitiſchen Nabi, hoch) nennten, und die Geſetze und Meinungen der Welt änderten, wie Moyſes, Merlin und Simon der Magier gethan. Weiter darum, daß er gelehrt: weil Chriſtus bei ſeiner Geburt das Zeichen der Wage und zwar im zehnten Grade ihres Aufſteigens gehabt, darum müſſe ſein Tod für recht verhängt gehalten werden vermöge der Vorherſagung; er habe auch ſterben müſſen des Todes, den er wirklich geſtorben. Weil ihm ferner im Winkel der Erde das Zeichen des Steinbocks geſtanden, habe er müſſen in einem Stalle geboren werden; ſeine Armuth habe ſich eben ſo als die natürliche Folge davon ergeben, daß der Scorpion im zweiten Hauſe ſich befunden; ſeine tiefe, unter Metaphern verhüllte Weisheit, aber ſey ihm gekommen, weil Merkur im Zeichen der Zwillinge in ſeinem eigenen Hauſe, und im neunten Himmelstheil ſich befunden. Eine ſolche Lehre, die den höchſten Akt göttlicher Freiheit in dieſer Weiſe von der Naturnothwendigkeit ganz und gar abhängig macht, mußte von der Kirche mit aller Entſchiedenheit abgewehrt werden, und man ſieht, wie nahe auch hier dämoniſcher Trug lauert. Das iſt auch mehr oder weniger bei den verwandten Künſten der Fall, und ſie gehören daher Alle näher oder ferner der Vorſchule dämoniſcher Myſtik an: am meiſten jene, die ſich zugleich einen Mißbrauch des Heiligen geſtatten. Denn wie das Krankhafte gewiſſer Gattung ein Medium des Böſen iſt, an das es ſich mit Vorliebe hängt; ſo der Wahn im Geiſte, der eben auch ſeinen krankhaften Zuſtand bezeichnet. Und wie das Böſe in zwei Arten ſich offenbart: einmal im Nichtthun des gebotenen Thuns, und dann im Thun des Schlechten: ſo gibt dieſe geiſtige Krankheit in zwei Weiſen ſich kund: einmal im Nichtglauben deſſen, was beglaubigt iſt: und dann im Glauben deſſen, was als unglaubhaft verworfen werden ſollte: alſo im Unglauben und im Aberglauben. Beide alſo, in allen ihren vielfältig wuchernden Verzweigungen, ſind gleich ſehr Aneignungsmittel für das Schlechte, und werden dadurch zu Bändern, die den Menſchen mit dem wurzelhaft Böſen einigen.

Aus Schrepfers Zeit.

Ein Mann aus Leipzig, Namens Becker, der mit Brillen und andern geſchliffenen Gläſern handelte, ſtand in Verbindung mit dem berüchtigten Schrepfer. Ein vorurtheilsfreier, unbefangener und angeſehener Einwohner kam zu ihm, um Einiges von ihm zu kaufen. Jener Mann ſaß vor einem Pult, über ihm war ein Gerüſte, das mit Gläſern verſchiedener Art beſetzt war. Während beide mit einander ſprachen, fingen die Gläſer an zu klingen, und gaben helle, durch die ganze Tonleiter modificirte Töne von ſich. *) Was iſt das?

---

*) Vgl. Blätter aus Prevorſt 8. Samml. S. 27.

fragte der Käufer. O, antwortete Becker, ich kann das Zeug gar nicht los werden, es macht mir immer zu ſchaffen. Ein andermal kam eben derſelbe zu Becker; kaum hatte ſich dieſer von ſeinem Sitz erhoben, als der Stuhl, auf dem er geſeſſen, ſich von ſelbſt umzudrehen ſchien. Der Käufer lächelte und ſagte: So leicht bin ich nicht zu hintergehen; ein mechaniſches Kunſtwerk, oder auch Wirkung eines Magnets! Hier iſt der Stuhl, antwortete Becker, unterſuchen Sie ihn ſelbſt, es iſt ein gewöhnlicher, einfacher Stuhl, an der Bewegung, die er macht, habe ich gar keinen Theil. Doch daß es Dinge der Art gibt, und daß Einige wiſſen, was Andere nicht kennen, davon habe ich Luſt Ihnen einen Beweis zu geben. — Er ſchrieb alsdann etwas auf ein Blatt Papier, faltete und verſiegelte es, und gab es dem Käufer mit dem Bedeuten, es nicht zu öffnen, als wenn er in Abſicht auf Schrepfer etwas Auffallendes hörte. Einige Zeit nachher wurde ihm gemeldet, daß Schrepfer ſich erſchoſſen habe. Ihm fiel das verſiegelte Blatt ein, und er eilte damit zu Becker, der ſogleich zu ihm ſagte: Jetzt können Sie leſen, was ich geſchrieben habe. Er erbrach das Blatt, und auf ſelbigem ſtand geſchrieben: Den . . . . . wird Schrepfer ſich im Roſenthal erſchießen.

Nach dieſem aus den hinterlaſſenen Papieren eines würdigen Mannes genommenen Bericht hätte alſo Schrepfer, mit welchem Becker in Verhältniſſen ſtand, wirklich magiſche Kenntniſſe beſeſſen, wie auch andere Nachrichten über ihn beweiſen. Daß ſolche nicht ganz guter Art waren, ſcheint ſein Ende zu zeigen. Es laufen über ihn die widerſprechendſten Urtheile umher. Die Meiſten halten ihn für einen bloßen Betrüger, dabei für einen ſehr unwiſſenden Menſchen; es ſind aber zum großen Theil ſolche, die überhaupt keine magiſche Künſte für wahr gelten laſſen. Andere behaupten, daß er wirklich geheime Kenntniſſe beſeſſen, aber auf eine unredliche Weiſe dazu gelangt ſey. Er iſt und bleibt vielleicht für immer, wie manche Perſon oder Sache, ein unauflösbares Räthſel.

— v —

Heraustreten der Seele.

I.

Aus England.

(Morton on Apparitions in Ottways? the spectre or news from the invisible World. p 180.)

Einem jungen Mann in London, nach Mortons Zeugniß nüchtern, religiös, nicht zu wunderlichen Einbildungen geneigt, auch nicht närriſch oder kränkelnd, noch auch zur Doppelſichtigkeit oder Träumerei geneigt, ſondern wohlunterrichtet, beſonnen und wacker, geſchah Folgendes: Er ſtand als Lehrling bei einem Kaufmanne in London, der eine Fakterei in Amerika hatte, und ſollte ſogleich dahin ſich einſchiffen. Das Schiff lag ſegelfertig in Graveſend; ſein Lehrherr machte die nöthigen Briefe und ſonſtigen Abfertigungen für ihn zurecht, konnte ihn daher beim Drange der Arbeit nicht wie gewöhnlich mit zu Tiſche nehmen, und hieß ihn darum in der Schreibſtube bleiben, bis er komme ihn abzulöſen. Dem gemäß, als er abgeſpeiſt ging er hinunter, um ihn zum Eſſen hinaufzuſenden, und ſah ihn durch die Thüre der Schreibſtube dort beim Buchhalter ſchreibend ſitzen, wie er ihn zuvor verlaſſen. In dem Augenblicke wurde er durch irgend einen Umſtand beſtimmt, wieder die Treppe ſchnell hinauf zum Eßzimmer zu gehen, von wo er eben herabgeſtiegen; ließ daher den jungen Mann, ohne mit ihm zu reden, in der Schreibſtube zurück; wie er aber oben war, ſah er ihn mit ſeinen andern Leuten am Tiſche ſitzen. Das Vorzimmer, in dem ſie ſaßen, öffnete gegen die Treppe und konnte von ihm ganz überſehen werden, ſo daß darin kein Irrthum ſtattfinden mochte. Der junge Mann, wenn er ſich nicht unſichtbar zu machen verſtand, konnte nicht ungeſehen auf der Treppe an ihm vorübergegangen ſeyn, was ihm auch die Schicklichkeit nicht geſtattet hätte. Der Lehrherr ſprach nicht zu ihm, was ihn nachher gereute, ſondern ging in der Beſtürzung vorüber in das Eßzimmer, das rechts von dem der Leute lag; aber er ſandte von da ſogleich Jemand hinüber, nachzuſehen, ob er wirklich dort am Eſſen ſitze, und er war ganz eigentlich dort; ſo daß, was er in der Schreibſtube geſehen hatte, das Scheinbild geweſen ſeyn mußte. Daß es Anlage bei ihm war, ergiebt ſich aus ſpätern Umſtänden, die ſich mit ihm zugetragen.

Er war ſeit längerer Zeit in Boſton und ging von da aus ſeinen Lehrherrn, im Poſtſcripte eines Briefes, um Nachricht wegen ſeines Bruders an. Denn, ſagte er, jüngſt am 20. Juni, als ich völlig wachend nach 6 Uhr in der Frühe im Bette lag, ſah ich dieſen meinen Bruder am Fuße des Bettes die Vorhänge öffnen, und er blickte, ohne zu ſprechen, mir in's Geſicht. Ich voller Schrecken faßte mich doch genug, um ſagen zu können: Bruder, was iſt's mit dir? Er hatte ſeinen Kopf mit einem blutigen Tuch umwunden, war ſehr blaß und ſchrecklich anzuſehen, und ſagte: ich bin ſchrecklich ermordet von dem und dem, aber mir ſoll Gerechtigkeit werden; worauf er verſchwand. Der junge Menſch, ein Student in London, war, 11 Tage vor dem Datum des Briefes, dort in einer Schlägerei mit einem Schüreiſen niedergeſchlagen worden, und bald darauf an der Wunde geſtorben.

Morton hatte den Brief eine Stunde nach ſeiner Ankunft in London geleſen, kannte die Hand des Schreibers, wie ihn und ſeinen Bruder vollkommen wohl, konnte alſo nicht hintergangen werden.

2.

Mittheilung aus der Schweiz.

Wer die Localität unſers Hauſes kennt, wird ſich erinnern, daß ſich oben drei aneinanderreihende Zimmer befinden, von denen das erſte mein Schlafzimmer, das zweite das Schlafzimmer meines Mannes und das dritte die große Amtsſtube iſt.

Es war in der Mitte Julis 1842, wo wir nach einem auf gewöhnliche Lebensweiſe, und man kann ſagen, mit ganz gleichgültiger Gemüthsſtimmung, zurückgelegten Tag, ungefähr um 10 Uhr Abends in die obere Etage uns begaben, gegenſeitig gute Nacht ſagten, ich rechts in mein Zimmer und mein Mann etwas links in ſein anſtoßendes.

Plötzlich vernahm ich in meinem Zimmer, nachdem ich ſchon einige Stunden ſehr wohl geſchlafen, ein ſtarkes Geräuſch, das ſich aber ſchwer vergleichen läßt, weil ich in dieſem Augenblicke erſt erwachte, und vergebens auf Wiederholung deſſelben, oder eines leiſen Athemzuges irgend eines lebenden Weſens wartete. Alles um mich war völlig ſtille, und die Verbindungs-Thüre ſchien mir eben ſo wohl verſchloſſen, als die am Eingang. Selbſt mein zweijähriges Kind, das in meinem Bette mir zur Seite ſchlief, athmete tief und vor Schrecken aufgeregt; doch war es nicht erwacht.

Zu ſehr hielt ich mich überzeugt, daß dieß Getöſe wirklich in meinem Zimmer war, zu gewiß wußte ich, daß es keinen Falls von einem kleinen Thiere hervorgebracht wurde, und daß kein großes in daſſelbe gekommen ſeyn konnte, was ſich auch des folgenden Morgens durch die feſt verſchloſſenen Thüren bewies. Je länger ich lauſchte, je ärgerlicher und ängſtlicher wurde ich, weil ſich Nichts zu meiner befriedigenden Beruhigung heraus ſtellen wollte, und immer größer wurde der Drang, zu meinem Manne hinüber zu ſpringen, ihn Licht anzünden zu heißen, um in meinem Zimmer Nachforſchungen anſtellen zu können. Ich dachte bei mir, iſt es ein Menſch, ſo wird ſich's vielleicht bald und um ſo eher wieder regen, wenn ich ſtillſchweigend beobachte; und ſollte es doch nur ein Thier ſeyn, ſo habe ich nichts zu fürchten. Aber immer kämpfte ich mit mir ſelbſt, ob ich nicht doch beſſer thäte, ſchnell heraus zu ſpringen und meinen Mann zu wecken; allein die Liebe zum Kind hielt mich feſt an deſſen Seite, und auch ein wenig Schaam, — daß wenn er ſuchte und vielleicht nichts fände, er mich kindiſcher Furcht beſchuldigen möchte, — obwohl ich geiſtig bei ihm war, mit ihm ſprechen wollte.

So mochte ich ungefähr eine halbe Stunde hingebracht haben, als die Uhr in meines Mannes Zimmer 2 ſchlug, wo ich endlich im Bette mich aufrichtete, allenthalben umher blickte, und auch da zu bemerken glaubte, daß Alles in gewohnter Ordnung ſey, wozu mir die nicht finſtere Nacht verhilflich war.

Ermüdet durch 2 Stunden langes Wachen und der Beruhigung, daß dasjenige, was ich hörte, gar nichts Störenwollendes für mich geweſen ſeyn müſſe, ſchlief ich endlich ein, und erwachte erſt wieder zur gewohnten Stunde des Aufſtehens, wo mein erſtes war, zu ſchauen, ob die Thüren auch gehörig zu ſeyen, und kein fremdes Weſen in meinem Zimmer ſich aufhalte: allein Alles war in Ordnung, nichts verrückt oder herabgefallen.

Ich begann mich anzukleiden, und bald kam mein Mann in's Zimmer, mich zu fragen, was mir heute Nacht gefehlt habe? Ob ich vielleicht Zündhölzlein aus ſeinem Nachttiſchlein gewünſcht, oder in der großen Amtsſtube, wo ſich deren gewöhnlich auf dem Kamine befinden, — geſucht hätte? Ich erwiederte, daß ich eine halbe Stunde vor 2 Uhr erwacht ſey, aber beſtimmt nicht aus dem Bette kam. Hierauf erzählte er mir ausführlich, daß er plötzlich erwacht ſey, mich ganz leiſe auf den Zehen durch meine Thüre in ſein Zimmer kommen ſah, als wolle ich ihn nicht wecken, ſogar daß ich weiße Strümpfe an hatte (was zwar im Bette nie der Fall iſt), gewahrte er, und wollte nur warten, ob ich nichts zu ihm ſagen werde. Aber ich ging blos an ihm vorüber, begab mich in die Amtsſtube, ſodann zu deren Thüre hinaus, auf den Eſtrich hinauf, welcher ſich ob unſern Zimmern hinzieht, wo er ſogar ober ſeinem Kopfe noch deutlich meine Schritte zu hören glaubte, und das Holz ſeiner Zimmerdecke krachte.

Mein Mann glaubte zu gewiß, daß ich es war, um den geringſten Zweifel darein zu ſetzen, und wollte mich doch nicht anrufen, da er ſogar an die Möglichkeit dachte, daß ich mondſüchtig ſeyn könnte, ließ alle weitere Vermuthungen dahin geſtellt ſeyn, bis zum folgenden Morgen, wo er mich dann befragen wollte, und gab ſich ſehr bald darauf in aller Behaglichkeit dem Schlafe wieder hin.

Natürlich waren wir nach beiderſeitiger Erklärung, ob dieſem äußerſt ſonderbaren, als gleichzeitigen Zuſammentreffen ſehr verwundert, und bis zur heutigen Stunde iſt uns dieſe Scene noch ſo dunkel, wie uns überhaupt nicht dünkt, daß bei der Verſchiedenheit unſerer Weſen, dieſe doch in ſo eng geiſtiger Verbindung ſtehen könnten, und wohl möglich, daß der wahre Aufſchluß in jenes Leben hinüber ſpielt, wo uns die Kraft geiſtigen Wirkens klarer ſeyn wird, als ihn alle Gelehrſamkeit im irdiſchen Leben zu geben vermag.

Der Einſender bemerkt zu vorſtehender Geſchichte, daß ihm hier ein ſogenanntes *Heraustreten* der Seele ſtattgefunden zu haben ſcheine. Eigenthümlich hiebei iſt aber, und wie ich glaube neu, das (vielleicht nur ſubjektive) Geräuſch, welches dem Erwachen vorherging und das Heraustreten zur Folge hatte; dann die Fortdauer des klaren, überlegenden Bewußtſeyns. Das herausgetretene Seelenbild (ſo nenne ich es lieber, als Seele) begab ſich durch die Amtsſtube nach dem Eſtrich; was wurde dort aus ihm? Fand eine Rückkehr zu der wirklichen Perſon ſtatt? Wohl ſchwerlich! Vergleiche ich dieſen Fall mit manchen verwandten, ſo möchte ich faſt vermuthen, daß die reelle menſchliche Individualität unter gewiſſen Umſtänden Scheinbilder ihrer ſelbſt hervorzubringen vermag, die wie Traumgeſtalten dem Gegenſtand ihrer Sehnſucht polariſch angezogen zuwandeln, demſelben ſichtbar werden, und nach erreichtem Zwecke ſpurlos verſchwinden. Dieſe Schemen würden ſich demnach ſehr von den Erſcheinungen Abgeſchiedener, in welchen deren reelle Individualität enthalten iſt, unterſcheiden, und durch den plaſtiſchen Trieb der Seele bewußtlos hervorgebracht werden. Das ſich ſelbſt Sehen beruht, wie ich glaube, auf dem gleichen Grunde; hier wird durch eine Art luxurirenden Bildungstriebes eine Scheingeſtalt der konkreten wirklichen Perſon äußerlich hervorgebracht. —

Schließlich ſey nun noch bemerkt, daß Spukerei in jenem Hauſe meines Wiſſens weder vor, noch nachher beobachtet worden iſt. — Die Dame, welche die Sache erzählt, iſt in den dreißiger Jahren, und erfreut ſich der beſten Geſundheit.

— N. —

Bemerkung hiezu.

Für dieſes Heraustreten der Seele (oder nach dem Einſender des Obigen, — des Seelenbildes) aus dem Körper, und für das ſich vermittelſt des Nervengeiſtes und der Luft, ſichtbar, fühlbar und hörbar machen in der Ferne, finden wir in der Geſchichte der Seherin von Prevorſt und in den Geſchichten anderer Magnetiſcher Belege, aber in keiner Geſchichte zeigt ſich dieſe Erſcheinung auffallender als in der in unſerem vorigen Hefte gegebenen Geſchichte einer Idioſomnambulen, zu der wir hier, eben in Beziehung auf jenes Heraustreten der Seele, noch einige merkwürdige uns mitgetheilte Nachträge geben.

Nachträge

zur Geſchichte einer Idioſomnambulen im vorigen Hefte.

1. Es war einige Wochen vor Neujahr 1832, als S. B. in ihren magnetiſchen Schläfen zu ihren Schweſtern ſagte, daß ſie am Berchtoldstag, als den 2. Januar 1832, über die Hettinger Brücke gehen, und daß ſie alsdann tanzen würden. Die Schweſtern aber, welche noch an keine Parthie auf dieſen Tag eingeladen worden, bezweifelten dieß, — allein Suſette beſtand darauf. (Es iſt hier zu bemerken, daß dieſer Tag in Z. ein allgemeiner Freudentag iſt, an welchem ſich die meiſten jungen, auch ältern Leuten, in Geſellſchaften vereinigen, um den Abend und die Nacht dieſes Tages theils durch Mahlzeiten, Spielen, am meiſten aber mit Tanz durchzumachen.) Wie geſagt, alſo war ihren Schweſtern noch nicht das geringſte einer ſolchen ſogenannten Berchtolden bekannt, und da ihre Schweſter ſo tief im Bette lag, ſo dachten ſie auch nicht an eine ſolche Fête.

Genug! zwei Wochen vor dem Neujahr wurden wir Freunde unter einander einig, eine ſolche Berchtolden zu veranſtalten. Da die Schweſtern B. und die bekannteſten und auch die liebſten Frauenzimmer waren, ſo luden wir ſolche als Tänzerinnen ein. Wegen der Krankheit ihrer Schweſter weigerten ſie ſich ſolches anzunehmen. Suſette im magnetiſchen Schlaf, aber guter und fröhlicher Laune, munterte ſie aber dazu auf, und verſicherte dieſelben, ſich ihretwegen kein Bedenken zu machen, denn eine Freude in Ehren ſey erlaubt, und ſie werde es ihnen nicht verübeln. Gut! Es wird Berchtoldstag Abend, und die zwei älteſten Schweſtern von S. ſind bereit ihren Tänzern zu folgen. Und richtig mußten wir, um an dieſen Ort, wo wir unſern Tanz hatten, zu kommen, über die Hettinger Brücke gehen. Bei ihrem

Fortgehen wünſcht ihnen S. noch viel Vergnügen dazu und ſchläft magnetiſch ein. Es dauert nicht lange, ſo fängt ſie unter Lachen zu erzählen an, was die jungen Leute für Spiele und Schwänke trieben, daß ſie auch dabei und die ganze Geſellſchaft ſo einig, herzlich vergnügt und luſtig ſey, als man ſich nur denken könne. So dauerte dieß die ganze Nacht, ſtets beſchäftigte ſie ſich mit uns, nannte jedes Spiel, das wir ſpielten und jeden Tanz, den wir tanzten. — Als wir dann am Morgen nach Hauſe kehrten und die Schweſtern zu erzählen anfangen wollten, wurde ihnen zu ihrem größten Erſtaunen von der Mutter alles Getriebene und Vorgefallene erzählt. Als ſie dann zu ihrer Schweſter kamen, lachte dieſe und verſicherte ſie, daß ſie (S.) die ganze Nacht bei ihnen geweſen ſey und ſich mit ihnen gefreut habe. — Man mag dieſes nun denken, wie man will, aber es iſt wahr und es ſind einige Perſonen, die dieſes erzählen können.

II. Als der Bruder Gottfried zu S. kam, um bei ihr Abſchied zu nehmen, weil er wieder verreiſte, ſo fragte S. ihn noch, ob ſie ihn wohl auch beſuchen ſolle. G., wohl merkend, in welchem Sinne dieß gemeint ſey, bat S., ihn ruhig zu laſſen und nicht auf eine ihm ſo ſehr unangenehme und Furcht erregende Art heimzuſuchen. S. ſagte ihm aber, daß ſie ihn dennoch, aber ihm unſichtbar und auf keine bösartige Weiſe beſuchen werde. Kurze Zeit hernach ſpät am Abend ſchlief ſie magnetiſch ein und ſagte, daß ihr Geiſt verreiſen werde, um G. in S. zu beſuchen. Bald nachdem ſie eingeſchlafen, erzählte ſie, daß G. in ſeiner Kammer, ſehr müde und mit Kummer für ſeine Schweſter erfüllt, auf ſeinem Stuhle eingeſchlafen ſey. Es war 10 Uhr Abends. Einige Tage darauf erhielten die Eltern einen Brief von G., in welchem er meldete, daß er vor einigen Abenden um 10 Uhr von der Arbeit ermüdet auf ſeinem Stuhle in der Kammer eingeſchlafen ſey, und in dieſem Schlafe hätte er folgenden Traum gehabt. Er habe nämlich ganz deutlich ſeine Schweſter S. geſehen, welche mit einem Beſen kehrte und beſtändig kehrend ſich ihm genähert und dann verſchwunden ſey. Er verſicherte, daß ihm in ſeinem ganzen Leben nie etwas in einem Traume ſo klar und deutlich geweſen ſey, und beſtand darauf, S. habe ihn nach ihrem Verſprechen auf dieſe Art beſucht. Tag und Stunde von beiden trafen pünktlich überein.

III. Jetziges Ereigniß von Spukerei von S. ſcheint mir ein ziemlicher Beweis vom Daſeyn des ſo ſehr bekrittelten Nervengeiſtes und ſeiner Kräfte (S. die Seherin von Prevorſt von Dr. Kerner) zu ſeyn. Die Thatſache iſt wahr und hat ſich an einem Orte und bei Leuten ereignet, welche weder wahnſinnig, noch abergläubiſch oder dumm waren. Auch wurde über dieſe Erſcheinung nicht abgeſprochen und geurtheilt, ohne zu unterſuchen, ſondern von ſachkundigen und wahrheitliebenden Männern unterſucht.

Als S. ſich in jenen Zuſtänden ihrer Krankheit befand, in welchen ſie die Kraft zu ſpuken und ihren Geiſt von ſich zu entfernen hatte, beſuchte ſie ein Vetter von ihr, Hr. Dr. Ruſſli von Seengen im Canton Aargau. Als Hr. R. in's Haus trat, lag S. eben im ſchlafwachen, hellſehenden Zuſtande. Kaum war er im Wohnzimmer, ſo rief S., daß man Hrn. Dr. R., der ihr ſehr lieb war, doch zu ihr führen wolle. Hrn. R. war dieß, beſonders als Arzt, doppelt intereſſant und erwünſcht, ſie gerade in dieſem Zuſtande zu ſehen, in welchem ſich ihr ſonſt gewöhnlich keine männliche Perſon nähern durfte. Als er bei ihr war und die Freudenbezeugungen beiderſeits zu Ende waren, auch Hr. R. viel Intereſſantes von ihr vernommen, wollte er ſich entfernen. Bevor S. dieſes zuließ, äußerte ſie den Wunſch und die Abſicht, ihn bald einmal in S. zu beſuchen. Hr. R. äußerte darüber ſeine ungeheuchelte Freude und ſagte ihr, daß es ihn ſehr freuen würde, wenn ſie nach ihrer Geneſung einige Zeit bei ihm die Molken und Kuhmilch trinken würde. Dann lächelte S. aber und ſagte ihm, ſie hätte im Sinne, ihn auf eine ganz andere und vielleicht unangenehme Art zu beſuchen. Hr. N. merkte leicht, in welcher Hinſicht und wie ſie dieſes meinte, und verſicherte ſie nochmals, daß ihm ihr Beſuch zu jeder Zeit angenehm und eine Freude wäre. S. lächelte wieder und ſagte, ſie glaube doch nicht, daß ihm alsdann ihr Beſuch ſehr angenehm ſey. Herr N. verreiste dann.

Einige Zeit, nachdem Hr. N. wieder nach S. zurückgekehrt war, gingen er und ſeine Frau zu Bette. Er war ſchon darin und ſeine Frau trat eben aus einem Nebenzimmer mit einem Lichte in der Hand, um ein Gleiches zu thun; kaum war ſie im Zimmer, als ſich die Thüre öffnete und S. trat in ihrem Nachtgewande in Pantoffeln herein, und blies der Frau N. das Licht aus! — Beide ſahen ſie und waren völlig wach, weder wahnſinnig noch träumend, noch abergläubiſch oder dumm. Kurz ſie ſahen S. mit ihren leiblichen Augen und ganz deutlich. — Hr. N. ſchrieb ſogleich nach Z. an die Eltern von S. und es ergab ſich, daß S. um jene Zeit in tiefem magnetiſchem Schlaf und gleich einer Leiche dagelegen. —

Hr. N. beſprach ſich bald darauf mit einigen befreundeten Aerzten, welche ſich aber trotz aller Anſtrengung dieſe Begebenheit auf keine handgreifliche Weiſe und mit ihrem klaren Menſchenverſtande erklären und begreiflich machen konnten.

IV. Ein anderes Beiſpiel iſt Folgendes. Die Mutter von S. beſorgte eine Nacht durch einmal ſelbige und mußte ihr hauptſächlich immer warmen Thee in der Küche, welche im untern Stockwerke des Hauſes war, beſorgen. Als die Mutter einmal hinuntergehen wollte, um die Kanne friſch zu füllen, ſagte S., die eben im magnetiſchen Schlaf lag, ſie wolle die Mutter begleiten; die Mutter wußte wohl, wie S. dieſes meinte und bat ſie, dieß zu unterlaſſen und ihr zu ihrer ſonſtigen vielen Mühe nicht noch Schrecken und Furcht einzujagen. S. wurde ganz ſtill. Die Mutter ging aus dem Zimmerchen und als ſie oben an der Stiege war, wurde ihr das Licht, welches ganz ruhig brannte, da kein Lüftchen ging, plötzlich ausgelöſcht. Sie erſchrack, ging hinunter, beſorgte den Thee und als ſie die Stiege hinauf ging, rauſchte etwas wie Papier an ihr über die Flur vorüber und huſchte neben ihr durch die Thüre in's Zimmer. Als ſie eintrat, lachte S. und fragte, ob die Mutter ſie bemerkt hätte. Die Mutter bejahte dieß, machte ihr aber einige Vorwürfe über die Angſt und Schrecken, die S. ihr verurſacht.

V. Einmal, als die Mutter durch das lange Wachen erſchöpft ſich zu Bette gelegt hatte und ſehr angegriffen war, wachten an S. Bette ihr älteſter Bruder K. und ihre jüngſte Schweſter Regula. S., die durchaus nur von der Mutter beſorgt ſeyn wollte, begehrte, daß man ſelbige rufen ſollte. K. machte ihr Vorſtellungen, daß dieß jetzt nicht ſeyn könne und daß S. ihrer Mutter auch einmal die ſo ſauer verdiente Ruhe gönnen ſollte, er und R. wollten ihr ja alles mögliche Nöthige ſchon beſorgen. S. ließ nicht nach und als K. die Mutter doch nicht rufen wollte, drohte ihm dieſe, ſie würde ihn ſchon zwingen. K. winkte R., ſie ſolle ſcheinbar die Mutter rufen, S. merkte dieß und drohte ihm mit glühenden Augen und ſchäumte vor Wuth, indem ſie ſagte: „Ich würde das nicht risquiren, wenn ich an Deiner Statt wäre!“ K. dachte bei ſich ſelbſt: du biſt nur meine Schweſter und wirſt mich doch nicht zwingen. Nach einigen Augenblicken ſahen K. und R. ein auf dem Ofen ſich befindliches Stückchen Brod in die Höhe hüpfen, ebenſo die Arzneiflaſche und andere auf dem Tiſche liegende Gegenſtände. Dann hob ſich plötzlich wie von unſichtbarer Hand heftig der Stuhl mit K. in die Höhe, welcher dann mit R. in der größten Angſt in eine Ecke ſprang und dieſem Weſen mit Schaudern zuſahen. Alſobald riefen ſie dann ihre Mutter und S. lachte in ihrem Bette auf eine ſchauerliche Weiſe und mit Heftigkeit rief ſie K. zu: „He! ich habe dich doch gezwungen!“

VI. An einem Abende, als die 2 Schweſtern Schmied, Baſen von S. und Töchter von einer Schweſter von Frau B. ihren Laden eben ſchließen wollten, weil es dämmerte, vernahm die ältere Schweſter ein deutliches Stöhnen und Seufzen in einer Ecke des Ladens, ſie machte ihre Schweſter darauf aufmerkſam, welche dieſes ebenfalls bemerkte: gleich darauf zerſprang mit ſtarkem Knall die ſchöne große Glasglocke ihres Leuchters. Sie unterſuchten ſogleich und konnten nichts finden; ihnen ward unheimlich zu Muthe und ſo ſprachen ſie halb im Scherz: es geiſtet oder es iſt jemand geſtorben. Kaum waren ſie zu Hauſe, ſo meldete man ihnen, daß ſo eben eine alte Baſe von ihnen, die ſchon lange krank gelegen, geſtorben ſey. — Dieß war die zweite Erfüllung der zwei nahen Särge, die S. in einem ihrer Schläfe geſehen. Es war ungefähr 8 Tage nach St's. Tod. Die erſte war ihr Tod und was ſich bei Erfüllung des dritten Sarges zugetragen, will ich gleich erzählen.

VII. Den 12. Mai 1833 Abends erkrankte Ferdinand K., der Sohn einer Schweſter von Fr. B., ein geſunder, kräftiger und thätiger Jüngling von 22 Jahren, den ich ſehr gut kannte. Er war Coloriſt oder Farbenbereiter in einer Fabrik im Hard an der Limmat, eine Viertelſtunde von Z. entfernt. Er klagte nur über Kopfſchmerzen und Uebelkeiten und ſein Bruder Emil erbot ſich, bei ihm zu wachen. F. lehnte dieß ab, er ſagte, daß dieß ſchon beſſer werde. Emil ging nach Hauſe und am Morgen, ehe man ſeinen Tod (er ſtarb gleich am 13. Morgens 6 Uhr) im elterlichen Hauſe erfuhr, erzählte ſeine Schweſter Mina: Dieſen Morgen um 6 Uhr, als ſie nur noch geſchlummert, hätte ſie plötzlich einen leiſen ſchnellen Schlag auf die Achſel bekommen (ganz nach ihres Bruder Ferdinands Gewohnheit, wenn er ſich entfernte), darauf habe ſie eine männliche Geſtalt im Hemde aus dem Zimmer gehen ſehen. Gleich darauf meldete man ihnen ſeinen Tod.

VIII. Den Tag darauf erhielten Hrn. K's. einen Brief von Röschen, einer Tochter des Hrn. B. (Fr. B. iſt die Schweſter von Fr. Br., Fr. Sh. und der ſel. Fr. K., welche ihrem Vetter Ferdinand ſehr lieb geweſen war.)

Dieſe erzählte: daß ſie am Morgen des 13. plötzlich vor ihrem Bette ihren Vetter Ferd. geſehen, dieſer habe ihr die Fronte ſeines Körpers gezeigt, welche ganz ſchwarz geweſen ſey und geſprochen: „vorne herunter iſt Leid!“ (Trauer), ſodann habe er ſich gedreht und hinten wäre er ganz roth geweſen; dann habe er geſagt: „hinten herunter iſt Freude!“ und ſey verſchwunden. Dieſe Nachricht kam nach Z., ehe man den Tod Ferdinands geſchrieben hatte. In dieſem Brief bat Röschen, man möcht. ihnen doch gleich Nachricht geben, denn ſie beſorge, es möchte etwas Trauriges vorgefallen ſeyn.

Dieſe ſonderbare Begebenheit iſt uns allen unerklärlich und wiſſen gar nicht, was wir daraus machen ſollen. Wir ſind geſpannt, was ſich wohl noch ereignen möge, denn dieß deutet offenbar etwas Kommendes an.

Der Ritter und der Knabe.

Herr Dr. Menzel erzählt bei Beurtheilung des letzten Heftes dieſer Blätter folgende Geſchichte.

Zum Dank für den Genuß, den uns dieſe neuen Geiſtergeſchichten gewährt haben, wollen wir auch eine Preis geben. Vor mehreren Jahren wurde der Knabe eines wohlhabenden Edelmanns des Nachts durch ein Traumgeſicht erſchreckt. Er ſah einen Ritter in verroſtetem Harniſch vor ſich, der ihm erklärte, nur durch ihn könne er erlöſt werden. Dabei reichte er ihm einen großen verroſteten Schlüſſel hin und gebot ihm, dieſen Schlüſſel am nächſten Himmelfahrtstage Morgens unter der Predigt von einer gewiſſen Brücke herab in den Fluß zu werfen. Der Knabe erwachte entſetzt, klagte, was er geſehen, ſeinem Vater und dieſer hätte ſich und ihn beruhigt, wenn nicht — der alte Schlüſſel, von dem man nie etwas zuvor im Schloſſe geſehen, wirklich im Bette des Knaben gefunden worden wäre. Der Vater kannte die Ehrlichkeit des Knaben und konnte an Betrug nicht glauben. Doch ſchlug er ſich die Sache wieder aus dem Sinn, bis der Ritter ſich zum zweitenmal dem ſchlummernden Knaben vorſtellte und Drohungen gegen ihn ausſtieß, falls derſelbe ſeine Bitte nicht erfüllen werde. Der Knabe klagte es wieder ſeinem Vater und dieſer glaubte ſich nun an den Geiſtlichen des Orts wenden zu müſſen. Dem Geiſtlichen aber ſchien es räthlich, einmal die Familie zu beruhigen und zweitens alles Aufſehen zu vermeiden, um das Haus nicht in Verruf zu bringen. Da nun das Hineinwerfen des Schlüſſels in's Waſſer an ſich durchaus nichts Bedenkliches haben konnte, ſo rieth er dem Edelmann, den Wunſch des Geiſtes zu erfüllen und erbot ſich ſelbſt mit dabei zu ſeyn, indem er am Himmelfahrtsmorgen einen Andern für ſich predigen laſſen wolle. Hierauf erſchien der Ritter dem Knaben wieder, dankte ihm und war ſehr freundlich. Es waren noch einige Wochen bis zum anberaumten Tage. In der Nacht vorher aber erſchien der Ritter dem Knaben noch einmal, um ihn zu mahnen, daß er den Termin ja nicht verſäume. Nun begaben ſich am Himmelfahrtstage zur beſtimmten Stunde der Edelmann und ſein Sohn mit dem Pfarrer in aller Stille auf die Brücke und der Knabe warf den Schlüſſel in's Waſſer. Kaum aber waren ſie in's Schloß heimgekehrt, als ein Bauer meldete, ſo eben ſey ein großes Stück der alten auf einem Felſen über dem Fluß erhöhten Burgruine zuſammengebrochen. Man unterſuchte die Stelle und fand in einer engen, jetzt aufgebrochenen Vermauerung einen verroſteten Harniſch, in dem noch ein Gerippe ſteckte. Der Edelmann ließ das Gerippe begraben und in der nächſten Nacht erſchien der Geiſt dem Knaben noch einmal und zum letztenmal, in lichtem Glanze, ihm dankend und verkündend, daß er nun erlöst ſey.

Merkwürdige Beiſpiele von menſchlichem Ahnungsvermögen. *)

An der Natur des Menſchen gibt ſich zuweilen das Walten jenes Führers, welcher dem Thiere gleich einer unſichtbaren ſchützenden Macht zugeſellt iſt, als zurechtweiſende, warnende Stimme des Ahnungsvermögens kund. Die Aeußerungen dieſes menſchlichen Ahnungsvermögens ſind von ungleich höherer und wunderbarerer Art als die des thieriſchen Inſtinktes. Denn während die inſtinktmäßigen Handlungen des Thieres entweder mit Bewegungen in der umgebenden Natur in Beziehung ſtehen, welche, obgleich unſern Sinnen verborgen, den Keim einer nahen künftigen Naturbegebenheit ſchon in ſich tragen, oder wohl gar wie dunkle Erinnerungen erſcheinen könnten an die frühern Entwicklungsſtufen des eigenen Lebens und an ſeine Bedürfniſſe, während dieſelben mithin in ihren bewundernswürdigen Kombinationen einem gewöhnlichen, wenn auch ſchwierig zu löſenden Rechenexempel gleichen, ſind die Handlungen und inneren Eingebungen des menſchlichen Ahnungsvermögens ihrer Verkettung nach etwas durchaus Unberechenbares. Häufig ſind ſie der Vernunft auch darin unbegreiflich, weil ſie völlig ohne Zweck und Folgen erſcheinen, weil ihre Bilder der Seele ſich eben ſo zufällig aufdrängen, wie das Bild eines Vorübergehenden, der uns auf der Straße begegnet. Denn was bringt es für den Engländer Williams in ſeinem abgelegenen Scorrierhouſe, oder was bringt es für Andere einen Nutzen, daß ihm dem Träumer, in einem Nachtgeſicht die Ermordung des Lord Schatzmeiſters Parceval ſo kund gegeben wird, als ſey er ſelber als Augenzeuge dabei geſtanden; welchen Zweck konnte es haben, daß der Schottländer

---

*) S.: „Ueber Ahnen und Wiſſen. Von Dr. G. H. v. Schubert." München, literariſch-artiſtiſche Anſtalt, 1847.

Jac. Lodin auf ſeinem Sterbebette im Geiſt an die Stätte hingeführt wurde, wo man in demſelben Augenblick Jakob V. ermordete. Dennoch fehlt es auch nicht an vielen Beiſpielen, in denen uns die Aeußerungen des menſchlichen Ahnungsvermögens gleich den Eingebungen eines ſchützenden Engels erſcheinen, welche entweder dem, welchem ſie widerfahren, oder durch ſeine Vermittlung auch Andern zur Warnung, zur Rettung aus nahen Gefahren dienen.

Dr. Böhm, zu ſeiner Zeit Profeſſor der Mathematik in Marburg, war ein durchaus nüchterner, verſtändiger Mann; allen Phantaſien und Vorausſetzungen, die nicht auf mathematiſch feſtem Grund beruhten, von Herzen abgeneigt. Eines Tages wird er zu einem ſeiner Kollegen eingeladen, um dort mit andern Freunden und Bekannten einen vergnügten Nachmittag und Abend zuzubringen. Man unterhält ſich bei dem Genuſſe einer Taſſe Kaffee und bei dem Rauchen einer Pfeife Tabak ganz vortrefflich. Da überfällt plötzlich unſern Mathematiker ein unbeſchreibliches Gefühl von Unruhe. Ihm iſt es, als müſſe er jetzt nothwendig nach Hauſe auf ſein Zimmer gehen. Auf alle Weiſe ſucht er ſich ſelber den zweckloſen Einfall auszureden, er hatte zu Hauſe nichts zu thun; hier unter den Freunden genießt er eines Vergnügens und einer Unterhaltung, dergleichen ihm, dem einſam lebenden Manne, nur ſelten zu Theil wurden. Aber ſo ſehr er auch widerſtrebt, und den Drang ſeiner Unruhe durch Vernunftgründe abzufertigen ſucht, iſt dieß dennoch alles vergeblich, er kann nicht anders, er muß aufſtehen, muß ſich unter einem wenig genügenden Vorwande von der heitern Geſellſchaft, er weiß nicht auf wie lange, verabſchieden und nach Hauſe gehen. Dort angelangt, ſetzt er ſich verdrießlich in einen Winkel ſeines Zimmers. „Was willſt Du denn eigentlich hier, Du Thor," — ſo ſchilt er ſich ſelber — „was hat Dich bewogen, die gute Geſellſchaft zu verlaſſen, um hier lange Weile zu leiden?" Er iſt indeß noch nicht lange in ſeinem Winkel geſeſſen, da regt ſich in ihm der ſeltſame Drang der Unruhe von Neuem. Ihm iſt es, als müſſe er ſeine Bettſtelle von dem Orte, an dem ſie ſeither ſtand, hinwegrücken an das andere Ende des Zimmers, dahin, wo der Schreibtiſch ſeinen Platz hatte. Umſonſt iſt es, daß ihm ſein mathematiſcher Verſtand gegen dieſen ſinnloſen Einfall allerhand Einwendungen macht. So lange er das Haus bewohnt, hat das Bett an ſeinem jetzigen Orte geſtanden, weil dies in jeder Hinſicht der bequemſte und paſſendſte für daſſelbe iſt, auch der Schreibtiſch kann keine beſſere Stellung einnehmen, als die iſt, die er eben hat. Dennoch, er kann nicht anders; er ruft ſeinen alten Diener und dieſer, dem er die eigentliche Antwort auf ſeine Frage über das Warum? ſchuldig bleibt, hilft ihm das Bett an die Stelle des Schreibtiſches, dieſen aber dahin rücken, wo bisher das Bett ſtand.

Kaum haben die alten Geräthſchaften ihre Stellen vertauſcht, da wird unſer Mathematiker vollkommen ruhig; ſeine Beängſtigung iſt verſchwunden, heiter kehrt er zu ſeiner Abendgeſellſchaft zurück. Hier bleibt er bis gegen 10 Uhr Abends, dann, in gut bürgerlicher Weiſe, kehrt er in ſeine Wohnung zurück. Es will ihm ſonderbar und ungeſchickt dünken, daß er heute an ganz anderer Stätte als gewöhnlich ſchlafen ſoll; hätte er ſich nicht vor ſeinem alten Diener geſchämt, dann wäre er nicht abgeneigt geweſen, Alles wieder in die alte Ordnung zu ſtellen. Indeß läßt er es für heute ſo gelten, er legt ſich zur Ruhe nieder und verſinkt bald in einen tiefen Schlaf. Nach mehren Stunden erweckt ihn ein furchtbares Getöſe. Die Zimmerdecke, gerade über der Stelle, wo noch geſtern ſein Bett geſtanden, war eingebrochen; das niederſtürzende Mauerwerk hatte den Schreibtiſch, der dorthin verſetzt war, zerſchmettert; daſſelbe Loos hätte ihn getroffen, wenn das Bett heute Nacht an ſeinem alten Ort geblieben wäre.

In öfter vorkommenden Fällen beziehen ſich die Warnungen des Ahnungsvermögens nicht auf eine Gefahr, welche dem, der die Vorahnung hatte, ſelber, ſondern welche einem Andern ſich nahet. So in einem Falle, den Madame Beaumont erzählt. Ein gewiſſer Herr wollte mit einer Geſellſchaft von Freunden eine Waſſerfahrt auf dem Fluſſe machen, da kommt ſeine taubſtumme Schweſter eilig herbei, ſie bittet ihn mit flehenden Geberden und fußfällig, von der Fahrt abzuſtehen. Die Freunde ſelber, aus Mitleid mit der tief Geängſtigten, unterſtützen ihre Bitte; der Bruder, mit unterdrücktem Unmuth, bleibt am Lande zurück. Doch bald mußte ſein Unmuth einem andern Gefühle weichen. Das Boot, auf dem die Luſtfahrt geſchah, war auf ſeinem Wege durch einen unglücklichen Zufall umgeſchlagen, mehrere der in ihm Sitzenden, welche nicht ſchwimmen konnten, waren ertrunken, ein Schickſal, welchem auch der Bruder der taubſtummen Dame nicht entgangen ſeyn würde, da er des Schwimmens völlig unkundig und von leiblich unbeholfener Natur war.

Hier war es ein nahe befreundetes Leben, das durch die Ahnung der ſtummen Seherin gerettet wurde; andere Male hatte eine ſolche innere Anregung zur Rettung eines ganz fremden, vielleicht nie geſehenen Menſchen dienen müſſen. Aus vielen andern heben wir hier nur ein Beyſpiel dieſer Art hervor, welches Geheimerath Hillmers mittheilte.

Ein Mann vom Stande, welcher als Freund der freien Natur ein ſchöngelegenes Landhaus bewohnte, konnte eines Abends, nachdem er ſich zur Ruhe begeben, durchaus nicht einſchlafen. Ihn quält der Gedanke: er müſſe noch einmal aufſtehen und hinuntergehen in ſeinen Garten. Dort aber, das weiß er, hat er ja durchaus nichts zu thun; warum ſoll er ſich deßhalb die vergebliche Mühe machen; er ſucht ſich des eben ſo läſtigen als lächerlichen Einfalles auf jede Weiſe zu entſchlagen. Doch der peinigende Gedanke will nicht weichen, ſeine Anforderung wird von Augenblick zu Augenblick immer zudringlicher, endlich muß er ihm nachgeben; ſo leiſe als möglich, um die Ruhe der Gemahlin nicht zu ſtören, erhebt er ſich vom Lager und kleidet ſich an. Als er ſo eben zu ſeinem Gang ſich anſchickt, erwacht die Gemahlin, ſie fragt ihn, wohin er wolle, er ſucht ſie durch die Antwort zu beruhigen, daß er nur einige der werthvollſten Koſtbarkeiten ſeiner Nelkenflora, die vor dem Gewächshauſe außen auf einem Geſtell ſtanden, in Sicherheit bringen wolle. Alle Einwendungen, daß ja in der heutigen ſchönen Sommernacht auch kein Lüftchen ſich rühre, vermögen nichts über ihn; ohne ein weiteres Wort zu ſagen, eilt er hinunter in den Garten. Hier treibt ihn jene innere Anregung, die ihm im Bette keine Ruhe gelaſſen, weiter, zur Hinterthür des Gartens hinaus, auf einen Fußſteig, der zwiſchen Saatfeldern hinan führt auf den nachbarlichen Hügel. Je länger er geht, deſto mehr fühlt er ſich gedrungen, ſeine Schritte zu beſchleunigen. Endlich iſt er auf der Anhöhe und hier vernimmt er aus einiger Entfernung her ein Hilfsgeſchrei. Er nimmt ſeine Richtung dahin, woher der Laut kam und gelangt ſo zu einem in der Nachbarſchaft gelegenen Steinkohlenſchachte. Der, welcher ſo ängſtlich um Hilfe rief, war ein Bergmannsknabe. Mit der letzten Anſtrengung ſeiner Kräfte ſuchte dieſer das Haspelhorn der Winde, durch welche der Kübel heraufgezogen wird, wo nicht zu drehen, doch feſtzuhalten. Der Vater des Knaben, im Begriff auszufahren, war auf der Leiter ausgeglitten und hatte ſich beim Hinabfallen an dem Kübel feſtgehalten, welcher jetzt von der doppelten Laſt der in ihm enthaltenen Steinkohlen und des auf ihm liegenden Bergmannes ſo beſchwert war, daß die Kraft des Knaben nicht hinreichte, ihn heraufzuwinden. Wäre der kräftige Mann, den der ſeltſame Drang des Mitgefühls hieherführte, dem jungen Burſchen nicht zu Hilfe gekommen, dann hätte dieſer in einem der nächſten Augenblicke das Haspelhorn müſſen fahren laſſen und ſein Vater wäre beim Hinabſturz in die Tiefe zerſchmettert worden.

Merkwürdige Ahnung eines ſterbenden Jünglings.

Unter allen meinen Schülern waren mir keine lieber, als die Geſchwiſter Chriſtian und Maria Th.; denn ſie waren folgſam, wohlbegabt, ſehr freundlich, und zeichneten ſich durch Schönheit des Körpers aus. Die Eltern waren ſehr reich, wohlthätig gegen die Armen, und hatten nur die genannten zwei Kinder. Als beide confirmirt waren, hielt und behandelte ich dieſelben immer noch, wie zur Zeit da ſie die Schule beſuchten, und ich wurde auch von ihrer Seite nicht anders behandelt und geliebt, als da ich noch faſt täglich mit ihnen in der Schule zuſammentraf. Als der bildſchöne immer noch ſehr eingezogene Jüngling das zwanzigſte Jahr erreicht hatte, kam er eines Tags aus Veranlaſſung einer mir geleiſteten Fuhre ſammt ſeinem Vater auf mein Zimmer: unter Anderem bat mich der Sohn, ich möchte meinen Einfluß auf ſeinen Vater dahin verwenden, daß er ihn perſönlich dem Militärdienſt genüge leiſten laſſe, und für ihn keinen Mann kaufe. Er halte es für unrecht, wenn immer nur die Armen und Aermſten unter das Militär müßten. Er habe Geld und brauche in der Kaſerne weder Hunger noch Durſt zu leiden; dabei ſehe und lerne er Etwas, im andern Falle wachſe er auf, wie einer von ſeinen Stieren und habe von ſeinem Reichthum Nichts, als daß er früher aufſtehen und mehr arbeiten müſſe, als andere Leute. Komme dann eine Hochzeit, oder ein Kirchweihtanz, ſo dringen ſich die Soldätlein vor, ſpielen die Flotten, obgleich ſie meiſtens in der Kindheit gebettelt haben. So ſprach Chriſtian, und ich freute mich ſeiner Rede; denn es war Verſtand darin; der Vater aber verweigerte auf das Entſchiedenſte ſeine Zuſtimmung, und ich brachte ihn nur mit Mühe dahin, daß er die Sache dem Gutdünken ſeiner Frau anheimſtellte, was freilich nicht viel mehr als eine abſchlägige Antwort war. Bald darauf zog er bei der Rekrutirung eine niedere Loosnummer und freute ſich darüber eben ſo ſehr, als er ſich hintendrein ärgerte, als er erfuhr, daß er wegen eines alten Großvaters, deſſen einziger Enkelſohn er war, vom Militärdienſt frei ſeyn müſſe. Kaum ſechs Wochen nach der Zeit, von welcher ich eben redete, ließ mich dieſer, mein Liebling, in ſein Haus erbitten, weil er krank ſey. Seit vierundzwanzig Stunden hütete er das Bett und klagte über Kopfſchmerzen. Bei meinem Eintritt grüßte er mich freundlich und kündigte mir an, daß er in wenigen Tagen ſterben würde, und daß ich ihm noch vor dem Sonntag ſeine Leichenpredigt werde gehalten haben. Das ſey es aber nicht, fuhr er fort, warum er mich hätte rufen laſſen; ſondern er wolle mich fragen, warum denn Gott beſchloſſen habe, daß in kurzer Zeit ſeine ganze Familie ausſterben müſſe, da ſie doch keine größeren Sünder als andere Leute ſeyen? Natürlich ſuchte ich ihm dieſe ſchauerlichen Gedanken auszureden, aber er behauptete, er wiſſe gewiß, daß es geſchehe, und in wenigen Wochen werde ich es auch wiſſen. Ich that; was meines Amtes war, konnte aber durchaus nicht glauben, daß dieſer blühende Jüngling ſo früh eine Beute des Todes werden würde, viel weniger, daß ich es für möglich gehalten hätte, daß dieſe ganze, mir ſo werthe Familie aus der Zahl der Lebendigen würde ausgetilgt werden. Ich beſuchte den Kranken noch öfter, und jedesmal bat er mich eindringlicher, ihm doch zu ſagen, warum Gott ſeinen und der Seinigen Untergang beſchloſſen habe? Am dritten Mittag nach meinem erſten Beſuch überraſchte und betrübte mich die Nachricht, mein junger Freund ſey geſtorben. Wie er mir vorhergeſagt hatte, ſo war es eingetroffen: noch vor dem Sonntag hatte man ihn ins frühe Grab gelegt, auf welches ich eigenhändig zu ſeinem Gedächtniß einen ſchönen Nußbaum pflanzte. Noch am Tage, da die Leiche Statt fand, wurden die Großmutter und die noch junge Mutter heftig krank, und damit ich den Leſer nicht länger ermüde, will ich kurz bemerken, daß ſechszehn Tage nach dem erſten Leichenbegängniß beide Frauen faſt in derſelben Stunde ſtarben, und nun neben einander im Grabe ruhen. Nun war nur noch der Vater mit ſeiner ſiebenzehnjährigen Tochter übrig. Als jener nach dieſer Leichenfeier zu mir ins Haus kam, fand ich ihn ſo verändert, daß ich ihn kaum erkannte; beſonders aus ſeinen Augen ſchien ein ganz anderer Geiſt als der ſeinige zu blicken, ſo daß ich mich beinahe entſetzte, und mich gedrungen fühlte, ihn aufs Eindringlichſte und Flehendlichſte zu ermahnen, ſich geduldig unter Gottes Rath zu beugen, und nicht irre zu werden an der Güte und Barmherzigkeit Gottes. Leider fühlte ich, daß meine Worte ohne Wirkung wieder zu mir zurück kamen, deßwegen äußerte ich gegen einige meiner Bekannten, daß dieſer unglückliche Vater nur durch die Macht Gottes vor einem traurigen Ende könne bewahrt werden. Nach dieſer doppelten Leichenfeier und zwar noch an demſelben Tage wurden Vater und Tochter, die einzigen noch Ueberlebenden, gleichfalls krank auf das Lager geworfen; die liebliche Tochter, insbeſondere mit einer Heftigkeit, die an kein Aufkommen mehr denken ließ. Der Vater ſchien ſich nach acht Tagen wieder zu erholen; denn eines Vormittags erhob er ſich von ſeinem Lager und kleidete ſich an. Eine Stunde darauf ſchmetterte mich die Nachricht darnieder, daß dieſer ſonſt ſo brave und chriſtlich geſinnte Mann ſich in ſeiner Scheune erhängt habe. Die arme Tochter, welcher ſchon Tage lang der letzte Athemzug auf den Lippen ſchwebte, und vom Anfang ihrer Krankheit an ganz bewußtlos war, erwachte über dem Lärmen, der wegen des Entſeelten vor dem Hauſe entſtanden war. Ihre erſte Frage war: Wo iſt mein Vater? Man belehrte ſie, daß er von einer Leiter geſtürzt ſey und ſich ein wenig verletzt habe. Nein, ſagte das arme Kind, mit einer unbegreiflichen Faſſung, ich weiß es wohl, mein Vater hat ſich erhängt!

Während Jedermann glaubte, dieſe ſchreckliche Nachricht müſſe dem guten Mädchen den Todesſtoß verſetzen, nahm von Stunde an ihre Krankheit eine entſchiedene Wendung zum Beſſern. Nach acht Tagen verbreitete ſich die Nachricht durch die Wärterin, die Kranke habe in der Abenddämmerung ihren verſtorbenen Vater geſehen und mit ihm geredet. Als ſie nun geneſen war und mich das erſte mal beſuchte, machte ich ihr die Mittheilung, daß die Läſterzungen von ihrem Vater ſagen, er ſey ihr als ein Geiſt erſchienen und habe mit ihr geredet. Ich ſtellte ihr das Thörichte und Liebloſe eines ſolchen Glaubens vor, und ſuchte ſie über das Schickſal ihres Vaters möglichſt zu beruhigen. Dagegen erzählte mir nun das Mädchen zu meiner großen Ueberraſchung, es ſey ganz wahr, daß ſie ihren Vater geſehen habe und zwar in ganz wachem Zuſtand. In der Abenddämmerung, als ihre Wärterin in der Küche geweſen, ſey ihr Vater, werktäglich gekleidet, aus der Kammer herausgekommen und vor ihr Bett hingeſtanden. Ohne ſehr zu erſchrecken habe ſie ihn angeredet und geſagt: „Vater, du biſt ja geſtorben und begraben, was machſt du hier?“ darauf habe ihr Vater erwiedert: „du weißt, daß ich mich in der Verzweiflung erhängt habe, ich konnte ohne den Chriſtian und die Mutter nicht leben. In vier Jahren wäre ich eines natürlichen Todes geſtorben, und dieſe vier Jahre muß ich auf der Erde ſchweben; die Mutter und der Chriſtian ſind bei einander an einem viel beſſern Ort als ich, doch komme ich, wenn meine Zeit herum iſt, auch zu ihnen.“ Da mich die Wärterin hatte reden hören, ſo kam ſie in die Stube, mein Vater aber ging ſchnell wieder in die Kammer zurück. — So erzählte das Mädchen, das ich als ſehr wahrheitsliebend kenne. Ueber die Sache ſelbſt will ich kein Urtheil abgeben, ſo viel aber verſichere ich, daß das Kind mich nicht belog, und daß ich lediglich berichtet habe, wie ich berichtet worden bin.

J. Weil.

Napoleon über Ahnungen.

Napoleon ſagte einſt in einer Geſellſchaft: „Wenn der Tod in der Ferne eine von uns geliebte Perſon trifft, ſo verräth faſt immer eine Ahnung dieſe Begebenheit, und die vom Tode getroffene Perſon erſcheint uns in dem Augenblick, da wir ſie auf der Erde verlieren.“ Darauf erzählte er folgende Geſchichte: „Ein vornehmer Hofmann Ludwig des XIV. war in der Gallerie von Verſailles in dem Augenblick, wo der Monarch ſeinen Hofleuten das Bülletin der Schlacht bei Friedlingen, den 14. Oktober 1702, welche Villars in Deutſchland gewann, verlas. Plötzlich erblickte der Hofmann am Ende der Gemälde-Gallerie den Schatten ſeines Sohnes, der unter Villars diente, und rief: „Mein Sohn iſt todt!“ Einen Augenblick nachher nannte ihn der König unter den Todten.“

Lenau's vorausſagender Traum.

Einige Jahre früher, ehe den edlen, vortrefflichen Dichter Lenau (Nikolaus Niembſch von Strehlenau) die traurige Kataſtrophe des Wahnſinns befiel, hatte er in einer Nacht einen ſehr bangen und offenbar vorausſagenden Traum, der ihn auch beängſtigend ins wahre Leben begleitete. Er ſprach von demſelben oftmals zu mir und nannte ihn bedeutungsvoll, auch ſprach er ihn in Verſen alſo aus:

„Der Traum war ſo wild, der Traum war ſo ſchaurig,
So tief erſchütternd, unendlich traurig.
Ich möchte gerne mir ſagen:
Daß ich ſo feſt geſchlafen hab',

Daß ich ja nicht geträumt hab',
Doch rinnen mir noch die Thränen herab,
Ich höre mein Herz noch ſchlagen.

Ich bin erwacht in banger Ermattung,
Ich finde mein Tuch durchnäßt am Kiſſen,
Wie man's heimbringt von einer Beſtattung;
Hab' ich's im Traum hervorgeriſſen
Und mir getrocknet das Geſicht?
Ich weiß es nicht.

Doch waren ſie da die ſchlimmen Gäſte,
Sie waren da zum nächtlichen Feſte.
Ich ſchlief, mein Haus war preisgegeben,
Sie führten darin ein wüſtes Leben.
Nun ſind ſie fort die wilden Naturen,
In dieſen Thränen find' ich die Spuren
Wie ſie mir Alles zuſammengerüttet
Und über den Tiſch den Wein geſchüttet."

K.

Eine pſychologiſch merkwürdige Begebenheit.

Herr v. Kleiſt und ſein Freund Herr v. Wintergarten gingen nach der Schlacht von Leipzig über das Schlachtfeld, und trafen einen ſchwer verwundeten franzöſiſchen Officier, der ſie flehendlich bat, ſeinem Leiden ein Ende zu machen und ihn vollends zu tödten. — Die beiden Freunde gingen aber fort, um einen Chirurgen zu holen, der dem Officier beiſtehen ſolle. — Dieſer aber, da er ſah, daß ſie ſeine Bitte nicht erfüllen wollten, rief ihnen die gräßlichſten Flüche und Verwünſchungen nach. Längere Zeit nach dieſem Vorfall wollte Kleiſt einen Oheim in den Rheingegenden beſuchen, ſein Freund Wintergarten begleitete ihn, ſie trafen den Oheim nicht zu Hauſe, und machten deßwegen einen Spaziergang mit einander, auf dieſem Gang kamen ſie an eine Ruine, in der ein noch ziemlich gut erhaltener Thurm war, es war eine ſchöne Mondſchein-Nacht, und da der Oheim noch nichts von ihrer Ankunft wiſſe, alſo auch nicht in Botzen um ſie ſeyn könne, ſo beſchloſſen ſie, hier über Nacht zu bleiben. Der Wächter, dem ſie es ſagten, rieth ihnen ab, es zu thun, der Thurm ſeye nicht zum Bewohnen eingerichtet und habe keine Betten u. ſ. w. Da ſie aber doch nicht davon abſtehen wollten, ſagte er ihnen: es ſey in dieſem Thurm nicht ſicher vor Geſpenſtern und ſie würden gewiß unglücklich, wenn ſie hier blieben; dieſes reizte ſie aber um ſo mehr — ſie blieben, ließen ſich Licht bringen — und ſetzten ſich an einem Tiſchchen, jeder eine geladene Piſtole vor ſich und zwei Lichter, einander gegenüber und redeten ſo lange mit einander — Mitternacht war vorüber, ohne daß ihnen etwas begegnete; auf einmal ſah Kleiſt, daß die Thüre aufging und der franzöſiſche Officier, der ihnen die fürchterlichen Flüche und Verwünſchungen nachgerufen hat, trat herein, und auf einem Teller hielt er den Kopf von Wintergarten, den er Kleiſt hinreichte. Dieſer ganz darüber entſetzt, wehrte ihn von ſich ab — der Franzoſe drang aber immer heftiger auf ihn ein, und Kleiſt nahm in der Verzweiflung ſeine Piſtole und feuerte ſie auf die Erſcheinung ab — er erwachte — und ſein Freund Wintergarten lag todt vor ihm, die Kugel war mitten durch die Bruſt gegangen. Kleiſt war von dieſem Augenblick an wahnſinnig. — — Er wurde wieder geheilt und befand ſich nach mehreren Jahren in einer Geſellſchaft von Officieren in Berlin, dieſe baten ihn, ihnen doch dieſen Vorfall zu erzählen, er weigerte ſich lange — konnte aber endlich ihren Bitten nicht mehr ausweichen, er erzählte und als er an den Moment kam, wo ſein Freund von ihm erſchoſſen wurde, kehrte ſein Wahnſinn zurück, er wurde nie mehr davon hergeſtellt. — —

Ein wunderbarer Zufall und was mehr.

Noch jetzt ſind Trümmer von einer alten Mauer zu ſehen, elche einſt Schottland von England ſchied; ſo feſt war das alte Werk gemauert, daß ſich im abergläubiſchen Schottlande ch jetzt unter dem Volke der Glaube erhält, ſie ſey durch auberei zu Stande gebracht worden. Dieſer Volksglaube at indeß vorzüglich dazu beigetragen, daß die Wunderſteine mmer mehr vom Orte ihrer Beſtimmung fortgewandert ſind. enn jeder Wundergläubige des Landes ſuchte ſich von der auer mehrere Steine zu verſchaffen, wenn er ein Haus auen wollte, weil er wähnte, das Werk ſtehe länger, ſobald ſich der magiſchen Wirkung dieſer Steine verſichere. Der nfall eines Edelmannes, der auf der Grenze ein Schloß ſaß, hat dem Aberglauben neue Wurzeln gegeben. Des Sir John Blunders Gärtner fand kürzlich beim Graben einen Stein, auf welchem in alter Schrift folgende Warnung zu eſen war: „Ich bin ein Stück von der großen Mauer, hierer gelegt zur Sicherheit von Schloß und Garten; man laſſe ich in Ruhe, denn Unglück drohe ich Jedem, deſſen Hand gottlos mich von der Stelle hier bewegt.“ Sir John legte enig Gewicht auf dieſe verhängnißvolle Drohung und ſah ls Antiquenliebhaber darin weiter nichts als einen hübſchen Beitrag für ſeine Sammlung von Alterthümern. Der Stein war aber ſo koloſſal, daß ſeine Hebung nicht ſo lo leicht war; s wurden indeß bald Vorkehrungen getroffen. Als nun der Stein in einer beträchtlichen Höhe emporgehoben war, ließ ich der Edelmann von ſeiner Neugierde verlocken und ſtieg aſch in das Loch hinein, um zu ſehen, ob nicht, bevor bei dem Herausheben die Erde darüber zuſammen fiele, unter dem Steine noch andere Alterthümer verborgen ſeyen. Seine beiden Söhne waren dabei und ſprangen mit hinein; aber in dem Augenblicke, wo die drei Wagehälſe lachend über die angedrohte Gefahr einige alte Trümmer aus der Tiefe herauszogen, wollten auch die Arbeiter hineinſehen, der Hebel entſchlüpfte ihnen, der Stein rollte in das Loch zurück und zerſchmetterte die drei Unglücklichen in dem gemeinſamen Grabe. Aber als ob bei dieſem Ereigniſſe eine infernaliſche Macht wirklich die Hand mit im Spiele habe und den Leuten den Glauben in die Hand thun wolle, wie man zu ſagen pflegt, folgte dem erſten Unglück ein zweites auf den Ferſen. Der älteſte Sohn des Mr. Blunders hatte ſich [illegible]ängſt erſt verheirathet. Als ſeine junge Gattin, welche ſchwanger war, nun von dem Unfalle hörte, lief ſie athemlos herbei und befahl, den Stein ſogleich wieder herauszuheben, weil ſie hoffte, die Unglücklichen könnten vielleicht dem entſetzlichen Grabe noch lebend entriſſen werden. Es geſchah und ſogleich bemerkte ſie, daß ihr Gatte, welcher zuerſt herausgezogen wurde, noch Lebenszeichen von ſich gab. In ihrer Ungeduld konnte ſie nicht erwarten, daß der Stein und die herabgeſtürzten Trümmer ganz zur Seite geſchafft würden und ſprang in das Loch hinein: aber plötzlich riſſen die Stricke, welche den Stein am Abhange feſthielten, er rollte auf's neue in die frühere Lage zurück und begrub das vierte Schlachtopfer mit ſeiner verderbenſchweren Maſſe. So ging eine ganze Familie unter und gab dem Aberglauben in ihrem Tode neue Nahrung. Ein entfernter Verwandter, der durch das tragiſche Ende dieſer Familie unerwartet zu einem reichen Erben geworden iſt, läßt die Oeffnung jetzt füllen und ein Denkmal über derſelben errichten, welches dieſen wunderbaren Unfall verewigen ſoll.

(M. Z.)

Leſefrüchte, mitgetheilt von W.

I.

Die geſpenſtigen Reiter in der großen amerikaniſchen Wüſte.

Die Jäger aus dem fernen Weſten, welche in den Schluchten der Oregongebirge auf den Biberfang ausgehen, betrachten keinen Theil ihrer langen Reiſe von der Grenze bis in dieſe wilden Jagdgegenden, wo die pelzliefernden Thiere ſtets in größter Menge angetroffen werden, mit mehr Widerwillen, als den durch die große Wüſte, wo die Seitenarme des Padouka-, Kanzas- und Arkanſawfluſſes in dem lockern Sande zur Hälfte verſchluckt werden. — Die Indianer, welche dieſen ausgedehnten Landſtrich bewohnen, beſtehen aus mehreren umherziehenden Stämmen, leben aber gleich den andern Indianern von der Jagd. — Auch hier betrügt die täuſchende Luftſpiegelung der Wüſte den von Durſt gequälten Reiſenden und oft erzählen die Wanderer in jenen Oeden von den ungeheuren Geſtalten und unnatürlichen Formen, die, wie ein Brockengeſpenſt, von dem heißen und zitternden Dunſt zurückgeworfen, im Auge des erſchrockenen und mit Furcht erfüllten Reiſenden vergrößert und verdreht erſcheinen. *)

Auch ſollen wunderbare Feuer ſich auf der ausgedörrten und aufgeſprungenen Erde hin- und herbewegen, wobei die Heerden wilder Pferde, die man in der Ferne weiden ſieht, manchmal von rieſenartigen und überirdiſchen Reitern, deren Pfade in Flammenkreiſe gehüllt ſind, geſpornt zu werden ſcheinen. **)

---

*) Wenn der Tag etwas vorrückte und man die Sonnenhitze zu fühlen anfing, ſo ſah man allenthalben aus der Ebene ganze Maſſen ſolcher Dünſte aufſteigen, wodurch alle Gegenſtände in geringer Entfernung vergrößert und mannigfach verdreht erſchienen. Drei Elenthiere, die wir zuerſt erblickten, liefen in einiger Entfernung von uns über den Weg. Die Wirkung der Luftſpiegelung und unſere unbeſtimmte Idee von der Entfernung machten, daß uns dieſe Thiere in wunderbarer Größe erſchienen. Einen Augenblick glaubten wir den Maſtodon von Amerika in dieſen unermeßlichen Ebenen, die zu ſeinem Aufenthalt geſchaffen ſcheinen, umherwandern zu ſehen. (Major Long's Reiſe in die Felſengebirge.)

**) Leuchtende Erſcheinungen, wie die oben erwähnten, ſollen auch in den Bergwerksgegenden, weſtlich vom Miſſiſſippi, gewöhnlich ſeyn. Der Armenarzt, Dr. Erwin James, der ausgezeichnete Naturfor-

Die Nomadenſtämme, welche ihren Wohnſitz in der Wüſte aufſchlagen, oder die ungebildeten Abenteurer, welche aus einer freundlichen Gegend hieherziehen, werden auf verſchiedene Weiſe berührt. Die ungeheuren Geſtalten und überirdiſchen Erſcheinungen flößen ihnen große Furcht ein. Den Indianern, Creolen und nomadiſchen Jägern zufolge ſind dieſe geheimnißvollen Einöden mit wirklichen Weſen bevölkert, wobei die grotesken Geſtalten, nachdem ſie ſich dem Auge häufig gezeigt haben, endlich Individualität und Namen erhalten; auch ſagt man, die indianiſchen und creoliſchen Wanderer würden mit den ihnen erſchienenen Bildern ſo vertraut, daß ſie die Geſichtszüge zu erkennen behaupten und ſelbſt die Identität von Geſtalten beſchwören könnten, wenn ſie ihnen wieder vorkämen. — Unter den am häufigſten erwähnten Erſcheinungen ſind die der **geſpenſtiſchen Reiter** (Ghost Riders) diejenigen, deren Daſein mit mehr Zuverſicht behauptet und deren Namen mit mehr als gewöhnlicher Scheu ausgeſprochen wird. Diejenigen, welche dieſelben geſehen zu haben behaupten, beſchreiben ſie als zwei rieſenhafte Geſtalten, die

---

ſcher und Reiſende, erhielt von den in jener Gegend Anſäſſigen mehrere Berichte darüber. Ein Bewohner jener Gegend erzählte ihm von zwei wandernden Predigern, die etwa 9 Meilen öſtlich von Centre-Vicka einer unbeſchreiblichen Erſcheinung begegneten. Während ſie zur ſpäten Abendzeit neben einander herritten, machte der eine von ihnen den andern auf eine **Feuerkugel** aufmerkſam, die an ſeiner Peitſchenſpitze hänge. Kaum hatte er ſeine Aufmerkſamkeit darauf gewendet, ſo fing ſchon eine ähnliche ſich am andern Ende der Peitſche zu zeigen an und einen Augenblick darauf waren ihre Pferde und alle Gegenſtände um ſie her in einen Flammenkreis gehüllt. Die Sinne der wandernden Prieſter waren inzwiſchen ſo verwirrt geworden, daß ſie keiner weitern Beobachtung mehr fähig waren und deßhalb auch nichts weiter von dem Vorgefallenen berichten konnten. — Ferner erzählte er eine Thatſache, die durch die glaubwürdigſten Zeugen beurkundet wurde, daß man nämlich aus einer bedeutenden Strecke Landes **große Rauchſäulen** habe aufſteigen ſehen, welche ſich aus dem leichten und poröſen Boden, wie aus der Decke der Kohlenmeiler erheben.

einen Mann und ein Weib vorſtellen, die ſich mit ihren Armen umfaßt halten und beide auf einem Pferde ſitzen, das ein eben ſo überirdiſches Ausſehen wie dieſe ſelbſt hat. Einige geben an, ſie ſeyen ſo nahe an denſelben geweſen, daß ſie die Geſichtszüge erkennen konnten und verſichern, daß das Geſicht des Mannes, obgleich mager und todtenblaß, und durch den Ausdruck von Schrecken und Schauder furchtbar verzerrt, dennoch deutlich als das eines weißen Mannes zu erkennen ſey, während die — obwohl zuſammengehaltenen und leichenartigen Züge des Weibes offenbar die einer Indianerin ſeyen. — Andere dagegen behaupten beſtimmt, daß noch Niemand nahe genug zu den Erſcheinungen habe gelangen können, um dieſe Einzelnheiten zu bemerken, indem ihrer Behauptung nach die geſpenſtigen Reiter fortwährend in Bewegung ſind und mit ſolch' unnatürlicher Schnelligkeit durch die Wüſte ſtreifen, daß ſie der Unterſuchung der menſchlichen Blicke gleichſam ſpotten. Sie ſcheinen ſtets von einer unſichtbaren Hand angetrieben zu werden, während das Geiſterroß, das ſie trägt, jedes Hinderniß überſpringt, wenn es auf ſeiner geheimnißvollen und ſcheinbar zweckloſen Bahn hineilt.

Es geht unter den Indianern eine Sage über den Urſprung dieſer furchtbaren Erſcheinung, welcher allgemeiner Glaube geſchenkt wird. Es iſt eine Geſchichte von Liebe und Rache, von edlen Gefühlen, erzeugt durch ſchöne Handlungen und Paradieſesglück, zerſtört durch unheilige Leidenſchaft, von ſchwarzer Verrätherei und unbarmherziger Gewaltthätigkeit, welche auf dieſe Art der Strafe heimgefallen iſt.

2.

Noch etwas aus Amerika.

(Aus „The Asiatic Observer. Vol. I. Calcutta 1823.)

Die äußere Anſicht der Gegend um die „Grüne Bay“ herum, beſonders in der Nähe der Flüſſe, die derſelbe aus der Bergkette, in welcher der Ontanagonfluß entſpringt, aufnimmt, trägt ganz unverkennbare Kennzeichen, daß reiche Kupferminen in der Ecke zwiſchen dem Obern- und dem Michiganſee ſich befinden müſſen. Ein glänzendes Muſter von inländiſchem Kupfer, zehn oder zwölf Pfund im Gewicht, wurde vor einiger Zeit (im J. 1822) dem Hrn. Schoolcraft von einem Indianer gebracht, der — gefragt, wo er es her habe — auf die unbefangenſte, naive Art folgende Erzählung zum Beſten gab:

An dem Nachmittag eines ſchönen Sommertages ſey er einmal in ſeinem Kahne über den Winnebagoſee gefahren. Als nun die Sonne kaum noch über den Wipfeln der Bäume ſichtbar und eine herrliche Stille über die ganze Oberfläche des Waſſers verbreitet geweſen ſey, habe er in einer guten Entfernung in dem See vor ihm eine ſehr ſchöne im Waſſer ſtehende Geſtalt erſpäht. Ihre Augen ſtrahlten mit einem unerträglichen Glanz und in ihrer Hand hielt ſie einen Klumpen ſchimmernden Goldes empor. Sogleich ſey er dem anziehenden Gegenſtand zugerudert, aber je näher er der Geſtalt gekommen ſey, deſto deutlicher habe er bemerkt, wie ſie nach und nach ihre Form und ihr Ausſehen veränderte; ihre Augen erſchienen nicht mehr glänzend, ihr Angeſicht verlor die Lebensröthe, ihre Arme verſchwanden unmerkbar; und als er zur Stelle gekommen, wo ſie ſtand, habe er ſie für ein ſteinernes Monument angeſehen, das zwar ein menſchliches Antlitz hatte, aber zugleich auch die Floſſen und den Schwanz eines Fiſches. Eine ziemliche Weile habe er, in Erſtaunen verſunken, dageſeſſen, ohne es zu wagen, den übermenſchlichen Gegenſtand entweder zu berühren, oder denſelben wieder zu verlaſſen. Endlich habe er demſelben das Opfer eines Tabakrauches dargebracht und die Geſtalt als den Schutzengel ſeines Landes angeredet, darauf es gewagt, ſeine Hand an die vermeintliche Bildſäule zu legen und zuletzt ſie in ſeinen Kahn gehoben. — Hierauf habe er ſich an dem andern Ende des Kahns — mit ſeinem Rücken gegen die wunderbare Statue gekehrt — geſetzt und ſey langſam dem Ufer zugerudert; aber, als er ſich hernach umgewandt, habe er zu ſeinem Erſtaunen nichts gefunden, als einen großen Klumpen Kupfer, „den ich," fügte er hinzu, „Ihnen nun anbiete."

3.

Merkwürdige Gebetserhörung einer Mutter für ihr beſeſſenes Kind.

(Aus den Sammlungen für Liebhaber chriſtlicher Wahrheit und Gottſeligkeit v. J. 1831.)

Daß der Herr das anhaltende Gebet erhört, und daß Er ſich an ſeinen Kindern öfters gerade ebenſo verherrlicht, wie an jenem kananäiſchen Weibe, wenn ſie im Gefühl ihrer Unwürdigkeit ſich nicht von Ihm abweiſen laſſen, mag nachſtehende wahre Geſchichte beweiſen.

Eine unglücklich verheirathete Frau eines ehemaligen Waſſerbaumeiſters in K., Namens Karoline Z., geborne W., mußte, da der Mann ſie verlaſſen hatte, aus Noth im Jahr 1829 nach Berlin in Dienſt gehen und ihre einzige zehnjährige Tochter andern Leuten in K. anvertrauen. In der großen Kälte des Januars 1830 wurde dieſe Tochter von ſehr böſen Krämpfen heimgeſucht. Hände und Füße erfroren ihr, weil ſie, von Krämpfen überfallen, oft vor der Thür im Freien liegen blieb. Das Uebel wurde nach und nach immer heftiger: kein Tag verging, an dem ſie nicht ſchreckliche Anfälle hatte und Niemand mochte ſie um ſich dulden. Um Pfingſten 1830 nahm die Mutter ſie nach Berlin und brachte ſie in Pflege zu einer Frau Namens K. — Die Krämpfe waren indeß ſo ſchrecklich, daß dieſe Frau die Mutter faſt täglich bat, ihr das Kind wieder abzunehmen, weil ſie das Elend nicht anſehen noch ertragen könne. Die Krämpfe hatten jetzt ſolche Gewalt, daß wer ſie ſah, nicht anders glauben konnte, als daß der böſe Geiſt das Mädchen beſäße. Gewaltſam wurde der Hals öfters ſo zugezogen, daß das Geſicht braun gefärbt und das Blut zum Munde hinausgedrängt wurde. Jeden Tag war die Mutter der Nachricht gewärtig, daß ihr Kind den Krämpfen erlegen ſey. Was ſollte die Mutter in ſolcher Noth anfangen! Aerztliche Mittel wollten nicht helfen. Wohl ihr, daß ſie Den kannte, der helfen kann, wo Menſchenhülfe kein Nütze iſt. Kummer und Gram in ihrem Eheſtande hatten ſie Jeſum kennen gelehrt und der war jetzt der Stab, an dem ſie ſich immer wieder aufrichtete.

Eines Morgens — es war zwiſchen Johannis und Michaelis 1831 — erklärte die Frau, bei der das Kind in Pflege war, der Mutter, daß ſie daſſelbe nun nicht länger behalten könne, ſondern es ihr morgen beſtimmt bringen würde; ſie möge nun ſelber ſehen, wie ſie fertig würde. Die Herrſchaft, bei der die Mutter Kinderfrau war und die das Elend des Mädchens ſchon öfters geſehen hatte, wurde entrüſtet, weil ſie ſolches Kind nicht um ſich dulden könne und wollte der Mutter ſogleich den Dienſt aufkündigen, ſobald es nur in's Haus gebracht würde. Dieſe nun, halb todt vor Jammer, wußte nicht, was ſie beginnen ſollte. Nachdem ſie die Frau überredet hatte, nur noch einige Tage Geduld zu haben, ſtürzte ſie in den Garten und warf ſich in der Angſt, was nun in dieſer Bedrängniß anfangen, vor dem allmächtigen Helfer nieder und tiefe Seufzer drangen aus dem gepreßten Herzen. „Herr Jeſu,“ rief ſie endlich, „Du biſt ja der allmächtige Arzt, komm doch zu dieſer Kranken! Du biſt der allmächtige Gott, treib' doch den böſen Geiſt aus ihrem Körper!“ Lebhaft vor ihre Seele trat jetzt die Geſchichte des kananäiſchen Weibes. „Herr,“ ſchrie ſie, „erbarme Dich doch, meine Tochter wird vom Teufel übel geplaget! — O Gott, mache doch mein Kind geſund, hilf uns doch aus unſerm Elende. Würdig bin ich deſſen nicht, aber Du kannſt und mußt mich würdig machen. Ich laſſe Dich nicht, Du erhöreſt mich denn. O Herr, thue es doch! Du kannſt, Du mußt, Du willſt helfen und haſt Deine Hülfe allen Elenden theuer zugeſagt u. ſ. w.“

Alſo rang dieſe Chriſtin gleich jener Heidin vor demſelben Herrn und Meiſter, der unſer Leid nicht ohne Mitleid ſehen kann. Auf einmal, noch während des Gebets war es ihr, als höre ſie aus der Höhe die Worte: O Weib, dein Glaube iſt groß, dir geſchehe, wie du willſt.

Geſtärkt, wie von Neuem geboren, ſtand ſie freudig auf und konnte dem Herrn für ſeine Gnade danken. In ihrem Herzen war jetzt die Gewißheit, deinem Kinde iſt geholfen. Freudig erklärte ſie ihrer Hausfrau: „Mit mir iſt etwas vorgegangen; meine Tochter bekommt die Krämpfe nicht wieder!“

Den andern Tag kam die Frau mit dem Kinde nicht, ja, einige Tage vergingen, ohne Nachricht zu erhalten. Aus dem Mutterherzen ſtrömten indeß nur Lob- und Dankgebete; der Kummer war fort. Am nächſten Sonntage (eher war es ihr als Kinderfrau nicht geſtattet) konnte ſie erſt ausgehen. Am Nachmittage, ehe ſie noch zu ihrem Kinde ging, mußte ſie, innerlich gedrungen, erſt die Predigt des Prediger Goßner hören und dann noch eine Erbauungsſtunde beſuchen. O wie war ihrem Herzen, als ſie hier ſagen hörte: „Wie Mancher mag weit hergekommen ſeyn, um dem Herrn ſeinen Dank zu bringen.“ — Ihr Herz wurde in der Kirche ſowohl, wie auch in der Erbauungsſtunde nur noch mehr zum Lobe Gottes geſtimmt und nun erſt eilte ſie zu der Tochter.

O welche Freude! Seit jener Stunde harrte man vergeblich auf die Wiedererſcheinung der Krankheit. Sie wird nicht ausbleiben, meinten Alle. „Nein, nein, rief die Mutter voll Glaubensmuthes, deine Krankheit, meine Tochter, wird nicht wiederkehren.“ Da die Leute weltlich waren, lachten ſie — und wirklich, bis heute im März 1834 iſt ſie nicht wiedergekehrt; der Name des Herrn, der heute noch große Wunder thut, ſey gelobet! — Das Mädchen wurde bald darauf in die Nähſchule geſchickt und dann in Kondition gegeben. Mitleidige Herzen nahmen ſich deſſelben an, ſie konnte 1833 von dem Prediger Goßner konfirmirt werden und man ſorgte für ihr ferneres Fortkommen. Gegenwärtig dient ſie, iſt geſund, nur etwas langſam.

Noch heute weiß die Mutter zum Lob und Dank keine Worte zu finden und wünſcht, daß dieſe Geſchichte, zu deren

Bekanntmachung ſie ausdrücklich aufgefordert worden, zur Verherrlichung ſeines Namens etwas beitragen und hauptſächlich auch die Behauptung der glaubensloſen Seelen, als ob der Herr heutzutage keine Wunder mehr thue, zu nichte machen möge.

Geſchrieben den 4. März 1834.

4.

Ein anderer Fall von Beſeſſenheit in Frankreich.

Nachſtehender Fall einer Beſeſſenheit, deſſen verſchieden
öffentliche Blätter im J. 1838 erwähnten, bietet in ſo fern
einen traurigen Gegenſatz zur vorſtehenden Erzählung, al
man die Unkenntniß und die ungläubigen Vorur
theile bedauern muß, welche dem unglücklichen Individuum
das den Gegenſtand der Erzählung bildet, bei ſeinen ſchwere
Leiden nicht diejenige Hülfe zukommen ließ, die in ſolche
Fällen allein, wo nicht völlig hilft, mindeſtens das Leide
lindert und erträglich macht.

Der Unglaube rühme ſich nur nicht ſeiner „Human
tät,“ ſonſt erſcheint die folgende Geſchichte als „Satyre
auf dieſelbe.

Im Sommer 1838 wurde ein gewiſſer Dominique Ba
las von Orbeſſan zu Auch unter Gewahrſam gehalte
Dieſer Mann, damals 27 Jahre alt, diente bei einem Gut
herrn, der ſehr mit ihm zufrieden war, bis ihn eine au
zehrende Krankheit befiel und ihn zwang, zu ſeinem Vat
zurückzukehren. Sein Uebel verringerte ſich dort aber nic
allein nicht, ſondern wurde noch ärger und dabei wurde
Jedermann aufſätzig und ſchlug zuweilen um ſich. In Fol
eines allgemeinen Spasmus verlor er die Sprache und ſei
Finger zogen ſich krampfhaft zuſammen, daß deren Spitz
ſich feſt in die innere Hand einkniffen. Trotz dieſes Zuſtande
der ihn hinderte, ſich ſeiner Finger im Geringſten zu bediene
erklomm Balas die höchſten Bäume und die Strohmeil

wie eine Katze und brach dort zu beſtimmten Stunden jedes Tages in ein furchtbares Geheul aus. Seine Nahrung beſtand aus einer Kartoffel und ſieben Bohnen täglich. Dieſe Sonderbarkeiten erfüllten bald die ganze Gemeinde mit Schrecken und ließ ſie an den Einfluß des Böſen glauben. Dieß ſchien auch um ſo unbezweifelter zu ſeyn, als Balas bei jedem Zeichen der Religion in Wuth gerieth. Einige einfältige Gemüther gingen ſelbſt ſo weit, zu glauben, daß das ſchlechte Wetter, das wir im letzten Monate gehabt, dieſem Beſeſſenen zuzuſchreiben ſey. Unter ſo bewandten Umſtänden wurde es denn nöthig, daß die Behörde einſchritt und ſo wurde er in einer Irrenanſtalt untergebracht. Dort angekommen, verweigerte er jegliche Nahrung und gab durch Zeichen zu verſtehen, er könne nichts genießen, als in ſeinem väterlichen Hauſe. Balas hielt Wort und er aß und trank während 69 Tagen nicht. Von dem Zuſtande des Unglücklichen gerührt, ließ die Behörde ihn zu ſeinem Vater zurückführen, welchen Weg, zwei Lieues, er zu Fuß zurücklegte und dann mit dem größten Heißhunger über das ihm vorgeſetzte Eſſen herfiel. Jetzt verhielt Balas ſich mehrere Tage ruhig, dann verfiel er aber in ſeinen früheren Zuſtand und zwar in einem noch ſtärkeren Grade. Zu dem Deſpotismus, den er im Hauſe ausübte, zu dem Geheul, das er ausſtieß, fügte er noch die Drohung hinzu, ſeinen Vater zu tödten. Im letztverwichenen Februar holte er mitten aus einer im Felde weidenden Heerde ein Schaf und trug es trotz der Bemühung des Hirten, ihn daran zu verhindern, in vollem Rennen nach Hauſe. Dort angekommen, erfaßte er den Hammel mit den Zähnen und trug ihn ſo durch ein Loch kriechend auf den Boden unter das Dach, wo er ſeine ſtete Wohnung genommen hatte. Hiernach iſt er abermals, am 25. März, in das Irrenhaus gebracht worden, wo er ſich noch jetzt (im Juli 1838) befindet, ebenfalls, wie das erſte Mal, unter Verweigerung jeglicher Nahrung. Er geht umher, magert abſichtlich ab und beantwortet jede Anrede durch das Zeichen, man ſolle ihm den Kopf abſchneiden. Dieſer iſt in einer ſteten Bewegung. Bei dem Zeichen des Kreuzes ſchneidet er furchtbare Grimaſſen, wenn man aber den Teufel nennt, ſo lacht er in einer gräulichen Weiſe und ſagt durch Zeichen, er trüge ihn im Innern und er ſey es auch, der ihn nähre und erhalte.

Soweit der Bericht von 1838. Was nachher aus dieſem Unglücklichen geworden, das habe ich nicht in Erfahrung bringen können. Aber wer kann von ſolchen Leiden leſen, ohne, tief ergriffen, zu wünſchen, daß doch ein Mittel ſeyn möchte, auch daraus zu retten. — Nun, die vorangegangene Geſchichte zeigt uns das einzig wahre und erfolgreiche Mittel, aber — der Glaube iſt nicht Jedermanns Ding!

5.

Einige Fälle von Nachtwandlern.

a) Der nachtwandelnde Jäger.

Die in Philadelphia (Nordamerika) erſcheinenden Journale erzählten im J. 1844 folgenden ſonderbaren Fall des Somnambulismus. — George Williamſon, der ein Landhaus in der Nähe der Stadt bewohnt, ſtand am 18. Februar früh gegen 4 Uhr in einer Anwandlung von Somnambulismus auf, nahm ſein Gewehr, lud einen Lauf und ging querfeld ein. Auf der Brücke des Southwark-Canals blieb er plötzlich ſtehen, legte an, ſchoß und fiel rücklings zu Boden. Der Nachtwandler war natürlich durch den Knall erwacht und dergeſtalt erſchrocken, daß er eine Zeitlang beſinnungslos am Boden lag. So fand ihn ein Bauer, der mit ſeinem Karren zur Stadt fahren wollte, und brachte ihn in ſeine Wohnung. Endlich vermochte er ſich ſoweit zu ſammeln, daß er ſich an Alles erinnerte, was während der ſonderbaren Jagd in ihm vorgegangen war. Als er ſchoß, hatte er einen großen Raubvogel zu ſehen geglaubt.

b) Wunderbare Erhaltung einer Nachtwandlerin.

Ein zu Nancy erſcheinendes Blatt erzählte im Juli 1845 folgende wunderbare Erhaltung einer Nachtwandlerin: In der Nacht vom 6. auf den 7. Juli ſtand ein Mädchen von 17 Jahren in Charmes (Dept. Meurthe) in einem Anfalle von Somnambulismus aus dem Bette auf, öffnete das Kammerfenſter und ſprang 10 Fuß hoch auf das Straßenpflaſter herab. Durch den Sturz der Magd geweckt, ſprang der Hausherr hinzu, und da er das Mädchen, wenn nicht todt, ſo doch mindeſtens ſchwer verwundet glaubte, ſo ſchickte er in Eile zum Arzte. Als dieſer auf der Stelle erſchien, fand er die Somnambule auf den Füßen ſtehend, wie ſie ſich einige Blutstropfen an der Naſe abwiſchte. Zugleich hatte ſie eine kleine Schramme am Ohre; dieß war aber auch Alles. Da ſie nicht begreifen konnte, wie ſie hieher auf die Straße in Nachtkleidern gekommen, und durch des Hausherrn und des Arztes Gegenwart ſich erſchreckt fühlte, ſo ging ſie eilends in's Haus, ſtieg die Treppe hinauf, legte ſich in's Bett und ſchlief ohne Weiteres wieder ein.

6.

Ein erfüllter Traum mit großem Unglück im Gefolge (1845).

In der Nähe von O. in D.... träumten (zu Anfang des Jahres 1845) der Pflegetochter des dortigen Richters Nummern, und ſie bat ihn, dieſelben in irgend einer Grauer Collectur zu ſetzen. Der Richter that es, und das Mädchen gewann 1080 Gulden, worauf ſie ſich den Lotteriezettel vom Richter geben ließ und nach G. ging, um ihr Geld zu holen. Der Collectant rieth ihr, ſich von einem Trabanten das Geleite geben zu laſſen, es könnte ihr ein Unglück widerfahren. Nach langem Zureden befolgte ſie den Rath und trat mit dem Heiducken ihren Rückweg an. Als ſie zur D... Brücke kamen, bezahlte das Mädchen ihren Begleiter für ſeine Mühe, da ſie ſeiner nicht mehr bedürfe, indem ſie nur ein Paar Büchſenſchüſſe weit von hier wohne. Der Heiduck kehrte um, war aber kaum einige hundert Schritte weit gegangen, als er von der Brücke her Weherufe hörte. Er eilte ſofort zurück und fand das Mädchen bereits als Leiche unter der Brücke, neben ihr ein blutiges Meſſer. Der Unglücklichen war die Kehle durchſchnitten und das Geld war fort. Der Trabant ſteckte das große Meſſer zu ſich und eilte in das Haus des D... Richters, deſſen Frau ihn ganz unbefangen aufnahm und ihm ſagte, ihr Mann ſei nicht zu Hauſe, könne aber nicht mehr lange ausbleiben; ſie ſetzte dem Heiducken Brod und Wein vor, und ſuchte nach dem großen Meſſer, welches ſie jedoch nicht fand. „Ich habe ein Meſſer bei mir,“ ſagte voll Argwohn der Trabant und zog das gefundene hervor. Die Richterin erkannte es ſofort als das ihrige, und der inzwiſchen heimgekehrte Richter vermochte den Mord nicht zu läugnen.

7.

Geiſterſpuk an mehreren Orten.

Oeffentliche Blätter erzählten in den jüngſtverfloſſenen Jahren mehrere Fälle von Geiſterſpuk an verſchiedenen Orten, worüber allerdings nähere und beſtimmtere Auskunft zu wünſchen wäre. Indeſſen bis etwa früher oder ſpäter wohlauthentiſirte und beſtimmte Nachrichten von einem oder dem andern Fall zu erhalten ſein möchten, mag das Folgende als kurze Notiz von ſolchen Fällen einſtweilen dienen, ohne für die Genauigkeit gewiſſe Bürgſchaft leiſten zu können.

So wurde zu Anfang des Jahres 1844 aus Rom geſchrieben, daß es im Palaſt des verſtorbenen Cardinals Feſch in Rom ſpuke. Jede Nacht ließe ſich eine ſchwarze Geſtalt ſehen, die einmal den aufpaſſenden Caſtellan ſo kräftig geſchüttelt habe, daß ihm acht Tage lang alle Glieder weh thaten, und doch behauptet er ſteif und feſt, daß er ſelbſt jedes Mal in die Luft gegriffen habe, wenn er das Geſpenſt habe halten wollen. — Es ſollen (wird hinzugefügt) noch werthvolle Sachen im Palaſte ſtehen.

Am Schluß des Jahrs 1845 wurde aus dem Kanton Thurgau in der Schweiz Folgendes berichtet:

„Seit einigen Jahren ſind die Behörden des Kantons Thurgau, ſowie alle Einwohner, beſonders diejenigen des Zuchthauſes, mit der Unterſuchung einer unerklärlichen Erſcheinung beſchäftigt. An jedem hohen Feſte nämlich läßt ſich zur Mitternachtſtunde in der ehemaligen Johanniter-Kommenthurei Tobel, jetzt zur Strafanſtalt umgewandelt, ein ſolch entſetzlicher Lärm, durch Poltern, Kettengeraſſel, Kugelſchieben ꝛc. hervorgebracht, vernehmen, daß Niemand ſeines Lebens ſicher zu ſeyn glaubt. Alle Nachforſchungen haben bisher zu keinem Ergebniſſe geführt. Auf nächſten Chriſttag ſind nun neuerdings alle möglichen Anſtalten zur Entdeckung der Urſache dieſer Erſcheinung getroffen, wahrſcheinlich abermals vergeblich. Eine Verlegung der Strafanſtalt wird unvermeidlich ſein, wenn die Thurgauer Behörden nicht ſchlauer ſind, als der ſie zum Beſten haltende Geiſt.“

Nach ſpäteren Nachrichten (im Schw. Merkur v. 9. Jan. 1846) ſind die Anſtalten auf den Chriſttag ꝛc. ohne allen Erfolg geweſen. Es ließ ſich nichts ſehen noch hören.

Aus Paris ward von Anfang Januars 1846 geſchrieben: „Seit einigen Tagen ſpukt es in der Umgebung des Juſtizpalaſtes, der Conciergerie und der St. Chapelle. Jeden Abend hört man, von 6—7 Uhr an, mehrere Stunden lang ein dumpfes Geräuſch, als würde unterirdiſch gearbeitet. Vergeblich bemühte man ſich bis jetzt, die Urſache zu entdecken. Man unterſuchte, ob nicht etwa ein Gefangener durchzubrechen ſuche; es war Nichts. Vielleicht filtrirt ſich von der Seine her Waſſer ein. Uebrigens iſt die Sache ſo ſonderbar, wie das Potsdamer Geſpenſt.“

Wenn dieſe letztere Anſpielung ſich auf die myſteriöſe Eröffnung beziehen ſollte, die im Dezember 1845 dem König von Preußen von einem Unbekannten vermittelſt eines gemeinen Soldaten zu Potsdam zugekommen, ſo läßt ſich dieſes mit der Pariſer Spukgeſchichte wenigſtens nicht in eine Parallele ſetzen. Daß dieſer Soldat von einem ſehr geheimnißvollen Individuum den Auftrag bekommen habe, dem König wichtige Eröffnungen zu machen (die man allgemein glaubte, daß ſie ſich auf die nachher ausgebrochene polniſche Verſchwörung in Poſen, Krakau u. ſ. w. bezogen haben), und daß der Soldat wirklich auch eine geheime Audienz bei Sr. Majeſtät dem Könige von Preußen gehabt habe, wird zwar mit aller Beſtimmtheit verſichert; doch waltet über dem Ganzen bis jetzt noch ein zu dichter Schleier des Geheimniſſes, als daß es möglich wäre, über den unbekannten Eröffner dieſer Botſchaft Näheres zu muthmaßen oder erlaubt, etwas zu beſtimmen als das: daß er kein Geſpenſt war.

Dagegen erzählte das „Elberfelder Kreisblatt“ um die Mitte des jüngſtverfloſſenen Jahres (1846) folgende nicht unintereſſante Erſcheinungsgeſchichte.

„Vor einiger Zeit kam Einſender nach Valbert, einem evangeliſchen Kirchdorfe am Fuße des Ebbegebirges im Kreiſe Altena. Die ganze Gemeinde war in Aufregung wegen einer angeblich dort vorgekommenen Begebenheit, die ich, als zu den Seltenheiten unſerer Zeit gehörig, hier ſo mittheile, wie ſie mir von mehreren übereinſtimmend erzählt wurde. Eine Magd des Pfarrers W. daſelbſt iſt eines Tages in einem zur Pfarre gehörigen Buſche in Arbeit. Sie bekommt Durſt und trinkt aus einer nahe liegenden Quelle. In demſelben Augenblicke ſteht vor ihr eine nackte (?) Frauengeſtalt, ſie unter Darreichung einer eiskalten Hand bittend, ihr zur Gnade zu verhelfen, indem ſie wegen grober Sünden ſeit ihrem Abſterben nun ſchon zwölf Jahre auf der Erde umherwandle, und zwei Kinder ſuche, die ſie auf den rechten Weg führen müſſe, bevor ſie zur ewigen Ruhe eingehen könne. — Seit ſie geſtorben, habe ſie täglich aus dieſer Quelle getrunken, und in dem Umſtande, daß die Magd ebenfalls daraus getrunken, das Wahrzeichen gefunden, daß dieſe zur Helferin beſtimmt ſey. — Eines andern Tages erſcheint dieſe Geſtalt den beiden Mägden des Pfarrers auf derſelben Stelle, und wird von ihnen als eine namhafte, vor zwölf Jahren verſtorbene alte Frau erkannt. Sie, die Todte, verabredet ſodann mit der einen — erſten — Magd die Ausführung ihres Erlöſungswerkes, und beſtimmt, daß ſie in einer der folgenden Nächte, durch das offen zu laſſende Fenſter ins Pfarrhaus komme, ſie, die Magd, abrufen und gemeinſchaftlich mit ihr zum Gottesacker gehen wolle, woſelbſt ſie das Nähere erfahren werde. — Dann verſchwindet ſie unter einem donnerähnlichen Knalle, und an ihrer Stelle ſteht eine Erſcheinung, ſo fürchterlich, daß beide Mägde die Flucht ergreifen. Der Pfarrer, der Kenntniß von dieſer Sache genommen hat, läßt ſein Haus mit Wache umſtellen. Nichts deſtoweniger holt die Todte die Magd in der Nacht ab, führt ſie durch die Kirche, deren Thüren ſich von ſelbſt öffnen, zum Gottesacker, auf dem bei brennenden Kerzen eine in Trauer gehüllte Menſchenmaſſe und das geöffnete Grab ſich zeigt, in das ſie nun mit den gefundenen Seelen der beiden Kinder unter gewiſſen Feierlichkeiten niederſteigt, ſich in den dort befindlichen Sarg legt und ihn über ſich zumachen läßt. Nächſtdem geht die beherzte Magd nach erhaltener Anweiſung durch die Kirche wieder zurück in's Pfarrhaus und ins Bett. Die das Haus umgebende Wache aber hat von dem ganzen Auftritt nichts vernommen, als ein wenig Geräuſch und Fenſtergeklirr. — So weit die Erzählung. — Was ſoll man dazu ſagen? (fragt der obige Berichterſtatter) — die Sache iſt zur Volksſache geworden, und von allen Seiten erwartet man Aufſchluß durch den Pf. W., den die Geſchichte ſo nahe berührt, und der dem Spuke ſchon nachſpüren wird.“ —

Auch uns würde ein gewiſſenhafter und genauer Aufſchluß über dieſe Begebenheit, die natürlich im Munde des Volks mancherlei Verunſtaltung angenommen haben möchte, willkommen ſein, wiewohl dieſe ganze Geſchichte ſchon zum voraus ſehr mährchenhaft klingt.

8.

Sonderbare Muttermäler.

Aus dem Jahre 1828 findet ſich in der Zeitſchrift „Heſperus“ Folgendes: — Das Mädchen mit dem „Napoleon Empereur“ im Auge, wird in unſern Tagen angeſtaunt. Zu Amſterdam im Jahr 1699 im Monat März, war ein gleiches Wunder zu ſehen. Ein Knabe von fünf Jahren, von Leuwarden, ließ in ſeinem rechten Auge die Worte: „Deus meus“ und im Linken „אלהים“ (Elohim) im Cirkel um den Augapfel ſehen. Seine Mutter ſoll wegen der Schmerzen bei der Geburt dieſes Kindes jene Worte oft gerufen haben. Viele tauſend Menſchen überzeugten ſich, daß hier kein Betrug habe obwalten können. —

(S. Relationes curiosæ oder Denkwürdigkeiten der Welt. 1708. S. 204.)

Noch will ich hier aus einem eben erhaltenen Schreiben eines Freundes aus R. einen jüngſt vorgekommenen merkwürdigen Traum einer erſt kürzlich verſchiedenen und begrabenen Jungfrau erzählen, wobei ich übrigens noch nicht ermächtigt bin, Namen der Perſonen und des Ortes zu erwähnen.

Eine Tochter eines anſehnlichen Geiſtlichen in einer bedeutenden Stadt Württembergs wurde vor Kurzem auf eine ſehr eindrückliche und rührende Art begraben. Einige Wochen, ehe ſie erkrankte, waren einige von ihren Freundinnen bei ihr und erzählten einander im Geſpräch auch von ihren Träumen. Als dieſe ihre Träume erzählt hätten, ſo ſagte Obige, es habe ihr auch geträumt, aber ſie erzähle ihren Traum nicht. — Als die Freundinnen fort waren, ſagte ihre Mutter, nun S—, ſo erzählſt du doch mir deinen Traum. — Ja, ſagte ſie, dir will ich ihn erzählen, und erzählte: es habe ihr vor einigen Tagen geträumt, ſie befinde ſich in einem Kornfelde; nun wurde daſſelbe abgemäht; ſtatt der Aehren aber waren es auf einmal Menſchen, und unter dieſen ſei auch ſie geweſen. Dieſe wurden nun in Garben gebunden, als bald eine Geſtalt ſich ihr mit aufgehobenem Finger näherte und zu ihr ſagte: „S....., bedenke das Heil deiner Seele!“ worauf ſie erwachte. Bald nach dieſem Traum ging ſie am erſten Advent (1846) zu Gottes Tiſch, wo ſie unter Thränen noch lange in der Kirche verweilte; als ſie nach Hauſe kam, ſpielte ſie auf dem Klavier einen Choral; jedoch nach wenigen Tagen wurde ſie etwas leidend, und mußte auch bald das Bett hüten: endlich erklärten die Aerzte, es ſei das Schleimfieber. Als man es ihr ſagte, erwiederte ſie: „an dieſer Krankheit ſterbe ich;“ und ob ſie gleichwohl nicht gefährlich ſchien, ſagte ſie dennoch zu ihrem Bruder, er möchte ſie auch auf den Gottesacker begleiten; ebenſo zu ihrer Magd. — Nun wurde es aber immer ſchlimmer, indem ſich noch eine Unterleibsentzündung einſtellte, wo ſie noch einige ſchmerzvolle Tage hatte, und woran ſie dann auch — nach dreiwöchentlichem Krankſein, im fünfundzwanzigſten Jahre ihres Lebensalters, verſchied. Sie war allgemein geachtet und geliebt. — Als ſie ihrer Mutter auf Weihnachten einen Lichtſchirm ſtickte, ſo traf es ſich, daß das Bild auf demſelben, wie ihre Mutter ſagte, ihrer S— ſo ähnlich ſehe, als ſie noch ein Kind von vier Jahren geweſen ſei, daß ihr dabei der Gedanke aufgeſtiegen ſei, als ſie erkrankte, dieß werde wohl ihre letzte Arbeit ſein. —

Mohamedaniſcher Aberglaube.

Die menſchliche Vernunft wandelt von Natur wie in einem Nebel, hinter welchem die Heere der Finſterniß theils von fern und unſichtbar auf das empfängliche Gemüth einzuwirken ſuchen, und ihm gern allerlei Wahngebilde vorgaukeln, theils daraus hervortreten, ſich und ihre Macht näher bekunden durch weſentliche Aeußerungen, Erſcheinungen, Beſitzungen, Bündniſſe u. dgl., und am liebſten Wahrheit und Lüge, Weſentliches und Unweſentliches, durcheinandermiſchen, um dem Menſchen zu berücken, oder zu verwirren und zu ängſtigen. Lüge und Betrug iſt der Hauptcharakter ihrer Thätigkeit; aber es iſt nicht Alles Unwahrheit und ſelbſtgeſchaffener Wahn, was man Aberglauben nennt. Jene Werke des Teufels zu zerſtören, iſt Chriſtus erſchienen, und ſie finden ſich daher am häufigſten, wo entweder der chriſtliche Glaube eine falſche, unpraktiſche Richtung nimmt, oder in nichtchriſtlichen Ländern, wie die Miſſionsberichte zeigen. Hier wüthet das Reich des Böſen auf eine oder die andere Art mit faſt ungebundener Gewalt. Nachſtehend ein Bruchſtück über die Mohamedaner in Africa

Der evangeliſche Miſſionär Ferd. Chriſt. Ewald ſchreibt aus Tunis unterm 27. Juni 1834: „Die Unwiſſenheit des gemeinen Volks iſt bedauernswürdig — — deßhalb ſind ſie auch in den lächerlichſten und ſchrecklichſten Aberglauben eingehüllt. Es wimmelt von Wahrſagern, Schwarzkünſtlern, Geiſterbannern und Amuletenſchreibern. Die erſtern ſind größtentheils Frauen, die in den Straßen herumgehen und rufen: Dagaſi! Dagaſi! = Wahrſagerin! Die Leichtglaubigen laſſen dieſe ins Haus kommen und vernehmen dann ihr Glück. Faſt in jedem Hauſe iſt ein Poltergeiſt; oft kann dieſer nicht gebannt werden, und in dieſem Falle verlaſſen die Bewohner insgeſammt das Haus, und Niemand würde in daſſelbe ziehen, wenn man ihm ein Kaiſerreich geben möchte. Das Haus bleibt alſo leer und fällt in Ruinen, und ich übertreibe nicht, wenn ich ſage, daß auf dieſe Weiſe der ſechſte Theil von Tunis zur Ruine geworden iſt. Ich ſah ganze Straßen, in welchen die Häuſer eingefallen ſind, und nie wieder aufgebaut werden, weil böſe Geiſter daſelbſt hauſen. Es iſt ein ſonderbarer Widerſpruch unter dem geblendeten Volke. Alle glauben an die Kraft der Amulete, nageln ſie deßhalb an die Thüren, tragen eine Menge derſelben am Leibe, behaupten, wo ſolche ſeyen, da können keine böſe Geiſter ſich aufhalten, und dennoch werden ſie von ihnen geplagt. — Die Wahnſinnigen werden auch hier für heilige Perſonen gehalten, und deren gibt es eine Menge hier, theils wirkliche, theils verſtellte. Es gibt männliche und weibliche Heilige. In dem ſonderbarſten Anzuge durchziehen ſie die Stadt, oft halb, oft ganz nackt. Jeder gibt ihnen Geld und Speiſe, jeder rechnet es ſich für ein Glück, von ſolchen berührt zu werden. Nach ihrem Tode errichtet man über ihrem Grab Kapellen, und dieſe ſind dann Zufluchtsörter für Verbrecher; einmal in dieſem eingebildeten Heiligthume, iſt jeder, auch der größte Verbrecher, ſicher, und nicht einmal der Bey kann einen ſolchen herausnehmen. Der Verbrecher wird in dieſen Kapellen ernährt, bis er entweder begnadigt wird oder ſtirbt. Doch wenn ein Mörder ſich dahin flüchtet, ſo hat der Bey das Recht, ihn in der Kapelle einmauern zu laſſen. In Tunis gibt es eine große Anzahl ſolcher Zufluchtsörter. Eine Straße iſt völlig damit angefüllt, und wird deßhalb die heilige Straße genannt. Doch der berühmteſte Zufluchtsort dieſer Art iſt 12 engliſche Meilen von hier, Sidi Buſet genannt, erbaut auf einem der drei Hügel, auf welchem ehemals zum Theil Karthago erbaut war. Wer dahin fliehen kann, iſt aller Verfolgung überhoben. Zuweilen ziehen dieſe vermeintlichen Heiligen mit Fahnen, Trommeln und Pfeifen durch die Stadt, und dieſes iſt ein gräßlicher, ſchaudererregender Anblick. Während die einen trommeln, tanzen die andern, wobei ſie die Augen und

Glieder verdrehen, und die ſcheußlichſten Geberden machen; mir kamen die Bacchusfeſte der Alten in Sinn. — Weder Juden noch Chriſten dürfen ihnen in den Weg kommen, und bei ihrer Ankunft verbergen ſich die Juden, und die Chriſten gehen aus dem Wege. Ich ſtand einmal grade an dem Laden eines Mauren im obern Theil der Stadt, als ein ſolcher Zug ſich näherte. Die Juden flohen, die Mauren ſagten auch zu mir, ich ſollte mich verbergen, und in der That war mir nicht recht wohl bei dieſer Sache; da ergriff mich der Maure, nahm mich in ſeinen Laden und ſagte: „Setze Dich hieher zu mir; ich that es und der Zug ging vorüber. Auf meine Frage, warum dieſe Leute ſich ſo ſeltſam geberden? erhielt ich zur Antwort: Es ſind Heilige. Ich hatte dann eine lange Unterredung mit dieſem Mauren über den Unſinn dieſer Menſchen und über vernünftigen Gottesdienſt.“ —

Ohne Zweifel ſind nicht alle Poltergeiſter von Tunis leere Phantaſie; es mögen unter andern der unruhigen Seelen dort genug umgehen, und daß die Amulete der Mohamedaner, wenn ſie auch kein Betrug ſind, ſie nur ſelten entfernen oder beruhigen können, iſt begreiflich. Ebenſo ſcheinen ſich unter den wahnſinnigen „Heiligen,“ bei deren Verehrung die himmliſche Begeiſterung mit der Verrücktheit (Furor divinus mit insania) verwechſelt wird, wirkliche Beſeſſene zu befinden. Nur das Chriſtenthum kann da aufräumen; aber nicht das rationaliſtiſche. Denn die Rationaliſten wiſſen weder von Poltergeiſtern und Geſpenſtern, noch von Beſeſſenen, wenn gleich beides und noch mehr hinter ihrem Rücken ſich die Freiheit nimmt, vorhanden zu ſeyn.

— y —

Ein ſchöner Traum.

Von Moſengeil.

Zu einer bekannten Stadt Thüringens lebte vor geraumer Zeit ein erfahrener, frommer Arzt, deſſen ausgebreiteter Ruf ihm große Ehre und reichliches Einkommen erwarb, aber auch zugleich ſo viel Arbeit und Gemüthsbewegung zuzog, daß er zuweilen faſt darunter erliegen zu müſſen fürchtete. Väterlich und brüderlich theilte er die Leiden ſeiner Kranken und redete ihnen dabei in Stunden der Gefahr ſo erbaulich und eindringlich an's Herz, daß ſie in dieſem leiblichen Arzte auch zugleich den geiſtlichen fanden.

Traten Zeiten ein, wo anſteckende Krankheiten herrſchten, und wo gleichſam der Tod mit aller Macht an dem großen Lebensbaume ſchüttelte, ſo, daß die Menſchen in Menge, gleich reifen Früchten und gelbem Herbſtlaub, in's Grab herabrieſelten: dann war die Mühe des Arztes eben ſo groß, als ſeine Gefahr, und ſein Teſtament lag daher immer bereit.

Sehr oft wurde er dann mitten in der Nacht herausgerufen, und mußte ſich den ſüßen Schlaf aus den müden Augen wiſchen, um vielleicht durch Regenſtürme und Schneegeſtöber zu Neuerkrankten hinzueilen. So mühvoll und lange nicht genug gewürdigt iſt das Amt eines guten, pflichtgetreuen Arztes.

Einſt als ſich der Doktor von ſeinen vielen Beſuchen ganz ermattet zur Ruhe begeben hatte, ſank er augenblicklich in einen tiefen Schlaf, der ihm ein wunderbares Bild vor die Seele ſtellte, als ſollte Körper und Geiſt zugleich erquickt — für die kommende Arbeit geſtärkt, und für die vergangene belohnt werden.

Sein Traum führte ihn in einen Luſtgarten, deſſen Pracht Alles übertraf, was er bis jetzt von anmuthigen Gartenanlagen jemals geſehen. Das Schönſte aus dem Pflanzenreiche, wie ſich's in allen Erdtheilen zerſtreut findet, war hier vereinigt; der Doktor, ein geübter Kenner, kam faſt außer ſich vor Entzücken, als er große Prachtblüthen und edle Baumarten, wie ſie nur unter Indien's Himmel gedeihen, und wie er ſie bis jetzt blos aus Bildern und Beſchreibungen kannte, lebendig in allerhöchſter Vollkommenheit erblickte. Wie ein Kind, dem der heilige Chriſt beſchert hat, eilte er von einem Gegenſtande des Erſtaunens zum andern fort. Ein erquickender Wohlgeruch duftete aus den ſchattenkühlen Büſchen; der Raſen glich einem großen Kunſtgewebe, in welches auf goldgrünem Grunde hellgelbe und violenfarbige Blümlein in den zierlichſten Geſtalten geſtickt waren. Hier und da murmelten Kühlung hauchende Quellen, erhoben ſich kryſtallhelle Waſſerſtrahlen, und fielen mehr klingend, als plätſchernd, in große dunkelblaue Becken herab. Ueber denſelben ſchwebten Vögel mit buntſchimmerndem Gefieder, wie ſie nur durch Afrika's Wälder ziehen, und ſchauten aus ihrer klaren Höhe mit den ſchillernden Pfauenhälſen hernieder, als bewunderten ſie ſelbſt ihre große Schönheit, die ſich tief unter ihnen im Waſſerſpiegel mit zitternden, zerfließenden Farbenflammen malte.

Anfangs merkte der **Doktor** in ſeinem Entzücken nicht, daß er ganz allein war; dann aber, als er eine Weile hierhin und dorthin ſeinen Lauf durch die hohen Laubengänge richtete, und ein neues Naturwunder immer das vorige überbot, fiel es ihm auf, daß dieſer herrliche Garten leer von Bewohnern ſey, und ſein Herz ſehnte ſich nach einer mitfühlenden Bruſt, an die er zärtlich fallen und rufen könnte: Ach, Bruder! Wie ſchön iſt es hier! Und wie groß iſt der Schöpfer!

Indem er dieſes bei ſich dachte, ſah er einen Mann aus der Ferne herauſchreiten; je mehr er ſich näherte, deſto mehr wuchs des Doktors Freude; denn immer deutlicher erkannte er ſeinen geliebten Vater.

Mit dem lauten Freudenruf des Wiederſehens wollte er ihm um den Hals fallen; doch jener machte eine abwehrende

Bewegung, ob er ihm gleich mit einer ganz verklärten Freundlichkeit und Liebe zulächelte.

O, mein Vater, rief der Betrübte, warum wehreſt du es denn, mich, deinen getreuen Sohn, an's Herz zu ſchließen, wo ich doch ſo lange nicht geruht habe? Da hob jener mit ſanfter Stimme zu ſprechen an: Ich liebe dich, wie immer; und ſeit ich von der Erde geſchieden bin, habe ich dich wohl öfter im Geiſte geſehen, als du mich.

Da ſtand der Sohn, in Gedanken vertieft: denn er konnte ſich durchaus nicht darauf beſinnen, daß ſein Vater jemals durch den Tod von ihm getrennt worden ſey.

Nun ich deiner Liebe gewiß bin, erwiederte er endlich, ſo bin ich auch wieder zufrieden, und es fehlet mir gar nichts mehr zu meinem Glück, da ich in dieſem unvergleichlichen Luſthain gerade den Freund gefunden habe, nach welchem meine Seele am meiſten Verlangen trug.

Darauf ſprach ſein Vater: Dir iſt ein großes Heil widerfahren, welches ſelten einem Sterblichen zu Theil wird. Denn wiſſe! Du biſt an einem Orte, welchem du noch nicht angehörſt. Verlangſt du den Beweis, ſo brich nur eine jener Roſen, die hier neben dir blühen.

Der Sohn langte hin, eine der königlichen Blumen dankbar zu pflücken, doch kaum berührte er ſie, als das zarte Gebilde wie ein Nebelduft zerrann. Blick' her! ſprach der Vater, knickte eine der ſchönſten, rothen Kronen ab und ſteckte ſie an ſeine Bruſt, und es war, als ob ſie dort noch höher glühe und würziger dufte.

Da fragte der Sohn mit Trauer: Was muß ich denn thun, mein Vater, daß ich würdig werde, hier zu wohnen, und daß die Blumen dieſes Gartens nicht vor mir Armen erſchrecken und zerfallen?

Arbeiten, beten, dienen, vergeben und geben in der Furcht des Herrn, wie du es bisher gethan; antwortete der Vater. Der Sohn fragte noch Vieles, worauf er Beſcheid erhielt. Vieles hingegen blieb ihm verborgen. An Manches auch wußte er wachend ſich niemals mehr deutlich zu erinnern. Eines hatte er behalten: daß die Erde mit ihrer Schönheit nur ein ſchwaches Vorbild ſey von der Herrlichkeit ihrer Sonne, und dieſe nur der Schatten größerer Wunder jener großen Sonnen, um die ſich ganze Weltgebände drehen.

Indem ſie ſo mit einander ſprachen, ging erſt in großer Ferne, dann immer näher und durchdringender ein Ton durch den Garten, den der Doktor nachher nur mit dem Accorde einer großen Orgel vergleichen konnte, der ſtark und herzergreifend ſtrömte, und doch dabei ſo ſanft blieb, wie das Säuſeln der Harfenſaiten, wenn der leiſe Weſt ſie anhaucht.

Dieß iſt das Zeichen, ſprach der Vater, daß die Bewohner dieſer Gegend ſich zur Anbetung des ewigen Vaters verſammeln. Darum, ſo lebe nun wohl auf kurze Zeit, bis wir uns wiederſehen!

Noch ein einzig Wörtlein! flehte der Sohn; o, ſage mir, ehe du ſcheideſt, was bedeutet das unausſprechlich ſchöne Roſenlicht, das dort am Horizont heraufflammt, als wollte eine neue Sonne aufgehen, noch ſchöner, als das klare Licht, welches jetzt durch die zitternden Palmzweige niederglänzt? Niemals habe ich noch eine Aurora mitten im Tage geſehen!

Die Werke des Allmächtigen ſind unendlich und unergründlich, war des Vaters Antwort; wir alle, die wir hier wohnen, wiſſen uns jenes entzückende Licht nicht zu deuten, ſondern wir ſehnen uns dorthin, ſo wie ihr auf Erden euch nach dem Himmel ſehnt. Denn ohne Sehnſucht lebet keine Seele, weder auf Erden noch im Himmel.

Dann breitete der Vater ſegnend ſeine Hände aus zum Scheidegruß. In dieſem ſchmerzlichen Augenblick kam eine andre Geſtalt den Sprechenden näher, und der Doktor erkannte in ihr ſeine geliebte Schweſter, die Gattin eines werthen Freundes, in deſſen Hauſe er ſeine froheſten Stunden genoß.

Vater und Tochter ſanken ſich mit unausſprechlicher Wonne in die Arme. Dann erſt wendete ſie ſich erſtaunt zum Bruder hin.

O, darum, rief ſie, ihm entgegenfliegend, darum mußte ich dort vergebens auf dich warten!

Doch ehe er noch mit ſeinen Armen ſie umſchlingen konnte, war es ihm plötzlich, als ſinke er durch unermeßliche Räume nieder. Der erſte Laut, deſſen er ſich bewußt wurde, war ein lauter Ruf ſeines Namens.

O, lieber Herr! erſcholl es vor der verſchloſſenen Thür; ſo öffnet mir und ermuntert euch doch aus eurem tiefen Schlafe, denn gewiß es hat große Gefahr!

Nun ward es ihm klar, daß er bisher im Pa[illegible] des Traumes gewandelt hatte, und daß jetzt wieder d[illegible]iche Welt ihre Anſprüche an ihn erneure. Er kleidete ſi[illegible] an.

Wer iſt's denn, der nach mir verlangt? rief [illegible] dem harrenden Boten vor der Thüre zu.

Es iſt eure liebe Schweſter! erſcholl's zur Antw[illegible] ſie iſt plötzlich erkrankt, und ſchon eine gute Weile ha[illegible] ich euch umſonſt zu erwecken geſucht.

Der Arzt eilt erſchrocken hinab, er durchläuft mit immer ſteigender Angſt die Straßen bis zum befreundeten Haus und tritt haſtig ein; da fällt ihm der Gatte ſchluchzend um den Hals.

Zu ſpät! ſeufzte er, kaum des Wortes mächtig; unſre Freundin iſt ſchon bei Gott! Ein Nervenſchlag hat plötzlich mit ihr geendet.

Da faltete der Doktor ſeine Hände hoch empor, und konnte nicht weinen; auch nicht ſprechen. Es währte lange, ehe er ſeinem Freunde den wunderbaren Traum erzählen, und ehe dieſer recht darauf achten konnte.

Amputation eines Fußes im magnetiſchen Schlafe.

Am 22. November 1842 verlas ein Herr Topham, der den Kranken magnetiſirt hatte, in der Londoner mediciniſch-chirurgiſchen Geſellſchaft folgenden Bericht.

Jakob Wombell, ein Arbeitsmann, 42 Jahre alt, von ruhiger Gemüthsbeſchaffenheit, hatte ſeit etwa 5 Jahren an einem ſehr ſchmerzhaften Knieſchaden gelitten. Am zweiten Junius wurde er in das Bezirksſpital zu Wellow bei Ollerton in der Grafſchaft Nottingham gebracht. Er war nicht länger im Stande zu arbeiten, und litt außerordentlich. Bald ſtellte ſich heraus, daß man ihm das Bein über dem Kniegelenke werde abnehmen müſſen, und die Aerzte kamen überein, daß dieſes wo möglich geſchehen ſollte, während der Kranke im magnetiſchen Schlafe lag.

Ich ſah Wombell zum erſten Mal am 9. September. Er ſaß auf ſeinem Bette, liegen oder gar ſtehen war ihm unerträglich. Er klagte über peinigenden Schmerz, war aufgeregt und reizbar, und weil ihm der Schlaf fehlte, ſehr von Kräften gekommen. Während der letzten drei Wochen hatte er in je 70 Stunden immer nur 2 Stunden geſchlafen. Ich verſuchte jetzt ihn in magnetiſchen Schlaf zu verſetzen und gebrauchte dazu 35 Minuten; doch ſchloß er nun die Augenlider unter jenem Zittern und Zucken, welches dem magnetiſchen Schlafe eigenthümlich iſt. Obwohl er wach war und ſprach, konnte er ſie doch erſt nach Verlauf von anderthalb Minuten wieder öffnen.

Am folgenden Tag gelang mein Verſuch ſchon beſſer, und ſchon nach zwanzig Minuten war er in Schlaf verſunken. Nun magnetiſirte ich ihn Tag für Tag, mit alleiniger Ausnahme des 18., bis zum 24. Sept., und ſeine Empfänglichkeit ſtieg allmälig, ſo daß am 23. der Schlaf ſchon nach $4\frac{1}{2}$ Minuten eintrat. Die Dauer deſſelben war verſchieden, und betrug zuweilen eine Stunde, manchmal auch eine halbe mehr. Er erwachte jedesmal durch den Schmerz am Knie, der in unbeſtimmten Zwiſchenräumen ſich heftig einſtellte.

Als ich ihn das dritte Mal ſah, fühlte er ſich ſehr ſchwach, und war ſo bekümmert und betrübt, daß er weinte. Ich ſtrich ihm der Länge nach über das Knie, und nach etwa 5 Minuten fühlte er ſich erleichtert, und als ich fortfuhr mit meinem Magnetiſiren, ſchlief er wie ein Kind. Nun wurden ſeine Arme und ſein Knie gekniffen, ohne daß er Empfindung davon hatte, und doch war das kranke Glied, wenn er wachte, dermaßen empfindlich, daß er auch nicht die leichteſte Bedeckung auf demſelben vertragen konnte. In jener Nacht ſchlief er ſieben Stunden ohne Unterbrechung. Nachdem ich ihn nun 12 Tage hinter einander magnetiſirt, ging in ſeinem Aeußern eine ſichtbare Veränderung vor. Er bekam wieder eine geſunde Farbe, ſeine Heiterkeit kehrte zurück, er fühlte ſich kräftiger, ſchlief gut und hatte Eßluſt. Am 22. Sept. wurde ihm geſagt, daß in nächſter Zeit das Bein abgenommen werden ſolle. Dieſe Mittheilung ſchien ihm unerwartet zu kommen und griff ihn ſehr an. Ich verſuchte an demſelben Tage, ihn gegen ſeinen Willen zu magnetiſiren. Während ich es that, ſah er von Zeit zu Zeit die Umſtehenden an; nach 12 Minuten ſchlief er. An den drei vorhergehenden Tagen war die Sache in ſechs Minuten gethan. Später ſagte er mir, er habe ſich wiederholt daran erinnert, daß man ihm ſein Bein abnehmen wolle, und an den Schmerz gedacht, den er werde aushalten müſſen; aber der magnetiſche Einfluß war überwiegend und er verlor bald das Bewußtſein. Die Furcht vor dem Verluſt des Beins aber verhinderte in jener Nacht ſeinen natürlichen Schlaf. Am andern Morgen fand ich ihn reizbar und geſchwächt; nach 4½ Minuten aber brachte ich ihn in Schlaf.

Topham erzählt nun, daß er den Kranken noch mehrmals verſuchsweiſe magnetiſirte, um ſich zu überzeugen, daß die Operation verrichtet werden könnte, während Wombell ſchlief. Dann fährt er fort: Als der feſtgeſetzte Tag da war, gingen wir in ſein Zimmer, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen. Da der Kranke bei jeder Berührung von entſetzlichen Schmerzen gequält wurde, ſo mußten wir davon abſtehen, ihn auf einen Tiſch zu legen. Sein niedriges Bett wurde daher auf ein Gerüſt gehoben. Nachdem ich ihn zehn Minuten lang magnetiſirt, zogen wir ihn auf ſeinem Betttuche nach unten hin. Die Bewegung aber, welche dabei unvermeidlich war, verurſachte ihm dieſelben Schmerzen, die ihn ſo oftmals gepeinigt hatten. Das Knie war außerordentlich empfindlich; wenn er im magnetiſchen Schlaf lag, hatte ich ihn an den vorhergehenden Tagen oberhalb und unterhalb deſſelben ſtark geprickelt, ohne daß er das Mindeſte geſpürt hätte. Wir legten ihn nun in die geeignete Lage, und bald nachher bemerkte er uns, ſein Schmerz habe aufgehört. Binnen 4 Minuten ſchlief er, und nach Verlauf einer Viertelſtunde ſagte ich dem Wundarzt, Herrn Ward, er könne nun ſeine Operation beginnen. Jetzt brachte ich zwei Finger jeder Hand in ſanfte Berührung mit Wombells geſchloſſenen Augenlidern und ließ ſie längere Zeit dort, um den Schlaf noch tiefer zu machen. Der Wundarzt warf einen ernſten, bedächtigen Blick auf den Mann, ſchnitt langſam mit ſeinem Meſſer in die Mitte der äußern Seite des Schenkels bis auf den Knochen und machte dann einen zweiten Schnitt rings um den Schenkel. Wir alle ſtanden athemlos da und nur das Athmen des Kranken war hörbar. Als der Wundarzt den zweiten Schnitt machte, ergab ſich, daß die Lage des Beines unbequemer war, als wir angenommen hatten und Hr. Ward fühlte ſich dadurch etwas behindert. Nach dem zweiten Schnitte winſelte der Kranke und das Winſeln kehrte bis zur Vollendung der Operation in Zwiſchenräumen wieder. Ich meine, Wombell hat geträumt, denn ſein Schlaf war feſt wie zuvor. Der ruhige Ausdruck ſeines Geſichtes veränderte ſich nicht im Mindeſten, ſein ganzer Körper blieb liegen, wo er lag, kein Muskel, kein Nerv zuckte. Bis zum Ende der Operation, auch während der Knochen abgeſägt wurde, Hr. Ward die Pulsadern unterband und die Bandagen anlegte, alſo während einer Zeit von etwa zwanzig Minuten, lag er da wie eine Bildſäule. Bald nach der Abnahme des Gliedes ſchlugen ſeine Pulſe in Folge des Blutverluſtes ſchwächer; man goß ihm etwas Branntwein mit Waſſer vermiſcht in den Mund, das er unwillkürlich hinunterſchluckte. Als der letzte Verband angelegt wurde, machte ich einen der Wundärzte und einen andern anweſenden

Herrn auf das eigenthümliche, ſchon erwähnte Zucken der Augenlider aufmerkſam. Da nun alles fertig war und Wombell weggenommen werden ſollte, brachte Hr. Ward ihn durch ein Salz zum Wachen.

Er war ganz ruhig. Anfangs ſagte er kein Wort, er ſchien erſtaunt oder verwirrt; dann ſah er um ſich und rief: Gott im Himmel ſey gelobt, es iſt alles vorüber! Darauf ſchaffte man ihn in ein anderes Zimmer, wo ich ihn ſogleich, in Gegenwart Aller, welche bei der Operation zugegen geweſen, aufforderte, zu ſagen, was mit ihm vorgegangen ſey, nachdem der magnetiſche Schlaf eingetreten. Er antwortete: „Ich wußte von nichts mehr und Schmerzen habe ich nicht gefühlt; einmal war es mir, als hörte ich ein Krachen oder Knacken." Auf die Frage, ob das ſchmerzhaft geweſen ſey, entgegnete er: „Nicht im Geringſten; Schmerzen habe ich nicht geſpürt und wußte von nichts, als bis ich durch das ſtarke Zeug (er meinte das Salz) aufgeweckt wurde." Das „Knacken" hörte er wohl, als ihm der Knochen durchſägt wurde.

Wir verließen ihn mit der beſten Hoffnung; Abends 9 Uhr fand ich ihn in ſehr befriedigendem Zuſtande und magnetiſirte ihn; nach kaum 2 Minuten ſchlummerte er und ſchlief anderthalb Stunden. — Als der erſte Verband abgenommen wurde, hatte ich ihn eingeſchläfert; von dieſer gewöhnlich ſo ſchmerzhaften Abnahme merkte er gar nichts; er hatte auch nicht gewußt, daß ſie vorgenommen werden ſollte und hatte auch ſpäter keine Ahnung von dem, was geſchehen war.

Der genannte Wundarzt hat alle dieſe Ausſagen beſtätigt und weiter bezeugt, daß gerade 3 Wochen nach der Operation Wombell aufſtand, um mit geſundem Appetite ſein Mittagsmahl einzunehmen. Er war längſt außer aller Gefahr; Nervenzufälle, wie ſie in Folge ſchmerzhafter Operationen ſo häufig vorkommen, hat er gar nicht gehabt.

Ueber die Wirkungen in Diſtanz beim Phänomen im Gefängniſſe zu Weinsberg im Jahr 1836.

Schon im Anfange dieſes Heftes kam ich auf die Phänomene im hieſigen Oberamtsgerichtsgefängniſſe zurück, die ſich im Jahre 1836 während der Inhaftirung eines Weibes zeigten und die in der bekannten Schrift verzeichnet ſind.

Ich übergebe all die vielen Zeugniſſe, die für dieß beſondere Phänomen im Gefängniſſe ſelbſt ſprechen und will nur diejenigen wieder den Leſern ins Gedächtniß zurückrufen, die davon zeugen, daß ſich dieſes Phänomen auch in Diſtanz äußerte, und daß, wenn dieſem Weibe auch möglich geweſen wäre, im Gefängnißraum derlei durch Betrug, dem ſie allerdings ſehr unterworfen iſt, hervorzubringen, es ihr doch nicht möglich geweſen wäre, durch Betrug in ſolche Diſtanzen hinzuwirken. S. 159 jener Schrift findet man das Zeugniß vom Oberamtsgerichtsbeiſitzer Theurer. S. 161 das Zeugniß des Lehrers Reuffer. S. 132 von Referendär Bürger. S. 166. vom hieſigen Bürger Kümmel und ſeinem Sohne. S. 171 von Herrn Maler Dörr. S. 175 von Herrn Profeſſor Kapf. Nach allen dieſen nüchternen und bewährten Zeugen erſchien dieſes Phänomen mehr oder weniger auf die gleiche Weiſe in der Nacht (bei den Herren Kapf, Dörr und Duttenhofer ſogar zu Heilbronn, eine Stunde von Weinsberg entfernt). Es ſtellte ſich mit Tönen ein wie vom Gehen auf Socken, Werfen wie mit Sand, ſelbſt Tönen wie von einem Schuſſe, beſonders aber in Tönen, wie wenn man kleine dürre Reiſer zerbricht, oder in Tönen wie beim Herausziehen elektriſcher Funken aus Flaſchen. Herr Reuffer bezeichnet es als einen langen, kniſternden, knallenden Ton, als reibe man ein ſich entzündendes chemiſches Schwefelhölzchen.

Dem Geſichtsſinn erſchien es nach dieſen Zeugniſſen oft wie eine ſchwefelgelbe Beleuchtung. Herr Bürger ſagte: Dieſe Beleuchtung dauerte einige Minuten, worauf es gerade war, als rollte man eine Tapete die Wand entlang und als führe dieſe mit der Beleuchtung zum Fenſter hinaus.

Dem Geruchsſinne wurde es nach dieſen Zeugniſſen oft als wie ein Leichengeruch offenbar, dem Gefühlsſinn aber durch kaltes Anblaſen u. ſ. w.

Wer all dieſe Zeugniſſe mit Unpartheilichkeit lieſt und vergleicht, der muß finden, daß wenn auch jenes Weib ſonſt betrogen und gelogen haben mag, in dieſen Anregungen in Diſtanz von ihr kein Betrug geſpielt werden konnte und daß ſolchen, wenn auch nichts Geſpenſtiges, doch Geiſtiges unterlag. Mir aber kommen ſolche Einwirkungen wie dämoniſche vor, welchen dieſes Weib allerdings nahe ſteht und wie ſolche auch ſchon öfters in andern und frühern Geſchichten Idioſomnambüler, hauptſächlich aber kakodämoniſchmagnetiſcher, beobachtet wurden.

Ein Zeugniß kann ich nicht umhin noch wörtlich ins Gedächtniß zurückzurufen, es iſt das von Herrn Profeſſor Kupferſtecher *Duttenhofer*, einem durch Ernſt und klaren Verſtand bekannt geweſenen Manne, wie er daſſelbe in den Blättern aus Prevorſt 9te Sammlung S. 86. in Form eines Schreibens an mich abdrucken ließ.

„Zuerſt muß ich Ihnen bezeugen, daß ich bei Durchleſung des Buches (Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur ꝛc.) ſehr befriedigt wurde, ſowohl wegen der *treuen* und *unverfälſchten Darſtellung* aller der verſchiedenen Thatſachen und Nebenumſtände, ſo viel ſie mir theils aus eigener Erfahrung, theils von andern glaubwürdigen Leuten bekannt geworden ſind und dann überhaupt über die Anordnung des ganzen Inhalts. Auch mir war eine Veroffenbarung, oder wie Sie das nennen wollen, in meiner Wohnung in der Nacht vom 29. bis zum 30. Dezember v. J. geworden. (Es war alſo dieß die gleiche Nacht, wo das Phantom auch zu Herrn Maler Dörr nach Heilbronn kam. S. S. 172 der Schrift.) Da ich aber Morgens früh nach *Oehringen* reiſte, ſo hatte ich Niemand etwas davon erzählt.

Nach meiner Zurückkunft am 2. Januar erfuhr ich nun ſogleich, mit welchem gewaltigen Geſchrei über die Phänomene, die Herr *Dörr* beobachtet hatte, die Stadt erfüllt war, wie Vergrößerungen und boshafte Mißdeutungen ſtattfanden, und wie überhaupt über dem Geſchrei der Menge zu keinem vernünftigen Worte zu kommen war, daher ich das mir Begegnete nur einigen Freunden mittheilte, indem ich glaubte, jetzt ſchweigen zu müſſen, da ſolche Beobachtungen zu wichtig ſind und auf einem andern Gebiete beſprochen werden müſſen, als hier der Fall iſt.

Es kam dazumal jenes Phänomen, als ich ganz wach im Bette lag, zu mir, nicht nur mit jenen Tönen, von denen ich früher und auch Herr *Dörr* und Andere zeugten, ſondern es lief in meinem Zimmer, in dem ſich außer mir kein Menſch befand, wie mit Schlarpen (an den Füßen los angelegten Schuhen) auf und ab, und als ich ihm zurief: „Laß dich noch beſſer hören!“ that es zu meinem Erſtaunen vor mir (im Zimmer) einen völligen Schuß. Nach dieſem Schuſſe aber ſchwieg es auf einmal ſtille, es war als wie verſchwunden. Fürs Auge, oder ſonſt für ein Schauen ſtellte ſich mir nichts dar.

Es iſt ſehr natürlich, daß ſolche Behauptungen und erlebte Thatſachen, gibt man ſie der Menge preis, ſogleich alle Stände und Alter beſchäftigen, und da einerſeits diejenigen, die ſeit fünfzig Jahren das eingetrichtert haben, was wir alle wiſſen, nicht geſtört ſeyn wollen, und andererſeits diejenigen, welchen eingetrichtert worden iſt, das erworbene liebe Gut der Erkenntniß ſich auch nicht rauben laſſen wollen, ſo iſt mir recht gut erklärlich, woher dieſe *leidenſchaftliche* Wuth gegen ſolche Beobachtungen kommt.

Mich u. ſ. w.

Heilbronn, den 27. Sept. 1836.

Duttenhofer.

Magikon.

Archiv für Beobachtungen

aus dem

Gebiete der Geiſterkunde

und des

magnetiſchen und magiſchen Lebens,

nebſt andern Zugaben

für Freunde des Innern.

herausgegeben von

Dr. Juſtinus Kerner.

Vierter Band. Drittes Heft.

Stuttgart.
Verlag von Ebner und Seubert.
1849.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt

	Seite
Der politiſche Veitstanz im Jahre 1848	249
Ein Lied von Rückert	254
Friedrich von Meyer	256
Einiges Biographiſche über den verewigten J. Friedr. von Meyer zu Frankfurt am Main	257
Friedrich v. Gagerns Vorausſehung	278
Das Leidensgeſicht	279
Ein Vorgeſicht von einem gewaltſamen Tode Robert Blums	280
Ueber Fernwirkungen, Somnambule, Geiſtererſcheinungen und dämoniſchen Zauber	281
Die Monomanie zu Raſtadt	291
Weitere Beiſpiele von elektro-magnetiſchen Erſcheinungen an Menſchen	293
Cardanus magnetiſche Eigenſchaften	299
Die Seher in der Oberlauſitz	301
Die Todesanzeigen in Wales	305
Zerſtören der Waſſerhoſen im Mittelmeer durch anſcheinend magiſches Einwirken	311
Eine briefliche Mittheilung aus Rußland	314
Briefliche Mittheilungen aus Feldberg	319
Der furchtbar bezahlte Spott	320
Das ernſt in Erfüllung gegangene Warnungswort	322
Die menſchliche Bitte und die göttliche Antwort	325
Antipathiſches Gefühl einer Mutter gegen ihre Kinder	326
Schlafreden und Schlafwandeln	327
Ein Mord im Traume	331
Ein Traum	332
Erfüllung eines Traums	333
Todesahnung	336

Seite
Gebetserhörungen 337
Eine merkwürdige Lebensrettung 340
Eine Erscheinung in der Todesstunde 348
Eine feurige Erscheinung 349
Ein sonderbares Begegniß 351
Ueber Vampyre 352
Zusatz zu dem Artikel „die Wahrsagerin“ im vorigen Heft S. 169 ff 355
Der neue Nostradamus 356
Die Weissagung Mechthildens 358
Eine angebliche Weissagung Napoleons 361
Prophezeihung eines alten Mönches zu Camenz in Schlesien (1845) 362
Der blinde Seher Melchior Lang 363
Einiges aus Lavaters Aussichten in die Ewigkeit 365

Der politiſche Veitstanz im Jahre 1848

als

Vorwort zu dieſem Hefte.

Die Chronik der Seuchen lehrt uns, daß nicht nur leibliche Krankheiten, wie z. E. der ſchwarze Tod, die Cholera ꝛc., ſondern auch geiſtige Krankheiten, Tollheiten, aus der Ferne hergekommen, ſich über Deutſchland epidemiſch verbreiteten.

So kam von England im Jahre 1375 über Brabant und Lüttich die epidemiſche Tollheit des ſogenannten Veitstanzes nach Deutſchland und verbreitete ſich durch Anſteckung raſch über einen großen Theil ſeiner Gauen. Die Zufälle werden verſchieden erzählt. Nach einigen (Chronic. Sponh.) wären die von dem Uebel befallenen Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen, zuerſt ſchäumend und bewußtlos, zu Boden geſtürzt, und wenn ſie ſich wieder bewegen konnten, hätten ſie bis zur Ohnmacht tanzen müſſen. Es ſcheint aber nicht bei einzelnen Anfällen ſein Bewenden gehabt zu haben, ſondern ſolche einmal ergriffene hatten eine wahre Manie, zu tanzen, ſie liefen den Ihrigen davon, und geſellten ſich zu Ihresgleichen, liefen faſt nackend und mit Blumen bekränzt und einen Gürtel um den Leib, einander an den Händen haltend, durch die Straßen, und tanzten beſonders in der Nähe von Kirchen und Wallfahrts-Orten, bis ſie niederſanken und ihnen der Leib auflief, ſo daß man denſelben binden mußte (Mezeray). Wer denſelben aufmerkſam zuſah, der lief

Gefahr, von demſelben Drang zu tanzen befallen zu werden, häufig ſcheint es aber dazu gekommen zu ſein, daß ſolche Verrückte von Hinzugekommenen durch Tritte und Schläge aufgerüttelt wurden.

In Baſel war eine ſolche Kranke, mit welcher die Obrigkeit ſo lange eigens bezahlte und roth gekleidete Leute tanzen ließ, bis ſie endlich vor Entkräftung vom Tanzen ablaſſen mußte, welches jedoch erſt nach einem Monat endlich erreicht wurde.

Durch die Erſcheinungen im März vorigen Jahres an den Menſchen, konnte man in der That in Verſuchung gerathen, anzunehmen, es habe ſich damals von Frankreich aus auch eine geiſtige epidemiſche Krankheit, ein politiſcher Veitstanz über Deutſchland verbreitet, wenigſtens war die Aufregung, die damals unter die Menſchen kam, faſt krankhaft und anſteckend zu nennen. Hätte ein Chronikſchreiber früherer Jahrhunderte dieſe Zuſtände zu beſchreiben gehabt, würde ſeine Beſchreibung, allerdings unklar und abentheuerlich, ohngefähr alſo gelautet haben:

„Im Jahr des Herrn 1848 verbreitete ſich im Monat März, von Frankreich herkommend, über Deutſchland eine eigenthümliche, anſteckende Tollheit, die ſie den politiſchen Veitstanz, auch das Märzfieber nannten. Dieſe anſteckende Seuche verſchonte kein Alter und Geſchlecht, Männer, Frauen, Jünglinge und Mädchen wurden davon befallen, beſonders herrſchte ſolche Seuche in den Städten, wo vorher Wohlleben und Aufwand unter den Gewerbsleuten geherrſcht, da ſie viele Gelegenheit zum Verdienſt hatten in ſo vielen Jahren der Ruhe und des Friedens. Weniger herrſchte ſie unter den Landbewohnern, den Weingärtnern und Bauern, die emſig bei aller Entbehrung ihrem Geſchäfte nachgingen und der Natur treu blieben.

Der Anfall war ſo, daß man glauben mußte: die Menſchen hätten alle aus dem Taumelkelch, von dem Jeſaias ſchreibt, getrunken. Sie zogen in ſolchem Taumel haufenweis in Schenken und auch in das Freie, wo ſie ſich in großer Anzahl verſammelten, ſprangen auf Tiſche, Bänke und Fäſſer, und ergoßen ſich in exaltirten Reden mit Worten, von denen die nachſtehenden ſich am meiſten in damaliger Zeit in Rede und Schrift wiederholten, als: „Märzerrungenſchaften,“ „breiteſte Unterlage,“ „Volksſouveränetät,“ „Hecker hoch!“ „der Zeit Rechnung tragen,“ „Gut und Blut,“ „Neuzeit,“ „wie Ein Mann,“ „Geſinnungstüchtigkeit,“ „Zeitbewußtſein,“ „Volksverräther,“ „Sondergelüſte,“ „Interpellationen,“ „Reaction u. ſ. w.“

Beſonders auffallend war, daß die Geſichtszüge der von dieſer geiſtigen Seuche Befallenen in kurzer Zeit eine merkliche Veränderung erlitten.

Manche, die früher ganz mager waren, bekamen auf einmal dicke, aufgeblaſene Backen, rothe Naſen, und funkelnde, oft auch triefende Augen. Sehr Vieler Geſicht bedeckte ſich auch ſchnell ganz mit Haaren, die vom Kinn in einen langen oft rothen Bart ausließen, und ſo kam es, daß oft der Vater den Sohn, der Freund den Freund nicht mehr erkannte; denn bei Vielen veränderte ſich dadurch ganz ihr Menſchenantlitz und nahm das Anſehen eines Waldteufels an.

Je länger und ſtruppiger Bart und Haare einem ſolchen ſtunden, je ſtärker war er von dieſer Seuche ergriffen; ließ er ſich Bart und Haar ſtutzen, war dieß ſchon ein Zeichen anfangender Reconvaleſcenz, nahm er ſich aber den Bart gänzlich ab, ſo durfte man zuverläßig darauf rechnen, daß ihn das Uebel dauernd verlaſſen.

Dieſe Bemerkung wurde auch nach der Beſtätigung mehrerer Irrenärzte an gewöhnlichen Irren gemacht, namentlich daß das erſte Zeichen ihrer Beſſerung darin beſteht, daß ſie ſich ihre Bärte abnehmen laſſen.

Wunderbare Gelüſte zeigten ſich in dieſer Krankheit, ſogar bei Knaben, nach Federn von Hahnen, die ſie auf die Hüte ſteckten, und war die Verfolgung dieſer Thiere damals ſehr groß. Denjenigen, die von dieſer Seuche aufs äußerſte ergriffen waren, wuchſen rothe Kämme wie den Hahnen,*) und beſonders war ihnen die rothe Farbe ein heftiges Begehren, weßwegen ſie auch oftmals rothe Fahnen vor ſich hertragen ließen, doch ſteigerte dieſe Farbe, wie bei den welſchen Hahnen geſchieht, ihren Taumel, und ſie verfielen dadurch in Raubluſt und Blutgier, ſprachen irre von Kopfmaſchinen und Beraubung des Adels und der Reichen. Andere ſchrieen ſehr gewaltig nach Gewehren und Säbeln, ſogar nach Kanonen, und marſchirten in allerlei Anzügen unter Trommelſchlag und Kriegsgeſang in den Gaſſen der Stadt, und auf den Viehwaiden umher mit dem Geſchrei: „Gut und Blut!“ und: „wie Ein Mann!“ Zu dieſer Zeit gab es mit dem Schießen viel Unglück, weil die Bäcker und Schneider die Führung der Waffen noch nicht kannten, wodurch ſie ſich oder die Naheſtehenden oft ohne Willen verletzten. Ein immerwährendes Trommeln verſcheuchte alle Singvögel.

Andere von dieſer Seuche ergriffene verließen ihre Geſchäfte und ſtunden in den Straßen umher, als warteten ſie auf Dinge, die da kommen ſollten und doch nicht kamen. Alle Geſchäfte ruhten, und ſo auch Handel und Wandel, während die ſo Befallenen auf den Straßen und in den Schenken ſich aufhaltend, über Gewerbloſigkeit (ſelbſt nichts mehr ſchaffend) raſten. Oft auch geſchah es, daß ſolche in großer Gemeinſchaft anderer auch ſo Befallener bei Nacht in den Straßen mit Gießkannen, Kochhäfen, Feuerzangen, Kühglocken und Kübeln herumzogen, und dieſe im furchtbarſten Geſchmetter und unter Miauen (Katzengeſchrei) vor den Häuſern derer ertönen ließen, die in Reden oder in Zeitſchriften Mittel zur Unterdrückung dieſer heilloſen Seuche angegeben hatten, und nannte man damals dieſe nächtlichen wahnſinnigen Aufzüge „Katzenmuſiken.“

Aber nicht blos Handwerksleute und gewöhnliche Bürger ergriff dieſe Seuche, ſie wüthete auch unter andern Ständen und namentlich beſonders unter dem Stande der Advocaten, hauptſächlich wenn dieſelben jüdiſchen Stammes waren. Die Redekunſt und die Geſchwätzhaftigkeit ſolcher wurde durch dieſe Seuche auf das fürchterlichſte geſteigert, und es waren dieſe der Anſteckung wegen, die am häufigſten von ihnen ausging, hauptſächlich gefährlich. Da in den vorangegangenen Jahren auch eine ſonſt nie geſehene auffallende Seuche unter die Kartoffeln gekommen war, ſo nannte man jene die Menſchen befallene Seuche, auch hie und da die politiſche Kartoffel-Krankheit, von der die Köpfe der Menſchen, auch wie die Kartoffelknollen krank und ungenießbar gemacht wurden. In dem Ventrikel des Gehirns der an dieſer Seuche geſtorbenen Menſchen fand man bei den angeſtellten Sectionen ſchwarz, roth, guldengelbe Streifen, auch hatten die ſogenannten corpora striata im Gehirne derlei Färbung, die aber beim Zutritt von Luft und Licht ſogleich zu Waſſer wurden. Durch die Dauer der Zeit nahm dieſe Seuche nach und nach in manchen Gegenden von ſelbſt ab, oder nahm einen gutartigen Character an, ſo wie jene ältere Seuche des Veitstanzes auch nach und nach ſich verlor, als ſie zur Langeweile geworden war. Vieles mag auch zu ihrer Beendigung beigetragen haben, daß man an verſchiedenen Orten, wo ſie ſehr heftig wüthete, namentlich in der Stadt Wien, ſie, wie ehemals jene Epidemie des Veitstanzes, durch Schläge, ſowie durch Schießen und Tritte auffallend ſchnell zu beendigen wußte. —“

---

*) Die mediziniſche Bedeutung des Wortes: crista galli iſt bekannt und dieſes Symptom zeigte ſich dazumal auch mehr als ſonſt.

Das wäre nun allerdings ein ſehr unklares und einſeitiges Bild einiger in neueſter Zeit vorgekommener Scenen, doch kann nicht geläugnet werden, daß ſeit dem Monat März allerdings ein wahres politiſches Fieber in Deutſchland epidemiſch geworden, das die Menſchen alle aus dem Innern in die Außenwelt trieb, und Erſcheinungen hervorbrachte, wie ſie, kraß genug, im Geiſte eines alten Chronikenſchreibers, oben aufgeführt ſind. Religion, Kunſt und Wiſſenſchaft flohen vor dem Intereſſe der fieberhaft die Sinne der Menſchen ergriffenen Politik in den Hintergrund, und dieſe verhinderte auch die Fortſetzung dieſer Blätter. Möchten ſie aber nun gleich der Taube mit dem Oelblatte als Zeichen erſcheinen, daß ſich die Waſſer zu verlaufen anfangen und auch wieder anderes als politiſches Treiben Boden und Theilnahme gewinnt. Gewiß iſt man auch hie und da dieſes Treibens und Rennens nach Außen hin ſehr müde, und ſehnt ſich wieder, wenigſtens auf Augenblicke, in die Gebiete des Innern zu kehren. —

Möchten dieſe Blätter nun Manchem durch dieſe Zeit müd Gewordenen zu einer innern Aufrichtung und Wiedergeburt dienen!

Ein Lied von Rückert.

Den politiſchen Vereinen jetziger Zeit zum Geſang anempfohlen von

Juſtinus Kerner.

Dein König kommt in niedern Hüllen,
Sanftmüthig auf der Eſlin Füllen.
Empfang ihn froh Jeruſalem!
Trag ihm entgegen Friedenszweige,
Beſtreu mit Maien ſeine Steige;
So iſt's dem Herren angenehm.

O mächtiger Herrſcher ohne Heere,
Gewaltger Kämpfer ohne Speere,
O Friedensfürſt von großer Macht!
Sie wollten dir der Erde Herren
Den Weg zu deinem Throne ſperren,
Doch du gewannſt ihn ohne Schlacht.

Dein Reich iſt nicht von dieſer Erden,
Doch aller Erde Reiche werden
Dem, das du gründen, unterthan.

Bewaffnet mit des Glaubens Worten,
Zieht deine Schaar nach den vier Orten
Der Welt hinaus und macht die Bahn.

Und wo du kommeſt hergezogen,
Da ebnen ſich des Meeres Wogen,
Es ſchweigt der Sturm, von dir bedroht.
Du kommſt aus den empörten Triften
Des Lebens neuen Bund zu ſtiften,
Und ſchlägſt in Feſſeln Sünd und Tod.

O Herr von großer Huld und Treue,
O komme du auch jetzt aufs neue,
Zu uns, die wir ſind ſchwer verſtört!
Noth iſt es, daß du ſelbſt hienieden
Kommſt, zu erneuen deinen Frieden,
Dagegen ſich die Welt empört.

O laß dein Licht auf Erden ſiegen
Die Macht der Finſterniß erliegen
Und löſch der Zwietracht Glimmen aus;
Daß wir, die Völker und die Thronen,
Vereint als Brüder wieder wohnen
In deines großen Vaters Haus.

Friedrich von Meyer.

Die Leſer dieſer Blätter haben mit ihrem Herausgeber einen unerſetzlichen Verluſt erlitten: Friedrich von Meyer, der vortreffliche Dichter geiſtlicher Lieder, der tiefe Schriftgelehrte und Theoſoph, bekannt auch durch ſeine gediegene Ueberſetzung der Bibel, dem dieſe Blätter, wie beſonders auch die frühern Blätter von Prevorſt, ſo viele reichhaltige Beiträge verdanken, hat dieſe Welt, die irdiſche, die ſeinem Geiſte immer fremder wurde, verlaſſen und ging in die ihm ſchon längſt beſtimmte Verklärung gottgeweihter Geiſter ein. Er hat für das Leben des Innern, für die Erkenntniß des Geiſtigen und den reinen Glauben ein ſchönes langes Leben durch gewirkt und gelebt.

Seine Erſcheinung war für alle, die ihn zum erſtenmal ſahen, die eines Johannes. Ihn innigſt verehrend als Meiſter, kniete ich im Geiſte oft als ein treuer Jünger zu ſeinen Füßen und empfing Worte der Belehrung und des Troſtes von ihm. Nun aber hebe ich aus dieſer Wüſte, aus dieſem Unfrieden der jetzigen Zeit oft meine Hände zu ſeinem Geiſte nach ſeiner Verklärung auf, und bitte ich nun um ein Fünklein ſeines himmliſchen Friedens, hält er mich deſſen noch für werth. Doch ſeine Milde, ſeine Nachſicht auch gegen diejenigen, die nicht auf der Höhe ſeines Glaubens, ſeiner Heiligkeit ſtunden, war groß. Er ſuchte ſie mit freundlicher, zum Herzen ſprechender Rede zu überzeugen und die Irren unter liebendem Händedruck den rechten Weg zu führen. Sein Auge war voll einnehmenden Zaubers, es ſtrahlte aus ihm der Friede eines feſten Glaubens und Gottvertrauens, und ſeine Stimme tönte Anmuth und Liebe. Sein Wiſſen war, wie ſein Fleiß, erſtaunlich, beſonders war ſeine Sprachkenntniß groß. Die Schrift ſeiner Hand blieb in allem, was er ſchrieb, bis in ſein hohes Alter feſt und von ausgezeichneter Deutlichkeit. Ein noch näheres Bild von ihm hatte ſein älteſter Sohn **Guido von Meyer** auf mein Anſuchen für mich und dieſe Blätter bald nach dem Hinſcheiden des Verehrten in kindlicher Liebe in nachſtehenden Blättern gegeben, und gewiß werden die Leſer ihm dafür mit mir den herzlichſten Dank zollen.

Einiges Biographiſche über den verewigten J. Friedr. v. Meyer zu Frankfurt am Main *).

Es ging meinem Vater im Volke da und dort noch, wie den Theoſophen und Naturkundigen des Alterthums und Mittelalters; man ſchrieb ihm Zauberkräfte zu. Mit Scheu ſprachen Dienſtboten und Ungebildete von einer nie geöffneten Küche, ſeinem Niemanden zugänglichen chemiſchen Laboratorium, das an ſeine Zimmer ſtieß; es war oft drollig, wie ſolche Menſchen ſcheu darnach fragten, ſcheu davon urtheilten, ängſtlich hinſchauten, nach Tönen oder Geknurre horchten, ja ſich wohl einmal Hals über Kopf aus dem Staube machten, wenn ſie irgend ein geheimnißvolles Geräuſch von dort vernommen zu haben glaubten. Wir Kinder und die Mutter, auch die nächſten Freunde und Verwandten hatten nie von ihm Andeutungen, daß er von Geiſtern je beläſtigt oder gar beſucht worden ſei. Von merkwürdigen Träumen ſeines ſtets geſunden Schlafs hörten wir wohl, auch das Publikum zuweilen,

---

*) Die herzliche Aufforderung **Kerner's** macht mich ſo kühn, hier Einiges gleichſam zu extemporiren, damit das im Druck begriffene Heft des Magikons, dem mein Vater mit Namensunterſchrift und als — y — ſo wohlwollend beiſteuerte, von ſeinem Leben und Tode noch einige Kunde gebe. **Guido v. Meyer.**

aber dieſe waren ganz unſchuldiger Art und glichen durchaus nicht Einflüſterungen von Dämonen oder himmliſchen Geſichten, ſondern ſchienen, wie bei allen Geſunden, mehr das Ergebniß aufgeregter und für Vorſchau gerade empfänglich gewordener Nerven zu ſein. Manchmal lobte mein Vater das edle kleine Johanniskraut (Hypericum perforatum), als erprobt gegen dämoniſche Einwirkungen (fuga Daemonum wurde es deßhalb im Mittelalter genannt). Da ich als Botaniker es gut kannte und er einſt noch gegen den Herbſt darnach fragte, ob es wohl noch zu finden ſei, brachte ich ihm, von einem Spaziergang, eine Stunde Wegs weit nach Wieſen und Waldſtellen zurückkehrend, ein großes Büſchel von ungefähr dreißig dieſer noch blühenden Pflänzchen mit, was ihn ungemein freute. Ob ihn wer darum gebeten, ob er dieſes Zauberkraut irgendwo an verdächtige Stellen gelegt oder aufgehängt, ob er ein Decoct davon gemacht oder zu machen anempfohlen? — ich erfuhr es nicht, auch entdeckte ich dazumal, wie auch ſonſt nicht Spuren von ängſtlicher Scheu vor Geiſtern bei ihm. Daß er perſönlichen Umgang mit Geiſtern habe, fiel uns nie entfernt ein, die wir wußten, was jene Küche zu bedeuten habe mit ihren zum Theil von uns hergeſchafften Töpfen, Gläſern, Retorten und Tiegeln. Sahen wir einmal auf dem großen Tiſch ſeines Studierzimmers, oder um deſſen Ofen, oder im Sonnenſchein am Fenſter irgend etwas in gläſernen Gefäſſen ſtehen, was ſich cryſtalliniſch geſtalten oder digerirend entbinden ſollte, ſo kannten wir genügend die Wirkungen der Chemie, um ſolches Geſtalten und Entbinden ganz in der Natur der Dinge zu finden. Wenn man uns ſagte, unſer Vater könne Gold machen, ſo lachten wir, denn wir wußten, daß ihn der Vorzug der Studien vor ſeinen dem Kaufmannsſtand angehörenden Geſchwiſtern ſtets mehr geiſtig, als pecuniär gefördert, und er, während dieſe die Goldmacherkunſt zu erklecklicher Höhe brachten, ſein Erbe, womit er ſehr gut haushielt, in unruhigen und Kriegszeiten nicht wie ſie zu vermehren verſtand. Er war ſtets einfach, mäßig, gottvertrauend, und gab uns auch nie Argwohn, Summen wie Andere zum Schornſtein hinausgejagt zu haben, ſo wenig durch Selbſt- und Fremdbetrug der Alchemie, als durch Schwelgerei, wie die bedeutendſten und auch kleinere Goldmacher der Vaterſtadt pflegen. Taucht nun plötzlich wieder das Gerücht auf, der berühmte Mann ſei von Jugend auf ein Adept geweſen, ſchaut man wieder nach der nun ſogar obſignirten, aber gewiß leeren Küche hin, ſo können wir ohne nähere Kenntniß ſchon jetzt verſichern, daß der als fromm bekannte Mann dieſes gewiß auch in Geheimlehren, die er behandelte, war, und daß er in Wünſchen und Strebungen ſtets der guten Magie gehuldigt.

Nach einem Leben voll raſtloſer Thätigkeit und vielſeitigem ſegensreichen Wirken hat dieſen treuen Arbeiter der Herr endlich abgerufen, hat ihm zuerſt die edle fleißige Hand, die ſo Vieles und Tiefes ſchrieb, erlahmen laſſen und ſo allmählich abſterben den müden Leib, nach einer Wallfahrt von 76 Jahren, 4 Monaten und 16 Tagen; ſein Weib, in Angſt um ihn und ſich, weil ebenfalls ſchon bedenklich kränkelnd, verzehrt, ging ihm, ganz wie er, ohne Todeskampf, im 68 Jahre nur um 13 Stunden voraus. Wie die Sterbenden Wandnachbarn waren, ſind ſie es nach langer, von Kindern und Enkeln geſegneter Ehe nun auch im Grabe. Es war ein ſchönes, wenn auch durch die Plötzlichkeit des Vorangehens erſchütterndes Heimgehen. Der Segen, den Beide, jedes in ſeinen Kreiſen, auf Erden verbreitete, erhellt unſern Blick zu ihnen; ſie werden ſelig ſein, wie ſchon hienieden oft durch Wohlthun und die Kraft des Glaubens. — Nun vom Vater insbeſondere :

So innige glühende Liebe zum Heilande mag ſelten gefunden werden, wie ſie in unſerem Vater lebte. Als er durch ernſte Schickſale und immer tieferes Bedürfniß ſeines Herzens und Geiſtes von Weltſtudien und Weltpoeſieen zum Heiligen und in's Heiligthum gezogen wurde, da waren die ſichtbaren Spuren auch an uns, ſeinen Kindern (die Mutter durch die katholiſche Confeſſion etwas entfernter) offenbar und blieben es zeitlebens. Mit Rührung gedenken wir, wenn auch das frühe Kirchengehen uns nicht recht zuſagte und förderte, der Sonntagsſtunden nach der Kirche beim Vater. Hier war es nicht ſelten, daß, in ſeinen geiſtreichen Belehrungen und edlen Ermahnungen, bei dem Bilde des Heilandes und der ihm folgenden Blutzeugen, auch ſchon bei einem ſchönen Gellert'ſchen oder Gerhard'ſchen Liede ihm die Thränen in die Augen drangen und die Stimme vor Rührung verſagte. Der Beruf, ein heiliger Lehrer der Menſchheit, der erhabenen Sendung Chriſti und der Apoſtel entſprechend, zu ſein, war in dieſen uns unvergeßlichen Stunden ſchön und herrlich bei ihm ausgeprägt, in mündlicher Mittheilung noch kindlicher, wenn auch nicht inniger, als in ſeinen edlen und großartigen Schriften oder Poeſieen. Es waren oft Weiheſtunden der jungen Herzen, und da ich das Glück hatte, von dieſem merkwürdigen Lehrer im Hebräiſchen durch alle Tiefen des göttlichen Worts im alten Teſtamente geführt zu werden, und auch als Kenner des neuen Teſtamentes, welches er zugleich im griechiſchen Originale las, während er uns daſſelbe nach deutſchem Text erklärte, ſo glaube ich, damals ein wirklich ſeltenes frühes Verſtändniß der h. Bücher erreicht zu haben, wie es nur den tüchtigſten Theologen orthodoxer Lehre bilden mußte. Bei der Weltlaufbahn, die ich zu verfolgen hatte, ging davon freilich Viel wieder verloren, nur nicht die tiefe Verehrung vor dieſen Typen des Göttlichen, denen nur das heilige Buch der Natur zu vergleichen iſt; auch hat es mich nachmals zu religiöſen Gedichten in mir ſtets rührendem Nachhall, bei augenblicklichem Bedürfniß, in ernſten und ſonſt anregenden Lebensmomenten, begeiſtert. Uns fünf Kindern blieb von jenen ſchönen Stunden wenigſtens der ernſtere Trieb zurück, dahin, zu Erinnerung und heiligem Buch, und zu ſeinen Schriften, ſtatt des Mündlichem viel zurückzukehren und Anderen gern von dem früh erworbenen Schatz zu ſpenden. Dem Geiſt und Sinn der Natur ſehr verwandt, hatte ich großen Hang zur Legende, dem dann der Vater, ſo weit er dem Sinnbildlichen folgte, Anerkennung zollte (m. ſ. die Anm. vor den beiden Legenden der Gedichte: in den Hesperiden; Kempten bei Dannheimer, 1836). Wenn er mich wegen anderer Katholicität einiger dieſer, zum Theil jugendlicher Erzeugniſſe tadelte, machte ich ihm im Scherz den Vorwurf, wie er ſelbſt dafür verantwortlich ſey, weil er ein katholiſches Weib genommen und mir alſo das Katholiſche jedenfalls zur Hälfte im Blut ſitzen dürfe. Er verſtand unter jenem Tadel mehr einige poetiſche Ausartungen — denn weltbekannt iſt es ja, wie er den Kern der Lehren der Katholiken anerkannte und zu Vielem freiwillig und ganz bibliſch zurückkehrte, was der immer plattere Proteſtantismus aus dem evangeliſchen Bekenntniß auszumerzen ſtrebte. Seine Glaubenslehre (in 2 Auflagen) zeigt dieſe merkwürdigen Zugeſtändniſſe plan und auch unwiderleglich: ſo die Lehre von dem Hades, dem Mittelreich der Reinigung der ausgeſchiedenen Seelen, die Lehre von den Schutzgeiſtern und Engeln, von den Plagegeiſtern und Teufeln, von der Macht des Gebets und der Bannung böſer Geiſter, von der Fürbitte für die Verſtorbenen, die Lehre von der Tiefe und Bedeutung der eigentlichen Sacramente, von der Ehe, vom Abendmahl als hohen Geheimniſſen. —

Joh. Friedr. v. Meyer zählte darum viel Freunde unter den Katholiken, minder daß er ſich dieſer jetzigen Kirche näherte, als daß man ihm mit Freude über ſeine bibliſchen Annahmen entgegen kam. Ja, mit Stolz ſagten manche katholiſche Theologen: wenn die erleuchtetſten Proteſtanten ſolche Zugeſtändniſſe machen, wird der Sieg bald unſer ſein. Sie verbargen ſich aber die große Kluft zwiſchen Beiden, die aus dem apoſtoliſchen und dem abgeirrten und verweltlichten Katholicismus ſich auseinander hebt, während dieſer ſich nie der Einfalt, Demuth und Milde der alten Zeit erinnern will. — Wie aus v. Meyers geiſtlichen Gedichten hervorgeht, ſehnte er ſich oft aus der Welt in die ſtille Beſchaulichkeit einer Kloſterzelle und eines Kloſtergartens; dann waren ihm die

Benedictiner, die ſich auch neuerdings wieder ſchön erheben, mit ihrem wiſſenſchaftlichen Eifer gegenwärtig, wogegen er vor den Dominicanern als blutigen Verfolgern eine Art Schauder empfand. Eigen war es, daß je innerlicher ſein Bedürfniß nach geiſtiger und geiſtlicher Stille wurde, die Welt mit ihrem Glanz und ihren Verſuchungen ihn, beſonders in den letzten Decennien, immer lohnender und verlockender herausforderte. Nach einem Motto vor Göthe's Leben hatte er wirklich im Alter die Fülle deſſen, was er in der Jugend ſich gewünſcht: den Schimmer der Repräſentation, hohe Staatsämter und Würden, ſorgenloſe Exiſtenz und Glücksgüter; aber, wurden in dem Hinnehmen dieſer Dinge und in dem Behagen daran vielleicht Manche an ihm dann und wann ein wenig irre, er ſelbſt machte öfter recht ſchöne niedliche Bemerkungen darüber: es ſei ein unſchuldig Spiel von Eitelkeiten, das ihm Gott gönne, wie ſich der junge Menſch von Weihnachtsbäumchen zum Himmel lenken laſſe, ja, um von der Leere, die ſo Vieles davon nachlaſſe, ſich nur um ſo inniger nach dem Unvergänglichen zu ſehnen.

Sein langes Leben war ein ſehr bewegtes, beſonders in der Jugend geweſen. Von ziemlich unabhängiger Geburt unter den Erſten der Handelsſtadt, konnte er durch Aemter und Heirath in der Vaterſtadt zum höchſten Anſehen gar bald gelangen. Er zog die unbekannte Ferne ſchon als poetiſches Gemüth, aber auch in merklichem Verlangen nach größerer Auszeichnung vor. Die franzöſiſchen Eroberungen und Ländertauſche zertrümmerten die Kartenhäuſer des Glücks, die er ſich erbaut hatte; er kehrte zur Vaterſtadt nur reich an Täuſchungen zurück, und auch hier noch koſtete es viel Kampf, dem Idealen in der weltlichen Sphäre zu entſagen. Die Frucht ſeiner Rückkehr zum Patriarchaliſchen aus der erträumten Götterwelt war im Jahr 1800 ſein liebliches bibliſches Epos Tobias. Die claſſiſchen Studien und der geläuterte Geſchmack des Dichters wirken beim Leſen neben den andern Verſuchen in ſolchen Idyllen ſo wahrhaft wohlthuend, daß neben Göthe's Hermann und Dorothea, einem aus Voſſens Louiſe geſtändlich hervorgegangenen Epos, Tobias als ganz eigenthümliche, dritte, wahrhaft claſſiſche Schöpfung bezeichnet werden kann. Auf bedeutender Höhe zeigte ſich der Schüler Heyne's als geiſtreicher Philolog und Ueberſetzer in der alten Profanliteratur; Cicero's philoſophiſche Bücher und Xenophons Cyropädie neigen ſchon zu dem Buche, das ihm bald die Quelle aller Weisheit werden ſollte. Er hat davon in dem intereſſanten Sendſchreiben an Marheineke vom Jahr 1820 nähere Kunde gegeben; ein künftiger Biograph findet hier den Schlüſſel zu ſeinen wichtigſten Beſtrebungen, die ihm die Unſterblichkeit ſichern. Das Studium der Bibel in den Urſprachen wurde ihm jetzt Bedürfniß, und was kein Weiſer der Erde ihm ſagen konnte, nachdem er die Weiſen des Alterthums und die Philoſophen der Neuzeit durchgeprüft, eröffnete ihm auf kindliche Bitten der Geiſt aus der Höhe als unmittelbares Verſtändniß. Nicht als ob er ſich vermeſſen hätte, was er ſah und wie er's deutete, Alles für unfehlbar zu halten, flehte er immer brünſtiger zu dem Geiſte, der jenen Fiſchern, Teppichwebern und Andern aus dem Volke die Tiefe der Weisheit und Heiligung eröffnet, und vergegenwärtigte ſich immer lebhafter und feuriger Ihn, der alles höheren Ringens Anfang und Beſchluß iſt. Es ſind viele Momente in ſeinem Leben und die Beſieglung davon liegt in ſeinen Schriften, wie er heiß mit Gott gerungen, wie er mit heißen Thränen — vielleicht hat ſie kein Franziskus heißer geweint — immer wieder neu um die Gnade gefleht, daß jenes einzige unerreichbare Bild, das hochheilige Bild des Erlöſers, in ihm Geſtalt gewinne. Er geſtand auch wohl ſeinen Kindern, daß man in ſeiner äußeren Erſcheinung, an ſeinem Haupt und Antlitz Züge von dem muthmaßlichen Bilde des Heilandes entdeckt und ihn darum noch lieber gewonnen habe; dieſes erkannte und bekannte er mit kindlicher Liebenswürdigkeit als eine ihn nur zu deſto innerlicherer Verähnlichung anſpornende Auszeichnung, wenn dem wirklich ſo ſei. — Schon früh zeichnete er ſich durch Reinheit, liebende und vergebende Milde, großes Billigkeitsgefühl und ſtete Gerechtigkeitsliebe aus. Er war das jüngſte Kind einer zahlreichen Familie und der Liebling des Hauſes wie der Freunde; das reizte ihn, ſich auszuzeichnen, ſich dieſe Liebe zu verdienen. Er lernte eifrig und war dabei heitrer Gemüthsart; dem Großen und Erhabenen war ſeine Seele ſtets zugewandt. Er hatte früh auch Talent zur Malerei, wie zur Muſik, was ſein Harfenſpielen in der Jugend zeigt. Aber Poeſie ging ihm über Alles; ſie war das Erbtheil begabter Familienglieder; ein Oheim, dem der Magnetismus aus Mesmers Zeit Bedeutendes verdankt,*) war Poet, ſein älteſter Bruder machte ſchöne geiſtliche Verſe, deſſen älteſter Sohn, ſowie der Aelteſte des älteren Bruders beſitzen auch dieſe Gabe, wie ebenfalls Schreiber dieſes. Obgleich nicht frivoler Richtung folgend und ſtets vom Geheimniß reicher angezogen, war ſeine poetiſche Richtung doch lange Zeit mehr dem Streben Wielands verwandt, den er an Geiſt für das Claſſiſche nichts nachgab und in freier romantiſcher Dichtungsweiſe neben Göthe ſich glücklich zum Muſter nahm; einiges Wenige im Humoriſtiſchen hatte mit Hippel und Jean Paul Verwandtſchaft. Ein Pröbchen, wie ihn das Geheimniß der heiligen Traditionen des Volks Gottes ziemlich früh, doch noch vergeblich anzog, mögen aus dem Jahr 1797 unter vielen erotiſchen Jung-Roſen von „Anakreons Laube“ betitelt, folgende merkwürdige Verſe ſein: „Die Kabbala“ überſchrieben (Phantaſieſtücke in Poeſie und Verſen, ein Taſchenb. f. d. J. 1799; Osnabr. 1798, S. 181.)

An einem blauen Morgen
Durchwandelt' ich den Weinberg,
Zu ſehn, ob meine Trauben
Zur Kelter zeitig wären.
Und als ich itzt mich umſah,

---

*) Die Wahrnehmungen einer Seherin und nach ſeinen Mittheilungen von jener berühmten Straßburger Somnambülen niedergeſchrieben

Stand hinter mir ein Alter
In ſchwarzes Tuch gekleidet,
Mit hohem ſchwarzem Turban
Und weißem ſeidnen Barte,
Mit hoher Adlernaſe,
Und langem Wanderſtabe;
Der bot mir Gruß und Segen,
Und bat um eine Traube,
Den Gaumen zu erfriſchen.
Ich führt' ihn in die Hütte,
Und gab ihm Stuhl und Polſter,
Und bracht' ihm eine Schüſſel
Voll zartbereifter Trauben,
Die ſonnenroth, die dunkel,
Die meerfarb, die geſprenkelt,
Die Beeren, wie ein Daumen,
Und alle ſüß wie Honig.
Drauf ſprach der Fremdling dankend:
Auf daß mein Wirth auch wiſſe,
Weß Gaumen er erquickt hat,
So will ich Stand und Namen
Nicht länger ihm verhehlen.
Drauf ließ er einen Namen
Von langem Maaß erklingen,
Gemiſcht mit Ben und Rabbi
Und andern fremden Tönen,
Und ſagte, daß ſein Volk ihm
Noch ſchön're beigegeben.
Da ſagt ich: Werther Fremdling,
Daß euch mein Dach beherbergt,
Darum geſchieht ihm Ehre.
Da gab er mir zur Antwort:
Fürwahr! es ſollten Herrſcher
Und Herrn der Herrſcher kommen
Und deine Trauben koſten,
Und fröhlich werden. Sind ſie
Doch faſt ſo ſüß und würzig,
Wie jene großen waren
Im Lande meiner Väter.
Drauf ließ er mich vernehmen,
Es hätten ſeine Väter
Ein ſchönes Land beſeſſen.

Wo Honigſeim in Strömen
Und Milch gefloſſen wäre!
Und ſeine Trauben hätten
Im Herbſte je zwei Männer
An einem Stock getragen,
Und ihre Beeren ſeien
Wie Eier groß geweſen,
Und ſei der Wein geworden
Wie ein lebendig Feuer.
Ei! ſprach ich, weiſer Rabbi,
In dieſem edlen Lande
Möcht' ich ein Winzer werden.
Ach! gab er mir zur Antwort,
Fluch liegt nun auf dem Lande:
Denn ſeine Winzer wichen
Vom Glauben ihrer Väter,
Von ihrer Väter Sitten,
Von ihrer Väter Güte.
Doch nah am Thor des Morgens
Liegt, ſchöner noch und reiner,
Ein Land, in dem die Eltern
Der Erden Gattung wohnten:
Ein Garten voller Früchte,
Begabt mit ſtarken Kräften,
Unſterblichkeit zu geben,
Dem, der ſie würdig iſſet. —
Dann griff er in den Buſen
Und holt ein ſchwarzes Büchlein
Hervor mit ernſter Miene
Und reicht' es mir und ſagte:
Zum Dank für deine Labung,
Mein Wirth, nimm dieſes Büchlein;
Wer würdig iſt zu finden
Und ſich zu finden mühet,
Dem zeigt es Weg und Eingang
Zum ſeligen Gefilde,
Und ſagt ihm ſeltne Dinge,
Und ſagt ihm alle Zukunft.
Da blättert' ich im Büchlein,
Und ſah, es war das Büchlein
Voll ſeltſamer Figuren,

Voll fremder Wort' und Zahlen
Voll Wolken, Kreiſ' und Roſen
Und Thier und Flügelköpfchen.
Komm, ſagt' ich, weiſer Rabbi,
Da er den Stab ſchon faßte,
Komm, guter Greis, dein Dank iſt
Zu gut für meine Gabe.
Wann bald auf deinen Weg ſich
Der heiße Mittag lagert,
So wird dich dieſe Flaſche
Voll alten Weines ſtärken.
Da dankt er mir mit Rührung
Und gab mir ſeinen Segen
Und als ich nun allein war
Mit meinem Wunderbuche,
Da warf ich's in das Feuer,
Wo meine Bohnen ſchmorten,
Und ging, als raſch die Lohe
Schon in den Blättern wühlte,
Zurück in meinen Weinberg,
Zu ſehn, ob meine Trauben
Zur Kelter zeitig wären.

(Nach faſt 50 Jahren konnte ein Zuſatz lauten:)

Sein Knäblein fand die Blätter,
Halb angebrannt, verzettelt,
Wie ſie die Lohe ausſpie,
(Denn Quellgeiſt ſpukt im Büchlein);
Der Vater, ſtutzig, ſammelts,
Setzt mühſam es zuſammen,
Und hat in den Fragmenten
Mehr Weisheit, als durch Arbeit
Zeitlebens er gewonnen.

Auch wurde der gegen den Rabbi hier ſpielend ausgeſprochene Wunſch im Geiſte ſchön verwirklicht, und es iſt keine Anmaßung des Sohnes, der ihn arbeiten ſah im Weinberge des Herrn, wenn er dem hinzufügt:

Dann ging er und ward Winzer
In jenem edlen Lande,
Wie ahnend er begehrte.

Und der Eigner des Weinbergs, wo die alte Tenne ſtand des Jebuſiters, machte ihn zu ſeiner Hüter einem, und da er alt und müde war, gab er ihm den Feiertag und den ihm aufgehobenen reichen Lohn. — Wir ſtehen an ſeinem Grabe und ſehen ihm ſehnſüchtig nach, dahin, wo man ohne guten Kampf nicht hinkommen kann, und wo er, nach noch ſchöneren, höheren Werken jenſeits, einſt die Krone der Auserwählten empfangen ſoll, ſo wird uns gelehrt und ſo ahnen wir.

Das Reich des Glaubens hat ſein berühmter Name in deutſchen und fremden Landen, das wiſſen ſeine Nächſten am beſten, gefördert und erweitert; wenn Göthe von ſeiner Dichtkraft verkündete: „ſelbſt der Chineſe malt Lotten und Werther aufs Glas,“ ſo gereicht es dem jüngeren Landsmann und Mitpoet zu höherem Ruhm, daß man dort auch ſeine Bibel hat und ſeine geiſtlichen Lieder kennt. Ein katholiſcher Profeſſor kam aus dem gelobten Land und fragte mich, ob er hier ſein neues Teſtament, das er auf den heiligen Stätten überall mitgehabt, mit den beiden Theilen des alten ergänzen könne? Dieſer Mann, der ſeit dem als Univerſitätslehrer manche geiſtreiche Blicke in den Orient und ſeine Geheimniſſe gethan, war Schüler des meinem Vater gar nicht abholden Görres und ſitzt nun in der Paulskirche in unſerer Stadt. Nicht ſelten kamen Juden und vom Judenthum bekehrte Miſſionäre an, die des Vaters Geiſt in tiefer und allein wahrer Deutung ihrer Geheimlehren prieſen, und wie Er ſie mächtig mit Klarheit auf den rechten Weg geführt. Sogar Herr Amſchel von Rothſchild (er war damals noch nicht Baron) freute ſich im J. 1820, meine Bekanntſchaft als unſer mecklenburgiſcher Banquier beim Bundestage auch in der Hinſicht zu machen, weil mein Vater ein ſo großer Schriftgelehrter ſei (das wußte er von dem Rabbi, der täglich mit ihm, oder, wenn er verhindert iſt, für ihn betet).

Wie mühſelig lernte mein Vater ſein Hebräiſch als Autodidact in ſpätern Jahren, nachdem er alle Weisheit der Welt ins Feuer geworfen, wie damals das Büchlein mit den kabbaliſtiſchen Zahlen und Zeichen. Wer dieſen unermüdeten, nur von Gebet und Schlaf unterbrochenen Fleiß dieſes Gerichtsmannes in ſeinen Freiſtunden kennen lernen will, er ſehe ſich in jenem im Jahr 1820 verfaßten Sendſchreiben an Marheinecke, das damals mit den Ankündigungen des neuen Bibelwerks gedruckt verſandt wurde, um. Die Basler Octav-Bibel, durchſchoſſen in 4 Quartbände gebunden, iſt noch vorhanden. Auch das Tintenfaß hat uns der edle Vater hinterlaſſen; es iſt nur von ſchlechter Fayence und unförmlich; allein, ſo werth- und ehrenvoll auch das ſchöne ſilberne Tintenfaß iſt, welches die freie Stadt Bremen für Führung ihrer Geſchäfte am Bundestage dem Greis durch den würdigen Bürgermeiſter Schmidt überreichen ließ, jenes alte unſcheinbare und abgeſtoßene Stück Hausrath wiegt ſchwerer, und zwar, was das beſte iſt, beim Volke mehr noch, als in der gelehrten Welt. Gelehrte haben ſich, wieder wie damals, als das große Werk ſich Bahn brach, bemüht, es zu verdrängen — orthodoxe Gottesgelehrte waren es dießmal, wer ſollte es glauben; doch, wie Luthers Gabe unvergänglich, wird es auch des Erneuerers Arbeit ſein, die eine redliche und wohlverſtandene war, und der man wohl mit Beraubungen augenblicklich den Lohn ſchmälern, aber dauerndes Verdienſt nicht nehmen kann. Der Herr, der ihm ſeiner Zeit die Kraft gab, das ſchöne Werk zu vollenden, die wichtige Aufgabe zu löſen, hat dann dem Greiſe zeitig, da er als Staatsmann und Richter zu viel in Anſpruch genommen war und die Stärke ſchwand, einen treuen Hülfsarbeiter geſandt, der noch kurz vor ſeinem Tode ihm eine Erquickung in folgendem ſchönen Zeugniß bereitete, deſſen Mittheilung uns der Briefſteller — Herr Dr. th. Rudolf Stier — nicht verübeln wolle, da ſo viel Troſt für die Hinterbliebenen darin liegt:

„Ihr lieber freundlicher Brief, theurer und hochverehrter Freund und Meiſter meiner geiſtlichen Jugend, verpflichtet mich zum innigſten Danke, brachte mir eine beſondere Freude. Namentlich auch das freut mich immer von neuem, daß meine

Schriften im Ganzen als gründlich und richtig vor Ihrem Tribunal erkannt werden — denn ich empfange darin mit Dank zu Gott das beſtätigende Urtheil einer in Ihnen mir von Anfang repräſentirt geweſenen Zukunft. Ferner, bei allen Abweiſungen im Einzelnen, welche zuweilen ausdrücklich und namentlich zu bezeugen mir gerade mein ſonſtiges Verhältniß zu Ihnen dem Publikum gegenüber auferlegt, weiß ich mich doch im Grunde ſo ſehr und ganz als Ihren Schüler, daß ich gern, ſo lange Sie noch im Leibe wallen, alles mir an Frucht Gewachſene zunächſt Ihnen zur ſchuldigen Gabe des Dankes darbringe . . . . . Die Waffnung wider alle Confuſion des halbgläubigen Weſens der Schulgelehrten, den zur Wahrung ächter Selbſtſtändigkeit und zu gedeihlich unbehindertem Fortſchritt ſogar nothwendigen Zorn und Eifer gegen jedes menſchliche Handthieren am Worte Gottes, den klaren Standpunkt über allem Confeſſionellen — das alles verdanke ich, nächſt der Gnade von oben, Ihrer Vermittelung."

Wenn der Vater im Scherz manchmal ſein Haus „das Haus der Schreiber" in bibliſchem Ausdruck nach Luther nannte, weil drei darin Schreiber, ein juriſtiſch-theologiſcher, ein publiciſtiſch-belletriſtiſcher und ein cameraliſtiſch-naturhiſtoriſcher, in ihm und beiden Söhnen ſich darſtellten — ſo nannte es die Welt gar oft ein Pietiſtenhaus. Und das war, es wahrlich nicht. Zunächſt gehörte die Mutter nicht zu unſern bibliſchen Auslegungsſtunden, und ſodann war gerade dieſer Theologe ein ſo heitrer Weltmann und guter Geſellſchafter, daß ſich gar Manche wunderten, die ihn perſönlich kennen lernten und ihn, weil ſeine Schriften und Gedichte ſo tiefen Ernſt athmen, auch als einen ſtrengen Mann der Geſellſchaft, als einen, was man Kopfhänger nennt, erwarteten. Dieſer heitre Geiſt, auch von der lebhaften Mutter auf die Kinder übergegangen, machte aus dem Hauſe der ſogenannten Pietiſten gar oft ein Haus der kunterbunteſten Wirthſchaft, beſonders wenn Enkel aus einer der vier Weltgegenden eingetroffen waren: denn auch das iſt eigenthümlich, daß die Vaterſtadt dieſe Familie gern mit dem Rücken anſah, daß Neid und gefliſſentliche Mißachtung ſie der beſten Früchte einer Heimath beraubte; die Töchter fanden im Auslande paſſende Partieen, die Söhne auswärtige Dienſte, und der einzige Enkel, der bis jetzt des berühmten Mannes Namen fortpflanzt, iſt wiederum im Begriff, fremde Dienſte oder fremde Heimath zu ſuchen. „Der Prophet gilt nichts in ſeinem Vaterland und in ſeinem eigenen Hauſe," dieſen Spruch Chriſti hatte, bei aller nöthigen Selbſterkenntniß, auch dieſer Gottesmann auf ſich anzuwenden oft Gelegenheit. Es geſchah ohne Bitterkeit, die ſeinem edlen Geiſte, wie überhaupt jedes Nachtragen, fremd war — deſto mehr laſtet dieß Wort auf Denen, die ihn mißverſtanden, mißverſtehen wollten, und die ſeine wie jedes Menſchen angeborne Schwächen, den Balken in ihrem Auge vor dem Splitter des Nächſten nicht ſehend, ſpaßhaft oder gar boshaft vergrößerten. Doch Friede ſei über ſeinem Grabe, und als die ſchönſten Zeugniſſe mögen die von ſeinen ehemaligen Gegnern reden, die ihm ſo volle Genugthuung als verklärtem Mitbürger zollen, oder früher hingeſchieden ſchon länger gaben.

Da dieſe Blätter (die Zeitſchrift) auch dem Mittelreich geweiht ſind und J. Fr. v. Meyer der großen keck geläugneten Wahrheit des Fegfeuers, das dieſes Mittelreich bedeutet, als der vornehmſte der Proteſtanten nächſt Jung-Stilling wieder Achtung und Eingang verſchaffte, ſo möchte es nicht ungeeignet ſein, auch hierbei ein wenig im Magikon zu verweilen. Es war in der Zeit der ſchalſten und wohlfeilſten, ja der frivolſten und nichtswürdigſten Aufklärung, von Weſten her angezündet, daß dieſer Knecht Gottes (man verzeihe den pietiſtiſchen Ausdruck), wie Chriſtophorus in dem noch kleinen Heiland, auf ſeinem ſtarken Sachſenrücken (er ſtammt von Hildesheim) eine wachſende Laſt bekam, in ſehr tiefe Strudel hinein, die er ſchier nicht zu ertragen vermeinte. Nicht nur das Schulpack der Theologen, Philologen, Philoſophen ꝛc., nein, ſeine Gönner und Weltfreunde vor Allen, fingen an, den ſchon Halb-Verrückten zu bemitleiden und zu beſpötteln. Es ging ihm wie Colon, der die ihm als ſo ſicher gekündete neue Welt endlich fand: er irrte von Häuſern und Paläſten ab mit ſeiner erneuerten Kunde gleich ihm wie ein Wahnſinniger, die Jugend ſelbſt deutete mit Fingern auf den neuen Theoſophen, den zum theologiſchen Handwerk eines Jacob Böhm und Jung zurückgreifenden aberwitzigen Schwärmer. Von letzterem Myſtiker exiſtirt noch ein Brief, wo er den theuren Freund in dieſen Bedrängniſſen tröſtet — und heute! verneigt man ſich oder wagt einem Görres, Schubert, Schelling ꝛc. nicht zu widerſprechen, wenn man ſeinen Namen als den Verfaſſer von Hades, ein Beitrag zur Theorie der Geiſterkunde (Fr. a. M. 1810) als einer der ſo früh dafür kämpfte, offen, ehrlich und Gott die Ehre gebend hier wie überall,*) nennt und ſelbſt preiſt.

War ſein Leben ein klarer Spiegel der Gottesfurcht, der Liebe, der Durchgeiſtigung eines an ſich edlen Charakters, ſo verklärte ſich dieſer Ausdruck beſonders in den Tagen ſeiner letzten Leiden und in ſeinen Sterbeſtunden. Es war uns, ihn treu bis zum letzten Hauche pflegenden, ja als Knechte und Mägde ihn und die Mutter nach dem Tode noch beſorgenden Kindern eine Freude und Erquickung, wie er, dankbar und anerkennend für unſre nur rückzahlende Treue, ſo geduldig war, und als ein herrlicher Mann, dem von Geiſtlichen allein es noch vergönnt war, zu ihm zu kommen und über ihm zu beten, ihn beim Erwachen aus ermattendem Schlummer ſanft anredete: Vous vous sentez dans la main du Seigneur! und er es ſtill und ergeben mit abgebrochnen Lauten bejahte, da ſchwebte die Weihe des vollendenden Dulders über dem edlen Haupt und unſre Augen füllten ſich mit Thränen. Als dieſer Mann ihn zum zweitenmal, vor dieſem Wachen, ſchlafend fand und ſegnete mit halblauter frommer Zurede, ſchwebte ein Lächeln um ſeinen Mund, als höre er das ſchon von drüben als ein Vollendeter; wie er aber wirklich vollendet hatte und die Frauen, die ihn verehrten, und die Kinder, die ihn liebten, den Sarg umſtanden, da war, zu dem milden Ernſt der Stirn noch ein ſchönerer Zug himmliſcher Verklärung um den Mund, unvergeßlicher als jenes Lächeln des Sterbenden, hinzugekommen — es war ein Abglanz von dort, wo er ſchon ſtill und ſelig weilte, um zu höheren Stufen abgerufen zu werden, es war das ſeinem ſchönen Greiſenantlitz nun wahrhaft aufgeprägte Bildniß, das da bekannte: „Ich habe überwunden — warum weinet Ihr?“ Ein edler Prieſter aus dem Süden Baierns ſchrieb der zu dem Sterbenden geeilten älteſten, in Baiern glücklich vermählten Tochter folgende Zeilen (er verzeihe ebenfalls die Mittheilung:)

---

*) Auf meine und Andrer Anfragen entſchloß ſich in neuerer Zeit bei Anerkennung dieſes ſeines Verdienſtes J. F. v. M. zu einer „neuen verbeſſerten und mit einem zweiten Theil vermehrten Ausgabe." Dieſer zweite Theil ſoll, was darüber in den Bl. aus Prevorſt 2. und 3. Samml. ſteht, enthalten.

„Die Nachricht von dem ſeligen Hinſcheiden Ihrer ehrwürdigen Eltern hat mich auf eine ſo eigenthümliche Weiſe ergriffen, daß ich es mir nicht verſagen kann, gegen Sie mit wenigen Worten mich hierüber als theilnehmender Freund — erlauben Sie mir hier dieſen Ausdruck — auszuſprechen. — Es war nicht das Gefühl der Betrübniß, das ich empfand, ſondern frommer Rührung, ich möchte ſagen, heiliger Freude. Denn indem meine Einbildungskraft Ihres Herrn Vaters ehrwürdiges Bild mit aller Treue mir vorführte und ich ihn nun als Leiche auf dem Bette liegen ſah, empfand ich mit tiefer Bewegung den reichen Troſt der Worte der Offenbarung 14, 13: „Selig ſind die Todten, die in dem Herrn ſterben von nun an. Ja der Geiſt ſpricht: daß ſie ruhen von ihrer Arbeit und ihre Werke folgen ihnen nach.“ — Man iſt ſo freigebig mit dem „ſelig,“ wenn von Verſtorbenen die Rede iſt, daß es gar oft bedeutungslos geſprochen wird. Hier aber ſprech ich's mit der innigſten Ueberzeugung, mit froher Seelenſtimmung. Es kam mir hiebei das nicht, was man ſonſt ſo natürlich findet, den Tod eines Menſchen zu bedauern, zu beklagen. Nein!

Ich kann einen ſolchen Entſchlafenen nur glücklich preiſen, denn was können wir einem Menſchen Beſſeres, Größeres wünſchen, als was durch Gottes Gnade Ihrem Herrn Vater zu Theil geworden iſt: — mit reichen Gaben des Geiſtes und des Gemüthes ausgerüſtet, eine reiche, vielſeitige, ehrenvolle Thätigkeit zu entwickeln; als Familienvater, Bürger und Chriſt von der Mitwelt hochgeehrt und in ſich glücklich zu ſeyn, und — „iſt des Lebens Wallfahrt aus“ — wie Simeon in Frieden zu ſcheiden. — Ein ſolches Leben und ein ſolcher Tod liegen mit faſt idealiſcher Schönheit vor uns. — Selbſt gegen Sie kann ich, was man ſonſt „ſchmerzliches Bedauern“ oder mit dem fremden Worte „Condolenz“ nennt, nicht ausſprechen. Ich fühle herzlich mit Ihnen die Rührung, die jedes Scheiden der Art uns verurſacht; aber ich bin von Ihrer eigenen religiöſen Geſinnung zu ſehr überzeugt, um mir Sie in troſtloſem Schmerz darüber verſunken denken zu können. Sie werden vielmehr unter Thränen kindlicher Liebe den Herrn für den Reichthum ſeiner Barmherzigkeit preiſen. — Möge der Segen Ihrer gottſeligen Eltern als das köſtlichſte Erbgut bei Ihnen bleiben und ſich auf die theuren Ihrigen vererben.“

Nachdem nun die beiden Eltern, die Mutter in der Abendſtunde, da es dunkelte, am Sonnabend, der Vater am Tage des Herrn, da der Hahn die erſte Dämmerung verkündete, ſanft verſchieden waren, lief die ſeltene Trauerkunde von Mund zu Mund, und Erſtaunen und Rührung bemächtigte ſich der Einwohnerſchaft. Manch Eltern- oder Gattenpaar ſagte ſich: ſo möchten wir auch ſcheiden, ungetrennt im Tode wie im Leben. Am Morgen des Mittwochs aber, des letzten Tags im Januar, bewegte ſich ein langer Zug auf dem kleinen Platz der Straße, von dem fünffenſtrigen, hochſtöckigen, mit einem weitſchauenden Belvedere in Würfelform auf dem hohen Dach gezierten Hauſe (ein Söller, den nach dem Vater der Schreiber dieſes zu Eingebungen der Muſe benutzte) — er geleitete die beiden Särge des Greiſenpaares, wie im Tode ſich folgend, und geführt von zwei Geiſtlichen, von den Confeſſionen

er Verblichenen, und von den treuen Dienſtboten, deren weib-
cher Theil Blumen trug, die heute einer Schneelandſchaft
nsgeſtreut wurden. Den Zug der leidtragenden Verwandten
röffnete der Verfaſſer dieſes Schreibens mit zwei von den
5 Enkeln: der eine hatte die Theuren als Arzt verpflegt,
er andere, einer Enkelin verlobt, kam zufällig von ſeiner See-
ation, wo er der Reichsmarine ſich widmet, hier an, um den
iſt jüngſt verlaſſenen Großeltern die letzten Ehren zu erwei-
en. Die Erſten der Stadt, die beiden regierenden Bürger-
neiſter und der Vicepräſident der Gerichte traten mit vielen
Senatoren, Beamten, ausgezeichneten Einwohnern und Frem-
en der großen Anzahl von Verwandten nach, alle zu Fuß,
nd viele Equipagen folgten. Der evangeliſche Pfarrer Weh-
er ſprach in Verhinderung des Beichtvaters des Seligen,
Pfarrer Steiz (beide dem Hingeſchiedenen innig befreundet)
Worte des Troſtes und der Erhebung über dem Doppelgrabe:
ie die Gattin, von Angſt und Sorge aufgerieben, voran-
geeilt, wie er ſo ſchnell und eben ſo friedlich gefolgt ſei, dem
er Herr den Lohn eines treuen Arbeiters gebe. Er berührte
eine Verdienſte um die Kirche wie um den Staat, nannte in
Wahrheit die Umſtehenden und die beiden Beichtiger ſelbſt ſeine
Söhne, die ihm Lehre, Förderung, Aufſchwung und Ruhe
erdankten, und hielt das Bild des ſo Vollendeten Allen mit
dlem Feuer als das Beiſpielwürdigſte vor Augen. — Die
Schollen rollten in die Tiefe auf die Särge, vermiſcht mit den
geſtreuten Blumen; die Augen Aller waren feucht — es war
eine erhebende Beſtattung, eine wahre Gottesfeier. Der edle
Sänger des Tobias und ſo vieler heiligen Hymnen hatte auch
dieſe ſeine letzten Stunden hienieden in ſchönen, rührenden
Verſen voraus geſchildert, als Meiſter der Dichtkunſt: — —

1. Endlich wird ja alle meine Noth
Nebeln gleich vor deinem Licht verſinken,
Und aus Engelsbank mit Palmen winken,
Wo kein Feind mehr droht.

2. Endlich wird ſich meiner Feſſeln Laſt
Von den wundgedrückten Gliedern löſen;
Salbe wirſt du auf die Striemen flößen,
Und ich ſteh in Kraft.

3. Wann des Lebens letzte Stunde naht,
Wann die Freunde meinen Hügel kränzen,
Seh' ich ſelig ſchon den Mittler glänzen,
Der mein Heil erbat.

4. Und erſteht mein Leib aus ſeiner Nacht
Zu der Auserwählten Freudenleben,
Werd' ich dankbar dir das Zeugniß geben:
Du haſt's wohl gemacht.

Auch in ſeinem ſchönen Gedichte: „Unſterblichkeit“ überſchrieben, hat er, beginnend: „Mich Staub vom Staube führt mein Lauf — Zum dunklen Grabe nieder; — Doch die Verklärung hebt mich auf — Mit glänzendem Gefieder — ꝛc.“ ſeiner Sehnſucht nach dieſer Vollendung ein rührendes Denkmal geſetzt, und der Refrain: „O, daß ich ſchon unſterblich wär'!“ iſt beſonders in dem einfachen Vers ergreifend:

Hier zähl' ich meiner Stunden Zahl
Und meiner Tage Sorgen
Dort öffnet ſich mir ohn' Qual
Ein wechſelloſer Morgen.
Die Ewigkeit iſt ſtill und hehr,
O, daß ich ſchon unſterblich wär'!

Es wäre ungeeignet, dieſem Schluß vom Sänger ſelbſt noch etwas anfügen zu wollen, beträfe es nicht die Eigenſchaft dieſer Blätter als Verkünder der Magie — in ihrer weiteſten Bedeutung.

An dem Seligen war magiſch: Wort und Ton der Stimme, und der heilige Blick nach oben; ſonſt wandelte er unter den Gottesfürchtigen ſchlicht und ſtill. Von ſeinem Tode haben wir weder Vorahnungen noch Anzeichen, aber drei ſchöne Tagbezeichnungen in den Looſungen der Brüdergemeine auf das

Jahr 1849. Bekanntlich ſchon hundert Jahre beſteht dieſe Uebung der Vorbereitung ſolcher Loostexte und paſſender Liederverſe dazu unter den Herrnhutern. Als J. F. v. Mayer bettlägerig wurde, wollte er ſich an dieſem Büchlein erbauen — er wollte die Loosſprüche des nächſten Jahres, wo er neuer Kräftigung entgegen zu gehen hoffte, zu ſeiner Erquickung und Aufrichtung nachleſen. Von dem Tage des neuen Jahres aber, wo er ſchon im Sterben lag, und wo ſeine Frau verſchied, heißen die verzeichneten Stellen:

„27. Januar (1. Woche, 1849.) „Der Herr kennet den Weg der Gerechten." — Pſalm 1, 6. — „Und führt ſie über Berg und Thal; und wenn's die rechte Zeit, ſo führt er ſie in ſeinen Saal zur ſtillen Ewigkeit." 1554, 6.

Von dem Tage ſeines Sterbens, Sonntag:

„28. Januar. „Laß deine Augen offen ſtehen über dieß Haus Nacht und Tag, über die Stätte, davon du geſagt haſt: mein Name ſoll da ſein. — 1, Kön. 8, 29. — Dein Volk ergibt ſich deinen treuen Händen; ſieh, es liebt dich, wollſt dich zu ihm wenden: wache unter ſeinem Dache." 966, 3.

Nun kam am 30. Januar noch ſchnell zur Beerdigung der Großeltern der neue Enkel, der ſeit ſeinem 10ten Jahre das Meer geſucht und, ein junger kräftiger Mann, im Seedienſt ſich ehrenhaft emporgeſchwungen, zugleich empfohlen von Heinrich v. Gagern, ſeinem nahen Anverwandten, ein Lieutenant bei der deutſchen Marine. Ich hatte die Loſung dieſes Tages zuvor ſchon geleſen und mich über deren Sonderbarkeit gewundert. Nun traf die Erfüllung auf unſer Trauerhaus ebenfalls ganz eigen zu, in den Stellen:

30. Jan. „Die mit Schiffen auf dem Meere fahren und des Herrn Werke erfahren haben und ſeine Wunder im Meer, die ſollen dem Herrn danken um ſeine Güte und um ſeine Wunder, die er an den Menſchenkindern thut." Pſ. 107, 23 f. 31. — „Die mächtige Gnade behütet die Pfade der alten und neuen von ſeinen Ge-

treuen, durch ſtürmende Fluthen, in Klippen und Eiſe auf einerlei Weiſe." **1441, 2.**

Friedrich v. Gagerns Vorausſehung.

Fritz Gagern nahm in Hornau voriges Frühjahr von ſeiner verehrungswürdigen Mutter ſo Abſchied: „Nun, in drei Wochen gedenke ich bei Euch zurück zu ſein im lieben Hornau, und dann will ich bei Euch bleiben — ja, das will ich." Sie verwunderten ſich Alle der Rede des Generals, und es entſpannen ſich Scherze, wie er von Hornau aus die Reichsarmee commandiren werde, wenn ihn das Vertrauen noch höher ſtellen ſollte, auf gute Verrichtungen im Süden! Aber Friedrich v. Gagern blieb ernſt und ſagte: „In drei Wochen alſo, hoffe ich zu Gott; und dann hier heimlich und friedlich bei Euch —!" So ungefähr ſchloß er, raſch enteilend. — Und als ihn die mörderiſchen Kugeln bei Kandern trafen, eilte gerade die dritte Woche zu Ende, und ſein letzter Gedanke war ſicher bei den Seinen, wohin er nun, zwar nicht heimlich, aber im Friedensſchein einer ſo raſch durchſchnittnen edlen Laufbahn, von der neuen Reichsſtadt in ſchönem ernſten Triumphzuge geleitet wurde. Unvergeßlich bleibt es, wie die drei edlen Brüder bleich hinter ſeiner Bahre in dem unermeßlichen glänzenden Gefolge, umweht von deutſchen Fahnen der Häuſer, dahin traten; unvergeßlich bleibt Hornau der überwältigende Schmerz des ehrwürdigen Paares, dem man den Friedenreichen (Fried rich) brachte; und wer Sonntags nach dem Friedhofe von Hornau ſchaut, erblickt da oft einſam knieend die gebückte Geſtalt des edlen Greiſes, der hier ſeine Andacht hält!

Das Leidensgeſicht.

Die auffallendſte Ahnung einer kurzen, mit immer größeren Leiden und Schrecken heimgeſuchten Ehe, war einem ſonſt glücklichen Paare, das aber ſchon vor und bei der Hochzeit von Warnungszeichen faſt verfolgt wurde, dieſe:

In dem großen Himmelbett des bräutlichen Lagers ſtarrte der jungen Frau ein Schreckens-Antlitz entgegen, das ſie ſtarr anſehen mußte: es hatte Züge von dem blühenden Gatten, und doch wieder ganz andere, ſchrecklich gealtert und zerſtört, und einen durchdringenden geiſterartigen Blick auf die Starrende gerichtet. Ihr Mann verwies es ihr, ſich ſolcher Phantaſie oder Viſion hinzugeben, begriff nicht, was es ſei, und ſuchte in irgend einer Gedanken-Verkettung mit Warnungszeichen, die vorhergegangen, den Grund der phantaſtiſchen Erſcheinung. Aber das Bild hing immer vor ihr in der Gardine wie der Abdruck des Antlitzes unſeres Herren auf dem Schweißtuch der Veronika: ein tiefes Leiden darin ausgeprägt, wie des ſterbenden, von Qualen und Foltern gealterten Gatten. Sie ſchwieg darüber, und nach und nach wurde das Bild bläſſer und verſchwand endlich. Sie hatten ein liebes Kind und lebten ſehr glücklich, das heißt innerlich, die Zeichen des Unglücks aber erfüllten ſich immer mehr. Da wurde auch jener Trauerzug wahr, daß der Bräutigam, ſtatt mit ſchnellen Roſſen, ohne es zu wiſſen, mit Leichenpferden langſam zur Braut gezogen wurde.

Der junge Mann beſtieg eines Tags in heitrer Laune als Turner einen Baum, und in ſchon ziemlicher Höhe brach ein Aſt, auf den er ſich geſchwungen; er ſtürzte zur Erde und verletzte dabei den Rückgrat ſo, daß die Erſchütterung ihn dem Grabe zuführte. Er war ſogleich des Gebrauchs ſeiner Glieder beraubt, dann magerte er ab, zum Skelett, ohne Schlaf, mit den fürchterlichſten Schmerzen bei jeder Berührung und Wendung des Körpers — hatte ſtets zwei Wärter, die ihm aber nichts recht machen konnten; die arme Frau verzweifelte. Man beſchloß noch einen Verſuch mit Wildbad zu machen, und der ſonſt ſo rüſtige Mann wurde wie eine lebendige Leiche langſam hintransportirt auf einem dazu eigens hergerichteten Wagen. Das Bad ſchlug fehl — ſchon auf der Reiſe nahm er die hippokratiſchen Züge jenes Schreckbildes an und nun erkannte die gute Gattin jenes Spukbild des entſetzlichen Leidensantlitzes der Gardine, das einſt in ihrem Brautbett ihr entgegenſtarrte. Er ſtarb im Wildbad nach unſäglichen Schmerzen, und nun gingen vor der Zerknirſchten, die ihr blühendes Kind in den geſchloſſenen Armen vor ihm umſpannte, alle die wunderlichen Warnungen der erſten Zeit vorüber.

Ein Vorgeſicht von einem gewaltſamen Tode Robert Blums.

Eine Frau aus Frankfurt, die in Folge beſonderer Nervenbeſchaffenheit oder einer ihr angeborenen Anlage ſchon öfters Vorgeſichte und vorausſagende Träume hatte, ſchrieb mir unter dem 19. Oktober 1848 unter Anderem Folgendes:

„Am Ende Auguſts ging ich im Finſtern in eines meiner Zimmer, hatte aber, wie ich Sie verſichere, keinen Gedanken an irgend etwas Politiſches und am wenigſten an jene Perſon. Da ſah ich auf einmal das Bruſtbild eines wunderſchönen jungen Mannes vor mir mit aſchblonden Haaren, (cendré wie es die Franzoſen nennen). Sein Geſicht, ſogar die Lippen, waren leichenfarb, jedoch bewegte er einigemal den Kopf. Im Augenblick lag die Leiche eines unſerer Landtagsabgeordneten quer vor ihm; der entblößte Hals hatte eine Wunde, jedoch vom Blute geſäubert. Die Wunde war gelblich fett und erregte mir Eckel. Dieſes Geſicht hielt beinahe fünf Minuten an, dann war es plötzlich verſchwunden.

Das Angeſicht des jungen Mannes hatte keinen Bart, das Alter ſchätze ich auf 28—30 Jahre. Was überhaupt der junge Mann bedeuten ſoll, weiß ich nicht. War es eine Anklage von einem bereits Verſtorbenen gegen den Deputirten, oder war derſelbe durch deſſen Angabe oder durch ihn ſelbſt ermordet. Lichnowskys Bild, den ich wohl kannte, war es nicht, dieſer hatte auch, meine ich, braune Haare, das weiß ich aber, daß ſie auf einander Bezug haben mußten. Den Namen des getödteten Reichstagsgeſandten habe ich, in ein Extrablättchen verſiegelt, dieſem Brief beigelegt, bitte Sie aber, es nicht zu entſiegeln, bis ich es Ihnen ſchreibe. —

Am 19. October konnte nicht entfernt an eine Tödtung Robert Blums gedacht werden, die erſt am 9. Nov. ſtattfand. Als dieſe ſpäter auch mir bekannt wurde, muß ich geſtehen, daß ich gegen das Verbot jener Frau: ich ſolle das verſiegelte Extrablättchen nicht eröffnen, bis ſie es mir ſchreibe, daſſelbe eröffnete und in ihm geſchrieben fand: „Robert Blum.“ Dies iſt nun eine wahre Thatſache. Man kann allerdings hier einwenden, daß Blum wohl keine Wunde am Halſe erhalten, auch daß die Erſcheinung jenes jungen Mannes mit dem abblonden Haare ohne Erklärung bleibe, aber die Hauptſache, das Vorgeſicht von einem gewaltſamen Tode Robert Blums, ſteht doch hier unumſtößlich feſt. — J. K.

Ueber Fernwirkungen, Somnambüle, Geiſtererſcheinungen und dämoniſchen Zauber.

Die Leſer des Magikons mögen im IV. Jahrgang, 125, die Worte: „zur Geſchichte der Phänomene im Ober- ntsgefängniſſe in Weinsberg im Jahr 1836“ nachleſen. Ich ußerte daſelbſt die Vermuthung: „ob jenes Weib nicht ſich lbſt bewußt oder unbewußt, vermittelſt entbundenen Nervengeiſtes in Diſtanz gewirket, und ſo all dieſe Phänomene hervorgebracht haben könnte."

Gegen dieſe meine Vermuthung erhielt ich durch die Hand eines von mir ſehr verehrten glaubigen Freundes nachſtehende Zuſchrift zur Mittheilung in dieſen Blättern, die ich ohne weitere Bemerkung den Leſern derſelben als Auffaſſung des Geiſterlebens eines glaubigen Denkers übergebe.

Lieber!

Du ſcheinſt zwiſchen den Fernwirkungen der Somnambülen vom dritten Grade, zwiſchen Geiſtererſcheinungen und zwiſchen dämoniſchem Zauber nicht genug zu unterſcheiden, was doch gewiß von Bedeutung iſt.

Die Fernwirkungen der Somnambülen ſind aus hundert Geſchichten bekannt, aber Niemand hat uns ſo ſchöne Aufſchlüſſe darüber gegeben, als die Seherin von Prevorſt. Sie ſagt: Wenn die Seele und Geiſt freier von dem Bande des Leibes werden, was nur im höhern magnetiſchen Grade der Fall iſt, ſo könne der Wille vermittelſt des Nervengeiſtes entweder mit der Seele oder mit dem Geiſte in die Ferne gehen und ſich dort durch Zeichen vernehmen laſſen. Bei dem Tode ihres Vaters ſey es die von Kummer erfüllte Seele geweſen, welche der Wille beſtimmt habe, nach dem kranken Vater zu ſehen, und welche den von dem Arzte in Oberſtenfeld mehrmals und deutlich gehörten Seufzer „Ach Gott" von ſich gegeben habe. Bei andern Fernwirkungen könne es auch der Geiſt ſeyn, welcher vermittelſt des Nervengeiſtes hinausgehe, wie z. B. bei dem Anklopfen in deinem Schlafzimmer. Wenn Somnambülen in über- oder unterirdiſche Sphären geführt ſeyen, geſchieht es immer an der Hand eines Schutzgeiſtes, der ſolchen Perſonen nie fehlt. Der chriſtliche Sinn, den ich bei allen höher geſteigerten magnetiſchen Perſonen gefunden habe, läßt keine dämoniſchen Wirkungen zu. Eine ächte Somnambüle iſt das gerade Gegentheil von denen, die im Zauberbund ſtehen, wovon ich nachher reden werde.

Was die Geiſtererſcheinungen betrifft, ſo iſt wieder zu

eherin die reinſte und ſicherſte Quelle, weil ſich ihre Er-
einungen durch die auffallendſten Thatſachen, wohin ich die
ſte und vierte Thatſache ihrer Geſchichte zähle, beſtätigt ſind.
n der Theorie der Seherin über Geiſter liegen folgende
äße: Im Sterben zieht die Seele den feineren plaſtiſchen
heil des Nervengeiſtes an ſich und bildet ihn zu ihrer äthe-
ſchen Hülle aus. Dieſer Nervengeiſt ahmt zwar die alte
aſtiſche Geſtalt nach, die der Menſch im Leben hatte, iſt aber
fein und durchſichtig, daß er dem gewöhnlichen Auge ent-
eht und an der Materie keinen Widerſtand findet. Seine
urchſichtigkeit aber richtet ſich nach der moraliſchen Beſchaffen-
it der Seele. Die, welche gottlos gelebt und viele Miſſethaten
uf ſich geladen haben, erſcheinen ſchwarz; bei geringerer
chuld wird die Farbe grau und ſo geht es fort bis zur hellen
d weißen Farbe, an welcher die guten und bekehrten Geiſter
kannt werden. Die im Lichtgewand Erſcheinenden ſind Engel
d gehören nicht mehr der Erde an.

Das Gleiche iſt es auch mit der Geſtalt. Je thieriſcher
d liederlicher ein Menſch gelebt hat, deſto unförmlicher und
m Thiere ähnlicher iſt ſeine Geſtalt.

Zur Seherin kamen manche Geiſter, die anfangs wie
förmliche Klumpen ausſahen, aber nachher, je öfter ſie dem
ebet zuhörten, immer mehr menſchliche Geſtalt bekamen.

Das Wichtigere aber iſt, daß die Gebete ſolcher Menſchen,
e mit Eifer den Geiſtern zu helfen ſuchen, wirklich Einfluß
f die Bekehrung und die Erlöſung von ihrem Erdenbann
ben können. Der Erlöſer bleibt zwar immer der Herr, aber
r Menſch kann Werkzeug dazu werden. Der Bellon, den
e Seherin erlöſte, iſt ein herrliches Beiſpiel der Art. Bellon
r ein Betrüger von zwei Waiſen, war aber dazu mehr von
m damaligen Vogt verführt, als aus eigener Bosheit des
rzens. Dieß verminderte ſeine Schuld. Er erſchien daher
r in grauer Geſtalt, während der Vogt, der ihn immer von
r Bekehrung mit Gewalt zurückhalten wollte, ganz ſchwarz
d grimmig ausſah. Bellon ſuchte Hülfe, fand ſie im täglichen

Gebet der Seherin, das er wie in ſich einzuſaugen ſchien, wurde immer heller und weißer, und durfte am Ende, voll innigen Dankes für dieſe Führung, in eine Stufe der Seligkeit übergeben.

Die Geſchichte der Somnambüle Kramer von Stuttgart iſt bekannt; ſie iſt im Archiv beſchrieben und es ließen mich zu ihr die Freunde Klein, Rick und Lebret täglich während meiner Ferien bitten. In dem Grade magnetiſcher Steigerung ſtand ſie der Seherin ſehr nahe, was ſchon die pünktlich eingetroffene Vorherſagung von dem Tode einer hochgeſtellten Perſon beweist, die damals ſo viel Aufſehen erregte.

Was nun hieher gehört, iſt ihre letzte Criſe, in welcher ihr Führer ihr verſprochen hatte, die wichtigeren Perioden ſeines Lebens zu offenbaren, jedoch mit dem Verbot, daß nichts davon in ihre etwaige Geſchichte aufgenommen werden dürfe, was auch nachher unterlaſſen wurde. Ich war Augen- und Ohrenzeuge dieſer letzten Criſe und nehme jetzt keinen Anſtand, die Geſchichte dieſes Führers kurz zu erzählen, weil ſie kein unwichtiger Beitrag ſowohl von dem Erdenbanne als der Erlöſung der Geiſter iſt.

„Der Führer hieß Schäfer, war ein Württemberger, von Eltern bürgerlichen Standes (den Ort nannte er nicht, wahrſcheinlich, um jede Nachfrage zu verhindern.)“ Er war ein gutgearteter Knabe und Jüngling, er lernte die Handlung und kam zuletzt nach verſchiedenem Wechſel zu einer reichen Handlungs Wittwe in Warſchau, die ihm bald ihr ganzes Handlungsgeſchäft anvertraute. Viele Jahre leiſtete er ihr treue Dienſte, fand aber nie Ausſicht, ein eigenes Geſchäft anzufangen. So reifte nach und nach der unglückſelige Vorſatz in ihm, ſich auf Koſten ſeiner Frau einen Fond zu einem eigenen Geſchäft zu erwerben. Er entwendete von den ihm anvertrauten Geldern 7000 Thaler, machte ſich flüchtig und nahm ſeinen Weg nach der Heimath in Württemberg. Nicht mehr ferne von ſeinem väterlichen Ort faßte er den Vorſatz, um wegen des vielen Geldes allen Verdacht zu vermeiden, daſſelbe im

Walde unter einen gewiſſen Baum zu vergraben. Er übernachtete im nächſten Dorfe, bekam aber einen heftigen Blutſturz in der Nacht und war Morgens ſchon eine Leiche. Er war und blieb Allen unbekannt.

Die Folge davon war, daß er an den vergrabenen Schatz verbannt wurde; denn der Spruch: „Wo euer Schatz iſt, da iſt auch euer Herz;" gilt durch das ganze Geiſterreich. Viele Jahre irrte er voll Reue über die begangene That umher und büßte ſie in einem höchſtunglückſeligen Zuſtand in Leid und Qual. Es wurde ihm geſagt, daß ihn nur die Hand eines unſchuldigen Kindes erlöſen könne, was natürlich ein ſehr entfernter Troſt für ihn war.

Die Erlöſung gieng auf folgende Weiſe.

Die Sonnambüle wurde in dem Hauſe ihres Oheims, welcher Arzt war, erzogen. Häufig nahm ſie der Oheim auf ſeinen Beſuchen in den benachbarten Orten mit ſich. Als eilfjähriges Mädchen geſchah es nun, daß das Mädchen auf dem Heimweg im Walde bei Mondenſchein etwas ſchimmern ſah; ſie gieng darauf zu und erblickte eine Menge der niedlichſten Schneckenhäuschen wie in Pyramiden aufgehäuft vor ſich. Schnell nahm ſie eine Hand voll davon und ſteckte ſie, ohne etwas zu ſagen, ihrem Oheim in die Manteltaſche. Nach Hauſe gekommen bat ſie ihn, ihr die Schneckenhäuschen aus ſeiner Manteltaſche zu langen. Aber wie erſtaunte dieſer, als er lauter goldene ausländiſche Münzen hervorzog! Ein weiteres Nachſuchen gleich den andern Morgen an gleicher Stelle war vergeblich.

Von dieſen Münzen bekam das Mädchen Einige, welche ſie bis in ein ſpäteres Alter aufhob, aber nach und nach, als es ihr an Geld gebrach, auswechſelte.

Der Führer ſagte: durch die Hand des unſchuldigen Mädchens ſey der Schatz an den Tag gekommen, und den andern Morgen frühe hätte eine vorbeiziehende Judenfamilie denſelben entdeckt und mit genommen. Er ſey nun nach langer Büßung und Reue von ſeinem Banne erlöst, ſeine Sünde ſey ihm vergeben und er begnadigt worden. Zum Dank für die Erlöſung durch das Mädchen ſeye es ihm vergönnt worden, ihr Führer zu werden, und durch ihn habe ſie in den letzten Jahren ihres Zuſtandes viele Mittheilungen empfangen.

Von dieſer letzten Criſe an kam ſie in ihren natürlichen Zuſtand zurück und wurde, wie ich nachher öfters vernahm, eine gediegene Chriſtin und warme Verehrerin des Herrn.

Dieſe Beiſpiele, an deren Wahrheit wir keinen Grund zu zweifeln haben, belehren uns, daß Geiſter, welche ſelbſt Betrug auf der Erde ausgeübt, theils durch Gebete wieder erleuchtet, theils durch Reue und Büßung wieder erlöst und ſogar Führer anderer Menſchen werden können.

Nach dieſen beiden Vorgängen, wozu noch viele Andere gezählt werden können, ſehe ich nicht ein, warum du den Pater Anton verwerfen und dich in deiner Geſchichte an ganz unſtatthafte dämoniſche Fernwirkungen halten willſt, wie ich gleich zeigen werde.

Nur beiläufig will ich bemerken, daß ich und Winckler einen ähnlichen Fall erlebten. Ein junger wackerer Bürger im Nürtinger Oberamt verfiel auf einmal in einen ſpontanen Somnambulismus, in welchem er nicht nur ſcharfe Bußpredigten hielt, ſondern auch außerordentliche Viſionen hatte. Da ein wichtiger Tag angekündigt war, an welchem nicht nur ſein gewöhnlicher Führer, ſondern noch drei Andere ihre Lebensgeſchichten erzählen würden, ſo folgten wir ſchon der Neuheit wegen der Einladung. Dieſe vier Führer ließen ſich nacheinander hören; ſie ſtammten aus Schleſien, Anhalt Köthen und Schweden und lebten im 16. und 17. Jahrhundert, waren zwar von Jugend an erweckte Menſchen, aber nicht ohne Fehltritte. Sie erzählten zum Theil merkwürdige Scenen, doch war das Ganze nichts Außergewöhnliches. Sie ließen in mir den Eindruck zurück, daß man die Führer der Somnambülen noch nicht in die Claſſe der Engel ſetzen dürfe, und daß ein großer Unterſchied in ihren Fähigkeiten ſeyn möge. Vielleicht ſollte gerade dieſe Meinung durch ſie zu Tage gefördert werden,

il in Vielen der Glaube iſt, die Führer ſeyen über allen
rthum erhaben. Wenn es in der Schrift heißt: „Die Lehrer
rden leuchten, wie des Himmels Glanz;“ ſo iſt wenigſtens
viel gewiß, daß ſolche Führer weit davon entfernt ſind.

Was nun den dämoniſchen Zauberbund betrifft, ſo werde
dich bloß an die dicken Folianten der Hexenprotocolle von
rfeld und Schwaigern erinnern dürfen.

Die faktiſche Wahrheit, die ſich aus jenen Thatſachen
ſtrahiren läßt, iſt folgende.

Nach dem Befund des Fürfelder-Protocolls, mit dem ich
rch Auszüge näher bekannt wurde, iſt ein altes Weib Na-
ns Wagenmann die Hauptperſon. Sie wurde durch Ge-
ndniſſe einer Enkelin und eines andern jungen Mädchens,
ſie theils auf unerklärliche Weiſe plagte, theils auch in
magiſchen Künſte einweihen wollte, verrathen und ins Ge-
gniß geſetzt. Der damalige Syndikus des Kantons Kräich-
n, ein wackerer, gerechter und chriſtlicher Mann, Namens
üller, hatte, meiſtens in Gegenwart des biedern Grundherrn
ieterich von Gemmingen und einiger Skabinen, die Unter-
chung. Statt der ſonſt gewöhnlichen Zwangsmittel und Tor-
ren ſetzte der Richter dem hartnäckigen Läugnen bloß Geduld,
orhaltung der Widerſprüche und ernſtliche Mahnung entgegen.
orzüglich durch ſeine chriſtliche Zuſprüche und die ſchönen
ebete, womit er jedes Verhör anfing und endigte, erweichte
dieſes harte Herz nach und nach ſo ſehr, daß ſie ſich, un-
achtet der Qualen, die ſie von dämoniſchen Einwirkungen
szuſtehen hatte, von dem Bunde mit dem Satan losſagte,
le ihre Miſſethaten offen bekannte, deren faktiſche Wahrheit
ch von lebenden Zeugen beſtätigt wurde, und zugleich aus-
hrlich beſchrieb, wie es mit dem Hexenwerk zugehe, ſo daß
eder, der dieſes Protokoll lieſt, ſich ein getreues Bild des
anzen davon machen kann.

Die Hauptſätze aus dieſem Protokoll benütze ich jetzt,
n dir zu zeigen, daß die Hypotheſe von dämoniſchen Fern-

wirkungen bei deiner Geiſtergeſchichte ungegründet iſt. Ich ſtelle dieſe Säge in einer Reihe auf:

1) Jede Perſon, die in den Zauberbund eingeht, bekommt einen Dämon an die Seite, der nur für ſie ſichtbar iſt und vermittelſt deſſen ſie auf die geheimſte Weiſe nicht nur Vieh und Menſchen ſchaden, ja durch geheime Gifte tödten, ſondern auch Dämonen in die Menſchen zaubern und ſie beſeſſen machen kann.

2) Die Perſon vermag nichts ohne den Dämon, und der Dämon vermag nichts, ohne daß die Perſon den Willen dazu hergibt und mitwirkt. Beide müſſen immer beiſammen ſeyn. Von einer dämoniſchen Fernwirkung, wo die Perſon in einem andern Ort wäre, als die Wirkung, habe ich in keinem der Protokolle geleſen.

3) Ohne Zweifel hat der Dämon die Kraft, das Band der Seelen mit dem Leibe ſo aufzulockern, daß die Seele vermittelſt des Nervengeiſtes ſich einen Scheinkörper anbilden kann, mit welchem ſie, geführt vom Dämon, ſich an jeden Ort, der ihr nicht durch eine fromme Schutzwache verſchloſſen iſt, hin verſetzen kann. Die nothwendige Folge aber davon iſt, daß, wie die Seele mit ihrem Scheinkörper ſich auswärts bewegt, der wahre Fleiſchkörper wie ein unempfindlicher todter Klotz im Bette zurückbleibt, und nur dann wieder äußeres Leben zeigt, wenn die Seele von ihrer Fahrt wieder in ihn zurückkehrt.

4) Man iſt gedrungen, in dem Nervengeiſt einen höhern ſinnenhaften, dem Willen unterworfenen Beſtandtheil, und einen niedern mehr materiellen, die innere Oekonomie des Leibes leitenden und der Naturkraft unterworfenen Beſtandtheil zu unterſcheiden. Nur jener bildet den ſinnenhaften Scheinkörper, womit die Seele ausfährt, während dieſer, äußerlich leblos ſcheinend, die innere thieriſche Oekonomie unterhält. Da aber dieſe beide Beſtandtheile die innigſte Verwandtſchaft mit einander haben, ſo iſt bei ihrer Wiedervereinigung ſogleich das ganze Leben wieder hergeſtellt.

5) Mit ſolchen Scheinkörpern können viele Bundesgenoſſen

an beſtimmten Orten zuſammenkommen, um Feſte und Schmäuſe zu halten. Mit dem ſinnenhaften Theil des Nervengeiſtes, der zugleich die plaſtiſche Kraft in ſich hat, können ſie ſehen, hören, ſchmecken u. ſ. w. Auf den Hexenmahlzeiten werden die köſtlichſten Gerichte aufgeſtellt, aber alles dieß iſt pure Verblendung. Die Wagenmann ſagte, ſie ſei immer hungrig nach Haus gekommen.

6) Bei den Somnambülen höhern Grades iſt zwar auch ein Freiewerden der Seele von den leiblichen Banden, wie bei dem Scheinkörper jenes Bundesgenoſſen, und dieß darf uns nicht befremden, weil das theilweiſe Ablöſen im Leben ja doch zur gänzlichen Ablöſung im Sterben bei beiden werden muß; aber beide ſind in ihrem innern Weſen völlig entgegengeſetzt, wie Poſitives und Negatives, wie Licht und Finſterniß, wie Ideal und Scheuſal, wie guter und böſer Wille, wie Liebe und Haß und überhaupt wie chriſtliches und ſataniſches Prinzip.

Die Seherin ſagt: Je freier der Geiſt von Seele und Leib wird, deſto tiefer dringt er in die Wahrheit ein und um ſo weniger kann die Somnambüle irren. Dieß iſt bei jenen Bundesgenoſſen gerade umgekehrt. Ihr Geiſt iſt völlig verdunkelt und von dem böſen Willen gefangen genommen, und ihre Seele lebt in lauter Irrthum und ſataniſcher Verblendung.

7) Der Unterſchied zwiſchen Freiheit und Gefangenſchaft des Geiſtes druckt ſich bei beiden in ihren Wirkungen aus.

Die höhere Somnambüle kann durch den Willen des freigewordenen Geiſtes die Seele mit dem ſinnenhaften Nervengeiſt an ſolche Oerter verſetzen, wohin ſie einen Zug in ſich fühlt, wodurch ſie in der Ferne ſehen, hören und ſich vernehmen laſſen kann, wie es bei der Seherin geſchah, als ſie nach ihrem todtkranken Vater ſchaute.

Dieß vermag keine im Zauberbunde ſtehende Perſon, weil der Geiſt gefangen liegt und die Seele ohne Hülfe des Dämons gar nichts vermag. Ihr eigener Wille vermag nicht in die Ferne zu wirken; vielmehr muß ſie mit ihrem Scheinkörper durch den Dämon an die entfernten Oerter, wo ſie

Schaden ſtiften will, geführt werden, wo dann allerdings der Dämon ihr eine große Kraft verleiht. Aus den Protokollen erhellt aber, daß alle Häuſer, wo fromme chriſtliche Sitte und Eintracht wohnt, dieſen Teufeleien unzugänglich ſind.

Ich komme nun zur Anwendung dieſer Sätze auf deine Geiſtergeſchichte.

Iſt das Weib bloß ein gewöhnliches, obgleich liſtiges und verſtelltes Weib, ſo iſt dennoch bei ſo viel unerklärlichen Erſcheinungen und Entblößung aller Mittel im Gefängniß nicht an Betrug zu denken.

Iſt das Weib im Zauberbund, wozu übrigens im Buche kein Verdachtsgrund vorliegt, ſo konnte ſie nur dann in der Ferne Wirkungen hervorbringen, wenn ſie mit ihrem Scheinkörper durch dämoniſche Hülfe dahin geführt wurde; aber alsdann hätte ihr wahrer Leib wie ein todter Klotz im Bette zurückbleiben müſſen, was bei den vielen nächtlichen Beobachtungen der Neugierigen nicht unbemerkt hätte bleiben können.

Wo iſt ein Beiſpiel, daß eine Hexe ſich Tag und Nacht, ja bis zur Erſchöpfung ihrer Kräfte hergegeben hat, Lieder, Bibelſprüche und Gebete aller Art herzuſagen? dieß hätte alle Dämonen vertreiben müſſen, da ſie ſchon vor dem bloßen Namen Jeſus davon fliehen. Bei der Annahme eines Geiſtes, der nach Erlöſung ſeufzt, iſt dieß Alles in der Ordnung, woz die Vorgänge bei der Seherin das beſte Zeugniß abgeben. Ob das Weib bekehrt oder unbekehrt damals war, thut nicht zur Sache. War der Geiſt einmal an dieſes Weib gewieſen ſo konnte er ihr keine Ruhe laſſen, um ſeinem inneren Verlangen nach chriſtlichen Gebeten und Liedern zu genügen, un dazu war das Gefängniß gerade der beſte Ort, weil das Wei dadurch verhindert war, andern weltlichen Geſchäften nachzugeben.

Die Gefängnißwärterin, welche ich außerdem, wo d mich in das Lokal des Gefängniſſes führteſt, ſpäter noch einmal ſprach, erzählte mir ſo viele Scenen von ihrem Verkeh mit dem Geiſt, daß eine Einwirkung der Art von dem Weib mir völlig unglaublich ſcheint.

Noch habe ich den Umſtand, der aus den mir bekannten Schriften über Zauberei genommen iſt, zu berühren, daß eine im Zauberbund ſtehende Perſon, ſo bald ſie den Händen des Richters übergeben iſt, ihre Macht zu ſchaden ſo lange verliert, bis ſie wieder befreit iſt. Es iſt dieß ein wichtiger Punkt für die Juſtiz, welche, da keine juridiſchen Beweiſe für eine Zaubereiſünde möglich ſind, die bloß moraliſchen Gründe von ſich abweiſt. Ein auffallendes Beiſpiel iſt die Wagenmann. Wäre ſie nicht auf die übrigens ſtarken Verdachtsgründe hin dem Richter übergeben worden, ſo hätte ſie ihr ſchädliches Werk fortgeſetzt; ſie wäre in der Gefangenſchaft des Satans geblieben, und die verlorene Seele hätte ſich durch Bekehrung und offenes Bekenntniß ihrer Sünden nicht mehr retten können.

Iſt nun dieſer Satz richtig, daß eine der Obrigkeit übergebene Perſon der Art ihre Macht verliert, ſo konnte auch das Weib im Gefängniß nicht mehr in die Ferne wirken. Bedenkt man dieß Alles, ſo iſt die Hypotheſe der Fernwirkungen das Unwahrſcheinlichſte, die Geiſterlöſung aber das Wahrſcheinlichſte. Wären die tauſend Störungen in der Prozedur gegen das Weib nicht vorgekommen, ſo hätte ſich die Geiſterlöſung ebenſo ruhig entwickeln können, wie es bei der Seherin der Fall war.

Der Vorhang, der uns dieſes geheime Reich bedeckt, wird nie für uns ganz aufgezogen werden; aber doch dürfen die Glaubigen Blicke hinter die Couliſſen thun. E.

Die Monomanie zu Raſtadt.

Die neueſten Zeitungen ſchreiben. Eine Erſcheinung und zwar aus der Geiſterwelt, macht der Raſtadter Garniſon viel zu ſchaffen; es iſt die weiße Frau, ein Böſes Zeichen von Todesfällen, Krieg und ſchlimmen Zeiten, deren Spukgeſtalt bald im Schloſſe, bald in dieſer, bald in jener Kaſerne will geſehen worden ſeyn. Unbeſtritten iſt, bei allen andern Deutungen, daß die Erſcheinung des Alpdrückens, das ſogenannte „Schrätele" ſehr häufig in den Kaſernen bemerkt wird. Selbſt Offiziere, die in den Schlafſälen der Mannſchaft übernachteten, wurden davon befallen. Bei dieſer Gelegenheit erinnern wir uns einer, ein ganzes Bataillon Soldaten betreffenden Erſcheinung, die wir ſchon in den Blättern von Prevorſt abhandelten, hier aber wegen jener Raſtadter Vorfälle wieder in's Andenken zurückrufen. Dieſe ältere Geſchichte nannte man die epidemiſche Monomanie zu St. Tonard (in Frankreich).

Mit dieſem Ausdruck laſſen ſich freilich alle Erſcheinungen, die Mehrere zugleich wahrgenommen, natürlich erklären. Es iſt eine Anſteckung, von einer Phantaſie der andern mitgetheilt. Wie aber dieſe Anſteckung geſchieht, wie ſie beſonders in gegenwärtigem Beiſpiel möglich war, das möchte ſchwer zu erklären ſeyn. Und gibt es auch ſolche Anſteckungen, kann dem Hochſchotten von ſeinem Landsmann das andere Geſicht mitgetheilt werden, ſchließt dieß alle objektive Einwirkung oder Wirklichkeit aus? macht die Contagion nicht blos für das Schauen empfänglich? Kann aber das eine Monomanie heißen, was 800 Menſchen zugleich wahrnehmen, plötzlich, ohne Vorherwiſſen, als eine augenblickliche Erſcheinung? Nämlich ein Bataillon franzöſiſcher Soldaten hatte während des beſchwerlichen Feldzugs, den der Erzähler mitmachte, an einem heißen ſchwülen Tage einen doppelten Marſch nac
einem gewiſſen Orte zu machen. Es waren 800 Mann laute
kühne, abgehärtete, verſuchte Leute, die, wie es heißt, ſelbſt de
Teufel nicht gefürchtet hätten und ſich wenig um Geſpenſter un
Geiſtererſcheinungen kümmerten. In der Nacht war das Ba
taillon gezwungen, in einem engen, niedern, kaum fü
300 Mann Raum bietenden Gebäude Quartier zu nehmen
dennoch aber ſchliefen ſie. Um Mitternacht aber wurden Al
von einem aus allen Winkeln ertönenden gräßlichen Geſchr

aufgeweckt, und den erſtaunten erſchrockenen Soldaten erſchien das Geſicht eines ungeheueren Hundes, der durch das Fenſter herein ſprang und mit ſchnellem und gewaltigem Tritte den Schläfern über die Bruſt lief. Die Soldaten verließen entſetzt das Gebäude. Am nächſten Abend nahmen ſie auf dringende Bitten des Bataillonschefs und des Arztes, die ſie begleiteten, ihr früheres Quartier wieder ein. Wir ſahen, ſagt der Erzähler, daß ſie ſchliefen, vollkommen wach erwarteten wir die Stunde des Schreckens, und kaum hatte es zwölf geſchlagen, ſo waren die alten Soldaten auch ſchon zum zweitenmal auf den Füßen. Abermals hatten ſie die übernatürlichen Stimmen gehört, abermals hatte ihnen der Hund die Bruſt bis zum Erſticken beklemmt. Der Bataillonschef und ich ſahen und hörten nicht das Geringſte.“ Der Verfaſſer ſucht nun die Sache aus phyſiſchen Urſachen, aus dem Luftdruck u. ſ. w. herzuleiten. Allein dieſe Urſachen erklären weder die erſte, noch weniger die zweite, übereinſtimmende Erſcheinung. Der Schlaf ſcheint Bedingung des Wahrnehmens dabei geweſen zu ſeyn, es war aber darum ein gemeinſchaftlicher Traum von 800 Mann ohne Wirklichkeit. Was es war, gedenken wir nicht näher anzugeben, denn wir wiſſen es nicht, aber daß es bloße Selbſteinbildung war, ſcheint uns unmöglich.

Weitere Beiſpiele von elektro-magnetiſchen Erſcheinungen an Menſchen.

Wir haben ſchon in dieſen Blättern, 3. Band Seite 609, über: „Elektro-magnetiſche Erſcheinungen an lebenden Menſchen“ geſprochen und mehrere Fälle angeführt, wo ſich ſolche Erſcheinungen an Menſchen auf eine auffallende Weiſe zeigten. Es iſt dort unter anderm von zwei Mädchen in Frankreich die Rede, mit denen Arago Verſuche anſtellte, ihre Eigenſchaft als eine auf Elektro-magnetismus gegründete Naturkraft erkannte und darauf antrug, daß die Akademie eine Commiſſion ernannte, um mit ihnen noch ausgedehntere Unterſuchungen anzuſtellen. Es war aber nun nicht zu verwundern, daß eine Akademie, die Fenners Entdeckung der Wirkung der Kuhpocken, Franklin's Blitzableiter und Meßner's Magnetismus für Träumerei erklärte, auch hinter dieſer Erſcheinung nur Betrügerei witterte. Die Art, wie dieſe Unterſuchung von der Akademie angeſtellt wurde, geſchah auch unter Verhältniſſen, die durchaus dazu gemacht waren, kein Reſultat zu liefern.

In jenen Blättern wurde auch, aber nur flüchtig, zweier Mädchen aus Smyrna erwähnt, bei welchen ſich ganz gleiche erſtaunliche elektro-magnetiſche Erſcheinungen zeigten. Es ſind die gleichen, von denen Herr Fürſt Pückler-Muskau in ſeiner Schrift: Rückkehr aus Syrien und Kleinaſien, 3. Th. S. 321, berichtet.

Wir ſetzen nun deſſen ausführliche Beobachtung, wie er ſie mit mehreren genannten Zeugen an dieſen Mädchen machte, hieher.

Seine Beobachtung und ſein Urtheil wird um ſo unbefangener ſeyn, da Herr Pückler-Muskau, wie bekannt, nicht unter die Ueberglänbigen gehört und als Beobachter wohl auch nicht leicht zu hintergehen geweſen wäre.

Er rechnet dieſe Erſcheinung unter die Naturerſcheinungen, nicht unter die Wunder; wir allerdings auch, müſſen aber auch mit ihm ſagen, daß wir wohl bald inne werden, daß alles um uns her in das Reich der Wunder gehöre. —

Ich hatte mit dem Commodore v. Bandeira, Herrn van Lennep, Herrn von Chabert und einigen anderen Herren verabredet, uns heute zu zwei Wundermädchen zu begeben, welche ſeit einiger Zeit das hieſige Tagesgeſpräch abgeben. Es ſollten die ſeltſamſten elektriſch-magnetiſchen Phänomene von ihnen ausgehen, und wir waren alle ſehr neugierig, dieſe ſelbſt zu prüfen. Leider war das Wetter hell und ſchneidend kalt geworden, was der geheimnißvollen Kraft der Mädchen, wie man ſagte, nachtheilig ſei, dagegen warmes Wetter und Regen dieſelbe ſehr vermehre. Deſſen ungeachtet war, was wir fanden, über unſere Erwartung.

Beide Mädchen, dem Anſchein nach zwiſchen 18 und 20 Jahren, zeigten ein Benehmen, das zwar ihrem nur geringen Stande angemeſſen, aber keineswegs roh oder gemein war, ſo wie auch ihr Aeußeres, wenn nicht ſchön, doch angenehm erſchien. Sie hatten ſich kaum an einem hölzernen, mit einer Wachsleinwanddecke belegten und gegen die Wand geſtellten Tiſche niedergeſetzt und ihre Hände darauf gelegt, als man zuerſt einen ſcharfen Luftzug unter der Tiſchplatte hinſtreichen fühlte, und dann ein ganz eigenthümlich tönendes Knarren in verſchiedenen längeren und kürzeren Abſätzen in der dünnen Tiſchtafel ſehr deutlich hörte, das bald dem Krabbeln einer Maus, bald einem Kratzen mit den Nägeln ähnlich war, doch nur ähnlich — nicht gleich, denn es war etwas charakteriſtiſch Beſonderes dabei, was nicht auszudrücken iſt, und einem in der Nacht geſpenſterartig vorgekommen ſein würde. Bald darauf aber ward die Sache noch wunderlicher. Der Tiſch fing an ſich ſeitwärts an der Wand langſam fortzuſchieben, ungeachtet des hindernden Teppichs, auf dem er ſtand. Sobald die Mädchen ihre Hände aufhoben, hörte die Bewegung auf. Als ſie ſie wieder auflegten, begnügte ſich der Tiſch nicht mehr mit der früheren langſamen Bewegung, ſondern rückte ſtoßweiſe heftig, faſt ſpringend fort, wie gewaltſam fortgeſtoßen. Dieſe abſtoßende Kraft ruhte beſonders in der Hand des jüngſten Mädchens und wirkte manchmal ſo ſtark, wenn ſie ſich ihrer Schweſter gegenüber ſetzte, daß dieſe aufſpringen und ihren Stuhl ſchnell zurückziehen mußte, um nicht vom Tiſch umgeſtoßen zu werden.

Wir machten im Allgemeinen dabei folgende Bemerkungen.

Es fand keine Veränderung in den Reſultaten ſtatt, ob die Wachstuchdecke auf dem Tiſch lag oder abgenommen wurde.

Brennendes Licht ſchwächte die Wirkungen, je näher es gebracht wurde; je dunkler die Stube durch die herabgelaſſenen

Vorhänge gemacht wurde, je ſtärker war die Bewegung des Tiſches. Andrang von Menſchen ganz in der Nähe ſchwächte ebenfalls den Effekt, und wenn ein Anderer die Hand auf den Tiſch legte, oder auf die Mädchen ſelbſt, oder auch dieſen die Spitze eines Meſſers entgegenhielt, hörte meiſtens, aber nicht immer, Geräuſch und Bewegung auf.

Wir überzeugten uns Alle verſchiedene Male, während mehrerer Stunden, die wir hier verweilten, daß je unbefangener die Mädchen waren, je animirter ſie ſich mit einander oder mit einem der Zuſchauer unterhielten, und heiterer ſie dabei wurden, auch in derſelben Progreſſion die Experimente ſich erfolgreicher zeigten. Auffallend war es auch, daß, als einmal die Jüngſte und Kräftigſte ein Glas Limonade verlangte, das ſie, ſehr durſtig wie es ſchien, mit großem Wohlbehagen austrank, der Tiſch, wie von gleicher Freude beſeelt, einen förmlichen Satz machte, dann aber eine geraume Zeit lang, wie erſchöpft, ſich nicht mehr bewegte, was alles in Elektricität und Magnetismus überzugreifen ſcheint.

Während des ganzen Abends fanden wir immer, daß die Bewegungen des Tiſches und das knarrende Geräuſch in demſelben, welches zuweilen ſich bis zu dem Klang einer ſchwachen Exploſion ſteigerte, nie zuſammen eintraten, ſondern das letzte immer dem erſteren vorausging, wie der Donner einer Eruption bei feuerſpeienden Bergen oder bei einem Erdbeben.

Sowohl dem Anſchein als ihrer eigenen Ausſage nach wurden beide Mädchen durch die Uebung ihrer ſeltſamen Kraft nicht im geringſten angegriffen oder geſchwächt; merkwürdig war aber der Umſtand, daß bei der Jüngeren der Puls der rechten Hand äußerſt heftig wie im Fieber ſchlug, während der an der linken, die nicht auf dem Tiſch lag, nur äußerſt ſchwach ging und zuweilen ſogar intermittirte, was der Schiffsarzt des Commodore, der uns begleitete, mehrmal verificirte. Der Puls des anderen Mädchens ging vollkommen regelmäßig und an beiden Armen gleich.

Die mit uns gegenwärtige Mutter, eine ſehr einfache

Frau, erzählte, daß geſtern, als beide Kinder in Geſellſchaft einiger Freundinnen ausgelaſſen luſtig geworden, ſie auf den Gedanken gekommen ſeyen, in einer ganz dunklen Stube gegen eine verſchloſſene Thür zu operiren. Dies habe einen ſo unerwarteten Erfolg gehabt, daß nach kurzer Zeit das Knarren im Holze in Explosionen, ſo laut wie Piſtolenſchüſſe übergegangen, einige Minuten ſpäter aber die Füllung der Thür, auf der die Hände gelegen, mit Gekrach zerbrochen, und wie von einem gewaltſamen Fußtritt in die Nebenſtube geſchleudert worden ſey. Sie zeigte uns in der That das dieſen Morgen erſt wieder friſch eingeleimte Stück in der Thüre. Wir baten ſogleich die Mädchen, welche ſich während der ganzen langen Sitzung immer gleich willig und gefällig gezeigt, daſſelbe doch heute noch einmal zu verſuchen. Sie erklärten ſich bereit, und Herr Chabert ward gemeinſchaftlich mit mir beauftragt, bei den Mädchen zu bleiben, während die Uebrigen in die andere Stube gingen. Die Nacht war ſchon eingebrochen, und wir verhüllten nun in der äußerſten Ecke des Zimmers eine Lampe ſo, daß nur gerade noch ſo viel Schein übrig blieb, um uns überzeugen zu können, daß kein Betrug ſtatt finde, obgleich ſchon längſt die beharrlichſten Skeptiker unter uns, namentlich der Schiffsarzt, ſich überzeugt hatten, daß es auch dem geſchickteſten Taſchenſpieler unmöglich ſein würde, das hervor zu bringen, was der unerklärlichen Naturkraft dieſer unwiſſenden Mädchen ſo leicht wurde. Wir hatten alle Urſache, mit dieſem letzten Verſuch zufrieden zu ſeyn, denn ſchon nach wenigen Sekunden begann das eigenthümliche Knarren in der Thüre weit ſtärker als in der Tiſchplatte, und in ziemlich kurzen Zwiſchenräumen folgten ein paar Minuten darauf ſo heftige Schläge, als wenn Jemand mit geballter Fauſt aus allen Kräften gegen die Thür donnere. Dennoch war der Ton immer ſo fremdartig eigenthümlich, daß, als ich zum Scherz ſelbſt ſo ſtark ich konnte, mit der Fauſt an die Thüre ſchlug, die Herrn im andern Zimmer gleich riefen: Was iſt das? das war kein elektriſcher Schlag! Die Mädchen baten uns nun, das Licht ganz auszulöſchen, worauf, als wir in vollkommener Dunkelheit verblieben waren, die verſchiedenartigen Geräuſche und Schläge ſich in Menge und Stärke noch bedeutend vermehrten; indeß war es den Mädchen heute nicht möglich, die Thür wieder zu zertrümmern wie geſtern, wiewohl an der geleimten Stelle ein wirklicher Fußſtoß im Dunkeln dieß leicht bewerkſtelligt haben würde, wenn ſie zu einem Betrug ihre Zuflucht hätten nehmen wollen.

Dies ſind die einfachen, aber ſtreng wahren Beobachtungen einiger Ungelehrten über ein Phänomen, das die Heroen der Wiſſenſchaften, wie Humboldt, Arago u. ſ. w., vielleicht bald in Europa beſſer zu würdigen Gelegenheit haben werden, da man von allen Seiten den beiden elektriſchen Mädchen anräth, ſich dort zu produciren, wogegen ſie jedoch bis jetzt die größte Abneigung zeigen.

Mich erinnerte die heutige Darſtellung an eine bemerkenswerthe, faſt vergeſſene Erzählung aus alter Zeit. Eine etwas ſchon bejahrte Dame, die Gemahlin eines ehemals reichsunmittelbaren Großen, theilte uns nämlich, als von Ahnungen und Erſcheinungen die Rede war, als ſelbſterlebtes Abenteuer mit, daß, als ſie einſt mit einer Freundin noch ſpät Abends ſich ſehr lebhaft und luſtig unterhalten, dieſe ſich mit der Hand auf einen am Pfeiler ſtehenden Tiſch geſtützt, und beide alsogleich einen wunderbaren kniſternden und knarrenden Ton in der Nähe gehört. Im Moment darauf habe der Tiſch ſich ganz von ſelbſt bis mitten in die Stube geſchoben, als rücke ihn eine unſichtbare Hand. Sie ſey bei dieſem Anblick faſt ohnmächtig vor Schreck geworden und habe es gleich als eine Unglück verheißende Ahnung angeſehen, auch wäre bald darauf, faſt um dieſelbe Tageszeit, der Mann ihrer Freundin geſtorben.

Ob nicht eine ähnliche unbewußte magnetiſche Kraft hier eben ſo eingewirkt hat, als bei den Smyrnaer elektriſchen Notabilitäten? Immer mehr Wunder beginnen jetzt ſich natürlich zu erklären, mais les extrêmes se touchent, und zuletzt werden wir wohl inne werden, daß Alles um uns her in das Reich der Wunder gehört.

Cardanus magnetiſche Eigenſchaften.

Es iſt bekannt, daß manche Menſchen den Glauben oder Aberglauben haben, wenn ihnen das linke Ohr klingle, ſo ſpreche Jemand Böſes von ihnen, und umgekehrt, Gutes, klingle ihnen das rechte Ohr. Dieſe Behauptung ſtellte ſchon der gelehrte Cardanus auf, der ſchon im 16. Jahrhundert lebte, und ſpricht in ſeiner Lebensgeſchichte alſo davon:

„Es war mir im Jahre 1526 zum erſtenmal eine mir anhängende Eigenthümlichkeit entdeckt, die mir vierzig Jahre lang blieb. Ich empfinde, daß etwas außer mir in mein Ohr mit Geräuſch eingeht, immer von der Seite aus, wo Menſchen von mir reden. Reden ſie Gutes, ſo kommt dieß Geräuſche in das rechte Ohr, reden ſie Böſes, in das linke, und dieſes dringt dann hindurch bis in's rechte und machet ein ordentliches Geräuſch. Streiten die Perſonen, die über mich reden, ſich, höre ich ein Geräuſch von Stimmen, wenn es auf etwas Böſes abzielet, auf der linken Seite, und es kommt dann genau von der Gegend her, wo dieſe Streitenden ſind. Oft wenn die Sache abläuft übel, wird die Stimme auf der linken Seite, wenn ſie aufhören ſollte, lauter und die Stimmen werden vervielfältigt. Und nicht ſelten, wenn die Sache in derſelben Stadt vorgeht und die Stimmen kaum vorüber ſind, geſchieht es, daß auch ein Bote kommt und mich zu ihnen berufet, und wenn es in einer andern Stadt geſchieht und ein Bote kommt, ſo trifft es auf Ausrechnung der Zeit zwiſchen der Berathſchlagung und dem Anfang der Reiſe gar genau ein. Ich finde dann, daß in dem Sinn, in dem ich es je nach der Seite, von der ich die Stimme vernahm, alſo gut oder bös, von mir geſprochen wurde."

Dieſer Gelehrte hatte aber auch noch andere ſeltſame Zuſtände an ſich. Er ſchreibt:

„Als ich in Pavia als Profeſſor die Medizin lehrte, ſah ich einmal ungefähr auf meine Hand, da erblickte ich an der Wurzel meines rechten Goldfingers die Geſtalt eines blutigen Schwerdtes. Ich erſchrack ſehr. Des Abends kam ein Bote mit einem Briefe meines Schwiegerſohns, worin er mir ſchrieb, daß mein Sohn in Verhaft genommen worden ſeie und daß ich nach Mailand kommen ſolle. Dieſes Zeichen aber nahm immer zu von Tag zu Tag, und des letzten Tags naht es bis an die Spitze meines Fingers und ſah ſo roth wie ein flammendes Schwert. Ich wußte nicht, was ich hierüber denken und ſagen ſollte. Um Mitternacht war mein Sohn enthauptet. Am Morgen war das Zeichen ſchon mehr vergangen und nach zwei Tagen plötzlich. —

Er erzählt: Als er dieſes Gefühl durch's Gehör verloren habe, ſo ſeien bei ihm voransſagende Träume erſchienen. Zu Träumen gegen Sonnenaufgang habe er immer alles vorausgeſehen, was am andern Tage geſchehe.

Nachdem ihn auch dieſe Eigenheit verlaſſen, ſtellte ſich bei ihm ein Schein ein, der ihn immer begleitete. Dieſer Schein ſtärkte ihn, da ihn die vorigen Eigenſchaften im Gegentheile ſchwächten. Er hielt dieſen Schein für eine beſondere Naturkraft. Er habe ihn nie von ſeinen Studien oder der menſchlichen Geſellſchaft abgehalten, ſondern ihn zu allen Dingen fertig gemacht. Er iſt, ſchreibt er, vortrefflich, ſich geiſtig zu entwickeln, und er ſcheint gleichſam die höchſte Kraft der Natur zu ſein: denn er repräſentirt auf einmal alle Dinge, die zur Sache, die man entwickeln will, gehören, und wenn er nicht etwas Göttliches iſt, ſo iſt er gewiß das vollkommenſte unter allen vergänglichen Werken.

Die Seher in der Oberlauſitz.

Seit ewigen Zeiten hat es Propheten gegeben unter allen Nationen. Entſtänden ſie nicht ſelbſt im Volke, die Hinneigung zum Wunderbaren im Menſchen, das Bedürfniß, Unerklärliches, Geheimnißvolles auf ſich einwirken zu laſſen, würde ſie alsbald ſchaffen. Was anders, als der unbeſiegbare innere Drang, die Zukunft enthüllt zu ſehen, führt ſelbſt Gebildete zu Wahrſagern und Kartenſchlägerinnen? Und wenn tauſendmal die geſunde Vernunft das Thörichte ſolcher Prophezeiungen nachweiſt, es wird ihr doch niemals gelingen, ſie gänzlich und für immer zu beſeitigen.

Unter den civiliſirten Nationen unſerer Tage ſtehen vor allem die Hochſchotten in dem Rufe, reich zu ſein an Sehern und Propheten. Das „zweite Geſicht“ dieſes Volksſtammes iſt weltbekannt und wiederholt Gegenſtand gründlicher Beſprechung geweſen. In faſt ganz ähnlicher Geſtalt kommt die Gabe der Propheten bei den Weſtphalen vor, obwohl weniger häufig und weniger allgemein als in den hochſchottiſchen Gebirgen. Auch das lauſitziſche Oberland kennt dieſe Erſcheinung, doch nimmt ſie hier eine weſentlich andere, von jenem zweiten Geſicht der Schotten und Weſtphalen ſehr abweichende Form an. Merkwürdig aber und völlig unerklärlich bleibt es, daß die Gabe des Sehens, wo immer ſie beobachtet wird, nur dem Ende des Lebens gilt: daß die verſchiedenen Seher der genannten drei Volksſtämme nie von etwas anderem in naher oder ferner Zukunft Vorgehendem Kunde haben, als entweder von ihrem eigenen Ende oder von dem Tode eines Andern.

Schotten und Weſtphalen, wenn ihnen die Gabe des Sehens verliehen iſt, erſcheint bekanntlich in plötzlich aufſteigendem Schattenbilde, gleichſam in einer geiſtigen Fata Morgana, das Ereigniß ganz ſo, wie es ſpäter ſich zutragen wird. Nicht ſo bei den Sehern der Lauſitz. Dieſe kennen kein Bild, ihnen erſcheint weder die Perſon, deren baldiges Ende bevorſteht, noch die Art und Weiſe oder die Veranlaſſung, die es herbeiführt. Sie erfahren durch eine ganz ſonderbare Erſcheinung, die eben ſo unerklärlich iſt als die Gabe der Prophetie ſelbſt, daß dieſer oder jener binnen kürzerer oder längerer Friſt ſterben wird, ohne jedoch angeben zu können, ob ihm ein friedlicher oder gewaltſamer Tod bevorſteht. Man nennt dieſe Begabung »das Todſehen,« weil derjenige, der ſie beſitzt, den Tod zu ſehen vorgibt, nicht gerade in der Geſtalt, wie ihn die chriſtliche Mythologie abzubilden pflegt, ſondern als weiß glänzendes Gebild, das bald menſchliche Form annimmt, bald in ungewiſſer oder oft wechſelnder Geſtalt dem Seher ſich zeigt.

Häufig kommt dieſe prophetiſche Begabung in der Lauſitz nicht vor, auch dürfte ſie ſich kaum im eigentlichen Niederlande wieder finden. Im Gebirge waren mir vor zwanzig und mehr Jahren zwei ſolcher Seher bekannt, deren einer den Tod mehrerer Perſonen, und ſchließlich ſeinen eigenen, faſt auf die Stunde vorausſagte. Seltſamer Weiſe ſtand dieſer Mann nicht im beſten Rufe, während man ſonſt annehmen darf, daß große Seher, alſo Menſchen, die Gott vor andern bevorzugt hat, die Achtung Aller in hohem Grade genießen. Er war arm, anerkannt ein harter Familienvater, hatte in früher Jugend ein ausſchweifendes Leben geführt, und nach der Behauptung der ganzen Gemeinde laſtete ein falſcher Eid auf ſeinem Gewiſſen. Dem ſei wie ihm wolle, der fragliche Seher nährte ſich ehrlich und kümmerlich durch Tagarbeit, pflog wenig Umgang und war meiſtens ſtill und in ſich gekehrt. Nur wenn er ſeiner feierlichen Verſicherung nach »den Tod ſah,« ward er geſprächig, wenigſtens machte er gegen ſolche, denen er Vertrauen ſchenkte, ſowie gegen ſeine eigene Familie kein Geheimniß daraus. Die Erſcheinung ſelbſt beſchrieb er folgendermaßen: »Wenn einer ſterben ſoll, den ich kenne, begegnet mir ein weißer „Schiem" (Schein), geht oder kriecht wie eine breite Schlange vor mir her und bleibt vor dem Hauſe des dem Tode Verfallenen ſtehen. Später geht der Schein in das Haus, und wenn ich ihm folge, kann ich ſehen, wem ſein Kommen gilt. Der Schein bleibt mehrere Schritte von der Perſon, die abgerufen werden ſoll, ſtehen, oder nimmt, iſt ſie nicht gegenwärtig, deren gewöhnlichen Sitz im Zimmer ein. Legt ſich der Schein vor die Füße des Bezeichneten, ſo ſteht ſein Tod nahe bevor, und beugt er ſich gar über ihm dergeſtalt, daß er ihn umarmt und gleichſam in ihm verſchwindet, ſo lebt er keine 24 Stunden mehr.

Der Seher verſichert hoch und theuer, daß er ſich niemals irre, daß er jedesmal, wenn ein Bekannter ſterbe, den Tod in angegebener Weiſe ſehe, und daß die ſeltſame Erſcheinung erſt nach erfolgtem Ableben des Bezeichneten wieder verſchwinde. Als ſein eigenes Ende herannahte, gab er genau den Tag ſeines Todes an, ohne Scheu oder Angſt davor zu äußern. Er behauptete, den weißen Schein anfangs am Fenſter, ſpäter an der Zimmerthür geſehen zu haben, verſicherte, daß er täglich einen Schritt näher trete, und in ſo und ſo viel Tagen ihn umarmen werde. Am bezeichneten Tage ſtarb er ſtill und ſchmerzlos. Bemerkenswerth iſt noch, daß die unerklärliche Erſcheinung nie am Tage, ſondern erſt mit einbrechender Dämmerung ſich zeigt, nie alſo einem Schatten, ſondern ſtets einem matt glänzenden weißen Lichtſcheine ähnelt. Das Gefühl der Nähe des unheimlichen Boten will zwar der Seher auch am Tage haben, doch könnte dieß wohl auf Täuſchung beruhen.

Auffallende Verehrung zollt man ſolchen Sehern im Volke eben ſo wenig, als man ſich ſcheu vor ihnen zurückzieht. Man betrachtet ſie weder als von der Hand des Herrn wunderbar Geſegnete noch als Gezeichnete. Wenn man ihnen dennoch nicht häufig im Gedränge des Lebens begegnet, ſie meiſt ſtill und in ſich verſenkt antrifft, ſo iſt die Urſache davon einzig und allein in ihrer Gemüthsart zu ſuchen. Leichtſinnige, ſanguiniſche, zu lautem, heitern Lebensgenuſſe hingeneigte Menſchen beſitzen die Gabe des Sehens niemals, es ſcheint ein gewiſſer Grad von Schwärmerei, ein Hang zu anhaltendem Grübeln zu ihrer Ausbildung erforderlich zu ſein. — An die

Untrüglichkeit des Sehens glaubt das Volk eben ſo feſt als der Seher ſelbſt, doch möchte es kaum irgendwo vorkommen, daß Jemand aus Neugier einen als Seher bekannten Mann fragte, wer von ſeinen Bekannten wohl zunächſt ſterben werde. Die Scheu vor dem **Tode, deren** ſich auch der Roheſte nicht gänzlich erwehren kann, hält ſelbſt Frivole ab, mit übermüthigem Finger an die dunkle Pforte zu klopfen, und ſo erfahren ſelbſt diejenigen, welche derartigen Sehern näher ſtehen, nur zufällig, ob und wann ſie von dem todtverkündenden Geſicht heimgeſucht werden.

Einigermaßen verwandt mit dieſer geheimnißvollen, ja unheimlichen Sehergabe iſt die Kunſt gewiſſer Perſonen, geſtohlene oder verlorene Gegenſtände wieder zu finden, den Dieb zu ermitteln oder ſogleich zu bezeichnen: ferner alle Leibſchäden durch gewiſſe, ſehr geheim gehaltene Mittel zu heilen. Solche Perſonen nennt man in der Lauſitz „kluge Männer.“ Sie finden ſich ungleich häufiger als die Seher, ſtehen in außerordentlichem Anſehen bei den Landleuten und erwerben ſich meiſtentheils, da ſie ſich ihre Kunſt theuer bezahlen laſſen, ein anſehnliches Vermögen. Daß bei dem Treiben dieſer Leute die Leichtgläubigkeit der ungebildeten Menge einerſeits, die plumpſte Charlatanerie andererſeits Hauptrollen ſpielen, bedarf keines Beweiſes. Auffallend freilich, bisweilen ſogar an das Unbegreifliche grenzend ſind die Ausſprüche der „klugen Männer;“ ſie würden aber ſehr bald auf ihr natürliches Maaß zurückzuführen ſein, wüßte man die klug verſteckten Quellen zu entdecken, aus denen ſie ihre Weisheit ſchöpfen. Bekannt mit Jedermann, verbunden mit zahlloſen Mittelsperſonen, die immer die Zuträger machen müſſen, außerdem vorſichtig, ſtets wachen Geiſtes, mit Schlauheit und zuverſichtlichem Weſen ausgeſtattet, und nie um Antworten wie um Ausflüchte verlegen, wenn es gilt, ihre Kunſt, ihren Ruf zu retten, finden ſie in Dreiſtigkeit und zweifelloſem Glauben des hülfeſuchenden Volkes ihre ſicherſten Bundesgenoſſen. Gewiſſe mediziniſche Kenntniſſe kann man ſolchen Perſonen nicht abſprechen, anderer unſchädlicher Hülfsmittel, deren ſie ſich bedienen, nicht zu gedenken. Von Haus aus ſind ſie weiter nichts als kecke und glückliche Taſchenſpieler, die mit wenig Kunſt und vielem Glauben Wunderdinge verrichten und von allem Volk in hohen Ehren gehalten werden.

Faſt alle „kluge Männer“ wohnen im Gebirge, gewöhnlich dicht an den Grenzen Böhmens, manche auch in dieſem Königreiche. Ein möglichſt verſteckter Wohnort ſcheint zur Betreibung ihres einträglichen Geſchäftes nöthig, wenigſtens ſehr empfehlend zu ſein. So häufig die Landleute ihre Kunſt oder Weisheit in Anſpruch nehmen, ſo wenig Verkehr im gewöhnlichen Leben pflegen ſie mit „klugen Männern“ zu haben. Man fürchtet ſie, weil man ihnen Kräfte zuſchreibt, die faſt an Zauberei, wo nicht gar an Hexerei grenzen. Hülfeſuchende müſſen, ſoll der „kluge Mann“ ihrer Sache ſich annehmen, gewöhnlich ein paar Haare oder eine ungleiche Anzahl Tropfen von ihrem eigenen Blute, zu einer beſtimmten Stunde dem Körper entnommen, bisweilen auch ein Stückchen ihrer Kleidung oder irgend etwas der Art dem Dorfweiſen einhändigen, bevor er ſeine Operationen beginnt, Hülfe zuſagt und ſchafft.

Die Todesanzeigen in Wales.

In Wales haben die Todeszeichen wieder andere Form angenommen: es ſind nämlich die ſtillen Lichter, in der Landesſprache Canhwillan Cyrth, Körperlichtlein genannt, die in dieſem Lande, beſonders in den Grafſchaften Cardigan, Charmarthen und Pembrock als ſolche Todesboten beobachtet werden. Hört man beſchreiben: wie ſie einem brennenden Lampenlichte gleichen, mit dem Unterſchiede, daß ſie abwechſelnd nun aufleuchten und dann wieder verſchwinden, das letzte beſonders, wenn jemand gegen ſie kommt, worauf ſie jedoch hinter ihm ſogleich wieder erſcheinen und ihres Weges weiter gehen; hört man, daß kaum in jenen Gegenden ein irgend Bejahrter ſei, der ſie nicht einmal wenigſtens geſehen; dann überzeugt man ſich leicht, daß es Irrlichter ſind, die zunächſt den Grund dieſer Art von Geſichten geben. Aber wie es ſcheint, hat, indem das Hellſehen der dortigen Einwohner des Naturgegenſtandes ſich bemeiſtert, dadurch das pſychiſche an ihnen in die phyſiſchen Gebiete ſich hinübergeleitet und dort zu einer vollkommenen Semiotik ausgebildet. Denn, wie man aus der großen Zahl und Häufigkeit der in dieſen Gegenden ſichtbaren Lichter ſchließen muß, es kommen nicht blos die gröberen, auch gewöhnlichen Sinnen ſchon bemerkbaren Erſcheinungen der Art zur Wahrnehmung; ſondern auch die feinen, zarteren, die, wie die Nebelſterne des Himmels nur dem weiter geöffneten Fernrohr, ſo dem geſchärfteſten Auge ſichtbar werden. Darum ſchweifen die dortigen Stilllichter nicht etwa bloß auf Feldern und Auen um, ſondern ſie dringen ins Innere der Häuſer ein. So hören wir denn erzählen: wie, als in Cardigan einer der dortigen Einwohner zu Bette gelegen mit all ſeinen Hausgenoſſen, eines dieſer Lichter, als er nach Mitternacht erwacht, in ſeine Stube gekommen, worauf dann, eines nach dem andern, zwölf an der Zahl, ſich hinzugefunden, in der Geſtalt von Männern, zwei oder drei aber auch Frauen gleich, mit kleinen Kindern in den Armen. Bald darauf habe es geſchienen, als ob die Stube heller und weiter werde, denn ſie zuvor geweſen, und die Lichter eine Art von Tanz begonnen. Alle hätten ſich darauf um einen Teppich hergeſetzt zum Gelage: ſie hätten, gegen ihn lächelnd, ihm von ihrer Speiſe angeboten, doch habe er keine Stimme hören können. Er habe daher fort und fort zu Gott um ſeinen Schutz gerufen, bis endlich eine wiſpernde Stimme in walliſcher Sprache ihm geboten: er ſolle ruhig ſein. Als es ſo vier Stunden gewährt, habe er ſich bemüht, ſein Weib zu wecken; ſie wollte aber nicht munter werden. Nachdem der Tanz noch eine Zeitlang in einer andern Stube fortgedauert, ſeien ſie fortgegangen, worauf er dann aufgeſtanden; habe aber, wie klein die Stube geweſen, die Thüre nicht finden können, bis ſein Schreien die Hausgenoſſen aufgeweckt. John Ludwig, der Friedensrichter an Ort und Stelle, gibt dem Manne das Zeugniß, daß er ein ehrlicher, armer Hausvater ſei, und im beſten Leumund ſtehe. Da er nur 2 Meilen weit von ihm wohnte, ließ er ihn vor ſich bringen, und machte ihm glauben, er wolle ihm einen Eid auf die Wahrheit abnehmen; er fand ſich ganz willig, denſelben abzulegen. Die Hausmeiſterin bei Baronet Rudds zu Blangathen geht in die Kammer, worin die Mägde ſchlafen, und ſieht in ihr 5 Lichter beyſammen. Bald darauf wird die Kammer neu getüncht und zum ſchnelleren Austrocknen ein großes Becken mit Kohlenfeuer hineingeſtellt. Fünf der Mägde gehen dann nach ihrer Gewohnheit dort zu Bette; aber zu frühe, man findet ſie frühmorgens alle erſtickt. Selbſt an der eigenen Perſon des Sehers kommen ſie bisweilen zum Vorſchein. Catharina Wyat in der Stadt Tenby ſieht, als ſie eines Abends in ihrer Schlafkammer ſich befindet, zwei derſelben recht auf ihrem Leibe; ſie will ſie mit der Hand wegſchlagen, vermag es aber nicht; ſie verſchwinden dann nach einiger Zeit von ſelbſt. Bald hernach kömmt ſie mit 2 todtgebornen Kindern nieder. Davis ſelbſt, ein Prediger, mußte einſt bei einer Gerichtsverſammlung eine feierliche Predigt abhalten, und reist nach Beendigung derſelben wieder nach Haus zurück. Bei beginnender Abenddämmerung, da es noch ſo hell wie am Mittag war, ſchien es ihm zwei- oder dreimal, als fliege hinter ihm, rechts zwiſchen ſeinen Schultern und ſeiner Hand, etwas Weißes, etwa in der Größe einer welſchen Nuß; und die Empfindung kehrte immer in Zwiſchenräumen von je 70 oder 80 Schritten zurück. Anfangs macht er ſich nichts daraus und hält es für den Schein ſeiner Halskrauſe; aber es wurde immer röther und röther. Zum wenigſten war es kein Irrwiſch, ſetzt er hinzu, ſondern ein pures klares Feuer, ſowohl dem Lichte wie der Farbe nach. Er kehrte deßwegen ſein Pferd zwei- oder dreimal um, zu ſehen, wo es herkäme und ob es ihm etwa ins Geſicht fahren werde; dann aber konnte er niemals etwas erblicken: wenn er aber wieder ſich nach vorwärts wendet, fliegt es wie vorher um ihn herum. Man könnte verſucht ſein, die Leuchtung für eine elektriſche Erſcheinung zu erklären, aber was folgt, iſt mit dieſer Vorausſetzung nicht wohl vereinbar. Als der Prediger in's Dorf Glauriolid gekommen, wo er nicht Willens war, einzukehren, und nun am Eingange hart an einem Wirthshauſe vorüberritt, ſprang ſein Feuer, als er eben dem Thor gegenüber ſich befand, vor ihm ab auf dieſes hin, als ob es dort einkehren wollte. Er ſah es nun nicht ferner mehr; ihm wurde aber unheimlich zu Muthe, und er blieb deßwegen fernab von jenem Hauſe in einem andern am Ende des Fleckens. Dort erzählte er dem Wirthe, was ihm begegnet; der theilte es am andern Tage einigen von der Gerichtsverſammlung mit, die wieder Andern, und ſo wurde auf derſelben von nichts als dem Geſichte des Predigers geredet. Es geſchah aber noch in derſelben Seſſion, daß ein Edelmann, Wilhelm Gloyd genannt, erkrankte, und auf der Reiſe nach Hauſe von einem ſo heftigen Paroxysm überfallen wurde, daß er in dem Hauſe, wo der Prediger ſein Feuer gelaſſen, einkehren mußte, wo er dann auch vier Tage ſpäter geſtorben. Morris Griffith, ein ſehr religiöſer **Prediger**, als er in Pembrokeshire in Tre-Daveth ſich aufhielt, ſah vom Hügel hinunter in der Tiefe ein großes Licht, es war ſehr roth, und ſtand etwa eine Viertelſtunde ſtill im Wege zur Gauferchllawddov-Kirche. Der Prediger ging ſchnell auf die andere Seite des Hügels, um es beſſer zu ſehen, und ſah nun, wie es zum Kirchhof ſchwebte, dort eine Zeitlang wieder ſtille ſtand und dann in die Kirche einzog. Er wartete, und nach kurzer Zeit ſah er es wieder aus der Kirche kommen, und an einer gewiſſen Stelle des Kirchhofs eine Zeitlang verweilen, worauf es dann verſchwand. Einige Zeit nachher ſtarb der Sohn eines Einwohners im Orte, Higgon genannt. Die Leiche hielt eine Viertelſtunde am Orte, wo das Licht geſtanden, weil ein Waſſer dort den Leichenzug aufgehalten; und wurde dann an der Stelle begraben, wo es zuvor verſchwunden war.

Da die Erſcheinung ſo oft und in ſo vielfacher Geſtalt in jenen Gegenden wiedergekehrt, hat man die vorbedeutenden Zeichen mit den verſchiedenen Arten der Erfüllung zu vergleichen angefangen, und auch hier wie im Norden gewiſſe Regeln zur Deutung des Geſichtes abgezogen. Iſt das Licht klein, blaß oder bläulicht, ſo deutet man es in einer dieſer Regeln auf unzeitige Geburt oder die Leiche eines Kindes; iſt es ſtark und groß, dann iſt der Angedeutete zu ſeinen Jahren gekommen. Sind zwei, drei, oder mehrere große, gemiſcht mit kleinen, zugegen, dann ſind es eben ſo viele Todesfälle, in gleicher Miſchung aus Erwachſenen und Kindern zuſammengeſetzt. Kommen zwei der Lichter von unterſchiedenen Orten her und ſcheinen ſich zu bewegen, ſo iſt es mit den Leichen derſelbe Fall; weicht eines zuweilen ein wenig aus dem Wege zur Kirche hin, dann pflegt in der Regel auch irgend ein Hinderniß den Zug zu hemmen. Uebrigens ſind dieſe Todtenlichter nicht bloß auf Wales beſchränkt, ſie ſind auch auf der Inſel Man vorgekommen. Als der Befehlshaber zu Belfaſt Leathes 1690 auf der Reiſe durch einen Sturm 13 Mann verloren, ſagte es ihm bei einer Landung dort ſogleich ein alter Prieſter. Als der Hauptmann fragte, wie ihm das bekannt geworden? erwiederte er: durch 13 Lichter, die er auf dem Kirchhof habe kommen ſehen. Wie aber in allen dieſen Fällen das Licht die Todesbotſchaft ausrichtet, ſo anderwärts wohl auch die Finſterniß; indem, wie Martin anführt, zu ſeiner Zeit in Bommel, in der Provinz Holland, ein Weib geweſen, die einen dunklen Rauch um das Angeſicht derjenigen geſehen, denen der Tod nahe geweſen, was, da es vielfach ſich bewährt, ihr zugleich große Verfolgung und große Zudringlichkeit herbeigeführt. Sonſt iſt die Gabe keineswegs allein auf jene Gebiete des Inſelreichs beſchränkt; ſondern pflegt auch anderwärts im Volke häufiger, als man gewöhnlich glaubt, vorzukommen. Die Hochlande wie die Hebriden und Wales ſind von den Ueberreſten des gäliſch-bretoniſchen Stammes bewohnt; daß alſo die Geſichte vorzüglich bei ihnen ſo häufig vorkommen, deutet darauf hin, daß vorzüglich dieſer Zweig des gäliſchen Volkes mit ſolcher Gabe bedacht geweſen, und berechtigt zu dem Schluſſe, daß ſie auch den andern Verzweigungen nicht fremd geblieben. Wirklich hat ſie, noch am Anfange des vorigen Jahrhunderts, in der Dauphiné und den Cevennen häufig ſich gezeigt, und der damalige Aufſtand dieſer Gegenden war auf ſie gegründet. Auch die germaniſchen Stämme ſind reichlich zu aller Zeit mit ihr bedacht geweſen, und das Alrunenweſen hat darauf geruht. Nicht leicht möchte irgend eine Provinz des Reiches ſein, wo ſie zu dieſer Stunde gänzlich ausgegangen; häufig kommt ſie noch jetzt unter dem weſtphäliſchen Landvolk, ſtellenweiſe in der Schweiz und in Schwaben, in der Gegend von Salzburg und anderwärts vor. Auch den ſlaviſchen Stämmen iſt ſie, wie es ſcheint, nicht fremd geblieben, wenigſtens iſt ſie zur Zeit der Religionsunruhen in Böhmen in einem bedeutenden Grade hervorgetreten.

Vorzüglich ſind es aber die finniſchen Stämme in ihrer weiten Ausbreitung durch Europa und dem ganzen Norden Aſiens, denen ein reichlicher Theil davon zugefallen, der dieſe Völker vor vielen andern in den Ruf der Zauberei gebracht. Man ſieht: es ſind die Nordiſchen, und im Süden hauptſächlich die Bergbewohner, die mit dieſem Geiſterblick am reichlichſten begabt erſcheinen, weil ſie mehr an die Grenze der innern und äußern Welt geſtellt, auch in ihrer Stimmung zwiſchen innerem und äußerem Sinne hin- und hinüberſchwingen, und ſomit alſo Geſichte zweier Welten leichter bei ihnen wechſeln, als bei den Bewohnern der üppigen Erdniederungen, die mehr im Aeußern befeſtigt ſtehen.

Zerſtören der Waſſerhoſen im Mittelmeer durch anſcheinend magiſches Einwirken.

Zu den merkwürdigſten Erſcheinungen, welche im Mittelmeer bei Wetterveränderungen, namentlich um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche ſtattfinden, gehören die bei den Seeleuten ſogenannten „Trombe di mare“ oder „sifoni“, d. h. Waſſerhoſen. Ich habe ſie oft von der Küſte aus beobachtet, wie ſie über die weite Waſſerwüſte hinſtürzten, gleich rieſenhaften nebeligen Schlöſſern, wie ſie von einer unſichtbaren Macht fortgetrieben, gleichſam das Meer in ihrem Laufe aufriſſen, und rings umher Schrecken und Verheerung verbreiteten. Namentlich an einem Punkte habe ich ſie mit mehr als gewöhnlichem Staunen und Verwunderung betrachtet, wenn ſie von einem ſtarken Mezzogiorno-Wind getrieben, durch die ſchmale Straße zogen, welche Maſſa von der Inſel Capri trennt. Hier ſind hohe Landmarken, von denen aus ich mir einen Begriff von ihrer erſtaunlichen Höhe und ihrem Umfang machen, und dann mich in Gedanken über ihre furchtbare Gewalt ergehen konnte. Groß iſt die Furcht, mit der der Seemann in ſolcher Jahreszeit hinausfährt aufs offene Meer, und mit gutem Grunde, denn für kleine Schiffe ſind ſolche „Trombe“ der ſichere Untergang. Es iſt darum nicht zu verwundern, daß unter einer ſo außerordentlich unwiſſenden und abergläubiſchen Bevölkerung Zauberkunſt gegen einen ſo mächtigen Feind zu Hülfe gerufen wird. Von der Gewalt dieſer „Trombe“ habe ich mehrmals, hauptſächlich aber dieſen Winter Gelegenheit gehabt mich zu überzeugen, und ehe ich des durch dieſe Erſcheinung erzeugten Aberglaubens erwähne, will ich einen Vorfall erzählen, der mir ſelbſt zuſtieß. Ich ſtand mit einem meiner Bekannten, einem Italiener, auf einer hoch über das Meer aufragenden Klippe, die Luft war vergleichungsweiſe ruhig, und dennoch fühlte ich mich plötzlich wie von einer unſichtbaren, unwiderſtehlichen Kraft umfaßt; ehe ich mich beſinnen konnte, war ich trotz aller Anſtrengungen mit der Schnelligkeit eines Ballons in die Luft geſchleudert. Alles, was ich weiß, iſt, daß ich nach einer, nur einige Augenblicke dauernden Luftreiſe, mich halbwegs unterhalb an der Klippe mit einem furchtbaren Stoß inmitten eines trockenen Kalkofens nicht weit vom Meere wieder fand. Noch ein ſchwerer Fall, und mein Freund ſtand mir gegenüber. Der Ruck war ſo heftig, daß wir zwar, da eine auf allen Punkten gleiche Gewalt uns erfaßt hatte, auf die Füße niederfielen, aber ſogleich zu Boden ſanken, und einander anſtarrten, unfähig uns zu rühren oder zu ſprechen. Zum Glück war kein Glied gebrochen, aber die innere Erſchütterung war ſo ſtark, daß wir uns einige Tage zu Bette legen mußten, und vielleicht werden die äußern Zeichen der erlittenen Verletzung uns ſtets an die gefährliche und unfreiwillige Luftreiſe erinnern.

Die Leute in der Nachbarſchaft ſagten: es ſeyen mal' ombre (böſe Geiſter) in dem Kalkofen, die uns hineingezogen haben müßten, und ſie ſchrieben unſere Erhaltung der Fürbitte der Seelen im Fegefeuer zu, welche uns für einige Handlungen der Mildthätigkeit belohnt hätten. Die Sache war aber, daß wir nicht von böſen Geiſtern, ſondern von einer Windhoſe auf ihrem Weg zum Meer ergriffen worden waren. Es iſt nicht zu verwundern, daß die Seeleute von Neapel dieſe furchtbaren Erſcheinungen dem Einfluß des Teufels zuſchreiben und Beſchwörungen anwenden, um ihre Kraft zu brechen. Die Kunſt, ſie zu „ſchneiden", iſt ein beſonderer Zweig der hieſigen Zauberei, und wenige Barken wagen ſich hinaus auf die Korallenfiſcherei oder dem Küſtenhandel, ohne einen an Bord zu haben, „chi sa a bagliare trombe." Ich kenne mehrere, die ſich mit dieſer ſchwarzen Kunſt abgeben. Es ſind geheimnißvolle Leute, welche von ihren Gefährten mit einem aus Furcht und Achtung gemiſchten Gefühl betrachtet werden, als hätten ſie einen Verkehr mit dem Böſen.

Wenn man eine Tromba in der Richtung des Boots ſich nähern ſieht, tritt der Zauberer vor und ſchickt die ganze Mannſchaft rückwärts, damit keiner Zeuge iſt von dem, was er ſagt und thut: er gebraucht dann gewiſſe Zeichen und Worte, und macht eine Bewegung mit dem Arme, als ſchneide er, der Feind ſpaltet und zerſtreut ſich: — ſo erzählten mir die Schiffsleute, die es oft geſehen zu haben behaupteten. Die Antwort auf meine ſichtliche Ungläubigkeit war: „Ihr, Signor, glaubt weder an die Madonna, noch an die Heiligen, wie ſollet Ihr daran glauben?“ — „Habt Ihr es wirklich je geſehen?“ — „Jeſus Maria! oftmals!“ riefen ſogleich mehrere Stimmen — „Gut,“ ſagte ich, „ich wünſchte zu erfahren, auf welche Art die Sache gemacht wird. Schickt Aurelio zu mir;“ dieß war ein wohlbekannter Windhoſen-Zauberer. „Ach, Signor, das ſagt Euch niemand, sarebbe un gran peccato.“ Die, welche dieſe Kunſt üben, oder ſie andern mittheilen, ſagte man mir, können von einem gewöhnlichen Beichtvater keine Abſolution empfangen. Dieſer Zweig der ſchwarzen Kunſt wird unter dem allgemeinen Namen „Maleficia“ begriffen, und iſt eine von den vorbehaltenen Sünden, die ſich in der gedruckten, an den Beichtſtühlen in Italien angehängten Liſte befinden.

Zufrieden, die Anſicht der einen Claſſe von Gläubigen ſo weit erprobt zu haben, beſchloß ich, es mit einer andern zu verſuchen. Der Zufall brachte mich in die Geſellſchaft eines alten Offiziers von Murat, eines verſtändigen und ziemlich gebildeten Mannes, dem ich mit einigem Erſtaunen von dieſem herrſchenden Aberglauben ſprach. „Ich kann,“ erwiderte er, „den Angaben der Seeleute nicht widerſprechen, obgleich ich, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht an Zauberer glaube, ich kann nur annehmen, daß ſolche Dinge ausgeführt werden, in Gemäßheit gewiſſer phyſiſcher Geſetze, die wir nicht kennen Doch ich will Ihnen erzählen, was mir ſelbſt paſſirte. Ich fuhr einſt, als ich zu Ponza ſtationirt war, auf einem kleinen Boot von dieſer Inſel nach Ventotene, als eine „Burruſka“ losbrach, und alsbald ſah ich eine der furchtbaren „Trombe“ heranrücken. Ich war voll Schrecken, denn ich wußte, wir ſeyen verloren, wenn ſie uns treffe, und das Ungethüm rückte gerade gegen uns heran. Ein Mann, der neben mir ſaß und meinen Schrecken ſah, ſagte ganz ruhig: „fürchten Sie ſich nicht, es iſt keine Gefahr, wenn die Tromba nahe genug iſt, will ich ſie ſchneiden.“ Als ſie ſich näherte, das Meer aufwühlte und auf dem Punkte ſtand, uns zu verſchlingen, ſtand er auf, ſchritt an den Bug vor und hieß alle zurückbleiben. Dann ſprach er einige Worte, bewegte die Hand, in der er ein Meſſer hielt, als wolle er etwas durchſchneiden und — die Tromba war in einem Augenblick zerſtreut. Wie es geſchah, will ich nicht erklären, aber die Sache fiel in meiner Gegenwart vor.“

Hier wäre alſo das Zeugniß des Repräſentanten einer andern Claſſe über ſeinen Glauben, daß die Tromba durch unbekannte Mittel zerſtreut werden könne, obgleich er erklärt, nicht an Zauberei zu glauben. Ich meine jedoch, daß mein Freund in dieſer Beziehung nicht ſehr capitelfeſt war; dem ſey indeß, wie ihm wolle, der Aberglaube beſteht und iſt intereſſant genug.

Eine briſliche Mittheilung aus Rußland.

Erlauben Sie mir, aus weiter Ferne Ihre Bekanntſchaft zu machen, oder vielmehr eine Bekanntſchaft zu erneuern, die ich durch ſeit lange fortgeſetztes und aufmerkſames Leſen Ihrer Schriften ſchon lange — ſo zu ſagen — gemacht habe. Mich beſeelt ein gleiches Streben wie Sie, den dichten Schleier zu lüften, der unſer Schauen in eine unſichtbare Welt hemmt, und mich vorurtheilsfrei von dem zu überzeugen, was täglich um uns vorgeht — wenn es auch unbegreiflich iſt, und was die ſogenannten „Aufgeklärten“ mit ihrem ebenfalls ſogenannten „geſunden Menſchenverſtande“ nicht einſehen. Viele bittere Schickſale, in denen ich jedoch ſtets wieder die Lenkung einer gütigen Vaterhand nicht verkennen konnte, haben meinem Gemüthe ſeit längſt eine religiöſe Richtung, ein inniges Gefallen an hinüberziehende Gegenſtände und Gedanken gegeben, und das Beobachten ſolcher Vorgängniſſe von denen Sie, Werner, Eſchenmayer und viele Andere Kunde geben, gehört zu meinen liebſten Beſchäftigungen: unwillkürlich ſehe ich in dem Umgehen von Weſen uns unbekannten Naturells, das vermittelnde Glied in der großen Kette, die uns mit dem ewigen Jenſeits verbindet, — Sie wiſſen ja wohl wie ſehr der Menſch, mag er noch ſo ſehr im Idealen leben, am Idealen ſein Glück und ſeine Beruhigung findet und von der Verwirklichung des Idealen die ungemeſſenſte Seligkeit hofft, — doch zu ſehr Menſch iſt um nicht am Realen auch noch haften zu müſſen. So haben denn dieſe Erſcheinungen aus der Geiſterwelt, dieſe — ich möchte ſagen Emanationen körperlicher Art aus dem geiſtigen Gotteslichte, etwas Erhebendes, ja etwas Rührendes für mich; mich haben ſchon unterweilen einzelne ganz einfache Geſichte jener Art der Maaßen afficirt, daß ich für meine Berufsgeſchäfte untauglich ward; es umſchwebte mich ein eigener Geiſt, ja eine eigene Seele die mir ungekannte Genüſſe und Bilder vor den inneren Blick führte; meine ganze Bruſt war voll Chorgeſang und Glockenklang, und im Klange habe ich mehr als Klang gehört. — Schon allein die Idee der Schutzgeiſter — wie iſt ſie lieblich, kindlich rührend! — Genug davon! Ich, der ich am Grabe meiner geiſtvollen jungen Gattin und zweier lieber Kinder geweint habe, ich weiß, was die hinüberziehenden Gedanken zu thun im Stande ſind, und wie der Friede Gottes ſich Stoß auf Stoß ins verzagte Herz ſenkt. Mir war die Einöde der Steppen im inneren Rußland nicht Einöde mehr, und jeder Grashalm ward mir zum Pfeiler einer mächtigen Domkirche. — Werden Sie mir, ſehr verehrter und lieber Hr. College, wohl meine Herauslaſſungen verzeihen? Ich ſpreche mich ſelten aus, denn hier — ſelbſt in Petersburg wo ich jetzt lebe — redet man nur vom Geldverdienſte; es giebt hier weder Geiſt noch Geiſter! —

Gerne möchte ich Ihnen einige kleine Thatſachen mittheilen, die ich Theils ſelbſt erlebt, für deren Richtigkeit ich anderen Theils mich verbürgen kann. Vielleicht können Sie dieſelben fürs Magikon benutzen, und mögen gerne alle darin genannten Namen vollſtändig abdrucken, denn reine Wahrheit braucht ſich nicht zu verſtecken. Leider habe ich nie genaue Nachrichten über die merkwürdigen Ereigniſſe erhalten können, die ſich in einem alten, vom Brande 1812 verſchonten Hauſe in Moskau begeben ſollen; ich lebte in Moskau 2½ Jahre, es gelang mir aber nicht, Genaues zu ermitteln; ſo viel weiß ich, daß das ganze ungeheure Gebäude ſtets leer ſteht. —

Was ich Ihnen jetzt mittheilen will, begab ſich auf der Herrſchaft des Fürſten Meſtſchersky im Gouvernement Twer, wo ich einige Jahre als Arzt fungirte. —

Schon mehrfach hatten mir Bauern geſprächsweiſe mitgetheilt, daß es auf den Landwegen in der Umgebung des Gutes einige Stellen gäbe, an denen es „nicht geheuer“ wäre, und an denen man Nachts nicht vorüber könne. Die Ruſſen brauchen den Ausdruck „poganne“ und „proklette“ für ſolche Orte. Letzteres heißt einfach: „verflucht“, erſteres ſoviel wie unrein, im Sinne wie die Juden es von gewiſſen Thieren nahmen. — Eines Abends im Februar-Monate, bei ungewöhnlich ſtarker Kälte und hellem Mondenſchein, kam ich von einer ſehr großen Ausfahrt nach Hauſe und erreichte — noch etwa 2—3 Werſte vom Gute entfernt, ein Kronsdorf, welches mir ſehr bekannt war. Von dort geht der Weg über ein ganz ebenes Feld; der Weg iſt breit, und in den Schnee geſteckte Tannenreiſer zu beiden Seiten bezeichnen Nachts ſeine Richtung; ich ſaß im offenen Schlitten, zog mir den Pelz dicht über den Kopf und bemerkte nur noch rechts in einiger Entfernung ein mir ſehr bekanntes Wäldchen, links, etwa 2 Werſt entfernt, den herrſchaftlichen Park. Ich hatte 3 muntere Pferde vor dem Schlitten und ſie hätten mich in 20 Minuten müſſen zu Hauſe bringen. Nachdem ich aber wenigſtens eine halbe Stunde geſeſſen und über verſchiedene Geſchäfte nachgedacht hatte, bemerkte ich beim Aufheben des Kopfes zu meinem größten Erſtaunen, daß wir noch an derſelben Stelle wie zu-

r waren; hinter uns das Dorf, rechts und links die ge-
nnten Gehölze. In der Meinung jedoch, mich getäuſcht zu
ben in der Zeit, hüllte ich mich wieder feſt in den Pelz,
em ich nur noch bemerkte, daß die Pferde ungewöhnlich
nter und muthig zu ſein ſchienen. Nachdem ich ſicherlich
der eine halbe Stunde ſo geſeſſen hatte, bemerkte ich beim
ſblicken, daß wir immer noch auf demſelben Wege waren.
n wurde mir die Geſchichte denn doch wunderlich und erſt
t beſann ich mich, daß wir an dem „unrichtigen“ Orte
en. Auf meine Frage bejahte mein Kutſcher und fügte hin-
, daß er die Pferde, die über und über im Schaum ſeien,
m zügeln könne, obwohl ſie heute doch ohne Futter an 40
erſt gelaufen ſeien. Wir hielten an, der Kutſcher ſtieg ab,
ach ein ruſſiſches Gebet, deſſen Inhalt ich nicht verſtand, und
renzte ſich nach allen Seiten. Während dieſer Zeit betrugen
die Pferde ſehr ungeberdig und ſchlugen hinten und vorne
s, brachten mich jedoch jetzt in einer Viertelſtunde nach Hauſe
rt erzählte ich mehreren meiner Leute das Erlebte und hörte
s Aller Munde: Ja, das iſt eine bekannte Sache! Nur ein
zsiger Mann — natürlich ein Deutſcher — dachte anders,
n er meinte, ich und der Kutſcher ſeien betrunken geweſen.

Auf Erklärungen will ich mich nicht einlaſſen; ich bemerke
, daß der Schlitten keineswegs ſtille ſtand, ſondern ſo raſch
rwärts gezogen wurde, daß die in den Schnee geſteckten
nnenreiſer wie zu fliegen ſchienen, und dennoch kamen wir
ht aus der Stelle.

Nach einer andern Seite des Gutes hin läuft neben dem
ege ein Birkengehölz. Dort ſieht man an einer beſtimmten
elle, aber faſt nur des Winters, eine dunkle menſchliche Ge-
lt unter den Bäumen langſam hinſchlurfen, ſtets etwa einen
ß hoch über der Schneedecke. Vor etwa 50 Jahren ſoll
dort ein Hirte erhenkt haben. Als der Wald ausgerodet
rde, iſt die Erſcheinung nicht wieder geſehen worden. —

Nachdem ich meine geiſtvolle junge Gattin durch den Tod verloren, überließ ich unſer Schlafzimmer meinen zwei Kindern mit den Wärterinnen und bettete mich ſelbſt in einem entfernt liegenden großen Gemache, worin ich Tags die mich conſultirenden Kranken annahm, und welches eine Thür in mein Arbeitszimmer, eine andere auf den Corridor hat, der zum Hoſpitale führt. Eines Abends hatte ich lange in bitterer Trauer mich meinen Gedanken an die Entſchlafene hingegeben, ehe ich entſchlief. Kurz darauf ward ich geweckt durch das mir ſehr bekannt gewordene Knarren der nach Außen führenden Thür: ich erwachte völlig und wunderte mich, wer ſo ſpät durch die von Innen verriegelte Thür gehen könne, blieb aber ruhig liegen. Ich hörte ganz deutlich leiſe Tritte im Zimmer und endlich trat eine weiß gekleidete Geſtalt in den von einem Schirme abgetheilten Raum, wo mein Bett ſtand. Augenblicklich erkannte ich in ihr meine theure Entſchlafene; ſie beugte ſich mit einem unbeſchreiblich milden und freundlichen Blicke zu mir nieder und drückte ihr Taſchentuch zweimal an meine Augen, worauf ſie, beim Weggehen ſich noch einmal umblickend, verſchwand. — Es war kein Traum, ſondern ſo ſicher eine Erſcheinung, wie nur je eine ſich gezeigt hat, und mir iſt von der Zeit an ein freudiger Troſt in das Herz gekommen, was die Selige auch wohl nur hat bezwecken wollen. — Um noch eine bemerkenswerthe Einzelheit anzuführen, ſo bemerkte ich ſogar den eigenthümlichen, mir ſo wohl bekannten Geruch nach Veilchenwurzel, welche meine Frau ſtets zwiſchen ihre Taſchentücher legte. — Die Aufgeklärten werden dieſe liebliche Erſcheinung natürlich für eitel Täuſchung erklären, vielleicht mich ſogar für „betrunken“. Man iſt ja an dergleichen Hohn gewohnt bei Erzählung von Dingen, die ſich nicht zählen, meſſen und wägen laſſen.

Auf dem Gute des Grafen P. im Smolenskiſchen Gouvernement ſteht der deutſche Verwalter Schwenk mit ſeiner Frau am Fenſter. Vor dem Hauſe iſt ein großer Platz, gegenüber die Kirche, links das herrſchaftliche Gebände. Es war der Namenstag des Grafen und man läutete zum Gottesdienſte. Nach einer Weile tritt der Graf aus ſeinem Hauſe und geht quer über den Platz in die Kirche. Schwenk wundert ſich, daß die Glocke immer noch ertönt, während ſonſt beim Eintritte des Grafen ſogleich der Gottesdienſt beginnt, aber ſein Staunen mehrt ſich, als nach etwa 10 Minuten der Graf, ganz in derſelben Geſtalt und Kleidung, zum zweiten Male aus dem Hauſe tritt, quer über den Platz und in die Kirche geht, worauf ſogleich die Glocke verſtummt. Kurz darauf ſtarb der Graf.

St. Petersburg, den 20. Dec. 47. / 1. Jan. 48.

D. med. R. Johannſen.

Briefliche Mittheilungen aus Feldberg.

Mit Vergnügen entſpreche ich dem in Ihrem theuren Schreiben ausgeſprochenen Wunſche, und theile Ihnen aus dem Kreiſe meiner Erfahrungen noch Mehreres mit, was für den denkenden Menſchen, für den Pſychologen, Pneumatologen und Theologen, wie überhaupt für den Chriſten von ernſtem Fingerzeig und von Belehrung ſein kann. — Ich habe keinen Grund, es anonym zu thun, da ich ein Freund von Oeffentlichkeit bin, und nun, was ich erlebt habe, bezeuge, aber auch einſtehe für die Wahrheit meiner Mittheilungen! Späterhin theile ich Ihnen, ſo Gott will, noch einige Erfahrungen von Freunden mit, die ich ebenfalls verbürgen kann! Zuerſt alſo — Selbſterlebtes!

1.

Der furchtbar bezahlte Spott.

An einem jährlich angeordneten Buß- und Bettage predigte ich in meiner Gemeinde über Luc. 13, 6–9; die Stelle von 8 und 9: „Laß ihn noch dieß Jahr, auf daß ich um ihn grabe und bedünge ihn, ob er wolle Frucht bringen, wo nicht, ſo haue ihn darnach ab!« Dieſe Stelle veranlaßte mich, mit „dringendem Ernſt die Warnung hervorzuheben: »für wie manchen unter uns dieſer Bußtag wohl der letzte ſei, — wie jetzt noch die Fürbitte des ewigen Hohepriesters im Himmel Manchem vielleicht noch eine ganz kurze Friſt zur Sinnes- und Lebensänderung erflehe, und wenn auch dieſe Stimme das Herz nicht wecke aus ſeinem Sündenſchlafe — in kurzem die Axt dem Baume an die Wurzel gelegt und derſelbe umgehauen werde. Darum: heute, ſo du ſeine Stimme höreſt, ſo verſtocke dein Herz nicht!« u. ſ. f.

Ein angeſehener Bürger in meiner Gemeinde hatte dieſer ernſten Predigt beigewohnt, ein Mann von mancher guten Eigenſchaft, dienſtfertig, friedlich, aber in entſetzlich hohem Grade leichtſinnig; er war zugleich ein Wirth. Nachmittags fanden ſich einige luſtige Zecher bei ihm ein; der Wirth ſprach brav zu, und äußerte ſich ungefähr auf folgende Weiſe: »Stoßet die Gläſer an, Freunde, der Pfarrer hat ja heute geſagt: noch ein Jahr — wir wollen ihn nun recht bedüngen.“ — Natürlich wurde brav gelacht und getrunken auf das: „noch ein Jahr!“ Der Bußtag wurde im Leichtſinn und leichtſinnigem Spott geſchloſſen; der Wirth legte ſich zu Bette, — aber — er ſtand nicht mehr auf. In der nämlichen Nacht traf ihn der Schlag; mehrere Tage lag er beſinnungslos da, dann erholte er ſich wieder in etwas. Man verheimlichte mir den Vorfall, aber ein chriſtlich geſinnter Mann war gerade dabei, als er jene frevle Rede führte (er mußte nämlich dem anweſenden Acciſer aus der Nachbarſchaft etwas bezahlen), und theilt ſie mir ganz erſchüttert mit. Erſt am Mittwoch erfuhr ich die Krankheit des Wirths und ging ſogleich zu ihm; ſagte ihm, wie ich es bedaure, nicht ſogleich von ſeiner Krankheit in Kenntniß geſetzt worden zu ſein. Ich fand ihn aber in der gewöhnlichen leichtſinnigen Stimmung. O — ſagte er — es hat ganz und gar nichts zu ſagen, ich bin gleich wieder ganz geſund, nein, nein, es macht gar nichts u. ſ. f. Nun fing er in alter Manier zu ſcherzen an, ſo daß mir Mund und Herz verſchloſſen war, und ich kein tieferes Wort mit ihm reden konnte, er wollte nichts derartiges hören. Ich entfernte mich in wehmüthiger Stimmung. Beim Fortgehen bat ich die Seinigen, wenn es je ſchlimmer werden wollte, (was ich vermuthete) mich ſogleich rufen zu laſſen. Es geſchah nach 3 Tagen, auf einen Abend, ich fand ihn bewußtlos in einem ſchrecklichen Todeskampf; ich entfernte mich — der vielen Leute wegen, die ſich bei ihm eingefunden — für einige Augenblicke, kam bald wieder, fand ihn fortwährend fürchterlich ſchwer röchelnd und bewußtlos. Ich ſtand am Fuße des Bettes, forderte die Umſtehenden zur Fürbitte für den Sterbenden auf, und betete laut und dringend um Erbarmung für ſeine arme Seele. Während dem ich betete, ſtarb er, und in dieſem Augenblick war es, als wenn ein plötzlicher Sturmwind den Fenſterflügel aufriß, mit einem wüſten, ſchauerlichen, pfeifenden Ton, der durch das Zimmer fuhr, und augenblicklich nachher ward es ſo ſtille wie in einem Grab. Alles war erſchüttert durch dieſes grauſenhafte Naturphänomen bei dem Tode dieſes armen Mannes; es war Sonntag Nachts zwiſchen acht und neun Uhr.

Mein Text bei ſeinem Leichenbegängniſſe war:

„Rühme dich nicht des folgenden Tages, denn du weißt nicht, was dir heute noch begegnen wird!“ —

Kurze Zeit nach ſeinem Tode hieß es: der Verſtorbene laſſe ſich wieder ſehen und hören, er beunruhige ſeine zurückgelaſſene Gattin, die es wirklich im Vertrauen einer Freundin mittheilte. Auf dem Dache des Hinterhauſes ſah man öfters ſogar in ziemlicher Entfernung ein brennendes Lichtlein ſich hin und her bewegen. Viele Leute waren Zeugen davon. In der Scheuer des Hauſes war es oft ſo hell, als wenn es brennte. Ich ſelbſt überzeugte mich mit meiner Gattin davon, als wir einmal im Winter von einem Beſuche ſpät nach Hauſe kehrten und alle Dorfbewohner in tiefem Schlafe lagen, auch im Wirthshauſe niemand mehr auf war, da war das Innere der Scheuer ganz beleuchtet, ſo daß die Helle durch alle Spalten drang.

Ein chriſtlich geſinnter lieber Jüngling wollte ſich eigens davon überzeugen und einmal dorthin gehen gegen Mitternacht, wenn alles im Dorfe ſtill ſei. Er betete vorher kindlich: „der Herr wolle ihn bewahren, er thue es nicht aus Vorwitz, ſondern — wenn nichts Wahres daran ſei — um dem Geſchwätz darüber ſteuern zu können. Er ging, ohne einem Menſchen etwas davon zu ſagen; als er kaum an der berüchtigten Stelle war und ſtill wartete — (es war eine dunkle Regennacht) — als er plötzlich fühlte, wie er von einer unſichtbaren Hand ergriffen und mit Blitzes-Schnelligkeit im Kreiſe herumgetrillt wurde — wie aus Muthwillen.“ — Er hatte genug erfahren und ging überzeugt nach Hauſe. Mir aber theilte er dieſe unvergeßliche Erfahrung, wie er ſagte, mit.

J. J. Schneider, Pfarrer.

2.

Das ernſt in Erfüllung gegangene Warnungswort

Es geſchah in einer meiner frühern Pfarrgemeinden, daß der Dienſtknecht einer wohlhabenden, aber dabei ſehr chriſtlich geſinnten Wittwe die Schändlichkeit beging, faſt zu gleicher Zeit zwei Mädchen des Orts zu mißbrauchen; beide wurden ſchwanger. Keines wußte von dem Unglück der andern, beide aber nahmen zu mir, ihrem Seelſorger, die Zuflucht, und nannten mir ihren Fall; bei der einen war es ſogar offenbare Nothzüchtigung, allein weil es ohne Zeugen geſchah, ſo konnte der ſchändliche Menſch auch nicht vor die Gerichte gezogen werden. Beide aber verlangten, daß ich ihn kommen laſſe und ihn zu Rede ſtelle. (Mit der einen hatte er einen — wie ſie mir nachher bekannte — ſchon etwas längeren Umgang gehabt.)

Ich ſuchte zuerſt mit dem liebevollſten ſanfteſten Ernſt ihm das Entſetzliche ſeiner Miſſethat aufzudecken und ſein Gewiſſen zu wecken; ſagte ihm, er könne nur dann hoffen, die göttliche Strafe, die gewiß über ihn kommen werde, zu mildern, wenn er ſein begangenes Unrecht möglichſt gut zu machen ſuche, dadurch, daß er die eine Geſchwächte mit Geld entſchädige und für die Erziehung des Kindes Sorge trage, und wenn er die andere heirathe. Als meine väterlichen Ermahnungen fruchtlos blieben, wurde ich ernſter und dringender, und erklärte ihm, daß er es mit dem lebendigen, gerechten und heiligen Gott zu thun habe, der da Zeuge ſeiner Miſſethat geweſen ſei, und wie er ſeine Strafe vermehre durch ſein freches Läugnen. Ich bat ihn um Gotteswillen, an das Heil ſeiner Seele zu denken und nicht Verbrechen auf Verbrechen zu häufen; die Kinder, die unglücklichen Weſen, denen er das Daſein gegeben, und denen er die Vaterſchaft verläugne, die Vaterpflicht verſage, werden einſt am Tage des Gerichts gegen ihn aufſtehen und ihn anklagen u. ſ. f.

Der Menſch aber verharrte in der ſchauderhafteſten Verſtockung des Herzens, es war nichts mit ihm anzufangen. Ich ließ es zur Confrontation mit den von ihm Geſchwächten kommen und erlebte einen entſetzlichen Auftritt; aber alles umſonſt, er läugnete hartnäckig. —

Nun ging ich zu der frommen Wittwe, bei welcher er Knecht war, und ſtellte ihr vor: „ſie dürfe dieſen Knecht nicht länger behalten, er habe mit fürchterlichen Flüchen ſeine Seele belaſtet, daß er mit jenen Mädchen nichts zu ſchaffen gehabt; jetzt ſei ich gewiß, daß der Fluch auf aller ſeiner Arbeit ruhe und ſie verzehren werde, es könne kein Segen in ihrem Hauſe ſein, ſo lange ſie dieſen ſchrecklichen Menſchen als Knecht behalte." — Sie war unſchlüſſig, weil er ſonſt ein gar tüchtiger

Arbeiter war, was ſie thun ſollte: glaubte, ſo plötzlich könne ſie ihn doch nicht entlaſſen, da die Heu- und Fruchterndte nahe ſei. Ich wiederholte meine ernſte Warnung und entfernte mich.

Der Knecht blieb; er beſorgte die Heuerndte und die Fruchterndte; die Scheuren wurden des irdiſchen Segens voll.

Allein mein Warnungswort ging nur zu bald in Erfüllung. Es war an einem ſchwülen Sommertage, als ein Gewitter am Himmel heraufzog, und ehe man nur es recht wahrgenommen, ſchlug der Blitz in die Scheunen jener ſonſt ſo wackern und chriſtlich geſinnten Wittwe, und im gleichen Augenblick ſchlug auch ſogleich die Flamme empor. Es war an keine Rettung zu denken; die Scheuer mit all ihrem köſtlichen Inhalt, mit Allem, was der Knecht in den letzten Wochen und Monaten da hinein gebracht hatte, – und noch eine andere daran gebaute, eben ſo große Scheuer eines Nachbarn — brannten unrettbar bis auf den Grund nieder, es konnte nicht das Mindeſte gerettet werden.

Der Knecht verheirathete ſich ſpäterhin mit einer andern Perſon, fing eine eigene kleine Landwirthſchaft an, aber ganz ſegenlos; von Jahr zu Jahr vermehrte ſich Armuth und Elend in ſeinem Hausweſen, und ſichtbar ging auch an ihm der von ihm ſelbſt herabgerufene Fluch in Erfüllung. Was wird es aber erſt ſein, wenn die wirkliche Strafe, die göttliche Strafe über ihn hereinbricht, wenn ſeine verſchuldete Seele von ihm gefordert wird und er vor ſeinen Richter tritt?

Wie zahllos viele Beweiſe der Wahrheit des Wortes liegen der Welt vor Augen! „Irret euch nicht, — Gott läßt ſeiner nicht ſpotten!“ und doch glaubt die Welt nicht, und läugnen oft Philoſophen, und verkehrte Theologen, das Daſein des lebendigen Gottes.

3.

Die menſchliche Bitte und die göttliche Antwort.

Der Sommer 1846 war auch in unſern Bergen entſetzlich dürr, heiß und trocken, und die ganze Natur, Menſch, Thier und Pflanze ſeufzte nach erfriſchendem Regen. Da ſtand ich eines Morgens gegen 7 Uhr unter dem offenen Fenſter und ſchaute gen Himmel: die Luft war ſchon in dieſer Morgenſtunde erdrückend ſchwül, das Gras des Feldes, die Blume des Gartens dem Verwelken nahe. Da flehte ich aus der Tiefe meines Herzens zu dem Herrn empor, dem alle Gewalt gegeben iſt im Himmel und auf Erden, und flehte in ſtillem Flehen und gewiſſer Glaubenszuverſicht „um einen erfriſchenden Regen," um einen reichlich ſtrömenden Regen für mein armes Thal und ſeine Bewohner. Ich mochte ſo etwa eine halbe Viertelſtunde in Glaubens- und Geiſteskraft mächtig gebetet haben, und mich eben in's Nebenzimmer begeben, wo die Meinigen zum Frühſtück verſammelt waren, da erfolgte die Antwort, aber auf göttlich-majeſtätiſche Weiſe. Eins, zwei! und zween Blitzſchläge nach einander von fürchterlicher Kraft geſchahen in Zeit von einer halben Minute. Der eine Strahl fuhr zur Rechten, der andere zur Linken des Pfarrhauſes hinab. Der Strahl zur Linken fuhr in die volle Scheune eines reichen, ſehr intereſſirten Bauren, deſſen glänzendſte Eigenſchaft die Habſucht war, und brannte ſie mit allem ihrem reichen Inhalt nieder. Der Strahl zur Rechten fuhr in das wohlhabende Haus einer lieben wohlthätigen Familie, die freigebigſte des Dorfes, oben zum Dach herein durch das obere Zimmer, hart bei der alten Mutter vorbei, die gerade den Morgenſegen las, ſchlug ſie blos nieder und das Gebetbuch weit aus der Hand, aber ohne Verletzung; dann in das untere Zimmer, wo 4 bis 5 Perſonen beiſammen waren, dann über den Hof durch den Kaufladen, berührte den Herrn des Ladens, ohne ihn jedoch gefährlich zu verletzen — blos behielt er ſeitdem am linken Aug ein kleines Denkzeichen.

Niemand wurde verletzt; der Blitz fuhr auf dem Gſtrich bei 20 bis 30 Pfund Schwefel vorbei, ohne zu zünden. Aber das ganze Thal erquickte nun ein viele Stunden lang ſtrömender herrlicher Regen. Das war eine Frühpredigt!

J. J. Schneider, Pfarrer.

Antipathiſches Gefühl einer Mutter gegen ihre Kinder.

In Steyermark lebte in der erſten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts eine Gräfin Königsacker, die Mutter von zwei Söhnen und drei Töchtern. Aber ſonderbar! ſie durfte keines ihrer Kinder ſehen; ſowie es in ihre Nähe oder in ihr Zimmer gebracht wurde, fiel ſie allemal in Ohnmacht. Der Vater ſah ſich daher genöthigt, die Kinder abgeſondert halten und erziehen zu laſſen. Und vom Tage der Geburt an ſah ſie keines mehr, obgleich ſie alle zärtlich liebte. Traurig war dies für ihre Kinder, ihre Mutter nicht zu kennen und ſich ihr nicht nähern zu dürfen. Der älteſte ihrer Söhne war bereits Lieutenant unter dem k. k. Dragoner-Regiment Savoyen. Vor dem ſiebenjährigen Kriege kam dieß Regiment auf dem Marſche aus Italien auf Ungarn zu auch nach Steyermark. Der junge Lieutenant von Königsacker, ein ſchöner, gebildeter Mann, bat in einem Schreiben den Vater um Erlaubniß, ſich in bürgerlicher Kleidung unter dem Namen eines ſteyermärkiſchen Cavaliers ſeiner Mutter vorſtellen laſſen zu dürfen, um ſie doch einmal ſeit 24 Jahren, denn ſo alt war er, zu ſehen und zu erfahren, ob auch da noch ſein Anblick und ſeine Gegenwart, und dies als eines Unbekannten, der Mutter eine Ohnmacht verurſachen würde. Der Vater willigte ein. Der Sohn war als Fremder der Mutter mit noch andern Gäſten vorgeſtellt. Aber, ſieh da! während der Vorſtellung und des dabei nothwendigen Anblicks erbleicht die Mutter, fängt an zu ſinken und verfällt in Ohnmacht. Kaum tritt man ab, ſo erholt ſich die Frau, läßt um Entſchuldigung bitten, daß ihr unwohl geworden ſey, und läßt ſagen, ſie werde noch das Vergnügen haben, bei der Tafel zu ſprechen. Aber leider! kaum war ſie im Speiſeſaal und ſprach mit den Anweſenden, unter welchen auch ihr unbekannter Sohn war, ſo ſtellte ſich die Ohnmacht von neuem ein. Nun erkannten Vater und Sohn, daß es ein grauſames Spiel der Natur ſey, das ſeltenſte, das man bisher gehört hat.

Schlafreden und Schlafwandeln.

Einen der merkwürdigſten Fälle von Reden im Schlafe theilt Jemand in Fraſers Magazin mit: er betrifft eine amerikaniſche Dame, welche, wie ich glaube, noch lebt, im Schlafe predigt und den ganzen presbyterianiſchen Ritus vom Pſalm bis zum Segen durchführt. — Sie war die Tochter geachteter Eltern und wurde kränklich, wovon dieſe nächtliche Beredtſamkeit zum großen Kummer und zur Betrübniß ihrer Familie die Folge war. Die armen Eltern waren erſt überraſcht und fühlten ſich ſogar geſchmeichelt, daß in ihrer Familie ſo eine außerordentliche Gabe kund werde, aber zuletzt überzeugten ſie ſich, wie dieß Folge einer Krankheit ſey. In der Hoffnung, daß der Tochter ein veränderter Aufenthalt nützen und ſie ärztliche Hülfe finden könne, machten ſie eine ziemlich große Reiſe und kamen nach New-York, ſowie nach andern großen Städten der Vereinigten Staaten. Wir kennen Manche, welche ſie in der Nacht auf dem Dampfboote predigen hörten; und es war gewöhnlich, bei Theegeſellſchaften in New-York im Hauſe von Aerzten die Dame in ein ans Geſellſchaftszimmer ſtoßendes Gemach zu Bett bringen zu laſſen, um den Dilettanti's ein Beiſpiel von ſo einer außerordentlichen Erſcheinung zu geben. Es hat uns aber mancher Ohrenzeuge geſagt, daß dieſe Predigten zwar ſcheinbaren Zuſammenhang gehabt, aber hauptſächlich aus zuſammengewürfelten Bibelſtellen beſtanden hätten. Wir wiſſen noch ganz genau, daß einige derſelben in Amerika herausgegeben worden ſind.

Im Edinburgher wiſſenſchaftlichen Journale wird von einer für Augentäuſchungen empfänglichen Dame bemerkt, daß ſie auch im Schlafe ſehr fließend zu reden und große Stücke aus Dichtern herzuſagen gewohnt ſey, beſonders wenn ſie ſich nicht wohl befinde. Sie pflegte ſogar eine halbe Stunde lang Verſe in der Art zu recitiren, daß immer der zweite mit dem Buchſtaben beginne, womit der vorausgegangene ſchloß, ohne daß ihr je das Gedächtniß dabei untreu geworden ſey.

Im Medical Repository wird vom Arzte Mitchell ein Fall nach den Mittheilungen erzählt, welche er vom Profeſſor Ellicot in Nord-Amerika erhielt. Er betraf eine junge Dame von guter Geſundheit, herrlichen Talenten und trefflicher Erziehung. Ihr Gedächtniß faßte viel und hatte eine Menge Ideen aufgenommen. Ganz unerwartet und ohne eine Ahnung davon, verſank ſie in einen tiefen Schlaf, der mehrere Stunden über die gewöhnliche Zeit hinaus dauerte. Beim Erwachen entdeckte man, daß ſie auch jede Spur erworbenen Wiſſens verloren hatte. Ihr Gedächtniß war eine tabula rasa. Alle Worte und Sachen waren vergeſſen, verſchwunden. Man ſah ſich genöthigt, ſie Alles von neuem lernen zu laſſen. Sie brachte es nach neuen Anſtrengungen zum Leſen, Schreiben, Rechnen, und wurde allmälig wieder mit den ſie umgebenden Gegenſtänden und Perſonen ganz wie ein Weſen bekannt, das zum erſtenmal in die Welt eingeführt wird. In dergleichen Uebungen gelangte ſie zu bedeutender Fertigkeit, allein nach einigen Monaten überraſchte ſie ein neuer Anfall von Schlafſucht. Als ſie erwachte, ſah man ſie wieder in den Zuſtand verſetzt, in welchem ſie vor ihrem erſten Anfalle geweſen war, dagegen wußte ſie von gar nichts mehr, was ſich bei ihr nach demſelben ereignet und zugetragen hatte. Sie nennt nun jene erſte Lage ihres Lebens den alten, und die zweite den neuen Zuſtand, und iſt ſich ihres doppelten Weſens ſo wenig bewußt, wie zwei verſchiedene Menſchen ihrer gegenſeitigen Eigenheiten. Zum Beiſpiel im alten Zuſtand iſt ſie Herrin aller urſprünglich erworbenen Kenntniſſe; im neuen weiß ſie nur, was ſie ſpäterhin erlernte. Wird ihr ein Herr oder eine Dame im erſtern vorgeſtellt und umgekehrt, ſo muß ſie ſolche Perſonen, um ſie hinlänglich zu behalten, in beiden Zuſtänden kennen lernen. Ebenſo iſt es mit allen andern Dingen. Im alten Zuſtand hat ſie ſich eine ſchöne Handſchrift eigen gemacht, während ſie im neuen nur eine ſehr ſchlechte, unleſerliche Handſchrift ſchreibt, da ſie weder Zeit noch Gelegenheit hatte, Fertigkeit zu erwerben. Vier Jahre und darüber wechſelte von Zeit zu Zeit der eine Umſtand mit dem andern, und allemal trat der Wechſel nach einem langen und feſten Schlafe ein. Die Dame ſowohl, als ihre Familie jetzt, verſtehen es, mit einander zu verkehren, ohne in Verlegenheit zu kommen. Indem ſie wiſſen, ob ſie im alten oder neuen Zuſtande iſt, richten ſie ihren Umgang ein und benehmen ſich demgemäß.

Ein ebenſo außerordentlicher Fall vom Nachtwandeln und damit verbundenem Reden fand ſich bei einem Fleiſcherburſchen Namens Georg David, 16½ Jahr alt, vor. Etwa zwanzig Minuten nach 9 Uhr nickte er im Lehnſtuhl mit dem Kopfe ein und blieb mit demſelben auf den Händen liegen. Ungefähr zehn Minuten nachher ſtand er auf und ſuchte nach ſeiner Peitſche, ſchnallte dann ſeine Sporen an und ging darauf in den Stall, wo er nicht ſeinen Sattel am gehörigen Ort fand. Jetzt kam er wieder ins Haus, darnach zu ſuchen. Als man ihn hier fragte, was er denn damit beginnen wollte, antwortete er: „Ich will meine Runde machen.“ Er begab ſich wieder in den Stall, zog das Pferd ohne Sattel hervor und wollte damit hinaus. — Mit vieler Mühe und Gewalt hielt ihn der junge Meiſter, von einem andern Fleiſcherburſchen unterſtützt, zurück. Jetzt kam der Vater des Fleiſchers heim und ließ ſogleich den erfahrenen Arzt Benjamin Ridge aus Bridge-Road holen, der in einer Viertelſtunde eintrat, als der Burſche indeſſen bei einem Chauſſee-Einnehmer zu halten glaubte. Er zog einen Sixpence aus der Taſche und wollte gewechſelt haben. Da er die Hand deßwegen hinhielt, gab man ihm den Sixpence wieder hinein. Aber gleich bemerkte er: „Macht nur kein dummes Zeug. Das iſt ja mein Sixpence wieder. Gebt mir heraus!“ Jetzt gab man ihm zwei und einen halben Pence; er zählte nach: „nur keine Poſſen! ich muß noch einen Penny mehr bekommen! das iſt ja nicht richtig!“ Es machte drei Pence und einen halben Penny, was er zu bekommen hatte. Jetzt verlangte er: „gebt mir meinen Kaſtor!“ indem er den Hut meinte, welchen er ſo zu benennen pflegte. Und nun ließ er die Peitſche klatſchen und ſpornte, daß das Pferd vorwärts ſollte. Sein Puls ſchlug dabei 135 Mal in der Minute und war ebenſo voll als hart. Im Geſicht konnte man keine Veränderung wahrnehmen, kein krampfhaftes Zucken darin war da. Die Augen blieben die ganze Zeit über verſchloſſen. Man zog ihm den Rock vom Arme, ſtreifte di Hemdärmel auf und Ridge ließ ihm 22 Unzen Blut weg. Ju der erſten Hälfte des Blutlaſſens trat keine Veränderung ein, als aber etwa 24 Unzen weg waren, wurde der Puls langſamer und nachdem die ganze genannte Menge heraus war fiel er auf 80, mit etwas wenigem Schweiße auf der Stirn Während des Aderlaſſes erzählte der Fleiſcher einen Fall vo einem Optikus, Harris, in Holborns, deſſen Sohn einige Jahr vorher auf die Mauerbrüſtung im Schlafe ſtieg. Der Fleiſcherburſche nahm gleich am Geſpräche Antheil. „Ja, der lebt vorn an der Ecke!“ Als der Arm verbunden war, zog e einen Stiefel aus und ſagte, daß er zu Bette gehen wollt Drei Minuten ſpäter wurde er munter, ſtand auf und fragte was es denn gäbe? Er war eine Stunde in dem bewußtloſe Zuſtande geweſen und hatte nicht die geringſte Ahnung vo allem, was mit ihm vorgegangen war, ſondern wunderte ſi über den verbundenen Arm und das weggelaſſene Blut. Ma gab ihm nun ein tüchtiges Abführungsmittel, und den folgenden Tag befand er ſich recht wohl, die Schwäche vom Aderlaſſe und die Wirkung der Arznei abgerechnet; aber von allen was geſchehen war, wußte er nichts. Keiner aus ſein

Familie, und auch er nicht vor dieſer Zeit, hatte je ſo einen Zufall gehabt.

Ein Mord im Traume.

Doctor Gregorius Bruck, kurf. ſächſ. Kanzler, erzählte einſt zu Wittenberg in Gegenwart Luthers und anderer Gelehrten folgende Geſchichte: „Am Hofe Kaiſer Maximilians lebten zwei Edelmänner, die einer ſchönen Dame wegen in Streit geriethen und die unverſöhnlichſten Feinde wurden. Eines Morgens nun fand man den einen derſelben ermordet im Bette, kein Mordwerkzeug war zu finden, keine Spur deutete auf den wahren Thäter. Der erſte Verdacht fiel auf den Feind des Ermordeten. Dieſer wurde auch wirklich in Haft genommen, bewies jedoch, daß er in der Nacht, wo der Mord ſich ereignete, eine Tagreiſe entfernt von dem Wohnorte des Unglücklichen in einer Schenke Herberge genommen. Folgendes aber erzählte er bei Gericht: „„Ich war in jener Nacht zeitlich zu Bette gegangen und entſchlief mit dem Gedanken beſchäftigt, auf welche Art ich mich an meinem Nebenbuhler rächen könne. Wunderbarer Weiſe hatte ich dieſen Traum: ich ſtand nämlich mit gezücktem Schwerte vor dem Lager meines Feindes; derſelbe lag in tiefem Schlummer; ſorgſam ließ ich die Blicke im Gemach herumſchweifen, und als ich mich frei von Späheraugen ſah, ſenkte ich das Schwert tief in die Bruſt des Schlafenden. In demſelben Augenblicke war ich erwacht, ein Gewitter war im Anzuge, der Sturm pfiff heulend durch das offene Fenſter, ich glaubte in ſeinen Tönen das Todesröcheln des Ermordeten zu erkennen, namenloſe Angſt ergriff mein Herz, und ich hatte nöthig, mich mit einer Kanne Wein zu ſtärken, um nicht vom Schlage gerührt zu werden.““ Aufmerkſam horchten die Richter dieſer Erzählung und fällten hierauf die weiſe Sentenz, daß der Teufel mit dem Arme und dem Schwerte des Inquiſiten jenen Mord begangen, daß dieſer nicht geringe Schuld daran trage und daher von Rechtswegen „ad mortem civilem“

verurtheilt ſey. Dieſe Strafe ward auch wirklich des andern Tages bei hellem Sonnenglanze an ihm vollzogen, indem er nämlich, mit allen Förmlichkeiten einer Hinrichtung, auf den Richtplatz geführt, hier von dem Henker ſein Schatten durchſtochen und er hierauf des Landes verwieſen wurde."

Ein Traum.

Gegen Morgen erwachte ich. Noch hingen mir die Augen voll Thränen und der Platz, wo mein Kopf gelegen, war von Thränen feucht, noch ſprachen meine Lippen die Bitte gegen Gott aus, mir meinen lieben Heinrich nur noch einmal ſehen zu laſſen. (Es war dieſes ein kleiner Sohn von mir, welchen ich vor einigen Jahren verloren hatte.)

Wieder eingeſchlafen, träumte mir, ich ſey an einem fremden Ort, wie ein großer Vorplatz, da wurde ein bleicher junger Mann in Ketten an mir vorbeigeführt, welcher mich mit traurigen Blicken anſah, einige Männer begleiteten ihn, einer davon hatte ein großes Schlüſſelbund, er ſchloß eine ſchwer mit Eiſen beſchlagene Thüre auf und führten ihn hindurch — da war es mir, als hörte ich ſagen: „Siehe, dieß wäre dein Sohn geworden."

Hierauf befand ich mich in einem Irrenhauſe, wo verſchiedene Wahnſinnige waren, welche ſich als ſolche an ihrer Kleidung und ihren Geberden erkennen ließen. Von dieſem Verſammlungsſaal kam ich in einen andern Saal, wo viele Tafeln zum Eſſen hergerichtet waren. Da kam mir meine liebe Louiſe, bleich und phantaſtiſch geſchmückt, entgegen und reichte mir die Hand.

Hierauf erwachte ich wieder und ſchlief nochmals ein.

Da ſah ich mich auf eine unendlich große Wieſe, durch welche ein tiefer trüber Strom in wilden Wellen rauſchte, verſetzt; an dem jenſeitigen Ufer lief mein lieber Heinrich wieder in ſeiner Kindergeſtalt hin, mühte ſich, zu mir herüber zu kommen und ſtreckte die Hände nach mir aus, während ich ihm meine Arme entgegenſtreckte und ihn bei ſeinem Namen rief.

Da ſagte man nochmals neben mir die Worte: „Laß ab, Du kannſt nicht zu ihm hinüber und er nicht herüber, warum quälſt Du ihn denn?“

Von dieſem Tag an, wo ich dieſen Traum hatte, bezwang ich mich und weinte nicht mehr um meinen Heinrich, damit ich ihn nicht in ſeinem friedlichen Aufenthalt beunruhige, weil ich es für Sünde halte, ſondern habe mich in den Willen des Herrn ergeben und tröſte mich mit dem Wiederſehen jenſeits.

Seitdem die Unruhen in unſerem lieben Vaterlande ausgebrochen, wo ſo viele junge Männer verführt und von der rechten Bahn abgezogen werden, habe ich meinem Schöpfer ſchon viel tauſendmal gedankt, daß er alle meine Kinder zu ſich gerufen hat: ſo ſind ſie doch vor dem zeitlichen und ewigen Verderben bewahrt.

Einige Jahre ſpäter ging auch mein Traum dahin aus, daß meine liebe Tochter Louiſe in ihrer letzten Krankheit eine Zeit lang wahnſinnig wurde und ſie ganz ſo ausſah, wie ich ſie zuvor im Traume geſehen.

Erfüllung eines Traums.

In einer chriſtlichen Erziehungsanſtalt zu K. lag ein Knabe von 11 Jahren, und zu gleicher Zeit auch ein Mädchen von 20 Jahren tödtlich krank darnieder. Die Abwärterin der letztern hatte ihr Amt als Krankenwärterin lange mit aller Treue und Geduld verſehen Endlich aber wurde ihr, weil ſie ohne Zweifel für ihre eigene Geſundheit fürchtete, ihre Pflicht beſchwerlich und läſtig, ſo daß ſie nicht nur wünſchte, derſelben enthoben zu ſein, ſondern wirklich Anlaß und Gelegenheit ſuchte, das Krankenwärteramt an jemand anders abzutreten. Der Herr aber, der dieſes nicht wollte, bediente ſich eines einfachen Mittels, ſie auf andere Gedanken zu bringen. Dieſes Mittel war ein Traum.

Zu einer Nacht, wo ſie eben ein wenig eingeſchlafen war, erſchien ihr im Traum ihr ſeit drei Jahren verſtorbener Vater. Dieſer gab ihr zuerſt einen Verweis deßwegen, daß ſie ſich zum Ueberdruß und zur Ungeduld in ihrem Krankenwärteramt habe verleiten laſſen, und nun ſogar mit dem Gedanken umgehe, dasſelbe ganz aufzugeben; worauf er ſie ermunterte und ihr ernſtlich zuredete, dieſes ja nicht zu thun, ſondern ſich vielmehr neue Liebe, Eifer und Treue vom Herrn für ihren Beruf zu erflehen, um ihre Kranke mit wahrer Liebe ferner zu pflegen, zumal da es ja nur noch 4 Wochen bis zum Heimgang der Kranken daure.

Die Wärterin erwachte und fühlte ſich durch dieſe Erſcheinung in ihrem Beruf auf's neue ſo geſtärkt, daß ſie auf der Stelle unter Gebet zum Herrn den Entſchluß faßte, ihrer Kranken mit aller Liebe und Treue zu pflegen. Sie erzählte dieſen gehabten Traum in ihrer Umgebung, hielt ihn aber vor der Kranken verborgen, welche je länger je ſtärker den Wunſch und die Sehnſucht äußerte, aufgelöst und daheim zu ſein bei dem Herrn.

Der Knabe hatte in den letzten 4 Wochen ſeiner langwierigen Krankheit ſeine eigene Mutter zur treuen Pflege, welche in dieſer Abſicht einige Tagreiſen weit nach K. gekommen war. Es verſteht ſich, daß bei dieſem lieben kleinen Kranken alles geſchah, was ſich nur von zärtlicher Mutterliebe und Muttertreue erwarten läßt; obwohl auch die zärtlichſte Mutterliebe und die ſorgſamſte Mutterpflege den Plan des Heilandes, dieſen kleinen Liebling zu ſich in eine höhere Lehr- und Erziehungsanſtalt zu nehmen, nicht vereiteln konnte. Der Knabe ſah ſein Ende nicht vor, ſondern nährte vielmehr immer die Hoffnung ſeiner Wiedergeneſung, um alsdann, wie die Mutter ihm verſprach, mit derſelben nach Haus zu reiſen und ſeine übrigen Geſchwiſter wieder zu ſehen. Zum Schmerz der Mutter ſchwand indeſſen dieſe Hoffnung immer mehr dahin, denn ſeine Krankheitsumſtände wurden immer bedenklicher und er ſelbſt immer elender.

An einem Morgen erzählte die kranke Tochter mit ganz heiterm Blicke, ſie habe geträumt, wie zwei ſchöne Engel, ein großer und ein kleiner, jeder mit einem Palmzweig in der Hand, gekommen ſeien; der große Engel habe ſeinen Palmzweig ihr zuerſt, ſodann der kleine den ſeinigen dem kranken St. gereicht. Ich bin daher — ſetzte ſie mit ſichtbarer Freude hinzu — nicht nur gewiß, daß mein Wunſch, zum Heilande heimzugehen, erfüllt wird, ſondern ich weiß nun auch eben ſo gewiß, daß ich früher als St. heimgehen werde, weil mir der Palmzweig zuerſt gereicht wurde.

Als daher an einem der folgenden Morgen die Nachricht gebracht wurde, der kranke St. ſei in dieſer Nacht heimgegangen, erwiederte ſie ganz ruhig: „Das kann nicht ſein und iſt gewiß nicht ſo, erkundigt euch nur genau; ich weiß gewiß, daß ich vor ihm vollendet werde, aber er wird mir bald nachkommen.“ Und da man nach ihm ſchickte und ſich erkundigte, fand ſich's wirklich, daß das Gerücht von ſeinem Hinſcheiden zu voreilig geweſen war. Er lebte und kämpfte noch, und nach allen Umſtänden zu urtheilen, war er dem Ziele viel näher als die kranke Tochter.

Genau an dem Tage nun, wo von jenem Traume der Wärterin an vier Wochen um waren, ging die kranke Tochter aus der Sterblichkeit zur Unſterblichkeit über; denn die Wärterin und andere, die darum wußten, hatten von jenem Traum an, in welchem ihr erſchienener Vater ihr geſagt hatte: es währe nur noch vier Wochen, die Tage und Wochen mit Genauigkeit gezählt. Der Tag ihres Heimganges war der 2. Januar dieſes Jahres.

Am vierten Tag darauf, Sonntags den 6. Januar, erwachte der kleine Kranke (dem man von dem Hinſcheiden der Tochter abſichtlich kein Wort geſagt hatte) zum erſtenmal mit dem Verlangen — geſund zu werden? wie bisher? Nein, mit dem Verlangen, zum Heilande zu gehen. Gleichſam als ob ihm in dieſer Nacht die bisher genährte Hoffnung der Geneſung und des Wiederſehens ſeiner Geſchwiſter auf einmal gänzlich benommen, und ſtatt deſſen das Verlangen nach dem Himmel ſeinem Herzen eingeprägt worden wäre, wuchs dieſe Sehnſucht mit jeder Stunde; ſtärker und immer ſtärker äußerte er ſein Verlangen, bei ſeinem Jeſus zu ſein. Einmal umfaßte er ſeine Mutter und rief aus: „Ach Mutter, liebe Mutter, trag mich doch zu meinem Heiland!“

Nur noch ſtundenlang durfte er verlangend nach dem Himmel kämpfen, denn am folgenden Morgen, Montags den 7. Januar, alſo 5 Tage nach jener Tochter, wurde auch ſeine Sehnſucht nach der ewigen Heimath geſtillt.

Todesahnung.

A. P., ein ſehr gebildetes junges Mädchen, kannte in M. einen Herrn H., Geheimſekretär einer Fürſtin, als er noch ledig war. H. ſoll ein Ideal von männlicher Schönheit und Liebenswürdigkeit ſein, im Umgang mit allen Menſchen ſo liebevoll, als auch ſonſt als moraliſch guter Mann bekannt. Dieſe Schilderung hörte ich ſchon von mehreren Perſonen, von A. aber am wärmſten, und es mag verzeihlich ſein, wenn etwas mehr, als gewöhnliche Neigung zu Grunde lag. Nicht oft und nur in Geſchäften ſprach ſie ihn, immer in naher oder wenigſtens nicht ferner Gegenwart anderer Perſonen, und vernahm bald, daß H. ein armes, nicht ſchönes, aber doch liebes und braves Mädchen heirathen werde, deſſen Bekanntſchaft er machte, als er im gleichen Hauſe mit ihr wohnte. Im Voraus glaubte man zu wiſſen, daß er bei Hofe bald einer glänzenden Carriere ſich zu erfreuen haben werde, und ſogar hohe Generals-Töchter ſtimmten tief genug ihre Saiten herab, ihm Huldigungs-Lieder zu ſingen.

Doch er blieb Mann; ſeine Braut wurde bald ſeine Frau. Auch ſie lernte A. kennen, und fand ſie recht liebenswerth. Bald nachher kam A. nach Wien; ein ernſterer Lebenszweck nahm ihre Thätigkeit in Anſpruch, und die lebhafte Erinnerung an dieſe Familie wurde allmählig ſchwächer, wie dieß der Fall gewöhnlich zu ſein pflegt bei kurzen oberflächlichen Bekanntſchaften. Es folgt nun eine Zwiſchenzeit von faſt 3 Jahren: A. befand ſich in Genf; da verfolgte ſie vor einigen Wochen bei Tag und Nacht und bei jeder Zerſtreuung ununterbrochen der Gedanke mit größter Beſtimmtheit: H's *Frau iſt geſtorben.*

Mittheilung mäßigt unſere Empfindungen, wenn wir auf Perſonen ſtoßen, die ein Herz haben wie wir; oder von denen wir wenigſtens glauben, daß ſie Verſtand genug beſitzen, über unerklärliche Gefühle, vermeinte Schwächen, — nicht zu lachen, und Alles nur ein zufälliges Zuſammentreffen der Umſtände zu nennen. Mittheilung war es, was auch A. bewog, der jungen Frau des Hauſes zu entdecken, was ſeit mehreren Tagen ſie bänglich quäle, und Beide erwarteten von der nächſten Zukunft gewiſſe Aufklärung. Und dieſe blieb wahrlich nicht lange aus. Unerwartet, unaufgefordert kam ein Brief von J. P. aus M. an mich, dem ein anderer unverſiegelt an A. beigeſchloſſen lag, worin die Nachricht, daß (glaube vor zwei Tagen) Frau H. am dritten Tage nach Entbindung von ihrem zweiten Kinde geſtorben ſei.

Wer ſollte unter ſo bewandten Umſtänden und bei eigenen Erfahrungen dieſer Art nicht an Ahnungen glauben?

Gebetserhörungen.

In den Jahren 1748—50 befand ſich in einem Städtchen im Magdeburgiſchen ein königl. Förſter, der mit ſeinem ganzen Hauſe Gott fürchtete. Dieſer ward todtkrank. Die Ehefrau ſteht mit ihren Kindern, die alle noch unerzogen waren, um des Sterbenden Bette herum und alle weinen bitterlich.

Der eine Sohn ſchleicht ſich fort, hin in den Garten, kniet im Gartenhaus nieder, und mit Inbrunſt ſeines Herzens betet er: Lieber Gott! laß meinen Vater noch nicht ſterben; laß ihn wenigſtens noch ſo lang leben, bis ich 14 Jahre alt bin. Zuverſichtlich ſteht er vom Gebet auf — geht ſogleich wieder in die Stube — und findet ſeinen Vater ganz verändert. Der Vater wird wieder ganz geſund und lebt gerade noch ſo lange, bis dieſer Sohn 14 Jahre alt war. Da ſtarb er. Der Sohn bekam die Gabe, einen ſchönen Discant zu ſingen und konnte ſich als Choraliſt recht gut ernähren. — Dem ganzen Städtchen war dieſer Vorgang wichtig. —

Chriſtoph Buche, ein Fuhrmann und in der Folge Stifter des Waiſenhauſes zu Langendorf bei Weißenfels, nahm in jeder Noth ſeine Zuflucht zu Gott und fand immer Erhörung und Hülfe.

Zu einer Zeit begab ſich's, daß der jüngſte Sohn der Wirthin, bei welcher er ſein Quartier in Weißenfels hatte, tödtlich krank ward. Schon lag das Kind ohne alle Hoffnung zur Geneſung. Der Medicus wollte keine Arznei mehr verordnen und der Prediger hatte es bereits eingeſegnet. Die Mutter gerieth dabei in ſolchen Jammer und brach in ſo heftige Klagen aus, daß ſie Buche unten im Hauſe weinen hörte. Er ging deßwegen zu ihr hinauf, fragte, warum ſie ſo kläglich thäte und erkundigte ſich, was ihr krankes Kind machte. Sie antwortete ihm, das Kind müßte ſterben, der Medicus wolle keine Arznei mehr geben. Hierauf ſuchte er ſie zu beruhigen und ſagte, ſie ſolle ſich zufrieden geben, wenn gleich ihr Medicus nicht helfen könnte, ſo wüßte er noch einen Arzt, der würde ihrem Kinde wohl helfen. Er ging alsdann ſogleich in ſeinen Stall und bat Gott herzlich um die Geneſung dieſes Kindes, damit die unglücklichen Menſchen doch ſehen und erkennen möchten, daß Er helfen könnte, wo alle menſchliche Hülfe vergeblich wäre. — Während dieſem Gebete empfand er eine beſondere Freudigkeit, die er als eine Verſicherung ſeiner Erhörung annahm. Er ſtand auf, ging zu der betrübten Mutter des kranken Kindes und ſprach zu ihr, ſie ſollte nur getroſt ſein, ſein Arzt hätte verſprochen, bald zu helfen. Und von der Stunde an beſſerte es ſich mit dem kranken Kinde und es lebte noch, als Buche ſtarb. —

— —

Der engliſche Prediger T. Charles in Bala hatte ein ſehr anſtrengendes Amt. Die Predigten und Kinderlehren, die er zu halten hatte, erſtreckten ſich über einen weiten Bezirk; und er verſah ſein Amt, ſo viel Arbeit es auch koſtete, mit großer Selbſtverläugnung. In den entlegenen Theilen ſeines Bezirks fand er ſehr wenig Bequemlichkeiten, denn die Bewohner derſelben waren arm und in ihrer Lebensweiſe ſehr einfach. Auch waren einige Orten ſehr hoch gelegen und im Winter ſehr kalt. Als er nun im Herbſt 1799 über den Berg Migneint in Carnarvonſhire reiſte, wurde ein Daumen ſeiner Hand vom Froſt ſtark angegriffen. Die Beſchädigung war ſo bedeutend, daß ſie eine Krankheit nach ſich zog, die ſein Leben bedrohte. Um dem kalten Brande zuvorzukommen, hielt man eine Amputation für nothwendig. Sein Leiden, das längere Zeit dauerte, war eine harte Prüfung für ſeine Familie und für die Gemeinde. Als es nun bekannt wurde, daß ſein Leben in Gefahr ſtehe, ſo verſammelten ſich die Bewohner von Bala zu einer beſonderen Betſtunde. Bei dieſem Anlaß beteten mehrere Perſonen mit Inbrunſt für die Erhaltung ſeines Lebens. Beſonders ergreifend war das Gebet eines Mannes, welcher ſehr dringend und mit einer Art von Ungeſtüm in ſeinem Flehen anhielt. Er gedachte der fünfzehn Jahre, welche dem Hiskia geſchenkt wurden und bat den Allmächtigen mit ungewöhnlicher Inbrunſt, den Prediger Charles noch wenigſtens fünfzehn Jahre am Leben zu laſſen. Mehrmals wiederholte er die folgende Worte mit ſolchem Ungeſtüm, daß die Verſammlung ganz ergriffen wurde. „Noch fünfzehn Jahre, o Herr. Wir bitten Dich, dem Leben Deines Knechts noch fünfzehn Jahre zuzuſetzen. Und willſt Du nicht, o unſer Gott, ſo gib fünfzehn Jahre mehr um Deiner Kirche und ihrer Sache willen.“ Charles hörte von dieſem Gebete und es machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Nach ſeiner Wiederherſtellung erwähnte er öfters, er müſſe ſeine Zeit noch wohl anwenden, denn bald werden ſeine fünfzehn Jahre zu Ende ſein. Als er die Gegend von Südwallis zum letzten Mal beſuchte, fragte man ihn, wann er wieder kommen werde. Seine Antwort war, wenigſtens gegen Einige, ſeine fünfzehn Jahre ſeien bald zu Ende und er werde ſie wohl nicht mehr beſuchen. Noch in ſeinem letzten Jahre erwähnte er daſſelbe gegen mehrere ſeiner Freunde, beſonders gegen ſeine Gattin. Merkwürdiger Weiſe fiel ſein Tod gerade an's Ende dieſer fünfzehn Jahre. Nicht weniger merkwürdig aber iſt der Umſtand, daß gerade in dieſe Zeit die wichtigſten Unternehmungen ſeines Lebens fallen. Es war in dieſer letzten Periode, daß er ſeine ſchätzbarſten Schriften ſchrieb, die Sonntagsſchule ſtiftete, die Bibelgeſellſchaft gründen half und für Irland und Schottland ſehr geſegnet wirkte. Wie groß und herrlich war doch der Erfolg des brünſtigen Gebetes jenes einfältigen, armen, alten Jüngers in Bala! Wer ahmt ihm nach?

Eine merkwürdige Lebensrettung.

Nachſtehendes enthält eine merkwürdige Lebensrettung, welche Pfarrer M. Erhardt in dem Orte Sontheim, wie er ſelbſt ſagt: „zur ewigen Anbetung und Lobe Gottes, und unſeres Lebensfürſten Jeſu Chriſti“ im Jahre 1764 erfahren hat.

In der Martiniwoche des genannten Jahres mußte derſelbe eine kleine Reiſe in Angelegenheiten der Schweſter ſeiner Gattin machen, für welche er bei ihrer Verheirathung als ihr Pfleger ausſtehende Kapitalien und Zinſe einzuziehen hatte.

Dazu begab er ſich an einem ſehr warmen, heitern Novembertage leichtgekleidet zu Pferde auf den Weg. Seine Aufträge führten ihn nach Dettingen unter Urach, wo er zugleich ſeinen Eltern einen Beſuch machte. Nach dreitägigem Verweilen wollte er den Rückweg antreten, wurde aber bis an den Mittag aufgehalten, theils durch einen Schuldner, theils, weil ſeine Eltern ein Schwein geſchlachtet hatten, von welchem ſie ihm nach alter ſchwäbiſcher Sitte auch einen Antheil mit nach Hauſe geben wollten. Da Dettingen von Sontheim nur ſechs Stunden entfernt iſt, ſo glaubte er die Heimath zu Pferde wohl noch erreichen zu können. Freilich überlegte er dabei nicht, daß es, wie es hernach der Fall war, auch in Urach noch einen längern Aufenthalt geben könnte. In der dortigen Leinwandhandlung hatte er auch noch ein Geldgeſchäft für ſeine Verwandtin und am Dekanathauſe konnte er doch nicht wohl vorbeigehen, ohne einen Beſuch abzuſtatten. Es war daher bereits vier Uhr Abends, als er die Stadt verließ, und nun hatte er freilich für einen kurzen Novembertag noch einen weiten Weg vor ſich. Als er die Stadt im Rucken hatte, und die hohen Berge zu Geſichte bekam, auf welchem ſein Wohnort lag, ſo fand er, daß dieſe mit friſchem Schnee bedeckt ihm entgegenblickten. Die hohe Steige hinauf konnte er nicht ſehr ſchnell reiten, und bald traf er den Schnee bereits auf ſeinem Wege zuerſt einen halben Schuh, hernach ſogar knietief an. Zu Böhringen, einem Pfarrdorfe zwei Stunden von Urach, wurde das Pferd gefüttert. Auch der Reiter nahm eine mäßige Erquickung zu ſich, und ließ ſich von dem Knechte des Wirthes zu Pferde bis an das Ende des ſogenannten Salzwinkels begleiten. Hier, in der Nähe des Dorfes Feldſtetten, entließ er ſeinen Begleiter mit einer kleinen Belohnung, weil er mit der Gegend hinlänglich bekannt zu ſein glaubte. Bald, nachdem ihn dieſer verlaſſen hatte, mußte er abſteigen, um den Sattel feſter zu gürten. Beim Wiederaufſteigen warf er ſeinen Reiſerock hinter den Sattel auf das Pferd; dieſes aber ſcheuete, ſchlug aus, und drehte ſich, während er einen Theil des Stangenzaumes hielt, mehrmals im Kreiſe umher, bis der Reiſende zuletzt in den knietiefen Schnee fiel, und den Zaum aus ſeinen Händen laſſen mußte, um nicht von dem Pferde getreten oder geſchlagen zu werden. Der Reiſerock war indeſſen vom Pferde gefallen; der Pfarrer hob ihn auf, und zog ihn an, das Pferd aber war ſogleich fortgerannt, und nirgends mehr zu ſehen. Ein dicker Nebel trat ein, ſo daß ſich unſer Reiſender in der ſonſt wohl bekannten Gegend nicht mehr erkennen konnte, beſonders da das Pferd durch das Herumdrehen im Kreiſe ihn ganz aus der Richtung gebracht hatte. Er wußte nicht mehr, ob er rechts oder links, vorwärts oder rückwärts gehen ſollte, und konnte ſogar die Fußſtapfen von Böhringen her nicht mehr finden. Anfangs glaubte er, er werde ſich mit dem Gehörſinn helfen können, legte ſich mehrmals im Gehen in den Schnee nieder, und horchte, ob er nicht vielleicht, weil doch der Schnee erſt kurz gefallen war, aus der Ferne noch die dumpfen Pferdstritte hören könnte. Allein auch dieß war vergebens. Ein kalter Nordoſtwind wehte, und er mußte ohne Weg in dem dichten Schnee fortſtampfen, ſchon um ſich warm zu halten. Nach und nach wurde er ſo entkräftet, daß er Einmal über das Andere niederſtürzte, und halbſchlafend bald über große Steinhaufen, die man aus den Aeckern zuſammenlieſt, bald über kleines Buſchwerk, bald über Holzſtumpen, oder in Gruben hinunterfiel. Er ermannte ſich jedoch immer wieder, bis ihm der Athem im Halſe wie Feuer brannte. Endlich ſtand er zwiſchen drei Waldungen. Die Entkräftung vom Schneeſtampfen, und die Neigung zum Schlafe war auf's Höchſte geſtiegen. Daher dachte er nun nicht mehr daran, den Weg nach Hauſe zu finden, ſondern ſuchte einen Ort im Walde, wo er ſich niederlegen könnte, denn er ſah nichts Anderes, als den Tod vor ſich. Er ſcharrte zwiſchen drei Buchbäumen den Schnee auf die Seite, und breitete ſeinen Reiſerock auf dem Boden aus; ehe er ſich niederlegte, wollte er ſeine Seele vorher dem Herrn empfehlen. Außer ſeiner eigenen Lebensgefahr drückte ihn der Gedanke an den Jammer ſeiner Frau, wenn er ſterben ſollte, und an die Noth ihrer Schweſter, wenn die 96 fl. und die Capitalbriefe im Werthe von 1800 fl., welche er bei ſich trug, mit ſeinem Tode verloren gehen würden. Mit entblößtem Haupte kniete daher er nieder, ſtellte ſeinem Heilande ſeine Noth von Innen und von Außen demüthig betend vor, und rief zuletzt alſo: „Höre Jeſu! wenn du ſieheſt, daß „ich noch in Zukunft zur Verherrlichung Deines Namens „Etwas ſein und bleiben kann, ſo glaub ich feſte, daß es Dir „ein Geringes iſt, mein Leben mir zu erhalten; gefiele Dir „aber mein geringer Dienſt in Zukunft nicht, ſo bitte ich Dich, „durch deine hoheprieſterliche Barmherzigkeit, Du wolleſt Gnade „vor Recht ergehen laſſen, und durch Deinen blutigen Verſöhnungstod meiner Seele den Zugang zu Dir geſtatten, „und mich ſelig einſchlafen laſſen; wie ich mich jetzo Dir und „Deiner freien Macht und Gnade ſammt meinem Haus und „meiner zurückgelaſſenen Gemeine ganz und gar Deiner Verſorge demüthigſt empfehle u. ſ. w.“

Nach dieſem Gebete verband er ſein Geſicht mit zwei baumwollenen Sacktüchern, zog eine Kappe über das Haupt, und legte ſein Geſicht in ſeinen Hut. Alſo ſchlief er ein.

Und wer hätte gedacht, daß er je wieder erwachen würde? War doch ſein Leib in leichter Kleidung dem Froſt einer kalten Novembernacht Preis gegeben; hält man doch immer die Lage eines Menſchen, der in freiem Felde von der Kälte matt und ſchläfrig geworden, einſchlummert, mit Recht für die allerbedenklichſte, ja für hoffnungslos; war doch vorausſichtlich Niemand in der Nähe, der den Schlummernden in dem entſcheidenden Augenblicke des Uebergangs vom Leben zum Tode hätte erwecken können! So viel iſt klar. Aber der Herr pflegt wohl ſeine Auserwählten, wo ſie in außerordentliche Nöthen gerathen, auch auf außerordentlichen Wegen zu retten.

Thomas Platter erzählt in ſeiner Selbſtbiographie von einer ſeiner Reiſen über die Grimſel in der Nähe des Rhonegletſchers Folgendes: „Weil ich allein war, und der

„Berge Art noch nicht wußte, ward ich auf dem Berge kraftlos und müd, ſetzte mich nieder und wollte ruhen. Da wurde „mir ganz ſeltſam ums Herz: es kam mich eine liebliche „Wärme an, und ich ſchlief ein, die Arme auf die Kniee gelegt. Da iſt ein Mann zu mir gekommen, hat mir die „Hände auf beide Schultern gelegt, mich aufgeweckt und geſprochen: „„Ei was ſitzeſt du da; ſteh auf und geh.““ Wo „der Mann hingekommen iſt, weiß ich nicht; ich mochte weit „hinauf oder hinunter ſehen, ſo ſah ich keinen Mann mehr. „Da ſtand ich auf, nahm aus meinem Säcklein ein Stück „Brod, und aß. Als ich nun das etlichen Leuten, die mit „dem Leben in den Bergen bekannt ſind, erzählte, ſagten ſie, „ich ſei ſo gut als todt geweſen. Denn wenn einer auf den „Bergen ſehr friere, und er ſetze ſich aus Kraftloſigkeit nieder, „ſo laufe das Blut von dem Herzen ins Geſicht und in die „äußern Glieder, und der Menſch müſſe ſterben. Ich kann „nichts anders denken, als daß Gott mich wunderbar beim „Leben erhalten hat, wie mich auch die Leute verſicherten, „denn es gibt keinen leichtern Tod, als erfrieren.“

Etwas Aehnliches begegnete dem ſchlafenden Pfarrer Erhard. Lange Zeit war er in tiefem Schlafe dagelegen, als (nach ſeinem eigenen Ausdrucke) etwas an ihn hinfuhr, worüber er heftig erſchrack und erwachte. Er wollte aufſtehen, aber in ſeinen erſtarrten Gliedern war keine Kraft dazu. Und doch ward die Furcht ſo groß, daß er nicht länger hätte liegen können. Zudem fand er ſeinen Athem überaus kurz, daher ſuchte er dieſem zuerſt Luft zu machen, und ſein Geſicht aus dem Hute zu bringen. Er wälzte ſich auf die andere Seite, ſpürte aber an den großen Schmerzen, mit welchen ſich der Hut ablöste, daß er an der Haut angefroren war. Ebenſo konnte er, zumal da ſeine Finger ganz erſtarrt waren, nur mit Gewalt, und unter den größten Schmerzen die umgebundenen Tücher löſen. Wäre er nicht auf ſo wunderbare Weiſe aufgeweckt worden, ſo würde er, wo nicht erfroren, um ſo gewiſſer erſtickt ſein. Mit Mühe richtete er ſich an einem herabhängenden Baumaſte in die Höhe, denn die bereits erfrorenen Beine verſagten den Dienſt. Am ganzen Leibe zitternd konnte er kaum den angefrorenen Reiſerock vom Boden bringen. Die Furcht trieb ihn aus dem Walde, und wider Vermuthen gelang es ihm bald, den Ausweg zu finden. Aber nachdem er eine kurze Strecke gegangen war, trat die vorige Entkräftung ein. Er betete nun, der Heiland möchte ihn nur einen alten Storren finden laſſen, hinter dem er vor dem ſchneidenden Winde für ſeinen brennenden Athem Schutz fände. Er fand ihn, und legte ſich zum zweitenmale nieder, aber ſo ſchläfrig er eben noch geweſen war, konnte er nun doch vor unerträglichem Froſte nicht ſchlafen. Er raffte ſich abermals auf, und vernahm endlich im Gehen den tiefen Ton einer unbekannten Glocke. Während er ihrer Richtung folgen, und dazu mit gezählten Schritten einen entgegenſtehenden Wald umgehen wollte, kam ihm der bekannte Ton einer andern Morgenglocke zu Ohren. Er folgte nun dieſem, wurde abermals durch einen Wald von der geraden Richtung abgeführt, und kam endlich bei einer tiefen Grube an, in deren Nähe er verwehte Pferdstritte wahrzunehmen glaubte. Die Grube war mit Schnee gefüllt. Bei ihrem Anblicke dankte er ſeinem Heiland, daß Er ihn in der finſtern Nacht nicht in dieſelbe habe gerathen laſſen. Indem er ſo betete, gewahrte er eine kleine Birke, einzeln ohne Buſchwerk in der Grube ſtehend. „Ei,“ dachte er, „das iſt ja gerade ſo, wie in der Grube „beim Sontheimer Pfarracker.“ Er ſchaute um ſich, und entdeckte nun ein Erkennungszeichen nach dem andern. Hinter ihm der wohlbekannte Wald, Hohenloch genannt; vor ihm der Berg gegen Ennabeuren, nahe bei Sontheim. Dort im Dreieck war ſogar die hohe Tanne ſichtbar, die an der Sontheimer Kirchmauer ſtand. Nun wußte er, wo er war. Noch eine kleine Stunde, und er kam Morgens acht Uhr vor ſeinem Hauſe an.

So hatte der Herr geholfen.

Aber das Pferd war noch nicht da. Die Nachfrage in den benachbarten Orten war vergeblich. Der Eigenthümer klagte, nachdem der Tag unter fruchtloſem Suchen verſtrichen war, des Abends im Pfarrhauſe über das verlorene Pferd, das ſein beſtes Zugpferd, und ihm kaum um ſechs Carolin feil geweſen ſei. Der Pfarrer ſuchte ihn mit dem Verſprechen zufrieden zu ſtellen, daß er ihm ehrlich den vollen Schadenerſatz leiſten wolle, wenn das Pferd am andern Tag nicht komme. Nun legte er ſich zu Bette, nachdem er ſeine erfrorenen Beine mit Umſchläge verſehen hatte, und ſchlief ruhig ein.

Gegen Morgen hatte er einen auffallenden Traum. Eine ſehr große Perſon in glänzendgrünem, goldſchimmernden Kleide, und mit einem Angeſichte, dergleichen er in ſeinem Leben keines ſah, nahm ihn bei der rechten Hand, und ſagte: „Komm, ich will dir zeigen.“ Mit dieſen Worten führte ihn der Unbekannte an eine Grube, in welcher das verlorene Pferd lag. Kaum hatte dieß ſeinen verlornen Reiter erblickt, als es im entgegenwieherte, wie ein Mutterpferd ſeinem Füllen. Hier erwachte er. Ohne in dem Traume Etwas beſonders zu ſuchen, wurde er nur an diejenige Grube erinnert, an welcher er ſich Tags zuvor zurecht gefunden hatte, und dankte ſeinem Erretter unter lautem Seufzen für dieſe Erbarmung. Seine Frau, welche darüber erwachte, und ihn ſo laut ſeufzen hörte, fragte ihn, was ihm fehle? er ſollte nur ſagen, was für ein Arzneikölbchen ſie für ihn holen ſolle. Als er ihr nun ſeinen Traum erzählte, bemerkte ſie, daß einſt in Feldſtetten, wo ſie aufgewachſen war, eine Kuh von der Herde weggekommen, und hernach in einer Grube tod gefunden worden ſei. So meinte ſie, könnte es wohl auch mit dem Pferde gegangen ſein. Als der Pfarrer dieſes hörte, hatte er keine Ruhe mehr. Wiewohl es erſt Morgens um vier Uhr war, läutete er doch der Magd, ließ zwei Pferde beſtellen, und den Schultheißen des Orts bitten, um ſechs Uhr mit ſechs Männern zu ihm zu kommen, ſie wollten in der Feldſtetter Au nach dem Pferde ſuchen. Um die beſtimmte Stunde machten ſie ſich beide zu Pferde auf den Weg in Begleitung jener Männer. Sie ſuchten lange, aber vergeblich in allen Gruben. Zuletzt, des Suchens müde, wollten ſie wieder umkehren, und der Eigenthümer, der auch dabei war, entſchloß ſich zum Oberamt nach Urach zu gehen, und zu bitten, daß das verlorene Pferd ſignaliſirt und ausgeſchrieben würde. Als er im Begriff zu gehen war, rief der Schultheiß: „Halt, Chriſtian, dort oben kommt ein Mann „gegen uns her, der wird etwas von dem Pferde wiſſen.“ Der Mann nahm jedoch ſeine Richtung nicht gegen ſie her; ſie aber ſahen ihm zu, und wurden gewahr, daß er an einem gewiſſen Orte plötzlich ſtehen blieb, und, als ſehe er etwas Ungewöhnliches, die Hände über dem Kopf zuſammenſchlug. In dieſem Augenblicke wurde das Pferd, auf welchem der Pfarrer ritt, ohne ſichtbare Urſache, ganz unbändig. Auf Zureden ſeiner Begleiter ritt er dem ferneſtehenden Manne zu, und fand nun, daß ſein verlorenes Pferd hier zwiſchen Felſen in einer Grube ſtack. Beim Hören der redenden Stimme, und beim Anblick des Pferdes, das der Pfarrer ritt, fing das verlorene, und nun mit dem Anbruch des dritten Tages lebendig wiedergefundene Pferd ſo zu wiehern an, wie es dem Pfarrer wenige Stunden zuvor geträumt hatte. Es war nur leicht beſchädigt, fraß ſogleich ein wenig Brod, und blieb noch viele Jahre am Leben.

Die vorſtehende Geſchichte iſt einem eigenen Aufſatze des geretteten Pfarrers nacherzählt. Er betrachtete dieſe Hülfe Gottes als einen neuen Beweis von dem alten Worte des Apoſtels: „In ihm leben, weben und ſind wir;“ und ſpricht ſich hierüber alſo aus: „dieſes ſagt er, findet ſich auch in „dem ſeligen Umgange Gottes mit den Menſchen, die all' ihr „Vertrauen auf die Allgegenwart Gottes in guten und böſen „Lebenstagen, ſie ſeien daheim oder ſie wallen, ſowohl bei „Tage als auch bei Nacht, ſetzen, und in den göttlich vorgeſchriebenen Wegen ihres Lebens Herrn nach ſeinem Worte

„ihre Luſt und Vergnügen ſuchen, haben und behalten." Er ſchließt ſeine Erzählung mit den kurzen Worten: „Gelobet ſei die Herrlichkeit Gottes! Amen." —

Eine Erſcheinung in der Todesſtunde.

Dem kürzlich bei Fel. Schneider in Baſel erſchienenen Leben und Wirken ſeines Schwiegervaters Joh. Peter Goldberg, ein bekehrter Israelite und Juden-Miſſionar, entnehmen wir Seite 15 folgende Erſcheinung, die letzterer gehabt:

„So hatte auch die hochbetagte Schwiegermutter unſeres Goldbergs ihrem von ihr inniggeliebten Schwiegerſohne, ehe er die Reiſe nach Oeſterreich antrat, die Hände aufgelegt und ihn mit vieler Innigkeit geſegnet, zärtlichen Abſchied genommen, und hatte die Worte hinzugefügt: „Lebe wohl, wir werden uns nimmer ſehen." — Doch Goldberg konnte nicht glauben, daß ihre Abſchiedsworte in Erfüllung gehen werden. Als er aber auf dem Rückwege in Regensburg übernachtete und des Morgens frühe erwachte, ſo erſchien plötzlich eine freundliche Geſtalt weiß angekleidet an ſeinem Bette und blickte ihn liebend an. Er erkannte dieſelbe als ſeine Schwiegermutter, ſtaunte, ſah auf ſeine Uhr — es war vier Uhr — und merkte ſich dieſe Stunde und dachte: Was mag wohl dieſe Erſcheinung bedeuten? In Frankfurt begegnet ihm ein bekannter Jude aus Neuwied. Goldberg erkundigt ſich angelegentlich nach dem Befinden der lieben Seinigen. Von allen hört er nur Erfreuliches, bis am Ende mit großer Zärtlichkeit ihm der Tod ſeiner geliebten Schwiegermutter angekündigt ward. Nun verſtand er die Erſcheinung, die ihm geworden. Oft hat er uns dieſes Begegniß erzählt und geſagt: „Ihr wiſſet, daß ich nichts auf Geiſtergeſchichten halte, allein das habe ich ſelbſt erfahren und mich überzeugt, wie Geiſter im Rapport mit einander ſtehen können." —

Zum nähern Verſtändniß diene, daß Goldberg zur Zeit, als er dieſe Erſcheinung hatte, noch Jude war, wie auch ſeine Schwiegermutter. Ich bemerke dieſes beſonders deshalb, weil es leider noch chriſtliche Eiferer genug gibt, welche glauben, der Jude fahre nach ſeinem Abſterben des Unglaubens wegen ſofort zur Hölle. — B. S.

Eine feurige Erſcheinung.

Ich war Pfarrer in O. G. und hatte in Angelegenheiten eines Freundes eine kleine Reiſe nach Freiburg gemacht; es war im Monat November. Mit der Mallpoſt fuhr ich Nachts um eilf Uhr wieder von Freiburg ab und verließ Morgens 2 Uhr bei M......m den Poſtwagen und wanderte die 2 kleinen Stunden von M. nach O. G. einſam und ſtill, im Geleite meines guten Gottes. Der Weg führte mich über B.......m und F......g; der Mond glänzte matt im letzten Viertel, kein lebendiges Weſen begegnete mir; ſo kam ich Morgens gegen 4 Uhr bei den erſten Häuſern meines Pfarrdorfes an, als ich plötzlich mitten auf der Dorfſtraße, etwa 20 bis 30 Schritte vor mir — ein helles Feuer — rund wie ein runder Korb, auf der Straße brennen ſah. Es brannte lebhaft in vielen, aber blaſſen Flammen, — ſo wie etwa angezündeter Weingeiſt brennt. Ich ſtützte mich — ausruhend — auf meinen Stock und ſah dem Feuer ruhig und getroſt zu, in der Vermuthung, einige Nachtbuben möchten es angezündet haben. So vergingen mehrere Minuten, während dem ich fortwährend das Feuer betrachtete. Endlich ſchritt ich getroſt auf das Feuer, das in immer gleicher Stärke, ohne zu- oder abzunehmen, fortbrannte, zu, als es ſich plötzlich, da ich demſelben bereits ſehr nahe war, von der Erde in die Höhe hob, etwa 20 Schuh hoch, einen Augenblick ruhig in der Höhe ſchwebte, dann mit Schnelligkeit durch die Luft die Richtung dem Gottesacker zu nahm; ich konnte ihm genau nachſehen, und ſah, wie es dann plötzlich von der Höhe ſich niederließ auf den Gottesacker und alsdann verſchwand. Das Licht des Mondes genügte, mir zu zeigen, daß an der Stelle, wo ich das Feuer auf der Erde brennen ſah, keine Spur von Holz oder Kohle oder Aſche zu finden war, und in den umliegenden Wohnungen lag Alles noch in tiefem Schlaf, keine Spur von Leben, von Licht! Alles, Alles ſtill! —

Hebel in ſeinem Gedicht: „Der Geiſterbeſuch auf dem Feldberg“, ſowie in andern ſeiner Gedichte, redet von einem brennigen Manne, dem fürigen Puhu! — Der gemüthliche Dichter hielt Solches für Volksſagen, ohne tiefere Grundlagen. Er ahnte nicht, wie einen engen Zuſammenhang dieſe Volksſagen mit der perſönlichen Unſterblichkeitslehre, mit der Hadeslehre des Neuen Teſtaments u. ſ. f. haben. Doch, wer weiß, jetzt denkt er wohl anders, nachdem er ſelbſt längſt ſchon in die Gebiete der Geiſterwelt hinübergewandert und vielleicht perſönliche Bekanntſchaft mit manchem Herrn Puhu gemacht hat.

Voriges Jahr hatte ich das Vergnügen, wieder einmal einen ſolchen „Puhu“ zu ſehen; es war im Herbſt — ich kehrte mit meinen Kindern von einem Spaziergang von M.....m zurück. Als wir in unſer kleines Thälchen kamen, wanderte ein Puhu auf der Höhe des Hügels zwiſchen hier und O. G. eilig hin und her; wir verfolgten mit unſern Blicken aufmerkſam die brennende Erſcheinung lange Zeit. Zu Hauſe angekommen, nahm ich das Teleſcop und beobachtete die Erſcheinung durch daſſelbe ganz genau; es war jener erſten, ſo eben erzählten brennenden Erſcheinung ganz ähnlich, rund und in vielen blaſſen Flammen auflodernd, in der Größe eines Korbes. Lange Zeit lief es auf dem Hügel, dem Pfarrhauſe gegenüber, hin und her, zuletzt begab es ſich bergab ins Thal und verſchwand bei den Häuſern.

Was war's, mein lieber Freund?

Ein Hebel'ſcher Puhu, weiter nichts. — Uebrigens bezeuge ich die reine Wahrheit der hier mitgetheilten Erſcheinungen mit meiner Namensunterſchrift.

J. J. Schneider, Pfarrer.

Ein ſonderbares Begegniß.

Mein Vater war (ſo erzählt ein glaubwürdiger Mann mit der beſtimmteſten Verſicherung der Wahrheit) Amtschirurg in Ortenberg, und zu dieſer Zeit kam täglich ein Burſche von einem benachbarten Dorfe dahin, welcher ſtets in weiße Leinwand, Jacke und Pantalons, gekleidet war und welchen man, da er ſtets Branntwein trank und ſelten nüchtern war, den Branntweinhannes nannte.

Eines Tages wurde meinem Vater angezeigt, er ſolle auf das Dorf kommen, der Branntweinhannes ſey ertrunken.

Mein Vater ging den Nachmittag mit ſeinem Gehülfen und Lehrling hinaus, wo die Section der Leiche vorgenommen wurde; es fanden ſich jedoch keine Merkmale daran, als ſey er eines gewaltſamen Todes geſtorben.

Es wurde über die Section ſpät, und mein Vater mußte mit ſeinen Begleitern den hellen Mondſchein zum Nachhauſegehen benützen. Es war ein ſchmaler Damm, wo nur knapp zwei Perſonen ſich ausweichen konnten, zu paſſiren; auf beiden Seiten war Waſſer.

Auf einmal ſahen ſie von Ortenberg her denſelben Branntweinhannes taumelnd auf ſich zukommen, welchen ſie eben noch verſchnitten hatten: im hellen Mondlicht erkannten ſie ihn ganz deutlich und der Gehülfe fragte noch ſeinen Herrn, ob er ihn anreden ſolle. Mein Vater verbot aber dieſes ſtrenge, und ſie ſtellten ſich auf die Seite und ließen ihn an ſich vorüber taumeln. Noch einige Schritte machte derſelbe, dann war er verſchwunden; es that einen Platſch, als wenn Jemand in das Waſſer fällt, dann zappelte und plätſcherte es noch einige Augenblicke darin, dann war Alles ſtille.

Es ſcheint, daß entweder der Geiſt des Branntweinhannes es anzeigen wollte, auf welche Weiſe er ſein Leben verloren, oder daß ſich der Geiſt in dem Jenſeits nicht finden konnte, genug, die ganze Geſellſchaft überlief ein Schauder, als ſie dieſes erlebt, und dieſes um ſo mehr, als ſie den Leichnam völlig todt und den Körper durch die Section unwiederherſtellbar verlaſſen hatten.

Ueber Vampyre.

Vor Kurzem ereignete ſich in Siebenbürgen ein Fall, welcher den deutlichen Beweis liefert, daß dort der Glaube an den Vampyrismus noch keineswegs erloſchen iſt. Es war eine Viehſeuche ausgebrochen; darauf gruben die Bauern die Leiche einer jüngſt Verſtorbenen, welche ſie für die Urheberin dieſer Calamität anſahen, aus, hielten eine Art Gericht über ſie und zerſtachen und verſtümmelten ſie, theils zur Strafe, theils um ſie unſchädlich zu machen, auf gräuliche Weiſe. Ob das barbariſche Verfahren den gewünſchten Erfolg gehabt, iſt uns unbekannt. Nicht unwillkommen aber dürfte es dem Leſer ſeyn, wenn wir bei dieſer Gelegenheit, nach Anleitung eines Wiener Blattes, einige Notizen über den Aberglauben von den Vampyren mittheilen. Literariſch kam das Vampyrweſen zuerſt, und zwar mit ziemlichem Lärm, im Jahr 1732 zur Sprache und erhielt die Aufmerkſamkeit der Zeitungs- und Flugſchriftenleſer bis über die Hälfte des genannten Jahrhunderts rege. Ein amtlicher Bericht in der Belgrader Zeitung de dato 7. Januar 1732, aus Meduegna in Serbien, enthält die erſte lesbare Definition. „Ein Vampyrgeſpenſt," heißt es dort, „iſt eine verſtorbene, im Grabe fortlebende Perſon, welche des Nachts als Geſpenſt aus dem Grabe hervorgeht und den Lebendigen das Blut ausſauget, wodurch ſie ihren in der Erde liegenden Körper im Wachsthum und bei vollkommenem Wohlſeyn erhält und vor der Verweſung ſchützt." Dieſer Bericht war das Ergebniß der Unterſuchungen einer Commiſſion, welche am 40ſten Tage nach der Beerdigung das Grab des verſtorbenen Haiduken Arnold Paole zur Beſichtigung der als Vampyr und Seuche Erzeuger verrufenen Leiche eröffnete. Sie erzählte, den Körper blutig, unverweſt und mit neuer Haut und neuen Nägeln gefunden zu haben, und ließ, da der Glaube allgemein war, daß ſelbſt die nachbarlichen Leichen durch den Angriff des Vampyrs zu Vampyren würden, nebſt ſeinem auch die Körper der vier nach ihm Begrabenen mit einem Pfahle die Bruſt durchſtoßen und verbrennen. Daß dieſer Arnold Paole ein Vampyr ſey, ſchloßen die Leute aus dem bei ſeinem Leben oft erzählten Umſtande, daß er in Goſſova (im türkiſchen Gebiete) von einem Vampyr geplagt worden ſey, und um dieſen von ſich abzuhalten, Erde von dem Grabe des ihm bekannten Vampyrs gegeſſen und mit deſſen Blute ſich beſtrichen habe. Noch ältere Beſprechungen dieſes Wahnes betrafen den am 20. Februar 1718 in der Liptauer Geſpannſchaft Ober-Ungarns verſtorbenen Michael Caſparek und den Peter Plogojewitz 1725 in Kiſalowa. Der erwähnte Belgrader Zeitungsbericht ſetzte eine Menge Gelehrtenfedern in Bewegung, und in Folge davon kreiſte der Vampyrismus entweder im Gewande der magia posthuma, oder in der Diſſertationen Livree durch ganz Deutſchland; und daß er viele Vertheidiger haben mußte, macht der damalige Zeitgeiſt mit ſeiner alchimiſtiſchen, nekromantiſchen und überhaupt myſtiſchen Richtung ſehr begreiflich. So erſchien in Wien, 1732, „Chriſtoph. Friderici Demelii philoſophiſcher Verſuch, ob nicht die merkwürdige Begebenheit der Vampyre aus den Principiis naturae hergeleitet werden könne.“ In Wolfenbüttel, 1732, „Johann Chriſtian Harenberg's vernünftige und chriſtliche Gedanken über die Vampyren.“ In Wittenberg, 1732, „Ottonis Graben zum Stein, unverlornes Licht und Recht derer Todten unter den Lebendigen.“ In Nürnberg, 1732, „Visum et repertum über die ſogenannten Vampyre.“ In Leipzig, 1732, „Kurioſe Relation von denen ſich in Serbien ereignet habenden Blutſaugern u. ſ. w.“ 1733 in Halle, „Johann. Henric. Zopfii Dissertatio de Vampyriis Serviensibus." 1731 in Leipzig, „Michael Ranft, vom Kauen und Schmatzen der Todten" u. a. m. Selbſt ſpäter, im Jahre 1753, lief in Wien bei den oberſten Behörden die Nachricht von einem förmlichen Prozeſſe ein, welcher in einem Dorfe an der ungariſch-ſchleſiſchen Grenze gegen Begrabene eingeleitet wurde. Die das Dunkel überall aufhellende Kaiſerin Maria Thereſia ſendete den berühmten Naturforſcher Wabſt und den Anatomieprofeſſor Dr. Gaſſer in die betreffende Gegend ab, und van Swieten übernahm deren Relationen. Unter ſeinem Namen erſchien 1756 in Roveredo: „Considerazione intorno alla pretesa Magia postuma, presentata alla suprema Direzione di Vienna dal Sign. Barone G. von Swisten." Die Mühe, alles Konſtatirte aus den bekannten Schriften herauszuheben, fördert Folgendes zu Tage: Die Anlage, Vampyr zu werden, konnte dem herrſchenden Aberglauben zu Folge auch im Leben mitgetheilt und erhalten werden; der ſogenannte Blutſauger verzehrte im Sarge an Händen und Füßen durch Nagen und Schmatzen ſein eigenes Blut und ruinirte ſympathetiſch ſeine Anverwandten oder Feinde, oder verließ zu Nacht als Geſpenſt ſeine Grube und ſaugte den ihm Verfallenen das Blut aus. Im Grabe waren ſie zu erkennen an den wachſenden Haaren und Nägeln, der unverſehrten Haut und dem (ſogenannt ausgeſaugten) Blute im Munde. Wie begreiflich, ſuchte der Volksglaube auch Schutz- und Abhilfsmittel. Der Art verdächtigen Todten wurde das Halstuch feſter geknüpft, eine Münze zwiſchen die Zähne gegeben, um das Gebiß zu verderben, und im Sarge ein Stück Raſen unter das Kinn, ſowie ein Reſt rothes Tuch auf die Stirne gelegt. Wurden die Leichen im Grabe aufgeſtört, ſo legte man ſie auf den Bauch, durchſtach die Bruſt, nagelte ſie feſt oder verbrannte ſie. Ungarn, insbeſonders die Haidukenſtädte und Serbien, occupirten das Vampyrenvorrecht. Nach Schlegel's indiſcher Bibliothek fänden ſich deſſen Urwurzeln in den Indusländern.

Zuſatz zu dem Artikel „die Wahrſagerei" im vorigen Heft S. 169. ff.

In dieſem Artikel iſt eine Stelle aus der chriſtlichen yſtik von Görres ausgezogen, wo der Verfaſſer von wahr- geriſchen Spiegelungen handelt, aber eines der älteſten und erkwürdigſten Beiſpiele ausläßt, und nur eines aus dem euern Egypten anführt, während ſchon die Pharaonenzeit n ſolches darbietet. Als nämlich die Brüder Joſephs dadurch ängſtigt wurden, daß man ihnen das Kaufgeld für das etreide wieder in ihre Säcke legte, und dem Benjamin noch azu den ſilbernen Trinkbecher Joſephs (1. Moſe 44): ſo agte auf Joſephs Befehl ſein Haushalter die wieder einge- olten Brüder V. 5.: „Iſt's nicht das, daraus mein Herr inket? und damit er auch weiſſaget?" Dr. v. Meyer emerkt in ſeinem Bibelwerk zu der Stelle: „Das Weiſſagen us Bechern und Trinkſchalen iſt noch jetzt im Orient üblich."

Ein verwandtes Beiſpiel bietet Jakob Böhm dar, dem m Jahr 1600 durch den plötzlichen Anblick eines glänzenden nnernen Gefäſſes zwar nicht die Zukunft, aber ſeine Theoſo- hie aufgeſchloſſen wurde.

Ferner fehlt in jenem Citat aus Görres die Erwähnung es wahrſageriſchen ſogenannten Erdſpiegels. Dieſes iſt ne Art von kleinem runden Spiegel mit Rückwand und Ein- ſſung von Holz, ungefähr vier Zoll im Durchmeſſer, ohne piegelglas mit Folie, dagegen mit einer durchſichtigen reinen lasſcheibe, worunter ein Papier mit verſchiedenen Charak- ren, auch heiligen Namen liegt, und hierunter, wo Schreiber eſes nicht irrt, eine dünne Lage von Felderde. Den, wel- en er einſt ſah, hatte ein Burſche vom Lande bei ſich. Dieſer eß ſich Fragen aufgeben, ſah ſitzend mit Anſtrengung hinein nd fühlte zuletzt ſeine Augen ſehr angegriffen. Die Ant- orten über verborgene Dinge waren nicht vollkommen richtig, ch merkte man, daß er etwas ſah. Er ſprach keine Anruſungen oder magiſche Formeln aus, ſondern ſchwieg, bis er die Antwort gefunden zu haben glaubte.

— v —

Der neue Noſtradamus.

Im zweiten Theil von Venedey's „das ſüdliche Frankreich" kommt S. 82 f. folgende Stelle vor, wo er von den Einwohnern von Bagnère de Luchon in den Pyrenäen redet:

„Es iſt kein Dorf und kein Thal ohne ſeinen Andréou (Aſtrologen), der das Geſchick der Menſchen in den Sternen lieſt. Die Mädchen befragen ihn um Rath für ihre Heirath, die Frauen für ihre Kinder; die Männer wollen höher hinaus und der Welt Geſchick kennen. Und auch ihnen antworten die Sternſchauer und öffnen ihnen die Geheimniſſe der Zukunft. In der Nähe von Luchon, am Fuße des Kagire, nahe bei Aſpet, in einem Hirtendörfchen, Milhas, wohnt einer, der in der ganzen Umgegend berühmt iſt. Alt und Jung behaupten, „Bug von Milhas" habe die Revolution, das Kaiſerthum, die Reſtauration und die Julirevolution vorhergeſagt. Seine Gläubigen ſagen die Reime auswendig her, in denen er die vergangene Zukunft verkündete. Und ſie ſind ſehr ſchlagend:

Entre écouter et ne pas comprendre,
C'est chasser et ne rien prendre.
Quatre-vingt-neuf grand changement aura;
Par toi, le peuple esclave ne plus sera;
Et toi, qui, né dans la grande cité,
Roi, tu mourras par ta crédulité.

Da dieß Sprüchlein ſich aber, wie geſagt, auf die vergangene Zukunft bezieht, ſo will ich lieber das für die zukünftige mittheilen. Es verkündet faſt die Gegenwart, und es muß ſich bald entſcheiden, ob Bug von Milhas, ſeinem Namen nach ſchon ein halber, nicht in der That ein ganzer engliſcher Humbug iſt [*]. Ich werde ihm den Verdacht nachträglich abbitten, wenn er das folgende Sprüchlein, das ſeine gläubigen Freunde ihm zur Laſt legen, wahr macht. Er ſoll geſagt und verkündet haben:

En mil huit cent quarante-six
De l'Europe grands feux s'allumeront;
Guerre des rois, des peuples commenceront.
Dans ce bisbi [**] Grande-Bretagne ne sera plus;
Et toi, superbe et grande cité,
En petit bourg tu seras changée;
Tu pleureras plus d'une fois
Les débris de ta ceinture,
Que la tempête des grands rois
Aura réduit en déchirures.
Des reines, des princes mourront;
Des pères se désoleront;
Des grands malheurs lors éclateront.
Le sang partout ruissellera.
Cornette blanche, cornette noire s'éclipsera;
Meurtres, tyrans. . . . Paix et peuple triomphera!

„Das iſt Alles, was ich von dem Volke hier und in der Umgegend erfahren konnte.“

Die Ereigniſſe der andern Hälfte dieſes Jahres 1846 verleihen der Prophezeiung des neuen Noſtradamus, Bug von Milhas, einige Wahrſcheinlichkeit des Eintreffens. Ob dieſes ganz erfolgen oder gnädig abgewendet werden wird, ſteht dahin. Wir aber dürfen bitten, hoffen, vertrauen, und ſollen uns demgemäß verhalten, damit die Gnade Raum finde. Gott beſchirme inſonderheit unſer liebes Deutſchland, nachdem es an den Folgen der Staatsumwälzungen ſchon ſein Theil getragen hat.

— v —

Nachſchrift von 1847. Bis zu Ende von 1846 ſind wir, Gott Lob! mit dem verkündigten blutigen Umſturz der Dinge verſchont geblieben. Wer bürgt uns aber für den andern Tag, zumal da der Himmel noch voller Wolken hängt*)?

---

[*] Humbug bedeutet im Engliſchen eine Poſſe, Schnurre, Lüge, Spaß.

[**] Sonſt bisbille, Streit, Zänkerei.

Zweite Nachſchrift vom Dezember 1848. Wohlan! Das Bedenken iſt gelöſt. Der Schalttag (24. Feb.) dieſes Jahrs hat plötzlich das Siegel vom verſchloſſenen Buche der Zukunft gebrochen, und Deutſchland iſt mit ſeiner Revolution nicht zurückgeblieben. Die neuern Propheten, die nicht unmittelbar durch den Geiſt Gottes weiſſagen, pflegen öfters ſowohl im Zeitpunkte als in der Sache zu irren. Inzwiſchen hat das dieſſeits und jenſeits des Rheins vergoſſene Blut ein Gericht Gottes vor Augen gelegt, das lang erwartet war, und wogegen es kein beſſeres Mittel gibt, als was Nehemias that (ſ. das 1. Cap. ſeines Buchs). Wenn aber die Völker es hartnäckig in Unbußfertigkeit verachten, ſo können ſie ſich ſelbſt prophezeien, daß es ſo bald nicht endigen wird.

— v —

Die Weiſſagung Mechtbildens.

In einer Druckſchrift, betitelt: „Geiſtererſcheinungen und Weiſſagungen, beſonders für unſere Zeit merkwürdig, Leipzig 1796,“ iſt von einem Buch die Rede, das 1477 geſchrieben ſein, deſſen fürſtliche Verfaſſerin Mechtilde (Mathilde, aber welche, iſt nicht geſagt; etwa die nachher canoniſirte Kaiſerin, Gemahlin Heinrichs I.? dieſe ſtarb aber ſchon 968 zu Quedlinburg), und das auf eine wunderbare Weiſe bekannt geworden ſein ſoll. In dieſem Buche heißt es unter andern:

„Dann wird wehe! gerufen über ein großes, ja das größeſte und blühendſte, auch ein äußerſt ſtolzes Reich in Europa, das nit glaubt, es könne fallen bis an der Welt Ende; aber lange vorher, ehe die letzte Zeit da iſt, kommt's zu Fall und wird ausgerottet werden des Königs Stamm durch Frev-

---

*) Dieß wurde noch ein Vierteljahr vor der neuen franzöſiſchen Revolution geſchrieben.

Hände, die auf ihre Seelen laden Königs Mord und an-
r unſchuldigen und gerechten Leute viel, bis ſie heimlich
den ohne Schonung und Scheu das letzte Königlin vom
en Stamm. Aber der letzte König, des unſchuldigen Kö-
n ſein Vater, wird ſein ein gerechter und bieder Mann,
r denn alle ſeine Väter, derſelb muß büßen ihre Sünd'
ſeinem Hauſe, bevor ihn Gott lohnen mag im Himmel.
s Volk werden nicht können ſtrafen noch demüthigen die
ern Fürſten, wiewohl ſie alle aufſtehn mit großer Macht;
n es wird nicht rechter Ernſt ſein unter ihren Kriegshee-
ꝛc., bis Gott beſchloſſen hat zu ſtrafen die Gräuel und
en das unſchuldige Blut. —

Nun kommt noch ein Wehe über dieß Volk, die ſich im
nen Zwiſt, Hader und Meuterei ſelbſt aufreiben und Frem-
in die Hände fallen; doch wird die Regierung eine Zeit
beſtehen, aber kein innerer Friede zu denken ſein, denn
neuen Regierer werden das Zutrauen des Volks nie ge-
nen, und alſo, heißt's, wird's geſchehen, daß ein Zweig
alten Königsſtammes wird aufkommen, ehe man's zu der
denken wird."

Von der Religion heißt es: „Die Leuchte Gottes un-
s Herrn wird helle ſcheinen, daß Lug und Trug des argen
fels an Tag kommen und die Leute wiſſen werden, was
rechte Glaube und Gottes Befehl und Wille ſei (die
rmation). Darnach wird aber immer mehr geklügelt
ren, daß Irrlehre (die alte) zuſammt wahrer Lehre ver-
ſen wird, und wird aufhören aller Glaube an Chriſtum
en lieben Herrn, daß er zuletzt nicht mehr heißen wird
ein ander Menſchenkind ꝛc. — Die katholiſche Kirche wird
ören, ein allgemeines Oberhaupt anzuerkennen; denn Geiſt-
und Gelehrte werden nach ihrer Gelehrſamkeit predigen,
ſolches nicht geahndet wird, und ſo wird mehr weltliche
heit als Frömmigkeit die Religion ausmachen ꝛc. — Die
en werden ſich immer mehr zu den Chriſten neigen, und
gt gar kein Unterſchied noch Frage um den Glauben (den

allgemeinen) wird gehört werden. Noch in der Zeit, welche die Weiſſagung umfaßt, wird es geſchehen, daß ſich Gott auf's neue durch Chriſtum verherrlichen werde. —

„Wenn die weiße Blume wieder hervorblüht, wird ein großer Adler wieder Flügel und etliche Federn wiederbekommen. Blau und Gelb wird ſich vermiſchen, und ein anderer Adler wird über beide Farben ſchweben; dieſer wird ſich immer weiter ausbreiten gegen Mitternacht, und über Meer und Flüſſe ſchweben. Aber die beiden Adler werden hart an einander ſein und doch einander nicht zu Fall bringen ꝛc.

Schweden und Dänemark nehmen zu, das letzte beſonders. — Das Kaiſerthum gegen Morgen wird wieder eingenommen, und man verbreitet dieſe Siege weit ꝛc. ꝛc.“

Die in dieſem Buch enthaltenen Weiſſagungen gehen, wie gemeldet wird, bis auf 1850.

Vorſtehendes Fragment hat ſich im Nachlaß eines ſehr würdigen Mannes gefunden. Einſender hat weder das Buch von 1477, noch die Druckſchrift von 1796 geſehen, und gibt nur Copie von der Handſchrift jenes höchſt zuverläſſigen Mannes. Wer daher nähere Nachrichten, vielleicht bedeutende Zuſätze aus den Orginalien zu geben weiß, iſt gebeten, ſie nicht vorzuenthalten. Von obigen Vorherſagungen iſt das Meiſte ſowohl im Politiſchen als Kirchlichen ſchon eingetroffen, das Uebrige ſcheint ſich zu nahen. Wenn es von den Juden heißt, ſie werden ſich immer mehr zu den Chriſten neigen, ſo iſt darunter nicht der chriſtliche Glaube zu verſtehen, obgleich viele von ihnen die Taufe empfangen haben, ſondern vielmehr das Streben nach äußerer Gleichſtellung. Doch iſt dieſem ganzen merkwürdigen Volk auch ſeine gründliche Bekehrung und Wiederbringung klar genug in der heiligen Schrift verheißen. Was es noch weiter unter allen Völkern in Staat und Kirche werden ſoll, ſtellen wir dem Allwiſſenden demüthig anheim.

— y —

Geſchrieben den 14. Dezember 1848.

Eine angebliche Weiſſagung Napoleons *).

Folgendes Geſpräch ſoll Napoleon mit Las Caſas auf der Inſel Helena geführt haben und letzterer es in ſeinen Memoiren wiedergeben:

Ehe fünfzig Jahre vergehen, wird Europa republikaniſch oder koſakiſch ſeyn.

Dann, wenn mein Sohn noch lebt, wird er unter dem Zujauchzen des Volks zum Throne berufen werden. Lebt er nicht mehr, ſo wird Frankreich abermals Republik: denn keine Hand wird es wagen, ſich eines Scepters zu bemächtigen, der ihr zu ſchwer ſeyn würde.

Das Haus Orleans, obgleich beliebt, iſt zu ſchwach. Es hat zu viel von den andern Bourbonen und wird deren Schickſal theilen, wenn es nicht etwa, welche Veränderungen ſich auch zutragen mögen, hinfort dem Bürgerſtande anzugehören vorzieht.

Noch einmal wird Frankreich Republik ſeyn, und die übrigen Länder werden ſeinem Beiſpiele folgen. Deutſche, Preußen, Polen, Italiener, Dänen, Schweden und Ruſſen werden ſich mit ihm in einem Kreuzzuge zu Gunſten der Freiheit vereinigen. Sie werden ſich gegen ihre Fürſten bewaffnen, und dieſe ihrerſeits werden ſich beeilen, ihnen Conceſſionen zu machen, um wenigſtens einen Theil ihrer alten Autorität zu retten: ſie werden ſich, im Beſitz einer beſchränkten Gewalt, ſelbſt konſtitutionelle Könige nennen! Auf dieſe Weiſe wird das Feudalſyſtem ſeinen Todesſtoß empfangen: gleich dem Nebel auf den Gewäſſern des Oceans wird es beim erſten Strahl der Sonne der Freiheit zerſtoben ſeyn.

---

*) Mehrere öffentliche Blätter bringen dieſe Worte Napoleons, die in den Memoiren Las Caſas ſich finden ſollen, aber ſie lauten zu ſehr wie aus der Neuzeit gemacht, als daß an ihre Aechtheit zu glauben iſt. Ich bitte mir anzugeben, wo ſie in Las Caſas Memoiren ſtehen ſollen. K.

Aber hierbei wird es nicht bleiben; das Rad der Revolution wird, ſo weit gekommen, nicht aufzuhalten ſeyn; ſein Ungeſtüm wird ſich verfünffachen und ſeine Schnelligkeit im gleichen Verhältniſſe zunehmen. Wenn ein Volk einen Theil ſeiner Rechte wieder erlangt, ſo enthuſiasmirt es ſich durch den Sieg, und wird, nachdem es einmal die Wolluſt der Freiheit geſchmeckt hat, unternehmender, um mehr zu bekommen. Die Staaten Europa's werden vielleicht während einiger Jahre in einem beſtändigen Zuſtande der Bewegung ſich befinden und dem Boden in dem einem Erdbeben vorhergehenden Momente gleichen; endlich aber macht ſich die Lava frei und mit der Exploſion iſt Alles zu Ende.

Der Bankerott Englands wird die Lava ſeyn, welche die Welt erſchüttern, die Könige und die Ariſtokraten verſchlingen, aber durch ihren Ausbruch die Intereſſen der Demokratie befeſtigen wird. Glauben Sie mir, Las Caſas, ebenſo wie die Reben, welche man in die Aſche des Veſuv und des Aetna pflanzt, die köſtlichſten Weine erzeugen, ebenſo wird der Baum der Freiheit unerſchütterlich werden, wenn er in jener revolutionären Lava Wurzel geſchlagen hat, welche alle Monarchien überſchwemmen wird. Möge er Jahrhunderte hindurch grünen und blühen!

Dieſe Anſichten kommen Ihnen in meinem Munde vielleicht ſeltſam vor; nichtsdeſtoweniger ſind es die meinigen.

Ich war zum Republikaner geboren, aber das Schickſal und die Oppoſition Europa's haben mich Kaiſer werden laſſen. Jetzt erwarte ich die Zukunft.

Prophezeiung eines alten Mönches zu Camenz in Schleſien (1845).

Laut des Schwäbiſchen Merkurs vom 22. Juli 1845 ward von Breslau aus vom 15. deſſelben Monats (nachdem von der Vergrößerung und Verſchönerung der Stadt Breslau und anderer Provinzialſtädte Schleſiens die Rede geweſen war, Folgendes berichtet: „Wohl zu erwähnen iſt noch der Prachtbau des Schloſſes in Camenz. Im Aeußern ſteht er nunmehr, nachdem bereits im achten Jahr daran gearbeitet wird und er wohl ſchon nahe an eine halbe Million Thaler gekoſtet haben kann, ſo ziemlich vollendet da. Gleich beim Beginne des Baues lief eine Sage im Volk, es habe ein Mönch des ehemaligen Kloſters Camenz eine Prophezeiung hinterlaſſen, daß auf der Höhe neben dem Kloſter ein großes Schloß gleich einer Veſte erbaut werden und daß nach Vollendung des Baues ein allgemeiner Krieg entſtehen würde, welcher für Deutſchland ſo verderblich ausſchlagen ſollte, daß das Land entvölkert und unter fremde Botmäßigkeit kommen würde.“

Der blinde Seher Melchior Lang.

In einem einſamen Waldhauſe, in der Gegend des in Württemberg gelegenen Oertchens Gſchwend, lebte bis in das Jahr 1814 ein von früher Jugend an des Geſichts beraubter, ſtiller, gottergebener Menſch mit Namen Melchior Lang. Armer, gemeiner Landleute Kind, war er am 26. Juni 1743 zu Schlechtbach, nächſt Gſchwend, geboren, wo ſeine Mutter in der nur mit einzelnen Häuſern beſetzten Waldgegend ſich als Wehmutter gebrauchen ließ, der Sage nach aber auch Beſitzerin uralter, anererbter ärztlicher Geheimniſſe war, die ſie dem blinden Sohn, als dem hülfloſeſten ihrer Kinder, eröffnet hatte. Mit dieſer Mutter führte Lang bis in ſein 47ſtes Jahr einen gemeinſchaftlichen kleinen Haushalt, nach ihrem Tode aber, als er durch Ausübung ſeiner Kunſt, beſonders aber auch durch Bienenzucht und einen Harzhandel, ſich ſchon ein ziemliches

Vermögen erworben hatte, wählte er eine ganz arme Perſon von faſt gleichem Alter und guten Sitten zur Gattin, erbaute an einem einſamen Waldſaume ein Haus und lebte mit ihr darin ohne andere Hausgenoſſen als einige Hausthiere.

Oft ſtand dieſes Haus Tage lang mit Geld und Gut menſchenleer, ohne im mindeſten verſchloſſen zu ſeyn; Melchior ſagte: „Es kann Niemand hinein!“ Leute vom Rheine und von der Donau ſuchten dieſes einſame Haus auf. Bei Manchem ſtand er im Rufe, daß er böſe Geiſter beſchwören und ſie wohl Dieſem oder Jenem ſtrafend zuſenden könne; er aber ſagte nur: „Meine Geiſter ſind gute Geiſter.“ Ruhmredigkeit oder ſonſtige Künſte des Marktſchreiers waren nicht ſeine Sache; ſelten, oder nur gezwungen, ſprach er von ſich. Einfach, voll innerer Klarheit, lebte er immer getroſt, ohne Klage.

Er war ungemein nüchtern; Waſſer und Milch war ſein einziger Trank. Sicher ſchritt er durch Wälder und Felder, indem er ſeinen Stab wie ein Fühlhorn vor ſich hinſtreckte. So machte er oft den weiten Weg aus ſeinem Walde zur Kirche. Beim Genuſſe des Abendmahls neigte er ſich mit beiden Knieen.

Viel hielt er auf den Stand der Geſtirne, auf den Wechſel des Mondes, nach welchem er auch die Aufſuchung und Abpflückung gewiſſer Kräuter richtete, und Tage lang ſah man ihn in den Waldungen, Kräuter ſuchend, auf der Erde umherkriechen. Winters ſchnitzte er viele hunderttauſend Abſatzzwecke für die Schuſter. Er verſchrieb oder gab keine gewöhnlichen Arzneien; was er gab, waren Amulete, die mit Kräutern gefüllt waren und an ſchwarzen Bändchen hingen. Oft ſagte er den Gang einer Krankheit bis zur Heilung oder zum Tode voraus; überhaupt lag in ihm ein nicht zu verkennendes Ahnungsvermögen.

Die neuerwachte magnetiſche Wiſſenſchaft ſagt uns, daß Amulete aus den Händen eines ſo nüchternen, der Natur ſo innig anheimgeſtellten Menſchen gewiß nicht ohne Wirkung blieben.

Oftmals wurde er zu kranken Thieren geholt. Unter auch noch ſo wild ſich geberdende Pferde kroch er ohne alle Furcht, betaſtete ſie an allen Theilen, ohne daß er je von einem beſchädigt wurde. Es geſchah einmal, daß eine krank darnieder gefallene Kuh, welche weder durch Schläge, noch durch Wendungen auf die Füße zu bringen war, auf eine leichte Berührung dieſes Blinden geſund ſich erhob.

Einen jungen, höchſt bedürftigen Menſchen, der zum Soldaten ausgehoben und ohne alle Hülfe war, unterſtützte er, daß er mit völliger Ausrüſtung und frohen Muthes ins Feld ziehen konnte.

Nie war er krank geweſen, aber gegen Ende des Jahres 1814 litt er an Entkräftung, genoß auf ſein Verlangen das heilige Abendmahl, theilte noch ſelbſt ſeinen Verwandten, die er durch ſein ganzes Leben mit Geld und Gut unterſtützte, Geſchenke aus, und ſtarb wenige Stunden darauf, als ſeine Geſichtszüge ſich wieder verjüngt zu haben ſchienen, ruhig, feſt, 72 Jahre alt.

Der Prediger, der ihm zum letzten Male die heilige Hoſtie reichte, war auch ſein treuer, herzlicher Freund, deſſen frommen Reden er oft in Andacht gelauſcht, und der in ſeiner Nacht und Waldeinſamkeit ihm oft als ein freundliches Licht erſchien.

Einiges aus Lavaters Ausſichten in die Ewigkeit.

Der ſelige Joh. Caſp. Lavater hatte die Abſicht, ein Gedicht von den Ausſichten in die Ewigkeit auf den Grund der Bibel und vernünftiger Muthmaßungen zu verfaſſen, und correſpondirte über deſſen Form und Inhalt mit ſeinem Freund, dem k. großbritanniſchen Leibarzt Zimmermann in Hannover. Unſeres Wiſſens iſt dieſes Gedicht nie zu Stande gekommen, dagegen ſind die Briefe Lavaters mit Zuſätzen gedruckt und viermal aufgelegt worden, zuletzt 1782. Es ſollen hier weder die Ideen, noch die Schreibart des Buchs kritiſirt werden, ſondern es ſollen einige Stellen ausgezogen werden, die ſich für das Magikon beſonders zu eignen ſcheinen und wovon ſogleich die erſte für das edle, zarte Gemüth des würdigen Verfaſſers charakteriſtiſch iſt, eines Mannes, den ſeine Zeit bei dem eben aufflackernden Irrlicht falſcher Aufklärung wenig begriff und ſogar verhöhnte.

1. Er ſagt im 7ten Briefe (Th. 1 S. 139) von ſich:

„Es begegnet mir ſehr oft, ich könnte faſt ſagen täglich, wenigſtens alle Male, wenn ich mit einiger Sammlung meiner Gedanken einſchlafe, daß in dem Augenblick des Entſchlummerns eine ganz außerordentliche und unbeſchreibliche Heiterkeit ſich über meine Seele ausgießt, wobei ſie entweder in der feinſten moraliſchen oder intellectuellen Thätigkeit iſt, einer Thätigkeit, die ſo regelmäßig und zugleich ſo unausſprechlich heiter iſt, daß ſie ſich nicht nur von Allem, was Traum heißt, unendlich unterſcheidet, ſondern ſogar die lebhafteſten Vorſtellungen bei dem Wachen des Körpers unbeſchreiblich weit übertrifft. Dieſer für mich entweder äußerſt entzückende oder äußerſt niederſchlagende Zuſtand dauert ſelten über eine Sekunde, obgleich unzählige, ſowohl moraliſche als metaphyſiſche, deutliche Ideen auf mich herſtrahlen. Es erfolgt allemal plötzlich eine convulſiviſche Erſchütterung, die mich erwachen macht. Daß dieſer Zuſtand länger nicht als höchſtens eine Secunde dauert, weiß ich aus verſchiedenen Merkmalen. Ich höre oder ſehe zum Exempel unmittelbar vor dem Entſchlummern noch das Licht löſchen. Ich bin einige Male durch die Erſchütterung erwacht, ehe das Licht noch gelöſcht oder die Lichtputze recht zugedrückt ward. Unmittelbar nach dem Erwachen iſt es mir unmöglich, auch nur eine einzige beſondere Idee oder Empfindung zurückzurufen. Einige Augenblicke kann ich mich noch ſo überhaupt dunkel erinnern, mit welchen Gegenſtänden ſich mein Verſtand oder mein moraliſches Gefühl beſchäftigt hat. Aber auch dieſe dunkle Erinnerung verliſcht überall, indem ich mich beſtrebe, ſie lebhafter zu machen. Nichts als der angenehme oder unangenehme Eindruck, den dieſe Situation überhaupt auf meine Seele gemacht, bleibt und dauert gemeiniglich beinahe den ganzen folgenden Tag über. Während dieſer heitern Situation habe ich auch nicht die geringſte klare Erinnerung von meinem Zuſtande beim Wachen: kein Bild von einem Menſchen oder ſichtbaren körperlichen Dingen umgibt mich. Ich fühle mich wirklich in einer neuen Art der Exiſtenz, davon ich mir beim Wachen ſo wenig einen Begriff machen kann, als ein Blindgeborner von den Farben. Ich bin, meiner Empfindung nach, in der unſichtbaren ewigen Welt. Meine Fehler überhaupt und abſtract ſind mir unausſprechlich empfindlich. Das heißt, ich empfinde einen Abſcheu vor mir ſelbſt, inſofern ich mir überhaupt bewußt bin, der Ordnung des Gottes widerſtrebt zu haben, den ich in dieſem Augenblick als meinen Schöpfer, als das weiſeſte und gütigſte Weſen mit einer Lebhaftigkeit empfinde, die ich nach meinen wachenden Vorſtellungen kaum von einem unmittelbaren Anſchauen der Gottheit erwarten dürfte. Ebenſo unausſprechlich iſt für mich die Entzückung, die mich durchſtrömte, wenn ich mich ſo moraliſch gut fühle, daß ich mich dieſen ſonnenhellen Gedanken von Gott und der moraliſchen Vollkommenheit Chriſti mit offener Seele überlaſſen kann. Keiner einzelnen guten Handlung bin ich mich zu erinnern im Stand, ſo viel aber fühle ich anfangs dunkel, daß dieſe moraliſche Heiterkeit eine Folge vorhergegangener guter Beſtrebungen iſt. In eben dieſem Augenblick erinnere ich mich bisweilen meiner Freunde, die ich mir aber unter keinem Bilde vorſtellen kann, denen ich meine unbeſchreibliche Situation beſchreiben zu können mit einer ebenfalls unausſprechlichen Sehnſucht wünſche. — Dieſer gewiß richtig und treu erzählten Beobachtung füge ich, als prämiſſive Erſcheinungen, woraus ſich vielleicht eine Idee vom Zuſtand der Seele nach dem Tode herleiten läßt, den merkwürdigen Traum bei, den Sie ſelbſt, mein liebſter Zimmermann, im November 1765 hatten. Eine getreue Erzählung einer ſolchen Erfahrung von einem Manne, der ein ſo geſchworner Feind von allem Aberglauben iſt, und der Alles verachtet, was ſich nur von ferne der Schwärmerei nähert, iſt von großem Werth. Dieſer Traum iſt in einer doppelten Abſicht zu meinem Zwecke dienlich: erſtlich inſofern derſelbe überhaupt als die Wirkung eines ſeltenen Zuſtandes der Seele, der vielleicht mit ihrem Zuſtande nach dem Tode des Körpers ähnlich iſt, angeſehen werden kann; und dann auch inſofern er einige ſehr wahrſcheinliche Ideen von dem Zuſtande der Seele nach dem Tode enthält. Sie ſahen Ihre Frau, von der man Ihnen ſagte, daß ſie geſtorben ſey, ganz fein und luftig gebildet, mit ihrer ſittſamen ſtillen Lieblichkeit, wiewohl mit einer etwas befremdenden Feierlichkeit. In einer unbeſchreiblich liebenswürdigen Majeſtät nahete ſie ſich Ihnen, mit der Entdeckung, daß ſie Dinge erfahren, die kein Menſch jemals vermuthet hätte; daß ihre Seelenkräfte ſich unendlich erhöhet und erweitert haben; daß ſie die Vergangenheit in allen ihren Urſachen und Wirkungen durchſchaue; daß jeder gegenwärtige Augenblick für ſie ein Meer von Ideen, doch die Zukunft noch etwas dunkel ſey; daß ſie unendlich glücklich und es doch noch nicht vollkommen ſey; daß ihr ihr ganzes auf der Erde geführtes Leben immer vor dem Gemüthe ſchwebe; daß jeder Gedanke, jede Geſinnung, die nicht gerade dahin führten, wohin jetzt alle ihre Wünſche gerichtet ſeyen, ihr jetzt ein Verbrechen ſcheine und eine Plage für ſie ſey; daß ſie eine Art von Lähmung fühle, wenn ſie den Weg zum Himmel anſchaue. Sie ſey unendlich glücklich, weil Gott ſie unendlich erhöht habe; aber es ſey ihr doch nicht recht wohl. Sie wiſſe Alles, was in den Herzen der Menſchen vorgehe, die ſie auf der Welt gekannt, Alles, was bei denen vorgehe, die ſie in den Vorhöfen der Ewigkeit ſehe, ohne daß ſie es ihr ſagen. Denn ſie reden nie, ſie ſeyen ganz Betrachtung, und doch verſtehen ſie Alle einander. —

Das Ende der Tage ſey noch nicht gekommen. Sie wohne unter Millionen Seelen in Gegenden voll Heiterkeit, Stille und Betrachtung; aber im Himmel ſey ſie noch nicht: Gott habe noch nicht gerichtet. Lichtvolle Wolken verdecken noch zur Zeit ihren Augen dieſen ſeligen Ort; dahin, dahin ſollen Sie trachten. Sie erzählten mir ferner: Sie haben eine Menge wichtiger Fragen an Ihre Frau gethan, welche ſie auf eine Weiſe beantwortete, daß Sie klar geſehen, was der größte Geiſt unter den Sterblichen niemals in der entfernteſten Dämmerung zu ſehen vermögend wäre; daß Sie aber, mitten im Begriff, dieſe Dinge aufzuſchreiben, erwacht ſeyen und ſich an die großen, neuen, die Zukunft umfaſſenden Ideen, die Sie im Traume haben aufſchreiben wollen, der äußerſten Anſtrengung Ihres Gedächtniſſes ungeachtet, nicht mehr haben erinnern können."

So weit die merkwürdige und lehrreiche Stelle des Briefs.

II. In demſelben Brief iſt von Unterbrechungen des Bewußtſeyns die Rede, nach welchen, wenn ſie auch ſtundenlang gedauert, ſich bei dem Betroffenen öfters die vorigen Gedanken wieder anknüpfen und fortſetzen. In den Zuſätzen wird dabei Folgendes geſagt (S. 166): „Ich habe, ſeit ich dieß (vor zehn Jahren) ſchrieb, wieder ein merkwürdiges Beiſpiel dieſer Art mit Augen geſehen. Beim Mittageſſen, da man eben von einer Lotterie ſprach, wurde ein alter Mann von einer ſcheinbaren Erſtickung überfallen. Todtblaß, todtkalt, todtſtarr ſank ſein Haupt hin, und da er unvermuthet wieder zu ſich ſelbſt kam und die Augen kaum wieder geöffnet, war ſeine erſte ſchnell hervordringende Frage wieder von dem Gewinn, den er aus der Lotterie hoffte."

III. Im 13ten Brief (Th. 2. S. 99) heißt es:

„Es ſind ſogar Menſchen geweſen, welche wachend außer ſich abweſende Dinge ſo deutlich ſahen, wie wenn ſie gegenwärtig wären. Bonnet (im Essai analytique sur l'âme) führt ein hieher gehöriges Exempel an, das viel zu merkwürdig iſt, als daß ich es hier nicht mit ſeinen eigenen Worten anführen ſollte.

„„Ich könnte, ſagt er, einen ſehr ſonderbaren Fall anführen, der wirklich fabelhaft ſcheinen könnte, wenn er ſich nicht auf glaubwürdige Zeugniſſe gründete. Allein die ausführliche Beſchreibung dieſer pſychologiſchen Erſcheinung würde eine beſondere Schrift erfordern, die ich vielleicht einmal mit authentiſchen Beweiſen herausgeben dürfte. Ich ſchränke mich alſo darauf ein, zu ſagen, daß ich einen verehrungswürdigen Mann kenne, der vollkommen geſund, rechtſchaffen, von dem geſundeſten Urtheil und Gedächtniß iſt, der, bei völligem Wachen, und unabhängig von jedem äußern Eindruck, von Zeit zu Zeit Geſtalten von Männern, Weibern, Vögeln, Reiſegefährten, Gebäuden u. ſ. w. vor ſich erblickt. Er ſieht dieſe Geſtalten in verſchiedenen Bewegungen, bald ſich einander nähern, bald entfernen, fliehen, ſich verkleinern und vergrößern, erſcheinen, verſchwinden und wieder erſcheinen. Er ſieht Gebäude ſich unter ſeinen Augen erheben und alle Theile, welche die äußere Conſtruction derſelben ausmachen, bieten ſich ihm dar. Die Tapeten ſeines Zimmers ſcheinen ſich einsmals in ganz andere und ſchönere zu verwandeln. Bisweilen kommt es ihm vor, daß ſich die Tapeten mit Gemälden bedecken, welche verſchiedene Landſchaften vorſtellen. Eines andern Tages ſind anſtatt der Tapeten und der Verzierungen leere Mauern vor ihm, die ihm anders nichts, als einen Haufen roher Materialien darſtellen. Alle dieſe Gemälde ſcheinen ihm mit der äußerſten Nettigkeit gezeichnet zu ſeyn und ihn auf dieſelbe Weiſe zu afficiren, wie wenn die Gegenſtände ſelbſt gegenwärtig wären; es ſind indeſſen nichts als Gemälde; denn die Männer und Weiber ſprechen nicht und ſein Ohr vernimmt keinen Ton. Alles dies ſcheint in demjenigen Theile des Gehirns, der dem Werkzeuge des Geſichts entſpricht, ſeinen Sitz zu haben. Die Perſon, von der ich rede, hat ſich bereits in einem geſtandenen Alter an beiden Augen den Staar ſtechen laſſen. Der augenſcheinlich gute Erfolg dieſer Operation wäre ohne Zweifel dauerhafter geweſen, wenn der Greis ſich nicht durch eine zu ſtarke Leſeluſt hätte verleiten laſſen, dieſem Werkzeuge nicht die gehörige Schonung zu gönnen. Es iſt indeſſen äußerſt merkwürdig, daß dieſer Greis ſeine Geſichte nicht wie andere Geſichteſeher für Wirklichkeiten hält; er urtheilt ſehr geſund von dieſen Erſcheinungen *). Er ſieht ſie für das an, was ſie wirklich ſind, und ſeine Vernunft hat ihr Spiel damit. Er weiß von keinem Augenblick zum andern, was für ein Geſicht ſich ihm darbieten wird. Sein Gehirn iſt ein Theater, worauf die Maſchinen die Auftritte vollziehen, welche den Zuſchauer um ſo viel mehr in Erſtaunen ſetzen, je weniger er ſie vorgeſehen hat.““

IV. Hierauf paßt ſehr gut das Folgende (S. 103); denn Lavater war ein affirmativer Geiſt:

„Ein noch lebender, Ihnen und mir verehrungswürdiger Gelehrter, einer der größten Naturforſcher, erzählte mir, daß ſein eigener weitabweſender Vater an zwei verſchiedenen, einige Stunden von einander entlegenen Orten in ſeinem Vaterland, ungefähr um dieſelbe Zeit die Thür des Zimmers zu öffnen, in ſeinem Rockelor und Schlafmütze gerade wie lebendig hereinzutreten und die Anweſenden mit blaſſer Miene anzuſehen geſchienen habe, bald darauf aber wieder verſchwunden ſey. Beide Orte, wo er geſehen worden, entdeckten es ſich einander, und einige Zeit hernach lief die Nachricht von ihm ein, daß er zu derſelbigen Zeit auf dem Meer in Lebensgefahr und der Seinigen wegen ſehr bekümmert geweſen ſey.“

V. Hier zum Schluß ein ſymboliſcher Traum (S. 104).

„Ein gewiſſer Arzt hatte, nach Herrn Unzers Erzählung, in einem gewiſſen Hauſe drei Kinder, die ſeiner Beſorgung übergeben waren. Eines Tags träumte ihm des Morgens,

---

*) Damit will wohl der Unglaube des Herrn Bonnet die Objectivität aller Erſcheinungen läugnen? D.

daß er dies Haus von ferne ſehe. Es ſchien ihm, als ob drei Schornſteine auf dem Dache brennten; doch ſchlug nur aus Einem helle Flamme. Ein Anderer, der bei ihm im Bette lag, hörte, daß er ſagte, man ſolle nur den mittelſten löſchen, die übrigen hätten keine Gefahr. In demſelben Augenblicke klopfte man an die Stubenthür und der Arzt ward in dies Haus gerufen. Eins von dieſen Kindern ſtarb noch ſelbigen Vormittag; die andern beiden kamen glücklich hindurch."

Weitläufig ergießt ſich Lavater in Muthmaßungen und Berechnungen über die Kräfte und Herrlichkeit der Auferſtandenen in ihrem verklärten Leibe, der dem Leibe Chriſti ähnlich werden ſoll. Darüber mit Beſtimmtheit zu urtheilen, iſt allerdings ohne beſondere Offenbarung, die wir ihm nicht zuſchreiben wollen, nicht möglich. Aber alles dies und was wir oben ausgezogen haben, wird ſtets ein Aergerniß und eine Thorheit ſeyn Allen, die nicht dasjenige beſitzen, was Jakob Böhm das magiſche Sehen nennt. Wem es gegeben iſt, der verachte es nicht und verſäume nicht, es auszubilden.

— y —

Nachſchrift.

Das iſt die letzte Mittheilung für dieſe Blätter von dem inzwiſchen in eine Welt der Geiſter, deren Exiſtenz er im Leben mit ſo vieler Ueberzeugung verkündigte, hinübergegangenen Friedrich v. Meyer. Stündlich rufe ich ihm meinen Dank, meine Sehnſucht nach ihm nach, aber im betrübenden Gefühle (was er jetzt wohl erkennen wird), daß ich ſeiner Liebe, ſeiner Nachſicht nicht würdig war.

J. Kerner.

* * *

Neue Schriften.

1.

Helena Wallraff.

Herr Pfarrer Heinen am Rheine ſchrieb eine kleine Schrift unter dem Titel:

„Helena Wallraff von Bruggen, Pfarrei Kirdorf bei Bacharach, die merkwürdigſte Seherin am Rhein.“

Dieſe Helena Wallraff gehörte nicht zu den magnetiſchen Seherinnen, ſondern ihre Eröffnungen waren mehr Prophetieen. Sie war mehr wie ein Prophet der alten Zeit, wie eine Kaſſandra, die dem Zerfalle der kommenden Zeit warnend vorausging, und in der That ſagte ſie auch Vieles warnend voraus, was jetzt ſchon nur zu offenbar eintraf und leider nach allen jetzigen Ausſichten auch noch ferner eintreffen könnte. Sie ſtarb im Jahre 1801, und hätte in gewöhnlichen Geiſteszuſtänden von der jetzigen Zeit noch keine Ahnung haben können. Ein mit prophetiſchem Sehen begabter Menſch ſieht allerdings weiter, tiefer, als ein blos magnetiſch hellſehender, übrigens ließ Görres, den Hr. Heinen mit Recht in ſeinem Schriftchen anführt, auch dem magnetiſchen Schauen, und namentlich dem der Seherin von Prevorſt, alles Recht widerfahren, wie auch er der Gelehrte iſt (wohl nur Eſchenmayer ausgenommen), der das Schauen dieſer Seherin, namentlich ihre Eröffnungen über Körper, Nervengeiſt, Seele und Geiſt, wie ſie ſie im Bilde jener Zirkel ausdrückte, am ſchönſten und treffendſten zu würdigen verſtand. Nie hat aber dieſe Seherin von ſich als Prophetin gezeugt, ſie hat nie über die Schickſale einzelner Menſchen oder gar ganzer Völker der kommenden Zeiten etwas vorausgeſagt.

Bei Gelegenheit jener Kreiſe der Seherin von Prevorſt und bei dem Sehen Magnetiſcher im Gegenſatze von Propheten ſagt Görres ſehr treffend (nachdem jene Seherin bei der Erklärung ihrer Zirkel geſagt hatte: „das tiefere Schauen im Centrum des Lebenszirkels hat noch keine Somnambüle ausgeſprochen“): „Hier alſo öffnen ſich jene tiefern Himmel, die der Naturhimmel in ſich beſchließt; jene drei Seelenkreiſe, die die Betrachtung in jenem tieferen Zuſtande geſchaut, zeigen ſich nun als die ſymboliſchen Andeutungen jener drei höheren Zuſtände, in die ſich das innere Leben der Heiligen aufgeſchloſſen. Alles wird zugleich kirchlich, was zuvor profan war, kein anderes Heil, als das leibliche, wird Gegenſtand der Sorge, eine höhere Rechnung beginnt, weil die Wurzelzahlen des Lebens ihre Exponenten in Gott gefunden, und um Alles mit Einem Worte auszuſprechen, es iſt exoteriſche Myſtik, die ſich hier begründet; im Gegenſatze der exoteriſchen, die im Hellſehen ſich geſtaltet.“

Obgleich nun jene Seherin am Rheine, ſelbſt nach den Anſichten des Biographen von ihrer Konfeſſion, gewiß wohl nicht als Heilige zu betrachten iſt, ſo möchte ſie allerdings, wie ſchon bemerkt, mehr zu den prophetiſchen als gewöhnlichen magnetiſchen Seherinnen zu zählen ſeyn.

Wie die alten Propheten thaten, ermahnte ſie zur Umkehr zum Glauben, zur aufopfernden Liebe und zur Wiedergewinnung der verlorenen Treue, Demuth und Einfachheit der Sitten. Würde die Welt nicht dahin zurückkehren, ſo ſagte ſie Fürſten und Völkern die blutigſten Strafen Gottes voraus. Sie ſagte vor länger als fünfzig Jahren die Flucht des Papſtes und den Verluſt ſeiner weltlichen Herrſchaft voraus, ſie ließ ihn ſeinen Sitz noch in Köln nehmen. Sie prophezeite Verwirrung, blutige Zerrüttung und drohenden Umſturz des Beſtehenden. Frankreich werde in viele Theile zerriſſen. Nach ihr ſollen auch die Türken in das Völkerdrama gerufen und in den Bund der chriſtlichen Völker treten. Was ſie diktirte, iſt ein Werk von ungeheurem Umfange, die angeblich von Gott gewollte neue Weltordnung.

Die zukünftige Einrichtung der Kirche und des Staates handelt ſie regelmäßig neben einander ab. Friede und Eintracht ſoll die Armeen entbehrlich machen, Klöſter ſollen nach weiſen beſchränkenden Regeln wieder eingeführt werden. Die Schulen ſollen von Geiſtlichen gehalten werden. Die Kirche ſoll ohne weltliche Macht ſeyn, die Führer der Völker ſollen Hirten genannt werden. Titel und Bevorrechtigungen ſollen aufhören. Es ſollen die Fabrikanlagen nach Volkszahl und Bedürfniß beſchränkt und das Verhältniß der Arbeiter zu den Arbeitgebenden weiſe geordnet werden. Aller Verſchwendung ſoll Einhalt gethan und eine Tracht für ganz Deutſchland vorgeſchrieben werden. Wie überhaupt die Arbeit aus ſittlichen Gründen hochgeſchätzt und ihr der gebührende Lohn zugeſichert wird, hat ſie die auffallende Aeußerung, daß der Reiche ſeine Arbeit zur Zeit ſelbſt verrichten müſſe.

Wenn durch göttliche Einwirkung Friede und Ordnung hergeſtellt, die Gerechtigkeit herrſchend geworden, habe Jeder zu ſeinem Lebensunterhalte Alles genug.

Der Herausgeber jenes Schriftchens ſagt weiter: „Helena wollte belehren und mahnen, wie die alten Propheten das dem Abgrund zutaumelnde Geſchlecht mit Gottes Macht vom Abgrund zurückrufen. Jedes Kind begreift, daß eine Bauernfrau, die nicht leſen und ſchreiben kann, unſere Theilnahme im höchſten Grade in Anſpruch nimmt, wenn wir ſie über Länder und Reiche, Könige und Völker, Staat und Kirche gottbegeiſtert reden hören.“

Mein Oheim, der ihre Diktate niederſchrieb, ſagte zu mir: „Halten Sie mich denn für einen ſo einfältigen Mann, daß ich der Aufnahme ihrer Diktate ein Jahr lang meine Tage und der Reinſchrift derſelben die Nächte gewidmet hätte, wenn ich nicht hundertfältige Zeugniſſe und Beweiſe gehabt, daß ihr das Verborgene klar geweſen und ſie den Geiſt göttlicher Hingabe beſeſſen?“

Die erhabenſten Gegenſtände ſind in jenem Werk von ihr verſtändig, klar und einfach behandelt. Sie ſprach das beſte Deutſch, was mein Oheim, der beſte Lateiner und wohlgeſchult in ſeinem Fache, nicht ſprach.“ —

Es folgt hier nun Weiteres aus der Geſchichte dieſes merkwürdigen Weibes, wie es Hr. Pfarrer Heiner in jenem Schriftchen erzählt, das wir unſern Leſern zu einer noch vollſtändigeren Bekanntſchaft mit dieſer Prophetin zur Anſchaffung wollen empfohlen haben.

„Drei Stunden von Köln und etwa fünf Stunden von Bonn liegt in anmuthiger und fruchtbarer Gegend die alte Pfarre Kirdorff. Dieſes Dorf lehnt ſich an die ſchönen königlichen Waldungen, welche von Brühl und Liblar herüber nach Köln zu ſich erſtrecken. Anmuthige Hügel bieten reizende Ausſichten in dieſer friedlichen, ſtillen Landſchaft. Unweit Kirdorff, etwa eine halbe Stunde entfernt, finden wir das Dorf Brüggen, zu dem Pfarrſprengel Kirdorff gehörig. Die Bewohner dieſer Dörfer zeichnen ſich durch frommen Sinn und kindliche Anhänglichkeit an die Kirche vortheilhaft aus. Zu Brügen wurde Helena Wallraff geboren. Ihre Eltern hießen Reinard Wallraff und Maria Krings. Zu der Zeit war das Schulweſen wenig oder gar nicht geordnet und lag es in der Sitte der Zeit, auf die Schulbildung nur ſo viel Gewicht zu legen, als das Lebensbedürfniß forderte. Die kirchliche Bildung zur gewiſſenhaften Ausübung der Religion ſtand oben an. Daher kam es, daß Helena zwar kirchlich fromm erzogen wurde, aber weder leſen noch ſchreiben lernte. Im Jahre 1781, am 4ten Sonntage des Advents, ward mein Oheim von Marienſtatt als Pfarrer nach Kirdorff geſandt. Ueber dieſe Pfarrſtelle übte der Prälat von Marienſtatt das Patronatrecht, welches dieſe Abtei mit dem Kloſter Bottenbroich, bei Kirdorff gelegen, an ſich gebracht. Schon in der erſten Zeit ſeiner pfarramtlichen Wirkſamkeit erſchien die etwa 26jährige Jungfrau Helene vor ihm, vorgebend, ſie ſey von Gott geſandt, ihn zu ermahnen. Der Pfarrer, in den theologiſchen Disciplinen wohl geübt und erfahren, der bereits in Hohenbuſch bei Erkelenz ſeine theologiſchen Studien unter vortrefflicher Leitung vollendet und als 19jähriger Jüngling in Marienſtatt noch ſechs Jahre der ſcholaſtiſchen Theologie widmete, wollte ſich ihre Zuſprache keineswegs gefallen laſſen, wies dieſelbe vielmehr als unberufene Anmaßung zurück. „Helena,“ ſagte er zu ihr, „haltet Euch an Eure Arbeit und kümmert Euch nicht um Dinge, die Euch nichts angehen.“

Zu drei verſchiedenen Malen kam ſie zu ihm in ähnlicher Weiſe, ihm vorhaltend, daß er abgewichen von ſeinen früheren frommen Uebungen, das Leiden und Sterben Chriſti zu wenig betrachte und ſich bei dem neuen Paſtoratbau weltlicher Zerſtreutheit überließe. Als ſie zum dritten Male zum Pfarrhauſe herankam, kniete er ſich, wie er ſelbſt erzählt, in ſeinem Kämmerlein nieder und bat Gott, ihn vor allen Verſuchungen zu bewahren. Dieſe Lehre war ihm im Kloſter eingeprägt worden. Bei dieſer Gelegenheit wies er der Helena die Thüre, und als dieſelbe am Einfahrtsthore angelangt, frug mein Oheim ſie: „Ich frage Euch jetzt, Helena, als mein Pfarrkind, und fordere Gehorſam, wie iſt Euer Leben beſchaffen?“ Hierauf legte ſie die Hand auf die Stirne, blieb einige Zeit in tiefem Nachdenken, dann ſprach ſie: „Ich hätte daſſelbe Recht, Sie zu fragen, wie iſt Ihr Leben beſchaffen, aber aus Gehorſam will ich antworten. Von dem dreizehnten Monate an iſt mir die Mutter Gottes erſchienen und hatte ich göttliche Einſprechungen. Jede Nacht halte ich in unſerm Garten die Stationen und betrachte das Leiden und Sterben Chriſti. Drei Tage in der Woche faſte ich; ſo oft ich über den Bach ſchreite, denke ich an den Bach **Kedron**. Wenn ich mich ankleide, denke ich an die Stricke und Bande des Erlöſers“ u. ſ. w. Der Pfarrer gab ihr den prieſterlichen Segen und entließ ſie mit dem ſtillen Gedanken, daß ſie frömmern Uebungen obläge, als er ſelbſt.

Zu dieſer Zeit ſchrieb mein Oheim ein lateiniſches Werk unter der Ueberſchrift: „Summum sacerdotium et justitia Aaronis.“ Dieſes Werk, erzählt er, war mir ſehr lieb geworden. Jeden Tag ſchrieb ich eins oder das andere Kapitel. An einem Morgen fiel mir ein, daß die Herausgabe deſſelben zu koſtſpielig und ſchwierig ſei, ſomit die ganze Arbeit vielleicht unnütz. Zum erſten Male wurde mir die Schrift gleichgültig. Nach der Meſſe meldete ſich abermals Helena, und als ſie hereintrat, ſprach ſie: „Gott ſchickt mich, Dir zu ſagen, Du ſollſt fortfahren Dein Buch zu vollenden, denn was darin geſchrieben, iſt nicht menſchlicher, ſondern göttlicher Art.“ Mein Oheim, darüber erſtaunt, daß Helena ſeine einſame ſtille Arbeit, wovon Niemand wußte, kannte, hatte noch keine Erwiederung gefunden, als Helena hinzuſetzte: „Gott ſagt, Du ſollſt Dir aber nichts darauf einbilden, denn ich, als ein ungelehrtes Weib, würde noch ein weit ſchöneres Buch ſchreiben können, und Gott befiehlt, daß Du dem Werke dieneſt und ſchriftlich aufnimmſt, was Gott der Welt offenbaren will.“ Nachdem nun Helena ſo oft ſeine innerſten Gedanken und verborgenen Dinge ihm offenbarte, begann er ihren Aeußerungen eine größere Aufmerkſamkeit und ihrer Perſon eine höhere Achtung zuzuwenden, zumal er als Pfarrer von der Heiligkeit ihres Lebenswandels die innigſte Ueberzeugung hatte.

„Stellt Euch nicht vor,“ pflegte er oft zu mir zu ſagen, „Helena ſei nur eine frömmelnde Quieſel geweſen; ſie war heiter und offen, im gewöhnlichen Leben wie andere Menſchen zugänglich, von Geſtalt groß und hager, ihre Geſichtszüge feierlich ernſt, aber in ihrem Auge wohnte die Gottheit. Sie trug ſich immer reinlich und anſtändig; nur ein braunes wollenes Kleid, in reiche Falten gelegt, habe ich, ſo lange ſie lebte, an ihr bemerkt. In ihrer bäuerlichen Wohnung war Alles ſauber und ordentlich; ſie war fleißig und thätig für den Unterhalt der Ihrigen. Bei geringerem Vermögen lebte ſie anſtändig, ohne je eines andern Menſchen Hülfe zu begehren.“

Durch ſeine Ueberzeugung überwunden, ließ ſich mein Oheim endlich bewegen, ihre Offenbarungen ſchriftlich aufzunehmen. Faſt täglich hat ſie mehrere Stunden ununterbrochen, ohne Anſtoß, ohne je ein Wort zurückzunehmen oder zu verändern, ihre Schauungen in die Feder geſagt. Meine Mutter war bei dieſen Vorträgen zuweilen gegenwärtig und beſchreibt ihre Haltung folgendermaßen: Sie ſtand aufgerichtet, bleich, gewiſſermaßen leidend, mit geſchloſſenen Augenlidern, ruhig und beſonnen ſich ausbreitend über die wichtigſten Gegenſtände, von Ueberſpannung nicht die mindeſte Spur, wohl aber in feierlichem Ernſte. — Im Jahre 1783 am 6. Oktober ſchloß ſie mit Wilhelm Horſt den Bund der Ehe und gebar vier Töchter, die ſämmtlich bereits dem Herrn entſchlafen. — Das von ihr in die Feder geſagte Werk ſchwoll zu einer ungeheuern Größe; ein Rieß Papier reichte kaum hin, ihre Vorträge aufzunehmen, welche mein Oheim allnächtlich ſorgfältig abſchrieb. „Wunderbarer Weiſe,“ pflegte er zu ſagen, „blieb ich geſund und heiter, obſchon ich ein ganzes Jahr hindurch kaum der Nachtruhe genoß; wie wäre dieß möglich geweſen, wenn nicht Gott mich erhalten!“ In dieſer Zeit hielt Helena große religiöſe Umzüge, woran ringsum alle Nachbarſchaften Theil nahmen. Dieſes hatte das Einſchreiten der franzöſiſchen Polizeibehörden zur Folge, und mit roher Hand wurden Helena und viele Brudermeiſter nach Köln ins Gefangenhaus geſchleppt.

Am 14. Juni 1799 umſtellte in der Nacht eine Reiterſchaar das Pfarrhaus, riß meinen Oheim, ſobald der Tag graute, aus ſeiner Ruhe und ſchleppte ihn wie einen Gefangenen nach Köln, unter vielen Läſterungen wider Gott und ſeine Heiligen. Gleichzeitig wurden Nachforſchungen angeſtellt über das niedergeſchriebene Werk: man witterte darin eine öſterreichiſche Verſchwörung. Seine Schweſter Scholaſtika hatte das Buch aus Vorſicht nach dem Kloſter Blatzheim geflüchtet. In Köln vor dem Verhörrichter gab er den Verſteck, wie er ſagt aus göttlicher Eingebung, an, in der feſten Zuverſicht, in Köln von den Richtern ſelbſt das Buch unverſehrt zurück zu erhalten. Die Prüfung begann, auch Helena wurde verhört. Der Präſident Kley ließ Helena ſich beſonders vorführen und frug ſie allein, wie es gekommen, daß er ſie geſehen im Glanze vor ſich ſtehen, worauf Helena erwiederte: „Gott wußte, daß Du ein ungläubiger Mann biſt, und er hat Dich bewegen wollen, ſeinem Werke nicht hinderlich zu ſeyn.“ Und der Präſident Kley ließ in der That, durch die auffallende Erſcheinung bewegt, meinen Oheim rufen, übergab ihm das ungeheure Buch und entließ ihn wohlwollend mit den Worten: „Nun machen Sie, daß Sie fortkommen.“ Schon im Jahre 1797 waren dem Kurfürſten durch einen kurfürſtlichen Vertrauten einzelne Theile des Werkes und Briefe von meinem Oheim zugeſtellt worden. Der Generalvikar Marr, der zu jener Zeit ebenfalls gefangen ſaß, hoffte die Prüfung des Buches vornehmen zu dürfen, allein das große Werk war an den Kurfürſten ſelbſt gerichtet, ganz nach den Vorſchriften des heiligen großen Kirchenrathes von Trient, welcher beſtimmt: „Wer vorgibt Prophezeiungen zu haben oder im Beſitze von Prophezeiungen iſt, ſoll dieſelben dem ordentlichen Biſchofe zur Prüfung vorlegen.“ Dieſe Stelle war der Ueberſchrift des Werkes beigefügt, und ſo erfüllte mein Oheim als ſtrenger Katholik genau die Vorſchriften der Kirche. In Begleitung eines vertrauten Boten trug er nun nicht ohne Gefahr das theure Werk durch die franzöſiſche Beſatzung über die Grenze nach Ellingen, woſelbſt der Kurfürſt verweilte, und übergab ihm die Offenbarungen der Helena. Er ſagte mir einſt, er habe oft darüber nachgedacht, ob er auch wirklich eine göttliche Sendung gehabt, und ſich zu ſeiner Beruhigung erinnert, daß er im Augenblick der Uebergabe dem Kurfürſten eine Eröffnung gemacht, die Niemand, außer dem Fürſten ſelbſt, hätte wiſſen können. Hierauf habe er die Worte hinzugeſetzt: Hier iſt das Wort Gottes, unſer Eigenthum und euer Leben, und nun ſollſt Du auch Gottes Willen thun." Der Kurfürſt, überaus wohlwollend, ertheilte meinem knieenden Oheim den erzbiſchöflichen Segen und erwiderte: „Freilich will ich Gottes Willen thun."

Der Churfürſt ließ das große Buch nun durch ſeine Räthe prüfen, die wahrſcheinlich nicht wußten, was ſie aus ihm machen ſollten. Die Prophetin wurde wieder entlaſſen. Sie ſagte den Tag ihres Todes voraus und ſtarb, nachdem ſie ihrem Manne noch eine Schrift: „Büchlein des Troſtes" diktirt hatte, im Jahre 1801. Das große Manuſkript, in dem ihre Diktate verzeichnet ſind, ſoll im Archiv zu Wien liegen.

2.

Das Geheimniß der Bosheit und ſeine Enthüllung für unſere Zeit. (Stuttgart, bei Rommelsbacher 1849.)

Unter dieſem Titel erſchien kürzlich eine Schrift, ſie iſt von einem berühmten Denker geſchrieben und in jetziger Zeit aller Beherzigung werth. In der Vorrede heißt es:

„Dieſes Thema, das Paulus für die letzte Zeit in ſeinem Briefe an die Teſſalonicher ſchildert, läßt ſich gar wohl auf unſere Zeit anwenden und findet auch in demjenigen Theile der Offenbarung, welcher von der letzten Zeit redet, ſeine Bekräftigung. Der Contraſt iſt nicht zu verkennen, in welchem die heutigen Politiker mit den Freunden des Rechts, der Sitte und der Religion ſtehen. Jene ſehen in unſerer Zeit nichts als höhere Aufklärung und Bildung, nichts als Fortſchritte in jeder Richtung des Lebens, überhaupt einen höheren Schwung des Weltgeiſtes. Man ſchwazt den Völkern immer vor von den Rechten der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, der Preſſe, der Aſſociation u. ſ. w., und ich frage: was iſt nun Reines daran, das nicht Mißverſtand erregte und auf's Aergſte mißbraucht würde? Die rechte Kunſt beſteht nicht darin, Ideale zu ſchaffen, ſondern die Verfaſſungsnormen an die Entwicklungsſtufen der Völker anzupaſſen. Die Griechen und Römer brachten die Tugenden der Selbſtaufopferung, der Treue, Mäßigkeit, Tapferkeit und Vaterlandsliebe zu ihren Verfaſſungen mit und darum konnten dieſe Staaten ohne den Schwall von Geſetzen und Syſtemen gedeihen, aber wo ſind dieſe Tugenden jetzt hingekommen? Sind nicht Eigennutz, Unmäßigkeit, Untreue und Selbſtſucht an ihre Stelle getreten? Darum muß der Staat auf andere Weiſe ſorgen, als dazumal. Es bedarf jetzt überhaupt eines andern Maßſtabes, um unſer Ziel zu prüfen, als die Politik, welche in allen ihren Arbeiten und Auswüchſen das allgemeine Volksbewußtſeyn jetzt beherrſcht und immer droht in eine Ochlokratie überzugehen."

Im Verlauf des Schriftchens ſucht der Verfaſſer darzuthun, daß die Offenbarung, die wir nun einmal als eine fortgeſetzte Weiſſagung, nicht nur chriſtlich-kirchlicher, ſondern auch weltgeſchichtlicher Ereigniſſe annehmen müſſen, durch auffallende Stellen die erſte gewaltige franzöſiſche Revolution bezeichnet habe. „Man kann zwar zugeben, ſagt er, daß in Frankreich ein Umſchwung der Dinge nöthig war, um die langverweigerten Menſchenrechte zu gewinnen, aber ſtatt in der Bahn geſetzlicher Reformen zu bleiben, artete der Umſchwung in wilde Barbarei aus. Die öffentliche Hinrichtung des an ſich guten Königs, was Kant in ſeiner Rechtsphiloſophie ein Crimen inexpiabile nennt, das an einem Volke hafte, der beiſpielloſe Terrorismus, die Permanenz der Guillotine, der blutige Bürgerkrieg, ſind hinlängliche Belege, wie ſehr Recht, Sitte und Religion in dem Gemüthe dieſes Volkes geſunken war. Nur die militäriſche Kraft eines Napoleon konnte das Volk vor innerer Auflöſung retten, indem er, begünſtigt durch den Glanz ſeiner Siege, ſich ſelbſt zum Kaiſer machte und die ausgeartete Freiheit des Volkes in die äußern Schranken der Geſetze eindämmte, wie einſt Cäſar Auguſtus, der die äußern Formen republikaniſcher Verfaſſung noch ſtehen ließ, aber in Wahrheit ſeinen Willen zum Geſetz erhob.

Der republikaniſche Geiſt hat ſich verlebt und kann nie wieder gedeihen. Alle die Tugenden, welche im Jünglingsalter der Menſchheit die Griechen und Römer in ſich nährten, fehlen uns gänzlich. Dagegen würden die Laſter, beſonders die politiſche Selbſtſucht, in einer Republik nur um ſo entfeſſelter erſcheinen. Das vorgerückte Mannesalter der Menſchheit verlangt zu ſeinem Beſtande eine conſtitutionelle Monarchie, welche alle Vortheile in Beziehung der Rechte des Volkes, der Mittelſtände und des Regenten in ſich vereint, die Nachtheile hingegen demokratiſcher, ariſtokratiſcher und autokratiſcher Präpotenz von ſich entfernt."

Später ſagt er: „Unſere Staatskünſtler haben die wahre Proportion eines Rechtsſtaates noch nicht entdeckt.

Die Wahl des Volkes in der Zahl ſeiner Abgeordneten iſt viel zu übermächtig geworden und iſt in unſerer Zeit auf den Punkt gekommen, wo es die Rechte der übrigen Glieder zu verſchlingen droht. Beſonders hat hiezu der Mißverſtand einer Volksſouveränität oder Volksherrlichkeit beigetragen, als ob der Wille des Volkes Geſetz ſeyn könnte, ohne zu fragen, was ein Rechtsſtaat erfordere? Selbſt in den ſtrengſten Republiken, wo das Volk nur geſetzgebend, iſt es ſchwer zu glauben, daß der vereinigte Wille des Volkes ſolche Geſetze gefunden hätte, wenn ſie nicht Solon, Lykurg, Romulus und nachher die Conſuln gaben. Dem Volke gehört blos die Geſetzes-Annahme oder Verwerfung. Daher waren in Rom und Athen die vom Staat vorgeſchlagenen Geſetze nur auf ein Jahr gültig, und erſt wenn ſie ſich in der Erfahrung nützlich und für das Gemeinwohl heilſam erwieſen, wurden ſie durch den hinzugekommenen Willen des Volkes zum bleibenden Geſetze erhoben."

Er geht nun auf die zweite franzöſiſche Revolution über und ihre heilloſen Folgen für Deutſchland.

„Von der erſten franzöſiſchen Revolution an ſind die communiſtiſchen, radikalen und demagogiſchen Lehren ausgegangen. Und obgleich ſie während des napoleoniſchen Kaiſerthums und ſeiner Eroberungen eine Pauſe machten, ſo verpflanzten ſie ſich doch allmählig in das politiſche Bewußtſeyn anderer Völker und wurden von den oppoſitionellen Volkskammern, die das materielle Intereſſe des Volkes für ſich haben, ſehr beifällig genährt.

Allen dieſen Anregungen gab die zweite franzöſiſche Revolution vom Februar 1848 eine freie Entfeſſelung. In mächtigen Strömen überfluthete ſie jetzt auch die deutſchen Gauen und goßen überall das politiſche Gift in das Volksbewußtſein, das bald ſeinen Träger in der Preſſe, in den literariſchen Freibeutern, in den tauſend Vereinen und Klubs, in dem Enthuſiasmus der Jünglinge, in den Oppoſitionsmännern der Kammern und in der falſch verſtandenen Idee deutſcher Einheit und Freiheit fand. Es iſt eine große Luſt des Empfindes, die Politik zur Herrſcherin in dem Herzen der Menſchen zu machen, weil es ihm nur dadurch gelingen kann, Geſetz, Recht, Moral und Religion zu ſchwächen, den Glauben unter das Wiſſen zu beugen, die Offenbarung den Selbſterzeugniſſen der Vernunft aufzuopfern, das ewige Heil der Seele in dem Haſchen nach den zeitlichen Gütern der Erde untergehen zu laſſen und das Heilige in den Reflexionsbegriffen zu profaniren, damit es völlig ſeinen Werth einbüße. Alles das thut die Politik. Sie iſt der babiloniſche Taumelkelch, der Jeden, wer ihn koſtet, in den falſchen Freiheits- und Gleichheits-Rauſch verſetzt, in welchem ihm allerlei ſchöne Projekte, Gelüſte und Bilder wie dem Opiumraucher vorſchweben, jedoch nur in der Einbildung, nie in der Wirklichkeit. Aber was unternimmt der politiſche Wahn nicht?“

Dann wie herrlich und wahr beſchreibt er, was aus dieſer unſeligen Politik für uns hervorgegangen und giebt ein treffendes Bild unſerer Zeit: — er ſchreibt:

„Und was hat denn das politiſche Treiben, Wühlen und

Toben für Früchte getragen? Die Gewerbe liegen darnieder, Handel und Wandel ſtockt, kein flüſſiges Geld im Verkehr, kein Credit, Unſicherheit des Beſitzes, nichts als Klagen und Beſchwerden, allgemeine Unzufriedenheit, Mißachtung und wohl auch Einſchüchterung des Vorgeſetzten, die Geſetze ohne Anſehen, Erſchlaffung der väterlichen Gewalt, aufbrauſende dominirende Jugend, mithin anders als in der römiſchen Republik, wo der Sohn dem Vater unbedingt gehorchen mußte, wobei Montesquieu erinnert: daß dieſer Gehorſam eine der vorzüglichſten Stützen der Republik geweſen ſei und doch bei aller Noth ſittenverderbender Luxus bis in die unterſten Claſſen, Waffenſpiel, volle Schenken, belebt von politiſchen Geſprächen mit lautem Murren und Läſterung gegen Gott und Menſchen, Predigen des Aufruhrs, demagogiſche Umtriebe und zuletzt Verſchwörung. Welcher Contraſt! Millionen wurden verwendet, um in dem theuren Jahre die Noth der Leidenden zu lindern und jetzt, wo Gott das Feld ſegnet, der ſchwarze Undank an die Geber! Weist dieß nicht an jene Reden Chriſti hin, als von den zehn Ausſätzigen, welche geheilt wurden, nur Einer zurückkehrte und Gott die Ehre gab, wo ſind aber die Neune? Einer von Zehen! das iſt das Bild unſerer Zeit!

Und was ſollen wir denken von dem großen Riß zwiſchen Staat und Kirche und zwiſchen Kirche und Schule? Statt daß alle drei mit dem innigſten Bande verbunden ſein ſollten, um einander die Hände zu bieten und zu kräftigen, ſind ſie getrennt und Jeder, der den höheren Beruf noch in ſich fühlt, muß ſie ſtückweiſe zuſammenſuchen. Statt daß der Staat und in ſeinem Namen der Regent als Schutz- und Schirmherr, nicht dieſer oder jener Kirche, ſondern des ewigen und heiligen Geſetzbuches ſelbſt, nämlich des Evangeliums, auftreten ſollte, hat er den Leuchter von ſich weggeſtoßen, und nun mag es heißen: im Wort war das Licht und das Licht ſchwimmt in der Finſterniß, aber die Finſterniß hat es nicht begriffen. Statt daß der Staat mit dem heiligen Geſetzbuche in der Hand über alle Confeſſionen und Sekten ſich ſtellen ſollte, um das evangeliſche Licht auf alle ſcheinen zu laſſen, hat er alle Glaubensrichtungen in ſich aufgehoben und den Acker ohne Saat gelaſſen, ſo daß, ſtatt den vergrabenen Schatz auszubeuten, nur Dornen und Diſteln in ihm wachſen. In die verderblichſte Indifferenz iſt er verſunken und theilt ſie, da er als Muſter vorangehen ſoll, auch dem Volke mit, und darum wird wahr werden, was der Engel der Gemeinde ſagt: „Wer nicht mit mir iſt, iſt wider mich; wer nicht mir ſammelt, der zerſtreut.“ So ſtellt ſich jetzt der Staat. Er iſt nicht mit Chriſto, ſondern wider ihn; er ſammelt nicht mit ihm die Heerde, ſondern zerſtreut die Heerde, daß ſie in viele Haufen, das heißt Sekten, auseinanderläuft, wo ſie das wahre Lebensbrod und Lebenswaſſer nicht mehr findet. Wenn der Staat Chriſtum nicht als ſein Haupt anerkennt, dem er ſelbſt unterthan iſt, ſo kann er ſich auch nicht mehr auf die Treue, Liebe und den Gehorſam der Gemeinde verlaſſen, die jenem Haupte als Glieder anhängen, und ſo iſt es auch mit der Schule. Auch ſie muß mit dem Haupte, und ſomit mit der Kirche, auf's Innigſte verbunden ſein. Chriſtus ſagt: Man ſolle den Kindern nicht wehren, zu ihm zu kommen: denn ſolchen ſey das Reich Gottes. Darum muß auch das Reich Gottes den Kindern durch alle Stufenalter gelehrt werden. Die Kirche kann ſich hier kaum anderer Beſchränkung der Zeit gefallen laſſen, als welche zur Tüchtigmachung des Kindes für ſein künftiges bürgerliches Verhältniß nothwendig erfordert wird. Die rationaliſtiſchen Veränderungen gehören alle dem Weltgeiſt, dem es freilich je länger je mehr gelingt, dem Reiche Gottes Abbruch zu thun. Die Aufklärlinge nennen alle dieſe Dinge (dieſe Märzerrungenſchaften) Fortſchritte; ſie haben Recht, es ſind Fortſchritte des Weltgeiſtes, aber Rückſchritte im Reiche Gottes.“ —

Wir empfehlen dieſes Schriftchen voll Wahrheit den Leſern dieſer Blätter auf's Angelegentlichſte.

3.

es Württembergiſchen Prälaten **Friedr. Chriſtoph Oetinger Bibliſches Wörterbuch**, neu herausgegeben von Dr. **Jul. Hamberger.** Stuttgart 1849.

Es fehlt, Gott ſei Dank, in unſern Tagen doch auch
icht an Männern, welche, an dem lärmenden Treiben der Ta-
espolitik keinen Gefallen findend, ſich zurückziehen in die fried-
chen Gefilde ſtiller Wiſſenſchaft.

Unbemerkt von dem großen Haufen, genügt es ihnen, in
offnung und Geduld eine Saat auszuſtreuen, die dereinſt dem
aterlande in einer beſſeren Zukunft ihre Früchte bringen wird.

Dem weiter ſehenden Auge iſt es ſehr wohlthuend, dieſe
ahrnehmung zu machen, und ſo begrüßen wir es denn auch
ls ein erfreuliches Zeichen unſerer in vielen Beziehungen ſo
rüben Zeit, daß man es gerade jetzt unternommen hat, die
um Schaden der ſpeculativen Theologen nur allzulange ver-
eſſen geweſenen Schriften Oetingers wiederum an das Licht
u ziehen.

Zwar iſt der jetzige Stand der Dinge der theologiſchen
iſſenſchaft im Allgemeinen keineswegs günſtig, doch aber
ürfte recht bald eine Zeit kommen, in welcher die deutſche
ation, aus dem taumelnden Rauſche maßloſen Freiheitsſchwin-
els erwachend, eine unheimliche Leere in ihrem Innern füh-
en und ſich der Mehrzahl nach gerne wieder hinwenden wird
u dem jetzt ſo ſchmählich mit Füßen getretenen Glauben ihrer
äter, der ja dem deutſchen Gemüthe ſo verwandt und un-
ntbehrlich iſt.

Dann, hoffen wir, wird auch die theologiſche Wiſſenſchaft
inen neuen Aufſchwung nehmen, dann wird die Kirche Chriſti,
ie die Sonne aus ſchwarzen Nebelwolken nur um ſo herr-
cher hervorbrechen und es wird eine neue ſchöne Blüthe an
en Bäumen religiöſer Erkenntniß aufgehen. Die theologiſche
ildung wird in eine neue Phaſe treten, von der wir ſo kühn

ſind zu erwarten, daß ſie eine Macht werden wird, endlich auch die alten faſt verknöcherten, klaffenden Riſſe des Leibes Chriſti zu ſchließen und auszuheilen.

Bis aber dieſe Zeit kommen kann, muß ſich die deutſche Theologie hübſch in der Stube halten, damit es ihr möglich ſei, einen ruhigen Geneſungsprozeß zu durchgehen. Sie muß, um ſich von den Schwächen zu erholen, welche ſie ſich auf ihrem langen Wege durch die kalten Steppen einer ungläubigen Philoſophie zugezogen hat, in den verjüngenden Born ihrer Vorzeit herabſteigen, wie es von Jahrhundert zu Jahrhundert aus der innerſten Tiefe des deutſchen Geiſtes hervorſprudelte. Sie darf die Schätze nicht verachten, die ihre Väter ihr geſammelt haben, und anſtatt einen neuen Bau auf andern Grundlagen aufführen zu wollen, muß ſie lieber den alten ſchon ziemlich weit gediehenen Bau in dem angefangenen Style fleißig und mit aller Treue auszubauen trachten.

Als einen ſolchen Strom, als einen ſolchen Stein im Fundamente dürfen wir ſicherlich auch die theoſophiſchen Arbeiten Oetingers beanſpruchen, welcher, wie Schubert in ſeinem Vorworte zu dem hier in Rede ſtehenden Buche ſagt, in all' ſeiner ſchmuckloſen Natürlichkeit eine Majeſtät iſt, der man ſich nicht ohne Ehrfurcht nahen kann, welcher iſt wie die Stimme eines Rufenden im Walde, deren lauten Hall man vernimmt, wenn auch nicht immer in all' ihren einzelnen Worten ſie verſteht.

Die heilige Schrift hat einen Inhalt, der ſich weder mit dem ſogenannten Alltagsverſtand begreifen läßt, noch aber ein wiſſenſchaftliches Syſtem iſt, welches ſeine Prämiſſen ſelbſt gibt und mittelſt derſelben in das Verſtändniß ſeines Inhaltes einführt. Der Inhalt der Schrift geht aber allerdings dennoch aus einem Syſtem hervor, und dies in der Schrift wohl implicirter vorhandene, aber nicht ausgeſprochene Syſtem, aus welchem die heilige Schrift verſtanden werden kann, zu finden, dies iſt die eigentlichſte und unabweisbarſte Aufgabe aller ſpeculativen Theologen.

Da die Schrift die Wahrheit ſagt, ſo verſteht es ſich von daß dasjenige wiſſenſchaftliche Syſtem, welches die Ge- iſſe der Schrift in ihren Tiefen erſchlöße, zugleich auch chlüſſel ſein müßte zur Erkenntniß der Natur, ja aller heit überhaupt, daß mit dieſem Syſtem alles Wiſſen in ichem Zuſammenhange ſtehen und es eine Macht des ſens offenbaren muß, die ſich als Siegerin alle un- ge Philoſophie zu Füßen wirft.

Wenn nun zwar Oetinger dieſen Schlüſſel noch nicht in Ganzheit gefunden hat, ſo hat er doch zum wenigſten ewiß ein großes Stück ſeines ſchön und wunderſam ge- rten Bartes gezeigt, denn es iſt erſtaunenswerth, wie h er in die Tiefen der Schrift paßt und wie bündig er geheimen Gänge des Verſchluſſes eingreift.

Dies iſt ganz beſonders zu ſagen von dem „Naturbe- “ Oetingers, welcher von dem Herausgeber mit dem ihn chnenden klaren und richtigen Scharfblicke in theoſophi- Dingen als der ganze Angelpunkt wahren Schriftver- iſſes bezeichnet wird. Die Bibel, ſagt er, zielt ſo ſehr halben auf leibliches Daſein ab, daß man die Wahrheit eiligen Schrift preisgeben müßte, wenn man jenen Be- fallen laſſen wollte.

„Leiblichkeit iſt das Ende der Wege Gottes,“ der tiefſinnige Haman und wird verlacht von einer vor- hnenden, falſch ſpiritualiſirenden Theologie. Aber der droht auch von einer andern Seite. Der Materialis- der junghegel'ſchen Schule hat ſich mit unverſchämter eit in eine Verleiblichung alles Spiritualiſtiſchen hinein- undelt. Die uralten Gegenſätze von Idealismus und ismus haben ſich in aller Schroffheit wieder einander übergeſtellt, und nur eine richtige Auffaſſung der Natur, n der Erkenntniß des wahren Weſens der verklärten chkeit, wie ſie das Ziel und Ende der Schöpfung iſt, die Verſöhnung des alten, ſich ebenſowohl durch die ſchaft, wie in den beiden Hauptgeſtaltungen der Kirche durch dieſe hinziehenden Streites und die Bedingung einer endlichen Ausgleichung und Verſöhnung.

In dieſer Beziehung ſind die Schriften Oetingers von der größten Bedeutung, denn hierin ſteht er der Wahrheit weit näher, als mancher der größten Denker neuerer Zeit, doch müßten wir ungerecht ſein, wenn wir behaupten wollten, er ſtehe hierin ganz vereinzelt da. Wir freuen uns vielmehr, die Strömung ſeines Geiſtes als eine mehr oder minder entſchiedenen hervortretende Zeitrichtung betrachten zu dürfen, wovon ja gerade die Herausgabe und Anerkennung der Oetingerſchen Schriften in unſerer Zeit unverkennbares Zeugniß ablegen.

Wir empfehlen daher dieſes Buch allen Freunden einer tieferen Speculation und Schriftforſchung, welche ſich gleich uns gerne aus dem Tagesgewühl in die ruhigen Thäler ſinnigen Denkens flüchten, auf das Angelegentlichſte und bitten ſie, ſich durch die Rauhigkeit der Schaale alterthümlichen Styls und kleinerer dürr gewordener Auswüchſe, die der Herausgeber mit ſinniger Treue abſichtlich faſt unverändert ſtehen ließ, nicht abhalten zu laſſen, bis zum Kerne Oetingerſcher Anſchauung hindurch zu dringen, welche Arbeit ihnen durch die Erläuterungen des hiezu mit allen Gaben reich ausgerüſteten, auf dem theoſophiſchen Gebiet hoch verdienten Hamberger, ſowie durch die anderweitig von dem Herausgeber und Anderen aufgeſchloſſene theoſophiſche Philoſophie um ein Weſentliches erleichtert iſt.

Vorahnungen.

Das Morgenblatt ſchreibt aus Dresden:

»Der Schauer des Anblicks oder die allgemeine Aufregung der Zeit muß auch auf die Nervenſtimmung gewirkt haben, daß ſie Beiträge zu Kerners Magikon oder Schuberts

Ahnungen liefert. Eine Bekannte, die wir bei der Brandſtätte antrafen, warnte uns, nahe zu treten. Vor wenigen Minuten, ſagte ſie, war Fräulein . . . . hier und ſah wie Sie in das Fenſter; auf einmal däucht ihr, ſie werde von einer bekannten Stimme mit ihrem Namen gerufen, geht in der Richtung weg, woher der Ruf kam, und — hinter ihr ſtürzt ein Mauerſtück herunter, das ſie unfehlbar erſchlagen hätte. Die aufgeſuchte Bekannte war nicht zu finden. So ſcheinen ſchon Geiſter um die friſche Ruine zu ſchweben. R. theilte die Geſchichte einem Leipziger Freunde mit, den wir bald darauf, eben angekommen, trafen und um Nachrichten von dort anſprachen. In Leipzig war etwas Aehnliches vorgekommen. Nach dem Heldentod des Kaufmanns G. erinnerte man ſich, daß derſelbe, obwohl erſt ein Vierziger, ſeit mehreren Monaten von Todesahnungen verfolgt worden war. Er hatte noch vor Kurzem, ohne beſondern Anlaß, ſein Teſtament gemacht, und als ihn Maler Bendemann in der neugebauten Sommerwohnung beſuchte, um ein dort aufgehängtes, ihm intereſſantes Porträt zu ſehen, dabei aber gelegentlich auch Zimmerdekorationen beſprach, die noch angebracht werden könnten, warf G. ſeltſam bewegt hin: „Malen Sie mir doch Scenen zu den Soldatenverſen:

> Heute noch auf ſtolzen Roſſen,
> Morgen durch die Bruſt geſchoſſen.“

Robert Blum hatte durch Träume eine beſtimmte Vorahnung von ſeinem gewaltſamen Tode in Wien, aber ſein böſer Genius trieb ihn dennoch dahin.

General Bems angebliches Todesjahr.

(Wien, 1. Juni 1849.) Man erzählt hier nachſtehende Anekdote von dem Inſurgentengeneral Bem. Bem ſoll ſchon ſeit vielen Jahren Todesahnungen haben. Seit mehr als zwanzig Jahren gibt er das Jahr 1850 als ſein Lebensziel an.

Während ſeines Aufenthalts in Paris ſpeiſte er einſt bei dem nordamerikaniſchen Geſandten. Das Geſpräch kam auf Ahnungen. Der Geſandte lachte darüber. Bem aber erklärte ganz ernſthaft, daß er daran glaube. In ſeinem 20ſten Jahre habe er dreimal ſein Grab mit einem Grabſteine, welcher ſeinen Namen und die Jahreszahl 1850 enthielt, geſehen. In Siebenbürgen erhielt Bem mehrere gefährliche Wunden. Der Arzt äußerte ſein Bedenken. Bem erwiederte ganz ruhig: er habe noch ein Jahr zu leben. Auf die Wahrheit dieſer Ahnungen vertrauend, geht Bem in den Schlachten unter dem heftigen Kugelregen furchtlos auf und ab und verſichert, ſeine Kugel, die ihn tödtlich treffen würde, werde im Jahr 1850 kommen. *)

Merkwürdige Vorbedeutung.

Bei meinem Bruder, dem ... rath B. in A., befand ſich ein Mädchen von etwas über 15 Jahren, Ottilie E., der letzte Sprößling einer angeſehenen und ſehr begüterten Familie in S., um mit ſeinen Töchtern vollends erzogen zu werden, da ihre beiden Eltern kurz nach einander in ihren beſten Jahren geſtorben und ihre zwei Schweſtern denſelben bald im Tode gefolgt waren. Ottilie war an Körper und Geiſt ſchon ſehr entwickelt, von ſtattlicher Geſtalt und blühender Geſundheit, vom lebhafteſten, dabei gutmüthigſten Temperament und Weſen, deßhalb auch, und noch dazu als die Tochter eines frühvollendeten, theuren Freundes, ihren Pflegeltern lieb wie ihre eigenen Kinder. Im Sommer des Jahres 1840 wurde auf einer Wieſe in der Nähe der Stadt ein Volksfeſt gefeiert; der Tag war ungemein ſchön, und Ottilie bat ihren Pflegvater um die Erlaubniß, einen Wagen nehmen und mit der Gattin und den Töchtern meines Bruders hinausfahren zu dürfen,

---

*) Jezt, am 1. Febr. 1850, wollen Zeitungen wiſſen, daß er geſtorben ſeye. Doch ſcheint dieß noch nicht beſtimmt zu ſeyn.

um auf einige Stunden an dem allgemeinen Vergnügen Antheil zu nehmen. Dieſe Erlaubniß wurde gegeben, das junge Mädchen war darüber höchſt erfreut, und fröhlich fuhr die kleine Geſellſchaft nach der Feſtwieſe. Gegen Abend folgte mein Bruder den Seinigen dorthin, und eben als die Sonne unterging und es alſo noch ganz hell war, begleitete er ſie an die Kutſche, die unterdeſſen draußen gewartet hatte, um ihnen beim Einſteigen behülflich zu ſein, da er für ſeine Perſon es vorzog, ſich wieder, wie er gekommen war, zu Fuße nach Hauſe zu begeben. Indem er ſich der Kutſche näherte, fiel es ihm höchſt befremdend auf, die Pferde vor derſelben mit den ſchwarzen Decken behangen zu ſehen, die man ihnen aufzulegen pflegt, wenn ſie den Leichenwagen zu fahren haben. Er fühlte ſich natürlich von dieſem Anblick äußerſt unangenehm berührt, wollte ſeinen Augen nicht trauen, und trat deßwegen ganz nahe an die Pferde hin, um zu ſehen, ob er ſich nicht etwa täuſche. Allein es war nicht anders; er ſieht das Geſpann vollkommen deutlich ganz in die ſchwarzen bis zum Boden hinabreichenden Leichendecken gehüllt! Er ärgert ſich im Stillen über den ungeſchickten Einfall des Kutſchers, ſeinen Pferden dieſe ominöſen Decken aufzulegen, ſagt jedoch nichts, hilft ſeinen Leuten in den Wagen, der abfährt, und jeder nachgeſendete Blick zeigt ihm auf's Neue das ſchauerliche Coſtüm der Pferde, die den Leichenwagen ziehen.

Zu Hauſe angekommen, theilt B. ſeiner Gattin ſeine Wahrnehmung mit, wundert ſich, daß dieſe nebſt den Uebrigen nichts davon geſehen hat, und trägt ihr auf, dem Kutſcher, wenn dieſer um die Bezahlung kommen würde, ſein Mißfallen wegen dieſer Unſchicklichkeit zu erkennen zu geben. Als daher am nächſten Tage die Frau des Lohnkutſchers kam, entledigte ſich meine Schwägerin ihres Auftrags gegen ſie. Dieſe war aber ſehr erſtaunt, wunderte ſich, wie man überhaupt glauben könne, ihr Mann habe an einem ſo heißen Tage ſeinen Pferden Decken aufgelegt, wies nach, daß er dieſe Trauerdecken, wenn er auch gewollt, gar nicht habe anwenden können, da ſie im Stadthauſe aufbewahrt würden und nur die Polizei den Schlüſſel dazu habe, und gab übrigens zu verſtehen, daß dieſes nicht das erſtemal ſei, wo ſie von einer ſolchen Täuſchung des Auges höre, und daß ſie nur wünſchen wolle, die Sache möge nichts Schlimmes bedeuten.

Ihr guter Wunſch ging nicht in Erfüllung, aber ihr bedenkliches Kopfſchütteln hatte Recht gehabt. Kaum vierzehn Tage nach dem erzählten Vorfalle wurde Ottilie E..... (der man übrigens, wie auch den Töchtern meines Bruders, nicht das Geringſte von der Viſion geſagt hatte), von einem heftigen Nervenfieber ergriffen, das ungeachtet aller möglichen Pflege in kurzer Zeit einen tödtlichen Ausgang nahm, und am erſten October deſſelben Jahres folgte ihr die älteſte Tochter meines Bruders, ein blühendes Mädchen von achtzehn Jahren und Braut eines würdigen jungen Mannes, an einer ſchnell eingetretenen Herzerweiterung in das Grab.

Ich füge noch die Bemerkung bei, daß mein lieber Bruder vor dieſer Begebenheit nichts weniger als ein Gläubiger in dergleichen Dingen war, ſich vielmehr oft dagegen ausgeſprochen hat, und daß ihm auch, ſoviel ich weiß, früher nichts Aehnliches begegnet iſt.

Hieher gehört ein ähnlicher Vorfall, der ſich in jener Stadt ereignet hatte und den die Kutſchersfrau bei jener Gelegenheit meiner Schwägerin mittheilte. Eine ältliche Dame, die längere Zeit krank geweſen war und ſich wieder erholt hatte, wollte an einem ſchönen Tage zum erſtenmale wieder eine Spazierfahrt machen und hatte hiezu einen Miethwagen beſtellen laſſen. Um die beſtimmte Zeit hört ihre Tochter einen Wagen um die Straßenecke rollen, ſieht aus dem Fenſter und erblickt den Leichenwagen, der mit ſeinen ſchwarzbehängten Pferden daher kommt und vor ihrer Hausthüre hält. Sie wundert ſich, daß im Hauſe Jemand geſtorben ſei, ohne daß ſie davon Kenntniß bekommen, und bedauert bei ſich ſelbſt den unangenehmen Eindruck, den dieſes vielleicht

ihre Mutter machen könnte, wünſcht auch, daß nicht
de jetzt ihr Wagen kommen möchte. Allein indem ſie
vegen wieder durch das Fenſter blickt, ſieht ſie nichts
r von einem Leichenwagen, ſondern der beſtellte Wagen
s, der unten hält. Sie ſagte ihrer Mutter nichts davon;
war jedoch die letzte Ausfahrt derſelben, da ſie kurz darauf
fällig wurde und ſtarb. Nun kam wirklich um dieſelbe
aßenecke herum der Leichenwagen und hielt vor ihrer
ire.

Dekan B. in A.

Einige merkwürdige Träume.

1.

Es war ohngefähr im Jahre 183..., als mir in einer
ht vor dem Erwachen träumte, daß der Sohn einer be-
ndeten Familie aus Kaſſel, Namens Wilhelm, welcher
Handlungslehrling in unſerem Hauſe war (jedoch nicht in
t und Wohnung), in unſer gewöhnliches Wohnzimmer
e. Er trug einen ziemlich großen Pack, welchen er mit
Worten: „So eben iſt meine Mutter angekommen und
ihnen dies kleine Geſchenk mitgebracht" — meiner Mutter,
che am Fenſter ſaß, hinhielt.

Der Traum war ſo lebendig, daß ich mich nicht ent-
ten konnte, während dem Mittageſſen meiner Mutter zu
en: „Mutter, Frau H... wird nächſtens kommen." „Woher
ßt du das?" frug meine Mutter. „Nun," antwortete ich,
habe es geträumt, und noch mehr, ſie bringt uns auch
as mit." — Man ſchwieg darüber, es als einen Traum
achtend; allein am nächſten Morgen Punkt 11 Uhr, als
beiſammen im Wohnzimmer ſaßen, öffnete ſich die Thüre,
Wilhelm trat herein mit demſelben Pack, wie ich ihn
Traume geſehen hatte, und mit den Worten: „So eben
meine Mutter angekommen und hat Ihnen dies kleine

Geſchenk mitgebracht" — reichte er ihn meiner Mutter hin, die ihn lächelnd in Empfang nahm, ſprechend: „Wir wußten ſchon, daß ſie kommen würde." — Als der Pack eröffnet wurde, enthielt er ein geſticktes Rückenkiſſen, von der Hand der Tochter unſerer Freundin.

Obgleich vorahnende Träume mir nichts neues waren, ſo überraſchte mich doch dieſer Traum durch ſeine große Klarheit und Beſtimmtheit, bei einer eigentlich ſo unbedeutenden Veranlaſſung, als das Geſchenk eines geſtickten Rückenkiſſens iſt. — Denkbar iſt jedoch, daß die gute freundliche Tochter unſerer Freundin, welche es verfertigt hatte, ſo lebhaft von dem Gedanken der Freude, welche ſie uns durch dies Geſchenk machen würde, durchdrungen war, daß dies Gefühl, troß der Entfernung, dem empfänglichſten Gemüthe in unſerer Familie ſich mittheilen mußte, denn es ſtellte ſich bei ſpätern Beſprechungen der Sache heraus, daß unſere Freundinnen zu derſelben Stunde den Eilwagen beſtiegen, und darin den Plan der Ueberreichung beſprachen, wo ich gegen Morgen deſſelben Tages es mochte geträumt haben.

2.

Ein anderer, gleichfalls merkwürdiger Traum war jener, welchen ich im Jahre 1833 hatte. Er handelte von der Befreiung eines politiſchen Gefangenen aus dem Jahre 1832, der bei dem Aufruhr-Verſuch zu Frankfurt a. M. ergriffen worden war, und faſt ein Jahr ſchon im Kerker ſchmachtete.

Ich ſah nämlich, wie man ihn über den ſogenannten Graben zum Verhöre in den Römer führte, oder vielmehr über dieſe Straße aus dem Verhöre zurück. Als er durch das Scherfengäßchen gekommen war, warf er plötzlich die ihn begleitenden Polizeidiener zu Boden, und in ein Haus ſpringend, deſſen vordere Seite auf die Zeile ging, riegelte er die Thüre des Hinterhauſes zu, und verhinderte dadurch die Begleiter ihm zu folgen. — Auf der Zeil heraus gekommen ſah ich ihn jedoch wieder ergriffen, und mit ſeinem Angreifer kämpfend jenem die Kappe oder den Hut, dies iſt mir nicht mehr ganz klar, herunterwerfen, und während dieſer ſich darnach bückte, ihm abermals entſpringen. Damit endete mein Traum.

Auch dieſer war ſo lebendig, daß ich einige Tage darnach in einer Geſellſchaft, wo einige Männer zugegen waren, welche großen Antheil an dem Schickſale der Gefangenen nahmen, ihn erzählte. Man hörte mir ſehr aufmerkſam zu und einer der Herren frug mich: „Nun, wurde denn der Gefangene frei?“ Ich antwortete, ich glaube wohl, denn er entfloh dem, der ihn faſſen wollte.

Es mochten 6 Wochen ſeit jenem Traume verfloſſen ſein, als ich im Wohnzimmer am Ofen ſtehend von einem meiner Neffen, welcher am Fenſter ſtand, mit den Worten aufgerufen wurde: „Tante, ſchnell, ſchnell, was geht auf der Straße vor!“ — Ich ſprang herbei und ſah gegenüber unſerm Hauſe auf der Zeile einen jungen Mann mit einem Polizeidiener ringen, dieſem den Hut herunter werfen, und während jener ſich darnach bückte, ihm entſpringen. Mein Neffe frug: „Tante, was war das?“ — Ich hatte meinen Traum ſo ganz vergeſſen, daß ich antwortete: „Es muß ein Dieb geweſen ſein.“

Leider brachte man einige Minuten darnach den armen Jüngling ganz ermattet und halbtodt geſchleppt, und ich hörte aus den Aeußerungen des Volkes, welches ihn umgab, es ſei ein armer gefangener Student, welcher ſich habe befreien wollen. — Da fiel mir mein Traum wieder ein, allein zugleich drängte der Gedanke ſich mir auf, ob ich nicht durch meine Erzählung Veranlaſſung zu dem Befreiungsverſuche gegeben haben ſollte? — konnte aber, wie natürlich, niemals darüber Gewißheit erhalten.

Der Gefangene war übrigens wirklich auf dem Graben ſeinen Begleitern durch ein Haus, welches einen Durchgang auf die Zeile hatte, entwiſcht, und hatte hinter ſich zugeriegelt. Allein leider hatte das Nebenhaus ebenfalls einen Durchgang und dieſen hatte man vergeſſen zu ſchließen, weßhalb der Gensdarme durch das Nebenhaus mit ihm zugleich auf der Zeil heraus kam. Auch fehlte der Wagen, welcher ihn aufnehmen ſollte, und ſo wurde der arme Junge, nachdem er ſich wirklich auf dieſelbe Art, wie in meinem Traume, noch einmal losgeriſſen hatte, zum zweiten Male wieder ergriffen und in ſeinen Kerker zurückgeſchleppt.

Zwei andere Träume.

1.

Einer meiner Neffen, ein ſehr begabter, geiſtvoller Knabe, war eines Tages bei ſeinen Großältern väterlicher Seite. Es regnete, und als er ſich entfernen wollte, gab ihm ſeine Großmutter einen Regenſchirm mit. — Unten an der Hausthüre angekommen, ſah er jedoch, daß der Regen nachgelaſſen hatte, und der Regenſchirm deßhalb zwecklos war, und ſtellte ihn in kindiſcher Unbedachtſamkeit hinter die geöffnete Hausthüre und ging fort.

Als er am nächſten Tage zu ſeinen Großältern kam, wurde er nach dem Regenſchirm gefragt, und da fiel es ihm ſchwer auf das Herz, daß er ihn hinter die Hausthüre geſtellt, von wo ihn wahrſcheinlich jemand mitgenommen hatte, denn er war nicht mehr an dieſem Orte zu finden.

Tüchtig ausgezankt, ging er betrübten Herzens nach Hauſe; die folgende Nacht aber träumte ihm, er ginge abermals zu den Großältern, und als er ſich dem Hauſe nähere, ſähe der Großvater zum Fenſter heraus und riefe ihm zu: „Ernſt, der Regenſchirm hat ſich gefunden, der Auslaufer von Herrn K... (welcher einen Laden unten im Hauſe hatte), hatte ihn in's Kamin geſtellt.“ — Der Knabe erwachte bald darnach, und als er am Morgen wie gewöhnlich zu den Großältern ging, ſchaute der Großvater zu dem Fenſter heraus und rief ihm zu: „Ernſt, der Regenſchirm hat ſich gefunden, der Auslaufer von Herrn K... hatte ihn in's Kamin geſtellt!“

Und ſo war es. Dieſer ſah den Regenſchirm hinter der Hausthüre ſtehen, und weil er nicht wußte, wem er gehörte, ſo ſtellte er ihn, damit er nicht geſtohlen werden ſollte, in das Kamin. Als nun nach dem Regenſchirm geſucht und gefragt wurde, war er ausgegangen, und hörte erſt, als der Knabe fort war, von ſeinem Herrn davon, wo er ihn dann ſogleich hervor holte und den Großältern übergab.

2.

Ein junges Frauenzimmer, Sophie B..., verlor an einem Badeorte nahe bei Frankfurt einen goldenen Ring. Er hatte viel Werth für ſie, und ſie ſuchte und ließ ihn deßhalb auf das eifrigſte ſuchen, ohne daß er gefunden wurde.

Sie kehrte nach Frankfurt zurück und dort erſt träumte ihr, der verlorne Ring läge in einem Buſche hinter dem Kurhauſe zu K.... — Wenig Gewicht auf dieſen Traum legend, ging ſie doch, als ſie einige Tage darnach wieder nach K... kam, an dieſe Stelle, und ſiehe — der Ring lag wirklich dort etwas im Graſe verſteckt.

3.

Ein dritter Traum, welchen ich im Auguſt des denkwürdigen Jahres 1848 hatte, iſt ſchon minder klar und beſtimmt, und hauptſächlich durch den Zuſammenhang mit einem mir gleich begabten Weſen merkwürdig.

Mir träumte in einem dunkeln, bombenfeſten Gewölbe außerhalb der Stadt, jedoch nahe am Main, zu ſein, welches ein ſpärliches Licht durch einige Schießſcharten empfieng. Aus einer derſelben ſah ich nach der Stadt und mitten in die Straßen derſelben. Es herrſchte ein unruhiges Getümmel in denſelben, ein Hin- und Herlaufen; allein mitten unter den Lebendigen, die ſich in wilder Haſt durch einander bewegten, wandelten auch nackte Leichen, welche ihre Grabtücher über die Köpfe gezogen hatten und mir dadurch ihre Geſichter verhüllten.

Nach kurzer Zeit ſchien alles vorüber zu ſein, und ich verließ das Gewölbe, um nach meinen Geſchwiſtern zu ſehen, welche die Stadt nicht verlaſſen hatten. — Die erſte meiner Schweſtern, zu welcher ich kam, war ſammt ihrer Familie wohl und hatte keines der Ihrigen bei dem großen Wirrwar verloren. — Ich ging zu der zweiten, deren Haus aber, als ich hinein trat, mir fremd und in ein großes Hoſpital verwandelt war. Sie ſelbſt war nicht anweſend, man ſagte mir jedoch, ſie ſei wohl ſammt den Ihren, und habe durch die Sache (da ſie Beſitzerin einer Apotheke war), etwas ſchönes verdient.

Ich erzählte dieſen Traum den Meinigen, und da man damals ſehr einen Beſuch der Cholera fürchtete, ſo bezog ich ihn darauf und dachte, unſere Stadt würde vielleicht von dieſem ſchlimmen Gaſte heimgeſucht werden. — Als aber der 18. September mit ſeinen Schreckensſcenen an uns vorüber war, bekam er eine andere, fürchterliche Erklärung.

Ein Mädchen aus Schwaben in meinen Dienſten hatte einen Liebhaber, welcher Schneidergeſelle war. Dieſer, wie viele Andere ſeines Standes, Demokrat, kam oft in Streit mit ihr, weil ſie dieſer Richtung nicht zugethan war und Verſtand genug hatte, um das ganz Nutzloſe und Thörichte der Beſtrebungen des Arbeitervereins einzuſehen.

Noch am Abend des 17. Septembers, von der Verſammlung auf der Pfingſtweide mit ihm zurückkehrend, beſchwor ſie ihn, zurück zu bleiben, und ihr zu verſprechen, den nächſten Tag, der ein Montag war, wieder zu ihr zu kommen. Er verſprach es, und ſchied bleich und mit Thränen in den Augen von ihr, um — ſie nie wieder zu ſehen.

Der ſchreckenvolle 18. verſtrich dem armen Mädchen in Todesqual, niemand ließ ſich ſehen. Der Dienſtag ebenfalls. Am Mittwoch kam ein junger Mann, welcher ſich mit Chirurgie abgab, zu uns, um, wie er ſagte, zu zeigen, daß er noch lebe. Er ſei drei Tage und zwei Nächte nicht aus den Kleidern gekommen, ſo ſehr ſeien ſie im Hoſpitale mit den Verwundeten beſchäftigt. — Wir erzählten ihm, daß auch mein Dienſtmädchen ihren Liebhaber vermiſſe, und nachdem wir ihn beſchrieben hatten, rief er aus: „Warten ſie einmal, ich glaube der liegt unter den Todten!“ — Um nun das Mädchen, welches faſt verzweifelte, aus einer Ungewißheit zu reißen, welche peinvoller als die fürchterlichſte Gewißheit war, entſchloß ich mich, nach dem Hoſpitale zu gehen.

Es hielt etwas ſchwer, Einlaß zu erlangen, und ich verdankte ihn nur der perſönlichen Bekanntſchaft mit dem Spitalmeiſter. Endlich eingelaſſen, ſchilderte ich den jungen Mann, welcher geſucht ward, und wurde darauf von einem der jungen Aerzte bis an die Thüre des Gewölbes geführt, in welchem die Leichen lagen, und mit der Weiſung, der Bezeichnete liege auf der linken Seite ohngefähr in der Mitte, ließ er mich allein hinein treten und entfernte ſich. — Da lagen ſie die nackten Leichen, wie ich ſie im Traume geſehen hatte, zu beiden Seiten des Gewölbes, und der, den ich ſuchte, richtig in der Mitte auf der linken Seite.

Mein Traum war erfüllt, zwar nicht genau ſo, wie ich es geſehen hatte, aber ich konnte an der Deutung nicht zweifeln.

Das Mädchen ſelbſt aber hatte im Laufe des Sommers 1848 im Traume bereits das Grab ihres Liebhabers geſehen, als ſie, wie ihr däuchte, nach dem Frankfurter Kirchhofe ging. — Ein Todtengräber ſtand auf demſelben und hatte ſchon eine ganze Reihe Gräber gegraben, als ſie frug: „für wen das Grab ſei, das er eben mache?“ Er antwortete: „Für den Philipp G . . .“ — „Und iſt das andere daneben vielleicht für mich,“ frug ſie weiter. „Nicht eben beſtimmt,“ antwortete er, „aber du kannſt es haben.“ — So weit dieſer Traum.

Ein anderer Traum, den ſie ſchon mehrere Jahre früher hatte, bezieht ſich auf dieſelbe Angelegenheit, und iſt noch merkwürdiger, als der eben erzählte.

Ihr träumte, ihr Liebhaber ſäße vertraulich bei einem ihr fremden Mädchen, mit ſchwarzen Locken und langen goldnen

Ohrringen geſchmückt. Sie ſtand dabei und ſah, wie er die Fremde liebkoſte, aber plötzlich wendete er ſich von jener wieder ab, um ſich ihr wieder freundlich zu nahen; ſie aber wies ihm ſtolz und verächtlich die Thüre, und ließ ihn trotz aller Bitten nicht wieder ein. Da nahte ſich ein Schäfer in blauem Heſſen-Kittel, welchem eine ganze Heerde kleiner, junger Schafe folgte, der Thüre und ſie, ohne ſich zu bedenken, ließ den Schäfer ſammt ſeiner ganzen Heerde zu derſelben Thüre ein, die ſie dem erſten Liebhaber gewieſen hatte.

Sie erzählte ihren Traum den übrigen Dienerinnen des Hauſes, ja ſelbſt ihrem Liebhaber, welcher darüber lachte, und meinte, der Schäfer ſei er, und die Schafe bedeuteten ſeine Treue und ſonſtigen guten Eigenſchaften. — Allein einige Tage darauf, als ſie durch Sachſenhauſen ging, begegnete ihr ihr Liebhaber und führte daſſelbe ſchwarze Mädchen am Arm, das ſie im Traume geſehen hatte, ſelbſt die goldnen Ohrringe fehlten nicht.

Sie ſtellte ihren Liebhaber darüber zur Rede und ſchmollte längere Zeit mit ihm, ſühnte ſich jedoch ſpäter wieder mit ihm aus, und das Verhältniß zwiſchen Beiden dauerte, jedoch ziemlich kühl, bis zu ſeinem Tode am 18. September fort.

Trotzdem erſchütterte ſie ſein Tod außerordentlich und beſonders die Art deſſelben, und ihr Schmerz war aufrichtig, bis ſie wenige Wochen darnach durch den Schäfer, welcher erſchien, getröſtet wurde.

Dies war nämlich ein heſſiſcher Soldat, der als Einquartirter zu uns in's Haus kam, und der merkwürdiger Weiſe dieſen Namen führte. — Er nahm die leere Stelle in ihrem Herzen ein, und damit auch die Lämmer nicht fehlen ſollten, wurde das Verhältniß Beider leider etwas allzu vertraut.

Ein Traum des Arztes Zimmermann.

Der bekannte Arzt und Schriftſteller Zimmermann (Verfaſſer der Schrift „über die Einſamkeit u. ſ. w.“) theilte im Jahre 1765 Folgendes in einer Zeitſchrift, „dem Erinnerer,“ die damals in Zürich herauskam, mit:

Ich bin ein Mann von ſieben und dreißig Jahren, der die meiſten Tage ſeines Lebens mit der Beobachtung und Erforſchung der Natur zubringt; es wird Ihnen hieraus ſchon wahrſcheinlich ſein, daß ich nicht abergläubiſch bin.

Aber dieſe Wahrſcheinlichkeit ſteiget zur Gewißheit, wenn ich Ihnen offenbare, daß die größere Menge der Leute, mit denen ich lebe, dieſe leidige Krankheit in einem ſo erſtaunend hohen Grade hat, und dergeſtalt alle damit nicht Beſeligten verachtet, daß ich geradezu den Aberglauben nicht nur ebenfalls verachte, ſondern wegen ſeinen äußerſt böſen und wenig bekannten Folgen in dem bürgerlichen Leben haſſe. Nach dieſer Vorbereitung ſoll ihre Aufmerkſamkeit rege werden, wenn ein Feind von allem Aberglauben, von allen Vorbedeutungen, Ahnungen, Erſcheinungen und Träumen ſagt, er werde Ihnen die Geſchichte eines Traumes mittheilen; — eines Traumes, der keine Erfindung iſt, den er ſelbſt in allem Ernſte gehabt, und den er Ihnen jetzt auf die gewiſſenhafteſte Weiſe ohne Beiſetzung oder Weglaſſung eines einzigen Umſtandes erzählen will.

Millionenmal habe ich ſchon geträumt. Ich habe auch ſchon die außerordentlichſten Träume gehabt, und von denſelben immer die Urſache in den Beſchäftigungen des vergangenen Tages, in meinen herrſchendſten Ideen, aber hauptſächlich in dem phyſiſchen Zuſtand meines Körpers, in der Nachtmahlzeit, in dem Maße meines Getränkes, oder in andern vorhergegangenen Reizungen der Sinnlichkeit gefunden. Meine Träume waren mehrentheils abenteuerliche, auch habe ich immer alle vergeſſen, und niemals einen erzählt. Aber es ſcheint mir der Mühe werth, das Angedenken eines Traumes aufzubewahren, der nichts Abenteuerliches in ſich hat, zu dem die Phantaſie ſehr wenig beitrug, der mir faſt ganz Vernunft ſcheint, und der ſich ſo durchaus von den Wirkungen der ſonſt des Nachts äußerſt verworrenen Einbildungskraft unterſcheidet. Dieſe Geſchichte deutlicher zu machen, will ich Ihnen vorerſt die Geſchichte des Tages erzählen, auf welchen dieſe wenigſtens mir merkwürdige Nacht folgte.

Dieſer Tag war der fünfte November 1765. Den ganzen Morgen hindurch war mein Kopf ungemein helle, ich erfand den Plan zu einem ganz in die ausübende Arzneikunſt einſchlagenden Buche; eine Menge dahin gehörender Ideen drängten ſich herbei, ich ſchrieb alles auf, und ging vergnügt zu meiner Mittagsmahlzeit. Nach Tiſche ſchrieb ich etwas ganz Mechaniſches, ich ging hierauf in Geſellſchaft, wo ich ein paar Augenblicke ſehr aufgeweckt war, und die übrige Zeit bald mit einigen Frauen tändelte, bald in mich ſelbſt zurückging und an mein Buch dachte. Von dieſem Orte ward ich durch Berufs-Geſchäfte weggeführt, und mit dieſen brachte ich die ganze Zeit bis um acht Uhr des Abends zu. Meine Nachtmahlzeit war mäßig, ich aß einen kleinen Biſſen von einem Rebhuhn, etwas Salat, und trank nach meiner Gewohnheit ein paar Gläſer Wein; bei Tiſche ſprach ich aus meines Herzens Grunde mit meiner Familie von der mir ſo ſeltenen Heiterkeit des Geiſtes, die mir Gott in dieſem dunkeln Monat ſchenke. Nach Tiſche ging ich in eine kleine Geſellſchaft von Jungfern, wo ich ohne Lebhaftigkeit aufgeräumt und völlig vergnügt war. Um zehn Uhr legte ich mich, ohne die geringſte Beſchwerde in meinem Leibe und in meiner Seele zu verſpüren, ganz heiter und friedſam zu Bette. Ich richtete nach meiner Gewohnheit mein Herz zu Gott und ſchlief ein.

Im Traume wollte ich in ein mir unbekanntes Haus gehen. Man ſagte mir, wollt ihr in dieſes Haus gehen, denn in dieſem Augenblick iſt eure vorlängſt verſtorbene Frau (die, Gott ſei Dank! lebt und geſund iſt) mit einer ebenfalls vorlängſt verſtorbenen Perſon in dieſes Haus eingegangen?

Ich antwortete: meine Frau hat in ihrem Leben immer gegen mich und alle Menſchen ein äußerſt gutes Herz gehabt. Es iſt mir unmöglich, ſie nach ihrem Tode zu fürchten.

Mit dieſen Gedanken ging ich in das Haus hinein, und machte ſofort das erſte Zimmer auf. Da ſah ich meine Frau — und die andere Perſon in ihrer gewöhnlichen Kleidung und Geſtalt; aber, wie mir däuchte, ganz aus leichten Wolken zuſammengeſetzt. Meine Frau hatte die ſittſame ſtille Lieblichkeit in ihren Geſichtszügen, die ſie jetzt auf der Erde hat; aber doch zugleich etwas Feierliches auf ihrer ganzen Miene, das mir fremd war. Bei dem erſten Anblick ward ich innigſt gerührt — ſo wie ich etwa gerührt wäre, wenn ich plötzlich einen Engel vor mir erblickte. Aber mein Herz empfand nicht die geringſte Furcht.

Meine Frau nahte ſich mir mit einer unbeſchreiblich liebenswürdigen Majeſtät — ohne ein Wort zu ſprechen.

Urtheile ſelbſt, ſagte ich zu ihr, was ich bei deinem Anblick empfinde! — aber erzähle mir vor allem aus, wie iſt es dir in dieſem unbekannten Lande der Unſterblichkeit, wovon ich mir ſo gar keinen Begriff machen kann?

Ich erfahre Dinge, antwortete ſie, die kein Menſch jemals vermuthet hätte. Meine Seelenkräfte haben ſich unendlich erhöhet und erweitert; ich durchſehe die Vergangenheit in allen ihren Urſachen und Wirkungen; jeder gegenwärtige Augenblick iſt für mich ein Meer von Ideen. Nur iſt mir die Zukunft noch etwas dunkel.

Aber du haſt etwas Mageres und Blaſſes auf deinem Antlitz, du haſt etwas ſo ernſthaft Feierliches in deiner Art, dich gegen mich auszudrücken, das mich doch einigermaßen über deinen Zuſtand unruhig macht.

Meine Frau holte einen tiefen Seufzer und antwortete mir nach einem kleinen Stillſchweigen folgender Geſtalt: Ich bin unendlich glückhaftig, und doch bin ich es nicht in der Vollkommenheit. Mein ganzes auf der Erde geführtes Leben ſchwebt mir immer vor dem Gemüthe. Ich brachte meine meiſten Tage in ziemlicher Unſchuld dahin. Aber jeder Gedanke, jede Geſinnung, die nicht gerade dahin führten, wohin jezt alle meine Wünſche gerichtet ſind, ſcheint mir jezt ein Verbrechen, und dieß iſt meine Plage; ich fühle eine Art von Lähmung (wie ihr zu ſprechen pflegt), wenn ich den Weg zum Himmel anſchaue. Ich bin unendlich glücklich, weil mich Gott unendlich erhöhet hat; aber es iſt mir doch nicht recht wohl.

Auf was für einen Grad ſind aber jezt auch eigentlich deine Erkenntnißvermögen erhöhet?

Dieſes habe ich zum Theil ſchon geſagt. Aber überhaupt weiß ich alles, was in den Herzen der Menſchen vorging, die ich auf der Welt gekannt habe; ich weiß alles, was bei denen vorgeht, die ich in den Vorhöfen der Ewigkeit ſehe, ohne daß ſie mir es ſagen, denn wir reden nie, wir ſind ganz Betrachtung, und doch verſtehen wir alle einander. Ich weiß auch ſogar alles, was du jezt denkeſt, wenn du es mir ſchon nicht ſagſt.

Glaubſt du, liebſte Freundin, daß ich auch dahin kommen werde, wo du jezt biſt?

Du kennſt dich, Freund! Erzähle mir alle deine Fehler.

Neigung zum Unglauben, Zorn, Unthätigkeit im Guten, Gedankenloſigkeit, Sinnlichkeit.

Nun ſo beſſere dich, dann wirſt du gewiß mich wiederſehen.

O Freundin! deiner Stimme werde ich gehorchen, wie Gottes Stimme. Aber meine Neugierde hat keine Schranken. Wo biſt du jezt? was iſt eigentlich der Ort, wohin man nach dem Tode gelanget?

Du weißt, daß das Ende der Tage noch nicht gekommen iſt. Ich wohne unter Millionen Seelen in Gegenden voll Heiterkeit, Stille und Betrachtung; aber im Himmel bin ich nicht. Gott hat noch nicht gerichtet.

Was iſt der Himmel?

Lichtvolle Wolken verdecken noch zur Zeit unſern Augen dieſen ſeligen Ort; ach, mein Freund, trachte dahin, trachte dahin.

O Freundin! deiner Stimme werde ich gehorchen, wie Gottes Stimme. Aber ich habe niemals geglaubt, daß die Seelen der Abgeſtorbenen auf der Erde-erſcheinen.

Dieſes geſchiehet ſehr ſelten.

Sage mir doch, liebſte Seele, warum haſt du mich beſucht?

Gott hat es zugelaſſen, damit ich dich rette.

Wirſt du bei mir verweilen?

Nicht lange.

Auf dieſes hin machte ich eine Menge wichtiger Fragen, und meine Frau beantwortete ſie ſo, daß ich in dieſe Worte ausbrach: „O Freundin, du zeigſt mir, was kein Auge niemals ſah; du erzähleſt mir, was kein Ohr niemals hörte; du machſt mir klar, was der größte Geiſt unter den Sterblichen niemals in der entfernteſten Dämmerung ſah. Ich traue meiner Schwachheit nicht. Laß es mich aufſchreiben, um es dem Weltkreiſe zu verkündigen.“ — Indem ich dieſe Worte ausſprach, ſah ich mich nach Bleiſtift und Papier um, ich ſaß nieder zum Schreiben und erwachte plötzlich.

Worte, menſchliche Worte ſind nicht vermögend, den Verdruß auszudrücken, der mir Leib und Seele durchbebte, als ich mich in dieſem Zeitpunkt erwachet fand. Ich richtete mich in meinem Bette auf, um meiner ſelbſt auch recht bewußt zu ſeyn; ich ſah mich um, erkannte mein Zimmer und hörte den Nachtwächter die dritte Stunde nach Mitternacht ausrufen. Mein erſter Gedanke war, aufzuſtehen, um Licht zu ſchlagen und dieſen Traum aufzuſchreiben. Ich that es nicht, weil ich meinem Gedächtniſſe traute; hingegen wiederholte ich mir alles laut, deutlich und zu verſchiedenen Malen in meinem Bette. Aber an die großen, neuen, die Zukunft umfaſſenden Ideen, die ich im Traum hatte aufſchreiben wollen, konnte ich mich, der äußerſten Anſtrengung meines Gedächtniſſes ungeachtet, nicht erinnern.

Am folgenden Morgen ſchrieb ich dieſes alles mit dem feſten Entſchluſſe auf, daß ich in dieſer Erzählung der Wahrheit ſo getreu bleiben wolle, als wenn meine Seligkeit daran hienge, und Gott weiß, daß ich es geblieben bin. — Machen Sie nun, mein Herr Erinnerer! aus dieſem Traume, was Sie gut finden. Wenn er andern nützen kann, ſo laſſen Sie ihn drucken, und wenn er mich allenfalls in den Augen ihrer Contorwitzlinge, ihrer in Kramladen aufgewachſenen halbengländiſchen Freigeiſter mit ſchweizeriſchem Hirn bei einer Pfeife Tabak lächerlich macht, ſo helfen Sie mir das Unglück dieſer guten Leute bedauern, für die die größte Angelegenheit der Menſchen, der Zuſtand der Seele nach dem Tode, eine Kurzweil iſt.

A — den 25. Februar 1766.

Allerneueſtes aus England.

Die allgemeine Zeitung ſchreibt aus England im Oktober dieſes Jahres, was auch in dieſe Blätter mit Fug übergebt:

Im Süden von Irland ſind wieder einige Ruheſtörungen vorgefallen, welche die Abſendung einer Conſtabler-Verſtärkung von Dublin veranlaßt. Das Landvolk hat an einigen Orten die Polizeiwachen angegriffen. Es ſind indeſſen, ſcheint es, nur gewöhnliche argrariſche Unruhen, wie ſie in Irland ſo oft vorgekommen.

Die Vorunterſuchung gegen die Ehegatten Manning wegen Ermordung eines gewiſſen O'Connor geht ihren Gang, und nimmt die Aufmerkſamkeit des Publicums lebhaft in Anſpruch. Die Angeklagten werden vor die Oktober-Aſſiſen geſtellt werden, und ihre Verurtheilung unterliegt keinem Zweifel; nur dürfte ſich der Proceß durch den Umſtand verwickeln, daß eine noch nicht aufgefundene dritte Perſon bei dem Verbrechen betheiligt geweſen zu ſein ſcheint. Ein ſonderbarer Incidenzpunkt iſt (wenn es anders keine Penny-a-liner's

Erfindung), daß eine Hellſeherin, die in einer von London weit entlegenen Provincialſtadt wohnt, in ihrem magnetiſchen Zuſtand ausſagte: das Piſtol, mit welchem O'Connor erſchoſſen worden, liege in einem (bis dahin noch nicht entdeckten) dritten Keller des Hauſes, wo der Mord verübt worden, vergraben. Wirklich war dieſer dritte Keller bisher der Nachforſchung entgangen; die Waffe ſcheint aber noch nicht aufgefunden zu ſeyn.

Ein anderer Fall von Sympathie oder vom „Hereinragen der Geiſterwelt“ kam bei dem Proceß des ſo eben hingerichteten Wilſon in Erwähnung, der in Liverpool die ganze Familie des in Indien ſtehenden Hauptmanns Heinrichſon ermordet. In derſelben Stunde, wo dieſes Familienunglück über ihn erging, ſoll Heinrichſon, der in ſeiner fernen indiſchen Garniſonsſtadt einer heitern Geſellſchaft beiwohnte und ſelbſt ſehr heiter war, plötzlich von einer ſo ſchwermüthigen Stimmung befallen worden ſeyn, daß es allen Anweſenden auffiel.

Sir John Franklin's Nordpol-Expedition.

Für Freunde des Wunderbaren veröffentlichen wir folgende jedenfalls höchſt merkwürdige Mittheilung, welche der „Mancheſter Guardian“ vom 29. Septemper (das Datum iſt wichtig) auf Gewähr eines brittiſchen Flottenoffiziers, eines Augenzeugen, veröffentlicht. (Vergl. „Abendzeitung“ Nro. 285.) Die berühmte Hellſeherin zu Bolton wurde in Gegenwart von vier Herren über Sir John Franklin's Schickſal befragt. Sie erklärte, er habe große Drangſale erlitten, befinde ſich aber noch leidlich wohl, und hege große Hoffnung, in 9½ Monaten England zu erreichen (alſo im Juli 1850). Dieß ſagte ſie nicht als Prophezeiung, ſondern als die Meinung Franklin's, mit dem ſie in magnetiſchem Rapport zu ſeyn vorgibt. Sie war verwundert, die Zeit um 6 Stunden im Rückſtande zu finden und meinte, die Uhren müßten wohl nicht in Ordnung ſeyn. Dieſe Zeitverſchiedenheit deutet auf 85 bis 80 Grad Längendifferenz. Aufgefordert, ſeinen Aufenthalt auf einer kleinen Karte einer Pfennig-Encyclopädie zu bezeichnen, ließ ſie ſich die Karte auf's Haupt legen und wies mit dem Finger auf die Nordweſtküſte der Hudſonbai. Dieß ſetzte die Umſtehenden in das größte Erſtaunen, da die Hellſeherin völlig ungebildet iſt und keinen Begriff von Geographie oder Landkarten haben kann. Sie fanden, daß der angegebene Punkt dem Zeitunterſchied entſpreche, und ſie erklärten ſich die Sache ſo, daß Sir John Franklin an der Weſtküſte von Boothia (alſo nahe bei Prince-Regents-Einfahrt, geſcheitert ſey und dann verſucht habe, oſtwärts vorzudringen, in welchem Falle er erwarten konnte, gerade in neun Monaten nach England zu kommen. Die Hellſeherin ſah Sir John Franklin mit drei Perſonen auf dem Eiſe, aber andere Parthien ſeiner Mannſchaft folgten ihm in einiger Entfernung, noch andere ſah ſie todt unter dem Schnee liegen. Sie beſchrieb die rauhen Wälder und wilden Thiere und Volksſtämme, die ſie auf ihrem Wege zu ihm erblickte, namentlich ein weitſpringendes geſtreiftes Thier (die „wilde Katze?"). Auch die Schiffe beſchrieb ſie, von denen eines mit dicken Planken unter Waſſer war. Da man einen alten Brief von Sir James Roß hatte, ſo ward die Hellſeherin auch zu ihm geſchickt. Sie ſah ihn in einem dichten Schneegeſtöber feſt im Eis; er hatte Franklin nicht geſehen und beabſichtigte möglichſt bald nach England zurückzukehren. Bei ihm war die Zeit um faſt 8 Stunden im Rückſtande, was eine Differenz von 110 bis 115 Graden bedeutet, und als ſie ſeine Lage auf der Karte bezeichnen ſollte, wies ſie augenblicklich auf Bankers Land — einen Punkt, der alle Vermuthung für ſich hat. Ein anderes Schiff iſt in der Nähe des ſeinigen; beide ſind ohne Segel; aber weit näher iſt ein anderes Schiff unter Segel; anſcheinend von jenen herkommend, und nur 35 bis 40 Grad weſtlich. (Vielleicht das Schiff, das im vorigen Frühjahre mit friſchem Proviant dem Commodore Roß nachgeſchickt wurde.) Sie beſchrieb Sir James Roß als beleibt im Vergleich zu Franklin. Von letzterem ſagte ſie, ſeine Wangen ſeyen etwas eingefallen, aber er ſey geſund und habe reichlich zu eſſen. Auch beſchrieb ſie ſein Aeußeres genau genug, namentlich ſeine Kahlheit. Der Berichterſtatter meint, er würde voreilig ſeyn, ſich auf die Angaben der Hellſeherin zu verlaſſen, obgleich es in unſerer Zeit, wo wir durch den Blitz korreſpondiren und uns von der Sonne abzeichnen laſſen, gewagt ſeyn würde, die Gränze zwiſchen dem Möglichen und dem Unmöglichen zu ziehen. Jedenfalls werde es von Intereſſe ſeyn, dieſe Dinge ſchon jetzt, wo Verabredungen nicht ſtattfinden könnten, aufzuzeichnen. Fünf Tage, nachdem dieß gedruckt war, traf ein Grönlandsfahrer („True Löwe“, Kapitain Parker) in Hull ein, und beſtätigte wenigſtens, daß Franklin ſich im März in der Nähe der Gegend ſich befand, welche die Hellſeherin angezeigt hatte, während Niemand ihn auf dieſem Punkte geſucht haben würde.

Ein Derwiſch prophezeit den Tod Bathiany's.

(Aus einer Biographie des Grafen Ludwig Bathiany.)

Graf Ludwig Bathiany dachte ebenſo freiſinnig in Glaubensſachen als in der Politik. Man konnte ihn nicht zu den Kirchengängern zählen, obwohl er in vollem Ornate bei allen kirchlichen Feſten erſchien, ſobald ſie eine politiſche Nebenbedeutung hatten. Die Erziehung bei den Schotten in Wien hatten ihm keine ſonderlichen Begriff von klöſterlicher Bildung beigebracht, und ſein Aufenthalt in Italien beförderte nicht die Achtung vor den Ceremonien. Die Reiſe in den Orient hatte nicht minder auf den empfänglichen Geiſt eingewirkt, ſo daß Bathiany alle Religionsgeſellſchaften gleich reſpektirte. Er war frei von Vorurtheilen und duldſam, obwohl er ſich manchen Scherz erlaubte und die Geiſtlichen mit ſcharfen Ausfällen geißelte.

Der Aberglaube klopfte aber mit leiſem Finger auch an dieſen vorragenden Geiſt, und Bathiany unternahm z. B. nichts an einem Freitage. Im Jahr 1844 befand ſich Bathiany mit ſeiner Familie auf dem Dampfſchiffe, das von Wien nach Peſth fuhr. Der türkiſche Geſandte am kaiſerlichen Hofe befand ſich ebenfalls mit ſeiner Begleitung an Bord und darunter ein Derwiſch, dem man viele Achtung bewies. Der Derwiſch war ein Araber und ſtand im Ruf der Heiligkeit; man ſagte damals, er wolle das Grab eines Heiligen bei Ofen beſuchen. Er war nicht alt und bewies mit lebhaften Geberden ſeine Theilnahme an Allem, was vorging. Graf Bathiany näherte ſich mit einem im Oriente erlernten Gruße dem Fremden, und dieſer ſchien bereits den ungariſchen Cavalier zu kennen, denn er fühlte ſich geſchmeichelt durch das Beſtreben, eine Unterhaltung anzuknüpfen. Bathiany ſtellte ihm ſeine Kinder vor, Mädchen in zartem Alter, und auch ſeine Gattin. Nach längerer Unterhaltung wollte ſich der Derwiſch wahrſcheinlich erkenntlich erweiſen, und erbot ſich, den Damen aus der Hand wahrzuſagen. Die Gräfin ſchlug es aus, wahrſcheinlich unangenehm an einen Vorfall erinnert. Graf Zichy iſt kein freigebiger Mann und ſeine Frau war es ebenfalls nicht; letztere verweigerte einer bettelnden Zigeunerin ein Almoſen und dieſe ſprach eine Verwünſchung aus. Die Gräfin Zichy, die Mutter der nachmaligen Gräfin Bathiany, ſtarb bald nach jener Scene im Kindbett.

Bathiany gab aber lachend die Hand hin, die der Derwiſch lange betrachtete, ohne irgend etwas zu ſprechen. Der Derwiſch ließ die Hand des Grafen los, und es ſchien, als wollte er das Stillſchweigen länger behaupten; aber dies reizte um ſo mehr, und Bathiany drang mit ſeinem bekannten Ungeſtüm in den braunen Araber. Der Derwiſch erhob endlich die rechte Hand, mit der Fläche zum Geſichte Bathiany's gewandt, die fünf Finger auseinanderhaltend.

Der Graf verſtand die Pantomime nicht ſogleich oder wollte ſie nicht verſtehen.

Der Derwiſch neigte die Hand gegen Bathiany und brachte ſie dann in die frühere Poſition, wobei ein trüber Ernſt aus den dunkeln Augen blitzte.

Bathiany wurde blaß und verlegen, wie Jemand, der die Verlegenheit zu verbergen ſich bemüht; erſt nach einigen Secunden gelang es ihm, die frühere Faſſung zu erringen, und mit zum Lachen verzogenem Munde ſagte er zu ſeinem Freunde: In fünf Jahren? das wäre zu frühe. Ich brauche noch ein Vierteljahrhundert, um meinen Lebenszweck zu erreichen, und ohne einen Sohn zu hinterlaſſen, möchte ich die Welt nicht verlaſſen. (Er hatte damals noch keinen männlichen Erben.) Meinem Vetter (Graf Carl Bathiany) möchte ich nicht die ſchönen Güter übergeben, er liebt ſein Vaterland nicht.

„Lappalien,“ ſagte der Mitreiſende; „wie kann man ſo ernſt werden, weil ein dummer Derwiſch Wahrſagerei treibt, wahrſcheinlich um ein paar Goldſtücke zu erbeuten. Wir wollen ihm für den Schabernack gleich Revange geben.“

Mit dieſen Worten ergriff der Mitreiſende die Hand des Derwiſch, die dieſer gleichgültig und ohne Zögern ihm überließ; überlegend und nachſinnend ſchaute er darauf und hob endlich den Zeigefinger in die Höhe, andeutend: der Derwiſch werde nur noch ein Jahr leben. Der Derwiſch nahm ein Oelfläſchchen aus den weiten Falten ſeines Gewandes, benetzte die Finger damit, ſah hierauf gegen den Himmel und wandte ſich Mekkaſeits, leiſe die Lippen bewegend. Weder Angſt noch Scheu war in den Mienen des Orientalen zu erkennen; es ſchien blos, er wolle jeden Augenblick bereit ſeyn, das Paradies zu betreten.

Bathiany ſagte zum Freunde: Ihr Witz fruchtet nichts. Sie ängſtigen nicht den Weiſen des Morgenlandes, ſondern vermehren nur die Angſt des Thoren aus dem Abendland. Wir mögen philoſophiren wie wir wollen, wir bringen dennoch nicht den Reſpect vor Ammenmährchen aus den Gliedern. Ich ſchäme mich nicht, zu geſtehen, daß die Prophezeiung des

Arabers einen Eindruck auf mich machte; weder Geldgier noch Prunkſucht hat den Derwiſch zu ſeiner Weiſſagung veranlaßt und außer Rang und Namen weiß er nichts von meinen Verhältniſſen. Hat er in den Linien meiner Hand mein Geſchick geleſen, ſo wird es ſich erfüllen. Ich glaube auch, daß die Chiromanthie noch zu einer Wiſſenſchaft gedeihen wird, und es bleibt nicht das Letzte, was wir dem Orient zu danken haben.

Der Sommer des Jahres 1849 war noch nicht zu Ende, alſo das fünfte ſeit jener Scene, für deren Wahrheit wir bürgen, noch nicht verfloſſen, ſo lag Graf Ludwig Batthiany todt im Neugebäude zu Peſth.

Spukgeſchichten aus England.

1.

Eine aus alter Zeit.

Wir geben dieſe Spukgeſchichte aus älterer Zeit aus England und fügen ihr ſogleich eine ganz ähnliche ebendaher aus neueſter Zeit bei.

Es iſt intereſſant, beide mit einander zu vergleichen und zu erkennen, daß zu den verſchiedenſten Zeiten und in den verſchiedenſten Perioden der Bildung und Aufklärung ſich Gleiches wiederholt, was auch zum Beweiſe dienen könnte, daß derlei Erſcheinungen oder Begebenheiten in der Natur ſelbſt liegen, Naturphänomene ſind und zwar aus der Nachtſeite der Natur und wohl weder auf Betrug noch auf Täuſchung durchaus und immerdar beruhen.

Als H. Mompeſſon von Tedworth in der Grafſchaft Wilts im März des Jahres 1661 in der nahen Stadt Lugarſhal ſich aufhielt und ein Getrommel in den Straßen hörte, erkundigte er ſich bei dem Vogt der Stadt, in deſſen Hauſe er ſich gerade befand, was das bedeute? Der Vogt erzählte nun, wie ſie dort ſeit einigen Tagen von einem unnüzen Trommler beunruhigt würden, der auf einen wie er glaube, falſchen Paß hin bettle. H. Mompeſſon ſendete auf dieſe Auskunft nach ihm, und befragte ihn, auf weſſen Ermächtigung er alſo das Land mit ſeiner Trommel durchziehe? Er erhielt die Antwort: auf gute Ermächtigung, wobei er Paß und Vollmacht, unterſchrieben von H. William Cawley und Oberſt Ayliff von Gretenham, vorlegte. H. Mompeſſon, der die Hand der beiden Herren wohl kannte, überzeugte ſich ſogleich, daß Paß und Vollmacht falſch ſeyen; ließ daher dem Vagabunden die Trommel abnehmen und trug dem Gerichtsdiener auf, ihn zur weiteren Unterſuchung und Beſtrafung vor den nächſten Friedensrichter zu führen. Der Schalk geſtand nun den Betrug ein und bat, daß man ihm ſeine Trommel zurückgeben möge. H. Mompeſſon erwiderte, daß, wenn er von Oberſt Ayliff, für deſſen Trommelſchläger er ſich ausgab, ein Zeugniß ſeiner Unbeſcholtenheit beibringe, er ſie wieder haben ſolle; bis dahin ſolle ſie ihm bewahrt bleiben. So ließ er den Menſchen in des Gerichtsdieners Händen zurück, der aber, wie es ſcheint, durch ſeine Drohungen eingeſchreckt, ihn hernach laufen ließ.

Um die Mitte des nächſtfolgenden Aprils, als H. Mompeſſon Vorbereitung zu einer Reiſe nach London traf, ſandte der Vogt die Trommel in ſein Haus; und als er nun ſpäter heimgekehrt, erzählte ihm ſeine Gattin, wie ſie die Zeit ſeiner Abweſenheit in großer Furcht vor Dieben zugebracht. Er war auch kaum wieder drei Nächte zu Haus geweſen, als daſſelbe, was die Familie in Schrecken geſetzt, ſich wiederholte, ein ſtarkes Klopfen an die Thüre und die Außenſeite des Hauſes. Er unterſuchte daher mit Piſtolen bewaffnet, das ganze Haus, öffnete die Thüre, woran eben geſchlagen werden und hörte nun den Lärm an einer andern. Er öffnete auch dieſe und hielt die Runde um das Haus; konnte aber nichts entdecken, nur daß der Schall immer ſtärker und hohler wurde. Als er wieder zu Bett gegangen, lautete es wie ein Anſchlagen und Trommeln auf dem Firſt des Hauſes, das eine gute Zeit dauerte und dann allmählig in die Lüfte ſich verlor.

Darauf war der Lärm mit Anſchlagen und Trommeln häufig; gewöhnlich 5 Nächte nach einander ſich wiederholend und 3 ausſetzend. Es war an der meiſt getäfelten Außenſeite des Hauſes, und kam, wenn ſie früh oder ſpät eben zu Bette gehen wollten. Nach einem Monat ließ es eine halbe Stunde nach dem Schlafengehen, fünf Nächte von ſieben, zwei Stunden lang in dem Zimmer, wo die Trommel lag, ſich hören. Das Zeichen des Anfangs war ein Geheul in der Luft über dem Hauſe, das des Abzugs aber ein Trommelſchlag wie bei einer Wache. Das dauerte ſo zwei Monate lang, in deren Verlaufe der Hausherr ſelbſt in jenem Zimmer ſich aufhielt, um näher zuzuſehen. Als bald darauf die Hausfrau ins Kindbett kam, war in derſelben Nacht nur ganz wenig Lärm und dann drei Wochen lang keiner zu verſpüren. Nach dieſer höflichen Unterbrechung aber kehrte er ſtärker als zuvor zurück und verfolgte und ängſtete die Kinder, indem es ſo heftig an ihre Bettſtellen ſchlug, daß es ſchien, als ſollten ſie in Stücke gehen. Legte man die Hand an ſie, dann erhielt man zwar keinen Schlag, fühlte ſie aber mächtig erſchüttert, eine ganze Stunde lang wurden bekannte Kriegsmärſche der Reihe nach geſchlagen. Darauf wurde unter den Betten der Kinder wie mit Eiſenkrallen gekrazt. Es hob die Kinder auf und verfolgte ſie von Zimmer zu Zimmer, ſonſt niemand beunruhigend. Als man ſie nun auf dem Oberboden, der bis dahin nicht allarmirt worden, bei hellem Tage zu Bette brachte, war der Störenfried ſogleich zur Hand.

Am 5. November 1661 gab es einen gewaltigen Lärm und als einer der Bedienten im Kindszimmer zwei Bretter ſich bewegen ſah, erbat er ſich eines derſelben, worauf das

Brett, ohne daß er jemand dabei geſehen hätte, bis auf eine Elle an ihn herankam. Der Mann rief ſofort: nun gieb mir es in meine Hand, worauf es ohne Verzug auf ihn loskam und wohl zwanzigmal auf und nieder, vorwärts und rückwärts ſich bewegte, bis H. Mompeſſon ſich die Fortſetzung ſolcher Vertraulichkeiten verbat. Das geſchah am hellen Tage vor allen Leuten, die das Zimmer anfüllten; auch ließ es an dieſem Morgen einen ſehr angreifenden Schwefelgeruch zurück. Zu Nacht kam ein Geiſtlicher, H. Gregg, mit mehren Nachbarn zum Beſuch, und er begab ſich mitten unter großem Lärm an der Seite des Bettes mit ihnen ins Gebet. Während des Betens zog es ſich auf den Oberboden zurück, kam aber, als er geendet hatte, ohne Verzug wieder. Im Angeſicht aller gingen nun die Stühle im Zimmer herum, die Schuhe der Kinder flogen ihnen über die Köpfe und Alles, was beweglich war in der Stube, rührte ſich. Zugleich wurde eine Bettleiſte nach dem Geiſtlichen geworfen, welche ihn am Schenkel traf; aber ſo ſanft, daß eine Wollflocke nicht ſänftlicher hätte aufliegen können; man bemerkte dabei, daß ſie ſogleich am Orte, wo ſie hingefallen, liegen blieb. Da H. Mompeſſon ſah, wie es alſo die Kinder verfolgte, brachte er ſie in ein benachbartes Haus; nur ſeine älteſte zehnjährige Tochter ließ er in ſeinem eigenen Zimmer ſchlafen. Sobald das Mädchen im Bette lag, begann aber das Treiben wieder mit 3 Wochen lang fortgeſetztem Trommeln und anderem Lärm, und man bemerkte, daß es genau Alles mit Trommeln antwortete, was man ihm vorgepocht oder wonach man gefragt. Als darauf das Haus, wo die Kinder wohnten, viele Fremde bekam und man die Kinder wieder heimführte und ſie im Viſitenzimmer, das bisher nicht beunruhigt worden, zu Bette brachte, hatte ihr Verfolger auch dort ſie ausgefunden; begnügte ſich aber damals, ſie nur beim Haare und den Nachtkleidern zu rauſen und zu zupfen.

Man bemerkte, daß wenn der Lärm am größten war und mit der jähſten und erſtaunlichſten Heftigkeit ausbrach, kein Hund um das Haus herum ſich rührte, obgleich das Pochen oft ſo ungeſtümm und gewaltig war, daß man es auf große Entfernung ins Feld hinaus vernahm und die Nachbarn im Ort, deren keiner unmittelbar am Hauſe wohnte, aus dem Schlaf darüber erwachten. Das Geſinde wurde oft mit den Betten aufgehoben und ohne Verletzung wieder ſanft niedergelaſſen; bisweilen auch lag es wie eine ſchwere Laſt auf ihren Füßen.

Gegen Ende Dezember 1661 wurde das Trommeln ſeltener, aber nun lautete es wie Klingen gezählten Geldes, was, wie man glaubte, durch ein Wort der Mutter des Hausherrn veranlaßt war. Sie hatte nämlich Tags zuvor mit einem Nachbar von den Feen geſprochen und von dem Gelde, das ſie zurückzulaſſen pflegten, hinzuſetzend: es ſey wohl billig, wenn etwas dergleichen auch diesmal zur Entſchädigung für all die Unruhe erfolge. Darnach hörte das ungeſtüme Lärmen auf und es begnügte ſich mit kleinen, minder läſtigen Narrentheidigungen. Als am Weihnachtabend kurz vor Tagesanbruch einer der Knaben aufſtand, wurde er an die Ferſe mit der Thürklinke geworfen, die mit einem ſo feinen Stifte befeſtigt war, daß es Mühe koſtete, ihn herauszuziehen. In der Nacht nach Chriſttag wurde das Kleid der Hausfrau im Zimmer herumgeſchleppt, ihre Bibel aber in die Aſche geſteckt. Dergleichen Streiche wiederholten ſich oft. Später wurde es einem Bedienten des Hausherrn, John genannt, einem derben, verſtändigen Burſchen ſehr läſtig. Mehrere Nächte hindurch ſuchte es ihm die Decken vom Bette zu reißen; und obgleich er ſie mit Gewalt feſtgehalten, wurden ſie ihm doch bisweilen weggerafft, und die Schuhe ihm dabei an den Kopf geworfen. Manchmal fühlte er ſich feſtgehalten, als wären Hände und Füße ihm gebunden. Er bemerkte aber dabei, daß wenn er Gebrauch von ſeinem Schwerte machen und damit um ſich ſchlagen konnte, das ihn Haltende entwich. Bald hernach kam der Sohn von H. Th. Bennet, deſſen Taglöhner der Trommelſchläger früher geweſen, an, und erzählte

Hausherrn einige Worte, die dieſer geredet. Das wurde,
es ſcheint, übel aufgenommen; denn als ſie zu Bette
ngen, ertönte die Trommel ſo laut und lärmend, daß
Fremde aufſtand, und ſeinen Diener, der bei John ſchlief,
te. Sobald dieſer fort gegangen, hörte John ein Geräuſch
er Kammer und es kam etwas zum Bette, wie mit Seide
ethan. Er griff nach ſeinem Schwerte, das er aber wie
ſich weggehalten fühlte. Nur mit Anſtrengung bemächtigte
ich ſeiner und ſo wie das gelungen, verließ ihn das Ge-
ſt, wie denn zu aller Zeit bemerkt wurde, daß es die
ſſe ſcheute.

Mit Anfang Jänner 1662 vernahm man ein Singen im
nine, ehe es hernieder kam; auch ſah man um dieſe Zeit
s Nachts Lichter im Hauſe. Eines davon kam in H. Mem-
ons Schlafzimmer; die Flamme ſchien blau und ſchim-
nd, und bewirkte ein Starren in den Augen derjenigen,
ſie ſahen. Nach dem Lichte hörte man etwas, wie mit ab-
genen Schuhen, die Treppe hinaufſteigen. Das Licht
de hernach noch 4 oder 5 mal im Kindszimmer geſehen
die Mägde betheuerten, die Thüre ſey mindeſtens zehn-
vor ihren Augen geöffnet und geſchloſſen worden und
jeder Oeffnung wäre es geweſen, als ſey wohl ein halb
zend Menſchen eingetreten. Darauf habe man gehört, wie
ge um das Zimmer gegangen, wobei eine Perſon wie in
de geraucht, wie es auch einſtmal der Hausherr ſelbſt
ahm. Zur Zeit des lauten Pochens, als viele Leute zu-
n waren, rief einer der Anweſenden: Satan, wenn der
mmelſchläger deiner ſich bedient, dann thue drei Schläge,
nicht mehr! Die drei Schläge erfolgten und es wurde
er ſtill. Dann klopfte der Mann ſelbſt, um zu
n, ob er wieder wie gewöhnlich Antwort erhalte; aber
erfolgte nichts. Um weiter ſich der Sache zu verſichern,
erte er den Unſichtbaren auf: wenn er der Trommelſchlä-
ſey, fünfmal zu pochen und dann die ganze Nacht über
mehr. Es geſchah alſo und die ganze Nacht blieb ruhig.

Das geſchah in Gegenwart von H. Th. Champerlam aus Oxfordſhire und mehreren andern Zeugen. Samſtag Morgens, am 10 Jänner, eine Stunde vor Tag, wurde eine Trommel vor der Zimmerthüre des Hausherrn geſchlagen, die dann ans andere Ende des Hauſes vor die Thüre der dort ſchlafenden Fremden ging, vier oder fünf Märſche ihnen vortrommelte und dann in die Lüfte verhallte. Als der Schmied des Dorfes bei John ſchlief, hörten beide ein Geräuſch, als wenn einem Roſſe Hufeiſen angelegt würden, und es kam etwas, wie mit einer Zange nach des Schmieds Naſe ſchnappend. Als einſt H. Mompeſſon früh Morgens aufgeſtanden, hörte er großen Lärm unter ſich im Zimmer, wo die Kinder ſchliefen; er eilte hinab, eine Piſtole in der Hand und hörte beim Eintritt eine Stimme rufend: eine Hexe! eine Hexe! Darauf war Alles ſtill. Als es eines Nachts eine Zeitlang an H. Mompeſſons Bett handthiert hatte, ging es zu einem andern Bette, worin ſeine Tochter lag, und unter ihm nun von einer Seite zur andern durchfahrend, hob es ſie jedesmal auf und man hörte dreierlei Arten von Geräuſch im Bette. Man ſuchte es mit einem Schwerte zu erreichen; aber es vermied den Stoß, ſich unter dem Kinde bergend. Die Nacht darauf kam es und keuchte wie ein Hund außer Athem. Jemand verſuchte nun mit der Bettleiſte nach ihm zu ſchlagen, die aber wurde ihr aus der Hand geriſſen und weggeworfen; und als Leute kamen, füllte ſich das Zimmer mit einem ekelhaften Blumengeruch und wurde ſehr heiß, obgleich mitten im ſehr ſtrengen Winter nicht eingeheizt war. Es fuhr eine Stunde lang fort zu keuchen und zu kratzen und zog ſich dann in ein nahes Zimmer, wo es noch ein wenig pochte und wie eine Kette rüttelte. Das wiederholte ſich zwei oder drei Nächte hintereinander. Bald darauf wurde die Bibel der Hausfrau, die Blätter nach abwärts in der Aſche gefunden beim dritten Kapitel des Evangeliſten Markus aufgeſchlagen, wo von den unreinen Geiſtern die Rede iſt, die vor dem Heiland niedergefallen und wie er den Zwölfen die Macht gegeben, Teufel auszutreiben. In der folgenden Nacht ſtreute man Aſche in der Stube aus und fand am Morgen an einer Stelle den Abdruck, wie von einer ſtarken Kralle; am andern Orte von einer kleineren, an einem dritten einige Buchſtaben, aus denen man aber nichts zu machen wußte, außerdem allerlei Kreiſe und Gekritzel in der Aſche.

Um dieſe Zeit langte Glanvil ſelbſt im Hauſe an, um in eigener Perſon nachzuſehen, was an der Sache ſey. Das Trommeln und übermäßige Lärmen hatte ſchon vor ſeiner Ankunft aufgehört; aber vieles von dem Zuvorerzählten wurde ihm durch die Nachbarn, die gegenwärtig waren, beſtätigt. Es pflegte damals die Kinder zu plagen, und zwar vom Augenblicke an, wo ſie zu Bette gegangen. Das war an dem Abend um acht Uhr geſchehen, und eine Magd kam bald herab, um anzukündigen, es habe ſich gezeigt. Glanvil und H. Hill, ein Freund, der mit ihm gekommen, gingen nun mit Mompeſſon hinauf. Schon auf der Treppe hörten ſie ein ſeltſames Kratzen, und als ſie ins Zimmer traten, überzeugte ſich Glanvil, daß es gerade hinter dem Kiſſen der Kinder, wie gegen den Ueberzug deſſelben geſchiehet, ſo laut, als nur irgend Jemand es mit Nägeln hervorbringen konnte. Es waren zwei ſtille Mädchen von etwa 7—8 Jahren in dem Bette; ihre Hände waren außer der Decke, und von ihnen konnte das Kratzen hinter ihren Köpfen nicht ausgehen; ſie waren ſchon gewohnt an dergleichen, hatten immer Jemand in der Kammer bei ſich und ſchienen darum ſich nicht ſehr zu fürchten. Oben am Bette ſtehend, ſagt Glanvil, fuhr ich mit der Hand unter das Kiſſen, gerade an die Stelle, wo das Gekratze herkam; worauf es dort aufhörte, und an einem andern Orte des Bettes anfing, ſowie ich aber die Hand wegzog, kratzte es wieder an der vorigen Stelle. Da man mir geſagt hatte, daß es vorgemachten Schall nachmache, verſuchte ich es, nacheinander 5 mal, 7 und 10 mal an der Bettſtätte kratzend; es that ſofort deßgleichen und ließ ab, wenn die Zahl erfüllt war. Ich ſuchte unter und hinter dem Bette nach, nahm das Bettzeug bis auf die Gurten weg, durchforſchte die Wand hinter dem Bette, kurz, that Alles, um auszufinden, ob irgend ein Betrug, Kunſtſtück oder ſonſt etwas Veranlaſſendes da ſey. Mein Freund ſeinerſeits verfuhr eben ſo, aber wir konnten nichts entdecken, ſo daß ich damals überzeugt war, wie ich es noch bin, der Lärm rühre von einem Geiſte oder Dämon her. Nachdem es eine halbe Stunde alſo angehalten, kam es in die Mitte des Bettes unter die Kinder und ſchien dort ſehr laut zu keuchen, wie ein Hund außer Athem. Ich legte meine Hand auf den Ort und fühlte das Bett dagegen anſchlagen, als hebe etwas von innen heraus daſſelbe auf. Ich griff in die Federn, um mich zu überzeugen, ob etwas Lebendiges darin ſey und ſchaute überall nach, ob ein Hund, eine Katze, oder etwas dergleichen im Zimmer ſich befinde; die Andern thaten desgleichen, aber wir fanden nichts. Die Bewegung, die das Keuchen hervorbrachte, war ſo ſtark, daß die Fenſter ſichtbarlich davon zitterten. Das dauerte ſo eine halbe Stunde lang in unſerer Anweſenheit fort und länger noch, wie man uns ſagte, als wir weg waren.

Während des Keuchens ſah ich zufällig etwas, das ich für eine Maus oder Ratte hielt, in einem Sacke ſich bewegen, der an einem andern Bette hing. Ich ging hin, faßte den Sack beim obern Ende mit der einen Hand, und ließ ihn durch die andere laufen, fand aber nichts darin. Niemand war in der Nähe, der die Bewegung, die ganz aus dem Innern des Sackes zu kommen ſchien, hätte hervorbringen können. Glanvil war bei dem Allem ohne die mindeſte Furcht, gerade wie damals, als er das Geſchehene niederſchrieb. In der Nacht ſchlief er mit ſeinem Freunde in einem Zimmer ununterbrochen, als vor Tagesanbruch ein ſtarkes Klopfen vor ſeiner Thüre ihn weckte und er dann wieder den Gefährten. Er fragte mehremal, aber das Klopfen dauerte fort ohne Antwort. Er rief nun: „im Namen Gottes, wer biſt Du und was willſt Du?“ Eine Stimme rief: „Nichts mit Euch!“ Beide denkend, es ſey ein Diener des Hauſes geweſen, ſchliefen

ieder ein; als ſie, was vorgegangen, aber am andern Morgen
em Hausherrn erzählten, ſagte ihnen dieſer: daß Niemand
er Hausgenoſſen dort herum ſchlafe oder in der Gegend etwas
u thun gehabt, und daß das Geſinde nicht eher zu kommen
flege, bis er rufe, was nach Tagesanbruch geſchehe. Die
eute beſtätigten die Angaben, betheuernd, daß ſie es nicht
eweſen, die den Lärm gemacht. Am Morgen meldete ihm
ein Diener, das Roß, auf dem er hergeritten, ſtehe im vollen
Schweiße, als wenn es die ganze Nacht auf der Straße ge-
eſen. Als ſie zum Stalle gingen, befanden ſie es alſo,
nd nähere Zufrage ergab: daß das Pferd, das ſeit lange
mmer geſund geweſen, von einem ſehr ordentlichen Diener
ohl beſorgt worden war. Als er aber hernach eine oder
wei Meilen ſachte in einer Ebene auf ihm geritten, wurde
s lahm; und als es ſeinen Herrn mühſam nach Hauſe ge-
racht, fiel es am zweiten oder dritten Tage, ohne daß Je-
and errathen konnte, was ihm gefehlt.

Als der Hausherr ſpäter am Tage einiges Holz im Ka-
ine ſich wie von ſelber bewegen ſah, ſchoß er mit einer Pi-
tole hinein, worauf man mehrere Blutstropfen auf dem Heerde
nd an verſchiedenen Orten der Treppe bemerkte. Zwei oder
rei Nächte hindurch blieb es nun ſtill im Hauſe; dann aber
am es wieder und plagte ein kleines Kind, das eben ent-
öhnt worden, alſo, daß es nicht zwei Nächte nach einander
Ruhe hatte. Es duldete keine Lichter in der Kammer, ſondern
ührte ſie weg auf's Kamin oder warf ſie unter das Bett.
Das arme Kind erſchrack ſo ſehr über ſein Anſetzen, daß es
Stundenlang nicht wieder beruhigt werden konnte, und daß
man es abermal mit den andern aus dem Hauſe legen mußte.
Zur darauf folgenden Mitternachtszeit kam es die Stiege
inauf, an Mompeſſon's Thüre anklopfend, ging dann zum
Bedienten und erſchien am Fuße ſeines Bettes. Die Geſtalt
onnte er nicht genau unterſcheiden, doch glaubte er eine große
igur mit zwei rothen glänzenden Augen, die eine Zeit lang
eſt auf ihn gerichtet waren, und dann verſchwanden, zu er-

blicken. In einer andern Nacht ſchnurrte es in Anweſenheit mehrerer Fremder im Bette der Kinder wie eine Katze, wobei das Bettzeug ſammt den Kindern mit ſolcher Gewalt aufgehoben wurde, daß ſechs Männer es nicht niederzuhalten vermochten. Die Kinder wurden nun weggebracht, in der Abſicht, das Bett aufzutrennen; aber man hatte die Kleinen nicht ſobald in ein anderes Bett gelegt, als dies noch mehr als das vorige beunruhigt wurde. Das dauerte ſo vier Stunden lang und ſchlug die Beine der Kinder ſo hart gegen die Bettpfoſten, daß ſie aufſtehen und die ganze Nacht aufbleiben mußten. Dann goß es Nachtgeſchirre in die Betten aus und ſtreute Aſche hinein; eine lange Eiſengabel wurde in die Schlafſtätte des Herrn gelegt, und in die ſeiner Mutter ein Meſſer, die Schneide aufwärts. Tiefe Schüſſeln wurden mit Aſche gefüllt, alle Sachen umhergeworfen, und der Lärm dauerte ohne Unterbrechung fort. Als Anfangs April 1663 ein Fremder im Hauſe ſich aufhielt, wurde ihm alles Geld in der Taſche geſchwärzt, und als Mompeſſon eines Morgens zu ſeinem Stalle kam, fand er ſein Roß an der Erde, mit einem ſeiner Hinterbeine im Maule ſo feſt eingekeilt, daß mehre Männer es mit Hülfe eines Hebels nur mit Mühe herausbrachen. Noch mehr anderes Merkwürdige fiel ſpäter noch vor, aber die Berichte Glanvils reichten nicht weiter; nur einmal noch ſchrieb ihm Mompeſſon, wie das Haus mehrere Nächte hintereinander von 7 oder 8 Figuren in Menſchengeſtalt heimgeſucht war, die aber, ſobald ein Feuergewehr abgeſchoſſen wurde, alle miteinander in den Baumgarten davonhuſchten.

Der Trommler wurde bei der Gelegenheit vor die Aſſiſen von Salisbury gebracht. Früher hatte man ihn des Diebſtahls halber in den Kerker von Glouceſter eingeſchloſſen, und als ihn ein Mann aus Wiltſhire dort heimſuchte, fragte er dieſen, was es Neues dort zu Lande gebe. Der Beſuchende erwiderte: er habe nichts vernommen. Da ſagte der Gefangene: habt ihr denn nichts von dem Getrommel im Hauſe des Mannes von Tedworth gehört? Ja wohl, ſagte der Andere. Gut, ſprach der Trommler, ich bin's, der ihn plagt, und er ſoll niemals Ruhe haben, bis er mir Genugthuung dafür gegeben, daß er mir meine Trommel weggenommen. Nach vollendeter Information über dieſen Vorfall wurde er als Zauberer in Sarum vor Gericht geſtellt; alle die oben angeführten Thatſachen wurden in den Aſſiſen von dem Geiſtlichen der Pfarrei und einigen der geſcheidteſten und ſolideſten Einwohner des Orts, die mehrere Jahre hindurch von Zeit zu Zeit Augenzeugen geweſen, beſchworen, und über den Kerl darauf das Urtheil der Landesverweiſung ausgeſprochen. Er entkam jedoch, als man ihn eingeſchifft, man weiß nicht wie, der Sage nach durch Sturm und den Schrecken der Seeleute. Es war nun auffallend, daß all' die Zeit über, wo er verhaftet und abweſend war, im Hauſe Alles ruhig blieb; ſowie er aber losgelaſſen, der Lärm ſogleich wiederkehrte. Er hatte unter Cromwell Kriegsdienſte geleiſtet und pflegte oft von Büchern zu erzählen, die er von einem alten Manne, der für einen Zauberer galt, her habe.

Die Sache machte begreiflich großes Aufſehen und erregte, wie immer in ſolchen Fällen geſchieht, heftigen Widerſpruch. An Mompeſſon's Wahrhaftigkeit konnten alle, die ihn als einen ernſten, ſcharfſehenden, tüchtigen und weder eitlen noch auch leichtgläubigen Mann kannten, nicht zweifeln. Sein Zeugniß konnte nicht verworfen werden, da er alle Eigenſchaften eines guten Zeugen beſaß, die Sachen in ſeiner Nähe, ja in ſeinem Hauſe vorgingen, und nicht etwa ein oder das anderemal ſich zeigten, ſondern hundertmal, und das ins dritte Jahr anhaltend, während welcher Zeit er ſie immer mit Aufmerkſamkeit verfolgte. Daß einer ſeiner Dienſtleute ihn betrogen hätte, dafür war kein Grund abzuſehen; und es lag auf der Hand, daß ein ſo lange fortgeſetzter Trug zuletzt doch an den Tag gekommen wäre. Es einer melancholiſchen Stimmung von ſeiner Seite zuzuſchreiben, wollte gleichfalls nicht erklecken, da ſich in keiner Weiſe begreifen ließ, wie er mit dem Uebel ſeine ganze Familie, dann Nachbarn und Fremde hätte anſtecken können. Die Vorausſetzung, er ſelbſt müſſe um den Betrug gewußt haben, führte ebenfalls auf Unbegreiflichkeiten.

Sein guter Name, ſein Vermögen, der Zuſtand ſeiner Angelegenheiten, der Friede ſeines Hauſes, Alles litt bei der Sache. Den Ungläubigen galt er als ein Betrüger, Andere ſahen in der Zulaſſung eines ſo außerordentlichen Uebels ein Gericht Gottes über ihn, irgend einer geheimen Unthat oder Gottloſigkeit wegen. Sein Beſitzſtand litt unter dem Zuſtrömen ſo vielen Volkes von allen Gegenden zu ſeinem Hauſe; die Abhaltung von ſeinen Geſchäften, die das bewirkte, und die Entmuthigung ſeines Geſindes, die ſo weit ging, daß er kaum Jemand mehr finden konnte, der bei ihm blieb, drückte ſchwer auf ihn. Nicht zu reden von dem beſtändigen Aufruhr, in dem die Familie war, den ſchreckhaften Erſcheinungen und Plagen, dem Aus- und Einſchleppen der Kinder und der fortdauernden nächtlichen Unruhe im Hauſe. Es war alſo ganz und gar nicht begreiflich, daß er ſich ſelbſt ſo lange geplagt haben ſollte, blos um zu betrügen und von ſich reden zu machen; noch unbegreiflicher, daß von den vielen kritiſchen Geiſtern, die an nichts dergleichen glaubend, nur gekommen, um den Betrug aufzudecken, keiner etwas gefunden, ob man allen gleich zum Nachſuchen volle Freiheit gelaſſen. Manche vielmehr waren, vom Gegentheile überzeugt, in aller Stille davon gegangen. Die Nachricht von dem, was ſich in Wiltſhire zutrage, war zuletzt auch an den Hof gekommen; der König Carl II. ſandte daher einige Herren hin, um ſelber zuzuſehen. Die Nacht, in der die Geſendeten im Hauſe zugebracht, blieb aber ruhig. Nun war die Sache ausgemacht. Wie jener Spanier, der geſchloſſen: es gibt keine Sonne in England, denn ich war ſechs Wochen im Lande und habe keine zu ſehen bekommen; alſo urtheilte man. die Hofherren waren eine Nacht im Hauſe und haben nichts bemerkt, alſo gibt es nichts dort zu bemerken; davor mußten nun alle, wenn auch noch ſo zahlreichen poſitiven Zeugniſſe, verſtummen. Was an der Evidenz noch etwa fehlte, wurde nun leicht aus eigener Einbildungskraft ergänzt. Glanvil hatte den Bericht über das Vorgegangene in den drei erſten Auflagen ſeines Buches bekannt gemacht, ohne Widerſpruch zu finden. Jetzt aber kam ihm von allen Seiten die Nachricht zu: nun wiſſe man, es ſey nichts an der Sache; er Glanvil und Mompeſſon ſelber hätten es geſtanden, daß Alles Betrug und Erfindung geweſen. Tauſende kamen gelaufen, um jenen zu befragen, ob es ihm mit dem Geſtändniß wirklich ernſt geweſen; und es wurde nun auch in ſeinem Hauſe des Geiſterlärms beinahe ſo viel, wie zuvor in Mompeſſon's, ſo daß er müde zu antworten, ſich lieber zu einer neuen Ausgabe des Buches entſchloß. Da es indeſſen damit noch einige Zeit anſtand, ſo wurde die Sache mit dem Geſtändniß einſtweilen als weltbekannt und ausgemacht angenommen und als nicht weiter zu bezweifeln zu Buch gebracht. Glanvil arbeitete ſeinerſeits die neue Ausgabe größtentheils aus, wurde aber, ehe ſie erſchienen, 1680 vom Tode überraſcht. Sie wurde indeſſen ſpäter gedruckt und enthielt gleich am Eingang einen Brief, den Mompeſſon am 8. Nov. 1672 geſchrieben, worunter er unter Anderem ſagt: „oft befragt, ob ich nicht Sr. Majeſtät oder irgend Jemand geſtanden, Alles in meinem Hauſe Vorgegangene ſey Betrug geweſen? gab ich Antwort und kann an meinem Todestage keine andere geben: daß ich mich ſelbſt als Lügner und Meineidigen erklären müßte, ſollte ich einen Betrug in einer Sache anerkennen, von der ich überzeugt bin, daß keiner darin war, noch ſeyn konnte: wie ich, der Geiſtliche des Orts, und zwei Ehrenleute vor den Aſſiſen eidlich es erhärtet. Will die Welt auch dieſem keinen Glauben beimeſſen, ſo muß ich es geſchehen laſſen, bitte aber zu Gott, mich fortan vor dieſer oder ähnlicher Heimſuchung frei zu halten." Später fügte er dieſem noch die Umſtände ſeiner Klage vor der Aſſiſe in einem andern Briefe vom 8. Auguſt 1674 an Collins bei. Nun ſchwieg man, legte die Sache ad acta und ſorgte, ſie ſobald als möglich zu vergeſſen. So hielt man es damals in ſolchen Dingen, ſo durch das ganze philoſophiſche Jahrhundert und ſo noch heute.

2.

Eine Spukgeſchichte aus England aus neueſter Zeit.

Beim Städtchen Orlon in Weſtmoreland liegt eine ländliche Beſitzung, Eſtate Cowper-Hous genannt, ob es ein verwittertes, dunkles Haus aus dem Mittelalter, oder im Styl der guten Königin Beß iſt, wird uns nicht geſagt; etwas Ehrwürdiges und Graues wird aber wohl dem Hauſe, Garten, Teich beiwohnen. Vordem war der Beſitzer ein Maſter Robert Gibſon. Wir wiſſen nichts von ſeinem Leben und ſeinen Thaten, außer daß er muthmaßlich ein Junggeſelle war, denn bei ihm lebte ſein Neffe, William Gibſon, der nach ſeinem Tode Haus und Beſitzung erbte. Man fand einſt den alten Maſter Gibſon unſern ſeines Hauſes in einem Teiche oder Graben ertrunken.

William Gibſon beirathete vor vier Jahren und ein Jahr nach des Oheims Tode, eine Tochter des Maſter John Blandoon Bybeck und richtete ſich häuslich mit ihr in der Beſitzung ein.

Wir wiſſen von der Ehe des jungen Paares auch nichts, als daß wir vermuthen müſſen, ſie ſei glücklich geweſen, denn man erzählt uns nichts von Zänkereien, und zwei Kinder, Mädchen, waren daraus entſproſſen. Die Einwohner von Cowper Houſe beſtanden aus dieſen, den beiden Eltern und einem Dienſtmädchen. Keine menſchliche Seele ſchlief ſonſt unter dem Dache.

Dienſtag den 7. April des Jahrs 1849 ward die Nachbarſchaft, bald die Stadt Orlon, dann die ganze Grafſchaft Weſtmoreland von einem Gerüchte beunruhigt. An dieſem Tage nämlich begann es in Cowper Houſe zu ſpuken. Plötzlich hörte man es laut an die Wände und Thüren klopfen.

Verſchiedene Gegenſtände, die auf Geſimſen und Conſolen ſtanden, fielen zu Boden, ein Stück raſch nach dem andern, und zum nicht geringen Schreck der Hausbewohner wiederholte ſich dieſes unbegreifliche Schauſpiel, oder beſſer Spektakelſtück, bis zum Abend. Alle Nachforſchungen von Mann, Frau und dem bewährten Dienſtmädchen waren umſonſt. Es ließ ſich gar keine natürliche Urſache ergründen. Etwas bang gingen ſie zu Bette, aber die Nacht verging ruhig und ſie erwachten Morgens am 18. April friſch und geſtärkt, und mochten nicht viel mehr an die Vorfälle des geſtrigen Tages denken, die, wenn ſie ſich nicht wiederholten, einem bloßen Zufall leicht zugeſchrieben werden konnten.

Aber dieſer Mittwoch übertraf den geſtrigen Dienſtag. Um halb zwölf Uhr, alſo eine halbe Stunde vor Mittag, fing es wieder an zu klopfen. Es kam aus einem entfernten Theil des Hauſes. Aber kaum, daß man darauf Acht hatte, als der Spuk im Saale ſelbſt ſeinen Anfang nahm. Zwei Kinderſtühle, die man in die Wiege geſtellt, fingen an ſich zu regen, die Wiege, ohne daß ſie Jemand anrührte, wippte links und rechts und gerieth plötzlich in ein ſo tolles Schaukeln, daß beide Stühle hinausflogen, ſammt Windeln und Linnenzeug bis unter das Gitter des Kamins. Jetzt regte es ſich unter den altmodiſchen Stühlen. Sie hoben ſich, drehten ſich und geriethen in ein Tanzen, bis ſie mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit von einem Ort zum andern ſich bewegten. Ein einziger Stuhl machte davon eine Ausnahme und blieb ruhig auf ſeinem Platze. Es war dieß einer, der erſt vor kurzem in einer Auktion gekauft worden, die übrigen rührten ſämmtlich aus der Erbſchaft des Oheims her.

Das Butterfaß, welches an der Thür auf dem Boden ſtand, ſchlug plötzlich um, doch im ſelben Augenblicke ſchoß der Stampfer ſammt dem Deckel heraus und flog in den Flur, der ſich in der Mauerkrümmung nach der Hausthüre hinzieht. Von hier kam gerade das Dienſtmädchen und ſah zu ihrem nicht geringen Schrecken dieſe ihr wohlbekannten

Werkzeuge wie einen Vogel bis an die Thüre ſchießen, hier aufſchlagen und dann wie ein Ricochetſchuß zurückfliegen. Stampfer und Deckel fielen dann wieder beim Butterfaß nieder, ohne daß ſie ſich Schaden gethan. Das junge Mädchen aber ſchrie, daß es das Herz zerriß.

Von jetzt an begann aber erſt recht der Hexenſabbath. Tiſche mit Schüſſeln und Tellern darauf hoben ſich, klippten und ſchlugen um. Alle Gegenſtände, die an Nägeln hingen, zitterten, die Hüte rollten, die Kleider blähten ſich. Meſſer, Gabeln, Tiegel, Fäſſer, Wannen geriethen in Bewegung, ſogar die Wandſpinden knackten, als wollten ſie ſich von der Mauer losreißen und an dem allgemeinen Tanze Theil nehmen. — Am luſtigſten anzuſehen war es, wie Salz und Pfeffer aus ihren Näpfen aufflogen und in der Luft durcheinander wirbelten wie ein Schwarm Bienen im Sonnenſchein, und trotz der Vermiſchung dieſer feinen Körner ſich wieder beim Hinunterſinken ordneten und das Salz ins Salzfaß, der Pfeffer in den Pfeffernapf zurückfielen. Die Butterſcheibe erhob ſich und ſchwebte eine Weile, wie der Mond um die Erde, um den Tiſch, bis ſie mit einemmale an die Decke klatſchte und dort eine Weile ſitzen blieb, worauf ſie wieder herunterfiel und glücklicherweiſe auf die Schüſſel, auf der ſie vorhin gelegen, nur umgekehrt.

Maſter Gibſon und ſeine Frau waren muthige Leute, aber dieß war ihnen doch zu viel. Sie hielten es nicht mehr aus; ſie packten einiges zuſammen, ſchloſſen das Haus ſorgfältig zu und machten ſich dann mit dem Dienſtmädchen und den Kindern auf den Weg zu einem Nachbar, Maſter Robert Bousfield, um ſich daſelbſt von dem Schrecken zu erholen. Maſter Bousfield iſt ein geachteter Mann, in geſetzten Jahren, ohne Phantaſien, und er gilt in der ganzen Umgegend als einer, auf den man ſich vollkommen verlaſſen mag. Nachdem dieſer ſie beruhigt und was an ihm, ihre Erlebniſſe als Einbildungen ihnen auszureden verſucht, begleitete er ſie ſelbſt gegen Abend nach dem Thee in ihr Haus zurück. — Aber kaum hatten ſie aufgeſchloſſen, Licht angezündet und ſich im Saale niedergeſetzt, als der Spuk faſt ebenſo arg wie am Tage aufs Neue begann. Auch Maſter Bonsfield überlief es kalt und er war jetzt der erſte, der aufbrach und in die Familie drang, mit ihm zu kommen und in ſeinem Hauſe zu übernachten.

Dieſes war kein Spukhaus. Die Nacht verging ihnen hier ruhig und am andern Morgen, Donnerſtag den 19. April (immer dieſes Jahrs), kehrten ſie in ihr Haus zurück. Jetzt blieb es ſtill, ſie verzehrten ihr Mittagsbrod in Ruhe und empfingen einen angenehmen Beſuch, den Bruder der jungen Frau, Maſter Thomas Bland von Bybeck. Kaum aber hatten ſie ſich miteinander an den Theetiſch geſetzt und der Gaſt ſeinen Hut auf denſelben gelegt, als dieſer plötzlich aufſchnellte und in den Kamin flog. Jetzt fingen die Mäntel und Röcke an den Nägeln an ſich zu regen und zu bewegen. Ein Frauenrock blähte ſich mit ſeinen Falbala's zum Reifrock auf, ein alter Reiterpaletot des ſeligen oder unſeligen Robert Gibſon gerieth in ſonderbare Unruhe und bald ſtreckte er den rechten, bald den linken Aermel aus, ja ein Paar alte Reiterſtiefeln hörte man aus der Rumpelkammer auf dem Boden die Treppe herabkommen. Da ward dem jungen Mann, der vorhin über ie geſpottet, auch unheimlich. Er ſtand blaß auf und erklärte hnen, es wäre wohl beſſer, wenn ſie alle mit ihm nach Bybeck gingen und dort einſtweilen blieben. — Dieß geſchah und die Familie Gibſon iſt noch bis dieſen Augenblick (in der zweiten Woche des Mai) in Bybeck, weil ihr die Geiſter ihr Haus treitig machten.

Die Sache blieb, wie geſagt, kein Geheimniß und war hon nächſten Tages in der ganzen Grafſchaft bekannt, die r die größte Aufmerkſamkeit ſchenkte. Man wollte ihr auf en Grund kommen, aber es iſt bis dieſen Augenblick nicht elungen. Sonnabend den 21. April begab ſich eine Geſellhaft junger Männer aus Orlon nach Cowper Houſe, um

Nachforſchungen anzuſtellen, die Familie war aber nicht dabei und man bemerkte nichts Ungewöhnliches.

Dienſtag am 24. April aber begaben ſich mehrere ehrenwerthe Männer aus Orton, zu den angeſehenſten Bewohnern gehörend, nämlich Maſter Jas. Elwood, der Wundarzt Maſter Torbuck, der jüngere Maſter Wilſon, Maſter J. Robertſon, Maſter M. Atkinſon und Maſter St. Bland, zuerſt nach Bybeck mit der Bitte, daß die Familie Gibſon ſie nach ihrem ſo verrufenen Hauſe begleiten möchte. Dieß geſchah und die Commiſſion machte ſich etwas voraus mit den Schlüſſeln auf den Weg. Sie fand das Haus leer und in der größten Ordnung oder Unordnung, wie man ihnen beſchrieben, aber wie ſie auch jeden Winkel vom Keller bis zum Dachfirſte durchſuchten, ſie konnten nichts finden, was zu jenen Störungen hätte Anlaß geben können, noch ſonſt irgend etwas Ungewöhnliches. — Kaum aber war die Familie im Hauſe, die man übrigens in allen ihren Bewegungen beobachtete, als es wieder zu klopfen anfing an verſchiedenen Thüren; es kratzte an den Wänden, die Hüte ſchüttelten ſich an den Nägeln, einer flog ab, ein zweiter folgte, die Stühle fingen an zu rütteln und mit einemmale ſetzte ſich ein großer Eßtiſch in Bewegung, der an der Wand geſtanden und placirte ſich in der Mitte des Saals. Kurz es trat eine ſo vollkommene Confuſion und autonomiſche Bewegung unter den lebloſen Dingen ein, daß es der Commiſſion ging wie allen Beſuchern und Unterſuchenden vorher, d. h. ſie hielt es für das geſcheidteſte, das Spukhaus zu verlaſſen und ſich mit ſeinen rechtmäßigen Bewohnern auf die Beine zu machen. Selbſt das Protokoll über das, was ſie beobachtet, nahm ſie nicht mehr im Hauſe, ſondern wo anders auf, vermuthlich in der Beſorgniß, daß auch die lebloſen Federn ſich emancipiren könnten und etwas anderes auf das Papier ſchreiben, als ihre Meiſter und Herrn wollten.

So ſtehen die Sachen noch heute. Nur iſt noch eine Wahrnehmung zu bemerken: wenn die Kinder im Hauſe ſind, iſt der Spuk vollends gar arg. — Ermittelt iſt bis jetzt nur Eines. Am 17. April dieſes Jahrs fing der Spuk an und fünf Jahre vorher, gerade am 17. April 1844, fand man die Leiche des früheren Beſitzers, Robert Gibſon, im Waſſer.

Die Weſtmoreland-Gazette, welche uns den Fall erzählt, läßt es im Ungewiſſen, ob man vermuthet, daß der Oheim des gegenwärtigen Beſitzers im Waſſer verunglückt, ſich ſelbſt ins Waſſer geſtürzt, oder von andern hineingeſtürzt worden. Sie ſchließt ihre Erzählung mit den myſteriöſen Worten: „Einige ſind der Meinung, daß etwas geſchehen ſey, was ſehr bös iſt, oder iſt es eine Warnung vor etwas ſehr Schlimmen, was da kommen wird.“

Wir werden uns in den engliſchen Zeitungen umſehen, ob es ſpäteren Commiſſionen glücken wird, mehr zu erforſchen und finden wir Aufſchlüſſe, werden wir ſie unſern Leſern nicht vorenthalten.

Briefliche Mittheilungen von Pfarrer J. J. Schneider in Feldberg.

1.

In einer ſchönen hellen Mondnacht im Winter ritt ich einſt von einem Beſuche bei meinem Bruder nach Hauſe. Als ich in die Nähe von S........ch kam, wo das Thal auf einmal eng wird und der Weg um einen Felſen ſich wendet, ſehe ich einen Mann, bäuriſch gekleidet, aber ſchwarz, mit einem runden Hut tief in die Stirne gedrückt, neben meinem Pferde ſatt an meiner Seite hergehen. Ich grüßte freundlich, erhielt aber keine Antwort; ich dachte, der Mann höre nicht gut, und grüßte ihn noch einmal mit lauter ſtarker Stimme, und will ein Geſpräch mit ihm beginnen, erhielt aber wieder keine Antwort, während er immer ſatt an meiner Seite ging. Da dachte ich, das iſt ein finſterer mürriſcher

Menſch, ließ ihn gehen und ritt ruhig und langſam die Straße fort, ihn immer im Auge behaltend. Auf einmal aber war er verſchwunden; ich ſah ringsum keine Spur mehr von ihm. Zur rechten Seite war ein Bergesabhang, zur linken ein Bach; es war unmöglich, daß er ſich hätte verbergen können. Ich überzeugte mich, daß es ein Mann des Hades geweſen, und erinnerte mich, daß mehrere Jahre vorher an jenem Felſeneck eine Mordthat geſchehen war. Einige Zeit ſpäter hatte ich die nämliche Erſcheinung wieder, etwa eine Viertelſtunde von jener Stelle entfernt; wir gingen beide aneinander vorüber und er verſchwand gleich darauf. Der Beſchreibung nach, die ich bei den Leuten des Dorfes eingezogen, war es die Geſtalt des Ermordeten.

J. J. **Schneider.**

2.

In meiner Pfarrwohnung zu N. N. erlebte ich manches ſehr Seltſame. Im obern Stockwerk war eine alte Küche, welche ich zu einer Kammer für unſere Dienſtmagd zurecht machen ließ, die Magd war eine geſunde kräftige, ſchon etwas bejahrte Perſon vom würtembergiſchen Schwarzwald. — Sie hatte nur wenige Nächte daſelbſt geſchlafen, als ſie bald erklärte, um keinen Preis mehr in dieſem Zimmer zu bleiben, und erzählte folgenden Vorfall: „Sie habe kaum einige Stunden geſchlafen, als ſie durch ein furchtbares Geräuſch geweckt wurde. Sie richtete ſich empor und ſah, daß eine unheimliche Weibsgeſtalt die Thüre aufgeriſſen habe, in die Kammer hereingetreten ſey mit einem Arm voll Holz, welches ſie ſehr haſtig zur Erde warf mit großem Gepolter; dann ein Stück nach dem andern nahm, es über ihrem Knie zerbrach und in den alten Ofen hineinwarf, der von dieſer Kammer aus geheizt ward. Darauf entſtand ein furchtbares Kniſtern im Ofen, wie wenn tannenes Holz verbrannt wird, und im Ofen brannte es lichterloh. Darauf wandte ſich die Geſtalt zum Bette der Magd, legte ſich über ſie und ſeufzte und huſtete, daß die Magd in der Angſt ihres Herzens ſich nicht anders zu helfen wußte, als ſie warf die Bettdecke weg und floh zur Kammer hinaus in das gegenüberſtehende Zimmer, worin eine Pflegetochter ſchlief.“

Ich ſuchte ſie zu beruhigen, bat ſie, die Sache als einen Traum zu betrachten, und ſie entſchloß ſich, die folgende Nacht wieder ihr Logis zu beziehen; allein der gleiche Spuk wiederholte ſich noch mehrmals, ſo daß wir gewiſſenshalber ſie nicht länger daſelbſt laſſen durften. Den Lärm des Thüraufreißens hörten Mehrere im Hauſe. Wenn Gäſte bei mir auf Beſuch waren, ſo fand ſehr oft ähnlicher Spuk ſtatt, beſonders in dem Gaſtzimmer, in welchem der alte Ofen ſtand. Schlurchen auf und ab, und aus einem Zimmer ins andere, Schuhe und Pantoffeln verſtellen, war etwas ſehr Häufiges; doch war mir die Sache immer noch nicht klar, bis mir ſelbſt Folgendes begegnete und zwar im untern Stockwerk, wo wir wohnten und ſchliefen. Ich erwachte einſt des Nachts und fand keinen Schlaf mehr. Meine Gattin ſchlief feſt, ebenſo unſer kleines Mädchen; wie lange ich wachte, kann ich nicht ſagen. Endlich höre ich in der anſtoßenden Kammer ein Geräuſch; die Thüre ging auf und zu, ich hörte Jemand durch den Gang gehen und dachte, gut, das iſt die Magd, es wird alſo bald Tag werden; es war im Winter. Jetzt ging die Thüre zur Küche auf, ich zweifelte nicht länger daran, daß es die Magd ſey, als auf einmal ein Arm voll Holz mit ſolcher Gewalt auf den Küchenboden geworfen wurde, daß ich gewaltig zuſammenfuhr und mich entſchloß, der Magd für ihre Tölpelhaftigkeit nicht übel den Leviten zu leſen; ich beſorgte nämlich für meine Gattin, die ihrer Entbindung nahe war. Zu meiner Verwunderung aber war ſie von dem Gepolter nicht erwacht. Ich ſtand auf, warf mich ſchnell in meine Kleider, ging hinaus, fand die Küchenthüre zu, ich öffnete ſie, der Mond ſchien helle hinein in die Küche, da lag nirgends Holz, ich rief der Magd, ich ging in die Kammer daneben, ich rief wiederholt. Alles ſtill, nirgends eine Spur eines Daſeyns. Da erkannte ich den Spukgeiſt, und begab mich wieder zur Ruhe. Es war erſt Mitternacht. Ich ſchlief nun ruhig bis an den Morgen.

Zu einer andern Zeit waren meine Frau, ich und eine Pflegetochter in unſerer Schlafſtube Abends, noch ehe es dämmerte, beiſammen, häusliche Angelegenheiten und Anderes beſprechend. Da vernehmen wir alle drei plötzlich ein Schlurgen im Hausgang, wie wenn ein alter Mann in Pantoffeln den Gang heraufkäme, mit Huſten und Räuſpern; vom Hausgang öffnete er die Thüre ins Wohnzimmer und ſchlurgt da hinein. Wir beſchloſſen uns zu überzeugen. Ich ging in den Hausgang und von da ins Wohnzimmer, während meine Frau und die Pflegetochter aus dieſer Schlafſtufe zu gleicher Zeit ins Wohnzimmer hereintraten. Es war kein Menſch da, aber auch kein wandernder Geiſt ſichtbar.

An einem Sonntag Morgen beim Zuſammenläuten zur Kirche ging ich noch zu meiner Frau in die Küche, um ihr etwas zu ſagen. Da plötzlich ſtürmt und tobt etwas das Kamin herab mit furchtbarem Getöſe durch die Küche, bei uns vorbei, durch den Gang, dann die Treppe hinauf. — Ich erkannte ſogleich einen der beiden Hausgeiſter, und erzürnt über dieſes Unweſen, eilte ich ihm nach die Treppe hinauf und gebot ihm im Namen des Herrn, nun nicht mehr herunterzukommen, ſondern auf der Bühne zu bleiben.

Ob der Geiſt ſpäterhin ſich wieder offenbarte, weiß ich nicht mehr. Einen höchſt beglaubigten Seher in St. befragte ich über dieſe Spukgeiſter ſpäterhin, und er ſagte: „Ein früherer Hausbewohner habe in einem unerlaubten Verhältniſſe geſtanden. Die Frucht dieſes habe das Mädchen im Einverſtändniſſe mit ihm getödtet, im obern Stubenofen verbrannt und die Gebeine ſodann im Hofe des Nachts verſcharrt.“ Die Aufſchlüſſe, die er mir gab, waren ganz genau und befriedigend, eignen ſich aber nicht für nähere öffentliche Mittheilung. J. J. Schneider, Pfarrer.

Die Kraft des Geiſtes, Dinge wahrzunehmen, die durch die natürliche Beſchaffenheit des irdiſchen Körpers ſeinem Geſichtskreiſe entzogen ſind, ſo lange die Schranken der Sterblichkeit ihn umſchließen, dieſes Ahnungsvermögen iſt durch oftmalige Aufzählung von verbürgten Thatſachen aus allen Zeitaltern, iſt ſchon zu ſehr als etwas Unbeſtreitbares oder vielmehr als etwas Unverwerfbares von den erſten Geiſtesheroen der Vor- und Jetztzeit angenommen worden, als daß es nicht, trotz allem Widerſpruche, der noch hin und wieder laut wird, mehr Stimmen für als gegen ſich gewonnen haben ſollte, und oft ſind es ſtrenge Richter in Sachen des Geiſterglaubens, welche, indem ſie manches andere Zeichen aus der unſichtbaren Welt verwerfen, doch dieſem geiſtigen Schauen das Wort reden.

Nicht um die Wahrheit des Geſagten zu beweiſen, ſondern nur um eine der verſchiedenen Formen zu zeigen, unter denen ſich dieſes Schauen je nach der phyſiſchen oder moraliſchen Beſchaffenheit des Betreffenden kund gibt, theile ich eine ſolche Ahnung mit, die ihrer Gattung nach wohl unter die ſeltenern gehört. Ich hatte die ſchmerzliche Aufgabe, dieſes Ahnungsvermögen an einer geliebten Mutter wahrnehmen zu müſſen, die viel zu früh für mich in die Wohnungen der Verklärten einging, und nur die *Beſchaffenheit* dieſes Schauens kann mich einigermaßen mit dem traurigen Umſtande ausſöhnen, auf *ſolche* Art von deſſen Untrüglichkeit überzeugt zu werden. Ich eile, dieſe Erſcheinung mitzutheilen.

Ein Uebelbefinden, das nach mehrjähriger Dauer in eine ſchwere Krankheit ſich verwandelte, und meine geliebte Mutter etwa ein halbes Jahr unausgeſetzt an das Krankenbett feſſelte, war der Zeitraum, in dem dieſes Ahnen ſich kundthat und zwar wenige Wochen vor ihrem Tode, der nach unausſprechlichen Leiden, trotz allen Bemühungen, nach dem Willen des Herrn erfolgte; noch iſt zu bemerken, daß meine Mutter ſehr ſtarke Nerven beſaß, und bei aller Ergebung in den Willen Gottes doch immer noch die Hoffnung zur Geneſung hegte, was nach der Ausſage des Arztes eine natürliche Folge der auszehrenden Krankheit war, an der ſie darniederlag.

Es war an einem Sonntagmorgen, wie ſchon erwähnt, einige Wochen vor ihrem Tode, als meine Mutter ganz ruhig in ihrem Armſtuhl ſaß; mein Vater war nicht im Zimmer, und ich ſelbſt, mit einer Arbeit beſchäftigt, zuſehr in Gedanken verſunken, als daß ich eine nähere Beſchreibung des Ausdrucks geben könnte, den ihre Geſtalt und Geſichtszüge in dieſem Augenblick angenommen hatten, nur erinnere ich mich, daß ſie ſtill und unbeweglich ſaß, als ob ſie ſchlafe. Dieß dauerte einige Minuten; als mein Vater hereintrat, ſchien ſie aufzuwachen und theilte uns mit, daß, wie ſie ſo ruhig dageſeſſen ſey, ſie plötzlich ſolch eine unbeſchreibliche Schwere empfunden habe, als ob ein Zentnergewicht auf ihr läge; dieß Gefühl ſey unausſprechlich peinlich geweſen; doch mit einem Male habe ſich dieſe Empfindung verändert; das Gewicht, das auf ihr lag, ſey geſunken, bis daß es ihr wie zu ihren Füßen liegend vorgekommen ſey, während ſie ſelbſt ſich leicht und unbeengt mit unausſprechlich heiterem Gefühle hoch über die Laſt erhob, deren Schwere ſie zwar empfand, doch nur als ihr unterworfen und zu Füßen liegend, da das freie Schweben dadurch nicht gehindert, ſondern im Gegentheil die Seligkeit, die darin lag, erhöht wurde. „Dieſe Empfindung war ſo ſelig,“ bemerkte ſie mit *eigenen* Worten, „daß, wenn der Zuſtand im Himmel nur ſo iſt, er doch eine unausſprechliche Wonne in ſich ſchließt.“ Ich vergaß zu bemerken, daß die Empfindung der Schwere ſich ſchon am Tage vorher zeigte, ohne jedoch mit dieſer beglückenden Seligkeit verbunden zu ſeyn. — Dieſer Vorfall machte jedoch nicht, daß wir an der Möglichkeit ihrer Rettung verzweifelten. Die Hoffnung iſt ja das Letzte, was uns verläßt!

Bald darauf ging ſie hinüber. — Ich übergehe alle einzelnen Umſtände eines Todes, der nicht ſeliger ſeyn konnte; ich ſage nichts von ihrer bewundernswerthen Faſſung, die ſich bis auf die kleinſte innerliche und äußerliche Vorbereitung zu ihrem Tode erſtreckte, nichts von der frommen, freudigen Glaubenszuverſicht, mit der ſie dem dunkeln Thale entgegenging — wer Chriſten ſterben ſah, weiß das Alles! — Nur einige Umſtände ſeyen mir erlaubt zu berichten, die, wie ich glaube, mit dem Obenerzählten in Verbindung ſtehen: Als der letzte Leidenstag herangekommen war, lag meine liebe Mutter ruhig auf ihrem Bette, die vorhergehenden Tage hatte ſie viel kämpfen müſſen; eine Hauptqual ihrer Krankheit war, daß ſie ſelten ein Plätzchen finden konnte, wo ihre Lage erträglich war, in ihren letzten Stunden jedoch ſchien dieſe Pein gewichen zu ſeyn und auf die Frage meines Vaters, ob ſie nicht eine Erfriſchung nehmen wolle, erwiederte ſie mit kaum hörbarer Stimme: „O laß mich nur ruhen, du glaubſt nicht, mir iſt ſo wohl! ſo leicht! — Dieſes obenerwähnte Gefühl ſchien zurückgekehrt zu ſeyn, als die Bande des Körpers ſich wirklich von der Seele löſten. Als die Zeichen des Todes näher herantraten, da verbreitete ſich die Lieblichkeit eines Engelsantlitzes über ihre von Schmerz getrübten Geſichtszüge: je mehr der Augenblick des Scheidens ſich nahte, deſto deutlicher und ſtärker trat der ſelige Ausdruck hervor, der ihr Geſicht zu dem eines Mädchens verjüngend, ihm eine himmliſche Lieblichkeit ertheilte, die es ſelbſt in der erſten Jugendblüthe nicht beſaß. Ein Glanz des Jenſeits hatte ſie überſtrahlt, den ſelbſt der Tod nicht ganz von ihren Zügen verwiſchen konnte und bis zum nächſten Morgen ſichtbar blieb. Kurz und leicht war ihr Todeskampf; nur noch einer ſchwachen Anſtrengung bedurfte es, um die Bande zu ſprengen, die den müden Geiſt noch an die irdiſche Wohnung feſſelten, und dann:

Ging ihr Kerker auf! und ihre Seele ſchwang
Auf Engelsflügeln ſich empor zur ew'gen Freiheit! — —

An dieſe Erzählung knüpft ſich eine andere, die auf den erſten Anblick befremdend erſcheinen mag, da ſie leicht als eine Widerlegung des Obenberichteten angeſehen werden mag, ob ſchon andere Umſtände, die ich anführen kann, dieſe Meinung bald widerlegen werden. Auch dieſe Begebenheit gehört dem Gebiet einer andern Welt an. Ich würde anſtehen ſie mitzutheilen, wenn ich mir nicht ſelbſt bezeugen könnte, mit der äußerſten Vorſicht dabei zu Werke gegangen zu ſeyn.

Die zweite Nacht nach dem Tode meiner Mutter (es war vom Donnerſtag auf den Freitag), welche ihrem Wunſche gemäß im Hauſe behalten ward, lag ich (durch ein Zimmer von dem der Todten getrennt) in meinem Bette, und zwar in jener Lethargie, welche häufig auf heftige geiſtige und körperliche Erſchütterungen folgt und uns, wenn auch nicht die ganze Wohlthat der Ruhe, doch einen Schatten davon gewähren, der in einer ſolchen Lage noch immer wünſchenswerth iſt . . Ich war, wie man ſich leicht denken kann, mit Gedanken über das letzte Ereigniß beſchäftigt. Ich mochte ungefähr eine halbe Stunde ſo zugebracht haben, als ich aus meiner Ruhe durch Töne geſtört wurde, die dicht von der Mauer herzukommen ſchienen, an der ich lag. Ich wurde aufmerkſam und horchte — es war kaum neun Uhr, und die Straße noch etwas belebt, alſo war es durchaus nicht das Graun der ſtillen Mitternacht, das auf meine Phantaſie wirkte. Ich wandte meinen Kopf hin und her, ich ſchob die Haube zurück, um zu verſuchen, ob nicht vielleicht ihr Raſcheln eine Täuſchung hervorgebracht habe, Alles vergebens! Ich horchte auf die Athemzüge meiner Magd, die in meinem Zimmer ziemlich entfernt von mir lag, ſie waren tief und regelmäßig, wie die eines Schlafenden; auch bemerkte ich, daß der ächzende Ton immer genau zwiſchen zwei ihrer Athemzüge fiel, ſichtbar wurde jedoch nichts! Dieſes Alles beobachtete ich mit einer Ruhe und Kaltblütigkeit, die ich bei meinen Nerven und bei meinem Blute noch immer nicht begreifen kann, aber allein mein lebhafter Wunſch, der Sache auf den Grund zu kommen und der feſte Entſchluß: durch keine alberne Ausgeburt eines von der Furcht verdrehten Gehirns die Legion der Spinnſtubenmährchen zu vermehren, gab mir Kraft, alle dieſe Wahrnehmungen zu machen. Dieß dauerte ungefähr eine Viertelſtunde, während welcher Zeit ich mich öfters bemühte, einzuſchlafen, dann aber immer deſto heftiger von dem unſichtbaren Weſen unterbrochen wurde, das die Töne zu verſtärken und ihre Aufeinanderfolge an Schnelligkeit zu verdoppeln ſchien, während es ſich ſonſt nur durch Seufzer in gleichen Zwiſchenräumen kundgab.

Endlich rief ich meiner Magd, welche mir erſt auf den dritten Ruf antwortete, aber die Töne, die mich in Furcht geſetzt hatten, waren ſeit dem erſten Laute, den ich von mir gab, verſtummt! Ich rief um Licht, aber in dem Augenblicke überfiel das Mädchen ein Angſtſchweiß, verbunden mit ſolcher Beklemmung, daß ſie mir verſicherte, ſie könne das Bett nicht verlaſſen. Ihre Angſt ſchien ſich einige Minuten zu ſteigern, was ſie durch Ausrufungen kundthat. Ich fragte ſie, warum ſie mir die erſten zwei Mal, als ich rief, nicht geantwortet hätte? Sie verſicherte mich, daß ſie gewacht (was ja der Zeit nach natürlich ſey), aber keinen Laut vernommen habe; erſt meinen dritten Ruf, für ſie der erſte, habe ſie gehört, ſey jedoch dann augenblicklich von der obenerwähnten Angſt befallen worden. Ich ſagte über die Sache nichts weiter, als daß ich ihr morgen Alles erklären wolle, wurde auch die Nacht nicht weiter geſtört; aber tauſend Gedanken drängten ſich mir nun auf. — Was ſollte ich davon halten! — konnte — dieſer Gedanke drängte ſich mir unwillkürlich auf — konnte dieſes Stöhnen, dieſes offenbare Zeichen von Unſeligkeit von dem Geiſte herrühren, der bei ſeinem Scheiden den Ausdruck der höchſten Seligkeit auf den Zügen unſerer geliebten Todten zurückgelaſſen hatte? Dieß zu denken war mir unmöglich, obſchon ich dieſe Gedanken nicht ganz unterdrücken konnte. Ich enthalte mich aller weitern Anführung alles deſſen, was wir darüber dachten und ſprachen, da es zu weitläufig ſeyn würde, es anzuführen, auch die Geſchichte ihre Auflöſung ſelbſt mit ſich bringt. Die folgende Nacht war es ruhig, aber in der nächſten kam wieder daſſelbe Stöhnen, ich überwand jedoch meine Furcht und ſchlief endlich ein. Nun kamen wieder einige ruhige Nächte, dann aber wieder ſolch eine unruhige mit dem alten Stöhnen, daß ich und meine Magd noch um Mitternacht in ein anderes Zimmer zogen; ich muß hier bemerken, daß ich nur hörte, dagegen meine Magd nur fühlte, nämlich wieder die Beklemmung, auch verſagte ihr bei einem Verſuche zu beten die Stimme, als ſie zum Namen der heiligen Dreieinigkeit kam. Nun konnte ich mich für die nächſte Nacht nicht entſchließen, wieder in dem oft erwähnten Zimmer zu ſchlafen, die Magd jedoch, welche, wie ſchon bemerkt, nie etwas gehört hatte, und ihre Angſt auch theilweiſe für natürlich hielt, blieb auf ihrem Platze.

Doch was hörten wir am nächſten Morgen! — Ihre erſte Erklärung war, daß ſie um keinen Preis noch eine Nacht in dieſem Zimmer ſchlafen würde; denn dieſe Angſt werde ſie ſo bald nicht vergeſſen. Ich gebe hier ihre Erzählung getreu wieder und erwähne nur, daß ein Mädchen, das ſo viel Muth bewies, gewiß den erſten Anläufen der Furcht widerſtand und nicht eher urtheilte, als bis an keine Täuſchung mehr zu denken war. — „Ich legte mich,“ erzählte ſie, „ruhig zu Bette, nachdem ich aber zu beten angefangen hatte, kam es durch die offene Thür (ich hatte ſie offen gelaſſen, um rufen oder mich flüchten zu können) wie auf Socken gegangen, und ſchritt dicht an mir vorüber nach dem Bett des Fräuleins zu; dann hörte ich es werfen und arbeiten, wie wenn es betten wollte, obwohl nur die leere Bettſtelle daſtand. Endlich ſchien es ſelbſt in dem, freilich gleich ihm unſichtbaren Bette zu liegen; ich hörte, wie es ſich herumwarf, daß die Bretter krachten, und bei jedesmaligem Umwenden rauſchte es, wie wenn das Bett neue Ueberzüge hätte. — Dieſer Spuck dauerte von 10 Uhr Abends bis Morgens 5 Uhr, als man das Gebet zu läuten anfing, ward Alles ſtill!“ — Dieſe Erzählung beſtätigte meine Meinung, daß dieſer Geiſt, durch den Tod meiner Mutter aufgeregt, Hülfe ſuche, auch wurde mir dieſe Anſicht von einem geehrten Freunde beſtätigt, der mir ähnliche Geſchichten erzählte.

Ich bekämpfte daher meine Furcht und ſchlief noch einmal in dieſem Zimmer und zwar in der heil. Dreikönigsnacht, um wo möglich durch Fragen über ſeinen Zuſtand Aufſchluß zu bekommen, wurde aber zu meinem großen Erſtaunen nicht geſtört. Von dieſer Zeit an ſchien das Geſpenſt das Zimmer verlaſſen zu haben, und wir hörten es nur noch einige Nächte vor der Thür auf und ab gehen und Stühle rücken; dafür hatte es jedoch auf dem Boden ſeine Wohnung aufgeſchlagen, wo meine Magd oft von ihm geneckt wurde. Einmal ſprang es neben ihr von der Holzlage herunter, wie eine Katze, blieb jedoch unſichtbar; ein Andermal wurde ſie von ihm mit einem Steine geworfen, oft ſtöhnte und ſeufzte es über ihr, und einmal glaubte ſie, einen Schatten über ihrem Kopfe zu ſehen, wie wenn ein Vogel über ſie weg flöge; ich eilte ſchnell hinauf, um es gleichſam zu überraſchen, hörte und ſah jedoch nichts, obwohl ich eine Zeit lang auf einem Balken ſitzen blieb. Während dieſer Zeit erinnerte ich mich nun, gehört zu haben, daß in dieſem Hauſe vor etwa 50 Jahren eine Färbersfrau, während ſie den Leuten bei der Arbeit nachſchlich, von einem der Gänge, die inwendig um den Rechen führen, herabſtürzte und ſo den Tod fand. Seit dieſer Begebenheit ging nun das Gerücht, daß die Färbersfrau auf dem Boden ſpuke; auch wollte eine Frau aus der Nachbarſchaft, die auf unſerem Boden Wäſche zum Trocknen aufhing, eine Geſtalt geſehen haben. Ich hatte dieß Alles längſt vor dem erzählten Spuk gehört, aber nicht darauf geachtet, bis die Sache mir durch eigene Erfahrung glaublich wurde. Zwar weiß ich nicht, wie der Seelenzuſtand dieſer Frau beſchaffen war, als der Tod ſie ſo ſchnell abrief, doch läßt der Umſtand, daß ſie ihren Leuten bei der Arbeit nachging, vielleicht auf einen habſüchtigen und hinterliſtigen Charakter ſchließen.

Merkwürdig iſt noch der Umſtand, daß mir ſchon ein halbes Jahr, vor dem das Obenerzählte geſchah, etwas Aehnliches begegnete. Es war im Wohnzimmer ſo eben zum Erſtenmal die Geſchichte von der Färberin erzählt worden, als ich hinaus und durch den Vorplatz die Treppe hinunterging. Vom Vorplatz führt eine Thür auf den oft erwähnten Boden hinauf. Als ich nun bei meiner Rückkehr dieſe Stelle wieder paſſirte, geſchah ein ſo heftiger Schlag an die geſchloſſene Thüre, daß ich faſt glaubte, ſie müſſe an den Angeln geſprengt ſeyn. Der Schrecken fuhr mir durch alle Glieder, da ich eben in Gedanken mit dieſer Spukgeſchichte beſchäftigt war; da es jedoch augenblicklich wieder ſtill ward, ſo faßte ich mich, und ging in das Zimmer, wo ich lächelnd mein Abenteuer erzählte, jedoch wurde der Sache weiter keine Aufmerkſamkeit geſchenkt. Noch muß ich bemerken, daß Niemand Anders aus dem Hauſe auf dem Boden ſeyn konnte, da die Thüre nur von Außen geöffnet wird und folglich offen bleiben muß, wenn Jemand auf dem Boden iſt, dieſe Thüre aber, wie ſchon geſagt, geſchloſſen und der Schlüſſel in unſerem Verwahr war.

Dieß ſind alle meine Erfahrungen, die ich auf dem Gebiete der Geiſter-Welt machte. Ich bedaure nur, keine nähere Nachrichten über die Urſache dieſes Spuks geben zu können. Der letztere iſt ſeit einiger Zeit, vielleicht durch unſer vereintes Gebet, viel ruhiger geworden. Jedoch muß ich auch, um aufrichtig zu ſeyn, bekennen, daß mir eine weitere Mittheilung, ſelbſt von Seiten des Geiſtes, eben nicht willkommen ſeyn würde, und ich glaube Jedes, das eine Zeit lang mit ſolch einer Plage behaftet war, wird mir beiſtimmen.

Spukgeſchichte von S. F. mitgetheilt.

In der Schnurgaſſe dahier iſt ein Erb-Haus (zum goldenen Mörſer genannt, jetzt im Beſitz eines Juden). In dieſem Hauſe hatte ein junges Frauenzimmer, welche Braut iſt, ein Zimmer gemiethet im zweiten Stock. Kurz vor Weihnachten wurde ſie an einer Bruſtkrankheit bettlägerig, und mußte ſich eine Perſon zu ihrer Abwartung annehmen. Noch muß ich bemerken, daß ſich in dieſem Zimmer ein Wandſchrank befindet, zu welchem der Hausherr den Schlüſſel hat, und darin ſein Silberzeug aufbewahrt.

Eines Abends, kurz vor Weihnachten, befanden ſich beide Frauenzimmer allein, da hörten ſie auf dem Vorplatz einen feſten Männertritt, die verſchloſſene Thüre öffnete ſich, und ſchloß ſich wieder, und die Männertritte gingen in der Stube auf und ab. Im Anfang ſahen ſie nichts, aber ſpäter ſahen ſie eine graue Figur auf ſich zukommen. Vor Angſt und Schrecken verbargen ſie ſich unter ihre Betten.

Den folgenden Abend ſchickte das Frauenzimmer ihre Wärterin kurz vor 8 Uhr hinunter, um Waſſer zu holen. Auf einmal erhob ſich ein Lärm, als wolle Jemand die Wärterin umbringen, und als wehre ſich dieſelbe und jammere ſehr, während die Wärterin voll Schrecken in das Zimmer trat und ſagte, ſie habe geglaubt, man wolle die Kranke umbringen. Der Lärm und das Wimmern der ſchmerzlichſten Art währte aber in beider Anweſenheit fort, und nun erkannten ſie, daß all Dieſes aus dem verſchloſſenen Wandſchrank kam, es wäre geweſen, ſagten ſie, als bringe man Jemand um, welches ſich wehre und wimmere, und es geſchahen von innen Schläge an die Thüre. So ging jeder Abend vorüber, da rieth man den Frauenzimmer, ſie ſolle ein wollenes Jäckchen, welches ſie auf den Leibe getragen, von Innen an den Drücker der Thüre hängen, ſo daß das Schlüſſelloch damit bedeckt ſey. Von nun an kam es nicht weiter in die Stube, ſondern es fuhr in das Leibchen, welches unter Brummen und Jammern in die Höhe, auf die Seite ꝛc. geſchleudert wurde, ſo daß es ſchreckhaft anzuſehen war, ſonſt aber war im Schranke und Zimmer Ruhe.

Nach Neujahr wurde der Lärm immer ſchwächer, und hörte am Ende ganz auf, nur noch einmal fühlte das Frauenzimmer, als wenn ſich etwas über ſie beuge, von welchem eine große Kälte ausging, welche ſie, obſchon im Bette, dennoch ſchaudern machte.

Das Frauenzimmer, welche ſonſt keine Geiſtergläubige war, iſt nun von ſeinem Irrthum bekehrt und gläubig geworden, während der Bräutigam zwar geſteht, den Spektakel gehört zu haben, aber dennoch nicht glauben will und eine andere Erklärung auf natürliche Weiſe ſucht. Dieſes Ereigniß iſt mir von durchaus glaubwürdiger Seite verbürgt.

Wir wohnten damals am Arnsbergerhof, welches vor Zeiten Kloſtereigenthum der Arnsberger Geiſtlichen war, nun aber bei der Reformation zu Wohnhäuſern abgetheilt wurde. Die Häuſer gehen auf der einen Seite auf die Straße, und auf der anderen Seite in den Arnsbergerhof, welcher früher der Begräbnißplatz der ſich dort aufhaltenden Ordensgeiſtlichen war.

Das ganze Haus hatte ein grauliches ſpukhaftes Anſehen, auch war es im Mindeſten nicht ruhig. Des Nachts rollte es wie mit ſchweren Kugeln, obſchon Niemand oben war. Die Thüren ſchüttelten ſich bei größter Windſtille, und ohne daß die mindeſte Erſchütterung irgend einer Art ſtattgefunden, welche dieſes bewirkt haben könnte.

Einmal wache ich auf, es war Nacht, allein es war doch ſo helle um mich, daß ich ſehen konnte, wie ſich ein langer (gewiß drei Schuh langer) Kopf mit ſchwarzen wild herumhängenden Haaren zwiſchen meinem Bett und der Wand erhob, und ſich mir über die Bruſt legte und neben an der rechten Seite meines Halſes zu ſaugen anfing, welches ich ganz deutlich ſpürte. Ganz ſteif konnte ich kaum Athem ſchöpfen, mich nicht rühren noch ſchreien. — In meiner Herzensangſt, und dieſe war groß, rief ich den Namen „Jeſus“ an, und bei dem Drittenmale, daß ich dieſes that, fiel es wieder wie ein Zentnergewicht von meiner Bruſt, und verſank wieder hinter dem Bett.

Der Fleck an meinem Halſe, wo ich das Saugen gefühlt, war größer als ein Guldenſtück entzündet, und in der Mitte blutroth. Nach und nach nahm es die blaue und grüne Farbe an, wie bei einer Kontuſion, wurde dann gelblich und verſchwand endlich ganz. Noch leben Leute welche dieſen Fleck geſehen und die Wahrheit bezeugen können.

Einmal wechſelten wir mit dem Schlafzimmer; in der Ecke des neuen Schlafzimmers ſtand ein großer viereckiger Ofen, und jeden Abend gegen eilf Uhr kam es raſchelnd und kniſternd, wie mit Papier rauſchend, hinter dem Ofen hervor, und trieb auf dieſe Weiſe ſein Weſen, Tritte habe ich aber niemals gehört.

Wir hatten ganz einfache lange, mit Ringen, welche durch eine Eiſenſtange gezogen wurden, und zum Zurückſchieben eingerichtete Vorhänge an den Fenſtern. Einmal riß es dergeſtalt daran, als wären die Vorhänge mit einem einzigen Griff hinweggeriſſen, ich ſetzte mich im Bette auf und fragte meine Tochter, ob ſie nichts gehört? „Ja," erwiederte ſie, „man hat die Vorhänge zurückgeriſſen." Allein die Vorhänge waren und blieben zu.

Unten im Hauſe war ein Bogen zur Durchfahrt in den Hof; die Madame N. hatte ihre Pferde in ihrem Hinterhauſe, welches in den Hof ging, ſtehen, wenn die Pferde nun durch den Bogen fahren ſollten, bäumten ſie ſich, gingen nicht vom Flecke, und ſtellten ſich oft kerzengerade auf die Hinterbeine, und waren voll Schaum und Schweiß. War es nun dem Kutſcher durch viele Schläge gelungen, ſie hindurch zu bringen, ſo ſtanden ſie ſtille und zitterten in Schweiß gebadet am ganzen Leibe.

Früher hat eine alte Jungfer in dem Hof gewohnt, welche eine Seherin war, dieſe ſoll öfter verſichert haben, daß es bei Nacht ſehr lebhaft im Hofe ſei, und daß ſich ſogar *feurige Erſcheinungen* ſehen ließen, ich habe aber nichts davon bemerkt. — N. —

Die weiße Frau.

Man hat unter dieſem Namen immer eine und dieſelbe Ahnmutter verſtehen wollen, die in verſchiedenen Schlöſſern und Burgen, auf denen ſie, wenn auch noch ſo entfernte Verwandte in den dynaſtiſchen Geſchlechtern habe, noch bis auf den heutigen Tag umgehe. Sie ſoll zu Berlin, Baireuth, Caſſel, Darmſtadt, Carlsruhe, in Böhmen, in Sachſen und in vielen andern Ländern erſcheinen, wenn ſich ein Todesfall oder Unglück von Bedeutung zutragen ſoll. Der Erzählungen ſind ſo viele, der Beglaubigungen ſo mannichfaltige, daß an der Wirklichkeit ſolcher Erſcheinungen da, dort und überall nicht zu zweifeln iſt. Aber es wurde, und auch in dieſen Blättern, ſchon erinnert, es ſey weder nöthig, noch auch wahrſcheinlich, daß das immer dieſelbe Verſtorbene geweſen ſey; man hat vielmehr, um die Bewußte heran zu ziehen, den Stammbäumen gar viel Gewalt anthun müſſen, und es ließ ſich oft gar nicht begreifen, wie ſie dazu komme, ſo entfernte Sippſchaft zu warnen, oder deren Kinder, oder auch Hofgeſinde in Obhut zu nehmen. Es würde daher ſehr dankenswerth ſeyn, wenn man im Magikon von ſolchen Erſcheinungen auf beſtimmten Schlöſſern Nachweiſungen, wo möglich actenmäßige, geben wollte; dieſe verglichen, würden die ſogenannte weiße Frau auf vielleicht mehr denn ein Dutzend ſolcher ruheloſen Mütter oder Gemahlinnen, ja auch Jungfrauen bringen, nach der Wahrſcheinlichkeit nur, in Wirklichkeit aber noch auf viel mehr. Auch fremde Länder und Reiche haben ſolche Schloß-Erſcheinungen, wie nicht anders zu erwarten iſt. Aus Spanien, aus nordiſchen Reichen, aus Frankreich wären viele derartige Ahnfrauen zu nennen, auch aus Italien. Von einer weißen Frau wurde auch dem Dichter Byron aus Norditalien erzählt; aber dieſe war wieder anderer Art: die weiße Frau von Colalto war, wie bereits in dieſen Blättern bemerkt wurde, eine Kammerfrau jener eiferſüchtigen Gräfin von Colalto, die im Spiegel, als jene ihr die Haare machte, ein Einverſtändniß derſelben mit ihrem Gemahl wahrnahm und ſie dafür grauſam um's Leben brachte. Ein Jägersmann wollte ihr auf der Jagd begegnet ſeyn, und er ging nie mehr jagen. — Dieſe Zuthat ſcheint an den Elementargeiſt zu ſtreifen, deſſen ebenfalls hier ſchon Erwähnung geſchah, und den mit meiſterlichen Zügen in dem anziehenden Roman Kloſter und Abt der große Unbekannte aus ſeiner Heimath Schottland ſchildert, als einen Geiſt der Familie Avenel; man rief ihn im Waldquell mit dem Zaubervers:

Dreimal die Stechpalm dort
Grüß' ich, ſo auch den Quell:
Erſchein' an dieſem Ort,
Lady von Avenel!

Ueber dieſe Geiſter der Elemente hat mit phantaſiereichem Scharfſinn der unter dem Namen Paracelſus bekannte Arzt v. Hohenheim Lehren und Beſchreibungen gegeben, die von Theoſophen und Poeten oft benutzt wurden, auch von Malern und Tondichtern. So das Geſchlecht der Undinen oder Undenen, der Wellenmädchen, Donaunymphen, Saalnixen, die ihren erſten Anhalt in jenem ſchönen altdeutſchen Gedicht vom Ritter von Stauffen und der Meerfeye haben. Die ſchöne Meluſine iſt auf unſern Volksmarkt nur verpflanzt. Dieß ſind Wunderweſen von Natur.

Jene unglückſeligen oder doch noch immer ruhelos im Schattenreich wandernden Frauen werden von Jung-Stilling in ſeiner Geiſterkunde, in deren Eingang zuerſt für eine verbrecheriſche Gräfin v. Orlamünde, dann weiterhin, und mit vielen näheren Umſtänden, für den Spuk einer Dynaſtie von Liechtenſtein erklärt. Bevor wir dieſe beiden weißen Frauen nach unſerer Quelle näher angeben, ſey noch eine Notiz von einem Gedicht beigebracht, das in ſieben Balladen „die weiße Frau“ ſchon vor 35 und mehr Jahren beſang: nämlich der berühmte Chriſtian Graf zu Stolberg hatte dieſen eigenen Stoff, wie er früher andere in ſeinen

Balladen auch von grauſiger Art wählte, ſo zu verarbeiten gut gefunden, und eine Vorrede dazu handelt von dem allgemeinen Volksglauben, gegen den der alte Fritz in den Memoires de Brandebourg vergebens auftrat.

Bei dem Titelkupfer der trefflichen Theorie der Geiſterkunde von Jung-Stilling, welches, irren wir nicht, dem Muſeum des Wundervollen entlehnt und auch dort unterſchrieben iſt: „Wahre Abbildung der hin und wieder erſcheinenden ſogenannten weißen Frau, Agnes, Gräfin von Orlamünda, genannt.“ — Bei dieſem Kupfer einer ſchon im Leben geiſterhaft genug ausſehenden Frau gibt Stilling (hinterm Titelblatt) die Nachricht: „Dieſes Titelkupfer iſt das wahre Portrait einer Dame, die im 14. Jahrhundert gelebt hat, ſie hieß Agnes, war eine Prinzeſſin von Meran und Gemahlin Ottonis II., Grafen von Orlamünda, der um's Jahr 1340 ſtarb. Aus dieſer Ehe hatte ſie zwei Kinder; ſie verliebte ſich in Albertum pulchrum, Burggrafen zu Nürnberg. Um ihren Zweck leichter zu erreichen, ermordete ſie ihre beiden Kinder, wodurch er aber gänzlich vereitelt wurde. Dieſe ſoll nun hin und wieder als die ſo bekannte weiße Frau erſcheinen.“ — Wer kennt nicht die ſchöne ſchaurig-naive Ballade im Wunderhorn: „Albert, Graf zu Nürnberg, ſpricht: Herzogin, ich liebe nicht ꝛc.“; dieß iſt dieſer Gegenſtand.

Auch von einer zweiten weißen Frau will Stilling Kunde geben, in jener Nachricht nachſagend: „Ob nun dieſe oder Bertha von Liechtenſtein, geb. v. Roſenberg, die wahre weiße Frau ſey, oder ob ſie beide erſcheinen, das werde ich vielleicht einmal näher unterſuchen.“ Dieß geſchieht nun in demſelben Werk als Schluß ſeiner vielen Beiſpiele (§§. 245—55. S. 351—60). Da Jung dieſe ſeine Theorie auf Veranlaſſung des hohen Gönners herausgegeben, dem ſie dedicirt iſt, nämlich Carl Friedrichs, erſten Großherzogs von Baden, ſo wollte er einen Gegenſtand, der auch im Carlsruher Schloß ſo oft ſich offenbart haben ſollte, mit beſonderer Gründlichkeit behandeln. Es ſei hierbei erwähnt, daß die weiße Dame des Schloſſes zu Carlsruhe auch in neuerer Zeit noch geſpukt haben muß; man ſprach davon öfter geheimnißvoll, und es iſt bekannt, daß zu einer gewiſſen Regierungszeit die Oper: „die weiße Dame von Boyeldieu“ im Hoftheater nicht zur Aufführung kommen durfte, obgleich ſie nur die unſchuldige Lady von Avenel Walter Scott's vorſtellt. Dieſe beſondere weiße Frau wurde nach Stilling (§. 245.) überall als eine ziemlich lange, weiß gekleidete weibliche Geſtalt beſchrieben, die einen Schleier trägt, durch den man eben noch ihr Angeſicht erkennen kann, und die gewöhnlich Nachts ſich zeigt. — Nun gibt er nach Merian im Theatrum Europäum die Jahre 1652 und 53 vom Berliner Schloß an; auch daß die weiße Frau ſich um die Zeit der drei hohen Feſte ſehen laſſe. Schon im December des Jahrs 1628 erſchien ſie zu Berlin, in lateiniſcher Sprache die Worte ſagend: „Komm, richte die Lebenden und Todten, mir ſteht das Gericht noch bevor“ (veni, judica vivos et mortuos judicium mihi adhuc superest). Nach Stilling's Anſicht (§§. 249, 255.) iſt dieſe im Leben ſo unglücklich geweſene Frau Bertha von Liechtenſtein, in einem Mittelzuſtande von friedlichen und unfriedlichen Seelenſtimmungen, in einem keineswegs ſeligen Zuſtande, wo noch Bekümmerniſſe, und oft ganz kleinlicher Art, Raum haben, aber doch eigentlich ohne Qualen oder Leiden. Bertha, Gräfin v. Roſenberg, geb. 1420 oder gegen 1430, war ſehr unglücklich an Johann von Liechtenſtein, einen reichen Dynaſten in Steyermark, verheirathet (1449), der ein übles ausſchweifendes Leben führte, ſo daß ſie zu ihren Verwandten floh und zeitlebens die erlittenen Drangſale und Beleidigungen nicht vergeſſen konnte. Nachdem der Tod ſie von ihrem Peiniger erlöſt hatte, wohnte ſie bei ihrem Bruder Heinrich IV., der von 1451—57 regierte. Sie lebte zu Neuhaus in Böhmen, wo auch ihr Bildniß unter den Ahnenbildern aufbewahrt wird. Von ihr rührte die Stiftung eines ſüßen Breies her, den ſie, um die Frohnenden beim Schloßbau aufzumuntern, ihnen für alle Zeiten auf den Tag der Beendigung des Baues verſchrieb, auch ſpäter deſſen Aufhebung nicht duldete. Auf dieſem von ihr erbauten Schloß ließ ſie ſich nach dem Tode häufig ſehen, oft am hellen Mittag oben in einem unbewohnten Schloßthurm, wo ſie zum Fenſter herausguckte. Sie war ganz weiß, hatte auf dem Haupt einen weißen Wittwenſchleier mit weißen Bändern, war von langer Statur und ſittſamen Geberden. In dieſem ihrem weißen Wittwenhabit iſt ſie auf verſchiedenen böhmiſchen Schlöſſern noch im Portrait zu ſehen. Das von ihr gezeigte gottſelige Weſen ging wohl auch in Thatſächlichkeiten über. (Ihre kleinen Dienſte bei hohen Wöchnerinnen ſind bekannt; Stilling führt nichts der Art an. So ſoll ſie, als eine Amme ſchlief, welche bei der Wiege wachen ſollte, das Kind ſtatt ihrer geſchaukelt haben.)

Möchten dieſe kurzen, größtentheils wiederholten Notizen zu einer Reihe verwandter Skizzen aus glaubwürdigen Quellen Veranlaſſung geben.

Ein im Volke durch Gedicht- und Sage fortlebender, auch protokollariſch beſtätigter Geiſterſpuk von einem Wagen, der nach Ardeck fährt.

Die nachfolgenden beiden in der Form contraſtirenden Mittheilungen — eine *Volksballade* und ein *Gerichtsprotokoll* — betreffen einen Gegenſtand, der an der unteren Lahn hin und im ganzen Naſſauiſchen bekannt genug iſt. Man erzählt ſich, von Limburg an der Lahn fahre, beſonders um die Weihnachtszeit, eine Landkutſche oder ein Poſtwagen Nachts landeinwärts, und wenn ein müder Wanderer, der ſich verſpätet, in der Geiſterſtunde nach dem munteren Kutſcher oder Poſtillon aufſchaue zum Mitnehmen, ſo werde er von dieſem zwar meiſtentheils erſt etwas geſoppt, daß er ein Stück

Wegs noch nachlaufen müſſe, dann aber eingelaſſen, und im Innern finde er ſich dann in Compagnie mit ſonderbar ausſehenden Paſſagieren, einigen Mönchen oder Kapuzinern, die ihn, ohne zu reden, anglotzten und ihn, bei der Veſte Ardeck angekommen, aus dem Wagen und zur verfallenen Burg hinan führten, wo ihm vor ſeltſamen Erſcheinungen vollends Hören und Sehen vergehe. Man will ſolche Wanderer, von ſchwerem Traum erwacht, Morgens in der Nähe der Ruine von Ardeck gefunden haben, an Gliedern wie gelähmt, von Sinnen wie verwirrt, eben Bilder des Jammers. Beſonders ſoll es die Zunft der Schuſter ſuchen, und ſchon manch armer Kerl, der ſich zu Limburg Leder und vielleicht bei Freunden ein Räuſchchen geholt, ſey in der Adventszeit um oder in Ardeck ſchon ſo zugerichtet worden, daß er bald darauf das Zeitliche geſegnet. Eine Andeutung auch hierauf findet ſich in beiden nun folgenden Actenſtücken, dem poetiſchen und dem gewiſſenhaft und trocken erzählenden Magiſtrats-Protokoll.

Der Schuſter auf Ardeck.

(Ballade von Joſ. Kramer.)

Auf dem Rücken zugleich und im Kopfe beſchwert
Mit Leder und Wein, nach der Heimath gekehrt,
(Es funkelten Mond und die Sterne) —
Sang einſam ein Schuſter, der zittert' und fror,
Und rückwärts horchend ſpitzt' er das Ohr:
Ein Wagen rollt her aus der Ferne.

Er fleht, den das Räuſchchen ermuthigt hat:
„Nehmt," ruft er, „den Müden doch mit aus der Stadt,
Vielleicht iſt ein Plätzchen noch drinnen!"
Der eilende Wagen fährt plötzlich facht,
Dem Schuſter wird ſchweigend ein Plätzchen gemacht,
Dann rollen ſie pfeilſchnell von hinnen.

„Wie rings die Erd' und der Himmel flieht!“
Lallt der Arme, dem 's im Gehirne glüht,
„Wie die Rappen ſchnauben und brauſen!“
Der Mond, der hell nun ſein Silber ergoß,
Zeigt näher, nun nahe, ein ſtattliches Schloß:
„Wer mag in dem Schloſſe wohl hauſen?“

Und kaum er die letzten Worte noch ſprach,
Da ſind ſie im Burghof, da öffnen den Schlag
Die ſchmucken, die eiligen Knechte.
Erſtaunt ſieht er rings hohe Fenſter erhellt,
Doch an wen er auch immer hier Fragen ſtellt,
Da iſt Niemand, der Antwort ihm brächte.

Die Herrſchaft, in ſeltſamer Tracht, ſteiget aus:
Die Diener winken — er folgt mit in's Haus,
Er folgt mit zum prächtigen Saale.
In der todtſtillen Halle bemerkt er jetzt
Eine Tafel, von Rittern und Damen beſetzt;
Man deutet ihm ſchweigend zum Mahle.

In der furchtbaren Stille da wird ihm ſo ſchwül
Und über die Glieder da lauft's ihm ſo kühl:
„Herr Jeſus, mich gnädig bedecke!“
Er ſtarrt noch, wie Alles in Nebel zerrinnt,
Und ihn durchfröſtelt ein eiſiger Wind —
Er ſinket in Ohnmacht im Schrecke!

Der Schuſter die grauſige Nacht hat verträumt,
Die Sonne mit Gold ſchon die Berge ſäumt —
Da ſitzt er auf bröckelnden Mauern;
Mit Hülfe und Wagniß nur kommt er herab,
Er welket dahin — um das frühe Grab
Sieht der Lenz ſeine Lieben ſchon trauern.

So ſteiget noch jährlich ein Zeitenlauf
In der Geiſterſtund' aus den Trümmern auf
Die herrliche Ardecker Veſte:
Dann ſauſt gleich Sturmwind im heil'gen Advent,
Wie aus Volkes Mund ihr hören könnt',
Der Wagen und ſuchet noch Gäſte.

Abſchrift. Actum Diez den 8. Febr. 1751.

Auf entſtandenes Gerücht von einer nächtlichen Begebenheit verfügten wir uns von Magiſtratswegen in des kranken Anton Seipel's Behauſung, vermahnten denſelben alles Ernſtes, die Wahrheit über das, ſo Er geſehen, und was Ihme begegnet, aufrichtig zu bekennen, nahmen denſelben hierüber an Eidesſtatt in Handgelöbniß; und nachdem Er ſolches Alles ohne etwas zu verſchweigen oder gegen Beſſerwiſſen und Gewiſſen hinzu zu thun angelobet, bekannte und ſagte Er uns: was geſtalten Er den Dienſtag vor letzterem Weihnachten von Steinbach durch Limburg gekommen und allda bei guten Freunden, die Ihn angerufen und Ihm ein Glas Wein zugebracht, ſich bis 11 Uhr Nachts verſpätet gehabt, aber doch noch fortgegangen, und als er gleich an die Limburger Hohl gekommen, ſeines Bedünkens allda den Diezer-Poſtwagen angetroffen, auch dem Poſtillon zugerufen: „Wilhelm, warte! weil's dunkel iſt, will ich mit!" worauf ihm dieſer gleichfalls geantwortet, Er aber Solches wegen dem Getöſe, ſo der Wagen und die Pferde gemacht, nicht verſtehen können: inzwiſchen hätte Er ſich beſtändig hinter dem Wagen gehalten und, wiewohlen Er gerne aufgeſeſſen, denſelben aber niemals erreichen können, ohnerachtet der Wagen eben ſo gar geſchwinde nicht gegangen und ganz nahe vor Ihm geweſen. Unter dem Siechhaus ſeye der Poſtillon etwas außer dem Weg gefahren, da Er dann demſelben zugerufen, dieſer auch Ihme wieder geantwortet, Er es aber, wie vorhin, nicht verſtehen können, gleichwohlen gedacht, der Poſtillon und die Pferde laufen den Weg, mithin immer nachgegangen, und, nachdem ihm die Zeit ziemlich lange gedäucht, endlich auf einen gepflaſterten Weg gekommen, und es da etwas bergab gegangen und er nun Gebände und Lichter geſehen; wie nun die Kutſche allda ſtille gehalten, und zwei kleine Burſche mit weißen Kamiſolern und aufgewickelten Schürzen, kleine Handlaternen mit gelben Stielen in der Hand haltend, herausgekommen, ſeyen vier Kapuziner mit langen Bärten aus der Kutſche geſtiegen, welche wohl eines Kopfs größer als Er geweſen und ſehr lange Geſichter gehabt, alſo daß Ihm gedäucht, es ſeyen keine rechten menſchlichen Geſtalten, und voller Verwunderung nicht gewußt, was Er daraus machen ſolle. Mit Dieſen ſeye Er im Gedränge durch ein großes Thor und vieles Mauerwerk, immer bergab, über eine aufgezogene Brücke und ſo weiter, endlich wie ihn gedäucht, unter die Erde in ein herrliches Zimmer durch eine kleine runde Thür, über zwei Trepplinge von gehauenen Steinen gekommen, allwo Jemand in einem Bette, faſt wie ein großer Schrank in der Mauer, gelegen und einen bunten ſehr ſchön beblümten Nachtrock angehabt — welcher ſich etwas mit dem Leibe herausgereckt und zu Ihm geſagt: „Bleibt ſtehen!“ — In dem Zimmer hätten ſchöne Tiſche und Stühle geſtanden, wovon unterwärts das Geſtell ſehr ſchön und künſtlich übereinander geſchlungen geweſen und allerhand Thiertatzen vorgeſtellt, an der Wand aber ſehr viele Gemälde und Alles voller Lichter an gelben oben ſehr breiten Leuchtern gehangen; — und hätte er, durch die zwei Thüren in dem Zimmer, hinaus durch lauter Bogen ſehr weit geſehen, und an denen ganz kleinen viereckigen Fenſtern (hätte) man ſich neben auf das dick aufgeführte Mauerwerk legen können. Hiernächſt ſeye der Tiſch gedeckt und allerlei Eſſen in großen weißen und inwendig gelben Schüſſeln, nebſt einer großen geſchnittenen, etwa zwei und ein halb-mäßigen Bouteille mit weißem Wein darauf geweſen, woran ſich die vier Kapuziner geſetzt und unter beſtändigem Geſpräch, welches Er aber nicht verſtehen können, weilen es ſehr wunderlich und faſt nur wie ein Geſchnatter gelautet, aus ziemlich großen Gläſern getrunken, und hätte einer von denen vorgedachten kleinen Aufwärtern die Bouteille den Augenblick, als er damit hinweggegangen, auch wieder gefüllt gehabt. Wie Er nun bei dem Allen — weilen Der, ſo in dem Bette gelegen, ſehr wunderlich und fahl in dem Geſichte, auch die Andern, als Er ſie recht betrachtet, ſehr fürchterlich, gar nicht recht wie Menſchen, und an der Geſtalt, die Er ſelbſt nicht recht beſchreiben könne, Alle gleich geſehen, — überaus bange geworden, ſo hätte Er ſich hinweg zu kommen bemühet, hingegen, als Er mit dem Stock vor ſich hin gefühlet, befunden, daß Alles hohl und ſeines Bedünkens unter Ihm wie ein tiefer Keller geweſen, alſo daß Er mit ſeinem langen Stabe nirgends Grund finden können und ſo lange ſtehen bleiben müſſen, bis auf einmal aus einem Bälken ein wunderliches Feuer entſtanden, ſo immer vor Ihm hingeflattert und Er davor nichts mehr recht ſehen können, auch ſich umwenden müſſen, dieſem (wäre er) alſo nach gegangen und damit faſt den vorigen Weg über ein ſchönes Pflaſter mit kleinen Steinen wieder heraus gekommen. Unterwegens hätte Ihm Etwas in das Geſicht gegriffen und ihn gleichſam zurückhalten wollen, wovon man bei ſeiner Heimkunft noch die Fingermale ſehen können und böſe Blattern an dem Ort ausgeſchlagen (ſeyen) — er auch darüber todtkrank geworden. Inzwiſchen hätte Er noch im Rückweg hinter ſich in dem Zimmer Alles unveränderlich geſehen, um ſich herum aber die Pferde in denen Ställen wiehern, die Hähne krähen und die Leute überall handthieren hören, welches ſo lange gedauert, bis es ſich ganz allmählig verzogen, und Er endlich den Weg von dem Ahrdecker Schloß her, ſo er auch noch hinter ſich geſehen und es alſo nothwendig allda vorgegangen ſeyn müſſe, erkannt, mithin nach Holzheim und ſo weiter den Morgen hierher gekommen.

Dieſes Alles ſeye Ihm als einem Mann, der ſich bekanntlich niemalen gefürchtet und alle Stunden der Nacht durchgewandert, ſo gewiß begegnet, daß Er es jedesmal auf Begehren mit einem körperlichen Eyd zu Gott betheuern könne,

Actum ut supra etc.

(Unterzeichnet ſind: Conrad Fritz, Burgermeiſter.
J. F. Eberhard, Aktuarius.
J. J. Schepp } Gerichtsſchöppen.
Henrich Schlump }

Der Original-Urkunde, die ich durch Güte der Seibel ſchen Familie als Eigenthum beſitze, gleichlautend

Med.-R. G. Wendelſtadt.[*]

Collationirt und dem Original gleichlautend gefunden.
Hof-Gunerich am 29. Juli 1816.
Klamberg, Oberlieutenant.

So geſehen in meinem Beiſeyn
Hof-Gunerich am 29. Juli 1816.
G. Wendelſtadt.

Wenn der Einſender, der dieſe niedergeſchriebene Mer würdigkeit (nun grade von hundert Jahren her) als Geſchen eines Freundes ſchon lange bewahrte, ohne ſie für die Blätte aus Prevorſt oder das Magikon nützbar zu machen — im Anfang ſelber Zweifel an der Wirklichkeit der Erſcheinung hatt und ſie für das Produkt der Aufregung jenes Mannes dur Müdigkeit und Wein zu halten geneigt war, ſo muß er do immer mehr die Spuren der Finger und die böſen Blatter und die lebensgefährliche Krankheit für eine Beſiegelung halte wie ſie häufig vorkommt. Zu wünſchen wäre, daß von andern Seiten variirende Erzählungen des Spuks, als von Andern erlebt, beigebracht würden.

Magiſch-magnetiſche Heilungen.

Herr W. zu R., kein Arzt, aber ein mit großen magn tiſchen Kräften begabter Mann, hat das Verdienſt ſchon vie Magnetiſchkranke, namentlich dämoniſch-magnetiſche, du eben dieſe ſeine magnetiſchen Kräfte geheilt zu haben. Me rere ſeiner Heilungen ſind in frühern Heften dieſer Blätt mitgetheilt. Zu gleichem Zwecke ſandte er mir die hier geg denen zwei Fälle von Heilungen der Art ein. Er unterwarf meiſtens nur ſolche Leidende dieſer ſeiner Behandlung, die auf dem gewöhnlichen Wege, durch Aerzte u. ſ. w. nicht geheilt werden konnten. So kraß für Manchen der erſte Fall lauten mag, ſo theile ich ihn hier doch mit, er gehört unter die dämoniſch-magnetiſchen Krankheiten, das ſogenannte Beſeſſenſeyn.

---

[*] Dieſes Certifikat des Arztes W. (ohne Datum und Ort) ſche nach der Farbe der Dinte von derſelben Zeit zu ſeyn, wie die beid folgenden Beglaubigungen. — Die Abſchrift des Protokolls iſt in d Einſenders Beſitz und kann gezeigt werden.

K — r.

Peter Maurer von Waldbach, 1½ Stunde von hier, hatte einen Sohn von 14 Jahren. Dieſer Junge bekam auf einmal eines Tages erſchreckliche Krämpfe, die Füße wurden ihm ganz verdehnt, die Zunge ſtreckte er weit und ſpitz wie eine Nadel heraus und legte ſie auf die Naſe, dabei ſchlug er aber noch mit Händen, Füßen und dem ganzen Körper; dieſer Umſtand dauerte ſchon 6 Wochen; da kam ein bejahrter frommer und gottesfürchtiger Mann und Freund aus dem Hauſe des Kranken zu mir, und bat mich, in ſoferne ich dem Kranken helfen könne, möchte ich es doch thun. Nachdem ich mich nun bei demſelben genau erkundigte, hörte ich Folgendes: der Paroxismus kommt alle Stunde, auch dauert es manchmal ¾ Stunden. Nach Verlauf des Paroxismus ſagt der Kranke auf die Minute jedesmal: bis dahin kommts wieder. Durch die häufigen und immer wiederholten Krämpfe iſt das eine Bein auch ſchon ganz lahm. Der Kranke behauptet, das erſte ſo wie jedesmal käme ein Mann zu ihm, von kurzer, dicker Statur, der ſchwarz gekleidet ſey, mit einem über die Schultern herunterhängenden feinen weißen Kragen, auf dem Rücken hätte dieſer Schwarze ein weißes Kreuz, ſo wie auch unten und hinten zwei weiße Kreuze; derſelbe ſage ihm jedesmal, dieſes müſſe er noch ein ganzes Jahr aushalten. Ich ſchrieb hierauf auf ein Quartblatt, und gab es dem Alten, mit der Weiſung, wenn der Schwarze käme, ſolle der Junge demſelben dieſes Blatt vorhalten, und Er ſolle dabei bleiben, das Geſchriebene aber konnte Niemand ſonſt leſen. Nun kam der Schwarze; der Junge that wie gelehret, hierauf ſagte der Schwarze: das habe ich ſchon lange gewußt, werfe es weg, der Junge hielt es aber feſt, der ganze Körper blieb nun zwar von den Krämpfen verſchont, mit dem Arm aber und der Hand welche den Zettel hielt, ſchlug er ſo lange, bis der ganze Zettel zertrümmert war, mittlerweile rief der Alte immer: Peterchen, halt feſt, halt feſt! Nachdem nun der Zettel zerriſſen und zerſtört war, ließen die Krämpfe nach, und der Schwarze ſagte: es nützt dich alles nichts, jetzt komme ich noch länger. Des andern Tages wurde mir dieſes alles von dem Alten referiret; ich gab nun demſelben für den Jungen ein Amulet mit, damit er es umhänge. Der Schwarze kam nun; anſtatt aber wie gewöhnlich ganz nahe hin zu dem Kranken zu treten, blieb er 3 Schritte von demſelben ſtehen und fragte, was haſt du anhängen, reiß ab, werfs hinweg. Dieſem Verlangen wurde nicht entſprochen; der Kranke bekam zwar Krämpfe, aber lange nicht ſo ſtark und ſo lange, und dann aber kam er nicht alle Stunden, ſondern nur 4 bis 5 mal des Tages; dieſes dauerte 4 bis 5 Tage. In der Zwiſchenzeit ließ ich durch den Jungen den Schwarzen fragen, wie er heiße? Antwort: das weiß ich nicht; und was er im Leben geweſen? Antwort: ich war Pfarrer zu Grafen Zeiten. Hier iſt zu wiſſen nöthig, daß der Letzte hier regierende gefürſtete Graf 1728 ſtarb. Der Tanz dauerte mir nun ſchon etwas lange, ich ſchickte durch den Alten nyn ein anderes Amulet, ließ das erſte abnehmen, und das letzte anhängen. Nun blieb aber der Schwarze weit vom Bette zitternd in der Ecke des Zimmers ſtehen, er bot dem Kranken viel Geld an, er ſolle das Ding vom Halſe thun. Der Kranke ſagte: nein, ich habe Geld. Der Schwarze ſagte hierauf: du haſt keins; kurz, das Ende der Unterhaltung war, daß der Schwarze zuletzt bat, er ſolle ihm denn nur 4 Pfennige abnehmen, aber auch dieſes geſchahe nicht. Dieſer Auftritt war Nachts um 12 Uhr in Beiſeyn des alten Mannes, abſeiten des Kranken aber alles ohne Krämpfe. Ehe aber der Schwarze wegging, ſagte er dem Jungen: ich kenne den, der dir das Ding (ſo drückte er ſich aus) gegeben, welches du am Halſe haſt, er wird doch noch gehenkt, ich kriege ihn auch noch. Was geſchiehet nun in dieſer nehmlichen Nacht bei mir. Ich lag in tiefem Schlaf, ein Gefühl auf dem Munde, welches mir das Athmen erſchwerte und einen unmittelbaren geiſtigen Druck auf meinen ganzen Körper ausübte, machte mich mit Grauſen erwachen (ich brannte wie gewöhnlich Nachtlicht); ich ſahe zwar gar nichts, mein Inneres ſagte mir aber im Augenblick des Erwachens: das war der Schwarze von Waldbach; da fürchtete ich mich nun zwar nicht mehr; ich rief meiner Frau im andern Bette; ſie erwachte. Ich ſagte ihr, was geſchehen war, und frug, indem ſie beſſer auf die Uhr ſehen konnte, welche Zeit es ſeye? Die Antwort war ½ Ein. Am andern Morgen nun kam der Alte, und erzählte mir das eben Geſagte, mit dem weitern Anfügen, um Ein Uhr Nachts ſeye der Schwarze wieder gekommen und habe geſagt, er ſeye bei mir geweſen, hätte mir aber nichts anhaben können. Es dauerte nun noch wenige Tage, daß der Schwarze immer zitternd in der entfernteſten Ecke des Zimmers ſich einige mal des Tages ſehen ließ, und hierauf verſchwand er für immer. Das eine zerrüttete lahme Bein war wieder eben ſo gut wie das andere, und der Alte brachte mir drei Wochen nachher den Jungen in mein Haus, wo mir derſelbe alles wieder ſelbſt perſönlich beſtätigte, und fand ich denſelben, ſo weit meine Einſicht reichte, an Geiſt und Körper in einem ganz normalen Zuſtande. Alles dieſes hatte ſtattgefunden im März des verfloſſenen Jahres 1848.

Zweiter Fall.

Dieſes Jahr am Oſtermontag kam ich Mittags aus der Kirche, und traf in meinem Hauſe einen Mann und Frau, Vater und Mutter von einem Mädchen von 14 Jahren, das ebenfalls gegenwärtig war. Auf Anfrage ſagten mir die Leute, ſie ſeyen 6 Stunden von hier aus Schellweiler aus dem Bayeriſchen zu Hauſe, das Mädchen ſeye krank, ſie hätten ſchon 200 Gulden verdoktert, es hätte Alles nichts geholfen, und der letzte Doktor, bei dem ſie geweſen, ſey am ehrlichſten, er hätte nicht nur allein nichts verſchrieben, ſondern ihnen noch geſagt, kein Doktor könne helfen, ſie ſollten mit dem Mädchen zu mir gehen. Die Eltern erzählten mir nun umſtändlich, wie es ſich mit dem Mädchen verhielte. Die Hauptmomente, die ich nur aus der Erzählung herausgreifen will, ſind folgende. In der Eltern Hauſe hat das Mädchen wenig Ruhe; Hände und Füße werden ihr krampfhaft und heftig verdrehet, außer dem Hauſe hat es viel mehr Ruhe, gehet es aber zurück, und betritt nur ſeines Vaters Hofbering, überfallen es die Krämpfe; will es in dem Geſangbuch oder der Bibel leſen, ſo muß es ungefähr ſo machen, als wenn Jemand ſich brechen will; macht aber die Mutter mit dem Zeigefinger auf die Seite des Buches ein Kreuz, ſo kann das Mädchen dieſe Seite leſen, aber nicht weiter! will es fort leſen, ſo muß dieſe Operation auf jeder Seite wiederholt werden; macht ſeine Mutter auf die verdrehten Hände und Füße ein Kreuz, ſo läßt es augenblicklich nach. Bei einer jüngern Schweſter von 5 Jahren, wenn dieſe das Kreuz macht, finden die nämlichen Erfolge ſtatt, bei allen Andern im Hauſe iſt es nicht der Fall. Stirbt Jemand im Orte, ſo ſagt es dieſes Mädchen 8, auch 14 Tage vorher, nämlich es nennt das Haus, woraus Jemand ſtirbt, auch hat es ſchon oft 3 bis 4 Wochen vorher geſagt, dieſe oder jene Frau kommt mit zwei Mädchen, oder zwei Bübchen, oder einem Buben, oder einem Mädchen, nieder. Alle dieſe bezeichneten Fälle kamen vor und trafen richtig ein, dabei aber ſagte mir das Mädchen, es ſeye Etwas in ihm, das es immer zu allem Böſen anhalten und verführen wollte, daſſelbe bezeichnet es, und ſagt das Ding; ſo z. B. wurde das Mädchen vorigen Sommer von ſeinen Eltern auf das Feld geſchickt, Klee zu nehmen; vor dem Dorfe mußte daſſelbige zwiſchen Gärten hindurch, worinnen Zwetſchenbäume ſtanden, die, im Juli war es, ſehr voll unzeitigen Zwetſchen hingen. Das Ding ſagte nun zu ihm: es ſolle in den fremden Garten gehen, und eine Schürze voll von den unzeitigen Zwetſchen brechen. Das Kind widerſetzte ſich zwar dieſem Anſinnen, es ſagte: ich darf nicht, wenn der Schütze kommt, bekomme ich einen Ravvort, und kam unter dieſen Oppoſitionen wirklich an dem Garten vorbei. Auf einmal aber wurde das Mädchen von dem Ding herumgeriſſen, und es mußte nolens volens in den Garten gehen, und eine ganze Schürze voll dieſer unzeitigen Zwetſchen brechen, und gieng damit in ſeiner Eltern Haus mit weinenden Augen zurück. Zugleich aber behauptet das Mädchen, es käme auch öfters ein Engel zu ihm, der mit ſpreche und es tröſte, und es an der Hand nehme, dann ſeye es aber ſo froh, als wenn es im Himmel wäre; dieſen Umſtand beſtätigten denn auch die beiden Eltern. Dieſer Engel hat dann auch dem Mädchen geſagt, wie alt es würde, nämlich 20 Jahr. Nachdem ich noch weiter in Bezug auf den Engel fragte, ſagte mir das Mädchen, derſelbe hätte einen langen, bis auf die Füße gehenden, weißen Rock an mit vielen Falten, und einer ſchwarzen Schärpe um den Leib ꝛc.

Nach Anhörung vorſtehender Erzählung ließ ich die Mutter und das Mädchen auf zwei Stühle, die hart neben einander ſtanden, niederſitzen, und ich ſtellte mich drei Schritte entfernt von dem Mädchen vor daſſelbe hin, im Stillen bei mir ſelbſt betend. So ſtand ich noch nicht Dreiviertelminuten, da bekam das Mädchen furchtbare Convulſionen, und das ſo arg, daß ich hinzutreten mußte, demſelben die rechte Hand auf das Haupt legte, und die bekannte Worte: „Praecipio in Nomine domini J. Ch. etc.“ dreimal wiederholte; erſt bei dem dritten Mal ließen die Convulſionen auf einmal nach, und das Mädchen fühlte ſich ganz wohl. Hierauf gab ich dem Mädchen ein zu dieſem Zwecke durch das Wort Gottes zubereitetes magnetiſirtes Glas Waſſer zu trinken, wodurch es zwar ohngefähr 7 Minuten ſehr hinfällig und abgeſpannt, aber gleich darauf ihm ſo wohl wurde, als es demſelben in langer Zeit nicht war. Ich aß nun zu Mittage, und ließ den Leuten auch zu eſſen geben; nach dem Mittageſſen machte ich dem Mädchen zum Umhängen ein Amulet, ließ es wieder niederſitzen, um ihm das Amulet, welches ich, ihm ohngefähr 5 Minuten vorhaltend, in Händen hatte, umzuhängen, ich ſtand aber noch

Es iſt vergnügt und betet ſtill ohne Unterlaß. Mögen Kranke, die von ähnlichen Uebeln heimgeſucht und an das Bett gefeſſelt ſind, ſolches zu ihrem Troſt und zu ihrer innern Heilung bedenken, und gewiß ſeyn, daß Krankheit oft eine größere Wohlthat iſt, als das beſte leibliche Befinden. Die hievon nichts wiſſen wollen, und dergleichen Thatſachen, mögen ſie auch förmlicher beglaubigt ſeyn als obige Zeitungsnachricht, bezweifeln und läugnen, mit denen reden wir nicht.

— y —

Polemik.

Ein ſtrenggläubiger Katholik ſandte mir nachſtehendes Schreiben, unterzeichnet: „Laicus“ zu, mit der Bitte, es gewiß in das nächſte Heft des Magikons aufzunehmen. Obgleich das Magikon nicht dafür beſtimmt iſt, in ihm Streite über religiöſe Glaubensverſchiedenheiten zu führen, ſo gebe ich es aus beſondern Rückſichten doch, der Unpartheilichkeit wegen aber mit Bemerkungen über daſſelbe, die mir ein lutheriſcher Geiſtlicher zuſandte.

J. Kerner.

An Herrn Doctor Juſtinus Kerner!

Ihr Magikon, mein hochverehrteſter Herr, enthält ſo viel des Schönen und des Guten, des Seelenerquickenden und des Geiſterhebenden, daß ich meiner ſchwachen Beredſamkeit nicht zumuthen will, Ihnen den Dank auszudrücken, den denkende Geiſter und fühlende Herzen Ihnen ſchulden.

Ich betrachte den Verein, den Sie und Ihre geehrten Mitarbeiter bilden, als eine der ſchönſten und hoffnungsreichſten Blüthen unſerer glaubensloſen Zeit, als eine Blume der Wüſte, als einen Vorboten des Frühlings, der die Geſtalt der Welt verjüngen wird.

Die ungeheure Mehrzahl unſerer im Staube wühlenden und mit hohlen Muſcheln ſpielenden Zeitgenoſſen laſſen Ihre Mahnungen unbeachtet verklingen, verſpotten, was ſie nicht begreifen wollen, und verhöhnen, was ſie durchſchauern ſollte, mit heilſamer Furcht. Doch eben dadurch wird Ihnen die heilbringende Ehre zu Theil, mit den Jüngern der Wahrheit zu kämpfen und zu leiden.

Nach Darbringung ſo aufrichtiger, Ihrem Verdienſt gebührender Huldigung wird es mir wohl auch vergönnt ſeyn, Ihnen bemerklich zu machen, was mich in Ihren Beſtrebungen und Aeußerungen befremdet, verwundet und betrübt.

Aus vielen andern, das katholiſch gläubige Gemüth tief verletzenden Stellen des Magikons erwähle ich für heute zum Thema meiner Bemerkungen einen im dritten Heft des Jahrgangs von 1849, pagina 257 eingerückten Aufſatz.

In dieſem Aufſatze leſe ich Folgendes:

„Weltbekannt iſt es ja, wie er (F. v. Meyer), den **Kern** „der Lehren der Katholiken anerkannte und zu Vielem frei„willig und ganz bibliſch zurückkehrte, was der immer platter „werdende Proteſtantismus aus dem evangeliſchen Bekenntniß „auszumerzen ſtrebte . . .

„Mit Stolz ſagten manche katholiſche Theologen: wenn „die erleuchtetſten Proteſtanten ſolche Zugeſtändniſſe machen, „wird der Sieg bald unſer ſeyn. Sie verbargen ſich aber „die große Kluft zwiſchen Beiden, die aus dem apoſtoliſchen „und dem abgeirrten und verweltlichten Katholicismus ſich „auseinanderhebt, während (?) dieſer ſich nie der Einfalt, De„muth und Milde der alten Zeit erinnern will.“

Was berechtigt Sie, Herr Guido von Meyer, dieſen unchriſtlichen übermüthigen Machtſpruch auf eine Kirche herabzudonnern, die hundert oder zweihundert Millionen Chriſten werth und theuer iſt? Ob die große Kluft, von der Sie reden, beſteht oder nicht beſteht, das iſt ja eben die Frage, die jetzt alle denkenden Proteſtanten beſchäftigt, und in demſelben Augenblicke, wo Sie eingeſtehen, daß Ihr verewigter Vater Glaubensſätze auf's Neu erkannte, die der Proteſtantismus dreihundert Jahre lang als Ueberreſte des ſtupideſten katholiſchen Aberglaubens bezeichnete, in demſelben Augenblicke ſchmähen Sie die Kirche, die eben dieſe Glaubensſätze bis auf den heutigen Tag mit unerſchütterlicher Treue bewahrt!

Vor fünfzig Jahren hätte Niemand ſich's träumen laſſen, daß erleuchtete Proteſtanten „der großen keck geläugneten (freventlich von Luther und Conſorten geläugneten) Wahrheit des Fegfeuers“ huldigen würden. Woher wiſſen Sie denn, Herr Guido von Meyer, daß gläubige, Wahrheit ſuchende Proteſtanten nicht auch in Zukunft wieder zum Bekenntniß anderer, eben ſo keck geläugneter, Glaubensartikel gelangen werden?

„Der verweltlichte Katholicismus (d. h. der jetzige) will „ſich nie der Einfalt, Demuth und Liebe der alten Zeit erinnern.“ Gegen was oder gegen wen iſt denn eigentlich dieſer Vorwurf gerichtet? Gegen das katholiſche Dogma oder gegen die Träger der Kirchengewalt? Nehmen Sie den erſten beſten katholiſchen Katechismus, die erſte beſte Glaubenslehre zur Hand, und Sie werden finden, daß dieſe Tugenden darin auf's Eindringlichſte gepredigt werden. Sind es die Biſchöfe und Prieſter, denen dieſe Tugenden mangeln? Dies behaupten, hieße viele Tauſende ehrwürdiger Männer, das Epiſcopat aller Jahrhunderte und des jetzigen verläumden. Wenn einige Prieſter ihres hohen Berufs ſich unwürdig zeigen ſollten, ſo trifft der Vorwurf nur dieſe Prieſter, nicht aber die Lehre die ſie verdammt, nicht das Amt, zu dem der Herr ſie berief. Vergeſſen Sie übrigens nicht, daß die von Einfalt, Liebe und Milde beſeelten Apoſtel ganz andere Tugenden neben dieſen entwickelten, ſobald es galt, die Reinheit der Lehre, die Unverletzbarkeit des Sittengeſetzes gegen Irrlehre und Sünde zu vertheidigen. Was ſie thaten, das thut die wahre Kirche noch heut!

Sie ſprechen viel von apoſtoliſchem Katholicismus! Ein ſolcher konnte aber nie verfälſcht werden, konnte nie aus der Welt verſchwinden, konnte unmöglich ein Jahrtauſend lang von dem „abgeirrten“ Katholicismus erſtickt werden: eben darum eil er apoſtoliſch iſt. „Wer euch höret, der höret mich,“ rach der Herr zu den Apoſteln: daraus ſcheint zu folgen, ß in allen Jahrhunderten eine Autorität beſtehen ſollte, die r Chriſt nicht ungeſtraft verachten kann.

Aus welchen Quellen iſt Ihnen der apoſtoliſche Katho- iſmus bekannt. Nur aus denen, welche die abgeirrte Kirche hnen darbietet. Von wem haben Sie die Bibel empfangen? us den Händen dieſer abgeirrten Kirche — wer hat das, n Luther und Conſorten umgeſtürzte Kreuz in allen chriſt- chen Ländern errichtet? Dieſe abgeirrte Kirche, auf die Herr octor Rudolph Stier mit ſo großer Verachtung „von ſeinem aren Standpunkte“ über allem Confeſſionellen herabſchaut.

Aber gerade „dieſer klare Standpunkt“ iſt der finſtre ummelplatz menſchlichen Hochmuths, menſchlicher Selbſtſtän- hung, menſchlicher Leidenſchaft. Wer die Kirche nicht hört, ſagt r Erlöſer, ſey euch ein Heide und ein Zöllner! „Gebt,“ richt er zu den Erſtgebornen des göttlichen Lehramts, „gebt n und lehret alle Völker. Ich bin mit euch bis an's Ende r Tage, ich werde euch nicht als Waiſen hinterlaſſen.“ Mit eſen Worten ſtiftet er ein Lehramt, deſſen immer lebende utorität alle Wahrheit den Gläubigen verkünden ſollte. Von nem Buche, das die Apoſtel ſchreiben ſollten, ſteht keine ylbe in der Bibel. Das vom Herrn geſtiftete Lehramt allein ann uns Bürgſchaft leiſten für die Aechtheit und richtige Aus- gung der heiligen Schrift. Dieß Lehramt allein iſt berufen, e ewige Wahrheit zu verkünden, und nie kann ihm ein tück dieſer Wahrheit abhanden kommen. Dies ehrwürdige ehramt, das „der klare Standpunkt über allem Confeſſionellen,“ berflüſſig und lächerlich machen würde, wird beſtehen, bis der orhang ſteigen wird zum Gericht. Coeli et terra peribunt erba autem mea non peribunt!

Täuſchen Sie ſich doch ja nicht, ehrenwerthe Männer nd geliebte Brüder, über die geiſtige Stellung, die Sie und viel gutdenkende, den Herrn aufrichtig ſuchende Proteſtan- en einnehmen! Im Gebiet des Proteſtantismus gibt es nichts Bleibendes, nichts Unwandelbares; das hat die Geſchichte von drei Jahrhunderten, das hat Ihr eignes innres Leben der Welt und Ihnen bewieſen. Der denkende Proteſtant muß nothwendiger Weiſe rückwärts, das heißt, zur alten Wahrheit oder vorwärts zu neuem Irrthum ſchreiten. Proteſtanten die an ein Fegfeuer glauben, deſſen Daſeyn unwiderſprechlich beweist, daß der Glaube allein nicht gleich ſelig macht, können nicht lange mehr ſo vielen andern, mit noch weit hellern Strahlen in Schrift und Ueberlieferung glänzenden göttlichen Offenbarungen ihr Auge, ſo vielen andern ſonnenklaren Verheißungen und Drohungen des Herrn ihr Ohr verſchließen.

Von Ihrer Gerechtigkeitsliebe, ehrenhafte Männer, erwarte ich die Einrückung dieſes Schreibens im nächſten Heft des Magikon. Sollte dieſe Erwartung mich täuſchen, ſo würde ich zweifeln an Ihrer Einfalt, Liebe und Milde!

Laicus.

Bemerkungen zu den Beſchwerden des Laicus.

Es iſt unbegreiflich, wie der Herr Laicus ſich oder ſeine „Kirche“ dadurch, „tief verwundet“ und „tief verletzt“ halten kann, daß Herr G. v. Meyer zwiſchen einem „apoſtoliſchen“ und zwiſchen einem „abgeirrten und verweltlichten“ Katholicismus unterſcheidet.

Es ſoll ein „unchriſtlicher, übermüthiger Machtſpruch“ ſeyn, den Hr. G. v. M. auf die „Kirche“? herabdonnere, wenn er ſagt, daß dieſer, der verweltlichte Katholicismus, ſich nie der Einfalt, Demuth und Milde der alten Zeit erinnern wolle.

Zu behaupten, daß der „ganze Katholicismus der Jetztzeit noch der apoſtoliſche“ ſeye, heißt aller Geſchichte Hohn ſprechen.

Iſt der Katholicismus der Dominikaner, vor deren blutigen Verfolgungen F. v. M. nach pag. 462 eine Art Schauder empfand, auch ein apoſtoliſcher?

Herr Laicus ſagt zwar, die Apoſtel haben auch ganz andere Tugenden neben Milde entwickelt, ſobald es galt, die Reinheit der Lehre ꝛc. zu vertheidigen. Aber wo haben ſie befohlen, Scheiterhaufen zu errichten, zu foltern u. ſ. w. Was gebietet der Herr ſelbſt bei Ungläubigen? z. B. Marci 6, 11. „Gehet von ihnen heraus und ſchüttelt den Staub ab von Euren Füßen zu einem Zeugniß über ſie!“ nicht aber: verbrennt ſie zu Staub und ſchüttelt dieſen in die Luſt! Vgl. Luc. 9, 54—56.

Wenn der „apoſtoliſche“ Katholicismus „nie verfälſcht werden konnte,“ wie Herr Laicus behauptet: wie kam er denn dazu, Vergebung der Sünden um Geld anzubieten, während der Apoſtel Petrus (Apgſch. 8, 20.) zu dem Geld anbietenden Simon ſpricht: daß du verdammt werdeſt mit deinem Geld, daß du meineſt, Gottes Gabe werde durch Geld erlangt?

Herr Laicus fragt: „von wem haben Sie die Bibel empfangen?“ Aus den Händen dieſer abgeirrten Kirche. Aber hat nicht gerade dieſe Kirche gegen das apoſtoliſche: „Suchet in der Schrift ꝛc.“ dem Laien Laicus das Leſen dieſer Bibel verboten? Iſt ſie nicht gerade hier von dem Apoſtoliſchen abgeirrt? Und in wie fern hat denn „Luther und Conſorten“ „das Kreuz umgeſtürzt?“ Möchte doch Herr Laicus „den erſten beſten lutheriſchen Katechismus, die erſte beſte lutheriſche Glaubenslehre zur Hand nehmen, um ſich zu überzeugen, wie Unrecht er hat, und daß das die lutheriſch-proteſtantiſche Kirche noch weit mehr „ſchmähen“ heißt, als wenn man (wie Hr. G. v. M.) bemerkt, es gebe einen abgeirrten Katholicismus. Wenn übrigens Herr Laicus auf ſeinen Culminations-Punkt kommt mit der Behauptung: von einem Buche, das die Apoſtel ſchreiben ſollten, ſteht kein Wort in der Bibel u. ſ. f. wenn er ſomit der Bibel als Quelle aller Wahrheit alle Autorität abſpricht und uns auf die Infallibilität des Lehramts hinweist, ſo iſt mit ihm nicht weiter zu ſtreiten. Nur iſt es verwunderlich, wie er ſich freuen kann, daß der vorerwähnte F. v. M., als Wahrheit ſuchender Proteſtant, katholiſche Glaubensſätze wieder anerkannt habe, da von G. v. M. klar ausgeſprochen iſt, daß hier vorerwähnte Vota ꝛc. bibliſch, alſo durch Forſchung in der Bibel, nicht durch eine mündliche Tradition des Lehramts, zu vielem zurückgekehrt ſeye ꝛc.

Uebrigens freuen ſich gutdenkende, den Herrn ſuchende Proteſtanten, wie der ſel. F. v. Meyer, in der Bibel das „Bleibende, Unwandelbare“ zu beſitzen, und ohne ſich von dem falſchen „Vorwärtsrufen“ einer glaubensloſen Zeit beirren zu laſſen, erblicken ſie in dem vom Herrn ſelbſt gebotenen „Bleiben an dieſem Unwandelbaren“ Joh. 8, 31 ein „Vorwärts“, das ſie zur Erkenntniß der Wahrheit und zum Freiwerden von menſchlichem Irrthum führen ſoll.

* * *

Lidwina von Schiedam.

Legende aus Hollands Vorzeit

vom

Freiherrn Franz von Maltitz.

(Visitabatur ab angelo sancto.)

nerabilis Thomae a Kempis Opera omnia coloniae
agrippinae MDLX.

Vorwort.

Es liegt zwar im Plane des Magikons nicht, größere Poeſien, und ſind ſie auch religiöſen Inhalts, aufzunehmen, dennoch können wir unſern Leſern dieſe nachſtehende, in gebundene Rede gebrachte Legende nicht vorenthalten, da auch der Verfaſſer ſeine Arbeit mit ſo vieler Güte ausdrücklich für dieſe Blätter beſtimmte. Er heißt ſie einen getreuen Auszug aus „Opera omnia“ des ſeligen Thomas à Kempis, der aber, wie wir hinzuſetzen, in gebundener Rede mit poetiſchem Geiſte und chriſtlichem Glauben wiedergegeben iſt.

J. Kerner.

Lidwina von Schiedam.

I.

Es liegt in Holland ein Städtchen,
Vom Bächlein, Schiedam genannt;
Da war einſt ein heiliges Mädchen,
Dem Herrn und den Engeln bekannt.

Er, der ſeine Heiligen ſchmücket
Mit Kraft und Wunderhuld,
Hat ihr auf die Stirne gedrücket,
Die Dornenkron der Geduld.

Gepeinigt von Schmerzen und Leiden,
Mit Recht Lidwina genannt,
Blieb glühend im Leben und Scheiden
Zum Himmel ihr Sehnen gewandt.

Arm war ſie an irdiſcher Ehre;
Doch Gott verklärte mit Ruhm
Die koſtbare Perle, dem Meere
Entrafft für ſein Heiligthum.

Still weihte, der Welt verborgen,
Ihr frommes Elternpaar
Dem Herrn ſeiner Armuth Sorgen
Und ſein Gebet am Altar.

Acht Knaben ſchon hatte mit Schmerzen
Die Mutter dem Gatten gebracht,
Als unter ihrem Herzen
Lidwina, das Mägdlein, erwacht.

Es war am Sonntag der Palmen,
Und ihre Zeit bald da;
Laut tönt's aus jubelnden Pſalmen:
Hoſannah! der Herr iſt nah!

Doch bald, als zum grauſen Gerichte,
Im dumpfen Klagegeſang,
Des heiligſten Leidens Geſchichte,
Von Prieſterlippen erklang.

Da faßt ſie ein leiſes Beben,
Heim kehrt ſie ohne Laut;
Und ſchmerzenlos gab ſie das Leben,
Lidwina, der Leidensbraut!

II.

Auf Schiedams Hochaltar glänzet,
So freundlich und ſo mild,
Von frommer Hand oft bekränzet,
Ein Muttergottesbild.

Auf wundervoller Weiſe
Dem armen Städtlein beſcheert;
In ſtiller Beter Kreiſe
Geprieſen und verehrt.

Vor dem die Leidensgeübten
In Demuth und Hoffnung ſtehn,
Zur Tröſterin der Betrübten,
Zur Zuflucht der Sünder flehn.

Kaum zählte das Mägdlein acht Jahre,
Als ſchon ihr frommes Gemüth
Am gottgeweihten Altare
In heiliger Sehnſucht erglüht.

Wenn, tragend das Mahl für die Brüder,
Sie früh zur Schule geht,
Kehrt zu den Eltern wieder
Sie zögernd oft zu ſpät.

Einſt ſchalt ſie die Mutter, ſie raube
Der Arbeit träge die Zeit;
Da ſchaudert die ſanfte Taube,
Die ſchon ihr Vergehen bereut.

Und liſpelt durch Thränen, die baden
Ihr Antlitz beſchämt und entzückt:
„Es hat mich die Mutter der Gnaden
„Heut lächelnd angeblickt!“

III.

So wuchs in züchtiger Schöne
Lidwina, die Jungfrau, empor;
Bald klangen die Schmeicheltöne
Der irdiſchen Lieb in ihr Ohr.

Doch, treu dem Höchſten geblieben,
Vom Herrn ſie täglich erfleht
Die Segnung allein zu lieben
Den Gott der Majeſtät.

Die keuſche Weihe zu wallen,
Als Chriſti Braut ſchon hier;
Die Gnade dem Blick zu mißfallen,
Der irdiſchen Begier.

Und Er, der von Ewigkeit liebend,
Sie ſchon zur Braut ſich erkohr,
Neigt bald, ſie in Schmerzen übend,
Dem kindlichen Flehen ſein Ohr.

Daß für ſeiner Liebeshuld Strahlen,
Ihr Auge bleibe ſtets wach,
Entzog er ſie durch Qualen
Dem irdiſchen Brautgemach.

IV.

Einſt als auf blinkendem Eiſe
Der Jungfrau Schaar ſich vergnügt,
Lidwina, auf ſchlüpfrigem Gleiſe,
Dem Fall der Gefährtin erliegt.

Umſonſt von der Menſchenkunſt Sorgen,
Von Elternliebe bewacht,
Bringt ihr die Geneſung kein Morgen
Und keinen Schlummer die Nacht.

Bald ſchaut aus eiternder Wunde
Hervor ihr zerknicktes Gebein,
Es ſchwindet von Stunde zu Stunde
Der Hoffnung trügender Schein.

Die Bruſt, wie mit ehernen Ketten,
Ein drückendes Wehe beſchwert,
„Kein ſterblicher Arzt wird ſie retten,“
Ein frommer Meiſter erklärt.

Verborg'nen, finſtern Gewalten,
Die bald des Verderbens Keim
Zu grauſiger Blüthe entfalten,
Scheint ſie gefallen anheim.

Was Gott ſprach in alten Tagen
Zu Satan, vor Hiobs Pein,
„Den Leib meines Knechts darfſt du plagen,
„Doch ſeine Seele bleibt mein!“

Das ward an Lidwinen erfüllet,
Als ſie im Jammer verſank
Und ihren Seelendurſt ſtillet
Der Herr mit himmliſchem Trank.

V.

Wohl konnte mit Hiob ſie klagen,
Aus angſtvollem Schlummer erwacht:
„Nie ſchlafen ſie, die an mir nagen,
„Mich quälend bei Tag und bei Nacht.“

Denn gräuliche Würmer zerſtören,
Zu neuer Gier ſtets erweckt,
Den Marterleib, triefend von Schwären,
Von brennenden Wunden bedeckt.

Am Kopf mit der Mitternacht Farben,
Am Leib mit der Nebel Grau
Bezeichnet, die Schlangen nicht ſtarben,
Geſättigt mit giftigem Thau.

Von Gottes Geißel geſchlagen,
Berührt wie von rächender Hand,
Muß alle Leiden ſie tragen,
Die je ein Weſen empfand.

Es wühlt wie ein grimmiger Geyer,
In Lungen und Leber der Schmerz;
Bald ſtrömt ihr fiebriſches Feuer,
Bald Todesſchauer durchs Herz.

Gelähmet an Füßen und Händen,
Von ſpitzigen Stacheln durchbohrt,
Kann ſie ihr Haupt kaum noch wenden,
Die Zunge noch ſtammeln ein Wort.

Erblendend die Augen ermatten,
Verwundet vom bleicheſten Strahl,
Und fleh'n bei der Finſterniß Schatten
Um Schutz vor blendender Qual.

Das Lager, das ruheloſe,
Ein ſchwarzer Schleyer umhüllt,
Wo Chriſti bleiche Roſe
Verſchmachtet im Dornengefild.

VI.

Nicht um Geneſung, mit Zähren
Und glühenden Seufzern, ſie fleht —
Nein — ihre Laſt zu erſchweren
Rief ſtets zum Herrn ihr Gebet.

Denn jede Marter auf Erden
Der Dulderin lieblich verhieß
Gekrönt und beſeligt zu werden
In Chriſti Paradies.

Die ſterbende Kraft ſie verwendet
Zu Liebeswort und That,
Vom Schmerzenlager ſie ſpendet
Viel Kranken Troſt und Rath.

Des Mitleids heilige Triebe
Ihr eignes Leiden vermehrt,
Den Tod beſiegend in Liebe,
In läuternder Flamme verklärt.

„Gern,“ ſprach ſie, möcht ich noch winden,
„Mich bis zum Tod in der Pein,
Könnt ich aus des Büßungsorts Schlünden
Nur eine Seele befrei'n.

Stets dürſtete ſie zu dulden,
Vom Brand der Liebe verzehrt,
Für fremde Sündenſchulden,
Und ward vom Herrn oft erhört.

Doch fern, ſich ſtolz zu erheben,
Vom Strom der Gnaden getränkt,
An Gottes Gericht nur mit Beben
Die reuige Büßerin denkt.

VII.

Weiſſagende Stimmen riefen
Ihr Todesklänge zu:
Und bald die Eltern entſchliefen
Zur ſtummen Grabesruh!

Wenn ahnend auch daß ſchon zur Weihe
Des Himmels die Frommen Gott ruft,
Folgt doch ihre ſorgende Treue
Den Theuern noch jenſeits der Gruft.

Und täglich, im feurigen Sehnen
Nach ihrer Seligkeit,
Dem Herrn ſie das Opfer der Thränen,
Die Sühne der Schmerzen weiht

Auf daß ihr Wurm doch bald ſterbe
Und bald verlöſche die Gluth,
Wird all' ihr dürftiges Erbe
Der Armen und Leidenden Gut.

Im kindlich frommen Erkühnen
Aufblickend zum Gnadenthron,
Vermacht vor Gott ſie ihnen
Lidwina's Marterlohn.

Und nun wie beraubt aller Gnaden,
Von allen Segnungen leer,
Wallt ſie bis zum Grab auf den Pfaden
Verdoppelter Büßung einher.

Ein ſchneidender Gürtel verwundet
Stets ihre Wunden aufs Neu',
Und bis zum Tod er bekunde:
Lidwinans kindliche Treu'.

Zu Schmerzen geſellet ſie Schmerzen,
Auf Qualen häufet ſie Qual,
Und ſchmachtet mit brennendem Herzen
Nach neuer Würdigung Strahl.

Und liebend neigt aus der Höhe
Der Herr, dem ihr Alles ſie gab,
Sich auf ihr unendliches Wehe
Mit ſeinen Gnaden herab.

Verleiht ihr mit mildem Erbarmen
Was ſie für Dulder erfleht,
Und ſchenkt der Aermſten der Armen
Ein Glück, von Reichen verſchmäht.

Vom himmliſchen Geber geſendet,
Sich wunderſam immer erneut
Der Trank den ſie Dürſtenden ſpendet,
Das Brod das ſie Hungrigen beut.

VIII.

Wie einſt aus heiliger Propheten Munde
Zu den Erwählten Gottes Liebe ſprach,
So tröſtet heut noch der Verheißung Kunde,
In Lehr' und Vorbild, uns am Leidenstag.

Er miſchte Preisgeſang in bange Klagen
Der Seherkönig grauer Väterzeit:
„Mit tauſend Schmerzen haſt du mich geſchlagen,
„Mit tauſend Segnungen mein Herz erfreut!“

So ward Lidwina, die in Trauerſtille
Der Qualen bittern Wehmuthskelch geleert,
Getränket mit des Wonnebechers Fülle
Und mit des Manna's Himmelsbrod genährt.

Auf hartem Lager ruht ihr Leib verſchmachtend,
Doch ihre Seele weidet Tag und Nacht,
Das heil'ge Leiden unſres Herrn betrachtend,
Sich am Geheimniß ſeiner Liebesmacht.

Verſenkend ihre Pein in ſeine Wunden,
Sie täglich ſeinen Marterweg durchgeht
Den ſie vertheilet auf die ſieben Stunden
Die Chriſten Prieſter weihen dem Gebet.

Und Himmelswonnen ſtillten ihre Klagen:
Er, deſſen Kreuz die Liebende umfaßt,
Schien ſelbſt das Kreuz der Dulderin zu tragen,
Und nahm auf ſeine Schultern ihre Laſt.

Ein heil'ger Engel trat oft in die Zelle
Der Dunkelheit, und, faſſend ihre Hand,
Führt über Berg und Thal und Meereswelle,
Er ſie zur Wallfahrt ins gelobte Land.

In allen Stellen, wo der Herr gelitten
Und duldend unſern Seelen Heil erwarb;
Zum Berg, wo er den letzten Kampf geſtritten
Und für der Welt Erlöſung liebend ſtarb.

So leitet durch die gottgeweihten Auen,
Von ſel'ger Luſt und ſel'gem Schmerz erquickt,
Der Strahlenengel Chriſti Braut, zum Schauen
Der Wunderwelt an Seel und Leib verzückt.

Wenn heim ſie kehrt vom heiligen Geſtade,
Blieb lang erſchöpft die irdiſche Natur,
Trug noch ihr müder Fuß der Felſenpfade,
Die Hand der Dornenſträuche blut'ge Spur.

IX.

Lieblich ſtrömt aus ihrer engen Zelle
Wunderlicht am Tag und in der Nacht,
Wenn an ihrer ſtillen Lagerſtelle
Sich der Engel zeigt in milder Pracht.

Roſenwolken wallen in den Lüften
Und des Himmels Harfen werden wach,
Mit des Paradieſes Blumendüften
Füllet ſich das dürftige Gemach.

Aber Sonnenſchimmer es verklären,
Und des ew'gen Lebens Morgen tagt,
Wenn der Herr, mit ſel'ger Geiſter Chören,
Niederſteigt ans Bett der armen Magd.

Wenn, in ſeiner Himmelsfürſten Kreiſe,
Er ſie ſchmückt mit lichter Kronenzier,
Liebend ſättigt mit der Engel Speiſe
Ihrer Seele ſchmachtende Begier.

Wenn die Klauſe Purpurflammen ſpendet,
Wenden ſcheu die Sterblichen den Blick,
Von dem überird'ſchen Licht geblendet,
Zur gewohnten Dämmerung zurück.

Doch ihr Auge, das der Erdenſonne
Bleichem Schimmer ſchmerzlich ſich verſchließt,
Schwelgt mit heißem Dank und ſel'ger Wonne
In der Glorie, — die ſie begrüßt

X.

Im Geiſt verzückt, ſah freudenvoll
Sie einſt die goldne Krone,
Die Gott der Herr ihr ſchenken ſoll
Zu ihrer Leiden Lohne.

Doch nicht vollendet war der Kranz
Der ew'gen Siegesfeier,
Kaum leuchtete ſein matter Glanz
Durch graue Nebelſchleier.

Und eine Engelſtimme ſprach
In liebreich ernſten Tönen:
„Noch fehlt des Kreuzes heil'ge Schmach
Um deinen Sieg zu krönen.“

Und täglich ſteigt zu Gottes Sohn
Ihr Flehn, geprüft zu werden
Durch Fluch und Läſterung, Spott und Hohn,
Wie einſt der Herr auf Erden.

Und gnädig ihrs der Herr gewährt;
Als des Burgunders Schaaren
Sich Holland nahen, mit dem Schwerdt,
Des Herzogs Recht zu wahren.

Es beugt ſich Schiedam ſeiner Macht;
Bald ſchwelgt im Feſtgepränge,
Vom Morgen bis zur ſpäten Nacht,
Der rauhen Krieger Menge.

Still ruht die bleiche Maid, allein
In kalten Finſterniſſen,
Als plötzlich wird von grellem Schein
Der Schatten Flor zerriſſen.

Schon in die düſtre Klauſe dringt,
Hohnſprechend ihrem Gotte,
Ihr Schmerzenlager ſchon umringt
Der wilden Frevler Rotte.

Ihr heil'ges Leiden nennet Trug
Und Liſt die grauſe Bande,
Die Wunden, die der Herr ihr ſchlug,
Brandmähler ihrer Schande.

Und ſchwer verletzt von Mörderwuth,
Doch ſtill bereit zu ſterben,
Sieht ſie mit ihrem reinen Blut
Ihr Leichentuch ſich färben.

Und zornerglühend drohn zu nahn
Dem Fürſten Schiedams Väter,
Ihm zu berichten, was gethan
Die frechen Uebertreter.

Doch ſchaudernd ſeufzt die Jungfrau: nein,
Verſchweigt ihm das Verbrechen,
Es ſpricht der Herr: die Rach iſt mein,
Ihr ſollt mein Leid nicht rächen!

Als, bald vom göttlichen Gericht
Ereilt die Sünder ſterben,
Ihr ſanftes Herz in Schmerzen bricht,
Beklagend ihr Verderben.

Und wie ſie um die Mörder weint,
Für ihre Frevel büßend,
Ihr heil'ger Engel ihr erſcheint,
Als Schweſter ſie begrüßend.

„Dein Flehen hat den Herrn bewegt,“
Spricht er zur Gotterwählten,
„Sieh, deine Krone, Jungfrau, trägt
„Die Perlen die ihr fehlten!“

XI.

Es ward in jener grauſigen Nacht
Die Maid Petronilla verwundet,
Die ſorgend ſo lang bei Lidwinen gewacht,
Und nimmer das Mägdlein geſundet.

Bald als ihr Sterbetag ſchon war nah,
Lidwina, mit ahnendem Herzen,
Der Kirche Schiedams den Leichenzug ſah
Entwallen mit Kreuzen und Kerzen.

Den Sarg der Verklärten in Lilientracht
Des Himmels Jungfraun umringen,
Propheten, Apoſtel, in leuchtender Pracht,
Das Lied des Friedens ihr ſingen.

Und ſehnend fleht ſie zur göttlichen Huld
Ihr brennendes Fieber zu ſtillen,
Auf daß ſie möge mit Muth und Geduld
Das ſterbende Mägdlein erfüllen.

Vom Gott der Barmherzigkeit gnädig erhört,
Sie ihrer Gefährtin im Leiden
Der liebenden Sorgen Erquickung gewährt,
Sie ſtärkend zu ſeligem Scheiden.

Und als das Mägdlein zur ewigen Ruh
Entſchlafen in heiliger Stille,
Drückt weinend die frommen Augen ſie zu
Der zarten Petronille.

XII.

Und ſchmerzdurchbohrt in tiefſter Bruſt
Dem bitterſten Gram zum Raube
Beklagt ſie nun Tag und Nacht den Verluſt
Der himmelreinen Taube.

Zur Erde geſunken vom Gottesreich
Seit ſie Petronillen begraben,
Wird troſtlos jammernd ſie denen gleich
Die keine Hoffnung haben.

Und er, der zur Sandflur kann machen die See,
Zum Wermuth die Roſe, zu Klagen
Die Stimmen des Jubels, zur Tiefe die Höh,
Straft ſeiner Geliebteſten Zagen.

Sein unerforſchlich weiſes Gericht
Entzieht ihr die Salbung der Weihe,
Die Schätze der Gnaden, der Ewigkeit Licht,
Und tauft ſie in Thränen der Reue.

Ihr ſtrahlender Engel lange nicht naht
Der armen Büßerin Schwelle;
Und erſt um Mariä Verkundigung trat
Er in der Begnadigten Zelle.

Und neu belebet die liebende Braut
Den Urquell aller Wonnen,
Den Bräutigam ihrer Seele ſchaut,
Im Glanz von tauſend Sonnen!

XIII.

Linderung jeder Qual, die ſie verzehrte,
Troſt in jedem Schmerz, den ſie beweint,
Spendet ihr der himmliſche Gefährte,
Den ſie liebend Bruder nennt und Freund.

Oft in goldner Klarheit ſtieg er nieder
Zu der Armen aus den ſel'gen Höh'n;
Bald im Silberſchimmer ließ er wieder
Sich am Lager der Verlaßnen ſeh'n.

Finſtrer Geiſter Truggeſtalten weichen,
Wenn ſein Glanz in ihre Zelle blickt;
Bebend flieh'n ſie vor dem heil'gen Zeichen,
Das die hell're Friedensſtirne ſchmückt.

Mild ermahnt er ſie, der Welt zu ſterben,
In Geduld und Demuth Gott geweiht,
Nur zu ſtreben, mit den Himmelserben,
Nach den Wonnen jener Seligkeit,

Die kein Aug erſchaut, kein Ohr vernommen,
Die Gott denen, die ihn lieben, beut,
Die in keines Menſchen Herz gekommen,
Die am Ziel die Heiligen erfreut.

Oft, zum Siegesſtreite ſie zu ſtählen
In den Leiden dieſer Spanne Zeit,
Zeigt er ihr die ſchauervollen Höhlen,
Wo Verzweiflung weilt in Ewigkeit;

Wo der ſchwarzen Todesnächte Schleier
Die umdunkelt, die kein Thau erfriſcht,
Deren Wurm nicht ſtirbt und deren Feuer,
Angefacht vom Grimme, nicht erliſcht;

Wo vom Wehgeheule der Verruchten
Dumpf erdröhnt das hölliſche Gebiet;
Wo der Richter ſammelt die Verfluchten
In der Flamme, die für Satan glüht

XIV.

Oft dringt auch ihr Blick in das ſchaurige Thal
Von nächtlichem Dunkel umwebet,
Wo Seelen, gepeinigt in brennender Qual,
Noch Sehnſucht und Hoffnung belebet:

Die Seelen, gerettet vom ewigen Tod,
Im Schlummer des Friedens entſchlafen:
Doch, fern noch vom himmliſchen Morgenroth,
Gefeſſelt von zeitlichen Strafen.

Aus Nebeln, durchzucket von feurigem Schein,
Die Stimmen des Jammers brachen,
Und dürſtend nach Labung in nagender Pein
Die Seelen ſchrien und ſprachen:

„Ihr die uns einſt liebtet, o liebt uns noch hier!
„Vom Sonnenlicht ſchauet hernieder!
„Erbarmet euch unſer, erbarmt euch nur ihr,
„Ihr Väter, ihr Gatten, ihr Brüder!

„Zur reinen Klarheit der Ewigkeit führt
„Nur Reine der Heiliggerechte;
„Drum hat mit ſtrafender Hand er berührt
„Uns träge ſündige Knechte.

„Begraben, ihr Lieben, hat uns die Nacht
„Wo niemand Garben kann winden;
„Wo, ſtatt der Gnade, Gerechtigkeit wacht;
„Wo Feuer verzehret die Sünden.

„Ihr wallet noch in der Barmherzigkeit Reich,
„Der himmliſchen Segnungen Erben,
„Könnt ihr durch Liebesthat uns und euch
„Noch Schätze der Gnaden erwerben.

„O büßet, o wachet, o weinet, o fleht,
„Die ehernen Bande zu löſen!
„Denn mächtig iſt des Frommen Gebet
„Beim Herrn und Vater der Weſen!“

Tief ſeufzend fleht, wenn der Klageruf ſchallt,
Zum Herrn Lidwina's Sehnen;
Und ihren barmherzigen Augen entwallt
Ein Perlenſtrom blutiger Thränen.

XV.

Ein frommer Jüngling, Gerardus genannt,
Im [illegible]ſtift von Köln geboren,
Der, [illegible] entſagend dem irdiſchen Land,
Des Himmels Erbtheil erkoren.

Der lang ſchon ein Sehnen nach Einſamkeit
Im ſtillen Buſen getragen,
Kam zu der Jungfrau voll Heiligkeit,
Des Herrn Gebot zu erfragen.

Und himmelwärts ſchauend die Seherin ſprach:
Du wirſt in der Wüſte Gott ehren,
Drei Tage lang faſtend: am vierten Tag
Wird Gott der Herr ſelbſt dich nähren.

So ſtärket ſie freundlich den frommen Entſchluß,
Stählt Chriſti Jünger zum Leiden:
Bald, tauſchend Segnung und Friedensgruß,
Für dieſe Welt ſie ſcheiden.

Und ſchon verläßt er ſein heimiſches Land,
Um nimmer es wieder zu ſchauen,
Und ſich in Syriens brennendem Sand
Die letzte Hütte zu bauen.

Von Wölfen umheulet zum Herrn er fleht
Um eine Schlummerſtelle,
Da winkt, auf dorrendem Baumſtamm erhöht,
Ihm eine verödete Zelle.

Still horchet die Wüſte, da ſilberhell ſchwingt
Der Weihgeſang ſich nach oben,
Der zwiſchen Erd und Himmel erklingt
Den Schöpfer von beiden zu loben!

XVI.

Zum erwählten Land, nach langen Jahren,
Zog ein Biſchof, aus Britania,
Durch der Wüſte ſchreckende Gefahren
Und den Bergen war ſein Fußtritt nah!

Purpurſchimmer ihre Höh'n umfließen,
Als er bebend ſeinen Blick erhub,
Catharina's Jungfrau'ngrab zu grüßen,
Die der Herr auf Sinai begrub.

Zu der Märtyrin geweihter Hülle
Strebt empor des Herzens frommer Drang;
Horch, da wallet durch die öde Stille
Ueberirdiſch tönender Geſang!

Forſchend ſchaut er auf — der Hymnus ſchweiget —
Und ein lichtes Weſen, hehr' und mild,
Aus der baumerhöhten Klauſe neiget
Sich zu ihm herab, ein Engelbild.

Dornenſpuren ſeine Stirn umkränzen,
Und ſein Mönchsgewand von Buße ſpricht;
Doch wie Lilien und Roſen glänzen,
Leuchtet ſein entzücktes Angeſicht.

„Siebzehn Jahre lang barg mich die Wüſte –
Zwölf ſchon ſah ich kommen und vergehn,
Seit kein Menſchenlaut mein Ohr begrüßte,
Seit kein ſterblich Auge mich geſehn.“

„Doch der Gott, den alle Himmel loben,
Ließ mich in der Wüſte nicht allein,
Und erquickte mit der Kraft von oben
Meine Seel' in der Zerknirſchung Pein.“

„Bald, beſchirmet von der Allmacht Rechten,
Ward mein Leib erlöst aus Hungerqual
Nach drei Tagen und drei langen Nächten
Sättigte mich, Iſrael, dein Mahl:“

„Wie mir einſt an Nordmeers fernem Strande
Eine heil'ge Jungfrau offenbart,
In dem hoffnungsleeren Wüſtenlande
Himmelsmanna meine Speiſe ward.“

„Nimmer werd' im Thränenthal ich ſchauen
Sie, die Gottes Gnadenkrone ziert,
Doch ihr Lichtbild in verklärten Auen
Mir der Herr ſchon jetzt entgegenführt.“

„Oft, auf ſeliger Verzückung Schwingen,
Eil' ich ihr in weiter Ferne nach —
Doch zur Höh', die ſie erſchwebt, zu dringen,
Iſt der arme Büßende zu ſchwach!"

XVII.

Gleich Opfern geweiht dem Altare,
Sah unter Qualen und Müh'n
Sie acht und dreißig Jahre
An ſich vorüberziehn.

Bald jubelnd, zu heiligen Freuden
Aufblühend im Gnadenſtrahl;
Bald niedergeſchmettert vom Leiden
Zum dunkeln Thränenthal.

Des heiligſten Duldens Gedächtniß,
In Nächten der Trübſal erneut,
Des Liebesmahls hohes Vermächtniß
Gab Labung und Muth ihr im Streit.

Mit dieſen zwei kräftigen Armen
Hielt, unter drückender Laſt
Erflehend des Höchſten Erbarmen,
Sie den Geliebten umfaßt. *

Auf ihrer Pilgerreiſe
Entwöhnt vom irdiſchen Brod,
Ernährt ſie nur die Speiſe
Die Gottes Huld uns bot:

Das Manna, der Wüſte gegeben
Vom Herrn, der zu uns ſprach:
Er, der mich iſſet, ſoll leben
Und ſchau'n der Unſterblichkeit Tag.

Wie ſchmachtete glühend ihr Sehnen
Bis ſie den Bräutigam fand,
Empfangend mit ſtrömenden Thränen
Der ſeligen Ewigkeit Pfand!

XVIII.

Endlich, endlich grüßt mit bleichen Strahlen
Frommes Opfer, dich, dein Todesjahr!
Doch, verdoppelnd alle deine Qualen,
Beut es blutend deinem Herrn dich dar!

Schaudernd ſah die Dulderin verblaſſen
Selbſt der Gnadenſterne milden Schein.
„Gott, mein Gott, haſt Du mich ganz verlaſſen!"
Flötet ſie, in grauſer Nacht allein.

Aber, wie den Herrn aus lichten Höhen
Einſt ein Engel in der Pein erquickt,
Oft auch Chriſti Braut ein leiſes Wehen
Aus dem Land der Seligen beglückt.

In der Nacht, da glorreich er entſtiegen
Seinem Grab zu ew'ger Herrlichkeit,
Kam ihr Beichtiger, zu heil'gen Siegen
Sie zu kräftigen im letzten Streit.

Staunend athmet er in Balſamlüften,
Purpurſchimmer durch die Nächte zieh'n,
Und die Zelle dampft von Weihrauchdüften,
Weiße Wolken hauchen Melodien!

„Hörſt Du nicht den Jubellaut erklingen?"
Sprach ſie: „Hallelujah tönt nicht fern!
„Bald, bald darf das neue Lied ich ſingen,
„Wo die Jungfrau'n wandeln mit dem Herrn!"

„Geh', o Vater, laß den Tod mich ſterben
„Den der Herr einſt ſtarb, den ich erfleht;
„Mich am Ziele Chriſti Preis erwerben,
„Arm, verachtet, einſam und verſchmäht!"

XIX.

Und als er wiederkehrte,
Da war die Jungfrau nicht mehr!
Ihr Angeſicht verklärte
Das Licht der Himmel ſo hehr!

Geheilet waren die Wunden,
Die Gott der Herr ihr ſchlug;
Die Foltermale verſchwunden
Des Gürtels, den ſie trug.

Die kalten, ſtarrenden Glieder,
Gelähmt im Qualenſtreit,
Sind weich und biegſam wieder,
Wie in der Kinderzeit.

Ihr weißer Marterleib ſtrahlet,
Zeigt nichts von Entſetzen und Tod;
Die lieblichen Wangen malet
Ein freundliches Morgenroth.

„Dem Herrn entgegen zu treten,
„Gerüſtet ſeid Tag und Nacht!“
Getreu dem Wort des Propheten,
Hatt' längſt ſie ihr Ende bedacht.

Seit Jahren ſchon hatte, geleitet
Von himmliſcher Mahnung im Leid,
Sie Sarg und Lampe bereitet,
Und Kranz und Hochzeitkleid!

Von härenem Gürtel umſchlungen,
Im ſchwarzen Nonnengewand,
Ruht ſie, wo ihr Engel geſungen
Den Ruf ins Friedensland!

Das Haupt, in Demuth gebücket,
Die weiße Mitra umflort,
Mit heiligen Namen geſchmücket
Und Herzen, von Pfeilen durchbohrt

Der Schimmer bleichflammender Kerzen
Die blutigen Perlen beſcheint,
Die ſie in mitleidigen Schmerzen
Für arme Seelen geweint.

XX.

Aus Stadt und Land ſtrömt die betende Menge,
Aus Leiden, Delft, Rotterdam, Gauda, dem Haag,
Nach Schiedam und füllet im ſtillen Gedränge
Die Zelle, wo lieblich die Strahlende lag.

Und Männer und Frauen begeiſtert ein Ende,
So ſiegreich durchſtrahlend der Todesnacht Graus;
Selbſt Säuglinge ſtrecken die kleinen Hände
In kindlicher Sehnſucht nach ihr aus.

Ihr freundliches Lächeln ſtrahlt Freuden und Segen
Und himmliſche Tröſtung und heilſames Weh'
Den Frommen, den Reinen, den Büßern entgegen;
Hell leuchtet ihr Antlitz wie Lilienſchnee.

Doch wenn ein frevelndes Auge ſich wendet
Auf heiliger Reinheit jungfräuliches Bild,
Dann wird das Schneelicht, das Alle verblendet,
Von traurigen Schatten getrübt und verhüllt

Es wachten drei Tag' und drei Nächte die Frauen
Und Jungfrau'n am Sarge; doch keine begehrt
Trank, Nahrung und Schlummer; vom ſeligen Schauen,
Von heiligen Wonnen erquickt und ernährt.

XXI.

Am vierten Tag, ſeit zur himmliſchen Heerde
Der Herr aus dem Thränenthal ſie geführt,
Ward ſie getragen zum Schooße der Erde,
Die dreißig Jahre ihr Fuß nicht berührt.

Es kam, des Seelenamts Dienſt zu verrichten,
In heiliger Freundſchaft frommem Gefühl,
Erfüllend des Grabgeleits rührende Pflichten,
Judocus, der Prior der Chorherrn vom Briel.

So ward Lidwina, die Jungfrau begraben,
Begraben war Chriſti geliebteſte Braut,
Geſchmückt mit der Gnadenhuld köſtlichen Gaben,
Dem Herrn in Demuth und Liebe getraut,

Reich an Erbarmen, Geduld und Verachtung
Der Welt, zu der Andacht Höhen geführt
Durch ewiger Wahrheit tiefe Betrachtung,
Vom heiligen Geiſte beſeelt und geziert!

Nicht ward ſie, wie Prieſterfürſten, begraben
Im hohen Chor — nicht in prangender Gruft
Wie ſie der Erdenwelt Könige haben:
Sie ruht auf dem Kirchhof, der Alle ruft.

An Sankt Joannes Tempel, nach Süden,
Ward ihre Leiche geſenket hinab;
Ein röthlicher Stein bedecket in Frieden,
Mit Kreuzen bezeichnet der Jungfrau Grab.

Dahin kann nun jeglicher kommen, zu ſchauen
Die Ruheſtatt der Frommen, von Wundern verklärt,
Die Perlenzier Hollands gläubiger Gauen,
Von Kranken geſegnet, von Pilgern verehrt!

Bald neben der niedrigen Grabesſtelle,
Wo nun des Bräutigams harret die Braut,
Ward, ihr zum Gedächtniß, eine Kapelle
Von Schiedams trauernden Vätern erbaut.

Winterblüthen

von

Juſtinus Kerner.

„Auch der Winter will noch blühen!“

Stuttgart.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1859.

Universitäts-
München
Bibliothek

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Ein Kritikus ſchrieb einſt von meinen Liedern:
„Eintheilen möcht' ich ſie“ — ich konnte nichts erwiedern —
„In goldne, ſilberne und die von Eiſen.“

Wie würd' er jetzt die allerneuſten heißen?
Du lieber Gott! ich fürchte, daß er ſage:
„Das ſind die ledernen der alten Tage.“

Inhalt.

Seite

Winterblüthen 1
Der Liebe Vorſorge 2
An Gewiſſe 4
Des Geiſtes Dauer 7
Die Quelle meiner Lieder 8
Im Winter im Garten 9
Nach der Krankheit im Winter 11
Sehnſucht nach Winterſchlaf 12
Eine Fabel 13
Meine Lieder 14
Geſpräch im Buchladen 15
Auswanderers Heimweh 19
Aerztliche Warnung 21
Ein Rath 22
Das Herz als Auge 23
Frauen und Roſen 24
Frauen 25
An den wohlthätigen Frauenverein in Stuttgart 26
Des Jünglings Beichte 27
An eine ſeelenvolle Pianiſtin 29
An eine jugendliche Tonkünſtlerin 30
Die ſeelenloſe Klavierſpielerin 32

Seite
Nach der Vorleſung eines langen kunſtgerechten Gedichtes 33
In der Mondnacht 34
Lied zum Champagner 36
Ueber das von mir herausgegebene Mährchen, betitelt: „der graue Wolf“ von dem ruſſiſchen Dichter Joukowsky, geſchrieben 38
An eines Märchens Sarg 40
An deſſen Grab 41
Auf Kaufmanns des Muſikers Tod 42
Zum fünfzigjährigen Doctorjubiläum des Obermedicinalrath von Schelling 44
In das Jubiläumsalbum meines Freundes Georg Jäger 49
Auf Anton Mesmers Grab 51
An die ärztlichen Genoſſen 54
An Sie als Sie noch lebte:
  1. Klage 57
  2 Im Alter 58
  3 Beim Tiſchrücken 59
  4 Glück des Zuſammenſeins 60
  5 Troſt beim Erblinden 61
  6 Des Weibes Liebesklage 62
  7. In Ihrer Krankheit 64
Das Kind ſpricht zur Mutter 66
Kindliches Mißverſtändniß 67
Das Märchen im Garten 68
Wir ſind in Gottes Hand 69
Die Bergpredigt 70
Auf eine Verſtorbene 71
An meine alte Schweſter 73
Nachtbilder aus der Krimm:
  1. Korniloffs Tod 74
  2 Der geſpenſtige Reiter 78

Seite
Unter das Bild der Kaiſerbraut geſchrieben 82
Menſch ſtelle dich nicht über die Natur . . . 83
Erwarten in Demuth 85
Auf den Tod eines im Wildbad geſtorbenen Freundes . . 86
Inſchrift auf einem Stein der Burg Weinsberg 90
An durch Gram unruhige Herzen 91
Schill 92
Sawinsky 95
Zuruf 98
Bei der Hochzeit eines Unglaubigen 100
Der ſchwarze Sargdeckel 102
Fragment aus einem Schreiben eines Verlegers an einen Dichter . 103
Die Kuckucksuhr . 104
Die Kindsmörderin 105
An die Neckarmüllerin . . . 106
An den Sängerverein zu Stuttgart 108
Auf eine Einladung in die Geſellſchaft genannt das Bergwerk 110
Geſang im Gram . . . 111
Eine alte Wahrheit 112
Ein Heilborn 113
Vergebliches Hoffen 114
So iſt's 115
Beichte 116
Mahnung 117
Das Lachen . . 118
Eine Klage 119
Vergebliche Freude 120
Es regnet 121
Der Geſang im Ofen 122
Unter ein Bild meines Hauſes im Mondſchein . . 124

Seite
Der alte Baum . . . 125
Der Blinde im Mai . . . 126
Mein Bild im Traume . . . 127
An das Sonnenlicht . . . 128
Die Herzenskammer . . . 129
In der Mitternacht . . . 130
Der Erdball . . . 132
Nächtlich . . . 133
Die grauen Haare . . . 134
An Heilbronn . . . 135
An meine Tochter Marie . . . 137
Gott weiß warum . . . 138

An Sie, nach Ihrem Tode.

1. Fort, fort ſind meine Roſen . . . 139
2. Klage . . . 141
3. Wüßt' ich, wüßt' ich, wo ſie wär'! . . . 143
4. Keine Heimath mehr . . . 145
5. In der Nacht . . . 146
6. Verlaſſenſein . . . 147
7. Wie bin ich alt! . . . 148
8. Daß du von mir gegangen! . . . 149
9. Die Hälfte . . . 150
10. Sie ſtarb . . . 151
11. Wie dir ſo mir . . . 152
12. Wunſch . . . 153
13. Wohin iſt Sie gekommen? . . . 155
14. Sie in mir . . . 156
15. Recht! Recht! . . . 157
16. Ihr Todestag . . . 158
17. Des Herzens Stillſtand . . . 159
Zur Ruh' zur Ruh'! . . . 160

Winterblüthen.

Auch der Winter will noch blühen, Roſen, Tulpen, dieß und das,
Blumenfreunden zur Ausſtellung haucht er an das Fenſterglas.
Duftlos wohl ſind ſeine Blüthen, farblos wohl von Schnee und Eis:
Doch Natur läßt ihn gewähren, denkt: — der Winter iſt ein Greis.

Der Liebe Vorſorge.

Sobald ich auf die Welt gekommen,
Woher, das iſt mir nicht bewußt,
Hat eine Mutter mich genommen
Voll Liebe an die warme Bruſt.
Ein Bettlein war für meine Glieder
Schon längſt bereitet, eh ich kam.
Ein Vater bog ſich zu mir nieder,
Der fröhlich auf den Arm mich nahm.
Er goß den Zauberſaft der Reben
Mir an die Lippen lächelnd lieb,[*]
Hat mir den Liedermund gegeben,
Der treu mir bis zum Tode blieb,
Bald trug man mich auf blumige Triſte,
Da goß der Sonne Zauberſchein,

---

[*] Mein Vater benetzte mir bald nach meiner Geburt, am Tauffeſte, die Lippen mit Champagnerwein.

Der Blüthenduft, der Hauch der Lüfte
Kraft der Natur in mich hinein.
Lang hat die Liebe mich getragen
Auf dieſer Welt durch Licht und Nacht,
Mein altes Herz hört auf zu ſchlagen
Und nun — wohin werd' ich gebracht? —
Die Liebe, die für mich ſo gerne
Vorausgeſorgt in dieſer Welt,
Hat wohl auch ſchon im andern Sterne
Ein Vaterhaus für mich beſtellt.

An Gewiſſe.

Zwei Menſchen hab' ich in mein Herz genommen,
Die mich in ihr Herz nahmen, als ich blind,
Und nur durch Zufall iſt es ſo gekommen,
Daß dieſe zwei zugleich auch Könige ſind.

Nicht will ich ihre Namen euch hier nennen,
Still trag' ich ſie in meinem Herzen warm,
Doch würdet ihr ſo gut wie ich ſie kennen
Und ſie nicht lieben, wär't ihr — liebearm.

Ihr hättet dann die Liebe nie geſehen,
Der gleich iſt König, Bettler, arm und reich,
Die Liebe, die mit Königen kann gehen,
Die Sonne küſſet und den Wurm zugleich.

Die Liebe, die mir Gott trug in mein Leben,
Die mich geführt in Hütten und zum Thron,
Gern Gruß und Kuß dem Biedermann gegeben,
War er ein Königs- oder Bauernſohn.

Befragt das Waldgebirg ob unſrem Thale,
Wo irr gehetzt ein armer Bauernſchwarm,
Wer die Getroffenen vom Blitzesſtrahle
Des Richters — ſchützend nahm in ſeinen Arm?

Wer hat in jenen irren, bangen Tagen,
Als Undanks Ruf zur Königshalle drang,
Die Harfe in den wilden Sturm getragen,
Die Liebe, Liebe, „alte Liebe“ ſang?

Nicht was das Mitleid mir gebot, mich kröne!
Der Tiſch auf meinem Thurme ſteh' zur Beicht,
Wie oft an ihm ſchmerzvolle Polenſöhne
Sich tranken ihre ſchweren Herzen leicht! —

Wie ich einſt war, bin ich bis heut, ihr Lieben!
Und trägt mein Haupt auch keinen Bürgerkranz,
Iſt mir die freie, offne Stirn geblieben,
Die Hand, die nicht geſpielt zum irren Tanz.

Die Politik trieb in mir ſchwache Triebe,
Gedeiht nicht in poetiſcher Natur,
Gehuldigt hab' ich einzig nur — der Liebe —
War ſchuldvoll ich — verklagt bei Gott mich nur. —

Des Geiſtes Dauer.

Täglich fühl' ich, daß mein Körper es nicht mehr zum Lauf kann bringen,
Aber daß dennoch dem Geiſte bleiben friſch die alten Schwingen:
Und ſo hoff' ich, wenn mein Körper bald nun ſinkt im Tode nieder,
Das nicht meinen Geiſt ergreifet und er fort ſingt friſche Lieder.

Die Quelle meiner Lieder.

Noch fließt die Quelle meiner Lieder:
Denn ihre Quelle iſt der Schmerz.
Im Herzen wogt ſie auf und nieder,
Bis ſtille ſteht das alte Herz.
Nur noch durch ſie das Herz ich fühle,
Leiſ' iſt ſein Schlag, fort ſeine Kraft.
Was Wunder, wenn ſtill ſteht die Mühle,
Die ſiebzig Jahr' lang hat geſchafft?

Im Winter im Garten.

Was willſt du noch erwarten,
Du alter, müder Mann?
Es iſt von dir dein Garten
Ein Bild jetzt, ſchau' ihn an.

Die Blumen ſind verſchwunden,
Vom Baume fiel die Frucht,
Das Bächlein ſchweigt gebunden,
Der Vogel nahm die Flucht.

Manchmal noch rauſchend ringet
Ein Blatt mit ſeinem Fall,
Und nächtlich leis erklinget
Manchmal ein Eiskryſtall.

Ja, ja! wie deinem Garten
Erging dir's müder Greis;
Was kannſt du noch erwarten,
Als einzuſchlummern leis? —

Und ob dich wie den Garten
Gott wieder wecken will,
Kannſt du nicht ſtolz erwarten,
Nur hoffen gläubig ſtill.

Nach der Krankheit im Winter.

Es kam der Froſt, es kam das Eis, erſtarrt liegt die Natur,
Doch klage nicht, es iſt kein Tod, es iſt ein Ruhen nur.
Vom Blühen und vom Tragen ruht nun aus der müde Baum,
Der Vogel, lauten Singens ſatt, ſingt nur noch wie im Traum;
Der Bach des Laufens müde ruht im Bette von Kryſtall,
Es ſchläfet ſüßen, ſtillen Schlaf die Erde überall.
Nur du, du willſt nicht ſtille ſtehn in deinem wachen Schmerz,
Auf's Neu' treibſt du die Wellen fort, ruhloſes, heißes Herz!

Sehnſucht nach Winterſchlaf.

Den Schlaf des Winters möcht' ich ſchlafen gerne,
Wie ihn die Blume ſchläft, der Baum, der Bach;
Lawinendonner bringet die nicht wach,
Kein Glanz, kein Blitz der winterlichen Sterne.
Von Schnee bedeckt das Dach, von Eis verſchloſſen
Der Hütte Thüre, möcht' ich ſchlafen ein,
Von all dem Draußen ohne Wiſſen ſein,
Bis Vögel ſingen und bis Bäume ſproſſen.

Eine Fabel.

Der Dudelſack an einem Tage
Zur ſtummen Aeolsharfe ſprach:
„Du ſchweigſt? Gut! gut! laß deine Klage,
Tön' meine luſt'gen Tänze nach!“

Sie ſchwieg, man ſah kein Wölkchen ſchweben,
Kein Lufthauch bog den Halm der Flur,
Sie ſchwieg, weil ſie nur wiedergeben
Kann, was ihr einhaucht die Natur.

Meine Lieder.

Sterb' ich, ſind bald meine Lieder nur noch Wen'gen mehr bewußt:
Denn ſie ſchuf kein Kopf, ein volles Herz allein in enger Bruſt.

Geſpräch im Buchladen.

1.

Der Verleger ſpricht zum Sänger:
Den Contrakt ging' ich wohl ein,
Wären Ihre Lieder länger:
Ihre Lieder ſind zu klein.

Jetzt liest man nur Epopöen
Oder ein Theaterſtück;
Kleine Lieder nicht mehr gehen,
Kehr'n als Krebſe ſtets zurück.

Legen Sie doch Ihre Lieder
Auf dieß Ellenmeß geſchwind,
Werden ſelbſt geſtehn es bieder,
Daß ſie kurze Waare ſind.

Doch ich will ſie nicht verdammen,
Eine Hülfe noch ich ſeh':
Machen Sie aus all'n zuſammen
Für mich eine Epopöe.

Der Dichter ſpricht:

Eine Epopöe zu ſchreiben,
Wie langweilig wär' mir das!
Lieber wollt' ich Schäflein treiben
Pfeifend durch das grüne Gras.

Wie ein Tauſendfüßler quälet
Schon ein langes Lied mein Ohr,
Und wenn's gar zwölf Verſe zählet,
Kommt mir's wie ein Bandwurm vor.

Kommt aus Herzens Heiligthume
Mir ein Lied, ſo ſey es klein,
Klein, wie aus dem Kelch der Blume
Fliegt ein Herrgottsvögelein.

2.

Der Verleger ſpricht: „Bevor
Sie mir zürnen, fragen Sie
Einen, der ſelbſt Poeſie
Uebet, meinen Herrn Factor.“

Dieſer ſtand ſtolz auf und ſprach:
„Ihre Lieder ſind zu klein;
Aber das iſt's nicht allein,
Ihre Lieder ſind — ſehr ſchwach.

„Immer Leichenglockenklang,
Trauerweide, Grabesmoos,
Stumme Nacht im Erdenſchoos
Macht dem Leſer todesbang.

„Jede Dichtung bleibt in Nacht,
Fährt kein Blitz durch jeden Reim:
Glühwein und nicht Gerſtenſchleim
Leſer wonnetrunken macht.

Weltenſturz, Kometenlauf,
Seelenphosphor der Chemie,
Können Sie nicht ſingen die,
Hören Sie zu ſingen auf.“

Stumm der Dichter ging — verletzt
Hat ihn nicht auch dieß Gebell:
Ihm im Herzen doppelt hell
Klangen ſeine Lieder jetzt.

Auswanderers Heimweh.

Es rauſcht die See,
Drein tönen Lieder
Und ruft: „Ade!"
Die Möve nieder.

Die Segel bläht
Der Wind gewaltig;
Es geht, es geht,
Mein Herz, nun halt dich!

Fühl' dich nicht mehr!
Weh, biſt geblieben
Dort über'm Meer,
Bei deinen Lieben.

Ich ſchiff' allein,
Im Buſen hab' ich
Nur einen Stein:
O Meer begrab' mich!

Aerztliche Warnung.

An die Alten im März.

Ich ſah den ganzen Winter,
Der kalt und ſtürmiſch war,
Ein welkes Blatt am Baume
Feſthalten immerdar.

Drauf kam der März und hauchte
Mit lindem Hauch es an,
Der riß das Blatt vom Baume,
Was ſonſt kein Sturm gethan.

O, traut nicht, welke Alte,
Dem März mit ſeiner Luſt!
Den Lenz ruft er in's Leben,
Den Winter in die Gruft.

Ein Rath.

Haſt du ein Herz in's Herz genommen,
So ſchließe bald dein Herze zu,
Laß Wenige dahin nur kommen,
Die Menge ſtört des Herzens Ruh.
Ein Herz nur kannſt du dir erwählen,
Das mit dir durch die Leiden geht;
Willſt du auf viele Herzen zählen,
Die kommen alle dir zu ſpät.
O, denke, wie in enger Kammer,
Oft bange ſchlägt ein gutes Herz,
Und ſtille trägt unſel'gen Jammer,
Betrog'ner Freundſchaft bittern Schmerz;
Der, welcher jetzt nur ſein Vertrauen
Auf Menſchenhülfe, baut auf Glas;
„Auf Gott nur kannſt du Felſen bauen."
Ein alter, wahrer Spruch iſt das.

Das Herz als Auge.

Ja, du meinſt oft, meine Liebe: klar ſei meiner Augen Licht,
Wenn ich ſage: Ach wie lieblich iſt dieß Frauenangeſicht!
Liebe, muß dir das erklären: wohl bin blind ich, — banger Schmerz!
Aber liebe Frauen ſieht man, ſind die Augen blind — durch's Herz.

Frauen und Roſen.

Wunden ſchlagen die Frauen, und ſie ſind doch je lieb
— lieb zum Koſen!
Dornen tragen die Roſen, und ſie ſind doch je lieb, lieb,
die Roſen!

Frauen.

Was wär' die Erde ohne Frauen?
Das fühlt das Herz, iſt's Auge blind.
Ein Garten wär' ſie anzuſchauen,
In welchem keine Blumen ſind;
Wär' wie ein Tag, der ohne Sonne,
Wie eine Nacht ohn' Sternenlicht,
Hätt' nie gefühlt der Liebe Wonne,
Geglaubt auch wohl an Engel nicht!
Dann hätte wohl auch Gottes Liebe
Kein fühlend Herz auf ſie geſtellt;
Denn wie langweilig, kalt und trübe
Wär' ohne Frauen dann die Welt!

Preis jeder Stunde, wo gegeben
Gott dieſer Welt ein weiblich Kind
Zu lichtem, warmem Frauenleben,
Und wenn es noch ſo viele ſind!

An den wohlthätigen Frauenverein

in Stuttgart.

Euch, die ihr, wo ein Armes leidet,
Auch in die Ferne ſpendet mild,
Hungrige ſpeiſet, Nackte kleidet,
Schlafloſer Nächte Thränen ſtillt.
Euch möcht' ich gern ein Danklied ſingen
Feurig und laut — doch wollt ihr nicht,
Daß man euch einen Dank ſoll bringen,
So hört mein Flehen — kein Gedicht!
Ich fleh' zu Gott, daß voll Erbarmen,
Euch einſt im Tod und Trennungsharm,
Wie ihr im Kreuz gethan den Armen,
Ein Engel ſchließ' in ſeinen Arm.

Des Jünglings Beichte.

„Sag' mir, mein junger Freund! ſag' mir, was iſt geſchehen?
Schließ' auf dein Herz, laß mich in ſeine Tiefen ſehen,
Ob nicht ein ſchlimmer Zauber dir Böſes angethan.“
Ich ſprach's, da hob der Jüngling mir ſo zu beichten an:
„Denkt eine Lilie euch, wenn Mond und Sterne ſcheinen,
So Duft als heil'ger Glanz umſtrömt das Haupt der Reinen,
Es ſenken Engel ſich aus wolkenloſem Blau,
Und küſſen liebentbrannt von ihr den Morgenthau:
Denkt eine Elfe euch, in mondgewebtem Kleide
Fliegt ſie daher, ein Bild von Liebesſcherz und Freude,
Denkt euch ein fremdes Kind ſo wunderſamer Art,
Als in dem dunklen Schooß das ſtille Meer bewahrt.
Denkt euch ein heilig Bild, ein friedeathmend Weſen,
Bild, das Natur ſo ganz zur Anbetung erleſen,

Hoch ſeine Stirn, ſein Mund ſüß, jeder Mängel bar,
Sein Auge himmelblau und wie der Morgen klar;
Denkt euch ein Kleinod ſo nicht angehört der Erde,
Denkt euch ein göttlich Weib voll engliſcher Geberde,
So denkt ihr all mein Leid, all meine Luſt und Qual,
Sie meine Nacht, mein Tag, mein Mond-, mein Sonnenſtrahl!

An eine ſeelenvolle Pianiſtin.

Der Schule Macht beweiſet ohne Fehle
Roſaliens Spiel durch Reinheit, Eleganz,
Da regnet's Blumen, fliegt der Lorbeerkranz;
Und tönt's: „Braviſſimo“ aus Aller Kehle.
Bei deinem Spiele doch verſinkt man ganz
Stumm in die Tiefen einer Menſchenſeele.

Bald ſcheideſt du von uns, vielleicht auf immer,
Dann hör' ich deines Spieles Töne nur
In Tönen noch der ſchaffenden Natur,
Wenn nächtlich ich entflieh dem bangen Zimmer,
In dem Choral des Sturms durch Wald und Flur
Und einer Quelle Lied im Mondenſchimmer.

An eine jugendliche Tonkünſtlerin.

Mit einem Ringlein.

Steck' dieſes Ringlein an den Finger
Der tönefert'gen Hand, mein Kind,
Zwar iſt ſein Werth an Geld geringer,
Als Andrer ſtolze Ringe ſind,
Doch ſchlingt in ſeinem goldnen Kreiſe
Ein Dichtername ſich herum,
Und unter ſolchem ſchlummert leiſe
Die Poeſie, in Träumen ſtumm,
Und ſpielſt du, drehet in die Runde
Das Ringlein ſich, als würd's belebt,
Muſik mit Poeſie im Bunde,
Dann zaub'riſch durch die Saiten bebt.

Kein Stein iſt auf dem Schild der Gabe,
Der ſchlichten, dir zum Angebind,
Der Ruf nur ſelbſt aus meinem Grabe:
„Gott ſchütze dich, mein liebes Kind!“

Die ſeelenloſe Klavierſpielerin.

Es ſpielte Eine ſehr fertig Clavier,
Die Freunde rieſen: „Sie ſpielt zum Entzücken.“
Ich fühlte gar keins und ihr Spielen war mir
Merkwürdiger nicht, als — ein fertiges Stricken.

Nach der Vorleſung eines langen, kunſtgerechten Gedichtes.

Er endigte. „Sag: wie gefiel dir
Sein Lied? groß, alle Reime rein."
„Gut! doch im Hören immer fiel mir
Ein langer gewichſter Stiefel ein."

In der Mondnacht.

Laß dich belauſchen,
Du ſtille Nacht!
Nur Waſſer rauſchen,
Nur Liebe wacht.

Vom Walde drüben
Tönt ſüßer Schall,
Es ſingt von Lieben
Die Nachtigall.

Der Vogel ſchweiget,
Der Mond entwich,
Zur Blume neiget
Die Blume ſich.

Der Liebe Fülle
Durchſtrömt die Flur,
In Nacht und Stille
Sinkt die Natur.

Lied zum Champagner.

Aus der Hülle ſtrebt der Geiſt,
Aus der Pupp' der Falter:
Springe Pfropf, fahr' aus nur dreiſt,
Geiſt des Weins, du alter!

Nimmer nach des Pfropfes Knall
Iſt der Geiſt zu meiſtern,
Faßt ihn auf, eh' er in's All
Fliegt zu andern Geiſtern!

Doch eh' ganz den Kelch ihr neigt,
Hört und ſchauet gerne,
Was in ihm ſo ſingt und ſteigt
Auf wie tauſend Sterne!

Wenn der Pfropf ſich einſt entreißt
Euren ird'ſchen Hüllen,
Wohin dann entfleugt der Geiſt,
Mach' euch keine Grillen!

Glaubt mir, meine Lieben, nur:
Er wird nicht verkommen,
In dem Kelche der Natur
Schaffend aufgenommen!

Ueber das von mir herausgegebene Mährchen, betitelt:

„der graue Wolf“

von dem ruſſiſchen Dichter Joukowsky, geſchrieben.

Empfangt dieß nordiſche Gedicht,
Von Licht und Farben ſo durchdrungen,
Daß man vermeint, aus Nordſcheinlicht
Sei dieſes helle Kind entſprungen.

Schaut an den lichten Vogel Schaar,
Der prächtig durch die Nächte funkelt,
Das Roß, deß langer Schweif fürwahr
Im Flug des Pfeils ein Thal verdunkelt.

Den grauen Wolf, der's Zarenkind,
Das kecke, treu geführt, gewarnet,
Und wie das für die Warnung blind,
Sich immer wieder neu umgarnet.

Doch tretet ſelbſt in dieſe Welt,
Und hörtet Aehnliches ihr ſchildern,
War's nicht ſo kindlich hingeſtellt,
Nicht ſo durchglüht von lichten Bildern.

Denn ſchaut, ein nordiſch Herz hat euch
Die nord'ſchen Sagen ſo geſtaltet,
Ein Herz, das — iſt's auch jahrereich —
Ein Kinderherz iſt, das nie altet.

An eines Mädchens Sarg.

Was decken Blumen dort auf Sargeskiſſen? —
Iſt es das Kleinod, das wir ſchmerzlich miſſen?
Die Roſenknoſpe, kaum noch aufgegangen?
Nein! dieſe dürft' kein kalter Sarg umfangen!
Ein Kleid nur, ach! ein Kleid nur, das zerriſſen,
Iſt's, was die Blumen dort im Sarge bergen.
Drum fort! von Leichenhügeln, fort von Särgen!
Fort! fort! von kalter Nacht im Erdengrunde!
Unſel'ges Denken! Nahrung nur der Wunde!
Dort ſuchet ihr das liebe Kind vergebens,
Vergebens ſelbſt im weiten Sternenrunde.
Da, wo es war von Anfang ſeines Lebens,
Da iſt es jetzt noch, nur verklärt, ihr Lieben!
Ihr fühlt es, wo es iſt und braucht nicht „wo?“ zu fragen,
In euren Herzen war's und iſt's geblieben,
Bleibt, bis auch ſie den letzten Schlag geſchlagen.

An deſſen Grab.

Als Denkſtein liegt ein Stein auf ihrem Grab,
Gemeißelt war in ihn ſtatt Wort und Schild
Einer zerknickten Roſenknoſpe Bild;
Das war ſie ja, die Gott ſo kurz euch gab.
Was ich auf dieſem Grab verlängſt einmal
In ſtiller Nacht geſchaut, war wohl kein Traum:
Ich ſah wie aus ihm in den ſel'gen Raum
Der Sterne ſtieg empor ein roſiger Strahl,
Geöffnet lag vor mir des Grabes Schrein,
Vergißmeinnichte lagen noch umher,
Die Roſenknoſpe doch ſah ich nicht mehr,
Die barg der Himmel, birgt nicht dieſer Stein.

Auf Kaufmanns des Muſikers Tod.

O! daß auch dich der Tod muß von uns reißen!
Dich, „treuen Löwen,“ ſo hab' ich geheißen,
Dich ſcherzhaft oft — dein dichtes Mähnenhaar,
Die breite Stirn, dein funkelnd Augenpaar,
Dein feſter Tritt, der Stimme Donnerbaß
War's, daß ich oft dir: „Löwe!“ rief im Spaß.
Wenn ſang dein lieber, tönereicher Mund:
„Wohlauf ihr Brüder!“ in der Freunde Rund,
Da deiner Stimme Macht ſchnell Alle zwang
Zu fallen ſtürmiſch ein in deinen Sang.
Du warmes Herz! in der einſt ſtarken Bruſt,
Das Melodieen fand für Schmerz und Luſt,
Wo biſt du nun? — O, wer iſt deß bewußt?
Flogſt du zu ew'ger Harmonieen Feier,
Tonreicher! auf in einen Stern der Leyer?
Starbſt du, wie ich (weh! weh! —) bald ſterben werde,

An meiner Seele noch manch Pfund von Erde,
Die vor dem Flug muß abgeſtreifet ſein?
Ich weiß es nicht — nur das weiß ich allein:
Du, treues Herz! du lebſt in keiner Pein!

Zum fünfzigjährigen Doctorjubiläum
des
Obermedicinalrath von Schelling.

(Eingetragen in das von ſeinen Collegen ihm gewidmete Album.)

Wir laden dich zu keinem Schmauſe,
Verbleibe bei den Deinen heut
Gemüthlich nur im eignen Hauſe,
Gedenkend froh vergangner Zeit!

Nur dieſe Blätter wir dir bringen,
Als ſchlichte Feſtesgabe hier,
O, möcht' es ihnen oft gelingen,
Die Jugend herzurufen dir!

Zuerſt den Ort, wo du geboren,
Das waldig ſtille Kloſterthal *
Mit dem durchbrechnen Thurm, erkoren
Zum Thore für den Mondenſtrahl.

Ein Engel ſegnete voll Liebe
Dich da in lichter Mondnacht ein:
Kind! ſiebeſt du ein Aug' einſt trübe,
Sollſt du ihm ein Lichtengel ſein.

Dann Murrhardt, das in jungen Tagen
Erfriſchte deines Schaffens Muth;
Wo du, gelehrter Sorg' entſchlagen,
Im Schooß der Eltern ausgeruht.

Da freute dich der Matten Helle,
Die Waldesnacht, des Schachtes Graus,
Die wunderbare Steinkapelle
Sankt Walderichs am Vaterhaus.

---

* Bebenhauſen.

Drauf Jena, wo geſtrebt, gerungen
Dein Geiſt mit Geiſtern ſtark und frei,
Bis dich die Weisheit hat durchdrungen,
Daß Glaube, Demuth Weisheit ſei.

Nun Tübingen, das froh begrüßet
Den heut'gen Tag als ſeinen Ruhm,
Und Stuttgart, das ſchon längſt dich ſchließet
In's Herz als theures Eigenthum.

Weil ſanfte Melodie dein Leben,
Iſt dir kein Wohllaut Becherklang,
Statt deſſen ſoll der Nacht entſchweben
Zu dir melodiſcher Geſang.

Er künde, was in Aller Herzen
In voller Harmonie erklingt:
„Hoch ihm, dem Arzt ſelbſt geiſt'ger Schmerzen,
Dem Arzt, der Lieb' und Leben bringt!

Wie oft ſchuf ſeine Hand, die liebe,
Wohlthuende, dem Blinden Licht!
O Luſt! zu ſchau'n nach langer Trübe
Zuerſt ſein liebes Angeſicht.

Oft Heilung bringt ſchon ſein Erſcheinen,
Die Stimme ſchon und ſchon der Blick;
Ja, ja! ſchon dieſe halten Weinen
Und Trauern mancher Bruſt zurück.

Wir können ihn als Arzt nicht laſſen
Und geht er an uns nur vorbei,
Laſſ' er nur ſeine Hand uns faſſen,
Das iſt für uns ſchon Arzenei!"

Aus allen Herzen ſo erklinget
Für ihn Ein Klang, der Liebe Klang,
Und durch die Nacht zum Himmel dringet
Der Jubelruf: „Er lebe lang!"

Ja! lebe lang noch, edles Leben,
Dem eignen, innern Geiſte nur!
Mit deiner Liebe ganz ergeben
Der Wiſſenſchaft und der Natur.

eſchrieben in das Jubiläumsalbum meines Freundes

Georg Jäger

zu einem Bilde des alten Schloſſes in Stuttgart.

Du Liebling der Natur voll geiſt'ger Kraft!
Hier hat zuerſt raſtlos dein Fleiß geſchafft,
Bis du was hier in einem Chaos lag
Gefördert haſt der Wiſſenſchaft zu Tag.
Die Reiterſchnecke * ſprangſt in einem Sprung
Oftmals herauf du, wie ein Turner jung,
Zu Thieren, Knochen, Steinen, Muſcheln rar
Und oft entzückt zu einem Monſtrum gar.
Bald deinem Fleiße war der Bau zu klein;
Der Urwelt Thiere rieſiges Gebein,
Vierfüßler, trop'ſche Vögel ohne Zahl

---

* Reitſchnecke heißt die ſteinerne Haupttreppe des alten Schloſſes, auf welcher man auch zu Pferde bis zum oberſten Stockwerke gelangen kann.

Erfüllten andern Orts bald Saal um Saal,
Da haſt du oft bis in die ſpäte Nacht
Als treuer Forſcher ſchaffend zugebracht.
Dein Alter kam: „Lebendige Natur!“
Sprachſt du, „führ' mich jetzt aus der todten nur!“
Da ließeſt du die Mammuthsknochen ſein,
Der ausgeſtopften Thiere todte Reih'n;
Zogſt in der Gattin, in der Kinder Glück,
In das lebend'ge Leben froh zurück.
Noch lange weh' dein reiches Silberhaar,
Gehſt du im Winde, um das Haupt dir klar!
Lang' ſtrahl' noch deiner Augen großes Rund,
Lang' lächle noch ſchalkhaft dein lieber Mund.
Bin todt ich und fragt Einer, wer dieß ſchrieb,
Sag': „Einer, der mich hatte herzlich lieb,
Halb blind und krank mir dieſe Verſe ſang,
Gott ſei mit ihm! der Alte ſtarb ſchon lang!“

Auf Anton Mesmers Grab.

Wo die alte Meersburg thronet, an des ſchwäb'ſchen Meeres Strand,
Da das Grab des „weiſen Meiſters“ jüngſt ich unter Dornen fand,
Rings die Elemente ruhten, eine Möve irr im Flug
Nur noch ob den ſtillen Gräbern ihre müden Flügel ſchlug.
„Lüfte, ſprach ich, Waſſer, Erde, Wälder und du lichte Flur!
Früh hat er aus euch geſogen Kraft der ſchaffenden Natur.
Seinen Augen, ſeinen Händen, Spendern dieſer Kraft, ſei Preis!
Tauſenden ein Himmelsſegen ward er alt, doch nie ein Greis.
Wenig ſprach er, wenig Dinte hat verbraucht einſt ſeine Hand,

Kurz ſein Wort war, kurz was einſtens er dem Büchermarkt geſandt.
Inn'res Schauen, inn'res Fühlen trat ihm an der Bücher Platz.
Nur acht Bücher — hört es! waren ſeines Schranks gedruckter Schatz!
Wie der See, der ſeine Wiege einſt umſpülte, alſo war
Auch ſein Geiſt ſtets raſtlos ſchaffend und wie jener tief und klar.
Viele Hochgelehrte laſen was ſein Innerſtes gebar,
Schüttelnd ihre Zopfperücken ſtatt zu ahnen was er war.
Nicht zu Menſchen floh er klagend, in die Wälder, auf die Flur,
Seinen Kummer kindlich legend an das Herze der Natur.
Dieſe gab ihm Kraft und Frieden, doch der Markt nur Streit und Hohn,
Sterbend blieb er, wie im Leben, der Natur einfacher Sohn."
Als ich ſchied, ſank ſchon die Sonne in der Fluthen goldne Pracht,

Goß des Mondes mag'ſcher Spiegel ſeine Zauber durch die Nacht,
Sanfte Töne hört' ich tönen wie aus ſeinem Grabe — da
Dacht' ich ſeiner letzten Worte: „Spielt mir die Harmonika!“

An die ärztlichen Genoſſen.

(Geſchrieben an den Eingang eines mediciniſchen Almanachs.)

Empfangt an dieſes Buches Pforte
Zum neuen Jahre Wunſch und Gruß,
Ihr Brüder! nicht gelehrte Worte,
Ein Lied nur — des Gemüths Erguß.

Gott ſei mit euch! auf euren Wegen,
Die nicht mit Blumen ſind geſchmückt,
Nein! wo euch oft — doch oft zum Segen,
Ein Dorn wird in das Herz gedrückt.

Doch, daß Gott ſei in eurem Herzen,
Baut nicht allein auf eure Kraft,
Gedenkt auch bei des Kranken Schmerzen
Der Wunder, die der Glaube ſchafft!

Nie wollt dem Leidenden je rauben
Den Troſt: denn, wenn ihr ihn nicht heilt,
Was bleibt ihm noch, als feſt zu glauben
An das, was über Sternen weilt?

Lernt nicht gewinnen! lernt entbehren!
Uebt immer Mitleid und Geduld;
Heilt Wunden, trocknet heiße Zähren!
Doch Brüder! nur um Gottes Huld.

Und ward auch ſcheinbar wer geriſſen
Aus Noth und Tod durch eure Kunſt;
Sagt, Brüder! nicht: „Das that das Wiſſen.“
Gott that es, ohne den es Dunſt.

Ein Heilender, der Gott im Herzen,
Wird mild durchſtrömt durch Gottes Kraft,
Oft ſein Erſcheinen ſchon legt Schmerzen,
Und oft ſein Wort ſchon Heilung ſchafft.

Was könnt' ich Beſſ'res wünſchen, Brüder!
Als Gott in's Herze mir und euch? —
Gieß deinen Geiſt, Herr! auf uns nieder,
Und mach' allein in ihm uns reich!

An Sie als Sie noch lebte.

1.

Klage.

Wär' meine Noth euch Lieben klar bewußt,
Die Sorge, die mir Liebe aufgeladen,
Den reichſten Edelſtein am zärt'ſten Faden
Zu tragen durch's Gewühl an meiner Bruſt!

O Liebe, du, du biſt der Edelſtein!
Der zarte Faden iſt dein zartes Leben!
In ſteter Angſt, daß dieß zerreiße, ſchweben —
O Liebe! Liebe! welche ſtete Pein!

2.

Im Alter.

Gern' möcht' ich oft vergeſſen,
Wie lieb, wie lieb du biſt,
Auf daß nicht meine Liebe
Zu dir zu heftig iſt.

Will ich mich müh'n zu finden,
Du ſeiſt nicht lieb ſo ſehr,
Find' ich in dir des Lieben,
Weh! immer, immer mehr.

3.

Beim Tiſchdrehen.

Legſt die liebe Hand du auf den Tiſch,
Sie bewegt den Todten lebensfriſch. —
Leg' die Hand mir auf das Herz — bewegen
Wird das müde ſich in muntern Schlägen,
Doch nach Norden nicht, nein! raſch voll Wonne
An dein Herz voll Liebe und voll Sonne.

4.

Glück des Zuſammenſeins.

Wenn uns in dieſer bangen Welt,
Du liebes Kind! bald Alles fällt,
Die Kraft des Leibs und Geiſtes weicht,
Und Freund um Freund leis von uns ſchleicht,
So ſind wir nicht verlaſſen, Kind!
Wenn wir nur beieinander ſind;
Sind wir nur beieinander, ach!
Im Häuschen unter einem Dach,
Auf das, ſeitdem wir's uns erbaut,
Der Stern der Liebe niederſchaut.
So ſind wir nicht verlaſſen, Kind!
Wenn wir auch ganz verlaſſen ſind.

5.

Troſt beim Erblinden.

Bald, bald durch meiner Augen Nächte
Nicht mehr ein Strahl der Sonne bricht:
Dann nimmer, nimmer kann ich ſchauen
Ihr liebes, liebes Angeſicht.
Daß ſüßer noch Muſik ertönet
In Nächten als im Sonnenſchein,
Wird wegen ihrer lieben Stimme
Mir dann noch eine Tröſtung ſein.

6.

Des Weibes Liebesklage.

O, laſſ' dir, Lieber!
Die Liebe ſagen:
Zu liebe Liebe
Iſt ſchwer zu tragen.
„Liebſt du mich nimmer?"
Fragſt du oft ſchmerzlich,
Und ach! ich lieb' dich
Ja noch ſo herzlich!
Du willſt, iſt's weh mir,
Vor Weh vergehen,
Daß ich muß doppelt
Ein Weh beſtehen.
Sprech' ich vom Sterben,
Dir Thränen fließen,

Träumſt von Erdolchen
Und von Erſchießen.
O, Lieber! dämpf'
Der Liebe Flammen!
Wie lange ſind wir
Auch ſchon beiſammen!
„Was, lange? (rief er)
Daß Gott bewahre!
(Und küßt mich flammend)
Erſt fünfzig Jahre!“

7.

In Ihrer Krankheit.

Selbſt die Liebe zu betrüben
Bin ich durch die Lieb' gekommen,
Liebesſchmerz hat mich getrieben
Zu dem Wunſche, dem unfrommen,
Daß ſie allzuheißes Lieben
Werde meiner Bruſt genommen.

Seh' ich ſie ſo ſtille leiden,
Muß ich ſtill auch Leiden tragen,
Bis ich nimmer kann vermeiden,
Auszubrechen laut in Klagen.
Gott! dann ſpricht ſie vom Verſcheiden,
Daß ich frei werd' ihrer Plagen!

Ja! dann heb' ich meine Hände
Auf zu Gott: Mach' dieſen Schmerzen,
Dieſer Qual der Lieb' ein Ende,
Löſchend meines Lebens Kerzen,
Oder Vater! Vater! ſende
Einen Panzer meinem Herzen.

Das Kind ſpricht zur Mutter:

Lieb' Mutter! du ſagteſt, als das Brüderlein
Todt war: „Nun iſt's endlich geworden ein Engelein.“
Ja, ich ſah wie der Doctor bei Tag und bei Nacht
An dem Brüderlein emſig geſchafft und gemacht:
O, wie lieb' ich den frommen, geſchickten Mann,
Der aus einem Kind ein Engelein machen kann.

Kindliches Mißverſtändniß.

(Aus dem Leben.)

Mein Enkel las an einem Tage
(In's fünfte Jahr der Knabe ging)
In ſeiner Bibel. „Mutter! ſage,
(Sprach er, indem er ſie umfing)
War Jeſus denn ein Menſchenfreſſer?"
„„O Kind, mein Kind! was kommt dich an?""
„Hier ſteht ja, Mutter! lieſ' mir's beſſer:
„Er ſpeiſete fünftauſend Mann."

Das Mädchen im Garten.

O Mutter! was bei den Roſen ich ſah,
Es lag auf dem Rücken ein Goldkäfer da,
Er wollte ſich wenden, doch fiel es ihm ſchwer,
Ameiſen bohrten — ein ganzes Heer —
In den Leib ihm Löchlein und höhlten ihn aus,
Und er lebte noch halb, als wär' er ihr Haus.
Mutter, welch' grauſame Sachen das ſind!
Umdreht' ich den ſterbenden Käfer geſchwind,
Und plötzlich aufflog er, ich ſah nicht wohin?
Gewiß trug ein Engel zum Himmel ihn.

Wir ſind in Gottes Hand!

An meine Enkelin Agnes.

Es liegt die Mutter bleich und kalt;
Des Kindes Angſtſchrei ſchmerzlich ſchallt,
Der Vater Schweigen ihm gebot,
Da trocknet ſich's die Aeuglein roth,
Spricht ſchnell zum Vater ſtill gewandt:
„Nicht wahr, wir ſind in Gottes Hand!"
Es klagt nicht mehr, es weint nicht mehr,
Bringt was man will pfeilſchnell daher,
Doch ſpricht's zum Vater immerdar:
„Wir ſind in Gottes Hand, nicht wahr?"
Ja Kind, du biſt in Gottes Hand!
Wenn Alles dir auf Erden ſchwand,
Wenn Vater, Mutter dich verläßt,
Führt Gott an ſeiner Hand dich feſt!

Die Bergpredigt.

Gäb' es eine Memnonsſäule, eine Tuba mächtig groß,
Die, was einſt auf jenem Berge aus des Heilands Munde floß,
Tönen könnte jeden Morgen mit der Sonne erſtem Strahl.
Aus dem lichten Raum des Himmels nieder in das Erdenthal,
Daß es allen Völkern würde hörbar und verſtändlich ſein:
O, dann dürft' man füglich ſtellen alles andre Pred'gen ein!

Auf eine Verſtorbene.

1.

Mir iſt's ein Traum, daß ſie ſoll liegen
Nun todt in ihrer Lieben Haus;
Noch Leben ſpricht aus ihren Zügen.
Ich leg' der Freundin Blumenſtrauß
Auf's Herz ihr, — dann wird's leiſe ſchlagen.
Ich will nicht, daß ſie todt ſei, ſagen,
Laßt ſagen mich: ſie ſchläft nur aus!

2.

Hart ſchien ſie oft im äußern Leben,
Doch war ihr Inneres nicht hart.
Kraft hat ihr Gott in's Herz gegeben
Zu dornenvoller Pilgerfahrt;

Nicht tadelt ſie! ſchaut! ſie war eben
Ein Weſen Gottes eigner Art.

3.

Ihr ward kein liebender Gefährte
Auf dem einſamen Pilgerlauf.
Und in der winterlichen Erde
Iſt nun ihr Grab, Schnee fällt darauf.
Daß ihr noch heiße Liebe werde,
Thaut Gottes Hauch das Eis ihr auf;
Daß was von ihr noch ſtarr, erwarme,
Schließt ſie ein Engel in die Arme.

An meine alte Schweſter.

Du alte Schweſter! wenn ich denke dein,
Kommt mir zu Sinne ſtets ein edler Wein,
Ein Wein, der durch die eigne, geiſt'ge Kraft
Die Erdentheilchen aus ſich weggeſchafft,
So daß er nun im Alter, ſtark und klar,
Betrübte Herzen heilet wunderbar.

Nachtbilder aus der Krimm.

1.

Korniloffs Tod.

Pontusflotte! zog'ſt die ſchwarzen Flaggen auf im Abendroth,
Weh! es iſt ein Aar des Meeres, Korniloff, dein Führer, todt.
Hat er nicht um deine Maſten einſt gekreiſet in der Gefahr?
Nicht als bange Trauermöve, nein! als kühner Meeresaar!
Ja! als ſolcher flog mit ſchnellem Flug er nach Sebaſtopol,
Als dort von granit'nen Mauern Donner eines Sturms erſchell.
In dem Donner rief er: „Brüder! das iſt unſres Vaters Land
Und Sebaſtopol die Perle ſeiner Krone; — haltet Stand!

Laßt dem Feind die Meeresperle, laßt Sebaſtopol ihm nicht!
Selbſt wenn ich's befehlen würde, ſchießt mich todt nach Recht und Pflicht!
Wo des Kreuzes heil'ge Fahne noch Todtwunden Tröſtung iſt,
Wo die Geiſter der Gefallnen Gottes Mutter ſegnend grüßt,
Können keine Kugeln tödten, hätt' ſie Satan auch gefeit,
Tod für's Vaterland iſt Leben, Leben in Unſterblichkeit!"
Sprach's und der Geſchütze Donner übertönend rings erſcholl's:
„Admiral! Sieg oder Schlummer unter'm Schutt Sebaſtopols!"
Bomben flogen, Brandraketen, Korniloff wich nicht zurück,
Alles prüfend, Alles ordnend mit des Adlers ſcharfem Blick.
Pulverdampf quoll auf in Wolken, nahm der Sonne ihre Macht
Und ſie ſtund am ſchwarzen Himmel, wie ein Meteor der Nacht.
Stimmen riefen aus dem Donner, riefen aus der Finſterniß:

„Admiral! ſchon' uns dein Leben! glaub', wir halten Stand gewiß!"
Er doch rief: „Die Erde bebet, die Granitburg ſchwanket nicht
Und ein Admiral muß bleiben auf dem Schiff bis es zerbricht!"
Bald zu Thürmen, bald zu Wällen Muth er in die Schaaren trug:
Weh! o weh! da riß vom Pferd' ihn einer Bombe Donnerflug!
In die Bruſtwehr trugen ſchweigend ſie den Helden voll von Blut,
Während der Geſchütze Donner tönte mit vermehrter Wuth.
„Schützt Sebaſtopol!" ſo rief er, drückte Jedem feſt die Hand,
Bis ihm ſeine Sinne ſchwanden unter blutigem Verband.
Als das Sakrament ſie brachten, da kam Leben ihm auf's Neu,
„Söhne! meine Söhne!" rief er, „kämpft für euren Kaiſer treu!
Eines möcht' ich euch noch lehren, daß ihr auch die Wunden kennt:

ine Wunde für den Kaiſer und das Vaterland nicht
brennt.“
Müde ſinkt er dann zurücke, betend leiſ': „Gott gnadenvoll,
Schütz' des ſchwarzen Meeres Flotte! ſchütze, Gott, Se
baſtopol!“
Todt er ſchien, da rief's vom Thurme: „Sieg! der Feind
iſt kampfesmüd!
Nur noch zwei Geſchütze feuern!“ — „Hurrah!“ rief er
und verſchied.
Alle Pontus Schiffe zogen auf die ſchwarze Flagge jetzt.
Sprachlos trugen ſie die Leiche fort, mit Thränen warm
benetzt.
Unter des Geſchützes Donner, in der Brandraketen Schein,
Senkten in den Schoos der Erde ſie den Sohn des
Meeres ein.

2.

Der geſpenſtige Reiter.

Wenn die Lager der Vereinten ſtanden hell im Mondenſtrahl,
Hell um ſie die Todtenhügel und Todtwunde ohne Zahl,
Sah man oftmals einen Reiter, kommend wie von Rußlands Heer,
Zu dem Lager der Vereinten reiten ſtill und langſam her.
Falb ſein Roß war, die Gewande trugen Frankreichs Farbe, Schnitt,
Durch die Lager ritt er ſchweigſam, hörbar war kein Pferdetritt.
Führer riefen: „Ein tollkühner Ruſſe iſt's, nehmt ihn auf's Korn!“
Kugeln pfiffen, doch der Reiter gab dem Roſſe keinen Sporn

Keine Kugel konnt' ihn treffen, ſangen ihn kein Spahi ein,
Schnell ſchien er wie Wetterblitze, ungreifbar wie Mondenſchein.
Schwand der Mond, da meinten Manche ihn zu ſchauen noch wie Duft,
Schimmernd durch ihn die Geſtirne und das Morgenroth der Luft.
Reiten ließ man bald ihn ruhig, wenn mit jedem Mondenlicht
Er ſo ritt; ſelbſt Frankreichs Führer flüſterten: „Ein Menſch iſt's nicht;
Iſt's ein Geiſt, iſt's wohl Saint Arnaud, der zu uns kehrt liebeheiß,
Wohl Napoleon, zu warnen uns vor Rußlands Froſt und Eis.“
Engliſche Matroſen ſprachen: „O! das iſt ein Bild aus Duft,
Fee Morgana iſt ſein Name, Spiegelbild von Meer und Luft.“
Die Osmanen aber ſprachen froh: „Das iſt kein Menſchengeiſt!
Moskir iſt's, der Todtesengel, der uns aller Noth entreißt!“

Einſtens, als vier Spahis ritten fern vom Lager früh zur Höh',
Sahen den geſpenſt'gen Reiter reiten ſie voraus im Schnee.
Stille ſtanden ſie: der Reiter hörte nicht im Schnee ihr Nah'n,
Trieb ſein Roß mit Menſchenlauten hell zum muntern Laufe an.
Geiſterfurcht entfloh den Spahis und ſie riefen: „Halt Spion!
Aus Piſtolen wir entſenden Tod dir, tollem Ruſſenſohn!“
Drauf der Reiter wandte langſam wie zum Schuß ſich mit dem Pferd;
Kugeln flogen, er dann endlich ruhig zog ſein blankes Schwert,
Blut wohl floß aus ſeiner Hüfte, doch mit ſeines Schwertes Wucht
Hieb er zwei von ihren Pferden, die zwei Andern in die Flucht;
Aber, als ſie zehnfach kehrten, ſteckt voll Ruh' er ein ſein Schwert,

Ritt erſt langſam, plötzlich rief er: „Hurrah! du mein gutes Pferd."
In die Wogen der Tſchernaja ſprang er mit dem Roß voll Blut,
Rief: „Schaut, Rußlands Geiſt! er bleibet friſch in Sturm und blut'ger Fluth.
Geiſterſchauer plötzlich wieder in die Bruſt der Spahis kam,
Wie er aufrecht auf dem Roſſe durch die wilden Wogen ſchwamm,
Starr ſie ſtanden, ſtarr ſie blickten nach des andern Ufers Strand,
Als er dort ſammt ſeinem Roſſe wie ein Nebelbild verſchwand.

Unter das Bild der Kaiſerbraut geſchrieben.

Es iſt ihr Bild, das liebe, lichte Bild!
Nach ihres Vaters ganzem Weſen, Leben,
Muß ſich der Tochter Haupt auch frei erheben,
Ernſt ſein ihr Blick, doch klar und kindlich mild.
Schaut! ſchaut! wie eine junge Tanne ſteht
Sie da in ſchlanker, lichter Jugendſchöne.
Ha! fühlt ihr nicht wie Bergluft ſie umwebt?
Ha! hört ihr nicht um ſie Bergzithertöne?
Den Kranz von Roſen um den Lilienarm,
Scheint ſie zu ſein ein Strahl des jungen Morgens,
Doch nein! doch nein! ſie iſt ein Engel warm,
Der, wo er weilt, aufhebt den Schmerz des Sorgens.
O Glücklichſter aus Habsburgs edlem Blut,
Dem dieſes liebe, lichte Kind beſchieden!
Drück's feſt an's Herz! wogt ſtürmiſch ſeine Fluth,
Es gießt in's Herz dir ſeinen Himmelsfrieden.

Menſch, ſtelle dich nicht über die Natur!

Menſch, ſtelle dich nicht über die Natur!
Nichts kannſt du ſein als ihr demüth'ges Kind,
Duld' was ſie mit dir macht aus Liebe blind,
Dünk' dich nicht mehr als einen Halm der Flur.

Was ſie gebar aus ihrem warmen Schoos
Verläßt Natur, die treue Mutter, nicht,
Theilt gleich den Wechſel aus von Nacht und Licht
Dem Menſchen und dem Wurm, dem Baum, dem Moos.

So will's einmal das göttliche Gebot,
Wer ſollte ſeiner Macht entgegen ſein?
Auf ſchwarze Nacht folgt heller Sonnenſchein,
Und auf das reichſte Leben folgt — der Tod.

Schau auf die Au, da ſteht ein Blüthenbaum
In friſcher licht verklärter Frühlingspracht,
Da weht ein kalter Windhauch durch die Nacht
Und ſeine Glorie war ein kurzer Traum.

Schau in dem Wald dem jungen Rehlein nach,
Wie ſpringt es freudvoll an die Mutterbruſt!
Der bald'gen trüben Stunden unbewußt,
Wo wund es und verlaſſen liegt am Bach.

Schau in des Kaiſers, in des Bürgers Haus,
In jedem trägt ein Kind ein Mutterarm
Mit gleicher Wonne, drauf — o gleicher Harm!
Der Tod tritt ein, löſcht Kindleins Aeuglein aus.

Warſt du im Glück, ſprech' keinen Vorzug an,
Trag' ruhig das gekomm'ne Mißgeſchick:
In der Natur ſchnell wechſelt Leid mit Glück,
Frag' nicht warum? Denk' — Liebe hat's gethan.

Erwarten in Demuth.

Wißt ihr, wo ſind die Myriaden,
Die waren ſeit die Erde ſteht?
Hat ſie ein Gott zu ſich geladen?
Hat eine Windsbraut ſie verweht?

Ich kann nicht fordern noch ein Leben,
Ein Paradies noch nach dem Tod.
Was hab' ich dieſer Welt gegeben?
Nichts — gegen das was ſie mir bot.

Ich kann nur ſtehn in ſtummer Wehmuth
Und wenn mein Geiſt vom Leib ſich trennt,
Erwarten nur in tiefer Demuth,
Ob Gott ihn noch als Geiſt erkennt.

Auf den Tod
eines im Wildbad geſtorbenen Freundes.

In nächtlich ſtillen Stunden
Einſam mit mir allein
Gedacht' ich, Lieber! dein
Und wie du uns verſchwunden.

Wie du an heil'ger Quelle,
Die Manchem Leben bot,
Fandeſt den bittern Tod
An friſcher Jugend Stelle.

Da ſchlief ich ein in Thränen
Und alſo ſchlafend kaum
Iſt freundlich mir im Traum
Der Quelle Geiſt erſchienen.

„Getroſt mitleidiges Herze!“
Begann der Quelle Geiſt,
„Den hab’ ich allermeiſt
Befreit von jedem Schmerze.

„Er ſchläft in dunklem Grunde,
Da ſchläft er ſüß und warm,
Ich halt’ ihn lind im Arm,
Auf daß er ganz geſunde.

„Glaub’ nicht, daß Einer gehe
Geſund aus dieſem Thal;
Denn der geſtillten Qual
Folgt bald ein neues Wehe.

„Ihm aber iſt gebettet
So ſüß im Mutterſchoos,
Wie liegt er frei und los,
Von Roſen nur gekettet!

„Ich halt' ihn feſt umfangen
Im wunderſamen Grund,
Da liegt er ganz geſund,
Trägt nimmer ein Verlangen!“

Es ſchwand der Geiſt der Quelle;
Ich ſah im Mondenſtrahl
Dein Grab im grünen Thal,
Es ſtand verklärt und helle.

Lebend'ge Waſſer zogen
Lichtvoll das Thal entlang,
Es tönten wie Geſang
Die himmelblauen Wogen.

Des Waldthals Blumen ſproßten
Um deines Hügels Rund,
Harmlos lagſt du im Grund,
Da kam die Sonn' im Oſten.

Vom Schlaf thät ich mich heben,
Ging auf die helle Au,
Sah licht den Himmelsthau
Auf dunklen Blumen beben.

Inſchrift auf einem Stein der Burg Weinsberg.

Auf einen Stein der Burg der Weibertreue
Schrieb Einer: (wohl in ſeines Herzens Reue)
„Getragen hat mein Weib mich nicht,
„Aber — — ertragen!
„Das war ein ſchwereres Gewicht
„Als ich mag ſagen.“
Jedwedem fällt der Stein dort in's Geſicht,
Die Männer ſchnell an ihm vorübergehn,
Die Frauen aber bleiben bei ihm ſtehn.

An durch Gram unruhige Herzen.

Glaubt einem Gram ihr zu entfliehen,
Wenn ihr entflieht dem alten Raum?
Der Glaube iſt ein irrer Traum:
Der Gram wird allwärts mit euch ziehen.

Und zieht ihr bis zum fernſten Strande,
Zu ſuchen euch den laut'ſten Markt,
Das Herz, das man euch eingeſargt,
Tragt ihr im Gram in alle Lande.

Die Zeit nur lindert Gram und Schmerzen,
Der Raum, o glaubt's! thut nichts dabei;
Drum harret ſtill wo es auch ſei
Und lernt Geduld, unruh'ge Herzen!

Schill.

Bei Stralſund war's in meiner Jugend Tagen,
Wo ich am Tiſche einer Herberg ſaß,
Sein Schieferblatt war kreuzweis friſch zerſchlagen,
Da fragt' den Wirth ich: „Woher kam denn das?“
Er ſprach: „Jüngſt ſprengt heran ein Schill'ſcher Reiter,
Voll Staub und Schweiß ſein braunes Antlitz war,
Ich bot ihm Wein und ſprach: wohin noch weiter?
Kehrt um, wohin mit eurer kleinen Schaar?
Drauf — wie ein Blitz einſchlägt in dem Gewitter —
Schlug er die Fauſt auf meinen Schiefertiſch.
‚So ſchlugen ſie, rief er, Deutſchland in Splitter;
Wohin? zur Rache und zum Tode friſch!“
Drauf ſchwang er ſich auf's Pferd; fort flog der Arme,
Doch ſchon am Thor ereilt ihn ſein Geſchick,
Undeutſches Blei zerriß ſein Herz, das warme,
Todt trug man ihn auf dieſen Tiſch zurück!“ —

pät war's, der Wirth verließ das Zimmer,
n das man mir zum Schlaf ein Bett gemacht,
a ſchrieb ich auf der Schiefertafel Trümmer
ie Verſe hin in heller Mondennacht:

Im Jahre 1809.

Jetzt da ſie rings um mich in trägem Schlummer liegen,
ß reuevoll, o Schill! in deinen Arm mich fliegen,
u ſtarker Kämpfer du! du Held! o Schmach uns Allen!
raftvolles Leben ſo für uns durch uns gefallen!
cht mehr in wildem Grimm, ſchmerzlich in ſtillem Weinen,
lickſt du voll Mitleid her nun auf die Schmach der Deinen,
ie duldend jeden Stoß, ſtill liegend, winzeln, zagen,
tatt daß aufdonnernd ſie Ein Volk zu ſtehen wagen.
chon in der Jugend Greis ſcheut der des Kriegs Beſchwerde,
en drückt ſchon Hunger, Durſt, das Bett auf Stein und Erde,
er ſtirbt ſchon jähen Tod's, der fühlt ſchon Blut und Wunden,
en hält ein flehend Weib und den ein Kind gebunden.

So muß der Menge bald ſchmachvoll der Freund erliegen,
Der auf den Freund geſtützt noch würde ſterbend ſiegen.
Es ſpritzt ſein Blut auf uns — es tönt zu jeder Stunde
Uns jetzt Verachtung, Fluch aus einem bleichen Munde,
Du aber tapfrer Schill! du Recke kühn und bieder!
Du ſtarkes Leben du! wohl kennend deiner Brüder
Schlaffheit und laſſe Art, biſt rächend aufgeſprungen
Und haſt in ſchwerem Kampf glanzvolles Ziel errungen.
Blickt, kann ein knechtiſch Haupt ſich von der Erde heben,
Die ihr des Siegs euch rühmt, hin wo die Sterne ſchweben!
Des Lichtes Söhne nun, einſt Deutſchlands treue Söhne,
Wandeln ſie dort im Strahl urreiner Himmelsſchöne.
Und wie die Sonne ſteht in Mitten der Geſtirne,
Steht dort mein Schill, bekränzt mit Himmelsglanz die Stirne.
O wie voll Mitleid er auf uns hernieder ſieht!
Ihr Namensdeutſche kommt! blickt einmal auf! dann flieht!
Da ſtehen wir — wie klein! — verächtlich Staubgewimmel,
Er aber fliegt, ein Stern, ſieghaft durch alle Himmel.

Sowinsky.

„Wie auch der Tapfere ſich nennt:
Ob Ruſſe, Pole oder wie?
Ihm huldiget die Poeſie:
Denn keine Politik ſie kennt.“

Als zweihundert Feuerſchlünde donnernd: „Auf zum Kampfe!“ riefen,
Und der Moskowiten Schaaren ſtürmend gegen Warſchau liefen,
Sieht ein Häuflein Polenſöhne man vor Wolas Kirche ſtreiten,
Einen Wall von Ruſſenleibern ſich zur Schanze kühn bereiten.
Ihren Führer ſchaut! den Alten, wohl auf einem Stelzfuß ſteht er,
Schnee ſein Haupt deckt, doch ein Jüngling Feinde mit dem Schwerte mäht er.

Vaterland und Freiheit brachten dem die Gluth der Jugend wieder,
Haut zu Wolas Kirche Bahn ſich durch der Feinde felſige Glieder,
Vor dem Altar mit dem Häuflein ſteht er bald, ruft: „Brüder! Treue!
Laßt uns ſterben, aber ſterben nur als Polen, nur als Freie.“
Wild ertönen Feindesſtimmen: „Thor! ergib dich, wirſt zum Spotte!“
Er doch aus der Kirche Fenſtern gibt mit Tod Antwort der Rotte!
Jetzt gleich aufgereizten Uren ſtürmen die an Thor und Gittern,
Dringen durch geborſtne Mauern — Steine nicht die Polen zittern.
Säulenfeſt ſie ſtehn am Altar, doch es wächſt der Feind, der ſtolze,
Alle fallen, nur Sowinsky ſteht noch auf dem Fuß von Holze.
Da mit Achtung tritt der Feinde Führer vor und ſpricht zum Greiſe:

„Ruf Pardon! todt ſind die Deinen, längre Wehr ich Wahnſinn heiße."
Doch der auf dem Fuß von Holze gibt ihm Antwort aus Piſtolen;
Ruft, daß rings erdröhnt die Halle: „Das iſt der Pardon der Polen!"
Und als dieß er hat gerufen, ſinkt auch er im Tode nieder.
Alſo ſtarb der Sohn der Freiheit. — Still ward's in der Kirche wieder.

Zuruf.

Jedweder trägt in ſich den Tod,
Wenn's Außen noch ſo gleißt und lacht,
Heut wandelſt du im Morgenroth
Und morgen in der Schatten Nacht.

Was klammerſt du dich alſo feſt,
O Menſch! an dieſe Welt, den Traum?
Laß ab! laß ab! eh' ſie dich läßt:
Oft fällt die Frucht unreif vom Baum.

Ruf' auf, ruf' auf, den Geiſt, der tief
Als wie in eines Kerkers Nacht
Schon längſt in deinem Innern ſchlief,
Auf daß er dir zum Heil erwacht.

Aus hartem Kieſelſteine iſt
Zu locken ird'ſchen Feuers Gluth,
O Menſch! wenn noch ſo hart du biſt,
In dir ein Funke Gottes ruht.

Doch wie aus hartem Steine nur
Durch harten Schlag der Funke bricht,
Erfordert's Kampf mit der Natur,
Bis aus ihr bricht das Gotteslicht.

Drum ringe! ſchaffe! bis der Geiſt,
Thut's auch dem Fleiſche weh, geſiegt,
Sich aus der Nacht zum Lichte reißt
Und unter ihm die Schlacke liegt.

Bei der Hochzeit eines Unglaubigen.

Sein Glaube kommt dem Eheſtand ganz zu gut:
Denn iſt es, wie er wähnet, nichts mit Drüben,
Wenn nach dem Tode alles Lieben ruht,
So muß man hier für Ewigkeiten lieben.

Ein Anderer ſpricht: „Ich ſpare Vieles auf,
Bis wir in einem andern Stern uns ſehen!“
Er aber ſpricht: „Ich liebe hier vollauf;
Denn ich weiß feſt, daß du und ich vergehen.“

Du Anderer, raub' ihm dieſen Glauben nicht,
Er dient zum Heile ſeiner Liebevollen:
Dann tritt er einſt vom Tod aus Nacht zum Licht
Und ſie ſteht vor ihm, wird er d'rob nicht grollen.

Dann ſpricht er wohl: „Der Dichter hatte Recht,
Dem machte Scharfſinn keine grauen Haare;
„Mein Liebchen! was der Kopf denkt, iſt oft ſchlecht,
Nur was das Herz fühlt, Herz! das iſt das Wahre.“

Der ſchwarze Sargdeckel.

(Aus dem Leben.)

Als mein guter luſtiger Schwager,
Ein ſchöner Jüngling, lag bleich und hager
Auf dem Sterbebette,
Sprach er: „Der Sarg
Wäre mir minder arg,
Wenn er den ſchwarzen Deckel nicht hätte,
Wenn ich geſterben kommt's ſicher, daß
Jungfräulein mit meinem Sarge gehen,
Die möcht' ich daraus noch recht anſehen,
Drum macht ſeinen Deckel, ich bitt' euch, von Glas!“

Fragment

aus einem

Schreiben eines Verlegers an einen Dichter.

Jetzt ein Buch nur Abſatz findet, iſt pikant ſein Titel ganz,
Zu gewöhnlich iſt der Titel: „Ein ſatyr'ſcher Liederkranz.“
Drum ich Ihrem Buch den Titel gab: „Satyr'ſcher Farrenſchwanz
Ueber Deutſchlands Gau'n geſchwungen;“ das gibt Ihrem Buche Glanz.
Der Hexameter der Frauen zärteres Gehör verletzt,
Drum hat der Faktor, ein Kenner, ihn in Reime umgeſetzt
Und ich hoffe nun, mein Lieber! daß Sie ſind befriedigt jetzt.“

Die Kuckucksuhr.

O Kuckuck! ſonſt im fernen Wald,
Kommſt nach der Stadt du, regnet's bald.
Kommſt mir jetzt gar in's Haus herein
Und rufſt aus meiner Wanduhr dein:
„Kuckuck, Kuckuck, Kuckuck!“

Kuckuck, ich hab' dich herzlich lieb,
Wenn nur dein Ruf entfernter blieb,
Ich fürcht', in meinem eig'nen Haus
Bricht bald ein mächt'ger Regen aus:
Kuckuck, Kuckuck, Kuckuck!

Die Kindsmörderin.

Dort am Waldbronnen ſieht im Mondenſchein
Man eine Geiſtin Mitternachts oft ſteh'n,
Dort lehnt ſie ſich an's moos'ge Kreuz von Stein,
Als fühlt' ſie unter'm Herzen tiefe Weh'n.
Bleich, bleich und ſtumm wie nur der Mond kann ſein,
Blickt erſt ſie in den Bronnen ſtill hinein,
Dann wirft ſie zitternd was in ſeinen Schacht
Und ſtürzt ſich jählings nach in ſeine Nacht.
Dumpf aus der Tiefe dröhnt der ſchwere Fall,
Die Waſſer rauſchen auf am Bronnenſtein,
Doch Todtenſtille wird es bald darauf,
In ſchwarze Wolken hüllt das Kreuz ſich ein
Und die Waldblume hört zu duften auf.

An die Neckarmüllerin.

Oft ſtand ich ſchon an Neckars Strand
Im Sonn- und Mondenſcheine,
Doch wenn ich noch ſo lange ſtand,
Hört' ich der Töne keine,
Als wie ſie jetzt aus Waſſers Grund
Aufſteigen wie aus Geiſtermund
So liſpelnd und ſo feine.
Heut' fließt der Neckar ſtille hin,
Heut' ſchweigt die laute Mühle,
Der Flußgott ſpricht: „Schön Müllerin
Hör' es, du biſt am Ziele;
Beſtellet hab' ich eine Fey,
Daß ſie dein Kindlein warte treu,
Unſichtbar mit ihm ſpiele."
Er ſchweigt — und flüſtern hör' ich jetzt,
Zur Mühle dieſe Worte:

„Du Mühle! mahle ungenetzt
Ein Mehl von beſter Sorte,
Dem Müller wird ein Knäblein, Brei
Muß reichen ihm ich Neckarfey,
Beſtellt zu ſeinem Horte.“
Wach' auf! wach' auf! Schön Müllerin!
Haſt's wohl im Traum vernommen?
Ein Büblein wird nach eurem Sinn
Ein Müllerbüblein kommen.
Beſtellt hat ſchon die Neckarfey
Für's Büblein in der Mühl' den Brei.
Büblein willkommen! willkommen!
Nun klappre Mühle! rauſche Fluth!
Hör' Müllerpaar, du gutes!
Hoch lebe dein ächt deutſches Blut
Noch lange liebend fluth' es!
Eh' deines Herzens Räder ſteh'n
Soll manches Herz noch aus dir geh'n,
Voll Wellen deines Blutes.

An den Sängerverein zu Stuttgart

auf das mir zugeſandte Diplom und Einladung zu demſelben.

Ihr Lieben! wohl ein mächt'ges Treiben
Fühl' ich nach euch im Innern warm,
Möcht' mit euch ſprechen ſtatt zu ſchreiben,
Möcht' traulich gehn an eurem Arm,
Doch Krankheit bindet meine Glieder,
Das Aug' iſt blind, das Herz iſt ſchwer,
Nur noch im Käfig ſing' ich Lieder:
Ein blinder Vogel fliegt nicht mehr.
Doch oft mit grauem Schnabel ſinget
Er noch ein Lied, tönt es auch krank,
Alſo der alte Sänger bringet
Euch ſingend ſeinen beſten Dank.

Ja! ja! geſungen, nicht geſchrieben,
Sei's heut' aus ſeines Herzens Grund:
Ich fühl' mich jünger, ſeit ihr Lieben
Mich nahmet auf in euren Bund.

Auf eine Einladung

in die

Geſellſchaft genannt das Bergwerk.

Wie gerne in euren Schacht gefahren
Wär' ich! als friſch und jung ich war.
Jetzt bin ich Greis mit grauen Haaren
Und ach — noch mehr — mit grauem Staar.

Was wär' ich jetzt in Bergwerk's Mitte,
Wo geiſt'ges Licht die Nächte bricht?
Ich wär' in ihr, glaubt mir's! ich bitte:
Nur ein erloſch'nes Grubenlicht.

Geſang im Gram.

Oft blendet man die Nachtigallen,
Eh' man ſie ſchließt zum Singen ein,
Dann ſoll ihr Lied viel wärmer ſein
Und bis zum Winterfroſt erſchallen.
Ein Sänger, der in tiefem Jammer
Sitzt unter'm Dache blind und arm,
Der ſinget da nur lang und warm,
Drum laßt ihn in der alten Kammer.
Nicht auf den Markt ſollt ihr ihn bringen,
Beſtellen ihm kein reiches Haus,
Da ging vielleicht der Gram ihm aus,
Doch mit dem auch das warme Singen.

Eine alte Wahrheit.

In der Jugend ſammelt man ſich Brod,
Ruhig es im Alter zu verſpeiſen,
Aber kommt das Alter, kommt die Noth,
Daß die Zähne fehlen es zu beißen.

Ein Heilborn.

Einen Born in's bange Leben
Hat uns die Natur gegeben,
Welcher wandelt Schmerz in Sehnen
Und das iſt der Born der Thränen.

Vergebliches Hoffen.

Wenn es doch nur Morgen wär',
Hab' ich nächtlich oft gedacht,
Doch wenn kam der Morgen her
Mit der Sonne heller Pracht,
Blieb es in mir dennoch Nacht.

So iſt's.

Wenn nach einem Feuerwerke
Dir die letzte Feſtrakete
Fähret brennend durch die Bruſt,
Denkſt du nimmermehr mit Luſt
Der wenn noch ſo ſchönen Fête.

Beichte.

Ich habe die Worte: „Es freute mich ſehr!“
Oft in den Mund und die Feder genommen,
Wenn mir auch keine Freude gekommen,
Aus Falſchheit gewiß nicht, aus Liebe vielmehr.

Mahnung.

Vertrau' nicht auf Brunnen und Bäder ſo ſehr!
Sie heilen ein Herz, das zerriſſen, nicht mehr;
Und kommen der Waſſer auch noch ſo viel,
Wenn das Mühlrad zerſprang, ſteht die Mühle ſtill.

Das Lachen.

Das Lachen kommt nicht oft von Herzen,
Das weiß ich, weil mir's oft geſchah:
Aber der Thränen ſüße Schmerzen,
Die ſind dem Herzen immer nah.

Eine Klage.

Hart der Knochen wird, im Alter ſchrumpfen Haut und Muskeln ein,
Doch du Herz! du altes, bleibeſt weich zu meinem Leid allein.

Vergebliche Freude.

Es klappert, es klappert, der Storch kommt, juhe!
Nun fliehet der Winter, nun ſchmilzet der Schnee!
Ich öffne das Fenſter, wie ward ich genarrt!
Kein Storch iſt's, der Laden vom Schneewinde knarrt.

Es regnet.

Es regnet, es regnet,
Die Sonne doch lacht,
Kein Wölkchen am Himmel,
Das Regen macht.

Es regnet, es regnet,
Woher kann das ſein?
Es regnet, es regnet
Im Herzen mein.

Der Geſang im Ofen.

Wer ſang in meinem Ofen
Heut Nacht ſo wunderbar,
Wie nie ein andres Singen
Mir herzergreifend war?

Lang war's als ſäng' in Flammen
Unſel'ger Geiſter Chor,
Dann aber ſang's in Worten
So tönend meinem Ohr:

„Du forſcheſt was ſo ſinget,
In deines Ofens Raum.
Ich bin's, der Aſt von einem
Gefällten Tannenbaum.

München

Vom Baume, der geſchnitten
Schon längſt in Bretter breit,
Der Schreiner hobelt ſingend:
Mach', Alter! dich bereit!"

So ſang es kurz in Worten,
In Tönen doch noch lang,
Bis mich in Schlaf und Träume
Einlullte der Geſang.

Unter ein Bild meines Hauſes im Mondſchein.

Seht dieſes kleine, ſtille Haus
Am Berg der Frauentreue ſtehn!
Den Mond noch könnt ihr ob ihm ſehn,
Die Sonne loſch ſchon lang ihm aus.
Der Mond nur bringt in banger Nacht
Ihm manchmal einen hellen Traum,
Als wär' noch die in ſeinem Raum,
Die ihm der Sonne Licht gebracht.
Dann ſchwebt ein ſel'ger Schein zu mir,
Draus flötet eine Stimme ſüß:
„Herz! glaub', daß ich dich nicht verließ,
Du bliebſt bei mir, ich blieb bei dir.“
Bin wieder ich zur Nacht erwacht,
Vom Berg' die Aeolsharfe tönt:
„Die treue Liebe geht gekrönt
Vom Lichte Gottes durch die Nacht!“

Der alte Baum.

Einem Baum, der jung noch blickt,
Hat ihn wilder Sturm zerknickt,
Wird er ſorgſam nur verbunden,
Heilen bald die tiefſten Wunden.

Einem Baum, der morſch und alt,
Knicket den des Sturms Gewalt,
Wird der noch ſo gut verbunden,
Heilen nimmer ſeine Wunden.

Der Blinde im Mai.

Es rufen Stimmen zu mir her:
„Komm'! komm' in dieſes Blüthenmeer!
Komm'! komm' in deines Gartens Raum,
Wo licht verklärt ſteht jeder Baum."
„Komm'! komm'! komm'!" zwitſchern Vöglein traut,
Ich tret' an's Fenſter, rufe laut:
„Preis Erde dir im Lichtgewand,
Vor meiner ſchwarzen, ſchwarzen Wand!"

Mein Bild im Traume.

Du ſchwarze Nacht, du banger Traum!
Hielt'ſt mir mein Bild hin, 's war ein Baum,
Geſpalten war er, blätterlos,
Die Wurzel krank im Erdenſchooß.
In Thränen bin ich aufgewacht,
Du Wurzel, hab' ich da gedacht,
Wenn doch ein Fäſerchen dir blieb',
Das friſchen Keim zum Himmel trieb!

An das Sonnenlicht.

Du Sonnenlicht, du liebes Licht,
Dringſt durch die ſchwarze Nacht:
Die Lerche ſteigt und ſingt ihr Lied
In goldner Wolken Pracht.

Du Sonnenlicht, du liebes Licht,
Durchglühſt den harten Stein!
Nur in mein Herz, das weiche Herz,
Willſt du nicht dringen ein.

Die Herzenskammer.

Zwei Kammern hat das Herz,
Als ich noch jung ging zu wandern,
Da trug ich in einer den Schmerz,
Die Freude doch in der andern.

Nun alt und zerriſſen mein Herz,
Da trag' ich zu meinem Leide
In beiden, in beiden den Schmerz,
In keiner, keiner mehr Freude.

In der Mitternacht.

Es war in tiefer, ſtiller Mitternacht,
Wo ich erkrankt auf heißem Pfuhl gewacht,
Als durch die Nacht ein ſel'ges Leuchten brach
Und draus ein Geiſt, der Geiſt der Mutter, ſprach:
„Was bleibſt auf Erden du ſo lang zurück?
Erwarteſt du, mein Sohn, von ihr noch Glück?
Biſt längſt ein Greis, fort iſt dein Augenlicht,
Ich komm zu dir, weil du ſo lang kommſt nicht.
O, könnteſt ſchauen du den lichten Stern!
Da trag' ich hin dich von der Erde fern.“
Sie ſprach's, da fühlt' ich mich berühret warm,
Vom Mutterherzen und vom Mutterarm.
Auf ging der Flug durch reine Lüfte ſchnell.
Wie ward das Herz mir leicht, das Auge hell!
Zur Sonne wuchs der Stern — doch ſchnell, o Schmerz!
Schwand all das Licht und ich ſank erdenwärts. —

Da lieg' ich wieder nun in alter Nacht.
Gott hat's gethan und Gott hat's gut gemacht.
Das Mutterherz wollt' haben mich im Licht:
Gott aber weiß, wer reif dazu, wer nicht.

Der Erdball.

In der Jugend lichten Tagen
Iſt der Erdball noch voll Glanz,
Dreht ſich noch in bunten Wirbeln
Wie ein Ball zu Spiel und Tanz.

Doch im Alter, weh! im Alter
Iſt des Balles Glanz vorbei,
Und es liegt vor unſern Augen
Nur ein ausgeblaſ'nes Ei.

Nächtlich.

Mein Herze pocht, mein Auge wacht,
Ich kann es ſchließen nicht,
O finſtre Nacht! o lange Nacht!
Ihr Lieben, bringt ein Licht!

Es kam das Licht — du liebes Licht!
Jetzt leuchte freudig hier!
Doch weh! die Nacht, die weichet nicht,
Die Nacht, die iſt in mir.

Die grauen Haare.

O laß auf meinem ſchwarzen Rock
Die grauen Härlein liegen,
Sie werden doch bald Lock' um Lock'
Von meinem Haupte fliegen.

Es rieſeln von dem alten Baum
Die falben Blätter nieder,
Bevor bald aus ſein grüner Traum,
Aus ſeiner Vögel Lieder.

An Heilbronn.

Am Tage des Feſtes der Heilbronn-Weinsberger Eiſenbahn.

(Meinem Freunde Adolph Goppelt zugeeignet.)

Wie oft bin ich, du liebe Neckarſtadt!
Zu deinen Feſten mit Geſang gekommen,
Wie oft hat nächtlich mich ein lichter Kreis
Von deinen Söhnen freundlich aufgenommen.

Wo ſind die nun? — Todt! Todt mein Rümelin,
Niethammer todt, mein Denzel und mein Seyffer,
Mein Bruckmann todt, mein Kleinmann, Märklin, Reuß.
Ich blieb zurück, ein nicht zum Himmel Reifer.

Doch fühl' ich ſchon des Todes Hauch mir nah'n,
Der rufet mich zu einer andern Feier,
Kein donnernd Hoch ſchallt aus dem bleichen Mund,
Tonlos iſt die ſchon längſt zerriſſ'ne Leyer.

Doch noch ein Lebewohl dir, liebe Stadt!
Wenn bald ſich mehrt der Reichthum deiner Hallen,
Bewahr' den alten Fleiß, den biedern Sinn,
Laß nicht durch Erdengut den Himmel fallen!

Aus Weinsbergs Friedhof hebet ſich mein Grab.
Wann mit dem Dampfroß ihr vorüberflieget,
Dann ruft ihr Lieben: „Grüß dich Gott!“ mir zu,
Mein Geiſt fliegt mit euch, nicht vom Tod beſieget!

An meine Tochter Marie.

Laß deine Hand mich, liebe Tochter! faſſen,
Du warſt's, Maria, die in Schmerzen tief
An meinem Kreuz ausharrte, bis ich rief:
„Mein Gott! mein Gott! was haſt du mich verlaſſen!“
Und dann mein Haupt mild ſenkte und entſchlief.

Gott weiß warum.

Wenn plötzlich in dein Lebenslicht
Die finſterſte der Nächte bricht,
Du nicht begreifſt, woher ſie kommt,
Du nicht begreifſt, zu was ſie frommt,
Dich tiefer Gram macht ſprachlos ſtumm,
Tröſt' dich der Spruch: „Gott weiß warum.“

An Sie, nach Ihrem Tode.

1.

Fort, fort ſind meine Roſen.

Fort, fort ſind meine Roſen,
Fort iſt mein ſchöner Traum.
Die wild'ſten Stürme toſen
In meines Gartens Raum.

Die Freunde kommen, ſehen,
Wie Nacht mein Herz, mein Haus,
Und gern ſie wieder gehen
Aus dieſer Nacht hinaus.

Wohl möcht' ich Vieles ſagen,
Doch ſtumm, ſtumm muß ich ſein!
Wehlaute und ihr Klagen
Schließt feſt in's Herz euch ein!

Verhalte, Aug'! die Thränen,
Verſtumme, bleicher Mund!
Sprächſt du, ſie würden wähnen,
Dein Kopf ſei nicht geſund.

2.

Klage.

Keine Muſe hab' ich mehr!
Seit ſie iſt von mir gegangen,
Meiner Leyer Saiten ſprangen,
Hab' ich keine Muſe mehr.

Keinen Himmel hab' ich mehr!
Seit das Auge ſie geſchloſſen,
Draus ein Himmel mir gefloſſen,
Hab' ich keinen Himmel mehr,

Hab' ich keine Erde mehr,
Irr' ich, wie vom Sturm verſchlagen
Eine Möve irrt voll Klagen
Ueber'm bodenloſen Meer;

Ueber einem Meer voll Nacht,
Ueber einem Meer voll Kummer,
Wo nicht Ruhe iſt, nicht Schlummer,
Kalte Wirklichkeit nur wacht.

Ew'ge Liebe! führe du
Fort mich aus dem Meer, dem trüben
Auf zum Lichte meiner Lieben
Oder ew'gem Schlummer zu!

3.

Wüßt' ich, wüßt' ich, wo ſie wär'!

Wüßt' ich, wüßt' ich, wo ſie wär'!
Wär' ſie in den fernſten Landen,
Löſt' ich mich von allen Banden,
Schifft' ich durch das weite Meer.

Wüßt' ich, wüßt' ich, wo ſie wär'!
Wäre ſie auf Gletſchers Höhen,
Würd' ich durch die Wolken gehen,
Wieder ſie zu holen her.

Wüßt' ich, wüßt' ich, wo ſie wär'!
Wäre ſie in Meereshallen,
In den Gärten von Korallen,
Holt' ich ſie aus tiefem Meer.

Todt, o! todt kann ſie nicht ſein!
Immer fühl' ich ihre Nähe;
Doch wo iſt ſie? ſagt's! ich flehe. —
Wo ſie iſt, weiß Gott allein.

4.

Keine Heimath mehr!

O daß du mich verlaſſen,
Du liebe, treue Hand!
Den Wanderſtab zu faſſen
Bin ich nicht mehr im Stand.
Nur durch die Zimmer geh' ich
Mit Füßen müd und ſchwer,
Die alten Wände ſeh' ich,
Doch keine Heimath mehr.
Geh' durch des Gartens Räume
Im Sonn- und Mondenlicht,
Seh' wohl die alten Bäume,
Die alte Heimath nicht.
Die ſank, ſeit du verſchieden,
In's tiefe, tiefe Meer,
Hab' keinen, keinen Frieden,
Hab' keine Heimath mehr!

5.

In der Nacht.

Gern' wollt' ich ja am Tage Schmerzen leiden,
Verdorren ſehen meines Lebens Baum,
O! käme Nachts von meinen alten Freuden
Zu mir nur einmal noch ein ſchöner Traum.
Doch ſchlaflos blick' ich ſtets nach jener Stelle,
Von der mir Nachts oft ihre Stimme klang,
Und war es auch nur ihres Athems Welle,
Hat mir's getönt wie leiſer Engelſang.
Doch ſchlaflos muß ich Nachts zur Stelle blicken,
Von der mir bald kein ſüßer Laut mehr kam,
An der ich, ſie zum letztenmal zu drücken,
Die kalte Hand in meine heiße nahm.
Was hab' ich noch? Ein Auge müd und trübe,
Das dennoch ſich nicht ſchließen kann zur Ruh,
Ein Herz, weit offen für den Schmerz der Liebe.
Komm, lieber Tod! ſchließ' mir die beiden zu!

6.

Verlaſſenſein.

Wie oft hab' ich mein Herz geleget,
Als ich noch jung war, an ihr Herz,
Als noch kein Schmerz mein Herz beweget,
Nur Liebe, Freude, munt'rer Scherz.

Jetzt, wo mein Alter iſt voll Kummer,
Sie todt iſt, ich noch lebend bin,
Wo in den Nächten ohne Schlummer
Soll legen ich mein Herz noch hin?

Hin wo kein Herz mir ſchlägt entgegen,
In tiefer Waldnacht ganz allein
Will ich mein heißes Herz nur legen
An einen kalten, ſtummen Stein!

7.

Wie bin ich alt!

Lang lebte ſie, doch wurde ſie nicht alt,
Jung blieb ſie ſtets an Geiſt mir, an Geſtalt,
Und jung auch ich: jung, jung mein Herze ſchlug,
Das ich bald ſiebzig Jahr' lang in mir trug.
Doch als der Tod ſie plötzlich von mir nahm,
Da fühlt' ich erſt, woher die Kraft mir kam:
Von ihr kam mir der Jugend langer Halt,
Sie ging — und o mein Gott! — wie bin ich alt!

8.

Daß du von mir gegangen.

Daß du von mir gegangen,
Du liebes, treues Herz!
Das war nicht dein Verlangen,
Mein Schmerz war auch dein Schmerz.
Natur hat dich geriſſen
Aus meinen Armen fort.
Warum? — wird dieſe wiſſen,
Hier hat der Menſch kein Wort.

9.

Die Hälfte.

Füglich nannt' ich meine Hälfte ſie, mein gutes, liebes Weib,
Fünfzig Jahre lang verwachſen mit mir ganz mit Seel' und Leib.
Nun da ſie von mir geriſſen bin ich eine Halbheit nur,
Denk' nur halb noch, fühl' nur halb noch, lieb' nur halb noch die Natur.
Schmerzlich zieht mich's nach der Hälfte! — Tod, end' dieſer Halbheit Pein!
Führ' mich hin, hin wo ich wieder mit ihr darf ein Ganzes ſein!

10.

Sie ſtarb.

Sie ſtarb, mit ihr bin ich geſtorben,
Doch war mein Tod ein Scheintod nur.
Sie aber ſtarb und hat erworben
Sich eine ſchönere Natur;
Doch ich, ich lebe, wie der lebet,
Der vom Scheintode aufgewacht,
Vergebens aus dem Grabe ſtrebet
Aus einem Herzen voll von Nacht.

11.

Wie dir ſo mir.

Wie dir geſchah, ſo ſoll's auch mir geſchehn,
Nur wo du hinkamſt, will auch ich hingehn:
Ich will in's Licht nur, wirſt im Licht du ſein,
Biſt du in Nacht, ſo will ich in die Nacht,
Biſt du in Pein, ſo will ich in die Pein.
Von dir getrennt hab' ich mich nie gedacht,
Zu dir, zu dir will ich allein, allein!

12.

Wunſch.

Daß du vor mir geſtorben
O Herz! geſchah wohl nur,
Weil du dir früh erworben
Haſt himmliſche Natur.

Ich aber, der voll Erde,
Muß noch auf Erden ſein,
Bis daß wie du ich werde
Zum Licht der Himmel rein.

Send' mir ein Zeichen nieder,
Daß ich mich täuſche nicht,
Daß ich zu dir komm' wieder,
Bin licht ich wie du licht.

Doch kann mir's nicht gelingen,
Daß je dein Licht mir lacht,
Bitt' Gott: er woll' mich bringen
Doch in die ſtillſte Nacht.

13.

Wohin iſt ſie gekommen?

Wohin iſt ſie gekommen?
Wer hat ſie mir genommen?
Der Tod? — wohl zum Verweſen
Der ird'ſchen Hülle nur?
Im Buche der Natur
Iſt ſolches nicht zu leſen.

Drum Buch! drum Wort! gegeben
Von Gott dem Erdenleben,
Laß einzig dich mich faſſen,
In dich mich gläubig ſehn,
Ich fühl's in meinen Wehn:
Wer dich läßt — iſt verlaſſen.

14.

Sie in mir.

Oft, wenn ich etwas ſprechen will,
Spricht's erſt ihr Geiſt in mir ganz ſtill,
Dann ſprech' ich's nach mit frohem Muth,
Denn was ſie ſprach — war recht und gut.

15.

Recht! Recht!

„Nur recht! nur recht!“ war oft dein liebes Wort,
Recht, recht haſt du geſorget immerfort,
Recht mitgetheilt, geliebet recht und ächt!
O bleib' in mir ſo lang bis ich bin todt recht, recht!

16.

Ihr Todestag.

Kann euch nicht den Tag benennen dran dem Tode ſie erlag;
Denn es iſt ſeitdem mir jeder, jeder Tag ihr Todestag.

17.

Des Herzens Stillſtand.

Als dein Leben mit dem meinen
Noch zerfloß, du gutes Weib!
Wie hat da mein Herz geſchlagen
Jung ſelbſt noch im alten Leib!
Seit dein Leben floh aus meinem,
O, wie ſchlägt mein Herz ſo matt!
Als wär' von ihm fortgeriſſen,
Was es ſonſt beweget hat.
Als der alten Uhr ich lauſchte
Heute nächtlich an der Wand,
Leiſe ging ſie, immer leiſer,
Bis ſie endlich ſtille ſtand.
Nach der Kette wollt' ich greifen,
Sie zu ziehen wieder auf,
Doch das Hauptrad war zerſprungen
Und zu Ende ſo ihr Lauf.

Zur Ruh, zur Ruh!

Zur Ruh, zur Ruh
Ihr müden Glieder!
Schließt feſt euch zu,
Ihr Augenlieder!
Ich bin allein,
Fort iſt die Erde;
Nacht muß es ſein,
Daß Licht mir werde.

O führt mich ganz,
Ihr innern Mächte!
Hin zu dem Glanz
Der tiefſten Nächte.
Fort aus dem Raum
Der Erdenſchmerzen
Durch Nacht und Traum
Zum Mutterherzen!

In demſelben Verlage ſind in gleichem Formate gegenwärtige Ausgabe folgende Werke erſchienen:

Becker, Jung Friedel der Spielmann.
brochirt Rthlr. 1 — Ngr. oder fl. 1. 45 kr.
gebunden „ 1. 15 „ „ „ 2. 36 „

Franz Dingelſtedt, Gedichte.
Zweite Auflage.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

J. G. Fiſcher's Gedichte.
Zweite vermehrte Auflage.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Freiligrath's Gedichte.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Geibel's Juniuslieder.
Rthlr. 2. 6 Ngr. oder fl. 3. 48 kr.

Geibel's Gedichte.
Rthlr. 2. 7½ Ngr. oder fl. 3. 57 kr.

Geibel's neue Gedichte.
Rthlr. 2. 6 Ngr. oder fl. 3. 48 kr.

Goethe's Egmont.
26 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

Goethe's Fauſt.

Rthlr. 2. 25 Ngr. oder fl. 4. 48 kr.

Goethe's Gedichte.

Zwei Theile.

Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Goethe's Hermann und Dorothea.

gebunden 26 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

Goethe's Iphigenie auf Tauris.

27 Ngr. oder fl. 1. 30 kr.

Goethe's Erlinde.

Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Goethe's Torquato Taſſo.

Rthlr. 1. 6 Ngr. oder fl. 1. 45 kr.

Gudrun.

Deutſches Heldenlied.
Ueberſetzt von Dr. **Karl Simrock.**
Vierte verbeſſerte Auflage.
Rthlr. 2. 6 Ngr. oder fl. 3. 48 kr.

Herder's Cid.

Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

P. Heyſe,
Die Braut von Cypern.
Novelle in Verſen
Mit einem lyriſchen Anhang.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr

Paul Heyſe, Neue Novellen.
Zweite Auflage
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 48 kr.

Homer's Ilias
von
Johann Heinrich Voß.
Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 30 kr.

Homer's Odyſſee
von
Johann Heinrich Voß
Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 30 kr.

Hölderlin's Gedichte.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr

Juſtinus Kerner's letzter Blüthenſtrauß.
Rthlr. 1. 6 Ngr. oder fl. 2. –

Juſtinus Kerner's lyriſche Gedichte.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 1. 30 kr

Gottfried Kinkel's Gedichte.

Rthlr. 2. 22½ Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Gottfried Kinkel's Otto der Schütz.

Eine rheiniſche Geſchichte in zwölf Abenteuern.

26 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

Lenau's Gedichte.

Zwei Theile.

Rthlr. 3. 15 Ngr. oder fl. 6. —

Feodor Löwe's Gedichte.

brochirt Rthlr. 1. 6 Ngr. oder fl. 1. 48 kr.
gebunden „ 1. 18 „ „ „ 2. 30 „

John Milton,

Das verlorene Paradies.
Das wiedergewonnene Paradies.

Ueberſetzt von Bernhard Schuhmann.

brochirt Rthlr. 1. 12 Ngr. oder fl. 2. 24 kr.
gebunden „ 1. 27 „ „ „ 3. 12 „

Mörike's Gedichte.

Rthlr. 2. — oder fl. 3. 24 kr.

Wolfgang Müller von Königswinter,

Die Maikönigin.

Eine Dorfgeſchichte in Verſen.

26 Ngr. oder fl. 1. 21 kr.

Das Nibelungenlied

von

Dr. K. Simrock.

Rthlr. 2 — oder fl. 3. 30 kr.

Oehlenſchläger's Gedichte.

Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Platen's Gedichte.

Rthlr. 2. — oder fl. 3. 30 kr.

Otto Roquette's Herr Heinrich.

Rthlr. 1. — oder fl. 1. 45 kr.

Otto Roquette's Liederbuch.

gebunden Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 30 kr.

Otto Roquette's Der Tag von St. Jakob.

24 Ngr. oder fl. 1. 12 kr.

Otto Roquette's Waldmeiſters Brautfahrt.

Ein Rhein- Wein- und Wandermärchen.

15 Ngr. oder 48 kr.

L. Schandein's Gedichte in weſtricher Mundart.

broſchirt Rthlr. 1. — Ngr. oder fl. 1. 45 kr.
gebunden „ 1 12 „ „ „ 2. 27 „

Schiller's Gedichte.

Zwei Theile in Einem Bande.
Rthlr. 2. — oder fl. 3. 12 kr.

Schiller's Braut von Meſſina.

Rthlr. 1. — oder fl. 1. 36 kr.

Schiller's Don Carlos.

Rthlr. 2. — oder fl. 3. 12 kr.

Schiller's Maria Stuart.

Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 24 kr.

Schiller's Wallenſtein.

Zwei Theile in Einem Bande.
Rthlr. 2. — oder fl. 3. 12 kr.

Schiller's Wilhelm Tell.

Rthlr. 1. — oder fl. 1. 36 kr.

Schwab's Gedichte.

Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Tegner's Frithiofs-Sage.
Aus dem Schwediſchen überſetzt
von **Amalie von Helwig**, geb. **Freiin von Imhoff.**
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Uhland's Gedichte.
Rthlr. 2. 22½ Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Wieland der Schmied.
Heldengedicht
von
Karl Simrock.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Zedlitz's Gedichte.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Zedlitz's Soldatenbüchlein.
Dritte Auflage.
15 Ngr. oder 48 kr.

Zedlitz's Waldfräulein.
Ein Mährchen in achtzehn Abenteuern.
Vierte Auflage.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Annette von Droſte-Hülshoff, Das geiſtliche

Nebſt einem Anhang religiöſer Gedichte.

Rthlr 1 6 Ngr. oder fl 2. —

Jahr.

Das

Fettgift

oder

die Fettſäure

und

ihre Wirkungen auf den thieriſchen Organismus,

ein Beytrag

zur Unterſuchung des in verdorbenen Würſten giftig wirkenden Stoffes,

von

Dr. Juſtinus Kerner,

Oberamtsarzt zu Weinsperg.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1822.

Seinem Freunde:

dem

Herrn Dr. Georg Jäger,

ausübendem Arzte und Inſpektor der königlichen
Naturalien-Kabinette zu Stuttgart,

Verfaſſer der Abhandlung über die Wirkungen
des Arſeniks,

widmet

dieſen Beytrag zur Unterſuchung des in verdorbenen
Würſten giftig wirkenden Stoffes

der Verfaſſer.

Vorrede.

Was in meiner vorigen Schrift über Vergiftungen durch verdorbene Würſte vermißt werden mußte, das Beſtreben, in das Weſen dieſes Giftes ſelbſt chemiſch einzudringen, das habe ich im Laufe vergangener Frühlings- und Sommermonate (die ich mit dieſen Proceſſen der Verweſung beſchäftigt, unbemerkt an mir vorüber gehen laſſen mußte) nachzuholen verſucht. Blieb dieſes Beſtreben (ein ſchwereres als man bei oberflächlicher Betrachtung glauben mag) auch nur eine Vorarbeit zu fernern Arbeiten, ſo hoffe ich doch, daß durch daſſelbe wenigſtens gezeigt iſt:

Daß durch trockene Deſtillation von thieriſchem Fette und von Blut, ſowie durch Deſtillation einer vermittelſt Schwefel- oder Salzſäure zerſetzten Seiſe aus Kalk und thieriſchem Fette Produkte erhalten werden, welche in ihrer Einwirkung auf den thieriſchen Organismus den Wirkungen des in verdorbenen Würſten vermutheten Giftes gleich kommen. Ferner: daß durch das bloße Auslaugen verdorbener Würſte mit deſtillirtem Waſſer eine Flüſſigkeit erhalten werden kann, welche in ihren chemiſchen Charakteren mit den ſo eben angeführten Produkten übereinkommt, und die auf den thieriſchen Organismus dieſelbe Wirkung wie dieſe Produkte und wie die verdorbene Würſte ſelbſt äuſſert, ſowie auch das mittelſt concentrirter Schwefelſäure aus dieſer zuvor mit Kali verbundenen und in dieſer Verbindung eingetrockneten Flüſſigkeit erhaltene Deſtillat in jeder Rückſicht die Natur dieſer Produkte annimmt.

Auch hoffe ich: daß durch dieſe Arbeit

klarer und überzeugender als bisher geſchah, das Eigenthümliche der Einwirkung des giftigen Stoffes in verdorbenen Würſten auf den thieriſchen, und beſonders auf den menſchlichen Organismus, wodurch ſie ſich von den Wirkungen der narkotiſchen Gifte und namentlich der Blauſäure unterſcheidet, dargeſtellt iſt.

Sollte man die Vermuthung äußern: daß die Säuren, mit denen ich Verſuche machte (man möge dieſelben mit dem Namen Fettſäure oder einem andern Namen benennen) vielleicht nicht als reine Produkte zu betrachten ſeyen, ſondern daß ihnen etwa noch irgend ein anderes mehr Stickſtoff haltiges Erzeugniß, z. E. das Weltheriſche Bitter, innegewohnt, und daß dieſem, nicht den Säuren, jener Einfluß auf den thieriſchen Organismus zuzuſchreiben ſey, ſo kann ich dieſes nicht anders als in Abrede ziehen, und behaupte es nur von dem von mir ſogenannten fettſauren Fette, von einem Fette, auf das die Fettſäure ſelbſt wieder rückwärts einwirkte. In den Säuren aber, konnte wenigſtens von Weltheriſchem Bitter, nie eine Spur entdeckt werden, wie auch ſchon ihr Geſchmack, der ſchwach ſauer, aber nicht im mindeſten bitter iſt, anzudeuten ſcheint. Auch würde dieſen Säuren inwohnendes Weltheriſches Bitter (da ein Theil von dieſem Bitter hinreicht, um 1013760 Theile Waſſer zu färben) durch die gelbe Farbe derſelben bemerklich gemacht werden, das aber dem nicht ſo iſt, da beſonders die aus dem bloßen Fette und aus dem Blute gezogene Säure ganz waſſerhell iſt, und nur die Wurſtſäure eine ſchwache ſtrohgelbe Farbe zeigt. Auch könnte der hauptſächlichſte Theil der Wirkungen dieſer Säure auf den thieriſchen Organismus, namentlich die Hervorbringung von Disphagie, die Verdickung des Blutes, des Speichels, der Exkremente, die Bildung falſcher Membrane, die Erregung von Heiſerkeit, die Hervorrufung eines kroupartigen Huſtens, einer würgenden Empfindung im Kehlkopfe, eines beſondern Gefühls von Vertrocknung im Mund und Schlund, Augenliedern, Handflächen und Fußſohlen, die ſie mit den Wirkungen verdorbener ſauer gewordener Würſte gemein haben, ohnedieß nicht einer Verunreinigung mit Weltheriſchem Bitter, da dieſes Bitter dieſe Erſcheinungen gar nicht hervorbringt, zugeſchrieben werden;

ſondern es ſind dieſe Wirkungen offenbar auch der reinſten Blut-, Fett- oder Wurſtſäure eigenthümlich. *)

Im Gegentheile aber habe ich die Ueberzeugung: daß ſich dieſe Säure in verdorbenen Würſten wohl ſelten als ein ſo reines Produkt ausbildet, wie die Produkte waren, mit denen ich die Verſuche machte, ſondern daß ihr in dieſen Würſten öfters mehr oder weniger irgend ein anderes Stickſtoff haltiges Erzeugniß, und namentlich ſehr wahrſcheinlich oft das Weltheriſche Bitter, beiwohnt, wodurch ſie erſt mit noch tödtlichern Kräften auf den thieriſchen Organismus zu wirken fähig iſt; wie Chevreul auch in dem Leichenfette neben jener thieriſchen Säure ein Principe orangé nachgewieſen, ein dem Weltheriſchen Bitter wahrſcheinlich gleiches oder ähnliches Produkt, kurz: daß mit jener ſo ſpecifik wirkenden Säure, wie in Giftpflanzen, auch in dieſen Würſten,

---

*) Wenn ich von reinen Produkten rede, ſo verſtehe ich allerdings keine ſolche, mit welchen, um eine eingebildete Reinheit zu bezwecken, ſo lange manipulirt wurde, bis auch jede Spur ihrer Eigenthümlichkeit verwiſcht iſt.

ein Alkaloid ſich ausbilden möchte, als welches ſich wohl das Weltheriſche Bitter, oder eine dieſem ähnliche Subſtanz, zeigen könnte.

Ich bemerke auch ausdrücklich, daß die Säuren, mit denen ich Verſuche machte, im Fall ſie durch Schwefelſäure ausgeſchieden waren, immer zuvor von der ihnen dann anhängenden ſchweflichten Säure befreyt wurden, und ſie nie zu Verſuchen angewendet wurden, ſo lange ſie noch ſchweflichten Geruch zeigten, oder mit dem Kupferſalmiake den durchaus gleichen Niederſchlag von Scheeliſchem Grün bildeten, den der Arſenik mit dem Kupferſalmiake bildet, und den, nach meinem Erfunde, mit ihm durchaus gleich, auch die ſchweflichte Säure hervorbringt. Auch wirkte die vermittelſt Salzſäure ausgetriebene Säure, wo ja ohnedieß keine Verunreinigung durch ſchweflichte Säure ſtattfinden konnte, den vermittelſt Vitriolſäure ausgetriebenen Säuren völlig gleich.

Beſonders verwahren aber möchte ich mich endlich gegen ſolche Leſer und Beurtheiler dieſer Schrift, die mir die Meynung unterlegen könnten, als hielte ich mit dieſer meiner vorliegenden Arbeit, die ſo ſchwierige Erforſchung der Natur des Giftes in verdorbenen Würſten für geſchloſſen, während ich dieſelbe einzig nur als eine Vorarbeit betrachte, die fernere Forſchungen erleichtern, und endlich in dieſer, bisher nach aller Anerkennung noch gänzlich im Dunkeln gelegenen, Erſcheinung völliges Licht herbeiführen könnte.

Zur Vergleichung der Vergiftungen durch Wurſt- und Fettſäure mit denen durch verdorbene Würſte, und um das eigentliche Weſen letzterer Vergiftungen noch klarer als bisher geſchehen vor Augen zu legen, auch um dem Auslande die Häufigkeit dieſer traurigen Vergiftungen zu beweiſen, gebe ich hier dieſe große Reihe im Publikum noch nicht bekannt gewordener Fälle von Vergiftungen durch verdorbene Würſte.

Sprach ich in meiner vorigen Schrift von 76 Menſchen in unſerem Lande, von denen man öffentlich weiß, daß ſie durch dieſe Vergiftungen erkrankten, und von 37, die durch ſie den Tod fanden, ſo ſteigt nun die Zahl der Vergifteten durch die hier aufgeführten polizeylich erhobenen

Fälle (die nicht polizeylich erhobenen Fälle betragen wohl mehr als das Doppelte) auf hundertfünfundfünfzig, die der Geſtorbenen auf vierundachtzig, auf eine Zahl, mit der die wenigen durch das Wuthgift verurſachten Unglücksfälle (zu deren Verhütung man ſo Vielem aufbietet) gar nicht zu vergleichen ſind.

Ueberſicht.

I. Ueber die Wurſt- und Fettſäure oder zooniſche Säure, ihre Verhältniſſe und ihr Vorkommen.

Offenbares Vorhandenſeyn einer Säure in verdorbenen Würſten. — Bildung dieſer Säure. — Ihr Wiederverſchwinden bei Eintreten wirklicher Fäulniß. — Einfluß der Electricität auf Bildung dieſer Säure. — Einfluß der Gewitter auf thieriſchen Leim und thieriſche Häute. — Bildung dieſer Säure in Häuten beim Proceſſe des Gerbens. — Einfluß der Electricität auf Leichen im Grabe. — Einfluß des Gefrierens und Wiederaufthauens auf thieriſche Maſſen. — Kochſalz wird im Proceſſe thieriſcher Fäulniß zerſetzt. — Zerlegung des Pfeffers in Piperin, und eine fette Subſtanz. — Zerſetzung des Fettes ſchon im lebenden Thiere und Betrachtung deſſelben als eines leicht ſich zerſetzenden Auswurfsſtoffes. — Mitbildung der Waſſerſucht durch ſich zerſetzendes Fett. — Giftige Wirkung des Waſſers Hydropiſcher. — Giftig wirkende Würſte riechen weniger aashaft als ſüßlich-ſäuerlich. — Verhältniſſe der Wurſtſäure gegen verſchiedene Reagentien. — Wirkung dieſer Säure nur zu einigen Tropfen genommen. — Wirkung dieſer Säure auf thieriſchen Speichel, auf friſchgelaſſenes Blut, auf Pflanzen, auf todtes Muskelfleiſch. — Sie hemmt thieriſche Verweſung. — Ihre Wirkung auf Inſekten und kaltblütige Thiere. — Uebereinſtimmung der Wurſtſäure mit der Fettſäure. — Berthollets zooniſche Säure. — Die Acide margarique. — Die gleiche Säure iſt aus zerſetztem Blute darzuſtellen. — Die chemiſchen Verhältniſſe dieſer Säure aus dem Blute ſind denen der Fettſäure gleich. —

Bemerkung über das chemiſche Verhalten durch ſchweflichte Säure verunreinigter Fettſäure. — Die ſchweflichte Säure bildet mit dem Kupferſalmiake einen Niederſchlag, der von dem, den die arſenikte Säure mit dem Kupferſalmiake bildet, durchaus nicht zu unterſcheiden iſt, nämlich das gleiche Scheeliſche Grün. — Weder Brechweinſtein noch ein Abſud von Zwiebeln bilden mit einer Kupferſalmiak-Auflöſung dieſen ſpecifiken Niederſchlag. — Erkennungsmittel dieſes Niederſchlags. — Darſtellung des ſogenannten fettſauren Fettes, und ihm wahrſcheinliche Beiwohnung von Weitheriſchem Bitter. — Jedes thieriſche Fett bildet unter gewiſſen Verhältniſſen dieſelbe Säure. — Vorzügliche Bildung derſelben aus dem Fette der Schweine. — Die Fütterungsart der Schweine in gewiſſen Gegenden ſcheint das Fett derſelben hauptſächlich zu Bildung dieſer Säure zu ſtimmen. Entſtehung dieſer Säure im Fett der Schweine durch Uebermäſtung derſelben bis zur Annäherung an Waſſerſucht. — Mögliche Vergiftung durch ein ſolches Fett, nur im mindern Grad als durch verdorbene Würſte. — Die Eicheln, die naturgemäßeſte Nahrung für die Schweine, geben ein kompakteres, weniger der Zerſetzung unterworfenes Fett. — Ihr Mangel in Nadelholzgegenden. — Geſunder Zuſtand wilder ungemäſteter Thiere gegen den gemäſteter, in Ställe eingeſchloſſener Thiere. — Vorkommen einer wahrſcheinlich gleichen Säure in fetten Fiſchen, deren Genuß ſchon vergiftete, in Käſen, in Muſcheln. — Aehnlichkeit der Vergiftung durch Fettgift mit der durch narkotiſche Pflanzen. — Verſchiedenheit der Vergiftung durch dieſes Gift mit der durch Blauſäure. — Aehnlichkeit mit der durch Schwämme. — Thieriſcher Extractivſtoff in Schwämmen. — Aashafter Geſtank faulender Schwämme. — Thieriſches Fett und Wallrath in Schwämmen. — Eine Fettſubſtanz in der Digitalis, in dem Fettkraute u. ſ. w. — Eine, wenn auch der Fettſäure nicht gerade gleiche, doch wahrſcheinlich ſehr ähnliche

Säure in dieſen Giftpflanzen. — Vermuthung einer Pflanzenreihe, in der eine der Fettſäure ähnliche Säure ſich befindet; gleichwie wir eine Pflanzenreihe haben, in der die Blauſäure vorkommt. — Wirkliche Darſtellung einer Säure im Sabadillſaamen, die ihren Platz neben denen aus der Butter und dem Fette des Delphines dargeſtellten Säuren einnimmt. — Wahrſcheinliches Vorkommen der Fettſäure in verdorbenen Würſten, mit einer den Alkaloiden ähnlichen Subſtanz, nicht nur mit bloßem Ammonium. — Vermuthung, daß dieſe Subſtanz das Weltheriſche Bitter ſeyn könnte. — Aehnlichkeit des Weltheriſchen Bitters mit einigen Pflanzenalkalien, namentlich dem Picrotoxin. — Spuren deſſelben im fettſauren Fette. — Chevreul principe orangé neben der Fettſäure im Leichenfette. — Rapps Verſuche mit dem Weltheriſchen Bitter an Thieren. — Mögliche Bildung der Blauſäure neben Fettſäure, oder mögliche Verwandlung der Fettſäure in Blauſäure.

II. Verſuche mit der Wurſt-, Fett- und Blutſäure an Thieren.

Erſter Verſuch. Vermittelſt durch bloßes Auslaugen einer verdorbenen Leberwurſt erhaltener Säure an einer jungen Katze angeſtellt.

Zweyter Verſuch. Mit gereinigter Wurſtſäure angeſtellt, die dadurch erhalten wurde, daß man die Wurſtſäure mit Kali ſättigte, die erhaltene Salzlauge bis zum Trocknen abdampfte, und die Säure durch Schwefelſäure austrieb. Der Verſuch geſchah an einer jungen Katze.

Dritter Verſuch. Der Verſuch wurde mit der auf die vorige Art erhaltenen, nur concentrirten Wurſtſäure an einer etwas ältern Katze angeſtellt.

Vierter Verſuch. Der Verſuch wurde mit einer auf gleiche Art erhaltenen, nur weniger concentrirten Wurſtſäure, an einem ſehr alten Kaninchen angeſtellt.

Fünfter Verſuch. Der Verſuch wurde mit einer auf gleiche Art erhaltenen, nur concentrirten Wurſtſäure, an einer jungen Katze gemacht.

Sechster Verſuch. Der Verſuch wurde mit der gleichen Säure an einem Rothkehlchen gemacht.

Siebenter Verſuch. Der Verſuch wurde mit der durch bloße Deſtillation des Schweinſchmalzes erhaltenen ziemlich wäſſerigten Fettſäure an einer Katze gemacht.

Achter Verſuch. Der Verſuch wurde mit einer auf gleichem Wege erhaltenen, doch concentrirteren Fettſäure, an einer ſehr ſtarken alten Katze gemacht.

Neunter Verſuch. Der Verſuch wurde mit der gleichen Säure an einem Rothkehlchen gemacht.

Zehnter Verſuch. Der Verſuch wurde mit einer Fettſäure gemacht, die man dadurch erhielt, daß man das geſchmolzene und bewegte Schweinefett mit Kalkerde vermiſchte, und aus dem dadurch erhaltenen fettſauren Kalk die Fettſäure vermitelſt Vitriolſäure ausſchied. Der Verſuch wurde an einer ausgewachſenen Eule angeſtellt.

Eilfter Verſuch. Der Verſuch geſchah mit einer auf beim zehnten Verſuche angegebenen Art erhaltenen, aber concentrirten Fettſäure, an einem Kaninchen.

Zwölfter Verſuch. Der Verſuch geſchah an einem Raben, mit einer auf die angegebene Art erhaltenen concentrirten Fettſäure, nur wurde die Säure, ſtatt mit Vitriolſäure, mit Salzſäure ausgetrieben.

Dreyzehnter Verſuch. Der Verſuch geſchah mit auf oben angeführte Art erhaltener concentrirter Fettſäure an einer jungen Katze.

Vierzehnter Verſuch. Der Verſuch geſchah an einer jungen Eule mit ebenfalls durch Wahlverwandtſchaft erhaltener concentrirter Fettſäure, nur wandte man ſtatt Salzſäure Vitriolſäure zur Austreibung an.

Fünfzehnter Verſuch. Der Verſuch geſchah an einem Raben mit auf oben angeführte Art gewonnener Fettſäure.

Sechszehnter Verſuch. Mit der gleichen Säure an einem Kaninchen.

Siebenzehnter Verſuch. Mit der gleichen Säure an einer Taube.

Achtzehnter Verſuch. Mit der gleichen Säure an einem Sperlinge.

Neunzehnter Verſuch. Mit der gleichen Säure an einer alten Katze.

Zwanzigſter Verſuch. Mit der gleichen Säure ebenfalls an einer alten Katze.

Einundzwanzigſter Verſuch. Der Verſuch geſchah mit auf obige Art durch Wahlverwandtſchaft erhaltener Fettſäure, die bei verſtärkterem Wärmegrad ſpäter übergeht; auch war dieſe Säure nicht concentrirt worden. Der Verſuch wurde an einer alten Katze angeſtellt.

Zweyundzwanzigſter Verſuch. Der Verſuch wurde mit Magſaamenöl, das man durch, vermittelſt Wahlverwandtſchaft erhaltene Fettſäure, ranzigt werden ließ, an einem Raben angeſtellt.

Dreyundzwanzigſter Verſuch. Der Verſuch geſchah mit fettſaurem Fette an einer alten ſehr ſtarken Katze.

Vierundzwanzigſter Verſuch. Der Verſuch geſchah an einem alten Raben, dem man durch Wahlverwandtſchaft erhaltene concentrirte Fettſäure in ein blutendes Gefäß brachte.

Fünfundzwanzigſter Verſuch. Der Verſuch geſchah mit durch Wahlverwandtſchaft erhaltener, concentrirter Wurſtſäure, die man in eine einer jungen Katze auf dem Rücken gemachte Wunde brachte.

Sechsundzwanzigſter Verſuch. Der Verſuch geſchah mit der gleichen Fettſäure, die man einem Kaninchen in eine Wunde am Schenkel brachte.

Siebenundzwanzigſter Verſuch. Der Verſuch geſchah mit aus verdorbenem Blute gezogener Fett- oder Blutſäure, an Rothkehlchen, Meiſen und Sperlingen.

III. Krankengeſchichten und Sektionen von Menſchen, die durch verdorbene Würſte vergiftet wurden.

Erſter Fall. Die Vergiftung geſchah durch einen geräucherten, mit Fett und Blut gefüllten Schweinsmagen, und betraf dreyzehn Perſonen, wovon ſechs ſtarben.

Zweyter Fall. Die Vergiftung geſchah durch geräucherte Würſte, aus Fett und Blut eines Bocks bereitet, und betraf zwey Perſonen, die beide ſtarben.

Dritter Fall. Die Vergiftung geſchah durch einen geräucherten, mit Blut und Fett gefüllten Schweinsmagen, und betraf fünf Perſonen, von denen zwey ſtarben.

Vierter Fall. Die Vergiftung geſchah hauptſächlich durch eine Hirnleberwurſt, und betraf fünf Perſonen.

Fünfter Fall. Die Vergiftung geſchah durch geräucherte Blutwürſte, und betraf vier Perſonen.

Sechster Fall. Die Vergiftung geſchah durch geräucherte Blutwürſte, und betraf acht Perſonen, von denen zwey ſtarben.

Siebenter Fall. Die Vergiftung geſchah durch geräucherte Leberwürſte, und betraf drey Perſonen, von denen eine ſtarb.

Achter Fall. Die Vergiftung geſchah durch ungeräucherte Blutwürſte, und betraf ſechs Perſonen, wovon eine ſtarb.

Neunter Fall. Die Vergiftung geſchah durch geräucherte Blut- und Leberwürſte, und betraf vier Perſonen, wovon eine ſtarb.

Zehnter Fall. Die Vergiftung geſchah durch geräucherte Blutwürſte, und betraf drey Perſonen, wovon zwey ſtarben.

Eilfter Fall. Die Vergiftung geſchah durch geräucherte Blutwürſte, und betraf zwey Perſonen, wovon eine ſtarb.

Zwölfter Fall. Die Vergiftung geſchah durch geräucherte Leberwürſte, und betraf zwey Perſonen, welche ſtarben.

Dreyzehnter Fall. Die Vergiftung geſchah durch geräucherte Blutwürſte, und betraf vier Perſonen, wovon zwey ſtarben.

Vierzehnter Fall. Die Vergiftung geſchah durch eine geräucherte Hirnleberwurſt, und betraf zwey Perſonen.

Fünfzehnter Fall. Die Vergiftung geſchah durch eine geräucherte Blutwurſt, und betraf eine Perſon.

Sechszehnter Fall. Die Vergiftung geſchah durch ungeräucherte Blut- und Leberwürſte, und betraf fünfzehn Perſonen, wovon fünf ſtarben.

Siebenzehnter Fall. Die Vergiftung geſchah durch eine ungeräucherte Leberwurſt, und betraf eine Perſon.

Achtzehnter Fall. Die Vergiftung geſchah durch eine geräucherte Leberwurſt, und betraf eine Perſon.

Neunzehnter Fall. Die Vergiftung geſchah durch eine geräucherte Blutwurſt, und betraf ſechs Perſonen.

Zwanzigſter Fall. Die Vergiftung geſchah durch eine geräucherte Blutwurſt, und betraf drey Perſonen, von welchen eine ſtarb.

Einundzwanzigſter Fall. Die Vergiftung geſchah durch Blutwurſtmaſſe, die in einen Schweinsmagen gefüllt und geräuchert war, und betraf zwey Perſonen, welche ſtarben.

Zweyundzwanzigſter Fall. Nachricht von einer Vergiftung durch einen mit Blut gefüllten Schweinsmagen in Bayern.

Dreyundzwanzigſter Fall. Nachricht von einer Vergiftung durch eine Art Leberwurſt im Anhalt-Deſſauiſchen.

Vierundzwanzigſter Fall. Ein Fall einer leichten Vergiftung durch den bloßen Genuß ſogenannter Grieben aus dem Fette eines geſunden Schweines.

IV. Vergleichung der Wirkungen der Wurſt- und Fettſäure mit denen durch verdorbene Würſte.

Sowohl die Vergiftung durch verdorbene Würſte, als die durch Fettſäure, zeigt hauptſächlich Bildung einer ſchnell gerinnenden Lymphe, Entſtehung eines krouartigen Huſtens und hie und da Bildung einer falſchen Membrane in der Luftröhre.— Beide zeigen überhaupt eine beſondere Einwirkung auf die Schleimmembrane. — Nach beiden Vergiftungen wird das Blut, beſonders in den Herzhöhlen, ſchwarz und ſchmierig gefunden. — Merkwürdig iſt die häufige Bildung von Schleimpolypen in den Herzhöhlen bei beiden Vergiftungen, eine Erſcheinung, die ſich bei Vergiftungen durch Blauſäure nicht zeigt, wohl aber bei Vergiftungen durch Viperngift und bei der Krankheit der Luftröhrenentzündung. — Bei beiden Vergiftungen werden die Exkremente hart und lettenartig, und wird die Darmſekretion gehemmt. — Bei beiden Vergiftungen ſtellt ſich Disphagie, Heiſerkeit und Tonloſigkeit der Stimme ein. — Die Pupillenveränderung iſt bei der Vergiftung durch Fettſäure nicht ſo konſtant, als bei der durch verdorbene Würſte, doch findet ſie auch bei letzterer nicht immer ſtatt. — Auffallend iſt, daß bei beiden Vergiftungsarten immer ein Auge mehr als das andere zu leiden ſcheint. — Konſtanter als die Pupillenveränderung, iſt bei beiden Vergiftungsarten das Niederfallen und Gelähmtwerden der Augenlieder. — Erlöſchung der Herzthätigkeit vor der Gehirnthätigkeit bei beiden Vergiftungen. — Steifigkeit und Lähmung der Extremitäten, und ausgezeichnete Muskelrigidität nach dem Tode bei beiden Vergiftungen. — Wirkung weniger Tropfen der Fettſäure: nämlich Vertrocknung in Mund und Schlund, in den Handflächen und in den Fußſohlen, eine beſonders würgende Empfindung in der Gegend des Kehlkopfs, Blödigkeit der Augen u. ſ. w., Erſcheinungen, die ſich ebenfalls nach dem Genuſſe verdorbener Würſte einſtellen. — Verdickung der Gedärme bei beiden Vergiftungen, eine Erſcheinung, die ſich aber bei beiden Vergiftungen nicht immer zeigt. — Der Entzündungszuſtand in den Eingeweiden, der ſich hie und da bei beiden Vergiftungsarten einſtellt, iſt ebenfalls nicht immer konſtant, ebenſo nicht eine Verdickung der Lungenſubſtanz. — Konſtanter iſt ein welker Zuſtand des Herzens nach beiden Vergiftungsarten. — Erbrechen und Durchfälle erzeugt die reine Fettſäure nicht ſo ſehr, wie verdorbene Würſte, weil in letzteren die Fettſäure immer noch mehr oder weniger an Ammonium, wenn auch an kein beſonderes Alkaloid, gebunden iſt, und die Trennung erſt durch die Magenſäure zu geſchehen ſcheint. — Vergleichung der Vergiftung durch Blauſäure mit denen durch verdorbene Würſte. — Die Blauſäure erregt eine von der Vergiftung durch verdorbene Würſte und Fettſäure durchaus verſchiedene Vergiftung.

V. Ueber Säuren, als Gegengift gegen dieſes thieriſche Gift.

Säuren als Gegenmittel gegen das Fettgift, wie gegen Fett und Wallrath haltende Pflanzen. — Falle, wo Säuren gegen Vergiftungen durch verdorbene Würſte, von Nutzen zu ſeyn ſchienen. — Säuren ſcheinen bei Vergiftungen durch Würſte, wie bei Vergiftungen durch Schwämme, erſt nach Herauswerfung des giftigen Stoffes aus dem Magen von Nutzen zu ſeyn. — Säuren, als Hemmungsmittel der Sauergährung im Magen. — Citronenſäure, um den Genuß von Fett und auch von Muſcheln unſchädlicher zu machen. — Citronenſäure, als Gegengift gegen Aqua tofana. — Kranken- und Sektionsgeſchichte des angeblich durch Aqua tofana getödteten Pabſt Clemens. — Keyßler, über das Aqua tofana. — Vermuthung, daß daſſelbe aus Arſenikmittelſalz beſteht. — Deſſen ähnliche Wirkung mit dem Fettgifte. — Möglichkeit der Entſtehung eines ähnlichen Giftes aus zerſetztem thieriſchen Speichel. — Verſuche mit der Eſſigſäure als Gegengift an einer durch Fettſäure vergifteten Katze. — Krankengeſchichte und Sektion derſelben.

VI. Ueber die alkaliſche Schwefelleber und andere Mittel gegen dieſes thieriſche Gift.

Vergleichung der Fettſäure mit dem Arſenik. — Irritabilität tödtende und konſtriktoriſche Kraft beider Gifte. — Zuſammengezogene Muskeln nach dem Tode, welkes Herz, nicht ſehr veränderte Leber bei beiden Vergiftungen. — Erſcheinen von Ruhepunkten bei beiden Vergiftungen. — Wirkung auf die Harnſekretion. — Oft unbedeutender Entzündungszuſtand in Magen und Gedärmen bei beiden Vergiftungen. — Erlöſchen der Herzthätigkeit vor der Gehirnthätigkeit bei beiden Vergiftungen. — Schwere Verweſung und Fettbildung als Wirkung beider Vergiftungen. — Vergleichung in Därmen eingeſchloſſener thieriſcher Maſſen mit in Särge verſchloſſenen Leichen. — Bildung von wallrathartigen Maſſen in aufeinandergeſchichteten Leichen. — Aehnliche Bedingung hiezu, wie zur Bildung der Fettſäure. — Verwandlung des Muskelfleiſches in Wallrath unter Waſſer. — Verwandlung der Muskeln in Fett am lebenden Körper. — Arſenik als Mittel zur Fettbildung. — Schwefelkali als Gegengift gegen Arſenik und Fettgift. — Schwefelkali als wirkſames Mittel gegen Kroup. — Authenrieth vermuthet als Urſache des Kroupes eine beſondere thieriſche Säure. — Schwefelkali als Mittel gegen Säurebildung. — Aehnlichkeit der Vergiftungen durch Fettgiſt mit den Erſcheinungen der Harnruhr. — Nach Frank erzeugt die Harnruhr ein dem Giſte der Dipſasſchlange ähnliches, im Körper ſich bildendes, Giſt. — Häufiges Vorkommen der Harnruhr bei den hauptſächlich Fett und Fleiſch in Uebermaaß genießenden Engländern. — Nutzen der alkaliſchen Schwefelleber gegen Harnruhr. — Ueber die Gabe des Schwefelkalis, damit es nicht ſelbſt als Giſt wirkt. — Verſuche durch Schwefelkali an durch Fettſäure vergifteten Thieren. — Ueber Einathmung des Gaſes von ätzendem Ammonium gegen die Fettſäure. — Ueber Einathmung des Schwefeläthers und innerlichen Gebrauch des Weingeiſtes gegen Vergiftungen durch Fettgiſt, wie gegen die durch Muſcheln und Schwämme. — Ueber Eyweiß als Gegengiſt gegen dieſes Giſt. — Verſuch mit Eyweiß an einer durch Fettſäure vergifteten Katze. — Kranken- und Sektionsgeſchichte derſelben. — Bemerkung über Terpentinöl, als Hülfsmittel gegen Vergiſtangen durch Fettſäure, wie gegen die durch Blauſäure. — Ueber Kaffeeaufguß, als Gegengiſt gegen dieſes Giſt, wie gegen Opium und Nießwurz.

VII. Bemerkungen über etwaige Behandlung eines durch verdorbene Würſte vergifteten Menſchen.

Brechmittel, als erſte Bedingung zur Heilung. — Wegen ſich bald einſtellendem Torpor des Magens und Darmkanals, bleibt die genoſſene giftige Wurſt, wie ein Beiſpiel lehrte, oft noch 6 Tage lang im Magen liegen. — Aus dieſem Grunde und auch, um den Torpor des Darmkanals zu heben, hat man auch im Verlaufe der Vergiftung vieles von eröffnenden Mitteln, namentlich auch von eröffnenden Klyſtieren, zu erwarten. — Einbringung einer elaſtiſchen Röhre bei eingetretener Dispha-gie. — Beſchreibuag des von Monro zu dieſem Zwecke angegebenen Inſtrumentes. — Anwendung der alkaliſchen Schwefelleber. — Wechſelsweiſe Anwendung von Alkalien und Säuren bei eingetretenem Lähmungszuſtande. — Bäder von alkaliſcher Schwefelleber, abwechſelnd mit Bädern aus Säuren. — Rohe Eyer und Zuckerwaſſer mit Eyweiß als Nahrungsmittel und

Getränke während dieſer Vergiftung. — Schwere Heilung dieſer Vergiftung. — Verſuche mit künſtlichem Lufteinblaſen bei eingetretenem Lähmungszuſtande der Lungen bei dieſer Vergiftung.

VIII. Ueber die Fettſäure, als mögliches Heilmittel.

Muthmaßliche Wirkungsart der Gifte. — Vertreibung des Lebensprincipes durch dieſelben aus dem Blute und den daſſelbe Princip leitenden Nerven. — Je wirkſamer das Gift und je ſtärker ſeine Gabe, je mehr ſcheint die ganze Maſchine durch daſſelbe von dieſem der Elektricität gleichen Principe entladen zu werden. — Schwächer und langſamer wirkende Gifte ſcheinen ihren Einfluß hauptſächlich nur auf die Sphäre des ſympathiſchen Syſtemes zu beſchränken. — Vorzüglich lähmende Wirkung des Fettgiftes auf das ſympathiſche Syſtem. — Hemmung von Krankheiten durch Hemmung übermäßiger Erregung des ſympathiſchen Syſtems und dadurch auch des Gefäßſyſtems. — Aufreizung des ſympathiſchen Syſtems in der Hundswuth, im Wahnſinn, und Heilung dieſer Uebel durch Lähmung des ſympathiſchen Syſtems. — Heilung der Waſſerſcheu durch das Gift der Dipſasſchlange und die der Fettſäure in manchem ähnliche Chlorine. — Vorſchlag zum Gebrauch der Fettſäure in colliquativen Schweißen, in zu großen Schleimabſonderungen, Blutflüſſen, zu ſtark eiternden und krebshaften Geſchwüren, bei Verbrennung, gegen den Vipernbiß. — Gebrauch von Oel und Fett gegen Anſteckungen des gelben Fiebers und der Peſt. — Vermuthung, daß das Fett dieſe Erſcheinung weniger durch Erregung von Schweißen, als dadurch bewirke, daß es die Ausſtrömung des Nervenfluidums des ſympathiſchen Syſtems zurückhalte. — Beweiſe, daß ſchon vor Jahrhunderten bei den in Deutſchland gewütheten Peſten innerlicher Gebrauch von Fett als Präſervativmittel angewendet wurde.

IX. Aufzählung der hauptſächlichſten Reſultate aus dieſen Unterſuchungen.

Anhang. Ueber das unnatürliche Eſſen der Menſchen.

Verbeſſerungen.

Seite 17 ſtatt Stängel zu leſen Stengel.

— 152 ſtatt weißen zu leſen großen.

— 208 ſtatt entfiel zu leſen enthielt.

— 233 iſt nachträglich zu berichtigen: daß die Wurſtmaſſe bei der Vergiftung im 21ſten Fall nicht, wie es dort heißt, in den Theil eines Ochſenmagens, ſondern in einen Schweinsmagen gefüllt, aber unter die Wurſtmaſſe der Theil eines Ochſenmagens gehackt worden war.

I.

Ueber die Wurſt- und Fettſäure, oder zooniſche Säure, ihre Verhältniſſe und ihr Vorkommen.

War von Würſten die Rede, durch die Vergiftungen verurſacht worden, ſo bezeichnete man dieſe Würſte mit mehr Recht, als ich früher ſelbſt zu glauben geneigt war, als ſolche, in welchen hauptſächlich Spuren einer freien Säure unverkennbar waren.

Es liegen ſehr viele von geſchickten Chemikern unſeres Landes gemachte Unterſuchungen ſolcher Würſte vor mir, die aus dem nämlichen Schweine bereitet und auf gleiche Art verdorben waren, wie die, welche tödtliche Vergiſtungen veranlaßten; alle begnügten ſich nur damit, keine Blauſäure gefunden zu haben, alle aber führen an: daß die Würſte mehr oder weniger eine wirkliche freie Säure enthalten und Herr Hofapotheker Rühle ſagt in einer ſeiner chemiſchen Analyſen ſolcher verdorbener Würſte, die ich am Ende meiner Unterſuchungen erhielt, mit allem Rechte:

„Vorſtehende Analyſe beweist: daß dieſe Würſte „weder Blauſäure noch Metallgifte enthalten, „ob aber der der Geſundheit nachtheilige Stoff „in der in dieſen Würſten augenſcheinlich ent„haltenen Säure liege und ob dieſelbe von ei„ner eigenthümlichen Beſchaffenheit ſey, das „wäre noch durch weitere chemiſche und medi„ciniſche Verſuche zu beſtimmen.“

Um mich ſogleich über das Weſen der in verdorbenen Würſten vorzufindenden Säure zu erklären, ſey geſagt: daß ich ſie durch vielfältige Verſuche, ſowohl nach ihren chemiſchen Verhältniſſen als nach ihren Wirkungen auf den thieriſchen Organismus, der entweder durch Deſtillation des thieriſchen Fettes oder Blutes, oder durch Wahlverwandtſchaft erhaltenen Fettſäure, oder derjenigen Säure, die ſich im Fette in Gruben aufeinandergeſchichteter Leichen, vorfindet, und die bisher, hauptſächlich in ihren Wirkungen auf das Thier, noch nicht unterſucht wurde, gleich fand.

Schon in meiner frühern Schrift äuſſerte ich auch die Vermuthung: daß näheren Aufſchluß über dieſes Wurſtgift wohl Verſuche mit Fettſäure geben könnten, auch vermuthete ich daſelbſt: daß es möglich wäre, daß unter beſtimmten Verhältniſſen aus thieriſcher Verweſung eine Materie ſich entwickle, die der Verweſung entgegen ſey, und die gerade deßwegen nun auf den lebenden Organiſmus tödtend einwirke, der neben andern Eigenſchaften auch eine die völlige Verweſung aufhaltende, austrocknende Kraft, innwohne, die aber zugleich, und vielleicht ebendadurch, den Organiſmus tödte, wie z. E. dem auch Verweſung hindernden tödtenden Arſenik. *)

Werden thieriſche fette Maſſen, wie z. E. die Maſſen, aus denen die ſogenannten Blut- und hauptſächlich die Leberwürſte, beſtehen, (Blut, Fett, Hirn, **) Leber, fette Fleiſchbrühe, Gewürz, namentlich ſchwarzer Pfeffer und Salz,) in fette, weite Därme eingeſchloſſen, wo ſie auf die Rückwirkung ihrer gegenſeitigen Grundſtoffe hauptſächlich beſchränkt ſind, vorzüglich auch den Einwirkungen der Wärme preisgegeben, ſo erleiden ſie, (beſonders wenn ſie noch dazu in den Rauch gehängt werden, ***)) weniger bald einen wirklichen Verfaulungsprozeß, wie uneingeſchloſſenes, der Luft und nicht dem Rauche ausgeſetztes

---

*) S. meine Schrift: Neue Beobachtungen u. ſ. w. S. 9 und S. 18.

**) Die Hirnmaſſe iſt überhaupt einer äuſſerſt baldigen Zerſetzung unterworfen.

***) S. auch unten, wo vom Gerben die Rede iſt: daß beym Gerben der Loh, wie bei den Würſten im Rauche, die Holzſäure, die eigentliche Verweſung, bei welcher jene Säure verſchwindet, hemmt.

Fleiſch, als einen Prozeß der Gährung, der in ihnen unter Ammonium-Entwicklung eine thieriſche, mehr oder weniger mit Stickſtoff verbundene Säure bildet, und nur der äuſſere, der Luft ausgeſetzte Darm, geht (beſonders da, wo er nicht vom Rauche getroffen wird,) in wirkliche Fäulniß über.

Die Entwicklung und völlige Ausbildung dieſer Säure in Würſten, iſt allerdings an einen gewiſſen Zeitpunkt gebunden, vor oder nach welchem ſie ſich mehr oder weniger ausgebildet zeigt; und bei einer zunehmenden Zerſetzung der thieriſchen Maſſen, wo wirkliche Verfaulung und Entwicklung von Schwefelwaſſerſtoffgas ſtatt hat, ſcheint ſie gleichſam neutraliſirt zu werden, und in ihrer Eigenthümlichkeit wieder zu verſchwinden: ſo wie auch die ihr verwandte Blaſenſteinſäure aus dem Urine verſchwindet, wenn er in völlige Fäulniß übergeht. Bei aller Häufigkeit dieſer Vergiftungen durch verdorbene Würſte, kommen dieſelben daher wahrſcheinlich deßwegen nicht noch häufiger vor, weil der Zeitpunkt ihres Genuſſes zum Glück nicht immer gerade der Zeitpunkt iſt, in welchem ſich dieſe thieriſche Säure in ihnen am eigenthümlichſten entwickelt. Auch muß es nothwendig von der individuellen Beſchaffenheit eines jeden Magens und ſeiner Magenſäure und der in demſelben gebildeten Gasarten abhangen, ob der in jenen Fettmaſſen angefachte Säurungsprozeß wohl noch im Magen ſelbſt zur Ausbildung gelangt oder die ſchon ausgebildete Säure neutraliſirt wird, und es geſchieht erſteres beſonders leicht in krankhaften langſam verdauenden Magen.

Verhältniſſe, unter welchen dieſer Prozeß von Bildung der Leichenſäure in jenen eingeſchloſſenen thieriſchen Maſſen vorzüglich ſtatt findet, ſind: wenn ſolche Würſte gleich nach dem ſogenannten Verwällen warm auf einander gelegt werden, und ſo den Einwirkungen des heißen Waſſerdampfes, beſonders in bedeckten Gefäßen, ausgeſetzt bleiben; auch findet dieſer Prozeß mehr ſtatt, je lockerer und größer, und je mehr mit Fleiſchbrühe vermiſcht, die in dichten Därmen eingeſchloſſene Maſſe iſt, weßwegen ſich dieſe Erſcheinung in feſtgeſtopften, gepreßten Würſten und in ſolchen mit dünnen Därmen, ſelten oder nie zeigt.

Auch zeigt ſich dieſe Erſcheinung weniger in Würſten, die nicht, wie die Leberwürſte und Blutwürſte, gekocht werden, alſo mehr in ſolchen, die kein rohes Fleiſch, ſondern durch Kochen ſchon in anfangender Zerſetzung begriffenes Fleiſch, enthalten. *)

---

*) Ein alter Schriftſteller Cardanus L. 3. de subtil. ſchreibt: „Das Fleiſch wird durchs Feuer verderbt und wenn ſich der Menſch gewöhnen könnte, roh und ungekocht Fleiſch zu

Auſſer der Wärme wirken aber auf Zerſetzung dieſer thieriſchen Maſſen und auf die daraus hervorgehende Bildung jener Säure, beſonders elektriſche Einflüſſe ein. So röthete eine Leberwurſt, in der ſich dieſe Säure zu entwickeln anfieng, das Lakmuspapier ſchon etwas; als aber in der Nacht mehrere Gewitter erfolgten, ſo zeigte ſie am Morgen bei weitem mehr freie Säure durch dieſes Reagens, als eine gleiche, früher unterſuchte Wurſt, die eben ſo lange allen gleichen Einflüſſen, nur nicht denen eines Gewitters, ausgeſetzt war. So hat bekanntlich die Elektricität überhaupt auf die Zerſetzung thieriſcher Stoffe den größten Einfluß. Fleiſcher behaupten, die baldige Erſcheinung eines Gewitters beſonders dadurch zum voraus zu wiſſen: daß, ehe das Gewitter ausbricht, das aufgehängte Fleiſch ſehr weich wird und Blutwaſſer aus ihm tröpfelt. So zerſetzt ſich auch der thieriſche Leim bei Erſcheinung eines Gewitters, er wird wäſſericht und geſteht nicht zu einer feſten Maſſe. Daher haben Leimfabrikanten den Gebrauch, bei Erſcheinung eines Gewitters ſogleich eiſerne Stäbe durch die Leimmaſſe bis auf den Boden der Leimkufen zu brin-

---

eſſen, würde ſolches viel zu Verlängerung des Lebens helfen." Bekanntlich iſt auch roher weſtphäliſcher Schinken viel verdaulicher als geſottener.

gen, wodurch der Einfluß der Elektricität auf dieſe thieriſche Maſſe abgeleitet wird.

Daß die Kuhpockenlymphe leicht durch elektriſche Einflüſſe zerſetzt wird, iſt bekannt.

Auch auf die — dem Prozeſſe des Gerbens unterworfene thieriſche Häute, wirkt die Elektricität ſehr ein.

Auf jener thieriſchen Säure ſcheint mir hauptſächlich auch die Kunſt des Gerbens zu beruhen. Durch die Einwirkung des Lohes werden die Häute vor völliger Zerſetzung bewahrt (wie jene Würſte durch die Holzſäure im Rauche), und in ihnen nur derjenige Prozeß der Gährung oder anfangenden Zerſetzung erhalten, bei welchen ſich aus ihnen jene thieriſche Säure entwickelt, die dann ſelbſt gerbend auf die Häute einwirkt. Die ſogenannte Sauerlohbrühe, die ſo viel zum Gerben der Häute beiträgt, iſt nichts anders, als ein mit jener thieriſchen Säure geſchwängertes Lohwaſſer.

Dieſes Waſſer, das aber jene thieriſche Säure allerdings nur ſehr verdünnt enthält, wird hie und da von Gerbern, beſonders als ein Mittel gegen Verſchleimung, getrunken, ſoll aber leicht Magenverhärtungen und Obſtruktionen verurſachen.

Es bemerken auch die Todtengräber, daß ein Gewitter einen großen Einfluß auf den Zerſetzungsprozeß der Leichen im Grabe äuſſert. Dieſer Zuſtand der Atmoſphäre begünſtigt namentlich das Auftreiben des Bauches der Leichen. Dem Zeugniß und den Ausdrücken der Todtengräber zu Folge, ſiedet der Bauch bei Annährung der Gewitter und dehnt ſich aus. Dieſe gewaltſame Ausdehnung nimmt ihnen zu Folge immer zu, bis die zu ſehr ausgeſpannten Wände, deren Gewebe überdieß durch Fäulniß morſch iſt, der Gewalt nachgeben und mit einer Art von Explosion unter Ergießung von oxydulirtem Stickſtoffgas, zerreißen. Es ſcheint, daß dieſer Riß in der Gegend des Bauchrings und manchmal auch in der des Nabels geſchehe. *)

Ueberhaupt trägt zur Bildung des aus ſich zerſetzenden thieriſchen Maſſen entwickelnden oxydulirten Stickſtoffgaſes die Elektricität ſehr viel bei.

Wenn durch ein Gemenge von Ammoniumgas und Stickſtoffgas die Funken von verſtärkter Elektricität geleitet werden, bildet ſich dieſes Gas, das auch in dieſen zerſetzten Wurſtmaſſen mitwirken möchte.

Auch das Gefrieren und Wiederaufthauen, wobei ebenfalls elektriſche Einflüſſe ſtattfinden, trägt zur Zerſetzung thieriſcher Maſſen und Säu-

---

*) Mémoire sur les différens états des cadavers ec par M. Fourcroy. Anal. de Chimie Tom. V.

rebildung ſehr viel bei, daher wohl gerade in denjenigen Monaten des Jahres, in welchen der Prozeß des Gefrierens und Wiederaufthauens am meiſten ſtattfindet, ſich dieſe Vergiftungsfälle am häufigſten ereignen, wozu freilich auch kommt: daß gerade in dieſen Monaten das früher Geſchlachtete verzehrt wird.

Es ſcheint ein gleiches auch bei Vegetabilien ſtattzufinden, wenigſtens bemerkt Hermbſtädt: daß die gewöhnlichen Erdäpfel, auch noch ſo unreif gegeſſen, keinen Schaden bringen, (wie auch längſt ſchon Pfaff bewies,) aber daß die gefrorenen und wieder aufgethauten, und dadurch in eine Fäulniß übergegangene Erdäpfel, nicht ſelten ſehr ſchädliche, ja tödtliche Wirkungen, nach ſich ziehen. *)

Auch Frank bemerkt: daß gefrorene und bei einfallendem Thauwetter wieder aufgethaute Fiſche viel ſchneller als ungefroren geweſene eine Zerſetzung erleiden. **)

Die Beimiſchung von Kochſalz in dieſen thieriſchen Maſſen hält den Prozeß der Zerſetzung nicht zurück, da das Kochſalz durch den Gährungsprozeß thieriſcher Stoffe ſelbſt zerſetzt wird.

---

*) S. Hermbſtädt, in Orfilas Toxicologie 1. Th. S. 22.

**) S. Frank medicin. Polizey 7. B. S. 24. Galen ſprach von den Einflüſſen des Mondes auf thieriſche Fäulniß. S. de diebus decretoriis Lib. III. C. II.

Murggraf ſtellte eine Menge Verſuche mit verſchiedenen Körpern an, die das Kochſalz nicht zerlegen konnten. Sowohl gelöſchter als ungelöſchter Kalk, Serpentinſtein, Eiſenfeilſpäne, Röthelſtein, Menninge, Zinkblumen, brennbare Materien, vertrieben die Säure nicht aus dem Kochſalze, aber er und **Model** fand, daß wenn das Salz mit Fiſchen und überhaupt thieriſchen Stoffen vermiſcht wird, und jene in Fäulniß übergehen, ſich das Salz zugleich mit zerſetzt. *) Dadahin gehört auch: daß wenn man eine einfache Salzauflöſung, die man in einen kupfernen Keſſel brachte, ſtatt ſie ſogleich zu erhitzen, vorher mit Fleiſch, Fett oder Fiſchen, vermiſcht, die daraus entſtehende Flüſſigkeit nicht einen Atom Kupfer enthält. Dieſe Thatſache machte **Eller** zuerſt bekannt.

Auch die dieſen thieriſchen Maſſen beigemiſchte Gewürze können zwar, etwa durch ihren Gerbſtoff, dazu beitragen, daß nicht zu früh völlige Fäulniß eintritt, aber dadurch ſcheinen ſie der Entſtehung jener hauptſächlich ſchädlich wirkenden Säure eher günſtig zu ſeyn, und es ſcheint noch dazu vorzüg-

---

*) S. **Crells** Journal 1. Th. S. 97.

lich der Pfeffer ihre giftige Wirkung zu vermehren.

Ein langer Genuß des Pfefferwaſſers, eines Getränkes, das aus dem Piper meth. bereitet wird, eine milchweiße Farbe und eckelhaften, faden Geſchmack hat, der im Munde brennt, veranlaßte ſchon allein der Fettſäure nicht ganz unähnliche Vergiftungen. Durch den langen Genuß dieſes Waſſers wird die Haut eingeſchrumpft, ſchwärzlich und blättert ſich in kleinen Schuppen ab, die Augen werden roth und triefend, das Geſicht runzlicht und Lähmungen treten ein. *)

Unter ihre Pfeilgifte miſchen die Indianer verſchiedene Pfefferarten, und für mehrere Thiere, namentlich für Schweine, iſt ſchon der gewöhnliche ſchwarze Pfeffer Gift. Viel austrocknender und verſtärkter wirkt, auch nach meinen Beobachtungen, die Fettſäure in Verbindung mit Pfeffer.

Es zeigt die Zerlegung des Pfeffers in demſelben eine kryſtalliniſche Subſtanz, (Oeſteds Piperin) und eine fette Subſtanz. Möglichſt gereinigt von dem kryſtalliniſchen Piperin, ſtellt die fette Subſtanz des Pfeffers ein beim Froſtpunkte feſtes, bei geringer Erwärmung aber flüſſiges Oel

---

*) S. Schnurrers klaſſiſches Werk: Geographiſche Noſologie. S. 411.

von ſehr ſcharfem, aber ſtechendem Geſchmack bar. Dieſes Oel iſt wenig flüchtig, zerſetzt ſich vielmehr bei der Deſtillation, indem ein weniger ſcharfes, beinahe balſamiſches Oel übergeht. Im Aether und Alkohol löst ſich das Pfefferöl leicht auf und verbindet ſich mit andern Fettigkeiten, ſo daß es bis auf ſeinen ſcharfen Geſchmack von andern Fettigkeiten ſich wenig unterſcheidet. Nach dem Verhalten dieſes Oeles bei der Deſtillation zu ſchließen, beſteht daſſelbe aus zwei Oelen, nämlich aus einem mehr flüchtigen und balſamiſchen und aus einem fixen Oele, in welchem letztern die Schärfe des Pfeffers ihren eigentlichen Sitz hat. *)

Noch ſchneller mögen dieſe Fettmaſſen in Zerſetzung übergehen, wo ſchon krankhaft im Fette des lebenden Thieres ſelbſt, ein Prozeß der Zerſetzung angefacht war, wie öfters bei Schweinen auch wirklich ſtattzufinden ſcheint. **)

Das Fett iſt überhaupt ein Auswurfsſtoff, (ein abgeſonderter Ballaſt,) der in keinem eigentlichen innigen, lebendigen Zuſammenhange mit dem Organismus mehr ſteht, und der ebendeßwegen auch um ſo leichter noch im lebenden Thiere, beſonders bei geſteigerter Wärmeentwicklung deſſelben, eine Zerſetzung erleidet.

---

*) S. Schweigger neues Journal für Chemie u. Phyſik. B. 2. H. 4. S. 435.

**) Siehe unten.

So löst das Fett ſich auch leicht im lebenden Körper in ſeinen eigentlichen Beſtandtheil, in Waſſer, auf, und trägt zur Bildung von Waſſerſucht bei, welcher ſehr fette Leute bekanntlich am eheſten unterworfen ſind. Dieſes Waſſer in die Häute des Bauches (wie jene fette Wurſtmaſſen in Därmen) eingeſchloſſen, und einer geſteigerten thieriſchen Wärme (wie jene Wurſtmaſſen dem Einfluſſe der Wärme oder des Kaminfeuers) ausgeſetzt, geht immer mehr in eine giftig wirkende Zerſetzung über, und die Fälle ſind bekannt, wo das Waſſer angezäpfter oder geſtorbener Waſſerſüchtiger, die ſchrecklichſten Vergiftungsſymptome, beſonders da, wo es in Wunden gerieth, veranlaßte.

Werden nun Würſte von angegebener Zuſammenſetzung dem Einfluſſe der Wärme und Elektricität preisgegeben, ſo erweicht ſich die Maſſe in denſelben, ſie wird flüſſiger, die Würſte geben aufgeſchnitten, beſonders in ihrer Mitte, einen, weniger eigentlich aashaften, als ſüßlich ſäuerlichen, eiter- oder auch käsartigen Geruch von ſich. Hält man konzentrirte Eſſigſäure über ſie, ſo verrathen ſie durch Entwicklung von Dämpfen mehr oder weniger Ammonium, während ſie das Lackmuspapier ſehr roth färben, und damit ſchon Bildung einer Säure zeigen.

Dieſe vermittelſt deſtillirten Waſſers ausgezogene Säure hat folgende chemiſche Eigenſchaften.

Mit ſalpeterſaurer Silberauflöſung bildet ſie, (wenn auch kein Salz zu der Wurſtmaſſe gemiſcht wurde), einen weißgrauen flockigen Niederſchlag, der ſich bei längerem Stehen ins aſchgraue verändert.

Mit Sublimat bildet ſie einen weiſſen, mit Kupferſalmiak einen bläulicht weiſſen, mit ſalzſaurem Eiſenoxyd einen ſchwachgelben durch zugeſetztes kohlenſtoffſaures Kali einen orangegelben Niederſchlag, der ſich aber in Salzſäure vollkommen wieder auflöst. Mit Barytauflöſung und geiſtiger Seifenauflöſung, bildet ſie eine Trübung, die aber auf zugeſetzten Alkohol wieder verſchwindet. Mit ſchwefelſaurem Zink, kochſalzſaurem Zinn, kauſtiſchem Ammonium und Gallustinktur, zeigt ſie keine Veränderung.

Obgleich die Säure in dieſem Zuſtande ſehr verdünnt iſt, ſo erregt ſie doch, bringt man mehrere Tropfen von ihr auf die Zunge, einen zuſammenziehenden, ſchwach ſäuerlichen Geſchmack, und bringt bald ſtarke Vertrocknung im Mund und Schlund, und ein Gefühl von Zuſammenziehen und Würgen in der Gegend des Kehlkopfes hervor.

Von den Wirkungen dieſer verdünnten Säure auf das Thier wird unten geſprochen werden.

Um dieſe Säure reiner und concentrirter zu erhalten, wurde ſie mit Kali geſättigt, die erhaltene Salzlauge bis zum Trocknen gelinde abgedampft und aus ihr die Säure in einer tubulirten Retorte durch Zuſatz von rectificirter Schwefelſäure ausgetrieben.

Dieſe ſo rein erhaltene Wurſtſäure iſt von ſtrohgelber Farbe und hat einen eigenthümlichen, aber nicht widrigen, etwas ſtechenden Geruch und einen mäßig ſauren Geſchmack. *)

Sie färbt das Lackmuspapier ſehr roth und braußt mit luftſauren Alkalien auf. Bei über ſie gehaltenen kauſtiſchen Ammonium entwickeln ſich Dämpfe, wie bei der Eſſigſäure.

Mit ſalpeterſaurer Silberauflöſung bildet ſie einen weißlicht grauen, flockigten Niederſchlag, mit Sublimat einen von gleicher Farbe, mit Kupferſalmiak einen bläulicht weißen, ins grüne ſchillernden Niederſchlag. Mit ſalzſaurem Eiſen bildet ſie keinen Niederſchlag, wird zur Miſchung aber noch Kali geſetzt, ſo entſteht ein orangegelber

---

*) Der Geruch gleicht ſehr dem des Kräuterkäſes.

Präcipitat, der ſich durch zugeſetzte Salzſäure wieder gänzlich auflöst. Mit ſalpeterſaurem Queckſilber bildet ſie einen weißen Niederſchlag, nach längerem Stehen einen gleichen mit eſſigſaurem Blei, der ſich aber zum Beweiſe, daß ihr keine Vitriolſäure innwohnt, in Salpeterſäure wieder auflöst. Mit eſſigſaurem Silber macht ſie einen weiſſen Niederſchlag. Mit Brechweinſtein bildet ſie eine weiße Trübung, mit Gallustinktur keine Trübung, dagegen mit Seifenauflöſung eine Trübung, die durch zugeſetzten Alkohol wieder verſchwindet. Auf ſchwefelſauren Zink, auf Ammonium und auf Cantharidentinktur zeigt ſie keine Einwirkung. Mit liq. ammon. hydrosulph. bildet ſie einen weißen Niederſchlag, einen gleichen auch mit dem Schwefelkali und zwar ohne Entwicklung von Schwefelwaſſerſtoffgas nach Art der Chlorine und Arſenikſäure.

Einige Tropfen von dieſer Säure auf die Zunge gebracht, bewirken, nur in höherem Grade noch als die noch unreine verdünnte Wurſtſäure, große Vertrocknung im Gaumen und Schlund, und jenes Gefühl von Zuſammenziehen und Würgen in der Gegend des Kehlkopfes, ein Gefühl, das man auch auf Genuß von Mekonſäure und Jodine bemerkt. Auf ſtärkere Gaben ſtellt ſich ein beſonderes Gefühl von Mattwerden und Spannen

nen in den Augenliedern ein, die Augen werden blöde, man fühlt leichtes Stechen durch die Urinröhre, stumpfe Schmerzen im Bauche, bekommt Verſtopfung des Stuhlganges und ſehr trockene Handflächen und Fußſohlen. Das Gefühl von Vertrocknung im Halſe verſchwindet oft eine Zeit lang, ſtellt ſich aber alsdann auf einmal wieder mit jenem beſondern Gefühl von Spannen in den Augenliedern vermehrt ein.

Thieriſcher Speichel wird durch dieſe Säure ſogleich zum Gerinnen gebracht, es bilden ſich in ihm weiße milchichte Flöckchen wie Eihäutchen. Das friſchgelaſſene Blut gerinnt durch ſie ſogleich und bildet einen ganz ſchwarzen Blutkuchen, ſetzt auch faſt kein Blutwaſſer ab, der ſchwarze Blutkuchen aber, zeigt auf ſeiner Oberfläche einige Linien tief eine ſchöne Röthe.

Der Stängel einer Blume, ſtellt man ihn nur eine Linie tief in dieſe Säure, nimmt bald eine ſchmutzig braune Farbe, wie Heu, an, und obgleich dieſe Säure nicht im mindeſten ätzend wirkt, ſtreift ſich doch vom ganzen Stengel die Oberhaut bald ab.

Rothes Muskelfleiſch verliert in dieſer Säure bald ſeine Farbe, es verdickt ſich, die Fleiſchpapillen werden ſehr ſichtbar, es nimmt das Anſehen von dem Fette eines Aales, oder eines lange unter Waſſer gelegenen Fleiſches an, und ſcheint ſchwer mehr in Verweſung überzugehen. Man goß über rothes Muskelfleiſch Fettſäure, ließ ſie einige Wochen mit demſelben vereint und goß nun die Fettſäure wieder ab, und nun iſt ſchon ein Jahr vorüber, und das Fleiſch iſt noch nicht in Fäulniß übergegangen.

Werden von dieſer Säure 10 — 20 Tropfen auf eine rothe Gartenſchnecke gebracht, ſo ſecernirt ſich äuſſerſt viel Schleim, der immer dichter und dichter wird, und zuletzt die Form einer falſchen Membran annimmt. Das Thier ſtirbt bald, wird aber nach dem Tode nicht ſteif, wie beſonders Säugthiere, ſondern eigentlich mehr erſchlafft und es ſcheint ſich in dieſer Beziehung dieſes ganze Thier mehr wie eine Schleimmembran zu verhalten.

Werden von dieſer Säure mehrere Tropfen auf einen Blutigel gebracht, ſo erſtirbt das Thier bald, aber das eingeſogene Blut, das ſich als Exkrement in dieſem Thiere befindet, wird in ihm zu einer völlig feſten tonartigen Maſſe und das Thier ſelbſt wird zuſammengerunzelt und ſteif.

Fliegen, die von dieſer unter Honig gebrachten Säure genießen, werden die Flügel bald gelähmt, ſie erſterben, ſtrecken die Füße lang und ſteif von ſich und ſind nach dem Tode wie vertrocknet. *) Heuſchrecken erleiden den gleichen Tod.

Wird von dieſer Säure Fröſchen in das Maul geträufelt, ſo fallen denſelben die Augenlieder ſogleich zu, ſie erſterben bald ohne Zuckung und werden nach dem Tode völlig ſteif, wie getrocknet.

Auf die Bindehaut des Auges gebracht, äuſſert ſie auf die Pupille keine beſondere Wirkung.

Die Wirkungen dieſer Säure auf Säugthiere und Vögel, werde ich mit den gleichen Wirkungen der Fettſäure auf den thieriſchen Organismus unten anführen, und es wird vorzüglich auch aus ihnen erhellen: daß dieſe Wurſtſäure der überhaupt auch durch Zerſetzung des Fettes durch Wärme hervorgehenden, durch Segner **) und Crell ***) zuerſt bekannt gemachten Säure, der Fettſäure, ganz gleich iſt, einer Säure, die wohl durchaus nicht, (was ſchon aus ihren Wirkungen auf das Thier erhellt,) eine blos verunreinigte Eſſigſäure, (wie franzöſiſche Chemiker behaupteten), ſondern eine eigenthümliche Säure iſt.

---

*) Des Geruches wegen geben aber Fliegen nicht leicht an dieſe Säure.

**) J. A. Segneri et D. H. Knape diss. de acido pingued. animal. Gott. 1754.

***) Crells Verſuche mit der aus dem Rindstalge entwickelten Säure, in ſ. Journal T. 1. S. 60. T. 2. S. 112. T. 4. S. 47 — 128.

Es kommt ihr, wenn auch nicht ganz in chemiſchen Verhältniſſen, doch in der Wirkung auf das Thier, die von **Berthollet** bekannt gemachte zooniſche Säure (acide zoonique), gleich. *)

Dieſe Säure zog **Berthollet** aus thieriſchen Subſtanzen auf gleiche Weiſe, wie **Crell** die Fettſäure aus dem Fette zog, und mit Recht wurden bei Anführung dieſer zooniſchen Säure in **Scheerers** allgemeinem Journal der Chemie, die vielſeitigen, faſt vergeſſenen Beobachtungen **Crells** über die Fettſäure in einer Note wieder ins Gedächtniß gerufen; dieſe zooniſche Säure aber ſcheint um ſo mehr die der Fettſäure ganz gleiche Säure zu ſeyn, da, wie unten angegeben wird, die Säure, die ich durch Deſtillation und Concentrirung aus dem Blut erhielt, der Fettſäure durchaus gleich iſt. Die gleiche Säure iſt auch diejenige, die die franzöſiſchen Chemiker unter dem Namen acide margarique anführen und die ſich, wie die ihr auch gleiche acide oléique, im Fette der Leichen vorfindet. **)

---

*) S. Berthollets Nachrichten von einer neuen Säure u. ſ. w. im allgem. Journal der Chemie B. 1. S. 197. — **Gmelin** in Crells Annalen 1800. B. 1. S. 283.

**) In Thenard Traité de Chimie T. III. S. 502. 506. heißt es von dieſer Säure folgendermaßen: L'acide margarique ne s'est trouvé jusqu'a présent tout formé que dans le gras des cadavres, on pourrait l'en extraire; mais il vaut mieux, Nach der Ueberſicht der Verhandlungen der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Paris im Juny 1821*) las Herr Berthollet in derſelben einen Commiſſionsbericht über eine neue, die Theorie der Alkalien betreffende Abhandlung des Herrn Chevreul vor. Nach dieſer ſoll Herr Chevreul ſeine Beobachtungen auf die von Fourcroy beſchriebene Fettſubſtanz der Leichen

---

pour se le procurer, traiter l'une des graisses saponifiables, par exemple, la graisse de porc, par la potasse.

On prend 100 parties de graisse de porc purifiée, 60 parties d'hydrate de potasse et 400 parties d'eau; on fait chauffer le tout pendant cinq à six heures, à une température voisine de 100°, ou plutôt jusqu'à ce que prenant une partie de la pâte savonneuse, on voie qu'elle se dissout complétement dans l'eau. Alors on décante la liqueur et l'on fait bouillir la masse restante dans 600 parties d'eau, qui en opére la dissolution, mais qui, par le refroidissement, se prend en gelée. Cette gelée est ensuite délayée dans beaucoup d'eau froide et abandonnée à elle-même pendant quelques jours; par ce moyen, il s'en sépare une matière nacrée qui est du sur-margarate de potasse pur. C'est de ce sur-margarate qu'on extrait l'acide margarique en traitant ce sel à chaud par un excès d'acide hydrochlorique faible, lavant le résidu et le mettant en contact avec de l'alcool bouillant: l'acide hydrochlorique s'empare de la potasse, et l'alcool dissout l'acide margarique et le laisse déposer peu à peu.

L'acide margarique pur est sans usages; mais uni à la potasse et à la soude, il fait partie de tous les savons durs et de tous les savons mous.

*) S. Literatur-Blatt des Morgenblatts Nr. 2. 4. Jan. 22.

anwenden und die Bemerkung gemacht haben: daß dieſer Scheidekünſtler damals unrichtig die von ihm als Ammoniacalſeife erklärte Subſtanz mit dem Wallrath und dem kryſtalliſirbaren Gallenconcretionsfett, unter dem Namen Adipocire (Fettwachs), zuſammengereiht habe. Chevreul ſoll die Verſchiedenheit dieſer drei Subſtanzen gezeigt haben, wovon er die eine unter dem Namen létine beſchreibt, und den Namen Adipocire dem Leichenfett ausſchließlich vorbehält. Als Beſtandtheil dieſes letztern hatte er ſchon früher das acide margarique, das acide oléique und ein principe orangé nachgewieſen. (Sollte dieſes principe orangé nicht das Weltheriſche Bitter ſeyn?) Jetzt ſoll er durch neue Beobachtung dargethan haben, daß die Bildung des Leichenfetts der Wirkung des Ammoniums, oder vielmehr des sous-carbonate d'ammoniaque, welches ein Produkt der Fäulniß iſt, auf die Fettmaterie und vielleicht auf den Stickſtoff der thieriſchen Subſtanz angehört. Er ſoll die Bildung des Orange-Princips nachweiſen und verſchiedene auf den Vorgang der Fäulniß ſich beziehende Andeutungen angeben.

Die Fettſäure nun entweder durch bloße Deſtillation des Fettes, oder durch Wahlverwandtſchaft, dadurch gewonnen, daß man das geſchmolzene und bewegte Fett mit Kalkerde vermiſcht, und aus dem hiedurch erhaltenen fettſauren Kalk, vermittelſt Vitriolſäure oder Salzſäure, die Fettſäure ausſcheidet, zeigt ſich aber auch in ihren chemiſchen Verhältniſſen mit der oben angegebenen Wurſtſäure durchaus gleich, und man bemerkt nur den Unterſchied: daß ſowohl die auf beſagte Art gewonnene Wurſtſäure, als die durch bloße Deſtillation erhaltene Fettſäure, mit Alkalien aufbraußt, während die durch Wahlverwandtſchaft (und wahrſcheinlich ſo auf das reinſte) gewonnene Fettſäure, ob ſie gleich das Lakmuspapier ſtark röthet, dennoch mit luftſauren Alkalien nur ganz wenig aufbrauſt.

Ich vermuthete die gleiche Säure in dem in Zerſetzung übergegangenen Blute und täuſchte mich nicht. Unterwirft man dieſes einer Deſtillation, ſo geht mit einem thieriſchen Oele auch eine Säure über, die mit Kali geſättigt, zur Trockene abgedampft, (beſonders um das an ſie noch gebundene Ammonium zu verflüchtigen), mit Vitriolſäure ausgetrieben, ſich als eine der Fettſäure und Wurſtſäure durchaus gleiche Säure zeigt.

Sie hat einen Geruch wie dieſe Säuren, einen ſchwachſäuerlichen Geſchmack, röthet Lakmuspapier, brauſt aber mit luftſauren Alkalien nicht auf, bildet mit einer Auflöſung des Silberſalpeters einen weißen flockigten Niederſchlag, zerſetzt aber langſamer als die benannten andern Säuren den Sublimat. Mit kochſalzſaurem Eiſenoxyd erzeugt ſie einen gelblichten, durch zugeſetztes kohlenſtoffſaures Kali einen orangegelben Niederſchlag, der ſich jedoch in Kochſalzſäure vollkommen wieder auflößt. Das Schwefelkali ſchlägt ſie ohne Entwicklung von Schwefelwaſſerſtoffgas weiß nieder.

Vermuthlich iſt ſie der Säure, die man durch Abziehung der Salpeterſäure über den rothen Theil des Blutes erhält, und unter dem Namen Cruorſäure aufführt, deren eigentliche Eigenſchaften, ſo viel ich weiß, nicht unterſucht ſind, gleich.

Erſt mehrere Monate nach Darſtellung dieſer Fettſäure aus dem Blute, fand ich in Schweiggers Journal für Chemie und Phyſik, B. 2. H. 4. S. 439, daß Vauquelin bei Zerlegung zerſetzten Blutes in demſelben wirkliches Fett und in dieſem Fette eine Säure fand.

Auch auf der Zunge und dem Gaumen, bringt dieſe aus dem Blute erhaltene Säure gleiche Vertrocknung wie jene Wurſt- und Fettſäure, gleiche zuſammenziehende Empfindung in der Gegend des Kehlkopfes, Spannen der Augenlieder u. ſ. w. hervor. Nur iſt dieſe auf die beſagte Art aus dem Blut erhaltene Säure ſchwächer als die aus dem Fett erhaltene und kann auch nur in geringer Menge aus dem Blute gewonnen werden. Von ihren Wirkungen auf das Thier, die mit denen der Fettſäure ein und dieſelben ſind, iſt unten die Rede.

Wird die Fettſäure, (die aus dem Hammelstalge, wie aus dem Fette der Schweine bereitet, ſich in ihren chemiſchen Verhältniſſen, wie in ihren Wirkungen auf das Thier, gleich verhält,) vermittelſt Saponificirung und Austreibung durch rektificirte Schwefelſäure bereitet, ſo geht bey der erſten Deſtillation durch Zerſetzung der Schwefelſäure ſehr leicht ſchweflichte Säure mit Fettſäure über. Wird nun dieſe mit ſchweflichter Säure verunreinigte Fettſäure mit Kupferſalmiak geprüſt, ſo zeigt ſich ein Niederſchlag, der von dem, den der Arſenik mit Kupferſalmiak bildet, durchaus nicht zu unterſcheiden iſt; es zeigt ſich in der Auflöſung durchaus das gleiche Scheeliſche Grün, wie durch Arſenik.

Dieſer Umſtand täuſchte mich nur ſo lange, bis ich durch vergleichende Verſuche fand, daß dieſe Erſcheinung einzig von der der Fettſäure beigemiſchten ſchweflichten Säure herrührt, und daß die ſchweflichte Säure, (was ich übrigens noch nirgends angeführt fand und deßwegen hier nicht übergehen wollte,) mit dem Kupferſalmiak einen Niederſchlag bildet, der dem, den der Arſenik mit dem Kupferſalmiak bildet, nicht bloß ähnlich, (wie z. E. der grünlichte Niederſchlag, den der Brechweinſtein in einer Auflöſung des Kupferſalmiakes macht), ſondern durchaus gleich iſt.

Auch eine Abkochung von Zwiebeln, bringt mit einer Auflöſung von Kupferſalmiak zuſammengebracht, in derſelben zwar auch eine grüne Farbe hervor, allein es iſt dieſe grüne Farbe eine bei weitem andere als das Scheeliſche Grün, und es entſteht in dieſer Miſchung blos eine grüne Färbung, nicht aber ein Niederſchlag von wirklichem Scheeliſchen Grün.

Wie das durch Kupferſalmiak und Arſenik gebildete Scheeliſche Grün, ſich durch Zuſatz von Schwefelſäure wieder auflöst und die Miſchung waſſerhell wird, ſo iſt es auch bei dem gleichen, durch ſchweflichte Säure und Kupferſalmiak gebildeten Scheeliſchen Grün, auf Zuſatz von Vitriolſäure der Fall.

Dieſer Niederſchlag aber iſt auch nicht bloß vorübergehend, ſondern ſo dauernd als der gleiche durch Arſenik bewirkte, und bleibt auch auf dem Papiere getrocknet dem letzten gleich. — Ein ſo durch ſchweflichte Säure gebildeter Niederſchlag einer Kupferſalmiakauflöſung läßt ſich aber von dem gleichen durch Arſenik bewirkten dadurch unterſcheiden, daß er beim Verbrennen keinen Knoblauch- oder vielmehr keinen Phosphorgeruch entwickelt; auch verliert eine Miſchung, welcher ſchweflichte Säure innwohnt, wenn man ſie der Wärme ausſetzt, durch Verflüchtigung der ſchweflichten Säure ihre Eigenſchaft, den Kupferſalmiak mit Bildung eines gleichen Scheeliſchen Grünes, wie der Arſenik es thut, niederzuſchlagen, wogegen eine Miſchung von Arſenik, noch ſo ſtark abgedampft, dieſe Eigenſchaft beibehält. Da die ſchweflichte Säure äuſſerſt flüchtig iſt, die Fettſäure es nur wenig zu ſeyn ſcheint, ſo verliert ſie ſich aus der Fettſäure leicht, wenn man letztere etwas an die Luft ſtellt; bei fortgeſetzter Deſtillation aber geht die Fettſäure rein über, bei noch ſtärkerer Feuerung, erſcheint ein ſehr leicht flüſſiges, ölartiges Fett, das noch viele Säure enthält. Dieſes Produkt nimmt bald eine lamellenartige kryſtalliniſche Form an, iſt von gelbbrauner Farbe, etwas ſcharfem und bittern Geſchmacke und ſcheint mit dem ſogenannten Weltheriſchen Bitter Aehnlichkeit zu haben. Ich führte es bei den Verſuchen mit Fettſäure an Thieren unter dem Namen fettſaures Fett auf.

Es iſt beſtimmt, daß jedes thieriſche Fett, wie überhaupt jeder thieriſche Theil, bei ſeiner

Zerſetzung unter gewiſſen Verhältniſſen dieſelbe Säure liefert.

Crell fand die aus Menſchenfett gezogene Fettſäure der aus dem Hammelstalge erhaltenen ganz gleich, ſo verhält ſich auch die aus dem Hammelstalge gezogene Fettſäure nach meinen Beobachtungen ganz gleich mit der aus dem Fette der Schweine gewonnenen. Auch iſt unten ein Fall angeführt, wo Würſte aus Fett und Blut eines Bockes, gleiche Vergiftungen wie die aus dem Fette und Blute der Schweine bereiteten, hervorbrachten. Man ſah auch, wie in den Tübinger Blättern bemerkt iſt, ſchon fette Lerchen, welche lange noch befiedert zum Verkauf herumgetragen wurden, hie und da ähnliche Vergiftungen hervorbringen. [*])

Allerdings wird aber ein Thierfett vor dem andern bei ſeiner Zerſetzung mehr freie Säure liefern, namentlich ſcheint das Fett der Schweine hierin einen Vorzug vor manchen Thierfetten zu haben. Es iſt auch wahrſcheinlich, daß die Schweine verſchiedener Landſtriche ſich in ſchwererer oder leichterer Zerſetzung ihres Fettes verſchieden verhalten, wozu auch die verſchiedene Art des Futters das ihnen in verſchiedenen Gegenden gereicht wird, vieles beitragen könnte. *)

---

[*]) S. Tübinger Blätter. B. 3. St. 1. S. 10.

In Würtemberg, wo dieſe Vergiftungen ſo oft vorkommen, werden die Schweine häufig mit Waſſer gefüttert das man mit dem Abfalle von den menſchlichen Speiſen vermiſcht, mit einem Waſſer, das alſo ſelbſt ſchon mit Fett und thieriſchen Theilen vermengt iſt, und immer ſchon, ehe es den Schweinen vorgeſchüttet wird, eine Sauergährung erlitt.

Es werden in Würtemberg zum Zwecke der Fütterung der Schweine beſondere Kufen in den Küchen gehalten, in welche das Spühlicht der Teller und anderer Gefäße und aller Abfall der Speiſen, namentlich Fleiſch und Beine, auch Vegetabilien, faules Obſt, Kohl, auch ſaure Milch, gemiſcht werden. Dieſe Miſchung geht bald in eine Sauergährung von dem durchdringendſten

---

*) Immer mehr hört man aber auch aus andern Gegenden von dieſen Vergiftungen. Herr Oberhofrath Kopp (ſ. deſſen Jahrbuch der Staatsarzneikunde, B. X. S. 246.) kennt auch ein Beiſpiel von Vergiftungszufällen bei mehreren Menſchen nach dem Genuß von alten geräucherten dicken Blutwürſten, die nach Heſſen eingebracht waren. Auch der Redakteur der Realzeitung (ſ. Nr. 72. 8. Sept. 1820) erinnert ſich aus ſeiner früheſten Jugend, daß 2 Kinder in ſeiner Gegend von dem Genuß alter geräucherter Würſte ſtarben. Unten iſt auch von einem in Bayern vorgekommenen Falle die Rede und von einem Falle im Deſſauiſchen.

Geruche über und muß, als das oft einzige Futter das man den Schweinen reicht, (wenigſtens als das einzige Flüſſige das ſie erhalten), nothwendig in ihrem Fett und Blute eine vorherrſchende Neigung zur Säurebildung hervorbringen.

Ob dieſe, beſtimmt in jedem Falle ſehr eckelhafte Fütterungsart, auch in andern Ländern eingeführt iſt, iſt mir nicht bekannt, gewiß aber iſt, (wie ich aus eigner Erfahrung weiß), daß das Fleiſch und Fett der Schweine im Norden Deutſchlands, (wozu aber freilich auch das Klima das Seinige beitragen kann,) viel feſter und ſchmackhafter als das in Schwaben iſt.

Man hält zwar das Fleiſch der Schweine im ſüdlichen Amerika für ſehr geſund, aber Schnurrer meint wohl mit allem Rechte: daß der Grund darin liege, daß in den Tropenländern die Schweine mit Yams, Aronswurzeln und mit dem Rückſtande des Zuckerrohrs gefüttert werden. Dagegen wird in Egypten, wo die Schweine eine noch eckelhaftere Fütterung als bei uns erhalten, das Fleiſch derſelben für ſehr ungeſund gehalten. *)

Es iſt auch die Möglichkeit einer gleichen Vergiftung, nur im mindern Grade als die durch verdorbene Würſte, durch den Genuß von Fett

---

*) S. Schnurrers angeführtes Werk. S. 136. 395.

und Leber eines auf dieſe Art gemäſteten und durch Uebermaſtung krank gewordenen Schweines, nicht in Abrede zu ziehen. *) Es wäre im Gegentheil zu verwundern, wenn das Fleiſch und Fett eines ſo übernatürlich gemäſteten Thieres, wie oft das Schwein iſt, nicht hie und da ſchon im lebenden Thiere eine Zerſetzung, bei welcher ſich Fettſäure bildet, erlitt, und Krankheitserſcheinungen hervorbrächte. Es ſind dieſe Thiere zu Ende der Maſtung oft in einem wahren krankhaften, der Waſſerſucht ſich nähernden Zuſtande **), liegen wochenlang bewegungslos in dumpfen Ställen eingeſchloſſen, und können keine andere Nahrungsmittel wählen, als die ihnen der Menſch aus dem Sauertopf des Schweintrogs reicht.

Man ſtelle ſich nun ein krankhaftes Fett der Art zu wiederholtenmalen der Siedhitze und dem Waſſerdampf ausgeſetzt, und endlich heiß in oft wenig gereinigte Därme geſtopft, (oft noch mit Keſſelbrühe, Milch und Semmelbrod vermiſcht), wochenlang in der Wärme des Kamines der Zerſetzung überlaſſen, vor, und man muß ſich nur wundern, daß dieſe Vergiftungen nicht häufiger ſind.

---

*) S. den 16ten Fall, von Hebſack.

**) Ich kenne keine Verſuche mit dem Waſſer Hydropiſcher an Thieren, die gewiß intereſſante Reſultate geben würden.

Die naturgemäßeſte Nahrung für die Schweine ſind hauptſächlich die Eicheln, (wenigſtens in Verbindung mit anderem Futter), bei welcher Fütterung, wird ſie in den Wäldern vorgenommen, ſich dieſe Thiere auch ergehen können. Durch den Gerbſtoff der Eicheln wird ein viel kompakteres und der Zerſetzung weniger unterworfenes Fett erzeugt. Dieſe Nahrung aber fehlt in manchen Gegenden, (beſonders in den Tannenwäldern, wo ſich dieſe Vergiftungen am häufigſten zeigen,) ſehr, und mangelte im verfloſſenen Jahre, wo gerade ſo viele Schweine erkrankten, auch in andern Gegenden durchaus. Nothwendig ſollte auf Verminderung dieſer Thiere in den Oeconomien und auf deren naturgemäßere Fütterung gedrungen werden.

Es möchte überhaupt die zu weit getriebene Mäſtung von Vieh in Ställen und die zu Gunſten deſſelben eben ſo weit getriebene Ausrottung alles Wildes nicht von dem beſten Einfluſſe auf die Geſundheit der Menſchen ſeyn: denn um wie viel geſünder muß das Fleiſch ungemäſteter, im Zuſtande der Natur lebender, wilder Thiere ſeyn, die, auch in Krankheiten, die Nahrung ganz nach ihrem Inſtinkte wählen, die nicht der Natur entzogen ſind, und nicht in Ställen durch unnatürliche Fütterung in den Zuſtand ſich annähernder

Waſſerſucht verſetzt werden. Wie feſt und unzerſetzt iſt das Fett eines wilden Schweins gegen das eines gemäſteten zahmen!

Es iſt möglich, daß aus ſolchen Thierfetten, die ohnedieß vor andern viel freie Säure zeigen, z. B. aus dem Vipernfette und aus dem ohnedieß ungeſunden Fette der Aale, durch Zerſetzung eine auf den thieriſchen Organismus noch ſchädlicher wirkende Säure, als aus andern Thierfetten zu erhalten wäre. Der Geruch des Viperngiftes ähnelt dem des Vipernfettes, und dieſes Gift erzeugt auch eine dem thieriſchen Fette ähnliche Empfindung auf der Zunge. Dr. **Thueslink** führt aus den Schriften der Holländer mehrere Beiſpiele an, daß ein *fetter*, auf dem Bauche gelber Aal, und Aale in verſchiedenen Fällen, oder ſelbſt das Fett eines geſalzenen Härings, oder ein Bärſch, der mit den fetten Eingeweiden genoſſen wurde, giftige Wirkungen hervorbrachte. *)

Auch aus dem Fette der Milch ſcheint ſich gleiche Säure zu bilden.

Schon im Jahre 1815 führte ich in den Tübinger Blättern an: daß man von verdorbenen Käſen ähnliche Vergiftungen habe entſtehen ſehen. **)

---

*) S. **Schneider** über die Gifte u. ſ. w. S. 545.

**) S. Tübinger Blätter 3. B. 1. St. S. 19.

Auch ſagt Frank in ſeiner mediciniſchen Polizei: „Aus dem Mecklenburgiſchen ward vor mehreren Jahren gemeldet, daß auf den Genuß gewiſſer von einem Käſejuden zu Großluckner auf dem Markt nach Guſtrow gelieferten ſauren Käſe alle Käufer mit Erbrechen und andern üblen Folgen heimgeſucht worden ſeyen.“ *)

Meinecke ſagt: daß durch den in Norden häufig geſpeisten ſogenannten Quarkkäs, der oft aus nicht völlig ausgerahmter Milch bereitet und mit Kochſalz, Kümmel, Koriander und Pfeffer vermengt wird, hie und da Vergiftungen vorfallen. Dieſer Käs verwandle ſich durch Gährung in eine weiche Subſtanz, die dem faulen Kleber gleiche und einen höchſt widerlichen Geruch, wie verweſende thieriſche Körper, ausſtoße. Es entwickle ſich dann aus demſelben ein ſcharfes Gift, das den Mund verwunde, zum Nieſen reize und Ohnmachten veranlaſſe, Erſcheinungen, die den Vergiftungen durch Fettſäure ſehr ähnlich ſind. **)

---

*) S. Franks Syſtem einer medicin. Polizei 7. B. S. 217.

**) S. Taſchenbuch für wirthſchaftliche Frauen und Mädchen, von Dr. Meinecke. Halle 1813, unter dem Artikel: Käſe.

Bei den Egyptern ſoll die Augenentzündung, der ſie ſo häufig unterworfen ſind, zum Theil auch von der ſauren Milch, (lait aigre) und dem vielen Käſe, den ſie genießen, herrühren.

Bei den Oſtiaken, die ebenſo ſtark an Augenübeln leiden, ſollen dieſe durch den Mangel an vegetabiliſcher Nahrung erzeugt werden, ſo wie man auch bei den Kalmücken, die gleichfalls häufig dieſen Leiden unterworfen ſind, den häufigen Genuß der Pferdemilch als Urſache angibt. *) Daß reichlicher Genuß von Fett und Fleiſch überhaupt bei vielen Thieren, namentlich bei Hunden, Triefaugen und Blödigkeit der Augen, ja oft ſogar anfangende Amakroſe, erzeugt, iſt bekannt. **)

u

Auch in Muſcheln, welche in Fäulniß übergehen, ſcheint eine gleiche, ähnliche krankhafte Erſcheinungen hervorbringende, Säure vorzukommen.

Man fand, daß die öfters giftige Wirkung der Muſcheln, wie die mancher Fiſche, von einer oft ſehr ſchnell nach ihrem Tode eingetretenen Zerſetzung ihres Fleiſches herrührt, bei welcher ſich ſehr wahrſcheinlich eine der Fettſäure ſehr ähnliche thieriſche Säure entwickelt. Solche giftigwirkende Muſcheln erzeugen, wie die Fettſäure, oft große Vertrockunng in Naſe und Schlund und Abſonderung eines nach und nach ſehr dick werdenden Schleimes, erregen heftiges Nieſen, Durſt, Erweiterung der Pupillen, Hemmung des Stuhlgangs u. ſ. w.

---

*) S. Schnurrers angeführtes Werk. S. 307.

**) Der durch eine Wurſt vergiftet geweſene Herr W. (ſ. meine neue Beobachtungen u. ſ. w.) litt noch ein Jahr nach ſeiner Vergiftung an Blödigkeit der Augen und periodiſchen Augenentzündungen, beſonders an Vertrocknung der Augenlieder, der ich ſelbſt auch, ſeit meinen Verſuchen mit der Fettſäure, unterworfen bin.

Ueberhaupt bildet ſich dieſe Säure, wie ſchon bemerkt, nicht blos durch Zerſetzung des Fettes, ſondern unter gewiſſen Umſtänden, vermuthlich durch Zerſetzung jedes thieriſchen Stoffes, ſelbſt wahrſcheinlich auch des Speichels.

Mit mehr Recht könnte man dieſe Säure daher mit dem allgemeinen Namen zooniſcher Säure belegen; da aber eben ſo gut die Blauſäure dieſen Namen führen könnte und jene Säure doch am leichteſten und in der größten Menge durch Zerſetzung des Fettes entſteht, ſo ſcheint es mir am angemeſſenſten zu ſeyn, ſie deſſenohngeachtet mit dem Namen Fettſäure zu bezeichnen. Am paſſendſten wäre der Name Leichenſäure.

Schon oft, und nicht mit Unrecht, machte man die Bemerkung: daß die Vergiftungen durch den Genuß verdorbener Würſte mehr Aehnlichkeit mit den Vergiftungen durch narkotiſche Pflanzen, als mit denen durch Blauſäure haben; nur kommen die Vergiftungen durch verdorbene Würſte darin mit denen durch Blauſäure mehr überein, als mit denen durch narkotiſche Pflanzen, daß ſie, wie die durch Blauſäure verurſachten, keinen Wahnſinn erzeugen.

Dagegen ſah man bei der jezt häufig auch als Arzneimittel gebrauchten Blauſäure, noch nie, auch eine nur leichte Vertrockunng im Mund und Schlund entſtehen. Keiner, der ſie genoſſen, klagte je noch über ein beſonderes Gefühl in der Gegend des Kehlkopfes, über Heiſerkeit, über einen kroupartigen Huſten, über Disphagie, über Spannen und Mattwerden der Augenlieder, über Blödigkeit der Augen, über Schmerzen im Bauche, über Vertrocknung der Handflächen und Fußſohlen. Dagegen ſehen wir dieſe Erſcheinungen auf Genuß jener thieriſchen Säure, wie auf den Genuß verdorbener Würſte, und mehr oder weniger auch von einer Zahl narkotiſcher Pflanzen, z. E. der Nießwurz, der Digitalis u. ſ. w. erzeugt werden. Bei manchen Vergiftungen durch ſolche Pflanzengifte, hauptſächlich auch durch Schwämme, wird Zuſammenziehung in der Kehle, erſchwertes Schlingen, Vertrocknung, Durſt, Nieſen, Erweiterung der Pupille, Hemmung des Herzſchlages, Schmerzen in den Augendeckeln, Harnſtrenge, Erlöſchung der Stimme u. ſ. w. beobachtet.

Es findet ſich auch bekanntlich in mehreren Arten von Schwämmen der thieriſche Extractivſtoff, das Osmazon (die Fleiſchbrühe), das ſehr leicht in Säurung übergeht, reichlich.

Digerirt man den Agaricus piperatus nur vermittelſt kalten deſtillirten Waſſers eine Stunde, ſo findet man in dem Waſſer eine Säure enthalten, die der Fettſäure und der einer fetten in Säurung übergegangenen, mit deſtillirtem Waſſer bereiteten Fleiſchbrühe, wenigſtens in ihren chemiſchen Verhältniſſen, ziemlich ähnlich iſt.

Bei ihrer Zerſetzung, Verfaulung, verbreiten Schwämme auch einen ganz dem thieriſchen Aaſe ähnlichen Geſtank.

Wird die ſogenannte Fungine, die Baſis der Schwämme, mit koncentrirter Salpeterſäure behandelt, ſo wird ſie erweicht, färbt ſich gelb, ſchwillt auf und bildet eine Flüſſigkeit, in welcher ein gelber bitterer Stoff, (das Weltheriſche Bitter) und Blauſäure enthalten ſind. Der Rückſtand, welcher in der Retorte übrig bleibt, läßt, wenn er langſam abgedunſtet wird, kleeſauren (?) Kalk und zwei fettartige Subſtanzen zurück, wovon die eine dem Wachſe ähnlich iſt, die zweite dem thieriſchen Fette, dem Schmalze.

Mit der Chlorine erzeugt die Fungine eine dem Fettwachſe ähnliche Subſtanz, die mit grüner Flamme brennt.

Das markige Weſen des großen Blätterpilzes mit Alkohol gekocht und erkaltet, enthält eine weiſſe Materie, die in der Wärme ſchmilzt und ein Mittelding zwiſchen Wachs und Schmalz iſt. So findet man auch im oben angeführten agaricus piperatus den bisher nur im Cachelot gefundenen Wallrath. *)

Mehr oder weniger haben auch die Vergiftungen durch verdorbene Würſte Aehnlichkeit mit den Vergiftungen anderer ſolcher Giftpflanzen, in denen eine fettartige Materie enthalten iſt.

So findet man, beſonders in der, dem Fettgifte in Manchem ähnlich wirkenden, Digitalis eine Materie, die ganz einer aus Fett und Harz bereiteten Salbe gleicht und die für den vorzüglich wirkenden Beſtandtheil in dieſen Giftpflanzen gehalten wird.

Auch die pinguicula vulgaris, das ſogenannte Fettkraut, deſſen Blätter wie thieriſches Fett anzufühlen ſind, möchte vielleicht etwas der Fettſäure Aehnliches enthalten. Dieſe Pflanze iſt für Schaafe

---

*) S. Bracconot Mémoire de la Fongine, ou l'analyse des Champignons, in de la Methérie Journal de Physique. Tom LXXII. Paris 1811. p. 130.

ein tödtliches Gift, auch wird ſie von Schweinen und andern Hausthieren nicht gefreſſen. Der ausgepreßte Saft, der ſauer iſt und die Milch gerinnen macht, ſoll, nach Erfahrung der Landleute, Wunden heilen, Läuſe vertreiben und die Haare wachſen machen.

Daß auch aus Vegetabilien überhaupt, wie Blauſäure, auch Fettſäure, und oft beide miteinander, zu erhalten ſind, davon kann die Sodapflanze ein Beiſpiel ſeyn. Aus dieſer Pflanze, aus welcher die der Fettſäure in Einigem auch ähnliche Jodine und Chlorine bereitet werden kann, kann auch neben Blauſäure Fettſäure gewonnen werden. *)

Auch die Zerlegung mehrerer Giftpflanzen, wie ſie verſchiedene Chemiker angeben, möchte ahnen laſſen, daß die Säuren in ihnen der Fettſäure ähnlich ſind, z. E. die Säure in den Ignatiusbohnen und die Säure in andern Strychnosarten; wie man auch in dieſen Giftpflanzen immer eine Fettmaterie und eine bittre thieriſch-vegetabiliſche Subſtanz vorfindet.

Daß vegetabiliſche Säuren, wie gegen Vergiftungen durch Schwämme und mehrere andere

---

*) S. de la Methérie observations sur la physique etc. T. XLIII. p. 457.

Giftpflanzen, auch gegen Vergiftungen durch verdorbene Würſte, von Nutzen gefunden wurden, davon wird noch ſpäter die Rede ſeyn, und es wäre wohl eine Hypotheſe nicht zu verwerfen, welche behaupten würde: daß, wie wir eine Pflanzenreihe haben, welcher die Blauſäure inwohnt, wir auch eine haben, in welcher die trägere, minder flüchtige Fettſäure ſich befindet.

Daß die, aus dem, durch die Kunſt der Inſekten aus Vegetabilien bereiteten Wachſe unter gewiſſen Verhältniſſen gezogene Säure ähnlichen ſchädlichen Einfluß auf den thieriſchen Organismus, wie die aus thieriſchem Fette und thieriſchem Adipocire bereitete Fettſäure äußert, iſt nicht ganz unwahrſcheinlich, aber durch Verſuche nicht erwieſen. Zu bemerken iſt, daß alle dieſe wachsbereitenden Inſekten zugleich auch ein Gift, das ſaurer Art iſt, abſondern.

Erſt nachdem ich ſchon längſt als Hypotheſe niedergeſchrieben hatte: daß wahrſcheinlich manchen Giftpflanzen die Fettſäure inwohne, fand ich, daß Pelletier und Caventon in dem Sabadillſaamen ein dem thieriſchen Fette ähnliches Fett und eine eigenthümliche Säure fanden, die nach ihrem Urtheile der Fettſäure ſehr ähnlich ſeyn ſoll. Mit Alkohol übergoſſen, zeigte dieſer Saame im Rückſtande eine fette, eine Seiſe bilbende, Materie, die alle Eigenſchaften eines wirklichen Fettes beſaß; jedoch röthete ſie die Lakmustinktur ſtark und beſaß einen eigenthümlichen Geruch. Die durch Saponificirung und Zerſetzung durch Phosphorſäure erhaltene Säure, ließ nach angeſtellten Verſuchen keinen Zweifel übrig, daß ſie ihren Platz neben denen aus der Butter und dem Fette des Delphins dargeſtellten Säuren einnimmt, mit welchen ſie im Allgemeinen viel Aehnlichkeit zeigt. Eine gleiche Säure neben jener fetten Materie, findet ſich auch in der weiſſen Nießwurz *) (veratrum album), und der Wurzel der Herbſtzeitloſe (colchic. autum.), und wahrſcheinlich auch in der Belladonna. **)

Sehr zu wünſchen wäre: daß man nicht blos mit den in jenen Pflanzen vorgefundenen alkaliſchen Subſtanzen (dem Veratrin, Strychnin, Picrotoxin u. ſ. w.), ſondern auch mit jenen in ihnen ſich zeigenden beſondern Säuren, Verſuche am lebenden Organismus anſtellen möchte.

---

*) Die Wirkungen der weiſſen Nieswurz ſind überhaupt denen der Fettſäure und verdorbener Würſte ſehr ähnlich. Wie dieſe, erregt ſie Auftreibung der Speiſeröhre, das Gefühl von Erſtickung, Erbrechen, Durchfälle, Verluſt der Stimme, reichlichen Abgang des Urins, Huſten und beſonders auch Nieſen, welches die Fettſäure ſo vorzüglich erregt. Nach Hahnemann iſt gegen ſie beſonders ſchwarzer Kaffee, den man auch gegen Vergiftungen durch Würſte ſchon wirkſam fand, von Nutzen.

**) S. Schweiggers neues Journal für Chemie und Phyſik. B. 1. H. 2.

Wie jene der Fettſäure wahrſcheinlich ganz nahe kommenden Säuren in dem Veratrum und andern ähnlich wirkenden Pflanzen, in Verbindung mit jenen beſondern alkaliſchen Subſtanzen vorkommen, ſo iſt immer wahrſcheinlich, daß auch die Fettſäure in verdorbenen Würſten (die ſo ähnliche Wirkungen mit dieſen Pflanzengiften haben) ſich hie und da mit einem beſondern Alcaloid (nicht blos mit Ammonium) verbindet und dann deſto ſchneller tödtend wirkt, und als dieſe Subſtanz könnte man leicht das Weltheriſche Bitter vermuthen, das aus thieriſchen Theilen wie aus ſtickſtoffhaltigen Vegetabilien, kocht man dieſelben mit Salpeterſäure, zu erhalten iſt, und das nicht nur chemiſche Aehnlichkeit mit einigen jener Pflanzenalkalien, namentlich dem Morphin, dem Strichnin und dem Picrotoxin zeigt, ſondern auch, nach Herrn Profeſſor Rapps intereſſanten Verſuchen, *) in ſeinen Wirkungen auf das Thier den Kokelskörnern, oder dem ſie enthaltenden Picrotoxin, ſehr gleich kommt, und auch

---

*) S. Dissert. inaugur. de effectibus venenatis materiæ amaræ Weltheri, quam Præside G. L. Rapp publico erudit. exam. submittit A. F. Fœhr. Mense Decemb. MDCCCXXI.

in dem von mir ſo benannten fettſauren Fette (nämlich in einem Fette, auf das die Fettſäure wieder rückwärts einwirkte) enthalten zu ſeyn ſcheint. So habe ich ſchon früher angeführt: daß Chevreul in dem Leichenfette neben dem acide margarique und oléique, auch ein principe orangé nachgewieſen, und ich möchte ſehr vermuthen, daß dieſes principe orangé wirklich das Weltheriſche Bitter, oder ein demſelben ähnliches Princip iſt.

Eine wirkliche Nachweiſung eines ſolchen Princips neben der Fettſäure in verdorbenen Würſten geſchah aber durch chemiſche Unterſuchungen bis jetzt noch nicht; ich fand neben ihr immer nur Erzeugung von Ammonium, dem ſich aber jene Alkaloide allerdings zunächſt anzuſchließen ſcheinen und vielleicht aus ihm, auch in verdorbenen Würſten, unter gewiſſen Bedingungen hervorgehen. Wahrſcheinlich werden hierüber Chevreuls Verſuche, in ſo fern ſie die Bildung jenes Orange-Princip nachweiſen und verſchiedene auf den Vorgang der Fäulniß ſich beziehende Andeutungen angeben ſollen, Aufſchluß ertheilen.

Die Reſultate der Verſuche Herrn Rapps mit dem Weltheriſchen Bitter, das derſelbe aus dem Indigo vermittelſt Kochung deſſelben mit Salpeterſäure zog, ſind nach ſeiner Abhandlung folgende:

1) Das Weltheriſche Bitter zeigt chemiſche Aehnlichkeit mit dem Morphin, Strichnin, Picrotoxin u. ſ. w. und könnte ein mit Salpeterſäure verbundenes Alkaloid ſeyn.

2) Es iſt ein Gift, das hauptſächlich auf Gehirn und Herz wirkt, und die größte Aehnlichkeit mit dem Picrotoxin zeigt.

3) Es zeigt ſowohl auf die Schleimhaut des Magens, als auf die der Lunge, als auf die ſeroſen Häute gebracht, oder in die Venen eingeſpritzt, giftige Wirkung; weniger wenn es in Wunden kommt.

4) Daß es eingeſogen werde, iſt auſſer allem Zweifel.

5) Es wird durch die Schlagadern aufs ſchnellſte zu den verſchiedenſten Organen geführt, und man kann ſeinen Weg durch die gelbe Farbe, mit der es die Gefäße färbt, verfolgen.

6) Es erzeugt in kurzer Zeit gleichſam eine künſtliche Gelbſucht. Das Gehirn, das Rückenmark und die Nerven färbt es, wahrſcheinlich wegen deren langſamerem Einſaugungsvermögen, nicht. Im übrigen bemerkte man jene gelbe Farbe nur in den Theilen, die entweder ſelbſt immer vom Blute beſpühlt werden, wie in den Blutgefäßen oder in den von Natur farbloſen Theilen des Blutes, dem Serum und dem fibro-

ſen Stoffe, oder in den durchſichtigen Organen, z. B. der Kryſtallinſe, dem Glaskörper, der Conjunctiva des Auges, auch in muco gastrico und dem Urin.

7) Es erzeugt keine Entzündung in den organiſchen Geweben.

8) Es löst das Blut nicht auf und macht es auch nicht gerinnen.

9) Es hat auf die Bewegung der Pupille keinen Einfluß.

10) Es beſitzt eine ungeheure Intenſität der Farbe, und ein Theil reicht hin, um 1013760 Theile Waſſer zu färben.

Betrachtet man dieſe Wirkungen des Weltheriſchen Bitters, ſo geht hervor: daß es in Vielem von den Wirkungen verdorbener Würſte allerdings abweicht, (man kann hierunter beſonders die Nummern 6, 7, 8, 9 zählen), wohl aber wäre möglich, daß es in Verbindung mit Fettſäure, oder aus der Fettſäure erhalten, noch anders modificirt und durch daſſelbe die Fettſäure noch tödtender gemacht würde.

Auch weiter unten, bei Aufführung der Wirkungen des ſogenannten fettſauren Fettes, ſind noch hieher gehörende Vermuthungen angeführt.

Ob nicht in dieſen verdorbenen thieriſchen Fett- und Blutmaſſen neben Fettſäure auch Blauſäure entſtehen könne, was in ſolchen Fällen vielleicht ſtatt fände, wo auf ihren Genuß ſchneller Tod erfolgt, und wo das Blut und Fett der Thiere noch beim Leben derſelben krankhaft eine Zerſetzung erlitt (wie z. E. manchmal das Blut bei Scorbutiſchen, nur noch einer Ausſetzung an die Luft bedürfen ſoll, um gebildete Blauſäure zu zeigen), wäre gerade nicht zu beſtreiten.

Eben ſo könnte möglich ſeyn, daß die Fettſäure, noch einem ſtärkern Wärmegrad ausgeſetzt, ſich in Blauſäure verwandeln könnte, und daß manchmal bei Unterſuchung des Inhalts der Magen der an Würſten Verſtorbener man Blauſäure wohl finden könnte, weil man die ſie enthaltende Fettſäure zum Zwecke der Unterſuchung einem noch verſtärktern Hitzegrad ausſetzte. Ueberhaupt iſt ja bekannt, daß alle zuſammengeſetzte Säuren, welche Stickſtoff enthalten, durch Veränderung des quantitativen Verhältniſſes ihrer Beſtandtheile ſich in Blauſäure umwandeln.

Uebrigens fand ich in einer auch noch ſo ſehr der Glühhitze ausgeſetzten Fettſäure nie eine Spur von Blauſäure; nur verrieth einmal eine durch bloße Deſtillation des Schweinſchmalzes erhaltene, übrigens wenig concentrirte Fettſäure einen Gehalt von Blaſenſtein- oder Urinſäure dadurch, daß ſie in einer Auflöſung des Sublimats nicht, wie ſonſt die Fettſäure zu thun pflegt, einen weiſſen Niederſchlag, ſondern eine roſenrothe Färbung hervorbrachte; bekannt iſt aber, daß wenn man die Blaſenſteinſäure bei noch ſtärkerem Feuer der Deſtillation unterwirft, ſich leicht Blauſäure bildet.

Daß die Fettſäure hauptſächlich in ihren chemiſchen Verhältniſſen mit der Blauſäure allerdings Aehnlichkeit hat, iſt nicht zu beſtreiten; jedoch zeigt ſie, wenigſtens ſo wie ſie durch die Kunſt bereitet wird, Gehalt an Sauerſtoff, der der Blauſäure abzuſprechen iſt, und bedeutend weniger Gehalt an Stickſtoff als die Blauſäure.

Daß aber die Vergiftungen durch verdorbene Würſte nicht mit denen durch Blauſäure, aber wohl gänzlich mit denen durch Fettſäure, übereinkommen, werden, wie ich hoffe, hauptſächlich nachſtehende Verſuche an Säugthieren und Vögeln mit dieſer, bisher in ihren Wirkungen auf den thieriſchen Organismus noch unbekannt geweſenen Säure, darthun.

II.

Verſuche mit Wurſt- und Fettſäure an Thieren.

Erſter Verſuch.

(Der Verſuch wurde vermittelſt, durch bloßes Auslaugen einer verdorbenen Leberwurſt erhaltener, Säure angeſtellt.)

Einer jungen Katze wurde Morgens ungefähr 1 Unze verdünnter Wurſtſäure eingegeben. Man hatte die Säure dadurch erhalten, daß man eine ſauer gewordene Leberwurſt (die ungefähr 14 Tage alt war und in einem Zimmer bei ziemlich warmer Witterung und Gewitterluft aufbewahrt wurde) mit deſtillirtem Waſſer auslaugte. Die Säure behielt man noch acht Tage lang, bevor man ſie dem Thiere gab, in einem Glaſe verſchloſſen.

Einige Stunden nachdem die Katze die Säure erhalten hatte, bekam ſie etwas Erbrechen und Durchfall. Abends erweiterten ſich ihre Pupillen, und es fielen die Augenlieder, beſonders das des linken Auges, etwas zu. Sie war ſehr ermattet, auch war ſie nicht fähig, das ihr Vorgelegte zu verſchlingen.

Am Morgen des andern Tages lag das Thier mit äuſſerſt erweiterten unbeweglichen Pupillen, wie ſcheintodt da.

Es war erkaltet und kein Herzſchlag wurde in ihm gefühlt, nur war noch ein ſtilles Athmen bemerklich.

In dieſem Zuſtande blieb das Thier bis gegen Abend an dieſem Tage, wo es alsdann ohne Zuckung ganz ſanft verſchied.

Bald nach dem Tode war bei dieſem Thiere die äuſſerſte Muskelrigidität eingetreten, es war wie breit gedrückt, indem die Rippen und Bauchmuskeln ſich gegenſeitig zuſammengezogen hatten.

Der Pharynx hatte ein ſehr weiſſes Anſehen und war wie die innere Haut der Speiſeröhre ſehr in Falten, eine Entzündung hatte ſich nicht gebildet. Die Luftröhre enthielt etwas Schleim, und hatte ſehr ſichtbare röthliche Gefäßnetze. An den Lungen war nichts beſonderes zu bemerken, als eine ziemliche Anhäufung von dünnem Blute. In dem linken Herzventrikel hatten ſich einige Polypen gebildet, die das Anſehen von Schleimpfröpfen hatten, ſonſt befand ſich in den Herzventrikeln noch dickes ſchwarzes Blut. Die Häute des Magens, beſonders die innere Haut, hatten ein ſehr weiſſes Anſehen und waren unentzündet. Nur in der Gegend des Pilorus zeigte ſich ein ſtarker Entzündungsfleck. Die Gedärme waren unentzündet, enthielten viele Luft und verdickte aſchgraue Exkremente. Die Leber war geſund, die Gallenblaſe aber von Galle ſehr erfüllt. Die Urinblaſe enthielt ſehr viel Urin.

Von den andern Organen des Unterleibs, iſt nichts beſonderes anzuführen.

Die Gefäße des Gehirnes waren mit bläulichtem Blute erfüllt.

Zweiter Verſuch.

(Der Verſuch wurde mit gereinigter Wurſtſäure angeſtellt, die dadurch erhalten wurde, daß man die Wurſtſäure mit Kali ſättigte, die erhaltene Salzlange bis zum Trocknen abdampfte und die Säure durch Schwefelſäure austrieb.)

Einer jungen Katze wurde nach und nach eine Unze von der aus verdorbenen Würſten gezogenen unconcentrirten Säure eingeſchüttet.

Schon am Abend deſſelben Tages fielen ihre Augenlieder etwas mehr über die Augapfel her, es ſammelte ſich vor denſelben ein immer dichter werdender Schleim, und ſie machte mehrmals Bewegungen, wie zum Nieſen. Am andern Tage bemerkte man bei ihr ſchon einige Beſchwerden im Schlingen, die aber am dritten Tage ſehr zugenommen hatten. Wurde ihr zum Freſſen, auch nur etwas, vorgehalten, ſo ſchlang ſie zuvor eh ſie es ergriff, einigemal mit großer Anſtrengung leer; nahm ſie es, ſo war ſie es nicht zu verſchlingen fähig, ſie fuhr vor demſelben, wie vor Angſt vor dem Verſchlingen, wieder zurück, doch nahm ſie Flüſſigkeiten noch zu ſich.

Ihre Augenlieder waren faſt ganz zugefallen, aber ihre Pupillen immer noch beweglich. — Oeffnung bekam ſie vom Tage der Vergiſtung an nicht mehr. Beſonders vertrocknet ſchienen ihre Naſenhöhlen zu ſeyn, und ſie athmete öfters mit aufgeſperrtem Maule. Am vierten Tage war ſie auch Flüſſiges zu ſchlingen nicht mehr fähig. Wollte ſie nur die geringſte Bewegung zum Freſſen machen, ſo befielen ſie Erſtickungsanfälle und ein heftiges Nieſen. Am ſechsten Tage, Morgens, konnte ſie zwar einiges weichgeſottenes Fleiſch wieder verſchlingen, es befiel ſie aber an dieſem Tage öfters ein rauher kroupartiger Huſten. Am ſechsten Tage Abends war wieder völlige Disphagie eingetreten, auch ſchien ſie Schmerzen im Leibe zu haben, da ſie öfters, ohne äuſſere Veranlaſſung, mit den Füßen, beſonders den hintern, ſtampfte, dieß fand beſonders ſtatt, wenn ſie einige Tropfen Flüſſigkeit mit vieler Anſtrengung verſchlungen zu haben ſchien.

In ihren Naſenhöhlen hatte ſich ein dichter Schleim gebildet, und ſie ſchienen von demſelben ganz verſtopft zu ſeyn.

Noch befiel ſie hie und da der kroupartige Huſten.

Am ſiebenten Tage konnte ſie zwar wieder weich gekochtes Fleiſch, jedoch nur mit Mühe, verſchlingen, auch ſtellten ſich nach dem Verſchlingen immer noch Erſtickungsanfälle und Singultus ein. — Sie zeigte immer großen Hunger und Durſt. Am achten Tage war es wieder wie am ſiebenten. Vor ihren Augen, die ein trübes Anſehen hatten, ſtund ein vertrockneter Schleim. Am neunten Tage ließ die Disphagie merklich nach, die auch täglich mehr verſchwand, bis ſie am achtzehnten Tage nicht mehr zu bemerken war. Exkremente erſchienen ſeit ihrer Vergiſtung das erſtemal; ſie waren ſehr hart und lettenartig. Ihre Urinſekretion ſchien nicht gerade ſehr vermehrt, aber mit Beſchwerden verbunden zu ſeyn. Das Thier war inzwiſchen ſehr abgemagert.

Drei Wochen nach der Vergiſtung bemerkte man an ihm nichts krankhaftes mehr, ausgenommen, daß ſeine Abmagerung noch immer anhielt, ob es gleich äuſſerſt viel fraß.

Dritter Verſuch.

(Der Verſuch wurde mit der auf die vorige Art erhaltenen, nur concentrirten Wurſtſäure angeſtellt.)

Einer etwas ältern Katze als der vorigen, wurde ein und eine halbe Drachme concentrirter Wurſtſäure eingeſpritzt.

Bald nach der Einſpritzung fraß ſie und es war weiter nichts beſonders an ihr zu bemerken. Ungefähr 3 Stunden darauf fieng ſie, hauptſächlich beim Beſtreben etwas zu freſſen, rauh und kroupartig zu huſten an, auch wurde ſpäter ihr Athem etwas röchelnd, wie beim Kroupe, ihre Augenlieder waren über die Augapfel hergefallen. Beſonders waren die des rechten Auges faſt ganz geſchloſſen, zog man ſie aber auseinander, ſo fand man die Pupillen noch wohl beweglich.

Am Abend deſſelben Tages verſchlang ſie mit vieler Begierde etwas weichgekochtes Fleiſch, konnte es aber nur mit Beſchwerden im Schlingen und nachherigem Huſten und Erſtickungsanfällen bei ſich behalten.

Am andern Tage war bei ihr völlige Disphagie eingetreten, auch Flüſſiges verurſachte bei ihr Huſten und Erſtickungsanfälle.

Am dritten bis fünften Tage war dieſer Zuſtand ſich ſo ziemlich gleich; auch Flüſſigkeiten, z. E. Milch, Waſſer, kamen, machte ſie Verſuche, ſie zu verſchlingen, wieder unter Huſten von ihr. Sie athmete öfters mit aufgeſperrtem Munde, ihr Herzſchlag war kaum, oder gar nicht, bemerklich. Sie fühlte wahrſcheinlich öfters Drang zur Oeffnung oder zum Urinlaſſen, vielleicht auch Schmerzen im Unterleibe, indem ſie hie und da mit den Hinterfüßen ſtampfte und ſich auf dieſelben ſetzte.

Seit der Vergiftung war keine Oeffnung mehr bei ihr erſchienen, auch der Harn ſchien unterdrückt zu ſeyn. Zu gehen war ſie wohl fähig, ihr Gang aber wurde immer mehr wankend und unſicher, ſie magerte ſehr ſchnell ab. Ihre Stimme wurde ſchwach und heißer. Nachdem ſieben Tage lang keine Fäces mehr bei ihr erſchienen waren, kamen am ſiebenten mehrere feſte lettenartige Exkremente und nach dieſen ein ſchleimigter, wie mit falſchen Membranen vermiſchter, Durchfall, worauf das Thier ſehr erſchöpft wurde; auch fingen ihm die hintern Füße an ſteif zu werden. Am achten Tage lag das Thier meiſtens, denn es ſchien zum Stehen zu ſchwach zu ſeyn. Seine Stimme war ganz erloſchen. Verſchlingen konnte es durchaus nichts, nur beim Verſuche es zu thun, hörte man ein Kollern die ganze Speiſeröhre hinab, bis in den Bauch. Sein Athem war nicht röchelnd, ſondern ſtille. Die

Wärme des Körpers war verſchwunden, kein Herzſchlag bemerklich, die Pupillen waren reizloſer geworden, doch nicht völlig ohne Bewegung. Gegen Mittag am achten Tage, nahm ſeine Lebenskraft immer mehr ab, man bemerkte nur alle halbe Minuten einen Athemzug, endlich keinen mehr, und das Thier war todt.

Bald nach dem Erkalten, trat große Steifigkeit am Leichnam dieſes Thiers ein. Seine Pupillen waren faſt kreisrund erweitert. Die Rachenhöhle war ſehr weiß, die Zunge zuſammengeſchrumpft und von auffallend weißer Farbe. Der Pharynx, beſonders da, wo er hinter und über dem Kehlkopf herläuft, war entzündet und hatte ein röthlicht braunes Anſehen. Gegen die Cardia zu war die innerſte Haut der Speiſeröhre verdickt und ſie dadurch verengert. Sehr entzündet, von bläulicht rothen Gefäßchen durchwoben, war die innere Haut der Luftröhre bis in ihre Verzweigungen in die Lungen und bis oben hinauf in die Naſenhöhle, und es zeigten ſich am Anfange des Larynx weiße abſtreifbare Häutchen, wie Aphten oder Ueberreſte falſcher Membrane. Die Lungenflügel zeigten durchſchnitten, zum Theil viel wäßrigtes Blut und Luft, zum Theil aber hatten ſie auch die Conſiſtenz einer Leber, und dieſe Theile ſanken ſodann, in Stückchen zerſchnitten, im Waſſer unter.

Das Herz war ſeiner Muskelſubſtanz nach ſehr ſchlaff und welk und enthielt dunkles ſchmieriges Blut. Die Leber war etwas brüchig und ſehr ſchwarz, ſie enthielt viel ſchmieriges ſchwarzes Blut. Die Gallenblaſe war von einer blutähnlichen zerſetzten Galle ſtrotzend. Der Magen enthielt wenig einer breiartigen gelblichen Flüſſigkeit. Er ſchien in ſeiner Zottenhaut wie aufgeſchwollen und aufgelockert zu ſeyn, und da, wo er in den Pilorus ausläuft, befanden ſich rothe Brandflecken.

Die dünnen Gedärme waren parthienweiſe mehr oder weniger verdickt, die dicken Gedärme, aber beſonders der Maſtdarm, mißfarbig und brandig. Sie enthielten nebſt feſten, auch flüſſige Exkremente von gelbem Anſehen.

Die Urinblaſe war äuſſerſt von Urin erfüllt, aber ſonſt geſund, ſo auch die Nieren, Bauchſpeicheldrüſe und Milz.

Die Gefäße des Gehirns waren von bläulichtem Blute erfüllt, ſonſt aber bemerkte man, weder an dem Gehirn, noch dem Rückenmarke, noch den Nerven, etwas beſonderes.

Vierter Verſuch.

(Der Verſuch wurde mit einer auf gleiche Art erhaltenen, nur weniger concentrirten Wurſtſäure gemacht.)

Einem ſehr großen, alten Kaninchen, wurde nach und nach über eine halbe Unze einer bedeutend weniger concentrirten Wurſtſäure, als im vorigen Verſuche angewendet wurde, eingegeben. Man bemerkte acht Tage lang weiter nichts an ihm, als daß es ſehr abmagerte und anſcheinend mit Beſchwerde fraß; man ſah ſelten Oeffnung bei ihm erſcheinen, deſto mehr Urin.

Am dreizehenten Tage fand man es unerwartet todt.

Es war ſehr ſteif, die innere Haut der Luft- und Speiſeröhre war leicht entzündet. Am Ende der Luftröhre, wo ſie in die Lungen ſich veräſtet, bemerkte man kleine Stückchen einer falſchen Membrane. Das Herz enthielt ſchmieriges, ſchwarzes Geblüt, und hatte ein welkes Anſehen. Die innere Haut des Magens war leicht ablösbar, mit ſchwarzen Pünktchen beſäet. In den dicken Gedärmen befanden ſich äuſſerſt harte Exkremente, und es waren die Gedärme ſtellenweiſe ganz verdickt und fleiſchartig geworden. An den andern Organen wurde ſonſt nichts beſonderes bemerkt.

Es iſt möglich: daß die Fettſäure, nach Analogie des Arſeniks, langſamer auf grasfreſſende als auf fleiſchfreſſende Thiere einwirkt.

Brodie *) wollte auch gefunden haben: daß der Arſenik die Herzthätigkeit bei den fleiſchfreſſenden Thieren vor der Gehirnthätigkeit ertödtet, diß war namentlich bei Hunden der Fall.

Bei Kaninchen ſchien dagegen das Gehirn durch dieſes Gift eher zu leiden als das Herz, und gewöhnlich ſchlug dieſes noch langſam und ſchwach, wenn die Gehirnthätigkeit ſchon längſt aufgehört hatte. Diß möchte wohl daher kommen: weil bei den Kaninchen die Gehirnthätigkeit überhaupt ſehr ſchwach, dagegen ihr ſympathiſches Syſtem ſehr ausdauernd und elaſtiſch iſt, daher ſie auch durch Gifte, die hauptſächlich auf das ſympathiſche Syſtem, wie das Fettgift und der Arſenik, wirken, keinen ſo ſchnellen Tod erleiden mögen.

Fünfter Verſuch.

(Der Verſuch wurde mit einer auf gleiche Art erhaltenen, nur concentrirtern Wurſtſäure gemacht.)

Einer jungen Katze wurden zwei Drachmen concentrirter Wurſtſäure eingeſpritzt.

Im Momente der Einſpritzung erfolgte ihr Tod ohne irgend eine Zuckung.

---

*) S. Philos. Transact. 1812. S. 208 — 227.

Nach dem Erkalten trat an dem Cadaver große Steifigkeit ein. Der Pharynx war, beſonders da, wo er über die Epiglottis herlauft, ſehr in Falten und gebräunt. Die Trachea war leicht entzündet und enthielt eine ſchäumigte Flüſſigkeit, die nach Wurſtſäure zu riechen ſchien. Die Lungen waren ſehr ſtark ſchwarz marmorirt, und die Blutgefäße derſelben enthielten geronnenes ſchwarzbraunes Blut, das aus ihnen in Form von Würmchen zu drücken war. Das Herz enthielt ſchwarzes geronnenes Blut. In den übrigen Gefäßen war das Blut mehr dünnflüſſig, aber ſchwärzlich. Namentlich war diß auch der Fall in den Gefäßen des Gehirnes. Am Magen und an den Gedärmen wurde nichts beſonderes bemerkt. Ebenſo waren auch die andern Organe in geſundem Zuſtande.

Es ſcheint aus dem Erfunde dieſer Sektion hervorzugehen, daß der äuſſerſt ſchnelle Tod dieſes Thieres beſonders daher rührte, daß durch ſeine Unruhe bei der Einſpritzung vieles von dem Gifte in die Luftröhre und Lungen ſelbſt gerieth, was eine plötzliche Gerinnung der Blutmaſſe in den Lungen zur Folge hatte.

Sechster Verſuch.

Von der gleichen Säure wurden einem Rothkehlchen 8 — 10 Tropfen eingeträufelt.

Es überliefen ihm die Augen mit Waſſer, ſein Athem wurde beengt und pfeiſend, und es verſchied nach einer Viertelſtunde, nachdem es noch einige Zuckungen mit den Flügeln gemacht hatte. Nach dem Tode wurde es bald ſehr ſteif, und in ſeinen Herzventrikeln zeigte ſich ſchwarzes dickes Blut.

Siebenter Verſuch.

(Der Verſuch wurde mit einer durch bloße Deſtillation des Schweineſchmalzes erhaltenen, aber ziemlich wäſſerigten Fettſäure gemacht.)

Einer Katze wurden ungefähr vier Drachmen einer durch bloße Deſtillation des Fettes erhaltenen, ſehr ſchwachen Fettſäure in den Magen geſpritzt. Bald nach der Einſpritzung fielen ihr die Augenlieder zu, und ſie war nicht mehr im Stande ſie völlig zu eröffnen. Im Momente der Einſpritzung ergoß ſich Schleim aus ihrer Mundhöhle, welche Sekretion aber bald wieder ganz ſtille ſtund. Legte man ihr etwas zum Freſſen vor, ſo machte ſie Bewegung wie zum ſchlingen, nahm es aber nicht auf. In der Nacht hatte ſie eine ſtarke dünne Darmausleerung erhalten. In den andern zwei Tagen bemerkte man bei ihr deutliche Beſchwerden im Schlingen, auch befiel ſie hie und da ein kroupartiger Huſten. Am dritten Tage wurde die Einſpritzung wiederhohlt. Von dieſer Zeit an litt das Thier bald mehr bald weniger an Disphagie, bekam bald Durchfall, bald Verſtopfung und magerte äuſſerſt ab. Am vierzehenten Tage ſchien ſie faſt gar nichts mehr zu ſich nehmen zu können, in den Hinterfüßen trat eine Steiſigkeit ein, ihr Herzſchlag war nicht mehr zu fühlen, ihre Lebenswärme verſchwunden und ihre Pupillen ſehr erweitert und unbeweglich. Am fünfzehenten Tage morgens wurde ſie todt gefunden.

Ihr Körper war äuſſerſt ſteif, und ihre Füße, beſonders die Vorderfüße, waren gekrümmt und feſt an den Leib gezogen. Ihre Zunge und Mundhöhle war ganz weiß, wie gebleicht und verſchrumpft. Sehr in Falten war auch der Pharynx. Die Speiſeröhre war, beſonders auf ihrer äuſſern Fläche, roſenroth entzündet. Die Trachea enthielt, beſonders wo ſie ſich in die Bronchien vertheilt, viele ausgeſchwitzte dicke phlogiſtiſche Lymphe und war leicht entzündet. Die Lungen waren weißlicht roth und enthielten dünnflüſſiges Blut. Das Herz hatte ein welkes bläulicht braunes Anſehen und enthielt dunkles ſchmieriges Blut. Der Magen zeigte, beſonders in ſeinem Grunde gegen den Pilorus und auch aufwärts gegen die Cardia hin, roſenrothe Entzündungsſtellen, ſeine innere Haut war leicht abzuſtreifen. Die Gedärme waren hie und da verdickt, aber nicht gerade entzündet. Die Gallenblaſe war von Galle erfüllt. Die Urinblaſe war zuſammengezogen, leer. Die Leber und die übrigen Organe erſchienen geſund; auch das Gehirn zeigte nichts widernatürliches, als daß ſeine Gefäße mit dunklem Blute erfüllt waren.

Achter Verſuch.

(Der Verſuch wurde durch eine auf gleichem Wege erhaltene, doch concentrirtere Fettſäure gemacht.)

Einer ſehr ſtarken alten Katze, wurden ungefähr drei Drachmen, von einer ebenfalls durch bloße Deſtillation des Fettes erhaltenen, jedoch waſſerfreien Fettſäure, in den Magen geſpritzt. Sogleich nach der Einſpritzung, entleerte ſie aus der Mundhöhle vielen Schleim, der aber bald dicker wurde und bald ſich zu ſecerniren aufhörte. Einige Stunden nach der Einſpritzung, waren ihre Augenlieder faſt ganz zugefallen und ihre Pupillen äuſſerſt ausgedehnt, kreisrund und reizlos gegen die Eindrücke des Lichts; auch war ihr Athem beengt. Das Thier ſchien ſehr ermattet zu werden, äuſſerſt erſchöpft durch jede Bewegung. Am Abend dieſes Tages verſuchte ſie Waſſer zu ſaufen, konnte aber, wegen darauffolgender Anfälle von Erſtickung, es nicht verſchlingen. Ihre Pupillen waren jezt auf das äuſſerſte ausgedehnt, ihr Gang war wankend, und ſie fiel leicht auf die Seite. Der Urin ſchien unwillkührlich von ihr zu laufen, wenigſtens war die Gegend des Hintern und des Schwanzes, immer von demſelben benetzt. Am Morgen des andern Tages wurde ſie todt gefunden.

Das Thier war äuſſerſt ſteif, die Glieder unbeugſam, der Schwanz ſteif, wie ein Stab ausgeſtreckt.

Die Gefäße des Gehirnes zeigten viel dunkles Blut. Der Schlund und die Speiſeröhre waren entzündet, in Falten, und enthielten nach Fettſäure riechenden Schleim.

Die Lungen waren ſchwarz marmorirt, von Luft aufgetrieben, ſtellenweiſe aber waren ſie leberartig und dieſe Stellen ſanken im Waſſer unter. Die Luftröhre war in der innern Wandung leicht entzündet und enthielt bis in die Bronchien hinab etwas geröthetes Schleim. Das Herz war ſeiner Subſtanz nach geſund, enthielt aber in ſeinem Ventriceln dunkelſchwarz geronnenes Blut. Die Leber war in ihrem äuſſern Rande ſehr ſchwarz, ſonſt ſchien ſie geſund zu ſeyn. Die Gallenblaſe war ſtrotzend mit ſchwarzer Galle erfüllt. Der Magen enthielt noch Reſte der Fettſäure

ſäure und Stückchen Rindfleiſch, die das Thier noch vor der Vergiftung gefreſſen hatte. Dieſes Fleiſch ſah wie ausgewaſchen, aſchgrau, aus und das an demſelben befindliche Fett, hatte eine ganz ſchneeweiße Farbe.

In dem Magen befanden ſich auch einige todte Spulwürmer. Er war in ſeinem Innern wie von einem weißen Flor überzogen, der leicht abſtreifbar war und unter dem die Villoſa etwas aufgelockert erſchien.

Im Grunde des Magens befand ſich auf der Villoſa ein tief gehender kleiner Entzündungsfleck mit einem gelben Umkreiſe, auch war die Villoſa an dieſer Stelle etwas corrodirt.

Die Gefäße des Jejunums und Iliums waren mit dunklem Blute erfüllt.

In den kleinen Gedärmen befand ſich eine kleine ſchmierige gallenartige Breimaſſe. Harte Fäces enthielten die dicken Gedärme, deren Gefäße ebenfalls wie mit dunklem Geblüte ausgeſpritzt waren; eigentliche Entzündungsſtellen konnte man in denſelben nicht bemerken.

Nieren, Bauchſpeicheldrüſe und Milz, erſchienen geſund. Die Urinblaſe war äuſſerſt verdickt, in Falten verſchrumpft und in ihrer innern Wandung entzündet. Sie enthielt noch etwas gelblichten Urin.

Neunter Verſuch.

(Der Verſuch wurde mit einer Fettſäure, die man auf gleiche Art gewann, gemacht.)

Einem Rothkehlchen wurden 8—10 Tropfen von dieſer Säure eingeträufelt.

Seine Reſpiration wurde bald ſehr beengt, aus dem Schnabel lief ihm eine wäßrichte Flüſſigkeit und ungefähr nach einer Viertelſtunde verſchied es.

Nach dem Erkalten war es ſehr ſteif und in ſeinen Herzventrikeln fand ſich ſchwarzes, dickes Blut.

Zehnter Verſuch.

(Der Verſuch wurde mit einer Fettſäure gemacht, die man dadurch erhielt, daß man das geſchmolzene und bewegte Schweinefett mit Kalkerde vermiſchte und aus dem dadurch erhaltenen fettſauren Kalk, die Fettſäure vermittelſt Vitriolſäure ausſchied.)

Einer ausgewachſenen Eule wurde Abends ungefähr eine halbe Drachme Fettſäure eingeſpritzt. Einige Stunden nach der Einſpritzung, fielen ihr die Augenlieder, beſonders die des rechten Auges, zu, und ſie athmete eine Zeit lang mit aufgeſperrtem Schnabel.

Die Augenlieder blieben in jeder Lage, in die man ſie mit den Fingern brachte. In dieſer Lage war ſie noch am andern Tage, ausgenommen, daß ihr Athem hie und da pfeifend und kreiſchend wurde und ſich ihre membrana nictitans, die bei geſunden Eulen immer in Bewegung iſt, nur bei Reizung des Auges mit den Fingern, über den Augapfel her breitete.

Die Augendeckel ſchienen beim Umſchlagen wie vertrocknet, ſchmutzig glänzend, während ſich aber doch noch eine thränenartige Feuchtigkeit, die aber immer dicker wurde, in den Augenwinkeln abſonderte. Dagegen hatte das Auge ganz den dieſen Vögeln eigenen, durchdringenden katzenartigen Blick verloren, es war matt geworden. Zu freſſen war ſie nicht mehr fähig. Sah man ihr in den Schlund, ſo fand man den Anfang deſſelben ſehr zuſammengezogen. — Morgens, am dritten Tage nach geſchehener Vergiftung, fand man ſie todt.

Das ganze Thier war äuſſerſt ſteif, wie gefroren. Bei Unterſuchung des Schlundes, zeigte ſich derſelbe ſehr zuſammengezogen, leicht geröthet und war an ſeinem Anfange mit gelblichten ablösbaren Aphten belegt. Dieſe hatten das Anſehen wie Stückchen von falſchen Membranen oder ausgeſchwitzter phlogiſtiſcher Lymphe. In der Mitte des Schlundes befanden ſich, beſonders auf ſeiner äuſſern Wandung, ſtarke Entzündungsflecken. Die Trachea war in ihrer innern Wandung leicht geröthet und es zeigten ſich in ihr mehrere abgelöste Stückchen einer falſchen Membrane. Die Lunge hatte eine helle Zinnoberfarbe und war ſtark mit Luft erfüllt. Das Herz enthielt in ſeinen Ventrikeln ſchwarzes dickgeronnenes Blut, unter dem ſich auch eine kleine helle polipöſe Maſſe befand. Der Magen hatte, beſonders auf ſeiner äuſſern Fläche, in der Gegend des Pilori, eine große roſenrothe Entzündungsſtelle und die Villoſa deſſelben war leicht abzuziehen. Die Gallenblaſe war mit einer dunkelgrünen Galle ſtrotzend erfüllt. Die Subſtanz der Leber erſchien etwas brüchig; ſtellenweiſe zeigten ſich auch die Gedärme entzündet.

Weder vom Gehirne, noch vom Rückenmarke, noch von den Nerven, iſt etwas beſonderes zu bemerken.

Eilfter Verſuch.

(Der Verſuch geſchah mit einer auf beim zehnten Verſuch angegebene Art erhaltenen, aber concentrirten Fettſäure.)

Einem Kaninchen wurde ungefähr 1½ Drachme Fettſäure eingeſpritzt. Bald nach der Einſpritzung nahmen die Augen, beſonders die Augenlieder, ein mattes welkes Anſehen an. Die Pupille war erweitert und nur wenig beweglich. Die Ohren legte das Thier nach hinten. Am andern

Tage verſuchte es noch einigemal zu freſſen, konnte aber das Verkaute nicht verſchlingen. Am dritten Tage bekam es öfters Neigung zum Erbrechen und ſein Athem wurde etwas beengter. Es hatte vom Tage der Vergiſtung an ſehr viel urinirt, eine Darmausleerung aber bemerkte man nicht. Sein Herzſchlag war unterdrückt.

Am Abend deſſelben Tages fiel es auf einmal, nachdem es noch kaum zuvor ſtark geſprungen war, unerwartet todt um, wie an Erſchöpfung.

Sein ganzer Körper wurde äuſſerſt bald ſehr ſteif, wie gefroren, ſo, daß das Thier wie ein Stab ohne Krümmung hinausgehalten werden konnte.

Bei der Sektion zeigte ſich der Schlund ſehr verengt in Falten, und es hatte die Speiſeröhre, beſonders an ihrer äuſſern Fläche, mehrere Entzündungsflecke. Im Schlunde befand ſich noch verkautes Gras, das die Speiſeröhre hinab nicht hatte paſſiren können. Die Epiglottis ſah wie verwelkt aus und in der Luftröhre fand man mehrere abgelöste Stückchen einer falſchen Membrane.

Die Gefäße der Lunge enthielten viel dünnflüſſiges Blut, es war wäſſeriche, hellröthlicht, dagegen zeigte ſich in den Ventrikeln des Herzens ſchwarzes dickgeronnenes Blut.

Die Subſtanz des Herzens, ſah etwas welk und dunkler geröthet als im geſunden Zuſtande aus.

Der Magen zeigte auf ſeiner äuſſern Fläche, in der Gegend des Pilorus und der Cardia, hellrothe Entzündungsſtellen. Als man ihn, aufſchnitt, bemerkte man in ihm noch viele Vegetabilien. Die innere Magenhaut war leicht ablösbar, und man ſah an ihr leichte Entzündungsſtellen.

Stellenweiſe war auch der Verlauf der Gedärme entzündet, und in den kleinen Gedärmen waren die Exkrementen-Kügelchen feſt eingeſchnürt, und äuſſerſt trocken und verhärtet. Weichere Fäces befanden ſich in den dicken Gedärmen. Das Ende des Maſtdarms erſchien auch entzündet.

Die Leber war brüchig, die Gallenblaſe von Galle ſtrotzend.

Die rechte Niere war entzündet. Die Bauchſpeicheldrüſe war unverlezt und eben ſo die Milz. Die Urinblaſe war von hellem Urin erfüllt.

Die Venen des Meſenteriums waren mit bläulichtem, dünnflüſſigem Blute wie ausgeſpritzt. Auch die Gefäße des Gehirns waren von bläulichtem Blute ziemlich erfüllt, aber weder an den Gehirnſubſtanzen ſelbſt, noch an dem Rückenmarke, noch an den Nerven, konnte man, wenigſtens nicht mit den Augen, etwas beſonderes erkennen.

Zwölfter Verſuch.

(Der Verſuch geſchah mit einer auf die angegebene Art erhaltenen concentrirten Fettſäure, nur wurde ſie ſtatt mit Vitriolſäure mit Salzſäure ausgetrieben.)

Einem jungen Raben wurde ungefähr eine halbe Drachme Fettſäure eingeſpritzt. Bald nach der Einſpritzung wurde er etwas trauernd, erholte ſich aber wieder. Am andern Tage konnte er nicht mehr ſchlingen und ſaß beſtändig mit hängenden Flügeln und beengtem Athem auf dem Bauche. Am dritten Tage lag er immer auf der Seite, ſeine Pupillen waren ſehr erweitert und unbeweglich, er bekam mehrmals Convulſionen in den Flügeln und Füßen, auch in dem Halſe und verſchied.

Auch bei ihm trat bald große Muskelrigidität ein. Der Schlund war weiß und in Falten. In der Luftröhre hatten ſich falſche Membranen gebildet. Die innere harte Haut des Magens war verſchrumpft, gelb gefärbt, und hatte ſich vom fleiſchigten Magen abgelöst.

Dreizehnter Verſuch.

(Der Verſuch geſchah mit auf oben angeführte Art erhaltener concentrirter Fettſäure.)

Einer jungen Katze wurde drei Tage hintereinander ungefähr eine Drachme Fettſäure eingeſpritzt. Schon am zweiten Tage ſtellte ſich bei ihr Disphagie ein. Die oberen Augenlieder fielen mehr nieder und es zeigte ſich in der Naſe vermehrter, aber bald ſehr dick werdender, Naſenſchleim. Bald ſchlang ſie wieder beſſer, bald wieder beſchwerlicher. Das rechte Auge fiel ganz zu und die Pupillen wurden gegen das Licht reizloſer, doch nicht ganz unbeweglich. Sie magerte auffallend ab, hatte Urinabgang, aber nie Darmausleerung.

Am ſechsten Tage war ſie nicht das mindeſte zu ſchlingen mehr im Stande. Auf jeden Verſuch etwas verſchlingen zu wollen, erfolgten Huſten und Erſtickungsanfälle; auch wurde ihre Stimme immer heiſerer.

Am achten Tage Morgens lag ſie auf der Seite ohne Herzſchlag und ohne die mindeſte Lebenswärme, man hätte ſie gänzlich für todt gehalten, wäre nicht, aber nur in einer Minute einmal, noch ein Athemzug bemerklich geweſen.

In dieſem Zuſtande war ſie eine Stunde und dann kam auch dieſer ſparſam erfolgte Athemzug nicht mehr und ſie war todt.

Man fand ſie aufs äuſſerſte abgemagert und ſteif. Der Anfang des Schlundes war ſehr verengt in weißen Falten, wie lange in Waſſer gelegen. In der Luftröhre befand ſich ein blutiger

Schleim, ſie war leicht entzündet, eine falſche Membrane aber hatte ſich noch nicht in ihr gebildet.

In dem Magen bemerkte man einen braungefärbten Schleim mit einigen todten Würmern. Seine Zottenhaut zeigte leichte Entzündungsſtellen. Die dünnen Gedärme waren ſehr verengt und ihre Häute ſo verdickt, daß der dünne Darmkanal das Anſehen eines dicken fleiſchigten Wurmes hatte. Sie enthielten keine Exkremente, dagegen waren die dicken Gedärme mit ganz harten trockenen Exkrementen von einer tonartigen Maſſe erfüllt.

Vierzehnter Verſuch.

(Der Verſuch geſchah mit ebenfalls durch Wahlverwandtſchaft erhaltener concentrirter Fettſäure, nur wandte man ſtatt Salzſäure, Vitriolſäure zur Austreibung an.)

Einer jungen Eule wurde eine halbe Drachme Fettſäure in den Magen geſpritzt. Ungefähr eine Stunde nach der Einſpritzung ſah man ihre Augenlieder, hauptſächlich aber das untere des linken Auges, ſich mehr ſchließen, auch verlor die Pupille deſſelben Auges ihre Kreisform und wurde mehr eckigt, doch nicht ganz unbeweglich. Nach zwei Stunden ſchloſſen ſich bei ihr beide Augenlieder und die Pupille war kaum einiger Bewegung mehr fähig. Sie hatte einige ganz wäßrigte Ausleerungen. Ihr Athem wurde pfeifend und ſie fuhr mit dem Schnabel wie nach Luft ſchnappend, oder als reize es ſie zum Erbrechen, in die Höhe, und fiel ungefähr drei Stunden nach beigebrachtem Gifte todt um.

Vom Boden aufgehoben, floß ihr aus dem aufgeſperrten Schnabel eine ganz dünne Flüſſigkeit, die aber bei der Luft zu Fett geſtand. Nach dem Erkalten trat bei ihr große Muskelrigidität ein.

Bei der Sektion zeigte ſich der Schlund ſehr zuſammengezogen und die ganze Speiſeröhre hinab war eine halbflüſſige fettige Maſſe verbreitet, dem Geruche nach von einigen Stückchen einer geräucherten Wurſt herrührend, welche das Thier noch kurz vor ſeiner Vergiftung zu ſich genommen hatte.

Der Magen war, beſonders in der Gegend des Pilorus, ſehr entzündet und ſeine Fleiſchwärzchen, vorzüglich auf ſeiner äuſſern Fläche, ſtark hervorgetreten, die innere Haut war leicht ablösbar. Die Gedärme waren von Luft und dünnem Speiſebrei erfüllt, ihre Gefäße ſehr ſichtbar.

In der Luftröhre hatte ſich eine ſtarke falſche Membrane gebildet, die in abgelösten Stückchen in der Luftröhre lag.

Die Lungen waren hellroth und von Luft erfüllt. Das Herz war in ſeinen beiden Kammern mit ſchwarzem polipöſen Blut erfüllt, ſein Ausſehen war welk, und ſeine Farbe ſchmutzig blau. Sonſt war die Conſiſtenz des Blutes in den Gefäßen flüſſig, aber ſeine Farbe ſehr dunkel. Leber und Milz waren in natürlichem Zuſtande, die Gallenblaſe aber war ganz ſtrotzend von Galle erfüllt. An dem Gehirne, dem Rückenmarke und Nerven, war nichts beſonderes zu bemerken; nur iſt noch anzuführen, daß die Gefäße des Gehirnes von dunklem Blute ausgedehnt waren.

Fünfzehnter Verſuch.

(Der Verſuch geſchah mit auf oben angeführte Art gewonnener Fettſäure.)

Einem halb ausgewachſenen Raben wurde ein Skrupel Fettſäure eingeſpritzt; es konnte an ihm, ausgenommen, daß man ihn nicht freſſen ſah, einen Tag lang nichts beſonderes bemerkt werden.

Am andern Tage wurde ihm noch eine halbe Drachme beigebracht. Nach vier Stunden fieng er an die Flügel zu hängen, und mit aufgeſperrtem Schnabel zu athmen.

Nach ſechs Stunden blieb er auf der Seite unbeweglich liegen, während er aber noch immer waches Gehirn zeigte, indem er mit dem Schnabel die ihm vorgehaltenen Gegenſtände zu faſſen ſuchte. Bald darauf aber machte er einige convulſiviſche Bewegungen, und war ſcheintodt.

Während er noch in dieſem Zuſtande war, wurde er eröffnet und es zeigte der rechte Vorhof ſeines Herzens noch eine ſchwache Bewegung. Das Herz war ſchlaff und ſeine Ventrikeln enthielten dünnflüſſiges, noch nicht ſehr dunkel geröthetes Blut. Der Schlund war ſehr in Falten und durch die ganze Luftröhre hatte ſich eine falſche Membrane gebildet. Die Speiſeröhre zeigte ſich nicht entzündet, aber da, wo ihr ausgedehnteres Ende in den Muskelmagen übergeht, war die innere Haut ſehr ablösbar. Der Magen ſelbſt war etwas verſchrumpft, aber eine Entzündung wurde an ihm nicht bemerkt. Er enthielt einige Pflanzenkörner und etwas dünne Flüſſigkeit. An den übrigen Organen dieſes Thieres wurde nichts beſonderes bemerkt.

Sechszehnter Verſuch.

(Mit auf oben angegebene Art gewonnener Fettſäure.)

Einem Kaninchen wurde ein und eine halbe Drachme Fettſäure eingeſpritzt. Vier Tage lang bemerkte man an ihm nicht die mindeſte Veränderung, erſt am fünften Tage zeigte ſich ſeine Reſpiration gehemmt, ſie wurde nach und nach pfeifend, es athmete mit langen Zügen mit aufgeſperrtem Maul und Naſenlöchern und gegen den Rücken angelegten Ohren. Freſſen ſah man es ſchon einige Tage nicht mehr. Die Urinſecretion war äuſſerſt ſtark, die des Darmkanals nur wenig. Am ſechsten Tage waren ſeine Hinterfüße ſteif und auch die Vorfüße ſchienen mehr nach oben gezogen zu ſeyn. Die Pupillen waren äuſſerſt ausgedehnt und bewegungslos, kein Herzſchlag war zu bemerken. Am achten Tage wurde es todt gefunden.

Die Glieder waren gänzlich ſteif, gegen einander gezogen. Das Gehirn war natürlich, ſeine Gefäße von bläulichtem Blute erfüllt. Der Schlund war ſehr in Falten und die Speiſeröhre fand ſich, wie auch die Luftröhre, in ihrer innern Wandung leicht entzündet; letztere war von dichtem mit Blut gefärbtem Schleim erfüllt. Die Lungen waren blaßroth gefärbt, hie und da mit ſchwarzen Punkten durchſprengt und enthielten dünnflüſſiges Blut. Das Herz war von welkem Anſehen und enthielt in ſeinen Ventrikeln ſchwarzes ſchmieriges Blut. Magen und Gedärme zeigten Entzündungsſtellen, beſonders war der Magen auf ſeiner innerſten Haut ſehr entzündet, die Haut mit ſchwarzen Punkten beſäet und unter dieſer leicht ablösbar. In den dicken Gedärmen zeigten ſich ſehr harte Excrementenkügelchen eingeſchnürt. Die Gallenblaſe war von Galle erfüllt, die Leber aber und die andern Organe des Unterleibes, waren geſund.

Siebenzehnter Verſuch.

(Der Verſuch geſchah mit auf oben angeführte Art durch Wahlverwandtſchaft gewonnener Fettſäure.)

Einer Taube wurde drei Tage hintereinander eine halbe Drachme Fettſäure eingeſpritzt. Es zeigte ſich aber keine Wirkung, ausgenommen, daß der Hunger des Thieres vermehrt zu werden ſchien. Erſt nachdem ihr am fünften Tage und während ſie vorher einen Tag lang nichts zu freſſen erhalten hatte, eine Drachme der Säure auf einmal eingeſpritzt wurde, erfolgte bei ihr gehemmte Reſpiration, einige Zuckungen in den Flügeln und nach drei Minuten der Tod.

Bei der Section zeigte ſich der Schlund und der Kropf dieſes Thieres ſehr zuſammengeſchrumpft und bleifarbig.

Die Lungen waren von Luft ſehr aufgetrieben, enthielten aber rothes dünnflüſſiges Blut. Die Trachea war leicht entzündet. Die innere harte Haut des Magens war ſehr vertrocknet, pergamentartig und braun, und hatte ſich vom Magen ſelbſt, abgelöst, ſo daß ſie mit den in ihr enthaltenen Ueberreſten von Speiſen, nur wie in den Magen leicht eingeſchachtelt, mit demſelben aber durch Verwachſung nicht mehr verbunden war. Die fleiſchigte Maſſe des Magens ſelbſt, war braun und gegen die Cardia hin entzündet.

Der Pilorus war verengt und entzündet, die Eingeweide etwas verdickt.

Die Leber erſchien brüchig und von ſehr ſchwarzer Farbe.

Nach **Jäger** *) ſind Tauben auch oft nur durch größere Doſen von Arſenik zu tödten. Bei einer Taube, der er öfters Arſenik gab, fand er dadurch nur den Appetit vermehrt. Inzwiſchen iſt hiebei zu bemerken, daß er vorzugsweiſe mit Tauben Verſuche anſtellte. Auch gegen das Viperngift ſcheinen ſich dieſe Thiere auf ähnliche Weiſe zu verhalten.

Achtzehnter Verſuch.

(Der Verſuch geſchah mit der auf oben angeführte Art durch Wahlverwandtſchaft gewonnener Fettſäure.)

Einem Sperlinge wurden Abends 10 — 12 Tropfen Fettſäure eingeträufelt. Er bekam bald hernach beengte Reſpiration, die periodiſch mit

---

*) S. Georg **Jägers** bekannte klaſſiſche Abhandlung über den Arſenik: Dissertat. de effect. Arsen. in varios Organismos. Tub. 1808.

einem pfeifenden Tone begleitet war, zeigte ſich aber munter, und nachdem er während der Nacht mehrere dünne Darmausleerungen erlitt, ſchien er ſich Morgens wieder erholt zu haben.

Es wurden ihm nun wieder ungefähr 6 Tropfen Fettſäure eingeträufelt. Er athmete nun ſehr beengt mit aufgeſperrtem Schnabel, hüpfte aber dennoch manchmal wieder im Käfig hin und her und ſuchte Futter zu ſich zu nehmen, das er jedoch nicht zu verſchlingen im Stande war. Bald aber fielen ihm die Augenlieder mehr zu, er ſetzte ſich mit aufgeblähten Federn auf eine Stelle nieder und ungefähr nach einer Stunde fand man ihn todt.

Er war äuſſerſt erſtarrt. In ſeinen Herzhöhlen fand ſich ſchwarzes verdicktes Blut und in der Luftröhre etwas ſchaumigter Schleim. Die Speiſeröhre hatte eine leichte Röthung, die gegen den obern Magenmund hin zunahm. Der muskulöſe Magen war nicht geröthet.

Ich führte im obigen Verſuche an: daß Tauben oft nur durch gröſſere Gaben von Arſenik und Viperngift zu tödten ſeyen, und Jäger fand, daß die Vögel überhaupt oft eine groſſe Gabe von Arſenik überleben. Einige bekommen Durchfall und Erbrechen, andere trinken öfters, athmen ängſtlich und richten die Federn des ganzen Kör-

pers

pers empor, erholten ſich aber nach und nach wieder. Auf gleiche Art ſcheinen Vögel auch oft nur durch größere Gaben von Fettſäure den Tod zu erleiden, und man kann dieſe Säure, auch in dieſer Hinſicht, durchaus nicht mit der auch Vögel ſchnell tödtenden Blauſäure vergleichen.

Neunzehnter Verſuch.

(Der Verſuch geſchah mit der auf eben angeführte Art gewonnenen Fettſäure.)

Einer alten Katze wurden vier Drachmen Fettſäure in den Magen geſpritzt. Bald nach der Einſpritzung fielen ihr die Augenlieder zu, ſie athmete mit aufgeſperrtem Maule, legte ſich auf die Seite nieder und war nicht mehr zu gehen im Stande. Ihre Pupillen waren ſehr erweitert und bewegungslos, ihr Herzſchlag unfühlbar. Eine halbe Stunde nach der Einſpritzung war ſie todt. Es trat auch bei ihr große Steifigkeit ein.

Bei der Sektion zeigte ſich der Schlund ſehr zuſammengeſchrumpft, die Luftröhre in ihrer innern Wandung leicht geröthet, die Lungen ſchwarz marmorirt, dünnflüſſiges Blut enthaltend. Das Herz war ſchlaff, ſeine Ventrikeln enthielten dunkles ſchwieriges Blut. Der Magen, der noch einige Speiſen enthielt, zeigte Entzündung, die Gedärme waren von Luft aufgetrieben, unentzündet. Sonſt zeigte ſich in dieſem Thiere nichts beſonderes.

Zwanzigſter Verſuch.

(Der Verſuch geſchah mit der auf oben angeführte Art gewonnenen Fettſäure.)

Einer alten Katze wurden anderthalb Drachmen Fettſäure in den Magen eingeſpritzt. Bald nach der Einſpritzung erfolgte eine feſte Darmausleerung. Der Athem wurde etwas beengt, doch verlor ſich letzte Erſcheinung bald wieder. Das Thier ſetzte ſich aber bald mit tief gehaltenem Kopfe und geſchloſſenen Augenliedern ermattet nieder. Am Abend deſſelben Tages hatte ſie ſtarke Urinſecretion. Am andern Tage war ſie nur mit Mühe zu ſchlingen fähig, doch verlor ſich dieſe Erſcheinung bis den vierten Tag hin wieder. Am vierten Tage wurden ihr wieder anderhalb Drachmen Fettſäure beigebracht. Sie zeigte an dieſem Tage großen Hunger und ſuchte ſehr weiches Fleiſch mit Haſt zu verſchlingen, kaute es ſehr lange im Maule, mußte es aber beim Verſuche, es zu verſchlingen, wieder unter Erſtickungsanfällen erbrechen, dem ohngeachtet nahm ſie es wieder auf und verſchlang es endlich unter Huſten und beengtem Athem. Die Pupille des rechten Auges war äuſſerſt ausgedehnt und unbeweglich, während die des linken Auges verengt, aber auch unbeweglich war. Am vierten Tage waren noch die gleichen Erſcheinungen wie am vorigen da. Vorgelegtes Fleiſch zu freſſen, zeigte ſie zwar Begierde, allein bei jedem Verſuche, es zu thun, kamen Huſten und Erſtickungsanfälle. Am fünften Tage zeigte ſich bei ihr vor Naſe und Maul ein ſehr verdickter Schleim. In ihrem Bauche hörte man ein Kollern, und ſie konnte ſich auf den Füßen nicht mehr halten; verſuchte ſie zu gehen, ſo fiel ſie auf die Seite. Wenn man ſie im Gehen unterſtützte, ſo bewegten ſich die Füße, die nicht gerade gelähmt waren, es ſchien aber in den Hinterfüßen eine Steifigkeit eingetreten zu ſeyn. Die Pupille des rechten Auges war nun aufs ſtärkſte erweitert, kreisrund und unbeweglich. Auch die Pupille des linken Auges war unbeweglich, aber durchaus nicht ſo erweitert wie die des rechten: denn ſie war noch immer, wie bei dieſen Thieren der Fall iſt, in die Länge gezogen.

Mehrmals fand ſtarke Urinſecretion ſtatt, und es ſchien der Urin, hauptſächlich bei ſtärkerer Bewegung des Thieres, von ſelbſt aus der Urinröhre zu tröpfeln. Darmausleerung war ſeit der Vergiftung nicht mehr erſchienen.

Der Herzſchlag war völlig unterdrückt und das

Thier kalt anzufühlen. Die Athemzüge waren ſo langſam, daß oft faſt nur alle Minute einer zu bemerken war und das Thier wie ſcheintodt lag. Oft ſuchte es ſich wieder mit Unruhe aufzuraffen und den Ort ſeines Aufenthaltes zu verändern, fiel aber dann jedesmal wieder ermattet zurück. Am Abend dieſes fünften Tages wurde das Thier ruhiger, es athmete ſtiller, aber äuſſerſt langſam, und öſters bemerkte man ein Zittern der vordern Extremitäten und hörte ein Kollern in ſeinem Unterleibe. Die Pupille des rechten Auges hatte ſich noch mehr und nun aufs äuſſerſte erweitert. Seine Stimme war rauh und entſtellt, und mehr der eines Hundes als der einer Katze ähnlich. Das Thier war völlig erkaltet und ohne Herzſchlag. Am ſechsten Tage Morgens wurde es todt gefunden.

Sein Körper war völlig ſteif, die Füße jeder an ſeinen Nebenfuß feſt hingezogen. Ebenſo waren die Rippen der einen Seite an die der andern durch die gegenſeitigen Rippen- und Bauchmuskeln gezogen, ſo daß das Thier ganz platt, wie durch ein Gewicht breit gedrückt ausſah. Selbſt der Schwanz war ſteif wie ein Stecken.

Bei der Sektion ergab ſich folgendes: Zu Anfange des Schlundes befand ſich viele faſt zur Membran verdickte phlogiſtiſche Lymphe von gelblichtem Anſehen. Der Schlund und die Zunge ſahen weiß und verſchrumpft aus, erſterer hatte die Farbe einer erbleichten ins Weiße ſehenden Roſe, beſonders da, wo er als Pharynx über die Epiglottis herläuft. An dieſer Stelle bildete er auch eine auffallende Verengung. Eine ſolche Verengung befand ſich auch wieder in der Gegend der Speiſeröhre, wo die Trachea ſich in die Bronchien theilt. Eine gleiche Farbe wie die Speiſeröhre, zeigte die Luftröhre, beſonders in ihrer innern Wandung. In ihrer Höhlung lag eine einen Zoll lange röhrenförmige falſche Membrane frei in derſelben flottirend. Die Lunge war von Luft ſehr aufgetrieben und enthielt weniges flüſſiges Blut. Das Herz enthielt in beiden Ventrikeln ſehr ſchwarzes dickes, jedoch noch flüſſiges, Blut, das aber im Momente des Herauslaſſens zu einer häutigen Maſſe gerann. Die venoſen Gefäße waren mit dunkelbläulichtem Blute erfüllt, leer waren die arterioſen Gefäße.

Der Pilorus war ſehr verdickt, eben ſo die Cardia. Die innere Haut des Magens war leicht abſtreifbar und mit ſchwarzen, wahrſcheinlich von ausgetretenem Blute herrührenden, Punkten beſäet. Im Magen ſelbſt befand ſich eine wäſſerichte Flüſſigkeit, in welcher weiße ſchleimichte Membranen und ſchwarzbraune Punkte ſchwammen, ähnlich denen, die auf der tunica villosa des Magens feſtſaßen. Die dünnen Gedärme zeigten mit vielem bläulichtem Blut erfüllte Gefäße. Die dicken Gedärme enthielten ſehr harte Fäces, und ihre innere Haut war ſehr weich und abſtreifbar. Die Leber war von ſchwarzem Geblüte ſehr erfüllt, ſonſt geſund. Die Gallenblaſe ſtroßte von dunkelgrüner ſchmieriger Galle. Die Urinblaſe war zuſammengeſchrumpft und enthielt nur noch wenigen hellen Urin. Die Nieren ſchienen ſehr compakt und mit Blut erfüllt zu ſeyn. Von Milz und Bauchſpeicheldrüſe iſt nichts beſonderes anzuführen. Die Gefäße des Gehirns waren von dunklem Geblüte ſehr erfüllt, eben ſo die Gefäße des Rückenmarkes, beſonders gegen die Cauda equina hin.

Einundzwanzigſter Verſuch.

(Der Verſuch geſchah mit auf obige Art durch Wahlverwandtſchaft erhaltener Fettſäure, nur wurde die Säure gewonnen, die bei verſtärkterem Wärmegrad ſpäter übergeht, auch war dieſe Säure nicht concentrirt worden.)

Einer ſehr ſtarken alten Katze wurden zwei Drachmen Fettſäure eingeſprißt.

Gegen Abend war ſchon bei ihr Disphagie eingetreten. Zwang man ſie, etwas zu ſich zu nehmen, ſo ſchaffte ſie es bald wieder unter raudem Huſten und Erſtickungsanfällen von ſich. Ihre Augenliederſpalten wurden verengert, ihre Pupillen aber hatten ſich noch nicht erweitert. Am andern Tage verſchlang ſie begierig ſehr weichgekochtes Fleiſch, mußte es aber bald wieder unter Erſtickungsanfällen von ſich geben. Hierauf verſuchte ſie es noch einmal zu verſchlingen, aber abermals erſchien es unter Huſten und Erſtickungsanfällen mit ſchäumigtem Schleime vermiſcht wieder. Am dritten Tage verſuchte ich ihr noch eine Drachme Fettſäure in den Magen zu bringen, aber nach einigen Minuten erbrach ſie die ganze Doſis mit Schleim vermiſcht wieder. Das Erbrechen wiederholte ſich auch an dieſem Tage noch einigemal. Am Abend dieſes Tages, verſuchte ſie mit Begierde Waſſer zu ſaufen, konnte es aber nur unter Huſten und Erſtickungsanfällen. Man hörte ein Kollern die ganze Speiſeröhre hinab.

Es war auffallend, daß, wenn man ſie aus ihrem Behälter brachte und frei laufen laſſen wollte, ſie ſogleich demſelben wieder von ſelbſt zueilte. Dazu hatte ſie immer noch die Kraft, ob ſie gleich, um dahin zu gelangen, vom Boden aus auf einen hohen Tiſch ſpringen mußte. Am vierten Tage war ihre Mundhöhle und Zunge ſehr vertrocknet. Sie trug große Begierde nach

Waſſer, ſo daß ſie jedem glänzenden Gegenſtand, in der Meinung, es ſei Waſſer, zulief, und ihn zu belecken anfieng. Wurde ihr wirkliches Waſſer vorgeſetzt, ſo leckte ſie es mit Begierde, es trat aber bei ihr ſo lange ein rauhes Huſten ein, bis das Waſſer wieder mit aller Gewalt ausgeſtoßen war. Am fünften bis ſiebenten Tage dauerten die gleichen Erſcheinungen fort, nur war inzwiſchen ihre Stimme ganz tonlos geworden, und ſie äuſſerſt abgemagert. Oeffnung hatte ſie ſeit dem Tage der Vergiftung an nicht mehr gehabt. Am achten Tage ſchien ſie fähig zu werden, wieder etwas Dünnes zu verſchlingen. Es waren auch an dieſem Tage einige äuſſerſt harte Fäces von ihr gegangen. Demohngeachtet aber, trieb ſich ihr Bauch, beſonders nach dem Zwerchfell vorwärts, ſehr auf, nach hinten ſchien er zuſammengezogen zu ſeyn; auch waren die Hinterfüße gegenſeitig einer an den andern angezogen, daher ihr Gang auch wankend war, und ſie auch, wollte ſie einen Sprung, z. E. von einem Stuhle herab machen, mit dem Hintern immer überſchlug. Es ſchienen auch ihre Hinterfüße in den Gelenken ſteif und unbeugſam geworden zu ſeyn, daher ſie hinten viel höher gieng als vornen. Am neunten Tage dehnten ſich ihre Pupillen ſehr aus und wurden für das Licht reizlos. Sie erbrach das

Genoſſene, das ſie nur mit Mühe verſchlingen konnte, immer wieder. Am zehnten Tage Morgens fand man ſie wie ſcheintodt. Sie war gänzlich erkaltet, keiner Bewegung fähig, nur von Zeit zu Zeit bemerkte man leichte Zuckungen in ihren vordern Extremitäten und je alle Minuten einen Athemzug. Ihre Pupillen waren äuſſerſt erweitert und unbeweglich, kein Herzſchlag war mehr zu fühlen; berührte man ſie, ſo blieben einem die Haare in den Händen. Nach einigen Zuckungen mit dem Halſe erfolgte ihr Tod.

Nach dem Tode zeigte ſie gleiche Steifigkeit, wie die andern Thiere. Sie war aufs äuſſerſte abgemagert.

Wo die Speiſeröhre auf den Halswirbeln niederläuft, zeigte ſich die hintere Wandung derſelben und die muskulöſen Theile gänzlich in eine fettartige oder käſige Maſſe von gelblich weiſſer Farbe verwandelt. Der Schlund ſelbſt war ſehr verſchrumpft. Die Trachea hatte in ihrer innern Wandung hie und da eine leichte Roſenröthe; es zeigte ſich in ihr verdichteter ſchäumigter Schleim. Eine eigentliche falſche Membran aber hatte ſich in ihr noch nicht gebildet. Der Magen war ſehr verſchrumpft und hatte, beſonders in der Gegend der Cardia, ein bleifarbenes Anſehen. Die Eingeweide waren ſtellenweiſe mehr oder weniger entzündet und mißfarbig. Die dünnen Gedärme waren ſehr verdickt, die dicken enthielten viel Luft und aſchgraue Excremente. Das Herz ſah welk und bleifarben aus und war in ſeinen Ventrikeln mit dickem ſchwarzen Geblüte erfüllt. Die Lungen waren den größern Stellen nach roſenroth, mit ſchwarzen Punkten durchſprengt; ſie waren nicht ſehr mit Luft erfüllt und enthielten etwas dunkles und flüſſiges Blut. Die Leber erſchien natürlich. Die Gallenblaſe war mit einer zerſetzten blutähnlichen Galle erfüllt. Das Omentum war ſehr verzehrt, ſeine Gefäße von bläulichtem Blute ſtrotzend. So waren auch die Gefäße der Nieren wie mit bläulichtem Blute ausgeſpritzt. Die Milz war natürlich. Die Urinblaſe war von Urin ſtrotzend. Die Gefäße des Gehirnes enthielten viel dunkles Blut.

Zweiundzwanzigſter Verſuch.

(Der Verſuch wurde mit Maaſaamenöl, das man durch vermittelſt Wahlverwandtſchaft erhaltene Fettſäure ranzigt werden ließ, gemacht.)

Einem Raben wurde eine Drachme Magſaamenöl, das vierzehn Tage lang, mit ungefähr einer halben Drachme Fettſäure vermiſcht, geſtanden und dadurch äuſſerſt ranzig geworden war, eingeſpritzt.

Bald nach der Einſpritzung, bekam er ſehr beengten Athem, die Augenlieder fielen zu, und man bemerkte bei ihm nach einigen Stunden hie und da einen kroupartigen Huſten. Am Morgen des andern Tages wurde er todt gefunden.

Er war ſehr ſteif. Bei Voneinanderziehung ſeines Schnabels, floß eine ganz ſchwarze Flüſſigkeit, wie ſchwarzer Kaffee, aus ſeiner Speiſeröhre. Der Schlund war zuſammengeſchrumpft und leicht entzündet. Am Anfange der Luftröhre fanden ſich kleine Klümpchen falſcher Membranen. Am Vormagen war auf der innern Haut eine blutige Flüſſigkeit zu bemerken, auch war dieſe Haut ſehr erweicht. Der cartilaginöſe Theil des Magens ſelbſt war normal. Das Herz enthielt etwas ſchwarzes Blut in Klumpen, helles und dünnflüſſiges enthielten die Lungen. Die Leber ſchien nicht ſehr verändert, die Gallenblaſe aber war von Galle ſtrotzend.

Merkwürdig war: daß die Haut dieſes Thieres, beſonders die, die über den Unterleib hergeſpannt iſt, gänzlich ausgetrocknet, und wie gegerbt und pergamentartig geworden war.

Dieſer Fall könnte vielleicht dafür zeugen, daß Fettſäure in Verbindung mit Fett noch ſtärker wirken möchte, als für ſich allein, wie man auch bei dem Arſenik die Bemerkung machte:

daß er in Verbindung mit Fett noch tödtlicher wirke. Fourcroy hatte dieſe Thatſache zuerſt bekannt gemacht, für deren Richtigkeit einige Verſuche von Renault zu ſprechen ſcheinen. Alle Thiere, die er arſenikte Säure in Butter oder Fett nehmen ließ, krepirten ſchneller, als wenn ſie das Gift allein oder mit andern Subſtanzen vermengt eingenommen hatten.

Oel iſt auch ein ſehr guter Träger des Morphiums. Dagegen will man bemerkt haben: daß die Blauſäure in Verbindung mit Fett in ihrer Wirkung geſchwächt werde. *)

Vielleicht möchte auch nachſtehender Verſuch darthun: daß die Fettſäure in Verbindung mit Fett (oder vielmehr mit Fett, auf das ſie einwirkte,) einen tödtlicheren Einfluß auf den thieriſchen Organismus, als für ſich allein ausübt. Dabei erinnere ich auch an die Wirkungen des Weltheriſchen Bitters, das auch aus Fett, das mit Salpeterſäure gekocht wurde, erhalten werden kann.

Dreiundzwanzigſter Verſuch.

(Der Verſuch geſchah mit fettſaurem Fette.)

Einer alten ſehr ſtarken Katze wurden zwei Drachmen **fettſauren Fettes**, das vorher in der Wärme flüſſig gemacht wurde, beigebracht. Bald nachdem ſie es erhalten, lief ihr ſehr vieler Schleim aus dem Maule, und ihre Augenlieder fielen zu. Dieſe Schleimſecretion aber ließ bald nach, und es ſchien auf dieſelbe große Vertrocknung in der Mundhöhle einzutreten. Das Thier reckte die Zunge, die glänzend trocken war, immer etwas heraus. Es fraß den ganzen Tag vom vorgeworfenen Fleiſche nichts und blickte immer aus halb geſchloſſenen Augenliedern. Am andern Tage zeigte ſich bei ihr, beſonders auf Bewegungen, große Erſchöpfung, ſie war auch ganz kalt anzufühlen und kein Herzſchlag bei ihr zu bemerken. Die hintern Extremitäten nahmen eine Steifigkeit an. Die Augenlieder blieben faſt völlig geſchloſſen, die Pupillen zwar erweitert, doch nicht gänzlich reizlos fürs Licht. Zu ſchlingen war ſie völlig unvermögend. Am Abend dieſes Tages war ſie nicht mehr zu ſtehen fähig, ſie lag auf der Seite mit geöffnetem Maule, jedoch leicht athmend. Am Morgen des dritten Tages wurde ſie todt gefunden.

---

*) S. Hermbſtädt in Orfila. 3. B. S. 210.

Sie war äuſſerſt ſteif, die Bauchmuskeln gegen einander gezogen, hart anzufühlen. Die Pupillen waren aufs äuſſerſte erweitert, die Mundhöhle, die Zunge und der Schlund hatten eine auffallend weiße Farbe. Die Speiſeröhre war leicht geröthet. In der Trachea fand ſich viel Schleim. Die Lungen enthielten viel dünnflüſſiges bläulichtes Blut, aber auch ziemlich viel Luft. Im Magen war eine ſchwarze wäſſerigte Flüſſigkeit, die nach dem Fettgifte roch; er war leicht entzündet. Die dünnen Gedärme enthielten ganz feſte lettenartige Excremente. Die Leber ſchien natürlich. Die Gallenblaſe war ſtroßend von einer bräunlichten Galle erfüllt. Das Herz enthielt in ſeinen Ventrikeln viel ſchwarzes Blut und eine polipöſe Maſſe. Die Urinblaſe war von Urin äuſſerſt erfüllt. Die Gefäße des Gehirnes enthielten viel bläulichtes Blut.

Mit dieſem fettſauren Fette wurden noch drei Verſuche an Thieren gemacht.

Auffallend war bei all dieſen Verſuchen das Entſtehen einer ſo abondanten Schleimſecretion, die auch das Weltheriſche Bitter hervorbringt, und die übrigens auch auf Gaben von Blauſäure und Belladonna bei manchen Thieren zu entſtehen pflegt.

Bei einigen dieſer Thiere entſtunden ſtarke Durchfälle auf dieſes fettſaure Fett und langſamerer Tod.

Vierundzwanzigſter Verſuch.

(Der Verſuch geſchah mit durch Wahlverwandtſchaft erhaltener concentrirter Fettſäure.)

Einem alten Raben wurde eine kleine Wunde am rechten Bruſtmuskel gemacht. Es ſpritzte aus einem Gefäße Blut. Sogleich wurden auf das Gefäß und die Wunde ungefähr zwölf Tropfen Fettſäure gebracht und die Verblutung durch leichte Drückung des Gefäßes geſtillt. Dadurch war der Blutverluſt ſehr unbedeutend, das Thier ſtarb aber dennoch nach einigen Minuten, indem eine ſehr beengte Reſpiration mit weit aufgeſperrtem Schnabel eingetreten war.

Das Thier, ſogleich nach dem Scheintode aufgeſchnitten, zeigte in der rechten Herzkammer noch eine fluctuirende Bewegung, einige Tropfen Fettſäure darauf getröpfelt, ſtand dieſe Fluctuation ſogleich ſtille. Im Herzen fand ſich noch ziemlich, aber unzerſetztes Geblüt. Die Lungen enthielten viel dünnes Blut. An den übrigen Organen zeigte ſich weiter nichts beſonderes.

Fünfundzwanzigſter Verſuch.

(Der Verſuch geſchah mit durch Wahlverwandtſchaft erhaltener concentrirter Wurſtſäure.)

Einer jungen Katze wurde auf dem Rücken ein Schnitt von ungefähr einem Zolle in das Fell gemacht und noch etwas in das Muskelfleiſch eingeſchnitten. In dieſe Wunde wurde ihr unter das Fell ungefähr eine Drachme concentrirter Wurſtſäure eingeträufelt. Auf dem Muskelfleiſch der Wunde hatte ſich ſchon nach einigen Tagen eine fette käſeartige Materie gebildet. Die Wunde ſah vertrocknet aus und kam zu keiner eigentlichen Entzündung. Das Fell löste ſich von ſelbſt weit um die Wunde von den Muskeln ab, auf denen ſich überall dieſe käsartige Materie gebildet hatte; zugleich gieng, faßte man das Thier nur etwas bei den Haaren, die Epidermis mit ſamt den Haaren weit herum leicht ab.

Es war die Wunde dem Thiere auch einigemal mit fettſaurem Fette eingeſchmiert worden.

Nach vier oder fünf Tagen hatte man bei dem Thiere Blödigkeit der Augen bemerkt, ſeine Stimme wurde heiſer, und es waren auch einige Beſchwerden im Schlingen bei ihm wahrzunehmen. Dabei magerte es äuſſerſt ab und bekam bald Verſtopfung, bald Durchfall. Dieſer Zuſtand dauerte bei achtzehen Tage, wo es dann zulezt an immer mehr zunehmender Abzehrung und Entkräftung verſchied.

Bei der Sektion zeigten die Mundhöhle, Zunge und Schlund dieſes Thieres eine auffallend weiße Farbe. Ebenſo war die Trachea milchweiß und unentzündet. Die Lungen waren ebenfalls ſehr farblos und enthielten faſt gar kein Blut. Wenig Blut enthielt auch das Herz. Es zeigte nur wenige ſchwarze Blutconcremente, mit etwas dünnflüſſigem Blute umgeben. Sein Anſehen war ſchlaff und welk. Man ſah überhaupt auffallend wenig Blut in dieſem Thiere, der Magen enthielt noch etwas Fleiſch, das ebenfalls ſehr ausgebleicht war. Ganz weiß war auch der Magen, ſeine innere Haut leicht ablöslich, aber unentzündet. Die Gedärme enthielten weiße breiartige Excremente und waren nicht entzündet. Die Leber war an ihren Rändern ſehr mißfarbig, die Gallenblaſe enthielt viel Galle, hatte aber ein welkes Ausſehen.

Sechsundzwanzigſter Verſuch.

(Der Verſuch geſchah mit durch Wahlverwandtſchaft erhaltener Fettſäure.)

Einem Kaninchen wurde eine Wunde am Schenkel gemacht und in dieſelbe ungefähr eine Drachme Fettſäure eingeträufelt.

Unter der getrennten Lederhaut bildete ſich nach einigen Tagen auf dem Muskel eine weiße, fette, käsartige Maſſe.

Entfernte man dieſe, so ſah man den Muskel unter ihr dunkelbraun gefärbt und hart. Dieſe

Härte erſtreckte ſich aber nur einige Linien dick in das Fleiſch und war wie die harte vertrocknete Rinde eines Käſes. Das Thier ſchien zwar einige Zeit lang zu trauern, man bemerkte aber doch ſonſt keine widrigen Folgen für daſſelbe.

Dieſer Verſuch wurde an einer Katze wiederholt und gab gleiches Reſultat, weßwegen ich glauben möchte: daß die Fettſäure in Wunden gebracht, nur ſehr langſamen Einfluß auf den thieriſchen Organismus äuſſert, beſonders wenn die Wunden an den Extremitäten gemacht werden.

Nur mehrere Verſuche können hierüber entſcheiden.

Siebenundzwanzigſter Verſuch.

(Mit aus verdorbenem Blute gezogener Fett- oder Blutſäure.)

Ich hatte von dieſer Säure zu wenig erhalten, um Verſuche mit ihr an größern Thieren anſtellen zu können, und ich mußte mich nur auf Verſuche an Vögeln beſchränken.

Eine Reihe von dieſen (z. E. Rothkehlchen, Meiſen, Sperlinge,) tröpfelte man jedem 10—12 Tropfen ein, verſchieden bald ohne Zuckung, nur mußte die Säure aber wirklich von ihnen verſchlungen werden, was nicht immer geſchah, indem Vögeln das Eingegebene leicht wieder zum Schnabel herausläuft, in welchem Falle die Wirkung auch nicht ſo ſchnell war, oder wieder vorübergieng.

Nach dem Erkalten wurden dieſe Thiere äuſſerſt ſteif und in den Herzventrikeln fand man meiſtens ſchwarzes dickes Blut.

An einer jungen Katze, die etwas von dieſer Blutſäure bekam, bemerkte man vier Tage nichts beſonderes. Nach vier Tagen veränderte ſich ihre Stimme, die zulezt ganz heiſer und tonlos wurde, und ſie bekam ſehr oft Durchfälle, bei denen ein Bandwurm abgieng. Sie magerte äuſſerſt ab und verlor ſich aus dem Hauſe, ſo daß ich ſie nicht weiter beobachten konnte.

Ich ſetze hier nur noch die Bemerkung bei: daß ich zu Welzheim einen Fleiſcher kannte, der mit dem Bandwurm behaftet war, und bei dem jedesmal auf Genuß einer Blutwurſt eine große Parthie deſſelben abgieng.

Auf die Verſuche mit dieſen Säuren an Thieren, folgt hier zur Vergleichung eine Reihe von mehr oder minder ausführlichen Krankengeſchichten und Sektionen von Menſchen, die durch den Genuß verdorbener Würſte vergiftet wurden, und ich rufe dabei noch die früher im Druck erſchienenen Geſchichten ſolcher Vergiftungen, namentlich die in den Tübinger Blättern und die in meiner erſtern Schrift über dieſen Gegenſtand, beſonders die Geſchichte des Herrn W. von Weinſperg, ins Gedächtniß. *)

---

*) S. Tübinger Blätter für Naturwiſſenſchaft und Arzneikunde III. B. 1. St.

III.

Krankengeſchichten und Sectionen von Menſchen, die durch verdorbene Würſte vergiftet wurden.

Erſter Fall.

(Die Vergiftung geſchah durch einen geräucherten, mit Fett und Blut u. ſ. w. gefüllten Schweinsmagen, und betraf dreizehen Perſonen, wovon ſechs ſtarben.)

Nachſtehender Fall von Vergiftung durch eine Wurſt, iſt, ſo viel ich weiß, der erſte, der in Würtemberg zu öffentlicher Unterſuchung kam. Es kamen, wie leicht zu erachten, auch früher Fälle der Art vor, und Aktenſtücke ſprechen, (ſ. den dritten Fall,) von einer ſolchen Vergiftung, die ſich im Jahre 1789 ereignete, auch ſoll um dieſelbe Zeit, oder noch früher, zu Kaiſersbach eine Vergiftung durch Würſte ſich ereignet haben, allein über alle dieſe früheren Fälle hat man keine Berichte, und ſie wurden auch nicht als Vergiftungen durch Würſte erkannt, ſondern die Vergiftungen kupfernen Gefäßen, in denen die Würſte bereitet wurden u. ſ. w. zugeſchrieben, oder es kamen, wie in einem früheren Falle wirklich geſchehen ſeyn ſoll, ganz unſchuldige Menſchen in Verdacht des Giftmiſchens, ein Verdacht, der zur Zeit der Folter, den Richtern leicht zur völligen Gewißheit werden konnte.

Auch im nachſtehenden Falle, wurde auf vorſätzlich geſchehene Vergiftung inquirirt, namentlich auf eine boshafterweiſe geſchehene Vermiſchung der Speiſe mit Nieswurz, Schierling oder Belladonna. Es ſchien auch dem unterſuchenden würdigen Arzte, dem verſtorbenen Herrn Hofmedicus Dr. Kaiſer zu Calw, dieſe Vergiftung einer durch Pflanzengift verurſachten ſo gleich zu kommen, daß er in ſeinem Parere darüber ſagt: „Völlig bin ich überzeugt, daß der Blunze, (ein mit Blut und Fett u. ſ. w. gefüllter Schweinsmagen,) an dem 13 Perſonen ſich ſatt eſſen konnten und den man 3 Wochen lang in den Rauch aufhängte, ſeiner Natur nach ſchädlich werden mußte. Er war aus Blut, Milch, Fett, Semmelbrod, Leber und Milz, nebſt Pfeffer, Salz, Jugwer und Majoran, bereitet. Wie kann ein ſo großes Volumen ganz völlig durchräuchert werden? Der unglücklich genoſſene, ſoll die Größe eines vierpfündigen Laib Brodes gehabt haben, und mußte in der Zeit von 3 Wochen, in der er im Rauche hieng, in Säurung und Fäulniß übergehen. Da eine kleine Portion ranzigten Oels ſchon im Stande iſt, eine giftige Eigenſchaft anzunehmen und tödtliche Folgen hervorzubringen, um wie vielmehr könnte ein dergleichen voluminöſer Blunze ſchädliche Wirkungen haben? und ich urtheile daher: daß der an und für ſich ſchädliche Blunze einen krankmachenden Einfluß auf die geſunden Perſonen ausgeübt, der tödtliche Ausgang aber, durch eine beträchtliche Gabe Belladonna, (man habe ſie nun im Aufguß in die Wurſt oder in die Brühe, aus Unvorſichtigkeit oder Bosheit, gethan,) verurſacht worden ſey. Ich erkläre alſo das Gift der Belladonna, nebſt der mitwirkenden Kraft der Verderbniß im Blunzen, für die alleinige Urſache dieſer traurigen Todesfälle.“ *)

Es möchte gerade dieſes Urtheil hauptſächlich auch meiner ſchon öfters geäuſſerten Meinung zur Beſtätigung dienen: daß man in dieſen verdorbenen Würſten ein Gift von ähnlicher Zuſammenſetzung **), wie in mehreren Giftpflanzen, z. E. der

---

*) Auch in einer Replik der Regierung über dieſen Fall, heißt es: „Unſer herzogl. Colleg. archiatrale ſtimmt mit dem Hofmedikus Kaiſer überein, wenn er den Tod der Verunglückten einem vegetabiliſchen Gifte, und wahrſcheinlich der Belladonna, zuſchreibt.“

**) Ich ſpreche nicht von gleicher, ſondern nur von ähnlicher, Zuſammenſetzung.

Nieswurz, der Belladonna u. ſ. w. zu ſuchen hat, ein, aus einer beſondern Säure und vielleicht auch aus einem beſondern Alkaloid beſtehendes Gift, nämlich aus der von mir durch Verſuche als ſolche erkannten Fettſäure, wohl in manchen ſehr tödtlichen Fällen, in Verbindung mit einer durch die Einwirkung dieſer Säure auf den thieriſchen Stoff noch hervorgerufenen, dem Weltheriſchen Bitter gleichkommenden Subſtanz, einem Alkaloide.

Den 27. März 1793 aßen auf dem Klein-Enzhof bei Wildbad, 13 Perſonen miteinander einen Blunzen, der 3 Wochen lang im Rauche gehangen war und die Größe eines vierpfündigen Laib Brodes hatte. Der Blunze war mit Kartoffeln in einer Brühe geſotten worden, und dieſe wurden mit Schmalz von ſogenannten Grieben geſchmelzt. *)

Die Theilnehmer an dieſem giftigen Mahle waren:

1) Georg Knöller, Hofbeſitzer,
2) deſſen Magd, Küblerin,
3) deſſen andere Magd, Wildbrettin,

---

*) In warmen Ländern, z. E. Italien, wird zur Bereitung der Speiſen auch nicht dieſes leicht ſich zerſetzende Thierfett, ſondern Olivenöl, genommen.

4) deſſen ſechsjähriges Kind, Catharina,
5) deſſen ſiebenjähriges Kind, Maria, und
6) deſſen Knecht, Jakob Knöller.

Dieſe ſechs Perſonen erlagen alle dem Tode.

Noch aßen folgende Individuen, die mehr oder weniger erkrankten, aber mit dem Leben davon kamen, von dieſer Speiſe:

7) der Knecht Friedrich Ochmer,
8) der Knecht Bernhard Rohr,
9) ein Taglöhner, Namens Jäg von Wildbad,
10) der Hausſchulmeiſter, Johann Riegſinger,
11) eine Spinnerin, Namens Kraus von Kalmbach,
12) ein Kind des Hofbeſitzers von zwei Jahren, und
13) ein Kind deſſelben von vier Jahren.

Schon am Nachmittage des Genuſſes, empfanden einige dieſer Menſchen, große Vertrocknung im Halſe, Beſchwerden im Schlingen, auch mußten ſich einige am Abend erbrechen. Am andern Tage, am 28., gieng der Hofbeſitzer Knöller mehrere Stunden weit über Feld, kehrte aber mit dem Gefühle von Erkranktſeyn nach Hauſe zurück. Ob er gleich am 29. ein Zuſammenziehen im Bauche, Verdunklung der Augen, und Neigung zu Ohnmacht fühlte, begab er ſich doch, um für ſeine Hausgenoſſen Hülfe zu ſuchen, zum Chirurgen Kapff nach Teinach. Als er zurückkam, konnte er nicht mehr aufrecht bleiben, auch fand er bereits ſeine Dienſtmagd Küblerin als Leiche. Dieſe hatte bald nach dem Genuſſe der Wurſt, Schmerzen im Leibe empfunden, und eine völlige Hemmung im Schlingen bekommen, ſo daß, wenn man ihr nur einen Tropfen Waſſer geben wollte, ſie faſt erſtickte. Sie war 28 Jahre alt und ſtarb zwei Tage nach dem Genuſſe der Wurſt, von der ſie am meiſten verzehrte. Sie hatte das Mahl bereitet. Es war vor ihrem Tode noch ihr Vater von Kalmbach zu ihr gerufen worden, zu dem ſie mit heiſerer Stimme und zuſammengelegten Händen ſagte: „Lieber Vater! ich muß ſterben,“ und als dieſer ſie fragte: ob ſie keinen Verdacht habe, von jemand vergiftet worden zu ſeyn? antwortete ſie mit einer ſchwachen Bewegung des Hauptes: „nein!“ und verſchied ohne Zuckung.

Ihr folgte nach einigen Stunden das ſechs Jahre alte Mädchen des Hofbeſitzers, Catharina.

Das dritte Opfer, war die 22jährige Dienſtmagd Wildbrettin, ſie gab, während ihr der Chirurg von Teinach den Hals ausſpritzte, vier Tage nach dem giftigen Mahle, den Geiſt auf.

Nach ihr ſtarb am 31., fünf Tage nach der genoſſenen Wurſt, der 52jährige Knecht, Jakob Knöller.

Das ihm nächſte Opfer war des Bauern 7jähriges Kind, Maria, deſſen Tod am 1. April, 7 Tage nach dem Genuſſe der Wurſt, eintrat.

Herr Hofmedicus Kaiſer, dieſer verehrungswürdige alte Arzt, der am erſten April nach ſchon erfolgtem Tode von vier dieſer Unglücklichen, auf den Klein-Enzhof gerufen wurde, ſpricht von dieſem traurigen Vorfalle alſo:

„Auf dieſem Hofe angekommen, eröffnete ſich mir eine Scene, deren ich mich oft mit blutendem Herzen erinnern werde, und müßte ich noch mehrere ſolcher erleben, ich möchte, ich könnte kein Arzt mehr ſeyn.

„Bei meinem Eintritte in das Haus, ſah ich eine Thüre eröffnet, wo im Hintergrunde eines Gemaches 4 todte Perſonen in zwei Bettladen nebeneinander lagen! In der Stube rang ein 7jähriges Mädchen mit dem Tode und war ſchon ganz das Bild deſſelben, eiskalt. Der Vater, ein Mann von 37 Jahren, war am Erſticken, er gab zu verſtehen: daß ſeine Augen gänzlich verdunkelt ſeyen.

„Der Hauslehrer und zwei Knechte, erbrachen ſich abwechslungsweiſe mit dem heftigſten Würgen, und 3 Kinder jammerten über ihr und der Andern Elend und Noth.

„Der Vater muß, wenn er etwas ſehen will, das Augenlied in die Höhe halten, aber ſogleich fällt es wieder nieder. Seine Pupillen ſind ſehr erweitert, ſein Bauch iſt nicht aufgetrieben, nicht ſonderlich hart, er klagt keine Schmerzen, aber es quält ihn ein unaufhörliches Würgen, und er iſt nicht im Stande einen Tropfen Milch zu nehmen, von ſäuerlichen Sachen kann gar keine Rede ſeyn. Sehr große Beſchwerden, macht ihm auch ein beſtändiges Drängen auf den Urin. Vom 29. bis 31., nahm er Arzneimittel von dem Chirurgen Kapff von Teinach. Dieſer behandelte all dieſe vergiftete Perſonen, und erklärte ihre Zufälle für eine epidemiſche Krankheit, die jezt auch in Stuttgart und Tübingen ganz allgemein herrſche. Erſt wie ſie faſt alle nichts mehr ſchlingen konnten, 3 Perſonen geſtorben und die vierte am ſterben war, gieng man von ihm, und zeigte dieſe Begebenheit gehörigen Orts an.

„Wegen Härte des Pulſes, ließ ich den meiſten eine Ader öffnen, verordnete laue Bäder und Klyſtiere, ſetzte Blutigel an die Kehle, ließ flüchtige Salbe einreiben und eine Abkochung von Tamarindenmark und Weinſteinrahm, ſoviel das gehemmte Schlingen erlaubt, beibringen. Geſtern ſchon ſchien einigen ein Bad gut bekommen zu ſeyn.

„Das verhinderte Schlingen, den Nebel vor den Augen, das Drängen auf den Urin, haben alle gemein, nur iſt der Unterleib bei einem oder dem andern mehr hart und aufgetrieben."

Am 3. April ſchrieb Herr Hofmedicus Kaiſer:

„Ich verordnete den Kranken Klyſtiere von Eſſig mit Waſſer. Hang zum Schlafen haben alle. Die Verdunklung der Augen nimmt bei allen meiſtens zu, die Oeffnung iſt ſehr hart, nur wenn etwas Eſſig genommen wird, wird ſie weicher. Ohne Eſſigklyſtiere, kommt keine Oeffnung. Die Zunge, die bei einigen rein, bei andern mit einem weißen widrigen Schleime überzogen iſt, kann meiſtens frei bewegt und herausgeſtreckt werden. Der Puls iſt jezt nicht mehr voll, eher etwas klein."

Am 4. April ſchreibt Herr Dr. Kaiſer:

„Als ich heute den Hofbauern Knöller beſuchen wollte, war er bereits ſanft eingeſchlafen, 8 Tage nach dem giftigen Mahle. Vier Tage nach demſelben, konnte er gar nicht mehr ſchlingen, ſeine Füße wurden ſteif, wie gelähmt, ſeine Sehkraft verlor er am lezten Tage faſt gänzlich. Er ſchlief, wie auch die andern alle, ſehr ſanft mit völliger Beſinnung ein. Bei den noch lebenden, dringe ich auf Eſſigwaſſer zu Trank und Klyſtier, und da alle auf den Genuß deſſelben heftiges Grimmen und Schmerzen im Leibe fühlen, ſo laſſe ich alle eine Abkochung der Althea trinken. Bei keinem iſt der Leib beſonders aufgetrieben und bei keinem das Geſicht beſonders roth.“

Von den mit dem Leben davon gekommenen Perſonen, war die Spinnerin, Krauſin von Kalmbach, am heftigſten erkrankt.

Herr Dr. Kaiſer ſchreibt von ihr alſo:

„Bei meinem Eintritt in ihre Stube zu Kalmbach, ſtund dieſes Mädchen am Ofen und erzählte mir mit heiſerer Stimme: daß ſie am 27. März mit andern auf dem Klein-Enzhofe von einem großen Blunzen gegeſſen, worauf ſie beim Schlingen eine Säure und eine Vertrocknung im Halſe gefühlt, der bald ein Würgen und Mattigkeit in allen Gliedern gefolgt ſey. Sie könne ſeitdem nicht mehr ſchlingen, ihre Zunge nicht mehr aus dem Munde recken, und es ſeye ihr alles ſauer und bitter. Ihre Eltern hätten ſie am 29. nach Kalmbach geholt und ihr der Chirurg ein Brechmittel gegeben, auf welches viel Schleim und Galle weggegangen; demohngeachtet, halte das Würgen und die Vertrocknung im

Halſe noch an, und ihr Geſicht ſeye ſeit dem 28. ganz blöde.“

„Ich ließ ihr eine Ader öffnen, ſie in ein laues Bad ſetzen, Klyſtiere geben, flüchtige Salbe in den Hals einreiben und Honig nebſt Eſſigwaſſer trinken.“

Drei Tage ſpäter ſchrieb Herr Dr. Kaiſer von ihr:

„Die Verdunklung der Augen und Verſtopfung der Naſe, nimmt mit jedem Augenblicke zu, das Schlingen iſt äuſſerſt verhindert, und jedes Mittel, das nur etwas reizend iſt, verurſacht ihr Stickhuſten mit Erbrechen. Der Stuhlgang iſt bei ihr am hartnäckigſten gehemmt.“

Demohngeachtet erholte ſich dieſes Mädchen wieder, wie lange aber ihr Leiden anhielt, finde ich nicht aufgezeichnet.

Der Taglöhner, Jäg von Wildbad, ein Mann von 50 Jahren, der ſpäter als die andern, jedoch an demſelben Tage, aber nur wenige Löffel voll von dem Blunzen gegeſſen, weil ihm einer der Knechte geſagt: er ſolle von der heutigen Speiſe nicht viel genießen, ſie ſeye ganz ſauer, er habe ſich ſchon einigemal erbrechen müſſen, fühlte demohngeachtet auch bald Vertrocknung und Säure im Halſe, bekam Disphagie, Mattigkeit, Blödigkeit der Augen u. ſ. w. Es wurden ihm die angezeigten Mittel verordnet, und er erholte ſich wieder.

Der Hausſchulmeiſter Riegſinger, ſchien durch dieſe Vergiſtung nur wenig zu leiden.

Der zweite Knecht, Friedrich Dämer, der von der Wurſt ziemlich viel genoſſen, behauptete, erſt zwei Tage nach dem Genuſſe derſelben etwas krankhaftes zu fühlen, namentlich mußte er ſich erbrechen, und ſtellte ſich bei ihm Disphagie und Blödigkeit der Augen ein. Auch er genaß wieder.

Merkwürdig iſt: daß der dritte Knecht, Bernhard Rohr, der nach ſeiner und nach Aller Ausſage, am meiſten nach jener Verſtorbenen von der Wurſt gegeſſen, beinahe gar nicht erkrankte. Ob ſeine Individualität daran Schuld war, oder ob er nur von dem äuſſern, am wenigſten in Verderbniß übergegangenen Theile des Blunzen gegeſſen, kann nicht beſtimmt werden, jedoch iſt nicht zu übergehen: daß er allein bald nach dem Mahl ſehr viel Milch und Eſſig getrunken, welche Mittel er auch von ſelbſt einige Tage lang öfters des Tags zu ſich nahm.

Das 4jährige Kind, ob es gleich mit von der Wurſt aß, erkrankte auch gar nicht, und das 2jährige Kind genaß, ob man ihm gleich keine Arzneimittel beibringen konnte, dennoch wieder.

Die früher genoſſenen Würſte und das Schmalz aus dem gleichen Schweine, das auch ſpäter noch gebraucht wurde, gaben nie Veranlaſſung zu einem Erkranken.

Die vorgenommenen Inſpektionen und Sektionen zeigten bei dieſen ſechs Leichen der Hauptſache nach die gleichen Erſcheinungen:

Das Angeſicht der Verſtorbenen war ganz unentſtellt, weder aufgelaufen, noch mißfarbig, das des 7jährigen Mädchens ſogar lächelnd. Dagegen waren bei den meiſten die Nägel an Händen und Füßen ſehr blau unterlaufen, und auf dem Rücken, den Seiten und an den Gliedmaßen viele blaue Todtenflecke bemerkbar. Bei einigen waren die Halsmuskeln ſamt den nahegelegenen Theilen mit Blut unterlaufen. Bei allen waren die Bauchmuskeln geſpannt und hart anzufühlen, ohne Aufblähung des Bauches. Bei den meiſten war die Zunge und das Zahnfleiſch mit vielem weißen verdickten Schleime bedeckt. So war auch die Speiſeröhre bei den meiſten mit dickem Schleime überzogen und mehr oder weniger entzündet, bei einigen brandig. Entzündet zeigte ſich auch bei den meiſten Luftröhre und Lunge. Bei allen fand man in den Herzhöhlen, auch in der Aorta und den Carotiden, dickes ſchwarzes Blut.

Das Herz war bei allen mißfarbig und welk, bei einigen entzündet. Den linken Herzventrikel des 6jährigen Kindes erfüllte ein Schleimpolype.

Die Magenhäute waren meiſtens noch einmal ſo dick als im natürlichen Zuſtande, die Zottenhaut leicht ablösbar, aber nicht eigentlich corrodirt. Auf der äuſſern Haut des Magens der Magd Küblerin, deren Magenhäute überhaupt ſehr ſtark entzündet waren, ſah man erhabene Bläschen, vom Ausſehen ſolcher, die durch Brennen entſtehen.

Bei allen fand man die Zottenhaut des Magens mit einem dicken Schleime überzogen.

Die Gedärme waren bei allen mehr oder weniger entzündet, oder gar brandig, und die dicken Gedärme von Luft und harten Exkrementen aufgetrieben.

Die Leber war bei einigen normal, bei andern entzündet; bei allen aber die Gallenblaſe ſehr mit Galle erfüllt.

Bei den meiſten war die Milz natürlich, bei wenigen entzündet; ebenſo fanden ſich auch bei einigen der Uterus, die Nieren und die Urinblaſe entzündet, bei andern nicht, letztere fand man bei einigen zuſammengezogen.

Die Blutgefäße des Gehirnes waren bei allen voll von einem dicken ſtockenden Blute, die Subſtanzen des Gehirnes bei keinem verändert, ausgenommen bei [illegible] 7jährigen Kinde, bei dem die Subſtanz des kleinen Gehirnes widernatürlich weich und wie aufgelöst erſchien.

Zweiter Fall. *)

(Die Vergiftung geſchah durch geräucherte Würſte, aus Fett und Blut eines Bocks bereitet, und betraf zwei Perſonen, die beide ſtarben.)

Anfang Februars 1799 ſchlachtete in Fornſpach, Backnanger Oberamts, ein Bauer Namens Roller, einen gemäſteten Bock.

Von ſeinem Fette und Blute wurden Würſte verfertigt und in den Rauch gehängt.

Zu Ende Februars wurden die Würſte, die ſauer und übelriechend geweſen ſeyn ſollen, von dem zweiundfünfzigjährigen Bauer, deſſen achtundvierzigjähriger Ehefrau und einer Tochter und Magd verzehrt.

Magd und Tochter fühlten keine Beſchwerden darauf, ſchienen aber auch weniger als Mann und Weib gegeſſen zu haben.

Dagegen wurden der Bauer und ſein Weib bald nach dem Genuſſe mit Erbrechen, Leibſchnei-

---

*) Dieſe, wie auch die 5te und 6te Beobachtung, verdanke ich der gütigen Mittheilung des Herrn Oberamtsarzts Dr. Oeſterlens zu Oehringen, und ich mache beſonders auf deſſen glückliche Therapie im 5ten und 6ten Falle aufmerkſam.

den, Durchfall, gehindertem Schlingen, Blödigkeit der Augen und großer Schwäche befallen, auf die bei beiden in einigen Tagen, ohne daß ſie ein Arzt behandelt hatte, der Tod erfolgte.

Ihre Leichname zeigten große Muskelrigidität. Ihre Glieder waren durchaus unbeugſam und hatten eine braunrothe Farbe.

Die Lippen waren gerunzelt, bleich; ebenſo gerunzelt und bleich war die Zunge und die ganze Mund- und Rachenhöhle. Die zottige Haut des Magens war entzündet, und beſonders an ſeinem Grunde mit einer Menge kleiner Blutflecken und Streifen bedeckt; ebenſo einzelne Stellen in der Speiſeröhre und in den dünnen Gedärmen. Der untere Theil der Speiſeröhre, ſo wie die Cardia, waren verdickt, ſie erſchienen faſt noch einmal ſo dick als in geſundem Zuſtande. Die innere Fläche der Luftröhre war leicht entzündet und mit einem blutigen ſchaumigten Schleime bedeckt. Die Lunge war blauſchwarz, feſt und ſtark mit Blut angefüllt. Das Herz war welk und ſeine Höhlen enthielten ſchwarzes und ſchmieriges Blut. Dieſe Beſchaffenheit hatte das Blut auch in den Lungen und in allen Gefäßen der Bruſt und des Unterleibs. Die Leber war anſcheinend geſund, die Gallenblaſe mit dunkler Galle ſtrotzend erfüllt.

An der Bauchſpeicheldrüſe, der Milz und der Urinblaſe, war nichts beſonders zu bemerken.

In einem völlig normalen Zuſtande zeigten ſich auch das Gehirn und die Nerven.

Dieſer Erfund war in beiden Leichnamen durchaus gleich.

Dritter Fall.

(Die Vergiftung geſchah durch einen geräucherten, mit Blut und Fett gefüllten Schweinsmagen, und betraf fünf Perſonen, von denen vier ſtarben.)

Am 14. März, des Jahres 1799, wurde auf dem Hofe Mosberg, bei Altenſtaig, ein geſundes, aber fettes Schwein geſchlachtet.

Die aus demſelben bereiteten Würſte beſtanden aus dem Blute, dem Fette und dem Gekröſe des Schweines, auch wurden dazu noch einige Maas Milch, etwas Zwiebel und Pfeffer genommen.

Die Würſte wurden am andern Morgen der Verfertigung in den Rauch gehängt, und einige Wochen lang aß der Hofbeſitzer und ſeine Leute beinahe alle Tage von denſelben, ohne daß je eine einzige von den Perſonen eine Beſchwerde von dem Genuſſe gefühlt hätte.

Am 15. April nahm man die größte dieſer

Würſte, den gefüllten Schweinsmagen, aus dem Kamin. Man ſetzte ihn mit Sauerkraut in einem irdenen Topfe zum Feuer, und ſo wurde er von dem Hofinnhaber und ſechs andern Perſonen gemeinſchaftlich verzehrt.

Bald nach dem Genuſſe deſſelben klagten alle über Blödigkeit in den Augen, Beſchwerden im Schlingen, Vertrocknung der Zunge und des Gaumens, Schwindel u. ſ. w. Von ihnen ſtarben vier Perſonen in kurzer Zeit, nämlich der Gutsbeſitzer Johannes Rentſchler, ſein Weib, ſeine Söhnerin und eine Tochter. Sein Sohn Peter, der auch erkrankte, erhängte ſich. — Nicht bemerkt iſt in den Akten, warum denn eigentlich dieſer Menſch den Selbſtmord an ſich verübte; nur das geht aus ihnen hervor: daß man ihn, aber natürlich ganz unrechtmäßigerweiſe, beſchuldigt hatte, er habe Bilſenkrautſaamen unter die Würſte gebracht, und trage Schuld an dieſer Vergiftung.

Ungefähr ein Viertelpfund von einer ſolchen, noch im Kamin vorgefundenen Wurſt, deren Geruch durchdringend ſtark, ſäuerlicht und eckelhaft, nach Art eines faulen Käſes, war, wurde einem Hunde eingegeben. Dieſer erbrach ſich darauf einigemal und bekam einen Durchfall, ward auch die ganze Nacht darauf traurig, am folgenden Morgen aber wieder ſo geſund als zuvor.

(Es iſt bemerkungswerth, daß vier Jahre zuvor, den 23. April 1795, auf ebendieſem Hofe fünf Perſonen durch die gleiche Vergiftung erkrankten, wovon zwei dem Tode erlagen, nämlich eine ledige Tochter und ein lediger Sohn eben dieſes Johannes Rentſchlers. Zehn Jahre zuvor, im April 1789, kam auf einem, dieſem benachbarten Hofe, dem ſogenannten Lengenloch, ein gleicher Fall von Vergiftung durch eine verdorbene Blutwurſt vor. Dieſer Fall betraf acht Menſchen, wovon zwei, Vater und Tochter, dem Tode erlagen.)

Die Geſtorbenen und auch die mit dem Leben davon Gekommenen, in dem eben beſagten Falle nun, wurden, auſſer mit den ſchon angeführten Krankheitszufällen, hauptſächlich noch mit folgenden behaftet: Sie giengen ſchwächlich und ſchwankend herum, ihr Gemüth war niedergeſchlagen, ihr Reden mehr oder weniger beſchwerlich und heiſer. Die Zunge konnten ſie nur mühſam herausrecken, ſie war mit einem weißen Schleim belegt. In dem Gaumen bemerkte man bei einigen eine oberflächliche Röthe, aber durchaus keine Geſchwulſt. Die Augen zeigten keine Röthe, auch waren die Pupillen weder zuſammengezogen, noch erweitert. In der Gegend des Nabels klagten ſie über Schmerzen, keines aber klagte über Bitterkeit und Neigung zum Erbrechen. Der Puls war bei allen ſchwach, doch nicht irregulär.

Der Leichnam des 65jährigen Johannes Rentſchlers, der fünf Tage nach der Vergiftung ſtarb, zeigte nach der Beſichtigung folgendes:

Der Körper war äuſſerſt ſteif und unbeugſam, der Bauch ſehr geſpannt und hart. Als man die Haut des Halſes aufſchnitt, um den Larynx und Pharynx zu unterſuchen, drang ſogleich viel ſchwarzes ſchäumendes Blut hervor, wie auch alle unter der Haut des Halſes liegende Gefäße ſtark mit ſtockendem Blute erfüllt waren. Bei Unterſuchung der Luft- und Speiſeröhre, fand man dieſelben in ganz natürlichem Zuſtande, nur waren ſie mit einem dicken, zähen, weißlichten Schleime überzogen.

Die Speiſeröhre, bis in den Magen verfolgt, zeigte nicht die mindeſte Entzündung, auch in der Gegend der Cardia nicht.

Der Magen war ganz ſchlaff, und in ſeinem Innern mit einem dicken grünlichten Schleime angefüllt. Auf der innern Magenhaut befanden ſich, hie und da, kleine rothe, auch dunkelblaue

Flecken. Die dünnen Gedärme waren meiſtens leer, durchſichtig, und nirgends entzündet.

Die dicken Gedärme dagegen ſahen ziemlich mißfarbig aus und enthielten harte Exkremente.

Die Urinblaſe war ſehr ausgedehnt und voll.

Leber, Milz und Gallenblaſe waren geſund.

Die Lungen waren auf beiden Seiten ſehr ſtark angewachſen, und mit ſtockendem ſchwarzem Geblüte erfüllt.

Beide Ventrikeln des Herzens enthielten ſchwarzes geronnenes Blut.

Der Leichnam der 19 Jahre alten, verheirathet geweſenen Tochter, die ebenfalls fünf Tage nach dem Genuſſe der Wurſt ſtarb, zeigte folgendes:

Der Körper war ganz ſtarr, unbeugſam, die Pupillen waren etwas erweitert, die Zunge und der Gaumen waren mit weißem Schleime bedeckt, zeigten aber keine Entzündung.

Bei Eröffnung des Halſes ſah man die Jugularvenen ſtark mit ſtockendem Blute erfüllt.

Der rechte Lungenflügel zeigte ſich durchgehends feſt an die Bruſthaut angewachſen und voll ſtockenden Blutes, da hingegen der linke durchaus natürlich beſchaffen war.

Durchaus geſund fand man auch das Herz, es enthielt einiges ſtockendes Blut.

Der Magen war ſehr klein, von Speiſen leer, dagegen mit ungefähr 3 Unzen eines gelben Schleimes erfüllt. In den Falten der innern Haut des Magens, bemerkte man einige Streiſen von blauer und röthlichter Farbe, aber weder innen noch auſſen war in demſelben ein Zeichen einer eigentlichen Entzündung zu erkennen. Völlig ohne Entzündung, ganz durchſichtig und leer, fand man ſowohl die dünnen als dicken Gedärme. Nur in der linken Seite des Colons, gegen den Maſtdarm hin, fand man, zwar auch keine Entzündung, jedoch ſehr harte Exkremente.

Die Leber war geſund, die Gallenblaſe aber von flüſſiger Galle ſehr erfüllt.

Der ſchwangere Uterus zeigte äuſſerlich viele blaurothe lange und breite Streiſen, die aber nicht in ſeine Subſtanz eindrangen. Der Liquor amnii in ihm war ganz hell und flüſſig. Der ungefähr zwölf Wochen alte Fötus hatte ein bläulichtes Anſehen, erſchien aber ſonſt proportionirt und geſund.

Die Urinblaſe war mit Waſſer erfüllt.

Das Gehirn fand man in allen ſeinen Theilen geſund, ausgenommen, daß ſeine Gefäße ſehr mit Blute erfüllt waren.

Die andern Verſtorbenen wurden keiner Sektion unterworfen.

Vierter Fall.

(Die Vergiftung geſchah hauptſächlich durch eine geräucherte Hirnleberwurſt und betraf fünf Perſonen.)

Am 12. Mai 1802 aß die Familie des Herrn Pfarrer Götz zu Plieningen Sauerkraut mit einer geräucherten ſauergewordenen Blutwurſt, die auch ein Schweinsmagen war.

Am 13. wurde eine geräucherte Leberwurſt mit Linſen gegeſſen. Dieſe Würſte waren 3 Wochen zuvor, als man im Haus ein Schwein geſchlachtet hatte, bereitet worden, und ſchmeckten ſäuerlich und widrig.

Schon am 13., nach dem Genuſſe der Blutwurſt, empfand der Knecht Schmerzen im Bauche, Brennen in der Bruſt und im Halſe, und Hemmung im Schlingen.

Herr Pfarrer Götz hatte nichts von den Würſten gegeſſen, dagegen deſſen Frau ſehr viel, weniger die jüngere Tochter und zwei Mägde.

Am 14. Morgens klagte die Frau über aufgedunſenen Leib und Wehſeyn, und es erfolgte bald ſtarkes Erbrechen und häufige Stuhlgänge. In den nächſtfolgenden Tagen bekam ſie verhindertes Schlingen und öfters Erſtickungsanfälle;

ihre Hände und Füße wurden kalt, ihr Angeſicht kalt und todtenähnlich, ihre Augenlieder halb geſchloſſen und ihr Puls kaum fühlbar. Wenn ſie ſich zuweilen eine Minute erholte, ſo klagte ſie über ein heftiges Brennen im Halſe und über unerſättlichen Durſt.

Am 14. Abends erbrach ſich auch die jüngere Tochter und am 15. die beiden Mägde. Dieſe alle klagten beſonders über undeutliches und verdunkeltes Sehen.

Dieſer Zuſtand von Vergiſtung dauerte, hauptſächlich bei der Frau, mehrere Wochen, doch erholten ſich alle nach und nach, beſonders auf den Gebrauch von abführenden Mitteln, wieder.

Da in dem Pfarrhauſe noch eine aus derſelben Maſſe beſtehende Wurſt, welche mit den Linſen geſpeist wurde, nämlich eine Hirnleberwurſt, vorhanden war, ſo gab man einer Katze davon zu freſſen, auf die ſie aber keinen ſchädlichen Einfluß zu haben ſchien.

Den andern dritten Theil dieſer Wurſt, gab man einem halbjährigen Hunde. Zwei Tage lang bemerkte man keine Zufälle an ihm, am dritten Tage Morgens aber, fand man ihn todt.

Bei Unterſuchung ſeiner Eingeweide ſchien der Schlund, Rachen und Luſtröhrenkopf und der innere Theil des Magens etwas röther als im gewöhnlichen Zuſtande zu ſeyn. Doch war in ihnen weder eine Aufreſſung noch eine wirkliche wahre Entzündung zu bemerken. Alle übrigen Eingeweide waren geſund, nur die Urinblaſe war ungewöhnlich groß und voll.

Fünfter Fall.

(Die Vergiftung geſchah durch geräucherte Blutwürſte, und betraf vier Perſonen.)

Am 1. April 1811 wurde zu Frankenweiler, im Hauſe eines Bauren, Namens Schieber, ein geſundes Schwein geſchlachtet, und am 27. April der mit Fett und Blut erfüllte, im Rauch aufbewahrt geweſene Magen des Schweines verzehrt.

Es aßen und erkrankten: Carl Schieber, 40 Jahre alt, deſſen 39jährige Ehefrau, eine 14jährige Tochter und ein 8jähriger Knabe. Noch ſollen mit dieſen ein Kind von 11 und eines von 5 Jahren, ferner ein Knecht und eine Näherin mit ihrem Lehrmädchen gegeſſen haben, die aber nicht erkrankt ſeyn ſollen.

Das Erkranken ſtellte ſich bei allen dieſen Perſonen, beinahe ganz gleichförmig, mit folgenden Zufällen ein: Die Kranken wurden mit Drücken im Magen, Brennen im Schlunde, Erbrechen und Durchfall, erſchwertem Schlingen und

Blödigkeit der Augen befallen. Später ſtellten ſich große Mattigkeit, Abgeſchlagenheit der Glieder, Schlafloſigkeit, große Angſt, Unruhe und Beklemmung der Bruſt ein.

Das Schlingen wurde beinahe ganz unterdrückt, und auch flüſſige Dinge konnten nur unter Erſtickungsanfällen und Huſten genommen werden. Feſtere Sachen ſchienen nur über die Hälfte des Schlundes hinabzukommen, es entſtund Huſten und Würgen, und das Genoſſene wurde wieder durch Mund und Naſe herausgebrochen. Alle beſchwerten ſich über ein Gefühl, **wie wenn der Schlund und der Magen verdickt wären.** Dabei klagten ſie aber keine eigentliche Schmerzen, ſondern eine drückende und zuſammenziehende Empfindung längs der Speiſeröhre. Die Zunge und den ganzen Umfang der Mundhöhle fand man bei einigen etwas röther als gewöhnlich und trocken, bei den mehrſten aber blaß und in Falten gezogen, faſt wie in heißem Waſſer gelegen. **Die Oberhaut gieng in flockigen Stücken ab.** Bei den weniger Erkrankten war die Zunge mit einem dicken weißgelben Schleime belegt und feucht anzufühlen.

Die Theile, welche die Fauces bilden, waren zwar bei allen etwas mehr geröthet, bei keinem aber ſo ſtark entzündet und geſchwollen, daß dadurch das Schlingen in einem ſo bedeutenden Grade hätte leiden können; vielmehr war ihr natürliches Volumen vermindert und zuſammengeſchrumpft, beſonders war das Zäpfchen und der Gaumenvorhang ſehr klein und zurückgezogen. Bei einigen bemerkte man in der ſpätern Periode hinten, unter den beiden hintern Naſenöffnungen, gegen den Schlund hinab, dicke eiterartige Lagen von ausgeſchwitzter Lymphe. Aeuſſerlich zeigte ſich der Hals viel dünner, fettloſer, eingezogener als im geſunden Zuſtande, übrigens war eine Betaſtung des Halſes für die Kranken ganz unſchmerzhaft.

Der Blick dieſer Vergifteten war trüb, matt. Die obern Augenlieder, halb gelähmt, bedeckten die Augapfel über die Hälfte; mit aller Anſtrengung des Willens konnte ſie der Kranke nur halb hinaufziehen; die Pupillen waren mehr oder weniger erweitert, und zogen ſich bei einigen nur wenig, bei andern gar nicht auf den Reiz des Lichtes zuſammen. Nahe und kleine Gegenſtände, z. E. Buchſtaben, kleine Münzen, ſahen ſie gar nicht; entferntere und größere ſahen ſie nur durch einen Nebel und doppelt. Die Stirnhaut war in Falten gezogen, das Geſicht eingefallen und ſeine Farbe faſt braungelb.

Sie klagten hauptſächlich über große Trockenheit des Mundes, der Naſenhöhlen und des Halſes, obſchon die Zunge bei manchen öfters feucht anzufühlen war. Die meiſten hatten vermehrte Eßluſt; einige fühlten mehr, andere weniger Durſt. Die Präcordien und der ganze Unterleib war bei allen hart geſpannt, aber nicht aufgetrieben, und bei der derbſten Betaſtung ganz unſchmerzhaft.

Alle litten im Verlaufe der Krankheit an hartnäckiger Verſtopfung, und die reizendſten Klyſtiere giengen wieder leer ab, konnten auch öfters wegen Schließung des Afters und Aufblähung der Gedärme nicht beigebracht werden, oder wurden doch ſogleich wieder herausgetrieben, und es giengen alsdann nur einzelne Kothſtücke mit vielem Schleime überzogen ab.

Bei Mehreren war die Stimme ganz heiſer, bei Andern faſt tonlos; alle hatten ein kurzes trockenes, kroupartiges, jedoch ſeltenes Huſten. Die Reſpiration war bei allen ganz natürlich, nur ſo lange das Erbrechen und die Leibſchmerzen vorhanden waren, erſchwert und beängſtigt. Einige klagten über mühſamen und ſchmerzhaften Abgang des Urins. Ein Fieberzuſtand war nicht vorhanden. Keines klagte über Froſt. Der Puls war klein, nicht häufig; bei den ſehr Kranken ſchien er von ſeiner normalen Beſchaffenheit gar nicht abgewichen zu ſeyn.

Die Haut war trocken, ſpröde, zuſammengeſchrumpft.

Das völligſte Bewußtſeyn war bei allen vorhanden, obgleich alle über Schwindel und ſehr eingenommenen Kopf klagten. Nur die zwei jüngern Knaben, bei welchen ſchon zweimal Naſenbluten erfolgt war, (was bei keinem der übrigen beobachtet wurde,) ſchienen in einem mehr ſoporöſen Zuſtande zu ſeyn.

Was die Heilung betrifft: ſo wurde dieſen Vergifteten ein kräftiges Brechmittel, aus Brechweinſtein, Glauberſalz und Brechwurzel, gereicht.

Sie erbrachen ſich hierauf einigemal und leerten auch durch den Stuhl eine Menge goldgelber und ſcharfer Galle mit vieler Erleichterung aus.

Ferner wurde ihnen eine Emulſion von Mandelöl, Eigelb, arabiſchem Gummi, mit Salpeter, Kampfer und Altheaſaft verordnet, und Klyſtiere von Sennesblätter gegeben. Dabei ließ man ſie ein Gurgelwaſſer, mit Salpeter und Sauerhonig anwenden, in Unterleib und Hals die flüchtige Salbe mit Queckſilber einreiben, und zum Getränk *eine Auflöſung von vielem Eiweiß in Zuckerwaſſer* nehmen.

Die Mittel ſchienen auch ſo gut zu wirken, daß Mutter und Tochter am darauffolgenden Sonntag wieder über Feld giengen. Auch der

Mann und der Sohn fühlten ſich gebeſſert. Man rieth zum fernern Gebrauche dieſer Mittel, aber vermöge der den Bauersleuten eigenthümlichen Gleichgültigkeit gegen alles, was ihre Geſundheit betrifft, folgten ſie dieſem Rathe nicht, ließen auch dem Arzte keine Nachricht mehr von ihrem Befinden ertheilen.

Spätere Nachrichten ſagten, daß ſie nach und nach alle wieder genaßen.

Die bei dieſen Leuten noch unverzehrt vorgefundene Blutwürſte, welche verdorben ausſahen, wurden auf das genaueſte, hauptſächlich auf Blauſäure, chemiſch unterſucht, aber in ihnen auch nicht die mindeſte Spur von dieſer Säure gefunden.

Ein Hund, dem eine derſelben vorgeworfen wurde, fraß ſie freiwillig, ohne daß ſpäter eine krankhafte Erſcheinung an ihm bemerkt worden wäre.

Sechster Fall.

(Die Vergiftung geſchah durch geräucherte Blutwürſte und betraf acht Perſonen, wovon zwei ſtarben.)

Am 11. Mai 1811 genoß ein Wirth zu Grab, Namens Glenk, mit ſeiner Familie einen geräucherten Schweinsmagen und andere Blutwürſte, die ſeiner Sage nach ſehr ſauer und etwas übelriechend geweſen ſeyn ſollen.

Der Wirth hatte ein Geſchenk von dieſen Blutwürſten und auch Leberwürſten in das Haus des Bauren Wielands geſchickt, weil er bemerkte, daß ſie ſauer und nicht mehr lange aufzubewahren.

Der Bauer und deſſen 52jährige Mutter erkrankten bald nach dem Genuſſe und ſtarben nach Verlauf von drei Tagen, nachdem ſie heftiges Brennen und Schneiden im Leibe, gänzliches Unvermögen zum Schlingen und zum Sprechen bekommen hatten.

Der herbeigerufene Wundarzt ließ beiden zur Ader; das Blut ſoll zwar oben eine dünne Entzündungskruſte gehabt, der Blutkuchen aber ſchwarz und aufgelöst geweſen ſeyn.

Drei andere Perſonen ihrer Familie erkrankten ebenfalls unter den bekannten Zeichen der Vergiſtung durch verdorbene Würſte, wollten aber durchaus nicht geſtehen, daß ſie irgend etwas von einem Schweine gegeſſen, wahrſcheinlich aus Furcht vor amtlicher ärztlicher Behandlung und vor der Sektion nach dem Tode. *)

Zwei Mägde des Wirths mußten ſich einige Stunden nach dem Genuſſe der Würſte heftig erbrechen, erlitten aber auſſer Leibſchmerzen, das

---

*) Ein Fall, wie wahrſcheinlich auch in Hebſack. S. den ſechszehnten Fall.

vierundzwanzig Stunden anhielt, keine weitere Beſchwerden.

Der Wirth ſelbſt und ſein 9jähriger Sohn fühlten, auſſer Doppelſehen und Hemmung im Schlingen, keine weitere Folgen.

Noch ſollen mit dem Wirthe fünf andere Perſonen, theils von dem Schweinsmagen, theils von den Blutwürſten, gegeſſen haben, die aber alle geſund blieben.

Schwer erkrankte die Wittwe Wieland durch die ihr vom Wirthe geſchenkten Würſte, an denen, wie ſchon oben geſagt, ihr Mann und ihre Schwiegermutter ſtarben. Sie bekam große Heiſerkeit, kroupartigen Huſten mit etwas ſchleimigem ſpeichelartigen Auswurfe, Brennen im Halſe, Beſchwerden im Schlingen. Ihre Pupillen waren ſehr ausgedehnt, reizlos; ſie fühlte große Trockenheit im Munde und in der Naſe, hatte einen aufgetriebenen, jedoch ſchmerzloſen Unterleib, und erhielt nur durch Klyſtiere von Sennesblätter Stuhlgang. Ihr Urinabgang war mit Zwang verbunden, ſie hatte einen kleinen ſchwachen Puls und eine weiße ſehr belegte Zunge. Ihr 6jähriger Knabe, der ebenfalls von dieſen Würſten gegeſſen, war in einem mehr ſoporöſen Zuſtande; ſeine Haut war trocken und kalt; er aß und trank nur mit großen Beſchwerden im Schlingen.

Seine Fauces waren leicht entzündet, trocken und zuſammengeſchrumpft. Durch Klyſtiere giengen harte Knollen von ihm. Arzneimittel zu nehmen, konnte man ihn nicht bewegen.

Noch war ein 16jähriger Bruder unter ähnlichen, doch leichtern Zufällen erkrankt.

Die Heilung betreffend, ſo wurde dieſen Vergiſteten allen ein Brechmittel aus Brechweinſtein, Glauberſalz und Brechwurzel gereicht.

Bei allen erfolgte mit großer Erleichterung ein ſtarkes Erbrechen einer gelben und ſpäterhin grasgrünen Galle, und mehrere dergleichen flüſſige Stuhlgänge. Dabei wurden ihnen die in der vorigen Krankengeſchichte angegebene Emulſion und die andern dort bemerkten innerlichen Heilmittel verordnet.

Es unterlag zwar keines dem Tode, die ſchwerer erkrankt geweſenen aber, namentlich die Wittwe Wieland und ihr Sohn, klagten noch lange über Blödigkeit der Augen und Hartleibigkeit, auch über Steiſigkeit und Unbeugſamkeit der Glieder.

Die verdorbenen Würſte, die noch bei dem Wirthe vorgefunden wurden, unterwarf man der genaueſten chemiſchen Unterſuchung, namentlich auf Blauſäure, es wurde aber in ihnen nicht die mindeſte Spur von dieſer Säure entdeckt.

Siebenter Fall. *)

(Die Vergiftung geſchah durch geräucherte Leberwürſte, und betraf drei Perſonen, von denen eine ſtarb.)

Den 13. April 1811 wurde auf einem Hofe bei Welzheim ein geſundes Schwein geſchlachtet, und die daraus gemachten Blut- und Leberwürſte zwei Tage lang in einer Kammer aufbewahrt.

Nach dieſen zwei Tagen wurden ſie in den Rauch gehängt.

Den 17. April aß der Beſitzer des Hofes zuerſt eine der Leberwürſte, die aber ganz gut und von keinem widrigen Geſchmacke war.

Am 20. April, wurden wieder zwei Leberwürſte vom Rauch herabgenommen, und dieſe verzehrten der 22jährige Sohn, die Mutter, eine verheirathete Tochter und ein 11jähriger Sohn.

Die Mutter aß ungefähr die Hälfte der Wurſt. Der älteſte Sohn nicht ganz eine halbe, der 11jährige Sohn etwas mehr als eine halbe und die verheirathete Tochter den geringen Ueberreſt.

Den 21. wurden wieder zwei Leberwürſte vom Rauch herabgenommen, jedoch nur eine davon verzehrt, und zwar von dem Hofbeſitzer, der verheiratheten Tochter und der Mutter.

---

*) Dieſe Beobachtung machte der vortreffliche Arzt, Herr Oberamtsarzt Dr. Teltſchler zu Cannſtadt.

Der Hofbeſitzer aß den größern Theil, die Mutter und Tochter das Uebrige.

Den 22. fühlte die Mutter beim Erwachen große Uebligkeit und mußte ſich mit vieler Heftigkeit erbrechen, auch erfolgten mehrere Durchfälle, ſie fühlte aber auſſer dieſem, und einiger Mattigkeit in den Gliedern, vom Genuſſe dieſer Würſte keine weitern Folgen.

Auch die verheirathete Tochter mußte ſich am andern Tage nach der Morgenſuppe ſtark erbrechen; hatte aber bis zum 24. April ſonſt weiter keine Beſchwerden. Erſt am 24. April fieng ſie an, Beſchwerden im Schlingen zu fühlen, wurde matt, und ſah alles doppelt. Sie erholte ſich aber nach einigen Wochen wieder ohne einigen Gebrauch von Arzneimitteln.

Der Vater, ein Mann von 52 Jahren, welcher, wie ſchon bemerkt, dreimal von den Leberwürſten gegeſſen, und welcher ſelbſt angab, daß wenigſtens die am 21. gegeſſene Leberwurſt ſchon ſo ſauer geſchmeckt, daß man guten Appetit habe haben müſſen, um ſie hinunterzubringen, fühlte nie das mindeſte Krankhafte. Ebenſo blieb der 11jährige Knabe, der von der am 20. April, auch nach ſeiner Angabe ſehr ſauer geweſenen Wurſt, genoſſen, gänzlich geſund.

Gänzlich geſund blieb auch noch ein anderer

17jähriger Sohn, welcher am 22. ebenfalls von einer ſauren Leberwurſt gegeſſen hatte.

Der 22jährige Sohn aber fühlte am andern Tage, nach der am 20. April mitgenoſſenen Wurſt, Morgens neun Uhr ſtarke Leibſchmerzen, die aber am Mittag wieder verſchwanden, ſo, daß er zwei Stunden weit ſpatzieren gieng und in einem Wirthshauſe ſehr ſaures Bier trank. Auf dem Rückwege aber wurde es ihm übel, und am 22. fühlte er Mattigkeit und gehemmtes Schlingen, ſo, daß er die Erdbirnen, welche auf den Tiſch kamen, nicht mehr hinunterbringen konnte; doch konnte er die Nacht über gut ſchlafen. Am 23. fühlte er Schwäche in den Augen und vermehrtere Hemmung des Schlingens. Da er ſchon früher mit Scorbut behaftet war, ſo ſchrieb er dieſem die Schuld zu. Am 24. ließ er ſich durch den Chirurgen den Hals ausſpritzen, und ein Gurgelwaſſer verordnen, auf das die Trockenheit des Mundes ſich zwar augenblicklich beſſerte, aber bald wieder erſchien.

Auch von einem benachbarten Bauer ließ er ſich magnetiſch behandeln, d. h. mehrmals den Hals beſtreichen und blaſen, aber alle die krankhaften Erſcheinungen nahmen nur zu: namentlich die Hemmung im Schlingen und das Doppelſehen.

Am 25. bekam er groſſe Heiſerkeit und beengten Athem, auch klagte er über heftige Stiche auf der Bruſt.

Die ganze Zeit ſeiner Vergiftung über hatten ſich keine Exkremente bei ihm gezeigt.

Vierzehn Tage nach dem Genuſſe der Wurſt erfolgte ſein Tod.

Erſt am neunten Tage ſeiner Vergiftung hatte er ärztliche Hülfe begehrt.

Der Leichnam war ſehr abgemagert und ſteif.

Der Unterleib war ſtark aufgetrieben und geſpannt, die Gefäſſe des Gehirns waren mit ſchwarzem Blute überfüllt, und nach Herausnahme des Gehirns bemerkte man ungefähr drei Drachmen einer röthlich gelben Flüſſigkeit in der Höhle des Cranii innerhalb der dura mater.

Die Subſtanz des Gehirnes ſelbſt zeigte durchaus keine widernatürliche Beſchaffenheit, ſo wie namentlich die Sehenerven und ihr Verlauf in die thalamos nervorum opticorum durchaus nichts widernatürliches offenbarte.

In den Ventrikeln des Gehirns war ebenfalls etwas ähnliche wäſſerichte röthlichtgelbe Feuchtigkeit, wie in der Schädelhöhle nach Herausnahme des Gehirns ſich gezeigt hatte, jedoch betrug ſie im Ganzen nur wenige Tropfen.

Der Plexus choroideus hatte ein ganz natürliches Ausſehen, nur einige Gefäße deſſelben zeigten ſich etwas mehr als gewöhnlich mit ſchwarzem Blute überfüllt.

Das Colon zeigte ſich außerordentlich ausgedehnt und mit Luft aufgeblaſen.

Bei der Betaſtung fühlte man — ſehr viele, übrigens meiſtens von einander abgeſonderte, Fäces; ſeiner Farbe nach war es dem größern Theil der linken Hälfte nach natürlich — nur einzelne entzündete Flecken waren ſichtbar.

Das aufſteigende Colon aber — und beſonders die rechte Hälfte des Transversi, (welche mehrere Abhäſionen an die Leber hatte), war von dunkelrother ins Graue ſpielender Farbe, und an der Stelle, die der Gallenblaſe zunächſt lag — dunkelbraun.

Die dünnen Gedärme waren ſämtlich nicht aufgetrieben — aber weit häufiger mit brandigen Flecken beſäet, welche an Häufigkeit ſo ſehr zunahmen, daß ſchon das Jejunum größtentheils und das Duodenum ganz von brandigter Beſchaffenheit und ſchwärzlich rothgrauer Farbe war, auch letzteres beſonders ſo ſchwachen Zuſammenhang hatte, daß es bei nur leichter Berührung zerriß. — Die innere Fläche dieſer Gedärme entſprach ganz auch der äuſſern Beſchaffenheit und Farbe. Dieſe Gedärme enthielten ungefähr 1

Schoppen einer gallen-gelben ins braunlichte ſpielenden Maſſe von der Conſiſtenz eines dünnen Breies.

Der Magen hatte von auſſen ein weniger brandigtes Ausſehen — aber ſeine innere Fläche zeigte faſt allein dieſelbe brandigte Beſchaffenheit, wie das Duodenum; beſonders am obern Magenmund. Auch war er ſehr leicht zerreißbar. In demſelben war nur ganz wenig von einer mehr ins Röthlichte ſpielenden Maſſe, wie in den dünnen Gedärmen.

Die Leber war an ihrer untern Fläche weit dunkler gefärbt, als gewöhnlich; in der Nähe der Gallenblaſe etwas brüchiger und weicher als im natürlichen Zuſtande, die übrige Subſtanz derſelben war nur etwas dunkler als gewöhnlich — übrigens nicht beſonders brüchig. Sie enthielt viel flüſſiges ſchwarzes Blut in ihren Gefäßen.

Die Gallenblaſe war etwas ausgedehnt, ſehr mürbe und enthielt wenige Galle, an der nichts widernatürliches bemerkt werden konnte, indem ſie von dunkler grünbrauner Farbe und gewöhnlicher Conſiſtenz war.

Die Blutgefäße des Unterleibs, und namentlich die Cava, enthielten viel ſchwarzes Blut, das übrigens nicht beſonders flüſſig war.

Das Milz war ſehr brüchig und von dunkler Farbe.

Die Bauchſpeicheldrüſe zeigte nichts widernatürliches.

Die Nieren waren ſchlaff, dunkel von Farbe, und die Gefäße enthielten viel Blut.

Die Harnblaſe war auſſerordentlich ausgedehnt, und enthielt ungefähr 1 Maas Urin, der nur etwas röthlichter als gewöhnlich ausſah. Die äuſſere Fläche derſelben war mehr als gewöhnlich dunkelröthlicht. An der einen Fläche zeigten ſich, neben vielen einzelnen ſtrotzenden Gefäßchen, dunkle brandige Flecken.

Der Herzbeutel war in ſeiner natürlichen Beſchaffenheit, nur ſeine Gefäßchen ſichtbarer, als gewöhnlich, mit Blut gefüllt. Er enthielt etwas Waſſer.

Das Herz war ſchlaff, von etwas dunklerer Farbe als ſonſt, und ſeine Gefäßchen, wegen Anfüllung mit Blut, ſehr ſichtbar. Das in ihm enthaltene Blut war ſchwarz und dick.

Die Lungen waren, ſchon dem Ausſehen nach, ebenfalls mit Blut überfüllt, was ſich beim Durchſchneiden ebenſo ergab, ihre Farbe dunkel.

In der Luftröhre, deren innere Fläche ebenfalls mit vielen Gefäßchen überſäet war, fand man einen röthlichtbraunen Schleim, der ſich bis in die äuſſerſte Veräſtungen erſtreckte. Je weiter hinauf gegen den Larynx, deſto mehr war die auskleidende Membran mit Gefäßen überſäet, und hatte ein brandigtes Ausſehen.

Im Larynx ſelbſt waren noch häufige Spuren von — zum Theil feſtſitzenden, zum Theil aufgelösten, Aphten.

Die Speiſeröhre enthielt ihrem ganzen Verlaufe nach viele ſichtbare Blutgefäßchen, und gewann, je näher der Mundhöhle zu, um ſo mehr ein brandigtes Ausſehen; ſo, daß der oberſte Theil derſelben und die Mundhöhle den höchſten Ausdruck von Brand darboten. Dieß war aber erſt ſichtbar, nachdem die vielen Aphten, welche zum Theil noch feſt ſaßen, und von welchen ſich ganze Häufchen abgelöst, in der obern Hälfte der Speiſeröhre vorfanden, entfernt waren.

So wie der Anfang des Speiſekanals, nämlich der Pharynx, ſo war auch ſein Ende, der Maſtdarm, von brandigtem Ausſehen.

Die Exkremente im Colon waren, je näher dem Anus zu, um ſo feſter, im abſteigenden Theil des Colons aber noch von einer etwas weichern Conſiſtenz; hier hatten ſie beinahe die Farbe der in den dünnen Gedärmen enthaltenen, nämlich braun = gallengelb. Je näher dem Anus zu, um ſo weiſſer wurden ſie, ſo, daß die letzte Parthie ſehr farblos war.

Achter Fall.

(Die Vergiftung geſchah durch ungeräucherte Blutwürſte, und betraf ſechs Perſonen, wovon eine ſtarb.)

Im Mai 1811 wurde in einer Familie zu Glatt bei Sulz ein Schwein geſchlachtet, und aus deſſen Blut und Fett Würſte bereitet.

Der Fleiſcher gab an: daß das Blut von dem geſchlachteten Schweine ungewöhnlich ſchwarz geweſen, auch durch das Kochen der Würſte nicht dick geworden, ſondern dünnflüſſig geblieben ſey.

Die Würſte kamen nicht in Rauch, ſondern wurden drei Tage lang in einer warmen Kammer aufgehoben, und dann von dem 42jährigen Manne, von deſſen 40jähriger Frau, von einem Mädchen von 14, von einem Knaben von 8, von einem Mädchen von 6 und von einem von 2 Jahren, verzehrt.

Der Mann und das 14jährige Mädchen klagten über Unmöglichkeit des Schlingens, über Brennen im Halſe, Heiſerkeit und Leibſchmerzen, der Mann mit Verſtopfung, das Mädchen mit Diarrhöe; über heftigen Durſt, der nur mit Mühe geſtillt werden konnte, über Doppeltſehen, Schwindel und unſichern Gang.

Die übrigen klagten blos über Leibſchmerzen, Brennen im Halſe, erſchwertes Schlingen und betäubten Kopf.

Die Zunge war bei allen rein und der Puls faſt natürlich.

Das 14jährige Mädchen erhielt durch einen Chirurgen äuſſerſt ſtarke Gaben von Salpeter und Glauberſalz, und ſtarb ſchon nach 24 Stunden, wahrſcheinlich auch in Folge dieſer großen Gaben deprimirender Mittel, ſo bald.

Am dreizehenten Tage der Vergiftung, nachdem völlige Lähmung, beſonders der Lunge und der Unterleibsorgane, eingetreten war, ſtarb der Mann.

Die andern Erkrankten genaßen nach dem Verlaufe von einigen Wochen wieder, unter dem Gebrauche hauptſächlich von Säuren; auch wurden ihnen Merkurialeinreibungen in den Hals gemacht.

Bei der Sektion wurden die Schlingmuskeln zwar nicht entzündet, aber gleichſam verlängert geſunden. Ein Theil der dünnen Gedärme und die Milz war brandig, aber die übrigen Eingeweide durchaus normal.

Die vier letzten Fälle kamen, wie bemerkt, alle in dem durch ſeine Hitze ſehr ausgezeichnet geweſenen Jahrgange von 1811 vor; woraus zu ſchließen iſt: daß hauptſächlich auch die Einwirkung der Atmoſphäre, vorzüglich eine ſehr hohe Temperatur, zur Zerſetzung dieſer thieriſchen Maſſen beitragen, und vielleicht auch ſchon das Fett und Blut noch im Schweine ſelbſt zu einer ſolchen Zerſetzung vorbereiten kann.

Neunter Fall.

(Die Vergiftung geſchah durch geräucherte Blut- und Leberwürſte, und betraf vier Perſonen, wovon eine ſtarb.)

Im April 1812 wurde zu Remmingsheim die Familie eines Müllers Namens Frank durch den Genuß verdorbener, vier Wochen lang im Rauch aufbewahrt geweſener, Würſte vergiftet.

Es waren ſowohl Blut- als Leberwürſte, die gegeſſen wurden.

Die Schweine, aus deren Fett und Blut man die Würſte bereitete, waren im Februar geſchlachtet, und die Würſte bis in April aufbewahrt worden.

Der Fleiſcher, welcher die Schweine geſchlachtet, gab die feſte Verſicherung, daß die Thiere ganz geſund, und an ihrem Blute, ſo wie an ihrem Fette, nicht das mindeſte Krankhafte zu bemerken geweſen ſey. Namentlich gab er auch an,

daß

daß auch das Milz dieſer Schweine ein durchaus geſundes Anſehen gehabt habe.

Auſſer den gewöhnlichen Ingredienzen kamen zu dieſen Würſten auch noch Milch und Zwiebel, und bei ihrer Verſpeiſung ſollen ſie ſauer und widrig geſchmeckt haben.

Die Vergiftung betraf den Müller Frank, deſſen Sohn und Magd und eine Tochter.

Alle dieſe, ausgenommen die Tochter, erholten ſich nach langem Krankſeyn wieder. Die Tochter war ein Mädchen von 11 Jahren, das ſonſt ganz geſund war.

Bald nach dem Genuſſe der Würſte klagte ſie über Durchfall, ihre Sehkraft verminderte ſich, und ſie fühlte Hinderniß im Schlingen. Die äuſſere Wärme, der Puls und Athem, blieben natürlich. Ihr Ausſehen ward gerade nicht verändert, nur ward die Pupille ihres Auges erweitert und ihre oberen Augenlieder etwas niedergefallen. Das Schlingen wurde bei ihr nach und nach äuſſerſt beſchwerlich, und 14 Tage nach der Vergiftung ſtarb ſie, ohne alle Convulſionen und Delirien, bei vollem Verſtande, nachdem ſie vorher blos noch ein Gefühl von großer Vertrocknung in den Handflächen geklagt hatte.

An ihrem Leichname öffnete man nur den

Schlund, fand in demſelben aber nichts widernatürliches.

Zehnter Fall.

(Die Vergiftung geſchah durch geräucherte Blutwürſte, und betraf drei Perſonen, von denen zwei ſtarben.)

Im Mai 1816 erkrankten in Mohrbach bei Murrhardt der Bauer **Klenk**, deſſen 62jährige Mutter und ihr 52jähriger Bruder durch den Genuß verdorbener geräucherter Blutwürſte, und die beiden zulezt genannten fanden auch dadurch den Tod.

Das Blut und Fett zu dieſen Würſten hatte man, ehe man es in Därme füllte und in Rauch hieng, mehrere Tage lang in einem Topfe ſtehen laſſen.

Bei der Sektion der Verſtorbenen zeigte ſich folgendes: die Leichname waren ſehr erſtarrt, ihr Unterleib nicht aufgelaufen, aber hart und geſpannt. Ihr Gehirn war ganz geſund, und nur das Blut, das die Sinus enthielten, dunkel und ſchmierig.

Bei dem alten Weibe waren die Lungen ſtark verwachſen, und ſie, wie auch der Herzbeutel, entzündet.

Das Herz war welk, ganz blutleer, und nicht nur beide Arterien, ſondern auch die Herzventrikel, ganz entzündet, der rechte mehr als der linke, ebenſo die großen Herzgefäße, deren enthaltenes Blut dunkelroth und ſchmierig war.

In dem Unterleibe fand man die Eingeweide, beſonders aber das Gekröſe, ſtark entzündet, der Magen aber war nur äußerlich entzündet, gegen den rechten Leberlappen und das Duodenum hin.

Bei Eröffnung des Magens fand man innerhalb deſſen keine Spur von Entzündung, auch nicht in der Gegend der Cardia und des Pilorus.

Die Nieren und die Leber waren theilweiſe entzündet, weniger der Uterus und die Harnblaſe.

Der ganze dicke Darmkanal war mit ſehr harten Exkrementen erfüllt.

Dieſe Erſcheinungen blieben ſich in den beiden Leichnamen gleich, ausgenommen, daß man in der linken Herzkammer des Mannes einen Polypen von geronnenem Blute und ſonſt coagulirte Blutſtücke fand. *)

Eilfter Fall.

(Die Vergiftung geſchah durch geräucherte Blutwürſte, und betraf zwei Perſonen, wovon eine ſtarb.)

Am 31. Dezember 1816 ſchlachtete eine Witt-

---

*) Dieſe Beobachtung machte Herr D. Weiß zu Murrhardt.

frau aus Kuppingen ein kleines, fettes, aber geſundes Schwein.

Sie ließ aus demſelben fünf Blutwürſte verfertigen und hieng ſie drei Wochen lang in das Kamin zum Räuchern auf.

Am 26. Januar 1817 nahm ſie die letzte dieſer Würſte vom Rauche herab, und theilte dieſelbe mit zwei Töchtern, einem Sohne und ihrer 7jährigen Enkelin. *)

Weder die Frau, noch eine ihrer Töchter, noch der Sohn, noch die Enkelin, fühlten von dieſem Genuſſe, wenigſtens ihrer Ausſage nach, irgend einige Beſchwerden.

Dagegen erkrankte eine 16 Jahr alte Tochter am 28. deſſelben Monats.

Sie wurde mit Trockenheit im Halſe und gelinden Schmerzen im Bauche befallen. Sie klagte, nichts zu ſehen, wenn ſie vor ſich auf den Boden hinſchaue; wenn ſie gerade aus hinſchaue, ſo ſehe ſie ſehr gut.

Es wurde ihr vom Arzte ein Brechmittel gereicht, worauf ſie ſich kräftig erbrach, und ſich hierauf gänzlich erholte.

Die 28 Jahr alte Tochter war am 27. und

---

*) Die früher verzehrten Würſte hatten nicht die mindeſte Krankheit erregt.

28. ſcheinbar noch wohl, Mittags des leztgenannten Tages klagte ſie über ein Aufſtoßen, und es ſtellte ſich bald Beſchwerlichkeit im Schlingen, Trockenheit im Munde, öſteres Nieſen, Schwindel, geſchwächtes Sehvermögen, Doppeltſehen mit erweiterten Pupillen, gelinde Bauchſchmerzen und hartnäckige Verſtopfung, ein.

Der Arzt reichte ihr ein Brechmittel, ſie erbrach ſich aber bei vieler Anſtrengung nur ſchwach, und es kam nur dasjenige, was ſie wenige Stunden zuvor genoſſen hatte.

Am 30. war das Schlingen ſo gehemmt, daß nicht einmal mehr ein Tropfen Waſſer und ſomit auch keine Medikamente mehr in den Magen gebracht werden konnten.

Sie klagte über ungemeinen Durſt und konnte nicht trinken.

Die obern Augendeckel konnte ſie nicht gehörig erheben, ſo, daß der behaarte Rand derſelben bis in die Mitte der Pupille herabhing. Die Pupille war erweitert und zog ſich auf den Reiz des Lichtes nur ſchwer zuſammen. Sie ſah die ihr vor die Augen gehaltenen Gegenſtände doppelt und dunkel. Das Auge ſelbſt bewegte ſich langſam.

In der Mundhöhle zeigten ſich mehrere dunkelrothe Flecken, beſonders am Gaumenvorhang, und der in ihr befindliche Speichel ſchien ſich zu verdicken.

Die Zunge war beinahe trocken und mit einer ſilberfarbenen dünnen Haut belegt. Sie ſchlief viel, war aber nicht ſchwer zu erwecken, und war ſehr matt. Sie huſtete und räuſperte ſehr oft, ohne ſichtbare Veranlaſſung, aber dem innern Huſtenreize ſchien die Contraktion der Bruſt- und Bauchmuskeln nicht entſprechen zu wollen. Der Huſten wurde durch die kleinſte Gabe von Flüſſigkeit erregt, und hatte einen rauhen eigenen Ton wie beim Croupe. So oft ſie ſchlingen wollte, kam es mit dieſem Huſten wieder durch Mund und Naſe heraus. Stuhlgänge erſchienen ſeit mehreren Tagen nicht mehr, der erſte, der erſchien, war ſehr trocken und hart.

Der Arzt verordnete ihr Säuren in einer ſchleimigen Emulſion, und ließ ihr Umſchläge von Eſſig machen und Klyſtiere von mit Waſſer verdünntem Eſſig geben, und zwar alle drei Stunden ein Klyſtier von drei Trinkgläſern voll lauem Waſſer, mit einem Trinkglas voll Eſſig. Unterleib, Bruſt, Arme und Füße wurden mit Eſſig gebäht.

Ein Kind, das ſie ſäugte, ließ er ſie entwöhnen.

Sie war von der Mixtur nur wenig zu nehmen im Stande, und die Klyſtiere kamen, ohne Oeffnung zu bewirken, von ihr.

Wollte ſie ſchlingen, ſo kamen die heftigſten Erſtickungsanfälle.

Ihr Puls war ſehr klein und langſam.

Als alle dieſe Zufälle noch auf das höchſte geſtiegen, wurde ihr eine Auflöſung von terra catechu als Klyſtier verordnet : denn zu ſchlingen war ſie nun und nimmer fähig.

Es iſt merkwürdig, daß eine ſtarke Struma, die ſie vor der Vergiftung ſchon ſeit vielen Jahren hatte, ſeit der Vergiftung ſich ganz auffallend verkleinert hatte.

Am 31. erſchienen Schwämmchen im Mund und Halſe, immermehr ſtiegen Heiſerkeit und Schwäche der Stimme, ſie wurde ganz ſtumm.

Man wandte fruchtlos Klyſtiere und Einreibungen in den Hals mit tinct. thebaica an.

Am 4. Morgens 6 Uhr verſchied ſie ſanft, ganz erſchöpft.

Bei der Sektion fand man die Gefäße der harten Hirnhaut ſehr mit Blut erfüllt.

Die weiße Hirnmaſſe war auffallend röthlich gefärbt, und aus den zerriſſenen zarten Gefäßchen ſchwizten unzählige kleine Blutströpfchen.

Dieſe röthliche Farbe der weißen Hirnſubſtanz fand ſich durch die ganze Maſſe des weißen Gehirns in allen ſeinen Theilen verbreitet.

In dem kleinern Gehirn hingegen fand ſich auf den Schnittflächen der weißen Hirnſubſtanz dieſe röthliche Färbung viel weniger.

Die Seitenventrikeln des großen Gehirns enthielten etwas blutig gefärbtes Waſſer.

Die Adergeflechte dieſer Ventrikeln und alle häutigen Theile des Gehirnes fand man mit Blut ſehr ſtark angefüllt, die Subſtanzen des Gehirnes aber waren geſund.

Die Lungen ſahen dunkelbraun leberfarbig aus, und es waren ihre Gefäße ſtark mit Blut erfüllt.

Im Herzbeutel fand man 2 Loth eines hellen Waſſers, das Herz war auſſerordentlich erſchlafft, welk anzuſehen.

In der rechten Herzkammer fand man einen mit dunklem Blute umgebenen großen Schleimpfropf, der bis in die rechte Vorkammer hinausragte. Die Klappen der beiden in dieſe Herzkammer gehenden Oeffnungen waren röthlich entzündet. Eben dieſe röthliche Farben fand man in der innern Seite des Hohlvenenſacks und der Lungenſchlagader bis in die Lungen hinaus.

Die linke Herzkammer fand man vom Blute leer, die Klappen ihrer beiden Mündungen auch entzündet, und ebenſo die innere Fläche der Aorta.

Auf der innern Fläche der Aorta kam der beſondere Umſtand vor: daß nur die eine Hälfte dieſer einen Fläche der Länge nach entzündet, die andere Lungenhälfte aber natürlich ausſah.

Ueberhaupt war die Entzündung der innern Fläche der großen Gefäße der linken oder hintern Herzkammer ſtärker oder ſatter von Farbe, als die der Gefäße der rechten Herzkammer.

Die innere Fläche der Luftröhre war auffallend entzündet und mit einem ausgeſchwizten dichten blutigen Schleime erfüllt.

Mit ſolchem blutigen Schleime war auch die Luftröhre abwärts und ihre Aeſte ganz angefüllt.

Auch die innere Fläche des Schlundes und der Speiſeröhre war entzündet.

Noch war ein kleiner Kropf am Halſe vorhanden, der aber vor dieſer Vergiftung von viel größerem Umfange war, und ſich, wie ſchon geſagt, ſehr auffallend durch ſie verkleinerte; er hatte zwei unregelmäßige, mit gelblichtem Waſſer angefüllte Höhlen.

Die dicken Gedärme waren von Luft ausserordentlich ausgedehnt.

Das Nez war in ſeinen Gefäßen mit Blut erfüllt und dadurch ganz roth gefärbt, wie entzündet.

Die Leber ſchien geſund, die Gallenblaſe war mit gelber Galle erfüllt.

Auf der äuſſern Fläche des Magens, ſo wie auch der dünnen Gedärme, fanden ſich Stellen, die von äuſſerſt zarten Gefäßnetzen entzündet, röthlicht, zum Theil aber ganz dunkel und blauroth, ausſahen.

In dem Magen fand man drei Loth eines gelblichten, wie von Galle gefärbten dünnen Speiſebreies, und in demſelben einen Spulwurm.

Die innere Fläche des Magens enthielt ſehr viele ſtark entzündete Stellen, beſonders in der großen Curvatur des Magens.

Dieſe entzündeten Stellen verfolgten größtentheils den Lauf der graden Gefäße der Magenhäute und ſahen blutroth aus, als wenn ein zartes rothes Pulver, mehr oder weniger dicht, in den Magenhäuten ſteckte.

An den ſtärker entzündeten Stellen war die Zottenhaut des Magens viel leichter und weicher zerreibbar, als an den nicht entzündeten Stellen.

An der Rückſeite der innern Magenfläche fand man ein blaſenförmiges aufgebrochenes Geſchwürchen mit vorzüglich ſtark entzündetem Umfang. Es ließ ſich durch den Tubulus in Form einer Blaſe vom Umfange einer großen Erbſe aufblaſen.

Auch in der innern Fläche der dünnen Gedärme fanden ſich viele entzündete Stellen; auſſer wenigem gelblichten Schleime, enthielten ſie nichts als Luft.

In den Falten der dicken Gedärme fand man von dem Blinddarme an bis zum Maſidarme herab viele harte vertrocknete Klumpen von Exkrementen. Auch fanden ſich im dicken Darme mehrere Stricturen oder zuſammengezogene Stellen. Die dicken Gedärme waren weniger entzündet als die dünnen.

Die Milz war von gewöhnlicher Farbe, aber ſchlaff.

Die Gefäße des Gekröſes waren wie mit Blut ausgeſprizt, und das Gekröſe wie blutroth davon entzündet.

Bauchſpeicheldrüſe, Nieren und Harnblaſe waren von natürlicher Beſchaffenheit, leztere ſehr mit Urin erfüllt.

Der kleine Uterus ſah äuſſerlich ſtark entzündet aus. Seine innere Fläche war blutroth entzündet, ebenſo auch, nur weniger ſatt, die innere Fläche der Vagina.

Die kleine Höhle des Mutterhalſes und die Oeffnung des äuſſern Muttermundes waren mit ſehr feſt geronnenem Schleime, einer wahren plaſtiſchen Lymphe, verſtopft.

In der Beckenhöhle war ungefähr 1 Unze eines ſchwach blutiggefärbten Waſſers.

Mit einigen der noch übrigen Würſte wurden von zwei Chemikern Verſuche, beſonders auf Blauſäure, angeſtellt.

Da der eine Chemiker dieſe thieriſchen Maſſen mit Salpeterſäure deſtillirte und nachher einen Gehalt von Blauſäure verſpüren wollte, ſo war die Bemerkung des andern Chemikers, der nicht die mindeſte Spur von Blauſäure fand, ganz richtig; er ſagte nämlich: „Der abweichende Erfund der andern Unterſuchung, die Blauſäure gefunden haben will, kann nicht auffallen, wenn erwogen wird: daß dort durch Einwirkung der Salpeterſäure erſt Blauſäure erzeugt, aber nicht ſchon gebildet geweſene, ausgeſchieden wurde.“

Zwölfter Fall.

(Die Vergiftung geſchah durch geräucherte Leberwürſte, und betraf zwei Perſonen, welche ſtarben.)

Ein Bauer von Bohndorf, Oberamts Herrenberg, ließ am 2. Februar 1817 ein fettes geſundes Schwein ſchlachten, und die daraus bereiteten Blut- und Leberwürſte noch am nämlichen Tage in Rauch aufhängen, in welchem ſie ungefähr drei Wochen blieben.

Am 21. Februar aßen von dieſen Leberwürſen: der Bauer, des Bauren Weib, dann ein Mann von 70 Jahren, ſein Knecht, eine Magd, zwei Kinder und zwei bei dem Bauren arbeitende junge Zimmersgeſellen: nämlich der 17jährige Conrad Egeler und der 16jährige Carl Sindlinger. Jeder aß mehrere Löffel voll von einer Leberwurſt, welche nicht nur widrig und ſauer ſchmeckte, ſondern auch ſchon einen üblen Geruch verbreitete.

Sindlinger mußte am 22. ſich erbrechen, am 23. bemerkte er große Trockenheit im Munde und Halſe, ſein Sehvermögen wurde geſchwächt, er fühlte Schwindel und große Schwäche.

Am 24. verordnete ihm Herr Dr. **Steinbuch** eine Auflöſung der Terra catechu. Man meynte auf den Gebrauch dieſes Mittels einige Beſſerung zu fühlen. Namentlich ſoll ſich die Beweglichkeit der Pupille wieder mehr eingeſtellt haben; bald aber trat wieder ſtärkere Beſchwerde im Schlingen ein. Der Kranke ließ ſich nach Metzingen bringen, von woher man, als man nach 14 Tagen von dem Schultheiſſen-Amt Bericht verlangte: ob **Sindlinger** von da noch nicht geſund ſey, die Nachricht erhielt, daß Sindlinger, ohne ſich weiterer ärztlicher Hülfe bedient zu haben, ſchon am 26. Februar geſtorben und nachher begraben worden ſey.

Egeler befand ſich am Abend des Tages, an dem er von dieſer Leberwurſt einige Löffel ſpeiste, ſcheinbar noch wohl. Am Morgen darauf aber fühlte er Schmerzen im Bauche und ſchabte deßwegen, als ein angebliches Volksmittel gegen Koliken, mit denen er ſchon öfters behaftet geweſen, einen Löffel voll Röthelſtein (Thoneiſenſtein) *) in ein Glas Waſſer, das er dann austrank. Bald aber ſtellte ſich bei ihm Uebligkeit ein, ein ranzigt ſaures Aufſtoßen und endlich Erbrechen einer ſauer und bitter ſchmeckenden Materie, das auch in derſelben Nacht mit großer Heftigkeit öfters wiederkehrte.

Am 23. fühlte er Hemmung im Schlingen, bekam große Trockenheit im Halſe und Munde, ſein Sehvermögen wurde geſchwächt, er ſah doppelt.

Am 24. Abends erhielt er von Herrn Dr. Steinbuch eine Auflöſung der Terra catechu.

Man hoffte, weil die Bauchſchmerzen verſchwanden, auf Beſſerung, aber bald trat eine gänzliche Hemmung des Schlingens ein, und es erfolgte am 29. Februar ſein Tod.

Herr Dr. Steinbuch (inzwiſchen verſtorben,) ſpricht ſich bei dieſer Gelegenheit in einem amtlichen Berichte über ſeine Verſuche mit der Terra

---

*) Wäre dieſes Gift Blauſäure, ſo wäre durch dieſes Eiſenpräparat ſeine Wirkung geſchwächt worden.

catechu als Gegenmittel bei Vergiftungen durch verdorbene Würſte folgendermaßen aus:

„Als ich im April 1815 die mit ſieben andern Perſonen, von denen dazumal drei ſtarben, erkrankte Eliſabetha Hoyer ärztlich behandelte, und ſie noch nach neunzehntägiger Dauer ihrer Krankheit, vieler gereichter Heilmittel ungeachtet, ſehr leiden ſah, *) ſo kam ich auf den Gedanken: ihr das von Lintin gegen chroniſche Folgen der Arſenikvergiftung als heilſam empfohlene Infus der Herba hyperici zu reichen.

„Um nun die Wirkung dieſes blos gelind adſtringirenden Mittels noch zu verſtärken, verordnete ich ihr auſſer dieſem Infus noch eine Auflöſung der Terra catechu. **) Nach zweimaliger Wiederholung dieſer Verordnung trat bei der Kranken auffallende Beſſerung ein.

„Eine zweite Gelegenheit, dieſes Mittel anzuwenden, ſchien ſich mir bei der Marie Reichertin zu Kuppingen darzubieten, allein dieſe Vergiftete hatte das Vermögen zu ſchlingen bereits ſchon ſo ſehr verloren, daß es unmöglich war, auch nur Einen Tropfen Medicin in ihren Magen zu bringen.

---

*) S. die Tübinger Blätter.

**) Ich glaubte, Herr Dr. Steinbuch (ſ. meine Schrift: neue Beobachtungen u. ſ. w. S. 44.) begründe die Verordnung der Terra catechu gegen dieſe Vergiftung darauf, daß Herr Prof. Emmert fand, daß das Ticunas-Gift ſich aus ſeiner wäſſerichten Auflöſung durch Galläpfeltinktur fällen laſſe, und der entſtehende Niederſchlag alsdann nicht mehr als Gift wirke.

„Die Terra catechu wurde ihr zwar in Klyſtieren beigebracht, allein es erfolgte doch baldiger Tod. — Ich machte bei dem aus gleicher Urſache vergifteten Conrad Egeler Verſuche mit dieſem Mittel, und verſchrieb ihm 1½ Drachmen der Terra catechu auf ſechs Unzen Flüſſigkeit, alle zwei Stunden einen Eßlöffel voll zu nehmen. Mühſam ſchluckte derſelbe die Arznei; allein, obgleich anfänglich Erleichterung nach einigen Symtomen einzutreten ſchien, und ſich insbeſondere das Sehvermögen beſſerte, ſo konnte er doch wegen zunehmender Lähmung des Schlundes von einer zweiten Verordnung nichts mehr zu ſich nehmen.

„Auch bei Carl Sindlinger gab dieſes Mittel weiter kein günſtiges Reſultat.“

Der Leichnam des verſtorbenen Conrad Egelers zeigte nun folgendes: Es war ein wohlgebildeter Jüngling von 17 Jahren. Der ganze Körper war äuſſerſt blaß. Aus Mund und Naſe floß viel weißlicher Schaum, und aus der Harnröhre tröpfelte Urin. Der Hodenſack und die Vorhaut des männlichen Glieds ſahen wie von Anfang der

Fäulniß ergriffen, dunkelblau aus, und waren äuſſerſt ſchlaff und welk.

Nach Abnahme des Schädels fand man die Gefäße der harten Hirnhaut ungewöhnlich ſtark mit Blut überfüllt.

In allen Höhlen des Gehirnes wurde röthlich gefärbtes Waſſer angetroffen. Die beiden Seitenventrikeln waren mit Blut angefüllt. Aus der weißen Hirnmaſſe ſchwizten auf den Durchſchnittsflächen aus unzählich zarten Gefäßchen kleine Blutstropfen hervor. In der Schädelhöhle wurde ungewöhnlich viel röthliches Blutwaſſer gefunden.

Die beiden Lungen ſah man auf ihrer ganzen Oberfläche mit dem Bruſtfelle verwachſen. Eine röthliche, ausgeſchwizte, plaſtiſche Lymphe bewirkte dieſe Verbindung, und erſchien als ein blutiggefärbtes Häutchen. — Die Lungen ſelbſt ſahen dunkelroth, faſt leberfarbig aus. Ihre Conſiſtenz, vorzüglich rückwärts, war feſter als gewöhnlich. Wurde in ſie geſchnitten, ſo floß aus ihnen viel blutiger Schaum. Es ſchienen dieſe Lungen überhaupt in einem bedeutenden Entzündungszuſtande begriffen zu ſeyn.

Nach Eröffnung des Herzbeutels fand man in demſelben zwei Unzen eines ſchwach röthlichen Blutwaſſers. Das Herz ſelbſt war widernatürlich welk.

Sowohl in der rechten als in der linken Herzkammer, ſo wie auch in den beiden Vorkammern, fand man einige ganz weiche, halbdurchſichtige gelblichte Schleimpfröpfe von dunklem Blute umgeben. Die innern Flächen des Herzens, der Vorkammern und der großen Blutgefäße derſelben ſahen ganz natürlich und unentzündet aus.

Die innere Fläche der Luftröhre war ſtark entzündet, und mit einem blutiggefärbten Schleime bedeckt, welcher von der Theilung der Luftröhre an abwärts die Luftröhrenäſte, deren innere Fläche auch entzündet war, anfüllte. Auch die innere Fläche des Schlundes erſchien von Farbe bläulicht roth und entzündet.

Nach Eröffnung der Bruſthöhle erſchien das magere Netz roth und von unzähligen angefüllten Blutgefäßen entzündet.

Die Gedärme, beſonders die dicken, waren ſehr ſtark von Luft ausgedehnt.

Der Zwölffingerdarm und der Leerdarm waren durch unzählig zarte Gefäße dunkelroth gefärbt und entzündet.

In dem Krummdarm fand man lange zuſammengezogene Stellen und drei verſchiedene Ineinanderſchiebungen, letztere aber ohne Entzündung und ohne Verwachſung. In dem dünnen Darme waren mehrere Würmer enthalten. — Der dicke

Darm enthielt mehrere harte Kugeln bis zum Maſtdarme hinab. Der Magen erſchien von auſſen natürlich, nur die ſeine Krümmungen umgebenden Blutgefäße, beſonders die kurzen Gefäße, waren widernatürlich von Blut ausgedehnt.

Der Magen enthielt drei Unzen einer wie von Galle gefärbten Flüſſigkeit. Die innere Fläche des Magens fand ſich um den Lauf der gröſsern Gefäße der Magenhäute her blutroth entzündet, welche Entzündung in der linken Seite des Magens, beſonders in deſſen blindem Sacke, faſt ganz zuſammengefloſſen und ſchwarz ausſah. Die innere Zottenhaut des Magens erſchien wie aufgeſchwollen, von einer weicheren Textur als ſonſt.

Die innere Fläche des Zwölffingerdarms, deſſen Inhalt nichts anders, als ſchmutziggelbe Galle zu ſeyn ſchien, war entzündet.

Die Leber erſchien auf ihrer Oberfläche dunkel leberfarbig. Ihr vorderer ſcharfer Rand war, wie ihre Unterfläche, ſchwarz; ihre Subſtanz war voll flüſſigen Bluts.

Die Gallenblaſe war mit einer ſchmutziggelben Galle erfüllt. Die Milz zeigte viel Blut. Die Bauchſpeicheldrüſe erſchien roth entzündet. Die Nieren waren geſund.

Die Urinblaſe enthielt ſechs Unzen eines gewöhnlichen Urins, und es erſchien ihre innere Fläche auch einigermaßen entzündet.

Chemiſche Unterſuchungen einiger noch übriggebliebenen Würſte, beſonders auf Blauſäure, zeigten nicht die mindeſte Spur von dieſer Säure.

Dreizehnter Fall.*)

(Die Vergiftung geſchah durch geräucherte Blutwürſte, und betraf vier Perſonen, wovon zwei ſtarben.)

Den 16. März 1819 genoß der Schultheiß Schuh zu Remmingsheim mit ſeiner Frau, ſeiner Tochter und ſeinem Sohne, eine geräucherte ſauergewordene Blutwurſt. **)

Die anderen Blut- und Leberwürſte, die aus dem nämlichen Schweine bereitet worden waren, und die der Schultheiß mit ſeiner Familie und auch andere Leute friſch gegeſſen hatten, hatten nicht das mindeſte Symptom von einer Krankheit hervorgebracht.

Der Schultheiß erkrankte nur leicht, ſchwerer die Tochter, am ſchwerſten aber, und zwar mit tödtlichem Ausgange, die Mutter und der Sohn.

---

*) Dieſen Fall verdanke ich der gütigen Mittheilung des Herrn Oberamtsarztes Dr. Ernes zu Rothenburg am Neckar.

**) Dieſer nämliche Schuh, der zugleich Metzger war, hatte auch die Würſte im 9ten Fall bereitet.

Die Frau des Schultheiſſen war ſehr ſchwächlich, und litt öſters an Beſchwerden des Magens und Unterleibs.

Morgens am andern Tage nach dem Genuſſe der Wurſt, am 17. März, fühlte ſie beim Erwachen plötzlich ein Wehſeyn, das bald mit Erbrechen verbunden war. Darauf trat eine Pauſe von einigen Stunden ein, wo ſie Ruhe hatte, — nach dieſer aber fühlte ſie bald Schmerzen im Rücken, auf der Bruſt und über dem Magen, zu welchen ſich auch noch ein beengter Athem geſellte, und es erſchien an dieſem Tage das Erbrechen noch fünf- bis ſechsmal.

Von einer Emulſion von Opium konnte ſie kaum ein Paar Löffel voll zu ſich nehmen, indem ihr, beſonders ſchon am 18. und 19., das Schlingen ſehr ſchwer fiel, und jeder Verſuch, es zu thun, ſie zu einem Stickhuſten reizte.

Das Erbrechen hatte zwar ſeit dem 17. Abends nachgelaſſen, dagegen klagte die Vergiftete über Schwindel, Uebligkeit und Durſt.

Man hatte ihr mehrere Klyſtiere von Kleye, Salz und Oel gegeben, die aber ohne Wirkung geblieben waren. In den Hals wurde ihr eine ſpirituöſe Einreibung gemacht. Trotz vieler gegebener Klyſtiere, war noch am 22. keine Oeffnung erfolgt, das Schlingen war noch erſchwerter, und ſie konnte deswegen von der ihr verordneten Arznei nichts nehmen, ohngeachtet in dem Halſe weder eine Geſchwulſt, noch Röthe zu erblicken war. In den Augen fühlte ſie Blödigkeit, und ihre Pupillen waren erweitert. Der Bauch war weder geſpannt, noch aufgetrieben, noch beim Befühlen ſchmerzhaft. Der Puls war weder voll, noch hart, und ſchlug ſechsundachtzig- bis achtundachtzigmal in einer Minute. Ihr Athem war etwas beengt, und mit einem trockenen kroupartigen Huſten verbunden.

Ob es gleich am 24. das Anſcheinen hatte, als vermöge ſie wieder etwas leichter zu ſchlingen, ſo konnte ſie doch ein ihr verordnetes Infus von Serpentaria, wegen Huſten und Erſtickungsanfällen, nicht zu ſich nehmen.

Am 25., zehen Tage nach dem Genuſſe der Wurſt, verſchied ſie ganz ſanft.

Der 20jährige Sohn wurde auch bald nach dem Genuſſe der Wurſt mit Kolikſchmerzen befallen.

Da er ſonſt oft Koliken hatte, gegen die er Branntwein trank, ſo nahm er auch jezt eine ſtarke Portion deſſelben zu ſich, allein, ſtatt daß der Schmerz dadurch erleichtert wurde, wurde er nur noch vermehrt, und er bekam ein häufiges Erbrechen von gallichtem Stoffe.

Am dritten Tage nach dem Genuſſe der Wurſt fühlte er Beſchwerden im Athmen, und bekam einen quälenden trockenen Huſten.

Eſſigklyſtiere und eine Abführung ſchienen ihn wohl etwas zu erleichtern, jedoch ohne jhm bedeutende Ausleerung zu verſchaffen.

Am vierten Tage fieng das Schlingen an, beſonders gegen Abend, ſehr beſchwerlich zu werden.

Es wurde ihm ein Infus des Baldrians mit Vitriolnaphte gegeben.

Am fünften Tage war ſeine vorzügliche Klage über äuſſerſt erſchwertes Schlingen, Schwindel, Mattigkeit und Blödigkeit der Augen. Jeder Verſuch zu ſchlingen erregte bel ihm einen mit Erſtickung drohenden Huſten.

Im Halſe, der kaum etwas mehr als natürlich geröthet und völlig ohne Geſchwulſt war, fühlte der Kranke eine láſtige Trockenheit, welche ihn immer zum Räuſpern zwang. Seine Stimme war heiſer, ganz zerfallen, die Pupillen waren ſehr erweitert, und jeder Gegenſtand kam ihm doppelt vor.

Die halbgelähmten oberen Augenlieder konnte er nur mit äuſſerſter Anſtrengung aufwärts ziehen. Sein Athem war ſehr erſchwert, ſein Puls klein, mäßig beſchleunigt. Die Wärme ſeiner Haut war gleichmäßig und überſtieg nicht den gewöhnlichen Grad. Sein Unterleib war weder aufgetrieben noch ſchmerzhaft, aber die Verſtopfung dauerte immer noch fort. Ohngeachtet der mit Schleim belegten Zunge, fühlte der Kranke gerade nicht großen Durſt, verſicherte aber, Hunger zu haben und viel eſſen zu können, wenn er nur zu ſchlingen vermögend wäre.

In dieſem Zuſtande blieb er, bis er am ſiebenten Tage nach ſeiner Vergiftung, ohne Zuckungen, bei guten Sinnen, aber in einem Zuſtande vollkommener Unempfindlichkeit, verſchied.

Der Leichnam der Mutter ſcheint nicht ſecirt worden zu ſeyn; dagegen wurde der des Sohnes einer Sektion unterworfen, wobei ſich folgendes zeigte:

Der Leichnam hatte eine allgemeine und große Steifigkeit der Muskeln und Gelenke. Der Magen und Unterleib waren aufgetrieben und geſpannt. Vom Halſe bis auf die Füße hatte die Rückſeite des Leichnames eine braunrothe Farbe und die Nägel der Hände hatten ein bleifarbiges Ausſehen. Aus dem Munde floß dem Leichname eine blutige ſchäumende Flüſſigkeit. Der untere Kiefer ſchloß feſt an den obern an.

Bei der Abnahme des Schädels kam ungefähr ein Löffel voll ſchwarzes flüſſiges Blut zum Vorſchein. Die Blutgefäße der ſonſt natürlich ſcheinenden Hirnhaut waren ziemlich mit Blut erfüllt, weniger waren es die Blutbehälter. Durch Anfüllung mit dunklem Blute zeichneten ſich vorzüglich die Gefäße des großen Gehirnes aus, hingegen waren die Adergeflechte in den wenig Flüſſigkeit enthaltenden, ſeitlichen Hirnhöhlen natürlich. Auch die oberflächlichen Gefäße des kleinen Gehirnes waren wie ausgeſpritzt. Weder im großen noch im kleinen Gehirne, noch in ihren Nerven, namentlich auch nicht an den Sehnerven, zeigte ſich etwas unnatürliches, die Subſtanz beider aber war ungewöhnlich weich.

Auf dem Grunde des Hirnſchädels fand man nach Herausnahme des kleinen Gehirnes, eine ungefähr eine Unze betragende, mit Blut vermiſchte, Feuchtigkeit.

Beide Lungen waren mit dem Rippenfelle rückwärts verwachſen, ihre Subſtanz war ziemlich welk, und an ihrer Oberfläche meiſtens ſchwarzgrau; ſie enthielten ſehr vieles dickes ſchwarzes Blut.

Der Schlundkopf und die Speiſeröhre erſchienen leicht geröthet, hingegen mit weißen Flecken gleich Schwämmchen beſetzt, die auf der innern Haut dieſer Theile leicht aufzufaſſen und abzuſtreifen waren.

Muskeln, Gefäße und Zellengewebe um die

Luftröhre waren am Halſe von dunkel leberbrauner Farbe, als wenn ſich hier Blut ergoſſen hätte.

Die innere Fläche der Luftröhre erſchien am Kehlkopfe blaß geröthet, kam aber immer mehr dunkelblau zum Vorſchein, je weiter dieſelbe verfolgt wurde. Die Entzündung erſtreckte ſich bis in die Aeſte der Luftröhre hinab, und nach oben bis in die Naſenhöhle.

Der Herzbeutel enthielt ungefähr eine Unze ungefärbtes Waſſer. Das Herz ſelbſt war ſchwarz und gänzlich blutleer, die innere Fläche war bis in die Lungenpulsader hinein entzündet, und von dunkler Farbe, auch das Fleiſch des Herzens war in ſeiner Subſtanz dunkel.

Die Beſchaffenheit der Leber und des Milzes, ſo wie ihre Gefäße, ließen nichts widernatürliches wahrnehmen. In der Gallenblaſe traf man wenig dunkelgelbe Galle an.

Die Oberfläche des Magens war größtentheils röthlich, und ſeine Gefäße ſtark mit Blut aufgetrieben. Seine innere Fläche hatte größtentheils eine entzündliche Röthe, und man konnte mehrere, gleichſam mit Blut unterlaufene einzeln ſtehende Stellen von der Größe eines Kreuzers wahrnehmen. Ohne große Mühe ließ ſich hie und da die innerſte Haut des Magens mit dem Rücken des Meſſers abſtreifen. Das in dem Magen

Enthaltene und zur Unterſuchung Aufgehobene war eher flüſſig als breiartig, ſahe braunröthlicht aus, und mochte bei $1\frac{1}{2}$ Unzen betragen.

Der im ganzen mit Luft ſtark aufgetriebene Darmkanal zeigte, vorzüglich am querliegenden Colon, rückwärts einen entzündlichen Zuſtand. Dieſer, ſo wie der größte Theil der dünnen Gedärme, war von der Galle gefärbt, und das Gekröſe, ſowohl des dünnen als dicken Darmkanals, entzündet. Noch ſtärker als dieſe befanden ſich die Nieren in einem entzündlichen Zuſtande. Der Maſtdarm enthielt eingeſchnürte harte Kothklumpen.

In der ziemlich großen Blaſe waren über drei Unzen Waſſer enthalten.

Vierzehnter Fall.

(Die Vergiftung geſchah durch eine geräucherte Hirnleberwurſt, und betraf zwei Perſonen.)

Den 19. März 1821 ſchlachtete ein Bauer zu Bohndorf, Herrenberger Oberamts, ein gemäſtetes, geſundes, fünfjähriges Mutterſchwein, das ſieben Junge im Tragſacke hatte. Auffallend ſey geweſen, daß der Speck und das Fleiſch eine ganz weiche, ſchmierige und flüſſige Beſchaffenheit gehabt.

Ungewöhnlich viel von dem Speck aß der 13jährige Sohn des Bauren und ſeine ſchon lange kränkliche Schwägerin, und tranken reichlich Waſſer dazu.

Am 20. und 21. mußte ſich der Knabe erbrechen, und bekam, ohne übrigens krank zu ſeyn, am 22. einen Durchfall.

Am 23. wurde die, beſonders auch aus dem Hirn des Schweines, auf gewöhnliche Weiſe bereitete, in einen dicken Darm gefüllte Wurſt aus dem Rauche genommen und aufgetiſcht. Der Knabe aß davon, auch die Schwägerin ſoll, von den andern unbemerkt, etwas davon gegeſſen haben. Die übrige Tiſchgeſellſchaft aber aß von ihr nichts, weil die Wurſt ſauer geweſen ſey. Den Ueberreſt gab man der noch jezt lebenden Katze.

Schon am Nachmittag wurde es dem Knaben in der Schule übel, er fühlte Kopfſchmerzen, und ſah die Buchſtaben doppelt. Am 24. und 25. ſahe er in der Nähe und in der Ferne alles doppelt. An dieſem Tage Mittags wurde ärztliche Hülfe begehrt, und von dem Arzte kauſtiſches Ammonium in ſtarker Gabe in einer Emulſion verordnet. Die Arznei hatte am andern Tage den Auswurf mehrerer Speckkügelchen bewirkt, und da die Schwägerin auch an Uebligkeit und Doppelſehen zu leiden angab, (ob man gleich keine Veränderung, beſonders nicht an ihren Augen, wahrnahm,) ſo wurde ſie auch angehalten, dieſes Medikament zu gebrauchen. Der Knabe verſicherte übrigens: daß er, auſſer dem Leiden in den Augen, wenig Beſchwerden fühle. Er war lebhaft und heiter, und gab auf alle Fragen ſchnelle und richtige Antwort.

Er hatte Appetit zum Eſſen und guten Schlaf. Seine Augen lagen nicht tief, bewegten ſich lebhaft, und man konnte an ihnen weder etwas ſchielendes noch ſtieres bemerken. Dagegen waren die Pupillen erweitert, doch nicht gänzlich unbeweglich. Einige Beweglichkeit zeigten ſie, wenn man die Augen ſchloß, drückte und ſchnell öffnete. — Die Zunge war an den Rändern gelb, in der Mitte mit einem braunen Schleime belegt, etwas trocken. Morgens, oder wenn er lange nichts genoſſen hatte, fühlte er ein Stechen im Halſe, in der Gegend der Halsgrube, das ſich bei dem Genuſſe von etwas Warmem verliere. Dabei aber war das Schlingen und Athmen durchaus nicht gehindert, und die Stimme auch unverändert. Der Herzſchlag war von auſſen zwar fühlbar, aber ungleich, und die Wärme des Körpers war in der Gegend des Herzens vermindert. Der Puls war klein, man zählte 94 Schläge in der Minute. Der Urin gieng in ſehr großer Menge, aber ohne Schmerzen und Hinderniß, ab. Der Bauch war weich. Selten erſchienen Exkremente und giengen nur in harten Kugeln ab.

Am 27. wurde ihm noch ein Brechmittel, und darauf eine Seiſe aus Mandelöl und kauſtiſchem Kali verordnet; auch ließ man ihn am andern Tage in ein Bad mit Kali ſetzen.

Bis zum 22. April hin hatte ſich ſein Augenleiden ſehr vermindert. Die Pupille hatte ſich verengert, er konnte groben Druck, jedoch noch nicht feinen, leſen. Im Schlingen meynte er doch etwas Schwierigkeit zu fühlen, beſonders, wenn er etwas feſteres eſſe. Die Oeffnung erfolgte täglich und leicht. Von weiterem Gebrauch von Arzneimitteln wollten die Leute durchaus nichts mehr hören, und verſicherten: der Knabe nehme durchaus nichts ein. Wahrſcheinlich wurde auch von den verordneten Arzneimitteln wenig oder gar nichts genommen.

Da die Reſpiration ganz und gar nicht litt, und manche andere Zufälle fehlten, ſo war dieſer Fall nur als ein geringerer Grad von Vergiftung zu betrachten, und die Heilung wurde vollends der Natur überlaſſen, die ſie auch bewirkte.

Bei Unterſuchung der Würſte dieſes Bauren fand man: daß die Würſte, die in dicke Därme gefüllt waren, im eigentlichen Sinne des Wortes ſauer waren.

In dem aus dem Rauch genommenen Speck und Fleiſch konnte man durchaus keinen ungewöhnlichen Geruch bemerken, und es war auch inzwiſchen feſt und hart, wie anderes im Rauch hängendes, geworden.

Herr Oberamtsarzt Dr. Boßert, ein ausgezeichneter vaterländiſcher Arzt, bemerkt in ſeinem Berichte hierüber: „was das ſchnelle Sauerwerden der Würſte in dieſem Falle veranlaßt habe, iſt wohl nicht mit Gewißheit anzugeben. Die Witterung war naßkalt, die Würſte hiengen im Rauche nicht zu dicht beieinander, Fehler bei der Bereitung wurden nicht beachtet, und noch weniger angegeben. Doch fand man den Fettmaſſen Semmelbrod beigemiſcht. Nach Verſicherung Sachverſtändiger ſollen warm eingefüllte Würſte, die man aufeinander liegen läßt, ſchnell ſauer werden, ehe ſie in den Rauch kommen.“

Auch durch dieſen Fall wird es übrigens wahrſcheinlich, daß manchmal ſchon durch die Beſchaffenheit des lebenden Thieres, durch Zerſetzung ſeines Fettes im lebenden Körper, eine Neigung zum Sauerwerden gegeben iſt, worauf die von dem Bauren als auffallend angegebene Weichheit des Speckes ſchließen läßt.

Fünfzehnter Fall.

(Die Vergiftung geſchah durch eine geräucherte Blutwurſt, und betraf eine Perſon.)

Am Ende März 1821 aß ein Mann zu **Oberjettingen** mit ſeiner ganzen Familie die lezte Blutwurſt eines acht Tage zuvor geſchlachteten geſunden Schweines. — Sie war mit Milch und Semmelbrod bereitet, acht Tage lang im Rauche aufgehängt, und ſchmeckte merklich ſauer.

Der Mann, welcher nicht beſonders viel davon gegeſſen, bekam nach einigen Tagen Ueblichkeit, Mangel an Appetit, Vollheit des Magens. Sein Sehvermögen nahm ab, ſo daß er die Leute nicht recht mehr erkannte. Er fühlte Trockenheit im Halſe, beſchwerliches Schlingen und Verſtopfung. Dieſer Zuſtand dauerte vierzehn Tage, nach welchen er, ohne Gebrauch von irgend einem Mittel, ſich allmählig beſſerte und bald wieder gänzlich geſund wurde.

Die früher von dieſem Schweine gegeſſenen Würſte hatten nie einen Zufall erregt.

Sechszehnter Fall.

(Die Vergiftung geſchah durch ungeräucherte Blut- und Leberwürſte, und betraf fünfzehen Perſonen, von welchen fünf ſtarben.)

Nachſtehende merkwürdige Geſchichte einer Vergiftung

giftung durch Würſte verdanke ich der gütigen Mittheilung des Herrn Oberamtsarztes Dr. **Faber** zu Schorndorf.

Um ſo merkwürdiger iſt dieſe Geſchichte, da hier beſonders auch eine Annäherung zur Zerſetzung des Fettes und Blutes, krankhaſt, ſchon in dem noch lebenden Schweine, vorangegangen zu ſeyn ſcheint.

Schon oben bemerkte ich, daß in dieſen Jahren häufig eine Krankheit unter den Schweinen vorkam, die die Thierärzte mit dem Namen des wilden Feuers, der Bräune (angeblich einer Art von Milzbrand) belegen.

Hauptſächlich herrſchte dieſe Krankheit unter den Schweinen, im Monat Juni, auch in der Gegend von Weinsberg, und ich fand Gelegenheit, ein an dieſer Krankheit krepirtes Thier einer genauen Sektion zu unterwerfen.

Die Krankheit äuſſerte ſich ſo: Die Thiere wurden mit äuſſerſter Hitze, einem eigentlichen wilden Feuer (in ſo ferne iſt jener thierärztliche Ausdruck ganz bezeichnend, weniger der Ausdruck Milzbrand, da man die Milz ganz geſund fand) befallen, welche Hitze, beſonders am Bauche und ſeinen Fettlagen, äuſſerſt ſtark war, und eine beſtändige Begießung des Thieres mit kaltem Waſſer, ſehr wohlthätig machte.

Vor Entwicklung dieſer auſſerordentlichen Hitze ſteigerte ſich bei dieſen Thieren die Freßluſt auf das äuſſerſte, und zeigte ſich an ihnen ein ungemeiner Zorn. Hierauf erſchien ein rother, oft in das Veilchenblau ſtechender Ausſchlag auf der Haut, beſonders an den Hinterfüßen und Weichen, und es trat Urinverhaltung, bei einigen auch eine Geſchwulſt des Halſes, ein. Die Thiere bekamen großen Durſt, eine rauhe Stimme, beengten Athem und Steifigkeit in den Hinterfüßen, worauf bald völlige Erſtarrung und der Tod folgte.

Bei einem an dieſer Krankheit krepirtem Schweine fand ich bei der Sektion folgendes:

Das Thier war bald nach dem Tode ſehr erſtarrt. Auf der Haut hatte ſich ein ſcharlachartiger Ausſchlag gebildet, die Halsdrüſen waren etwas aufgetrieben, eine Erſcheinung, die ſich bei andern auch nicht zeigte.

Das Fett des Omentums und des ganzen Thieres war theils ganz verzehrt, theils in einem Zuſtande der Zerſetzung, weich, ſchmierig, dotterartig. Das Herz war welk, von ſehr ſchwarzem, polypöſen Blute erfüllt. Der Schlund, die Trachea und die Lungen ſchienen natürlich zu ſeyn. — Dagegen zeigte ſich die Leber (das Organ der Fettbildung) völlig verdorben und unter den Fingern brüchig. Die Gallenblaſe enthielt zerſetzte

Galle, und war in ihrer innern Wandung entzündet.

Die fürchterlichſte Entzündung aber befand ſich auf der Zottenhaut des Magens, beſonders nach dem Pilorus hin. Hier zeigten ſich handgroße Stellen von einer ganz blaurothen Farbe. Gleiche Entzündungen zeigten ſich in dem ganzen Verlaufe der Gedärme, hauptſächlich im Maſtdarme. Der Magen enthielt eine gelblichte, ſchmierige Flüſſigkeit, und hatte einen ſäuerlich ſtinkenden Geruch, nicht anders, als wie eine Kufe mit verdorbenem Sauerkraut. Auch die Gedärme waren mit gelben gallichten Flüſſigkeiten erfüllt. Nieren und Urinblaſe waren entzündet, dagegen die Milz ganz natürlich. Die Bauchſpeicheldrüſe ſah etwas verzehrt und entzündet aus. Die Gefäße des Gehirns waren von bläulichtem Blute erfüllt.

Das Fett dieſes Schweines zeigte, ſchon nur mit Lackmuspapier unterſucht, durch die ſchnelle und auffallende Röthung deſſelben, freie Säure.

Es iſt merkwürdig: daß dieſe Krankheit der Schweine in mehreren Symptomen mit den Vergiftungen durch verdorbene Würſte und Fettſäure übereinkommt, und es iſt offenbar eine Krankheit, wo durch zu große Wärmeentwicklung eine Zerſetzung des Fettes und des Organs der Fettbildung, der Leber, ſtatt findet. Wie ſehr die Wärme überhaupt auf die Leber und auf ihr Geſchäfte, die Galle und Fetterzeugung, Einfluß hat, iſt bekannt.

Nachſtehende Geſchichte möchte auch dafür ſprechen, daß die Zerſetzung des Fettes noch im lebenden Körper oft eine Krankheit hervorzubringen im Stande iſt, die viel Aehnlichkeit mit den Vergiſtungen durch Fettſäure hat.

Ein wohlgenährter Mann, erzählt Dr. Wada,*) wurde, angeblich nach einer Erkältung, mit Erbrechen befallen. Wenige Tage nachher ſtellte ſich ein Huſten ein, er bekam Erſtickungsanfälle. Sein Ausſehen wurde erdfahl, der Huſten trocken. Bald nachher fieng er an, über Schwierigkeit im Schlingen zu klagen, ein Leiden, das ſich immer vermehrte und mit einem heftigen trockenen Huſten begleitet war, wobei er beſtändig wieder das Verſchluckte durch Erbrechen von ſich gab. Eilf Monate nach dem erſten Anfalle ſtarb er.

Bei der Sektion fand man in dieſem Manne groſse Fettmaſſen, deren Fett aber wie aufgelöst und nicht feſt genug war. In dem Meſſokolon und Meſenterium waren nicht die geringſte Spuren von Gefäßen oder Drüſen mehr, alles war eine fettigte Subſtanz. Die Leber war geſund, die Gallenblaſe von Galle ſehr erfüllt.

---

*) Malkom Flemming Abhandlung von der Natur, Urſache und Heilung der übermäßigen Fettigkeit des Körpers. S. 44.

Im Alter zwiſchen 40 und 50 Jahren ſieht man bei Männern öfters das Fett verſchwinden und eine eigene Art von Hypochondrie mit Annäherung zur tabes dorsalis ſich einſtellen, eine Krankheit, die ſich vielleicht ebenfalls aus einer hier vorgehenden Zerſetzung und Einſaugung des Fettes erklären ließe.

Würſte wurden von ſolchen erkrankten Schweinen in hieſiger Gegend zwar nicht bereitet, aber hie und da das Fleiſch derſelben gegeſſen, ohne daß jedoch gerade ein Nachtheil, ſo viel wenigſtens mir bekannt wurde, daraus entſprang.

Im übrigen führt Frank aus den Ephemerid. nat. Cur. einen Fall an, wo eine Haushaltung von drei Perſonen ein krankes Schwein mit einem geſchwollenem Halſe ſchlachtete, und deſſen geräuchertes und geſalzenes Fleiſch drei Monate nachher ſpeiste. Es ſeye ſogleich bei allen Geſchwulſt des Angeſichtes, Kopfweh, Schwindel, öftere Ohnmachten und der Tod erfolgt. *)

---

*) S. Frank medicin. Polizey. In Schenk Observ. lib. VII. tit. de venenis, ſoll auch eine Vergiftung durch verdorbenes Schweinefleiſch angeführt ſeyn. In Dr. Hofmanns Irenicum p. m. 175. iſt von 12 Studenten die Rede, die anno

Schneider ſagt: „es ſeye ſchon längſt bekannt, daß man vergiftete Schinken entdeckt habe, und er wolle dieſer Erſcheinung daher nicht weitläufiger erwähnen."

Es wäre zu wünſchen geweſen, daß Herr Schneider dieſe Erſcheinung dennoch ausführlicher berührt, und die Art der von dieſen Schinken verurſachten Vergiftung näher angegeben hätte. *)

Daß in den frühern hier angeführten Fällen von Vergiftungen durch Würſte, auſſer in dem achten Fall, die geſchlachteten Schweine nicht erkrankt waren, geht ſchon daraus hervor: daß in den frühern hier angeführten Fällen diejenigen Würſte, die friſch bereitet gegeſſen würden, nie Schaden brachten, ſondern dieſe Vergiftungen nur erſt auf den Genuß der älter gewordenen, im Rauche aufbewahrt geweſenen, Würſte erfolgten: denn wäre einzig nur und immer eine Krankheit des Thieres an ſolchen Vergiftungen ſchuld, ſo hätte dort wohl auch das Fleiſch und die friſchbereiteten Würſte, und dieſe um ſo mehr vergiftet. Um ſo ſchneller aber wird allerdings die vollen-

---

1677 an Zeichen von Vergiftung ſtarben. Man gab dem Speismeiſter der Communität die Schuld: er habe ſie mit verſtunkenem Sauerkraut und Fleiſch geſpeist, und mit Suppe, die mit ſtinkendem Fett angemacht.

*) S. Schneider über die Gifte u. ſ. w. S. 145.

dete Zerſetzung ſolcher Blut- und Fettmaſſen erfolgen, war in ihnen ſchon am lebenden Thiere der Prozeß dazu angefacht.

Daß auch überhaupt keine dem Schweine eigenthümliche Krankheit an dieſen Vergiftungen allein ſchuld hat, dafür möchte auch der zweite angeführte Fall ſprechen, wo die Vergiftung durch einen Bock geſchah.

Man hat aber bei nachſtehender Geſchichte noch die Bemerkung zu machen, daß die Blut- und Fettmaſſen, ohne in Rauch zu kommen, ſehr lange der warmen Witterung ausgeſetzt blieben, und wahrſcheinlich auch, ohne eine im Schweine ſchon vorangegangene Zerſetzung, dieſe Vergiftungen veranlaßt haben würden, und nun um ſo mehr veranlaſſen mußten, da in dieſem Schweine ſchon krankhaft eine Zerſetzung des Fettes und Blutes vorausgegangen zu ſeyn ſchien, weßwegen auch wohl (wie freilich nicht zur völligen Gewißheit erhoben werden konnte) einige Individuen, die keine Würſte, ſondern nur Fett und fettes Fleiſch von dieſem Schweine gegeſſen haben ſollen, leichte Vergiftungszufälle erlitten.

Im übrigen wird auch der noch unten anzuführende Fall von einer leichten Vergiftung durch den bloßen Genuß ſogenannter Grieben zeigen: daß ſich die Fettſäure in gewiſſen Fällen, beſonders, wo das Fett wiederholt der Wärme ausgeſetzt wird, und von Schweinen, die bis zu anfangender Waſſerſucht gemäſtet ſind, genommen iſt, wenigſtens in geringem Grade, ausbilden kann.

Den 1. Juni 1821, Freitags, wurde von zwei Familien zu Hebſack bei Schorndorf gemeinſchaftlich ein halbjähriges fettes Schwein geſchlachtet, welches aber nach der Ausſage des Fleiſchers eine Geſchwulſt am Halſe gehabt, aus welcher ungefähr zwei Unzen Materie gefloſſen. Sein Fett habe weich, dotterich und wie zerſetzt ausgeſehen. Das Schwein habe einen Tag lang auch nichts gefreſſen. Eine Seuche herrſchte im Orte und in der nächſten Umgebung unter den Schweinen nicht, wohl aber dazumal ſonſt an entfernten Orten des Landes, von welchen aber dennoch keine ſolche Vergiftung bekannt wurde.

Das Blut und Fett wurde bei warmer Witterung den ganzen Tag aufbewahrt, und am folgenden Tage wurden Leber-, Blut- und Bratwürſte gemacht, zu welchen Waſſer, Pfeffer und Modegewürz, aber keine Milch, genommen wurde.

Der Hausherr von der Familie A. kam an dieſem 2. Juni Abends mit ſeinem Knechte vom Frohndienſte nach Haus, beide verzehrten eine ziemliche Portion von den an dieſem Tage gemachten Blut- und Leberwürſten.

Von dieſen Würſten aber empfanden ſie auch am folgenden Tage, am Sonntage, noch nicht, und auch noch nicht am Montage Mittag ein krankhaftes Gefühl. Es geht deßwegen doch daraus hervor, daß das Blut und Fett in dieſen Würſten vom Schweine aus gerade noch nicht in ſolche Verderbniß übergegangen war.

Am folgenden Mittag, Sonntags, aßen ſie wieder Blutwurſt, und dazu Sauerkraut. Zum Nachteſſen aßen ſie wieder eine Leberwurſt, und am Montag Mittag gewärmtes Sauerkraut mit Blutwurſt.

Dieſe Würſte wurden alle warm genoſſen, waren nicht in den Rauch gekommen, und allerdings dadurch deſto leichter der Verderbniß ausgeſetzt.

Erſt nach der am Montag verzehrten Wurſt (die, rechnet man den Tag dazu, wo das Fett und Blut blos aufbewahrt wurde, vier Tage lang der warmen Witterung ausgeſetzt geweſen war) bekam der Mann am Abend vom Montage Erbrechen von bitterem Stoffe und alles deſſen, was er genoſſen, und fühlte Schmerzen im Unterleib und Blödigkeit in den Augen. Am Dienſtag bekam er Kopfſchmerzen, fühlte im Gaumen und Halſe große Vertrocknung, bekam gänzliche Verſtopfung und wurde faſt ganz blind, und ſtarb vier Tage nach der letzten genoſſenen Wurſt.

Da erſt ſein Tod eine amtliche Unterſuchung veranlaßte, und er nicht von Schorndorf aus ärztlich behandelt wurde, ſo kann im übrigen nichts beſtimmteres über ſeine Krankheit hier angegeben werden.

Noch einen Tag ſpäter als der Herr, erkrankte der Knecht. Weil er zum Glücke der Knecht war, bekam er nicht ſo viel Wurſt, dagegen ſehr viel Sauerkraut, und erkrankte nur wenig, ſo auch die Frau, die von der letzten Wurſt nur weniges mit aß.

Die Familie B füllte am zweiten Juni das Blut und Fett, das man einen Tag lang hatte ſtehen laſſen, in den Magen des Schweines. In dieſem Magen blieb es noch drei Tage lang.

Dieſe mit Blut und Fett erfüllten Schweinsmägen, in die meiſtens auch noch Keſſelbrühe geſchüttet wird (Würſte, die man in Württemberg Blunzen nennt) ſind es ſehr häufig auch, wie ſchon die vorigen Fälle zeigten, die dieſe Vergiftungen veranlaſſen.

Es werden zwar auch in andern Ländern Würſte aus Schweinsmägen bereitet, allein die Maſſen werden da feſter geſtopft, mit weniger

Keſſelbrühe vermiſcht (in Württemberg vermiſcht man ſie häufig noch dazu mit Semmelbrod und Milch) und meiſtens feſt gepreßt. *)

Nach drei Tagen nun, am Sonntag Nachts, aßen die Glieder der ärmern Familie B, bei welchen das Schlachten eines Schweines etwas ungewöhnlicheres war, mit deſto größerer Begierde den beſagten Blunzen. Es waren ein Mann von 35 Jahren, deſſen Frau von 28 Jahren, der Vater des Mannes von 67 Jahren, und ſeine Mutter von 52 Jahren; ferner noch der Bruder des Mannes, 14 Jahre alt.

Am andern Tage verzehrten ſie auch wieder Leber- und andere Würſte.

In der Nacht vom Montag mußten ſie ſich alle erbrechen, bekamen Bauchſchmerzen und verhindertes Schlingen.

Die Frau des Mannes, deſſen Vater, ſeine Mutter und ſein Bruder, rafften ſich bald wieder auf. Der Mann war ſchon am Montag, (alſo am andern Tage nach dem Genuſſe des Blunzen) nach Welzheim gereist, fühlte dort Leibſchmerzen, die er für Kolik hielt, weßwegen er Branntwein (wahrſcheinlich mit Pfeffer) trank,

---

*) Daß übrigens auch in Bayern ſolche Schweinsmagen bereitet werden, dafür ſpricht die unten angeführte Bekanntmachung im königl. baier. Intelligenzblatt für den Rezatkreis.

und ſtarb, unter den gewöhnlichen Zufällen dieſer Vergiftung, nach ſieben Tagen.

Den 6., am Mittwoch, fuhren die Frau, der alte Vater und der Bruder mit Holz nach Schmieden, und nahmen zwei Leberwürſte mit, (die alſo ſechs Tage alt geworden waren, ohne in Rauch gekommen zu ſeyn) und verzehrten ſie unterwegs. Nach der Heimkehr, aßen ſie zu Nacht wieder Leberwürſte. Sie aßen die Würſte ſo ſchnelle, weil dieſelben, beſonders am fünften Tage nach der Verfertigung, wie ſie angaben, ſehr widrig und ſchimmlicht geſchmeckt.

Nun wurden wieder alle aufs Neue krank. Die Hausfrau bekam in dieſer Nacht Erbrechen von gallichtem Stoffe, Schmerzen im Bauche, Kopfweh, Schwindel und Beſchwerden im Halſe. Sie wollte am andern Tage wieder arbeiten, war aber wegen zu großer Mattigkeit unvermögend, es zu thun, und ſie ſtarb unter den gewöhnlichen Zufällen dieſer Vergiftung am neunten Tage nach der zuletzt genoſſenen Wurſt.

Die 52jährige Frau hatte in der Abweſenheit der andern auch von den Würſten, welche nicht ihr Eigenthum waren, heimlich eine Parthie verzehrt. Sie legte ſich am nämlichen Tage, und ſtarb ſchon nach drei Tagen.

Ihr alter 67jähriger Mann bekam erſt einen

Tag nach den am ſechsten verzehrten Würſten ein Erbrechen. Bald ſtellte ſich Schläfrigkeit, Schwindel und Blödigkeit der Augen bei ihm ein, und nach zwei Tagen Hemmung im Schlingen. An dieſem Tage, am neunten, fuhr er noch mit Holz nach Stuttgart (ob er noch einmal Wurſt gegeſſen, konnte man nicht erfahren). Bei ſeiner Heimkehr fiel er vor ſeinem Hauſe um, konnte von da an das Bett nicht mehr verlaſſen, und ſtarb acht Tage nach den am ſechsten gegeſſenen Würſten.

Mehr oder weniger erkrankten noch ſieben bis acht Perſonen, die von dieſen Würſten aßen; ja man behauptete von dreien dieſer: daß ſie nichts von den Würſten, ſondern nur von dem Fette und dem fetten Fleiſche und der friſchgeſottenen Leber gegeſſen. In die Ausſage dieſer iſt aber allerdings einiges Mißtrauen zu ſetzen, da ſie überhaupt von dem Schweine etwas gegeſſen zu haben, eigentlich gar nicht eingeſtehen wollten, und ſich aller ärztlicher Hülfe entzogen. Ich erinnere hier an den ſechsten Fall, wo auch drei Perſonen, die mit andern alle Zeichen einer Vergiſtung durch Würſte hatten, durchaus nicht geſtehen wollten, irgend etwas von dem Schweine gegeſſen zu haben. Das Leugnen der Landleute in ſolchen Fällen hat oft ganz wunderliche Gründe. Oft liegt ihm auch die Furcht vor amtlicher ärztlicher Behandlung, und vor der Sektion nach dem Tode, zum Grunde.

Die Symptome, welche bei allen Kranken mehr oder weniger deutlich ausgedrückt, beobachtet wurden, waren folgende:

Vierundzwanzig Stunden nach dem Genuſſe kam Leibſchneiden und Erbrechen alles deſſen, was die Kranken nahmen, nebſt vielen bittern Stoffen, Schwindel, Kopfweh, große Mattigkeit und Nebel vor den Augen. Im weitern Verlaufe trat ein gewiſſer Grad von Lähmung der mit Contractilität verſehenen Theile des Auges ein. Der Augapfel konnte nur langſam bewegt werden, die Sehachſe war meiſtens nach innen und unten gerichtet, die Pupille weit, die Iris unregelmäßig zuſammengezogen und unempfindlich gegen den Reiz des Lichtes. Nur in zwei minderheftigen Fällen war die Pupille eng. Die Augenlieder waren mehr oder weniger geſchloſſen, und wie gelähmt.

Einer ſagte, er fühle ein Reiſſen in den Augenliedern, wie wenn ſie umgekehrt würden. Die Verdunklung des Auges ſtieg mit der Heſtigkeit der Krankheit. Den Anfang machte ein unbehaglicher Nebel vor den Augen, eine Blödigkeit der Augen. Das Doppeltſehen machte gleichſam den Mittelpunkt, und das Ende war Amauroſis.

Der Herzſchlag war bei allen äuſſerſt ſchwach und unterdrückt, doch nicht durchaus unfühlbar; der Puls 65 — 90 Schläge in einer Minute. In der Gegend des Kehlkopfes hatten ſie alle ein Gefühl von Würgen, wie wenn dort etwas ſtecke oder den Kehlkopf zuſammenziehe.

Das gehinderte Schlingen fehlte nur in einem der minderheftigen Fälle. Auch da, wo die Tonſillen geſchwollen und leicht entzündet waren, war es ganz verſchieden von demjenigen, welches man bei der Angina tonsillaris beobachtet, wo entweder gar nichts den Iſthmus paſſiren kann, oder unter heftigen Schmerzen auf einen Druck das Eingenommene verſchlungen wird.

Die Flüſſigkeiten ſchienen, wenn ſie nicht reizend waren, ohne viele Schmerzen und Hinderniſſe in den obern Theil der Speiſeröhre zu kommen, wurden aber alsdann unter Huſten und Erſtickungsanfällen zum Mund und zur Naſe herausgeſprudelt. Feſtere Speiſen konnten gar nicht verſchlungen werden.

Bei allen war hartnäckige Verſtopfung ohne Auftreibung und Beſchwerden im Unterleib; nur in der Herzgrube klagten faſt alle über ein Gefühl von Brennen. Mehr oder weniger war auch Heiſerkeit, ja, bei einigen faſt Tonloſigkeit der Stimmen vorhanden.

Der Athem war leicht, bei einem einzigen minderheftigen Falle ausgenommen. Sie hatten auch ein Verlangen nach friſcher Luft, z. E. die junge Frau, bei welcher allein in den letzten Tagen auch einige Bruſtbeklemmungen eintraten. Die Haut war trocken, keine Spur von Schweiß da, die Naſe trocken. In dem Naſenloche des einen bemerkte man eine eiterartige Flüſſigkeit, und beim Niederdrücken der Zunge ſah man in dem Hintergrunde des Pharynx eine Menge eiterartige Flüſſigkeit (phlogiſtiſche Lymphe) welche von unten heraufzukommen ſchien.

Die Zunge war bei den heftig Kranken Anfangs braun, wie gedörrt; bei denen, die genaßen, wurde ſie nach und nach wieder hochroth, ganz glatt, am Ende wieder feucht. Bei den minderheftig Kranken war ſie Anfangs hochroth und glatt, nachher feucht, mit ſtark hervorragenden Fleiſchwärzchen. Bei den meiſten war Harnſtrenge da; bei dem Knaben einige Zeitlang unwillkührlicher Abgang des Urins. Harnruhr wurde in dieſem Falle nicht bemerkt.

Delirien ſtellten ſich nicht ein, ungetrübt blieb der Geiſt bis zum Tode, doch herrſchte bei allen große Apathie und Gleichgültigkeit. Sie verloſchen wie ein Lampenlicht, dem es an Oel gebricht.

Der

Der 35jährige Mann konnte wenige Stunden vor dem Tode ohne Hülfe das Bett verlaſſen; ſprach einige Minuten vor dem Tode mit ſeinen Umgebungen, breitete die Arme aus und verſchied.

Die von Herrn Dr. Faber ſehr zweckmäßig angeordneten Verſuche zur Heilung, muß ich des beſchränkten Raumes wegen übergehen, gebe aber noch hier die mir von Herrn Dr. Faber mitgetheilte Krankengeſchichte des 14jährigen Knaben.

Dieſer Knabe aß an jenem Sonntage Nachts mit ſeiner Familie von dem Blunzen. Am andern Tage bekam er Schmerzen im Unterleib, mußte ſich einigemal erbrechen, gieng aber dennoch, um zu arbeiten, aus.

Es ſchien ſeine Vergiftung vom Genuſſe des Blunzen doch nicht ſehr ſtark geworden zu ſeyn, da er drei Tage nachher mit ſeinen Verwandten nach Schmieden fuhr.

Auf dieſer Fahrt half er die mitgenommenen Leberwürſte verzehren, die ihrem üblen Geruche und Geſchmacke nach, wie er angab, hauptſächlich in Verderbniß übergegangen geweſen ſeyn müſſen; auch waren dieſe, wie bemerkt, ſchon ſechs Tage alt.*)

---

*) Es ſcheint dieſe Vergiſtung überhaupt, hauptſächlich erſt durch den Genuß der verdorbenen Leberwürſte veranlaßt worden zu ſeyn.

In der Nacht darauf ſtellte ſich bei ihm wieder Erbrechen ein, auch bekam er Bauch- und Kopfſchmerzen. Er mußte jedoch noch in Geſchäften in dem Dorfe herumgehen, klagte aber über große Mattigkeit, Heiſerkeit, Beſchwerden im Schlingen und Blödigkeit der Augen. Erſt am 10. bekam er Doppeltſehen, auch erſt an dieſem Tage ſah ihn der Arzt.

Herr Dr. Faber beſchreibt von dieſem Tage an deſſen Zuſtand alſo:

Er liegt in einer Art Sopor mit halbgeſchloſſenem Auge auf ſeinem Bette, unbekümmert um das, was um ihn und mit ihm vorgeht.

Seine Pupillen ſind weit, doch nicht unbeweglich, die Haut heiß und trocken. Die Naſe und die Zunge trocken; letztere mit einer gelblichten Kruſte bedeckt. Er verlangt nichts, verſchmäht auch die Speiſen; nimmt er aber, aufgemuntert dazu, etwas, ſo kommt es nach wenigen Augenblicken wieder unter Huſten zum Munde heraus. Er ſpricht heiſer und wie durch Gaumen und Naſe. Sein Athem iſt leicht. Der Puls zählt 85 Schläge. Seit acht Tagen hat er Verſtopfung. Der Urinabgang iſt ſparſam. Bei einem Druck auf die Magengegend hat er Empfindung von Schmerz, der Unterleib iſt aber nicht aufgetrieben. Es werden ihm einige Klyſtiere abwechslungsweiſe, das einemal mit Seiſe, das anderemal mit Eſſig vermiſcht, gegeben, Senfumſchläge in den Nacken und in die Herzgrube gelegt, und der ganze Rücken abwechslungsweiſe, das einemal mit kauſtiſchem Ammonium, das anderemal mit Eſſig, gewaſchen. Innerlich wurde verſucht, ihm ein Decoct von Sennesblättern und Tamarinden mit Polychreſtſalz beizubringen.

Am 11. iſt alles noch, wie Tags zuvor. Von der Mixtur konnte nichts verſchluckt werden. Die Zunge iſt trockener. Der Urin geht unwillkührlich ab; die Augen ſcheinen mehr in die Orbita zurückgezogen zu ſeyn, und können noch, wie man deutlich ſieht, nur mit Mühe hin und her gerichtet werden. Den Verſuch zu machen, ob er nicht etwas feſteres verſchlucken könnte, wurde ihm ein abführender Bolus verordnet. Zu den Klyſtieren wurden Sennesblätter, Manna und Salz genommen, und die Einreibungen und Waſchungen fortgeſetzt.

Am 13.: Von dem abführenden Bolus konnte er faſt nichts nehmen. Die Zunge iſt noch dichter mit Schleim bedeckt, und ein wenig feucht. Die Heiſerkeit iſt vermehrt, ja faſt gänzliche

Stimmloſigkeit eingetreten. Will er ſich zum Sprechen anſtrengen, ſo klagt er über Schmerzen im Kehlkopfe. Alle Gegenſtände ſind ihm jezt dunkel und unkenntlich. Der Puls iſt härter und frequenter. Die Klyſtiere gehen ſogleich wieder ab. Der After iſt ſchlaff, offen, und der Maſtdarm ſcheint ein gelähmter Schlauch. Dennoch werden wieder des Tags einige Klyſtiere gegeben, aber mit Schleim vermiſcht. Es werden Blutigel auf die Herzgrube und vorn an den Hals geſetzt, und Queckſilberſalbe in die Schenkel einzureiben angefangen.

Am 15.: Der Knabe wird am Tage öfters durch einen trockenen tonloſen kroupartigen Huſten in ſeinem Schlummer geſtört. Der Puls iſt klein, etwas härtlich, in Abſicht auf Schnelle wie zuvor; auch hat ſich das Sehen, die Stimme und das Schlingen noch nicht gebeſſert. Die Zunge iſt jezt rein, trocken und aufgedunſen, er vermag kaum die Spitze derſelben zum Munde herauszubringen. Jetzt wurde er zweimal des Tags in ein Laugenbad geſetzt, und in der Zwiſchenzeit wieder einmal mit Eſſig gewaſchen. Mit den Einreibungen des kauſtiſchen Ammoniums wurde ausgeſetzt, und dagegen täglich zweimal Klyſtiere von Gerſte und Haberſchleim gegeben. Innerlich bekam er wieder eine abführende Mixtur.

Am 16. Morgens konnte der Knabe beſſer ſchlingen, die Zunge iſt hochroth, glatt, trocken, weniger geſchwollen; ſo daß jetzt die Tonſillen geſehen werden. Beim Niederdrücken der Zunge ſieht man im Hintergrunde des Schlundes *eine Menge eiterartige Flüſſigkeit, (phlogiſtiſche Lymphe,)* welche von unten herauf zu kommen ſcheint. Die Zähne ſind mit einem braunen Schleime überzogen. Der Zuſtand der Augen, die Paſſivität, die Heiſerkeit dauern noch fort. Der Puls iſt ſtets klein und frequent, 85 bis 90 Schläge. Es tritt öfters auf die Bäder ein Ohnmacht ähnlicher Zuſtand ein; die Haut bleibt nach dem Bade noch eine kurze Zeit feucht. Das Uriniren iſt jetzt beſchwerlich. Die Mixtur wurde faſt ganz genommen, aber ohne Oeffnung zu bewirken.

Die Hoffnung, ſchädliche Stoffe auf dem nächſten Wege aus dem Körper zu ſchaffen, mußte man aufgeben, und es ſchien jetzt angezeigt zu ſeyn, den Lähmungen der Nerven zu Hülfe zu kommen.

Es wurde ihm eine Kampfer-Emulſion verordnet, auf die Herzgrube ein Blaſenpflaſter gelegt, die Tonſillen mit einem Decoct von Cicuta und Salzſäure bepinſelt, und mit den äuſſerlichen Mitteln fortgefahren.

Am 18.: Die Nacht war wieder ruhig, ausgenommen, daß er öfters durch ſeinen kroupartigen Huſten geſtört wurde.

Es iſt ein gänzlich paſſiver Zuſtand bei ihm. Der geſtern und ehegeſtern erfolgte Tod ſeines Vaters und ſeiner Schwägerin, und der frühere Tod ſeiner Mutter, welche mit ihm Ein Zimmer theilten, machten nicht den mindeſten Eindruck auf ſein Gemüth.

Um etwas ſehen zu können, muß er die obern Augenlieder, welche beſtändig über das Auge herunterhangen, in die Höhe heben. Die vorgehaltenen Gegenſtände ſieht er jedoch deutlicher, doch nur die größern. Die Pupillen ſind nicht rund, ſondern bald oval, bald elliptiſch, (bei ſeinem Vater waren ſie ſogar eckigt.)

Die Haut iſt wieder gänzlich trocken und heiß, die Zunge trockener und belegt, und der Puls langſam und klein. Er verlangte dünnen Mehlbrey, von dem er zwey Löffel voll eſſen konnte.

Er erhielt nun zum innerlichen Gebrauche Pulver von Campher und Calomel, Klyſtiere von aſſa foetida, wurde des Morgens mit Aetzſtein gebadet (früher nahm man Potaſche,) und Abends mit Eſſig gewaſchen. Die Fomentationen mit dem Camphereſſig und die Queckſilbereinreibungen wurden fortgeſetzt.

Am 20.: Auf eines der geſtrigen Klyſtiere giengen drey bohnengroße Stückchen weicher Exkremente ab.

Es wird noch einmal ein Verſuch gemacht, durch innerliche Arzneien Stuhlgang zu bewirken, und deßwegen eine abführende Mixtur von Quaſſia, Sennesblätter und Rhabarbarſyrup verordnet.

Am 22.: Die verordnete abführende Mixtur, welche ganz genommen wurde, blieb abermals ohne Wirkung. Das Schlingen jedoch geht beſſer, auch iſt die Stimme reiner. Die Tonſillen ſind noch aufgedunſen, die Zunge nicht mehr. Dieſe iſt aber hochroth, glatt, und bei der Berührung mit den Fingern wird man erſt gewahr, daß ſie ganz trocken iſt. Die Klyſtiere fließen wieder plötzlich aus dem After. Der Urin ſieht roth, wie Blutwaſſer, färbt auch die Leinwand roth, und bekommt einen kleinen Bodenſatz, ähnlich der geſtoßenen Curcuma. Er verurſacht beim Abgange noch Brennen in der Harnröhre, doch gehen größere Quantitäten ab als bisher. Es wurde mit Campher, dem man etwas Cicuta-Extract beimiſchte, wie auch mit den Bädern und allen andern äuſſerlichen Mitteln fortgefahren, und zum Klyſtieren bloß Gerſtenſchleim genommen. Seine Speiſen beſtehen in Mehlbrey, Gerſtenſchleim und Kaffee und Milch.

Am 24.: Am 22. Abends bekam er einige Minuten lang eine Ohnmacht, aus der er ſich von ſelbſt wieder erholte. In der letzten Nacht mußte er wieder häufiger huſten, wobei man wohl hörte, daß die innere Membran der Trachea nicht trocken war, ſondern ſich in ihr Schleim gebildet hatte, aber es ſchien den Reſpirationsmuskeln an Kräften zu fehlen, um einen Huſten mit Auswurf zu Stande zu bringen. In dem einen Naſenloch iſt eiterähnliche Flüſſigkeit. Die Tonſillen ſind weniger geſchwollen, aber hochroth. Die innere Seite der Lippen und des Zahnfleiſches ebenſo. Die Zunge iſt jetzt feucht, aber noch ſo roth, wie zuvor. Der Puls iſt Morgens ſo klein, daß man ihn kaum findet, Abends etwas größer, hat 90 Schläge in der Minute. Der Herzſchlag iſt ſehr ſchwach, doch fühlbar. Die Stimme iſt noch nicht rein. Die andern krankhaften Zeichen dauern ebenfalls an.

Am 25.: Die Nacht war ruhiger, weil der Knabe von dem kroupartigen Huſten weniger geplagt wurde. Der Urin iſt bräunlicht, hat viel gelblichten, flockigen Bodenſatz und brennt nicht mehr.

Am 27., Morgens. Der Huſten iſt häufiger, trockener und pfeifend, wie beim Kroupe. Auf der hochrothen Zunge hat er weiße Flecken, wie große Aphten, der Puls iſt auch voller als bisher.

Am 25., Abends, hatte er bei dem erſten Klyſtier, dem Leinöl beigemiſcht war, den erſten Stuhlgang. Die Exkremente waren trocken, feſt, und hatten ein erdartiges, bräunlichtes Ausſehen.

Am 26. bekam er Morgens auf ein zweites Klyſtier eine Ausleerung von weichen Exkrementen von der nämlichen bräunlichten Farbe. Der Urin wird heller, geht ohne Brennen ab, und beträgt in 24 Stunden ein Pfund.

Weil es ſchien, als ob die letzte reitzendere Mixtur nachtheilig auf ſeine Athmungswerkzeuge wirke, ſo wurde ihm Kampher mit Mindereresgeiſt und ein Schleim dazu verordnet.

Am 28.: Geſtern hatte der Kranke wieder einen ſtarken Abgang von Exkrementen. Die Haut iſt trocken, Abends heiß, der Urin geht hie und da noch in's Bett, die Kräfte ſcheinen nach und nach wiederzukehren.

Am 30.: Sein ganzes Ausſehen iſt bedeutend beſſer, die bleichgelblichte Hautfarbe iſt in eine blaßröthlichte verwandelt. Die Haut iſt nicht mehr ſo trocken, wie zuvor, doch noch keine Spur von Ausdünſtung da. Der Kopf iſt frei. Die

Pupillen ſind nicht mehr ſo weit, aber immer noch nicht zirkelrund; es iſt nämlich der Kreis, den die Iris bildet, an der einen Stelle breiter als an der andern. Seit mehreren Tagen klagte er ein Beißen im innern Augenwinkel. Die Conjunction dieſer Stelle und die Caruncula lacrymalis ſind etwas entzündet; er ſieht heller, wenn er liegt, als wenn er ſitzt; doch iſt er jetzt im Stand, bei einem Focus von 10 bis 12″ die Zahlen einer Taſchenuhr zu unterſcheiden, was er bei einem Focus von 5 bis 6″ nicht kann. Das Gehör blieb in der ganzen Krankheit ungeſchwächt. Der Geſchmack iſt rein, die Stimme noch etwas heiſer; er huſtet ſelten. Das Athmen iſt fortwährend leicht; der Puls klein, ungefähr 70 bis 75 Schläge. Der Herzſchlag iſt ſehr ſchwach, aber doch fühlbar. Die Zunge iſt feucht, weich, roth, mit ſehr erhabenen Fleiſchwärzchen beſetzt; die Naſe ſcheint auch feucht zu werden. Die Tonſillen ſind kaum noch etwas geſchwollen, *) wenig geröthet. Das Schlingen geht immer beſſer, beſonders von glatten Subſtanzen, z. E. Brey u. ſ. w.; Nudeln, Salat und andere dergleichen blätterigte Dinge kann er noch nicht hinunterbringen. Er

---

*) Bei dem ähnlich vergifteten Herrn W. (ſ. meine neuen Beobachtungen u. ſ. w.) ſchwollen auch die Tonſillen, wenigſtens die rechte, aber erſt am 34ſten Tag der Vergiftung, auf.

fängt jetzt an, wieder etwas zu begehren, und zwar Speiſen. Stuhlgang hat er täglich auf ein Klyſtier, und zwar dickere als breyartige Exkremente, von matt orangegelber Farbe. Er kann jetzt bis ans Fenſter gehen, hat aber Zittern in den Füßen. Die Handflächen und Fußſohlen ſind ganz trocken. Obgleich ihm ſeit ſiebenzehn Tagen zwei Unzen Queckſilberſalbe eingerieben wurden, zeigte ſich noch keine Spur von Speichelfluß. Dieſe Einreibungen wurden jetzt ausgeſetzt, deßgleichen die Umſchläge von Kampheresſig und das Pinſeln der Tonſillen. Gebadet wird er noch über den andern Tag, und Klyſtiere werden ihm gegeben, wenn er 36 bis 48 Stunden keinen Stuhlgang bekommt. Er nimmt von dieſem Tage an eine Auflöſung der Terra catechu.

Am 8. Juli: Der Knabe iſt den ganzen Tag auſſer dem Bette, aber noch ſehr geſchwächt, hat ein blaſſes cachetiſches Ausſehen. Sein Sehen hat ſich ſeit acht Tagen noch nicht geändert, die Pupillen ſind noch unregelmäßig ausgedehnt. Die Stimme iſt faſt natürlich. Er hat ſehr guten Appetit, kann jedoch ſehr feſte, trockene und faſerigte Speiſen noch nicht recht verſchlingen. Die Tonſillen ſind noch nicht ganz abgeſchwollen. Der Puls iſt klein, der Herzſchlag natürlich; der Urin natürlich; der Knabe iſt gerade nicht äuſſerſt abgemagert, er iſt guter Laune, und hat jetzt täglich, auch ohne Klyſtiere, Stuhlgang.

Es werden ihm jetzt Säcklein mit Salmiak und gebranntem Kalk, die man mit etwas Kleie vermiſchen ließ, auf die Augen gelegt. Arzneien bekommt er keine mehr.

Am 17. Juli wurde dem Arzte berichtet: daß der Knabe den ganzen Tag wieder im Freien ſey, nur habe ſich ſeine Sehkraft noch nicht hergeſtellt, obgleich die Pupillen ſich wieder im normalen Zuſtande befänden; alle Sekretion und Exkretionen ſeyen in der Ordnung, der Appetit gut und der Schlaf erquickend.

Am Ende Auguſts wurde der Knabe unter das Schneiderhandwerk aufgenommen, ein Zeichen, daß auch ſeine Augen wieder geſund ſind.

Die vier oben benannte an dieſen Würſten verſtorbene Menſchen zeigten bei der Sektion folgendes:

Bei allen fand man die Extremitäten ſehr ſteif. Die Haut war zuſammengezogen, und bildete eine ſogenannte Gänſehaut. Der Bauch war nicht aufgetrieben, vielmehr die Bauchmuskeln zuſammengezogen.

Bei dem 35jährigen Manne und auch bei der alten Mutter waren die Pupillen enger; Mund und Naſe trocken.

Bei der jungen Frau war die Zunge natürlich beſchaffen. Bei dem jungen Manne, dem alten Manne und der alten Frau war die Membran, welche die Oberfläche der Zunge überzieht, eine ſtarke halbe Linie dick hornartig. Bei allen vier hatte die äuſſere Haut der Speiſeröhre und das denſelben und die Trachea umgebende Zellgewebe, viele ſchwärzlicht rothe Stellen, ähnlich den Sugillationen. Die innere Haut der Speiſeröhre hatte keine Spur von rothen Stellen, ſie war weiß verdickt pergamentartig, der Länge nach in Falten zuſammengelegt, und die Speiſeröhre dadurch verengt. Sie war wegen ihrer Feſtigkeit leicht abzutrennen.

Bei der jungen Frau war die äuſſere Haut des Magens natürlich. Die etwas größern Blutgefäße,' z. B. diejenigen zwiſchen dem Magen und dem Omentum waren ſehr dunkel, die innerſte Haut an mehreren Stellen entzündet, in Falten gezogen und leicht abtrennbar. Dieß war auch im Magen des alten Mannes der Fall, nur daß die innere Haut deſſelben nicht faltig war.

Bei dem jungen Manne war die innere Haut des Magens mit ſehr vielen ſchwärzlicht rothen entzündeten Stellen beſetzt, beſonders um die Cardia herum und den Saccus coecus. Sie ließ ſich nicht leicht abtrennen. Die äuſſere Haut war an der ganzen kleinen Curvatur, vorzüglich an der Cardia, wie injicirt. Bei der alten Frau war die innere Haut des Magens noch ſtärker entzündet und ließ ſich leicht abtrennen. Im Magen der jungen Frau war eine Unze röthlicht brauner, nicht beſonders riechender, breyigter Flüſſigkeit. In dem Magen des alten Mannes waren noch einige unverdaute Stückchen Wurſt. Der Magen des jungen Mannes enthielt etwas dünnbreyigte graue, nach Sauerkraut widrig riechende Flüſſigkeit. Die Contenta des Magens der alten Frau waren dünnbreyigt, dunkelgrau und ſtinkend ſauerlich riechend.

Bei der jungen Frau waren ſämtliche Partien des Omentums, wie mit einer rothen Flüſſigkeit injicirt, ſo, daß ſie ein rothgelbes Netz darſtellten. In den drey andern Leichnamen zeigte das Omentum nur wenig ſichtbare Blutgefäße.

In der jungen Frau waren die Gedärme bläulicht roth von der Menge kleiner ſichtbarer Blutgefäßchen. In einem halb Zoll langen Theile des Jejunums waren die Häute wie aufgelockert; der Darm an dieſer Stelle zuſammengezogen, und alſo der innere Raum verkleinert. In den drey andern Leichnamen zeigte ſich gleiche Erſcheinung in den Gedärmen, doch ohne daß man bei dieſen einen Entzündungszuſtand derſelben vorfand.

In allen vier Leichnamen waren die dicken Gedärme weiß, und die blauen Venen derſelben und das Meſſocolon ſchienen ſehr deutlich durch. Sie hatten mehrere Strikturen, durch welche man nur mit einem Federkiel kommen konnte. Vor dieſen Strikturen lagen kugelförmige, feſte, lettenartige, graue Exkremente. Die Flexura iliaca und der Maſtdarm ſchienen in einen pergamentartigen gelblichten Schlauch verwandelt zu ſeyn, und waren ganz leer.

Die Leber war in allen vier Leichnamen natürlich, enthielt aber viel ſchwarz=rothes flüſſiges Blut. Die Gallenblaſe war von einer braunen Galle ſtrotzend, ihre innere Haut aber nicht entzündet.

Die Bauchſpeicheldrüſe und die Schilddrüſe waren bei allen natürlich, nur ſchien erſtere etwas vertrocknet zu ſeyn.

Die Milz war in der alten Frau natürlich beſchaffen, in den drei andern etwas welk.

Die Urinblaſe war bei dem jungen Manne geſund, bei dem alten Manne ſtark netzartig entzündet, ſo auch bei der alten und der jungen Frau. Bei dem alten Manne enthielt ſie viel Urin bei den andern wenig.

Bei der jungen Frau war die Trachea vom Larynx bis in ihre Theilung hinein, mit einer gelblich weißen eiterähnlichen Flüſſigkeit (einer phlogiſtiſchen Lymphe) faſt ganz angefüllt. Ihre ganze innere Fläche war mit kleinen Gefäßchen netzartig durchflochten, daß ſie roth ausſah. Bei dem alten Manne war die Röthe der innern Membrane der Trachea nicht ſtark, ſie enthielt keine phlogiſtiſche Lymphe, ſondern etwas Schleim. Bei dem jungen Manne und der alten Frau war die Trachea dagegen faſt gar nicht entzündet.

Bei der jungen Frau hatte die Oberfläche der Lunge mehrere ſchwarze Punkte, und entfiel viel flüſſiges ſchwärzliches Blut. Sehr ſtark mit Blut erfüllt waren die Lungen des alten Mannes, weniger die des jungen. Die Lungen der alten Frau hatten viele große ſchwarze Flecken auf ihrer Oberfläche.

Die Aorta war bei der jungen Frau und dem alten Manne an ihrer äuſſern Haut an mehreren Stellen wie eingeſpritzt, und die innere Haut faſt goldgelb. Bei dem jungen Manne und der alten Frau war ſie natürlich beſchaffen.

Bei der alten Frau und bei dem alten Manne war das Herz ungewöhnlich welk, bei der jungen Frau und ihrem Manne etwas welker als gewöhnwöhnlich. Bei der jungen Frau war der rechte Herzventrikel mit vielem flüſſigen Blute erfüllt. Ob dieß bei den drei andern Leichnamen auch der Fall war, gibt der Sektionsbericht nicht an.

Das Gehirn ſcheint normal geweſen zu ſeyn.

Daß man bei den genaueſten noch ſo oft und von den verſchiedenſten Chemikern angeſtellten Unterſuchungen verdorbener Würſte, wie des Inhalts der Magen ſo vieler durch verdorbene Würſte geſtorbenen Perſonen, nie Blauſäure vorfand, wurde ſchon öfters bemerkt. In dieſem letztern Falle will man Spuren von Blauſäure gefunden haben, und zwar ſollen die mit deſtillirtem Waſſer verdünnte, filtrirte, mit Kali carbonicum verſetzte Contenta der Magen durch Zugießen von ſchwefelſaurem Eiſen eine grünlicht dunkelblaue Farbe gezeigt haben. Ebenſo ſoll, als man einige Stücklein Wurſt aus einem der Magen der Verſtorbebenen mit kauſtiſchem Kali kochte, das Fett aus der Flüſſigkeit mit Salpeterſäure ſchied, und die freie Säure durch Kali ſättigte, ſich auf Zuguß von ſchwefelſaurem Eiſen eine blaue Farbe gezeigt haben; auch habe ſich aus dem mit reinem Kali gekochten Niederſchlage auf Zutröpflung von Schwefelſäure ein Geruch nach Blauſäure entwickelt u. ſ. w.

Wollte man aber auch nicht blos in dieſem einzigen Falle (den in der eilften Geſchichte angeführten Fall rechne ich, weil er auf offenbarer Täuſchung beruhte, nicht hieher) Blauſäure entdeckt haben, ſo würden die Krankheitsſymptome bei ſolchen Vergifteten (die ſo ſehr von denen, die Blauſäure erzeugt, verſchieden ſind, als z. E. eine Vergiftung durch Arſenikmittelſalz von einer durch Blauſäure verſchieden iſt,) laut gegen die Meinung ſprechen: dieſe Vergiftungen ſeyen durch Blauſäure verurſacht, und man könnte nur die Möglichkeit nicht beſtreiten, daß in manchen Fällen neben der Fettſäure ſich nicht auch Blauſäure erzeugen, oder daß nicht die Fettſäure unter gewiſſen Verhältniſſen, z. E. durch einen noch geſteigerteren Wärmegrad (wie z. B. die Blaſenſteinſäure) ſich in Blauſäure verwandeln könne, wie man ja auch (wie ſchon oben bemerkt) überhaupt weiß, daß alle zuſammengeſetzten Säuren, welche Stickſtoff enthalten, durch Veränderung des quantitativen Verhältniſſes ihrer Beſtandtheile, ſich in Blauſäure umwandeln können.

Noch wäre in Anregung zu bringen: daß man ſich bei Unterſuchungen auf Blauſäure nie des ſchwefelſauren Eiſens, ſondern mehr des ſalzſauren, als Reagens bedienen ſollte, da erſteres, hauptſächlich in mit Kali verbundenen Miſchungen von grüner Farbe, eine den Unterſucher leicht täuſchende grünlicht bläulichte Farbe hervorbringt.

Auch ſollte man bei ſolchen Unterſuchungen nie die thieriſchen Maſſen, z. E. Wurſtſtücke, mit Salpeterſäure behandeln, in welcher letztern Hinſicht ich auf das im eilften Fall angeführte Urtheil hinweiſe.

Siebenzehnter Fall.

(Die Vergiftung geſchah durch eine ungeräucherte Leberwurſt, und betraf eine Perſon.)

N. von Bizfeld, Oberamts Weinsberg, genoß am 11. Juli des Jahres 1821 einen Theil einer Leberwurſt, die vom Laden eines Metzgers weggenommen wurde, und nie in den Rauch gekommen war. Die Zeit ihrer Verfertigung war nicht zu erfahren. Ein Bruder aß mit ihm, dieſer fühlte aber kein anderes krankhaftes Gefühl darauf, als bald nach dem Genuſſe Uebligkeit und Neigung zum Erbrechen, das aber nicht erſchien. Er blieb ſonſt geſund. N. aber bekam in der Nacht deſſelben Tages Uebelſeyn und Neigung zum Erbrechen, es erfolgte jedoch kein Erbrechen. Dagegen fühlte er am 13. Juli Hemmung im Schlingen, es ſtellte ſich Heiſerkeit und große Vertrocknung im Gaumen und Schlunde und in den Handflächen, auch Brennen beim Uriniren ein.

Doppelt ſah er nie, allein er fühlte ein Spannen und Brennen in den Augenliedern, und vor den Augen war es ihm oft wie ein Nebel, den er öfters wegzuwiſchen ſich beſtrebte. Er hatte vom 11. bis 14. keine Oeffnung mehr gehabt, weßwegen er von draſtiſchen Pillen, die er gerade bei Handen hatte, eine große Gabe nahm, wodurch er auch einige Oeffnung bezweckte.

Erſt am 20. begehrte er meine Hülfe. Er war ſehr abgemagert, Puls und Herzſchlag aber normal. Dennoch klagte er über große Mattigkeit und große Neigung zum Schlafe, er ſey ſehr oft wie betäubt. Er hatte einen Huſten, der ganz rauh war, und ganz den Ton hatte, wie der beim Kroupe. Schweiße, auch wenn er ſich der Sonne ausſetzte, kamen bei ihm nicht.

Die oberen Augenlieder hiengen noch etwas zu ſehr über den Augapfel, dagegen waren die Pupillen durchaus beweglich und nicht erweitert. Er klagte noch über große Trockenheit im Munde und in den Handflächen; zu ſchlingen, auch dichteres, war er fähig.

Ohne die draſtiſchen Pillen erfolgte bei ihm noch keine Oeffnung. Die Beſchwerden beim Uriniren, das häufig ſey, aber nur in Tropfen gehe, dauerten noch an.

Er ſchrieb ſelbſt ſein Uebel dem Genuß dieſer

Wurſt zu, die ſauer geſchmeckt habe, weßwegen er übrigens kaum die Hälfte von ihr gegeſſen.

Da er wohl zu ſchlingen fähig war, verordnete ich ihm die alkaliſche Schwefelleber in Pillen, in Verbindung mit Guajak und Enzian aus unten anzuführenden Gründen.

Nach zehn Tagen erſchien er bei mir wieder ganz hergeſtellt, nur klagte er noch über unregelmäßigen Stuhlgang, worauf ich ihm noch ein Pulver aus Schwefelblumen, tart. tartarisat. und Rhabarber verordnete.

Achtzehnter Fall.

(Die Vergiftung geſchah durch eine geräucherte Leberwurſt, und betraf eine Perſon.)

Laukhuff von Weinsberg, ein Mann von etlich und vierzig Jahren, ſchlachtete am 5. April 1821 ein gemäſtetes, aber geſundes Schwein.

Eine aus demſelben mit andern bereitete Leberwurſt, die in einen dicken Darm gefüllt war, und bei der ſich auch die Hirnmaſſe vom Schweine befand, blieb bis zum 21. April im Rauche.

Am 21. April wurde ſie herabgenommen und bis zum 28. in eine Kammer aufgehängt.

Am 28. aß er des Abends drei Rädchen von dieſer Wurſt, und da ſie ſaurer und widrig geſchmecke, ſo warf er den Ueberreſt in den Schweintrog.

Die Magd, die Gelüſte nach der Wurſt hatte, zog ſie wieder aus dem Schweintroge und aß etwas davon; da ſie aber fand, daß die Wurſt verdorben war, ſo warf ſie ſie wieder dem Schweine vor. *)

Nie bemerkte man aber weder an dieſer Magd

---

*) Man ſieht auch hieraus: wie die Landleute ſich nicht ſcheuen, die ſchädlichſten Dinge in den Schweintrog, wie in einen Abtritt, zu werfen. Das Schwein frißt auch Alles, beſonders verzehrt es das Fleiſch der Menſchen mit Luſt. Man weiß viele Beiſpiele, wo Kinder in der Wiege von dieſen Beſtien verzehrt wurden, und Beiſpiele, wo Kindsmörderinnen die ermordeten Kinder, um ſie ſchnell verſchwinden zu machen, in den Schweintrog warfen.

So ereignete ſich im vorigen Jahrhundert ein Fall der Art zu Heilbronn. Die Mörderin giebt im Protokolle an: „Als ich das Kind an der Wand zu todt geſchlagen, trug ich's den andern Tag in Hof und ſchüttete es der Schweinsmutter in den Trog, und hab geſehen, daß ſie's begierig gefreſſen. Noch etwas vom Leiblein und Köpflein blieb übrig, das hab ich zerhauen und den andern zwei zur Maſtung eingeſperrten Schweinen in Trog geworfen, die es dann ganz verzehrt.“

Der Senat zu Heilbronn ließ dieſe Schweine durch den Knecht des Scharfrichters im Hauſe der Inquiſitin todtſchlagen, ſodann von demſelben öffentlich hinausführen, und in einen unſaubern Ort tief mit einem Stück Aas verſcharren.

Einige Jahre früher war in Heilbronn ein Kind in der Wiege von einem Schweine völlig verzehrt worden, was wahrſcheinlich jenes Mädchen auf dieſen abſcheulichen Gedanken brachte.

noch an dem Schweine (mit dem die Magd allerdings auch ſonſt gleiche Natur zu haben ſchien) irgend etwas Kränkliches. Dagegen fühlte Laukhuff einige Tage nach dem Genuſſe von dieſer Wurſt (er konnte den Tag nicht mehr beſtimmt angeben) Blödigkeit und Schwäche in den Augen, auch mußte er öfters nieſen. Er hatte große Vertrocknung in der Naſe, Mund, Schlund und in den Handflächen, bekam auch Beſchwerden im Urinlaſſen.

Am 7. Mai fühlte er beſonders ſtarke Hemmung im Schlingen, und bekam einen Anfall von Erſtickung, ſo daß er ſich ein Senfmehl auf die Bruſt ſetzen und eine Ader ſchlagen ließ. Das aus der Ader gelaſſene Blut ſoll in dem Gefäße ſogleich zu einem ſehr dicken ſchwarzen Käſe (ſo druckte ſich der Kranke aus) zuſammengeronnen ſei. Es ſoll ſich faſt kein Waſſer aus ihm abgeſchieden haben.

Dabei gieng er am 8., 9. und 10. immer noch auf das Feld, kam aber jedesmal aufs höchſte ermattet und erſchöpft nach Hauſe. In dieſen Tagen bemerkte er: daß er öfters die Gegenſtände doppelt ſah. So meinte er z. E. einmal auf dem Felde, es liege neben ſeinem Stecken noch ein anderer ganz gleicher, als er aber nach dem ſeinen gegriffen, ſey dieſer andere auch mit gegangen, woran er erkannt habe, daß das Täuſchung ſeiner kranken Augen ſey, vor denen es ihm auch immer wie ein Nebel geweſen. Er ſah aber dazumal nicht nur doppelt, ſondern oft auch bei der hellſten Beſinnung Gegenſtände, die gar nicht exiſtirten. So meinte er z. E. einmal auf der Wieſe, es ſtehe eine gefleckte Kuh vor ihm, da doch beſtimmt gar keine vorhanden geweſen.

Exkremente erſchienen bei ihm ſeit der Vergiftung nicht mehr freiwillig, weßwegen er täglich draſtiſche Pillen und Laxierſpecies auf eigene Verordnung nahm, und auf dieſe mit äuſſerſter Anſtrengung einige harte Kugeln von ſich brachte. Daß der Genuß dieſer Wurſt an ſeinem Erkranken Schuld, daran dachte er nicht.

Erſt dreiunddreißig Tage nach ſeiner Vergiftung, am 1. Juni, begehrte er meine Hülfe. Ich hatte auch früher von dieſem Vorfalle, ob er ſich gleich hier ereignete, und der Mann ſchon ſo lange daran litt, nichts erfahren, und wäre der Mann am 7. Mai in dem Anfalle von Erſtickung verſchieden, ſo wäre er, als am Steckfluß geſtorben, ganz unfehlbar in die hieſigen Todtenbücher verzeichnet worden.

Kann dieß in Oberamtsſtädten geſchehen, und in einer, wo noch überdieß durch den noch in gutem Andenken ſtehende Fall des Herrn W., und durch meine Bemühungen, die Erſcheinungen von Vergiftungen durch Würſte ſo bekannt ſeyn ſollten, um wie viel leichter und häufiger werden Menſchen, ohne daß eine Seele die Urſache der Erkrankung ahnet, in Dörfern und auf einſamen Höfen durch ſolche Vergiftungen ſterben.

Ich fand den Vergifteten in folgender Lage:

Er iſt äuſſerſt abgemagert, erdſahl von Anſehen. Zu ſchlingen iſt er nur Flüſſigkeiten fähig. Sein Puls hat 82 Schläge in einer Minute, ſein Herzſchlag aber iſt mit aller Mühe nicht aufzufinden. Seine Augenlieder bedecken die Hälfte der Augapfel, die Pupillen aber ſind beweglich und nicht gerade erweitert. Dennoch behauptet er, alle Gegenſtände doppelt und wie im Nebel zu ſehen.

Er klagt über Schmerzen in den Augenliedern. Dieſe Beſchwerden in den Augen, vorzüglich aber das Doppeltſehen, ſeyen nicht immer da, es verſchwinde oft und komme dann plötzlich wieder, wie mit einer vom Unterleib aufſteigenden Schwäche verbunden. Habe er ſich etwas Bewegung gemacht, ſo müſſe er ſich ſogleich wieder aus Schwäche niederſetzen. Auf der Haut hat er Gefühl von Trockenheit; doch iſt ſie bei der Berührung gerade nicht trocken. In den Handflächen fühlt er eine beſonders läſtige Vertrocknung und eine widrige Glätte. Gleiches fühlt er an den Fußſohlen. Aehnliche Vertrocknung fühlt er auch im Munde, doch iſt ſeine Zunge immer noch feucht. Dennoch iſt er nicht im Stande, aus dem Munde wirklich flüſſigen Speichel auszuſpucken, er erſcheint in Klümpchen, wie zu Käs geronnene Milch. Oeffnung hat er nur durch draſtiſche Purganzen. Im Uriniren hab er nur in der Nacht vom 28. Hemmung gehabt, jetzt laufe der Urin auf Huſten und andere Bewegungen faſt freiwillig von ihm; doch ſcheint bei ihm die Urinſekretion nicht den Grad von Harnruhr wie bei Herrn W. erreicht zu haben. *)

So oft er etwas trinkt, fühlt er ſeit der Vergiftung leichte Schmerzen im Magen und Unterleib, auch ſtellen ſich bei ihm öfters, beſonders bei der Nacht, Schmerzen auf der Bruſt ein. Er hat auch einen heiſern Hals, und ſpricht nur mit Anſtrengung.

Ich verordnete ihm aus Gründen, von denen ſpäter die Rede iſt, eine Auflöſung der alkali-

---

*) S. meine neue Beobachtungen u. ſ. w.

ſchen Schwefelleber zu innerlichem Gebrauch, und eine gleiche als Gurgelwaſſer.

Den 4. Juni. Das Schlingen iſt minder beſchwerlich, die andern Erſcheinungen dauern noch an.

Den 6. Juni. Der Herzſchlag iſt nun, aber kaum merklich, fühlbar. Oeffnung kommt nun ohne Gebrauch draſtiſcher Mittel, allein in ungeheuren harten Kugeln, ganz ſchwarz, welche Farbe wahrſcheinlich von dem Gebrauche der alkaliſchen Schwefelleber herrührt.

Den 8. Juni. Die Hautſekretion iſt wieder natürlich, ſie war aber auch nie, wie bei W., ganz unterdrückt. Ein kroupartiger Huſten hat ſich bei ihm noch nie gebildet.

Den 12. Juni. Die rechte Pupille iſt beweglicher als die linke, doch fand ich ſie immer alle beide beweglich, und nicht gerade erweitert. Auf das Gurgelwaſſer meint er die Trockenheit im Munde etwas zu verlieren, das Schlingen aber iſt bei trocknen Dingen noch gehemmt. Er ſagt, wenn er ſchnupfe, ſo laufe bald nachher ein Tropfen die Naſe herunter, wie beim Schnupfen, dennoch aber habe er das Gefühl von großer Vertrocknung in den Naſenlöchern, und er habe in ihnen ganz vertrocknete Pfröpfe von Schleim. Er müſſe öfters nieſen, es ſey aber dieſes Nieſen nicht mit dem Tone begleitet, wie er ſonſt geweſen ſey, wenn er genoſſen. Der Herzſchlag iſt natürlich.

Den 15. Juni. Nachdem er ſeit einigen Tagen ſich wieder ziemlich gebeſſert fühlte, beſchäftigte er ſich am 13. und 14. faſt Tag und Nacht mit Führen von Holz. Er bekam nun heute einen unaufhörlichen Singultus. Es war große Schwäche eingetreten, und vom Herzſchlag wieder keine Spur zu fühlen, während der Pulsſchlag ganz normal blieb.

Ich ließ ihn ein Infus von Baldrian trinken, die alkaliſche Schwefelleber aber am andern Tage wieder fortſetzen.

Den 18. Juni. Er hatte ſeit dem Gebrauch der alkaliſchen Schwefelleber faſt alle zwey Tage wieder Oeffnung, doch auch jetzt immer noch in etwas harten Kugeln. Das Schlingen geht nun auch bei feſtern Dingen beſſer von ſtatten. Seine Stimme iſt weniger heiſer, doppelt ſieht er nicht mehr, aber noch fühlt er Schwäche in ſeinen Augen, und die Augenlieder hängen noch ziemlich weit über den Augapfel. Der Herzſchlag iſt völlig da. Sein Durſt iſt übrigens immer noch groß, und wenn er nicht ſehr oft trinke, ſo fühle er im Schlunde, vorzüglich aber im Kehlkopfe, ein zuſammenziehendes würgendes Gefühl, wie man eines empfinde, wenn man recht ſaure zuſammenziehende Holzäpfel gegeſſen. Vornen auf der Zunge ſey das Gefühl von Vertrocknung weniger, nach hinten daure es immer noch ſehr an. Der unwillkührliche Urinabgang läßt nach. Gefühl von Saamen habe er die Zeit ſeiner Vergiftung nicht mehr gehabt. Sein Hodenſack hängt ganz lang und ſchlaff herunter.

Mehr oder weniger dauerte noch ein Gefühl von Hemmung im Schlingen, von Trockenheit im Schlund und Handflächen, ein Gefühl von Ohnmacht nach ſtärkern Bewegungen, bis ans Ende dieſes Monats fort, worauf ſich alle dieſe Krankheitserſcheinungen nach und nach gänzlich wieder verloren. Am längſten dauerte ein Gefühl von Blödigkeit in den Augen.

Er hatte dieſe Zeit über die alkaliſche Schwefelleber, eine Drachme in einer Auflöſung von ſechs Unzen Waſſer, täglich zu ſechs Eßlöffel genommen, und ein Gurgelwaſſer ebenfalls aus alkaliſcher Schwefelleber oftmals des Tags gebraucht.

Die früher von dieſem Schweine auch von Laukhuff in Menge gegeſſenen Würſte hatten nie eine krankhafte Erſcheinung erzeugt.

Neunzehnter Fall.

(Die Vergiftung geſchah durch eine geräucherte Blutwurſt, und betraf ſechs Perſonen.)

Im Frühjahr 1821 aß die Familie eines Maurers zu Oberſtenfeld eine geräucherte Blutwurſt, die in Erbſen gekocht wurde.

Die ganze Familie, beſtehend aus Vater, Mutter, Großmutter und drei Kindern, wurde mehr oder weniger dadurch vergiftet, am bedeutendſten der Hausvater, der von dieſer Wurſt den größten Theil gegeſſen.

Herr Dr. **Brodhaag** zu Beilſtein, welcher zu dieſer Familie gerufen wurde, ſagt: „Die Stimme dieſer Vergifteten war heiſer, die Haut ganz trocken, die Augendeckel gelähmt, ſie klagten über Doppelſehen und über ein Brennen den Schlund abwärts. Ihr Unterleib war äuſſerſt geſpannt. Sie hatten Verſtopfung, nachdem ſie bald nach der Vergiftung Durchfall und Erbrechen bekamen. Ihre Urinſekretion war ſehr *vermehrt und ihr Herzſchlag nicht mehr zu fühlen, während ihr Pulsſchlag ganz normal blieb.*“

Die Mutter, die 70jährige Großmutter und die drei Kinder, im Alter von 10, 12 und 14 Jahren, genaßen, beſonders nach dem Gebrauche von Abführungsmitteln, in acht Tagen wieder, ſie waren aber, wie ſchon geſagt, die am leichteſten Vergifteten. Dagegen erholte ſich der ſehr ſchwer vergiftete Hausvater erſt nach ungefähr zwei Monaten, und Herr Dr. Brodhaag behandelte ihn auf die Weiſe, wie ich den an gleicher Vergiftung erkrankten Herrn W. von hier (ſ. meine neue Beobachtungen u. ſ. w.) behandelt hatte.

Zwanzigſter Fall.

(Die Vergiftung geſchah durch eine geräucherte Blutwurſt, und betraf drey Perſonen, von welchen eine ſtarb.)

Nachſtehender Fall betrifft drei Menſchen, die am 6. und 7. Jauuar 1822 zu Obergruppenbach von einer verdorbenen, geräucherten, nach ihrer Ausſage ſehr ſauer geweſenen, Blutwurſt aßen.

Erſt zehn Tage nach der Vergiftung begehrten ſie ärztliche Hülfe, nachdem einem derſelben ein Militärarzt von Heilbronn blos ein Gurgelwaſſer und ein Abführungsmittel noch einige Tage früher zugeſchickt hatte. Der ſie behandelnde Arzt war Herr Dr. Bochardt von Heilbronn.

Derſelbe ſagt in den mir über dieſen Fall mitgetheilten Papieren ſehr aufrichtig: „Gegen alles, was bisher über Vergiftungen durch Würſte geſchrieben und geſprochen wurde, war ich mißtrauiſch, ja ich glaubte, redlich geſagt, an keine

Vergiftungen der Art, dachte auch anfänglich bei Behandlung dieſer Kranken an keine Vergiftung durch Würſte, bis ich mich endlich durch unumſtößliche Beweiſe von der Wirklichkeit dieſer Vergiftung überzeugte.“

Zuerſt folge hier die Krankengeſchichte der 20jährigen Johanna Michelfelder.

Dieſe bekam ſchon am 6. und noch mehr am 7. Januar, nach dem Genuſſe der Wurſt, Erbrechen, Schwindel und Doppelſehen, auch ſtellte ſich bei ihr bald Disphagie und Verſtopfung ein. Der Urin blieb einige Tage ganz verhalten, nach und nach gieng er tropfenweiſe und mit Schmerzen ab.

Herr Dr. Bochardt fand ſie am 17. Januar, zehn Tage nach der Vergiftung (und auch noch am 19. Januar) in folgendem Zuſtande: Die Augendeckel lagen wie gelähmt, und bedeckten zwei Drittheile des Augapfels, und ſie konnte ſie bei aller Anſtrengung des Willens nicht in die Höhe bringen. Die Augen ſchwamen in Thränen, das linke Auge war leicht entzündet, die Pupillen beider Augen waren erweitert, ovalrund und träge gegen das Licht. Die Gegenſtände ſah ſie zwar einfach, aber undeutlich, wie in einem Nebel ſchwimmend. Den Augapfel konnte ſie nicht bewegen. Die Naſenhöhle war zwar trocken,

doch

doch beim Schneutzen nicht ohne Schleim; die Zunge war trocken, mit einem Kleber, wie Aphten, belegt, kratzte man ſie ab, ſo war ſie wie die übrige Mundhöhle, bis tief in den Rachen, roth und entzündet, und auf den Tonſillen lag dicker Schleim, wie phlogiſtiſche Lymphe.

Milch mit Waſſer verſchlang ſie in ſenkrechter Haltung des Kopfs ſehr langſam, ſie ſtürzte aber ſogleich wieder mit Schleim und falſchen Membranen (wie beim Kroupe) vermiſcht, aus Mund und Naſe hervor.

Der Athem war auſſer dem Schlingen, wo ſich der Huſten zeigte, frei, doch ſchnell. Der Puls hatte 70 Schläge in einer Minute, war aber klein und hart. Der Herzſchlag war fühlbar, und ſtund mit dem Pulſe in Verhältniß. Der Unterleib war weich, unſchmerzhaft, doch klagte ſie beim Liegen auf der rechten Seite einen Schmerzen in der Lebergegend. Die Stimme war ſehr heiſer.

Die Verordnungen waren: topiſche Blutentziehung durch Blutigel auf dem Larynx, Klyſtiere vom Aufguß der Sennesblätter, Blaſenpflaſter im Nacken und innerlich verſüßtes Queckſilber, das aber, der Disphagie wegen, faſt gar nicht beizubringen war.

Auf die Klyſtiere erſchienen zwar bald mehrere Stuhlgänge, aber immer fand ein kroupartiger Huſten mit Auswurf von Schleim, Aphten und falſchen Membranen ſtatt, und der Athem wurde am 21. ſehr beengt.

Man verordnete ihr eine Kampher-Emulſion mit einem Aufguß der Arnika.

Am 22. Januar ſah Herr Dr. Bochardt die Kranke wieder ſelbſt.

Vielen Zeichen nach ſchien ſie beſſer zu ſeyn.

Herz- und Pulsſchlag waren noch wie am 19. Die Reſpiration zwar leicht, aber ſchnell. Die Lähmung der Augendeckel hatte ſich faſt ganz verloren, ſie konnte die Augendeckel nach Willkühr aufheben, aber nicht lange offen behalten. Den Augapfel konnte ſie nach Willkühr bewegen, die Pupillen waren natürlich erweitert, ſie ſah nicht doppelt, nur noch im Nebel. Der Huſten war ſeltener, nur noch beim Schlingen, der Ton deſſelben aber war wie bei der Luftröhrenſchwindſucht. Die Zunge war rein, etwas feucht, aber roth. Die Mundhöhle war bis tief in den Rachen trocken und roth, aber ohne alle Aphten. Zu ſchlingen war ſie wieder eher fähig.

Auf Klyſtiere erfolgte immer Oeffnung, und der Urin gieng ohne Schmerzen und mäßig ab. Er war trüb, doch ohne Bodenſatz.

Sie war auch jetzt, wie überhaupt durch die ganze Krankheit, völlig bei Sinnen, aber — ihre Stimme war ſo heiſer, daß man ſie kaum hören konnte.

Es wurde ihr die angeführte Kampher-Emulſion mit dem Aufguſſe der Arnika fortgereicht.

Am 23., Morgens acht Uhr, berichtete der Chirurg: „Johanna Michelfelder befindet ſich wohl, nur hat ſie noch Fieber.“

Am 23., Abends ſieben Uhr, erfuhr Herr Dr. Bochardt zufällig, daß die Vergiftete um drei Uhr Nachmittags geſtorben ſey.

Am 24. berichtete der Chirurg, daß die Leiche bald ganz ſteif und unbeugſam geworden, und gar keinen Geruch verbreite.

Eine Sektion wurde nicht veranſtaltet.

Ein 19jähriges Mädchen, Chriſtine Knaus, hatte auch, aber weniger als die Michelfelderin, von dieſer Wurſt, die auch nach ihrer Ausſage einen ſauern Geſchmack gehabt, gegeſſen. Sie bekam bald Ueblichkeit, und die übrigen Erſcheinungen dieſer Vergiftung, doch in einem leichteren Grade, namentlich bekam ſie nicht den kroupartigen Huſten und nicht die ganz heiſere Stimme.

Herr Dr. Bochardt behandelte ſie auf ähnliche Art, wie die verſtorbene Michelfelderin, die Zufälle verſchwanden nach und nach, aber noch im März, drei Monate nach geſchehener Vergiftung, war ſie ſehr ſchwach und ohne Geſichtsfarbe.

Ausgezeichneter wurde vom Genuſſe dieſer Wurſt der Bäckermeiſter Rieger, ein Mann von 32 Jahren, vergiſtet.

Den Tag nach dem Genuſſe der Wurſt wurde ihm der Kopf eingenommen, er ſah doppelt und konnte die Augendeckel nicht aufheben. Hierauf ſtellten ſich Durſt und Hemmung im Schlingen ein, ſo daß er bei jedem Verſuch zu ſchlingen, Huſten und Erſtickungsanfälle bekam, es ſtürzte alles zu Mund und Naſe heraus, und ſchien eher in die Luftröhre als in den Schlund gekommen zu ſeyn. Anfänglich war der Urin bei ihm ganz verhalten, nach zehn Tagen aber, als ihn Herr Dr. Bochardt, deſſen Hülfe er begehrte, ſah, gieng der Urin wieder, aber nur mit der größten Anſtrengung, und ſeit dieſen zehn Tagen hatte er nur ein einzigesmal Oeffnung. An Appetit fehlte es ihm nie, er konnte aber nicht ſchlingen. Der Durſt quälte ihn äuſſerſt.

Herr Dr. Bochardt fand am zehnten Tage ſein Geſicht leichenblaß, die Miene verdrüßlich, zornig und zerſtört. Seine Augenlieder waren halbgeſchloſſen, der Augapfel ſteif wie Holz und unbeweglich. Die Pupille war erweitert, oval, und gegen das Licht unempfindlich. — Er ſah doppelt und wie durch einen Nebel. Uebrigens waren die Augen nicht ohne Thränen, die Naſe zwar trocken, doch beim Schneutzen nicht ohne Schleim. Die ganze Mundhöhle war roth, und auf den Tonſillen und der Uvula bemerkte man phlogiſtiſche Lymphe, oder verdickten eiterähnlichen Schleim. Der Kehlkopf war beim Berühren ſehr ſchmerzhaft. Gab man ihm Waſſer oder Milch langſam zu ſchlürfen, ſo ſtürzte ſie wieder mit Ungeſtümm aus Mund und Naſe, und das was verſchluckt zu ſeyn ſchien, floß ohne Erbrechen, bei geſenktem Kopfe und vorgebeugter Bruſt, wie aus einer Röhre.

Die Reſpiration war beengt und öfters von einem trockenen Huſten unterbrochen, die Stimme war wie im Baß und heiſer.

Der Puls war langſam, man zählte nur 56 Schläge in einer Minute, er war pathetiſch, hart und wie in der Bleykrankheit.

Der Unterleib war aufgetrieben, hart, geſpannt, ſchmerzhaft, und es ſchien die ſehr angefüllte Blaſe ſich aus dem Becken begeben zu haben. Der Urin gieng nur äuſſerſt ſparſam und mit großem Zwange ab.

Herr Dr. Bochardt verordnete Blutigel an den Hals, erweichende Umſchläge an den Kehlkopf, ein Blaſenpflaſter in's Genick und innerlich eine Emulſion von Mandeln mit Manna und Rhabarbartinktur; auch ließ er den Catheter appliciren.

Der Kürze halber hebe ich aus dem von Herrn Dr. Bochard ſehr ſorgfältig geführten Tagbuche nur das Merkwürdigſte aus.

Es erſchienen auf die Klyſtiere, beſonders als auch zu denſelben ein Aufguß der Sennesblätter genommen wurde, hie und da Ausleerungen, auf die aber immer wieder die heftigſte Verſtopfung eintrat.

Die größten Beſchwerden fühlte er im Urinlaſſen, das mit heftigen Kreuzſchmerzen verbunden war, und ſelten gieng, ohne daß man vorher Klyſtiere gab, der Urin ab.

Am zwanzigſten Tage nach der Vergiftung war auf einmal die Verſtopfung, der Abführungsmittel ungeachtet, wieder äuſſerſt heftig, und es trat ein ſehr ſtarker Schmerz im Kreuze ein.

Es wurden ihm, neben einem verſtärkten Abführungsmittel, mehrere Klyſtiere von Sennesblätter gegeben, worauf endlich wieder Oeffnung kam und der ſehr aufgetriebene Bauch wieder kleiner wurde. Dagegen ſtellte ſich an ſeinem linken Schenkel bis auf den Unterfuß auf einmal eine ſehr große Geſchwulſt ein. Im übrigen fühlte er ſich leicht und war ganz aufgeheitert.

Die Geſchwulſt ließ Herr Dr. **Bochardt** mit einer geiſtigen Einreibung und Dämpfen von Eſſig und Chamillen-Jnfus behandeln.

Erſt am vierundzwanzigſten Tage nach der Vergiftung hatte er wieder das erſtemal nächtliche Träume. Seit dieſer ganzen Zeit hatte er, wie W., *) nicht mehr geträumt.

Auch jezt konnte er noch keinen Tag ohne Abführungsmittel ſeyn.

Herr Dr. **Bochardt**, der ihn am ſechsundzwanzigſten Tage nach der Vergiftung beſuchte, beſchrieb ſeinen damaligen Zuſtand alſo: „Was mir am meiſten aufgefallen, war der linke Schenkel, dieſer war um das Doppelte ſeines Volumens ödematos geſchwollen, hinterließ beim Drucke eine Grube, und konnte die leiſeſte Berührung an zwei Stellen, nämlich in der Beugung des Schenkels und an der Wade, nicht ertragen. **) Auch der Unterleib war noch hart und aufgetrieben. Dabei beklagte ſich der Kranke über Brennen und Schmerzen im Unterleibe und dem Kreuze, er konnte nur auf der linken, aber nicht auf der rechten Seite und dem Rücken, liegen. So wie der Urin abgieng, ließen dieſe Schmerzen im Unterleibe jedesmal nach. Die Harnſekretion ſelbſt aber, ſo verhalten ſie war, war doch auf's äuſſerſte vermehrt, und es glich ſein Zuſtand ganz einer Harnruhr. Sein Durſt war unauslöſchlich, und er trank faſt unausgeſetzt. Der Athem war frei, der Herzſchlag deutlich, der Puls 75 Schläge in einer Minute und regelmäßig. Flüſſiges konnte er jetzt leicht ſchlingen, Feſtes aber nicht."

---

*) S. meine neue Beobachtungen u. ſ. w.

**) Wahrſcheinlich rührte dieſe Geſchwulſt von einer Lähmung der lymphatiſchen Gefäße her.

Noch öfters ſtellten ſich auch ſpäter die heftigſten Schmerzen im Unterleibe und Kreuze bei ihm ein, und er konnte noch nach zwei Monaten nach geſchehener Vergiftung, nicht ohne Abführungsmittel ſeyn. Erſt im März erholte er ſich endlich, nachdem ſich auch die Geſchwulſt des Fußes verloren hatte, ſo, daß er wieder einigermaßen ſeinen Geſchäften nachgehen konnte.

Einundzwanzigſter Fall. *)

(Die Vergiftung geſchah durch Blutwurſtmaſſe, die in einen Theil eines Ochſenmagens gefüllt, und geräuchert war, und betraf zwei Perſonen, welche ſtarben.)

Am 5. Februar 1822 aßen zu Bernbach, Neuenbürger Oberamtes, fünf Perſonen von einer Blutwurſt, deren Maſſe aus Blut, Milch, Semmelbrod, Fett und Hirn vom Schweine bereitet

---

*) Dieſen Fall verdanke ich der gütigen Mittheilung des Herrn Dr. Wolfs zu Neuenbürg.

war. Die Maſſe war in einen Theil eines Ochſenmagens gefüllt, mit Pfeffer, Piment, Salz und Zwiebeln vermiſcht, und drei Wochen lang im Rauche aufbewahrt worden. Es war gerade zu einer Zeit, wo es Nachts gewöhnlich fror, den Tag über aber wieder aufthaute. Die Wurſt hieng ungefähr vier Fuß über dem Heerdfeuer, und wurde, ſo lange dieſes brannte, ſtets vom warmen Rauche berührt.

Dieſe Wurſt war am Mittag des 5. Februars zur Hälfte von den fünf Perſonen verzehrt worden, Abends aßen ſie mit noch zwei andern die andere Hälfte gebraten.

Keines fühlte auf den Genuß dieſes Mahles auch nur geringe Beſchwerden, ausgenommen ein 70jähriger Mann, Namens Bitz, und deſſen 12jährige Enkelin, Magdalene.

Den andern Tag, Morgens, nach der genoſſenen Wurſt wurden dieſe zwei mit Bauchſchmerzen, Durſt und Erbrechen befallen, nachdem ſie die Nacht über ruhig geſchlafen hatten. Das Erbrechen wiederholte ſich bei dem Mädchen noch einigemale, bei dem Manne aber hörte es bald auf.

Am 7. wurde auf dieſe Zufälle ein Chirurg zu den Kranken gerufen, welcher angab: daß er dieſelben mit erweiterten Pupillen angetroffen, das Mädchen etwas ſchielend; ihre Stimme ſey heiſer, ihr Athem kurz, bei dem Alten ſchon röchelnd geweſen, beide hätten an Disphagie gelitten, ſo, daß dem Mädchen das Getränke zur Naſe herausgelaufen; auch ſey der Puls beider klein und etwas ſchnell geweſen. Er gab ferner an: daß er die Haut bei beiden trocken gefunden habe, und daß ſie große Unruhe gefühlt, jedoch ganz bei Sinnen geweſen ſeyen. Das Mädchen habe Convulſionen gehabt, auch geäuſſert, es ſehe die Umſtehenden nicht recht.

Der Chirurg gab ein ſehr ſtarkes Brechmittel von Brechweinſtein und Brechwurzel, auch einige Klyſtiere, weil ſeit dem Genuß der Wurſt bei den Erkrankten keine Oeffnung mehr erfolgt war. Bei beiden aber wirkte das Brechmittel nicht mehr.

Der Alte ſtarb unter auſſerordentlicher Bangigkeit, nachdem er mehrmals mit Heftigkeit aus dem Bette ſprang und das Fenſter öffnete, wenige Stunden nach Erſcheinung des Chirurgen.

Zwölf Stunden ſpäter gab ſeine Enkelin den Geiſt auf, nachdem ſie zuvor noch etwas Exkremente von ſich gegeben hatte.

Es iſt zu bemerken: daß der alte Mann viel an Unterleibsbeſchwerden, beſonders an geſtörter Verdauung, litt, auch eine auffallende Beugung des Bruſtbeins und einen ganz aufrecht gebeugten processus xyphoideus hatte.

Die Leichen beider waren bald auſſerordentlich ſteif, ob ſie gleich lange in geheizten Zimmern gelegen hatten. Die Hautvenen waren ſehr mit Blut erfüllt, und unter der Haut auffallend ſichtbar. Der Bauch war aufgetrieben, beide hatten Schaum vor dem Munde.

Es zeigte ſich eine vollkommene Lähmung der Schließmuskeln des Afters, ſo daß letzterer ſo offen ſtund, daß man ohne Gewalt mit drei Fingern hätte eingehen können.

Bei beiden fanden ſich die Lungen dunkel und ſchwarzmarmorirt, mit dunklem flüſſigen Blute ſehr erfüllt. Die Subſtanz war normal. Beim Mädchen waren der Larynx, die Trachea und die Bronchien ſtark entzündet, weniger beim Manne. Es fand ſich in der Luftröhre beider blutiger Schaum.

Die Herzbeutel zeigten nichts Krankhaftes. Beider Herzen waren in ihren Höhlen, beſonders um die Valveln herum, auffallend entzündet. Die Herzen beider waren ſchlaff und weich, die venoſen Kammern etwas mit Blut erfüllt, weniger die linken.

Das Zwerchfell war in beiden Leichen entzündet, ſo auch die Leber, beſonders der rechte Lappen. Die Gallenblaſe war beim Manne leer, beim Mädchen ſehr erfüllt, bei beiden unentzündet.

Bei Beſichtigung der Magen fand man, hauptſächlich an der Cardia und dem Pilorus, entzündete Stellen. Der Magen des Mannes war in ſeinen Häuten ganz erweicht, nach Herrn Dr. Wolf ganz wie bei der Magenerweichung der Kinder, wo ſtellenweiſe Löcher einbrechen. Die Gedärme beider waren hie und da entzündet und von Luft ſehr aufgetrieben.

In Magen und Darmkanal waren wenige Contenta bey beyden; im erſtern etwas grauer dünner Brey, im letztern etwas zähe, gelblichte Exkremente.

Die Nieren waren geſund, nur die eine des Mädchens oberflächlich entzündet.

Die Urinblaſe war beim Mädchen im Innern, an der Einmündung des linken Harnleiters, ſtark dunkelroth.

Die Bauchſpeicheldrüſe war beim Manne ſehr ſtark, beim Mädchen in etwas entzündet, ſo auch die Milz.

In Mundhöhle, Rachen und Schlund war nichts beſonders zu bemerken.

Im ganzen Körper war in den Venen mehr Blut als in den Arterien. Manche der erſtern waren ſtrotzend von einem dunklen flüſſigen Blute. Auch das wenige Blut der Arterien war ſehr flüſſig und hellroth, und es zeigten die Wände der Arterien gleiche Farbe.

Die Subſtanzen des Gehirnes zeigten ſich bei beiden geſund, nur die oberflächlich laufenden Gefäße ſehr mit Blut erfüllt.

Die Contenta des Magens und der Gedärme unterſuchte man auf Kupfer, Arſenik, Sublimat, Blei und hauptſächlich auch auf Blauſäure, fand aber nicht eine Spur von irgend einem dieſer Gifte, namentlich auch nicht die geringſte Spur von Blauſäure.

Es werden durch dieſe einundzwanzig Fälle von Vergiftungen durch den Genuß verdorbener Würſte die Erſcheinungen dieſer Vergiftung wohl zur Genüge dargethan, und zugleich ihr häufiges Vorkommen in den verſchiedenſten Gegenden Würtembergs bewieſen ſeyn. *) Noch laſſe ich dieſen Fällen Nachrichten von zwei im Ausland vorgekommenen ähnlichen Fällen, und die Geſchichte einer leichten Vergiftung durch den Genuß von Grieben nachfolgen.

---

*) Es wäre wohl überflüſſig, noch mehr Fälle der Art aufzuführen, ob ich gleich auſſer den gegebenen noch manche andere aufzählen könnte, z. E. noch einen Fall im Oberamt Welzheim, einen im Oberamt Gaildorf, mehrere aus der Gegend von Calw, einen von Thamm bei Ludwigsburg.

Zweiundzwanzigſter Fall.

(Nachricht von einer Vergiftung durch einen mit Blut gefüllten Schweinsmagen in Bayern.)

In dem baieriſchen Intelligenzblatt für den Rezatkreis vom 23. Febr. 1821 iſt nachſtehende Bekanntmachung zu leſen:

„Der traurige Vorfall, welcher ſich im December l. J. im Landgerichtsbezirke Rothenburg zugetragen hat, daß nämlich von einigen jungen Mannsperſonen, welche einen verdorbenen, eckelhaft-ſauerriechenden, gefüllten Schweinsmagen gegeſſen hatten, zwei nach Verlauf von einigen Tagen unter den Zufällen einer Vergiftung durch betäubendes Gift geſtorben ſind, giebt Veranlaſſung, das Publikum vor dem Genuſſe ſchlecht bereiteter, übelriechender, noch Flüſſigkeiten enthaltender, oder auch zu alter geräucherter Würſte zu warnen, und eine gehörige Sorgfalt und Vorſicht bei Bereitung dieſer Speiſen dringend zu empfehlen. In letzterer Hinſicht können üble Folgen am beſten dadurch vermieden werden, wenn die Würſte nur von friſchem, nicht ſchon länger geſtandenem, Blute und andern Ingredienzien in gehörigem Verhältniſſe gemiſcht, ſonach ohne Zuſatz zu vieler Flüſſigkeit, bereitet, dann gut abgeſotten, und zur Aufbewahrung vollkommen und gleichmäßig geräuchert, auch bei eintretendem warmen Frühlingswetter nicht zu lange mehr aufbewahrt werden. Sämtliche Polizeiſtellen des Kreiſes werden angewieſen, ihre Amtsuntergebenen auf dieſen für Geſundheit und Leben ſo wichtigen Gegenſtand noch beſonders aufmerkſam zu machen, da ſchon früher und anderwärts, vorzüglich im Würtembergiſchen, mehrere Erkrankungs- und Todesfälle auf den Genuß ſchlecht bereiteter und zu alter Blut- und Leberwürſte beobachtet worden ſind, und es wird bei dieſer Gelegenheit bemerkt, daß man auch auf den Genuß von ſchlechtem Kühkäſe ähnliche nachtheilige Wirkungen beobachtet hat."

Dreiundzwanzigſter Fall.

(Nachricht von einer Vergiftung durch eine Art Leberwurſt im Anhalt-Deſſauiſchen.)

Herr Dr. Kahleis in der Anhalt-Deſſauiſchen Herrſchaft Gröbzig theilt in Hufelands Journal der praktiſchen Heilkunde V. St. S. 44. einen Fall mit, wo durch den Genuß einer verdorbenen Wurſt ſieben bis acht Individuen im April 1818 in ſeiner Gegend erkrankten, von denen er einen Cantor von Cörmigck als Arzt behandelte. Die andern Perſonen waren von dem Genuſſe der Wurſt (die eine über ſechs Pfunſchwere geräucherte Schwartenwurſt, eine Art Leberwurſt, war) nur leicht erkrankt, den Cantor aber befiel in der Nacht nach dem Genuſſe der Wurſt heftiges Erbrechen und Durchfall mit bedeutendem Sinken der Lebenskräfte, unterdrücktem Pulſe, ſchwacher Stimme. Nach und nach ſtellte ſich bei ihm auch eine beſondere Steifigkeit der Beine ein; es ſchien, ſagt Herr Dr. Kahleis, in den Muskeln der Unter-Extremitäten alle Contraktilität verſchwunden zu ſeyn, und es dauerte dieſer letztere Zuſtand noch nach zwei Jahren fort.

Herr Dr. Kahleis giebt bei dieſer Gelegenheit ausführliche Nachricht über die Art der Zuſammenſetzung verſchiedener Würſte in ſeiner Gegend, die von der in Würtemberg nicht ſehr abweicht, mit der Ausnahme, daß man in Würtemberg die großen Blutwürſte nicht wie dort, und wie in vielen andern Gegenden, warm preßt und unter dem Preſſen erkalten läßt, ſondern, oft noch mit ſehr vieler Keſſelbrühe vermiſcht, aufbewahrt, welches hauptſächlich zu ihrem Verderben und zu der Häufigkeit der Vergiftungen durch ſie in Würtemberg beiträgt. *)

„Wer-

---

*) Eine Gansleberwurſt, in der aber das Fett und die Leber ſehr fein zertheilt und die ſehr feſt geſtopft war, zeigte, äuſſerſt lange aufbewahrt, keine Bildung von Fettſäure, ſondern ſie trocknete nur ganz aus und blieb unſchädlich.

„Werden dieſe Würſte nicht gepreßt, bemerkt Herr Dr. Kahleis, ſo entſtehen Zellen in ihrer Mitte, in denen ſich in der Folge Verderbniß entwickelt. Eine Wurſt, die zu viel Fett und daſſelbe nicht in hemogener Miſchung, ſondern in großen Würfeln enthält, verdirbt leichter als ſolche, die eine geringere Quantität Fett, ſehr fein und gleichförmig unter die andre Wurſtmaſſe zertheilt, enthält. Sehr große Würſte verderben leichter als kleinere, und die Verderbniß iſt in ihrem Centrum am größten, und nimmt nach der Peripherie zu ab, ſo, daß das Aeuſſere einer verdorbenen Wurſt ohne Nachtheil genoſſen werden kann, wenn der Genuß des Innerſten derſelben Wurſt die ſchlimmſten Folgen bewirkt. Würſte, in welchen Höhlungen während des Räucherns entſtanden ſind, verderben leicht, und die Verderbniß breitet ſich von den Höhlungen aus in die Subſtanz der Wurſt. Auch ſolche Würſte, die im Schornſtein gefroren ſind, verderben nachher beym Aufbewahren. Der Geſchmack verdorbener Würſte iſt nicht ſo ſehr auffallend, daß gemeine Leute, beſonders bey Eßluſt nach ſchwerer Arbeit, eine große Verſchiedenheit von unverdorbenen bemerken ſollten. Allein wer ein empfindlicheres Geſchmacksorgan beſitzt, findet auffallend etwas muffiges und kratzendes

„nach dem Genuſſe im Schlundkopfe zurück„bleibend.“

Dieſe Bemerkungen ſind nach Herrn Dr. Kahleis das Ergebniß mehrerer mit Aufmerkſamkeit von ihm angeſtellter Beobachtungen, die ich auch mit den meinigen übereinſtimmend finde, und hier nur noch die Bemerkung wiederhole: daß man hauptſächlich jene giftige Wirkung von ſolchen Würſten bemerkt, zu denen gekochtes Fleiſch und Fett genommen wird, nie aber von Knackwürſten, Bratwürſten oder andern Würſten, zu denen ungekochtes Fleiſch und Fett kam, und es ſcheint die Hitze, welcher Fleiſch und Fett beym Sieden oder ſogenannten Verwällen ausgeſetzt werden, ſchon den Prozeß der Zerſetzung anzuſachen.

Vierundzwanzigſter Fall.

(Ein Fall einer leichten Vergiftung durch den bloßen Genuß ſogenannter Grieben aus dem Fette eines geſunden Schweines.)

Am 31. December 1821 ſchlachtete ein Bürger von Weinſperg ein äuſſerſt fettes Schwein, das aber durchaus geſund war, wofern man anders ſo übermäßig gemäſtete Thiere, die vor Fett nicht mehr zu ſtehen im Stande ſind, geſund nennen kann.

Am 2. Januar wurde das Fett deſſelben ausgeſotten, und ein Teller voller Grieben einer andern hieſigen Familie, beſtehend aus einem 62jährigen Manne, Namens Pfäffle, einer 52jährigen Frau und einer Magd, mitgetheilt.

Die Grieben, die ſehr fett waren, wurden von dieſen, mit dem Weichen vom Brode vermiſcht in einem geſchloſſenen Gefäße den Tag über in die Ofenkachel geſtellt, und Nachts, als ſie nach aufgehobenem Deckel ganz dampften, verzehrt. *)

Zu bemerken iſt: daß Pfäffle ein ſehr geſchwächter Mann von 62 Jahren iſt, und einen Magenbruch hat, der bei ihm immer Neigung zur Unverdaulichkeit, Blähungen und trägen Stuhlgang hervorbringt.

Pfäffle fühlte auf den Genuß dieſer Grieben die ganze Nacht und den ganzen andern Tag nicht das mindeſte.

Am andern Tage, den 3. Januar, aß er Kartoffeln zu Mittag, und Knödeln zu Nacht. In der Nacht auf den vierten aber befiel ihn Leibſchneiden, heftiges Erbrechen und Durchfall.

Am Morgen des 5. Januars ließ er mich zu ſich rufen, und ich fand ihn in folgendem Zuſtande:

---

*) Ein auf ähnliche Weiſe behandelter Käs ſoll kürzlich in der Gegend von Tübingen Vergiftungszufälle veranlaßt haben.

Sein Herz- und Pulsſchlag war unterdrückt, der ganze Körper kalt, die Zunge ſehr trocken, mit einer fettigen Kruſte belegt, und er war keinen Tropfen aus dem Munde zu ſpucken fähig.

Verſchlingen konnte er trockne Dinge, z. E. Brod, durchaus nicht, aber Füſſigkeiten nahm er ohne Beſchwerden zu ſich. Seine Stimme war heiſer.

Im Sehen, behauptete er, nicht die mindeſte Veränderung zu fühlen, auch waren die Pupillen beweglich, und nicht erweitert.

Er klagte in der Naſe über große Vertrocknung, und ſo auch in den Augenliedern.

Auf meine Frage: ob er nicht kürzlich eine Wurſt gegeſſen, verſicherte er mich auf das Beſtimmteſte (wie ich auch ſpäter zur völligſten Gewißheit vernahm) daß er keine Wurſt, aber, wie ſchon bemerkt, am 2. Januar Nachts, jene Grieben mit weichem Brode, dampfend gegeſſen.

Sowohl die Frau als die Magd, die jedoch viel weniger als der Mann aßen, und eine gute Conſtitution haben, blieben ganz geſund.

Es verurſachte auch, ſowohl das Fleiſch als die Würſte, die aus demſelben Schweine bereitet wurden, keinem von den verſchiedenen Perſonen, die ſie auch ſpäter noch genoſſen, irgend eine Ueblichkeit.

Dem Manne verordnete ich ein Abführungsmittel, da ich wegen des Zuſtands ſeines Magens es für gewagt hielt, ein Brechmittel zu geben.

Am 6. Januar dauerte der gleiche Zuſtand bei ihm noch an, jedoch war die Heiſerkeit geringer, und Puls- und Herzſchlag wieder normal. Dagegen hatten ſich nun auch leichte Beſchwerden im Waſſerlaſſen eingeſtellt, und er klagte über große Trockenheit in den Handflächen und Fußſohlen.

Auf den nochmaligen Gebrauch eines abführenden Mittels erfolgte endlich Oeffnung mit großer Erleichterung, und der Mann genaß nach wenigen Tagen wieder völlig.

Aus dieſem Falle geht offenbar hervor: daß in einem Fette, beſonders dem des Schweines, das einer ſchnellen und wiederholten Hitze unterworfen wird, ſich hie und da durch Zerſetzung deſſelben die Fettſäure vorbereiten, und in trägen geſchwächten Magen und Eingeweiden, wo dieſes Fett, eingeſchloſſen in der thieriſchen Wärme, liegen bleibt, hie und da zu einer noch größern Ausbildung gelangen, und im mindern Grade ähnliche Erſcheinungen als wie die in Würſten ſich gebildet habende Fettſäure hervorbringen kann.

Es reſultirt überhaupt beſonders aus dieſem Falle, wie aus vielen der frühern ähnlicher Art: daß vorzüglich aus der individuellen Beſchaffenheit der Verdauungswerkzeuge, und namentlich aus dem längern oder kürzern Verweilen ſolcher zur Zerſetzung vorbereiteten Fettmaſſen in der thieriſchen Wärme und dem eingeſchloſſenen Raume des Magens eines Individuums, das ſie genoſſen, die mehr oder weniger eigenthümliche Ausbildung jener thieriſchen Säure, und deren geringere oder größere giftige Wirkung hervorgeht. So möchte auch ſchon das auf Fettgenuß ſo häufig entſtehende Sodbrennen und die Durchfälle und das Erbrechen auf Fett, oft von einer anfangenden Bildung dieſer Säure im warmen eingeſchloſſenen Raume des Magens herrühren.

Eine beſondere Reizbarkeit der Schleimmembrane und ein anderer thieriſcher Chemismus in Magen und Verdauungswerkzeugen der Menſchen, als in denen anderer Säugthiere, möchte wohl auch die Urſache ſeyn: daß dieſe Säure viel ſchwächer auf das Thier als auf den Menſchen zu wirken ſcheint, und daß ſie ſich da, wo ſie in den genoſſenen Fettmaſſen noch nicht ganz ausgebildet iſt, noch eher in dem träger verdauenden Magen des Menſchen (beſonders in den durch Brannteweintrinken oft ſchon zur Scirrhoſität ſich hinneigenden Magen der Säufer) als in dem ſchneller verdauenden ungeſchwächtern Magen der Thiere und Kinder (dieſe Vergiftungen betreffen auch ſelten das Kindesalter und ſelten das Thier) vollends ausbildet.

Sowohl Oekonomen als Fleiſcher verſicherten mich: daß ſeit langer Zeit in keinem Jahrgange die Schweine ſo ſchnell und ſo ausgezeichnet fett geworden, als in dem verfloſſenen Jahrgange von 1821.

Dabey erinnere ich noch an die im vorigen Jahre im Lande allgemein unter den Schweinen geherrſchte Krankheit, in welcher ſich das Fett, beſonders durch die große Wärme-Entwicklung des kranken Thieres, zerſetzt zeigte, woraus die Vorſage zu machen iſt, daß (wie auch ſchon eintraf) in dieſem Frühjahre Vergiftungen durch verdorbene Würſte ſehr häufig vorkommen werden.

Ein landwirthſchaftlicher Bericht von Giengen an der Brenz (ſ. Correſpondenzblatt des würtembergiſchen landwirthſchaftlichen Vereines, 1. B. Febr. 22.) nennt jene Krankheit der Schweine, von der ich ſchon oben ausführlicher ſprach, Lungenbrand, *) und ſagt, daß dieſe

---

*) Die Lunge wurde aber, wenigſtens bey der obenangeführten Sektion eines an dieſer Krankheit krepirten Schwei-

Seuche nur gutgehaltene gemäſtete Schweine ergriffen, ſich aber an dem magern Vieh und an ſolchem, das auf die Weide getrieben wurde, ſo wie an den Zuchtſchweinen, keine Spur derſelben gezeigt habe.

---

nes, ganz geſund gefunden. Die Hauptzerſtörung fand man in der Leber, dem Organe der Fett- und Gallenbildung.

IV.

Vergleichung der Wirkungen der Wurſt- und Fettſäure mit denen verdorbener Würſte.

Vergleichen wir nun vorſtehende Krankengeſchichten und Sektionen der durch verdorbene Würſte vergifteten Menſchen, mit obigen an Thieren mit der Wurſt- und Fettſäure angeſtellten Verſuchen, ſo finden wir offenbar eine ſo große Uebereinſtimmung zwiſchen dieſen beyden Arten von Vergiftungen, daß wir mit allem Rechte anzunehmen glauben: der in dieſen verdorbenen thieriſchen Maſſen ſo ſchädlich wirkende Stoff ſey nichts anders, als die Fett- oder Thierſäure von mehr oder wenigerem Stickſtoffgehalt und mehr oder weniger an Ammonium oder ein beſonderes Alkaloid gebunden.

Als eine beſonders hervorſtechende Wirkung der Fettſäure, wie der verdorbener Würſte, ſehen wir in allen dieſen Fällen, die Bildung einer ſchnell gerinnenden Lymphe. *) In beyden entſteht bald mehr oder weniger ein kroupartiger Huſten, und findet man nach dem Tode in der Luftröhre ausgeſchwitzte, ſich mehr oder weniger zur falſchen Membran verdichtete Lymphe.

Wir erinnern hier an den Fall des Herrn W., **) der mit rauhem kroupartigen Huſten, ſichtbar falſche Membrane aushuſtete, und an den 20ſten Fall, und an die Fälle mit den Verſuchen durch Fettſäure, wo in der Luftröhre mehrerer Thiere ſich wirklich falſche Membrane vorfanden. Auch an die Fälle, wo während der Vergiftung, ſey es durch Fettſäure oder durch Würſte, immer ein rauher kroupartiger Huſten ſtatt hatte, und wo die Sektionen, wenn auch nicht gebildete Membrane, doch mit Blut vermiſchte ausgeſchwitzte, phlogiſtiſche Lymphe zu erkennen gaben. So iſt im 20ſten Verſuche mit Fettſäure angeführt: daß ſich zu Anfange des Schlundes viele, faſt zu Membranen verdickte, phlogiſtiſche Lymphe von gelblichtem Anſehen gefunden habe. So iſt auch im dritten Falle einer Vergiftung durch Würſte erwähnt: daß man unter den beyden hintern Naſenöffnungen, gegen den Schlund hinab, dicke eiterartige Lagen von phlogiſtiſcher Lymphe bemerkt habe.

---

*) Auch Fleiſch und Fett, ſelbſt vegetabiliſche Oele, in die Unterleibshöhle von Thieren gebracht und dort eingeſchloſſen ſich der Zerſetzung bis ſie ſauer reagierten, überlaſſen, bewirkten nach Dr. Hörings Verſuchen, (ſ. deſſen verdienſtvolle Dissertatio, sistens experimenta de mutationibus, quas materiæ in cavum peritonæi animalium ingestæ, tam in corpore efficiunt, tam ipsæ subeunt. Tubingæ MDCCCXVII.) hauptſächlich Ausſchwitzung plaſtiſcher Lymphe, und tödteten nach vier Tagen, während Einſpritzungen von vier Drachmen dephlogiſtiſirter Salzſäure in die Unterleibshöhle, nicht tödteten.

**) S. meine: Neue Beobachtungen u. ſ. w.

In dem 16ten Falle heißt es: „in dem einen Naſenloch war etwas eiterartige Flüſſigkeit,“ und ebendaſelbſt: „beym Niederdrücken der Zunge ſah man im Hintergrunde des Pharynx eine Menge eiterartige Flüſſigkeit (phlogiſtiſche Lymphe) welche von unten herauf zu kommen ſchien,“ und in demſelben Falle: „die Trachea war vom Larynx bis in ihre Theilung hinein, mit einer gelblichweiſſen eiterähnlichen Flüſſigkeit (einer phlogiſtiſchen Lymphe) faſt ganz angefüllt.“ So auch ſagte im 18ten Fall der Kranke: „er habe in den Naſenlöchern ganze Pfröpfe vertrockneten Schleims.“ In dem 11ten Falle heißt es: „die Höhle des Mutterhalſes und die Oeffnung des Muttermundes waren mit ſehr feſt geronnenem Schleime, einer wahren phlogiſtiſchen Lymphe, verſtopft.“ In

auch bei Diphterie

---

*) S. meine: Neue Beobachtungen S. 53.

demſelben Falle ſah man eine reichlich ausgeſchwitzte phlogiſtiſche Lymphe auf der Lunge.

In einem andern vom Dr. Steinbuch beobachteten Falle heißt es: „nach Abnahme der harten Hirnhaut fand man in den Furchen zwiſchen den Hirnwendungen ausgetretene, flüſſige, durchſichtige Lymphe.“ In zwei andern von dieſem Arzte beobachteten Fällen von Vergiftungen durch Würſte heißt es: „Nierenbecken und Harnleiter enthielten eine eiterähnliche dicklichte Flüſſigkeit.“ *)

In beyden Vergiftungen iſt überhaupt eine beſondere Einwirkung auf die Schleimhäute offenbar.

Meiſtens zeigt ſich bei beiden Vergiftungen Mund und Rachenhöhle gerunzelt und bleich, der Schlund hauptſächlich ſehr in Falten.

So heißt es von dem zu Steinsfeld durch den Genuß einer Blutwurſt Verſtorbenen: **) „der Schlund hatte an ſeinem Anfange viele ganz ſchlappe Falten, war ganz zuſammengerunzelt, und ſah nicht anders aus, als wie eine Haut, die lange im Waſſer gelegen.“ Und in dem dritten Falle der Vergiftungen durch Würſte heißt es:

---

*) S. Tübinger-Blätter.

**) S. meine: Neue Beobachtungen u. ſ. w. S. 34.

„bei den mehrſten fand man die Mundhöhle und die Zunge blaß und in Falten gezogen, faſt wie in heißem Waſſer gelegen, die Oberhaut gieng in flockigten Stücken ab. So heißt es auch im zweiten Falle, „gerunzelt und bleich war die Zunge und die ganze Mund- und Rachenhöhle.“ Oder im 16ten Falle: „die innere Haut der Speiſeröhre war weiß, dick, pergamentartig, und wegen ihrer Feſtigkeit leicht abzutrennen.“

Wird rothes Muskelfleiſch mit Fettſäure eine kurze Zeit lang übergoſſen, verliert daſſelbe, wie bemerkt, ebenfalls ſeine Röthe, und erhält das Anſehen eines lange unter Waſſer gelegenen Fleiſches, das ſich nach und nach in Fett verwandelt.

Aeuſſerſt auffallend war mir die in der 22ſten Beobachtung mit Fettſäure angeführte Erſcheinung: daß die hintere Wandung der Speiſeröhre, da wo ſie auf den Halswirbeln niederläuft, und die muskulöſen Theile, ſich gänzlich in eine fettartige oder käſige Maſſe von gelblicht weißer Farbe verwandelt hatten. Im übrigen zeigt ſich auch, wie oben angeführt, eine ähnliche Erſcheinung nach Behandlung eines vom Felle befreyten Muskels durch Fettſäure am lebenden Thiere.

Daß die Fettſäure überhaupt auch die angeführte weiße Farbe und Faltung der Schleimmembrane, beſonders der Rachenhöhle und des

Schlundes, hervorbringt, geht aus den obenangeführten Verſuchen an Thieren zur Genüge hervor.

Veranlaſſen nun ſowohl die Fettſäure als die verdorbenen Würſte ein ſolches Erſcheinen eines ſich immer mehr verdickenden Schleimes, ſo ſcheinen ſie auch die Blutmaſſe zu gleicher Verdickung und Beraubung des wäſſerigten Antheils umzuſtimmen.

Geht man die obigen Sektionsgeſchichten der an verdorbenen Würſten Verſtorbener genau durch, ſo findet man, daß das Blut nicht gerade dünnflüſſig, ſondern eher verdickt, und namentlich in den Ventrikeln des Herzens, meiſtens polipös gefunden wurde.

So heißt es im erſten und beſonders auch im zweiten hier angeführten Falle einer Vergiftung durch Würſte: „die Herzhöhlen enthielten ſchwarzes und ſchmieriges Blut, dieſe Beſchaffenheit hatte das Blut auch in den Lungen und ſonſt in allen Gefäßen der Bruſt und des Unterleibs.“ Schmierig heißt aber bekanntlich nicht dünnflüſſig, ſondern von der Conſiſtenz faſt einer Salbe. Im dritten Falle heißt es: „das im Herzen enthaltene Blut war ſchwarz und dick,“ ferner: „die Blutgefäße des Unterleibs und namentlich die Cava, enthielten viel ſchwarzes Blut, das übrigens nicht beſonders flüſſig war.“ In dem erſten Falle heißt es: „den linken Herzventrikel erfüllte ein Schleimpolype.“ In dem eilften Falle heißt es: „in der rechten Herzkammer fand man einen mit dunklem Blute umgebenen großen Schleimpfropf, der bis in die rechte Vorkammer hinausragte. Im zehnten Falle: „die großen Gefäße enthielten dunkelrothes ſchmieriges Blut, und in der linken Herzkammer fand man einen Polypen von geronnenem Blute und ſonſt coagulirte Blutſtücke.“ Im zwölften Falle iſt angeführt: „ſowohl in der rechten als linken Herzkammer, ſo wie auch in den beiden Vorkammern, befanden ſich einige ganz weiche halbdurchſichtige Schleimpfröpfe, von dunklem Blute umgeben. Auch in einem von Dr. Steinbuch beobachteten Falle von Vergiftung durch Würſte heißt es: „in der rechten Herzkammer fand man einige Schleimpfröpfe.“

Nur wenige Sektionen ſprechen von einem in dieſen Leichen vorgefundenen dünnflüſſigen Blute.

Es bemerkte zwar auch Ittner bey einem durch Blauſäure getödteten Thiere: daß ſowohl das Blut in den kleineren Arterien, als in den Lungen dickflüſſig wie Oel und klebrigt geweſen ſey. *) Auch Fontana giebt in ſeinem Werk

---

*) Ittner Geſchichte der Blauſäure S. 123.

über das Viperngift an: daß das Blut in den Gefäßen der durch Kirſchlorbeerwaſſer getödteten Thiere ſtockend, ſchwarz und zähe ſey, *) allein die ſo häufige Bildung von Herzpolypen nach Vergiftungen durch Würſte, ſcheint dieſes Gift auch ſehr von den Wirkungen der Blauſäure zu unterſcheiden.

Daß auch in den durch Fettſäure vergifteten Thieren (wenigſtens in dem Herzen) meiſtens ſchwarzes, ſchmieriges, polipöſes, dickes Geblüt gefunden worden, davon zeugen die oben beſchriebenen Verſuche.

Daß auch das Viperngift Herzpolypen hervorbringt, bezeugen Mangeti biblioth. anat. Bonnet sepulchr. T. II. L. IV. S. 10. Obs. 2. und Redi experimenta, p. 39. Auch in Solchen, die an der Luftröhrenentzündung ſtarben, findet man häufig Schleimpolypen im Herzen.

Eine weitere Erſcheinung, die die Vergiftung durch Fettſäure mit der durch verdorbene Würſte gemein hat, iſt die Verhärtung und Zurückhaltung der Exkremente.

In den meiſten Sektionsgeſchichten der durch verdorbene Würſte Geſtorbenen heißt es: „die Gedärme

---

*) Fontana Traité sur le venin de la vipère, le laurier cerise etc. Florence 1781. 4. T. 2. pag. 337 — 340.

därme (wenigſtens meiſtens der Maſtdarm) enthielten feſte lettenartige Kugeln.“

Die gleiche Erſcheinung findet man in Thieren, die durch Fettſäure getödtet wurden; nur wo der Vergiſtungszuſtand längere Zeit andauert, und Lähmung der hintern Extremitäten eintritt, ſcheint noch wenige Zeit vor dem Tode, wie am Ende von Lähmungen öfters der Fall iſt, noch ein erſchöpfender Durchfall ſich einzuſtellen. So hatte auch die Vergiftete im 21ſten Falle noch vor dem Tode einen Durchfall.

Daß in Blutigeln das eingeſogene Blut (das hier auch als bloßes Exkrement zu betrachten iſt) werden dieſe Thiere mit Fettſäure beträufelt, in eine ganz feſte tonartige Maſſe ſich verwandelt, ſpricht auch für die Verhärtung der Exkremente durch die Fettſäure.

Wer nur einmal einen durch verdorbene Würſte Vergiſteten ſah, wie er ſich beym Verſuche, etwas verſchlingen zu wollen, gebärdet, wie ſogleich nach dem Verſuche ein anſtrengender Huſten und Anfälle von Erſtickung ſich einſtellen, der findet, beſonders auch in Hinſicht dieſer Erſcheinung, einer Erſcheinung, die durchaus bei dieſer Vergiftung charakteriſtiſch iſt, das Bild eines ſolchen Vergiſteten ganz in einem durch Fettſäure vergiſteten, ebenfalls an Disphagie leidenden, Thiere wieder.

Ueberhaupt iſt ein Lähmungszuſtand des Schlundes, der Speiſeröhre und des ganzen Darmkanals bei Vergiſtungen durch Fettſäure, wie bei denen durch verdorbene Würſte, nicht zu verkennen, wofür die oben angeführten Verſuche mit Fettſäure an Thieren, beſonders der 22ſte Verſuch, ſehr beſtimmt zeugen.

Die Tonloſigkeit, Heiſerkeit, oder faſt völliges Stummwerden, iſt ebenfalls eine Erſcheinung, die ſich bei den Vergiſtungen durch Fettſäure, wie bei denen durch verdorbene Würſte immer mehr oder weniger einſtellt, und auch davon zeugen die obenangeführten Verſuche an Thieren mit der Fettſäure, wie jene Krankengeſchichten der durch Würſte Vergiſteten.

Wie bei dieſen, ſehen wir auch bei den durch Fettſäure vergiſteten Thieren, manchmal Erweiterung und Starrheit der Pupillen eintreten, doch ſcheint nur dieſe Erſcheinung bei der Fettſäure (wenigſtens an Thieren) nicht ſo konſtant, als bei dem Genuſſe verdorbener Würſte (wenigſtens an Menſchen) zu ſeyn; wiewohl auch dieſe Erſcheinung beym Genuſſe verderbener Würſte, ſind auch ſonſt alle andere Zeichen dieſer Vergiſtung vorhanden, nicht immer da iſt.

So heißt es im dritten Fall: „die Pupillen waren weder zuſammengezogen noch erweitert,“ und im 18ten Fall: „die Pupillen ſind beweglich und nicht gerade erweitert, dennoch behauptet er, alle Gegenſtände doppelt und wie im Nebel zu ſehen,“ und im 17ten Fall: „die obern Augenlieder hiengen noch etwas zu ſehr über den Augapfel her, dagegen waren die Pupillen durchaus beweglich und nicht erweitert. Im 14ten Falle heißt es: „die Kranke gab an Uebligkeit und Doppeltſehen zu leiden an, ob man gleich keine Veränderung, beſonders nicht an ihren Augen, wahrnahm.“ In dem nämlichen Falle heißt es von einem Knaben: „ſeine Pupillen waren zwar erweitert, aber nicht gänzlich unbeweglich;“ ebenſo heißt es in einem in den Tübinger Blättern angeführten Falle. Auch in dem Falle der Vergiftung durch Grieben, waren die Pupillen nicht im mindeſten verändert.

Auffallend iſt: daß in vielen Fällen von Vergiftungen durch Fettſäure, wie in denen von Vergiftungen durch verdorbene Würſte, wo ſich Pupillenerweiterung und Lähmung einſtellte, immer ein Auge mehr als das andere zu leiden ſchien.

So iſt in dem Falle von W., der durch eine Wurſt vergiftet wurde, angeführt:*) „das Sehloch ſeines linken Auges hat mehr Ausdehnung als das ſeines rechten, es zieht ſich auch ungleich zuſammen, doch iſt es fürs Licht empfindlicher," und ſo heißt es in dem unten angeführten Verſuche mit Fettſäure an einer Katze: „die Pupille des rechten Auges war äuſſerſt ausgedehnt und unbeweglich, während die des linken Auges verengt, aber auch unbeweglich war."

---

*) S. meine: Neue Beobachtungen S. 67.

In dem 14ten Verſuche mit einer Eule verlor nur die Pupille des linken Auges ihre Kreisform und wurde mehr eckigt.

Es könnte dieſe Erſcheinung vielleicht dennoch auch auf eine Verſchiedenheit zwiſchen dieſem Gifte und manchem narkotiſchen Gifte hinweiſen: daß nämlich jene narkotiſchen Gifte, wie ſie doch überhaupt mehr unmittelbar auf die Gehirnthätigkeit wirken, das Doppeltſehen zum Theil durch unmittelbare Affektion des Sehnervens hervorbringen, während das Fettgift es blos durch eine ſolche ungleiche Zuſammenziehung der Pupille veranlaßt.

Ausgezeichneter als die Pupillenveränderung iſt bei den durch Fettſäure vergifteten Thieren das Niederfallen und gelähmt werden der Augenlieder, beſonders der obern, was ſich auch bei durch verderbene Würſte vergiſteten Menſchen ſo auffallend zeigt. Am ausgezeichnetſten kann man dieß an Eulen beobachten, die dem Menſchen ſo ſehr ähnliche obere Augenlieder haben.

Ob die Pupillenerweiterung auch durch die Fettſäure ſich konſtanter einſtellen würde, wenn dieſelbe eine andere Bereitungsart erlitte, und mehr mit Stickſtoff oder einem beſondern Alkaloid verbunden wäre, wie ſie ſich eher noch in Würſten durch die Natur erzeugt, iſt mir ſehr wahrſcheinlich, um ſo mehr, da die Pupillenveränderung im erſten Verſuche, der mit nicht gereinigter, ſondern immer noch Ammonium verrathender Säure, angeſtellt wurde, ſehr auffallend war.

Es wäre aber auch möglich, daß ſich in Würſten mit dieſer Säure ein gewiſſer thieriſcher Dunſt ausbildete, der bei künſtlicher Bereitung und Concentrirung der Säure verloren gienge. *)

Ich habe ſchon in meiner frühern Schrift bemerkt: daß bei Eröffnung gefallener Thiere die Umſtehenden, beſonders Abends bei Kerzenlicht, oft ein Doppeltſehen befalle, und es möchte wohl der aus dieſen Thieren ſteigende Dunſt aus oxydulirtem Stickſtoffgas beſtehen, auf deſſen Einath-

---

*) Man ſollte auch aus dieſem Grunde gar nicht darauf ſehen, mit höchſt reinen Säuren, wie man von einer Seite verlangte, ſondern gerade mehr mit in ihrem Urſprung gelaſſener Säure Verſuche anzuſtellen.

mung Prouſt Verwirrung des Geſichtes und Doppeltſehen fühlte.

Bei beiden Vergiftungen (bei der durch Fettſäure, wie bei der durch verdorbene Würſte) ſieht man die Gehirnthätigkeit faſt bis zum letzten Momente immer wach, die Herzthätigkeit dagegen früher unterdrückt.

Bei beiden Vergiftungen tritt gegen das Ende, wo nicht Lähmung, doch Steifigkeit der untern Extremitäten ein. So heißt es in einem in den Tübinger Blättern angeführten Falle einer Vergiftung durch verdorbene Würſte:*) „Der Kranke ließ ſich voll Unruhe von zwey Männern bald an dieſen, bald an jenen Tiſch ſchleppen, indem er die Füße zwar beim Laufen bewegte, die Knie ſich aber nicht mehr beugen wollten.“ Im übrigen ſchien auch ſchon Steifigkeit der Extremitäten bei leichtern, nicht tödtlich ausgefallenen Vergiftungen durch verdorbene Würſte eingetreten zu ſeyn. So heißt es im obenangeführten ſechsten Falle: „ſie klagten noch lange über Steifigkeit und Unbeugſamkeit der Glieder,“ und in dem im Anhalt-Deſſauiſchen vorgekommenen Falle dauerte eine Steifigkeit in den Muskeln der Unter-Extremitäten mehrere Jahre lang an.

---

*) S. Tübinger Blätter 3. B. 1. St. S. 5.

Daß dieſe Erſcheinung bei den durch Fettſäure vergiſteten Thieren meiſtens eintrat, beweiſen die gemachten Verſuche.

Leicht und ohne bedeutende Convulſionen erfolgt der Tod nach beiden Arten von Vergiftungen, nach beiden tritt auch nach dem Tode bald die ausgezeichnetſte Muskelrigidität ein.

Will man bei demjenigen ſtehen bleiben, was man ſelbſt auf die Fett- oder zooniſche Säure, in einer Gabe genommen, daß ſie nicht von bedeutenden Folgen iſt, fühlt, oder was man fühlt, wenn man lang mit derſelben Verſuche macht, wovon ich zur Genüge ſprechen kann, ſo wird man finden: daß ſie, wie ich ſchon oben anführte, eine äuſſerſte Vertrocknung im Mund und Schlund, und hauptſächlich eine zuſammenziehende würgende Empfindung in der Gegend des Kehlkopfes erregt, daß der Schleim ſich einem bald in Mund und Naſe verdickt, die Augenlieder ſchmerzen und öfters zufallen, die Augen ſchwach und blöde werden, daß man in den Handflächen und Fußſohlen eine große Vertrocknung, leichten Schmerz im Bauche empfindet (Erſcheinungen, die das Weltheriſche Bitter nicht hervorbringt) ſo wird man hier ſchon aus dieſen kleinern Erſcheinungen ſchließen können, daß dieſe Fett- oder zooniſche Säure mit einem in verdorbenen Würſten hauptſächlich ebenſo wirkenden Stoffe wohl ein und daſſelbe ſey.

Der Vergiftete im 18ten Falle drückte ſich über das obenerwähnte würgende Gefühl in der Gegend des Kehlkopfes paſſend ſo aus: „er fühle im Schlunde, vorzüglich aber im Kehlkopfe, ein zuſammenziehendes würgendes Gefühl, wie man eines empfinde, wenn man ſaure zuſammenziehende Holzäpfel gegeſſen. Ganz dieſes Gefühl erregt die Fettſäure, ungeachtet ihr Geſchmack nur unbedeutend ſauer iſt.

Derſelbe Kranke gab auch an: daß er öfters nieſen müſſe, welches die Fettſäure auch leicht erregt: Auch im 11ten Falle fand öfteres Nieſen ſtatt.

Daß die Mekonſäure und Jodine ein gleiches würgendes Gefühl in der Gegend des Kehlkopfes verurſachen, wurde ſchon oben bemerkt.

Auch das Stramonium bewirkt hauptſächlich Nervenempfindungen, die ſich auf die Speiſeröhre, die Bronchien und den Schlund erſtrecken. Es bewirkt ein eigenthümliches Gefühl in der Kehle, ähnlich einem Windſtrom, der im Innern der Kehle auf- und niederſtrömt und das Gefühl von Erſtickung erregt. *)

---

*) S. Alexander Mariet in Medico-chirurgical Transactions. Vol. VII. London 1816. S. 551—580.

Sind nun die Krankheitserſcheinungen bei den Vergiftungen durch Fettſäure, wie bei denen durch verdorbene Würſte gleich, ſo kommen die Veränderungen, die man in den Leichnamen der auf dieſe zwey Weiſen vergifteten Thiere und Menſchen bemerkt, ebenfalls mit einander überein.

Schon oben wurden mehrere dieſer Aehnlichkeiten, namentlich die in beiden gleichgefundene Beſchaffenheit des Blutes, angeführt, aber zu dieſen kommen noch folgende: Wie nach Vergiftungen durch verdorbene Würſte, ſo zeigt ſich auch nach Vergiftungen durch Fettſäure, die Luftröhre theils leicht entzündet, theils auffallend weiß von Farbe. Mehr oder weniger entzündet, zeigen ſich auch Speiſeröhre, Magen und Eingeweide. Die Zottenhaut des Magens iſt oft leicht abſtreifbar. Oft ſind Cardia und Pilorus, öfters aber auch die Gedärme, verdickt.

In dem erſten oben angeführten Falle einer Vergiftung durch Würſte heißt es: „die Magenhäute waren meiſtens noch einmal ſo dick als im geſunden Zuſtande.“ In dem zweyten Falle heißt es: „der untere Theil der Speiſeröhre, ſo wie die Cardia, waren verdickt, ſie ſchienen faſt noch einmal ſo dick als im geſunden Zuſtande.“ In einem andern gleichen Falle in den Tübinger Blättern heißt es: „die Haut des dünnen Darmkanals war verdickt und aufgelockert, und ebendaſelbſt heißt es in einem andern Falle: „die Häute des dünnen Darmkanals waren in ihrer Maſſe verdickt“ u. ſ. w.[*])

Gleiche Erſcheinungen zeigen ſich auch öfters an den durch Fettſäure vergifteten Thieren. So heißt es in dem dritten Verſuche: „die dünnen Gedärme waren parthienweiſe bald mehr bald weniger verdickt,“ und in dem darauf folgenden Verſuche: „es waren die Gedärme ſtellenweiſe verdickt und faſt fleiſchartig geworden,“ und im 13ten Verſuche heißt es: „die dünnen Gedärme waren ſehr verengt, und ihre Häute ſo verdickt, daß der dünne Darmkanal das Anſehen eines dicken fleiſchigen Wurmes hatte.“ Im 20ſten Verſuche heißt es: „der Pilorus war ſehr verdickt, ebenſo die Cardia.“

Im übrigen iſt die Erſcheinung von Verdickung in dieſen Theilen, bei der Fettſäure, wie bei den Vergiftungen durch verdorbene Würſte, nicht gerade konſtant.

Ebenſo zeigt ſich auch nicht immer ein Entzündungszuſtand in Speiſeröhre, Magen und Eingeweiden.

So heißt es im dritten angeführten Falle ei=

---

[*]) III. B. 1. St. S. 86 u. S. 32.

ner Vergiftung durch Würſte: „die Speiſeröhre, bis in den Magen verfolgt, zeigte nicht die mindeſte Entzündung, auch in der Gegend der Cardia nicht, die dünnen Gedärme waren nirgends entzündet.“ In demſelben Falle heißt es von den Eingeweiden einer andern Leiche: „weder innen noch auſſen war im Magen ein Zeichen einer eigentlichen Entzündung zu erkennen. Völlig ohne Entzündung, ganz durchſichtig und leer, fand man ſowohl die dünnen als dicken Gedärme. Nur in der linken Seite des Colons gegen den Maſtdarm hin, fand man, zwar auch keine Entzündung, jedoch ſehr harte Exkremente.“

In dem zehnten Falle heißt es: „man fand innerhalb des Magens keine Spur von Entzündung, auch nicht in der Gegend der Cardia und des Pilorus.“

In dem 16ten Falle iſt von drey Leichnamen die Rede, in deren Gedärme keine Entzündung gefunden wurde.

Auch bei den durch Fettſäure getödteten Thieren, iſt, wie die Verſuche angeben, die Entzündung in Magen und Eingeweiden nicht konſtant.

So findet man auch hie und da ſelbſt nach ſehr ſtarken Arſenikvergiftungen bekanntlich Magen und Darmkanal ohne Entzündung.

Jäger fand in Magen und Darmkanal eines

Schwarzkehlchens und eines Kaninchens, die er durch in den Magen gebrachten Arſenik getödtet hatte, keine Spur von Entzündung. *)

Ein ſechsjähriges Mädchen ſtarb nach ſechs Tagen an Fliegenſtein, ohne daß die mindeſte Magenanfreſſung oder Entzündung zu erkennen war. **)

Bei beiden Vergiftungen (der durch Fettſäure und der durch Würſte) zeigt ſich die Lunge hie und da leberartig, parthienweiſe im Waſſer unterſinkend, doch iſt dieſe Erſcheinung in beiden Arten von Vergiftungen nicht immer vorhanden.

In beiden Vergiftungsarten wird das Herz meiſtens immer von ſchlaffem Anſehen gefunden. Die Gallenblaſe zeigt ſich in beiden immer von Galle ſtrotzend, die Leber aber nicht ſehr verändert.

Nach dem Genuſſe verdorbener Würſte ſtellt ſich oft bald Erbrechen und Durchfall ein, welche die reine Fettſäure ſelten hervorbringt, die verdorbene Würſte aber dadurch zu erzeugen ſcheinen, weil in ihnen die Fettſäure noch mehr oder weniger mit Ammonium (wenn auch nicht, wie ſchon öfters bemerkt, mit einem beſondern Alkaloide) in Verbindung iſt, und eine völlige Trennung der Fettſäure vom Ammonium oft erſt durch die Magenſäure zu geſchehen ſcheint. Das Weltheriſche Bitter erregt, nach Rapps Verſuchen, hauptſächlich Durchfall und Erbrechen.

---

*) S. G. J. Jæger Diss. de effect. Arsen. in varios Organismos. Tüb. 1803.

**) S. Acta Nat. Cur. Vol. 5. Obs. 102. S. 357 u. 361.

Finden wir nun die Erſcheinungen, die der Genuß verdorbener Würſte hervorbringt, ſo ſehr denen gleich, die die Fettſäure erzeugt, ſo ſehen wir, betrachten wir dagegen die Vergiftungen durch Blauſäure, nur Weniges, was uns berechtigt, die Vergiftungen durch Würſte dieser Säure zuzuſchreiben.

Coullon nahm öfters 30 — 86 Tropfen Blauſäure in ebenſoviel Waſſer ein. Nachdem er ſie zu ſich genommen, ſonderte ſich bei ihm ſehr viel Speichel ab, und 2 — 3mal hatte er Aufſtoßen, das ihn zum Erbrechen reizte. Sein Puls, der vorher nur 57 — 58 Schläge in einer Minute hatte, ſchlug nach 10 Minuten 77 — 78mal, aber nach anderthalb Stunden gieng er wie vorher. Er fühlte einige Minuten hindurch eine Schwere des Kopfes und einen leichten Kopfſchmerz, welcher unter der behaarten Haut des Kopfes zu wüthen ſchien. Er empfand in mehr als ſechs Stunden eine ſehr deutliche Beängſtigung in der Gegend des Zwerchfells, die mit einem klopfenden Schmerzen dieſes Theiles, ohne daß das Drücken ihn empfindlicher machte, abwechſelte. *)

Ittner fühlte auf 4 — 5 Tropfen Blauſäure (die von Coullon eingenommene muß allerdings äuſſerſt wäſſericht geweſen ſeyn) vorübergehende Betäubung im Kopfe, doch ohne irgend eine andere Folge.

Auch bei andern nicht ſchnell tödtlichen Vergiftungen durch Blauſäure, finden wir nie angeführt: daß dieſelbe große Vertrocknung im Mund und Schlund verurſacht, und Granville ſagt ausdrücklich: „Noch nie verurſachte die Blauſäure die Trockenheit des Mundes und den gereizten Zuſtand der Bruſt, welcher von den Wirkungen des Fingerhuts entſpringt.“ **)

Noch nie ſah man, daß die Blauſäure eine würgende Empfindung in der Gegend des Kehlkopfs, daß ſie die, bei den Vergiftungen durch Würſte ſo ausgezeichnete Disphagie erzeugt, daß Verſtopfung des Stuhlgangs, Urinzwang oder Harnruhr, ihre Begleiter waren. Nie fand man nach ihrem Genuſſe die nach dem Genuſſe verdorbener Würſte ſo auffallende Erſcheinung von Bildung phlogiſtiſcher Lymphe, von falſchen Membranen in der Luftröhre; nie entſtund auf ſie ein kroupartiger Huſten. Nie ſah man bei Thieren, die durch Blauſäure getödtet wurden, ſo ſchnell und ſo ausgezeichnet, eine Rigidität der Muskeln eintreten, wie bei Menſchen, die durch Würſte ſtarben. Im Gegentheil werden durch Blauſäure getödtete Thiere bald nach dem Tode zuſammenlegbar, wie ein Tuch, und erſt nach 24 Stunden tritt bei ihnen Muskelrigidität ein.

---

*) S. Annales de Chimie. Octobr. 1814.

**) A. B. Granville Further observations on the internal use of the hydrocyanic (prussic) acid in pulmonary complaints, chronic catharrh cc. London 1819. 8.

Nie fand man nach Vergiſtungen durch Blauſäure, wie oft nach denen durch verdorbene Würſte, die Häute des Darmkanals verdickt, die Exkremente tonartig und feſt.

Nach beiden Vergiſtungen findet man zwar, wie ſchon bemerkt, das Blut (wenigſtens in den Höhlen des Herzens) ſchwarz und ſchmierig; doch finde ich nirgends angeführt: daß man nach Vergiſtungen durch Blauſäure Schleimpolypen in den Herzhöhlen fand, welche nach Vergiſtungen durch Würſte (kraſt obenangeführter Sektionsgeſchichten) ſo häufig gefunden werden, und ſo möchten ſich auch hierin dieſe zwey Giſte von einander unterſcheiden.

Es kann aber demohngeachtet möglich ſeyn: daß die Fettſäure ſich in dieſen Wurſtmaſſen oft mit mehr Stickſtoffgehalt ausbildet, und dann der Blauſäure, wenigſtens in zerſtörenderer Wirkung auf den Organismus, ähnlicher wird. Ebenſo wäre, wie ich ſchon öfters bemerkte, möglich: daß ſich in dieſen verdorbenen Würſten in manchen Fällen neben der Fettſäure auch Blauſäure bildete. Aber immer bleibt in die Augen ſpringend: daß die Krankheitserſcheinungen, die bei Vergiftungen durch verdorbene Würſte ſich einſtellen, durchaus mehr die ſind, die wir auf Vergiftungen durch Fettſäure, als die, die wir auf Vergiftungen durch Blauſäure, bemerken.

V.

Ueber Säuren, als Gegengift gegen dieſes thieriſche Gift.

Es wurden in einem der vorigen Abſchnitte die Wirkungen verdorbener Würſte mit denen durch mehrere Pflanzengifte, und namentlich auch mit denen durch Schwämme, verglichen. Daß gegen dieſe Fett und Wallrath enthaltende Pflanzen, hauptſächlich vegetabiliſche Säuren mit Vortheil angewendet werden, iſt bekannt. Selbſt die Blauſäure erleidet durch andere Säuren eine ſie weniger ſchädlich machende Modifikation. Es wird die Wirkung des Stickſtoffs in dieſer an Stickſtoff ſo reichen Säure, wird ſie durch Zuſatz von Säuren mehr oxydirt, geſchwächt.

Es könnte auch ſchon der Analogie nach Gleiches bei der Vergiftung durch Fettgift ſtattfinden, und, in der That, ſand man auch ſchon Säuren in dieſen Vergiftungen von Nutzen.

Es ſprechen dafür einige der Vergiftungsgeſchichten durch verdorbene Würſte, die ich in den Tübinger Blättern bekannt machte, und die Erſcheinung im oben angeführten erſten Falle, wo dasjenige Individuum, das reichlich Milch und Eſſig trank, am wenigſten von der Vergiftung erlitt, ob es gleich am meiſten von der Wurſt genoſſen hatte. Nur möchte man dabei darum auf keinen gewiſſen Grund kommen, weil in manchen Fällen Individuen, die eben ſo viel oder noch mehr als andere, die durch den Genuß dem Tode erlagen, von ſolchen Würſten ſpeiſten, und die gerade keinen Eſſig oder ſonſt ein Gegengift nahmen, dennoch auch unverſehrt blieben, welche Erſcheinung aus ihrer beſondern Individualität, oder daraus zu erklären wäre: daß ſolche Individuen mehr von dem äuſſern, weniger in Verderbniß übergegangenen, Theil der Wurſt erhielten, und ich möchte, aus unten anzuführenden Gründen, nicht für den Gebrauch von Säuren, ehe die giftige Wurſt aus dem Magen geworfen iſt, rathen.

Im oben angeführten eilften Fall wurden zwar auch Säuren angewendet; man verordnete das Haller'ſche Sauer in einer ſchleimigen Emulſion, ließ Umſchläge von Eſſig auf Bruſt, Arme und Unterleib machen, gab alle drey Stunden ein Klyſtier von drey Trinkgläſer voll lauem Waſſer, mit einem Trinkglaſe voll Eſſig vermiſcht, allein dieſe Behandlung geſchah erſt in der ſpätern Tagen der Vergiftung, wo ſchon ein völliger Lähmungszuſtand des Magens und der Gedärme eingetreten, und von der Säure nur weniges mehr in den Magen zu bringen war. *)

Im übrigen findet hier auch die Bemerkung ſtatt: daß mit dieſen verdorbenen Würſten meiſtens immer zugleich Säuren genoſſen wurden.

Oft wurden die Würſte in Eſſig und Pfeffer getaucht, oft wurden ſie zugleich mit Sauerkraut genoſſen, ſehr oft wurde auf ſie ſaures Bier oder neuer Wein getrunken, und dennoch folgte Vergiftung und Tod. Im ſiebenten angeführten Falle einer Vergiftung fühlte der tödtlich Vergiftete erſt Ueblichkeit, nachdem er vieles ſehr ſaures Bier getrunken hatte.

Es möchte auch wahrſcheinlich ſeyn, daß Säuren, ſogleich oder bald auf den Genuß ſolcher verdorbener Würſte genommen, gerade die in ihnen mehr oder weniger ausgebildete, noch mehr oder weniger an Natron oder Ammonium gebundene Säure im Magen noch freyer, und ſie dadurch noch giftiger wirkend machen. Man machte auch

---

*) Ich weiß aus Erfahrung, daß in ſolchem Zuſtande nicht ein Tropfen der verdünnteſten Säure beigebracht werden kann.

bei Schwämmen die Erfahrung, daß die Säuren, reicht man ſie, ehe die Schwämme aus dem Magen geleert ſind, den giftigen Stoff der Schwämme nur mehr ausziehen, und nur dann Nutzen ſchaffen, wenn ſie nach Herauswerfung der Schwämme durch Brechmittel, gereicht werden.

Wäre (wie ich öfters bemerkte) die Fettſäure in verdorbenen Würſten nicht mit bloßem Ammonium, ſondern mit einem beſondern Alkaloide (z. E. nach Art der Fettſäure in dem Sabadillſaamen) in Verbindung, ſo könnten auch Säuren, vor Herauswerfung des giftigen Stoffes gegeben, in ſo fern nur ſchädlich wirken, als jene Alkaloide eine gleichſam metalliſche Natur auch dadurch bewähren: daß die Säuren, indem ſie ihre Auflöslichkeit vermehren, ihre Wirkungen auf den Organismus ſteigern. *)

In dieſer Hinſicht könnten vielleicht bei dieſen Vergiftungen durch verdorbene Würſte Säuren nur dann von Nutzen ſeyn, wenn die genoſſenen Wurſttheile vorerſt durch Brechmittel aus dem Magen geſchafft wurden.

In Fällen aber, wo jene Säure hauptſächlich erſt im Magen zu völliger Ausbildung gelangen

---

*) S. unſeres vortrefflichen Landsmanns Pfaff Syſtem der Materia medica. 6. Band. S. 219.

würde, wiſſen wir, daß Säuren einen im Magen angefachten falſchen Gährungsprozeß gerade oft zu unterbrechen im Stande ſind. So hat man auch beobachtet: daß ein kleiner Zuſatz irgend einer mineraliſchen Säure die Eſſiggährung unmittelbar unterbricht. Man wendet daher bei Sodbrennen und Säure im Magen die Salpeterſäure mit ſehr gutem Erfolge an, und hält ſie für das kräftigſte Mittel, die Sauergährung aufzuhalten. *)

So iſt auch der Genuß von ſauern Aepfeln gegen das durch Gährung im Magen, wozu öfters Fettgenuß beiträgt, veranlaßte Sodbrennen von Nutzen.

Pyrosis

Um die Fettmaſſen der Gänſelebern, die öfters in dieſen Thieren durch unnatürliche Maſtung in wahres Wallrath verwandelt ſind, und auch, um das fette Fleiſch des Aales unſchädlicher zu machen, bedient man ſich übrigens gewöhnlich auch des Mitgenuſſes der Citronenſäure.

Ebenſo ſucht man durch Mitgenuß der Citronenſäure den Genuß der oft ſehr ſchädlichen Muſcheln zu verbeſſern.

Mehrere Schriftſteller führen an: daß gegen

---

*) S. Pemberton praktiſche Abhandlung über die Krankheiten des Unterleibs. S. 130.

das italieniſche Gift, die aqua tofana, deren Beſtandtheile im übrigen noch ein Räthſel ſind, Säuren, und namentlich Citronenſäure, die einzige Rettung ſeyen.

Liest man die Krankengeſchichte des angeblich durch aqua tofana vergifteten Pabſts Clemens, ſo findet man dieſen Pabſt mit Zufällen behaftet, die denen, die das Fettgift hervorbringt, nicht unähnlich ſind, mit dieſen wenigſtens faſt eben ſo viele Aehnlichkeit zeigen, als mit Vergiftungen durch Arſenikmittelſalz.

Dort heißt es wörtlich: Clemens hatte einen ſehr feſten und ſtarken Körperbau, eine helle und ſtarke Stimme, gieng ſo leicht wie ein Jüngling, und war ſtets aufgeheiterten und fröhlichen Geiſtes, aß wenig, aber mit Appetit, und ſchlief alle Nächte fünf Stunden. An einem Tage in der heiligen Woche 1774 empfand er nach dem Mittageſſen eine Bewegung in der Bruſt, im Magen und im Bauche, gleich einer großen innern Kälte, (eine anfangende Lähmung des ſympathiſchen Nervenſyſtems). Von dieſem Augenblicke an verlor ſich ſeine helle Stimme, er bekam eine ſeltſame Art von einem Catharr (wahrſcheinlich kroupartigen Huſten), ſein Mund und Schlund wurde vertrocknet, entzündet. Er empfand auſſerordentlichen Eckel und

Unruhe, und war genöthigt, den Mund ſtets offen zu halten. (Vermuthlich wegen Vertrocknung in den Naſenhöhlen.) Es erfolgten Erbrechungen, immer zunehmende Schwäche im Leibe und auf den Füßen. Der Schlaf überfiel ihn wider Willen, und er verſpürte heftige Schmerzen im Unterleibe und Beſchwerden im Urinlaſſen.

In dieſem Zuſtande lebte er mehrere Monate unter allmählicher Abnahme ſeiner Kräfte.

Am 20. Herbſtmonat befiel ihn eine Ohnmacht und eine ſolche Entkräftung, daß man befürchtete, er würde nur noch wenige Tage leben. Am 19. zeigten ſich große Schmerzen im Bauche. Am 22. Herbſtmonat, um 13 Uhr italieniſchen Zeigers, erfolgte ſein Tod.

Offenbar könnte durch öfters erhaltene kleine Gaben von Fettſäure ein Menſch in einen, dieſem ſehr ähnlichen Zuſtand kommen, nur möchte das verhinderte Schlingen (da Hervorbringung einer ſo auffallenden Disphagie dieſer thieriſchen Säure, wie wahrſcheinlich auch den ihr ähnlichen Säuren in mehreren Giftpflanzen, eigenthümlich zu ſeyn ſcheint) ſie bald als das wirkende Gift verrathen.

Der Leichnam des vergifteten Clemens hatte eine Cedernfarbe, die in das Aſchgraue ſtach. Man fand die Lunge entzündet, mit dem Bruſtfelle verwachſen. Sie enthielt viel geronnenes Blut, das Herz war welk, ausgetrocknet. Magen und Eingeweide waren mit Luft erfüllt und verdickt. Die Leber war klein, und hatte oben ſeroſe Theile. Die Galle war groß, und enthielt eine Menge ſchwarzer Galle. *)

Der ſpaniſche Infant Don Carlos ſcheint durch ein ähnliches austrocknendes Gift hingerichtet worden zu ſeyn. Die Geſchichte ſeiner Krankheit (augenſcheinlich hatte er ſchon im Anfange derſelben das Gift erhalten, das nicht erſt der ihm am Ende gereichten abführenden Mixtur beigemiſcht war) ſagt: daß ſeine Haut ſo trocken geworden, daß ihm dieſe Trockenheit auf das unerträglichſte wurde, und er ſie zu mildern, eine große Menge Eis in ſein Bett legen ließ. **)

---

*) S. Relazione della malattia e morte di Clemente XIV, estesa sul fatto esposto al Re Cattolico dal suo Ministro in Roma, Don Monino. Mscpt. In Phil. Wolfs allgem. Geſchichte der Jeſuiten. 3. B. S. 489.

**) S. Llorente's kritiſche Geſchichte der ſpaniſchen Inquiſition, überſetzt von Höck, 3. B. S. 206. Dort erfährt man auch, daß es einſt dem berühmten Anatomen Veſal ganz ſo ergangen, wie kürzlich Herrn Heine in Würzburg. Am 9. Mai 1562 fiel D. Carlos auf der Treppe ſeines Pallaſtes und beſchädigte ſich am Kopfe. Einige Wunden ſchienen tödtlich. Der Prinz wurde von dem aus Brüſſel gebürtigen berühmten Veſalius, Leibarzt des Königs, beſorgt, der ihn durch eine Trepanation rettete. Der Monarch aber, der ſeinen Sohn ſchon für

Daß vegetabiliſche Säuren, namentlich Citronenſäure, als Gegengifte gegen das aqua toſana gebraucht werden, ſagt mit andern auch **Keyßler** in ſeinen Reiſen vom Jahre 1750. Dort heißt es: „Die berüchtigte Giftmiſcherin **Toſana**, von welcher das aqua toſana ſeinen Namen hat, ſitzt noch im Gefängniſſe (in Neapel), und wird daſelbſt von vielen Fremden aus Neugierde beſucht. Sie iſt ein kleines altes Weibchen, das ſich in eine geiſtliche Freyſtätte retirirte, daher man ihr nicht ans Leben kommen konnte oder nicht wollte, ob ſie gleich viele hundert Leute aus dem Leben geräumt, und insbeſondere den Eheweibern, die unangenehme Männer hatten, die Tropfen umſonſt und als ein Allmoſen gab. Es behaupten einige, daß man die Doſis auf gewiſſe Zeiten, in denen ſie erſt ihre Wirkung thun ſollen, einrichten könne. Man macht dieſes Waſſer noch heim-

---

einen Sterbenden hielt, ließ den Leichnam des h. Diego, eines Franziskaner-Mönchs, herbeiſchaffen, auf deſſen Fürbitte Gott, wie man ſagte, große Wunder gethan haben ſoll. Dieſer wurde auf D. Carlos gelegt, und ſeine Rettung nicht der Trepanation von Veſal, ſondern der Wunderkraft dieſes Leichnams zugeſchrieben, der auch kurz nachher, auf Philipps Anſuchen, kanoniſirt wurde.

Durch Anführung dieſes will ich übrigens den Glauben an Heilungen durch Sympathie, Magnetismus u. ſ. w. nicht herabſetzen, ſelbſt zu ſehr überzeugt von ihrer Heilkraft in ſehr vielen Fällen.

lich in Neapel unter dem Namen acquetta di Napoli, und es wurde vor etlichen Jahren ein ganzes Fäßchen nach Rom verſchrieben. Nachdem man einigermaßen ein Gegengift in dem Citronenſafte gefunden, ſo iſt der Credit dieſes Waſſers ein wenig in Abnahme gerathen. Der Arzt Paulus Branchuletti hat ein eigenes Buch von Hülfsmitteln wider dieſe teufliſchen Tropfen geſchrieben, allein alles, was man bisher dagegen gefunden, auch die Citronenſäure, ſetzet zum voraus, daß man dieſelben erſt kürzlich zu ſich genommen.“ *)

Da man auch, freilich nur in einer nachgeahmten, aqua toſana zu Paris wirklichen Arſenik fand, ſo nimmt auch Hahnemann an, es ſey dieſe aqua toſana Arſenikmittelſalz, und Säuren ſeyen aus dem Grunde ein Gegenmittel, weil durch ihre Einwirkung der Arſenik ſeine langſame Kraft verliere, zwar heftiger wirke, aber alsdann einen deſto ſchnellern Ausgang aus dem Körper ſuche. **) Man ſah einen Hund, dem Arſenikmittelſalz eingeflößt wurde, ohne andere Zufälle einen Monat lang ſchrecklich abgezehrt liegen, er nahm faſt keine Nahrung zu ſich, und wurde an den Lenden gelähmt. Nach ſeinem Tode war der Magen nicht angefreſſen.

---

*) S. Keyßlers Reiſen LVII. Brief.

**) Auch nach Brieven ſoll das aqua toſana vorzüglich aus Arſenik beſtehen, und, in ſehr kleinen Quantitäten gehörig abgemeſſen, ſelbſt auf Jahre hinaus unausbleiblich tödtlich wirken.

Sollte dieſes italieniſche Gift wirklich ein arſenikaliſches Präparat ſeyn, ſo würde auch jene Krankengeſchichte wenigſtens die Aehnlichkeit des Fettgiftes mit Arſenik, beſonders dem Arſenikmittelſalz (wovon unten noch mehr die Rede iſt) darthun.

Die Sage läßt dieſes Gift auch aus zerſetztem thieriſchen Speichel bereiten.

Kann aus zerſetztem Fette ſchon ein dieſem ſchleichenden Gifte ſo ähnliches Gift hervorgehen, ſo wäre wenigſtens die Vermuthung nicht zu verwerfen: daß aus thieriſchem Speichel, der ſo ſehr giftiger Zerſetzung (man denke nur an die Hundswuth) fähig iſt, ein noch ſcheußlicheres ſchleichendes Gift durch die Kunſt bereitet werden könnte.

Einer jungen Katze ſpritzte ich $1\frac{1}{2}$ Drachmen concentrirter Fettſäure ein.*) Eine Stunde nachher wurde ihr eine halbe Unze mit Waſſer verdünnter Eſſig in den Magen geſpritzt, und eine gleiche Einſpritzung durch den Maſtdarm gemacht.

---

*) Es war durch Wahlverwandtſchaft erhaltene, mit Vitriolſäure ausgetriebene Fettſäure.

Sie bekam am Abend dieſes Tages einen verdickten Stuhlgang. Am Morgen bemerkte man an ihr Hemmung im Schlingen. Sie athmete mit etwas offenem Munde, ihre Naſenlöcher ſchienen ſehr vertrocknet, und es ſtund ein verdickter Schleim vor ihnen. Ihre Augenliederſpalten waren verengt, ihre Pupillen etwas verzogen, doch nicht reizlos für das Licht. Die Einſpritzungen von Eſſig in den Maſtdarm wurden wiederholt, da ich befürchtete, daß die Einſpritzungen in den Schlund wegen der Disphagie leicht in die Luftröhre kommen könnten.

Am dritten Tage Morgens ſchien ſie etwas weiches Brod verſchlingen zu können, ſie war ſehr ermattet, und es wurde keine Einſpritzung gemacht. Am vierten Tage wurden die Einſpritzungen von verdünntem Eſſig in den Maſtdarm wiederholt. Sie war an dieſem Tage Milch zu ſaufen fähig. Es kam auf die Einſpritzungen im Maſtdarme verdickter Schleim in Form falſcher Membrane zum Vorſchein.

Am fünften Tage verſuchte ſie wieder Dichteres zu verſchlingen, mußte es aber unter Erſtickungsanfällen wieder von ſich geben, doch nahm ſie es zum zweytenmal auf, und war dann, da es nun breyartig war, einen Theil davon zu verſchlingen im Stande. Es wurden die Einſpriꝛungen von verdünntem Eſſig in den Maſtdarm fortgeſetzt.

Am ſechsten Tage bemerkte ich das erſtemal, daß es ſchien, als käme der Urin unwillkührlich von ihr, wenigſtens waren die Hinterfüße und der Schwanz immer von ihm benetzt. Inzwiſchen ſchlang ſie auch Dichteres wieder gut, und da ſich durch das Schlingen nun keine Erſtickungsanfälle mehr zeigten, ſo ſchüttete ich ihr auch heute etwas verdünnten Eſſig ein.

Am ſiebenten Tage: Sie verſchlang nun wieder alles ſehr gut. Es zeigten ſich bei ihr mehrere Stuhlgänge gelblicht weiß, von breyigter Conſiſtenz. In der Nacht aber erbrach ſie ſich.

Am achten Tage: Das Genoſſene blieb bei ihr, und ſie konnte es gut zu ſich nehmen. Sie war im übrigen äuſſerſt abgemagert und matt, und ihre Augen ſehr blöde, die Augenliederſpalten verengt, ihre Pupillen aber beweglich.

Am neunten: Ihre Mattigkeit nahm zu. Sie konnte zwar ſchlingen und erbrach ſich auch nicht mehr, ſchien aber äuſſerſt geſchwächt zu ſeyn, ſo daß ſie nicht mehr auf den Füßen, beſonders den hintern, zu ſtehen fähig war. Ihre Pupillen hatten ſich ſehr erweitert und wurden reizloſer. Am zehnten erfolgte ihr Tod.

Nach dem Tode trat große Muskelrigidität ein, doch nicht ſo ſchnell, wie bei den andern durch gleiches Gift vergifteten Thieren.

Es iſt merkwürdig: daß durch die Sektion in ihr faſt gar nichts Abnormes gefunden wurde, als eine ganz leichte Röthung der innern Haut der Bronchien, und eine Entzündungsſtelle mit gelbem Rande in der Gegend des Pilorus. Sehr ſtark erfüllt mit Galle war die Gallenblaſe.

Es iſt mir ſehr wahrſcheinlich, daß dieſes Thier eigentlich nicht mehr durch das Gift ſelbſt, ſondern nur durch Erſchöpfung ſtarb. Vielleicht wäre eher Heilung erfolgt, hätte man, nachdem Erſchöpfung durch die Säure eintrat, das Thier aber wieder mehr zu ſchlingen fähig war, nun Alkalien angewendet. Aber an Thieren ſind derley Kuren freilich immer ſchwer auszuführen, und ſo iſt von dieſem Verſuche allerdings noch nicht auf den Erfolg der Anwendung vegetabiliſcher Säuren in dieſen Vergiftungen zu ſchließen.

Es kann aber noch eine andere Anſicht, und wäre es auch eine dieſer entgegengeſetzte, hier ihre Prüfung finden, eine Anſicht, aus der auch im Gegentheil wieder Verſchiedenheiten dieſes Giftes von Pflanzengiften hervorgehn, und es als ein eigenthümliches, zwiſchen Pflanzengiften und Mineralgiften mitten inne ſtehendes, Gift bezeichnet werden möchte.

VI.

Ueber die alkaliſche Schwefelleber und einige andere Mittel, als Gegengift gegen dieſes thieriſche Gift.

Schon im Jahre 1815 behauptete Herr Profeſſor Emmert in einem Schreiben an Herrn Profeſſor Henke zu Erlangen: daß die Vergiftungen durch verdorbene Würſte mehr Aehnlichkeit mit denen durch Arſenik, als ſelbſt mit denen durch Blauſäure hätten. *)

Wie dem Arſenik, ſo wohnt auch hauptſächlich dem Fettgifte, neben der Irritabilität tödtenden eine konſtriktoriſche Kraft inne.

Man findet nach Arſenikvergiftungen, wie nach denen durch Fettgift, öfters den Magenmund und Pförtner, auch die Gedärme, zuſammengezogen, ver-

---

*) S. Henke Zeitſchrift für die Staatsarzneykunde. 1. Jahrgang, 1. Vierteljahr. S. 194.

Aber auch die Pflanzenalkaloide verrathen durch Mehreres eine gleichſam halbmetalliſche Natur. (S. Pfaff.)

dickt, die Bauchmuskeln geſpannt, ſo daß der Unterleib eigentlich zuſammengepreßt iſt. Die willkührlichen Muskeln findet man bei beiden ſtarr, die Glieder meiſtens ausgeſtreckt, ſehr unbeugſam, die Venen von flüſſigem ſchwarzen Blute erfüllt, im Herzen ſtockendes Blut. Das Herz wird welk und zuſammengeſchrumpft gefunden. Zittmann fand es einmal nach Arſenikvergiftung welk und zuſammengeſchrumpft, wie eine neugebackne Birne, mit geronnenem Blute erfüllt. *)

Jäger bemerkte: daß die Leber nach Arſenikvergiftungen durchaus keine beſtändige Abweichung vom natürlichen Zuſtande zeige. **) Dieſe Erſcheinung zeigt ſich auch beim Fettgifte. Auch hier findet man, wie nach Arſenikvergiftungen, die Gallenblaſe meiſtens ſtrotzend mit Galle erfüllt. Warum?

Hahnemann ſagt vom Arſenik: „es entſtehen oft bei dieſer Vergiftung einſchläfernde Ruhepunkte, man ſollte während dieſer Pauſen glauben, alles Gift ſey verſchwunden. Aber es ſind gefährliche Windſtillen vor dem Orkan, Waffenſtillſtand im Hinterhalte laurender Meuchelwuth.“ ***)

Glei-

---

*) Zittmann Med. Forens. Cent. V. Cas. 46. S. 1208.

**) S. deſſen klaſſiſche Diſſertation über den Arſenik.

***) Hahnemann über Arſenikvergiftung.

Gleiches zeigt ſich beim Fettgifte: Oft verſchwindet auf eine Zeit lang die ſo beängſtigende Hemmung im Schlingen, Heiſerkeit und Störung der Sehkraft, aber auf einmal kehren dieſe krankhaften Erſcheinungen vermehrt wieder. Ueberhaupt iſt bei dieſer Vergiftung, wie bei allem, was hauptſächlich vom ſympathiſchen Syſteme ausgeht, ein gleichſam ſtoßweiſes Erſcheinen und Wiederverſchwinden der Symptome nicht zu mißkennen.

Der jüngere Monro bemerkte bei allen ſeinen Verſuchen mit Arſenik, die er hauptſächlich an Hunden anſtellte, eine vermehrte Harnabſonderung, die durch unausgeſetzten Abfluß aus der Blaſe ſich offenbarte. Ein Gleiches findet auch beim Fettgifte hie und da, mehr oder weniger, ſtatt. *)

Wie bei Arſenikvergiftungen, bemerkt man auch oft bei den größten Gaben des Fettgiftes nur unbedeutende Entzündungen im Magen, während bei kleinern ſie oft wieder ſtärker erſcheinen.

Bei beiden erlöſcht die Herzthätigkeit vor der Gehirnthätigkeit.

Beide gehören unter die oft ſehr langſam wirkenden austrocknenden Gifte. **)

---

*) Alex. Monro the morbid anatomy of the human gullet, stomach and intestines. Edinborgh 1813. 8.

**) Auch Bleyvergiftungen haben (wie ich ſchon in meiner

Es iſt bekannt, daß man die Leichen der durch Arſenik langſam Vergifteten erſt nach einiger Zeit im Grabe mumienartig ausgetrocknet fand, ſie hatten eine olivenfarbe dürre Haut, und ihre Muskeln waren in eine ſpeckartige oder käsartige Maſſe verwandelt, deren Geruch nicht gleich dem Geruche eines durch Fäulniß erzeugten Waſſerſtoffgaſes, ſondern ganz gleich dem eines ſtinkenden Käſes war.

Es heißt in der Sektionsgeſchichte einer ſolchen Leiche: „Man fand die durchſchnittenen Bauchbedeckungen an Conſiſtenz, Farbe und Geruch einem ſpundigen Limburger Käſe ziemlich ähnlich. Bei Durchſchneidung der Unterleibsbedeckungen bemerkte man anfangs einen Widerſtand, gleichſam als wenn das Meſſer durch die Rinde eines alten Käſes gezogen würde, tiefer hinein ließ ſich das Meſſer leichter führen.*) So erzeugt auch die Fettſäure eine gleiche käsartige Materie auf dem Muskelfleiſche, ja ſie ſcheint ſo-

---

erſten Schrift über dieſen Gegenſtand anführte) viele Aehnlichkeit mit dieſen Vergiftungen durch Würſte, wohin beſonders auch die beiden innwohnende austrocknende Kraft und hartnäckige Verſtopfung zu rechnen iſt.

*) S. Neue Denkſchriften der phyſikal. mediciniſchen Societät zu Erlangen. 1. B.

gar das Muskelfleiſch nach und nach in eine Art Fett zu verwandeln fähig zu ſeyn.

Ein Recenſent meiner Schrift: „Neue Beobachtungen u. ſ. w.“ im Literaturblatte des Morgenblattes ſagt, indem er bei Gelegenheit der Vergiftungen durch verdorbene Würſte von der Fett- oder Wallrath- ähnlichen Verwandlung mancher Leichen unter der Erde, und namentlich von dem Erfunde bei der Umgrabung des Cimetière des Innocens zu Paris im Jahre 1786 und 1787, und von den ſchädlichen Folgen, die das aus denſelben entwickelte Gas auf die Todtengräber hatte, ſpricht:

„War nun ſchon das Einathmen der aus dieſen Grüften ſich entwickelnden Gasart für die Todtengräber von nachtheiligen und tödtlichen Folgen, ſo möchten wohl den Wurſtvergiftungen ähnliche oder gleiche Wirkungen entſtehen, wenn ſich jemand einfallen laſſen ſollte, von ſolchen in einem dergleichen Verweſungsproceß erſt begriffenen Leichen zu ſpeiſen. Was ſind aber dieſe Würſte wohl anders, als in einem ähnlichen Fäulungsproceſſe begriffene Leichname, und kann es auffallen, wenn deren Genuß tödtliche Folgen hat.“ *)

---

*) S. Literatur-Blatt des Morgenblatts Nro. 12. 9. Feb. 1821.

Als man im Jahre 1793 die Gräber zu St. Denis in Paris zerſtörte, fand man die Leichen im Gewölbe Franz des I. in einem Zuſtande fließender Verweſung, welche Flüſſigkeit durch das Bley drang, und deren Geruch faſt nicht zu ertragen war. Die Leichen mehrerer der ſpätern Bourbons waren ebenfalls im Zuſtande der Auflöſung, und es drang aus den Särgen ein ſchwarzer Dunſt, welcher den Arbeitern Fieber und Durchfall brachte. Ludwig den VIII. fand man zerfloſſen in Leder genäht, wie eine Wurſtmaſſe in einen Darm.

„Die da liegen, ſagt Osborn, unter der Decke des Grabhügels, verwandeln ſich in ſchöne Kräuter und Blumen, die vielleicht bald an ſolchen Buſen ruhen, die zurückſchaudern würden vor dem häßlichen Gewürme, das in dem prächtigen Grabmahl Heinrich des VII. umherkreucht.“

Bei der Verwandlung der Leichen in fett- oder wallrathartige Maſſen, ſpielt auch die Fettſäure eine große Rolle. Unter dem Namen acide margarique und acide oléique, führte ſie, wie ſchon oben bemerkt, Chevreul neben einem ſogenannten principe orangé, als Beſtandtheil des Leichenfettes, (Adipocire) auf, und ſchreibt die Bildung dieſes Leichenfettes der Wirkung des Ammoniums (oder vielmehr des sous-carbonate d'ammoniaque, das ein Produkt der Fäulniß iſt), auf die Fettmaterie, und vielleicht auf den Stickſtoff der thieriſchen Subſtanz, zu.

Es ſey mir erlaubt, die angeführte merkwürdige Erſcheinung von Verwandlung der Leichen in fettähnliche Maſſen, aus der Denkſchrift Fourcroys im Vorübergehen wieder ins Gedächtniß zu rufen, weil ſie demjenigen Zuſtande, in dem man, wie oben bemerkt, ſchon Leichen durch langſame Arſenikvergiftung getödteter Menſchen fand, ähnlich ſind, dieſer Zuſtand aber unter ähnlichen Bedingungen in Leichen einzutreten ſcheint, unter denen ſich hauptſächlich die Fettſäure entwickelt, namentlich die Bedingung: daß die thieriſchen Subſtanzen bei ihrer Zerſetzung auf die Rückwirkung ihrer eigenen Grundſtoffe beſchränkt bleiben, und wie jene in Därme gefüllte Wurſtmaſſen, ſich nicht in Dunſt verwandlen können.

Fourcroy meint auch, daß die Zerſetzung des Waſſers (man denke an die jenen thieriſchen Maſſen beigemiſchte ſogenannte Keſſelbrühe) zu dieſer natürlichen Operation nöthig ſey. *)

Als man in den Jahren 1786 und 1787 auf dem Kirchhofe des Innocents zu Paris die 30 Fuß

---

*) S. Schon in den Tübinger Blättern 3. B. 1. St. S. 19 iſt angeführt: daß man in ſolchen verdorbenen Würſten ſchon frey entſtandene Fettmaſſen bemerkt habe.

tiefe und 20 Fuß lange und breite Höhlen eröffnete, wohin man in ſehr dichten Reihen oft 1500 Leichname, jeden Leichnam vom andern blos durch etwa 6 Linien dicke Bretter getrennt, in eine Höhle gelegt hatte, fand man die Leichen in folgender Verwandlung: Nach aufgehobenen Deckeln von mehreren Särgen fanden ſich die Leichen auf dem Rücken liegend und ſo platt und zuſammengedrückt, als wenn ſie einen ſchweren Druck ausgeſtanden hätten. Das leinene Zeug, was ſie umgab, war gleichſam an den Leichen anklebend, und ungeachtet der ſcheinbar erhaltenen Form der Theile fand man darunter nur unförmliche Maſſen von einer weichen, biegſamen, weißgrauen Materie, welche die Knochen von allen Seiten umgab, ſie hatte keine Feſtigkeit und zerbrach bei einer etwas harten Berührung, und hatte ſelbſt die Eindrücke der Leinwand angenommen. Sie gab dem Drucke der Finger nach, und erweichte ſich, wenn man ſie etwas rieb. Die Leichen rochen nicht ſehr widrig, und die Todtengräber kannten dieſe Materie, die ſie ganz treffend Fett nannten, recht wohl, und berührten ſie ohne Widerwillen. Sie ſagten, bei einzelnen Körpern fänden ſie dieſes Fett nie, ſondern nur in den gemeinſchaftlichen Gruben. Nicht bei allen Leichen war der Uebergang in dieſes fette Weſen gleich weit gediehen, in einigen fand man noch kenntliche Stücke von Muskeln. Bei denen, wo dieſe Umwandlung vollkommen war, waren die Maſſen, welche die Knochen bedeckten, durchaus von derſelben Art fettiger Materie. Die Bänder und Flechſen waren nicht mehr vorhanden; die Knochengelenke waren ohne Verbindung, und jene ihrer eigenen Schwere überlaſſen; die geringſte Gewalt trennte ſie; deshalb pflegten auch die Todtengräber die Leichen, welche man zur nähern Unterſuchung nach Hauſe geſchafft haben wollte, übereinander mit Leichtigkeit vom Kopf bis zum Fuße zuſammen zu rollen. In ſolchen Leichen findet ſich die Höhle des Unterleibs nicht mehr. Seine Decken und Muskeln ſind in Fett verwandelt und liegen auf dem Rückgrath. Der Bauch iſt ganz platt, und meiſtentheils ohne Spur von Eingeweiden. Man fand weder Lunge noch Herz, ſtatt deſſen einige Klumpen von der weißen Materie, ſo wie dergleichen auch zuweilen in der Gegend der Milz und der Leber. Die Brüſte waren in eine ſehr weiße und gleichförmige Fettmaſſe verwandelt, eben dieſe Maſſe umgab auch die Köpfe, die Ohren waren verwandelt, ja ſelbſt das Hauptbaar, doch fand ſich auch immer noch welches unverändert.

Merkwürdig iſt, daß beim Gehirn die Verwandlung nie fehlte. Die Maſſe hatte, wie man ſich leicht vorſtellen kann, nicht bei allen einerley Conſiſtenz, welches wohl von der Zeit abhängt. Bei den älteren hatte ſie, zumal in trocknem Erdreich, das Anſehen von Wachs, und war halb durchſichtig. *)

Ganz beſonders ſcheinen die eyweißſtoffartigen Organe des Körpers Anlage zu dieſer Umbildung in Fett zu haben. Legt man das Gehirn, welches aus ſehr oxydirtem Eyweißſtoff gebildet zu ſeyn ſcheint, in Weingeiſt, ſo verändert es ſich nach einer gewiſſen Zeit, und der Spiritus enthält Fettaugen. Auch ſich ſelbſt überlaſſen, erleidet es eine Umwandlung in Fett.

Fourcroy erzählt auch in ſeinen Vorleſungen: daß Voltair's Gehirn, das im Muſeum aufbewahrt wird, eine ähnliche Veränderung in eine Art von Seife erlitten habe. So wäre das Gehirn dieſes Philoſophen, das (wie er ſich einſt manchmal beſchwerend ausdrückte) oft eines Königs ſchwarze Wäſche zu reinigen hatte, nun auch nichts mehr als ein Stück wirklicher Seife!! —

Die Verwandlung des Muskelfleiſches unter Waſſer zu Fett iſt bekannt. Georg Smid Gibbes zu Oxford machte den Verſuch, unter Waſ-

---

*) S. Fourcroy Mémoire sur les différens états des cadavers etc. etc. in den Annal. de Chim. Tom. V.

ſer eine ganze Kuh in Wallrath zu verwandeln. Es gelang ihm vollkommen, nachdem die Kuh anderthalb Jahre unter Waſſer gelegen war. Durch Auswaſchen und Behandeln mit Salpeterſäure erhielt er eine Maſſe, die Geruch und Anſehen des beſten Wallrathes hatte. Es könnte dieſer künſtliche Wallrath gewiß zum ökonomiſchen Gebrauche bereitet werden. Man könnte davon große Quantitäten erhalten. Er brennt mit einer feinen Flamme, und todte Thiere, die wenig oder keinen Gebrauch verſtatten, könnten darin verwandelt werden. *)

Die größten Fettmaſſen finden ſich überhaupt auch in Thieren vor, die von der Luft ausgeſchloſſen unter dem Waſſer leben. Die ungeheuerſten Fettmaſſen findet man im Meere. Der fetteſte Ochſe, oder der größte Elephant der Erde iſt in Hinſicht der Fettbildung nicht im mindeſten mit einem Wallfiſche zu vergleichen. Es möchte hiezu hauptſächlich die durch den Athmungsproceß dieſer Thiere geſchehende Zerſetzung des Waſſers beitragen.

Daß übrigens auch am lebenden Körper ſolche Verwandlung der Muskeln und anderer Organe

---

*) S. Philosophical. Transactions from the Year 1794. 1795. P. II. S. 169. P. II. S. 239.

in Fett vorgehen könne, dafür haben wir viele Beweiſe.

Die Tuberkeln, welche ſich oft im Magen bei ſeinen ſcirrhoſen Ausartungen vorfinden, gleichen oft ganz einer Fettſubſtanz, daß ſie von vielen Schriftſtellern unter dem Namen von Steatomen beſchrieben werden. *)

Bei den ſkrophulöſen Kranken bilden ſich zu gleicher Zeit, wo die Lungen mit Tuberkeln angefüllt werden, Fettgeſchwülſte, und zwar nicht blos an den Orten, wo ſich das Fett gewöhnlich anhäuft, ſondern auch in den Organen des Athemholens ſelbſt, wie Boerhaave beobachtete, oder nach der Beobachtung Meads in der Leber. **)

Dejaer fand bei einem Menſchen, der an Lungenſucht ſtarb, die linke Herzkammer von dem Anſehen eines Zellgewebes, welches mit Fett angefüllt iſt; die Fleiſchſäulen waren gleichſam in eine zitternde Fettmaſſe verwandelt. So fand man auch ſchon die Nieren ganz in Fettmaſſen verwandelt.

---

*) Auch in Napoleons Magen fand man neben auffallender Fettbildung ſolche ſcirrhoſe Ausartungen. Sein Herz war mit Lagen von Fett umgeben, das Fett auf dem Bauche war mehr als anderthalb Zoll dick.

**) S. Laury, Mém. de la société roy. de Méd. und Chardel Monographie des générations scirrheuses de l'estomac. Paris 1808. 8.

Cheyne erzählt von einem Manne von 60 Jahren, der eine ſehr ſitzende Lebensart geführt, während er ſich anhaltend den Schwelgereyen der Tafel hingab. Dieſer bekam Anfälle von Gicht, häufigem Huſten, Heiſerkeit, zuletzt zeigten ſich Zufälle der Waſſerſucht, und ein Stickfluß endete ſein Leben. Bei der Sektion zeigte ſich der untere Theil der rechten Herzhöhle in eine weiche fettartige Subſtanz verwandelt. Die linke Herzhöhle war ſehr vergrößert. Ihre ganze Subſtanz, mit Ausnahme der innern netzförmigen Struktur und der Fleiſchſäulen, war in Fett verwandelt. An dem zur Durchſchneidung des Herzens gebrauchten Meſſer hieng das thieriſche Oel in zähen Tropfen. *)

Bonnet beobachtete im Jahre 1671 ein Kind von $3\frac{1}{2}$ Jahren, deſſen Schenkel ſich innerhalb zwey Jahren ſeinem Muskelfleiſche nach in eine Maſſe wie alter fettiger Speck verwandelt hatte. **)

Le Tual fand alle Muskeln des Beines und mehrere Schenkelmuskeln eines Menſchen in Fett verwandelt. ***)

---

*) S. The Dublin Hospital Reports and communications in medicine and surgery. Volume 2. Dublin 1818. p. 216.

**) Bonnet Observ. L. IV. T. II. 12. §. 3.

***) Journal de Méd. T. XXXV. Paris 1771.

Morgagni erzählt von einem Mädchen, deſſen Gebährmutter in eine Maſſe verwandelt war, die halbverhärtetem Fette (semisiccatum sebum) glich. *)

Die Gebrüder Martin erzählen Fälle, wo ſich beſonders verſchiedene Muskeln der Füße an noch lebenden Menſchen in Fett verwandelt hatten. **)

Ja! bei ſolchen Entſtehungen von Fettmaſſen im lebenden Körper bemerkte man ſchon hie und da, wenn ſich dieſes krankhaft gebildete Fett zerſetzte, Krankheitserſcheinungen, die mit denjenigen, die auf Vergiftungen von Fettgift entſtehen, wie oben bemerkt, manche Aehnlichkeit hatten.

Malkom Flemming will in reichlichem innerlichem Gebrauche einer Auflöſung von Seiſe, das wirkſamſte Mittel gegen ſolche krankhafte Fettbildung gefunden haben. ***)

---

*) Morgagni Epist. XXXVIII. 54.

**) Reils Archiv für Phyſiologie 106. 2. Heft.

***) Malkon Flemming Abhandlung von der Natur, Urſache und Heilung der übermäßigen Fettigkeit des Körpers. S. 44.

Ich bemerkte ſchon oben, daß öfters bei Männern im vierzigſten Jahre eine Tabes entſteht, wo das Fett verſchwindet und ſich manche Erſcheinungen, wie bei Vergiftungen durch Fettſäure, zeigen. Es findet in dieſer Tabes Huſten, ein ungeheurer Durſt und Sehnſucht nach Waſſer, neben immer mehr zu-

Den Pferden ſoll ein langfortgeſetzter Gebrauch des Arſeniks in kleinen Gaben als Mittel der Mäſtung dienen, ſoll Fettbildung verurſachen. Ein gerühmtes Mittel gegen die Wirkungen des Arſeniks iſt bekanntlich auch eine Seifenauflöſung.

Wie nun auch in thieriſchen Muskeln, die lange der Einwirkung des Arſeniks ausgeſetzt waren, ein Proceß von Fettbildung angefacht wird, ſo ſcheint die Fettſäure ſelbſt auch, findet ſie auf thieriſche Muskeln einzuwirken Gelegenheit, einen ähnlichen Proceß in denſelben zu erregen, und es wäre alſo auch mit dieſem eine Aehnlichkeit in der Wirkungsweiſe dieſer zwey Stoffe gegeben.

Uebrigens hat die dem Arſenik und der Fettſäure in Manchem auch ſonſt ähnliche Chlorine auch hierin ähnliche Wirkung.

Einige Chemiker, auch Gmelin, *) giengen ja ſo weit: ſogar die Salzſäure als einen Beſtandtheil des Arſeniks anzuſehen. Hahnemann fand durch Verſuche: daß ſich eine ſolche Annahme wohl auf nichts gründe.

---

nehmender Austrocknung. ſtatt. Es zeigt ſich nach und nach ein Lähmungszuſtand im Magen und Darmkanal, Neigung zum Erbrechen, Verſtopfung, und in den Leichen findet man den ganzen Darmkanal mit vertrockneten Exkrementen, oft in Form von Kugeln, erfüllt. Solchen Kranken verſage man nie das Waſſer.

*) S. deſſen Mineralgifte S. 117.

(Es iſt die Beobachtung nicht zu übergehen: daß in dem 11ten Falle von Vergiftung durch Würſte, ſich durch dieſes Gift ein ſehr ſtarker Kropf verlor, und daß eine ſolche Einwirkung auf die Schilddrüſe hauptſächlich durch die auch der Chlorine ſo ähnliche Jodine hervorgebracht wird. In demſelben Falle wurde in dem Magen der Leiche ein Geſchwür getroffen. Bekanntlich erzeugt auch die Jodine hauptſächlich Geſchwüre im Magen. Orfila fühlte auf 6 Gran Jodine ſogleich eine Zuſammenziehung und Hitze im Kehlkopfe, Eckel, bekam Aufſtoßen, Speichelfluß und Schmerzen oberhalb des Magens, Erbrechen von Galle und gelinde Bauchſchmerzen. Aeuſſerlich in Wunden gebracht, hat ſie, wie auch die Fettſäure zu haben ſcheint, keine beſondere Wirkung. Daß die Jodine der Chlorine in Manchem ähnlich iſt, und daß wieder in Vielem die Chlorine der Fettſäure gleich wirkt, wird nicht in Abrede gezogen werden können; Erſcheinungen, die vielleicht dahin deuten, daß dieſen Stoffen allen, namentlich auch dem Arſenik, wohl eine ähnliche Baſis unterliegt.)

Man könnte nun ſchon dieſer ähnlichen Wirkungsweiſen des Arſeniks und der Fettſäure wegen, das in Arſenikvergiftungen ſo ſehr wirkſame Schwefelkali, oder überhaupt Schwefelpräparate, auch als Hülfsmittel in Vergiftungen durch Fettſäure für nicht unwirkſam erachten, welche Vermuthung auch in Betracht, daß dieſe zwey Stoffe ſich untereinander neutraliſiren, große Beſtätigung fände. Es könnten aber dazu auch noch andere Gründe veranlaſſen.

Wir ſehen in dieſen Vergiftungen durch Fettgift die arteriellen Gefäße zur Abſonderung einer ſchnell gerinnenden Lymphe beſonders geſtimmt. Wir ſehen durch dieſes Gift oft völligen Kroup in der Luftröhre entſtehen, und in manchen andern Schleimhöhlen des Körpers zeigt ſich Anhäufung wahrer plaſtiſcher Lymphe. Wir haben aber, auſſer dem Queckſilber, im Schwefelkali das kräftigſte Mittel gegen ſolche krankhafte Proceſſe der aushauchenden Gefäße.

So befördert der Schwefel auch überhaupt beſonders die Unterleibsabſonderung und Ausleerung und die Hautſekretion, welche Thätigkeiten bei Vergifteten durch Fettgift ſo gänzlich in Schlummer liegen.

Autenrieth äuſſert in ſeiner Abhandlung über die Luftröhrenentzündung: daß Bildung einer thieriſchen beſondern Säure den Erſcheinungen der Luftröhrenentzündung zu Grunde liege. Seine Worte rufe ich hier in's Gedächtniß: „die catharraliſche, durch Einhauchung von dephlogiſtiſirter Salzſäure in andern Fällen zu erzeugende Baſis der Luſtröhrenentzündung, und die Gerinnung der hier ausgeſchwitzten Lymphe, erinnern an Sauerſtoffung und an Thenards Verſuche, der ſchon im gewöhnlichen menſchlichen Schweiße Eſſigſäure fand, an die manchfaltigen Modifikationen der thieriſchen Säure und die Beſtimmtheit dieſer Modifikationen, an die faſt ätzende Schärfe der deſtillirten Eſſig- oder thieriſchen Ameiſenſäure und an den von Natur ſchon ſäuerlich riechenden Schweiß der Kinder, die vorzüglich der Luftröhrenentzündung und den Maſern unterworfen ſind, ſo wie an den ſauren Geruch des Frieſelſchweißes bei Erwachſenen. Es zeigen aber alle Erſcheinungen bei der Luftröhrenentzündung: daß der Sitz der krankhaften Miſchungsveränderung vorzüglich in einem Theile des wäſſerichten Blutſtroms ſtatt hat, daß Bildung hier einer thieriſchen beſondern Säure und ihre Zurückhaltung im Körper, der ganzen Krankheit wahrſcheinlich zu Grunde liegt.“ *)

Wir ſehen nun in der Fett- oder zooniſchen Säure, die einzig bekannte thieriſche Säure, die Luftröhrenentzündung und Ausſchwitzung phlogiſti-

---

*) S. Autenrieth Verſuche für die praktiſche Heilkunde I. B. 1. H. S. 112.

giftiſcher Lymphe veranlaßt, und es iſt vielleicht keine ganz verwerfliche Hypotheſe, zu vermuthen: daß vielleicht dieſe Säure bei der Luftröhrenentzündung der Kinder (bei denen Fettbildung und das Organ der Fettbildung, die Leber, noch ſo ſehr präponderirt) eine Rolle mitſpiele. Wir wiſſen, daß eines der kräftigſten, der Säurebildung entgegenwirkenden Mittel auch das Schwefelkali iſt, und manche Beobachtungen ſprechen für deſſen Wirkſamkeit auch in der Luftröhrenentzündung.

Auch bei erloſchener Irritabilität der Muskeln und Verhärtung durch Chlorine und Arſenikkalk, wird der Muskel bekanntlich wieder durch Schwefelkali erweicht.

Noch ſpricht aber für Anwendung des Schwefelkalis oder anderer Schwefelpräparate, vielleicht hauptſächlich auch des Schwefelammoniums, gegen die Wirkungen dieſer thieriſchen Säure: daß dieſes Gift im thieriſchen Körper ſo manche Erſcheinungen hervorbringt, die denen gleich ſind, die bei der nach Frank auch von einem Gifte erzeugten Harnruhr bemerkt werden.

Die erſten Krankheitszufälle, welche gemeiniglich bei Harnruhren vorkommen, und den Kranken meiſtens ſchnell befallen, ſind: plötzliche Trockenheit des Mundes und ein unbeſchreiblicher

Durſt. Der Harn wird nach genommenem häufigen Getränke nur noch vermehrt, oft ſtellt ſich auch großer Hunger ein. Es verliert ſich die Saamenfeuchtigkeit. Mund, Lippe ſamt der Zunge und Speiſeröhre, werden ſehr trocken, die Stimme ſchwach, beinahe heiſer. Bei einem beobachtete Frank einen heftigen und ohne Entzündung fortdauernden Schmerzen im Schlunde. Die Haut wird rauh und ſchorfig, pergamentartig, ausgetrocknet.

„Gleichwie ich in der Hundswuth (ſagt Frank *)) jenen beſondern Abſcheu vor dem Waſſer von einem thieriſchen Gifte herleite, welches durch angeſteckten Speichel in den menſchlichen Körper gebracht, oder von demſelben ſelbſt entwickelt worden iſt, und beſonders gegen die Nerven des Schlundes wüthet, ebenſo muß man gleichfalls meines Dafürhaltens das heftige Verlangen nach Flüſſigkeiten, als das Hauptſymptom der Harnruhr, von einem entgegengeſetzten Reize auf die nämlichen Nerven, herleiten. Wenn es meiner Meynung nach nicht zu den Fabeln gehört, was beſonders alle alten Aerzte beſtätigen: daß der Biß der Durſt- oder Dipſas-

---

*) Frank Grundſätze über Behandlung der Krankheiten des Menſchen. 4. Theil.

Schlange (welcher überhaupt faſt alle Erſcheinungen, die das Fettgift erzeugt, wie ich ſchon in meiner frühern Schrift bemerkte, auch hervorbringt) durch ihr Gift die Harnruhr erzeugt habe; ſo bringt ſich mir der Hauptbeweis meiner eben geäuſſerten Behauptung ſelbſt gegen meinen Willen auf. Daß aber ein Gift dieſer Art, unter ſeltenen Lebensumſtänden, oder ſowohl in hitzigen als kalten Fiebern im menſchlichen Körper bereitet werden könne, erhellt deutlich genug aus dem angeführten Beyſpiel einer ſelbſt erzeugten Waſſerſcheu, und aus drey andern, bei welchen ſelbſt während der Harnruhr Abſcheu gegen das Waſſer zum Vorſchein kam.“ —

Ich führte in meiner vorigen Schrift über die Vergiftungen durch verdorbene Würſte an, daß man einmal bei dieſer Vergiftung auch faſt völlige Waſſerſcheu beim größten Durſte entſtehen ſah.

Frank ſagt noch weiter: „dieſe Schärfe, (dieſes Gift) wirkt auf eine eigene Art, und durch die Nerven aufs lymphatiſche Syſtem, und alle Mittel, die man in dieſer Krankheit von Nutzen fand, wirken beſonders auf die Nerven des Unterleibs (auf das ſympathiſche Syſtem) und auf das ganze Nervenſyſtem überhaupt.“

Frank will vor allen Mitteln kleine Gaben von Kupferſalmiak am wirkſamſten gefunden haben.

Bei keinem Volke iſt die Harnruhr, das Podagra, Gries, Blaſenſtein u. ſ. w. ſo häufig, als bei den Engländern, keines aber genießt ſo viel gemäſtetes Fleiſch, und überhaupt Fett, als dieſes Volk, ſo, daß ein witziger Schriftſteller von den Engländern ſagt: „ſie ſcheinen die Prophezeihung des Ezechiels 39. 19.: „„ihr ſollt Fett bis zur gänzlichen Sättigung freſſen,““ zu erfüllen.“ *)

Frank ſagt auch: „die Hämmel werden von den Schlächtern in London nie an irgend einem Theile ihres Fettes beraubt, und es hat der Geſchmack der Engländer, nicht nur zu dem vielen, ſondern beſonders zu dem fetten Fleiſche, großen Antheil an dem Hange zur Stille und Traurigkeit, welche von einem beſchwerlichen Kreislauf träger Säfte unzertrennlich iſt.“

Mit Recht tadelt Hofrath Ritter die engliliſchen Aerzte, welche gerade zur Heilung der Harnruhr Fleiſch und Fettdiät vorſchreiben. **)

Ritter ſagt: „was iſt die Urſache, daß in der Harnruhr der ganze Nutritionsproceß abnorm geworden iſt? Gewöhnlich bemerkt man in der

---

*) S. Franks Medicin. Polizey.

**) S. Harles rhein. Jahrbücher der Medicin und Chirurgie 1. B. 2. Heft.

Harnruhr Säure im Magen, die zuletzt ſogar ranziger Natur wird. Daß die engliſche Diät die Krankheit nie zu heilen im Stande iſt; folgt ohne Weiteres. Ich glaube im Gegentheil, daß der häufige Genuß des Thierfettes, welchen ſie vorſchreibt, das Ranzigkeit gebiert, das Uebel vermehrt. Ich hätte wohl Luſt, das Vergeltungsrecht zu üben, und dieſen brittiſchen Herrn über die Fettdiät ebendas zuzurufen, was ſie über ſo manche deutſche mediciniſche Theorie ausrufen: „that is all nonsense,“ und zu behaupten, daß dieſer Fettgenuß noch etwas Schlimmeres verdiene, als ein „quite good for nothing.“ —

Wenn man freilich nun bedenkt: daß die Säure des Fettes, der Harnruhr ſehr ähnliche Erſcheinungen im thieriſchen Organismus hervorbringt, ſo wird man Fettdiät in dieſer Krankheit, denkt man nicht etwa an die homöopathiſche Methode, gewiß nicht zur Heilung anrathen.

Ritter verbannte bei ſeinen glücklichen Kuren der Harnruhr den Genuß alles Fettes. Gemeiniglich ließ er Bäder mit geſchwefeltem Waſſerſtoffgas und innerlich den Goldſchwefel anwenden. *)

---

*) S. auch: Ontyd über den Einfluß der Chemie auf die Verrichtungen des thieriſchen Körpers u. ſ. w. im neuen Journal der ausländ. med. chirurg. Literatur.

Es erzeugt Fettdiät überhaupt auch Trägheit im Unterleibe, Verſtopfungen der Leber und Neigung zur Bildung von blätterigten Gallenſteinen, die wahre Fettprodukte ſind, und, nach Fourcroy, ihren Beſtandtheilen nach die größte Aehnlichkeit mit dem Wallrath haben. Sie ſchmelzen in niederer Temperatur als das Wachs, ganz ſo wie der Wallrath.

Es wären nun durch obige Zuſammenſtellung mehrere Gründe für Anwendung der Schwefelpräparate, und beſonders der alkaliſchen Schwefelleber, in Vergiftungen durch Fettgift angegeben, und man wird in dieſer Anſicht, wie ſchon bemerkt, noch mehr beſtärkt, wenn man die chemiſchen Verhältniſſe der Fettſäure bedenkt, wie gerade geſchwefeltes Waſſerſtoffgas, dieſe Säure völlig zu neutraliſiren im Stande iſt, und wie ſie ſich auch in dieſer Hinſicht mit der Arſenikſäure und der Chlorine gleich verhält.

So macht auch bekanntlich das Waſſerſtoffgas die Stimme, die die Chlorine rauh und heiſer machte, hell und klingend.

Inzwiſchen machte Orfila, wenigſtens die Anwendung des Schwefelkalis in Vergiftungen mit Arſenik, durch Verſuche an Thieren verdächtig, durch die er bewies, daß es ſelbſt als heftiges Gift wirke. Orfila gab aber nicht an, in welchem Verhältniſſe in ſeinem zu dieſen Verſuchen angewandten Schwefelkali der Schwefel zum Kali ſtund: denn iſt das letztere mit dem Schwefel vollkommen geſättigt, ſo kann die Wirkung nicht anders als ziemlich milde ſeyn. Auch hängt ſein ſtärkeres oder ſchwächeres Einwirken natürlich von der Gabe ab, in der es gereicht wird.

Orſila gab 1 bis 1½ Drachmen einem Hunde auf einmal, wodurch der Tod des Thieres, was zu erwarten war, erfolgte.

Ich ſelbſt machte den Verſuch nur mit 15 Granen eines nach dem würtembergiſchen Diſpenſatorio bereiteten Schwefelkalis, einem Kaninchen auf einmal in einer Auflöſung von 4 Drachmen Waſſer in den Magen geſpritzt, und es erfolgte ſein Tod äuſſerſt ſchnell. Bei keinem Mittel aber richtet eine geringe Gabe ſoviel aus, als man nur von einer größern erwarten könnte, als beim Schwefelkali. *)

---

*) Wollte man das Schwefelkali darum nicht als Arzneimittel gebrauchen, weil es in größern Gaben als Gift wirkt, ſo müßten wir das Gleiche mit den wirkſamſten Arzneymitteln thun. Das bituminöſe Salz der Indier, das beinahe die einzige Medicin der indiſchen Aerzte iſt, und in jedem Dorfe verkauft wird, beſteht häuptſächlich aus Kochſalz und Schwefelwaſſerſtoff. Es wird in Indien faſt in jeder Form von Krankheit gegeben. Die Thierärzte verordnen es den Pferden, und laſſen nach jeder Gabe Waſſer trinken, um den wirkſamen Stoff, das Gas, daraus zu entwickeln. S. Henderson on Hindoo Physic.

Navier, der dieſes Mittel zuerſt gegen Arſenikvergiftungen empfahl, ließ eine Drachme in zwey Pfund Waſſer auflöſen, und öfters auf einmal nehmen.

Senff, der das Schwefelkali im Kroupe und in andern Krankheiten ſehr häufig anwandte, gab in chroniſchen Zufällen ſelten mehr als 2 — 3 Grane 4- — 5mal des Tages, im Ganzen alſo täglich 8—15 Grane. Wurde mehr genommen, ſo pflegte auch gewöhnlich einigemal darnach Oeffnung zu erfolgen. Dabei ließ er viel Flüſſigkeiten nachtrinken, um eine gleichförmige Vertheilung im Magen zu befördern. *)

Auf dieſe Art kann es ganz ſicher angewendet werden, und bewirkt gelinden Durchfall und vermehrten Schweiß, was bei den Vergiftungen durch Fettgift nur willkommene Erſcheinungen ſeyn könnten.

Nachſtehende Verſuche an Thieren mögen dafür ſprechen, daß die alkaliſche Schwefelleber gegen dieſe Vergiftungen von wirklichem Nutzen ſeyn könnte.

---

*) Senff, Erfahrungen über die Heilkräfte der Schwefelleber im Kroupe und andern Krankheiten.

Erſter Verſuch.*)

Einer **Eule** wurde eine Drachme Fettſäure, welcher man zwey Drachmen Waſſer, in dem 4 Grane alkaliſcher Schwefelleber aufgelöst waren, beimiſchte, eingeſpritzt; der Erfolg war, daß ſie bald nach dem Einſpritzen eine dünne Darmausleerung bekam. In der Nacht auf die Einſpritzung fraß ſie mehr als je, und auch bei Tage ſehr vieles Fleiſch, ohne die geringſten Beſchwerden. Der nämlichen Eule wurde nach zwey Tagen, während welcher ſie gänzlich geſund blieb, eine Drachme Fettſäure eingeſpritzt.

Bald nach der Einſpritzung fiel ihr das Augenlied des linken Auges zu, während ſie das rechte noch offen hatte. Nach einigen Stunden fiel auch dieſes über das Auge her. Abends ſuchte ſie mit großer Begierde zu freſſen, indem ſie das Fleiſch in möglichſt kleine Stückchen mit dem Schnabel zerriß, aber es zu verſchlingen war ſie nicht fähig. Sie ſchüttelte mehrmals den Kopf, wie nieſſend, und reckte ihn angeſtrengt in die Höhe. Ihre Wärme war geſunken, und ihr Herzſchlag wurde unbemerklicher. Dagegen hatte ſie auf jeden Laut große Aufmerkſamkeit, doch ſuchte ſie ſich nicht mehr, wie ſonſt, berührte man ſie, mit Schnabel und Krallen entgegen zu ſtellen.

---

*) Die Verſuche wurden alle mit durch Wahlverwandtſchaft erhaltener concentrirter Fettſäure gemacht.

Am Morgen nach dem Tage der Vergiftung athmete ſie etwas beengter, mit aufgeſperrtem Schnabel. Ihre Augenlieder waren ausgetrocknet und glänzend, ſo daß ſie naß zu ſeyn ſchienen, aber trocken wie Saſian waren. Sie waren über die Augapfel hergefallen. Ihr ſonſt pfeifender Ton war heiſer geworden. Es ſtellte ſich bei ihr oft eine Art von Nieſen oder Huſten ein, wobei immer Luftbläschen mit etwas Schleim aus den Naſenlöchern drangen. Aus der Cloaka hatte ſie hie und da ganz wäſſerigten Abgang. Inzwiſchen war ſie zu fliegen noch wohl fähig. Die Pupillen zeigten zwar noch immer Beweglichkeit, doch waren ſie reizloſer geworden. Sie zeigte an dieſem Morgen auf einmal einen äuſſerſten Zorn, und bies in alles mit eigentlicher Wuth, ohne es verſchlingen zu können.

Am dritten Tage, Mittags, zeigte ſie viele Unruhe, ſuchte ſich mühſam von einer Stelle zur andern zu ſchwingen, hob öfters den Kopf in die Höhe, indem ſie beide Augenlieder immer feſt geſchloſſen hatte. Sie blieben in jeder Lage, in die man ſie brachte. Die Pupillen und die Membranæ nictitantes waren weniger beweglich geworden.

Ich brachte ihr ein Stückchen weichgeſottenes

Fleiſch in die Mundhöhle, ſie konnte es aber nicht verſchlingen, ſondern brach es bald wieder von ſich. Dieſen Tag über zeigte ſich bei ihr kein Exkrement mehr.

Am Abend deſſelben Tages nahm ſie mit großer Heſtigkeit ein Stückchen ganz weichen Fettes zu ſich, und ſie war auch unter großen Anſtrengungen im Stande, es zu verſchlingen.

Am vierten Tage athmete ſie immer mit geöffnetem Schnabel, die Augenlieder waren immer feſt geſchloſſen, die Pupillen unbeweglich, der Kopf ſtark in die Höhe gerichtet. Ihre Töne wurden immer heiſerer. Morgens am fünften Tage wurde ſie todt gefunden.

Sie war gänzlich ſteif. Der Schlund war ſehr in Falten, verſchrumpft. In der Luftröhre hatte ſich eine falſche Membran gebildet, die in abgelösten Stückchen in ihr lag.

Eigentlich roth entzündet fand man die Luftröhre nicht. Die Speiſeröhre war beſonders an ihrem untern Theile entzündet, und da, wo ſie in die Cardia übergeht, konnte man die äuſſere Haut, die mit vielen rothen Papillen beſät war, leicht abſtreifen.

Die Blutmaſſe war zerſetzt, im Herzen polipös geronnen, ſonſt dünnflüſſiger. Die Lungen waren zinnoberroth, und ihre Luftzellen ſehr mit Blut erfüllt.

Der Magen enthielt etwas Schleim. Die tunica villosa löste ſich von ihm ſehr leicht ab. Die Gedärme waren ſtellenweiſe entzündet, und enthielten wenig Exkremente.

Die Gefäße des Gehirnes waren von dunklem flüſſigem Blute ſehr erfüllt. Im Rückenmarke wurde nichts beſonderes bemerkt.

Zweyter Verſuch.

Einer andern Eule wurde eine Drachme Fettſäure eingeſpritzt, und eine Viertelſtunde hernach zwey Drachmen Waſſer, in dem vier Grane alkaliſcher Schwefelleber aufgelöst waren. Sie hatte den ganzen Tag viele dünne Darmausleerungen, ſonſt blieb ſie geſund.

Vier Tage darauf wurde ihr eine Drachme Fettſäure eingeſpritzt.

Nach einer Stunde zog ſich das untere Augenlied des linken Auges über den Augapfel her, und die membrana nictitans deſſelben Auges wurde unbeweglich. Sie nahm dennoch einiges mageres Fleiſch zu ſich.

Nach zwey Stunden dehnte ſich die Pupille des linken Auges mehr als die des rechten aus, beide blieben für das Licht unempfindlich; ſie machte einige leichte Verdrehungen mit dem Halſe, und blieb ungefähr vier Stunden nach beigebrachtem Gifte todt.

Das Thier war bald ſehr erſtarrt, der Unterleib hart anzufühlen. Aus dem geöffneten Schnabel lief dem Vogel von ſelbſt eine Flüſſigkeit, die den Geruch der Fettſäure hatte, in der aber Augen wie von Fett ſich bildeten, und die auch in niederer Temperatur bald eine feſtere Conſiſtenz annahm.

Der Schlund zeigte ſich ſehr zuſammengeſchrumpft, weiß. Die Luftröhre war entzündet, es hatte ſich aber in ihr noch keine falſche Membran gebildet. Die Lunge war von Luft aufgetrieben, und enthielt dünnflüſſiges Blut. Im Herzen war das Blut polipös geronnen und ſchwarz, in den Gefäßen war es flüſſiger.

In der Speiſeröhre hatte ſich ein ſehr verdichteter Schleim angeſammelt, und wo ſie in die Cardia übergeht, war ein ſtarker Entzündungsfleck.

Der Magen enthielt noch einige Speiſen. Seine innere Haut hatte Entzündungsflecken, und war leicht ablösbar. Die Gefäße der Gedärme waren ſehr mit Blut erfüllt. Sonſt zeigte ſich nichts beſonderes.

Dritter Verſuch.

Einer Katze wurden zwey Drachmen Fettſäure eingeſpritzt.

Den ganzen Tag über wurde nichts beſonderes an ihr bemerkt, als daß ihre Augenlieder ſich mehr zu ſchließen ſchienen. Sie fraß und ſoff übrigens wie zuvor. Am andern Tage bemerkte man, daß ſie zwar Milch trank, feſtere Dinge aber, z. E. in Waſſer getauchtes Milchbrod, zwar im Maule mühſam hin und her knetete, es zu verſchlingen ſuchte, aber bald wieder unter Erſtickungsanfällen von ſich gab.

Am dritten Tage war die Disphagie noch vermehrter, und die Stimme heiſer geworden. Die Pupillen waren etwas erweitert, aber dennoch nicht reizlos fürs Licht. Sie hatte viel Waſſer gelaſſen, aber ſeither nie mehr Oeffnung gehabt.

Es wurde ihr nun am Abend dieſes Tages nach und nach eine Unze Waſſer eingeſpritzt, in der 6 Gran alkaliſcher Schwefelleber aufgelöſt waren.

Am vierten Tage Morgens war ſie wieder im Stande, auch feſtere Körper, z. E. Fleiſch, zu verſchlingen, es erſchienen am Abend einige feſte Exkremente, und ſie beſſerte ſich bis zum ſechsten

Tage ſo, daß ſie auch trockene Dinge, wie Brod, hie und da ohne Beſchwerden zu ſich brachte.

Am ſechsten Tage wurde ihr noch 1½ Drachme Fettſäure eingeſpritzt. Eine Stunde darauf reizte es ſie zum Erbrechen, und ſie athmete etwas tief.

Am ſiebenten Morgens war wieder völlige Disphagie eingetreten.

An den Naſenlöchern zeigte ſich ein verdickter Schleim, ein gleicher in den Augenliedern.

Man machte ihr wieder eine Einſpritzung von alkaliſcher Schwefelleber, wie am dritten Tage.

In der Nacht hatte ſie viel Urin gelaſſen, Oeffnung aber war nicht erfolgt.

Am achten Tage zeigten ſich ihre hintern Füße, wie mehr nach vornen geſchoben, ſteif. Dieſe Erſcheinung zeigte ſich am Abend deſſelben Tages noch vermehrter. Ein auch nur ſanftes Anrühren in der Gegend des Herzens, deſſen Schläge übrigens noch immer gefühlt wurden, verurſachte nun dem Thiere äuſſerſte Bangigkeit. Die Disphagie hielt immer an, und am achten Tage Morgens wurde das Thier todt gefunden.

Es war gänzlich ſteif, und die Füße, jeder an ſeinen Nebenfuß feſt hin gezogen. So waren auch die Rippenmuskeln beider Seiten wie gegeneinander nach einwärts gezogen, ſo, daß das Thier wie breit gedrückt ausſah.

Die Gefäße des Gehirnes waren von bläulichtem Blute erfüllt, und in den Ventrikeln bemerkte man etwas Waſſer. Die Subſtanzen des Gehirnes waren geſund. Der Schlund war, beſonders da, wo ſeine Haut in den Pharynx übergehend, unter der Epiglottis herläuft, ſehr in Falten, welk, und wie eine Haut, die lange in Waſſer gelegen; ebenſo erſchien die ganze Speiſeröhre. Die Luftröhre war unentzündet, bleich, die Lungen aber hatten eine ganz helle Zinnoberröthe. *)

Das

---

*) Eine ſolche helle Zinnoberröthe der Lungen fand ich bei acht Füchſen, die ich in kurzer Zeit hintereinander ſecirte, und die theils auf offener Straße, theils ſelbſt in Dörfern auf Menſchen zugelaufen waren, und da zu todt geſchlagen wurden. Bei allen fand ich große Zerſtörungen (einen Zuſtand der Auflöſung) in den Galle abſondernden Organen, und Magen und Eingeweide, auch beſonders Luft- und Speiſeröhre, entzündet. Im Gehirne war, auſſer hie und da leichte Entzündungen der Gehirnhäute, nichts beſonderes zu bemerken. Der Magen war immer mit Stoffen angefüllt, die ſonſt dieſen Thieren nicht als Nahrungsmittel dienen, namentlich mit Gras, Moos, Holz, Sand, Steinchen, Papier, Leinwand, u. ſ. w., Dinge, die dieſe Thiere gewiß nicht aus Mangel anderer Nahrung (denn es gab zu gleicher Zeit viele Mäuſe, Haaſen, u. ſ. w.) ſondern vielleicht von Inſtinkt angetrieben oder im Irrſeyn fraßen. — Eine ſolche helle Zinnoberröthe bemerkte ich auch einmal in der Wandung des Bogens der Aorte bei einem durch eine verdorbene Wurſt Geſtorbenen. Auch die Speiſeröhre hatte bei dieſem Leichname eine ſolche Zinnoberröthe auf ihrer äuſſern Wandung. Aehnliches findet man bei am Typhus Verſtorbenen. S. meine neue Beobachtungen u. ſ. w. S. 35 — 36.

Dieſe,

Das Herz enthielt ſchwarzes polipöſes Geblüt in ſeinen Ventrikeln, ſonſt war die Blutmaſſe in den Gefäßen dünnflüſſig.

Dieſe, der Wuth ähnliche, Krankheit der Füchſe aber, gieng offenbar von der Leber aus, und das Gehirn ſchien von da aus bald in Mitleidenſchaft gezogen zu werden. Die Stimme dieſer Thiere ſoll auch heiſer geweſen ſeyn. Dieſes ſo leichte in Mitleidenſchaft Ziehen des Gehirnes von der Leber aus in dieſen und in manchen andern Krankheiten (z. E. auch in der Manie) möchte auch hauptſächlich daher rühren: daß ein Hauptnerve der Leber der Stimmnerve iſt, ein Nerve, der mit dem Gehirne in ſo mancher Verbindung ſteht, wie überhaupt alle Krankheiten der Leber wohl dadurch ſo leicht aufs Gehirn einwirken. Es iſt dieſer Nerve mit allem Fug zum Ganglienſyſtem zu rechnen, da er ſchon früher die Funktionen und den Charakter des Ganglienſyſtems annimmt. **Schubert** meint: daß beſonders von dieſem Nerven aus, die Träume zum Bewußtſeyn des Gehirnes gelangen.

Ueber die in den Magen dieſer Thiere vorgefundenen Ingredienzien ſey mir erlaubt, noch folgendes anzuführen. **Blaine** ſagt: Die Entzündung in den Magen und Gedärmen bei mit der Wuth behafteten Hunden iſt von einer ſpecifiſchen Art, und bringt keineswegs dieſelben Symptome hervor, wie die eigentliche Entzündung dieſer Organe. Der Magen leidet wohl im erſten Anfange der Krankheit etwas, allein dieſes Leiden iſt nicht heftig. Der Hund hat, ſtatt Neigung zum Erbrechen, die höchſt beſondere Begierde, welche man in keiner andern Krankheit kennt (etwas ähnliches bemerkt man jedoch hie und da auch bei Schwangern, bei einem auch aufgereizten ſympathiſchen Syſteme, und in der Manie) die verſchiedenſten Dinge, z. E. Heu, Holz, Haare, Bindfaden, Stroh, Kohle, u. ſ. w. zu ſich zu nehmen. Dieſes Zeichen iſt unter allen Kennzeichen der Wuth das am meiſten charakteriſtiſche. **Blaine** fand bei der Zergliederung von mehr als 200 wüthenden Hunden kaum zwey- oder dreymal dieſe An-

Der Magen enthielt etwas Schleim, war aber nicht im mindeſten entzündet. Nur am Pilorus, der verengt zu ſeyn ſchien, bemerkte man eine ganz kleine Entzündungsſtelle.

Die Leber war ſtellenweiſe mißfarbig, die Gallenblaſe von Galle ſtrotzend. Geſund fand man auch Milz, Nieren und Bauchſpeicheldrüſe.

Der ganze Traktus der Gedärme war unentzündet, und hie und da etwas verdickt, es waren in ihm aber die Exkremente noch ziemlich erweicht.

Die Nerven des ſympathiſchen und Ganglien-Syſtems, beſonders der Zwerchfellsnerve, waren auffallend zuſammengeſchrumpft und im Zickzack laufend. Die Urinblaſe war von Urin äuſſerſt ausgedehnt, ihre Haut war entzündet. Das Rückenmark bis in die cauda equina verfolgt, zeigte nichts beſonderes.

Noch habe ich oben zwey Fälle von Vergiftungen durch verdorbene Würſte angeführt, in denen die alkaliſche Schwefelleber als Heilungsmittel mit gutem Erfolge angewendet wurde.

---

füllung der Magen nicht. Es iſt dieß Zeichen um ſo wichtiger, weil es noch lange nach dem Tode, wenn die übrigen Merkmale durch die Auflöſung des Körpers verſchwunden ſind, gefunden werden kann. S. Delabere Blaine Canine pathology or a fall description of the diseases of dogs. ec. London. 1817. S. 96 — 132.

Aus mehreren Gründen könnte vielleicht das hydrothionſaure Schwefelammonium (das auch gegen die Harnruhr ſchon großen Erfolg zeigte) von größerem Nutzen in dieſen Vergiftungen ſeyn.

Hermbſtädt *) fand gegen die ſchädlichen Wirkungen der Chlorine, die ſehr mit denen der Fettſäure übereinkommen, die Einhauchung des Gaſes von ätzendem Ammonium, und den Gebrauch eines mit Milch verdünnten Weingeiſtes von großem Nutzen. Verſuche mit letzterem bei der Harnruhr zu machen, rathet Frank.

Noch könnten bei dieſen Vergiftungen Verſuche mit Einathmung der Dämpfe des Schwefeläthers, die man in ähnlichen Vergiftungen durch Muſcheln, und auch in der Luftröhrenentzündung von Nutzen fand, machen.

Orfila führt einen Fall an, wo es unter anderem von einer Frau, die ein Gericht verdorbener Muſcheln aß, heißt: ungefähr eine Stunde nach der Mahlzeit fühlte ſie eine Beklemmung beym Athmen und leichten Kopfſchmerz, ſie bekam ein häufiges Nieſen, und aus den Naſenlöchern ſonderte ſich ſehr viel Mukus ab. Die Beängſtigungen nahmen ſo zu, daß die Kranke nach einigen Stunden dem Sterben nahe war. Eine ſehr

---

*) S. Orfila Toxikologie 3. T. S. 120.

ſtarke Doſis Aether hob die Gefahr auf einmal. *)

Auch bei Vergiftungen durch Schwämme wurde Weingeiſt ſchon öfters mit Nutzen angewendet.

Im übrigen ſahen wir in einigen der oben angeführten Fälle von Vergiftungen durch Würſte, daß wenigſtens Branntwein auf dieſelbe genoſſen, nie vortheilhaft wirkte.

Orfila und andere rühmen, hauptſächlich gegen Sublimat und Grünſpan, das Eyweiß.

Der ſpaniſche Arzt **Flores** fand das Eyweiß ſogar gegen das Gift des gelben Fiebers von großer Wirkung. Er ließ den Kranken mehrere Pinten eines Waſſers trinken, womit das Weiße der Eyer geſchwungen, und gleichſam darin aufgelöst war. So wie der Kranke das mit Albumen geſättigte Waſſer trank, milderte ſich zuſehends, und verſchwand vollends das brennende innerliche Feuer, welches ihn gequält hatte. **)

Nach **Pechier** macht ein Eyweiß vier Grane Sublimat unwirkſam.

---

*) S. Orfila am angeführten Orte. Das Gift der Urtica crenulata bewirkt auch heftigen Stockſchnupfen. S. der britt. Pflanzengarten in Kalkutta u. ſ. w. im Morgenblatte Nro. 254. 23. Oct. 1821.

**) Observations sur la fièvre jaune, faites à Cadix l'an 1819. par M. M. Pariset et Mazet. etc. Paris 1820.

Einer noch jungen Katze gab ich Morgens eine und eine halbe Drachme Fettſäure ein. *) Eine Viertelſtunde nachher gab ich ihr das Weiße von einem Eye, in Waſſer zerſchlagen, ein.

Am Abend dieſes Tages bemerkte man bei ihr Disphagie. Wollte ſie Waſſer zu ſich nehmen, erfolgten bei ihr Erſtickungsanfälle mit großer Schwäche.

Am andern Tage ſchrie ſie öfters mit heiſerer Stimme, und athmete mit aufgeſperrtem Maule. Die Pupille ihres rechten Auges hatte ſich ſchon am erſten Tage äuſſerſt ausgedehnt, wurde kreisrund und unbeweglich, während die Pupille des andern Auges immer noch in die Länge gezogen, jedoch auch reizlos für das Licht blieb.

Am Morgen des dritten Tages wurde ſie todt gefunden.

Sie war ſehr ſteif. Die Luftröhre war in ihrer innern Wandung entzündet, und ein dicker Schleim in ſie ausgetreten. Der Schlund war ſehr welk.

Der Magen enthielt einen zähen Schleim, in dem ſchwärzliche Flecken zu bemerken waren, er war nicht entzündet. Der Pilorus zeigte einige

---

*) Es war durch Wahlverwandtſchaft erhaltene, vermittelſt Vitriolſäure ausgetriebene Fettſäure.

braungelbe Flecken. Die Gedärme waren unentzündet. Das Herz enthielt ſchwarzes geronnenes Blut. Die Lungen zeigten dunkelgefleckte Stellen von der Conſiſtenz der Leber, die, von den hellern Stellen getrennt, ins Waſſer geworfen, ſogleich unterſanken. Das Zwerchſell war entzündet. Die Leber war ziemlich ſchwarz geſprengt, und die Gallenblaſe von Galle ſtrotzend. Die Urinblaſe war mit Urin erfüllt. Die Gefäße des Gehirnes zeigten viel bläulichtes Blut.

Es iſt von dieſem Verſuche allerdings noch nicht auf die Unwirkſamkeit des Eyweißes gegen dieſes Gift zu ſchließen, beſonders da im obenangeführten fünften Falle Eyweiß nicht ohne Erfolg gereicht worden zu ſeyn ſcheint. Doch ſagt auch Orfila: daß Thiere, bei denen er Eyweiß gegen Vergiftungen angewendet, nicht unhäufig ſtarben, wenn er das Eyweiß mehrere Minuten ſpäter als das Gift gab. *)

Ob Terpentinöhl, von dem Emmert behauptet: daß es den Wirkungen der Blauſäure von allen Mitteln am kräftigſten Einhalt thue, auch gegen dieſe Vergiftungen nutzen könne, müßten Verſuche lehren.

Schon in meiner frühern Schrift über dieſen

---

*) S. Orfila am angeführten Orte.

Gegenſtand habe ich bemerkt: daß man auch ſchon hie und da einen Aufguß von Kaffee gegen dieſe Vergiftungen wirkſam gefunden haben will, welches auch in ſo fern zu beachten iſt: als nicht nur gegen Opium, ſondern hauptſächlich gegen die weiße Nießwurz, in der, wie oben bemerkt, eine der Fettſäure ähnliche Säure vorzukommen ſcheint, ſchwarzer Kaffee von Nutzen iſt.

VII.

Bemerkungen über etwaige Behandlung eines durch verdorbene Würſte vergifteten Menſchen.

In den hier gegebenen Fällen von Vergiftungen durch verdorbene Würſte wurden von den verſchiedenen Aerzten oft ſehr verſchiedene Heilmethoden verſucht, und ſchwer möchte aus dieſen Fällen zu entnehmen ſeyn, welche Methode die heilſamſte geweſen: denn wir ſahen hier bei den verſchiedenſten Heilarten, ſogar bei dem Gebrauche gar keiner Mittel, ſchwer Vergiftete geneſen, andere dem Tode erliegen. Nur möchte ich auf einige dieſer Fälle hinweiſen, in denen Brech- und eröffnende Mittel bald in ſtarken Gaben gereicht, und auch letztere noch im Verlaufe der Krankheit fortgeſetzt, anſcheinend einen beſſern Erfolg als andere Heilungsweiſen zu bezwecken ſchienen.

Die erſte Hülfe muß man natürlich auch bei dieſer Vergiftung in Herauswerfung dieſes Giftes aus Magen und Darmkanal ſuchen, man muß

2 bis 3 Grane Brechweinſtein und 20 — 24 Grane Brechwurzel mit Glauberſalz, in einer geringen Menge Waſſer aufgelöst, ſo bald als möglich reichen; aber auch ſpäter wäre ein Brechmittel nicht zu verſäumen, da durch den bald eintretenden Torpor des Magens und Darmkanals das Genoſſene oft Tage lang im Magen liegen bleibt, wie wir aus dem oben angeführten 16ten Falle einer Vergiftung durch Würſte, ſahen, wo noch am ſechsten Tage nach der Vergiftung im Magen der Leiche einige unverdaute Stückchen der Wurſt gefunden wurden.

Daher, und um den Torpor des Darmkanals zu heben, iſt auch im Verlaufe der Krankheit von eröffnenden Mitteln, namentlich auch von eröffnenden Klyſtieren, vieles zu erwarten.

Sollte das Schlingen, auch für Flüſſigkeiten, ſchon gehemmt ſeyn, ſo müßte man die Heilmittel vermittelſt einer Röhre von elaſtiſchem Harze in den Magen zu bringen ſuchen.

Das von dem ältern Monro zu dieſem Zwecke angegebene Inſtrument, vermittelſt deſſen zugleich auch wieder Flüſſigkeiten aus dem Magen gezogen werden können, beſteht aus einem großen, aus Federharz verfertigten Schlauche, an welchem eine lange biegſame, am Ende mit einem Stöpſel verſchloſſene Röhre, befeſtiget iſt, deren

Durchmeſſer ¼ Zoll, die Länge 19—20 Zoll beträgt. Dieſe Röhre wird, um deſto biegſamer zu ſeyn, aus einem ſpiralförmig gewundenen Silberdrahte verfertigt, und mit ſehr weichem Leder überzogen. Damit durch ihre allzu große Biegſamkeit beim Einbringen kein Nachtheil entſtehen möge, läßt man einen kupfernen (vielleicht beſſer ſilbernen) Draht hindurch gehen, welcher oben, um das Hinabfallen in den Magen zu verhindern, umgebogen, und zur Verhütung der Verletzung der Speiſeröhre durch die ſcharfe Kante der biegſamen Röhre, mit einem kegelförmigen Knopfe verſehen ſeyn muß. Vor dem Gebrauche muß dieſes Inſtrument mit Oel beſtrichen werden.

Zu Anfang des Jahres 1792, ſagt Monro der jüngere, kam in unſerem Krankenhaus ein Fall einer Disphagie bei einem 20jährigen Mädchen vor, das an epileptiſchen Anfällen, Lähmung eines Fußes, beſchwerlichem Harnen und unvollkommenem Sehen auf dem einen Auge litt (das alſo einen den durch Fettgift hervorgebrachten ſehr ähnlichen Zuſtand hatte). Kurz darauf geſellte ſich ein vermindertes Vermögen zu ſchlingen dazu. Endlich wurde die Kranke, da ſie, bei gänzlichem Unvermögen zu ſchlingen, dieß dennoch verſuchen wollte, von heftigen Zuckungen befallen. Im Anfange der Krankheit wurden der Kranken nährende Klyſtiere gegeben. Beym Zunehmen derſelben aber, und da man fand, daß eine Fiſchbeinſonde ſehr leicht durch die Speiſeröhre in den Magen gebracht werden könnte, ließ Dr. Rutherford durch die angegebene Vorrichtung Speiſen einflößen, und friſtete dadurch der Kranken Leben zwey Jahre und acht Monate.

Die Röhre wurde täglich 2= — 3mal ohne Schmerzen oder ſonderliche Beſchwerde in den Magen gebracht. Endlich kehrte das Vermögen zu ſchlingen zurück, zwar anfänglich blos in Anſehung flüſſiger Sachen, welche noch dazu nur in geringer Menge auf einmal hinunter geſchluckt werden konnten. Nach Verlauf von zwey Jahren konnte ſie aber auch feſte Speiſen genießen. *)

Eine ſolche Operation wäre auch bei dieſen Vergifteten durchaus nöthig: denn was nützten auch die beſten Gegenmittel, wenn der Arzt Stunden lang vor dem Kranken, der ſie nicht verſchlingen kann, ſteht?

Freilich kommt bei dieſer Vergiftung auch der böſe Umſtand hinzu, daß der Darmkanal, ſo ſehr wie die Speiſeröhre, gelähmt, oder wenigſtens in einem Zuſtande großer Trägheit, iſt. Es

---

*) S. Alex. Monro's the morbid anatomy of the human gullet stomach and intestines. Edinburgh 1813.

iſt deßwegen die Anwendung reizender, eröffnender Klyſtiere, namentlich aus einem Zuſatze der alkaliſchen Schwefelleber beſtehend, durchaus nöthig.

Nach Anwendung ſtarker Brech- und Laxiermittel aber bringe man, wenn auch nur eine ſehr verdünnte Auflöſung, der alkaliſchen Schwefelleber in den Magen.

Seltener ſind wohl die Fälle, wo bei dieſer Vergiftung wahre thätige Entzündung einträte, die ein antiphlogiſtiſches Heilverfahren erforderte (die Entzündung iſt wohl immer mehr eine ſogenannte inflammatio nevroparalytica), und es möchte von dieſem Gifte mit Einſchränkung auch wohl zu ſagen ſeyn, was Birch von einem gewiſſen, ſeiner Zuſammenſetzung nach noch unbekannten italieniſchen Gifte ſagt: „Läßt man dem Vergifteten zu Ader, ſo erfolgt ſein Tod ſehr bald, und giebt man ihm Cardiaca und Nervina, ſo ſtirbt er innerhalb 2 — 3 Tagen.“ Doch möchte in Fällen, wo im Pharynx ſtarke Röthe mit Geſchwulſt beobachtet wird (wie z. E. im 20ſten Falle), topiſche Blutentziehung durch Blutigel, nicht ohne Vortheil ſeyn.

Sollten Zeichen von erloſchener Irritabilität und von eingetretenem Lähmungszuſtande dennoch drohen, oder dieſer Zuſtand ſchon eingetreten ſeyn, dann würde ich zu abwechslungsweiſem Gebrauche der Alkalien und Säuren, und zwar der alkaliſchen Schwefelleber, hauptſächlich äuſſerlich in Bädern, und des Weineſſigs innerlich rathen, und dabei immer noch die periſtaltiſche Bewegung des Darmkanals überhaupt befördernde, eröffnende Mittel, namentlich auch eröffnende Klyſtiere, fortſetzen laſſen.

Wir wiſſen, wie heilſam der abwechslungsweiſe Gebrauch der Alkalien und Säuren bei erloſchener Irritabilität, bei Lähmungen iſt, und es ſind bei dieſer Vergiftung ſolche Lähmungszuſtände auch die hervorſtechendſten Symptome. Nach dem Tode dieſer Vergifteten tritt auch ſogleich die größte Muskelrigidität, wie beim Starrkrampfe, ein, nachdem oft noch während des Lebens Steiſigkeit der Extremitäten ſich gezeigt hatte. Von vorzüglichem Nutzen könnte hier alſo ein abwechslungsweiſer Gebrauch von Bädern aus alkaliſcher Schwefelleber und Säuren ſeyn, beſonders im Falle, wo das Schlingen mit zu großen Beſchwerden verbunden wäre: denn es iſt hauptſächlich zu beklagen, daß bei eingetretener nur etwas ſtarker Disphagie, Säuren ſo ſchwer beizubringen ſind, und nothwendig mit ſchleimigten Mitteln verbunden werden müſſen, will man ſie nicht anders durch eine Röhre in den Magen bringen.

Gewiß würde auch die den Körper ſo leicht durchdringende Schwefelleber in Bädern angewendet, die erloſchene Hautſekretion wieder hervorrufen, und dadurch ſchon, auch gegen die Bildung des ſo oft erſcheinenden Kroupes, hinwirken. Eſchenmaier meynt: daß, um den Kroup in ſeiner ganzen Geſtalt zur Reiſe zu bringen, noch ein zweyter Faktor, geſtörte Hautſekretion, vielleicht auch von eigener Art, hinzutreten müſſe, *) und man bemerkt auch bei ſolchen Vergifteten: daß da, wo die Hautſekretion nicht völlig unterdrückt war, auch kein wahrer Kroup ſich bildete. Gewiß aber würde durch Bäder aus alkaliſcher Schwefelleber, dieſe erloſchene Hautſekretion noch eher, als durch Bäder mit Lauge oder kauſtiſchem Kali, hervorgerufen.

Ich ſelbſt fand die Vertrocknung, die man auf einige Tropfen Fettſäure im Gaumen und Hals fühlt, durch den Gebrauch von alkaliſcher Schwefelleber ſehr gemindert. Es entſtund zwar nach ihrem Gebrauche ein Brennen, das ſich aber nach einigen Minuten wieder verlor, und worauf wieder ein Gefühl von größerer Geſchmeidigkeit im Gaumen und Schlund eintrat.

Als Nahrungsmittel könnten rohe Eyer mit dem Eyweiße genommen, und als Getränk ſo viel

---

*) S. Eſchenmayers Epidemie des Kroupes u. ſ. w.

nur möglich Zuckerwaſſer, in dem man Eyweiß zerſchlug, getrunken werden.

Es iſt bei dieſen Vergiftungen beſonders auch in Betracht zu ziehen: daß das Gift ſich nie in dem einen Falle wie in dem andern, in den Würſten ausbildet, und man hat es in jedem Falle mit einem in den andern Fällen wieder, offenbar oft mehr als dem Grade nach, verſchiedenen Gifte, zu thun.

Es wird daher die Heilart bei dieſen Vergiftungen, hauptſächlich auch aus dieſem Grunde, immer ſehr ſchwierig bleiben. Ueberhaupt werden wir bei dieſer Vergiftung nur da Hülfe zu leiſten vermögen, wo das Gift hauptſächlich nur die Sphäre des Ganglienſyſtems berührte, und nicht zugleich auch die Lungennerven in einen Zuſtand der Lähmung verſetzte. Tritt aber bei Zeiten eine Lähmung dieſes zum Leben ſo nothwendigen Organes, der Lunge, ein, ſo droht ſchnelle Zerſetzung der Blutmaſſe ohnedieß, und dann wäre vielleicht nur noch in künſtlichem Lufteinblaſen einige Hülfe zu ſuchen.

Man weiß, daß der Tod bei Thieren, die durch ähnliche Gifte, z. E. durch das Upas tieuté, durch Ticunas, vergiftet wurden, durch den Luftröhrenſchnitt und Einblaſen von Luft verzögert wurde, und ihr Tod erſt dann erfolgte, nachdem man dieſes Einblaſen von Luft einſtellte.

Orfila ſagt: „Das Lufteinblaſen fordert von dem Arzte viele Geduld, denn es iſt unwirkſam, wenn es nicht mehrere Stunden hindurch fortgeſetzt wird. Wir bürgen dafür, durch dieſes Mittel vierzehn bis zwanzig Perſonen gerettet zu haben, und es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß ſie dem Scheintod unterlegen wären, wäre es nicht angewendet worden.“ *)

An einem Organe aber, das bei dieſer Vergiftung in ſo große Mitleidenſchaft gezogen iſt, wie die Luftröhre, noch den Luftröhrenſchnitt zu unternehmen, dazu möchte man ſich jedoch aus guten Gründen ſelten oder nie verſtehen, wie auch beim Kroupe der Fall iſt.

---

*) S. **Orfilas** Toxikologie 4. Th. S. 109.

VIII.

Ueber die Fettſäure als mögliches Heilmittel.

„Der Tod, welcher unmittelbar auf das Hineinbringen des Vipergiftes in's Blut folgt, könnte auf den Gedanken bringen, ſagt Fontana, daß in dieſer Flüſſigkeit ein wirkſames feines flüchtiges Princip vorhanden ſey. Dieſes würde zum Leben nothwendig ſeyn, und auf dieſes würde hauptſächlich die Wirkung des Giftes gehen. Daher könnte kommen, daß das Gift der Vipern die Gerinnung des Blutes, wenn es aus den Gefäſſen gelaſſen iſt, nicht bewirkt, hingegen dieſelbe in den Gefäßen ſelbſt hervorbringt. In dieſem Falle ſollte man glauben, daß aus dem Blute etwas verflogen, welches in dem Blute, ſo lange es ſich noch in den Gefäßen befindet, vorhanden iſt." *)

Ein ſolches Princip des Lebens durchſtrömt ſchon das gewöhnliche Waſſer, das mit dem Strome

---

*) S. Fontana über Vipergift. S. 308.

verbunden, lebendig bleibt, aus demſelben genommen, bald zerſetzt wird, und es möchte wohl mit allem Rechte anzunehmen ſeyn: daß durch die Einwirkung der Gifte der Blutſtrom, wie die Nerven, allerdings eines Stoffes beraubt werden, der denſelben als Princip des Lebens innwohnt (vielleicht im Blutſtrom erzeugt, durch die Nerven nach beſtimmten Richtungen ausſtrömt), und mit deſſen Zerſtörung dann erſt Stillſtand der Maſchine, wirkliche Entmiſchung und Auflöſung des ganzen Körpers gegeben iſt, und daß hierauf hauptſächlich die Wirkung der Gifte beruht. Je flüchtiger, je wirkſamer das Gift, je ſtärker ſeine Gabe iſt, je eher ſcheint es auf einmal die Maſchine von dieſem der Elektricität zu vergleichenden Stoffe zu entladen, wo alſo auch dann auf einmal, wie durch einen Blitzſtrahl, der Tod erfolgt. Iſt das Gift aber trägerer Natur, oder ſeine Gabe nur ſehr gering, ſo vermag es dieſen Stoff nur aus gewiſſen Parthien des Nervenſyſtems zu vertreiben oder in ihnen zu ſchwächen. Letzteres iſt auch bei den trägern Giften, der Fettſäure und dem Arſenik, der Fall, deren Wirkung ſich nur auf die Sphäre des ſympathiſchen Nervenſyſtems beſchränkt, und die nicht ſo leicht von dem nur halbleitenden, oft durch Ganglien unterbrochenen, ſympathiſchen Nervenſyſteme, auf die

Nerven des Gehirnes und Rückenmarkes, überſpringen. Es wirkt auch der Arſenik gegen das vom Ganglienſyſtem entſpringende intermittirende Fieber ſo ausgezeichnet. In etwas größern Gaben wird er mit äuſſerſtem Vortheil gegen den Veitstanz *) angewendet (ſ. Medico-chirurgical Transactions. Vol. X. London 1819. p. 218.), gegen eine Krankheit, wo die Exploſionen eines überreizten Ganglienſyſtemes hauptſächlich auf die Nerven des Rückenmarkes überzuſpringen ſcheinen. Um aber auf Gehirn und Rückenmark ihre tödtliche Wirkung äuſſern zu können, werden daher von ſolchen Giften auch große Gaben erfordert.

---

*) Einen ſonderbaren Fall einer Tanzwuth, die durch eine allgemeine Erſchöpfung durch Tanzen geheilt wurde, erzählt Felix Platner in ſeinen Observ. Med. Fol. 87. Dort heißt es: In Baſel war in meiner Kindheit eine Magd mit einer entſetzlichen Tanzluſt behaftet, welche in Eſchemer Vorſtadt zu tanzen von Stadtknechten geführt wurde. Mit derſelben nun haben etliche ſtarke Männer, ſo von der Obrigkeit dazu verordnet wurden, in rothen Kleidern und weißen Federn auf dem Hut, einer um den andern tanzen müſſen, welches faſt einen ganzen Monat Tag und Nacht gewährt, ohngeachtet ſie die Fußſohlen abgetanzt hatte. Und obſchon ſie zu Zeiten gegeſſen und vom Schlaf getrieben, niederſitzen müſſen, hat doch ihr Leib immer gehüpfet, bis daß ſie erſchöpft, nicht mehr ſtehen konnte. Endlich aber ließ ſie vom Tanzen nach, wurde in's Spital geführt, daſelbſt erquickt und wieder zurecht gebracht. Im Jahre 1374 herrſchte eine ſolche Tanzwuth in Deutſchland epidemiſch.

Auch mit Arſenik, aber es waren zwey Unzen einer ſehr ſtarken Arſenikſolution, tödtete Heberden einen Hund binnen 10 Minuten, und fand alsdann innerlich nicht die mindeſte Spur einer Entzündung oder Aufreſſung, woraus er ſchließt, es müſſe Dinge geben, die ihren ſchädlichen Einfluß unmittelbar über die Nerven ausbreiten. *) Aber auch flüchtigere ſtärkere Mittel, werden ſie nur in ſehr kleinen Gaben angewendet, beſchränken ſich in ihrer Wirkung hauptſächlich auf das ſympathiſche Nervenſyſtem.

Brodie ſagt: „Ich tauchte das ſtumpfe Ende einer Sonde in das weſentliche Oel der bittern Mandeln, und berührte, um es zu koſten, meine Zunge, indem ich nicht vermuthete, daß eine ſo geringe Menge von dieſem Oele eine Wirkung hervorbringen könne; aber kaum hatte ich das wenige Oel auf meine Zunge gebracht, als ich eine ſehr deutliche unangenehme Empfindung wahrnahm, welche vorzüglich aus der Oberbauchgegend herzukommen ſchien, deren Natur ich aber nicht genau beſchreiben kann, weil mir nichts dieſer Empfindung völlig ähnliches bekannt iſt. Als dieſe Empfindung drey oder vier Sekunden verſchwunden war, erſchien ſie wieder.“ **)

---

*) S. Hamburger Magazin St. 97. S. 205.

**) S. Reils Archiv.

Gerade dieſes Verſchwinden und Wiedererſcheinen jener Empfindung verräth die hauptſächliche Einwirkung dieſer kleinen Gabe des Giftes auf das ſo gerne ſtoßweis reagierende Ganglienſyſtem. Wäre dieſes Oel in ſtarker Gabe genommen worden, ſo würde ſeine Wirkung vom Ganglienſyſtem auf die Nerven des Rückenmarkes und Gehirnes übergeſprungen ſeyn, und es hätte mit der Schnelle eines Blitzes den Tod verurſacht.

So ſehen wir aber auch hauptſächlich von dem ſympathiſchen Nervenſyſteme aus die Wirkung der Gifte je nach ihrer Art und Gabe, ſchneller oder langſamer, durch die ganze Maſchine ſich verbreiten, und es möchte von dieſer ſchnellern oder langſamern Verbreitung vom ſympathiſchen Nervenſyſteme aus hauptſächlich die Erſcheinung abhangen, daß einige Gifte mehr auf das ſympathiſche Syſtem, andere mehr auf das Rückenmark, noch andere mehr auf das Gehirn ihre Wirkung zu äuſſern ſcheinen, auch je nach der Stimmung derſelben im Individuo ſeine Sphäre nur leicht berühren, oder ihre Wirkung von ihm aus auf Rückenmark und Gehirn weiter verbreiten.

Die Fettſäure oder zooniſche Säure, in ſolchen Gaben gereicht, daß ihre Wirkung auf die Sphäre des ſympathiſchen Nervenſyſtems hauptſächlich beſchränkt bliebe, möchte in den vielen Krankheiten, die aus Aufreizung dieſes Syſtemes entſtehen, von Nutzen ſeyn.

Offenbar wirkt dieſes Gift vor vielen hauptſächlich auf das ſympathiſche Nervenſyſtem lähmend, ſeine Thätigkeit hemmend, ein. Eine Menge Krankheiten aber heben wir beſtimmt nur dadurch, daß wir die ſo oft durch Nahrungsmittel, Miasmen, atmoſphäriſche Einwirkungen u. ſ. w. entſtandene Aufreitzung des ſympathiſchen Nervenſyſtemes hemmen, das in ihm zu ſehr erregte Nervenfluidum gleichſam binden.

Wie wir die Fortpflanzung von Reizen, auch die mancher Gifte, durch Umſtimmung der Nerven, oder dadurch hemmen können, daß wir die Einwirkung der Nerven abſchneiden, dafür möchten auch die Verſuche Magendis ſprechen. Nimmt man drey Hunde, von faſt gleichem Alter und gleichem Gewichte, und ſpritzt man in die Venen eines jeden zwölf Gran Brechweinſtein, ſo bemerkt man, daß der jüngſt geſtorbene der iſt, bei welchem man den Schnitt der Nerven des achten Paares nicht gemacht hat. Der darauf, welcher ſtirbt, iſt der, bei welchem man die Lungen und Magennerven einſeitig abgeſchnitten, endlich ſtirbt der, welchem man ſie beide abgeſchnitten hat, zuletzt. So kann man das Leben eines durch eine ſtarke Gabe Brechweinſtein vergifteten Thiers verlängern, wenn man ihm die Nerven des achten Paares abſchneidet.

Die Schlagader, ihrer Nerven beraubt, wird zur todteren Vene, und das arterioſe Blut in ihr zum venoſen. Hemmen wir die Aufreizung des ſympathiſchen Nervenſyſtems, ſo wirken wir von ihm aus auch wieder reizentziehend auf das von ihm ſo ſehr abhängende Gefäßſyſtem und auf das Herz ſelbſt ein. *) So ſehen wir wohl bei krankhafter Ueberreizung des Lungennerven in der Schwindſucht, die Blauſäure, das Kirſchlorbeerwaſſer, die Digitalis, beim Keuchhuſten die Belladonna u. ſ. w. wirken. So kann in der Hundswuth, wo ungeheure Aufreizung des ſympathiſchen Nervenſyſtems ſtattfindet, die bald in das Gehirn überſpringt, wo alsdann das Gehirn ſeinen Willen verliert, der Menſch beißt, zum Thiere wird, nur baldige Lähmung, gleichſam Unterbindung, des ſympathiſchen Syſtemes von Nutzen ſeyn.

Das Gleiche findet auch beim Wahnſinne ſtatt, der ſo oft von den Nerven des Unterleibes aus das Gehirn ergreift, und ſich alsdann als periodiſcher Wahnſinn zeigt.

---

*) Brodie ſagt: „aus allen meinen Verſuchen geht hervor: daß der Tabaksaufguß, in den Darmkanal gebracht, vermittelſt der Nerven auf das Herz wirkt, und ſeine Thätigkeit hemmt.“

Helmont (idea demens) ſagt: daß mehrere Wahnſinnige ihm in lichten Augenblicken erzählt: daß ein geheimer Reiz zur Raſerey von ihrem Unterleibe zum Gehirne aufſteige, dort Raſerey erregende Vorſtellungen erwecke, welche ſie durchaus nicht abweiſen können, und wovon ſie ſo lange beherrſcht werden, bis die Raſerey ausbreche. Andere beklagten ſich bei ihm: daß ſie kurz vor Entſtehung des Paroxismus, wie von einem von unten aufſteigenden Rauch umnebelt, von einer Menge unwillkührlicher Gedanken befallen würden, und daß, wenn ſie ſich bemühten, dieſen Gedankenſtrom zu unterdrücken, er dennoch ebenſo heftig und unwillkührlich zurückkehre.

Reil erzählt von einem Wahnſinnigen, der immer vor dem Anfalle ein Brennen in der Gegend des größern Ganglienflechtes, am Magen, gefühlt, hierauf einen wilden Andrang des Bluts nach dem Kopfe empfand, und nun kaum noch Zeit hatte, die geliebte Perſonen, die ihn umgaben, zur ſchnellſten Flucht zu ermahnen, wodurch ſie alsdann den Ausbrüchen ſeiner Mordluſt entgehen konnten. *)

---

*) S. auch die geiſtreiche Abhandlung Henkes: „Ueber die von Reil angenommene Wuth ohne Verkehrtheit des Verſtandes.“ Henkes Zeitſchrift für die Staatsarzneykunde. 2. Jahrg. 1. Heft. S. 13. Dort iſt auch S. 36 ein Fall von

Aber nur Hemmung dieſer Aufreizung des ſympathiſchen Syſtems kann auch in dieſer Form von Wahnſinn von Nutzen ſeyn: z. E. Blutlaſſen bis zur Ohnmacht, Gebrauch draſtiſcher Purganzen bis zu anfangender Lähmung des Darmkanals.

Die Heilungsweiſe, die der italieniſche Arzt Raſori in ſeinem Vaterlande einführte, ſcheint mir blos darauf zu beruhen: daß dieſer Arzt, durch die ungeheuren Gaben von Digitalis und Brechweinſtein, durch ungeheure Blutentziehungen u. ſ. w. vorzüglich reizentziehend, oder lähmend, auf das Sonnengeflechte und das ſympathiſche Nervenſyſtem überhaupt einwirkt. *)

Herrn Dr. Henze angeführt, wo bei vollkommenem Wohlbefinden und Verſtande es einem periodiſch Wahnſinnigen vorkam, als ſtiege ein Hauch, eine brennende Hitze, vom Unterleibe herauf, die dann in die Bruſt träte, und endlich den Kopf überfülle, worauf dann die heftigſten Ausbrüche von Zorn und Wuth erfolgten.

*) Mein Freund Dr. Parrot führt in ſeinen Anſichten über die allgemeine Krankheitslehre, Mitau 1820, hierüber merkwürdige Fälle aus Raſoris Klinik an. Z. E.: eine Frau von 30 Jahren hatte einen heftigen Schmerz auf der rechten Seite der Bruſt, vibrirenden und häufigen Puls, beſchwerliche Reſpiration, Kopfweh, trocknen Huſten und ein Fieber, das mit Froſt begonnen hatte. Am dritten Tage der Krankheit giebt man ihr Abends 24 Gran Brechweinſtein in 2 Pfund Gerſtenabkochung. Hierauf erfolgt einmaliges Erbrechen und ein Stuhlgang, die Krankheit aber nimmt ab. Am vierten Tage reicht

Sieber ſagt: „weit ſcharfſinniger und gegründeter, als durch Vipergift, wäre der Vorſchlag: vermittelſt der Coluber Dipſas (einer Schlangenart, deren Biß, wie ſchon öfters erwähnt, der Fettſäure ähnliche Erſcheinungen hervorbringt) die ausgebrochene Waſſerſcheu heben zu wollen.“ *)

Schon vorlängſt behauptete Cluzel, daß die Chlorine (deren Wirkungen, wie erwähnt, auch in Einigem der Fettſäure ähnlich ſind) mehrere von einem tollen Wolfe gebiſſene Menſchen gerettet habe.

Mehrere Thatſachen erzählt Brougnatelli, durch welche er zu beweiſen ſucht, daß die Chlorine, auf die Bißwunden von wüthenden Thieren gebracht, den Ausbruch der Wuth verhindere.

---

man ihr Morgens und Abends dieſelbe Arzney, es erfolgt weder Erbrechen, noch Stuhlgang; am Abend aber ſind Huſten und Schmerz wieder ſtärker. Am fünften Tage giebt man Morgens einen Scrupel, Abends ein halbes Quentchen Brechweinſtein, und am ſechsten und ſiebenten Tage, Morgens und Abends ein halbes Quentchen, worauf nahmhafte Beſſerung folgt. Sie hat ſechsmal Oeffnung, aber kein Erbrechen. Am achten, neunten, zehnten Tage, hat ſie täglich einmal Oeffnung, ohne Erbrechen. Der Zuſtand beſſerte ſich täglich. Am eilften ſind alle Zeichen der Krankheit vorüber, man ſetzt den Brechweinſtein auf 12 Gran herab, die Kranke iſt völlig geneſen.

*) S. Sieber über die Begründung der Radicalkur ausgebrochener Waſſerſcheu.

Moneta rathet gegen die Waſſerſcheu den innerlichen und äußerlichen Gebrauch, von durch Eſſig ſauer gemachtem, Fette an. *)

Daß in colliquativen Schweißen, wie der Lerchenſchwamm, vielleicht auch bei zu großer Schleimabſonderung, z. E. im weiſſen Fluſſe, **) gegen zu ſtark eiternde Geſchwüre, Blutflüſſe, u. ſ. w.; ***) daß in faulichten, krebshaften Geſchwüren (aus denen ſich oft Schwefelwaſſerſtoffgas entwickelt), wie der Arſenik und die Chlorine, die Fettſäure anzuwenden wäre, ließe ſich, auch der Analogie nach, vermuthen.

Auch zur Unterdrückung thätiger äuſſerlicher Entzündungen, z. E. bei Verbrennungen, könnte vielleicht die Fettſäure angewendet werden.

Ob die Fettſäure, wie der Arſenik, gegen den Vipernbiß von Nutzen ſeyn könnte, wäre eine Frage, die man allerdings nicht unbeachtet laſſen dürfte.

---

*) S. Schneiders Werk über Gifte. S. 632.

**) Die Baſchkiren bedienen ſich des Lerchenſchwamms auch gegen den weiſſen Fluß.

***) Höchſtetter (Dec. III. Cas. 5.) ſah von einem weinigten Aufguß der radix symphyti Disphagie entſtehen. Dieſe Wurzel wendet man auch zur Stillung des Blutes an, und in Geſchwüren, deren zu ſtarken Ausfluß man hemmen will.

Als Gegengift im Vipernbiſſe wandte der Volksglaube auch ſchon das Fett der Vipern, das man durch Braten aus dieſen Thieren zieht, an.

Die Einwohner von Indien bedienen ſich gegen den Biß der Vipern der berühmten Tanjore, Pillen, die aus weißem Arſenik, Pfeffer und den Wurzeln mehrerer den kratzenden Extractivſtoff (der in Einigem mit der Fettſäure übereinkommt) enthaltenden Pflanzen, zuſammengeſetzt ſind.

Daß bei aufgereizterem, lebendigerem, ſympathiſchen Nervenſyſteme, eher Anſteckungen, auch durch Krankheitsgifte, ſtattfinden, iſt bekannt.

So bemerkt man z. E., daß die Ausdünſtungen der pontiniſchen Sümpfe auf den ſchlafenden Körper, in welchem das ſympathiſche Syſtem thätiger als im wachenden iſt, ſchneller und ſicherer einwirken, als auf den wachenden, und daß Schlafende von der Peſt eher als Wachende angeſteckt werden; wie überhaupt der ſchlafende Menſch mehr als der wachende für alle äußere, auf ſeinen Körper ſchädlich einwirkende, Einflüſſe empfänglicher iſt. *)

Man weiß aber, daß ſowohl äuſſerlicher als

---

*) Beſonders auch deßwegen wähle der Menſch zu ſeiner Schlafſtätte immer das trockenſte geſundeſte Zimmer, und halte ſich lieber wachend im minder geſunden auf.

innerlicher Gebrauch von Oel und Fett gegen Anſteckungen, namentlich des gelben Fiebers, ſichert, eine Wirkung, die wohl gerade nicht in einer Schweiße erzeugenden, ſondern gerade in einer das ſympathiſche Nervenſyſtem bindenden, Kraft beſtehen könnte.

Durch eine ſolche Bindung könnte bewirkt werden: daß das Nervenfluidum des ſympathiſchen Syſtemes, das ſonſt die Haut (mit der dieſes Syſtem überhaupt in inniger Verbindung ſteht) durchdringt, und ſich mit der Auſſenwelt verbindend, als Sphäre um den Körper lagert, nun ganz zurückgehalten würde, und dadurch Einflüſſe, die es ſonſt berührt hätten, nun ſpurlos an ihm vorüber giengen.

Gegen Anſteckung der Peſt wurde Fettgenuß ſchon vor Jahrhunderten, als in Deutſchland oft Peſtkrankheiten wütheten, gebraucht.

So ſteht in Herbergers Poſtille Dom. I. Advent. fol. m. 4. „Der Todtengräber Martin Fickenmarkt zu Plauen im Voigtlande lehrte einen Freund ein ſonderbares Sekretum wider die Peſt: Man ſolle alle Morgen nüchtern drey Löffel voll ungeſalzene alte Butter eſſen, ſo ſey man 24 Stunden vor allem Gifte frey.“

So ſteht auch Delic. biblic. 971. „Ich erinnere mich, ſchreibt Dr. Schorer, daß mir alte

Leute erzählt: ſie hätten ſich zur Peſtzeit allein durch Butter, die ſie alle Morgen reichlich gegeſſen, präſerviret.“

Sollte die Fettſäure nicht auch, wie die ihr in Manchem ähnliche Chlorine, vor Anſteckung durch Miasmen ſichern können? Es käme bei Anwendung dieſes Mittels natürlich immer auch ſein ſchädlicher Einfluß auf die Schlingwerkzeuge und die Lungennerven in Betracht, Wirkungen, die wir ja aber auch bei vielen andern unter die Zahl der Heilmittel aufgenommenen Giften zu beachten haben.

Was aber hier über die Fettſäure als mögliches Heilmittel geäuſſert wurde, gehört allerdings nur in das Reich der Hypotheſen, und kann nur von dereinſtigen Beobachtungen beſtätigt oder widerlegt werden. *)

---

*) Die homöopathiſche Heilmethode würde in dieſer zooniſchen Säure das wirkſamſte Mittel gegen Kroup und Harnruhr finden.

IX.

Kurze Wiederholung der hier vorgetragenen vorzüglichſten Thatſachen.

Die vorzüglichſten Thatſachen, die aus dem hier Vorgetragenen hervorgehen, laſſen ſich ungefähr auf Folgendes reduciren:

Es entſteht in Würſten, die mehr oder weniger giftige Wirkung äuſſern, unter Einfluß der Wärme und anderer, die Zerſetzung thieriſcher Körper befördernden Einflüſſe, eine eigenthümliche Säure, die Fettſäure, oder, weil ſich die gleiche Säure wahrſcheinlich in jedem ſich zerſetzenden thieriſchen Theile, wie auch in verdorbenem Blute, bildet, die Thier- oder Leichenſäure.

Es zeigt ſich dieſe Säure in Würſten mehr oder weniger an Ammonium gebunden, oder muthmaßlich vielleicht wohl in manchen Fällen an ein eigenthümliches Alkaloid; gleichwie ſich die gleiche oder eine ihr ähnliche Säure, in mehreren Fett enthaltenden Giftpflanzen mit einem beſondern Alkaloide vorfindet.

Es könnte als letzteres das Weltheriſche Bitter, oder ein demſelben ähnliches Princip vermuthet werden.

Dieſe Säure bildet ſich am leichteſten aus dem Fette der Schweine, weil das Fett dieſer, oft bis zur Waſſerſucht gemäſteten Thiere, ohnedieß oft ſchon in anfangender Zerſetzung begriffen iſt. Im übrigen bringen auch öfters Käſe, Muſcheln u. ſ. w. ähnliche Vergiftungen hervor. *)

Es bildet ſich dieſe giftige Verderbniß hauptſächlich in dicken ungepreßten Würſten aus gekochtem Fleiſch und Fett, die oft noch viele Flüſſigkeit, auch Milch und Semmelbrod, enthalten, in Wurſtmaſſen, die in Schweinsmagen gefüllt werden. **)

Noch nie ſah man Vergiftungen von Würſten

---

*) Es wäre merkwürdig, zu erfahren: ob nicht in China, wo ſo ungeheuer viele Schweine geſchlachtet werden, dieſe Vergiftungen ſich häufig zeigen. Man ſieht in China auf allen Märkten eine ungeheure Menge Schweinefleiſch, welchem die Chineſen überhaupt ſprichwörtlich zugethan ſind, und welches die vorzügliche Nahrung des gemeinen Mannes ausmacht. Augenleiden und Schwäche der Augenlieder ſind den Chineſen angeboren.

**) Die Verfertigung ſolcher Würſte ſollte die Polizey gänzlich verbieten.

ſten entſtehen, die ungekochtes Fleiſch und Fett enthalten, und feſtgeſtopft ſind, ohne Zuſatz von Brühe, von ſogenannten Knakwürſten, braunſchweiger und italieniſchen Würſten (Salámi), werden dieſe auch noch ſo lange aufbewahrt.

Würſte, die in dieſe giftige Verderbniß übergegangen, ſind ganz oder theilweiſe, beſonders in ihrem Innern, in eine ſchmierige, ſauer und eyterartig riechende, Maſſe verwandelt.

Es ſteht dieſes Gift in ſeinen Wirkungen zwiſchen Pflanzengiften und Mineralgiften mitten inne.

Die Haupterſcheinungen, die die verdorbene Würſte, wie auch die Fett⸗, Leichen⸗ oder Thierſäure hervorbringen, ſind hauptſächlich: ein lähmendes Einwirken auf das ſympathiſche Nervenſyſtem, vorzüglich auf das Herz, auf die Lungen und die Organe des Bauches, ohne das Senſorium in eigentliche Mitleidenſchaft zu ziehen, ein Umſtand, der dieſes Gift von den mehr eigentlich narkotiſchen (Wahnſinn erregenden) Pflanzengiften, der Belladonna, dem Opium u. ſ. w. hauptſächlich unterſcheidet, und daſſelbe mehr den Veratrum⸗Arten, der Digitalis u. ſ. w. gleichkommend macht.

Im übrigen iſt in letzterer Hinſicht nicht zu überſehen: daß doch auch in manchen Fällen von

Vergiftungen durch Würſte, wie die oben angeführten Krankengeſchichten darthun, die Vergifteten Betäubung und Schwindel fühlten, und daß der im 18ten Falle Vergiftete nicht nur doppelt ſah, ſondern auch Dinge ſah, die gar nicht vorhanden waren, allein dieß (wohlgemerkt!) bei ſonſt völligem Bewußtſeyn; ſo daß dieſe letztere Erſcheinung wohl weniger einer eigentlichen Störung im Senſorium, als einer bloßen lokalen Veränderung in den Sehorganen ſelbſt, zuzuſchreiben iſt. *)

---

*) Vergiftete durch Kohlendampf bemerken auch Dinge, die nicht exiſtiren; bei dieſen aber zeigt ſich zugleich, wie bei Vergifteten durch Belladonna, wirkliche Störung des Senſoriums, oft wahrer Wahnſinn.

Ein 45jähriges Weib, klein und robuſt, ſaß am 19. Octob. vorigen Jahres einen Tag lang auf einem Kohlenbecken. Gegen Abend empfand ſie Kopfſchmerzen, Schwindel und beengten Athem. Sie öffnete, friſche Luft zu ſchöpfen, das Fenſter, und meinte, auf der Straße unter ihr haufenweiſe Ratten und Mäuſe laufen zu ſehen, nach denen ſie mit Steinen warf. Dieſe Geſichtstäuſchung hatte ſie auch im Zimmer, und ſie konnte vor derſelben eine Näharbeit nicht mehr fortſetzen. Sie lief ängſtlich über die Stube, und fiel ſinnlos um. Als der Arzt (Herr Dr. Bochardt von Heilbronn, der mir dieſen Fall mittheilte) gerufen wurde, raſte ſie, erkannte niemand, und griff mit den Händen immer nach dem Kopfe. Der Herzſchlag war faſt nicht fühlbar, der Puls ſehr unterdrückt, die Pupillen ſehr erweitert.

Sie erholte ſich wieder, doch klagte ſie lange noch über heftige Kopfſchmerzen.

Weitere Haupterſcheinungen, die die verdorbenen Würſte und jene Säure hervorbringen, ſind: Erzeugung einer ganz ausgezeichneten Disphagie, Lähmung des Darmkanals, hie und da bedeutende Unterdrückung des Herzſchlags, Erweiterung der Pupillen, oder noch öfter ungleiche Ausdehnung derſelben (eine Erſcheinung, die durch verdorbene Würſte noch konſtanter als durch die reine Fettſäure erzeugt wird), Doppeltſehen, Lähmung der Augenlieder, Heiſerkeit, völlige Unterdrückung der Stimme. Ferner zeigte ſich bei beiden: ein beſonderes Einwirken auf die Schleimmembrane, Hervorrufung einer aſtheniſchen Entzündung in ihnen, Verdickung ihrer Sekretionen, Bildung von falſchen Membranen, Verdickung ſelbſt hie und da ihrer Häute, Hervorrufung eines kroupartigen Huſtens, Erzeugung auſſerordentlicher Vertrocknung in den Handflächen und Fußſohlen, den Augenliedern, Vertrocknung der Exkremente, in einigen Fällen auſſerordentlich vermehrte Harnſekretion, in den meiſten Fällen Beſchwerden im Harnlaſſen, Steifigkeit der Extremitäten, Verdickung der Blutmaſſe, Bildung von Herzpolypen und große Muskelrigidität nach dem Tode.

Die Entzündung der organiſchen Gewebe, beſonders des Magens und Darmkanals, ſcheint bei beiden Vergiftungsarten, wenigſtens nicht durchaus, konſtant zu ſeyn, jedoch konſtanter bei den Vergiftungen durch Würſte, als bei denen durch reine Fettſäure.

Nach Analogie jener Pflanzengifte könnten vegetabiliſche Säuren als Gegengift gegen dieſes thieriſche Gift dienen, doch müßten ſie, wie bei jenen, erſt nach Herauswerfung des giftigen Stoffes gereicht werden.

Für Anwendung der alkaliſchen Schwefelleber gegen dieſes Gift ſprächen nicht nur einige chemiſche Verhältniſſe der Fettſäure, und einige Analogie derſelben mit der Arſenikſäure, ſondern auch: daß die alkaliſche Schwefelleber beſonders in ſolchen Krankheiten Nutzen ſchafft, die der, welche verdorbene Würſte hervorbringen, ähnlich ſind, z. E. im Kroupe, in der Harnruhr u. ſ. w.

Die angemeſſenſte Behandlung eines durch verdorbene Würſte Vergifteten, würde wohl anfänglich in ſchneller Reichung von Brechmitteln mit abführenden Mitteln, und dann in einer verdünnten Auflöſung der alkaliſchen Schwefelleber, beſtehen.

Bei wirklich thätigerer Entzündung in der Luftröhre, könnte topiſche Blutentziehung durch Blutigel angewendet werden.

Eröffnende Klyſtiere ſind auch im Verlaufe der Krankheit fortzuſetzen.

Bei drohendem Lähmungszuſtande wäre abwechslungsweiſer Gebrauch der Alkalien und Säuren, namentlich auch der alkaliſchen Schwefelleber in Bädern und Anwendung eröffnender Klyſtiere, anzurathen.

Bei ſich wirklich eingeſtelltem Lähmungszuſtande der Lungen und des Herzens iſt alle Hülfe fruchtlos.

Anhang.

Wer ſchlägt den Löwen? wer ſchlägt den Rieſen?
Wer überwindet jenen und dieſen?
Das thut jener, der ſich ſelber zwinget.

Walther von der Vogelweide.

Ueber das unnatürliche Eſſen der Menſchen. *)

Je mehr die Menſchen in erkünſtelten Staatenvereinen von der Natur ſich losſagen, je mehr kommen ſie auch von den einfachern naturgemäßeren Nahrungsmitteln ab, und durch Ueberreizung erſchlafft, kann ihnen nur noch das Zuſammengeſetzte oder Ungewöhnliche, munden.

Als die Unnatur der Römer und ihr Zerfall auf das höchſte geſtiegen war, kamen ſie auf den eckelhaften Gedanken, ſich an den Geburtstheilen und an den Eutern der Schweine, die nahe am Gebähren waren, zu erlaben. Ehe das Mutterſchwein getödtet wurde, ließen ſie lange mit Stöcken auf den Bauch des trächtigen Thieres ſchlagen, damit ſo die Milch und das Blut ſich in die Zwiſchenräume des Fleiſches der ſogenannten

---

*) Ein Anhang, den manche Leſer dieſer Schrift auch ungeleſen laſſen können.

Bauchlappen ſetzen, und daſſelbe angenehmer und zärter machen möchte. *)

Obgleich jetzt Manchem lächerlich, ſo möchte doch, in Wahrheit! die Entrüſtung Kaiſer Leo's des VI., als er das erſtemal erfuhr, daß ſeine Unterthanen auf den Gedanken gekommen ſeyen: Blut in Därme zu füllen, mit Gewürzen und Fett zu vermiſchen, und ſo als Speiſe zu ſich zu nehmen, kurz, Blutwürſte zu eſſen, edler geweſen ſey, als jenes römiſchen Tyrannen Gaumenluſt an den mit Pfauenzungen erfüllten Schüſſeln.

Jener Kaiſer Leo, mit dem Zunamen der Weiſe, der vom Jahre 889 bis 911 regierte, erließ ein Gebot gegen die damals gerade in ſeinem Reiche aufgekommene Bereitung von Blutwürſten. **) Wörtlich iſt daſſelbe in Authent. Imperat. Leonis Constit. 58. zu leſen, ***) und es heißt

---

*) Plutarch. in Erotico. Id. de carnium esu. —

Zu den beſſern Zeiten der Römer wurde Marcus Marcius, Verfaſſer einer Schrift über Bereitung von Würſten und Leckereyen, des Landes verwieſen und die Schrift verbrannt. Das lex Licinia verbietet gepfefferte Würſte, weil ſie den Fraß erregen.

**) Würſte anderer Art waren ſchon längſt im Gebrauche.

***) Constitut. LVIII. imp. Leon. in Corp. jur. civil. Ne ex sanguine cibus conficiatur.

— — — — Perlatum enim ad aures nostras est, quod intestinis tanquam tunicis illum infarctum, velut consuetum in ihm unter anderem alſo: „Wir haben in Erfahrung gebracht: daß die Menſchen geradezu ſo toll geworden ſind, theils des Gewinnſtes, theils der Leckerey wegen, Blut in eßbare Speiſe zu verwandeln. Es iſt uns zu Ohren gekommen: daß man Blut in Eingeweide, wie in Röcke einpackt, und ſo als ein ganz gewöhnliches Gericht dem Magen zuſchickt. Es kann Unſre K. Majeſtät nicht länger ausſtehen und zugeben, daß die Ehre unſres Staates durch eine ſo frevelhafte Erfindung blos aus Schlemmerey freßluſtiger Menſchen geſchändet werde. Wer Blut zur Speiſe umſchafft, er mag nun dergleichen kaufen oder verkaufen, der wird hart gegeißelt, zum Zeichen der Ehrloſigkeit bis auf die Haut geſchoren, und auf ewig aus dem Vaterlande verbannt. (!!!) Auch die Obrigkeit der Städte ſind wir nicht geneigt, frey ausgehen zu laſſen: denn hätten ſie ihr Amt wachſamer geführt, ſo wäre eine ſolche Unthat nie begangen worden. Sie ſollen ihre Nachläſſigkeit mit zehn Pfund Goldes büßen.“ —

Das lautet nun freilich bunt! Bedenkt man aber, wie viele Menſchen ſeit Erlaß dieſes Verbotes ſich wohl an ſolchem in Eingeweide verpacktem

---

aliquem cibum ventri præbeant. Quod tolerari non debere Imperatoria nostra majestas rata. cc. cc.

Blute ſiech oder todt aßen (was freilich der weiſe Kaiſer nicht ahnte), ſo wünſcht man, es möchte dieſes kaiſerliche Mandat, noch eher als andere alte römiſche Inſtitutionen, auch jetzt noch in Kraft ſeyn.

Auch an unſere oft ſo unnatürlich zubereiteten Speiſen, an das viele Fett- und Fleiſcheſſen, an die mit hunderterley Ingredienzien oft tagtäglich angefüllt werdenden Magen und Eingeweide der Tafelſitzer, iſt nur mit Abſcheu zu denken. Verwöhnt durch dieſes zuſammengeſetzte unnatürliche Eſſen in einem vorgeſchrittenen Alter, haben wir auch endlich faſt keinen Begriff mehr von dem Genuſſe, den uns in früherer Kindheit das Eſſen eines Apfels, einer Kirſche, eines Stücklein Brodes, verurſachte. Als wir noch keine ſo fleiſchfreſſenden Thiere waren, da wir noch mehr von Kraut und Früchten lebten, da war es auch noch anders, noch harmloſer mit uns, ſo harmlos, wie dem grasfreſſenden Thiere, das geruhig auf dem großen Teller der grünen Wieſe weidet, das nur *eine* Miene machen kann, weil es keine andere zu machen bedarf, als die, welche die größte Ruhe und Harmloſigkeit ausdrückt. Seit wir auf eigenen Füßen gehen, ſeit wir unſerer Mutter, der Erde, entwöhnt ſind, will uns, was ſo ganz von ihr genommen iſt, wie Kraut, Frucht und Brod, nicht mehr ſo munden. Wir ſtreben nach einer ihr fremden Koſt mit Beil und Geſchoß, bis wir im Alter, zu Kindern geworden, wieder der Muttererde uns nähern: da labt uns wieder Kraut und Obſt, wie in der Kindheit, und endlich legen wir uns ſelbſt, ein Saamenkorn, in ihren Schooß, wo es uns freilich am allerharmloſeſten wird. *)

Wir ſehen auch, daß das ungetrübteſte, ſpäteſte Lebensalter nur diejenigen Menſchen erreichten, die ſich der einfachſten, das vegetative Syſtem weder aufreizenden noch lähmenden Nahrungsmittel bedienten, und welche hauptſächlich an eine gewiſſe Periode des Genuſſes ſich gewöhnten, die ſie nie überſahen: ein Umſtand, der auf das ohnedieß in beſtimmte Perioden ſo leicht eingehende ſympathiſche Nervenſyſtem ſehr wohlthätig einzufließen ſcheint. Daß Lähmung des ſympathiſchen Nervenſyſtems, Verdickung der Blutmaſſe, Trägheit, Vertrocknung der ganzen Maſchine hervorbringt, dafür ſprechen die Geſchichten von Fettgenuß und die Wirkungen des Fettgiftes. Wie aber andern Theils zu große Aufreizung dieſes Bauchſyſtems im Menſchen die unnatürlichen Gelüſte und thieriſche Ausbrüche erzeugt,

---

*) Worte aus meiner Dichtung: „Die Heimatloſen,“ im Morgenblatte, May 1816. Nro. 119.

dafür ſprechen die Geſchichten, wo ſtarke Getränke in Uebermaaß genoſſen wurden, und die Erſcheinungen, die ſich oft bei Schwangern, wo dieſes Syſtem hauptſächlich in einem Zuſtande vermehrter Aufreizung iſt, zeigen. Ausgezeichnet tritt, beſonders oft in letzterem Zuſtande, der zerſtörende Trieb dieſes ſympathiſchen Nervenſyſtems hervor, die thieriſche Freßluſt, die oft ſo ſonderbaren Gelüſten der Frauen in dieſem Zuſtande, über die das Gehirn, der Wille, keine Macht mehr gewinnt, Luſt nach widerſinnigen Speiſen, Luſt zum Beißen, zum Stehlen. So erzählt Langeans die Geſchichte einer Schwangern, die bei aller ſonſtigen Beſinnung ihren Mann ermordete, zu deſſen Fleiſch ſie einen unwiderſtehlichen Appetit bekam, und es, um die ganze Schwangerſchaft davon eſſen zu können, noch einſalzte. *)

Das Faſten und Enthalten von Fleiſchſpeiſen in der katholiſchen Religion hat ſeinen höhern Sinn, nur ſollte man ſtatt eines Pfund Ochſenfleiſches an ſolchen zur Fleiſchesverläugnung beſtimmten Tagen nicht ſechs Pfund Stockfiſche eſſen.

---

*) Bockius führt in ſeinem Commentar über den 51. Pſalm v. 7. einen ähnlichen (vielleicht gleichen) Fall an, wo im Jahre 1553 zu Prettenburg eine ſchwangere Frau ihren Mann tödtete und einſalzte, um ihn während der Schwangerſchaft zu verſpeiſen. Sie wurde lebendig eingemauert.

Wir ſehen durch Fettgenuß auch wirklich Anhäufung von Galle und Neigung zum Zorne entſtehen. Tiſſot heilte einen zum heftigſten Jähzorne geneigten Jüngling nur dadurch, daß er ihm die zu viele Fett- und Fleiſchkoſt verſagte, und Pflanzenkoſt genießen ließ.

Der ſanftmüthige Melanchton gab, als er im Contubernium zu Tübingen ſtudierte, immer ſeine Portion Fleiſch einem andern um eine Portion Gerſtenſuppe. *)

Nicht ohne höhere Bedeutung nahm Moſes ſo viele, beſonders das Fett-, Blut- und Fleiſcheſſen betreffende Vorſchriften in ſeine Geſetze auf. **)

Ueberhaupt wird nur derjenige Menſch das wachſte Gehirn, den unbefangenſten Willen haben, der ſtets Meiſter über die Anregungen jener alten Schlange, die Gelüſte des Bauches, ſeyn kann. Ja! es iſt dieſes Bauchſyſtem gleichſam als das Thier im Menſchen anzuſehen, als die Schlange, von welcher aus überhaupt Sünde, Krankheit und Tod über den Menſchen kommt.

Wir ſehen auch das ſympathiſche Nervenſyſtem gleichſam dem Gehirne entriſſen, nur noch durch einen Apparat von Halbleitern mit ihm in Verbindung ſtehend, nicht mehr dem Gotte im Menſchen, ſondern dem Thiere dienſtbar. Es iſt gleichſam das Zeichen: daß der Menſch, troz ſeines ſelbſtſtändigen, gen Himmel gerichteten Hauptes, mit einer andern Hälfte der Erde angehört, und ſo alſo neben dem Engel in ihm auch das Thier lebt. Es kommt uns bei deſſen Betrachtung der alte Fluch zu Sinne: „mit Schmerzen ſollſt du gebähren" und „im Schweiße deines Angeſichtes ſollſt du dein Brod eſſen."

---

*) Camerar. in vita Melanchthon. p. 67.

**) Bei den Rhodiern ward lange derjenige für gefräßig angeſehen, welcher ſich nach Fleiſch ſehnte. Aelian lib. I. C. 28

So wie aber der Menſch nun einmal nach einem verlornen Paradieſe, das Haupt gen Himmel gerichtet, mit den Füßen im Staube der Erde gehend, halb Engel halb Thier leben ſoll, kann er nicht anders leben, als in ſolchen Banden. Aber laſſe er nur den in ihm wohnenden Gott ein immer wacher Wächter in ſeinem Haupte ſeyn, ihn nicht durch ſolche Feſſeln erlahmen. Hat er doch in dieſem gen Himmel gerichteten Haupte die Bürgſchaft: daß ſich dieſer Gott in ihm nach kurzem Gefängniß, bald von allem Erddienſt befreit, ins Reich der Geiſter ſchwinge!

Die neueſten Vergiftungen durch verdorbene Würſte,

beobachtet an neun und zwanzig Menſchen
in und um Murrhardt im Königreich Würtemberg,

nebſt dem Verſuche einer phyſiologiſch-pathologiſchen
Darſtellung der Einwirkung dieſes Giftes auf den
Menſchen,

von

Dr. Weiß,
Oberamtsarzt zu Backnang,

mit Vorrede und Anhang begleitet

von

Dr. Juſtinus Kerner,
Oberamtsarzt zu Weinsberg.

Karlsruhe,
Druck und Verlag von Gottlieb Braun.
1824.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Sr. Hochwohlgebohrn

dem Herrn Leibmedikus, Ober-Medicinalrath ꝛc.

Dr. von Jäger zu Stuttgart,

widmen dieſe Blätter

in inniger Verehrung

die Verfaſſer.

Vorrede.

Seit der kurzen Zeit der Erſcheinung meiner letzten Schrift, über dieſe traurigen Vergiftungen durch Würſte, die unter dem Titel: das Fettgift u. ſ. w. erſchien, kamen nicht nur in unſrem Vaterlande, Würtemberg, ſondern auch noch in verſchiedenen andern Gegenden Deutſchlands, eine Reihe ſolcher Vergiftungen vor; von welchen die von Herrn Dr. Weiß zu Murrhardt beobachteten, manche neue Erſcheinungen darbieten und zur Vervollſtändigung desjenigen was über dieſe Vergiftungen ſchon früher bekannt gemacht wurde, hauptſächlich dienen.

Beſonders merkwürdig für die Natur dieſes Giftes, iſt die von Herrn Dr. Weiß gemachte Beobachtung: daß ſich in den Magen und Gedärmen dieſer Vergifteten, eine, offenbar nicht von der Galle herrührende, gelbgefärbte Flüſſigkeit zeigt, wie auch dieſe Vergifteten oft eine gleiche, gelbe, bitterſchmeckende Flüſſigkeit erbrechen.

Auch in einem Aufguß ſolcher Würſte mit ſiedendem Waſſer, zeigte ſich nach einigen Tagen ein ähnliches Gelb in Geſtalt eines dicken Rahms auf der Oberfläche ſchwimmend und es iſt nur zu bedauern, daß dieſe Subſtanz nicht einer chemiſchen Unterſuchung unterwerfen, oder mit ihr nicht Verſuche an Thieren angeſtellt wurden: es hätte ſich dieſelbe gewiß als eine dem Weltheriſchen Bitter analoge Subſtanz gezeigt.

Auch die beſondere Färbung der Gefäße in den Leichen an Würſte Verſtorbener, iſt vielleicht nicht ſowohl einzig allein Produkt der Entzündung, als auch der Färbung durch dieſe dem Weltheriſchen Bitter analoge Subſtanz.

Aus Herrn Profeſſor Rapps merkwürdigen Verſuchen mit dem Weltheriſchen Bitter, iſt bekannt: daß daſſelbe durch die Schlagadern auf's ſchnellſte zu den verſchiedenſten Organen geführt wird und man ſeinen Weg, mit dem es die Gefäße färbt, verfolgen kann. Es wird durch daſſelbe gleichſam eine künſtliche Gelbſucht erzeugt, zu welcher man auch bey manchen durch Würſte Vergifteten, wenigſtens große Annäherung, bemerkt. Durch dieſe Beobachtung von Hrn. Dr. Weiß würde meine Vermuthung beſtätigt: daß die Säure in verdorbenen Würſten (man bezeichne ſie mit welchem Namen man wolle), wahrſcheinlich rückwirkend auf das verderbene Fett und vielleicht erſt noch im hohern Grade im Verein mit der Magenſäure, oder überhaupt im warmen eingeſchloſſenen Raume des Magens, eine Art Alkaloid und zwar wahrſcheinlich Weltheriſches Bitter, erzeuge und mit dieſem erſt die höchſt tödtlichen Wirkungen auf den Organismus äußere. (S. das Fettgift u. ſ. w. S. 43.)

Die Erſcheinungen von Dispbagie, Heiſerkeit, Unterdrückung der Stimme, Hervorrufung eines kroupartigen Huſtens, Bildung von falſchen Membranen, von

Herzpolypen, Erzeugung von Vertrocknung der Handflächen und Fußſohlen, Vertrocknung der Excremente, ſind derjenigen Säure die wenigſtens ich aus verdorbenen Würſten, aber auch aus Fett und Blut erhielt, (und die ich theils Fettſäure, theils Leichenſäure, nannte) ganz eigen und nie hörte ich, daß die gleichen Erſcheinungen auch durch gemeine Eſſigſäure erzeugt worden wären, wie eben ſo wenig durch Weltheriſches Bitter, während aber letzteres in Verbindung mit jener Säure die Lähmung der Nerven, hauptſächlich der des Herzens und der Lungen, zu beſchleunigen und deſto ſchneller den Tod herbeyzuführen fähig wäre. Sehen wir doch in den, den verdorbenen Würſten ſo ähnlich wirkenden Pflanzengiften, gleiche Verbindung einer (gewiß auch giftig wirkenden?) Säure*) mit einem giftigwirkenden Alkaloide!

Schon in den Tübinger Blättern führte ich an: daß man in ſolchen vergiftenden Würſten, Fleiſchtheile bemerkt habe, die völlig in Adipocire verwandelt geweſen. Auch Herr Dr. Weiß bemerkte das Gleiche. Wie ſehr zu dieſer Umwandlung in Adipocire (Wachsfett), beſonders das Räuchern, die Einwirkung der Holzſäure, beytragen möchte, dafür könnten auch die Verſuche ſprechen, die Herr Hofrath Profeſſor Oſiander über Veränderung des Muskelfleiſches das man in Kohlenpulver aufbewahrte, machte. Statt daß, wie zu vermuthen geweſen wäre, Kohlenpulver das Fleiſch gegen alle Umwandlung bewahrte, konnte es daſſelbe nur vor fauligter Umwandlung ſchützen, dagegen aber wurde es in Adpecire verwandelt und er fand, daß überhaupt die Holzkohle, ſich als das kräftigſte Mittel zur Verwandlung thieriſcher Theile in Adipocire zeigt. *) Daß aber gerade im Adipocire, Fett- oder Leichenſäure und ein dem Weltheriſchen Bitter wahrſcheinlich ähnliches Princip, das ſogenannte principe orangé, enthalten ſeye, wurde ſchon öfters angeführt.

---

*) Es ſollten mit dieſen neben Alkaloiden ſich findenden Säuren in Giftpflanzen auch Verſuche an Thieren angeſtellt werden.

Wie ſchwer es übrigens iſt, bey Unterſuchung dieſes Gegenſtandes auf ein reines chemiſches Reſultat zu kommen, daß weiß nur derjenige der ſelbſt ſchon den finſtern Weg dieſer Unterſuchung betrat. Eben dieſer Schwierigkeit wegen, die auch ein ausgezeichneter Chemiker nur ſchwer beſiegen wird, konnte ich meine Forſchungen in dieſem Felde nur als unvollſtändig betrachten, nur als Vorarbeiten zu fernern Arbeiten, (S. die Vorrede meiner Schrift: das Fettgift u. ſ. w.) und zu gleichen Forſchungen Anderer. Dieſen Gegenſtand von einem ausgezeichneten Chemiker behandelt zu ſehen, war mein innigſter Wunſch. Nicht vergebens erließ ich in dieſer Hinſicht (bald nach Erſcheinung meiner zweyten Schrift) eine ſchriftliche Aufforderung an den verdienſtvollen Hrn. Profeſſor Buchner zu Landshut. Obſchon bisher dringendere Arbeiten dieſen gewandten Chemiker an einer vollſtändigen Bearbeitung dieſes Gegenſtandes verhinderten, ſo iſt doch gewiß für die Folge von ihm völlige Aufklärung über dieſes Gift zu erwarten und auch das Wenige, was bisher von ihm in dieſer Hinſicht geſchehen konnte, (bietet es auch nur negative Reſultate dar) iſt von Intereſſe.

---

*) Göttinger gelehrte Anzeigen 1821. Bd. 11. (Nr. 116.) S. 1151. 4.

Herr Profeſſor Buchner fand als Hauptbeſtandtheil eines ihm überſandten Deſtillates, das aus Würſten gezogen wurde, von denen andere aus dem gleichen Thiere bereitete Würſte, Menſchen in Würtemberg vergifteten, blos eſſigſaures Ammoniak nebſt einem animaliſchen Stoffe, der mit mehreren Reagentien einen Niederſchlag hervorbrachte.

In einen Auszug ſolcher ihm zugeſandter Würſte, weichte er Erbſen ein und fütterte damit eine Taube vier Tage lang, fand aber dieſe Taube nach acht Tagen noch eben ſo geſund, wie eine andere, die er zu gleicher Zeit mit eben ſo viel Erbſen, die nur in reinem Waſſer eingeweicht waren, fütterte. Er fand auch dieſen Auszug ammoniakaliſch, nicht ſauer, reagirend.

Es fragt ſich hier nun allerdings: ob gerade dieſe Wurſt aus der das Deſtillat und der Auszug gemacht waren, gleich jenen andern, die wirklich vergifteten, auch jenes Gift enthielt und auch vergiftet hätte*), wenigſtens vergiftete ſie die Taube nicht, wobey aber zu erinnern iſt: daß gerade auf dieſe Thiere, dieſes Gift und ſelbſt der Arſenik, am allerſchwerſten einwirkt, auch daß ich, wie man in den nachſtehenden Blättern finden wird, einer Katze von einem gleichen Deſtillate eine bedeutende Menge einſchüttete und an ihr drey Wochen lang nicht das mindeſte bemerkte (weswegen ich auch dem Herrn Dr. Weiß ſchrieb: das Deſtillat habe nicht die mindeſte Wirkung auf dieß Thier geäußert) daß aber erſt nach dem Verlaufe von drey Wochen, ſich bey dieſem Thiere Durchfall, Disphagie und Stimmloſigkeit, Hauptzeichen einer Vergiftung durch Würſte, einſtellten und viele Wochen lang bey ihm anhielten.

---

*) Man ſuche den Fall im Anhange, wo auch nur eine der Würſte giftig war und vergiftete, die andern waren ganz unſchädlich.

Tauben und Kaninchen, die ſo häufig zu Vergiftungsverſuchen gebraucht werden, ſind zu dieſen Verſuchen gerade die untauglichſten Thiere, die Kaninchen hauptſächlich ihrer Paſſivität wegen.

Zu bedauern iſt, daß Herr Profeſſor Buchner nicht Zeit gewann, eine ihm überſandte Wurſt *) genauer Unterſuchung ſogleich zu unterwerfen, ſondern ſie für gelegenere Zeit aufbewahren muß, da zu befürchten iſt, daß ſolche verſandte und noch lange aufbewahrten Würſte, ſich auch nothwendig noch weiter verändern, und alsdann auch nicht mehr aus ihnen, das, gewiß nur zu einer beſtimmten Periode in ihnen entwickelte Gift, rein darzuſtellen iſt.

Um über die Natur der Fettſäure Aufſchluß zu erhalten, unterwarf Herr Profeſſor Buchner reines Schweinefett (ich wünſchte, daß er auch mit altem, ranzigten, das gleiche thun würde) einer zerſtörenden Deſtillation, allein die Säure die er auf dieſem Wege erhielt, ſchien ihm nur unſchädliche Eſſigſäure zu ſeyn, dagegen aber fand er eine ſehr flüchtige ätheriſch-ölige Flüſſigkeit, welche bedeutend giftig auf den Organismus wirkte und der er den Namen Pyrofettäther gab. Dieſer ſogenannte Pyrofettäther, iſt das gleiche Produkt, das ich (S. 27 meiner Schrift über das Fettgift) als ein ſehr leicht flüſſiges ölar-

---

*) Die aber freylich ihren äußern Kennzeichen nach auch nicht giftig zu ſeyn ſchien.

tiges Fett angab, dem bey meinem Prozeſſe noch Säure und Fett beygemiſcht war und mit dem ich unter dem Namen fettſaurem Fette einen Verſuch (S. 23ten Verſuch) an einer Katze anführte, der dieſem Thiere ſehr bald den Tod brachte. Dort heißt es auch: „mit ihm wurden noch drey Verſuche an Thieren „gemacht. Auffallend war bey all dieſen Verſuchen, „das Entſtehen abendanter Schleimſecretion wie bey „belladonna und Weltheriſchem Bitter. Bey einigen „dieſer Thiere entſtunden ſtarke Durchfälle und langſamerer Tod.“ Und hauptſächlich wegen dieſer ſeiner Wirkung vermuthete ich in ihm Weltheriſches Bitter. Seine Verdünſtung beym Erwärmen verurſachte mir ſelbſt heftigen Kopfſchmerz und Schwindel.

Daß Herr Profeſſor Buchner die neben dieſem giftigen Produkte erhaltene Säure, für den thieriſchen Organismus ganz unſchädlich fand, da ſie ſich im Gegentheil mir, wie auch die auf andern Wegen aus verdorbenen Würſten, Fett und altem Blut, erhaltenen Säuren, für eine Reihe von Thieren tödtlich zeigte, iſt mir durch nichts anderes zu erklären, als daß Hr. Profeſſor Buchner durch ſeine komplicirtere Manipulation dieſe Säure ganz rein erhielt und daß ſie durch dieſe Reinheit unſchädlich wurde, wie die ſchädliche brenzlichte Holzſäure gereinigt auch zur unſchädlichen. Eſſigſäure wird*), daß meine, verdorbenen Würſten ſo gleich wirkenden Säuren, vielleicht mit irgend einem noch erſt zu beſtimmenden Stoffe, der vielleicht gerade in jenen Würſten eine Hauptrolle ſpielt, vielleicht einem flüchtig-öligten Stoff, noch verbunden waren: denn in den Verſuchen ſelbſt fand durchaus keine Irrung Statt. Auch zog ich dieſe Säuren meiſtens aus altem Fett, aus verdorbenen Würſten und verdorbenem Blut, Herr Profeſſor Buchner aus reinem Fett. Bey mehr als dreißig, gewiß nicht ohne Mühe und Umſicht, angeſtellten Verſuchen (die Thiere wurden ja doch durch dieſe Säuren getödtet und unter Erſcheinungen von Disphagie, Stimmloſigkeit, Lähmungen u. ſ. w.) war nicht wohl eine Täuſchung möglich und es iſt mir (ich geſtehe es) ſchwer, ſo beſcheiden wie Fontana zu ſeyn, der nach vielen hundert angeſtellten Verſuchen noch ſagen konnte: er wiſſe nicht, ob er ſich nicht doch bey all dem nur getäuſcht habe? Nur zu deutlich erfuhr ich an mir ſelbſt und den Meinigen die ſchädliche Einwirkung dieſer Säuren und ich möchte keinem Chemiker rathen, geſtützt auf die Meinung, daß dieſe von mir angewandten Säuren, bloß reine Eſſigſäure ſeyen, einen mit ihnen zubereiteten Salat zu verſpeiſen, gewiß würde er bald an Vertrocknung des Schlundes, an Stimmloſigkeit, Disphagie u. ſ. w. leiden.

---

*) Wahrſcheinlich konnte auch die höchſt draſtiſche Jatrophaſäure bis zur unſchädlichen Eſſigſäure manipulirt werden.

Noch ſtärker als die durch Deſtillation des Schweinefetts erhaltene Säure, zeigten dieſe ſchädliche Einwirkung diejenige Säuren die ich durch Saponificirung erhielt, allerdings hatten aber auch dieſe nicht die ſo heftig giftigen Wirkungen wie die verdorbenen Würſte, das heißt, ſie vergifteten wohl der Art nach wie dieſe, aber nicht dem Grade nach, nicht in ſo geringer Gabe, allein nie hielt ich eine Säure, wie man auch an verſchiedenen Stellen meiner Schrift über das Fettgift findet, für das einzig giftige Agens in verdorbenen Würſten, ſondern ich führte immer an und bin noch dieſer Meinung (hauptſächlich wegen Aehnlichkeit der Wirkung verdorbener Würſte mit der Wirkung verſchiedener Pflanzengifte und jetzt um ſo mehr durch Herrn Dr. Weiß angeführte Erfunde) daß ſich dieſe Säure in giftigen Würſten mit einem Alkaloide, namentlich mit Weltheriſchem Bitter, oder einer ihm ähnlichen Subſtanz, oder vielleicht auch mit jener flüchtig-öligen Subſtanz, neben Ammonium, verbindet und ſo auch hauptſächlich jene tödtlichen Einwirkungen hervorbringt. Es wäre auch nicht gerade nöthig, daß giftigwirkende Würſte immer ſauer reagiren müßten. Herr Profeſſor Dr. Jäger fand, daß ein Vogel, dem er weniges von der durch mich erhaltenen Wurſtſäure (der aus verdorbenen Würſten gezogenen Fett- oder Leichenſäure) die er mit Kali ſaturirt beybrachte, noch früher krepirte als ein anderer dem er blos reine Säure gab.

Ich pflichte ganz der Meinung bey die Herr Hofrath Kaſtner in Henkes Zeitſchrift für Staatsarzneykunde 6tem Bande S. 470 über die von mir angewandten Wurſt- oder Fettſäuren äußert, wo dieſer vortreffliche Chemiker ſagt: „Auf ähnliche Weiſe wie die durch trockne Deſtillation des Fetts erzeugte brenzlichte Eſſigſäure, oder auch die durch ſaure Gährung der Fleiſchbrühe entſtandene eſſigſaure Zuminſäure mit eigenthümlichen (im erſten Falle flüchtig-öligen) Subſtanzen ſehr innig verbunden erſcheinen, ſo dürfte auch Kerners Wurſtſäure eine Eſſig- oder Milchſäure ſeyn, höchſt innig verbunden mit einem durch eingetretene Verweſungs- oder Fäulnißgährung entſtandenen, ſchon in kleinen Gaben (nach Art der narkotiſchen Stoffe) giftigen, thieriſchen Stoffe. Dieſer Stoff beſitzt wahrſcheinlich Stickſtoff als Mittelbeſtandtheil und läßt ſich durch Salzbaſen von der Säure (Eſſigſäure — Milchſäure — oder vielleicht auch der letztern ſehr nahe kommenden Zuminſäure —) nicht trennen, weil er damit dreyfache Salzverbindungen herſtellt.

Vielleicht ließe ſich dieſer giftige Stoff iſolirt darſtellen, und dann chemiſch beſtimmen, wenn man ihn durch friſches Kohlenpulver von der Säure zu trennen und aus der Kohle in Weingeiſt oder in Aether zu bringen ſuchte?"

Ebenſo pflichte ich Herrn Leibmedikus von Jäger bey, wenn er an gleichem Orte ſagt:

„Es wird aus Kerners Verſuchen wahrſcheinlich daß ſich dieſes Gift mit der Fettſäure bilde, in ihr auflöslich ſeye, und mit ihr vereint, in ihren Verbindungen mit Erden und Alcalien bleibe und aus dieſen wieder mit ihr abgeſchieden werden könne. Es konnte Kerners Ausſpruch:

„„Der in verdorbenen Würſten ſo ſchädlich wirkende Stoff ſey nichts anders als die Fett- oder Thierſäure, von mehr oder weniger Stickſtoffgehalt und mehr oder weniger an Ammonium oder ein beſonderes Alkaloid gebunden.""

zur Zeit auch nur beſagen:

Jener ſchädliche Stoff möchte wohl in irgend einer Verbindung des Stickſtoffes, ähnlich einigen andern Giften aus den organiſchen Reichen, wie die Blauſäure und das Weltheriſche Bitter beſtehen. Bis jetzt ſey er aber nicht iſolirt, ſondern nur in Verbindung mit zerſetztem Fette (mit Fettſäure) darzuſtellen."

Nie glaube ich aber daß dieſes Gift (ſollte es entweder in jener, auch von mir erkannten und an Thieren verſuchten, flüchtig-öligten Subſtanz, die man bey Deſtillation der Fettſäure mit derſelben erhält, oder in einem beſondern Alkaloide, Weltheriſchem Bitter u. ſ. w. beſtehen) getrennt von der Säure ſo ſpecifik wirkt, wie gerade in Vereinigung mit der Säure.

Jene flüchtig-öligte Subſtanz, oder ein Alkaloid, kann wohl Erbrechen und Durchfall erregen, Lähmungszuſtände erzeugen, und allerdings Haupturſache tödtlicher Vergiftung ſeyn, aber allein wird ſie nicht jene Erſcheinungen von Kroup, von Schnupfen, von Verdickung des Schleimes, der Exkremente, von Bildung von Herzpolypen u. ſ. w. hervorbringen; welche Erſcheinungen offenbar nur Wirkungen einer Säure ſind (man erinnere ſich der dephlegiſtiſirten Salzſäure die ähnliches erregt) einer Säure, die aber allerdings durch das charakteriſche Inſichtragen jener (wahrſcheinlich durch ſie ſelbſt hervorgerufenen) Subſtanz, erſt zu dieſem auffallend tödtlichen Gifte wird.

So ſieht man von den meiſten Alkaloiden, die man aus giftigen Pflanzen zieht und die man für das hauptſächliche giftige Agens in ihnen hält, Erbrechen und Durchfall entſtehen, Lähmungszuſtände herbeygeführt werden, allein andere dieſen Pflanzen charakteriſtiſche, Wirkungen fehlen, die ſie aber gewiß im Bunde mit den ihnen immer beygefügten Säuren hervorbringen würden.

Noch immer bleibe ich der Meinung: (der Meynung die ich ſchon ſehr oft, auch in einem Briefe an Herrn Hofrath Buchner, bald nach Erſcheinung meiner zweyten Schrift, ausſprach) daß das Gift in dieſen Würſten eine durch thieriſche Verweſung entſtandene Säure iſt, (man heiſe dieſe wie man wolle) in Verbindung noch mit einer gleichzeitig oder durch ihre Einwirkung erzeugten giftigwirkenden Subſtanz, man finde dieſe in einem Alkaloide, in Weltheriſchem Bitter, oder in jenem ätheriſch-flüchtigem Oele das man bey Zerſetzung des Fettes im Bund mit der Fettſäure erhält und das ich in meiner Schrift über die Fettſäure (weil ihm bey meiner Darſtellung noch Fett und Säure beygemiſcht war) leichtflüſſiges fettſaures Fett, Herr Profeſſor Buchner aber (der es von der Säure ſchied) Pyrofettäther nannte; daß aber, die ſo charakteriſtiſchen Erſcheinungen jener Wurſtvergiftungen, durch jene Subſtanz, wendet man dieſe allein an, eben ſo wenig hervorgebracht werden, als ſie von der Säure hervorgebracht werden, wendet man dieſe, purificirt bis zur reinen Eſſigſäure, an. Das möchte eben das charakteriſtiſche dieſer durch thieriſche Verweſung gebildeten Säure ſeyn: daß ſie mit jener eigenthümlichen Subſtanz, die ſie wahrſcheinlich durch Rückwirkung auf die thieriſche Stoffe ſelbſt hervorruft, innig vermiſcht iſt und nur im Bunde mit dieſer, ſo wie jene Subſtanz nur im Bunde mit ihr, jene ganz ausgezeichnete, nur einigen Pflanzengiften ſehr nahe kommende, Vergiftung erzeugt. Man dürfte dieß bey thieriſchen Verweſungs-Prozeſſen mit jener Subſtanz erzeugt, oder ſie erzeugende Säure, auch billig mit einem eigenen Namen benennen, ſie, wie ich that, Thier- oder am paſſendſten, Leichenſäure nennen, aus der aber allerdings Eſſigſäure wie wahrſcheinlich auch noch aus andern ſchädlich wirkenden Säuren, die jetzt beſondere Namen tragen, durch Manipulation zu bereiten iſt. Und nur dieſe Säure war es, mit der ich jene tödtlichen Verſuche an einer bedeutenden Reihe von Thieren anſtellte.

Bey einem ſo wichtigen Gegenſtande aber, wo es nur darum zu thun iſt, daß das Rechte gefunden werde, opfere ich übrigens mit Freuden meine Meynung dem beſſern Wiſſen erprobter Chemiker und begnüge mich damit: wenigſtens durch meine Forſchungen dieſe Erſcheinung zur lebendigern Sprache und dadurch vielleicht endlich (beſonders wohl bald durch die aus ihnen hervorgegangenen Arbeiten des Herrn Profeſſors Buchner) zur völligen Aufklärung gebracht zu haben.

Herr v. Springer, praktiſcher Arzt zu Herrenberg, iſt der Meynung (die ich ſelbſt auch in mehrern Stellen meiner Schrift: das Fettgift u. ſ. w. äußerte) daß ein krankhafter Proceß im Schweine ſelbſt namentlich eine krankhafte Leber (welcher Schweine allerdings hauptſächlich unterworfen ſind) dieſe Vergiftungen veranlaſſe und machte mit kranken Lebern, aus denen er Würſte bereiten ließ, einige Verſuche an Thieren, die ihm aber ſelbſt kein genügendes Reſultat gaben. Allerdings aber geht aus denſelben hervor: daß Würſte die aus krankhaften Lebern bereitet ſind, bälder in Zerſetzung übergehen und giftiger wirken müſſen, als ſolche, die aus geſunden Lebern bereitet wurden. Zu ſehr aber ſind Fälle bekannt, wo die Lebern notoriſch geſund waren und wo gar keine Lebern zur Bereitung der Würſte genommen wurden*), als daß man nicht annehmen müßte: es fänden dieſe Vergiftungen auch durch Würſte Statt, die aus Thieren mit ganz geſunden Lebern bereitet wurden. Auch nicht durch eine dem Schweine eigenthümliche Krankheit, ſoll dieſelbe in ſeiner Leber oder irgendwo anders gegründet ſeyn, ſcheinen dieſe Vergiftungen einzig veranlaßt zu werden, indem ſie ja auch durch Würſte die aus andern Thieren, namentlich aus Ochſen, Böcken, bereitet wurden, verurſacht werden, und ſelbſt ſchon altes Gänſefett, Lerchen, fettes Rindfleiſch, Käſe, die gleichen Vergiftungen, wenn auch im mindern Grade, hervorbrachten. Sehr annehmbar aber bleibt immer (wie ich ſchon öfters anführte) daß ein ſchon im Thiere krankhaft zerſetztes Fett, oder eine krankhafte, zerſetzte Leber, die im Ganzen ſelbſt nur als Fettmaſſe zu betrachten iſt, ſchneller und vollkommener in giftige Verderbniß übergehen muß als eine geſunde. Daß aber in Schweinen ſehr oft durch die übertriebene Mäſtung die Leber erkrankt und das Fett ſich zerſetzt, ſchmierig wird, iſt bekannt und die Meynung Hrn. v. Springers gewiß der Beherzigung werth. Hauptſächlich ſollte man die genaueſte Unterſuchung machen: ob nicht doch in manchen dieſer Fälle eine Annäherung zum Milzbrande in dieſen Thieren, das Anthraxgift, mit im Spiele iſt, wogegen aber freylich immer wieder ſpricht: daß ſich dieſes Gift nicht in allen Würſten von einem Schweine, ſondern nur in einzelnen, oft nur in einer, die eben gerade am meiſten verdarb, ausbildet. Daß dieſe giftigwirkenden Würſte, oft erſt im Magen der Menſchen noch ihre völlige giftige Ausbildung erlangen, äußerte ich in meiner

---

*) So war auch in der erſten Geſchichte von Hrn. D. Weiß zu einer Wurſt die vergiftete, ſtatt Schweinsleber, Schafsklung ganz allein genommen worden.

Schrift über das Fettgift (S. 245) und pflichte um ſo mehr der gleichen, durch triftige Gründe belegten, Meynung des Hrn. Dr. Weiß bey.

Ein Verdienſt hat ſich auch Hr. Dr. Weiß nicht nur durch die genauen anatomiſchen Unterſuchungen überhaupt, ſondern hauptſächlich durch die des Nervenſyſtems der Leichen ſolcher Vergifteten, erworben, welche bis jetzt noch nicht mit der Genauigkeit angeſtellt wurden und Reſultate lieferten, die zur Beſtätigung meiner, hauptſächlich in meiner erſten Schrift über dieſen Gegenſtand ausgeſprochenen, Anſichten über den beſondern Einfluß dieſes Giftes auf das ſympathiſche Nervenſyſtem, dienen. *)

Die vorzüglichſte Folge dieſes Giftes, nach Aufnahme deſſelben in das Blut, iſt offenbar: Lähmung des ſympathiſchen Nervenſyſtems, daraus entſtehende überwiegende Venoſität, Zerſetzung der Blutmaſſe, Stillſtand thieriſcher Wärmebildung und aller Secretionen und zuletzt der ganzen thieriſchen Maſchine in Folge der Lähmung des Herzens und der Lungen. Am wenigſten ergriffen bleibt das Gehirn und die reinen Gehirnnerven, eben weil dieſes Gift hauptſächlich nur vorzugsweiſe auf das ſympathiſche Nervenſyſtem einwirkt. Offenbar bildet ſich dieſes Gift oft mehr als dem Grade nach verſchieden in den verſchiedenen Fällen in Würſten aus und darnach modificiren ſich auch mit die Erſcheinungen ſeiner Einwirkung, die aber in der Hauptſache ſich doch immer gleich bleiben und immer vorzugsweiſe die berührten Einwirkungen ausſprechen.

---

*) Siehe neue Beobachtungen Seite 76.

Den ſo ſehr ſchätzbaren Beobachtungen von Herrn Dr. Weiß, fügte ich im Anhange, um die Geſchichte der bis jetzt vorgekommenen Vergiftungen zu vervollſtändigen noch die Geſchichten einiger andern, in neueſter Zeit in Würtemberg und in andern Gegenden Deutſchlands beobachteten, Vergiftungen der Art bey.

Möchte auch durch dieſe Blätter dieſe traurige Erſcheinung immer mehr erkannt und beſonders auch in unſrem Vaterlande Würtemberg, wo ſie alljährlich Manchen den ſcheuslichſten Tod bringt, immer mehr verhütet werden!

Betrachtet man nur allein nachſtehende von Herrn Dr. Weiß beobachteten Fälle, ſo ſieht man: daß nur in einem kleinen Kreiſe um Murrhardt und in der Zeit von acht Monaten, wieder allein neun und zwanzig Menſchen erwieſen an dieſer Vergiftung erkrankten, von denen ſechs dem Tode erlagen. *)

Allerdings wäre dieſem Uebel auf einmal begegnet — würden die Menſchen keine Würſte mehr ſpeiſen; allein dieß wird wohl noch ſo lange geſchehen, bis dereinſt eine neue Weltkataſtrophe, dieſes ſogenannte kultivirte, Leben aufheben und den der Natur entgangenen Wurſt- und Paſteten freſſenden Menſchen, zur einfachen naturgemäßen Nahrung zurückführen wird.

Weinſperg im Januar 1824.

Dr. Juſtinus Kerner.

---

*) Noch am Schluſſe dieſer Blätter erhalte ich folgende Mittheilung: „Am 12. März d. J. aß der Stadtſchreiber Sturm von Dornhan (auch in Würtemberg) mit ſeiner Familie eine Blutwurſt. Am 18. ſtarb er, am 17. ſein 11jähriger Sohn; ſeiner Frau und ſeiner Schwägerin wartet man auf's Ende und von 7 Perſonen werden wohl nur zwey am Leben erhalten werden.“

Neueſte Vergiftungen
durch
# verdorbene Würſte
in der Gegend von Murrhardt,

von

Dr. Weiß.

◆

Die hier erzählten Geſchichten der neueſten Vergiftungen durch den Genuß verdorbener Würſte, ſollen hauptſächlich einen Beytrag zur Diagnoſtik des erſt in neuerer Zeit mit mehr Aufmerkſamkeit beobachteten eigenthümlichen Erkrankens durch dieſes Gift liefern: denn es fehlt in ihnen nicht an einzelnen Erſcheinungen, die bisher, wenigſtens nicht in der Art, beobachtet wurden, wodurch zugleich bewieſen wird, welche Abänderungen in den Krankheitsſymptomen durch die Individualität der Kranken ſelbſt geſchieht.*)

Die den einzelnen Geſchichten beygegebenen Erfunde der Leichenöffnungen, ſollen nicht nur den bisher bekannten Zuſtand nach dem Tode und die an und in den einzelnen Organen vorgegangenen Veränderung beſtätigen, ſondern es iſt auch das bisher noch nicht genau Unterſuchte, namentlich der Zuſtand der Nerven und des Gehirns, in der Abſicht herausgehoben worden, um theils die von Dr. **Kerner** ſchon früher bekannt gemachten phyſiologiſchen Abweichungen im Nervenſyſtem auch **anatomiſch nachzuweiſen**, theils auch andere Aerzte nicht nur zur weiteren anatomiſchen, ſondern auch zu phyſiologiſch-pathologiſchen Unterſuchungen in dieſem Felde zu veranlaſſen und hiedurch endlich eine feſte Therapie zur Behandlung dieſer bedaurungswürdigen Unglücklichen begründen zu helfen.

---

*) Und wohl auch durch die verſchiedene Ausbildung dieſes Giftes in Würſten in verſchiedenen Fällen. K—r.

Veranlaßt durch dieſe Erfunde habe ich den Verſuch gemacht, die Einwirkung dieſer zerſetzten Stoffe auf den menſchlichen Organismus in phyſiologiſcher und pathologiſcher Beziehung darzuſtellen und ſomit nur meine Anſichten zu geben. Sie ſind blos Folgerungen aus dem Erfunde der Abweichungen von dem geſunden Zuſtande in den verſchiedenen Organen.

Erſte Geſchichte.

Am 22. November 1822 aß eine Bürgerfamilie von 4 Perſonen zu Murrhardt zwey durch einen Metzger daſelbſt bereitete Leberwürſte zu Mittag. Statt der Leber allein nun ſeyen der Angabe nach auch allerhand Eingeweide von Schaafen (d. h. Schaafskling und Gekröſe) darunter gehackt geweſen und die Würſte hätten noch viele Keſſelbrühe enthalten. Weil der Darm übel gerochen, ſo hätte man ihn weggethan. Die eine der Würſte, welche der Hausvater und deſſen Frau gegeſſen, habe wirklich Schaafskling ſtatt Schweinsleber allein enthalten, habe bläulicht ausgeſehen und der Innhalt ſeye verſalzen geweſen, hätte aber auſſerdem ziemlich fad und ſäuerlich geſchmeckt. Die andere Wurſt ſeye von den zwey erwachſenen Kindern gegeſſen worden. Nach dem Eſſen habe der Vater, was er ſonſt nie gethan, einen kleinen Kelch Branntwein zu ſich nehmen müſſen, weil es ihm unwohl geworden, was den darauf folgenden Morgen wieder geſchehen ſey.

Alle vier Perſonen haben ſich bis zu dem folgenden Tag Morgens um 10 Uhr ohne weitere krankhafte Anfechtung befunden, alſo das Abendeſſen und Frühſtück noch mit Appetit eingenommen.

Der Hausvater, Schloßermeiſter Adam Nägele, 57 Jahre alt, ſonſt ganz geſund, habe bis 10 Uhr (den 23. November) geſchmiedet, wo ihn dann auf Einmal eine große Müdigkeit befallen, denn er habe aufhören müſſen zu arbeiten, und nichts zu Mittag eſſen können, weßwegen er nur ſüße Milch getrunken, wozu er beſondere Neigung gefühlt hätte. Mit dem Eintritte der Mattigkeit und etwas ſpäter habe ſich ein Dehnen und Recken der Glieder mit Einſchlafen derſelben eingeſtellt, nachher Gähnen, Froſt, Hitze und Abweichen mit einigen Leibſchmerzen und wie wenn unverdauete Sachen abgiengen. Mit dem Eintritte der Hitze ſeye Schwindel gekommen mit einem Gefühl im Kopfe, als wenn dieſer dreyfach ſo groß wäre, dann Blödigkeit in den Augen mit einem beſonderen Spannen beim Bewegen der Augenlieder. Viel Durſt, durch Milch geſtillt; trockene Naſe.

Am 23. Abends um 5 Uhr bei meiner Anweſenheit traf ich den Mann mit einem rothen aufgedunſenen Geſichte. Puls 113 Schläge, voll, nicht geſpannt, mit Oedigkeit im Magen und Appetit zu ſaurer Milch, die ich auch genießen ließ. Eingenommenheit des Kopfes, Gähnen und Schwindel, Reißen in den Gliedern und die oben beſchriebenen Erſcheinungen.

Brechmittel nahm er keines, aber von der verordneten abführenden Emulſion aus Sal. m. Gl. ℥ß. Ol. oliv. ℥ß. Vitell. ovor. Nro. 1 trit. Infus. lax. V. ℥v. Syrup. de Mann. ℥jß. — alle 3 Stunden ½ Kaffeeſchale voll zu nehmen — beſtehend, die ihm während der unruhig zugebrachten Nacht viermal Stuhl bewirkte mit Nachlaßen des Schwindels, des Reißens in den Gliedern und der Mattigkeit. Gleiche Frequenz des Pulſes am 24. Morgens und nur noch einige Spannung auf der Stirne mit Fortdauern derſelben in den Augenliedern, die noch einige Tage nachher, wo alle ſonſtigen Zufälle gänzlich verſchwunden geweſen, angedauert haben.

Die folgende Nacht erleichterte ihn ein ſtarker Schweiß und er fand ſich, einige Mattigkeit ausgenommen, wieder zum Arbeiten fähig.

Seine ſonſt ſehr reizbare 54jährige Frau fühlte ſchon früh um 8 Uhr des 23. Novbr. beim Aufſtehen große Abgeſchlagenheit in den Gliedern, Froſt, Hitze, Eingenommenheit des Kopfes, Mangel an Appetit, mit wüſtem, ſchleimigtem und übelſchmeckendem Munde; den Tag über hätten ſich unter fortgedauerten gelinden Leibſchmerzen und

Magendrücken drey Stühle eingeſtellt, doch ohne Beſſerung. Starkes Reißen in allen Gliedern, mit einem Gefühle, als wenn ſie gelähmt wären. Die Füße ſeyen, was früher nie der Fall, den ganzen Tag bis zur Gefühlloſigkeit kalt — und ſelbſt am warmen Ofen — wie im Eiſe ſtehend geweſen, mit Brennen in den Knieen. In den Armen, Händen und Schenkeln ein ganz beſonderes Gefühl von Wuſeln und Grübeln (wie beim Kramp in Mutterkorn-Vergiftungen ꝛc.), ſtarkes Herzklopfen und große Unruhe.

Dieſe Frau fand ich ängſtlich, Puls 140 p. m. etwas geſpannt und voll, das Geſicht roth, feurig, doch ohne Trockenheit in der Naſe oder des Mundes, aber heftiges Kopfweh mit Eingenommenheit. Ich ließ ihr wegen bekannter Vollblütigkeit acht Unzen Blut, durch eine große Aderöffnung am Arme, in einem ſchnellen Strome abzapfen, es koagulirte langſam und bekam keine Speckhaut, blieb übrigens ſchön roth. Sogleich Nachlaßen der Zufälle, ohne Verminderung der Frequenz des Pulſes, große Erleichterung im Kopfe. Nach einer halben Stunde ſchon war der Puls 120 und allmähliges Wiedereinſtellen der Wärme in den Füßen, welche bald ganz badwarm wurden.

Ein der Frau bald nach dem Aderlaſſen gereichtes Brechmittel hatte mit großer Erleichterung fünfmaliges Erbrechen und dreymaligen Stuhl bewirkt mit dem Nachlaſſen aller Zufälle, doch kamen durch das Erbrechen keine Wurſttheile mit zurück.

Am 24. Die Müdigkeit hat ungeachtet der unruhig zugebrachten Nacht etwas nachgelaſſen, der Puls hat noch 120 Schläge, iſt weich ohne Spannung, der Kopf iſt freier und der Blick unbefangen. Es wird von der abführenden Emulſion genommen.

Am 25. war das Befinden beſſer bei gleicher Frequenz des Pulſes, daher die Kranke ein Dec. Alth. mit etwas Salpeter, Graswurzel-Extrakt und Minderers-Geiſt erhielt, worauf der vorige Geſundheits-Zuſtand ſich in einigen Tagen vollends herſtellte.

Die 22jährige Tochter wurde erſt am Abend des 23. von derſelben Müdigkeit und dem Reiſſen in den Gliedern befallen, ſie bekam Uebelkeit und freiwilliges Erbrechen mit Entleerung vieler gelber dicklichter Materie ohne Wurſttheile. Dieſe Neigung zum Erbrechen fand bei den andern Vergifteten nicht Statt. — Puls 100, das Ausſehen roth, kein Herzſchlag, ſie kann nicht auf ſeyn, während die anderen Erkrankten auf ſind und herumgehen können.

Auf das gereichte Brechmittel mußte ſie viermal erbrechen mit großer Erleichterung, guter

Schlaf darauf, und nach dem am 24. genommenen Abführungs-Mittel und darauf erfolgten einigen Stühlen, Aufhören aller Zufälle.

Der 15jährige Sohn bekam gleich nach dem Eſſen der Hälfte einer Wurſt ſtarken Durſt, worauf er ſauern Moſt getrunken, doch ſeye es ihm darauf eckelig und brecheriſch geworden, ohne ſich erbrechen zu können. Nachts habe er mit Appetit wieder gegeſſen, auch gut geſchlafen, und nur den andern Tag am 23. wegen großer Müdigkeit und etwas Kopfweh hätte er bald aufhören müſſen zu arbeiten. Dieſer junge Menſch nahm nichts ein, indem er ſelbſt einigemal Abweichen bekommen hatte, und ſo ohne weitere Zufälle durchkam.

Zwar war dieſe Vergiftung zu keinem großen Grade gediehen, allein ſie hat doch unbeſtreitbar Statt gefunden, durch die aus den Eingeweiden von Schaafen bereiteten Würſte, welche nur nicht genug in Verderbniß übergegangen geweſen ſind, um noch mehr zu ſchaden.

Zweyte Geſchichte.

Vergiftung dreyer Erwachſenen durch eine Leberwurſt.

Am 3. December 1822 wurde ich bei dem Beſuche eines Kranken in dem Weiler Kaiſersbach, Oberamts Welzheim, zugleich auch von dem dortigen Anwalt M. Grau zu ſeinem Sohne gerufen. Bei der erſten Anſicht deſſelben erkannte ich ſeine Krankheit ſogleich für eine Wurſtvergiftung, was bei einigem Nachforſchen bei dem Anwalte ſich bald beſtätigte, denn ich traf in dem Schlafgemach des Erkrankten friſch geräuchertes Fleiſch an, zufolge deſſen meine Vermuthung ſich vergewiſſerte.

Den 25. November hatte die ganze Familie Leberwürſte gegeſſen, von einem über zwey Centner ſchweren, vor Martini geſchlachteten Schweine, das vorher nicht mehr habe freßen wollen, und deſſen Herz nicht recht voll wie bey einem geſunden Schweine (wahrſcheinlich welk und ſchlaff), deſſen Leber aber ganz geſund geweſen ſey. Die Würſte nun ſeyen zwar vorher geräuchert worden, ſeyen ihnen aber doch ſauer vorgekommen, daher ſolche weggeworfen worden. Am meiſten hätte indeſſen der bedeutend erkrankte 24jährige Sohn Johann Grau des Abwehrens vom Vater ungeachtet, davon gegeſſen. Auſſer dieſem Sohne hatten noch gegeſſen, der 56jährige Vater und die 53jährige ſchwächliche, faſt immer kränkliche, Mutter. der andere 30jährige Sohn und die 19jährige Tochter: dieſe beiden letzten ſonſt geſund und ſtark.

Der Vater und der ältere Sohn blieben ganz geſund und fühlten ſich im mindeſten nicht von dem Gifte angegriffen.

Der jüngere Sohn und die Tochter aber ſeyen bald erkrankt mit der Mutter, welcher es ſelbigen Abend noch übel geworden ſey, mit Neigung zum Erbrechen und vielem Speichelfluß, da die Mutter aber öfter kränkliche Anfälle gehabt, ſo hätte man dieſe auch dazu gerechnet. Am Tage meines Herbeyrufens fand ich dieſe Frau mit Blödigkeit des Geſichtes, befangenem Blicke und Trockenheit der Zunge und des Rachens auch mit etwas beſchwerlichem Schlingen, obgleich ſie am wenigſten von der einzigen Wurſt, die verſpeißt worden ſeye, genoßen habe.

Der jüngere Sohn aber und die Tochter hätten bald Müdigkeit empfunden, und dieſem ſey es am Abende des 25. Novbr. noch ſehr warm geworden, ſo daß er einen rothen Kopf bekommen und es ihm einen ſtarken Schweiß ausgetrieben habe, nach einigen Stunden hätte dieſer nachgelaſſen, und es ſeye ihm dann wieder beſſer geworden, worauf er gut habe ſchlafen können.

Am 28. u. 29. Nov. haben ſich beyde Kranke, nach vorhergegangener großer Müdigkeit und Abgeſchlagenheit der Glieder, ſo daß ſie nicht gewußt, wo ſie dieſelben hinlegen ſollten, und auf vorhergegangene Leibſchmerzen, erbrechen müſſen, wodurch viele Galle ausgeleert worden. Hierauf ſeye nun bei der Tochter einige Erleichterung erfolgt, bey beyden jedoch erſchwertes Schlingen und Geſichtsblödigkeit, ſo daß es ihnen geſchienen, wie wenn ein Nebel vor den Augen wäre, den ſie immer wegwiſchen müßten.

Die Tochter traf ich auſſer Bette und mit Stricken beſchäftigt an, das ihr, ſo wie die übrigen häuslichen Verrichtungen, ſehr ſauer geſchehe, weil ſie ein Gefühl in den Gliedern habe, wie wenn ſie gebunden wären. Ihr Ausſehen war wie ſchläfrig, der Blick matt. Den Mund und Rachen traf ich etwas ſchleimig und nicht trocken an, auch, was mir ſonderbar vorgekommen, einige Anſchwellung und hellrothes Ausſehen des Gaumenvorhanges und der Mandeln. Der Appetit wenig und kein rechter Geſchmack, kein geſpannter Leib, wohl etwas zäher, aber doch täglicher Stuhl.

Puls natürlich. Wie ich ſpäter erfahren habe, ſollen ſich die Wurſtvergiftungs-Symptome bald verloren, aber eine Mandelgeſchwulſt gebildet haben, welche von einem Wundarzte geöffnet worden ſeye. *)

Der Sohn habe ſich mehr und öfters als die Tochter erbrechen müſſen, ſo daß es ihm unmöglich geworden, wieder aufzuſtehen, weil er von einer unausſprechlichen Müdigkeit und Schwindel befallen worden, und doch habe er nicht als blos wenig nach Mitternacht, jedoch ohne zu träumen, ſchlafen können. Das Geſicht ſeye ihm ganz vergangen. Auch Durſt habe er gehabt, aber nicht ſchlucken können, als blos etwas wenige Milch mit der größten Anſtrengung.

Ich traf dieſen Kranken im Bette an mit vollem, kaum etwas beſchleunigtem Pulſe, trockener, kaum etwas gelblicht belegter, glänzender Zunge, und trocken roth entzündetem Halſe, mit etwas angelaufenem Gaumenvorhange und Mandeln, doch nicht ſo, wie bey ſeiner Schweſter. Völlige Unfähigkeit zu ſchlingen, ſo daß flüſſige Sachen kaum den Hals hinunter laufen, wenn der Kopf horizontal gelegt wird, worauf aber

---

*) Daß dieſe Vergiftungen auch Mandelgeſchwülſten erzeugen, iſt in mehreren der gedachten Fälle erwähnt. K—r

Verkirnen mit ſtarkem Huſtenreiz folgt. Die Augenlieder nur ſo gelähmt, daß ſie zwar nicht ganz, doch etwas bewegt werden können; erweiterte Pupillen mit Geſichtsnebel ohne Doppeltſehen, doch ſonderbare Gebehrdung beym Anſehen von etwas; blaſſes Ausſehen. Der Leib iſt ſehr geſpannt und feſt, beſonders nach der Richtung der geraden Bauchmuskeln, keine Aufgetriebenheit des Leibes. Am 2. Dezember hätte der Kranke den letzten, äuſſerſt ſparſamen, feſten und kaum wegzubringenden Stuhl gehabt. Auch beklagte ſich dieſer Kranke ſehr über Harnbrennen, und hatte geringen Abgang eines braunen, ſehr ſaturirten Harnes. Wohl Ziehen und Dehnen der Glieder, aber kein Einſchlafen derſelben.

Da dieſe Vergiftung, bevor Hilfe dagegen geſucht worden iſt, volle acht Tage angedauert, alſo zu tief auf die Organiemen eingewirkt hatte, als daß von einem Brechmittel noch ein günſtiger Erfolg zu erwarten geweſen wäre, ſo verordnete ich folgende Emulſion: Rec. Olej ricinj ℥j. Vitell. ovor. Nro. 1. trit. Infus. lax. V. aquae anisj aa. ℥iij. Sal. mir. Gl. ʒvj. Tinct. rhej aquos. Syrup. de Mann. aa. ℥j. M. S. Alle 3 Stunden eine halbe Kaffeeſchaale jedem der zwey Erkrankten zu geben', bis Stuhlgang erfolgt.

Am 4. Dezember brachte mir indeſſen der Vater die Nachricht, daß des fleißigen und pünktlichen Einnehmens der Arzney ungeachtet, bey keinem der Kranken noch Stuhlgang erfolgt ſeye, doch hätte es ſich bey dem Sohne nicht verſchlimmert, und die Tochter ſeye etwas munterer, arbeite auch, ich möchte nun das Weitere verordnen. Ich ließ nun dieſe Miſchung wiederholen, und dazwiſchen hinein die von Hrn. Dr. Steinbuch empfohlene Terra catechu ſo geben: Rec. Terrae catechu ʒj. Aquae anisj ℥iv. Naphthae vitriolj ʒj. Syrup. de Alth. ℥j. M. S. Alle 2 Stunden einen Eßlöffel voll je zwiſchen die Gaben der abführenden Arzney zu nehmen, ſo daß alle Stunden etwas gegeben wird.

Die Vitriolnaphtha habe ich deßwegen beygeſetzt, um den Lähmungszuſtand des Darmkanals dadurch etwas zu beſeitigen. Zugleich ließ ich, da der Kranke etwas zum Einreiben in den geſpannten Bauch haben wollte, eine Miſchung aus dem Linim. volat. camph. c. Ugt. neapolitan. bereiten und zu dem Zwecke gebrauchen.

Ueber das weitere Befinden dieſer Vergifteten habe ich nichts bemerken können, da mir keine fernere Nachricht zugekommen iſt, indem es mir der Anwalt wahrſcheinlich verübelt haben wird, daß ich die Krankheit ſeiner Kinder für eine Wurſtvergiftung erkannt habe. Gewiß iſt es aber, daß beyde wieder, obſchon der Sohn nur langſam, geneſen ſind.

Dritte Geſchichte.

Vergiftung durch eine verdorbene Leberwurſt bey einem 40jährigen Manne und deſſen 3jährigem Knaben.

Die faſt gleiche, aber tiefer eingreifende Vergiftung, wie in der erſten Geſchichte, kam am 9. Dezember bey dem hieſigen Holzmeſſer Johannes Seuffer vor, welcher an dieſem Tage, Abends um 3 Uhr, mit ſeinem Knaben eine kurz vorher geſchenkt erhaltene Leberwurſt in Eſſig und Oel, worinnen ziemlich Pfeffer geweſen, getunkt genoſſen hatte. Solche habe zwar etwas verdächtig geſchmeckt, allein er hätte ſie doch aus Hunger, obſchon mit einigem Widerwillen, verzehrt.

Abends darauf ſeye es ihm etwas übel geworden, worauf er ſich bald zu Bette gelegt habe, um es zu vertreiben. Der Schlaf in dieſer Nacht ſeye gut und ohne alle Anfechtung geweſen. Den folgenden Morgen beym Erwachen aber war er unfähig aufzuſtehen, denn er wurde gleich beym Ankleiden von Schwindel, Uebelkeiten und Erbrechen mit ſtarkem Gliederreiſſen befallen; ſein Kopf ſchien ihm ebenfalls groß; er hatte eine belegte, ſchleimigte Zunge, eckelhaft widrigen, gar nicht zu beſchreibenden Geſchmack, ſchon trockenen Hals, Mund und Naſe ohne Beſchwerden im Schlingen. Ich ließ ihn abſichtlich aufſtehen, allein er war vor Schwindel nicht vermögend, feſt zu ſtehen, noch zu gehen, ohne ſich zu heben, noch geführt zu werden, und ſelbſt beym Sitzen auf dem Stuhle mußte er ſich heben. Er beklagte ſich über ſtarken Froſt, Hitze und Durſt abwechſelnd, immerwährendes Recken und Dehnen der Glieder, als wenn ſie nicht genug könnten gedehnt werden vor Ermattung und Abgeſchlagenheit, mit Gefühl von Einſchlafen in denſelben. Puls 90 p. m. regelmäßig, aber kein Herzſchlag, der auch erſt am zehenten Tage nachher ſich wieder, obſchon nur ſchwach, einſtellte.

Dieſer Mann bekam gleich in der Frühe des 10. Dez, nach meinem Herbeyrufen, ein Brechmittel, welches, wegen der eingetretenen baldigen Hülfe, einigemal tüchtiges Erbrechen mit großer Erleichterung bewirkte. Das Erbrochene war eine gelblichte dünne Flüſſigkeit, und enthielt durchaus nichts von den genoſſenen Wurſttheilchen. Später ließ ich den Kranken, neben ſchleimigten nährenden Speiſen und bey vorhandenem Durſte, Milch trinken, gleichviel ob ſaure oder ſüße, und reichte ihm ebenfalls eine abführende Emulſion nach der obigen Form, jedoch ohne Ricinusöl. Nach jedem Einnehmen und nach jedem Stuhlgange, der viermal bewirkt worden, fühlte ſich dieſer Mann etwas erleichtert. Darauf erhielt er eine Miſchung mit der Terra catechu.

Acht Tage bedurfte es bey dieſem Manne, bis er ſich wieder ſo erholte, um ſeine Geſchäfte wieder verſehen zu können, und doch blieb ihm lange noch große Ermattung in den Gliedern, Befangenheit im Kopfe, ohne eigentlichen Schwindel. Steifheit der Augen und Augenlieder und des Geſichtes beym Bewegen deſſelben, wie er ſich, ausdrückte — alſo Rigitität der Geſichtsmuskeln — mit wirklicher Blödigkeit der Augen, welche gegenwärtig noch andauert, zurück.

Der Knabe erbrach ſich auch in der Frühe des andern Tags von ſelbſt, war ſehr ſchläfrig und müde, hatte ein heftiges Fieber mit äuſſerſt accelerirtem Pulſe, noch keine erweiterten Pupillen, und feuerrothem Kopfe. Da er ſonſt geſund geweſen, und mit ſeinem Vater zugleich erkrankte, ſo war auch an keine andere Krankheitsurſache zu denken. Auch der Kleine bekam von dem Brechmittel, worauf er ſich noch einigemale erbrochen, und ſich dann bald, ohne alle weiteren Nachtheile, erholt hat.

Die vierte Geſchichte

betrifft die Vergiftung durch eine ſaure Wurſt bey einer Familie von vier Individuen, wovon zwey geſtorben ſind.

Am 28. Februar 1823. brachte mir ein Bote von dem eine Stunde von hier entfernten Weiler Ober-Neuſtetten, Oberamts Welzheim, einen Brief von dem Chirurgen Schellenmüller in Gſchwend, welcher zu dem in beſagtem Orte erkrankten Bauern **Hinderer** gerufen worden, um ihn wegen einem böſen Halſe zu ſpritzen. Der Chirurg ſchrieb in ſeinem Briefe, daß, weil er keine Mandelgeſchwulſt im Halſe vorgefunden, der Kranke ſich im Anfange ſtark erbrochen, eine trockene Zunge, Krampf im Halſe, einen harten Bauch und keine Oeffnung habe, er gleich auf eine Wurſtvergiftung geſchloſſen habe, was er mir melden wolle.

Darauf hin habe ich von dem Boten vernommen, daß Hinderer mit den Seinigen am Dienſtag den 25. Februar eine Leberwurſt gegeſſen hätte, und erſt am 26. ſich Erbrechen bey ihm und ſeiner Frau eingeſtellt habe. Nur der Mann ſeye erkrankt, und bey den andern hätte es nicht viel zu bedeuten. Gewohnt, in ſolchen dringenden Fällen die ſchnellſte Hilfe eintreten zu laſſen, machte ich den Boten auf die vorhandene

Gefahr nicht nur für den Hinderer, ſondern auch für alle diejenigen, welche von der Leberwurſt genoſſen hätten, entſpringen müßte, aufmerkſam, und verordnete ſogleich ein Brechmittel und eine abführende Emulſion, als diejenigen Medikamente, welche am beſten geeignet wären, dem beabſichtigten Zwecke zu entſprechen, mit dem nachdrucklichen Bedeuten, daß, wenn Hilfe erfolgen ſolle, bey dem Gebrauche der Mittel aller Ernſt angewendet werden müſſe, indem mir kürzlich ebenfalls einige Fälle vorgekommen, wo dieſe, ſchnell und am zweyten bis dritten Tage der Vergiftung angewendet, die beſten Dienſte geleiſtet hätten und keine Perſon daran geſtorben ſey.

Am 1. März Nachmittags kam des Hinderers Bruder ſelbſt zu mir, und brachte Nachricht darüber, daß es mit dem Kranken nicht beſſer ſeye, daß er ſich nicht erbrochen hätte, nichts mehr ſchlucken könne, und auch nichts mehr nehmen wolle, daß ſeine Frau, die Magd und das Mädchen auch erkrankt ſeyen; ich möchte nun wieder etwas verſchreiben, und heute die Kranken ſelbſt beſuchen. Ich verordnete nochmals ein Brechmittel in einem paſſenden Vehikel und in ſtarker Doſis, ließ die abführende Emulſion repetiren und zugleich eine Miſchung der Terra catechu mit ſechs Unzen deſtillirtem Waſſer und etwas Syrup fertigen, Schwefelleber zu Klyſtiren mitnehmen, und begab mich dann ſogleich ſelbſt zu den Kranken.

Bey meiner Ankunft ließ ich mir folgendes ſagen: Am 25. Febr. Mittags hatte der 46jährige Bauer Hinderer mit ſeiner Frau, dem älteſten Mädchen, der Magd und dem Knechte die letzte etwas neben dem Rauchfange gehangen geweſene Leberwurſt gegeſſen; ſie ſey noch von dem an Faſtnacht geſchehenen — alſo 14 Tage vorhergegangenen — Metzeln übrig geweſen, und hätte aus Leber, Hirn u. dergl. in den dicken Schweinsdarm gefüllt, beſtanden, nach der einſtimmigen Ausſage aber kaum etwas übel geſchmeckt.

Am folgenden Tage Mittags, nachdem Alle eine gute Nacht gehabt, ſeye Hinderer von ſechsmaligem Erbrechen befallen worden, und habe auch — vorgeblich — einige Stuhlgänge bekommen, keine Schwäche noch Kopfweh, nur ein vermeintliches Gefühl als wenn ihm der Kopf größer wäre, allmähliger Eintritt von Doppelſehen, Trockenheit des Mundes, Halſes, und Unvermögenheit zu ſchlucken, was bis heute immer mehr zugenommen habe.

Den Hinderer ſelbſt traf ich am Fenſter in ſeinem Lehnſtuhl ſitzend, von kleiner, unterſetzter Statur, mager mit faltigen Wangen und bleichem etwas aufgedunſenem Geſichte, dieſes, um ſehen zu können, ſonderbar verziehend wegen vorhandener Lähmung der Augenlieder, welche, aller Anſtrengung der Geſichtsmuskeln ungeachtet, keiner willkührlichen Beweglichkeit mehr fähig waren; um indeſſen ſehen zu können, mußte Hinderer die oberen Augenlieder mit den Fingern aufheben. Seine Stimme war kaum vernehmlich, kreiſchend, faſt wie beim Croup, und ſo heiſer, daß er nur mit Mühe verſtanden werden konnte. Die Augenlieder mußte ich mit den Fingern öffnen, und fand die beiden Augapfel in ihren Höhlen fixirt, die Pupillen, d. h. die Iris bis auf eine ſchwache halbe Pariſer Linie ringförmig erweitert und nach vorherigem Reiben einer kaum bemerkbaren Zuſammenziehung noch fähig, die erſt bemerkt werden konnte durch die nachher wieder erfolgte Erweiterung der Pupille bey offen gelaſſenen Augenliedern, folglich nach dem einfallenden Lichte. — Eine merkwürdige Erſcheinung, weil die einfallenden Lichtſtrahlen gerade das Entgegengeſetzte, nämlich Contraktion der Regenbogenhaut bewirken. — Durch die erweiterten Pupillen konnte der Hintergrund des Auges nur etwas getrübt und grünlich, faſt wie beim Glaukom geſehen werden. Die Sehekraft ſehr geſchwächt, der Vergiftete erkannte die nahen Gegenſtände nur trübe, und ohne das frühere Doppeltſehen, was blos bey größerer Entfernung Statt hatte, ohne jedoch die Gegenſtände der Form nach genau unterſcheiden zu können. Die Naſe trocken, das Gehör gut ohne alle Schwäche, der Mund ziemlich trocken, eben ſo die weißlich-ſchleimig belegte Zunge; der Rachen, Gaumenvorhang und das Zäpfchen leicht entzündet und ebenfalls trocken, dieſes klein und hinaufgezogen; keine Anſchwellung, weder des Gaumenvorhanges noch der Mandeln. Der Kranke ertrug kaum das Niederdrücken der Zunge mit dem Löffel, weil er gleich darauf äußerſt beſchwerlich ſchlucken mußte.

Im Athmen konnte ich durchaus keine Beſchwerde wahrnehmen, es geſchah ganz leicht wie bey dem geſundeſten Menſchen und doch wollte der Kranke bey dem Eingeben auch nur eines Eßlöffels voll Arzney faſt erſticken, er konnte nur von Viertelſtunde zu Viertelſtunde, mehr jedoch nicht als nur viermal, dazu gebracht werden, jedesmal einen bis zwey Löffel voll von der Brechweinſteinſolution mit Oxymel zu nehmen. Er mußte ſich immer in eine halb ſitzende, halb liegende Lage bringen, um das Medikament allmählig hinunter zu laſſen, und doch erfolgte nicht wirklicher Huſten, ſondern ein Verkirnen aber ohne alle Anſtrengung der Athmungswerkzeuge. Der Kranke zeigte durch Berührung des Kehlkopſes und der Luftröhre, daß es ihm hier fehle, ohne ſich über die Art des Schmerzens ausdrücken zu können. *)

Den Unterleib fand ich weich, keineswegs geſpannt, noch hart, nicht ſchmerzhaft, den Stuhlgang hartnäckig verſtopft, und weder auf die mehrfach applicirten, mit der Schwefelleber vermiſchten Klyſtire, Oeffnung, noch auf das gegebene doch ſtarke Brechmittel Erbrechen folgend. Hellgelber Harn, der ohne alle Beſchwerden noch gelaſſen werden konnte, auch in hinlänglicher Menge. Keine Leibſchmerzen, überhaupt keine ſonſtigen Schmerzen, noch hinlängliche Kraft um ungeführt gehen zu können, blos mit etwas unſicherem Tritte.

Puls ganz regelmäßig, weich und nur etwas matt, 90 Schläge. Durchaus nicht zu fühlender Herzſchlag. — Trockene, doch nicht ſpröde Haut. Zwey Stunden lang blieb ich bey dem Kranken und es erfolgte kein Erbrechen, auch war er nicht mehr zu bewegen, ferner irgend von einer der vorhandenen Arzneyen oder auch nur Waſſer zu nehmen. Während meiner Anweſenheit

---

*) Wie die nachher folgenden Leichenöffnungen der beiden Bräuninger zeigen werden, hat das Verkienen allerdings ſeinen Grund in dem durch die vorhandene Lähmung bewirkten Offenbleiben des Kehldeckels, wo ſodann die genommenen Sachen die Stimmritze berühren und den heftigen fremden Reiz noch bewirken.

blieben alle Zeichen ſich gleich, nur das Sehegefühl wurde bey ihm ſchwächer.

Am folgenden Tage fand ich den Leichnam dieſes Mannes, der zwiſchen 11 und 12 Uhr Mittags geſtorben ſeye, auf einer Schranne liegend, ſchon übelriechend, nach 6 Stunden noch nicht erkaltet und ohne Steifigkeit der Gliedmaßen.*) Vor Mitternacht hätte man ihn ſeinem Ende nahe geglaubt, er habe ſich aber wieder erholt. Seine Stimme ſeye immer unverſtändlicher und leiſer geworden, das Geſicht ſey ihm ganz, und ſo vergangen, daß er bey hellem Tage über die ſo bald wieder eintretende Nacht ſich beklagt, und darüber noch beſchwert habe, daß er faſt erſticken müſſe, ohne daß man eine bemerkbare Schwerathmigkeit bey ihm hätte wahrnehmen können. Indeſſen habe er bis zum Ende die volleſte Geiſtesgegenwart und Bewußtſeyn gehabt.

Die 38jährige Frau des Hinderer, ebenfalls mager, hatte etwas weniger von der Wurſt genoßen und auch am andern Tage darauf ſich erbrechen müſſen, ſie wurde bald darauf doppeltſehend und bekam eine heiſere Stimme, womit ich ſie noch herumgehend und ihre Geſchäfte beſorgend angetroffen habe. Auch bey ihr waren die Augenſterne, erweitert mit einiger Lähmung der Augenlieder, doch ſagte ſie mir, daß ſie nicht mehr in der Nähe doppelt ſehe, wie anfangs, ſondern jeden Gegenſtand gut zu unterſcheiden vermöge, auch konnte ſie noch recht ordentlich ſchlingen; den Hals fand ich nur leicht entzündet, den Mund bey weitem nicht ſo trocken, und die Zunge weißlich-gelb belegt, auch noch Speichelabſonderung vorhanden; ihr Puls ſchlug etwas kräftiger als beym Manne, und hatte hundert Schläge in der Minute; auch der Herzſchlag konnte, obſchon nicht ſtark, doch deutlich gefühlt werden. Keine Beſchwerden im Athmen, kein geſpannter noch feſter Unterleib, aber kein Stuhlgang. Von der Brecharzney hatte ich ihr ſechs volle Löffel gegeben, die ſie auch ohne weitere Beſchwerden noch ſchlucken konnte, doch erfolgte während meiner Anweſenheit kein Erbrechen darauf; ſonſtige auffallende Erſcheinungen fanden ſich bei ihr keine vor. Sie ſtillte noch ihren vierjährigen Knaben, der zwar an einem böſen Kopfe und an einer äußerlichen Entzündungsgeſchwulſt am Halſe ebenfalls krank lag.

---

*) Daß dieſe Leiche Geſtank und Schlaffheit der Muskeln zeigte, was ſonſt gerade das Gegentheil bey ſolchen Vergifteten iſt, könnte man hier als Folge der Arzneye mit Schwefelleber anſehen, käme nicht unten in einem andern Fall, wo keine Schwefelleber angewandt wurde, die gleiche Erſcheinung vor. Es geht eher daraus hervor (S. das Fettgift ꝛc. S. 335), daß dieſes Gift in den Würſten ſich offenbar oft mehr als dem Grade nach verſchieden ausbildet. K—r.

aber keine Erſcheinungen an ſich hatte, welche auf die Mittheilung der Vergiftung durch die Milch hätten ſchließen laſſen. Bevor ich mich wegbegab empfahl ich auch dieſer Kranken die größte Aufmerkſamkeit auf ſich und ſagte, ſie möchte doch ja nach erfolgtem Erbrechen, das gewiß kommen werde, von der abführenden Arzney nehmen, auch zwiſchenhinein, beſonders wegen ihres Kindes, recht viel Milch trinken, und in Waſſer aufgelöstes Eyerweiß.

Am folgenden Tage, den 2. März Nachmittags um 3 Uhr, traf ich dieſes Weib im Bette munter und wider meine Erwartung ordentlich an, ihr Puls hatte noch 100 etwas kräftigere gleiche Schläge; geſtern hätte ſie auf das Brechmittel einigemale ſich erbrochen. Ich erfuhr ferner, daß ſie vor etwa einer Stunde faſt nichts mehr geſehen habe, allein jetzt fand ich ſie wieder gut ſehend, auch konnte ſie in meiner Gegenwart die Augenlieder und beyde Augen wieder öffnen, und es ſchienen ſelbſt die Pupillen nicht mehr ſo erweitert; keine Unbeweglichkeit der Augapfel. Das Reden gehet ſchwer, und leiſe, wegen heiſerer Stimme, die Zunge noch ſo belegt, wie geſtern, und jetzt trocken, wie die Naſe; indeſſen iſt das Schlucken bey ihr noch weit nicht ſo beſchwerlich, wie bey ihrem Manne, denn ſie kann Arzneyen, Suppenbrühe, ſogar mit etwas Schnitten ꝛc., ohne alle Beſchwerden nehmen.

Noch fühlbarer Herzſchlag. Verhandenſeyn von Milch in den Brüſten. Ebenfalls noch Harnausſonderung. Nachdem der Chirurg durch zwey applicirte Klyſtire die im Maſtdarme befindlichen Faeces erweicht, und ſo die Verhärtungen mit vieler Mühe entfernt hatte, ſtellten ſich auf den Fortgebrauch der abführenden Emulſion ſechs Stuhlgänge, womit viel Infarctus abgegangen ſeyen, frey ein, bis zum 3. März früh. Den Unterleib fand ich weder geſpannt, noch ſchmerzhaft, ſondern weich. In der vergangenen Nacht habe ſie blos nach Mitternacht und ruhig ohne Träume geſchlafen. Die Haut habe ich weich, obſchon nicht feucht, gefunden.

Ich ließ nun der Kranken von der Miſchung mit der Catechu-Erde abwechſelnd mit der Emulſion reichen, und ſie von der Auflöſung des Eyweißes in Waſſer trinken, ihr auch Gerſtenſchleim und dünne Reisſuppe geben, und verordnete ihr auf Verlangen noch einen Trank aus ſchleimigten Wurzeln und Kräutern — indem die Bewohner hieſiger Gegend ſehr viel auf Kräuter- und Wurzeltränke halten — erlaubte auch, wie ſchon bemerkt, Milch lauwarm zu trinken. Unter den ſo bewandten Umſtänden konnte ich alle Hoffnung zur Rettung dieſer Vergifteten haben, da der noch viel tiefer vergiftete Grau in Kaiſersbach wieder geſund geworden iſt. Die Todesnachricht auch von dieſem Weibe kam mir am 4. März zu, und ſomit war alſo meine Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen.

Da ich das Befinden dieſer Kranken nicht bedenklich gefunden habe, wie ich ſolche am 2. März verließ, und am 3. mir nur die Nachricht ertheilt geworden, daß nun ſtatt der hartnäckigen Verſtopfung Abweichen ſich eingeſtellt, und ſie wegen eines Gefühls von Schwäche blos etwas zum Stärken verlange, ſo verordnete ich eine analeptiſche Miſchung aus der Aqua menth. pip. Tinct. cinnam. Extr. gram. liq. und Syr. capill. Ven., wovon der Kranken alle Stunden ein Löffelvoll gegeben werden ſolle, ohne im mindeſten den ſo nahen Tod zu vermuthen. Es ſcheint indeſſen doch hie und da der Fall einzutreten, daß auf eine vorhergegangene ſelbſt hartnäckige Verſtopfung, kurz vor dem Tode auch ohne Arzneygebrauch ſich ein freywilliger Stuhl einſtellen könne, wie es auch beym jungen Bräuninger in der ſechsten Geſchichte der Fall geweſen iſt. Mehrfältige und genau beobachtete Erfahrungen müſſen darüber mehr Aufſchluß geben *).

---

*) Man ſehe hierüber das Fettgift S. 257. Dort heißt es:

Das 15jährige, an Körper und Geiſt gänzlich zurückgebliebene Mädchen, kaum von der Größe eines achtjährigen Kindes, bot dieſelben krankhaften Erſcheinungen dar, nur in vermindertem Grade, wie ich ſie bey der Mutter wahrgenommen habe; es war noch auf und gieng in der Stube herum, hatte kaum eine heiſere Stimme und etwas erweiterte Pupillen ohne Doppeltſehen. Ueber das weitere Befinden oder ſonſtige krankhafte Gefuhl dieſes mit einer ſtarken Anlage zum Cretinismus behaftete und ſehr eigenſinnige Mädchen konnte von ihm nichts herausgebracht werden; doch war ich noch vermögend, zwey löffelvoll Brecharzney ihm beyzubringen, worauf es ſich ſpäter zweymal erbrochen hat. Dieſes Kind nun genoß von nun an nichts mehr als hier und da, mit bemerkbar erſchwertem Schlingen, etwas Suppe, Brühe oder Milch, litt lange Zeit nachher noch an Verſtopfung, ſchlief viel, mußte lange das Bett hüten, und kam davon.

Die 44jährige, ſonſt ſehr robuſte und ſan-

„Bey durch Fettſäure vergifteten Thieren, wo der Vergiftungszuſtand länger andauert, und Lähmung der hintern Extremitäten eintritt, ſcheint noch wenige Zeit vor dem Tode, wie am Ende von Lähmungen öfters der Fall iſt, ein erſchöpfender Durchfall ſich einzuſtellen. So hatte auch die Vergiftete im 21ten Falle noch vor dem Tode einen Durchfall."

K—r.

guiniſche Magd, Roſina Hofmann, hatte ſich am folgenden Tage nach dem Wurſtgenuſſe ebenfalls erbrochen, ſeye auch, jedoch nur von vorübergehendem Doppeltſehen befallen worden, und fühlte ſpäter blos einen Nebel vor den Augen. Ich traf ſolche am Ofen ſitzend und ſehr über große Mattigkeit ſich beklagend, welche ſie zu jedem Geſchäfte untüchtig mache. Dieſe große Mattigkeit, ein konſtanter Gefährte der Wurſtvergiftungen, wurde auch — wie es erſichtlich geweſen iſt — von dem Hinderer und deſſen Frau gefühlt, nur gaben ſie ſolche nicht an. Ferner war bey der Magd die Zunge auch weißlichgelb belegt, trocken der Mund, der Rachen kaum etwas röthlich, die Stimme kaum heiſer, und noch das Vermögen da, zu ſchlucken, obgleich etwas beſchwerlich, auch hätte es ihr noch nicht an Stuhl gefehlt; der Leib noch weich. Der Herzſchlag war deutlich und kräftig zu fühlen, der Puls hatte 70 kräftige Schläge. Auch ſie bekam von dem Brechmittel.

Am 2. März. Sie hatte ſich nicht erbrochen, doch trockenen Mund, viel Durſt und eine unruhige Nacht gehabt, und auch ohne Hinderniß trinken können. Sie lag in ihrer luftigen Schlafkammer im Bette, hatte ein rothes Geſicht, das bey den andern Vergifteten ſehr blaß ausgeſehen, ſtarken kräftigen Herzſchlag, und Puls zu 86. Die abführende Emulſion hatte bey ihr zweymal ſtinkende, ſchwarze Stühle mit vieler Erleichterung bewirkt. Auch hatten ſich in dieſer Nacht ihre Regeln, wozu es gerade die Zeit geweſen, eingeſtellt. Sie erhielt, wie die Bäuerin, von der Catechu-Arzney, abwechſelnd noch mit der abführenden Emulſion, und ich verordnete ihr, viele Milch oder auch von dem oben angeführten Kräutertranke zu trinken.

Erſt am 5. März ſah ich die kranke Magd wieder im Bette, indem ſie wohl hier und da etwas auf ſeyn, aber durchaus nichts arbeiten konnte. Ihr Geſicht war noch blöde, wie neblich, auch konnte ſie die Augenlieder bewegen, indeſſen war bey ihr das bey Wurſtvergiftung vorhandene eigene Ausſehen doch unverkennbar da. Sie ſagte, daß ihre Periode zu Ende gehe und ſie noch Durſt habe, auch mehr als gewöhnlich Harn laſſen müſſe, der ganz hell ſeye. Die Zunge fand ich feucht, das Schlingen wohl etwas beſchwerlich, doch möglich, die Stimme ebenfalls noch heiſer. Puls 90 Schläge und regelmäßig, ohne weitere Spannung. Kein rothes Geſicht mehr, aber heute auch kein Herzſchlag fühlbar. Weicher Unterleib; ſeit 3 Tagen Verſtopfung, jedoch Abgang von Blähungen.

Die Kranke ſollte nun von der noch vorhandenen abführenden Miſchung nehmen, von der Eyweiß-Auflöſung trinken, abwechſelnd mit dem Trank aus dem Rad. gram. alth. et liquir. c. Herb. malvae, und ich befahl dem Chirurgen, bey mangelndem Stuhle durch reizende Klyſtire nachzuhelfen. Von jetzt an habe ich die Magd nicht mehr geſehen, und blos der Chirurg theilte mir, theils ſchriftliche, theils mündliche, Nachrichten über ihr ferneres Befinden mit.

Am 7. März. Der Puls gehe etwas geſchwind, und kaum fühle man das Herz ſchlagen, trockener Hals mit erſchwerterem Schlingen, kein Stuhl. Ich ließ für heute blos noch durch erweichende und etwas reizende Klyſtire nachhelfen.

Am 9. März. Stärkerer Herzſchlag, kein Stuhl mehr ſeit dem 7. Nachts, und heute auf dreymaliges Klyſtiren Abgang von bollenartigen grauen Infarkten. Noch Trockenheit des Halſes, Schwindel und viel Schlaf. Ich verordnete einige Abführpulver aus Calomel, Magneſie und Jalappe, je 3 Gran Calomel auf eine Doſis, alle 4 bis 6 Stunden zu nehmen.

Am 14. März. Ziemliche Beſſerung, noch gleicher Abgang, wie am 9., nur durch Klyſtire, dem aber geſtern noch natürlicher Stuhl gefolgt ſeye. Beſſerer Puls- und Herzſchlag, noch Trokkenheit im Halſe, und Blödigkeit des Geſichts, ſo, daß ſie noch unfähig iſt, im Buche etwas leſen zu können. Sie bekam heute: Rec. Aquae menth. p. ℥iv. Extr. gram. liq. ℥ſs. Elix. bals. st. t. H. ʒj. Tinct. rhei aq. Syrup. com. aa. ℥j. M. D. S. Alle 2 Std. 2 Löffel voll.

Am 19. März. Den Tag über könne ſie auf ſeyn, auch etwas eſſen, doch erfolge ohne Klyſtire noch kein Stuhl; der Puls ſey ſchwach, das Herzklopfen fühle man kaum. Kein Durſt mehr, Trockenheit des Halſes, kein ſchläfriges Ausſehen mehr, nicht alle Nacht guten Schlaf.

Von da an ſtellte ſich, obſchon etwas mühſam, alle 3—4 Tage von ſelbſt wieder Stuhlgang ein; indeſſen hatte ſie am 28. März der Schwindel noch nicht ganz verlaſſen, obſchon ſie wieder etwas arbeiten konnte. Kaum war ſie jetzt vermögend, und zwar nur ganz grobe Buchſtaben zu unterſcheiden, ohne noch leſen zu können, ſo geſchwächt war noch die Retina.

Bey dem 24jährigen Knechte hatten ſich durchaus keine krankhaften Zeichen geäuſſert, und er blieb ganz wohl, nicht einmal Uebelkeit hatte ſich bey ihm eingeſtellt. Indeſſen war er auch ein kerngeſunder, derber und unterſetzter Purſche.

Bey allen dieſen Vergifteten nun, obgleich das Mädchen nichts davon angegeben, ſo war es doch ſo bey den Andern der Fall, äuſſerte ſich gleich den andern Tag ein fieberhafter Reiz im Gefäßſyſtem durch Unbehaglichkeit, Mattigkeit, Fröſteln und blos einige geringe Fieberhitze, worauf der Zuſtand von Lähmung in den Augennerven ſich einſtellte, ſo daß der Nervus sympathicus zuerſt ergriffen worden und erſt ſpäter der Vagus in Mitleidenſchaft gekommen iſt. Warum indeſſen dieſe Vergiftung nicht bey allen Individuen von gleicher Einwirkung geweſen iſt, und warum die Frau, welche doch am wenigſten von der Wurſt genoſſen habe, dennoch geſtorben iſt; warum der Mann, der nicht mehr, als der Knecht und die Magd gegeſſen (jeder der Männer hatte einen Zipfel für ſeinen Antheil bekommen, die Magd ein Mittelſtückchen, wovon die Bäuerin blos einen Löffel voll für ſich herausgenommen habe) ſterben mußte; warum die Magd weit nicht ſo erkrankt und der Knecht ganz frey geblieben iſt; warum endlich das 15jährige Mädchen; das am allerwenigſten bekommen habe, ebenfalls, und zwar nicht minder als die Magd erkrankte, läßt ſich ſchwer erklären. Doch kann ich nicht umhin, meine muthmaßlichen Gründe über die verſchiedenen Grade der Vergiftung hier anzuführen, da einige neuere, mir dieſen Winter vorgekommene Fälle von Wurſtvergiftungen mich zu folgender Anſicht berechtigen:

Je jünger, je kraftvoller, und alſo je geſünder und dauerhafter ein Individuum iſt, bey welchem die Vergiftung vorgekommen, deſto weniger wird es erkranken, weil die Naturkräfte durch thätige Reaktion dem tieferen Eingreifen des thieriſchen Giftes reſiſtiren und ſomit eine ſchnelle Zerſtörung des thätigen Nervenprinzips, was ſich durch die immer vorhandene Lähmung ausſpricht, nicht zuläßt, deſto eher iſt alſo Hoffnung zur Rettung des Vergifteten vorhanden und zwar bis jetzt noch meiſtens durch die eigene Reaktion des geſunden Organismus, indem, wenn es nicht gleich anfangs geſchieht, die Hilfe der Kunſt noch ſehr ungewiß iſt.

Je ſchwächer aber, je abgelebter oder je mehr von Kräften gekommen, auch je älter zugleich ein Individuum iſt, bey welchem die Wurſtvergiftung Statt gefunden, deſto eher iſt das Unterliegen deſſelben zu gewarten und deſto weniger Hoffnung, da durch Kunſt helfen zu können, beſonders dann, je entfernter dieſe von der Vergiftung eintreten kann. Am wenigſten iſt Rettung weder durch die Natur, noch durch die Kunſt, da möglich, wo die Menge oder die zu große Intenſität des thieriſchen Giftes allzuzerſtörend auf das Nervenſyſtem eingewirkt hat.

Für dieſe Anſichten ſprechen in dem gegenwärtigen Falle das Unterliegen des durch angeſtrengte Arbeiten, Unreinlichkeit und Unordnung überhaupt geſchwächten Hinderer und ſeines ebenfalls hiedurch, ſo wie durch Wochenbette, das zu lange Stillen des ſchon vierjährigen Kindes, auch durch vorhergegangene Krätze, womit die ganze Familie kurz vorher befallen geweſen, ſehr mageren und von Kräften gekommenen Weibes, das tiefere Eingreifen der Vergiftung bey dem körperlich durch Cretinismus verkrüppelten 15jährigen Mädchen, das kräftige Reagiren der Naturkräfte der Magd gegen das Gift, und endlich die gänzliche Unſchädlichkeit desſelben bey dem Knecht, bey welchem ein Mangel von Empfänglichkeit zu deſſen Einwirkung Statt gefunden hat. Ferner ſprechen für dieſe Anſichten die in den drey erſten Vergiftungs-Geſchichten ganz gut durchgekommenen und wiedergeneſenen neun Individuen.

Angenommen auch den Fall, daß die Wurſt theilweiſe mehr und wieder weniger vergiftet geweſen ſeyn mochte, was etwa von dem ungleichen Räuchern hat herrühren können, ungefähr ſo, daß ja nur der untere Theil der Wurſt der Wärme näher und alſo der Zerſetzung in das thieriſche Gift mehr erponirt geweſen, ſo iſt doch nicht wohl anzunehmen in dieſem Falle, daß ein ſo großer Unterſchied in dem Inhalte der ganzen

Wurſt Statt gefunden habe, um eine ſo verſchiedenartige Vergiftung zu bewirken, wenn man die ebenangeführten Gründe, wofür auch meine frühere im Jahre 1816 in Morbach gemachte Beobachtung ſpricht, ſo wie noch andere Fälle, welche für und gegen dieſe Einwirkung angeführt ſind, nicht mit berückſichtiget. Zufolge der Art, wie die Landleute in der hieſigen Gegend theils ihre Würſte bereiten, theils in den Rauch hängen, und dann von ſolchem weg wieder aufbewahren, iſt eine Zerſetzung, ja ein Verfaulen derſelben leicht gedenkbar. So ſagte mir ein verſtändiger Metzger, daß der Hauptfehler bey der Bereitung von Leberwürſten — auch von ſonſt ganz geſunden Schweinen oder andern Thieren — beſonders darinnen liege, wenn die zu den Würſten genommene Leber nicht ganz verwällt ſeye bis zum gänzlichen Ableben derſelben, welchen Vortheil ſehr viele Metzger nicht verſtehen, und weßwegen auch viele Würſte ſo bald übelſchmeckend werden. Eine Aeußerung, die ſehr vieles für ſich hat. Die Würſte werden nun meiſtens ringförmig in den Rauch und kaum etwas über den Kaminmantel gehängt, ſo daß faſt mehr noch die Feuerhitze, welche bey dem überflüßigen Verbrauche von meiſtens tannenem Holze, immer groß iſt, als ſelbſt der Rauch auf die Würſte einwirken und ſo die baldige Verderbniß derſelben ſtatt deren Conſervation herbeyführen muß. Auch in die Falten der Mitte der Wurſt hinein kann, in keinem Falle, auch bey zweckmäßigem Räuchern, der Rauch dringen, daher denn gewöhnlich der mittlere Inhalt der Würſte deſto gefährlicher wirkt. Ferner nimmt man es oft bey dem Aufbewahren nach der Abnahme vom Rauchfange nicht ſo genau, ſondern hängt ſolche entweder in das Schlafgemach mit vielem andern Fleiſch, oder bewahrt ſie ſogar in Truchen auf, wo ſie nicht ſelten halb oder ganz verſchimmeln, dann aber abgewaſchen und doch genoßen werden. Wenn nun dieſe ſo behandelten Würſte durch das Räuchern noch nicht den Grad von Zerſetzung erreicht haben, welcher eine Vergiftung zu bewirken fähig iſt, ſo trägt doch meiſtens die ſpätere Art von Aufbewahren vollends dazu bey, die Zerſetzung zu vollenden und die giftigen Eigenſchaften dieſes Nahrungsmittels hervorzubringen.

Dieſes ſcheint der Gang geweſen zu ſeyn, welchem die letzte Hinderer'ſche Wurſt unterlegen iſt, um die tödtlichen Wirkungen hervorbringen zu können, denn ſie ſey ganz mit langem haarigem Schimmel vor ihrem Verbrauche überzogen geweſen. Indeſſen ſcheint hier kein großer Unterſchied, die verſchiedenen Theile ihres Inhalts betreffend, in der Intenſität ihres Giftes obgewaltet zu haben, weil der Knecht einen gleich großen Zipfel wie der Bauer, die Magd den größten Theil des Mittelſtücks und die Bäuerin mit dem Mädchen am wenigſten gegeſſen haben, und die Vergiftungen doch ſo verſchieden ausgefallen ſind, was blos der individuellen Receptivität zugeſchrieben werden kann.

Es folgen nun die Beſchreibungen der Leichenöffnungen, bey welchen ich nicht gegenwärtig geweſen, wovon aber von dem K. Oberamte Welzheim mir auf meine Bitte die Abſchriften zugeſtellt worden ſind.

Erfund an dem den 3. März geöffneten Leichname des Bauers J. M. Hinderer:

Der Körper war ſteif, kalt, hatte ſtarke Todtenmale, beſonders auf dem Rücken, Kreuz u. ſ. w. auf der Oberfläche jedoch keine von dieſen verſchiedenen rothen Flecken Der Fäulniß-Geruch war unbedeutend, die Bruſt ungewöhnlich aufgetrieben, eben ſo die Magengegend und der Hals, das Geſicht nicht aufgetrieben, die Geſichtszüge nicht beſonders verändert, die Augen geſchloſſen, die Pupillen nicht eingeſunken, jedoch trübe und ungewöhnlich erweitert, die Mundhöhle nicht zu offen. Auf der linken Seite ein bedeutender Leiſtenbruch.

Nach Eröffnung des Cranii fanden wir die Gefäße auf der Oberfläche des Gehirns ſtrotzend voll von Blut, das Blut ſelbſt ſchwarz und aufgelöst, die Hirnhöhlen vollkommen mit Waſſer angefüllt, das Hirn jedoch im Uebrigen vollkommen geſund, die Zunge war mit einer weißgelben Kruſte belegt, der Luftröhren-Kopf roth punktirt, und beſonders die Klappe deſſelben mit Aphten bedeckt, die Lunge ſehr angeſchwollen, beide Lungenflügel jedoch im normalen Verhältniß zu einander, überdieß ſchwarz marmorirt und ſtrotzend von flüſſigem Blut; bey Oeffnung der rechten Herzvorkammer fand man dieſelbe von ſchwarzem Blut gefüllt, eben ſo die rechte Herzkammer und überdieß in derſelben einen ein ſtarkes Loth ſchweren Polypen neben einer Parthie ſchwarzen coagulirten Bluts; in der linken Herzkammer fand ſich kein, oder ſehr wenig Blut, das Herz war im übrigen geſund.

Bey Eröffnung des Unterleibs fand man die Leber auffallend groß, von gewöhnlicher Farbe und Conſiſtenz, die Gallenblaſe ſehr groß und ſtrotzend von grüner Galle. Die Milz war etwas dunkler als gewöhnlich, ſonſt normal, an derſelben an einem kurzen Stil zwey Körper, von der Größe einer mittleren und einer kleinen Kirſche von Farbe und Conſiſtenz der Milz, befeſtigt. Auf der äußern

Oberfläche der kleinen Gedärme zeigten ſich verſchiedene entzündete Stellen, die Gedärme ſelbſt ſtark aufgetrieben. Die Speiſeröhre war nicht entzündet, in derſelben waren zwey große Spulwürmer, Magenmund und Pförtner waren angeſchwollen und von auſſen und innen entzündet. Der Magen ſelbſt hatte verſchiedene ſtark entzündete (hochrothe) und verſchiedene brandigte aphtenähnliche Stellen, und die innerſte ſo wie die Muskelhaut an dieſen Stellen auf dieſe Weiſe mißgefärbt. Im Magen fand ſich kaum $\frac{1}{5}$ Schoppen dicklichter gelbgrüner Flüſſigkeit. Das Pancreas hatte einige Spuren von Entzündung. In den dünnen Gedärmen war ein ſtarker Schoppen einer ähnlichen Flüſſigkeit wie im Magen, und viele Spulwürmer; in den dicken Gedärmen fand ſich ebenfalls ungefähr ein Schoppen grüner breyigter Unrath, und im Maſtdarm Klumpen von äußerſt feſter Oeffnung, die kaum ausgedrückt werden konnten; die dicken Gedärme zeigten nur wenige Spuren von Entzündung, der Bruch war nicht incarcerirt.

Die Nieren waren ganz geſund; die Urinblaſe war vom gelben Waſſer ſtark angefüllt und ihre untere Fläche roſenroth entzündet.

An den Geſchlechtstheilen fand ſich nichts Widernatürliches.

Erfund an dem den 5. März geöffneten Leichname des Weibes vom G. M. Hinderer.

Der Körper war durchaus kalt, mit Todtenmalen überdeckt, die Glieder unbiegſam und die Muskeln ungewöhnlich hart, der Fäulnißgeruch unbedeutend, die Augen eingeſunken, trüb, die Mundhöhle feſt geſchloſſen, die Gefäße auf der Oberfläche des Gehirns fanden wir nicht ſo ſehr mit Blut angefüllt und in den Hirnhöhlen nur die Hälfte Waſſer, wie bei dem verſtorbenen Ehemann.

Das Hirn zeigte ſich im übrigen vollkommen geſund, eben ſo wie die Sehenerven und übrigen Hirnnerven, das verlängerte Mark, auch der ſympathiſche Nerve, ſo weit dieſer unterſucht wurde (im Naken nämlich).

Im Luftröhrenkopf fanden wir keine entzündete Stellen, hingegen in demſelben vielen Schleim ausgetreten.

Bey Eröffnung der Bruſthöhle fanden wir viel Waſſer ausgetreten.

Die Zunge war zuſammengeſchrumpft, jedoch weich anzufühlen.

Die Lunge war ganz ſchwarz marmorirt, leberartig in ihrer Conſiſtenz (die rechte mehr als die linke), bey ihrer Durchſchneidung ergoß ſich ſehr viel Schaum (nicht ſo beim Ehemann). Im Herzbeutel war gegen eine Unze Waſſer.

Die ganze Luftröhre war in ihrer innern Wendung auſſerordentlich ſtark entzündet, einige roſenroth gefärbte Stellen zeigten ſich auch im Schlunde. Das Herz war bläſſer als gewöhnlich, im übrigen geſund (nicht welk); in beyden Herzkammern ein Polyp von fettartiger Conſiſtenz, namentlich der in der rechten Herzkammer von der Größe eines Hühnereyes, und der Schwere von ungefähr 2 Loth. Die Leber hatte ungewöhnliche Größe, war im übrigen geſund; die Gallenblaſe enthielt eine blutartige Flüſſigkeit, war aber in ihrer innern Wendung nicht entzündet. Die Milz war geſund. Die Bauchſpeicheldrüſe war ganz geſund. Im Magen drey beſonders ſtark entzündete Stellen, zwey von der Größe eines Kronenthalers und eine noch größere brandartige im Grund des Magens. Die Villosa ließ ſich leichter abtrennen, als bey dem Ehemann. Der Magen war ganz leer. Der Darmkanal war ſtark mit Luft aufgetrieben und zeigte ſchon äuſſerlich manche ſehr große ſtark entzündete Stellen. Die in den dünnen Gedärmen befindliche Subſtanz (gegen einen Schoppen, mit einer Menge Würmer) wurde in ein beſonderes Gefäß verſchloſſen; der in den dicken Gedärmen befindliche dickere Unrath (ein ſtarker Schoppen) wurde ebenfalls verwahrt.

In dem Maſtdarme waren ſehr feſte Klumpen von Excrementen in der Form von harten Kugeln. Die Nieren waren geſund. Die Urinblaſe hatte entzündete Stellen und enthielt wenig Urin. Der Uterus war in ungeſchwängertem Zuſtande, ſeine Höhlung enthielt einigen blutigen Schaum; auch die übrigen Genitalien enthielten nichts Abnormes.

Die chemiſche Unterſuchung des Inhalts vom Magen und von den Eingeweiden, welche vorgenommen worden iſt, gab kein Reſultat.

Fünfte Geſchichte.

Vergiftung von zwey Erwachſenen durch eine Blutwurſt, welche beyde bald wieder geſund geworden ſind.

Am 16. März 1822 Nachmittags kam ein Bote von dem eine Stunde von hier entfernten Weiler Welfenbrück, Oberamts Gaildorf, um eine Arzney für den Conrad **Wüſt** von da und für ſeine Schweſter verordnen zu laſſen, indem Beyde einen böſen Hals hätten und nicht ſchlucken könnten; auſſerdem fehle es Beyden auch am Sehen, indem es ihnen immer wie ein Flor um die Augen ſeye. Auf die Frage, ob dieſe Perſonen erſt kürzlich nicht etwa irgend eine Wurſt gegeſſen hätten, erhielt ich zur Antwort, daß ſolche vor einigen Tagen einen nicht mehr kauſcheren kleinen Schweinsmagen*) gegeſſen hätten, daher es ihnen jetzt wegen einer Vergiftung bange ſeye.

Ich verordnete ſogleich ein ſtarkes Brechmittel und eine abführende Emulſion, wie die früheren, und gab dem Boten auf, man möchte mir es ſogleich wiſſen laſſen, wenn größere Gefahr ſich einſtelle, um ſelbſt die Kranken beſuchen, mich von ihrem Zuſtande unterrichten und helfen zu können.

Es kam keine Nachricht mehr, und erſt zu Ende Mais vernahm ich von dem Wüſt ſelbſt, daß ſich einige Tage nach dem Genuſſe der etwas ſäuerlichen Wurſt bey ihm und ſeiner Schweſter Uebelkeiten mit einem böſen Halſe und Geſichtsblödigkeit eingeſtellt hätten; das Schlucken ſeye nicht recht gegangen, was er jedoch nicht dem Wurſtgenuſſe, ſondern eben einem böſen Halſe zuſchreibe, weil Froſt, Hitze und Müdigkeit vorhergegangen ſeyen, und die Geſundheit bey ihnen ſich bald wieder eingeſtellt habe. Der Wüſt iſt indeſſen ein geſunder, robuſter, 24jähriger Bauer, welcher ſich ſchämen wollte, eine verdorbene Wurſt gegeſſen zu haben, wie es überhaupt wenige von den wurſtvergifteten Bauern zugeben wollen, daß ihre Krankheit von dieſen Urſachen herrühre. Indeſſen ſcheint es doch gewiß, daß auch hier eine Vergiftung Statt gefunden habe.

---

*) Einen mit Blut und Fett gefüllten Schweinsmagen.

Die ſechste Geſchichte

von Wurſtvergiftung bey einer Familie von ſieben Individuen, wovon der Vater und der Sohn geſtorben ſind,

zeichnet ſich beſonders dadurch aus, daß die Hausmutter und die älteſte 17jährige Tochter ſchon zum drittenmale durch den Genuß verdorbener Würſte vergiftet worden und doch am Leben geblieben ſind.

Am 10. April d. J. erhielt ich von dem K. Oberamte Backnang den Auftrag, mich nach dem Weiler Fiſchbach zu begeben, um die durch den Genuß verdorbener Würſte daſelbſt erkrankte Familie des Bauers Michael Bräuninger zu unterſuchen und ärztlich zu berathen.

Sogleich verfügte ich mich dahin, und fand den Zuſtand der vergifteten Familie folgendermaßen:

Mich. Bräuninger ſchlachtete am 26. März 1823 einen ſtarken geſunden Friſchling. Die davon bereiteten Würſte waren Blut- und Leberwürſte, in welche, auſſer den Beſtandtheilen, die blos das Schwein hergegeben, nichts Anderes gefüllt worden ſeye. Es ſeyen mehr Leber- als Blutwürſte bereitet worden, durch einen Metzger, der gut damit umzugehen wiſſe, und ſolcher hätte nicht mehr als höchſtens einen halben Schoppen Keſſelbrühe dazu genommen, die Würſte ſeyen auch, ſo viel ſie wiſſen, gut verwällt worden.

Der ganze Wurſtvorrath nun wurde in die Schlafkammer gehängt, und die noch übrigen erſt nach acht Tagen in den Rauch gethan.

Am Oſtermontag, den 31. März, ſeye der kleine Saumagen gegeſſen worden, die ſämmtlichen Mitglieder der Familie, Groß und Klein, hätten davon bekommen, und er ſeye ganz gut geweſen, auch aufgezehrt worden. Keines hätte irgend eine Beſchwerde darauf empfunden noch eine Uebelkeit.

Am Donnerstage den 3. April habe die Bräuninger zum Mittageſſen gebackene Kartoffelklöſe bereitet, und dazu eine Blutwurſt mit zwey Leberwürſten gewärmt, wovon ebenfalls die ganze aus acht Individuen beſtehende Familie gegeſſen hätte. Dabey habe Bräuninger geäuſſert, daß ihm die Leberwurſt nicht ſo gut, wie ſonſt, ſchmecke, wozu auch die Frau und der Sohn geſtimmt haben. Die Würſte ſeyen weich und talkicht geweſen. Weil nun ihrem Manne die Leberwurſt nicht gut geſchmeckt habe, ſo hätte ſie (die Frau) demſelben mehr von der Blutwurſt gegeben; auch habe ihr 8jähriges Mädchen keine Leberwurſt, ſondern blos von der Blutwurſt gegeſſen. Etwa ein eines Fingers langer Zipfel ſeye von einer Leberwurſt noch übrig geweſen, welchen die Hausmutter Abends allein noch gegeſſen habe (wornach ihr alſo entſchieden die größte Portion von den Leberwürſten zu Theil geworden); die übrigen Individuen hätten ſo ziemlich in gleichen Theilen davon gegeſſen, wie ſie es ausgetheilt habe. Von der Blutwurſt hätten nicht alle, ſondern nur ſie, ihr Mann, der Sohn Michael und das 8jährige Mädchen bekommen.

Auf die am Freytag den 4. April eingetretenen Zufälle nicht achtend, da ſie unbedeutend ſchienen, bereitete die Hausmutter zur Mittagsrichte gebröckelte Kartoffeln, denen wieder zwey Leberwürſte und eine Blutwurſt gewärmt beygelegt geweſen; auch hiervon hätten Alle, das 8jährige Mädchen ausgenommen, gegeſſen. Die Leberwürſte hätten übel geſchmeckt, und ſeyen von derſelben Beſchaffenheit, wie die früheren geweſen, nur allein die Blutwurſt hätte noch einen reinen Geſchmack gehabt. Da dieſesmal der Mann Hunger gehabt, ſo hätte er mit der Frau faſt allein eine Leberwurſt verzehrt, ungeachtet es ihnen Beyden geſchienen, daß ſie noch zudem ſauer ſchmecke. Das beſchwerliche Schlingen hatte ſich bey dem Sohne ſchon eingeſtellt, bey jedem Schub Eſſen habe er immer etwas Waſſer trinken müſſen, um die Speiſe hinunter zu bringen, auch ſeye das Verſchlingen der Wurſt allein beſſer als der Kartoffeln, welche zu trocken geweſen, gegangen.

Am Sonntag den 6. und Montag den 7. April ſeye der große Saumagen von der Mutter mit ihren fünf Kindern gegeſſen worden, woran der Vater und ältere Sohn ſchon nicht mehr hätten Theil nehmen können, weßwegen ſie für die zwey Kranken Nudeln gemacht habe, wovon der Vater ziemlich, der Sohn aber nur wenig gegeſſen habe.

Seit Montag den 7. April ſeye von den noch übrigen vier etwas geräucherten Würſten keine mehr gegeſſen worden.

Zuerſt erkrankte der früher ganz geſunde, für ſein Alter große und etwas über 18 Jahre alte Sohn Mich. Bräuninger. Am Freitag den 4. April ſchon habe er Bauchgrimmen bekommen, und des Vormittags, worauf Nachmittags nur einmaliger zäher Stuhl erfolgt ſey; auch erſt Abends ſpät hätte er ſich erbrechen müſſen, wobey ein gelbes, übel ſchmeckendes Waſſer ohne Wurſttheile heraufgekommen; dann hätte er ſich müſſen ſogleich aus Müdigkeit zu Bette legen und habe doch ungeachtet der nach dem Erbrechen erfolgten Oedigkeit und Uebelkeit im Magen, gut ſchlafen können. Kein Durſt noch ſonſtige Beſchwerden. Am folgenden Tage, den 5. April, haben ſich bey ihm mehr Beſchwerden eingeſtellt, nämlich Trockenheit des Halſes und Mattigkeit, jedoch ſo, daß er noch bis Morgens 10 Uhr auf dem Acker zu arbeiten vermögend war, von da er, wegen unſichern Trittes und Schwankens im Gehen, nach Hauſe mußte. Wie oben ſchon bemerkt, gieng das Schlingen beym Mittageſſen ſchon ſehr ſchwer, wozu, um die Speiſen hinab zu bringen, immer etwas Waſſer getrunken werden mußte. Von da an ſeye es ihm immer etwas ſchwindlich und wie Flor um die Augen geweſen; aber am Sonntage den 6. Abends ſchon habe er beym Futtern nicht mehr recht geſehen und noch weniger ſchlucken können. Die Sehekraft habe bis jeʒt immer mehr abgenommen, ſo daß er jeʒt nur noch aus dem linken Auge erkennbar, aus dem rechten aber faſt gar nichts mehr ſehe.

Dieſen Kranken traf ich in der Stube im Bett und faſt ganz entblößt liegend, bey vollem Verſtande und mit faſt gänzlicher Stimmloſigkeit an ſo daß es große Aufmerkſamkeit koſtete, ſeine Worte zu vernehmen. Das Ausſehen deſſelben

war

war das eines Schlaftrunkenen, doch nicht die gänzliche Unfähigkeit vorhanden, die Augenlieder aufheben und bewegen zu können, obſchon ſolche gleich wieder von ſelbſt herabfielen. Die Pupillen waren nur bis auf zwey Pariſer Linien erweitert, aber keiner Contraction fähig beym Reiben, doch erweiterten ſie ſich nicht wieder nach dem Reiben, wie bey dem Wurſtvergifteten in Neuſtetten. Die Naſe iſt bey dem Kranken trocken, ſo wie die Lippen, welche indeſſen eine ſchöne natürliche Röthe hatten, auch die Wangen haben eine fieberhafte Röthe, mit abwechſelndem Wieder-Erblaßen. Die Haut aber iſt bey dieſem wie bey den andern Wurſtvergifteten trocken. Die Zunge iſt mit einem dickgelben klebrichten Schleime, womit auch die Mund- und Rachenhöhle ausgekleidet ſind, belegt und kann wohl aus demſelben bewegt werden, iſt auch dieſes ſchleimigten Beleges wegen nicht trocken wie ſonſt; jedoch findet eben ſo wenig Abſonderung des Speichels als des Naſenſchleimes Statt, was überhaupt mit der mangelnden Hautthätigkeit zuſammenhängt. Das Gehör iſt ganz gut, auch kein Kopfſchmerz da; das Unvermögen zu ſchlingen iſt ſo groß, daß ſchon ſeit einigen Tagen nur mit der größten Anſtrengung und unter fürchterlich kreiſchendem croupähnlichem Huſten mit convulſiviſchen Zufällen etwas flüſſiges hinabgebracht werden kann, ſo hat dieſes Uebel ſeit dem 6. bis zum 10. April zugenommen und nur darauf fühlt der Kranke ein Drücken oder überhaupt Beſchwerden im Kehlkopfe; kein Durſt, keine Uebelkeit mehr, wohl aber Hunger, der doch bey der Unvermögenheit zu ſchlingen nicht geſtillt werden kann; kein Stuhlgang mehr ſeit dem 4. April, jedoch gehörige Urin-Abſonderung alle Tage (die Farbe des Harns iſt gewöhnlich gelb) ohne alle Beſchwerden; keine örtlichen Schmerzen, weder auf der Bruſt, noch im Leibe, noch an oder in den Extremitäten. Im Ganzen aber zeigt der Zuſtand des Kranken, obſchon er ſich nothdürftig zu bewegen vermag, einen großen Grad von Lähmung an, denn beym Gehen muß derſelbe geführt werden, wobey die Knie faſt zuſammenſinken, die oberen Gliedmaßen faſt leblos herabhängen und der Kopf nur nothdürftig noch gehalten werden kann.

Merkwürdig fand ich hier nicht nur, ſondern auch bey allen an dieſer Vergiftung Erkrankten, den Herzſchlag gut und kräftig, und den Puls mit 80 kräftigen und ſogar vollen Schlägen; den Unterleib weich, nicht hart, weder geſpannt noch voll.

Um mich indeſſen unter ſolchen anſcheinend günſtigen Umſtänden im Gefäßſyſteme von der Beſchaffenheit der Blutmaße zu überzeugen und, da frühere Vorgänge mich belehrt haben, daß dieſes Uebel auch mit einer Herz- und Gefäßentzündung verbunden iſt, hier doch etwas zu thun, was dieſer Entzündung entgegen zu wirken vermag, theils auch deswegen, um den Entzündungs-Reiz in dem Kehlkopfe und den Bronchien zu vermindern, weil aus Mangel an Blutegel dieſe im Augenblick nicht angewendet werden konnten, ſo ließ ich am linken Arme eine Ader öffnen, obſchon keine angelaufenen Venen da waren. Durch den Aderlaß wurden kaum 6 Unzen Blut entleert, das zwar nicht, wie es dieſem Alter hätte entſprechen ſollen, ſchön roth, ſondern etwas dunkel und, der gehörig geöffneten Ader ungeachtet, ſchwach, kaum hie und da in einem Bogen abfloß; jedoch nach einigem Stehen und langſamen Gerinnen, wegen allmähligen Erkaltens in der Stube (gewiß zur Hälfte) eine Entzündungshaut bildete, gut koagulirte und durch den Luft-Acceß eine ſchöne rothe Farbe annahm. Es bildete ſich auch, etwa nach einer guten Stunde, ein gelbliches Serum durch Abſondern vom Cruor, ſo daß eigentlich aus der Beſchaffenheit des Blutes von dem Zuſtande des Kranken — die inflammatoriſche Diatheſis abgerechnet — nichts beſonderes geſchloſſen werden konnte.

Was aber merkwürdig iſt, ſo glaubte der Kranke auf den Aderlaß die Augenlieder etwas freyer bewegen zu können und ſogar heller zu ſehen, von dem Erſteren glaubte auch ich mich zu überzeugen. Indeſſen fand, das Geſicht oder die Sehefähigkeit betreffend, bey dieſem Kranken der merkenswerthe Umſtand Statt, daß derſelbe nur in der Entfernung die Gegenſtände doppelt zu ſehen glaubte, aber nicht in der Nähe, wo er ſolche nur ganz undeutlich ſehe.

Am 12. fand ich den Sohn in gleichem Zuſtande wie vorgeſtern; auch bey ihm ſeyen die Klyſtire nicht geblieben, ſondern gleich wieder ohne alle Wirkung abgegangen. Heute früh habe es ſich zu beſſern geſchienen, ich fand jedoch das Athmen wieder ſchwerer, wobey ſich die Bruſt durchaus nicht wie bey einem geſunden Athmen gehoben hat; der Kranke hatte mehr Huſten und ſtarkes Verkirnen bey der geringſten Gabe von Milch oder ſonſt einem Getränke; der Huſtenreiz war ſo heftig, wie in dem heftigſten Grade des Croup, daß der Kranke augenblicklich zu erſticken drohete, und — wie ich mich ſelbſt überzeugt habe — wenn man ihn nicht augenblicklich unterſtützte, den Kopf und die oberen Gliedmaßen, überhaupt den ganzen Oberleib über das Bett, wie ganz leblos herabhängen ließ; ſo erſchöpft war er gewöhnlich auf einen ſolchen Huſtenreiz geworden, daher es kein Wunder geweſen, wenn er den heftigſten

Durſt lieber ertragen hatte; der Kranke war in dieſem Zuſtande durchaus nicht mehr vermögend, ſich heraufzuhelfen, denn er war halb gelähmt — ein fürchterlicher Anblick. Seine Zunge trocken, die Augenlieder ganz gelähmt; hob man ihn aus dem Bette, ſo wurde es ihm nicht nur übel, ſondern er vermochte gar nicht mehr zu ſtehen. Gleicher Puls- und Herzſchlag wie am 10., nur etwas matter, ohne größere Frequenz, und die Harnſecretion wie vorgeſtern, ſo auch der übrige Zuſtand; vollkommene Geiſtesgegenwart.

Am 14. April traf ich ihn todt an, er ſeye erſt dieſen Morgen um 5 Uhr ganz unbemerkt eingeſchlafen. Um 10 Uhr geſtern Nachts habe er von freyen Stücken Oeffnung bekommen und dann wieder je eine halbe Stunde ſpäter, ſo daß er vor 12 Uhr Mitternachts noch dreymal Stuhl gehabt habe; der Stuhlgang ſey flüſſig geweſen mit etwas verhärtetem Koth, die Menge wurde nicht angegeben; nach der Oeffnung habe er durch Zeichen, da er keinen Laut mehr hervorbringen können, zu verſtehen gegeben, daß es ihn heftig dürſte, aber er ſey ganz unvermögend geweſen, noch etwas zu trinken. — Was ſehr merkwürdig iſt und was ich des früheren Nachforſchens ungeachtet erſt heute erfahren habe, war das in der

Frühe des 11. Aprils bey dem Kranken ſich wieder eingeſtellte Vermögen trinken zu können. Beynahe in einem Zuge habe er dann eine halbe Maas friſches Waſſer ganz haſtig getrunken, ohne im mindeſten Huſten darauf zu bekommen, und zu einer weitern Portion große Neigung gehabt, wenn er des Nachtheils wegen getrauet hätte. Es iſt daher anzunehmen, daß dieſer Purſche ſich nicht für ſo gefährlich erkrankt und ohne Rettung glaubte. — Um und nach 2 Uhr in der Frühe des 14. habe er einigemale ſich ſelbſt wieder aufgerichtet und an das Fenſter begehrt, um friſche Luft zu ſchöpfen; man habe ihn da kaum halten können, ſo ſchnell hätte er ſich da noch bewegt, ſeinen Wünſchen jedoch durch Mithilfe willfahrt, doch ſey er ſpäter ruhig liegen geblieben, aber immer unbedeckt, habe kaum bemerkbar noch geathmet, den Mund immer offen gehalten und ſey, wie oben bemerkt, ſanft geſtorben.

Der Leichenerfund von dieſem Kranken folgt am Ende der Geſchichtserzählung.

Der 48jährige Hausvater, ſonſt ein geſunder und robuſter Mann, fühlte auſſer Mattigkeit und einigem Nebel vor den Augen, den er erſt Samstags Abends wahrgenommen, nichts als Leibſchmerzen in der Nacht vom 5. auf den 6. April, auf welche auch nur einmaliger Stuhl erfolgt ſey, mit einem ganz zähen lettenartigen Abgange; die Leibſchmerzen nun hätten die ganze Nacht fortgedauert, ihn ſchlaflos gelaſſen und erſt am Sonntag den 6. nach dem Mittageſſen habe das Erbrechen angefangen, denn nicht einmal die Nudeln habe er bey ſich behalten können, ungeachtet es da ſchon ſchwer mit dem Schlucken gegangen ſeye; drey bis viermal nach einander habe er eine ſehr übel und bitter ſchmeckende wagenſchmierähnliche Subſtanz erbrochen und auch nichts mehr bey ſich behalten können, wenn es auch nur Milch geweſen; zudem hätte er ſeither einen äußerſt widrigen, eckelhaften und ſtinkenden Geſchmack, wie wenn Koth im Munde wäre, und ein eben ſolches Aufſtoßen; ſeine Sprache war etwas verſtändlicher als die des Sohnes und er ſchien überhaupt nicht ſo tief erkrankt, als jener; ſeine Stimme ſehr heiſer, und ſein Ausſehen, wie das bey allen Wurſtvergiftungen eigene und gleich erkennbare, mit Lähmung der oberen Augenlieder, die doch noch zu bewegen in ſeiner Gewalt ſtand; ſeine Pupillen waren — da er etwas größere Augenſterne als der Sohn hatte — doch nicht ſo ſtark erweitert und einer kaum bemerkbaren Zuſammenziehung noch fähig; er beklagte ſich ſeit ſeinem Erkranktſeyn über ſtarkes Kopfweh, hauptſächlich auf der Stirne; ſeine Zunge etwas weniges belegt aber trocken, dieſelbe konnte kaum eines Fingers breit über die Zähne gethan werden, ein Umſtand, den ich das erſtemal bey dieſem Uebel geſehen habe *); der Mund und die Rachenhöhle waren mit einem dünnen zähen gelblichen, faſt trockenen Schleim belegt, und der Eingang in den Schlund hier eben ſo wenig als bey dem Sohne verengt, vielmehr erweitert; dicke und ſchleimige Sachen zu ſchlucken war Bräuninger noch im Stande, nur mußte es langſam geſchehen, aber es mochte ſeyn was es wollte, ſo mußte es bald wieder ausgebrochen werden und wenn es auch beynahe eine Stunde angeſtanden; ungeachtet bey ihm die Stimme ſehr heiſer und das Reden ebenfalls ſehr beſchwerlich, ſo verkirnte er ſich doch nicht und es fanden keine ſo gräßlichen Zufälle — wenigſtens bis jetzt noch nicht — Statt beym Verſchlucken von irgend etwas; dabey beklagte er ſich aber mehr wie der Sohn über einen dumpfen drückenden Schmerz in dem Kehlkopfe und namentlich in den Schildknorpeln — Beweiß auch ihres inflammatoriſchen Ergriffenſeyns. — Sonſt hatte das Ausſehen dieſes Mannes, das eines ſchlaftrunkenen

---

*) Dieß bemerkte ich bey Mehrern und es iſt Folge der Lähmung. K—r.

abgerechnet [*]), nichts beſonders Krankhaftes angezeigt; keine weitern Affectionen, weder in der Bruſt noch im Unterleib, aber groſſe und allgemeine Ermattung; auch bey ihm kräftiger Puls zu 96 und vollkommener Herzſchlag; etwas voller, aber nicht geſpannter und weicher Leib, ſchmerzlos, das Harnen jedoch gering und ſchmerzhaft; ſeit Sonntag früh, wo er das letztemal Stuhl gehabt habe, ſeye keine Oeffnung mehr erfolgt; trockene Haut; noch kein ſo großer allgemeiner Lähmungs-Zuſtand; mehr Kraftäußerung, doch unſtäter wankender Gang und Unmöglichkeit, allein ſtehen zu können; durchaus kein Schlaf, weder bey Nacht noch bey Tag, während der Sohn doch einige Stunden in der Nacht zu ſchlafen vermochte; die Sehekraft hier noch etwas beſſer, aber das gleiche Doppeltſehen in die Ferne; auch hier wirklicher Hunger, ohne ihn ſtillen zu können, wegen des immer wieder eintretenden Erbrechens. Bräuninger legte ſich erſt am Montag Mittags, den 7. April, nachdem er mit großer Anſtrengung noch einige Körbe voll Futter geſchnitten hatte.

---

[*] Das Ausſehen ſolcher Vergifteten könnte nur deswegen ſchlaftrunken genannt werden, weil ihre Augenlieder halb über die Augapfel herliegen, ſchlaftrunken ſelbſt ſind ſie nicht. K—r.

Bey meinem Beſuche am 12. April fand ich den alten Bräuninger todt; er ſey den 11. Abends 7 Uhr mit vollem Verſtande und ganz leicht geſtorben, und hätte im letzten Augenblicke nicht mehr reden wollen — wahrſcheinlich nicht mehr können — zweymal nur habe er von der abführenden Arzney genommen, und ſeye auch auf meine Anordnung einigemal, ohne allen Erfolg, klyſtirt geworden. Zuletzt habe er noch hart und sehr beſchwerlich geathmet, beſonders in der Nacht vom 10. auf den 11. April, wo es geſchienen, als wolle es wieder beſſer mit ihm werden; indeſſen hätte er alles Genoßene, auſſer der Emulſion, welche am längſten bey ihm geblieben ſeye, wieder ausbrechen müſſen, am Ende auch dieſe nicht mehr ſchlucken und ſogar nichts mehr zu ſich nehmen können. — Die nachfolgende Beſchreibung des Leichenerfunds wird weiteren Aufſchluß geben.

Dieſe zwey am bedeutendſten Erkrankten, wo bey dem Sohne der Jugend ungeachtet wegen des großen Lähmungszuſtandes noch weniger Hoffnung zum Aufkommen vorhanden war, wie bey dem Vater, wenigſtens aus der Analogie mit den früher von mir beobachteten Kranken der Art zu ſchlieſſen, ſchienen mir rettungslos.

Da dem Sohne durchaus nichts innerlich beyzubringen geweſen, ſo verordnete ich erweichende und zugleich reizende Klyſtire, die ich auch bey dem Vater zu appliciren befohlen und ließ ihm ein Veſikator auf den Nacken ſetzen.

Nach der Zeitfolge des Erkranktſeyns kommt die 16jährige, vorher ebenfalls ganz geſunde und jetzt gut ausſehende Tochter. Auch bey ihr war die Stimme etwas heiſer und lautend, wie wenn ſie Brey im Munde hätte, ein wirkliches Unvermögen der Zunge, die Töne artikuliren zu helfen, alſo auch hier einige Lähmung, doch konnte ſie vernehmlich reden. Trockener Mund, Zunge und Hals mit wenigem weißlichen Schleim belegt. Dieſes Mädchen kann ohne ſich zu verkirnen, jedoch nur ziemlich ſchwer und mit viel Vorſicht langſam ſchlingen; ſie fühlte ſich das erſtemal krank in der Nacht des 4. April vor 11 Uhr, wo ſie wegen großer Uebelkeit aufgewacht ſey, der Leib ſeye aufgetrieben geweſen, doch hätte ſie wieder ſchlafen können. Am 5. darauf habe ſie ſich einmal erbrechen müſſen, und am Sonntag den 6. hätte ſie auf vorhergegangene Leibſchmerzen dreymaligen Stuhl bekommen, der alle Tage ſeither regelmäßig und wie ſonſt ſich eingeſtellt habe; auch ſie hatte am Sonntag und Montag mit den andern noch von dem großen Schweinsmagen gegeſſen, ohne weitere Nachtheile. Indeſſen fand auch bey ihr eine große

Mattigkeit und Unvermögenheit, etwas arbeiten zu können, Statt; ihre Augenlieder waren deutlich erkennbar gelähmt und die Pupillen erweitert, auch der Nebel und das Undeutlichſehen, ſo wie das Doppeltſehen in der Entfernung vorhanden; der Geſchmack öde und wüſt; die Naſe trocken; der Schmerz im Kehlkopf kaum bemerkbar, doch vorhanden; der Herzſchlag deutlich, und der Puls 100, regelmäßig.

Am 12. April. In den zwey vergangenen Nächten habe ſie wohl ſchlafen können, aber mit öfterem Aufwachen und Träumen; ſonſt gleiches Befinden, nur wenn ſie etwas eſſe, habe ſie Huſten, ſonſt nicht, wegen des beſchwerlichen Schluckens; ſchon drey oder vier Tage lang habe ſie keinen Stuhl mehr gehabt; ſie nahm keine Arzney.

Die ältere 17jährige Tochter erkrankte auch Freytags Abends den 4. April, nachdem ſie vorher Streu getragen hatte, und ſich auſſer Stand fühlte, mehr zu thun. Am Samſtag hätte ſie keine Wurſt mehr, wohl aber am Sonntag darauf noch Nudeln gegeſſen. Am Samſtag früh hätte ihr der Leib ebenfalls wehe gethan, wo ſie 3—4maligen dünnen Stuhlgang bekommen habe, und ſeither ſey ſie verſtopft. Am Samſtag, Sonntag und Montag ſeye es ihr immer übel und erbrecheriſch geweſen, weßwegen ihr gerathen worden,

den Finger in den Hals zu ſtecken, um leichter erbrechen zu können und doch ſeye nichts erfolgt. Dieſes Mädchen klagte über Schwindel im Kopfe, Nebel vor den Augen und undeutliches Sehen, mit Doppeltſehen in der Entfernung: auch bey ihr gleichſam befangener ſchläfriger Blick, ſonſt gute Geſichtsfarbe; der Mund ſchleimig, kaum etwas weisliche trockene Zunge, die ganz herausgeſtreckt werden konnte; was nicht trocken, nicht zu dick und nicht zu dünn war, konnte ſie ſchlucken. Sie habe bisher alle Tage Suppe, auch Brey gegeſſen, was immer mit Vorſicht hätte geſchehen müſſen; gleiches Hinderniß beym Sprechen, wie bey ihrer jüngeren Schweſter; keine Beſchwerden beym Harnlaſſen bis heute das erſtemal; guter regelmäßiger Herzſchlag, Puls 92, nicht voll.

Am 12. April. Sie hatte vier Eßlöffel voll von der Brecharzney genommen, es ſeye aber kein Erbrechen, ſondern fünfmaliger Stuhl darauf erfolgt; ſie könne nicht recht ſchlafen. Noch regelmäßiger Puls- und Herzſchlag, trockene Zunge und beſchwerliches Schlingen, doch konnte ſie dünnen Brey eſſen. Geſichtsnebel und Augenlieder-lähmung wie vorgeſtern; beym Athmen Wehethun der Bruſt innen.

Unter allen durch den Wurſtgenuß Erkrankten befand ſich offenbar am beſten die 40jährige

Hausmutter ſelbſt, ungeachtet ſie, ihrem Vorgeben nach, entſchieden am meiſten von den giftigen Leberwürſten genoſſen hatte. Von einer geſunden robuſten Familie herſtammend, waren doch die früheren ungünſtigen Verhältniſſe ihrer erſten Ehe und neun vorhergegangene Geburten nicht vermögend, ihre Conſtitution ſo zu ſchwächen, um hier dieſer Vergiftung nicht zu widerſtehen. Mehr als alle davon erkrankten Individuen hatte ſie mit dieſer Vergiftung durchzumachen, weil ſie als ſonſt ſorgende Hausmutter jedem zu Hilfe ſeyn ſollte, und es nach ihren Kräften auch war. Sie fühlte zwar, wie die anderen Individuen, auch Müdigkeit, einige Halsbeſchwerden und Trockenheit im Munde mit ſaurem eckelhaftem Aufſtoßen, aber ſie achtete nicht viel darauf und ſchrieb es einem verdorbenen Magen zu, mitunter auch der Unruhe beym Abwarten der Erkrankten, beſonders da ſie ein erſt 15wöchiges geſundes Mädchen noch ſtillte, welches ihr bey Nacht keine Unruhe machte; doch hatte ſie in der Nacht vom Montag auf den Dienſtag, auf vorhergegangene Leibſchmerzen, zwey dünne Stühle gehabt und eben ſo in der darauf folgenden Nacht. Am Dienſtag den 8. hätte ſie den ganzen Tag im Bette bleiben müſſen, was ſie der Unruhe und dem Nachtwachen bey ihrem Manne und Sohne zugeſchrieben; ihren Blick fand ich kaum befangen und die Pupillen ebenfalls kaum erweitert, indeſſen ſieht ſie trüb und neblich, kaum dünkt es ſie doppelt; ihr Gang iſt nicht der eines ganz geſunden Menſchen, ſondern unſicher; ſie konnte eſſen und hat auch Appetit, aber trockene Sachen brachte ſie doch nicht hinab, die Speiſen mußten ſchlüpfrig und dünn ſeyn. Sie war ihr Kind zu ſtillen noch vollkommen vermögend und dieſes geſund und munter; guter Herzſchlag und Puls auch ihr eigen; alle Tage gehöriger Stuhl; jedoch klagte ſie auf der linken Unterleibsſeite über einiges Brennen, auch fühlte ſie immer einiges Grimmen im Bauche und immer einen Fieberſchauer, worüber ſich keines der übrigen Erkrankten eigentlich beklagte; zuweilen ſey es ihr um den Kehlkopf, wie wenn etwas würgen wollte, nicht im Schlundkopfe, denn es war kein Gefühl von Uebelkeit oder Erbrechen vorhanden geweſen.

Den 12. April befindet ſich die Mutter beſſer, nur hat ſie noch Nebel vor den Augen, die ihr faſt ganz trüb werden, wenn ſie etwas leſen wolle; ſie könnte ſchlafen, wenn ſie ohne Anfechtung wäre. Merkwürdig war es, daß es ihr nicht an Milch fehlte. Am letzten Dienſtag den 7. April habe man, weil ſie wegen großer Leibſchmerzen habe liegen bleiben müſſen, ihr einen Schoppen mit Kümmel abgeſottener warmer Milch eingegeben, wovon ſie Erleichterung gefühlt hätte; dann habe ihr Mann geſagt, ſie müſſe ihrer geſunden und ſtarken Natur nach hinter einer Haſelſtaude geboren ſeyn. Geſtern hätte ſie wieder feſten bolienartigen Stuhl bekommen; noch beklagte ſie ſich über einen üblen Geſchmack im Mund, ſo wie über trockenen Hals und zuweilen daher rührenden Huſten; immer Neigung zu friſchen ſäuerlichen Sachen, z. B. ſaurer Milch. Puls 82, guter Herzſchlag.

Am wenigſten wurden ergriffen, der 15jährige, an Geiſtesfähigkeiten zurückgebliebene klumpfüſſige, ſonſt geſunde Knabe, der blos an einiger Trockenheit im Halſe litt, und das 9jährige Mädchen, welche beyde wohl am wenigſten von den Würſten bekommen haben möchten. Dieſe zwey Kinder waren auch am munterſten, obgleich das Mädchen weniger geſund, als der Knabe; doch hatten die beiden Kinder einen guten Appetit, und es hatten ſich keine weiteren übeln Zeichen bey ihnen eingeſtellt.

Die Behandlung betreffend, ſo verordnete ich den Erkrankten eine ſtarke Auflöſung von Brechweinſtein und eine abführende Emulſion aus Sal. mir. Gl. mit der Aqua lax. V. Tinct. rhej aquos. und Ol. ricinj mit Eygelb abgerieben, wovon dem

Manne gegeben werden ſollte und von der Brecharzney der Frau und den Kindern, die nachher erſt von der abführenden zu nehmen hätten; dem Sohne konnte gar keine Arzney beygebracht werden, weil ihm immer Erſtickungsanfälle drohten.

Zur Steuer der Wahrheit muß ich wegen des unglücklichen Ausgangs dieſer Wurſtvergiftung bemerken, daß ich am 14. April, wo ich die zwey Leichenöffnungen vorgenommen habe, die verordneten Arzneymittel beynahe noch ganz und ungebraucht angetroffen, und daß ich unvermögend geweſen bin, die zwey Töchter zum Einnehmen zu bewegen, ungeachtet ihr Zuſtand noch derſelbe wie am 12. war: ſo indolent iſt dieſe Menſchenklaſſe.

Das 9jährige Mädchen, welchem ich einen großen Druck zum Leſen vorlegte, konnte ſolchen kaum erkennen.

Die Mutter nun, welche am 14. April mit der Leiche ihres Mannes gegangen, ließ es ſich bey der Zeche recht wohl ſeyn *), trank ziemlich Wein und kam erſt ſpät nach Hauſe; ein Beweis alſo, wie wenig ihr dieſe Wurſtvergiftung geſchadet hat, da es ſcheint, als ob ſie

---

*) Dieſer Zug ſpricht für ſtarke Thiernatur dieſes Weibes, und Thiere werden auch nicht leicht durch Würſte vergiftet.

K—t

durch die früheren Vorgänge ſchon daran gewöhnt ſeye, und es fiel mir bey dem letzten Krankenbeſuche ein, daß vor zwey Jahren in eben dem Weiler Fiſchbach ein Todesfall durch einen böſen Hals, wie ich damals erfuhr, vorgekommen, daher ich meine Anweſenheit dazu benützte, weitere Erkundigung darüber einzuziehen, wo ich dann vernommen habe:

Daß ein Bruder des erſten Mannes dieſes Weibes, der Schultheis Kübler in Fiſchbach, in den erſten Tägen des Märzes 1821 ein Schwein geſchlachtet; derſelbe ſeye etwa 14 Tage vor ſeinem Tode, gegen den 15. März deſſelben Jahres noch in Backnang geweſen, und da er gerne getrunken, alſo gewöhnlich berauſcht heimgekommen ſeye, ſo habe man auch den bald darauf erfolgten Schwindel, über den er ſich beklagt, für die Folgen des Betrinkens gehalten; nach dieſer Zeit nun habe er das Fleiſch und den Reſt der vom Metzeln noch vorhandenen Würſte in den Schornſtein gehängt; am darauf folgenden Sonntage, als er von der Kirche heimgekommen, habe er ſchon nicht mehr recht ſchlucken können, weßhalb man aus der Apotheke eine Arzney geholt, die aber nicht mehr hinunter gegangen; man habe nachher ärztlicher Hilfe ſich bedient, allein der herbeygerufene Arzt, welcher Blutſauger, innerliche Mittel und äußerlich noch Salben, Klyſtire u. ſ. w. anwenden laſſen, hätte den für alle Anweſenden ſonderbar Erkrankten nicht retten können; auch er habe ſolchen Huſten gehabt, und ſich verkirnen müſſen, nicht geſehen, auch die Augenlieder nicht aufmachen können, und ſeye bald nachher geſtorben.

An eben dieſer Wurſtvergiftung ſeyen damals erkrankt, der 25jährige Knecht und die Magd, welche an gleichen Beſchwerden lange gelitten, aber davon gekommen ſeyen; ſein damals 9jähriger Knabe konnte auch nur beſchwerlich ſchlingen und war lange Zeit unfähig, etwas leſen zu können, was der Schulmeiſter dem Knaben gar nicht habe glauben wollen; eben ſo ſolle der Knabe ſehr am Gehör gelitten haben, welche beyde Uebel ſich jedoch im Verlaufe von einigen Monaten wieder verloren. — Uebelhörigkeit habe ich indeſſen bey den von mir beobachteten Kranken der Art nicht bemerkt, vielmehr hatten alle ein gutes unangegriffenes Gehör. *)

Von dieſen Würſten nun, deren Genuß dem Schultheiſen **Kübler** den Tod gebracht, und woran deſſen weitere Angehörigen erkrankt ſind, habe der Bräuninger erſter Mann, N. Kübler, auch gegeſſen und ſich lange Zeit darauf unwohl befunden, bis derſelbe nach dem Genuß ſeiner eigenen Würſte, im May 1821, auf die nämliche Weiſe erkrankt und geſtorben ſeye.

---

*) Ich bemerkte ebenfalls bey all ſolchen Vergifteten eher ein ſcharfes als ein ſtumpfes Gehör. K—r.

Es wurde mir ſchwer, dieſe Leute von der Art dieſer Vergiftung zu überzeugen, beſonders da die 17jährige Tochter angegeben, daß ſie dazumal an demſelben Hinderniſſe im Schlucken und Trockenheit im Halſe, ſo wie an Doppeltſehen und an Verſtopfung, auch wieder ſo im Jahre 1822 an denſelben krankhaften Erſcheinungen, welche lange Zeit angedauert hätten, gelitten habe. Wegen des Wiederkehrens faſt zu gleicher Jahreszeit ſeye dieſe Krankheit für eine Dauch (Seuche) gehalten worden. Die Mutter beſtätigte die Angabe der Tochter nicht nur, ſondern ſagte, daß ſie in dieſem Jahre jetzt zum drittenmal, wie die Tochter, an derſelben Krankheit leide, aber nie geglaubt habe, daß Würſte Veranlaſſung dazu gegeben.

Vierzehn Tage nach dem Tode ihres Mannes traf ich die Bräuninger in Murrhardt an und befragte ſie nach ihrem Befinden. Sie war ganz munter, hatte guten Appetit, nur ſah man es ihr noch an den Augen an, auch war ſie nur mit großer Anſtrengung fähig, groben Druck, und zwar nur einzelne Worte, zu leſen, denn es vergieng ihr das Geſicht bald beym längeren Verweilen auf der Druckſchrift.

So mag allerdings ſchon mancher Menſch an verdorbenen Würſten erkrankt und geſtorben ſeyn, beſonders in den einzelnen Weilern und Höfen waldigter Gegenden, wo man nicht ſogleich Hilfe ſucht, und wo der Landmann von dem Vorurtheil eingenommen iſt, daß, ſobald man nicht mehr ſchlucken könne, alle Mittel umſonſt angewendet ſeyen, was freylich bey dieſem Uebel meiſtens wahr iſt, wenn die Hilfe, aus Unkenntniß der Krankheit, zu ſpät eintritt.

Die Beſichtigung und Oeffnung der Leichname der beyden Verſtorbenen wurde am 14. April vorgenommen.

Der Körper des alten **Bräuninger** war ſchon ziemlich in Fäulniß übergegangen und hatte einen ſehr übeln Geruch, da ſonſt Leichname dieſer Art nicht ſo ſchnell in Fäulniß übergehen; der Hals, der Leib und die Extremitäten waren mit vielen Petechien bedeckt, welche am Lebenden durchaus nicht wahrgenommen worden ſind, und daher in den letzten zwey Tagen erſt entſtanden ſeyn müſſen.

Der Rückentheil des Cadavers hatte ſehr große Todtenmale; die Kopfhaare und eben ſo die Bart-

und Schaamhaare, giengen leicht aus; weder der Unterleib war ſteif und geſpannt, noch die Extremitäten, alſo keine Muskelrigidität vorhanden; ſonſt fand ſich am ganzen robuſten und großen Körper keine Verletzung oder Abweichung vor, auſſer einem ſehr großen ganz in Fäulniß übergegangenen Membrum virile. *)

Der Kopf wurde nicht geöffnet.

Bey der Eröffnung der Bruſt fand man die rechte Lunge durchgängig, nicht ſowohl mit dem Rippenfell, ſondern auch mit dem Herzbeutel ganz verwachſen und ſchwarzroth marmorirt, faul, flaccid, ohne leicht aus einander zu gehen, noch etwas ſchwer von den angewachſenen Stellen der Rippen abzutrennen. Es ſchien dieſe, obſchon nicht ſo alte Verwachſung, nicht allein von der letzten Krankheit herzurühren, da Bräuninger in den letzten Jahren öfters an Huſten und Bruſtbeſchwerden gelitten habe; die linke Lunge zeigte daſſelbe, und beym Durchſchneiden von beyden, floß aufgelöſtes, nicht malziges, ganz ſchwarzes und dünnes, Blut aus; der Herzbeutel war von den Lungen faſt ganz bedeckt; das Mediaſtinum war, ſo wie

---

*) Dieſer äußere Erfund weicht von dem ſonſtigen äußern Erfunde der an Würſten Verſtorbenen abermals auffallend ab und möchte, wie ich ſchon anführte, für eine oft mehr als dem Grade nach verſchiedene Bildung dieſes Giftes in dieſen Würſten in den verſchiedenen Fällen ſprechen. K—r.

das Bruſtfell, auf beyden Seiten, jedoch mehr das rechte, hellroth entzündet; die auf beyden Seiten des Herzbeutels herablaufenden Zwerchfells-Nerven wurden in ihren Nevrilemen entzündet gefunden, der ganzen Länge ihres Verlaufes und ihrer Ausbreitung nach bis in die Einmündungen in das Zwerchfell; eben ſo die herumſchweifenden Nerven auf beyden Seiten mit ihren Veräſtelungen und den rekurrirenden Zweigen bis in die Einmündungen in den Herzbeutel, jedoch deſto weniger, je mehr ſie ſich gegen den Kopf hin ihrem Urſprunge näherten, wo ſie bis in die Halstiefe hinein unterſucht wurden: nicht weniger waren es diejenigen Zweige, welche die Schilddrüſe erhält. Das dieſe Nerven einhüllende Nevrilem wurde ſorgfältig wegpräparirt, aber weder die Hauptnerven oder Stämme, noch die Aeſte und Zweige waren rein weiß wie ſonſt herzuſtellen, ſie blieben immer wie etwas ſchmutzig. Anders verhielt ſich dieſes bey dem Sohne. Die Schilddrüſe hatte eine röthere Farbe als gewöhnlich. Nach deren Trennung und nach Oeffnung des Kehlkopfes war dieſer innerhalb etwas entzündet, doch mit einem weißlichten Schleim, der ſich eben ſo in der Luftröhre vorfand, ausgefüllt. Der Kehldeckel war etwas nach oben gebogen, wenig entzündet, mehr aber war die hintere innere Wand der Luftröhre entzündet, aber die Stimmritze natürlich. — Der Herzbeutel war an ſeinem ihn umgebenden Zellengewebe auſſen wie injicirt, innerhalb ſtark entzündet, und enthielt nicht mehr als etwa zwey Unzen blutigen Serum's; das Herz hatte eine natürliche Lage, und war mit Fett ziemlich begabt, an ſeiner vorderen Fläche nicht entzündet, nach hinten aber waren die Aurikeln mit den Atrien und die großen Gefäße ganz ſchwarzroth; die Kranzvenen und die der Aurikeln ſehr mit Blut angefüllt, gleichſam wie ausgeſtopft. — Das Herz zeigte ſich von normaler Größe, ganz welk, ſchlaff und mürbe, zum Zerreiſſen leicht, eben ſo mürbe waren auch die großen Arterien. Man fand eine auſſerordentliche, wie in die ſtärkſte Gangrän übergegangene Entzündung der Herzventrikeln und Arterien, ſo daß ſowohl die Arterien- als die Venen-Oeffnungen des Herzens mit ihren Valveln tief ſchwarzroth und faſt faulig waren. Von den Mündungen der Herzventrikel bis in die Spitzen derſelben nahm die Entzündung allmählig ab; mehr als dieſe waren die Arterien entzündet, und beſonders die Arterien ſo ſtark dick und tief-gelblich-purpurroth, wie mit Kunſt bemalt. *)

---

*) Ich möchte bey dieſer Erſcheinung abermals auf eine künſtliche Färbung dieſer Gefäßrandungen durch Waltheriſches Bitter aufmerkſam machen. K—r.

In ihrer innern Haut, welche ſich leicht in Fetzen ablöste, waren ſie durchaus gleich roth, aber die tunica nervea unter ihnen erſchien ganz weiß. Die gleiche Bewandtniß hatte es mit den großen Venen, welche blauroth ausſahen, und deren innere Haut ſich nicht minder leicht ablöste; gleich mit den Arterien waren die Herzöhrchen und die Scheidewand entzündet. Merkwürdig war das noch Offenſeyn des eyförmigen Loches von der Größe eines halben Kreuzers. In keiner der Herzhöhlen fand ſich weder koagulirtes noch flüſſiges Blut vor. — Nicht nur die Aorta, ſondern auch die innere Haut der von ihr entſpringenden Arterienäſte nach oben und nach unten, wurden eben ſo entzündet gefunden, bis in die Tiefe des Halſes in die Claviar- und Schenkel-Arterien hinein, doch ſo, daß mit der Entfernung vom Herzen die Färbung ſich immer mehr verminderte; in allen unterſuchten Gefäßen gieng ohne Unterſchied ganz leicht die innere Haut ab.

Bey der Oeffnung des Unterleibes entwickelte ſich ein häßlich riechender ſichtbarer Dampf von Gas; die Gedärme waren ebenfalls ſtark von der Luft ausgedehnt, und durch die eingetretene Fäulniß warm; blos der Magen wurde äußerlich an ſeiner Oberfläche etwas entzündet gefunden, hauptſächlich aber ein Theil vom Ileum mehr brandigt faul; mehr fand ſich das Gekrös entzündet, je näher es der Aorta lag. Der Magen war in ſeiner inneren Haut, nicht ſowohl im blinden Sacke, als beſonders auch an ſeinen Mündungen, bis in den Schlund hinein entzündet, und dieſer je mehr nach oben, deſto weniger zuſammengezogen und faltig, doch waren es nur einzelne Stellen und keine allgemeine verbreitete Entzündung. Im Magen fand ſich noch etwas von der Emulſion und ſonſt wenige auch gelb gefärbte Flüſſigkeit vor, er war nicht klein und zuſammengefallen. Ein großer Theil des dünnen, meiſtens aber der dicke Darmkanal, war mit harten bollenartigen, dunkelgrün und graugelben Exkrementen, um welchen eine dicke Flüſſigkeit ſich befand, angefüllt und derſelbe je näher dem After hin, deſto mehr beſonders über die Inrfaktus zuſammengezogen. In dem dünnen Darmkanale fand ſich der gewöhnliche gelblichte Schleimüberzug; die inneren Häute des ganzen Darmkanals waren nur hie und da an einigen Stellen etwas entzündet. — Die Leber war natürlich, nur am Rande dunkellivid, von gehöriger Conſiſtenz, nicht mürbe und gab beym Einſchneiden ſchwarzes Blut von ſich. Die Gallenblaſe war voll von Galle, nicht abnorm; das Netz war klein; das Pankreas ziemlich roth aber klein. Auch die Pfort-Adergefäße wurden in ihren inneren Häuten entzündet gefunden. Die Milz war gewöhnlich groß, ſehr mürbe und mit ſchwarzem Blute ganz überfüllt. Die linke Niere war ganz entzündet und mürbe, ganz blutroth beym Durchſchneiden, wie die inneren Venenhäute, von welcher Farbe auch die kleinen Nierentrichter und das Nierenbecken waren. Die Papillen waren kaum noch bemerkbar, und wie faul; die gleiche Beſchaffenheit hatte die rechte Niere, nur in etwas vermindertem Grade; die Mißfarbe der Nierenbecken ſetzte ſich ſogar bis in die beyden Uretheren fort, wurde aber je näher ſie der Harnblaſe kamen, deſto weniger. Die Blaſe war ganz voll mit Harn und innen kaum etwas entzündet. Das Bauchfell fand ſich auch an mehreren Stellen gegen den Rücken zu ſtark entzündet, woran wohl die Nähe der großen Gefäße Antheil hatte.

Die Oeffnung des Leichnams von dem jungen Michael Bräuninger wurde 8 Stunden nach deſſen Tode vorgenommen.

Auch hier fanden ſich auf der Haut überall Petechien vor und wenige Todtenflecken, indeſſen ſchon eingetretene Fäulniß, denn das Skrotum und der Penis waren ganz mißfarbig.

Beym Durchſchneiden der allgemeinen Bedeckungen flos ein ganz aufgelöſtes ſchwarz-violettes Blut aus den geöffneten Venen.

Kaum konnte das Bruſtbein von den mit ihm ganz feſtgewachſenen Lungen, (was erſt neuerdings in Folge des kürzlich vorhergegangenen Entzündungszuſtandes in der Bruſt durch Bildung eines ſchönen friſchgebildeten Zellengewebes geſchehen ſeyn mußte,) getrennt werden. Die linke ſowohl als die rechte Lunge waren an allen Seiten mit dem Bruſtfelle im ganzen Bruſtkaſten, ſo wie mit dem Herzbeutel feſt verwachſen und dieſer ganz hellroth injicirt. Dieſes neugebildete Zellgewebe war rein weiß und wie mit Luft aufgeblaſen. Die Lungenflügel, welche beyde Bruſtkaſten vollkommen ausgefüllt und den Herzbeutel bedeckt hatten, waren wie mit hellblauer und ſchwarz untermiſchter Farbe marmorirt, dergeſtalt, daß die einzelnen Lungenbläschen — denn Parthien waren nicht zu unterſcheiden — neben undu nter einander mit dieſen zweyerley Farben, jedes aber für ſich angefüllt zu ſeyn ſchien, ſo, daß die ſchwarzen Punkte das Anſehen der auf der Haut vorgefundenen nur weit kleineren Petechien hatten. Beweis einer auch hier ganz vollkommenen Verkohlung des Blutes: denn es fehlte dieſen ſonſt ohne alle Verhärtung geweſenen Lungen durchaus alle Röthe, nicht das kleinſte Fleckchen davon hatte eine andere als die oben beſchriebene ſchwarzblaue Farbe. Die Lungen waren ganz voll von Luft und gleichſam in ihre Behälter eingeſpannt, gaben beym Einſchneiden ein ſchwarzviolettes dünnes Blut von ſich, und fielen nachher nicht zuſammen. — Der Herzbeutel war innen nicht entzündet und enthielt kaum zwey Löffel voll hellblutigen Serums. — Das Herz war mürbe, leicht zu zerreiſſen und, beſonders der linke Ventrikel, noch voll von Blut, wovon auch die Kranzvenen ſtrotzten; dieſer hingegen, ſo wie die Gefäße, waren ganz ohne alle Röthe, und ſonſt völlig normal beſchaffen, aber mürbe wie das Herz. Weder der Kehlkopf, noch die Stimmritze, noch der Kehlendeckel, welcher auch hier krummgebogen gefunden wurde, noch die Luftröhre, waren im mindeſten entzündet, dieſe vielmehr rein und weiß und mit einem faſt milchweiſen mit Luft ſtark vermiſchten dicken Schleim ausgefüllt. Die bey dem alten Bräuninger unterſuchten Nerven wurden hier ſammt dem Nevrilem blendend weiß und von ihren leeren Gefäßen begleitet gefunden.

Dagegen traf man im Unterleibe den ganzen Darmkanal und zum Theil das Bauchfell hochroth entzündet, wie injicirt, an; mehr noch das Gekröſe und die Gedärme, beſonders innerhalb; am meiſten den Magen mit ſeiner ganzen inneren

Haut ſammt dem Schlunde und dem Zwölffingerdarme. Im Magen fanden ſich viele kleine unverdaute Kartoffelſtückchen vor, und eine Menge gelblichtfettige Flüſſigkeit; der Schlund war nicht zuſammengezogen. Im dicken Darmkanal wurden ebenfalls ſehr viele Infarktus angetroffen, wie in der Leiche des alten Bräuninger, ſo im dünnen Gedärme viele dünnflüſſige Exkremente; der dicke Darmkanal war nicht zuſammengezogen. — Die Harnblaſe war äußerlich entzündet, enthielt beynahe eine Maas Urin, und ihre innere Haut war ganz entzündet, die Nieren aber, ſo wie auch die Harnleiter waren nur etwas entzündet. — Die Leber, das Pankreas und die Milz, boten keine Abweichung dar; auch im Unterleibe war durchaus keine Entzündung der inneren Gefäßhäute.

Unterſuchung der von dieſer Vergiftung noch vorhandenen Würſte, von denen nichts genoßen wurde.

Da von denjenigen Würſten, welche hier die Vergiftung bewirkt, nichts mehr vorhanden geweſen, ſo ließ ich mir den noch übrigen Vorrath, von zwey Leber- und zwey Blutwürſten, welche, wie gewöhnlich, zuſammengeringt und faſt ganz mit Schimmel überzogen waren, indem ſolche zu deſto größerer Sicherheit von der Bäuerin in einer Kiſte aufbewahrt waren, aushändigen, um hiemit eine chemiſche Unterſuchung, und dann noch wo möglich Verſuche an Thieren anzuſtellen. Der Geruch derſelben, beſonders der zwey Leberwürſte, war vor dem Aufſchneiden ſchon äußerſt widrig, ſtinkend, und dieſelben äußerlich ſchmierig. Waren die bereits genoßenen ſchon acht Tage früher zu dem fürchterlichen Grade von Vergiftung geeignet, ſo ließ ſich um ſo eher erwarten, daß dieſe wohl nicht weniger giftige Eigenſchaften beſitzen würden, wegen ihres größeren Grades von Fäulniß, der ſie beſonders auch durch die Art des Aufbewahrens durch Einſperren und durch das Anſchimmeln unterliegen mußten.

Wohl hätte es ſich denken laſſen, daß ſo ſpät der Erfolg der Unterſuchung ein ganz anderer ſeyn dürfte, als zur Zeit der Statt gefundenen Vergiftung, allein deſſen ungeachtet ließ ich mich die Mühe nicht verdrießen, ſolche chemiſcher Prüfung zu unterwerfen, wozu, da die Blutwürſte beym Aufſchneiden innen noch ganz gut befunden wurden, anfangs nur eine der Leberwürſte beſtimmt wurde, um die drey übrigen zu Verſuchen an Thieren verwenden zu können, welche indeſſen von, wahrſcheinlich in das chemiſche Laboratorium hineingekommenen, Katzen in der nächſten Nacht gefreßen wurden, ſo daß alſo auch hier das Reſultat das der früheren zu ſeyn ſcheint, wo dergleichen die Menſchen vergiftende Würſte nicht ſo nachtheilig auf die andern thieriſchen Organiſationen zu wirken ſchienen, als auf die des Menſchen; was noch durch den Verſuch mit der letzten Wurſt, welche noch von denjenigen vorräthig geweſen, durch welche im erſten Falle der Schloſſermeiſter Nägele vergiftet wurde, beſtätigt wird. Dieſe Wurſt gab ich einem kleinen Hunde zu freſſen und dieſer blieb geſund und wohl.

Die Leberwurſt nun wurde in einen Deſtillirkolben gebracht und trocken im Sandbade deſtillirt. In die Vorlage giengen während des Proceſſes drey Unzen Flüſſigkeit über, es entwickelte ſich aber dabey eine ſolche Menge von unerträglich ſtinkendem Gas, daß, um das Zerſpringen der Deſtillirgefäße zu verhüten, die Verbindungsblaſe durchſtochen werden mußte, worauf der häßlichſte Geſtank ſich verbreitete.

Die mit dem Deſtillate vorgenommenen Verſuche durch Reagentien gaben kein Reſultat, am allerwenigſten zeigte ſich Blauſäure. Das Deſtillat hatte einen ſehr durchdringend ſtickenden brenzlichten Geruch, einen eckelhaft widrigen, wüſten brennend ſtechenden Geſchmack, war weißlich-trüb und blieb auf alle und jede Reagentien unverändert.

Um mich nun von der Wirkung dieſes Deſtillats auf den thieriſchen Organismus zu überzeugen, ſo ließ ich einem zweyjährigen geſunden Hunde etwa zwey Löffel voll davon einſchütten, worauf das Thier beobachtet wurde; allein es war durchaus keine Spur von Veränderung an demſelben zu bemerken, vielmehr zeigte es darnach eine weit größere Freßluſt wie früher.

Ein Freund überzeugte ſich von dem brenzlichen Geruche und Geſchmacke dieſes Deſtillats durch das Koſten von nur einigen Tropfen deſſelben, und fühlte darauf ſchon in wenigen Minuten einen weißlich ſchleimigten Beleg der Zunge, einige Trockenheit im Munde und Rachen mit Spannen in den Augenwinkeln. Eine katarrhaliſche Affektion hatte mich gehindert, mich ſelbſt von dem Eindrucke dieſes Deſtillats auf die Zunge, ꝛc. zu überzeugen, daher nahm ich ſpäter, bey reiner Zunge, in einem Zwiſchenraum von vier Minuten, zehn Tropfen des Deſtillats in den Mund.

Sogleich verbreitete ſich auf meiner Zunge ein pikanter, etwas brennender Geſchmack, der ſich allmählig gegen den Rachen zog und gleich eine vermehrte Speichelabſonderung bewirkte. Im Verlaufe einer halben Stunde ſtellte ſich anfangs ein widriges Gefühl, wie vom Uebelſeyn, ein und im Halſe die Empfindung, als wenn Tabak von der Naſe aus in ſolchen kommt, worauf die Schleimhaut des Rachens, gerade ſo wie vom Tabak, ergriffen wurde, mit demſelben Gefühle, als wenn ſich ein anfangender Schnupfen entwickelt, doch ohne Geſchmacksveränderung; ſogar fühlte ich eine Fortſetzung dieſes Ergriffenſeyns bis in die Luftröhre, jedoch ohne Huſtenreiz; auch eine ſonderbare Empfindung äußerte ſich an den äußeren Augenwinkeln, gleichſam ein zuſammenziehendes, zuckendes etwas brennendes Gefühl ſtellte ſich in denſelben ein, wie wenn ſie zuſammenkleben wollten — und etwas ähnliches innerhalb der Naſenflügel. Lange dauerte das ſehr unangenehme widrige Gefühl, wie etwa von Pyrethrum und Tabak erzeugt auf der Zunge, und im ganzen Munde und Rachen fort, wie wenn die Zunge durch einen recht ſcharfen ſchwarzen Rettig abgeſtumpft worden wäre. Von einem Zungenbeleg und beſonderer Trockenheit des Halſes, nahm ich nichts wahr. *)

---

*) Das Deſtillat hatte den Geſchmack und gab die Empfindung verdünnter mit brenzlichtem Oel verunreinigter Fettſäure. K—r.

Es kommt mir bey dieſem Wurſt-Vergiftungsfalle nicht anders vor, als wenn die Würſte nicht nur ſchon in einer ſauern, ſondern in einer faulichten Gährung genoßen worden ſeyen und daher eben ſo nachtheilig auf die Verſtorbenen eingewirkt haben, wie das Contagium des Typhus nosocomialis. Denn unter den mir vorgekommenen Cadavern, der an dieſer Vergiftung Geſtorbenen, habe ich noch keine Petechien beobachtet, wie an dieſen zweyen; auch fand ich den Zuſtand der Lungen bey dem älteren Bräuninger gerade ſo, wie man ihn bey, am Lungentyphus Verſtorbenen findet; und der Zuſtand der in dieſem Falle unterſuchten Nerven hatte auch einige Aehnlichkeit mit dem am Fäulnißfieber Verſtorbenen. Es ſcheint indeſſen, daß die Beſchaffenheit der Lungen des Hinderers und ſeines Weibes in der vierten Geſchichte dieſelbe geweſen ſeye; gewiß weiß ich, daß ſie bey den im Jahr 1816 in Morrbach an derſelben Vergiftung Umgekommenen, von gleicher Beſchaffenheit geweſen ſind, ſo wie in dem gleich nachher zu beſchreibenden Erfunde einer Leichenöffnung bey einem Weibe, wo es noch unentſchieden bleiben muß, ob ihre Todesart nicht durch ein ähnliches Gift bewirkt worden iſt.

Sogleich führte ich daher dieſen Fall an, wo beſtimmt keine Wurſtvergiftung Statt fand, daher ich auch in meiner Diagnoſe über die Krankheit beym Beſuche der Leidenden faſt irre geworden bin, denn alle Erſcheinungen haben auf eine Herz- und Gefäß-Entzündung hingedeutet, und doch hatten dieſelben die meiſte Aehnlichkeit mit den Wurſtvergiftungen. Damals hatte ich die Abhandlung über die Fettſäure noch nicht geleſen und kam daher nicht auf den Gedanken, daß auſſer Würſten ſich in anderen thieriſchen Beſtandtheilen, welche zu Nahrungsmitteln verwendet werden, das gleiche Gift, wie in Würſten, erzeugen könne. *) Vielleicht nun war hier ein veraltetes, verſauertes Fett die Urſache des Todes. Indeſſen iſt doch der 69jährige magere, freylich ſonſt harte Mann, von jedem krankhaften Anfalle verſchont geblieben, obgleich er immer gemeinſchaftlich mit ſeiner Ehehälfte ſpeiste.

Dieſe Kranke war das 57jährige Weib des Bauers Jakob Weller vom Kieſelhof, von Murrhardt gebürtig. Sie war von jeher mit Krämpfen behaftet, mager und die ſchwächlichſte von ihren übrigen ſonſt geſunden Geſchwiſtern.

Am Freytag den 11. Oktober 1822 ließ man

---

*) Daß nicht nur durch Würſte, ſondern durch verdorbenes Gänſeſchmalz und durch geräuchertes Rindfleiſch, gleiche Vergiftungen verkommen, wird man im Anhange ſehen.

K--r.

mir ſagen, daß die Frau ſtarkes Fieber habe, mit Mangel an Appetit, Stechen und Reißen in den Gliedern, und einem böſen Halſe. Ich hielt die Krankheit für gaſtriſch-rheumatiſch, nach dem damals herrſchenden Genius der Krankheiten, und verordnete ein Brechmittel und eine antiphlogiſtiſche Miſchung.

Da indeſſen auf den Gebrauch dieſer Mittel durchaus keine günſtige Wirkung eintreten wollte, und ich am 13. Oktober nicht angetroffen wurde, ſo ließ man mich den 14. bitten, die Kranke ſelbſt zu beſuchen, die ich ſo fand:

Sie lag im Bette, mit dem Kopfe rückwärts gebogen, und athmete ſehr ſchwer, mit offen ſtehendem Munde, hatte trockenen Mund und Rachen mit braunen trockenen Lippen, ſehr beſchwerliches Schlucken mit Verkirnen beym mindeſten Genuß von etwas; Befangenheit in den Augenliedern mit dem Vermögen, ſolche frey öffnen und ſchließen zu können; die Pupillen waren erweitert, reizlos mit Doppeltſehen; trockene Naſe; vollkommene Geiſtesgegenwart, gutes Gehör aber heiſere Stimme. Die Frau ſagte: ſie wiſſe nicht, woher die Krankheit komme. Am 9. Oktober wäre ſie von Müdigkeit mit Froſt und Hitze, heftigem Ziehen, Brennen und Reißen in den Armen gegen die Bruſt und das Herz hin, mit großer Beklemmung des

Herzens, die noch fortdauere, befallen worden, worauf das beſchwerliche Schlingen allmählig erfolgt ſeye, ſie fühle ein Wuſeln und Grübeln in den unteren Gliedmaßen (wie bey Mutterkorn- und Tobhaber-Vergiftungen); das Brechmittel habe ſie kaum hinabgebracht, es habe kein Erbrechen, wohl aber dreymaligen Stuhl mit Entleerung einer braunen flüſſigen Materie bewirkt. Den Puls fand ich geſpannt, frequent, mit ſtarkem Herzſchlage, den Unterleib weich, der Harnabgang natürlich; ſeit der dreymaligen Abführung ſeye aber kein Stuhl mehr erfolgt. Der Durſt war groß, und die Kranke konnte ſolchen, des erſchwerten Schluckens und Verkirnens wegen, nicht ſtillen.

Ich wollte der Kranken eine Ader öffnen laſſen, allein ſie gab es nicht zu, daher ich die Applikation von Blutſaugern an den Hals verordnete; ohnein deſſen von deren Wirkung unter dieſen Umſtänden etwas zu erwarten, verordnete ich eine abführende Arzney und zum Einreiben das Ugt. neapol. mit dem linim volat. camph. in den Hals.

Nach vergeblichem Anwenden dieſer Mittel ſeye ſie dann am 15. Nachts um 10 Uhr, wo ſie ein Krampf ganz nach hinten hinabgebogen habe, geſtorben.

Der Merkwürdigkeit des Falles wegen machte ich den Angehörigen den Antrag, die Leichenöffnung vornehmen zu dürfen, was mir gerne geſtattet wurde, Der Cadaver wurde den 17. Nachmittags beſichtiget und war ganz ſteif, der Mund konnte nur mit der größten Mühe aus einander gebracht werden; die Lippen waren ſpröde, die Mundhöhle nicht ſo trocken, denn aus ihr floß in Fäulniß übergegangenes Blut, wovon noch bey Lebzeit der Kranken etwas aus dem Munde gekommen ſeyn ſolle.

In der Bruſt ſah man, nach Wegnahme des Bruſtbeines, die Lungen ganz ſchwarz, ohne alles Roth, flaccid, und beym Einſchneiden drang ganz ſchwarzes, verkohltes, flüſſiges Blut hervor. Der linke Lungenflügel war ganz mit dem Bruſtfelle verwachſen und dieſes an ſeiner innern Fläche entzündet.

Das vordere Mediaſtinum war wie injicirt, ſo auch die äußere Fläche des Herzbeutels, der auch entzündet gefunden wurde, und einige Löffel voll röthlichten Blutwaſſers enthielt. Das Herz war klein, welk, äußerlich, beſonders an ſeiner hinteren Fläche, entzündet, an dieſer Stelle auch mehr der Herzbeutel; den linken Herzventrikel fand ich ſehr tief, bis ins Atrium hinein, entzündet, und ſolchen nebſt der Aorta ſammt ihren halbmondförmigen Klappen ganz tiefroth, nicht weniger ihren Bogen ſammt dem ganzen Bruſtſtücke. Etwas weniger entzündet, aber ſchwarzblau, traf ich den rechten Ventrikel mit dem Venenſacke und den beyden Hohladern; das Herz war ſehr mürb und leicht zerreißbar. Eine gleiche Röthe hatten die inneren Häute der Innominata der Carotiden und der Subclavia; auch trennte ſich die innere Haut der Arterien ſehr gerne von der unterliegenden weißen ab und ſogar an den Carotiden die Häute unter ſich, gleichſam, als wenn ſie geraume Zeit macerirt wären, auch waren äußerlich an den Carotiden einige entzündete Stellen bemerkbar. Nicht weniger entzündet traf ich die innere Haut der Luftröhre bis zur Stimmritze, nur mit wenigem rothem Schleime angefüllt, ſo die Jugular und die andern großen Venen, welche innen auch ſchwarz, jedoch nicht mürb waren. Auch der Schlund wurde äußerlich, ſo weit er mit der Luftröhre in Verbindung ſteht, auch innerlich etwas weniges, entzündet gefunden, doch hier nicht im ganzen Bruſtverlaufe.

Von der Herzentzündung waren weder die Atrien, noch die Scheidewand, noch die Herzöhrchen frey.

Das Zwerchfell war durch die Lungenberührung, auch wie es ſchien, mitunter von der Fäulniß, ganz ſchwarz und livid.

Der Bauch war blaugrün, alſo ſchon in Fäulniß begriffen und aufgetrieben, daher viel ſtinkendes Gas herausdrang: die Eingeweide, beſonders aber der Magen, war ſehr mit Luft ausgedehnt; der Magen war hinten in Fäulniß übergegangen, an der innern Haut ſah man einige entzündete Stellen, er enthielt ziemlich viel gelblichte Flüſſigkeit, mit noch einigen Rübenſtückchen; die Leber war von normaler Größe, blau-ſchwarz, mürbe und faulig; die Gallenblaſe voll Galle; die Milz ohne Abweichung; das Pankreas geſund. Das Netz, beſonders das Omentum gastrocolicum war entzündet. Keine weitere Entzündung der Eingeweide im Unterleibe, auch keine harten oder feſten Exkremente waren im Darmkanale vorhanden.

Siebente Geſchichte.

Vergiftung von ſieben Perſonen, durch geräucherte Rindsleberwürſte, woran der Hausvater ſtarb.

Der 50jährige, etwas zum Cretinismus ſich hinneigende, mit einem Kropfe begabte Bauer, Gottlieb Seeger von der Nonnenmühle, Baknanger Oberamts, ſchlachtete Sonntags den 19. July 1823. einen ſtarken etwa 5—6jährigen Ochſen, welcher am Stein in der Harnblaſe, deren mehrere vorgefunden wurden, gelitten hatte. Der verſtändige benachbarte Bruder, Chr. Baader von Regenhof, welcher beym Schlachten und Ausweiden des Thieres gegenwärtig geweſen, ſagte: die Leber, ſo wie die Nieren ꝛc. hätten das beſte Anſehen gehabt und blos das um die Harnblaſe herum befindliche

Zellengewebe ſeye etwas röthlich, die Harnblaſe jedoch ganz geſund geweſen. Das ebenfalls geſunde Hirn des Ochſen habe Baader am folgenden Tage mit ſeinen zwey 7 und 10 Jahre alten Kindern gegeſſen. Die Nieren wurden ebenfalls am 20. July von dem Seeger, ſeinem Weibe, der Tochter, dem 54jährigen Chriſt. Hinderer und deſſen 11jährigem Mädchen genoßen, und alle blieben geſund.

An demſelben Tage bereitete der 19jährige Sohn des Chr. Baader, aus der noch übrigen Leber, einigen zuvor eingeweichten Wecken (Semmelbroden) und etwa drey Schoppen Keſſelfleiſchbrühe, mit einem Zuſatze von Salz, Pfeffer und Piment einen ſteifen dicken Teig, füllte ſolchen feſt in die dünnen, zuvor gereinigten Gedärme und machte einige und zwanzig kleine Würſte daraus. Zugleich erinnerte der junge Baader die Seegerin, die Würſte ja nicht zu lange aufzubewahren, indem ſie ſonſt ſchädlich werden könnten. Dieſe Würſte nun wurden wie gewöhnlich im Keſſel verwällt und dann in der Schlafkammer bey offenem kleinem Fenſter an einer Stange zum Abkühlen aufgehängt, am 21. July aber in den Rauchfang gethan. Auſſer der Kochenszeit wurde dann noch mit altem kleinen Holze geräuchert.

Bey der Unterſuchung der Rauchſtelle hat ſich ergeben, daß die noch in ſolcher vorräthig geweſenen Würſte nicht über 7—8 Fuß von der Heerdfläche entfernt hiengen.

Der Bauer Jakob Schurr von der Schöllhütte kaufte ſich zwey Pfund von derſelben Leber, woraus am 21. und 22. July ſein Weib Klöſe bereitete, welche dieſe Eheleute mit ihrem anderthalbjährigen Knaben wohlſchmeckend fanden und ohne allen ferneren Nachtheil aßen.

Am 20. Abends habe nicht nur die Seegerſche Familie, ſondern auch der Chr. Hinderer von den noch ungeräucherten Leberwürſten vier Stücke gegeſſen und es ſeye ihnen allen wohl darauf geweſen.

Vom 21. bis zum 24. July habe die Seegerſche Familie nur die Kuttelflecke (d. h. Magen, Gekröſe u. ſ. w) geſpeist.

Am 23. Nachts ſeyen von der Seegerin, der 18jährigen Tochter des Baader, zwey von den im Rauche befindlichen Leberwürſten gegeben und von dieſer eine davon gleich verzehrt worden; wohl, ſagte ſie ſelbſt aus, wäre dieſe Wurſt von säuerlichem und widrigem Geſchmacke geweſen, allein ſie hätte es nicht beachtet. Die andere nun von ihr heimgebrachte Wurſt ſeye gemeinſchaftlich von ihr, ihrer 39jährigen Mutter, dem 9jährigen und einem 6jährigen Bruder gegeſſen worden; erſterer habe das meiſte davon, letzterer aber ſehr wenig genoßen, weil er ſich über deren übeln Geſchmack beſchwert hätte, welchen auch die Mutter beſtätigte. Auch dieſe blieben geſund und fühlten im mindeſten nichts Krankhaftes an ſich, wie ich mich bey deren Beſichtigung ſelbſt überzeugte.

Donnerſtags den 24. July Morgens um 6 Uhr nach genoßenem Frühſtücke von Suppe und Kartoffeln, begab ſich Seeger mit ſeinem Weibe auf den Markt nach Murrhardt, um daſelbſt Vieh einzukaufen, und zum Mittags-Imbis wurden zwey Würſte aus dem Rauche hervorgeholt und mitgenommen.

Ohne ſeit der Morgenſuppe etwas zu ſich genommen zu haben, tranken der Seeger und ſein Weib gegen 1 Uhr Mittags kaltes Bier und Seeger aß von den mitgenommenen Würſten mit Laugenbrezeln, das Weib nichts. Eine Wurſt aß Seeger ganz und von der andern aß ſein von Sulzbach anweſend geweſener Bruder, der Taglöhner Friedrich Müller und der Jakob Kübler von Zell.

Seeger hatte alſo entſchieden am meiſten gegeſſen, ſein Bruder kaum den vierten Theil der Wurſt, Müller weniger, am wenigſten Kübler, die Seegerin gar nichts als Laugenbrezeln. Des übeln Geſchmacks wegen hatten die Männer ſich nicht überwinden können, des dringenden Zuſpruchs ungeachtet, mehr zu eſſen, ſondern warfen die Reſte heimlich weg.

Bey der Nachhauſekunft Abends aßen nicht nur der Seeger, ſeine 17jährige Tochter und das 14jährige Dienſtmädchen, alle drey je eine ganze Wurſt, ſondern die beyden Mädchen auch noch den von der Seegerin übrig gelaſſenen Reſt der vierten Wurſt, welcher noch über die Hälfte betragen. Die Würſte hätten zwar übel geſchmeckt, es ſeye ihnen allen aber wohl darauf geweſen und ſie hätten die folgende Nacht alle gut geſchlafen.

Am Jakobifeyertage nun ſeye Seeger nach ſeinem, über drey Stunden entfernten, Geburtsorte Sulzbach gegangen, um Beſuche zu machen, und habe dort wegen mehr als gewöhnlichen Appetits zweymal Nudeln und Fleiſch zu Mittag gegeſſen und guten Obſtmoſt dazu getrunken; beym Nachhauſegehen ſeye er von einer ungewöhnlichen Müdigkeit befallen worden, daß er ſeinen Wohnort kaum noch hätte erreichen können, doch habe er weder eine Beklemmung in der Herzgegend, noch ſonſt ein beſonderes Uebelſeyn oder dergleichen gefühlt; zu Hauſe habe er noch einige von ſeinem Weibe gekochte Klöſe, in die von den verdorbenen Leberwürſten zwey geſchnitten geweſen, gegeſſen. — Hiedurch nun iſt die Vergiftung nur noch vollkommener geworden. — In der folgenden Nacht und auch ſpäter ſeye er ſo träg geweſen, daß er faſt nicht genug habe ſchlafen können, beym Erwachen ſeyen ihm die Augen immer gleich wieder zugefallen.

Samſtags den 26. July ſeye es ihm erſt ſchwindlich geworden, das Geſicht trüb geweſen und vergangen, jedoch ohne Doppeltſehen. Bis auf den Montag hin habe er auch noch Stuhlgang gehabt, ſich aber bey deſſen Fortſchaffen, wegen Trockenheit deſſelben, ſehr plagen müſſen.

Am 27. July, Sonntags, ſey er nach dem eine Stunde entfernten Rudersberg in ſeine Kirche gegangen, und um daſelbſt auch gleich zur Ader zu laſſen; auf dem Wege dahin habe er einigemal ausruhen und gleich nach erfolgtem Aderlaſſen vor Schwindel und wegen Schwäche ſich auf das Bette legen müſſen; kaum ſeye er noch vermögend geweſen, heim zu kommen; ſchon jetzt ſeye ihm das Schlingen beſchwerlich geworden, worauf er nicht geachtet habe, ſo wenig als auf das etwas vermehrte Hüſteln, weil dieſes früher ſchon vorhanden geweſen.

Erſt am 28. July habe er ſich erbrechen dürfen und hätte von da an im Bette bleiben müſſen. Das Erbrochene ſeye aus einer gelben dicken und zähen, eckelhaft und ſehr bitter ſchmeckenden Materie beſtanden, deren wüſten Geſchmack er jetzt immerfort im Munde fühle: bey dem Erbrechen habe ſich auch der Bauch aufgetrieben.

Nach meiner Ankunft, den 29. July, traf ich den Seeger im Bette ſo an, daß ich ihn über das ſo eben Geſagte noch vernehmen konnte; auch vermochte derſelbe, obſchon etwas matt, deutlich, mit faſt heller Stimme ohne Heiſerkeit oder gar Stimmloſigkeit — wie beym jungen Bräuninger — zu reden; er hatte ein aufgetriebenes etwas rothes Geſicht mit dickrothen Lippen, geröthete Wangen und Naſe; die oberen Augenlieder waren etwas gelähmt, die Pupillen ziemlich erweitert, nicht ganz hell und ſchienen ſich beym Lichte eher noch zu erweitern, ſtatt zuſammenzuziehen; beyde Augapfel waren nach allen Seiten hin beweglich, nicht ſtarr; der Kranke ſah nicht immer doppelt, und wenn, ſo nur in der Entfernung, auch hatte er im Geſicht das Gefühl von Steifigkeit der Geſichtsmuskeln, und er war nicht im Stande, ſolche nach Willkühr zu bewegen. Er hatte eine ganz trockene, gelblich braune, jedoch nur dünn belegte Zunge, eben ſo trockenen, dunkelrothen Mund und Rachen, die wie mit Schleimklumpen, wie phlogiſtiſche Lymphe, ſtellenweiſe belegt waren. Er hatte erſchwertes Schlingen, wobey nur wenig und dünn Flüſſiges, wie Milch ꝛc. hinabgebracht werden konnte; doch bemerkte ich dabey nicht das ſonſt gewöhnlich vorhandene heftige Verkirnen beim Schlucken, obſchon dieſes nicht ohne Hüſteln abgieng; keine bemerkbaren Beſchwerden beym Athemholen, aber auch kaum vernehmbares Erheben des Bruſtkaſtens, und nur bey ſehr aufmerkſamem Befühlen der linken Bruſt ein leiſes Anſchlagen der Herzſpitze. Sein Puls hatte 95 Schläge in der Minute, war matt, nicht voll noch geſpannt. Der Unterleib war zwar voll, geſpannt, jedoch unſchmerzhaft, und an ihm keine beſondere Muskelrigidität bemerkbar. Starker Schwindel, mit der Unfähigkeit, im Bette ſich allein aufrichten zu können, alſo gelähmte Muskularkräfte. Die beſondere Frage, ob ein Schmerz im Kehlkopfe gefühlt werde, verneinte der Kranke beſtimmt. Die Haut fand ich überall trocken, nur am Bauche etwas weich.

Ungeachtet des ſehr tiefen Ergriffenſeyns dieſes Wurſtvergifteten, ſchienen mir ſeine Lebenskräfte doch nicht in dem Grade ſchon herabgeſunken, als der baldige Erfolg eines Andern mich belehrte.

Unter den vielen, gegen das erſchwerte Schlingen angewendeten Hausmitteln, dienten dem und den andern Erkrankten die lauwarme ſüße Milch am beſten.

Der Zuſtand der ſämmtlichen Kranken im Hauſe und der erſt vor 6 Tagen Statt gefundene Genuß der verdorbenen Würſte veranlaßten mich zur Reichung der hier angezeigten Brechmittel, welche ich, ſo wie eine abführende Emulſion, gleich mitgenommen hatte.

Vier Eßlöffel voll einer Brechweinſtein-Auflöſung mit etwas Ipekakuanhapulver und Meerzwiebelhonig und darauf gegebener Thee bewirkten, etwa nach einer halben Stunde, ein zweymaliges ſtarkes Erbrechen durch Mund und Naſe; das Erbrochene war eine goldgelbe dicke Flüſſigkeit und in dieſer befanden ſich mehrere kleine, dicke, fettartige Fetzen; es hatte einen abſcheulichen, dem Kranken ſelbſt ſehr widrigen, Geruch. Er war durch das Erbrechen ſehr erſchöpft, daher ich ihm öfters laue Milch reichen ließ, welche er noch ſchlucken konnte. Im Ganzen hatte der Puls bey dem Kranken eine bedeutende Veränderung erlitten, er hatte 81 Schläge und war etwas matter. Seeger beklagte ſich jetzt über große Beklemmung in der Herzgrube mit einem großen Wehe- und Schwächegefühl, ſo wie über ſtarkes Brennen im Halſe; er hatte immer Aufſtoßen, ſtinkenden Geruch aus dem Munde und einen äußerſt bittern, widrigen Geſchmack, als wenn Darmkoth darin wäre; auch fand ich die Zunge, deren Spitze er kaum noch an die Lippen zu bringen vermochte, einige Stunden darauf wirklich dicker belegt. Das Schlucken wurde dem Kranken jetzt beſchwerlicher, auch ſtellte ſich allmählig ein ſtärkerer, rauher, kroupartig tönender Huſten — welcher ſich, der Ausſage der Umſtehenden nach, einigemal geäuſſert — ein. Nur die lauwarme Milch konnte der Kranke jetzt noch vertragen, denn die ihm einige Stunden nach dem Brechmittel gereichte abführende Emulſion brach er wieder aus. Mit dem ſich vermehrenden Schwächezuſtande verminderten ſich auch die Muskularkräfte, es trat größere Lähmung ein, der Kranke vermochte die Augenlieder nicht mehr zu öffnen und um ſolches zu bezwecken, verzog er ſein Geſicht auf die ſonderbarſte Weiſe, mußte ſich aber endlich doch der Hände bedienen. Einigemale mußte man ihm noch aus dem Bette helfen, um zu harnen. — Er hatte noch vollkommene Geiſtesgegenwart, ſo daß er mich bat: doch dafür zu ſorgen, daß der junge Baader, welcher die Würſte bereitet habe, nicht angefochten werde, weil er und ſeine rechtſchaffenen Eltern an der Entſtehung dieſer Krankheit durchaus keinen Antheil hätten und ganz unſchuldig ſeyen. Zugleich ein Zug von der Gutmüthigkeit dieſes Mannes.

So wurde der Zuſtand des Seeger immer ſchlimmer, ſein vorher rothes, aufgetriebenes Geſicht bekam gegen Abend einen ſtarken kalten Schweiß, die Wangen fielen ein, wurden eine halbe Stunde vor dem Tode bleich und kalt, und er verſchied Abends gegen 6 Uhr mit vollem Bewußtſeyn, nachdem er kaum vorher noch Harn gelaſſen hatte.

Es wollte mich reuen, dieſem Kranken, obſchon es den andern erſprießliche Dienſte geleiſtet zu haben ſchien, auch ein Brechmittel gegeben zu haben, allein die am 31. Auguſt auf Requiſition des königl. Oberamts Backnang vorgenommene Leichenöffnung zeigte, daß unter ſo bewandten Umſtänden keine Rettung möglich geweſen iſt.

Bey der Inſpection und Sektion des Leichnams wurde folgendes gefunden:

Der Leichnam iſt der eines unterſetzten robuſten Mannes und ſchon in anfangender Fäulniß begriffen.

Am Kopf ſelbſt wurde äuſſerlich nichts Auffallendes bemerkt. Die Augapfel waren hineingeſunken und an beyden die durchſichtige Hornhaut ganz trüb, runzlich, und die Pupillen nicht ſehr erweitert. Aus dem Munde floß eine ſtinkende, blutige und gelbe Flüſſigkeit, die zum Theil aus der früher genoßenen geronnenen Milch beſtand.

Ein Kropf von mittlerer Größe nahm den vordern Theil des Halſes ein.

Der ganze hintere Theil des Rumpfes, ſo wie der untern Extremitäten war mit großen Todtenmahlen bedeckt; der Leib aufgetrieben, elaſtiſch, die Bauchmuskeln jedoch nicht hart. Auf den Bauchbedeckungen ſelbſt fanden ſich einige wenige Petechien vor, die zunächſt unter der Epidermis ihren Siz hatten. Das Membrum virile war verlängert und ſein unterer Theil ganz, ſo wie das Scrotum zum Theil, in Fäulniß getreten. Aus der Harnröhre hatte ſich etwas Urin entleert.

Die Gliedmaßen waren ganz ſteif und nichts widernatürliches an ihnen bemerkbar.

Bey der Wegnahme der allgemeinen Kopfbedeckungen zeigte ſich keine beſondere Anfüllung der Gefäße, und das wenige ausgefloſſene Blut färbte das Zellgewebe bläulich-roth. Die weggenommene Schädelkapſel war meiſtens über einen ſtarken Viertels- bis zu einem halben Zoll dick, und in der ſehr ungleichen Diploe, beſonders rechts, war viel ſtockendes Blut, das heraus lief, und das auch durch die innern Knochenlamellen ſchwarzblau durchſchien.

Das Hirn ſelbſt ließ, noch mit der harten Hirnhaut bedeckt, auf den Seiten ziemlich leeren Raum übrig und füllte alſo nicht ganz die Kapſel aus. Die Seitenblutadern der harten Hirnhaut wurden ſehr mit Blut ausgefüllt angetroffen, und rechterſeits, nach vornen zu, war zwiſchen der harten und weichen Hirnhaut eine große Luftblaſe, ſo wie in der Mitte, links gegen den großen Blutleiter, eine kleine Stelle exſudirter Lymphe.

Nach Wegnahme der harten Hirnhaut wurden die durch die weiche Hirnhaut mit dem Gehirne verbundenen Gefäße, die größeren angefüllt und die kleineren wie injicirt angetroffen; auch waren, wie gewöhnlich bey eingetretener Fäulniß, in den größeren Gefäßen Luftbläschen vorhanden.

Nicht ſo trocken, wie der Raum zwiſchen dem Hirnſchädel und der harten Hirnhaut, war der Raum zwiſchen dieſer und der weichen Hirnhaut. Bei der Wegnahme eines Theiles der Gehirnlappen erſchien die Rindenſubſtanz dunkler als gewöhnlich; die Markſubſtanz bot, zufolge der durchſchnittenen Gefäße, eine ungewöhnliche Menge blutiger Punkte dar, und ſpielte mehr ins Schmutzigweiſe.

Sowohl die einzelnen das Hirn umgebenden und ſolches durchdringenden Arterien als auch die Venen, waren in ihren innern Häuten roſenroth gefärbt, was ſich nicht wegwaſchen ließ, nicht weniger auch die den Sehnerven in die Augenhölen hinein begleitenden Blutgefäße. — Bey der Unterſuchung der verſchiedenen Blutleiter war das Reſultat faſt daſſelbe, nur daß ihre innere Haut nicht an allen Stellen, ſondern unterbrochen roth gefunden wurde. Auch die den Adernſtrang in beyden Hirnhöhlen bildenden Gefäße waren dick blau angefüllt und ſchienen in ihren innern Häuten, die ſich ebenfalls nicht weis waſchen ließen, dieſelbe Beſchaffenheit zu haben. Ferner ergab es ſich, daß die wenigen deßhalb unterſuchten Gefäße gar leicht entzwey riſſen, woraus zu ſchließen, daß es bey den übrigen ebenſo der Fall geweſen.

Die Beſchaffenheit der Hirnmaſſe betreffend, ſo hielt ſolche die Mitte zwiſchen feſt und weich. In den ſämmtlichen Gehirnhöhlen mochten etwa zwey ſchwache Eßlöffel voll röthlich gefärbter Flüſſigkeit ſich befunden haben, auch wurde, wie oben angegeben, die Markſubſtanz überall wie ſchmutzig angetroffen.

Die Geruchsnerven waren ſehr weich, deren Bulbi kaum bemerklich; die Sehnerven ganz ohne alle Abweichung rein weis, ſo wie die anderen Nerven; nur erſchien der Nervenknoten des fünften Paares nicht weis, ſondern grau. Innerhalb der Sehnervenhügel wurde die graue Subſtanz dunkler als gewöhnlich angetroffen, welches auch beim kleinen Gehirne der Fall war.

Sonſt konnte an den verſchiedenen Hirntheilen weiter nichts bemerkenswerthes gefunden werden. Das aus den Gefäßen gelaufene Blut hatte keine Conſiſtenz, war ſchwarz und ſpielte, wenn man etwas damit beſtrich, ins Violettrothe. — Im Grunde der Schädelhöhle waren einige Löffel voll Blutwaſſer.

Blos am rechten Auge unterſuchte ich, da die wäſſerigte und gläſerne Feuchtigkeit natürlich gefunden wurde, die Netzhaut. Ganz ſonderbar hatte ſolche eine ſchmutzig-weiſe Farbe, wie die ſpäter in der Bruſthöhle unterſuchten Nerven, alſo ganz abweichend von der Beſchaffenheit des auch hier bei dem Eintritte in den Augapfel rein weis befundenen Sehnerven. Die über die Netzhaut ſich verbreitenden äußerſt zarten Gefäße waren ſtark angefüllt, wie injicirt, und bey genauer Betrachtung ſchienen ſie ein Blut von derſelben ſchmutzig rothen Farbe wie alle Venen, zu enthalten.

Die Mundhöhle war mit einem dicken, zähenbraunrothen Schleim ausgefüllt; dieſe ſowohl als die Rachenhöhle, war ſtark dunkelroth, was ſich bis in den Schlundkopf, vorzüglich aber in die äußeren und inneren Umgebungen des Kehlkopfes, fortſetzte. Alle Häute von ihm und dem Kehldeckel (welcher nicht nur gegen die Stimmritze hin halbrund und eingebogen, ſondern auch gegen die Zunge hin zugleich rückwärts gebogen, und alſo unvermögend war, die erweiterte und offene Stimmritze zu bedecken), wurden von da an bis in ihrem weiteren Verlaufe durch die Stimmritze und die Luftröhre, dunkelſchmutzigroth und mit dem gleichen Schleim bedeckt (der, weggewaſchen die Farbe dieſer Bedeckungen durchaus nicht änderte) angetroffen. Mit einem ähnlichen Schleim waren die Seitenkehlkopfstaſchen ganz voll gefüllt. Dieſe abweichende Beſchaffenheit ſetzte ſich nicht nur durch die Luftröhre in die Bronchien, ſondern auch durch deren Ramificationen fort.

Die Zunge war dick angelaufen und ſteif.

Nach geöffneter Bruſt ſah man die Lunge ganz in die Bruſthöhle zurückgetreten, den Herzbeutel, mit ihren vorderen Rändern nur zur Hälfte bedeckend, ſchwarzblau und beinahe ganz ſchwarz; nur wenige Stellen hatten noch am vorderen Rande des rechten Lungenflügels einige ſchmutzigrothe Farbe, woran die Luftbläschen deutlich bemerkbar waren. — Im ganzen waren die Lungen ſchlaff, auch nirgends angewachſen, und in den Zwiſchenräumen ihrer Lappen im Verhältniße zur äußeren und hinteren ſchwarzen Fläche dunkelroſenroth und voll von einem aufgelöſten, nicht klumpichten ſchwarzen Blut.

Der Herzbeutel ſchwapperte. war blaß und enthielt etwa ſechs Unzen eines röthlichen Blutwaſſers; ſeine innere Fläche hatte eine durch die ganze innere Haut dringende rothe Farbe.

Das Herz war groß, ganz welk und beſonders das linke beim äußern derben Anfühlen mit den Fingern zerreißbar, blutleer. Der große Venenſack war in ſeinen Häuten, ſo wie die obere und untere Hohlader durch und durch ſchwarzroth, was ſich durch den Vorhof und das Herzöhrchen, bey dieſem ſogar noch tiefer, durch das Venenoſtium in die Herzkammer ſelbſt und über die Venenklappen im gleichen Verhältniß fortſetzte; die Spitzen dieſer waren etwas heller, ſo wie die Papillen und Fleiſchbündel. Ganz besonders war dieser Ventrikel nicht ſo mürbe wie der linke, in ſeiner innern Fläche aber überhaupt dunkler. Ein gleichſam purpurfarbenes tiefes Roth hatten auch die halbmondförmigen Klappen der Lungenarterien, was ſich durch ihre Ramificationen bis in die Lungen hinein fortſetzte. Die innere Fläche des linken mürben Herzventrikels war ſo blaß, als wenn ſie macerirt wäre, entſprechend der blaßen äußern Herzfläche. Von der Arterienmündung und den Aortenklappen an nahm das Dickrothe wieder zu; noch tiefer roth ſetzte es ſich durch den Aortenbogen, an dem eine eckige, etwa eines Kreuzers große Verknöcherung vorhanden war, in die ungenannten, die Schlüßelbein-Schlagadern und die Carotiden bis in den Kopf hinein fort; nicht minder geröthet waren die innern Häute der Kranzſchlagadern. — So ſchwarzroth wie die Venenmündungen der Ventrikel wurden der linke Vorhof mit ſeinem Oehrchen und die Kranzvenen, die Jugulargefäße und die Gefäße der hier bis zu einem ſtarken Kropfe angeſchwollenen, halbknorplichen und in mehreren Zellen mit flüßiger Lymphe angefüllten Schilddrüſe angetroffen.

Man wurde zur Unterſuchung der Bruſtnerven geſchritten, woraus ſich im Allgemeinen ergab, daß ſich ihr Nevrilem durchgängig ſtark roth zeigte. Bey genauerer Betrachtung der einzelnen Nerven wurde gefunden, daß, je näher ſolche dem Herzen lagen, ſie durch ihre ganze Maſſe ſchmutzig- und röthlichweis blieben; je entfernter aber von dieſem, zwar weißer erſchienen aber nie natürlich oder blendend weiß gewaſchen werden konnten. Dieſes ergab ſich nemlich nicht nur an den beyden Zwerchfellsnerven,*)

---

*) Dieſe vom geſunden Zuſtande abweichende Beſchaffenheit der Zwerchfellsnerven habe ich ſchon bey den Leichenöffnungen der zwey im May des Jahrs 1816 in Morbach an Wurſtvergiftung Geſtorbenen beobachtet. (S. das Fettgift von Dr. Kerner, 1822. S. 146) Und finde mich veranlaßt, noch ferner zu bemerken: daß ein Jahr vorher, gegen Ende des Märzes 1815 dieſe ganze Familie von eilf Menſchen an Wurſtvergiftung erkrankt geweſen iſt. Schwindel, Augenliederlähmung, Doppeltſehen, Unvermögenheit zu ſchlingen, oder erſchwertes Schlingen und Verſtopfung ꝛc. hatten alle dieſe Kranken mit einander gemein. Indeſſen wurde es auch damals geläugnet, daß dieſe Krankheit von dem Genuße verdorbener Würſte herrühre, wahrſcheinlich aus Furcht vor den Leichenöffnungen. — Erkrankt waren damals in Morbach, einem kleinen Weiler von etwa 58 Seelen, Martin Klenk, 70 Jahre alt, deſſen 63jähriges Weib, (welches an der nächſten Vergiftung im Jahre 1816 geſtorben iſt; ſeine 40jährige verheurathete, eine halbe Stunde von Morbach wohnende Tochter, die bei einem Beſuch ihrer Familie auch von den Würſten gegeßen; eine 33jährige ledige Tochter; der 22jährige ledige Sohn; ferner ſein 44jähriger verheuratheter Sohn, Andreas Klenk (welcher ebenfalls im May 1816 an der gleichen Wurſtvergiftung, wie ſeine Mutter und ſeines Vaters Bruder, nur einige Tage ſpäter, geſtorben iſt); deſſen 32jähriges Weib und vier von ſeinen Kindern. An der damaligen Vergiftung (1815) ſind geſtorben: der alte 70jährige Klenk, ſeine 40jährige verheurathete, und die 33jährige ledige Tochter, ſo wie ein 2jähriger Enkel, zuſammen alſo vier Menſchen von eilf Erkrankten.

Die Leute ſagten damals aus, daß früher in der Nachbarſondern auch an dem herumſchweifenden Nerven und an ſeinen Zweigen, nicht weniger an dem hintern Lungengeflechte und deſſen Knoten, deren dickeren und zarteren Zweigchen. Beſonders merkwürdig war in dieſer Beziehung die Unterſuchung des großen Mitleidensnerven von der dritten bis fünften Rippe links am Rückgrathe, wo das gleiche Schmutzigweiße wahrgenommen wurde.

Bei Eröffnung des Unterleibs fand man die Gedärme ſehr mit Luft angefüllt, von natürlicher blaßer Farbe. Die Leber war natürlich, die Gallenblaſe ſchlaff und halb voll von natürlicher Galle. Die Milz war klein, nicht mürbe, ſonſt natürlich. Das Pankreas war etwas groß und mehr als ſonſt geröthet. Der Magen war ebenfalls ſehr aufgetrieben, in ſeiner vorderen Fläche den andern Gedär-

---

ſchaft, dieſe Krankheit (wie in Grab und Frankenweiler — ſ. Fettgift 5r und 6r Fall, S. 125 und 130) öfter vorgekommen, und Einige erzählten ſogar, daß ſie erſt vor einem und vor zwey Jahren Doppeltſehen — wobei der eine ſogar zwey Köpfe auf einander immer geſehen haben wollte — mit ſchwerem Schlingen gehabt hätten, ſolches aber nach und nach von ſelbſt ſich verloren habe. Auf die Frage: ob ſie nicht vorher verdorbene Würſte gegeſſen, folgte immer die Antwort: Ja wohl, ſchon oft, allein ſie ſeyen nicht davon erkrankt und ſo war alle fernere Unterſuchung abgeſchnitten. Der große Grad von Geſchmacksgleichgültigkeit, womit dieſe Menſchen verdorbene Würſte eſſen, läßt nicht mehr wundern, warum in manchen Familien, beſonders der hieſigen Gegend, ſo großes Unglück angerichtet wird.

men ähnlich, aber gegen ſeinen Grund und nach hinten hin, überall bedeutend roth; ſeine Venen war ſtark angelaufen und ihre innren Häute wie die der Bruſtvenen, gefärbt. Der Magen enthielt etwa einen ſtarken halben Schoppen hellgelber zäher Flüſſigkeit und auſſerdem waren in ſolchem einige Stückchen noch unverdauter Wurſttheile, die blos an den noch daran hängenden Darmfragmenten erkenntlich waren. Sie hatten gerade das Ausſehen, wie unverdaute Kartoffelreſtchen, woran die Häute noch befindlich ſind. In der Hand fühlten ſie ſich wie Fettwachs an, und waren leicht zerreibbar, auch von derſelben gelben Farbe *), wie der Mageninhalt. — Nur mit Mühe konnte der zähe Magenſchleim von den Häuten geſondert werden, worunter ſich weder am Magenpförtner noch am Eingange deſſelben, wohl aber in der großen und kleinen Krümmung, beſonders gegen den Grund hin, mehr rothe Stellen zeigten. — Der Schlund war vom Mägenmund an, und hinaufwärts, mit einem weißgelblichen Schleime bedeckt, erſt über die Mitte der Bruſt nach oben zu wurde er mißfarbig; ſeine innere Haut war gefaltet.

---

*) Ich mache hier abermals auf das Weltheriſche Bitter aufmerkſam. K—r.

Der vom Magen ausgehende Grimmdarm — ſo wie das groſse Netz, waren ſehr mager.

Bei der Unterſuchung des Inhalts der dünnen Eingeweide, fand man ſolche mit einem gelblichweiſsen Darmſchleime verſehen; dagegen enthielt der ganze dicke Darmkanal an einzelnen Stellen ziemlich viel Fäces, deren Umgebungen ein ähnlich gelber, dicker und zäher Schleim, je näher der groſsen Darmklappe, je dünner, und je entfernter von dieſer, deſto dicker und zäher, bildete; mehr gegen den Maſtdarm zu wurden die Fäces ganz trocken zu feſten Kugeln geballt angetroffen, ohne daſs man beim Auseinanderbringen derſelben Speiſetheile hätte unterſcheiden können. Anders verhielt es ſich in den zunächſt der Darmklappe liegenden Exkrementen mit ihren gelben Umgebungen, denn dieſe enthielten offenbar noch unverdaute Wurſtreſte.

Auch im Unterleibe zeigte ſich eine Färbung der inneren Gefäſshäute*) wie in der Bruſt, nur reichte ſolche in der Aorta bis in die Mitte des dritten Lendenwirbels; von wo an ſich die Purpurröthe ſchnell, doch nicht ganz, bis in die

---

*) Eine Färbung, die offenbar weniger von einem Entzündungszuſtande, als von wirklicher Färbung durch das Gift ſelbſt herrühret.
K—r.

Schenkelarterien hinein verlor. Die untere Hohlader jedoch, behielt ihre violettrothe Farbe bis in die Theilung in die Darmbein- und Schenkelblutadern ꝛc. bei. Man bemerkte in den Unterleibsgefäßen nicht das Murbeſeyn, wie in denen der Bruſt, wo ſogar am Aortenbogen die innere Haut von der weißen und dieſe wieder von der zellichten, ſich leicht trennen ließen, auch die violettblaue Farbe von der inneren auf die Zellenhaut ſich eine ordentliche Strecke weit übertragen hatte. Etwas weniger Antheil ſchienen in dieſem Falle die Pfortadergefäße genommen zu haben, denn ſie waren faſt, doch nicht ganz, natürlich.

Näher gegen den Rückgrath und die Befeſtigung des Gekröſes hin, alſo wieder in der Nähe der großen Gefäße, erſchienen auch die Gedärme mehr geröthet, doch *ohne eigentliche Entzündungsröthe* und in der Unterleibshöhle mochte ſich wohl ein mediciniſches Pfund eines gelblichen Serums befunden haben.

Die linke Niere war in ihrer Subſtanz etwas violettroth. Natürlich, aber blaß, waren die Nierenbecher, ſo wie das Nierenbecken, um welches ſich viel Fett befand. Anders verhielt es ſich aber bei der rechten Niere; dieſe war tief ſchwarzviolettroth in ihrem Parenchyma und auch die

Becher, das Nierenbecken, die Schlag- und Blutadern und ſelbſt der Harnleiter, hatten die ſchon mehrfach berührten innen und auſſen blau gefärbten Häute, doch reichte dieß beim Harnleiter nicht bis in die Urinblaſe, welche ziemlich mit Urin angefüllt, aber ſchlaff, in ihren Häuten blaß, nicht entzündet und ſonſt natürlich angetroffen wurde.

Sowohl an den verſchiedenen Bauchnervengeflechten, als auch an den einzelnen unteren Rückgraths- und Kreuznerven, war keine Abweichung zu bemerken, ſie hatten ihre natürliche Beſchaffenheit und Farbe.

Das 56jährige, ſehr magere, kleine und ſchwächliche Weib des Gottlieb Seeger, hatte auſſer der kleinen Portion Wurſt, von den am 25. July Nachts bereiteten Klöſen, ſechs Stücke gegeſſen und erkrankte erſt am Sonntag den 27. ſo, daß ſie nach einiger vorangegangener Müdigkeit jezt erſt nicht mehr recht ſchlingen konnte, und die von ihr Mittags gekochten Nudeln nur zum Theil hinabbringen konnte, aber wieder ausbrechen mußte. Am 26. July hatte ſie den lezten Stuhlgang gehabt, der ſehr feſt geweſen. Sie war bis zum 28. noch vermögend, obgleich mit der größten Anſtrengung, die anderen Erkrankten zu beſorgen.

Neben unbedeutendem Kopfweh fühlte ſie ein unangenehmes prickelndes Gefühl im Kehlkopfe ohne Beſchwerden im Athmen.

Den 27. hatte ſie, wie ihr Mann, eben ſolche gelbe zähe Flüſſigkeit in Menge erbrochen, worauf es ihr ebenfalls ſehr ſchwach geworden. In der darauf folgenden Nacht erbrach ſie ſich noch zweymal mit einem ſehr bittern Geſchmacke und großem Geſtanke.

Den Puls fand ich zu 90 Schlägen, etwas ungleich; kaum fühlbaren ſchwachen Herzſchlag; die Bruſt hob ſich kaum bemerkbar beim Athmen. Befangenheit der Augenlieder, doch willkührliche Beweglichkeit derſelben, ſo wie der Augapfeln nach allen Richtungen, und nicht ſehr erweiterte, reizloſe Pupillen, waren bemerkbar.

Sie erhielt jetzt auch von dem Brechmittel, worauf nach drey Viertelſtunden dreymalige Entleerung von derſelben gelben Flüſſigkeit mit Erleichterung ſich einſtellte, der aber baldige Erſchöpfung folgte. Der vorher trockene und mit einem dicken, zähen, pappichten Schleime belegte Mund, ſammt der Zunge und dem Rachen, blieben wie zuvor. Die Seeger beklagte ſich bald über Brennen im Halſe und der Herzgrube, wie ihr Mann; doch konnte ſie ohne Heiſerkeit mit heller Stimme und deutlich reden. Jetzt war ihr Puls 92 Schläge, matt, ſie überhaupt erſchöpft und konnte durchaus nicht aufſtehen, ſich aber frey und allein aufrichten; ſie hatte die Augenlieder immer zu, vermochte ſolche nach Willkühr wieder zu öffnen und war in ihrem weiteren Befinden ſo ziemlich erträglich, denn auch das Schlucken von Flüſſigkeiten, beſonders lauer Milch, war für ſie kaum beſchwerlich.

Am 30. July. Die Kranke hatte eine gute Nacht und mußte noch zwey bis dreymal eine gleiche gelbe Materie, wie früher, erbrechen; hatte aber der abführenden Arzney und der applicirten Klyſtire ungeachtet, keinen Stuhl bekommen, denn ſie hatte erſtere jedesmal wieder ausbrechen müſſen. Auch mag wohl die Abneigung vor der Emulſion zu dem Wiedererbrechen mitgewirkt haben: denn das Verſchlucken derſelben gieng immer ſchwerer, als bey der Milch. Nur beim Schlucken bemerkte ich Huſten, auſſerdem gar nicht. Der Puls hatte 88 Schläge, war gleichförmig, ſonſt wie geſtern. Sie kann nicht nur gehörige Auskunft über Alles, worüber ſie gefragt wird, geben, ſondern denkt ſogar noch an Alles im Hausweſen, ſorgt für die Zukunft und erinnert ſich aller Vorgänge; alſo vollkommenes Bewußtſeyn und Geiſtesgegenwart. Den trüben Blick, ohne Doppeltſehen, ausgenommen, ſind die übrigen äußern Sinne ohne Fehler. Die Trockenheit des Mundes iſt wie geſtern. Ihre

Geſichtsfarbe iſt naturlich, ſie hat etwas weiche, faſt feuchte Haut; naturliche Temperatur; etwas mehr vernehmbaren Herzſchlag als geſtern und die Bruſt ſcheint ſich beim Athmen mehr wie fruher zu heben. Aufſtoßen zeigt ſich beim Arzneyeinnehmen, doch Nachlaſſen des Erbrechens. Ihre Bewegung im Bette iſt frey. — Heute erfuhr ich von ihr: daß ſie fruher öfter ein krampfhaftes Zuſammenziehen um den Nabel herum gefühlt habe, was ſeit ihrem Krankſeyn jetzt gänzlich nachgelaſſen. Indeſſen ſeye ihr Bauch zu der Zeit, wo ich ſie nicht geſehen, weder geſpannt, noch aufgetrieben oder ſchmerzend geweſen; auch fand ich denſelben klein und ohne Spannung. Die Harnausleerung war natürlich, und ich ſah ſelbſt, wie ſie zu dem Zwecke aus dem Bette aufſtand, und zu deren Verrichtung noch ungeführt gehen konnte.

Da ſich die Kranke zu dem ferneren Arzney-Einnehmen nicht verſtehen wollte, ſo ließ ich mit der Applikation erweichend-reizender Klyſtire, obgleich ſolche meiſtens ohne alle Wirkung wieder abgiengen, doch fortfahren.

Den 31. July war noch kein Stuhl erfolgt. Im Ganzen fand ich die Kranke wie den Tag zuvor mit gleichem Puls- und Herzſchlage, nur ſchienen die Pupillen mehr erweitert, die Augenlieder waren mehr gelähmt und das Sehen zwar meiſtens gut, doch nicht immer richtig, jedoch ohne Doppeltſehen. In der vergangenen Nacht müſſe ſie etwas geſchlafen haben, wo dann der Mund und Rachen trocken, und wie zugepappt geworden ſeyen, ſo daß ſie faſt erſtickt wäre, weil gar nichts mehr den Hals hätte hinunter gehen wollen. Blos durch Gurgeln mit lauer Milch, was ſie und die andern Kranken die Nacht über öfters angewandt haben, ſeye ſie erleichtert worden. Geſtern und heute habe ſie wieder Suppenbrühe und auch Schnitten mit der Milch zu eſſen verſucht, letztere aber ſeyen im Halſe hängen geblieben und hätten Erbrechen verurſacht.

Von da an bekam ich die Kranke nicht mehr zu ſehen, und erhielt den 1. Auguſt die Nachricht, daß die Seeger ein gelb und weiß geſtreiftes, öfters mit Schweiß bedecktes Geſicht habe, ſchwächer ſeye und die bisher leicht hinabgebrachte Milch weniger gut, wie früher, ſchlucken könne. Bey dem Verſuche, die vergangene Nacht wieder etwas Arzney einzunehmen, ſeye ſie faſt erſtickt und habe eine große Schwäche bekommen. Sie wolle nichts mehr und könne auch nichts weiter zu ſich nehmen als Milch und ſchwarzen Kaffee, worauf das Verkirnen und die Erſtickungsanfälle doch etwas nachgelaſſen hätten. Ihre Augen ſeyen trübe, doch könne ſie gut damit ſehen. Auf die geſtern gegebenen Klyſtire habe ſie noch in der Nacht wenigen, ſehr harten Stuhlgang bekommen. — Ich verordnete nun einen Trank aus Isländiſchem Mooſe mit Süßholzwurzeln und ließ mit Klyſtiren aus einem ſchwachen Tabaksabſude, mit Schwefelleber vermiſcht, fortfahren.

Das Schlimmerwerden der Kranken in der Nacht nach dem Begräbnißtage ihres Mannes, ſcheint ſeinen Grund von der, aus vorhergegangenen Familienverdrießlichkeiten entſtandenen Alteration, zu haben.

Den 15. Auguſt. Noch könne die Seeger nicht auf ſeyn ſchlummere immer und habe Schwindel; Blödigkeit der Augen und matten Blick. könne durchaus nichts leſen; der Mund ſeye trocken, ſo daß ſie immer noch etwas zu deſſen Befeuchten haben müſſe, hie und da wenig Huſten, ohne Verkirnen; nur dünne Brühen oder Brey könne ſie eſſen, denn Suppenſchnitte und andere dicke Sachen bleiben noch im Halſe hängen. In der Nacht vom 1. zum 2. Auguſt habe ſie lauteren Himbeerſaft verlangt, worauf ihr ein halbes Kaffeelöffelchen voll gegeben worden, und woran ſie faſt erſtickt ſeye. Wolle die Kranke aufſtehen, ſo müſſe man ſie jetzt von einer Stelle zur andern führen. Man habe ſie öfter mit der oben berührten Zubereitung klyſtirt, worauf zwar etwas, aber nur ganz weniger Stuhlgang, meiſtens aber das leere Klyſtir wieder erfolgt ſeye. -- Auf den heimlichen Gebrauch eines draſtiſchen Abführungsmittels neben Holder- und Wachholdermus und Zwetſchgenbrühe habe die Kranke am 13. Auguſt mehrere abundante Stühle bekommen, ſo daß man das Bette habe reinigen müſſen. Weiter wurde mir berichtet, daß die Streifen im Geſichte vergangen ſeyen, ſich aber links eine ſchmerzhafte und harte Parotiden-Geſchwulſt gebildet habe, welcher offenbar eine Verhaltung des Speichels in dieſer Speicheldrüſe bey wieder auflebender Abſonderung dieſes Saftes zu Grunde liegen mußte. Ich verordnete jetzt eine Abkochung aus China mit Arnika, und ließ in die Geſchwulſt die Queckſilberſalbe mit flüchtigem Kampferlinimente einreiben.

Am 17. Auguſt. Die Arzney habe ihr recht gut gedient, ſie habe noch trockenen Mund, und die Geſchwulſt ſeye auf das Einreiben etwas niedergegangen, ſchmerze und brenne auch nicht mehr ſo, wie früher beym erſten Einreiben, das ſie kaum auszuhalten vermocht hätte. Ich ließ die letzte Medicin wiederholen und etwas mehr Geiſtiges beyſetzen, ſo wie eine Unze Mindererſgeiſt.

Den 20. Auguſt. Große Beſſerung. Sie könne jetzt recht ſchlafen, was fruher nicht der Fall geweſen. Die bisher ausgebliebene allgemeine Hautausdünſtung habe ſich jetzt zu großer Erleichterung eingeſtellt. Auch mit dem Schlucken gehe es inſofern beſſer, als ſie jetzt etwas Suppe zu eſſen vermöge; der Mund ſeye etwas feuchter, und ſie könne, obſchon mit Anſtrengung, etwas Schleim aus dem Halſe bringen; auch jetzt den Mund, wegen Nachlaſſen der Geſchwulſt und verminderter Spannung im Kiefer, beſſer öffnen. Die Haut ſchäle ſich jetzt wie Kleye ab, und ein Beiſſen fühle ſie darauf. Seit dem 13. habe ſie keinen Stuhlgang mehr bekommen, ſie habe aber auch keine Beſchwerden dadurch. Auſſer dem Bette könne ſie ſich wegen Mattigkeit und Schwindel noch nicht aufhalten. Die Abkochung aus China mit Arnikawurzel ließ ich wieder, nur etwas koncentrirter, bereiten und damit Arnikablumen infundiren, um mehr das Nervenſyſtem zu beleben, und um zugleich die Thätigkeit des Darmkanals wieder anzuſprechen, ließ ich einen halben Skrupel wäſſerigten Aloe-Extraktes beiſetzen.

Den 23. Auguſt. Im Kopfe ſeye es ihr ganz wohl und der Schwindel weg, nur könne ſie noch nicht auſſer dem Bette ſich aufhalten; der Blick ſeye ganz frey, ſo wie die Augen ſehr hell; ſie glaube, ihr Gehör ſeye feiner geworden, als es je vor der Krankheit geweſen. Die Zunge ſeye, ſo wie der Mund, noch trocken, und ſehe weiß aus; was nicht recht glatt ſeye, vermöge ſie noch nicht zu ſchlucken; der Hals ſchmerze.

Es kränkelte dieſes Weib, ohne ſich völlig wieder zu erholen, hin, konnte zwar hie und da wieder etwas auf ſeyn, aber nur wenig arbeiten, mußte immer bald wieder zu Bette gehen; ihr Geiſt ſeye jedoch, wie auch früher, immer heiter geweſen. Am 9. September aber wurde ſie ſchnell wieder mit Leibſchmerzen und Erbrechen befallen und, vorher zu geſchwächt, ſtarb ſie fünf Tage nachher, alſo nach 13 Tagen der genoſſenen Wurſt. Höchſtwahrſcheinlich war es ein hinzugetretener Ileus, der ihr das Leben raubte.

Die 17jährige Tochter des Seeger, Chriſtina, ein ſchon entwickeltes, im Geſichte mit vielen Blatternnarben entſtelltes, vorher ganz geſundes, Mädchen, hatte ſich in der Nacht vom 25. auf den 26. July heftig erbrechen müſſen, und bey ihr haben ſich, was bey den übrigen Kranken nicht der Fall geweſen, Leibſchmerzen mit Reißen, doch ohne Abweichen, eingeſtellt, kein Mangel an Stuhl bis zum 28. July hin. Mit dem Erbrechen habe ſie zugleich große Müdigkeit befallen, ſie habe den darauf folgenden Samſtag nicht wieder auf ſeyn können, ſondern wegen Schwindel, Kopfweh und großer Mattigkeit, liegen bleiben müſſen; der Mund, die Naſe und der Rachen ſeyen trocken geworden, und jetzt erſt habe ſie nicht mehr recht ſchlucken können, da doch den Abend zuvor die Wurſtklöſe noch gut hinabgegangen ſeyen.

Auch dieſe Kranke fand ich ziemlich erſchöpft und ſehr matt; die Pupillen waren auch reizlos, erweitert, doch mit freyer Beweglichkeit der Augen und Augenlieder. Sie hatte einiges Trübſeyn der Augen ohne Doppeltſehen. Die Zunge fand ich kaum etwas belegt, dieſe, ſo wie den Rachen, das Zäpfchen und die Mundhöhle, waren trocken, glänzend und dunkelroth, den Mund fühlte ſie pappig. Es war leichte Beweglichkeit der Zunge aus dem Munde da. Das Schlucken von Flüſſigkeiten, vorzüglich aber der Milch, gieng ohne Anſtand, auch ohne Huſten, nur dickere Sachen konnten nicht hinabgebracht werden. Keine Steifigkeit war in den Geſichtsmuskeln. Der Puls hatte 104 Schläge, war weich, regelmäßig, aber matt, eben ſo der kaum bemerkbare Herzſchlag. Wie bey den anderen Kranken war kaum bemerkliches Athmen und Erheben des Bruſtkaſtens da; Schwindel beym Aufſeyn, doch ohne Uebelkeit, kein Erbrechen; weicher, durchaus nicht geſpannter oder voller Leib. Am 28. hatte ſich die Menſtruation bey ihr eingeſtellt, die noch fortdauerte, ein für die Prognoſe günſtiger Umſtand. *) Sie hatte eine natürlich warme Haut ohne Tranſpiration.

Wie die andern Kranken, erhielt ſie ein Emetikum, das darauf Entleerte aber hatte nicht die Farbe, noch den Geruch, wie das von den Andern Erbrochene, ſondern beſtand neben den Magenflüſſigkeiten aus den, den Tag zuvor mit den Steinen genoſſenen, noch unverdauten Kirſchen. Es iſt daher anzunehmen, daß keine Wurſttheile mehr in dem Magen vorhanden waren, und alſo höchſt wahrſcheinlich der größte Theil derſelben bey dem Erbrechen in der zweyten Nacht nach dem Wurſtgenuße, zum Glück der Kranken, herausgeworfen wurde, der geringſte aber, im Darmkanal weiter befördert war. Wohl wurde das Mädchen durch das Brechmittel etwas erſchöpft, aber nicht tief, noch lange andauernd, ſondern erholte ſich bald wieder, wurde munter, ohne jedoch auſſer Bette ſeyn zu können. Die Urinſekretion war nicht gehemmt.

---

*) Wenn es füglich hätte geſchehen können, ſo würde ich etwas von dem Menſtrualblut haben auffaſſen laſſen, um ſeine Beſchaffenheit zu unterſuchen, was, wegen der Veränderung der Blutmaſſe durch die Wurſtvergiftungen nicht ohne Intereſſe wäre, und ſich das Menſtrualblut wahrſcheinlich auch anders erzeigen wird, als das aus der Ader gelaſſene Blut.

Den 30. July. Die Kranke hatte in letzter Nacht wirklich etwas geſchlafen, und von der abführenden Emulſion eingenommen, aber ſolche faſt jedesmal wieder erbrechen müſſen, und doch ſeyen innerhalb 20 Stunden fünf ſehr ſtinkende, flüſſige Stuhlgänge mit vieler Erleichterung erfolgt. Das Schlucken fand ich wie geſtern; die Zunge etwas feuchter und die Kranke hatte blos hie und da beym Trinken rauhes Hüſteln. Das Sehen war gut und das Weitere an den Augen wie geſtern. Der Puls hatte 100 Schläge, war weich, der Herzſchlag fühlbar, die Haut feucht. Angekleidet zur Hälfte, liegt die Kranke mehr auf als im Bette, und kann wegen Schwindel nicht herumgehen, noch auf ſeyn. Heute aß ſie etwas Suppe.

Am 31. July. Die vergangene Nacht hatte ſie wieder ordentlichen Schlaf, wobey der Hals ſo trocken geworden, daß es ihr beym Erwachen faſt unmöglich geweſen ſeye, zu athmen; dem Erſticken nahe hätte ſie den Hals mit etwas lauer Milch erweichen müſſen, ſo trocken, gleichſam wie zugepropft, ſeye er geweſen; nur nach einigem Gurgeln habe ſie ſich räuſpern und etwas Schleim herausbringen können. Ich traf die Kranke wie früher, den Puls zu 106 Schlägen, mit etwas rauhem, nicht loſem Huſten und einer Stimme, wie bey anfangendem Schnupfen, ohne Heiſerkeit. Seit geſtern ſeye kein Stuhl mehr erfolgt.

Laut der Nachricht vom 15. Auguſt konnte das Mädchen wegen noch fortdauerndem Schwindel nicht lange auſſer Bette ſeyn, obſchon ſie etwas im Hauſe herum zu gehen vermöge. Sie ſchlafe immer viel, und die ganze Nacht durch, ſo, daß ſie Morgens kaum zu erwecken ſeye. Die Trockenheit des Halſes habe ganz nachgelaſſen, auch könne ſie alles eſſen, und Stuhl habe ſie erſt wieder auf das mit ihrer Mutter genommene ſtarke Abführungsmittel, indem ſie das fernere Klyſtiren nicht mehr zugegeben hätte. Arbeiten könne ſie noch gar nichts, und leſen nur ganz groben Druck, nicht ohne Anſtrengung der Augen, welche ihren Dienſt bald verſagen.

Den 20. Auguſt. Jetzt vermöge ſie wieder etwas, nicht nur im, ſondern auch auſſer dem Hauſe, zu arbeiten. Die Haut ſchuppe ſich ebenfalls kleyenartig ab.

Die unter dieſen Vieren am wenigſten Ergriffene war das noch nicht ganz 14jährige Dienſtmädchen, Katharina H., früher ganz geſund.

Den 25. July zur Veſperzeit und wieder um 9 Uhr Nachts im Bette, alſo zweymal, habe ſie ſich erbrechen müſſen, und auch bey ihr ſeye das Erbrochene ſehr ſtinkend und eckelhaft ſchmeckend geweſen. Seit dieſer Zeit nun hätte ſie noch immer eſſen und ſchlucken können, doch habe ſie ſeither große Müdigkeit in den Gliedern, ohne Kopfweh, könne aber durchaus nicht auſſer dem Bette ſeyn, und habe ſeit dem Wurſtgenuße keinen Stuhlgang mehr.

Bey dieſer Kranken fand ich den Blick am freyeſten, die Augen hell, auch befand ſie ſich wirklich am beſten. Der Mund war nicht trocken, die Zunge feucht und unbelegt, der Geſchmack im Munde jedoch eckelhaft und äußerſt widrig. Der Puls hatte 100 Schläge, war weich regelmäßig, eben ſo der Herzſchlag, beyde aber ſchwach. Die Bewegung der Bruſt war wie bey den andern Kranken. Sie hatte viel Schlummer.

Auf das gereichte Brechmittel, welches dreymalige Entleerung einer ähnlichen gelben Flüſſigkeit bewirkte, wie bey den Seeger'ſchen Eheleuten, wurde es ihr ſehr übel, allein auch bald wieder mit großer Erleichterung beſſer.

Am 30. July. Gutes Ausſehen; Puls 84 Schläge; normaler, fühlbarer Herzſchlag; weiche tranſpirirende Haut, vollkommenes Athmen, wie geſtern. Auf die nach dem Brechmittel genommene abführende Arzney ſeye zweymal ſtinkender Stuhl mit dünnen und dicken Exkrementen erfolgt. — Auſſer der Milch, die ſie genoß, konnte ſie noch etwas Suppe eſſen; alſo war keine eigentliche Dysphagie vorhanden, aber wegen Schwindel und Schwächegefühl konnte ſie noch nicht auf ſeyn. Die Zunge, den Mund und Rachen, traf ich feucht, doch wegen unterdrückter Speichelabſonderung fühlte ſie den Mund noch pappig und klebrig.

Den folgenden Tag traf ich das Mädchen wieder eben ſo und munter an; nur ſchien ihr Hals etwas rauh, aber ſie durfte nicht huſten, ſich auch auf den Genuß von irgend etwas nicht verkirnen. Stuhl war nicht erfolgt, ſie hatte noch Schwindel, doch konnte ſie hie und da auſſer Bette ſeyn.

Späteren Nachrichten zufolge, konnte ſie ſchon in den erſten Tagen des Auguſts wieder arbeiten und erholte ſich bald ganz.

Die fünfte, durch dieſen Wurſtgenuß erkrankte Perſon, war der Bruder des verſtorbenen Johannes Seeger, Bauernknecht in Barttenbach, 41 Jahre alt, ein von Jugend auf ſchwächlicher, ebenfalls mit einem Kropfe behafteter Menſch, beinahe kahlköpfig. Theils des Kropfes wegen, beſonders aber ſeit einem vor mehreren Jahren überſtandenen Nervenfieber, leidet derſelbe an einem trockenen Hüſteln, Zittern und an Schwäche in den Gliedern. Wohl kann derſelbe ſich gehörig durch Worte ausdrücken, iſt aber, nicht minder, wie ſein verſtorbener Bruder, zum Cretinismus hingeneigt und einfältig.

Nach ſeiner Angabe hatte er nicht mehr als den Zipfel, oder etwa den vierten Theil, von der letzten Wurſt mit Laugenbretzeln gegeſſen, weil ſie ihm nicht behagte, hierauf habe er Bier getrunken, und denſelben Tag durchaus keine krankhaften Anwandlungen darauf gehabt, und gut geſchlafen.

Am 25. July Morgens früh beim Aufſtehen ſeye es ihm ſchon etwas ſchwindlich geweſen, auch wie Nebel vor den Augen, er habe trockenen Hals gehabt, und nicht recht ſchlucken können. Da er des Feyertags wegen nicht habe arbeiten dürfen, ſo hätte er nicht beſonders darauf geachtet, ſeine, eine halbe Stunde davon entfernte, Kirche in Sulzbach beſucht, daſelbſt aber des trockenen Halſes wegen nicht ſingen können. Nichts ſeye ihm in der Kirche ſonderbarer vorgekommen, als daß der auf der Kanzel befindliche Geiſtliche, ſo wie alle Menſchen, welche er von ſeinem Stande aus in einiger Entfernung geſehen, ihm zweyköpfig erſchienen ſeyen. Ohne eſſen und trinken zu dürfen, ſeye der Tag von ihm zugebracht worden, denn Durſt habe er nicht gehabt und den Hunger hätte er nicht ſtillen können, des erſchwerten Schluckens wegen. Die Ermattung ſeye immer größer geworden, und die folgende Nacht habe er zwar immer ſchlummern müſſen, wie wenn er etwas betäubt wäre, aber nicht recht ſchlafen können.

In der Nacht auf den 26. nach 12 Uhr habe ihn ein Schwindel im Bette befallen, worauf er ohne alle vorhergegangene Leibſchmerzen eine heftig ſtinkende, eckelhafte Materie, Mitternachts nach 12 Uhr ungefähr, alſo 36 Stunden nach dem Wurſtgenuße, habe erbrechen müſſen.

Sein Zuſtand ſeye ſich am 26. den Tag über und ſo auch den 27. ziemlich gleich geblieben, er habe nichts eſſen und nicht arbeiten können, ſehr große Mattigkeit gehabt, meiſtens das Bette hüten, und in der Frühe des 27. July wieder dreymal eine gleich übel ſchmeckende, gelbgrünliche Materie erbrechen müſſen. Blos Waſſer habe er mit Mühe hinabgebracht, allein auf dieſes habe er gleich huſten müſſen.

Da er unter ſolchen Umſtänden nichts zu arbeiten, aber auch nicht zu eſſen und nur ſchwer zu trinken vermochte, ſo wurde er am 28. July nach Sulzbach zu den Seinigen gebracht. Da angekommen, wußte man wegen des täglich mehrmalen ſich eingeſtellten, in Menge erfolgten, Erbrechens, nicht aus der Krankheit zu kommen, beſonders weil es auch mitunter die Farbe wie grünes Kraut gehabt, das er doch vorher nicht genoſſen. Des mangelnden Stuhlgangs wegen ſeye er öfter, aber zwecklos, klyſtirt worden, endlich aber ſeye doch auf ein Klyſtir mit Tabaksabſud am 30. in der Nacht Stuhlgang von bollenartigen feſten Exkrementen erfolgt. Am 31. Mittags habe er Nudeln mit etwas Fleiſch eſſen wollen, allein er ſeye faſt daran erſtickt und habe wieder zweymal eine jetzt dicke gelbgrüne Materie mit Heftigkeit erbrechen müſſen. — Seit der Zeit nun habe er im Munde einen eckelhaft widrigen, ſtinkenden Geſchmack, wiſſe aber doch dem Geruche und Geſchmacke nach daneben Alles gut zu unterſcheiden. Dabey fühle er immer große Oedigkeit und Magenſchwäche, ohne Drücken.

Noch am 31. July, ſpät Abends, wurde ich um ärztlichen Rath und zugleich ihn den andern Tag zu beſuchen, gebeten. Da die Vergiftung ſchon über den achten Tag angeſtanden, und ich wußte, daß dieſer Kranke von der Wurſt nur wenig gegeſſen hatte, auch nicht zu vermuthen gewesen iſt, daß noch ein Theil derſelben im Magen oder im oberen Theile des Darmkanals ſich aufhalten möchte, ſo unterließ ich, ein Brechmittel zu geben, und verordnete die ſchon berührte abführende Oel-Emulſion, welche der Kranke gut ſchlucken konnte, und die in der Frühe des erſten Auguſts dreymaligen geringen Abgang von hartem Infarktus, mit etwas flüſſigem Stuhl begleitet, bewirkte.

Bey meiner Ankunft, den 1. Aug. Morgens, traf ich den Kranken in einem Lehnſeſſel ſitzend, mit geſunkenem Pulſe, von nur 68 ſehr matten, weichen, regelmäßigen Schlägen, *ohne Herzſchlag*, aber mit einigem Heben des Bruſtkaſtens beim Athmen, mit blaurothen Wangen und Naſenſpitze, nebſt dickrothen wulſtigen Lippen, an. Die Augenlieder waren halb gelähmt, auch ſie konnten noch, ſo wie auch die Augapfeln, bewegt werden, die Pupillen waren *nicht erweitert*, aber in der Tiefe trüb. Derſelbe Mangel an Reizbarkeit der Pupillen war wie an den andern Kranken vorhanden, aber keine ungleiche Ausdehnung derſelben. Er hatte eine anhaltende Trockenheit im Munde und Rachen, einen ſtarken, ſtellenweis unterbrochenen Beleg der Zunge und des Rachens von einem *gelblichen*, zähen, äußerſt klebrigen Schleime. Nur Milch mit Waſſer konnte er, ohne ſich zu verkirnen, trinken. Speißezucker, ohne Waſſer in Mund genommen, erregte bey ihm, weil die trockenen Kryſtalle deſſelben wahrſcheinlich auf den ebenfalls trockenen Kehlkopf, ohne vorher zu ſchmelzen, kamen, einen Reiz bis zum Erſticken. Immer hatte er einen rauhen, etwas hohl tönenden, trockenen Huſten, der früher zwar, jedoch nicht in dem Grade, vorhanden war.

Er beklagte ſich über abwechſelnden Froſt mit Hitze, die beſonders Abends ſtärker werde, worauf aber kein Schweiß erfolge; er müſſe dann das Bette hüten. Die anderen Kranken klagten nicht über ſolche Fieberanfälle. Im Pulſe konnte ich indeſſen dieſe Fieberregungen nicht bemerken. Immer war Eingenommenheit des Kopfes mit einem dumpfen Gefühle in ſolchem da. Seine Haut war trocken; nicht voll, noch geſpannt war ſein Unterleib anzufühlen. Den Harn laſſen mußte er öfters, ohne großen Abgang deſſelben auf einmal, aber er vermöge nicht allen Urin zu entleeren, wie ſonſt. — Die geſtern verordnete abführende Medicin ließ ich fortnehmen, aber ein bitteres Extract beyſetzen. Laue Milch ließ ich ihn genug trinken.

Den 2. Auguſt. Der Nachricht zufolge keine Beſſerung. Erbrechen wie früher ohne Stuhlgang. Wegen der Trockenheit des Mundes und Rachens habe man ihm öfters Einſpritzungen von Holderthee und Milch gemacht, worauf ein großer Fetzen gelben Schleimes, ohne alle Erſtickungsanfälle, herausgekommen ſeye. Dieſes mußte eine Ablagerung des gelben, im Rachen angeſammelt geweſenen, Schleimes, oder der phlogiſtiſchen Lymphe, ſeyn. Von der letzten Medicin habe er alles Genommene wieder ausbrechen müſſen (es war terra catechu), was bey der lauen Milch, die er immer noch forttrinke, nicht geſchehe. Stuhl habe ſich ſeither nur einmal eingeſtellt. Sonſt ſeye Alles im geſtrigen Zuſtande.

Den 7. Auguſt ſah ich den Kranken ſelbſt wieder im Bette, er war ziemlich mager geworden und hatte eine blaurothe Farbe der Wangen und Lippen, gelbe Haut. Die Augenlieder waren gelähmt, die Pupillen trübe, doch ohne Doppeltſehen, großes Schwächegefühl, ganz rothe, klebrige, nach hinten dickgelb belegte Zunge und Rachen. Beym Niederdrücken der Zunge, das der Kranke kaum auszuhalten vermochte, konnte man den umgebogenen Kehldeckel wahrnehmen, aber ein häßlicher Geruch ſtieg dabey aus dem Halſe herauf. Geſtern Abends ſeye es ihm ſo übel geweſen, daß er zu ſterben geglaubt habe. Der Puls hatte 70 matte Schläge, man fühlte ein kaum bemerkbares Herzklopfen. Heute ſeye mit einiger Erleichterung wieder Stuhl erfolgt. Sehr beſchwere ihn das Harnen, das nur abwechſelnd mit dem Stuhlgang zu kommen ſcheine: denn habe er Oeffnung, ſo könne er nicht harnen, und wenn er harnen könne, ſo komme kein Stuhl, es ſeye ihm dann gerade ſo, als wenn ſich etwas ſchweres auf ſeine Blaſe ſetze. Den etwas geſpannten, nicht harten Unterleib, drückte ich abſichtlich, in der Vermuthung, falls die gelähmte Blaſe voll wäre, würde ſich vielleicht dadurch ein Reiz zum Harnen und dann Entleerung derſelben einſtellen; es erfolgte jedoch nichts. Bisher hatte er mitunter immer kaltes Waſſer getrunken, was ihm ſo vielen Huſten verurſachte, bey deſſen Unterlaſſen auch das darauf erfolgte Würgen im Halſe aufgehört hat. Recht wohlthätig bekam ihm ein dünner Brey aus Stärkemehl und Milch bereitet. Ueberhaupt mußte man wegen der großen Empfindlichkeit der Rachenhäute, vorzüglich aber des Kehlkopfes, und wegen der Lähmung im Kehldeckel, alle reizenden Arzneyen vermeiden, und ſich lieber mit demulcirenden Mitteln begnügen, beſonders da der Arzneygebrauch bey dieſen Kranken in dieſer Periode ſo ſelten von ganz erwünſchtem Erfolge iſt. *)

Am 12. Auguſt. Noch liege der Kranke im Bette, nur allein Milch könne er zu ſich nehmen. Seit vier Tagen habe er der Klyſtire ungeachtet, keinen Stuhl mehr bekommen. Ich verordnete

---

*) Dieß iſt leider nur zu wahr! K—r.

ihm nun eine Tamarinden- und Altheä-Abkochung mit Manna, Glauberſalz und Rhabarber und einem bitteren Extracte als Tonikum verſetzt, alle zwey Stunden zu zwey Eßlöffeln voll zu nehmen.

Den 17. Auguſt. Den Kranken traf ich heute auſſer dem Bette, und wider Erwarten, beſſer an. Aber lange konnte er nicht auf ſeyn, nicht über zwey Stunden, wegen des gleich bey ihm eintretenden Froſtes und Kaltwerden der Hände und Füße. Am ganzen Körper iſt er ſehr mager geworden. Die Haut iſt trocken und gehet in Schiefern, wie nach dem Frieſelausſchlage, ab. Seine Geſichtsfarbe war natürlicher; Gaumen, Zunge und Rachen noch trocken. Die Seiten des Mundes aber ſind etwas feuchter und klebrig. Nur Brey könne er eſſen und Milch trinken, ſonſt nichts genießen, und auf Waſſer müſſe er ſich erbrechen.

Ihm ſchmecke immer noch die Wurſt gerade ſo aus dem Munde, wie er ſie vor drey Wochen gegeſſen habe, da ſie wenig, aber auf eine ganz eigene Art bitterſauer und ſchlechtſchmeckend geweſen ſeye. Er hatte etwas rauhen Hals, doch natürliche Stimme, verminderten Schwindel, da er ietzt ungeführt herumzugehen vermag. Befangenheit der Augenlieder, nicht ganz helle Augen, aber faſt ganz normal zuſammengezogene, iedoch nicht reizbare Pupillen, womit er keinen Buchſtaben noch zu erkennen, geſchweige zu leſen, vermag, bemerkte man noch an ihm. Die Augen ſeyen ihm auch etwas trocken, doch habe er während der Krankheit weinen können, und es habe merkliche Thränen gegeben. Die Naſe war feucht. Bey jetzt leerem Bauche hatte er geſpannte gerade Bauchmuskeln. Einigemal habe die letzte Arzney Stuhl bewirkt, jetzt, nach drey Tagen, ſey keiner mehr erfolgt. Mit dem Harnabgange gehe es träger wie früher: denn vor einigen Tagen habe man ihm mit dem Katheter zwey Schoppen wegnehmen müſſen.

Das Merkwürdigſte iſt: daß ſein Kropf bis auf wenige kleine Verhärtungen, die gleichſam auf dem Bruſtbein, doch beweglich, aufſitzen, ganz verſchwunden iſt, und er leichter athmet als ſonſt. *)

Ich ließ ihm ein Dekoct von Eibiſchwurzeln und Arnika, verbunden mit einem ſtärkenden Extracte, Minderersgeiſt und dem Hoffmann'ſchen Magenelixir, fertigen, und ſahe ſeiner baldigen, vollkommenen Wiedergeneßung entgegen.

---

*) Dieſe Beobachtung wurde ſchon einmal bey einer ſolchen Vergiftung gemacht. S. Fettgift S. 131. K—r.

Bey dem gelegenheitlichen Wiederſehen des J. Seeger am 12. Septbr. hatte derſelbe ſich wieder ganz erholt, er ſagte, daß erſt in der letzten Woche alle Verhärtungen von ihm gegangen und nur damit das frühere Geſundheitsgefühl im Leibe eingetreten ſeye. Er ſieht jetzt gut aus, iſt aber doch noch etwas matter als ſonſt. Sein Kropf hat ſchon wieder mehr als die Hälfte ſeiner früheren Größe erreicht.

Friedrich Müller von Sulzbach, ein 43jähriger, ſonſt geſunder, armer Taglöhner, unterſetzter Statur, ohne anderes Gebrechen, als daß er jetzt ſchon ſich der Brille beim Leſen bedienen mußte, war der ſechste Vergiftete. Auch er habe von der ihm ebenfalls nicht behagenden Wurſt drey Scheibchen aus Hunger, und ſogar ohne Brod, gegeſſen, und etwa einen halben Schoppen Bier dazu getrunken. Erſt vier Stunden ſpäter habe er einen halben Schoppen Wein getrunken, ſo wie Abends nach der Heimkunft, ſeiner Gewohnheit gemäß, kalte ſüße Milch mit Wecken gegeſſen, darauf in der Nacht gut geſchlafen und den folgenden Morgen wieder warme Milchſuppe gefrühſtückt.

Um 8 Uhr Morgens den 25. July ſeye er nach dem eine Stunde entfernten Weiler Fiſchbach gegangen. Kaum dort angekommen, habe er fünfmal hinter einander eine *ganz gelbe dicke* Flüſſigkeit erbrechen müſſen. Man habe ihm deßwegen warme Milch mit Pfeffer zu trinken gegeben, aber auch dieſes ſeye ſogleich wieder erbrochen worden. Darauf habe er ausgeruht, nicht ſchlafen können, und vor Mattigkeit kaum heimzugehen vermocht, wo er Abends um 7 Uhr ganz erſchöpft und voll Schwindel angekommen ſeye, kein Doppeltſehen, aber erſchwertes Schlingen in ſolchem Maße gehabt habe, daß er kaum Waſſerſuppenbrühe hätte nehmen können. Erbrechen ſeye keines mehr erfolgt. Er hatte keine Leibſchmerzen noch Stuhlgang, und die folgende Nacht nur etwa zweyſtündigen guten Schlaf, und beym Aufwachen ein immerwährendes Aufſtoßen und *gelbgrünes Erſcheinen vor den Augen.*

Den 26. July habe er nichts eſſen und nur trinken können. Zwey von ſeinem Weibe im Schmalz gedämpfte Zwiebeln habe er kaum hinabgebracht und ſich der großen Mattigkeit wegen zu etwas Arbeit zwingen müſſen. Erſt den 29. July habe er einigemale dünne Oeffnung bekommen, es waren nur drey harte Kugeln. Da er bisher nur laue Milch habe genießen können, ſo ſeye ihm an dieſem Tage ein Gang nach dem zwey Stunden von *Sulzbach* entfernten Orte

Lämmersbach, äußerſt ſauer geſchehen, daher er bey der Zurückkunft ſogleich habe zu Bette gehen müſſen. Trockene Haut habe er bisher noch nicht gehabt, auch ſeye er ſehr leicht zum Schwitzen zu bringen. Er hatte weder Schmerz im Kehlkopfe, noch Huſten, aber ganz trockenen Mund und Rachen, mit Gefühl von Wundſeyn in ihm. Am 31. July habe er auch verſucht von der dem J. Seeger verordneten Abführung zu nehmen, ſolche aber faſt jedesmal wieder, wie er glaube aus Eckel, erbrechen müſſen Auf die auch ihm applicirten Klyſtire, ſeye kein Stuhl, ſondern nur Abgang von Winden, erfolgt. Er habe ebenfalls verſucht, etwas Fleiſch zu eſſen, ſolches aber nur mit größter Anſtrengung hinabgebracht, ein ſehr unangenehmes Drücken darauf die ganze Nacht über im Magen empfunden, und es am kommenden Morgen wieder erbrechen müſſen.

Den 1. Auguſt ward ich den Kranken ſelbſt anſichtig und traf ihn folgendermaßen: Natürliches Ausſehen im Geſichte mit vollkommen leichter Beweglichkeit der Augapfel, ziemlich erweiterte reizloſe trübe Pupillen, womit er nur durch die Brille und mit Anſtrengung kaum groben Druck zu erkennen vermochte. Er hatte einen rauhen trockenen Hals ohne Huſten, dick gelb belegte Zunge und Rachen; keine Vertrocknung der Naſe, doch hat er, als bisheriger Liebhaber des Tabaks, zum Schnupfen desſelben nicht Luſt. Weiche feuchte Haut. Puls 65 Schläge matt, und eben ſo ſchwachen Herzſchlag; kaum bemerkliches Erheben der Bruſt beym Athmen. Die Magengegend aufgetrieben, jedoch unſchmerzhaft beym Befühlen, ungeachtet einer drückenden Empfindung im Magen ſelbſt. — Wegen des bis heute nicht mehr erfolgten Stuhles und des Eckels vor der Emulſion, erhielt er eine Auflöſung von Glauberſalz in einem aromatiſchen Waſſer und Wienertränkchen mit einem bitteren Extracte ꝛc., worauf er der Nachricht vom 6. Auguſt nach, wegen des immer wieder Ausbrechens der Arzney noch keinen Stuhlgang bekommen hatte. Ich verordnete deßwegen, nur mit den erweichend reizenden Klyſtiren fortzufahren und lauwarmes Oel in den Bauch einzureiben.

Den 7. Auguſt ſah ich den Kranken ſelbſt wieder. Er ſagte auſſer dem eben Berührten, daß auf die gegebene Klyſtire, fünf, eine welſche Nuß große, harte Kugeln ſchon am 4. Auguſt abgegangen ſeyen. Geſtern Nacht habe ſein Weib wegen ſeines aufgetriebenen Leibes und Harnverhaltung ihm warmes Oel eingerieben und darüber noch warme Deckel gebracht, worauf ſogleich Harnabgang erfolgt ſeye. Auf die geſtern verordnete Medicin, die blos aus dem Wienertränkchen mit

Kaskarillen-Extracte und einem ſchleimigten Zuſatze beſtanden, und nicht wieder erbrochen worden iſt, fühle er mehr Leben im Bauche, mit Abgang von Blähungen, und er glaube, das nächſtens Stuhl kommen werde. — Der Kranke konnte nicht mehr auſſer dem Bette ſeyn, einige Minuten auſſerhalb demſelben ſitzend, wird es ihm ſogleich übel und ſchwindlich. Sein Puls iſt matt, kraftlos, gleichförmig, und hat 76 Schläge; nur mit großer Aufmerkſamkeit iſt der Herzſchlag etwas bemerkbar. Die Zunge iſt dick orangegelb und trocken belegt, der Geſchmack noch gleich bitter. Den Unterleib fand ich dieſesmal ſehr ſtraff angeſpannt und feſt, hauptſächlich aber die geraden Bauchmuskeln, welche wie harte Stäbe ſich anfühlten. Heute machte er mich mit einer merkwürdigen Erſcheinung in ſeinem Bauche bekannt, indem er ſagte, daß er während ſeiner Krankheit in ſolchem immer das Gefühl gehabt habe, als ob Alles wüſt und todt darin, alle Gedärme unthätig und wie verſtopft wären; jetzt aber fühle er von der Herzgrube an bis gerade an den Nabel hin, als wenn ſich die Gedärme wieder geöffnet hätten, los und thätig geworden wären, während unterhalb des Nabels er noch eine Unthätigkeit, Verſtopfung und Schwere empfinde. Es hat bey ihm das Anſehen, als ob die Schleimabſonderung im Munde und Rachen wieder vor ſich gehen wolle: denn er kann durch Räuſpern wieder etwas Schleim herausbringen.

Am 17. Auguſt ſah ich ihn wieder. Bisher hatte er nicht auſſer Bette ſeyn können, was heute das erſtemal geſchah. Sein Puls war erhabener, hatte 80 Schläge. Kein Herzſchlag iſt fühlbar, Müller ſagt aber, daß er denſelben im Bette empfinde. Sein Mund iſt jetzt etwas feuchter, doch noch pappig, weniger roth; auch mit dem Schlingen geht es beſſer, da er doch dünnen Kinderbrey, jedoch nichts feſteres, zu ſchlucken vermag. Sein Leib iſt jetzt weich, klein und nicht geſpannt, das Schwere- und Unthätigkeitsgefühl in ihm habe ſich ganz verloren. Sein Weib habe ihn bisher täglich nur mit lauem Waſſer klyſtirt, worauf immer etwas weniger feſter Stuhl gekommen, doch könne er durch Drücken ſolchen nicht wie ſonſt fortſchaffen. Es ſeye ihm auf der Bruſt zwar leichter, aber ſolche noch zu voll, und er habe vom Athmen keine Empfindung. Im Harnen hatte er keine Beſchwerden mehr. Die Haut ſchält ſich bey ihm ebenfalls ab, und er ſchwitzt oft; auch friere es ihn ſo, beſonders in die Füße, daß er ſolche kaum erwärmen könne, zu welchem Zwecke er am geheizten Ofen ſaß. Er hatte hellglänzende Augen mit vollkommen freyer Beweglichkeit, noch etwas ausgedehnte reizloſe Pupillen, und doch war er vermögend, vermittelſt der Brille, wie früher leſen zu können. Die Mattigkeit hatte ſich ziemlich vermindert. Träume habe er durchaus keine*), aber geſunden Schlaf und Freyſeyn des Kopfes von Schwindel.

Der etwa 45jährige Jacob Kübler von Zell ſoll nur ein Scheibchen von der Wurſt gegeſſen, das ihm aber weiter Aufgedrungene heimlich weggeworfen haben. Mittelbar habe ich von ſeinem nachherigen Befinden, da ich ihn nicht ſelbſt geſprochen, nur ſo viel in Erfahrung bringen können, daß ihm in der darauf folgenden Nacht der Leib aufgetrieben, er auch den Tag hernach nicht wohl geweſen, aber dieſe Ungemächlichkeit ſeye ohne alle weitere Nachtheile bald wieder vorübergegangen.

Die noch vorgefundenen Würſte ſelbſt hatten, äußerlich ſchon, einen durchdringend ſtinkenden

---

*) Dieſe merkwürdige Erſcheinung zeigt ſich ſehr häufig bey ſolchen Vergifteten. K—r.

Geruch ganz eigener Art, noch mehr angebrochen, wo ſie innerhalb etwas locker waren und wie Brodkrumen aus einander fielen; alſo nicht die ſchmierige Maſſe darboten, wie die von Schweinen bereiteten Leberwürſte; dagegen hatten ſie das Eigene, welches bey den ſchweinenen Leberwürſten nicht wohl beobachtet werden kann, daß ſich durch die Wurſtmaſſe ſelbſt ſehr viele, einzelne fettähnliche Pünctchen, wie ganz fein geſtoßene Brodkrumen vertheilt vorfanden.

Die Behandlung der an ſolchen verdorbenen Würſten Erkrankten betreffend: ſo bin ich feſt überzeugt, daß, ſo lange als kein ſpecifiſch wirkendes Gegenmittel gegen dieſe fürchterliche Krankheit aufgefunden worden, zu jeder Zeit kein Mittel in derſelben beſſer taugt, als friſche, ſüße, geradezu vom Euter weg genoßene, und ihrer thieriſchen Wärme noch unberaubte, daher auch am wenigſten zerſetzte, Milch. Beſſer wird ſolche jedenfalls bekommen, wenn die Entleerung der vergiftenden Wurſttheile, ſeye es natürlich oder künſtlich, vorher ſchon bewirkt iſt. Vermöge ihrer milden, erweichenden und beſänftigenden Eigenſchaften, iſt ſie am beſten geeignet, die aus mangelnder Abſonderung ihres bedeckenden Schleimes beraubten Speiſewege, künſtlich ſchlüpfrig zu machen, und jeden Reiz, welcher durch anderartige

Flüſſigkeiten, beſonders wenn ſie nicht zugleich ſchleimig ſind, hervorgebracht wird, zu beſeitigen. Ich habe beobachtet, daß auf ihren Gebrauch am allerwenigſten das bey Wurſtvergiftungen mit ſo fürchterlichen Erſcheinungen begleitete Verkirnen erfolgt, und ſie der Lähmung des Schlundes ungeachtet, am leichteſten noch hinabſchleicht.

Neben dieſer reizmildernden Eigenſchaft hat ſie auch noch eine andere Wirkung in dieſer Krankheit, welche von weſentlichen Vorzügen iſt, und darin beſtehet, daß durch ſie dem Organismus eine Menge friſcher thieriſcher belebender Stoffe zugeführt wird, welche als am leichteſten aſſimilabel die im Ableben begriffene Säftemaſſe mit neuen erfriſchenden Beſtandtheilen auf die ſchnelleſte Weiſe verſehen, und das um ſo mehr, je friſcher die Milch genoßen werden kann, wo es freilich am beſten ſeyn würde, ſolche unmittelbar vom geſunden Thiere ſelbſt zu genießen. Die Milch iſt Speiſe und Trank zugleich, überall leicht ſchnell, und am unzerſetzteſten zu haben, und wird auch von den Kranken am liebſten genoßen. Wie nachtheilig der Genuß des kalten Waſſers auf die Kranken wirkt, beweißt das immer nach deſſen Genuß ſich eingeſtellte Huſten bey dem fünften Kranken der ſiebenten Vergiftung, Joh. Seeger, wo daſſelbe neben dem Reize beſtimmt noch ſchwächender auf die Schlingwerkzeuge eingewirkt, aber auf den lauen Milchgenuß ſogleich nachgelaſſen hat, auch kein weiterer Reiz mehr darauf erfolgt iſt.

Ich machte ebenfalls Verſuche mit der Auflöſung von Zucker im Waſſer, mit dem Eyweiß und anderen ſchleimigten Zubereitungen, konnte aber von keinem die beſänftigenden Wirkungen ſo wahrnehmen, als von der lauen ſüßen Kuhmilch; abgeſehen davon, daß die Landleute, bey welchen dieſe Vergiftungen unſtreitig am öfterſten vorkommen, an ſolche, als ihr Haupt-Nahrungsmittel, ohnehin den beſten Glauben, auch mit dem größten Rechte, haben.

Wohl könnte mir der Einwurf gemacht werden, daß bey vollkommener Lähmung der Deglutitions-Werkzeuge auch ſie nicht mehr hinreichend ſeye, dem Kranken die erwünſchte geeignete Hilfe oder Erleichterung, zu verſchaffen, weil er ſie ja nicht mehr ſchlucken könne. Dagegen aber muß ich bemerken, daß, wenn es mit dem Kranken einmal ſo weit gekommen iſt, durchaus kein anderes Mittel mehr und zwar um ſo weniger den Kranken retten wird, als damit die völlige Deſtruction des Organismus und allgemeine Erſchöpfung, die ſich durch gänzliche Lähmung ausſpricht, gegeben iſt, ein Zuſtand, welcher gewöhnlich keine Anwendung von Mitteln mehr zuläßt.

Ein Theil der noch vorräthigen Würſte wurde einem jährigen Hunde und einer kleinen Kaze gleich nach wahrgenommener Vergiftung vorgeworfen, und ohne fernern Schaden von ihnen gefreſſen. Nur an dem Hunde wurde nachher eine ſtärkere Freßluſt bemerkt; am Käzchen nichts. Von den Leberwurſt Klöſen fraß ebenfalls ein Huhn ohne Nachtheil.

Ein anderer Theil wurde im Sandbade trocken deſtillirt; das helle reine Deſtillat bot dieſelben Reſultate, wie bey der ſechsten Vergiftung in Fiſchbach, dar. Eine halbe Unze davon, die Dr. Kerner einem kleinen Käzchen auf einmal eingegoſſen, ſeye ohne alle nachtheilige Wirkung für dieſes geweſen.*) — Wohl ein halbes Loth goß ich in den Rachen eines jungen Habichts, der vorher recht wohl und munter geweſen. Lange ließ ich den Rachen offen erhalten, damit das Thier um ſo weniger die Flüſſigkeit wieder ausbrechen möge. Bald darauf wurde man gewahr, daß er nicht mehr ſo munter und hellen Blicks war, er ſtand matt und verdrießlich mit ſtruppichten Federn und wehrte ſich nicht mehr, wenn man ſich ihm näherte.

---

*) Weil ich acht Tage lang an dieſer Kaze nicht die mindeſte Veränderung bemerkte, ſo ſchrieb ich Hrn. Dr. Weiß: das Deſtillat ſeye ohne Wirkung geweſen. Man denke aber! erſt drey Wochen nachher, bekam dieſes Thier Durchfälle und Dyſphagie, verlor die Stimme und war, auſſer Milch, nichts zu verſchlingen fähig. Die Pupillen waren unverändert geblieben. Nach und nach erholte ſich das Thier wieder, aber noch nach ſechs Wochen iſt es beynahe ganz ſtimmlos. K — r.

So blieb er vier Stunden lang, nach welcher Zeit er immer den Schnabel aufſperrte, um damit zu athmen, auch ſichtbar und ſchwer athmete, einen, wie heiſeren, Laut von ſich gab, nur mit trüben Augen um ſich ſah, und ſich auch einigemal erbrach, nichts von dem ihm vorgelegten Fraße zu ſich nahm, aber ruhig blieb. Den folgenden Tag war er wieder ſo munter, wie zuvor.

Ein dritter Theil der Würſte wurde mit ſiedendem Waſſer aufgegoſſen und einige Tage ſtehen gelaſſen, wo ſich dann ein ähnliches Gelb, in Geſtalt eines dicken Rahmes, auf der Oberfläche der Flüſſigkeit, wie das Erbrochene, ein wahres Adipocire, bildete.*)

---

*) Gewiß hätte man hier bey einer chemiſchen Unterſuchung Weltheriſches Bitter und Fettſäure gefunden. Man findet ja im Adipocire, dem Leichenfette, Fettſäure und ein principe orangé, gewiß Weltheriſches Bitter. K—r.

Etwas über die Art der Einwirkung der verdorbenen Würſte, als in wirkliche Fäulniß übergetretener thieriſcher Stoffe, auf den menſchlichen Organismus.

Schon längſt iſt es bekannt, welche ſchädlichen Folgen der Genuß lange aufbewahrter, doch nie vor eigentlicher Zerſetzung geſicherter, Nahrungsmittel auf den menſchlichen Organismus habe, welche Nahrungsmittel jedoch auf die übrigen thieriſchen Organiſationen weit nicht von dem großen Nachtheile ſind, wegen der anders beſchaffenen Einrichtung ihrer Verdauungs- und Aſſimilations-Organe, die beſonders bey fleiſchfreſſenden Thieren einen größeren Vorrath von Lebenskraft beſitzen, wo alſo auch eine größere Energie bey dem Verdauungs- und Aſſimilations-Prozeſſe vorwaltet, und wozu ſchon die dazu behülflichen Säfte mehr beytragen, als bey dem Menſchen; daher denn fleiſchfreſſende Thiere ohne Nachtheil verdorbene thieriſche Stoffe genießen können, welche bey den Menſchen Krankheiten, und ſogar den Tod, hervorbringen.

Mit dem entzogenen, wirklich thätigen, Leben irgend eines thieriſchen Weſens iſt das völlige Zerſetzen ſeines ganzen Organismus noch nicht gegeben, und es iſt bekannt, daß diejenigen Theile deſſelben um ſo ſchneller in Fäulniß übergehen, in welchen am meiſten thieriſche Wärme ſich entwickelte; ſo namentlich das Blut, und wieder ſolche, welche zur negativen Seite des Organismus gehören, wie die Unterleibseingeweide, vorzüglich aber die Leber. *) Wie leicht geht das Blut, den lebenden Organismen entzogen und ſich ſelbſt überlaſſen, in Fäulniß über, und wie leicht unterliegt die Leber demſelben Prozeſſe. Daher auch verſtändige Metzger, dieſe zwey, ſo wie andere ähnliche thieriſche Beſtandtheile, mit der vorzüglichſten Sorgfalt und in möglichſter Bälde ſo zubereiten, daß ſie als Nahrungsmittel unſchädlich wirken, woher auch ihre richtige Aeuſſerung: die Würſte müſſen ſo lange ſieden, bis ſie abgelebt ſeyen, womit ſo viel geſagt iſt, daß durch dieſes Sieden (Verwällen) eine völlige Veränderung aller ihrer Beſtandtheile vorgehen müſſe, wie beym Blute das völlige Gerinnen u. ſ. w. Iſt dieſes nicht geſchehen, ſo werden denn ſolche nicht gleichſam durch und durch geſottene Würſte, durch das lange Aufbewahren und Ausſetzen der Rauchwärme, viel leichter denjenigen Verweſungs-Prozeß eingehen, welchem jede thieriſche Maſſe unterworfen iſt, während die anderen, durch das vollkommene Sieden gleichſam zu einer gleichförmigen Maſſe

---

*) Am allerſchnellſten die Gehirnmaſſe, welche ſo häufig zu Würſten verwendet wird. K—r.

zuſammengeronnenen Würſte, ſehr lange Zeit oft keiner Zerſetzung unterworfen, und auch viele Wochen lang aufbewahrt, doch unſchädlich ſind. *)

Da nun Wärme überhaupt den Verweſungs-Prozeß beſchleunigt und dieſem gekochte thieriſche Beſtandtheile nicht weniger leicht unterworfen ſind, als ungekochte, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn derſelbe durch Vermehrung und Andauern jener, einen deſto raſcheren Verlauf, und das um ſo eher bey eingeſchloſſenen thieriſchen Stoffen, nimmt.

Im eigentlichſten Sinn des Wortes, tritt bey jedem thieriſchen Stoffe, welcher zum Nahrungsmittel für den Menſchen — wovon es ſich hier allein handelt — beſtimmt iſt, nur völliges Zerſetztſeyn ein, wenn er für ſolchen inſofern keine nährenden Beſtandtheile hinlänglich mehr darbietet als derſelbe doch genoßen, Krankheiten erregt. Dieſer Fall tritt bey weitem am Seltenſten bey faſt noch ſo lange aufbewahrtem Fleiſche, ſelbſt dann nicht

---

*) Da man bis jetzt noch keinen Fall weis, wo Würſte vergifteten, die aus Fleiſch und Fett bereitet wurden, das man gar nicht geſotten hatte, die man roh ließ, ſo ſcheint gerade dieſes Sieden (beſonders wo es nicht vollendet ſeyn mag) den erſten Proceß der Zerſetzung anzufachen, wozu nicht allein die Wärme des Siedens, ſondern das Waſſer, das mit den geſottenen Theilen verbunden bleibt, beytragen mag. S. das Wurſtgift u. ſ. w. S. 5 und die Note daſelbſt. K—r.

ein, wenn auch die einfachſten Vorkehrungen zu deſſen Aufbewahren nicht geeignet getroffen ſind, und zwar deswegen, weil es uneingeſakt von allen Seiten der freyen Luft während und nach dem Räuchern ausgeſetzt iſt.

Daß nun der Fäulnißprozeß ſo eingeſchloſſener thieriſcher Stoffe durch Zuſatz theils Säure enthaltender Beſtandtheile aus dem Pflanzenreiche, wie weißes Brod, oder durch zu viel Flüſſigkeit, einen anderen und ſchnelleren Gang nehmen möge, iſt leicht gedenkbar, und es iſt nicht weniger wahrſcheinlich, daß durch die Wärme eine Zerſetzung des Waſſers in ſeine Grundbeſtandtheile, und in Folge deſſen ein gleicher Prozeß vorgehe, wie er bey Leichnamen unter der Erde Statt findet: „denn was iſt eine ſolche verdorbene Wurſt anders, als ein in der ſtärkſten Verweſung befindlicher Leichnam.“

Vorbehalten ſeye es den künftigen Unterſuchungen, dieſe Verderbniß, wie ſie namentlich bey ſolchen Würſten Statt findet, nach Graden zu beſtimmen, denn davon hängt unſtreitig ihre mehr oder minder giftige Wirkung auf den menſchlichen Organismus ab, wobey jedoch keineswegs das individuelle Verhältniß von Lebenskraft bey den dadurch erkrankten Menſchen auſſer Augen geſetzt werden darf. Denn leichter, auch durch weniges Wurſtgift*), wird eine ſchwächliche, beſonders noch dazu alte, Perſon erkranken und ſterben, als eine kraftvollere; leichter wird ein jüngeres, mit mehr Lebenskraft zu ſtärkerer Reaktion begabtes, Individuum durchkommen, oder auch weniger erkranken, als ein älteres abgelebtes. Daher denn auch die ſo verſchiedenartig Erkrankten unter den ſiebenerley Wurſtvergiftungen, unter denen faſt alle Grade von Einwirkung dieſes Giftes, theils der größeren Intenſität deſſelben ſelbſt, theils wieder der Individualität nach, und wieder vermiſcht, vorkommen.

Aufnahme des Wurſtgiftes in den Magen, und Veränderungen, welche daſſelbe in dieſem Eingeweide erleidet.

Nach der Aufnahme der verdorbenen Würſte in den Magen iſt deren Wirkung in den erſten zwölf bis vier und zwanzig Stunden auf denſelben ſelten von einem in die Sinne fallenden Erfolge begleitet. Im weiteren Verlaufe des Digeſtionsprozeſſes aber, ſcheint, vorzüglich in Folge der Ein-

---

) Da hier immer nur von Wurſtvergiftungen es ſich handelt, ſo behalte ich auch gerne den Namen Wurſtgift bey, obſchon ich überzeugt bin, daß ſolches, nach Kerner, aus wahrer Leichenſäure, in Verbindung mit einem Alkaloide, beſteht.†)

---

†) Dieſe meine, bis jetzt allerdings nur hypothetiſche Meinung, muß erſt durch künftige weitere chemiſche Forſchungen näher erwieſen werden.
K—r.

wirkung des Magenſaftes auf die Wurſtbeſtandtheile, eine weitere Veränderung mit ihnen vorzugehen, und hiedurch ihre giftigen Eigenſchaften noch vermehrt zu werden, indem der Magenſaft durch die in ihm enthaltene Säure nur zur Aſſimilation der für den Organismus geeigneten Stoffe tauglich iſt, nicht aber ſchon abſolut zerſetzte Beſtandtheile in ihrem Weſen umzuändern vermag, ſondern durch die Mittheilung ſeiner Säure an die zerſetzten thieriſchen Stoffe, wie namentlich der Leber, Fett u. dergl., gerade ſo zu wirken ſcheint, wie Salpeterſäure auf die Muskelfaſer, welche dadurch in Adipocire umgewandelt wird. Daß dieſem ſo ſeye, iſt wenigſtens dadurch einigermaßen erklärlich: weil bey dem Seeger fettwachsähnliche Stücke von der genoßenen Wurſt — die noch an den Darmhäuten erkenntlich geweſen — angetroffen worden ſind.*) Eine von der natürlichen bedeutend abweichende Einwirkung des Magenſaftes auf dieſe unaſſimilirbaren Stoffe muß auch ſchon mit deswegen Statt finden, weil im Verlaufe einiger Zeit eine Umänderung der Farbe der Magenflüſſigkeit vor ſich geht, welche ſo lange andauert, als ſich in demſelben nicht nur, ſondern auch noch im weiteren Verlaufe des dünnen Darmkanals, Wurſttheile befinden, welche vielleicht in dieſem durch die Abſonderung der Galle, des Bauchſpeichel-Drüſenſaftes und der Schleimhäute einer ähnlichen Veränderung unterworfen ſind. Hiedurch nun ſcheint vorzüglich die gelbe Farbe des flüſſigen Inhalts vom Magen und der Gedärme ſeinen Urſprung zu nehmen: denn ſonſt iſt es faſt unbegreiflich, woher die beſonders große Menge von eigenartig, nicht durch wirkliche Galle, gefärbter Stoffe nur herrühren ſoll. Auch der Geſchmack, welcher übrigens bei dieſen Vergifteten, wenn ſie anders Eßbares in den Mund nehmen, natürlich iſt, ſcheint nicht von der Galle, ſondern, (da er zugleich eckelhaftund während der Verdauungs-Perioden durch Aufſtoßen wegen Gasentwicklung mit einem äußerſt widrigen, oft unerträglich ſtinkenden Geruche, verbunden iſt), von einem neu entſtandenen abnormen Verhältniſſe im Magen und Darmkanal durch Entwicklung mit noch faulichten Beſtandtheilen geſchwängerten Schwefel-

---

*) Es iſt zwar beſtimmt: daß dieſe verdorbenen Würſte oft erſt im Magen ſelbſt noch, wohl auch je nach der Beſchaffenheit der auf ſie wirkenden Magenſäure, eine noch vermehrte giftige Ausbildung erlangen, allein die Erſcheinung von fettwachsähnlichen Stücken, findet man, wie ſchon in den Tübinger Blättern angeführt iſt, oft ſchon in dieſen verdorbenen Würſten ſelbſt, wie ja auch ſogar in dem hier angeführten Falle bemerkt iſt. Dieſes Adipocire könnte in den Würſten, wie auch ein Alkaloid (nach meiner Anſicht eine dem Weltheriſchen Bitter ähnliche oder dieſelbe Subſtanz) durch Rückwirkung der Fettſäure auf das Fett, oder überhaupt auf die thieriſchen Theile erzeugt werden, wie ſich durch Einwirkung mineraliſcher Säuren auf thieriſche Theile Adipocire und Weltheriſches Bitter erzeugt. K—r.

Waſſerſtoffgas ſeinen Urſprung zu haben. Vielleicht iſt es gerade das Weltheriſche Bitter, was ſich unter dieſen Umſtänden ausbildet und was Kerner (ſ. deſſen Fettgift S. 44), als eine Rolle bey dieſen Vergiftungen ſpielend, vermuthet.

Mehr noch ſchwächend auf den Magen und ſeine Verdauungskräfte, ſcheinen dieſe verdorbenen auch in geringer Menge genoßenen, Maſſen einzuwirken; nicht allein bey ihrem kalten Genuße, ſondern vorzüglich, wenn ſolche ohne Zuſatz von anderen Speiſen dem chemiſchen Digeſtionsacte im Magen ſogleich Preis gegeben werden, wie dieſes die Fälle von Joh. Seeger und Fr. Müller hinreichend beweiſen, die nur wenig aßen. Auſſerdem war bey dieſen beyden Männern durch das vorhergegangene Faſten der Verdauungs-Prozeß gleich thätiger, und die ſchädliche Einwirkung nachher auch um ſo ſtärker, wozu der kalte Biergenuß das Seinige wohl auch beygetragen haben mag. *)

Betrachten wir die Aeußerungen der Kranken,

---

*) Immer bemerkte ich, daß dieſe Würſte am ſtärkſten auf ſauren Bier- und Moſtgenuß vergifteten. Sollte in dieſen Würſten ein giftig wirkendes Alkaloid mit im Spiele ſeyn, ſo würden gerade Säuren und namentlich die Magenſäure, ſeine Auflößlichkeit nur noch vermehren und daher könnte kommen, daß dieſes Gift erſt in Verbindung mit der Magenſäure ſo ſchädlich wirkt. K—r.

wonach denſelben der eigene faulichte Geſchmack der Würſte, nicht nur während der ganzen Krankheit, ſondern auch in der Periode der Rekonvaleszenz noch immer im Munde iſt, ſo zeigt ſolcher offenbar nichts anderes an, als die faulichte Ausdünſtung vom Magen aus, was auch nur zu ſehr von den Naſen der in der Nähe ſolcher Kranken Anweſenden empfunden wird. *)

Da nun in den erſten 24 Stunden ſelten für die Vergifteten fühlbare Anregungen im Magen, als demjenigen Organe, womit dieſe verdorbenen Stoffe zuerſt in die nächſte Berührung treten, Statt finden, ſo muß es offenbar eine andere Urſache ſeyn, die dieſe Anregungen hervorbringt, und ich kann ſolche wohl in nichts anderem ſuchen, als daß während unter dem Verdauungs-Prozeſſe die Scheidung der verſchiedenen Speiſetheile vor ſich geht, durch die Verbindung der Magenſäure mit den zerſetzten Beſtandtheilen derſelben, erſt der Vergiftungs-Prozeß ſeinen Anfang nimmt, und das ſo gebildete Gift, je nach ſeinem Mehr

---

*) Dieſen Geſtank bemerkte ich nie. Auch fand ich die Excremente bey dieſen Vergifteten meiſtens geruchlos, wie auch ihre Sectionen mit immer wenig Fäulnißgeruch zu erkennen gaben. Dieſe von den gewöhnlichen Erſcheinungen, bey dieſen Vergiftungen ſo verſchiedene Erſcheinung, ſpricht offenbar für eine Verſchiedenheit dieſes Giftes in den verſchiedenen Fällen, oft mehr als dem Grade nach. K—r.

oder Weniger, wie iedes andere narkotiſche Gift, anfängt, auf den Magen reizend zu wirken, und ſo Erbrechen erregt; oder auch im Darmkanal, weiter nach unten gelangend, eben ſo anſprechend, die Leibſchmerzen und Stühle bewirkt, worauf dann erſt die Sanſibilitäts-Verminderung dieſer eintritt, eine Vermehrung derſelben aber im Magen entſtehet; was ſich ie im weiteren Verlaufe des Leidens durch Verſtopfung im dicken Darmkanal und durch eine reizende Einwirkung im oberen Theile des Darmkanals und Magens, wie durchs Erbrechen, zu erkennnen gibt.

Mit dieſem Prozeſſe nun iſt auch die Vermehrung des Appetits oder der eigentliche Hunger im ganzen Verlaufe der Krankheit gegeben, der ſich ia auch bey den Thieren äußert, welchen ſolche Würſte, oder deren Deſtillat, beygebracht wurden.

Zuerſt wirkt dieſes alſo gebildete Gift nicht ſchwächend auf den Magen zunächſt ein, ſondern ſcheint blos im ferneren Verlaufe durch Vermehren der Säurebildung in ſolchem die Wirkung durch das Symptom von Sod- oder Magenbrennen zu äußern, womit erſt eine ſolche Verdauungs-Schwäche, gleichſam Lähmung, eintritt und keine feſten Speiſen, die nur Beſchwerden und Drücken verurſachen, mehr verdaut werden können. Iſt das aufgenommene Gift ein relatives Minus, ſo werden die Lebenskräfte der Verdauungs- und Aſſimilations-Werkzeuge, deſſen Ausſtoßen noch zu bewirken vermögen, wenn gleich mit einem oft unverhältnißmäßigen Aufwande ihres Prinzips, zu deſſen Wiedererlangung es je nach den Umſtänden kürzerer oder längerer Zeit bedarf. Iſt ſolches aber ein abſolutes Plus, ſo werden dadurch die Lebenskräfte, ihrer Anſtrengung bey der Reaktion ungeachtet, erſchöpft und der Organismus erliegt hier auf eine ganz eigene Weiſe, ohne daß je, wie bey anderen Vergiftungen, das Senſorium vorher nur im mindeſten ergriffen würde, obwohl langſam, aber auf ähnliche Art, wie durch den Blitzſtrahl oder durch die Ausdunſtung vermoderter Leichname bey geöffneten Gräbern, lange nicht geöffneter **Kloake** u. ſ. w., wo auch durch völlige Zerſtörung des Nervenprinzips das Leben ſchnell geendigt wird.

Die erſte Reaktion alſo zur Entledigung dieſer ſchädlichen Stoffe, tritt offenbar vom Magen und dem Darmkanal aus durch Erbrechen allein, oder aber mit Durchfall verbunden, ein. Es iſt nun aus den Erſcheinungen der von mir beobachteten Kranken, wenn nicht ganz klar, ſo doch meiſtens erſichtlich, daß bey thätigen Verdauungskräften dieſe Reaktion auf eine günſtigere Weiſe eintritt, als bei geſchwächten, und wenn ſomit die untauglichen Stoffe ſchon in den erſten Wegen ausgeworfen werden, ſo werden im Verlaufe der Zeit die übrigen Organe weniger krankhaft afficirt, weil entweder die Weiterentwicklung von Gift dadurch aufgehoben oder doch ſehr vermindert iſt, vorausgeſetzt, daß keine zu große Menge vorräthigen Stoffes dazu aufgenommen worden.

Für die Anſicht der erfolgenden Veränderung in ein Gift, oder, wenn man will, deſſen Geſchicktmachen, um auf den menſchlichen Organismus tiefer ſchädlich einzuwirken, ſpricht: 1) daß die krankhaften Zufälle durchaus nicht auf einmal, ſondern erſt allmählig eintreten, und ſich vermehren, oder auch gleich bleiben, je nach dem etwaigen Vorrathe u. ſ. w. 2) Daß der Prozeß geraume Zeit auf die gleiche Weiſe fortdaure und mit ſeinem abſoluten Plus erſt die völlige Erſchöpfung von Lebenskraft eintrete, und 3) daß alles dasjenige, was von den Vergifteten ausgeworfen worden iſt, nicht nur bey faſt allen den gleich karakteriſtiſchen Geſchmack und Geruch, ſondern auch die gleiche Farbe gehabt hat. Es hat ſich auſſerdem noch bey dem Leichenerfunde des Seeger ergeben, daß deſſen Magen noch eine ziemliche Parthie ſolcher gelben Flüſſigkeit enthielt, welche, je weiter vom Magen entfernt, deſto dicker, zäher und auch deſto blaßer in den

Gedärmen vorgefunden worden iſt, bis am Ende die Infarktus von der dunkel-lehmartigen Farbe geweſen ſind, die man nur bey Gelbſüchtigen beobachtet. Und da es im Gefolge von Wurſtvergiftungen iſt, daß alle Ab- und Ausſonderungen unterdrückt ſind, und man bey ſolchen Leichnamen, welche nicht an Gelbſucht gelitten haben, den Magen-Inhalt nicht gelb gefärbt, den der Gedärme aber durchaus von der Galle gefärbt antrifft, ſo glaube ich, die hier aufgeſtellte Hypotheſe, daß dieſe gelbe Farbe nicht von der Galle, ſondern von der neu eingegangenen Verbindung herrühre*), nicht zu weit hergeholt zu haben. — Dieſes Verhältniß der Magen- und Darmkanals-Feuchtigkeiten war ſich gleich, bey des Seegers Weib, ihrem Dienſtmädchen, bey dem Joh. Seeger und Friedr. Müller; derſelbe Erfund hatte Statt bey dem alten Bräuninger in der ſechsten Geſchichte und ſo viel ich mich noch erinnere, obſchon in geringerem Grade, bey der Wellerin auf dem Kieſelhofe.

---

*) Wegen den mangelnden Ausſonderungen kann ich die gelbe Farbe auch nicht von dem Zurücktreten der Galle in den Magen gelten laſſen. — Bey denjenigen Kranken, wo ich zuerſt das Erbrechen dieſer gelben Flüſſigkeit bemerkt habe, war ich Anfangs auch der Meynung, ſolche rühre von der in den Magen zurückgetretenen Galle, und da, wo ich daſſelbe nach der Einnahme der gelben Emulſion erfolgen ſah, es käme ſolche von dem Wiederausbrechen dieſer, her, bis ich durch die weiteren Beobachtungen anders belehrt geworden bin. K—r.

Auch iſt es wirklich merkwürdig, daß die in der Gallenblaſe enthaltene Galle keine Veränderung erlitten hat, wenigſtens dem äußern Anſehen nach, ſo wie, daß die Bauch-Speicheldrüſe etwas größer als gewöhnlich — wenigſtens beym letzten Leichenerfund — geweſen iſt, woraus die Beweiſe hergeleitet werden könnten, daß die Flüſſigkeiten im Magen und Darmkanal blos dem Reiz ihrer abſondernden Drüſen zuzuſchreiben ſind, und daß die Bauch-Speicheldrüſe wegen mangelnder Ausſonderung vergrößert ſich zeigte.

Einwirkung dieſes ſo im Magen gebildeten und zur weiteren Aufnahme in den Organismus geſchickt gemachten Giftes.

Im Vorigen wäre angegeben, daß vor dem Acte der erſten Verdauung und Aſſimilation der verdorbenen Wurſtbeſtandtheile, keine krankhaften Erſcheinungen ſich zeigen, und daß ſolche erſt nach der erlangten Fähigkeit als Gift wirken zu können, bey den erſten und den folgenden Aſſimilations-Prozeſſen ihre Kraft äußern. Von da an nun fängt die eigentliche Vergiftung, gleichſam als die zweyte Periode des ganzen Actes, an.

Wie wirkt nun dieſes Gift, aufgenommen in die Blutmaſſe, als ein unaſſimilabler Stoff weiter auf den Organismus ein?

Nicht zuerſt wirkt dieſes ganz eigene Gift lähmend auf die Nerven ein, ſondern dieſe werden erſt ſekundär ergriffen. Wohl aber iſt mit allem Rechte, und nicht nur den Erſcheinungen im Leben als auch dem Leichenerfunde nach, anzunehmen, daß es zuerſt und zwar lähmend auf die Blutmaſſe ſelbſt einwirke, deſſen Vitalität durch Zerſetzung ſeiner Beſtandtheile vermindere und durch Herbeyführen des Unvermögens die gewohnte oder geeignete Menge von Sauerſtoff noch aufnehmen zu können, woher denn zuerſt die Müdigkeit, Abſpannung und Ermattung, überhaupt der allmählig ſich einſtellende ſchmerzloſe Lanquor virium entſtehet. — Erſt von da aus wird das Nervenſyſtem ergriffen wegen mangelndem Zuführen auch der ihm nöthigen organiſchen oder ſonſt belebenden Stoffe, und ſo ſcheint nun die krankhaft erfolgte Beſchaffenheit auch dieſes Syſtems nachtheilig, nicht nur auf das Gefäßſyſtem, ſondern auch auf die übrigen Organe im Allgemeinen, zurückzuwirken; auf dieſe Weiſe alſo, um mich ſo auszudrücken, die Entmiſchung der Blutmaſſe noch mehr begünſtigt und befördert zu werden.

Anfangs geſchieht dieſes nur in geringem Grade, daher die allmählige Zunahme der Vergiftungs-Erſcheinungen. Mit dem weiteren Zuführen des Giftes aber durch die ferneren Aſſimilations-Prozeſſe ſcheint das Blut ſeiner Vitalität immer mehr beraubt und ſo ihm entweder der innig mit ihm verbundene Sauerſtoff entzogen, oder, was bey einem ſo langſamen Verlaufe als richtiger anzunehmen iſt, der mit demſelben vorgehende Oxydations-Prozeß nach und nach vermindert und endlich ganz aufgehoben zu werden, womit eine völlige Verkohlung des Blutes neben der Zerſetzung eingetreten iſt.

Nothwendig iſt anzunehmen, daß in dieſen Fällen der krankhafte Prozeß auf eine, von, bey andern krankhaften Prozeſſen, ähnlicher Art abweichenden Weiſe Statt finde.

Daß auch hier, wie bey allen krankhaften Affectionen, welche durch Reiz das Gefäßſyſtem ergreifen, eine entzündliche Form anfangs und zwar durch Fieberäußerungen, welche mehr dem Gefühle, als dem Puls- und Herzſchlage nach bey den Kranken ſich ausſprechen, eintrete, läßt ſich weder durch die darüber gemachten Beobachtungen an Kranken, noch durch die nach dem Tode gefundenen organiſchen Veränderungen, in Abrede ziehen. Allein damit kann nur geſagt werden, daß das mit dieſer Krankheitsform — die beſtimmt eine ganz eigenethümliche Art ausmacht — verbundene Fieber ein unbedeutendes und erfolgloſes in ſo fern ſeye, als die geſchwächte

Vitalität der Blutmaſſe ihrer dadurch erfolgten Entmiſchung wegen, eine ſolche thätige Reaction gar nicht geſtattet. Ich wage es daher noch nicht, über dieſen bis jetzt noch dunkeln Gegenſtand, mich anders als dahin zu äußern, daß man dieſes Fieber der Form nach zu den aſtheniſchen zählen müßte, es wegen dem gar zu geſchwächten Wirkungsvermögen oder der mangelnden Reaction dabey, nicht einmal für ein aſtheniſches Fieber gelten laſſen kann, denn die Erfolge bey der Rekonvalescenz ſind durchaus keine ſolche, wie bey den auch mit der größten Schwäche Statt findenden Fiebern. Denn hier iſt offenbar ein noch in der Blutmaſſe thätiges Prinzip wirkend, während in der Wurſtvergiftung daſſelbe faſt bis auf Null herabgeſunken ſcheint, wenigſtens bey ſolchen heftig Erkrankten, deren Rettung oft ein wahres Wunder iſt.

Hiedurch möchte ich mich faſt veranlaßt finden, dieſe durch Wurſtvergiftung erfolgte Krankheit gerade in die Mitte zwiſchen den Fiebern und den reinen Nervenkrankheiten zu ſtellen, wo ich ihren Platz für den geeignetſten halte.

Mit dem Begriffe Fieber iſt ein im Organismus ſich äußernder Reizzuſtand im Gefäßſyſtem gegeben, und dieſer hat ſein Entſtehen von irgend einer krankhaften Einwirkung, rühre dieſe, aus dem Organismus ſelbſt entſprungen, oder durch den Darmkanal, die Lungen oder die Haut herbeigeführt, her. Je nachdem nun ein ſolcher krankhafter Stoff durch eines dieſer Organe, alſo von auſſen, zugeführt wird, iſt er ſeinem eigenen Weſen nach von beſonderer Einwirkung, und ſollte es nicht davon herrühren, daß dieſe Stoffe bey ihrer Aufnahme durch eines dieſer Organe ſogleich eine eigene Modifikation erleiden, welche bey gleichen und nur der Individualität nach verſchiedenen Einwirkungen; ſo viel und mancherley Erfolge in den dadurch Erkrankten hervorbringen?

Dieſen Satz nun angenommen, ſo wäre alſo dieſe Vergiftung, bewirkt durch die zerſetzten Wurſtbeſtandtheile, nichts anderes, als eine in ihrem Weſen ähnlich lähmende Einwirkung, wie ſie geſchieht bey der Aufnahme von ſchnell tödtenden Gasarten durch die Lungen, wo wegen plötzlicher Lähmung der Lungennerven gar keine Reaction mehr Statt finden kann; ähnlich — nicht gleich — wäre dieſe Einwirkung, wie bey dem durch die Haut aufgenommenen Typhus-Gifte, das ſich in einem Individuum entwickeln kann, ohne ſolches eigentlich zu ergreifen, aber aufgenommen in einen anderen Organismus eine ſolche Kraft zu entwickeln vermögend iſt, um dieſen zu tödten, wie die Beyſpiele von Oxforder Gerichtstagen u. a. beweiſen, was ich auch durch eigene Erfahrungen beſtätigen kann, wovon nur ſo viel:

Ein im Jahre 1812 im Ruſſiſchen Feldzuge durch Mangel, Hunger und Strapatzen aller Art erſchöpfter Soldat, hatte ſein Leben durchgebracht und im J. 1813 ſein Vaterland wieder erreicht. Als munter und geſund wurde er bey einem wohlhabenden Ehepaare, einquartiert, mußte ſich in deſſen Mitte ſetzen und Vieles von ſeinen Schickſalen erzählen. Auf dieſe Weiſe nun erfolgte bey dieſen Eheleuten die Anſteckung, äußerte in den bald darauf folgenden Erſcheinungen ihre Wirkung, und beyde wurden das Opfer des anſteckenden Typhus, der ſich von ihnen aus nicht weiter verbreitete. *)

Waren es nun hier nicht auch die zerſetzten, von dem Soldaten durch die Reſpiration und Tranſpiration ausgeſonderten Stoffe, welche ebenfalls durch die Lungen und die Haut aufgenommen, modificirt durch dieſe Organe den Typhus in dieſem Ehepaare erzeugten, während der Sol-

---

*) An ſolchen Beyſpielen wird es keinem Arzte fehlen, welcher die im Jahre 1813 durch Anſteckung verbreitete Nervenfieberepidemie beobachtet hat. Ich habe mich damals nicht nur einmal überzeugt, wie Militärperſonen geſund vom Feldzuge zurückgekommen ſind und erſt in der Ruhe, gleichſam durch die Rückwirkung ihres eigenen Anſteckungsſtoffes, am Nervenfieber erkrankten und wieder geneſen, während andere, von ihnen früher angeſteckt, ihr Leben laſſen mußten.

hat, daran durch die Länge der Zeit ſchon gewöhnt, geſund geblieben iſt? — Sollte nun bey der Aufnahme derjenigen zerſetzten Stoffe, welche den eigentlichen anſteckenden Typhus bewirken, es nicht der Oxydationsprozeß in den Lungen und der Haut ſeyn, welcher dieſe Modifikation herbeyführt, aber auch zugleich die thätige Reaktion, welche ſich in dem beſonderen Fieber ausſpricht, bezweckt?

Nehmen wir alſo an, die Stoffe, welche dieſe drey verſchiedenen Einwirkungen und die darauf erfolgenden Todesarten oder Krankheiten erzeugen, ſeyen in ihrer Baſis eines und daſſelbe Prinzip, und nur durch die verſchiedenen Aufnahmen und Modifikationen, wie nicht anders zu erwarten ſteht, anders ſich äußernd, ſo iſt es leicht, ſich die Veränderungen zu erklären, welche das Wurſtgift im lebenden Organismus hervorbringt und es ſind denn hieraus auch die Veränderungen erklärbar, wie ſie nach dem Tode angetroffen werden.

Der Sauerſtoff nun als thätiges Agens und durch ſeine Aufnahme in den Organismus als ein Hauptfactor zur Wärme-Erzeugung beytragend, iſt am wirkſamſten in rein entzündlichen Krankheiten, ob er gleich unter einer andern Form dagegen angewendet ein Mittel zur Heilung derſelben abgibt.

Der Sauerſtoff in Verbindung mit dem Typhusgifte bewirkt ebenfalls ein entzündliches Fieber, aber aſtheniſcher Art, daher bey dieſem nicht nur wirkliche Entzündungen, Exſudationen, Verhärtungen und Brand, obſchon ſehr oft und bey ſinkenden Lebenskräften, meiſtens unter aſtheniſchen Formen, entſtehen können. Auch in dieſer Fieberform, wie in dem gelben Fieber, der Peſt ꝛc. findet eine oft fürchterliche Wärme-Entwicklung Statt.

Durch Steigerung der Reizbarkeit in den entzündlichen, beſonders aber in den aſtheniſchen Fieberformen, wird das Nervenſyſtem gewöhnlich heftig, aber thätig exaltirt ergriffen, was ſich durch Affectionen des Senſoriums in Delirien u. ſ. w. ausdrückt, und mithin ſind auch dieſe die Wirkungen eines vorherrſchenden, Thätigkeit erregenden Prinzips.

Aber wo finden wir dieſes Agens, wo dieſe Verbindung des Sauerſtoffes als Hauptfactors der Wärme-Entwicklung und Lebenskraft mit dieſer krankmachenden Baſis, die unter der Form von Wurſtgift in den Organismus aufgenommen wird? Nirgends! Höchſtens von der negativen Seite, d. h. von der Verbindung mit der Magenſäure aus, wodurch es gerade ſo verderblich auf den Organismus einwirkt, und dieſem die Aufnahme des ihn belebenden Sauerſtoffes raubt.

Daher kommt nun bey dieſen Vergiftungen der Mangel aller poſitiven Reaction, weßwegen blos in der erſten Periode der Krankheit Fieber-

und je nach der individuell vorherrſchenden Lebenskraft, entzündliche Affectionen, welche aber im ſpäteren Verlaufe ſich nicht ausbilden können, Statt haben, was ſich nicht nur durch die im Leben vorkommenden Krankheitsſymptome, ſondern auch nach dem Tod noch ausweist. Denn wie fürchterlich würden die krankhaften Symptome im Leben, geſteigert durch weiter ſchreitenden ſtheniſchen oder aſtheniſchen Entzündungs-Prozeß ſeyn, wäre nicht zugleich durch Ertödten der Vitalität der Blutmaße und des Nervenprinzips, ein Lähmungszuſtand des größten Theils vom Nervenſyſtem damit verbunden.

Mit jedem Fieber iſt eine ungleiche Wärme-Entwickelung, die ſich durch Froſt und darauf folgende Hitze äußert, gegeben, was ſich an den Kranken durch Anſicht und Gefühl zu erkennen gibt.

Nicht ſo iſt es bey den Wurſtvergifteten, das Fieber iſt unbedeutend, und wenn auch der Puls frequenter, als gewöhnlich, da er doch meiſtens nach dem Schlage an und für ſich (d. h. der Zahl nach) dem geſunden am nächſten kommt, ſo iſt er nicht, oder ſehr ſelten, ungleich, aber meiſtens ohne alle Reaction und kraftlos. Zufolge dieſes Zuſtandes nun, beſonders da meiſtens alle Abſonderungen und Ausſonderungen ſiſtiren, iſt, auch eben aus Mangel an Thätigkeit, die Temperatur nie erhöht, und eher noch vermindert; doch wird vor dem Ende der Leiden ſelten ein ohnmachtähnlicher Zuſtand oder ein Zurücktreten des Lebensturgors wahrgenommen.

Laſſe ich den Typhus, als mit dem Wurſtgifte aus einem Grundſtoffe entſprungen, im Allgemeinen als Parallele dazu gelten, ſo ergibt ſichs ferner, wie bey jenem die Seelen- und organiſchen Thätigkeiten ſo oft im höchſten Uebermaaße angeſprochen ſind; wie die Reizbarkeit ſehr erhöht, das Wirkungsvermögen geſchwächt, wie der Puls von ſo verſchiedenartigen Abweichungen und ſo großer Frequenz iſt; wie die Ab- und Ausſonderungen ſo abnorm geſteigert ſind; wie oft wirklich ſchmerzhaft, und wie überhaupt, oft neben dem allgemeinen Ergriffenſeyn einzelne Organe, beſonders vorherrſchend an entzündlichen Affectionen leiden, abgeſehen von dem ſo oft unverhältnißmäßig lange andauernden Reize im Gefäßſyſteme, wobey der ſo zerrüttete Körper oft bis zum Gerippe abmagert. — Ferner finden hier ſichtbare und fühlbare Beſtrebungen der Natur zur Entſcheidung der Krankheit Statt, und wenn dieſes auch noch ſo langſam geſchieht, durch kritiſche Ausſcheidungen oder durch allmähliges Beſſerwerden auch ohne dieſen wirklichen Eintritt, doch durch unvollkommene und theilweiſe erfolgende Ausſcheidungen (Lysis).

In der Wurſtvergiftung iſt von dieſem Allem nichts bemerkbar. Da iſt die größte Seelenruhe und eine Geiſtesgegenwart, wie man ſie ſelten bey einem kranken Individuum antrifft, und wenn es darauf ankäme, ſo würde ſchwerlich irgend ein anderer Kranker mit ſo kaltem Blute und Mangel an äußeren Affectionen ein Teſtament, bis zum letzten Augenblick hin, fertigen können. Da iſt ein **Dahinſchlummern ohne Schlaf**, blos in Folge der geſchwächten Vitalität, keine Exaltation; die Kranken haben ein gutes Erinnerungs-Vermögen, wiſſen ſich jeder Kleinigkeit zu entſinnen. Das Gefühl iſt ebenfalls am ganzen Körper natürlich. Die andern Sinne, das Geſicht ausgenommen, welches nur undeutlich und doppelt, aber die groben Gegenſtände in gewiſſen Entfernungen kennbar, meiſtens aber bey großem Vergiftungsgrade wie im Nebel ſieht, leiden nicht, vielmehr iſt deren Senſibilität noch, aber auf keine widernatürliche Weiſe, geſteigert (alſo hier doch mehr vorherrſchende aber ſchmerzloſe Nervenaffection, vielleicht blos in Folge der mangelnden vollkommenen Verrichtungen anderer benachbarter Nerven durch Anhäufung ſeiner Senſibilität). Das Gemeingefühl iſt nur durch den Schwindel geſtört und dieſer wahrſcheinlich nur Folge der Congeſtionen gegen den Kopf, wie vor dem Schlagfluße, mit dem der Zuſtand in gewiſſer Beziehung Aehnlichkeit hat. Mit dem Typhus hat ſie das geſchwächte Wirkungs-Vermögen durch die Ermattung und die ſchnelle Erſchöpfung bey der kleinſten Anſtrengung gemein, ſo wie meiſtens den Mangel von Schmerzgefühl. Genau betrachtet, ſo ſcheint der Anfang der Wurſtvergiftung noch die meiſte Aehnlichkeit, den Aeußerungen der Kranken nach, mit dem Typhus-Anfange zu haben, was ſich auch denken läßt.

Entzündungen und Congeſtionen.

Den entzündlichen Zuſtand betreffend, welcher in dieſer Vergiftung wahrgenommen wird, ſo iſt ſolcher, wenn gleich ohne Schmerzgefühl, wie bey anderen Entzündungs-Krankheiten, wenigſtens im Anfange der Krankheit, beſtimmt vorhanden, aber aus Mangel von Lebensturgor ohne Geſchwulſt oder Anſchwellung, gleichſam ſo, als wenn es auch eine dergleichen Entzündung gäbe.

Erſcheinungen derſelben im Munde, Rachen, am Kehlkopfe und der Luftröhre.

So werden zwar die Zunge, die Mund- und Rachenhöhle (um von denjenigen Stellen, wo die erſten Zeichen bey dieſer Vergiftung ſich äußern, anzufangen), dunkelroth, wahrſcheinlich noch vor dem Anfange des erſchwerten Schlingens, und meiſtens mit einer Art gelblichweißer phlogiſtiſcher Lymphe bedeckt, angetroffen. Offenbar iſt die Trockenheit dieſer Organe die Folge der Entzündung, wenigſtens anfangs, daher ſolche der mangelnden Schleimabſonderung wegen auch ſehr empfindlich ſind gegen reizende oder trockene Nahrungsmittel, wenn ſie keine Schleimſtoffe mit ſich führen.

Wird ferner der Weg weiter hinab durch den Kehlkopf und den Schlundkopf auch in dieſen ihren Röhren beym Lebenden betrachtet — zufolge des Erfundes an den Leichnamen — ſo ſtimmen eigentlich die Zufälle im Leben mit dem Erfunde nach ſolchem nicht überein, denn dieſe Organe zeigen, den Erſcheinungen nach genommen, vielmehr eine große Senſibilität als einen ſo großen und heftigen Entzündungs-Zuſtand an, wie ſolcher bey den meiſten Erkrankten, die geſtorben ſind, zu vermuthen war. Auch ſpricht ſich bey den Kranken, wo der Kehlkopf und die Luftröhre nicht entzündet angetroffen wurden, wie beym jungen Bräuninger in der ſechsten Geſchichte, das Leiden derſelben mehr in Stimmloßigkeit *) aus, während da, wo ein blutiger Schleim gefunden wird,

---

*) Dieſe Stimmloſigkeit iſt immer das traurigſte Zeichen, ſie iſt Lähmung des Stimmnervens. K—r.

mehr kroupähnliche Töne vorangegangen ſind. Wie häufig aber kommen dieſe Erſcheinungen eben ſo vor beym einfachen Schnupfen und bey ſtärkerem Katarrh, ohne auch, wie hier von weiteren nachtheiligen Folgen zu ſeyn.[*] Bey der Betrachtung der Veränderung aber, welche der Kehldeckel erleidet, läßt ſich glauben, daß die Erſtickungsanfälle mehr von der Berührung, beſonders kalter Flüſſigkeit mit der Stimmritze herkommen. Denn eigentlich huſten die Kranken nur dann, wenn ſie der Trockenheit des Mundes wegen, trinken und es verſchlucken wollen, aus dem Grunde, weil die Flüſſigkeiten der Lähmung des Schlundes wegen ſtehen bleiben, und ſo wegen dem krumm und ſteif gewordenen Kehldeckel, der die Stimmritze nicht mehr zu bedecken vermag, dieſe berühren müſſen.

Erſcheinungen an den Bruſtorganen, namentlich dem Herzen und großen Gefäßen ꝛc.

Gehe ich nun zur Betrachtung der Verrichtungen der Bruſtorgane über, als dem Concentrationspunkte, von wo aus die Vergiftung erſt allgemein wird, ſo läßt ſich zufolge der an den meiſten Leichnamen daſelbſt vorgefundenen Veränderungen annehmen, daß gleich nach dem Eintritte des vergifteten Milchſaftes der Reactions-Prozeß eben ſo allmählig anfange, als dieſe Aufnahme vor ſich geht. Würde nun dieſes Gift auf die Blutmaſſe gleich bey ſeinem Eintritte nicht ſchwächend und zerſetzend einwirken, ſo könnte der darauf folgende Entzündungs-Prozeß nicht ſo ſchmerzlos, nicht ſo ohne allen Reiz im Herzen und ſeinen großen Gefäßen, nicht ſo ohne alle ſcheinbare Theilnahme der ſehr empfindlichen Lungen, überhaupt nicht ſo ohne fühlbare Veränderungen im Pulſe und ohne ſichtbare und fühlbare Aeußerungen im Prozeſſe des Athemholens, alſo nicht ohne die anſtrengendſten Bewegungen des Bruſtkaſtens, vor ſich gehen.

---

[*] Dieſe charakteriſtiſche Stimmloſigkeit findet ſich wie bei gewöhnlichem Katarrh. K—r.

Wie ſollte aber ein ſolcher heftiger Reiz, welcher, in dieſen Organen hervorgebracht, ein geſundes Individuum in ganz kurzer Zeit unter gräßlichen Erſcheinungen töden würde, bey der zugleich die Entmiſchung des Blutes bewirkenden Vergiftung, wo das Herz, ſeine großen Gefäße, und ſomit das Gefäßſyſtem zugleich, ſeine Reizbarkeit verliert, Statt finden; woher ſollte dieſe Reaction kommen, da von dem Augenblicke der Vergiftung an der Oxydations-Prozeß vermindert wird, die Nerven durch die eingetretene Lähmung in ihren Verrichtungen ebenfalls geſtört ſind und den Muskularfaſern des Herzens und der Arterien der Sauerſtoff entzogen wird; wie ſollte da ein erfolgvolles Beſtreben der Natur möglich ſeyn, wo eigentlich eine dreyfache Lähmung zugleich eintritt. Doch kann dieſes nur in dem Fall gelten, wo der Tod darauf erfolgt; anders hilft die Natur bekanntlich bey der Wiedergeneſung doch.

Nachdem alſo die Aufnahme des Giftes die Gelegenheits-Urſache zur Entmiſchung des Blutes gegeben hat, ſo zerfällt dieſe ihrer Wirkung noch in andere vier aus dieſer reſultirende Urſachen.

1) iſt das Blut durch dieſe Entmiſchung ungeſchickt gemacht, fernerhin die gehörige Oxydation zu erhalten;

2) wird aus Mangel derſelben das Nervenſyſtem (wenigſtens ein großer Theil davon, beſtimmt der zunächſt das Herz und die großen Gefäße begleitende Theil derſelben) wie der anatomiſche Erfund erweiſet, gelähmt; hiedurch nun und

3) zufolge der erkrankten Affection dieſer zwey Syſteme, kommen die Ab- und Ausſonderungen, wenigſtens größten Theils, zum Stillſtande, wegen der fehlerhaften Wirkung und Wechſelwirkung der Gefäße und Nerven; und

4) erhält die reizbare Muskularfaſer nicht nur keinen Sauerſtoff mehr, wenigſtens diejenigen des Herzens, der großen Gefäße und der Bruſtmuskeln, ſondern er ſcheint dieſen noch durch die Nerven entzogen zu werden und ſich in den von

dem Concentrations-Puncte entfernten Muskelfaſern anzuhäufen.

Daß dieſem wirklich ſo iſt, zeigt die ſchlaffe Muskelfaſer des Herzens nicht nur in ſeinem ganz welken Zuſtande, ſondern ſein Mürbeſeyn, wie nicht weniger der lockere Zuſammenhang und daher die leichte Trennung der Arterienhäute unter ſich, ſondern auch das wirkliche Mürbeſeyn der Arterien und Venen der Wurſtvergifteten. Indeſſen wäre es ja auch möglich, daß in dieſen Fällen eine andere Einwirkung dieſes Mürbeſeyn hervorgebracht hätte. Daß ſich aber meine Anſicht nicht auf eine Vermuthung gründe, ſondern die wahre ſeye, finde ich mich veranlaßt, einen zwar nicht hierher gehörigen aber herpaſſenden intereſſanten Fall von einer ungeheuern Gefäßerweiterung ꝛc. hier aufzunehmen.

Eine 59jährige Frau war ſchon viele Jahre her an einer Schleimſchwindſucht erkrankt und nahm dabey nur allmählig, beſonders aber ſchnell im letzten Jahre, an Kräften ab. Die Athmungsbeſchwerden waren bey der Ruhe ſehr erträglich, aber in den letzten Jahren bey, auch mäßigen, Bewegungen äußerſt beengend. Selten war die Kranke ganz fieberfrey und der pituitoſe Charakter der Krankheit blieb auch nicht ohne Einfluß auf die Verdauungs-Werkzeuge. Während dem drey Monate angedauerten letzten Krankenlager, war der Puls abwechſelnd zwiſchen 80 und 120 Schlägen in der Minute, doch meiſtens 92—100, anfänglich weich, und lange Zeit, oder vielmehr Jahrelang her, ohne beſonderen Nachdruck, dem Krankheitszuſtande angemeſſen. Etwa in der zweyten Hälfte des letzten Krankenlagers nach gehobenen ſchlagflüſſigen Anfällen (welche offenbar auch hier durch mangelnde Oxydation des Blutes herbeygeführt waren), fühlte ſich der Puls oft härtlich und doch ohne Nachdruck ganz eigen, eine Plethoram ad volumen anzeigend, an. Das Herz war immer thätig und ſein Schlag recht gut fühlbar in dem engen von den Seiten nach vorn zuſammengedrückten Bruſtkaſten. Zeichen, welche mit Recht auf eine Bruſtwaſſerſucht hätten ſchließen laſſen, waren nicht vorhanden; aber eine Bauchwaſſerſucht mit Anſchwellung der untern Gliedmaßen erfolgte am Ende der Krankheit.

Nach dem Tode wurde ich zur Vornahme der Leichenöffnung gebeten und fand die Lungen in dem zuſammengedrückten Bruſtkaſten zurückgeſunken, faſt ganz blutleer und flaccid, faſt keine Luft mehr enthaltend, zuſammengeſtreifter Leinwand ähnlich, ganz ſchwarzblau marmorirt und mehrere kleine aber völlig leere Eiterſäcke in ihr. Dieſen Zuſtand nun hatte ich erwartet.

Aber das Merkwürdigſte fand ich in der Beſchaffenheit des Herzens und ſeiner Schlagadern. Dieſes war fettarm, etwas größer als ſonſt, ganz ſchlaff, in ſeinem natürlichen, nicht ungewöhnlich mit Waſſer angefüllten, Herzbeutel, und ausgedehnt; des langſam erfolgten Todes bey der erſchwerten Reſpiration ungeachtet waren beyde Ventrikel blutleer, und die Muskularſubſtanz wurde durchaus blaß, mürbe und an beyden Ventrikeln nicht nur, ſondern überall leicht zerreißbar angetroffen. Das aber noch Merkwürdigere beſtand in einer unbegreiflichen Ausdehnung aller Herzſchlagadern. Nicht nur die Hauptlungenſchlagader hatte eine doppelte, ſondern eine mehr als vierfache, Weite, ſo, daß ich mich in dieſen Erfund faſt nicht zu ſchicken wußte, und jede einzelne Lungenarterie hatte an und für ſich mehr als die doppelte Weite, welche eigentlich der Aorta nur im normalen Zuſtande zukommen ſollte bey einem ſonſt zarten weiblichen Organismus. Die Aorta ſelbſt aber hatte ein Lumen, in welches ich leicht mit dem Daumen nebſt dem Zeige- und Mittelfinger meiner Hand, von dem linken Ventrikel aus eingehen konnte. Die ſämmtlichen Schlagadern hatten etwas dünnere Wandungen, als gewöhnlich, waren in ihrer Struktur ſonſt normal, nicht ungleich gebildet, aber ohne Mühe leicht zerreißbar. Alles Uebrige am Herzen war theils den abnormen Verhältniſſen, ſo namentlich die halbmondförmigen Klappen, der Arterienweite entſprechend, theils der Natur gemäß, und bot keine weiteren Abweichungen dar.

Durch was nun anders wurde wohl dieſer mürbe Zuſtand des Herzens und ſeiner Arterien herbeygeführt, als durch die auch hier gemangelte Oxydation des Blutes, in Folge der fehlerhaft beſchaffenen und hierzu nicht mehr geeigneten Lungen. Nur fand hier der wohl zu merkende Unterſchied Statt, daß aus dieſer Urſache allein die Thätigkeit des Herzens und der Schlagadern nicht gehemmt worden iſt, weil die ungeſchwächten Nerven ihre Verrichtungen beym Herzen und Gefäßſyſteme noch leiſten konnten.

Bey jenen Vergiftungen bleibt zu aller der Entmiſchungs-Einwirkung auf das Blut ſeine Reaction, als die zweyte nach, der im Magen und Darmkanal ſchon erfolgten erſten nicht aus, und es hat das Anſehen, als ob beym Eintritte des Giftes in die Blutmaſſe ſolches als ein ſo völlig heterogener Theil gleich wieder ausgeſtoßen werden ſollte; ſo ſchön ſieht man die Vorbereitungen oder das Beſtreben der Natur hiezu getroffen.

Durch dieſen Drang der Lebenskraft, das Unaſſimilirbare aus der Blutmaſſe fortzuſchaffen und durch den alſo dazu veranlaßten Reiz, werden alle Ausführungswege, worunter freylich zuerſt die kleinſten Schlagadern mitgehören, zunächſt in Anſpruch genommen, daher auch der Entzündungszuſtand in dem Herzen, den großen Gefäßen und in den Lungen, am ſtärkſten, in weiterer Entfernung aber immer geringer werdend, angetroffen wird.

Ein weiterer Raum für die Einwirkung des Giftes iſt dadurch gegeben, daß durch das gelähmte Nervenſyſtem die Ab- und Ausſonderungen gehemmt werden, und mithin die noch ſo thätig wirkende Lebenskraft der Blutmaſſe immer wirkungsloſer werden muß, weil ſie des Mittels beraubt iſt, die ihr unähnlichen Stoffe auf allen ihr zu Gebot ſtehenden Wegen fortſchaffen zu können.

Doch bleibt, ſo lange als die Kräfte noch zureichen, das Beſtreben der Natur immer das Gleiche, obſchon es mit der Zunahme der Einwirkung des Giftes, alſo im umgekehrten Verhältniſſe, immer ſchwächer werden muß. Die Entmiſchung ſchreitet vorwärts mit der Abnahme der Lebenskräfte, der Oxydations-Prozeß wird nicht nur vermindert, ſondern hört bey tödlichem Erfolge ganz auf, und, es ſcheint auch noch von den nächſten Muskelfaſern der Sauerſtoff zur Friſtung des Lebens verwendet zu werden, weil ſolcher auf dem geeigneten Wege nicht mehr zu erlangen iſt, und ſo erfolgt denn auf eine unmerkliche Weiſe der Tod aus völliger Erſchöpfung.

Daher rührt es nun, daß das Blut auch in die kleinſten und feinſten Capillargefäße getrieben wird und ſolche ganz anfüllt. An denjenigen Orten nun, wo der Impuls überhaupt am ſtärkſten iſt, wird auch die meiſte Röthe, und da, wo ſolcher von der Arterioſität aus Statt findet, das ſchönſte Roth, da aber, wo die Venoſität das Uebergewicht hat, die ſtärkſte Anſammlung des mit Kohlenſtoff überladenen Blutes in eben dieſen Capillargefäßen vorgefunden. Blos in einiger Entfernung vom Herzen, d. h. noch in ſeinen näheren Umgebungen, beſonders aber hervorſtehend in der Zellenhaut des Herzbeutels und der Bruſtſcheidewände, ſind die, gleichſam wie mit einer rothen Farbe ausgeſpritzten kleinſten Gefäßchen als ſolche erkennlich. Nicht ſo iſt dieſes der Fall in den inneren Wandungen der Arterien, der Venen und des Herzens ſelbſt. Hier hat dieſer Entzündungs-Zuſtand gerade das Anſehen von Ecchymoſen, was auch in ſo fern gedenkbar iſt, als durch den heftigen Andrang der Blutkügelchen in die nur weiſes Blut führenden Capillargefäße, dieſe zerriſſen werden und ſich in die Zellenhaut wirkliches Blut ergießen muß, was dann in den Schlagadern arterielles, in den Blutadern venöſes Blut iſt, wie die Farbe ausweist.

Wäre nun nicht durch die zugleich mit ermangelnde Lebenkraft eine Atonie in dem Zuſammenhange des Zellengewebes, als auch zugleich der Muskularfaſern der Gefäße, herbeygeführt, ſo würde allerdings dieſer anfängliche Entzündungs-Prozeß nicht bis zu Ergießungen ausarten. Und daß dieſes ſo ſeye, ergibt ſich nicht nur aus dem eigenen Anſehen dieſer Abweichungen, ſondern auch bey ihrer Vergleichung mit der Chemoſis an der Verbindungshaut des Auges, wo ganz daſſelbe Verhältniß des Lebenden, wie hier im Toden beobachtet werden kann. Indeſſen bedaure ich ſehr, hiebey keine mikroskopiſchen Beobachtungen angeſtellt zu haben, was beym nächſten Falle um ſo gewiſſer geſchehen wird.

Somit beſtünde alſo die eigene Färbung der innern Arterien- und Venenhäute in nichts Anderem, als in, durch geſteigerte Entzündung erfolgte Ergießung in das Zellengewebe derſelben, die deſto ſtärker iſt am Herzen und ſeinen Gefäßen zunächſt, aber abzunehmen anfängt mit der Entfernung vom Herzen, wo dann dieſe Färbungen auch oft nur ſtellenweiſe angetroffen werden, wie im Gehirne, in den Blutleitern u. ſ. w. Permanenter, oder mehr verbreitet, ſind ſie im Venen- als im Arterienſyſteme, was auch wieder den Character der Schwäche ausdrückt. Offenbar liegt die Abnahme dieſer Färbungen in den vom Herzen entfernter liegenden Arterien mit in der verminderten Lebenskraft des Herzens ſelbſt. *)

Es mag nicht leicht einen Fall geben, wo die Entzündungen der inneren Gefäßhäute ſchöner und deutlicher, in ſo ſchönem abwechſelnden Roth in den Arterien, und wieder in violett dunkelbau ſchmutziger Farbe, in den Venen geſehen werden können, als bey Leichenöffnungen an Wurſtvergifteten.

Was nun weiter den Weg betrifft, welchen die Natur, das Gift durch die Lungen auszuführen, einſchlägt, ſo iſt ſolcher hier bey dem Schwächezuſtande der Blutmaſſe und im ganzen Gefäßſyſteme deutlich erkennbar, und daſſelbe auch ſchon aus dem bey den Ecchymoſen Geſagten erklärlich, daher des geſchwächten Wirkungs-Vermögens wegen die Entzündung nicht nur in eine aſtheniſche übergeht, ſondern vielmehr in Congeſtionen im Venenſyſteme ausartet. Hierdurch nun kann aus Mangel

---

*) Dieſe beſondere Färbung der Gefäße könnte aber auch mit, wie oft bemerkt, durch Aufnahme des färbenden Weltheriſchen Bitters dem einen Beſtandtheile dieſes Giftes) in's Blut veranlaßt werden. K—r.

an Lebenskraft das Blut auch aus den Capillargefäßen weder zurückgeführt noch eingeſogen werden, es bleibt als eine gleichſam leblos gewordene Maſſe ſo lange liegen, bis im Verlauf lebendigere Bluttheile oder Kügelchen ſich damit verbinden, oder es bleibt bey nicht wiederkehrender Lebenskraft der Zuſtand ein ſolcher, wie er in den Leichenöffnungen an der vorher noch feſt geweſenen Celluloſa der Aterien ſichtbar iſt, wo die Bluttheile, deren Haut ganz dichtroth durchdrungen haben, ſo wie ſie in den Venen ſich blauſchwarz zeigen. — Von dieſen, ebenfalls in die Luftzellen und wahrſcheinlich auch in das Parenchyma der Lungen erfolgenden Ergießungen, rührt nun auch die ganz dunkle Farbe der Lungen her, wie ſie gerade auch bey den am Lungentyphus Geſtorbenen beobachtet werden.

Ob nun derſelbe Zuſtand ſo, wie er an Leichen gefunden worden iſt, ſich auch bey denen Lebenden vorfindet, welche durch dieſes Leiden kommen, läßt ſich aus der Vergleichung der Krankheitszeichen doch glauben, jedoch nicht ganz beſtimmen. Ich bin geneigt, es deßwegen aus der Analogie anzunehmen, weil der Johannes Seeger in demſelben Schwächezuſtande, wie ſein älterer Bruder ſich befunden, auch daſſelbe blaurothe Ausſehen der Lippen, der Wangen und der Naſenſpitze gehabt und nicht weniger an mangelnder Lebenskraft gelitten hat. — Dieſer Zuſtand iſt Folge der aufs höchſte geſteigerten venöſen Congeſtionen und drückt ſich im Leben nicht nur deutlich genug durch das oben berührte Anſehen, ſondern auch durch die blaue oder dunkelſchmutzigrothe Farbe der Zungen-, Mundhöhlen- und Rachenhäute aus, ſo wie auch die Venen überall mit derſelben lebloſen Blutmaſſe dick angefüllt angetroffen werden. Daher rühren auch die ſo vollen Hirnvenen, die dunklere Farbe der Cortikal- und die ſchmutzige der Markſubſtanz des Hirns. Hieraus läßt ſich auch, da der Sehnerve von geſunder Beſchaffenheit gefunden worden, und das die Netzhaut überziehende Gefäßhäutchen mit eben ſo angefüllten Gefäßchen verſehen geweſen iſt, einigermaßen, wenigſtens der Nebel vor den Augen, ich will gerade nicht ſagen das Doppeltſehen, erklären; daher auch beym genauen Betrachten der Pupillen ſolcher Kranken die Netzhaut eben ſo trübe erſcheint, als ſie nach dem Tode gefunden wird.

Unter andern Umſtänden würden dieſe Congeſtionen im Gehirne apoplectiſche Wirkungen hervorbringen, welche aber bey dieſen Kranken nicht wahrzunehmen ſind, und ungeachtet die beyden Seeger ein dem apoplectiſchen Zuſtande ſich näherndes Ausſehen hatten, ſo waren bey ihnen durchaus keine Zeichen von ſolchen Lähmungen vorhanden, welche von den Wirkungen der Apoplexie herzurühren pflegen. Das bey dieſen beyden Kranken ſchon berührte Ausſehen, ihr etwas aufgedunſenes Geſicht, war mitunter Folge ihrer Kröpfe, aber das Hirn litt hier durchaus nicht an den Folgen des Blutdruckes, es war nicht einmal beſchwerliches Athemholen da, und bey der vollkommenen Geiſtesgegenwart beyder Kranken, konnte von einem Sopor gar nicht die Rede ſeyn.

Eben ſo wie die blutigſchleimigten Abſonderungen in der Luftröhre und in den Taſchen des Kehlkopfes gegen das Ende der Krankheit, d. h. kurz vor dem Tode, das bloße Ausſchwitzen einer faſt leblosen Blutmaſſe iſt, ſo ſcheint der im Munde und Rachen ſich während der ganzen Dauer der Krankheit bildende klebriche, zähe und gelbliche, die Zunge ebenfalls belegende Schleim, unter der Form von plaſtiſcher Lymphe, nichts anders als ein todtes Durchdringen, erfolgt durch die andauernden paſſiven Congeſtionen gegen den Kopf, zu ſeyn und hierin hat dieſe Krankheit wieder Aehnlichkeit mit dem Typhus, wo ſich derſelbe klebriche nur andersfärbige und zugleich wegen vermehrter Speichelabſonderung die Zähne bedeckende, Schleim bildet. Denn wegen mangelnder Action der Lungen, wegen alſo verminderter Oxydation der Blutmaſſe und ſomit verminderter Wärme-Erzeugung, ſtehen alle Secretionen ſtille, wie die Excretionen conſecutiv nicht geſchehen können, und ſo ſcheint der Organismus gleichſam in einem Stilleſtand ohne Ab- und Zunahme einige Zeit lang zu beharren; denn es iſt merkwürdig, daß ein Theil ſolcher Erkrankter auch nach drey Wochen keine Abnahme ihres Volumens erlitten zu haben ſcheinen[*], was ſich etwa daraus erklären läßt, weil kein Ausführen der abgenützten Stoffe Statt hat, alſo nicht wohl eine Volumens-Verminderung eintreten kann. Dieſer Anſicht aber widerſpräche der Erfund des zurückgetretenen geſunden wordenen Gehirns, ungeachtet ſeiner angefüllten Gefäße, ſo wie die zurückgeſunkenen flacciden Lungen im letzten Leichname. Aber obwohl ſich zwiſchen dem lebenden und todten Individuum, wenn es auch eines und daſſelbe iſt, wegen des nach dem Ableben ermangelnden Lebensturgors keine Parallele ziehen läßt, ſo könnten dieſe Erſcheinungen doch Folgen der dieſen Organen früher ermangelnden Lebenskraft ſeyn.

* * *

---

[*] In Fällen, die ich beobachtete, magerten die Vergifteten ſehr ab. Der vergiftete W. (S. meine neue Beobachtungen ꝛc.) war zuletzt wie zur Mumie ausgetrocknet, und Seite 133 dieſer Beobachtungen von Hrn. D. Weiß, heißt es von einem ſolchen Vergifteten: „am ganzen Körper iſt er ſehr abgemagert.“

K—r.

Eine bey dieſen Erſcheinungen beſonders merkwürdige Verrichtung darf nicht auſſer Betrachtung gelaſſen werden und dieſe iſt

die Verrichtung der Lungen, alſo der Reſpiration.

Weil ich das Athmen nicht im Anfange der Krankheit bey den tiefer ergriffenen Vergifteten beobachten konnte, und dieſem beym Erſteigen von Bergen ſogar kein beſonderes Hinderniß entgegen geweſen zu ſeyn ſcheint, ſo muß ich dabey ſtehen bleiben, wo meine Wahrnehmungen angefangen haben.

Nicht leicht erinnere ich mich eines Kranken, wo das Athemholen ſo ſtille und mit einer ſolchen Unthätigkeit der Bruſtorgane vor ſich gegangen wäre, als dieſes mir bey den, beſonders in der letzten Vergiftung beobachteten, Kranken vorgekommen iſt. Ich ſchätze alle von anderen Aerzten in dieſer Beziehung bekannt gemachten Beobachtungen, aber das hier über den Athmungs-Prozeß anzuführende Merkwürdige habe ich nicht gefunden, während doch das Meiſte mit meinen Erfahrungen übereinſtimmt. *) Indeſſen darf man

---

*) Daß bey dieſer Vergiftung auch die Bruſtmuskeln gelähmt ſind, iſt in mehreren der gedruckten Fälle bemerkt. Namentlich ſagt Herr Dr. Steinbach im eilften Fall (S. Fettgift u. ſ. w. S. 148). „Die Contraction der Bruſt- und Bauchmuskeln, ſcheint dem inneren Huſtenreize nicht entſprechen zu wollen.“

K—r.

ſich bey der herabgeſtimmten Lebenskraft, bey dem verminderten Oxydations- und Wärme-Prozeß nicht darüber wundern. Bey dieſer Gelegenheit habe ich zugleich zu bemerken, daß einige dieſer Erkrankten, die des Geruches wegen mich anhauchen mußten, durchaus keinen warmen Athem hatten. *)

Zu der Beobachtung des Athmungs-Prozeſſes und der ſo ſehr oft faſt bis zur Null verminderten Bewegung der Bruſt hat mich das öftere Befühlen des Bruſtkaſtens geführt. Ich mußte dabey wahrnehmen, daß die ſanften Bewegungen deſſelben bey der Reſpiration nicht erfolgen und von einer Theilnahme des Unterleibes war bey einigen Kranken gar nichts zu bemerken. — Ueberhaupt könnte dieſer Zuſtand am beſten mit einer partiellen Ohnmacht der Lungen benannt werden. — Ich mußte mich immer bemühen, die Bewegungen der Bruſt, ſowohl dem Anſchauen als dem Gefühle nach, zu bemerken, und doch beklagten ſich die Kranken nicht dabey über Bruſtbeſchwerden, wohl aber beym beſondern Anfragen über ein mit keinem unangenehmen Gefühle verbundenen Voll-

---

*) So läuft auch der Urin kalt aus der Blaſe. Wie ſehr das ſympathetiſche Nervenſyſtem, das hier hauptſächlich gelähmt iſt, auf thieriſche Warmebildung Einfluß hat, iſt bekannt.

K—r.

ſeyn der Bruſt.*) Es muß daher, abgeſehen von dem Lähmungszuſtande der Lungen, an welchem dieſe Kranken eigentlich ſterben, nicht nur der Mangel an Ausdehnung derſelben allein ſeyn, denn bey allen Lungen und Bruſtleiden erhebt ſich der Bruſtkaſten bey der Reſpiration mehr oder weniger als im geſunden Zuſtande; meiſtens aber mit einer weit größeren Anſtrengung, ſo namentlich in der mit dieſer Krankheit zunächſt ähnlichen Lungenlähmung**), im Schlagfluße, wo durch das Gehirnleiden ein ähnlicher Zuſtand obwaltet, im Lungen-Typhus, in allen Arten von Lungenentzündungen und Verwachſungen derſelben. Sogar bey der völligen Anfüllung derſelben mit exſudirter Lymphe und Verhärtungen iſt bis zum letzten Augenblicke des Lebens hin ein vermehrtes, wenn auch noch ſo mühevolles, Beſtreben vorhanden, den Bruſtkaſten auszudehnen, um Luft ſchöpfen zu können; — hier nicht. —

---

*) Zwey von mir Beobachtete klagten übrigens ſehr über Schmerzen auf der Bruſt, die der völligen Lähmung vorangiengen. (S. Tübinger Blätter). Auch in der ſechsten Geſchichte von Herrn Dr. Weiß heißt es von einem ſolchen Vergifteten: „zuletzt habe er noch hart und ſehr beſchwerlich geathmet.“ Im Durchſchnitte aber iſt die Bemerkung von Herrn Dr. Weiß ganz richtig.
K—r.

**) Mediciniſch-chirurg. Zeitung 1793. Bd. IV. S. 245 u. 247.

Woher kann dieſer gänzliche Mangel an dergleichen Beſtrebungen bey gleich vorwaltendem Bedürfniſſe, wie in jedem anderen Lebensverhältniſſe, wohl anders rühren, als neben der Lähmung der Lungen ſelbſt, in zugleich mit vorhandenem Lähmungszuſtande der Muskeln des Bruſtkaſtens, was ſich auch, ohne die Nerven deßwegen zu unterſuchen, ſchon aus der blaßen murben Faſer der Interkoſtalmuskeln ergibt.

Aber der ſo, faſt bis zur Lähmung geſchwächte Athmungs-Prozeß, worüber der Kranke ſich gar nicht beklagt, wobey er nicht nöthig hat, die Arme aus einander zu ſtemmen, noch eine erhöhte Lage u. ſ. w. anzunehmen, ſondern gerade auf dem Rucken, auf allen Seiten, und nicht nur allein, wie er will, ſondern in jeder Lage, in die er kommt, zu athmen vermag, iſt auch weiter noch von ſehr nachtheiligem Einfluße.

1) Auf das Geſchäft des Kreislaufes, der träg von Statten gehen muß, und daß die Congeſtionen, beſonders gegen den Kopf hin, dadurch vermehrt werden.

2) Auf die Verrichtungen der Unterleibsorgane, namentlich auf die des Magens und des Darmkanals; indem auch die wohlthätig auf das Verdauungsgeſchäft herabwirkende Bewegung des Athmens fehlt, daher neben der Lähmung auch noch

der träge Gang der Verdauung, deren lang fortdauernde Schwäche und die lange Zeit im Verlaufe der Reconvalescenz noch anhaltende Verſtopfung, weil, wie ich mir beſonders noch von den neueſten Erkrankten ſagen ließ, es wegen Vollheit der Bruſt ohne alle Beſchwerden doch an der Möglichkeit fehle, die Bruſt mit Athem ausdehnen und beym Stuhl deſſen Abgang durch Drücken von oben herab unterſtützen zu können. Daher denn auch die Unvermögenheit, den Harn aus der Blaſe völlig laſſen zu können, denn es geht nur ſo viel als von ſelbſt ablaufen kann und der Reſt bleibt, ebenfalls wegen Lähmung der Blaſenmuskeln, immer zurück, ſonſt würde nicht die Blaſe in den Leichnamen noch ſo voll angetroffen werden, obſchon die Blaſe noch dasjenige Organ iſt, welches die meiſte Ausſonderungskraft beſitzt, vermuthlich als ein am Endpunkte des Körpers gelagertes Ausſonderungsorgan.

3) Beym Geſchäfte der Tranſpiration iſt dieſer Zuſtand von nachtheiligem Einfluße, denn die Haut iſt bey allen dieſen Kranken deſto trockener, je mehr ſie an der Vergiftung zu leiden haben. Und da es überhaupt an Wärme-Erzeugung und Entwicklung derſelben im Organismus fehlt, ſo muß auch die Tranſpiration deſto mehr vermindert ſeyn; dafür aber iſt, wie dieſes gewöhnlich als Gegenſatz geſchieht, die Harnabſonderung vermehrt.

Wenn man nirgends Gelegenheit hätte, die Wirkungen des Athemholens ſo deutlich zu erkennen, ſo würde ſich in Fällen der Art die beſte Gelegenheit dazu darbieten, weil aus dem Zuſtande eines ſolchen Kranken hervorgeht, wie ſolches mittelbar thätig auf die Ab- und Ausſonderungen einwirkt.

* * *

Dieſe Betrachtung der Reſpiration führt mich zurück auf den auch in dieſer Beziehung beſonders merkwürdigen Zuſtand des jungen Bräuninger in der ſechsten Krankengeſchichte, deſſen Abweichung von dem der andern Erkrankten einer beſondern Beleuchtung auch nach dem Leichenerfunde, verdient.

Obgleich man in dieſem Falle vermuthen kann, daß die Vergiftung allein von den Leberwürſten ausgegangen, es aber nicht zu erweiſen iſt, weil auch Blutwürſte zu gleicher Zeit mit genoßen worden ſind, ſo ſind doch die Abweichungen nicht ohne Intereſſe.

Betrachten wir die bey dieſem Kranken im Leben vorgewalteten andern Symptome mit dem der andern Vergifteten von Seiten des Athmungs-Prozeſſes, ſo iſt ſchon, wie oben berührt, das bemerkenswerth, daß er an gänzlicher

Stimmloſigkeit, wie freylich ſo manche andre auch, gelitten hat; es iſt weiter merkwürdig, daß er ſich beym Athmen beſchwerte, beſonders beym Berühren des Kehlkopfes, und daß ſein Bruſtkaſten ſich wirklich, obſchon gehemmt, beym Athmen bewegt hat. Es iſt ferner zu beachten, daß er unter allen den von mir beſorgten Kranken der Art, der einzige geweſen iſt, welcher immer ganz entblöst gelegen, um, wegen Unvermögenheit genug athmen zu können, gleichſam durch die Haut reſpiriren zu wollen, denn auch er war bey voller Beſinnung. Und endlich iſt er der Einzige geweſen, welcher kurz vor dem Tode ſich noch aufgerafft hat, um am Fenſter für ſeine beengte Bruſt Luft zu ſchöpfen.

Von Seiten des Leichenerfundes iſt zu bemerken, daß bey ihm durchaus keine Entzündungen, keine Ecchymoſen im Herzen oder den großen Gefäßen, auch keine Abweichungen an den Nerven, ſondern dieſe rein befunden worden ſind. Es iſt zu bemerken, daß die Lungen eine ganz neue und einzig in ihrer Art ſchöne, zelluloſe Entzündung hatten, mit den reinſten feinen und weißen Faſern, die mit dem Bruſtfelle auf allen Seiten und Orten verwachſen war. Es iſt endlich zu bemerken, wie die Lungen bey einem ſo jungen und vorher blühenden Individuum von keiner Seite irgend einen rothen Flecken dem Auge dargeboten, ſondern ganz voll mit Kohlenſtoff ein ſchönes helldunkelblaues mit Schwarz vermiſchtes äußerſt fein marmorirtes Netz an ihren äußern Flächen gezeigt haben.

Entzündung nun hat hier ebenfalls, und genau betrachtet, mit mehrerem Erfolge durch die neu gebildeten Zellenfaſern und wirklich erfolgter Adhäſion, als bey den andern unterſuchten Leichen Statt gefunden, ſolche ſich aber auf eine andere Weiſe — ob günſtiger, hat der Erfolg nicht gezeigt, weil auch der Kranke geſtorben iſt, und ſolcher beym Wiederaufkommen ja hätte hectiſch werden müſſen — geſtaltet. — Merkwürdig bleibt indeſſen dieſe Abweichung, welche bey keinem andern Erkrankten ſo gefunden worden iſt, immer, und es ſcheint hier der entzündliche Impuls von den Gefäßen des Bruſtfelles aus allen Puncten mit bildender Kraft welche hier das Jugendleben noch auszudrücken vermochte, ausgegangen zu ſeyn, was bey den andern Kranken mehr deſtructive Form geweſen iſt. Der Erfolg aber war wie bey den andern, des abſoluten Plus von Gift wegen, derſelbe und ſprach ſich in gänzlicher Entmiſchung und Verkohlung des Blutes mit zuletzt entſtandener Lungenlähmung aus. Blos alſo ſcheint hier die vermehrte Thätigkeit der Jugendkraft dem Impulſe des Giftes widerſtrebend im raſcheren Verlaufe das lebloſe Ausſchwitzen der entkräfteten Blutmaſſe, und ſomit die Congeſtionen, gehindert zu haben.

Daß hier auch dieſelbe Entmiſchung des Blutes vorherrſchend geweſen, hat nicht nur deſſen Ausſehen nach dem Tode, ſondern die noch auf der Haut des Leichnams vorgefundenen Petechien gezeigt.

⁂

Der weiter beachtenswerthe Verfolg der nach unten zu entzündet angetroffenen Gefäße zeigt beſonders an den Nieren eine Veränderung, welche an deren Abſonderungs-Organen nicht gefunden wird und iſt theils ſchon daraus erklärlich, weil das Parenchyma der Nieren, wie auch der Erfund hier deutlich ausweist, aus lauter abſondernden Gefäßen beſteht. Die ganz eigene Farbe deſſelben deutet hier ebenfalls auf vorhergegangene Entzündung und auf durch nachher erfolgte Congeſtionen gebildete Ecchymoſen.

Da nun die Harnwerkzeuge nicht weniger als die Lungen zu Ausſonderungen krankhafter, beſonders zerſetzter Stoffe, dienen, ſo iſt hier dieſer Zuſtand eben ſo erklärlich, wie der in den Lungen, mit dem er ſogar identiſch iſt. Aber auch hier walten eben ſo wenige Beſchwerden vor, wie bey dem Lungenleiden.

Kommen wir noch einmal auf die Vergleichung mit dem Typhus zurück, ſo iſt aus den Erſcheinungen in dem Verlaufe deſſelben bekannt, wie auch er zuweilen mit nephritiſchen Affectionen, begleitet mit den heftigſten Schmerzen, verbunden iſt, und ich kann aus eigener, an mir ſelbſt gemachter, Beobachtung beſtätigen, wie ſchmerzhaft die nephritiſchen Affectionen geweſen ſind, welche mich beym Anfange des faulichten Spitaltyphus im Jahre 1814 befallen haben. Damals zwang ich mich, noch auf zu ſeyn, konnte aber durchaus nicht aufrecht gehen. Dieſes iſt hier keineswegs der Fall; der Kranke kann nicht nur aufrecht gehen, und ohne alle Beſchwerden Harn laſſen, ſondern er fühlt gar keine Schmerzen, wenigſtens war dieſes bey den von mir beobachteten Kranken der Fall.

Nun iſt nicht zu verkennen, daß auch da das gleiche Beſtreben der Natur obwalte, dieſe heterogenen Stoffe auszuſtoßen, daher auch dieſelben Einwirkungen und Veränderungen, wie in den Lungen. Zwar fehlt es nicht an der Harnabſonderung, allein der Harn iſt, wie das genaue Beobachten an den Kranken gezeigt hat, faſt farblos, wird in Menge abgeſondert und lauft gleichſam wie aus einer todten Röhre von dem Kranken weg. Doch führt Kerner*) einen Fall an, wo das Uriniren ſchmerzhaft geweſen und der Harn auch in Tropfen, im Anfange der Krankheit, abgieng, Beweis der Statt gefundenen Entzündung und daß derſelbe nach erfolgter Lähmung nicht ſaturirt, blos der hervorſtehende Kaligehalt bemerkbar, die Abſonderung aber in Menge geweſen iſt. — Wie ſehr iſt nun bey eigentlich reinen Nieren-Entzündungen das Abſondern des Urins gehemmt, wie groß ſind die Schmerzen, wie ſaturirt und blutig iſt der wenige abgeſonderte Harn; dieſes alles nun ſollte auch hier zu erwarten ſeyn, da auch die Nierenbecher und Becken, ſelbſt die Harnleiter ſogar, ergriffen ſind.

Alſo bringt die Blutmaſſe zugleich mit dem Gifte überall Lähmung hin.

Kommt man 3) zur Betrachtung der Haut, als demjenigen Abſonderungs-Organ, welches nach den Harnwerkzeugen die nächſte Function zu übernehmen hätte, ſo erkennen wir an ihr denſelben Zuſtand: denn iſt die dunkelblaue Farbe der Lippen, der Mund- und Rachenhäute der meiſten, auch wiedergeneſenden Kranken, das Blutroth der Wangen, ſind die auf dem malpighiſchen Netze unter der Epidermis vorgefundenen Petechien nicht daſſelbe und ſind es nicht dieſelben Ecchymoſen, wie ſie zwiſchen den Gefäßhäuten angetroffen werden? Es iſt ganz derſelbe Zuſtand und die kleinen Ecchymoſen deuten eben ſo auf die Entmiſchung der Blutmaſſe hin, wie im Morbo maculoso. Doch habe ich dieſe Krankheit bey keinem der Wurſtvergifteten ſich ausbildend gefunden und dieſe Flecken auch nicht bey den lebenden, ſondern erſt nach dem Tode, beobachten können.

---

*) S. neue Beobachtungen S. 42 u. 58 u. a.

Durch dieſen Trieb der Blutmaſſe, ſich auch hier des ſie Beläſtigenden zu entledigen, wird ebenfalls die Hautfunction gelähmt.

Berühren wir 4) den Darmkanal, als das letzte Organ, welchem noch ein Theil der Abſonderungen dieſes Giftes in ſo fern zukommen ſollte, als die übrigen Organe bis jetzt dazu untauglich geworden ſind, ſo iſt ſolcher ja, wie ſchon oben berührt, gleich Anfangs zur Uebernahme von Abſonderung dieſer heterogenen Beſtandtheile untauglich geworden, kann alſo jetzt nichts mehr leiſten; daher werden auch nur wenige feine Gekrösgefäße, welche der Aorta zunächſt liegen, entzündet angetroffen, was ſeinen Grund wohl darin haben könnte, daß die gleich anfangs erfolgende Lähmung eine ſpätere, ausgedehntere Entzündung, nicht geſtattet. Man ſieht es auch deutlich genug, daß ſchon mit der Abſonderung des Milchſaftes aus dem Darmkanal ein träger Gang beginnt; denn bey dem Ueberführen deſſelben in die größeren Milchgefäße findet ſich ſchon die Lähmung ein, und ich muß die genaue Beobachtung des ſeel. Hrn. Dr. Steinbuch durch die meinigen unterſtützen, denn auch ich fand in den Leichen des jungen Bräuninger und des Gottlieb Seeger ebenfalls recht deutlich noch die Milchgefäße erkennbar durch den in ihnen noch befindlichen Milchſaft, was eigentlich bey der Relation der Leichenerfunde hätte angeführt werden ſollen. *)

* * *

Wenn nun ſo die Allverbreitung des Giftes durch die Säftemaſſe überall ein Lähmungszuſtand eingetreten iſt, ſo konnte das Lymphſyſtem, als in der genaueſten Verbindung mit den anderen Blutgefäßen und dazu gehörig, nicht auſſer Mitleidenſchaft bleiben und da ihre Functionen ja durch die Ab- und Ausſonderungen weſentlich bedingt ſind, von dieſen aber ſchon die Rede geweſen iſt, ſo bedürfte es alſo keiner weiteren Berührung, indem ohnehin die Beobachtungen an den großen Lymphgefäßen mangeln.

---

*) Ein Beyſpiel einer durch Lähmung der Lymphgefäße entſtandenen waſſerſüchtigen Geſchwulſt findet ſich, Fettgift S. 231.
K—r.

Eben ſo wichtig als die Veränderungen am Gefäßſyſtem und den davon abhängenden Ab- und Ausſonderungs-Organen, ſind die Veränderungen am Nerven und den unwillkührlichen Muskularfaſern.

Würde man ſich die Ernährung der Nerven, als ſo äußerſt zarter Organe, durch Gefäße nicht denken können, ſo müßte es durch die Betrachtung der wegen dieſer Vergiftung an denſelben erfolgten Veränderungen geſchehen. Auch hier bemerkt man an dem ſchmutzigen Nevrilem bey den krankhaft erfundenen Nerven, daß ſeine Farbe durchaus von nichts anderm herrühre, als von den auch hier in den feinſten Zellenfaſern des gleichſam aufgerollten Nevrilem's verbreiteten Ecchymoſen, und da ſomit dieſe durch die ernährenden Gefäße überall hin verbreitete Vergiftung auch die Nerven trifft, ſo muß hienach alſo deren Lähmung mittelbar erfolgen. Aber auch da iſt in ſolchen Lähmung — der Wirkung nach — vorhanden, wo die Nerven rein und ohne dieſe Ecchymoſen angetroffen werden, weil nicht zu verkennen iſt, daß es nach erfolgter Lähmung, von den Bruſtnerven aus, keiner weiteren Fortleitung des Giftes bedürfe. Denn die bisher Statt gefundenen, freylich noch unvollkommenen, Unterſuchungen des Nervenſyſtems, haben gezeigt, daß auſſer den

Bruſtnerven, oder auſſer denjenigen Nerven, welche in und durch die Bruſt gehen, keine andern dieſe ſchmutzige Farbe des Nevrilems haben.

Auf gleiche Weiſe geht die Lähmung der Muskularfaſern, mehr jedoch der unwillkührlichen als der willkührlichen, welche immer unter dem Einfluße der hier im mindeſten nicht ergriffenen Seele ſtehen, vor ſich. Sonderbar hat es mir denn doch geſchienen, daß ſolche von blaßerem Ausſehen als ſonſt geweſen ſind, wo ſelbſt der Pſoasmuskel im letzten Cadaver an dieſer Bläſſe Theil hatte.

Indeſſen iſt der Umſtand bey'm Muskularſyſtem merkwürdig und namentlich bey den der Willkühr unterworfenen Muskeln, daß in dieſen eine Anhäufung von Sauerſtoff Statt zu finden ſcheint, wie in den Geſichtsmuskeln und auch zum Theil in den das Auge bewegenden Muskeln, und ſogar in den Unterleibsmuskeln, was ja bey den lebenden, und das letzte an den Todten, beobachtet wird. Eine ſolche Anhäufung von Sauerſtoff nun könnte dieſes Gefühl von Steifheit und Starrheit in denſelben wohl hervorbringen, denn die willkührlichen Muskeln erleiden, wie ich mich ſelbſt überzeugt habe, keine Lähmung, da die Kranken alle ihre Glieder, das Geſicht, auch die Lippen, ſo wie überhaupt alle der Willkühr unterworfenen Muskeln bewegen können, wie ſie wollen*), was indeſſen von dem mangelnden Wirkungsvermögen, das eine längere Kraftäußerung nicht zuläßt, oder von der ihnen ermangelnden Lebenskraft, wohl zu unterſcheiden iſt, weil dieſes nicht von den zugleich mit gelähmten Nerven und alſo ihrer mangelnden Einwirkung, herrührt.

Daß es hier der Muskularfaſer an der gehörigen Reizbarkeit fehlt, haben die in dieſer Krankheit bey der Seeger ſpäter aufgehörten, früher immer vorhanden geweſenen, krankhaften Zuſammenziehungen in ihrem Bauche bewieſen, weil es der reizbaren Faſer an hinlänglicher Kraft zur Zuſammenziehung gefehlt hat.

Ueberhaupt ſcheint dieſe immer noch vorhanden bleibende Einwirkung der Seelenkräfte auf die dem Willen derſelben unterworfenen Muskularfaſern, von der Erhaltung der Integrität des Gehirns und Rückenmarkes vorzüglich abzuhängen, was ſich auch dadurch zu erweiſen ſcheint, daß die Nacken- und Halsmuskeln, die Rückgraths-, Arm- und Schenkelmuskeln nicht eigentlich erlahmen und die Kranken ja noch fähig ſind, zu ſitzen, ſich zu bewegen, zu gehen und zu ſtehen, ſich auch in jede ihnen beliebige Lage zu bringen, wenn ſie nur ein wenig von Andern unterſtützt werden. Wir finden in denjenigen Muskeln, welche ihre, vom

---

*) S. auch Kerners neue Beobachtungen u. ſ. w. S. 76.

Gehirn unmittelbar und nicht mit andern durch die Bruſt gehenden in mittelbarer Berührung ſtehenden Nerven erhalten, keinen Lähmungszuſtand, ſo wie ſie alſo nur rein von dieſen verſehen werden. Bekommen aber dieſe willkührlichen Muskularfaſern nur Zweige von ſolchen Nerven, welche durch die Nervenknoten mit denen durch die Bruſt laufenden in Verbindung ſtehen, alſo von ſolchen, welche durch den ſympathiſchen oder herumſchweifenden Nerven Zweige erhalten, wie es beym Augen-Ganglion oder beym Zungenmuskel der Fall iſt, ſo wird auch mehr oder weniger in den Verrichtungen dieſer ein Lähmungszuſtand eintreten. Ganz erweislich iſt dieſes der Fall an den Schlingwerkzeugen, deren Muskeln ganz vom Vagus beſorgt werden, daher auch die Stimmloſigkeit wegen ermangelnder Modulation der Töne durch die Kehlkopfmuskeln bey den Interkoſtalmuskeln, deren Nerven mit dem ſympathiſchen in Verbindung ſtehen, bey den Herzmuskeln ohnehin, bey dem Zwerchfell und bey den geſammten Muskularfaſern des ganzen Darmkanals. — Durch das Augen-Ganglion ſcheint das Doppeltſehen mit unterſtützt zu werden durch die ebenfalls leidenden Ciliarnerven. — Ueberhaupt alſo kommt die Muskularlähmung von denjenigen Nerven hauptſächlich her, welche die größten und bedeutendſten Einwirkungen auf die Bruſt- und Unterleibsorgane haben und welche, als dem Concentrations-Puncte des Kreislaufes zunächſt liegend, zuerſt ergriffen werden, und dieſer Lähmungs-Zuſtand verbreitet ſich von ihnen aus auf die von ihnen entfernter verſehen werdenden Organe.

Und da dieſe Nerven zugleich die Empfindungs-Nerven für die durch ſie mit in Thätigkeit geſetzten Organe ſind, ſo läßt es ſich auch erklären, warum in dieſen bey dem Enzündungs-Zuſtande keine Schmerzen ſich äußern, weil auch ihre Gefühlsnerven zugleich mit erlahmt ſind und die Seele dadurch nicht zum Bewußtſeyn ihrer Leiden gelangen kann.

* * *

Dieſe ſo eben betrachtete Erſcheinungen zuſammengenommen, reihte ſich alſo dieſe Vergiftung zwiſchen die Fieber und die reinen Nervenkrankheiten ein, wäre aber ihrem Weſen und der Dauer nach in die Cathegorie der Cachexien, wegen erfolgter Entmiſchung der Säftemaſſe und wegen der ſo ſehr langſam erfolgenden Wiedergeneſung, zu verſetzen.

Zufolge dieſer Location wird alſo mein oben ſchon aufgeſtellter Satz beſtätiget, daß nur ganz friſche, aber, wegen der wo möglich bald und ſchnell zu erneuern nöthigen Lebenskraft, leicht aſſimilable thieriſche Nahrung das geeignetſte Heilmittel ſeye; worunter die warme, unzerſetzte Milch obenan ſteht. Da ferner bey ſehr herabgedrückter Lebenskraft die Reizmittel mit Vorſicht angewendet werden müſſen, ſo bin ich, in Beziehung auf die weitere nützliche Behandlung, mit der Application von warmen Bädern, welche durch Erwärmen des in ſeiner Vitalität ſehr geſchwächten Organismus dieſe ihm gleichſam wieder zurückzuführen helfen, ganz einverſtanden, und die Kranken werden auch gegen das Ende ihrer Leiden, durch den Wink der Natur veranlaßt, der ſich als Froſt und faſt als Erſtarren äußert, Wärme, als ſehr wohlthätig auf ſie wirkend, anzuwenden; daher kommt es denn auch, daß bey dem Friedr. Muller durch die Anwendung von Wärme, welche belebend auf die Nerven einwirkte, ſogleich wieder die Harnabſonderung hergeſtellt wurde.*)

---

*) Es ſey mir erlaubt, zu wiederholen, was in der Vorrede geſagt iſt: Die vorzüglichſte Folge dieſes Giftes iſt nach deſſen Aufnahme ins Blut offenbar: Lähmung des ſympathiſchen Nervenſyſtemes, daraus entſtehende überwiegende Venoſität, Zerſetzung der Blutmaſſe, Stillſtand thieriſcher Wärmebildung und zuletzt der ganzen thieriſchen Maſchiene, in Folge der Lähmung des Herzens und der Lungen. Am wenigſten ergriffen bleibt das Gehirn und die reinen Gehirn Nerven, eben weil dieß Gift hauptſächlich nur vorzugsweiſe auf das ſympathiſche Nervenſyſtem einwirkt. Offenbar bildet ſich dieſes Gift oft mehr als dem Grade nach verſchieden in den verſchiedenen Fällen in Würſten aus, und darnach modificiren ſich auch die Erſcheinungen ſeiner Einwirkung, die aber in der Hauptſache, ſich doch immer gleich bleiben und immer vorzugsweiſe die berührte Einwirkungen ausſprechen.

K—r.

Anhang

über in neueſter Zeit in Würtemberg und
in andern Gegenden Deutſchlands vorgekommene
gleiche Vergiftungen,

von

Dr. Kerner.

Seit den in meiner Schrift über das Fettgift bekannt gemachten Fällen von Vergiftungen durch verdorbene Würſte, kam mir ſelbſt bis jetzt nur einer vor, dagegen eine Vergiftung durch den Genuß von geräuchertem, verdorbenem, fettem Rindfleiſch und eine gleiche durch den Genuß von altem Gänſefett*)

Der mir zuletzt vorgekommene Fall von Vergiftung durch Würſte, möchte hauptſächlich beweiſen, wie oft dieſe Vergiftungen, ſelbſt von ſolchen Aerzten, denen dieſe Erſcheinung ſattſam bekannt iſt, mißkannt werden, und wie wenig man auf mündliche Berichte der Landleute hin, handeln dieſe von Halsbeſchwerden, verſichert ſeyn kann, daß nicht eine ſolche Vergiftung Statt finde.

Zum Beweiſe dieſes, muß ich etwas umſtändlich erzählen, wie ich dieſe letzte Vergiftung durch Würſte entdeckte.

Am 15. Januar d. J. ſuchte ein Bauer von Rittelhof, bey Löwenſtein, für ſeine Schwägerin bey mir ärztliche Hülfe. Schon 14 Tage lang

---

*) Eine Vergiftung durch ſogenannte Grieben, alſo durch bloßes Schweinefett, iſt in meiner benannten Schrift Seite 242 angeführt.

(gab er an) habe ſeine Schwägerin eine Halsgeſchwulſt, die ſie wahrſcheinlich durch Erkältung erhalten, auch ſeit Jahr und Tagen leide ſie an Schwäche des Magens.

Da der Bauer immer darauf beharrte, daß die Kranke mit einer Halsgeſchwulſt behaftet ſey, auch durchaus kein anderes Symptom anzugeben wußte, ſo mußte ich ihr Leiden für eine Halsentzündung nehmen, weil auch gerade ſolche entzündliche Halsgeſchwulſten an der Tagesordnung waren und ich verordnete ihr eine Auflöſung von Salmiak, auch Pulver von verſüßtem Queckſilber mit Magneſie.

Am 17. kam ich zufällig in die Apotheke nach Löwenſtein. Hier erzählte man mir, daß der Mann jener Frau nach mir gefragt; ſeine Frau ſeye noch bedenklich krank, ihr Uebel ſeye keine Halsentzündung, ſondern ein Magenkrampf.

Auf die Verſicherung zweyer zum ärztlichen Perſonal Gehörenden, die die Frau an dieſem Tage ſelbſt beſucht hatten, und die mir ihr Uebel ganz als einen gewöhnlichen Magenkrampf beſchrieben, war ich ſchon im Begriffe darnach eine Verordnung zu machen, als es mich doch, ungeachtet anderer dringender Geſchäfte (ich wurde bey einem an der Luftröhrenentzündung erkrankten Kinde erwartet), antrieb, den Umweg über den Hof zu machen und mich von dem Uebel dieſer Frau, bey den ſich ſo widerſprechenden Ausſagen des Bauern und der Medicinal-Perſonen, ſelbſt zu überzeugen. Statt nun einer mit einer Halsentzündung oder einem Magenkrampf behafteten Frau, traf ich eine an, die mit allen Zeichen einer Vergiftung durch verdorbene Würſte im Bette lag. Auf gleiche Art waren auch noch zwey ihrer Söhne, doch in einem bey weitem minderen Grad, vergiftet. Die Urſache ihrer Krankheit war ihr und den ihrigen unbekannt. Als ich ſie aber auf den Genuß einer verdorbenen Wurſt brachte, erklärten mir Frau und Mann: daß ſie vor 17 Tagen allerdings gemeinſchaftlich einen mit Blut und Fett und vieler Milch gefüllten Schweinsmagen, der acht Tage lang im Kaminſchoß nicht weit über dem Feuer aufgehängt geweſen, verzehrt; er habe nicht nur ſauer, ſondern bitterſauer und widerlich geſchmeckt.

Die Frau fühlte drey Tage lang nichts auf den Genuß der Wurſt. Erſt am vierten Tage, bekam ſie Schmerzen im Unterleibe und trieb ſich ihr Unterleib ſtark auf, es trat Verſtopfung ein und bald auch erſchien der gewöhnliche kroupartige Huſten und kamen Erſtickungsanfälle beym Schlingen. Nach vier Tagen hatte ſich in Mund und Schlund die völligſte Vertrocknung ausgebildet und nach ſechs Tagen, ſtellte ſich Nebel vor den Augen, Doppeltſehen, Beſchwerden im Urinlaſſen und ſtarke Beengung der Reſpiration ein, weßwegen ihr der Chirurg ein Blaſenpflaſter auf die Bruſt gelegt hatte. Dieſe Zufälle nahmen noch immer bis zum ſechsten zu, wo ſie endlich durch die von mir am 15ten (gegen ihre vermeintliche Halsentzündung!!) erhaltene Queckſilber-Pulver und Salmiakmixtur auf einmal ſtarke Durchfälle mit Erleichterung aller Symptome erhielt. Noch aber traf ich ſie am 17ten als das völligſte Bild einer ſolchen Vergifteten.

Das Schlingen war nur für reizloſe Flüſſigkeiten möglich. Die Pupillen waren erweitert, unbeweglich; Zunge und Mundhöhle waren glänzend trocken und beym Uriniren klagte ſie über Schmerzen. Der Herzſchlag war fühlbar, aber der Puls matt. Die Beengung der Bruſt und die Depreſſion der Lebenskräfte war ſehr groß.

Bey der ſchon länger angedauerten Vergiftung und da in Folge des verſüßten Queckſilbers der Unterleib noch eröffnet war, hielt ich für das Angemeſſenſte, der Erkrankten ein Infus der Serpentaria zu verordnen.

Auf den Gebrauch deſſelben, ließ in wenigen Tagen hauptſächlich die beängſtigende Beklemmung der Bruſt nach, der Puls hob ſich, das Doppeltſehen verſchwand. Noch bleibt die Vertrocknung im Munde, es iſt aber kein Zweifel, daß ſich die Vergiftete nicht nach und nach wieder völlig erholt.

Der 20jährige Sohn der am meiſten von der Wurſt gegeſſen, erhielt bald auf ihren Genuß Erbrechen und Durchfall und wurde ſonſt weiter nicht berührt. Stärker erkrankte der 25jährige Sohn, der mehr als die Mutter, weniger als der Bruder, von der Wurſt gegeſſen. Er ſagte mir ausdrücklich: die Wurſt habe ſäuerlich und etwas bitter, aber nicht ſtinkend, geſchmeckt und ſeine Mutter, die am meiſten erkrankt, habe am wenigſten davon gegeſſen. Nur ſein Bruder, aber weder er noch die Mutter, hätten auf den Genuß Erbrechen und Durchfall erhalten.

Erſt zwey Tage nach dem Genuß fühlte er Vertrocknung in Mund und Schlund (die Vertrocknung ſeye den Hals heraufgekommen) Beſchwerden im Schlingen, Doppeltſehen u. ſ. w., doch konnte er immer dabey herumgehen. Er erholte ſich auch auf Abführungsmittel, die ſeine hartnäckige Verſtopfung hoben, bald wieder.

Der Mann und noch einige andere Perſonen, die gleichfalls von der Wurſt gegeſſen, wollten auf den Genuß weiter nichts als einigen Eckel und Mattigkeit gefühlt haben.

Das Schwein, aus dem dieſe Wurſt bereitet war, war ein kleines, ¾jähriges kaſtrirtes Schwein, ziemlich fett, hatte aber wenig Blut, weßwegen man der in den Schweinsmagen gefüllten Blut- und Fettmaſſe, noch viele Milch beymiſchte. Das Thier aber, war durchaus geſund und all die andern aus ihm bereiteten Würſte, von denen auch Leute zu Löwenſtein aßen, brachten nicht den mindeſten Schaden. Noch fand ich eine dieſer Würſte, auch eine Blutwurſt und mehr mit Schwarten als mit weicherem Fett erfüllt, im Rauchfange vor. Sie ſah ſehr wohlerhalten und feſt aus, reagirte aber doch etwas ſäuerlich. Dieſe Säure ausgezogen, erregte etwas Rauhigkeit und Vertrocknung in Mund und Schlund, vergiftete aber eine Katze, die ſie mit den Ueberreſten der Wurſt zu ſich nahm, nicht bemerklich.

In dieſer Geſchichte fällt hauptſächlich auf: daß bey dem Weibe, das am wenigſten von der Wurſt aß, das aber ſchon früher an Magenſchwäche litt, die Vergiftungszufälle erſt nach drey Tagen eintraten und dieß ſcheint hauptſächlich für die Anſicht zu ſprechen: daß dieſes Gift oft erſt noch ſeine völlige Ausbildung in den Magen der Menſchen erlangt, und hauptſächlich in ſolchen, wo aus Schwäche träge Verdauung und langes Verweilen der Wurſtmaſſe, Statt findet.

Die mir vorgekommene Fälle von Vergiftungen durch geräuchertes verdorbenes fettes Rindfleiſch und durch altes Gänſefett, ſind folgende:

Bluthardt vom Klingenhof, ein ſonſt geſund geweſener Mann von etlichen 40 Jahren, ſchlachtete im December 1823 ein ganz geſundes fettes Rind, deſſen Fleiſch man 14 Tage lang im Rauche aufhieng und dann ſechs Wochen lang in eine Kiſte eingeſchloſſen verwahrte. Erſt an den Reſten des Fleiſches, die Bluthardt mehrere Tage hinter einander allein verzehrte, bemerkte derſelbe Verderbniß und widrigen Geſchmack. Nach einigen Tagen befiel ihn ungewöhnliche Vertrocknung im Munde, ſein Stuhlgang wurde gehemmt, er bekam einen Nebel vor den Augen (aber nicht Doppeltſehen), Hemmung im Schlingen, Beſchwerden im Urinlaſſen, kurz alle Zeichen einer Vergiftung, nur im geringern Grade, wie ſie auf den Genuß verdorbener Würſte entſteht. Es iſt zu bemerken: daß ob er gleich über Nebel vor den Augen klagte, ſeine Pupillen ganz beweglich geblieben waren.

Unter dem Gebrauche eröffnender Mittel und der alkaliſchen Schwefelleber genaß er langſam.

Eine 50jährige Frau von Flein, fühlte auf den Genuß von altem übelſchmeckendem

Gänſefett*), das ſie ſehr reichlich an ein Gemüß gebracht hatte, Vertrocknung im Halſe, Heiſerkeit, Beſchwerden im Schlingen, bekam ein ſehr häufiges Uriniren, Stuhlverhaltung und eine allgemeine Vertrocknung der Haut.

Doppelt ſah ſie nicht, auch blieben ihre Pupillen beweglich, nur klagte ſie über Blödigkeit der Augen und Spannen der Augenlieder, alles Erſcheinungen die das Fettgift hervorbringt. Dieſe ihre Leiden ſtellten ſich bald vermehrt, bald vermindert, ein und hatten, als ſie bey mir Hülfe ſuchte, ſchon ſeit ſechs Wochen angedauert. Sie hatte die Urſache ihres Erkrankens ſelbſt erkannt und mir ſogleich angegeben. Nach einigen Wochen verlohren ſich ihre Uebel unter dem Gebrauche gelind abführender Mittel und der alkaliſchen Schwefelleber.

Noch kamen mir einige Perſonen mit träger Verdauung vor, die jedesmal nach dem Genuſſe von Fett, Blödigkeit in den Augen und Spannen in den Augenliedern fühlen, was die Fettſäure und auch die verdorbenen Würſte, ſo leicht und in ſo hohem Grade erzeugen.

---

*) Daß fette Lerchen, die lange zum Verkauf herumgetragen wurden, ſchon gleiche Vergiftung hervorbrachten, iſt in den Tübinger Blättern angeführt.

In meiner Schrift über das Fettgift, ſprach ich (S. 337) einige Worte über die Fettſäure *) als mögliches Heilmittel und über ihre beſondere Kraft, auf die Thätigkeit des ſympathiſchen Nervenſyſtems hemmend einzuwirken und es wurde namentlich angedeutet: daß ſie bey Ueberreizung der Lungen-Nerven in der Schwindſucht, vielleicht von Wirkung ſeyn könnte. Inzwiſchen beobachtete ich drey Fälle, wo das Dachsſchmalz, das vor allen Thierfetten hauptſächlich viel Fettſäure enthält, in der eiternden Lungenſucht, ſogar erſt in der letzten Periode, bey kolliquativen Schweißen und Durchfällen, löffelweiſe genoſſen, einen ſo auffallenden Stillſtand des ganzen Verzehrungsproceſſes hervorbrachte, wie nie von einem andern Mittel (vielleicht kaum von dem, vergiftenden Würſten in ſeinen Wirkungen ſo gleichenden, Bley) wohl je geſehen wurde.

Der Genuß von Dachsſchmalz, auch von Hundsſchmalz, iſt in ſolchen Verzehrungs-Proceſſen, in denen krankhafte Ueberreizung des ſympathiſchen Nervenſyſtems immer Statt findet, auch ein gewöhnliches Volksmittel. Hieher könnte vielleicht auch der in neuerer Zeit gerühmte Gebrauch des

---

*) Ich verſtehe unter Fettſäure immer, die Fettſäure wie ſie ſich in Verweſungsprozeſſen erzeugt, nicht die bis zum Tafeleſſig purificirte Fettſäure.

Häringslackes und des Fiſchthranes in derley Krankheiten gerechnet werden.

Neben den von Herrn Dr. **Weiß** zu Murrhardt und der Umgegend, beobachteten Fällen von Vergiftungen durch verdorbene Würſte, zeichnen ſich beſonders auch nachſtehende, von dem Herrn Oberamtsarzt Dr. **Boßert** und dem practiſchen Arzte, Herrn von **Springer** zu Herrenberg (um dieſe Vergiftungen ſich ſchon früher ſehr verdient gemachte Aerzte) beobachtete Fälle, aus.

Am 28. Jan. 1822 ſchlachtete Jakob **Egeler** von Bohndorf zwey verſchnittene Schweine. Eins von ihnen hatte einen Bandwurm in ſich und war weniger fett. Die Gedärme dieſes wurden weggeworfen. Sonſt waren dieſe Thiere ganz geſund. Die Würſte aus ihnen wurden ſogleich nach Verfertigung in den Rauch gehängt. Man bemerkte bald, daß die ſogenannte Hirnwurſt (eine vorzüglich aus dem Gehirn des Thieres bereitete, in den dicken Maſtdarm gefüllte, Wurſt) ſauer geworden, worauf man ſie einem Hunde gab, der ſie aber ohne Nachtheil fraß. Drey Tage nach dem Metzgen aß Jakob **Egeler**, ein Mann von 30 Jahren, Blut- und Leberwürſte aus dem Rauch. Nach einigen Tagen ſtellten ſich bey ihm die bekannten Zeichen von Vergiftung ein.

Er nahm von ſelbſt Abführungsmittel und unter dem Gebrauche öligter und gerbeſtoffhaltiger Mittel, die ihm Herr v. Springer reichte, wurde er bald vollends gänzlich hergeſtellt.

Die Mutter Egelers, eine Frau von 50 Jahren, unwillig darüber, daß man die Krankheit ihres Sohnes den Würſten zuſchrieb, und die bis jetzt noch nichts von den Würſten gegeſſen hatte, aß, zum Beweiſe, daß dieſe Würſte nichts ſchaden, nun gerade von einer ſolchen Leberwurſt und blieb zwey Tage lang geſund, ſo daß ſie gegen den Arzt ſich rühmte: von dieſen Würſten, ob man ſie gleich für giftig erkläre, dennoch ohne Schaden gegeſſen zu haben. Nach drey Tagen aber, ſtellten ſich auch bey ihr alle Zeichen von Vergiftung ein. Es wurden ihr Brechmittel, eröffnende Mittel, gerbſtoffhaltige, namentlich die terra catechu, und öligte Mittel gereicht, allein ſie ſtarb, ſieben Tage nach der genoſſenen Wurſt, unter Zeichen allgemeiner Lähmung.

Gleiches Schickſal hatte die Magd Egelers, Wörnerin, die auch von dieſen Würſten genoſſen und ihren Dienſtherrn auf die ſauergewordene Hirnwurſt aufmerkſam gemacht hatte.

Aus dem Sections-Erfund dieſer Vergifteten iſt nichts beſonderes anzuführen, als daß (was bey dieſer Vergiftung ſo ausgezeichnet iſt) in den

Herzhöhlen beyder, Polypen vorgefunden wurden.*) Bey der Wörnerin war der Schlund, bis in die Mundhöhle hinauf, ganz bleich und unentzündet, die Aorta war nur in ihrer innern Wandung geröthet und der Magen nur an der Cardia ſtark entzündet. Bey der Mutter Egelers fand man das linke Herzohr und die innere Fläche der Aorta, ſtark zinnoberroth, auf der äußern Fläche der Aorta, zeigten ſich Geflechte von rothen Gefäßen. Die Luftröhre enthielt einen röthlichen Schleim und war auf ihrer innern Fläche ganz roth. Der Schlund war auſſen und innen ganz bleich, ohne Falten, der Magen war nur um die Cardia herum etwas entzündet, aber ſonſt mit dunkelrothen Punkten und Streifen beſetzt.

Noch brachte eine von dieſen Würſten eine andere Frau von Bohndorf nach Hauſe, und da ſie einen Theil davon weich und ſauer fand, ſchnitt ſie $\frac{2}{3}$ davon hinweg und warf ſie in den Abtritt, das übrige $\frac{1}{3}$ blieb auf dem Tiſche liegen und wurde, in Abweſenheit der Frau, von ihrem 13jährigen Knaben verzehrt, welcher nachher die Bemerkung machte: das Genoſſene habe ſauer geſchmeckt.

---

*) Daß das Viperngift ſo häufig Herzpolypen erzeugt, bemerkte ich ſchon früher.

Am 1. April traten bey dieſem die erſten Zeichen von Vergiftung ein, und am 4ten erhielt er Erbrechen und Durchfall die mehrere Tage lang von ſelbſt bey ihm andauerten und wahrſcheinlich ſeine Rettung herbeyführten. Er wurde dabey von Hrn. Oberamtsarzt Dr. Boßert mit ſchleimigten Emulſionen behandelt.

Eine der noch übrigen Würſte, die innen weich und ſchmierig war, wurde auf Blauſäure unterſucht, aber keine in ihr gefunden.*)

Zu Anfang Februars 1823 ſchlachtete Johannes Brukner von Bohndorf zwey Schweine, die (und namentlich ihre Lebern) völlig geſund waren. Von den friſch genoßenen Würſten die aus dieſen Thieren bereitet wurden, wurde niemand vergiftet, dagegen von den ältern, ſauergewordenen, ſieben Perſonen, von denen drey dem Tode erlagen.

Die Section dieſer zeigte wieder Polypen im Herzen. In dem Herzbeutel der einen Leiche, fand man eine Unze gelblichter Flüſſigkeit. Die Aorta war auf der äußern Fläche geröthet und mit ſichtbaren Blutgefäßen beſetzt, an den übrigen großen Gefäßen aber, konnte man keine Spur von Entzündung bemerken. Der Magen enthielt gelben Schleim und war mit rothen Streifen und Flecken beſezt.

---

*) Man könnte jetzt billig aufhören auf Blauſäure zu unterſuchen.

Der Bericht des Hrn. Oberamtsarzt Dr. Boßert über dieſen Fall, iſt zu belehrend, als daß ich mich enthalten könnte, ihn hier mitzutheilen.

Brukner und ſeine ganze Familie (ſchreibt Hr. Dr. Boßert) leugnete bey meinem Beſuche am 12. Februar, ſo wie auch nachher, noch auf's hartnäckigſte, Würſte gegeſſen zu haben und ſchrieben ihr Krankſeyn blos dem in zu großer Menge getrunkenen Moſte zu. Ich konnte mir deswegen über die Urſache des Sauerwerdens der Würſte ihre Beſchaffenheit und die Zeit, wann ſie genoßen worden, keine zuverläſſige Aufklärung verſchaffen, und bat um oberamtliche Unterſuchung. Von verſchiedenen glaubwürdigen Perſonen erfuhr ich: daß die beyden Schweine, von welchen die Würſte gemacht wurden, ¾ Jahr alt, Läufer (verſchnitten), mittelmäßig fett, und ganz geſund geweſen ſeyen.

Der Mezzer, welcher ſie ſchlachtete, verſichert: die Würſte ſeyen auf die gewöhnliche Art und ganz reinlich verfertigt worden; das Sauerwerden derſelben rühre wahrſcheinlich davon her; daß ſie gar nicht in den Rauch gekommen, ſondern in einer Mulde auf einander geſchichtet liegen geblieben ſeyen, bis die Familie vom Hof abzog. Dieß erklärte nicht nur das Sauerwerden hinlänglich, ſondern auch den Umſtand, daß nur diejenigen Perſonen, welche nach Abzug der Familie vom Hof wieder dahin kamen, um Vorräthe wegzuführen, vergiftet wurden.

Von den Würſten erkrankten noch der Haushund, welcher eine in den Miſt vergrabene, herausſcharrte, und die Katze, jedoch ohne tödtliche Folgen.*) Zwey Mäuſe hingegen, welchen man auf dem Rathhauſe ein Stück Wurſt hingelegt hatte, wurden am andern Morgen auf dem Bauch liegend, aufgetrieben und todt gefunden. Der Moſt, den man mir zum verſuchen gab, war nicht ſauer.

Die Symptome bey allen fünf Vergifteten waren: Doppeltſehen, am Ende gänzliche Blindheit, Unvermögen zu ſchlingen, Heiſerkeit und zuletzt gänzliche Stimmloſigkeit, Verſtopfung, mehr oder weniger heftige Schmerzen im Unterleib, beſchwerliches Uriniren, ganz trockene, in der Mitte braun gefärbte, Zunge, Brennen der Hände und Füße, große Muskelſchwäche. Die Verſtorbenen behielten das Bewußtſeyn, bis auf den letzten Augenblick, und verſchieden ganz ſanft und unmerklich. Der Puls war, wenigſtens Anfangs, voll und hart, die Aderläſſe, welche bey dem Johannes Brukner Sohn gemacht wurde, änderte ihn nicht und ſcheint ſeinen Tod eher befördert zu haben. Eine Verminderung des Herzſchlags wurde weder von mir, noch von andern bemerkt.*) Bey meinem Beſuch am 12ten rieth ich dem Vater und Sohn Brukner, die für den Verſtorbenen mitgebrachte Emulſion zu gebrauchen, und verordnete ihnen am 14ten, auf den Bericht des Herrn Pfarrer Hauffs, daß dieſe beyde ſehr krank und dem Tod nahe ſeyen, eine größere zweyte Portion, erhielt aber am 15ten die leidige Nachricht: daß dieſe Leute im Leugnen ſo conſequent ſeyen, daß ſie die Arzney nicht nehmen, weil ſie gegen ſaure Würſte verordnet ſeye. Dem Herrn Pfarrer ließen ſie ſagen, ſie verlangen nun nichts mehr, und werden ihm ſchon ſagen laſſen, wenn er wieder kommen ſolle.

---

*) Am erſten Tage nach dem Genuße trauerte der Hund, am zweyten Tage waren ſeine Augen entſtellt und triefend. Er trauerte noch zwey Tage, erholte ſich aber dann wieder völlig.

Kaum hatte der Vater Brukner am 16ten Morgens ſeinen Geiſt aufgegeben, ſo änderte der zweyte Sohn, Jakob Brukner, ſeinen Sinn und ließ eiligſt durch einen Reitenden Arzney von mir holen, welche er von nun an mit der größten Sehnſucht begehrte, und auf's pünktlichſte gebrauchte. Schon nach wenigen Tagen beſſerte ſich ſein Zuſtand auffallend, es trat Schweiß und freywillige Oeffnung ein, und mit jedem Tage minderte ſich das beſchwerliche Schlingen und die Augenſchwäche.

---

*) Die Verminderung des Herzſchlages, oder gar ein ganz unfühlbarer Herzſchlag, ſind bey dieſer Vergiftung nicht immer konſtant, wie wohl ſchon häufig, auch in Fällen von Hrn. Dr. Weiß, beobachtet. — Auch Hr. Dr. Weiß beobachtete, daß Aderläßen Verſchlimmerung herbeyführen. K—r.

Am 1. März verordnete ich ihm die letzte Emulſion.

Am 5. März berichtete man mir: daß er ganz wohl ſeye, und die Geſchäfte im Stalle wieder verſehe, am 7ten, daß er wieder auf den Hof gegangen ſeye, und am 19ten, daß er, auſſer etwas Schwäche, keine Spur der Vergiftung mehr ſpüre.

Die Eltern des 15jährigen Johann Martin Schwägler wurden ſchon am 14. Februar durch Herrn Pfarrer Hauff bewogen, daß ſie die von mir verordneten Arzneymittel anwandten, und, wie wohl mit Unterbrechungen und Widerwillen, bis zur gänzlichen Herſtellung fortſetzten. Die Beſſerung erfolgte, wahrſcheinlich wegen des weniger regelmäßigen Gebrauchs der Arzneyen und diätetiſchen Verhaltens, langſamer. Wegen eines hinzugekommenen epidemiſch herrſchenden rhevmatiſchen Fiebers*), mußte ich die Emulſionen einige

---

*) Dieß war wohl Folge der Vergiftung ſelbſt, keine herrſchende rhevmatiſche Konſtitution. Beſtimmt ſind dieſe Vergifteten Weiß über Vergiftungen.

Tage ausſetzen, und am 23. Februar Spir. Minderer. Aq. Sambuc. mit arabiſchem Gummi verordnen, worauf ein Ausſchlag am Mund erſchien.

Durch die nun wieder fortgeſetzten Emulſionen erfolgte ebenfalls ſchnelle Beſſerung. Am 5. März verordnete ich die letzte Arzney, am 11ten konnte er den ganzen Tag auf ſeyn, und am 19ten erhielt ich auch von dieſem Kranken die Verſicherung, daß er auch nicht das geringſte mehr ſpüre.

Beyden Kranken gab ich von Anfang an (indem die Vergiftung wenigſtens ſchon acht Tage lang geſchehen und von Brechmitteln die Entfernung des ſchädlichen Stoffs nicht mehr zu hoffen war) Emulſionen aus Mandelöl, arabiſchem Gummi, Zucker und Waſſer, entweder allein, oder wenn es die Verſtopfung erforderte, mit Bitterſalz, und am Ende wenn Verſtopfung und die übrigen Zufälle gehoben waren, und nur noch Schwäche der Sehkraft und des Schlundes vorhanden waren, mit Kampfer verbunden, wozu mich nicht nur theoretiſche Gründe: daß nämlich das Wurſtgift als oxydirende Schädlichkeit wirke, und die Erſcheinungen bey dieſen Vergifteten, mit denen der durch Cyder- und Bleyvergifteten, ſowohl im Leben als nach dem Tode, große Aehnlichkeit haben,

---

gegen alle epidemiſche Einflüſſe, bey ſo gelähmtem ſympathetiſchem Nervenſyſteme, geſichert. K—r.

ſondern auch die durch dieſe Kurart bewirkte Herſtellung jenes Knaben, und der glückliche Erfolg, den ſie in drey von Dr. Kerner in ſeiner Schrift über das Fettgift angeführten Fällen hatte, beſtimmte.

Die von Kerner vorgeſchlagene und in zwey Fällen angewandte Schwefelleber, konnte ich, da zu Bohndorf kein brauchbarer Chirurg iſt, und ich überzeugt bin, daß ſie ohne Röhre nicht beyzubringen wäre, nicht verſuchen. Ich ſah im vorigen Jahre ſelbſt, daß die Vergifteten die ihnen von andern Aerzten verordneten Säuren, Serpentaria, und ähnliche Mittel, ſelbſt reines Waſſer, durchaus nicht ſchlingen konnten, und Kerner führt eine große Anzahl ſolcher Fälle an, und ſpricht (Seite 275 Anmerkung) die Ueberzeugung aus: **daß in ſolchem Zuſtande auch nicht ein Tropfen der verdünnteſten Säure beygebracht werden könne.**

Die Emulſionen hingegen nahmen die drey Kranken, die ich bis jetzt damit behandelte, leicht und gerne, und die Verbindung mit Bitterſalz und Kampfer machte es ihnen nicht unmöglich, ſie zu nehmen. Ich halte deswegen dieſe Kurmethode nicht nur für die anwendbarſte, ſondern durch die abermalige ſchnelle und vollkommene Herſtellung zweyer in hohem Grade und durch die nämlichen

Würſte, welche drey andere Menſchen tödteten, Vergifteten, ſo bewährt, als es bis jetzt keine andere iſt.

Bey dem ſo häufigen Vorkommen der Vergiftungen durch Würſte in Würtemberg, und wegen der verderblichen Folgen derſelben, iſt es eine wichtige Aufgabe der Medicinal-Polizey, dieſelben zu verhüten. Obſchon mehrere Urſachen des Sauerwerdens der Würſte theils noch nicht hinlänglich bekannt ſeyn mögen, theils nicht wohl vermieden werden können, z. B. warme Witterung, Gewitterluft, ſo würden doch die meiſten Wurſtvergiftungen verhütet werden, wenn nur die bekannten vermieden würden, welches billig von den Metzgern, welche in Privathäuſern ſchlachten, und den wichtigſten Theil der Wurſtbereitung gewöhnlich den Hausmüttern überlaſſen, gefordert werden könnte. Ich glaube deswegen, es ſollte allen Metzgern auferlegt werden:

1) daß ſie von keinem kranken oder verdächtigen Thiere, namentlich auch von keinem brünſtigen Mutterſchweine*), Würſte bereiten, ſondern die Leber u. ſ. w. entweder ganz wegſchaffen, oder doch die Eigenthümer veranlaßen, ſie friſch zu genießen.

---

*) In der Gegend von Herrenberg war man eine Zeit lang der gewiß irrigen Meynung, als rührten dieſe Vergiftungen nur von der Brunſt der Schweine her. K—r.

2) Dafür Sorge zu tragen: daß die Lebern und nachher die Würſte, gehörig verwällt werden, weil die in der Siedhitze gerinnbaren Theile durch eine Erwärmung, die nicht bis zum Siedpunkt und nicht durch und durch dringt, eher zum Sauerwerden beſtimmt als daran gehindert werden.

3) Daß die Würſte nicht mit Semmelbrod oder gemeinem Brod, Keſſelbrühe, oder mit ähnlichen Dingen bereitet, hingegen feſt und nie in zu dicke Därme, am allerwenigſten in Schweinsmägen, in jedem Falle aber feſt eingefüllt werden.

4) Daß ſie nach dem Verwällen in kalt Waſſer ſchnell abgekühlt und dann nicht auf einander geſchichtet, noch in einem warmen Orte aufbewahrt werden.

5) Daß ſie innerhalb 12 Stunden in den Rauch kommen.

6) Daß ſie nicht zu nahe an's Feuer und nicht zu dicht darin aufgehängt werden.

Vergiftungen durch Würſte kommen weit häufiger vor, als bekannt iſt, indem die Leute, welche wenigſtens in hieſiger Gegend (Herrenberg) mit den Zufällen ziemlich bekannt ſind, aus Furcht vor der Sektion nach dem Tode und den Unterſuchungskoſten, ſie möglichſt zu verheimlichen ſuchen und bey der Entdeckung alles ſo lang als möglich wegleugnen. Aus dieſem Grunde ſuchen ſie auch lieber Hülfe bey nicht angeſtellten Aerzten, weil ſie vorausſetzen, dieſe zeigen es nicht an.

Bey der großen Anzahl von Sektionen, welche ſchon an durch Würſte Vergifteten gemacht worden ſind, und die in der Hauptſache immer das gleiche Reſultat gehabt haben, verliert die Wiſſenſchaft nichts, wenn ſie nicht in jedem Fall wiederholt werden; hingegen verliert der Arzt durch das Verheimlichen der Vergiftung, wenn ſie auch ſpäter an's Licht kommt, alle Gelegenheit, ſich über die Urſachen des Sauerwerdens, und die Art des Gifts, nähere Aufſchlüße zu verſchaffen. Ich halte deßwegen dafür, es ſollte verordnet und allgemein bekannt gemacht werden:

1) daß kein an Wurſtgift Verſtorbener geöffnet werden ſolle, wenn die Urſache des Todes auſſer Zweifel geſetzt worden, und beſonders durch Eingeſtändniß und ärztliches Zeugniß bekräftigt iſt, und keine andere Gründe dazu vorhanden ſind;

2) daß nicht nur die Koſten der amtlichen Unterſuchung, ſondern auch die Kurkoſten, wenigſtens zum Theil, wie z. E. bey Epidemien, vom Staate getragen werden. Jede Familie, welche dieſes Unglück betrifft, iſt durch das lange Krankſeyn und oft durch den Tod eines oder mehrerer Mit-

glieder, ſchon hart geſtraft und oft ganz unſchuldig;

3) daß ſowohl Ortsobrigkeiten, als auch nicht angeſtellte Aerzte und Wundärzte jeden Verdacht einer ſolchen Vergiftung ſogleich anzeigen ſollen;

4) daß jedem, der eine Vergiftung durch Würſte mit aufklärenden Umſtänden und Belegen anzeigt, eine Belohnung ausgeſetzt werden ſolle.

Soweit Herr Dr. Boßert.

Dem Vorſchlage Herrn Dr. Boßerts, bey dieſen Vergiftungen hauptſächlich nur Emulſionen (verſteht ſich nach vorausgegangenen Brechmitteln) anzuwenden, ſtimme ich in ſo ferne bey, als ich aus Erfahrung weiß, wie der Arzt auch nur von ganz leicht reizenden Mitteln der Disphagie wegen bald abſtehen muß. Aber leider bringt ſchon die erſte Einwirkung dieſes Giftes gemeiniglich Lähmung der ganzen Speiſeröhre hervor und der Arzt ſteht mit allen nur möglichen Hülfsmitteln, ſelbſt mit Milch da*), ohne zu wiſſen, wie er es dem Kranken beybringen ſoll. Doch möchten ſolche ſchleimigte Mittel den fehlenden Schleim der Speiſewege, wenigſtens der Mundhöhle, ſollten ſie auch nicht weiter kommen, erſetzen und immer zur größten Erleichterung dienen.

---

*) Siehe das Fettgift u. ſ. w. S. 108, wo Hr. Dr. Kaiſer von einem ſolchen Vergifteten ſagt: „er iſt nicht im Stande einen Tropfen Milch zu nehmen.“

In gleicher Abſicht, ſchlägt Herr Dr. Weiß bey dieſer Vergiftung die laue ſüße Kuhmilch vor und belegt ſeinen Vorſchlag mit ſehr triftigen Gründen.

Man weiß wie wenig ſicher die Therapie auch bey ſolchen Giften iſt, deren chemiſches Verhältniß, wie deren Wirkungsart auf den Organismus, noch viel bekannter als bey dieſem thieriſchen Gifte iſt, ich will hier nur auf den Arſenik deuten, gegen den zuletzt auch jene ſogenannten einhüllenden Mittel die einzige Nothhülfe bleiben werden, indem die Mittel, die ihm auſſerhalb des Körpers völlig neutraliſiren, dennoch bey Vergiftungen gereicht, gegen ihn ſo ziemlich unwirkſam ſind. Noch ſchwerer iſt die Therapie, beſonders eine, die hauptſächlich von chemiſchen Verhältniſſen ausgehen würde, bey einer Vergiftung, wo die Folgen oft erſt nach zwey und drey Tagen empfunden werden. *)

Ich möchte überhaupt aus Erfahrung ſagen: daß bey dieſer Vergiftung nur in ſo ferne Hülfe geleiſtet werden kann, als es einem möglich iſt, nicht nur den giftigen Stoff aus dem Körper herauszuſchaffen, als auch deſſen Zunahme an Giftſtoff im Magen ſelbſt, zu verhindern, und

---

*) Siehe auch Recenſion meiner Schrift über das Fettgift ꝛc. in der Haller Literaturzeitung December 1822.

dieß kann einzig durch Brechmittel und abführende Mittel, die man bey Zeiten reicht (aber auch fünf bis ſechs Tage nach der Vergiftung, kann dieß noch immer mit Erfolg geſehen) bezweckt werden. Denn es iſt offenbar, daß dieſe thieriſche Maſſe im Magen ſelbſt noch durch die Verbindung mit der Magenſäure, erſt ihre völlig giftige Wirkung erhält, die ſich deswegen auch oft erſt nach drey bis vier Tagen äußert, daß alſo, je nach der Beſchaffenheit der Magenſäure und der Trägheit des Magens eines Menſchen, dieſer ſchon auſſer dem Magen giftige thieriſche Stoff, noch im Magen ſeine weitere noch giftiger wirkende Ausbildung erlangt. Daher möchte auch kommen, daß auf Thiere, bey denen der Chemismus des Magens, namentlich das Verhältniß der Magenſäure, anders als beym Menſchen iſt und bey denen auch ſchnellere Verdauung Statt findet, dieſes Gift durchaus nicht ſo tödtend wie auf Menſchen wirkt, und auch da nicht tödtet, wo es ſchon anfänglich ſtarkes Erbrechen und Durchfälle verurſacht. Weiter zeigt auch die Erfahrung: daß wenn nicht nach acht Tagen der Vergiftung der Tod erfolgt, der Vergiftete zwar Monate und Jahre lang mehr oder weniger leidend ſeyn kann, aber ihr ſehr ſelten mehr unterliegt. Wo ſchon in den erſtern Tagen, wie ſehr oft geſchieht, Lähmung der Speiſeröhre, der lungen u. ſ. w. eintreten, kann nicht nur nichts, auch nicht die mildeſte Emulſion, beygebracht werden, ſondern wäre auch alles Beygebrachte vergebens. Verſuche mit einer Röhre könnten übrigens immer noch gemacht werden. Wo dieſe Lähmungen nicht Statt finden, die Disphagie mehr in Folge des Mangels an Schleim vorhanden iſt, innerhalb acht Tagen nicht der Tod erfolgte, erholt ſich der Vergiftete wieder *ohne alle Medikamente*, allein ſein Zuſtand kann erleichtert und ſeine Heilung beſchleunigt werden und hauptſächlich könnte dazu der Gebrauch warmer Milch, ſchleimigter Emulſionen, mit denen man abführende Salze verbindet und die Anwendung der alkaliſchen Schwefelleber, wenn auch nur in Bädern und Klyſtieren, dienen.

Sehr wahr iſt: daß der größte Theil der Vergiftungen durch Würſte, von den Landleuten, aus Furcht vor der Section nach dem Tode und aus Furcht die Koſten einer Unterſuchung bezahlen zu müſſen, verheimlicht wird. Es wäre deswegen gewiß ſehr zweckmäßig gehandelt, in ſolchen Fällen keine öffentliche Section mehr veranſtalten zu laſſen. Für die Wiſſenſchaft, glaube ich, ſind die Erſcheinungen in den Leichen ſolcher Vergifteten durch die vielen Sectionen, ſattſam erhoben, wozu vorzüglich auch die von Herrn Dr. *Weiß* gemachten, hauptſächlich die Beſchaffenheit der Nerven darthuenden Sectionen, nun vieles beytragen.

Herr von Springer machte mit zwey Würſten aus dem Brükneriſchen Kamine Verſuche an einem Hunde und ſchreibt hierüber folgendes:

„Die Maſſe aus der dieſe Würſte verfertigt wurden, beſtand aus Leber, Lunge, dem Hirn vom Schweine, Brod*) Pfeffer**) Piment und Salz; Die Wurſtmaſſe war in Schweinsdärme gefüllt und die Würſte hatten die gewöhnliche Länge und Dicke.

Beym Durchſchneiden dieſer Würſte verbreitete ſich ſchnell ein faulig-ranziger Geruch.

Die durchſchnittenen Würſte waren inwendig wie Brey, weich und ſchmierig, während dem die äußere Umgebung noch körnicht und ziemlich unverändert war. Einem kleinen Spitzhund warf ich von einer dieſer Würſte ein kleines Stückchen vor, allein er fraß es nicht. Nachdem ich ihn 24 Stunden faſten ließ, warf ich ihm wieder vor und dann fraß er gierig eine ganze, etwa ¾ Pf. ſchwere Wurſt. Der Hund wurde in einem reinen Zimmer angebunden und bekam auſſer der Wurſt gar nichts zu freſſen. Nach 24 Stunden, als ſich weder Erbrechen, noch andere Symptome einſtellten, gab ich ihm die zweyte Wurſt, aber dieſe fraß er nur zur Hälfte und mit weniger Freßluſt, obgleich er 24 Stunden lang nichts erhalten hatte.

---

*) Hirnmaſſe mit Brod vermiſcht, erleidet, nach meiner Erfahrung, ſchon innerhalb 24 Stunden Zerſetzung und Säurebildung.

**) Ein Recenſent meiner Schrift: das Fettgift u. ſ. w. in der Haller Literaturzeitung ſagt: „Sowohl die Ticunnas-Indianer in der Provinz Mayna als auch die Malagen in Oſtindien, theilen ihren ſo ſtark wirkenden Giften, wenn ſie ihnen kraftlos zu werden ſcheinen, durch Zumiſchung von Pfeffer, wieder den urſprünglichen Grad von Stärke.“

Nach 4 Stunden, als er die Hälfte der zweyten Wurſt verzehrt hatte, bekam er Erbrechen, wobey theils die genoſſene Wurſt, theils gelber Schleim ausgebrochen wurde. Nach dem Erbrechen fraß er weder das Erbrochene wieder auf, noch fraß er die übrige Hälfte der Wurſt. Ich ließ ihm einen Maulkorb anlegen, nahm die ganze ausgebrochene Maſſe zuſammen und brachte ſie ihm bey. Einige Minuten nachdem er die Maſſe verſchlungen hatte, bekam er neuen Reiz zum Erbrechen; er würgte ſich heftig, allein es kam nichts mehr zum Vorſchein. 16 Stunden nachher, trat ein Durchfall ein; der Hund ſchien matt und ſchwach zu ſeyn und beym Gehen mit den Hinterfüßen zu ſchwanken. Die Pupillen blieben ganz unverändert. Die Exkremente waren hie und da mit Blutſtreifen vermiſcht und das Thier ſchien ſich nach jedem Abgang erleichtert zu fühlen.

Nachdem der Durchfall einige Stunden lang gedauert hatte, fraß er die zweyte Hälfte der noch übrigen Wurſt freywillig und es zeigte ſich auſſer ſeiner Trägheit, welche noch einige Tage dauerte, keine weitere Spur von Vergiftung, das Thier blieb geſund."

Es iſt noch anzuführen: daß im Juny 1822 im Schorndorfer Oberamte vier Perſonen durch geräucherte Blutwürſte vergiftet wurden und eine davon ſtarb.[*] Auch noch in andern Gegenden Würtembergs fielen gleiche Vergiftungen in neueſter Zeit vor, die ich aber, da ich ſie nur der Sage nach kenne, nicht näher berühren kann. Dagegen ſind die inzwiſchen auſſer Würtemberg vorgefallenen und zur öffentlichen Kenntniß gekommenen, Fälle von Vergiftungen durch Würſte, hauptſächlich folgende.

„Am 12. December 1821 Morgens gegen 10 Uhr, verlangte der 72jährige Heinrich Syllentrop zu Niederbauer in Rheinpreußen, von ſeiner Schwiegertochter eine Leberwurſt zum Frühſtück. — Alle vor 5 Wochen bereitete Leberwürſte waren, bis auf eine große, und eine kleine, verzehrt, ohne daß bisher Jemand das mindeſte Uebelbefinden darauf verſpürt hätte. Ein Theil der dicken Wurſt, welche weich, ſchmierig, von übelm ſaurem Geruche, dem Anſcheine nach verderbt und deshalb als verwerflich übrig geblieben war, wurde in Stücke geſchnitten, in einer eiſernen Pfanne mit Fett gebraten. Der Alte aß und gab ſeinen beyden Töchtern, Clara von 19 und Margaretha von 24 Jahren, einen Theil davon. Keine von dieſen drey Perſonen klagte an dieſem Tage über eine nachtheilige Wirkung der Wurſt.

---

[*] Man unterſuchte hier wieder auf Bläuſäure, fand aber keine.

Dieſes war auch am 13ten des Morgens der Fall. Der Alte verlangte vielmehr den Reſt der Wurſt von geſtern zum Frühſtück, und theilte bey dem Genuſſe deſſelben den beyden Töchtern abermals davon mit. Alle drey giengen am Abend dieſes Tages anſcheinend geſund zu Bette.

Am 14ten des Morgens frühe klagten ſie ſämmtlich über ſtarke Uebelkeit, worauf den ganzen Tag über bey den beyden Mädchen heftiges Erbrechen und eine große Unruhe, bey dem Vater aber öfteres ſaueres Aufſtoßen, ohne Erbrechen, Brennen im Halſe, mit einem Geſchmacke von

Säure, Verhaltung der Darmausleerung und des Harns, Schwindel und Doppeltſichtigkeit folgten.

Der Arzt, dem Abends dieſe Zufälle berichtet wurden, verordnete in der Vorausſetzung, daß Unreinigkeit des Magens vorhanden ſey, die dagegen gewöhnlichen Mittel. Als er den Kranken am 15ten gegen Mittag beſuchte, fand er denſelben ſehr beängſtigt zu Bette liegen. Doppeltſehen und Schwindel dauerten fort, die Augen waren geſchloſſen, die allgemeinen Sinneswerkzeuge nicht geſtört, das Aufſtoßen trat periodiſch mit einiger Bruſtbeklemmung und Unruhe ein, das Athmen war frey, der Puls langſam und groß, das Brennen im Halſe geringer, das Schlingen ungeſtört, die Darmausleerung gehemmt, der Urin in geringer Menge abgegangen, der Unterleib *nicht aufgetrieben* und beym Berühren nicht ſchmerzhaft, die Hautwärme natürlich, und die Gliedmaßen waren nicht gelähmt. An demſelben Tage erfolgte, bey vollkommenem Bewußtſeyn, der Tod.

Clara *Syllentrop* hatte am 15ten kein Erbrechen mehr. Sie klagte über Hinderniß im Schlingen, und bey dem Verſuche, etwas Flüſſiges zu verſchlingen, erfolgte Würgen, in ſitzender Lage Schwindel, Doppeltſehen, keine Störung des allgemeinen Sinnorgans, auch kein ſchmerzhaftes Leiden. Die zur Beſänftigung der gereizten Nerven verordneten Arzneyen bewirkten nichts. Am 16ten Morgens 9 Uhr war das Schlingen unmöglich geworden. Die Zunge war trocken, das Athemholen ängſtlich und mit Schmerz in der Herzgrube verbunden, das Geſicht roth und aufgetrieben, die Sprache leiſe und ſchwach, der Puls beſchleunigt, das Auge ſtarr, der Augenſtern erweitert und gelähmt, die gleichſam lebloſen Augenlieder über die Augen herabhängend, Darm- und Blaſen-Abſonderung gänzlich unterdrückt, das Bewußtſeyn dauerte jedoch fort. In dieſem Zuſtande — ohne daß die gegen dieſe Vergiftungs-Zufälle, bey gänzlich aufgehobenem Vermögen zu ſchlingen, mittelſt Einſpritzung durch Mund und After, angewandten Mittel eine Veränderung deſſelben bewirkten — folgte die Kranke Abends 5 Uhr dieſes Tages, bey vollem Bewußtſeyn, unter Erſtickung, ihrem Vater in den Tod.

Bey Margaretha Syllentrop ſtellten ſich am 15ten dieſelben Krankheits-Erſcheinungen, wie bey Clara, mit Abweichung einiger Zufälle, ein; z. B. die Zunge trocken und geſchwollen, das Athemholen ungeſtört, die Sprache keuchend, die Reizbarkeit in der Mundhöhle und in dem Schlunde aufgehoben; das Herz heftig ſchlagend, der Puls hart und ſtraff, übrigens regelmäßig, die Hautwärme gewöhnlich und der Unterleib eingezogen.

Die verſuchten Mittel waren vergeblich. Am 16ten Abends, 6 Stunden nach dem Tode ihrer Schweſter, war auch ſie eine Leiche.

Die bey der am 19ten vorgenommenen Oeffnung der drey Leichname gefundenen Erſcheinungen waren:

Schneller Uebergang der aufgedunſenen Körper, in einen hohen Grad der Verweſung, ohne Geruch von Fäulniß; rothe Flecken im Geſichte und an den untern Gliedmaßen; das Muskelfleiſch nicht ſtraff oder wie gefroren; die Bauchbedeckungen pergamentartig hart, ſtark ausgedehnt und grünlich von Farbe; die Gedärme von Luft ſehr aufgetrieben, ohne Spur von Entzündung und Brand, nur in dem Leichname der Margaretha dieſe Eingeweide hochroth mit Ausſchwitzung auf der innern Fläche derſelben und in den dicken Därmen feſt zuſammen geballte ungewöhnlich harte Maſſen; im Magen eigene Fettmaſſen von ungleicher Menge; die innere Fläche des Magens in dem Leichname der Clara auffallend wulſtig, auf den äußern Umgebungen deſſelben, nach dem Grunde hin, ein hellrother entzündeter Fleck, von der Größe und Geſtalt einer Kindshand. In dem andern weiblichen Leichname waren alle Zeichen einer ſtattgehabten Magen-Entzündung, jedoch ohne mürbe Stellen, Brandflecken und Zerfreſſung zu erkennen; die Leber und die Lungen mit Blut angefüllt; und dieſes wie auch in den übrigen Eingeweiden, hellroth und dünnflüſſig; die Gallenblaſe mäßig angefüllt; die Milz beym Vater aufgelöst, mürbe und breyig — bey den Töchtern von natürlicher Beſchaffenheit; die Nieren zum Theil von Fäulniß angegriffen. In den Leichnamen der beyden erſtern Perſonen der Herzbeutel leer, das Herz klein, welk, ohne Blut. Die größen Blutgefäße der Bruſt beynahe blutleer, die Luftröhren weis, ohne entzündetes Anſehen. In dem Leichname der Margaretha der Herzbeutel mit blutiger Flüſſigkeit, und das Herz, deſſen Muskelfaſern, wie bey der Entzündung dieſes Organs, ſtraff, hart und ſtark angeſpannt waren, mit etwas und die großen Blutgefäße der Bruſt ſtark mit Blut angefüllt; die innere Fläche der Luftröhre zeigte einen rothen Ueberzug und etwas blutige Flüſſigkeit als Folge der Ausſchwitzung.

In allen drey Leichen waren die Speiſeröhren nicht entzündet, der Schlund weder angeſchwollen noch geröthet. Die großen Blutgefäße am Halſe enthielten überall viel flüſſiges Blut, und die Gefäße des Hirns waren vom Blut ſehr aufgetrieben, die Blutbehälter der harten Hirnhaut ſtrotzten von ſchwarzem, jedoch flüſſigem Blute;

die großen Seitenhöhlen des Hirns waren in den drey Leichnamen beynahe leer von Flüſſigkeit.

Bey der am 20ten vorgenommenen chemiſchen Unterſuchung des Inhalts der drey Magen, dieſer Magen ſelbſt, und der noch vorhandenen kleinen, harten, ſtark getrockneten, inwendig ſchimmeligen und zum Theil hohlen Leberwurſt, wurde bey ſorgfältiger Anwendung aller Prüfungsmittel auf Arſenik, Grünſpan, Queckſilber und alle Metalle namentlich auf Kupfer, weil die Maſſe zu den Würſten in einem, bey der Unterſuchung mit Grünſpan verunreinigt gefundenen meſſingenen Keſſel gekocht worden war, keine Spur von metalliſcher Beymiſchung, kein metalliſches Gift, beſonders keine Blauſäure in den genannten Gegenſtänden entdeckt. Es iſt folglich nicht zu bezweifeln, daß dieſe drey Perſonen an den Folgen eines Giftes, welches durch Gährung thieriſcher Stoffe bey dem Uebergange des Sauerwerdens der Würſte in die faule Gährung, wahrſcheinlich als Fettſäure ſich entwickelt und zunächſt auf das Nervenſyſtem lähmend wirkt, geſtorben ſind.

Dagegen dieſe zum Theil noch dunkle Art von Vergiftuwg das Publikum gewarnt werden muß, ſo finden wir uns veranlaßt, nachſtehende Belehrung zur möglichen Verhütung derſelben, hiermit zur Nachachtung zu empfehlen:

1) Die Erfahrung hat gelehrt, daß das Fleiſch vom kranken Schlachtvieh in den meiſten Fällen der Geſundheit nachtheilig iſt. Dieſes iſt beſonders bey den Schweinen zu berückſichtigen, weil dieſe Thiere allgemeinen Enzündungs-, Haut- und Drüſen-Krankheiten, Entzündung, Vereiterung und Faulung der Eingeweide, beſonders der Leber, vorzüglich unterworfen ſind.

2) Die Fleiſchmaſſe, welche von dem Schwein, oder als Zuſatz von einem anderen zur Nahrung beſtimmten Thiere, zu Leber- und Blutwürſten genommen wird, muß rein ſeyn, und vor und nach der Bereitung derſelben vollkommen gar gekocht werden, weil ſich alsdann nicht ſo leicht Fäulniß entwickeln wird.

3) Auf die Beſchaffenheit der Gewürze, als gewöhnliche Zuſätze der Wurſtmaſſe, ſo wie auch auf das Metall des Keſſels, in welchem ſie gekocht wird, iſt eine beſondere Aufmerkſamkeit zu richten. Die Nachtheile, welche von dem Gebrauche kupferner Küchengeräthe für Geſundheit und Leben entſtehen und bey verſchiedenen Gelegenheiten durch dieſes Blatt in beſondern Unglücksfällen nachgewieſen worden ſind, werden hiermit wiederholt in Erinnerung gebracht.

4) Die Maſſe darf nicht zu flüſſig in die Gedärme gefüllt werden, damit das Austrocknen derſelben in Rauch und Luft um ſo leichter erfolgen kann.

5) Da die Austrocknung in dicken Würſten ſchwerer geſchieht, als in den dünnern, ſo iſt es nicht gut, den Magen von Schweinen*) als Darm zu benutzen. Nach den in Würtemberg gemachten Erfahrungen iſt ſchon dadurch Vergiftung hervorgebracht worden.

5) Jede nicht friſche Wurſt, die weich und ſchmierig wird, einen eckelhaften Geruch beym Aufſchneiden und einen faulen Geſchmack giebt, iſt in faule Gährung oder völlige Verderbniß übergegangen und darf als der Geſundheit höchſt nachtheilig und dem Leben gefährlich nicht genoſſen werden.

7) Durch das gewöhnliche Sauerwerden der Würſte wird zwar das eigentliche Wurſtgift nicht erzeugt und dergleichen Würſte werden von Landleuten viele ohne tödtliche Wirkung im allgemeinen auch ohne nachtheilige Folgen verzehrt; dieſelben ſind aber der Geſundheit wenigſtens nicht zuträglich, weil ſie den Magen beläſtigen, Säure, Sodbrennen und andere damit verbundene Beſchwerden erzeugen. Es iſt dabey nicht auſſer Acht zu laſſen, daß das Sauerwerden der Würſte leicht

---

*) und den Maſtdarm.

in die faule Gährung oder in jene tödtliche Verderbniß übergeht.

8) Wenn ſich nach dem unvorſichtigen Genuſſe einer verdorbenen Wurſt die erſten von den angeführten Zufällen äußern, ſo iſt die Erregung und Unterhaltung des von ſelbſt entſtandenen Erbrechens durch häufiges laues Waſſer und die ſchleunige Herbeyholung des nächſten Arztes nicht zu verabſäumen.*)“

„Wir haben ſchon mehrmals, ſagt die Hildburghauſer Dorfzeitung vom 12. April 1823, beſonders aus dem Würtembergiſchen, gehört, daß Menſchen nach dem Genuſſe von geräucherter Blutwurſt, mit allen Anzeigen einer Vergiftung erkrankt und nicht ſelten geſtorben ſind. Wohl mancher mag bey jenen Nachrichten ungläubig den Kopf geſchüttelt, ſeine Wurſt nach wie vor mit Blut gemacht, geräuchert und genoſſen haben. Ein trauriger Vorfall in unſerer Nähe bringt uns indeſſen den Glauben an dieſelben in die Hände.

Die Frau des Handelsmanns M. in Kalfenſondheim im großherzogl. Amte Kalfennordheim, hatte in dieſem Winter Würſte blos aus Blut und Zwiebeln, wie dieſelben häufig in und um Schweinfurt gemacht werden ſollen, machen laſſen. Vor ungefähr ſechs Tagen kam eine dieſer Würſte, die mittlerweile im Rauche gehangen hatten, auf den Tiſch, und die Frau M., ihr einziges Kind von 4 Jahren und ein anderes Mädchen aus dem Hauſe, genoßen von derſelben. Nach ein paar Stunden ſtellte ſich bey dieſen drey Perſonen heftiges Uebelbefinden ein, und der herbeygerufene Arzt erkannte in demſelben alle Anzeigen einer Vergiftung. Bey dem ältern Mädchen hatte ſich die Natur durch ein anhaltendes Erbrechen in Zeiten geholfen, das Kind ſtarb ſchnell und die Mutter liegt ohne Hoffnung der Geneſung in einem ſchrecklichen Zuſtande darnieder. Das die Wurſt die Urſache des Erkrankens ſey und man anzunehmen habe, daß ſich der tödtliche Stoff erſt in der Wurſt entwickele, geht aus der Unterſuchung und den genauern Umſtänden hervor.

---

*) Preußiſche Staatszeitung vom 26. Februar 1822.

Möchten auch die Polizeybehörden auf dieſen, in neueren Zeiten ſo oft zur Sprache gekommenen Gegenſtand, einmal aufmerkſam werden!“

Berichtigungen.

Seite 17 Zeile 3 ſind die Worte: „entſpringen müßte“ wegzuſtreichen.
— 25 — 7 ſtatt Faeces leſe: Fäces.
— 26 — 4 ſtatt geworden leſe: worden.
— 27 — 11 ſtatt behaftete leſe: behafteten, und ebendaſelbſt ſt. eigenſinnige l.: eigenſinnigen.
— 27 — 12 ſtatt Mädchen leſe: Mädchens.
— 41 — 3 ſtatt Wendung leſe: Wandung.

Geſchichte
zweyer Somnambülen.

Nebſt einigen
andern Denkwürdigkeiten
aus dem Gebiete
der magiſchen Heilkunde und der Pſychologie,

von

Dr. Juſtinus Kerner,
Oberamtsarzt zu Weinsberg.

Karlsruhe, 1824.
Druck und Verlag von Gottlieb Braun.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seinem Freunde:

dem Herrn Medicinalrath D.r Köſtlin

zu Stuttgart,

widmet

dieſe vergänglichen Blätter

zum Beweiſe unvergänglicher Freundſchaft

der Verfaſſer.

Vorrede.

Erfahrungen, die ich im Gebiete animaliſch magnetiſcher Erſcheinungen machte, übergebe ich hier der Oeffentlichkeit. Treue Beobachtungen ſind es. Zu dieſen beliebige Theorieen und Auslegungen ſich zu machen, ſteht Jedem frey. Die Bemerkungen, die ich am Ende der Geſchichten beyfügte, ſollen beſonders nur verſuchen, die Ausſprüche der Somnambülen der erſten Geſchichte, mit ſonſt bekannten Erſcheinungen in Natur und Menſchenleben zuſammen zu ſtellen und dadurch ihr oft ſo Treffendes noch offenbarer zu machen. Dabey aber muß ich mich gegen ſolche verwahren, die mir den Glauben unterlegen könnten, als hielt' ich die Ausſprüche Somnambüler für unumſtößliche Offenbarungen und Divinationen, die keiner Täuſchung unterliegen, da doch die Somnambüle der zweyten Geſchichte hauptſächlich zeigt, wie ſolche

Ausſagen, gewiß auch je nach dem Grade des magnetiſchen Zuſtandes und der mehr oder weniger ertödteten Subjektivität, zuverläſſig oder täuſchend ſind. Dagegen aber erkläre ich mich durchaus gegen diejenigen, welche, eingeſchloſſen in die iſolirende Glastafel (tabula vitrea) ihres Schädels, keine Ahnung von einer Sympathie der Dinge und einem höhern Geiſterleben haben, denen alles Geiſtige, was nicht an ihrer kalten Gehirnwand ſogleich in palpablen Tropfen ſich ſublimirt, Trug und Lüge iſt. Vieles, was beſtimmt vorhanden, was die Summe unſerer Kenntniſſe um ein Großes bereichern, was der Schlüſſel zu manchem Naturgeheimniſſe ſeyn würde, ſchaudert vor ſolcher Kälte zurück und bleibt uns noch länger verborgen. *)

Dieſes Staatenleben, dieſes Drängen und Treiben, dieſer Tumult auf dem Markte des Lebens, iſt auch mit die Urſache, warum für ſo Viele nur das Palpable exiſtirend und glaublich iſt, ſolche geiſtige Anregungen aber höchſtens nur nach großem Schmerzgefühle, nach dem Tode Geliebter u. ſ. w., wo das Leben mehr in die Herzgrube gezogen wird, fühlbar werden.

---

*) S. auch Schubarts Leben 1. Thl. S. 116.

„Sie ahnen nichts von dem geheimen Bunde,
Sie wiſſen nicht, wie ſich die Geiſter lieben,
Als bis ihr letztes Liebes gieng hinüber,
Dann wird auch ihnen manchmal leiſe Kunde.“

aber auch dann nur auf Augenblicke, die das Geräuſch des Lebens bald wieder übertäubt. Sie ſind des Mitleids werthe, wohl nicht Schlafwache, aber Wachſchlafende, denen Gott einſt ein ſie nicht zu ſehr ſchreckendes Erwachen verleihen möge!

„Die Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus haben nur dann etwas Wunderbares, wenn man ſich in den Vorurtheilen und Befangenheiten einer mechaniſchen groben Anſicht der Dinge eingeſchloſſen hat; für eine andere Grundanſicht der Welt, die in ſich klar iſt, fallen ſie nicht einmal als etwas Verwunderungerregendes auf, ſondern nach dieſer Anſicht kann die Sache gar nicht anders ſeyn. Es iſt hierunter nicht etwa nur eine durchgeführte, klare, dinamiſche Anſicht der Natur zu verſtehen, auch der Spinozismus führt dazu und Spinoza deducirt in einem ſeiner Briefe ganz ſchön die Realität von Gefühlen in die Ferne und von Vorahnungen aus höhern Grundſätzen ſeines Syſtems.

Muß man auch die Aeuſſerungen und Ausſprüche der Somnambülen, nicht geradehin als Ausſprüche eines ihnen aufgethanen Urwahren betrachten, ſondern (wie ſie es auch wirklich ſind) durchaus nur als ſubjektive Ausſprüche, als Offenbarungen des individuellen Innern, in welchem das Ewige und Wahre und die höchſten Beziehungen der Seele, wenn ſie ihm auch näher getreten ſind, doch nur durch die Schranken des zeitlichen Subjekts und nur durch das Medium der produktiven Phantaſie, bey einer Ruhe der eben ſo reellen intellektuellen Geiſtesthätigkeiten, wiederleuchten, ſo liegt doch in jenen Ausſprüchen und Aeuſſerungen verhältnißweiſe weit mehr Realität und Wahrheit als in den glänzendſten Producten eines einſeitigen Verſtandes oder eines noch ſo vaſten Gedächtniſſes oder einer höchſt gewandten Dialektik. Alle dieſe Thätigkeiten treiben ſich auf der Peripherie der Dinge um, die produktive Phantaſie der Somnambülen dagegen ſteht dem Centrum der Dinge näher, das ſelbſt von ſeiner einen Seite nichts anders als produktive Imagination iſt.

Die Naturwiſſenſchaft iſt in neueſter Zeit mit einer Entdeckung bereichert worden, die auch auf dieſe Erſcheinungen großes Licht werfen könnte, der Entdeckung nämlich, daß jeder elektriſche Leiter, indem die Elektricität ihn durchſtrömt, zugleich und eben dadurch magnetiſche Pole erhält, das heißt ſelbſt zum Magnet wird, daß er, wenn ſeine mechaniſche Beſchaffenheit es geſtattet, *ſogleich in die Ordnung und das Geſetz des Erdmagnetismus ſich ſtellt*, daß alſo, mit der elektriſchen Thätigkeit, die Beziehung zum Ganzen der Erde, zu den Polen derſelben, und wohl eben damit auch die cosmiſche Beziehung in ihm lebendig wird, in Leitern aller Art, namentlich alſo auch allen denen, welche man bisher des Magnetismus unfähig genannt hat. Die Anwendung hievon auf den thieriſchen Magnetismus liegt ſehr nahe, und man könnte ſagen: daß mit dem Eintreten der (elektriſchen) Spannung zwiſchen Hirn- und Ganglienſyſtem und der Herſtellung einer leitenden Kette oder einer Schließung zwiſchen dieſen, die im einſeitigen ſelbſtiſchen Zuſtand des gewöhnlichen Lebens latente Beziehungen der innern Sinne oder Sinnorgane zum Erd- und zum Welt-Ganzen, zu dem innerlichen beharrenden Syſtem der Dinge (und wie zum Ganzen, ſo, vom Ganzen aus, zu den einzelnen Dingen nach ihrem innern Verband mit dem Ganzen) wieder lebendig werden.“ *)

---

*) Worte eines geiſtreichen Freundes, weitſtehend über dem Gerede einſeitiger Verſtändler, die ich um ſo weniger vorenthalte, als ſie von einigen meiner in den Bemerkungen ausgeſprochenen Anſichten abgehen mögen.

Einige kleinere Geſchichten aus dem Gebiete magiſcher Heilkunde und Pſychologie fügte ich noch dieſen Geſchichten zweyer Somnambülen bey. Wenige von ihnen, erſchienen ſchon früher einzeln in Zeitſchriften, ſind aber hier mit andern zuſammengeſtellt und meiſtens erweitert.

Weinſperg im Auguſt 1823.

J. Kerner.

Erſte Geſchichte.

..SBIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Nachſtehende Geſchichte betrifft ein durchaus ſittliches, der Natur treues, Mädchen, *) die Tochter eines rechtſchaffenen Bürgers und Weingärtners der Stadt Weinſperg, ein Mädchen, deſſen Beſchäftigung nur in fleiſſiger Bebauung der Weinberge und Gärten beſteht und Sonntags in Leſung der Bibel und des Geſangbuches, das aber jedoch, durch ein ihm angebohrenes Talent und geſunden Unterricht in der Schule, ſo viel erlernte, daß es wohl fähig wäre, ſich, beſonders in Hinſicht des Schreibens ſeiner Mutterſprache, mit in berühmten Inſtituten erzogenen Mädchen zu meſſen. Zu dieſer ſeiner Bildung in letzterer Hinſicht, mochte auch die Sorge ſeines Vaters beygetragen haben, der in ſeiner Jugend dem klaſſiſchen Unterrichte mit Eifer oblag, wie auch aus nachſtehender Erzählung der Krankheit ſeiner Kinder, die er ſelbſt verfaßte, zu erkennen ſeyn wird.

„Im Jahre 1816 den 6ten Juli erkrankte mein Sohn, Namens Friederich. Die Krankheit nahm ihren Anfang folgender Geſtalt. Er trat Tags zuvor, welches er ſonſt nie gewohnt war, Morgens vor den Spiegel, und betrachtete ſich. Endlich fieng er ſo heftig zu lachen an, daß es ſeinen ganzen Körper erſchütterte, worüber er ſogleich von mir mit harten Verweiſen beſtraft wurde; er erwiederte aber: er fühle ſich, ihm ſelbſt unwiſſend, dazu angetrieben. Er gieng deſſelbigen Tags, und den folgenden Tag Morgens, in die Schule, kam

---

*) Chriſtiana Käpplinger.

„aber nach einer Stunde wieder nach Hauß, und klagte über heftige Schmerzen im Kopf und in den Augen. Er legte ſich zu Bette, und da die Umſtände bedenklicher zu werden ſchienen; ſo ſäumten wir nicht, den damaligen Hrn. Oberamtsarzt Dr. Niethammer um Rath zu erſuchen. Dieſer wandte allen Fleiß an, verordnete viele Medikamente zum innerlichen und äußerlichen Gebrauch, *) nebſt mehreren warmen Bädern.— Der Knabe äuſſerte oftmals, man ſolle ihn nicht mit ſo vielen Arzneyen plagen, es ſey fruchtlos, er müſſe doch ſterben. So ſchmerzlich nun eine ſolche Antwort von einem ſo jungen Knaben uns Eltern war, ſo baten wir ihn doch, die Verordnungen genau zu befolgen, damit wir in unſerem Gewiſſen uns keine Vorwürfe zu machen hätten. Er erwiederte hierauf: aus Liebe und Gehorſam gegen euch, will ich alles thun, was ihr begehret, aber es hülft nichts! Leider war ſeine Vorherſagung nur allzuwahr, und ſeine Krankheit, die Hr. Doctor als eine Hirngicht angab, nahm mit jedem Tage zu. Seine Schullehrer, Hr. Collaborator Beytenmüller, beſuchte ihn 24 Stunden vor ſeinem Ende. Er wollte mit ihm ſprechen, er lag aber bey 2 Stunden lang in einer Erſtarrung, ohne einen Laut von ſich zu geben, endlich wollte ſein Lehrer, da es ſchon ſpät war, Abſchied von ihm nehmen, ergrief ihn deßwegen bey der Hand, und ſagte: Fritz! ich wünſche dir eine gute Nacht! Im Augenblick, als er ihn bey der Hand ergriffen, erkannte er ſeinen Lehrer, und ſagte: ich bekomme keine gute Nacht mehr, aber es währet nicht mehr lange. Dieſe nachdrückliche Antwort bewährte ſich,

---

*) Den Recepten nach, erhielt er in kurzer Zeit, Camphor, Moſchus, Baldrian, Calomel, Belladonna u. ſ. w. K.

„indem er ſchon 24 Stunden darauf ſelig entſchlief, in einem Alter von 11 Jahren 1 Monat und 14 Tagen.

„Ob nun gleich der Tod dieſes guten Knaben uns alle mit der tiefſten Trauer erfüllte, ſo war doch meine dazumal dreyzehn Jahr alte Tochter Chriſtiane, am alleruntröſtlichſten. Es füllte ſie von da an eine ſolche Sehnſucht nach dem Verſtorbenen, daß ſie ſich oftmals unter das Dach unſers Hauſes ſchlich, von wo aus man auf den entlegenen Kirchhof ſchauen kennte, und Stunden lang daſelbſt im Hinblick nach dieſer Gegend in Thränen zubrachte; und muß ich auch von dieſem Tode an ihr den Keim einer Krankheit herleiten, die ſich erſt nach und nach, durch immerwährend fortgeſetztes Weinen und Sehnen nach ihrem verſtorbenen Bruder, in ihr ausbildete, und ſich zu einem Magenleiden geſellte, das ſie ſchon ſeit ihrem fünften Jahre hatte, und das ſich jeden Morgen in mehr oder minder heftigen Magenſchmerzen offenbarte.

„Im Jahre 1820, im Monat November, wurde mein zweyter Sohn, Franz, 13 Jahr alt, von einem hartnäckigen Huſten befallen, wodurch er genöthigt war, den Schulbeſuch zu unterlaſſen. Wir gaben ihm, ohne einen Arzt zu befragen, fleißig Bruſtthee zu trinken, und nach Verfluß von 3 Wochen ſchien auch völlige Beſſerung einzutreten. Aber einsmals, nach dem Nachteſſen, da ihm doch niemand den mindeſten Anlaß gab, fieng er bitterlich zu weinen an. Wir fragten, was fehlt dir? aber ſtatt zu antworten, weinte er noch heftiger. Da wir aber noch mehr mit Fragen in ihn drangen, nannte er endlich den Namen ſeines verſtorbenen Bruders, und ſagte: mein Fritz ſoll kommen! Zu dieſem will ich eben! Bald darauf wurden ſeine Augen ſtarr, und ließen ſich Konvulſionen verſpüren. Wir eilten ihn zu Bette zu bringen, und ließen eilends den

„Hr. Dr. Kerner holen, um dieſen traurigen Anfällen, „durch ärztliche Verordnungen in Bälde zu begegnen. „Als der Knabe zu Bette gebracht war, fiel er bald in „eine Art Raſerey, wollte aus dem Bette ſpringen und „zeigte dabey eine ſolche Stärke, daß drey Perſonen „zu thun genug hatten, ihn im Bette zu halten. Er „nannte hierauf wiederholt den Namen ſeines Bruders. „Einsmals ſagte er: „jezt iſt mein Bruder da, ich ſehe „ihn nicht weit von mir im Zimmer, ich muß ihn umarmen!“ Er gab ſeine Erſcheinung folgender Geſtalt „an: „er hat ein langes weiſes Kleid, eine gelbe Schärpe „um den Leib gegürtet, und ein goldenes Kreuz auf „der Bruſt, und eine Krone auf dem Haupt.“ Ihm zuvor bekannte Perſonen grüßte er, als wären ſie ſein „Bruder, drückte ihnen die Hand und ſagte: „du biſt „mein Bruder!“ Auf einmal fieng er an: „morgen früh „um 3 Uhr wird mich mein Bruder zu ſich holen!“ Wir „waren in ängſtlicher Erwartung, was ſich um dieſe Zeit „mit ihm begeben würde, aber durch mehrmals wiederholte magnetiſche Striche von Herrn Doktor Kerner „wurde der Knabe ruhiger, und es verſchwanden am „folgenden Tage die Phantaſien wieder. Er wurde noch „einigemal vom Herrn Doktor magneteſirt, da verloren „ſich nach und nach die Krämpfe, der vorige Huſten „ſtellte ſich wieder ein, und der Knabe gelangte bald wieder zur Geneſung.

„Im Jahr 1820, den 27ten Dezember Nachmittags „2 Uhr überfiel meine Tochter Chriſtiane, die unausgeſezt der Sehnſucht nach ihrem verſtorbenen Bruder oblag, in der Stube ſitzend, ein Schlaf, unter welchem ihr „folgender Traum vorſchwebte: ich befand mich im Spaziergange, ſagte ſie, auf einer Straße, die auf beyden „Seiten durch anmuthige grüne Wieſen führte. Dieſe „Auen waren mit ſehr ſchönen Blumen beſezt, deren

„Blätter, gleich dem angenehmſten Frühling, hervorſproßten.
„Darauf war mir's, als führte mich ein Mann
„an der Hand, welcher der Apoſtel Paulus war, der
„geleitete mich an ſeiner Hand eine lange Strecke. Auf
„einmal umgab uns eine große Helle vom Himmel herab,
„davon erſchrack ich und erwachte von meinem Traum.“

„Wir bemerkten nun an unſerer Tochter Chriſtiane immer
„mehr, daß ſie oft Nachts in Träumen Kenntniß
„von Dingen bekam, die, beſonders ihr, am andern Tage
„begegnen würden. Sie ſagte ſolche Dinge oftmals voraus,
„oder hatte ſie von ihnen auch nur wie eine Ahnung,
„indem ſie eine ungewöhnliche Angſt anwandelte
„und dann ſagte ſie: heute wird mir noch etwas Widriges
„begegnen, was dann auch immer eintraf. Auch
„konnte ſie immermehr gewiſſe Menſchen nicht mehr in
„ihrer Nähe dulden, es wandelte ſie in ihrer Gegenwart
„eine Herzensangſt an, ohne daß ſie ſich zu ſagen wußte,
„warum, ſie mußte ſich von ihnen entfernen. Daher
„beſchäftigte ſie ſich auch immer am liebſten im Freyen,
„und lag dem Baue der Weinberge und Gärten mit
„oft faſt übertriebenem Fleiße ob, wo man ſie oftmals
„ermüdet unter einem Baume, oder im Weinberge,
„ſchlafend fand, ſolchen Schlaf aber, weil ſie in demſelben
„nicht ſprach, für einen natürlichen Schlaf aus
„Ermüdung hielt.

„Im Jahr 1822 im Monat May, wurde dieſelbe
„meine Tochter im Weinberge mit unwiderſtehlichem
„Schlafe befallen, ungefähr Abends halb 4 Uhr.
„Kaum aber hatte ſie ſich, um zu ſchlafen, auf die Erde
„unter eine Rebe niedergelegt, ſo ſchloß ſie ihre Augen,
„und fieng ſogleich darauf an, von ſehr entzückenden Erſcheinungen
„zu ſprechen, und ohne ſie zu fragen, erklärte
„ſie ſich, wie ſie durch die Hand eines Führers, in höheren
„Regionen, ſehr reizende Gefilde, von unbeſchreib-

„licher Schönheit und Anmuth erblicke; ſie nannte z. B.
„das Paradies; nach wenigen Minuten aber ſagte ſie:
„nun bin ich noch höher, in eine andere Gegend geführt,
„wo alles noch weit herrlicher und lieblicher erſcheinet
„als in der vorigen, und wünſche, allda für immer ver-
„weilen zu dürfen. Sie ſprach während der Zeit ihres
„Schlafes, der eine halbe Stunde dauerte, ununterbro-
„chen fort, da ich aber mein Geſchäft fortſetzte, ſo konnte
„ich nicht alles vernehmen; ich machte einige Fragen an
„ſie, die ſie mir zu meiner Verwunderung mit Nachdruck
„beantwortete.

„Auſſerordentliche Heiterkeit und innere Gemüths-
„ruhe zeigten ſich während des Schlafes in ihren Ge-
„ſichtszügen. Da nun der Schlaf bald zu Ende war,
„ſagte ſie: nun ſchlafe ich nur noch drey Minuten, alsdann
„erwache ich wieder und ſetze mein Geſchäft fort, welches
„auch pünktlich alſo erfolgte. Nach dem Erwachen fühlte
„ſie ſich auſſerordentlich geſtärkt, wußte aber nicht das
„mindeſte von allem, was ſie unter dem Schlafen ge-
„ſehen und geſprochen hatte.

„Dieſes ganze Frühjahr über, klagte ſie bey Verrich-
„tung ihrer Feldgeſchäfte über große Mattigkeit in
„den Gliedern. Beſonders bekam ſie alle Nacht ein
„Strecken und Dehnen in den Gliedern, und es befiel
„ſie jede Nacht eine brennende Hitze. Sobald ſie ſchla-
„fen wollte, erſchien jenes Dehnen der Glieder und ſie
„konnte faſt das ganze Frühjahr und den Sommer hin-
„durch in der Nacht zu keinem eigentlichen Schlafe kom-
„men. Dagegen ſchlief ſie Mittags, ſobald ſie eſſen wollte,
„ein, und aß den ganzen Sommer nur ſelten zu Mittag,
„weil ſie ſtatt des Eſſens immer ſchlief. Zu den Magen-
„ſchmerzen, die ſie beſonders jeden Morgen ſeit ihrem fünften
„Jahre klagte, geſellten ſich nun öfters heftige Krämpfe im
„Magen, und ein ſchmerzhaftes Reißen in allen Gliedern,

„die ihr auch ganz ſchwer und gegen den Herbſt hin wie „gelähmt wurden, ſo, daß ſie kaum mehr zu gehen fähig war.

„Im Herbſte bildete ſich bey ihr ein Geſchwür unter der linken Achſelhöhle, wodurch zwar das nächtliche „Dehnen der Glieder verſchwand, dagegen ſich aber in „ihnen die heftigſten Schmerzen verbreiteten. Alle mögliche erweichende Mittel, die wir zur Zertheilung dieſes „Geſchwüres anwandten, blieben fruchtlos, es ſtellten „ſich häufig Schwächen ein, und ein beſonderes, krankhaftes Gefühl ſtieg ihr oftmals von der Herzgrube „aus gegen den Kopf, wobey ſie immer behauptete, die „Bettlade ſinke mit ihr unter. Sie ſchrie dieſes Gefühls „wegen öfters laut auf. Die Menſtruation hatte ſich „ſchon zwey Monate lang nicht mehr gezeigt.

„Da ich nun bey meinem Sohne Franz ſo gute „Wirkung von einer magnetiſchen Behandlung ſah, und „meine Tochter großen Widerwillen gegen alle Arzneimittel zeigte, ſo verſuchte ich an ihr am 16ten Okt. Abends „einige magnetiſche Striche. Dieß hatte auch die gute „Wirkung, daß ſich ſchon auf den fünften Strich die „Schmerzen in den Gliedern bedeutend verloren, und „mit dem ſiebenten Strich die Augen ſich ſchloſſen, aber ein „völliger Schlaf erfolgte nicht, ſie glaubte aber, mir „bey einer kleinen Entfernung von ihrem Bette, folgen „zu müſſen. Auf mich aber hatte es den Einfluß, daß „ich in derſelbigen Nacht die gleichen Schmerzen unter „der rechten Armhöhle erhielt. In derſelben Nacht „fühlte ſie auch einen krampfhaften Schmerzen im linken „Arm, der aber ſogleich verſchwand, ſobald ſie drey „Striche über ihn mit der andern Hand von oben gegen „die Fingerſpitzen gemacht hatte.

„Am 19ten Oktober berief ich den Hr. Dr. Kerner, „der, nachdem er den Krankheitszuſtand meiner Tochter

„eingeſehen, ohne zu wiſſen, daß ich ſchon bey ihr einen „Verſuch mit dem Magnetismus gemacht, zur Anwendung dieſes Heilmittels rieth.

„Auch Hr. Dr. **Seyffer** von Heilbronn, den Hr. „Dr. **Kerner** am andern Tage Abends als ſeinen Freund „zu uns brachte, rieth ebenfalls, meine Tochter magnetiſch zu behandeln, und hatte die Freundlichkeit ſogleich „ſelbſt einige magnetiſche Manipulationen an der Kranken vorzunehmen, welche von ſo gutem Erfolg waren, „daß ſich meine Tochter ſehr heiter und geſtärkt darauf „fühlte, obwohl ſie zuvor wegen der ſtarken Einwirkung „des Hr. Dr. **Seyffers** äuſſerte, daß die Empfindung „ſo ſchmerzhaft wäre, als ob die Seele vom Leib ſich „trennen wollte, behauptete auch, wenn die Manipulationen noch einige Minuten fortgeſetzt worden wären, „ſo wäre der magnetiſche Schlaf ohne Zweifel erfolgt.“

So weit der Vater der Erkrankten ſelbſt.

War je bey einer Kranken die magnetiſche Behandlung angezeigt, ſo war es gewiß bey dieſer.—

Durch die immerwährende Sehnſucht nach ihrem verſtorbenen Bruder und das beſtändige Weinen um ihn, zog ſich das Leben dieſes Mädchens nach und nach von ſelbſt aus dem Gehirne in das Ganglienſyſtem, und es ſtellte ſich von ſelbſt ein ſomnambüler Zuſtand ein, der ſich in jenem geſteigerten Ahnungsvermögen und jenem freywilligen Schlafwachen verkündigte. Dieſer Zuſtand aber blieb nur halb ausgebildet, und zur Zeit, wo ich die Kranke in die Behandlung bekam, war ſie offenbar in einer Lage, die einem Nervenfieber noch näher, als einem Schlafwachen ſtund, wie die Kranke auch als ſie hellſehend wurde, ſelbſt erklärte: ihr Zuſtand hätte ſich bey unterlaſſener magnetiſcher Behandlung in ein Nervenfieber mit Hirnentzündung, oder, wie ſie ſich auch einigemal ausdrückte, in eine Markvertrocknung (gewiß eine Art vom Febr. nervosa lenta) verwandelt.

Die magnetiſche Einwirkung ihres Vaters auf ſie, war nur ſchwach, und wegen eines Lungenleidens deſſelben, für beyde nicht rathſam. Daher entſchloß ich mich, beſonders auch auf Zureden meines Freundes Seyffer, welcher die ganz richtige Behauptung aufſtellte: um magnetiſiren zu können, bedürfe es nicht ſo ſehr körperlicher Kraft, als geiſtiger, die im Glauben und im Willen beſtehe, die Kranke ſelbſt zu magnetiſiren.

In der Regel war in den Stunden des Magnetiſirens, den Vater ausgenommen, kein Menſch auſſer mir bey der Kranken, der Vater aber war nicht in einer Stunde abweſend, Mutter und Brüder giengen nur ſchnell zu und ab, aber auch dieß ſchon wirkte meiſtens nur ſtörend auf ſie. Nur einigemal waren Freunde, wie z. B. Dr. Seyffer und Herr v. J., anweſend. So gerne ich auch noch viele andere, beſonders Aerzte, von der Wahrheit der magnetiſchen Erſcheinungen durch Mitbeobachtung überzeugt hätte, ſo war es mir durch die zu groſse Empfindlichkeit dieſer Somnambülen für die Nervengeiſter anderer und die dadurch hervorgerufenen oft ſo bedeutenden Störungen (wie z. E. durch den Nervengeiſt meines braven Freundes Z.) zu meinem eigenen Leid unterſagt.

Um deſto mehr aber war mir daran gelegen, in einem Tagebuche alle Erſcheinungen auf das genaueſte und treuſte zu bezeichnen und wo die Schlafwachende ſprach, immer ihre eigenen Worte, (auf denen ſie überhaupt ſelbſt äuſſerſt beſtund,) beyzubehalten.

Was nun nachſtehende Blätter enthalten, ſind reine Fakta. Aus dieſen andere Erklärungen, Meinungen u. ſ. w. zu ziehen, als ich zog, ſteht Jedem frey; ihre Wahrheit aber könnte nur der mit Ordnung anfechten, der mit mir zugleich beobachtet und dann anders geſehen und gehört hätte, als ich. Aber das Tagebuch ſelbſt wird das Gepräge der Wahrheit tragen.

Den 24. Oct. Morgens halb 10 Uhr wurde die Kranke von mir bis halb 11 Uhr magnetiſirt. Ihre Klagen waren hauptſächlich über Lähmung der Glieder, Schwindel, Krämpfe im Magen. Nach wenigen Minuten der magnetiſchen Beſtreichung verſchwanden dieſe Zufälle. Nach einer halben Stunde bat ſie mich, ihr zu ſagen, was denn ſo ſehr an ihr ziehe, ſie fühle ein Ziehen über Ihr von der Herzgrube an. Nach ¾ Stunden klagte ſie über eine ungeheure Helle vor den Augen, und behauptete die Augen werden von der Sonne beſchienen; dieß war aber nicht der Fall, denn ſie war im völligen Schatten. Sie ſagte: dieſe Helle ſeye ihr unerträglich, ſie liege ganz auf ihren Augen auf. Ich legte ihr ein weiſſes Tuch vor die Augen, und ſie behauptete, das ſey ganz himmelblau. Jede Farbe, die man ihr vor die Augen legte, hielt ſie für brennend himmelblau, welches ſie ſo wenig, wie jene Helle, ertragen könne. Als ich ihr eine Schnur Granaten vor die Augen legte, waren ihr dieſe auch brennend himmelblau. Wegen heftiger Schmerzen in den Augen, erweckte ich ſie mit ein paar Gegenſtrichen.

Nachmittags befand ſie ſich munter, hatte zuweilen einen ſanften Schlaf, der aber von kurzer Dauer war, doch erwachte ſie immer heiter.

25. Oct. Nach 9 Uhr ſetzte ich die magnetiſche Behandlung wieder eine Stunde lang fort. Sie kam in

dieſer Stunde das erſtemal in magnetiſchen Schlaf, indem ſie wohl dasjenige, was ich mit ihr ſprach, vernahm, und beantwortete, aber die Reden Anderer nicht hörte, ſo nahe ſie auch an ihrem Bette ſtunden. Während des Magnetiſirens behauptete ſie mehrmals, ſie ſehe an ihrem linken Auge, (ihre beiden Augen waren geſchloſſen,) eine große Helle, ſo oft ich meine Hand in die Nähe deſſelben brachte, jedoch verſchwand ihr dieſe Lichterſcheinung ſpäter wieder. Als ſie noch ſo mit geſchloſſenen Augen lag, mußte ich nach Haus. Sie blieb nun noch eine Zeit lang liegen, und ſagte dann, ſie wolle ſich ſelbſt wecken, man ſolle ihr nur die gläſerne Flaſche geben, die ich geſtern magnetiſirt hätte. Man brachte ihr dieſelbe, ſie eröffnete ſie, und hielt den Hals an ihre Augen, die ſich alsbald aufſchloſſen. Nach dem Erwachen war ſie munter, ſie fühlte einen heftigen Trieb einmal wieder zu ſtricken, ſtund daher eilends auf, kleidete ſich an, und ergrief das Geſchäft mit großer Luſt, dann aber klagte ſie plötzlich Erkältung der Füße, Magenſchmerzen, Spannung der Augen, die Geſichtsfarbe verlor ſich, und Schwächen ſtellten ſich ein, doch hatte ſie die Nacht hindurch ruhigen Schlaf.

26. Oct. Morgens klagte ſie nach dem Erwachen über Kopfſchmerzen, ſpäterhin traten noch heftige Krämpfe im Magen hinzu.

Nach 10 Uhr wurde ſie wieder eine Stunde lang magnetiſirt. Sie ſagte einmal, indem es ſie wie ein Froſt oder Schauer anwandelte, es iſt etwas Uebernatürliches im Zimmer, man ſage mir, was das iſt? Ich verſicherte ſie, daß ſich nichts im Zimmer befinde; nur ich und ihr Vater ſeyen um ſie. Sie wollte es nicht glauben und ſagte: was iſt denn aber das für eine ſchöne Muſik, ich vernehme ſie aus der Ferne, ſie iſt aber eigener Art, und ich kann ſolche Töne nicht ertragen.

Später ſagte ſie: nun weiß ich doch, woher dieſe Muſik kommt. Ich ſehe ein unbeſchreiblich lichtes Thal; da ſitzen auf Raſen unter einem grünen Baum, zwey Reihen ſeliger Geiſter. Einer von ihnen ſpielt die Harfe, ſie ſind weiß gekleidet. Das ſind jene Töne, ſie kommen von meiner Rechten. Gott, welche Seligkeit! dahin führt aber nur ein ſchmaler und dunkler Pfad, wenn aber dieſer durchwandelt iſt, ſo hat man eine weite und ſehr helle Gegend erreicht.

Ach! könnte ich doch nur unter ihnen meinen Friederich (ihren verſtorbenen Bruder) finden! Gewiß er iſt da! Sie weinte bitterlich, daß ſie nicht bey dieſen bleiben dürfe. Auf einmal erheiterte ſich ihre Miene und ſie ſagte: jetzt iſt mein Bruder bey mir in der Nähe, da ſteht er zu meiner Rechten, und lächelt freundlich. Ich ſehe die herrlichſten Bäume, und einen Berg, ach! ſchöner als unſere Weibertreue.*) O! könnt ich doch dahin! Ihr Vater ſuchte ſie zu beruhigen, indem er ſagte: ſey zufrieden, ſiehe, ich bin ja auch noch da! Sie ſagte: O Vater, was iſt es hier gegen dieſe Herrlichkeit? Später fieng ſie an: auf meinem rechten Aug ſitzt es auf, wie ein Licht, und die Hände des Herrn Doktors geben Feuer! — Aber dort iſt der Himmel nicht feurig, ſondern wie Silber, alles brennt im Glanz, aber doch iſt es dort nicht heiß.

Ich ſehe auch Häuſer und Hütten unter Bäumen wie von Einſiedlern! O dürft ich dahin! Später ſagte ſie wieder: es iſt etwas Uebernatürliches im Zimmer, man ſage mir doch, was es iſt? — Nun wandelte ſie wieder ein Froſt oder Schauer an, und ſie ſah wieder die Geſichte, und namentlich ihren Friederich. Auch ſagte ſie: oben herunter lächelt etwas; ach, das iſt ein Lächeln! das iſt ein Engel oder Gottes Auge! — Auch ſehe ich in einer weiten Entfernung von mir, die vollkommen Verklärten, deren Glanz ich aber in der Nähe unmöglich ertragen könnte. — Endlich ſagte ſie: nun ſehe ich nichts mehr, es iſt mir alles verhüllt, was ich vor jetzt ſehen darf. Erwecken Sie mich! Dieß geſchah, und ſie erwachte ſehr heiter und geſtärkt. Abends aß ſie ſehr wenig, obwohl ſie den ganzen Tag ungegeſſen geblieben war. Des Nachts ſchlief ſie ruhig bis 12 Uhr, dann fanden ſich wieder heftige Krämpfe ein, die ſich in das Haupt zogen, und Augenſchmerzen verurſachten, ſie verlangte wieder die magnetiſirte Flaſche, die man ihr ſogleich reichte, ſie hielt dieſelbe nach Eröffnung vor das ſchmerzhafte Auge, und ſogleich begab ſich der Krampf wieder in den Magen zurück.

---

*) Ein Berg bey Weinsberg.

27. Oct. Morgens 10 Uhr magnetiſirte ich ſie abermals eine Stunde lang. Bald wurde ſie wieder von mehreren Schauern ergriffen. Die Erſcheinungen von auſſerordentlicher Helle waren Anfangs beynahe wie geſtern, nur erwähnte ſie heute mit keiner Sylbe ihres Bruders. Nach etlichen Minuten athmete ſie ſchwer, die Geſichtsfarbe fieng blühend zu werden an, und ſie ſagte: jetzt bin ich ſchon weit gegen Oſten vorgerückt. Ich ſehe wohl ein reitzendes Gefilde, kann aber die Gegenſtände, die ſich mir darſtellen, nicht ausführlich beſchreiben,

bis ich in einen noch tiefern Schlaf komme, indem ich jetzt alles wie durch einen Flor erblicke. Bald darauf ſagte ſie: jetzt erwecken Sie mich, es iſt jetzt Zeit! Dieß geſchah, und ſie erwachte mit heiterm Blick. Von 1 Uhr Mittags an hatte ſie häufige Krämpfe und Zuckungen, die mit Heftigkeit in den Kopf ſtiegen, die Augen unter empfindlichen Schmerzen ſtarr machten, und häufig auf einander folgende Schwächen verurſachten. Sie konnte ſich wohl mit der magnetiſirten Flaſche einigemal Linderung verſchaffen, aber durch öftern Gebrauch gieng die Kraft verloren, bis ſie von neuem magnetiſirt ward. Dieſer Zuſtand dauerte bis Nachts 10 Uhr: darauf erfolgte jedoch eine erträgliche Nacht, und erquickender Schlaf. Des Morgens zeigte ſich nach dem Erwachen, ein leichter Blutauswurf.

28. Oct. Als das Magnetiſiren ungefähr eine halbe Stunde fortgeſetzt worden war, bekam ſie einen Krampf in den Mund. Sie griff ſogleich nach meiner Hand, und legte ſie ſchnell auf ihren Mund. Dadurch wurde der Krampf etwas gelegt, doch noch nicht ganz. Sie begehrte nun magnetiſirtes Waſſer, und ſogleich, nachdem ſie das Waſſer getrunken, legte ſich der Krampf. Es ſtellten ſich wieder Zuckungen und Schauer ein, dann ſagte ſie: ſie höre eine Muſik, wie Töne einer Orgel. Dann erſchien ihr wieder ihr Friederich, und ſie ſprach nach und nach mit leiſer Stimme Folgendes: mein Friedrich iſt ganz nah an meinem Bette, und ſagt mir, daß ich durch dieſes Beſtreichen geneſen werde. Schwer ſeye ich in vollkommnen Schlaf zu bringen, daran ſeye mein Naturell ſchuld, doch geſchehe es. Hr. Dr.

Seyffert hätte mich bald ganz in Schlaf gebracht, aber zu ſchnell, und das wäre mir ſchädlich geweſen, ſagt mein Friederich. Es war mir damals auch ganz, als wollte ſich meine Seele vom Körper trennen, und das hätte wohl geſchehen können. Ich ſehe eine ſolche Klarheit und ſo viele Dinge um mich, daß ich es nicht beſchreiben kann. Mir iſt, als wäre mir der Himmel geöffnet. Dort lächelt auf mich ein Engel nieder, er trägt zwey Blumenkronen. Und tief oben, dahin darf ich aber noch nicht, ſehe ich eine Geſtalt, deren Angeſicht eine helle Sonne umſtrahlt. Ach Gott! dürft ich dahin! Mein Friederich ſagt: wenn ich erſt in den rechten Schlaf kommen würde, dann käme ich dorthin. Nun weiß ich auch, warum ich ſo einen Krampf bekam? das geſchah, damit ich fürs Höhere vorbereitet werde. Ich fragte ſie: woher ſie denn das wiſſe? ſie antwortete: mein Friederich ſagt mir das. Sie behauptete nun, ihre Bettlade ſteige immer mehr und mehr in die Höhe, nun ſinke ſie nicht mehr unter, wie vorhin, nun ſteige ſie hoch empor. Sie werde heute wohl noch Krämpfe erhalten, das habe aber nichts zu ſagen, es diene zur Geneſung. Blut ſpeien werde ſie nicht mehr. Sie bat nun dringend: ihr beym Erwachen gar nichts von dem zu ſagen, was ſie geſprochen, es würde ſie eine zu große Sehnſucht anwandeln. Sie ſchlief nun noch nach der magnetiſchen Manipulation eine halbe Stunde lang, ſagte dann: ich werde dießmal recht froh erwachen, und bat mich, ſie zu erwecken. Die vorhergeſagten Krämpfe fanden ſich auch Nachmittags wirklich ein.

29 Oct. Nachdem ſie heute eine halbe Stunde mit Berührung magnetiſirt worden war, und Krämpfe

im Mund ſich zeigten, verſuchte ich die Striche auch ohne Berührung. Sie ſagte nun, daß dieß ſie noch beſſer in Schlaf bringe, und daß man dieſe Art fortſetzen ſolle. Nach Verlauf von einer Stunde ſagte ſie: nun darf man für heute zu magnetiſiren aufhören, wird es länger fortgeſetzt, ſo komme ich aus dem Schlafe. Bis halb 11 Uhr muß ich ſchlafen, dann will ich mich mit einer magnetiſirten Flaſche ſelbſt erwecken. Bis 3 Uhr erhalte ich Krämpfe, die mir gut ſind. Ich fragte ſie, woher ſie das wiſſe, daß ſie bis 3 Uhr Krämpfe bekomme? ſie ſagte: das fühl ich eben. Die Krämpfe traten auch wirklich zu beſtimmter Zeit ein.

Abends empfand ſie eine beſondere Schwere in den Gliedern, ich gab ihr einige Striche, darnach fühlte ſie ſich heiter und geſtärkt, die Schwere in den Gliedern verſchwand, und die Krämpfe zogen ſich wieder in den Magen zurück.

Nachts erfolgte ein erquickender Schlaf.

30 Oct. Nachdem ſie heute eine halbe Stunde magnetiſirt wurde, fragte ſie: ob man ſie denn heute auch magnetiſire? ſie fühle nichts, als eine ungemein liebliche Wärme, und es ſey ihr, als begöße man ſie mit den reinſten Sonnenſtrahlen. Es ſtröme aus ihnen eine Wärme, deren Lieblichkeit gar nicht zu beſchreiben ſey. Nach der andern halben Stunde, ſagte ſie: man muß mir noch drey Striche geben, ohne mich zu berühren, von der Stirne gegen die Herzgrube. Es iſt mir, als zöge ſich meine ganze Seele in die Herzgrube, und wenn dieſe erſt dort iſt, dann bin ich im rechten Schlaf. Man muß mich aber nach jenen Strichen ruhig liegen laſſen, und nicht durch Fragen ſtören.

Die Strahlen, die ich ſehe, ſind wie Regenbogen, aber nicht gefärbt, ſondern ſilberhell, und ihre Wärme iſt unbeſchreiblich herrlich.

Nachdem ſie eine halbe Stunde im Schlaf gelegen, ſagte ſie: ich werde ſehr geſtört, ich fühle, daß jemand durchaus zu mir will, und ganz ſeinen Willen auf mich gerichtet hat, dadurch komme ich aus dem Schlaf, was mir um ſo ſchmerzlicher iſt, da ich doch alle Hoffnung gehabt, heute recht in den Schlaf zu kommen.

Es war auch wirklich jemand die Treppe herauf gekommen, der mit Gewalt zu ihr wollte, den man aber abwies.

Sie ſagte: würde dieſe Perſon nicht mit aller Willensneigung zu mir begehren: ſo würde ich kein Gefühl von ihr haben, ſo aber muß ich wachen. Sie wachte nun auf, konnte aber die Augen nicht öffnen. Dieß konnte ſie erſt, als ſie dieſelben mit etwas Wolle aus meinem Kleide, die ich zu dieſem Zweck zurückgelaſſen, einigemal berührt hatte. Sie klagte nach dem Erwachen über heftige Magenkrämpfe.

Nachmittags von halb 3 Uhr an bis gegen 4 Uhr, hatte ſie wieder heftige Krämpfe.

31 Oct. Nach einem Stunde-langen Magnetiſiren, kam ſie in ſehr tiefen Schlaf, in dem man ſie 1½ Stunde ruhig liegen ließ. Nach Verlauf dieſer, gab ſie zu erkennen, daß ſie nicht ſprechen könne. Ich gab ihr eine Schiefertafel mit Griffel, worauf ſie mit geſchloſſenen Augen ſehr gut ſchrieb: „noch drey Striche, und dann ein Glas magnetiſirtes Waſſer.“ Nachdem ſie dieſes Waſſer getrunken, war ſie zu ſprechen im Stande, und bat mich ihre Augen zu öffnen, ſie ſeye

ſchon faſt ganz erwacht. Sie erwachte nun ſehr heiter, und fühlte ſich ganz wohl.

Nachts erfolgte die Menſtruation wieder.

1 Nov. Als ſie wieder zur beſtimmten Stunde magnetiſirt wurde, bat ſie: man ſolle ſie beim Magnetiſiren ja nicht mehr berühren, ſondern die Manipulation etwas von ihr entfernt vornehmen. Sie ſagte dann bald: ich ſehe vor meinen Augen eine nicht zu ertragende Helle, die von Oſten her auf mich zuſtrömt. Ehe ich noch dieſe Helle ſehe, empfinde ich eine Minute zuvor eine eben daher ſtrömende Wärme, die unbeſchreiblich lieblich iſt, und die ſich beſonders über mein Angeſicht verbreitet. Im Verlauf dieſer Stunde, wiederholte ſie oft, daß dieſe Helle faſt gar nicht zu ertragen ſey, und ſie dadurch immer wieder aus dem Schlaf erweckt werde. Nach einer Stunde bat ſie das Beſtreichen zu endigen, ſie ein Glas magnetiſirtes Waſſer trinken, und dann ruhig im Schlaf liegen zu laſſen.

Nach Verlauf einer Stunde ſagte ſie: ſie habe ſtarke Bruſtbeklemmungen, ſie müſſe um 12 Uhr eine Taſſe Meliſſenthee haben, und Abends 3 und um 6 Uhr wieder eine. Sie werde ihn wohl nicht trinken wollen, man ſolle aber nur ſagen: der Arzt habe es befohlen.

Wären die Bruſtbeklemmungen nicht, ſo wäre ſie heute in tiefen Schlaf gefallen. Sie begehrte nun magnetiſirtes Waſſer, und bat mich, ich ſolle ihr Glas auf die Stirne legen, dadurch werde ſie erwachen. Dieß geſchah.

Nach dem Erwachen klagte ſie ſtarkes Klemmen auf der Bruſt. Von dem, was ſie ſchlafend geſprochen, wußte ſie wachend keine Sylbe. Als der Meliſſenthee kam, ſo ſträubte ſie ſich ſehr dagegen, als man ihr aber bemerkte, daß der Arzt ihn verordnet, nahm ihn ſie. Sie klagte den ganzen Tag über Schwere der Füße, gegen Abend verließ ſie die Schwere auf einmal, und zog auf die Bruſt, ſo daß ihr die Stimme verfiel, und ſie durchaus nicht mehr ſprechen konnte. Sie bediente ſich nun wieder der Schiefertafel, und war in ſteter Sehnſucht nach mir, da nur ich ihr die Stimme wieder verſchaffen könne. Sie ſagte, daß es ihr nicht an der Zunge fehle, ſondern weiter unten gegen der Bruſt hin.

Als ich kam, forderte ſie von mir ſchriftlich magnetiſirtes Waſſer, trank aber nur ganz wenig davon, weil ſie ſogleich fühlte, daß es ohne Wirkung war. Sie ſchrieb nun auf die Schiefertafel: „Herr Doctor ſoll mir in den Mund blaſen.“ Dieß geſchah, und ſogleich war ſie wieder zu ſprechen fähig, und war ſehr vergnügt.

2 Nov. Nach halbſtündigem Magnetiſiren, bekam ſie ſtarke Krämpfe im Kopf und in den Augen, auch verfiel ihr wieder die Stimme. Ich hauchte ihr einmal in den Mund, und der Krampf verließ die Stimmwerkzeuge. Sie ſagte hierauf bald: da ſteht mein Friederich wieder, und hat einen Blüthenzweig von einem Apfelbaum in den Händen, das macht mir ſo Angſt: denn ich weiß ja, daß es jetzt nicht Frühling iſt. Da ſehe ich auch eine Menge herrlicher Blumen, und einen blühenden Birnbaum von ungewöhnlicher Größe. Wie iſt es mir ſo angſt: denn ich weiß ja, daß es Herbſt iſt: das iſt mir alles ſo übernatürlich! Ich ſchwebe zwiſchen wachen und ſchlafen, mein Körper iſt noch hier, und meine Seele möchte doch fort, da iſt mir, als wäre ich ohne Heimat! O könnte ich doch nur feſt in Schlaf kommen! Später, als ſie noch tiefer im Schlaf zu ſeyn ſchien, ſprach ſie: ich muß heute wieder wie geſtern den

Meliſſenthee in den nämlichen Stunden trinken; und in einen Schoppen magnetiſirtes Waſſer thue man 27 Quittenkerne, das iſt gegen die Hitze, die ich empfinde. Davon muß ich um 1 Uhr trinken. Ich werde es nicht wollen, man ſage mir aber, der Arzt habe es befohlen. Dieſen Nachmittag darf man mir nichts zu eſſen geben, wenn ich auch noch ſo hungrig wäre, auch den vom Hrn. Doctor geſtern Abend magnetiſirten Apfel darf ich nicht eſſen, ich würde Magenkrämpfe erhalten, ich werde ſehr hungrig ſeyn, man gebe mir aber nichts. Ich fragte ſie: ob ihre Stimme ſich heute wieder ſo verlieren werde, und was man dagegen thun ſolle; ſie ſagte: Sie müſſen mir wieder in den Mund hauchen, aber dreymal, das wirkt beſſer, als einmal. An dem Schoppen magnetiſirtem Waſſer muß ich auch dreymal trinken. Man laſſe mich ja nicht mehr, als in drey Abſchnitten davon trinken.

Ferner ſprach ſie: ich werde nur durch Magnetiſiren geſund, auſſerdem gar nicht mehr.

Hierauf ſah ſie wieder ein Thal, das in völliger Verklärung ſtund, mit einer wunderhellen Quelle, aus der ſie zu trinken ſchmachtete. Auch ſagte ſie: dort ſteht ein Kornfeld voller Licht, drey Engel ſchneiden die Aehren.

Nach einer Stunde begehrte ſie noch drey magnetiſche Striche, dann müßte man ſie eine Stunde lang im Schlaf laſſen. Sie verlangte nun noch ein Glas magnetiſirtes Waſſer, ich magnetiſirte es von ihr entfernt, und ſie hatte die Augen wie immer im magnetiſchen Schlafe feſt geſchloſſen, ſie ſagte: Sie haben ihre Brille auf, während dem Sie das Waſſer magnetiſiren, ich fühle es, nehmen Sie ſie ab. Während Sie mich heute magnetiſirten, dachten Sie einmal auf ein Recept für einen andern Kranken, das ſtörte mich ſehr. Es war dem wirklich ſo geweſen.

3 Nov. In der heutigen Stunde ſtellten ſich bald leichte Krämpfe und Schauer ein. Sie ſprach hierauf in derſelben im magnetiſchen Schlafe nach und nach folgendes: man gebe mir heute wieder zur beſtimmten Zeit den Meliſſenthee, doch ſtärker als geſtern, und die 27 Quittenkerne im magneteſirten Waſſer. Eſſen laſſe man mich wieder nichts, als zwiſchen 3 und 4 Uhr den vom Hrn. Doctor magnetiſirten Apfel, um dieſe Stunde macht er mir keinen Magenkrampf, aber laſſet ihn mich nicht ſchälen, dieß darf nicht ſeyn, erſt um halb 7 Uhr muß ich dann etwas eſſen, und zwar eine Waſſerſuppe mit ſehr viel Zwiebel, und drey gedämpfte Aepfel kalt. Ich werde nach dem Erwachen aufſtehen wollen, daran hindert mich nicht, es muß ſeyn.

Die Krämpfe darf man mir nicht ſtillen, ausgenommen dieſe, die mich ſtumm machen, weil mir das große Angſt verurſacht. Herr Doctor aber ſonſt niemand, ſoll auf zwey kleine Papierchen ſchreiben: „öffne dich!“ Dieſe leg ich mir dann auf die Augen, damit kann ich mich ſelbſt wecken; könnte auch ſonſt mit ihnen meine Krämpfe ſtillen, das darf aber nicht ſeyn, ſondern nur meine Augenſchmerzen darf ich damit ſtillen.

Durch dieſes Magnetiſiren werde ich gewiß geſund; wenn es Hrn. Doctor nicht zu beſchwerlich fällt. Fragen darf man mich im Schlaf noch nichts: denn ich bin noch nicht ſo ſehr im Schlaf, daß mich die äuſſern Einwirkungen nicht ſtörten, wenn ich aber im völligen Schlaf ſeyn werde, dann darf man mich fragen. Ich bin durch eine Stimme gezwungen, dieß alles zu ſprechen, beſonders das über meinen Zuſtand, weiß aber nicht durch welche, ich muß aber dieß alles ſagen, und kann nicht anders.

Es beſteht jetzt mein Weſen im Schlaf, nur im Fühlen, bin ich aber einmal ganz im Schlaf, ſo fühle und ſehe ich zugleich. Hr. Dr. Seyffer, der geſtern Abend bey mir war, machte meine Glieder ſchon durch ſeine Nähe ganz ſchwer, er wirkt äuſſerſt ſtark, und zieht nach ſich, wie ein Magnet. Sobald ich magnetiſirt werde, ſo fühle ich, daß ich mit meinem verſtorbenen Bruder ſogleich innigſt verbunden werde. Die Entkräftung, die ich klage, wenn ich auf bin, und die ich ſchon vorlängſt fühlte, rührt daher, daß eine Markſchwindung bey mir angeſetzt hat, und wäre ich nicht magnetiſirt worden, ſo wäre ich nimmer zu retten geweſen.

Ich magnetiſirte, entfernt von ihr und verborgen, das Waſſer mit den Quittenkernen: ſie ſagte ſogleich: Sie magnetiſiren jetzt das Waſſer mit den Quittenkernen, das ſehe ich zwar nicht, aber ich fühle es.

Um ¾ auf 12 Uhr werde ich aus dem Schlaf kommen, und dann gebt mir die Papierchen, daß ich damit meine Augen öffne.

Meinen Friederich ſehe ich wieder. Er ſteht unter herrlichen Palmbäumen, und bricht ſich einen Palmzweig. O wäre ich bey ihm! O wie iſt es im Himmel ſo unbeſchreiblich ſchön!

Um ¾ auf 12 Uhr ſagte ſie: nun will ich erwachen! Man reichte ihr die Papierchen, ſie legte dieſelben auf die Augen, und konnte ſie ſogleich eröffnen. Da ſie die Augen aufgeſchloſſen hatte, ſagte ſie lachend: ich glaube, Hr. Doctor will mich durch Sympathie heilen.

Sie ſtund alsbald auf, ward munter, und verweilte eine ganze Stunde auſſer Bett.

Dieſen Nachmittag hatte ſie häufige Krämpfe, konnte auch jedesmal die Minute voraus beſtimmen, wann ſie wieder aufhörten; ſie ſagte: ſie wiſſe nicht, woher es komme, daß ſie die Zeit der Dauer der Krämpfe ſo genau beſtimmen könne, ſie fühle es eben. Während der Krämpfe hatte ſie immer die Augen geſchloſſen, und fühlte ſich in einem halben magnetiſchen Schlaf. Nach jedem Krampf fühlte ſie ſich ſehr erleichtert und geſtärkt. Nachts 8 Uhr wurde ſie abermals mit einem heftigen Krampf befallen, der 15 Minuten dauerte, darnach aber fühlte ſie ſich wieder geſtärkt, und hatte ruhigen Schlaf.

4 Nov. Nachdem ſie einige Augenblicke beſtrichen war, ſtellten ſich leichte allgemeine Krämpfe ein; als dieſe nachließen, ſagte ſie: was iſt auf meiner rechten Seite, das ſo warm und ſo hell iſt, man ſage mirs doch?

Nach Verlauf einer Stunde ſagte ſie: wenn Hr. Doctor mir dreymal in den Mund haucht, ſo muß ich ſprechen. Dieß geſchah, und darauf ſprach ſie folgendes: man muß mir wieder den Thee zu trinken geben, wie geſtern, nur noch ſtärker, und auch die Quittenkerne, auch mit der Diät iſt es wie geſtern zu halten. Wäre Hr. Doctor heute um ¾ auf 9 Uhr gekommen, ſo hätte ich vieles unmagnetiſirt geſprochen, es war da eine beſonders glückliche Stunde, ich wäre durch wenige Striche nicht nur fühlend, ſondern auch ſehend geworden. Sobald Hr. Doctor mir in den Mund haucht, ſo muß ich ſprechen, ich werde alsdann dazu gezwungen, doch darf es nicht, ohne daß ich es ſage, geſchehen. Bey jedem Krampfe, den ich habe, bin ich halb magnetiſch. Wäre ich um ¾ auf 9 Uhr magnetiſirt worden, ſo hätte ich vieles von der andern Welt geſehen. Was ich von der andern Welt ſpreche, das ſehe ich, was ich aber von dieſer Welt ſpreche, das fühle ich, nur fragen darf man mich nicht. Um 11 Uhr gebe man mir die Papierchen auf die Augen, damit ich erwache. Um halb 4 Uhr muß ich auch einen magnetiſirten Apfel, aber einen Weinapfel, eſſen. Das Faſten und das Theetrinken iſt mein beſtes Mittel.

Mein Vater ſoll für ſeinen Schwindel einen halben Schoppen Spitzenwegerichſaft nehmen, und darunter für 3 Kreuzer Honig thun, von dieſem nimmt er alle Morgen ein Eßlöffel voll. Er muß es aber mit dem Gedanken nehmen, daß es helfe: denn der Glaube iſt es, der da heilt: denn er iſt halb allmächtig, die Verordnung iſt nur das Mittel.

In den erſten drey Stunden des Nachts, da ich beginne zu ſchlafen, ſchlafe ich magnetiſch, ob ich reden kann weiß ich nicht. Auch im Wachen bin ich manchmal magnetiſch, beſonders nach den Krämpfen.

Zur beſtimmten Zeit erwachte ſie, und war wieder über das Erweckungsmittel ſehr verwundert.

Nachmittags 1 Uhr und Abends 5 Uhr bekam ſie wieder Krämpfe. Um ¾ auf 6 Uhr fiel ſie von ſelbſt in magnetiſchen Schlaf.

5 Nov. Nach einer halben Stunde der magnetiſchen Beſtreichung ſtellten ſich leichte Krämpfe im Mund und Rücken ein. Später fieng ſie ſehr wehzuklagen an, und ſprach nun nach und nach folgendes im magnetiſchen Schlaf: Ach Gott! welch ein Jammer! Mein Führer führt mich an

einen ſehr erſchrecklichen Abgrund. Da ſehe ich unten die Verdammten in ihrer Qual. Alle ſind ſchreckliche Thiere, und ſo quälen ſie ſich auch unter einander. Sie fluchen einander, und eines legt dem andern die Verführung zur Laſt: denn welche thieriſche Leidenſchaft im Menſchen, im Leben herrſchend war, in ſolches greuliche thieriſche Bild wird die Seele nach dem Tode verwandelt. Bey der Auferſtehung kann ſchon jede Seele an ihrem Leib beſtimmen, wohin ſie gehört.

Ferner ſagte ſie: nun komme ich in ein ödes Thal, da ſind die Halbſeligen, das iſt ein Ort ohne Reiz, ſie hören den Jubel der Seligen, aber auch den Jammer der Verdammten, ſie werden aber auch ſelig, ſie ſchweben dahin wie Schatten.

Ferner: Nun bin ich im Himmel der Kinder: O! welche Unſchuld und welcher Frieden! Da ſind alle Kinder, die unter ſieben Jahren ſterben. Sie wandeln mit Engeln, ihren Lehrmeiſtern! Es iſt eine unzählige Menge, eines möchte immer folgſamer ſeyn als das andere. Meine kleinen Geſchwiſter ſehe ich auch hier, aber meinen ältern verſtorbenen Bruder nicht mehr, der iſt ſchon weiter oben. O! wäre ſolcher Friede auf der Erde, dann wäre ſie ſchon ein halber Himmel! Zu dieſen Kindern fühl ich mich ganz hingezogen, und wie dank ich Gott, daß er mir ſolchen Himmel offenbart!

Nun bin ich bey andern Seligen, aber es iſt noch nicht der Himmel ſelbſt, ich kann auch nicht ſagen, ob es die Sonne oder der Mond iſt; nur das weiß ich: daß es gegen Morgen liegt! Wie liebreich werde ich aufgenommen! das iſt eine Eintracht, eine Klarheit! ein Friede! ein Jubel! Ich fragte ſo eben einen Seligen, woher ſie denn wiſſen können, wie ſie den Willen Gottes thun ſollen, da ſie doch noch nicht in der Nähe Gottes ſeyen? er ſagte: der Wille Gottes durchzückt uns, wie ein Blitz.

Zu meiner linken Seite ſtehen noch immer böſe Geiſter, die mir bange machen wollen, aber ſie können nicht, ich fürchte mich auch nicht; denn mein guter Geiſt iſt mächtiger. Werde ich zu den ganz Seligen geführt, ſo müſſen alle dieſe böſen Geiſter weichen.

Geſtern Morgen vor ¾ auf 9 Uhr wurde ich von drey Strahlen Gottes durchzückt, das war eine beſonders glückliche Stunde für mich, und wäre mir dieſe zum magnetiſiren gewählt worden, dann hätte ich die volle Seligkeit geſchaut.

Sie bat: ihr im wachenden Zuſtand von allem dem nichts zu ſagen, was ſie geſehen und geſprochen habe.

6 Nov. Nachdem ſie heute einige Minuten lang magnetiſirt war, ſtellten ſich ſtarke Krämpfe im Rücken und Munde ein. Nach ¼ Stunden zeigte ſich ein äuſſerſt verklärtes Lächeln auf ihrem Angeſicht; ihre Lippen bewegten ſich, und ſie ſprach: mein Geiſt. . . . Mehr konnte ſie nicht reden, weil Krämpfe eintraten. Ich fragte ſie: ob ich ihr in den Mund hauchen ſolle, ſie bejahte es; und ſprach nach und nach folgendes: ich muß beten — drauf faltete ſie ihre Hände, und fieng folgenden Vers laut und deutlich zu beten an: Mein Geiſt, o Gott, wird ganz entzückt, u. ſ. w. Darnach ſagte ſie: ich ſehe unausſprechlich viel Selige in der größten Herrlichkeit, ſie ſind mit unvergänglichen Kränzen gekrönt; ſie jubeln mir alle entgegen. Es iſt alles voll unausſprechlicher Klarheit. Dieß ſind aber

noch nicht die ganz Seligen oder Auserwählten, dieſe tragen Kronen! Wenn ich einſt dieſe recht ſchauen darf!

Wäre ich doch nur vorgeſtern um ¾ auf 9 Uhr mit ſieben Strichen magnetiſirt werden, dann wäre ich gar weit geführt worden. Dieſe Stunde ſoll von nun an beibehalten werden. Ich darf im magnetiſchen Schlaf nicht ſprechen, bis eine höhere Stimme mich dazu auffordert, meine Willenskraft iſt dieſer höhern Stimme unterwerfen; ich darf auch nicht alles ſagen, was ich ſehe, nur was dieſe Stimme mir erlaubt. Daß dieſes ſo iſt; ſoll man ausdrücklich bemerken. Wenn die Lichtſtrahlen, die mich im magnetiſchen Schlafe durchſtrömen, länger anhaltend wären, ſo würde ich augenblicklich verklärt, wie ein Engel.

Die Seligen werden verklärt durch die Strahlen der Liebe Gottes; und je mehr ein Seliger Gott liebt, je mehr zieht er ſolche Strahlen der Liebe Gottes in ſich, und kann damit ſeine Verklärung erhohen. Nicht alle ſind gleich verklärt, denn nur wie der Grad der Liebe zu Gott in den Seligen iſt, ſo iſt auch der Grad ihrer Verklärung.

Mittags darf ich nichts genießen, als um ¾ auf 1 Uhr eine Taſſe Meliſſenthee, mit 17 Stückchen Holdermark, um 3 Uhr die zweyte, und um ¾ auf 5 Uhr die dritte Schale.

Es kommt unglaublich viel auf die Stunde an, in der ein Arzneimittel genommen wird, es wirkt nicht zu jeder Stunde gleich. Meine Krankheit iſt eine Entwicklungskrankheit durchs Magnetiſiren geworden, in einem andern Fall wäre es eine Markſchwindung geworden, mit einer Hirnentzündung.

Wäre Hr. Doctor geſtern nicht gekommen, und hätte mich mit jenen Strichen aus der Lähmung gebracht, ſo daß ich ſieben Stunden in ihr hätte liegen müſſen, ſo wäre ich aus ihr ſchwer zu bringen geweſen. Eine ſolche Lähmung iſt gefährlicher, als Schmerz in den Gliedern, denn ſie iſt ſchlagartig.

Des Nachts vor 7 Uhr ſoll mich niemand fremdes beſuchen; weil ich da in magnetiſchen Schlaf verfalle, und dadurch geſtört werde. Das Holdermark muß von heurigem Geſchoß ſeyn, und mein älteſter Bruder muß es holen; es führt die Hitze aus dem Geblüt hinaus. Wenn ich erwache, ſo werde ich fragen: ob ich auch etwas wichtiges im Schlaf ſpreche? dieß ſoll mir aber Hr. Doctor ſelbſt beantworten, mir aber nicht ſagen, was ich geſprochen.

Ich wünſchte nur, Hr. Doctor könnte ſo ſtark auf mich wirken, daß er mich zum Nimmererwachen einſchläfern könnte, weil ich ſo gern auf immer dort wäre, wo ich im Schlaf bin.

Hierauf mußte man ihr noch vor dem Erwachen vorleſen, was ſie unter der heutigen Kriſe geſprochen, worauf ſie das ſelbſt verbeſſerte, was nicht nach ihrem Sinne verfaßt war, noch ehe es dieſem Tagebuch einverleibt wurde. Nach ¾ auf 11 Uhr erweckte ich ſie wieder mit drey Strichen.

Nach dem Erwachen fragte ſie auch ſogleich: Hr. Doctor ſagen mir doch, ob ich auch etwas wichtiges im Schlaf geſprochen?

7 Nov. In dieſer Stunde ſprach ſie im magnetiſchen Schlafe folgendes: Heute komme ich nicht ſo tief in Schlaf, woran ein zurückgetretener Schweiß die

Schuld hat, und daß heute für den Magnetiſmus kein geſchickter Tag iſt. Es kommt alles auf den Tag und die Stunde an. Ich muß um 1 Uhr einen Holderthee nehmen, um in Schweiß zu kommen; geſchieht dieß nicht, ſo entſteht ein Fieber daraus Nach dem Schweiße darf ich eſſen, auf den Abend werde ich nicht gut geſtimmt ſeyn, und viel weinen, auch werde ich nicht ſo fröhlich, wie ſonſt erwachen; weil ich nicht ganz in Schlaf gekommen bin. Ich habe auſſerordentliche Augenſchmerzen, und will heute mit den Papierchen erweckt ſeyn. Ich ſahe und ſehe noch viele Lichtgeſtalten, kann ſie aber nicht beſchreiben.

Nach 12 Uhr wurde ſie von einem Krampfe befallen. Der erwartete Schweiß wurde durch den Holderthee bewirkt. Vom Erwachen an, hatte ſie, den ganzen Abend, eine traurige Gemüthsſtimmung, und weinte ſehr.

8 Nov. In der heutigen Stunde ſprach ſie, nachdem leichte Krämpfe vorangegangen waren, und man ein verklärtes Lächeln auf ihrem Geſichte bemerkte, nach und nach folgendes: ach welch unbeſchreibliche Herrlichkeit ſehe ich! Ich ſehe Selige, die die Auserwählten ſind, ſie tragen Kronen und Zepter, ihre Herrlichkeit iſt unbeſchreiblich. Auch ſehe ich einen Geiſt in einer Klarheit, die keine Sprache beſchreibt, dieß iſt unſer Erlöſer, er lächelt mir freundlich zu. Ach Gott! es iſt mir auch, als ſähe ich die zwölf Apoſtel auf einem herrlichen Gebirge; da iſt nichts als Verklärung! Solche Herrlichkeit, wie ich heute ſehe, ſahe ich, ſo lang ich ſchlafe, noch nie! O würde doch niemand mehr ſündigen, um ſolche Herrlichkeit nicht im Leichtſinn zu verſcherzen! Jetzt ſehe ich einen Geiſt, wie durch die Luft ſchweben; der war auf dieſer Welt ſehr böſe, und hat

ſehr viele unterdrückt. Gegenüber ſchwebt ihm ein Seliger, den er auf dieſer Welt hart verfolgte. Dieſer ſpricht den böſen Geiſt durch ein Wort in den hölliſchen Abgrund, nachdem ſich der Böſe in ein ſchreckliches Thier verwandelt hatte. Es iſt der Abgrund, den ich früher ſahe.

Nun kann ich auch ein Mittel angeben, durch das mein Vater in Stand geſetzt wird, mich zu magnetiſiren. Hr. Doctor ſoll meinem Vater neun Striche vom Kopf an bis in die Herzgrube mit dem Daumen geben, dadurch nehme ich ihn an, wie den Hrn. Doctor, auch ſoll er zuvor magnetiſirtes Waſſer trinken. Es ſammelt ſich wieder ein Geſchwür unter meinem linken Arm, wird es ſehr groß, ſo werde ich für den Magnetismus unempfänglich: denn es hemmt die Krämpfe. Durch das Geſchwür erhalte ich Fieber, und dieß Fieber macht, daß ich für den Magnetismus unempfänglich werde. Ferner ſolle mir Hr. Doctor einen leinenen Fleck geben, den er unter dem rechten Arm getragen, es muß aber der rechte Arm ſeyn, mit demſelben kann ich mir die Krämpfe in den Augen vertreiben, und die Lähmung in den Gliedern. Hätte mich Hr. Dr. Senffer nur dreymal magnetiſirt, ſo wäre ich in drey Tagen ganz hellſehend geworden. Hr. Dr. Kerner hätte mich nicht einmal ſo ſehr in Schlaf bringen können, hätte ich nicht ſo großen Glauben und Zutrauen zu ihm, dieß erſetzte bei mir, was ihm an Nerveneinfluß fehlt.

Das Fieber ſteckt wieder zu ſehr in meinem Geblüt, und man dürfte mir wohl einen Trank aus Salpeter geben.

Dieſen Nachmittag um ½ auf 1 Uhr kam das Geſchwür unvermuthet zum Aufbrechen, und floß bis 1 Uhr unausgeſezt fort. Nach 2 Uhr fieng es abermal an zu fließen, ungefähr eine halbe Viertelſtunde lang, dadurch wurde die Geſchwulſt gänzlich gehoben, und ſtatt der Krämpfe ließen ſich nur noch ſtarke Erſchütterungen verſpüren.

9 Nov. Im heutigen Schlaf ſprach ſie folgendes: wird Hr. Doctor während des Magnetiſirens abgerufen, ſo ſoll er mir nur ſein Sacktuch auf die Herzgrube legen, dann komme ich nicht aus dem Schlaf. Ich habe ſehr große Augenſchmerzen, Hr. Doctor ſoll mir ſein Sacktuch auf die Augen legen. Es geſchah und die Augenſchmerzen verlohren ſich.

So viel Feuer ſtrömte noch nie aus Hrn. Doctors Händen, wie heute. Ich bin jezt wieder in einem herrlichen Thal, da ſpringt aus einem Raſenhügel eine wunderklare Quelle, aus dieſer ſchöpfen zwey Seelige mit einem goldenen Becher. Heute hätte ich mit meinem Führer ſehr weit gegen Morgen ſchweben und die herrlichſten Dinge ſchauen dürfen, wenn das Fieber nicht wäre. Das Fieber würde aber auch machen, daß ich dieſe Herrlichkeiten viel irdiſcher ſehen würde. *Wenn man im magnetiſchen Schlaf Fieber hat, ſo ſieht man die Geſichte in demſelben viel irdiſcher.* Man fragte ſie, wer denn ihr Führer ſey? ſie ſagte: mein Bruder. Er hat ein weiſes glänzendes Kleid an, und eine Krone auf dem Haupt. Er führt mich immer an der rechten Hand, niemals an der linken, und ſchwebt mit mir durch die Lüfte gegen Morgen, nach jenen ſeligen Gegenden. Wenn ich auch im magnetiſchen Schlaf weine und verſtimmt bin; ſo geſchieht dieß blos aus Sehnſucht nach meinem Bruder. Noch muß er heute ſeine Strahlen vor mir zurückziehen; denn ich könnte wegen meines Fiebers ſeinen Glanz jezt nicht ertragen. — Ach Gott! da kommen jezt auch meine andern Geſchwiſter!—Sie lächelte dabey äuſſerſt freundlich.

Man bringe mir, ſagte ſie: meines Bruders Leichengedicht, und leg es mir auf das Herz, dann wird er mir in ſeinem Todtengewand erſcheinen, auch werde ich ihn in ſeinem Sarge liegen ſehen, und alle ſeine Blumen und andern Sachen. Man legte ihr das Gedicht auf die Bruſt, und ſie ſagte: ach Gott! da iſt nun mein Bruder in ſeinem Todtenkleide, es macht mir Schauer, man bringe das Gedicht wieder weg! Dieß geſchah. Brachte man es aber heimlich wieder in ihre Nähe, ſo ſagte ſie ſogleich wieder: da iſt ja mein Bruder im Todtenkleide wieder, man bringe das Gedicht hinweg! Ach Gott! (ſagte ſie ſpäter) wie kam ich ſo ſchnell auf den Kirchhof und ſtehe auf Friedrichs Grab! wer hat es denn geöffnet? Das wollte ich ja nicht! Da liegen noch verroſtete Nadeln, die in der Zitrone, die er in der Hand hatte, ſteckten, auch von ſeinen Gebeinen ſehe ich, und Bretter von ſeinem Sarge.

Die Erquickung eines magnetiſchen Schlafs gebt über alle Erquickung, die einem ein natürlicher Schlaf bringen könnte.

Wenn ein Schweiß kommen will, ſo darf ich ihn nicht unterdrücken.

Sollten während des magnetiſchen Schlafs Augenſchmerzen ſich ſpüren laſſen, ſo lege man mir Hrn. Doctors Sacktuch auf den Kopf.

Von dem Salpeterwaſſer darf ich noch mehr trinken, Abends um 5 Uhr, wegen des Fiebers, welches noch drey Tage währen wird. Auf dieſen Abend ſoll man einen Schoppen magnetiſirtes Waſſer nehmen, und ſo viel Salz hineinthun, als drey Finger faſſen können, damit muß ich mein Haupt waſchen, daß der Fieberhitze gewehret wird. Ich komme viel leichter in den Schlaf, wenn Hr. Doctor während des Magnetiſirens mir ſein Sacktuch auf den Kopf legt.

Ihr Schlaf dauerte eine Stunde, und dann ließ ſie ſich erwecken. Ich gab ihr nach dem Erwachen ein Bändelchen, das ich unter dem rechten Arm getragen. Sie legte es ſich um den Hals, und ſogleich bekam ſie einen Krampf im Halſe, der ihr das Schlingen verhinderte. Band ich es ihr um die Hand, ſo bekam ſie in dieſer Krampf; legte ich ihr das Bändelchen auf den Kopf, ſo wurde ſie ſchläfrig, und ſchloß die Augen magnetiſch, ohne ſie wieder eröffnen zu können; legte ich ihr das Bändelchen auf die Augen, ſo öffnete ſie dieſelben, und der Schlaf vergieng. Die Geſchwulſt, die geſtern aufbrach, und ſich ausleerte, war ſchon heute, als man nachſah, an der Stelle des Aufbruchs gänzlich geheilt, ſo daß nicht die kleinſte Spur mehr von der erſt geſtern aufgebrochenen ſo großen Geſchwulſt zu erkennen war.

Abends hielt ich ihr das Bändelchen auf dem Kopf mit der Hand feſt, nachdem dieß einige Minuten lang geſchehn, bekam ſie Zuckungen, und war im magnetiſchen Schlaf.

Sie ſprach in ihm folgendes: da bin ich wieder in dem herrlichen Wieſenthal, mit meinem Bruder. In dem Thal iſt es nicht Nacht, wie hier; ich ſehe in ihm einen kryſtallenen Strom und mehrere Seelige, die zu ihm ſchweben.

Ich bin nicht ſowohl durch das Bändelchen in Schlaf gebracht, als dadurch, daß Hr. Doctor ſeine Hand auf meinen Kopf legt. Es iſt aber nicht gut, weil es dem Hrn. Doctor Kraft zur Einwirkung benimmt, und er mich morgen ſchwerer in Schlaf zu bringen hat. Sie verlangte nach einer Viertelſtunde wegen Augenſchmerzen erweckt zu werden. Ich fühlte in der Hand, die ich ihr aufs Haupt gelegt hatte, ein Zittern und leiſen Schmerz.

10 Nov. Als ſie heute eine Viertelſtunde lang magnetiſirt worden war, kam ſie in magnetiſchen Halbſchlaf, und ſagte: ich wäre ſchon in ganzen Schlaf verfallen, wenn Hr. Doctor nicht etwas von Metall an ſich hätte. Ich hatte auch wirklich eine metallene Schnalle und metallene Knopföhren an meiner Weſte. Dieſes Gefühl für Metalle habe ſie jetzt erſt. Nach fernerem Magnetiſiren ſagte ſie: ich habe nur auf der linken Seite das Gefühl von Ausſtrömung aus der Hand des Hrn. Doctors, auf der rechten nicht. Auf der linken Seite fühle ich auch Krämpfe, während meine rechte Seite ganz gleichgültig bleibt. Das kommt daher, weil die linke Hand des Hrn. Doctors geſtern ſo viele Kraft durch das Auflegen auf meinen Kopf verloren hatte; das ſoll nicht mehr geſchehen. Später nahm ſie ein von mir daliegendes Tuch, legte es ſich auf die Herzgrube, und ſagte: ich fühle, Hr. Doctor wird abgerufen. Dieß geſchah wirklich auch, und ich mußte mich auf eine Stunde lang, als das Magnetiſiren kaum eine halbe Stunde gedauert hatte, entfernen.

Nach Verfluß von 10 Minuten ſagte ſie zu ihrem Vater: ich fühle ein ſo heftiges Schlagen auf der Herzgrube, das dem der ſtärkſten Pulsſchläge ähnlich iſt.

Auch fühle ich, daß wenn Hr. Doctor ſich nicht hätte entfernen müſſen, daß ich heute in einen tiefern Schlaf, als bisher, gekommen wäre.

Sobald ich dieſen Abend Hitze empfinde, muß ich Salpeterwaſſer trinken.

Seitdem ich heute Hrn. Doctors Tuch auf meiner Herzgrube habe, weiß ich, warum mich Hr. Doctor ſo lange nicht in Schlaf bringt, um hellſehend zu werden: die Urſache iſt: daß er, ſo lang er mich magnetiſirt, zugleich auch etlichemal die Caroline magnetiſirte. Es kann eher eine Perſon drey bis vier Magnetiſeurs haben, als ein Magnetiſeur ſich mit zwey Perſonen zu gleicher Zeit in Verbindung ſetzen.

Das ſchwarze Bändelchen, das ſie geſtern von mir erhielt, mußte heute mit einem weiſen verwechſelt werden, ſie behauptete, daß die ſchwarze Farbe den magnetiſchen Schlaf ſtöre, und die Viſionen verdunkle.

Nachmittags 3 Uhr bekam ſie von der von ſelbſt ſomnambul gewordenen Caroline einen Beſuch. Beyde ſchloßen in Freundſchaft ihre Hände eine Zeit lang in einander. Jene war gerade halbwach und kurz zuvor von einem Krampfe im Kopfe befallen geweſen. Kaum hatte ſich dieſe Caroline von ihr entfernt, ſo befiel ſie ein heftiger Krampf im Kopfe, ſie klagte über Schwindel und die heftigſten Schmerzen auf der Herzgrube, bis ich erſchien und dieſe Zufälle durch magnetiſche Striche und dreymaliges Anhauchen der Herzgrube wieder legte.

11 Nov. Dieſen Morgen ſtund ſie ſehr traurig auf, konnte aber nicht lange auf ſeyn. Sie begehrte mit Gewalt das Leichengedicht ihres Bruders, und legte es ſich auf die Bruſt, nachdem ſie vorher den Leichengeſang ihres Bruders geleſen hatte. Sie verfiel nun ſelbſt in mag-

netiſchen Schlaf, in dem ſie aber nichts ſprach. Unter der heutigen magnetiſchen Behandlung ſprach ſie aber folgendes: den geſtrigen Krampf erhielt ich durch Berührung der Caroline. Würde man dieſe zu mir legen, ſo würde ich ſo ſomnambul wie ſie werden, es wäre mir aber höchſt ſchädlich. Ihre Krämpfe ſind anderer Art, ſie ſind wild. Durch ihre lange Berührung wurde ich ſo ganz anders geſtimmt, es iſt ein anderer Nervengeiſt in ihr, der in mich übergieng, und der traurig iſt. Man ſoll mir das weiſe Bändelchen vom Hrn. Doctor an die Hand binden, an welcher ſie mich berührte; auch laſſe man mich ſieben Taſſen Baldrianthee trinken. Hätte mich Caroline noch länger berührt, ſo hätte ich wieder jenen Schwindel für immer erhalten. Ich habe dieſe Nacht den Schwindel vom Kopf in die Herzgrube dadurch gebracht, daß ich jenes ſchwarze Bändelchen um den Kopf band. Hr. Doctor ſolle die Hand, die mir Caroline berührte, eine Zeitlang feſt halten, damit ich von ihm einen andern Geiſt einziehe, und nicht den von wilden Krämpfen. Ich kann nun beſtimmt ſagen, daß wenn ich nicht von Hrn. Doctor forthin magnetiſirt würde, oder auch nichts dergleichen erhielte, was er berührt oder magnetiſirt; ſo würde ich in eine Auszehrung verfallen. Sie bat mich nun mit Thränen, und um Gottes willen: daß ich ſie nicht verlaſſen ſolle.

Als ich um ihre Hand das Bändelchen gebunden, und ihre Hand in der meinigen gehalten hatte, ſagte ſie: nun erhalte ich doch wieder Lichterſcheinungen, die Caroline hatte mir alles verdunkelt!

Nachmittag und Abends trank ſie die ſieben Taſſen Baldrianthee, und bekam hierauf auſſerordentlich ſtarke kalte Schweiße. Abends 6 Uhr fiel ſie 1½ Stunden lang in magnetiſchen Schlaf. Sie ſprach in demſelben nichts, nur als ſie ihr Vater fragte, wie ſchläfeſt du? antwortete ſie: ſtöre mich niemand, ich bin jetzt bei meinem höhern Vater! Später, als ich kam, ſprach ſie: durch die entſetzlichen Schweiße, die ich auf die ſieben Taſſen Baldrianthee bekam, habe ich nun alles das, was von der Caroline in mich übergieng, aus mir ausgeſtoßen, denn ich weiß jetzt ganz gewiß, daß ich ihren Starrkrampf anzog.

Wäre dieß Ausſtoßen durch Schweiße nicht geſchehen, ſo wäre meine Gemüthsſtimmung immer an die ihrige gebunden geweſen. Wäre ſie traurig geweſen, würde ich traurig geweſen ſeyn; ich hätte aber auch ihre wilden Krämpfe erhalten, und wäre ſehr unglücklich geworden.

Dieß war auch bereits ſchon der Fall: denn in der gleichen Stunde, als ſie am heutigen Morgen ſo ſehr verſtimmt war, und auch an den Tod ihres Bruders dachte, hatte die entfernte ſomnambule Caroline eine gleiche trübe Stimmung, weinte auch immer und behauptete: ſie ſehe, wie ſie begraben werde, wie man ihr einen Todtengeſang ſinge, und die Leichenrede halte. u. ſ. w. *)

Nachts 12 Uhr erfolgte wieder heftiger Schweiß, vor deſſen Ausbruch ſie abermals einen Schwindel, wiewohl nicht ſo ſtark als geſtern verſpürte. Die Urſache war, daß ſie mein Tuch nicht bey Handen hatte, und ihren Schwindel dadurch nicht wieder in magnetiſchen Schlaf verwandeln konnte.

12 Nov. Nach einem viertelſtündigen Magnetiſiren zeigte ſich das holdeſte Lächeln auf ihrem Angeſicht. Drauf

---

*) S. die zweyte Geſchichte.

ſagte ſie: Hr. Doctor, was iſt denn ſo hell auf meinem Geſichte? es iſt unbeſchreiblich hell! Heute darf ich mit meinem Führer näher gegen Morgen ſchweben, wohin ich am letztern Samſtag wegen meines Fiebers noch nicht gelangen konnte, wie ich dazumal vorausſagte. Hierauf erfolgte ein heftiger Krampf, unter dem ſie rief: ach Gott! ſo muß ich vorbereitet werden!

Bald darauf: heute reiſe ich weit, ich bin aber noch nicht ganz, wohin ich kommen ſoll. Heute bin ich im tiefen Schlaf. Nachher rief ſie: ach Gott! wo bin ich denn? ich bin ja wie verklärt, ich ſtehe als ein ſilberfarbener Strahl auf einem Berge! Hierauf erfolgte wieder ein heftiger Krampf, unter dem ſagte ſie: muß ich denn noch kälter werden? Darnach wollte ſie eilends aus dem Bett, und ſprach: ich meine, ich ſtehe noch auf dem Berg, und wäre gern in das ſchöne Thal, das ich da unten ſehe. Hätte mich Hr. Doctor nicht Schlag ¾ auf 9 Uhr magnetiſirt, ſo wäre ich nicht ſo tief in Schlaf gekommen. Man laſſe mich nicht während des magnetiſchen Schlafs auf die linke Seite liegen, denn da hat ein böſer Geiſt mehr Einfluß, meine Geſichte zu verdunkeln, und meine Reden würden täuſchend werden. Das iſt nicht der Fall, wenn ich auf dem Rücken oder auf der rechten Seite liege. Weil ich ſo viel Krämpfe hatte, darf das Streichen länger als ſonſt fortgeſetzt werden, und zwar ſo lange, bis ich ruhig liege und anfange zu ſprechen.

Nach mehr als einer Stunde des Magnetiſirens ſagte ſie: nun bin ich da, wohin ich ſollte, und dictirte hierauf ihre Viſion folgendermaßen mir in die Feder: ich ſehe einen kryſtallenen See, um den unausſprechlich viel Selige ſtehen, und unſer Erlöſer.

Ich ſollte in andern Worten, und nicht ſo irdiſchbildlich es ſagen, was ich ſehe, allein ich finde keine Worte. Die Lieblichkeit der Lichtſtrahlen, welche die Seligen aus unſerm Erlöſer ziehen, iſt nicht zu beſchreiben. Die Seligen ſtellten ſich mich zuerſt, (ich kann keine Worte finden, um mich auszudrücken) unter einem irdiſchen Bilde dar, indem ich ſie mit Kronen und Scepter beſchrieb, jetzt aber ſeh ich ſie nicht mehr im irdiſchen Bilde, ſondern ich ſehe ſie in prächtigen Lichtſtrahlen. Allein die Herrlichkeit des Erlöſers zu beſchreiben, dazu gibt es keine Sprache!

Kein Frommer, ſo fromm er ſeyn mag, kann ſogleich nach dem Tode Gottes Antlitz ſchauen, wegen der unbeſchreiblichen Herrlichkeit. Er muß zuvor durch die niederen Stufen der Seligkeit wandeln.

Es wäre (ich finde kein paſſenderes Bild), als wenn man ein neugebornes Kind, die hellen und für die Erwachſenen ſo wohlthätigen Sonnenſtrahlen wollte fühlen laſſen, es könnte den Anblick nicht ertragen, es wäre ihm mehr Qual, denn Wonne.

Ein jeder Menſch hat zweyerley Geiſter, die ihm immer zur Seite ſtehen. Der gute Geiſt zieht ihn unter den reizbaren Anblicken der Sünden immer zu Gott, zu ſeinem höchſten Gut; während der böſe Geiſt immer dem Menſchen die Sünden wieder reizender vorſtellt, und ihre ſchrecklichen Folgen vor ihm verdunkelt.

Die Einwirkung des böſen Geiſtes läßt Gott blos nach ſeiner Weisheit zu; während er die Einwirkung des guten Geiſtes für den Menſchen beſtimmt und verordnet.

Dem edlern Menſchen gereicht die Einwirkung des böſen Geiſtes, wenn auch unter ſchweren Prüfungen, doch zu ſeiner wahren Veredlung in dieſem, und zu ſeiner großen Verherrlichung in jenem Leben.

Den böſen Menſchen gereichen die Einwirkungen des guten Geiſtes, die ſie durch muthwillige Sünden unterdrücken, zu ihrer großen Verfinſterung in dieſem, und zu ihrer ſchweren Verantwortung und Verdepplung ihrer Strafe in jenem Leben. — Sie ſagte ſpäter: wo bin ich denn? Man ſagte ihr: im Bette; davon wollte ſie aber nichts hören, ſondern begehrte, ich ſolle es ihr beantworten. Ich ſagte: du biſt in beſſern Gegenden, die wir auch einmal ſehen wollen. Ja! ſagte ſie, und dann werde ich Ihnen auch dort noch den innigſten Dank ſagen, daß ich durch Ihre Bemühungen, von einer Krankheit geneſen bin, die ſonſt nichts geheilt hätte; ja daß ich von einem frühen Tode errettet wurde. . . . Ich kann ihnen auch ſagen, Hr. Doctor, daß Sie auch von den Starrkrämpfen der Caroline durch magnetiſche Striche etwas in ſich gezogen, und ich bitte Sie, heute Abend um 3 Uhr drey Taſſen Baldrianthee zu trinken, und zu ſchwitzen: denn der Baldrian treibt durch einen Schweiß, die von dem Starrkrampf der Caroline in Ihr Geblüt eingedrungene Kälte wieder hinaus. Können Sie aber den Thee um 3 Uhr nicht trinken, ſo trinken Sie ihn um 9 Uhr des Nachts; denn das iſt auch ſo eine günſtige Stunde. Fühle ich Abends einen Schwindel, was immer um die Stunde, in der mich die Caroline berührte, der Fall ſeyn kann, ſo gebe man mir eine Taſſe Baldrianthee: denn dieß Kraut hat die beſtimmte Eigenſchaft, daß es das von Krämpfen erkältete Blut wieder erwärmt, und durch Schweiß die Kälte der Krämpfe austreibt. Dieß thut der Wein nicht. Man muß mich überhaupt vor erhitzenden Mitteln immer hüten, denn dieſe können mir nur ſchaden.

Was ich ſpreche, ſpreche nicht ich ſelbſt, ein höheres Weſen iſt es, das aus mir ſpricht, und es iſt alles reine Wahrheit.

Um 11 Uhr mußte man ſie erwecken.

Nach dem Erwachen klagte ſie große Schwäche und man mußte ihr einige Tropfen Köllniſches Waſſer geben.

Nach 12 Uhr verfiel ſie ſchon wieder in einen heftigen Krampf, und ſchlief magnetiſch. In dieſem Schlaf mußte man ihr den ganzen heutigen Akt vorleſen, um alles das zu korrigiren, was nicht pünktlich nach ihrer heutigen Angabe verfaßt war; denn eher, ſprach ſie: werden meine Krämpfe nicht aufhören, bis in dem was ich ſagte durchgehends der reinſte Sinn ausgedrückt iſt.

Die Korrection geſchah mit der härteſten Anſtrengung.

Als ſie dieſen Abend um 6 Uhr im magnetiſchen Schlafe lag, kam ich und fragte ſie: Chriſtiane! wo biſt du? denn ſie lächelte wieder im Schlaf ganz freundlich, ſie ſagte: in meinem Vaterland, und dort ſehe ich nur *einen* Gegenſtand, der iſt unſer Erlöſer. Seine Strahlen leuchten aufs herrlichſte zu mir her. Sie erzählte nun, wie es ihr dieſen Nachmittag ergangen, und dictirte darüber folgendes in die Feder: Heute Abend um 3 Uhr empfand ich wieder einen Anfall von meinen Krämpfen, welche ich aber durch ein vom Hrn. Doctor auf mein Begehren erhaltenes Amulet mit ſeinem Haar, das ich unter die rechte Seite meines Haupts legte, in einen magnetiſchen Schlaf verwandeln konnte. Die erſten

Empfindungen dieſes Schlafs waren, durch die allzuhellen Lichtſtrahlen, die mein Innerſtes durchzückten, ſehr ſchmerzhafte Gefühle.

Späterhin war mir's, als ob ſich die Kräfte meines irdiſchen Lebens (hätte ich nur die rechten Worte, denn ich muß alles der Wahrheit gemäß ſagen) in das tiefſte meines Innern, auf ein Centrum (ſie gebrauchte dieſen Ausdruck) zuſammen ziehen wollten; dann verlohr ich unter heftigen Schmerzen auf der Herzgrube mein Bewußtſeyn, und kann nun von dieſem Schlaf keine nähere Beſchreibung mehr geben. Als ich erwachte, verlangte ich zu meiner Erquickung Aepfel, dieſe reichte mir meine Mutter, und im Genuß derſelben empfand ich weder etwas körperliches an den Aepfeln, noch auch an dem zur Aufnahme der Speiſen beſtimmten Magen. Auch fühlte ich, bis zu meinem dritten magnetiſchen Schlaf, (welcher um 6 Uhr erfolgte) eine ungewohnte Leichtigkeit in den innern Theilen meines Körpers, beſonders auch auf der Zunge.

Schlag 7 Uhr wollte ſie erweckt ſeyn, und ſagte zu mir: Sie dürfen nur das Amulet mit Ihren Haaren unter meinem Kopf hinwegnehmen, ſo werde ich erwachen. Als dieß geſchah, erwachte ſie.

13 Nov. Bald nach der heutigen magnetiſchen Beſtreichung bemerkte man wieder ein ſanftes Lächeln auf ihrem Geſichte. Später ſprach ſie wieder: was ſind denn das für prächtige Lichtſtrahlen auf meinem Geſichte? Solche göttliche Schönheit kann ich nicht ertragen!

Sie bekam nun allgemeine Krämpfe, beſonders auch in den Augen, und entſetzte ſich wieder über die hellen Lichtſtrahlen in ihrem Geſichte, und einmal ſchrie ſie laut.

Sie ſagte hierauf: man halte dieſes Schreyen für keinen wilden Krampf, es iſt nur das Erſtaunen ob dieſen göttlichen Strahlen.

Oft fragte ſie mich, ob ich nicht meine, daß ſie bald kalt genug wäre. Je kälter ich werde, ſagte ſie, deſto mehr ſehe ich.

Nach Verfluß einer völligen Stunde der magnetiſchen Beſtreichung ſprach ſie im Schlafe folgendes: ich ſehe meinen Erlöſer in unausſprechlicher Herrlichkeit, und um ihn ein namenloſes Heer von Seligen, welche unausſprechlich entzückende Gefühle bey ſeinem Anblick empfinden. Auch mich durchſtrömt ein heiliges Entzücken, beym Anblick der namenloſen Herrlichkeit. Was ich heute ſehe, das ſehe ich nicht in Bildern, ich ſehe es zu geiſtig; daher erfordert es ſo große Anſtrengung, um es in die Sprache überzutragen. — Ich kann nicht mehr, es iſt unmöglich: man ſchreibe aber folgendes: Die Erhörung eines Gebets geſchieht: wenn ſich der beßre Menſch durch beſondere fromme Empfindungen veranlaßt fühlt, ſich ſeinem himmliſchen Vater im Gebet zu nähern, und dieſe Empfindungen dann durch rührende, und von dem Geiſt Gottes ſelbſt in ihm gebildete Worte zu äuſſern ſucht. Doch auch dieſe zwar rührenden, aber doch noch irdiſchen Worte, ſind es noch nicht, die dem Betenden Erhörung gewähren, ſondern dieſelben ſteigern nur die liebevollen und glaubigen Empfindungen des frommen Beters, (ich möchte mich wieder ganz der Wahrheit gemäß ausdrücken, und finde wieder kein irdiſches Wort) zu dem höchſten, ihm allein zu helfen vermögenden Weſen. Und wahrlich, nur dieſe Empfindungen ſind es, welche gleichſam auf eine heilig magiſche Art, dem Betenden, aus Gott, Troſt und Hülfe anziehen.

So habe ich es nun in der irdiſchen Sprache nur mühſam auszudrücken verſucht, allein meinen Gefühlen nach, noch ganz unvollkommen.

Das kann ich auch ſagen: daß wenn dieſe Lichtſtrahlen, die ich immer auf meinem Angeſicht ſehe, in mich dringen würden, ſo würde ich plötzlich verwandelt. Mehr kann ich heute nicht ſagen: denn ich fühle mich zu ſchwach, und werde auch ſehr ſchwach erwachen. Hr. Doctor ſoll mich um 11 Uhr erwecken.

Dieſen Nachmittag war ſie vier Stunden lang auſſer Bett und ſtrickte, aber mit einer Fertigkeit, wie ſie ſonſt nicht gewohnt war. Während ſie da ſaß, wurde ſie einsmal ſehr ſchläfrig, und bemerkte; daß das Amulet mit den Haaren, und mein Tuch hinter ihr lag; als ſie dieſe entfernte, vergieng ihr die Schläfrigkeit wieder. Abends 6 Uhr wurde ſie wieder ſchläfrig, und legte nun das Amulet auf die rechte Seite ihres Haupts, worauf ſie ſogleich in magnetiſchen Schlaf verfiel. Dieſer dauerte bis 7 Uhr, wo ſie Schlag 7 Uhr das Amulet von ihrem Haupt nahm, und hierauf ſogleich erwachte.

Sie ſprach in dieſem Schlaf nichts, und man richtete auch, um ſie nicht zu ſchwächen, keine Frage an ſie.

14 Nov. Nach einer Stunde der magnetiſchen Behandlung ſagte ſie: die Lichterſcheinungen, die ich ſehe, kann ich jetzt nicht benennen, denn die höhere Stimme, die es allein vermag auszudrücken, ſchweigt heute in mir. Ich könnte, was ich ſchon dictirte, durchaus nicht ohne dieſe Stimme ſagen; und wachend würde ich Mühe haben, das was ich ſchon dictirte, nur recht zu verſtehen. Es iſt heute ein trüber Tag (es war zum erſtenmal Schnee gefallen, und ſehr trüb) das macht viel, aber nicht alles; es iſt noch etwas beſonders, was macht,

daß nicht ein Tag für den Magnetismus, wie der andere iſt, das ich aber nur fühle, und nicht ſagen kann. Sie machte ſich nun Verordnungen von Baldrianthee, den ſie dieſen Nachmittag um 1, 3 und 5 Uhr jedesmal eine Taſſe trinken müſſe.

Sie ſagte: ich werde heute mißſtimmig ſeyn, denn es giengen durch die trübe Witterung meine Krämpfe ins Blut, und kamen nicht zum Ausbruch.

Hr. Doctor halte meine Hand in der ſeinigen, dieß wird vielleicht machen, daß ich nach dem Erwachen weniger verſtimmt bin. Als dieß einige Zeit lang geſchehen war, ſchien ſie tiefer in magnetiſchen Schlaf zu kommen, es ſtellten ſich auch ſehr ſtarke Krämpfe, beſonders in den Augen ein, nach welchen ſich immer wieder das holdſeligſte Lächeln auf ihrem Geſichte zeigte. Sie ſprach nach und nach folgendes: was iſt denn das für ein Licht, das hier ſcheint? Dieſe Gegend ſah ich noch nie! Es iſt auch eine Gegend, wo Seelige wohnen, es iſt mir aber unmöglich ſie zu beſchreiben, weil die höhere Stimme heut in mir ſchweigt. Mein Bruder führt mich immer, und ſchwebt mit mir durch dieſe ſeelige Gegend, ich ſchwebe neben ihm wie ein Schatten, das macht, weil ich noch nicht geſtorben bin.

Noch oft wechſelten in ihren Mienen ſeeliges Entzücken und höchſtes Erſtaunen, aber zu ſprechen war ſie nicht vermögend. Schlag 11 Uhr mußte ich ſie wecken, und ihr einen magnetiſirten Apfel reichen.

15 Nov. Ich ſtellte heute den Verſuch an, ob durch Waſchung meiner Arme mit Wein, meine Einwirkung nicht könnte verſtärkt werden, aber im Gegentheil zeigte ſich: daß der Wein zwar die Einwirkung verſtärkte,

aber aus den ſonſt gewöhnlichen Krämpfen einen Schwindelkrampf (nach ihrer Benennung) verurſachte, und ich mußte auf ihr Begehren die Arme mit Salzwaſſer waſchen, um die eingedrungene Kraft des Weins wieder zu verdrängen, welches auch den erwünſchten Erfolg hatte. So hatte ich auch einen Mund voll Wein gekoſtet, den ſie ſodann augenblicklich im Magen fühlte, und ſich heftig darüber beklagte, und ich mußte, um die Wirkung des Weines aufzuheben, ein wenig Salzwaſſer trinken: ſogleich ſchmeckte ſie auch im Mund die Herbe des Salzes. Ich nahm darauf heimlich etwas Zucker in den Mund, ſogleich ſagte ſie: wer thut mir den Zucker in den Mund?

Später ſprach ſie: auf den Nachmittag muß ich fünf Taſſen Baldrianthee haben, und um 1 Uhr die erſten, die folgenden, wie ichs verlange, dadurch werde ich einen heftigen Schweiß bekommen, der bis 3 Uhr dauren wird, auf welchen ich mich ſehr ſchwach befinden werde, doch werde ich aufſtehen, und zwiſchen 4 und 5 Uhr zum Fenſter hinausſchauen, da werde ich dann eine mir widrige Perſon erblicken, worauf ich einen heftigen Krampf erhalten werde, man darf mir aber nichts Stärkendes reichen. Alles was von Wein iſt, muß man gänzlich von mir entfernen.

Schlag 6 Uhr werde ich wieder in magnetiſchen Schlaf verfallen, der eine Stunde dauern wird.

Es iſt mir auch ſchädlich, wenn ich nach dem Erwachen aus einem magnetiſchen Schlaf ſogleich aufſtehe, ich werde geſchwächt, dann nur ſchadet mirs nicht, wenn ich beim Erwachen noch ſieben magnetiſche Striche erhalte; denn dadurch werde ich wieder geſtärkt, denn meine Nerven ſind nach einem ſolchen Schlaf äuſſerſt reizbar, und die kleinſte Urſache kann mir dann Krämpfe erregen.

Nach Verfluß von ¾ Stunden ſagte ſie: es iſt ja grauſam kalt hier; es iſt ſchmerzhaft, wenn man ſo weit reiſen muß. Hierauf ſprach ſie: ich glaubte, es ſeye Tag, und jetzt ſehe ich doch alle Sterne am Himmel! Es wandelte ſie öfters ein Froſt an, durch den ſie am ganzen Körper zitterte, und ſie ſagte: es iſt eine ſehr große Kälte in den obern Sphären. Es ſtellten ſich auch heftige Krämpfe in ihrem ganzen Körper ein. Später ſprach ſie: ich bin nun bey ſolchen Seeligen, die ſich blos deßwegen guter Werke in ihrem irdiſchen Leben befliſſen hatten: um nach ihrem Tode in ihrem Wahn mit Recht eine hohe Stufe der Seeligkeit anſprechen zu dürfen. Dieſe Seelen wollen nicht erkennen, daß ihre Abſicht irdiſch und nicht edel genug war, daher können ſie nicht zu den ganz Seeligen gelangen. Denn nur die Liebe zu Gott, muß der Antrieb zu einem edlen Leben ſeyn, und nicht die Abſicht auf Belohnung. Dieſe Seeligen bewohnen einen Himmelskörper, den ich aber nicht nennen kann. Sie ſehen einen auch nicht ſo liebreich an, wie die andern, und ich hoffe in meinem Schlaf auf den Abend zu den beſſern Seeligen zu kommen.

Dictiren kann ich heute nicht, die Krämpfe hätten noch ſtärker zum Ausbruch kommen ſollen. Durch Krämpfe werde ich mehr vom Körper entbunden, und dann wird mein Körper auch ganz kalt, und ſpricht die höhere Stimme in mir.

Sie wollte nun nach einer Stunde Schlaf erweckt ſeyn. Ich nahm ein Glas in den Mund, und ſogleich erwachte ſie. Nach dem Aufſtehen dieſen Mittag erweckte ihr der Gebrauch einer Haube, an der Seide war, ſogleich Krämpfe.

Um halb 5 Uhr Abends ſah ſie zum Fenſter hinaus, erblickte, wie ſie im frühen Schlaf vorausſagte, die ihr widrige Perſon, und verfiel hierauf in heftige Krämpfe. Vor 6 Uhr ſagte man zu ihr, ſie ſolle ſagen, was man ihr zu Nacht kochen ſolle, ehe ſie ſchlafe. Sie ſagte: ſie könne nicht begreifen, daß man meine, ſie werde ſchlafen, ſie ſeye gar nicht ſchläfrig, allein ſo lange ſie noch ſo ſprach, ſchlug es 6 Uhr, und ſie verfiel ſogleich in den vorausgeſagten magnetiſchen Schlaf. Nach einer halben Viertelſtunde ſagte ſie in dieſem: Hr. Doctor! ich fühle an dem Amulet mit Ihren Haaren, daß Sie heute nicht gut geſtimmt ſind, ich würde ſonſt durch das Amulet tiefer in Schlaf verfallen; Sie haben ein ſtumpfes Kopfweh und Schwindel. Ich mußte geſtehen, daß ihr Gefühl ganz richtig ſeye, und ich meinte, es wäre vielleicht gut, das Amulet wieder mit friſchen Haaren zu füllen, ſie ſagte: das können Sie thun, aber zu einer Zeit, wo Sie beſſer geſtimmt ſind. Drauf ſagte ſie: bald bin ich dahin gekommen, daß ich alles mit Ihnen theile, und alles fühle, was Sie fühlen.

Sie fühlte nun in dieſem Schlaf auch wieder alles, was ich in den Mund nahm, z. E. Zucker. Sie klagte ſehr, daß man ihr Zucker in Mund gegeben, das mache ihr ganz übel. Ich aß hierauf einen ſauren Apfel, und ſie ſagte: nun wird es mir im Munde anders, aber im Magen noch nicht. Später ſagte ſie: nun iſt es mir auch im Magen anders, aber den Apfel aß ich zu ſchnell, er drückt mich. Ich aß den Apfel ſehr ſchnell, und er drückte mich. Sie machte mir Vorwürfe, daß man ſie habe den Apfel ſo ſchnell eſſen laſſen, auch habe man ſie die Kerne eſſen laſſen! und das ſeye unverzeihlich, ſie könne nicht erwarten, bis der Schlaf vorüber ſeye, denn ſie fühle das Drücken nur ſo lange ſie ſchlafe. Man ſagte ihr nun, daß nicht ſie den Apfel gegeſſen, ſondern ich. So! (ſagte ſie,) alſo fühle ich, was Sie fühlen, und ſo haben Sie auch den Zucker gegeſſen; Sie aßen aber auch noch etwas gewürzhaftes? Ich hatte von einem ſogenannten Zimmetſtern gegeſſen. Ich hob meine linke Hand heimlich über das Licht; ſogleich fühlte ſie in ihrer linken Hand ein Brennen, wurde aber dadurch ganz verſtimmt, und bat: ich ſolle ſie bald erwecken. Ich nahm nun Glas in den Mund, und ſie erwachte. Nach einer Viertelſtunde, wo ſie ganz wach war, legte ich das Amulet auf meinen Kopf, und ſogleich mußte ſie magnetiſch ſchlafen. Ich nahm nach einigen Minuten wieder ein Glas in den Mund, davon erwachte ſie wieder.

16 Nov. Nachdem ſie heute nur wenig magnetiſche Striche erhalten, ſagte ſie zu mir: ich weiß nicht, wie mir heute Ihre Einwirkung vorkommt, ſie machen mir ganz Angſt. Ich fühle auch, daß Sie ermüdet ſind, unterlaſſen Sie heute das Magnetiſiren, und reichen Sie mir lieber Ihre Hände. Dieß geſchah. Es zeigten ſich hierauf abwechslend Krämpfe, beſonders im Geſicht, mit einer freundlich lächelnden Miene, allein vorherrſchend war in ihr die Stimmung großer Unruhe, und ich bemerkte, daß, je nachdem ich einen Gedanken hatte, ſich ihre Gemüthsſtimmung veränderte. Sie ſagte endlich: ach Hr. Doctor! erwecken Sie mich doch, ich bin voller Angſt und Betrübniß, und kann auf den heutigen Tag nichts beſtimmen, ich weiß nicht, warum es mir ſo bange iſt, allein ſo kann ich nicht bleiben. Ich war wegen der Krankheit einer mich nahe angehenden Perſon heute ſehr beſorgt,

und fühlte eine Herzensangſt, die ſich auf die Kranke übergetragen hatte. Sie klagte über Schwindel und über Neigung zum Erbrechen, und das gleiche fühlte ich, weil ich die ganze Nacht unter Angſt und Kummer zugebracht, und mich dieſen Morgen (eine gewöhnliche Wirkung des Kummers auf mich) mehrmals hatte erbrechen müſſen. Ich erweckte ſie deßwegen heute noch vor der gewöhnlichen Zeit, und ſie fühlte ſich nach dem Erwachen ſehr verſtimmt und übel.

Von 12 bis ¾ auf 1 Uhr verfiel ſie in den magnetiſchen Schlaf, indem ſie das Amulet unter ihren Kopf legte, ſprach aber nichts.

Den Tag über fühlte ſie ſich ſehr verſtimmt und ſchwach, und konnte nicht auſſer Bett ſeyn. Abends erhielt ſie mehrmals hinter einander Krämpfe, bey denen ihr die Stimme verfiel, aber auf dreymaliges Hauchen in ihren Mund, ſtellte ſich die Stimme wieder ein.

Sie verlangte nach den Krämpfen mehrere magnetiſche Striche, erhielt aber auf dieſelben Schwindel und Neigung zum Erbrechen, Empfindungen, die nach der unruhig zugebrachten Nacht noch immer in mir waren und auf ſie übergiengen. Sie wollte nach dieſem Magnetiſiren aufſtehen, bekam aber ſogleich wieder Schwindel und Krampf, in dem ſie ſieben magnetiſche Striche begehrte, und ſich hierauf wieder wohl fühlte. Im übrigen bekam ſie heute noch öfters ſolche Anfälle auf Erzählungen und Reden, die ſie ſonſt gar nicht angriffen.

17 Nov. Nach einigen Strichen ſagte ſie heute im magnetiſchen Schlafe: ich erhalte wieder den Schwindel wie geſtern, das macht aber weil das Tuch des Hrn.

Doctor, welches er in ſeinem Kummer bei ſich trug, auf meinem Haupte liegt, man thue das hinweg! Es geſchah, und ſie ſagte: nun iſt der Schwindel weg. Die magnetiſche Einwirkung des Hrn. Doctor macht heute keine Störung, er wirkt wieder wie ſonſt ein; denn der Kummer iſt von ihm gewichen, (es war auch ſo, weil jene Perſon ſich beſſerte) allein durch ſeinen Kummer blieb in mir ein kleines Fieber, und ich muß deßwegen auf den Abend für zwey Kreuzer Salpeter in drey Schoppen Waſſer aufgelöſet trinken. Nach einer halben Stunde, nachdem ſich auch Krämpfe einſtellten, zeigte ſich ein holdes Lächeln in ihrem Geſichte. Ach Gott! rief ſie mit Entzücken, Vater! ich ſehe deinen rechten Vater, er blickt mich ſo freundlich an, und begleitet mich auf meiner Reiſe; ich bin aber noch nicht da, wo ich ſeyn ſoll, er ſchwebte an mir vorüber, und nun ſchwebt er mit mir. Er muß ſeine Klarheit vor mir verhüllen, ſonſt könnte ich ihn nicht ſehen in ſeinem Glanz. — Ihr Vater fragte ſie, auf welche Weiſe ſie ſeinen rechten Vater erkannt habe, da er ihn ſich ſelbſt nicht mehr denken könne, indem er ſchon geſtorben, da er noch kaum zwey Jahr alt geweſen. Sie antwortete: [illegible] enthüllte ſich vor mir, und gab ſich zu erkennen. Hr. Doctor! (ſagte ſie nachher) da Sie heute ſo gut geſtimmt ſind, ſo bitte ich Sie, mir auf den Abend wieder drey friſche Locken von Ihrem Haar zu geben, welche Sie ſelbſt einbinden, aber nicht einnähen müſſen, weil Gebrauch einer Nadel ſtörend iſt. Es könnte dieſen Morgen geſchehen, wenn Sie nicht geſchwitzt hätten. Nachher ſprach ſie: da kommt ein Seeliger und reicht mir drey prächtige unvergängliche Roſen, ich weiß aber nicht, was es zu bedeuſen hat, ich habe ſie eben in der Hand, es ſind herrliche Roſen!

Nach einigen Minuten fieng ſie an: ich ſpreche mit Seeligen, und will mich bald darüber ausdrücken. Es iſt mir eben ganz, als ſchwänge ſich mein Geiſt allmählig in dieſe höhern Sphären, es iſt ſchmerzhaft, dieſes Gefühl; daher kann ich nicht ſogleich ſprechen. Fühlen Sie nach, Hr. Doctor, ob mein Pul[illegible]och nicht ſchwach genug ſchlägt, er muß noch ſchwächer ſchlagen. Geben Sie mir noch ſieben Striche!

Nach einer Viertelſtunde eines ſtillen magnetiſchen Schlafs, ſagte ſie: nun will ich ſelbſt dictiren, was ich ſahe, ſchreiben Sie Hr. Doctor. Sie dictirte nun wörtlich folgendes: heute kam ich in eine zwar reizende, aber vom Lichte Gottes noch nicht gar hell erleuchtete Gegend. Die Bewohner derſeben waren ſehr lieblich anzuſchauen; ich wagte deßhalb einen unter ihnen zu fragen: warum ſie ſich nicht in einer höhern Stufe der Seeligkeit befänden? dieſer antwortete mir freundlich: wir führten in der Welt ein ſtilles tugendhaftes Leben, verfielen aber unverſehens in eine ſchwere Sünde, die wir zwar mit bittern Thränen, noch auf der Welt, von der wir aber ſchnell abgerufen wurden, bereueten, aber aus Mangel an Glauben an das, auch für die ſchwerſten Sünden, gültige Verſöhnungsopfer Jeſu Chriſti, konnte ſie uns bis daher noch nicht vergeben werden, und wir müſſen nun erſt, durch allmählige Erleuchtung der Gnade Gottes zu einer feſten Ueberzeugung dieſes Glaubens gebracht werden, durch welche wir uns dann erſt einer höhern Stufe der Seeligkeit würdig machen.

Dieß dictirte mir wieder meine höhere Stimme, und es iſt gewiſſe Wahrheit. Bis 11 Uhr will ich erweckt werden.

Dieß geſchah wieder durch Glas, das ich in den Mund nahm. Auf den Abend um 6 Uhr hatte ſie wieder einen freywilligen magnetiſchen Schlaf angekündigt.

Ich gab ihr nach dem Erwachen ein Büchlein zum Leſen, das ich in meiner Taſche gebracht hatte. Als ſie darin leſen wollte, fiel ſie ſogleich in magnetiſchen Schlaf, nur dann konnte ſie in dem Büchlein leſen, als ſie die Seite, auf der ſie gerade las, mit einem Glas bedeckte, und durch das Glas las. Auch durch die Berührung meines Stocks wandelte ſie der magnetiſche Schlaf an.

Nachdem es ſchon eine Minute vor 6 Uhr war, verſicherte ſie noch, ſie ſeye gar nicht ſchläfrig, und ſchlafe nicht. Sie mußte aber doch Schlag 6 Uhr in den vorhergeſagten magnetiſchen Schlaf verfallen.

In dieſem ſprach ſie folgendes: ich habe ſtarke Fieberhitze, und komme heute nicht in tiefen Schlaf.

Wenn ich tief im Schlaf bin, ſehe ich oft einen ſtarken Schein durch die geſchloſſenen Augenlieder, auch fühle ich in ihm oft ein Ziehen aus allen Theilen des Körpers gegen die Herzgrube, und einen ſtarken Schmerz. Dieſen fühle ich auch oft im Kopf, nie aber im Kopf und in der Herzgrube zugleich.

Ich nahm heimlich etwas Salpeterwaſſer, ſogleich fühlte ſie es im Magen, und ſagte, ſie fühle die kühlende Wirkung deſſelben viel länger, als wenn ſie es ſelbſt genommen hätte: denn bey ihrer Hitze vergehe die kühlende Wirkung ſogleich, in meinem Magen, den es erkälte, halte dieß Gefühl von Kühlung länger an, daher fühle ſie es auch länger.

Ich nahm heimlich einen Tropfen Naphta, und ſie ſagte: ſie fühle im Mund und im Magen etwas geiſtiges, das einen Wind ausdünſte, wie Pfeffermünz. Eine fremde Perſon, die leiſe in's Zimmer kam, fühlte ſie ſogleich, ſie kam mehr aus dem Schlafe, ſo auch durch Glas, das unverſehens in ihre Nähe kam. Eine Katze, die in ihre Nähe kam, erregte ihr ungeheure Convulſionen, und es wurde ihr der linke Arm gelähmt, den die Katze berührt hatte.

Ich hatte ihr die Hand gegeben, als ihre Hand gerade ſchwitzte; als ich mich nun etwas von ihr entfernte, ſagte ſie: ich ſolle doch wieder näher hergehen, denn dadurch, daß von ihrem Schweiß an meine Hand gekommen, ziehe ich ſie ausserordentlich an, und wenn ich nicht komme, ſo ſeye ſie genöthigt mir nachzugehen. Nach einer Stunde Schlaf ließ ſie ſich erwecken. Wachend verglich ſie magnetiſirtes Waſſer gegen gewöhnliches, bekam aber vom unmagnetiſirten Waſſer, das ſie auf das magnetiſirte trank, einen ſtarken Krampf im Halſe. Sie ſagte, daß das magnetiſirte Waſſer einen viel mildern Geſchmack, als das unmagnetiſirte habe.

18 Nov. Noch ehe ich dieſen Morgen erſchien, verfiel ſie in einen halbmagnetiſchen Zuſtand, und bekam in demſelben ein entſetzliches Würgen und Neigung zum Erbrechen. Ich hatte ſo eben zu Hauſe wieder mein Magenübel, und namentlich das gleiche Würgen gehabt, das ich noch fühlte. Ich nahm jetzt, während ihr Würgen noch andauerte, Zimmettinktur. Sie ſprach von derſelben, als hätte man ſie ihr gegeben. Nun rieb ich meinen Magen mit etwas Naphta ein, und ſie ſagte dieſes Einreiben in meinen Magen iſt ſehr gut, nun verſchwindet mein Magenleiden. Sie kam nun durch ſieben Striche aus dieſem Zuſtande, fühlte ſich aber müde.

In der heutigen magnetiſchen Stunde ſprach ſie folgendes: es iſt mir, als würden meine Augendeckel immer dünner, ich ſehe oft Gegenſtände durch dieſelben, aber undeutlich, auch geht dieß Gefühl ſchnell wieder vorüber. Ich erinnere mich jetzt erſt, daß es mir vor einigen Tagen ſchon auf einen Augenblick im magnetiſchen Schlafe war, als wären meine Augendeckel von Glas, und ich ſähe bis zur Thüre hin. Die durch die Katze verurſachte Lähmung in meinem linken Arm macht mir Schmerzen, doch wird es nicht lange dauern bis ſie gehoben ſeyn wird. Das Gute hat es bewirkt: daß ich durch den Schrecken, den es mir gemacht, dahin gekommen bin, daß ich über meine Krankheit ſelbſt mehr nachdenken, und mehr in mich zurückkehren werde, als bisher geſchah

Ich legte, ihre Lähmung im Arm zu heben, meinen Arm der Länge nach feſt auf den ihrigen. Sie ſagte: das zieht ausnehmend, aber es iſt mir arg, daß es Ihrem Arm Schaden bringen wird, den meinen hat es ſchon gebeſſert.

Ich fühlte auch nachher Schmerzen und Schwäche in meinem Arme. Sie klagte jetzt über heftige Kopfſchmerzen. Ich träufelte mir heimlich ein paar Tropfen Naphta auf den Wirbel, ſogleich ſagte ſie: ich fühle keine Kopfſchmerzen mehr, aber was äuſſerſt kaltes auf meinem Kopfe. Als ſie über ausnehmenden Durſt klagte, trank ich Waſſer, ſogleich ſprach ſie: das kühlt mich ſehr im Magen. Man ſagte ihr, daß ich trinke; ſie erwiederte, das kühlt mich beſſer, als wenn ich es getrunken hätte; denn ich habe ſtarke Hitze in mir, und da fiel es auf einen heißen Stein; Hr. Doctor ſoll aber nicht weiter trinken, ſonſt erhalte ich Magenſchmerzen. Ich fühlte auch leiſes Kneipen im Magen auf das Waſſer. Sie klagte ſpäter wieder über ſtarke

Kopfſchmerzen und Hitze, es ſtellte ſich auch ein Schnupfen bey ihr ein. Sie ſagte: dieſen Abend um 6 Uhr falle ich wieder von ſelbſt in magnetiſchen Schlaf. Mehr kann ich vom heutigen Tag nicht angeben, denn ich bin durch die Fieberhitze daran gehindert; würde dieſe Fieberhitze nicht ſo oft in mich kommen, wäre ich ſchon längſt magnetiſcher. Sie klagte nun äuſſerſt über Schmerzen im gelähmten Arm, und es ſtellte ſich auch öfters ein krampfhaftes Huſten ein. Schlag 6 Uhr fiel ſie wieder von ſelbſt in magnetiſchen Schlaf. Sie klagte in demſelben über ſtarke Fieberhitze, und daß ſie durch ſie nicht in tiefen Schlaf komme.

Hr. Dr. Seyffer war heute anweſend, und ſah auch mit an, wie ſie im Schlaf alles, was ich aß oder trank, ſelbſt zu genießen glaubte.

Ich ſpielte ihr ſpäter in dieſem Schlafe die Mundharmonika. Richtete ich die Töne gegen ihre Herzgrube, ſo vernahm ſie die Töne ſtärker und lieblicher, ſie ſagte aber, daß ſie das ſtöre, daß ſie den Athem anhalten müſſe, wie ich ihn anhalte. — Katzen die auch auſſer dem Zimmer waren, fühlte ſie und brachte ſie in äuſſerſte Unruhe.

19 Nov. In der heutigen magnetiſchen Stunde ſprach ſie folgendes: ich muß heute ſieben Taſſen Thee von Holdermark trinken. Holdermark treibt die Hitze aus dem Geblüt, Baldrian aber die durch Krämpfe veranlaßte Kälte, letzteres hab ich nicht mehr nöthig, auch würde mir Baldrian einen ſtarken Frieſel verurſachen. Um 12 Uhr Mittag muß ich die erſte Taſſe Holdermarkthee haben, und ſo jede Stunde eine, bis ſieben Taſſen getrunken ſind.

Heute werde ich auch mit meinem, durch die Katze gelähmt geweſenen Arm wieder ſtricken können, doch wird er mir noch lange ſchwach bleiben. Das Nähen iſt mir ſchädlicher denn Stricken, weil ich zum Nähen einen meſſingnen Fingerhut nöthig habe. Heut erhalte ich noch dreymal Krämpfe, die jedesmal durch kleine Urſache veranlaßt werden. Ich werde dieſen Abend um 5 Uhr aufſtehen, aber fünf Minuten vor 6 Uhr werde ich von einer Schwäche befallen werden; daher Sorge zu tragen, daß ich zu Bett gehe. Von 6 bis 7 Uhr falle ich wieder in magnetiſchen Schlaf.

Heute noch würde aus meinem Leiden ein Nervenfieber entſtehen, wenn man mir erhitzende Sachen gäbe. Ich bin noch ſehr krank. Krämpfe und Hitze waren der Stoff zu meiner Krankheit, und dieſe Hitze fühle ich auch noch, während der magnetiſchen Behandlung. Ein völliges Nervenfieber und Schwindung des Marks wäre aber in mir entſtanden, hätte man mich nicht magnetiſirt.

Ich konnte vor dem Magnetiſiren nie aus dem Bette ſeyn, konnte nur von einem Bett zum andern kommen, nun aber kann ich doch Stunden lang auf ſeyn, und ſo hoffe ich, durch die Kraft Gottes, von dieſem Mittel völlige Geneſung.

Eiſen ließ ſie in dieſem Schlaf gleichgültig, aber wachend bekam ſie durch deſſen Berührung Krämpfe. Silber brachte ſie heute mehr aus dem Schlaf, Gold und Meſſing verurſachten ihr ſchmerzhafte Krämpfe. Sie ließ ſich heute mit jenen Zettelchen um 11 Uhr erwecken.

Ich ſchrieb heute auf ein Zettelchen, „ſchlafe!“ und gab ihr dieß zu leſen, ſogleich verfiel ſie in magnetiſchen Schlaf, und erhielt einen Krampf, ich erweckte ſie aber alsbald durch ſieben Striche. Nach dem Erwachen konnte ſie ſich durchaus nicht erinnern, ein Zettelchen der Art geſehen oder geleſen zu haben. Die voraus verkündigten drey Krämpfe ſtellten ſich heute auch wirklich ein, einmal, als ich ihr jenes Zettelchen bot, das zweytemal, als ſie eine Scheere berührte, und das drittemal, als ſie durch einen ihr ſehr erwünſchten Beſuch unverſehens überraſcht ward. Mit dem gelähmt geweſenen Arm ſtrickte ſie, und fühlte in ihm nur noch Schwäche.

Die vorausgeſagte, vor dem Schlaf zu erfolgende Schwäche, und der auf 6 Uhr beſtimmte Schlaf, trafen genau ein. In dieſem klagte ſie über das noch immer anhaltende Fieber, ſie ſagte aber: es gehört eben zum Ganzen, und wird ſich durch fortgeſetztes Magnetiſiren auch verlieren.

Ich riß mir ein Haar aus, und ſie meinte, es geſchehe auf ihrem Kopf, eben ſo fühlte ſie es, wenn ich mich in den Arm kneipte.

20 Nov. In der heutigen magnetiſchen Stunde, in welcher ſie ſehr tief in Schlaf kam, ſprach ſie, nachdem auf ihrem Geſicht eine herzliche Freundlichkeit ſich zeigte, folgendes: bis den 27 Dec. wird meine Krankheit ſich endigen, ich werde alsdann durchaus geſund, aber durch jedes andere Mittel, als Magnetiſiren, wäre ich längſt ein Opfer des Todes geworden. Meine Freundin, des Schmid Müllers Tochter, welche vor einem Jahre ſtarb, hatte die gleiche Krankheit. Es wäre mir ganz wie dieſer ergangen, nur wäre ich noch bälder geſtorben :. denn es hätte ſich zu meinem Uebel noch Hirnentzündung geſellt.

Ich ſollte dieſe Krankheit nicht gerade Markſchwindung nennen, ſondern vielmehr Markvertrocknung.

Eine innere Hitze vertrocknet das Mark in den Beinen, von dieſem Mark aber, und dem Blute, geht das Leben in die Nerven, und verbreitet ſich durch den ganzen Leib.

Meine Krankheit, ſagte ſie, iſt eine ſolche, wie es viele gibt, von denen man ſagt: daß ſie durch Zauberey entſtänden; das ſagte man auch wirklich von meiner Freundin. Dieß bewährt ſich aber nicht; ſondern das ſind ſolche Krankheiten, die das Ungewöhnliche an ſich haben, daß kein gewöhnliches Arzneimittel ſie hebt; ſie können gleichſam nur magiſch geheilt werden, und ein ſolches Mittel iſt vor allem das Magnetiſiren.

Was ich jezt ſagte, ſehe ich nicht, wie ich mein Uebel überhaupt nicht ſehe, aber ich fühle es aufs Allerbeſtimmteſte, und erhalte davon Kenntniß durchs Gefühl ſo beſtimmt, als wenn ich es ſehen würde. Dieß Gefühl iſt in der Herzgrube, von da geht es aus, und ich fühle dadurch überall hin. Ob ich ſpäter noch ganz hellſehend werde, weiß ich nicht. Man hüte mich vor allen erhitzenden Mitteln, die nur Vertrocknung erzeugen, man gebe mir immer Kühlendes.

Alle Morgen muß ich um ¼ auf 7 Uhr eine Taſſe Thee von dreymal 45 Stückchen Holdermark trinken; denn Holdermark führt die Hitze, wie ich beſtimmt angeben kann, am beſten aus dem Geblüt, das Magnetiſiren aber die Krämpfe.

Siebenmal werde ich heute Krämpfe erhalten, ſie ſchaden aber nicht, ſie dienen zur Geneſung; warum ſie dazu dienen fühle ich, ich kann es aber nicht ausdrücken. Je mehr Krämpfe, je beſſer.

Damit ich durch Katzen, wenn ich wach bin, nicht mehr in Krämpfe verfalle, ſo ſoll Hr. Doctor drey Katzenhaare in ein Papierchen wickeln, dieß heimlich in ſein

Sacktuch bringen, und mir das Tuch dann um den gelähmt geweſenen Arm binden, dann werde ich nie mehr im wachen Zuſtande vor einer Katze erſchrecken, aber in dem magnetiſchen Schlafe darf ſich mir keine nähern. Würde man mir die Katzenhaare in dem magnetiſchen Schlafe anbinden, ſo würde ich in Krämpfe verfallen, am ſchrecklichſten aber wäre es, wenn Hr. Doctor ein ſolches Haar an den Mund brächte. Alle Thiere ſtören mich im Schlafe. Ich habe mein Schäflein ſo gar gerne, käme es aber, ſo würde es mir doch Krämpfe erregen. In ſolchem Schlaf iſt der Geiſt freyer und der Nervenausfluß ſolcher Thiere, weil ſie ſo irdiſch ſind, iſt zu entgegengeſetzt und ſtörend. Je irdiſcher, je mit wildern Eigenſchaften ein Thier begabt iſt, je mehr ſtört es mich, wie jetzt ein böſer Menſch mich ſtören würde. Vögel würden mich auch, je nach ihrer Art, ſtören.

Sie verſicherte nun noch einmal, daß ſie den 27 Dec. geſund ſeyn werde; dann werde ſie auch viel flinker werden, unverdroſſener und verſtändiger.

Ich werde im meinem Schlafe noch einen Tag beſtimmen, an dem ich den Hr. Doctor noch in meiner Krankheit beſuchen werde.

Sie ſagte nun, ſie ſeye durch das Reden ſchwach geworden, ich ſolle doch für ſie Baldriantropfen nehmen. Später klagte ſie auch über Durſt und bat mich für ſie zu trinken.

Das Herz der Eltern wurde durch die Verkündung der Kranken, daß ihre Wiedergeneſung am 27 Dec. eintreten werde, ſehr gerührt, und ſie erinnerten ſich auch ſogleich, daß vor zwey Jahren es auch der 27 Dec. war, an welchem ihre Tochter in den erſten Schlaf fiel, in welchem ihr der heil. Apoſtel Paulus erſchien, und ſie durch eine Aue voller herrlicher Blumen geleitete, auf der plötzlich ſie und den Führer eine große Helle vom Himmel herab umgab.

Sie gieng dieſen Nachmittag vor die Thüre, wo ihr eine Katze begegnete, die ſie ſogleich ohne alle Furcht berührte und ſtreichelte. Sie hatte aber jenes Tuch, in das die Katzenhaare genäht waren, um [illegible]n Arm. Sie verwunderte ſich ſelbſt, daß ſie vor dieſen Thieren keine Abneigung mehr fühle. Die vorausgeſagten Krämpfe ſtellten ſich auch in der von ihr beſtimmten Zahl richtig ein. Abends 6 Uhr fiel ſie wieder, wie vorausgeſagt, in die magnetiſche Kriſe, in der ſie das Zuckerwaſſer trank. Sie ſeufzte in dieſem Schlaf öfters, und als man ſie fragte, warum? ſagte ſie: es iſt mir ſo angſt, auf einen ganz heftigen Krampf, den ich bald nach dem Erwachen, wegen eines Schreckens, den ich haben werde, erſtehen muß. Man fragte ſie: in was der Schrecken beſtehe, dann wolle man ſie davor hüten, ſie ſagte: das weiß ich nicht, nur das weiß ich, daß man mich nicht davor hüten kann.

Wir räumten nun alles aus dem Wege, was ihr nach dem Erwachen hätte Krampf verurſachen können.

Sie erwachte Schlag 7 Uhr, und erhielt von mir die gewöhnlichen ſieben Striche, darnach ſtund ſie auf, kaum aber war ſie einige Minuten lang aufgeſtanden, als jemand mit großem Geräuſch Ketten durch die Straße zog, worauf ſie ſogleich in einen fürchterlichen Krampf, wie ſie noch nie einen hatte, verfiel. In dieſem war ſie magnetiſch, und ſagte: daß ſie nach ſeinem Vorüberſeyn nicht wiſſen werde, was mit ihr vorgegangen ſey, dann erſt, wenn ein ſtarkes Huſten komme, ſeye der Krampf vorüber;

ich ſolle ihr dann wieder ſieben Striche geben, denn es ſeye: als hätte ſie magnetiſch geſchlafen.

Der Krampf dauerte eine ſtarke Viertelſtunde lang, und war am heftigſten in den Augen. Als der Huſten ſich einſtellte, endigte ſich der Krampf, und ſie wußte nicht, was mit ihr vorgegangen.

Ich gab ihr die ſieben Striche. Ich wollte verſuchen, ob ich auch mit Worten ihre Augen öffnen könne, und rief laut: Oefne deine Augen! worauf ſich dieſelben auch wirklich öffneten.

Sie ſpielte dieſen Abend wieder wachend mit einer Katze, die ihr ſonſt die heftigſten Krämpfe verurſachte, ſie hatte aber das Tuch mit den Haaren um den Arm, ſobald man ihr aber das Tuch von dem Arm band, fühlte ſie die größte Angſt und Widerwillen vor dem Thiere, und man mußte es ihr, weil ihr Krämpfe drohten, eilends wieder um dem Arm binden, worauf ſie mit Vergnügen wieder mit dem Thiere ſpielte.

21 Nov. In der heutigen magnetiſchen Stunde bekam ſie ſehr heftige Krämpfe, beſonders in den Lungen und Sprachorganen, ſie konnten kaum durch Anhauchen gedämpft werden. Dann äuſſerte ſie eine ſchreckliche Angſt, wegen eines langen heftigen Krampfes, den ſie bald nach 11 Uhr erhaten werde. Sie bat mich, ihr die Hände zu halten, ſtatt des Beſtreichens, zu manchen Zeiten wirke das, wie Magnetiſiren, und es werde ihr wegen der Menſtruation, die ſich wieder eingeſtellt, weniger Krämpfe auf der Bruſt erzeugen: denn es zeigte ſich bey ihr heute ein anhaltender krampfhafter Huſten. Ferner ſprach ſie: auſſer dieſem heftigen Krampfe erhalte ich heute noch zwey, ſie dienen alle zur Geneſung. Käme dieſer Krampf nicht, ſo würde meine Menſtruation in Stockung

gerathen, und dadurch die Geneſung verzögert. Dieſen Abend um 3 Uhr erhalte ich eine Schwäche, daher muß man mich früher ins Bett ſprechen, in dieſer werde ich magnetiſch ſchlafen. Von Obſt darf ich heute nichts eſſen, dagegen muß ich dieſen Abend fünf Taſſen Meliſſenthee trinken, um 12 Uhr die erſte, und ſo jede Stunde eine Taſſe. Morgen früh muß ich wieder Holdermark trinken, das man aber wie bisher im Waſſer kochen muß. Ich fühlte heute einige Augenblicke lang meine Augendeckel wieder ſehr dünne. Freundlich ſprach ſie: ich fühle ganz beſtimmt wieder, daß ich völlig geſund, und zwar zu der ſchon vorhergeſagten Zeit werde. Sie war nun dieſe Stunde noch ſehr beängſtigt und in großer Verzweiflung, wegen des ihr nach 11 Uhr bevorſtehenden ſo heftigen Krampfes, den ſie jezt ſchon zum voraus ſo ganz fühle: ſie äuſſerte dabey, daß es ſo gut ſey, daß der Menſch im gewöhnlichen Zuſtande nicht in die Zukunft ſchauen könne: würde ſie jezt nicht ſo ganz beſtimmt wiſſen, daß dieſe Qual ſie erwarte, ſo dürfte es ihr auch nicht ſo lange angſt darauf ſeyn.

Nach 11 Uhr ließ ſie ſich erwecken, erwachte aber verſtimmt. Bald nach 11 Uhr ſtellte ſich der vorausgeſagte fürchterliche Krampf ein, der ihr alle Glieder verdrehte, und äuſſerſt ſchmerzhaft und beängſtigend war, und weiter keine nähere Beſchreibung zuläßt. Sie beſtimmte in demſelben die Minute ſeines Endes mit Richtigkeit. Er dauerte eine Viertelſtunde lang; darauf aber befand ſie ſich ſehr wohl und heiter.

Die zwey vorausgeſagten Krämpfe befielen ſie heute, ebenſo jene Schwäche um 3 Uhr, und der magnetiſche Schlaf. Abends 6 Uhr klagte ſie über große Mattigkeit, und über einen ihr nach dem Erwachen bevorſtehenden Krampf. Ich nahm einen Haarkamm, der auf dem Tiſche lag, und kämmte mir heimlich mit demſelben die Haare aus, ſogleich fühlte ſie das Kämmen in ihren Haaren, und klagte, daß ſie davon Kopfweh bekomme. Nach dem Erwachen ſtellte ſich wirklich ein Krampf ein, der eine Viertelſtunde dauerte, und noch heftiger, als der nach 11 Uhr war, beſonders wurde ihr in demſelben der Schlund und die Luftröhre dermaßen zuſammengeſchnürt, daß der Durchgang der Luft durch die Kehle gehemmt war, und ſie zu erſticken glaubte.

Dieſer beängſtigende Umſtand konnte nur dadurch gehoben werden, daß ich ihr jedesmal dreymal heftig in den Mund blaſen mußte. Als dieſer ſchreckliche Krampf vorüber war, erwachte ſie mit Freundlichkeit, und wußte von dieſem Krampf, und von dem frühern Erwachen aus dem magnetiſchen Schlafe, nicht das mindeſte.

22 Nov. In der heutigen magnetiſchen Stunde, in welcher der Krampf wieder ſehr oft auf die Stimmwerkzeuge fiel, und nur durch Anhauchen ſich wieder entfernte, ward ihr Geſicht ſehr erkaltet, und ſie ſprach nach Verfluß der Stunde im Schlaf folgendes: den Meliſſenthee trink ich wie geſtern, und morgen früh wieder das Holdermark. Nach 11 Uhr erhalte ich wieder einen fürchterlichen Krampf, dieſer Krampf wird ſo arg kommen, daß es ſcheinen wird, ich ſterbe daran. Mein größtes Glück iſt noch, daß ich wachend davon nichts weiß, denn er würde mir ſchon durchs Erinnern wieder einen andern Krampf erwecken. Um ¼ auf 12 Uhr endigt ſich dieſer Krampf wieder. Dieſen Nachmittag um 1 Uhr werde ich meine Hausfrau be-

ſuchen wollen, dieß darf wohl geſchehen, denn ich erhalte keinen Krampf.

Um 3 Uhr ſteht mir ein großes Unglück bevor, ich werde ſpinnen, und werde mir mit der Spindel mein rechtes Aug verletzen. Ich ſagte: da darfſt du eben nicht ſpinnen; ſie ſagte: man thue die Kunkel weg, und verſchließe die Spindel. Es iſt ganz gewiß, ich fühle es ganz, um 3 Uhr würde ich daſitzen, und ein Krampf wird kommen, ohne daß ich ihn früher fühle, wie ein Schlag, und ſich würde mir dann das Aug mit der Spindel verletzen; wird aber dieß durch Einſchließen der Kunkel verhütet, ſo währt der Krampf ¾ Stunden länger.

Nach 4 Uhr darf ich ſchon wieder ſpinnen, aber 3 Uhr iſt für mich die unglückliche Stunde. Ich wußte ſchon um ¼ auf 10 Uhr, daß mir dieß bevorſtehe, ſprach aber aus Betrübniß darüber nicht bis jetzt. Man kann es verhüten, aber ganz nicht, ich muß dafür den Krampf ¾ Stunden länger haben, da der Krampf ſonſt ſogleich beym Fallen in die Spindel aufgehört hätte. Es iſt dieß einmal eine unglückliche Stunde, die über mich verhängt iſt, doch kann ich noch wählen, ganz aber kann man nie einem Unglück, das über einem verhängt iſt, entgehen.

Nach 4 Uhr werde ich ſo heiter ſeyn, als hätte mir nie etwas gefehlt.

Was ich von mir ſpreche, das iſt ganz, als ſähe ich es: ich ſehe mich nun da ſitzen, ſpinnen, und in der Gefahr, in die Spindel zu fallen, und ſo ſehe ich meine verſchiedenen Lagen in dieſem Tag ganz klar wie in Bildern. Es iſt gerade ſo, als hiengen Gemälde vor mir;

in denen meine Lagen abgebildet wären, und ſo kann ich ſie zum Voraus beſchreiben.

Den Krampf in den Sprachorganen erhalte ich nie, wenn Hr. Doctor nicht da iſt, weil nur dieſer ihn heben kann. So iſt alles ſchon zum Voraus beſtimmt, aber immer zum Guten.

Als ſie noch im Schlaf war, rührte ich zufälliger Weiſe ein kupfernes Gefäß an, ſie fühlte es ſogleich, und ſagte, es ſtöre ſie nicht nur im Schlaf; ſondern mache ihr ganz übel, Kupfer wirke beſonders widrig auf ſie.

Ich wollte geſtern verſuchen, etwas von ihren Haaren zu nehmen, ſie geſtattete es aber nicht, und ſagte nun heute: jetzt kann ich auch angeben, warum ich geſtern nicht litt, daß Hr. Doctor etwas von meinen Haaren nahm; es hätte zu ſehr angezogen, ſo, daß ich Hrn. Doctor hätte nachlaufen müſſen. Er ſoll es nie thun. Wenn ich zu Hrn. Doctor gehe, (wann das geſchieht, kann ich erſt ſpäter beſtimmen) muß man mir ein Glas unter die Haube legen, ſonſt würde ich bei ihm mehr ſchlafen als wachen.

Kaum nach dem Erwecken, Schlag 11 Uhr, wo ſie aber nicht wach wurde, ſondern halb im Schlafe blieb, ſtellte ſich der ¼ Stunde lange ſehr erſchreckliche Krampf ein. Ich nahm, ihn zu lindern, ein Glas in die Hand, ſie ſagte: das würde den Krampf allerdings leichter machen, es darf aber nicht ſeyn, laſſen Sie es! Der Krampf war hauptſächlich wieder in den Geſichtsmuskeln, auf der Zunge und im Schlunde heftig. Als die Viertelſtunde vorüber war, erwachte ſie ſehr fröhlich.

Was ſie nun für den heutigen Tag im Schlaf vorausbeſtimmt hatte, traf wirklich zu, auch wurde ſie dadurch, daß ſie um halb 3 Uhr ins Bett geſprochen, und ihre Kunkel und Spindel eingeſchloſſen wurden, vor dem ihr gedrohten Unglück behütet, wogegen dann eine ganze Stunde lang, von 3 bis 4 Uhr, ein heftiger Krampf durch den ganzen Körper ſich einſtellte, nur die Sprachorgane ließ er dießmal unberührt, ich war aber auch nicht zugegen. Sie war in dieſem Krampf ganz wieder im magnetiſchen Schlafe, und wußte, ohne auf die Uhr ſehen zu können, jede Minute Zeit aufs pünktlichſte anzugeben.

Im Schlaf, Abends 6 Uhr, ſagte ſie, alles was ich im Schlafe ſehe und fühle zum Voraus, das ſehe und fühle ich von der Herzgrube aus: ich fühle, wie viel Uhr es iſt von der Herzgrube aus, ich denke es nicht im Kopf. Es iſt mir, als ſtünde ich ſelbſt vor meiner Herzgrube, und würde da entfernte oder noch kommende Ereigniſſe in Bildern ſehen. So fühlte ich auch heute, ganz von der Herzgrube aus, daß Jemand vor der Thüre ſtund und zu ſchüchtern war, hereinzugehen.

Jetzt will ich ſogleich fühlen, wie der Zeiger auf der Uhr ſteht: er muß auf halb 7 Uhr ſtehen, (dieß war richtig ſo). Immer kann ich es aber nicht fühlen, aber beſtimmt iſt, daß, wenn ich es fühle, es auch ganz dem ſo iſt. So fühle ich auch nicht immer, was Hr. Doctor ißt oder trinkt, wenn er von mir mehr entfernt iſt, oft fühle ich es auch da, oft aber auch nur, wenn er mir nahe kommt. Sie klagte über Magenweh, dieſes hatte ich. Ich nahm Naphta, und es verſchwand bei mir und bei ihr.

23 Nov. Nach einer halbſtündigen magnetiſchen Beſtreichung ſagte ſie: dieſen Abend werde ich wieder verſtimmt ſeyn, bis nach 5 Uhr. Es macht die trübe Witterung, daß nicht allgemeine Krämpfe ausbrechen. Meinen Thee trinke ich heute wieder wie geſtern, ebenſo morgen früh das Holdermark. Abends um 6 Uhr ſchlafe ich wieder eine Stunde lang, darnach werde ich wieder einen Krampf erhalten, den ich aber im Schlafe auf den Abend noch näher beſtimmen werde. Ich fühle auch wieder ein ſchwaches Fieber an mir.

Bald darauf erhielt ſie wieder einen ſo heftigen Krampf in den äuſſern Halsmuskeln, daß ſie vor Schmerzen laut zu weinen anfieng. Ich legte ihr die flache Hand auf die ſchmerzhafte Stelle des Halſes, dadurch wurde der Schmerz in etwas gelindert, er kehrte aber bald wieder, und dauerte mit der größten Heftigkeit länger als eine halbe Stunde. Durch nichts konnte er gelindert werden, als durch Glas, allein dadurch wurde ſie mehr wach, und ſie verwarf deßwegen dieſes Mittel ſelbſt. Magnetiſiren durfte ich ſie nicht: denn es zog ſich dieſer wüthende Krampf dadurch alsbald in den Kehlkopf, ſo daß dieſer zuſammengeſchnürt wurde, und ihr Erſtickung drohte. Auch Anhauchen half dießmal nichts. Ich berührte, von ihr ſehr entfernt, wieder etwas von Kupfer, ſogleich fühlte ſie Uebelkeit und Neigung zum Erbrechen. Berührte ich Silber, ſo erzeugte es ihr Krämpfe, ſo ebenfalls Blei, letzteres aber viel ſchneller und ſtärker als Silber.

Noch einmal ſtellte ſich in der letzten Minute des Schlafs, der über allen Begriff ſchmerzhafte Krampf in den Halsmuskeln ein, und dauerte bis zur Erweckung, Schlag 11 Uhr. Nach dem Erwachen hatte ſie noch Gefühl von Schmerz in dem Halſe, und ſagte: ſie müſſe den Hals im Schlaf verdreht haben.

Faſt die ganze Stunde des Schlafes von 6 bis 7 Uhr brachte ſie mit Weinen zu, weil ſie, wie ſie ſagte, nach 7 Uhr wieder einen ſo ſchmerzhaften Krampf, eine Viertelſtunde lang, zu erſtehen habe, der wieder beſonders arg in ihren Halsmuskeln wüthen werde. Sie war durch nichts zu tröſten, ſondern weinte immer bitterlich an einem fort. Sogleich nach 7 Uhr ſtellte ſich der ungeheuerſte Krampf in ihren Halsmuskeln ein, der ſo ſchmerzhaft war, daß ſie beſtändig ſchrie, und das größte Mitleiden der Umſtehenden erweckte. Er endigte ſich nach einer Viertelſtunde mit Huſten, und ſie erwachte äuſſerſt freundlich, als wäre nichts geſchehen, nur machte ſie die Bemerkung: ſie wiſſe gar nicht, was mit ihrem Hals ſeye, ſie meine, ſie habe gar keinen Hals, ſie fühle ihn gar nicht, ſie fühle es auch nicht ſo wie vorher, wenn man ihn berühre, ſie meine, ſie müſſe immer an den Hals langen, ob er noch da ſeye. Während ſie ſo darüber nachdachte, fiel ſie wieder auf einige Minuten in einen Krampf, wie ſie ſagte, dadurch, daß ſie dem Gefühl von ihrem Halſe ſo nachgeſonnen.

24 Nov. Heute ſprach ſie folgendes im Schlaf: ſogleich nach 10 Uhr erhalte ich einen fürchterlichen Krampf, unter welchem ich aber nicht berührt, auch nicht angehaucht werden darf, es mag kommen, was da will, dieß iſt eine beſonders wichtige Stunde für mich. Dieſen Abend um 3 Uhr erhalte ich ebenfalls einen heftigen Krampf am Hals eine Viertelſtunde lang. Meliſſenthee trinke ich dieſen Abend keinen, morgen früh aber

das Holdermark. Meine Augendeckel ſcheinen mir immer dünner zu werden.

Ich fühlte jetzt ein Ameiſenlaufen und Stechen in den Händen, ſie ſagte: daß ſie das gleiche fühle. Mittags 11 Uhr, ſagte ſie, muß ich mit ſieben Strichen über den Augen erweckt werden. Auf den Abend um 6 Uhr falle ich von ſelbſt wieder in magnetiſchen Schlaf.

Schlag 10 Uhr ſtellte ſich jener Krampf ein, er befiel alle Theile des Körpers, dauerte aber nur 5 Minuten lang. Nach dieſem lag ſie mit einem äuſſerſt freundlichen Lächeln da, gab aber auf keine Frage Antwort. Es war in ihrem Geſichte eine ſolche liebreiche Freundlichkeit, die ſich mit Worten nicht ſagen läßt. Ich gab mir alle Mühe, ſie zum Sprechen zu bringen, ſie ſchien aber von der Auſſenwelt nichts zu vernehmen, ſie blieb in gleicher Lage bis zum Erwecken, Schlag 11 Uhr. Ich richtete die Uhr im Zimmer heimlich ſo, daß ſie zwei Minuten früher 11 ſchlug, ſie erwachte aber deßwegen nicht früher, ſondern erſt, als jene zwey fehlenden Minuten herum waren, ſagte ſie: jetzt iſt es 11 Uhr, und ließ ſich erwecken.

Der Krampf im Halſe trat, wie vorausgeſagt, Nachmittags 3 Uhr ein, und Schlag 6 Uhr verfiel ſie von ſelbſt in magnetiſchen Schlaf. Sie hatte ihr Halstuch weggelegt, und man hieng es an ihrem Bette auf; ſie ſagte: ich fühle, daß mein Halstuch auf etwas von Meſſing hängt, ich fühle es, weil es warm von meinem Leib dahin kam, man thue es doch weg: denn es iſt mir ſehr widrig. Man ſah nach und bemerkte, daß das Halstuch die Vorhangringe von Meſſing berührte.

Ich fragte ſie im heutigen Schlaf, warum ſie dieſen Morgen ſo gar freundlich und ſo lange gelächelt, ſie ſagte: ſie ſeye in einen ganz tiefen Schlaf, eigener Art, wie ſie noch keinen gehabt, gefallen; in dieſem ſeye es ihr geweſen, als ſeye ihre Herzgrube offen; ſie könne aber ſonſt weiter nichts von dieſem Schlaf ſagen; vielleicht habe ſie in ihm ihr Bewußtſeyn gehabt, jetzt wiſſe ſie aber nichts mehr davon. Sie erinnerte ſich auch durchaus nicht, daß man ſie in demſelben zum Sprechen aufgefordert, und bat, man ſolle es ihr nicht übel nehmen, daß ſie nicht geſprochen, ſie wiſſe ja nichts davon. Sie klagte heute wieder ſtark über Fieber, das ſie auch dem Pulſe nach hatte, und ſagte: es kommt eben dieſes Fieber wie die Krämpfe, und gehört mit zum Ganzen. Kommen die Krämpfe, ſo verſchwindet das Fieber, und verſchwindet das Fieber, ſo kommen wieder die Krämpfe. In dieſem Schlaf hatte ſie wieder die fürchterlichſten Krämpfe in den Halsmuskeln, die durch nichts zu lindern waren, als daß ich ihr etwas von meinen Kleidungsſtücken auf den Hals drückte.

Sie gieng, als ſie Schlag 7 Uhr erweckt war, aus dem Bette, fühlte aber große Angſt, und mußte die Augen immer wieder magnetiſch ſchließen, wenn ſie ſich dieſelben aufzubringen angeſtrengt hatte; erſt als ſie auf den Einfall kam, dieſelben mit magnetiſchem Waſſer zu beſtreichen, blieben ſie eröffnet. Die Bangigkeit aber wich nicht von ihr, bis ſie wieder in die Bettwärme kam, wo alsdann bald ein Frieſel, beſonders auf ihrem Rücken, ausbrach. Wahrſcheinlich war das Ameiſenlaufen dieſen Morgen, das ich und ſie in den Händen fühlten, ſchon ein Vorbote deſſelben.

25 Nov. Nach einer halbſtündigen Manipulation ſagte ſie: ich verſpüre ein heftiges Reiſſen in allen Gliedern, und auf der Herzgrube eine Kälte. Der Frieſel, der an mir iſt, macht, daß die Krämpfe, nicht erſcheinen, und die Krämpfe, die in mir ſind, machen, daß der Frieſel nicht ganz zum Ausbruch kommt, durch dieſen Streit komme ich nicht ſehr tief in Schlaf, und mein Athem iſt äuſſerſt kurz.

Sie klagte über ein Beiſſen über den ganzen Körper. Nach ¾ Stunden kamen endlich durch die ſtärker wirkende Pugnalmanipulation mit Berührung, Krämpfe, und ſie kam tiefer in Schlaf. Sie ſagte nun: heute erhalte ich keine Krämpfe den Tag über, auſſer ſolche, die etwa ein Schrecken verurſachen könnte, aber auch dieſer kann nicht über drey verurſachen. Der Frieſel iſt ſehr heilſam, und dient dazu, daß ich nachher ein geſunderes Blut als je erhalte, das fühle ich ſchon. Im Schlaf auf den Abend, werde ich unruhig ſeyn: denn ich werde Fieber haben. Das Holdermark trinke ich morgen wieder.

Drey Krämpfe befielen ſie auch wirklich dieſen Tag über, und im Schlafe Abends 6 Uhr hatte ſie ſtark Fieber und klagte über brennende Hitze, die der Frieſel verurſache. Schlag 7 Uhr erwachte ſie von ſelbſt, fiel aber nach einigen Minuten in einen ſtillen Krampf, der faſt eine Viertelſtunde lang währte und vorzüglich im Kopfe war.

26 Nov. In der heutigen magnetiſchen Stunde, in welcher ſich wieder ziemlich Krämpfe einſtellten, ſagte ſie: nun ſehe ich mein Mark in den Röhren der Glieder, ich ſehe, daß es bereits ganz geſund iſt, auch mein Blut ſtrömt ganz geſund durch die Adern, ich ſehe es ganz durch das Herz ſtrömen. Am rechten Lungenflügel habe

ich einen kleinen Fleck, und da bin ich angeſteckt. Gegen dieſes Uebel muß ich ſieben Morgen nach einander drei Meſſerſpitzen voll Schneekraut in einer Zwiebelſuppe nehmen, jedesmal um ¾ auf 7 Uhr.

Der Frieſel währt noch acht Tage lang, hierauf bin ich von meinem eigentlichen Uebel ganz geheilt; nur die Krämpfe dauern noch bis zum 27 Dec. fort. Das Holdermark muß ich immer noch neben dem Schneekraut gebrauchen, es dient zur Heilung des Frieſels. Ich fragte ſie: woher ſie denn dieſe Wirkung vom Schneekraut kenne, ſie ſagte: ich fühle es eben, daß nur das mich heilt. Ich ſehe, ſagte ſie: alle Theile meines Körpers, ausgenommen den Magen, die Eingeweide und das Gehirn; was in der Bruſt liegt, ſehe ich beſonders ſtark; vor allem hell ſehe ich aber das Mark und das Blut. Es iſt mir, als würde ich durch ein Glas, das auf meiner Herzgrube iſt, in mich hinein ſehen, noch iſt aber das Glas nicht ganz helle, und ich ſollte alles noch heller ſehen. Oft wird das Glas dunkler, dann wird es wieder nach und nach heller, und ſo wechſelt es immerdar. Ich muß, mich aber anſtrengen, um einen Theil, den ich betrachten will, klar zu ſehen. Ich fühle jetzt ſchon wieder etwas mehr Hitze, und wenn dieſe kommt, ſo wird das Sehen in mich hinein auch wieder verdunkelt.

Heute erhalte ich auſſer einem Schrecken keine Krämpfe, es wäre aber gut, wenn ein Schrecken käme; damit ich Krämpfe erhielte. Abends 6 Uhr falle ich wieder in Schlaf mit Fieber.

Sie kündigte heute Abend im Schlaf einen ſehr ſtarken Krampf nach 7 Uhr an. Es werden jetzt die Krämpfe, ſagte ſie, mehr allgemeiner werden, und auch die Glieder mehr befallen.

Sie bekam dadurch, daß ich kaltes Waſſer trank, während ſie im Schlaf lag, einen ſtarken Huſten, der ſich nur wieder gab, als ich warmes Waſſer trank. Sie ſagte: ich fühle eine Entzündung im Halſe, weßwegen man mich, wie ich dieſen Morgen geſagt, mit Eſſig und Waſſer hätte ſollen gurgeln laſſen.

,Sie hatte ſich dieſes ſchon im Schlafe heute morgen verordnet, man vergaß es aber, ihr wachend zu ſagen.

Das Gefühl von Hellſehen in ſich habe ſie dieſen Abend nicht mehr, ſie fühle auch ſtark Fieber, das jenes Sehen hindere.

Der auf 7 Uhr zuvor beſtimmte heftige Krampf ſtellte ſich pünktlich ein, und dauerte eine Viertelſtunde lang, darnach erwachte ſie heiter.

27 Nov. Nach einer viertelſtündigen Manipulation, ſtellten ſich mehrere heftige Krämpfe im Kopf und in den Ohren ein. Drauf ſagte ſie: auf den Abend um 3 Uhr bekomme ich einen fürchterlichen Krampfhuſten, auf den werde ich mich ſehr ſchwach fühlen, und dann bis 4 Uhr magnetiſch ſchlafen. Gegen dieſen Krampf hülft nichts, man kann ihn nicht ſtillen, er muß ſeyn. Ich ſehe heute gerade wie geſtern durch meine Herzgrube in mich hinein, aber alles wie geſtern, nicht weiter, und noch nicht völlig hell.

Abends 6 Uhr in der erſten halben Stunde des Schlafs, bekomme ich ſtarke Fieberhitze, und in der zweyten halben Stunde ſtarke Krämpfe in den Augen, und werde dieſen Abend ſehr verſtimmt ſeyn.

Ein äuſſerſt heftiger Schmerz ſtellte ſich heute bey ihr ſehr oft im Kopf ein, eben ſo auch in den Augen.

Der Krampfhuſten um 3 Uhr ſtellte ſich wirklich ein, eben ſo um 6 Uhr die Fieberhitze, und nachher die Krämpfe in den Augen. In dieſem Schlafe ſagte ſie: Bald nach dem Erwachen erhalte ich einen Krampf, entweder dadurch, daß ich Metall berühre, oder daß ich wegen etwas erſchrecke. Letzteres geſchah nach dem Erwachen richtig, und es erfolgte ein heftiger Krampf. Nachher kam ſie blos dadurch in Schlaf, daß ich ſie feſt anſah.

28 Nov. Nach wenigen Minuten der magnetiſchen Beſtreichung ſtellten ſich ſehr ſchmerzhafte Krämpfe, beſonders in den Augen, ein. Nach einer völligen halben Stunde, ſagte ſie: heute ſehe ich ganz tief in mich hinein, aber ich erhalte zuvor noch erſchreckliche Krämpfe, und dann erſt kann ich ſprechen. Dieſe Krämpfe ſtellten ſich beſonders heftig im Kopf und in den Augen ein.

Nach einer Stunde ſprach ſie: ich weiß ungemein viel, ich bin tief in meinem innerſten Gefühl, ich könnte, was der Menſch leiblich und geiſtig iſt, ſagen, könnte ich nur Worte finden. Es wäre mir nicht ſo ſchwer, es auszudrücken, wenn ich es nicht ganz in den Worten ſagen wollte, wie ich es fühle, ganz der Wahrheit gemäß, damit nichts, als was und wie ich es fühle, geſagt wird.

Sie lag nun wieder eine Zeit lang ſtill, und ſprach hierauf: ſchreiben ſie Hr. Doctor! Mir iſt es, als hätte ich . . . (ſie hielt hierauf wieder inne, und ſagte, ich ſolle ihr noch ſieben Striche geben, ſie finde wieder keine Worte, alsdann ſprach ſie weiter:) als hätte ich mein irdiſches Leben, wie gleichſam durch einen natürlichen Tod, verlohren, und nur die edelſten Gefühle deſſelben haben ſich mit dem, in mir wohnenden höhern geiſtigen Leben verbunden, und dieſes Verbinden ſetzt mich nun in den Stand, folgenden Bericht von meinem Innern zu geben: nun ſehe ich alles in mir, es fehlen mir aber die irdiſchen Worte, ich bin ſo tief in mir, als je ein Menſch in ſich geführt werden kann, ſprach ſie jetzt, und hielt wieder Worte ſuchend inne. Dann ſprach ſie: die Kraft meines irdiſchen Lebens ſcheint mir in dem Blut ihren Urſprung zu haben, wodurch ſie ſich, durch das Auslaufen in die Adern, vermittelſt der Nerven, dem ganzen Körper, das Edelſte deſſelben aber, über ſich, dem Gehirn, mittheilet. Mein höheres geiſtiges Leben aber, ich muß mich irdiſch ausdrücken, erſcheint mir in dem Tiefſten meines Innern, wie ein brennendes Licht, ich muß dieß irdiſche Bild gebrauchen. Der Schein deſſelben ... (ſie verlangte jetzt wieder ſieben Striche bis an die Herzgrube, und ſagte: ich denke jetzt nicht im Kopfe, alles denke ich in der Herzgrube, dann fuhr ſie fort:) Der Schein deſſelben veredelt die reineren Gefühle meines irdiſchen Lebens, und erleuchtet meine Vernunft, das ſanfte Räuchlein dieſes Lichtleins aber machet mein wahres Ich geiſtig, und erhebt und weihet es Gott ſeinem Schöpfer. Dieſes Lichtlein iſt das in dem Menſchen noch vorhandene, aber durch den Sündenfall, leider verdunkelte, Ebenbild Gottes.

Dem Sünder, der dieſes Ebenbild Gottes durch finſtere Werke eine Zeit lang zu verdunkeln vermag, verurſacht dann das Enthüllen, (Wiederaufleben) deſſelben, wegen ſeines verfinſterten und befleckten Innern, Angſt und Schrecken, (ſie ſagte jetzt noch einmal: wirklich denke ich nicht im Kopfe, alles in der Herzgrube) ja ohne wahre Buße manchmal einen verzweifelten Tod. Darnach ſagte ſie: im wachen Zuſtand hätte ich Mühe, das zu verſtehen, was ich ſchlafend dictiren kann.

Dieſen Nachmittag 2 Uhr bekomme ich einen Krampf, auſſerdem aber ohne Schrecken keinen mehr. Abends 6 Uhr ſchlafe ich wieder, in welchem Schlaf Fieberhitze und Krämpfe abwechſeln.

Ich ſehe auch, daß der Fleck auf meiner Lunge bereits kleiner geworden.

Der Krampf Nachmittags 2 Uhr ſtellte ſich ein.

Im Schlaf Abends 6 Uhr war ſie äuſſerſt wehmüthig, weil ſie, wie ſie weinend ſagte, nach 7 Uhr einen ſchmerzhaften Krampf zu erſtehen habe. Krämpfe und Fieberhitze wechſelten in dieſem Schlaf.

Schlag 7 Uhr nahm der ſchmerzhafte Krampf ſeinen Anfang, und wüthete fürchterlich im Kopf und in den Augen. Er dauerte eine Viertelſtunde lang. Darauf erwachte ſie, und klagte äuſſerſt über Schmerz in den Augen. Sie verlor dieſe Schmerzen durch Waſchen der Augen mit magnetiſirtem Waſſer.

29 Nov. In der heutigen magnetiſchen Stunde ſprach ſie, nachdem ſie über ſtarke Schmerzen in der Herzgrube klagte, folgendes: ich ſehe nun das erſtemal ganz in meinen Magen; ich ſehe in demſelben ein Stücklein Perlmutter, länglicht und in der Größe eines kleinen Fingernagels von einem Kinde. Dieſes iſt von einem Anhängerlein, ich verſchluckte es in meinem fünften Jahre im Garten, unter einem Kirſchbaum. Von dieſem rüh-

ten alle meine Magenſchmerzen her, an denen ich ſeit dem fünften Jahre leide. Es liegt auf der linken Seite meines Magens, und iſt wie in den Magen eingewachſen, es iſt aber noch ganz unverſehrt.

Sie hatte nun große Angſt, vielleicht dagegen kein Mittel zu finden, dann müſſe ſie ihre Magenſchmerzen auf immer behalten. Ein Mittel wäre, ſagte ſie: wenn ich noch ein Stücklein von dieſem Anhängerlein hätte, dieß dürfte ich dann nur eine Stunde lang in laues Waſſer legen, und dann das Waſſer trinken, und zwar nur einmal, ſo wäre ich geneſen: denn das würde wie magiſch wirken. Aber ach! von dieſem Anhängerlein iſt nichts mehr vorhanden!

Sie ſtrengte ſich nun ſehr an, ein Mittel dagegen zu finden, und ich erregte ihr gefliſſentlich durch ſtarke Manipulationen und angeſtrengten Willen einen heftigen Krampf, nach welchem ſie mit äuſſerſter Freundlichkeit ausrief: nun weiß ich ein Mittel! man nimmt ſieben Blumen vom Johanniskraut, dieſe müſſen nebſt drey Stücklein Perlmutter mit ſiedend Waſſer angebrüht werden, und eine Viertelſtunde ſtehen. Darnach muß ich dieſes Waſſer zur nämlichen Stunde trinken, in welcher ich in meinem fünften Jahr das Stücklein Perlmutter verſchluckte, und zwar fünf Tage nach einander, dabey darf eine Stunde zuvor und eine Stunde hernach nichts ſonſt in meinen Magen kommen. Auch muß ich fünf Blumen Johanniskraut in ein Tüchlein binden, aber ohne Nadel, und dieß Bündelein fünf Tage lang ſo auf den Magen legen, daß es ihn berührt. Das Johanniskraut iſt ein edles Kraut und hat ſo viele Wirkungen, daß wenn man ſie alle kennen würde, man würde dieß Kraut halb anbeten. Nun weiß ich aber die Zeit nicht, da ich das Stücklein Perlenmutter als ein Kind verſchluckte. Dazumal wußte ich, weil ich noch ſo ein kleines Kind war, gar nicht wie viel Uhr es war, ich dachte noch an keine Zeit.

Ich gab ihr auf, ſich recht anzuſtrengen, ſie müſſe die Stunde finden, und erweckte ihr noch einen Krampf. Hierauf rief ſie auf einmal mit der größten Freude: ach Gott! ich habe die Stunde, es war gerade halb 3 Uhr, da muß ich nun jenen Trank fünf Tage lang nach einander trinken. Die ſieben Blumen von Johanniskraut, die mir helfen können, ſehe ich wieder ganz im Bilde wie gemahlt auf der Herzgrube. Nun muß ich auch noch den Tag finden, an dem ich das Stücklein Perlenmutter verſchluckte. Nach einigem Beſinnen ſagte ſie: es war der Charfreytag, und es iſt gut, daß es heut auch Freytag iſt, wo ich die Kur anfange. Erwache ich, ſo darf man mir die Urſache meines Magenwehs wegen der Kur wohl ſagen, ich werde mich aber gar nicht zu erinnern wiſſen, daß ich ſo ein Stücklein Perlenmutter verſchluckte, nur des Anhängerleins werde ich mich noch erinnern.

Ich werde, wenn man es mir ſagt, ſehr erſchrecken und in einen Krampf verfallen. — Dieſen Nachmittag um 1 Uhr werde ich meine Hausfrau beſuchen, und bey ihr erſchrecken und einen Krampf erhalten, der aber gut iſt. Hier im Zimmer würde ich ihn nicht erhalten, und würde deßwegen verſtimmt ſeyn. Abends 6 Uhr ſchlafe ich wieder.

Als man ihr nach dem Erwachen ihre Ausſage von dem Stücklein Perlenmutter in ihrem Magen ſagte, verfiel ſie in einen ſtarken Krampf. Der Krampf beim Beſuche ihrer Hausfrau wurde durch einen Schrecken daſelbſt veranlaßt.

Sie gebrauchte nun heute die Kur, die ſie ſich vorſchrieb, genau.

Abends 6 Uhr, als ſie in Schlaf gefallen war, lag ſie freundlich lächelnd da. Man fragte ſie, warum ſie ſo vergnügt ſeye, ſie ſagte: ich bin ſo vergnügt, weil ich wieder ganz in meinen Magen ſchau, und ſehe, wie bereits das Stückchen Perlenmutter ſich löst. Es iſt gerade, wie wenn man ſich eine Nadel in die Haut ſticht, ſo iſt es in die Haut des Magens eingeſchoben, und die Haut dort verdickt, und iſt es vollends heraus, ſo bleibt dort eine Grube, und die Haut wird wieder dünner. Ob es ſich auflöst oder ganz abgeht, kann ich noch nicht ſagen. Ich mag vor Vergnügen gar nicht aus meinem Magen heraus ſehen, ich ſehe dieſem Ding immer zu. Mein Magen bewegt ſich nicht, er liegt ganz ſtill, ich habe aber heute große Magenſchmerzen gehabt, und auf der Stelle, wo das Stückchen Perlenmutter iſt, fühle ich jetzt noch Schmerzen. Wenn ich huſte oder gähne, fühle ich beſonders arge Schmerzen. Nach meinem Erwachen werde ich ſogleich ein kupfernes Gefäß berühren, und einen Krampf erhalten. Dieß iſt ganz gut und darf nicht verhindert werden.

Sogleich nach dem Erwachen geſchah dieß auch, der Krampf war ſehr ſchmerzhaft, und war beſonders in den Augen. Sie las heute im wachen Zuſtande einiges, das ich ſehr undeutlich ſchrieb, mit der größten Leichtigkeit, und faſt ganz im Dunklen, wo andere nicht im Stande waren, es zu leſen.

30 Nov. Nach einer halbſtündigen Manipulation, in der ſie über große Schmerzen auf der Herzgrube klagte, ſagte ſie: ich ſehe nun wieder in meinen Magen, das in ihm liegende Stücklein Perlenmutter ſcheint ſich zu zertheilen, denn ich bemerke daran ſieben Riſſe nach der Zahl der Johannis-

blumen, von denen ich den Thee trinke, es wird wohl in ſo viel Stückchen zerfallen. Auch ſehe ich, daß der Fleck auf meiner Lunge ſchon ganz blaß und beinahe nicht mehr zu erkennen iſt. In meinem Magen ſehe ich auch noch drey Kerne von einem Apfel, den ich geſtern aß.

Ich konnte ihr in der heutigen Stunde blos durch meinen Willen Krämpfe erwecken, ſie ſagte dabey, wenn ich Krämpfe haben wollte, ſo bekäme ich keine, aber der Wille des Hrn. Doctor erregt ſie mir, ſo bald dieſer es will, muß ich erhalten. Nach einer nicht völligen Stunde des Magnetiſirens rief ſie mit Angſt und Verwundern: ach Gott! mein Gehirn hat ſich wie zertheilt! Es iſt mir, als läge es vor meiner Herzgrube wie zerſpalten aber nicht ganz, unten iſt es mehr vereinigt, oben wie durch einen Einſchnitt zerſpalten. Es ſieht wie Fett aus, und hat auſſen viele rothe Aederchen, die aber, meinem Gefühl nach, bey mir zu roth ſind, es iſt in ihm eine leichte Entzündung, die ſchon lange da iſt, und mir ſchon lange die Kopfſchmerzen verurſachte. Es iſt mir auch, als würde vom Gehirn etwas ganz zartes geiſtiges in die Augen geleitet, durch Nerven, die mir wie Fett vorkommen. Ich ſehe das Gehirn, wie ein ganz feines klares Fett, das nicht flüſſig iſt, aber ſo ſcheint, und ſich ſanft bewegt, wie wenn man in ein Oel haucht.

Sie wollte auf ein Mittel ſinnen, gegen die leichte Entzündung in ihrem Gehirn, es koſtete ſie aber noch zu groſſe Anſtrengung, weßwegen ich durch meinen Willen in ihr geſliſſentlich einen Krampf erregte. Nach dieſem ſprach ſie äuſſerſt freundlich: nun weiß ich ein Mittel, es iſt folgendes: man nimmt drey Stengel Johanniskraut, an jedem Stengel müſſen fünf oder ſieben Blumen ſeyn, dieſe werden mit ¾ Schoppen ſiedend Waſſer angebrüht, dann läßt man es ſtehen, bis es milchlau iſt, dann nimmt man es heraus, und ſchlägt es in einem Tüchlein über meine Stirn, dieß wird immer, ſo bald es trocken wird, wieder mit dem nämlichen Waſſer angenetzt, ich werde auch dieſen Abend nicht verſtimmt ſeyn, weil ich das Johanniskraut über die Stirn geſchlagen habe, das eine himmliſch magiſche Kraft hat. O könnt ich nur alles ſagen, was dieſes Kraut wirkt.

Berührt man meinen Kopf, ſo fühle ich denſelben kaum, drückt man aber eine Hand auf meine Herzgrube, und bewegt dieſe, ſo meine ich, man bewege meinen Kopf, welches in mir eine ſonderbare Empfindung veranlaßt. Es iſt auch das Gefühl in mir, als erſchiene mein Gehirn, wie in einem Spiegel in der Herzgrube. Es iſt mir eben, als ſpiegelte ſich das, was ich ſehe in der Herzgrube wie in einem Spiegel ab, ſo auch die Mittel, die ich gebrauchen muß. So ſehe ich jetzt auch in einem Bilde vor der Herzgrube, wie ich dieſen Nachmittag ſchreibend ſitzen und dann ſitzend magnetiſch ſchlafen werde, was mich lächert, weil ich ſitzend ſchlafe, und es durch ein Lied veranlaßt wird, das geſtern Hr. Doctor ſchrieb, und das ich da abſchreibe.

Dieß geſchah nun auch zur beſtimmten Zeit.

Den Tag über gebrauchte ſie den gegen ihr Kopfleiden von ihr verordneten Umſchlag. Im magnetiſchen Schlafe Abends 6 Uhr ſagte ſie: ſchon ſehe ich, daß die Röthe meiner Gehirnäderchen abgenommen hat, aber nach 7 Uhr muß ich wieder mit dem Umſchlag fortmachen. Sogleich nach 7 Uhr erhalte ich einen Krampf, der beſonders fürchterlich in den Augen wüthen wird. In dem Magen ſehe ich wieder das Stückchen Perlenmutter, es wird beſtimmt in ſieben ganz kleine Stückchen zerfallen. Es iſt wieder weiter herausgerückt, die Sprünglein ſind größer geworden, und wenn es heraus iſt, zerfällt es, dieß wird am fünften Tage geſchehen, vom Tage an gerechnet, wo ich es zuerſt ſahe, da werde ich auch meinen Frieſel verlieren, daß man gar nichts mehr von ihm ſieht, und am andern Tag iſt auch der Tag, wo ich zu Hrn. Doctor gehe. Das Beſte iſt, wenn man das Johanniskraut an Joh. des Täufers Tag, Morgens vor Sonnenaufgang mit ſammt dem Thau ſammelt, der darauf liegt, da wirkt es am allerkräftigſten. Es muß der Thau im Schatten eintrocknen, und ſo bleibt es auch noch getrocknet lange wirkſam. Auf den Glauben, mit dem ein Arzneymittel genommen wird, kommt auch unſäglich viel an, daher wirken oft die beſten Mittel nicht. . . Die meiſte Zeit in dieſer Stunde weinte ſie wegen des ſchrecklichen Krampfs, der ihr nach Verlauf derſelben bevorſtehe. Dieſer erſchien Schlag 7 Uhr und wüthete äuſſerſt heftig und ſchmerzhaft, hauptſächlich in Augen und Kopf.

1 Dec. Nachdem ſich in heutiger magnetiſchen Stunde ſtarke Krämpfe eingeſtellt, weinte ſie zuerſt leiſe, und dann bitterlich laut. Man fragte ſie, warum ſie ſo weine, ſie ſagte: das werde ich nach Verfluß dieſer Stunde ſagen. Bald aber lächelte ſie wieder äuſſerſt freundlich, und fragte: wann wird denn der Gedächtnißtag Johannis, des Lieblingsjüngers Jeſu gefeiert? Der Vater ſagte ihr, an deinem von dir beſtimmten Geneſungstag, den 27. Dec.

Nach Verfluß der Stunde ſagte ſie nun folgendes, und dictirte es dann auch alſo: es iſt, als offenbarte ſich mir in einem Spiegel auf der Herzgrube in Bildern die Urſache, woher das Johanniskraut ſeinen Namen hat, es erſcheint mir nämlich, daß der Vorläufer Johannes ſolches Kraut auf ſeinen Fußſohlen in der Wüſte getragen, dazumal aber hatte es noch nicht dieſen Namen. Die Fähigkeit der magiſchen Einwirkung aber erhielt es dadurch, weil auf dieſer Blume, wie ich jetzt in Bildern auf meiner Herzgrube ſehe, (worüber ich auch zu den bitterſten Thränen bewegt wurde) der Erlöſer einſt in der Stunde ſeines Seelenleidens, im Garten kniete, und ſein blutiger Schweiß auf daſſelbe fiel. Von dieſer Zeit an gibt nun dieſe gelbe Blume einen rothen Saft im Zerdrücken, und hat heilig magiſche Kraft, die beſonders den in der Seele Betrübten und Melancholiſchen Heilung bringt. Sie ſollen dieſe Blumen in ungerader Zahl anhängen, ſo daß die Herzgrube davon berührt wird. Ueber dieſer Blume ſehe ich auch den Morgenſtern ſtehen, ſie iſt unter deſſen Einwirkung geſetzt. Weiter ſagte ſie: Es iſt in dem Spiegel auf meiner Herzgrube ganz anders hell, als wenn es bei uns Tag iſt, viel heller. Ich ſehe in ihm alle Bilder in Lebensgröße, als ſtünde ich vor ihnen. Der Magnetismus iſt ein magiſches Mittel, (ſie ſann nun wieder lang nach, um Worte zu finden) bey welchem der Nervenſchwache, durch den auf ihn wirkenden Nervenſtarken, (ſie verlangte nun, weil ſie wieder keine Worte fand, die Erweckung eines Krampfs, und ſprach dann erſt fort:) bey welchem der Nervenſchwache, durch den auf ihn wirkenden Nervenſtarken, gleichſam wie in einem Zweikampf ſchlafend unterliegt. Bey dieſem erzwungenen Schlaf, (ſie bat noch einmal um Erweckung eines Krampfs) werden aber nicht, wie im natürlichen Schlaf, die Sinnen ſtumpfer; ſondern ſie werden vielmehr erweitert und erhöht, und ſammeln und vereinigen ſich mit den Geiſteskräften auf der Herzgrube. Es iſt aber dieſer Zuſtand nichtsweniger als ein Schlaf, sondern gerade das allerhellſte Wachen.

Sie konnte darüber nicht weiter ſprechen, da die Stunde des Erwachens herannahte, und ſie über ihr heutiges Schickſal noch nicht nachgedacht hatte. Sie that nun dieß, und ſagte, nachdem ſie zuvor wieder um Erweckung eines Krampfs gebeten hatte: um ¾ auf 2 erhalte ich einen Krampf bis 2 Uhr. Von 4 bis ¼ auf 5 Uhr wieder einen. Dieß ſind zwey beſtimmte Krämpfe, andere können mir auch noch durch Schrecken oder Berührung von Metall erzeugt werden. Beym erſten Krampf ſehe ich mich liegend, beym andern ſitzend. Meine Entzündung im Gehirn iſt wieder ſchwächer als geſtern, das Stücklein Perlenmutter ſehe ich noch wie geſtern Abend in meinem Magen.

Abends 6 Uhr ſchlafe ich wieder magnetiſch. Heute Abend um ¾ auf 9 Uhr muß ich noch einen Umſchlag von Johanniskraut haben, es werden aber für dießmal, als zum letzten Gebrauch von drey Stengeln nur die Blätter abgeſtreift, und dazu ein und zwanzig dieſer Blumen genommen, und mit einem Viertelſchoppen ſiedend Waſſer um halb 9 Uhr angebrüht, darnach eine Viertelſtunde zum Erkühlen ſtehen gelaſſen, und um obige Zeit mir über die Stirne gelegt.

Zur vorhergeſagten Zeit fiel ſie heute in Krämpfe, und zwar befiel ſie der erſte im Bett liegend, der andere aber am Tiſche ſitzend.

Abends 6 Uhr, wo ſie wieder wie gewöhnlich von ſelbſt magnetiſch ſchlief, ſagte ſie: das Stücklein Perlenmutter in meinem Magen ſchiebt ſich immer mehr heraus. Das Mittel gegen mein Hirnleiden hab ich immer noch ſehr nöthig. Auf meiner Herzgrube wird es immer heller, doch könnte ich nichts auf ihr leſen; durch ſie höre ich aber viel zärter, als wachend. Ich ſchrieb auf ihre bedeckte Herzgrube, mit einer uneingetauchten Feder ihren Namen, das ſie ſogleich fühlte und ausſprach. Sie weinte wieder wegen eines, ihr nach Verlauf der Stunde bevorſtehenden, ſchmerzhaften Krampfes. Dieſer erſchien auch zur beſtimmten Zeit, und währte eine Viertelſtunde lang.

2 Dec. In der heutigen magnetiſchen Stunde zeigten ſich zwar häufig Krämpfe, allein ſie waren ſehr ſchwach. Auch mein feſteſter Wille konnte ihr heute keinen Krampf erwecken, ſtatt daß ein ſolcher erſchien, weinte ſie. Sie ſprach in dieſem Schlaf folgendes: ich werde heute ſehr verſtimmt, dieſe Verſtimmung iſt ſtatt der Krämpfe, und dürfte wie dieſe nicht geſtillt werden. Ich könnte ſie dadurch ſtillen, daß ich das Johanniskraut den ganzen Tag über auflegen würde, das darf aber nicht ſeyn. Nichts, auch der größte Schrecken nicht, kann mir heute einen Krampf verurſachen, ich müßte nur ſehr lange Metall berühren, das macht, weil die Krämpfe ſo feſt in meinem Gemüthe ſind, und mir dieſe Verſtimmung verurſachen. Die Entzündung in meinem Kopf nahm wieder etwas ab, ich muß aber das Johanniskraut fortgebrauchen, und zwar müſſen heute ein und zwanzig Blumen mit einem halben Trinkglas voll ſiedend Waſſer angebrüht werden. Es kommt mir ſonderbar vor, daß ich ſtets alle Mittel, die ich mir gebrauchen muß, in ungerader Zahl ſehe, warum, weiß ich nicht.—Ich ſehe mich jezt im Spiegel auf meiner Herzgrube, auf dem Bette meiner Hausfrau magnetiſch ſchlafend liegen; es iſt Mittags 1 Uhr, da werde ich zu ihr gehen, und kaum bey ihr angekommen, auf ihr Bett fallen, und auf demſelben eine Viertelſtunde lang magnetiſch ſchlafen.

Das Stücklein Perlenmutter hat ſich bald vollends aus der Magenhaut herausgemacht, morgen kommt es heraus, und zerfällt dann in ſieben Stücke, die ſieben Sprünglein an ihm ſtehen ganz weit offen. Manchmal kommt ohne meinen Willen das einemal mein Magen, das anderemal mein Gehirn vor den Spiegel auf meiner Herzgrube, will ich aber das eine oder das andere ſehen, wenn es gerade nicht im Spiegel iſt, ſo gehört mein feſter Wille dazu, daß es im Spiegel erſcheine. Die Bilder, in denen meine Lagen voraus abgebildet ſind, erſcheinen aber ohne meinen Willen in dieſem Spiegel, ſo auch die Heilmittel.

Nach einigen Minuten, in denen ſie ſtill, und wie immer mit feſtgeſchloſſenen Augen dalag, ſagte ſie: ich habe ſo eben wiſſen wollen, wie viel Uhr es iſt, da hat ſich dann unſere Wanduhr im Spiegel vor meiner Herzgrube gezeigt, und ich ſah, daß der große Zeiger auf dem Zweyer ſteht, und es 10 Minuten über 10 Uhr iſt. Man ſoll nachſehen, ob es ſo iſt!

Man ſah nach, und der Zeiger ſtund wirklich auf dem Punkt ſo.

Sie ſagte: das iſt nur oft ſo ein ſchneller Blick, der bald wieder verſchwindet, ſolche Blicke habe ich aber oft. Später ſagte ſie: nun will ich mich wieder anſtrengen, zu ſehen, wie viel Uhr es iſt, und ſagte dann nach kurzem Augenblick: der große Zeiger iſt kaum am Achter vorüber! dieß war wirklich ſo. Sie ſagte: die Uhrtafel ſtellte ſich ſchnell vor den Spiegel auf meiner Herzgrube und verſchwand eben ſo ſchnell wieder aus ihm, kaum daß ich nach dem Zeiger ſehen konnte. Noch öfters machte ſie in dieſer Stunde dieſen Verſuch, und nie täuſchte ſie ſich.

Nach ¼ auf 1 Uhr ſagte ſie: heute gehe ich gar nicht aus dem Bette, als es aber 1 Uhr ſchlug, trieb es ſie unwiderſtehlich heraus, und zu ihrer Hausfrau, auf deren Bette ſie auch ſogleich magnetiſch ſchlief.

Im Schlaf Abends 6 Uhr ſagte ſie: ich ſehe jetzt, woher meine Verſtimmung kommt, die Krämpfe ſind mehr in meinem Gehirn, und dadurch wird es erkältet und wie feſter.

Ich ſteckte ihr einen goldenen Ring an den kleinen Finger, und ſogleich zogen ſich die Krämpfe aus ihrem Kopfe an den Finger. Sie legte von ſelbſt den Ring auf die Herzgrube und ſagte: er macht mir da eine ganz ſonderbare Empfindung, es iſt als könnte ich allerlei in der Stube ſehen. Er ſchließt mir die Augen ganz ſchmerzhaft feſt zu, als könnte ich ſie nie mehr öffnen, und macht, daß ich meine, ich könne aus mir hinausblicken, es kommt mir aber alles heller vor, als wenn es Tag wäre, ich ſehe das Licht im Zimmer nicht. Es iſt mir, als könnte ich in die Stube ſehen, auch auf die Gaſſe, aber die Blicke ſind ganz ſchnell, ſo daß ich dadurch nichts recht beſtimmt ſehe. Die Helle iſt heller als ein Blitz. So ſehe ich auch ſonſt in dem Spiegel auf meiner Herzgrube mich ganz natürlich, aber in einer andern Helle, die nicht mit dem hellſten Sonnenlicht zu vergleichen iſt.

Als der Ring entfernt wurde, ſo ſtellten ſich wieder die Krämpfe im Kopfe ein. Einen Krampf, ſagte ſie, erhalte ich nach dem heutigen Schlafe nicht, dagegen ſchlafe ich kaum, wenn ich erwacht bin, wieder ein, und ſchlafe wieder eine Viertelſtunde lang ſtatt des Krampfs, woran der goldene Ring die Schuld hat.

Dieß geſchah auch und ſie verſicherte in dieſem Schlaf noch einmal, daß der goldene Ring verurſacht habe, daß ſtatt des Krampfs ein Schlaf komme, daß aber der Ausbruch eines Krampfes beſſer, als dieſer Schlaf geweſen wäre, und daß ſie nun ganz verſtimmt erwachen werde. Ich ſagte zu ihr: ſinne nach, wie dir ein Krampf zu erregen iſt? Nach einigem Nachſinnen ſagte ſie: legen Sie mir nur Ihre rechte Hand auf den Kopf, und ſobald dieſe warm iſt, brechen die Krämpfe aus. Dieß that ich und die Krämpfe brachen aus. Sie erwachte, wie gewöhnlich, nach einer Stunde Schlaf.

Heute Nacht ſchlief ſie dadurch, daß ſie mein Tuch unter ihrem Kopfe hatte, halb magnetiſch, und ſagte beim Erwachen, Morgens 7 Uhr: ich ſahe mich heute Nacht in Trauerkleidern.

Morgens 11 Uhr ſagte man im Kreiſe ihrer Freundſchaft den Tod eines Anverwandten an. Er war dieſen Morgen noch ganz geſund, gegen 7 Uhr aber fand man ihn unverhofft todt.

3 Dec. In heutiger magnetiſchen Stunde ſprach ſie nach vorausgegangenen Krämpfen folgendes: ſchon nach den erſten magnetiſchen Strichen, die ich heute erhielt, erſchien in dem Spiegel vor meiner Herzgrube ein ganz ſonderbares Buch, aber zuerſt nur dunkel, jezt liegt es ganz hell vor mir aufgeſchlagen, allein ich kann es nicht leſen, denn es hat ganz eigene von mir noch nie geſehene Buchſtaben, nur ſein erſtes Blatt vermag ich zu leſen, auf dieſem ſteht in deutſcher Sprache: „Geiſterſchrift.“ — Sein Band iſt wie von weißem Sammet, ſein Schnitt iſt hochpurpurroth, von einer Pracht, wie ich noch nie ſahe, ſeine Blätter ſind, wie von ſchwarzem

Sammet, die Buchſtaben ſind wie ſilber .. Sie ſtrengte ſich nun ſehr an, die Buchſtaben dieſes Buchs entziffern zu können, und lag lange tief nachſinnend und eiskalt da, allein es gelang ihr nicht, ſie ſagte: ich vermag es nicht, und je feſter ich mich beſtrebe, es zu entziffern, deſto weniger bin ich es im Stande. Alle ihre Anſtrengung half nichts, ſie ſagte: ich ſehe wohl den Einband dieſes Buchs und ſeine Buchſtaben, auch weiß ich, daß es Geiſterſchrkft iſt, allein ſeinen Inhalt vermag ich nicht zu enträthſeln, auch mein Bruder kommt nicht, ſo ſehr ich mich auf ihn richte, mir den Inhalt dieſes Buchs auszulegen; auch Krämpfe, die mich ſonſt hellſehender machten, würden jetzt nichts helfen. Nun muß ich (da die Zeit des Schlafs beynahe vorüber iſt) meinem eigenen Zuſtand nachdenken, und dem, was heute geſchehen ſoll.

Nach angeſtrengtem Sinnen ſagte ſie: um 12, 1 und 2 Uhr muß ich eine Taſſe Thee von neun Blumen Johanniskraut trinken. Um halb 3 Uhr muß ich noch einmal den Thee trinken, den ich ſchon früher angegeben, der aus ſieben Johannisblumen und den drey Stückchen Perlenmutter beſteht, und mit einer obern Taſſe voll ſiedend Waſſer angebrüht wird. Das Amulet mit den Johannisblumen muß Schlag halb 3 Uhr von meinem Magen hinweg. Und dann erhalte ich die fürchterlichſten Magenſchmerzen von dem Stückchen Perlenmutter, das nun zerfällt und herauskommt. Um ¾ auf 3 Uhr muß man mir neun Hofmänniſche Tropfen auf drey ſchöne Blumen Johanniskraut tröpfeln, und dieſe Blumen muß ich dann verſchlingen. Es darf keine Blume ſeyn, wo mehrere auf einem Stiel ſind, ſondern wo auf einem Stiel nur eine einzige gewachſen iſt; auch muß ich meinen Magen mit Johannisöl fünfmal einreiben, von 1 Uhr an, alle Stunde einmal. Es war ſchwer, ſolche Blumen aufzufinden, und ſie prüfte die Aechtheit jeder zuvor auf der Herzgrube, ſie fühlte aber ſchon von ſich entfernt im Zimmer beym Auswählen der Blumen, ob man die rechte fand, wußte jedesmal, ob man gerade eine Blume, die allein ſtund, oder eine Blume, neben der noch eine war, abbrach.

Noch ſagte ſie: dieſen Abend ¾ auf 9 Uhr muß ich auch den Wirbel meines Kopfes mit Johannisöl einreiben. Wie es mir dieſen Nachmittag geht, kann ich durch noch ſo tiefes Nachſinnen nicht ſagen, ich kann es nur alsdann ſagen, wenn Hr. Doctor auf ein Zettelchen ſchreibt: „Wie geht es dieſen Nachmittag?“ und dieß mir auf die Herzgrube legt. Dieß geſchah und ſie ſagte: um 1 Uhr kommt ſtatt eines Krampfs ein magnetiſcher Schlaf, eine Viertelſtunde lang; von 4 bis ¼ auf 5 Uhr kommt ein fürchterlicher Krampf. Um 6 Uhr ſchlafe ich wieder. Ich kann nicht ſehen, was auf dem Zettelchen ſteht, aber ich fühle es. Ich legte ihr heimlich ein Zettelchen auf die Herzgrube, auf welches ich „Erwache!“ ſchrieb, und ſie erwachte, konnte aber die Augen nicht eröffnen, ſie mußten ihr wie ſonſt durch Striche eröffnet werden.

Was ſie nun auf heute für ſich zum voraus beſtimmt hatte, traf auch zur beſtimmten Zeit richtig ein, namentlich, nach Wegnahme des Amulets, der heftigſte Magenſchmerz um halb 3 Uhr, bey dem ſie ganz erblaßte.

Im Schlaf Abends 6 Uhr war ſie äuſſerſt verſtimmt, und weinte meiſtens. Sie ſagte: es iſt mir alles verdunkelt, ich ſehe nicht in mich. — Ihre Traurigkeit rührte daher, weil ich wegen Krankheit meines Kindes ſehr beſorgt und in Angſt war. Sie bekam ſtatt des Erwachens um 7 Uhr einen heftigen Krampf im Kopf, der einige Minuten andauerte, worauf ſie mit Huſten erwachte und über Hitze klagte. Ihr Frieſel hatte ſich jetzt, wie ſie beſtimmt hatte, ganz verlohren.

In der Nacht erhielt ſie ſehr ſtarke Leibſchmerzen, und wurde ſehr ſchwach, es kamen hierauf zwey ganz dünne, äuſſerſt ſchmerzhafte Stuhlgänge, wie bey einem Laxier, und als man im Stuhle nachſah, fand man in der Oeffnung richtig ſieben ungleiche ſehr kleine Stückchen Perlenmutter, ſie waren im Bruche glänzend und weiß, auſſen gelblicht alt.

4 Dec. In der heutigen magnetiſchen Stunde ſagte ſie nach ¾ Stunden Schlaf: das Buch erſcheint ſchon wieder im Spiegel vor meiner Herzgrube, es liegt in einer unbeſchreiblichen Helle im Spiegel. Sie wurde jetzt ganz kalt, und kam in tiefſten Schlaf. Hierauf ſprach ſie: ich ſehe mit Verwundern auf dem zweyten Blatt dieſes Buchs ein Gemälde; es iſt ein ernſthaft freundlicher Greis, ſo eigen, als ich noch keinen lebend, und keinen in Bildern ſah, ſeine Bruſt ſteht offen, und aus derſelben blickt ein lächelndes Kind. Ach! könnte ich doch nur wiſſen, was das bedeutet! Später rief ſie mit Erſtaunen: ach Gott! unter dieſem Manne ſteht mit Silberſchrift teutſch: „Des Buches Inhalt im Sinnbilde.“ — Sie ſtrengte ſich nun auf das heftigſte an, dieſes Sinnbild zu enträthſeln, es gelang ihr aber nicht, ſie wurde wie ohnmächtig und ſagte: will ich alle meine Kräfte zuſammenraffen, nur dieſes Bild zu deuten, ſo wird es mir plötzlich, als würde ich lauter

Luſt, welches mir die ſonderbarſte Empfindung macht, eher, glaube ich, träfe mich der Tod, als ich dieſes Bild zu deuten vermöchte. Es war mir erſt, als trüge dieſer Greis das Buch in der Hand, und dann erſchien er wieder als Gemälde auf dem zweyten Blatte.

Sie ſtund jetzt vom Nachſinnen nach der Deutung dieſes Bildes ab, und ſprach nun von ihrem Zuſtande folgendes: das Stückchen Perlenmutter gieng ab, ich ſehe es nicht mehr, und es blieb ſtatt ſeiner an der Magenhaut eine wunde Stelle, wie wenn man einen Dorn in Finger drückt, und wieder herauszieht, ſie blutet aber nicht, nur macht es ein wundes Gefühl.

Sie dachte nun nach, was ſie ſich dagegen zu verordnen habe, und ſagte dann: ich ſehe im Spiegel auf meiner Herzgrube Johannisbeere, über die Zucker geſtreut iſt, und bei denen Eſſig ſteht. Solche ſollte ich haben, aber nun iſt die Jahrszeit nicht dazu!

Sie wurde nun darüber traurig. Ich ſagte ihr: ganz wie du es beſchrieben, hat man ja eigenmachte Johannisbeere, an die du nur etwas Eſſig thuſt, und dieſe wird uns die gute Frau F. ſogleich ſenden. Darüber war ſie äuſſerſt vergnügt, beſonders, als ſie ſogleich die Johannisbeere von jener Frau auf Erſuchen erhielt.

Man legte ihr die Stückchen Perlenmutter heimlich auf ihre Herzgrube, und ſie erkannte ſie mit vieler Freude. Daß das Perlenmutterſtückchen in ſieben ungleiche Theile zerſprungen, ſagte ſie, kommt daher: weil die Johannisblumen von ungleicher Größe und deßwegen auch von ungleicher Kraft waren. Wäre ich im Schlaf geſtern Abend nicht ſo ſehr verſtimmt geweſen, ganz allein aber durch die Verſtimmung des Hrn. Doctors, ſo hätte ich die Stunde des Abgangs der Stückchen beſtimmen können. Wenn ich erwache, ſagte ſie: wird man mir die Stückchen weiſen, darüber erhalte ich einen Krampf, weil ich mich des Anhängerleins alsdann ganz wieder erinnern kann, und der Stunde, in welcher es mir meine Großmutter an einem ſchwarzen Sammetband um den Hals hieng. Um ¾ auf 1 Uhr falle ich eine Viertelſtunde in magnetiſchen Schlaf, und um ¾ auf 2 Uhr beſuche ich Hrn. Doctor in ſeinem Hauſe. Daſelbſt werde ich ſogleich nach der Begrüßung einen kurzen Krampf erhalten, darnach um halb 3 Uhr die Johannisbeere bey Hrn. Doctor eſſen, dabei muß ich eine Stunde zuvor und eine Stunde nach, faſten. Unterwegs habe ich durch den Beſuch bey Hrn. Doctor keinen Krampf zu befürchten, im Fall ich pünktlich um ¾ auf 2 Uhr von Haus weggehe, geſchieht dies nicht um dieſe Zeit, ſo iſt nicht für einen Krampf zu ſtehen.

Sie wollte heute dadurch erweckt ſeyn, daß ich ein Glas in den Mund nahm. Dieß geſchah. Ich zeigte ihr nach dem Erwachen die Stückchen Perlenmutter, und ſie fiel ſogleich in einen Krampf.

Zur beſtimmten Zeit beſuchte ſie mich, nachdem man ihr zuvor, ihrem frühern Begehren gemäß, ein Stückchen Glas unter die Haube gelegt hatte. Sobald ſie mich begrüßt hatte, erhielt ſie einen Krampf. Als ich ihr das Glas unter der Haube weggenommen hatte, befiel ſie ſogleich Schlaf. Sie blieb über zwey Stunden bey meiner Familie, aß die Johannisbeere zur beſtimmten Zeit, und berührte lange mein an den wilden Blattern gerade krank liegendes Kind.

Im Schlaf 6 Uhr hatte ſie ſtark Hitze und Fieber, und erklärte: daß ſich von dem kranken Kinde durch ihre Berührung das Fieber auf ſie übertragen. Sie verordnete ſich dagegen präparirten Weinſtein. Sie ſagte: hätte ich nicht an den Händen geſchwitzt, ſo hätte ſich das Fieber des Kindes mir nicht ſo ſehr mitgetheilt. Dieſes Schwitzen in den Händen, mein altes Uebel, hätte ich aber heute auf immer verlieren können, hätte ich meine Hände an den Hausthürpfoſten des Hauſes von Hrn. Doctor gerieben, weil das Haus neu iſt. Dieß iſt ein Mittel, das man mir ſchon oft gerathen hatte, das ich aber immer verlachte. nun aber fühle ich im magnetiſchen Schlafe, daß dieß Mittel ganz gewiß geholfen hätte. Ich will es ſpäter thun, es muß aber dann an der andern Thür ſeyn, durch die ich noch nie gegangen bin, und es muß heimlich geſchehen. Die Johannisbeere muß ich noch vier Tage lang um halb 3 Uhr eſſen, und zwar jedesmal drey Kaffeelöffelchen voll. Den Thee trinke ich nicht mehr.

5 Dec. Nach der heutigen Stunde der magnetiſchen Behandlung folgten gleich Anfangs mehrere Krampfe hinter einander. Sie ſprach lange nichts, ſchien aber ſehr betrübt zu ſeyn. Ich fragte: was iſt dir? Lange wollte ſie nicht ſprechen, endlich ſagte ſie weinend: ach ich bin ſo betrübt, ich ſollte es nicht ſagen.

Ich bat ſie dringend, doch zu reden, ſie ſprach: ach! ich ſehe in Ihren Magen, da ſehe ich unten im Magen wie eine Geſchwulſt, es iſt aber keine eigentliche Geſchwulſt, es iſt mehr wie eine Härte, die läßt aus Ihrem Magen die Speiſen nicht zur rechten Zeit hinaus, ſie bleiben in ihm liegen, und verſauern und verderben; daher muß es Ihnen immer weh ſeyn und Sie müſſen die Speiſen immer fühlen. (Ich erkannte die Wahrheit dieſer Rede.) Es iſt mir fürchterlich, fuhr ſie fort, ich weiß noch kein Mittel dagegen, und weinte bitterlich.

Ich tröſtete ſie, und ſagte: wenn du auch keines fändeſt, ſo bin ich ruhig, wir müſſen alle einmal an etwas ſterben.

Sie ſagte: gerne wollte ich um Ihre Geſundheit meinen letzten Blutstropfen geben; ich bitte Sie: erwecken Sie mir die fürchterlichſten Krämpfe, auf daß ich ein Mittel finde!

Ich that es auf ihr Bitten. Hierauf rief ſie vergnügt: in dem Spiegel auf meiner Herzgrube ſehe ich auf ein Papier geſchrieben: „Meerzwiebelſaft, Weineſſig und Honig.“ Nun weiß ich aber die Doſis noch nicht, und noch nicht die Zeit.

Sie bat wieder um Erweckung von Krämpfen, und nachdem dieſe erſchienen waren, ſprach ſie nach angeſtrengtem Sinnen: Meerzwiebelſaft zwey Kaffeelöffel voll: Weineſſig einen Kaffeelöffel voll, und Honig einen Kaffeelöffel voll. Meerzwiebelſaft verzehrt die Geſchwulſt beſonders. Ich ſagte zu ihr: aber Eſſig ſcheint dabey Verhärtungen zu machen? Sie ſagte: der Eſſig nutzt bey Ihnen, weil er auf dieſe Geſchwulſt verzehrend wirkt, ein geſundes Blut kann er allerdings verderben und zu einem ſolchen Uebel ſtimmen, mit den andern Mitteln aber in Verbindung, und in dieſer Doſis, und in der Zeit genommen, die ich noch beſtimmen muß, dient er zur Verzehrung jener Geſchwulſt. Sie müſſen ſich auch vor fetten Speiſen hüten. Sehr ſchädlich wirkt auf den Magen Milch mit Eſſig, wie oft Leute genießen, z. B. ſaure Milchſpatzen, Milch und

Salat, das iſt fürs Geblüt wie Gift, es macht es wie gerinnend. Ihre Geſchwulſt rührt von einer kalten Feuchtigkeit im Geblüt her; ich ſollte mich anders ausdrücken, aber ich finde keine andere Worte; es iſt eine Unreinigkeit aus dem Geblüte, und es iſt bey Ihnen der Magen der Theil, der ſie angezogen hat: bei einem andern Menſchen, zieht es wieder wo anders hin. Nun muß ich auf die Stunde ſinnen, in der Sie das Mittel gebrauchen müſſen. Sie bat wieder um Erweckung eines Krampfes, und ſagte nach demſelben: Gott ſey Dank, ich habe die Stunde! Die beſte Stunde iſt Morgens 5 Uhr, und Sie dürfen eine Stunde vor- und nachher nichts eſſen. Auf ihr Geblüt zu wirken, müſſen Sie aber einen Trank trinken. Nach langem Sinnen und nach Erweckung von heftigen Krämpfen gab ſie den Trank ſo an: Johannisblumen 27 Stück; Wegwartwurzel 27 Stücklein, einen halben Zoll lang gebrochen, aber nicht mit dem Meſſer geſchnitten; neun Blätter Gartenſauerampfer. Sie verſicherte, die Gartenſauerampfer noch nie, als jetzt in ihrem Spiegel vor der Herzgrube geſehen zu haben, ſie habe bisher nur die andern gekannt. Zu dieſen Kräutern, ſagte ſie, müſſen Sie drey Kaffeetaſſen voll ſiedend Waſſer ſchütten, und dieſe drey Taſſen milchlau trinken, und zwar ſo: die erſte um ¾ auf 6 Uhr Morgens, die zweyte um ¾ auf 1 Uhr Mittags, und die dritte um ¾ auf 9 Uhr Nachts. Wie lange Sie dieſes zu nehmen haben, werde ich Ihnen ſagen; denn ich werde ſehen, ob die Geſchwulſt kleiner wird, und Sie werden es auch ſelbſt fühlen.

Um über ihr heutiges Schickſal Auskunft zu erhalten, bat ſie wieder um Erweckung von Krämpfen, und ſprach hierauf: von ¾ auf 12 bis 12 Uhr erhalte ich einen ſtarken Krampf, den ich zuvor fühle, und mich deßhalb aufs Bett legen werde, ich ſehe mich jetzt zum Bett hinlaufen. Auch werde ich um ¾ auf 2 Uhr wieder meine Hausfrau beſuchen, und bey ihr wieder ſchlafen, was mir ärgerlich iſt, doch muß es ſeyn, denn hier würde ich nicht ſchlafen. Um 5 Uhr bis ¼ auf 6 Uhr erhalte ich wieder einen Krampf ſitzend. Ehe ich zur Hausfrau gehe, werde ich ſpinnen, wenn ich aber von dieſer zurückkomme, werde ich mich legen. Um halb 3 Uhr muß ich die Johannisbeere wieder nehmen. Um 6 Uhr werde ich ſchlafen, und um ¾ auf 9 Uhr wegen des Fiebers wieder einen Umſchlag nehmen. Das Amulet mit den Johannisblumen, das ich auf dem Magen hatte, muß verbrennt werden. Das Fieber habe ich beſtimmt durch Berührung Ihres kranken Kindes erhalten, und es wird alle Abend, wenn es bey dem Kinde vermehrt kommt, auch bey mir ſtärker kommen.

Was ſie nun heute für ſich zum Voraus beſtimmte, traf nun auch wie immer pünktlich ein. Im Schlaf Abends 6 Uhr hatte ſie wieder Fieber, und ſie machte ſich wieder die geſtrigen Verordnungen. Die ganze Stunde brachte ſie meiſtens mit Jammern über einen heftigen und ſchmerzhaften Krampf zu, der ſie am Ende der Stunde befallen werde, und der wieder eine Viertelſtunde lang anhalte. Schlag 7 Uhr befiel ſie nun auch dieſer heftige Krampf, der in allen Theilen ihres Körpers wüthete, und höchſt ſchmerzhaft war. Seine Dauer bebetrug eine Viertelſtunde, und da ſie wie immer bey Krämpfen in ihm in einem magnetiſchen Zuſtande war, ſo wußte ſie auch nach dem Erwachen von dieſem gehabten Krampfe nichts. Sie ſtund ſogleich nach deſſen Ende ſehr freundlich auf, und fühlte ſich äuſſerſt leicht und geſtärkt.

6 Dec. Nach eingetretenen Krämpfen ſprach ſie in der heutigen Stunde folgendes: nun weiß ich doch, wer mir die Bilder vor meinen Spiegel auf der Herzgrube bringt, es iſt mein Bruder; ich ſehe ihn ſelbſt wieder gar freundlich und geiſtig, ich kann ihn aber nicht beſchreiben. Der Spiegel iſt geſtern und heute wunderhell, es iſt aber keine Helle der Sonne, ſondern mehr wie ſilberhell.

Ihr heutiges Schickſal beſtimmte ſie ſo: von 1 Uhr bis ¼ auf 2 Uhr erhalte ich einen fürchterlichen Krampf, den ich auf dem Bette meiner Hausfrau, die ich wieder beſuchen muß, erhalte. Dieß iſt der einzige heute mir beſtimmte Krampf, andere unbeſtimmte kann ich heute noch durch Schrecken erhalten. Um 6 Uhr Abends ſchlaf ich wieder wie gewöhnlich. Was meinen Zuſtand betrift, ſo wurde ich, wie ich ſchon ſagte, zwiſchen dem 3ten und 4ten Dec. ſchon ganz geſund, nämlich zur Zeit, wo auch vollends jene Stückchen Perlenmutter abgiengen, und nur die Krämpfe, die bey mir durchs Magnetiſiren zum Ausbruch kamen, hören erſt bis am 27. auf.

Im Schlaf Abends 6 Uhr war ſie, ohne eine Urſache angeben zu können, ſehr verſtimmt, und weinte viel, ſie fühlte auch noch Fieber. Als ſie erwacht war, ſah ich ſie etwas feſt an, und ſie mußte dadurch wieder ſchlafen, bis ich ſie wieder erweckte.

7 Dec. Ihre Verſtimmung im geſtrigen Abendſchlaf ſchien von einer Widerwärtigkeit herzurühren, von der ſie noch keine Kunde hatte, die ſie aber ſich unbewußt zu fühlen ſchien. Dieſen Morgen erhielt ſie erſt von ihr

Kunde, und verfiel hierauf eine Viertelſtunde lang in Krämpfe, gerade vor der magnetiſchen Stunde.

In der heutigen magnetiſchen Stunde wurde ſie ſehr kalt, und ſagte nach einer halben Stunde: man ſehe nach, ob die Mutter nicht in der hintern Kammer iſt, und in einem geiſtlichen Buch lieſt: ich bin ganz aus meinem Leib heraus und zu ihr geführt, und ſtehe wie ein Geiſt vor ihr in der Kammer, ich ſehe ſie und die ganze Kammer.

Man ſuchte die Mutter, und fand ſie wirklich dort, und in dieſer Lage. Es iſt, ſagte ſie, mein Friederich wieder bey mir, und es iſt mir, als leitete dieſer meinen Geiſt. Zuerſt war es vor mir, wie eine Wolke, durch die ich ſehen wollte, konnte es aber nicht ſogleich, nur nach und nach wurde dieſe Wolke immer heller, und dann ganz licht, und es war mir, mein Geiſt ſeye nun durch ſeinen Körper, dieſe Wolke, hindurch gedrungen, und vereinigt mit meinem Friederich zu meiner Mutter hingeſchwebt. Mein Spiegel auf der Herzgrube iſt ganz verſchwunden, es war dieſer mehr wie eine Vorbereitung zum Sehen aus mir hinaus.

Später ſagte ſie, nun bin ich in meiner Mutter ſelbſt, ganz in ihrem Innern (dieſe war gerade entfernt arbeitend in der Küche) das iſt mir ſo ſonderbar, es iſt mir, als wäre ich wieder ein Kind in meiner Mutter, ich fühle ganz alles, was ſie fühlt. (Sie gab die Gefühle, welche die Mutter in dieſem Augenblick habe, an und die Mutter beſtätigte ſie mit Verwundern.) Ich fühle, was ſie geiſtig fühlt und denkt, jetzt viel mehr, als ihr Körperliches. Alles wird mir durch meinen Friederich erhellt. Die Mutter und alles, wo ich mit ihm hinſchwebe, iſt mir von ihm erhellt. Die Widerwärtigkeit, die ich hatte, mußte ſo kommen, ſie iſt die Urſache, daß mein Zuſtand geiſtiger wurde durch den Kummer. Man ſage doch der Mutter, ſie ſolle ſich drauſſen nicht ſo bücken, ich fühle, ſie hebt etwas Schweres empor, das ſtört mich, weil ich in ihr bin. Die Mutter hatte in dieſem Augenblicke wirklich in der Küche ein Gewicht emporgehoben. In meinem Kopfe, ſprach ſie, iſt jetzt alles gänzlich erloſchen und todt, man kann mir auf den Kopf ſchlagen, ich fühle es nicht. Man that es, aber ſie fühlte es nicht. Man ſchrie ihr ins Ohr, ſie hörte es nicht, aber den leiſeſten Laut, nach der Herzgrube gerichtet, vernahm ſie. Alles iſt jetzt, ſprach ſie, vollends gänzlich auf der Herzgrube. Ich bin, ſprach ſie ſpäter, wieder in der Mutter, ich ſehe, ſie leidet an der Galle, und ſie ſoll morgen folgendes gebrauchen: drey ſchwache Meſſerſpitzen voll Weinſtein, und ſieben weiße Pfefferkörner ſoll ſie morgen früh um ¾ auf 7 Uhr einnehmen, und zwar: mit fünf Eßlöffel voll ſiedend Waſſer ſoll ſie ſieben Stücke Johannisblumen früh um halb 7 Uhr anbrühen, und dann eine Viertelſtunde ſtehen laſſen, und nach Verfluß dieſer ſoll ſie mit dieſem Waſſer den Weinſtein und die Pfefferkörner verſchlucken.

Zu mir ſagte ſie: Sie fühlen gewiß bereits nicht mehr ſo große Uebelkeit, aber Magenſchmerzen, und die müſſen Sie erhalten, wenn die Geſchwulſt ſich verzehren ſoll. Ich beſtatigte, daß mein Weheſeyn ſich vermindert, ich aber ein leiſes Brennen im Magen fühle. Sie ſagte: ich ſehe die Geſchwulſt in Ihrem Magen jetzt röthlich was vorher nicht war, denn ſie wird jetzt angegriffen und ſchwindet, und dadurch wird die Oeffnung weiter.

Von 1 bis ¼ auf 2 Uhr werde ich ſchlafen. — Dieß geſchah auch. Als ſie wachend im Bette war, kam zufällig ein nervenſtarker Mann in Geſchäften ins Zimmer, und kam nahe an ihr Bette zu ſitzen. Durch die Einwirkung dieſes ſtarken Mannes wurde ſie ſchläfrig, und bat ihn, damit ſie nicht ſchlafen müſſe, ſich weiter von ihr weg zu ſetzen.

Im Schlaf Abends 6 Uhr ſagte ſie: die Wolke ſehe ich wieder, allein ich kann nicht durch ſie dringen. Ich gab ihr wieder einige magnetiſche Striche, und ſie ſagte: nun bin ich wieder durch die Wolke hindurch, und bey meinem Friederich. Ich kann von ihm und mir keine Geſtalt angeben, wir ſind ganz Geiſt. Jetzt erfahre ich auch, wer mich heute, während des emſigen Arbeitens, erinnerte, meine Johannisbeere zu nehmen, es war mein Friederich.

Sie arbeitete nämlich heute bis 3 Minuten vor halb 3 Uhr wachend ſehr emſig, wo es bald die Zeit war, zu der ſie die Johannisbeere nehmen ſollte, als ſie auf einmal, wie durch eine innere Stimme, erinnert wurde, daß es die Zeit ſeye, ſie eilte an die Uhr, und hatte nur noch zwei Minuten Zeit, um die Beere mit Eſſig zu vermiſchen.

Ich weiß nun auch, ſagte ſie, warum die Mittel von Magnetiſirten mehr wirken, als die von den Aerzten, mein Friederich ſagte es mir. Dieſe Mittel ſind nur die Leiter, durch welche dem Kranken, der ſie mit Glauben nimmt, eine magiſch heilende Kraft mitgetheilt wird, und die der den magnetiſch Schlafenden führende Genius in ſie legt, und je ſtärker der Glaube, deſto ſchneller wirken ſie; denn je ſtärker der Glaube iſt, deſto mehr zieht der Kranke die Einwirkung dieſer magiſchen Kraft an ſich. Das Johanniskraut hat nichts an ſich, was Perlenmutter zertheilen kann, das that die magiſche Kraft, die der leitende Genius ihm mittheilte. So wirkt dieſe auch zu gewiſſen Stunden mehr, als zu einer andern; daher kommt ſoviel auf die Stunde an. Das Mittel kann unbedeutend ſeyn, und man kann oft nicht begreifen, daß ein ſo ſchwaches Mittel auf ein ſo großes Leiden ſo kräftig einwirken ſollte, das thut aber die magiſche Kraft, die der führende Genius darein legt.

8 Dec. In der heutigen magnetiſchen Stunde zeigten ſich bald einige heftige Krämpfe im Kopfe. Nach Verfluß von ¾ Stunden ſagte ſie: ich fühle, wie mein Geiſt nach und nach durch die Wolke, den Körper, hindurch dringt; mein Friederich zieht ihn an ſich. — Eine Viertelſtunde lang lag ſie lächelnd da, aber ein ſo ſeelig freundliches Lächeln zu beſchreiben, wie ſie hatte, dazu fehlen Worte. Auf einmal ſagte ſie: Du Doctor! es war das das erſtemal, daß ſie mich mit Du anredete) fühlteſt du nichts? ſo eben war Dein Vater da, als ein Lichtſtrahl, er war zu Deiner rechten Seite, als Du ſchriebeſt, er hat noch viele Sehnſucht nach Dir. Es gefällt mir dieſes Leben der Geiſter, und ich möchte nicht mehr aus ihm hinaus.

Ich gieng in einen entfernten Gang im Hauſe, und nahm dort eine Säge in die Hand, ſogleich hatte ſie das Gefühl, daß ich drauſſen etwas von Metall berühre. In meinem Kopfe, ſagte ſie, habe ich wieder kein Gefühl mehr, auch höre ich nicht mehr durch die Ohren, nur durch die Herzgrube. Du Doctor! nimm mir doch nicht übel, daß ich Dich mit Du anrede, ich kann nicht anders, ich darf mit den Geiſtern auch nicht anders ſprechen. Dieſen Abend von 6 bis 7 Uhr muß ich in Deinem Hauſe magnetiſch ſchlafen; ſchon um 5 Uhr wird es mich ziehen, hinauszugehen, man ſage mir aber wachend nicht, daß ich dieſen Abend das thun muß. Ich werde den Tag über ſehr verſtimmt werden, und ſobald ich erwache, muß ich eine Taſſe Thee von neun Johannisblumen trinken. — Ich weiß nun auch, was das war, daß ich in meinem magnetiſchen Schlafe am 24 Nov. ſo lächelnd da lag, und auf keine Rede Antwort gab, da war ich ganz wie ein Geiſt, mit meinem Friederich ſchwebte ich hin und her, aber nicht blos zu den Geiſtern, ſondern überall umher.

Dieſen Nachmittag lag ſie meiſtens zu Bette, und als es noch einige Minuten vor 5 Uhr war, ſagte ſie: heute gehe ich gar nicht mehr aus dem Bette: als es aber 5 Uhr ſchlug, ſtund ſie auf und ſagte: es zieht mich zu Hrn. Doctor, ich muß hinaus, es iſt, als hätte er mir's angethan, hat er denn von meinen Haaren mitgenommen? Sie gieng und kam vor meine Thüre, wo ſie ganz verlegen ſtehen blieb, und nicht hereintreten wollte. Man zwang ſie herein zu kommen, ſie ſagte ganz verſchämt: da bin ich, ich mußte kommen, Sie haben es mir gewiß angethan!

Als ihre Uhr zu Hauſe auf 6 Uhr ſtund, verfiel ſie in Schlaf, konnte aber lange nicht tief ſchlafen, weil, wie ſie ſagte, das fremde Haus ſie ſtöre; in ihrem Hauſe würde ſie tiefer in Schlaf kommen, auch laſſe ſie die Angſt nicht ſchlafen, die ſie auf das Erwachen habe, wo ſie ſich ſo ſehr ſchämen werde, daß ſie hier geſchlafen.

Ich ſagte: ſie ſolle nachdenken, wie es zu machen ſey, daß ſie nach dem Erwachen nicht ſo verſchämt und verſtimmt ſey. Nach einigem Nachdenken ſagte ſie, laſſen Sie mich, wenn ich erwache, auf Ihr Schnupftuch ſitzen, dann werde ich es nicht ſeyn.

Sie bekam jetzt einen Krampf, und gerieth dadurch tiefer in Schlaf. Sie ſagte: es iſt mir, als wollte ich wieder durch die Wolke hindurch, doch gelingt es mir nicht. Ich höre wieder durch mein Ohr nichts, aber das leiſeſte auf meiner Herzgrube. Sie redete mich wieder mit Du an, und bat wieder ſehr, ich ſolle es ihr nicht übel nehmen, ſie müſſe es. Wenn ich erwache, ſagte ſie, ſo mußt Du Hr. Doctor! mir nicht ſagen, daß ich Dich mit Du anrede, ſonſt erhalte ich einen Krampf. Ich fragte ſie, warum ſie denn zu Du noch Herr ſetze? Ich habe, erwiederte ſie, eben noch nicht das Herz, zu Dir Hr. Doctor, ganz Du zu ſagen. Schlag 7 Uhr erwachte ſie.

Ich hatte unglücklicher Weiſe vergeſſen, daß ich zu ihr nicht ſagen dürfe, daß ſie mich mit Du angeſprochen, ich ſagte es, und ein, eine Viertelſtunde langer heftiger Krampf erfolgte. Nach dieſem erhob ſie ſich aber geſtärkt und gieng nach Hauſe.

Nach ihrem Weggehen fiel meine Frau, die ſehr zu Krämpfen geneigt iſt, nach vorhergegangenen Krämpfen, in einen magnetiſchen Schlaf, in dem ſie trank, und mühſam ſprach, die Augen aber durchaus nicht zu öffnen fähig war, er hielt eine Stunde lang an. Sie hatte das Mädchen während ihres Schlafs lange berührt.

9 Dec. In der heutigen magnetiſchen Stunde geſchah folgendes: Nach wenigen Strichen ſchien ſie ſchon ſehr

tief im Schlaf zu ſeyn, ſie ſagte: ich ſchwebe mit meinem Friederich licht und leicht. Ich bitte Dich, Doctor! ſo ſtark auf mich einzuwirken, daß ich nicht mehr aus der Geiſterwelt zurückkehre, daß ich immer dort verbleibe.

Hr. Z. erſchien heute zum Beſuch. Sie fieng plötzlich an zu ſagen: es iſt etwas von Metall da, ich werde ganz wach. Hr. Z. verſicherte, daß an ihm nicht das mindeſte von Metall ſeye, endlich fand man in ihrer Nähe ſeinen mit Meſſing beſchlagenen Stock, und erſt als dieſer entfernt war, wurde ſie ruhig. Hr. Z. gab ihr ſeine Hand. Krampfhaft ſchloß ſie dieſelbe in die ihrige und ſagte: Du wirkſt unſäglich ſtark auf mich, deine Nervenkraft macht, daß ich auf immer einſchlafe, und das will ich, ich will immer im Reich der Geiſter bleiben, wo es mir ſo wohl iſt. Sie erklärte, daß ſie ſeine Hand nicht mehr laſſe, daß er ſie aber für immer einſchlafend mache: es lag das ſeeligſte Lächeln auf ihrem Angeſicht. Jetzt vernahm ſie meine Worte nicht mehr ſie hörte nur den Hrn. Z. Da ein zu ſtarker magnetiſcher Einfluß von Hrn. Z. zu befürchten war, ſo riß ich ihre Hand, mit der ſie mit aller Macht die von Hrn. Z. hielt, aus der des Hrn. Z., welches ich nur unter bittern Klagen von ihr thun konnte. Ich magnetiſirte ſie wieder, ſie wehrte es ab, weil ſie jetzt dadurch wacher werde, ich erzwang es aber dennoch, und ſie nahm mich wieder an. Sie lag in der tiefſten Verzuckung, noch immer das ſeeligſte Lächeln im Angeſicht, und war eiskalt.

Nun will ich Dir ſagen, Doctor! ſprach ſie: (nach und nach aus der Entzückung erwachend) warum ich mich ſo ſträubte, nicht die Hand des Hrn. Z. zu laſſen. Ich wäre drey Tage lang, ohne Speiſe und Trank zu bedürſen, durch ſeine ſtarke Einwirkung in Verzuckung geblieben, das mir gar lieb geweſen wäre, denn wie ſeelig bin ich in ſolcher! Wenn ich erwache, ſo bleibe ich dennoch jetzt ſchon den ganzen Tag über in einem halbwachen Zuſtande, das iſt mir arg, und ich muß auf ein Mittel ſinnen, wie ich dem entgehe. Später ſagte ſie: es kann dadurch geſchehen, daß Du mir, wenn ich erwache, noch ehe Du mir die Augen öffneſt, ein Glas in die Hand drückſt, und mir das drey Minuten in der Hand läſſeſt, wenn ich Dich auch noch ſo bitte, mir die Augen zu öffnen, dann werde ich ganz wach. Von 3 Uhr bis ¼ auf 4 Uhr erhalte ich einen ungeheuren Krampf. O Gott! ich ſehe mich da liegen, ein Schrecken der Umſtehenden; es iſt mir ſo fürchterlich, wie ich mich daliegen ſehe! Als ich geſtern in Deinem Hauſe im Schlafe lag, ſah ich, daß dadurch, daß Du nach meinem Erwachen mir ſageſt, daß ich zu Dir Du geſagt, mich ein Krampf befallen werde, da fragte ich meinen Friederich: ob es nicht zu verhüten ſeye, dadurch, daß ich es Dir verbiete? er ſagte: es nütze nichts, Du ſageſt es dennoch, und Du ſagteſt es mir dann auch, und es erfolgte der fürchterliche Krampf. Das mußt Du nicht mehr thun, es könnte mir den Tod bringen.

Auch noch ſo ſtarkes Läuten mit einem metallenen Glöckchen hörte ſie nicht, bewegte ich aber das Glöckchen, ſo hatte ſie blos das Gefühl, daß ich Metall berühre, den Schall vernahm ſie auch nicht, aber gegen die Herzgrube den Schall gerichtet, hörte ſie ihn ſogleich.

Um 11 Uhr ließ ſie ſich erwecken, nachdem man ihr vorher einige Minuten lang ein Glas in die Hand gedrückt hatte, und ſie umſonſt bitten ließ, ihr doch auch die Augen zu eröffnen.

Sie war nun Mittags ſehr verſtimmt, und verfiel 2 Minuten vor 2 Uhr 10 Minuten lang in einen magnetiſchen Schlaf, weil jemand, der ſie beſuchte, zufällig von ihrem Friederich ſprach. Sie verlangte in ihm ein Glas, ſich ſelbſt zu wecken, damit der Schlaf nicht über 10 Minuten daure, und ſagte: nach dem Krampfe, der ſich um 3 Uhr einſtellt, muß ich auch, um Kräfte zu ſammeln, mich wieder magnetiſiren laſſen.

Schlag 3 Uhr erſchien der Krampf und wüthete eine Viertelſtunde lang über alle Maaßen fürchterlich. Nach ihm magnetiſirte ich ſie, und ſie ſprach nun im ruhigen Schlafe folgendes: ich bitte Dich Doctor! mich von niemand mehr berühren, ja gar niemand mehr zu mir zu laſſen, der nervenſtärker iſt als Du. Als Z. heute kam, wirkte er zuerſt ſtörend auf mich, als er aber mich berührte, überwältigte mich ſogleich ſein ſtarker Nervengeiſt, und ich konnte nicht mehr von ihm laſſen, ich konnte für mich gar nichts mehr beſtimmen, und blieb in einer Verzuckung. Es wird Dich Mühe koſten, dieſen Geiſt wieder aus mir hinaus zu bringen. Ich muß, ſobald ich erwache, deßwegen auch eine Taſſe Baldrianthee trinken. Solche, die gleichen Nervengeiſt mit Dir haben, oder noch ſchwächern, wirken nicht ſo ſchädlich auf mich, doch ſtören ſie mich; denn es ſtören mich im magnetiſchen Schlafe meine Mutter und meine Brüder, die ich doch ſehr liebe, ebenſo meine übrigen nächſten Anverwandte. Aber ein ſolcher ſtarker Nervengeiſt könnte mich in wilde Krämpfe bringen und äußerſt zerrütten. Dein Nervengeiſt iſt dem meinen ähnlich, und wirkt auf mich mild und heilend. Jetzt ſehe ich wieder meinen Friederich, er kommt bald als Wölkchen, bald als Lichtſtrahl zu mir.

Dieſer Schlaf dauerte ¾ Stunden, als ſie aber erweckt wurde, ſank ſie bald wieder in Schlaf zurück und ſagte: man muß mir etwas von Glas anhängen, ſonſt muß ich immer ſchlafen. Dieß that man, und ſie blieb wieder wach und munter. Sie verlangte ein Glas magnetiſirtes Waſſer, ſie trank und behauptete, es ſeye mit Wein vermiſcht, was (wie ſie im nächſten Schlaf ſagte) nur daher kam, weil ich Wein getrunken hatte.

Ob ſie nun gleich eine Kugel von Glas auf der Herzgrube hangen hatte, ſo war ſie doch genöthiget, um nicht dem Schlaf zu unterliegen, auch noch eine Scheibe von Glas beſtändig an die Stirne zu halten.

Abends 6 Uhr verfiel ſie in den gewöhnlichen magnetiſchen Schlaf. Sie ſagte in dieſem: man kann den Hausherrn, der ein Mittel gegen ſein beſtändiges Kopfweh will, wohl herauf bringen, ich will jetzt ſagen, was er zu gebrauchen hat. Als er erſchienen war, ſagte ſie: Dein Kopfweh kommt von zu vieler Galle, und Du kannſt das gleiche gebrauchen, was ich meiner Mutter verordnete, nur auf dieſe Art: Präparirter Weinſtein fünf Meſſerſpitzen voll; weißer Pfeffer eilf Körner, müſſen von Dir mit einem Thee aus neun Johannisblumen, die mit fünf Eßlöffel voll ſiedend Waſſer Morgens halb 7 Uhr angebrüht wurden, um ¾ auf 7 Uhr Morgens eingenommen werden. Es kommt aber alles darauf an, daß Du die Verordnung in der Stunde, die ich Dir beſtimmte, gebrauchſt und Deinen Zorn bezähmeſt.

Nun weiß ich auch, Doctor! daß geſtern Deine Frau magnetiſch ſchlafen mußte; (es wurde ihr keine Sylbe davon geſagt) dieß kam daher, daß ſie mich im Schlaf berührte, und unſere Nervengeiſter ganz gleich geſtimmt ſind. Mein Friederich ſagte mir das. Sie hatte aber auch nicht den ſeidenen Mantel an, wie bey meinem erſten Beſuch, dieſer hätte ſie mehr dagegen geſchützt, und mich nicht ſehr beunruhigt.

Nun legte ſie die Hand auf meine Herzgrube, und ſprach nach und nach folgendes: ich gehe jetzt nach und nach ganz in Dich hinein. Es iſt mir, als müßte ich wieder eine Wolke durchbrechen, und käme dann nach und nach ganz in Dich. Fühleſt Du mich nicht jetzt ſchon faſt ganz in Dir? Ach Gott! ſagte ſie, ich bin ja nun ganz, ganz in Dir, ich ſehe alles in Dir, Dein Herz iſt durchaus geſund, Deine Leber iſt zu groß, Du haſt eine gar große Leber. Ich ſagte: wie kannſt Du denn aber wiſſen, daß meine Leber zu groß iſt? Du ſahſt ja nie eines Menſchen Leber, und kannſt nun auch die Größe meiner Leber nicht mit einer andern vergleichen. Sie ſagte: ach doch! nicht ich ſage, daß Deine Leber zu groß iſt, ich für mich weiß nichts, das iſt mein Friederich, der es mir ſagt, Du mußt es auch im Schnaufen fühlen. Die Geſchwulſt in Deinem Magen, ſag ich Dir, wird beſtimmt kleiner, und die Oeffnung weiter, doch Du mußt es ſelbſt fühlen.

Ich gieng, nachdem ich ihre Hand von meiner Herzgrube entfernt hatte, ſchnell von ihrem Bette. Dadurch wurde ſie äuſſerſt unruhig, und fieng zu weinen an. Ach Gott! ſagte ſie: das ſchmerzt mich ſchrecklich, nun muß ich ſo ſchnell aus Dir heraus, das iſt ein ſchmerzhaftes Gefühl, es hätte nur nach und nach geſchehen ſollen;

Nun geh ich wieder in mich zurück, fühleſt du es denn nicht, nun muß ich wieder durch eine Wolke in mich hinein, und jezt ſeit Du von mir gegangen, kommt wieder der Nervengeiſt des Z. in mich. Ach Himmel! was ſoll ich dagegen thun, er wirkt ganz ſchrecklich auf mich, und macht, daß ich für mich ſelbſt gar nichts mehr beſtimmen kann. Wenn ich erwache, erwache ich in einem halbwachen Zuſtande, und weiß dann, was dieſen Morgen vorgefallen, und fühle den unruhigen Nervengeiſt in mir. Ich muß in dieſem halbwachen Zuſtande mit Dir in Dein Haus, ich kann nicht anders, ich weiß mir nicht anders zu helfen, und doch iſt es jezt ſchon ſo ſpät in der Nacht, und wie es mir gehen wird, wann ich zurückkehren ſoll, weiß ich auch nicht. O! wüßte ich doch ein Mittel, daß ich ganz wach erwachte, und jener Nervengeiſt keinen Einfluß auf mich mehr hätte. Nach langem Nachſinnen ſagte ſie: nun weiß ich Gott ſey Dank, ein Mittel! Du mußt einen Schoppen Waſſer ſo ſtark, als möglich magnetiſiren, dadurch, daß du das Waſſer in deinen Mund nimmſt, und wieder heraus bläſeſt, und dieſen Schoppen Waſſer mußt du mir, ehe Du mich erweckeſt, über den Kopf gießen, dann kannſt du mich erwecken, und ich bin ganz wach, wie ſonſt, und von jenem Nervengeiſt befreyt, auch muß ich dann ſogleich ein Fußbad mit Baldrian nehmen. Dieß that ich, und ſie erwachte freundlich.

10 Dec. In der heutigen magnetiſchen Stunde leitete ſie das erſtemal das Magnetiſiren ſelbſt, ſie ließ ſich immer 21 Striche in gewiſſen Perioden geben. Als ich die Striche in Gedanken zählte, fühlte ſie es ſogleich und ſagte: das ſtört mich, ich weiß auch, wenn ich es ſelbſt

nicht zähle, doch die Zahl jedes Striches. Es iſt ſo lächerlich: immer zählt eine Stimme in mir, wenn ich auch etwas anders ſpreche, die Striche nach. Wenn ich ſpreche, ſo geht es auch nicht vom Kopfe aus, ich bewege die Zunge von der Herzgrube aus, und viel leichter und freier. Es iſt mit dem Kopfe nicht viel, in dieſem denke ich im wachen Zuſtande alles viel unſicherer und unrichtiger, jezt aber, wo ich von der Herzgrube aus denke, iſt alles ganz ſicher und beſtimmt, man ſollte ſo immer ſeyn! Nach einiger Zeit gerieth ſie in Verzuckung, und ſagte hierauf ſehr freudig: da ſeh ich ja meine zwey Brüder zum Weinberg hingehen, der eine trägt einen Butten. Das iſt doch ganz artig, daß mein Geiſt ſo weit entführt iſt! Sehet ihr nicht, wie mein Leib inzwiſchen wie todt iſt? (Ihre Brüder giengen um dieſe Zeit wirklich daſelbſt.) Später ließ ſie ſich noch 71 Striche geben. Mein Nacken wird ganz ſteif, ſagte ſie. Sie hörte nun auch nichts, wenn man gegen ihre Herzgrube ſprach: auf einmal ſagte ſie: verſuch es Doctor! ich höre jezt nur, wenn man an den Daumen meiner rechten Hand hinſpricht. Dieß war wirklich ſo. Nach einer Viertelſtunde ſagte ſie: nun iſt das Hören aus dem Daumen weg, und iſt in den kleinen Finger gekommen. Brachte man ihr den kleinen Finger ins Ohr, und ſprach hinein, ſo hörte ſie die Stimme in einem ihr ganz widrigen Baß. Ich brachte ihr den kleinen Finger eine Minute lang aufs rechte Auge, und bald hernach ſagte ſie: nun höre ich nur noch durchs rechte Aug. Ein fürchterlicher Krampf befiel ſie jezt, ſie ſagte: das war die Steifigkeit im Genick! Es war, als ſollte ihr der Hals abgedreht werden. Sie konnte vor Schmerz nicht ſprechen, endlich rief ſie: es muß eine Katze da ſeyn, die hat mir die Steiſigkeit im Genick verurſacht, ich fühlte es früher, weil ich mich mit etwas anderem beſchäftigte, nicht, jezt weiß ich es, ſuchet nach! Man fand wirklich eine Kaze im Zimmer verſteckt, und erſt, als dieſe entfernt war, ließen die Krämpfe nach. Sie ſah jezt wieder Vater und Mutter, wann ſie in entfernten Theilen des Hauſes waren, und gab ihre Beſchäftigung, in dem oder jenem Augenblick, immer richtig an. Ach könnt ich doch, ſagte ſie, bis an den jüngſten Tag ſo fortſchlafen, man ſchläft ſo ſchuldlos und leicht!! — Es iſt nun der Nervengeiſt jenes Mannes aus meinen Nerven hinaus, aber im Geblüte ſteckt es mir noch, und veranlaßt mir Hize, daher wurde ich heute auch nicht ſo kalt. Ich darf aber faſt gar nichts davon reden, denn es fängt ſchrecklich an, mich dem Manne nachzuziehen, ſobald ich davon rede. Ich muß, ſobald ich erwache, fünf Taſſen, zu jeder Taſſe 27 Johannisblumen, als Thee trinken, und bis 3 Uhr faſten. Dieſe Blumen werden einen andern Geiſt in mich bringen.

Es ſchlug nun 11 Uhr, wo ſie erwachen ſollte, allein nichts konnte ſie wach bringen, weder Beſtreichung, noch Glas, noch ſtark magnetiſirtes Waſſer, ſie blieb im tiefſten Schlafe. Sie ſagte: ich ſehe immer jenen Mann vor mir ſtehen, der mich gar nicht aus dem Schlaf kommen läßt, ich weiß mir gar nicht zu helfen; hätte ich nur nicht kurz vor dem Erwachen von ihm geſprochen, das brachte mich wieder ſo tief in Schlaf. Gib mir Doctor Deine Hand, damit ich zu meinem Friederich wieder komme, und erfahre, was zu machen iſt. Alles bleibt feſt auf der Herzgrube, und will durch alle Mittel nicht in den Kopf zurück.

Nach langem angeſtrengtem Nachſinnen ſagte ſie: Schreibe Doctor! auf ein Glas: „Du mußt erwachen!“

Das lege mir auf die Herzgrube, und halte ein großes Glasſtück zwiſchen den Zähnen, das ich am andern Ende auch mit den Zähnen faſſe, nur ſo werde ich nach und nach wachen können. Es geſchah dieß, und ſie erwachte endlich nach Verfluß einiger Minuten, wollte aber ſogleich wieder einſchlafen, weßwegen ſie von ſelbſt begehrte, man ſolle ihr die Glaskugel wieder anhängen.

Im Schlafe Abends 6 Uhr kam wieder das Gehör bald in die Spitze des kleinen Fingers der rechten Hand, bald an das rechte Aug, bald in die Herzgrube, ebenſo auch der Geſchmack, ſie ſchmeckte aber immer die eßbaren Dinge, die man ihr an den Finger oder an die Herzgrube legte, als wie im Munde, und bewegte zu ihrem Genuſſe die Kauwerkzeuge. Als man ihr den kleinen Finger in ein Glas Waſſer tauchte, meinte ſie zu ertrinken, und ſchrie. Sie ſagte, daß es Schmerzen mache, wenn dieſe Sinnen ſchnell von einem Ort zum andern ziehen, es ſeye ihr, als ſterbe ſie, ſie habe dabey auch das Gefühl von Durchbrechung einer dunkeln Wolke, die immer heller werde. Es kam dieſen Abend zufällig ein Mann, der einen ihr fremden Nervengeiſt ihrem Gefühle nach hatte, in's Zimmer. Ich meinte, des Mannes Einwirkung auf ſie dadurch zu ſchwächen, wenn ich ihn meinen Rock anziehen ließe. Sie hatte ſogleich Gefühl davon, und ſagte: daß er nun weniger auf ſie einwirke, allein wenn ich dieſen Rock wieder anziehe, ſo wirke dieſer Geiſt auf mich ein, und dadurch wieder auf ſie. Sie ſagte, als der Mann den Rock wieder ausgezogen hatte, und fort war: ſie fühle noch den fremden Nervengeiſt in dem dahängenden Rock. Das beſte wäre, um dieſen fremden Geiſt aus dem Rock zu vertreiben, wenn man ihn mit Johanniskraut einräuchern würde, das dürfe man aber nicht thun, weil dadurch ganz beſtimmt ein Unglück entſtehen würde. Es ſeye jezt nichts zu machen, als den Rock mit umgewendten Ermeln in die freye Luft zu hängen. Man ſprach wieder davon: daß man den Rock doch einräuchern ſollte, ſie kam dadurch in den größten Jammer, und ſagte: es iſt ganz beſtimmt, daß dadurch ein Unglück entſtehen würde, ich ſehe ihn brennen, ein Fünkchen Feuer würde ſich in ſeine Wolle, in die Gegend des rechten Sackes verſtecken, und heute Nacht erſt in Deinem Hauſe völligen Brand verurſachen. Dagegen ſoll man das Zimmer mit Johanniskraut ausräuchern. Noch ſagte ſie auch: ſeit Z. Nervengeiſt in mir iſt, kann ich, wenn ich eine lichte Erſcheinung habe, nicht auf derſelben bleiben, ich muß bald dahin bald dorthin meine Gedanken richten, und bin ganz flüchtig geworden. Meine ganze Sache iſt durch ihn regellos geworden und verwirrt, ich kann nichts mehr beſtimmen. Ich muß auf ein Mittel ſinnen, dieſen Geiſt ganz aus mir hinaus zu bringen, und meinen Friederich fragen. Sie verlangte noch 27 magnetiſche Striche. Es koſtete ſie die fürchterlichſte Anſtrengung, auf ein ſolches Mittel zu ſinnen. Nachdem ſie einen ſchrecklichen Krampf erhalten, durch den der rechte Arm eine Viertelſtunde lang gelähmt wurde, ſagte ſie plötzlich mit der allerlieblichſten Freundlichkeit: Gott ſey Dank! jezt hab ich ein Mittel, es iſt aber fürchterlich ſchwer, einen ſolchen Geiſt aus ſich hinaus zu bringen! Das Mittel ſagte mir mein Friederich ſchon, nun will ich nur noch wiſſen, wie viel? Man muß mir aus dem reiſſendſten Bach, den man weiß, eine Gießkanne voll Waſſer bedeckt holen, dieß wärmt man und thut drey Pfötchen voll Baldrian, drey Stengel Johanniskraut ſamt Blumen, und drey

Büſchlein Dreyfaltigkeitskraut darein, damit muß ich am ganzen Leib waſchen, und nachher muß man alles wieder an der nämliche Stelle in den Bach gießen. Man muß es aufwärts einfüllen, und abwärts wieder in den Bach gießen. Nun muß ich auf ein Mittel ſinnen, damit ich keinen Krampf erhalte, wenn ich erwache, und vor dem Wachen höre, auf ein Mittel, daß ich, wenn ich erwache, ſagen muß; es hat mir geträumet, ich müſſe dieſes Mittel gebrauchen: denn ich würde den fürchterlichſten Krampf erhalten. Nach angeſtrengtem Sinnen ſagte ſie: Gott Lob! nun weiß ich ein Mittel. Du mußt auf ein Papierchen ſchreiben: „ein Bad aus fließendem Waſſer, mit Baldrian, Johanniskraut und Dreyfaltigkeitsblumen, Morgen früh um ¾ auf 8 Uhr.“ Dieſes legſt du mir auf die Herzgrube, dort werd ich bald ausdünſten, und dann wird es durch den Schweiß, wie in die Herzgrube eingeſogen werden, und nach dem Erwachen wird dann mir ſeyn, als hätte ich davon geträumet.

Ihr Schlaf dauerte dieſen Abend gegen alle Regel, von 6 Uhr bis ¾ auf 9 Uhr. Sobald ſie erwachte, ſagte ſie: heute hatte ich einen ſonderbaren Traum, ich ſoll Morgen um ¾ auf 8 Uhr ein Bad nehmen, aus fließendem Waſſer, mit Baldrian, Johanniskraut und Dreyfaltigkeitsblumen. Es iſt mir aber ganz ſonderbar, wenn ich an den Traum denke, ſo denk ich ihn von der Herzgrube aus, während ich das andere, was ich denke, im Kopf denke. Sie verſicherte zu wiederholtenmalen, daß ihr dieß Gefühl ganz ſonderbar ſey.

11 Dec. In der heutigen magnetiſchen Stunde kam Hr. v. J. zum Beſuch. Sie fühlte deſſen Stock mit metallenem Beſchläg, ſelbſt als man ihn in ein anderes Zim-

mer getragen hatte. Sie ſagte: nur dieſer ſtört mich, ſonſt iſt ein ſanfter Nervengeiſt im Zimmer. Ich will jezt zuerſt über mein eigenes Schickſal nachdenken, was ich geſtern noch nicht konnte. Vor 12 Uhr werde ich zum Fenſter hinausſehen, und eine Perſon erblicken, durch die ich in einen Krampf verfallen werde. Jezt ſehe ich mich wieder, wie ich um 1 Uhr daſitze und ſpinne, und dann in magnetiſchen Schlaf verfalle. Es lächert mich wieder, daß ich mich ſo ſitzend ſchlafen ſehe. Der Schlaf dauert eine Viertelſtunde. Ich ſehe mich aber jezt nicht wie vorher in einem Spiegel vor meiner Herzgrube, ſondern ich ſehe mich jezt ganz auſſer mir. Von 4 Uhr bis ¼ auf 5 Uhr erhalte ich wieder einen fürchterlichen Krampf, es iſt ein beſtimmter Krampf. Das Badewaſſer muß morgen um die nämliche Stunde in den Bach gegoſſen werden, um welche es heute eingeſchöpft wurde, dann erſt verliert ſich jener Nervengeiſt von Z. vollends gänzlich aus mir. Wie geſtern, muß ich auch heute deßwegen noch den Thee von 27 Johannisblumen trinken und faſten. Jezt ſchlafe ich wieder ganz ſchuldlos und ſanft, mein Friederich iſt wieder mit mir. Komme ich aus meinem Körper ſo heraus, ſo kann ich mich jedesmal, doch dann erſt mit meinem Friederich vereinigen, wann ich von Deinem Nervengeiſt zuvor noch mehr angezogen habe.

Sie bat, ſie nun ganz ſtille und unberührt liegen zu laſſen. Sie lag einige Minuten wie verzückt und dann ſprach ſie: mein Friederich war ſo eben ganz nah an meiner Herzgrube, das war eine unſägliche Klarheit, aber nur wie der Strahl eines Blitzes. Ich fragte meinen Friederich auch: ob er denn meine, daß die Störung, die jener fremde Nervengeiſt verurſacht, nicht veranlaſſe, daß mein

Leiden nicht am 27. Dec. ſich endige, aber er verſicherte mich mit lieblichſter Freundlichkeit, daß jener Nervengeiſt dieß nicht bezwecken könne, ich werde an jenem Tag beſtimmt ganz geſund, aber erſt bis morgen komme jener Nervengeiſt vollends gänzlich aus mir, doch iſt es mir jezt ſchon wohl, und alles geht wieder geregelter. Auch in Dir Doctor! iſt noch etwas von jenem Nervengeiſt, Du haſt es durch mich empfangen, wirſt es aber auch verlieren, morgen, wenn es aus mir vollends weicht, zur Stunde, wo man jenes Waſſer wieder mit dem Bach vereinigt. Daß die Sinnen mir von der Herzgrube, bald in die Finger, bald in das Auge zogen, gehörte gar nicht zu meinem Zuſtand, es war durch jenen Nervengeiſt veranlaßt, es war ein unruhiges Umherziehen, nur auf der Herzgrube ſoll es mir bleiben, das iſt für meinen Zuſtand natürlich. . . Bleibt jener Herr bis zu meinem Erwachen hier, ſo ſoll er mich, ehe ich erwache, berühren, und ich werde alsdann ob ſeiner Anweſenheit nicht erſchrecken und keinen Krampf erhalten, das im andern Falle geſchehen würde. Sie ließ ſich heute durch ein Glas erwecken, und erwachte freundlich.

Im Abendſchlafe um 6 Uhr, nach vorangegangenen heftigen Krämpfen, verordnete ſie ſich ein Fußbad, mit drey Pfötchen voll Salz, ebenſoviel Senf, und drey Meſſerſpizen voll Weinſtein, um 9 Uhr zu nehmen. Sie ſagte: Das muß ich der Hize wegen thun, die noch von dem Nervengeiſte von Z. in meinem Blute ſteckt. Deßwegen muß ich auch für einen Kreuzer Salpeter in einem Trinkglas voll Waſſer noch in dieſem Schlaf auf einmal nehmen. Es iſt ſchrecklich, welches Leiden dieſer Nervengeiſt mir ſchon bereitete, und alle Abend wäre es ärger geworden, hätte mir mein Friederich nicht jenes Mittel dagegen offenbart. Sie bat mich, wenn ſie den übelſchmeckenden Salpeter trinke, ſolle ich doch einen Apfel eſſen, damit ſie einen beſſern Geſchmack im Munde habe. Als dieß geſchah, freute ſie ſich äuſſerſt, daß nun der Salpeter in ihrem Munde mit dem Geſchmack des Apfels vermiſcht ſeye. Ich ſagte zu ihr: würdeſt Du nach dem Erwachen nicht ſagen, daß ich einen Apfel, als Du ſchliefeſt, gegeſſen, wenn ich dir es auf ein Papierchen ſchreiben und das Dir auf die Herzgrube legen würde, wie geſtern geſchah? Sie ſagte, nein! auf dieſe Art würde es nicht mit dieſer Sache gehen. Ich will aber meinen Friederich fragen, wie es zu machen iſt. Nach langem Nachſinnen ſagte ſie: Du mußt ſagen: Du mußt immer denken an halb 8 Uhr, und an den Apfel, den ich gegeſſen habe: und das muß ich dann, und wenn es dann halb 8 Uhr iſt, wo ich erwache, ſo mußt Du ſagen: . . Chriſtiane! es iſt halb 8 Uhr! und dann bin ich genöthigt zu ſagen: Sie haben, als ich ſchlief, einen Apfel gegeſſen. Auch ein Mittel weiß ich, wodurch mein Haar, das mir herausgegangen, wieder dick würde: Du mußt mir drey Locken von Deinem Haar in ein Schoppenglas mit Waſſer thun; damit waſche ich alle Morgen mein Haar, und dann wird es wieder ganz dicke.

Als es halb 8 Uhr war, weckte ich ſie und ſagte, als ſie wach war, zu ihr: Chriſtiane, es iſt halb 8 Uhr! ſogleich ſagte ſie: und Sie haben, als ich ſchlief, einen Apfel gegeſſen, es iſt mir ganz, als hätte ich dieß geträumt. Ich fragte ſie: ob ſie nicht, wie von der Herzgrube aus, dieß denke; ſie ſagte: nein, es iſt mir dieß, wie ein natürlicher Traum, nur das geſtrige von dem Bad kam mir, wie von der Herzgrube aus.

12 Dec. In der heutigen magnetiſchen Stunde verlangte ſie ſo leiſe als möglich berührt, und magnetiſirt zu werden. Sie wurde ſehr kalt und bleich, und ſagte: ich bin faſt nicht im Stande, ein Wort zu ſprechen, ſie flüſterte nur und bat, man ſolle ſo ſtill als möglich gehen, weil ihr der leiſeſte Tritt die größten Schmerzen verurſache. Es iſt, ſagte ſie, als wolle ſich mein Leben ganz aus mir hinausziehen. Sie lag nun ganz einem Todten ähnlich da, und flüſterte einsmals wieder leiſe: es iſt mir ganz, als wäre ich ſchon geſtorben, komme ich durch dieſen Zuſtand, ohne daß es mir Schaden bringt hindurch, ſo werde ich äuſſerſt fernſehend, brächte es mir Schaden, ſo komme ich nicht hindurch. Sie bat um fortgeſeztes Magnetiſiren ohne Berührung; die Stimme war ihr ganz zerfallen. Nach und nach wurde ſie im Geſichte wieder wärmer, und flüſterte mit Unterbrechungen: es iſt der ſchrecklichſte Zuſtand, in dem ich bin, ich ringe beſtändig mit Leben und Tod, oft iſt es mir ganz hell, oft wieder ganz Nacht, o bliebe ich doch nur todt! Die Stimme zerfiel ihr oft wieder ganz, und kam nur, als ich meine Haare auf ihren Kehlkopf drückte, wieder zurück. Sie ſagte: ich kann in dieſem Zuſtand gar nichts beſtimmen, mein Friederich iſt ganz von mir, das iſt mir das Schrecklichſte! Er fieng damit an, daß plözlich eine grenzenloſe Helle, eine Silberhelle, auf meine Herzgrube kam, und ich wie vom Körper durchaus getrennt war. Nun wechſelt immer wieder Leben und Tod, und macht mir die bängſten und ſonderbarſten Empfindungen. Nie hätte ich geglaubt, daß ein Menſch in einen ſolchen Zuſtand kommen könnte! Da ich fort mußte, ſo bat ſie mich, ich ſolle ſie nur durch ein Glas erwecken:

ich that dieß, ſie erwachte nur nach und nach, und ſagte dann wach: was iſt denn mir geſchehen? Hab ich denn nicht geſchlafen? Es iſt mir ſo ſonderbar, es iſt mir ſo todesſchwach! Man wollte ihr eine Taſſe Johannisthee geben, die ſie im Schlafe, wann ſie erwacht ſeye, verlangt hatte, ſie konnte ſie aber nicht trinken, ſie ſank ſogleich in den vorigen Schlaf zurück, der ſchon bey drey Stunden andauerte. Sie weinte in ihm bitterlich, daß ihr Schickſal ſo unbeſtimmt ſeye, daß ſie ſo gar nichts darüber wiſſe. Man glaube es ihr nicht, es ſeye ihr eben ganz ſo, daß ſie alle Augenblicke ſterben könne, ſie hätte vorig, wäre ihr nicht die Stimme zerfallen geweſen, gerne von Allen auf immer Abſchied genommen.

Ich kam wieder, mußte mich aber bald wieder entfernen, ſie ſagte zu mir: ſage Deiner Frau und Kindern, ich laſſe ſie grüßen, und ſie ſollen wohl leben. Um 1 Uhr kam ich wieder, ſie war immer in gleichem Zuſtand, ſie ſagte: es iſt mir, als ſeye ich in einem Glaſe, oder in einer Wolke, die das einemal dunkel, das anderemal ganz helle würde. Vorig war es mir, als durchbräche ich ganz die Wolke, ich ſah meinen Vorhang, und das Kopfkiſſen hinter mir. Hören thue ich nicht blos durch die Herzgrube, ſondern durch jede Stelle meines Körpers, das Sehen kommt aber nur auf Augenblicke; ſo eben ſahe ich den Ofen.

Bald fiel ſie wieder in große Traurigkeit, wegen ihres jezt ſo ſchmerzlichen Zuſtandes. Dieſer dauerte ſieben Stunden lang fort, wo ſie alsdann nach vorangegangenem Huſten, wie ſonſt nach einem Krampf, von ſelbſt erwachte und ſüße Milch, kalt zu ſpeiſen, verlangte. Ihres frühern augenblicklichen Erwachens konnte ſie ſich durchaus nicht erinnern. Sie behauptete, ſie ſeye im Ganzen doch nicht wach, und würde ſie ganz wach, ſo würde ſie ſich wohl nicht erinnern, die Milch gegeſſen zu haben. Aber auch ihrer gehabten Gefühle im Schlaf konnte ſie ſich nicht erinnern, es war ihr im Zimmer auch alles fremd, ſo daß ſie Dinge, die ſie im wachen Zuſtand da oder dorthin gelegt hatte, jetzt nicht mehr vorfinden konnte. Sie ſagte auch: ſie habe gar kein Gefühl, man könne ſie ſchlagen, ſie fühle es nicht, kaum wiſſe ſie noch, daß ſie vorhin Milch gegeſſen. So blieb ſie bis Schlag 6 Uhr, wo ſie wieder in völligen Schlaf, aber auch wieder in den vorigen Zuſtand verfiel, und nach und nach folgendes ſprach: ich bin in einer Todesnacht, es iſt als zöge ſich das Leben ſchmerzhaft aus allen Theilen der Herzgrube zu. . . Ich erinnere mich vom wachen Zuſtande nichts mehr, auch vom vorigen ſchlafenden weiß ich kaum etwas. . . Ich habe faſt gar kein Gedächtniß mehr, — das Gefühl auf der Herzgrube iſt äuſſerſt geſteigert. . . Auch als ich halb wach war, (ich war nicht ganz wach.) hatte ich nur auf der Herzgrube Gefühl, ſonſt war ich im ganzen Körper gefühllos. Sie ließ ſich durch ein Glas wieder in den halbwachen Zuſtand bringen. In dieſem redete ſie mich mit Sie an, ſagte aber, daß ſie ſich in demſelben der Dinge aus dem ganz wachen Leben, nur als wären ſie ihr als Traum vorgekommen, erinnere. Sie ſagte immer, ſie wiſſe gar nicht, wie es ihr ſey, es ſeye ihr ganz angſt, wenn ſie doch nur nicht ſo bleibe! Sie nahm eine Katze in den Schoß, und dieſe hatte nicht den mindeſten Einfluß auf ſie. Nach einer halben Viertelſtunde fiel ſie ſchon wieder in den alten Zuſtand zurück. Sie konnte in ihm wieder oftmals keine Rede von ſich geben, bis ich ihren Hals mit meinen Haaren berührt hatte. Sie hörte manchmal durch die Ohren, manchmal aber wieder nur durch die Herzgrube.

Sie ließ ſich noch einmal durch Glas erwecken, und blieb wieder eine Stunde im halbwachen Zuſtande, worauf ſie wieder in den bangen Schlaf verfiel, und wahrſcheinlich in demſelben die ganze Nacht verblieb. Morgens ſtund ſie zwar etwas wach auf, ſagte aber: daß es ihr eben immer ſeye, als lebe ſie nur von der Herzgrube aus, ſie habe auch kein rechtes Gedächtniß, indem ſie, was ſie thue, bald wieder vergeſſe.

13 Dec. In heutiger magnetiſchen Stunde ſprach ſie flüſternd: die Todesbangigkeit, das Ringen mit dem Tode, wie es geſtern war, fühle ich nicht mehr, es iſt mir mehr, als wäre ich geſtorben, es glimmt aber noch auf der Herzgrube ein Fünkchen Leben. Später klagte ſie über die heftigſten Schmerzen auf der Herzgrube. Noch ſpäter ſprach ſie: meinen Friederich ſehe ich wieder, in Geſtalt eines Wölkchens ſchwebt er in der Ferne, und winkt mir: daß ich mit ihm noch nicht reden dürfe. Es iſt mir ſonderbar, daß er mir ſo winken kann, da er doch nur ein Wölkchen iſt. Später: Doctor! mein Friederich ſagte, es möge mit mir geſchehen, was da wollte, Du ſolleſt keine Angſt haben, es könne mir nichts übels geſchehen. Dieß ſolle der Vater auch der Mutter ſagen. Es iſt mir, weil mein Friederich ſo ſagte, als würde noch etwas Schreckliches geſchehen. Ich bitte, daß ihr ſo ſtill als möglich ſeyd: denn ich höre jezt durch jede Stelle meines Körpers. Bald darauf erhielt ſie im Kopf krampfhafte Schüttlungen wie von electriſchen Schlägen, dehnte die Glieder, wurde gänzlich eiskalt, und gab keiner Frage mehr Antwort. Eine halbe Stunde lang lag ſie in dieſem

Scheintode; dann ſeufzte ſie tief auf, und ſprach: nun kehrt wieder allmählig Leben in mich zurück. Es war mir lange, als wäre ich vollkommen geſtorben, ich war völlig ohne Bewußtſeyn, und meinen Athem holte ich nur noch ſchwach von der Herzgrube aus. Meinen Friederich ſehe ich immer, ich darf aber nicht mit ihm ſprechen: nur was er ſpricht, kann ich ſagen. Ich werde heute immer im Schlafe bleiben, von 11 Uhr an, im halbwachen Zuſtand, wo ich ſagen werde: ich lebe eben jetzt nur noch von der Herzgrube aus. Ich will in dieſem Zuſtande in Dein Haus, wann ich aber gehen ſoll, weiß ich ſelbſt nicht. Ich weiß auch nicht, wann dieſer Zuſtand endigen wird, nur das kann ich mit Gewißheit ſagen: daß es keine Folge der Berührung von Z. iſt. Den Einfluß aber hatte ſeine Berührung, daß ich dieſen Zuſtand nicht voraus beſtimmen konnte: Nach dem Erwachen in dem halbwachen Zuſtand will ich eine Taſſe Baldrianthee trinken, und ein Fußbad mit Senf nehmen.

Sie verfiel nun wieder auf eine Zeit lang in jene Bewußtloſigkeit, in welcher ſie Krämpfe und Schüttlungen im Kopfe erhielt, als ſie aber wieder aus ihr zurückkehrte, wußte ſie nichts von den gehabten Krämpfen und Schüttlungen des Kopfes. Sie ſagte: ich fühle in dieſem Zuſtande im Kopfe durchaus nichts, es fängt damit an: daß das Leben auf der Herzgrube mir immer mehr zu verſchwinden, und zuletzt mir noch das kleinſte Fünkchen deſſelben übrig zu bleiben ſcheint. Dieſe Bewußtloſigkeit befiel ſie in dieſer Stunde mehr als ſechsmal. Sie verlangte 5 Minuten nach 11 Uhr erweckt zu werden. Als der Zeiger auf der fünften Minute ſtund, bekam ſie einen Schlag, wie durch den ganzen Körper, und ſagte: nun iſt es Zeit!

Sie ließ ſich durch ein Glas erwecken, war halb wach, und wußte von allem, was ſie im ſomnambulen Zuſtande geſprochen hatte, durchaus nichts. Sie ſagte: vom vollkommenen Schlaf weiß ich gar nichts, vom ganz wachen Zuſtande nur, als wie von einem Traum. Sie war nun aber vergnügt, und fühlte nicht mehr die Bangigkeit wie geſtern.

Von 1 bis 5 Uhr war ſie bey meiner Familie in einem halbwachen Zuſtande. Sie trug mein kleines Kind im Zimmer umher, durch das ſie wacher wurde, richtete ſie aber ihre Sinne auf ältere Perſonen, ſo kam ſie mehr in Schlaf. Sobald ſie das Kind von dem Arm gab, konnte ſie ſich des Schlaf's nicht erwehren.

Wacher wurde ſie auch, ſobald ſie ſich am Glas der Fenſter aufhielt. Schlag 6 Uhr kam wieder der tiefe Schlaf. Die Kopfkrämpfe und Schüttlungen waren in ihm äuſſerſt häufig und ſtark, auch ſtellte ſich in den Halsmuskeln zum öftern ein fürchterlicher Krampf ein, der dieſelben in der Dicke des Ballens einer Hand heraustrieb. Nach einer Stunde ſagte ſie: ich ſehe meinen Friederich wieder als ein lichtes Wölkchen, noch darf ich ihn aber nicht fragen, ich könnte ihn auf nichts fragen. Um halb 8 Uhr muß ich erweckt werden, und um 9 Uhr ein Fußbad mit Senf nehmen, ich werde wieder halbwach erwachen. Als der Zeiger der Hausuhr auf halb 8 Uhr ſtund, gab es ihr wieder wie einen Schlag durch den ganzen Körper, und ſie ſagte: der Zeiger ſteht auf halb 8 Uhr, ich will erweckt ſeyn!

Sie erwachte halbwach. Dieſer Zuſtand dauerte kaum etliche Minuten, und es trat wieder völliger Schlaf mit

Krämpfen im Kopf ein, und ſo ſchien es die ganze Nacht durch zu wechſeln.

14 Dec. Schon nach einigen magnetiſchen Strichen erſchienen heute wieder die Schüttlungen und Krämpfe im Kopfe. Sie verfiel bald in den Zuſtand eines völligen Scheintodes, gab keiner Frage Antwort, der Athem war kaum noch zu erkennen, ebenſo der Pulsſchlag, überall war ſie eiskalt, und zeigte gegen alle äuſſere Eindrücke keine Empfindung mehr. Eine Stunde lang blieb ſie in dieſem Scheintodt, endlich kam ſie aus demſelben zurück, und ſagte mit leiſer Stimme: ich wäre geſtorben, hätte mich Dein Nervengeiſt nicht an's Leben gebunden, dadurch, daß er noch in Dir iſt. Es möge gehen, wie es wolle, ſo kann ich nicht ſterben, ſo lang Du nicht ſtirbſt, würdeſt Du aber jetzt ſterben, ſo ſtürb auch ich im Augenblick Deines Todes. Mein Friederich war bey mir, ich kann aber nicht mehr reden.

Sie verlangte nun noch fortgeſetztes Magnetiſiren durch Daumenſtriche. Nach dieſem ſagte ſie: man ſage meiner Mutter, daß ich aus dem Scheintode erwachte, ich fühle, wie ſie mich ſo innig liebt. Ich durchſchaue jetzt den Character jedes Menſchen, ich ſehe ſie alle als Geiſter, je nach ihrer Denkungsart: hell, befleckt, oder ganz dunkel.

Von einer Perſon, der ſie ſonſt nicht gar hold war, ſagte ſie: ich ſehe nun dieſen Menſchen viel heller, beſſer, als ich mir ihn im wachen Zuſtande denke, er iſt bey weitem nicht ſo befleckt, als ich meinte. Wie ich jezt den Character jedes Menſchen anzugeben weiß, ſagte ſie: ſo könnte ich jetzt auch die Wirkung und Art jeder Pflanze ſagen, wenn ich würde tiefer nachſinnen, es macht mich aber ein ſolches Sinnen ganz ſchwach. Ich werde, wann ich erwache, wieder halb wach, da darf man mich in Kälte und Näſſe ausgehen laſſen. In dieſem Zuſtand kann mich nichts berühren, was nicht gerade meine Herzgrube berührt, mein Leben iſt in dieſem Zuſtande ganz tief auf der Herzgrube, und aus allen andern Theilen weggezogen. Es könnten mich anſteckende Kranke überall, ausgenommen an der Herzgrube, berühren, ich würde von keinem angeſteckt. Nur mir fremde Nervengeiſter wirken durch die Herzgrube auf mich. Ich kann noch einmal verſichern, ſagte ſie, daß wenn nicht jene Störung mit Z. gekommen wäre, ich meinen jetzigen Zuſtand, und ſeine Dauer voraus hätte beſtimmen können, aber das ſagte mir auch mein Friederich zu Aller Troſt: daß kommen möge, was da wolle, ſo erfolge meine Geneſung am 27 Dec. beſtimmt.

Schlag 11 Uhr ließ ſie ſich durch ein Glas erwecken, und war halbwach. Sie ſtellte ſich an die Kunkel und ſpann Sie ſagte: es iſt gleichgultig, ob ich ſtehend oder ſitzend ſpinne, jetzt regt mich gar nichts an, ich könnte alles thun.

Sie ſchnitt heute auch mit der größten Fertigkeit eine große Menge Futter in der Scheuer, ſo leicht und ſo viel, als ſie wachend nie im Stande geweſen wäre, auch gieng ſie in den Garten, machte auch einen Beſuch.

Abends 6 Uhr ſchlief ſie wieder. Sie ſagte in dieſem Schlafe: morgen werde ich ganz erwachen, und werde nicht glauben, daß es Sonntag iſt, ich werde meinen, es ſeye noch Donnerſtag, wo ich zuerſt auf ſo lange einſchlief. Ich ſehe mich morgen Mittag in die Kirche gehen, das iſt mir ſo ſonderbar! Gewiß iſt es aber noch nicht, ich werde das erſt morgen ſagen können. Ich gehe in die Kirche, um einer Perſon auszuweichen; die einen mir fremden Nervengeiſt hat, und die in dieſer Stunde kommen wird.

Morgen erhalte ich auch wieder Krämpfe, und mein Zuſtand wird wieder geregelter. Ich verfalle jezt wieder in einen Todesſchlaf; da habe ich die Empfindung, als läge ich in meinem Innerſten ſelbſt vergraben.

Es ſtellten ſich nun wieder die Schüttlungen des Kopfs ein, und furchtbare Krämpfe der Halsmuskeln. Nach dieſem kam ſie wieder zu ſich und ſagte: ich fühle den Nervengeiſt meines kleinen Bruders ganz anders, als ich ihn dieſen Morgen fühlte, ſchläft er, oder was iſt mit ihm? Er ſchlief nicht, hatte aber gerade ſtarke Zahnſchmerzen. Sie ſagte auch: der Nervengeiſt einer Katze, wenn von demſelben in mich überſtrömte, könnte mich jezt ganz zerrütten, ja er wäre wahrſcheinlich mein Tod. Den Nervengeiſt meines Schäfleins, wenn von ihm in mich übergienge, könnte ich wahrſcheinlich mehr ertragen, als den eines fremden Schafes, weil ich es ſo ſehr liebe, doch würde er auch nichts Gutes machen.

Um ¼ auf 8 Uhr ließ ſie ſich durch ein Glas erwecken und erwachte halbwach.

15 Dec. Als ſie heute aus dem natürlichen Schlaf ganz wach erwachte, ſprach ſie von dem Bade, das ſie am Mittwoch gebrauchte, als wäre es geſtern geſchehen, und war auch der Meinung, als wäre es heute Donnerſtag. Von ihrem ganzen Leben, ſeit dem 12ten wußte ſie gar nichts, nur einzelner Handlungen in ihm konnte ſie ſich, wie eines ſchon vorlängſt gehabten Traums, erinnern. Die Menſtruation hatte ſich heute auch wieder eingeſtellt.

In der magnetiſchen Stunde war ſie faſt die ganze Stunde, wie ſie ſagte aus Schwäche, nicht zu ſprechen im Stande. Nach und nach ſprach ſie: es überfällt mich eine Todesnacht um die andere. Ich aß dieſen Morgen, kurz ehe mein Monatsfluß ſich einſtellte, einen Apfel, dadurch kam er nun in's Stocken. Ich kann in dieſer Todesnacht nicht finden was ich thun ſoll. Endlich ſagte ſie: ich muß eine Taſſe äuſſerſt ſtarken Pfeffermünzthee haben.

Dieß gab man ihr, nun ſprach ſie: jetzt iſt es mir äuſſerſt wohl! Schon früher ſagte mir mein Friederich, was dieſen Abend mit mir geſchehen wird, die Todesnacht aber verfinſtert es mir. Mein Friederich ſagte mir auch, daß ich den Pfeffermünzthee nehmen ſolle. Was dieſer mir rathet, hilft immer. Um 3 Uhr bricht ein heftiger Krampf aus, er dauert aber keine Viertelſtunde. — Man ſtellte die Theetaſſe auf den Ofen, ſie fühlte es ſogleich und ſagte: daß man die Taſſe auf Eiſen ſtellt, kann ich nicht leiden. — Nachmittags um 1 Uhr muß ich für einen Kreuzer Meliſſen, einen Kreuzer Pfeffermünz und drey Wegwartwurzeln, mit drey Schoppen ſiedend Waſſer angebrüht, trinken. Ich ſagte zu ihr: man wird das Waſſer wohl aus einem Rohrbronnen holen dürfen, das iſt ja auch fließend Waſſer. Sie ſagte: nein! ein ſolches Waſſer muß ſich nach des Menſchen Willen richten, und wird auch aufgehalten, Waſſer aus einem reiſſenden Bach iſt ganz anders. In die Kirche gehe ich heute nicht, ich ſagte deßwegen geſtern: es ſeye noch nicht gewiß; denn ich ſah dieſe Störung mit dem Apfel wie voraus. Wäre dieſe nicht gekommen, ſo wäre ich beſtimmt in die Kirche gegangen: denn ich ſah mich darin gehen, aber noch nicht beſtimmt. Nun kann ich aber auch nicht jener Perſon ausweichen. Ich ſehe von der Herzgrube aus oft auf Augenblicke die ganze Stube, es ſind aber nur ſo ſchnelle Blicke.

Ich bemerkte mit Erſtaunen, daß ein Theil ihrer Haare eine hellere Farbe, und namentlich die meiner Haare angenommen, und ſagte es zu ihr; ſie lächelte und ſprach: daß ich ganz Deine Haare erhalten werde, hab ich wohl gewußt, als ich die drey Locken von Deinem Haar zur Waſchung meiner Haare verlangte, mein Friederich ſagte mir, das werde geſchehen, ich ſagte es Dir aber nicht, aus Furcht, Du werdeſt mir dann nichts von Deinen Haaren geben.— Nach 11 Uhr ließ ſie ſich durch ein Glas erwecken und war ganz wach.

Der zuvorgeſagte Krampf ſtellte ſich Schlag 3 Uhr ein, und wüthete vorzüglich im Kopf und verurſachte heftige Schüttlungen durch den ganzen Körper, er dauerte 10 Minuten. Zur beſtimmten Zeit kam jene Perſon, die einen ihr fremden Nervengeiſt, wie ſie ſagte, hatte, zu ihr. Darüber wurde es ihr wie ohnmächtig, es reizte ſie zum Erbrechen, und ſie mußte in's Bett, in dem ſie nun eine Viertelſtunde magnetiſch ſchlief.

Abends 6 Uhr trat wieder der gewöhnliche Schlaf ein, in welchem ſie wegen der Störung, die ihr jene Perſon verurſachte, wieder ſehr verſtimmt war. Sie verordnete ſich gegen dieſen fremden Nervengeiſt ein Fußbad von Flußwaſſer mit 25 zerdrückten Wachholderbeeren, und drey Pfötchen voll Senf und eben ſo viel Salz. Eben ſo ſehr war ſie darüber verſtimmt, daß man unvorſichtiger Weiſe durch Verwechslung der Krüge, Bronnenwaſſer zu dem Thee, den ſie heute trank, ſtatt fließend Bachwaſſer genommen hatte. Sie ſagte: nun war die Wirkung des Thees nicht ſo ſtark, wie ſie hätte ſeyn ſollen, und ich muß deßhalb eine Taſſe ſtarken Pfeffermünzthee mit neun Wachholderbeeren trinken. Es iſt ſchrecklich, ſagte ſie, daß ich jezt dem Einfluſſe des Nervengeiſtes Anderer ſo ausgeſezt bin. Ich könnte jezt den Nervengeiſt eines Jeden dem Grade nach beſtimmen. Ich ſehe in meinem Gehirn wieder eine ganz ſchwache Entzündung, die durch ein kleines Fieber, das des Monatsfluſſes wegen in mir iſt, verurſacht wird, dagegen muß ich mir Johannisöl in den Kopf einreiben. Schlag 7 Uhr erhalte ich einen Krampf.

Dieß geſchah auch, und ſie begehrte nach ihm zur Stärkung einige magnetiſche Striche. Sie ſchlief jezt äuſſerſt freundlich lächelnd, und ſagte, als man ſie fragte, warum ſie ſo lächle? ich lächle, weil ich wieder bey meinem Friederich bin. Er ſagt: ich ſolle noch einmal eine Taſſe Pfeffermünzthee trinken, dann erſcheinen wieder Krämpfe, und ich werde erwachen. Es iſt doch herrlich, daß mein Friederich mir all dieſe Mittel angibt. Er ſagt es nicht in Worten, es durchzückt mich nur ſein Wille, und dann weiß ich gleich die Worte. Ich weiß auch durch ihn, warum ich zu allem, was ich mir und andern verordne, eine ungerade Zahl wählen muß, es iſt mir aber unmöglich, es in Worten auszudrücken. Das weiß ich beſtimmt, daß alles in ungerader Zahl Gewählte beſſer wirkt. Dieß wird allen, die ſo ſchlafen, wie ich, durch ſichtbare oder unſichtbare Führer aus der Geiſterwelt eingegeben.

Sie ſtrengte ſich nun auf's äuſſerſte an, die Urſache dieſes Geheimniſſes in Worten ausdrücken zu können, es gelang ihr aber zu ihrem großen Kummer nicht, ſie ſagte nur: es iſt mir unmöglich, es in die Sprache überzutragen, es iſt zu ſchwer, es iſt nur ein Wort, das kann ich aber ſagen: daß auch alles Heilige dieſe Zahl hat: aus drey Perſonen beſteht die Göttlichkeit, nach ſechs Schöpfungstagen war der ſiebente Tag der Ruhetag u. ſ. w.

Sobald ſie den Thee getrunken hatte, brachen ſogleich die Krämpfe aus, nach denen ſie erwachte.

16 Dec. In der heutigen magnetiſchen Stunde waren ihre Geſichtszüge meiſtens freundlich lächelnd. Sie ſprach in dieſem Schlafe folgendes: mein Friederich ſagte mir: Dein Perlenmutterſtückchen mußte deßwegen in fünf Tagen von Dir, weil du es gerade am Charfreytag verſchluckt, da richtete ſich die Zahl der Tage nach der Zahl der fünf Wunden des leidenden Erlöſers, als an welchem Tage er die fünf Wunden erhalten, wozu noch kam, daß Du fünf Jahre alt wareſt, als Du es verſchluckteſt. O! wüßte man, ſagte ſie: im gewöhnlichen Leben nur die Stunden und die Zahlen zu treffen, man könnte mit den geringſten Heilmitteln die ſchwerſten Krankheiten heilen. Es kommt auf die Stunde auch darum ſo viel an, weil eine Krankheit am beſten weicht, wenn ihr gerade zu der Stunde, wo ſie verſtärkt wiederkehren will, ein Mittel entgegengeſetzt wird. Das Gute kann gegen das Böſe in ungeraden Stunden am beſten einwirken, weil in ungeraden Stunden die Kraft im Guten am meiſten wohnt, hingegen die Kraft des Böſen am meiſten geſchwächt iſt, das iſt aber magiſch, und ich bin zu ſchwach, dieſe Wunder der Geiſterwelt in unſre Sprache zu überſetzen.

Zu mir ſagte ſie: Ich ſehe, daß Du in Deinem Magen Beſſerung verſpüren mußt, die Geſchwulſt iſt beſtimmt weniger, aber Du mußt nun, ſtatt des Honigs, ein Löffelchen Senf zu den Meerzwiebelſaft miſchen, und andere Stunden zu Deinem Trank nehmen, weil die Stunden von ¾ auf 1 Uhr und von ¾ auf 9 Uhr mit den Stunden Deiner Mahlzeit zu nahe zuſammen fallen.

Du trinkſt eine Taſſe um 11 Uhr und eine um 7 Uhr hier, die andere um ¾ auf 6 Uhr zu Haus, weil Du in den erſtern Stunden täglich hier biſt, auch mußt Du nichts Stärkendes eſſen und trinken, ſo viel möglich nur Speiſen aus dem Pflanzenreich genieſſen, auch Milch iſt Dir ſchädlich. — Würde ich Deine Haare, mit denen ich meinen Kopf waſche, verbrennen, ſo würde ich die ſchrecklichſten Kopfſchmerzen erhalten. — Ich weiß nun auch, welchen Führer ich vom Tage meiner Geburt an, bis zu meinem Confirmationstage hatte, es war mein rechter Großvater, er war ſo eben da, und ſagte: Du biſt mir immer folgſam geweſen. Von meiner Confirmation an aber, habe ich ganz allein meinen Bruder zum Führer, und dieſer leitete auch den ganzen Gang meiner Krankheit und ſagte mir auch die Mittel, die ich mir und andern verordnete. Er verſprach mir auch feſt, wenn ich ihm ſo getreu bleiben werde, wie bisher, mein Führer zu ſeyn, bis ans Grab.

Sie wurde jetzt ſehr ſchwach und begehrte eine Taſſe Thee von Kümmel. Sobald ich dieſe getrunken, ſagte ſie, bricht ein Krampf aus, und ich bin geſtärkter.

Dieß geſchah auch im Moment, als der Thee getrunken war.

Um 4 Uhr, ſagte ſie, erhalte ich eine halbe Viertelſtunde lang einen Krampf. Ich gehe um ¾ auf 1 Uhr zu zwey Freundinnen, es geſchieht mir aber nichts; man darf mich durch alle Straßen gehen laſſen, mein Friederich geht mit mir. Um 3, 4 und 5 Uhr muß ich eine Taſſe Thee, jede Taſſe aus ſieben und zwanzig Johannisblumen bereitet, trinken. Die Krämpfe kommen jetzt immer weniger, weil es ſich zum 27 Dec. vorbereitet, wo ſie aufhören müſſen.

Wann der Minutenzeiger auf 1 Uhr ſteht, nach 11 Uhr, muß man mich mit Glas erwecken.

Sobald der Minutenzeiger der Hausuhr auf 1 Uhr war, gab es ihr eine Erſchütterung durch den ganzen Körper, und ſie ſagte: jetzt kommt der Minutenzeiger auf 1 Uhr, und ich will erweckt ſeyn. Dieß geſchah.

Der auf dieſen Nachmittag beſtimmte Krampf trat pünktlich 4 Uhr ein, aber nicht mit ſolcher Heftigkeit wie geſtern, währte auch nur eine halbe Viertelſtunde.

Seit ihrem Erkranken und die ganze Zeit ihrer magnetiſchen Behandlung über, hatte ſie nicht das mindeſte von Fleiſch mehr gegeſſen. Heute Abend wollte ſie etwas Fleiſch verſuchen, es war ihr aber unmöglich, nur den kleinſten Biſſen den Hals hinunter zu bringen, er mußte wieder heraus. Die ganze Zeit über ſpeißte ſie überhaupt wenig, und nur kalte Milch, Waſſerſuppen und Aepfel.

Im heutigen Abendſchlaf ſagte ſie: ich bin wieder bey meinem Friederich, und er ſagte mir: wie die Melankoliſchen, nicht die Wahnſinnigen, ſondern die im Herzen Betrübten, die Johannisblumen zu gebrauchen haben. Fünf Johannisblumen müſſen ſie in ein leinen Flecklein gewickelt, auf die Herzgrube hängen, und das Abends 3 Uhr, und um dieſelbe Stunde müſſen ſie fünf und zwanzig Johannisblumen mit drey Scheppen ſiedend Waſſer in einer irdenen Schüſſel anbrühen, und den Kopf darüber hängen, und wohl bedecken, ſo daß er in Schweiß geräth. Nach dem Schwitzen müſſen ſie drey Johannisblumen, auf die ſie fünf Hofmänniſche Tropfen träufeln, ganz verſchlingen. Das Amulet laſſen ſie hangen, bis Linderung erfolgt, die ſie gewiß bald fühlen werden.

17 Dec. In heutiger magnetiſchen Stunde klagte ſie gleich Anfangs große Schwäche, hierauf ſtellte ſich ein Krampf ein, und ſie ſagte, daß ſie ſehr tief im Schlaf ſeye. Sie begann nun: ich ſehe wieder in meine Mutter hinein, ach Gott! ſie leidet ſehr, es könnte ſich in ihr zu einer Schwindſucht kehren. Sie verordnete ihr nun Thee von Wegwartenwurzeln, Feldquentel und Schafgarben. Eine kleine Handvoll Schafgarbenkraut, und eine kleine Handvoll Feldquentel, und fünf Wegwartenwurzeln, ſagte ſie, muß ſie alle Tage mit drey Schoppen ſiedend Waſſer anbrühen, und dieſen Trank den Tag über trinken. Fettes darf ſie durchaus nichts eſſen, auch nichts Stärkendes trinken, nicht einmal Moſt, *denn je ſchwächer ſie iſt, je mehr ſtört ſie das Stärkende.* Das Sehen ſtrengt mich jezt viel mehr an, als ſonſt, weil zu wenig Krämpfe kommen, die mich ſonſt ſehender machten. Jenen todtähnlichen Zuſtand habe ich nicht ganz durchgemacht, weil meine Geſundheit alsdann nicht auf den beſtimmten Tag erfolgt, und ich zwar ſehender, aber auf lange ſehr geſchwächt worden wäre. Nach dem Erwachen und den ganzen Tag über, werde ich ſehr verſtimmt ſeyn, das kommt daher, weil die Krämpfe nur wenig mehr zum Ausbruche kommen. Gewiß werde ich aber am 27ten ganz geſund, nur darf man mit dem Magnetiſiren nicht ſogleich abbrechen.

Sie bat mich nun, ihr wieder von meinen Haaren zu geben, damit ſie das Waſchen ihrer Haare damit fortſetzen könne.

Sie ließ ſich vier Löckchen geben, die ſie zu den vorigen drey in das Schoppenglas mit Waſſer warf, um die Zahl ſieben zu haben. Ihre Haare wurden bereits dichter, und nehmen immer mehr die Farbe und Rauhigkeit meiner Haare an.

Man fragte ſie, ob ſie nicht ein Mittel anzugeben wiſſe, wodurch andern ausgefallene Haare wieder wachſen, ſie konnte es aber nicht, und ſagte: ich weiß auch nicht, ob andere Magnetiſirte auf gleiche Art die Haare ihres Magnetiſeurs annehmen würden, bey mir iſt es nun einmal ſo.

Den Tag über war ſie ſehr verſtimmt und traurig. In dem magnetiſchen Schlaf Abends 6 Uhr, erhielt ſie wieder Krämpfe, und ſagte nach ihnen: mein Friederich iſt bey mir, heller als ich ihn je ſah, in Geſtalt eines lichten Wölkchens, er ſagte zu mir, daß ich unrecht gethan habe, heute mit meinem Schickſal ſo zu grollen, und daß ich das nicht mehr thun ſolle. Schlag 7 Uhr erhalte ich einen Krampf, der nicht ganz eine Viertelſtunde dauern wird. Zur beſtimmten Zeit kam der Krampf, mit äuſſerſter Heftigkeit. Mitten in demſelben ſagte ſie: der Krampf dauert noch, bis der Minutenzeiger am Zweyer iſt. Als dieß ſo war, erwachte ſie freundlich.

In der heutigen Nacht klagte ſie ſehr über Schmerzen auf der Herzgrube.

18 Dez. In der heutigen magnetiſchen Stunde erſchienen heftige Krämpfe. Sie ſagte: dieſe fehlen ſeit einigen Tagen, und es iſt gut, daß ſie erſcheinen. Während des Magnetiſirens ſind ſie heilſam, weil ſie das Hellſehen befördern, auſſerdem aber werden ſie immer weniger, und in kürzerer Dauer kommen. Um 12 Uhr erhalte

ich einen Krampf, er wird aber keine Viertelſtunde anhalten, ſonſt aber kommt kein beſtimmter für heute mehr. Mein Friederich iſt wieder als ein lichter Strahl bey mir. Nach wiederholten Krämpfen ſagte ſie: gibt es Chamillenextrakt, und kann man es in der Apotheke haben? ich kenne das nicht, mein Friederich aber ſagt, ich müſſe dieß jetzt gebrauchen.

Es koſtete ſie jetzt wieder große Anſtrengung, die Gabe, in der ſie es nehmen müſſe, zu beſtimmen. Ich kenne das Gewicht in der Apotheke nicht, ſagte ſie, und doch muß es ſo gefordert werden. Ich ſagte zu ihr, das kleinſte Gewicht ſind Grane, dann kommen Scrupel, dann Drachmen, dann Unzen.

Sehr vergnügt ſagte ſie jetzt: Drachmen ſind es, und zwar 1½ Drachme, und dieſe müſſen in zehn Theile getheilt werden, und immer muß ich ſo einen Theil um 12 Uhr Mittags nehmen, und ſo die zehn Tage lang, die ich noch krank bin. Das Chamillenextrakt aber muß ich um ¾ auf 12 Uhr in der Apotheke ſelbſt holen, was mir ſchrecklich iſt, da ich ſo ſchüchtern ſeyn werde. Nach einiger Ruhe lächelte ſie, und ſagte: es iſt zum Lachen! Da ſehe ich mich in die Apotheke ſpringen, ganz freundlich, das freut mich; denn ich glaubte nicht, daß ich es thun könnte. Ich bitte, ſeht mir dann nur durchs Fenſter nach, wie ich ſpringe, es iſt mir ganz lächerlich, daß ich es ſo flink und freudig thun muß.

Nach abermals eingetretenen heftigen Krämpfen und Schmerzen in der Herzgrube weinte ſie bitterlich. Lange wollte ſie die Urſache ihrer Traurigkeit nicht angeben, endlich ſagte ſie: ich ſage es nicht, bis ich ein Mittel dagegen gefunden. Nach abermaligen heftigen Krämpfen ſprach ſie: es iſt mir entſetzlich! Ich ſehe, wie ich Nachmittag um ¾ auf 1 Uhr ſpinne, mein Kunkelband aufwickle, und eine Gluſe (Stecknadel) in den Mund nehme.

Dieſe erregt mir, weil ſie Metall iſt, einen Krampfhuſten, und kommt mir dadurch in den Hals, ſo daß ich ſie nur mit Mühe und Todesangſt wieder herauf bringe, und meine Eltern dadurch in den größten Schrecken gerathen. Dieſe Gefahr abzuwenden, muß man mir meine Kunkel verbergen, dagegen aber kommt dann ein anderer Unfall, der nicht abzuwenden iſt, den ich aber doch lieber wähle. Wird jener Unfall mit der Gluſe abgewendet, ſo muß ich dagegen um ¾ auf 1 Uhr auf der Stege fallen, und zwar auf der fünften Treppe von unten herauf, und werde mich auf der rechten Seite etwas verletzen, worauf ich einen heftigen Krampf erhalte, in dem man mich nur ruhig liegen laſſen muß. Iſt der Krampf vorüber, ſo ſage man mir nur, ich ſeye auf der Treppe geglitſcht.

Nun lag ſie wieder freundlich lächelnd und ſagte: ich ſehe mich nach dem Falle ganz vergnügt in meinem Garten ſpazieren gehen. — Da bey dem Tranke, den ſie mir verordnet hatte, Gartenſauerampfer waren, die man jetzt wegen eingetretener Kälte nicht mehr erhalten konnte, ſo ſann ſie jetzt nach einem erhaltenen Krampfe nach, ob nicht ſtatt der Sauerampfer eine andere Pflanze gewählt werden könne. Endlich ſagte ſie: man nehme ſtatt der neun Blätter Sauerampfer neun römiſche Chamillenblumen.

Ich ſagte zu ihr: Sauerampfer und Chamillenblumen ſind in ihrer Wirkung ſo ſehr von einander verſchieden, daß es mir unfaßlich iſt, daß Du Sauerampfer durch Chamillenblumen zu erſetzen meinſt?

Sie wurde empfindlich und ſagte: wenn Du es nicht willſt, ſo gebrauche es nicht, aber ich ſagte Dir ja ſchon einmal, daß es auf die Mittel nicht ankommt, ſondern nur auf die magiſche Kraft, die ſich an das Mittel bindet, und die nun die neun Chamillenblumen zu ihrem Leiter wählt, wie ſie bisher die neun Blätter Sauerampfer als Leiter hatte.

Sie bat jetzt äuſſerſt, ihr nach dem Erwachen doch ja nichts von dem ihr bevorſtehenden Fall zu ſagen, und ſie um ¾ auf 1 Uhr nur ruhig zur Thüre hinaus gehen zu laſſen.

Schlag 11 Uhr ließ ſie ſich erwecken und erwachte freundlich. Daß ſie in der Apotheke das Chamillenextrakt ſelbſt holen werde, ſagte man ihr, weil ſie im Schlaf angab, man dürfe ihr dieß wachend wohl ſagen. Sie ſträubte ſich äuſſerſt dagegen: das geſchehe durchaus nicht, ſie gehe eben nicht. Als es aber ¾ auf 12 Uhr war, trieb es ſie auf einmal fort, und ſie ſprang eilends dahin.

Vor ¾ auf 1 Uhr ſagte ſie: es iſt eine große Bangigkeit in mir, als ſtünde mir ein Unglück bevor. Als es Punct ¾ auf 1 Uhr war, gieng ſie die Stege hinab, um ihrem Schafe Salz und Brod zu bringen, und fiel, wie vorausgeſagt, auf der fünften Treppe (von unten herauf gezählt) und erhielt eine kleine Verſtauchung auf der rechten Seite. Sie blieb fünf Minuten lang in einem Krampfe liegen, und als ſie erwachte, ſagte ſie: das hat wohl ſo ſeyn ſollen: denn es war mir vorher ſo bang. Dieſen Sommer war es mir auch einmal ſo angſt, daß ich ſagte, heute geſchieht gewiß noch etwas, und da fiel ich darauf auch die Treppe hinab, und ein zweytesmal, wo es mir vorher ſo angſt war, brachen dann Bretter mit mir, daß ich hätte ſehr unglücklich ſeyn können.

Auf dieſen Schrecken legte ſie ſich in's Bett, und ſchlief faſt eine Stunde einen gewöhnlichen Schlaf, dann ſtund ſie, als niemand glaubte, daß ſie noch aus dem Bette gehen werde, ſchnell auf, und gieng in Garten, von dem ſie ſehr vergnügt wiederkehrte.

Im Schlaf Abends 6 Uhr klagte ſie wieder über auſſerordentliche Schmerzen auf der Herzgrube und auch im Kopfe. Sie verlangte eine Taſſe Chamillenthee; damit ſie Krämpfe erhalte. Man gab ihr dieſe, und ſogleich brachen Krämpfe aus. Die Schmerzen auf der Herzgrube, die, wie ſie ſagte, mit einem Nagel zu bedecken wären, ließen aber noch nicht ganz nach, und ſie begehrte einige magnetiſche Striche und eine Taſſe Pfeffermünzthee, worauf abermal heftige Krämpfe ausbrachen. Nach dieſem lag ſie lange freundlich da, und dann ſprach ſie: ich dachte meinem Leben im wachen Zuſtande nach, und fand, daß ich auch wachend mehr von der Herzgrube, als vom Gehirn aus lebe. Dieß iſt bey vielen Menſchen der Fall; ſolche ſind in einem dem magnetiſchen Zuſtand ſich annähernden Zuſtand, es ſind ſolche, die mehr Gefühl, Einbildungskraft und Ahnungsvermögen haben. Ihnen entgegengeſetzt ſind die Menſchen, die mehr vom Gehirn aus leben, dieſe ſind kalt und von ſich ſelbſt befangen, und laſſen ſich aus ihrem Kopfe ſchwer bringen, hören auch viel weniger die innere Stimme, die des Führers, die diejenigen Menſchen, die von der Herzgrube aus leben, leicht vernehmen. Jene ſcheinen verſtändiger zu ſeyn, ſind aber oft dabey ganz dumm: denn ſie ſind dem Eigendünkel ergeben und können ſich nie ſoweit ausbilden, wie die, die mehr auf der Herzgrube leben, ſie bleiben beſchränkt. Sie ſind auch ſchwer, oder gar nicht, in magnetiſchen Zuſtand zu verſetzen; die andern aber leicht, und um ſo leichter, je mehr derjenige Menſch, der ſie magnetiſirt, vom Gehirn aus lebt. Du hätteſt mich, würdeſt Du nicht auch ſehr von der Herzgrube aus leben, viel bälder hellſehend gemacht, hätteſt aber nicht ſo heilend auf mich eingewirkt, meine Geneſung wäre viel ſpäter erfolgt, ja ich wäre vielleicht elend auf immer geblieben. Wenn ich magnetiſch einſchlafe, ſo fühle ich ein Ziehen aus allen Theilen des Körpers, hauptſächlich vom Kopfe, nach der Herzgrube hin, und meine Augen fühl ich wie ſteif und geſtanden; weckt man mich durch ein Glas, wo ich nach und nach erwache, ſo fühle ich wieder ein Zurückſtrömen von der Herzgrube aus in den Kopf, mit dem ich nach und nach immer wacher werde, bis ich völlig wieder in's wache Leben gekehrt bin, aber ohne mich deſſen, was im Schlaf vorgieng, mehr erinnern zu können.

Um halb 8 Uhr ließ ſie ſich durch Glas erwecken.

19 Dec. In der heutigen magnetiſchen Stunde ſagte ſie, nachdem ſie lange ſehr ſchwach da gelegen: ich ſehe heute in meinen Vater, ich habe es ihm ſchon verlängſt verſprochen. Es war mir wieder, als müßte ich eine Wolke durchbrechen, und es hat mich große Anſtrengung gekoſtet, weil er gerade nicht an mich denkt, ſondern an N.

Sie nannte die Perſon mit Namen, und der Vater verſicherte, daß er im Augenblick an jene Perſon gedacht habe.

Ich ſehe, ſagte ſie, daß auch Deine Leber zu groß iſt, und Deine Lunge krank. Sie bat um ein und zwanzig Striche, damit ſich Krämpfe einſtellen ſollten, dieß geſchah auch. Der Vater gab ihr die Hand, ſich mit ihr mehr in Rapport zu ſetzen, allein dieß machte ſie wacher, und ſie war nicht mehr im Stande, eine Verordnung anzugeben. Sie verlangte nun eine Taſſe Thee aus Feldquentel, damit Krämpfe ausbrächen. Als ſie dieſe getrunken hatte, erſchienen wieder Krämpfe. Sie ſagte: ich bin heute nicht mehr im Stande, für den Vater eine Verordnung zu machen, es muß ein andermal geſchehen; denn ich muß noch über mein heutiges Schickſal nachſinnen. Nach langem Sinnen ſagte ſie: es bricht heute kein Krampf bey mir aus, als um $\frac{3}{4}$ auf 6 Uhr, wo ich das Chamillenextrakt nehmen muß, bis dahin bin ich heute äuſſerſt verſtimmt. Um 1 Uhr gehe ich in Dein Haus, meine Verſtimmung wird dadurch vielleicht vermindert.

Schlag 11 Uhr ließ ſie ſich wieder durch Glas erwecken.

Um 1 Uhr gieng ſie in mein Haus, und blieb den ganzen Nachmittag dort. Ich machte einen Verſuch, ſie ohne ihr Wiſſen von einem andern Zimmer aus, durch Magnetiſiren in Schlaf zu verſetzen. Schon nach den erſten Strichen, die ich von ihr unbemerkt, in einem Zimmer machte, in dem ſie ſich nicht befand, mußte ſie in dem andern Zimmer die Augen ſchließen und ſchlafen, und ich konnte ſie nur vermittelſt eines Glaſes erwecken. Sie war den ganzen Tag über ſehr verſtimmt, das heißt, ſchüchtern und traurig.

Um $\frac{3}{4}$ auf 6 Uhr nahm ſie das Chamillenextrakt, und bekam hierauf Krämpfe. Schlag 6 Uhr kam wieder der gewöhnliche Schlaf. Sie ſprach in dieſem durchaus nichts, als daß ſie Fieber habe, und deßwegen einen Holderthee trinken, und nach dem Schwitzen, auf denſelben einen Trank von ſieben und zwanzig Stückchen Wegwartwurzeln trinken müſſe. Die Urſache des Fiebers gab ſie durchaus nicht an, ob ſie gleich zu erkennen gab, daß ſie die Urſache davon wohl wiſſe, ſie ſagte nur: morgen iſt wieder alles vorüber!

Als ſie erwachte, ſagte ich ſcherzend zu ihr, daß ſie heute im Schlaf etwas ungehorſam geweſen, darüber gerieth ſie in Weinen, und erhielt ſehr heftige Krämpfe, weil ſie jene Rede für Ernſt nahm. Als Urſache ihres Fiebers gab ſie nachher ihren Eltern an: als ſie bey mir geweſen, ſeye ein Päckchen aus dem Hauſe des Hrn. Z. angekommen, und habe in ihr das Fieber erzeugt. Faſt die ganze Nacht über weinte ſie, und hatte heftig Fieber. Als ich Morgens erſchien, bekam ſie bey meinem Anblick ſogleich eine Unmacht und Krämpfe.

20 Dec. In ver heutigen magnetiſchen Stunde kam ſie zwar tief in Schlaf, äuſſerte aber anfänglich gegen das Magnetiſiren, und gegen alles die völligſte Gleichgültigkeit. So tief ſie auch im Schlaf war, ſo ſprach ſie mich doch nicht mit Du an, ſie ſagte, Sie. Als ich ſie fragte, warum ſie das thue, erwiederte ſie: ich habe die Zuneigung gegen Sie durch jene Worte verlokren. Eltern und Brüder hätten jenes zu mir ſagen können, aber nur Sie nicht, wegen des magnetiſchen Verbandes, es thut weher, als hätte ich dieß gegen mich ſelbſt geſagt.

Alle Vorſtellungen nützten nichts, ſie ſagte: ſo leid es mir ſelbſt iſt, ich kann es eben nicht aus dem Sinne bringen. Auch ſonſt in geſunden Tagen war ich ſo, wenn Jemand etwas Strenges zu mir ſagte, konnte ich nicht anworten, ich mußte eben weinen. Deſto tiefer greift es mich jetzt an, und als ein Wort von Ihnen. Nur durch die Vorſtellung, wie ſehr es mich ſchmerze, daß ich ihr Zutrauen verlohren, überwand ſie ſich, wie ſie ſagte, auf einmal, das Zutrauen kehrte wieder, ſie ſprach mich wieder mit Du an.

Sie verordnete ſich nun drey Taſſen Holderthee, damit ſie, um ihr Fieber wegzubringen, das durch jene Alteration verſtärkt worden ſeye, in Schweiß gerathe. Man ſolle ſie heute ſo lange ſchlafen laſſen, bis Schweiß komme, damit wenn ein Mittel nicht Schweiß bringe, ſie ſich ein anders dagegen verordnen könne. Abends vor 6 Uhr müſſe ſie heute das Chamillenextrakt nehmen, ſie werde den ganzen Tag über viel weinen und traurig ſeyn.

Sie trank nun drey Taſſen Holderthee, es kam aber kein Schweiß. Sie verordnete ſich noch eine Taſſe Pfeffermünzthee, endlich brach ein Schweiß an ihr aus, und ſie ſagte: erwecke mich jetzt; denn der magnetiſche Schlaf hindert den Schweiß, weil man da wie todt iſt, und ich wollte nur ſo lange im Schlaf bleiben, bis ich geſehen habe, ob ein Schweiß erſcheinen kann, um darnach Verordnungen machen zu können.

Sie wurde durch Glas erweckt, und ſagte: ich ſchwitze, wie kommt das? Man ſagte, daß ſie ſich Thee um zu ſchwitzen im Schlafe verordnet, worüber ſie ſich ſehr verwunderte. Sie begehrte ein Glas eiskaltes magnetiſirtes Waſſer, auf das der Schweiß noch verſtärkt ausbrach. Dennoch blieb ſie den ganzen Tag über ſehr traurig und meiſtens in Thränen über den geſtrigen Vorfall. Sie konnte vor Schwäche nicht aus dem Bette, und ſagte, es ſeye ihr, als fange jezt erſt eine Krankheit an.

Abends 6 Uhr war ſie im Schlafe wieder untröſtlich, wegen jenes Worts von mir. Ich bat ſie, ſich zuſammen zu raffen, und auf ein Mittel zu denken, ihren Zuſtand zu ändern. Ob ſie gleich tief im Schlaf war, ſo ſagte ſie dennoch zu mir wieder: Sie. Sie verlangte nach angeſtrengtem Sinnen, eine Taſſe Thee von ſieben und zwanzig Johannisblumen, und bat mich eine gleiche zu trinken. Dieß geſchah, und ſogleich ſagte ſie freundlich: nun iſt bey mir alles vergeſſen, und ich hoffe: es werde bei Dir auch ſeyn. Ich muß nun, ſagte ſie, auf ein Mittel ſinnen, daß ich wachend es auch vergeſſe. Nach einigem Beſinnen ſagte ſie: ſchneide Dir ein Löckchen Haar ab, und lege es in ein wenig Waſſer, dann gieße das Waſſer ab, und wann ich erwache, ſo reiche es mir zum Trinken, und ſage nur, es iſt magnetiſirtes Waſſer, das du dir im Schlafe verordnet haſt. So bald ich es getrunken, wird das magnetiſche Band, das jene Worte faſt trennte, zwiſchen uns wieder gänzlich hergeſtellt, und ich werde Dich um Vergebung bitten, dann verzeih mir aber nur auch. Die Nacht durch muß ich, um das Fieber vollends zu vertreiben, Waſſer mit Salpeter, Weinſtein und Honig, (ſie gab die Doſis davon an,) und Morgen 5 Uhr eine Taſſe Holderthee trinken, um zu ſchwitzen; ſchwitze ich durch eine Taſſe nicht, ſo muß ich noch zwey trinken, bis Schweiß erfolgt.

Um halb 8 Uhr ließ ſie ſich erwecken; und ich reichte ihr ſogleich das Glas mit jenem Waſſer. Sie trank, und ſagte hierauf ſogleich: Herr Doctor! verzeihen Sie mir doch, daß ich ſo empfindlich war! Dabey weinte ſie, faßte ſich aber bald wieder, und wurde ganz fröhlich. Sie ſtund vom Bette auf, und verwunderte ſich, daß es ihr ſo leicht ſeye, und ſie ſo flink gehen könne.

21 Dec. Dieſen Morgen trank ſie den Holderthee, den ſie ſich verordnete. Schon eine Taſſe brachte ſie in ſtarken Schweiß.

In der heutigen magnetiſchen Stunde, brachen nur einmal ganz leichte Krämpfe aus, und ſie ſprach nach und nach folgendes: ſchon um 12 Uhr darf ich heute das Chamillenextrakt nehmen, ſogleich nachdem ich es genommen, bricht ein heftiger Krampf aus, und ich werde ganz heiter geſtimmt werden. Jezt ſchaue ich in meinen Vater, was ich lezthin nicht ganz konnte, ich bin ganz in ihm, ich habe die dunkle Wolke durchbrochen. Er hat ein viel zu dickes Blut, auch iſt ſeine Lunge krank. Gegen leztere Uebel ſoll er, jeden Morgen, Schlag 5 Uhr, einen Salat von Brennenkreß mit Baumöl eſſen. Er hat vielen Schleim auf der Bruſt, weswegen er alle Morgen um ¾ auf 7 Uhr ein Glas lauwarmes Waſſer, in dem einer Haſelnuß groß Zuckerkant aufgelößt iſt, trinken muß. — Sie klagte nun äuſſerſt heftige Schmerzen auf der Herzgrube, die ſtatt der Krämpfe ſie jezt befallen. Sie ſagte: die Anſtrengung auf der Herzgrube verurſacht dieſe Schmerzen: denn ich muß nun auch auf einen Trank für meinen Vater ſeines Blutes wegen ſinnen. Nach einigem Nachdenken ſagte ſie: fünfzehn Stücklein Wegwartwurzel, ein Pfötchen Pfeffermünz und fünfzehn Chamillen, muß er täglich mit einem Schoppen fließend Waſſer anbrühen, und in drey Theile getheilt, Morgens 9 Uhr, Abends 5 Uhr und Nachts 9 Uhr trinken.

Ich ſehe nun, ſagte ſie ſpäter, auch nach jenen Menſchen, die mich nicht lieben, aber mir Zuneigung heucheln. Sie nannte eine Familie, zu der man ſie nicht mehr laſſen ſoll, indem ſie ſehe, daß dieſe ihr nur Zuneigung heuchle. Ich werde, ſagte ſie, von dieſen ſtets aufs liebreichſte aufgenommen, je liebreicher dieſe aber thun, je übler iſt mir zu Muthe bey ihnen. Solche Leute wirken durch ihren Nervengeiſt ſehr nachtheilig auch auf meine Geſundheit, und ſchaden mir ſo ſehr wie eine böſe Luft, dahin ſoll man mich nicht mehr laſſen. Es iſt ganz fürchterlich, in welcher widrigen Geſtalt mir der Nervengeiſt falſcher Perſonen erſcheint, abſcheulicher, als die ſchlechteſten Nervengeiſter.

Nun möchte ich doch auch meinen Friederich um ein Mittel fragen: wie ich meine Schüchternheit, die ich ſtets im wachen Zuſtande habe, aus mir bringen kann.

Sie ſtrengte ſich lange an, und ſagte dann: gegen dieſe iſt kein Mittel zu finden, ſie iſt mir angeſchaffen. ich kann ihr nicht begegnen, ich muß ſie behalten bis ins Grab. . . Aber darüber bin ich ſehr vergnügt, daß mein Friederich mich wieder verſichert: daß der 27 Dec. gewiß mein Geneſungstag iſt, es freut mich, weil ich das ſchon ſo lange beſtimmt vorausgeſagt. Nach dem Geneſungstage werde ich beym Magnetiſiren keine Krämpfe mehr, ſondern blos Schmerzen auf der Herzgrube erhalten.

Sie verlangte jetzt eine Taſſe Chamillenthee, damit ein Krampf ausbreche. Sobald ſie dieſe getrunken, erſchien ein ſehr heftiger Krampf.

Heute Nachmittag um 3 Uhr, ſagte ſie, erhalte ich wieder einen Krampf wegen einer Perſon, die ich vom Fenſter aus ſehen werde, ſonſt kommt heute keiner mehr, und ich ſehe, wie ich dieſen Abend ganz vergnügt das Zimmer reinige.

Hr. v. J. wohnte der heutigen Stunde wieder bey, ſie bat ihn, ehe ſie erwache, ſie wieder zu berühren, damit ſie bey ſeinem Anblick keinen Krampf erhalte.

Schlag 11 Uhr ließ ſie ſich durch ein Glas erwecken. Ihre Vorausbeſtimmungen auf heute trafen wie gewöhnlich ein.

Im heutigen Abendſchlafe ſagte ſie: ich habe noch etwas Fieber, aber nicht mehr ſo ſtark, als geſtern. Ich bemerkte, daß ihr Puls viel ſchneller gieng als geſtern, und ſagte zu ihr: mir ſcheint, du habeſt heute gerade mehr Fieber als geſtern. Sie ſagte: nein' geſtern war es in den Nerven, und war daher viel gefährlicher, ich war geſtern wie gelähmt, heute iſt es im Blute, daher fühlſt Du den Puls ſchneller, aber im Blute ſchadet es weniger, es kann jetzt durch Schweiß gehoben werden. Geſtern hätte ich ganz beſtimmt ein Nervenfieber erhalten, wäre nicht jener Schweiß ausgebrochen, und auf dieſen Krämpfe. Durch dieſe Krämpfe konnte es erſt in's Blut übergehen, und hier iſt es nicht ſo gefährlich. Bey Nervenfiebern, die durch Alteration entſtanden, iſt Schwitzen eine Hauptſache; alles Erhitzende aber muß vermieden werden; das kann nur ſchaden, und bringt keine Schweiße, und kommen die Schweiße nicht, ſo wird die Krankheit tödtlich.

Ich muß jetzt gegen das Fieber eine Taſſe Holderthee trinken, damit Schweiße kommen. Nach dem Schwitzen muß ich einen Trank von ein Pfötchen Meliſſen, fünf Stengel Beymenthe und einer Wegwartenwurzel, die man mit einem Schoppen Waſſer anbrüht, lauwarm trinken. Mein

Friederich iſt wieder bey mir, und hat mir das geſagt, nun iſt ſchon alles gut! . .

Sie nahm ihre Verordnungen, und kam darauf in ſtarken Schweiß.

Sie ließ ſich um halb 8 Uhr wecken. Ehe ſie ſich erwecken ließ, nahm ſie, was ſie meiſtens vor dem Erwecken that, (was aber bisher noch nicht angeführt wurde,) von mir Abſchied, als gienge ſie jetzt fort, und erſchiene nach dem Erwachen eine andere Perſon, es verabſchiedete ſich von mir gleichſam ihr magnetiſches mir vertrauteres Ich.

22 Dec. In heutiger magnetiſchen Stunde verlangte ſie bald das Chamillenextrakt, worauf, wie ſie ſagte, Krämpfe ausbrechen würden. Dieß geſchah auch ſobald ſie es verſchlungen. Nach dieſen Krämpfen verordnete ſie ſich einen Thee von ſieben Stengel Beymenthe, fünfzehn Johannisblumen, nebſt ſieben Blättern Meliſſen, gegen das Fieber, das ſie wieder fühle. Später traten wieder ſtarke Schüttlungen im Kopf ein, und ſie flüſterte: ich fühle wieder jene Todesnacht nahen! Dieſe kam auch: denn ſie blieb jetzt wieder eine Zeit lang wie in einem Scheintod, und gab auf keine Rede Antwort. Nach und nach kehrte ſie wieder in's Leben und flüſterte: lege mir etwas von Gold auf die Herzgrube, und die Krämpfe im Kopfe werden ſich auf die Herzgrube ziehen, und dort Schmerzen erregen! — Dieß that ich, und nachdem das Gold einige Minuten auf der Herzgrube lag, ſtellten ſich Schmerzen auf der Herzgrube ein, und die Krämpfe verſchwanden aus dem Kopfe. Sie ſagte, dieſe Schüttelkrämpfe ſind gar nicht gut, es ſind eine Art wilder Krämpfe, und gehören nicht zu meinem Zuſtand. Am natürlichſten für meinen Zuſtand iſt: wenn ich im Kopfe ganz todt bin,

in ihm gar nichts, auch nicht einen Krampf, fühle, und alles Leben ſich auf die Herzgrube gezogen hat. Heute Abend 3 Uhr erhalte ich eine Viertelſtunde lang eine Schwäche, darauf ich bis 4 Uhr magnetiſch ſchlafen werde. Dieſer Schlaf dient ganz zu meiner Erholung, und ich werde in ihm nichts ſprechen.

Jetzt erſchienen wieder die Schüttelkrämpfe, ob man ihr gleich das Gold wieder auf die Herzgrube legte. Als ſie vorüber waren, ſagte ſie: trinke Du eine halbe Taſſe Johannisthee von fünf und zwanzig Blumen, und ich werde die andere trinken, dann magnetiſire mich, ſo wird mein Zuſtand beſſer werden.

Dieß geſchah, und die Kopfkrämpfe und Todesnacht verſchwanden ihr gänzlich.

Wäre ich nicht ſo ſchwach, ſagte ſie, ſo würde mir mein Friederich, der wieder bey mir iſt, ſagen, wie man mich ferner, und auch nach meinem Geneſungstag zu behandlen hat, er wird es aber ſpäter doch ſagen. Gegen mein Fieber muß man in drey Schoppen ſiedend Flußwaſſer, für 1 Kreuzer Salpeter, 1 Kreuzer Weinſtein, und eben ſo viel Honig auflöſen, und dieß muß ich den Tag über ſo trinken, daß es bis 5 Uhr all iſt.

Das Fieber hält länger an, weil in der Luft eine Wetterveränderung vorgeht. Ich werde heute nicht gerade verſtimmt, aber traurig ſeyn.

Schlag 11 Uhr ließ ſie ſich durch Glas erwecken, nachdem ſie wieder wie gewöhnlich vorher von mir Abſchied genommen. Wie immer trafen auch heute wieder ihre Vorausbeſtimmungen für ſich ein.

Im Schlaf Abends 6 Uhr hatte ſie auf ihre den Tag über gebrauchte Verordnung kein Fieber mehr. Lange lag ſie tief nachſinnend da, und diktirte dann folgendes unter großer Anſtrengung, (nachdem ſie vorher geklagt, daß ſie ſo ſchwer Worte finde, und geſagt hatte: könnte ich Dich nur, wie es in der Geiſterwelt iſt, durch meinen Willen verſtändigen! wäre es nur auch hier wie in der Geiſterwelt, wo nur der Wille die Sprache iſt!)

Bey einem jeden Sterbenden, ſammelt ſich das irdiſche Leben auf der Herzgrube, und muß mit dem, zu dieſer Zeit nothwendig in ihm erwachten Ebenbild Gottes verbunden werden, kann aber nicht bey jedem Menſchen mit demſelben vereinigt werden: dann die Verbindung mit dem Ebenbild Gottes vor dem Tode muß bey Jedem ſtatt finden, nicht aber findet bey Jedem die Vereinigung ſtatt, (ich gebrauche das Wort Vereinigung in einem andern Sinne, als das Wort Verbindung, wie offenbar vieles in der Welt verbunden ſeyn kann, es iſt darum nicht vereinigt, ſo ſind z. E. alle Menſchen an Gott gebunden und mit Gott verbunden, aber darum nicht mit ihm vereinigt.) Vereinigt kann das Ebenbild Gottes zum ewigen Glück, nur mit denjenigen werden, die für das frühere Erwachen deſſelben empfänglich und offen geweſen ſind, oder die ſich durch ernſtliche Tödtung ihres ſündlichen Willens, und gänzliche Hingebung in den göttlichen Willen, auch noch am Ende ihres Lebens ſich mit demſelbigen zu vereinigen würdig machen. In einer Verbindung ohne Vereinigung mit dem Ebenbilde Gottes aber, empfindet der Menſch nur Qual und Pein, und erkennt in demſelben ſeinen höhern Richter.

Nachdem ſie dieſen Satz diktirt hatte, fühlte ſie große Schmerzen auf der Herzgrube und Schwäche, und verlangte ſieben magnetiſche Striche zur Stärkung.

Bey jeden Sterbenden, die nicht zu ſchnell ſterben, kommt vor dem Ende (ſagte ſie ſpäter wieder) noch alles Leben auf die Herzgrube, und ſie ſehen dann, wie die Magnetiſchen, ihren künftigen Zuſtand voraus, ihre Seligkeit oder ihre Verdammniß, daher einige im Frieden, andere mit Verzweiflung ſcheiden.

Wenn ich erwache, ſagte ſie, ſo iſt es mir, als käme ich erſt auf die Welt, es iſt mir alles ſo fremd, daß ich ganz erſtaune. Schlaf ich, ſo bin ich oft wie weit entfernt, und nur Du biſt bey mir, wie ein Geiſt. Alle Menſchen betrachte ich in dieſem Schlafe nur dem moraliſchen Charakter nach, und nicht nach dem Stande, und ich könnte jezt keinen König anders anſprechen als mit Du.

23 Dec. In der heutigen magnetiſchen Stunde wurde ſie ſehr kalt und tief ſchlafend, ſie ſprach in ihr folgendes: ich durchſchaue jezt wieder alle Menſchen nach ihrem Charakter, da iſt es mir jedesmal, als wäre ich ganz Luft. Ich bin in dieſem magnetiſchen Zuſtande ganz wie im Stande der erſten Unſchuld, ich wäre keiner Lüge fähig. Alle die Mittel, die mir mein Friederich verordnet, helfen mir deßwegen auch ſo ſchnell, und trügen nicht, ſie finden in meinem Körper keine Störung durch Leidenſchaften, und der magnetiſche Zuſtand läßt mich nichts widernatürliches genießen. Dieſe magiſchen Mittel können daher auch nur ſolchen auffallend nützen, die ſelbſt einfach ſind, leidenſchaftlos, und die eine Lebensart führen, wo keine andere Dinge die magiſche Kraft aufheben. Sie ſagte lachend: wie ſollten ſo ſieben Johannisblumen in einem Menſchen magiſch wirken können, der ſie in ſeinen Magen auf Fleiſch, das er ſo eben ver-

zehrte, oder auf zwey Schoppen, alle Leidenſchaften aufreizenden Wein, den er ſo eben trank, hinunter läßt: das iſt unmöglich, und daher möchten auch dieſe Mittel ſelten bey ſolchen anſchlagen, die nicht natürlich zu leben wiſſen. Bey den erſten Menſchen, die noch natürlich lebten, haben ſolche Mittel geholfen, gerade wie bey den Magnetiſirten, und dieſe wußten ſie auch. Seitdem ich magnetiſch bin, eckelt mir vor all den Speiſen, die meinem Zuſtand, der jetzt einfach iſt, nicht angemeſſen ſind. Backwerk, das mit Butter oder Zucker bereitet iſt, muß ich aus dem Munde ſpeyen, auch Fleiſch kann ich nicht verſchlingen, es bleibt mir im Halſe ſtecken, Milch und Aepfel ſind das Einzige, was für mich tauglich iſt.

Schlag 12 Uhr muß ich das Chamillenextrakt gebrauchen, und erhalte dann einen leichten Krampf. Dieſen Nachmittag muß ich zur Kühlung ein Kaffeelöffelchen Senf in einem Schoppen Waſſer nehmen.

Schlag 11 Uhr ließ ſie ſich, nachdem ſie wieder, wie gewöhnlich, Abſchied genommen hatte, durch ein Glas erwecken. Sie ſagte während des Erweckens: nun geht es wieder in ein anderes Leben, ich fühle, wie es aus der Herzgrube nach dem Kopfe und in alle Glieder zieht. Es iſt mir nicht recht, denn es gefällt mir dieſes andere Leben nicht ſo.

Noch das letzte Wort im Munde, eröffnete ſie die Augen, wußte ſich aber auch dieſes letzten Worts nicht mehr zu erinnern.

Im Schlaf Abends 6 Uhr ſprach ſie folgendes: ich fühle ein ſchwaches Fieber in mir, das kommt daher, weil ich mich heute in Finger ſchnitt, und man mir die Wunde mit Wein auswuſch, auch kommt dazu, daß ich dieſen Abend in Keller gieng, und zwey kalte Aepfel aß. Dieſem Fieber ſchnell zu begegnen, muß ich ein halbes Trinkglas voll Eſſig mit drey Meſſerſpitzen voll Salpater, und drey Kaffeelöffel voll Honig trinken; auch morgen früh durch eine Taſſe Holderthee ſchwitzen. — Wenn ich ſo im Schlaf liege, ſo iſt es mir nicht Nacht, wie ſonſt, wenn ich wachend mit geſchloſſenen Augen daliege, wenn ich auch gleich keine Lichterſcheinungen habe. Meinen Körper fühle ich eigentlich in dieſem Schlaf nicht, ich komme mir wie ein Schatten vor. Wenn ich erwache, ſo werde ich ſaure Milch begehren, dieſe darf man mir aber durchaus nicht geben. — Sobald ſie erwacht war, war ihr Erſtes, daß ſie durchaus ſaure Milch verlangte, die man ihr aber nicht gab.

Nachts 9 Uhr ſchlief ſie wieder magnetiſch ein, und war äuſſerſt beunruhigt, ſie ſagte immer: es wechſeln vor meiner Herzgrube Todesnacht und Feuerflammen. Hierauf gieng ihr magnetiſcher Schlaf in einen rechten Schlaf über, wie ſie überhaupt immer vor dem rechten Schlaf magnetiſch zu ſchlafen ſchien.

Von 12 Uhr bis 2 Uhr war ſie ganz wach, und wußte, wie immer, nichts von den Gefühlen im magnetiſchen Schlafe. Sie klagte aber über eine wahre Todesangſt, die ſie nicht mehr ſchlafen laſſe, es ſey ihr gar zu bange, ſie wiſſe nicht warum.

Einige Minuten nach 2 Uhr ſchrie man: Feuer! — Sie wurde urplötzlich todteskalt, und verfiel in eine Schwäche, in welcher ſie ſo reizbar war, daß ſie nicht unterſcheiden konnte, ob der Perpendikel der Uhr, an der Wand, oder in ihrem Kopfe ſelbſt, ſich bewege. Dieſe

Schwäche endigte ſich mit einem Krampf, worauf ſie in einen wirklichen Schlaf verfiel.

In einem nahen Hauſe war Feuer ausgebrochen, das aber ſogleich wieder gelöſcht wurde.

24 Dec. Im heutigen magnetiſchen Schlafe verordnete ſie ſich, weil ſie den Schrecken von heute Nacht noch in ſich fühle, folgendes: drey Selleriwurzeln, von denen man jede in ſieben Stücke zerſchneidet, muß man mit einem Schoppen ſiedend Waſſer anbrühen, und das muß ich um 3 Uhr trinken. Das Chamillenextrakt darf ich um 1 Uhr nehmen, worauf wieder ein leichter Krampf ausbricht. Mein Friederich iſt wieder bey mir, ich ſehe ihn, wie ein Hand-großes Wölkchen, immer iſt er auf meiner rechten Seite. — Sie ſagte in dieſem Schlaf zu mir: nun weiß ich auch, wie lange ich an Dich gebunden bleibe? Bis an mein Grab! Du haſt an mir wie ein Vater gehandelt, ich muß Dir verbunden bleiben, wie ein Kind dem Vater, Du gabſt mir mein zweytes Leben. Hunderte hätten mich magnetiſiren können, ſie hätten nicht ſo wohlthätig auf mich gewirkt, weil unſere Gemüthsart ſich ſo ähnlich iſt.

Sie weinte nun aus Rührung faſt untröſtlich, und ſagte: ich kann eben nicht anders!

Wenn ich erwache, ſagte ſie, werde ich durchaus wieder kalte Milch wollen, die man mir aber wieder nicht geben darf.

Schlag 11 Uhr ließ ſie ſich erwecken, nachdem ſie wieder, wie gewöhnlich, vorher Abſchied genommen hatte. Sobald ſie die Augen offen hatte, begehrte ſie ſogleich kalte Milch, und wollte dieſelbe mit Gewalt haben.

Sie machte die Freuden des Chriſtabends in meinem Hauſe mit. Der Glanz vieler Lichter und der reflectirenden Spiegel, und die Freude, die ſie mit den Kindern theilte, erregte in ihr eine Alteration, ſie verfiel in eine Schwäche und erhielt Schüttelkrämpfe im Kopfe, die faſt bis zum magnetiſchen Schlafe dauerten.

Man hatte ſie auf ein Bett gebracht, wo ſie auch im Schlafe um 6 Uhr blieb. Sie ergriff in dieſem die Hand meiner Frau, und ſagte: ich komme durch Dich viel mehr in Schlaf, es wird mir aber in den Gliedern ganz ſchwer. Zugleich fühlte meine Frau, die ſehr mit Krämpfen behaftet iſt, daß es ihr dagegen ganz leicht wurde, und namentlich, daß die Schwere, die ſie vorher in den Füßen hatte, ganz verſchwand. Es iſt mir, ſagte die Schlafende, jetzt ganz, als wäre ich Du, ich fühle jetzt alles, was Du fühleſt, und weiß jetzt ganz, wie es Dir iſt. Sie gab nun aufs allergenaueſte alle Krankheitsgefühle meiner Frau an, ſo genau, als ſpräche ſie meine Frau ſelbſt aus, und ſagte: Dein Geblüt iſt durch Krämpfe ganz verdickt und erkältet, ich werde Dir ſagen, was für Dich zur Heilung dient. Wein darfſt Du zu Deiner Stärkung nicht trinken: denn er ſtärkt Dich nicht, er lähmt Dich, Wein iſt in ſolcher Schwäche Gift. Meine Frau wußte dieß aus Erfahrung, und trank deßwegen auch nie Wein.

Sie verordnete ihr nun einen Trank von einem Pfötchen Baldrian, einem Pfötchen Pfeffermünz und eben ſo viel Meliſſen, mit einem Schoppen ſiedend gemachten fließenden Waſſer anzubrühen, und in drey Theile zu vertheilen, wovon ſie den erſten Theil Morgens 7 Uhr, den andern Morgens 8 Uhr, den dritten Morgens 9 Uhr zu trinken habe; auch rieth ſie ihr, ein Fußbad Nachts 9 Uhr zu gebrauchen, von ein Stöckchen Dreifaltigkeitskraut, drey Stengel Johanniskraut, und ein Händchen Feldquentel. Den Kaffee, und alles was erhitzt, verbot ſie ihr ſehr.

Halte Dich, ſagte ſie, wie ich, nur an naturgemäße Sachen, wie Milch und Obſt; wie Dein Charakter der meinige iſt, ſo ſind es auch Deine Nerven, nur ſind ſie noch viel krampfhafter, als die meinigen. Fühlſt Du Krämpfe, ſo halte ſie nicht durch Deinen Willen zurück, laſſe ſie immer frey ausbrechen.

Neben dem Zimmer, in dem ſie lag, war eine Perſon, von der ſie aber wachend nichts gewußt hatte, ſie war während ihres Schlafs angekommen, und das Zimmer war verſchloſſen.

Sie ſagte: im nächſten Zimmer iſt Jemand, deſſen Nervengeiſt ſehr widrig auf mich wirkt. Man fragte ſie: ob ſie wiſſe, wer es ſeye, ſie ſagte: nein! aber ich durchſchaue die Perſon ganz und gar, und könnte ihr Innerſtes ganz beſchreiben; das will ich aber nicht. Sie bat meine Frau, die Perſon nicht lange aufzuhalten: denn ſie wirke auch widrig auf ſie ein. Sie ſagte: auch im wachen Zuſtande hat man von dem Charakter ſolcher Perſonen *ſchwache magnetiſche Ahnungen*, nur daß man nicht ſo magnetiſch iſt, daß man angeben kann, warum man in der Nähe ſolcher Perſonen beſondere Empfindungen hat, man wird eben in der Nähe ſolcher Perſonen verſtimmt und traurig, und meint oft, es läge die Urſache in einem ſelbſt, es iſt aber der Nervengeiſt ſolcher Perſonen, der auf einen widrig wirkt, und auch der Geſundheit nachtheilig iſt. Sich ſelbſt verordnete ſie heute Meliſſenthee und ein Fußbad mit Feldquentel.

Um halb 8 Uhr ließ ſie ſich durch Glas erwecken, fühlte ſich ſehr geſtärkt, aber verlegen, weil ſie in meinem Hauſe geſchlafen, gieng aber vergnügt weg.

25 Dec. In der heutigen magnetiſchen Stunde ſprach ſie bald: nun bin ich wieder in mein anderes Leben, in das magnetiſche, erwacht. Man hieß dieſen Zuſtand wohl nur deßwegen Schlaf, weil man in ihm nicht phyſiſch ins äuſſere Leben wirkt, und die Augen geſchloſſen hat, aber deſto mehr wirkt man pſychiſch ins innere Leben. *) Es iſt kein Schlaf, es iſt gerade umgekehrt das hellſte Wachen. (Wie immer, ſo ſind auch in dieſem Satze ihre ganz eigenen Worte angeführt.)

Sie erhielt mehrere allgemeine Krämpfe, und verordnete ſich eine Taſſe Baldrianthee. Sie wollte lange nicht ſagen, warum ſie ſich dieſe Verordnung mache, endlich geſtand ſie, daß dieſes Krämpfe ſeyen, die geſtern durch Berührung meiner Frau in ſie übergegangen. Ich geſtand Dir geſtern nicht, ſagte ſie, daß ich durch die Berührung Deiner Frau, die Du nicht zugeben wollteſt, Krämpfe erhalten werde, weil ich durch Berührung ihre Beſchaffenheit ſo ganz fühlte. Hab ich den Baldrianthee getrunken, ſo iſt wieder alles vorüber.

Später ſprach ſie: heute gehe ich in die Kirche, ich muß aber auf ein Mittel ſinnen, daß es mir in derſelben nicht ſchwach wird.

---

*) Worte, wie phyſiſch und pſychiſch, ſind ihr auch im wachen Zuſtande bekannt und geläufig.

Nachdem ſie eine Zeit lang nachgeſonnen, ſagte ſie: Du mußt Dein Mädchen mit mir laſſen, und dieſe mußt Du vorher an der rechten Hand berühren, wird es mir ſchwach, ſo darf ich alsdann nur ihre rechte Hand halten, und es wird mir ſogleich wieder beſſer. Mein Chamillenextrakt muß ich heute um ¼ auf 1 Uhr nehmen, worauf ich wieder einen ſchwachen Krampf erhalte, und ehe ich in die Kirche gehe, muß ich eine Taſſe Thee von einem Pfötchen Baldrian, eben ſo viel Meliſſen und fünf und zwanzig Johannisblumen trinken. Vor dem Schlaf Abends 6 Uhr muß ich das gleiche Fußwaſſer wie geſtern Abend gebrauchen.

Sie war heute das erſtemal wieder in die Kirche gegangen, in der ſie mein Mädchen feſt an der rechten Hand hielt, wodurch ihr keine Ueblichkeit zuſtieß.

Im heutigen Abendſchlafe ſagte ſie: heute will ich in Dich ſehen.

Sie ergrief nun meine Hände. Nach einer Weile ſprach ſie: ich ſehe, daß Dein Magenleiden bedeutend ſich verminderte, denn die Oeffnung unten an Deinem Magen hat ſich beſtimmt wieder erweitert. Ich verſicherte ſie, daß ich auffallend Beſſerung ſpüre. Nun ſehe ich, ſprach ſie, Deine Lunge, und ſehe, daß Deine linke Lunge einen Fleck hat, in der Größe eines Eyes, der dunkler iſt als der übrige Theil, hier iſt ſie angeſteckt, nach Art, wie die meinige war, nur größer.

Ich ſagte ihr, daß ich auf dieſer Seite öfters ein Brennen fühle, daß ich aber der Meinung geweſen, als komme es vom Herzen aus. Sie ſagte: nein! Dein Herz iſt ganz geſund. Gegen dieſes Uebel aber mußt

Du gebrauchen, was ich gegen das meinige gebrauchte, alle Morgen um ½ auf 9 Uhr drey Meſſerſpitzen voll Schneekraut in einer Zwiebelſuppe. Ich bin nun ſo ganz in Dir, daß wenn Du jetzt ſchnell zur Thüre hinausgiengeſt, ſo würde es mich mein Leben koſten: denn wie ich nur allmählich in Dich gehen konnte, ſo kann ich nur allmählig aus Dir heraus, und ich würde durch Dein Weggehen allzuſchnell von meinem Körper getrennt; denn ich bin mehr von meinem Körper getrennt, als mit ihm verbunden. Ich bekam Fieber, und das hab ich durch Dich erhalten, fühle Deinen Puls, und Du wirſt ſehen, daß Du Fieber haſt.

Ich that dieß, und bemerkte, daß mein Puls fieberhaft ſchlug. Du haſt eine leichte Entzündung in Dir, ſagte ſie, und mußt im Halſe ein Brennen fühlen: denn das fühl' ich auch. (Ich hatte heute einen ſchnellen Gang in der Kälte gemacht, und dieſe Unpäßlichkeit wahrſcheinlich dadurch erhalten.) Du mußt trachten, das Fieber zu verlieren: denn ich verliere es nicht, bis Du es verlohren, ſo auch das Brennen im Halſe nicht. Schwitze heute Nacht durch drey Taſſen Holderthee, und gurgle Dich mit Eſſig und Salben, ich muß das gleiche thun. Sage Deiner Frau, daß ſie das Fußbad nach dem Gebrauch nicht ausſchütten ſoll, ſie ſolle es in einen Hafen gießen, und in dieſem bedeckt, erkalten laſſen, dann kann es am andern Tage ausgeſchüttet werden. — Wann ich erwache, ſo erinnere ich mich des Zuſtandes im Schlafe deßwegen nicht mehr, weil ich dann wieder mit dem Gehirn denke, und nicht mehr mit der Herzgrube, auf die ſich im Schlafe alles geſammelt hatte, und mit der ich da dachte.

In dieſem Zuſtande, wo alles aus dem Gehirne ſich auf die Herzgrube zieht, werden die Sinne viel freyer, weil ſie nicht ſo eingeſchloſſen wie im Kopfe ſind, dort ſind ſie in Schranken, die ſie aber für's gewöhnliche, nach auſſen thätige, Leben nöthig haben. — Sobald ich erwache, werde ich mit Gewalt kalte Milch fordern, und werde auf's äuſſerſte betrübt werden, beſonders wenn man ſagt: ich hätte im Schlaf geſagt, man ſolle ſie mir nicht geben, weil ich dieſes gar nicht glauben werde.

Sobald ſie erwacht war, forderte ſie ſogleich mit Gewalt kalte Milch, ſie wollte ſich durch keine Vorſtellungen abwendig machen laſſen, und wurde äuſſerſt unwillig daß man ſie immer vom Eſſen der kalten Milch dadurch abhalten wolle, daß man ſage: ſie habe im Schlaf, ihr zu geben verboten, ſie glaube es nicht u. ſ. w. Man reichte ihr die Milch durchaus nicht, ſie beruhigte ſich endlich, und forderte dagegen einen magnetiſirten Apfel.

Als ich gieng, ſagte ich: heute Nacht mußt Du ſchwitzen!

Ob ich nun gleich zu Hauſe drey Taſſen Holderthee trank, und mich in's Bette legte, ſo kam ich doch durchaus in keinen Schweiß. Das gleiche war mit ihr der Fall, ſie konnte ſich nicht zum Schwitzen bringen, lag in einer trockenen Hitze halbſchlummernd da, und ſprach einigemal irre.

26 Dec. Als ſie Morgens erwachte und nicht geſchwitzt hatte, wandelte ſie große Angſt vor mir an; weil ich geſagt, daß ſie ſchwitzen ſolle und ſie nun nicht geſchwitzt

habe, ſo werde ich äuſſerſt zornig über ſie ſeyn. Vor lauter Angſt bekam ſie nun wirklich einen ſtarken Schweiß. Als ich nun Morgens erſchien, fiel ſie ſogleich bey meinem Eintritt auf einen Seſſel, und weinte bitterlich, gab auch als Urſache an, es ſeye ihr vor mir ſo angſt, weil ſie nicht zu rechter Zeit geſchwitzt habe. — Man ſuchte ſie ſo gut als möglich zu beruhigen.

In dem heutigen magnetiſchen Schlafe ſprach ſie folgendes: um ¾ auf 12 Uhr muß ich mein Chamillenextrakt nehmen, worauf wieder ein leichter Krampf erſcheint. Ich habe nicht geſchwitzt, ſagte ſie, weil ich all Dein Fieber in mich aufgenommen, und es ſo ſtark wurde, daß meine Haut zu heiß worden, als daß ich ſchwitzen konnte, erſt Morgens, als ich erwachte, und das Fieber weniger war, brachte mir die Angſt, daß ich nicht geſchwitzt hatte, Schweiß, weil Du mir zu ſchwitzen befohlen haſt, und ich nicht ſchwitzte; daher ich auch, als ich Dich ſah, eine Ohnmacht erhielt. Du hatteſt keinen Schweiß nöthig, weil ich, ehe Du noch fortgiengeſt, Dein Fieber ganz in mich aufgenommen hatte.

Nach meinem Geneſungstag muß man mir beym Eintritt meiner Menſtruation, drey Tage nach einander, ſtatt des Frühſtücks, drey Taſſen Pfeffermünzthee geben, auch darf ich nichts Saures oder Herbes eſſen, auch kein Obſt oder Milch genießen. Ich habe die Gewohnheit an mir, wenn es mir im Sommer ſo heiß iſt, ſchnell kalt zu trinken, das ſoll man nicht mehr dulden, und ſollte ich das Trinken mit Weinen erzwingen. Solche Fehler in der Lebensart trugen zwar auch zu meiner Krankheit bey, allein das meiſte machte die große Sehnſucht, die ich zu meinem Friederich trug. Seit er todt iſt, iſt eben mein einziger Wunſch, bey ihm zu ſeyn. Dieſes Weinen und dieſe Sehnſucht zogen mein Leben immer mehr aus dem Kopfe in die Herzgrube, und ſo geſchah es, daß ich ſchon vor dem Magnetiſiren einigemal magnetiſch ſchlief. Es iſt mir nun auch ſehr bange auf die Stunde, in der ich zum letztenmal magnetiſch ſchlafen, und von meinem Friederich und von Dir Abſchied nehmen werde. Wachend bin ich eben nicht mehr ſo innig mit euch vereinigt und ſehe meinen Friederich nicht mehr.

Sie war nun untröſtlich und weinte bitterlich, daß nun bald ihr Friederich ihr nicht mehr ſo ſichtbar ſeyn werde: ſehr wünſche ich, ſagte ſie, daß mein Geneſungstag mein Todestag wäre. Ich weiß wohl, daß ich durch ſolche Sehnſucht auch meinen Friederich ſtöre, es betrübt ihn mein Schmerz, allein ich kann nicht anders, die Liebe iſt zu groß, und dieſe aus dem Herzen zu nehmen, dafür wiſſen auch Geiſter kein Kraut.

Ihr Weinen und ihr Schmerz war herzzerſchneidend, und ich beſchwor ſie, ihre Thränen doch zu hemmen. Dadurch ſtunden ſie bald ſtill, es traten aber dagegen ſtarke Schmerzen auf der Herzgrube ein, und ſie ſagte: hätteſt Du mir nur nicht die Thränen durch Deine Beſchwörung geſtillt! Der Schmerz wüthet nun ſtärker im Innern: denn dieſe Sehnſucht iſt ungeheuer!

Sie trank eine Taſſe Johannisthee, und ſpäter forderte ſie eine Sellerіewurzel, die ſie roh aß. Auf dieſes wurde ſie etwas ruhiger. Ich weiß nicht, was das iſt, ſagte ſie, es zieht meine Augenlieder irgend etwas auf, ſcheint nicht die Sonne an den Ofen? Es war dem ſo. Die Sonne, dadurch, daß ſie auf Eiſen ſcheint, ſagte ſie, öffnet mir meine Augenlieder, wie es Glas thut, die Sonne allein hätte das nicht gethan, aber wach werde ich nicht. Ich fragte meinen Friederich, ſagte ſie ſpäter, wie lange ich noch leben werde? er ſagte aber: das darfſt Du nicht wiſſen! Nach meinem Geneſungstage, der morgen iſt, werde ich, wie ich ſagte, keine Krämpfe mehr erhalten, nur Schmerzen auf der Herzgrube. Ich werde auch diejenige Perſon, die ich bisher nicht ſehen konnte ohne in Krampf zu verfallen, dann freundlich grüßen.

Schlag 11 Uhr ließ ſie ſich, wie gewöhnlich, erwecken, nachdem ſie ſich noch Weinſtein zur völligen Vertreibung ihres Fiebers für dieſen Mittag verordnet hatte.

Heute Mittag war ſie in meinem Hauſe. Es befand ſich daſelbſt ein Mädchen von Hrn. Z. Ob man ihr gleich gefliſſentlich verſchwiegen, wem dieß Mädchen angehöre, gerieth ſie dennoch bald in große Unruhe, ohne zu wiſſen warum, und mußte ſich entfernen.

Im Abendſchlafe ſagte ſie: daß ſie durch den Nervengeiſt jenes Mädchens Fieber erhalten, und daß ſie jetzt wohl wiſſe, daß es ein Kind von Hrn. Z. ſeye. Sie ſagte: daß ſie gegen dieſes Fieber ſchwitzen müſſe, und verordnete ſich einen Thee von Baldrian, Holder und Meliſſen. Nachdem ſie ihn getrunken, verfiel ſie bald in einen ſtarken Schweiß.

Geſprochen wurde von ihr in dieſem Schlafe nichts beſonderes, als daß ſie ſagte: hätte ich nicht vergangenes Frühjahr ſo viel Thee von Schlehenblüte getrunken, ſo wäre meine Krankheit bälder ausgebrochen und hätte länger gedauert.

Nach dem Schwitzen verlangte ſie erweckt zu werden. Es geſchah, ſie öffnete die Augen, ſank aber bald wieder in Schlaf zurück. Sie ſagte: es iſt mir unbegreiflich, warum ich nicht wach werden kann, vielleicht erfahre ich es, wenn ich magnetiſirt werde, es iſt mir, als hätte ich noch etwas zu ſagen.

Ich gab ihr einige magnetiſche Striche, und ſie ſagte dann: ich glaube, daß ich nicht erwache, bis ich im Schlaf meine Kleider gewechſelt habe, es iſt mir, als werde ich, ſo oft ich erwachen will, durch den Schweiß, den ich im magnetiſchen Schlaf geſchwitzt, wieder magnetiſch.

Sie wechſelte nun die Kleider, und ließ ſich mit Glas erwecken. Sobald ſie anſcheinend wach war, verlangte ſie kalte Milch, man gab ſie ihr aber nicht, weil ſie im Schlafe zwar nicht geſagt, daß man ſie ihr dießmal wieder entziehen, aber auch nicht geſagt hatte, daß man ſie ihr geben ſolle. Sie ſagte: ich weiß nicht, wie mir iſt, ich bin noch nicht wach', es wäre vielleicht doch gut, wenn man mir die kalte Milch gäbe. Ich ſchlug ihr vor, ſie noch einmal durch Magnetiſiren ganz in Schlaf zu bringen, damit man ſie der Milch wegen fragen könne.

Als ich einige magnetiſche Striche gemacht hatte, brach ein Krampf aus, und ſie ſchriee: das iſt mein letzter Krampf! hätte ich nicht das Fieber gehabt, ſo hätte ich es ſagen können, darum konnte ich nicht wach werden!

Nun wüthete der entſetzlichſte Krampf durch alle Glieder. Mitten in demſelben ſprach ſie freundlich: mein

Friederich iſt da! — Es verdrehte ihr der Krampf alle Glieder, und oft ſchnürte er wieder die Luftröhre zuſammen. Wäre mein Friederich nicht bey mir, rief ſie, könnte ich dieſen Krampf nicht durchmachen!

Der Krampf wüthete eine Viertelſtunde lang. Nach ſeiner Vollendung verbreitete ſich ſeeliges Lächeln über ihr Geſicht, und ſie flüſterte: mein Friederich iſt bey mir in herrlichſter Verklärung. Sie lag nun wie im tiefſten Entzücken, und ſprach in abgebrochenen Sätzen nach und nach: O Unſchuld! Du biſt das höchſte Glück der Erde! . . . O wie thöricht handeln die Menſchen in der Welt! Je befleckter ſie von Innen ſind, deſto ſchöner wollen ſie ſich von Außen machen! . . . Sie fühlen ſich eine Zeit lang in ihren Freuden betäubt, und ach! dieſe verſchwinden ſo bald. . . . Da wählen ſie ſich nur ſolche Freunde, die ihnen an Leidenſchaften und Stand gleich ſind. . . . O wie eitel iſt Alles! . . . Wie haſchen die Menſchen ſo thöricht nach dem Erdenglück! . . . Ihr verkehrtes Haſchen im Bilde auszudrücken, ſo iſt es gerade, als wenn man ſich das Glück als eine Perſon vorſtellt, und die Menſchen jagten eher nach dem Schatten, als nach der Perſon ſelbſt. . . . Da ſollte ich bleiben dürfen, wo ich jezt bin, . . . das wäre mir lieber, als mein Geneſungstag! . . . Ein ganzes Meer von Freuden der Welt, würde ich nicht um das Bewußtſeyn der Unſchuld geben. . . .

Während ſie dieſe Sätze ſprach, war ſie in einer völligen Verzuckung, und gab auf keine Rede Antwort.

Endlich kam ſie wieder aus dieſer Verzuckung zurück, und ſagte: hätte ich doch dort bleiben dürfen, wo ich war; ich will von dieſer Welt nach ſolcher Seeligkeit nichts mehr! Ich war ganz vom Körper los! Sobald ich mich von ihr entfernte, kam ſie wieder in die Verzuckung, ſie ſagte: wenn ich von Dir nichts Körperliches fühle, ſo komme ich immer wieder in dieſen Zuſtand zurück; ich muß Deine Hände feſt faſſen.

Sie erklärte, daß ihr Schlaf bis 12 Uhr, bis zu ihrem Geneſungstag daure Ich faßte ſie feſt an den Händen. So oft ich Schlaf im Kopfe fühlte, fühlte ſie das gleiche Gefühl im Kopfe, ſonſt kein Gefühl. Oft kam ſie in dieſem Schlaf in jene Verzuckung, wo ſie aber immer wieder äuſſerſt bat, ſie doch feſt zu halten, und nicht in derſelben zu laſſen, weil ſie ihr höchſt ſchädlich ſeye, ſo gerne ſie in derſelben auf immer bliebe.

Sie klagte nun öfters, daß nicht ſtatt ihres Geneſungstags ihr Todestag erfolge, denn die Sehnſucht nach ihrem Friederich ſeye zu groß.

Schlag 12 Uhr ließ ſie ſich erwecken, nachdem ſie, wie gewöhnlich Abſchied genommen. Sie hatte ſich noch vor dem Erwachen ihrer Trauer wegen, eine Taſſe Johannisthee beſtellt. Als ſie erwacht war, war ſie äuſſerſt verlegen, daß es ſchon Mitternacht ſeye, und beſonders war es ihr arg, daß ich ſo lange geblieben. Sie ſagte: alſo iſt jetzt mein Geneſungstag erſchienen! es iſt mir nicht ſo ſehr lieb; hätte ich zu wählen, wäre er mein Todestag.

Bald ſchlief ſie nun ein, und bemerkte vor dem gänzlichen Einſchlafen, daß ſie ſonſt jedesmal vor dem Einſchlafen das Gefühl von Schläfrigkeit auf der Herzgrube empfunden habe, jetzt fühle ſie es zum erſtenmal wieder im Kopfe, was ihr ganz ſonderbar vorkomme. Sie ſchlief nun die ganze

Nacht einen natürlichen Schlaf, und war Morgens nach dem Erwachen äuſſerſt heiter und geſtärkt.

27 Dec. Bald nach der heutigen magnetiſchen Behandlung forderte ſie das Chamillenextrakt, auf das ſonſt, ſo bald ſie es genommen, Krämpfe ausbrachen, nun aber nicht mehr: denn es war jezt der Tag ihrer Geneſung und Befreyung von allen Krämpfen.

Mein Friederich, ſagte ſie, iſt bey mir als ein Lichtſtrahl, er freuet ſich über meine Geneſung, und auch ich würde mich mehr über dieſelbe freuen, wenn ich meinen Friederich auch wachend ſehen würde.

Sie weinte nun im Stillen, und ſprach dann mit äuſſerſter Rührung zu mir: mein zweyter Vater! ich danke Dir für alle die Liebe, die Du mir erwieſen, in alle Ewigkeit werde ich Dir mit Liebe verbunden bleiben! Auch mein Friederich ſagt Dir durch mich, daß er in Liebe mit Dir ſeyn werde. Ich danke Dir an meinem Geneſungstag mit Thränen unausſprechlicher Rührung. . . . Ich ſagte zu ihr: Du haſt mir nicht zu danken, ſage nur, wie lange ich Dich noch magnetiſch behandeln ſolle? . . . Sie weinte auf die letzten Worte bitterlich, und ſagte: ich bitte, frage mich nicht nach dieſem in Augenblicken, wo ſo große Sehnſucht in mir iſt, bey meinem Friederich zu bleiben, ich kann nicht daran denken, ihn nicht mehr ſehen zu dürfen.

Ich ſagte: ich habe nur als Arzt dieſe Frage gemacht, Deiner Geſundheit wegen: Deine Behandlung, ſie möge noch ſo lange währen, kann mir nur Freude machen: nichts ſehnlichers aber wünſche ich, als Deine feſte Geſundheit. Sie erwiederte: Du darfſt mir nicht ſagen, was Deine Befühle ſind, ich durchſchaue Dich ganz, ich kenne Dich im Schlafe beſſer, als Du Dich kennſt, ich darf aber nur noch nicht daran erinnert werden, daß ich wieder in einen Zuſtand komme, wo ich meinen Friederich nicht mehr ſehe. Ach! die Sehnſucht nach ihm wird ewig bleiben!

Heute, an meinem Geneſungstag, (ſagte ſie ſpäter,) beſuche ich alle meine Freunde, auch diejenigen, die mich zu kränken ſuchten. O! es iſt ſo ſchrecklich mit der Falſchheit auf dieſer Welt! In dieſem Schlafe ſehe ich erſt ganz klar, wie einige dachten, aber es ſoll ihnen von mir von Herzen verziehen ſeyn, auch mein Friederich beſiehlt mir ſolches.

Ich ſinne, ſagte ſie nach einiger Ruhe, auf eine Verordnung auf heute für mich, nicht als Bedürfniß für meine Geſundheit, die deſſen nicht mehr nöthig hat, ſondern nur um den Schmerz der Sehnſucht zu ſtillen, der mich auch im wachen Zuſtande nicht verläßt. Nach einigem Sinnen ſprach ſie: ich muß eine Taſſe Johannisthee trinken, und auch eine Taſſe Thee vor jedem Gang zu denjenigen, die mich kränkten, muß ich von dieſen heiligen Blumen zur Verſöhnung trinken.

Hr. v. J. wohnte der heutigen Stunde wieder bey. Sie erkannte in ihm, wie immer, den ſanfteſten Nervengeiſt, und ſagte zu ihm: Du hätteſt ein Geiſtlicher werden ſollen. Es iſt mein Ernſt, ſagte ſie, man ſollte die Nervengeiſter auch vorher einer Prüfung unterwerfen, bevor man ſie auf andere wirken ließ. Dieß könnte freylich nur durch Menſchen geſchehen, die in meinen Zuſtand verſetzt wären; dieſe könnten ſie alle dem Grade nach meſſen.

Vor dem Erwachen nahm ſie wieder, wie gewöhnlich, Abſchied, und ließ ſich Schlag 11 Uhr durch Glas erwecken, ſie erwachte ſehr munter und geſtärkt.

Sie gieng nun heute, wie ſie im Schlaf beſtimmt hatte, zu ihren Freunden, und kündigte ihnen ihre Geneſung an.

Der Abendſchlaf trat wieder Schlag 6 Uhr ein, zeigte aber nichts beſonderes.

---

28 Dec. Da ſie noch nicht die Zeit beſtimmt hatte, in der die magnetiſche Behandlung aufhören ſollte, ſo wurde heute mit derſelben zur gewöhnlichen Stunde fortgefahren.

Sie verlangte im heutigen Schlafe, daß man ihr Schlag 3 Uhr wieder einen Trank von Selleriewurzeln geben ſolle. So oft ich erwache, ſagte ſie, fühle ich nach meinem Friederich die große Sehnſucht, die mich zuletzt zu Thränen bewegt, und ein leichtes Fieber in mir anfacht, dieß wird heute wieder der Fall ſeyn, ſonſt bin ich jetzt ganz beſtimmt durchaus geſund. Gegen dieſes Fieber aus Sehnſucht wird mir der Sellerietrank dienen.

Eine kleine Alteration, die ſie vor dem Schlafe hatte, ließ ſie heute ſonſt wenig denken, ſie verlangte nur zu ruhen.

Schon ſeit einigen Tagen begrüßte ſie mich, ſo bald ſie im magnetiſchen Schlafe war, ſo wie ſie von mir Abſchied nahm, ehe ihr anderes waches Ich wieder erſchien. Heute ſagte ſie, während des Erweckens mit Glas, als ſie noch nicht wach war: nun kommt die ſchüchterne Chriſtiane wieder! Es iſt mir ganz ſonderbar, noch ehe mein anderes waches Leben wieder ganz zurück iſt, fühle ich zuerſt wieder die Schüchternheit ſich nahen, und dann folgt erſt das andere Leben, das völlige Erwachen.

Den heutigen Abendſchlaf brachte ſie in meinem Hauſe zu. Sie ergriff wieder die Hand meiner Frau und ſagte: Du machſt in mir nicht mehr die Schwere, wie das letztemal. Meine Frau fühlte ſich heute auch leichter. Sie ermahnte ſie noch einmal, ihr Kind bald zu entwöhnen, ihm aber ja keinen Brey zu geben, den nur eine üble Gewohnheit überall eingeführt habe, ſie ſolle ihm Milch geben, unter die ſie Chamillenthee miſche. Noch einmal warnte ſie ſie vor allem Stärkenden, namentlich vor Wein. Sie gieng nun tiefer in ſie ein, und ſagte: nun iſt es mir wieder, als wäre ich ganz Luft. Ich ſehe Dein Gehirn. Statt daß in meinem Gehirn die Aederchen, die es umgeben, zu roth waren, ſind ſie in dem Deinigen zu blaß, es iſt in ihnen eine Krampferkältung. Die Mittel, die ich Dir angab, werden zwar auch dieſer begegnen, allein ich will noch auf etwas beſonders dagegen ſinnen. . . . Nach einer Pauſe, während der ſie immer kälter wurde, ſagte ſie: gegen Dein Kopfleiden will ich Dir folgendes angeben: in Hofmänniſche Tropfen ſo viel, als man für 3 Kreuzer giebt, thuſt du drey Johannisblumen, fünf Stücklein von einer Baldrianwurzel, und drey Dreyfaltigkeitsblumen, ohne Stiel, dieſes läßt Du in den Hofmänniſchen Tropfen neun Stunden lang ſtehen, und reibſt davon ſiebenmal täglich neun Tropfen in den Wirbel des Kopfes unter den Haaren ein.

Du mußt oft einen Druck und eine Betäubung fühlen, die Augen wirſt Du dann nur ſchwer öffnen können, und wirſt wie halbwach ſeyn. Ich bin jezt ganz wie von Luft, und kann Dich ganz durchdringen. Iſt es mir ſo, ſo kann ich mit weniger Mühe alles durchdringen, und will deßwegen auch nach den andern Theilen in Dir ſuchen. In Deinem Magen mußt Du oft einen Druck fühlen, wie von einem Stein, kein eigentliches Magenweh, es muß ein Gefühl ſeyn, wie wenn man ſchnell ißt. Ich muß jezt kalt wie Schnee ſeyn; denn ich fühle mich ganz, wie vom Körper los, wie lauter Luft. (Sie war auch eiskalt.) Gegen dieſes Magenleiden mußt Du auf ein Pfeffermünzküchlein, ſobald Du jene Schwere fühlſt, ſieben Hofmänniſche Tropfen träufeln, und dieß dann mit drey Kümmelkernchen verſchlucken. Nun darfſt Du, fiel auch etwas noch ſo nöthiges vor, nicht von mir hinweg; denn ich bin ganz in Dir, daß Du mich fühlen mußt; und es wäre mein Tod, wenn Du Dich plözlich entfernen würdeſt. . . . An Deinen Lungen leideſt Du nicht, aber Dein Herz iſt nicht ganz geſund.

Das iſt wohl möglich, ſagte meine Frau: denn mein Herz litt in früheren Zeiten auch genug. Dein Herz ſieht von unten auf wie bräunlicht, und das ſollte nicht ſeyn, fuhr ſie fort, ich ſehe aber das Mittel dagegen: Du nimmſt gedörrte Beymenthe, eine Meſſerſpitze voll, und träufelſt neun Tropfen Vitriolnaphta darauf, und dieß nimmſt Du alle Morgen um ¼ auf 7 Uhr.

Die Krankheitsgefühle meiner Frau hatte ſie ſehr richtig angegeben, nur war ſich dieſelbe keines krankhaften Gefühls im Herzen bewußt.

Ich mußte mich während ſie ſchlief entfernen; ich gieng, ohne es ihr zu ſagen; ſie fühlte es aber ſogleich, und klagte über eine Steifigkeit und Todeskälte in allen Gliedern. Man mußte ihr, was ich zuletzt noch berührt hatte, z. E. meine Feder, ein Sacktuch u. ſ. w. geben, ſie klagte über ein *ſchmerzhaftes Ziehen*, nach der Gegend, wo ich hingegangen, das erſt nach und nach abnahm, je näher ich wieder dem Hauſe kam.

Als ich zurückgekommen, klagte ſie mir, daß ich mich von ihr entfernt habe. Sie ſchlief hierauf noch eine kurze Zeit, und ließ ſich dann durch Glas erwecken.

Sie erwachte äuſſerſt ſchüchtern und verlegen darüber, daß ſie in meinem Hauſe geſchlafen habe.

Meine Kinder vergnügten ſich mit einem Schattenſpiel, es war ihr aber unmöglich, es mit anzuſehen, ſie fühlte Unruhe und Weheſeyn, und entfernte ſich ſchnell.

29 Dec. In der heutigen magnetiſchen Stunde ſagte ſie zu mir: Deine Hände ſind heute ſo feurig, wie noch nie, ſo daß ich Dich öfters durch die Augendeckel durchſehe.

Sie ſah heute auch wieder ihre Eltern, wenn ſie in entfernten Theilen des Hauſes waren. In ihre Mutter, die ſich in einem entfernten Zimmer und in der Küche, beſchäftigte, war ſie wieder eingegangen, und machte ihr Verordnungen. Sie klagte über ein Gefühl, wie von Erſtickung, ſo oft ſich dieſe in Geſchäften bückte, und ließ ihr ſagen, ſie ſolle doch ruhig ſeyn!

Hätte ich, ſagte ſie, jene Todesnächte durchgemacht, die dann aber drey Tage lang gedauert hätten, ſo wäre ich, wie ich ſchon einmal erklärte, ſehr fernſehend geworden, das hätte mich aber nur *ſehr zerſtreut* und auch äuſſerſt geſchwächt. Heute bin ich wieder ſehr erkaltet, und alles Leben iſt auf der Herzgrube. Es zieht ſich das Leben und alles Geiſtige, nur allmählich aus dem Kopfe nach der Herzgrube, und von dieſer, wenn ich in andere Perſonen übergehe, nur allmählig hinaus, doch bleibt immer hier noch eine Verbindung, ſonſt könnte ich nicht wiederkehren. So iſt es auch beym Sterben. Zuerſt zieht alles allmählich aus dem Kopfe und aus den Gliedern, auf die Herzgrube, und dann von dieſer zieht es ſich erſt allmählich hinaus, und empor. . . . Jenen Menſchen, die ſo ganz kalt nur im Kopf leben, und an nichts Geiſtiges glauben, wünſche ich, daß es möglich wäre, daß ſie magnetiſirt werden könnten, damit ſie doch auch einmal aus ihrer Beſchränktheit hinauskämen. Wie würden dieſe aufſchauen, daß es ſo ganz anders iſt, als es ihnen in ihrer Gefangenſchaft vorkommt!

Schlag 11 Uhr ließ ſie ſich durch Glas erwecken und ſagte wieder während des Erwachens: da fühle ich jetzt ſchon wieder, wie die Schüchternheit anrückt, es macht mir eine ganz beſondere Empfindung; jetzt erſt kommt nach und nach das andere Leben wieder.

Im heutigen Abendſchlafe lag ſie lange ſtille nachſinnend, endlich ſprach ſie: nun weiß ich ein Mittel, auf das ich ſchon lange ſann, nämlich ein Mittel, durch das ich für die Freuden der Natur auf dieſer Erde empfänglicher werde, es ſind ein und zwanzig Märzenveilchen, die erſten die es gibt, dieſe muß ich mit einer Taſſe ſiedend Waſſer anbrühen, Morgens um ¾ auf 5 Uhr, und um 5 Uhr trinken, und dieß ein und zwanzig Tage hinter einander. Ich wußte nicht, daß dieſe Blumen ſolche Eigenſchaft haben, ſie haben aber auch noch dieſe, daß ſie jeden Menſchen ſittlicher machen, der ihnen nur nicht entgegen ſtrebt. Dieſe Blumen taugen ganz zu mir, denn ſie ſind auch ſchüchterner ſtiller Art. Ich kann meinem Friederich nicht genug danken; daß er mir auch dieſes offenbarte. Dieſe Blumen hol' ich mir einſt jeden Morgen ſelbſt vor Sonnenaufgang mit dem Thau, die Stiele müſſen ſtehen bleiben.

Sie war während der Zeit ihrer magnetiſchen Kur ſehr ſtark geworden, und ſah jetzt auch ſehr blühend aus, ſo daß ſie jedermann auffiel. Sie ſagte darüber im heutigen Schlafe zu mir: ich bin während der magnetiſchen Behandlung ſo ſtark geworden, weil Du ſtark biſt, — hätte mich jemand magnetiſirt, der mager wäre, ſo wäre ich auch mager geworden, ich habe Deine Stärke wie Deine Haare angenommen.

Ihre Haare hatten nun auch vollends ganz Farbe, Dicke und Rauhigkeit meiner Haare erhalten.

Um halb 8 Uhr ließ ſie ſich durch Glas erwecken.

30 Dec. Heute ſagte ſie in der magnetiſchen Stunde, wie ſie ſchon öfters bemerkt hatte: das Magnetiſiren ohne Berührung wirkt viel beſſer.

Später ſprach ſie: es iſt nun alles Leben aus meinen Gliedern auf die Herzgrube getreten, ſie ſind, als gehörten ſie mir nicht mehr an!

Sie vermochte auch nicht mehr die Arme frey zu bewegen, ſie waren ihr ganz ſchwer.

Ein Wort, das ich zu ihr ſagte, betrübte ſie, und ſie verlangte wieder, daß ich und ſie mit einander eine Taſſe Johannisthee trinken ſollen; und ſo könne ſie es vergeſſen. Als dieß geſchehen war, ſagte ſie: nun bin ich wieder verſöhnt! Es iſt unbegreiflich, wie dieſe Blumen wirken, hätte mir jemand nach dem Leben gezielt, und ich würde mit ihm dieſen Thee trinken, ich müßte ihm, ſo bald er getrunken wäre, augenblicklich verzeihen. Aber verſtimmwerde ich erwachen, weil ich durch jenes Wort geſtört wurde, als ich gerade über etwas nachdachte.

Sie ſchlug mir vor, nun jedesmal vor dem Magnetiſiren mit ihr eine Taſſe Johannisthee zu trinken, ſie hoffe, daß ſie mir dann kein Wort mehr während des Magnetiſirens werde übel nehmen können.

Sie klagte dennoch ſehr, daß ſie im Augenblick, als ſie über den Zuſtand einer Freundin nachgeſonnen, geſtört, und gezwungen worden ſeye, einen andern Gedanken zu faſſen. Daß ihr erſter Gedanke nicht entwickelt worden ſeye, werde nun verurſachen, daß ſie ſchwer zu erwecken, und daß ſie, wenn ſie erwache, äuſſerſt verſtimmt ſeyn werde.

Nach 11 Uhr ließ ſie ſich durch Glas erwecken, und weinte, ſobald ſie die Augen offen hatte, ſehr, ſie ſchien aber nur halbwach zu ſeyn, ſagte auch, ſie könne ſich nicht enthalten, wieder zu ſchlafen. Sogleich ſchlief ſie auch wieder ein.

Durch nochmaliges Erwecken mit Glas, bey meinem angeſtrengtem Willen, erwachte ſie endlich und blieb wach.

Sie war den ganzen Tag zwar ziemlich verſtimmt, doch ſtrickte ſie lange, und befand ſich im Abendſchlaf wieder ſehr wohl.

Ich las heute, während ſie im Abendſchlafe lag, für mich leiſe einen Aufſatz, in welchem die Magnetiſeurs für Charlatane, und die Somnambülen für Betrüger erklärt werden. Ohne daß ich von dem Inhalt des Aufſatzes eine Sylbe ſagte, ſagte ſie im Schlaf: Du haſt etwas, das mir ſehr widrig iſt, ich weiß nicht, was es iſt, ich bitte dich aber, leg es aus den Händen, denn es ſtört mich ganz im Schlaf, und erregt in mir die widrigſte Empfindung. Sage mir was es iſt?

Ich ſagte es ihr. Sie fieng nun ſehr zu lachen an, und ſagte: wäre es doch nur möglich, Menſchen, die ſolchen Glauben haben, in magnetiſchen Zuſtand verſetzen zu können! Man darf aber gewiß darauf bauen, daß dieß immer nur ſolche Menſchen ſind, die auch an die Bibel nicht eigentlich glauben, und um ſolche wollen wir uns nicht bekümmern!

Noch ſagte ſie in dieſem Schlafe: ich ſehe Deine Lunge, der Fleck an ihr iſt inzwiſchen viel heller geworden, und in fünf Tagen wird er ganz verſchwunden ſeyn. Er iſt nicht kleiner geworden, kleiner wurde der meinige auch nicht, aber heller, und in fünf Tagen hat er vollends die Farbe der übrigen Lunge. Ich ſagte ihr: daß ich das Schneekraut ſeit vier Tagen auf das pünktlichſte gebraucht hätte.

Um halb 8 Uhr ließ ſie ſich erwecken, und erwachte ſehr munter.

31 Dec. Die heutige magnetiſche Stunde bot nichts beſonders dar. Sie ſagte, es iſt mir in dieſem Schlaf am wohlſten, wenn ich gar nichts denke, und mich ganz allein in ihm dem Gefühl überlaſſen konn, daß ich bey meinem Friederich bin.

Sie machte heute noch die Bemerkung: daß wenn ſie wach ſeye, und in die Kälte komme, ſie immer zuerſt den Froſt auf der Herzgrube fühle.

Da ich Schlag 11 Uhr, wo ſie noch im Schlafe lag, wieder meinen Trank, der bitter war, trank, ſo bekam ſie ſogleich das Gefühl von Bitterkeit im Munde, das aber mit ihrem Erwecken nach 11 Uhr verſchwand; denn wach fühlte ſie nichts mehr davon, ob ich gleich noch ſtarke Bitterkeit im Munde fühlte.

Nach dem Erwecken Schlag 11 Uhr war ſie ſehr munter.

Im heutigen Abendſchlafe wurde ſie durch jemand ſehr alterirt. Es wandelte ſie ein Froſt an, und reizte ſie beſtändig zum Erbrechen. Dieß wurde nun durch Magnetiſiren gelegt, und ſie ſagte nun: ich muß ſogleich durch drey Taſſen Holderthee ſchwitzen. Eh der Schweiß ausbricht, kommt eine Hitze, in der ich phantaſiren werde, ich höre mich ſchon zum voraus ganz verkehrt ſprechen. Schwitze ich durch Holderthee nicht, ſo muß ich eine Taſſe Baldrianthee trinken. Als ſie den Holderthee getrunken hatte, verlangte ſie, daß ich ihr durch Glas die Augen öffne, ſie werde aber dadurch nicht ganz wach. Als dieß geſchehen war, fieng ſie ſogleich ganz verwirrt zu ſprechen an. Sie wollte durchaus ihre Decke zerſchneiden, und behauptete, ihr älteſter Bruder, der zugegen war, habe Kopfweh und Hitze, ſie aber ſeye ganz geſund. Sie wollte niemand am Bette ſtehen laſſen, ſie ſeye ja geſund, wenn ſie ja ſchwitzen ſollte, ſo wolle ſie für ihren Bruder ſchwitzen. Sie forderte nun einen kalten Umſchlag mit Waſſer und Salz um den Kopf, nicht wegen ihrer Hitze, wie ſie ſagte, ſondern wegen der ihres Bruders. Man ſolle durchaus nicht glauben, daß dieſer Umſchlag für ſie ſeye, er ſeye blos für ihren Brunder. Sie ließ den Umſchlag nur eine Minute auf dem Kopfe, dann ſagte ſie: es ſchläfert mich, ich ſchwitze, mein Bruder hat doch die Hitze nicht, ich habe ſie. Sie erinnerte ſich nun auch, daß ſie heute bey mir geweſen, was ſie in ihrem Irrereden wegſtritt. Sie ſagte: je mehr Schweiß kommt, je mehr komme ich zu meinem Bewußtſeyn, ob ich wach bin oder nicht, weiß ich nicht, ich glaube aber nicht, daß ich wach bin.

Sie war zwar nicht wach, aber auch nicht im tiefen Schlafe; denn ſie wußte die Urſache ihres Fiebers nicht. Sie verlangte ein Glas kaltes magnetiſirtes Waſſer, und als ſie dieß getrunken hatte, deckte ſie ſich bis über den Kopf zu, um, wie ſie ſagte, in den größten Schweiß zu gerathen.

Sie erhielt nun einen ſehr ſtarken Schweiß. Als er ihr ſtark genug ſchien, verlangte ſie durch magnetiſche Striche tiefer in Schlaf gebracht zu werden; dieß geſchah nach einigen Strichen, ſie ſagte nun: ſo bald ich erwache, muß ich ein Fußbad mit einer Handvoll Feldquentel haben, und eine Taſſe Meliſſenthee. Ich weiß gar wohl, wie verwirrt ich, ehe der Schweiß ausbrach, geſprochen. Ich hätte nicht ſo geſprochen, wäre ich nicht halbwach geweſen, dieß mußte ich mich aber durch Glas machen laſſen, damit der Schweiß deſto beſſer ausbrach. Solche Träume hat man nur im Kopfe, iſt alles Leben auf der Herzgrube, ſo kann man unmöglich irrereden, oder Träume haben; da hat man nur das klarſte Bewußtſeyn von Allem, und iſt keines Irreredens fähig, das findet nur Statt, wo das Leben ganz im Kopfe iſt, wenigſtens ſein größter Theil. Dieß war auch in meinem halbwachen Zuſtande der Fall, wo ich vom ganzen Schlaf nichts mehr wußte. Es iſt mir jetzt ſehr bange auf mein Erwachen, wo ich äuſſerſt betrübt ſeyn werde, daß ich ſo lange geſchlafen, und daß Du ſo lange da biſt, auch werde ich äuſſerſt verwundert ſeyn, und meinen, ich werde wieder von neuem krank.

Als ſie erweckt war, war ſie über das, was ſie zum voraus angab, äuſſerſt bekümmert, hauptſächlich aber ihr Gefühl von Müdigkeit. Sie hatte noch vorher im Schlaf angegeben, daß ihre Eltern und Brüder heute Nacht um 12 Uhr, als dem Anfange eines neuen Jahres, alle mit ihr einen Thee von Johannisblumen trinken ſollen.

1823. 1 Jan. In heutiger magnetiſchen Stunde war ſie gleich Anfangs ſehr betrübt, und weinte endlich ſtille. Lange wollte ſie die Urſache nicht ſagen, endlich ſagte ſie, ich wollte Dir zum neuen Jahre noch vor dem Einſchlafen Glück wünſchen, war aber zu ſchüchtern, es zu thun.

Sie weinte nun wieder ſehr, und ſagte endlich: ich muß es nun doch geſtehen, ich ſchrieb Dir heute einen Wunſch zum neuen Jahr.

Sie gab mir nun ein Blättchen, auf dem geſchrieben ſtund:

Ihr und der Ihrigen Glück,
Und unſere Freundſchaft,
Blüh' unverwelklich,
Auch unter dem Wechſel der Zeiten,
In alle Ewigkeit! *)

Ich dankte ihr herzlich dafür, ſie aber war nun in großer Sorge, wie man es machen ſolle, ihr wachend, wo ſie ſo ſchüchtern ſeye, beizubringen, daß ſie mir im Schlafe dieſen Wunſch übergeben habe.

Sie verlangte jetzt eine Taſſe Thee von Roſenblättern und ſagte: dieſe Blätter wirken jetzt wohlthätig auf mich

---

*) Dieſer einfache Wunſch wurde von ihr ſelbſt verfaßt.

zur Erheiterung. In ſolchem Zuſtande wirkt alles ſchnell, weil es nach ſeiner Naturkraft wirken kann, und das Körperliche gebunden iſt, daß es nicht ſo entgegen ſtrebt, es wirkt alles, wie die Nahrung im Paradieſe. Ich kann jezt wieder alles durchdringen. Könnte man mir doch nur eine Roſe in die Hand geben, ich wollte alles von dieſer Blume ſagen!

Leider war jezt im Winter keine Roſe zu haben. Dafür nahm ſie nun etwas gedörrte Roſenblätter in die rechte Hand, und ſprach nach und nach: es iſt wunderbar, daß der Genuß von Roſenthee, aus den Blättern der Roſen, ſammt dem Innern, (ſie verſtund unter dem Innern die Staubfäden u. ſ. w.) den Menſchen auch äuſſerlich ganz beſtimmt ſchöner bildet, wofern er ſein Aeuſſeres nur nicht ſelbſt durch Leidenſchaften entſtellt, aber dieſe Blume wirkt auch pſychiſch auf die Heiterkeit. Es iſt doch artig, daß ich durch dieſe Roſenblätter in der Hand, die Eigenſchaften der Roſe ſo durchdringen kann! Wenn es möglich wäre, die Tugend in einem irdiſchen Bilde zu zeigen, ſo ſollte man ſie immer als eine Roſe malen. Wie Du nicht leicht ohne Dornſtich die Roſe Dir brichſt, ſo kannſt Du die Tugend Dir nicht leicht ohne Leiden erringen, aber beide blühen auch am herrlichſten unter Dornen. Es iſt nur Schade, daß dieſe Blumen oft ſo rohe Menſchen tragen! Das, was innen in der Blume ſizt, (ſie verſtund unter dieſem Innern, die Staubfäden, das Piſtill u. ſ. w.) iſt gleichſam die Blumenſeele. Dieſe ſaugt das Edelſte von den Geſtirnen in ſich ein, und theilt es alsdann, aber ſchon vermiſcht, mit dem, was es von der Erde erhielt, den Blättern und ſonſt der Pflanze mit. — Sehr viel zur Wirkung einer Blume trägt mit, nachdem ſie ein Menſch pflanzte. — Je mehr der Menſch ſeiner Beſtimmung vom Schöpfer gemäß lebt, deſto beſſer können ſich alle Pflanzen zu ſeinem Wohl mit ihm vereinigen. Lebt aber der Menſch roh und ſündlich, ſo können die Blumen nicht ſo auf ihn wirken: denn ſie finden nichts, das ſich mit ihnen vereinigen kann. . . . Würden die Menſchen nicht ſo viel ſündigen, ſo würden die Krankheiten viel leichter geheilt werden, es würde jede Kreatur zur Heilung des Menſchen dienen: auch eine Kreatur, die nicht gerade für die Krankheit die er hat, geſchaffen wäre, die er nur in Ermanglung der für die Krankheit geſchaffenen, wählen würde. So war es im Paradieſe, und ſo iſt es in dieſem Schlafe.

Seitdem der Heiland um der Menſchen willen geſtorben iſt, könnten die Menſchen wieder ein Leben führen, das dem Leben unſerer erſten Eltern wieder faſt gleich käme. Es würde den Menſchen auch wieder mehr Wiſſen zu Theil um ihre Leiden ſchneller heben zu können, würden ſie ſich nur durch frömmern Lebenswandel dazu fähig machen, nun iſt es aber leider nicht ſo, beſonders in der jetzigen Welt.

Sie ſann nach dieſen Reden nun lange nach, wie es zu machen ſeye, daß ſie nicht, wann ſie erwache, erſchrecke, daß ſie mir den geſchriebenen Wunſch übergeben habe. Endlich ſagte ſie: es iſt mit der ſchüchternen Chriſtiane nichts zu machen, ſage es eben, wenn ich erwacht bin, dann werde ich aber aus Schrecken gleich wieder einſchlafen. — Dieß geſchah auch, ſie ſchlief dann noch eine halbe Stunde und erweckte ſich alsdann ſelbſt.

Als ſie erwacht war, wollte ſie ihre Haare mit dem Waſſer, in welchem Haare von mir waren, wieder waſchen, wie ſie bisher immer that. Zufällig ſtellte ſie es auf den Ofen, das Glas wurde verſchüttet, und das Waſſer ſprudelte auf dem heißen Ofen. In demſelben Momente bekam ſie die heftigſten Kopfſchmerzen die nur dadurch in etwas gelindert wurden, daß man ſchnell zu den Haaren, und dem noch übrigen Waſſer, kaltes friſches Waſſer goß. Sobald aber das Waſſer auf dem Ofen verraucht war, ließ der Schmerz nach.

Dieſen Nachmittag erlitt ſie eine ſehr heftige Alteration, ſie wurde hierauf magnetiſch und ſagte ihren Eltern: es ſtehe ihr etwas ſehr Arges bevor, ſie wiſſe gar nicht wie es ihr ſeye. Bald hernach wurde ſie ganz gelähmt und war nicht mehr fähig zu ſprechen, ſie lallte nur ganz unverſtändlich. Ihr Geſicht war roth, der Hals aufgetrieben, die Hände eiskalt. Sie machte eine Bewegung mit den Händen, als wollte ſie ſchreiben. Man gab ihr eine Schreibtafel, und ſie ſchrieb mit Mühe: „Ein Schlag.“ Mit aller Willenskraft hielt ich ſie nun an beiden Seiten des Hauptes, und bließ ihr ſiebenmal mit dem feſteſten Willen, unter Nennung Gottes, in den Mund. Alsbald ſtellte ſich wieder Sprache und Bewegung ein, und ſie ſagte: es war an mir alles, beſonders die Sprachwerkzeuge gelähmt; die heftige Alteration hat es hervorgebracht, und ich fühlte es ſogleich, daß es kommen werde, es war die fürchterlichſte Todesnacht, die ſchrecklichſte Lage, in der ich war.

Sie verordnete ſich nun einen Pfeffermünzthee, um zu ſchwitzen. Man kann mich, ſagte ſie, wieder halbwach machen, phantaſiren werde ich aber nicht, da das Fieber mehr in den Nerven als im Blute iſt. Jetzt iſt mir jede Alteration ſchädlicher, als wo ich noch krank war und Krämpfe in mir waren, da verwandelte ſich die Alteration in Krämpfe, nun iſt es nicht mehr ſo, nun können leicht Lähmungen oder ein Nervenfieber eintreten.

Als ſie halbwach gemacht war, fragte ſie: warum ſie denn wieder krank ſeye? man ſagte ihr, der Zufall mit dem Haar habe ihr Fieber gemacht: denn jener Alteration durfte man nicht erwähnen. Es iſt mir, ſagte ſie, als ſollte ich jetzt eine Taſſe Baldriantbee trinken, auch einen kalten Umſchlag um den Kopf haben. Man gab ihr dieſe, ſie ſteckte ſich tief unter die Bettdecke, und bekam nach und nach einen Schweiß.

Im Abendſchlafe um 6 Uhr klagte ſie über große Mattigkeit und Schwäche. Letztere verlohr ſich nach und nach, und ſie erzählte nun, wie fürchterlich es ihr in jenem Schlaganfall geweſen. Ihr Herz habe nicht mehr geſchlagen, ihre Zunge ſeye gelähmt geweſen, dabey ſeye ihr Hals von einem Steckfluß aufgetrieben worden. Ihr Tod wäre nothwendig erfolgt, hätte nicht ich mit dem feſteſten Willen, daß der Schlag ſich heben ſolle, ihr in den Mund geblaſen.

Sie verordnete ſich einen Thee von Kümmel, und nach dem Erwachen ein Fußwaſſer mit Feldquentel. Nach dem Erwachen ſolle man ihr nichts von der Alteration und dem gehabten Schlaganfalle ſagen, ſie werde ſich ſehr verwundern, daß es ſchon Nachts halb 8 Uhr ſeye, und meinen, es ſeye erſt 2 Uhr, man ſolle ihr nur ſagen, ſie habe wegen des Unfalls mit dem Glaſe, worin ſich meine Haare befanden, ſo lange magnetiſch geſchlafen. Es werde in dieſer Nacht ein großer Schweiß an ihr ausbrechen.

Nachdem ſie erweckt war, verwunderte ſie ſich, daß Lichter im Zimmer ſeyen, da es doch erſt 2 Uhr ſeyn müſſe.

Man ſagte ihr die oben angegebene Urſache ihres ſo langen Schlafes, worauf ſie ſich beruhigte.

2 Jan. Nachdem in der Nacht ſtarke Schweiße an ihr ausgebrochen waren, ſtund ſie heute wieder ſehr geſtärkt und munter auf. Es war die geſtern ſo ſchrecklich auf ſie gewirkte Alteration wie weggeſtrichen, und ſie machte ſchon im frühen Morgen Ausgänge zu Freunden, und verrichtete ihre Geſchäfte.

In der heutigen magnetiſchen Stunde ſprach ſie folgendes: ich weiß wohl, daß viele glauben, ich ſeye noch nicht geſund, weil man mich als noch magnetiſiren muß, dieß iſt falſch, mein Körper iſt völlig geſund, aber das fortgeſetzte Magnetiſiren dient zu meiner geiſtigen Entwicklung. Würde man jetzt ſogleich mit dem Magnetiſiren aufhören, ſo würde ich zwar nicht körperlich krank, ich würde aber melankoliſch. In dieſem Schlafe muß ich mich noch pſychiſch entwickeln. Wie ich aber nicht gleich zu Anfang des Magnetiſirens meinen Geneſungstag beſtimmen konnte, ſo kann ich jetzt auch noch nicht gleich beſtimmen, wenn man aufhören ſoll, mich zu magnetiſiren. Lange wird mir noch bleiben, was ich auch ſchon früher hatte, daß, ſobald ein Menſch mit mir ſpricht, ich ſogleich ganz beſtimmt fühle, ob das, was er ſpricht, ihm ernſt iſt, ob er redlich ſpricht.

Ich wollte heute in den Körper meines älteſten Bruders eindringen, um ihm eine Verordnung zu machen, es iſt aber ſonderbar, eher wollte ich jetzt ſeine Gedanken errathen, als ſeinen körperlichen Zuſtand. Sie gab ihm, als ihrem Liebling, einige ſchweſterliche Lehren.

Später ſagte ſie: Menſchen, die ſich ſelbſt nicht beherrſchen können, ſind, wenn ſie auch viele Erdengüter beſitzen, dennoch die Unglückſeeligſten, denn ſie ſind in ihrer eigenen Sclaverey gefangen, ſie ſuchen ihre Freyheit in Befriedigung ihrer Lüſte, und ſtürzen ſich dadurch immer tiefer in's Verderben. Sie glauben in Freyheit zu leben, weil ſie ſich ſebſt erlauben, den Hang ihrer Leidenſchaften zu befriedigen, wenn auch mit Aufopferung ihres guten Namens, ihres irdiſchen, ja manchmal ihres ewigen Glücks.

Sie hatte ſich im Schlafe dieſen Morgen gekochte Zwetſchgen verordnet, die ſie dieſen Abend eſſen müſſe. Dieſes wurde vergeſſen, und ſie gieng dieſen Abend zu meiner Familie, und ſchlief dort Schlag 6 Uhr ein. Es war ihr unmöglich in tiefen Schlaf zu kommen, wegen der Zwetſchgen, die ſie hätte eſſen ſollen, und die ſie nun nicht gegeſſen habe. Sie bat mich, ſie mit Glas halbwach zu machen, dann wolle ſie in ihr Haus, und dort die Zwetſchgen eſſen, dann werde ſie ruhig ſchlafen können Ich machte ſie nun halbwach, und ſie gieng in dieſem Zuſtand nach Hauſe, und verfiel, nachdem ſie die Zwetſchgen gegeſſen hatte, wieder in völligen Schlaf. In dieſem ſagte ſie: ich werde, wann ich erwache, äuſſerſt erſchrecken, denn ich werde glauben, ich ſeye noch in Hrn. Doctors Haus, und werde nicht begreifen können, wie ich von dieſem Hauſe in mein Bett gekommen bin; daher muß man mir ſogleich nach dem Erwachen eine Taſſe Johannisthee geben.

Zu mir ſagte ſie: ich gehe jetzt wieder nach und nach in Dich ein! Ich ſehe die Geſchwulſt am Ende Deines Magens faſt ganz verſchwunden, und auch der Fleck auf Deiner linken Lunge iſt in einigen Tagen vollends verſchwunden.

Ich gehe nun wieder aus Dir heraus in mich hinein, welches mir ein ſonderbares Gefühl macht. Was eigentlich das iſt, das in Dich hinein geht, kann ich nicht ſagen, es iſt eben mein magnetiſches Ich.

Nach dem Erwecken verwunderte ſie ſich äuſſerſt, ſich in ihrem Bette zu finden; da ſie doch in meinem Haus eingeſchlafen ſey.

3 Jan. Sie lag im heutigen Schlafe faſt eine Stunde ſtill und ſehr erkaltet, endlich ſprach ſie: ich gieng in den Knaben von N. ein. Es koſtete mich die ſtärkſte Anſtrengung, ich war ſo hellſehend, als noch nie, aber ſo oft ich in ihn eingieng, wurde mir alles durch die Art ſeiner Krankheit ganz verdunkelt. Es iſt mir nicht anders, als daß er eine fallende Sucht hat. Ich möchte wiſſen, ob er nicht einmal bey jemand ſchlief, wodurch dieß Leiden auf ihn übergetragen wurde. *) Ich hätte ihn zu mir berufen, allein es würde ſein Leiden ſogleich in mich übergeben, wenn ich im Schlafe mich mit ihm auch durch eine zweite Perſon verbände. Ich kann ihm nichts dagegen rathen, als dieſes: er ſoll neun Johannisblumen, neun weiße Pfefferkörner und neun Dreyfaltigkeitsblumen, Morgens um 5 Uhr jedesmal in einem Löffel voll Waſſer mit ſieben Tropfen . . . giebt es denn auch Kirſchlorbeerwaſſer? ich weiß nicht, ob es ſo ein Waſſer giebt, ich weiß aber, daß er es mit dieſem Waſſer nehmen muß,

---

*) Nachdem man ſich nachher genau erkundigte und der Vater des Knaben nachdachte, fand es ſich, daß der Knabe wirklich als Kind bey einer epileptiſchen Magd geſchlafen hatte, die aber die Epilepſie verlohr und wahrſcheinlich auf den Knaben übertrug.

verſchlingen. Nachts um 9 Uhr gebraucht er alsdann ein Fußbad von fließend Waſſer, in das man ein Händchen voll Dreyfaltigkeitsblumen, ein Pfötchen Baldrian und ein Pfötchen Johannisblumen thut. Das Handwerk, das er bisher getrieben (er war Buchdrucker) ſoll er nur bleiben laſſen: denn er muß zu viel Metall berühren und das wirkt auf ſeine Nerven ſehr übel ein. Solche Menſchen ſind ſehr ſchwer in magnetiſchen Schlaf zu bringen (da der Vater den Knaben ſchon längſt ohne den mindeſten Erfolg magnetiſirte, wurde dazu ein ſtarker Mann auserleſen, der aber auch keinen Erfolg hervorbrachte) und es iſt ihre Behandlung Schwachen gefährlich. Daher ſoll man ſeinem Vater ſagen, daß er ihn nicht mehr magnetiſiren ſoll. Der andre Mann kann auch nicht auf ihn wirken: denn es gehört bey ſolchen Kranken nicht nur körperliche Kraft, ſondern auch ſtarke Ueberlegenheit des Geiſtes dazu, es iſt etwas Dämoniſches in ihnen.

Sie verfiel nach dieſem in ſehr tiefen Schlaf, wo ſie durchaus nur auf der Herzgrube hörte, und als man ſie fragte, was ihr ſeye? ſagte ſie freundlich: mir iſt ganz wohl, ich bin bey meinem Friederich.

Sie ließ ſich Schlag 11 Uhr wieder durch Glas erwecken, war aber ſehr ſchwer zu erwecken.

Im heutigen Abendſchlafe fühlte ſie an mir, ohne daß ich ein Wort davon ſprach, ſogleich eine ſchwache Entzündung im Halſe, Fieber und Magenſchmerzen. Dieß hatte ich wirklich.

Sie ſagte: iſt auch nur eine leichte Unpäßlichkeit in Dir, ſo fühl' ich ſie ſogleich, weil ich ſie alsdann noch viel ſtärker, als Du erhalte. Deines entzündeten Halſes wegen, muß ich mich mit Eſſig, Waſſer und drey

Salbeyblättchen gurgeln und die Blättchen verſchlingen. Dieſes mußt Du ebenfalls thun, auch einen Thee von Beymenthen muß ich trinken.

Der Geruch dieſes Thees war im Zimmer ſehr ſtark, ſie roch ihn aber durchaus nicht, brachte man ihr aber eine Hand, die man über den Thee gehalten hatte, auf die Herzgrube, ſo roch ſie ihn ſogleich. Schnell vorübergehende Blicke von der Herzgrube aus in das Zimmer hatte ſie auch wieder hie und da.

4 Jan. Sie verlangte im heutigen magnetiſchen Schlafe eine Weinrebe in die rechte Hand zu nehmen. Man gab ſie ihr. Sie lag lange tief ſinnend, endlich ſagte ſie: ſo ſehr ich mich anſtrenge, finde ich in dieſer Rebe keine Spur von Leben; es iſt in ihr ganz Nacht. Sie ließ ſie unwillig aus der Hand fallen. Als man die Rebe unterſuchte, fand man, daß es eine vom Wetterſchlag verdorbene, und unbedeckt gewordene Rebe war.

Man gab ihr nun eine andere in die Hand. Nach einigem Sinnen ſagte ſie: es iſt Schade, daß man dieſe Rebe abſchnitt: denn ſie wäre ſehr fruchtbar geweſen. Es iſt in ihr bis dahin (ſie bezeichnete eine Stelle) ganz hell, von dort an hat ſie kein Leben mehr.

Von der von ihr bezeichneten Stelle an, bis nach oben hinaus, war auch die Rebe, als man ſie im Innern unterſuchte, ganz verdorben.

Wo an den Augen Sproſſen und Trauben kommen, ſehe ich, ſagte ſie, helle Pünktchen, und ich ſehe an dieſer Rebe ſechs Trauben. Es iſt mir aber unmöglich, heute noch nach andern Reben zu ſehen; denn die dürre Rebe, die ich zuerſt erhielt, ſtrengte mich ſo ſehr an, weil ich durchaus glaubte, in ihr Leben finden zu müſſen, und mir doch immer in ihr alles Nacht blieb. In einem andern Schlaf werde ich wieder eine Rebe begehren, dann ſoll man mir eine ganz geſunde geben, die auch mit keinem Meſſer abgeſchnitten, ſondern gebrochen wurde, denn ich möchte ſo gerne die Eigenſchaften der Reben, wie ich's bey den Roſen that, erforſchen.

Die Rebe, die ſie lange in der rechten Hand gehalten hatte, legte man auf einen entfernten Tiſch, ſie bat, ſie ihr doch näher zu legen; denn ſie ſeye aus ihr noch nicht ganz wieder zurück, und da mache ihr die ſchnelle Entfernung der Rebe, wie die ſchnelle Entfernung der Menſchen, in die ſie ſchaue, beunruhigendes Gefühl.

Schon ſeit einigen Tagen kam ſie im Schlaf wieder, nur oft auf mehrere Minuten, in einen tiefern Schlaf, in dem ſie alsdann auch auf der Herzgrube nichts hörte, und auch nichts ſprach. Sie ſagte: dieſer Schlaf ſeye ein Erquickungsſchlaf, ſie denke und ſehe in ihm nichts, man ſolle ſie in ihm nur unbeſorgt ruhen laſſen.

Der heutige Abendſchlaf zeigte nichts beſonders, ſie wiederholte in ihm nur, was ſie ſchon einmal ausſprach: das, was aus mir hinaus, und in eine andere Perſon, deren Inneres ich betrachten will, hinein gehet, kann ich nicht paſſender benennen, als wenn ich ſage, es iſt mein magnetiſches Ich, alle Seelenkräfte. Es geht aber nicht ganz aus mir hinaus, es bleibt immer noch mit mir in Verbindung, ſonſt wäre es ein wahres Sterben. Aber ein Sterben wird auch dadurch verhindert, weil ich in dem Verbande mit dem Magnetiſeur bin, nur ein Verdruß mit dieſem, durch den das magnetiſche Band ganz zerriſſen würde, könnte tödtlich auf mich wirken, alle andere Unfälle aber, auſſer gewaltſames Tödten, laſſen mich, ſo lange dieſes Band noch dauert, nicht ſterben.

5 Jan. Sie lag heute eine Stunde lang eiskalt im tiefſten Schlaf wie todt. Dadurch, daß man ſie wiederholt auf der Herzgrube anſprach, kam ſie nach und nach zurück, und ſagte: man hätte mich laſſen ſollen, wo ich war, ich war mit meinem Friederich weit, weit, ich war auch bey meiner verſtorbenen Freundin, der Margarethe Müller. . . . Es iſt unbegreiflich und ſündlich, wie es jetzt noch Menſchen geben kann, beſonders Chriſten, die eine Gottheit läugnen. . . . Sie ſeufzte oft ſchwer und tief. . . . Später ſprach ſie: es macht mir große Schmerzen, daß ich zurückgerufen wurde, und ich ſehe mich ſchon dadurch heute ganz traurig gemacht. Ich fühle meinen Leib nun ganz ſchwer. Ich ſchwebte mit meinem Friederich; ich war ein heller Schatten, er ein Lichtſtrahl, und ſo auch meine Freundin. Es war wieder der bloſe Wille die Sprache; ſobald das eine wollte, fühlte es das andere ſchon. Es klang mir dann ſo ſonderbar, als ich Deinen Ruf (ſagte ſie zu mir) hörte; denn ich meinte nicht anders, als daß ich geſtorben, und ein Geiſt bey andern Geiſtern ſeye. Ich mußte aber auf Deinen Ruf zurückkehren, weil Du zu große Macht über mich haſt. Meine zu große Traurigkeit zu mindern, muß ich um 12, 1 und 2 Uhr eine Taſſe Johannisthee trinken. Schlag 3 Uhr trinke ich wieder, wie immer, den Sellerie.

Sie war den ganzen Tag über ſehr traurig.

Im Abendſchlafe fühlte ſie Fieber, und ſagte: es iſt das Fieber mehr in den Nerven, als im Blute. Iſt es in den Nerven, ſchlägt der Puls nicht ſo ſchnell, als wenn es im Blute iſt, es iſt wie eine Hitze in den Nerven.

Sie verordnete ſich ein halb Maas magnetiſirtes Waſſer dagegen, und ſagte: morgen früh, ¾ auf 6 Uhr, muß ich eine Taſſe Holderthee trinken, und ſchwitze ich auf eine nicht, ſo muß ich noch zwey trinken.

6 Jan. Heute gieng ſie im magnetiſchen Schlafe wieder in mich ein, und ſprach nach und nach folgendes: Der Fleck auf Deiner Lunge hat ſich ſchon am neunten Tag verloren; ſie iſt ganz geſund, und Du haſt das Schneekraut nicht mehr nöthig. Ich fühle aber, daß Du ſehr müde biſt, und Magenſchmerzen haſt, die ich jetzt auch erhielt. Dieſe Schmerzen kommen aber nicht von Deinem alten Uebel her, ſondern Du mußt etwas widriges gegeſſen haben.

Es war ganz ſo, wie ſie ſagte, und ich hatte zuvor nicht mit einer Sylbe meiner Magenſchmerzen erwähnt.

Ich könnte Dir, ſagte ſie, heute ſagen, wie lange Du noch die Kur gegen Dein Magenleiden zu gebrauchen haſt, und wie Du Dich nachher verhalten ſollſt, allein ich müßte ſehr nachdenken, und das würde Dir, da Du ſehr müde biſt, Schaden bringen.

Ich fragte ſie: wie ſie denn dieß verſtehe? ſie ſagte: ich kann nicht denken, und kann weder in mich, noch in ein Anderes eingehen, ohne daß ich von Deinem Nervengeiſt an mich ziehe; und je mehr ich denke, je mehr ziehe ich von Dir an. So geht auch, wenn ich mit meinem Friederich ſchwebe, ein Theil Deines Nervengeiſtes mit mir, und daher muß ich immer wiederkehren, ſobald Dein Nervengeiſt, der mit dem meinigen verbunden iſt, es will. So muß ich auch thun, was Du willſt, weil, ſo bald Du es willſt, der Theil Deines Nervengeiſtes, der mit dem meinigen in mir verbunden iſt, mich dazu zwingt.

Ich ſagte zu ihr: kehrt denn, wenn Du erweckt wirſt, der Theil meines Nervengeiſtes, der in Dir iſt, wieder in mich zurück? Sie ſagte: das weiß ich jetzt nicht, und will ich nachdenken, ſo erhalte ich die heftigſten Kopfſchmerzen.

Ich ſagte zu ihr: ſtrenge Dich nicht an, ich will es nicht wiſſen! dagegen dachte ich doch immer für mich im Stillen daran, und ſie ſagte: Du denkſt und dann muß ich auch denken, und erhalte immer heftigere Kopfſchmerzen. Dieſe zu lindern, fuhr ich ihr einigemal mit dem Rücken meiner Hand über die Stirne. Dieß gelang vortrefflich, die Schmerzen zogen ſich vom Kopfe weg auf die Herzgrube, und ſie ſagte: da ſind die Schmerzen recht und dienen wie zur Vorbereitung um nachdenken zu können. Heute gehe ich, ſagte ſie, nachdem ſie nachgedacht, in die Kirche. Damit ich aber nicht traurig bin, ob dem Gerede der Menſchen, um das ich mich aber im Grunde nichts zu bekümmern habe—habe ich durch das Magnetiſiren nur meine Geſundheit wieder erlangt, ſo will ich, bevor ich in die Kirche gehe, eine Taſſe ſtarken Johannisthee trinken. Es iſt mir nun im Innern ganz licht; das iſt eigentlich mein magnetiſches Ich, das in mir ſo hell iſt. Nun kann ich auch wieder alle Charakter prüfen.

Sie lag nun wieder eine Zeit lang verzückt, und ſagte: ich war ganz weg von hier, bey einer Frau, die geſtern mit mir auf das freundlichſte ſprach, und nun ſehe ich, daß alles Falſchheit war, ſie hat ganz andere Gedanken. O! das iſt doch ſchrecklich ſündlich, wenn Menſchen ſo ſind, das ſchmerzt mich zu arg, daß Menſchen ſo mit einem umgehen können!! . . . Man ſollte, ſo oft man mit Menſchen ſpricht, in dieſem Zuſtande ſeyn, und ſie, ſobald ſie ſo ſündlich falſch ſind, auch auf der Stelle zu Rede ſetzen. Nichts iſt abſcheulicher, als falſche Charakter zu prüfen, ſo finſter und gräßlich ſind ſie.

Es trug jemand einen Vogel unten durchs Zimmer, wohin ſie in jedem Falle nicht hätte ſehen können; ſogleich ſagte ſie: es iſt ein Thierlein im Zimmer, aber keine Katze, ich fühle aber einen ſtörenden thieriſchen Geiſt. Durch das, daß Du mir mit dem Rücken der Hand über den Kopf zur Herzgrube herab fuhreſt, bin ich ſo ſtark magnetiſch geworden.

Im heutigen Abendſchlafe ſagte ſie, nachdem ſie vorher lange ſtill da gelegen: es hat mir heute N., der ſeinen epileptiſchen Knaben magnetiſirt, die Hand gegeben, und dadurch gieng von den bösartigen Krämpfen dieſes Knaben in mich über. Ich fühle ſie im Unterleib.

Es kollerte, und that öfters wie einen Knall in ihrem Unterleib, gerade wie im Bauche jenes Knaben.

Lange weinte ſie bitterlich, und ſagte dann: ich fürchte mich jetzt ganz in dieſem Schlafe, der mich ſonſt erquickte, und Dich (ſagte ſie zu mir) kann ich faſt nicht mehr in meiner Nähe leiden, was mir am allerſchrecklichſten iſt. Das macht jener Nervengeiſt wilder Krämpfe, der in mich übergieng. Ich muß ſogleich in einem Löffel voll ſchwarzen Kirſchenwaſſer, neun weiße Pfefferkörner und neun Johannisblumen verſchlingen, und Du mußt, wie ich auch thun werde, eine Taſſe Johannisthee trinken. Es iſt mir fürchterlich, daß andere ſolchen großen Einfluß auf mich haben, aber ſchon in meinem frühern Leben war dieß bey mir vielleicht ſo ſehr der Fall, als je bey einem Magnetiſirten, und nun, da ich magnetiſirt bin, bin ich dafür vollends gar zu empfänglich. Ich muß, ſobald ich erwache, eine Taſſe ſtarken Meliſſenthee mit neun Wachholderbeeren trinken.

Als ſie erweckt war, ſagte ſie: ich weiß nicht, was mir iſt, ich bin ſo ſehr betrübt!

7 Jan. Sie ſchlief bis gegen 4 Uhr Morgens, dann aber erwachte ſie ſehr traurig, ohne eine Urſache zu wiſſen. Morgens fühlte ſie Mattigkeit, ſtumpfes Kopfweh und Magenſchmerzen. Es waren Gefühle, die ich hatte, und deren Urſache ich mir nicht recht erklären konnte, ich ſagte ihr aber nichts davon. Im magnetiſchen Schlafe nun, wo ſie alles vermehrt fühlte, fühlte ſie auch, daß ſie alle dieſe Empfindungen von mir aus hatte.

Eine Stunde lang lag ſie hierauf ohne zu ſprechen im Schlafe, oft ſeelig lächelnd, hierauf ſprach ſie ſchnell mit der innigſten Freude: weißt Du auch, wo ich heute geweſen bin? ich war bey meinem Friederich und meinem Großvater. Es war mir, ehe ich dahin kam, als ſchwebte ich mit meinem Friederich durch eine lichte Wolke, dann kam ich dahin, wie es aber dort iſt, das läßt ſich in der Menſchenſprache nicht ſagen, es iſt unmöglich! Nur das weiß ich, daß man alle Leiden der Erde, gegen die Seeligkeit, die einen dort erwartet, gering achten, und keine Thräne weinen ſollte! Welch Entzücken gewährt nur das Wiederſehen dort, das iſt allein ſchon eine ganze Seeligkeit! Es iſt beſtimmt, daß das, was hier innig verbunden war, ſich dort wieder findet, macht ſich das eine des andern nur nicht zu unwürdig. Aber iſt auch dieſes, ſo wirkt das andere dennoch immer auf daſſelbe ein, daß es würdiger wird, und daß es ſich mit ihm vereinigen kann. Auch wenn eines auf dieſer Welt zurück bleibt, wirkt das andere aus der Seeligkeit herab, auf daſſelbe ein, daß es dieſer würdig wird. . . . Gott! wie irdiſch, wie vergänglich, wie gar nichts iſt alles auf dieſer Welt, gegen dort oben! Wie lebt man hier im Wahn, ſtellt ſich alles ſo anders vor! Der Wille war wieder die Sprache, und ehe ich dahin kam, giengen wieder die ſchrecklichſten Schmerzen auf meiner Herzgrube voraus. Jene Krämpfe von N. ſind jetzt ganz aus mir gewichen, und was ich noch Krankhaftes fühle, das fühlſt Du, und iſt von Dir. Dagegen mußt Du Dir nächſte Nacht durch drey Taſſen Pfeffermünzthee einen Schweiß erregen. Ich habe mir keine Verordnung zu machen, als daß ich Schlag 3 Uhr wie gewöhnlich mein Selleriewaſſer trinke; ob und durch was ich ſchwitzen ſoll, werde ich im Abendſchlafe ſagen. Vor dieſem muß ich ein Fußbad mit Feldquentel nehmen.

Im heutigen Abendſchlafe machte ſie ſich eine Verordnung zum Schwitzen.

Ich hatte das Stück eines Journals mitgebracht, in welchem über Somnambüle roh abgeſprochen wird. Dieß las Jemand leiſe für ſich. Sie ſagte bald darauf: iſt nicht eine Katze im Zimmer? es iſt etwas da, das mich im Schlaf ſtört. Man ſah nach, fand aber keine Katze. Sie beruhigte ſich aber nicht, und ſagte: ich fühle beſtimmt etwas Widriges.

Man trug das Heft heimlich in ein anderes Zimmer. Sie ſagte: nun iſt es im nächſten Zimmer, und liegt dort mitten auf dem Kommod, aber noch wirkt es immer auf mich. Man ſagte ihr nun, was es war, und ſie erwiederte: das ſind ſo Freygeiſterſtückchen, die mir unerträglich ſind. Dieſe Menſchen werden einmal, aber zu ihrem Schrecken, auch hellſehend werden. Ich bitte, daß man dieß Ding ganz entfernt oder mit Glas bedeckt.

Sie weinte im heutigen Schlaf aus Sehnſucht nach ihrem Friederich ſehr. Als ſie erweckt war, trug ſie noch dieſe Sehnſucht und weinte. Sie ſchlief bald wieder ein, und ſagte dann im Schlaf: durch die zu große Sehnſucht nach meinem Friederich bin ich wieder eingeſchlafen, nun iſt er wieder bey mir. Morgen früh muß ich drey Stengel Roßmarin bey der Nachbarin holen, ein jeder muß zu fünf Stückchen zerbrochen werden, und die muß ich als Trank trinken.

Sie ließ ſich nun zum zweytenmal erwecken, erwachte aber nun ſehr heiter.

8 Jan. In heutiger magnetiſchen Stunde ſprach ſie: es war mir dieſen Morgen im Magen und Unterleib übel, es iſt von Dir, fühlteſt Du nicht Gleiches? Ich geſtand ihr: daß es mir dieſen Morgen ſo geweſen, und daß ich mich ſeit ſechs Tagen nicht mehr ſo wohl befinde, wie bisher, wo ich faſt kein Magenleiden mehr gefühlt hatte. Sie ſagte: es iſt gewiß nicht Dein altes Uebel, das ſehe ich, Du mußt aber beſtimmt etwas Widriges gegeſſen haben. Ich erinnerte mich hierauf, daß ich am 3ten Jan. bey Hrn. Z. (deſſen Nervengeiſt ſo ſchrecklichen Einfluß auf ſie hatte) von einer Speiſe gegeſſen, die derſelbe mit ſeiner eigenen Hand bereitet hatte, und da

ich von dort an jene Unbequemlichkeiten im Magen und Bauch fühlte. Sie ſagte: beſtimmt kommt es einzig daher. Dieſe Speiſe wirkt wegen des Nervengeiſts von Z. den Mitteln, die ich Dir verordnete, entgegen, und hebt ihre Wirkung auf. In der Hauptſache aber ſchadet es Dir nicht. Die Geſchwulſt an dem untern Theile Deines Magens, konnte es nicht wieder bringen, die hat ſich ſchon äuſſerſt verlohren: es wirkt nur verſtimmend auf deine Magennerven, nach Art, wie jener Nervengeiſt auf all meine Nerven wirkte, das verliert ſich aber beym Fortgebrauch jener Mittel.

Sie kam nun wieder in tiefen Schlaf, und ſprach hierauf: mein Friederich ſagte mir, wie lange ich noch magnetiſirt werden ſolle, noch ein und zwanzig Tage mit dem heutigen Tage, noch drey und dreyßig Tage alſo nach meinem Geneſungstag. Dann werde ich aber noch alle Tage zu den beſtimmten Stunden in Schlaf verfallen, wie lange, weiß ich noch nicht; und auch noch auf den Sommer werde ich, ſo oft mir etwas zuſtößt, in Schlaf verfallen, und dann mir ſelbſt die Verordnung dagegen machen können. Ein und zwanzig Tage lang haſt Du noch jene Mittel gegen Dein Magenleiden zu gebrauchen; dann iſt es zuverläſſig gänzlich verſchwunden.

Sie trank nun den Thee von Rosmarin, den ſie ſich geſtern verordnete, und zwar zur Beförderung ihrer Menſtruation, die ſie erwarte. Sie verſicherte, daß ſie dieſen Trank ſonſt nie getrunken, und nie gewußt habe, daß dieſe Pflanze dahin wirke, erſt jezt in dieſem Schlaf wiſſe ſie es.

Sie weinte im heutigen Schlafe lange bitterlich, und ſagte dann: ich weinte aus Rührung, weil mir mein Friederich ſagte: er wolle mir im wachen Zuſtande auch das ſeyn, was er mir im Schlafe war.

Der heutige Abendſchlaf zeigte nichts der Bemerkung werthes, als daß ſie ſagte: der Zeiger der Uhr muß jetzt Punkt 3 Minuten vor 7 ½ Uhr ſtehen. Es war ganz ſo. Man fragte ſie: woher ſie das wiſſe, ſie ſagte: es war mir eben, als ſagte es eine Stimme in meinem Innern.

9 Jan. Konnte ſie wegen Abhaltung nicht magnetiſirt werden. Sie ſchlief aber zur gewöhnlichen Stunde ſelbſt, und klagte im Schlaf über Fieber und Kopfſchmerzen. Sie weckte ſich nach zwey Stunden mit Glas ſelbſt. Kopfſchmerzen und Fieber dauerten bey ihr an.

Der Abendſchlaf zeigte das Gleiche; ſie ſagte in demſelben nur: meine Menſtruation wäre heute erſchienen, hätte man nicht mit dem Magnetiſiren ausſetzen müſſen. Nun muß ich dafür einen ſtarken Kümmelthee, und Morgen früh um ¼ auf 7 Uhr drey Taſſen ſehr ſtarken Pfeffermünzthee trinken, und ein Fußbad mit Chamillen nehmen.

10 Jan. Heute wurde mit dem Magnetiſiren wieder fortgeſetzt. Sie lag im heutigen Schlaf eine kurze Zeit wie verzückt, und ſagte dann: ich bin bey meinem Friederich! Ich habe ſtets an eine Unſterblichkeit der Seele geglaubt, aber in dieſem magnetiſchen Zuſtande wurde mir die völlige Gewißheit derſelben, die mich auch im wachen Leben, wie eine Ahnung begleiten wird.

Ihre Menſtruation hatte ſich eingeſtellt, und ſie machte ſich einige Verordnungen. Als ſie erweckt war, ſchlief ſie bald wieder ein, und ſagte: ich habe wieder ſchlafen müſſen, weil ich mir noch eine Verordnung zu machen habe. Sie gab nun ein Fußbad an, das ſie auf den Abend nehmen müſſe.

Sie hatte heute einen Beſuch gemacht, fühlte ſich aber unwohl, und ſagte: es ſeye ihr, als ſtehe ihr dieſe Nacht etwas Arges bevor, und eilte auch deßwegen nach Hauſe.

Im Abendſchlaf 6 Uhr ſagte ſie nun: ich verfalle in die ſchrecklichſte Todesnacht, aus der ich vielleicht nicht mehr zurückkehren werde. Sie nahm von ihren Eltern Abſchied, und ließ mir ſagen, in welchem Zuſtande ſie ſich befinde.

Ich gieng zu ihr, und fand ſie in einem wahren Todesſchlaf, in welchem kein Puls mehr zu fühlen war. Mein Mädchen, das bey ihr war, hatte ſie an der Hand gefaßt. So bald ich aber ins Zimmer trat, entfiel ihr die Hand derſelben. Ich machte ſogleich über ſie einige ſtarke magnetiſche Striche, und ſie kam aus dem Todesſchlaf wieder zurück zur Sprache. Sie ſagte: ich lag in der fürchterlichſten Todesnacht, in dieſer ſtund ein Engel, wie aus einer Wolke geſtaltet, vor mir, der hatte ein Licht in der Hand; dieſes Licht war groß und herrlich, wankte aber bald ganz ſchauerlich, und brannte ſchnell hinab, ſo daß es alle Augenblicke erlöſchen wollte. So oft es am Erlöſchen war, wurde meine Todesnacht tiefer, und wäre das Licht erlöſcht, wäre mein Tod unausbleiblich gekommen; nur daß ich Dein Mädchen an der Hand hielt, erhielt ich das Licht und mein Leben noch. Es war dieſes Licht, gleichſam das Abbild meines Zuſtandes, mein Lebenslicht. Als Du kamſt, verſchwanden mir das Licht und der Engel, und ich kam wieder ins Leben. Dieſer Zuſtand kommt daher; daß vorgeſtern mit dem Magnetiſiren ausgeſetzt wurde, und Du auch heute nicht ſtark magnetiſirteſt, zur Zeit, wo es am nöthigſten geweſen wäre, und dadurch ſtockte meine Menſtruation wieder. Ich muß nun ſogleich magnetiſirt werden.

Dieß geſchah. Sie fand ſich hierauf wieder geſtärkt, und verordnete ſich dreyzehn Rosmarinzweige zu drey Taſſen ſiedend Waſſer als Thee zu trinken. Als ſie die dritte Taſſe getrunken hatte, erſchien die Menſtruation wieder.

Als ſie erweckt war, war ſie heiter, und verwunderte ſich, mich da zu ſehen.

Man brannte ihr die Nacht über ein Licht. Morgens ſagte ſie: ſie habe des Lichtes wegen nicht recht ſchlafen können; es habe ihr dieß Licht ſo ſonderbar und ſchauerlich geſchienen.

Wahrſcheinlich bekam ſie durch dieſes Licht eine ſchwache Rückerinnerung an das vorher im magnetiſchen Schlafe geſehene wankende, ihr ſo ſchauerlich geweſene Licht.

11 Jan. Im heutigen ſehr tiefen Schlafe ſagte ſie: nun kann ich ich Dir ſagen, was ich Dir letzthin nicht ſagen konnte: ob die Kraft, die von Dir in mich überſtrömt, wieder in Dich zurückkehrt. Damit es aber ganz in meinen eigenen Worten ausgedrückt iſt, ſo will ich es Dir diktiren.

Sie diktirte nun folgendes:

Die Kraft, die durch die magnetiſchen Striche von Dir ausſtrömt, ſchläfert mein rohes phyſiſches Leben ein, daß es gleichſam in den Tod kommt. Durch mein pſychiſches Leben, verbunden mit Deiner ausſtrömenden

Kraft, bin ich im Stande hell zu ſehen, je mehr ich mich aber anſtrenge, deſto mehr muß ich von dieſer Kraft von Dir anziehen, daß ich zum Sehen geſtärkt werde. Ich kann im Schlafe nur durch dieſe Deine ausſtrömende Kraft reden. Weil ich in dieſem Schlafe viel zu pſychiſch lebe, ſollte ich nicht vermögen, etwas aus dieſem Schlafe ins irdiſche Leben überzutragen, aber Deine ausſtrömende Kraft, die mehr phyſiſcher Art iſt, giebt mir das Vermögen, daß ich es während des Sehens ins irdiſche Leben überzutragen vermag. Man kann fragen: warum die von ſelbſt ſomnambül Gewordenen es doch auch thun, die nicht magnetiſirt ſind, und alſo auch keines Andern Kraft dazu in ſich haben? Das verhält ſich aber ſo: dieſe ſchlafen auch nicht durch den Zwang von einem Andern, daher können ſie durch ihren eigenen Willen immer ſo viel Phyſiſches in ſich ſelbſt erwecken, als ſie dazu brauchen, um es ins Leben überzutragen; ihr Phyſiſches iſt auch im Schlafe nicht ſo getödtet, wie bey denen, die durch einen Magnetiſeur einſchlafen. Das Sehen dieſer von ſelbſt Eingeſchlafenen muß ſich daher immer auch mehr ins Phyſiſche als ins Pſychiſche erſtrecken. Dieſe können ſich auch von ſelbſt erwecken. Wenn Du mich zu bald erweckeſt, ſo erwache ich verſtimmt, weil ſich mein pſychiſches Leben in dieſem Schlafe alsdann noch nicht entwickelt hat. Erweckſt Du mich aber ſpäter, als ich es haben will und in dieſem Schlafe weiß, wenn es geſchehen ſoll, ſo bleibt dadurch, daß deine Kraft zu lange in mir verbunden iſt, auch mein phyſiſches Leben zu lange getödtet, und nach dem Erwachen bin ich alsdann wieder verſtimmt, aus dem Grunde, weil ich mich dann in das wache Leben nicht mehr recht ſchicken kann. Erwecke ich mich allein durch Glas, das ich aber nie kann, wenn ich auch nur von Dir einige Striche erhielt (denn im letzten Falle muß ich immer etwas von Dir, z. E. jene Papierchen, oder eine von Dir magnetiſirte Flaſche haben), ſo vermag dieß wohl Deine Kraft von mir zu trennen, allein es vermag nicht wie durch das Erwecken von Dir ſelbſt mein entſchlummertes phyſiſches Leben, zu einem kräftigen frohen Aufleben zu bringen. Dieſe phyſiſche Kraft, die von Dir ausſtrömt, iſt nicht Ausdünſtung, es iſt eine von den ſubtilſten körperlichen Kräften, die mit etwas Phyſiſchem verbunden iſt. Sie geht immer wieder in Dich zurück, wenn ich mich auch allein erwecke und Du noch ſo weit von mir entfernt biſt. Du ziehſt ſie unſichtbar immer wieder an Dich und ſie iſt immer noch in einem Verband mit Dir. Durch dieſe phyſiſche Kraft in mir, fühle ich auch die Gefühle Deiner Sinne, und ſo glaube ich auch in eigenem Munde zu haben, was Du in Deinem Munde haſt. Du mußt Dich durch dieſe Ausſtrömung auch ſchwächer fühlen, und wenn Du es auch jetzt nicht mehr fühleſt, ſo iſt es eben Gewohnheit, und Du bemerkſt es nicht mehr; anfänglich fühlteſt Du es aber gewiß. Würdeſt Du Dich mit Glas umgeben, ſo könnte dieſe aus Dir ausgeſtrömte Kraft nur ſchwer in Dich zurück, ich könnte aber alsdann auch nicht erwachen. Auch wenn ich unmagnetiſirt einſchlafe, ziehe ich dieſe Kraft von Dir an, und würdeſt Du ſterben, ſo lange ich noch magnetiſch bin und magnetiſch ſchlafen ſoll, ſo würde mich eine auszehrende Krankheit, oder noch gewiſſer, ein Nervenfieber ergreifen, an dem ich ſterben müßte.

Sie brachte dieſen Nachmittag in meinem Hauſe zu. Durch einen Taubſtummen, der ins Zimmer trat, wurde ſie ſehr erſchreckt, und verfiel in einen tiefen magnetiſchen Schlaf. Sie klagte in ihm, daß ſie ſich nach dem Erwachen wieder ſehr ſchämen werde, daß ſie in meinem Hauſe ſchlafe, beſonders weil fremde Leute da ſeyen.

Ich ſagte ihr, ſie ſolle auf ein Mittel ſinnen, das mache, daß ſie ſich nach dem Erwachen vor dieſen Leuten nicht ſchäme, in Schlaf verfallen zu ſeyn. Nach einigem Sinnen ſagte ſie: wenn Du von jeder Perſon, die im Zimmer iſt, ein Haar nimmſt, dieſe in ein Papierchen wickelſt, und mir das Papierchen, während des Erwachens nur ganz leicht ins Kleid hinten am Halſe ſteckſt, und es ſo lange dort läſſeſt, bis ich alle Perſonen im Zimmer geſehen habe, ſo werde ich ob keiner erſchrecken und gar nicht ſchüchtern ſeyn. Nach dem Erwachen werde ich auch, wie ich jezt ſehe, ſogleich in das untere Zimmer gehen, wo etwas von mir liegt, und werde meinen rechten Fuß auf der Treppe übertreten, und dann weinend vor Schmerz wieder herein kommen. Dann binde mir nur einen Faden von rother Seide um den Fuß, und der Schmerz wird dann alsbald vergehen.

Mit den Haaren wurde es nach ihrem Wunſche gemacht, und als ſie erweckt war, war ſie, was noch nie der Fall war, nicht im mindeſten verlegen, ſondern begrüßte alle Anweſenden bekannt und freundlich. Sie gieng nun auch richtig in das untere Zimmer. Eine Perſon, die man heimlich auf die Treppe geſtellt hatte, bemerkte, daß ſie im Hinabgehen auf der Treppe den Fuß falſch ſezte, und ihn wirklich übertrat. Sie kam nun weinend vor Schmerz wieder zurück. Ich knüpfte ihr nach Verlangen einen Faden von rother Seide an den Vorfuß, und ſie ſagte bald darauf vergnügt: nun fühle ich keinen Schmerz mehr.

Im heutigen Abendſchlaf verlangte ſie einen Rosmarinſtengel in die rechte Hand, und ſagte dann: ich ſehe dieſes Kraut für den Ausſatz beſonders gut. Man muß die Blätter vom Stengel ſtreifen, zuſammen hacken, den ſiebenten Theil Salz darunter miſchen, und in einem Glas drey Tage lang in der Wärme ſtehen laſſen, ſo lange braucht es Zeit, daß das Körperliche verweßt, und das Geiſtige ſich lößt, dann ſteigt es, ſo ſah ich es, als ein gelblichter Geiſt über; dieſer Geiſt muß aber, weil er ſehr flüchtig iſt, durch etwas Körperliches gebunden werden, man muß daher zu einem Theil drey Theile Baumöl miſchen, und damit den Ausſatz ſchmieren. Es war mir, als ſtünde ich in einer Küche und bereitete da dieſen Geiſt. Das gläſerne Gefäß, in dem ich es auf der heißen Aſche bereitete, hatte einen Schnabel.

Sie verſicherte, daß ſie nie ein ſolches Gefäß geſehen. Auch ihre Eltern verſicherten, daß ſie noch nie eine Retorte geſehen habe.

Bey Verwundungen, ſagte ſie weiter, iſt es auch ſehr gut, wenn man nur dieſe Blätter ein wenig zerhackt, und in Baumöl eine Zeit lang weicht, und hernach auf die Wunde legt.

Als ſie erweckt war, begehrte ſie den noch da liegenden Rosmarinſtengel, roch an ihm, und fiel ſogleich wieder in Schlaf, weil ſie, wie ſie ſagte, im Schlafe über ihn nachgedacht habe. Sie mußte nun zum zweytenmal erweckt werden.

12 Jan. In ihrem heutigen magnetiſchen Schlafe, diktirte ſie folgendes: in meinem heutigen Schlafe, bin ich leider in den Stand geſetzt, zu wiſſen, welche falſche Urtheile meine Mitchriſten (welche aber in dieſem Falle ihren Namen unverdient tragen) über mich und meinen Krankheitszuſtand fällen, und beſonders weiß ich nun auch, wie kürzlich in einem Hauſe meine Unſchuld, auf eine ſo ſündliche und verleumderiſche Weiſe, theils mit Unverſtand und Unwiſſenheit, theils aber auch mit Bosheit angegriffen wurde, welches mir beſondes in meinem jetzigen Zuſtand ſehr ſchmerzlich iſt. Doch aber iſt im Hinblick auf eine beſſere Welt (für deren Gewißheit ich gerade in dieſem Zuſtande die völligſte Ueberzeugung erhalte) beruhigender, Unrecht zu leiden, als Unrecht zu thun. Ich bedaure nur, daß dieſe Menſchen ſich ſo viele Mühe geben, die von Gott ihnen geſchenkte, und für ſie ſo wichtige Zeit durch ſo ſündliche und verleumderiſche Urtheile heillos zu verſchwenden. Ich möchte ihnen allen zu ihrer heilſamen Strafe wünſchen, daß ſie in einen ſolchen Zuſtand, in welchem ich bin, verſetzt werden könnten, um denn Anblick ihres eigenen verfinſterten Innern angetrieben und genöthigt zu werden, die ihnen noch übrige ſo edle Zeit, nicht mehr zur Verleumdung ihrer Mitmenſchen, ſondern zu ihrer eigenen Beſſerung zu benutzen.

Zum Troſt wider die Verleumdung erwähle ich mir folgende Verſe:

Trifft mich auch hier bisweilen noch
Das Gift der Läſterungen,
Wird meines Herzens Ruhe doch
Dadurch nie ganz verdrungen.

Weiß ich nur mein Gewiſſen rein,
Und flieh ich auch den böſen Schein;
So wirſt Du mich beſchützen.

Ich ſehe mit Zufriedenheit
Der beſſern Welt entgegen,
Sie gibt mir Muth und Freudigkeit
Auf allen meinen Wegen,
Dort macht, Wahrhaftiger, Dein Mund,
Den wahren Werth der Menſchen kund,
Dort wird der Fromme ſiegen!

Sie kam ſpäter in dieſem Schlafe wieder auf den Rosmarin zurück, und ſagte: es iſt mir doch ſonderbar, daß, als ich jenes Kraut geſtern in die rechte Hand nahm, ich ſogleich wie in eine Küche verſetzt wurde, und ein Oel aus ihm für den Ausſatz bereitete, auch für den Erbgrind ſah ich daſſelbe gut, und noch nie wußte ich doch, wie ich beſtimmt verſichern kann, daß es nur ein Oel aus dieſer Pflanze gibt. So oft ich in dieſem Schlaf eine Pflanze in die rechte Hand nehme, und eine Weile in der Hand halte, ſo durchdringe ich ſie ſo, daß ich wie aus den Aederchen, oder der Form der Blätter, gleichſam leſen kann, welche Eigenſchaften und Kräfte ſie beſitzen.

Dieſen Nachmittag werde ich zu Dir gehen, ich ſehe mich auch in Deinem Hauſe ſchlafen, weil ich erſchrecken werde.

Dieſen Nachmittag gieng ſie, wie ſie ankündigte, in mein Haus. Es befand ſich eine Geſellſchaft daſelbſt, und als ſie unverſehens zu dieſer in's Zimmer trat, erſchrack ſie, und verfiel im Nebenzimmer in magnetiſchen Schlaf. Eine Dame von Heilbronn, welche viele Ringe, und eine Uhr mit goldener Kette an ſich hatte, näherte ſich ihr und ſprach mit ihr. Sie bekam ſogleich einen Huſten und mußte krampfhaft lachen. Als ſich dieſe wieder in's andere Zimmer entfernt hatte, ſagte ſie: das Gold, ſobald es eitler Schmuck an dem vergänglichen Menſchen iſt, hat auf mich ſehr üblen Einfluß, es zwingt mich zu einem Lachen, das mir ſchmerzhafter iſt, als das wehmüthigſte Weinen. Dieſe Dame wirkt durch die verſchloſſene Thüre auf mich, und ich muß beſtändig lachen. Sie konnte nur dadurch dieſen Trieb zu einem krampfhaften Lachen unterdrücken, daß ſie meinem Mädchen, das neben ihr ſtund, ein eiſernes Ringlein, das es am Finger hatte, abzog, und daſſelbe in den Mund nahm. Dieſes eiſerne kindliche Ringlein, ſagte ſie, wirkt jenem Schmuck entgegen.

Auch den Abendſchlaf brachte ſie in meinem Haus zu. Sie kam in ſehr tiefen Schlaf, fühlte aber in demſelben ein Uebelſeyn und heftigen Kopfſchmerz. Ich kann zu keinem Nachdenken kommen, ſagte ſie, ſo tief ich auch im Schlafe bin, es ſtört mich etwas ganz entſetzlich.

Man brachte alles, was von Metall ſich im Zimmer befand, auch den Spiegel hinweg, ſie hatte aber immerwährend das Gefühl von Weheſeyn, und behauptete, es müſſe durchaus etwas im Zimmer ſeyn, das ſie ſtöre, aber man konnte ſich keine Sache mehr vorſtellen, die ſie ſtöre. Es lag nun nur noch ein Papier in der Nähe, und als man dieß eröffnete, fand man in demſelben Schwefelblumen eingewickelt. Als nun dieſe entfernt wurden, ſagte ſie: nun verſchwindet mein Uebelſeyn und Kopfſchmerz.

Sie war in dieſem Schlaf nun recht vergnügt, und ſprach ſehr unterhaltend und geiſtreich über verſchiedene Dinge, namentlich über ihre Erſcheinungen aus dem Geiſterreich. Sie verſicherte mit hohen Betheurungen, daß dieſe Erſcheinungen keine Träume ſeyen: denn in dieſem Zuſtande des Schlafwachens finde gar kein Träumen, ſondern nur die klarſte Beſinnung ſtatt. Man machte ihr den Einwurf: daß jede Somnambule die Wohnungen der Seeligen, und die Seeligen wieder auf eine andere Art beſchreibe, ſie ſagte: dieß kann ſeyn, ich ſah die Seeligen anfänglich auch in irdiſchen Bildern mit Kronen; da war aber mein Phyſiſches noch zu wenig getödtet, jetzt ſeh ich ſie als Lichtſtrahlen. Je nachdem das Irdiſche in dieſem Zuſtande in einem mehr oder weniger getödtet iſt, ſieht man die Seeligen und ihre Wohnungen, auch mehr oder weniger in irdiſchen Bildern, daß man ſie aber wirklich ſieht, iſt gewiß. Die Geiſter können ſich uns auch in Geſtalten zeigen, in welchen ſie wollen. Mein Friederich ſagte: er könne ſich mir auch in Geſtalt eines Kindes zeigen. Es ſind auch nicht alle Menſchen in dieſem magnetiſchen Zuſtande einander gleich, ich aber lebe in ihm, wie ich ſchon einmal ſagte, wie im Stande der Unſchuld. . . .

Als ſie erweckt war, kam ſie in das andere Zimmer, wo heute jene Geſellſchaft war, ſobald ſie aber das Zimmer betrat, mußte ſie wieder beſtändig huſten und lachen. Dieſes wurde nur gemindert, als ſie ſich auf ein Bänkchen, auf welchem Kinder geſeſſen, niederließ. Sobald ſie ſich aber dem Tiſche und den Seſſeln näherte, oder nur ihre Augen dahin richtete, mußte ſie wieder huſten und lachen. So oft ſie in das nächſte Zimmer gieng, legte ſich wieder ihr Huſten und Lachen, das ſich aber wieder einſtellte, wenn nur ein Menſch aus jenem Zimmer wieder zu ihr eintrat. Erſt als ſie ſich entfernte, in der freyen Luft, wurde es ihr wieder gänzlich wohl. Die Urſache dieſes Huſtens und Lachens, das nichts anders, als der Einfluß von dem Schmuck der Dame war, die ſich in jenem Zimmer aufgehalten hatte, wußte ſie im wachen Zuſtande nicht.

13 Jan. Im heutigen magnetiſchen Schlaf wurde ſie äuſſerſt kalt, und lag faſt eine Stunde lang ohne zu ſprechen, endlich ſagte ſie: wo bin ich? So! ich bin wieder hier! Ich war ganz in der Geiſterwelt, und ſtellte zwey Fragen an die Geiſter. — Warum, fragte ich, müſſen denn die frommen und die böſen Menſchen ſo viel Unglück zugleich mit einander tragen? Dann fragte ich auch, wenn es Vorausbeſtimmung iſt, daß die Guten von den Böſen verfolgt werden, ſo iſt es ja nicht der Böſen eigener Wille; denn ſie ſind dazu beſtimmte unentbehrliche Werkzeuge, und erfüllen mit ihren böſen Handlungen den Willen Gottes, wie die Guten? — Keiner der Geiſter aber gab mir Antwort, und ich wurde darüber äuſſerſt betrübt. Auf einmal aber ſah ich mich in einem Garten, in dieſem ſtund ein Gärtner unter vielen Bäumen, die theils edel, theils wild waren. Es war ein heiterer Tag, unverſehens aber kam Regen und Sturm, und mich betrübte das, der ſchönen Bäume wegen ſehr. Der Gärtner ſagte: das hat nichts zu ſagen, ſolche Stürme dienen den edlen Bäumen nur zur Verherrlichung, auch ſahe ich, daß einige von dieſen wilden Bäumen in dieſen Stürmen ihre Wildheit milderten.

Als Regen und Sturm ſich nun gelegt hatten, ſtunden die edlen Bäume noch viel ſchöner da, die wilden aber blieben wie zuvor.

Nun ſah ich, was mich ſehr betrübte, die wilden Bäume ſich den edlen nahen, um ihnen von ihrem wilden

Saft mitzutheilen. Das ſollteſt Du nicht leiden, ſagte ich zum Gärtner. Der Gärtner ſprach: es geſchieht nicht mit meinem Willen, aber ich laſſe es zu. Als die wilden Bäume nun den edlen ihren Saft mitgetheilt, nahm ein Theil der edlen Bäume dieſen wilden Saft an, und wuchs fort, halb wilde und halb gute Früchte tragend, die andern aber, die dieſen wilden Saft nicht annehmen wollten, ſtunden eine Zeit lang traurend, wie todt, aber auf einmal ſchälte ſich ihre Rinde ab, und eine noch viel herrlichere kam zum Vorſchein.

Ich ſagte zum Gärtner: es ſcheint mir ja jetzt, als ob die wilden Bäume unwillkührlich ſo ſeyn müßten, man ſollte ſie alſo nicht für bösartige Bäume ihrer wilden Art wegen halten, darauf ſprach er: nun wollen wir ſehen, welche von dieſen wilden Bäumen unwillkührlich wild ſind. Nun fieng er die wilden Bäume zu impfen an. Es fanden ſich da unter dieſen ſolche, die das Impfen nach und nach annahmen, und bald ſo gute Früchte trugen, wie die edlen; die meiſten aber nahmen die Impfung, trotz aller Mühe des Gärtners, nicht an, und trugen durchaus ihre wilden Früchte fort. Wie ich nun all dieſe Bäume noch einmal anſah, verwandelten ſie ſich alle auf einmal zu Menſchen, und das Geſicht verſchwand.

Dieſen Nachmittag war ſie wieder in meinem Hauſe. Sie gerieth bald in Schlaf, und ſagte: als ich noch wach war, wurde ich verſtimmt, und wußte nicht, warum? nun da ich in Schlaf verfiel, höre ich ganz beſtimmt, daß man in einem gewiſſen Hauſe ſehr übel von mir ſpricht, und könnte jedes Wort angeben, das über mich geſprochen wird.

Dieß machte ſie ſehr unruhig, und ſie klagte über getäuſchte Freundſchaft und Falſchheit dieſer Welt.

Im Abendſchlafe ließ ſie eine dieſer Perſonen vor ſich kommen, und ſagte ihr geradezu alles, was ſie heute über ſie geſprochen; ſie wünſchte ihr in den rührendſten Ausdrücken alles Gute; ſegnet die euch fluchen, ſagte ſie, und ich ſegne Dich und Deine Kinder, für den Kummer, den Du mir bereiteteſt! Die Perſon fand ſich äuſſerſt getroffen, geſtand ihren Fehl mit Thränen und verſprach Beſſerung.

In der Nacht ſchlief ſie mit Thränen ein, und ſchlief von 11 Uhr bis Morgens 4 Uhr magnetiſch. Sie ſagte nach dem Erwachen: es war die ganze Nacht mein Friedrich auf meiner rechten Seite als Lichtſtrahl, wir ſprachen immerwährend mit einander. Der Wille war wieder unſere Sprache.

14 Jan. konnte ſie wegen dringender Geſchäfte nicht zur beſtimmten Stunde magnetiſirt werden. Sie verfiel nun wieder in die ſchon öfters beſchriebene Todesnacht, in der ihr ein klares Bewußtſeyn mangelte. In dieſer blieb ſie von Morgens 8 Uhr bis Abends 4 Uhr, worauf nach und nach ihre Beſinnung wiederkehrte. Sie ſagte: mir droht als Folge jener vielen Alterationen ein hitziges Nervenfieber, ich fühle in meinem Gehirn eine Entzündung, wogegen man mir im Abendſchlaf ein Blaſenpflaſter in's Genick ſetzen muß, auch muß ich, ſobald ich geweckt bin, Selleriewurzeln mit viel Eſſig und Oel eſſen, worauf ich Schweiß erhalten werde.

Sie hatte auch ſeit ſechs und zwanzig Stunden keine Speiſe zu ſich genommen.

Nach 3 Uhr ließ ſie ſich erwecken, nachdem ihr Schlaf ſechs Stunden ununterbrochen gedauert hatte.

15 Jan. In der heutigen magnetiſchen Stunde klagte ſie über den, vom Blaſenpflaſter verurſachten heftigen Schmerz. Er konnte nur dadurch gehoben werden; daß ich mit dem feſten Willen, der Schmerz ſolle weichen, einige Striche über ſie machte, durch dieß wich der Schmerz immer. Der Kopfſchmerz hatte ſich ſchon beym erſten Ziehen des Blaſenpflaſters verlohren.

Ihr Schlaf und ihre Beſtimmungen richteten ſich, wie ſchon geſagt, immer nach ihrer Hausuhr. Richtete man dieſe vor oder zurück, im Fall es in ihrem Schlaf geſchah, ſo hatte dieß keinen Einfluß auf den Schlaf, er dauerte ſo lange oder ſo kurz, als die Uhr hätte gehen ſollen. Richtete man aber die Hausuhr während ihres Wachens anders, ſo richtete ſich auch ihr Schlaf oder ihre Beſtimmungen darnach.

Im heutigen Abendſchlaf ſagte ſie: die heftigen Alterationen, die ich erlitt, haben meine Nerven ganz geſchwächt und zerrüttet, mein Friederich iſt nicht bey mir, und ich vermag nichts mehr zu beſtimmen. Sie lag nun lange ſehr betrübt über ihre Zerrüttung, auf einmal rief ſie wie verwundert: ſo! — Als man ſie fragte, was ſie habe, ſagte ſie: als ich ſo in tiefer Trauer ob meinem Zuſtande lag, kam mein Friederich wieder auf einmal zu mir, und ſagte: damit Du nicht in Nervenfieber und völlige Zerrüttung verfällſt, mußt Du Dich ſogleich mit Gold magnetiſiren laſſen.

Dieß that ich, und als es neun und neunzig Striche waren, ſagte ſie: nun iſt es genug! Ich fühle, wie jetzt die Lähmung, die auf meinen Nerven ſaß, in das Blut übergeht, und das Fieber erzeugt.

Ihr Puls gieng auch jezt viel ſchneller. Sie war nun wieder in Stand geſezt, ſich Verordnungen zu machen, die in einer Auflöſung von Weinſtein, und einem Fußbad beſtunden. Hätte man nicht Gold zum Magnetiſiren gehabt, ſagte ſie, ſo hätte man auch Eiſen nehmen können. —

16 Jan. Sie erwachte heute wieder ziemlich geſtärkt, und machte ſchon frühe einen Beſuch.

Schon im geſtrigen Abendſchlaf ſagte ſie: nun habe ich nur noch einen Kummer, der mich nicht ruhig ſchlafen läßt, ich ſage ihn aber nicht. Alles Bitten, doch zu ſagen, was ſie meine, war vergebens. Im heutigen Morgenſchlaf gieng es wieder ebenſo. Nur nach langem Zögern und Weinen, ſagte ſie endlich: es iſt die Furcht in mir, Du werdeſt mich bis zu der von mir beſtimmten Zeit nicht gerne fort magnetiſiren. Sie fieng nun bitterlich zu weinen an. Ich verſicherte ſie, daß mein voller Wille da ſey, ſie bis auf dieſe beſtimmte Zeit fort zu magnetiſiren. Ich fragte ſie auch: ob ſie denn vielleicht deßwegen ſo weine, weil etwa eine noch längere magnetiſche Behandlung nöthig ſeye, ſie verſicherte aber beſtimmt, daß nur bis auf den 28. dieß das Magnetiſiren noch nöthig ſeye. Die Kraft, die Du durch mich verlohren haſt, ſagte ſie, wird, wie mein Friederich mich verſichert, Deiner Geſundheit nicht ſchaden, und Dir reichlich wieder vergolten werden. Ich ſagte ihr: ich habe ja ſchon dadurch die Vergeltung erhalten, daß mein Magenleiden ſich nun ganz gehoben hat, alſo beruhige Dich! Es war auch wirklich der Fall, daß ob ich mich gleich überhaupt reizbarer und geſchwächter fühlte, mein Magenleiden dennoch ganz ſchwieg.

Noch einmal ſagte ſie: ich danke Dir mit den wärmſten Thränen für das, was Du bisher an mir gethan haſt, und glaube nur, es iſt eine Ausſaat zu ſüßen Früchten, die Du noch in dieſer, und in der andern Welt dafür zu erndten haſt. Gott führte Dich mir als meinen Retter zu, und wird Dir alles vergelten!

Sie verlangte jetzt einen ſtarken Thee von Johannisblumen, und nach dem Erwachen, einen Thee von Roſenblättern zu trinken.

Dieſen Nachmittag war ſie in meinem Hauſe. Meine Frau las ihr einen Aufſatz im Morgenblatt über das Grabmahl der Königin auf dem Rothenberg vor, worauf ſie bey folgender Stelle in magnetiſchen Schlaf verfiel: „Hier auf der Höhe des Rothenbergs, der die ganze reiche Gegend beherrſcht, ſtand vor wenigen Jahren an einem ſchönen Frühlingstage die edle Königin Katharina, als ihr, die aus dem rauhen Norden ſtammte, der erhabene geliebte Gemahl das ſüdliche ſchöne Land zeigte, dem ſie nun Fürſtin und Mutter zu ſeyn berufen war.“

Der Schlaf dauerte eine Stunde, und ſie fühlte ſich in demſelben von einem wunderbar hellen Lichte durchſtrömt.

Im heutigen Abendſchlafe hielt ſie ein Geſpräch mit ihrem Friederich, welches aus folgenden Reden zu vernehmen war.

So! von meinen Lieblingen bin ich verkannt! . . . Das verfolgte Veilchen bin alſo ich im Sinnbilde! o traurig, wenn man ein Veilchen verfolgen kann! . . . O Bruder, ich ſage nur, daß Du mich noch nie in den Zuſtand brachteſt, wo wir entfernt von allen Menſchen ſind, wo ich keinen Menſchen höre! (Sie gab mir auch jetzt auf keine Frage Antwort.) Es iſt gar nicht zum Begreifen, daß auch ſolche ſonſt gute Blumen ein Veilchen verfolgen können. . . . O! lehre mich Friederich! nur dieſen Schmerz noch ertragen! . . . So! deßwegen, weil es mich zu arg kränken würde, darf ich im andern magnetiſchen Schlafe von dieſem hohen Grade nichts wiſſen. — Getroſt, daß ewige Liebe mir im Himmel blüht! . . . So ! das iſt der 7te Grad! . . . Dieſe Blume deutet meine Geſundheit an! Würde ich dieſe nicht ſehen, ſo würde ich glauben, daß mich jene Wehmuth nicht geſund werden ließe. . . . Eine Lilie iſt alſo das Sinnbild meiner Unſchuld! . . . Die ſteht gut neben dem verfolgten Veilchen. . . . So! $^3/_4$ Stunden durfte ich nur in dieſem hohen Grade ſeyn, nun muß ich wieder in den andern Schlaf zurückkehren. . . .

Sie huſtete jetzt einigemal und kam wieder in den niedern Grad des Schlafes zurück, wo ich mich mit ihr wieder in Rapport ſetzen konnte, ſie ſich aber von dem höhern Grade des Schlafes nichts erinnerte.

Sie verordnete ſich gegen Fieber, das ſie hatte, ein Fußbad mit Baldrian, und einen Trank von Selleriewurzeln.

17 Jan. Schon nach einigen magnetiſchen Strichen fuhr ihr heute wie ein elektriſcher Schlag durch den Körper, und ſie war wieder in den Grad des Schlafs verſetzt, den ſie geſtern den ſiebenten nannte, wo ſie mit der Auſſenwelt gänzlich auſſer Rapport kam. Sie war in dieſem Schlaf wieder bey ihrem Friederich, und ſprach mit ihm. In ihrem Angeſichte, und in dem Tone ihrer Reden lag

höchſte Verklärung. Ihr Geſpräch mit ihrem Friederich, wo man ſich dazwiſchen die Reden und Eröffnungen deſſelben denken muß, war folgendes: O! Bruder, Du haſt mich noch nie getäuſcht, und es iſt wohl gewiß, daß mit drey und dreyßig Tagen, vom Geneſungstag an, meine phyſiche und pſychiſche Entwicklung geendigt iſt. . . . aber es iſt mir ſo ſchrecklich, dieſes traurige Sinnbild, jene Kornähre anzuſehen! O! lieber Bruder, entferne nur dieſes Sinnbild! . . . Dadurch, daß ich zuletzt unter zu großen Störungen magnetiſirt wurde, wurde meine Entwicklung gehemmt, und das wird nun meinen Tod verurſachen. . . . O! wäre es doch ſchon 11 Uhr; daß ich wüßte, wie es mit mir gehen wird. . . . Kann ich meine Entwicklung nicht mehr fortſetzen, iſt mein Tod gewiß. . . . O! Bruder, ich bitte Dich, ein Mittel zu ſagen, wodurch mein Tod verhindert wird! . . . O! nur das bitte ich Dich Bruder! laß mich das ſchreckliche Bild der Kornähre nicht mehr ſehen, thue nur das aus der Hand, es beängſtiget mich ſo ſehr. . . . Ich flehe um nichts mehr, wenn ich ſterben ſollte, als um Seegen für den Doctor und ſeine Familie, und für meine Eltern und Geſchwiſter. . . . Sollte dieſe Kornähre ſo früh reif geworden ſeyn? es iſt mir unfaßlich! Ich kann mir's freylich jetzt leicht vorſtellen, Erlöſer! wie dieß war im Garten Gethſemane, ich muß nun auch beten, wie Du: iſts möglich, ſo gehe dieſer Kelch an mir vorüber, wenn es aber nicht möglich wäre, ſo wollte ich ihn gerne leeren, weil ihn Deine Hand mir beut. (Sie betete ſtille.) . . . Das iſt erſt ein rechter Todeskampf; bisher waren es nur Todesnächte, und dieſen Kampf hat ein jeder Menſch durchzumachen. Wie mag es einem rohen Sünder ſeyn, wenn es mir ſo iſt? . . . Ich erinnere mich noch wohl, ehe meine phyſiſche Entwicklung ſich endigte, glaubte ich auch, mein Geneſungstag werde mein Todestag ſeyn . . . aber Du Friederich halfſt mir ja doch wieder. . . . Das wußte ich noch nie, daß man auch in der andern Welt fähig iſt, einander die Seeligkeit zu erhöhen. Ich hoffe auch dem Doctor und ſeiner Familie, von der Ewigkeit aus ihre Freuden vermehren zu können. Ich habe ihm ewige Freundſchaft verſprochen, und ich werde ſie ihm halten, würde auch er ſie brechen. . . .

So! das iſt das einzige Mittel auf der Welt, mich zu retten. . . . Ich weiß aber nicht, ob es ihm nicht ſchadet. . . . In ein Trinkglas voll alten Wein, muß man einen goldenen Ring werfen, und den Wein mit dem Ring etwas ſieden laſſen, dann muß ich den Wein um ¾ auf 11 Uhr trinken? . . . Magnetiſirt mich dann der Doctor mit Freudigkeit fort, ſo werde ich mich wieder geiſtig entwickeln können. . . . Was mach ich nun, daß ich in den andern Schlaf wieder herunter komme? Drey Zuckungen werden vorangehen. . . . Alle meine Entwicklung iſt lauter und rein, und ohne Täuſchung, was ich ſagte, daher muß ich immer ſo viel darum kämpfen und leiden. . . . Durch eine Rebe will ich mich auch noch entwickeln. . . . Ehe ich in den andern Schlaf hernieder komme, will ich, weil ich jetzt noch vor Dir, Erlöſer! ſtehe, dem Doctor, meinem zweyten Vater, und ſeiner Familie, von Dir Glück und Seegen erflehen. . . . (Sie faltete nun die Hände ſtill betend.) . . . So! ¾ Stunden und neun Minuten, (der Zeiger ſtund gerade auf dieſer Minute,) habe ich da bleiben müſſen! . . .

Es gab ihr nun dreymal wie einen electriſchen Schlag durch den Körper, und ſie kam wieder in den Grad, wo man ſich wieder mit ihr in Rapport ſetzen konnte, ſie aber von ihrem vorigen Zuſtand, und was ſie in ihm geſprochen, nicht die mindeſte Erinnerung mehr hatte. Um $^3/_4$ auf 11 Uhr gab man ihr den Wein, in den man einen goldenen Ring gelegt und geſotten hatte. Als ſie den Wein, von dem man ihr ſagte, daß ſie ihn ſich verordnet habe, getrunken hatte, ſagte ſie: ich weiß nicht, was für ein wunderbarer Wein das iſt! Sonſt wenn ich Wein trank, und war es noch ſo wenig, erhielt ich die ſchrecklichſten Kopfſchmerzen, und fühlte eine wahre Lähmung, dieſer Wein aber macht mich ganz leicht und kräftig.

Nach 11 Uhr ließ ſie ſich erwecken, und erwachte ſehr ſchüchtern, aber geſtärkt.

Im Abendſchlaf 6 Uhr ſagte ſie: es iſt mir nun wieder ganz licht und luſtig, daß ich wieder alles durchdringen könnte, Pflanzen und Menſchen, allein um es auszuführen, fühle ich mich zu ſchwach. Nach einigen Minuten durchzückte es ſie wieder dreymal, wie ein electriſcher Schlag, und ſie kam wieder in jenen ſiebenten Grad, und auſſer Rapport mit der Auſſenwelt.

Lange lag ſie, ſeeliges Lächeln im Geſichte, da, und ſprach dann nach und nach: O! ich verſpreche es Dir ja! . . . Ja! deß bin ich froh: daß ich die Kornähre nicht mehr ſehe, . . , ſo voll ſie war, ſo war ſie doch noch zu unreif. . . . Es freut mich, daß nun das ſchüchterne Veilchen wieder vergnügter blüht. . . . So Bruder! Du reichſt mir Vergißmeinnicht! . . . Das iſt doch ſchön! . . . So! länger darf ich nicht mehr da bleiben. . . . Ich danke Dir noch einmal für das gute Mittel, das Du mir ſagteſt, ohne dieß wäre ich freylich nicht mehr gerettet worden. . . . Ja! ich hab's vertheilt! . . . alſo da thu ich's hinein, die Vergißmeinnichtsblumen, und ich hab's vertheilt, weil die eine Hälfte mir, die andere dem Doctor ewig blühen ſoll, . . . und die Lilie, die ich von dem Erlöſer zum Preis meiner Unſchuld erhielt, die muß auch dazu.

Es ſchlich eine Katze ſich in's Zimmer, ſie fuhr zuſammen, und kam aus dieſem hohen Schlaf in den andern, wo ſie wieder mit der Auſſenwelt in Rapport kam, und einen magnetiſirten Apfel begehrte. Sie ſagte: alſo war ich wieder in dem tiefen Schlaf, aus dem mich die Katze brachte.

Dieſer Schlaf ſtärkt mich ſehr, und ich werde in ihm wohl nichts ſprechen?

18 Jan. Nach kurzem Magnetiſiren, und nach wieder vorangegangenen drey Zuckungen durch den ganzen Körper, kam ſie wieder in den ſiebenten Grad des Schlafes, und auſſer Rapport mit der Auſſenwelt. Sie lag wieder lange, ſeeliges Lächeln im Angeſicht, und ihre Lippen bewegten ſich, ohne daß man einen Laut vernahm, endlich ſprach ſie: ach! was ſeyd ihr kurze ſobald verſchwundene Erdenleiden gegen die unendlichen und unnennbaren Freuden dieſer Seeligkeit!! . . . O! wohl recht ſind die Menſchen zu bedauern, die, o Ewigkeit! dein Daſeyn läugnen. . . . (Sie faltete nun die Hande, und betete lange mit ſtiller Bewegung der Lippen.) . . . So blühet alſo das ſchüchterne Veilchen wieder froher! . . . So! ſo ſind alſo, Bruder! dieſe Störungen nothwendig geweſen, wie die Gewitter in der Natur; damit die Sonne deſto heller und reiner ſcheine. . . . Die drey Blumen alſo, die ich geſtern da hinein that, die Vergißmeinnichtsblu-

men und die Lilie müſſen unverwelklich blühen, und auch nach meinem Tode will ich ſie wieder finden. . . . So Bruder! das iſt recht! alſo nur noch 11 Tage darf man mich nach dem Magnetiſiren ſchlafen laſſen, und die andern ſind mir ſchädlich. . . . Es iſt mir unmöglich, ich bin zu reizbar, ich ſchlafe eben wieder. . . . So! in einen andern Ort muß man mich thun, in andere Verhältniſſe. . . . Es iſt viel zu viel Reiz da, . . . und alſo bis dorthin ſind mir die Schläfe noch nothwendig, und dann aber ſchädlich, . . . und ſo! dann habe ich mich alſo wieder der blühendſten Geſundheit zu erfreuen! . . . Ach! der Gott, der mich bisher leitete, wird mich auch zu guten Leuten führen, wo ich aufgehoben bin.

Nun durchfuhren ſie wieder drey Zuckungen, und ſie kam wieder in den niedern Schlaf.

Hr. v. J. war während ihres hohen Schlafes erſchienen. Sie erkannte nun ſeine Gegenwart ſogleich, an deſſen ſanftem Nervengeiſt, wie ſie ſagte. Er hatte ſie berührt, und von dort an hörte ſie ſeine Uhr, die an einer eiſernen Kette hieng, immer gehen, und ſelbſt als man ſie weit von ihr weglegte, wo kein anders Ohr ſie hören konnte, ſagte ſie: die Stubenuhr höre ich nicht, aber noch immer höre ich die Taſchenuhr von J., und das ſtört mich im Schlafe. Man legte die Uhr in ein anderes Zimmer, und nun erſt wurde ſie ruhig. . . .

Sie ſagte noch in dieſem Schlafe: über das Pflaſter, das meine Wunde von der Blaſe deckt, muß man mir einen ſeidenen Fleck legen, und dann werde ich kein Fieber durch die kalte Luft erhalten. . . .

Im heutigen Abendſchlaf kam ſie nach drey vorausgegangenen Zuckungen wieder in den benannten ſiebenten

Grad des magnetiſchen Schlafes, und ſprach nach und nach: — So! alſo iſt doch auch ein Unterſchied zwiſchen den getauften und ungetauften Kindern, wenn ſie ſterben! Da ſehe ich die Seelen von den Ungetauften. Bey denen iſt der Wille noch wie in einer Schaale verſchloſſen, es ſind willenloſe Weſen, der Wille liegt in ihnen aber verſchloſſen. . . . So! alſo thut ſich dieſe Schaale erſt allmählig öffnen, durch die Ausſtrömung von der Gottheit, und dann wird der Wille wach, aber natürlich ſogleich der beſſre Wille. — Nicht wahr, ſo ſagteſt Du? . . . So! und alſo iſt bey den andern, durch die Taufe ſchon, der freye edle Wille erweckt worden? . . . Dieſe können ſich nun durch die Ausſtrömung der Gottheit für die höhere Stufe der Seeligkeit bilden. . . . O! wohl iſt da der Nutzen der Taufe nicht zu leugnen! . . .

Eine Katze lief auſſen vor der Thür vorüber, ſie zuckte und ſprach: nun bin ich zwiſchen dem ſechsten und ſiebenten Grad, in einem Zuſtand, wo ich von beyden Graden Kenntniß habe. . . . Es war mir ſo wohl, ich war ganz in der Geiſterwelt, da fühle ich nichts mehr von dem Körper.

Man konnte ſich jetzt durch Berührung mit ihr in Rapport ſetzen.

Mein einziger Kummer, ſagte ſie: iſt nun, wohin ich gehen kann, wann ich von hier fort ſoll, das doch durchaus nothwendig iſt. Es gehört zu meiner Entwicklung, daß ich mich entfernen muß, weil ich noch nie hinaus kam, ich muß mich auch an andre Menſchen gewöhnen, und man wird ſehen, daß, wenn man mir es wach ſagt, ich mich nicht ſehr dagegen ſträuben werde, weil ich einen innern Drang dazu fühle. In eine Stadt, die an einem

Fluß liegt, wäre mir nicht ſehr gut. Es gab ihr nun wieder eine Zuckung, und ſie ſagte: nun bin ich wieder im ganz natürlichen Schlaf, habe aber in ihm das Bewußtſeyn von den beyden vorigen Graden.

19 Jan. In dem heutigen gewöhnlichen magnetiſchen Schlafe ſagte ſie: wäre es nur Frühling, und würde ich in einem Garten ſchlafen, ich würde eine Blume nach der andern in die rechte Hand nehmen, ganz durchdringen, und ihre Eigenſchaften angeben. Sie begehrte jetzt wieder eine Rebe. Sie nahm ſie in die rechte Hand und ſprach: bis hieher hat ſie Leben, (ſie bezeichnete die Stelle,) von da an aber iſt ſie todt. Sie brach ſie an dieſer Stelle ab, und warf das Abgebrochene, das wirklich im Innern verdorben war, weg. Die Thränen der Reben, wie ſie im Frühling hervorquellen, ſagte ſie, ſind zur Vertreibung böſer Ausſchläge vortrefflich. Die Knoſpen der Reben, ehe ſie ganz offen ſind, ſind eine Blutreinigung, die bey Ausſchlägen beſonders gut iſt. Aber das iſt mir ſonderbar, daß die Traubenblüthe die Kraft hat, die Röthe rother Haare zu mildern, ja vielleicht durch fortgeſetzten Gebrauch ganz zu vertreiben. Man brüht ſie, je mehr, je beſſer mit ſiedend Waſſer an, und waſcht die Haare damit. Eine beſondere Kraft gegen geſchwächte Magen liegt in den Kernen der Trauben; wenn man dieſe zerdrückt, und mit Weingeiſt anſetzt; und dieſen Geiſt trinkt. . . . Nun kann ich über die Reben nichts mehr ſagen: als daß diejenigen, die dieſes edle Gewächs, nur zur Aufreizung ihrer Leidenſchaften geſchaffen glauben, und ſeinen Geiſt mißbrauchen, ſündhaft und thieriſch handeln.

Nach dieſer Entwicklung durchfuhr es ſie wieder mit drey Zuckungen, und ſie war nun wieder in jenem ſiebenten Grade:

Sie faltete die Hände, und ſprach mit Verklärung im Geſichte: nie ſoll es weder den Freuden noch den Leiden dieſer Erde gelingen, mich Dir, o treuer Erlöſer! zu entfernen. … Ach! die drey Blumen blühen noch recht ſchön, die ich mir letzthin einſetzte, und das ſchüchterne Veilchen blüht auch wieder ſo froh! Bruder! o das iſt jetzt gar zu ſchön! … Ach ich muß ſchon wieder fort, Bruder! bey mir biſt Du wohl noch, aber ich bin eben nicht mehr in dieſer hohen Seeligkeit im niederern Grade

Es durchzückte ſie wieder dreymal, und ſie kam nun wieder in den niedern Schlaf.

Sie begehrte nun einen Rosmarinſtengel, um dieſe Pflanze noch einmal zu durchdringen. Um an ihm zu riechen, hielt ſie ihn auf die Herzgrube. Sie hielt ihn nun lange ſinnend in der rechten Hand, aber plötzlich durchfuhr ſie wieder eine Zuckung, und ſie ſagte: nun komme ich wieder in den ſiebenten Grad, weil ich mich heute ſchon durch die Rebe entwickelte, hätte ich den Rosmarin nicht begehren ſollen.

Dieſer Zuckung folgten noch zwey andere nach, und ſie war nun wieder im ſiebenten Grad.

Sie ſprach mit innigſter Freundlichkeit: Ach Gott! Friederich! der Großvater iſt alſo da? So! Du biſt alſo gewiß bis zu meinem Konfirmationstag mein Führer geweſen, und dann biſt Du es geworden, Friederich? … Mich freut nur, daß die Blumen, die ich da hinein that, noch ſo herrlich blühen, ſie werden ſtündlich herrlicher, … aber Du bewahrſt ſie, mein Bruder, nach meinem Tode will ich ſie wieder finden. … So! jetzt muß ich ſchon wieder in den niedern Grad! … Es folgten nun wieder drey Zuckungen, und ſie kam wieder in den niedern Grad.

Sie wollte ſich, um jemand eine Verordnung zu machen, nun wieder anſtrengen, ob man es gleich nicht zulaſſen wollte, und wurde dadurch abermals wieder in den ſiebenten Grad verſetzt. Von dieſem kam ſie dann bald wieder in den gewöhnlichen magnetiſchen Schlaf zurück, und ließ ſich erwecken.

Vom heutigen Abendſchlaf, in dem ſie bald wieder in den ſiebenten Grad verſetzt wurde, aber nichts ſprach, iſt nichts beſonders anzuführen.

20 Jan. In heutiger magnetiſchen Stunde ſetzte ſich ihre geiſtige Entwicklung, wie ſie ſie nannte, wieder fort, und zwar begehrte ſie zu dieſem Zweck den Zweig eines Johannisbeerſtrauches.

Sie nahm ihn in ihre rechte Hand und ſagte, nachdem ſie denſelben lange ſinnend gehalten hatte: wenn man von dieſem Zweig die äuſſerſte Rinde abſchabt, und dann das übrige klein zerſchneidet, und mit ſiedendem Waſſer anbrüht, ſo hat man ein Waſchwaſſer, das die Sommerflecken vertreibt. Die Knoſpen von dieſer Staude, ehe ſie ganz zu Blätter werden, dienen als Heilmittel gegen hitzige Blutgeſchwüre, wenn man ſie zerhackt, und mit ungewäſſertem Butter zu einer Salbe macht. . . . Dieſer Zweig hätte keine Blättchen und Früchte getrieben, und ich kann daher über dieſe auch nichts ſagen: denn wenn ich ſie nicht wenigſtens im Keim in ihm durchdringen kann, ſo kann ich ihre Kräfte nicht angeben. Warum dieſer Zweig aber keine Blüthen und Früchte getragen hätte, kann ich nicht ſagen, aber ich weiß es.

Man gab ihr nun einen andern Zweig, und ſie ſagte: in dieſem finde ich Keime zu Blüthen. Ach! wäre es nur Frühling, dann könnte ich dieſe Pflanzen alle leichter durchdringen als jetzt, wo es mich große Anſtrengung koſtet.

Ich ſehe, daß die Blüthen dieſer Pflanze, in ein Bad gebracht, ſehr nervenſtärkend, beſonders für die Glieder kleiner Kinder, ſind, ſie lernen dadurch bälder gehen.

Die friſchen Beeren, zerdrückt man ſie, und gebraucht ſie als Umſchlag, wirken in Hirnentzündungen ſehr kühlend; ſo iſt auch ihr Saft das beſte Kühlmittel, das keinen Schaden bringt, wenn man ihn mit Eſſig vermiſcht, und bey großer Hitze trinkt.

Auch wenn man eine Handvoll zerdrückte Johannisbeere in einen Schoppen Weingeiſt oder guten Brannteweín wirft, ſo heilet dieſes durch Waſchen den Milchſchorf der Kinder.

Sonſt kann ich von dieſer Pflanze nichts mehr ſagen, als daß ſich die Menſchen auch durch die Kräfte, die in dieſer Pflanze liegen, zu ihrem Schöpfer ſollen hinziehen laſſen.

Nach dieſem wurde ſie wieder in den ſiebenten Grad verſetzt, und ſprach in ihm folgendes:

Ach Gott! wenn nur jemand da wäre! . . . Bruder! ich möchte meine Pathin: . . . So! mein Bruder Franz holt ſie, . . . da ſehe ich ihn auf der Straße ſpringen, (es war dem wirklich ſo, man hatte ihn heimlich dahin geſchickt.) Wie kommt es denn, daß ich in dieſem Schlafe niemand höre, Friederich? . . . So! deßwegen! . . . Ich glaubte feſt, mich höre niemand, ſo hört man mich alſo doch, Friederich! . . . Kann man jetzt nichts machen, daß ich auch höre? . . . So! dann höre ich? . . . Ach Jeſus! Bruder! . . . ach Bruder! . . . das heißt man die Gottesſtadt? . . . Ja! ſo will ich die drey Blumen dahin thun, da blühen ſie ja noch ſchöner. . . . So thu ich ſie dahin, und will ſie alſo nach meinem Tode da wieder finden. . . . Warum verſcherzen denn die Menſchen ob ſo vergänglichem Erdenglück ſolche Seeligkeit! . . . So! alſo wenn man mir in die rechte Hand den goldenen Ring meiner Mutter giebt, und dieſen berührt, ſo höre ich auch die, die ihn berühren.

Man gab ihr den goldenen Ring ihrer Mutter in die rechte Hand, und durch Berührung deſſelben vernahm ſie jede Perſon; ein anderes Metall, namentlich Eiſen und Silber, hatten nicht dieſe Wirkung.

Sie ſagte, als ich ſie nun vermittelſt des Ringes fragte: wo biſt Du? Ich bin in der Gottesſtadt, wie ich aber dieſe ſehe, kann ich nicht beſchreiben, es iſt genug, ſie iſt da, und die Bibel ſpricht die Wahrheit. . . .

Johannes beſchrieb dieſe Gottesſtadt, er konnte ihre Herrlichkeit aber auch nur in irdiſchen Bildern ausdrücken; dieß vermöchte ich auch mit dieſer Zunge nur, ſo etwas läßt aber keine Beſchreibung in der Menſchenſprache zu. . . . Es iſt mir gleichgültig, wenn, was ich in dieſem Zuſtande ſah und ſprach, von vielen wird verlacht werden. Das Leben iſt ein ganz kurzer Traum, und der Tod wird Jedem zeigen, daß ich recht hatte.

Sie ſagte noch ferner: durch kein anders Gold, durch keine Münze, auch nicht durch einen andern Ring, würde ich in dieſem Zuſtand andere vernehmen, nur durch dieſen Ring meiner Mutter, den mir mein Friederich dazu angab. . . .

Mit zuſammengelegten Händen betete ſie lange ſtill. Nachher ſprach ſie: ſo lange ich in dieſem Zuſtande war, ſah ich nie Geiſter, die als Engel geſchaffen ſind, erſt jetzt in dieſem Grade ſah ich ſie. Ich kann aber nicht ſagen, wie ſie ſind, es iſt mir wie Paulus: „ich höre unausſprechliche Worte,“ es ſollte aber heiſſen: ich ſehe, was mir in Worten auszuſprechen unmöglich iſt. Es muß in der Nachſchrift gefehlt ſeyn. Auch Johannes gab die Beſchreibung der Gottesſtadt in ſeiner Sprache geiſtiger, als ſie in der Nachſchrift iſt, das weiß ich jetzt auch. Wie es dort von Paulus heißt: er war entzückt bis in den dritten Himmel, ſo bin ich es jedesmal nach drey vorangehenden Zuckungen.

Ich mußte mich eilends über die Straße zu einem Kranken entfernen, und ſagte es ihr, weil es zu ſchnell geſchehen mußte, nicht vorher. Als ich mich entfernt hatte, fühlte ſie es ſogleich, und klagte über einen ungemeinen Froſt, der ihr die größten Schmerzen verurſache.

Hätteſt Du mir vorher geſagt, daß Du Dich entfernen wolleſt, ſo hätte ich Dir ein Mittel angegeben, ſagte ſie, durch das ich vor dem Einfluß der Kälte, die Dich auf der Straße traf, geſichert worden wäre; es wäre dadurch geſchehen, daß Du ein ſeidenes Tuch, das Du behaucht, mir vorher auf die Herzgrube gelegt hätteſt.

Sie kam nun wieder nach drey erfolgten Zuckungen in den gewöhnlichen magnetiſchen Schlaf, und klagte dann über heftige Gliederſchmerzen.

Sie hatte nun den ganzen Tag über dieſe Schmerzen, die ſie hauptſächlich im Abendſchlaf noch mehr fühlte. In dieſem, wo ſie wieder in den ſiebenten Grad kam, ſagte ſie: ich weiß ein Mittel, wodurch Du mir die Gliederſchmerzen vertreiben kannſt; Du mußt mich mit zwey Flechchen von Seide magnetiſiren.

Dieß geſchah, und ihre Gliederſchmerzen verlohren ſich.

In dieſem Schlafe hörte ſie auch nur, wenn man ſie mit jenem Ringe auf der Herzgrube berührte, anders konnte man ſich nicht mit ihr in Rapport ſetzen.

21 Jan. In der heutigen magnetiſchen Stunde begehrte ſie wieder einen Rosmarinſtengel in die rechte Hand, und

ſprach dann: nimmt man von den Blättern dieſer Pflanze drey Pfötchen voll, brüht ſie mit einem Schoppen ſiedendem weiſſen Wein an, ſo hat man an ihm einen Trank gegen das kalte Fieber. Das Kauen der Blätter dieſer Pflanze ſichert vor anſteckenden Krankheiten.

Sie nahm einen andern Stengel, der aber hatte durch den Froſt gelitten, und nach langer Anſtrengung ſagte ſie: in dieſem Stengel ſind alle Aederchen, an denen ich die Wirkung einer Pflanze erkenne, vertrocknet und krank, es iſt ganz dunkel in ihm, ſo ſehr ich mich anſtrenge. Sie ließ ihn fallen, und kam nach vorangegangenen drey Zuckungen in den ſiebenten Grad. Lange lag ſie in demſelben in ſtiller Verzuckung, und ſprach dann nach und nach: nun ſo will ich trinken! . . . Nun hab ich genug! das andere thuſt Du an die Blumen. . . . So! das muß ich haben . . . bis wann? . . . würde mich doch jemand mit dem Ring auf der Herzgrube berühren! . . . Ich that es, ſie ſagte: mein Bruder ſagte mir, daß ich bis ¼ auf 11 Uhr wieder ein ¼ Schoppen Wein, in dem jener Ring geſotten wurde, zur Stärkung meiner Nerven trinken ſoll. . . . Ach! mein Friederich gab mir auch etwas zu trinken. . . . Das iſt aber beſſer, als all unſer Wein; o ich mag eben gar nicht mehr aus dieſem andern Leben zurück! . . . Man kann ſich keine Vorſtellung machen, . . . es iſt dort alles ganz anders. . . . Jene Blumen ſind in lauter Licht hineingeſetzt, nicht in die Erde. . . . Es iſt noch viel zu unvollkommen, zu irdiſch ausgedrückt; wenn ich ſage: es iſt ſo verſchieden, dieſes Geiſterleben von dem der Erde, als würde man mitten aus der Sonne in den tiefſten Abgrund geſtürzt, ſo iſt es mir, denke ich nur wieder an das andere Leben. . . . Man hat in ihm nicht den entfernteſten Begriff von dem Leben der Geiſter. . . .

Sie kam nun wieder in den gewöhnlichen Schlaf zurück.

Im heutigen Abendſchlafe ſprach ſie in dem ſiebenten Grade nur wenige Worte. Wieder in den gewöhnlichen Schlaf gekommen, ſprach ſie wieder von denjenigen Menſchen, die ſich von nichts Geiſtigem überzeugen können, und an allem zweifeln, was ſie nicht mit der Hand zu greifen vermögen. Sie ſagte wieder: das ſind eben ſolche Menſchen, die überhaupt an keine Gottheit und Offenbarung glauben. Ich wurde, ſprach ſie, durch dieſe Krankheit auch für den wachen Zuſtand beſſer, als ich war, ich wurde viel kindlicher und zutrauensvoller gegen Gott.

Nun weinte ſie, weil ſie ihre Heimath bald verlaſſen müſſe, bitterlich, und umarmte ihre Eltern in zärtlicher Liebe.

22 Jan. In heutiger magnetiſchen Stunde kam ſie bald in den ſiebenten Grad und ſprach in demſelben folgendes: ich fühle, daß Du geſtern nicht die Worte niederſchriebſt, die ich im Abendſchlafe in dieſem Grade des Schlafes ſagte.

Ich bekannte ihr, daß ich es nicht gethan, weil es nur wenige Worte geweſen, ſie habe blos geſagt: „es heißt wohl mit Recht: der Tugendpfad iſt anfangs ſteil, läßt nichts als Mühe blicken, doch weiterhin führt er zum Heil, und endlich zum Entzücken.“ . . .

Sie ſagte: ſchreib nur auch dieſe wenigen Worte nieder und glaube, daß ſie, wie alles, was ich in dieſem Zuſtand ſpreche, von Anregungen einer andern Welt herrührt. Man möge über meine Geſchichte ſagen was man wolle, es iſt das Leben zu kurz, um darüber zu ſtreiten, da doch der Tod Jedem alles enträthſeln wird. Ich ſage noch einmal; ich bin in dieſem Zuſtande keiner Lüge, keiner Täuſchung fähig, es iſt alles das hellſte Schauen, und ich bin meiner Sache ſo gewiß, daß es mich nicht betrübt, was andere davon meinen. Es kann Menſchen in dieſem Zuſtand geben, in dem ich jetzt bin, die vorher zu betrügen fähig waren, oder denen der böſe Geiſt der Eitelkeit anhängt, bey dieſen wird das Irdiſche nur ſchwer getödtet; ja ſie ſind in dieſem Zuſtand nur um ſo mehr oft täuſchenden Einflüſſen ausgeſetzt, dieſe können auch in dieſem Zuſtande der Eitelkeit und des Truges fähig ſeyn. Ich war es im wachen Zuſtande nie, und bin es in dieſem Zuſtande nur um ſo weniger. Sagen die Leute einſt über meine Geſchichte, was ſie wollen, weiß ich doch, daß ſie bey Manchen, in dem ein guter Keim verborgen liegt, denſelben entfalten wird. Den andern, die ſich einzig in ihren Kopf verſchloſſen haben, wird nach kurzem finſtrem Traum ſchon auch noch ein klarer Morgen aufgehen.

Im heutigen Abendſchlaf begehrte ſie einen Zwiebel, um ihn zu durchdringen. Lange hatte ſie ihn ſinnend in der Hand, und ſagte dann, es iſt in ihm ganz Nacht, er hat durch den Froſt ſehr gelitten. . . .

Als ſie hierauf in den ſiebenten Grad kam, ſprach ſie: . . . O! ich bitte Dich, laß mich trinken, Bruder! nur ein wenig, . . . (ſie bewegte nun die Lippen, wie zum Trinken,) darauf ſagte ſie: ich darf nicht mehr? Ach! Bruder, ich bitte Dich um alles, nur noch einmal, ich hab ja nicht viel davon getrunken, . . . nur noch einmal, daß ich dreymal habe, . . . (ſie machte darauf wieder eine Bewegung zum Trinken,) darauf ſagte ſie: ich danke Dir viel tauſendmal, daß Du mich willſt ſatt trinken laſſen! . . . (hierauf machte ſie nochmals die Bewegung zum Trinken, und trank wie in vollen Zügen, mit Entzücken im Geſichte.) . . . Dieß darf ich eſſen? (Sie machte eine Bewegung mit der Hand, als wollte ſie etwas langen, und brachte die Hand zum Munde, als ob ſie etwas gen[illegible]e.) . . . O! ich danke Dir tauſendmal! . . . Alſo ganz gewiß, nicht wahr? das ſtärkt mich beſſer, als alles andere, was man mir auf der Welt geben kann. . . . Noch einmal darf ich trinken? erlaubſt Du es? Du mußt es aber auch gerne thun, ſonſt will ich lieber nichts mehr. . . . (Sie machte dann wieder die Bewegung mit Kopf und Lippen, als tränke ſie,) darauf ſagte ſie wieder: nun ich danke Dir tauſendmal, daß Du mich haſt ſo ſatt trinken laſſen! . . . Ich bitte, lieber Bruder! ſorge nur, daß die Blumen ewig blühen!

Ich fragte ſie, vermittelſt des Rings, was haſt Du gegeſſen und getrunken? ſie ſagte: einen Apfel, aber einen andern, als hier, und Waſſer, aber himmliſches, mein Bruder reichte es mir in einem Kelch, ihr aber habt wohl weder Apfel noch Kelch geſehen? aber ich aß und trank es doch. Es war geiſtig und luftig, und ſo erquickend, ich kann nicht ſagen wie! der Kelch war auch geiſtig, es war nur das Bild eines Kelchs. . . .

Sie langte nun im Bett umher, als ſuchte ſie etwas. Als ich ſie nun vermittelſt des Rings fragte: was ſucheſt Du? ſagte ſie: ich ſuche jene drey Blumen, noch ſind ſie da, und blühen unvergänglich.

Sie ergoß ſich nun wieder in Dankgefühlen gegen mich, unter vielen Thränen. Lange weinte ſie heftig, darauf faltete ſie die Hände zum Beten, mit dem ſeeligſten Lächeln im Angeſicht, zuletzt ſprach ſie: verſorge fein das Veilchen, nicht wahr! Bruder!

Hierauf kam ſie nach drey vorangegangenen Zuckungen wieder in gewöhnlichen Schlaf, aus dem ſie ſich bald erwecken ließ.

23 Jan. Im heutigen magnetiſchen Schlaf begehrte ſie wieder einen Zwiebel in die rechte Hand, um ihn zu durchdringen, und ſprach dann: in dieſem Zwiebel iſt es ganz licht, und ich könnte die Zahl ſeiner Hüllen, würde ich mich anſtrengen, zählen, allein dieß würde nicht zu meiner Entwicklung gehören, die nur dahin geht, die Kräfte der Pflanzen zu erkennen. Ich ſehe, daß wenn man Zwiebel ſammt den Schalen klein zerſchneidet, und mit ſiedend Waſſer anbrühet, und damit die erfrornen Glieder kalt waſcht, dieß ſehr zu ihrer Heilung dient. Der Saft gebratener Zwiebel mit Zuckerkandi vermiſcht, hat beſondere Wirkung nach einem kalten Trunk, auch wenn dadurch die Lunge ſchon leidet.

Reibt man die Zwiebel roh, und macht ſie mit Baumöl zu einer Salbe, ſo dienen ſie in Wunden, die faules Fleiſch haben.

Ich ſehe auch, daß die Saamen der Zwiebel, zerdrückt man ſie, und brüht ſie mit Waſſer an, rothe Haare, die man mit dieſem Waſſer wäſcht, anders färben, bey einigen Menſchen wirken die Traubenblüthen beſſer zu dieſem Zweck, bey andern aber dieſer Saame.

Es iſt gut, unter die Speiſen viel Zwiebel zu miſchen: denn ſie befördern die Verdauung ſehr.

Sie lag nun einige Zeit lang ſtille, und kam dann in den ſiebenten Grad; in welchem ſich wieder die geſtrige Scene wiederholte, wo ihr ihr Friederich einen himmliſchen Apfel, und himmliſches Waſſer reichte.

Im heutigen Abendſchlaf kam ſie bald in den ſiebenten Grad, und ſprach in demſelben folgendes: die Vergißmeinnichtsblume dort mußt Du mir brechen, die muß für meine Eltern und Geſchwiſter blühen, ſie iſt die ſchönſte unter allen, die Lilie ausgenommen. . . . Ach! ſo gieb ſie mir! . . . Ich kann es nicht mit Worten ausdrücken, den Seegen, den ich meinen Eltern wünſche! . . . Ach Gott! du nur weißt meine Gefühle! . . . Ich möchte nichts wünſchen, als daß Du die Blumen alle ſehen würdeſt, die da bey einander ſtehen, ſie blühen alle ſo ſchön!

Ich fragte ſie vermittelſt des Rings, in was ſtehen denn dieſe Blumen? ſie ſagte: ſie ſtehen wie in einem Gefäß, aber alles geiſtig. . . . Ach! hilf mir und allen, die ich liebe, dieſes ſchöne Ziel der Vollendung erreichen! . . . Bruder laß mich trinken! . . . Sie trank nun wieder mit größtem Entzücken in vollen Zügen, und ſagte dann: ich danke Dir tauſendmal, lieber Bruder! . . .

Nun aß ſie auch, wie geſtern, und ſagte ſpäter: mein Bruder ſagt: wenn man mir ein Seidenflecklein auf die Herzgrube thut, ſo kann man mich hinthun, wo man will, auch an einen Fluß, dann ſchadet es mir nichts. . . . Gegen meine Schüchternheit und Empfindlichkeit dient, wenn man mir das ſeidene Flecklein an eine ſtählerne Kette auf die Herzgrube hängt.

Sie kam nun wieder in den gewöhnlichen Schlaf zurück, und ſagte in demſelben: dieſen Morgen im magnetiſchen Schlafe trank ich Holderthee; als ich erwachte, fühlte ich von demſelben nichts mehr im Munde. Ich aß wach Fleiſch, und ſchlief hierauf magnetiſch ein. Als ich nun wieder in dieſem Schlafe war, fühlte ich wieder im Munde den Holderthee, und nicht das Fleiſch, das ich im wachen Zuſtande gegeſſen hatte, als ich aber aus dieſem Schlafe wieder erwachte, hatte ich wieder den Geſchmack vom Fleiſch im Munde.

24 Jan. In heutiger magnetiſchen Stunde nahm ſie ein Zweiglein von einer Haſelnußſtaude in die rechte Hand. Sobald daſſelbe in ihrer rechten Hand warm geworden war, fieng es ſich von der rechten gegen die linke Hand in einem Kreiſe zu drehen an, ſo, daß ſie immer behauptete, es drehe es ihr jemand aus Scherz mit Gewalt herum. Drückte ſie ihre Hand mit dem Zweiglein feſt auf die Bettdecke nieder, ſo daß daſſelbe mechaniſch in ſeiner Bewegung gehemmt wurde, ſo fühlte ſie alsdann wie einen Krampf und Erſtarrung in der Hand, ſo daß ſie das Zweiglein ſich wieder frey bewegen laſſen mußte.

Beobachtete man die Bewegung des Zweigleins genau, ſo ſchien es, als fände ſeine Bewegung, ſo bald es ſich der Mitte ihres Körpers näherte, und einen Halbkreis gebildet hatte, einen Ruhepunkt.

Sie ſagte: wenn ich Fußbäder von zerſchnittenen Haſelnußſtauden nehmen würde, ſo würden ſolche meine magnetiſche Kraft an ſich ziehen, und dieß wäre ein ganz gewiſſes Mittel, daß ich auf einmal nicht mehr magnetiſch wäre, welches aber jetzt nicht gut wirken würde. Würde man dieß Rüthlein, das ich in der Hand hielt, und das meine magnetiſche Kraft ganz in ſich gezogen, verbrennen, ſo würde ich die ſchrecklichſte Qual erleiden; namentlich einen brennenden Schmerz in allen Theilen des Körpers, und es würde unausbleiblich mein Tod erfolgen. Würde man es in's Waſſer ſtellen, ſo würde eine Kälte meine Glieder durchſtrömen, es würde alle meine Kraft in das Waſſer gezogen, und ich von einem kalten Fieber befallen, und in den Sinnen geſchwächt werden. Meine Rettung allein wäre dann, daß ich ſogleich jenes Waſſer trinken müßte, dadurch erhielt ich wieder die Kraft in mich, Würde man das Zweiglein in die Erde ſtecken, ſo würden meine Glieder ſchwer, und ich melankoliſch werden. Würdeſt Du dieß Zweiglein in der Hand behalten, ſo würdeſt Du die auf mich wirkende Kraft verlieren. Es iſt dieſe Staude das ſtärkſte Mittel zur Auflöſung des magnetiſchen Verbandes, ſie hat eine ganz beſondere Empfänglichkeit für magiſche Kräfte. Den ganzen rechten Arm, in deſſen Hand ich das Zweiglein gehalten, fühle ich ſchwach und wie gelähmt. Als Du mich magnetiſirteſt, während ich das Zweiglein in der Hand hatte, ſo war Deine Ausſtrömung durch dieß Zweiglein ganz ſtark, es zög aber all Deine Kräft an ſich.

Sie hatte ſchon geſtern einen Lorbeerzweig begehrt; jetzt nahm ſie ihn in die rechte Hand, und ſchriee dann bald mit großer Verwunderung: ach! ſeht da! Dieſer Lorbeerzweig wendet ſich nach der Seite, wo das Haſelnußzweiglein liegt, und ich ſehe die magnetiſche Kraft, die noch von mir in ihm iſt, aus demſelben in den Lorbeer ſtrömen, und von dem Lorbeer ſtrömt ſie wieder in meinen Arm, daß er bald wieder ganz geſtärkt iſt. Dieſe Pflanze verſtärkt ganz mächtig die magnetiſche Kraft. Sie kam nun wieder in den ſiebenten Grad, und trank und aß in demſelben wieder, das ihr von ihrem Friederich gereichte Waſſer und den Apfel. Dann ſprach ſie: ich gebe ſie eben nicht! ich laſſe nicht dieſe Lilie! . . . Das reizt mich noch lange nicht, dieſe Blume herzugeben, das iſt mir alles gleich, und glänzt es viel ſchöner, Du erhältſt die Lilie nicht! . . . Es iſt wohl ein einziges Blümlein; allein es iſt mir viel werther, als all Deine ſchönen Dinge.. . . Den Dornſtrauch gabſt Du mir in die

Hand, weil ich Dir mein Blümlein nicht geben will. . . . Das iſt mir gleich, ſticht er mich auch, ſehe ich nur mein Blümlein durch ihn, dann bin ich fröhlich genug. . . . Das ſind nur leere Schreckworte! . . . Du erhältſt es nicht! . . . Warum haſt Du es denn zuvor ſo gelobt, und nun willſt Du es verachten? . . . Das iſt mir gleich. . . . ich achte es dennoch immer gleich groß . . . ſo! ſo! Du willſt Dich enthüllen! . . . ich ſehe Dich wohl, Du biſt ein Wolf in einem Schafspelz. . . . Kommſt Du noch ſo grimmig, die Blume darfſt Du mir nicht rauben, auch die Vergißmeinnichtsblumen erhältſt Du nicht. . . . Schreckworte ſind es, aber keine Machtworte! . . . Du biſt zu elend dazu! . . . und wenn ich es auch erlauben würde, ſo könnteſt Du erſt die Blume nicht holen, Du könnteſt das Licht nicht ertragen, wo ſie ſteht, Du biſt zu finſter . . . und o! über das ſchüchterne Veilchen wacht mein Bruder! . . . Immer gewaltſamer kommen Deine Angriffe, nun ſo ſteh ich Dir auch gewaltſamer entgegen . . . ich thue es eben nicht! (Nun fieng ſie bitterlich zu weinen an.) Ach! Gott! die Dornen! . . . (Sie ſchlenkerte ihre Hand mit Klaggeſchrey, als würde ſie mit Dornen geſtochen; ihre Klagen waren herzergreifend.) Meinetwegen ſtech mir auch dieß Meſſer in den Leib, Du erhältſt die Lilie und die Vergißmeinnichtsblumen nicht! . . . (Sie machte wieder die heftigſten Bewegungen, als würde ſie mit Meſſern und mit Dornen geſtochen.) O Gott! hülf ſiegen! . . . Du erhältſt die Blumen nicht! . . . Als Du Dich noch ſo lieblich ſtellteſt, ſagte ich Dir ſchon, Du erhältſt die Blumen nicht, nun da Du Dich enthüllteſt, erhältſt Du ſie deſto weniger. . . . So! So! Dieſer Palmzweig weht für mich?! . . Du erhältſt ſie nicht! und kommt der Kampf noch heißer, Du ſiegeſt nicht! . . . Die Wunde heilt wieder, aber die Wunde, die aus der verlohrnen Lilie entſtünde, die würde nicht mehr heilen! . . . Weiche von mir, Du erhältſt ſie nicht! . . . Du magſt ſo oft kommen, als Du willſt, ſiegen wirſt Du niemals! . . . für heute mußt Du mich verlaſſen? — Ja! er hat mich geplagt, Bruder! — Die Palme erhalte ich, wenn er das leztemal da war, und ich ſiegte, dann ſtelle ich ſie zur Lilie, die blüht dann nur deſto herrlicher? . . . Auch die Vergißmeinnichtsblumen, Bruder! bewahre vor ihm! —

Nun reichte ihr ihr Friederich wieder, gleichſam zur Stärkung nach dieſem Kampfe, einen himmliſchen Apfel und himmliſches Waſſer.

Sie ſprach dann weiter: ſo, Bruder! der verſuchende Engel kommt noch öfter? und betete dann ſtille.

Von dieſem tiefen Schlaf kam ſie wieder nach vorausgegangenen drey Zuckungen in den andern Schlaf zurück.

Sobald ſie im heutigen Abendſchlaf in den ſiebenten Grad kam, weinte und klagte ſie äuſſerſt und ſagte: ich ſoll dieſen Kelch da leeren, und kann es nicht! O Gott! ich kann ihn nicht trinken! . . . Sie machte nun die Bewegung, als tränke ſie, indem ſie ſich im Bette aufrichtete und immer weinte, während ſie immer zu trinken ſchien. . . . Jezt darf ich nimmer, nicht wahr? Ach Gott! ich kann nicht mehr! . . . Sie trank nun wieder unter vielem Weinen. . . . Nachdem ſie lange ſo getrunken, ſprach ſie endlich: nun ich danke Dir für den Leidenskelch! . . . Ich fragte ſie vermittelſt des Rings, wer reichte Dir denn dieſen Kelch? ſie ſagte: der Erlöſer. . . . Ach Gott! nun kommt aber wieder der, der mir meine *Lilie rauben will*. . . . Ach! meine Blumen! . . . Ach! ſtärke mich zu meinem Kampfe! . . . So! dieſe Herrlichkeit willſt Du mir geben um meine Lilie? Ich gebe ſie doch nicht her! . . . So! enthülle Dich! es iſt mir gleich! . . . Gehe weg mit Deinen Dornen. . . . Ach! Bruder! warum verläßt Du mich? . . . (Sie bewegte nun ihre Hände hin und her, mit dem ſchmerzhaften Geſchrey, er hat mir Dornen um die Hände gebunden!) . . . Er ſagte, fuhr ſie fort, wenn ich ſie ihm morgen nicht gebe, ſo binde er mir Dornen um den Kopf. . . . Und wenn Du mich zu Tode marterſt, ſo bekommſt Du ſie nicht, auch keine Vergißmeinnichtsblumen. . . . (Sie rieb nun wieder die Hände mit kläglichem Geſchrey.) Mein Bruder und alles verläßt mich! . . . Es wäre kein Wunder, wenn ich unterliegen würde! . . . Sie ſagte nun lächelnd: jezt kommt wieder mein Bruder mit dem Palmzweig, er kommt von meiner Rechten, aber der andere verläßt mich nicht. . . . Ach Gott! meine Hände! (Man ſah jezt ihre Arme kreuzweis über einander, als wären ſie zuſammen gebunden, und ſie weinte und klagte bitter. Es waren die Arme auch ſo feſt über einander, daß es unmöglich war, ſie auch mit angeſtrengter Kraft aus einander zu bringen, als wären ſie wirklich von einem unſichtbaren Bande gebunden. Es wäre eher möglich geweſen, die Knochen zu zerbrechen, als dieſe Uebereinanderkreuzung der Arme zu löſen.) . . . Sie ſagte: meinetwegen marterſt Du mich auch noch ſo ſehr, Du erhältſt ſie nicht. . . . Bruder! er ſagt nun, er verlaſſe mich jezt, komme aber morgen deſto fürchterlicher. . . . (Es giengen nun die Arme aus einander.) . . . Bruder! ſagte ſie, es ſind nun meine Arme ganz gelähmt, vom fürchterlichen Bande, womit er ſie band. . . . (Nun trank ſie wieder mit dem ſeeligſten Entzücken, und dankte ihrem Bruder für den Trunk.) . . . Sie ſagte: meine Arme ſchmerzen mich äuſſerſt von dem Bande, ich habe gar keine Kraft mehr in ihnen.

Sie kam nun wieder in den gewöhnlichen Schlaf zurück, und ließ ſich ſpäter aus ihm erwecken.

25 Jan. In heutiger magnetiſchen Stunde kam ſie ſehr bald in den ſiebenten Grad. Sie fieng mit ſtillem Weinen an, indem ſie auf ihr Haupt, als ob ſie da einen Schmerz fühle, langte! Sie biß, wie vor Schmerz, die Zähne über einander, und weinte immerwährend, doch blieben ihre Geſichtszüge dabey immer freundlich verklärt, ſo war es auch geſtern.

Sie gab zu verſtehen, daß man ihr Dornen ins Haupt gedrückt habe, und daß ſie vor Schmerzen nicht ſprechen könne. Eine Stunde lang dauerte dieſe Qual. Dann gab ihr ihr Friederich wieder himmliſches Waſſer, und einen himmliſchen Apfel, und ſie fand ſich wieder zum Sprechen geſtärkt.

Sie ſagte: ich würde im irdiſchen Zuſtande dieſe Schmerzen nicht ſo ſehr fühlen, aber in dieſem geiſtigen, da ſind dieſe Seelenſchmerzen viel ſtärker, allein ungeduldig kann ich über dieſelben nicht werden, weil ich dennoch immer in Anſchauung der Seeligkeit bin, die keinen Unmuth, auch bey den fürchterlichſten Schmerzen zuläßt.

Sie betete nun lange ſtille, und als man ſie fragte: warum ſie bete, ſagte ſie: ich bete um Stärkung, weil der Verfolger noch mehr kommen wird, und mein Friederich, ſobald er erſcheint, mich verläßt. Wäre dieſer bey mir, wäre der Kampf leicht, allein ſobald der Verführer erſcheint, muß er gehen, weil ich allein ſtehen und kämpfen ſoll. . . . .

Sie ſagte heute in dieſem ſiebenten Grade: daß die Entfernung von ihrem Hauſe ſieben Wochen lang dauern müſſe.

Als ſie in den andern Schlaf wieder zurück kam, klagte ſie über ein Gefühl von Wundſeyn auf dem Kopfe, ſie ſagte: es iſt ein Schmerz, wie von Blaſenpflaſter, auch klagte ſie über Schmerzen in den Armen, ſie konnte aber keine Urſache davon angeben. Sie verlangte, man ſoll ihr, wann ſie erwacht ſeye, ſagen, daß ſie dieſe Theile mit Eſſig reiben müſſe.

Im heutigen Abendſchlafe, wo ſie bald wieder in den ſiebenten Grad kam, fühlte ſie ſich ſehr geſchwächt, ſie ſagte: mein Friederich iſt bey mir, der Verfolger darf heute nicht kommen; ich kann aber vor Schwäche nicht ſprechen und vor Angſt auf morgen, wo er wieder erſcheinen wird.

Meine Frau hatte ſich auf ihr Bett geſetzt, und ſie öfters mit dem goldenen Ring berührt, auch hatte ſie die Finger, mit denen ſie den Ring hielt, lange auf ihrer Herzgrube liegen gelaſſen. Es wandelte nun meine Frau große Schwäche und Schlaf an, und ſie konnte kaum das Haus erreichen, wo ſehr heftige Krämpfe an ihr ausbrachen und ſie hierauf in einen magnetiſchen Schlaf verfiel, in dem ſie aber aus Schwäche nicht zu ſprechen im Stande war. Mit vieler Mühe langte ſie in dieſem Schlafe endlich nach einem neben ihr ſtehenden Glaſe, hob es an die Stirne und wurde wieder wach. Sie ſagte: eine innere Stimme befahl mir, nach dieſem Glaſe zu langen, ich mußte es thun, und zwar mußte ich es ſelbſt langen, ſo ſchwach ich auch war, ſonſt hätte ich mich damit nicht erwecken können.

26 Jan. In heutiger magnetiſchen Stunde war Hr. v. J. und ſeine Gemahlin da. Die Somnambüle ergrief die Hand dieſer Dame, und ſagte ihr über ihren Geſundheitszuſtand folgendes: Dein Uebel iſt mehr eine Lähmung der Nerven, als Nervenſchwäche. Es brechen bey Dir keine Krämpfe aus, welches viel ſchlimmer iſt, als hätteſt du von Zeit zu Zeit die ſchrecklichſten Krämpfe. Ich weiß für Deinen Zuſtand nichts beſſeres, als Eiſenbäder. Was dieſe ſind, weiß ich nicht, aber ich fühle, daß Du dieſe gebrauchen mußt; aber in jedes Bad legſt Du drey friſchgebrochene Lorbeerzweige und eine Handvoll Baldrian, und gebrauchſt das Bad kaum lau. Sehr gut iſt es auch, wenn Du mehrere Lorbeerbäume in Deinem Zimmer pflanzeſt, und wenig Wein trinkſt, der Deine Nerven nur mehr lähmt. Dich magnetiſiren zu laſſen, rathe ich nicht, zu ſtarker magnetiſcher Einfluß könnte Dich noch mehr lähmen.

Sie kam nun in den ſiebenten Grad. In dieſem erſchien ihr wieder der böſe Engel, ſie um ihre Lilie zu martern. Ihre Arme wurden jetzt, wie an ein Kreuz mit aller Gewalt aus einander geſpannt, ſie waren ſteif, wie Stäbe von Eiſen, rückwärts gedrückt, und ſie wären eher zu zerbrechen, als in ihren Gelenken zu beugen geweſen. Auch die Hände waren ſo ausgeſpannt, ſie ſagte: dieſer Schmerz iſt noch der unerträglichſte, und ich könnte dieſen nicht lange aushalten, er iſt namenlos. Mit dem feſteſten Willen kann ich die Arme nicht aus dieſer folterhaften Lage bringen. . . . Sie weinte heftig, aber im Angeſichte immer Ruhe und Verklärung.

Endlich ſagte ſie freundlich: Jetzt kommt mein Friederich! nun wird es bald beſſer werden, er kommt mit der Palme, dem Sinnbilde meines Sieges. Die Lilie iſt unverſehrt, und die Vergißmeinnicht ſind es auch! . . . Freundlich lag ſie da, und fuhr dann ſeelig lächelnd (indem die Arme ſich wieder aus der Spannung löſten) auf: nun iſt alles vorüber, nun darf er nicht mehr kommen, der Verfolger! . . . Nun bin ich ſeeliger, als je! Aber meine Arme ſind wie gelähmt. . . . Nun erhalte ich bald zu trinken. . . . (Sie hob ſich nun auf, und machte wieder die Bewegung, als tränke ſie aus einem unſichtbaren Kelch.) Nun erhalte ich auch einen himmliſchen Apfel. (Sie aß nun wieder mit der ſeeligſten Luſt.) Nun blühen alle meine Blumen auf ewig, ſprach ſie darauf, und auch die Palme iſt bei der Lilie und den Vergißmeinnichtsblumen, ich werde ſie alle nach meinem Tode wieder finden. Mein Bruder pflanzte die Palme zur Lilie. . . .

Nachdem ſie in den andern Schlaf wieder zurückgekommen war, klagte ſie ſehr über Lähmung ihrer Arme und Füße, konnte aber keine Urſache davon angeben.

Weil ſie auch über Lähmung der Füße klagte, war es wahrſcheinlich, daß auch ihre Füße eine gleiche Folter und Spannung erlitten, die man aber nicht bemerkte, weil ſie von der Bettdecke bedeckt waren. Es ſchien eine Art Kreuzigung geweſen zu ſeyn.

Hr. v. J. und ſeine Gemahlin machten ihr nun in dieſem Schlafe den Antrag, ſie die ſieben Wochen lang nach der Zeit ihres magnetiſchen Schlafes zu ſich nach Heilbronn zu nehmen. Mit Freudigkeit wurde dieſes Anerbieten von ihr angenommen, beſonders, als ſie durch Berührung in der Frau von J. einen ſehr menſchenfreundlichen, edlen Charakter erkannte. Sie bat nun: ihr nach ihrem Erwachen zu ſagen: daß ſie ſich im Schlafe die Verordnung gemacht: ſieben Wochen lang in eine andere Umgebung zu gehen, ſie werde, wenn man es ihr ſage, weinen, daß ſie ihr Haus verlaſſen müſſe, werde aber dadurch, daß ſie ſich dieſe Verordnung ſelbſt gemacht habe, und es ſeyn müſſe, ſich wohl bald darüber zu tröſten wiſſen.

Im heutigen Abendſchlaf klagte ſie wegen eines erlittenen Schreckens über Fieber, und konnte nicht in tiefen Schlaf kommen.

27 Jan. In heutiger magnetiſchen Stunde kam ſie wieder von ſelbſt auf mein Magenleiden, und ſagte: Du haſt die Mittel, ſo lange ich noch ſchlafe, fort zu gebrauchen, dann nimmſt Du ſieben Morgen lang, zur Stunde, wo Du den Senf mit Meerzwiebeln nahmſt, eine Theetaſſe voll alten, warmen Wein, in welchem Du ſieben Pfeffermünzküchlein auflöſeſt.

Sie kam heute nicht in in den ſiebenten Grad, wie auch geſtern Nacht nicht mehr. Der Gedanke, daß ſie ihr Haus bald verlaſſen müſſe, und die Zurüſtungen dazu, beſchäftigten ſie im heutigen Schlaf am meiſten. So zeigte auch der Abendſchlaf nichts Beſonderes.

28 Jan. In der heutigen letzten Stunde des Magnetiſirens dankte ſie mir mit innigſter Rührung, unter vielen Thränen, für das, was ich bisher an ihr gethan, eben ſo ihren Eltern und Brüdern, und kam hierauf zum letztenmal unter vorausgegangenen drey Zuckungen in den ſiebenten Grad. Ihr kaum nach bitterem Schmerz ausgedrücktes Angeſicht wurde nun wieder verklärt, und ſie ſprach weinend, aber immer Verklärung im Geſichte: ... Ach Gott! meine Blumen ſehe ich jetzt zum letztenmal vor meinem Tode! ... Meinen Friederich ſehe ich noch in den noch folgenden eilf Tagen des Schlafes, dann bleibt er unſichtbar bey mir, bis ich ihn in meiner Todesſtunde wieder ſehe, wo ich auch meine Blumen wieder ſehen werde. ... O! dieſe freuen mich ſo ſehr, weil ich ſie durch ſo viel Leiden erringen mußte! ... O Bruder! bewahre ſie mir doch gewiß, daß ich ſie nach dem Tode wieder finde!

Sie faltete nun die Hände, betete lange ſtill, im Angeſichte das ſeeligſte Lächeln, und ſprach dann nach und nach laut: ach Gott! nun hab ich meine völlige Geneſung! Ach Gott! wie ſoll ich Dir danken? ... Ja bis ins Grab bin ich Dir treu ... bis ins Grab, Du Erlöſer! für Deine Liebe. ... Ach! laß mich ſie doch dort wieder finden! meine Freunde! ... Ach Erlöſer! Dir befehle ich alle meine Freunde! Ach! ſegne ſie mit namenloſen Freuden, in Zeit und Ewigkeit. ... Ich verzeihe allen, die mich je beleidiget haben, und wünſche ihnen alles Glück! —

Nach vorangegangenen drey Zuckungen kam ſie nun wieder in den niedern Schlaf, und bat in demſelben mich, ihre Eltern und Brüder, nch einen Thee von Johannisblumen zum Gedächtniß mi ihr zu trinken.

Hierauf bat ſie mich, ihr noch ein und zwanzig Striche mit Gold zu geben, weil ſie durch Weinen und Kummer ſehr geſchwächt worden ſeye. lls dieß geſchehen war, ſagte ſie: heute Abend darf ma mich noch, Schlag 6 Uhr, wie gewöhnlich, magnetiſch ſlafen laſſen, aber dann nicht mehr. Daß ich ohne Schen wach erhalten werde, muß ich jedesmal vor 6 Uhr i Dein Haus, und dort muß man mir, will ich einſchlafn: ein Trinkglas eine Zeit lang in die rechte Hand gen, und mich da auch durch Geſchäfte wach erhalten; wrde man dieß in einem andern Hauſe thun, ſo würde e mir ſchaden. Im Morgenſchlaf mußt Du jedesmal noc anweſend ſeyn, darfſt aber keinen magnetiſchen Stric mehr thun, der mich jetzt auch gleichgültig laſſen würd Jetzt muß ich einen Thee von zerſchnittenen Haſelnſtauden trinken. Meine Gelenke muß ich in den eilf Tagen öfters zur Stärkung der Nerven mit Wein waſchen den man über eine zerſchnittene Zitrone anbrühte. Ene zerſchnittene Zitrone muß darum unter den Wein, wl ohne dieſe der Wein mich zu ſehr erhitzen würde.

Im Schlafe in den eilf Tagen werde ich mich immer noch durch Pflanzen entwickeln. Noch mßt Du mir heilig verſprechen, in dem Tagebuch, das u hier von mir niederſchriebſt, nicht das mindeſte zu ändrn oder wegzulaſſen, und namentlich alles, was ich ſelſt Dir diktirte, doch ja bey meinen eigenen Worten zu ſſen.

Ich verſprach es ihr, und habe es au heilig gehalten. Nun bat ſie mich, ſie durch Gegenſiche mit Gold zu erwecken.

Im heutigen Abendſchlaf begehrte ſie einen Borsdörfer Apfel. Als ſie denſelben eine Zeit lang in der rechten Hand gehalten, ſagte ſie: reibt man dieſen Apfel auf einem Reibeiſen, miſcht den neunten Theil Salz zu ihm, und behandelt dann dieſe Miſchung ſo, wie ich es beym Rosmarin in jener Küche im frühern Schlafe ſah, ſo erhält man einen Geiſt, der die Schönheit erhöht, wenn man ihn mit Waſſer vermiſcht, und das Angeſicht damit wäſcht. Miſcht man dieſen Geiſt mit Eſſig, und reibt damit den Wirbel des Kopfes, ſo kann man damit blöde Augen ſehr ſtärken. Nimmt man neun Tropfen von dieſem Geiſt und miſcht dieſe unter drey Eßlöffel voll alten Wein, den man nüchtern trinkt, ſo bringt dieß große Heilung einem geſchwächten und angeſteckten Herzen. Zerdrückt man die Kerne dieſes Apfels, und bringt ſie in Weingeiſt, ſo kann man damit Glieder, in denen ein krampfhaftes Reiſſen iſt, mit Vortheil einreiben. Dieſe Kerne zerdrückt, und unter Waſſer und Eſſig gethan, geben einen guten Kühltrunk bey großer Hitze. Die Blüthenknoſpen dieſes Apfels, ehe ſie ganz offen ſind, als Thee gebraucht, geben einen Blutreinigungstrank. Schabt man die äuſſere Rinde von den Zweigen dieſer Aepfel, und ſchneidet das Uebrige vom Holz klein zuſammen, ſo ſtärkt dieß, ſiedend angebrüht, in Bäder gebracht, ſchwache Glieder äuſſerſt. Nach dieſer geiſtigen Entwickelung, wie ſie dieſe ihre Offenbarungen von den Wirkungen der Pflanzen u. ſ. w. nannte, ließ ſie ſich wieder erwecken.

29 Jan. Im heutigen Morgenſchlafe, wo ſie das erſtemal, ohne magnetiſirt zu werden, ſchlief, war ſie ſehr unruhig, und behauptete immer zu fahren und fühlte

ſich davon äuſſerſt geſtört, ſie konnte ſich auch durch nichts entwickeln, und erhielt ſtark Fieber.

Ich fuhr gerade während der Dauer ihres Schlafes zu einem Kranken, wovon ihr aber durchaus nichts geſagt worden war.

Ihr Abendſchlaf wurde heute in meinem Hauſe nach ihrer Vorſchrift mit Gewalt durch Glas und Zerſtreuung unterdrückt. Eine Viertelſtunde lang fühlte ſie Schlaf, dann aber verlohr ſie dieß Gefühl und ſie blieb munter und wach.

30 Jan. Heute begehrte ſie drey Lorbeerblätter in ihrem Morgenſchlaf in die rechte Hand und ſprach dann: der Genuß von Lorbeerblättern (ich weiß es jetzt allein von den Blättern, weil ich nur dieſe in der Hand habe) dient denjenigen Menſchen, die Anlagen zu magiſchen Wiſſenſchaften haben, daß ſich dieſe in ihnen mehr entwickeln.

Will ein ſchwacher Magnetiſeur ſtark einwirken, ſo ſoll er mit Lorbeerblättern magnetiſiren. Bäder von Lorbeerblättern dienen gegen die fallende Sucht.

Lorbeerblätter zerhackt, mit Eſſig übergoſſen, und dann mit Baumöl vermiſcht, ſind als Salbe bey böſen Ausſchlägen, wie der Ausſatz iſt, von guter Wirkung.

Behandelt man die Lorbeere, wie ich von dem Rosmarin ſah und von den Borsdörfer Aepfeln, ſo erhält man einen Geiſt, den ich für die fallende Sucht als äuſſerſt gut ſehe.

Für Hypochondriſche und Schwermüthige iſt gut, wenn ſie ſich Lorbeerzweige um den Kopf binden, oder auf Lorbeerblättern ſchlafen.

Ich will heute einen Thee von Lorbeerblättern trinken, und ein Amulet von drey Lorbeerblättern mir im wachen Zuſtande ſelbſt bereiten, das ich dann auf der Herzgrube trage, das ſagt man mir, wann ich erweckt bin....

Ihr heutiger Abendſchlaf war nur ſchwer zu unterdrücken, da man nicht Schlag 6 Uhr, wo ihre Schläfrigkeit anfängt, die ſie zuerſt auf der Herzgrube fühlt, ihr das Glas in die Hand gab, ſondern dann erſt, als ihre Augen ſchon einige Minuten lang geſchloſſen waren.

31 Jan. Ihre Entwickelung wurde in heutiger Stunde dadurch zurückgehalten, daß ich geſtern Abend zu ihr ſagte: morgen ſollteſt Du einen Diamant in die rechte Hand nehmen, und durchſchauen. Da ich nun nicht ſogleich bey ihrem Morgenſchlaf ſeyn konnte, gab ihr ihr Vater einen Granat in die Hand, den ſie durchſchauen ſollte, aber bald wieder mit der Aeuſſerung zurückgab: ſie könne ſich nur durch das entwickeln, was ich ihr aufgegeben, oder was ſie von ſelbſt fordere.

Da ich nun aber mit dem Diamant nicht da war, ſo unterblieb ihre Entwickelung, und ſie konnte ſie auch nicht mehr fortſetzen, als ich ſpäter mit dem Diamant kam.

Sie wurde nun durch dieſe Störung ihrer geiſtigen Entwicklung ſehr ſchwach und begehrte einen Thee von Haſelnußſtauden.

Später wurde ſie in dieſem Schlafe noch halbwach, und bekam dann ſtarkes Fieber und Irrereden. Auf kalte Umſchläge, die ſie ſich verordnete, wurde ſie wieder magnetiſcher, und das Irrereden wich. Als ſie erweckt war, brach ein ſtarker Schweiß an ihr aus, und ſie fühlte ſich wieder geſund.

Sie bekam heute Gelegenheit, nach Heilbronn zu Frau v. J. zu fahren, um die Umgebung kennen zu lernen, in der ſie nun nach dem menſchenfreundlichen Anerbieten der Frau v. J. nach ihrer magnetiſchen Behandlung ſieben Wochen lang weilen ſollte. Von da kam ſie, erheitert durch das liebevolle Weſen der Frau v. J., vergnügt zurück.

Sie war unterwegs, als es 6 Uhr, die Stunde ihres Abendſchlafes war, da fühlte ſie durch eine leichte Schläfrigkeit auf der Herzgrube dieſe Stunde, und ſagte: jetzt iſt es 6 Uhr. Dieß Gefühl gieng aber bald wieder vorüber, und ſie blieb bis zum rechten Schlafe ganz wach.

1 Febr. Im heutigen Morgenſchlafe begehrte ſie von ſelbſt geſchliffenen Granat in die rechte Hand, hielt ihn lange ſinnend und ſprach dann: wenn man Granatenſchnüre bey einem ſchweren Gewitter an die Fenſter hängt, ſo ſchlägt ein Gewitter nicht leicht in ein Haus. Es iſt ſchon genug nur eine Granatenſchnur über die Breite der Fenſter herzuſpannen. Wie es zugeht, daß Granat dieß bewirkt, kann ich nicht ſagen. — Schmelzt man Granat und gießt ihn dann in ein Bad, ſo hat derſelbe die Kraft, Lähmungen der Nerven zu heben.

Ich ſagte zu ihr: das wäre aber ein theures Bad! Sie erwiederte: ich ſehe nun einmal dieſe Wirkung des Granats, und dieſe ſag ich und muß ich ſagen, ob man ſie anwenden kann, oder nicht. — Das iſt auch nicht gut, ſagte ſie, wenn eines einen dicken Hals hat und Granaten um den Hals trägt, ſie ziehen das Krampfhafte herbey und vermehren die Dicke des Halſes. Gegen krampfhaftes Reiſſen in den Gliedern iſt gut, wenn man die Glieder mit Granat auswärts ſtreicht, aber liegen darf man ihn auf den Gliedern nicht laſſen, er zieht Krämpfe an ſich; ſtreicht man aber mit ihm hinaus, zieht er die Krämpfe nach ſich und hinweg. So iſt auch gut, wenn man Kindern, die zu Gichtern geneigt ſind, Granat unter das Kopfkiſſen legt, aber nur nicht Granat anhängt.

Vom heutigen Abendſchlaf war ſie leicht dadurch abzuhalten, daß man ihr das Glas, noch ehe ſich die Schläfrigkeit auf der Herzgrube einſtellte, in die Hand gab.

2 Febr. Es ſtockte heute ihre Menſtruation etwas, wodurch ſie ſehr geſchwächt war, und ſich nicht entwickelte. Sie verordnete ſich Fußbäder und Baldrianthee, und rühmte dabey wieder die Kraft der Baldrianwurzel, die ſo vortrefflich dadurch auf ſchwache Nerven wirke, daß ſie nicht, wie andere ſtärkende Mittel, zugleich erhitze.

Vom heutigen Abendſchlaf hielt man ſie auf die gewöhnliche Weiſe wieder ab.

3 Febr. Heute begehrte ſie nun von ſelbſt in ihrem Schlaf den Diamant in die rechte Hand. Leider konnte ich aber keinen erhalten, der nicht eingefaßt war. Es war ein Ohrenring, mit einem ziemlich großen, auch auf der andern Seite zu Tag gefaßten Diamant. Als ſie ihn eine Zeit lang zwiſchen den Fingern gehalten hatte, ſagte ſie: da geht es ja wie mit der Haſelnußſtaude, der Ring dreht ſich mir mit Gewalt zwiſchen den Fingern, ob dieſe Wirkung aber vom Golde, oder vom Diamant kommt, weiß ich nicht. Wäre dieſer Stein nur nicht gefaßt! So in Gold gefaßt kann ich ihn unmöglich durchdringen, denn es vermiſchen ſich die Eigenſchaften des Goldes mit ihm.

Sie legte ihn wieder von ſich, nachdem ſie ſich lange vergebens angeſtrengt hatte, den Diamant allein zu durchdringen.

Sie wurde nun ſchwach und verordnete ſich einen Thee von Baldrian. Kupfervitriol, den ſie ſpäter in dieſem Schlaf in die Hand nahm, machte ihr gewaltſames Erbrechen und Schwäche.

Sie hatte heute kurz vor dem Schlaf im wachen Zuſtande Gerſtenkaffee getrunken, im Schlafe aber trank ſie Baldrianthee, als ſie nun erwacht war, ſo hatte ſie im Munde den Geſchmack, von dem im wachen Zuſtande getrunkenen Gerſtenkaffee, von dem im Schlaf getrunkenen Baldrianthee aber hatte ſie nicht die mindeſte Ahnung.

4 Febr. Sie erlitt geſtern Abend in meinem Hauſe dadurch einen großen Schrecken, daß ihr das Trinkglas, mit dem man ſie gewöhnlich wach zu halten ſuchte, das aber ſchon früher zerſprungen war, zerbrach. Dadurch ſchlief ſie eine Zeit lang magnetiſch, gieng auch bald, wahrſcheinlich in einem halbwachen Zuſtand, nach Hauſe, und fühlte ſich auch im heutigen Morgenſchlafe ſehr geſchwächt. Nachdem ſie ſich aber Baldrianthee, und hierauf eine Taſſe Lorbeerblätterthee verordnet hatte, konnte ſie ſich dennoch wieder entwickeln, und forderte zu dieſem Zweck den Zweig eines Nußbaums in die rechte Hand.

Nachdem ſie dieſen eine Zeit lang in der rechten Hand gehalten, ſagte ſie: es iſt ſehr gefährlich, wenn Menſchen während eines Gewitters unter einen Nußbaum ſtehen, ich fühle, daß er die elektriſche Kraft äuſſerſt an ſich zieht. Auch verhält ſich dieſes Holz wie die Haſelnußſtaude, es zieht aus mir alle magnetiſche Kraft in ſich hinein.

Sie legte den Nußbaumzweig zurück, und begehrte einen Lorbeerzweig. Als ſie dieſen in der Hand hatte, ſagte ſie: nun fühle ich die magnetiſche Kraft, die in den Nußbaumzweig hineinzog, ſich aus ihm heraus in den Lorbeer ziehen, und von dieſem wieder in mich hinein. So ſtark aber zieht der Nußbaum die magnetiſche Kraft nicht an, wie die Haſelnußſtaude.

Dieſen Nachmittag machte ſie mehrere Ausgänge, fühlte ſich aber ſehr übel, und kehrte halb ohnmächtig nach Hauſe, um ſich ins Bett zu legen. Ihre Menſtruation war durch die geſtrige Alteration in Stokung gerathen. Sie verfiel Schlag 6 Uhr in Schlaf und wollte ſich nicht wach erhalten laſſen, vermuthlich, um ſich Verordnungen machen zu können. In dieſem Schlaf verordnete ſie ſich nun drey Tropfen Kirſchlorbeerwaſſer in drey Eßlöffel voll Waſſer. *) Als ſie dieſes einige Minuten lang in ſich hatte, ſo wurde ſie ganz fröhlich, und ſagte: meine Nerven waren wie gelähmt, und nun fühle ich ſie plötzlich ganz geſtärkt, auch war ich wie melankoliſch, und nun bin ich ganz fröhlich, dieſe Tropfen wirken ganz gegen die Melankolie. Sie verordnete ſich auch einen Umſchlag mit Eſſig, in dem man Lorbeerblätter ſieden mußte, um den Kopf.

Als ſie erweckt war, fühlte ſie ungemein Eßluſt, und war äuſſerſt heiter und geſtärkt.

5 Febr. Im heutigen Morgenſchlaf nahm ſie wieder drey Tropfen Kirſchlorbeerwaſſer, in drey Eßlöffel voll Waſſer, und dann verlangte ſie wieder einen Nußbaumzweig in die rechte Hand. Nach einigem Sinnen ſagte ſie: die Blätter dieſes Baumes gedörrt und verbrannt,

---

*) Dieſe Tropfen und ihre Wirkung waren ihr im wachen Zuſtande durchaus unbekannt.

ſind äuſſerſt gut, die Luft zu reinigen bei peſtartigen Krankheiten. Halbreife Nüſſe, ſo behandelt, wie ich von dem Rosmarin und Lorbeer ſagte, geben Tropfen, die gegen den Bandwurm gut ſind. Reife Nußkerne zerquetſcht, in Eſſig liegen gelaſſen, dienen gegen böſe Ausſchläge als Waſchwaſſer. Salat mit Nußöl iſt ein beſonders gutes ſchweißtreibendes Mittel, das auch in Nervenfiebern anzuwenden iſt, es iſt ſehr kühlend, und mindert die Hitze, daß Schweiße kommen. Ich könnte dieſen Nußzweig nicht durchdringen, hätte ich nicht das Kirſchlorbeerwaſſer genommen, dadurch kann der Nußzweig meine magnetiſche Kraft nun nicht ſo ſehr an ſich ziehen.

Nach einiger Ruhe begehrte ſie einen Wachholderbeer in die rechte Hand, und ſprach dann: wenn man Wachholderbeere in Weingeiſt einweicht, und Kindern die Glieder damit wäſcht, ſo ſtärkt dieſer Geiſt die Glieder ſehr, er macht leichte Glieder. Wenn man ungerade Wachholderbeere verbrennt, je mehr, je beſſer, und die Aſche davon in ein leinen Tüchlein bindet, aber nicht näht, und dieß mit drey Nägel an die Thüre nagelt, ſo hat man in dieſem eine Gegenwirkung gegen dämoniſche Einflüſſe. Wenn man Wachholderbeeren glühend macht, und dann Eſſig darüber gießt, ſo verzehrt der dadurch entſtehende Dampf die anſteckenden Dünſte böſer Krankheiten.

Sie machte ſich nun noch einige Verordnungen, namentlich auf Schlag 5 Uhr wieder drey Tropfen Kirſchlorbeerwaſſer.

Auf dieſe Tropfen war ſie auch den ganzen Abend ſehr geſprächig und vergnügt, und konnte auch von dem Schlaf Abends 6 Uhr durch Glas leicht abgehalten werden.

6 Febr. Sie nahm im heutigen Morgenſchlafe nach ihrem eigenen Begehren eine friſche, aber noch unreife Feige in die rechte Hand, die ſie aber, nachdem ſie dieſelbe eine Zeit lang in der Hand gehalten hatte, wieder weggab, weil,

wie ſie ſagte, es ihr unmöglich ſeye, ſie in dieſem unreifen Zuſtande zu durchdringen. Dagegen ergrief ſie nun ein Zweiglein von einem Feigenbaum, und ſprach dann nach einiger Zeit: die Feigen, eigentlich ſchon ihr Holz, haben eine Eigenſchaft, die gegen die Elektricität wirkt. Es iſt gut, wenn man bei ſchweren Gewittern Feigenſtöcke vor den Fenſtern ſtehen hat. Ich wollte jezt ſogleich angeben, woher die Feigen ſo gut ſind, wodurch ſie, wie von der Schöpfung her, die Kraft haben, ich kann es wie leſen, es fehlen mir aber die Worte es auszuſprechen. — Ach Gott! ich habe, ſeit ich dieſes Zweiglein in der Hand halte, ſo viel mit dem Worte Princip zu ſchaffen, und weiß gar nicht, was das iſt, immer leſe ich es in dieſem Zweiglein ... Ach Gott! ich kann mich nicht ſo ausdrücken, wie ich es da leſe, ich kann die Wörter nicht übertragen! So wurde ich noch durch keine Pflanze auf die Schöpfung zurück geführt, wie durch dieſe! ... Es thut mir ſo weh, daß ich es da leſen und wiſſen, und nicht ausdrücken kann. Das Wort Princip — heißt es denn nicht Grundſtoff? So ſoll ich es ſagen!

Ich ſagte ihr: ja! und ſie ſprach hierauf: ich ſehe, als wäre der Grundſtoff von den Feigen ehemals in der Schöpfung, beſonders durch die Liebe Gottes, die er vorzüglich in dieſe Pflanze legte, entſtanden. ... Ich kann mir jezt Gott als Schöpfer in der Schöpfung ſo leicht denken und ſehen, aber nicht als ſichtbares Weſen. ... Ich ſehe jezt Alles, ehe es noch zum Sichtbaren und Handgreiflichen wurde, ich ſehe es ganz natürlich, allein ich kann es nicht ausſprechen. ... Was heißt denn Aether? Ich ſoll Aether ſagen, ich ſoll Worte nennen, die ich noch nie hörte![*] Ich ſoll ſagen ... „im Aether ſehe ich noch die Schöpfung.“ — Auch ſehe ich noch den Stoff, aus denen die Feigen wurden, und ſehe, daß ihm beſonders von der Liebe Gottes mitgetheilt wurde. . . . Ich könnte die ganze Schöpfung beſchreiben, könnte ich nur Worte finden. . . . Ich ſollte nicht ſagen, was ich denke . . . hätten doch nur unſere erſten Eltern nicht geſündigt, daß alles in ſeiner Kraft geblieben wäre, wie es geſchaffen worden, daß nichts verderbt worden wäre!! . . . Ich wollte auch ſo gut ſagen, warum die Feigen, troꝫ jener Verderbniß, noch ſo herrliche Kraft behielten, ich kann es aber nicht. . . . Ich leſe es als Naturſprache, nicht als unſere Sprache. Könnte doch nur jemand in der Naturſprache mit mir ſprechen! Dieſe vernehm' ich aber auch nicht als Worte, ſondern als Wille. Ich will nun verſuchen, wenigſtens folgendes auszudrücken, kommt es auch noch ſo verkehrt heraus: denn ich kann es unmöglich in dieſer Naturſprache ſagen, wo es freylich anders lauten würde: ich ſehe, daß die Feigen noch ſo heilend und ſüße, troꝫ jenes Fluches, ſind, weil Gott bey der Schöpfung in den innerſten Grundſtoff, in den Aether dieſer Pflanze, ſeine Liebe einſchuf. So konnte jener Fluch, ihre edlen Eigenſchaften nur von auſſen trüben, wärend ihr Grundſtoff, ihr Aether, all die Süßigkeit und Kraft, die die Liebe Gottes in ſein Allerinnerſtes legte, noch beybehielt. . . . Anders kann ich dieß nicht ausdrücken: denn ich vermag für die Naturſprache keine andern Worte zu finden.

---

[*] Die Worte Princip und Aether waren ihr im wachen Zuſtande durchaus unbekannt.

Von den Wirkungen dieſer Pflanze kann ich folgendes ſagen: Feigenblätter als Thee gebraucht, reinigen ein ſcharfes Blut, auch das Holz dieſer Pflanze kann dazu gebraucht werden. Aeuſſerſt heilſam ſind zeitige Feigen auf böſen Geſchwüren; auch wehret der Genuß von Feigen innerlichen Entzündungen. Hätte ich Feigen, oder Holz von Feigen, aus ihrer wahren Heimath, ſo hätte ich dieſe Pflanze viel leichter durchdrungen; denn alles wäre in ihr in größerer Vollkommenheit. Ich habe dieſes Zweiglein auch faſt ganz gegeſſen: denn nur dadurch konnte ich dieſe Pflanze, zum wenigſten nur ſo viel, durchdringen.

7 Febr. Im heutigen Schlaf begehrte ſie einen Zweig einer Fichte in die rechte Hand. Nachdem ſie ihn eine Zeit lang gehalten hatte, legte ſie ihn zurück, und ſagte: es iſt mir unmöglich, dieſen Zweig zu durchdringen, er macht mich ganz matt, ich weiß aber nicht, warum?

Sie ſann nun auf Verordnungen für ſich. Ich muß, ſagte ſie, dieſen Mittag fünf Tropfen Kirſchlorbeerwaſſer nehmen, und auch dieſen Abend 5 Uhr ſo viel. In Heilbronn muß ich auch täglich zweymal fünf von dieſen Tropfen nehmen. Eine Zeit beſtimme ich nicht, ich werde ſie eben nehmen, wenn mich dazu ein innerer Trieb bewegt. Dieſer innere Trieb wird mir noch lange, auch ohne den magnetiſchen Schlaf, bleiben, und mir ſagen, was mir gut oder nicht gut iſt. Dieſe Tropfen wirken beſonders gegen das Heimweh, und ehe ich mich von hier entferne, muß ich auch noch fünf von dieſen Tropfen nehmen. Sollte ich in Heilbronn das Heimweh erhalten, ſo darf man mich durchaus nicht fort laſſen, erhalte ich es aber nicht, ſo darf man mich wohl ſchon nach einigen Wochen hier einen Beſuch machen laſſen. Das Waſſer mit Deinen Haaren, womit ich immer meine Haare gewaſchen, darf ich nicht mit nach Heilbronn nehmen; weil dadurch das magnetiſche Band erhalten würde. Ich habe es auch nicht mehr nöthig; denn meine Haare ſind nun ſo dicht, wie die Deinen, und haben auch die Farbe Deiner Haare nun völlig angenommen. Das Waſſer, das noch an Deinen Haaren iſt, will ich heute und morgen noch verbrauchen, dann muß man die Haare in der freyen

Luft nach und nach trocken werden laſſen, und hierauf in eine Schachtel verſchließen.

8 Febr. In dem heutigen letzten magnetiſchen Schlafe lag ſie eine Stunde lang mit ſeeligem Lächeln, und als ich ſie fragte: wo biſt Du? ſprach ſie freundlich: bey meinem Friederich! Bald aber brach ſie nun in Schluchzen und Thränen aus, weil ſie ihren Friederich nun bald nicht mehr ſehe. Er verſprach mir, ſagte ſie, mir im Traume noch öfters zu erſcheinen, und bis zu meiner Todesſtunde mein ſchützender Engel zu bleiben; auch mein Großvater war da. Noch oft wird mir, auch jetzt im rechten Schlafe, in Träumen vorkommen, was mir gut und böſe iſt und was mir bevorſtehen wird, und die Erinnerung an dieſe Träume, wird mit mir in den wachen Zuſtand übergehen.

Sie gieng nun am andern Tage die ihr ſelbſt vorgeſchriebenen ſieben Wochen lang nach Heilbronn zu Frau v. J. Einigemal hatte ſie dort im rechten Schlafe Träume, die ganz in Erfüllung giengen. Nach Verfluß der ſieben Wochen kehrte ſie wieder nach Weinſperg in ihr elterliches Haus, durchaus geſund, und liegt nun, wie ſie vorher that, der Bebauung der elterlichen Güter mit Fleiß und Einſicht ob.

Zweite Geſchichte.

Die vorige Geſchichte zeigte einen, zwar durch die Natur begünſtigten, aber doch durch eine fortgeſetzte magnetiſche Behandlung erſt hervorgerufenen, bis zum Hellſehen geſteigerten, ſchlafwachen Zuſtand; in der nachſtehenden Geſchichte aber, ſehen wir einen ohne magnetiſche Einwirkung von freyem entſtandenen, äuſſerſt ſchnell bis zum höchſten Hell- und Fernſehen ſich ausgebildeten, am Ende mit Katalepſis verbundenen Somnambulismus. Auch dieſem gieng Jahre langer Schmerz und Sehnſucht voran, wodurch, wie in dem vorigen Falle, das Gefühlsleben auf's äuſſerſte geſteigert, alle Geiſtesthätigkeit nach und nach in das Ganglienſyſtem gezogen und endlich jener Somnambulismus, bey wahrſcheinlich auch noch hinzugekommener Entwicklungsperiode, erzeugt wurde.

Caroline St. ein ſiebzehnjähriges Mädchen, das nachſtehende Geſchichte betrifft, verlohr im neunten Jahre die Mutter. Kummer und Grämen um ſie und beſtändiges Sehnen nach ihr, waren von dem Tode derſelben an ihre vorherrſchenden Gefühle. Nächte lang brachte ſie in dieſen wachend zu und es waren beſonders Mondnächte, in denen ſie nie mehr ſchlief, ſondern beſtändig in den Mond ſchauend ſich dem Gefühlsleben hingab. Daraus erzeugte ſich zuerſt Schlafreden, dann Nachtwandeln und aus dieſem gieng endlich wahrer Somnambulismus und kataleptiſcher Zuſtand hervor.

Einige Monate früher, als man an dieſem Mädchen den wahrhaft ſomnambülen Zuſtand bemerkte, reiste ſie mit der Familie des Herrn H., bey der ſie ſich zur Hülfe im Haushalte befand, von hier aus nach Stuttgart, ihrem Geburtsorte. Sie begab ſich dort heimlich auf das Grab ihrer Mutter, auf dem ſie einige Stunden lang mit Weinen zubrachte, aber auf einmal befand ſie ſich, (wie ſie nachher ſagte) ohne zu wiſſen, wie ſie vom Grabe ihrer Mutter hinweggekommen, auf dem Marktplatze der Stadt. Offenbar war ſie ſchon auf dem Grabe ihrer Mutter ſomnambül geworden, verließ in dieſem Zuſtande das Grab und wurde auf dem Marktplatze wach.

Von dort an bemerkte man, daß ſie öfters wie ſchlaftrunken war, auch klagte ſie über große Mattigkeit und ihr nächtliches Schlafreden und Schlafwandeln nahm zu, aber ihr wahrhaft ſomnambüler Zuſtand, wurde erſt einige Monate nach dieſem Beſuche auf dem Grabe ihrer Mutter, und zwar zuerſt am 4 September 1822 Morgens, bemerkt, und von da an datirt ſich auch nachſtehendes Tagebuch, das ich hier, ganz der Geſchichte getreu, gebe, und am Ende mit einigen Bemerkungen begleite.

Als am 4. Sept. Morgens die Bewohner des Hauſes in dem ſich dieſes Mädchen befand, erwacht waren, und das Mädchen nun wie gewöhnlich zu den Geſchäften im obern Stock erwarteten, hörte man ſie in ihrem Stübchen im untern Stocke, wo ſie ſchlief, ſprechen.

Das Stäbchen war von innen verſchloſſen, und man war genöthigt, es durch einen Schloſſer eröffnen zu laſſen. Man fand ſie im Bette liegen und von allerley Erſcheinungen unter ſehr beſchwertem Athem und Krämpfen reden. Man hatte ſogleich zu mir geſchickt, ich befand mich aber nicht zu Hauſe und ſah erſt 10 Uhr Vormittags die Erkrankte. Ich fand ſie ganz bey Sinnen, ihren Puls aber krampfhaft, und ihren Athem noch beengt. Ich hielt ihren Zuſtand für gewöhnliche hyſteriſche Krämpfe, und verordnete ihr ein Baldrianinfus mit Asa foetida.

Mittags 12 Uhr wurde von Herrn H. Hauſe zu mir geſchickt: das Mädchen habe wieder einen Anfall und ich ſolle mich zu ihr beeilen. Ich fand ſie mit ſtarren Augen, in die man hinein langen konnte, ohne daß ſie ſich im mindeſten bewegten. Sie erkannte und hörte mich nicht, und erſt als ich, um ihren Puls zu fühlen, ihre Hand berührte, ſagte ſie: „ſo! Sie ſind es Hr. Doctor.“

Haben Sie denn nicht gewußt, daß ich da bin?

Nein! ich erkannte Sie erſt als Sie mich berührten, ſo auch die Frau H.

Aber Sie hörten mich doch?

Nein! ich höre nur, wenn man mich berührt, oder wenn ich ſelbſt meine Herzgrube berühre, dann hör ich und weiß wer da iſt, ſonſt nicht.

Es war mir deutlich, daß dieſes Mädchen ſich in einem ſomnambülen Zuſtande befand, und als ſie, nachdem ſie geſprochen, einen Bruſtkrampf erhalten hatte, ſo magnetiſirte ich ſie mit ungefähr zwanzig Daumenſtrichen von der Stirne bis zur Herzgrube. Der Krampf legte ſich.

War das Ihnen gut?

Ja!

Soll ich Sie noch ferner ſo beſtreichen?

Nein! mein Zuſtand würde dadurch nur verlängert werden.

Wie lang wird er denn jetzt dauern?

Fünf Tage, den heutigen ungerechnet.

Wie lange wird denn ihr jetziger Anfall währen?

Eine Minute nach 3 Uhr iſt er geendigt. Von halb 6 Uhr bis 6 Uhr kehrt er wieder. Morgen kommt er von 9 Uhr bis 1 Uhr, und von 3 Uhr bis 5 Uhr Abends. Fünf Tage lang werden ſich die Anfälle noch wiederholen, und dann ausbleiben, jedoch mit Unterbrechungen.

Sie begehrte nun aus ihrem Käſtchen ein Kreuzlein von Holz mit Silber eingefaßt an einer Schnur, das ſie von ihrer verſtorbenen Mutter erhalten. Ich ſuchte es ihr und hieng es ihr um. Sie legte es auf die Herzgrube, über die Kleider, und ſagte: ja! das iſt es, ich ſehe es.

Sehen Sie denn was man Ihnen auf die Herzgrube legt?

Ja wohl!

Wir machten mit mehreren Gegenſtänden die Probe und ſie erkannte ſie genau.

Eine Minute nach 3 Uhr hob ſie ſich vom Bette auf, ihre Augen hatten wieder Leben erhalten, ihre Geſichtszüge hatten ſich verändert, ſie war wie vom Schlaf erwacht, wußte aber vom Vorgefallenen und von dem was ſie geſprochen nicht das mindeſte. Sie ſah verwundert, mich und andere bey ſich zu ſehen, um ſich, grüßte uns aber mit Freundlichkeit.

Wir hatten ihr Zimmer verlaſſen. Eine Frau und ein Knabe waren allein bey ihr geblieben, Nachdem ſie wachend verſchiedenes mit völliger Beſinnung geſprochen, und über nichts als Mattigkeit geklagt, ſagte der Knabe zu ihr: was haſt Du denn da am Halſe, dieß Kreuzlein haſt Du noch nie angehabt?

Plötzlich drückte ſie das Kreuzlein heftig gegen die Herzgrube, ihre Augen wurden ſtarr und ſie ſchrie: das iſt nun die Schuld, daß ich den Anfall wieder bekomme, und daß er nun bis 6 Uhr dauert. Man hätte mir, ehe ich erwachte, das Kreuzlein ſollen vom Halſe thun, damit ich es wachend nicht geſehen hätte. Dieſer Schlaf iſt nun viel ſchmerzhafter und unruhiger als der vorige, weil ein Schrecken denſelben veranlaßte. Fünf Minuten vor 6 Uhr muß man mir das Kreuzlein wieder vom Halſe nehmen, und die Perſon muß es thun, die es mir umgehängt.

Sie warnte, nach dem Erwachen ihr nie das mindeſte von dem zu ſagen, was ſie im Schlaf gethan und geſprochen, ſie überhaupt durch nichts an dieſen Zuſtand zu erinnern.

Drey Minuten vor 6 Uhr ſagte ſie: man ſolle doch ja nicht vergeſſen, ihr das Kreuzlein abzunehmen, es komme jetzt bald die Zeit. Fünf Minuten vor 6 Uhr: nun muß das Kreuzlein abgenommen werden, es muß aber von der Perſon geſchehen, die es mir umgehängt, und die andere, die es herausgenommen, muß es wieder einwickeln, ganz wie es vorher geweſen, und in mein Käſtchen legen.

Punct 6 Uhr ſagte ſie, ſie höre nun alles, allein durch das Bellen eines Hundes und Geſchnatter von Gänſen im Hof, könne ſie noch nicht ganz aus dem Schlafe kommen. Sie könne noch nichts ſehen, es ſeye gerade wie eine Haut über ihre Augen. Noch fünf Minuten lang wurde ſie durch dieſes Gelärme im Hofe geſtört, dann erwachte ſie und verwunderte ſich über die Umſtehenden.

Sie ſtund nun vom Bette auf und verrichtete wieder ihre gewöhnlichen Geſchäfte. Bey Zurechtmachung ihres Bettes fand ſie ein Halstuch, das man ihr im letzten Schlafe umgehängt hatte. Als ſie dieſes erblickte, fiel ſie wieder in Schlaf und ſagte: man hätte dieſes Halstuch entfernen ſollen, dieß iſt nun die Schuld, daß der Schlaf wieder gekommen und nun bis 11 Uhr dauert.

Sie verlangte nun ein Käſtchen, in welchem man während ihres Schlafes Gegenſtände geſucht, um in demſelben alles ſo zurecht zu legen, wie es vorher gelegen, damit ſie nach dem Erwachen nicht an was Ungewöhnliches erinnert werde. In dieſem Käſtchen befanden ſich auch Briefe. Sie nahm einen Brief nach dem andern aus ihm heraus, und legte jeden vorher auf die Herzgrube, indem ſie die Augen krampfhaft ſchloß, um, wie ſie ſagte, genau zu ſehen, was für ein Brief es ſeye und wo er gelegen.

Man fragte ſie in dieſem Schlafe: wann erhalten Sie Morgen einen Anfall?

Morgens 9 Uhr bis 1 Uhr. Er iſt aber ſchmerzhaft und mit Zuckungen verbunden, woran der jetzige durch das Halstuch veranlaßte Schlaf die Schuld trägt.

5 Sept. Morgens 9 Uhr, während ſie ihre Geſchäfte verrichtete, verfiel ſie, wie ſie vorher beſtimmt hatte, wieder in Schlaf. Sie klagte über einen ſtarken Schmerz in der Herzgrube, und bekam Krämpfe in den Augen, bey welchen die Sehachſen ganz über einander ſtunden.

Ich. Wie lange dauert Ihr Schlaf?

Sie. Bis 1 Uhr. Nach zehn Minuten muß man mir Chamillenthee geben und die Herzgrube mit Köllniſchem Waſſer einreiben. Medicin brauche ich ſonſt gar keine.

Mein Freund Dr. Höring beſuchte die Kranke heute gelegenheitlich, und überzeugte ſich auch völlig von ihrem ſomnambülen Zuſtande.

Er überzeugte ſich beſonders davon, daß ſie diejenigen Perſonen weder ſah noch hörte, die ſich mit ihr nicht in Berührung ſetzten, daß ſie aber dann hörte, im Fall ſie auch ihre eigene Hand auf die Herzgrube brachte, oder im Fall ſie ihr dahin gebracht wurde.

Was man ihr auf die Herzgrube legte, erkannte ſie nach kürzerer oder längerer Anſtrengung.

Mußte ſie ſich zu dieſem Sehen anſtrengen, ſo drückte ſie jedesmal die Augenlieder feſt zu.

Sie bezeichnete einen kleinen Punkt hart unter dem Schwerdtfortſatze des Bruſtbeins als die Stelle, wo ſie ſehe.

Hr. Dr. Höring fragte ſie, bis wann ſie erwache, ſie antwortete: um 1 Uhr, dann ſchlaf ich heute wieder von 3 Uhr bis 6 Uhr. Der Anfall wäre nur von 3 Uhr bis 5 Uhr gekommen, hätte ſich nicht geſtern der Zufall mit dem Halstuche ereignet. Um 4 Uhr erwache ich einige Minuten, ſchlafe aber dann wieder bis 6 Uhr.

Ich: wann kommt Ihr Anfall morgen?

Sie: um 9 Uhr bis 1 Uhr.

Ich legte ihr in dieſem Schlafe ein Blättchen Papier, das ich von einer Rechnung heimlich abriß, auf die Herzgrube und fragte ſie: ob ſie nicht ſehen könne, was darauf ſtehe? Sie ſagte, ſie bemerke lauter Zahlen, könne ſie aber, weil es ſie zu ſehr anſtrenge, nicht leſen.

Von einem kurzen Spaziergange eilte ſie gegen 3 Uhr ängſtlich nach Hauſe und legte ſich zu Bette. Fünf Minuten nach 3 Uhr verfiel ſie in den Schlaf. Sie ſagte, daß er bis 4 Uhr dauern werde, dann werde ſie auf wenige Minuten erwachen, und wieder bis 6 Uhr einſchlafen.

Sie bekam jezt einen ſehr ſtarken Krampf in Mund und Kinnbacken, ſo daß dieſe Theile beſtändig zitterten. Nun brachte ſie die Finger der rechten Hand an dieſe zitternde Theile und das Zittern verſchwand ſogleich in ihnen, gieng aber in die Finger der berührenden Hand über. Sie ſagte auf mein Befragen, der Krampf ſeye nun von Kinnbacken und Mund in die Finger aufgenommen worden, und daure in den Fingern nun ſo lange, als er in Mund und Kinnbacken ohne Berührung der Finger gedauert hätte. Nach einigen Minuten verſchwand das krampfhafte Zittern in den Fingern, und ſie ſagte: nun wäre der Krampf auch in dem Kinnbacken und dem Munde verſchwunden. In dieſem Schlaf kam der Krampf noch öfters in Mund und Kinnbacken, und ſie nahm ihn jedesmal durch Berührung mit den Fingern von dieſen Theilen hinweg und in die Finger auf. Hierauf brachte ſie die krampfhaft zitternden Finger auf die Herzgrube, und ſogleich ſtellte ſich ein tiefes Athmen und Bruſtkrampf ein. Aber auch dieſer verſchwand wieder und gieng in die Finger über, ſobald ſie mit denſelben wieder die Herzgrube berührte. So richtete ſie den Krampf willkührlich bald dahin bald dorthin.

Ich fragte ſie, was dieß zu bedeuten habe? Sie ſagte, der Krampf ſeye zu ſchmerzhaft, um ihn lange an einer Stelle aushalten zu können, daher wechsle ſie mit den Stellen.

So brachte ſie auch den Krampf von den Fingern der einen Hand in die der andern dadurch, daß ſie die eine gerade krampfhaft zitternde Hand mit der andern in Berührung brachte, dieß geſchah aber immer mit den Spitzen der Finger.

Der Krampf kam ihr ſpäter allein in den Mund. Sie nahm ihn mit der rechten Hand wie vom Munde hinweg, ſchlug dieſe Hand in die linke Hand, und es fieng hierauf in dieſer der Krampf an. Dann hauchte ſie mehrmals in dieſe Hand und legte ſie auf die Herzgrube, auch legte ſie öfters die eine Hand in die andere, nachdem ſie vorher öfters in dieſelbe gehaucht hatte.

Können Sie auf dieſe Art auch den Krampf in die Füße bringen?

Nein! dieſe ſind unempfänglicher. Nach ſechs Minuten muß ich einen Chamillenthee trinken und zwar eine ſtarke Taſſe, und in die Herzgrube Köllniſches Waſſer einreiben. Die Wärme von auſſen wirkt dann wohlthätig mit der Wärme von innen zuſammen. So lange man einen Krampf im Kopf hat, ſo wird er durch Chamillenthee vermehrt. Hat man einen Krampf im Magen und im Kopf, ſo kann Chamillenthee gegen den Magenkrampf helfen, aber der Krampf im Kopfe wird vermehrt.

Nach einigen Minuten fieng der Krampf im Munde wieder an. Sie nahm ihn ſich wieder mit der Hand hinweg, die nun zitterte, und leitete ihn dann wieder in die Bruſt durch Berührung der Herzgrube mit der zitternden Hand, dann von der Bruſt in die linke Hand und von dieſer in die Augen, deren Achſen ſich nun ganz verdrehten.

Nach Verfluß der ſechs Minuten trank ſie Chamillenthee und rieb ſich Köllniſches Waſſer in die Herzgrube ein.

Es war Hr. Pfarrer De. mit ſeiner Familie erſchienen. Wir legten ihr ein gefärbtes Fleckchen Tuch auf die Herzgrube und verlangten von ihr uns deſſen Farbe anzugeben.

Sie ſtrengte ſich dazu an, war aber n ht im Stande, die Farbe deſſelben beſtimmt anzugeben.

Sie verfiel in ſehr traurige Gemüt sſtimmung wegen Familienangelegenheiten. Nachher ſt llten ſich wieder Krämpfe ein.

Sie bat, es ſoll doch jedesmal fün Minuten, eh ſie erwachen, jederman das Stübchen verl ſſen, ſie werde um 4 Uhr erwachen.

Sie hatte in dieſem Schlaf einm auf eine Frage, ohne daß man ſie berührte, Antwort ge ben. Ich fragte ſie nachher noch in ihrem Schlafe: w rum hörten Sie denn? Sie wurden ja nicht berührt?

Sie. Ich hatte gerade meine Hand a s man ſprach auf dem Wirbel des Kopfes, und hab ich ſ da, ſo hör ich, wie ich höre, wenn ich die Hand auf de Herzgrube habe:

Sie erwachte Schlag 4 Uhr und h ſich vom Lager auf. Leider hatten wir vergeſſen, auf ie Uhr zu ſehen, und die Umſtehenden waren noch währen ihres Erwachens da, auch ſah ſie ein Papier, auf das ich chrieb. Sogleich ſank ſie wieder unter Krämpfen und mit den Worten zurück: ach Gott! ich ſagte ja, es dürfen ey meinem Erwachen keine fremde Leute ſeyn, und di es Papier! was macht man da? Nun dauert mein Sch f bis 7 Uhr und kommt Nachts von 12 Uhr bis 1 Uhr mit rämpfen, da er ſonſt ganz ruhig vorübergegangen wäre.

Ich fragte ſie, wann ihr Schlaf denn nu morgen komme?

Sie. Von 8 Uhr bis 1 Uhr. Er f gt durch dieſen Schrecken jetzt eine Stunde bälder a

Sie klagte nun noch lange über die eſchehene Störung, wir ſuchten ſie zu beruhigen.

Ich gab ihr unverſehens ein magnetiſches Stäbchen in die offene Hand.

Fort! das iſt ein Magnet, ſchrie ſie, der hätte die Wirkung wie Magnetiſiren auf mich, und das will ich nicht: denn meine Anfälle würden dann länger dauern, und ich ſehr geſchwächt werden.

Sie bekam ſpäter Krämpfe und vertheilte dieſelben auf die oben angeführte Art, bald dahin bald dorthin. Schlag 7 Uhr erwachte ſie, als fünf Minuten vorher wir alle das Zimmer verlaſſen hatten, kleidete ſich an und verrichtete ihre Geſchäfte.

6 Sept. Schlag 8 Uhr verfiel ſie wieder in den Schlaf Sie behauptete in demſelben, es liege ein Meſſerchen auf der Miſtſtätte, das ſolle man ſuchen. Sie bezeichnete den Ort, wo es liege. Man ſuchte, aber es war keines dort zu finden. Sie gieng nun im ſomnambülen Zuſtande in den Hof, ſuchte dort ſelbſt nach, fand aber das Meſſerchen nicht.

Sie ſagte, in einer Viertelſtunde verfalle ſie in Krämpfe. Sie ſchnitt ſich ihre Locken und ihr ganzes Haargeflechte mit einer Scheere, die man ihr nicht ſchnell genug nehmen konnte, ab, und kämmte ſich die Haare aus. Ich muß die Haare, ſagte ſie, mit einer ſeidenen Schnur binden, alles andere, beſonders Nadeln, würden mir Schmerzen machen. Zur vorherbeſtimmten Zeit verfiel ſie wirklich in Krämpfe, die ſie ſich wieder, wie oben angegeben, bald in die rechte bald in die linke Hand, bald in die Bruſt, bald in den Mund, bald in die Augen, leitete. Man konnte ihr auch ſelbſt die Krämpfe hinleiten wo man wollte, je nachdem man ſie mit ihrem eigenen gerade im Krampf begriffenen Glied an einer Stelle ihres Körpers berührte.

Sie verſuchte von ſelbſt, den Krampf aus der Hand in den Fuß, durch Berührung des Fußes mit der gerade krampfhaft zitternden Hand, zu leiten, das gelang ihr aber nicht.

Ich berührte ihr die krampfhaft zitternde Hand mit einem Löffel von Zinn, das Zittern ließ nach, und ſie ſagte: das war mein Löffel von Zinn, einer von Silber hätte das nicht gethan. Ich ſteckte ihr einen goldenen Ring an die andere Hand, als in dieſe ſpäter ein Krampf kam, ſogleich verſchwand der Krampf. Sie fuhr erſchrocken zuſammen und ſagte: was war das? Ich: ein goldener Ring. Sie: Gold wirkt noch viel ſtärker als Zinn.

Nach einer Viertelſtunde bekam ſie den Krampf im Munde. Ich legte ihr den Ring auf die Naſe, ſogleich verſchwand der Krampf im Munde, der Ring aber war durch ihre Bewegung in ihr Halstuch hinabgerollt, wo man ihn liegen ließ. Auf einmal rief ſie mit Lachen: ich ſehe die Frau Apothekerin in ihrer Küche, da ſteht ſie, und läßt die Magd ein Feuer anzünden!

Die Apotheke iſt von dem Hauſe des Herrn H. in dem das Mädchen ſich befand, ſehr entfernt, und man konnte in jedem Falle im Zimmer des Mädchens, das noch überdieß den Kopf vom Fenſter abgekehrt hatte, nicht im mindeſten dahin ſehen.

Frau H. ſchickte ſogleich heimlich ein Billet an Frau Apothekerin durch ihre Magd, um zu erfahren, ob das Mädchen wahr geſprochen. Dieſe gieng eine Straße, wo das Mädchen gar nicht hinſehen konnte, aber als ſie auf der Straße gegen die Apotheke hinlief, ſchrie das Mädchen: da ſpringt ja die Magd mit einem Zettelchen in die Apotheke! wie ſie ſpringt! Jetzt geht ſie in's Haus hinein, jetzt ſteht ſie in der Küche bey der Frau Apothekerin, dieſe ließt das Zettelchen, das iſt zum Lachen! ſie ließen fragen, ob es wahr ſeye, daß die Frau Apothekerin ſo eben ein Feuer habe anzünden laſſen! freylich iſt's wahr! Sie ſagt's; da ſpringt die Magd wieder herauf, jetzt kommt ſie in's Haus herein. . . .

Die Frau A. ließ ſagen: daß es allerdings ſo ſeye.

Später ſprach ſie: jetzt ſeh ich den Herrn Apotheker, er hat einen Groſchen in der Hand, er dreht ihn hin und her.

Wir ſandten heimlich ſogleich hin. Sie ſah wieder die Magd durch die Straße gehen, ſah ſie mit dem Herrn Apotheker ſprechen, der ſagen ließ: er habe den Groſchen, als die Magd gekommen, noch in der Hand gehabt, es ſey ſo!

Ich fragte ſie, wie es komme, daß ſie auf einmal ſo in die Ferne ſehe? und ſie antwortete: meine Krämpfe ſind dadurch, daß Sie mich in denſelben mit Gold berührten, hellſehend geworden.

Ich fragte ſie auch: wie lange wird Ihr jetziger Schlaf dauern? Bis 1 Uhr. Werden ſich wieder Krämpfe zeigen? Ja! Wie kann man ſie vertreiben? Durch Metall. Welches Metall wirkt am ſtärkſten darauf? Gold! Und nach dem Gold? Meſſing! Wie wirkt Silber? Nicht! Wie wirkt Eiſen? Gar nicht!

Hierauf ſagte ſie: man hat geſtern an Frau B. in Stuttgart von hier einen Brief geſchrieben. Dieſen Brief trägt in dieſem Augenblick (¼ auf 10 Uhr,) Frau S. zu Frau B. durch die Seegaſſe in ihrem Arbeitsbeutel. (Später): Jetzt geht Frau S. zu Frau B. ein. Frau B. ließt den Brief, es ſteht in ihm: „Caroline wird uns immer theurer und werther.“ (Man ſchrieb nach Stuttgart., und erhielt die beſtimmte Verſicherung, daß jener Brief wirklich von Frau S. zu Frau B. und um dieſelbe Zeit getragen wurde, auch ſtunden in jenem Briefe, den das Mädchen durchaus nicht unter die Augen bekommen hatte, jene Worte. Später ſagte ſie: auf dem Lazareth-Kirchhofe zu Stuttgart iſt jetzt eine Leiche, aber eine ganz unbedeutende.

Dieß traf nur in ſofern zu, daß (wie wir nachher erfuhren,) den Tag zuvor daſelbſt ein Kind in einer Schachtel begraben wurde, um die von ihr beſtimmte Zeit aber war daſelbſt keine Leiche.

Nun war ſie bey ihrem Bruder zu O. Sie behauptete, er verfolge jetzt in Gedanken eine gewiſſe Perſon bis in ihr Haus, und ſage zu derſelben in Gedanken: „Sie beſitzen ganz mein Achtung!“ Nach der Ausſage des Bruders war dieß nicht der Fall.

Um 12 Uhr ſagte ſie: da geht mein Vater in Stuttgart durch die Seegaſſe, er geht zu Frau B., den angekommenen Brief zu leſen.

Dieſe Ausſage beſtätigte ſich ganz.

Sie behauptete nun auch, in Stuttgart eine gewiſſe Frau zu ſehen, die guter Hoffnung ſeye, aber keinen Knaben, ſondern ein Mädchen gebähren werde. Die Zukunft zeigte, daß dieſe ihre Prophezeihung nichtig war. Jene Frau war dazumal allerdings ſchon guter Hoffnung, ſie gebahr aber — einen Knaben.

Ich ſehe, ſagte ſie ſpäter, in der Apotheke ein Hündchen, und unter dieſem ein Recept. Herr W. in der Apotheke rückt jetzt das Hündchen hin und her. Und jetzt ſteht ein Mann in der Apotheke, der zeigt ſeinen böſen Hals: Herr Apotheker macht ihm dagegen eine Salbe zuſammen.

Dieſe Ausſagen beſtätigten ſich ganz. Das Händchen war ein Receptbeſchwerer von Stein, den der Gehülfe W. gerade in jenem Moment hin und her bewegte. Sie beſtimmte auch ganz richtig den Moment, in welchem jener Mann mit dem böſen Halſe wieder aus der Apotheke trat. Sie behauptete, in der obern Stube, wohin ſie nicht im mindeſten ſehen konnte, ſeye ein Bettler, der den Wein, den man ihm gereicht, und von dem er etwas in Mund genommen, zum Fenſter hinaus geſpuckt. Sie ſagte, Frau H. habe ihm ſo eben ein Halstuch gegeben, ſie bezeichnete genau deſſen Beſchaffenheit und beklagte, daß man ihm etwas gegeben: denn er ſeye ein Säufer, der das Geſchenk im nächſten beſten Wirthshaus vertrinke.

Dieß war ganz ſo wie ſie ſagte.

Sie bezeichnete den Gang des Herrn H. von E. nach W., wo er in der und jener Minute gerade gegangen, auch beſtimmte ſie genau den Augenblick, wo er ſich wieder dem Hauſe näherte.

Sie war über ihr Fernſehen, das ſie ſehr unterhielt, ſelbſt erſtaunt und ſehr heiter und luſtig. Beſonders luſtig kam ihr vor, als ſie in der Küche des obern Stockes, wohin ſie natürlich nicht im mindeſten ſehen konnte, die Magd eine Ente rupfen ſah. Als die Magd mit dieſer Arbeit fertig war, gab ſie die Stellen an, an welchen die Magd aus Nachläßigkeit die Stupfeln der Federn noch habe ſitzen laſſen. Man unterſuchte die Ente und fand ihre Angabe ganz richtig.

Ich fragte ſie: wann erwachen Sie?

Sie. Um halb 2 Uhr, ich ſchlafe aber um 2 Uhr wieder.

Nach ihrem Erwachen um halb 2 Uhr gieng ſie in's Wohnzimmer, und fiel ſogleich wieder in Schlaf, vor dem von ihr beſtimmten Termine, den ſie auf 2 Uhr feſtgeſezt hate. Auf die Frage, warum ſie bälder in Schlaf gefallen, erwiederte ſie, wegen des goldenen Rings, den ſie hätte von ſich thun ſollen und der noch in ihrem Halstuch ſeye. Es daure aber ihr Schlaf nur eine Viertelſtunde: dann werde ſie um halb 3 Uhr wieder einſchlafen. Beides geſchah ſo.

In dieſem kurzen Schlafe ſagte ſie: in Heilbronn hat jezt ein Weib eine unverſiegelte Schachtel in der Hand, die Herr H. heute noch erhalten wird.

Abends 7 Uhr kam eine ſolche Schachtel auch wirklich bey Herrn H. von Heilbronn aus durch ein Weib an.

Ich wurde an dieſem Tage Nachmittags zu einem Kranken nach B. berufen, und konnte das Mädchen da nicht beobachten. Hr. H. vertrat meine Stelle und ſchrieb folgendes nieder:

„Etwa um 4 Uhr kam Herr Doctor X., um dieſe Kranke auch zu ſehen. Herr Doctor X. ſagte zu mir! Sie ſehen in mir einen Unglaubigen! Das Mädchen hatte ſchon früher geſagt, daß ſie in einer halben Viertelſtunde erwachen würde, und bemerkt, daß ſie auf der Magengegend nicht mehr ſehend ſey. Als nun Hr. Doctor X. einen Verſuch mit Hellſehen machen wollte, indem er eine Münze auf ihre Herzgrube legte, ſo erklärte ich ihm zwar: die Fähigkeit des Hellſehens ſeye wieder vor jezt vorüber, wie ſie ſchon früher erklärt habe, und jeder Verſuch jezt vergeblich, allein er beſtand auf dem Verſuche und was ich geſagt hatte, geſchah; ſie konnte die Münze nicht erkennen. Auch die Fragen, die Herr Doctor X. an ſie machte und die ſich meiſtens nur auf Doctor Kerner bezogen, mit dem ſie ſo wenig als mit einer andern Perſon in Rapport ſtund, z. E. wo dieſer jetzt ſeye? ob ſein Patient gefährlich krank ſeye? ob er ſie beſſer als Hr. Doctor K. behandeln würde? beantwortete ſie theils ausweichend, theils ſagte ſie gerade zu, das weiß ich nicht! Die Gegenwart von Herrn Doctor X. war ihr widrig und wirkte auf den Verlauf der ganzen Krankheit ſehr ſtörend ein.“ So weit Hr. H.

Später ſagte Hr. Doctor X. in einem Briefe an mich: „er habe an dieſem Mädchen (in dieſer halben Viertelſtunde) gar nichts von dem bemerkt, was nach allen Angaben (es war die erſte Somnambüle die Hr. Doctor X. ſah) bei Somnambülen charakteriſtiſch ſeyn ſoll: das Naive, Launige, Witzige, Humoriſtiſche, den äſthetiſchen Reiz des Geſprächs, die Verklärung der Phyſiognomie.“

Wer vor das Bett einer Somnambüle tritt, die gerade am Ende eines Schlafes und in einem Zuſtande auſſer aller Extaſe iſt, an dieſem Bette keine Viertelſtunde lang verweilt; und der, weil die Somnambüle ihm jetzt nicht ſogleich wahrſagend zu Stuhle ſitzt, nicht naiv, launig, witzig, humoriſtiſch und voll äſthetiſchen Reizes iſt, der, weil die Somnambüle (ſie möge nun auch gerade in einem Grad des Somnambulismus ſeyn in welchem ſie wolle,) ihm nicht alle Erſcheinungen des ſomnambülen Zuſtandes ſogleich der Reihe nach vorzeigt, die Perſon für keine Somnambüle, ja vielleicht ſogar für eine Betrügerin erklärt, der muß doch in Wahrheit ſich ein ganz beſonderes Bild von einem ſolchen Zuſtande gemacht haben!!

Uebrigens was ich es nicht allein, der dieſes Mädchen beobachtete, die ſehr achtbaren Aerzte, Hr. Doctor Seyffer von Heilbronn, Hr. Doctor Uhland von Ludwigsburg, Hr. Doctor Off von Löwenſtein, Hr. Doctor Hiring von Schwaigern, und Hr. Doctor Weiſſ zu Murrhardt, beobachteten dieſelbe in verſchiedenen Graden ihres ſomnambülen Zuſtandes, und erklärten mit mir dieſen ihren Zuſtand, für wahren Somnambulismus. Ich berufe mich auf das Zeugniß dieſer Männer hier öffentlich!

Im übrigen bin ich auch von dem Beobachtungsgeiſt des Hrn. Doctor X., eines mir ebenfalls achtbaren Arztes, überzeugt, daß er bei einer längern ruhigen Beobachtung dieſer Kranken, wo er ſie alsdann auch im wirklichen Zuſtande des Hellſehens und der Extaſe geſehen haben würde, ſein früheres zu ſchnelles Urtheil zurückgenommen, und ſich gleichfalls von dem wahren ſomnambülen Zuſtand derſelben überzeugt hätte.

So viel von dieſem im Publicum bekannt gewordenen Vorfalle mit Hrn. Doctor X.

Am Abend dieſes Tages ſpeiſte dieſes Mädchen mit Hrn. H. und ſeiner Familie. Als jene Ente, die ſie Morgens im ſomnambülen Zuſtande im obern Stock hatte rupfen ſehen, aufgetragen wurde, äuſſerte ſie anfänglich nichts. Mit einmal ſchrie ſie: „dieß ſind ja die Stupfeln an der Ente, von denen mir's heute geträumt hat!“ ſprang auf, und eilte, ſchon im magnetiſchen Schlafe, auf ihr Zimmer in's Bett. In dieſem Schlafe erklärte ſie, daß ſie durch das Erblicken jener Stupfeln an der Ente, die ſie dieſen Morgen im Schlafe geſehen, ſomnambül geworden ſeye, ihr Schlaf daure eine Stunde lang und komme morgen früh von 7 Uhr bis 1 Uhr wieder.

7 Sept. Es kam ihr Schlaf zur beſtimmten Zeit und ſie ſagte, daß er von 3 Uhr bis 5 Uhr, und von 8 Uhr bis 10 Uhr wieder kommen werde. Herr Doctor X., ſagte ſie, hat geſtern behauptet, wenn ich in die Ferne ſehe, ſo werde ich wohl

durch die offene Thüre in den Oehrn (Hausflur) ſehen. Solches Mißtrauen iſt ärgerlich und ich will, daß man mein Bett auf die andere Seite ſtelle, ob man gleich auch von der Seite aus, wo ich jezt liege, mit den Augen nichts weniger als in den Oehrn ſehen kann, wenn man im Bette liegt.

Es war auch wirklich ſo, und es kann täglich von Jedem in Augenſchein genommen werden, daß man von dem Bette der Kranken aus nicht im mindeſten in den Oehrn ſehen konnte.

Nach und nach kam ſie in eine traurige Stimmung. Sie ſtellte ſich ihre Mutter im Sterbekleide vor. So lag ſie da, (ſprach ſie und machte die Stellung einer Leiche,) und hatte eine weiße Roſe in der Hand, Myrthen im Haare, die deuteten auf ihre Unſchuld. Ich küßte ſie noch, ach! das war der lezte Kuß!

Jezt war ſie zu Stuttgart im Grabe ihre Mutter. Ich ſehe, ſprach ſie, noch zwei Knochen von ihrem Arme, (ſie zeigte an ſich, welche Knochen) die Zähne und die Hälfte des Schädels. Auch der Fingerknochen mit dem Ringlein iſt noch da. Das war ihr am Finger in's Fleiſch gewachſen. Es zu durchfeilen wäre zu ſchauerlich geweſen, man ließ es ihr, aber den Brautring zog man ihr ab. Man grub zu nah an ihr hinab ein anderes Grab, hart an ihrem Schädel ſtach man mit dem Spaten hinab.

Hierauf zählte ſie die Gräber, die auf ihre Mutter folgen, und nannte die Menſchen, die in ihnen ruhen, der Reihenfolge nach.

Dieſes und was ſie auch ſonſt im Schlafe ſprach, ſprach ſie in einem der deutſchen Sprache ganz angemeſſenen Tonfall, höchſt angenehm und klangreich.

Meine Mutter, ſprach ſie in dieſem Schlafe auch, kann mich jetzt nicht ſehen, ich ſehe nicht wo ſie iſt, aber ich fühle es.

Perſonen, die auf der Straße gegen das Haus liefen, oder durch den Oehrn giengen, oder im obern Stocke ſich befanden, kündigte ſie vorher an, oder ſah ſie, ſobald ſie ihr aber ganz nahe kamen, hatte ſie keine Kenntniß mehr von ihnen.

Sie ſagte auch einmal: gegenwärtig ſchreibt Dr. Kerner, und von mir, aber wo er ſchreibt, (es war ganz in ihrer Nähe,) das ſeh ich nicht.

Sich mit ihr in Rapport ſetzen und Fragen an ſie machen, durfte man nicht, ſie ſtieß einen entweder von ſich oder ſagte erzürnt, laſſen Sie mich gehen, ich weiß es nicht!

Wir bemerkten überhaupt, daß ſobald ſie hell ſah, ſie durch Fragen geſtört wurde und die Bilder, die ſie ſah, wieder verlohr, wie einer, den man aus einem Traume aufſchreckt. Dieß mochte auch daher kommen, daß man ſie, ohne ſie zu berühren, nicht befragen konnte, ſie aber bei jeder Berührung wie durch einen elektriſchen Schlag zuſammenfuhr.

In dieſem Zuſtande des Hellſehens war ſie meiſtens luſtig, leicht und fröhlich, wie ein Vogel, der ſich leicht und frey durch den Aether bewegt.

Sie ſagte: ich habe jetzt gar keinen Körper, ich ſehe alle Menſchen durch und durch, meine Urtheile ſind ſicher, wie ſie, wenn ich wache, nie ſind.

Sie verlangte jetzt Moſt mit Waſſer und etwas Brod, und ſprach während des Eſſens mit einer entfernten Freundin meiſtens luſtige Dinge. Später ſang ſie ſehr melodiſch den Vers eines geiſtlichen Liedes und verfiel hierauf in eine ſehr trübe Stimmung, in der ſie wieder auf den Tod ihrer

Mutter kam. Sie ſprach: ſo lag ſie auf dem Todtenbette, die Roſe in der Hand (ſie machte wieder die Stellung einer Leiche), ſterbend ſprach ſie: Herr, laß werden, daß ich einſt ſagen kann: Herr! hier ſind alle, die du mir gegeben haſt! Daß dieſe Worte in Erfüllung gehen, daran will ich kein Hinderniß ſeyn. Sie hat es überwunden, ich muß noch durch die bangen Stunden. Sie hatte es leicht zu überwinden u. ſ. w. All dieſes ſprach ſie in herzergreifenden Tönen.

Sie ſtellte ſich eine Landcharte vor und beſtrebte ſich, auf derſelben einen gewißen Ort zu finden; man wollte ihr nachhelfen indem man die Namen einiger Oerter nannte, ſie ſagte, man dürfe ihr nicht nachhelfen, ſonſt wiſſe ſie es nicht ſo gewiß. Es war ihr aber den Ort zu beſtimmen unmöglich. Sie behauptete, im obern Stock des Hauſes ſage eine Frau einer andern in dieſem Augenblicke etwas von ihr. Sie ſtrengte ſich zum Hellſehen an, indem ſie die Augen mit den Händen feſt zudrückte, hierauf ſchrie ſie: nun weiß ich wer es iſt! Sie nannte den Namen jener Frau und es verhielt ſich auch ganz ſo, wie ſie angab. Wehmüthige Gedanken, ſagte ſie nun, werden verurſachen, daß ich in einen natürlichen Schlaf verfalle. Sie ſchwieg, blieb ruhig liegen, die Augenlieder ſchloßen ſich und ſie ſchlief jetzt ganz natürlich. Um 1 Uhr erwachte ſie natürlich, kleidete ſich an und verrichtete ihre Geſchäfte.

Mittags 3 Uhr wurde ſie, wie vorausgeſagt, wieder ſomnambul. Sie bekam bald in der rechten Weiche einen ſtarken Krampf, der ihr große Schmerzen verurſachte. Ich fragte ſie, ob man dieſe Stelle nicht mit Gold belegen ſolle? Sie erwiederte, der Krampf würde zwar dadurch aufhören, ſich aber auf die Nerven ſetzen und ſie ſehr ſchwächen, was ſie nicht wolle. Sie berührte, wie ſich ſelbſt magnetiſirend, die Augenlieder, nachdem ſich in dieſe der Krampf gezogen, und ſtrich von denſelben die Wange herab.

Sie hatte den Mittelfinger der rechten Hand auf dem Wirbel des Kopfes aufliegen. Ich fragte ſie, warum ſie das thue, ſie erwiederte, dann höre ſie. Sie höre nur, wie ſie ſchon geſagt, wenn ſie mit dem Mittelfinger der rechten Hand den Wirbel des Kopfes berühre oder die Hand auf die Herzgrube lege. Berühre ſie mit einem andern Finger als mit dieſem den Wirbel, ſo höre ſie nicht, die Herzgrube aber könne ſie, um zu hören, mit jedem Finger berühren.

Sie war in dieſem Schlafe ſehr ernſthaft, meiſtens im Bette aufrecht ſitzend. Eine ſolche krampfhafte Empfindung in ihrem Innerſten wie jetzt, habe ſie noch nie gefühlt.

Sie beklagte ſehr, daß ſie ihre Haare abgeſchnitten. Man habe ihr im wachenden Zuſtande geſagt, es ſeye von mir geſchehen, wachend glaube ſie nun dieß, aber ſchlafend wiſſe ſie wohl, daß ſie es ſelbſt gethan. Wenn die Krämpfe nicht bald nachlaſſen, ſprach ſie ſpäter, ſo muß man mir ein Blaſenpflaſter auf den Kopf legen. Nach fünf Minuten muß ich einen Chamillenthee trinken und mir Köllniſches Waſſer in die Herzgrube einreiben. Nach Verfluß dieſer fünf Minuten verlangte ſie Thee und Einreibung. Sie verlangte wiederholt ein Blaſenpflaſter auf den Kopf. Man ſtritt dagegen, ſie aber wurde äuſſerſt erzürnt. Sie kam in die ſchrecklichſte Angſt; in fünf Minuten müſſe es ſeyn und zwar auf den Wirbel, man müſſe ihr alle Haare vom Hinterhaupte ſcheeren. Frau H. ſtemmte ſich immer noch dagegen und machte ihr Vorſtellungen, ſich nicht ſo zu entſtellen. Dadurch verſtrichen die fünf Minuten und ſie bekam die fürchterlichſten Bruſtkrämpfe. Ich ſagte, vertheilen Sie dieſen Krampf, ſie erwiederte: dieſen darf ich nicht zertheilen.

Man mußte ihr nun ſo ſchnell als möglich die Haare abſchneiden und einen Umkreis, der das ganze Hinterhauptsbein einnahm, den ſie bezeichnete, genau wegraſiren und ein Blaſenpflaſter darauf legen. Sie ſagte: ſie fühle ein ſtarkes Schlagen in der Herzgrube und dem Unterleib.

Sie weinte und ſagte: wäre ich lieber geſtorben.... Man fragte ſie, was ihr ſey? ſie ſagte, ſie könne es jetzt nicht ſagen. Man ſah, daß in ihrem Innern eine große Bewegung vorging. Das iſt eine harte Verſuchung, ſagte ſie, und faltete die Hände wie zum Gebete.

Sie behauptete dann, ihre Haare ſeyen noch nicht ſcharf genug auf der bezeichneten Stelle abraſirt und man mußte dieß noch genauer thun. Sie war ſehr leidend, weinend in ſtiller Verzweiflung. Sie werde, ſagte ſie, heute noch den ganzen Tag ſomnambul bleiben, weil man ihr das Blaſenpflaſter nicht zur beſtimmten Zeit geſetzt.

Mein Freund, Hr. Dr. Seyffer von Heilbronn, kam jetzt, ſie auch zu beſuchen. Sie fuhr jetzt fürchterlich zuſammen und bekam, bis er ſie berührt hatte, die entſetzlichſten Krämpfe. Als er ſie berührt hatte, erkannte ſie ihn, beruhigte ſich und ſagte: ich meinte Doctor X. ſeye wieder gekommen.

Herr Dr. Seyffer fragte ſie: würde Magnetiſiren Ihre Krämpfe nicht lindern? Sie: nein! mein Zuſtand würde länger dauern und die Krämpfe ſchmerzhafter werden, ich würde aber ſehr hellſehend. Dr. Seyffer: wurden Sie noch nie magnetiſirt? Sie: einmal, zu Anfang dieſer Krankheit von Dr. Kerner mit den Händen. Sollte es wieder

[illegible]

geſchehen, müßte es mit einem Magnet geſchehen, es darf aber nicht ſeyn, ich habe es ſchon oft geſagt.

Es kam K., welcher ſagte, der Bruder des Mädchens habe ihm geſchrieben, daß er morgen kommen wolle. Man ließ K. ein. Er ſetzte ſich mit der Schlafenden in Berührung, und fragte ſie, ob ihr Bruder kommen dürfe? Sie ſagte etwas zurückhaltend: ja! Dann brach ſie in ſtilles Weinen und in Krämpfe aus. Man fragte ſie, ob ſich ihre Krankheit verlängern würde, wenn ihr Bruder käme? Sie fieng nun wieder ſtill zu weinen und an den Fingern zu zählen an und ſagte alsdann unter Weinen: ſechs Tage! Man ſagte ihr, in dieſem Falle dürfe er nicht kommen. Es ſtritt lange mit ihr, ſie zählte wieder ſtille und ſagte endlich: ich kann es nicht anders finden, ſechs Tage würde es länger dauern und mit argen Schmerzen, aber er ſoll dennoch kommen! Sagen Sie ihm, ſprach ſie zu K., er ſoll doch kommen, ſobald er ſich aber dem Hauſe nähere, verfalle ich in Krämpfe und meine Krankheit daure um ſechs Tage länger. Sagen Sie ihm, daß wenn auch mein Vater kommen würde, ſo würde es ſo gehen. Keins meiner Verwandten darf kommen, es wäre mir dieß was Ungewöhnliches und würde ſo auf mich wirken. Sie fieng nun wieder leiſe zu rechnen an, man verſtund die Zahlen 1/4, 8/4, 5/4. Nein! ſagte ſie, ich bringe es nicht anders heraus! nur eine Stunde weniger als ſechs Tage, und das iſt gar zu wenig! Dann fieng ſie wieder an: nun! ich will es dennoch um ſeiner willen ertragen, ich will es! ich will es! Ich habe den feſten Entſchluß gefaßt und nun iſt's aus, und nun ſoll er kommen, man ſchreibe ihm ſogleich, daß er komme! Ich gab ihr noch einmal zu bedenken, daß ihr Zuſtand aber dann ſechs Tage länger dauern werde. Das iſt nun gleich, erwiederte ſie, in jedem Falle würde er nun, wenn er auch nicht käme, ſechs Tage länger dauern. Es iſt nun ganz gleichgültig, er komme oder nicht, er dauert nun ſchon ſechs Tage länger. Dieß ſagte ſie mit dem höchſten Eifer in ganz herzzerreiſſenden Tönen.

Wir wurden dadurch alle ſehr bewegt und die theilnehmende Freundin des Mädchens, Frau H., die häufig mit Krämpfen behaftet iſt, fiel nun auf einmal in die ſchrecklichſten Krämpfe.

Man hatte ſie in den obern Stock des Hauſes in's Bette gebracht und das Mädchen war mit einer andern Freundin allein geblieben. Dieſe ſagte, daß das Mädchen auf einmal aufs andächtigſte ſtill gebetet und dann geſagt habe: durch die feſteſte Zuſammenraffung zum Gebete, „Herr! nehme dieſen Kelch von mir!" habe ſie erlangt, daß dieſe ſechs Tage von ihr genommen werden und ihr Zuſtand nun nur noch bis übermorgen dauern werde.

Ich ward abberufen. Als ich bald wiederkehrte, fand ich das Mädchen, das im Schlaf das Bett verlaſſen hatte, im obern Zimmer um die in ſchrecklichen Konvulſionen liegende Frau H. beſchäftigt, indem ſie verſuchte, ihr, wie ſie ſich ſelbſt that, die Krämpfe durch Berührung abzuleiten, aber es gelang ihr nicht. Dagegen verfiel ſie ſelbſt in die ſchrecklichſten Konvulſionen, die gar keine Beſchreibung zulaſſen. Sie beſtimmte die Dauer derſelben auf eine Viertelſtunde. Als ſie zur beſtimmten Zeit vorüber waren, ſagte ſie mir, daß jene ſechs Tage der Verlängerung ihres Zuſtandes durch inbrünſtiges Gebet von ihr genommen worden ſeyen.

8. Sept. Sie gieng im Garten ſpazieren, dort kam ſie um ¾ auf 9 Uhr in den ſomnambülen Zuſtand. Sie ſagte, ſie ſey eine Viertelſtunde früher in dieſen Zuſtand gekom-

men, weil das Kind, das mit ihr gegangen, zu ihr geſagt habe, das Meſſerlein ſeye als noch in der Dunggrube und von dieſem habe ſie im magnetiſchen Zuſtande geſprochen.

Plötzlich fuhr ſie in Krämpfen auf: Jeſus! ich hab' etwas gehört! Es waren gerade fünf Minuten, wo ich auf einen Augenblick aufgewacht wäre und da hab' ich etwas gehört. (Es hatte jemand etwas von ihrem Bruder geſagt.) Jedesmal fünf Minuten ehe ich erwache, höre und ſehe ich ohne Berührung, nur bin ich nicht ganz erwacht. Ich habe gerade ſagen wollen, daß ich nach fünf Minuten auf kurze Zeit erwachen werde, da kam ein Krampf, nun muß ich dieſen aushalten,. man hätte jenes nicht ſagen ſollen. — Sie wurde nun wieder völlig ſomnambül. Herr H. bemerkte von ihr in meiner Abweſenheit heute noch folgendes: „Sie aß im ſomnambülen Zuſtande mit uns zu Mittag. Nach dem Eſſen nahm ſie eines der Bücher meines Knaben, es war ein Teſtament. Nun bedeckte ſie ihre Augen feſt mit der einen Hand und mit der andern ſchlug ſie es (das Buch ſo haltend, daß die Decke über ſich, das Blatt unter ſich gekehrt war,) ſo ſchnell auf, daß man mit offenen Augen nichts in demſelben hätte leſen können, legte das Buch auf die Magengegend und ſagte: Römer 4. 5. und las die Stelle fertig. Hierauf noch einmal auf die nämliche Weiſe ein anderes Blatt aufſchlagend, ſagte ſie: Lucä 17, 27. und las die Stelle, und es war wirklich jedesmal die benannte Stelle aufgeſchlagen. Sie ſchlug noch eine Stelle auf und ſagte dann: es thut mir jetzt weh, ich muß aufhören.

Nach zwey Stunden that ſie daſſelbige in Gegenwart des Hrn. Praeceptors und ſeiner Frau. In einem Zimmer ſich befindend, wo man gar nicht auf die Straße ſehen konnte, ſagte ſie: wirklich geht Jungfer D. in einem weißen Kleide auf der Straße, und es war dem wirklich ſo, auch nannte ſie noch mehrere Perſonen, die gerade auf der Straße giengen, ganz richtig.

Als ich Nachmittags wieder zurückkam, traf ich ſie ſomnambül in einer ſehr luſtigen Laune. Sie fertigte in derſelben die mit ihr Redenden durch ſchnippiſche Antworten oft ſehr treffend ab. Sie ſpielte die Rolle einer großen Frau, ſagte, die anweſenden Frauen ſeyen Spallere von Hofdamen, durch die ſie gehe. Sie gieng dabey ganz graziös umher, was um ſo mehr an ihr auffiel, da ſie im wachen Zuſtande ein ſo ſehr ſchüchternes, beſcheidenes Mädchen war. Dieſe Laune dauerte bei ihr von 2 Uhr bis 8 Uhr, dann legte ſie ſich auf den Sopha und ſagte: meine ſeriöſe Rolle hat mich ſehr ermüdet.

Um 7 Uhr, wo es ſchon dunkel war, ſagte ſie: ich muß in Garten und mir dort ſelbſt am Rebengeländer einen Trauben holen, der gerade zwölf Beere hat. Wie ein Pfeil ſchoß ſie fort und war auf der ſehr hohen Leiter und brachte eben ſo ſchnell einen Trauben, der richtig zwölf Beere hatte, zurück und aß ihn. Heute Nacht um 12 Uhr, ſagte ſie, wo ich auf wenige Minuten wieder ſomnambül werde, muß ich noch einmal einen Trauben mit zwölf Beeren am Rebengeländer holen.

Ich fragte ſie heute noch folgendes: wird nach dieſem Somnambulismus Ihr Schlafwandeln nicht aufhören? — Ja aber im Schlafe reden werde ich immer noch. — Was war die Schuld, daß Sie in dieſen Zuſtand kamen? — Gemüthsverſtimmung, die einmal einen Ausbruch nehmen mußte, im andern Falle wäre ein Nerverfieber daraus entſtanden. — Wann Sie wieder geſund ſind, darf man Sie wohl nicht an dieſen Zuſtand mahnen? — Man darf meinen Zuſtand wohl Schlaf nennen, aber nicht Somnambulismus; es wird mir ſeyn, als hätte ich fünf Tage lang geſchlafen. Aber morgen Nacht ſorge man ja, daß fünf Minuten vor meinem Erwachen kein Menſch um mich iſt und daß ich die Haube habe. — Sie hatte nach der Abraſirung ihrer Haare vom Hinterhaupte angegeben, man müſſe ihr eine dunkelblaue Haube ohne Bänder anſchaffen, um damit das kahle Hinterhaupt zu bedecken.

Sie ſtund vom Sopha, auf dem ſie lag, auf und gieng an einen Tiſch, wo ein Glas mit Wein ſtund und nahm einen Schluck. Sogleich that ſie einen Schrei des Schreckens und rief: ich hielt es für Waſſer, nun erzeugt es mir einen ſchrecklichen Krampf! — Sie lief mit äußerſtem Schmerz den Hals mit den Händen haltend, im Zimmer umher und konnte nicht ſprechen. Sie deutete auf den Hals, daß hier ein Krampf ſeye, der das Reden verhindere. Man reichte ihr Chamillenthee. Eine andere Perſon wollte den noch heißen Thee durch Blaſen kühlen, ſie gab aber zu verſtehen, daß das nicht ſeyn dürfe, ſie müßte ihn ſelbſt blaſen, konnte es aber des Krampfes wegen nicht. Nach einer Viertelſtunde war der Krampf verſchwunden.

Sie ſagte nun, daß durch dieſen Umſtand mit dem Weine, ſie um 12 Uhr nun auch nicht ſomnambül werde und auch des Traubens nun nicht mehr bedürfe. — Sie ſchlief die ganze Nacht ruhig.

9 Sept. Ihr natürlicher Schlaf gieng gegen 4 Uhr Morgens in den ſomnambülen über. Sie ſtand vom Sopha, auf dem ſie lag, auf und trug im ſomnambülen Zuſtand ihr Bette in ihr Zimmer im untern Stock. Oft ſagte ſie, das iſt alſo der letzte Tag! — Sie hatte ſchon geſtern Abend

im ſomnambülen Zuſtande mit verſchloſſenen Augen einen Brief an ihren Bruder geſchrieben, er ſolle bis Sonntag Mittag 2 Uhr zu ihr kommen. Heute ſagte ſie, er muß dann ganz aufrichtig reden, ſonſt verfalle ich in Krämpfe, und mein Zuſtand währt wieder länger. Ich werde, wenn er da iſt, eine Viertelſtunde lang wieder ſomnambül ſeyn und in dieſem Zuſtand mit ihm ſprechen.

Seit einigen Tagen fuhr ſie, wenn man ſie berührte, viel mehr als früher zuſammen. Herr H. fragte ſie, warum dieß geſchehe, ſie erwiederte: das geſchieht ſeit X. da geweſen, nun meine ich immer, weil ich ihn vor der Berührung nicht kennen würde, wenn mich jemand berührt, es könnte der X. es wieder ſeyn und dann würde ich in die allerſchrecklichſten Krämpfe verfallen.

Am heutigen Abend kam ſie in einen Zuſtand, in dem ſie halb wach, halb ſomnambül war, und in dem ſie ganz klare Auskunft über ihren ſomnambülen Zuſtand geben konnte. Ich nahm nun Gelegenheit folgende Fragen an ſie zu machen. Wurde in Ihrem Zuſtande dadurch, daß ich Ihnen jene wenige magnetiſche Striche gab, etwas geändert?

Hätten Sie mir jene Striche nicht gegeben, ſo wäre ich in ein Nervenfieber verfallen.

Aber Ihr Zuſtand vor dem Magnetiſiern war ja auch ſchon Somnambulismus?

Dieſer wäre ſchnell vorüber und in ein Nervenfieber übergegangen; aber in anderthalb Jahren verfalle ich dagegen dennoch in eine ſchwere Krankheit, die tödtlich werden kann, wenn ich mich in ihr nicht ſelbſt behandeln darf. Es iſt wieder eine Art Somnambulismus, aber doch mehr Nervenfieber, dann bin ich aber nicht mehr hier, aber dennoch bey Hrn. H.

Dieß wiederholte ſie, während ihres ganzen Schlafes ſehr oft.

Haben Sie denn auf Ihrer Herzgrube das Gefühl von einer hellen Stelle, weil Sie ſchon öfters ſagten, Sie ſehen durch dieſe?

Ja! dieſe Stelle iſt ſo groß wie ein Sechsbätzner und ſie kommt mir vor wie ein Glas, das bald angeloffen, bald wieder hell iſt, ich ſehe deswegen auch nicht immer gleich klar durch ſie und oft nur mit großer Anſtrengung. Durch dieſe Anſtrengung (ſie drückte dabei die Augen feſt zu) werden mein Gedächtniß und meine Phantaſie und alle Sinne wie in die Herzgrube gezogen und dann werden die Gegenſtände, die zuerſt dunkel ſind, je nach dieſer Anſtrengung immer heller.

Sehen Sie durch dieſe Stelle die Gegenſtände kleiner als im gewöhnlichen Zuſtand?

Nein, wie gewöhnlich.

Sie ſagten letzthin, Jungfer D. gehe auf der Straße in einem weißen Kleide, ſahen Sie da die ganze Straße und die andern Menſchen auf ihr auch zugleich?

Nein! nur Jungfer D. allein, ſo auch nur den Hrn. Apotheker, nicht die Apotheke.

Ihre Eintheilung der Stunden und Rechnung im Schlafe betreffend, ſo ſo zeigte ſich, daß ſie ihre Stunde in ſechzehn Achtel eintheilte, ſo daß eine halbe Stunde aus acht gleichen Theilen, folglich einem Ganzen, eine Viertelſtunde aus vier Achtel beſteht. Ihre Stunde hat alſo 64 Minuten. Sie ſagte: ich glaube, daß dieſer Trieb zum Rechnen mit dieſem ſomnambülen Zuſtand gegeben iſt. Im wachen Zuſtande konnte ſie nur ſehr ſchlecht rechnen.

Von ihrem frühern Schlafwandeln ſagte ſie: alle Vorſichtsmaßregeln, die man ſelbſt dagegen trifft, nützen nichts, wiel man ſich derer noch im Schlafe erinnert. So ſchloß ich z. E. um nicht aus der Stube kommen zu können, meinen Stubenſchlüſſel in mein Käſtchen, den Schlüſſel des Käſtchens in meinen Koffer, und letztern verſteckte ich unter das Bett, und doch ſchloß ich im Schlafe dann alles wieder auf und verließ das Zimmer. Oft holte ich ein Kleid, an dem ich lange genäht, Nachts im Schlafe aus meinem Koffer, erwachte aber, als ich keine Nadel fand: denn in dieſem Zuſtande ſah ich nichts. Am letzten Sonntag, wo ich einen Trauben Nachts im Garten holte, habe ich auch nicht geſehen, mein Gefühl aber hat mich geleitet und durch dieſes wußte ich, wo dort ein Trauben mit zwölf Beeren, den ich gerade eſſen mußte, hieng.

Nach dieſen Reden wurde ſie wieder völlig ſomnambül. In dieſem Zuſtand ſagte ſie: um 8 Uhr muß ich ganz allein ſeyn, um mein Stübchen wieder ganz auf dieſelbe Art, ſelbſt die geringſte Kleinigkeit nicht ausgenommen, zu ordnen, wie es vor dem Anfange meiner Krankheit geweſen; denn ſo muß ich es beym Erwachen durchaus wieder treffen, um nicht von neuem in dieſen Zuſtand zurückzufallen.

Mit unbegreiflicher Schnelligkeit räumte ſie nun, was von Krankenapparat da war, hinweg. Zuerſt ſchmieß ſie die noch übrige Arzney zum Fenſter hinaus, brachte dann Gläſer, Seſſel u. ſ. w. hinweg und ſtellte den Tiſch ganz genau, wie er vor ſechs Tagen ſtund. Einen Stuhl, der vor ſechs Tagen da war, holte ſie eine Treppe hoch bei Nacht und ſprang mit ihm, ohne Licht, pfeilſchnell und ohne mit ihm anzuſtoßen, in ihr Stübchen.

Nachdem ſie alles geordnet hatte, ſagte ſie, ſie müſſe einen Trauben mit ſieben Beeren haben, und ſprang in tiefer Nacht, (der Himmel war ganz umwölkt) durch den Hof pfeilſchnell in den Garten und auf die höchſte Cypreſſe einer am Traubengeländer ſtehenden ſehr hohen Leiter, von dieſer eine große Strecke auf der zwei Stock hohen Stadtmauer weiter zu einem Traubenſtock, an dem ſie einen Trauben mit ſieben Beeren gefühlt haben mußte, wie ſie auch richtig mit einem ſolchen Trauben zurückkam und ihn verzehrte. Sie gab nun noch an: man ſolle ihr beym Erwachen ſagen, daß ſie hier eine Haube habe, weil ihr auf Verordnung des Arztes die Haare hätten müſſen abgeſchnitten werden.

Hierauf legte ſie ſich um 9 Uhr auf das Bett und beſtimmte das Ende ihres ſomnambülen Zuſtandes auf 12 Uhr. Nach einiger Ruhe befielen ſie ſehr heftige Kopfſchmerzen, die aber nicht über vier Minuten dauerten und nun ſchlief ſie feſt ein. Ihr ſomnambüler Schlaf war gegegen 12 Uhr in einen wirklichen Schlaf übergegangen, aus dem ſie erſt gegen 1 Uhr erwachte. Es war nur eine Perſon bey ihr geblieben. Sie äußerte ihre Zufriedenheit, daß die ihr vom Arzte angerathene Haube da ſey, kleidete ſich aus und ſchlief wieder einen natürlichen Schlaf.

Morgens ſtund ſie ziemlich früh wieder auf und äußerte beym Kaffee, daß ſie dieſe Nacht einen wunderlichen Traum gehabt, es habe ihr geträumt, ſie ſeye im Garten auf der Leiter geſtanden und habe ſich dort einen Trauben mit ſieben Beeren geholt und mit großer Luſt gegeſſen. Mehrmals äuſſerte ſie auch, ſie habe wie eine Ahnung, daß ſie ihr Bruder am nächſten Sonntag beſuchen werde.

Als eine Perſon an ihr auf der Straße vorübergieng, die zu einer andern ſagte: hier iſt Jungfer St. wieder, ſie iſt nicht mehr ſomnambül, hörte ſie dieß, eilte nach Hauſe und verfiel auf eine halbe Stunde wieder in Somnambulismus. Sie ſagte in dieſem die Urſache ihres Anfalls. Schon früher und auch in dieſem Schlafe äuſſerte ſie, wenn doch nur ihr Bruder nicht zu Anfang einer Stunde komme, ſondern in einer halben oder dreyviertel Stunde. Es ſchien dieß auf die längere oder kürzere Dauer ihres Zuſtandes Einfluß zu haben. —

Sonntags den 15ten, wo ſie ihren Bruder erwartete, wurde ſie auf einmal wieder ſomnambül. In dieſem Schlafe beobachtete ſie auch mein Freund Herr Dr. Uhland. Sie behauptete, ſie müſſe nun ſo lange ſomnambül bleiben, bis ihr Bruder komme. Sie ſtrengte ſich ſehr an, zu ſehen, wo er ſich befinde, und ob er gewiß komme, und klagte, als es ihr nicht gelang, über ihr nun verſchwundenes Hellſehen. Auch die Dauer ihres Schlafes könne ſie nicht beſtimmen, ſie habe ihre Uhr nicht mehr. Ihr Bruder kam zur Stunde, auf den ſie ihn ausdrücklich beſtellte, nicht. Sie klagte nun ſehr darüber und ſagte, ſie wäre, wäre er zur beſtimmten Stunde gekommen, geſund geblieben, nun wiſſe ſie ſelbſt nicht mehr, wie es mit ihr gehen werde. Sie erhielt heftige Krämpfe, in denen ſie auf das Geſicht ſtürzte und hierauf die ſchmerzhafteſten Krämpfe in den Geſichtsmuskeln erhielt. Sie bat um eine Verordnung: denn ſie könne ſich jetzt nicht mehr ſelbſt verodnen. Man gab ihr Köllniſches Waſſer zur Einreibung.

Ihre Augen waren, wie gewöhnlich in ihrem ſomnambülen Zuſtand, ganz ſtarr. Herr Dr. Uhland langte ihr mit dem Finger in dieſelben, ohne daß darauf die mindeſte Bewegung der Augapfel oder der Augenlieder erfolgte. Hr. Dr. Uhland überzeugte ſich auch, daß ſie einen durchaus nicht vernahm, ausgenommen man berührte ſie, oder ſie berührte ſelbſt ihre Herzgrube, oder den Wirbel ihres Kopfes.

Sie ſagte noch einmal, ſie wiſſe nicht wie lange jetzt wieder ihr ſomnambüler Zuſtand dauern werde, ſie habe keine Rechnung mehr, in jedem Falle daure er bis ihr Bruder komme und wenn er erſt in ſe s Tagen komme. Man war genöthiget, einen Boten nach ihrem Bruder zu ſenden, um ſeine Ankunft zu beſchleuni n.

Inzwiſchen gerieth ſie auf eine Vier lſtunde lang wieder in den ſchon einmal beſchriebenen ittelzuſtand von Somnambulismus und Wachen, indem ch ihr Geſicht auf einmal veränderte, daſſelbe ſeine Star eit verlohr und ſein ganzer Ausdruck milde Freundlichke wurde; ein Zuſtand, in dem ſie alle Anweſenden erkann e, von dem ſie aber nach dem wahren Erwachen, wie v n dem Zuſtande des völligen Somnambulismus, durchau nichts wußte.

Nachts 10 Uhr erſchien endlich ihr ruder. Als er die Treppe herauf gieng, verfiel ſie in Krän fe und völligen Somnambulismus; als er ſie berührte, kannte ſie ihn. Da ſie ſchon früher erklärt hatte, ſie müſſe mit demſelben ganz allein im ſomnambülen Zuſtande ſp echen, ſo ließ man ſie mit ihm allein. Ihr Geſpräch war über Familienangelegenheiten.

Fünf Minuten vor ihrem Erwachen, ie ſie angeben werde, müſſe ihr Bruder, (ſo ſagte ſie ſch n früher) ſich entfernen und ſie müſſe ſchnell in das Zim er und in die Lage zurück, in der ſie heute der Somnamb lismus zuerſt befallen; (es war dieß auf einem Stuhl in ner Kammer) ſeye ihr Schlaf vorüber, ſo ſolle man ihr ſa en, ihr Bruder ſeye, durch Geſchäfte veranlaßt, noch kommen, ſo werde es ihr nicht auffallen.

Man that nach ihrem Willen.

Nach ihrem Erwachen trat ſie, als hätte ſie hren Bruder noch gar nicht geſehen, in's Zimmer, und freu e ſich, daß er heut noch gekommen ſeye; es habe ihr ge räumt, er werde heute um ¾ auf 2 Uhr kommen, nun ſeye er zwar ſpäter, aber doch noch heute, gekommen.

Auch noch in dieſer Nacht und am andern Tage verfiel ſie noch einigemal in Somnambulismus und erklärte: das geſchehe, weil ihr Bruder nicht zur beſtimmten Zeit eingetroffen, wäre er zu der ihm beſtimmten Stunde gekommen, ſo hätte ihr Somnambulismus nur ſo lange noch gedauert, als ſie in Familienangelegenheiten mit ihm geſprochen hätte.

In der jetzt folgenden Woche, hatte ſie jeden Tag leichte Anfälle von Somnambulismus, dadurch, daß ſie bald jemand bedeutend anſah, bald daß ſie andere Leute ſagen hörte, ſie ſeye nicht mehr ſomnambül u. ſ. w. Am Samſtag allein blieb ſie ohne Krämpfe und gieng mit Hrn. H–s Familie nach Heilbronn, wo ſie heiter war.

18 Sept. bekam ſie Mittags unerwartet Krämpfe und verfiel in Somnambulismus. Auf die Frage: wie dieß komme, ſagte ſie, es ſey ihr vom letzten Schlaf die Ahnung geblieben, ſie werde in anderthalb Jahren ſterben; da ſey wie eine Stimme durch ihre Seele gefahren: ja ſo iſt's, und dieß habe ſie alterirt.

19 Sept. verfiel ſie Abends 5 Uhr wieder unerwartet in Somnambulismus. In dieſem ſagte ſie vergnügt: nun habe ich meine Kopfuhr wieder. Sie gab wieder Stunde und Minute ihres Erwachens an und ſagte: wenn ich erwacht bin, ſo ſoll man mich an dem Geſchäfte, das ich vornehmen werde, nicht hindern; wenn ich am Ende deſſelben bin, ſo werde ich plötzlich umfallen, darauf ſoll man mir zwölf hofmänniſche Tropfen geben. Sie erwachte zur beſtimmten Zeit, gieng an ein Geſchäft, man gebrauchte

alle Vorſicht für ſie, aber wie vom Blitze getroffen fiel ſie am Ende des Geſchäfts bewußtlos zu Boden und wurde dann ſomnambül. Sie beklagte in dieſem Schlafe ſehr, daß ſie nicht früher über ſich und ihren Zuſtand nachgedacht, aber dieß ſeye ihr immer nur Nebenſache geweſen, ſie hätte dann, was ihre Krankheit betrifft, und namentlich deren Dauer, richtiger beſtimmen können, ſie fühle nun, daß ſie anderthalb Jahre lang keine Woche vor dieſen Anfällen ſicher ſeye.

20 Sept. Abends verfiel ſie wieder in magnetiſchen Schlaf. In dieſem äußerte ſie den Wunſch, daß man ſie im wachen Zuſtande mit ihrer Krankheit und den damit verbundenen Zufällen bekannt machen möchte: denn bis jetzt wußte ſie wachend nur davon, daß ſie ſchlafe und äußerte mehrmals ihr Mißvergnügen, daß ſie ſo oft ſchlafe. Als ſie erwacht war, ſo erzählte man ihr ihren Krankheitszuſtand, ſie lachte anfangs darüber und wollte ihn durchaus nicht glauben, allein nach einigen Minuten bekam ſie ſchweren Athem und fiel ſogleich in magnetiſchen Schlaf. In dieſem ſagte ſie, es ſeye gut, daß ihr nun auch im wachen Zuſtand die Art ihrer Krankheit bekannt ſeye, ſie werde nun durch Erinnerungen und Ahnungen ihres Zuſtandes weniger angegriffen werden.

Sie ſagte im heutigen Schlafe, man muß Hrn. H–s Zimmer reinigen: denn morgen kommen zwei fremde Perſonen in daſſelbe, die aber zuerſt auf mein Zimmer losgehen werden.

21 Sept. Es kam heute zu Hrn. H. Beſuch, aber bekannter, bis Abends 6 Uhr zwey unbekannte Perſonen, die erſt hier angekommen waren, erſchienen, und Herrn H.

auf ſeinem eigenen Zimmer ſprechen wollten und die wirklich auch zuerſt auf der Patientin Zimmer losgegangen waren. Als dieſe Perſonen ſich entfernt hatten und man nach dem Mädchen ſah, lag ſie im magnetiſchen Schlafe. Sie ſagte in demſelben: dieſe zwey Perſonen ſah ich geſtern ſchon im Schlafe, als ſie nun heute in mein Zimmer hereinſahen, wo ich wach war, erkannte ich ſie ſogleich wieder, erſchrack heftig und verfiel in magnetiſchen Schlaf.

Von der Ankunft dieſer zwey fremden Perſonen hatte hier kein Menſch was geahnet, und als das Mädchen geſtern in ihrem Schlafe von ihnen ſprach, waren ſie noch zehn Stunden von hier entfernt.

22 Sept. Morgens ſtellte ſich wieder bey ihr auf kurze Zeit Somnambulismus ein. Sie war in dieſem in großem Jammer, daß ſie anderthalb Jahre lang von dieſer Krankheit nicht los werden ſolle. Sie fragte ſich endlich ſelbſt: könnte nicht auch dieſe Leidenszeit von mir genommen werden, wie jene Schmerzenstage am ſiebenten September? Es gieng nun in ihrem Innern ein heftiger Kampf vor, in dem man ſie inbrünſtig beten ſah. Endlich ſagte ſie, „jetzt hab' ich's! ſie kann in ſechs Wochen fortdauernden Schlafes verwandelt werden. Alſo entweder ſechs Wochen lang immer krank, oder anderthalb Jahre mit Unterbrechungen. Was iſt zu thun?"

Sie rief nun Hrn. H. und bat ihn zu entſcheiden, was beſſer ſeye. Dieſer ſagte, ihm ſcheine allerdings ſechs Wochen eigentlicher Krankheit erträglicher zu ſeyn, als ein krankhafter Zuſtand von anderthalb Jahren, doch ſie ſolle alles der Vorſehung anheimſtellen. Nun betete ſie wieder inbrünſtig und ſagte dann: bald werde ich's inne werden, und nach einer Viertelſtunde ſprach ſie freudig: jetzt iſt's entſchieden, mit ſechs Wochen iſt alles abgethan, gerne will ich dieſe leiden. Schon morgen 9 Uhr fängt dieſe Zeit an, wo ich fünf Minuten nach 9 Uhr zuerſt in Scheintod verfallen und ſelbſt durch glühende Kohlen nicht zu erwecken ſeyn werde.

23 Sept. Schlag 9 Uhr Morgens erhielt ſie Krämpfe auf der Bruſt und im Kopf und nach fünf Minuten verfiel ſie, nachdem ſie noch erklärt hatte, ſie komme jetzt in eine andere Welt, in völligen Scheintod. Sie bekam ganz das Ausſehen einer Entſeelten; ſtarrer Tod war in ihrem Geſichte, die Augen erloſchen ſtier, ſeellos wie von Glas, die Puppillen unbeweglich, der Puls war nicht mehr fühlbar. Herr Präceptor W. und ich, ſpäter auch Hr. H. ſtachen ſie mit Nadeln tief in die flache Hand, das Blut floß, eben ſo auch in die Fußſohlen, aber ſie gab kein Zeichen der Empfindung. Herr Dr. Seyffer von Heilbronn kam und träufelte ihr brennendes Sigellack in die flache Hand, allein nicht das mindeſte Zeichen von Gefühl gab ſie von ſich.

Nach und nach wandelten ſich ihre ſtarren Leichenzüge in die eines Verzweifelten, ſie ſchrie einmal unter Krämpfen laut auf. Später kehrten ſich dieſe Mienen der Verzweiflung in die des Entzückens und dann in die der höchſten Verklärung. Man hörte ſie leiſe ſprechen, verſtund aber ihre Rede nicht. Sie erwachte nach einer Stunde mit einem Schrey des Schreckens im Mittelzuſtande. Sie äußerte nun folgendes: mein Erſchrecken kommt daher, weil meine Seele, die ſchon in einer andern Welt war, wieder in ihren Leib kehrte. Zuerſt ſah ich die Verdammten, ihre Qual iſt ſchrecklich, es iſt wie Feuer um ſie, aber doch iſt es eigentlich kein Feuer, aber ich kann es mit nichts anderem beſſer vergleichen. Dann kam ich zu den **Halbſeeligen.** Ueber dieſe verwunderte ich mich am meiſten: denn ich glaubte nie, daß es Halbſeelige geben könnte, allein ihrer iſt gerade die größte Menge; ſie ſind ſehr unglücklich, doch können ſie, wenn ſie ſich beſſern, noch ſeelig werden. Endlich kam ich auch zu den Seeligen. Dort iſt eine Wonne! eine Seeligkeit! Dieſe kamen mir wie lichte Wölkchen vor, ich ſah an ihnen keine Menſchengeſtalt. Alle Mittheilung geſchieht hier durch's Gefühl. Da fand ich meine Mutter und beſprach mich mit ihr durch's Gefühl. Die Verdammten ſind zwiſchen Himmel und Erde, die Halbſeeligen im Monde und die Seeligen in der Sonne.

24 Sept. trat wieder Starrkrampf ein und dann wieder der Zuſtand von Verzweiflung, Entzückung u. ſ. w. Auf einmal ſtöhnte ſie ſehr ängſtlich und als man ſie ſpäter um die Urſache ihrer Angſt fragte, ſagte ſie, ſie habe eine Stimme gehört, die geſagt habe, ſie könne noch lange nicht ſeelig werden.

Dieſen Tag über verfiel ſie bald in völligen Somnambulismus und Hellſehen, bald kam ſie in jenen ſchon öfters erwähnten Mittelzuſtand, in dem ſie ſah und hörte, und mit den Umſtehenden freundlich ſprach, von dem ſie aber, wie von dem völlig ſomnambülen Zuſtande, nach dem Erwachen nichts mehr wußte.

In ihrem Hellſehen war ſie heute bald an dieſem bald an jenem Ort, und ſprach von Bekannten daſelbſt und ihrem augenblicklichen Thun.

Sie behauptete, ſie habe mich eine Straße gehen ſehen, in die ſie im natürlichen Zuſtand nicht im mindeſten hätte ſehen können. Ich verließ ſie heimlich und gieng wieder dieſe Straße. Als ich dort gieng, ſagte ſie zu den Zurückgebliebenen: da geht K. wieder dieſelbe Straße. Sie auf die Probe zu ſtellen, zog ich den Rock auf der Straße aus und gieng ſo einige Schritte weiter und ſie ſagte zu den Zurückgebliebenen mit Lachen, da geht K. ohne Rock die Straße! Sobald ich wieder im Hauſe war, und an ihrem Bette ſtund, ſah ſie mich nicht mehr. Ueberhaupt machte ich die Bemerkung, daß ſie, was in der Ferne vorgieng, viel eher ſah, als das, was in ihrer Nähe geſchah. Ihr Sehen kam einem vor, wie ein Sehen durch ein Fernrohr, durch das man nahe Gegenſtände nicht bemerkt, wohl aber entfernte, oder wie das Sehen eines kurzſichtigen Auges, das die fernſten Gegenſtände deutlich erblicken kann, um in die Nähe zu ſehen, aber einer Brille bedarf.

Am 6ten hatte ſie, wie ich angab, im ſomnambülen Zuſtande behauptet, es müſſe ein Meſſerchen auf der Miſtſtätte liegen, ſie und andere hatten es auch dort geſucht und nicht gefunden. Heute nun fand es eine Magd daſelbſt zufällig. Ich hielt es ihr gegen die Herzgrube, ſie erkannte es und freute ſich ſehr, daß es gefunden worden ſeye.

Man fragte ſie: warum ſie es denn damals nicht ſelbſt gefunden habe, ſie erwiederte: im Bette entfernt von demſelben konnte ich es ſehen und ſeine Lage angeben, als ich mich über demſelben näherte und es mit den Händen ſuchte, konnte ich es nicht mehr ſehen, und finden.

Herr H. verband ihr heute, als ſie geäuſſert hatte, daß ſie nach einigen Minuten wieder durch die Magengegend ſehen werde, mit einem mehrfach zuſammengelegten Tuch beyde Augen feſt und forderte fünf anweſende Perſonen auf, den Verband ſelbſt zu unterſuchen, und mit ihm genaue Beobachtung anzuſtellen. Dieß geſchah und alle verſicherten ſich von dem feſten Verbande der Augen, durch den auch die geſundeſten Augen nicht hätten ſehen können, und von der Verſetzung des Sehvermögens dieſes Mädchens in die Magengegend, indem ſie die verſchiedenſten Dinge, die man auf ihre Herzgrube, ſelbſt über die Bettdecke, legte, ſogleich erkannte und ſie nach Art, Farbe und Geſtalt benannte. Sie gab dabey immer den Zeitpunkt an, wo man ihr Dinge zur Erkennung auflegen konnte, indem, wie ſie ſagte, dieſe Sehkraft oft auf Minuten wieder verſchwinde, und dann erſt ſich wieder einſtelle. Es waren gleichſam momentane Blitze.

Hierauf verlangte ſie zu nähen, man gab ihr die Arbeit und ſie nähte mit verbundenen Augen, ſo gut wie im gewöhnlichen Zuſtand, ſehr lange.

25 Sept. Ihr rechter Schlaf gieng ſchon früh Morgens in den ſomnambülen über. Sie ſagte, ſie ſchlafe bis 10 Uhr, dann wache ſie bis 1 Uhr und ſchlafe dann wieder bis Nachts 10 Uhr.

Auf einmal erhielt ſie einen heftigen Bruſtkrampf, in dem ſie nur noch, als man ſie um die Urſache fragte, die Worte hervorbrachte: ich werde jezt erſtarren. —

Nach dieſen Worten fiel ſie ſogleich in Erſtarrung. Dieſe dauerte nur einige Minuten, dann kam wieder Somnambulismus. Zur beſtimmten Zeit erwachte ſie und verrichtete ihre Geſchäfte. Nachmittags 1 Uhr wurde ſie wieder ſomnambül und ſagte, daß ſich bey ihr nach einigen Minuten eine völlige Lebloſigkeit wie geſtern einſtellen werde.

Die Erſtarrung trat ein. Zuerſt erſchien dann wieder Verzweiflung auf ihrem Geſichte, ſie ſchrie laut auf und bekam fürchterliche Bruſtkrämpfe. Leiſe, daß es nur zu hören war, wenn man das Ohr an ihren Mund hielt, flüſterte ſie: „nein ich darf ihn nicht offenbaren den Zuſtand der Verdammten!“ Sie weinte bitterlich und war in der fürchterlichſten Beängſtigung. Nun drückte ſich auf ihrem Geſichte mildes Lächeln aus, und ſie ſprach ebenfalls kaum hörbar: „viele, viele, die ich noch geſtern ſah, ſind jetzt ſchon in dieſem Aufenthaltsorte der Halbſeeligen, dem Monde, nicht mehr, ſind ganz ſeelig geworden, keines, keines von allen iſt verloren.“ Sie ſprach noch Mehreres, man vernahm aber die Worte nicht, man ſah nur die leiſe Bewegung ihrer Lippen. Hierauf verbreitete ſich höchſtes Entzücken über ihr Geſicht und in dieſem Momente legte ich ihr in Gegenwart von Hrn. H. und anderer Perſonen, eine große glühende Kohle auf die rechte Hand. Die Kohle, die ich anbließ, brannte ſogleich tief durch die Haut, die unter ihr rauchte. Nicht im geringſten veränderten ſich ihre Geſichtszüge, gleiches Entzücken blieb auf ihnen, nicht im mindeſten bewegte ſie die im Brande rauchende Hand. Sie ſprach leiſe fort, man verſtund aber nur die Worte, „o Seeligkeit, hier im Wohnſitze der Verklärten! da ſchweben ſie gleich weißen Wölkchen!“ —

Das Entzücken auf ihrem Geſichte verwandelte ſich wieder in mildes Lächeln und dann ſtellte ſich wieder der Ausdruck der Verzweiflung ein, ſie ſchrie laut auf und erwachte im Mittelzuſtande.

Wir fragten ſie, warum ihr Erſtarren mit Verzweiflung angefangen und wieder mit Verzweiflung geendigt habe? Sie ſagte, weil ſie jedesmal, um zu den Seeligen zu kommen, zuerſt durch den Sitz der Verdammten, der zwiſchen Erde und Himmel ſeye, hinauf, und wie hinauf, ſo auch wieder durch ihn herunter, in ihren Körper zurück müſſe. Von den Halbſeeligen, ſagte ſie, könne ſie keine Geſtalt angeben. Die Seeligen ſeyen ihr wie weiße Wölkchen erſchienen, es ſeyen aber doch keine Wölkchen. Die Verdammten habe ſie wie Flämmchen geſehen, die aber auch nicht eigentliche Flämmchen ſeyen, ſie gebrauche nur die Benennung Wölkchen und Flämmchen, weil ſie dafür kein anderes Bild wiſſe.

In dieſem Mittelzuſtande fühlte ſie nun auch heftige Schmerzen an der Brandſtelle auf ihrer Hand, war aber dennoch damit zufrieden, daß ich ihr die glühende Kohle aufgelegt, nun werde man, ſagte ſie, doch endlich glauben, daß ſie ſich nicht verſtelle. Ich verſicherte ſie, daß gewiß kein Menſch, der ſie nur einige Tage mit fünf geſunden Sinnen in ihrem Zuſtande beobachtet, ſolchen Argwohn hegen werde. Sie fiel hierauf bald wieder in völligen Somnambulismus.

Wie ſchon öfters bemerkt, hörte ſie einen im ganz ſomnambülen Zuſtande nur ſprechen, im Fall man ſie berührte, oder ſie ihre eigene Hand auf der Herzgrube oder den Mittelfinger auf dem Wirbel des Kopfes liegen hatte. Ich machte jetzt den Verſuch und ließ Zwey ſich an den Händen halten, von denen der eine ſie berührte, der andere aber, der ſie nicht berührte, ſprechen mußte, allein ſie hörte denſelben nicht ſprechen. Nun ließ ich den ſie Berührenden ſich mit dem andern durch ein Eiſen verbinden, und ihn ſprechen, und nun vernahm ſie ſeine Rede. Dieſen Verſuch machten wir mit verſchiedenen Metallen als Zwiſchenleitern und immer hörte ſie jetzt die Stimme der ſie nicht berührenden aber vermittelſt des Zwiſchenleiters mit ihr in Verbindung ſtehenden Perſon, wobey ſie immer ganz unfehlbar die Art des Metalls, das den Zwiſchenleiter bildete, angeben konnte. Gleichgültig verhielten ſich die die Electricität auch nicht leitende Körper, z. E. Seide, Glas, Seife, Siegellack, Porcellan u. ſ. w. Glas z. E. eine

Bouteille, blieb iſolirend, füllte man ſie aber mit Waſſer, ſo verhielt ſie ſich als Leiter. Blech verhielt ſich auch iſolirend, ob es gleich als Metall hätte leitend ſeyn ſollen. Ich machte die Probe und zog ihr, ohne zu ſagen warum, einen ſeidenen Handſchuh an. Als ſie nun, um zu hören, mit dem Mittelfinger den Wirbel berühren wollte, ſo konnte ſie das nicht mehr. Als aber der Mittelfinger des Handſchuhes zufällig mit Waſſer benezt wurde und ſie wieder mit ihm den Wirbel berührte, hörte ſie wieder. Sie kam hierauf abermals in jenen Mittelzuſtand und wurde der ſeidenen Hundſchuh wegen, die ſie im Bette anhatte, ſehr launig, ſie ſpielte die Rolle einer reichen Jüdin, die mit ſchmuzigen weißen Handſchuhen im Bette liegend als vornehme Dame befehle und Beſuche annehme. Dieſe Rolle führte ſie äußerſt luſtig durch.

26 Sept. Morgens, als ſie wieder im völlig ſomnambülen Zuſtande war, wiederholte ich wieder die Verſuche mit den verſchiedenſten Metallen an ihr, dadurch, daß ich ſie vor ihr verborgen als Leiter zwiſchen zwei Perſonen brachte, von denen die eine ſie berührte, die entferntere ſprach. Immer erkannte ſie auf das beſtimmteſte die Art des Metalls, aus dem der Leiter beſtund. Gewöhnliche Kohle, die ſich auch als leitend verhielt, unterſchied ſie immer von Steinkohle, die ſie als ſtärker leitend angab.

Ich gab ihr einen achtzehen Ellen langen Drath in die Hand und leitete ihn von ihrer Hand aus iſolirt durch das Fenſter zwey Stock hoch in einen Hof, wo ich eine andere Perſon das andere Ende halten ließ. Sprach dieſe entfernte Perſon nun auch noch ſo leiſe an den Drath hin, ſo vernahm ſie die Worte derſelben, während wir an ihrem Bette die Perſon im Hofe nicht im mindeſten ſprechen hörten; ſie ſprach ihr oben jedes Wort laut nach. Kam der Drath mit einem andern Leiter, z. E. mit dem Ofen in Berührung, ſo hörte ſie die Perſon nicht mehr.

Zum Behufe dieſer Verſuche mit Metallen hatte heute Hr. H. einen Ducaten gebracht. Sobald ſie dieſen in die Hand genommen hatte, rief ſie mit Verwundern aus: ha! nun weiß ich doch, warum ich jene Perſonen, die am 21ten in's Haus kamen, den Tag zuvor geſehen und ankündigen konnte, das machte dieß Goldſtück, dieſes Goldſtück hatten ſie ſchon damals bey ſich, und hatten ihren Willen mit ihm hierher gerichtet und durch dieſes Goldſtück wurde mir jenes Vorausſehen erleichtert; dieß ließen ſie auch heimlich bey ihrem Beſuche zurück.

Ueber dieſe Worte war Hr. H. ſehr erſtaunt und gab die feſte Verſicherung: daß das Mädchen früher von jenem Goldſtücke und woher es gekommen, nicht die mindeſte Kunde gehabt und daß überhaupt kein Menſch als er gewußt habe, daß es jene Perſonen ihm zurückgelaſſen.

Sie kam nun wieder in Mittelzuſtand und ſagte, daß ſie in einer Viertelſtunde wieder in jene völlige Erſtarrung verfallen werde. Nach Verlauf dieſer trat nun auch wieder jener Zuſtand ein und ſie durchlief in ihm wieder jene drey Grade der Verzweiflung, der Seeligkeit und der höchſten Entzückung. Nach einer Viertelſtunde erwachte ſie im Mittelzuſtand und kündigte auf Nachmittag 4 Uhr eine gleiche Erſtarrung an.

Im erſten Grade dieſes Zuſtands, ſagte ſie, habe ſie noch einiges Gefühl von der Auſſenwelt, im letzten Grade aber, wenn ſie bey den Seeligen ſey, habe ſie von äußern Dingen und von ihrem Körper durchaus keine Empfindung mehr, da könne man mit ihrem Körper machen, was man wolle, ihn in's Feuer werfen, ſie würde 's wohl nicht fühlen.

In dieſem Zuſtande ſeye ſie nur dadurch auf einen Moment zu erwecken, daß man ihr ein metallenes Glöckchen feſt in die ſtarre Hand drücke, und ihre Hand dann, damit das Glöckchen läute, ſchnell hin und her bewege. Durch das Metall werde ihr dann der Klang zum Ohre gebracht, und ſie werde dann wohl erwachen.

Als ſie nun Nachmittags 4 Uhr wieder in Erſtarrung verfiel, und als ſie im dritten Grade derſelben war, machten wir dieſen Verſuch mit dem Glöckchen, und wirklich wurde ſie durch den Klang deſſelben auf einen Augenblick wach, fiel aber ſogleich wieder in die Erſtarrung zurück. Was Brennen mit Kohle, Stechen mit Nadeln, noch ſo lautes Rufen und Läuten nicht bezweckten, das that das Metall, das nur dadurch, daß ſie es berührte, den Ton zu ihrem Sinne brachte: denn wurde das Glöckchen, ohne daß ſie es berührte, noch ſo ſtark, ganz hart vor ihrem Ohre geläutet, ſo hörte ſie nicht das mindeſte davon, ſobald es aber geläutet wurde während ihre Finger den metallenen Handgriff deſſelben umfaßten, erwachte ſie auf einen Augenblick. Drückte man ihr ein Trinkglas in die Hand, und ſchlug es an, ſo erweckte ſie dieſer Ton nicht, es mußte Metall ſeyn. *)

Als ſie aus dieſer Erſtarrung wieder im Metallzuſtand erwachte, fragte ich ſie, ob ſie das Glöckchen gehört habe, da ſie auf deſſen Läuten einen Augenblick wach zu ſeyn geſchienen, ſie ſagte: ja! und viel ſtärker als ich es ſonſt im wachen Zuſtand höre.

---

*) Vielleicht wäre dieſes Mittel zur Erkennung des Scheintods beſonders wo derſelbe durch Katalepſie entſtand, anzuwenden.

Noch ſagte ſie uns heute, daß ſie, auf der Spitze des Mittelfingers der rechten Hand, den ſie um zu hören auf den Wirbel bringen müſſe, im ganz ſomnambülen Zuſtand ein Fünkchen bemerke, das aber immer wieder verſchwinde, ſo oft ſie zum Mittelzuſtand erwache.

Einmal erwachte ſie heute auch aus dem Mittelzuſtande in den ganz wachen, und verwunderte ſich über die Umſtehenden, und über mehrere Gegenſtände, die ſie ſelbſt im Somnambulismus auf ihre Bettdecke gelegt hatte, z. E. über ihr Strickzeug, mit dem ſie heute im halbwachen Zuſtande mehrere Stunden lang geſtrickt hatte, aber im Moment, [illegible] die Stricknadeln berührte, fiel ſie wieder in Somnambulismus, und ſagte, ſie wäre noch länger wach geblieben, hätte ſie nicht die metallenen Stricknadeln, mit denen ſie im Somnambulismus gearbeitet, berührt.

27 Sept. Morgens war ſie immer im Mittelzuſtande, und ſtrickte in demſelben ſehr emſig und viel fertiger als ſie es im natürlichen Zuſtand konnte. Um 2 Uhr Mittags erwachte ſie ganz, und blieb bis 6 Uhr wach, worauf ſie wieder in den Mittelzuſtand verſiel.

28 Sept. kam ſie ſchon frühe in den Mittelzuſtand, und ſagte, daß ſie um halb 1 Uhr wieder völlig ſomnambül und hellſehend werde. Dieß geſchah nun auch um die beſtimmte Zeit, und von den vielen Beweiſen von ihrem Hellſehen oder Hellfühlen führe ich auch folgenden an. Sie behauptete, im Backofen, der im untern Stocke, gerade unter ihrem Bette, war, befinde ſich Kupfer, und zwar ein Kreuzer von Kupfer. Man ſuchte den ganzen Backofen durch, und fand in deſſen Aſche einen ſchlechten Silberkreuzer, aus dem das Kupfer hervorſtach. Sie

ſagte: wäre dieſer Kreuzer von Silber geweſen, ſo hätte ich ihn nicht ſo beſtimmt gefühlt. Dieſer Zuſtand dauerte nur eine halbe Stunde, und ſie erwachte im Mittelzuſtande. In dieſem ſagte ſie, daß ſie Schlag 5 Uhr wieder erſtarren werde. Sie blieb bis dahin im Mittelzuſtand.

Schlag 5 Uhr kam nun die Erſtarrung.

Herr Dr. Off und Herr Sch. von Löwenſtein, waren, die Somnambüle auch zu beobachten, gekommen. Als ſie im dritten Grade der Erſtarrung, im Zuſtande des Entzückens war, verſuchten wir vergebens, ſie durch heftiges Schreyen ins Ohr, durch Stiche mit Nadeln in ihre Handfläche und Fußſohlen zu erwecken. So bald wir ihr aber ein metallenes Glöckchen in die Hand drückten, und ihre Hand, damit das Glöckchen läutete, hin- und herbewegten, erwachte ſie ſogleich auf einen Moment.

Nachdem ſie die ſchon beſchriebenen drey Grade durchloffen hatte, erwachte ſie, nach vorausgegangenen heftigen Krämpfen, im Mittelzuſtande. Dieſer dauerte nur eine halbe Viertelſtunde und ſie wurde nun wieder völlig ſomnambül.

Ich machte nun mit Hrn. Dr. Off wieder verſchiedene Verſuche mit Metallen an ihr, indem wir ſie zu Leitern gebrauchten, um uns mit ihr zu verſtändigen. Gold hatte die ſchnellſte Wirkung, dann folgte Kupfer, dann Steinkohle, dann gemeine Kohle, dann Waſſer, dann Zinn, ſchwächer wirkte Silber, als nicht leitend verhielt ſich Blech. Herr Dr. Off überzeugte ſich auch, wie man vermittelſt eines eiſernen Drahtes ſich aus einer bedeutenden Ferne mit ihr beſprechen konnte. Nach einer Viertelſtunde erwachte ſie im Mittelzuſtand, und blieb in dieſem bis zum rechten Schlafe.

29 Sept. war ſie Morgens wieder im Mittelzuſtand. Sie erklärte, daß ſie heute den ganzen Tag in ihm bleiben werde, den 1ten October Nachmittags aber werde ſie einige Stunden lang ganz wach. Sie ſagte mir auch: wie ſie nächtlich, wie hie und da geſchehe, aus dem rechten Schlafe auf Augenblicke erwache, ſo erwache ſie immer in dem ganz wachen Zuſtand, erinnere ſich aber in dieſem Zuſtand nur an das, was im Zuſtand ihres letzten Wachſeyns vorgegangen ſeye.

In dieſem halbwachen Zuſtande konnte ſie die Art der Metalle, die man ihr verborgen in die Hand gab, nicht erkennen.

Sie hatte heute den ganzen Nachmittag in meinem Hauſe in Geſellſchaft der Frau H. und mehrerer andrer Frauen verweilt. Sie war immer im Mittelzuſtande, wo ſie alle erkannte und auch mit allen ſehr ausführlich über ihren Zuſtand ſprach. Unter anderem bot man ihr einen Apfel an. Sie ſagte, daß ſie ihn ſehr gerne eſſen würde, aber eines Krampfes wegen, der ſich bey ihr Schlag 6 Uhr einſtellen werde, dürfe ſie es nicht.

Um halb 6 Uhr verließ ſie wieder die Geſellſchaft. Eine Perſon, die Herrn H. aufſuchte, war unverſehens in ihr Zimmer gerathen, als ſie ſich gerade entkleidete, dadurch erſchrack ſie äuſſerſt und wurde wieder völlig ſomnambül. Sie gieng in Garten am Hauſe und lief in ihm ſchnell auf und ab. Einige Minuten vor 6 Uhr eilte ſie aus dem Garten ins Haus und kaum ins Zimmer gekommen, fiel ſie in Krämpfen zu Boden, worauf wieder Erſtarrung eintrat, in der ſie wieder jene drey-

Grade durchlief und dann im Mittelzuſtand erwachte. Bald aber traten wieder Krämpfe und völliger Somnambulismus ein, und ſie war mit Blitzesſchnelle aus dem Bette und aus dem Hauſe verſchwunden. Es war völlige Nacht. Man ſuchte ſie im Hauſe vergebens, als ſie ſchon wieder mit Lachen die Treppe herauf ſprang und uns ſagte: ſie habe bey meiner Frau den Apfel geholt, den man ihr heute angeboten, den ſie aber des Krampfes wegen damals nicht habe eſſen dürfen, nun ſeye der Krampf vorüber und nun dürfe ſie ihn eſſen. Sie war darüber, daß ſie ſich den Apfel ſelbſt geholt, ſehr luſtig, und verzehrte ihn mit einem großen Stück Brode ſehr haſtig.

Sie war in dieſem ſomnambülen Zuſtande auch wirklich auf Umwegen, um weniger Menſchen zu begegnen, in meine, von Hrn. H. Haus ſehr entfernte Wohnung geeilt und hatte ſich dort von meiner Frau den Apfel erbeten. Eine offene Kalkgrube, die ihr im Wege ſtund, hatte ſie geſchickt umſchritten: ſie ſagte, ſie habe die Gefahr gefühlt, ehe ſie ſich der Grube genähert und ſie umgangen. Sie war mit Blitzesſchnelle wieder aus meinem Hauſe verſchwunden.

Als ſie den Apfel verzehrt hatte, erwachte ſie wieder in den Mittelzuſtand. Sie gieng in dieſem in die Küche und trank aus einer Schapfe, die von Kupfer war und einen Handgriff von Eiſen hatte, Waſſer. Sogleich nach Berührung derſelben wurde ſie wieder völlig ſomnambül und ſprang, ehe man ſich's verſah, wieder zu meiner Frau, um ſich noch einen Apfel zu holen, den ſie morgen verzehren müſſe. Dort verfiel ſie aber bald in Erſtarrung und durchlief in ihr wieder jene drey Grade. Sie erklärte, daß an ihrem zweyten Somnambülwerden, das Gefäß, das ſie an den Mund gebracht, die Schuld habe und zwar, weil ſie deſſen Handhabe von Eiſen in der Hand gehalten, während ſie den Theil, der von Kupfer geweſen, an den Mund gebracht habe. Sie ſprang nun im Mittelzuſtande wieder mit ihrem zweyten Apfel, keine Begleitung duldend, pfeilſchnell zurück, kam aber völlig ſomnambül an.

30 Sept. Wie ſie ſchon dieſen Morgen zum Voraus verkündigte, fiel ſie heute Schlag 11 Uhr wieder in Erſtarrung und kam nach dieſer in den Mittelzuſtand. In dieſem Zuſtande war ſie heute mit einer Magd allein im Hauſe. Auf einmal fuhr ſie zuſammen, und ſprach: es iſt eine Stimme durch meine Seele gefahren, dieſe ſagte: in einer halben Stunde iſt es mit Dir aus, biſt Du wirklich todt und Dein Leib muß unter die Erde. Sie begehrte nun ein Papier, auf das ſie ſchrieb: „Lebet wohl auf ewig! Lebet wohl!“ — Die Magd ſprang zu mir, im völligen Glauben, daß nun bey dem Mädchen der Tod erfolgen werde. Als ich ankam, war ſie ganz ſomnambül, in völligem Entzücken, daß nun ihr Tod nach ſieben Minuten erfolgen werde. Es lag in ihrem Geſichte die reinſte Seelenfreude und Verklärung, aber auf einmal wechſelte dieſe mit dem Ausdruck des höchſten Schmerzes, ſie war in den Mittelzuſtand erwacht und war in der äuſſerſten Verzweiflung, ſie weinte, die Hände ringend, und lange gab ſie vor Weinen und Klagen keine Antwort; endlich brachte man aus ihr heraus: auf jene Stimme, die zu mir ſagte, daß ich in Kurzem ſterben werde, habe ich mich feſt verlaſſen, und glaubte nicht anders, als daß ich nun von allen Leiden entbun-

den würde, und bey den Seeligen und meiner Mutter ſeyn dürfte. Mein Geiſt wurde auch ſogleich in die Wohnung der Seeligen, die Sonne, entführt und mußte nicht mehr, wie bisher, erſt die Wohnung der Verdammten und die der Halbſeeligen, den Mond, durchlaufen. Meine Freude, mein Entzücken war unbeſchreiblich, da ſprach aber meine Mutter zu mir: Du biſt irre, noch darfſt Du hier nicht auf immer verweilen, viele Prüfungen haſt Du noch zu erſtehen, kehre wieder zur Erde! — Die untergehende Sonne ſchien jezt gerade auf ihr Bett, geiſtermäßig blickte ſie zu derſelben auf und reckte, leiſe ſprechend, die Hand nach ihr aus. Endlich bat ſie, die Vorhänge zu ſchließen, ſie könne den Anblick dieſer Sonne, der Wohnung der Seeligen, aus der ſie noch ſo lange verbannt ſeye, jezt nicht ertragen.

1 Oct. war ſie (wie ſie ſchon am 29 September voraus beſtimmte) fünf Stunden lang, von 1 bis 5 Uhr, völlig wach, und wußte, wie immer im wachen Zuſtande, von dem was bisher in ihrem Somnambulismus vorfiel, nicht das mindeſte. Sie gieng in dieſem wachen Zuſtande ſpazieren, verfiel aber, was ſie Morgens im ſomnambülen Zuſtande vorausgeſagt hatte, Schlag 5 Uhr in Erſtarrung, bey der Hr. Dr. Höring zugegen war, und in ihrem ſomnambülen Zuſtande die Wirkung der als Zwiſchenleiter gebrauchten Metalle auf ſie mit anſah.

Abends wurde ſie auf einmal im Hauſe vermißt, endlich hörte man ihre Stimme, und fand ſie in einem Winkel unter dem Dache des Hauſes. Hr. H. berührte ſie, ſie erkannte ihn, und erwachte im Mittelzuſtand, wußte aber durchaus nicht wo ſie war, und wie ſie unter das Dach gekommen. Es war dieß das erſtemal, wo ſie im ſomnambülen Zuſtande (denn ſie war noch in dieſem) der Erinnerung beraubt war.

2 Oct. Als ſie heute im Mittelzuſtande war, gab ich ihr eine Wünſchelruthe in die Hände, es war eine Gabel von Haſelnußſtauden. Sie blieb unbeweglich in ihrer Hand, ſobald aber irgend ein Metall, beſonders Gold und Steinkohle, in ihre Nähe gebracht wurden, gerieth die Ruthe in ſehr ſtarke Schwingungen, die aufhörten, ſobald man die Metalle wieder entfernte. Metalle, die man in Seide einhüllte, zeigten keinen Einfluß. Noch viel auffallender aber zeigte ſich dieſe Erſcheinung, als ſie bald darauf in ganz ſomnambülen Zuſtand kam.

Ich bemerkte heute das erſtemal, daß, wenn ſie in ganz ſomnambülem Zuſtand war, und man gegen die Spitze des Mittelfingers, ohne ſie zu berühren, leis hinſprach, ſie die Worte, als wenn man ſie berührt hätte, vernahm. Sprach man gegen die Spitze der Finger der linken Hand, oder gegen die Spitze eines andern Fingers der rechten Hand, ſo hatte dieß nicht den Erfolg. Es zeigte ſich dieſe Erſcheinung nur am Mittelfinger der rechten Hand, von dem ſie immer ſagte: daß ſie im ganz ſomnambülen Zuſtande auf ſeiner Spitze ein Fünkchen bemerke, das verſchwinde, ſo bald ſie im Mittelzuſtand erwache.

Nachmittags begehrte ſie laues Waſſer in einer metallenen Schüſſel, tauchte in dieſelbe die Hände, träufelte ſich von dem Waſſer auf den Wirbel, und beſtrich die Schläfe damit. Bald darauf ſagte ſie, ſie höre jetzt gar nichts mehr, auch wenn man ſie berühre, und klagte ſehr, ſie befürchte jetzt immer ſo taub bleiben zu müſſen. Sie ſagte auch, ſie habe das Gefühl, daß ſich ihr Vater zu ihr auf den Weg gemacht. Man mochte ihr noch ſo laut in's Ohr, oder an jenen Finger ſchreyen, ſie berühren, ja ſelbſt das metallene Glöckchen anwenden, ſie hörte durchaus nichts. Sie fühlte jede Berührung, erkannte aber nie die Perſon, die ſie berührte. Es mochte ſie berühren wer da wollte, ſo nannte ſie nur immer den Namen der Magd, die ihr das Waſſer gebracht hatte. Dieſe Waſſerdämpfe, ſagte ſie, zogen ſich von meinen Händen herauf in den Kopf, und ich befürchte taub zu bleiben.

Dieſer Zuſtand dauerte drey Stunden lang, worauf ſie im Mittelzuſtand erwachte, und ganz ruhig geſchlafen zu haben behauptete. Sie wußte nicht, daß ſie über ihr Taubſeyn gejammert, ſie wußte nicht, daß ſie ihre Hände in warmes Waſſer getaucht, kurz ſie war wie in dem rechten Zuſtand erwacht, wo ſie auch nie Rückerinnerung vom ſomnambülen Zuſtande hat, und dennoch war ſie nur halbwach. Sie behauptete immer wieder, ſie habe das Gefühl, daß ihr Vater kommen werde. Sie ſprang auch einmal unter das Dach des Hauſes, nach ihrem Vater zu ſehen. Es wurde uns nun wahrſcheinlich, daß wohl ſchon geſtern dieſes Gefühl in ihr aufgegangen, und ſie deßwegen ſchon damals unter das Dach geloffen, wo man ſie auch in einem Zuſtande fand, in dem ſie keine Erinnerung hatte, wie ſie an dieſen Ort gekommen. Sie ſagte, ſie ſehe ihren Vater nicht, es ſeye kein Hellſehen, es ſeye nur Gefühl, oder Ahnung, daß er unterwegs zu ihr ſeye. Es war von ihrem Vater keine Nachricht hierher gekommen, und es gieng ihre Behauptung, daß er ſich zu ihr auf den Weg gemacht, offenbar nur aus dem bey ihr ſo geſteigerten Ahnungsvermögen hervor.

Sie war in dieſer Nacht ſehr unruhig, und gieng im Zimmer hin und her, ſie könne in ihrem Zimmer nicht bleiden, ſie habe das Gefühl von der Nähe einer Katze. Man ſuchte überall und fand durchaus keine Katze.

Sie blieb auf ihrer Behauptung, und legte ſich in ein anderes Zimmer auf den Sopha. Morgens fand man in einem Hute, der an der Wand über Kleidern hieng, ein junges ſchlafendes Kätzchen, das unverſehens Abends zuvor in's Zimmer gekommen, und an den Kleidern in den Hut gekrochen ſeyn mußte.

2. Oct. Schlag neun kam ſie heute aus dem Mittelzuſtand in die Erſtarrung, und durchlief in derſelben die ſchon öfters beſchriebenen Grade. Rief man am Anfange und zu Ende dieſer Erſtarrung gegen ihren Mittelfinger der rechten Hand, ſo erwachte ſie auf Augenblicke, im Grade der völligen Verzuckung aber hatte dieſes keinen Einfluß auf ſie, hier konnte ſie nur auf die ſchon öfters beſchriebene Art vermittelſt des Glöckchens erweckt werden. Aus dieſem Zuſtande der Verzückung erwachte ſie, (was auch ſchon geſtern der Fall war) nicht mehr in Mittelzuſtand, ſondern ſie blieb noch eine geraume Zeit lang in einem Zuſtande, in dem ſie einen durch Berührung nicht erkannte, nicht das mindeſte hörte, und nur kaum vernehmlich ſprechen konnte. Man konnte ſie in alle Finger ſtark kneipen, ſie hatte kein Gefühl davon, berührte man aber jenen Mittelfinger noch ſo leiſe, ſo gab ſie ſogleich Zeichen des empfindlichſten Gefühls zu erkennen. Legte man ihr an dieſen Mittelfinger etwas Eßbares, z. E. einen zerdrückten Traubenbeer, Brod, Aepfel u. ſ. w., ſo fieng ſie ſogleich mit dem Munde zu eſſen an, und nannte mit leiſer Stimme was ſie eſſe. Beſtrich man dieſen Finger heimlich mit etwas übelriechendem oder mit etwas eckelhaftem, z. E. einer zerdrückten Fliege, ſo reizte es ſie ſo-

gleich zum Erbrechen, und ſie gab den größten Widerwillen zu erkennen. Tauchte man ihr dieſen Finger in ein Glas mit Waſſer, ſo bewegten ſich ihre Schlingmuskeln, als tränke ſie wirklich.

Nach dem Uebergange von dieſem Zuſtande in den Mittelzuſtand, wußte ſie jedesmal nicht das allermindeſte mehr von dem, was ſie in jenem Zuſtande that, oder was mit ihr vorgieng.

Nachmittags machten wir mit ihr im halbſomnambülen Zuſtande Verſuche, vermittelſt der Wünſchelruthe in einem Garten. Wir vergruben an verſchiedenen Orten Silber, Kupfer und Steinkohle, ehe das Mädchen in den Garten kam, tief in die Erde. Nun ließen wir ſie, die Wünſchelruthe in den Händen, im Garten umher gehen, und ſobald ſie ſich dem Orte nahte, wo eines dieſer Metalle verborgen lag, ſo fieng die Ruthe zu oſcilliren an, oſcillirte aber am ſtärkſten, ſobald ſie (die Ruthe) über das Metall hinaus war, die Füße des Mädchens dann aber auf dem Metall ſtunden. Sie war aber nicht im Stande, die Art des Metalls auf dem ſie ſtund zu beſtimmen. Schon früher wurde angeführt, daß in dieſem Mittelzuſtande Metalle überhaupt keinen ſo auffallenden Einfluß auf ſie hatten, wie im ganz ſomnambülen Zuſtande. —

Nachmittags 3 Uhr gerieth ſie wieder in die Erſtarrung, und nachdem ſie die drey Grade durchloſſen hatte, kam ſie in den Zuſtand, in dem ſie einen auch durch Berührung nicht mehr erkannte, und nirgends ein Gefühl zeigte, als ein äußerſt vermehrtes an der Spiţe des Mittelfingers der rechten Hand. Ohne daß ſie, noch eine andere Perſon, von meinem Vorhaben etwas voraus wußte, beſtrich ich ihr, nachdem ich ihr vorher noch die Augen feſt verbunden hatte, die Spitze jenes Fingers ſchnell mit Brechweinſteinauflöſung, und ſogleich bekam ſie ein heftiges Würgen und Erbrechen. Nachdem ſie ſich wieder erholt hatte, legte ich ihr einen zerdrückten Traubenbeer auf die Spitze jenes Fingers, ſogleich fieng ſie mit dem Munde zu eſſen an, ſagte aber unwillig: man hätte mir aber auch einen friſchen, keinen faulen Traubenbeer geben können. *Ich unterſuchte den Beer, und fand,* was ich vorher gar nicht bemerkt hatte, daß er wirklich faul war. Als ich ihr etwas Auflöſung von Wermuthextract auf die Spitze jenes Fingers brachte, gab ſie durch Gebährden ihren Widerwillen gegen dieſe Bitterkeit zu erkennen. Eine Auflöſung von ſehr wenig Belladonnaextract ihr auf den Finger gebracht, erregte ihr im Halſe und Kehlkopf ein Zuſammenſchnüren; ſie fuhr haſtig und in großer Angſt auf, während ſie mit beyden Händen an den Kehlkopf langte. Ich wuſch den Finger mit Eſſig ab, und es legte ſich jenes Gefühl ſichtbar. Legte man ihr wohlriechende Blumen an die Spitze jenes Fingers, ſo bewegten ſich ihre Naſenflügel wie zum Riechen, und ſie äuſſerte Wohlgefallen, das Gegentheil geſchah bey übelriechenden Blumen. Als ſie aus dieſem Zuſtand in den Mittelzuſtand erwachte, hatte ſie keine Erinnerung des vorigen Zuſtands.

Abends 5 Uhr gerieth ſie aus dem Mittelzuſtand auf einmal wieder in einen Zuſtand, in dem ſie von der Auſſenwelt gar keine Kunde mehr hatte. Sie ſchrie auf's fürchterlichſte; es nahe ſich ihr ein Krokodill, es ſeye um ſie wie lauter Spinnwebe; dann machte ſie mit dem Munde und durch Bewegung mit den Händen, das Gebrauß ei-

nes im Walde tobenden Sturmes nach und dann schrie
ſie nach ihrem Vater, der ſich jetzt ihr mmer mehr nahe.
Hierauf deutete ſie wieder auf ihre Herzgrube, und
ſchrie unter der fürchterlichſten Herzens gſt: lauter Kro-
kodille mit Krötenfüßen und harten Sch pen, und nichts
als Spinnweben um und um!! Dann r ckte ſie die Hand
aus: berührte ſie jemand, ſchlug ſie die rührende Hand
zurück, und gab zu verſtehen, daß ſie ihr s Vaters Hand
wolle. Auf einmal magnetiſirte ſie ſich lbſt, indem ſie
ſich an Stirne, Hals und Magengegend fters berührte,
und dann im Mittelzuſtand erwachte.

Es ſagte jetzt jemand unvorſichtigerw eiſe zu ihr: es
ſcheint doch nicht, daß Ihr Hr. Vater he te noch komme,
und ſogleich fiel ſie wieder in den alten Zuſtand zurück;
ſchrie fürchterlich, und hatte wieder Phan aſien von Kro-
kodillen, Elephanten, Spinnweben und P pagayen. Sie
ſchrie ſo fürchterlich, daß man ſie nothw ndig weit und
breit hören mußte. Sie begehrte Waſſer nd Eſſig zum
Tranke, ſie trank davon und wuſch ſich auch Stirne, Hals
und Herzgrube mit lauterem Eſſig.

Ihr Vater war jetzt wirklich angekom en, und in's
Zimmer getreten: noch dauerte ihr Schre en fort, end-
lich wurde ſie ruhiger, und kam in vollkom men ſomnam-
bülen Zuſtand. Sie ſagte, daß ſie jetzt i e Uhr wieder
habe, und nach einer halben Stunde im ittelzuſtande
erwachen werde. Sie gab zu verſtehen: aß ſie wohl
wiſſe, wer im Zimmer ſeye, man ſoll aber avon ſchwei-
gen. Sie erkannte jezt einen durch Berüh ung wieder:
Ihr Vater näherte ſich ihr, und berührte ſie eicht. Kaum
geſchah dieſes, ſo verfiel ſie in den fürchterli hſten Bruſt-
krampf, und begehrte mit gebrochener Stimm fünf Trop-

ſen Kölniſchen Waſſers. Als ſie dieſe genommen hatte, legte ſich der Krampf.

Sie blieb noch bis zum Verlauf der Viertelſtunde ſomnambül, und erwachte endlich im Mittelzuſtande, ihren Vater ſogleich auf's freundlichſte begrüßend. Sie ſprach nun mit ihm ganz ruhig und klar von ihrer Krankheit, und ſagte: daß ſie morgen Schlag 9 Uhr völlig erwachen, und bis 11 Uhr wach bleiben werde.

3 Oct. Schlag 9 Uhr erwachte ſie ganz. Sie verwunderte ſich ſehr, ihren Vater bey ſich zu ſehen, und wußte nicht das mindeſte davon, daß ſie ihn ſchon geſtern geſprochen.

Schlag 11 Uhr kam ſie wieder in Mittelzuſtand, und ſagte: daß ſie Schlag 2 Uhr, und wieder Schlag 5 Uhr erſtarren, und in ſomnambülen Zuſtand kommen werde. Schlag 2 Uhr ſtellte ſich der verkündigte Zuſtand auf kurze Zeit ein, länger dauerte die Erſtarrung Schlag 5 Uhr. Nach ihr verfiel ſie in Krämpfe, und magnetiſirte ſich, indem ſie mit den Daumen von den Schläfen gegen die Magengegend ſtrich, in der Gegend dieſer, die Daumen gegen einander geſchloſſen, niederwärts hielt, und hierauf wieder Gegenſtriche aufwärts machte. Sie kam dadurch in Mittelzuſtand, und wieder zur Sprache und ſagte: man ſolle ihr zwey Blätter geben, die ſie ſich heute im Garten geholt. Es waren Blätter vom Verbaskum. Sie forderte Eſſig, in den ſie nun die Blätter tauchte, und das eine auf den Mund, das andere auf die Stirne legte. Bald fieng ſie wieder wie geſtern, doch nicht ſo tobend, von Krokodillen, Spinnweben, Elephanten u. ſ. w., die ſich ihr nähern, zu phantaſiren an. Die Phantaſie gieng bald vorüber. Hr. H. berührte ſie und ſagte, ob der Eſſig dieſen Anfall gelindert habe? Sie erkannte Hrn. H. auf die Berührung, was geſtern im gleichen Zuſtand nicht der Fall war, und ſagte: hätte ich nicht den Eſſig angewendet, ſo wären die Krämpfe und Phantaſien noch viel heftiger als geſtern erſchienen.

Leichte Krämpfe, die ſich jetzt bey ihr einſtellten, richtete ſie jetzt wieder nach Willkühr an verſchiedene Stellen ihres Körpers, auf die ſchon beſchriebene Weiſe.

Ehe ſie den Eſſig angewendet, hatte ich wieder jene große Empfindlichkeit an ihrem rechten Mittelfinger bemerkt. Ich berührte ſie, und fragte ſie: ob ſie an dieſer Stelle noch ein Fünkchen bemerke, und jenes Gefühl an ihm habe? Sie antwortete: ich habe den Finger durch das Auflegen der Blätter mit Eſſig benetzt, und dadurch verlohr ſich das Fünkchen und das Gefühl aus ihm. Man konnte ſie nun auch in dieſen Finger wie in die andern kneipen, ohne daß ſie ein Zeichen von Gefühl äuſſerte. Man trocknete ihr den Finger, der noch von Eſſig benetzt war, genau ab, und ſie brachte ihn, öfters behauchend, gegen den Mund. Nach kurzer Zeit erhielt ſie in ihm wieder dieſe auſſerordentliche Empfindlichkeit, während die andern Finger ganz unempfindlich blieben. Sie hörte auch jetzt wieder alles, was man auch noch ſo leiſe gegen dieſen Finger hinſprach. Hr. Dr. Seyffer, der das Mädchen wieder heute mit mir beobachtete, legte ihr heimlich an dieſen Finger eine wohlriechende Blume, ſogleich bewegten ſich ihre Naſenflügel zum Riechen. Hierauf machte er den Verſuch mit einem Traubenbeer, und ſogleich fieng ſie den Mund eſſend zu bewegen an. Hr. H. brachte ihr jetzt an den Finger etwas Köllniſches Waſſer, ſogleich äuſſerte ſie Zeichen von Schmerz, und Brennen im Mund und Schlund, und verfiel dadurch in heftigen Krampf. Man legte ihr die in Eſſig getauchten Blätter auf die Stirne und den Mund, und der Krampf legte ſich, ſie erwachte im Mittelzuſtand und ſagte: man ſolle ihr während des Schlafes nicht mehr ſo ſtarke Geiſter, wie Köllniſches Waſſer, in den Mund träufeln, es habe ihr in Mund und Hals Brennen verurſacht, und ſie erweckt.

4 Oct. war ſie am Morgen immer im halbſomnambülen Zuſtande, und ſagte: Schlag 1 Uhr werde ſie völlig ſomnambül, und ebenſo wieder Schlag 5 Uhr.

Dieß geſchah, und es ſtellten ſich auch bald wieder die Phantaſien von Krokodillen, Spinnweben u. ſ. w. ein, giengen aber bald vorüber, als man ihr die in Eſſig getauchten Blätter vom Verbaskum auf Mund und Stirne legte.

Wir bemerkten heute auf einmal, daß ſie mit jenem Mittelfinger nicht nur zu hören, zu riechen und zu fühlen, ſondern auch zu ſehen fähig war. Hr. H. verband ihr die Augen ganz feſt, und brachte ihren Finger auf das Titelblatt eines Buches, und ſie las, ohne mit den rechten Augen das mindeſte ſehen zu können, den Titel des Buches und ebenſo den einer Zeitung vermittelſt des Fingers. Wir legten ihr nun die Hand auf ihren Rücken, und hielten ihr ſo von hinten ein Buch an den Finger, während wir ihr vornen die Augen dennoch immer noch feſt verbunden ließen, und ſie las nun den Titel eines andern ihr ganz unbekannt geweſenen Buches ebenfalls ohne Anſtoß mit dem Finger. Als was ihr bey feſt verbundenen Augen vor die Spitze dieſes Fingers gehalten wurde, erkannte ſie der Farbe und Form nach. Sie gebrauchte nun ihre

Finger wie ein Fühlhorn, und erkannte alles, was, wenn ſie denſelben ausſtreckte, und mit ihm umherlangte, ſo zu ſagen in ſeinen Geſichtskreis kam. Sie ſprach auch wieder von dem Fünkchen an dieſem Finger, und daß es ihr immer ein Brennen verurſache; gleiches Brennen habe ſie auch auf der Herzgrube gefühlt, als ſie durch dieſe noch geſehen. Sie hauchte jetzt einigemal heftig an dieſen Finger, und brachte ihn an die Herzgrube. Auf einmal fuhr ſie zuſammen und ſchrie: ach Gott, hätte ich doch das nicht gethan! Ich wollte verſuchen, den Funken wieder in die Herzgrube zu bringen, nun hat er ſich zertheilt, zur Hälfte kam er auf die Herzgrube, zur Hälfte iſt er noch im Finger, und nun ſehe ich auch vollends mit dem Finger nicht mehr, was mich doch noch freute.

Es war jetzt auch aus dem Finger die Empfindung wieder ganz verſchwunden. Lange blieb ſie traurig, in ſich gekehrt und ſtillſinnend, endlich ſtrich ſie ſich mit beyden Daumen einigemal von der Stirne gegen die Magengegend, und ſchrie dann auf einmal ſehr erfreut: Gott ſey Dank! nun iſt der Funke wieder im Finger, nun ſehe ich mit ihm wieder!

Nachdem wir ihr die Augen wieder feſt verbunden hatten, machten wir ſogleich wieder Leſeverſuche mit ihrem Finger, wir brachten ihn auf ein Buch, und ganze Seiten las ſie mit ihm ohne Anſtoß.

Sie erwachte jetzt im Mittelzuſtand. Ich hielt ihr einen Spiegel vor, und ſogleich wurde ſie unter Krämpfen wieder völlig ſomnambül, und mit dem Finger ſehend. Träufelte man ihr Eſſig auf dieſen Finger, ſo verſchwand die Sehfähigkeit und die Empfindlichkeit, und, nach ihrer

Ausſage, auch der Funke aus ihm, ſo bald man aber auf den mit Eſſig benetzten Finger zerfloſſen Weinſteinſalz in Uebermaß brachte, ſo zeigten ſich in ihm wieder alle Sinne koncentrirt.

Sie war im ſomnambülen Zuſtande in Garten gegangen, und ich und Hr. H. folgten ihr heimlich nach.

Sie ſetzte ſich an einen Tiſch unter einen Baum, wir hatten uns hinter ſie geſtellt, und ſie bemerkte uns nicht.

Sie reckte ihren Finger aus, und beobachtete mit ihm mit vieler Freude alle Gegenſtände im Garten.

Sie lies ihren Ring fallen, und ſuchte ihn vergebens. Er war rückwärts zu uns gerollt, und während ſie mit dem ausgeſtreckten Finger die Weinranken betrachtete, hob Hr. H. den Ring ſchnell vom Boden auf, und wollte ihr ihn an den ausgeſtreckten Finger ſtecken, berührte aber mit dem Ringe blos den Finger, und ließ den Ring auf den Tiſch fallen. Was iſt das? rief ſie, das iſt ja unbegreiflich! ſollte denn der Ring in der Luft ſchweben? Das iſt ja wie verzaubert! Sie ließ die Hand auf den Tiſch fallen, und fühlte den Ring. Sie langte nun ganz im Umkreiſe mit dem Finger umher, und ſagte erzürnt: ha! ha! da ſind die Herrn! ſo wurde ich doch belauſcht! da kann ich gehen! — Sie ſprang nun eilends in's Haus zurück und in's Bette. Sie war ſehr betrübt, und kam auf einige Minuten in einen natürlichen Schlaf, aus dem ſie in völlig wachen Zuſtand erwachte. Ich bemerkte nicht ſogleich ihr völliges Wachſeyn, und ſagte: Caroline! ſind Sie nicht mehr ganz ſomnambül? und ſogleich fiel ſie wieder in völligen Somnambulismus zurück. Sie erwachte im halbſomnambülen Zuſtande. Ich fragte ſie, woher es komme, daß ſie auf mein Anreden wieder ſomnamdül geworden? ſie ſagte, weil ſie ganz wach geweſen ſeye; das ſeye ſie immer, wenn ſie im rechten Schlaf erwache, und einige Minuten lang habe ſie da wirklich geſchlafen.

Schlag 5 Uhr trat, nachdem ſie es einige Stunden vorausgeſagt hatte, wieder Somnambulismus mit jenen Phantaſien von Krokodillen, Elephanten, Leoparden, Spinnweben und Krötenfüßen ein. Die Spinnweben glaubte ſie immer über dem Kopfe, die Krokodille, Elephanten u. ſ. w. auf der Herzgrube zu fühlen. Dieſer Zuſtand währte nicht lange, und gieng wieder in den über, wo ſich alle Sinne wieder in der Spitze ihres Mittelfingers koncentrirten. Wir verbanden ihr die Augen, und in Gegenwart des Hrn. Präceptor Walkers las ſie mit dieſem Finger in verſchiedenen Büchern, die man ihr vorhielt. Auch Hr. Präceptor Walker überzeugte ſich durch verſchiedene Proben, daß ſich alle fünf Sinne in die Spitze ihres Mittelfingers wieder verſetzt hatten.

Mit dem Finger durch ein Glas zu leſen, z. E. die Zahlen einer Uhr, war ſie nicht im Stande, dagegen las ſie dieſelben, ſobald das Glas zurückgeſchlagen wurde, es ſchien daſſelbe iſolirend zu wirken.

Im Mittelzuſtand ſagte ſie auch heute über dieſes Sehen mit dem Finger folgendes: ich habe bey dieſem Sehen mit dem Mittelfinger keine andere Empfindung, als geſchehe dieſes Sehen mit dem Gehirn. Es iſt kein Sehen wie durch ein Fernrohr, das vom Auge entfernt iſt. Das Gehirn iſt mir im Gefühle der Ort dieſes Sehens, wie es mir derſelbe durch das wache Auge iſt. Ich ſehe aber keinen ſo großen Raum um mich her, wie mit dem Auge, ich ſehe, wie ich ungefähr mit dem Auge durch ein kleines röchlein in einem Papier ſehen würde, und um die Gegenſtände ganz zu ſehen, muß ich den Finger ihrer Breite und Länge nach umher führen. Im Moment, wo ich in völligen Somnambulismus verfalle, ſchießt mir das Licht wie aus den Augen auf einmal in die Fingerſpitze. Erwache ich im Mittelzuſtand, ſo ſchießt es von der Fingerſpitze auf einmal wieder in die Augen.

Ich bat ſie: mir darüber Aufſchluß zu geben, wie ſie im Stande ſeye, oft auf Tage hinaus ſo genau ihre Anfälle berechnen zu können? ſie ſagte: ich muß die Rechnung immer vom letzten Anfalle an machen, wie ich die Rechnung aber eigentlich mache, kann ich nicht ſagen, es iſt aber Gefühl. Ich ſagte: Sie ſprachen ſchon öfters Zahlen aus, und Sie müſſen alſo mit Zahlen rechnen? Sie ſagte: dieß geſchieht im völlig ſomnambülen Zuſtande, und davon habe ich im halbſomnambülen Zuſtande ſelbſt keinen deutlichen Begriff mehr, ich kann nichts ſagen, als daß es eben Gefühl iſt.

5 Oct. traten wieder die Phantaſien von Krokodilen, Leoparden u. ſ. w. ein, und ſpäter wieder der Zuſtand, wo ſie vermittelſt des Fingers ſah u. ſ. w. Ich bemerkte jetzt daß ihre Glieder, in welche Lage man ſie brachte, blieben, und ſie die Stellung derſelben nicht verändern konnte. Als ſie einen Löffel zum Munde ſetzen wollte, zog ich ihren Arm hoch über den Kopf hinaus, und ſie mußte wie eine Bildſäule in dieſer Stellung bleiben. Ich zog ihr beyde Arme ganz gerade aufwärts, und ſie konnte ſie durchaus nicht hernieder bringen, ſie mußten von andern herabgeleitet werden, fielen aber nie weiter herab, als man ſie abwärts richtete, ganz wie bey einer Gliederdocke. Dieſe Erſcheinung zeigte ſich bey ihr nur im ganz ſomnambülen

Zuſtande, wenn ſich an ihren Mittelfinger die Sinne verſetzt hatten.

Nachts 9 Uhr ſagte ſie nach einem lang angedauertem Starrkrampf, daß ſich in einer Stunde ein entſetzlicher Krampf einſtellen werde. Dieß war nun auch zur beſtimmten Zeit der Fall. Der Krampf war im Kopfe, und der Schmerz ungeheuer. Sie ſchrie und raſete wie eine Wahnſinnige, ſie ſchlug den Kopf unaufhaltſam gegen die Wände, daß das ganze Haus erbebte. Man war die Wände mit Bettſtücken zu belegen genöthigt. Die Augen wurden auf's ſcheuslichſte verdreht, und die ganze Kopfſchwarte war in beſtändigen blitzähnlichen Zuckungen begriffen. Ihre Ausdrücke für ihr Schmerzgefühl laſſen ſich nicht beſchreiben. Sie ſchrie um ein Meſſer, ſich zu tödten, ſie bat auf's inſtändigſte, ihr Gift zu geben. Dieſer herzzerreiſſende Zuſtand dauerte eine Stunde lang, und endigte mit ſchrecklicher Verdrehung aller Glieder, beſonders der Arme und des Halſes.

6 Oct. Eine Erſtarrung, die ſie voraus verkündigte, ſtellte ſich Schlag 9 Uhr ein. Es traten wieder die Grade: Verzweiflung, Seeligkeit und Entzückung ein.

Von jedem Grade gieng ſie in den andern, (wie früher auf immer der Fall war,) mit einem Zucken, wie durch einen elektriſchen Schlag, über. Nachdem die Erſtarrung vorüber war, kam wieder der Zuſtand, wo ihre Glieder in der Richtung, in die man ſie brachte, blieben. Sie hauchte einmal auf die Spitze ihres Mittelfingers, und brachte ihn auf die Spitze der Naſe, und ſogleich fieng ſie mit dieſer zu ſehen an.

Sie erwachte einmal im Mittelzuſtand, verfiel aber bald wieder in Somnambulismus, und nun kamen wieder jene Phantaſien von Thieren. Sie ſtellte ſich vor, als kämpften dieſe mit einander auf der Herzgrube. Sie ahmte ihre Stimme nach, und bellte lange wie ein Hund. Sie erwachte im halbſomnambülen Zuſtande, und kündigte an, daß in einer Viertelſtunde der Krampf im Kopf und allen Gliedern eintreten werde. Dieß geſchah nun auch. Sie ſchrie im Schmerzen beſtändig, und verlangte, man ſolle ihr den Hals, der auf's fürchterlichſte verdreht wurde, mit einem Meſſer durchſchneiden. Sie ſchlug wieder mit aller Macht den Kopf gegen die Wand, dabey fühlte ſie im Halſe eine Kälte, daß ſie verlangte, man ſolle ihr, zur Linderung dieſer Kälte, heißes Waſſer in den Hals gießen. Sie magnetiſirte ſich nun mit den Daumen von der Stirne gegen die Herzgrube, indem ſie die Daumen, auf der Herzgrube verweilend, aus einander gehalten, niederwärts drückte, dieſe aber immer, wie durch eine magnetiſche Kraft angezogen, gegen einander fuhren. Hiedurch erwachte ſie im Mittelzuſtande.

7 Oct. war ſie ſtets im Mittelzuſtand und nur einmal erſchien der Starrkrampf und die Verſetzung der Sinne an den Mittelfinger. Durch einen ihr angenehmen Beſuch und ein Geſchenk wurde ſie heute ſehr überraſcht, und verfiel lange in einen ganz natürlichen Schlaf.

Sie war nun drey Tage lang in halbwachem Zuſtande, und meinte nun ſelbſt auch, daß ihre Geſundheit erfolgen werde. Im ganz wachen Zuſtande gieng ſie auch am 10ten mit Hrn. H. Familie auf ein benachbartes Ort, kam aber im Rückweg bereits wieder in ſomnambülen Zuſtand. Sie wurde wieder mit dem Finger ſehend und äuſſerſt betrübt über die Rückkehr ihrer Leiden und beſonders auch darüber, daß ihre Vorherſagungen ſo unzuverläßig ſeyen. Im ſomnambülen Zuſtand ſprang ſie in die Apotheke, (man hatte ihr eine Perſon nachgeſendet) und begehrte eine halbe Drachme Opium: denn nur durch dieſe werde ſie auf immer wach. Ich wurde von ihrem Vorhaben benachrichtigt, und erklärte ihr, daß ich unmöglich zugeben könne, daß ſie eine ſo große Gabe Opium nehme. Sie ſagte: weniger Opium als eine halbe Drachme würde mich tödten, aber gerade dieſe große Gabe bringt mich aus dieſem Schlafzuſtand. Ich ſtellte ihr vor, daß ſie ſich ſchon öfters in Hinſicht des Ausgangs ihres ſomnambülen Zuſtands geirrt, und daß ſie ſich auch hier irren könne. Nur ſchwer ließ ſie ſich durch ſolche Vorſtellungen von mir und andern davon abbringen: ſie hüllte ſich weinend in ihre Bettdecke und gab auf keine Frage mehr Antwort.

11 Oct. Herr H. ſchrieb heute folgendes in meiner Abweſenheit über ſie nieder:

Sie ſagte mir, ſie habe heute, als ſie ſich allein befunden, lange mit der Naſe geleſen. Als ſie bald nachher in völligen Somnambulismus fiel, fragte ich ſie, ob ſie jetzt wieder mit der Naſe leſen könne; ſie antwortete: ſie wolle es probiren: denn ſie habe jetzt Gefühl von Sehen vermittelſt der Naſenſpitze. Ich verband ihre Augen mit einem oft zuſammengelegten Tuche feſt, und hielt ihr das nächſte beſte Buch, es waren Weſſenbergs Lieder aus Italien, und die Seite, die ich zufällig aufſchlug, vor die Naſe, ohne dieſe jedoch zu berühren, ſelbſt in der Entfernung eines Zolles, und ſie las ohne Anſtoß das Lied: „Seegen von oben" S. 42. Nachdem ich hierauf in mein Zimmer gegangen war, hörte ich ſie laut deklamiren, ich ſah nach und fand, daß ſie wieder mit der Naſe las: denn ihre Augen waren ganz ſtarr. Um mich ganz zu überzeugen, verband ich ihr ſogleich wieder die Augen, aber ſie deklamirte richtig fort.

12 Oct. Sie verfiel am Morgen in tiefen Somnambulismus, wo ſie keiner Frage Antwort gab, und Kaffee trank, ohne daß ſie, als ſie halbſomnambül erwachte, wußte, daß ſie ihn getrunken. Sonſt blieb ſie immer dieſen Tag über in halbſomnambülem Zuſtande, in welchem ſie auch einen Beſuch machte, ohne daß die Leute, bey denen ſie war, ihren Zuſtand bemerkten.

13 Oct. wurde ſie Morgens wieder ganz ſomnambül, und las auch in meiner Gegenwart vermittelſt der Naſe mit feſt verbundenen Augen. Sie behauptete, in Stuttgart Menſchen über ihren Zuſtand ſprechen zu hören und war ſehr unruhig: denn ſie habe ſagen hören, ſie ſeye wahnſinnig.

Ich legte heimlich ein Haar von ihrem Haupte, indem ich es hielt, auf ihre Hand und ſprach; ſie hörte mich. Ich nahm nun ein Haar von mir und legte es auf ihre Hand, und ſprach, da hörte ſie mich nicht, ſie hörte mich aber, wenn ich eines meiner Haare durch den Mund zog, und das nun dadurch naß gemachte mit ihr in Berührung brachte. Ich nahm nun eines von denjenigen ihrer Haare, die ſie ſich ſchon längſt abgeſchnitten hatte, und gebrauchte es als Leiter, da hörte ſie ebenfalls nicht, hörte aber vermittelſt deſſelben ſobald es naß gemacht wurde.

In der Nacht ſagte ſie im ſomnambülen Zuſtande, ſie habe ein Mittel gefunden durch das ſie morgen vielleicht auf immer erweckt werden könnte, es geſchehe dadurch, daß man ihr morgen irgend etwas von Metall in die Hände lege, und ihr dann beym Erwachen ſage, es ſeye ein Geſchenk von ihrem Bruder. Herr H. gab ihr jetzt ſchon eine Silbermünze in die Hand und ſie erwachte ganz, wurde aber nach einigen Minuten auch wieder ganz ſomnambül. Nun wollte ſie mit Gewalt zu mir ſpringen, um mir zu ſagen, daß ſie jenes Mittel gefunden. Als man es nicht zuließ, verſuchte, ſie zum Fenſter hinaus zu ſpringen, das man aber auch verhinderte. Morgens ſprang ſie im halbſomnambülen Zuſtande wirklich zu mir und erklärte mir: daß ich ihr in einer Stunde, wo ſie wieder völlig ſomnambül werde, irgend etwas von Metall, das gerade nicht von Werth ſeyn dürfe, in die Hand legen ſolle, darauf werde ſie erwachen, und dann ſolle man ihr ſagen: das habe ihr Bruder ihr zum Geſchenk gemacht.' Ich verſprach es ihr, und ſie kehrte wieder zurück.

Zur beſtimmten Zeit fand ich ſie im ganz ſomnambülen Zuſtande, aber in ſehr trüber Gemüthsſtimmung, ſie wiſſe nicht, ob das Metall ſie auf immer erwecken werde, vielleicht werde ſie es nach fünf Minuten erfahren, erwecke es ſie nicht auf immer, ſo dürfe man es ihr nicht geben, dann wolle ſie es nicht, dann werde ſie wohl wahnſinnig. Nach fünf Minuten erheiterte ſich ihr Geſicht und wir hielten es für ein gutes Zeichen.

In zwey Minuten, ſagte ſie, gebe man mir das Metall. Es fiel mir bey, daß ich eine Silbermünze von Loos beſaß. Eine weibliche verſchleierte Figur mit Mohnköpfen bekränzt, iſt auf ihr wandelnd abgebildet und über ihr ſtehen die Worte: „Zurück! ſo ſchläft man nicht!" Dieſe wählte ich für ſie. Nach Verfluß der zwey Minuten gab ich ſie ihr in die Hand, ſie drückte ſie krampfhaft in dieſelbe und erwachte völlig.

Zwey Tage lang blieb ſie ohne irgend einen Anfall und gänzlich wach.

16 Oct. gieng ſie zu einem Beſuche über die Straße, als zwey Buben, die an ihr vorüber giengen, laut ſagten: „Das iſt das verrückte Mädchen, man ſollte es einſperren!! — Sogleich eilte ſie, ſchon im ſomnambülen Zuſtand nach Haus, wurde dort völlig ſomnambül und erhielt fürchterliche Krämpfe in Bruſt und Kopf. Lange war ſie über jene Worte und über ihren dadurch zurückgekehrten Zuſtand untröſtlich und ſagte, daß ſie nun vollends nicht mehr ſein Ende beſtimmen könne.

17 Oct. Sie war immer im halbſomnambülen Zuſtande. Abends 5 Uhr aber wurde ſie wieder ganz ſomnambül, gab aber auf keine Frage Anwort und war ſehr betrübt. In der Nacht ſprang ſie im ſomnambülen Zuſtande einen Stock hoch zum Fenſter hinaus in den Hof und erwachte im natürlichen Zuſtande, ohne die Urſache, warum ſie dieß gethan, angeben zu können. Bis zum 21ten wechſelte halbſomnambüler Zuſtand mit völlig ſomnambülem, ohne daß ſich jedoch Starrkrämpfe oder die Verſetzung der Sinne an dem Mittelfinger zeigten.

21 Oct. Im halbwachen Zuſtande gieng ſie heute mit Frau H. nach Heilbronn. Unterwegs ſagte ſie bey einer gewiſſen Stelle: hier bin ich vor einem Jahre hingeſtürzt; ich weiß nicht wie es kam, es geſchah plötzlich, ich war einige Minuten lang ohne Beſinnung. Auch erzählte ſie hier den ſchon im Eingang dieſer Geſchichte erwähnten

Vorfall auf dem Grabe ihrer Mutter. Noch als Schülermädchen ſey ſie, ſagte ſie hier auch, an einem böſen Hals erkrankt und habe phantaſirt, da habe ſie den Geldbeutel geſehen, den ſie vier Jahre ſpäter geſtrickt, nach allen Einzelnheiten und auch die Art der Aufnahme deſſelben von einem nahen Verwandten, nach den ſpeciellſten Umſtänden.

Abends verfiel ſie wieder in völligen Somnambulismus. Berührte man ſie, ſo hatte ſie Gefühl davon, aber ſie konnte mit einem nicht ſprechen oder ſich verſtändigen, ſie ſchien auch durch Berührung mit einem nicht mehr in Rapport zu kommen. Ich verſuchte ſie zu magnetiſiren, ſie erhielt aber ſogleich Krämpfe. Man machte Verſuche, ob man ſich nicht vermittelſt Metall mit ihr in Rapport ſetzen könne, ſo bald man ſie aber mit ſolchem, und namentlich mit Silber berührte, ſchrie ſie fürchterlich und meinte immer, es berühre ſie ihr Vater, der wieder nach Stuttgart zurückgekehrt war. Sie glaubte ſich immer ganz allein und klagte, daß ſie Alles verlaſſe, nur wenn man ſie mit Metall berührte, ſchrie ſie: mein Vater! mein Vater iſt da! Ich drückte ihr ein Glas auf die Herzgrube und ſogleich erwachte ſie völlig in natürlichen Zuſtand, blieb aber nur einige Minuten in ihm und wurde dann wieder ſomnambül, doch gab ſie jetzt, einen bey der Berührung erkennend, Antwort, und meinte, wenn man ihr jene Silbermünze jetzt mit Gewalt in die Hand drücken würde, ſo werde ſie wieder auf einige Zeit erwachen. Man that dieß, und ſie erwachte, erhob ſich aus dem Bette und gieng ſogleich ans Geſchäft. Sie war in den Garten am Hauſe gegangen, um etwas herein zu tragen. Der Gang, der dahin führt, hat drey ſchwere Thüren. Ob man nun gleich ihr auf dem Fuße dahin nachfolgte, fand man doch jene drey Thüren ausgehängt, welches ſie mit einer unbegreiflichen Schnelle während des Gehens dahin mußte gethan haben, daß ſie es aber gethan, davon wußte ſie durchaus nichts, ſie mußte, während ſie es that, wieder ſomnambül geworden ſeyn.

Sie wurde es auch nach einigen Stunden wieder, und ſagte, daß ſie auf die Nacht in einen Zuſtand von Wahnſinn kommen werde. Dieß geſchah auch. Sie lief in einer gekrümmten Stellung umher, bekam oft ganz das Geſicht eines Simpels und ſprang, ohne ſich zu verletzen, zwey Stock hoch durch das Garbenloch in die Scheuer.

22 Oct. Halbſomnambüler Zuſtand und Krämpfe, auch der ſchon öfters beſchriebene Starrkrampf wechſelten heute. Abends beſuchte ſie Hr. Dr. Seyffer, als ſie im halbſomnambülen Zuſtand war, kaum aber war er ins Zimmer getreten, wurde ſie ganz ſomnambül, bekam einen heftigen Krampf, und ſchrie immer fort: Herr Dr. X. iſt da! Herr Dr. X. iſt da! Ich berührte ſie und ſagte ihr, es ſeye Hr. Dr. Seyffer. So ſoll er mich berühren, ſchrie ſie, damit ich es beſtimmt weiß. Hr. Dr. Seyffer berührte ſie, ſie erkannte ihn, die Krämpfe legten ſich und ſie begrüßte ihn freundlich, blieb aber ſomnambül. Hr. Dr. Seyffer wollte mit ihr ſprechen, während ich ſie berührte, wir aber zwiſchen uns einen ſilbernen Löffel als Zwiſchenleiter brachten. Als dieß geſchah, ſchrie ſie: mein Vater iſt da! mein Vater iſt

da! und bekam heftige Krämpfe. Sie fühlte nämlich das Silber zwiſchen uns, und Metalle, hauptſächlich aber Silber, machten ihr, wie ſchon geſagt, ſeit geſtern die Empfindung, als ſeye ihr Vater da. Sie erwachte bald im halbſomnambülen Zuſtande. Wir ſagten ihr: daß wir Silber in der Hand gehabt, als Hr. Dr. Seyffer mit ihr geſprochen und ſie gerufen, es ſeye ihr Vater da. Sie ſagte: ſie wiſſe jetzt wohl, daß es nicht ihr Vater geweſen, von den Metallen aber habe ſie jetzt im ganz ſomnambülen Zuſtande das Gefühl, als ſeye ihr Vater ihr nahe. Es ſeye kein Widerwillen gegen ihren Vater, daß ſie ſo ängſtlich gerufen, es würde ſie ſein Erſcheinen jetzt nur ſehr angreifen. Sie wurde bald wieder völlig ſomnambül und machte an ſich von der Stirne bis zur Herzgrube mit den Daumen ſieben magnetiſche Striche, und ihre Augen ſchloſſen ſich. Sie blieb aber jetzt, wenn man ſie berührte, mit einem ohne Rapport, hatte aber Gefühl von der Berührung, indem ſie nach jeder Berührung auf die Stelle, die man berührte, mit der Hand hinfuhr und dieſelbe rieb, als fühlte ſie daſelbſt ein Brennen oder Beiſſen. Nachts 10 Uhr bekam ſie die heftigſten Krämpfe im Kopf, die zwey Stunden lang dauerten und ſagte auf morgen 11 Uhr einen Zuſtand voraus, in welchem ſich eine auſſerordentliche Hitze in ihrem Kopfe einſtellen werde.

23 Oct. Herr H. ſchrieb heute in meiner Abweſenheit folgendes über ſie nieder: Krämpfe, völliger Somnambulismus und halbwacher Zuſtand wechſelten heute mit einander. Auf einmal ſagte ſie: ſie fühle am rechten Knie eine beſondere Empfindlichkeit und ſehe nun an die-

ſer Stelle hell. Als bald hierauf bey ihr eine Erſtarrung eintrat, konnte man ſich ihr allein dadurch verſtändigen, daß man die Reden an die Bettdecke über ihrem rechten Knie hinrichtete. Ich verband ihr die Augen, die ohne dieß ganz ſtarr waren, feſt, und legte allerley Gegenſtände auf die Bettdecke über ihrem rechten Knie, und ſie erkannte alle. Gleich darauf ſah ich, daß ſie heimlich einen Verſuch machte, mit dem Ellenbogen zu leſen. Ich fragte ſie, ob ſie ſo leſen könne; ſie ſagte: nein; und als ich ein Buch an dieſe Stelle hielt, verneinte ſie es ebenfalls, ſagte aber leiſe vor ſich hin: das würde nur wieder etwas zum Unterſuchen geben. Sie legte ſich nun wieder auf die Seite. Ich nahm ein leichtes Blättchen Papier, auf welches eine Reihe von Namen deutlich geſchrieben war, und hielt es ihr unbemerkt an den Ellenbogen des rechten Armes, und ſogleich las ſie die Namen, die der Ellenbogen berührte, ſagte aber dann, über ſich ſelbſt unwillig: jetzt habe ich doch geleſen!

Vor 11 Uhr beobachtete ich ſie ſelbſt wieder, und es trat nun Schlag 11 Uhr der Zuſtand ein, den ſie geſtern vorher verkündigt hatte. Ihre Augen wurden roth und heftig thränend, ihr Geſicht wurde äuſſerſt heiß und alle Geſichtsmuskeln zogen ſich wie zuſammen, ſo daß ſie auf einmal ſehr entſtellt ausſah. Sie erkannte in dieſem Zuſtand einen durch Berührung wieder nicht mehr. Wo man ſie berührte, da brachte ſie ſogleich die Hand hin und rieb mit ihr die Stelle, ſagte auch meiſtens auf ſolche Berührungen: ſie ſeye voller Flöhe. Man wollte ihr in dieſem Zuſtande etwas mit einem ſilbernen Löffel zu eſſen geben, ſobald aber das Metall ihren Mund berührte, fieng ſie zu ſchreien an: mein Vater iſt da! ach mein Vater iſt da! — Sie war nicht zu ſchlingen fähig. Nachmittags trat nach vorangegangenem halbſomnambülen Zuſtande wieder völliger Somnambulismus ein, in dem man durch das Knie und den Ellenbogen mit ihr ſprechen konnte. Ich überzeugte mich jetzt ſelbſt aufs genaueſte, daß ſich nun an dieſe Theile, wie früher an die Spitze des Mittelfingers und die Naſenſpitze, all ihre Sinne gelagert hatten und namentlich, daß ſie vermittelſt dieſer Theile, ob ſie gleich durch die Kleidungsſtücke bedeckt waren, Gegenſtände erkannte und zu leſen fähig war.

24 Oct. Sie war dieſen Morgen meiſt im halbſomnambülen Zuſtande. Ich hieng ihr ein Säckchen, in das ich, ohne daß ſie es wußte, geſtoßenes Glas gefüllt hatte, auf die Herzgrube. Kaum berührte es ſie einige Minuten lang, ſo wachte ſie völlig auf, ſank aber nach drey Minuten wieder in halbſomnambulen Zuſtand zurück. Mittags gieng ſie in dieſem Zuſtande mit Herrn H. Familie und mir auf einen benachbarten Ort. Sie blieb immer halbſomnambül und bekam im Rückwege Abends Huſten und Schnupfen.

25 Oct. Ihr Katharr wurde heftiger, und der ſomnambüle Zuſtand verminderter. Sie war im halbwachen Zuſtande beynahe wie im wachen; ihre Geſichtszüge waren beynahe dieſelben, ſie konnte auch ſelbſt beyde Zuſtände nicht genau mehr unterſcheiden.

26 Oct. Der Katharr dauerte fort, jedoch leichter; es ſtellte ſich heftiges Naſenbluten ein. Sie verſah leichte Geſchäfte, und konnte über ihren Zuſtand durchaus nichts mehr beſtimmen.

27 Oct Sie war immer im halbſomnambülen Zuſtande. Es war Abends ſehr heller Mondſchein, und ſie in tiefer Wehmuth. Sie hatte ſich an's Fenſter gegen den Mond hingelehnt, und war dabey ſo erſtarrt, daß ſie Berührungen nicht fühlte. Sie war wieder völlig ſomnambül, und mußte mit Gewalt aus der Stellung gegen den Mond hinweggezogen werden.

Als ſie wieder in halbwachen Zuſtand kam, erzählte ſie, daß ſie vor ihrer Krankheit oft halbe Nächte im Mondſchein zugebracht, und ſie dieſer Schein, wie ein Magnet das Eiſen, an ſich gezogen habe.

28 Oct. traten wieder völliger Somnambulismus und Starrkrämpfe ein.

29 Oct. Sie war meiſtens im halbſomnambülen Zuſtande. Abends deckte ſie im ganz ſomnambülen Zuſtande den Tiſch zum Nachteſſen. Als ſie einen ſilbernen Löffel berührte, ſchrie ſie plötzlich: mein Vater iſt da! mein Vater iſt da! und verfiel in Krämpfe.

30 Oct. Sie war den ganzen Tag halbſomnambül, und in meinem Hauſe. Ich hielt ihr heimlich einen Spiegel auf den Rücken, und ſie wurde völlig wach. Sie verwunderte ſich nun ſehr, daß ſie in meinem Hauſe ſeye, und fragte, wie ſie denn hierher gekommen? daß ſie ſo eben mit uns zu Nacht geſpeißt, davon hatte ſie nicht die mindeſte Ahnung. Es dauerte aber ihr Wachſeyn nur einige Minuten, dann wurde ſie wieder völlig ſomnambül, und bald wieder halbwach. Ich fragte ſie, ob ſie durch das Auflegen des Spiegels ſogleich ganz wach geworden? Sie ſagte: nein! es habe ihr der Spiegel im

Rücken ein Gefühl von Ziehen verurſacht, faſt dem eines aufgelegten Pflaſters ähnlich, durch das ſie immer mehr wach geworden, und endlich ganz erwacht ſeye. Als ich den Spiegel wieder von ihrem Rücken hinweggenommen, habe ſie wieder das Gefühl gehabt, als zöge man ihr ein Pflaſter vom Rücken hinweg. Durch Auflegen von Seide wurde ſie nicht erweckt. Sie blieb bis zum zweyten November immer im halbwachen Zuſtande.

3 Nov. An dieſem Tage waren gerade die ſechs Wochen vorüber, auf die ſie ihre anderthalb Jahr lange Krankheit reducirt zu haben glaubte. Sie war an dieſem Tage auch wieder nach langer Zeit vier Stunden lang ganz wach, allein Abends ſtellten ſich ſchon wieder Krämpfe und tiefer Somnambulismus ein, auch wieder Hellſehen mit dem Mittelfinger der rechten Hand. Sie ſagte ſehr betrübt: mein Zuſtand wird nicht endigen, bis in mir eine ganz andere Gemüthsſtimmung entſteht. Ich muß nothwendig in acht Tagen nach St., ſo ungerne ich das thue, nur eine ſolche Veränderung wird dieſen Schlaf heben.

4 Nov. Es ſtellten ſich heute wieder völliger Somnambulismus, auch Starrkrämpfe und heftige Krämpfe im Kopfe ein. Auf Augenblicke war ſie jedesmal durch Auflegen von Glas zu erwecken.

5 Nov. war ſie im halbſomnambülen Zuſtande in meinem Hauſe. Als ſie Abends wieder nach Hauſe kam, befiel ſie der Zuſtand von Erſtarrung, in dem ſie niemand erkannte, der ſie berührte, ſie ſprach aber in demſelben. Sie dachte ſich in Stuttgart bey ihrer Jugendfreundin,

und ſagte mehrmals: ich freue mich ſehr, daß jezt mein zweyjähriger Traum vorüber iſt, ich träumte die ganzen zwey Jahre, die ich in Weinſperg war. Als man ſie berührte, ſagte ſie: fort! da wollen ſie mich wieder in den Traum bringen! Sie machte dann eine Stellung, in der ſie mit ausgeſtrecktem Arme und Zeigefinger ſtarr in die Weite ſah. Sie ſagte, ein Engel deute ihr nach Morgen.

6 Nov. Sie war heute theils halb, theils ganz ſomnambül. Sie machte wieder öfters jene in die Ferne deutende Stellung, und blieb in dieſer lange ſtarr und empfindungslos wie eine Bildſäule. Man konnte ihr in dieſem Zuſtande wieder die Glieder richten wie man wollte, ſie blieben ſtarr in jeder Lage, die man ihnen gab.

Nachts las ſie im ganz ſomnambülen Zuſtande in völliger Nacht in einem ihr vorher ganz unbekannt geweſenen Buche laut. Ob mit dem Finger oder der Herzgrube, erfuhren wir nicht. Als wir Licht herbeybrachten, und im Buche nachſahen, fanden wir, daß ſie in ihm ganz richtig geleſen.

Bis zum 10ten wechſelte halbſomnambüler Zuſtand mit völlig ſomnambülem, doch zeigte ſich bey ihr keine neue Erſcheinung.

Am 10ten gieng ſie, nach überſtandenen Kopfkrämpfen, im ſomnambülen Zuſtande zu der magnetiſch behandelten Chriſtiane K., kam aber bey ihr im halbwachen Zuſtande an. Sie nannte eine Perſon, die ihr unterwegs begegnete, als Urſache, daß ſie halbwach geworden. Sie wollte von dieſer Magnetiſirten ein Mittel zu ihrer Heilung wiſſen. Beyde ſchloſſen beym Abſchiede ihre Hände lange in einander. Was dadurch bey der magnetiſirten K. veranlaßt wurde, iſt in dem Tagebuche *dieſer* angeführt worden.

In der Nacht ſtellten ſich bey ihr wieder heftige Kopfkrämpfe ein, und am 11ten Morgens war ſie bald in Erſtarrung, bald im völlig ſomnambülen Zuſtande. Sie ſagte: ſie ſehe ſich zum voraus lebendig begraben, ſehe ſich im Sarge liegen, höre die Sterbeglocke, vernehme die Leichenrede, ſehe ihren Vater, der ſie zu Grabe geleitet, in's Gefährt ſteigen, vom Grabe zurückkehren, und dann im obern Stübchen ſeines Hauſes mit andern, die ſie zu Grabe geleitet, ſitzen. Noch einmal erklärte ſie, daß ſie morgen durchaus nach St. abreiſen müſſe, und daß dieß die einzige Bedingung zur *längern* Hebung ihres ſomnambülen Zuſtandes ſeye.

11 Nov. Morgens früh fuhr ſie im anſcheinend wachen Zuſtande, nachdem man ihr erklärt hatte, daß ſie dieß im ſomnambülen Zuſtande verlangt, nach Stuttgart ab.

Es ſchien ſich aber auch in Stuttgart ihr Somnambulismus wohl vermindert, aber nie gehoben zu haben.

Nach einem halben Jahre, als ſie immer behauptete, ſie ſeye geneſen, begehrte ſie mit Gewalt von Stuttgart hinweg, wieder zu Hrn. H. Familie, die inzwiſchen von Weinſperg nach M. gezogen war.

Als ſie einige Tage bey dieſer war, bemerkte man an ihr Düſternheit und Vergeßlichkeit, und auf einmal wurde ſie eines Abends wieder völlig ſomnambül und kataleptiſch.

Dieſer Zuſtand dauerte einige Wochen lang, als ſie auf einmal, noch Morgens im Bette liegend, anſcheinend wie noch nie erwachte, und durchaus der Meinung war, ſie liege zu Weinſperg, und es ſeye der Morgen des 4ten Septembers 1822, der Tag, an dem ihr ſomnambüler Zuſtand anfieng. Sie verwunderte ſich ungemein, als man ihr ſagte, daß ſie ſich zu M. befinde, und daß man im Juny 1823 ſeye. Sie wußte auch nicht eine Sylbe von dem was in der Zeit von eilf Monaten mit ihr vorgegangen, und namentlich auch nicht eine Sylbe davon, daß ſie ſich inzwiſchen ſo lange in Stuttgart befunden. Sie konnte gar nicht begreifen, daß ſich Hr. H. jezt in M. befinde. Sie konnte im Hauſe, in dem ſie doch ſchon mehrere Wochen lang häusliche Arbeiten verrichtet hatte, ſich nicht im mindeſten mehr zu recht finden; Wohnzimmer, Küche u. ſ. w., in denen ſie ſchon Wochen lang anſcheinend im wachen Zuſtand gearbeitet hatte, waren ihr ganz fremd, kurz ſie war wie erwacht, von einem den 4ten September 1822 bey ihr eingetretenen Tode, ſo daß ſie entweder, wahrſcheinlich auch da, wo man ſie für wach hielt, und ſie ſich ſelbſt für wach erklärte, nicht wirklich wach war, oder daß ſie in dieſem jetzigen Zuſtande total alle Erinnerung, auch an den Zuſtand, wo ſie wach war, verlohren hatte. Dagegen aber war ihr in dieſem Zuſtande alles erinnerlich, was mit ihr vor dem 4ten September vorgegangen war, und es ſchien ihr der 3te September 1822 erſt der Tag vorher geweſen zu ſeyn.

Leider dauerte aber auch dieſer Zuſtand nur einige Tage, und es ſtellten ſich wieder die alten Zufälle ein.

Sie beklagte, Stuttgart verlaſſen zu habe , und wurde wieder dahin gebracht.

Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe ihre Kr nkheit, ihrer Beſtimmung am 19ten September gemäß, im Ganzen anderthalb Jahre mit Unterbrechungen dau rn wird.

Bemerkungen

zu dieſen zwey Geſchichten.

Die Krankheitsgeſchichten der Brüder des Mädchens der erſten Geſchichte ſprechen von einem freywilligen ſomnambülen Zuſtande, der bey dieſen, vielleicht in Folge der Entwicklung eintrat, und es ſcheint ſchon in der Familie dieſes Mädchens eine Anlage dazu zu liegen.

Als Entwicklungskrankheit ſehen wir offenbar ſehr oft, bey Knaben wie bey Mädchen, einen ſomnambülen Zuſtand entſtehen, der mißkannt, oft als Hirnentzündung, oder als nervöſes Hirnleiden behandelt, unausbleiblichen Tod zur Folge hat. Ein ſolcher Zuſtand entſteht meiſtens leicht in der Periode, wo es zur Entſcheidung kommt, ob in einem Individuum Gemüth oder Verſtand, (Gehirn oder Ganglienſyſtem,) das Uebergewicht behalten ſoll, zur Zeit, wo auch durch Verſtandesübung (durch das ſogenannte Lernen) das Gehirn mehr aufgeregt wird, und oft nur zu ſchnell ſich über das Ganglienſyſtem erhebt. Gelingt ihm dieß bey einem Kinde vollſtändig, ſo geht daſſelbe aus ſolchem Kampfe auffallend verſtändiger und lebensklüger, als es vor dieſem Kampfe war, hervor, es wird pfiffiger und für's gemeine Leben tauglicher. Aus ſolchem Kampfe ſah ich ſchon Kinder ſo verändert hervorgehen, daß es alsdann offenbar faſt ganz andere Individuen zu ſeyn ſchienen.

Es möchte der thieriſche Magnetismus gerade in ſolchen Zuſtänden viel naturgemäßer, viel ausgleichender, wirken, als diejenigen Mittel unſerer Materia medica, die hier gewöhnlich der Reihe nach angewendet werden, wo wir oft noch viel klüger handeln würden, ſich die Natur, ohne daß wir uns dazwiſchen miſchen, ſelbſt ausgleichen zu laſſen. —

Bey denjenigen Menſchen, die ohnedieß mehr auf der Herzgrube (im Ganglienſyſtem) als im Kopfe leben, entſteht ein ſomnambüler Zuſtand ohnedieß viel leichter. Das Leben wird bey ſolchen hauptſächlich durch Sehnſucht, Kummer, fortgeſetztes Weinen, durch beſtändige Uebung und Steigerung des Gefühllebens, vom Gehirne herab leicht vollends gänzlich in das Ganglienſyſtem gezogen, und es entſteht Somnambulismus. Faſt immer wird man finden, daß einem ſolchen Zuſtande, wo er freywillig entſtund, tiefer Kummer, langes Sehnen nach einem verlohrenen geliebten Gegenſtande, vorausgieng, der Tod einer Mutter, geliebter Geſchwiſter u. ſ. w.

So machte man auch ſchon die Bemerkung: daß Menſchen, die keinen Glauben an Magnetismus haben, welches immer ſolche ſind, die ganz im Kopfe leben, denſelben erſt erhielten, nachdem ihnen ein geliebter Gegenſtand ſtarb. Die Sehnſucht nach dieſem zog alsdann ihr Leben mehr aus der Beſchränktheit des Kopfes nach dem Ganglienſyſtem, und es gieng in ihnen dann eine Ahnung vom Höhern auf, die ſie, eingeſchloſſen in die iſolirende Glastafel (tabula vitrea) ihres Kopfes, nicht haben konnten. Es iſt wegen ſeiner treffenden Wahrheit überraſchend, was die Somnambüle ſagte: „ich dachte meinem Leben im wachen Zuſtande nach, und fand, daß ich auch wachend mehr von der Herzgrube, als vom Gehirn aus lebe. Dieß iſt bey vielen Menſchen der Fall, ſolche ſind in einem dem magnetiſchen Zuſtand ſich annähernden Zuſtand, es ſind ſolche, die mehr Gefühl, Einbildungskraft und Ahnungsvermögen haben. Ihnen entgegengeſetzt ſind die Menſchen, die mehr vom Gehirn aus leben, dieſe ſind kalt, und von ſich ſelbſt befangen, und laſſen ſich aus ihrem Kopfe ſchwer bringen, hören auch viel weniger die innere Stimme, die des Führers, die diejenigen Menſchen, die von der Herzgrube aus leben, leicht vernehmen. Jene ſcheinen verſtändiger zu ſeyn, ſind aber oft dabey ganz dumm: denn ſie ſind dem Eigendünkel ergeben, und können ſich nie ſo weit ausbilden, wie die, die mehr auf der Herzgrube leben, ſie bleiben beſchränkt. Sie ſind auch ſchwer, oder gar nicht in magnetiſchen Zuſtand zu verſetzen; die andern aber leicht, um ſo leichter, je mehr derjenige Menſch, der ſie magnetiſirt, vom Gehirn aus lebt.“

Schon vor dem eigentlich ſomnambülen Zuſtande hatte dieſes Mädchen ſehr oft Träume und Ahnungen, die in Erfüllung giengen, auch hatten ſchon damals die Nervengeiſter gewiſſer Menſchen einen ihr dazumal noch nicht völlig zum Bewußtſeyn gekommenen Einfluß auf ſie; es wurde ihr in der Nähe ſolcher Menſchen bange, ſie mußte ſich von ihnen entfernen, ſie wußte nicht warum. Dieſes letztere Gefühl für fremden Nervenausfluß wurde bey ihr auch, als ſie völlig ſomnambül wurde, ſo ſehr geſteigert, daß ſie, wie ſie öfters ſagte, fähig wurde, jeden Nervengeiſt dem Grade nach zu prüfen. Dieſes Gefühl erſtreckte ſich bey ihr ſelbſt auch auf die Pflanzen und deren Ausſtrömungen, ſo, daß ſie auch in die innerſte Natur dieſer hineinzuſehen fähig wurde.

Dieſes Ahnungsvermögen, dieſe prophetiſchen Träume, dieſes Gefühl für den Nervengeiſt anderer, haben wir überhaupt vollkommener, je mehr wir von der Herzgrube (dem Ganglienſyſtem) aus leben, nur äuſſern ſich dieſes Ahnungsvermögen und dieſe prophetiſchen Träume bey den verſchiedenſten Menſchen auf die verſchiedenſte Art. So wird es z. E. manchen Menſchen, ehe eine unglückliche Stunde erſcheint, äuſſerſt bange, es befällt ſie eine Unruhe: ſo war es auch bey dieſem Mädchen; andere aber werden vor einer ſolcher unglücklichen Stunde im Gegentheil gerade luſtig, es wird ihnen ganz hell und leicht, und mitten in der Freude müſſen ſie ſagen: ich will nicht länger ſo fröhlich ſeyn, es erfolgt ein Unglück.

Träume von Waſſer deuten gemeiniglich auf ein bevorſtehendes Unglück, und ſo auch die von Schnee und von Eis *)

Sehr häufig machen wir im Leben die Erfahrung: daß wir uns in Geſellſchaft gewiſſer Menſchen, ſind ſie auch gegen uns noch ſo freundlich, und können wir ihnen auch nicht das mindeſte Böſe aufbürden, nicht wohl befinden, wir werden in ihrer Geſellſchaft, wir wiſſen nicht warum, unruhig, es wird uns enge, und wir wünſchen, von ihnen zu ſeyn.

Die Urſache davon würden wir erſt erkennen, wenn wir im ſomnambülen Zuſtande wären, es iſt der ganz verſchiedene Nervengeiſt, (Nervenäther,) den dieſe Menſchen von dem unſrigen haben, zwiſchen dem und dem unſern keine Sympathie Statt finden kann, der auf den unſern ſtörend, ja ſchädlich, einwirkt. Es iſt nicht blos überwiegende Stärke, die ſolchen Nervengeiſtern jenen Einfluß auf die unſrigen verleiht, ſondern auch die Art des Pſychiſchen, das ihnen beygemiſcht iſt. So bin ich verſichert, daß wenn dieſem ſomnambülen Mädchen ſich ein Mörder in ihrem Schlafwachen genähert hätte, ſie ihn alsbald als ſolchen erkannt hätte.

---

*) Dieß iſt bey mir immer der Fall. Kurz vor der Exploſion der Höllenmaſchiene ſchlief Napoleon in ſeinem Wagen ein, und träumte, durch ein tiefes Waſſer fahren zu müſſen. S. Las Caſas Werk.

Daher iſt wohl erklärlich, warum jener Bauer, Jakob **Aymar**, aus dem Delphinate, ſo große Kraft nicht allein in Auffindung von Metallen, ſondern hauptſächlich auch in Auffindung von **Mördern und Dieben** vermittelſt der Wünſchelruthe beſaß. *)

---

*) Dieſe Geſchichte iſt nach einem Berichte aus derſelbigen Zeit folgende: den 5ten July 1692 wurde zu Lyon ein Weinhändler mit ſeiner Frau in einem Keller mit einer Holzaxt todtgeſchlagen, und ihnen ihr Geld in einem Laden geſtohlen. Man konnte nicht muthmaßen, noch entdecken, wer die Thäter geweſen: da ließ ein Nachbar einen Bauer, Namens Jakob **Aymar**, aus dem Delphinat nach Lyon kommen, welcher einige Jahre her im Ruf geſtanden, daß er den Mördern, Dieben, geſtohlenen Gütern, begleitet und geleitet durch eine Ruthe, von was für Holz ſie auch ſey, welche ſich zwiſchen ſeinen Händen auf dem Waſſer, den Metallen, Markſteinen auf dem Feld, und auf verborgenen Schätzen herumdrehe, nachſtellen könne.

Aymar kam, und verſprach dem Prokurator des Königs, er wolle den Schuldigen auf dem Fuß nachfolgen, und gieng in den Keller, wo der Todſchlag geſchehen. Der Gerichtslieutenant und der königliche Prokurator begleiteten ihn. Er lief in dem Keller herum, und ſeine Ruthe wurde nirgends, als an dem Ort, wo der Weinhändler ermordet worden, bewegt. An dem Ort nun wurde Aymar erſchüttert, ſein Puls gieng, als ob er ein ſtarkes Fieber hätte, die Ruthe, welche er in der Hand hatte, drehte ſich eilends herum, und alle dieſe Bewegungen verdoppelten ſich, wenn er an den Ort kam, wo man den Leichnam der erſchlagenen Frau fand. Hernach gieng er, von der Ruthe geleitet, oder durch eine innere Empfindung geführt, in den Laden, wo der Diebſtahl begangen worden, und von da verfolgte er die Mörder in allen Gaſſen, kam in des Erzbiſchoffs Hof, und gieng über die Brücke an der Rhone zur Stadt hinaus, und ſchlug ſich zur Rechten längs dem Fluß hinauf. Seine drey Begleiter waren Zeugen, daß er bisweilen drey Miſſethäter gewahr wurde, bisweilen aber deren nur zwey zählte. Da ſie nun an eines Gärtners Haus kamen, da wurde er ihrer Zahl ſo verſichert, daß er feſt dabey blieb, es ſeyen ihrer drey

Aymar war, wie alle Menſchen, bey denen die Wünſchelruthe eine ſolche Leitungsfähigkeit zeigt, in einem magnetiſchen Zuſtand, und in dieſem hatte der Ausfluß

---

geweſen, die um den Tiſch, nach welchem ſich ſeine Ruthe wendete, geſeſſen, und unter den dreyen, in der Kammer ſich befindenden Flaſchen eine angerührt hätten, über welcher ſeine Ruthe ſchlug. — Man wollte von dem Gärtner wiſſen, ob er nicht ſelbſt oder aber eines von ſeinen Leuten mit den Mördern geredet hätte; allein man konnte nichts erfahren; man ließ das Hausgeſind herbey kommen, allein die Ruthe kannte ſie nicht. Endlich erſchienen zwey Kinder von neun bis zehen Jahren; da ſchlug die Ruthe. Man fragte ſie, und ſie geſtunden, wie am Sonntag Morgen drey Kerl, welche ſie beſchrieben, ſich in's Haus hinein geſchlichen, und den Wein aus der Flaſche, welche der Mann mit der Gerte wieß, getrunken hätten.

Dieſe Entdeckung machte Glauben, daß Aymar nicht betrüge: Nichts deſto weniger hielt man es für gut, wann man ihn eine noch beſondere Probe ſeines Geheimniſſes ablegen lieſſe. Zu dem Ende geſchah es, daß, da man die Axt, welche die Mörder gebraucht hatten, fand, man noch verſchiedene andere Aexte von gleicher Größe nahm, und ſie in des Herrn von Mongivrols Garten trug, allda in die Erde vergrub, ohne daß ſie dieſer Mann geſehen hatte. Man ließ ihn nun über all dieſe Aexte hingehen, allein die Ruthe ſchlug nur über der, welche zur Mordthat gebraucht worden war. Der Herr Intendant verband ihm die Augen, und man verſteckte hernach die Aexte unter das Kraut, und führte ihn an den Ort wo ſie lagen; da drehte die Gerte ſich allzeit über der einen Axt herum, ohne daß ſie ſich über den andern bewegte.

Da man nun dieſe Proben geſehen, gab man ihm ein gerichtliches Schreiben und etliche Trabanten mit, damit er den Mördern deſto ungehinderter nachſetzen könnte. Man gieng am Ufer der Rhone eine halbe Meile weiter unter der Brücke fort, und ward ihre Fußſtapfen in dem am Strand liegenden Sand gewahr, und dadurch verſichert, daß ſie ſich zu Schiff geſetzet hätten. Man folgte ihnen ganz genau auf dem Waſſer nach, und der Bauer ließ ſich mit ſeinem Schiff der Spur nach, unter von verſchiedenen Metallen (der Geiſt der Metalle) ſo gut Wirkung auf ihn, wie der Ausfluß der Nervengeiſter der verſchiedenen Menſchen, und ſo gut er dadurch Bley von

---

dem Bogen der Wiener Brücke, darunter man ſonſt niemals fährt, wegfahren; woher man muthmaßte, ſie müßten keinen Schiffmann gehabt haben, weil ſie von dem guten und rechten Weg abgewichen wären.

Auf dieſer Reiſe nun ließ ſich dieſer Bauer an allen Orten, wo dieſe Böſewichter angefahren waren, an's Ufer führen, gieng nach ihrer Herberg zu, und erkannte zu großer Verwunderung der Wirthe und Zuſchauer, die Betten, worin ſie gelegen, die Tiſche, woran ſie geſpeiſet, die Krüge, Gläſer und andere Gefäße, welche ſie angegriffen.

Man kam in's Lager bey Samblon; da ſpürte der Bauer, daß er ſtark gerührt wurde, verſicherte daher, er werde hier die Mörder in die Augen bekommen; getraute inzwiſchen doch nicht, ſeine Wünſchelruthe zu ſeiner deſto größern Verſicherung ſchlagen zu laſſen; denn er fürchtete ſich, es möchten die Soldaten ihn überfallen, und ihm Schaden zufügen; aus dieſer Beſorgniß kehrte er nun wieder zurück nach Lyon.

Man ſchickte ihn wieder in's Lager mit einem Schreiben; allein die Vögel waren vor ſeiner Zurückkunft ſchon fortgereiſt, daher folgte er ihnen noch weiter nach, nämlich bis nach Beaucaire, und beſuchte allezeit die Stätten, wo ſie einkehrten, der Spur nach, deutete den Tiſch und die Betten an, welche ſie eingenommen, und zeichnete die Gefäße, Krüge und Gläſer, welche ſie angegriffen, wann ſie getrunken.

Als er nun zu Beaucaire war, da erkannte er, vermöge ſeiner Ruthe, daß ſie ſich getrennt hätten, als ſie hineingegangen. Er ſetzte dem, auf deſſen Spur ſeine Ruthe ſich am ſtärkſten bewegte, nach, blieb vor der Thür eines Gefängniſſes ſtill ſtehen, und ſagte gerade heraus, daß einer in ihm ſey. Man machte ihm auf, und zeigte ihm zwölf bis fünfzehn Gefangene, unter welchen einer war Namens Boſſu, welchen man wegen eines geringen Diebſtahls, ungefähr vor einer Stunde hineingeſteckt hatte, und welcher einer war, den die Ruthe als einen der Mörder bezeichnete.

Gold zu unterſcheiden vermochte, ſo gut vermochte er da durch einen Mörder von einem unſchuldigen Menſchen zu unterſcheiden, wie es dieſe Somnambüle auch fähig geweſen wäre.

Man ſuchte die andern auch auf, und Aymar ſagte aus, daß ſie über einen Fußſteig nach Nißmes zugegangen wären, der Boſſu aber wurde nach Lyon geführt. Anfänglich läugnete er, daß er das geringſte weder von der Miſſethat, noch denen Miſſethätern gewußt habe, noch jemals zu Lyon geweſen ſeye. Unterdeſſen, da man ihn auf die Spur brachte, und ihm den Weg ſagte, welchen er betreten hatte, da er von Beaucaire fortreiſete, und wie alle Häuſer, wo er ſich aufgehalten, erkannt wurden, da geſtund er, daß er mit den Uebelthätern gegeſſen und getrunken, und zwar an allen Orten, welche die Ruthe angezeigt hatte. Da man ihn nun zu Lyon gerichtlich abhörte, ſagte er aus, daß er bey dem Mord und Diebſtahl geweſen, und daß die beyden Mitgeſellen, (welche er mit Namen nannte) einer den Mann, und der andere die Frau ermordet hätten.

Nach zwey Tagen wurde Aymar mit den beſagten Begleitern, nach dem Fußſteig zu, wieder abgeſchickt, damit er die Spur der andern Geſellen finden möchte; da führte ihn ſeine Ruthe wieder in Beaucaire an die Thüre des Gefängniſſes, worin man den andern gefunden hatte.

Er verſicherte, es ſeye noch einer kurz dageweſen, und irrte ſich auch hierin nicht, da der Stockmeiſter ſagte, daß ein ſolcher Kerl, wie man einen von dieſen Uebelthätern beſchrieb, vor kurzem da geweſen, und ihn um Nachricht von dem Boſſu gefragt habe.

Man ſetzte ihnen nun auf ihrem Weg noch weiter nach, kam bis nach Toulon in ein Wirthshaus, worin ſie den vorigen Tag das Mittagsmahl eingenommen hatten; verfolgte ſie auf dem Meer, worauf ſie mit einem Schiff davon gefahren waren; wurde gewahr, daß ſie je zuweilen an den Küſten angelandet, und da unter Olivbäumen gelegen hatten. Des Ungewitters ungeachtet, fuhr Aymar ihnen dennoch eine Tagreiſe nach der andern auf den Meereswellen nach, bis an die äuſſerſte Grenze des Königreichs, ohne daß er ſie aber antraf.

Es iſt natürlich, daß auch dieſe Geſchichte, wie alles, was aus dem gewöhnlichen Kreiſe tritt, auch zu ihrer Zeit ihre Unglaubigen und Beſtreiter fand.

Es iſt dieſer halbmagnetiſche Zuſtand (dieſes Leben von der Herzgrube aus) eine Eigenthümlichkeit auch aller begeiſterten und tiefſehenden Menſchen. In einem ſolchen Zuſtande war unter andern auch Jakob Böhm, Schwedenborg und andere. In Böhms Lebensbeſchreibung werden mehrere Perioden angegeben, wo er (wie es heißt) vom göttlichen Licht erleuchtet und zu dem innerſten Grunde der geheimen Natur eingeführt wurde; alſo, daß er aus der Signatur, Figur und Farbe, allen Kreaturen ins Herze und in die innerſte Natur hat hinein ſehen können. *)

Schwedenborg ſagte von ſich: „Drey oder viermal wurde ich in einen Zuſtand verſetzt, der ein mittlerer Zuſtand zwiſchen Schlafen und Wachen war und doch meinte ich, in ihm völlig wach zu ſeyn: denn all meine Sinnen waren ſo ſehr wach, als wie bey der größten Wachſamkeit des Leibes, ſowohl das Geſicht als das Gehör, und, welches wunderbar iſt, auch das Gefühl, das alsdann vortrefflicher als je war. Ich habe auch in dieſem Zuſtande die Geiſter und Engel auf das lebhafteſte geſehen und gehört.“ **)

Wir finden die Sprache Jakob Böhms und anderer Seher für uns ſo unverſtändlich, weil ſie in der gewöhnlichen irdiſchen Sprache für das, was ſie in ihrem magnetiſchen Zuſtande fühlten und ausdrücken wollten, auch wie dieſe Somnambüle, keine Worte fanden, es auch nicht in der Naturſprache (der der Bilder und Gefühle) in der Sprache der Offenbarung, für andere ausdrücken konnten, ſie mühten ſich ab, ſelbſt Worte zu erfinden, die aber auch wohl noch weit nicht das ausdrückten, was ſie fühlten, was ſich ihnen offenbarte, und die uns oft auch nur halb verſtändlich bleiben. So erfand Jakob Böhm eine Reihe eigener Worte.

---

*) S. Böhms theoſophiſche Schriften; Vorrede.

**) S. Schwedenborg, von der Geiſterwelt.

In verſchiedenen Stunden ſagte dieſe Somnambüle, daß im Tode jeder Menſch magnetiſch und hellſehend werde.

Ihre Ausſprüche darüber ſind folgende: „es zieht ſich das Leben und alles Geiſtige allmählig (in ihrem magnetiſchen Zuſtande) aus dem Kopfe nach der Herzgrube und von dieſer, wenn ich in andere Perſonen übergehe, nur allmählig hinaus, doch bleibt immer noch hier eine Verbindung, ſonſt könnte ich nicht wiederkehren. So iſt es auch beym Sterben. Zuerſt zieht alles allmählig aus dem Kopfe und aus den Gliedern auf die Herzgrube, und dann von dieſer zieht es ſich erſt allmählig hinaus und empor.“—Ein andermal ſagte ſie: „bey jeden Sterbenden, die nicht zu ſchnell ſterben, kommt vor dem Ende noch alles Leben auf die Herzgrube, und ſie ſehen dann, wie die Magnetiſchen, ihren künftigen Zuſtand voraus, ihre Seeligkeit oder ihre Verdammniß;“ und ein andermal: „bey einem jeden Sterbenden ſammelt ſich das irdiſche Leben auf der Herzgrube, und muß mit dem zu dieſer Zeit nothwendig in ihm erwachten Ebenbild Gottes verbunden werden u. ſ. w.“ Einmal bemerkte ſie auch: „es iſt nun alles Leben aus meinen Gliedern auf die Herzgrube getreten, ſie ſind, als gehörten ſie mir nicht mehr an.“

Es iſt eine ausgemachte Sache, daß man bey Sterbenden auch ähnliche Erſcheinungen wie bey Magnetiſchen wahrnimmt, gleiches Ahnungsvermögen, gleiches Fernſehen, Fernhören, gleiche Lichterſcheinungen u. ſ. w.

Erſt kürzlich machte ich eine Erfahrung der Art bey einer Frau, die an einer Unterleibsentzündung ſtarb. Bey meinem Weggehen von ihr begleitete mich der Mann bis in eine andere Straße, in welcher ich ihm ſagte: Ihre

Frau wird wohl nur noch wenige Stunden leben. Als der Mann zu der Frau zurückgekommen war, empfieng ihn dieſe ſogleich mit den Worten: ich hörte wohl, was der Arzt in der andern Straße zu Dir ſagte, er hat recht, ich lebe nur noch zwey Stunden, und nach Verlauf dieſer ſtarb ſie. Der Mann ſagte am andern Tage: ich hatte an den ſo baldigen Tod meiner Frau nicht geglaubt, als ich mich aber überzeugte, daß ſie hörte, was man ſo entfernt von ihr ſprach, da ſtund mir auf einmal ihr Tod vor Augen: denn ich ſah, daß ſie jetzt ſchon der Geiſterwelt angehörte. — Viele Sterbende beſtimmen die Stunde ihres Todes, wie Magnetiſche den Ausgang ihrer Krankheit u. ſ. w. vorher. So heißt es auch von Jakob Böhm: des Morgens 6 Uhr, als er eine liebliche Muſik außerhalb ſeiner Kammer gehört, wurde er aus dieſem Leben abgefordert: da er zuvor Schlag 3 Uhr geſagt: „Das iſt noch nicht meine Zeit, nach drey Stunden iſt meine Zeit."

Ein Freund von mir gebrauchte ſterbend die ganz gleichen Worte wie die Somnambüle, er ſagte: „die Fäden in mir ſind zerriſſen, die Arme, die Füße gehören nicht mehr mir an." —

Und dieſer magnetiſche Zuſtand iſt auch als eine Ertödtung des Irdiſchen und eine Entbindung des Geiſtigen zu betrachten, und nur in ſo weit noch von einer Entbindung im Tode verſchieden: daß im magnetiſchen Zuſtande das Geiſtige noch immer in einem Zuſammenhange, wenn auch in einem loſern, mit dem Irdiſchen bleibt, im Tode aber völlige Entbindung Statt findet, und zwar ſcheint durch das, was von dem Magnetiſeur in den Magnetiſirten übergeht, das mehr phyſiſcher als pſychiſcher Art iſt, und das ſich mit dem Geiſtigen des Magnetiſirten vereinigt aber immer noch mit dem ungetödteten Irdiſchen des Magnetiſeurs in Verbindung bleibt, dieſes Geiſtige noch an das Irdiſche gebunden zu werden.

Die hieher gehörenden Ausſprüche dieſer Somnambülen ſind folgende: „die Kraft, die durch die magnetiſchen Striche von Dir ausſtrömt, ſchläfert mein rohes phyſiſches Leben ein, daß es gleichſam in den Tod kommt. Durch mein pſychiſches Leben, verbunden mit Deiner ausſtrömenden Kraft, bin ich im Stande, hell zu ſehen, je mehr ich mich aber anſtrenge, deſto mehr muß ich von dieſer Kraft von Dir anziehen, daß ich zum Sehen geſtärkt werde. Ich kann im Schlafe nur durch dieſe Deine ausſtrömende Kraft reden. Weil ich in dieſem Schlafe viel zu pſychiſch lebe, ſollte ich nicht vermögen etwas aus dieſem Schlafe in das irdiſche Leben überzutragen, aber Deine ausſtrömende Kraft, die mehr phyſiſcher Art iſt, giebt mir das Vermögen, daß ich es während des Sehens ins irdiſche Leben überzutragen vermag. Man kann fragen: warum die von ſelbſt ſomnambül Gewordenen es doch auch thun, die nicht magnetiſirt ſind, und alſo auch keines Andern Kraft dazu in ſich haben. Das verhält ſich aber ſo: dieſe ſchlafen auch nicht durch den Zwang von einem Andern, daher können ſie durch ihren eigenen Willen immer ſo viel Phyſiſches in ſich ſelbſt erwecken, als ſie dazu brauchen, um es ins Leben überzutragen; ihr Phyſiſches iſt auch im Schlafe nicht ſo getödtet, wie bey denen, die durch einen Magnetiſeur einſchlafen. Das Sehen dieſer von ſelbſt Eingeſchlafenen muß ſich daher immer auch mehr ins Phyſiſche als ins Pſychiſche erſtrecken. Dieſe können ſich auch von ſelbſt erwecken. Die phyſiſche Kraft, die von Dir ausſtrömt, iſt nicht Ausdünſtung, es iſt eine von den ſubtilſten Kräften, die mit etwas Pſychiſchem verbunden iſt. Sie geht immer wieder in Dich zurück, wenn ich mich auch allein erwecke und Du noch ſo weit von mir entfernt biſt. Du ziehſt ſie unſichtbar immer wieder an Dich und ſie iſt immer noch in einem Verband mit Dir. Durch dieſe phyſiſche Kraft in mir fühle ich auch die Gefühle Deiner Sinne, und ſo glaube ich auch in eigenem Munde zu haben, was Du in Deinem Munde haſt.“ Ferner: „ich kann nicht denken, und kann weder in mich noch in Andere eingehen, ohne daß ich von Deinem Nervengeiſt an mich ziehe, und je mehr ich denke, je mehr ziehe ich von Dir an. So geht auch, wenn ich mit meinem Friederich ſchwebe, ein Theil Deines Nervengeiſtes mit mir, und daher muß ich immer wiederkehren, ſobald Dein Nervengeiſt, der mit dem meinigen verbunden iſt, es will. So muß ich auch thun, was Du willſt, weil, ſobald Du es willſt, der Theil Deines Nervengeiſtes, der mit dem meinigen in mir verbunden iſt, mich dazu zwingt.“ Ferner: „ich wäre geſtorben, hätte mich Dein Nervengeiſt nicht ans Leben gebunden, dadurch, daß er noch in Dir iſt. Es möge gehen, wie es wolle, ſo kann ich nicht ſterben, ſo lange Du nicht ſtirbſt, würdeſt. Du aber jetzt ſterben, ſo ſtürb ich auch im Augenbick Deines Todes.“

Letzterer Ausſpruch mahnt an eine Geſchichte, die in Eſchenmayers Archive für den thier. Magnet. erzählt iſt, wo eine von ihrem Manne magnetiſirte Schwindſüchtige nicht ſterben konnte, ſo lange der Magnetiſeur, ihr Mann, ſich in ihrer Nähe befand. Es heißt dort: wann er (der Magnetiſeur) in der Krankenſtube nicht zugegen war, dann ſank die Frau blaß und athemlos, einer Todten gleich, hin: wenn er aber wieder hineintrat, ſo kehrte Athem und Leben in ſie zurück. Durch Bitten und Ueberredung brachte man den Mann dahin, daß er ſeiner Frau ein ruhiges Verſcheiden gönnend, die Krankenſtube nicht mehr betrat. Die Frau ſank nun bald in erneuerte Erſchöpfung und erwachte hier nicht wieder.

Offenbar bindet in ſolchen Fällen der Lebensäther des Magnetiſeurs, der mit dem Pſychiſchen des Magnetiſirten in Verbindung tritt, mit dem Magnetiſeur aber noch im ſteten Zuſammenhang bleibt, den Magnetiſirten noch an dieſes Leben; er erſetzt ihm gleichſam den erſtorbenen Körper und hält das Pſychiſche des Magnetiſirten, von ihm abhängig, magnetiſch zurück.

Dieſe Somnambüle betheuerte oft, daß ihre Erſcheinungen keine Träume ſeyen: denn in dieſem Zuſtande des Schlafwachens finde gar kein Träumen, ſondern nur die klarſte Beſinnung Statt, und als man ihr den Einwurf machte: daß jede Somnambüle wieder auf eine andere Art das Reich der Geiſter beſchreibe, ſagte ſie: „dieß kann ſeyn, ich ſah die Seeligen anfänglich auch in irdiſchen Bildern mit Kronen, da war aber mein Phyſiſches noch zu wenig getödtet, jetzt ſeh ich ſie als Lichtſtrahlen. Je nachdem das Irdiſche in dieſem Zuſtande in einem mehr oder weniger getödtet iſt, ſieht man die Seeligen und ihre Wohnungen, auch mehr oder weniger in irdiſchen Bildern, daß man ſie aber wirklich ſieht, iſt gewiß.“

Merkwürdig iſt, daß, als ein Fieber in ihr war, ſie erſt phantaſirte als ſie halbwach gemacht wurde. Sie ſagte hierüber: „wäre ich nicht halbwach geweſen, ſo hätte ich nicht irre geſprochen. Solche Träume hat man nur im Kopfe, iſt alles Leben auf der Herzgrube, ſo kann man unmöglich irre reden, oder Träume haben; da hat man nur das klarſte Bewußtſeyn von allem, und iſt keines Irreredens fähig.“ Oft ſagte ſie vom magnetiſchen Schlafe, daß er kein Schlaf, ſondern das allerhellſte Wachen ſeye. —

Nimmt man ein Reich der Geiſter an, in das nach der völligen Entbindung vom Irdiſchen im Tode der Geiſt des Menſchen übergeht, und ſieht man dieſen magnetiſchen Zuſtand als eine Art von Sterben an, wo das Irdiſche getödtet und das Geiſtige entbunden und fähig gemacht wird, ſich mit dem näher in Rapport zu ſetzen, was ihm gleicht, als einen Zuſtand an; wo wieder eine allgemeine Naturverbindung eintritt, ſo liegt die Annahme nicht entfernt: daß in dieſem magnetiſchen Zuſtande der Menſch wirklich dieſem Reich der Geiſter näher trete, daß ſein entbundenes Geiſtige zu demſelben emporranke, von demſelben wenigſtens Ahnungen und Gefühle erhalte, die er im ſogenannten wachen Zuſtande, in ſeinem ihn iſolirenden Kerker, nicht erhält. Je nachdem aber das Irdiſche in dieſem Zuſtande in ihm mehr oder weniger getödtet iſt, wie dieſe Somnambüle ſagte, ſind auch die Ahnungen und Gefühle von dieſer Welt der Geiſter irdiſcher oder überirdiſcher, unlauterer oder wahrer in ihm, doch ſind ſie gewiß auch in der höchſten magnetiſchen Extaſe, da auch in dieſer nicht, ſondern nur erſt im wahren Tode, völlige Entbindung des Geiſtigen vom Irdiſchen Statt findet, immer noch durch die Ichheit des ſomnambülen Subjekts und das Medium der Phantaſie getrübt und verſinnlicht, deßwegen aber nicht leere Träume einer Fieberhitze oder des Wahnſinns.

Ich kann übrigens nicht umhin, hier anzuführen, was Eſchenmayer mit ſo vieler Wahrheit ſagt:

„Was iſt die Phantaſie anders, als das geiſtige Auge der Seele, womit ſie über die Sphäre ihrer irdiſchen Wohnung hinausſchaut? Was ſie da erſchaut, iſt eben das Schöne, Gute und Heilige, und darin kann weder Lüge noch Irrthum ſeyn. Wenn das wachende Dichtungsvermögen ſeine Ideale herabholt und in irdiſche Bilder umgeſtaltet, um ihnen für die gegenwärtige Ordnung der Dinge Leben und Bedeutung zu gewinnen, ſo kehrt ſich dazegen das magnetiſche Dichtungsvermögen um, verſetzt ſich ſelbſt in jene Region, und nimmt nur ſo viel irdiſchen Stoff hinauf, als ſie nöthig hat, um ſich die Bilder zur Mittheilung zu verſchaffen. Ideale, ſagt ihr, haben nichts mit der Wirklichkeit gemein, und darum ſind die Viſionen der Somnambülen nur wie Traumbilder anzuſehen. Ihr habt Unrecht. Zwiſchen den Gaukelkünſten der Einbildungskraft in euren Träumen und den Idealen der Phantaſie iſt ein unendlicher Unterſchied. — Die magnetiſche Extaſe iſt noch immer in ihrem wahren Werthe verkannt. Sie iſt kein Fiebertraum, kein Gaukelwerk der Einbildungskraft oder Chimäre, kein Ausbruch eines kranken Verſtandes oder Willens, ſondern ein Sicherheben der Seele über die gemeine Wirklichkeit, ein Hineinſchauen in die Ideale, die in ihrer Ordnung eben ſo wahr ſind, als das Bild in der Unſrigen. Ja, wir könnten vielmehr ſagen, das Ideal enthalte das Weſen des Dings, das Bild der Sinnenwelt ſey nur ein Reflex. In jenem Zuſtand haben die irdiſchen Mächte die Oberhand und die Seele wird von ihnen fortgeriſſen: dieß iſt der Fall in den Fieberphantaſien und den Gemüthskrankheiten. In dieſem Zuſtand, nämlich den Extaſen, haben die geiſtigen Mächte die Oberhand, die Seele wird freier in ihren Richtungen und erhebt ſich über ihr Scheinleben. Daher rührt es, daß das äſthetiſche, moraliſche und religiöſe Gefühl dieſer Perſonen ohne bewußte Reflexion und Rückerinnerung reiner und inniger hervorgeht. Wer möchte dieſe Erſcheinungen unter die Viſionen und Fieberträume zählen?"

Merkwürdig bleibt auch: daß faſt alle Schlafwachende von einem über ſie wachenden Führer ſprechen, der ihnen in dieſem Zuſtande nun ſichtbar wird, und der auch ſonſt im wachen Zuſtande, aber da unſichtbar, ihr Begleiter war. „Schon Socrates [ſagt Eſchenmayer *)] hat im

---

*) S. Archiv für den thier. Magnetismus.

Ernſte des Berufs von Dämonen geſprochen und denſelben das Geſchäft übertragen, die Menſchen zu warnen und zu lehren (nicht ihre Freyheit zu ſtören) und die Gebete derſelben zu den Göttern empor zu tragen. Und dieſe Meinung iſt nichts weniger als Myſtik, ſie geht vielmehr aus einer geſunden Pneumatologie hervor, welche jenen höhern Organiſationen und Individualitäten an der gleichen Natur-Scala, auf der wir auf dieſem Erdenrund nur eine Sproſſe einnehmen, eine Stelle und zwar höhere einräumt.“

Im niedern Grade des magnetiſchen Zuſtandes, als das Irdiſche in dieſer Somnambüle noch nicht ſo getödtet war, erſchien ihr Führer, ihr verſtorbener Bruder, ihr auch mehr in einem irdiſchen Bilde, ſpäter in Geſtalt eines Wölkchens und zuletzt als verklärter Lichtſtrahl. „Die Geiſter,“ ſagte ſie, „können ſich uns auch in Geſtalten zeigen, in welchen ſie wollen, mein Friederich ſagte: er könne ſich mir auch in Geſtalt eines Kindes zeigen.“

Heilbronner Aktenſtücke vom vorigen Jahrhunderte, die ich vor mir habe, ſprechen von der Frau eines Goldſchmieds, welcher ein Dämon immer in Geſtalt eines Kindes erſchien. Ein faſt gleicher Fall findet ſich in Dr. Moralti Chyrurg. Geſchichten D. 464. Es heißt in dieſer Geſchichte: dieſer Geiſt ſagte der Frau alles zum Voraus, was ihr zuſtoßen werde. Sie ſah ihn in Geſtalt eines Kindes, das in der rechten Hand eine Sanduhr hielt. Einsmals redete dieſes Kind ſie an: Du wäreſt verloren, wo nicht ein Sandkörnlein, welches in dieſem Glaſe das Loch verſtopft, verhinderte, daß Du von dieſer Welt ſcheiden müßteſt. Die folgende Woche darauf erkrankte die Frau tödtlich, doch genaß ſie wieder. Zu einer andern Zeit ermahnte ſie dieſer Geiſt: doch am andern Tage nicht aus dem Hauſe zu gehen, weil ihr eine Gefahr drohe. Die Frau entſchloß ſich, dieſer Ermahnung zu folgen, allein dringende Geſchäfte riefen ſie doch aus dem Hauſe und ſie gerieth in große Lebensgefahr.

Ein wahrer ſomnambüler Zuſtand läßt ſich auch hier nicht verkennen.

Gemeiniglich ſind dieſe den Somnambülen vorkommende Führer geliebte Verſtorbene, beſonders Eltern und Geſchwiſter.

Meine Frau, deren Anlage zu magnetiſchem Zuſtand auch im vorſtehenden Tagebuch berührt iſt, erhielt einmal einen fürchterlichen Kopfſchmerz, durch den ſie ganz betäubt wurde; in dieſem ſagte ſie auf einmal: mein Vater (der ſchon längſt geſtorben war) ſagt ſo eben zu mir: „tauche Deinen Kopf in kaltes Waſſer!“ Sie that dieß, und der Schmerz verließ ſie. Ein andermal ſagte ihr die gleiche Stimme: daß ſie eine Nadel verſchluckt habe.

Sokrates behauptete bekanntlich, daß er eine innere Stimme höre, welche ihn benachrichtige, was er vermeiden müſſe und die ihm die künftigen Ereigniſſe anzeige. Einen ähnlichen Dämon zu beſitzen, rühmte ſich Plotinus im dritten Jahrhundert, auch Hieronymus Cardamus, Paracelſus und andere, welche alle offenbar Menſchen waren, die ſich mehr oder weniger in einem magnetiſchen Zuſtande befanden, die, wie dieſe Somnambüle ſagte, auf der Herzgrube lebten.

Daß auch dieſe Führer, Dämonen u. ſ. w. bloſe Erzeugniſſe der Einbildungskraft ſeyen, iſt gewiß die ſchalſte Deutung.

Will man nicht die Möglichkeit der Einwirkung und Sichtbarwerdung höherer Organiſationen bey Menſchen, an ſolchem Zuſtande annehmen, was allerdings nur Sache des Glaubens seyn möchte, *) so iſt die Annahme die genügendſte: es ſeye dieſer Dämon die Stimme der noch reinen urſprünglichen Natur, die Stimme des in jedem Menſchen ſchlummernden nur verdeckten, in ſolchem Zuſtand aber erweckten, Ebenbild Gottes, die ſich ſymboliſch ausdrückt und ſomit wie die Stimme eines fremden Weſens erſcheint.

So ſymboliſch drückte ſich auch einmal der zwiſchen Tod und Leben wankende Zuſtand dieſer Somnambüle in ihr im Bilde eines ſchnell hinabbrennenden wankenden Lichtes aus, das ihr ein Engel (gleichſam der Todesengel mit der erlöſchenden Fackel) verhielt. „So oft das Licht, ſagte ſie, am Erlöſchen war, wurde meine Todesnacht tiefer. Es war dieſes Licht gleichſam das Abbild meines Zuſtandes, mein Lebenslicht.“

Auch jenes Buch, das ihr einmal wie im Spiegel auf ihrer Herzgrube erſchien, deſſen Charaktere ſie vergebens zu entziffern ſuchte, auf dem ſie nur das Wort „Geiſterſchrift“ las, das ein Greis in der Hand hielt, der dann auf dem zweyten Blatte ihr wieder mit offener Bruſt, aus der ein Kind lächelte, als Gemälde erſchien, unter dem die Worte: „des Buches Inhalt im Sinnbilde“ ſtunden, ſtellt ſich als reines (wiewohl von ihr nicht erklärtes) Symbol dar. Hieher gehört auch die Parabel, das Symbol von den wilden und zahmen Bäumen, das ihr ſtatt einer Antwort erſchien, als ſie jene Fragen an die Geiſter ſtellte.

Es iſt dieß die urſprüngliche uns verloren gegangene Naturſprache, wie ſie jetzt nur noch Traum, Poeſie und

---

*) Wer von ſehr gelehrten Männern nicht mit dem Namen eines Abergläubigen belegt werden will, darf ohnedieß an ſo etwas nicht glauben.

Offenbarung ſprechen. Betrachten wir von dieſer Seite aus die magnetiſchen Erſcheinungen, ſo wird uns allerdings klar, daß in dieſem Zuſtande ſich eine in jedem Menſchen noch ſchlummernde, durch eine unſeelige Kataſtrophe verdeckt und in Banden gehaltene urſprüngliche Natur wieder entfaltet. Der ſeiner urſprünglichen Natur fremd gewordene Menſch tritt wieder in die allgemeine Naturverbindung, er wird gleichſam wieder in den Zuſtand der Unſchuld zurückgeführt, wo ihm jedes Kraut, jede Kreatur, zum Heilmittel wird.

Alles, was dieſe urſprüngliche Natur des Menſchen, dieſes Ebenbild Gottes, in Banden hält und verdunkelt, der Wuſt von Erde, der ſich nach einem verlorenen Paradieſe im Dienſte der Knechtſchaft an ſie hieng, der Schmutz, mit dem ſie dieſes unnatürliche Staatenleben, dieſes ekelhafte Menſchentreiben verdarb und verdunkelte, fällt ab und es entfaltet ſich die gefangen geweſene Pſyche in urſprünglicher Reinheit und Freyheit wieder.

„Der Menſch, ſagt der begeiſterte Schubert, war nicht in einem andern Sinne Herr der Natur, als er jetzt iſt, obgleich uns auch noch jetzt einzelne bedeutungsvolle Züge verrathen, auf welche Weiſe er es geweſen. Jener Theil ſeiner Natur, durch welche er mit höherer Kraft auf die Auſſenwelt zu wirken vermochte, war der, welcher noch jetzt ſich als bildende, ſchöpferiſche Kraft beurkundet — die Region ſeiner Gefühle — das Ganglienſyſtem, ein Kreis, welcher in dem jetzigen Zuſtand der Einwirkung des Willens größtentheils verſchloſſen iſt. . . . Gerade jener merkwürdige Theil unſeres Weſens, welcher jetzt ſelbſtthätig in dem Geſchäfte der Erhaltung und Bildung unſerer Natur befangen, und der Sitz des Egoismus unſerer Natur iſt, (jetzt erſt zum brutalen Bauchſyſtem geworden) ſollte urſprünglich gerade umgekehrt, das für den höhern Einfluß empfängliche dieſen leitende Organ ſeyn.“

Und zu dieſer urſprünglichen Beſtimmung erhebt ſich im magnetiſchen Zuſtande und vor dem Tode dieſer merkwürdige Theil unſeres Weſens, das Ganglienſyſtem, wieder.

Ausſprüche dieſer Somnambülen, die hierher Bezug haben, ſind folgende: „ich bin in dieſem magnetiſchen Zuſtande ganz wie im Stande der erſten Unſchuld, ich wäre keiner Lüge fähig. Alle die Mittel, die mir mein Friederich verordnet, helfen mir deßwegen auch ſo ſchnell, und trügen nicht, ſie finden in meinem Körper keine Störung durch Leidenſchaften, und der magnetiſche Zuſtand läßt mich nichts widernatürliches genießen. Bey den erſten Menſchen, die noch natürlich lebten, haben ſolche (einfache) Mittel geholfen, gerade wie bey den Magnetiſirten, und dieſe wußten ſie auch. . . . Alle Menſchen betrachte ich in dieſem Schlafe nur dem moraliſchen Charakter nach, und nicht nach dem Stande, und ich könnte jetzt keinen König anders anſprechen, als mit Du.“

Ferner: „je mehr der Menſch ſeiner Beſtimmung vom Schöpfer gemäß lebt, deſto beſſer können ſich alle Pflanzen zu ſeinem Wohl mit ihm vereinigen. Lebt aber der Menſch roh und ſündlich, ſo können die Blumen nicht ſo auf ihn wirken: denn ſie finden nichts, das ſich mit ihnen vereinigen kann.“ —

„Würden die Menſchen nicht ſo viel ſündigen, ſo würden die Krankheiten viel leichter geheilt werden, es würde jede Kreatur zur Heilung des Menſchen dienen; auch eine Kreatur, die nicht gerade für die Krankheit geſchaffen wäre, die er nur in Ermanglung der für die Krankheit geſchaffenen, wählen würde. So war es im Paradieſe, und ſo iſt es in dieſem Schlafe. Seitdem der Heiland um der Menſchen willen g ſtorben iſt, könnten die Menſchen wieder ein Leben führe n, das dem Leben unſerer erſten Eltern wieder faſt gleich käme. Es würde den Menſchen auch wieder m ehr Wiſſen zu Theil, um ihre Leiden ſchnel er heben zu können, würden ſie ſich nur durch frömm ern Lebenswandel dazu fähig machen."

Ferner: „bey einem jeden Sterbenden ſam melt ſich das irdiſche Leben auf der Herzgrube, und muß m t dem, zu dieſer Zeit nothwendig in ihm erwach ten Ebenbild Gottes verbunden werden, kann aber nicht bey jedem Menſchen mit demſelben vereini t werden: denn die Verbindung mit dem Ebenbild Got s vor dem Tode muß bey Jedem ſtatt finden, nicht abe findet bey Jedem die Vereinigung ſtatt. Vereinig kann das Ebenbild Gottes, zum ewigen Glück, nur n it denjenigen werden, die für das frühere Erwachen d eſſelben empfänglich und offen geweſen ſind, oder die ſich durch ernſtliche Tödtung ihres ſündlichen Willens, und gänzliche Hingebung in den göttlichen Willen, au h noch am Ende ihres Lebens ſich mit demſelben zu vere nigen würdig machen." Ferner: „mein höheres geiſtig s Leben erſcheint mir in dieſem magnetiſchen Zuſtand in d m Tiefſten meines Innern wie ein brennendes Licht. er Schein deſſelben veredelt die Gefühle meines irdiſc en Lebens und erleuchtet meine Vernunft, das ſanfte Rä chlein dieſes Lichtes aber machet mein wahres Ich geiſt g, und erhebt und weiht es Gott ſeinem Schöpfer. Die es Lichtlein iſt das in dem Menſchen noch vor andene, aber durch den Sündenfall leider verdunkelte Ebenbild Gottes."

Dieſe Somnambüle verſicherte öfters: „ich bin in dieſem Zuſtande keiner Lüge, keiner Täuſchung fähig, und ich bin meiner Sache ſo gewiß, daß es mich nicht betrübt, was andere davon meinen. Es kann Menſchen in dieſem Zuſtande geben, in dem ich jezt bin, die vorher zu betrügen fähig waren, oder denen der böſe Geiſt der Eitelkeit anhängt, bey dieſen wird das Irdiſche nur ſchwer getödtet, ja ſie ſind dann in dieſem Zuſtande nur um ſo mehr oft täuſchenden Einflüſſen ausgeſezt, dieſe können auch in dieſem Zuſtande der Eitelkeit und des Truges fähig ſeyn.“

Iſt, beſonders in dem durch den thieriſchen Magnetismus hervorgebrachten ſomnambülen Zuſtande, das Irdiſche getödtet und die alte reine Natur im Menſchen erweckt, ſo iſt er keiner Lüge, keines Truges fähig: denn was dann aus ihm ſpricht, iſt die Natur, die nicht lügt. Bey ſolchen aber, in denen das Irdiſche nicht völlig getödtet iſt oder noch die Oberhand behielt, können Täuſchungen, ja ſelbſt Lügen, ſtatt finden, und es iſt allerdings nicht jede Somnambüle gleich geiſtig und ſchuldlos.

Auch nach aufgehobener, magnetiſcher Behandlung, wenn zwar noch ſchlafwacher Zuſtand hie und da eintritt, aber das tiefere magnetiſche Leben nicht mehr vorhanden iſt, das Irdiſche (das Weltleben) ſich wieder regt, und die reine urſprüngliche Natur wieder mehr zurücktritt, wird auch oft leicht ein Geiſt der Eitelkeit rege, der ſich in dieſem Zuſtande, beſonders wenn er ſeine Bewunderer fand, gefällt, ſchwer aus ihm heraus will, und leicht zu Täuſchungen, wenn auch oft nur Selbſttäuſchungen, verleitet. Erfahrungen anderer zeigten uns dieß ſchon häufig, und es geht hieraus die Lehre hervor: Somnambüle nicht dem Markte preiß zu geben.

In dieſem Zuſtande, wo die ſchuldloſe Natur des Menſchen wieder die Oberhand hat, bringen auch ſo einfache

Mittel wie ſich dieſe und auch andere Somnambüle verordneten, leicht Heilung. „Der magnetiſche Zuſtand, ſagte dieſe Somnambüle, läßt mich auch nichts widernatürliches genießen. Seitdem ich magnetiſch bin, ekelt mir vor all den Speiſen, die meinem Zuſtand, der jetzt einfach iſt, nicht angemeſſen ſind. Fleiſch und Backwerk ſind mir zum Ekel, Milch und Aepfel ſind das Einzige, was für mich tauglich iſt.“ Ferner: „in ſolchem Zuſtande wirkt alles ſchnell, weil es nach ſeiner Naturkraft wirken kann und das Körperliche gebunden iſt, daß es nicht ſo entgegen ſtrebt, es wirkt alles wie die Nahrung im Paradieſe.“

Auf einen ſolchen Naturzuſtand ſind auch offenbar die Verordnungen der Somnambülen für andere berechnet, und dieſe Somnambüle ſagte in dieſer Beziehung: „wie ſollen ſo ſieben Johannisblumen in einem Menſchen magiſch wirken können, der ſie in ſeinem Magen auf Fleiſch, oder auf, alle Leidenſchaften aufreizenden, Wein hinunterläßt; das iſt unmöglich, und daher möchten auch dieſe Mittel ſelten bey ſolchen anſchlagen, die nicht natürlich zu leben wiſſen u. ſ. w.“ Aber eben deßwegen helfen dieſe Mittel nur den Somnambülen ſelbſt untrüglich, ſeltener andern, die nicht in dieſem Naturzuſtande ſind.

Ausſprüche dieſer Somnambülen ſagen: es binde ſich an dieſe Mittel eine magiſche Kraft. „Dieſe Mittel, ſagte ſie, ſind nur die Leiter, durch welche dem Kranken, der ſie mit Glauben nimmt, eine magiſch heilende Kraft mitgetheilt wird, und die der den Magnetiſchſchlafenden führende Genius in ſie legt.“

Dann ſprach ſie auch öfters davon: daß dieſe magiſche Kraft zu einer gewiſſen Stunde mehr wirke, als zu einer andern, namentlich könne das Gute in einer ungeraden Stunde über das Böſe am leichteſten ſiegen. Sie nannte dieß Verhältniß magiſch. Auch ſagte ſie: daß ſie in dieſem Schlafe beſtimmt wiſſe, daß alles in ungerader Zahl gewählte beſſer wirke, aber die Urſache davon ſeye ihr in Worten auszudrücken unmöglich. Durchgängig wählte ſie auch zu allem, was ſie ſich und andern verordnete, eine ungerade Zahl. Auch andere Somnambüle thun dieß gewöhnlich. „*Ach wüßte man*, ſagte ſie, *im gewöhnlichen Leben nur die Stunden und die Zahlen zu treffen, man könnte mit dem geringſten Heilmittel die ſchwerſten Krankheiten heilen!*“

Man wird bey dieſer Wahl beſtimmter Stunden an jene verlohren gegangene Magie und Naturkunde der Indier, Aegyptier u. ſ. w. erinnert, die auch alles unter den Einfluß gewiſſer Stunden ſtellte, und es möchte dieſe Wahl beſtimmter Stunden, in jener wie im Somnambulismus, ſich auf gerade in ſolchen Stunden vorherrſchende ſideriſche Einflüſſe auf den Stand der Geſtirne, auf das Verhältniß unſerer Erde zur Sonne u. ſ. w. beziehen.

„Es iſt nur *ein* Wort, (ſagte dieſe Somnambüle) das die Urſache ausdrückt, warum alles in ungerader Zahl gewählte beſſer wirkt, ich kann es aber nicht in die irdiſche Sprache übertragen, nur das kann ich ſagen: daß auch alles Heilige eine ungerade Zahl hat: aus drey Perſonen beſteht die Gottheit, nach ſechs Schöpfungstagen war der ſiebente der Ruhetag u. ſ. w.“

So iſt bekanntlich überhaupt auch die Dreyzahl in der Naturphiloſophie und im Leben von Bedeutung. *)

---

*) Man erinnert ſich hier auch an den *Dreyfuß* der Pythia. Auch der Tag, an dem Pythia zu Rath gefragt werden mußte, hatte eine ungerade Zahl, es war der *ſiebente* Tag des Monats *Βύσιος*.

Daß ſich an die von den Somnambülen, oder vielmehr von dem ſie leitenden Genius, der innern Naturſtimme, verordneten Heilmittel, eine magiſche (magnetiſche) Kraft binde, habe ich ſelbſt in gewiſſer Hinſicht erfahren. Sobald ich jene von dieſer Somnambüle mir verordneten Mittel gebrauchte, bekam ich ſogleich eine Abneigung gegen ſolche Speiſen, die meine Krankheit beförderten, gegen zuſammengeſetzte Speiſen, hauptſächlich auch gegen Fleiſchſpeiſen, dagegen die größte Luſt zu Nahrungsmitteln, die ich vorher ſehr ungerne genoſſen hatte, namentlich Vegetabilien; es waren dieß aber auch diejenigen Speiſen, die die Somnambüle ſelbſt nur aß, indem ſie auch gegen zuſammengeſetzte Speiſen und Fleiſchſpeiſen, Ekel fühlte. Ich kam durch den Gebrauch dieſer Verordnungen von ihr, mit ihr in einen ſtärkern Rapport, und ich bemerkte auch, daß ſie mir den Gebrauch derſelben, wahrſcheinlich auch um dieſen vermehrten Rapport zu bezwecken, bis zur Beendigung ihres ſchlafwachen Zuſtandes vorſchrieb. So wurde auch ganz magiſch die Wirkung dieſer von ihr verordneten Mittel in mir aufgehoben, als ich jene von Z. (deſſen Nervengeiſt ſo ſtörend auf ſie eingewirkt hatte,) bereitete Speiſe aß.

Da ohnedieß ein inniger Rapport zwiſchen dem Magnetiſeur und dem Magnetiſirten ſtatt findet, ſo iſt ſchon daraus wahrſcheinlich, daß Mittel, die eine Somnambüle dem Magnetiſeur verordnet, bey dieſem, ohne daß er ſelbſt in jenem magnetiſchen Zuſtande iſt, doch eher von Wirkung ſind, als bey einer gleichfalls nicht im magnetiſchen Zuſtand ſich befindenden, aber gar nicht mit der Somnambülen in Rapport ſtehenden fremden Perſon.

So wurde ich auch an die Minute, in der ich dieſe Mittel zu nehmen hatte, oft mitten unter Geſchäften und Zerſtreuungen, wie durch eine innere Stimme, die mir ſagte:

jetzt iſt der Zeiger auf der Minute, in der Du das Mittel zu nehmen haſt, was dann auch immer ſo war, erinnert.

Es iſt beſtimmt, daß dieſe Somnambüle von meinem Leiden, das, wie ſie es geſehen haben wollte, eine anfangende Scirrhoſität am Pförtner wäre, früher nichts erfahren hatte, und es nur mit mir fühlen konnte, als ſie ſich in Augenblicken, wo ich mich entfernt von ihr zu Hauſe erbrach, auch erbrechen mußte. Dieß Erbrechen, das ſonſt ſo häufig bey mir erſchien, und der ſo quälende Ekel, den ich ſeit vielen Jahren fühlte, wichen ſeit dem Gebrauche jener Mittel ſehr, wozu beſonders der Umſtand am meiſten beygetragen haben mochte, daß ich, wie ich ſchon bemerkte, durch dieſe Mittel gegen ſonſtige Lieblingsſpeiſen, die aber gerade dieſes Magenleiden beförderten, einen Ekel bekam, dagegen aber die größte Neigung zum Genuſſe der für dieſes Leiden zweckmäßigern Speiſen, die auch nur die Somnambüle genoß, namentlich zu Vegatabilien. *)

Andern nützten die von dieſer Somnambülen gegen Krankheiten verordnete Mittel weniger; aber ſie beobachteten auch meiſtens nicht genau die von der Somnambülen zum Gebrauche vorgeſchriebenen Stunden, worauf, wie ſie oft verſicherte, ſo viel ankommt. Dagegen wirkte das, was dieſe Somnambüle ſich ſelbſt verordnete, immer mathematiſch gewiß.

Auf eine wahrhaft magiſche Art brachte ſie das Stücklein Perlenmutter, das ſchon fünfzehn Jahre lang in die Haut ihres Magens eingewachſen war, und ihr die Magenſchmerzen verurſachte, von ſich. „Hätte ich, ſagte ſie,

---

*) Nach einigen Monaten auffallender Beſſerung ſtellte ſich mein Leiden wieder merklicher ein, an einen wirklich vorhandenen Scirrhus pilori kann ich aber dennoch nicht glauben.

nur noch ein Stücklein von dem ganz nämlichen Perlenmutter, ſo dürfte ich es nur eine Stunde lang in laues Waſſer legen, und dann dieß Waſſer trinken, ſo wäre ich geneſen: denn das würde wie magiſch wirken.“ In Ermanglung dieſes trank ſie einen Aufguß von andern (aber drey) Stücklein Perlenmutter und ſieben Johannskrautblumen fünf Tage lang in der gleichen Stunde, wo ſie das Stücklein verſchluckt hatte, und hieng auf die Herzgrube ein Amulet von fünf Blumen Johanniskraut. Bald ſah ſie dann, wie dieſes Stücklein Perlenmutter ſich in ſieben Theile zertheilte, nach der Zahl der ſieben Johanniskrautblumen, und zwar in ungleich große Theile, weil, wie ſie ſagte, die auf daſſelbe magiſch wirkenden ſieben Johanniskrautblumen von ungleicher Größe und Kraft waren. Nach fünf Tagen giengen nun auch wirklich ſieben ungleiche, ſehr kleine Stückchen Perlenmutter, die im Bruche glänzend, auſſen gelblicht alt waren, von ihr ab, und werden von mir aufbewahrt.

Man bemerkte ſchon hie und da: daß der Zuſtand des Hellſehens zur magnetiſchen Heilung nicht nöthig ſeye. In dieſem Falle gereichte er der Kranken zum wahren Glück: denn wer hätte als Urſache ihres fünfzehnjährigen Magenleidens ein mit der Haut ihres Magens verwachſenes Stücklein Perlenmutter vermuthet, von deſſen Daſeyn ſie ja ſelbſt im wachen Zuſtande nicht das mindeſte ahnete? Zur Erkennung deſſelben, war hier Hellſehen durchaus nöthig.

Bey dieſer Heilung ſpielt auch die ungerade Zahl fünf eine beſondere Rolle. Fünf Jahre war ſie alt, als ſie das Stückchen Perlenmutter verſchluckte, aus fünf Johanniskrautblumen bereitete ſie ſich ein Amulet; fünf Tage lang mußte ſie die Heilmittel gebrauchen, und fünf Tage ſtund es an, bis das Stückchen Perlenmutter von ihr gieng. Dieſe Zahlen fünf, ſcheinen ſich alle auf die Zahl fünf des Lebensjahres, in dem ſie das Stücklein Perlenmutter verſchluckte, zu beziehen. Sie gab ihnen noch eine andere Deutung. In ihren Verordnungen ſpielt das Johanniskraut (hypericon perforatum) eine Hauptrolle. Sie ſagte oft: „würde man alle Kraft dieſes Krautes kennen, man würde es anbeten.“ Sie ſchrieb ihm eine himmliſch magiſche Kraft zu, und ſagte: „o könnte ich nur alles ſagen, was dieſes Kraut wirkt!“

Es iſt bemerkungswerth: daß dieſes Kraut, wie man aus Hyppocrates De Morb. sac. ſieht, ſchon im höchſten Alterthum, beſonders gegen Verzauberungen, angewendet wurde. Auch noch in ſpätern Zeiten behielt es dieſen Ruhm bey und wurde daher fuga Daemonum genannt. Dr. Gockel ſagt in ſeinem Tractat. magica medic. Leipzig 1717: „um eine Verzauberung zu heben, muß man Johanniskraut in neugekaufte Schuhe ſtecken, auf ihm ſo lange bis man ſchwitzet laufen, dann das Kraut mit ſiedendem Waſſer anbrühen und als Thee trinken.“ — Auch andere Schriften aus jener Zeit über Verzauberungen, ja ſelbſt die würtembergiſche Pharmacopoe, zählen dieſes Johanniskraut den Antimagicis bey.

Sehen wir Somnambüle, Mittel, die in hohem Alterthume gebraucht wurden, in gleicher Eigenſchaft wie man ſie damals gebrauchte, ohne daß ihnen ihr früherer Gebrauch bekannt war, ſich verordnen, ihnen die Kräfte zuſchreiben, die man ihnen ſchon dazumal zuſchrieb, ſo kommen wir auf den Gedanken: daß einſt die Kräfte jener Mittel auf gleichem Wege, nämlich durch Menſchen im Naturzuſtande, wie es Somnambüle auch ſind, oder durch den Tempelſchlaf, erkannt wurden, und daß jene noch auf uns, (bis in unſere Pharmcopöen) gekommene Mittel, Ueberreſte einer Naturmedicin ſind, die für uns verlohren gieng und die ſich uns nur noch in jenen Bruchſtücken verräth, die aber durch das Durchſchauen der Pflanzen, Erden und Metalle von in die allgemeine Naturverbindung getretenen, gleichſam im urſprünglichen Naturzuſtande ſich befindenden, Hellſehenden, wieder zu erhalten wäre.

Es iſt aber dabey zu bedauern, daß dieſe heilenden Kräfte der Pflanzen und anderer Körper, auf den Menſchen in ſeinem jetzigen ſo unnatürlichen Zuſtande, nicht mehr ſo einwirken können, wie ſie es einſt in ſeinem noch naturgemäßeren Zuſtande thun konnten; ſie finden in ihm zu vieles, was ihnen entgegen ſtrebt, dämoniſch ihre Wirkung aufhebt, und es bedarf nun dieſer der Natur entgangene Erdmenſch auch allerdings einer neuen *rohern* Arzneykunde, und ihrer *mehr chemiſch wirkenden Mittel*.

Das Durchſchauen der Pflanzen und Erkennen ihrer Kräfte, war bey dieſer Somnambülen zu Ende ihres ſchlafwachen Zuſtandes zum geiſtigen Bedürfniß geworden, ſie nannte es ihre geiſtige Entwicklung. „So oft ich,“ ſagte ſie, „in dieſem Schlafe eine Pflanze in die rechte Hand nehme, und eine Weile in der Hand halte, ſo durchdringe ich ſie ſo, daß ich wie aus den Aederchen, oder der Form der Blätter, gleichſam leſen kann, welche Eigenſchaften und Kräfte ſie beſitzen.“ Bey ſolchem Eingehen in die Pflanzen, wie in die Menſchen, ſtrömte gleichſam ein Theil ihres magnetiſchen Ichs, wie ſie es nannte, in dieſelben ein, und wie es ihr ein ſchmerzhaftes Gefühl erzeugte, wenn Menſchen, in die ſie eingegangen war, ſich ſchnell von ihr entfernten, ſo war es auch bey den Pflanzen der Fall. Pflanzen, in die ſie magnetiſch eingieng, blieben mit ihr immer noch im Rapport, bis ihre magnetiſche Ausſtrömung, die in dieſelben eingegangen, wieder völlig in ſie zurückgekehrt war.

Sie ſagte bey jener Haſelnußſtaude, die ihre magnetiſche Kraft ganz in ſich gezogen hatte: „würde man dieß Rüthlein, das ich in der Hand hielt, und das meine magnetiſche Kraft ganz in ſich gezogen, verbrennen, ſo würde ich die ſchrecklichſte Qual erleiden, namentlich einen brennenden Schmerz in allen Theilen des Körpers, und es würde unausbleiblich mein Tod erfolgen. Würde man es in's Waſſer ſtellen, ſo würde eine Kälte meine Glieder durchſtrömen, es würde alle meine Kraft in das Waſſer gezogen und ich von einem kalten Fieber befallen und in den Sinnen geſchwächt werden. (Man erinnert ſich hier, daß das kalte Fieber ſo leicht durch den Einfluß von Waſſer erzeugt wird.) Meine Rettung allein wäre dann, daß ich ſogleich jenes Waſſer trinken müßte, dadurch erhielt ich wieder die Kraft in mich. Würde man dieß Zweiglein in die Erde ſtecken, ſo würden meine Glieder ſchwer und ich melancholiſch werden.“

In der Bibliothéque du Magnétisme animal, Paris 1819 findet ſich Folgendes erzählt: es kneipte jemand etwas von einem Myrthenzweige ab, mit dem ſich ein Kranker mit einer Somnambülen in Rapport geſetzt hatte, und der ſechs Fuß von der Kranken entfernt war; dieſe leidet ſogleich an heftigen Schmerzen in allen Nerven, und giebt nun auf Befragen an: die Beſchädigung des Myrthenzweiges, mit welchem ſie in Rapport ſtehe, ſey die Urſache.

Merkwürdig iſt die Bemerkung dieſer Somnambülen, daß die Haſelnußſtaude (welche bekanntlich auch als Wünſchelruthe vor allen andern Gewächſen zu gebrauchen iſt) die magnetiſche Kraft ſo äuſſerſt an ſich zieht.

Die Somnambüle erklärte dieſe Staude für das wirkſamſte Mittel zur Löſung des magnetiſchen Verbandes, namentlich in Fußbädern angewendet. Sie ließ ſich, beſonders als ſie nicht mehr magnetiſirt wurde, öfters von Haſelnußſtauden einen Thee bereiten und offenbar that ſie dieſes, um vermittelſt derſelben die magnetiſche Kraft anzuziehen. Denn wie dieſe Staude, in Fußbädern gebraucht, die magnetiſche Kraft aus ihr heraus gezogen hätte, ſo ſchien ſie dieſelbe, wenn ſie ſich (z. E. als Aufguß getrunken) in ihr befand, die magnetiſche Kraft in ſie hinein zu ziehen. So oft ich ſie befragte, zu welchem Zwecke ſie ſich jenen Thee von Haſelnußſtauden verordne, gab ſie mir keine Auskunft, ſondern lächelte blos, wahrſcheinlich, weil ſie mir nicht geſtehen wollte, daß ſie dadurch magnetiſche Kraft von mir anziehe. „Als Du mich magnetiſirteſt,“ ſagte ſie früher, „während ich das Zweiglein in der Hand hatte, ſo war Deine Ausſtrömung durch dieß Zweiglein ganz ſtark, es zog aber all Deine Kraft an ſich.“ —

Eben ſo merkwürdig iſt, daß der Lorbeer eine der Haſelnußſtaude entgegengeſetzte Wirkung zeigt, ein Ausſtrömen magnetiſcher Kraft. „Dieſe Pflanze“, ſagte die Somnambüle, „verſtärkt ganz mächtig die magnetiſche Kraft.“ Ferner: „der Genuß von Lorbeerblättern dient denjenigen Menſchen, die Anlage zu magiſchen Wiſſenſchaften haben, daß ſich dieſe in ihnen mehr entwickeln. Will ein ſchwacher Magnetiſeur ſtark einwirken, ſo ſoll er mit Lorbeerblättern magnetiſiren.“ Zur Verſtärkung ihres magnetiſchen Schlafes verordnete ſie ſich auch ein Amulet von Lorbeerblättern. Dieſe den magnetiſchen Schlaf ſo vermehrende Kraft des Lorbeers bringt in Erinnerung: wie der Lorbeerbaum dem Gotte der Wahrſager und Seher einſt heilig war, und wie er auch beym Schlafe der Prieſterinnen im Tempel dieſes Gottes zu Delphi benutzt wurde. Ehe die weiſſagende Pythia ſich auf den Dreyfuß ſetzte, ſchüttelte ſie den dabey ſtehenden Lorbeerbaum, pflückte auch Blätter davon ab und aß ſie. Sie war auch mit Lorbeerkränzen geſchmückt und der Dreyfuß ganz mit Kränzen und Zweigen von Lorbeer behangen und bedeckt. *)

Einer Frau, die an einer Lähmung der Nerven litt, gab dieſe Somnambüle den Rath, Eiſenbäder zu gebrauchen, in die man drey Lorbeerzweige lege, auch hieß ſie ſie Lorbeerbäume in ihr Zimmer ſtellen.

Kirſchlorbeerwaſſer (ohne es je gekannt zu haben) verordnete ſich dieſe Somnambüle zur Verſtärkung ihres magnetiſchen Schlafes und gegen die Melankolie.

Einem Mädchen, das ſeit Jahr und Tagen mit der heftigſten Epilepſie behaftet war, verordnete ich einmal dieſes Waſſer tropfenweiſe; aus Mißverſtändniß gab ihr die Wärterin einen Eßlöffel voll auf einmal, und ſogleich wurde ſie ſomnambül. Sie gerieth in Exſtaſe und ſah ſich an der Hand eines Führers in eine andere Welt verſetzt, von der ſie eine ihrem noch zu wenig getödteten rohen Irdiſchen angemeſſene Beſchreibung machte. Dieſer ihr ſomnambüler Zuſtand dauerte drey Tage lang unausgeſetzt fort, während ſich keine Spur eines epileptiſchen Anfalls, der ſich vorher zu wiederholten malen des Tags gezeigt hatte, einſtellte. Nach dieſen drey Tagen verſchwand ihr Somnambulismus, aber auch ihre epileptiſchen Anfälle kamen nach und nach mit voriger Heftigkeit wieder.

---

*) S. Plutarch de Pyth. orac. Delphi wird von den griechiſchen Dichtern oft ὀμφαλος, Nabel, genannt, und Sophokles nennt

Dieſer Fall ſpricht auch für die Somnambulismus erzeugende Kraft des Kirſchlorbeerwaſſers. So wurde van Helmont (Demens idea) durch den Genuß des Napellus völlig ſomnambül und dachte mit der Magengegend.

Pfefferkörner mit Dreyfaltigkeitsblumen und Kirſchlorbeerwaſſer verordnete dieſe Somnambüle einem epileptiſchen Knaben. Sie machte bey dieſem Knaben, den man vergeblich durch Magnetismus zu behandeln ſuchte, die Bemerkung: „ſolche Menſchen ſind ſehr ſchwer in magnetiſchen Schlaf zu bringen, und es iſt ihre Behandlung Schwachen gefährlich, es iſt in ihnen etwas Dämoniſches.“

Mit dieſer ihrer Ausſage ſtimmen auch Beobachtungen überein: Bendſen ſagt: „an acht epileptiſchen Mannsperſonen, ſo wie an zwey erwachſenen epileptiſchen Frauenzimmern, konnte ich durch die ſtärkſten mir zu Gebot ſtehenden Erregungsmittel auch nicht die geringſte Veränderung hervorbringen. Solche Perſonen können, ſo weit meine Erfahrungen reichen, auch durch das ſtärkſte und

---

das delphiſche Orakel: [illegible]. Es befand ſich auch im Tempel zu Delphi ein Nabel, der aus einem weißen Stein gemacht war, an dem ein Band, gleich einer Nabelſchnur hieng. Man vermuthete, daß dieſes Symbol und jene Benennung Delphis, auf den Glauben, den man gehabt habe, deute, daß Delphi der Mittelpunkt der Erde ſeye. Sollte dieß aber nicht eher ein Symbol des Wahrſagens und Hellſehens aus dem Bauche ſeyn? Oder könnte dieſes Symbol nicht eher auf die Kindheit der Erde und der Menſchheit deuten, wo die Menſchen noch mit der Natur gleichſam wie das Kind mit der Mutter durch die Nabelſchnur zuſammenhiengen, mit ihr in dem engſten Rapport ſtunden, der jetzt nach dieſem losgeriſſenen Bande nur noch einigermaßen wieder hergeſtellt wird, wenn die Ganglienthätigkeit, wie auch bey dieſen Prieſterinnen geſchah, künſtlich durch die Einwirkung des Lorbeers, der Räucherungen u. ſ. w. hervorgerufen wird? —

anhaltendſte Magnetiſiren nicht in den Zuſtand des Schlafwachens verſetzt werden.“

Vielleicht würde bey ſolchen Kranken dadurch, daß man ſie mit Lorbeerblättern magnetiſirte und ſie Kirſchlorbeerwaſſer nehmen ließe, das Schlafwachen leichter herbeygeführt.

Es wäre mein Wunſch geweſen, daß dieſe Somnambüle, wie in Pflanzen, ſo auch in Mineralien, namentlich in Edelſteine, eingegangen wäre, da man hauptſächlich dieſen vor Zeiten magiſche Kräfte zuſchrieb, allein ich beſaß keine ſolche Steine und es blieb Granat das einzige Mineral, in das ſie eingieng. Dieſem ſchrieb ſie einen beſondern Einfluß auf die Nerven zu und behauptete: daß er außerhalb des Körpers gehalten, Krämpfe aus demſelben an ſich ziehe, an Theile des Körpers aber, auf die er gelegt werde, Krämpfe hinleite. Glühend gemacht und in ein Bad geſchüttet, diene der Granat gegen Nervenlähmungen. Es kommen einem hier die elektriſchen Verhältniſſe des erhitzten, dem Granat verwandten, Turmalins zu Sinne.

Es zeigte ſich in dieſer Geſchichte die ſympathetiſche Kraft der Haare auf eine ausgezeichnete Weiſe. Nicht blos, daß dieſe Somnambüle durch ein Amulet aus meinen Haaren, das ſie auf den Wirbel ihres Kopfes legte, jedesmal ſchlafwach wurde, ſondern was auch zu dem Ausgezeichnetſten in ihrer Geſchichte gehört, daß durch Waſſer, das ſie auf meine Haare (es mußten immer ungerade Löckchen ſeyn) goß, und mit dem ſie täglich ihre Haare wuſch, ihre Haare nicht nur äuſſerſt ſchnell wuchſen, ſondern auch völlig die Farbe, ja die ganze Art (z. E. die gleiche Rauhigkeit) meiner Haare annahmen. Sie hatte ein feines, dünn ſtehendes, ſchwarzes Haar und bekam durch dieſes Mittel in kurzer Zeit ein hellbraunes, dichtes, rauhes Haar.

Ob auch bey andern Magnetiſirten die Haare des Magnetiſeurs gleiche Wirkung hervorbringen, konnte ſie nicht angeben, es wäre aber wohl der Mühe werth, bey andern magnetiſchen Behandlungen gelegenheitlich gleichen Verſuch anzuſtellen.

Dieß iſt nun eine ganz ſichtbare, handgreifliche, magnetiſche Einwirkung, die jedem, der das Mädchen vor der magnetiſchen Behandlung ſah und nun nach ihr ſieht, ſogleich auffällt.

Es iſt im Tagebuch bemerkt, daß ſie auch während der magnetiſchen Behandlung ſehr ſtark, beſonders im Geſichte, wurde. Darüber ſagte ſie: „wie Deine Haare, nahm ich auch die Stärke Deines Geſichtes an. Hätte mich ein Magnetiſeur, der mager geweſen, magnetiſirt, ſo wäre ich auch mager geworden.“

Es ließe ſich aus ſolcher magnetiſchen Einwirkung auch die körperliche Aehnlichkeit erklären, die Menſchen, welche lang mit einander vereinigt lebten, zuletzt mit einander erhalten, worüber ich vor Jahren an einem andern Orte einige Worte ausſprach.

Auf eine wahrhaft ſympathetiſche Weiſe erhielt dieſe Somnambüle (und zwar im wachen Zuſtande, im Augenblick, wo jenes Waſſer, das ſie an meine Haare gegoſſen und ihren Kopf damit gewaſchen hatte, zufällig auf dem heißen Ofen verſchüttet wurde, die heftigſten Kopfſchmerzen, die aber nur ſo lange dauerten, bis alles verſchüttete Waſſer auf dem Ofen verdampft war.

Bendſen *) erzählt: er habe, als er einmal an

---

*) S. Archiv für den thier. Magnetiſm.

Kopfſchmerzen gelitten, von einem Freunde, der ſonſt nie dieſes Leiden gehabt, und der ſich bey ihm gerade die Haare beſchneiden laſſen, ein Löckchen Haar genommen und es mit Branntwein durchnäßt, auf die ſchmerzende Stelle gelegt, worauf dieſer Freund drey Tage lang die ſchrecklichſten Kopfſchmerzen erhalten habe.

Haare wollte dieſe Somnambüle mich nicht von ſich nehmen laſſen, weil ſie ſonſt gezwungen ſeye, mir nachzugehen. So zog es ſie auch einmal mir nach, als ich von ihrer Hand Schweiß an die meinige bekam und mich damit von ihr entfernte.

Wir werden durch ſolche Erſcheinungen auch an ſo viele, manchem unglaublich ſcheinende ſympathetiſche Kuren, ja ſelbſt an ſogenannte Verzauberungen erinnert.

Es iſt ein allgemeiner Volksglaube, daß ſich an die Haare vorzüglich ſympathetiſche Kräfte binden, und daß man abgeſchnittene Haare verbrennen, nicht aber wegwerfen ſolle, weil ſie ſonſt leicht zu magiſchen Einwirkungen mißbraucht werden könnten. Auch iſt es allgemeiner Volksglaube, daß, wenn Vögel ſolche Haare in ihre Neſter verbauen, die Perſon, der ſie angehören, in der Brutzeit dieſer Vögel Kopfſchmerzen erhalte.

Haare und Nägel bleiben vielleicht auch deßwegen in ſolcher ſympathetiſchen Verbindung, weil dieſelben ſo ſehr nur reine Produkte des ſympathetiſchen Nervenſyſtemes ſind.

Dieſe Somnambüle gab, wie gemeiniglich auch die andern vermögen, ſehr oft die Tagesſtunde, die man gerade zählte, in ihrem Schlafwachen auf die Minute hin an. Ich machte die Bemerkung, daß ſie ſich dabey immer noch dem Stande ihrer Hausuhr richtete, ohne daß ſie im Schlafe mit den Augen auf ſie hätte ſehen können. Daß ſie aber doch nicht getäuſcht werden konnte, wenn man die Uhr auch heimlich anders richtete, bewieß der Verſuch: wo ich die Uhr heimlich ſo richtete, daß ſie zwey Minuten zu frühe eilf Uhr (wo ſie ſonſt erwachte) ſchlug, ſie aber dann deßwegen nicht früher, ſondern erſt als dieſe zwey noch fehlenden Minuten herum waren, ſagte: „jezt iſt es 11 Uhr, ich will erweckt ſeyn!“ Ich bemerkte auch, daß ihre Stunden- und Minutenbeſtimmungen in ihrem Schlafwachen, ſich immer nach dieſer Hausuhr, wie dieſelbe in ihrem wachen Zuſtande gerichtet wurde, richteten. Stellte man dieſe vor oder zurück, im Fall es in ihrem Schlafe geſchah, ſo hatte dieß keinen Einfluß auf den Schlaf, er dauerte ſo lange oder ſo kurz, als die Uhr hätte gehen ſollen. Richtete man aber die Hausuhr während ihres Wachens anders, ſo richtete ſich auch ihr Schlaf und ihre Beſtimmungen in demſelben darnach. Die lezte Minute vor ihrem Einſchlafen, wo ſie noch wach war, richtete ſich nämlich noch nach dieſer Hausuhr und wurde dieſe nun in ihrem Schlafe vor- oder rückwärts geſtellt, ſo hatte dieß doch keinen Einfluß auf ſie, es lag die ganze, richtige Minuteneintheilung der Stunde vor der Minute ihres Einſchlafens in ihr, und konnte durch das Andersſtellen der Uhr nicht verrückt werden.

Eine ſolche Fähigkeit für Zeitbeſtimmung, ſcheint in jedem Somnambülen zu erwachen und es ſcheint die Beobachtung hieher zu gehören, daß der Pendel von gewiſſen Menſchen, in einen Becher oder in ein anderes Gefäß gehalten, ſo viele Schläge giebt, als man in dieſem Augenblick gerade Stunden zählt. Amoretti, der dieſe Beobachtung auch mit anſah, wünſcht, daß ſie nicht allein von Menſchen angeſtellt würde, die die Tageszeit nicht wüßten, ſondern die auch Augen und Ohren verſchloſſen hätten, damit die Einbildung keinen Einfluß haben könne. Sollte ſich dann dieſe Erſcheinung wirklich beſtätigen, ſo wäre ſie gewiß zu dieſer Fähigkeit für Zeitbeſtimmung bey Somnambülen zu rechnen; es wäre anzunehmen: daß Menſchen, bey denen der Pendel die Stunde, die man gerade zählt, angiebt, in einem dem magnetiſchen ſich annähernden Zuſtande wären, wie die, bey denen die Wünſchelruthe ſich über Metallen bewegt, und daß durch dieß Anſchlagen des Pendels die gleichſam in ihnen liegende Fähigkeit für die Stundenbeſtimmung nur verſinnlicht würde.

So ſoll es auch Menſchen geben (was das ganz gleiche iſt) bey denen die Wünſchelruthe die Stunde, die man gerade zählt, angiebt. Sie wäre in dieſem Falle, wie der Pendel, auch blos verſinnlichendes Zeichen, gleichſam der äuſſere Zeiger, einer im innern Menſchen verborgenen, natürlichen Uhr.

Dieſe Somnambüle gab in ihrem Schlafwachen zweymal ein Mittel an, durch das bewerkſtelligt wurde, daß ſie Erinnerung aus ihrem Schlafe in den wachen Zuſtand übertrug.

Das erſtemal wollte ſie bewerkſtelligen, daß ſie wachend ſich erinnern müſſe, daß ſie ſich im Schlafe ein Bad verordnet, weil ſie es ſonſt wach nicht glauben, oder wenigſtens über die Verordnung erſchrecken würde. „Du mußt“ ſagte ſie, „auf ein Papierchen ſchreiben: ein Bad aus fließendem Waſſer mit Baldrian, Johanniskraut und

Dreyfaltigkeitsblumen, morgen früh um ¾ auf 8 Uhr. Dieſes legſt Du mir auf die Herzgrube, dort werd ich bald ausdünſten und dann wird es durch den Schweiß, wie in die Herzgrube eingeſogen werden, und nach dem Erwachen wird mir dann ſeyn, als hätte ich davon geträumt.“ Sobald ſie nun erwachte, ſagte ſie: „heute hatte ich einen ſonderbaren Traum: ich ſoll morgen um ¾ auf 8 Uhr ein Bad nehmen aus fließendem Waſſer, mit Baldrian, Johanniskraut und Dreyfaltigkeitsblumen. Es iſt mir aber ganz ſonderbar, wenn ich an dieſen Traum denke, ſo denke ich von der Herzgrube aus, während ich das andere, was ich denke, im Kopf denke.“

Das zweytemal ſagte ich in ihrem Schlafe zu ihr, nachdem ich während deſſelben einen Apfel, den ſie auch im Munde fühlte, gegeſſen hatte: „würdeſt Du nach dem Erwachen nicht ſagen: daß ich einen Apfel, als Du ſchlieſeſt, gegeſſen, wenn ich Dir es auf ein Papierchen ſchreiben und das Dir auf die Herzgrube legen würde, wie geſtern geſchah?“ Sie ſagte: „nein! auf dieſe Art würde es nicht mit dieſer Sache gehen. Ich will aber meinen Friederich (ihren Führer, oder die innere Naturſtimme) fragen, wie es zu machen iſt.“ Nach langem Nachſinnen ſagte ſie: „Du mußt ſagen: „Du mußt immer denken an halb 8 Uhr und an den Apfel, den ich gegeſſen habe;“ und wenn es dann halb 8 Uhr iſt, wo ich erwache, ſo mußt Du ſagen: „Chriſtiane, es iſt halb 8 Uhr!“ und dann bin ich genöthiget zu ſagen: „Sie haben, als ich ſchlief, einen Apfel gegeſſen.“ Als es halb 8 Uhr war, weckte ich ſie und ſagte, als ſie wach war, zu ihr: „Chriſtiane, es iſt halb 8 Uhr!“ ſogleich ſagte ſie: „und Sie haben, als ich ſchlief, einen

Apfel gegeſſen, es iſt mir ganz, als hätte ich dieß geträumt.“ Ich fragte ſie: ob ſie dieß nicht wie von der Herzgrube aus denke? Sie ſagte: „nein! es iſt mir dieß wie ein natürlicher Traum, nur das geſtrige von dem Bad kam wie von der Herzgrube aus.“

Im erſten Falle ſchien durch die Schrift, die man ihr auf die Herzgrube legte, der Gedanke an das Bad der Geiſtesthätigkeit des Gangliensyſtems ſo feſt eingedrückt worden zu ſeyn, daß, als auch alle Geiſtesthätigkeit aus dieſem wieder in den Kopf zurücktrat, doch die Erinnerung an den dem Gangliensyſteme ſo feſt eingeprägten Gedanken an das Bad, noch in dieſem, ſelbſt nun in dieſem wachen Zuſtande, wie ein Traum zurückblieb. Daher ſie dieſen Gedanken vom Bad auch noch wach von der Herzgrube aus fühlte, während ſie andere, jetzt im wachen Zuſtande gedachte Gedanken, als vom Kopfe ausgehend fühlte.

Dieß war im zweyten Falle nicht ſo, wo keine ſolche, faſt mechaniſche Einprägung eines Gedankens ins Gangliensyſtem, Statt fand. Hier war es die Heftung der Gedanken der Somnambüle an die Zahl oder das Wort halb 8 Uhr, wodurch ihr die Rückerinnerung der mit dieſem Gedanken verknüpften Idee: daß ich während ihres Schlafes einen Apfel gegeſſen, verſchafft wurde. Dieß beruhte auf bloſer Ideenverbindung, und ſie dachte dieß auch wach, wie einen Traum im Kopfe, nicht wie das erſtemal von der Herzgrube aus.

Es war mir überraſchend, kürzlich zu finden, daß van Ghert *) auf eine ganz gleiche Art, einer Schlafwa-

---

*) S. Archiv für den thier. Magnet.

chenden von dem, was in ihrem Schlafe mit ihr geſprochen wurde, Erinnerung im wachen Zuſtande verſchaffte. Van Ghert dachte ſich hier ſelbſt die Weiſe aus, und gab ſie ſeiner Somnambülen an und zwar die ganz gleiche, die meine Somnambüle durch eigenes Nachſinnen fand und mir angab.

Van Ghert erzählt hierüber folgendes: „ich freue mich, ſagte die Somnambüle, mich inwendig beſehend, deutlich fühlen zu können, daß, ſo ſchlecht meine Bruſt auch ſeyn mag, ich doch die Lungenſucht nicht habe. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie froh ich hierüber bin. — Aber . . . was kann mir dieß helfen, da ich wachend dieſe Beruhigung nicht haben werde, weil ich mich dann nichts davon erinnern kann.“ — Wollen Sie (fragte ich ſie) daß ich Ihnen ein von mir entdecktes Mittel an die Hand gebe, um es Ihnen wachend ins Gedächtniß zu bringen? — „O, das würde mir ſehr angenehm ſeyn.“ — Gut, richten Sie in dieſem Augenblick Ihr ganzes Denken auf die Zahl 6; bringen hiermit in Verbindung, daß Sie ſchlafend in Ihrer Bruſt ſehr deutlich geſehen und gefunden haben, daß Sie von der Lungenſucht nichts zu fürchten haben, und prägen Sie ſich dieß alles in dieſem Augenblick ſo ſtark, als Sie können, in Ihr Gedächtniß.“ —

„Ich ließ der Kranken einige Zeit, um ihr Gedächtniß auf die Zahl 6, und was ſie ſich dabey erinnern ſolle, ernſtlich zu richten. Nachdem ſie dieß ungefähr drey Minuten gethan hatte, ſagte ſie: „Ich habe es mir jetzt feſt eingeprägt.“ — Sehr gut! ſorgen Sie nun, daß, wenn ich Sie, ſo bald Sie wachend ſind, frage, ob Sie ſich nicht vergegenwärtigen können, daß ich Sie erſucht habe, wachend ſich etwas zu erinnern, ſobald ich Sie blos an die Zahl 6 denken mache, Sie ſich dann ſogleich in Ihr

Gedächtniß zurückrufen, was Sie von Ihrer Lunge geſehen haben. — „Herrlich, ſagte ſie, ich merke ſchon, daß dieß ſehr gut gehen wird.“ Als die Somnambüle erwachte und ich ſie nach einiger Zeit fragte: weſſen ſie ſich erinnern müſſe, wenn ich ihr die Zahl 6 nenne? — war ihr wieder alles gegenwärtig, was ſie in dieſer Hinſicht geſehen und geſagt hatte, und ſie war darüber ſehr vergnügt.“

„Durch dieſe Gedächtnißübung, ſagt van Ghert, wird die Verbindung mit der Auſſenwelt, welche während des Schlafs faſt ganz aufgehoben iſt, wieder hergeſtellt, und der ſchlafende Menſch, welcher ganz in ſich gekehrt iſt, tritt für einen Augenblick aus dieſer Innerlichkeit in das äuſſere Leben zurück. Aus dieſem nimmt er, nach dem Willen des Magnetiſeurs, einen Gegenſtand auf, und wenn er im wachenden Zuſtand an denſelben erinnert wird, denkt er, durch ſogenannte Ideenverbindung, zugleich an alles dasjenige, was er ſchlafend damit verband.“

„Ich bin in Ausübung dieſer Kunſt, ſo oft ich ſie verſucht habe, ſtets glücklich geweſen, und halte ſie für eine meiner glücklichſten Entdeckungen. Ich weiß nicht, daß ſie von andern ſchon angeordnet worden, oder bekannt iſt, und habe daher geglaubt, ſie mittheilen zu müſſen, da ſie in vielen Fällen von der höchſten Wichtigkeit iſt.“

Später machte auch Kieſer gleiche mnemoniſche Verſuche an Somnambülen. Er ſagt: „van Gherts Entdeckung, aus dem Somnambulismus in den wachenden Zuſtand Gedächtniß zu erzeugen, habe ich ſeitdem bey mehreren Somnambülen beſtätigt gefunden. Die Sache, welche, wie ſchon van Ghert anführt, auf Ideenverbindung beruht, iſt ſowohl pſychologiſch und phyſiologiſch, als auch praktiſch wichtig, und es kommt nur darauf an, zu verſuchen, für welche Ausdehnung einer Gedankenreihe man den Somnambülen Rückerinnerung verſchaffen kann.“ *)

Dreymal ſagte dieſe Somnambüle ihr bevorſtehende Unfälle voraus. Der erſte Fall war folgender: „um 3 Uhr (ſagte ſie) ſteht mir ein großes Unglück bevor, ich werde ſpinnen, und werde mir mit der Spindel mein rechtes Aug verletzen.“ Ich ſagte: „da darfſt Du eben nicht ſpinnen:“ ſie ſagte: „man thue die Kunkel weg, und verſchließe die Spindel. Es iſt ganz gewiß, ich fühle es ganz, um 3 Uhr würde ich daſitzen und ein Krampf wird kommen, ohne daß ich ihn früher fühle, wie ein Schlag, und ich würde mir dann das Aug mit der Spindel verletzen; wird aber dieß durch Einſchließen der Kunkel verhütet, ſo währt der Krampf ¾ Stunden länger. Nach 4 Uhr darf ich ſchon wieder ſpinnen. Aber 3 Uhr iſt für mich die unglückliche Stunde. Dieſes Unglück kann man verhüten, aber ganz nicht, ich muß dafür den Krampf ¾ Stunden länger haben; da der Krampf ſonſt ſogleich beym Fallen in die Spindel aufgehört hätte. Es iſt dieß einmal eine unglückliche Stunde, die über mich verhängt iſt, doch kann ich noch wählen, ganz aber kann man

---

*) S. Archiv für den thier. Magnet. Bendſen ſagt: man habe keinen ſolchen Anknüpfungspunkt gerade nöthig, man brauche blos die Schlafenden ihre Aufmerkſamkeit eine Weile ernſtlich auf dasjenige richten zu laſſen, was ſie ins wache Leben übertragen ſollen.

nie einem Unglück, das über einen verhängt iſt, entgehen.“

Man entfernte Kunkel und Spindel und zur vorausgeſagten Stunde ſtellte ſich dagegen der lang anhaltende Krampf ein.

Der zweyte Fall war folgender: „ich ſehe (ſagte ſie) wie ich Nachmittag um $^{3}/_{4}$ auf 1 Uhr ſpinne, mein Kunkelband aufwickle und eine Gluſe (Stecknadel) in den Mund nehme. Dieſe erregt mir, weil ſie Metall iſt, einen Krampfhuſten, und kommt mir dadurch in den Hals, ſo, daß ich ſie nur mit Mühe und Todesangſt wieder heraufbringe und meine Eltern dadurch in den größten Schrecken gerathen. Dieſe Gefahr abzuwenden, muß man mir meine Kunkel verbergen, dagegen aber kommt ein anderer Unfall, der nicht abzuwenden iſt, den ich aber doch lieber wähle. Wird jener Unfall mit der Gluſe abgewendet, ſo muß ich dagegen um $^{3}/_{4}$ auf 1 Uhr auf der Steege fallen und zwar auf der fünften Treppe von unten herauf, und werde mich auf der rechten Seite etwas verletzen.“

Vor $^{3}/_{4}$ auf 1 Uhr ſagte ſie: (im wachen Zuſtande) „es iſt eine große Bangigkeit in mir, als ſtünde mir ein Unglück bevor.“ Als es Punkt $^{3}/_{4}$ auf 1 Uhr war, gieng ſie die Steege hinab, um ihrem Schafe Futter zu bringen, und fiel, wie ſie vorausſagte, auf der fünften Treppe von unten herauf gezählt und erhielt eine kleine Verſtauchung auf der rechten Seite. —

Der dritte Fall endlich war dieſer: „nach dem Erwachen (ſagte ſie) werde ich, wie ich jetzt ſehe, ſogleich in das untere Zimmer gehen, wo etwas von mir liegt, und werde meinen rechten Fuß auf der Treppe übertreten, dann weinend vor Schmerz wieder hereinkommen. Dann binde mir einen Faden von rother Seide um den Fuß, und der Schmerz wird alsbald vergehen.“

Dieß geschah nun auch nach ihrem Erwachen richtig.

Es wird uns hier eine Vorausbestimmung von Allem nach nothwendigen Geſetzen ſichtbar. Wir ſehen aber zugleich, daß auch dieſes Vorausbeſtimmte durch den menſchlichen Willen modificirt werden kann. „Doch kann ich noch wählen, ganz aber kann man einem Unglück (einer Sache, die als Folge dieſer ewigen Ordnung erſcheinen muß), das über einen verhängt iſt, nicht entgehen,“ ſagte dieſe Somnambüle. Es iſt alſo durch ſolche Vorausbeſtimmung die menſchliche Freyheit keineswegs gänzlich aufgehoben, aber allerdings beſchränkt durch eine höhere Nothwendigkeit. Zugleich wird aber auch ſichtbar, daß es keinen Zufall giebt, weil nichts ohne inneres Geſetz geſchehen kann. *)

Wie Schmerz und Sehnſucht, überhaupt geſteigertes Gefühlsleben, ſchon vor der magnetiſchen Behandlung, ſchlafwachen Zuſtand bey dieſem Mädchen herbeyführten, ſo waren es immer auch Gemüthsaffectionen, die auch während des Magnetiſirens ihre Seelenthätigkeit tiefer in das Gangliensyſtem zogen und ſie immer in höhere Grade des Sehens und Schlafwachens verſetzten.

Dieſem Hellſehen giengen immer die ſchrecklichſten Krämpfe voran, und je heftiger dieſe waren, je geiſtiger und tiefer wurde das auf ſie folgende Schauen.

Die Lagen, in die ſie den Tag über kam, ſo auch die Heilmittel, die ſie ſich und andern Perſonen angab, er-

---

*) S. auch Archiv für den thier. Magn. 3. B. 1. St. S. 30.

ſchienen ihr im minder magnetiſchen Zuſtande in Bildern wie in einem Spiegel vor der Herzgrube. In den höhern Graden trat ſie aus ihrem Körper heraus, es war ihr, als müßte ſie eine dunkle Wolke, ihren Körper, durchbrechen, und nun erſchien ihr alles auſſer ihr, und was ſie früher eine innere höhere Stimme nannte, was ſpäter ihr (aber noch im irdiſchen Bilde) als ihr verſtorbener Bruder, ihr Führer, erſchien, erſchien ihr nun im höhern magnetiſchen Zuſtande, als eben derſelbe, aber in Geſtalt eines lichten Wölkchens, und im noch höhern magnetiſchen Zuſtande, als verklärter Lichtſtrahl.

Auch eine Gemüthsbewegung gieng dem ſiebenten Grade, wie ſie dieſen Zuſtand wunderbarer Weiſe ſelbſt benannte, voran. In dieſem war ſie mit der Auſſenwelt ganz auſſer Rapport geſetzt und nur die Berührung mit dem Ringe ihrer Mutter, ſonſt mit keinem andern, konnte ihr Kunde von der Auſſenwelt bringen.

In dieſem ſiebenten Grade (der höchſten Extaſe in die ſie verſetzt wurde) entwickelte ſich beſonders ihr moraliſch-religiöſer Sinn. Sie begann hier einen Kampf mit dem Böſen, (ſehr ähnlich der Somnambülen von Klein *) um ihre Lilie, das Bild ihrer Unſchuld, die ihr der Heiland gereicht hatte. Der Verſucher erſchien ihr zuerſt in reizender Geſtalt und bot ihr viele ſchöne Dinge um die einfache Lilie. Dann ſuchte er, als dieß ihm nicht gelang, den Werth ihrer Blume herabzuſetzen. Endlich enthüllte er ſich und ſtund vor ihr in drohender Geſtalt, ſie mit allen Qualen zu zwingen, ihm ihre Lilie zu laſſen. Er ſtach ihr mit einem Meſſer in die Seite, er ſchlug ſie mit Dornen, drückte ihr Dornen ins Haupt,

---

*) S. Archiv für den thier. Magnet. 5. B. 1. St.

band ihre Hände und ſpannte ſie endlich am Stamme des Kreuzes aus. Man ſah ſie eine Art Leidensgeſchichte bis zur endlichen Kreuzigung unter den höchſten Seelenſchmerzen erdulden.

„Ich würde im irdischen Zuſtande, ſagte ſie, dieſe Schmerzen nicht ſo ſehr fühlen, aber in dieſem geiſtigen, da ſind dieſe Seelenſchmerzen viel ſtärker, allein ungeduldig kann ich über dieſelben nicht werden, weil ich dennoch immer in Anſchauung der Seeligkeit bin, die keinen Unmuth, auch bey den fürchterlichſten Schmerzen, zuläßt.“

So drückten auch ihre Geſichtszüge in all dieſen Qualen himmliſches Entzücken aus, und ſie hätte dem Künſtler das ſchönſte Bild zu einer Dulderin gegeben, die mitten unter Martern den Himmel offen ſieht und — lächelt.

Sieghaft gieng ſie aus dieſem Kampfe hervor, ihre Lilie war für immer gerettet, ihr Schutzgeiſt erſchien ihr mit der Palme (dem Sinnbilde ihres über Körper und Geiſt errungenen Siegs, ihrer körperlichen und geiſtigen Geſundheit) und pflanzte ſie zur Lilie, dem Sinnbilde ihrer Unſchuld, in den Aether unvergänglichen Lichtes.

Wir ſahen bey dieſer Somnambülen der erſten Geſchichte, die ſchon ohnedieß nach dem Gangliensyſtem ſtrebende Seelenthätigkeit, durch die magnetiſche Behandlung in daſſelbe concentrirt und die Kranke ganz in ihr Inneres zurückgeführt, ſo daß ſie vorzüglich in ſich hellſehend wurde und ihre Beſtimmungen und Berechnungen über ſich und ihren Zuſtand, immer ganz mathematiſch gewiß waren.

Bey der Somnambülen der zweyten Geſchichte unterblieb eine fortgeſetzte magnetiſche Behandlung: denn die wenigen magnetiſchen Striche, die dieſes Mädchen am Anfange der Krankheit erhielt, können als keine ſolche angeſehen werden, und es wurde hier auch die nach dem Ganglienſyſtem ſtrebende Seelenthätigkeit nicht in demſelben fixiret, daher entſtund bey dieſem Mädchen, beſonders in den ſpätern Perioden, meiſtens nur ein halbwacher Zuſtand und waren ihre Beſtimmungen und Berechnungen über die Dauer ihres Zuſtandes ſo ungewiß und täuſchend. Ihr Hellſehen gieng auch immer bald dahin, bald dorthin, weniger in ſich ſelbſt zurück, und ihre Sinne concentrirten ſich nicht für beſtändig auf der Herzgrube, ſondern verſetzten ſich bald in die Fingerſpitzen, bald in den Ellenbogen, bald in das Knie, bald in die Naſenſpitze, ſie wurden vagirend.

Ueberhaupt wäre jener mehr kataleptiſche Zuſtand und die fürchterlichen Ausbrüche wilder Krämpfe bey dieſem Mädchen der zweyten Geſchichte durch eine regelmäßige magnetiſche Behandlung gewiß vermieden und ſie zu einem ruhigen und beſtimmten Hellſehen in ſich geführt worden, ſtatt daß jetzt im andern Falle ein Ueberſpringen der Seelenthätigkeit von einer Nervenſphäre in die andere, bald in das Ganglienſyſtem, bald in die Sphäre der Rückenmarksnerven, bald in das Cerebralſyſtem, Statt fand, und der Zuſtand der Kranken, bald Somnambulismus, bald Katalepſis u. ſ. w. zu ſeyn ſcheint.

Auch bey dem Mädchen der erſten Geſchichte war einmal der Fall, daß ſie, nachdem ein fremder Nervengeiſt in ſie übergeſtrömt war, auf einmal mit dem kleinen Finger, dann mit dem Daumen, dann mit dem Auge ſchmeckte und hörte; ſie ſagte aber: „daß die Sinne mir von der Herzgrube bald in die Finger, bald in das Auge zogen, gehörte gar nicht zu meinem Zuſtand, es war durch jenen Nervengeiſt veranlaßt, und war ein unruhiges Umherziehen, nur auf der Herzgrube ſoll es mir bleiben, das iſt für meinen Zuſtand natürlich.“

Einer magnetiſchen Behandlung ſtund hier die oft wiederholte Behauptung der Kranken (die ſie aber in der ſpätern Periode auch wieder zurücknahm) entgegen: es werde durch eine ſolche Behandlung ihr Zuſtand nur verlängert, hauptſächlich aber könnte ſie an ihr auch daher nicht unternommen werden, weil ihr Vater durchaus dagegen war. Auch gegen alle andere ärztliche Hülfe war ſie ohnedieß, und ſelbſt auch ihr Vater, und ſo wurde ihr ganzer Zuſtand der Natur überlaſſen.

Die von ihr einmal zur Heilung begehrte ſo große Gabe Opiums wurde ihr, wie man dazu auch verpflichtet war, nicht gereicht. Es wird zwar im ſiebenten Bande des Archives für den thieriſchen Magnetismus, ein Fall angeführt, wo eine Somnambüle ohne Schaden ſiebzehn Gran Opium auf einmal nahm; allein dieß war doch immer eine bedeutend kleinere Gabe, als eine halbe Drachme, die dieſe Kranke verlangte, die überdieß in Hinſicht ihres Zuſtandes ſich ſelbſt ſo oft täuſchte, und nie zu einem feſten Hellſehen in ſich kam.

Durch Mittel, die auf eine Zeit lang eine andere Nerven- und Geiſtesſtimmung hervorriefen, z. E. durch Metalle, namentlich durch Silber, durch inbrünſtiges Gebet, durch unerwartete Freude, ſchien dieſer ſchlafwache Zuſtand oft auf Stunden und Tage, ja zuletzt durch Aenderung der gewohnten Lage und Umgebung auf längere Zeit gehoben zu werden.

Beſonders auffallend ſind in dieſer Geſchichte, neben der ausgezeichneten Empfindlichkeit für die Ausſtrömungen der Metalle, viele den elektriſchen unverkennbar ähnliche Erſcheinungen, wozu ich beſonders auch die Wahrnehmung der Kranken von einem leuchtenden Pünktchen an denjenigen Stellen ihres Körpers rechne, an die ſich oft auf Augenblicke ihre Sinne lagerten, Erſcheinungen, die immer auch für eine in ſolchem Zuſtande eintretende elektriſche Thätigkeit, für eine zwiſchen Ganglien- und Cerebralſyſtem ſich bildende elektriſche Spannung ſprechen könnten. Hieher gehört auch das in dieſer Geſchichte ſo merkwürdige willkührliche Hinwegnehmen der Krämpfe (gleichſam des Krampfſtoffes) von einer Stelle des Körpers und Uebertragen derſelben an eine andere Stelle durch bloſe Berührung.

Ein für Pſychologen und ſelbſt für Richter bemerkungswerther Zuſtand iſt derjenige, den ich öfters unter der Benennung des halbwachen anführte. In dieſem Zuſtande war das Mädchen wie gewöhnlich, nur geiſtreicher und aufgeweckter, als in dem ganz natürlichen Zuſtande, doch ſo, daß wenn man ſie auch längere Zeit im ganz natürlichen Zuſtande beobachtet hatte, einem doch dieſer Zuſtand nicht ſogleich als ein beſonderer auffiel. Sie arbeitete, ſprach, ſchrieb, machte Beſuche in dieſem Zuſtande, wußte aber, ſobald ſie in den natürlichen erwachte, von allem, was ſie in dem vorigen that, und was in ihm mit ihr vorgieng, nicht das mindeſte. Durch ein Glas, das man ihr auf die Herzgrube hielt, konnte man ſie immer aus dieſem Zuſtand in den natürlichen, aber immer nur auf kurze Zeit, erwecken. Aber auch dieſer natürlich ſcheinende Zuſtand war vielleicht kein ſolcher, da ſie, wie am Ende der Geſchichte bemerkt iſt, einmal wie ganz erwachte, und ſich nun auch all der Dinge, die in dieſem allen, und auch ihr, als wach erſcheinenden Zuſtande, mit ihr vorgegangen waren, nicht mehr erinnern konnte, ſondern nur noch die Erinnerung an den letzten Tag ihres Geſundſeyns, oder den erſten Morgen ihres Somnambülwerdens hatte. Ein ſolcher Zuſtand ſcheint mir auch für die Pſychologie in ihrer Anwendung auf die Rechtspflege beachtungswerth zu ſeyn: denn es könnte ein Menſch, auch wie hier, ohne daß es zu bemerken wäre, ſich in einem ſolchen Zuſtande befinden und wichtige Handlungen in ihm verrichten, deren er ſich, nach einiger Zeit in den natürlichen Zuſtand erwacht, mit aller Wahrheit nicht mehr erinnern wollte. Wie wäre ein ſolcher Zuſtand zu erkennen und wie hätte hier ein Richter zu entſcheiden?

Kleinere

Geschichten
und Denkwürdigkeiten

aus dem Gebiete der magiſchen Heilkunde

und Pſychologie.

Eine durch magnetiſchen Einfluß geheilte Hundswuth.

In den Actis physico-medicis [illegible] Collegii medici Onoldini vom Jahre 1746. 4ter Thl. S. 2. befindet ſich ein Fall erzählt, wo offenbar ein durch einen wüthenden Hund gebiſſener wüthend gewordener Knabe durch Beſtreichung einer Frau ſomnambül, und nachher durch einen Feldſcheerer, der auf ihn ebenfalls magnetiſchen Einfluß äuſſerte, geheilt wurde.

Den Akten gemäß iſt die Geſchichte folgende:

Um Martini 1746 wurde der eilfjährige Knabe des P. von einem wüthenden Hunde am Arme ſtark geritzt, und mit dem famöſen Eiſen des Schmieds zu Gröningen in die Handfläche gebrannt. Der Knabe blieb 8 Wochen lang geſund, hierauf aber klagte er über den Unterleib, dehnte ſich, bekam ein Zucken im ganzen Leibe und Konvulſionen, bey welchen der Bauch einwärts gezogen wurde.

Eine Nachbarin beſuchte den Knaben, als er gerade im ſtarken Wüthen war, hatte Bedauern mit ihm, nahm ihm die Haube vom Kopfe und ſtrich ihm dreymal hinterwärts über den Kopf, ergrief auch ſeine rechte Hand und ſagte zu ihm: Du ſtirbſt nicht! Auf dieſes fieng der

Knabe noch ſtärker zu wüthen an, (es iſt aber wahrſcheinlich, daß dieß Wüthen nur vermehrte Konvulſionen waren) und es kamen die Anfälle jezt Nachmittags zwiſchen 3 und 4 Uhr, alſo nun regelmäßig. Der Chirurg berichtete über die Anfälle folgendes:

„Der Anfang des Paroxysmi beſteht jezt im Umfallen und Schließen der Augen, als wenn er ſchliefe, bald aber kommt die Wuth mit Beiſſen, Schlagen, Ueberſtürzen. Wider Vater und Mutter bezeugt er einen großen Unwillen. Nach dem Paroxysmus verfällt er in einen Schlaf, und will nach dem Erwachen von Allem nichts wiſſen, es iſt ihm leid, und er weinet darüber. Er hat die Augen immer verſchloſſen, und liest dennoch. Er deutet mit dem Finger auf den Ort des Anfangs von jedem Lied, er weiß zur rechten Zeit umzuwenden, und zu ſagen, wie viel der Herr Kaplan in ſeinem Hut Finger von ſich ſtreckt, und auf die Frage, woher er dieſes wiſſe, ſagt er: mein kleiner Finger ſagt es mir. Er kennt die in das Zimmer hineingehenden Leute, wenn ſie gleich von andern bedeckt werden, er riecht nur an dem Finger und weiß ſogleich wer es iſt. Er hat große Freude an Geld und ohne ein Aug aufzumachen, kennt er es.“

Daß der Knabe für ein vom Teufel Beſeſſener gehalten wurde, war in jener Zeit natürlich und auch die von der Anſpachiſchen Regierung wegen ſeiner an das Kollegium medicum erlaſſene Decrete nennen ihn den vom Teufel beſeſſenen Knaben.

Die Geſchichte mit dem Feldſcheerer, der den Exorcismus an ihm verübte, oder magnetiſchen Einfluß auf ihn äuſſerte, iſt nach der Angabe des Vaters, den Aktenſtücken gemäß, folgende:

Ein zu Weinberg einquartierter, und der röm. katholiſchen Religion zugethaner Feldſcheerer kam geſtern Abend 5 Uhr in meine Stube, unter dem Vorwand, ein

Paar Schuhe zu beſtellen, und ſah meinen Knaben auf der Bank ſitzend, der vorher gewüthet und getobt hatte, und mein Weib beiſſen wollte. Sobald der Feldſcheerer in die Stube getreten, ſchwieg der Bube ſtill. Der Feldſcheerer ſagte: dieſer Bube iſt vom Teufel beſeſſen! auf welche Rede der Junge umfiel. Mein Weib trug ihn auf das Bette, auf dieſem blieb er mit geſchloſſenen Augen ſtille ſitzen. Der Feldſcheerer verlangte nun das Alter des Buben zu wiſſen und zählte ab, daß derſelbe ſeit dem 27. März 45 Tage über zehn Jahre alt ſeye, ſagte auch, daß es unter den Katholiſchen und Lutheriſchen Geiſtliche gebe, welche böſe Geiſter austreiben können; ihrer viel aber könnten ſolches nicht, und unter 25 oder 30 kaum einer. Hierauf gieng er zu dem Buben hin, zog ein Paternoſter und Agnus Dei heraus, und machte mit ihm drey Kreuze über den Buben, ſprach einige Worte leis, wovon ich die H. Dreyfaltigkeit verſtanden, und grief dem Buben an den Leib.

Bey dieſem Angreifen lag der Bube ganz ſtill, und machte weder Mund noch Augen auf. Hierauf ſprach der Feldſcheerer: mache das Maul auf! welches aber der Bube nicht that. Der Feldſcheerer fuhr fort: mache in Jeſu Namen das Maul auf! worauf der Bube das Maul aufgemacht, und offen ſtehen ließ, bis der Feldſcheerer ſprach: in Jeſu Namen mache das Maul zu! worauf der Bube es ſchloß. Hierauf blieb der Bube wie todt liegen, und der Feldſcheerer ließ ihn etwas ruhen. Nach einer Weile machte der Feldſcheerer wieder das Kreuz mit dem Agnus Dei über dem Knaben und ſprach: lege die Hände kreuzweis zuſammen, der Bube aber rührte ſich nicht, bis der Feldſcheerer zum drittenmal ſprach: ich will es haben, lege die Hände kreuzweis zuſammen! Auf dieſes legte der Bube ſeine Hände kreuzweis zuſammen, und ließ ſie alſo ſo lange liegen, bis der Feldſcheerer wieder ſprach: im

Namen Jeſu thue die Hände wieder von einander, worauf auch der Bube ſie augenblicklich wieder von einander ſchlug. Gleiches geſchah mit den Füßen, die der Bube erſt kreuzweis über einander ſchlug, nachdem der Feldſcheerer es ihm zum drittenmal mit feſtem Willen befohlen hatte. Hierauf befahl der Feldſcheerer dem Knaben, ſich auf den Bauch zu legen, und dann wieder auf den Rücken, welches letztere er erſt that, als der Feldſcheerer den Rücken kreuzweis mit dem Agnus Dei beſtrichen hatte. Auch hielt er ihm das Agnus Dei vor die Naſe, und ließ ihn daran riechen, welches aber der Knabe nicht wollte.

Nachdem der Feldſcheerer noch verſchiedene Manipulationen der Art mit dem Knaben gemacht, ſagte er: der Bube wird die künftige Nacht noch eine harte Nacht, dann aber Ruhe haben. Dieß geſchah nun auch. In der Nacht ſchlug er die Fenſter hinaus, darauf aber ſchlief er ruhig bis 9 Uhr, was er noch nie gethan hatte, und zuckte in dieſem Schlafe nur einigemal mit den Füßen. — Der Knabe blieb auch den ganzen Tag über von den ſonſt ſo oft ſich des Tags wiederholten Anfällen frey und lief mit andern Kindern auf der Gaſſe umher.

Da aber der Feldſcheerer verſprochen hatte, wieder zu kommen, und aus dem Knaben dann förmlich den böſen Geiſt vollends auszutreiben, ſo legte ſich die lutheriſche Geiſtlichkeit, um Scandal zu vermeiden, in dieſe Sache, und man ließ den Knaben in einem Hauſe bewahren. Dort wurde er vierzehn Tage lang beobachtet, und da an ihm nichts Krankhaftes mehr befunden wurde, ſo entließ man ihn wieder.

Der Geiſtliche des Ortes verſicherte nach Jahren, daß der Junge das Schumacherhandwerk durch eigenen Fleiß ſo erlernt habe, daß er ſeit einigen Jahren es ſeiner nun verwittweten Mutter fortführe, und ihr bey ihren elenden konvulſiviſchen Umſtänden, allen Unterhalt erwerbe.

Ein periodiſches anſteckendes Singen.

Vor ſechs Jahren wurde ich nach Oberroth zu der Frau eines begüterten Bauern gerufen, die ſchon mehrere Jahre an epileptiſchen Anfällen gelitten hatte. Gegen dieſe hatte ſie ſeit einiger Zeit ſympathetiſche Mittel gebraucht, und unter andrem wurde ihr auch ein Pulver aus menſchlichen Hirnſchalen, in rothen Wein zu nehmen, angerathen. Auf dieſes ließen die epileptiſchen Anfälle nach, dagegen aber wandelte es dieſes Weib jede Nacht auf den Schlag 10 Uhr zu ſingen an. Der Geſang fieng leiſe und tief an, und wurde immer lauter und höher, ſo daß die Töne zuletzt ganz ſchneidend und unerträglich wurden. Er dauerte zwey Stunden unausgeſetzt fort, worauf das Weib jedesmal ganz erſchöpft wurde, und wie in eine Erſtarrung verfiel. Sie ſang immer:

„Abendroth! Todtengebein!
Und dazu den rothen Wein!“

Dieſes ihr Singen dauerte ſchon ſeit vierzehn Tagen, und ſtellte ſich immer zu jener Stunde ein. Es wurde allen Anweſenden und ſelbſt den Bewohnern des obern Stockes deſſelben Hauſes, unerträglich. Als aber auf einmal das Kindsmädchen dieſes Weibes, ein Mädchen von 16 Jahren, (das Weib war dreyßig Jahre alt) welches ſich vorher ganz geſund befand, faſt den gleichen Geſang, nämlich

„Todtengebein! Abendroth!
Herr! befrey' uns vom ewigen Tod!“

zur gleichen Stunde mit dieſer Frau anſtimmte, und nun beyde von Schlag 10 Uhr bis 12 Uhr in dieſen immer ſteigenden gellenden Tönen ſangen, und hierauf gleichzeitig mit einander in Erſtarrung fielen, ſo wurde dieſe Erſcheinung noch auffallender, und ich als Arzt gerufen.

Ich trennte das Mädchen ſogleich von der Frau, und ſandte ſie zu ihrer Mutter in ein anderes Haus. Der Frau, welche ſich für verzaubert hielt, verordnete ich Kirſchlorbeerwaſſer und Aſant, worauf ſich ihr Singen nach und nach immer ſeltener einſtellte, dagegen aber die epileptiſchen Anfälle, doch im minderen Grad, wiederkehrten.

Mit dem Mädchen aber gieng es ſo: als ſie von ihrer Frau getrennt zu ihrer Mutter gebracht war, und jene Stunde des ſonſt gemeinſchaftlichen Geſanges nahte, ſaß ſie gerade am Spinnrocken. Sobald die Glocke 10 Uhr ſchlug, eröffnete ſie zum Singen den Mund, dieſer aber blieb ihr eröffnet ſtehen, und ſie brachte keinen Ton mehr von ſich. Zugleich blieben ihr auch alle Glieder in der Lage, in der ſie gerade war, in der Lage einer ſitzenden Perſon. Alles war an ihr erſtarrt und unbeweglich. Als man den Sitz unter ihr hinwegzog, fiel ſie wie ein auf denſelben geſeztes hölzernes Bild um, und blieb in der Lage einer Sitzenden auf dem Boden liegen. In dieſem Zuſtande brachte man ſie zu Bette. Sie war völlig taubſtumm. Dieſer ihr kataleptiſcher Zuſtand dauerte mehrere Tage lang, und nur nach und nach trat, hauptſächlich auf den abwechslungsweiſen Gebrauch von Waſchungen mit Säuren und Alkalien, wieder Beweglichkeit und Sprache ein. Auch jenes periodiſche Singen erſchien nur nicht mehr, und das Mädchen wurde, als es über den ganzen Leib einen Frieſel erhielt, völlig geſund.

Von einem Knaben, welcher täglich, wenn die Sonne auf der Mittagshöhe ſtund, bis zu ihrem Untergange, die Sprache verlohr, ſchrieb der alte würtembergiſche Leibarzt Reiſel eine Abhandlung, die mir aber nie zu Geſichte kam.

Ueber den Zuſtand ſogenannter Hexen.

Man machte ſchon von verſchiedenen Seiten die Bemerkung: daß der Zuſtand, in welchem ſich ſolche befanden, die ſich oft ſelbſt der Hexerey anklagten, oder deren angeklagt wurden, ein magnetiſcher geweſen ſeye. Sie lagen in einer Art magnetiſchen Schlafes, in dem ſie ſich im Umgange mit böſen Geiſtern, wie andere Magnetiſche mit Guten vermeinten, nur ſchienen ſie fähig geweſen zu ſeyn, dieſe Erſcheinungen in's wache Leben überzutragen, oder waren ſie in einem ſteten halbwachen Zuſtande.

So findet man im Stadtarchive zu Heilbronn unter Aktenſtücken aus dem 17ten Jahrhundert unter der Ueberſchrift „Magia“ auch folgende Geſchichte erzählt:

Ein 12 jähriges Mädchen, Chriſtiane Winter, hatte eine Stiefmutter, die ſie äuſſerſt mißhandelte, bey jeder Gelegenheit mit Füßen trat u ſ. w. Dieſes Mädchen verfiel öfters in einen tiefen Schlaf, und gab nach dieſem jedesmal an: daß ein altes Weib und deſſen Tochter auf einer Gabel bey ihm erſcheine, die Tochter ſetze ſich vornen, die Mutter hinten auf die Gabel, ſie werde von denſelben in die Mitte genommen, fahre mit ihnen durch den Laden hinaus über die Häuſer und das Stadtthor (das Sülmer Thor) in ein fernes Dorf, zu einem Kamine in eine Wohnung hinein, wo ein großer ſchwarzer Mann mit 12 andern Weibsleuten in einer Stube ſitze. Da werde gegeſſen und getrunken, und der ſchwarze Mann ſchenke aus einer Kanne in einen Becher ein, gebe auch jedesmal den Weibsperſonen eine Handvoll Geld. Ihm habe man bisher noch kein Geld, ſondern nur zu eſſen und zu trinken gegeben. Das alte Weib habe geſagt, es brauche jetzt noch kein Geld, wann es aber größer werde, ſo werde es auch erhalten. Wann der ſchwarze Mann und die Weider gegeſſen, ſo ſeyen nachher nichts als Kröten und Fröſche auf dem Tiſche, und laufen ſchwarze Katzen in der Stube umher. Wann ſie wieder fort wollen, ſo ſchmieren die Weiber aus Häfelchen, die ſie bey ſich hätten, ihre Gabeln, und fahren dann wieder zum Schornſtein hinaus u. ſ. w.

Dieſes Mädchen erſchien von freyen Stücken vor dem verſammelten Senat, und gab ihre Anfechtungen an. Der Senat gab den Eltern auf: das Kind fleiſſig zum Gebete anzuhalten und Acht zu haben, wie es ſich im Schlafe benehme, ob es Empfindung habe, oder aus dem Schlafe ſchwer aufzuwecken ſeye. Dem Kinde befahl der Senat: fleiſſig zu beten, ſo werde der Teufel und die böſen Geiſter nichts mit ihm machen, und ließ es auch mit Mund und Hand angeloben, dieß zu thun.

Die nächſte Nacht wachten bey dem Kinde einige Anverwandte und ein Soldat, letzterer hieng dem Kinde ein Agnus Dei an einen Goldfaden um den Hals, und die Ausfahrt unterblieb.

Einige Wochen nachher gab die Mutter vor Senat an: ſie habe eine Frau, um auf ihr angefochtenes Mädchen Acht zu haben, bey demſelben liegen laſſen. Dieſe habe ihr heute erzählt: wie ſie glaube, daß dieſes Kind in der Nacht wieder müſſe ausgefahren ſeyn, es habe ſeine Augen emporgehoben und auf eine Seite über ſich geſehen, und nicht ſprechen wollen. Das Mädchen habe es ihr dieſen Morgen auch geſtanden. Auch das Mädchen geſtand vor dem Senate das Gleiche, und ſagte: es iſt gerade Morgens 4 Uhr geweſen, als das alte Weib wieder mit mir ausgefahren. Man fragte es: woher es denn wiſſe, daß es 4 Uhr geweſen? worauf es erwiederte: das alte Weib hat es mir eben geſagt.

Nach weitern Verhören brachte man ein Weib in Verdacht, dieſes Mädchen verhext zu haben, und das Mädchen ſelbſt behauptete, auf ein Butterbrod, das ihm dieſes Weib gegeben, faſt ein Jahr lang krank geworden zu ſeyn. Jenes Weib aber gab Gründe genug an, die dafür ſprechen, daß das Mädchen durch die Mißhandlungen der ſehr rohen Stiefmutter erkrankte, und von da an jene Erſcheinungen hatte.

Offenbar war auch der Zuſtand dieſes Mädchens ein Somnambulismus. Es zeugt dafür auch der Schlaf, indem es die Augen emporrichtete und auf eine Seite hinſah, und die Stundenbeſtimmung, wie ſie ſich ſonſt bey Somnambülen zeigt, und ſeine Antwort auf die Frage: woher es wiſſe, daß es 4 Uhr geweſen? „Das alte Weib (hier ein böſer Dämon, wie bey andern Somnambülen ein guter,) hat es mir eben geſagt!“

Wahrſcheinlich wurde dieſes Mädchen durch die Mißhandlungen ſeiner Stiefmutter, die es wohl oft verwünſchend berührte, in einen ſomnambülen Zuſtand verſetzt, in welchem es jene Erſcheinungen hatte.

Im gleichen Jahrhundert wurde in Heilbronn eine Weibsperſon mit dem Schwerdte hingerichtet, welche wegen Zauberey angeklagt wurde, und namentlich beſchuldigte ſie ein gewiſſer Thomas Hedicher des ſogenannten Neſtelbindens. Den Richtern wurde ſie beſonders deßwegen als Zauberin verdächtig, weil ſie, wie es in den Akten heißt: mitten in dem Zureden ſobald ſie an den Chorden einen Schuh hoch vom Boden erhoben war, ſogleich eingeſchlafen, alſo, daß ſie eine Viertelſtunde lang weder auf Schreyen, Schütteln noch auf andere Wege ein Lebenszeichen von ſich gegeben, auch nicht die mindeſte Empfindung gezeigt, bis man ſie wieder herabgelaſſen, worauf ſie erwachte, aber durchaus nicht wiſſen wollte, daß ſie geſchlafen, oder daß etwas mit ihr vorgegangen.“

Sie citirten für ihre Meinung Carpzov in Crim. p. 3. 125. n. 67. wo dieſer ſagt: Gemeiniglich beobachtet man, daß die Hexen, wann ſie hinaufgezogen werden, einſchlafen, nicht anders, als wenn ſie ganz ſanft in einem Bette ruhten

Auch beym zweyten Hinausziehen ſchlief dieſes Weib ſogleich ein, und wollte beym Erwachen abermals nicht wiſſen, was mit ihr vorgegangen.

Der ſeiner Meinung nach von dieſem Weibe verzauberte Hedicher gab an: „einen Tag nach meiner Hochzeit bin ich mit meiner Frau in der Wohnung dieſes Weibes geweſen. Dieſe hat mit meiner Frau Streit angefangen und ich habe alsdann die Stube verlaſſen. Es iſt mir bald ganz übel geworden und je länger je ärger, worauf mir das membrum virile nach und nach faſt ganz geſchwunden und im Leibe ſehr wehe geworden, und ſo geweſen, als wolle mir der Unterleib zerberſten. Ich habe dann dieſes Weib auf Anrathen eines Nachbars dreymal um Gotteswillen gebeten, mir zu helfen, worauf ſie heftig gegen mich aufgefahren. Hierauf habe ich den Meiſter zu Heilbronn um Rath gefragt, dieſer aber hat mir geſagt: ich ſolle nur die vier und zwanzigſte Stunde erwarten, von der Stunde an gerechnet, wo ich dieſes Weib dreymal um Gotteswillen mir zu helfen gebeten. Als jene Zeit ſich genaht, Vormittags 11 Uhr, hat mich plötzlich während meiner Arbeit ein Schlaf befallen, und als ich erwachte, war es mir, ich weiß nicht wie, wieder ganz wohl geworden und ich fand mich in natürlichen Zuſtand verſetzt.“

Jenes Weib gab folgendes an: „zu einer ungeraden Stunde, nämlich um 5 Uhr bin ich hinausgegangen und riß eine Handvoll Käspapeln aus. Dieſelbe wikelte ich in ein linnen Tüchlein und ſprach dabey: Thoma! Deine Friſchichkeit wikle ich da hinein, die ſoll darinnen bleiben, bis ichs wieder aufthue. Darauf ſchob ich's in meinem Hof unter einen Stein, und ſagte: deine Friſchichkeit muß vergehen, ſo lange bis ich komme und es wieder herausnehme. Des andern Tags kam Thomas und bat mich um Gotteswillen, ich ſolle ihm wieder helfen, wann ich ihm helfen könne. Ich hatte über die That von ſelbſt Reue empfunden, und habe deßwegen wieder die ungerade Stunde, nämlich die 11te erwartet, vorher ſah ich mich um, ob niemand um den Weg ſey und zog dann das Bündelein wieder unter dem Stein hervor, öffnete es, warf das Büſchlein hinweg, ſchlenkerte das Lümplein zurück und ſagte dabey: Friſchichkeit! gehe wieder zu Thoma hin in Gottesnamen, wo Du hergekommen biſt! Darauf gieng ich wieder in's Haus hinein, hob die Hand gen Himmel und ſprach: Gieb Du Kraft und Stärke, daß ſie wird hinkommen! und dieß iſt zur Stunde geſchehen, wo Thoma in Schlaf gefallen. Dieß hat mich mein verſtorbener Mann, der Schäfer, der ſich erhenkte, gelehrt.“ —

Auch in dieſer Geſchichte werden wir wieder an einige Erſcheinungen gemahnt, die uns der Magnetismus zeigt. Ich rechne dahin den Schlaf ſolcher Perſonen, der höchſt wahrſcheinlich ein magnetiſcher war, auch den Schlaf des Beſchwornen, in welchem ihm wieder das Verlohrne reſtituirt wurde, und das Wählen einer ungeraden Stunde zur Beſchwörung.

So ſagen auch mehrere alte Schriften über Magie: (z. E. Dr. Gockel Tractatus magico medicus u. ſ. w.) Etliche ſo man für Hexen hält, werden verzückt, auch aller Bewegung und Empfindlichkeit beraubt, daß ſie daliegen, als ob ſie ſteinhart und todt wären, und wann ſie hernach, gleichſam aus einem tiefen Schlaf, erwachen, und wieder zu ſich ſelbſt kommen, erzählen ſie allerhand wunderliche fabelhafte Sachen, als wenn ſie da und dort geweſen, und dieſe und jene abentheuerliche Sachen geſehen und verrichtet hätten.

Man wird durch die letztere Geſchichte auch an das Obi der Afrikaner erinnert. Nach Mosley's medical observations, wird das Obi zum Verhexen der Menſchen und um ſie an auszehrenden Krankheiten hinſterben zu laſſen, von Grabkoth, Haar, Hayzähnen, Blut, Wachsbildern, Vögelherzen, Mäuſelebern und gewiſſen Wurzeln und

Kräutern, die den Europäern jetzt unbekannt ſind, die aber die Alten zu gleichem Gebrauch wohl kannten, zubereitet. Gewiſſe Miſchungen von dieſen Gegenſtanden werden verbrannt oder ſehr tief in den Boden vergraben, oder im Kamin oder an der Seite des Hauſes oder in einem Garten aufgehangen oder unter die Schwelle des Hauſes deſſen, welcher dadurch leiden ſoll, gelegt, und zwar unter Beſchwörungen oder Verwünſchungen, entweder in Planetenſtunden, oder um Mitternacht unter den Aſpecten des Mondes. In dieſer wunderbaren Kenntniß übertreffen die Afrikaner bey weitem die Indier, welche letztere in Bereitung eigentlicher Gifte geſchickter ſind. Die Schlachtopfer dieſer abſcheulichen Kunſt unter den Negern in Weſtindien ſind zahlreicher, als man ſich wohl denken mag. Keine Menſchlichkeit des Herrn oder Geſchicklichkeit der Kunſt kann den Neger retten, der unter dem Einfluß des Obi ſteht; er ſtirbt, und zwar an einer Krankheit, von der man in der Arzneykunde nichts weiß.

(S. Morgenblatt Nro. 310. vom 27 Dec. 1822.)

Der Irrländer Buttler.

Im Jahr 1525 unter der Regierung Jakob des 1ſten lebte ein Irrländer Namens Buttler, der nicht nur durch einen auf geheimnißvolle Art ſich erworbenen Reichthum, ſondern auch durch ſeine wundervollen Kuren, die alle vermittelſt eines Steins geſchehen ſeyn ſollen, das höchſte Aufſehen erregte.

Man ſah ihn zuerſt in London bey einem gemeinen Mechaniker als Handlanger. Hierauf verſchwand er und erſchien nach einigen Jahren wieder als einer, der ſogleich eines der größten Häuſer der Hauptſtadt bildete. Seine Zimmer und Säle waren mit den reichſten Tapeten geſchmückt, Goldgefäße prangten auf Tiſchen vom ſeltenſten Holze, ſechs reichgeſchmückte Pferde zogen ſeinen, immer von einem Haufen Diener begleiteten Wagen, ſeine Tafel, mit den koſtbarſten Speiſen beſetzt, ſtund täglich für jeden offen, und er ſelbſt trat mit einem ſolchen Anſtande einher, daß man nicht anders glauben konnte, als er ſeye wirklich von Geburt aus von hohem Stande. Ja! als der Herzog von Buckingham eine Reiſe in's Ausland antrat, begab ſich derſelbe Buttler zu ihm und bot ihm einen Wechſelbrief an einen Kaufmann zu Amſterdam an, im Fall er im Auslande des Geldes bedürfe. Der Herzog, um nicht ungnädig zu ſcheinen, nahm den Brief als eine ihm übrigens unnütze Sache ſcherzend an, nicht wenig aber war er erſtaunt, als, da er ſich länger in Amſterdam verweilen mußte, ein berühmter Kaufmann im Namen Buttlers ihm die Aufwartung machte, und ihm auf deſſen Rechnung eine ungeheure Summe Geldes anbot. Da es der Menge verborgen blieb, auf welche Art Buttler zu ſolchen Reichthümern gekommen, da er bey großer Freygebigkeit ſeine wundervollen Kuren alle unentgeltlich verrichtete, und da er auch in der That ſehr oft in verſchloſſenen Zimmern chemiſchen Arbeiten oblag, ſo war natürlich, daß man ſeinen Reichthum der Alchemie zuſchrieb. Man ſagte: daß er nach ſeinem Verſchwinden aus London unter Seeräuber gerathen, die ihn an einen afrikaniſchen Fürſten, ein Beſitzer hoher chemiſcher Geheimniſſe, verkauften, von welchem er als Diener bey ſolchen Arbeiten gebraucht worden ſeye.

Bey dieſem nun habe er Gelegenheit gefunden, ſich einer Büchſe zu bemächtigen, die ein großes Geheimniß in ſich verſchloſſen, mit welchem er nach England entflohen. Andere machten aus: Buttler habe am Strande des Meeres zufällig ein von den Wellen ausgeworfenes Stück Ambra von ungemeiner Größe und Schönheit gefinden, und daſſelbe um eine ungeheure Summe in Amſterdam verwerthet. Dieſes ſchreibt ſelbſt der engliſche Geſchichtſchreiber Athur Wilſon. Um Buttler das Geheimniß abzulocken, trieb es viele, ſelbſt gelehrte, Männer an, Dienſte bey ihm zu nehmen. So verließ ein irrländiſcher Arzt Familie und Erwerbszweig, und wurde ſein Handlanger. Der nämliche klagte Buttler, der ihn als Lauſcher überraſcht und beynahe mit einem Meſſer verwundet hätte, als einen Falſchmünzer an. In der That wurde auch Buttler auf dieſe Anklage in's Gefängniß geworfen, und ſeine Werkſtätte gerichtlich unterſucht, allein man fand nicht das mindeſte Werkzeug, welches von Falſchmünzerey geſprochen hätte, hingegen fand man bey 40 Pfund reinen Geldes, welches gerichtlich jeder Probe unterworfen und als wahres Gold erfunden wurde, worauf Buttler ſogleich wieder auf freyen Fuß geſetzt wurde.

Mehr als durch ſeinen räthſelhaften Reichthum machte ſich Buttler durch die auffallendſten Kuren, die er alle vermittelſt eines Steines verrichtet haben ſoll, faſt weltberühmt.

Einem Arzte, der ihm beſonders darüber ſeine Verwunderung bezeugte, daß er mit dem nämlichen Mittel ſo verſchiedenartige Krankheiten heile, gab er die nicht unmerkwürdige Antwort: „Mein Lieber! ſo ihr es nicht dahin bringt, daß ihr mit einem und demſelben Mittel jede Krankheit heilet, ſo bleibet ihr Stümper auf immer.“

Athur Wilſon ſpricht von Buttlers Ende alſo: Buttler ſtund bey dem Herzog von Bukingham in beſonderer Gunſt und derſelbe ſchien eigentlich wie durch eine Nothwendigkeit an ihn gebunden zu ſeyn, allein, wie es zu geſchehen pflegt, auch dieß Verhältniß nahm ein Ende. Buttler zog von London, und wurde in einem gewiſſen Jeſuiter-Collegium das von dem Herzog eine Inſtruktion gehabt haben ſoll, ſehr freundlich aufgenommen. Als die Zeit ſich zum Schlafe zu legen kam, wurde Buttler von einer zahlreichen Begleitung der Väter in ein Zimmer geführt, welches mit prachtvollen Wandleuchtern und Tapeten auf's herrlichſte geziert war, und dem Gaſte gleichſam bezeugte, zu welcher Ehre ſeine Beherbergung gereiche. Unter großen Ehrfurchtsbezeugungen entfernten ſich die Väter, indem ſie Buttlern ein feyerliches, langes Lebewohl ſagten. Allein kaum daß der Unglückliche ſeinen Fuß weiter geſetzt, ſo öffnete ſich der Boden, den er betreten, und er ſtürzte in einen Abgrund, aus dem nach Jahren nur ſeine Gebeine hervorgezogen wurden.

An dieſes kann ſich anreihen, was **Paracelſus** (ſ. deſſen große Wundarzneykunſt) über die alten Magier ſagt und ihre Fähigkeit, die Wirkung der Geſtirne Steinen einzupflanzen:

„Es haben ſich auch etliche Künſte erfunden durch die erſte Aſtronomas, welche wunderbarliche Wirkung gezeigt haben durch die Kraft des Firmaments. Nun aber iſt dieſe Kunſt nach Ablebung der erſten Magos abgegangen und in Unwiſſenheit gekommen, daß alſo derſelbigen Kunſt gar nichts mehr bekannt iſt. Und war dieſe Kunſt himmliſcher Impreßion, alſo, daß man die himmliſche Wirkung, in einen leiblichen Leib brachte. Auch verſtunden ſie die Wirkung Steinen einzupflanzen, in die Steine, die man nennt Gamahi. Die Egypter hatten Steine, welcher ſie bey ihm getragen hat, denſelben haben ſie vor beſtimmten Krankheiten bewahrt. So wurden auch von den Magis Steine bereitet, welcher ſie getragen hat, dem iſt das Fieber vergangen, andere verfertigten ſie zu andern Krankheiten, auch zum Blutſtillen, Gicht, Fallen u. ſ. w. und zu ihren Zeiten ſind ſolche Künſte groß in Würden geweſen, dieweil aber alle Künſte ſophiſtiiret ſeyn worden, durch die erdichten und vermein-

ten Gelehrten, iſt des rechten Grunde
ſen vergeſſen worden, und das Lapp
an die ſtatt kommen. Dieſelbigen Steine
noch von den Alten an uns langen, ſind nimmerme
chen Kräften wie anfänglich: denn der Himmel i
einer andern Eigenſchaft denn zu derſelben Zeit
gen ſi von neuem ſollten gemacht werden. Es ſi
Bücher beſchrieben mit unnützen Sachen in der
Aſtronomy und andern natürlichen Dingen und
nem Grund noch Weisheit verſorget. Es wär aber
lich, daß ſolche Künſte mehr als Geſchwätz betrachtet
denn nicht allein, daß jene Magi in Steine ſolche
bracht haben, ſondern auch in die Wörter, in welch
tern ſolcher Kraft Wirkung vollendet iſt worden. E
ſchet aber der Menſch, der nichts kann und doch kön
ſolches Dinge, machet Kreutz und Seegen dazu un
dergleichen Lappenwerk, ſo, daß die, die Magiam
ſtanden haben, den Kreutzen, Beſchwörungen, d
gen, den Glauben gegeben, als ob durch dieſe
wirkt worden, das dem doch nicht ſo iſt, ſonder
Stein oder das Wort an ihm ſelbſt recht konſtellirt
nach der Kunſt die Influenz inprimirt geweſen, ſo iſt
dageweſen ohne allen Seegen, Beſchwörung und K

Es gibt viel ſolcher Stück, die wenn ſie getrag
den, große Wirkung zeigen und das alles a
der irdiſchen Kraft, ſondern es wird ihnen magi
Himmel eingegoſſen.

Solche Kräfte ſind aber nicht an einem jeglich
ſchen häuſlich, ſondern allein, wo die Vergleichun
gen und gefügt wird: denn nicht eine jegliche K
iſt vom Himmel, ſondern kann auch irdiſch ſeyn
nun irdiſche Krankheiten ſind, die n
irdiſche Arzney haben."

---

s Wiſ-
nwerk
er, die
er in ſol-
jetzt in
weßwe-
nd viele
Arzney,
nit kei-
gebühr-
ürden:
Kraft ge-
n Wör-
verfäl-
en will,
andere
icht ver-
m See-
ben ge-
iſt der
und ihm
ie Kraft
eutz.
n wer-
ßerhalb
ch vom
n Men-
geſun-
ankheit
„Wo
üſſen

Der blinde Melchior Lang.

In einem einſamen Waldhauſe, in der Gegend des in Würtemberg gelegenen Oertchens Gſchwend, lebte bis in das Jahr 1814 ein von früher Jugend an des Geſichts beraubter ſtiller, Gott ergebener Menſch, mit Namen Melchior Lang. Armer, gemeiner Landleute Kind war er am 26ten Juny 1743 zu Schlechtbach, nächſt Gſchwend, geboren, wo ſeine Mutter in der nur mit einzelnen Häuſern beſetzten Waldgegend ſich als Wehmutter gebrauchen ließ, der gemeinen Sage nach aber auch Beſitzerin uralter, anererbter, ärztlicher Geheimniſſe war, die ſie dem blinden Sohne, als dem hülfloſeſten ihrer Kinder, eröffnet hatte. Mit dieſer Mutter führte Lang bis in ſein ſieben und vierzigſtes Jahr einen gemeinſchaftlichen kleinen Haushalt, nach ihrem Tode aber, als er durch Ausübung ſeiner Kunſt, beſonders aber auch durch Bienenzucht und einen Harzhandel, ſich ſchon ein ziemliches Vermögen erworben hatte, wählte er eine ganz arme Perſon von faſt gleichem Alter und guten Sitten zur Gattin, erbaute an einem einſamen Waldſaume ein Haus, und lebte mit ihr darin ohne andere Hausgenoſſen, als einige Hausthiere.

Oft ſtund dieſes Haus Tage lang mit Geld und Gut menſchenleer, ohne im Mindeſten verſchloſſen zu ſeyn. Melchior ſagte: „es kann Niemand hinein!“ Leute vom Rheine und von der Donau ſuchten dieſes einſame Haus auf. Bey Manchem ſtand er im Rufe, daß er böſe Geiſter beſchwören, und ſie wohl dieſem oder jenem ſtrafend zuſenden könne: er aber ſagte nur: „meine Geiſter ſind gute Geiſter.“ Ruhmredigkeit oder ſonſtige Künſte des Marktſchreyers waren nicht ſeine Sache; ſelten, oder nur gezwungen, ſprach er von ſich. Einfach, voll innerer Klarheit, lebte er immer getroſt, ohne Klage.

Er war ungemein nüchtern; Waſſer und Milch war ſein einziger Trank. Sicher ſchritt er durch Wälder und Felder, indem er ſeinen Stab wie ein Fühlhorn vor ſich hinſtreckte. So machte er oft den weiten Weg aus ſeinem Walde zur Kirche. Bey'm Genuſſe des Abendmahls neigte er ſich mit beyden Knien.

Viel hielt er auf den Stand der Geſtirne, auf den Wechſel des Mondes, nach welchem er auch die Aufſuchung und Abpflückung gewiſſer Kräuter richtete, und Tage lang ſah man ihn in den Waldungen, Kräuter ſuchend, auf der Erde umherkriechen. Winters ſchnitzte er viele hunderttauſend Abſatzzwecke für die Schuſter. Er verſchrieb oder gab keine gewöhnlichen Arzneyen; was er gab, waren Amulete, die mit Kräutern gefüllt waren und an ſchwarzen Bändchen hiengen. Oft ſagte er den Gang einer Krankheit bis zur Heilung oder zum Tode voraus; überhaupt lag in ihm ein nicht zu verkennendes Ahnungsvermögen

Der Magnetismus ſagt uns: daß Amulete aus den Händen eines ſo nüchternen, der Natur ſo innig anheimgeſtellten Menſchen gewiß nicht ohne Wirkung blieben. Oftmals wurde er zu kranken Thieren geholt. Unter auch noch ſo wild ſich gebärdende Pferde kroch er ohne alle Furcht, betaſtete ſie an allen Theilen, ohne daß er je von einem beſchädigt wurde. Es geſchah einmal, daß eine krank darnieder gefallene Kuh, welche weder durch Schläge, noch durch Wendungen auf die Füße zu bringen war, auf eine leichte Berührung dieſes Blinden geſund ſich erhob.

Einen jungen, höchſt dürftigen Menſchen, der zum Soldaten ausgehoben und ohne alle Hülfe war, unterſtützte er, daß er mit völliger Ausrüſtung und frohen Muthes in's Feld ziehen konnte.

Nie war er krank geweſen, aber gegen Ende des Jahres 1814 litt er an Entkräftung, genoß auf ſein Verlangen das heilige Abendmahl, theilte noch ſelbſt ſeinen Verwandten, die er durch ſein ganzes Leben mit Geld und Gut unterſtützte, Geſchenke aus, und ſtarb wenige Stunden darauf, als ſeine Geſichtszüge ſich wieder verjüngt zu haben ſchienen, ruhig, feſt, 72 Jahre alt.

Der Prediger, der ihm zum letzten Male die heilige Hoſtie reichte, war auch ſein treuer, herzlicher Freund, deſſen frommen Reden er oft in Andacht gelauſcht, und der in ſeiner Nacht und Waldeinſamkeit ihm oft als ein freundliches Licht erſchien.

Im Jahre 1717 lebte zu Auſterlitz in Möhren ein Hirte. Von dieſem heißt es in mehreren Schriften aus derſelben Zeit: (ſ. E. Lemnius de occultis Naturae) er konnte faſt alle Krankheiten, beſonders die von Zauber entſtanden, mit den homunculis ex cera kuriren. Dr. Gockel erzählt in ſeinem tract. magi. med. von ihm: ich habe ihm zugeſehen, wie er einen Knaben von 14 Jahren, der an Händen und Füßen krumm und lahm geworden war, heilte. Er machte ein Bild von Wachs mit krummen Händen und Füßen, wie der krumme Knabe war, maß die Glieder an dem Bilde und dem Kranken, beräucherte dann das Bild mit gewiſſen Kräutern, und warf es in's Feuer. Ich kann mit Wahrheit ſagen, daß der Knabe in wenig Tagen darauf geſund wurde. Es hielt ſich dieſer Menſch immer im Walde auf, und wüßten unſere gelehrten Medici dieſe Kunſt — ſie blieben nicht im Walde, ſagt Dr. Gockel.

Merkwürdig iſt, daß man bey den verſchiedenſten Völkern ſolche magiſche Heilungen und Verzauberungen vermittelſt Wachsbilder, die man den Kranken, oder denen, welchen man Schaden zufügen wollte, gleichbildete und verbrannte, findet.

Merkwürdige fixe Idee eines Menſchen.

In Folge eines Briefes des Herrn Regierungsaſſeſſors Weſermann in Düſſeldorf in dem Archive für den thieriſchen Magnetismus, in welchem Herr Weſermann kund thut, daß er durch bloßes Wollen ſeine Gedankenbilder Schlafenden als Träume zuführen könne und ſie in einer Entfernung von neun Meilen träumen laſſe, was er wolle, läßt Jean Paul in ſeinem unvergleichlichen Humor, in Nr. 174 des Morgenblattes, einen Polizeydirektor Salbader einen Traumgeberorden befürchten, der dem Polizeydirektor ſich auch in fünf im Wirthshauſe der Hauptſtadt angekommenen Studenten, die ſich die fünf Vocale, Ah, Eh, Ih, Oh, Uh nennen, unumſtößlich kund thut.

Daß die Idee, als exiſtire eine Geſellſchaft, die von großen Entfernungen aus Menſchen durch magnetiſchen Einfluß zu quälen ſuche, wirklich ſchon einmal im Kopfe eines Menſchen Wurzel faßte, kann nachſtehende, auch in pſychologiſcher Hinſicht merkwürdige Geſchichte lehren.

Im Herbſte des Jahres 1818 erhielt ich von einem vaterländiſchen Buchhändler ein Schreiben, in dem er mir mittheilte: daß kürzlich ein junger von A. gekommener Kaufmann mit einem Manuſcripte bey ihm erſchienen ſey und ihn aufs dringendſte erſucht habe, dieſes Manuſcript nebſt einem Schreiben an den König der Niederlande, ſo bald als möglich zum Drucke zu beſorgen. Das Schreiben an den König enthalte eine Vorſtellung, wie zu A . . . . ſich eine Bande befinde, die durch magnetiſchen Einfluß, den ſie, in ein Zimmer eines gewiſſen Hauſes verſchloſſen, ausübe, Menſchen nach den größten Entfernungen hin und beſonders ihn, wo er nur gehe oder ſtehe, zu quälen ſuche. Er fordere in dieſem Schreiben den König, auch ſeiner eigenen hohen Perſon wegen, auf, dieſe Bande in Verhaft zu nehmen und eine Unterſuchungscommiſſion über ſie niederſetzen zu laſſen. Das Manuſcript enthalte eine Geſchichte der magnetiſchen Verfolgungen des Hrn. H., (ſo nannte ſich der junge Kaufmann) durch dieſe dämoniſche Verbrüderung zu A.... Der Herr Buchhändler erſuchte mich, das Manuſcript zu durchleſen und ihm über daſſelbe meine Anſichten mitzutheilen. Nach einigen Tagen erſchien der Verfaſſer ſelbſt bey mir. Herr H. war ein Mann gegen dreißig Jahre. Von Dingen, die außer dem Kreiſe ſeiner vermeinten magnetiſchen Verfolgungen lagen, ſprach er ganz vernünftig. Die Geſchichte dieſer aber, gab er alſo an:

Ich war Buchhalter eines angeſehenen Hauſes zu A. Jahre lang genoß ich der beſten Geſundheit, als ſich die äußerſt häßliche Schweſter eines jüdiſchen Commis meines Hauſes, die mir gegenüber wohnte, beifallen ließ, mich von dem Fenſter aus einigemal mit den Augen zu magnetiſiren. Dieſes häßliche Geſchöpf wollte mich dadurch zu einer Verbindung mit ihr zwingen, die ich ſtets mit Verachtung ausſchlug, mir aber dadurch die Feindſchaft ihrer ganzen Familie zuzog. Von nun an vereinigten ſich alle Glieder dieſer Familie, mich durch Magnetismus zu ermorden, was ſie ſonſt auch wohl ſchon Manchen gethan hatten.

Die Bande beſteht aus dem beſagten häßlichen Mädchen, ihrem jungen Bruder, einem alten Oheim und einer abſcheulichen alten Muhme. Wo ich gehe und ſtehe, fühle ich den mich verzehrenden magnetiſchen Einfluß dieſer gegen mich verſchworenen Bande.

Zuerſt übte die alte Muhme ihren Einfluß auf mich in einer Nacht aus, als ich ſchlafend im Bette lag. Da fühlte ich ganz genau, wie dieſes häßliche Geſchöpf mir das magnetiſche Fluidum von ihrem Hauſe aus auf die Herzhöhlen richtete, ich hörte, wie dieß Fluidum mit einem beſondern Tone in meine Herzhöhlen einſtrömte, und von da aus ein tödtendes Feuer durch alle meine Adern brannte. Seitdem iſt dieſer Bande auch nichts mehr verborgen, was ich thue. Leſe ich z. B. in der Stille einen Brief, und glaube von keinem Menſchen bemerkt zu ſeyn, ſo flüſtert eines aus dieſer Bande, während ich noch den Anfang leſe, mir ſchon das Ende des Briefes höhniſch lächelnd zu. Bin ich noch ſo beſchäftigt und zerſtreut, muß ich mitten in meinen Geſchäften aus den größten Entfernungen her ihre teufliſchen Schimpfreden gegen mich hören. Durch größere Entfernung dem Einfluß dieſer Bande wo möglich zu entgehen, begab ich mich von A.... nach London. Als ich auf der See ſchiffte, kam uns ein amerikaniſches Schiff entgegen. Wohl war beſtimmt auf dieſem Schiffe keines aus jener magnetiſirenden Bande, und dennoch rief mir vom Verdecke des Schiffes ſchon aus weiter Entfernung jener abſcheuliche Oheim, mit heller gellender Stimme, antwerpiſcher Mundart, die ſchrecklichſten Flüche und Schimpfreden zu. In London angekommen, miethete ich mich in das Zimmer eines von der größern Welt ſehr entlegenen Hauſes ein; aber dem Hauſe mich nähernd, rief mir ſchon die ſcheusliche alte Jüdin aus einem der Fenſter zu: „Ha! Ha! Ha! Da bin ich auch, H.! Du entgehſt unſerer Marter nicht!“

Ich war zu London in einem Conzerte, wo einer der größten Sänger Englands ſang. Er war gerade auf dem Punkte, das Höchſte ſeiner Kunſt zu entwickeln. Alle meine Gedanken waren nur auf ihn gerichtet, da rief auf einmal der alte jüdiſche Oheim nur mir vernehmlich in den Saal: „H.! ich bin auch hier! Hund! du kannſt uns nicht entgehen!!“

Als ich nun genau erprobt hatte, daß keine Entfernung mich von dem Einfluß dieſer magnetiſirenden Bande abſchnitt, kehrte ich von London gerade wieder nach A.... zurück, um bey der Polizey daſelbſt ernſtliche Klage gegen dieſen hölliſchen Verein zu führen; da begegnete mir als der erſte Menſch zu A.... jener junge Jude und ſagte: „So, H., kommſt du auch wieder?“ Da faßte ich ihn mit wüthendem Grimme und hätte ihn erdroſſelt, wäre nicht die Polizey dazwiſchen gekommen. Dieſe ergriff mich, und war doch ich der unglückſelig Verfolgte, und führte mich in ein Kloſter, wohin man Geiſteskranke zu bringen pflegt, und ich war doch ganz bey Sinnen. Da forderten mich Aerzte vor, befühlten mir den Puls, rieben mir Salben in den Kopf, behandelten mich wie einen Narren. Das war aber jener Bande Labung, ſie ſchrieen mir ſtündlich zu: „H.! ha! ha! ha! nun ſtirbſt du als ein Narr!“ Man führte mich in meine Heimath zurück. Der Arzt, der mich begleitete, ſagte zu mir: „Herr H., über die Grenze, das werden Sie fühlen, reicht der Einfluß jener magnetiſirenden Bande nicht.“ Aber, wehe! über die Grenze gekommen, rief mir der alte Oheim gellend zu: „Ha! ha! ha! ha! da ſind wir auch!“ und richtete die alte ſcheusliche Muhme das magnetiſche Feuer immer ſtärker auf mein Herz: denn je mehr ich ſchwinde und veralte, je ſtärker und jünger wird dieſe teufliſche Alte. Hören Sie's?! — Da ſchreit ſo eben der alte Jud': „H.! Du biſt bey Dr. Kerner, Du meinſt, dieſer könne Dir helfen, Hund! Du betrügſt Dich! Wir martern Dich fort!“ Ich verſicherte den Unglücklichen, daß ich keine fremde Stimme vernommen. Da ſagte er: Das iſt eben das Schreckliche, daß dieſe Bande, nur mir allein bemerklich, dieſen hölliſchen Einfluß auf mich ausübt; dadurch glaubt mir's kein Menſch, und ich muß in Aller Augen ein Narr ſeyn. Oft machen ſie mir durch ihren infernaliſchen Einfluß von A.... aus die Füße ſo dick, wie Wollenſäcke, aber im Augenblicke, wo ich Andern dieſe Mißhandlung zeigen will, ziehen ſie dieſelben wieder zurück, die Geſchwulſt iſt verſchwunden und jeder ſagt: „Ihre Füße ſind ganz natürlich, das war von Ihnen nur Einbildung!“

Oft ſetzen ſie mir von A.... aus Läuſe von allen Farben auf den Kopf, will ich ſie aber verweiſen, flugs ſind ſie wieder weg! — Ich ging in meine Heimath zu meinem Beichtvater, der von Jugend auf väterliche Sorge für mich getragen, ihm mit aller Zerknirſchung meinen beklagenswerthen Zuſtand zu beſchreiben. — was geſchah? Kaum ins Zimmer getreten, fing dieſe ſcheusliche magneſirende Bande zu A.... an, an allen meinen Geſichtsmuskeln auf die Art zu manipuliren, daß ſie beſtändig die Bewegung von Lachenden machten, ich nun beſtändig auf's abſcheulichſte lachte, kein ernſtes Wort hervorbringen konnte, und mein Beichtvater mich für wahnſinnig halten mußte. Ich ließ mich bey dem Hrn. Miniſter v. B. melden, willens, ihm mit allem Nachdruck vorzuſtellen, welchen traurigen Einfluß eine ſolche aus der Ferne magnetiſirende Bande auf Monarchen und Miniſter, und beſonders auf die Bundesverſammlung zu Frankfurt ausüben könne; ich wollte in ihn dringen, dieſe gefährliche Erſcheinung Sr. Majeſtät zu entdecken, und die Veranſtaltung zu treffen, daß dieſer Bande auf diplomatiſchem Wege ihr Handwerk niedergelegt und ſie zur härteſten Beſtrafung gezogen würde, aber als ich mich Sr. Excellenz nahte, was geſchah? Dieſe infernaliſche Bande zu A.... fieng alsbald alle meine Geſichtsmuskeln nun auf die Art zu manipuliren an, daß ſie beſtändig die Bewegung eines Weinenden machten, ich in ein abſcheuliches Geheul ausbrach, kein Wort hervorbringen konnte, und mich Se. Excellenz für einen Narren halten mußte. Ich bitte Sie nun, fuhr er fort, nicht um ärztliche Hülfe, denn was würde dieſe nützen, ſo lange dieſe ſataniſche Verbrüderung in A.... noch im Stande iſt, ihren mich verzehrenden magnetiſchen Einfluß auf mich auszuüben? ſondern ich bitte Sie inſtändig, mir zur öffentlichen Bekanntmachung meiner Verfolgungen zu verhelfen, auf daß alle polizeylichen Behörden in Bälde auf die Exiſtenz dieſer ſo höchſt gefährlichen Bande, die ſicher noch in andern Ländern verbreitete magnetiſirende Unterbanden hat, aufmerkſam gemacht und ſolchem Frevel mit Macht Einhalt gethan werde. —

Alle meine Verſuche, ihm vor Augen zu legen: daß er die körperlichen Leiden, die er etwa fühle, wohl mit Unrecht einem magnetiſchen Einfluſſe von A.... aus zuſchreibe, daß jene Bande nur in ſeiner Einbildung beſtehe, waren vergebens, er brach in die bitterſten Klagen und Thränen über ſolche Erklärungen aus, die man ihm immer, ſtatt ihm thätige Hülfe gegen jene teufliſche Bande zu leiſten, verſage. Ich war gezwungen, in ſeine krankhaften Phantaſien einzugehen und ihm ein Empfehlungsſchreiben an einen Bekannten am Bundestage, das er aufs dringendſte von mir begehrte, zuzuſagen. Nur ſo ſchied er beruhigt von mir. Später ſoll Herr H. wirklich den Weg nach Frankfurt angetreten haben.

Nachſchrift nach vier Jahren.

Daß Herr H. ſich leider noch in gleichem krankhaften Zuſtande befindet, davon zeugen nachſtehende Auszüge aus zwey Schreiben, die ich von ihm von Heidelberg aus vor Kurzem erhielt.

H. den 19. Sept. 1822.

— — — ich werde von dieſer Bande von Antwerpen aus ſehr frühe, ſchon um zwey Uhr, geweckt und dann wird mein Körper eine Art von Lärmbeutel, worin gewühlt und gelärmt wird. Herr Hofrath Schelver hat mir eiſerne Stäbe verordnet, an denen ich durch Reiben, wenn ich recht heftig reibe, das Feuer herausreiben kann. Es geht heraus, aber reibe ich mit der rechten Hand, ſo klopfen und brennen die Magnetiſeurs links, und wenn ich in dreißig Minuten fünfzehnmal reibe, ſo bringen ſie mir das Feuer immer wieder ebenſo reichlich hinein. Ebenſo empfahl mir Herr Hofrath Schelver, mich an Eichbäumen, Citronen-, Kirſchen- und Nußbäumen zu halten und dieſelben zu beſtreichen; dieß lindert, aber wer kann Tag und Nacht ſtreichen und reiben? Daß man in die Ferne magnetiſiren kann, dafür iſt mir das ein Beweis, daß Herr Hofrath Schelver, auf meine Klage, daß es ſo lange mit meiner Geneſung anſtehe, ſagte: „Sie werden von meinen Kranken am meiſten ausgefegt.“ Und da ich klagte, ich ſey des Abends um ſieben Uhr ſchon ſchläfrig, ſagte er: „Um dieſe Zeit mache ich meine Patienten ſchlafend.“ —

In meiner Vaterſtadt iſt ein Sauerbronnen, den ich von Jugend auf trank. Es iſt möglich, daß dieſer Eiſentrank meinen Körper für dieß Antwerpner Fluidum ſo empfänglich machte. (!!!)

H. den 12. Oct. 1822.

— — — Dieſe hölliſche magnetiſche Bande macht mir von Antwerpen aus ſehr oft den Gluckſer. Dieß geht ſo zu: Es wirbelt vom Bauche an hinauf nach der Kehle in immer kleineren Ringen, und ſpitzt ſich gleichſam dahin, wo es den Reiz hervorbringt; ſo gluckste ich ſchon halbe Tage. Dieß iſt aber durchaus ein anderes Gluckſen als Erzähler von natürlichem Gluckſen gluckſen und wollen dieſe Gluckſerzähler auch mein Gluckſen nicht für Antwerpner Gluckſen gelten laſſen, ſo gluckſe ich doch einen anderen Gluckſer als alle ſonſtige Gluckſer, das bleibt richtig! — (!!!)

Herr H. iſt von ſeiner fixen Idee wohl nicht zu heilen und iſt höchſt unglücklich. Die magnetiſche Behandlung, die man in Heidelberg mit ihm vornahm, ſcheint ihn gerade noch mehr in ſeinem krankhaften Glauben beſtärkt zu haben.

Pſychiſcher Zuſtand eines Taubſtummen.

Zu Hößlenſulz im Oberamt Weinsberg erzeugte ein Weingärtner zehn Kinder, von denen die fünf erſtgebornen alle mit guten Sinnen begabt, die fünf letztgebornen aber alle taubſtumm ſind. Vater und Mutter hatten immer Gehör und Sprache, und auch weiter zurück in ihrer Familie weiß man von keinem Taubſtummen. Das älteſte dieſer Unglücklichen, ein Knabe, hat nun etliche zwanzig Jahr erreicht, und dieſer zeichnet ſich vor allen ſeinen Geſchwiſtern, (die übrigens auch, wie er, ohne allen Unterricht blieben) durch Thierheit aus. Er iſt durchaus nicht Cretin, ſondern hat mechaniſche Fähigkeiten und Körperkraft, aber ein höheres, ein ſittliches Gefühl iſt in ihm noch nie erwacht, und man iſt in Verlegenheit, ob man ihn über oder unter ein Thier, wie z. B. der Biber iſt, ſetzen ſoll. — In dem kleinen Hauſe, das ſeine Mutter mit den andern taubſtummen Geſchwiſtern bewohnte, (der Vater ſtarb) befand er ſich, vorzüglich ſeit dem Tode des Vaters, immer auf der Bühne, und hatte ſich da mit Bretern, Steinen, Heu u. ſ. w. verſchanzt, und mit einem Strohmeſſer, einer Heugabel und Prügeln bewaffnet. Seine Wuth und Rache kennend, (früher hatte er einem Bauer aus Rache mehrere hundert Rebſtöcke im Weinberge vom Boden weggeſchnitten) wagte ſich Niemand an ihn, und ganz ruhig lebte er in ſeinem Baue. Nur nach Mitternacht, wenn er ringsum kein Licht mehr erblickte, ſchlich er aus ſeiner Verſchanzung heraus in die untere Stube. Da mußte an einem beſtimmten Platze für ihn das Eſſen in weiter Schüſſel bereit ſtehen, das er dann haſtig verſchlang. Fand er es nicht ſogleich vor, oder war es nicht nach ſeinem Geſchmacke, ſo überfiel er jedesmal die Mutter im Bette, und mißhandelte ſie durch

Schläge und Würgen, dann ging er wieder brüllend in ſeine Verſchanzung.

Da die arme Mutter dieſe Mißhandlungen immer öfter erleiden mußte, und von dem Halbmenſchen endlich ermordet zu werden befürchtete, beſprach ſie ſich über ihre Lage mit dem Ortsvorſteher, und man kam ſich ſeiner zu bemächtigen überein. Ihn in ſeiner Verſchanzung geradezu anzugreifen, dazu hatte der ganze Ort nicht den Muth, Landleute ſchreiben ſolchen Geſchöpfen auch übernatürliche Kräfte zu.

Man entſchloß ſich, ihn dann zu fangen, wenn er ſeine Verſchanzung verlaſſen und ſich in der untern Stube über ſeinem Fraße unbewaffnet befinde. Vier Männer erwarteten hinter dem Bette der Mutter verſteckt die Mitternacht bey gelöſchten Lichtern. Als da der Taubſtumme aus ſeiner Verſchanzung zum gewohnten Fraße kam, überfielen ſie ihn auf einmal mit Macht, warfen ihn nieder und feſſelten ihn mit einer Kette. Einen Tag lang erhielt er ſich in dieſer gefeſſelten Lage ruhig, in der andern Nacht aber gelang ihm auf eine unbegreifliche Weiſe, der Feſſeln los zu werden, — die Feſſeln lagen da, — er aber war verſchwunden. Man ſtreifte rings nach ihm, er war nicht zu finden. Nach und nach bemerkte hie und da einer der Dorfbewohner, daß ihm nächtlich aus der Tiſchlade Brod, aus der Küche Speck, aus der Scheune Strohmeſſer, Säcke, Nägel u. ſ. w. entwendet werden; Einer hatte Verdacht auf den Andern, — an den entlaufenen Taubſtummen dachte keiner. Mehrere Wochen verſtrichen, endlich kam einer der Dorfbewohner in den entlegenſten Theil des benachbarten Waldes, und ſtand da auf einmal vor einer runden, ſehr zierlich aus Tannenreiſern errichteten Hütte, ringsum mit einem Altan, und als er dieſen künſtlichen Bau mit vieler Verwunderung betrachtete, fuhr der bekannte Taubſtumme, mit einem Strohmeſſer bewaffnet, brüllend und geifernd aus ihr heraus, und von Todesangſt ergriffen, lief der Bauer nach dem Dorfe zurück. Nach einigen Stunden kehrte der Bauer in Begleitung mehrerer in den Wald zurück, aber als ſie auf die Stelle kamen, wo er die Hütte gefunden, war dieſe niedergeriſſen und der Taubſtumme durch den ganzen Wald nicht mehr zu finden.

Eine Woche nachher geſchah es, daß mehrere Landleute von einem etliche Stunden von Hößlenſulz entfernten Dorfe, ebenfalls in einen ſehr entlegenen Theil eines benachbarten Waldes kamen, da ſtunden ſie auf einmal auch vor einer runden, ſehr zierlich aus Tannenreiſern errichteten Hütte, ringsum mit einem Altan, der aber erſt halb vollendet war, und als ſie dieſen Bau mit Verwunderung betrachteten, fuhr der Taubſtumme, der ihnen aus frühern Zeiten wohl bekannt war, mit ſeinem Strohmeſſer heraus, ſie aber bemächtigten ſich ſeiner und brachten ihn zu ihrem Ortsvorſteher, der ihn wohl verwahrt in die Oberamtsſtadt ſandte.

Alles was ſich in ſeiner Hütte vorfand, mußte er gezwungen mit ſich tragen. Man fand hier eine ungeheure Anzahl Brode, Strohmeſſer, Bohrer, Nägel u. ſ. w., die er ſich, nächtlich ins Dorf ſchleichend, in den ihm bekannten Wohnungen geholt hatte. Die arme Mutter war inzwiſchen geſtorben und auch eines der taubſtummen Geſchwiſter. Es wird, ſo viel die Umſtände es erlauben, Sorge für ihn getragen *).

---

*) In Lettres sur la Suisse, écrit en 1820 par Raoul Rochette. Paris 1822. heißt es: „es iſt bemerkungswerth, daß die Zahl der Taubſtummen und Cretinen in den Zehnten Saint-Maurice, Montey und Martigny ſich vermindert hat, ſeit dem Augenblicke, daß dieſe zehntfrey geworden.“ Meiner ſchon vor Jahren geſchriebenen Schrift: Neue Beobachtungen über Vergiftungen durch verdorbene Würſte u. ſ. w. findet ſich ein Aufſatz über Cretinismus beygefügt, in dem ich

Auszug aus den Inquiſitionsakten einer Kindsmörderin zu Heilbronn vom Jahre 1722.

Durch Buhlerkünſte eines ſchlechten Mannes verführt, ſehen wir in dieſer Geſchichte, ein an ſich gewiß braves Mädchen, in Fall gerathen und im Augenblicke höchſter Scham und Verzweiflung, einen mit den ſchauderhafteſten Umſtänden begleiteten Kindsmord begehen.

Wir fühlen mit ihr die Angſt der Kreatur in der Stunde, wo Verzweiflung alle andere Gefühle in ihr erſtickt, und wo, als ſie ſich zum Gebete wenden will, der finſtere Geiſt ihr immer ins Ohr ſagt: „bete nur nicht! es hilft nichts! du biſt doch verdammt!“

Gewiß aber wäre in ihr die Stimme der Natur noch erwacht und hätte den Sieg davon getragen, *hätte ſie nur das Kind geſehen*; aber mit abgewandtem Geſichte, um es nur nicht zu ſehen, warf ſie, unſeelig, die ſchwarze Schürze über daſſelbe und verübte ſo an dem Verborgenen den Mord. Die blutige That war nun geſchehen, und von ihr zu der andern ihr der finſtere Gang eröffnet.

Aber es bedurfte nur einer geringen Veranlaſſung, die Stimme der Natur, das Gewiſſen, in ihr zu erwecken, es war das Schreyen eines Vogels in der Nacht. „Darauf (ſagte ſie) iſt es mir wie ein Stein aufs Herz gefallen und ich habe gedacht und zu mir ſelbſt geſagt: Siehe!

---

die Vermuthung äußerte, es würde auch jetzt noch den Königen *die alte Kraft, Kröpfe zu heilen*, anhängen, wollten ſie nur die Kraft, die darin beſtehe, die Unterthanen von den Feudallaſten zu befreyen, anwenden u. ſ. w. Herr Rochette iſt ein franzöſiſcher Ultra, und es freut mich, daß ein *ſolcher*, was ich nur vermuthete, wirklich beſtätigt findet.

du haſt das gethan! wenn du darüber ſtürbeſt, wo würde wohl deine Seele hinfahren? Und über ſolchen Gedanken wurde mir die Welt zu enge und hab' weder ruhen noch raſten können, bis ich meine Sünde offenbaret und mein Herz meinen Eltern und der hohen Obrigkeit ausgeſchüttet." Man ſieht aus dieſer Geſchichte ſo klar, wie auch das Schrecklichſte ſo leicht über den Menſchen, bleibt er nur einmal nicht wach und erſtarkt, ergehen kann. Auch in juriſtiſcher Hinſicht gewährt dieſe Geſchichte einiges Intereſſe.

Welch römisch-juriſtiſcher Unſinn! „— — — ihr abgeſchlagenes Haupt ſoll auf einen Pfahl geſteckt, an dem Körper aber die Poena Culei vollzogen werden; daß nämlich der Leichnam in eine Viehhaut mit Zugeſellung eines lebendigen Hundes, eines Hahns, einer Schlange und einer Katze, (ſtatt eines Affens) eingenäht und in den Fluß geworfen werde."

Wie ſcheuslich der Heilbronner Stockjuriſt! „Ich flehe das ſtrengrichterliche Amt rechtlich an, der Inquiſitin die rechte Hand abzuhauen, ſie mit glühenden Zangen zu pfetzen und darauf mit dem Schwerte vom Leben zum Tode zu richten."

Es iſt merkwürdig, wie ſich gegen dieſe Ausſprüche römiſcher Juriſten die geſunde Volksſtimme in dieſer Geſchichte (als ein eigentliches Geſchworengericht) hören ließ.

„Den 7. Januar (heißt es in den Akten) erſchienen viele Bürger, ſelbſt Mädchen und Kinder, vor ſitzendem Rath und trugen demüthig vor: ſie hätten gehört, die unglückliche Inquiſitin ſolle mit dem Schwerte gerichtet, darauf aber ihr Körper aufs Rad geflochten und der Kopf auf einen Pfahl geſteckt werden. Nun erkennten ſie zwar wohl, daß freylich ihr Verbrechen nach den Rechten den Tod verdienen möge, daß aber ihr Kopf auf einen Pfahl geſteckt und ihr Körper aufs Rad geflechten würde, ſolches hofften ſie, könnte durch richterliche Gnade gemildert und ihr geſchenkt werden und bäten hierum unterthänig. Ferner flehten ſie auch darum: ſie doch ungebunden an die Richtſtätte zu führen, damit ſie (nach ihrem eigenen ſehnlichen Wunſch und Bitten) die Hände beſſer zum Himmel aufheben und frey beten könne!" Ehrſam betrug ſich in dieſer Geſchichte der Heilbronner Senat. Daß er das Mädchen zum Tode verdammte, war natürlich. Was wäre ihr auch ein ferneres Leben geweſen, ihr, die das Schreckliche ihrer That ſo ſehr fühlte? Der Senat erleichterte ihr aber ihren Todesgang und ließ ihren Prozeß nur wenige Wochen dauern, ohngeachtet in den Aktenſtücken, die aber dennoch nur etliche Bogen füllen, alles klar und vollſtändig gegeben iſt. Jetzt nach einem Jahrhundert würde der gleiche Proceß, ſo einfach er auch bey einem ſo reinen Geſtändniſſe war, dennoch länger dauern und auch wohl mehr Papier mit weniger Klarheit füllen. Menſchlich war es auch von dem Senate, dem verzweifelnden Mädchen zwei Bürgersfrauen zum Troſte mit ins Gefängniß zu geben. Die Geſchichte iſt mit den Worten der Aktenſtücke denſelben ganz getreu und nur auszugsweiſe gegeben. Den Auszug ſelbſt fand man ſchon unter den Akten vor, und wahrſcheinlich war er zu öffentlicher Bekanntmachung beſtimmt. Zufällig erhielt ich ihn gerade an dem Tage, an dem es hundert Jahre waren, daß das Mädchen zu Heilbronn hingerichtet wurde.

Johann Eſaias von Rühle trägt, als Amtsburgermeiſter, an einem außerordentlich angeſagten Rathstag, Montags den 19. November 1722, vor:

Geſtern Abends um 6 Uhr, ſey Ludw. Harold zu ihm gekommen, und habe ihm Namens Chriſtian Vetters, Wagners, mit vieler Wehmuth die traurige Anzeige gemacht, daß des Vetters älteſte Tochter vor einigen Wochen ein heimlich gebohrnes Kind jämmerlich und gewaltſam erſchlagen, und ſolches den Schweinen vorgeworfen. Ihr Gewiſſen habe ſie nicht ruhen laſſen; freiwillig gebe ſie ſich an, und überlaſſe ſich der Obrigkeit, Recht über ſie zu ſprechen. Der Vater zu dem getödteten Kind ſey Heinrich Sprinn, Schwerdfeger allhier. Er, Amtsburgermeiſter, habe dieſen ſogleich geſtern noch in Verhaft nehmen laſſen, des Vetters Tochter aber durch eine Wache mit Hausarreſt belegt ꝛc.

Auf dieſen Vortrag wurde eine Rathscommiſſion ernannt, die Vetterin unverzüglich heraufzufordern, und zu Protokoll zu vernehmen.

Auszug aus dieſem peinlichen Verhör.

In Gegenwart des Syndicus und zweier Rathsherrn.

Nach vorausgeſchikter nachdrücklicher Vorſtellung der gerechten Gerichte Gottes und Verwarnung, die Wahrheit auch nicht im kleinſten Theil zu verheimlichen, wurde ſie, wie folgt, gefragt:

Wie ſie heiße?

Anna Maria Vetterin, Chriſtian Vetters, Bürgers und Wagners, Tochter.

Wie alt? und ob ſie verheratheut ſey?

Sie ſey 24 Jahr alt und nicht verheurathet!

Ob ſie wiſſe, warum ſie durch die Wache aufs Rathhaus geführt worden?

Ja, ich weiß es! Damit ich mein Herz vor denen Herrn ausſchütte. Und ich will auch alles ſagen, Gott und der Obrigkeit zu Ehren, alles mit Freuden, was ich auf dem Herzen habe.

Was ſie denn auf dem Herzen habe?

Ach, ich arme Sünderin, hab' eine Todſünde begangen. (Sie faltet und ringt die Hände.) Ich hab' eine arme Seel ums Leben gebracht! Vor fünf Wochen, Nachts um 6 Uhr, an einem Donnerſtag, hab' ich, ohne Wiſſen und Willen eines einzigen Menſchen, ein neugebohrnes Kind getödtet; weiß aber nicht, ob es ein Büblein oder Mägdlein geweſen. So bald nämlich das Kind von mir gebohren, hab' ichs, ohne es anzuſehen, in einen Schurz gethan und zuſammen gewickelt, und ſtehend vier oder fünfmal an die Wand geſchlagen, darauf in ein Hemd gewickelt, und ſelbige Nacht über in ein neues Bett gelegt. Den andern Tag hab' ichs mitſammt dem Hemd ins Haus hinunter getragen und aus dem Hemd heraus einer Schweinsmutter in den Trog geſchüttet, und geſehen, daß ſie's gefreſſen. Ich bin zwar etwas vom Stall weggangen, hab' aber wieder nachgeſehen, und nichts mehr gefunden. Die Jungen ſind im Hof herum geloffen, und nicht im Stall geweſen, wie die Tauſch das Kind gefreſſen.

Ob ſie wirklich um die genannte Zeit ein Kind gebohren?

Ja, vor fünf Wochen, Abends um 6 Uhr.

Wer Vater zu dieſem Kind geweſen?

Heinr. Sprinn, der Schwerdtfeger, der habe ſie verführt.

Wann und wo er ſie verführt?

In dem neuen Hauſe, das ihr Vater erſt vor einiger Zeit erkauft, Abends 6 Uhr. Die Chorſchüler ſeyen eben mit dem Stern herumgegangen und hätten geſungen.

Ob er auch ſchon lang vorher vertraut mit ihr bekannt geweſen?

Als einen Nachbar habe ſie ihn freilich ſchon von mehrern Jahren her gekannt. Aber erſt ſeit zwey Jahren hab' er ſie verführt. Das erſtemal hab' er aus ſeinem Küchenladen in ihres Vaters Hausöhrn ihr herüber gerufen, und geſagt: er wolle zu ihr kommen, wenn ſie zu Hauß bliebe und allein daheim ſey, und wie ſie geſagt: ſie ſey allein daheim, hab' er ſogleich ſich eingefunden, und ſie gefragt: was ſie mache? wie's ihr gehe? . . . . .

Ob dann niemand von ihrem Umgang Verdacht bekommen?

Nein, weder ihr Vater noch ihre Mutter, noch ſonſt jemand. Sprinn ſey oben aus ſeinem Hauß heraus auf die Dachrinne, und drauf durchs Obdach auf ihren Boden eingeſtiegen.

Ob ſie ſich ihm dann ſo gutwillig übergeben?

Er hab' ihr Weeg und Steg verſtellt (Weint und jammert ſehr: Sie geb's ihm auf ſeine Seel und Seeligkeit!) Fährt weiter von freyem fort: Sprinn hab' ſie heurathen wollen ſchon vor zwey Jahren, und ihr Wille und Gedanke ſey auch dahin geſtanden, und hab' ſie es ihren Eltern zu geſchickter Zeit damals vorgetragen; die hätten's aber nicht leiden wollen, und ihr zur Antwort geben: „es ſey noch wohl Zeit mit ihr." Das hab' ſie Sprinnen wieder erzählt; daher er gar nicht um ſie angehalten, ſondern ſeine jetzige Frau zur Ehe genommen habe! Wenn's doch nur ihre Eltern gelitten hätten!

Da Sprinn verheurathet, ob ſie dann nicht gewußt, wie hoch der Ehebruch verboten ſey?

Freilich hab' ſie es gewußt, noch von der Schule her, und aus Gottes Wort, zu dem ſie ihre Eltern immer angehalten..... Aber Jugend und Fleiſch und Blut hab' ſie eben verführt! Sprinn ſey ein ſo ſchöner Mann, und immer ſo aufgeräumt geweſen, und hab' einem ſo ſchön thun können!

Warum ſie ihr Kind umgebracht?

Damit es verſchwiegen bliebe, daß ſie eins gehabt habe!

Ob ſie dabey bleibe, daß niemand darum gewußt?

Keine Seele!

Sie ſolle näher erzählen, wie und welcher Geſtalt ſie niedergekommen?

Des Abends um ſechs Uhr ſey ſie mit ihrem Gebetbuch in die obere Stube, wo alle ihre Sachen wären, gegangen, und habe beten wollen; und habe ſich vor Tiefſinn nicht mehr zu faſſen gewußt. Hab' auch im Hin- und Hergehn ein Bußgebet zu beten verſucht; es ſey ihr aber nicht anders geweſen, wann ſie gebetet, als ob ihr jemand ins Ohr ſagte: „Bet nur nicht, es hilft nichts! Du biſt doch verdammt!“ Darauf hab' ſie die Wehen bekommen, ſich unten an die Bettlade hingemacht, und in einer halben Stunde das Kind gebohren. Es ſey kaum noch etwas wenig Tag geweſen, recht in der Dämmerung.

Ob ſie's dann geſehen, daß ſie ein Kind gebohren?

Ich hätt's freilich noch ſehen können, aber ich hab's nicht ſehen mögen! Wie es auf den Boden gefallen, hat es einen Schrey gethan. Darnach hab' ich gleich meinen Schurz drüber hingeworfen, und es drein gewickelt; hab' aber das Geſicht weggewendet, und es aus Erbarmen nicht anſehen mögen! — Ach! ich bin eine große Sünderin! Gott ſey meiner armen Seele gnädig! (Dieſe Worte wiederholte ſie öfters mit Schluchzen und Händeringen.)

Wegen Späte der Zeit, wurde die Commiſſion vor dießmal beendiget, und die Inquiſitin in das Verhaftſtüblein unten im Rathhaus gebracht, auch ihr, auf flehentliche Vorbitte ihrer Eltern, weil ſie in eine verzweiflungsvolle Melankolie verſunken zu ſeyn ſchien, zwey Bürgersfrauen die Nacht über ins Gefängniß zugegeben.

Protokoll vom 13. November.

Der Stadtwachtmeiſter Leucht zeigt an, die gefänglich ſitzende Kindsmörderin habe gegen ihn geäußert: „Sie habe noch was auf ihrem Herzen, das ſie ihrer Obrigkeit offenbaren wolle:“ ſie wurde daher vorgefordert, und befragt: „worin ſolches beſtehe?“

Sie müſſe ihre neuliche Ausſage näher und der Wahrheit gemäßer angeben: Wie ſie das Kind, wie gedacht, des andern Tags nach ihrer Niederkunft in den Schweinstrog geſchüttet, ſey ſie davon weggegangen; über eine kleine Weile darauf habe ſie nachgeſehen, und gefunden, daß das Köpflein und noch etwas von dem Leiblein des Kindes übrig geblieben ſey: dieſes habe ſie herausgenommen, mit einer Axt zerhauen, und den andern zwei zur Maſtung eingeſtellten Schweinen hingegeben, die es auch ganz verzehrt, wie ſie dann mit Fleiß darnach geſehen und gar nichts mehr davon wahrnehmen können.

Wo ſie das Köpflein und etwas vom Leib des Kindes zerhauen?

Gleich bey des Mutterſchweins Stall auf dem Boden, und habe es Blut gegeben, man ſeh's aber nicht mehr, weil es ſchon lange ſeither ſey.

Ob es bey Tag oder bey Nacht geſchehen?

Des andern Tags um zwey Uhr Nachmittags, es ſey kein Menſch zu Hauß geweſen.

Wo ſie das Kind ſelbigen Abend, als ſie es gebohren, an die Wand hin geſchlagen?

Bey der Kammerthür linker Hand, an den Pfoſten.

Ob das Hemd, in das ſie das Kind gewickelt, blutig geworden?

Habe kein Tröpflein Blut darin gefunden: wohl aber in dem ſchwarzgefärbten Schurz, in das ſie das Kindlein zuerſt gewickelt, und in welchem ſie es todtgeſchlagen habe!

. . . . Der allmächtige Gott möge ihrer armen Seele gnädig ſeyn!

Wurde hierauf in Verhaft zurück geführt.

Fortſetzung des Protokolls. Nachmittags.

Hochobrigkeitlichem Auftrag gemäß verfügten ſich die zur peinlichen Inquiſition verordnete Herrn nach zwey Uhr in das Haus Chriſtian Vetters, als des Vaters der Inquiſitin, ließen ſich die obere Stube zeigen, in der dieſe geſchlafen, und ihrer Ausſage nach, das Kind umgebracht hatte, traten in ſolche und erſahen darin noch folgende übrige Merkmale der verübten Mordthat.

Zwiſchen zwey Bettladen, linker Hand beym Eintritt, fand ſich ſogleich eine große, wohl erſichtliche, aufgewaſchene Lache von Blut auf dem Stubenboden. An dem Thürpfoſten der Kammerthür, an dem das Kind erſchlagen worden, wollte ſich anfangs keine Spur, wegen der dunkeln Farbe des braunen Holzes, erſehen laſſen: nach Eröffnung der Kammerthür bemerkte man aber auf einmal einige ſchwarzrothe Flecken, und darauf den Fluß des Blutes abwärts ganz deutlich. Noch klarer zeigten ſich an der weißen Wand, eine Spanne vom Pfoſten weg, zwey große länglichte Tropfen Blutes, die nicht herabzu, ſondern etwas querhin ſich neigten, daß man wohl ſahe, ſie müßten von dem Pfoſten her quer hinüber geſpritzt ſeyn. Nicht minder bemerkte man an der Thürſchwelle, daß viel Blut müſſe aufgewaſchen ſeyn.

Da aber doch über dieß die Gegenwart der verhafteten Vetterin ſelbſt nothwendig geſchienen, um einige Umſtände vollends ganz aufzuklären, ſo wurde ſie, nach eingeholter hoher Verwilligung des regierenden Herrn Burgermeiſters, ſogleich von dem Rathhaus durch die Wache in ihres Vaters Hauß geführt, und darauf, als ſie in die obere Stube zu den Herrn der Commiſſion getreten, befehliget:

Sie ſolle nun zeigen wo ſie ihr Kind an den Pfoſten, geſchlagen, und wie ſie es umgebracht habe!

Worauf dieſelbe ſich unten an den Fuß der Bettlade ſtellte und hinwieß, wo das Kind von ihr gefallen und einen Schrey gethan; ſie habe ſodann ihren ſchwarzen Schurz herabgethan, und ihn auf den Boden ausgebreitet, und das Kind mit einer Hand, und zwar mit der linken, rückwärts und mit abgewandtem Geſicht, in ſolchen hineingeſtreift, aufgehoben und ſich damit an die Kammerthüre gemacht.

Sie zeigte hierauf, mit einem Fuß über der Thürſchwelle innen, mit dem andern dieſſeits in der Stube ſtehend, wie ſie das Kind an den Pfoſten von innen vier- oder fünfmal angeſchlagen, eben wo die bemerkten Blutstropfen ſich vorgefunden.

Ob das Kind nur einmal oder mehrmalen geſchrieen?

Es habe mehr als fünfmal geſchrieen, wie ſie es an den Pfoſten geſchlagen.

Hierauf wurde die Inquiſitin wieder in das untere Hauß und zwar in das Höflein geführt, und befehliget:

Sie ſolle nun zeigen, wo ſie das Kind den Schweinen gegeben?

Unter kläglichem Weinen und Jammern, jedoch willig, gieng ſie gegen einen niedern Stall zu, eröffnete an ſolchem ein Thürlein, durch welches den Schweinen eingeſchüttet zu werden pflegt, und ſagte:

Da in den Trog hinein hab' ich das Kind aus dem Hemde geworfen und bin davon gegangen; und wie ich wiederkommen und darnach geſehen, hab' ich das Köpflein und noch etwas vom Leiblein des Kindes gefunden; darauf ich eine Axt genommen, in den Stall hinein geſchlupft, darinn das Köpflein und das Leiblein zerhauen, und den zwey Maſtſchweinen hingetragen habe.

Sie wieß hierauf, einen ganz dunkeln Gang hingehend, auch dieſen Stall, in welchem die zwey Schweine noch be-

findlich waren, wie auch den Ort, wo ſie ihnen die
ſtücke des Kindes hingeworfen; und verſicherte noch
ſie habe bald darauf nachgeſehen, ob ſie ſolche aufge
und habe nichts mehr bey ihnen gefunden.

Nach dieſer Antwort wurde, auf Erfordern, v
Ihrigen die Axt herbey gebracht und ſie befragt:

Ob dieſes die Axt ſey, mit der ſie das Kind
hauen?

Ja, die ſey es!

Ob die Axt blutig davon worden?

Ja, ſie habe aber ſolche wieder geſäubert, und
waſchen.

Auf dieſen Vorgang wurde die Vetteriſche T
wieder durch die Wache auf das Rathhaus zurückge

Fortſetzung des Verhörs den 24. Nov.

Ob Inquiſitin noch dabey bleibe, daß alles das
ſey, was ſie bisher der Commiſſion des Raths erö

Ja, ſie bleibe beſtändig dabey, bis in ihren Tod

Wie ſie dann dazu gekommen, daß ſie ihr Fleiſch
Blut auf eine ſo erbarmenswürdige Art habe erm
können?

Sie wiſſe es ſelber nicht recht anzugeben! Es n
wohl ein böſer Geiſt beſonders auf ſie gewirkt haben
dem ſie niemals daran gedacht, das Kind, wenn ihr
gefallen, daß ſie je eins haben ſollte, umzubringen!
als bis ſie daſſelbe gebohren gehabt; da ſeyen ihr erſ
Gedanken in Sinn kommen, und nicht eher.

(Mit vielem Weinen ſetzt ſie hierauf noch
hinzu): Vor menſchlichen Augen könnte man's nicht
greifen, noch glauben, daß ſie nicht vorher ſollte ge
und beſchloſſen haben, ihr Kind umzubringen. Aber G
ſolle es wiſſen! und wiſſe es, daß ſie nicht vorher,

dern erſt auf die wirklich vorgegangene Geburt hin, es in den Sinn gefaßt, das Kind umzubringen!

Ob ſie alſo vorſetzlich und mit Fleiß ihr Kind umgebracht habe?

Ja, mit Fleiß hab' ichs gethan, aber auch mit groſſer Bedauerniß und Erbarmen, da ichs an den Pfoſten geſchlagen!

Ob ſie nicht dieſe ihre Geburt verſchwiegen, und wie lang?

Ja, fünf Wochen lang habe ſie es verhehlet.

Warum ſie es ſo lange verhehlt? Solle die eigentliche Urſache ſagen!

Um es verborgen zu halten! Sie hab' eben gedacht, es würde ihr und ihren Eltern eine groſſe Schande daraus erwachſen, und hab' immer gemeint, ſie wolle es ihrem lieben Gott heimlich abbitten.

Wie es dann gekommen, daß ſie es doch noch offenbaret habe?

Drey Tage nach begangenem Mord habe ſie, wie ihr noch wohl erinnerlich, bis Nachts um 11 Uhr geſchlafen. Da ſey ſie auf einmal aufgewacht, und hab' ſogleich einen Vogel an ihrem Fenſter auf dem Dach gehöret, der immer geſchrieen: weg! weg! Anfangs hab' ſie's doch nicht ſehr geachtet, und ſey wieder eingeſchlafen. Da ſie aber Morgens um 3 Uhr wieder erwacht, hab' dieſer Vogel wieder entſetzlich vor ihrem Fenſter geſchrieen. Darauf es ihr, wie ein Stein auf's Herz gefallen, und gedacht, und zu ſich ſelbſt geſagt: „Siehe, du haſt das gethan! Wann du darüber ſtürbeſt, wo würde wohl deine Seele hinfahren?“ Und ſey ihr über ſolchen Gedanken die Welt zu eng' worden, und hab' weder ruhn noch raſten können, bis ſie ihre Sünde offenbaret, und ihr Herz ihren Eltern und ihrer hohen Obrigkeit ausgeſchüttet habe.

Ob ſie dabey bleibe, daß alles, was ſie bisher angegeben, die reine Wahrheit ſey und ſolches vor Gottes Angeſicht behaupten könne?

Ja, ſie bleibe dabey!

Ob ſie auch eine herzliche Reue über ihre große Sünde habe?

Ja, gewiß! wann ſie es überdenke, ſo komme ihr eine Angſt an, daß ſie oft nicht zu bleiben wiſſe. (Fügt ferner von freyem bey:) Sie könne der lieben Obrigkeit nicht genugſam danken, daß man ihr eine brave Bürgersfrau immer über Nacht in das Gefängniß zulaſſe. Sie fürchte ſich nicht weder vor dem Gefängniß, noch vor dem Tode, nur darum ſey's ihr ſo lieb, weil ihrer geängſteten Seele dadurch oft Troſt eingeſprochen und gerathen würde! Sie bitte auch um keine gnädige, ſondern nur um eine baldige Strafe nach ihrem Verbrechen, bete auch Tag und Nacht, daß Gott der lieben Obrigkeit ihre Herzen möchte regieren, nach ſeinem gerechten, gnädigen Willen mit ihr zu verfahren.

Inquiſitin bat hierauf ſelbſt, ihr nochmals das Protokoll vorzuleſen, das dann auch ſofort geſchah, und ſie bejahte alles wiederholt.

Wie dieſe Verhöre geendiget waren, ernannte der Rath einen Defenſor, welcher auch zu Anfang Decembers ſeine Vertheidigungsſchrift eingab. Er beſtritt darin ſehr frey die Moralität der Handlung, behauptete: „ſie habe in einem ſinnloſen Delirium die Mordthat begangen, ſey von langer Zeit her ſehr zu tiefer Melankolie geneigt; ihre Mutter ſey's bekanntlich auch, ihr Bruder ſey ebenfalls vor einigen Jahren viele Monate lang in eine ſehr ſchreckliche Schwermuth verfallen, ſo daß man Pfarrer und Doctor darüber zu Rath ziehen müſſen, die ihm darauf das Leſen aller Bücher verboten. Das ſtecke dann im Geblüt! Wie ſie jetzt nach 5 Wochen noch ſo genau wiſſen könne, was ſie im äußerſten Grad der Verzweiflung damals in einer halben Stunde verübt? Ihre ſchwarze Phantaſie könne das meiſte dazu erdichtet haben! Das Corpus delicti ſey nicht klar, und gar keins mehr vorhanden. — Es ſey auch gar kein Beweis da, daß das Kind lebend zur Welt gekommen, vielmehr Wahrſcheinlichkeiten für's Gegentheil. Sie bezeuge ſich ſo ſchön und fromm ſeit ihrer Gefangennehmung. Man möchte ihr ihr junges Leben ſchenken, wenn ſie gleich ſelbſt nicht darum bitte." Dieß alles und noch mehr war mit einer Menge Citaten aus wohl zwanzig Criminaliſten verſehen, machte aber nicht die gehofte Wirkung auf den Rath. Vielmehr hielt derſelbe nach ſeinen Worten: „das ernſte, ehrwürdige Richteramt über Leben und Tod durch ein Product beleidigt, das über ſtringente Facta, als über Geringfügigkeiten, leichtſinnig hinſtreife, und in einem kühnen Tone mehr entſchuldige und vertheidigte, als man ernſtlich vertheidigen zu können ſcheine."

Löwen, ſo hieß der Advokat, wurde den 4. Dec. vor die Schranken gefordert, ihm „ſeine Kühnheit" ernſtlich verwieſen, und die Schrift zurückgegeben, „er ſolle ſie verbeſſert binnen acht Tagen wieder einliefern."

Löwen übergab zwey Tage darauf eine kurze Vorſtellung: „Er habe, wie ihm die Defenſion übergeben worden, verſchiedentlich gehört, die Kindermörderin würde wohl neben der Todesſtrafe noch vor der Hinrichtung mit glühenden Zangen gepfetzt werden. Dieſes nun abzuwenden, habe er nichts verſäumen zu dürfen geglaubt. Einem peinlichen Defenſor ſey unverwehrt, wahrſcheinliche und halb wahrſcheinliche Gründe, ja ſogar causas Fatuas, vorzubringen, um nur die Strafe zu mindern, oder das Verbrechen gar zu entſchuldigen. Wie weit ſolche einzeln oder vereint Eingang finden möchten, könne derſelbe dahin geſtellt ſeyn laſſen, wenn er nur anders nicht durch ganz evidente Lügen cum fervore durchzudringen ſuche, und damit ſein Gewiſſen hintan ſetze. Da er nun nicht abſehen könne, wo und an welchen Stellen er ſeine Vertheidigungsſchrift abändern ſollte, ſo daß es doch noch eine Defenſion bliebe und heißen könnte; als bitte er gehorſamſt, ſowohl in eigenem Namen als im Namen des Vaters der Inquiſitin, die Schrift anzunehmen und zu laſſen, wie ſie ſey, oder allenfalls nur in nöthigen Passibus durch einen andern Advokaten widerlegen zu laſſen; und ſodann beyde Arbeiten den Akten beyzulegen, und mit ſolchen zu verſchicken ꝛc.“

Da dieß leztere, (die Transmiſſion) ohnedem ſchon beſchloſſen war, ſo wurde dem Anſuchen deferirt, und ein anderer Advokat zum Fiskal und Refutator ernannt. Eh acht Tage vergiengen, war auch dieſer mit ſeiner Widerlegung fertig, die mit einer empörenden Härte geſchrieben iſt. Unter andern heißt es: „Nimmermehr glaube er, daß die Peinlichbeklagte nicht den prämeditirten Vorſaz, und zwar noch vor der Niederkunft gehabt haben ſollte, das Kind umzubringen. Es erhelle aus dem Protokoll: Sie bekenne, zu Spinnen einmal geſagt zu haben: „wenn ich ſchwanger bin, thue ich mir einen Tod an!“ — So habe der Mordgeiſt ſchon in ihr geſteckt, und nicht geruhet, bis ſie ſolchen, obwohl nicht an ihr ſelber, doch an dem unſchuldigen Kind ausgeübt habe ꝛc. ꝛc.

Ueberhaupt habe ſie in allen Betrachten, gar ſehr doloſe gehandelt ꝛc.

Und die Art, wie ſie ſich bey der Ermordung, und darauf vollends bey geſuchter Vertuſchung des Mordes betragen, gebe klar mehr als viehiſchen Sinn und Gemüth zu erkennen ꝛc. Sie habe daher nicht allein die Todesſtrafe verdient, ſondern dieſe müſſe auch noch auf das allerhärteſte geſchärft und exacerbirt werden. Dannenhero bitte er, Fiskal, mit Urthel und Recht zu erkennen, daß

„der Inquiſitin, als der grauſamſten, unmenſchlichſten
„Kindsmörderin, (andern zum abſcheulichen Beiſpiel,

„ihr aber zur wohlverdienten Strafe) ſolcher horrenden „That halber, die rechte Hand abzuhauen, ſie mit „glühenden Zangen zu pfetzen, und darauf mit dem „Schwerdt vom Leben zum Tode zu richten ſey“ worüber Fiskal das ſtrengrichterliche Amt rechtlich anflehe!

Noch ehe dieſe peinliche Schriftverhandlung übergeben war, ließ die Inquiſitin durch ihren Beichtvater, den Pfarrer Diez, bey Burgermeiſtern und Rath flehentlich um folgende drey Stücke bitten. 1) Da ſie nichts, als den Tod erwarte, ihr Todesurtheil doch zu beſchleunigen, damit ſie ihren Chriſttag im Himmel halten könne. 2) Ihr nach ihrer Hinrichtung einen Sarg zu verſtatten. 3) Sie auf den Kirchhof, wenn auch an ein noch ſo entferntes kleines Plätzlein, begraben zu laſſen. unter andere fromme Chriſten verdiene ſie freylich nicht hingelegt zu werden, das erkenne ſie ſelbſten.

Der Rath entſchied hierüber nicht ſogleich, weil einmal ſchon beſchloſſen war, die Akten vorderſamſt an eine auswärtige Juriſtenfacultät zu verſchicken.

Hingegen erhielt eine andere bisher zweifelhafte Frage den 9ten December ihre Erledigung: nämlich, was mit den Schweinen, die das Kind gefreſſen, anzufangen? — Beſchloſſen: „Sie ſollen durch des Scharfrichters Knecht in dem Hauß des Vaters der Inquiſitin todtgeſchlagen, ſodann von demſelben öffentlich hinausgeführt, und in einen unſaubern Ort tief mit einem Stück Aas verſcharrt werden!“

Die Akten ſollten nun verſchickt werden, aber verſchiedene Gerüchte, die ſich unter der Hand über die Peinlichbeklagte während der Verhöre verbreitet hatten, veranlaßten den Rath, noch eine Sitzung zu erkennen, in welcher ſie befragt wurde:

Ob ſie nicht noch weiter etwas auf ihrem Herzen und Gewiſſen habe, als was ſie ausgeſagt?

Ihr Herz ſey rein von allem, auſſer dem, was ſie bekannt habe!

Wurde ihr wohlmeinend zugeredt, ob ſie alles geſagt, und nichts weiter zurück habe?

Nein! ſie hab alles geſagt, was ihr nur ihr Verſtand und Gedächtniß zugelaſſen: Gewiß! — (Nähert ſich daben ganz demüthig dem Hrn. Syndicus, und legt ihre Hand auf die ſeinige) „Gewiß hab ich nichts hinterhalten!“

Ob ſie nicht ſchon vor einigen Jahren ſchwanger geweſen?

Nein, gewiß nicht!

Solle ſich wohl prüfen und die Wahrheit ſagen?

Nein! Nein! (faltet die Hände und weint.)

Ihr ward noch ernſtlicher zugeredt; ſie blieb aber bey ihrer Behauptung und ſagte: Ich bin in meiner Obrigkeit Gewalt! Ich kann nicht mehr bekennen, ich kann nicht mehr, als was ich bekannt habe!

Ob ihre Eltern nichts nähers wüßten?

Nein! Ach verſchonen Sie nur meine Eltern! Die ſind ganz unſchuldig! Sie können nichts dafür! und haben nichts davon gewußt. Ach verſchonen Sie ſie doch, um Gottes Willen! Sie können nichts ſagen! ! ! —

Ob ſie ihren Auſſagen über die Ermordung ihres Kinds nichts mehr beyzuſetzen habe?

Nein! hab alles, alles bekannt!

Ob ſie ſich darauf zu leben, und ſeelig zu ſterben getraue, daß ſie mit niemand ſonſt je Bekanntſchaft auſſer mit Sprinnen gehabt?

Ja ich bleibe dabey, will auch darauf leben und ſterben; und gedenke die Seeligkeit zu erlangen, und Gottes Angeſicht zu ſchauen, das ich ja nicht könnte, wenn ich was dergleichen in hartnäckigem Läugnen mit unter den Boden nähme. Ich bleibe dabey! Ich hatte ihn allein gar zu lieb!

Ob ſie auch darauf zu leben und zu ſterben getraue, daß ſie nie das Kind habe abtreiben wollen? daß ſie nichts dazu gebraucht noch verſucht?

Hab nie das geringſte darum gebraucht, noch dergleichen im Sinn gehabt! Niemals! Ich bleibe darbey nun und in Ewigkeit, und hoffe darüber ſeelig zu werden, und Gottes Angeſicht zu ſchauen!

Hierauf hat die Inquiſitin, noch vor dem Hinwegführen, mit aufgehobenen Händen:

Man möchte ihr doch denjenigen, der ihr das Leben zu nehmen, die Macht bekommen, ſolle nicht in das Gefängniß, unter die Augen ſtellen! Man möchte ihr ferner zugeſtehn, daß bey ihrem Tod durch die Schüler ihre beyde erwählte Geſänge „Ach weh! Ach weh! wo ſoll ich hin ꝛc. und das andere: „Mein junges Leben hat ein End'“ ꝛc. geſungen würden. Endlich flehe ſie darum — obwohl die Erde überall des Herrn ſey, ſie dennoch in der Nähe bey andern frommen Chriſten ruhen zu laſſen, wenn auch nur in dem alleräuſſerſten Kirchhof. Denn ihre Thaten hätten es nicht verdient, daß ſie mitten hineingelegt wurde.“

(Wurde in's Gefängniß zurückgeführt.)

Der Rath blieb bey ſeinem Entſchluß, die Akten vor allen Dingen zu verſchicken. . . Die Univerſität Heidelberg wurde gewählt. Sie giengen dahin ab mit zwey Urtheilsfragen: 1) wie die Kindsmörderin zu beſtrafen? 2) wie die Eltern wegen ihrer großen Nachläßigkeit? —

Zu Anfang Januars ſchickte die Fakultät ihr Gutachten ein. Es iſt unbeſchreiblich barbariſch geſchrieben, und verdient nicht ausgezogen zu werden. Die Entſcheidung iſt folgende:

1) Die Kindsmörderin ſolle durch das Schwerdt vom Leben zum Tod gerichtet, ihr abgeſchlagenes Haupt auf einen Pfahl geſteckt, an dem enthaupteten Körper aber die Poena Culei *) vollzogen werden, daß nähmlich der Leich-

---

*) Die Fakultät ſpricht hier nach der alten irrigen Auslegung der Caroliniſchen Halsger. Ordg. Neuere Criminaliſten haben gezeigt,

nam in eine Viehhaut mit Zugeſellung eines lebendigen Hunds, eines Hahns, einer Schlange, und einer Katze (ſtatt eines Affens) eingenäht, und in Flußwaſſer geworfen würde — — oder aber ſolle man nach obrigkeitlichem Gutdünken, nach abgeſchlagenem Haupt den Leib aufs Rad flechten u. ſ. w.

2) Die Eltern der Inquiſitin wären um 200 fl. wegen verſchuldeter Sorgloſigkeit abzuſtrafen, wenn ſie's vermöchten.

Den 5ten Jan. kam die Sache bey Rath vor, und wurde zum Tod entſchieden.

„Morgen nach der Kirche, hieß es, ſoll der Inquiſitin das Todesurthel angekündigt werden, und zwar alſo: Sie habe zwar wohl verdient, ihres unmenſchlichen abſcheulichen Mords halben, eh ſie vom Leben zum Tod gebracht würde, mit glühenden Zangen gezwickt zu werden. Wegen ihres freywilligen Geſtändnißes aber, auch ſeither bezeugten beſtändigen Buſe, ſolle ihr dieſe Strafe nachgeſehen, und ihr ohne weiters das Haupt durch den Scharfrichter abgeſchlagen, ſolches auf das Rad geſteckt, und der Leib auch darauf geflochten werden.“

---

daß Carl V. mit der Strafe des Ertränkens gar nicht die Römiſche Poenam Culei gemeint habe. Der Artikel der P. H. G. Ordn. ſelbſt fängt alſo an: „Welches Weib ir Kind, das Leben und Glidmas empfangen hett, heymlicher, boshaftiger, „williger Weyß, ertödtet, die werden gewöhnlich lebendig begraben vnd gepfehlt. Aber darinn verzweiflung zu verhüten, „mögen dieſelben Uebelthäterinnen, in welchem Gericht die Bequemlichkeit des Waſſers dazu vorhanden iſt, ertrenkt werden. „Wo aber ſolches Uebel oft geſchehe, wollen wir die gemelte „Gewonheit des Vergrabens und Pfelens, (um mehr Forcht „willen ſolcher Boshaftigen Weiber, auch zulaſſen; oder aber, „daß vor dem Ertrenken die Uebelthäterin mit glühenden Zangen geriſſen werde. Alles nach Radt der Rechtsverſtändigen.“

Den 7ten Jan. erſchienen viele Bürger, ſelbſt Mädchen und Kinder, vor ſitzendem Rath, und trugen demüthig vor: ſie hätten gehört, die unglückliche Inquiſitin ſolle mit dem Schwerdt gerichtet, darauf aber ihr Körper auf's Rad geflochten, und der Kopf auf einen Pfahl geſteckt werden. Nun erkennten ſie zwar wohl, daß freylich ihr Verbrechen nach den Rechten den Tod verdienen möge; daß aber ihr Kopf auf einen Pfahl geſteckt und ihr Körper auf's Rad geflochten würde, ſolches hoffen ſie, könnte durch richterliche Gnade gemildert, und ihr geſchenkt werden, und bäten hierum unterthänig.

Ferner flehten ſie auch darum: ſie doch ungebunden an die Richtſtätte führen zu laſſen, damit ſie (nach ihrem eigenen ſehnlichen Wunſch und Bitten) die Hände beſſer zum Himmel aufheben, und frey beten könne!

Als dieſe abgetreten waren, referirte Hr. Buergermeiſter: . . . Der Hr. Pfarrer H. ſey zu ihm gekommen, und habe ihm geklagt: die arme Inquiſitin jammre ſo ſehr, ſie habe anfangs das Todesurthel, wie's ihr angekündiget worden, nicht dahin verſtanden, daß ihr Leib auf's Rad gelegt, und ihr Kopf auf einen Pfahl geſteckt werden ſolle, ſondern nur, daß ſie es wohl verdient, daß es aber aus Gnaden nachgelaſſen ſey. . . . Sie wolle ja alles leiden, und gerne den verdienten Tod ausſtehen, bäte aber doch nur, ſie in der Erde ruhen zu laſſen, und ihr ein kleines Plätzlein darin zu gönnen. Er ſelber (der Geiſtliche) bitte auch, um Gottes Barmherzigkeit, ihr ſolches zu willfahren, und Gnade für Recht ergehen zu laſſen.

Conclusum. Aus obrigkeitlicher Milde wird hiemit das Urthel dahin gemäßiget, daß der Leib, wenn der Kopf abgeſchlagen worden, unter dem Galgen verſcharrt werden ſolle, der Kopf aber ſoll, ein für allemal, auf den Pfahl aufgeſteckt werden. Uebrigens wären ihr bis an die Richtſtätte hin die Hände nicht zu binden, ſondern die Schnur, woran ſie der Henker, oder deſſen Handlanger zu führen hat, um den Leib herum zu ſchlingen. —

Den 9ten Jan. Beſtimmte Anordnung, wie's bey der morgenden Vollſtreckung des Todesurthels genau gehalten werden ſoll? wird zweymal in Umfrage geſtellt. — Auch der von Hrn. Syndicus gefertigte Aufſatz, und die kurzen Fragſtücke, die der armen Sünderin auf offnem Markt vor ihrer Abführung zum Tod noch ſollen vorgelegt werden.

Zweifel, wegen der übeln Witterung, und des ſchlimmen Weges zum Hochgericht, ob die Hinrichtung nicht anderswo vorzunehmen?

Nachmalige äuſſerſte Bitten der Eltern und anderer Bürger, den Kopf nicht aufzuſtecken, ſondern mit vergraben zu laſſen?

Conclusum. 1) Der auf dem Markt vorzunehmende Vorhalt iſt zuſammenzuziehen, und in Frag und Antwort zu bringen.

2) Der Zug und das Geleit zum Tod ſoll, den Kieſelmarkt herauf, an der Apothek vorbei, genommen, und das Urthel an der gewöhnlichen Richtſtätt, oben vollſtreckt werden.

3 Der herabgeſchlagene Kopf ſoll ohne Nachſicht auf den Pfahl geſteckt werden. Doch mag dieß zur Gnade geſchehen, daß das Rad mit dem Pflock ſo lang zurück- und verborgen gehalten werde, bis die arme Sünderin enthauptet iſt.

Noch eine Frage: Ob man die Schuljugend in der Proceſſion hinausführen, und der Malefikantin zum Tod, den Weg hin zu ſingen erlauben wolle?

Conclus. Der Schuljugend wird nicht befohlen, in der Proceſſion mitzugehen, ſondern jedem, und auch den Eltern, freygeſtellt, wer mit hinaus ans Hochgericht wolle, erlaubt aber wurde es, vor dem Thor drauſſen, mit der armen Sünderin, den Weg hin bis ans Hochgericht zu ſingen.

Den 10ten Jan. gieng die wirkliche Hinrichtung vor ſich. . . . Alle Chroniken der Stadt bemerkten dieſen Vergang, in rührend mitleidigem Tone. Achzigjährige Greiſe haben noch erzählt, wie ſehr allgemein das arme ſchöne Mädchen bedauert worden, wie ſtandhaft ſie zum Tod gegangen, und wie zu Herzen dringend ihre letzte Aeuſſerungen geweſen!

Es blieb beym Urthel, ihr Kopf wurde auf einen hohen Pfahl geſteckt. Ein alter Mann ſagte: „es ſey ihm als ſo ans Herz gegangen, wann er in den dortigen Weinbergen gearbeitet und aufgeſchauet, und der geſpießte Kopf immer, wie vom Berg auf ihn herunter geſehen habe!“ . . .

Donnerſtags darauf wird bey Rath referirt; der Herr Geiſtliche habe angezeigt, wie die enthauptete Vetterin vorgeſtern, nach Vorleſung ihres Todesurthels, auf dem Markt hochlöblichem Magiſtrat recht von Herzen mit heller Stimme für die gelinde Strafe gedanket, und bis in ihr Ende auſſerordentlich bußfertig, und ſtandhaft ſich erwieſen habe.

Conclusum. Beruhet auf ſich. Doch ſoll Herr Pfarrer erinnert werden, nach ſeinem Erbieten den ganzen Vorgang zum ewigen Andenken zu Papier zu bringen, und dem Rath vorzulegen.

Dieſer Aufſatz findet ſich nirgends, auch keine Anzeige oder Bemerkung, daß er je wirklich übergeben worden. Dagegen liegt aber am Schluß der Akten noch ein eigenhändiger Aufſatz der Gerichteten, den ſie, wenige Tage vor ihrem Tod, im Gefängniß noch muß geſchrieben haben. Jahr und Monatzahl fehlt. Man bemerkt auf ihm Spuren reichlich auf ihn gefallener Thränen. Er ſagt mehr, als ſich von einem gemeinen Bürgersmädchen im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ſchriftlich erwarten läßt. . . .

Einen edlen und hochweiſen Magiſtrat

habe ich nicht ermangeln wollen, um Verzeihung wegen meiner ſchweren Vergebungen anzuflehen, und daß ich Sie ſo viel mit meinen Uebelthaten beunruhiget. . . . Ich ſage tauſendfältigen Dank für alle Gnad’ in meiner Gefangenſchaft.

Meine herzlich geliebte Eltern!

Ach, wie ſauer bin ich meiner Mutter worden; ich habe geſündiget, und übel gethan, im Himmel und vor euch! Ich bin nicht werth, daß ich euer Kind, eure Tochter heiße! Meiner Bosheit iſt zu viel! — Ach wie übel habe ich haußgehalten! Wenn ich bedenke, wie treulich und ſorgfältig ihr jederzeit auf meine Wohlfarth ſeyd bedacht geweſen, wie fleiſſig ihr mich zu Kirche und Schule und allem Guten angehalten, und ſo vielfältig ermahnet habt, alles Böſe zu fliehen; wenn ich auch gedenke, wie wenig ich euren Ermahnungen Gehör gegeben und gefolgt; wenn ich betrachte, wie ihr ſo gar keine Schuld habt, daß ich in dieſen Jammerſtand gerathen, ſo ſollte mir billig das Herz in tauſend Stücken zerſpringen, und meine Augen Blut weinen! Ach, ich bin ſchuldig an all' eurem Kreuz und Kummer, ach ich verkürze all' eure Freude, alle eure Lebenstage! Aber ich komme und falle mit zerknirſchtem Herzen vor euch nieder, und bitte wehmüthig um eure väterliche und mütterliche Vergebung und Segnung. Der barmherzige Gott lindre euer Kreutz, ſegne eure Nahrung und tröſte euch ſelber! In kurzer Zeit werden wir einander dort wieder in der Ewigkeit ſehen!

Auch Dir, meiner von mir betrübten Schweſter, ſage ich tauſendfachen Dank für alle deine ſchweſterliche Treue und Freundſchaft. Unſer himmliſcher Gott und Vater wolle dein Herz immer rein halten, daß du alles Ueble fliehеſt und meideſt.

Euch lieben Brüder ſage ich auch meinen tauſendfachen Dank für eure brüderliche Liebe, die ihr mir als eurer ungerathenen Schweſter, welche durch böſe Geſellſchaft ihr Herz zu ſo entſetzlichen Sünden hat verleiten laſſen, erzeigt habt. Ach verzeiht mir, alle die ihr mir verwandt und freund ſeyd, und lebt zu hunderttauſendmalen wohl!

Anna Maria Vetterin.

Verzeichniß der Druckfehler.

Seite Zeile
4 — 19 ſtatt ſeine — zu leſen: ſein
5 — 12 - an ihr — - - - an in ihr
23 — 20 iſt nach dem Worte Doctor ein Komma zu ſetzen.
69 — 13 ſtatt ſagte ſie, — zu leſen: ſagte ſie:
69 — 15 - Herzgrube aus: — zu leſen: Herzgrube aus;
78 — 6 iſt die Periode: „nun ſehe ich alles in mir u. ſ. w. bis zur Stelle: „Dann ſprach ſie u. ſ. w. einzuklammern.
118 — 1 ſtatt ich am — zu leſen: ich mich am
131 — 25 - gewiß; — - - - gewiß:
131 — 28 - darin — - - - darein
133 — 30 - Göttlichkeit — zu leſen: Gottheit
205 — 11 - Phyſiſchem — - - - Pſychiſchem
232 — 27 - herrührt — - - - herrühren
248 — 10 - einſchlafen: — - - - einſchlafen,
278 — 18 - mir! — zu leſen: mir:
279 — 28 - was — - - - war
300 — 11 - erloſchen ſtier — zu leſen: erloſchen, ſtier,
308 — 23 - Metallzuſtand — zu leſen: Mittelzuſtand
311 — 7 - wie ſie — zu leſen: wenn ſie
323 — 29 - als was — - - - Alles was
350 — 5 - ſolcher — - - - ſolchen
374 — 6 Johanneskrautblumen — zu leſen: Johanniskrautblumen
380 — 1 in der Note: ſtatt *μεσομφαλιου μαντεδου* zu leſen: *μεσομφαλου μαντειου*
433 — 24 ſtatt verherathenet ſey? — zu leſen: verheurathet ſey?
435 iſt auf der ganzen Seite ſtatt dreymal dann — dreymal zu leſen: denn
443 — 23 - Kindermörderin — zu leſen: Kindsmörderin
447 — 19 - Kirchhof. Denn — zu leſen: Kirchhof: denn
448 — 16 - zu werden. Wegen — lies: zu werden, wegen
363 — 6 ſteht in wenigen Exemplaren: Pyrmatologie ſtatt: Pneumatologie.

Die Geſichte

des

Thomas Ignaz Martin,

Landmanns zu Gallardon,

über

Frankreich und deſſen Zukunft,

im Jahre 1816 geſchaut.

Nach dem Franzöſiſchen.

Eine Zugabe zu den Blättern aus Prevorſt
und
zum Druck befördert
von
dem Herausgeber
derſelben.

Heilbronn,
Verlag von Carl Drechsler.
1835.

A/69/292

Vorwort.

Wegen des großen Vorraths von ſchätzbaren Beiträgen zu den Blättern von Prevorſt konnte dieſer längere Aufſatz keine Stelle in der nächſten Sammlung finden, und nachdem auch die ſechste Sammlung erſt vor Kurzem erſchienen iſt, ſo glaubte man dieſe merkwürdige Geſchichte, welche der Bearbeiter wieder aus der Vergeſſenheit hervorgezogen hat, nicht länger zurückhalten zu dürfen, und wählte daher den Weg der einzelnen Bekanntmachung.

Es mahnt die Geſchichte des einfachen Landmanns von Gallardon ſehr an die alte berühmte, des Mädchens von Domremy, obgleich ſie allerdings nicht von ſolchen wichtigen politiſchen Folgen und Bedeutung iſt.

Rührend iſt Martins kindlicher Glaube an ſeine Erſcheinung und ſein Feſthalten am Auftrage, den ſie ihm an ſeinen König ertheilte, rührend, wie er ſich durch alle Einwürfe und Hinderniſſe, die ihm die Welt „der Gebildeten und Geiſterreichen“ entgegenſtellte, in ſeiner Sendung nicht irre machen ließ. Lächerlich iſt der „Gebildeten und Geiſterreichen“ ſich Gebährden bei dieſer Geſchichte, vornehmlich der rationellen Medizin anfängliches Bemühen, hier etwas für ſich und die Apotheke (allenfalls Einreibungen in die Kopfſcharte, draſtiſche Purganzen ꝛc.) auszubeuten. Bemerkenswerth ſind dabei Martins Worte: „ich werde immer die Mittel nehmen, die man mich nehmen heißt, aber das wird alles umſonſt ſeyn, weil ich immer wohl bin, wie ich bin, und weil das nicht aus mir kam, ſondern die Sache iſt mir ſtreng anbefohlen, ſo lange mein Auftrag nicht ausgerichtet iſt, werde ich keine Ruhe haben.“

Erhebend iſt, wie Ludwig des XVIII. Herz, als der arme Seher nun, der Barrikaden unerachtet, die der Rationalismus ihm entgegenſtellen wollte, zu ihm durchdrang, ſich voll Glauben, Demuth und Liebe zeigte. Wohl mochte ſich der fromme König beim Anblick dieſes unanſehnlichen Geſandten der Worte der heiligen Schrift erinnert haben: „Nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle ſind berufen, ſondern was thöricht iſt vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weiſen zu Schanden mache, und was ſchwach iſt vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache was ſtark iſt; und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählet, und das da nichts iſt; daß er zu Nichte mache, was Etwas iſt, auf daß ſich vor ihm kein Fleiſch rühme.“ — Derjenige geneigte Leſer aber, der mit Martin, dem Könige und uns, nicht annehmen kann, es ſeye Martins Erſcheinung wirklich die eines Engels, oder ſonſtigen Botens von Jenſeits geweſen, möchte doch aus dieſer ganz einfachen Geſchichtserzählung entnehmen, daß weder Verſtellung, noch Ueberſpannung, noch Krankheit dieſe Erſcheinung bei Martin erzeugte, und wenigſtens annehmen, daß im Gegentheil gerade nur völlige geiſtige Geſundheit, die Fülle eines geiſtigen Innern, zu einem ſolchen Schauen und Drange des Gewiſſens veranlaſſen konnte.

Weinsberg im März 1835.

Juſtinus Kerner.

Im Jahr 1816 hörte und las man in Frankreich, beſonders in der Hauptſtadt und durch die Zeitungen ſo viel von einem prophetiſchen Bauer, der zu Ludwig **XVIII.** geſandt worden ſey, daß ein ungenannter Schriftſteller ſich entſchloß, die Nachrichten über ihn und ſein Auftreten bis an die Quelle zu verfolgen, und die authentiſchen Ergebniſſe noch in jenem Jahr in einer Schrift bekannt zu machen, welche 1820 zu Beſançon neu aufgelegt und zum Beſten der Armen verkauft wurde, zwei Monate (wie der Vorbericht ſagt) nach der Ermordung des Herzogs von Berry. Der Titel iſt: **Relation concernant les événemens qui sont arrivés à un laboureur de la Beauce dans les premiers mois de 1816**, mit den Worten des Engels Raphael Tob. 12, 8. als Motto: „Des Königs Heimlichkeit ſoll man verſchweigen, aber Gottes Werk ſoll man offenbaren und herrlich preiſen.“ An der Begebenheit, wie wir ſie hier im Auszug mittheilen werden, iſt nicht zu zweifeln, und die Zeit hat das, was Drohendes darin lag, und ſelbſt im Jahr 1820 noch hinter dem Schleyer der Zukunft ruhte, nur allzuſehr als wahr beſtätigt. Es iſt uns auch kein Verſuch einer gründlichen Widerlegung bekannt.

Am 15. Jänner 1816, Nachmittags um halb drei Uhr, war ein geringer Landmann zu Gallarden, vier Stunden von Chartres, Namens Thomas Ignaz Martin,*) auf ſeinem ganz ebenen Felde, und beſchäftigt, Miſt auf den Acker zu werfen, als plötzlich ein Mann vor ihm ſtand, ungefähr fünf Fuß, einen oder zwei Zoll groß, von ſchlankem Körper, das Geſicht ſchmal, zart und ſehr weiß, er trug einen ganz geſchloſſenen, bis auf die Füße reichenden Ueberrock oder Talar von gelblicher (blonde) Farbe, zugeſchnürte Schuhe, und hatte einen runden Hut mit hohem Kopf auf. Dieſer Mann ſagte zu Martin: „Ihr müßt zum König gehen, müßt ihm ſagen, daß ſeine Perſon in Gefahr iſt, wie auch die Prinzen;*) daß böſe Leute die Regierung wieder umzuſtoßen ſuchen, daß mehrere Schriften oder Briefe ſchon in einigen Provinzen ſeiner Staaten hierüber in Umlauf gekommen ſind, daß er eine genaue und allgemeine Polizei in allen ſeinen Staaten, und beſonders in der Hauptſtadt halten laſſen müſſe, daß er auch den Tag des Herrn wieder in Anſehen bringen müſſe, damit man ihn heilige, daß dieſer heilige Tag von einem großen Theil ſeines Volks verkannt wird, daß er die öffentlichen Arbeiten an jenen Tagen muß einſtellen laſſen; daß er öffentliche Gebete für die Bekehrung des Volks anordnen, daß er zur Buße erwecken ſoll, daß er alle Unordnungen abſchaffen und zernichten ſoll, die in den Tagen vor der heiligen Faſtenzeit (quarantaine) begangen werden;**) geſchieht das Alles nicht, ſo wird Frankreich in neues Unglück fallen.“

---

*) In einer ſonſt unvollſtändigen handſchriftlichen Nachricht, die ich beſitze, wird hinzugeſetzt: „33 Jahre alt.“

Der Redende ſchien feſt auf Einer Stelle zu ſtehen, machte aber dabei Bewegungen, die ſeinen Worten angemeſſen waren, und der Ton ſeiner Stimme war äußerſt ſanft. Martin, von dieſer plötzlichen Erſcheinung gleichwohl betroffen, antwortete ihm in ſeiner Sprache: „Aber Ihr könnt ja wohl andere finden als mich, ſo einen Auftrag auszurichten.“ — „Nein,“ erwiederte ihm der Unbekannte, „Ihr ſollt hingehen.“ — „Aber,“ entgegnete Martin, „weil Ihr ſo klug ſeyd,*) könnt Ihr ja wohl ſelber den König aufſuchen, und ihm all das ſagen; warum wendet Ihr euch an einen armen Menſchen, wie ich bin, der es nicht von ſich zu geben weiß?“ — „Ich werde nicht hingehen,“ ſprach der Unbekannte, „ſondern Ihr; gebt Acht auf das, was ich Euch ſage, und Ihr werdet Alles thun, was ich Euch befehle.“

---

*) Man weiß, daß der Mörder des Herzogs von Berry ſeinen Dolch auch noch den andern männlichen Perſonen des Königl. Hauſes geweiht hatte.

**) Alſo in der ſogenannten Faſchingszeit, la quarantaine ſind die 40tägigen Faſten vor Oſtern. Man erinnert ſich ja wohl, daß als um dieſe Zeit 1832 die Cholera nach Paris kam, plötzlich erkrankte Faſchingsgäſte in ihren Maskenkleidern begraben werden mußten.

Nach dieſen Worten ſah ihn Martin ungefähr folgendermaßen verſchwinden: ſeine Füße ſchienen ſich vom Boden zu erheben, ſein Kopf niedriger zu werden, und indem ſein Leib ſich ſo verkleinerte, verlor er ſich endlich in der Höhe des Gürtels, als wenn er in der Luft zerſchmölze. Martin, mehr noch von dieſer Art des Verſchwindens, als von der plötzlichen Erſcheinung ſelbſt erſchrocken, wollte weggehen, aber er konnte nicht, er mußte wider Willen bleiben, und da er ſich wieder an die Arbeit begab, die dritthalb Stunden dauern ſollte, ſo brauchte er nur anderthalb Stunden dazu, was ſein Erſtaunen vermehrte.

Als er nach Gallardon heim kam, theilte er den Vorfall ſogleich ſeinem Bruder mit, und beide gingen zuſammen zum Pfarrer, um über dieſe ſonderbare Begebenheit ſeine Meinung zu hören. Der Pfarrer ſuchte ſie dadurch zu beruhigen, daß er alles der Einbildungskraft des Thomas Martin zuſchrieb, auch hieß er ihn ſeine gewohnte Arbeit verrichten, eſſen, trinken und ſchlafen, aber er konnte ihm die Sache nicht ausreden, und Martin verſicherte immer, er wiſſe wohl, was daran ſey.

Den 18. Jänner, gegen ſechs Uhr Abends, war Martin in ſeinen Keller gegangen, Aepfel zum Kochen zu holen; während er kniete, um ſie zu faſſen, ſtand der Unbekannte neben ihm; der erſchrockene Martin laßt ſein Licht ſtehen, und läuft fort.

---

*) Puisque vous en savez si long; bekannter Ausdruck der Volksſprache.

Samſtag den 20. Jänner ging Martin Abends gegen fünf Uhr nach einem Kelterhaus, um Futter für ſeine Pferde zu holen; als er eben hinein wollte, zeigte ſich ihm derſelbe Mann auf der Thürſchwelle; Martin bemerkt ihn, und eilt augenblicklich davon. — Späterhin verminderte ſich dieſe ſeine Furcht vor der Erſcheinung; er wunderte ſich nur immer über ihr plötzliches Verſchwinden.

Am folgenden Sonntag, den 21. Jänn., ging Martin zur Stunde der Veſper in die Kirche; als er Weihwaſſer nahm, ſo bemerkte er den Unbekannten, der auch Weihwaſſer nahm, und ihm dann bis an ſeine Bank folgte, wohin er aber nicht eintrat, ſondern an deren Thür ſtill ſtand, und während der ganzen Veſper und des Roſenkranzes in geſammelter Andacht blieb.*) Er trug in dieſer Zeit keinen Hut, weder auf dem Kopf, noch in den Händen; da er aber mit Martin hinausgegangen war, ſo ſah dieſer ihn mit dem Hut auf dem Kopf, auch folgte er ihm bis an ſein Haus. Als er unter den Thorweg getreten war, ſo befand ſich der Unbekannte, der ihm bisher zur Seite gegangen, plötzlich gerade vor ihm und ſagte: „Entledigt Euch eures Auftrags, und thut, was ich Euch ſage, Ihr werdet keine Ruhe haben, ehe nicht Euer Auftrag erfüllt iſt.“ Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo verſchwand er, ohne daß Martin weder jetzt noch bei folgenden Erſcheinungen ihn auf gleiche Weiſe wie das erſtemal verſchwinden ſah. Martin fragte die Perſonen von ſeiner Familie, die mit ihm in der Veſper geweſen waren, ob ſie nichts von dem geſehen oder gehört hätten, was neben ihm vorgegangen ſey; ſie verſicherten aber alle, nichts geſehen oder gehört zu haben.

---

*) Der Bote läßt ſich zu den Kirchengebräuchen des Erwählten herab, in einer andern Kirche würde er ein Gleiches gethan haben.

Mittwoch den 24. Jänn. las der Pfarrer eine heil. Geiſtmeſſe, um Gott zu bitten, daß er ſein Pfarrkind erleuchten, und über die Wahrheit ſeiner Geſichte belehren möchte. Martin hatte ſelbſt die Meſſe verlangt, und war mit ſeiner ganzen Familie dabei gegenwärtig. Als er aus der Meſſe zurückkam, ſtieg er auf ſeinen Speicher, um Getreide für den Markt zu holen; da war der Unbekannte wieder bei ihm und ſagte: „Thu', was ich Dir befehle, es iſt Zeit!“ Dieß war das einzigemal, daß der, deſſen Namen er noch nicht wußte, ihn duzte.

Der Pfarrer von Gallardon, welchem Martin ſeine Erſcheinungen treulich berichtete, hatte bisher das alles aufgeſchrieben. Da er nun endlich ſah, daß Martin in eine Aufregung und Unruhe gerieth, welche ihm Schlaf und Eßluſt raubte, ſo erklärte er ihm, daß er über einen ſolchen Gegenſtand nicht Richter ſeyn könne, und ſchickte ihn zu ſeinem Biſchof, nämlich dem von Verſailles. Martin nahm den Brief an ihn mit Freuden an, indem er, wie er ſagte, dadurch ſeiner Qual ſich zu entledigen hoffte. Freitag den 26. ging er ab, und ſtellte ſich folgenden Tags bei ſeinem Biſchof. Dieſer, nachdem er ſeinen Namen gehört, that ihm verſchiedene Fragen über das, was er ſehe und höre, trug ihm dann auf, den Unbekannten, wenn er ihn wieder ſehe, von ſeinetwegen nach ſeinem Namen zu fragen, was er ſey und wer ihn ſende, und empfahl ihm, Alles genau ſeinem Pfarrer wieder zu ſagen, der es ihm mittheilen werde. Nach dieſem Verhör entließ ihn der Biſchof, und er kehrte nach Gallardon zurück. Er hatte die Reiſe ſehr ruhig zurückgelegt, und verſicherte ſogar, gut geſchlafen und mit Luſt gegeſſen zu haben, was ihm ſeit länger als acht Tagen nicht begegnet ſey; kurz, er glaubte ſeinen läſtigen Erſcheinungen für immer los zu ſeyn, denn ſie hatten ihn ſo angegriffen, daß ihm der Gedanke kam, er ſey behext, und er ſagte zum Pfarrer: „Ich habe doch niemals Jemand was zu Leid gethan, daß man mir das angethan hätte.“

Einige Tage nach Martins Heimkunft erhielt der Pfarrer te, der einen Brief von ſeinem Biſchof, worin er ihm erklähtt über Mann, den er ihm geſchickt habe, ſcheine große Einſi und er den in Frage ſtehenden wichtigen Gegenſtand zu haben ;nehmen habe ihm eine Vorſchrift ertheilt, wie er ſich künftig zwiſchen ſolle. Von da an begann ein anhaltender Briefwechſel llardon; dem Biſchof von Verſailles und dem Pfarrer von Gect, die dieſer ſchickte, mit dem jedesmaligen Datum bezeichn neuen umſtändlichen Berichte ein, die Martin ihm von ſeineſtattete. Erſcheinungen, wie ſie hernach vorkommen werden er Wich- Der Biſchof von ſeiner Seite glaubte, in Betracht diu einer tigkeit der erſten Erſcheinung, bald nachher die Sache ſchickte miniſteriellen und Polizeiſache machen zu müſſen, unl an den daher jeden Bericht, den er von dem Pfarrer erhielt, n Mar- Miniſter der allgemeinen Polizei.

Dienſtag den 30. Jänn. erſchien der Unbekannte deat wohl tin auf's Neue, und ſprach zu ihm: „Euer Auftrag ich keine angefangen, aber die ihn unter Händen haben, geben far, als Mühe damit; ich war gegenwärtig, wiewohl unſicht ſolltet Ihr eure Erklärung machtet; man hat Euch geſagt, Ir; mein nach meinem Namen fragen, und von wem ich kommer mich Name wird unbekannt bleiben, ich komme von dem, ir ſaen geſandt hat, und der mich geſandt hat, iſt über ndet Ihr Himmel zeigend).“ Martin antwortete: „warum wei da ich euch immer an mich wegen eines Auftrags wie dieſerte!“ — doch nur ein Bauer bin? Es gibt ſo viele geſcheidte Lei Unbe- „Um den Hochmuth niederzuſchlagen,“ erwiederte de; „was kannte (mit einer Bewegung der Hand gegen die Erdehmüthig Euch betrifft,“ ſetzte er hinzu, „ſo müßt Ihr nicht heübt die werden über das, was Ihr geſehen und gehört habt;i Kirch- Tugend, wohnt allen Gottesdienſten bei, die in Eureidet die ſpiel an Sonn- und Feſttagen gehalten werden, me Unrei- Wirthshäuſer und die böſen Geſellſchaften, wo allerle geführt nigkeiten begangen, und allerlei ſchlechte Geſpräche n- und werden.“ Er ſagte noch: „Thut keine Fuhr an So Feſttagen.“

Während des Monats Februar erſchien der Unbekannte dem Martin noch mehreremale, bis in den März, worüber der Pfarrer jedesmal berichtete. Eines Tags ſagte er zu ihm: „Mein Freund, man betreibt ſehr langſam, was ich befohlen habe; gleichwohl rückt die Zeit der Buße und Verſöhnung heran. Man ſoll nicht meinen, daß durch menſchlichen Willen der Uſurpator voriges Jahr gekommen iſt: es geſchah, um Frankreich zu züchtigen . . . . Die ganze königliche Familie hatte gebetet, daß ſie in ihr rechtmäßiges Beſitzthum zurückkehren möchte; aber da ſie einmal daheim war, hat ſie, ſo zu ſagen, Alles vergeſſen. Nach der zweiten Flucht hat ſie abermals Gelübde und Gebete gethan, um ihre Rechte wieder zu erlangen; aber ſie verfällt wieder in denſelben Hang (penchant)*) — „Wie kommſt du doch immerfort,“ antwortete Martin, „mich um ſo einer Sache willen zu quälen?“ — Der Unbekannte erwiederte: „Haltet an, o mein Freund! und Ihr werdets erreichen.“ — Ein andermal, da er ihn trieb, ſeinen Auftrag auszurichten, ſprach er: „Ihr werdet vor dem Unglauben erſcheinen, und werdet ihn beſchämen; ich habe Euch noch was anderes zu ſagen, was ſie überzeugen wird, und ſie werden nichts zu antworten wiſſen.“ — Eines andern Tags feuerte er ihn mit den Worten an: „beeilt Euren Auftrag, man thut nichts von Allem, was ich Euch geſagt habe; die die Sache unter Händen haben, ſind trunken von Hochmuth; Frankreich iſt in einem Zuſtand des Wahnſinns; es wird allen Arten von Unheil übergeben werden.“ — Bei einer andern Erſcheinung verkündigte er ihm: „wenn man nicht thut, was ich geſagt habe, ſo wird der größere Theil des Volks umkommen, Frankreich wird übergeben werden zur Beute und zum Spott allen Nationen; Ihr ſollt ihnen auch verkündigen, zu welcher Zeit Frankreich wieder zum Frieden gelangen kann; dieſe Dinge, die werde ich Euch ſagen, wenn es Zeit dazu iſt." — Endlich, ein andermal ſagte der Unbekannte auf's Neue zu Martin: „Ihr werdet zum König gehen; Ihr werdet ihm ſagen, was ich Euch verkündigt habe; er kann ſeinen Bruder und ſeine Söhne mit dazu nehmen." Zugleich zeigte er ihm an, „er werde vor den König geführt werden, er werde ihm geheime Dinge von der Zeit ſeiner Auswanderung entdecken, aber die Kenntniß davon werde ihm erſt in dem Augenblick ertheilt werden, wo man ihn werde in ſeine Gegenwart einführen."

---

*) Martin fragte beim Wiedererzählen den Pfarrer, was ein penchant ſey. Außer dieſer Anmerkung erinnert der Verfaſſer an das feierliche Dankamt und an alle öffentlichen Gebete, die ſeitdem verwichenes Jahr gehalten, und für die Folge verordnet worden ſeyen; vermuthlich zum Beweis der Wahrheit der Geſchichte.

Alle dieſe Erſcheinungen und Verkündigungen plagten den Martin ſehr; er dachte ſich daher, er könnte ihnen dadurch ein Ziel ſetzen, daß er das Land verließe, und allein von dannen ginge, wie er ſagte, ſo weit er gehen könnte, ohne zu berückſichtigen, daß er Frau und Kinder habe. Als er dieſe Gedanken noch nicht ganz von ſich geworfen, ſie jedoch Niemand eröffnet hatte, ſo zeigte ſich ihm der Unbekannte in ſeiner Scheuer, wo er im Begriff war, ſein Getreide zu dreſchen, und ſagte zu ihm: „Ihr hattet die Abſicht wegzugehen; aber ihr wäret nicht weit gekommen; Ihr müßt thun, was Euch verkündigt iſt," und nach dieſen Worten verſchwand er.

Samſtag den 24. Febr. war Martin mit Pflügen beſchäftigt; der Unbekannte erſchien, und ſagte zu ihm: „Geht zu Eurem Pfarrer und betreibt Eure Sache." Dennoch blieb Martin an ſeiner Arbeit; eine kleine Stunde hernach erſchien der Unbekannte auf's Neue und ſagte: „ſpannt aus, und geht auszurichten, was Euch befohlen iſt." Er ſpannte ſogleich die Pferde aus, ging zurück in ſein Haus, und kam ſofort mit ſeinem Bruder zum Pfarrer, welcher ſeinen Bericht über dieß neue Ereigniß niederſchrieb.

Den 2. März abermalige Erſcheinung. „Geht," ſagte der Unbekannte zu Martin," vollzieht euren Auftrag; Euer

Pfarrer ſoll nach Chartres gehen, er ſoll den Kirchenrath (Conseil ecclesiastique) zuſammentreten laſſen; es ſoll eine Deputation ernannt werden, die ſich zum Obern begibt. Er wird ſich vermehren, und wiſſen, wohin er ſie zu ſenden hat; will man dieſer Sache noch länger widerſtehen, ſo ſollt Ihr ihnen die nahe Zerſtörung Frankreichs verkündigen; es wird die allerſchrecklichſte Plage kommen, die das Volk von Frankreich zum Gräuel aller Nationen machen wird.“

Martin hinterbrachte auch dieſe Erſcheinung dem Pfarrer, der zu ihm ſagte: „der Rath von Chartres hat keine Gewalt, als die er von dem Herrn Biſchof beſitzt; weil ich mit ihm zu verhandeln angefangen habe, ſo will ich fortfahren, und ihm ſelber dieſes gleichfalls berichten.“ Als Martin bei dieſer Gelegenheit gefragt wurde, ob er wiſſe, daß zu Chartres ein Kirchenrath ſey, ſo antwortete er, davon wiſſe er nichts.

Inzwiſchen bekam der Präfect von Eure-et-Loir, der ſeinen Sitz zu Chartres hatte, ein Schreiben von dem Miniſter der allgemeinen Polizei. Der Miniſter erſuchte den Herrn Präfekten klarzuſtellen, „ob dieſe angeblich wunderbare Erſcheinungen nicht vielmehr ein Spiel der Einbildungskraft des Martin ſeyen, eine wirkliche Täuſchung ſeines exaltirten Geiſtes; oder ob nicht endlich der vorgebliche Geſandte, und vielleicht Martin ſelbſt, von der Polizei ſtreng vernommen, und ſofort den Gerichten überliefert werden ſollten.“

Der Graf von Breteuil, Präfekt von Eure-et-Loire, um den Martin nicht zu erſchrecken, lud ihn durch einen Brief ein, ſich auf die Präfektur zu begeben, indem er ihm etwas mitzutheilen habe, was ihn angehe. Zu gleicher Zeit ſchrieb er an den Pfarrer von Gallardon, und forderte ihn auf, ſein Pfarrkind auf der Reiſe zu begleiten.

Am 5. März Abends um fünf Uhr erſchien der Unbekannte dem Martin, und ſagte zu ihm: „Ihr werdet bald vor dem erſten Magiſtrat Eures Bezirks erſcheinen, Ihr müßt die Sachen angeben, wie ſie Euch verkündigt ſind; es darf keine Rückſicht auf Stand noch Würde ſtatt finden.“

Den 6. März begaben ſich der Pfarrer und Martin nach Chartres zu dem Herrn Präfekten. Der Pfarrer wurde zuerſt eingeführt, und beſonders befragt; er hatte eine dreiviertelſtündige Unterredung mit dem Präfekten, welchem er die Begebenheiten erzählte, wie er ſie Tag für Tag nach den Berichten Martins aufgeſchrieben hatte; er beantwortete auch die Einwendungen des Präfekten, und ſagte: überdem bedarf es nur ihn zu hören, ſo werden Sie von ihm ſelbſt erfahren, was daran iſt. Der Präfekt ließ alſo den Martin hereinkommen, und blieb mit ihm über eine Stunde allein. Martin erzählte ihm, höchſt natürlich und ohne irgend verlegen zu werden, Alles was ihm ſeit dem 15. Januar bis dahin begegnet war, entwickelte alle Umſtände, und redete mit Feſtigkeit; er ſetzte hinzu, daß das Phantom, wie er es nannte, ſich mehrmals ſolcher Ausdrücke bedient habe, die er nicht gekannt, weßwegen er zweimal eine Erklärung von ſeinem Bruder verlangt habe. Der Präfekt ließ dieſen Umſtand unterſuchen, und die Antwort ſtimmte mit Martins Angabe überein.

Mehr noch von der feſten Haltung, Zuverſichtlichkeit und Natürlichkeit des guten Landmanns, als von dem Inhalt ſeiner Erzählung betroffen, ließ ihn der Präfekt ein wenig abtreten, nahm den Pfarrer bei Seite, bezeugte ihm ſein ganzes Erſtaunen, und bat ihn mehrmals dringend, ihm zu ſagen, was er von all' dieſen außerordentlichen Thatſachen denke. Da der Pfarrer nicht für angemeſſen hielt, ſich zuerſt zu erklären, ſo beſchränkte er ſich auf die Antwort: „Mein Herr, ſchreiben Sie an den Herrn Biſchof; er kennt die Sache ſo gut wie wir, weil ich ihm tägliche Berichte darüber erſtattet habe; fragen Sie ihn, was er davon denkt.“ — „Ja,“ ſagte der Präfekt, „ich werde ihm ſchreiben; aber ich will den Martin zum Miniſter ſchicken, denn er muß ihn ſelbſt ſehen und hören.“ — Hierauf ließ er den Martin wieder eintreten, und ſagte zu ihm in Beiſeyn des Pfarrers: „wenn ich Euch aber feſtnehmen und ins Gefängniß ſetzen ließe über Eure Verkündigung, würdet Ihr dennoch bei Eurer Rede bleiben?“ — „Wie Sie wollen," antwortete Martin, ohne ſich erſchrocken zu zeigen; „aber ich kann nur die Wahrheit ſagen." — „Aber," fuhr der Präfekt fort, „wenn Ihr vor einer höhern Behörde als die meinige erſcheinen ſolltet, z. B. vor dem Miniſter, würdet Ihr wiederholen, und ſtandhaft behaupten, was Ihr mir jetzt geſagt habt?" — „Ja, mein Herr, auch vor dem König ſelbſt," gab Martin ohne Bewegung und mit Feſtigkeit zur Antwort. Bei dieſen Worten war der Präfekt doppelt verwundert, gab es dem Pfarrer durch Zeichen zu erkennen, und nachdem er den Martin hatte hinausgehen laſſen, ſo ſagte er: „Ich bin entſchloſſen, ihn zum Miniſter zu ſchicken; ſtellen Sie ein Zeugniß über ihn nach Ihrem beſten Wiſſen aus, und ich will es dem Brief an den Miniſter beiſchließen." — Als kurz darauf Martin wieder hereingerufen war, ſagte der Präfekt zu ihm: „ſeyd Ihr ſchon in Paris geweſen?" — „Nein, mein Herr," antwortete Martin, „ich bin nie da geweſen." — „Wohlan, Ihr ſollt dahin mit Jemand, der Euch hinführen wird." — Dieſe Ankündigung betrübte den Martin ſo wenig, daß er ſich vielmehr darnach ſehnte, er hoffte durch dieſe Reiſe ſeinen Zweck zu erreichen, und zu erfüllen, was er „ſeine Sendung" nannte.

Donnerſtag den 7. März, früh um fünf Uhr reiſte Martin auf der Diligence von Chartres ab, in Begleitung des Gensdarmerie Lieutenants André. Sie kamen gegen eilf Uhr nach Rambouillet, und ſetzten ſich mit den andern Reiſenden an den Wirthstiſch zum Mittageſſen nieder; Martin aber ſagte: „Es iſt Faſtenzeit, ich werde kein Fleiſch eſſen," und nahm nur Faſtenſpeiſe.*) Gegen halb ſechs Uhr zu Paris angelangt, ſtiegen ſie in der Straße Montmartre ab, und nahmen daſelbſt ihre Wohnung im Hotel de Calais, in einem Zimmer des zweiten Stocks mit zwei Betten.

---

*) Siehe Röm. 14, 2 — 6.

Den folgenden Tag, Freitag den 8. März, wurde Martin durch André in das Hotel der allgemeinen Polizei geführt, wo ſie Morgens um neun Uhr eintraten. Als ſie im Hof waren, fand ſich der Unbekannte bei Martin ein, ohne daß ſein Begleiter, der ein wenig entfernt ſtand, etwas ſah oder hörte, und ſprach zu ihm: „Ihr werdet auf mancherlei Art befragt werden; habt weder Furcht noch Unruhe, ſondern ſagt die Sache, wie ſie iſt.“ Nach dieſen Worten verſchwand er. Der Miniſter war noch nicht aufgeſtanden, er befahl, inzwiſchen Martin zu verhören, der zu einem Sekretär geführt wurde; dieſer nahm ihn vor und fragte ihn, was er zu dieſer oder jener Zeit bis auf den Augenblick geſehen habe. „Ihr könnt es wiſſen,“ ſagte Martin zu ihm, „Ihr habt es ſchriftlich geſehen;“ und in der That hatte der Sekretär die Handſchriften noch vor ſich. Er befragte ihn über mehrere Punkte eine halbe Stunde lang. „Wie alt ſeyd Ihr?“ ſagte er zu Martin; „was thut Ihr zu Gallardon? wie alt iſt der Pfarrer von Gallardon? iſt er ſchon lange da? iſt er reich? hat er viel Einkommen? warum habt Ihr Euch an ihn gewendet? warum ſeyd Ihr nicht zu Eurem Maire gegangen?“ — Auf dieſe und mehrere andere Fragen antwortete Martin mit Beſtimmtheit und vieler Geiſtesgegenwart. Er ſagte zu dem Sekretär: „Ich weiß nicht, ob der Herr Pfarrer von Gallardon ſehr reich iſt, ich habe ihm nicht nachgerechnet; er ſcheint mir nicht übel zu ſtehen;“ und indem er von ſeinem Maire ſprach: warum wollt Ihr, daß ich zu Einem gehen ſollte, der nicht mehr davon verſteht, wie ich? Ich bin zum Herrn Pfarrer gegangen, um zu hören, was ſo eine Sache bedeuten möchte, und das erſtemal, daß wir da waren, ich und mein Bruder, hat er uns ſogar nicht glauben wollen, und hat uns blos geſagt, wenn es wieder käme, ſo ſollte ich kommen, und es ihm ſagen.“

Auf dieſes erſte Verhör ließ ein anderer Sekretär, der gegenwärtig war, den Martin herbeikommen, that ungefähr dieſelben Fragen an ihn, und wendete ihn nach allen Richtungen, um ihn zu fragen. Martin antwortete auf Alles ohne Anſtoß und ohne die Faſſung zu verlieren; die Sekretäre zogen ſich zurück, und Martin erkannte die Wahrheit von dem, was ihm geſagt worden war: „Ihr werdet den Unglauben beſchämen, und ſie werden euch nichts zu antworten wiſſen.«

Nach den Sekretären ließ der Miniſter den Martin in ſein Cabinet kommen, wo er ihn drei Viertelſtunden lang behielt, und ihn auf alle Weiſe herumholte über das, was er geſehen, gehört und durch den Pfarrer ſchreiben laſſen. Er nahm dabei einen Amtston an, den er am geeignetſten hielt, um dieſen einfachen Landmann zu erſchüttern; aber er konnte den Martin nicht irre machen, der ihm ſehr angemeſſene Antwort gab, ohne durch all' dieſe Fragen irgend in Bewegung zu gerathen.

Der Miniſter wollte ihn noch weiter prüfen, ob etwa Gewinnſucht ihn bei ſeinen Schritten leitete, worauf Martin zur Antwort gab: „Ich will kein Geld; ich muß mit dem König reden und ihm ſagen, was mir verkündigt iſt, das iſt mir immer befohlen worden, und ich werde keine Ruhe haben, ſo lange mein Auftrag nicht ausgerichtet iſt. Reichthum und Tugend geht nicht zuſammen; man braucht nur ſo reich zu ſeyn, daß man leben kann; gnädiger Herr, können Hochmuth und Tugend zuſammen gehen? Wer die Tugend übt, iſt Gottes Freund, und wer im Hochmuth lebt, iſt der Teufel und Verdammten Freund."

»Aber,« ſagte der Miniſter; »Ihr wollt mit dem König reden; das iſt etwas Unmögliches; ich ſelbſt kann nicht zu ihm gehen, als auf ſchriftlichen Befehl." — „Das weiß ich Alles nicht," antwortete Martin, »aber es iſt mir immer geſagt worden, ich müſſe zum König, und ich werde auch hinkommen.«

Der Miniſter kam dann wieder auf die Perſon, deren Befehle und Verkündigungen Martin erzählte, und fragte ihn, wie der ihm erſcheinende Mann gekleidet ſey? wie groß? was für ein Geſicht er habe? ob er alt ſcheine? Martin antwortete:

„Das ſteht Alles in den Schriften, ich will es Ihnen aber noch einmal ſagen, denn ich habe ihn geſehen, wie ich Sie ſehe: er hatte einen gelblichen Ueberrock an, der bis unter den Hals zugeknöpft war, und bis auf die Füße hieng; er hatte die Schuhe mit Schnüren zugebunden und einen runden Hut mit hohem Kopf auf; er iſt etwas über fünf Fuß hoch, ſein Geſicht weiß und ſchmal; er iſt auch ſehr ſchmal von Leibe; er ſcheint nicht alt zu ſeyn, und er iſt mir ſogar eben noch, als wir in Ihren Hof traten, in der nämlichen Geſtalt erſchienen, wie immer, hat mir geſagt, ich ſolle keine Furcht haben, vor denen zu erſcheinen, die da ſeyen, mich zu befragen.“ — „Wohlan!“ ſagte der Miniſter, Ihr werdet ihn nicht mehr ſehen, denn ich habe ihn ſo eben feſtnehmen laſſen.“ — „Ei!“ erwiederte Martin, „wie haben Sie das angefangen, ihn feſtnehmen zu laſſen, da er auf der Stelle verſchwindet wie ein Blitz?“ — „Wenn er für euch verſchwindet,“ entgegnete der Miniſter, „ſo verſchwindet er nicht für Jedermann“ — und indem er ſich an einen von den Secretären wandte — „Gehen Sie hin und ſehen, ob der Mann, den ich befohlen habe einzuſtecken, noch im Gefängniß iſt.“ Nach einigen Augenblicken kam der Secretär wieder und ſagte: „Gnädiger Herr, er iſt noch da.“ — „Wohlan!“ ſprach darauf Martin, „wenn Sie ihn haben ins Gefängniß ſetzen laſſen, ſo zeigen Sie mir ihn, und ich werde ihn wohl wiederkennen; dazu habe ich ihn oft genug geſehen.“

Nach dieſen Verhören kam ein Mann, der den Kopf des Martin ſorgfältig unterſuchte, indem er ihm die Haare rechts und links bei Seite ſchob; der Miniſter wandte ſie gleichfalls nach allen Seiten um (ohne Zweifel um zu erforſchen, ob er nicht Kennzeichen des Wahnſinns an ſich trüge); worauf Martin nichts weiter ſagte, als: „Sehen Sie, ſo viel Sie wollen, ich habe in meinem Leben kein Uebel an mir gehabt.“

Nun entließ ihn endlich der Miniſter und ſagte: Geht hin und frühſtückt.“ Martin geht in die Küche hinab, wo man ihm ein Stück Braten vorſetzt; er ſagte aber: „Ich eſſe kein Fleiſch in den Faſten, zumal da es heute gerade der Quatemberfreitag iſt.« — Man richtete ihm Eier zu, die er mit gutem Appetit verzehrte, ſo daß er von der vorgefallenen Scene keineswegs bewegt ſchien.

Während deſſen blieb Hr. André bei dem Miniſter, der ihm empfahl, auf Martin genau zu wachen, ihn auszuforſchen, wohl auf alle ſeine Ausſagen zu merken, und ihm alsbald Bericht zu erſtatten. André verfehlte nicht, ſo lang er den Martin unter ſeiner Aufſicht hatte, das heißt vom 9. bis 13. März, auf die Polizei zu gehen, bei Nacht wie am Tage, ſo oft ihm Martin etwas erzählte. Als ſie zuſammen in das Hotel von Calais zurückgekehrt waren, ſo ließ André den Martin bis Abends um zehn Uhr ganz allein; ſo wenig fürchtete er, daß er ihm entſpringen werde. Bei ſeiner Rückkunft, als ſie mit einander hinaufgegangen waren, redete ihn Martin mit den Worten an: »Der Miniſter hat mir doch geſagt, er habe den Mann, der mir erſcheine, ins Gefängniß ſetzen laſſen? Er muß ihn wieder losgelaſſen haben, denn er iſt mir ſeitdem erſchienen und hat zu mir geſagt: Ihr ſeid heute gefragt worden, aber man will nicht thun was ich geſagt habe; den ihr heute Morgen geſehen habt, der hat euch wollen glauben machen, man habe mich feſtgenommen; ihr könnt ihm ſagen, daß er keine Gewalt über mich hat, und daß es hohe Zeit iſt, daß der König Anzeige erhalte.« — Augenblicklich geht André auf die Polizei, um es zu berichten, während Martin ganz ruhig ſich zu Bette legt und ſanft einſchläft; auch die Rückkunft des Hrn. André konnte ihn nicht aufwecken, aber den andern Morgen ſagte dieſer zu Martin: »Ich fand den Miniſter zu Bette, habe es aber doch ausgerichtet.«

Samſtag den 9ten ging Martin, bald nachdem er aufgeſtanden war, aus ſeiner Stube hinunter, um die Stiefel des Lieutenants zu begehren; als er wieder hinaufgieng, ſtand der Unbekannte mitten auf der Treppe vor ihm und ſprach: »Es wird euch ein Doctor beſuchen, der ſehen will, ob ihr mit der Einbildung geſtraft ſeid, ob ihr den Kopf verloren habt; aber die ihn zu euch ſchicken, ſind mehr Narren als ihr.« — Da er ins Zimmer kam, erzählte er es dem Hrn. André, der ihm zur

Antwort gab: „Ich weiß nicht, was ihr für einen Beſuch haben ſollt.“ André ging dann um zwei Uhr Nachmittags aus.

Deſſelben Tags um drei Uhr kam ein gut gekleideter Mann in das Hotel von Calais, und verlangte den Hrn. André zu ſprechen; es war Hr. Pinel, ein ſehr berühmter Arzt für Gemüthskrankheiten oder Wahnſinn. Da André abweſend war, ſo führte man ihn grade zu ſeinem Reiſegefährten, der unten war, und mit welchem Pinel ſogleich ein Geſpräch anknüpfte. Martin führte ihn hierauf auf ſein Zimmer, da ſagte der Doctor zu ihm: „Ihr ſeyd alſo mit Hrn. André von Chartres gekommen?“ — Ja. — „Ihr ſeyd alſo mit Hrn. André bekannt?“ — Nein, ehe ich hieher reiste, kannte ich ihn nicht; der Hr. Präfect hat ihn mir mitgegeben. — „Wie ſchickt euch denn der Hr. Präfect ſo nach Paris?“ — Der Hr. Präfect ſchickt mich nach Paris, um mit dem Miniſter zu reden. — „Ah, den Teufel! ihr ſollt mit dem Miniſter reden, ihr?“ — Ich ſoll nicht zu ihm gehen, ich bin geſtern bei ihm geweſen. — „Ah, den Teufel! ihr ſeyd bei dem Miniſter geweſen?“ — Ja, ich war geſtern bei ihm; und ihr, warum kommt ihr mich auszufragen? Es iſt mir heute Morgen geſagt worden, es werde mich ein Doctor beſuchen; ich weiß nicht was ein Doctor iſt, aber ich denke wohl, daß ihr der Doctor ſeyd; ihr wollt ſehen, ob ich mit der Einbildung geſtraft bin, ob ich den Kopf verloren habe; es iſt mir aber geſagt worden, die euch ſchickten, wären mehr Narren als ich. — Inmittelſt kam André ins Gaſthaus, und der Doctor Pinel unterhielt ſich mit ihm in Abweſenheit des Martin, der ſeine Mahlzeit zu ſich nahm. Als Pinel hinkam, ſagte er zu ihm: „Habt ihr guten Appetit?“ — Daran fehlt es nicht, war Martins Antwort.

Nach dieſem Beſuch des Doctors, Abends halb ſechs, war Martin auf ſeinem Zimmer allein; da ſteht der Unbekannte vor ſeinen Angen und ſagt abermals zu ihm: „Ihr müßt mit dem König reden; wenn ihr vor ihm ſtehen werdet, ſo werde ich euch eingeben, was ihr ihm zu ſagen habt; ich bediene mich euer, um den Hochmuth und den Unglauben niederzuſchlagen.

Gelangt ihr nicht zu dieſem Zweck, ſo iſt Frankreich verloren.... Man ſucht die Sache zu beſeitigen, aber ſie wird auf einem andern Wege zum Vorſchein kommen.« *)

Sonntag den 10. März, früh zwiſchen ſieben und acht Uhr, war Martin wieder ganz allein auf ſeiner Stube; der Unbekannte erſchien und redete alſo zu ihm: »Ich hatte euch geſagt, mein Name werde unbekannt bleiben; aber weil der Unglaube ſo groß iſt, ſo muß ich ihn euch entdecken: Ich bin der Erzengel Raphael, ein Engel der bei Gott ſteht,**) ich habe die Macht empfangen, Frankreich mit allerlei Plagen zu ſchlagen.« — Bei dieſen Worten wurde Martin, wie er hernach dem Pfarrer geſtanden hat, von Schrecken ergriffen, und empfand eine Art von Nervenzucken (crispation). Der Engel verkündigte ihm noch, daß Frankreich nicht wieder zum Frieden***) gelangen werde, als nach dem Jahr 1840 (que la paix ne serait rendue à la France qu'aprés l'an 1840) Martin erzählte, wie gewöhnlich, dieſe auffallende Erſcheinung dem Hrn. André. Einige Stunden hernach gingen ſie zuſammen aus, und André, der einem ſeiner Freunde begegnete, unterhielt ſich mit ihm eine Stunde lang.

Den andern Morgen um ſieben Uhr eine neue Erſcheinung, wobei der Engel ihm ſagte: »Die geſtern bei euch waren, haben ſich über euch unterhalten; ihr verſtandet ihre Sprache nicht (ſie hatten engliſch geſprochen); aber ſie ſagten, ihr ſeyet gekommen, um mit dem König zu reden, und der Eine ſagte zum Andern, wenn er wieder in ſeiner Heimath ſey, ſo möge er ihm Nachricht geben, damit er wiſſe, wie die Sache abgelaufen.« — Als André wiederkam, ſo erzählte es ihm Martin, worauf der Lieutenant zu ihm ſagte: »Da er euch ſo beſucht, ſo zeigt mir ihn doch das erſte Mal, daß er kommt.«

---

*) Der Verf. des Originals bemerkt, daß die Urkunden am Schluß dieſer Verkündigung unvollſtändig ſind.

**) Der Verf. bemerkt, daß die ſcheinbaren Widerſprüche in dem Benehmen des Engels ihren guten Grund und Aehnlichkeit mit demjenigen haben, was von Gott und den Aenderungen ſeines Willens in der h. Schrift geſagt wird.

***) Zum innern Frieden? — K—r.

An demſelben Tage, den 11. Marz, zwei Stunden ſpäter, erhielt Martin nochmals in des Lieutenants Abweſenheit Befehl, mit dem König zu reden. Der Engel ſprach: »Im Augenblick, wo ihr vor ihm ſeyn werdet, wird man euch eingeben, was ihr ihm zu offenbaren habt. Der König iſt mit Leuten umgeben, die ihn verrathen, und man wird ihn nochmals verrathen. Es iſt ein Menſch aus dem Gefangniß entſchlupft; man hat den Konig glauben machen, es ſey durch Liſt und durch Zufall geſchehen; aber die Sache verhielt ſich nicht ſo; ſie war angelegt; die ihn hatten verſorgen ſollen, haben die Mittel vernachläſſigt; ſie ſind mit großer Langſamkeit und Nachläſſigkeit zu Werke gegangen; ſie haben ihn verfolgen laſſen, als es nicht mehr möglich war, ihn einzuholen.«

Martin erzahlte in der Folge dieſen beſondern Umſtand einem obern Beamten, der ihn zu Charenton beſuchte, und dieſer ſagte ganz leiſe, ſo daß ihn nur der Director verſtehen konnte: »Das iſt Lavalette.« — Als dießmal der Engel den Martin verließ, ſo ſagte er: »Ihr werdet heute noch einen Beſuch von den namlichen Doctor bekommen,« und verſchwand.

Abends um halb funf kam der Doctor, als Martin beim Mittageſſen war. Dieſer geht mit ihm hinauf in ſein Zimmer, wohin ſich auch André begibt, der in demſelben Augenblick nach Haus kam. Der Doctor beaugenſcheinigt den Martin, fuhlt ihm den Puls; aber Martin ſagt zu ihm: »Es iſt mir ſo eben nochmals angekündigt worden, daß ich mit dem König reden muß, daß ſo lange es nicht geſchehen, ich keine Ruhe haben werde. Es war mir geſagt worden, Sie wurden mich heute wieder beſuchen; aber weil Sie ausblieben, ſo dachte ich, man habe mich betrogen.« — Der Doctor antwortete ihm: »Es wird weiter nichts ſeyn, wir werden die Krankheit da fortſchaffen.« — »Ich,« ſagte Martin zu ihm, »ich bin nicht krank; denn es ſchmeckt mir Eſſen und Trinken, und ich ſchlafe gut.« — »Gewißlich, er ſchlaft gut,« verſetzte André; »denn ich ſchlafe nicht die ganze Nacht, und ich hore ihn ſchnarchen.«

Dienſtag den 12. März, Morgens um ſieben Uhr, als Martin mit Ankleiden fertig war, zeigte ſich der Engel in der Nähe des Fenſters, und ſprach zu ihm: Man will nichts thun, von dem, was ich ſage; mehrere Städte von Frankreich werden zerſtört werden; es wird daſelbſt kein Stein auf dem andern bleiben; Frankreich wird allem Unglück zur Beute werden; aus einer Landplage wird man in eine andere gerathen.« — In dem Augenblick ſagte Martin zu André: »Weil ihr ihn zu ſehen wünſcht, da iſt er und ſpricht mit mir.« Der Lieutenant ſpringt ſogleich aus dem Bette, kommt an die Stelle, die Martin ihm angibt, ſtreckt die Arme aus, taſtet nach allen Seiten. Während dem ſah Martin den Engel ſich hin und her bewegen und ſeinen Platz ändern. Da André nichts fühlte noch hörte, ſo ſagte er zu Martin: »Es iſt zum Erſtaunen, daß ich nichts ſehe noch höre; wie iſt das möglich, daß Einer ſieht und hört, und der Andre nichts ſieht noch hört? Für das Sehen möchte es hingehen, aber wenigſtens ſollte ich hören.« — Martin antwortete: »Ich verſtehe es auch nicht; aber es muß wohl ſo ſeyn, daß der Eine ſieht und hört, und der Andre nicht ſieht und nicht hört, weil ich ihn ſehe und höre; und er hat mir das und das geſagt.« — André zog ſich an und ging aus, indem er den Martin im Zimmer allein ließ.

Um zehn Uhr eine neue Erſcheinung, wobei der Engel zu Martin ſagte: »Man will ſich nach euch in eurer Heimath erkundigen, um zu wiſſen, mit wem ihr umgeht.« — Martin gab ſogleich hievon ſeinem Bruder Nachricht, wie er zu Charenton erklärt hat. Hier folgt ein Auszug ſeines Briefs, welcher den 14ten zu Gallardon ankam.

Paris den 12. März 1818.

„Mein Bruder,

„Ich ſchreibe dieſen Brief an Dich, damit Du wiſſeſt, daß ich geſund bin. Was mich am meiſten beunruhigt, das iſt die Arbeit;*) alle Tage neue Fragen; die nämliche Erſcheinung hat mir geſagt, man werde ſich über mich zu Gallardon erkundigen, um zu wiſſen mit wem ich dort umgebe. Ich kann Dir ſagen, daß der Unglaube ſo groß iſt, daß er genöthigt war, mir ſeinen Namen zu ſagen. Ich glaube, daß es lang dauern wird, weil man an all' die Dinge nicht glauben will, ob ſie gleich jedesmal beſchämt daſtehen.... Man kümmere ſich nicht über mich, denn es iſt mir Beiſtand verſprochen in Allem, was ich zu antworten habe. Alle Augenblicke ſagt er mir neue Sachen;... ſage meiner Frau, daß ſie ſich nicht über mich kümmern ſoll;... aber ich muß deß Willen thun, der mich geſandt hat, und ich kann mich nicht entſchlagen zu thun, was er mir befiehlt.... Habe Dir nichts Anderes zu melden," u. ſ. w.

---

*) Der Feldbau.

Gemäß der Anzeige, die Martin erhalten hatte, ſchrieb der Miniſter den 15ten an den Präfecten, und den 16ten empfing der Pfarrer von Gallardon vom Präfecten folgenden Brief:

„Belieben Sie, mein Herr, mich von den frühern Bekanntſchaften des Martin zu Gallardon zu unterrichten, und ſetzen Sie mich in Kenntniß von Allem, was ihn angeht. Ich bin" u. ſ. w.

Alsbald zog der Pfarrer an Ort und Stelle die genaueſten Erkundigungen über Martin ein, und ſchickte gleich am andern Tag ſeine Antwort an den Präfecten.

Als Martin im Monat April nach Gallardon zurückgekehrt war, ſo verlangten die beiden Aerzte, Pinel und Royer-Collard, von dem Pfarrer den obigen Brief des Martin und den des Präfecten, um die Thatſache herzuſtellen und in ihrem Bericht aufzunehmen. Der Pfarrer ſchickte ſie ihnen ſogleich in Original, und ſie wurden im Hoſpiz zu Charenton niedergelegt.

Den Nachmittag ging der Lieutenant mit Martin aus; ſie gingen zuſammen in die Nähe von Val-de-Grace, und Doctor Pinel, den André in dieſem Quartier aufſuchte, ſtellte ihm Papiere zu, die er ſofort in das Hotel des Miniſters trug, ſtets von Martin begleitet, mit dem er in das Hotel von Calais zurückkehrte. Es ſcheint, daß Pinel ſogleich zwei beſondere Berichte an den Polizeiminiſter über Martin erſtattete, und in deren Folge glaubte der Miniſter, wie hernach vorkommen wird, ihn in das Krankenhaus nach Charenton ſchicken zu müſſen. Inzwiſchen, obgleich Pinel erklärte, daß Martin von einer „Hallucination der Sinne“ oder intermittirenden Geiſtesabweſenheit befallen ſey, ſo verſicherte er doch, daß er ihm immer auf eine gerade Weiſe und ohne irgend eine Spur von Wahnſinn geantwortet habe.

Mittwoch den 13. März, Morgens um neun Uhr, führte André den Martin zum Miniſter; Martin blieb im vordern Zimmer, wo mehrere Secretäre waren, und der Lieutenant ſprach allein den Miniſter, der ihm Papiere zuſtellte. Als er herauskam, nahm er den Martin wieder mit, und da er ſechs oder ſieben Schritte vor ihm herging, ſo erſchien der Engel vor Martin und ſagte: „Man wird euch in ein Haus führen, wo ihr feſtgehalten werdet, und euer Führer wird allein in ſeine Heimath zurückkehren.“ — Als er ſich wieder an André angeſchloſſen hatte, ſo ſagte dieſer zu ihm: „Wir werden eine Spazierfahrt machen.“ — Ja, antwortete Martin, ihr werdet mich in ein Haus bringen, wo ich bleiben ſoll, um examinirt, gefragt und wieder gefragt zu werden, und ihr, ihr kehrt allein nach Haus zurück. — „Nein, wir werden zuſammen zurückkehren.“ — Nein, wir kehren nicht miteinander zurück; aber man mag machen und mir zuwider thun, was man will, ich werde doch dahin kommen, daß ich den König ſpreche, und man wird gewiß ſehen, daß die Sache nicht aus mir ſelber kommt. Ich muß ſie nothwendig thun. — André ſagte: „Man thue nach Belieben; ich muß auch thun was mir befehlen iſt.“ — So nahmen ſie denn einen Miethwagen und fuhren nach Charenton.

Martin und ſein Führer kamen gegen Mittag zu Charenton an, und ſuchten ſogleich den Director des Krankenhauſes auf. Indem André ihm den Martin übergab, ſo empfahl er ihm denſelben als einen redlichen, frommen und aller Theilnahme würdigen Mann. Als der Director die Papiere und den Befehl geleſen hatte, die ihm André vom Miniſter brachte, ſo fragte er den Martin in Beiſeyn ſeines Führers: Was fehlt euch? — „Mir fehlt nichts,“ gab Martin zur Antwort. Auf des Directors Erkundigung ſagte André, ſeit acht Tagen, daß Martin bei ihm ſey, habe er ihn nie etwas Unordentliches thun ſehen, und es ſey nicht nöthig ihn eng einzuhalten. „Sie können mich unterſuchen,“ ſagte Martin zum Director, der ihm antwortete: „Ich bin kein Arzt; warum ſchickt man euch hieher?“ — Martin erzählte ihm ohne Anſtoß die ganze Folge der Begebenheiten und die verſchiedenen Erſcheinungen, die er ſeit dem 15. Jänner gehabt hatte; wie er vor den Hrn. Biſchof zu Verſailles gekommen, vor den Hrn. Präfecten zu Chartres und endlich vor den Miniſter zu Paris. Der Lieutenant beſtätigte ſeine Ausſage in mehreren Punkten, als wovon er Zeuge geweſen, ſeit er ihn bei ſich gehabt habe. Zum Schluß ſagte Martin: „Sie werden ſehen, daß ich Alles thun werde, was mir befohlen iſt, und daß ich nicht hier bleibe.“

André nahm Abſchied; Martin begleitete ihn mit dem Director, und ſagte zu ihm, als er ihn verließ: „Ihr ſeht doch, daß ihr fortgeht, und ich werde bleiben.“ — Ich weiß wohl, gab André zur Antwort, daß ihr mir es auf dem Herweg geſagt habt; aber ich mußte thun, was der Miniſter mir befohlen hatte.

Hierauf ließ der Aufſeher den Martin hinauf in ſein Zimmer gehen. Daſelbſt befragte er ihn über die verſchiedenen Vorfälle, die ihm begegnet waren, und er antwortete eben ſo genau, als vor dem Director. Von da wurde er in ein Zimmer geführt, das man ihm auf dem gemeinſchaftlichen Corridor oder Schlafſaal angewieſen hatte.

Dieſe Einſperrung ſcheint anfangs einen peinlichen Eindruck auf Martin gemacht zu haben, da er ſich ſo ganz von ſeiner Familie, ſeinen Freunden und ſeiner gewohnten Lebensweiſe abgeſchieden ſah. Aber dieſer Eindruck war nicht von langer Dauer; überdem konnte er ſich nicht in beſſern Händen befinden, und der Director erkannte ihn bald für das, was er war, beſonders nachdem er einen ehrenvollen Brief für Martin erhalten hatte, den ihm der Pfarrer von Gallardon ſchrieb, ſobald er vernommen hatte, daß ſein Pfarrkind in das Krankenhaus gekommen ſey.

Noch am Tage ſeiner Ankunft, Nachmittags um vier Uhr, machte der Oberarzt Royer-Collard der Reihe nach ſeine Krankenbeſuche im Hoſpiz von Charenton. Als er an Martin gekommen war, ſo fragte er ihn, was ihm ſey, und Martin antwortete ihm wie allen Andern: „Mir iſt nichts.“ — Aber, ſagte der Arzt zu ihm, es muß doch einen Grund haben, warum ihr hier ſeyd? — „Ich habe es dem Herrn Director geſagt,“ antwortete Martin. — Darauf forderte ihn Hr. Royer-Collard gleichfalls auf, offen zu ſagen, was er hierüber wiſſe, verſprach ihn gütig anzuhören, und Alles was von ihm abhänge zu thun, um ihn ſeiner Familie wiederzugeben. Martin, ohne Rückhalt, aber auch ohne Heftigkeit, begann von neuem die Geſchichte der Ereigniſſe, die ihm begegnet waren.

Er war in dieſem Augenblick von dem Arzt, dem Chirurgen und dem Aufſeher des Hauſes beobachtet; der Doctor, ſtets ihm zuhörend, fühlte ihm den Puls, und ſah ihn ſehr aufmerkſam an.

Während ſeiner ganzen Erzählung zeigte Martin weder beſondere Unruhe noch Bewegung; ſeine Geſichtsfarbe veränderte ſich nicht; der Ton ſeiner Stimme blieb ſich fortwährend gleich; bloß wenn er die Worte des Engels wiedergab, ſchien ſein Auge ein wenig belebter. Als er geendigt hatte, rieth ihm der Oberarzt, ſich ruhig zu halten, ſich nicht zu viel mit den Gegenſtänden der jetzigen Unterredung zu beſchäftigen, und verordnete ihm einen kühlenden Trank. Martin verſicherte ihn, daß ſein Gemüth vollkommen ruhig ſey, daß er keineswegs erhitzt, und ſeine Geſundheit in allen Stücken vortrefflich ſey, er aber doch Alles thun werde, was man ihm vorſchreibe. Als der Oberarzt ihn verließ, ſo empfahl er ſeinem Collegen, dem adjungirten Arzt des Hauſes, dem Krankenaufſeher, dem erſten Studenten der Medicin, und allen Krankenwärtern der Abtheilung, wohin er gelegt war, ihn aufmerkſam zu beobachten, ſein ganzes Benehmen zu verfolgen, und ihm ſehr genaue Rechenſchaft zu geben von dem, was er thun oder ſagen werde.

Alles was über Martin im Vorhergehenden nach der Angabe des Hrn. Oberarztes geſagt iſt, wird durch einen andern Zeugen beſtätigt, einen Studenten des Krankenhauſes, der einen beſondern Bericht über Martin verfaßt hat. „Er war“, ſagt er, „von dem Polizeiminiſter geſchickt, nach einem Certificat, welches ihn von intermittirender Manie mit Hallucination der Sinne befallen erklärte. Wir ſahen ihn den 13. März 1816 Nachmittags; der peinliche Eindruck, den ſeine Einſperrung anfangs bei ihm hervorgebracht hatte, ſchien ſich völlig verloren zu haben; ſeine Phyſiognomie, ſeine Rede und ſeine Haltung hatten nichts, was eine Geiſteskrankheit verrieth; er antwortete ſehr einfach und vernünftig auf die Fragen, die man über die Beweggründe an ihn that, welche die ſeinetwegen getroffenen Maßregeln veranlaßt haben möchten.“

Nach dem ärztlichen Beſuch ging Martin in den gemeinſchaftlichen Saal, wo ſich mehrere Verrückte zuſammen einfanden, ein für ihn ganz neues Schauſpiel. Einige reizten ihn durch ihre Thorheiten zum Lachen; andre hatten einen Wahnſinn von ernſthafterer Art, welcher ſich zum Theil auf religiöſe Ideen bezog. Er bemerkte vorzüglich einen alten Pfarrer, welcher ſagte: „Es gibt keine Kirche mehr, keine Biſchöfe, keine Prieſter, keinen Jeſus Chriſtus. Ich bin ein Flucher, ein Läſterer, ein Elender; für mich iſt keine Vergebung mehr, ich bin verloren.“ Martin ſagte zu ihm: „Aber, Herr, Pfarrer, Sie predigen doch, daß Vergebung ſey für Jedermann, für die allergrößten Sünder; warum ſagen Sie denn jetzt ſo?“ — Und dieſer Verrückte kam ein wenig zu ſich und auf beſſere Gedanken.

Den 14. März gab es nichts Neues für Martin; aber am 15ten Morgens, als er ſich anzog, ſteht der Engel vor ſeinen Augen und ſagt zu ihm: „Weil man euch ſo behandelt, ſo werde ich euch nicht wieder beſuchen; man laſſe die Sache durch Doctoren der Theologie prüfen, ſo wird man ſehen, ob ſie gegründet iſt oder nicht. Will man nicht glauben, ſo wird eintreffen was vorausgeſagt iſt; was euch anlangt, ſo ſetzet euer Vertrauen auf Gott; es wird euch kein Uebel und kein Leid begegnen. Ich gebe euch den Frieden, habt weder Kummer noch Unruhe.“

Zu bemerken iſt, daß Martin nicht wußte, was ein Doctor der Theologie ſey, und von dem Aufſeher des Krankenhauſes die Erklärung verlangte. Daſſelbe war ihm zu Gallardon mit den figürlichen Ausdrücken geſchehen: „Frankreich iſt im Wahnſinn, es wird allerlei Uebeln zur Beute werden;“ der Pfarrer erklärte ſie ihm.

Unter Tags am 15ten ſchrieb Martin folgenden Brief an ſeinen Bruder Jakob.

Königliches Haus zu Charenton, 15. März 1816.

„Mein Bruder,

Ich ſchreibe Dir dieſen Brief, um Dich wiſſen zu laſſen, daß ich wohl bin; ich wünſche von ganzem Herzen, daß Gegenwärtiges euch Alle eben ſo treffen möge. Ich will Dir ſagen, daß ich im Hospiz zu Charenton bin, ſeit dem 13. dieſes Monats. Ich bitte Dich zu machen, daß die Arbeit geht. Ich will Dir ſagen, daß ich mich gar nicht kümmere; aber ich weiß, daß meine Frau ſehr bekümmert iſt; was mich anlangt, ſo ſtelle ich Alles in den Willen Gottes. Ich will Dir ſagen, daß mir's lieb wäre, wenn ich Jemand von meinen Verwandten ſähe. Man meint, ich thäte es aus Phantaſie, daß ich immer die nämliche Sprache führe; Du kennſt mich wohl, weil wir immer beiſammen geweſen ſind. Ich will Dir ſagen, daß ich immer der nämliche bin. Ich werde immer die Mittel nehmen, die man mich nehmen heißt; aber das wird Alles umſonſt ſeyn, weil ich immer wohl bin wie ich bin, und weil das nicht aus mir kam; ſondern die Sache iſt mir ſtreng befohlen; ſo lange mein Auftrag nicht ausgerichtet iſt, werde ich keine Ruhe haben.“

Bei der Ankunft dieſes Briefs zu Gallardon war Martins ganze Familie in Unruhe und Bekümmerniß, vornehmlich ſeine Mutter, die ſich nicht halten konnte, und die zu ihrer

Beruhigung des Zuſpruchs und der Ermahnung des Pfarrers bedurfte. Schon hatte in der ganzen Gemeinde Martins plötzliches Verſchwinden einiges Aufſehn erregt; allein da Stillſchweigen beobachtet wurde, ſo konnte man damals die wahre Urſache nicht entdecken. Inmittelſt bekam der Präfect ein Schreiben von Paris, worin man ihm meldete, daß Martin von den Aerzten für wahnſinnig erklärt worden ſey. Er theilte es dem Pfarrer mit, welcher ihm antwortete, er habe unendlich viel Achtung vor den Talenten der Doctoren, aber er könne ihrer Entſcheidung nach der Kenntniß, die er von ſeinem Pfarrkind beſitze, nicht beipflichten; übrigens, wenn Martin ein Narr ſey, ſo ſey er ein guter Narr, der keine andre Mittel nöthig habe, als die man bei ihm anwende, nämlich ihn pflegen und ihm gute Koſt geben, beſſer als die er zu Haus bei vieler Arbeit habe. Zu gleicher Zeit ſchrieb der Pfarrer an den Miniſter, um ihm zu ſagen, was er von Martin denke, den er aus höhern Gründen zurückhalte, mit welchen er ſelbſt vertraut und deren Bewahrer er geweſen ſey. Er ſagte ihm mit zwei Worten, Martin ſey ſowohl ein treuer Diener Gottes, als ein dem König ergebener Unterthan. Er ſtellte endlich Sr. Excellenz vor, daß jetzo die Jahreszeit ſey, wo die Aecker gepflügt und beſäet werden müßten, folglich bat er ihn, dem Martin die Heimkehr zu erlauben, auf die Verſicherung, daß er ſich beim erſten Begehren wiederum ſtellen würde; hielten es aber Se. Excellenz nicht für rathſam, den Martin heimzuſchicken, ſo möchten Sie gefälligſt Befehl geben, daß ſeine Felder nicht ungebaut liegen bleiben. Der Miniſter antwortete äußerſt höflich und mit eigener Hand; ſein Brief war zugleich ehrenvoll für Martin, und enthielt überdem ein Billet von 400 Frkn. aus des Königs Caße; Se. Excellenz trugen dem Pfarrer auf, den Betrag bei dem Einnehmer von Chartres zu erheben, und ihn der Frau des Martin zuzuſtellen, und für die Beſorgung ihres Feldbaues Anſtalt zu treffen.

Zu Charenton machte am 15. März, um vier Uhr Abends, der Oberarzt ſeinen gewöhnlichen Beſuch; Martin erzählte ihm, was er den Morgen geſehen und gehört hatte, in Betreff deſſen, daß der Engel zu ihm geſagt, er werde nicht wieder zu ihm kommen. „Er wird doch wieder kommen,“ verſetzte der Arzt, wiewohl Martin es in dem Augenblick nicht glaubte, weil er dieſes Wort des Engels für unwiderruflich anſah.

Vom 15. bis 22. März gab es für Martins Perſon nichts Neues; aber am 18ten übergab Hr. Royer-Collard, welcher ihn mit einer ganz beſondern Aufmerkſamkeit beobachtete, dem Director des Krankenhauſes eilf Fragen, die dieſer ſodann dem Pfarrer und dem Maire von Gallardon zufertigte. Der Oberarzt beabſichtigte, ſich über Martins Charakter, Sinnesart, Meinungen, Betragen u. ſ. w. Gewißheit zu verſchaffen.

Wir ziehen hier das dem franzöſiſchen Original beigefügte Actenſtück mit kurzen Worten aus, deſſen erſte Spalte die Fragen des Oberarztes, die zweite die Antworten des Pfarrers von Gallardon Namens la Peruque, und die dritte die des Maire von Gallardon Namens Georges, mit den Unterſchriften der beiden letztern vom 20. bis 21. März enthält.

1. Hat es jemals in der Familie des Martin Wahnſinnige, oder Leute von feuriger Einbildungskraft, oder Sonderlinge, Apoplektiſche, Paralytiſche, überhaupt Nervenpatienten, einzeln oder in Mehrzahl gegeben?

Pfarrer. (mit der Bemerkung, daß ſeine meiſten Antworten nur Wiederholungen von den Anzeigen und Zeugniſſen ſeyn werden, die er ſeit 28. Jänner dem Biſchof, dem Präfecten und dem Miniſter übermacht habe): Die Familie iſt beiderſeitig eine der älteſten von Gallardon, und man hat nie Jemand in ihr gekannt, der mit ſo etwas behaftet geweſen wäre. Man kannte ſie ſtets als ſtille, ruhige und ehrliche Leute.

Maire, über die Frage ſelbſt ganz übereinſtimmend.

2. Hat man an ihm etwas Ungewöhnliches vor dem letztverfloſſenen Monat Jänner bemerkt?

Pf. Er erſchien und betrug ſich bis dahin ganz einfach.

M. Niemand.

3. Hat er zu irgend einer Zeit Spuren von Geiſtesabweſenheit, auch nur vorübergehender gezeigt?

Pf. Nein.

M. Nein.

4. Hat man an ihm eine große nervöſe Empfänglichkeit oder eine leicht erhitzte Einbildungskraft beobachtet?

Pf. Bei einer ſtillen Einbildungskraft nahm er Alles ruhig auf.

M. Sein Charakter war ſtets einfach, ſtill und ruhig.

5. Hat man wahrgenommen, daß das Blut ihm leicht zu Kopf ſtieg, und daß unter gewiſſen Umſtänden ſein Geſicht roth und ſeine Augen entzündet wurden?

Pf. Niemals; er wurde auch nie wegen einer Krankheit ärztlich behandelt.

M. Niemals.

6. Hat man je an ihm leichte Anwandlungen oder auch drohende Anzeigen von Apoplexie bemerkt, wie Schwindel und Schwere oder Eingenommenheit des Kopfs?

Pf. Niemals im Entfernteſten.

M. Niemals.

7. Wie iſt ſein Character? iſt er ſanft, einfach, ruhig, gemäßigt, oder gäh, heftig, wunderlich und verſteckt?

Pf. Nicht nur ſanft, einfach und gemäßigt, ſondern überall vortrefflich; er weiß kaum was Zorn oder Heftigkeit iſt, eben ſo wenig kennt er die Verſtellung.

M. Allzeit ſehr ſanft, ruhig, einfach und grade; er hat nie Zorn oder Heftigkeit blicken laſſen.

8. Wie hat er ſich in Abſicht auf Dinge der Politik betragen? hat er ſich viel damit beſchäftigt? Hat er für oder wider die Revolution und die Revolutionäre Partei genommen? Iſt er bei dergleichen Discuſſionen hitzig geworden? Haben die Begebenheiten von 1814 und ſonderlich von 1815 einen ſtarken Eindruck auf ihn gemacht? Wie hat er Buonapartes Rückkehr am 20. März erfahren?*) und hat ihm die zweite Zurückkunft des Königs im folgenden Monat Julius eine lebhafte Freude verurſacht?

---

*) Oder aufgenommen, appris.

Pf. Er hat ſich nie mit Politik beſchäftigt; er war gegen die Revolution, weil er meinte, daß ſie viel Uebels ſtifte; die Revolutionäre haßten ihn; er ließ ſich nie auf ihre Discuſſionen ein; es war ihm nie lieb, daß Buonaparte wiederkam, doch ohne Aufregung; er freute ſich, aber ohne Bewegung, der Rückkehr des Königs, und ſeit dem Julius iſt er mit der Lage des Staats zufrieden, ohne es in auffallender Art an den Tag zu geben.

M. mit andern Worten ganz übereinſtimmend.

9. War er beſtändig religiös? Iſt er hinlänglich in ſeiner Religion unterrichtet? Erfüllte er genau ihre Pflichten vor dem letzten Jänner? That er es mit Eifer und Wärme? War ſeine Andacht heiß und übertrieben? Beſchäftigte er ſich viel mit religiöſen Gegenſtänden? Las er Bücher? Ging er mit Leuten um, die ihn hierin zu überſpannen geeignet waren? Redet er davon im Geſpräch und wie?

Pf. Martin hatte ſtets einen religiöſen Grund in ſich; die Pflichten der Religion beobachtete er pünktlich, aber ohne Aufheben davon zu machen; er beſchäftigte ſich damit nur in der Kirche, in den Stunden des öffentlichen Gottesdienſtes, mit den dazu verordneten Büchern, den einzigen die er hat, denn er iſt kein Bücherleſer. Er ſpricht niemals gegen die, welche keine Religion haben, kurz er hat hierin nichts Ueberſpanntes; ich habe ihn ſogar nie insbeſondere geſprochen ꝛc. Er erfüllte die kirchlichen Vorſchriften ſo buchſtablich genau, daß ich ihn des Jahrs nur einmal ſah.*)

M. Martin iſt in ſeinem Kirchſpiel dafür anerkannt, daß er die Pflichten der Religion genau beobachtet, aber ohne Emphaſe und Anſpruch. Er lieſt nicht, er hat nur Kirchenbücher.

10. Hat man bemerkt, daß ſein Geiſt ſchwach und leicht zu

---

*) Bei der Beichte und dem Abendmahl um Oſtern.

erſchüttern war? Konnte man ihn leichtlich außerordentliche Dinge glauben machen? Weiß man, ob in ſeiner Jugend Hexen- oder Geſpenſtergeſchichten erzählt worden ſind, und er davon den Eindruck behalten hat. Weiß man ferner, ob er Gelegenheit gehabt hat, von Vorherſagungen oder Anzeigen in Bezug auf die gegenwärtigen Zeiten zu hören, und ob er davon betroffen worden?

Pf. So einfach er in ſeinem Betragen und innerlich iſt, ſo glaube ich doch nicht, daß er ſich leicht erſchüttern läßt. Er iſt fähig ſeinen Mann zu ſtehen, wenn er mit Unrecht angegriffen wird. Man hat ſich in ſeinem Hauſe nie mit Hexen- oder Geſpenſtergeſchichten abgegeben. Ich glaube, wenn man ihm davon ſpräche, ſo würde er ſie verachten. Er weiß nichts von Vorherſagungen. Ueberhaupt, ich glaube nicht, daß er von etwas der Art jemals betroffen worden iſt.

M. Er galt niemals für einen ſchwachen Geiſt oder für leichtgläubig. Die Hexen- und Geſpenſtergeſchichten waren hier zu Lande nie in Uebung. Er weiß nicht, was Vorherſagungen ſind.

11. Endlich, hat man im ganzen Zuſammenhang ſeines phyſiſchen und moraliſchen Lebens etwas bemerkt, was ihm für die Zufälle, die er erfahren hat, ſtimmen, oder auf ihre Hervorbringung Einfluß haben konnte?

Pf. Ich kenne keine Urſache, welche das, was er ſeit dem 15. Jan. empfunden, in ihm hervorgebracht hätte. Ich ſuchte anfangs ſeine Imagination davon abzulenken. Erſt nachdem es ein Paar Wochen lang wiedergekommen war, entſchloß ich mich auf ſeine wiederholten Fragen, ihn zu dem Hrn. Biſchof zu Verſailles zu ſchicken.

M. Man hat niemals etwas Ungewöhnliches im Leben Martins bemerkt, er war lediglich mit ſeiner Feldarbeit beſchäftigt, beſuchte nie die Schenke oder Spielhäuſer.

Die Abſchrift dieſer Fragen und Antworten iſt von dem Präfecten von Eure-et-Loir, Grafen Breteuil, durch ſeine Unterſchrift beglaubigt. —

Den 22. März kam Jakob Martin, des Thomas Bruder, um neun Uhr Morgens in das Hoſpiz zu Charenton. So viel man aus ſeinen Reden ſchließen konnte, zeigte er ſich dort als einen durchaus vernünftigen und rechtlichen Mann. Nachdem er einen Theil des Tags bei ſeinem Bruder zugebracht hatte, wurde er Nachmittags in ein Zimmer beſchieden, wo die Doctoren mit dem Director und den Vorgeſetzten des Hauſes verſammelt waren. Da man ihn über ſeinen Bruder Thomas und über alle Punkte befragte, die den Inhalt jener eilf Fragen ausmachten, ſo antwortete er, man habe ſtets an ihm einen äußerſt ſanften und gemaßigten Character bemerkt, niemals und in keinem Betreff überſpannte Ideen, er habe ſtets einen untadelhaften Wandel geführt, der auf wohlverſtandene und von Schwärmerei und Aberglauben freie religiöſe Geſinnung gegründet geweſen; Revolutionen irgend einer Art hätten nie einen merklichen Eindruck auf ſein Gemüth gemacht; er habe ſtets einer phyſiſch und moraliſch guten Geſundheit genoſſen, Niemand in ſeiner Familie habe eine Geiſteskrankheit gehabt; und fügte hinzu, er habe einmal mit ſeinem Bruder auf dem Felde gearbeitet, und geſehen, wie dieſer ſtillgeſtanden, als wenn er Jemanden zuhöre; er habe darauf auch einhalten wollen, habe aber ſeinem Pferde nachlaufen müſſen, das wider ſeinen Willen fortgegangen ſey, ſein Bruder theilte ihm dann mit, was vorgefallen.

Zu derſelben Zeit, wo Jakob Martin dieſes Zeugniß ablegte, bekam der Pfarrer von Gallardon, ſo wie der Maire, das Packet mit den eilf Fragen, welche Royer-Collard am 18. März dem Director übergeben hatte. Ihre übereinſtimmenden und beſtimmten Antworten ſtellen Martin dar als einen ſchlichten, offenen und gemaßigten Mann, der ſeine Pflichten treulich aber ohne Prahlerei erfüllt, ein Feind der Revolution iſt ohne Bitterkeit, ein Freund des Königs, ohne Lärm davon zu machen, von frohem Muth, feſtem Charakter, nicht leichtglaubig, kein Liebhaber des Wunderbaren, unfähig einer Partei auf Koſten der Aufrichtigkeit und Wahrheit zu dienen.

Dieſe Antworten, die zuerſt nach Chartres an den Präfecten eingeſchickt waren, kamen am zweiten Tage nach der Abreiſe von Martins Bruder zu Charenton an, ſo daß keine beiderſeitige Colluſion dabei möglich war, obgleich in allen Zeugniſſen ſo große Einhelligkeit herrſchte.

Jakob Martin war ſeit dem 23. März wieder nach Gallardon abgegangen, und hatte ſeinen Bruder in vollkommner Ruhe verlaſſen, ohne daß man ſelbſt beim Abſchied die mindeſte Bewegung an ihm bemerkte.

Montag den 25ten wurde Martin von dem Oberarzt beſucht, der ihn fragte, ob er noch etwas ſehe? „Nein mein Herr,“ antwortete er aufrichtig; „denn der Engel hat mir geſagt, er werde nicht wieder kommen.“ — „Er wird doch wiederkommen,“ ſagte der Doctor zu ihm; „ihr werdet ihn ſehen; die Sache hat angefangen, ſie muß auch endigen.“

Dienſtag den 26ten, Morgens um ſieben Uhr, als Martin anfing an ſeinen Bruder zu ſchreiben, um ihm die Feldarbeit zu empfehlen, erſchien der Engel neben dem Tiſch, auf dem er ſchrieb. Martin hat dieſe Erſcheinung in dem nachſtehenden Brief erzählt, wovon Abſchrift genommen wurde, ehe man ihn auf die Poſt gab.

„Königliches Haus zu Charenton, den 26. März 1816.

„Mein Bruder,

„Ich ſchreibe Dir dieſen Brief um Dir zu melden, daß ich noch immer bei guter Geſundheit bin; ich wünſche von ganzem Herzen, daß Gegenwärtiges euch Alle eben ſo finden möge. Wie ich angefangen habe dir zu ſchreiben, ſo iſt die namliche Erſcheinung mir erſchienen; er hat mir die Sachen mit dieſen Worten geſagt: „Mein Freund, ich hatte euch geſagt, daß ich euch nicht mehr beſuchen würde; ich verſichere euch, daß es mich ſehr ſchmerzen wurde, wenn meine Schritte vergeblich wären. Ich verſichere euch, daß die ſchreckliche Plage bereit iſt über Frankreich zu fallen, und daß ſie vor der Thür iſt. Wenn die Völker dieſe Dinge werden kommen ſehen, ſo werden ſie von Staunen ergriffen und ſtarr werden vor Schrecken. Was ehedem vorhergeſagt worden, iſt eingetroffen, wie es verkündigt war; eben ſo wird die Sache eintreffen, wenn man nicht in Ausübung bringt, was ich befehle. Frankreich liegt ganz in der Irreligion, im Hochmuth, im Unglauben, in der Gottloſigkeit, in der Uneinigkeit, kurz es iſt aller Art von Laſtern ergeben; bereitet ſich das Volk zur Buße, ſo wird das Vorhergeſagte zurückgehalten werden; aber wenn man nichts thun will von dem, was ich verkündige, ſo wird eintreffen, was vorhergeſagt iſt.“ Der Engel ſagt mir auch, ich könnte mir keine beſſere Geſundheit wünſchen, man ſollte mich durch die gelehrteſten Doctoren unterſuchen laſſen, ſie würden keine Krankheit an mir finden können; er ſagt mir auch, wenn ich eingeſperrt ſey, ſo geſchehe es, weil man eine Probe mit mir anſtellen wolle; er ſagt, es ſey irrig, mich prüfen zu wollen, nach Allem was geſchrieben ſey.“ — Martin erklärte auch, der Engel habe vor dem Verſchwinden zu ihm geſagt: „Ich gebe euch den Frieden, habt weder Kummer noch Unruhe.“

Martin ſchrieb dieſen Brief nach Maßgabe wie der Engel mit ihm redete; er ſah ihn zu ſeiner Seite, wagte jedoch nicht, ihn bis in's Geſicht anzuſehen, er nahm nur wahr, daß er die eine Hand wie auf das Fenſter geſtützt hatte. Als die Erſcheinung vorüber war, ſo brachte er ſeinen Brief dem Aufſeher, der, als er ihn für ſich geleſen hatte, ihn dem Director glaubte zuſtellen zu müſſen. Dieſen Brief haben verſchiedene Perſonen geleſen, ſodann wurde er dem Polizeiminiſter mitgetheilt; er kam erſt acht Tage ſpäter mit der Poſt nach Gallardon.

Seitdem Martin im Hoſpiz zu Charenton eingehalten wurde, war er, wie man eben geſehen, dem Beſuch des Arztes unterworfen; aber er erſchien dabei nicht am 27. und 28.

März. Wir wollen ihm hierbei gleichfalls folgen, und zwar nach einem beſondern Bericht über eine Erſcheinung, die er am letzten jener Tage bekam.

„Donnerſtag den 28. März, um fünf Uhr Nachmittags, als ich im Garten ſpazieren ging, ſteht der Engel vor mir und ſagt zu mir: „Warum geht ihr nicht zum Beſuch? Ich antwortete ihm: „Ich gehe hin;“ er ſagt zu mir, aber ganz kurz: „Er iſt vorbei;“ und ich, ich zögerte immer mit Fleiß dazu zu gehen, ich hielt mich ſo lange zurück als ich konnte, weil all' die Leute, die beim Beſuch waren, über mich ſpotteten.“ Der Engel ſetzte hinzu: „Ihr wollt nicht lügen; es iſt beſſer Gott gehorchen, denn den Menſchen. Der Engel des Lichts kann keine Dinge der Finſterniß verkündigen, und der Engel der Finſterniß keine Dinge des Lichts. Man benutze das Licht, ſo lange man das Licht hat; ihr aber, ſetzet euer Vertrauen auf Gott, es wird euch kein Uebel begegnen;“ und ſo verſchwand er wie ſonſt.

An demſelben 28. März ließ der Aufſeher Le Gros den Martin in ſein Zimmer kommen, und indem er die Unterredung auf die Erſcheinungen des Engels lenkte, ſagte er zu ihm: „Weil ihr ihn ſo ſeht, und wenn ihr ihn wieder ſeht, ſo bittet ihn, daß er mich unter ſeinen Schutz nehme; ich wäre gar gern unter dem Schutz eines Engels.“ — „Ja,“ antwortete Martin, „ich will ihn darum bitten.“ — Es koſtete ihn keine Mühe; denn gleich bei der nächſten Erſcheinung kam ihm der Engel zuvor und ſagte zu ihm: „Jemand vom Hauſe hat von euch begehrt, ich ſolle ihn unter meinen Schutz nehmen; ſagt ihm: Wer die Religion ausübt, wie ſie verkündigt iſt, und einen feſten Glauben hat, wird ſelig werden.“ *)

---

*) Auch errettet, sauvé. Man bemerke, daß der Engel nur von einem thätigen Chriſtenthum, und von keiner beſondern kirch-

Bei einer andern Gelegenheit glaubte Martin auch eine Frage an den himmliſchen Geſandten ſich erlauben zu dürfen; aber es wurde ihm geſagt, er habe nichts zu fragen, man werde ihm alles Nöthige ſagen. Wir haben dieſe Thatſache von ihm ſelbſt (ſagt der Verf.).

Inzwiſchen entſtand über die Sache des Martin ein dumpfes Gerücht bei Hof. Hr. von Rochefoucault, der davon hörte, kam den 29. März nach Charenton, ſo wie ein Geiſtlicher, den der Erzbiſchof von Rheims ſchickte, um den Martin zu ſehen, zu befragen, und ſich aus ſeinem eigenen Munde über den Grund ſeiner Sache und deren Umſtände zu unterrichten. Martin, durch den Director vorgeſtellt, erzählte ihnen getreu, was ihm den vorigen Abend begegnet war; alsdann, auf ihr Verlangen, begann er abermals die Geſchichte der übrigen Ereigniſſe ſeit dem 15. Jänner. Der Geiſtliche entwarf darüber unter den Augen des Hrn. von Rochefoucault einen Aufſatz, den Martin ſelbſt mit dem Geiſtlichen unterzeichnete. Letzterer machte am Schluß deſſelben folgende Bemerkung: „Martin hat mich verſichert, daß ſo oft der Engel mit ihm ſpricht, es immer mit unausſprechlicher Sanftheit, immer ſehr deutlich und mit wenig Worten geſchieht. Ich kann bezeugen (fügt der Geiſtliche hinzu), daß ich lange mit Martin geſprochen und ihn vollkommen vernünftig gefunden habe; ſeine neue Lebensart, der gewohnten in ſeiner Heimath ſo entgegengeſetzt, verurſacht ihm nicht die mindeſte Unruhe; er hat Frau und Kinder, und ergibt ſich gänzlich in Gottes heiligen Willen über ihr Schickſal und über das ſeinige. Mit einem Wort: er genießt eine übernatürliche Ruhe; er iſt ſehr ſanft, gottesfürchtig ohne Ueberſpanntheit; er hat mir geſagt, ſeine Frömmigkeit beſtehe darin, daß er die Gebote

---

lichen Form ſpricht; wohl aber: „wie ſie verkündigt iſt,“ d. h. ohne Menſchenſatzungen und Vernunftwillkühr. Daß aber Martin als ein einfacher Chriſt bei ſeiner Kirchenform bleibt und belaſſen wird, iſt unſtreitig der Ordnung gemäß.

Gottes und der Kirche halte. . . . Er beſitzt eine Natürlichkeit und Einfachheit, die man ſich nicht denken kann. Kurz, er iſt unbefangen vor Jedermann. Geſchrieben im Hospiz zu Charenton den 29. März 1816.“ Folgt die Unterſchrift des Geiſtlichen.

Den 30. März Abends wurde Martin zu dem Director gerufen, fand daſelbſt wiederum Hrn. v. Rochefoucault, und beſtätigte ihm ſeine erſten Ausſagen.

Einige Tage zuvor hatte aber dieſer Herr nach Gallardon geſchickt, um ſich bei dem Pfarrer nach dem ganzen Verlauf der Begebenheiten mit ſeinem Pfarrkind zu erkundigen. Der Pfarrer wollte ihn anfangs an die obern Behörden verweiſen, welche die Sache noch unter Händen hatten. Indeß bei näherer Ueberlegung that er den Wunſch des Hrn. von Rochefoucault durch ein Schreiben vom 28. März Genüge. Dieſer benahm ſich ſogleich darüber mit dem Großalmoſenier von Frankreich (den Erzbiſchof von Rheims), der ihn ſofort erſuchte, wieder nach Gallardon zu ſchicken, um den Pfarrer zu vermögen, daß er ſich nach Paris begebe. Der Brief an den Pfarrer beſagte, daß wenn er keine Verhinderung habe, er gebeten werde, zu dem Hrn. Erzbiſchof von Rheims zu kommen, welchem der König die Beſorgung und Beurtheilung von Martins Sache übertragen habe. Gleich am folgenden Tag, den 1. April,*) fand ſich der Pfarrer um fünf Uhr Nachmittags bei Hrn. von Rochefoucault ein; auf deſſen alsbaldige Anzeige wurde er zur Audienz bei dem Erzbiſchof am 2. April 1816, Nachmittags um ein Uhr, zugelaſſen; er ſprach mit ihm eine Stunde lang, und der Erzbiſchof ſprach zu dem Pfarrer, ſein Bericht ſtimme mit demjenigen überein, welchen man auf ſeinen Befehl im Hospiz zu Charenton geſammelt habe; und ſetzte, von Martin redend, mit bedenklicher Miene hinzu: „Er erſcheint heute noch vor dem König, ich weiß nicht, was das für einen Eindruck auf Se. Majeſtät machen wird.“

---

*) Inzwiſchen war nach Obigem auf den Brief des Pfarrers vom 28. März Hr. v. R. am 29. und 30. ſelbſt nach Charenton gekommen, und zwar das erſte Mal mit dem Geiſtlichen, den der Erzbiſchof beauftragt hatte. Auf des Letztern Verlangen lud nun am 31. Hr. v. R. den Pfarrer nach Paris ein

Während dieſer verſchiedenen Verhandlungen hatte Martin wieder eine Erſcheinung, nicht weniger merkwürdig, als die vorhergehenden. Hier ſeine eigene Erzählung.

„Sonntag den 31. März war ich zwiſchen zwei und drei Uhr Nachmittags im Garten; da erſchien er mir und ſagte: „Es wird noch Discuſſionen geben; die Einen werden ſagen, es ſey Einbildung; die Andern, es ſey ein Engel des Lichts, und noch Andere, es ſey ein Engel der Finſterniß; ich erlaube euch, mich anzurühren.“ Er nimmt meine rechte Hand mit ſeiner rechten Hand, und drückt ſie mir wirklich und“ — ſagte Martin zu dem Director, indem er ſeine Hand ergriff — „ſo fühlbar, wie ich jetzt die Ihrige drücke. Er öffnet vorn ſeinen Ueberrock; als dieſer offen ſtand, ſo ſchien es mir glänzender als die Sonnenſtrahlen, und ich konnte ihn nicht anſehen.“ (Martin mußte ſeine Hand vor die Augen halten). „Er macht den Ueberrock wieder zu, und als er wieder zu war, ſah ich nichts Glänzendes mehr, er ſchien mir wie vorher.“ (Dieſe Oeffnung und Schließung geſchah ohne irgend eine Bewegung von ſeiner Seite).*) „Er rückt ſeinen Hut zurück, und ſpricht zu mir, indem er ſeine Stirn mit der Hand berührt: „Der abgefallene Engel trägt hier das Zeichen ſeiner Verdammniß,**) und ihr ſeht, daß ich keines habe.“ Schließlich ſagte er zu mir: „Legt Zeugniß ab von dem, was ihr geſehen und gehört habt.““

Am Abend deſſelben Tags, um vier Uhr Nachmittags, kam ein Offizier höhern Ranges, der, wie Martin ſagte, dicke goldene Epauletten hatte, in das Krankenhaus, und fragte nach ihm. Sie ſpazierten ungefähr eine halbe Stunde zuſammen; Martin beantwortete ſeine verſchiedenen Fragen, und gab abermals Alles, was ihm begegnet war, einzeln an; dann ſetzte er hinzu: „Es iſt mir immer geſagt worden, ich müſſe mit dem König reden; ich glaube aber, es iſt kaum möglich mit dem König zu reden.“ — Nein, gewißlich, ſagte der Officier, man wird euch wohl dazu verhelfen können. — Martin erzählte ihm zuletzt die ganz neue Erſcheinung, die er gehabt hatte.

---

*) Das will vermuthlich ſagen: Der Engel bewegte dazu keine Hand, das Gewand theilte und ſchloß ſich von ſelbſt.

**) Der Verf. widerlegt in einer Note die Bedenklichkeiten gegen dieſe merkwürdige Eröffnung.

Den andern Tag, den 1. April, ließ der Oberarzt Royer-Collard den Martin in das Zimmer des Directors kommen, und ſagte zu ihm: „Ich werde jetzt bald meinen Bericht erſtatten, ihr werdet nicht lange mehr hier ſeyn; habe ich euch nicht mit Recht geſagt, ihr würdet noch etwas ſehen? denn eine Sache, die ſo angefangen hat, muß auch ihr Ende finden.“ — Er hatte mir doch geſagt, verſetzte Martin, er komme nicht wieder. — „Und ich,“ ſagte der Doctor, „ich wußte wohl, daß er wiederkommen werde.“

Der 2. April war der letzte Tag von Martins Aufenthalt im Krankenhauſe. Als er ſein Mittagsmahl zu ſich nahm, ruft man ihn zum Director. Dort findet er einen Herrn, der zu ihm ſagt: „Mein Freund, ihr ſollt mit mir nach Paris kommen.“ — Wohlan! antwortete Martin ruhig, wenn ich nach Paris gehen ſoll, ſo will ich hingehen. — „Ich weiß nicht warum,“ ſagt Jener zu ihm; „aber wenn ihr heute vor den König kämet, würde euch das nicht Wunder nehmen?“ — Nein, mein Herr, ſagt Martin, denn ich bin hier bloß um hinzugehen und mit ihm zu reden. — Sie fuhren zuſammen ab, und kamen bei dem Hotel der Polizei an. Der Miniſter gab an dieſem Tage Audienz; Martin mußte, um ihn zu ſprechen, warten bis ſeine Audienz zu Ende war.

Ehe wir die Entwickelung und Erfüllung von Martins „Sendung“ erzählen, glauben wir dem Leſer einen Begriff von ſeinem Betragen und ſeiner Lebensweiſe, während der drei

Wochen, die er im Hoſpiz zu Charenton zubrachte, geben zu müſſen.

„Seine Geſundheit,“ ſagt uns ein treuer Beobachter, „war immer ſehr gut, und ſein Betragen hat ſich nicht einen Augenblick verläugnet. Da er vollkommen ruhig war, ſo geſtattete man ihm, drei Viertheile des Tags den Park zu benutzen, theils damit er im Gefühl größerer Freiheit weniger zurückhaltend ſeyn möchte, theils weil er, an ein ſehr thätiges Leben gewöhnt, in der Gartenarbeit einigen Erſatz für ſeine tägliche Beſchäftigung finden konnte. Er machte alle Tage von dieſer Erlaubniß Gebrauch, und mißbrauchte ſie nie; da er gewiſſermaßen mitten unter den Gärtnern und Taglöhnern lebte, ſo ſuchte er ſich doch nicht bei ihnen geltend zu machen, ſagte ihnen kein Wort von ſeinen Erſcheinungen, und theilte ihre Arbeit, als wenn er einer von ihnen wäre. Nicht als ob er eigenſinnig ſeine Erfahrungen verheimlicht hätte, aber er redete bloß mit Leuten davon, denen er darüber Rechenſchaft ſchuldig zu ſeyn glaubte, und that es alsdann mit Offenheit und Einfalt. . . . Ob er gleich zu jeder Stunde des Tags beobachtet wurde, ſowohl wenn er allein, als wenn Jemand bei ihm war, ſo konnte man doch unmöglich an ihm den geringſten Anſchein von Verrücktheit, das leiſeſte Merkmal von Ueberſpannung entdecken, und er zeigte ſich in ſeinem gewöhnlichen Betragen allzeit ſehr dankbar und ſehr verſtändig. Er ließ ſich's immer gut ſchmecken, verdaute gut, arbeitete gut, ſchlief gut. Man ſah an ihm weder Aufregung noch Dumpfheit, weder übermäßige Fröhlichkeit noch Traurigkeit. Alle ſeine phyſiſchen, intellectuellen und moraliſchen Functionen ſchienen mit der größten Regelmäßigkeit von Statten zu gehen.“

Hier erfolgt nun die Erzählung Martins von ſeiner Audienz bei dem König, wie der Pfarrer von Gallardon ſie aus ſeinem Munde, und ſo viel möglich mit den eignen Ausdrücken des guten Landmanns niedergeſchrieben hat. Zur Einleitung dient, daß Dienſtag den 2. April ein Secretär des Miniſters der allgemeinen Polizei nach Charenton kam, und dem Director des Hospitals ein Billet von deſſen Hand brachte, den Befehl erhaltend, ihm den Martin zu ſchicken, welcher mit einem Cabriolet abgeholt werde. Das Billet enthielt außerdem die Verſicherung, daß Martin den andern Tag in ſeine Heimath zurückkehren werde, weil der Oberarzt dafür halte, daß er keiner ärztlichen Behandlung bedürfe. Wirklich hatte Hr. Royer-Collard erklärt, er ſehe dieſen Menſchen nun nicht mehr für verrückt an. Dieſes Gutachten war dem Hrn. Erzbiſchof von Rheims, dem Almoſenier von Frankreich, hinterbracht worden, er hatte den König von dem Sachverhalt unterrichtet, und der König, alsbald von einer Reihe ſo außerordentlicher Thatſachen gerührt, hatte dem Polizeiminiſter befohlen, ihm den Mann zu bringen, der von Chartres gekommen ſey, und den er habe nach Charenton führen laſſen.*) Von ſeiner Seite hatte der Erzbiſchof von Rheims, wie gemeldet, den Pfarrer von Gallardon nach Paris eingeladen, um von ihm über Martin die nöthige Auskunft zu erheben. Die nachſtehenden, von dem Pfarrer aufgezeichnete Erzählung Martins über ſeine Unterredung mit Ludwig XVIII. iſt dieſelbe, welche dem Präfecten von Chartres überſandt wurde, und lautet alſo:

Dienſtag den 2. April 1816, als ich beim Mittageſſen war (im Hospiz), kam Jemand vom Miniſter der allgemeinen Polizei, der mich ſeit vier Wochen einhielt (zu Paris und Charenton). Dieſer Herr ſagte mir, er komme, um mich nach Paris abzuholen.

---

*) Der Verf. merkt hiebei an, daß vornehme Perſonen bereits Martins Zuſammenkunft mit dem König mit Ungeduld erwartet.

Wir langten im Hotel der Polizei an, wo der Miniſter zu mir ſagte: Ihr wollt alſo den König ſprechen? — „Ja, mein Auftrag iſt nicht vollbracht, ehe ich ihn geſprochen habe, wie man mir es immer geſagt hat, und ich ihm ſage, was mir verkündigt iſt.“ — Aber was habt ihr dem König zu ſagen? — „Ich weiß in dem Augenblick nicht, was ich ihm zu ſagen habe, die Sachen werden mir verkündigt werden, wenn ich vor dem König ſtehe.“ — Wohlan, weil ihr wollt, ſo werde ich euch hinführen; ihr werdet einen guten König ſehen, der uns Allen ein Vater iſt. — Aber er ſagte mir nicht, daß er den Befehl vom König empfangen habe, mich hinzubringen.

Er geht in ein andres Zimmer um ſeine Uniform anzuziehen, und in dieſer Zwiſchenzeit hat die Erſcheinung zu mir geſagt: „Ihr werdet mit dem König reden und werdet mit ihm allein ſeyn; habt keine Furcht, vor dem König zu erſcheinen, wegen deſſen, was ihr ihm zu ſagen habt, die Worte werden euch in den Mund kommen.“

Und wirklich war ich gar nicht verlegen bei Allem, was ich ihm geſagt habe, von Anfang bis zu Ende, und das war das letzte Mal, daß er mir erſchienen iſt, immer in derſelben Tracht wie alle anderen Male ſeit dem 15. Jänner, denn er hat niemals anders ausgeſehen.

Der Miniſter kam wieder zu mir, und ſagte zu Einem, indem er ihm einen Brief gab: „Führt den Mann da zu dem erſten Kammerdiener des Königs.“ — Wir gehen weg, mein Führer und ich; die Kutſche hielt, wir ſollten hinfahren; aber ich habe geſagt: Das iſt nicht der Mühe werth, ich kann wohl zu Fuß gehen, es iſt nicht weit, es geht nur über die Seine.*)

---

*) Der Verf. ſagt: Martin erſchien vor dem König in demſelben Rock und mit den nämlichen Kamaſchen eines Bauers wie zu Chartres vor dem Präfecten. Der König empfing

— Der Miniſter geht nach uns weg; weil er aber fuhr, ſo iſt er vor uns angekommen. Wir gelangen in die Tuilerien um drei Uhr; wir ſteigen hinauf bis an das Zimmer des Königs; wir haben überall davor und drum herum viel Wachen gefunden, und Niemand hat etwas zu mir geſagt. Der mich führte, ſtellte ſeinen Brief dem erſten Kammerdiener des Königs zu,*) der ihn las und zu mir ſagte: „Folgt mir.“ — Mein Führer blieb da und ging nicht weiter; ich gehe in das Zimmer des Königs hinein, in dem nämlichen Augenblick, wo der Miniſter herauskam.

Der König ſaß neben ſeinem Tiſch, auf welchem viel Papier und Federn lagen. Ich habe den König gegrüßt und habe zu ihm geſagt, meinen Hut in der Hand: „Sire, ich grüße Sie;“ der König hat zu mir geſagt: „Guten Tag, Martin;“ und ich habe bei mir geſagt: Er weiß alſo meinen Namen recht gut. — „Sie wiſſen, Sire, gewiß warum ich komme?“ — Ja, ich weiß, daß ihr mir etwas zu ſagen habt, und man hat mir geſagt, es ſey etwas, das ihr nur mir ſagen könntet. Setzt euch. — Ich habe einen Seſſel genommen und mich dem König gegenüber geſetzt; es war nichts als der Tiſch zwiſchen uns beiden; und als ich mich geſetzt hatte, ſagte ich zu ihm: „Wie befinden Sie ſich?“ — Der König antwortete mir: Ich befinde mich ein wenig beſſer, als die letzten Tage her; und Ihr, wie befindet ihr euch? — „Ich, ich befinde mich wohl.“ — Was iſt der Gegenſtand eurer Reiſe? — Und ich ſagte zu ihm: Am 15. Januar, ungefähr um halb drei Uhr Nachmittags, als ich auf meinem Felde beſchäftigt war,

---

ihn geſchmückt mit den verſchiedenen Orden und andern Zeichen der königlichen Würde.

*) Der Verf. bemerkt, hierin möge ſich Martin geirrt haben, ſeiner Ausſage nach habe der Mann Uniform und Epauletten getragen, ſey alſo eher ein Oberoffizier von der Nationalgarde, als einer von den vier erſten Kammerdienern des Königs geweſen.

ſo erſchien mir plötzlich, ohne daß ich weiß woher er kam, ein Mann der zu mir ſagte: Ihr müßt zu dem Könige gehen, und zu ihm ſagen, daß ſeine Perſon in Gefahr iſt, (das Uebrige wie oben). Ich ſagte zu ihm: Aber ihr könnt ja wohl Andere finden als mich, ſo einen Auftrag auszurichten. Er ſagte zu mir: Nein, Ihr ſollt hingehen. Ich ſage zu ihm: Aber weil ihr ſo klug ſeyd, könnt ihr ja wohl ſelber den König aufſuchen und ihm all' das ſagen. Er ſagte zu mir: Ich werde nicht hingehen, ſondern Ihr; gebt Acht auf Alles, was ich euch ſage, und ihr werdet Alles thun, was ich euch befehle.

Er hatte mir einmal, wo er mir erſchien, geſagt, ſein Name werde unbekannt bleiben, und der ihn ſende, ſey über ihm; aber als ich zu Paris war, am 10. März Morgens, hat er zu mir geſagt: Weil der Unglaube ſo groß iſt, ſo will ich euch meinen Namen ſagen; ich bin der Erzengel Raphael, und habe alle Macht empfangen, Frankreich mit allerlei Plagen zu ſchlagen (ſ. oben). — Als ich heimkam, habe ich das Alles*) meinem Bruder Jakob geſagt, der zu mir ſagte: Man muß zum Hrn. Pfarrer gehen und ihm alles das ſagen. Wir waren gleich Abends bei ihm, und hernach noch alle Tage, ſo oft ich neue Erſcheinungen hatte; und nach mehrern Geſchichten der Art ſagte der Hr. Pfarrer zu uns: Ich will in der Sache da nicht Richter ſeyn; ich werde euch einen Brief geben, und ihr geht zu dem Hrn. Biſchof nach Verſailles. Ich war den 26. Januar da, und den andern Tag habe ich mit ihm geredet; als er den Brief des Hrn. Pfarrers geleſen hatte, ſo hat er mich ſcharf angeſehn, hat mich ſcharf ausgefragt, hat nach meinem Namen gefragt, und hat ihn aufgeſchrieben. Er hat zu mir geſagt: Wenn er wiederkommt, ſo fragt ihn nach ſeinem Namen und woher er kommt, und geht hin und ſagt das Alles dem Hrn. Pfarrer, daß er es mir mittheile.

(Nach dieſen erſten Erzählungen fuhr Martin weiter fort:)

---

*) Das Frühere.

Es iſt mir auch geſagt worden: Man hat den König verrathen und wird ihn nochmals verrathen; es iſt ein Menſch aus dem Gefängniß entſchlüpft; man hat den König glauben machen, es ſey durch Liſt und durch Zufall geſchehen; aber die Sache verhält ſich nicht ſo, ſie war angelegt: die ihn hätten verfolgen ſollen, haben die Mittel vernachläſſigt; ſie ſind mit großer Langſamkeit und Nachläſſigkeit zu Werk gegangen; ſie haben ihn verfolgen laſſen, als es nicht mehr möglich war, ihn einzuholen. Ich weiß nicht wer es war, man hat es mir nicht geſagt. — »Ich weiß es recht wohl, es iſt Lavalette.« — Es iſt mir geſagt worden, der König ſolle alle ſeine Angeſtellten und beſonders ſeine Miniſter prüfen. — »Hat man euch die Perſonen nicht genannt?« — Nein, es iſt mir geſagt worden, der König werde ſie leichtlich kennen, ich für meinen Theil kenne ſie nicht.

Hier hob der König die Hände und Augen gen Himmel und ſagte: »Ach! muß denn!« . . . . (Ah! faut-il! . . . .) Und er fing an zu weinen, und hat fortgeweint bis zu Ende; und da ich den König habe weinen ſehen, habe ich auch mit ihm geweint.

Es iſt mir ferner geſagt worden: Der König ſoll in die Provinzen vertraute Leute ſchicken, um die Adminiſtrationen zu unterſuchen, ohne Ankündigung, ohne daß man auch nur weiß, daß Jemand geſchickt worden iſt; und Sie werden von Ihren Unterthanen gefürchtet und geachtet ſeyn.

Es iſt mir geſagt worden, ich ſoll Ihnen ſagen, der König ſoll ſich ſeiner Noth und ſeiner Widerwartigkeit zur Zeit ſeiner Verbannung erinnern. Der König hat über Frankreich geweint; es hat eine Zeit gegeben, wo der König gar keine Hoffnung mehr hatte, dahin zurückzukehren, indem er Frankreich mit all' ſeinen Nachbarn verbündet ſah. — »Ja, es hat eine Zeit gegeben, wo ich keine Hoffnung mehr hatte, da ich ſah, daß alle Staaten keine Stütze mehr hatten.« — Gott hat den König nicht verderben wollen; er hat ihn in ſeine Staaten zurückgerufen, als er es am wenigſten erwartete. Kurz, der König iſt wieder zu ſeinem rechtmäßigen Beſitz gelangt. Wo iſt die Dankſagung für eine ſolche Wohlthat geblieben? Um Frankreich noch einmal zu züchtigen, iſt der Uſurpator aus ſeiner Verbannung hervorgezogen worden; es iſt nicht durch menſchlichen Willen noch durch Zufall geſchehen, daß die Dinge ſo zugelaſſen worden ſind. Er iſt wiedergekehrt ohne Macht, ohne Waffen, ohne daß man ſich gegen ihn zur Wehr geſetzt hat. Der rechtmäßige König mußte ſeine Hauptſtadt verlaſſen, und da er glaubte noch eine Stadt in ſeinen Staaten zu beſitzen, mußte er ſie auch verlaſſen. — „Das iſt wohl wahr, ich glaubte zu Lille zu bleiben.« — Als der Uſurpator zurückkam, hat ſich eine Regierung gebildet von Leuten ſeines Gleichen und eine ſtarke Armee; er hat ſich vor ſeinen Feinden gezeigt, welche des Königs Verbündete waren. Was iſt geſchehen? Auf den erſten Schlag befand er ſich in ſolcher Zerrüttung, daß er ohne Hülfsmittel, ohne Zuflucht, ohne Freunde und von ſeinen Unterthanen verworfen war. Der König iſt auf's neue in ſeine Staaten zurückgekehrt. Wo iſt die Dankſagung gegen Gott für ein ſo auffallendes Wunder geblieben? — Der König weinte während dieſer ganzen Erzählung; ich ſah ihm die Thränen über die Wangen laufen. Jetzt erinnerte ich ihn an beſondere Dinge, die mir von ſeiner Verbannung angezeigt wurden; und er ſagte zu mir: »Haltet es geheim; es darf nur Gott, ihr und ich jemals darum wiſſen.« — Es iſt mir immer geſagt worden, ich käme noch dazu, mit Ihnen zu reden, und ich käme dazu, die Sache auszurichten, die mir verkündigt worden war, und ich ſehe wohl, daß er mich nicht hintergangen hat (der Engel), denn ich bin ja heute bei Ihnen. Es iſt mir geſagt worden, Sie würden nicht ſchwanken um zu glauben, wenn ich Ihnen dieſe Dinge ſagen würde. — »Nein, ich kann nicht ſchwanken, denn es iſt die Wahrheit. Hat er euch nicht geſagt, wie ich mich verhalten ſolle, um Frankreich zu regieren?« — Nein, er hat nichts erwähnt, als Alles, was in dem Geſchriebenen ſteht; der Miniſter beſitzt es geſchrieben, wie die Sachen verkündigt worden ſind. — »Iſt euch nicht geſagt worden, daß ich ſchon Befehle habe ergehen laſſen über Alles, wovon ihr mir geſprochen habt?« — Nein, man hat nichts davon gegen mich erwähnt. — Nun ſtehe ich auf, und indem ich aufſtehe, ſagte ich zum König: Es iſt mir verkündigt worden, ich ſolle Ihnen ſagen, daß Sie zu gut ſind, und daß Ihre große Güte Sie in großes Unglück bringen würde; es iſt mir auch geſagt worden, weil Sie auch den Titel »allerchriſtlicher König« führten — denn ich für meinen Theil weiß nicht, ob man Sie ſo nennt — ſo müßten Sie ſich bemühen, das Volk in die Chriſtenheit zurückzuführen (il fallait vous efforcer de faire rendre le peuple dans la Chrétiené). — »Wenn er irgend wiederkommt, ſo fragt ihn, wie ich mich benehmen ſoll, um zu regieren.« — Es iſt mir geſagt worden, ſobald ich meinen Auftrag bei dem König ausgerichtet hätte, würde ich nichts mehr ſehen und würde Ruhe haben. — »Wiederholt mir, was ihr am 26. März geſehen habt.« — Wie ich anfing an meinen Bruder zu ſchreiben, ſo iſt mir die nämliche Erſcheinung erſchienen, und hat alſo zu mir geſprochen: »Mein Freund, ich hatte euch geſagt, daß ich euch nicht mehr beſuchen würde« ꝛc. (ſ. oben). Es war damals um ſieben Uhr Morgens; ehe er wegging, ſagte er zu mir: »Ich gebe euch den Frieden, habt keinen Kummer noch Unruhe.« *) — Ich wußte das Alles, aber ich wollte es von euch hören. Habt ihr ſeit dem 26. März nichts mehr geſehen?« — Ja, den Donnerſtag darauf, als ich Nachmittags um fünf Uhr im Garten war, hat er ſich mir gezeigt, und zu mir geſagt: »Warum geht ihr nicht zum Beſuch?« Ich ſagte zu ihm: Ich gehe hin ꝛc. (wie oben). Den folgenden Sonntag war ich um zwei oder drei Uhr Nachmittags im Garten; da erſchien er mir und ſagte: »Es wird noch Discuſſionen geben über dieſe Sache« ꝛc. (wie oben bis zu den Worten: Legt Zeugniß ab ꝛc.)

---

*) Der Verf. ſagt in einer Note, nach den Berichten der Aerzte habe der ſonſt ſchon ruhige Martin von dieſer Zeit an einen noch nie empfundenen Frieden in ſich verſpürt.

Der König hörte das Alles an, und ſah dabei auf mich, ohne zu reden. Alsdann ſagte er: „Es iſt derſelbe Engel, der den jungen Tobias nach Rages führte und ihm zur Ehe half;“ und er nahm meine Hand und ſprach zu mir: „Laßt mich die Hand anrühren, die der Engel gedrückt hat; betet immer für mich.“ — Ganz gewiß, Sire, ich und meine Familie, ſo wie der Herr Pfarrer von Gallardon, haben immer gebetet, daß die Sache gelingen möchte. — „Wie alt iſt er, der Herr Pfarrer von Gallardon? Iſt er ſchon lange bei euch?“ — Er iſt ungefähr in den ſechzigen; es iſt ein braver Mann, er iſt ungefähr fünf bis ſechs Jahre bei uns. — „Ich empfehle mich euch, ihm und eurer ganzen Familie.“ — Ganz gewiß, Sire, es iſt wohl zu wünſchen, daß Sie bleiben; denn wenn Sie weg gehen ſollten, oder Ihnen ein Unglück zuſtieße, ſo könnten wir Andre eben ſo mehr auch fortgehen; denn es gibt auch böſe Leute bei uns zu Lande, es fehlt nicht daran.

Hier wiederholte ich dem König, was ich ihm in Betreff der Sonn- und Feiertage, der Unordnungen u. ſ. w. geſagt hatte (ſ. oben), und ſagte ihm, das ſey die Hauptſache; und der König antwortete mir: Ich werde ſuchen abzuhelfen. — Nun habe ich den König gegrüßt und geſagt: Ich wünſche Ihnen gute Geſundheit. Es iſt mir geſagt worden, ſobald mein Auftrag bei dem König ausgerichtet ſey, ſolle ich Sie um die Erlaubniß bitten, in den Schooß meiner Familie zurückzukehren, was Sie mir auch nicht verſagen würden. — „Weil ihr bis daher gehorſam geweſen ſeyd, ſo will ich euch nicht ungehorſam machen; ich habe Befehl gegeben, euch heimzuſchicken.“ — Es iſt mir immer verkündigt worden, es werde mir kein Leid noch Uebel widerfahren. — „Das ſoll euch auch nicht widerfahren, ihr werdet morgen zurückgehen; der Miniſter wird euch Abendeſſen und Nachtlager geben, und Papiere, um heimzukommen.“ — Aber es wäre mir lieb, wenn ich wieder nach Charenton könnte, um ihnen Lebewohl zu ſagen, und ein Hemd zu holen, das ich da gelaſſen habe. — „War es euch nicht unangenehm, zu Charenton zu ſeyn? Iſt's euch dort gut gegangen?“ — Ganz und gar nicht unangenehm; und ganz gewiß, wenn mir's dort nicht gut gegangen wäre, ſo verlangte ich nicht wieder hin. — „Wohlan! weil ihr wieder hinwollt, ſo ſoll euch der Miniſter von meinetwegen hinbringen laſſen.“

Ich bin jetzt wieder zu meinem Führer gegangen, der auf mich wartete, und wir kamen zuſammen in das Hotel des Miniſters. (Folgen die Beglaubigungen in Bezug auf dieſen Bericht und auf einen kurzen Auszug des Vorhergehenden, mit den Unterſchriften: La Perruque, Pfarrer zu Gallardon, ſodann Thomas Martin, und für Uebereinſtimmung der Abſchrift, Graf v. Breteuil.

Der Erlaubniß des Königs gemäß kehrte Martin nach Charenton zurück, wo er die Nacht zubrachte. Er nahm Abſchied und dankte herzlich dem Director des Krankenhauſes, der die größte Mühe hatte, ihn zur Annahme von 25 Franken für ſeine Reiſe zu bewegen.

Den folgenden Morgen, am 3. April, kam er nach Paris zu dem Oberarzt des Hospitals von Charenton, und zeigte ſich da eben ſo einfach und natürlich, als vor dem Beſuch bei dem König; er gab ſich deßwegen kein größeres Anſehen.

Von Hrn. Royer-Collard begab ſich Martin zum Miniſter, der ihm ſeine Papiere ausfertigen ließ, und ihn nöthigte, ein Geſchenk von Seiten des Königs anzunehmen; Martin wollte nicht, aber da ihm der Miniſter ſagte, eine Gabe des Königs könne man auf keine Weiſe ausſchlagen, ſo fügte er ſich dieſem Grunde.

Den 6. April kam Martin nach Chartres, und zeigte ſich bei dem Präfecten; es ſcheint, daß er einen Brief von dem Pfarrer zu Gallardon hatte, welcher bezeugte, daß dieſe Sache von nun an nicht anders, als für wunderbar angeſehen werden könne.

Martin erzählte dem Präfecten eben ſo natürlich als aufrichtig ſeine Erſcheinungen und alle Umſtände ſeiner Pariſer Reiſe, wie er auf das Polizeiminiſterium, dann in's Hospital nach Charenton gebracht worden, wie er vor dem König erſchienen ſey, und alles Folgende.

Der Präfect empfahl ihm die größte Verſchwiegenheit, und Martin von ſeiner Seite ſetzte nach gemachter Erzählung hinzu, daß er ihm nicht mehr ſagen könne; die beſondern Dinge, die er dem König geoffenbart habe, ſeyen ein Geheimniß, das er dem Miniſter zu entdecken verſagt habe, und das er nach ſeinem, dem König gegebenen Verſprechen um nichts in der Welt bekannt machen würde. — Martin ſieht ſich alſo nicht für verpflichtet, ſeine Unterredung mit dem König überhaupt mit Stillſchweigen zu bedecken, ſondern nur den Punkt, wovon der König ihm geſagt hatte: »Haltet es geheim; es darf nur Gott, ihr und ich jemals darum wiſſen.« Auf dieſe Art erfüllte er das doppelte Gebot in den Worten des Erzengels Raphael beim Tobias: »Des Königs Heimlichkeit ſoll man verſchweigen, aber Gottes Werk ſoll man offenbaren und herrlich preiſen.«

Nach dieſem letzten Beſuch begab ſich dieſer rechtſchaffene Mann wieder an ſeine gewöhnliche Arbeit und in ſein einfaches, ländliches Leben. Er vermied, von dem, was ihm begegnet war, unvorſichtig zu reden, fertigte die Neugierigen aus dem Ort mit ihren Fragen auf geſchickte Art ab, und ſagte zu ihnen: »Wenn ihr Geſchäfte habt, geht ihr ihnen nicht nach? wohlan, ich bin den meinigen auch nachgegangen.«

Man hat auf ſicherem Weg erfahren, daß der König eingeſtanden hat, Martin habe ihm geheime Dinge geſagt, welche nur Gott und er gewußt habe, und daß er bezeugt hat, Martin ſey weder närriſch noch wahnſinnig.

Endlich Hr. v. Breteuil, der Präfect von Eure-et-Loir, hat ſeines Theils erklärt, Martin habe ſich ſtets in demſelben Worten, mit vieler Klarheit und Einfachheit vernehmen laſſen; er habe jederzeit, zu Chartres wie zu Paris, eine unerſchütterliche Zuverſicht und Ruhe bewieſen, und ſich ohne Schüchternheit, aber ſtets ehrerbietig und beſonders mit vollem Anſchein der Wahrheit ausgedrückt.

Eine ſpätere Thatſache beweiſt die fortwährende Uneigennützigkeit des braven Martin. Im Anfang des Jänners 1717 ließ eine angeſehene Perſon, die ſeine mittelmäßigen Umſtände kannte, und überdem wußte, daß ſeit ſeiner Rückkehr nach Gallardon ſeine Frau mit einem fünften Kinde ſchwanger war, ihm hundert und fünfzig Franken zur Unterſtützung anbieten. Allein er antwortete dem Dritten, durch den ihm das Anerbieten geſchah, aufrichtig: „Das darf nimmermehr ſeyn, daß man mir wegen der Dinge, die mir begegnet ſind, Geld anbiete, denn ohne das würde man von mir nicht reden und mich ſogar nicht kennen; aber da die Sache nicht von mir kommt, ſo darf ich nichts deßwegen annehmen; ſagt alſo der Perſon vielen Dank; denn ob ich gleich nicht reich bin, ſo will ich doch nichts annehmen.“ — Dieſer Vorfall iſt zuverläſſig; denn man hat ihn von eben demjenigen, der mit dem Anerbieten an Martin beauftragt war.

Das franzöſiſche Original enthält einige Anhänge mit Bemerkungen zu Gunſten des vorſtehenden ausführlichen Berichts und der Perſon des einfachen Landmanns, und zur Widerlegung des Gedankens an einen planmäßig geſpielten Betrug, wobei derſelbe etwa das Werkzeug einer andern Hand geweſen, oder endlich an eine Berückung Martins durch ſeine eigene Einbildungskraft; auch religiöſe Betrachtungen über das, was ſich mit Martin zugetragen, in beſonderm Bezug auf Frankreich und ſeine erſte Revolution, einſchließlich des Kaiſerthums. Letztere gehören nicht weiter zu unſerm Zweck, und was jene Rechtfertigung betrifft, ſo ſcheint uns, daß ſie bei aufmerkſamer Leſung des vorſtehenden Tagebuchs ſich den Verſtand jedes Verſtändigen und nicht ganz im Unglauben und Argwohn Verſunkenen von ſelber darbieten werde, daher auf andere Leſer als die unſrigen berechnet ſey. Nur Folgendes wäre noch aus einem der Nachträge auszuheben.

Oben unterm 10. März heißt es, der Engel habe dem Martin angekündigt: „Frankreich werde nicht wieder zum Frieden gelangen, als nach dem Jahr 1840,“ auf Franzöſiſch: que la paiz ne serait rendue à la France qu' après l'an 1840. Nach dem Bericht der Aerzte lauteten die Worte ſo: „daß Frankreich keinen Frieden haben werde vor dem Jahr 1840;“ que la France n'aurait point de paix avant l'année 1840. Dieſe Verſion, ſagt der Herausgeber, ſcheine die richtigere, weil ſie aus den alsbald niedergeſchriebenen Notizen gefloſſen ſey, als Martin zu Paris geweſen, nämlich um den 10. März. Auch enthalte ſie eine bedeutende Verſchiedenheit, weil nach ihr noch die Frage ſeyn könne, ob Frankreich wirklich nach dem Jahr 1840 Friede haben werde. — Ferner unter dem 28. März kommt die Antwort des Engels an den Oberaufſeher Hrn. La Gras vor: dieſe lautete nach einer von ihm ſelbſt binnen der erſten 24 Stunden genommenen Note, mit geringer, aber bibelgemäßer Abweichung ſo: „Eine Perſon hat von euch begehrt, ich ſolle ſie unter meinen Schutz nehmen; ſagt ihr: Alle, welche die Religion bekennen, und ſie mit feſtem Glauben ausüben, werden ſelig werden.“ Andre Antworten des Engels ſpielen auch auf die heil. Schrift an, wie der Herausgeber bemerkt, und er erinnert hiebei an Röm. 10, 10: „Denn ſo man von Herzen glaubt, ſo wird man gerecht, und ſo man mit dem Munde bekennet, ſo wird man ſelig.“ Uebrigens fielen hiebei die Worte heraus: „wie ſie verkündigt iſt“ (telle qu'elle est annoncée); allein Martin kann ſie wohl auch gehört haben, und wo nicht, ſo iſt die Lehre um ſo allgemeiner. — Endlich merkt der Herausgeber noch an, daß der ärztliche Bericht an den Polizei-Miniſter über Martin von den Hrn. Pinel und Royer-Collard unterzeichnet ſey, daß er deſſen Original ſelbſt geſehen, und daß er von demſelben, als einer höchſt wichtigen Urkunde, bei ſeiner Schrift vorzüglichen Gebrauch gemacht habe. Auch lieſt man noch an einer andern Stelle, daß der von Martin ſelbſt beglaubigte Bericht auf der Präfectur zu Chartres hinterlegt ſey.

Statt alles Weitern wollen wir nur die Frage aufſtellen: Wie iſt es möglich, und iſt es recht, daß eine Begebenheit des Jahres 1816, deren allerwärts in öffentlichen Blättern gedacht worden, und die ſodann mit Angabe aller Namen, und mit Berufung auf den König Ludwig XVIII. ſelbſt, auf den Polizeiminiſter, den Präfecten des Bezirks und mehrere andre Amtsperſonen, unter den Augen der Regierung, vor Freigebung der Preſſe, mit Verlagsangabe, zweimal ausführlich und urkundlich im Druck erſchienen, und von ſo großer Wichtigkeit für Frankreich und für die Welt war und noch iſt, wenig Beachtung finden und ſeitdem beinahe in Vergeſſenheit gerathen konnte?

Die Antwort ſteht Jeſai. 53, 1: „Aber wer glaubet unſerer Predigt? und wem wird der Arm des Herrn offenbar?“

Geſchrieben im October 1834.

— y —

Eine
Erſcheinung
aus dem
Nachtgebiete der Natur,
durch
eine Reihe von Zeugen gerichtlich beſtätigt und den
Naturforſchern zum Bedenken mitgetheilt
von

Dr. Juſtinus Kerner,
Oberamtsarzt zu Weinsberg.

Kerner
[illegible]

Stuttgart und Tübingen,
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Den drei Forſchern

im Buche der Natur und im Buche göttlicher Offenbarung

v. Eſchenmayer,

Friedrich v. Meyer

und

v. Schubert

in Liebe und Verehrung zugeeignet.

Vorrede.

Phänomene, wie die nachſtehenden, gehören zur Beobachtung des Naturforſchers: denn ſie ſind einmal in der Natur vorhanden, ſo gut wie der Ring des Saturns, ſollte man auch noch der Zeit, ſo wenig als von dieſem, ihr eigentliches Weſen wiſſen und begreifen können. Die Furcht, dadurch ins Gerede, man glaube an Geiſter, zu gerathen, in einen Glauben, dem unſere jetzige Gewohnheit und Dreſſur ſo ſehr entgegen iſt, darf den Naturforſcher nicht beſtimmen, wie es wenigſtens bis jetzt geſchah, ſolche Erſcheinungen unerforſcht nur gerade ins Reich des Betrugs und des Aberglaubens zu verweiſen, ſie de facto damit zu unterdrücken und der Wiſſenſchaft zu entziehen.

Durch dieſe rationaliſtiſche Geiſterfurcht, durch dieſes fade Geſchrei ſogenannter Gebildeter: „im neunzehnten Jahrhundert noch an Geiſter zu glauben!" geſchah es, daß dieſe ſo merkwürdige Nachtſeite der Natur bisher der Beobachtung gänzlich entzogen wurde; indem, wo ſie ſich auch noch ſo ſehr der Beobachtung aufdrang, der Beobachter ſogleich ſcheu vor ihr zurücktrat, oder aus Furcht vor jenem Geſchrei, die Beobachtung in ſich verſchloß, oder ſich dieſelbe am Ende ſelbſt mit gläſernem Gehirne wegſtritt.

All' jene Herren, die mit ſolchem Geſchrei auf Kanzeln, Kathedern, in Wirthszimmern und in Tageblättern den Dank der ſogenannten Aufklärung ſich erſchreien wollen, ſind in meinen Augen in Wahrheit nur Hinderer der Erforſchung der Natur auf ihrer wichtigſten Seite, Hinderer einer wahren Aufklärung, Zwingherren, die gewaltſam befehlen wollen, Andere ſollen nur ſo weit ſehen, als ſie ſehen.

Es iſt nicht davon die Rede, ihnen den Glauben, als ſeyen dieſe Phänomene nichts anderes, als „ein Hereinragen Verſtorbener noch in dieſes Leben" aufzwingen zu wollen (denn dieſer Glaube bleibt wohl noch lange Glaube des Glaubigen), es iſt aber davon die Rede, die Exiſtenz dieſer Phänomene als wirkliche objective Realitäten in der Natur, durch die geſchehene, die Natur erforſchte Beobachtung (nicht durch den bloßen Glauben) zu behaupten und gegen Unerfahrene zu beſtreiten, von Phänomenen, die, auch nach der Beobachtung aller Völker und Zeiten, als objective Realitäten in der Natur exiſtiren und aus derſelben ſo wenig weg zu rationaliſiren ſind, als der Ring des Saturns, der auch für erlogen gehalten worden wäre, hätte man ihn nicht ad oculos zu demonſtriren gelernt.

Ich fordere nur endliche Anerkennung der Exiſtenz jener Phänomene in der Natur, welche, veranlaßt durch jenes Geſchrei der Aufklärlinge und Unwiſſenden in dieſem Felde, bisher zur Schande der Naturwiſſenſchaft geläugnet und mißkannt wurden. Den Namen dieſer Phänomene ſtelle ich jedem Forſcher frei, und will dabei nicht behaupten, daß wir bei ihrer fernern freiern Beobachtung nicht noch auf andere Naturwahrheiten kommen könnten, als auf die Einwirkung und Erſcheinung Verſtorbener, ob ich gleich der Zeit keine genügendere Auslegung jener Phänomene weiß.

Beſonders was dieſen hier vorliegenden Fall betrifft, ſo fällt, bringt man ihn mit andern ähnlichen (und namentlich mit den ebenfalls hier angeführten) Fällen in Vergleichung, hier alle rationaliſtiſche Auslegung durch Betrug, Selbſttäuſchung, Krankheit, Anſteckung, und ſelbſt die magnetiſche Erklärungsart, wie durch das Heraustreten aus ſich ſelbſt, durch in die Fernewirken vermittelſt eines electro-magnetiſchen Nervengeiſtes u. ſ. w.

hinweg, und es möchte, wenigſtens bis jetzt, auch hier abermals keine andere Auslegung geben, als die, ſo das Phänomen ſelbſt angibt.

Was zuerſt die Auslegung durch Betrug betrifft, ſo iſt dieſe ganze Geſchichte der Art, daß es eine reine Unmöglichkeit iſt, daß hier Betrug hätte ſtattfinden können. Wollte man auch annehmen (wozu man aber nicht im Mindeſten Urſache hat), es wäre von Seiten jener Perſon Betrug im Gefängniß möglich geweſen, ſo war ein ſolcher außer demſelben, während die Perſon im Gefängniß verſchloſſen war, oder ſich gar nicht hier befand, doch rein unmöglich. Aber auch im Gefängnißhauſe war ein ſolcher unmöglich, unmöglicher, als wenn dieſe Perſon in irgend einem andern Hauſe ſich aufgehalten hätte. Freilich kann nur derjenige, der das Local dieſes Gefängnißhauſes und die Perſonen, die es bewohnen, kennt, davon mit Gewißheit überzeugt ſeyn.

Der Raum, in dem dieſe Perſon verſchloſſen war, war der eines ſogenannten Blockhauſes, welches in das Gefängnißhaus im zweiten Stock ſelbſt geſtellt, alſo noch von deſſen Wänden umgeben iſt, und ſomit keine Verbindung mit der Straße oder dem Freien hat. Es iſt ein Gefängniß im Gefängniſſe. Selbſt ſeine Fenſter communiciren nicht mit denen in den Wänden des Gefängnißhauſes, die es umgeben und einen Gang zwiſchen ihm frei laſſen, der ebenfalls wieder mit beſondern Thüren verſchloſſen iſt. Alle Fenſter des Gefängniſſes ſind mit ſtarken Eiſenſtangen verſehen. Die Fenſter des Blockhauſes, zwei, die einander entgegengeſetzt ſind, gehen alſo nicht in das Freie, ſondern in dieſen Gang. Es ſind ſehr mühſam hin und her zu ſchiebende Fenſter (Schubfenſter), vor denen doppelte Gitter mit äußerſt dicken und feſten, ganz unbeweglichen Eiſenſtangen angebracht ſind. Es iſt der ſtärkſte Mannsarm nicht im Stande, *in dieſen Gittern auch nur die leiſeſte Erſchütterung hervorzubringen.* Noch befindet ſich an der Decke des Gefängnißzimmers ein kleines Luftfenſterchen, das auf das Dach des Hauſes geht; dieſes kann vermittelſt einer Schnur, die über ein Rädchen läuft, aufgezogen werden, allein die leiſeſte Bewegung an derſelben verräth ſich durch einen kreiſchenden pfeifenden Ton, welchen das ſehr ſchwerbewegliche Rädchen, über welches die Schnur läuft, verurſacht, ſo daß dieſes Fenſterchen nie unbemerkt zu eröffnen iſt. Höchſt ſelten fällt durch dieſen kleinen Raum der Schein des Mondes, der aber dann immer durch den Schatten des Gitters und das Blei des Fenſterchens unterbrochen und von einer andern Helle gar wohl zu unterſcheiden iſt.

Das Gefängniß ſelbſt iſt von einer Mauer umgeben, und ſeine Thüren Tag und Nacht verſchloſſen.

So zeigt dieſes Gefängniß demnach ein Local, in welchem zu einem Betrug durch Beihülfe fremder Menſchen von außen u. ſ. w. gewiß weniger Gelegenheit gegeben iſt, als in irgend einem andern freien Hauſe.

Was nun die Bewohner deſſelben betrifft, ſo beſtehen ſie, außer den wechſelnden Gefangenen, die aus den verſchiedenen Verließen natürlich nie mit einander communiciren können, aus dem Oberamtsgerichtsdiener, ſeiner Gattin, einer jungen Verwandtin und einem Dienſtmädchen, aus ſonſt keiner einzigen Perſon. Dieſe Familie iſt als eine ſehr brave bekannt, und beſonders iſt die Frau des Oberamtsgerichtsdieners von der ſtrengſten Rechtlichkeit und Wahrheitsliebe, ſo daß ſie, hätte ſie bei dem langen Umgange mit jener Perſon einen Betrug entdeckt, ihn gewiß nicht verſchwiegen hätte.

Herr Oberamtsrichter Heyd, der durch Selbſtunterſuchung und Selbſtprüfung, und durch Herbeiziehung anderer wiſſenſchaftlicher und wahrheitsliebender Männer, die Gleiches fanden, von der Wahrheit der hier angeführten Thatſachen auch vollkommen überzeugt iſt, iſt als ein ſtrenger unparteiiſcher Geſchäftsmann und als ein ſehr ruhiger, gewichtiger Beobachter vielſeitig bekannt.

Eben ſo werden gewiß die für dieſe Thatſachen in dieſen Blättern ſonſt Zeugniß gebenden Männer von Bildung und Wiſſenſchaft als geltende Beobachter angenommen werden können.

Das Moraliſche jener Perſon, an der dieſes Phänomen haftete, betreffend, ſo darf nicht verſchwiegen werden, daß dieſes allerdings manchem Tadel unterworfen werden könnte, wiewohl auch anderſeits anzuführen iſt, daß man keinem Menſchen ins Herz ſehen kann, und wohl auf mich und manchen Leſer dieſer Geſchichte, der ſich für moraliſch geſinnt erachtet, noch mit mehr Grund ein Stein geworfen werden könnte, als auf dieſes in hieſigem Oberamtsgerichtsgefängniß über vier Monate lang in ſchwerer Buße gelegene unglückliche, wenn auch nicht ſchuldloſe Weib. Es ſcheint freilich ausgemacht zu ſeyn, daß dieſe Perſon (wahrſcheinlich durch das Phänomen verführt) ſich in betrügeriſche Schatzgräbershändel einließ, wodurch ſie auch dem hieſigen Oberamtsgericht überantwortet wurde. *) Beſtimmt iſt aber und merkwürdig, daß dieſe Perſon das an ihr haftende Phänomen zu jenen

---

*) Es mußte wohl ſo ſeyn: denn wäre dieſes nicht geſchehen, wäre dieſes merkwürdige Phänomen unbeachtet und ununterſucht unter dem Volke geblieben.

Händeln nie mißbrauchte, aber allerdings leider vielleicht wohl einzig darum, weil ſie das nicht zu thun im Stande war.

Wäre dieſes Phänomen (wie z. E. ein nach ihrem Willen ſich entbinden könnender Nervengeiſt oder überhaupt ein ſubjectives geiſtiges Organ) von ihrem Willen abhängig geweſen, hätte ſie es ganz ad libitum da oder dort hinſenden können, ſo hätte ſie es gewiß vor allen Perſonen zu denjenigen geſendet (denjenigen es hörbar und ſichtbar gemacht), die ſie damit zum Nutzen in ihrer Schatzgräbersgeſchichte hätte täuſchen und hinters Licht führen können, und hätte es auch noch nachher, zu Gunſten ihres Proceſſes, ſolchen zugeſendet. Davon aber iſt keine Spur aufzufinden: denn gerade jene

Perſonen (und namentlich die **Hauptperſon**, die Wittwe **Singhaas** in Wimmenthal) erhielten von jenem Phänomen nie irgend eine Einwirkung auf ihre Sinne, ſahen, horten, empfanden und rochen nie etwas von ihm. Im Gegentheil aber fand dieß (wie die hier folgenden Zeugniſſe ſattſam beweiſen) bei ſolchen Perſonen ſtatt, von deren Gefühlen und Beſtätigungen jene Perſon in ihrer Schatzgräbersangelegenheit gar keinen Nutzen ziehen konnte. Und dieß dient ebenfalls zu einem ſehr triſtigen Beweiſe, daß dieſes Phänomen an jener Perſon nicht als ein willkürlich zu bewegendes haftete, als ein Organ, das ſie an dieſer oder jener Stelle ad libitum konnte wirken laſſen, ſondern daß es für ſich als eine objective Realität mit eigenem Willen beſtand, wenn es auch oft (wie ein Menſch oder ein Geiſt dem andern) dem Willen dieſer Perſon (wie ſie dem Phänomen) folgſam und gefällig ſich erzeigte, aber gerade in ſolchen Fällen nicht, wo es nur zum Mißbrauche verwendet worden wäre.

Jene Perſon hätte in hieſigem Gefängniſſe (wozu man aber keine Urſache findet) nur dadurch täuſchen können, daß ſie vielleicht hie und da mehr, als was ſie gehört und geſehen, geſagt hätte. Ich lege deßwegen auf ihre Ausſagen auch kein Hauptgewicht, und der geneigte Leſer wird ſich hier auch mehr durch die Zeugniſſe Anderer, als durch die jener Perſon, zu einem Urtheil veranlaßt finden, jedenfalls aber dabei erkennen, daß von jener Perſon aus, wenigſtens da, wo das Phänomen ſich in andern fernen Häuſern offenbarte, in jedem Falle keine Einmiſchung, kein Betrug ſtattfinden konnte.

Nach Beſeitigung des in dieſem Falle gewiß ganz nichtigen Argwohns eines Betrugs, handelt es ſich nun erſt um die weitere Auslegung dieſes Phänomens. Von einer ſolchen aber ſey hier nicht die Rede.

Es folgen hier einzig nur die reinen nackten Thatſachen, meiſtens in amtlichen Berichten und Zeugenverhören beſtehend, aus welchen dann Jedem freiſteht ſich ſeine eigene Meinung, ſein eigenes Syſtem zu bilden.

Nur als Fingerzeig für diejenigen, welche der, ſchon bei Gelegenheit der Erſcheinungen der Seherin von Prevorſt, vielſeitig zu Tage gekommenen, Meinung huldigen möchten, als ſeyen jene Lichterſcheinungen, jene Töne u. ſ. w. durch das magnetiſche Spiel des Nervengeiſtes jener Perſon veranlaßt, von ihr unbewußt und unwillkührlich ſelbſt projicirt, will ich hier noch bemerken, daß zwar bei Somnambülen Wirkungen in die Ferne ſtattfinden können, aber nur einzig in den tiefen Kriſen, in welchen der Leib wie bewegungslos daliegt, und dieſe geſchehen mit Willen und Bewußtſeyn, daß man aber in dem vorliegenden Fall durchaus keine ſomnambüle Perſon vor ſich hat: denn es wurde an dieſer Perſon nie ein magnetiſcher Schlaf und am allerwenigſten eine magnetiſche Extaſe, in der ſie bewegungslos gelegen wäre, bemerkt, ja nicht einmal ein Krampfanfall. Während die Lichterſcheinungen. die Töne u. ſ. w. in den entfernten Häuſern ſtattfanden, zeigte ſich an dieſer Perſon keine Extaſe. keine Abweſenheit. war ſie nur zu wach, betete ſie, oder war ſie im Geſpräche mit Andern, und jedenfalls durchaus in keinem ſchlafwachen Zuſtande. Diejenigen, welche jener Meinung zugethan ſind, möchten auch bedenken, wie viele Erfahrungen gleicher Art (von den gleichen Lichterſcheinungen, Tönen, Empfindungen u. ſ. w.) es gibt, wo gar keine Mittelsperſon, von der das Phänomen ausgehen konnte, aufzufinden iſt, wo derlei Jahre lang in Häuſern von den verſchiedenſten Bewohnern beobachtet wurde, ohne daß da eine magnetiſche oder andere Perſon von beweglichem Nervengeiſte hätte im Spiele ſeyn können, die vermögend geweſen wäre, all dieß aus ſich zu projiciren. Um nicht durch ſolches Vermeinen in Einſeitigkeit zu gerathen, vergleiche man doch mit dieſem Falle auch ſolche andere

Fälle, deren es eben ſo authentiſche in Menge gibt, und ſuche ſie auch, aber wohl vergeblich, jenem Syſteme anzupaſſen.

Im übrigen wäre ein aus dem Körper getretener, frei für ſich in die Ferne wirkender, ſich durch Lichtglanz und Handlungen aller Art, wie z. E. durch Werfen, Knallen, hörbares Gehen, Sprechen, Rauſchen, Wegziehen der Bettſtücke u. ſ. w., ohne palpablen Körper ~~ſich~~ offenbaren könnender Nervengeiſt eines *lebenden* Menſchen, während man an dieſem Menſchen nicht die mindeſte körperliche noch geiſtige Veränderung bemerkte, wohl noch ein größeres Wunder, als ein ſich durch gleiche Erſcheinungen offenbarender Menſchengeiſt, der ſeinen Körper durch den Tod verloren.

Der religiöſe Glaube würde übrigens

auch durch ſolche Annahme genug gewinnen: denn es iſt von ihr aus kein Sprung mehr zu der Annahme einer perſönlichen Fortdauer und der Möglichkeit, ſich nach Ablegung des Körpers nach dem Tode, durch den mit der Seele hinübergenommenen Nervengeiſt, noch für die Sinnenwelt in gewiſſen Fällen ſichtbar und hörbar machen zu können.

Noch iſt zu bemerken, daß das Phänomen auch an Orte und zu Menſchen kam, wohin es die Perſon, an der es haftete, gar nicht ſandte, alſo ganz ohne ihren Willen und Zuthun. Und für diejenigen, die zur Erklärung das Syſtem der Anſteckung in Anſpruch nehmen, gebe ich den Fingerzeig, daß dieſes Phänomen auch in Häuſer und zu Menſchen kam, die jene Perſon, an der es haſtete, nie ſahen, mit ihr in gar keine Berührung kamen. Doch dieſe meine Bemerkungen ſollen nur Fingerzeige für diejenigen ſeyn, die dieſes Phänomen auslegen wollen, damit ſie nicht in Einſeitigkeit verfallen, ſollen aber nicht Auslegungen ſelbſt ſeyn.

Wie das hier zur Sprache kommende Naturphänomen, ſo waren auch früher andere, z. E. der Galvanismus, der Siderismus (die Wünſchelruthe) verlachter Volksglaube, verlacht von den Herren auf den Kathedern und von den Recenſenten am Schreibfilze, deßwegen aber dennoch ſchon längſt von dem Volke erkannt und mit Erfolg angewendet, bis ihre Exiſtenz und Wahrheit auch endlich von jenen gebildeten Herren bemerkt, und ſie dann nun auch erſt von der ſämmtlichen gelehrten Zunft mit großem Geſchrei aufgenommen wurden. Ebenſo wird es auch gewiß noch mit den hier beſprochenen Wahrheiten gehen. Auch ſie werden bis jetzt von der gelehrten Menge nur als bloßer Volkswahn betrachtet und verſpottet von über ſolchen Pöbelglauben ſich hoch erhaben denkenden Herren, oder auch mit einer ganz lächerlichen Wuth von ihnen beſtritten. Doch auch ſie werden einſt, falle auch ihre Auslegung aus wie ſie wolle, in die Reihe anerkannter Naturwahrheiten treten! —

Von mir ſelbſt noch dieſes!

Herr Dr. Menzel ſagt in der Beurtheilung meiner Dichtungen in ſeinem Literaturblatte (Nro. 73. 1835): wer mich aus meiner Seherin von Prevorſt kenne, ſollte in mir nicht den Verfaſſer dieſer Dichtungen vermuthen, er finde eine tiefe Kluft zwiſchen den abgeſchmackten Geſpenſtern und meinen Liedern. Man begreife kaum, wie derſelbe Menſch ſich eben ſo für die modern-proteſtantiſche(!!!) finſtere und öde Geſpenſterrumpelkammer, wie für die ſonnenhelle altkatholiſche Volksſage und für die luſtige Arlekinaden eines lebensfrohen Humors intereſſiren könne!

Herr Dr. Menzel (dem es übrigens gewiß überall nur um die Wahrheit zu thun iſt) hätte meines Erachtens für die Aechtheit meiner Beobachtungen wohl kein kräftigeres Zeugniß ablegen können: denn indem er erklärt, daß jene Beobachtungen gar nicht in meiner Natur und in meinem Weſen liegen, erklärt er auch, daß ſie nicht aus mir hervorgegangen, nicht Produkte meiner Phantaſie, ja vielleicht nicht einmal meines Glaubens, ſeyen.

Und das iſt dem auch wirklich ſo: denn leider! (ich muß es geſtehen) führte mich nicht, wie mehrere meiner Freunde, der Glaube in dieſes Gebiet, ich kam in daſſelbe rein nur auf dem Wege der Erforſchung der Natur, fand dieſe Phänomene als wirkliche objektive Realitäten in ihr vorhanden, und zwar ganz ſo, wie ſie das Volk ſchon längſt erkannte und beſchrieb. Sind ſie nun auch ganz gegen meine eigene Phantaſie und Natur (was ſie wirklich ſind, und was ja auch Herr Dr.

Menzel mir bezeugt), ſo kann ich ſie nicht anders machen: denn der Naturforſcher darf kein Dichter ſeyn, er darf nicht ſelbſt ſchaffen, er muß das Geſchaffene in treuer Reinheit berichten, und das habe ich bisher in jenem Gebiete mit Gewiſſenhaftigkeit gethan, und werde es auch noch ins Künftige thun. Die Natur hat unſäglich viele Geſtaltungen, die unſerm Geſchmacke nicht zuſagen, aus denen wir kein Lied und keine Idylle machen können, ſie ändert deßwegen dieſelben nicht. Würde ich heute als Schifffahrer neue Geſchöpfe entdecken, von deren Exiſtenz ich mich überzeugte, unbehülfliche, und der Meinung all meiner Dichterfreunde nach, Gottes ganz unwürdige Geſchöpfe, Geſchöpfe, die gegen meine und ihre lyriſche Phantaſie durchaus anſtrebten, müßte ich ſie trotz des Geſchreies all der lieben Freunde, die ſie nie ſahen, ihr von mir behauptetes Weſen für Gottes unwürdig halten, und ihre Exiſtenz nicht glauben, als treuer Naturforſcher mit all ihrer Blöße und Abgeſchmacktheit hartnäckig als exiſtirend behaupten. Ich würde aber Gottes Schöpfung deßwegen doch nicht tadeln, ſondern nur erkennen, daß uns hier noch nicht das Auge für deren ganzen Umfang, ſondern nur für ganz kleine, und ſelbſt in ihrer Kleinheit oft wieder unterbrochenen Stellen, gegeben iſt, der Zuſammenhang für's Ganze aber uns fehlt.

Bei ſolchen Zweifeln, geneigter Leſer! können wir auch nichts anderes thun, als ruhig die Zeit erwarten, wo ſich auch unſern Augen die Harmonie des Ganzen öffnet, und wo wir in Erſcheinungen in der Natur, die wir jetzt auch für noch ſo abgeſchmackt und Gottes unwürdig erachten, gewiß Nothwendigkeit und Weisheit Gottes erkennen werden.

„Wir ſehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, dann aber von Angeſicht zu Angeſicht; jetzt erkenne ich es ſtückweiſe, dann aber werde ich es erkennen, gleichwie ich erkennet bin.“ 1. Corinth. 13. Cap. 12. Vers.

Ich hätte in Obigem noch Mehreres berühren ſollen, was ich im guten Glauben an ein inneres natürliches Gefühl aller Menſchen in der That zu berühren vergaß.

Ich dachte nicht genug an diejenigen, die mit iſolirender Herzgrube von Beinglas und der Schrift auf der Stirne:

„Ich Kopf treffe den Nagel in allen
Dingen ganz unfehlbar auf den Kopf!“

ſicher und wohlgemuth auf dem Markte des Lebens einhergehen, und ihr infallibles Wiſſen, ohne alle nähere Beobachtung, ohne alle nähere Bekanntſchaft mit dieſer Geſchichte, noch vor Erſcheinung dieſer Actenſtücke auch ſogleich auf ſie ausdehnten, und mit dem Ausſpruch:

„Betrug!“

auch hier den Nagel ganz unfehlbar auf den Kopf zu treffen vermeinen; *) für

---

*) Herr Johann Wirth, Pfarrer zu Kleingartach, ſchrieb mit den Journalen von Kieſer und der Weisheit der Menge einen dicken Band, den er „Theorie des Somnambulismus“ betitelt.

Grobheiten gegen mich, wie z. E.: „Welch ein Neſt wahnwitziger Hypotheſen iſt dieſe Annahme!“ (eine Annahme von mir) ſind hier zur Ergötzlichkeit des Publicums vielſeitig zu leſen. Am Ende kommt er auch auf dieſe Gefängnißgeſchichte, die er auch (aber wie?) beobachtet haben will, und dieſe und deren weite Verwandtſchaft noch ein paar Worte!

Man machte den Beobachtern dieſer Geſchichte den Vorwurf, daß ſie ſich in ihrer Beobachtung mehr leidend als handelnd verhielten, daß ſie nach den Tönen, den Lichterſcheinungen u. ſ. w. nicht mit Stangen ſchlugen, Lichter anzündeten, nicht Wachen ausſtellten, daß ſie nicht immer

---

ſagt: er erfahre noch am Schluſſe, daß jene Betrügerin durch einen Zufall endlich entlarvt worden ſey.

Welche Butterverkäuferin überbrachte dem Herrn Pfarrer wohl vom Markte dieſe Neuigkeit als willkommenen Beitrag zu ſeinem philoſophiſchen Werke?

mit wachem Gehirne paſſend und probirend daſaßen.

Wer (ich will nicht von Geiſtern ſprechen) nur magnetiſche Phänomene auf ſolche von Jenen vermißte Weiſe beobachten will, der wird ganz beſtimmt nichts ſehen, ohne daß jene Phänomene nichts wären, nur auf Betrug beruhten, ſondern weil ſolche Phänomene nun und nimmer wie handgreifliche Dinge, vorzüglich mit den Sinnen des Gehirns, den aufgeriſſenen Augen und langgeſtreckten Ohren geſehen und gehört werden.

Solche Phänomene ſind Phänomene des Nachtlebens der Natur, und wer ſie an der Sonne oder mit der Laterne ſuchen will, wird ſie nie finden, und daher iſt freilich ihre Beobachtung für den gewöhnlichen Menſchen allerdings ſchwer, und wird hier ein immerwährender Streit zwiſchen dem Metall und dem Glaſe ſtattfinden. Ich bin verſichert, daß wenn man, wozu ein Offizier ſich erbot, eine Compagnie Soldaten in das Gefängnißhaus und ſeine Gänge gelegt, all jenes Rauſchen, Erſchüttern, Erſcheinen u. ſ. w. gewiß nicht ſtattgefunden hätte, aber nicht, weil die liſtige Wahrſagerin, wie man jenes Weib betiteln will, ihren gemachten Spuk nicht hätte fortſetzen können, aus Furcht verrathen zu werden, ſondern weil in ſolches wache Tagleben nur ſehr ſelten ein Phänomen, das dem Nachtleben angehört, tritt. Nur jene unten erzählte merkwürdige Geſchichte aus der Schweiz ſcheint hievon eine ſeltene Ausnahme zu machen. Aber auch in dieſer hörte das Phänomen urplötzlich auf, wenn nur zwei Menſchen mit einander ſprachen.

All jene verlangten Anſtalten von Wachen, Paſſern, Lichtern u. ſ. w. hätten zu gar nichts gedient, als daß das Phänomen wohl gar nicht erſchienen, oder nicht ſichtbar, nicht hörbar, kein Rapport mit ihm möglich geweſen wäre, wobei aber der Schluß: nun erkenne man, daß die Sache Betrug ſey, ſo unrichtig geweſen wäre, als wenn man einen Leuchtkäfer ans Licht hält, ihn nun nicht leuchten ſieht, und dann daraus die Behauptung aufſtellt, es ſey mit ſeinem Leuchten nichts.

Wäre aber jener Spuk durch Menſchen

veranſtaltet geweſen, ſo wären ſie, hätten ſie Lichter und Wachen gewittert, auch wohl ſo wenig als wie jenes Phänomen erſchienen, und man hätte hieraus abermals kein Reſultat ziehen können.

Uebrigens bediente man ſich zur Unterſuchung nach jenen Tönen, Erſcheinungen u. ſ. w. ſehr oft eines Lichtes, aber man fand und ſah eben nichts. Der Gefängnißwärter wurde dadurch hundertmal geneckt.

Auch Herr Profeſſor Kapff bediente ſich eines Lichtes, wie aus ſeinem Zeugniſſe hervorgeht, und auch Herr Dr. Seyffer hatte ſich mit einem ſolchen verſehen.

Durchaus fälſchlich ſagte man auch:

wäre an der Sache etwas geweſen, ſo hätten alle Beobachter das Phänomen auch in ſeiner völligen Geſtalt, wie jenes Weib, und nicht bloß als eine Lichterſcheinung von unbeſtimmter Form, als eine Phosphorescenz u. ſ. w. ſehen ſollen. Solche Aburtheiler mögen doch einſehen lernen, daß zum völligen Schauen einer ſolchen Erſcheinung auch das Vermögen des Eintretenkönnens eines völligen Rapports mit ihr gehört, und ein ſolches Vermögen nur Menſchen beſitzen, die von Natur die Gabe des innern Schauens haben. Dieſe Gabe aber hat unter tauſend Menſchen und mehr, kaum wohl einer vollſtändig, und wo ſie unvollſtändig iſt, was je nach größern oder geringern Graden bei der großen Zahl ſtattfinden mag, da tritt auch nur ein unvollſtändiger, ein halber oder nur ein leichter Rapport ein, und findet dann nur unvollſtändiges Schauen, Hören, Fühlen u. ſ. w. ſtatt. Daher hörten und ſchauten bei dieſer Geſchichte auch nicht alle Beobachter das Gleiche, welches nicht ſtattgefunden hätte, wären jene Töne und Lichterſcheinungen gemachter, ſinnlicher Art, oder letztere der Mondſchein geweſen. Was man als einen Beweis dagegen anführen will, iſt alſo gerade ein Beweis dafür. Nur wer im Stande iſt, ſolche Phänomene auch mit geſchloſſenen Augen, wie jene Seherin, dennoch wahrzunehmen, hat die Gabe des innern Schauens und iſt eines völligen Rapports fähig.

Es iſt traurig, daß Menſchen, die völlig in der Iſolation des Gehirnlebens gefangen ſind, ſich zu infallibel ſeyn wollenden Beurtheilern ſolcher Phänomene aufwerfen, die einem ganz andern Leben angehören, als in dem ſie leben. Solche fällen dann über ſie Urtheile, wie der Fiſch über die Luft oder der Blinde über die Farbe. Sie legen an ſie den Maßſtab des gewöhnlichen Sinnenlebens, und vermeinen, man ſollte ſolche Phänomene, wären ſie nicht Betrug, doch wenigſtens in einer magnetiſchen Mausfalle fangen können.

Daß jenes Phänomen ſich nicht im Gefängniß bei jener Frau allein zeigte, ſondern daß es auch getrennt von dieſer in fremde Häuſer, ja ſogar in fremde Orte kam, könnte jenen infalliblen Beurtheilern hinderlich ſeyn, wüßten ſie nicht überall, und alſo auch hier, den

Nagel unfehlbar auf den Kopf zu treffen. Sie werden gnädig ſagen: „das war kein Betrug, das wiſſen wir, die wir Alles wiſſen, aber Sinnentäuſchung war das und Anſteckung.“

Sie haben recht! Auch Mond und Sterne ſind nur Sinnentäuſchungen der Nacht, bei Tage ſieht man ſie nicht. Sie ſind nur ſo Einbildungen, die nächtlich magnetiſch von einem auf den andern übergehen, bis zuletzt die ganze Welt ſie nächtlich (wo der Menſch auch immer halb im Schlaf iſt) durchaus wirklich zu ſehen vermeint.

Noch eines muß ich, was ich ſchon im Text anführte, hier der Schwachen wegen wiederholen. Spreche ich von der

Wahrheit dieſer Geſchichte, ſo verſtehe ich darunter immer, was in ihr, während dieſes Weib im Gefängniſſe war, und was in den hieſigen Häuſern ohne ſie beobachtet wurde; denn nach Entlaſſung derſelben aus dem hieſigen Gefängniß, wo ſie wieder unter den rohen Haufen kam, der nun zu ihr ſtrömte und Auskunft über alles Mögliche von der Erſcheinung haben wollte, ſpeiſ'te ſie und ihre Umgebung, um nur Ruhe zu bekommen, die fragenden Gaffer oft mit Dichtungen ab. Denn diejenigen, die keine ſolche Auskunft erhielten und geradezu abgewieſen wurden, nahmen dann durch ſelbſterdichtete Lügen Rache, deren einer Menge über dieſes Weib und ihr Phänomen damals im Publicum verbreitet wurden und noch verbreitet werden.

Auch iſt noch zu bemerken: würde dieſes Weib jezt oder noch ſpäter von ſeinem Phänomene, nachdem es wirklich von ihm gewichen, täuſchend zu irgend einem Zweke fälſchlich vorgeben, es ſey noch an ihm haftend, ſo könnte daraus keineswegs der Schluß gemacht werden, daß es auch früher an ihm nicht gehaftet habe. Man hat leider ſchon öfters bei Magnetiſchen bemerkt, daß wenn das magnetiſche Leben, das wirklich an ihnen haftete, ſie ſchon längſt verlaſſen, ſie dennoch ſich als in ſolchem lebend fälſchlich geberdeten, woraus aber ebenfalls nicht reſultirt, daß ſie ſich nie in demſelben in Wirklichkeit befunden.

Damit aber iſt die Möglichkeit durchaus nicht ausgeſchloſſen, daß dieſes von Kindheit auf mit ſolchem unglücklichen Rapport begabte Weib nicht wieder in Wirklichkeit ohne alle Verſtellung in einem ähnlichen kommen könnte. Ja, es iſt nach andern Erfahrungen ſogar wahrſcheinlich, daß jene erwähnte andere Erſcheinung, die ſich zuerſt ihr und der Mitgefangenen als ein Thier (ein Hund) figurirte, in ſpäterer Zeit aber ihr ſehr oft (was im Text anzuführen vergeſſen wurde) als eine ſchwarze Menſchengeſtalt ohne Kopf erſchien, mit ihr bis zu einer höhern Herausbildung in Rapport bleiben könnte.

Und ſo folgen nun hier die Actenſtücke, die das ganze Phänomen umfaſſen, ſelbſt.

Gläubige können aus dieſem Phänomen

den Geiſt eines verſtorbenen Menſchen, Pſychologen einen ſich leicht entbindenden Nervengeiſt, Phyſiker ein thieriſches elektro-magnetiſches Wirken machen, aber nur Vernagelten oder Böswilligen kann dieſes Phänomen nach allen dieſen hier gegebenen Zeugniſſen, Verſicherungen und Beobachtungen nur einzig ein gemachter Betrug ſeyn.

Die Wahrheit dieſes Phänomens, ſo wie es im hieſigen Oberamtsgerichtsgefängniß und ohne jenes Weib in den Häuſern beobachtet wurde, ſteht feſt; möge jenes Weib vor ſeiner Inhaftirung und nach ſeiner Loslaſſung ſich auch geberdet haben und ſich geberden wie es da wolle.

◆

Oberamtsgericht Weinsberg.

(Protokollauszug.)

Weinsberg den 12 Sept. 1835.

Es meldet der Gerichtsdiener, daß die inhaftirte Eliſabetha Eslinger von Baurenlautern alle Nacht von einem weißen Geiſte beſucht zu werden vorgebe, der nach 11 Uhr komme, und wenn ſie nicht gleich ſich erhebe, ſie auf der rechten Seite und am Halſe drücke, wie ein kaltes, ſchweres Stück Holz. Der Geiſt laſſe ihr keine Ruhe: denn ſie ſey (ſage er) beſtimmt, ihn zu erlöſen, deßwegen laſſe er ihr keine Ruhe, und winke ihr immer fort. Die Mitgefangenen wollen den Geiſt auch geſehen haben.

Oberamtsgerichts-Diener
Mayer.

Es wurde nun die Strafgefangene Roſine Schahl von Altlautern, welche wegen Injurien eine achttägige Gefängnißſtrafe zu erſtehen hat, vorgeführt, und dieſe deponirt auf angemeſſenen Vorhalt:

Die Eslingerin fängt um 11 Uhr an zu röcheln (und ich bin ſchon einigemal darüber aufgewacht), daß man glaubt, ſie erſticke. Sie ſagt: es komme da ein Geiſt zu ihr, der von ihr Erlöſung verlange. Ich fürchte mich weiter nicht, und ſagte, ſie ſolle mich ſtoßen, wenn er wieder komme. Geſtern Nacht ſah ich dann vor dem Bette einen 4 bis 5 Schuh hohen, und 1 bis 1½ Schuh breiten weißen Schatten, ich ſah aber keine Bewegung von ihm.

Die Eslingerin röchelte da wieder ſehr und klagte über Drücken an der Seite; ſie bringt ſeit mehreren Tagen keinen Biſſen über den Mund, als einige Tropfen Kaffee.

Auf Vorleſen
Schahlin.

Beſchluß.

Die Eslinger durch den Gerichtsarzt pſychiſch und phyſiſch unterſuchen zu laſſen.

Gerichtsactuar: Eckhardt.
Gerichtsbeiſitzer: Theurer.
Knorr.

Hochlöbliches Oberamtsgericht!

Auf die Aufforderung hochlöblichen Oberamtsgerichts, mich über den pſychiſchen und phyſiſchen Zuſtand der ſeit Anfang Septembers hier inhaftirten Eliſabetha Eslinger von Baurenlautern, zu äußern, trage ich, nachdem ich Gelegenheit fand, dieſelbe ſattſam zu beobachten, Folgendes vor:

Den pſychiſchen Zuſtand dieſer Frau betreffend, ſo iſt ſie durchaus bei geſunden Sinnen, auch mit keiner fixen Idee behaftet, denn ihre Ausſagen und Behauptungen, als werde ſie ſchon eine geraume Zeit lang, und zwar ſchon zu Hauſe (wodurch ſie in die ganze Geſchichte, die ſie ins Gefängniß brachte, verwickelt worden ſey), und nun in hieſigem Gefängniſſe fortgeſetzt, von einer Erſcheinung heimgeſucht, die ihr, beſonders des Nachts, keine Ruhe laſſe, ſie anfänglich wirklich gequält habe, immer Gebet und Erlöſung von ihr fordere, u. ſ. w., zeigten ſich mir durch eilf Wochen lang fortgeſetzte Beobachtung dieſer Frau, als was durchaus anderes als eine fixe Idee von ihr, und noch viel weniger als trügeriſche Vorſchützung, wenn auch gleich erhoben werden ſollte, daß dieſes Weib ſich wirklich in betrügeriſche Händel verwickelte, wozu jene Erſcheinung, ohne daß auch dieſes Betrug wäre, ihr allerdings wohl die erſte Veranlaſſung hätte geben können. *)

Daß bei den Ausſagen dieſer Frau weder fixe Idee, noch Lug und Trug im Spiele iſt, dafür möchte das mehr oder weniger gleiche Sehen, Hören und Fühlen all ihrer Mitgefangenen, die darüber eidlich vernommen werden konnten, und das ſprechen, was die im gleichen Baue mit ihr befindliche Familie des Oberamtsgerichts-Dieners, in verſchiedenen Nächten mit ihr gleich oder ähnlich ſah, hörte und fühlte, und was ſich ſelbſt in fernern Häuſern, aber im Zuſammenhange mit ihr, ereignete.

---

*) Sie verwickelte ſich dadurch in eine Schatzgräbergeſchichte, bei der allerdings Geldbetrug beabſichtigt, wenn auch nicht vollführt wurde, und dieß war die Urſache ihrer Arretirung.

Ob man nun aber annehmen will, dieſe Erſcheinung und ihre Wirkungen auf dieſe Frau und andere Menſchen, ſey Erſcheinung und Wirkung eines wirklich verſtorbenen Menſchen, oder ein aus dieſer Frau hervorgegangener Traum und Trugbild, darüber hat ſich der Unterzeichnete hier nicht einzulaſſen. In jedem Falle iſt dieſe Nachtſeite der Natur noch nicht ſo beleuchtet, daß aus ihr für Gerichte geltende Reſultate gezogen werden könnten, und der Unterzeichnete will mit dieſen Geſchichtserzählungen vor hochlöblichem Oberamtsgericht weiter nichts bezwecken, als nur zeigen, daß jene Frau, wenigſtens hier, keinen Betrug ſpielen konnte, überläßt aber andere Auslegungen Jedwedem gerne.

Eliſabetha Eßlinger, von Baurenlautern, Oberamts Backnang, iſt 39 Jahre alt und Wittwe. Sie behauptete, nie mit einer Krankheit, und namentlich nie mit Krämpfen, behaftet geweſen zu ſeyn, von denen ſie jetzt auch nicht das Mindeſte wiſſe. Geiſter habe ſie von Jugend auf geſehen, worüber ſie einzelne Thatſachen angibt, aber nur geſehen, ſie ſey nie mit ihnen in engere Verbindung gekommen. So lange ſie ſich aber hier in Arreſt befinde, nun 11 Wochen lang, werde ſie jede Nacht von einer Erſcheinung beunruhigt, die ſchon früher in ihrem Wohnort, auf einmal in einer Nacht, auch hörbar und ſichtbar ihrem 14 Jahre alten Mädchen (welches auch dieſe Ausſage beſtätigt), zu ihr gekommen ſey.

Anfänglich, zu Hauſe und vor ihrer Arretirung, habe die Erſcheinung ſich ihr noch in keiner beſtimmten menſchlichen Geſtalt, ſondern nur wie eine Nebelſäule, gezeigt, und eine hohle Stimme aus ihr, habe ihr immer angedeutet, ſie ſolle ſie durch Gebet erlöſen, und zwar in dem Keller einer Frau Namens Singhaaſin zu Wimmenthal, dahin ſey ſie gebannt. Sie habe da noch nicht gewagt, die Erſcheinung anzuſprechen und weiter zu fragen, denn ſie habe nicht gewußt, ſolle ſie dieſes Ding mit Sie, Ihr oder Du anreden.

Jetzt komme die Erſcheinung in völliger Geſtalt eines Mannes, in einem Faltenrocke mit Gürtel, auf dem Kopf eine Kappe, an der ſie oben vier Ecken bemerke.

Seine Stirne ſtehe weit hervor, die Augen ſeyen ganz tief liegend und feurig, das Kinn hervorſtehend und mit einem langen Barte.

Die Backenknochen, die nur wie mit Pergament überzogen ſeyen, ſeyen auch ſehr hervorragend.

Es verbreite ſich auch noch eine Helle ob dem Haupt der Erſcheinung, ſo daß die Helle, die ſie und andere bei ſeinem Erſcheinen ſehen können, immer höher ſey, als die Geſtalt, die ſie in ihren Umriſſen in der Helle noch ſehen; — ferner ſagen ſie und die Mitgefangenen:

Es kommt und geht der Geiſt in einer Nacht oft zwei bis dreimal, doch kommt er nie vor der Abendglocke, und geht nie nach der Morgenglocke. Oft kommt er zur verſchloſſenen Thüre, oft zu dem verſchloſſenen Gitterfenſter herein. Er kommt immer aufrecht mit der ganzen Geſtalt, allein man erblickt in dieſem Momente keine Thüre, keine Fenſter und keine Eiſenſtangen. Die Gefängnißthüre geht ſo auf, daß man dann Dinge, die außer der Thüre im Gange liegen, z. E. einen Holzſtoß, ganz genau ſieht (dieß bezeugt auch die Nebengefangene). Geht er zur verſchloſſenen Thüre herein oder hinaus, hört man öfters ein Krachen an derſelben, ſchon mehrmals ſchlug die Thüre hörbar zu, als wäre ſie offen geweſen. Sein Kommen hört man oft ſchon im Gange, es geht wie in Schlurken, es rauſcht wie Papier, auch bei ſeinem Gehen im Zimmer. Kommt er, was meiſtens geſchieht, zum Fenſter herein, und geht er zum gegenüberſtehenden hinaus, hört man auch oft an dem Fenſter ein beſonderes Stöhnen, das ihn auch oft noch außen im Gange begleitet. Oft hört man ein Krachen im Zimmer. Sein Kommen und Gehen iſt auch für Andere durch einen ganz ſanften kühlen Wind bemerkbar, wie eine kühle Zugluft bei geſchloſſenen Fenſtern und Thüren und ſehr wohlverwahrtem Zimmer. Sichtbar iſt er hie und da auch Andern durch eine ſchwefelgelbe ſchwebende Helle, in der man oft noch hellere Streifchen, oft auch eins oder zwei flackende Sternchen bemerkt. Oft offenbart er ſich durch einen Modergeruch, der unerträglich iſt, und der hauptſächlich bei ſeinem Hauche ſtattfindet.[4] Wenn er eine Leidenſchaft, z. E. Aerger, zu große Trauer äußert, iſt der Modergeruch ſtärker. Oft ſetzt er ſich an den Rand der Lagerſtätte der Frau oder der Mitgefangenen, und da thut er jedesmal vorher ihr und der Andern fühlbar den Teppich zurück, und ſetzt ſich auf das bloße Holz. Anfänglich, bei ſeinem erſtern Erſcheinen, berührte er die Frau immer mit einer Hand, von der ſie das Gefühl wie von einem kalten Holze hatte, am Halſe oder auf der Bruſt, ſie gleichſam aufmerkſam auf ſein Erſcheinen zu machen, und dann bekam ſie durch dieſe Berührung einen Halskrampf und Erſtickungsanfälle. Sein Gefühl für ſie iſt eiskalt. Dieß Gefühl von Kälte nahm ab, wie die Erſcheinung an Licht zunahm, welches nach und nach geſchah. Zuerſt war er ihr an den Fingerſpitzen, berührte er ſie, welches oft geſchah, um ihr die Hände zum Gebete zuſammenzulegen, wenigſtens nicht mehr kalt, ſpäter ſeine ganze Hand. Anrühren konnte ſie ihn nie, ſie berührte bloß die Luft, aber er konnte ſie berühren, und dann fühlte ſie ihn. Sein Winſeln und Stöhnen war oft ganz das eines in höchſte Verzweiflung verſunkenen Menſchen, und wurde auch von Andern gehört. Die Töne klangen wie hohl und hauchend. Mitten unter ſolchen ſprach die Frau oft mit den Mitgefangenen, ſo daß dieſe Töne beſtimmt nicht von ihr ſelbſt ausgingen. Noch andere Angaben von ihr ſind folgende:

Sie ſehe nie, daß er beim Sprechen den Mund bewege. Wenn ſie den Namen Jeſu nenne, habe er den Mund immer offen, ſonſt zu, ſie ſehe aber doch nicht, wo er den Mund aufmache. Sein Verlangen ſey immer Gebet. Er komme ihr vor, wie einer, der todtkrank ſey und eine Freude am Vorbeten anderer habe. Er gebe vor, er habe im Jahre 1414 als katholiſcher Prieſter in Wimmenthal (das noch katholiſch iſt, die Frau iſt lutheriſch) gelebt und habe den Namen Anton geführt.

Unter andern Verbrechen laſte hauptſächlich eine Vermögens-Veruntreuung, die er mit ſeinem Vater an ſeinen Brüdern verübt, noch ſchwer auf ihm, er könne ſie nicht vergeſſen, ſie hindere ihn. Er verlange immer von ihr, ſie ſolle nach Wimmenthal und dort mit ihm an einer

Stelle beten, an die er gebannt ſey. Ob, was die Erſcheinung ſage, wahr ſey, wiſſe ſie nicht, aber die Erſcheinung ſage es eben, und ſo müſſe ſie es eben glauben; daß ſie geglaubt habe, man könne durch ſie Schätze finden, wolle ſie nicht läugnen. Sie ſagte öfters: Sie habe dem Geiſt ſchon öfters vorgeſtellt, ſie ſey ja auch Sünderin, und ſie könne für ihn nichts thun, als ihr ſchwaches Gebet aus ſündlichem Herzen; ob ihn denn dieß etwas nütze? Er ſolle ſich doch an den Erlöſer Aller, an den Heiland wenden. Er ſolle nicht darauf beharren, daß ſie auf einer gewiſſen Stelle für ihn bete. Bei ſolchen Vorſtellungen werde er aber immer ganz traurig und dränge immer mehr auf ſie ein. Er lege oft den Kopf ganz zu ihr nieder, und *ſie müſſe ihm in den Mund beten, als wäre er wie hungrig nach Gebet.* Da habe er ſchon oft ihr auf den Hals oder die Wange fühlbare Thränen geweint. Dieſe Thränen ſeyen ganz eiskalt herabgefallen, aber nach einer halben Viertelſtunde ſey an den Stellen, auf die ſie gefallen, ein Brennen entſtanden, und hätten ſich bläulicht rothe erhabene Flecken gebildet, die auf der Haut ſichtbar geblieben ſeyen. Sie zeigte mir dieſe Flecken, und ſie waren wirklich vorhanden.

So lächerlich und nichtig dieß zu ſeyn ſcheint, ſo beobachtete man doch bei ähnlichen Erſcheinungen ſchon das Gleiche. *)

In einer Nacht kam die Erſcheinung mit einem furchtbar großen Hunde, der ſeinen Rachen weit aufſperrte.

Dieſer ſprang ſogleich auf das Bett der Mitgefangenen, die ihn auch völlig ſah, mit einem hörbaren Plumpf, daß ſie laut aufſchrie. Da ſprang er eben ſo hörbar wieder herunter, der andern Frau zu. Dieſe entſetzte ſich und ſchrie,

---

*) Man ſehe unten.

der Geiſt aber ſprach: „Fürchte dich nicht, das iſt mein Vater.“ Das Kommen mit dem furchtbaren Hunde fand mehrmals ſtatt, worauf die Frau des Morgens immer äußerſt abgeſchreckt und elend war.

Nach Ausſage des Gerichtsdieners und der Mitgefangenen ſah man dieſe Frau auch ſeit zehn Wochen weder bei Tag noch bei Nacht ſchlafend, ſondern immer wachend und meiſtens im Gebet. Speiſe nimmt ſie nur wenig zu ſich, und iſt dadurch ſehr abgemagert und ſchwach.

Die Frau ſagt, daß ſie die Erſcheinung auch bei geſchloſſenen Augen ſehe, alſo hauptſächlich durch ein inneres magnetiſches Schauen, was bei allem Sehen von ſolchen Dingen wahrſcheinlich ſtattfindet, und was die Frau wohl nicht ſagen würde, da ihr das unbekannt iſt, wollte ſie betrügen.

Daher kommt es auch, daß von ihrem und

ähnlichem Schauen ſich nicht alle Menſchen überzeugen können, weil dieſe nicht das innere Auge, was zu ſolchem Schauen hauptſächlich erforderlich iſt, ſondern nur das äußere mechaniſche Auge haben. Man kann dieſes Sehen auch in gewiſſer Hinſicht mehr ein Sehen durch den Inſtinct (ein Sehen mit der Herzgrube) nennen, und daher ſind auch Thiere (bei denen das ſympathiſche Syſtem das Gehirn überwiegt) oft noch mehr und entſchiedener als Menſchen, eines ſolchen Sehens fähig. Es iſt daher merkwürdig, daß eine Katze, die der Oberamtsgerichtsdiener in das Gefängniß der Frau ſperrte, im Momente des Kommens der Erſcheinung an den Wänden hinaufſprang und durchaus entfliehen wollte, und als ſie dieß nicht konnte, ſich zitternd unter einem Teppich verkroch. Dieß fand auch bei einer zweiten Probe mit dem Thiere ſtatt, das aber von dort an die Nahrung verſagte, abmagerte und bald krepirte.

Wegen Ueberwägen des ſympathiſchen Syſtems über das Gehirn beim weiblichen Geſchlechte, hat auch dieſes dieſes Schauen (dieſen Inſtinct) mehr als das männliche, und daher konnte auch in dieſer Geſchichte von Weibern mehr als von Männern wahrgenommen werden, nicht aber, weil das weibliche Geſchlecht ſchreckhafter oder abergläubiſcher wäre. Dieſer natürliche Grund, warum Weiber in ſolchen Fällen mehr als Männer wahrnehmen können, kann nur von ſolchen mißkannt und jene Verſchiedenheit anders gedeutet werden, die nicht wiſſen oder nicht begreifen können, daß zum Wahrnehmen ſolcher Dinge das mechaniſche Auge des Gehirns gar nicht hinreicht, ja ganz ausgeſchloſſen ſeyn kann, und doch dieſes Schauen und wohl um ſo ſtärker ſtattfindet.

Nun hat auch eine Reihe Mitgefangener im gleichen Gefängniſſe von dieſer Perſon, mehr oder weniger das Gleiche mit ihr gehört, gefühlt oder geſehen, doch forderte auch hier, wie immer bei ſolchen Dingen, das Sehen noch immer mehr Gabe des innern Schauens, als das Hören oder Fühlen, daher auch das erſtere bei Wenigern ſtattfand, als die letzteren. Aber auch dieſe fanden nicht bei Allen in gleichem Grade ſtatt, auch hatte die Erſcheinung nicht in jeder Nacht Gleiches zu Gefolge, und am allerwenigſten konnten diejenigen von ihr vernehmen, die mit wachem Gehirne, mit Zurückdrängung alles ſympathiſchen Lebens, paſſend und erwartend daſaßen, als könnte eine ſolche Erſcheinung, wie die Erſcheinung eines lebenden Menſchen mit den Augen des Gehirns geſehen und mit den Händen gegriffen werden.

Weil die meiſten Menſchen in dieſem Wahne ſtehen, und in ſolchem keine Wahrnehmungen für dieſe Dinge haben können, werden ſie andern, die ſie wirklich haben, auch ſo oft beſtritten.

Ich laſſe nun hier in getreuer Erzählung folgen, was andere von der Erſcheinung dieſer Frau hörten, fühlten oder ſahen. Es ſind dieſes Thatſachen, über welche die betreffenden Perſonen täglich vernommen werden können, wo ſie die Wahrheit des hier Niedergeſchriebenen nur beſtätigen werden.

Die im gleichen Gefängniß mit dieſer Frau ingeſeſſenen Gefangenen wurden von ihren Ortsgeiſtlichen aufs Gewiſſen verhört, und ich theile hier am Ende die Protokolle derſelben mit.

Um mich zuerſt ſelbſt von der Realität dieſer Erſcheinung und den Ausſagen der Frau und der Mitgefangenen zu überzeugen, begab ich mich am 15 October Nachts 10 bis 12 Uhr ohne Licht in ihr Gefängniß. Ungefähr halb 11 Uhr hörte ich Töne, als würde ein harter Körper geworfen, und zwar nicht von der Seite, wo die Frau lag, ſondern von der entgegengeſetzten Seite, und bald nachher verfiel die Frau in ein Röcheln und in Halskrämpfe und gab mir mit gebrochener Rede zu erkennen, die Erſcheinung ſey an ihr. Ich legte hierauf der Frau die Hand auf das Haupt und ſprach: dieſe quälende, böſe Erſcheinung ſolle in Jeſu Namen von ihr weichen.

Kaum hatte ich dieſe Worte geſprochen, ſo tönte es an den Wänden des Gefängniſſes, wo keine Spur von Papier war, nicht anders, als würden große Rollen von Papier aufgerollt oder bewegt, und mit dieſen kniſternden Tönen fuhr es zu dem mir entgegengeſetzten, aber verſchloſſenen Fenſter hinaus.

Die Frau ſagte, daß auf dieſe meine Worte die Erſcheinung eilig gewichen ſey.

In der andern Nacht hatte die Erſcheinung der Frau erklärt, ſie habe auf meine Worte mit

Trauern weichen müſſen: denn ſie ſey keine böſe Erſcheinung, ſondern eine, mit der man Mitleiden haben ſollte, eine bedaurungswürdige, die nur Erlöſung und Gebet verlange.

Ich begab mich nun wieder den 18 October mit meiner Gattin und der Oberamtsgerichtsdienerin Mayer von 10 Uhr bis 12 Uhr Nachts ohne Licht in das Gefängniß. Als die Frau wieder in das Röcheln verfiel, legte ich ihr wieder die Hand auf und bat die Erſcheinung nur im Guten doch die Frau nicht mehr zu beunruhigen.

Hierauf fing das gleiche Rollen und Kniſtern wie von Papier wieder an den Wänden an, lief aber viel langſamer und ſanfter als das vorigemal an den Wänden des Gefängniſſes gegen das Fenſter hin, aber im Gange hob ſich dann ein Tönen an, ganz ſo, als blieſe ein ſtarker Wind in ein Gewand von Steifleinwand oder Papier.

Dieſe Töne liefen den ganzen Gang entlang, in dem ſich kein Menſch befand, und wurden von uns allen aufs beſtimmteſte vernommen.

In der Nacht vom 20 auf den 21 Octbr. verſchloß ich mich mit Hrn. Oberamtsrichter Heyd ohne Licht ins Gefängniß.

Als die Frau ſagte, daß die Erſcheinung nur vom Gange herkomme, hörten wir beide ein beſonderes Tönen an dem uns und der Frau entgegengeſetzten Fenſter dem Gange zu.

Die Frau behauptete, es ſey ihr unbegreiflich, daß wir die Erſcheinung, die ihr und uns ganz nahe ſtehe, nicht ſehen, wenigſtens ſollten wir, wenn auch keine Geſtalt, doch eine Helle ſehen, wie eine Rauchſäule. allein mit Beſtimmtheit konnten wir zu keinem ſolchen Schauen gelangen. Dagegen aber fühlten wir, bei geſchloſſenen Fenſtern und ſonſt wohlverwahrtem Zimmer, je nachdem die Erſcheinung nach dem Schauen der Frau ſich uns bald mehr, bald weniger näherte, das Wehen einer kühlen Luft. Dieſes bemerkte ich, wie ſpäter immer, hauptſächlich bei dem Kommen und Gehen der Erſcheinung.

Die Oberamtsgerichtsdienerin Mayer, eine ſehr rechtſchaffene, wahrheitliebende Frau, die nicht die mindeſte vorgefaßte Meinung in dieſer Sache hatte, wollte ſich auch von der Gewißheit der Ausſagen dieſer Frau und ihrer Mitgefangenen überzeugen, und machte ſich daher in der Nacht vom 10 auf den 11 November mit ihrer 17jährigen Nièce das Bett auf eine Pritſche deſſelben Gefängniſſes. Was ſie von dieſer Nacht erzählt, iſt Folgendes:

Es war eine ganz finſtere Regennacht und in dem Gefängniſſe durchaus ſchwarze Nacht. Ich ſchlief nicht, nur meine Nièce ſchlief hie und da, ich aber hielt mich gefliſſentlich wach und meiſtens aufgerichtet.

Gegen 12 Uhr ſah ich durch das Fenſter, das nicht weit vom Haupte der Frau entfernt iſt, eine Helle hereinſchweben. Die Helle war ſchwefelgelb und ſchwebte ganz ſanft. Ich fühlte hiebei, obgleich alles verſchloſſen war, ein ſanftes kühles Wehen. Hierauf ſagte ich zur Frau: nicht wahr, die Erſcheinung iſt da? Sie antwortete ja, und betete, was ſie ſchon früher that, immer fort. Bald kam die Helle und das kühle Wehen mir immer näher, und es wurde nun der Teppich meines Bettes ſo helle, daß ich ihn, wie auch meine Arme und Hände, ganz ſah, zugleich aber kam mir ein unſäglich widriger Verweſungsgeruch in die Naſe, und in das Geſicht bekam ich die

Empfindung wie von Ameiſenlaufen. (Dieſe Empfindung hatten auch ſonſt faſt alle die Mitgefangenen bei Anweſenheit dieſer Erſcheinung.) Die Frau ſagte nun: Jetzt iſt der Geiſt ganz nahe bei Ihnen! Die Helle entfernte ſich wieder von mir und ſchwebte ganz ſanft hin und her, und ich erblickte über der geſchloſſenen Thüre des Gefängniſſes eine ganze Menge flimmernder Sternchen, ſo ſchön, als ich noch nie etwas ſah.

Ich betrachtete ſie ganz genau, und es kam mir nicht anders vor, als wenn man in einer kalten Winternacht an den Himmel blickt, ſo war hier ein Gefunkel kleiner Sternchen.

Bald darauf hörten wir beide ganz deutlich ein Sprechen, und zwar in Tönen, die mit nichts zu vergleichen ſind, die gar keine menſchlichen waren, die gar kein Menſch ſo hervorzubringen im Stande iſt, ſelbſt während die Frau betete und während ſie mit uns ſprach, und ich verſicherte mich aufs beſtimmteſte, daß ſie nicht von der Frau ſelbſt kamen.

Die Worte, beſonders die Seufzer, tönten wie in einen hohlen Hafen geſprochen, und wurden gleichſam wie vom Boden bis an die Decke des Zimmers gehoben, ſie ſtiegen wie in einer Säule auf, ich kann mich nicht anders erklären, aber ſo war es.

Es war mir dabei das ſonderbar, daß jedesmal, ehe der Geiſt wieder zu ſprechen anfing, ich zum voraus fühlte, daß er jetzt ſprechen werde. Es waren unbeſchreibliche Töne, übermenſchliche Seufzer um Erlöſung und Gebet.

Die Frau kam nicht von ihrem Lager und betete immer inbrünſtig fort.

Oft hörten wir auch im Zimmer ein ungewöhnliches Krachen.

Ich war immer völlig wach und meiner Sinne ganz Meiſter, und wir beide können, was wir ſahen, fühlten und hörten, mit einem Eide bekräftigen!

Daß dieſe Frau ſagt: es war mir dabei das ſonderbar, daß jedesmal, ehe der Geiſt wieder zu ſprechen anfing, ich zum voraus fühlte, daß er jetzt ſprechen werde, iſt ein Beweis, daß das Vernehmen dieſer Töne wohl auch nicht allein mit dem bloßen mechaniſchen Ohre, ſondern mit einem innern ſtattfand.

Als Mitgefangene befanden ſich neben dieſer Eliſabetha Eslingerin, ſo lange ſie hier inſitzt, im gleichen Gefängniſſe nach und nach folgende Perſonen.

1) Friederike Föllin von Löwenſtein. Dieſe befand ſich bei acht Wochen im gleichen Gefängniſſe, und kann wegen ihres langen Aufenthalts

das Meiſte angeben. *) Sie gelangte einmal zum Schauen der Erſcheinung in ihrer völligen Geſtalt, und dieß wirkte auf ihren Seelenzuſtand ſo ein, daß ſie dadurch gewiß mehr gebeſſert und zum Glauben gebracht wurde, als durch alle frühern Vorſtellungen ihres Seelſorgers und alle frühern Straferkenntniſſe.

In mancher Nacht legte ſich die Erſcheinung über ſie hinein, und ſprach ihr ins Ohr: ſie ſolle ſich zum Beſſern wenden, es ſey ihr die letzte Friſt gegeben, ſie ſolle bedenken, daß ihr das kein gewöhnlicher Menſch ſage, ſondern einer, der geſchmeckt habe, wie es nach dem Tode ſey.

Einſtmals, als in einer Nacht die Erſcheinung am Bette der E. ſtand, fluchte die F. im Schlafe

---

*) Wegen Wegtransportirung kann dieſe Perſon erſt ſpäter ausführlicher über ihre Erlebniſſe in Geſellſchaft der Eslingerin vernommen werden.

laut. Wie ein Pfeil ſchoß hierauf die Erſcheinung vom Bette dieſer jener zu und berührte ſie, worauf ſie (die Föllin) mit einem furchtbaren Bruſtkrampf erwachte, eine helle Nebelſäule vor ſich erblickte und beten mußte.

Als damals die Erſcheinung ging, war es beiden, als flöge ein ganzer Zug von Tauben, deren Flügel im Flug ein melodiſches Tönen von ſich gebe, durch das Gefängniß. Von da an erwachte in dieſer Sünderin Föllin ein ganz neues Inneres. Ob es von Dauer war, wird die Zeit lehren.

2) Befand ſich zwei Wochen lang bei der Eslingerin und Föllin (Ehegeſchichten wegen) eingeſchloſſen, Catharina Sinn von Oberhambach, Pfarrei Mayenfels.

Herr Pfarrer Binder von Mayenfels beſchied dieſe Perſon nach ihrer Freilaſſung vor ſich, und das Protokoll, das er bei ihrem Verhöre aufnahm, lautet folgendermaßen:

Mavenfels, den 1 Novbr. 1835.

Catharina Sinn von Oberhambach, welche ich erſt geſtern zu mir berufen konnte, gibt Folgendes auf ihr Gewiſſen an.

Ich befand mich in einem der dem Gefängnißzimmer der Eslingerin von Baurenlautern nahe gelegenen und mit einem Gang verbundenen Gefängnißzimmer. Ich wußte von der Eslingerin und ihrer Erſcheinung nichts beſonderes, aber meiſtens jedesmal nach der Betglocke (was auch ſtattfand, als ich ſpäter in das Gefängniß der Eslingerin kam) hörte ich ein Rauſchen am Gitter vor dem Fenſter und in dem Gefängniſſe ſelbſt, in dem ich ganz allein war. Es glich dieſes Rauſchen ganz dem Rauſchen von Papier, von dem ſich aber nirgends eine Spur befand. Ich fühlte und hörte, mehr als ich ſah, daß immer etwas hin- und herging. Dieſer Gang war ſtets begleitet von einem ſolchen Rauſchen und von dem Wehen einer kühlen Luft, bei geſchloſſenen Fenſtern und Thüren und ſonſt wohl verwahrtem Zimmer. (Es iſt ein feſtgemauertes und mit dicken Dielen getäfeltes Blockhaus.) So ging es in meinem Gefängniſſe immer hin und her. In einer Nacht wurde vom Ofen herab wie mit Speiß geworfen, ich fand aber Morgens nichts auf dem Boden. Einmal hatte ich das Gefühl, als würde mir von einer Hand ganz ſanft an die Stirn gegriffen. Auch im Gange vor der Thür hörte ich ein Schlürfen, ein Werfen wie mit Speiß oder etwas anderm, und ein Poltern, Krachen u. ſ. w.

Ich wollte nun nicht mehr in dieſem Gefängniß allein bleiben, zumal ich guter Hoffnung bin, und man that mich auf meine Bitten in das Gefängniß zu Andern; es war aber keines da, als das der Eslingerin und Föllin. Zu dieſen kam ich nun. Als ich nun in dieſem Gefängniß war, ging es gleich fort, wie im vorigen. Doch fürchtete ich mich nicht mehr ſo ſehr, weil ich doch nicht allein war. Die Andern erzählten mir nun von der Erſcheinung, und ich hörte dieſe nun auch öfters ſprechen, langſam, rauh, nicht wie eines Menſchen Stimme, wie hohl, aber ich konnte wenig davon verſtehen. Vor dem Weggehen, wie auch ſonſt beim Hin- und Hergehen, das ich deutlich hörte, ſah oft etwas über mich hinein, was wir jedesmal fühlten. Morgens immer um 5 Uhr verließ es das Gefängniß, und ſagte da oft, was wir verſtanden: Betet! Und wenn ich und die Mitgefangenen auch mit der Eslingerin beteten (die immer betete, niemals ſchlief), da ſagte der Geiſt mit vernehmlichen Worten: „Vergelts Gott!“

Beſtimmt konnte ich bei all dem Hören und Fühlen doch nichts ſehen, als am letzten Morgen, ehe ich entlaſſen wurde. Da ſahe ich am Bette der Eslingerin (noch vor der Morgenglocke) etwas Weißes ſtehen, einen Schatten, was ich nicht näher beſchreiben kann, was aber ſehr ſchnell wieder verſchwand.

Die Wahrhaftigkeit dieſer Ausſage :c.

F. Catharina Sinn.

Sich damit :c.

Pfarrer Binder.

3) Befand ſich in demſelben Gefängniſſe Roſine Schablin von Altlautern, 8 Tage lang (wegen Injurien). Ueber die Ausſage dieſer nahm Herr Stadtpfarrer Hegler in Löwenſtein folgendes Protokoll auf.

Löwenſtein, den 16 Novbr. 1835.

Roſine Schablin von Altlautern, Ehefrau des Gottlieb Schabls daſelbſt, alt 51 Jahre, von kräftiger Geſundheit, männlicher Herzhaftigkeit und Beſonnenheit, gibt an:

Sie ſey den 7 Septbr. ins Gefängniß in Weinsberg gekommen, worin ſich Sophie Seyfferin von Löwenſtein, Chriſtine Meßner von Ellhofen und Eliſabetha Eslingerin von Baurenlautern befunden. Die Seyfferin habe ihr dann ſogleich geſagt, ſie liege im Bette nicht mehr vornen an, da ihr letzte Nacht etwas gekommen ſey, das ſie auch berührt habe. In der zweiten Nacht habe ſie die Eslingerin, die ſich beklagt habe, ſie könne nicht eſſen und ſie werde in den Hals hineingedrückt, gebeten, ſie zu wecken, wenn ſie etwas ſähe. Nach 12 Uhr habe die Eslingerin angefangen ſchwer zu athmen. In der darauf folgenden Nacht habe ſie (die Schablin) einen weißen Schatten geſehen, der 1 Schuh breit und 4 bis 5 Schuh (ihrem Sehen nach) hoch geweſen, ob er aber eine Menſchenfigur gehabt, könne ſie nicht ſagen. In der dritten Nacht habe die Eslinger wieder ſchwer aufgezogen, ſie habe daher gefragt, iſts denn wieder da? Da habe ſie (Schahlin) ein Gefühl gehabt, als ob ſie mit zwei Händen ſey angerührt worden, geſehen habe ſie aber nichts. In der vierten Nacht habe ſie ganz wachend und deutlich gehört, wie wenn eine Perſon vor der Eslingerin mit Pantoffeln (Schlurken) herumgehe, die Eslingerin aber ſey neben ihr gelegen. Sonſt habe ſie, die Depoſitin, nichts gehört. Die Wahrhaftigkeit obiger Angaben ꝛc.

F. Roſina Schablin.

N. S. Die Seyfferin, welche ich gleichfalls vernahm, will nichts gehört haben.

aber mehrmals ſey ſie berührt und gedrückt worden.

Sich damit ꝛc.

Pfarrer Hegler.

Von dieſer Seyfferin gibt die Eslingerin an: ſie habe über ihre Arretirung ſehr geflucht, ſie habe ſie gewarnt, dieß nicht zu thun, weil ſie vorher gewußt habe, was geſchehen werde, ſie habe ihr gerathen lieber zu beten: denn die Erſcheinung habe immer in der Nacht diejenigen gedrückt, die geflucht, oder auch nur ohne Gebet eingeſchlafen ſeyen. (Man ſehe übrigens oben, was der mitgefangenen Föllin in einem ähnlichen Falle geſchahe.)

5) Befand ſich in demſelben Gefängniß 14 Tage lang Chriſtine Mößnerin von Ellhofen.

Ueber die Ausſage dieſer nahm Hr. Helfer

Mayer, Pfarrer zu Ellhofen, folgendes Protokoll auf.

Chriſtiane Mößnerin gibt an, ſie habe nichts geſehen, außer einige Helle (die entſtanden ſey, wenn die Eslingerin die Erſcheinung geſehen), auch wenn es ganz finſter geweſen. Gehört habe ſie oft, daß etwas wie in Socken herumgelaufen ſey, und daß es einmal an dem Rocke, der an der Wand hing, gemacht habe, als ob es ihn ſchüttele. Einmal ſey es hereingekommen, und da habe ſie deutlich gehört, wie es geklopft habe. So habe es auch einmal mit dem Schlag 11 Uhr Nachts ganz deutlich an die Bettlade ſo ſehr geklopft, daß es die ganze Bettlade erſchüttert habe. Um halb zwölf Uhr habe es einmal geklopft, dann wie geſcharrt, und ſich in das Bett zu ihr und der Eslingerin gelegt, daß ſie es an ihrem Rücken gefühlt. Als es wieder weg und heraus ſey, habe es einen Plumper auf den Boden gethan, wie wenn etwas von der Höhe hinunterhüpft. Einige Nächte darauf habe es um 12 Uhr einen ſchrecklichen Schrei gethan, wie wenn man in ein hohles Faß ſchreit, keine natürliche Menſchenſtimme. Dann wieder einige Tage darauf habe es ihr die Decke nehmen wollen und habe ſie dreimal angehaucht, und als ſie an der Decke gezogen, die ſie ſo ſtark gehalten, daß ihr Finger und Nägel wehe gethan, habe es ſich auf ſie hingelegt. Die Eslingerin habe es an Bruſt und Hals gedrückt, daß man gehört habe, wie ſie ſich Mühe gegeben, Athem zu holen.

Die Ausſage

F. Chriſtine Mößnerin.

6) Befand ſich in demſelben Gefängniſſe 14 Tage lang Roſina Acker von Deinbach.

Hr. Pfarrer Lehmann zu Waldbach nahm folgendes Protokoll über ihre Ausſagen auf.

„In der erſten Nacht habe ſie dreimal an der Bettlade, worin die Eslingerin lag, klopfen hören, ſodann ſey ein Geraſſel im Zimmer angegangen, wie wenn man Stühle durch einander würfe; die Eslinger ſey dabei immer im Bette gelegen. Von der zweiten Nacht an ſey ſie bei der Eslingerin gelegen, und ſie habe in jeder Nacht gleiche Töne gehört, auch habe es getönt, wie wenn jemand auf Papier laufen würde. Einmal ſey ihr der Teppich genommen und auf den Boden geworfen worden; ein andermal ſey ſie auf dem Rücken gedrückt worden, daß ſie ſich nicht mehr habe rühren können.

Geſehen habe ſie nichts, als dreimal einen Schein.

Sprechen habe ſie wohl was hören, es ſey aber keine gewöhnliche Menſchenſtimme geweſen. Die Eslingerin habe das Geräuſch und die ſonſtigen Thue nicht machen können, ſie ſey an ihrer Seite gelegen und ſey zu ſchwach. Dieſe Angaben ſeyen der reinen Wahrheit gemäß.“

Dieß ſind bis jetzt die Angaben der Eßlingerin, und die Zeugniſſe der Mitgefangenen und einiger anderer Perſonen, welche entſchieden dafür ſprechen, daß jenes Weib in Wahrheit dieſe nächtlichen Beunruhigungen leidet, möge man dieſelben mit einem Namen benennen, wie man da wolle.

Sich damit ꝛc. ꝛc.

Weinsberg,	Oberamts-Arzt
den 21 Novbr. 1835.	Dr. Kerner.

In dieſem vorſtehenden Berichte iſt ſo ziemlich alles aufgeführt, was die E. von ihrem eigenen Schauen der Erſcheinungen, ihren Empfindungen und dem, was ihr die Erſcheinung eröffnete, angeben konnte. Nachzuholen iſt noch, daß die Erſcheinung öfters in Begleitung von zwei Schäfchen kam, die ebenfalls auch von Andern (wie man unten noch näher ſehen wird) geſchaut wurden. Dieſe ſchwebten öfters an der Erſcheinung hinauf, und verwandelten ſich dann auf ihren Schultern in zwei Sterne. Wahrſcheinlich hatte dieß eine ſymboliſche Bedeutung. Symboliſch und vorausſagend, gleichſam als zweites Geſicht, figurirte der Geiſt vor ihr auch oft noch lebende Perſonen, die er dann mit ſich vor das Schauen der E., wie ſie leibten und lebten, brachte, z. B. den Herrn Oberamtsrichter Heyd, mich, u. ſ. w.

Merkwürdig war, daß der Mitgefangenen F., und zwar dieſer zuerſt einmal, die Erſcheinung einer ſolchen lebenden, in dieſem Augenblick doch ganz entfernt geweſenen, Perſon, zugleich mit dem Geiſte ſichtbar wurde. Sie ſah eine ſolche mit ihm zugleich ins Gefängniß treten, und ſprach ſie an, als wäre ſie wirklich da, erhielt aber keine Antwort.

Dahin gehört auch folgende Erzählung der E.:

In der Nacht vom 3ten auf den 4ten November ereignete ſich Folgendes:

Der Geiſt kam, nachdem man ihn ſchon außen im Gange gehört hatte, zur Gefängnißthüre herein.

Dieſe eröffnete ſich ſo, daß man die Gegenſtände, die außer ihr im Gange ſind, z. B. eine Lage Holz u. ſ. w. ganz ſehen konnte, alſo ganz ſo, als wäre ſie wirklich geöffnet worden.

Der Geiſt war wie von einem Feuer umgeben, und beſonders waren ſeine Augen groß und feurig. Hinter ihm gingen, aber mehr ſchwebend, zwei kleine Schäfchen mit glatten Haaren, und nach dieſen kamen Sie (die E. meinte mich), ganz ſo, wie Sie ſonſt bei Tag das Gefängniß beſuchen, ganz in Ihrer gewöhnlichen Kleidung. Sie blieben einige Schritte vor meinem Lager ſtehen. Der Geiſt nahte ſich meinem Lager und richtete mich mit den Armen zum Sitzen in die Höhe. Dann nahm er ſeine Rechte und zog mit dieſer aus ſeinem Gewande wie eine Feder oder Griffel und wie Papier, legte dieſes auf den Teppich meines Lagers, und ſchrieb darauf.

In dieſem Momente ging wie ein Strahl von ihm aus, der mit einem Knall von dem Boden bis an die Decke des Zimmers fuhr und die zwei Schäflein ſchwebten dann wie an ihm hinauf, aber nicht mehr wie Schäflein, ſondern wie große Sterne, die ſich auf ſeine beiden Achſeln ſetzten. Als er geſchrieben hatte, nahm er das Papier, wandte ſich gegen Sie und gab es Ihnen, wobei wieder ein Strahl mit einem Knall emporfuhr. Als Sie das Papier in der

Hand hatten, wurden Sie für mein Schauen immer bläſſer und kleiner, und verſchwanden mir bald ganz. Nun erfolgte wieder ein Strahl und Knall aus dem Geiſte. Der Geiſt aber blieb und forderte von mir Gebet, verlor aber jetzt das Feuer, und bekam wieder das frühere Ausſehen.“

Gewiß war dieſes Geſicht nicht ohne Bedeutung, doch kann ich mit Beſtimmtheit daſſelbe nicht deuten.

Eine andere, durchaus vorbedeutende Erſcheinung, die der Geiſt figurirte, war wohl die:

Herr Oberamtsrichter Heyd kam in mehreren Nächten mit dem Geiſt, auch ganz, wie er leibte und lebte.

Die E. blickte ihn an, ſah aber mit Erſtaunen, wie er vom Fuße bis über das Geſicht jedesmal wie in einem Nu durchaus ſchwarz wurde.

Die E. erzählte es mir jedesmal Morgens, und weder ſie noch ich wußten uns das Schwarzwerden zu deuten.

Mehrere Monate nachher wiederholte ſich die gleiche Erſcheinung, nur mit dem Unterſchiede, daß ich zugleich auch mit Herrn H. und dem Geiſte ſcheinbar vor's Lager der E. trat. Herr H. gab mir die Hand und im Nu wurde er wieder vom Fuße bis über das Geſicht völlig ſchwarz. Nun gab ich der E. auf, die Erſcheinung zu fragen: was denn dieſes Schwarzwerden des Herrn H. bedeute, worauf ſie die Antwort erhielt: eine Trauer.

Wirklich ſtarb auch nach einigen Tagen das kleinſte Kind des Herrn H. (deſſen Arzt ich war) ſehr unvermuthet, und ich erinnerte mich nun, daß bald nach dem frühern Auftreten und Schwarzwerden des Herrn H. mehrere Monate zuvor ſein Vater ſtarb, welches alſo dieſes Schwarzwerden des Herrn H. auch damals voraus ſagte (gleichſam als zweites Geſicht), ohne daß wir es da ſchon ſo deuteten.

Als ſpäter zur Beobachtung der E. mehrere in dieſen Aktenſtücken angeführte Herren in das Gefängniß der E. kamen, behauptete ſie, dieſelben ſchon früher durch ſolche ihr vom Geiſt gemachte Figurirungen vorausgeſehen zu haben, und verwunderte ſich, die gleichen Geſtalten jetzt in Wirklichkeit zu ſehen.

Dieſes Phänomen könnte auch darauf deuten, daß das oft unerklärliche vorausſagende zweite Geſicht durch die Dazwiſchenkunft eines Schutzgeiſtes oder andern Geiſtes vermittelt, von dieſen figurirt wird.

Ich führe dieſen Umſtand beſonders auch deßwegen an, weil man gerade aus ihm auch erkennen wird, daß die E. hier nicht log, denn die Erdichtung einer ſolchen Sonderbarkeit hätte, was ſie leicht fühlen konnte, die Glaubwürdigkeit ihrer andern Ausſagen eher vermindert, als vermehrt, aber ſie erzählte ſie, weil ſie ihr wirklich ſo begegnete.

Eine andere eingetroffene Vorausſage, aber nicht als zweites Geſicht durch den Geiſt figurirt, ſondern durch denſelben ſelbſt verkündigt, werden wir unten finden. Es fand aber eine noch auffallendere, ebenfalls eingetroffene, ſtatt, die ich Verhältniſſe wegen, leider hier nicht öffentlich erzählen kann.

Wie die Zeugniſſe ihrer frühern Mitgefangenen, ſo beſtätigten aber die ihrer ſpätern, und das immer mehr. wenigſtens **die** Wahrheit, daß an dieſem Weibe ein ganz beſonderes Phänomen haftete.

Ich führe dieſe Zeugniſſe hier nach der Zeitfolge an, woraus auch der weitere Verlauf dieſer Geſchichte zu entnehmen iſt.

Lehrenſteinsfeld, den 4 Decbr. 1835.

Die ledige Dorothea **Brennerin** von **Lehren**, 31 Jahre alt, hat dem unterzeichneten Pfarrer auf Befragen über das, was ſie in dem Criminalgefängniß geſehen oder gehört habe, Folgendes angegeben.

Sie ſey den 26 Novbr. d. J. um halb 11 Uhr Morgens in das Gefängniß gekommen, in welchem Eliſabetha **Eslingerin** von Baurenlautern liegt.

Letztere habe ihr geſagt, ſie werde vielleicht in der Nacht einigermaßen beunruhigt werden, ſolle ſich aber nicht fürchten, da ihr kein Leid geſchehen werde. Den Tag über hatte die Eslingerin faſt nichts geſprochen, als Gebete und Lieder, durch welche die Brennerin in ihrem Kummer über ihren Arreſt recht erquickt wurde.

Nachts habe die Brennerin, welche nicht in demſelben Bette mit der Eslingerin gelegen, aus innerem Kummer nicht ſchlafen können; die Eslingerin habe leiſe gebetet und um 11 Uhr ungefähr habe ſie in der Nähe der Eslingerin ein dreimaliges Krachen gehört, etwa wie wenn man einen Stecken zerbricht. Eine Stunde nachher habe ſie ein dreimaliges Patſchen gehört, wie wenn man die Hände zuſammenſchlägt, aber weit hohler, ſo daß dieß kein Menſch nachahmen konnte. Dann habe ſie Schlurgen gehört, als gienge Jemand von der E. Bett hinweg an die Thür und zurück zu jener Bette bis ans Fenſter. Geſehen habe ſie übrigens nichts. Die B. habe zur E. geſagt, ſie möchte doch den Geiſt fragen, ob ſie (die B.) ſchuldig oder unſchuldig im Gefängniſſe ſey, damit die E. ſich von der Unſchuld der B. überzeugen könne. Nach einiger Zeit habe ſie die E. ſprechen hören: „Lieber Anton, ich bitte dich um des Heilands willen, daß du mir ſageſt, ob dieſes Mädchen hier Recht oder Unrecht hat.“

Plötzlich ſeyen Töne entſtanden, wie wenn ein Menſch reden wolle und nicht könnte. Hierauf habe die E. ihre Bitte wiederholt, worauf wieder dieſe Töne entſtanden ſeyen.

Bald darauf ſey ein Lärmen unter dem Bette der B. entſtanden, als würden die darunter ſtehenden Schlappen herumgeworfen. Auf die Frage der B., was das Getöſe unter der Bettlade zu bedeuten gehabt hätte, habe die E. geſagt, der Geiſt ſey zornig geweſen darüber, daß ſie ihn um des Heilands willen gefragt habe, und habe deßwegen die „Schlappen“ herumgeworfen.

In dieſer Nacht habe die B. nichts mehr gehört, als daß die Katze im Gange jämmerlich geſchrieen habe, aber ſtille geworden ſey, ſobald der Geiſt im Gefängniß innen geweſen.

Den andern Tag ſey Abends ein Weibsbild von Großbottwar ins Gefängniß gebracht worden, welchem weder die E. noch die B. etwas vom Geiſte geſagt haben. (An demſelben Tage iſt auch die Frau des Chriſtian Braun von Lehren ins Gefängniß gekommen.) Das Weibsbild von Bottwar habe nun in der Unterredung mit der Andern einmal: „Potz Blitz“ geſagt, was die Eslingerin ihr unterſagt habe, worauf jene erklärt habe, ja, ſie wolle dieſe Gewohnheit abzulegen ſuchen. Sie habe die Urſache ihres Arreſts nun weiter erzählt, und dazu gelacht, was ihr die Eslingerin wieder gewehrt habe. Sie, die Großbottwarin, habe ſich nun zur Ruhe gelegt und ſey eingeſchlafen.

Um 11 — 12 Uhr ſey ſie aber mit Klagen über Schmerzen auf der Seite und im Bauche und über Uebelkeit aufgewacht. Die Schmerzen haben fortgewährt, und gegen Tag habe ſie ſich erbrechen müſſen. Vor dieſem Klagen der Großbottwarin habe die B. ein Krachen gehört, wie in der vorhergehenden Nacht. Sonſt habe in dieſer Nacht die B. nichts mehr gehört. Geſehen habe ſie überhaupt gar nichts.

Die Wahrheit dieſer Angabe u. ſ. w.

F. Brennerin.

Die Brennerin iſt eine kräftige, geſunde Weibsperſon, und hat das hier Niedergeſchriebene auf eine Art angegeben, bei welcher mir an dem Willen derſelben, die Wahrheit aufrichtig zu ſagen, kein Zweifel geblieben iſt.

Sie hat noch dazu bemerkt, daß ſie gewiß wiſſe, daß die Eslingerin die ganze Nacht nicht aus dem Bette gekommen ſey, was ſie z. E. an ihrem Athem deutlich wahrgenommen habe, das ſie auch (das Athmen) während der Unruhe unter der Bettlade der B. (ihrer Bett:

lade) deutlich vom Bette der Eslingerin her gehört habe.

F. Pfarrer **Steckmeyer.**

Den 5 Decbr. 1835.

Heute iſt Roſina Barbara, Ehefrau des Chriſtian Braun in Lehren, 48 Jahre alt, über denſelben Gegenſtand von mir vernommen worden.

Sie gibt Folgendes an:

Sie ſey am Freitag, den 27 Novbr. d. J., wegen einer — vor Gericht ausgeſprochenen, für Injurien erklärten Rede gegen eine andere Frau von Lehren auf 3 Tage ins Criminalgefängniß gekommen.

Sie habe dort die Eliſabetha Eslingerin von Baurenlautern, und die Johanna Dorothea Brennerin von Lehren getroffen. Die Erſtere habe ſie darauf aufmerkſam gemacht, daß in der Nacht etwas in das Gefängniß komme, vor dem ſie ſich aber nicht zu fürchten habe, da es ihr, wenn ſie nicht fluche, lache und dergleichen, nichts zu leid thun werde. Sie habe den Tag über in den gottſeligen Geſprächen und ſchönen Gebeten der Eslingerin viel Troſt gefunden.

Spät Abends ſey eine Weibsperſon von Großbottwar zu ihnen eingeſperrt worden, welche ſich ſehr „heroiſch“ gleich beim Eintritt bewieſen, viel geſprochen, gelacht, auch Fluchwörter, wie „Potz Blitz“ ausgeſprochen habe. Die Eslingerin habe ihr dieſes unterſagt und ſeufzend hinzugeſetzt: „was werde ich für eine Nacht erhalten? Es habe aber keine von ihnen der Großbottwarin etwas von den Erſcheinungen, die im Gefängniß bisher vorgekommen, geſagt, worüber ihnen jene am andern Morgen Vorwürfe gemacht habe. Die Großbottwarin ſey nämlich bald eingeſchlafen, die Braunin auch. Die Braunin ſey aber meiſtens im Bette geſeſſen, und die E. habe fortwährend, bald leiſe, bald laut, gebetet.

Gegen Mitternacht ſey die Braunin aufgewacht und habe nach einiger Zeit ein Krachen gehört, wie wenn man einen Stecken zerbreche. Später ſey es geweſen, als würde ein Schuh herumgeworfen. Auf einmal aber ſey die Großbottwarin mit heftigem Schreien und Klagen über Schmerzen im Herzen, Kopf u. ſ. w. aufgewacht, und ſey von da an fortwährend immer leidend geblieben.

Die Großbottwarin habe am Morgen hernach geſagt, daß ſie eine Geſtalt über ſich habe hereinliegen ſehen, und dadurch die entſetzlichen Schmerzen empfunden habe. Sonſt habe Braunin in dieſer und den folgenden Nächten nichts wahrgenommen.

Einmal ſey es ihr (der Braunin) geweſen, als ſchwebe eine lichte Geſtalt ober ihrem Bette zum Fenſter hinaus, doch könne ſie hierüber nichts Gewiſſes ſagen.

Am letzten Morgen ſey es ihr auch immer geweſen, ſie rieche einen Todten, und ſie habe deßwegen Uebelſeyn bekommen, und beſtändig ausſpucken müſſen.

Ich zweifle eben ſo wenig bei der Braunin an dem guten Willen, die Wahrheit zu ſagen. Auch dieſe hat Obiges ſo erzählt, daß ich deutlich ſehen konnte, ſie war weder betrogen, noch wollte ſie betrügen.

Die Erfahrungen im Gefängniſſe ſcheinen bei beiden Perſonen einen heilſamen Eindruck gemacht zu haben.

Pfarrer Stockmaier.

Die hier angeführte Friederike Welling von Großbottwar, gab Folgendes an:

Sie habe keine Sylbe von dem, was in dieſem Gefängniſſe vorgehe, gewußt. Sie ſey in dem andern Bette, nicht bei der Eslingerin gelegen.

Gegen 12 Uhr ſey ſie auf einmal erwacht, und habe wie einen kühlen Wind gegen ſich wehen fühlen, auch deßwegen gefragt, ob denn ein Fenſter offen ſtehe, was aber dem nicht ſo geweſen ſey. Zugleich ſey es ihr geweſen, als biege ſich ein grauer Schatten über ſie, und ſie habe das Gefühl gehabt, als ſtreiche ihr etwas über den Nacken und richteten ſich ihre Haare auf. Sie habe ganz deutlich einen kalten Hauch mit einem unbeſchreiblichen, ganz nach Moder riechenden Geſtank an ihrem Munde gefühlt und gerochen. Sie habe dadurch einen entſetzlichen Eckel bekommen, nicht frühſtücken können, ſondern immer Trieb zum Erbrechen gehabt.

(Sie begehrte ein Brechmittel, das ſie auch nahm, aber ſie behielt noch mehrere Tage Schmerzen im Halſe. Sie ſagte, daß ſie ſich über dieſen Zufall um ſo mehr verwundere, da ſie in ihrem Leben nie krank geweſen ſey.)

In der andern Nacht habe ihr es mit einem hohlen Seufzer in das linke Ohr geſtöhnt, wovon ſie erwacht, und Schmerzen in dieſem Ohr und Geſchwulſt noch längere Zeit gefühlt habe.

Jetzt erſt habe ihr die Eslingerin von einer Erſcheinung geſagt und eröffnet: Sie habe wohl bemerkt, wie dieſelbe ſich über ſie hineingelegt.

Die Eslingerin habe hierauf bemerkt: ſie ſehe jetzt die Erſcheinung durch das Fenſter in den Gefängnißgang gehen.

Man habe dann eine um dieſe Zeit ſonſt ganz verſchloſſene Thüre, die in die Schlafkammer der Verwandtin des Gerichtsdieners und deſſen Magd geht, aufgehen und dann wieder laut zuſchlagen gehört.

Die Eslingerin habe auf dieß zu ihr geſagt: „nun iſt der Geiſt zu dieſen.“

Morgens hätten nun auch dieſe zwei erzählt, daß ſie die gleichen Empfindungen von Anhauchen und von Seufzern ins Ohr in der Nacht gehabt, und hätten über die Bruſt und heftige Schmerzen im Ohre geklagt.

Dieß wurde auch mir von beiden geklagt und beſtätigt.

Noch gab die Wellingin an: die gleichen Töne, von Krachen u. ſ. w., wie die Andern, in den beiden Nächten, gehört zu haben. Die Eslingerin habe immer, ohne ſich ſtören zu laſſen, fortgebetet.

In der Nacht vom 8 bis auf den 9 Decbr. begab ſich die Frau des Oberamtsgerichtsdieners Mayer mit einer Nichte und einer Magd wieder die Nacht durch ins Gefängniß. Sie ſchlieſen zu Drei in einem Bette, nicht weit von ihnen die Eslingerin allein.

Frau Mayer gibt über dieſe Nacht Folgendes an, und erbietet ſich täglich, das Gleiche eidlich zu Protokoll zu geben.

Nach 9 Uhr legten wir uns in eine Pritſche des Gefängniſſes der Eslingerin. Um dieſe Zeit war es durch den Mond hell im Gefängniß, und ich blieb immer aufrecht ſitzen, ſo daß ich die E. genau beobachten konnte. Auf einmal ſah ich wie einen weißen Schatten, ähnlich einem kleinen Thiere, von einer Seite des Gefängniſſes zur andern gehen. Ich fragte die E., wie ihr das erſcheine, und ſie ſagte, ob ich es denn nicht genau ſehe, das ſey ein Schäfchen, das öfters mit noch einem, in Begleitung der Erſcheinung ſey. Bald darauf ſahen wir alle Drei einen Stuhl, der nahe bei uns und am Ofen des Gefängniſſes ſtand, von freien Stücken zurückgeworfen werden, jedoch ſo, daß er aufrecht ſtehen blieb, während wir die Eslingerin genau ins Auge faßten und bemerkten, daß ſie ruhig, ſtill betend, im Bette lag. Später wurde das uns entgegenſtehende Schiebfenſter mit einer ſolchen Gewalt, daß ich befürchtete, es ſeyen alle ſeine Scheiben zerſchmettert, auf und zugeſtoßen.

Die Eslingerin hatte uns inzwiſchen geſagt, daß das die Erſcheinung gethan, die nun dort auf dem Stuhle ſitze. Wir blickten dahin, konnten aber nichts bemerken. Bald darauf hörten wir ein Gehen wie in Schlappen, ein Schlürfen, aber gar nicht wie von einem Menſchen, auf dem Boden des Gefängniſſes, beſonders gegen unſer Bett her, und dieß dauerte eine halbe Stunde lang, von 12 bis halb 1 Uhr. Hierauf fühlte ich einen ſtarken Windzug gegen mich gehen, und ich vernahm nun aus dieſem Winde eine ganz beſondere hohle Stimme, wie ich ſie ſchon früher einmal gehört hatte. Dieſe hauchte zu mir hin: „Im Namen Jeſu, ſehe mich an.“

Noch ehe dieſes vorfiel, war der Mondſchein aus dem Gefängniß völlig gewichen, und ich ſah, als die Stimme ſo ſprach, bloß eine Helle um mich und die Andern bei mir, aber keine Geſtalt. Hierauf ging es wieder ſchlürfend durchs Zimmer an das entgegengeſetzte Fenſter, und da hörte ich wieder wie ein Hauchen: „Siehſt du mich nun?“ Ich blickte dahin, und ſah dann einen mannshohen weißen Schatten, der ſich wie aufrichtete, und ſich in die Höhe dehnte, ſich uns recht zu zeigen, aber wirkliche Geſichtsbildung erblickte ich nicht. Oft ſah ich nun dieſen Schatten die ganze Nacht durch, bald auf jenem Stuhle ſitzen, bald im Zimmer hin und her ſchweben, und überzeugte mich aufs genaueſte, daß das kein Licht von außen, und kein Mondſchein war, der ſchon längſt ſich verloren hatte; es war auch ganz eigener Art, und iſt nicht zu beſchreiben.

Die Eslingerin ſchlief nie, ſondern betete immer, und je inbrünſtiger ſie betete, je mehr näherte ſich ihr dieſer Schatten, der auch oft wie auf ihrem Bette zu ſitzen ſchien. Näherte er ſich mehr uns, ſo fühlten wir immer einen kühlen Wind, im völlig verſchloſſenen und warmen Zimmer.

Nach 5 Uhr ſagte ich zu dieſem Schatten, als er ſich mir wieder genähert hatte, und ich ſeinen kühlen Wind fühlte: „Gehe du zu meinem Manne in ſein Zimmer, und laſſe dort ein

Wahrzeichen, daß du dort geweſen.“ Hierauf hauchte es deutlich: „Ja.“ Dann hörten wir die geſchloſſene Gefängnißthüre auf= und zugehen, und ſahen einen Schatten hinausſchweben, und hörten dann ein ſchlürfendes Laufen im Gange. Nach einer Viertelſtunde ſahen wir den Schatten wieder kommen, aber jetzt zu dem entgegenſtehenden (verſchloſſenen, auf den Gang führenden) Fenſter herein, und ich fragte ihn: „warſt du bei meinem Manne, und was machteſt du dort?“ Worauf ich Töne wie ein hohles kurzes Lachen vernahm. Schlurfen hörten wir den Geiſt nun nicht mehr, ſondern er ſchwebte geräuſchlos nach dem Bette der Eslingerin, die immer betete, und auch betete während wir die ſprechenden Töne der Erſcheinung hörten.

Es war mir wieder das ſehr ſonderbar, daß ehe der Schatten ſprach, ich immer wieder, wie früher, mehrere Minuten lang voraus fühlte, daß er nun ſprechen werde.

Gegen 6 Uhr bemerkten wir die Erſcheinung im Gefängniſſe nicht mehr, hörten ſie aber im Gange wieder durch Töne von Schlürfen, auch knallte es von dort her einigemal. Als ich zu meinem Manne kam, erzählte mir dieſer mit Verwundern, wie er die Thüre ſeines Zimmers, das er mit Schloß, Riegel und Nachtſchloß wohl geſchloſſen gehabt, dieſen Morgen völlig offenſtehend gefunden habe.

Ein 16jähriges Mädchen, Namens Margaretha Laibesberg, [illegible] von Mainhardt, wurde, weil es, wie es ſcheint, auf Anrathen einer ältern Perſon, einige Trauben in einem fremden Weinberge abgeſchnitten hatte, auf 10 Tage in das gleiche Gefängniß eingeſperrt. Ich gab demſelben nach einigen Tagen, als es mir die nächtlichen Störungen geklagt hatte, auf, mir jedesmal bei Tag ganz genau niederzuſchreiben, was es in der Nacht geſehen und gehört habe, woraus nun folgende unbefangene Geſchichtserzählung entſtand.

Es iſt zu bemerken, daß hier und im vorigen Rapport ſchon die Adventswochen angefangen hatten, in denen die Erſcheinung hörbarer als vorher und nachher auftrat.

Den 11 Decbr. kam ich ins Gefängniß. Als es Nacht wurde, lag ich und das Weibsbild, das ſchon früher im Gefängniß war, ruhig nieder. Als ich ſo lag, ich wußte von gar nichts, ging die Gefängnißthür ſchnell auf, und es ſchlürfte etwas herein. Da erſchrak ich gar ſehr, und ſchrie, was das ſey? Hierauf ſprach das Weibsbild zu mir, ich ſolle mich nicht fürchten, es geſchehe mir nichts, es ſey weiter nichts. Ich verſteckte mich unter den Teppich. In der zweiten Nacht nach Mitternacht, da krachte es nicht anders, als hätte man ein Gewehr losgeſchoſſen, nur war kein Hall darnach, und es war dieſer Schuß wie vor der Thüre draußen im Gange. Dann wurden die Fenſter draußen im Gange ſo heftig auf und zu geſchlagen, daß man glaubte, die Scheiben ſeyen zerſchmettert worden.

In der dritten Nacht (13 Decbr.) war es wieder ſo, und es krachte da dreimal wie ein Schuß ohne Hall. Dann kam es herein und ſchlürfte wieder, aber nur ein wenig. In der vierten Nacht krachte es wieder ſo. Zugleich that es auch jedesmal in den drei Nächten einen übermenſchlichen Schrei. An meine Bettlade, in der ich allein ſchlief, klopfte es jedesmal. In dieſer vierten Nacht fürchtete ich mich gar ſehr, und das merkte das Weibsbild. Da ging ſie heraus aus ihrem Lager, rief mir zu und ſagte: „Komm her in Gottes Namen und ſchau ihn an, er wird dir gewiß nichts thun.“ Dann ſchaute ich hervor und ſah auf dem Boden zwei weiße Geſtalten, die waren gleichſam zwei Lämmlein, und waren ſo ſchön, daß ich ſie nicht genug anſchauen konnte. In ihrer Mitte ſah ich einen mannsgroßen weißen Schatten, den konnte ich aber auch nicht lange anſehen, die Augen vergingen mir.

In der fünften Nacht kam es wieder ſo Morgens drei Uhr, da krachte es aber zuvor noch grauſamer als je vor dem Gefängniß im Gang; dann kam es wieder mit einem lauten Schlürfen und Rauſchen wie Papier herein. Dann rief dieſes Weibsbild gleich wieder, ich ſolle mich nicht fürchten, es geſchehe mir gewiß nichts. Sie ging dann wieder aus ihrem Lager zu mir her, da ſie ſah, wie ich mich fürchtete, und ſagte:

„Komme her in Jeſu Namen.“

Dann nahm ſie mich bei der Hand und ſagte: Schaue ihn an in Gottes Namen; da ſchaute ich hin und ſah einen weißen Schatten in rechter Mannsgröße, der war angekleidet wie mit einem weißen Papier. Da ging ſie wieder in ihr Lager, der Schatten ging hin und her, und jedesmal, da er dem Weibsbild ſich nahte, ſagte er mit einer hohlen Stimme: „Bet!“ Da mußte ſie zwei Stunden lang in Einem fort heftig beten, daß ſie am Ende ſo ſchwach wurde, daß ſie faſt nicht mehr reden konnte.

In der ſechsten Nacht kam um 12 Uhr wieder der Lichtſchatten ins Gefängniß, da war er aber ganz ſtill und ging gleich wieder, und ich ſah nichts mehr bis Morgens 4 Uhr. Da krachte es außen im Gange ſo ſtark, daß man es gar nicht ſagen kann, wie fürchterlich es da gethan hat. Dann kam es mit großem Rauſchen vor unſere Thüre. Da ſah ich wie die Thüre ſchnell aufging, als wie von einer Menſchen Hand. Da blieb der Schatten vor der offenen Thüre ſtehen und rief zweimal: „ach Gott!“ dann ſah ich die Thüre wieder langſam zugehen, und dann ſchlürfte es in dem Gefängniß heftig hin und her, und ſagte zu dieſem Weibsbild: „bete!“ Als dieſe betete, kam der Schatten auch zu mir, klopfte ſtark an meine Bettlade und ſagte: „bete du auch!“ und die Stimme war ganz hohl und nicht wie eines Menſchen Stimme. Dann ſchlürfte es wieder zu dieſem Weibsbilde hervor und redete wieder mit ihr, was ich nicht verſtehen konnte, und das Weibsbild betete immer heftiger. Dann wurde es ſtill, und ich war ſo erſchrocken, daß ich beinahe nichts um mich ſelbſt wußte. Dann bat ich dieſes Weibsbild, ſie ſolle mich doch aus meinem Lager holen. Dann ging ſie heraus und ſagte: „Komm her in Jeſu Namen.“ Da ich mich nun bei ihr niedergelegt hatte, fragte ich ſie, ob der Schatten fort wäre? und ſie ſagte: „bete nur vorher drei Vater unſer, dann will ich es dir ſagen.“ Da ich ausgebetet, ſagte ſie: „richte dich auf in Gottes Namen, ich will es dir zeigen.“ Da nahm ſie mich in ihre Arme und zeigte ihn mir und ſagte: „ſchau ihn nur recht an in Gottes Namen, er wird dir gewiß nichts thun.“ Da ſchaute ich hin und ſah vor dem Bette den Schatten ſtehen in Mannshöhe, weiß und ganz glänzend, und da ſchwebte er hin, und da ſah ich einen Stern auf ſeiner Achſel ſtehen, der hatte wie Zacken, dann verſchwand der Schatten und es ward finſtere Nacht, und alles ſtill, nur das Weibsbild betete noch lange laut fort.

In der ſiebenten Nacht kam der Schatten Abends 7 Uhr. Die Gefängnißwärterin hatte an dieſem Tage geſagt: Hr. Oberamtsrichter und noch ein Herr werden heute auch kommen und die Nacht im Gefängniſſe bleiben. Ehe der Schatten hereinkam, krachte es im Gange wieder dreimal, und ſchlug es die Fenſter im Gange ſo heftig und ſo klirrend zu, wie immer. Den Schatten bemerkte ich, ich lag bei dem Weibsbild vor dem Bette, das Weibsbild betete ihm, dann ging er nach einer Stunde ganz ſtill.

Um 11 Uhr kam der Herr Oberamtsrichter ins Gefängniß mit noch einem Herrn, dem Hrn. Referendär Bürger, und dieſe legten ſich ruhig auf die andere Pritſche. Um 12 Uhr kam der Schatten nicht durch die Thüre, ſondern durch das Fenſter an unſer Bett, und ganz ſtill. Er ſchwebte nur ſchnell durch das Zimmer, blieb aus und kam dann wieder. Da ſchwebte er am Kopfe des Weibsbildes herum und auf die Seite, wo ich lag, langte über mich hinein und zog mir den Teppich gewaltſam hinweg, daß ich aufſchrie. Da fragte Herr Oberamtsrichter, warum ich ſchreie? Da ſagte ich: „der Schatten hat mir meinen Teppich genommen;“ da ſagten ſie, das Weibsbild werde ſich umgewendet haben, ich ſagte, ſie ſitze ja ruhig und ich hätte ihre Hände in meinen Händen, da ich mich fürchte. Im

Augenblick ſagte Herr Oberamtsrichter: er höre jetzt beſondere Töne, ſie ſeyen faſt wie ein Trappen von Pferden, auch ſehe er ganz deutlich einen lichten Schatten ſchweben, er täuſche ſich nicht. Auch ſagte er, nun höre er Töne, wie wenn man ein großes Blech bewege.

Der Schatten war immer noch ſchwebend da und kam wieder zu mir her und drückte mich zweimal auf die Stirn und das Auge, worauf ich auf dieſen Stellen einen heftigen Schmerz empfand. Dann hörten ſie beide ein ſanftes Krachen und Tönen. Der andere Herr ſagte, es ſey wie das Rauſchen von einer Röhre. Da ſchwebte der Schatten hinaus. Herr Oberamtsrichter ſagte: er habe ſich von der Wahrheit überzeugt, und dann gingen ſie. Es war gegen 4 Uhr. Da ſagte ich zu dem Weibsbilde, daß ich mich verwundere, warum man nicht den Schatten mit ſo großem Rauſchen und Krachen wie ſonſt gehört, worauf ſie ſagte, er ſey wohl heute ſo ſtill geweſen, weil die zwei Herren auf ihn gepaßt; ſo ſey es noch immer zu ihrem Leide geſchehen, er werde deßwegen ſchon Abends gekommen ſeyn.

(Bemerkung von mir): Hr. Oberamtsrichter Heyd *) ſagte mir: er habe ſich vollkommen überzeugt, daß dieſe Vorfälle keine Einbildung von der Eslingerin, noch weniger ein leeres Vorgeben von ihr ſeyen. Er habe ganz beſtimmt eine ſchwebende ſchwefelgelbe Helle in dem ſonſt ganz dunkeln Zimmer da bemerkt, wo die Eslingerin angezeigt habe, daß ſie die Geſtalt ſehe, auch ſeyen ihm die ganz beſondern Töne, die er

---

*) Wer den Herrn Oberamtsrichter Heyd kennt, weiß, wie ein ganz wahrheitsliebender, beſonnener Geſchäftsmann er iſt.

dobei gehört habe, auf keine natürliche Weiſe erklärlich. Auch die ganze Art und Weiſe, wie die Frau die Sache erzähle, ſpreche für deren Wahrheit.

Fortſetzung des Tagebuchs der Margaretha Laibesberg.

In der achten Nacht war es Morgens 3 Uhr wieder wie an den vorigen Tagen. Es war noch ein anderes Weibsbild, Namens Eliſabetha Neidhardt von Neuhütten, bei uns. Ehe der Schatten zur Thüre hereinkam, die wieder wie von Menſchenhand ſichtbar aufging, krachte es im Gange dreimal ſo ſtark, daß man es nicht ſagen kann wie es gethan hat, ſchlürfte in dem Gange herum und klopfte an die Thüre und die Fenſter, daß man nicht Worte finden und nicht ergründen kann, wie es denn that.

Die Thüre ging ſchnell auf und zu, und dann ſchlürfte es hier und klopfte an meiner Bettlade.

Dann ſchlürfte es wieder zu der Eslingerin und ſagte: „bet.“ Dann betete ſie und hörte nicht auf bis ſie heiſer wurde, und unter ihr Beten hinein ſagte es: „Du haſt mich die vorige Nacht (wo die Herren da waren) verſäumt,“ dann ging es wieder hinaus. Später kam es wieder, ſchlug die Fenſter wieder auf und zu, kam dann ſchlürfend herein und ſprach wieder einige Worte, die ich nicht verſtand.

Die Eslingerin betete lange mit ihm. Als er ging, ſagte er: „Behüt euch Gott!“

(Bemerkung von mir.) Auffallend iſt es, daß in derſelben Nacht gegen Morgen der Herr Oberamtsgerichtsactuar Eckhardt und ſeine Gattin in ihrer Wohnung, die in dem obern Theile der Stadt iſt (das Gefängniß iſt in dem untern Theile) durch mehrmaliges furchtbares Krachen, gleich einem Schuſſe, in ihrem Schlafzimmer erweckt wurden.

Sie ſagten: daß dieſe Töne eigentlich mit gar nichts zu vergleichen ſeyen, ſo von beſonderer, eigener Art ſeyen ſie geweſen. Ohne der Eslingerin das Mindeſte davon zu ſagen, gab man ihr bloß auf, den Geiſt zu fragen, wo er in dieſer Nacht noch ſonſt geweſen, worauf er auch wirklich Hrn. Oberamtsgerichtsactuars E. Wohnung nannte.

Die Margaretha Laibesberg ſagte in ihrem Tagebuche oben:

> daß in der achten Nacht (vom 18 auf den 19 December) ein Weibsbild, Namens Eliſabetha Neidhardt von Neuhütten, mit im Gefängniß geweſen.

Nach ihrer Entlaſſung wurde dieſe von Hrn. Pfarrer Binder von Mayenfels, in deſſen Pfarrei ſie gehört, vernommen.

Das Actenſtück hierüber iſt folgendes:

Die Eliſabetha Neidhardt von Neuhütten, gab mir über das, was ihr in der Nacht vom 18 auf den 19 Decbr. im Gefängniſſe zu Weinsberg begegnet ſey, nachdem ich ſie zu einer wahrhaften Geſchichtserzählung aufgefordert, Folgendes an:

„Ich war wach. Um halb 2 Uhr Morgens hörte ich dreimal ein beſonderes Krachen wie mit einer Rätſche, oder wie es war. Dann öffnete ſich die Thüre des Gefängniſſes, was ich ganz deutlich ſah, und da ſah ich eine ganz helle, männliche Geſtalt in einem weißen Gewande zur Thüre hereingehen. Es war mir da auch, ſo that es wenigſtens, als ſchlügen die Fenſter auf und zu, und doch machte kein Menſch an ihnen. Vom vordern Fenſter im Gefängniß, wo ich war, hörte ich es an das andere (hintere) ſchlürfen. Dann kam es an das Bett der Eßlingerin und ſagte mit einer hohlen, ungewöhnlichen

Stimme: „Bete!" dann betete die Eslingerin heftig.

Ich hörte auch die Eslingerin fragen: „Warum ſiehſt du ſo erzürnt aus?" worauf es mit ſonderbarer Stimme antwortete: „Du haſt mich in der vorigen Nacht verſäumt!"

Der Schatten blieb eine Stunde, dann ging er wieder hinaus und kam nach einer Stunde wieder und klopfte wieder wie zuvor am Fenſter und Bettladen, und an den Fenſtern tönte es ſo heftig, als ob alle Scheiben zerſchmettert würden.

Es ſchlürfte nun wieder wie auf dem Boden. Die Eslingerin betete eine Stunde lang mit ihm. Beim Gehen ſagte er:

„Gott behüt euch!"

Das zweitemal war ſeine Geſtalt trüber, das erſtemal ganz hellglänzend.

Die Neidhardtin iſt ein ſehr heroiſches Weibsbild und nichts weniger als furchtſam.“

Mayenfels, den 22 Decbr. 1830.

Pfarrer Binder.

Man vergleiche mit dieſen Angaben das Tagebuch der Margaretha Laibesberg von der gleichen Nacht.

Fortſetzung des Tagebuchs der Margaretha Laibesberg.

In der neunten Nacht kam es Abends um 7 Uhr ſchon herein, ſchwebte einigemal hin und her, dann hörte man ein Krachen, dann ging es wieder hinaus und man ſah es nicht mehr. Morgens 6 Uhr aber kam es wieder mit einem ſtarken Geräuſch und leiſem Krachen. Das Weibsbild betete immer fort. Ich hörte es dann nur im Gange ſchlürfen, und ſah es nicht mehr.

In der zehnten Nacht wurde ich in ein anderes Gefängniß gebracht, da die Frau Oberamtsgerichtsdienerin Mayer mit einer Verwandtin in der heutigen Nacht bei der Eßlingerin allein ſchlafen wollte. In dieſer Nacht bemerkte und hörte ich gar nichts.

Frau Oberamtsgerichtsdienerin Mayer gibt von dieſer Nacht Folgendes an:

„Um halb 10 Uhr legte ich mich mit einer Verwandtin, einem jungen Mädchen, in dem Gefängniſſe der Eßlingerin auf die andere Pritſche ganz wie zum Schlafe nieder, erhielt mich aber gefliſſentlich wach. Um 10 Uhr hörte ich wie vom Gange her einen Ton, den ich gar mit nichts vergleichen kann. Dann ſah ich bald eine Helle zum Fenſter herein kommen und hörte ein paar Kracher, wie wenn man Holz zerbricht. Der helle Schatten ſchwebte an dem Kopfe der Eßlingerin an der Wand hin, und dann ſah ich, wie ihr der Teppich weggezogen wurde; ſie zog aber den Teppich wieder an ſich und wies mit ihm gegen mich hin, worauf die Helle auf einmal zu mir herkam und dann an meinem Teppich mit Gewalt gezogen wurde. Nun ſchwebte die Helle wieder zur Eslingerin hin und blieb wie auf ihrem Bette ſitzen. Wir beide, ich und meine Verwandtin, bemerkten den Schatten ganz genau und ſahen ihn im Gefängniß, in dem es ſonſt ganz dunkel war, und in das kein Licht von außen fallen konnte, hin und her ſchweben. Einmal ſchlürfte es ganz ſanft zu mir her und blieb vor meinem Bette ſtehen, wobei ich aber einen ſehr widrigen, moderhaften Geruch bemerkte. Später ſtellte es ſich in die Ecke am Ofen, wo es dann ganz hell wurde, und ich hörte von daher einen Seufzer, worauf ich ſagte: „Nicht wahr, ich ſoll dir beten?“ Dann hörte ich von daher vernehmlich ſagen: „Dank dir's Gott!“ Die Frau betete immer, worauf ich aber auch betete.

Um 3 Uhr ſah ich auf einmal an der geſchloſſenen Gefängnißthüre einen lichten mannshohen Schatten ſtehen, der von einer Menge zwitſchernder Sternchen, wie ich ſie ſchon früher einmal geſehen hatte, umgeben war. Ich ſah, wie die Geſtalt den Kopf bewegte, aber die nähern Umriſſe des Geſichtes u. ſ. w. konnte ich nicht bemerken.

In dieſer Nacht ſchwebte er mehrmals fort und kam dann wieder. Gegen 5 Uhr ſchwebte er wieder zum Fenſter hinaus, und ſagte vorher ganz deutlich: „Behüt' euch Gott!“

Fortſetzuhg des Tagebuchs der Margaretha Laibesberg.

In der zehnten Nacht (20 auf 21 Decbr.) kam es um Mitternacht mit einem ſo ſtarken Krachen, daß wir ganz davon erſchütterten, und ſchlürfte dann im Gefängniß hin und her, und rauſchte, wie wenn es in Papier eingekleidet wäre, ging vor das andere Gefängniß, klopfte an die Thüre und Fenſter (ſo ſchien es), rauſchte dann wieder zurück und erſchütterte unſere Fenſter, daß ich glaubte, es ſey kein Glas mehr ganz daran; dann klopfte es an unſere Thüre, ich ſah die Thüre aufgehen, dann ſchlürfte es herein, klopfte an meine Bettlade, ſchlürfte hervor zu dieſem Weibsbild und ſagte vernehmlich: „betet!“ dann beteten wir beide. Ich ſchaute während dem auch einmal auf den Boden, weil mir da eine Helle auffiel, und ſah da zwei weiße Geſtalten, die gleichſam zwei ganz weiße Lämmlein geweſen ſind.

Dann ſah ich vom Boden aufwärts wieder den weißen Schatten, und es war, als wäre es eine Mannsgeſtalt, die mir den Rücken wende. Ich fragte das Weibsbild, und die ſagte, er ſehe mit dem Geſichte von mir ab. Ich hörte einige

Worte, die er mit dem Weibsbilde ſprach, die immer betete, weiß aber nimmer, was er ſprach. Dann ging er hinaus, blieb aus bis ¾ auf 6 Uhr, dann kam er noch einmal. Da krachte es wieder wie Schüſſe zweimal und ſchlug die Fenſter wieder auf und zu und klopfte wieder. Das Weibsbild betete wieder mit ihm, dann rauſchte er wieder durch's Fenſter den Gang hinunter und ich ſah ihn nicht mehr. An dieſem Morgen wurde ich aus dem Gefängniß entlaſſen, und habe in Gedanken da oft tauſendmal gelobt und geſagt, daß ich einen frommen Wandel führen wolle mein Lebetag, denn es iſt mir etwas Schreckliches um dieſen Schatten.

In der Nacht vom 23ſten bis 24ſten war Maria Bär von Sulzbach, 41 Jahre alt, in dieſem Gefängniſſe; dieſe gab mir und nachher auch, auf Aufforderung, ihrem Geiſtlichen, dem

Herrn Pfarrer Hegelmayer in Sulzbach, Folgendes an:

„Ich kam am 23ſten in dieſes Gefängniß über Nacht.

Um 9 Uhr herum hörte ich an den Fenſtern ganz beſondere Töne, dann ſchlug es an die Fenſter oder erſchütterte ſie ſonſt. Dann ging die Gefängnißthüre ganz hörbar auf und eine Helle ſah ich dann im ganzen Zimmer. Dann fing die Eslingerin, die mit mir im Gefängniſſe war, an zu beten und betete lange fort. Nach einigen Stunden ging die Thüre auf, ſo daß ich ſie wirklich aufgehen ſah, und die Helle ging hinaus. Nach 12 Uhr kam es wieder an die Fenſter und Thüre, die Thüre ging wieder auf, daß ich es hörte, und die Helle kam herein, blieb aber nicht lange. Dann ging die Thüre wieder auf und durch ſie die Helle.

Vor der Thüre that es mehrere ganz hohl hallende Streiche.

Ich fürchtete mich nicht, denn ich hatte ein gutes Gewiſſen.“

Es iſt zu bemerken, daß dieſe Frau ſogar ſehr harthörig iſt.

Schon aus dem Tagebuche der Margaretha Laibesberg wird man bemerken können, daß die Erſcheinung beſonders hörbar in der 2ten, 3ten und 4ten Adventswoche auftrat, und da hauptſächlich auch außerhalb des Gefängniſſes der Eslingerin im Gange gehört wurde.

In einem der Gefängniſſe, an dem der Gang zu dem der Eslingerin vorüberführt, waren um dieſe Zeit mehrere männliche Individuen wegen leichter Polizeivergehen eingeſchloſſen. Auch nach der Ausſage des Herrn Oberamtsrichters Heyd waren dieſes lauter Individuen, die ſonſt in gutem Rufe ſtanden und deren Ausſagen völlig zu trauen war. Sie konnten durch ein Fenſter in den Gang ſehen und bei der kleinſten Helle dort alles beobachten, aber niemals ſahen oder hörten ſie da irgend einen Menſchen, zogen die ſonderbaren Töne an ihnen vorüber. Dieſes auffallend Hörbare fand hauptſächlich in den Nächten vom 11 bis 27 Decbr. um 1, 2, auch 3 Uhr, jedoch nicht immer ſtatt. Vom 27 Decbr. an hörte es wieder auf, ſetzte aber an den Fenſtern des andern Gefängniſſes ſich noch einigemal fort, wie die ſpätern Zeugniſſe angeben.

Daß dieſe Männer nicht eine Sylbe von den Vorfällen bei der Eslingerin vorher wußten, und erſt durch die Erſcheinung und die ihnen unerklärlichen Töne, nachdem ſie mehrere Morgen wiederkehrten, nach einer Urſache zu fragen veranlaßt wurden, iſt ganz beſtimmt, und wurde von Herrn Oberamtsrichter Heyd amtlich erhoben.

Dieſe gaben nun, ſowohl beim Oberamtsgericht, als zum Theil auch bei ihren Geiſtlichen nach ihrer Nachhauſekunft, Folgendes an, das ſie auch eidlich zu erhärten ſich erboten.

Zuerſt gibt der 19 Jahr alte Chriſtian Bauer von Eſchenau an:

„Am zweiten Tage meiner Haft, den 11 Decbr., war ich um 3 Uhr Morgens ganz wach. Ich wußte von den Vorfällen in andern Gefängniſſen nichts, hatte auch früher nichts gehört und nichts geſehen. Da entſtand ein Geräuſch, wie ein Kniſtern von Papier im Gefängniß und klopfte es, und plötzlich ſtand eine weiße Geſtalt vor mir, die ſagte, ſo daß es auch der Mitgefangene, der aber die Geſtalt nicht ſah, vernahm: „Geduld iſt euch Noth!“ Die Stimme war hohl, rauh, ſonderbar und nicht der gewöhnlichen Menſchenſtimme ähnlich. Ich ſagte, das werde mein Großvater ſeyn, worauf mich der Mitgefangene Strecker verlachte. Von dieſem Tage an ſah ich während meiner ganzen Haft nichts mehr, aber hörte, beſonders jedesmal gegen Morgen 3 Uhr, mit den Andern Verſchiedenes. So hörten wir zum Exempel am 3ten Advent alſo: Zuerſt hörten wir einen Stoß, daß das ganze Haus zitterte, dann rauſchte und ſchetterte etwas den Gang hin und thaten die Fenſter ſo, als klapperte man an ihnen. Es lief dieß Tönen wie nach hinten in das hintere Gefängniß, und von da hörten wir dann eine Frau laut beten. Dann kam es nach einer Stunde oder ſpäter mit gleichem Geſaus und Geſchwirr wieder an unſerm Gefängniſſe vorüber. Zuerſt fürchtete ich mich, als es aber alle Nacht kam, fürchtete ich mich nicht mehr.“

Johann Strecker von Willsbach, alt 44 Jahr, gibt an:

„Am 10 Dec. kam ich mit Chriſtian Bauer allein in dieſes Gefängniß. Was im andern Gefängniß oder ſonſt hier vorging, davon wußten wir vorher keine Sylbe. Am 11 Decbr. Nachts 3 Uhr hörte ich in unſerm Zimmer ein Rauſchen und Klopfen, und dann eine ſonderbare Stimme, die ſagte: „Geduld iſt euch Noth!“ Dieß hörte auch der Bauer und ſagte, er habe bald nach dem Klopfen eine weiße Geſtalt vor ſich ſtehen geſehen, das werde ſein Großvater ſeyn, worauf ich ihn auslachte. Am 3ten Advent Morgens um 3 Uhr nun that es einen Rumpler, als führe ein Wagen im Gange, und that es dreimal heftige Stöße, wie wenn man den Keutel in einer Oelmühle hineinſchlägt, daß daß ganze Haus zitterte. Es waren dieſe Schläge ſo, daß kaum der ſtärkſte Mann ſie hervorzubringen im Stande geweſen wäre. Nachher kam es vor die Thüre und den Gang hinan, als wie ein ſauſender, ſchetternder Wind, nach dem andern Gefängniſſe, worauf wir in demſelben eine Frau beten hörten. Nach einer ſtarken Stunde kam es da heraus und fuhr wieder ſauſend und ſchetternd wie ein Wind, der ſchetternd Papier bewegt im Gang, an unſerm Gefängniſſe vorüber.

Am andern Tage war es wie an dem verfloſſenen. Am Mittwoch um die gleiche Stunde that es wieder Knalle, und zwar fünf, und rumpelte es fürchterlich im Gange. Es ſurrte und ſchwirrte im Gange dreimal hin und her. Wir hörten nicht eine Spur von Menſchentritten, ſahen auch nichts am Fenſter vorübergehen, es war alles nur wie ein unbegreiflicher ſauſender, ſchetternder Wind, aber auch mit einem ſolchen kaum zu vergleichen, ſo ganz eigener Art war es.

Man hörte es wieder dem andern Gefängniſſe zugehen, und als es nach einiger Zeit wieder aus dieſem kam, fuhr es wieder ſo ſauſend und ſchetternd an uns vorüber.

Am Donnerſtag hörte ich wenig, nur einige Unruhe im Gange, die aber auch kein Gehen oder Bewegen von Menſchen war, die ich aber nicht näher ausſprechen kann. Am Freitag Nachts 3 Uhr that es wieder drei Knalle, wie hohle Schüſſe und Töne, als ſchlüge man Trommeln. Dann ſurrte es den Gang hinan und that es an unſern Fenſtern, als kämen ſie herein.

In der Nacht vom 19ten bis auf den 20ſten (einer Sonntagsnacht) war es ganz ruhig.

In der Nacht vom 20ſten auf den 21ſten that es zwiſchen 1 und 2 Uhr einen Rumpler, dann vier Knalle, dann hörten wir wie ein taktgemäßes Trommelſchlagen und als wie ein Rütteln an den Fenſtern. Es machte wieder ſeinen ſauſenden Zug den Gang hinum, und dann hörten wir im andern Gefängniſſe hinten eine Frau beten.

Bis ungefähr halb 6 Uhr war es dann, außer dem Gebete der Frau, ganz ſtill, dann vernahm ich wieder im Gang einen Knall, und hierauf ſchwieg alles.“

Chriſtian Bauer von Eſchenau gab ungefähr das Gleiche mit Strecker an.

Georg Samet vom Vorhof, ein etlich und fünfzigjähriger Mann, befand ſich in dieſer Nacht auch in dieſem Gefängniß, und gibt darüber Folgendes an:

„In der Nacht zwiſchen 1 und 2 Uhr that es wie im Gang vor uns ſonderbare Rumpler und Knalle, wie ſtumpfe Schüſſe, dann hörte ich ein Surren und Schettern, wie ein Wind die

Stiege herauf an unſerer Thüre vorüber in den Gang, der zum hintern Gefängniſſe führt, und dann kamen Töne, als ſchlüge man Trommeln, und zitterten unſere Fenſter mit, was aber doch eigentlich nicht ſo war. Als dieß vorüber war, hörte ichs an die hintere Gefängnißthüre klopfen, und zwar dreimal als wie mit einem Brett. Dann war es mir, als führe dieſe Thür auf, und bald hörte ich dann in dieſem Gefängniß eine Frau beten. Gegen 6 Uhr zog dieß Trommeln und Schettern wieder im Gang an unſerm Gefängniſſe vorüber und that es wieder einen Knall, dann hörte ich nichts mehr.

Ich horchte allem ganz genau nach, und kann verſichern, daß ich nicht eine Spur von einem Menſchentritte hörte, es war alles wie die Art eines ſauſenden ſchetternden Windes, obgleich alle Fenſter und Thüren, beſonders in dieſer Jahreszeit, gewiß verſchloſſen waren, man auch ſonſt keinen Wind vernahm. Nur muß ich bemerken, daß ich in dieſer Nacht einmal in dieſem ganz verſchloſſenen, wohl verwahrten Zimmer einen Wind über meinem Haupte fühlte, was mir unerklärlich war. Wäre ich allein hier gelegen, wäre es mir ſchauerlich geweſen, denn dieſes Sauſen, Schettern, Krachen und Weſen war mir gar ſonderbarer Art. —"

Die Nacht vom 21ſten auf den 22ſten war wieder, nach Ausſage aller der Vorigen, ſo ziemlich gleich. —

Ein etlich und 40jähriger Mann von Weiler, Namens Benz, brachte ebenfalls um die gleiche Zeit 4 Tage und 4 Nächte in dieſem Gefängniſſe zu. Herr Pfarrer Keller zu Weiler nahm über ſeine Angaben folgendes Protokoll auf.

Weiler, den 6 Januar 1836.

Der Bürger und Bauer **Benz** von hier gibt über ſeinen Aufenthalt im Gerichtsgefängniſſe zu **Weinsberg** Folgendes an:

Ich war 4 Nächte dort. In der erſten Nacht (es war vom Samstag auf den Sonntag) herrſchte völlige Ruhe. In den drei folgenden Nächten hörte ich es jedesmal, ungefähr um 3 Uhr, wie einen Sturmwind durch den Gang brauſen und toben, ſo arg, als ob das ganze Haus zerſtört würde.

(Mitunter gebrauchte **Benz** auch von dieſem Heranziehen den Ausdruck „ſchettern.") Darauf wurde meiſtens ein Knall oder Schlag vernommen (in der letzten Nacht 4 Schläge, nach der provinziellen Bedeutung des Wortes), darauf that es, als würde die nächſte Gefängnißthüre aufgeriſſen und nachher wieder zugeſchlagen, und auf dieſes erfolgte dann Ruhe. Der Abzug erfolgte jedesmal nach einer Stunde ungefähr auf ähnliche Weiſe, wie das Kommen. In der dritten Nacht machte ich das Fenſter auf und ſah hinaus, bemerkte aber nichts, erhielt auch keine Antwort im Rufen. Dagegen wurde aber mein Fenſter (ich lag hart an ihm und ließ es offen), nachdem ich mich wieder niedergelegt hatte, dreimal äußerſt ſtark auf- und zugeſtoßen, aber am Morgen war es noch ganz geöffnet, wie ich es geöffnet gelaſſen hatte.

Mit den Augen konnte ich nie etwas bemerken.

Am 21ſten kam zu den oben erwähnten Männern noch ein etlich und 50jähriger Mann, Namens Ludwig Gräter aus Schwabbach, ins Gefängniß. Herr Pfarrer Otto daſelbſt nahm nach ſeinen Angaben folgendes Protokoll auf.

Schwabbach, den 30 Decbr. 1835.

Ludwig Gräter gibt an: Ich war ſechs Tage und ſechs Nächte in dieſem Gefängniſſe und hatte Gelegenheit in jeder der genannten Nächte, die Nacht vom 24 — 25ſten Decbr. (die Nacht auf den Chriſttag) ausgenommen, vieles zu hören, aber geſehen habe ich nie etwas.

In der Nacht vom 21 Decbr. that es als klopfte man an unſerer Thüre (ich war wach und vernahm es ganz deutlich, es war 11 Uhr), nachdem drei ſtarke Schläge an dieſelbe vorausgegangen waren.

Dann thaten die Fenſter und die ganz dicken, feſtſtehenden Eiſenſtangen, die die Gitter an den Fenſtern bildeten, als rüttelte man ſie mit aller Gewalt. (Es iſt zu bemerken, daß, wenn an dieſen dicken, feſten Eiſengittern ſechs Menſchen rütteln, es nicht den mindeſten Ton gibt.) Es zog dann nach hinten, und da hörte ich auch an Fenſtern und Gittern von dort das gleiche Getöne. Es war als machte etwas eine völlige Runde. So äußerte es ſich auch in den folgenden Nächten, die ich hier zubrachte, gewöhnlich dreimal, auch mit ſonſt anderem ſonderbaren Getöne, wie Trommeln, Schüſſen, jedesmal regelmäßig kurz vor 3 Uhr. In der Nacht vom 24ſten auf den 25ſten vernahm ich nur ein unbedeutendes Geräuſch, und mehr entfernt von uns.

Seine Angabe bezeugt

Ludwig Gräter.

Als Zeuge: Gottlieb Zimmermann.

Die Vernehmung

Otto, Pfarrer.

Bauer, Strecker und Gräter gaben von der Nacht vom 22ſten auf den 23ſten einſtimmig an: Es habe in dieſer Nacht vom 22ſten auf den 23ſten wieder ſechsmal ſtarke Kracher, wie Schüſſe gethan, und zwiſchen dieſelbe hinein wie trommelnde Töne.

Zweimal ſey es wieder rauſchend und ſchetternd im Gange an ihrem Fenſter vorübergefahren, es hätten zwei von ihnen ſogleich hinausgeſehen, aber nichts bemerkt. Es ſey immer wie in das hintere Gefängniß gefahren, wo es dann angeklopft habe. Sie hätten abermals nicht bemerken können, daß man dabei ein Gehen höre, es ſey nur wie ein rauſchender, ſchetternder Wind trotz all der geſchloſſenen Thüren und Fenſter und dem ſo wohlverwahrten Hauſe. —

In der Nacht vom 24ſten bis auf den 25ſten, dem Chriſtfeſte, geben alle einſtimmig an, nichts ſo auffallendes gehört zu haben.

In dieſer Nacht lag die Oberamtsgerichtsdienerin, Frau Mayer, wieder im Gefängniß der Eslingerin. Sie verſicherte, in dieſer Nacht im Gefängniſſe nichts als ein leiſes Schlürfen bemerkt zu haben. Sie ſah einen weißen Schatten kommen und gehen, und vor dem Bette der Eslingerin ſtehen, die nicht ſchlief und immer betete.

In der Nacht vom 25ſten auf den 26ſten, wo Strecker und Gräter noch allein im Gefängniſſe waren, gibt hauptſächlich auch Strecker Folgendes an:

In dieſer Nacht that es wieder dreimal heftige Knalle, und zog ſauſend und ſchetternd und wie trommelnd an unſerm Gefängniſſe vorüber gegen das hintere Gefängniß; das erſtemal Morgens 3 Uhr, das letztemal Morgens 6 Uhr.

Eßlingerin gab damit übereinſtimmend an, daß die Erſcheinung dieſe Nacht zweimal bei ihr geweſen, in ihrem Zimmer ſich aber durch keine Töne geoffenbaret habe. Der Leichengeruch der Erſcheinung ſey ihr wieder faſt unerträglich geweſen.

In der Nacht vom 26ſten auf den 27ſten ſandte ich nach erhaltener Erlaubniß meinen Sohn in dieſes Gefängniß der Männer, und machte ihm die ſtrengſte Beobachtung zur Pflicht. Sein treuer Bericht iſt folgender:

Nachdem die Hausgenoſſen des Hrn. Oberamtsgerichtsdieners Mayer, welche bloß aus einer jungen Verwandtin und einer Magd beſtehen, zu Bette gegangen, und ihr Zimmer von Hrn. Mayer verſchloſſen worden war, ließ mich Hr. Mayer ins Gefängniß zu den Männern, Gräter und Strecker, ein. Ich legte mich zu dieſen Männern auf die Pritſche, die am Fenſter poſtirt iſt, das in den Gang geht, der zum Gefängniß der Eslingerin führt. Ich hörte noch, wie Hr. Mayer die Thüre ſeines Zimmers verſchloß, an welchem er mit ſeiner Frau allein liegt. Sonſt iſt (eingeſchloſſene Gefangene ausgenommen) kein Menſch in dieſem Hauſe, welches als Gefängniß mit Mauern und Thoren, die Glocken haben, die bei jeder, auch noch ſo gelinden Bewegung anſchlagen, mehr als irgend ein Haus vor dem Zugange geſichert iſt.

Es war nun Todtenſtille rings, ich hörte nur das Schnarchen meiner Schlafgenoſſen, hielt mich aber völlig wach. Gegen 11 Uhr hörte ich nun ein Auf- und Zuſchlagen ſchwerer Thüren mit Riegeln. Bald war es wie ganz nahe bei uns; die zwei Männer erwachten, bald war es wieder weiter entfernt.

Dann that es wieder Schläge, als fielen ſchwere Gewichter auf bretternen Boden, und auf einmal kam es an das Fenſter, von dem ich nicht einen Schuh entfernt lag, und that als würde auf demſelben im Marſch getrommelt, aber die Töne waren viel lauter als man an einem Fenſter, ohne alles Glas zu zertrümmern, hervorbringen könnte, auch that es, wie im ganzen Umfang der Feinſter· ſo, nicht wie ein Menſch nur mit zwei Händen hätte thun können, auch war der Ton oft wie pratzelnd und bald näher, bald dumpf in der Ferne verhallend. Es zog ſo wie an uns vorüber, und dann hörte ich und die Andern auch die Thüre des Gefängniſſes der Eslingerin auf- und zuſchlagen, und bald darauf dieſelbe beten. Dieſes Beten hörten wir eine Stunde lang, dann war es ſtill und die Männer ſagten, ſonſt ſey er jedesmal wieder hörbar zurückgekommen, was aber dießmal nicht geſchah.

Es blieb ſtill bis 3 Uhr Morgens. Da kam es mit einem noch größern Geräuſch, man hörte wieder Thüren zuſchlagen, es kam wieder an unſer Fenſter, und es tönte wieder wie ein Trommeln und that dabei oft, als ſchlüge man in der Ferne einen ganz ſonoriſchen Wirbel. Jetzt klopfte es drei bis viermal an unſere Thüre, fuhr wieder den Gang hinein, und bald hörten wir die Frau wieder laut beten, am Ende mit einer faſt erſtickten Stimme, als ob ſie etwas ſtark preſſe. Ihr Gebet dauerte von 3 Uhr bis halb 6 Uhr, dann war es ſtill, und man hörte es nicht, wie ſonſt, wieder zurückkommen.

So ſtark mir auch das Geräuſch und die ſonſtigen Töne vorkamen, behaupteten doch die Männer, es ſey nicht ſo ſtark geweſen, wie in den vorhergehenden Nächten, weil es eine Nacht auf einen Sonntag geweſen, in welchen Nächten, wie auch ſonſt in Nächten von Feſttägen, das Getöne nicht ſo ſtark ſey.“ —

Nachdem die Adventswochen jetzt vorüber waren, hörte dieſes ſtärkere Getöne im Gange wieder auf, nur kam es noch einige Nächte ſehr auffallend an die Fenſter des Gefängniſſes der Eslingerin ſelbſt, wie auch die bald folgenden Zeugniſſe beweiſen. —

Schon am 20ſten Decbr. gaben mir die Ausſagen jener inhaftirten Mannsleute die Veranlaſſung, an das Oberamtsgericht nachſtehendes Schreiben zu richten:

Hochlöbliches Oberamtsgericht!

Was die Ausſage der inhaftirten Eslingerin von Baurenlautern über ihre nächtlichen Beunruhigungen betrifft, ſo wurden dieſe durch die hochlöblichem Oberamtsgerichte bereits bekannten Zeugniſſe der mit ihr in gleichem Gefängniſſe inhaftirten Perſonen, die aber immer weibliche waren, beſtätigt. Nun wurden aber inzwiſchen in dem — von ihrem Gefängniſſe ganz getrennten, jedoch auf ein und demſelben Boden ſich befindenden Gefängniſſe (ebenfalls ein Blockzimmer, deſſen Fenſter, wie auch die des Gefängniſſes der Eslingerin, nicht auf die Gaſſe, ſondern in einen Gang gehen, der erſt wieder vom Hauſe umſchloſſen iſt) mehrere Mannsleute inhaftirt, die nach dem Urtheile des Herrn Oberamtsrichters auch als völlig unparteiiſch, und ihre Ausſagen als gültig zu betrachten ſind.

Auch dieſe wurden durch die auffallendſten Vorfälle, die mit denen bei der Eslingerin ſich ereignenden, in Verbindung ſtehen, beunruhigt, und ſie erbieten ſich, die Wahrheit ihrer Ausſagen mit einem Eide zu erhärten. (Nun folgen die Angaben dieſer Männer, wie ſie in den vorſtehenden Zeugniſſen geleſen wurden.)

Mir ſcheint durch all dieſe Zeugen und durch das, was ich ſelbſt beobachtete, entſchieden zu ſeyn, daß die Eslingerin dieſe pſychiſche Beunruhigung (oder wie man es nennen will) wirklich und in Wahrheit erleide, und daß ſie durch ſie in jener Geſchichte geführt wurde, nicht durch bloßen Muthwillen, hätte ſie ſich dadurch auch wirklich verleiten laſſen, Geld von der Senghaaſin erhalten zu wollen.

Daher iſt es auch gewiß von großem Belange in Rückſicht auf die größere oder geringere Strafbarkeit dieſer Frau, die Wahrheit ihrer Ausſagen, in Betreff ihrer Erſcheinung, ſo viel als möglich zu erforſchen, wie es auch ſonſt wohl nicht gleichgültig ſeyn könnte, wenn im hieſigen Oberamtsgerichts-Gefängniſſe Dinge vorfallen könnten, wie die angegebenen (Lärmen von Schüſſen, Auf- und Zuſchlagen der Thüren, Erſchütterungen des Hauſes, Rauſchen und Trommeln in den Gängen u. ſ. w.), würden dieſe nicht von übernatürlichen Urſachen (oder wenn man will, von jetzt noch nicht durch die Wiſſenſchaft erklärlichen Urſachen) herrühren, ſondern wären ſie nur boshafterweiſe gemachte Spuckereien lebender Menſchen, was ſie in ihrer ganzen Art nicht ſind, und nicht ſeyn können.

In all dieſer Hinſicht aber wäre zu wünſchen, daß beſonders jene männlichen Perſonen und der Oberamtsgerichtsdiener über dieſe Vorfälle verhört würden.

Sich damit ꝛc.

Weinsberg, Oberamtsarzt
den 20 Februar 1836. Dr. Kerner.

Mündlich machte ich noch an das Oberamtsgericht das Anſinnen, auch andere wiſſenſchaftliche und glaubwürdige Männer zu einer weitern Beobachtung noch zu veranlaſſen. Was jene Mannsleute angaben, und beſchwören wollten, iſt ſchon berührt.

Nachdem das Oberamtsgericht ſich verſichert hatte, daß hier kein gefliſſentlicher Spuk von Menſchen obwalte, ſondern ſich hier ein unerklärliches Phänomen zeige, ſo lag beſonders auch dem Hrn. Oberamtsrichter Heyd daran, noch andere Menſchen, und namentlich noch weitere Männer von Wiſſenſchaft zu einer Erklärung, Abläugnung oder Beſtätigung dieſes Phänomens, zu veranlaſſen, weßwegen er nun auch mehrere wiſſenſchaftliche, unbefangene und wahrheitsliebende Männer zur Beobachtung der Eslingerin theils aufforderte, theils ihr freiwilliges Anerbieten dazu annahm. Ihre treuen Beobachtungen folgen hier meiſtens von ihnen ſelbſt oder nach ihren Angaben, wörtlich niedergeſchrieben.

Am 27 Decbr. 1835 Abends 9 Uhr begab ich mich mit Hrn. Kupferſtecher Duttenhofer, von Herrn Oberamtsrichter Heyd zur Beobachtung aufgefordert, in das Gefängniß der Katharina Eslingerin. Herr Pfarrer Stockmayer von Steinsfeld und Hr. Maler Wagner von Heilbronn, begaben ſich zu gleicher Zeit in das im Gange gelegene Gefängniß, in welchem ſich noch zwei männliche Gefangene befanden.

Herr Oberamtsgerichtsdiener Mayer hatte uns verſichert, daß ſchon vor einer Stunde ſich die Erſcheinung ſehr hörbar gezeigt habe.

Duttenhofer und ich legten uns auf die Pritſche am Gange und löſchten das Licht. Wir ſprachen bis nach 11 Uhr mit der Eslingerin.

Ungefähr 10¾ Uhr wurde das Fenſter gegen den Gang (die Fenſter des Gefängniſſes gehen nicht auf die Gaſſe, ſondern in einen Gang, der das Haus bildet) etwa 1½ Fuß von meinem Geſichte entfernt, hell, aber ohne daß in das Gefängniß ein Schein fiel; nach einigen Sekunden verſchwand die Helle und wir hörten im Gange einen nach Pauſen ſich wiederholenden Schall, wie etwa wenn große Waſſertropfen hoch herab ins Waſſer fallen.

Da die Töne ſich verloren, ſchlief ich ein. Später wachte ich plötzlich auf und hörte wie die Eslingerin anfing zu beten. Ich fragte: ob die Erſcheinung da ſey, was ſie bejahte. Sie fuhr im Beten mit leiſer Stimme fort. Nach Beendigung des Gebetes ſagte die Eslingerin: die Erſcheinung habe ſich im Gange hören laſſen, deßwegen habe ſie geglaubt, wir wachen, und ſie habe uns daher nicht geweckt. Die Erſcheinung ſey ſchlärfend durch das Zimmer gegangen, und habe ihr zugerufen: „Bete.“ Da wir wirklich ſchlieſen, ſo konnten wir darüber nichts beſtimmen.

Nach Beendigung des Gebetes hörten wir im Zimmer Töne, vergleichbar den Entladungen einer Leidner Flaſche. Wir fühlten öfters das Wehen eines kalten Windes, beſonders in den Händen und den Armen (wir hatten die Röcke ausgezogen), namentlich, wenn ſich die Erſcheinung nach Angabe der Eslingerin gegen uns bewegte. Jenes Gefühl trat öfters ein, ehe die Eslingerin uns von der Bewegung der Erſcheinung benachrichtigte.

Als wir das Auge nach jener Gegend richteten, wo die Erſcheinung ſeyn ſollte, ſo konnten wir doch nicht mit völliger Beſtimmtheit uns verſichern, daß auch wir dort etwas geſehen. Nach etwa einer halben Stunde entfernte ſich die Erſcheinung, nach der Eslingerin Angabe, wieder, kehrte aber gegen ſechsmal in das Zimmer zurück.

Das zweite- und drittemal kam die Erſcheinung durch das Fenſter auf der Seite der Eslingerin.

Beidemal hörten wir von den Arzneikolben, die auf dem Geſimſe ſtanden, ein helles Läuten, wie von einer Glasglocke; hierauf wieder die oben beſchriebenen Töne; einmal wechſelten dieſe mit Tönen, wie wenn grober Sand im Zimmer geſtreut oder geworfen würde.

Ein andermal hörten wir von jenem Fenſter her den Ton, wie wenn ein Glas klirrend zerſpringt, und unmittelbar auf dem Boden hin ein Rauſchen, wie wenn Papier darüber hin gezogen würde. Später fuhr ich einmal, wie von unſichtbarer Macht geweckt, aus dem Schlaf empor, und ſah, — ich ſaß aufrecht — an der Thür eine leuchtende Erſcheinung ohne beſtimmte Umriſſe, ungefähr von der Höhe der Thüre und 3—4′ breit, die jedoch das Zimmer nicht erhellte. Sie verſchwand etwa nach einer halben Minute und darauf hörte man wieder die obigen Töne. Auch Herr Duttenhofer, welcher vorher gewacht hatte, ſah die nämliche Erſcheinung.

Die Eslingerin behauptete, die Thüre ſey, jedoch ohne Geräuſch, geöffnet geweſen, und ſie hätte auf den Gang hinausgeſehen, aber wir beide hatten das nicht bemerkt. Später hörten wir beide als wie das Geläute von fernen Glocken, und glaubten, es ſey das Läuten der Thorglocke.

Die Eslingerin ſagte jedoch, es ſey erſt 4½ Uhr und die Thurmglocke werde um 6 Uhr geläutet. (Erſteres fand ich durch meine Repetiruhr beſtätiget.) Die Erſcheinung habe auch ſchon einen Ton erregt, wie wenn mit allen Glocken geläutet würde. Etwa 5½ Uhr glaubten wir einen Wagen auf der Straße gegen das Thor fahren zu hören. Das Geräuſch hörte etwa eine halbe Minute lang auf, und wir erwarteten nun, das Oeffnen des ganz nahen Thores zu hören, was aber nicht geſchah.

Das Geräuſch jedoch fing wieder ſtärker und näher an und zwar ganz deutlich im Gange, an dem Fenſter, an dem ich lag, vorbei.

Gegen 6 Uhr wurde das Fenſter bei der Eslingerin etwa 1 bis 1½ Minuten ſo furchtbar geſchüttelt, daß wir glaubten, die Scheiben müßten alle in Trümmer gehen.

Bei allem früher Geſehenen und Gehörten war ich ganz kalt und ruhig geblieben, aber dieſes entſetzliche Getöſe erregte uns beiden Grauſen. Zu gleicher Zeit war wieder das entgegengeſetzte Fenſter bei mir erhellt.

So wie das Getöſe aufhörte, ſchien ſich die Helle den Gang vorwärts zu ziehen; wir bemerkten dieſelbe hierauf noch deutlicher durch die Ritzen der Thüre, ſie wurde immer ſchwächer und verſchwand endlich ganz, während ſich vorn im Gange einige ſehr ſtarke Stöße auf den Boden vernehmen ließen.

Einmal ſteckte ich, während die Erſcheinung im Zimmer ſeyn ſollte, Licht an, aber ſo lange das Licht brannte, ſahen und hörten wir nichts, obgleich nach der Eslingerin Verſicherung die Erſcheinung noch an der Wand ſtehen ſollte. Ein Arm, den ich in die Erſcheinung hineinſteckte, bekam von ihr nicht das geringſte Gefühl.

Noch bemerke ich: daß wir anfangs die Gefängnißthüre offen laſſen wollten, da dieß aber nicht anging, ohne daß eine ziemliche Spalte offen geblieben wäre, wir die Thüre ſchließen ließen, was von außen durch Riegel und Schloß geſchah. Während den verſchiedenen Erſcheinungen ſprachen wir häufig mit der Eslingerin, und überzeugten uns dadurch, daß der Ton ihrer Stimme immer von der Seite ihres Bettes kam.

Auch vernahmen wir ſogar jede Bewegung, die ſie in ihrem Bette machte, durch das Kniſtern des Strohes. Einmal redete ich die Erſcheinung an, erhielt aber keine Antwort. Auch der Eslingerin erwiederte ſie vor uns nichts.

Heilbronn, den 31 Decbr. 1835.

Profeſſor H. Chr. Kapff. *)

Herr Pfarrer Stockmayer von Steinsfeld, und Herr Wagner, Maler von Heilbronn, waren in der gleichen Nacht, gleichſam als Wachen, in dem männlichen Gefängniß im Gange geblieben, und bezeugten, daß die zwei Gefangenen darin ſich die ganze Nacht ruhig verhielten. Die Töne, die Herr Profeſſor Kapff und Herr Kupferſtecher Duttenhofer und auch die Eslingerin wie im Gange tönend hörten, hatten ſie auch gehört, und gaben ſie auf die gleiche Art an. Von einem Menſchen bemerkten ſie im Gange keine Spur.

---

*) Herr Kapff iſt Profeſſor der Mathematik und Phyſik.

Im Gefängniſſe ſelbſt hörten ſie keinen Ton, bemerkten auch keine Erſcheinung.

Herr Kupferſtecher Duttenhofer (der Vater) erzählt von dieſer Nacht übereinſtimmend mit Herrn Profeſſor Kapff:

Ich legte mich mit Herrn Profeſſor Kapff auf eine leere, jener Frau entgegengeſetzte Pritſche, die am Fenſter, das gegen den Gang führt, ſteht. Es mag 9 Uhr Nachts geweſen ſeyn, und man hatte uns geſagt, die Erſcheinung ſey eine Stunde früher ſchon mit Gelärm erſchienen. Bis nach 11 Uhr hörten wir nichts beſonderes, dann aber Töne wie Tröpfeln von großen Waſſertropfen im Gange, dann innen Töne, wie wenn man Funken aus einer elektriſchen Flaſche zieht. Die Helle, die wir dabei beide ſpäter wie durch die Thüre hereinkommen ſahen, hatte das eigene, daß ſie eigentlich keine ſtrahlende Helle war, ſie war eine mehr phosphoreſcirende Helle. Wie die Töne, die wir hörten, ohne Nachhall waren, ſo waren dieſe Lichterſcheinungen ohne weitere Verbreitung und hatten wie die Töne einen eigenen Charakter.

Die Töne entſtanden immer, wenn auch nach dem Schauen der Frau die Erſcheinung im Zimmer war.

Einsmals entſtand ein Tönen wie von feinen Glasglöckchen, und dann ging es über den Boden des Gefängniſſes wie ein Rauſchen von Papier. Einsmals hörten wir Töne, als führe ein Wagen, was durchaus nicht der Fall war, ſpäter tönte es wie ein wirkliches Läuten.

Mehrmals that es Töne, als werfe man mit Sand, und zwar einmal hart an meinem

Ohre vorüber, daß ich meinte, es hätte mich müſſen treffen.

Mehrmals fühlten wir das Wehen eines kalten Windes, wenn ſich die Erſcheinung nach uns zu bewegen ſchien.

Es hatte dieſes Auftreten der Erſcheinung mit etwas überzeugenderes gerade in dieſen ſanften eigenen Tönen, ſo verſchieden von dem, wie man ſich Geiſtererſcheinungen ſonſt vorſtellt, war auch ganz anders, als es wohl dieſes Weib gemacht hätte, hätte ſie ſich's zur betrügeriſchen Aufgabe gemacht, Andern einen Geiſt vorzulügen.

Gegen 6 Uhr aber entſtand plötzlich ein ſo furchtbares Tönen und Raſſeln und Zuſchlagen an dem uns entgegenſtehenden, doch gerade vor unſerm Geſicht liegenden Fenſter, daß, wenn es wirklich am Fenſter geweſen wäre, alle Scheiben nothwendig zerbrochen wären. An dem entgegengeſetzten Fenſter zeigte ſich da zugleich eine Helle, die ſich im Gange mit den Tönen, die aber da noch ſehr lautbar wurden, zu verlieren ſchien.

Die Eslingerin betrug ſich bei dieſem allem ſehr leidend, und wir hörten nichts von ihr als Gebet und die Erzählungen ihrer Anfechtungen.

Am 28 Decbr. 1835 ritt ich Abends 7 Uhr, bei einer Kälte von 6 bis 8°, nach Weinsberg, in der Abſicht, in dem dortigen Gefängniſſe, nach erhaltener Erlaubniß von Herrn Oberamtsrichter, bei einer Gefangenen, Namens Eslingerin von Baurenlautern, zuzubringen, weil ich hörte, daß ungewöhnliche, kaum erklärbare

Erſcheinungen ſich in ihrer Nähe bemerken laſſen, um ſo ſchwerer erklärbar für den Arzt, als die Gefangene 39 Jahre zählt, 18 Jahre verheirathet war, mehrere Kinder geboren, die zum Theil noch leben, und zu der Claſſe von Menſchen gehört, welche ihr hartes Brod hart verdienen müſſen.

In Geſellſchaft von Rechtsconſulent Fraaß von Weinsberg, ging ich um 8½ Uhr ins Gefängniß, um die Nacht über auf einer Pritſche im Gemach der Gefangenen zuzubringen.

Angekommen an dem Hofthore des Gefängniſſes und ſeine Eröffnung erwartend, hörten wir an dem nächſtgelegenen, mit eiſernen Gittern verſehenen Fenſter des Stockes ein vielleicht 1½ Minute dauerndes Geräuſch, welches auffallend dem glich, welches durch das Trommeln mit den Händen an Fenſtern entſteht, aber es waren ungleich ſtärkere, umfaſſendere Töne, die bloß an jenes Gleichniß erinnerten, und nur viele Menſchenhände zuſammen mit ſeltener Kunſtfertigkeit in dieſer Beziehung, hätten ſie hervorbringen können.

Indeſſen wurde das Thor geöffnet, und wir gingen, nachdem wir die Localität und die Umgebung des Hauſes beſichtigt hatten, in das Gefängniß obgenannter Perſon, und hinter uns wurde die Thüre mit mehreren Riegeln geſchloſſen, auch jedes Licht entfernt, nachdem wir noch vorher die Gefängnißſtube, die außer zwei Pritſchen und einem Nachtſtuhl nichts als einen Ofen enthält, unterſucht hatten.

Ein kleines mit eiſernen Gittern verſehenes Fenſter war entgegengeſetzt gegen Morgen und Abend angebracht; ein drittes ganz kleines, im Dachſtuhl befindliches und eben ſo verwahrtes, war vermittelſt Aufziehung zu öffnen, um friſche

Luft in den Kerker zu laſſen, was aber nicht ohne großes Geräuſch der Mädchen geſchehen konnte.

Das Fenſter gegen Morgen ſtößt auf einen verſchloſſenen Gang, welcher ebenfalls eiſerne Gitter und Fenſter hat. An dem rechten Fenſter dieſes Ganges, entſprechend dem kleinern Gefängnißfenſter, war uns das eben erwähnte erſte Geräuſch vor dem Hofthore bemerklich. Noch will ich anführen, daß in der Nacht ſchöner Mondſchein war, was man aber im Kerker kaum bemerkte. In dem dunkeln Kerker waren, wie in jedem Zimmer bei Nacht, die Conturen der größeren Gegenſtände, wie Betten, noch zu erkennen.

Bald hörten wir nun ein Klopfen ans Fenſter unſerer Seite ſchlagweiſe und mäßig, und dann abwechſelnd an beiden Fenſtern. Plötzlich wurde unſere Aufmerkſamkeit wie durch einen Lärmen gefeſſelt, der ganz gleich dem war, als ob eine

Hand voll Schrot oder Erbſen, war er ſchwächer, als ob Sand mit aller Kraft auf den Boden geworfen würde, und als ob die einzelnen Erbſen auf dem Boden fortrollten. Dieſes Werfen kam der Beobachtung nach nicht bloß in anfänglich horizontaler, ſondern häufig ganz in verticaler Richtung, ſo daß ich nicht ſelten unwillkürlich das Geſicht bedeckte, weil das Fallen von genannten Subſtanzen hart am Körper herab erſchien. Dieß die akuſtiſche Erſcheinung. Zugleich oder nachfolgend, ließ ſich eine Empfindung bemerken, wie wenn eine kalte Luft die äußern Körpertheile anwehte, oder wie man im halben Schlaf einen entblößten Arm fühlt. Hiedurch wurde der Taſtſinn afficirt.

Der Geruch wurde während dieſer Scene und längere Zeit nachher durch einen widerwärtigen Geſtank in Anſpruch genommen, welcher auch auf das Athmen einen ſolchen quälenden

Einfluß übte, daß ich in den erſten zwei Stunden nicht glaubte, die ganze Nacht hier zubringen zu können. Ich finde keine paſſende Vergleichung für ihn. Nur davon überzeugte ich mich bald, daß er kein Kerkergeruch ſeyn konnte, weil dieſer, wie jede verdorbene Zimmerluft, nur in der erſten Viertelſtunde quält, weil jener aufhörte und wiederkam, wie die übrigen Erſcheinungen, und weil beim Eintritt in den Kerker meiner in der Praxis geübten Naſe nichts auffiel. Während man dieſes fühlen, riechen und hören konnte, ſah ich mit den genannten Erſcheinungen einen dicken, grauen Nebel über den mir entgegengeſetzten Theil des Zimmers, wo das Bett der Gefangenen war, gleichförmig ausgebreitet, welcher nach kürzerer oder längerer Zeit mit dem Geruch ſich wieder verlor. In dieſem war es mir unmöglich, die Conturen der größeren Gegenſtände noch zu unterſcheiden.

Während dieſen für die genannten vier menſchlichen Sinne bemerkbaren, und ohne Befangenheit, Unruhe oder andere auf einen klaren Gebrauch ſeiner Sinne influirenden Umſtände häufig wiederholt in dieſer Nacht vorgekommenen Erſcheinungen, ſagte uns nur die Eslingerin gewöhnlich: die übernatürliche geiſterhafte Erſcheinung ſey nach ihrem Schauen nun wieder da, fing an laut, lange und ſehr anſtrengend Lieder und Gebete zu ſprechen, und unterbrach dieſe zuweilen mit dem Ausrufe: „drücke mir die Hände nicht ſo zuſammen!“ berühre mich nicht ſo und Aehnliches. Eine Antwort, und überhaupt die Rede eines Dritten konnten wir nicht hören. Nach dieſen Scenen war die Eslingerin ſehr erſchöpft, huſtete häufig und bekam eine heiſere Stimme.

Nachdem nun dieſe Erſcheinungen abwechſelnd mehrere Minuten, vielleicht noch länger gedauert hatten, verſchwand alles bisher bemerkte wieder, ungefähr in der gleichen Ordnung, wie es den Sinnen bemerklich wurde, der Geſtank zuletzt. Die Eslingerin verſicherte uns, wir ſeyen wieder allein. Nach ¼ — ½ oder ganzen Stunde wiederholte ſich im Ganzen das Gleiche wieder.

Von 2 — 4 Uhr war gar nichts zu bemerken. Nur einmal hörten wir ein entferntes Glockenläuten, wie mit der Morgenglocke; meine Uhr repetirte 3½ Uhr. Bis 4 Uhr ſchlief ich keinen Augenblick, jetzt übermannte mich der Schlummer, um 4½ Uhr wurde ich durch einen heftigen Schlag erweckt, dem zwei vorausgingen (nach dem Herrn Fraas und der Eslingerin), die ich nicht hörte, auf welche einige Sekunden ſpäter ein Raſſeln der Fenſter, ein Schütteln des ganzen Hauſes gleichſam, erfolgte, ein Getöſe überhaupt, daß die Balken der Kerkerdecke auf uns herabfallen zu müſſen ſchienen.

Während deſſen hörte man drei Tritte im Zimmer und ein ſcheinbares Oeffnen und Zuſchlagen der Kerkerthüre, überhaupt einen Lärmen, nach deſſen Verſchwinden ich mich in der That ſehr angegriffen fand.

Es machte mich dieſer letzte, einige Sekunden dauernde Moment, wenigſtens augenblicklich zitternd. Gegen 6 Uhr trat noch eine leicht vorübergehende Erſcheinung ein, wie ſie oben erzählt wurde, und wie ſie ſich gewiß zehnmal in dieſer Nacht wiederholte.

Am folgenden Morgen, als Licht in den Kerker gebracht wurde, konnte ich weder Schrot, noch Erbſen, noch Sand im Zimmer bemerken, ſo weit nicht letzterer bei der Reinigung des Zimmers gewöhnlich benützt wird.

Dieß ſind im Weſentlichen die Erſcheinungen, welche meine fünf Sinne wahrnehmen konnten, und die ich unbefangen, ruhig und ohne vorgefaßte Meinung an Ort und Stelle beobachtete und auf Verlangen, auch des Oberamtsgerichts, niederſchrieb, indem ich alles auf ein Urtheil über dieſe Erſcheinungen Influirende, und namentlich alle vorgefaßte Meinung, wie eine wahrhafte Jury, entfernt zu halten ſuchte.

Nur etwas erlaube ich mir noch zu bemerken, daß ich weder in der Art, wie die Gefangenen gehalten ſind, noch in der Perſönlichkeit des Gefängnißaufſehers, ſeiner Frau und zweier Mädchen, welche allein im Hauſe ſich aufhalten, noch in der Localität, ſo weit mir die kurze Zeit der Beobachtung, ſie kennen zu lernen, erlaubte, irgend eine Urſache entdecken konnte, welche auf Betrug hindeuten könnte; daß ich ferner in der Individualität der Gefangenen (dieſelbe halte ich für ein ungebildetes Bauernweib mit verhältnißmäßigem geſundem Verſtande) und der ganzen Gruppe der beobachteten Erſcheinungen ganz und gar nicht einen Grund finden könnte, jenen, als die Urſache der Erſcheinungen vorausſetzen zu können, eben ſo wenig, als letztere auf irgend genügende Art der Zeit wiſſenſchaftlich zu erklären. *)

Heilbronn, den 8 Januar 1836.

Dr. Sicherer.

---

*) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man der Wahrhaftigkeit und Treue des Gefängnißperſonals gerichtlich verſichert war, und daß man die Eſlingerin zu lange beobachtet hatte (auch durch die andern Gefangenen, denen man oft ~~die~~ Erleichterung verſprach, würden ſie einen Betrug bei der Eſlingerin namhaft machen), als daß man einen Betrug nicht hätte entdecken können. Es wurde auch das Stroh ihres Lagers oft gewechſelt, ihr Lager viſitirt und nie etwas Verdächtiges bemerkt. Das Gefängnißlocal ſelbſt iſt ſo, daß es nicht den mindeſten Betrug zuläßt.

K.

Vorſtehende Erzählung meines Begleiters in das oberamtsgerichtliche Gefängniß dahier, in der Nacht vom 28 auf den 29 Decbr. 1835, und insbeſondere alle von uns übereinſtimmend gemachten Wahrnehmungen, welche hier beurkundet werden, muß ich pflichtgemäß als vollkommen wahrhaft durchaus beſtätigen.

Ich füge bei (vermöge meiner Localkenntniß), daß durch das obere Fenſterchen im Dachſtuhl nur dann Sonnen- oder Mondlicht in gebrochenen Strahlen in das Gefängniß Nro. 2, wo die Eslingerin verhaftet war, einfallen kann, wenn und ſo lange die Sonne oder der Mond (ſcheinbar) zwiſchen Oſt und Südoſt ſteht.

Als wir aber ins Gefängniß uns begaben, zu welcher Zeit ſchon etwas neblichte Atmoſphäre ſich zeigte, ſtand der Mond ſchon ganz gegen Süden, und es war daher unmöglich, daß irgend Mondlicht in den Kerker falle, wie wir auch uns überzeugten. Ferner bemerke ich, daß ich noch häufiger als Dr. Sicherer die — keinerlei Glanz ausſtrahlende — ſich hin und her bewegende ſchwefelgelbe Helle von unſicherem Umfang im Kerker wahrnahm und den neben mir liegenden Dr. Sicherer mehreremal darauf aufmerkſam machte, daß an dem und dem beſtimmten Punkte des Gefängniſſes der lichte Fleck ſichtbar ſey, während dem die Eslingerin ſogleich erklärte, das ſey die geiſterhafte Erſcheinung, die an dieſem Punkte anweſend ſey. Vermöge einer eigenthümlichen Beklemmung in den Reſpirationswerkzeugen und einigemal eines beſondern leichten Druckes auf einen einige Zoll umfaſſenden Fleck oberhalb meiner Stirne, ſagte ich mehrmals die Ankunft der Erſcheinung im Gefängniß einige Sekunden voraus, und zweimal, als ich dieſe Empfindungen hatte, aber gefliſſentlich nichts davon äußerte, rief mir die Eslingerin zu, die Erſcheinung ſtehe hinter meinem Kopfe, wiewohl ich meine Hand in dieſe Richtung bewegend, lediglich nichts als die nahe Gefängnißwand und die Gefängnißpritſche, auf der wir lagen, fühlen konnte, dabei aber das Wehen wie eines kühlen Luftzuges und einen ſtärkern Geſtank empfand, was immer mehrere Sekunden bis gegen eine Minute anhielt.

Das heftige Geraſſel an den Fenſtern des Gefängniſſes bei unſerer Ankunft, und dann beſonders auch Morgens früh, ſchien mir zugleich auch ſolche Töne zu enthalten, wie wenn etwa ein gläſerner Kronleuchter ſo ſtark zuſammengeſchlagen wird, daß er in Stücke geht. Bei dem Lärmen Morgens früh war ich auch etwas eingeſchlafen geweſen und etwas nach Dr. Sicherer erwacht, denn die Tritte im Kerker hatte ich nicht wahrgenommen.

Ehe ich unwillkürlich damals eingeſchlummert war, hatte ich die Eslingerin eine oder zwei Minuten lang ſtark röcheln hören, ſo daß ich glaubte, ſie ſchnarche im Schlafe. Sie fing aber dann ſogleich zu beten an und verſicherte mich nachher, die Erſcheinung habe ſich mit dem Kopf auf ihren Hals gelegt, woher dieſer krampfhaft bewegt worden ſey; auch fügte ſie bei, ich hätte mich in jenem Momente geräuſpert, und das hätte ſie nicht hören können, hätte ſie geſchlafen, was auch denn ſo war. Wir ſprachen auch jede Zeit der Nacht mit der immer wachen Eslingerin.

Weinsberg, den 13 Januar 1836.

Rechtsconſulent **Fraas.**

In der Nacht vom 29 auf den 30 Decbr. begab ſich nach erhaltener Erlaubniß des Herrn Oberamtsrichters **Heyd**, Herr Baron v. **Hügel** von **Eſchenau** und Herr Pfarrer **Meguin** von **Willſpach** in das Gefängniß der Eslingerin.

Beide blieben die ganze Nacht meiſtens wachend und geben ihre Beobachtung übereinſtimmend mit den Andern folgendermaßen an:

„Zu einem Schauen kam es bei uns nicht, aber wir hörten, ſobald nach dem Schauen dieſer Frau die Erſcheinung im Zimmer war, Töne, wie bei Entladung einer elektriſchen Flaſche. Töne wie Tröpfeln von großen Waſſertropfen, auch warf es den Tönen nach wie mit grobem Sand, ohne daß wir getroffen wurden, noch geworfener Sand auf unſern Teppich gefühlt oder geſehen worden wäre, und als die Erſcheinung, die in dieſer Nacht mehrmals kam und wieder ging, einmal durchs Fenſter ſich entfernte, hörten wir an demſelben Töne, wie die eines mit ſeinen Flügeln anſchlagenden Vogels, aber wie melodiſch, ſanfter klingend. Es geht aber dieſes Fenſter auf keine Straße, ſondern in den leeren, bedeckten und verſchloſſenen Gefängnißgang.

Gegen 6 Uhr, wo die Erſcheinung zum letztenmal ging, hörten wir, wie dasjenige Fenſter, das ganz auf unſerer Seite und an unſerem Haupte war (nicht das Fenſter neben der Eslingerin, wie bei Herrn Kapf und Duttenhofer geſchah), mit einem furchtbaren Gekrach und Geklirr, als würden an ihm alle Scheiben zertrümmert, gleichſam geſchüttelt und gerüttelt und wie zugeſchlagen wurde, obgleich an ihm keine Bewegung bemerkbar war, es auch zu war, man auch keinen Menſchen vor ihm im Gange wahrnahm oder vernehmen konnte.

Wir bemerkten genau, daß die Frau die ganze Nacht über auf ihrem Lager ruhig und meiſtens im Gebete lag.

Proben, die man mit aller Gewalt durch Rütteln und Schütteln der Gitter und der Fenſter dieſes Gefängniſſes machte, erzeugten durchaus nicht dieſe Töne und Erſchütterungen, ja die Gitter, die äußerſt dicke Eiſengitter ſind, blieben mit aller Macht gepackt, unerſchütterlich.

Am 30 Decbr. Nachts nach 7 Uhr begab ich mich mit Herrn Dr. Seyffer von Heilbronn in das Gefängniß der Eslingerin. Wir hatten die Fenſter feſt mit Tüchern umhängt. Ich ſagte der Eslingerin, es wäre ſehr zu wünſchen, daß ſich beſonders auch Herr Dr. S. von der Wahrheit der Erſcheinung überzeugen könnte. Sie ſagte, ſie könnte nichts dazu thun als Gebet, und ſie betete nun auch in der Stille.

Die Thüre war zu, das Licht war ausgelöſcht. Es war im Gefängniſſe durchaus finſter, aber gegen halb 8 Uhr erſchien auf einmal in horizontaler Richtung von dem verhängten Fenſter gegen Dr. Seyffer herkommend eine ganz intenſive ſchwefelgelbe Helle in dieſer Finſterniß, die den Dr. Seyffer und noch einen kleinen Theil unten am Bett der Eslingerin, an dem wir ſaßen, in den intenſivſten Glanz verſetzte.

Ich, der ich ganz nahe an Dr. Seyffer ſtand, wurde nicht beleuchtet, ich blieb dem Dr. Seyffer ganz unſichtbar, ganz ſchwarz, wie ſonſt die Nacht in dieſem Gefängniſſe, während er ſeine Füße, ſeine Arme, ſeinen Leib und ſeine ſilberne Doſe, die er gerade in der Hand hatte, in völligem Glanze ſah, in einem Glanze, in dem auch ich ihn beleuchtet ſitzen und ſpäter, als er ſich erhob, ſtehen ſah.

Dieſe Lichterſcheinung ſchwebte ſanft dreimal hin und her, und blieb ſomit eine halbe Viertelſtunde.

Die Eslingerin behauptete, ſie noch zu ſehen, als wir ſie nicht mehr ſahen, ſagte auch, daß ſie in ihm die ſchon oft bezeichnete Geſtalt ſehe, die ganz auf Dr. Seyffer zugegangen ſey, und dieſen mit ihrem Schein gleichſam übergoſſen habe.

Im Momente, als die Lichterſcheinung ſich zeigte, dankte die Eslingerin Gott, daß ſie vor uns gerechtfertigt worden ſey. Sehr überraſcht eilten wir ſogleich in den Hof, den Himmel zu beobachten, ob keine Mondhelle ſey, allein der ganze Himmel war (wie ſich auch Herr Dr. Seyffer genau da verſicherte), von einem Schleier von Schnee gleichförmig umzogen und durchaus nirgends eine Spur vom Monde oder einem blauen Himmel ſichtbar.

Wäre dieſe Lichterſcheinung durch den Mond erzeugt geweſen, was nur durch ein vergittertes, kleines, nicht umhängbares ſtäubiges Fenſterchen, das oben nach der Decke des Gefängniſſes hin iſt, hätte geſchehen müſſen (durch die verhängten Fenſter, die überdieß nicht auf die Gaſſe, ſondern in den Gang gingen, hätte es nicht geſchehen können), ſo wäre dieſe Helle (wie auch Herr Dr. Seyffer genau ſah) nicht ununterbrochen und ſo völlig intenſiv klar und rein geweſen, ſie wäre (was man auf den weißen Teppich der Eslingerin, wohin ſie ſich auch noch verbreitete, gar wohl hätte bemerken können), durch dunkle Flecken und Zeichnungen des Gitters und der Fenſterbleie, unterbrochen und getrübt geweſen.

Ueberdieß war die Helle von ganz anderer Farbe und Ton als das Mondlicht, und wie geſagt, am Himmel war kein Mond ſichtbar (wie auch Herr Oberamtsrichter Heyd, der um dieſe

Zeit gerade auch im Freien war, ebenfalls beobachtete), und ſo mußte auch dieſe Vermuthung wegfallen.

Schon vor dem Kommen dieſes Lichtglanzes, als auch ſpäter nach ſeinem Verſchwinden, hörten ſowohl Dr. Seyffer als ich, Töne, als fielen ſtarke Waſſertropfen, und jene Töne vergleichbar den Entladungen einer Leidner Flaſche.

Dr. Seyffer verſicherte ſich, daß dieſe Töne nicht von der Gegend der Eslingerin herkamen, ſondern entfernter von ihr, jedoch im Zimmer, entſtanden.

Daß die gleiche Lichterſcheinung, wie auch jene Töne, ſelbſt in andere Häuſer kam, wird man aus den ſpätern Beobachtungen ſehen, und auch dieß dienet zum Beweiſe, daß hier kein Betrug oder Täuſchung ſtattfand.

Herr Dr. Seyffer war durch ſie auch ſo ſehr überraſcht, daß er mir am letzten Tage des Jahres ſchrieb:

> „Noch immer im beſeligenden Nachgefühl des mir zu Theil gewordenen Lichtes, dem Glanzpunkte der ganzen Geſchichte, gebe ich dir mit inniger Freude die Verſicherung, daß ich ohne deine Mahnung deinem Wunſche (das Geſehene zu bezeugen) entſprochen hätte. Möge jenes Omen (jene Lichterſcheinung) unſern Bund für das nächſte und weitere Jahre, die Gott uns hier wirken zu laſſen beſchloſſen hat, bekräftigen.“ —

Nachher gerieth Herr Dr. Seyffer auf die Vermuthung, ob dieſe Lichterſcheinung, da er ſehr elektriſch ſey, nicht vielleicht gar ein elektriſcher Ausfluß aus ihm ſelbſt, oder ob ſie nicht dennoch der Mond, obgleich er damals keinen geſehen, geweſen ſey?

Ich ging daher am 29 und 30 Januar, wo wieder der gleiche Mondsſtand war, zur gleichen Stunde wieder ins Gefängniß. Es war kein Fenſter umhängt und ganz heller Mondſchein außen, innen aber war dennoch nur ein ſchwacher Schein und an einer ganz andern Stelle, als am 30 Decbr. zu bemerken, und auch dieſer war von dem Schatten des Gitters ganz deutlich durchſchnitten.

Gegen 9 Uhr kam Hr. Oberamtsrichter Heyd und brachte mit Herrn Dr. Seyffer die Nacht im Gefängniß zu. Obgleich nun ſpäter wirklich Mondſchein eintrat, bemerkten dieſe Herren doch die ganze Nacht über keine Helle im Gefängniß, kamen auch ſonſt zu keinem Schauen.

Dagegen beobachteten auch ſie wieder, wenn nach dem Schauen der Eslingerin die Erſcheinung im Gefängniß war, jene Töne wie Entladungen elektriſcher Flaſchen, auch andere unbegreifliche

Töne, und ſehr oft das ſcheinbare Werfen wie mit Sand oder andern leichten Gegenſtänden.

Herr Dr. Seyffer ſagt, er habe öfters geglaubt, es müſſe ihn treffen, ſo nahe ſey es oft an ſeinem Ohre vorübergerauſcht, aber nie habe es ihn getroffen.

Herr Dr. Seyffer verſicherte ſich, daß die Eslingerin dabei ganz ruhig geblieben und meiſtens im Gebete verharrt habe.

Herr Oberamtsrichter **Heyd** erzählt: Als Herr Dr. Seyffer am Ende etwas eingeſchlafen geweſen, habe er auch ganz deutlich die auffallendſten Töne vor dem Gefängniß im Gange nach dem Gehen der Erſcheinung vernommen.

Das erſchütternde Tönen und Geraſſel ſtellte ſich übrigens jetzt, wie überhaupt nach den Adventswochen nicht mehr ein, auch in dem Gefängniß der Männer im Gange, wo es dazumal ſo rauſchend und trommelnd vorüberfuhr, konnte man jetzt nur leiſeres Tönen bemerken.

Ein Zeuge für dieſes iſt noch der Soldat Kruſt von hier. Dieſer gibt Folgendes an:

In der Nacht vom 31 Decbr. auf den 1 Januar hörte und fühlte ich in dieſem Gefängniß gar nichts. Die Vorfälle bei der Eslingerin waren mir zwar bekannt, ich hatte aber, ob ich gleich allein war, gar keine Furcht, und erwartete auch weiter nichts.

In der Nacht vom 1 auf den 2 Januar aber, als ich ganz wach und meiner Sinne völlig mächtig war, kam etwas ſchlürfend vor mein Bett und zupfte an meinem Teppich. Ich wollte nun ſprechen, konnte aber nicht, denn es wurde mir der Mund ganz geſperrt und ich wie ſteif. Dann ging es wieder von mir, und ich hörte es ganz deutlich den Gang, an deſſen Fenſter ich lag, hinumſchlürfen. Nach 1¼ Stunden hörte ich es wieder ganz deutlich herumſchlürfen. Schnell ſah ich nun durch das Fenſter in den Gang, der mondhell war, konnte aber nichts im Gange bemerken.

Es wurde ſchon ein Zeugniß aufgeführt, nach welchem die Erſcheinung auch in die, übrigens im Gefängnißhauſe befindliche Wohnung des Herrn Oberamtsgerichtsdieners Mayer kam.

Dieß fand auch in der Folge ſehr häufig ſtatt.

Herr Mayer, ungläubiger als ſeine Frau, bat die Eslingerin einmal, ſie ſolle ſeinem Glauben nachzuhelfen, ihm den Geiſt auch einmal fühlbar ſenden.

Herr Mayer gibt hierüber und überhaupt über dieſe Erſcheinung, inſoweit er von ihr Erfahrungen machte, Folgendes an:

„In der Nacht nach dem Morgen, an dem ich den Wunſch gegen die Eslingerin geäußert hatte, ſie möchte mir die Erſcheinung fühlbar ſenden, ſchlief ich ein, ohne deſſen Erfüllung im mindeſten zu erwarten, wurde aber nach Mitternacht durch ein Gefühl erweckt, als berührte mich etwas am linken Ellenbogen. Ich fühlte auch einen Schmerz an dieſer Stelle, und Morgens als ich nachſah, hatte ich an ihr mehrere blaue Flecken; damit hatte ich aber noch nicht genug; ich ſagte der Eslingerin, ſie ſolle der Erſcheinung ſagen, ſie möchte mir auch den rechten Ellenbogen berühren. Dieß geſchah nun wirklich auf die gleiche Weiſe in der nächſten Nacht; ich fühlte auch an dem rechten Ellenbogen ein ſchmerzhaftes Berühren, doch dabei aber einen unausſtehlichen Verweſungsgeruch. Auch an dieſem Ellenbogen bemerkte man blaue Flecken.

Sonſt kündigte ſich die Anweſenheit der Erſcheinung, ſowohl mir als meiner Frau, durch Töne vor unſerm Bett oder in unſerer Kammer an, die in Krachen, Klöpfeln, Tönen, als würde Sand oder ſonſt ein körniger Körper geworfen, auch oft in Tönen beſtanden, die mit gar nichts recht zu vergleichen ſind. Auf dieſe Töne betete gemeiniglich meine Frau.

Sichtbar wurde mir nie etwas mit Beſtimmtheit, wohl aber meiner Frau. Dieſe wollte auch immer durch das Gefühl eines kühlen Luftzuges die Annäherung der Erſcheinung wahrnehmen.

In der Nacht vom 13 auf den 14 Januar, wo die Eslingerin ſich aber ſchon einen Tag lang nicht mehr hier befand (es hatte ihr aber der Geiſt geſagt, er werde dennoch ſeine nächtlichen Beſuche bei uns und in andern Häuſern hier, in die er früher gekommen, noch fortſetzen), fühlte meine Frau die Annäherung des Geiſtes beſonders wieder durch jenen kühlen Luftzug, und ſagte: „Biſt du da, will ich dir beten, gib dich aber, damit dich auch mein Mann wahrnimmt, durch etwas zu erkennen.“

Hierauf that es drei Töne, wie durch ein Blasinſtrument. Meine Frau betete ein Lied und ſagte dann: „Laß dich noch einmal hören!“ worauf derſelbe melodiſche Ton, aber nur einmal, von uns beiden gehört wurde.

In der Nacht vom 14ten auf den 15ten, als ich aber feſt ſchlief, kam es, nach Ausſage meiner Frau, mit äußerſt feinen melodiſchen Tönen, wie von Glöckchen, und einem hellen ſchwefelgelben Glanze bei geſchloſſenen Fenſterläden und völliger Nacht.

In dieſen Nächten vom 13ten auf den 14ten und vom 14ten auf den 15ten waren auch im männlichen Gefängniß einige Inhaftirte, die, obgleich die Eslingerin nicht mehr da war, die Erſcheinung hörten und fühlten.

Als meine Frau in einer Nacht einmal im Gefängniß der Eslingerin zur Beobachtung ſchlief, und ich mein Zimmer feſt verſchloſſen und die Schlüſſel zu mir genommen hatte, fand ich es auf eine mir unbegreifliche Weiſe ganz eröffnet.

Nach Ausſage meiner Frau, hatte ſie die Erſcheinung in jener Nacht gebeten, ſich auch mir durch etwas zu offenbaren, daß ſie auch bei mir geweſen ſey.

Das ſcheinbare Auf- und Zuſchlagen der Gefängnißthüren und anderer unbegreiflicher Lärmen in der Nacht (wovon beſonders die Gefangenen im männlichen Gefängniß in den Adventsnächten zeugten) hörten ich und meine Frau auch sehr oft, und ich überzeugte mich aufs beſtimmteſte, daß das kein Spuk eines Menſchen war, welcher auch in jedem Hauſe eher als in dieſem Gefängnißhauſe, das ſo wohl verwahrt und verſchloſſen iſt, hätte getrieben werden können, daß es nicht Leute von uns thaten (dieſe beſtehen aber nur in einer jungen Verwandtin und einer Magd, denen immer der Schlaf das liebſte war), weiß ich ganz beſtimmt, und das kann nur von ſolchen geargwohnt werden, die uns gar nicht kennen, nicht aber von meinen Vorgeſetzten. Nach den Angaben der Gefangenen, war auch jenes Tönen und die Art ſeines Tönens ſo, daß es ſchwache Weiberarme erſt gar nicht hätten hervorbringen können. Wollte man gar mich in Verdacht ziehen, ſo muß das für jeden lächerlich ſeyn, der mich und meine beſonders ſo ſehr geſchwächte Geſundheit durch Gliederweh u. ſ. w. kennt. Wie hätte ich auch durch die infamſte

Bosheit mich mit meinem kranken Körper verführen laſſen können, in den kälteſten Adventsnächten aus dem Bette zu gehen, und faſt Nacht für Nacht einen Spuk durch Knallen, Rauſchen, Trommeln u. ſ. w. zu treiben?

Eine andere Perſon aber war nicht in dieſem Hauſe, außer wohl verwahrt, in feſter Haft hinter Riegel und Schloß, wofür ich mit meinem Eide zu haften habe.

Noch muß ich folgenden, mich betreffenden Umſtand erwähnen. Am 13ten October ſagte mir meine Frau: die Eslingerin habe ihr anvertraut, die Erſcheinung habe in der vorigen Nacht geſagt. es ſtehe mir am 17ten Novbr. ein Unglück bevor, ich werde an dieſem Tage ſehr unglücklich fallen, bliebe ich da nicht zu Hauſe. Meine Frau bat mich um Alles, ich ſolle doch an dieſem Tage zu Hauſe bleiben, allein an dieſe Vorausſage nicht glaubend, hatte ich nun gar nicht im Sinne für nichts und aber nichts an dieſem Tage zu Hauſe zu bleiben. Am 16 November fiel ich nun auf den Staffeln des Oberamtsgerichts und verletzte mich am Arme und am Kreuze, aber nicht bedeutend, doch ſo, daß ich mehrere Tage, und ſo auch wider meinen Willen an dem 17ten Novbr. (an welchem Tage auch Glatteis war) zu Hauſe bleiben mußte.“ —

Dieß ſind die Angaben Herrn Mayers, eines ganz geraden, ehrlichen Mannes. Zu ſeiner letzten Angabe kann ich noch hinzufügen: daß Frau Mayer, wie auch die Eslingerin, mir ſchon am 30 October jene Warnung der Erſcheinung geſagt hatten. Es iſt wahrſcheinlich, daß Herrn Mayer ſein leichterer Fall am 16ten zur Vermeidung des ihm bevorgeſtandenen ſchweren am 17ten, wo er ohne jenen leichteren Fall nicht zu Hauſe geblieben wäre, diente.

Herr Mayer gab in dieſen ſeinen obigen Ausſagen an: In den Nächten vom 13ten auf den 14ten, und vom 14ten auf den 15ten ſeyen in dem männlichen Gefängniſſe einige Inhaftirte geweſen, die, obgleich die Eslingerin nicht mehr da geweſen, die Erſcheinung gehört und gefühlt hätten.

Dieſe Individuen wurden darüber vernommen, es waren Friedrich Gailing von Rapp[illegible]bach und Johannes Stoll von Bonlanden.

Beide gaben hierüber Folgendes an: In der Nacht vom 13ten auf den 14ten kamen wir in das Gefängniß. Von den frühern Vorfällen hier war uns kein Wort geſagt worden. Gegen 3 Uhr, als der eine von uns (Gailing) ganz wach war, kam etwas an ſein Lager und berührte ihn an der Bruſt, wie mit einer harten kalten Hand, er wollte rufen, konnte aber nicht. Nach einigen Minuten verließ es ihn und dann hörte er auf dem Boden Töne, als wäre etwas von ſeiner Seite heruntergefallen.

Er fühlte ſich nun frei, aber im nämlichen Momente ſchrie der Kamerad (Stoll), der auf der andern Pritſche lag: was greift denn nach mir! und fing zu fluchen an. Er hatte wirklich das Gefühl, als packte ihn jemand feſt an der Seite, auf das Fluchen aber wich es mit Rauſchen aus dem Gefängniſſe.

In der Nacht vom 14ten auf den 15ten war ein hieſiger Bürgersſohn, Namens Häberlen, eines leichten polizeilichen Verſehens wegen im Gefängniſſe, und dieſer gibt Folgendes an: In der Nacht nach 12 Uhr, als ich ganz wachend war, ſchlug es meine geſchloſſene Gefängnißthüre hörbar auf und zu, und ſo oft ich einſchlafen wollte, wurde ich immer wieder dadurch erweckt, daß das Fenſter, an dem ich hart lag, auf- und zugeſchlagen wurde.

Einen Menſchen konnte ich nicht bemerken, überhaupt ſah ich nichts.

Nach dieſen gewiß ſattſamen Zeugniſſen für dieſe Erſcheinung im Gefängnißhauſe, ſind nun auch die Zeugniſſe dafür aufzuführen, daß dieſe Erſcheinung nicht nur durch den Willen der mit ihr verbundenen Eslingerin, ſondern von ſelbſt auch Andern, außer dem Gefängniß, Beſuche machte, und zwar ſelbſt ſolchen, die die Eslingerin nie ſprachen und nie ſahen, ihre Geſchichte nicht kannten, in Häuſern, in die die Eslingerin nie gekommen war, ſelbſt in einer andern Stadt, wodurch auch die, dem rationellen Erklären ſo bequeme, Theorie der Anſteckung gänzlich wegfällt.

Herr Oberamtsgerichtsactuar Ekhardt hatte gegen die Eslingerin im Verhör geäußert: er wünſche, daß ſie ihm die Erſcheinung auch einmal in ſein Haus ſende. In der Nacht bat nun die Eslingerin dieſelbe inſtändig, in die Wohnung des

Herrn **Eckhardts** zu geben. Sie verſprach es und ging Schlag 12 Uhr von ihr. Zur ſelben Stunde erwachte die Gattin Hrn. Ekhardts, die nichts von der Forderung ihres Gatten wußte, welcher ſelbſt auch nichts weniger, als die Erſcheinung erwartete, an dem Tone, als fiele ein harter Körper auf den Tiſch ihres Schlafzimmers, und ſah dann vor ſich eine Helle ſtehen, wie eine lichte Nebelſäule.

Ihr Gatte blieb feſt ſchlafend, und verſchlief die Erſcheinung.

Herr Oberamtsgerichtsbeiſitzer **Theurer** von hier, gibt an:

Ich hatte beim Verhör gegen die Eßlingerin geäußert: ſie ſolle mir die Erſcheinung auch ſenden. Bald hierauf erwachte ich in einer Nacht an einem hörbaren Gehen, als ginge Jemand wie auf Socken durch das Zimmer vor meinem Schlafzimmer. Ich ſprang hinaus, fand aber keinen Menſchen, noch irgend eine andere erklärliche Urſache dieſer Töne — roch aber einen mir unbegreiflichen, furchtbaren Verweſungsgeruch.

Von da an wurde uns die Erſcheinung in verſchiedenen Nächten, wenn auch nie ſichtbar, doch hörbar. Es waren Töne von Krachen, Werfen wie mit Sand, und ſonſt auch nicht zu bezeichnende Töne. Eine Katze, die im Zimmer war, lief oft, entſtanden ſolche Töne, auf dieſelben zu, ſprang aber dann ſogleich ganz erſchrocken zurück, ſich unter irgend etwas ängſtlich verbergend.

Daß es, wie in die Mitte meines Hauſes, wo ich wohne, ſo auch in den untern und in den obern Stock kam, können die Erfahrungen beweiſen, die Herr Lehrer Neuffer, der im untern Stock wohnt, und der Herr Oberamtsgerichtsreferendär Bürger, der im obern Stock wohnt, machten.

Herr Lehrer Neuffer, der im untern Stock dieſes Hauſes wohnt, gibt an:

Ich wußte von der Geſchichte der Eslingerin im hieſigen Gefängniſſe nur ganz oberflächlich, ich ſprach und ſah die Eslingerin nie.

Auch was in Beziehung auf dieſe Geſchichte im obern und im mittlern Stock vorging, davon wußte ich gar nichts, ich war durchaus unbefangen, und konnte deßwegen auch nicht, bis ich längere Zeit nachher andere darüber ſprach, mir folgende Vorfälle in meinem Zimmer deuten.

In der Nacht vom 30ſten Decbr. hörte ich Töne, als wollte Jemand von der an mein Zimmer ſtoßenden geſchloſſenen Schulſtube in das Zimmer, in dem ich zu Bette lag. Es waren Töne, als wollte Jemand die Thüre mit Gewalt eröffnen. Ich machte mich aus dem Bett, ſchlug ein Licht, ging in die Schulſtube, bemerkte aber da nicht das Mindeſte. Ich löſchte das Licht und legte mich wieder, da fing es wieder an und kam dann in mein Zimmer mit Tönen von Krachen, Werfen u. ſ. w. In der andern Nacht fand dieß wieder ſtatt, und zugleich that es in der Gegend meines Schreibtiſches einen langen, kniſternden, knallenden Ton, als reibe man auf demſelben ein ſich entzündendes chemiſches Schwefelhölzchen.

Sichtbar wurde mir nichts.

Herr Referendär Bürger, der im obern Stock dieſes Hauſes wohnt, gibt an:

Ich übernachtete mit Herrn Oberamtsrichter Heyd am 18ten Decbr. im Gefängniß der Eslingerin *); was ich damals ſah und hörte, war mir zu wenig, um zu einer feſten Ueberzeugung in dieſer Sache zu kommen, denn ich war weniger im Stande etwas zu ſehen und zu hören, als Herr Oberamtsrichter Heyd, der ſich daher auch viel mehr überzeugen konnte.

Die Eslingerin, die meinen Unglauben erfuhr, bat nun, wie ich ſpäter erfuhr, die Erſcheinung, mich noch zu überzeugen. Sey nun dieß aber, wie es wolle, wahr iſt es, daß ich in der Nacht, wachend im Bette liegend, auf einmal in meinem Zimmer Metalltöne, wie Glockengeläute, hörte, das lange andauerte, und dann Töne von Klöpfeln und Krachen, wobei ich von einer innern Preſſung beſchwert wurde. Zuletzt that es in mein Ohr ei-

---

*) Siehe das Tagebuch der M. Gallesberg.

nen thieriſchen Schrei, nach welchem aber alles Gefühl von Unheimlichkeit auf einmal wieder in mir verſchwunden war, auch in meinem Zimmer wieder die größte Stille herrſchte.

Nun kam es aber in verſchiedenen Nächten, meiſtens aber Morgens gegen 3 Uhr, auf die auffallendſte Weiſe zu mir.

So wurde ich z. E. eines Morgens auf einmal nach ganz ruhigem Schlaf erweckt, und hörte da ein furchtbares Getöne, als fielen feſte Körper das Kamin herunter, was aber, als ich Morgens nachſah, nicht der Fall war. Dann tönte eine auf meinem Tiſche ganz allein und feſtſtehende Bouteille, als würde mit etwas an ſie geſchlagen.

Am auffallendſten aber war es in der Nacht vom 13ten auf den 14ten Januar (wo die Eſlingerin nicht mehr hier war).

Hier wurde ich auch aus ganz ruhigem Schlafe Morgens 3 Uhr wie erweckt, war nun völlig wach, und als ich nach jener Gegend ſah, von der ſonſt jene Töne kamen, ſah ich die Wand ganz ſchwefelgelb erleuchtet, und inmitten dieſer Beleuchtung ſah ich einen mannsgroßen, weißen, viel hellern Streifen, als die Beleuchtung war.

Dieſe Beleuchtung dauerte einige Minuten, worauf es gerade war, als rollte man eine Tapete die Wand entlang, wo die Beleuchtung war, und als führe dieſe mit der Beleuchtung zum Fenſter hinaus. Zugleich that es Töne, als führe ein kleiner Karren, z. B. ein Schubkarren im Zimmer, und dann lief es wie mit Menſchentritten vor meiner Thüre im Gange umher, in einem Hauſe, wo noch alles ruhig zu Bett lag. Jene Beleuchtung konnte auch keine Täuſchung durch den Mond geweſen ſeyn. Der Mond erſchien erſt ſpäter, und dieſe Beleuchtung warf keine Abbildung der Fenſterrahmen und des Fenſterbleies, wie der Mond that, auf die Wand.

Gegen 6 Uhr that es an meinem Schreibtiſche Töne, als ſchriebe dort jemand mit einer ganz laut kratzenden, groben Feder.

Eines Abends wollte ein Bürger von hier, Herr Kümmel, durchaus die Eslingerin, ja ſelbſt die Erſcheinung, ſprechen, um ſich, da er an ſo etwas nicht glaubte, ſelbſt zu überzeugen, und eine Frage, die ihm ein Anderer aufgegeben hatte, an die Erſcheinung zu richten.

Da aber unberufene Frager vom Oberamtsgerichte nicht zugelaſſen wurden, ſo wurde Hr. Kümmel abgewieſen.

Zufällig erfuhr dieß die Eslingerin, und als in der Nacht die Erſcheinung zu ihr kam, ſagte ſie zu ihr: „Gehe nun zu Kümmel!“ und wie ein Blitz, ſagte ſie, habe ſich die Erſcheinung von ihr entfernt.

Was Herrn Kümmel widerfahren, gibt er folgendermaßen an, und erbietet ſich, deſſen Wahrheit vor jedem Gericht eidlich zu erhärten.

Ich glaubte an die Wahrheit deſſen, was ſich bei der Eslingerin begeben ſollte, gar nicht, ich wollte mich aber ſelbſt überzeugen, auch ließ mir meine Söhnerin keine Ruhe; ſie wollte, man ſollte die Erſcheinung über ihr Söhnchen befragen, das einen eigenen Zuſtand hat, da ging ich hin, wurde aber abgewieſen, und ſah und ſprach die Eslingerin zu meinem Verdruſſe gar nicht. Ich legte mich in der Nacht dieſes Tages bald zu Bett, und ſchlief ruhig.

Gegen 5 Uhr wurde ich auf einmal wie durch etwas erweckt. Ich war wach, und in mir nicht das mindeſte Gefühl von Furcht, da kam mir auf meiner ganzen rechten Seite hinauf, vom Zehen bis über das Haar ein beſonderes Gerieſel, das ich nicht näher bezeichnen kann, und dann ſah ich ganz deutlich einen Schatten in Geſtalt eines gebückten Mannes, zu mir vom Ofen her in langſamen Schritten kommen, und hörte ſein deutliches Schlürfen auf dem Boden. Je näher der Schatten kam, je mehr wehte ein kühler Wind gegen meine Seite her, und als er mir nahe war, fühlte ich wieder das Gerieſel, das ſich jetzt aber nur über meinen halben Körper verbreitete. Ich ſchrie: „Fort da!“ Da fuhr es mit einem Geräuſch, wie Kniſtern von Papier, von mir hinweg und ich fühlte nichts mehr, auch nicht die mindeſte Furcht.

Als ich Morgens in das untere Zimmer zu meinem Sohne kam und das mir Begegnete erzählte, ſagte dieſer: nun könne er ſich den Vorfall um die gleiche Zeit in ſeinem Zimmer erklären. Ungefähr um 4 Uhr habe es in seinem Zimmer ſtark gekracht, auch ſonſt andere Töne gegeben, auch habe ſein 4jähriger Knabe ſich auf einmal, als wäre etwas Unheimliches um ihn, mit Zittern an ſeine Bruſt gelegt, und ihn feſtgehalten, ob er gleich keine Sylbe von dem, was er gehört, geſprochen. Bald darauf habe er mich oben etwas rufen hören.

In der andern Nacht kam nun die Erſcheinung wieder, aber ſchon gegen 11 Uhr, wo es ganz finſter im Zimmer war, dabei ſah ich nun einen großen ſchwefelgelben Glanz an der Wand des Zimmers, der mehrere Minuten andauerte, und auf einmal that es mir in das linke Ohr einen Schrei, oder einen gellenden Ton, wie aus einem Kindertrompetchen, wobei mein Backenbart und die Haare an meinem Schlafe von einem durch dieſelben fahrenden Wind mir ganz fühlbar bewegt wurden.

In der dritten Nacht, und zwar am 13ten auf den 14ten Januar wo die Eslingerin ſchon nicht mehr hier war (S. die vorige Angabe von Hrn. Bürger), begleitete mich mein Sohn in mein Zimmer, und als wir in daſſelbe traten, rochen wir in ihm einen ganz widrigen Leichengeruch, der aber nicht andauerte, ſondern, ohne daß die Fenſter eröffnet wurden, bald wieder verſchwand. Zu Schauen bekam ich in dieſer Nacht nichts.

Es iſt merkwürdig, daß die Erſcheinung für Hrn. Kümmel, in der erſten Nacht hauptſächlich durchs Gefühl, daneben auch durchs Gehör, bemerkbar wurde, nur als ein Schatten durchs Geſicht. In der zweiten Nacht wurde ſie ihm hauptſächlich durch das Geſicht und Gehör bemerkbar, und in der dritten Nacht ganz allein durch den Geruch.

Am 27ſten December ſchlief, wie ſchon oben angegeben wurde, Herr Profeſſor Kapff mit Herrn Kupferſtecher Duttenhofer von Heilbronn, im Gefängniß der Eslingerin.

Im Gefängniß der Männer aber hielt ſich damals Herr Maler Wagner von Heilbronn mit Herrn Pfarrer Stockmeyer von Steinsfeld auf. Mit ihnen war an dieſem Abend der bekannte Landſchaftsmaler, Herr Dörr von Heilbronn, hieher gekommen. Dieſer kehrte aber, als die Andern ſich ins Gefängniß begaben, wieder nach Heilbronn zurück, indem er gegen ſie den Wunſch äußerte, die Frau ſolle bewerkſtelligen, daß ihn der Geiſt dort beſuche.

Auch ich hatte, als ich am andern Tag vernahm, daß Herr Dörr nicht in das Gefängniß gegangen, ſondern wieder nach Heilbronn zurück gekehrt, den Wunſch, die Erſcheinung möchte ſich doch Hrn. Dörr auch einmal offenbaren.

und zwar hauptſächlich deßwegen, weil Herr Dörr immer großer Zweifler an derlei Dingen war, wodurch wir früher öfters in freundſchaftlichen Streit geriethen.

Von meinen Wünſchen wußte Herr Dörr aber nicht das Mindeſte.

Was ihm nun gegen all ſein Erwarten widerfuhr, ſchrieb er in folgendem Berichte ſelbſt nieder:

„Ohne etwas Gewiſſes zu wiſſen, ſprach ich vorher über derlei Sachen ab, und das wurde für vernünftig gehalten, jetzt werde ich von Manchem ausgelacht. Freilich iſt meine Erzählung ſo entſtellt worden, daß ich wünſchen muß, ich hätte ſie nur einigen Freunden anvertraut.

In der Nacht vom 29 auf den 30 Decbr. 1835 erwachte ich wie gewöhnlich zwiſchen 4 und 5 Uhr.

Ich hörte gegenüber die Rathhausuhr die halbe Stunde ſchlagen, gleich darauf rief der Nachtwächter halb 5 Uhr. Ich dachte über meine Geſchäfte nach, und wünſchte, daß es ſchon Tag wäre, weil ich ſelten mehr einſchlafen kann; da war auf einmal etwas neben mir, und hauchte einen ganz kalten Wind in mein rechtes Ohr, ich fuhr erſchrocken auf, griff mit der Hand auf dem Kiſſen umher und dachte, es könnte ein Hund oder eine Katze ſeyn (wiewohl kein ſolches Thier bei mir iſt), aber ich ſah und fühlte nichts. Dann hörte ich ein Gekniſter, welches die größte Aehnlichkeit mit den Tönen einer Menge elektriſcher Funken hatte. Bald kam ein noch ſtärkerer Schall als der erſte wieder in mein rechtes Ohr. Ein Schauer überfiel mich, ich wollte ein Licht ſchlagen, beſchloß aber doch, die Sache ruhig abzuwarten, käme auch, was da wolle. Da kam aber nichts mehr; die Uhr ſchlug ¾ auf 5 Uhr, und das Gekniſter verlor ſich.

Ich erzählte dieſen Vorfall mehreren Freunden und Bekannten. Einige meinten, es ſey der Geiſt der Eslingerin geweſen, Andere lachten mich aus und meinten, es ſeyen Ratten und Mäuſe geweſen.

Ich habe aber in meiner Wohnung noch nie Mäuſe verſpürt, und die Töne waren auch etwas ganz anders, als das Geräuſch von Mäuſen, es läßt ſich nicht beſchreiben, man muß es ſelbſt gehört haben.

Doch legte ich mehrere Talglichter, ſelbſt eine Bratwurſt, auf dem Boden umher, ſie wurden aber in acht Tagen nicht von Mäuſen berührt, obgleich daſſelbe Tönen oder Geräuſch noch in zwei Nächten und in der nämlichen Stunde ſich bei mir hören ließ, nur nicht ſo grob, wie das erſtemal.

Die Töne kamen von den verſchiedenſten Stellen meines Schlafzimmers, aber ſehen konnte ich nichts, obgleich es hell genug war, um die Bewegungen einer Maus ſehen zu können.

Seit dieſem Vorfalle verwerfe ich dergleichen Sachen nicht mehr ganz, ich laſſe mich nun auslachen, und habe den feſten Glauben, daß Einwirkungen unſichtbarer Weſen auf uns ſtattfinden können.

Heilbronn, Dörr.
den 3 Februar 1836.

Auf die ähnliche Weiſe, wie zu Hrn. Dörr und Andern, kam nach dem Zeugniſſe des Hrn. Profeſſors Kapff, die Erſcheinung in fünf Nächten auch zu ihm nach Heilbronn. Auch bei ihm kündigte ſie ſich mehrmals durch einen Ton in das Ohr und durch die bekannten Töne an, und dann auch durch ein kühles Anblaſen, bei welchem Herr Profeſſor **Kapff** immer einen widrigen Leichengeruch roch. Es iſt merkwürdig, daß die Erſcheinung zu Hrn. Profeſſor **Kapff** nicht gerade mit dem Willen und Geheiß der Eslingerin kam. Eben ſo kam die Erſcheinung auch zu Herrn Baron von **Hügel** nach **Eſchenau**, aber auch ohne Geheiß der Eslingerin, und wie oben angegeben, kam ſie zu Herrn Lehrer **Neuffer**, von dem die Eslingerin gar nichts wußte. Die Erſcheinung kam nur wie gelegenheitlich zu ihm, als ſie die andern Leute dieſes Hauſes beſuchte.

Würden die hier vorliegenden zahlreichen Zeugniſſe nicht ſo laut dafür ſprechen, wie dieſe Erſcheinung ſich auch in andern Häuſern hörbar und ſichtbar machte, ſo würde ich von den Vorfällen in meinem eigenen Hauſe gewiß ſchweigen.

um von den Beurtheilern und Beſſerwiſſern hinter dem Ofen nicht abermals hören zu müſſen: wie einzig mir, dem nach Wundern jagenden, ſo etwas begegnen könne, wie derlei Dinge nur meine Phantaſie ſchaffe u. ſ. w.

Da nun aber dieſe großen Reihen anderer, ſehr nüchterner, Menſchen Aehnliches oder Gleiches fühlten, hörten und ſahen, kann ich jenem ſeichten Geſchwätze zum Trotze, und auch zur Beſtätigung der Erfahrungen jener Andern, die meinigen ihnen getroſt beifügen, welches nun auch hier mit aller Wahrheit und Treue geſchieht.

Auf die Frage, die die Eßlingerin auf Anſinnen meiner Frau an die Erſcheinung ſtellte: ob ſie ſich ihr nicht in einer Nacht, wenn ſie im Gefängniß ſchlafe, durch die Sprache hörbar machen könne, antwortete die Erſcheinung „Ja!“ und beſtimmte die Nacht.

Aber aus Furcht, es möchte meiner Frau an der Geſundheit ſchaden, ließ ich nicht zu, daß ſie ins Gefängniß ging, um dort zu ſchlafen.

Meine Frau ſchlief nun in ihrem Hauſe, ohne die mindeſte Erwartung einer Erſcheinung hier. Sie ſchlief, aber gegen 12 Uhr wurde ſie auf einmal vom Schlafe dadurch erweckt, daß ihr eine ganz hohle Stimme, deren Worte aber ſie nicht verſtehen konnte, ins linke Ohr ſprach.

Zugleich hatte ſie das Schauen, als ſtände eine ſchwarze Wand vor ihrem Bette, aus der ſich aus hellen Nebelſtreifen, die nach und nach auf ihr erſchienen, eine helle Geſtalt bilden wolle.

Sobald ich am andern Morgen zu der Eſlingerin kam, ſagte ſie mir, ehe ich ein Wort ſprach, ſie habe die Erſcheinung, da meine Frau nicht gekommen, zu ihr geſandt. Von dort an kam die Erſcheinung auch ohne das Geheiß der Eslingerin durch viele Wochen hindurch faſt in jeder Nacht in unſer Haus, und verkündigte ſich durch die bekannten Töne und Lichtererſcheinungen. Die auffallendſten Fälle davon ſind folgende:

In der Nacht vom 19 auf den 20 Decbr., alſo in einer Adventsnacht, hörten wir um 3½ Uhr Morgens die bekannten Töne, wie bei Entladung elektriſcher Flaſchen entſtehen, und dann kam es vor das Bett meiner Frau und zupfte an ihrer Decke, ſie ſchaute herum, und auf einmal geſchah ein Schuß mitten in unſerm Zimmer, daß wir aus den Betten auffahren, und faſt beide zugleich riefen: „Das war gar zu grob!“ Hierauf herrſchte völlige Stille, und wir ſahen auch nichts.

Am Abend dieſes Tages ſagte meine Frau: man könne nicht beſtreiten, daß in unſerm Zimmer ein völliger Schuß geſchehen, oft müſſe ſie aber wieder denken, ob ſie gleich durchaus keine Urſache finde, es könne dieſer Knall, der übrigens ganz wie ein Schuß ohne Nachhall gelautet, auch von irgend etwas anderem herrühren. Ich machte ſie aufmerkſam, daß gegenwärtig, und zwar um die gleiche Stunde, die gleichen Töne auch im Gefängniſſe gehört wurden, und dann ſagte ſie lächelnd: „Morgen iſt mein Namenstag!“ Ich fragte ſie, was ſie damit ſagen wolle, und ſie ſagte: „Morgen iſt der Thomastag!“ womit ſie ſagen wollte, ſie gehöre immer noch zu den Schwergläubigen.

In der Nacht vom 21ſten auf den 22ſten (die Nacht des Thomastages) entſtunden nun um halb 12 Uhr Töne in unſerm Zimmer, als würden Stückchen Holz zerbrochen, dann kam es vor das Bett meiner Frau, die wachend war, klöpfelte am benachbarten Nachttiſche und rauſchte dann an der Bettlade, zupfte ihr auch an der Bettdecke, bis ſie herumſah, worauf ſie eine ganz lichte Geſtalt, doch ohne beſtimmt zu erkennende Geſichtszüge vor ſich ſtehen ſah. In dieſem Moment wollte ſie ſchreien, konnte aber die Töne, denn ſie war ganz ſteif geworden, nur wie röchelnd hervorbringen. An dieſen Tönen erwachte ich, ſprang heraus, und da löſ'te ſich wieder ihr Gebundenſeyn, und ſie erzählte mir das Vorgefallene. Sie ſagte, daß ſie die Geſtalt ganz wachend und beſtimmt geſehen, ſich im Schrecken aber von ihr gegen die Wand gewendet habe, wo ſie immer noch die Helle, die die Geſtalt auch gegen die Wand geworfen, geſehen habe. Erſt als dieſe verſchwunden, im Augenblicke, wo ich gekommen, habe ſie ſich wieder zu bewegen, und zu ſprechen vermocht.

Ich ſagte nichts zu ihr, als „Heute war der Thomastag!“ —

In der Nacht vom 26 auf den 27 Decbr. (in der gleichen Nacht, in der mein Sohn im Gefängniß ſchlief, und wir gegen 3 Uhr ſchlafend im Bette lagen) wurden wir auf einmal wie erweckt, hörten dann Töne von Krachen, Klöpfeln und die bekannten kniſternden Töne, und dann einigemal im Zimmer ein Werfen wie mit Sand, und zuletzt that es einen kreiſchenden, wunderlichen Ton, als wie wenn eines zum Sprechen ſich anſtrengt, es aber nicht vollführen kann.

Wir ſahen uns um, erblickten aber nichts.

Von dieſem 27 Decbr. an bis auf die Nacht vom 1 auf den 2 Januar hörten und ſahen wir nichts mehr. Aber in jener Nacht entſtunden wieder die Töne von Klöpfeln, Werfen, Kniſtern u. ſ. w. Es kam wieder an die Bettlade meiner Frau, klopfte an ihr, und als ſie aufſah, erblickte ſie wieder jene lichte Geſtalt vor ſich, aber nicht ſo groß und deutlich, wie in der Thomasnacht. Sie wollte ſich zuſammennehmen, und die Erſcheinung anſprechen, als ſie aber Mund und Zunge zum Reden bewegen wollte, wurden ſie ihr ſteif und gebunden, es wandelte ſie eine Bangigkeit an, und ſie wandte ſich um. Nach einer Stunde wiederholte ſich das Gleiche, nur in noch minderem Grade.

In der Nacht vom 24 auf den 25 Januar Nachts 10 Uhr, als wir ſchon im Bette lagen, that es in unſerm Schlafzimmer die bekannten Töne von Werfen. Ich rief meiner Frau zu: „Die Erſcheinung iſt da!“ und wie ich ſo rief, that es einen Knall.

Nach einer Stunde that es Töne, als flögen Tauben durch das Zimmer, und gegen 12 Uhr, als ich ſchlief, wurde ich auf einmal wie erweckt, und ſah (bei geſchloſſenen Läden und bedecktem

Himmel) einen ſchwefelgelben Glanz von der Größe eines kleinen Tellers an der Wand, an der mein Bett ſtand, und durch dieſen Glanz ſah ich hellere Streifen, wie Blitze fahren. Dieß dauerte einige Minuten, ich wollte rufen, konnte aber nicht, denn der Athem war mir wie beengt, und die Zunge wie gebunden; dieſes Gebundenſeyn dauerte einige Minuten lang, dann verſchwand es wieder, und alles war ſtill, und ich konnte auch nichts mehr bemerken.

In der Nacht vom 27ſten auf den 28ſten hörten wir nach Mitternacht wieder die bekannten Töne vom Klöpfeln, Krachen, Werfen im Zimmer, und auf einmal kam es wieder an das Bett meiner Frau und ſtund vor ihr als eine Helle ohne beſtimmte Umriſſe.

Sie wollte mir rufen, konnte aber nicht, bis die Helle von ihr wieder verſchwand.

Es that hierauf noch einen Kracher, wie vom andern offenen Zimmer her, und bald darauf hörten wir vom Stalle, der unter uns iſt, unſer Pferd, als ginge es aus dem Stalle. Bald aber war es wieder ganz ruhig. Als man Morgens durch die verſchloſſene Remiſe in den Stall wollte (deſſen Thüre ſich in der Remiſe öffnet), ſtund das Pferd ganz vornen an der Thür der Remiſe. Es hatte das Halfter unverſehrt an. Was aber ſehr auffallend war, war dieß, daß die Stallthüre hinter dem Pferde *zugemacht war*, wie ſie immer iſt, wenn das Pferd im Stalle iſt. Es iſt dieſe Thüre auch ſo beſchaffen, daß ſie nicht von ſelbſt zufallen kann. Die Kette hing unverſehrt an dem Troge und war durch Ringe und Querſtängchen ſo feſt an das Halfter angemacht, daß ſie ſich unmöglich von ſelbſt oder mit Gewalt ohne Zerreißung des Halfters oder der Kette von demſelben hätte löſen können. Ich dachte hier an das nächtliche Abbinden des Viehes von unſichtbarer

Hand, über das Viehbeſitzer ſo oft klagen, und das oft durchaus nicht auf gewöhnlichem Wege erklärt werden kann.

Meine Schweſter, die verwittwete Pfarrer St., war auf Beſuch zu uns gekommen, und hatte nur oberflächlich von jener Erſcheinung gehört. Wer dieſe Frau kennt, dem iſt bekannt, wie ſehr ſie entfernt von allem blinden Glauben an Dinge der Art iſt, und wie oft ich früher ihr und ihrem verſtorbenen Gatten vergebens meine Anſichten entwickelte.

Dieſes ihres Nichtglaubens unerachtet, mußte ihr doch hier Folgendes geſchehen.

Sie ſchlief im Zimmer, welches durch das Wohnzimmer von unſerm Schlafzimmer getrennt iſt. Sie erzählte alſo:

„In der Nacht vom 20 auf den 21 Januar, als ich gegen 10 Uhr wachend im Bette lag, that es mir auf einmal ins Ohr einen hauchenden, ſonderbaren Ton, es war wie ein rauhes Hauchen, oder ein Verſuch zu ſprechen. Dieſer Ton machte, daß ich mich umſah, und da erblickte ich an der geſchloſſenen Thüre, vis-à-vis von meinem Bette (es war kein Licht und kein Mondſchein, die Läden waren geſchloſſen), zwei Sterne, ſo groß wie ein Thaler, ihr Licht war ſchwefelgelb, und ſie warfen keine Strahlen, hatten aber Zäckchen.

(Man ſehe hier auch das Tagebuch der M. Laibesberg, von der ſechsten Nacht, wo ein gleicher Stern, auch gezackt, geſehen wurde).

Ich wollte ſogleich ein Licht anzünden, konnte aber nicht, denn ich war im Momente wie gelähmt.

Ich ſah ganz deutlich, daß die Sterne von der Thüre an die Wand weiter ſchwebten, und dann verſchwanden, worauf ich mich wieder bewegen konnte und Licht machte, dann aber nichts mehr ſah und fühlte. In der zweiten Nacht darauf, faſt zur gleichen Stunde, als ich wieder wachend zu Bette lag, ſah ich nichts, aber es kam mehrmals ein kühler Hauch gegen mich mit einem höchſt widrigen Leichengeruch.

Wenn wir nun alles, was dieſe von einander ſo verſchiedenen Perſonen, von denen viele mit einander, und ſelbſt mit der Eslingerin in gar keiner Verbindung, ja in gar keiner Bekanntſchaft ſtanden, hörten, ſchauten, fühlten und rochen, mit einander vergleichen, ſo finden wir ein Reſultat, welches keinen Zweifel zuläßt, daß hier gar kein Betrug, keine Täuſchung, keine vorgefaßte Meinung, keine Einbildung und keine Anſteckung ſtattfinden konnte, und wer anders behauptet, der iſt ein ſchlechter Beobachter, oder will hier gewaltthätig, weil er nun einmal nicht leiden kann, daß ſo etwas ſtattfinden ſoll, die Wahrheit unterdrücken. Denn wenn man auch annehmen könnte, was dem doch nicht ſo iſt, es hätte all jenes Schauen, Hören, Fühlen und Riechen in Gegenwart der Eslingerin im Gefängniß gemacht werden, oder doch nur von ihr ausgehen können, ſo frage ich, wie iſt das, was ſo offenbar in fernen Häuſern, ſelbſt in einer andern Stadt, von jenen verſchiedenen, mit einander gar nicht in Verbindung ſtehenden Menſchen, mehr oder weniger gleich gehört, geſchaut, gefühlt oder gerochen wurde, als allein von jenem Weib ausgehend, erklärlich, von einer Perſon, bei der man überdieß nie die Spur eines magnetiſchen Zuſtandes, eines Fernſehens und Herausſtretens aus dem Körper in einer Extaſe oder einem magnetiſchen Schlafe wahrnahm!

Alle jene frühern Erklärungsweiſen der Rationaliſten müſſen hier durchaus wegfallen, und man kommt immer wieder auf eine mit jenem Weibe zwar im Bunde ſtehende, aber auch frei für ſich auf andere wirken könnende Realität zurück, möge man dieſe auch benennen wie man wolle.

Denn daß dieſe Erſcheinung auch frei für ſich wirkte und nicht bloß an den Willen der Eslingerin ſich band, daher nicht wohl ein bloßer Ausfluß von ihr war, dafür ſprechen auch die Erfahrungen, daß ſie auch in Häuſer kam, wohin ſie die Eslingerin nicht ſchickte, und daß hier nicht Anſteckung wirken konnte, dafür ſpricht, daß die Erſcheinung zu Menſchen kam, die die Eslingerin gar noch nicht geſehen, ja von ihr kaum gehört hatten, wie z. B. Herr Lehrer Neuffer, Herr Mahler Dörr u. ſ. w.

Was zuerſt das Hörbare dieſer Erſcheinung betrifft, ſo kommen dieſe verſchiedenartigſten Beobachter überein, daß ein Hauptton in Begleitung der Erſcheinung, und zwar meiſtens der erſte, mit dem ſie ſich ankündigte, *in der Nähe der Frau, ſo wie an den entfernten Orten*, ein Kniſtern, wie das Entladen elektriſcher Funken aus einer Leidner Flaſche war; fanden dieſe kniſternden Töne ſchnell auf einander ſtatt, ſo bildeten ſich die Töne, die wie Rauſchen von Papier waren, oder wie Blaſen eines Windes in Steifleinwand.

Wenn Herr Lehrer *Neuffer* ſagt: „Es that an meinem Schreibtiſch einen langen kniſternden knallenden Ton, als riebe man dort ein ſich entzündendes chemiſches Schwefelhölzchen,“ und wenn Herr Referendär *Bürger* ſagt: Es that an meinem Schreibtiſche Töne, als ſchriebe dort jemand mit einer ganz laut kratzenden, groben Feder, — ſo waren dieſe Töne beſtimmt aus jenen nur verſtärkten und modificirten Tönen, wie von Entladung elektriſcher Funken, zuſammengeſetzt.

An dieſe Töne ſchloſſen ſich die Töne von Krachen und die Töne wie Fallen von Waſſertropfen an. Hieher wären vielleicht auch die Töne zu rechnen, wie der Flügelſchlag von Vögeln (Tauben), die mehrmals im Gefängniß und einmal bei mir ſelbſt, in Begleitung der Erſcheinung gehört wurden. Neben dieſen Tönen fanden auch noch Töne wie von Metall oder Glocken ſtatt.

Von den Tönen, die ſcheinbar ein Handeln anzeigten, gleichſam neckend, waren die, als würde mit Sand oder einem andern leichten oder ſchweren Gegenſtand geworfen, die häufigſten und die mehr oder weniger leiſen, und zwar nicht nur im Gefängniß, ſondern auch außer demſelben. Dieß geben die Beobachtungen der verſchiedenſten Perſonen und an den verſchiedenſten Stellen zu erkennen.

Dieſe Töne von Werfen kommen auch in ähnlichen Beobachtungen äußerſt häufig vor. Andere ſtärkere Töne, durch die ſcheinbar ein Handeln ſich ausſprach, waren die, als würden Thüren auf- und zugeſchlagen, als würde an den Fenſtern gerüttelt, getrommelt u. ſ. w., was aber nur ſcheinbar, nur ſolche Töne nachahmend, und nie in Wirklichkeit der Fall war; denn z. E. die Töne an den Fenſtern waren ſo furchtbar laut, daß, wenn ſie an denſelben wirklich ſtattgefunden hätten, die Fenſter völlig zertrümmert worden wären. Eben ſo fand wohl ein wirkliches Auf- und Zuſchlagen von den Gefängnißthüren nicht ſtatt.

Doch iſt zu bemerken, daß die Erſcheinung auch wirklich einmal eine feſtverſchloſſene Thüre factiſch eröffnete, und auch in andern Beobachtungen der Art kommt häufig wirkliches Eröffnen verſchloſſener Thüren vor. Dahin gehören auch die Töne, als trappten Pferde, als fahre ein Wagen. In der Beobachtung des Herrn Oberamtsrichters Heyd, dann in der von Hrn. Profeſſor Kapff und Herrn Duttenhofer, waren dieſe Töne mehr leiſe, und dadurch wie entfernter, aber in den Adventsnächten ſtellten ſich dieſe Töne ganz verſtärkt ein; da war es dann wie das Fahren eines Wagens im Gefängnißgang ſelbſt, und in der Beobachtung des Herrn Referendärs Bürger zu Hauſe war es wie das Fahren eines kleinen Wagens, wie z. E. eines Schubkarrens im Zimmer. In andern Beobachtungen gleicher Art kamen auch dieſe Töne vor, und wurden dort oft mit dem Rollen einer Kugel verglichen.

In den Adventsnächten ſcheinen alle dieſe verſchiedenartigen Töne ſich in höchſter Stärke concentrirt zu haben. Die Töne von Kniſtern wie elektriſche Funken ſteigerten ſich zu einem Rauſchen, die Töne wie von leiſem entferntem Fahren, zu einem völlig nahen im Gange ſelbſt, die Töne von Knallen ſteigerten ſich bis zu Tönen von Schüſſen und Erſchütterungen. Dabei fanden auch Töne wie von heftigem Auf- und Zuſchlagen der Gefängnißthüren ſtatt.

Artikulirte Töne, Töne von wirklichem Reden, fanden außer in der Nähe der Eslingerin ſelbſt, und da nur Einzelnen hörbar, wie die Erſcheinung Einzelnen nur ſichtbar, nur, wie es ſcheint, einmal im Gange des Gefängniſſes und einmal in wenigen Worten im benachbarten Gefängniß ſtatt, in den ferneren Häuſern aber nur in unartikulirten Tönen, oft nur wie Beſtrebungen ſprechen zu wollen.

Dieß fand in zwei Fällen in meinem Hauſe ſtatt, dann in dem Falle des Herrn Oberamtsgerichtsreferendärs **Bürger**, der angibt, es habe ihm wie einen thieriſchen Schrei ins Ohr gethan, was wohl das Gleiche wie in dem Falle **Kümmels** iſt, welcher ſagte: „es that mir einen Schrei ins Ohr, wie mit einem Kindertrompetchen, wobei die Haare meines Backenbarts ꝛc. bewegt wurden.“

Bei andern, wie z. B. bei Herrn **Dörr** und Herrn Profeſſor **Kapff**, blieb es nur wie bei einem Ton von Hauchen in das Ohr ſtehen.

Herr **Duttenhofer** bemerkte ganz wahr, daß dieſe Töne das Charakteriſtiſche gehabt, daß ſie ohne Nachhall waren, wie die Lichterſcheinungen ohne weitere Verbreitung; dieſe Lichterſcheinung und überhaupt das Sichtbare dieſer Erſcheinung betreffend, ſo war nur für die Eßlingerin allein eine völlige Geſtalt mit deutlichen Geſichtszügen ſchaubar, für Wenige eine helle

Geſtalt, aber mit undeutlichen Umriſſen. für die Meiſten eine phoſphoreſcirende Helle, oder ein ſchwefelgelber Glanz, in dem man oft einen noch lichtern (weißeren) Streifen erblickte, oft auch eine Menge phoſphoreſcirender Sternchen, oder einzelne größere Sterne, aber alles ohne eigentliche Strahlen.

Auch hierin ſtimmen die ſo verſchiedenen Beobachter mit einander überein, und es blieb die auffallende Lichterſcheinung im Gefängniß in Herrn Dr. Seyffers und meiner Gegenwart nicht ohne mehrere ſpätere Beiſpiele, wie beſonders auch die Beobachtung des Hrn. Referendärs Bürger zeigt.

Auch in andern ähnlichen Geſchichten zeigt ſich das Gleiche, und namentlich eine Phoſphoreſcenz, oder auch ein intenſiver ſchwefelgelber Glanz. Hiefür wären ſehr viele Beiſpiele anzuführen.

z. B. in Mollers Beſchreibung Freybergs iſt die Geſchichte einer Frau zu leſen, der öfters ein tröſtender Glanz erſchien. Sie ſagte: „Es kommt zu mir als ein ſchöner Glanz und ſetzt ſich zu mir nieder.“ Dieſer Glanz wurde auch jedesmal von ihrer Wärterin geſehen. In der vierten Thatſache der Seherin von Prevorſt (S. 137 zweite Auflage II. Theil) heißt es: „Oft kommt, wenn ich ganz wach bin, Nachts aus der Ecke der Wand ein Glanz, rund wie ein Zinnteller, bleibt mehrere Minuten vor mir und meinem Manne ſtehen, und kehrt dann wieder nach der Wand zurück, aus der er kam. Oft fährt es wie ein Wetterleuchten im Zimmer umher, und ohne daß außen oder innen ein Licht iſt, zeigt ſich der Schein eines Lichtes am Boden oder an der Decke unſerer Stube.“ Dabei fand das gleiche Hörbare ſtatt, wie in der Geſchichte der Eslingerin, und man hört Knalle, ein Kniſtern, Klopfen, es wirft wie mit Speiß. Endlich zeigte ſich die Erſcheinung in Geſtalt eines Mannes in einem Faltenrocke. —

Phosphorescenzen, z. B. wie ein Haufen Scheinvögelchen, wie eine Silberſchlange, kommen in ähnlichen Geſchichten häufig vor, und jene Lichterſcheinungen in dieſer Geſchichte der Eslingerin ſind alſo auch gar nichts Neues, ſo wie die in ihr beobachteten Töne in den gleichen Geſchichten immer gleich ſo beobachtet wurden.

Für das Gefühl gab ſich die Erſcheinung, wie ebenfalls die Erfahrungen der verſchiedenſten Perſonen zeigen, durch Beengung und momentanes Gebundenwerden der Sprachwerkzeuge und auch der Glieder zu erkennen. Man hatte das Gefühl, als käme man in eine andere Atmoſphäre. Dieß war aber gar nicht Erzeugniß der Furcht, welche ſich vielmehr verlor, es war ein momentaner magnetiſcher Rapport, den die Erſcheinung bei allen denen, welchen ſolches geſchah, hervorrief, der ſich aber bei ſolchen nur auf halbem Wege einſtellte; daher das Gebundenſeyn, bei einem vollſtändigen Rapport, der bei jedem Geiſterſehen zwiſchen der Erſcheinung und dem Seher ſtattfindet, hätte kein Gebundenſeyn, ſondern freie Bewegung mit völligem Schauen, wie bei der Eslingerin ſtattgefunden. Dieſer völlige Rapport findet aber nur bei ſehr Wenigen ſtatt.

Dieß iſt ebenfalls eine Beobachtung, die man ſchon in unzählig vielen Geſchichten ähnlicher Art machte.

Die Annäherung der Erſcheinung fühlten die meiſten Beobachter, auch mit einander übereinſtimmend, durch einen kühlen Luftzug oder Wind.

Wirkliche active Berührungen von der Erſcheinung ſelbſt ſchienen nach einigen Beobachtungen Schmerzen, ja ſelbſt ſichtbare Male an den

Stellen, die ſie berührte, hervorgebracht zu haben. Dagegen brachte das Anrühren der Erſcheinung, z. B. das Strecken der Hand in die Lichterſcheinung, kein Gefühl in derſelben hervor.

Doch ſchienen manche, z. E. einige der Gefangenen, durch die Atmoſphäre der Erſcheinung das Gefühl eines Ameiſenlaufens im Geſicht und in den Händen zu erhalten.

Der Hauch der Erſcheinung ſchien nach mehreren Fällen Ekel, Schmerzen und Geſchwulſt zu erzeugen.

Was von den Thränen der Erſcheinung angegeben iſt, ſo würde auch mir dieß als ganz unglaublich lauten, wäre dieß nicht auch ſchon in andern ähnlichen Geſchichten beobachtet worden.

So heißt es auch in einer Geſchichte einer ebenfalls von einer Erſcheinung verfolgten Gräfin v. Eberſtein, die von einem angeſehenen

Geiſtlichen der damaligen Zeit (1685) aufgeſetzt und unter Autorität des Conſiſtoriums und mit Genehmigung der v. Eberſteinſchen Familie, bekannt gemacht wurde.

„Hierauf fing der Geiſt einigemal an zu weinen, daß auch ſogar von den Thränen ihr Vorſtecktüchlein ſtark benetzt wurde.“

Nur weitere Erfahrungen können hierüber entſcheiden, nicht aber bloßes Abſprechen einer Sache, die uns jetzt allerdings unmöglich, ja *lächerlich* wie aus einem Ammenmährchen vorkommt.

Das Gefühl, als würde dem Liegenden das Deckbett genommen, oder an demſelben gezupft, ein Gefühl, das in ähnlichen Geſchichten ſo häufig vorkommt, fand auch hier nach den verſchiedenen Beobachtern ſtatt.

Eben ſo ſtimmen die verſchiedenſten Beobachter überein, daß die Erſcheinung ſich ihnen auch durch den Geruch, und namentlich durch einen widrigen Leichengeruch, bemerkbar gemacht, und dieß war nicht bloß in der Nähe der Eßlingerin, ſondern auch in den fernen Häuſern, und zwar auch zu Heilbronn in der Wohnung des Hrn. Profeſſors Kapff, der Fall.

Charakteriſtiſch war, daß dieſer Geruch nicht fix blieb, ſondern kam und ging, wie auch das Sichtbare der Erſcheinung kam und ging.

Auffallend war mir in dieſer Beziehung, in einer kürzlich mir von Herrn v. Meyer in Frankfurt mitgetheilten, ebenfalls authentiſchen Erſcheinungsgeſchichte, folgende Stelle zu finden:

„Bald hernach entſtand ein dichter Nebel mit entſetzlichem Leichengeruch begleitet, in der Stube, und zugleich ſtieg die graue Geiſtergeſtalt die ſchmale Stieg herunter, ſtellte ſich in einen Winkel und ſah von Zeit zu Zeit das

Mädchen an, welches außer Stand war, ſein Vorhaben auszuführen, indem der große Geſtank ihr beinahe den Athem benahm."

Man ſehe hier beſonders auch die Beobachtung und das Zeugniß des Herrn Dr. Sicherer nach.

Ueberhaupt waren die Beobachter zwar die verſchiedenartigſten Menſchen, aber Männer wie Herr Profeſſor Kapff, ein beſonnener Mathematiker und Phyſiker, Herr Kupferſtecher Duttenhofer, Hr. Dr. Sicherer u. die andern, ſind als vorurtheilsfreie und in dieſer Sache ganz unbefangene Männer bekannt, die ihre Beobachtung frei und offen angaben, und da ſie das Phänomen in Wahrheit ſo fanden, und auf keinem natürlichen Weg erklären konnten, ſich zu keiner Erklärung zwangen, am allerwenigſten zu einer, die für Täuſchung und Betrug geſprochen, weil eine ſolche ihrer Beobachtung und ihrem

Gewiſſen auch völlig entgegen geweſen wäre. Auch muß ich zur Ehre dieſer Männer ſagen, daß ſie ſich auch nachher vom Geſchwätze des Marktes nicht irre machen ließen, und noch heute das von ihnen Beobachtete, ihren frühern Zeugniſſen gleichlautend, bezeugen.

Am 11 Febr. wich die Erſcheinung von der Eslingerin, wie es ſcheint, auf immer. In den letzten Tagen war die Erſcheinung immer mehr in ſie gedrungen, mit ihr zu beten, nim: mehr ließ ſie auf die Vorſtellungen der Eslingerin von dem frühern Begehren ab, mit ihr in jenem Keller zu Wimmenthal zu beten. Dagegen aber ließ ſie nicht davon ab: Eslingerin müſſe den 11 Febr. Morgens 3 Uhr (in der Stunde, wo die Erſcheinung oft am unruhigſten war) unter freiem Himmel an einer bezeichneten Stelle unweit

Wimmenthal, dem ehemaligen angeblichen Aufenthaltsort der Erſcheinung, knieend mit ihr beten. Ich ſprach der Eslingerin ſelbſt zu, es zu thun, weil ich aus Erfahrung weiß, daß das buchſtäbliche Erfüllen des Begehrens ſolcher Erſcheinungen wenigſtens der kürzeſte Weg iſt, ihrer los zu werden. *)

Sie that das nun an dem ſehr ſtürmiſchen Morgen vom 11 Febr. in Begleitung einiger Freunde. Sie kniete auf jener Stelle trotz des Regens und Sturmes unter dem freien Himmel nieder und betete eine halbe Stunde lang laut. Die Freunde hielten ſich in einiger Entfernung von ihr ſtille.

---

*) Man ſehe die Geſchichte des Mädchens von Orlach, wo die Erſcheinung nicht ruhte, bis das Haus abgebrochen war.

Wie auch ſonſt beim Sehen ſolcher Erſcheinungen der Fall iſt, ſo geſchah auch hier dieß nicht für Alle in gleicher Stärke, welches aber gerade dafür ſpricht, daß die Eslingerin ſich keiner ſinnlichen Mittel, z. E. einer Laterna magica u. ſ. w. bediente; denn ein ſolches Licht hätten alle gleich geſehen.

Es that mir leid, daß Amtsgeſchäfte mich verhinderten, der Aufforderung der Eslingerin Folge zu leiſten, dieſe letzte Scene zu beobachten. Schweſtern der Eslingerin und einige andere Perſonen, die bei dieſer Scene waren, ſind als Zeugen nicht ſo geltend, als eine ſehr rechtſchaffene Frau, die die Gabe des innern Schauens von Jugend auf hatte.

Es iſt dieſe Zeugin, die jedem Einwohner von Weinsberg als redlich und verſtändig bekannte Frau Fabrikantin Wörner von hier, welche nachher, auch vom Herrn Oberamtsrichter Heyd vorgefordert, Folgendes, das ſie, wie ſie ſagte, eidlich erhärten könnte, bei Gott und Gewiſſen angab:

„Am 11 Febr. Morgens 3 Uhr fuhr ich mit der Eslingerin (die ich vorher nie ſah und ſprach), ihren zwei Schweſtern und einigen andern Freunden, an den von der Erſcheinung bezeichneten Ort bei Wimmenthal (wenigſtens hatte man von da aus Wimmenthal im Auge) ab. Die Eslingerin hatte vorher von ihren Kindern gerührt Abſchied genommen, denn ſie war ſehr angegriffen, und es war nicht anders, als führe man ſie auf den Richtplatz. Das Wetter war furchtbar ſtürmiſch. An Ort und Stelle angekommen, kniete die Eslingerin am bezeichneten Platze nieder, wir aber hielten uns von ihr, um durch keinen Laut zu ſtören, gegen dreißig Schritte in tiefſter Stille entfernt. Die Eslingerin betete bei einer halben Stunde laut, und was ich da ſah, kann auch von andern beſtätigt werden, obgleich nicht alle es in dieſer Beſtimmtheit wie ich zu ſchauen vermochten.

Ich ſtehe mit dieſer Perſon in gar keiner Bekanntſchaft, und ſprach und ſah ſie vorher nie, und ich wüßte gar nicht, warum ich ihr zu Gunſten etwas ſagen ſollte, was ich nicht ſah.

Ich ſah aber, daß während des Gebetes ſich der Eslingerin eine lichte Geſtalt näherte, eine männliche Erſcheinung, welcher bald zwei andere lichte Geſtalten, aber klein wie Wölkchen, nachfolgten. Nach Beendigung des Gebets vernahm ich, wie von dieſen, einen unbeſchreiblich lieblichen zarten Geſang, und ſah dann, wie die größere Erſcheinung ſich der Eslingerin völlig näherte, in welchem Moment eine Lichterſcheinung wie eine Sternſchnuppe ganz an der Eslingerin auffuhr, dann bemerkte ich nichts mehr, als wie eine weiße Wolke von ziemlicher Höhe, die zum Boden nieder und dann wieder aufſchwebte, und hierauf ward es völlig dunkel um die Eslingerin.

Wir harrten ſo noch eine Viertelſtunde, um nicht zu ſtören, ſtille, da wir aber dann nichts mehr hörten und ſahen, näherten wir uns der Eslingerin, und fanden dieſe kalt und beſinnungslos auf dem Boden liegen. Wieder zu ſich gebracht, erzählte ſie, daß die Erſcheinung zum Abſchiede von ihr die Hand gefordert, die ſie vorher mit einem Tuch umwickelt und ſo ihr gereicht habe. Da ſey von dem Tuch ein Flämmchen aufgefahren, und wie etwa die Berührung mit den Fingern der Erſcheinung geſchehen ſeyn mag, fand man auch in daſſelbe, jedoch ganz geruchloſe Stellen gebrannt.

Dieß aber, ſagte die Eslingerin, hätte ſie nicht ſo erſchreckt, da ihr das auch die Erſcheinung vorhergeſagt habe, als das, daß nach dem Aufſchweben der Erſcheinung, was in Begleitung zweier kleinen lichten Kindergeſtalten, wie auf einer ſich niedergelaſſenen Wolke geſchehen, ein ganzer Troß ſcheußlicher Thiergeſtalten auf ſie zu und an ihr vorübergerauſcht, worauf ſie bewußtlos niedergefallen ſey.

Und dieß iſt es, was ich in jener merkwürdigen Stunde ſah und hörte, nie vergeſſen werde, und mit einem Eide, daß ich es ſo hörte und ſah, bekräftigen könnte.“

Die richtige Angabe bezeugt auf Vorleſen

Chriſtiane Wörner.

Die zwei kleinen lichten Kindergeſtalten, die auch die Frau Wörnerin, aber nur wie Wölkchen ſah, und die in Begleitung der größern lichten Geſtalt waren, mahnen an die zwei Lämmchen, die ſo oft in Begleitung der Erſcheinung im Gefängniß erſchienen.

Jetzt ſchienen auch dieſe Menſchengeſtalt angenommen zu haben.

Beſtimmt iſt, daß auch von jener Stunde an, weder von der Eßlingerin noch ſonſt im Gefängniß, oder in den andern Häuſern, irgend etwas mehr von dem vorigen gehört, geſehen, gefühlt oder gerochen wurde.

Sehr furchtſamen Weibern, die nachher in der Eßlingerin Gefängniß eingeſperrt waren, ſagte ich gefliſſentlich von den Dingen, die hier vorgegangen, und ſie ſollten recht aufmerken, ſie würden wohl ſehr beunruhigt werden, allein ſie konnten mir des Morgens nie etwas ſagen, zum Beweiſe, daß auch früher Furcht und Einbildung dieſes Sehen, Hören, Fühlen und Riechen bei den Bewohnern dieſes Gefängniſſes nicht hervorbringen konnten. Auch jene letzte Scene, die der Trennung der Erſcheinung von der vermittelnden Perſon, hat ganz gleiche Vorgänge, und namentlich nicht bloß in Erſcheinung eines Lichtes, ſondern in der eines wirklich brennenden Flämmchens. Man vergleiche damit die Geſchichte des Mädchens von Orlach (ſiehe die Geſchichte Beſeſſener neuerer Zeit und die Geſchichte einer Erſcheinung in der Hammerſchen Familie. Jungs Geiſtertheorie S. 193). Es iſt auch hier die bekannte Aeußerung eines elektriſchen Feuers, das mit dem magnetiſchen Nerven-Fluidum (dem Nervengeiſt), dieſem Seelenvehikel, identiſch oder eine ſeiner verſchiedenen Darſtellungen iſt.

Eben ſo iſt das beſtändige Anliegen der Erſcheinung, mit ihr zu beten, und zwar an einer beſtimmten Stelle, ebenfalls kein leeres Vorgeben der Eslingerin, denn conſtant wiederholt ſich dieß in hundert gleichen Beobachtungen immer.

Die Eslingerin ſagte, wie ſchon bemerkt, oft zur Erſcheinung: ſie ſey ſelbſt eine Sünderin, warum ſie ſich an ſie wende? worauf, wie ſie ſagte, die Erſcheinung nur ſeufzte und noch mehr in ſie um Gebet drang. Dieß iſt nur dadurch erklärlich, wenn wir bedenken, daß ſolche Geiſter noch tief unter den Menſchen fielen, und daß wohl unter einer unzähligen Menge von Menſchen gerade nur einer die Beſchaffenheit haben kann, vermöge der er mit einem Geiſt in vollſtändigem Rapport zu treten fähig iſt. Dieſer Einzige iſt dann ſo einem nach Vermittlung ſchmachtenden Geiſte ſo hoch willkommen, wie einem nach geiſtlichem Troſt oder Gebet ſehnſüchtigen Todtkranken, der weiter keine Wahl hat, es der Tröſter oder Beichtvater iſt, von dem er auch weiß, daß er vielleicht ein eben ſo großer Sünder als er ſelbſt iſt, den er aber nur eben allein haben kann. Auch kann man wohl annehmen, daß ſolche niedere, gefallene Geiſter auch eher Anziehung zu Menſchen haben, die ihnen auch geiſtig näher ſtehen, an denen ſelbſt noch viele Schwere der Erde haftet. Solchen Geiſtern iſt es wohl viel ſchwerer, ſich an höhere Menſchen, und noch ſchwerer, ſich an höhere Geiſter zu wenden: denn das ſind tief unter den Menſchen gefallene Geiſter.

Für diejenigen, welche beſonders dieſen letztern Umſtand, nämlich das Verlangen nach Gebet, für eine krankhafte religiöſe Phantaſie würtembergiſcher Frauen halten, will ich hier eine Geſchichte auch aus neuerer Zeit einſchalten, wo gleiches Begehren einer Erſcheinung an einen Mann ſtattfand, und zwar nicht in Würtemberg, ſondern in Baden, eine Geſchichte, die mir aus authentiſcher Quelle mitgetheilt wurde.

Chriſtian Eiſengrün,*) ein ehrſamer Bürger und Hafnermeiſter zu Neckarſteinach, erzählt ganz einfach nachſtehende Geſchichte, die ihm begegnete, und die auch von den Gerichten actenmäßig aufgenommen iſt.

---

*) Dieſer Menſch war auch, wie die Eßlingerin, von Jugend an fähig Geiſter zu ſehen, ohne daß er aber früher in ſolche nähere Verbindung mit einem gekommen wäre.

„Im Jahre 1827 war ich auf der Wanderſchaft zu Eberbach im Badiſchen, und ſtand bei dem Hafnermeiſter Friedrich Gehrig, katholiſcher Religion, in Arbeit.

Kurz vor Michaelis, Nachts 11 Uhr, wo ich im Bette lag, hat mich ein Gepolter im Zimmer aufmerkſam gemacht. Als ich aus dem Bette ſah, erblickte ich ein dem Erlöſchen nahes Lichtchen auf dem Boden, das ſich aber vergrößerte und auf einmal eine menſchliche Geſtalt war, die ein weißes Gewand, gleich einem Chorhemd, anhatte. (Man ſieht hier wieder den Faltenrock, die Bekleidung all dieſer Erſcheinungen, wenn ſie ſich beſſernd zum Gebete wenden.) Einen Kopf habe ich nicht geſehen.

(Daß der Kopf bei dieſen Erſcheinungen zuerſt nicht und nur nach und nach geſehen wird, deutliche Geſichtszüge am letzten, kommt ſehr oft vor.) Die Figur hatte eine gewöhnliche Mannsgröße.

Jetzt ſteckte ich mich unter die Bettdecke, der Geiſt aber ſprach mit deutlicher Stimme und im gewöhnlichen Deutſch unſerer Gegend Folgendes zu mir:

> „Du biſt dazu berufen, mich zu erlöſen und du mußt mich erlöſen. Du mußt 21 Tage nach einander auf dem katholiſchen Kirchhofe zu Neckarſteinach, Abends vor der Betglocke, auf dem Grabe, wo das ſteinerne Grabmal ſteht, folgenden Vers im Teſtamente herſagen:
>
> > „denn welcher Menſch weiß, was im „Menſchen iſt, ohne den Geiſt des Men-

[illegible]

„ſehen, der in ihm iſt? alſo auch weiß
„Niemand, was in Gott iſt, ohne den
„Geiſt Gottes.“ r
εἰ μὴ τὸ πν.

Die zweite Nacht iſt die Erſcheinung eben ſo und mit der nämlichen Anrede zu mir gekommen.

Jetzt habe ich's meinem Meiſter geſagt, der mich aufgefordert hat, mich nicht zu fürchten, und zu ſehen, was und wer ſie ſey und was ſie weiter wolle. Die dritte Nacht habe ich mich zwar nun nicht verſteckt, jedoch auch nicht das Herz gehabt, zu fragen. Die Erſcheinung hat mir das Nämliche wiederholt vorgeſagt, iſt wieder im weißen Gewand, jedoch ohne Kopf geweſen.

Nachdem ich dieſes meinem Meiſter wieder eröffnet, hat mir derſelbe geſagt, er kenne derlei Sachen, und man müſſe damit nicht ſpaßen, hat mir zugeſprochen, jetzt heimzugehen und den Auftrag zu befolgen.

Dieß habe ich nun gethan, bin nach Neckarſteinach gegangen und habe es ſogleich dem rechtſchaffenen und verehrungswürdigen katholiſchen Geiſtlichen, Herrn Pfarrer Seltz, angezeigt, der mir geſagt, mich dieſem Auftrag ohne Bedenken zu unterziehen, wozu er mich eingeſegnet und mir das Lied:

„Eine veſte Burg iſt unſer Gott,
Eine gute Wehr und Waffen.“

aufgegeben hat, auswendig zu lernen, und es jedesmal herzuſagen, ſo wie ich mit dem Vers, den mir der Geiſt aufgegeben, fertig ſey. Der Herr Pfarrer hat auch die Bibel aufgeſchlagen und dieſen Vers I. Corinther am 2. V. 11 gefunden.

(Es iſt merkwürdig und brav, daß der katholiſche Geiſtliche dem Mann dieſes Lied Luthers anempfahl. Minder ſcheint dieſes Lied dem katholiſchen Geiſte gefallen zu haben.)

Da auf dem katholiſchen Kirchhofe nur ein ſteinernes Monument iſt, ſo war es nicht ſchwer den Namen des Verſtorbenen ausfindig zu machen.

Den andern Tag bin ich, ſo wie es der Geiſt geſagt, kurz vor der Betglocke (6 Uhr) auf den Kirchhof gegangen, nachdem mich der Herr Pfarrer Seitz eingeſegnet, was die 21 Tage jedesmal geſchah. Ich kniete vor dem Grabſtein, ſagte den Vers und das Lied, ſtill in mich gekehrt, mit dem herzlichſten Wunſche her, daß Gott ſich ſeiner Seele erbarmen möge. So wie ich kniete, ſtand der Geiſt mitten auf ſeinem Grabe, und war mit in einander gelegten Händen, ſo wie man betet, ſtill, ſo lange ich den Vers im Sinne hergeſagt; ſo wie ich aber das Lied anfing, ging er eilfertig bald hin und her auf dem Grab, oder zwerch über und über, aber immer nur ſo lang und ſo breit, als das Grab war.

Zwiſchen mir und ihm war nichts als der nicht hohe Grabſtein, und mit Angſt und Zittern habe ich jedesmal den Vers und das Lied ſtille hergeſagt, weil ich jedesmal fürchtete, der Geiſt möge auf mich kommen.

Dieſe 21 Tage habe ich nun ſeine ganze Geſtalt geſehen; denn mit dem erſten Tage dieſer Zeit war auch der Kopf da. Er hatte keine Kopfbedeckung, ganz graue weiße Haare, grauliche ſehr tief liegende Augen, ein weißes Gewand wie ein Chorhemd, die Hände jedesmal in einander gelegt. Die ganze Furcht, die ich empfand, lag, glaube ich, in den großen aufſtehenden Augen, von denen ich keine Bewegung gewahrte.

In den erſten Tagen empfand ich ſchon ein Unwohlſeyn, und am zehnten Tag, als ich vom Kirchhof heimkam, überfiel mich ein Wehſeyn und ich fiel die Treppe herab, war aber dennoch jeden Tag im Stande, das Gebet auf dem Kirchhofe zu verrichten, wo gewöhnlich viele Menſchen beiwohnten.

Frau und Kinder der Erſcheinung waren nicht mehr da, aber die Kinder des Bruders ſtellten bei dem Landgericht zu Hirſchhorn Klage gegen mich, und erwirkten bei dem Bürgermeiſter des Orts einen Verhaftsbefehl für die Stunde, wo ich gewöhnlich (um 6 Uhr Abends) auf das Grab gehen ſollte. Der Bürgermeiſter ließ mich holen und in ſeinem Hauſe durch den Amtsboten bewachen. So wie es gegen 6 Uhr ging, erſchien der Geiſt im Hauſe des Bürgermeiſters, ſagte nichts, aber winkte mir beſtändig mit der Hand und machte Zeichen zum Fortgehen.

Angſt und Sorge preßten mir Thränen aus, und ich ſagte zum Bürgermeiſter und dem Amtsdiener: „ſeht, da ſteht er und winkt zum Fortgehen!“ Wir ſehen nichts, ſagten dieſe; allein der Bürgermeiſter ließ mich gehen, und beide erzählten nachher, daß es ſie im nämlichen Augenblick eiskalt überlaufen, und erſt nach dieſem Gefühl habe mir der Bürgermeiſter zu gehen erlaubt.

Nun kam auch das ganze Landgericht von Hirſchhorn ins Ort.

Ich wurde vorgerufen und verhört, und erzählte Alles.

Der katholiſche Geiſtliche, eine Menge Zeugen, der Bürgermeiſter und Amtsbote, dann die mich anklagenden Verwandten des Verſtorbenen waren verſammelt. Den andern Tag wurde mir eröffnet, daß mir nichts geſchehe, und ich meine Erlöſungsgebete fortſetzen ſolle. *)

Der Geiſtliche und Bürgermeiſter mußten berichten, als die 21 Tage um waren, nach welchen

---

*) War gewiß ſehr chriſtlich und brav von der Behörde.

ſich der Geiſt nicht mehr ſehen ließ, und ſeither habe ich auch nicht das Geringſte mehr von ihm geſehen oder gefühlt.

Der Verſtorbene war ein reicher Holzhändler.

Nachdem die 21 Tage abgelaufen waren, wurde ich ſehr elend, und befand mich ein ganzes Jahr in einem leidenden Zuſtande, wurde aber durch den chriſtlichen und wohldenkenden evangeliſchen Herrn Decan Arnold zu Neckargemünd und den Herrn Apotheker Bronner von da unterſtützt und mit Medicin verſorgt, bin nun, Gottlob und Dank, wieder hergeſtellt und habe ein Kind, bin arm, aber vertraue auf Gott.“

Erfahrungen wie dieſe, gibt es allerdings ſehr viele, und ſolche werden aber noch weniger, als die Geſchichte der Eslingerin, Andere überzeugen, weil in ihnen dem Schauen, Hören und Fühlen Anderer nichts gegeben iſt, und man ſie auf bloßem Glauben und Treue des einzelnen Sehers annehmen muß. Aber ich führte dieſe Geſchichte hauptſächlich, wie ſchon erwähnt, deswegen an, um zu zeigen, daß ſolches nicht bloß Frauen, ſondern auch Männern widerfahren kann, und daß in all dieſen Fällen faſt conſtant ein Anſinnen der Erſcheinung um Erlöſung (möge man auch darüber urtheilen wie man wolle), und um Gebet und das meiſtens an einer beſtimmten Stelle, ſtattfindet, alſo auch hierin die Eslingerin wohl nicht log.

Um nun wieder auf die Geſchichte der Eslingerin zurückzukommen, ſo ſpricht aber die große Uebereinſtimmung, die dieſe Geſchichte mit den vielen andern aus dieſer Nachtſeite der Natur auch in Hinſicht der gleichen Töne, der gleichen Lichterſcheinungen, der gleichen Empfindungen der Beobachter (oder der gleichen Einwirkungen auf die Körper) hat, ebenfalls aufs lauteſte für deren Wahrheit. Spreche ich aber von der Wahrheit dieſer Geſchichte, ſo verſtehe ich darunter immer, was in ihr, während die Eslingerin im Gefängniß war, und was in den hieſigen Häuſern beobachtet wurde; denn nach Entlaſſung der Eslingerin aus dem hieſigen Gefängniß, wo ſie wieder unter den rohen Haufen kam, der nun zu ihr ſtrömte und Auskunft über alles Mögliche von der Erſcheinung haben wollte, war ſie und ihre Umgebung oft genöthigt, um nur Ruhe zu bekommen, die fragenden Gaffer mit Dichtungen abzuſpeiſen; denn diejenigen, die keine ſolche

Auskunft erhielten und geradezu abgewieſen wurden, nahmen dann durch ſelbſterdichtete Lügen Rache. Es konnte alſo von dieſer Zeit keine reine Beobachtung geliefert werden, was aber jenen frühern reinen Beobachtungen keinen Eintrag thut.

Veranlaßt durch dieſe Geſchichte der Eslingerin, las ich erſt kürzlich nach Jahren wieder die in der Geſchichte der Seherin von Prevorſt (II. Th. S. 290 2te Aufl.) getreu niedergeſchriebene und damals ebenfalls amtlich gewordene ähnliche Geſchichte, die ſich vor ſieben Jahren in einem Gefängniß des Rathhauſes zu Weinsberg ereignete, welches Haus aber in einem ganz andern Theile der Stadt liegt, als das Gefängniß der Eslingerin, und ich ward überraſcht durch die völlige Gleichheit deſſen, was da geſehen, gehört und gefühlt wurde, mit dem, was in dieſer Geſchichte der Eslingerin gehört, geſehen und gefühlt wurde, und doch iſt dieſe alte Geſchichte hier ganz vergeſſen, und es erinnert ſich wohl in hieſiger Stadt, ausgenommen Herr Oberamtmann von Wolff, welcher die Verhöre vornahm, kein Menſch mehr ihrer.

Ich bitte, dieſe Geſchichte hier noch einmal anzuhören, um ſich zu überzeugen wie ähnlich ſich dieſe geiſterhaften Aeußerungen und Einwirkungen ſind, und zwar deßwegen, weil ſie Realitäten und Wahrheiten ſind und keine Phantome der Einbildung, ſo wenig als gefliſſentlich gemachter Spuk.

Auf dem Rathhauſe zu Weinsberg befindet ſich ein Zimmer, das als Gefängniß dient. Die verſchiedenſten Menſchen, die von einander nie etwas erfahren hatten, aus den verſchiedenſten Gegenden und zu den verſchiedenſten Zeiten, welche ſich nächtlich in dieſem Zimmer aufhielten gaben an: daß man in ihm ungewöhnliche Dinge höre und fühle, ja Manche wurden in demſelben ſchon ſo beängſtiget, daß ſie krank wurden, während Andere in demſelben Raume weder etwas Beſonderes hörten noch fühlten. Das Rathhaus iſt völlig unbewohnt und von andern Häuſern getrennt. Nach ihrer Befreiung zeigten verſchiedene der hier Ingeſeſſenen dieſe Beunruhigungen dem Amte an; ſo z. B. ein hier ganz fremder, geſunder und ſtarker Kaufmann, der von den frühern Vorfällen hier nicht das Mindeſte hatte erfahren können.

Später traf das gleiche Schickſal einen Landjäger, der lange Soldat geweſen und nie an derlei Dinge geglaubt hatte.

Dieſer gab nach ſeiner Freilaſſung, mit den Andern ungefähr gleichlautend, Folgendes vor Oberamt an:

„In der erſten Nacht, die ich in dieſem Zimmer zubrachte, Schlag 1 Uhr, wurde ich auf einmal erweckt (das gleiche Erwecken, wie in der

Geſchichte der Eslingerin), und da lief es mit Tritten, die ich zählen konnte, es waren ſieben, ganz wie ein Menſch vor mein Bett. Dieſe Tritte hörte ich nicht über mir (es bewohnt, wie geſagt, keine Seele dieſes Haus, auch kein Wächter), ſondern auf dem gleichen Boden des Zimmers in dem ich mich befand.

Es waren Tritte vollkommen wie die eines Menſchen, der ſchlürfend (die Schuhe loſe am Fuße nach ſich ziehend, ganz wie in der Geſchichte der Eslingerin) auf einen zuſchreitet. Die Sache kam mir ſonderbar vor, ich ſchlief aber bald wieder ein, und wurde nicht mehr beunruhigt. In der zweiten Nacht wurde ich Schlag 1 Uhr wieder erweckt, fühlte etwas Unheimliches, Drückendes um mich, ſchlief aber ohne etwas gehört zu haben bald wieder ein.

In der dritten Nacht wurde ich Schlag 1 Uhr wieder erweckt, das Zimmer war, was mir unbegreiflich ſchien, hell, obgleich es eine Regennacht war (alſo eine Lichterſcheinung, wie in der Geſchichte der Eslingerin), und da kam es auf einmal, ich ſah es wach und ganz beſtimmt, wie ein großer Schatten auf mich zu, bog ſich über mich und hauchte mich dreimal ganz fühlbar an (wieder wie in der Geſchichte der Eslingerin). Zugleich zog es den Teppich des Bettes zur Hälfte herab, ſo daß ich nach dem Teppich griff, um ihn feſtzuhalten (ganz wie in der Geſchichte der E.). Bald darauf that es neben mir einen Knall (wie in der Geſchichte der E.), als wäre meine Bettſtelle gewaltſam auseinander geriſſen worden, ich fiel hinunter, daß es meine Bruſt erſchütterte, ſprang auf und unterſuchte rings die Bettſtelle, die aber ganz unverletzt und feſt ſtand, und an der ich nicht das Mindeſte bemerken konnte.“

Wegen Beſchränktheit des Raumes in den andern Gefängniſſen, ward im Junius 1829 ein ſehr beherzter Kerl, aus der Gegend von Mergentheim, alſo aus einem von hier ſehr entfernten Ort, in dieſes Zimmer auf dem Rathhauſe eingeſchloſſen. Dieſer, dem mit völliger Gewißheit früher nicht das Mindeſte von jenem Zimmer bekannt war, äußerte, nachdem er einige Wochen in demſelben zugebracht hatte, ſich darüber alſo:

In verſchiedenen Nächten, die ich in dieſem Zimmer zubringen mußte, wurde ich meiſtens gegen 1 Uhr erweckt, und da fiel es ſo ſchwer auf mich, wie ein Sack, daß ich faſt nicht mehr athmen konnte. Einmal wurde meine Bettſtelle mit mir wie aufgehoben, und mir hörbar und fühlbar hin und her gerüttelt.

Als es Tag war unterſuchte ich genau die Stollen der Bettſtelle, fand aber, daß ſie nicht im Mindeſten verrückt worden waren. Mehrmals zog es mir den Teppich vom Leibe, und weit vom Bett hinweg. Einigemal ſah ich ganz deutlich eine männliche Geſtalt, die auf der Bruſt eine helle Stelle hatte, im Zimmer hin und her gehen; es war wie ein Schatten. Nicht alle Nacht fand eine ſolche Beunruhigung ſtatt, oft blieb ſie drei, vier und mehrere Nächte aus.“

Dieſer Menſch bat, ihn in ein anderes, wenn auch härteres, Gefängniß zu verlegen.

Man bewilligte ihm ſeine Bitte und that einen andern Gefangenen dahin. Auch dieſer wußte von den Beunruhigungen in dieſem Zimmer nicht das Mindeſte voraus. Drei Nächte lang blieb er ohne alle Anfechtungen; in der vierten Nacht, als er ganz wach war, fühlte er auf einmal einen Druck auf der Bruſt, wie von einem ſchweren Sack, und bekam das Gefühl, als blieſe ihm jemand in das Ohr (wie in der Geſchichte der E.). In ſpätern Nächten geſchah ihm Aehnliches, auch hörte er das Rollen einer Kugel (der gleiche Ton, der in der Geſchichte der Eslingerin als wie das Rollen eines Wagens, eines Schubkarrens, angegeben wurde), und wurde ihm der Teppich genommen.

Wenn er nach dieſem greifen wollte, war er nicht fähig die Arme hinauf zu bringen (das Gebundenſeyn, der unvollſtändige magnetiſche Rapport, wie in der Geſchichte der Eslingerin).

Dieſe obige, der Geſchichte der Eslingerin ſo gleiche Geſchichte unterſcheidet ſich aber von derſelben in einem Hauptpunkt, nämlich dadurch, daß in ihr keine Perſon aufzufinden iſt, von der man wie von der Eslingerin annehmen könnte, daß von ihr die Erſcheinung z. B. als Traumbild, oder als ein von ihr ausgeſtrömtes elektro-magnetiſches Fluidum (oder wie man das nennen will, um einem Geiſte in der rationellen Geſpenſterfurcht aus dem Wege zu gehen) ausgegangen ſey.

Hier kommen die gleichen Erſcheinungen, die gleichen Töne und Empfindungen, ſelbſtſtändig ohne irgend eine Vermittlung vor, denn in jenem Hauſe war keine Seele. Ein ſolcher Erklärer wird aber ſagen: wie bei der Eslingerin die Erſcheinung und jene Töne auch in entfernte Häuſer gekommen, ſo habe wohl irgend ein ſo beſchaffenes Weibsbild in Weinsberg oder der Umgegend, denn die Erſcheinung ſey bei der Eslingerin auch nach Heilbronn gekommen, dieſe Erſcheinung auch ſo in dieſes Gefängniß, Gott weiß zu welchem Zwecke, geſchickt.

Hier tritt freilich der Umſtand ein, daß dieſe Erſcheinung Jahre lang in dieſem Rathhausgefängniſſe beobachtet wurde, alſo auch die verſteckte ferne Perſon dieſes ihr elektro-magnetiſches Spiel mit den Perſonen in dieſem Gefängniſſe auch Jahre lang hätte treiben müſſen. Zu welchen Albernheiten aber derlei mit den Haaren herbeigezogene Erklärungen führen, wird jeder durch die ſogenannte Bildung noch nicht dumm gemachte, und verglaste Menſch, gar wohl einſehen, und ich ſchweige.

Man hat in neuerer Zeit die ſonderbare Behauptung dem gebildeten Publikum vorgetragen *), als wären ſolche Geſchichten nur modern proteſtantiſche, nur Producte der lutheriſchen Confeſſion, als wären ſie nur in den Köpfen des lutheriſchen Deutſchlands, und dann noch in denen des antikatholiſchen Schwedens, aber nicht in der Natur, denn ſie seyen in Italien, und in ſonſt katholiſchen Ländern, nicht zu finden.

---

*) Siehe das Litteraturblatt des Morgenblatts, und Hrn. Dr. Menzels Reiſe nach Italien.

Durch eine Menge Beiſpiele aus der katholiſchen Welt, wäre dieſe Behauptung zu widerlegen.

Die Lehre vom Fegfeuer (Mittelreiche), die Lehre vom Gebet für Verſtorbene, die Lehre vom Exorcismus in der katholiſchen Religion, iſt *allein aus ſolchen Erfahrungen hervorgegangen*, iſt rein aus der Natur hervorgegangen.

Wäre es aber wirklich ſo, was dem nicht ſo iſt, daß nämlich ſolche Beobachtungen weniger in der katholiſchen, als in der lutheriſchen Welt gemacht würden, ſo könnte dieß gerade deßwegen geſchehen, weil die Katholiken Seelenmeſſen, Gebet für Verſtorbene, anerkennen und *unaufgefordert ausüben*, jene Seelen alſo nicht nöthig haben, ſich ihnen noch mit dieſer Bitte zu nähern, ſie dazu aufzufordern, darum zu quälen, was ſie aber bei Lutheranern thun müßten, *weil* dieſe unaufgefordert für keine verſtorbene Seele beten. Dieß könnten Katholiken entgegnen, allein jene Behauptung iſt durchaus falſch. Alle Völker und Zeiten ſprechen von den gleichen Erfahrungen, weil ſie keine religiöſe Träume, ſondern weil ſie wirklich in der Natur gegründet ſind *).

Die katholiſche Welt weiſ't ſie auf, wie die lutheriſche und umgekehrt, wofür ich hier ſogleich

---

*) Ich beſitze ein Gemälde, das eine Erſcheinung darſtellt, die ſich in einem zerfallenen Schloſſe nächſt Trient oft gezeigt haben ſoll. Der Verfertiger deſſelben, ein alter würtembergiſcher Kunſtler, Namens Mollwitz, war in Geſellſchaft mehrerer Italiener ſelbſt Zeuge dieſer Erſcheinung, die einen ſo großen Eindruck auf ihn machte, daß er ſie in einem Gemälde darſtellte, auf deſſen Rückwand er mit eigener Hand die Geſchichte beſchrieb und ſagte, daß er und ſeine Begleiter von ihrer Wahrheit ſich ſelbſt an Ort und Stelle überzeugt hätten.

ein gewiß nicht unmerkwürdiges Beiſpiel anführen werde, eine Geſchichte aus dem gleichen Felde, wo wenigſtens wohl nicht geſagt werden kann, der Beobachter habe es an katholiſchem Glauben fehlen laſſen.

Auch dieſe Geſchichte möchte zur Vergleichung mit der Geſchichte der Eßlingerin dienen. Aber auch hier finden wir keine Mittelsperſon, die man in der Geſchichte der Eßlingerin doch anführen kann, und dennoch hat auch ſie ſo manche Aehnlichkeit mit jener.

Ich verdanke dieſe Mittheilung der Güte des Herrn Obriſten Pfiffer von Altishofen in Luzern.

Dieſer achtungswürdige Greis iſt einer der franzöſiſchen Gardeoffiziere, die dem Blutbad am 10 Auguſt 1792 in den Tuilerien zu Paris entronnen ſind, und wurde damals ſchwer verwundet. Später war er in Dienſten in Italien.

Er ſammelte ſich in der Welt viele Kenntniſſe und Erfahrungen, und ſeinen Bemühungen verdanken die Schweizer das ſchöne Monument, für die an jenem Tage zu Paris Gefallenen, den ſterbenden Löwen, den Thorwaldſen modellirte, und den er in Sandſtein gehauen, in ſeinem Garten zur Ausführung brachte.

Herr Oberſt v. Pfiffer an Dr. Kerner.

Euer Wohlgeboren ꝛc.

Die Geſchichte, die ich Ihnen hier überſende, erregte ihrer Zeit ein großes Aufſehen in unſerm Kanton. Damals war aber noch Niemand aufgetreten, der den Muth gehabt hätte, den Glauben an ſolche übernatürliche Dinge frei und offen zu bekennen, und der gute Pfarrherr, nun Chorherr Sch., der früher ſo ziemlich zu den rationellen Katholiken gehört haben mag, wurde mit Spott übergoſſen, obwohl mehrere ſeiner Vorgänger viel von dem Spuk zu leiden hatten, aber aus Furcht, lächerlich zu werden, die Sache ſo viel als möglich geheim hielten. Herr Sch. mußte um ſo mehr leiden, weil er von den Freunden und Brüdern als eine

Art Apoſtat betrachtet wurde. Er iſt aber ein ſehr rechtſchaffener Mann.

An Betrug durch phyſikaliſche Vorbereitungen, Elektrizität, Galvanismus ꝛc. wird wohl Niemand hier denken.

Das Haus iſt nichts weniger als dunkel. Unter allen Bewohnern des Dorfes, das an einer Anhöhe liegt, iſt keiner, der nur den mindeſten Begriff von ſo etwas hätte, eben ſo wenig in den umliegenden Ortſchaften, und wahrlich im ganzen Kanton.

Ich ſende Ihnen das Manuſcript, ſo wie ich es erhielt. Mit den Perſonen, auf die ſich der Herr Chorherr beruft, die ich alle kenne, habe ich ſelbſt geſprochen, und ihre Ausſage mit den ſeinigen ganz übereinſtimmend gefunden.

Trotz des katholiſchen Anſtriches halte ich dieſe Geſchichte für merkwürdig genug. Die Aufrichtigkeit des Herrn Chorherrn gefällt mir recht wohl. Sein ganzes Schreiben beurkundet Wahrheitsliebe.

Ich bitte, bei etwaiger Veröffentlichung, die Namen nur mit Anfangsbuchſtaben, doch den Artikel aus der Schweiz, und, wenn Sie wollen, als von mir Ihnen mitgetheilt, zu bezeichnen.

Ihr ꝛc.

Luzern, Oberſt Pfiffer
den 12 Januar 1836. v. Attishofen.

Herr Chorherr Sch. an Herrn Oberſt von Pfiffer.

M., den 11 December 1835.

Hochgeehrteſter Herr Oberſt!

Ihr verehrtes Schreiben an mich möchte ich keineswegs unbeſcheiden nennen, ſchon deßwegen nicht, weil es von Ihnen kommt, deſſen religiöſe Denkungsart mir nicht unbekannt ſeyn kann, und da Ihr Verlangen gewiß nicht auf bloßer Neugierde beruht.

Aber auffallend kam es mir, ich muß es Ihnen geſtehen, doch vor, daß ich nach einer langen Reihe von Jahren über eine Sache neuerdings Bericht erſtatten ſoll, welche ich längſt vergeſſen glaubte, und von welcher ich zur Zeit, als ſie ſich zutrug, ſelbſt weder ſchreiben noch reden durfte, ohne die Zielſcheibe der Spötter und Ungläubigen zu werden, und unter die Zahl der Leichtgläubigen, Narren, Eſel, Phantaſten, und wie die Titulaturen alle heißen, gezählt zu werden. Selbſt einige benachbarte Pfarrherren mißhandelten mich auf dieſe Weiſe, und was mich noch jetzt in der Seele betrübt, ſelbſt zwei Patres Kapuziner fanden in Folge der Zeit, um nicht das gleiche Schickſal mit mir zu theilen, für gut, Rapporte an die Nunciatur, welche ſie als Augen- und Ohrenzeugen mir an dieſe hohe geiſtliche Behörde eigenhändig unterzeichneten, zu verläugnen. *)

Ich ſuchte nie Veranlaſſung über dieſe Sache mit Jemand zu ſprechen, ſcheute mich aber auch

---

*) Mit ſolchen Patres Kapuzinern kann ich auch aufwarten.

K.

nicht, fragten Andere mich darüber, der Wahrheit Zeugniß zu geben, wie ich mich auch jetzt noch nicht ſcheue, es gegen Sie, hochgeehrteſter Herr, zu thun!

Nun zur Geſchichte!

Zuvor muß ich bekennen, daß ich früher auch wie einer von denen war, über welche ich mich eben beſchwerte, das heißt: ich glaubte nichts dergleichen.

Als Schüller des ſeligen R. (der bekanntlich über ſolche Sachen nur ſeinen Sport trieb) war mir ohnedieß der Glaube an ſo etwas ganz vergangen, ja ich ſtund in jener Zeit manchmal Nachts 12 Uhr auf und ging auf alle Brücken, und an alle Orte, an welchen nach alten Sagen Geiſter in Luzern zu ſehen ſeyn ſollen (in Hunds- und andern Geſtalten), und forderte ſie frech heraus: wenn was da ſey, ſolle es kommen, ich wolle es ſehen. Ich ſah nichts, ergo, ſo argumentirte ich, gibt es nichts dergleichen.

Von dieſer Meinung wurde ich wirklich erſt in U. auf eine grelle Weiſe zurückgebracht, allein es brauchte da noch lange Zeit, und bedurfte vieler Ereigniſſe, mich glaubig zu machen, wie Sie im Verlauf der Erzählung finden werden, denn ſo iſt nun einmal der Menſch in dieſen Sachen.

Ich war von 1811 bis 1814 Pfarrhelfer in H. Dort war ein Lazareth, in welchem ich geiſtliche Dienſte leiſten mußte.

Bei dieſem war J. B. Commiſſär der Regierung.

Als dieſer hörte, ich wolle mich um die Pfarrpfründe U. melden, bat er mich um alles in der Welt, ich ſolle doch das nicht thun, es ſey ſchrecklich ungeheuer im Pfarrhof. Sein ſeliger Bruder ſey ſo ſehr geplagt worden, daß er zuletzt durch Furcht und gänzlichen Mangel an Ruhe erkrankt und geſtorben ſey.

Ich lachte den Herrn Commiſſär herzlich aus, und bedeutete ihm, ich hätte ihn für ſo einfältig doch nicht gehalten.

Empfindlich darüber, ſagte er: „Nun, ſo gehe du nur, du wirſt es ſchon erfahren!“ Ich wurde zum Pfarrer gewählt. Statt mir zu gratuliren, bemitleidete mich der Herr Commiſſär herzlich, ich ſah es ihm an, daß es ihm wirklich recht ſehr ernſt war.

Ich ging nun nach U., um meinen neuen Wirkungskreis und die Pfarrwohnung zu beſichtigen. Nach meiner Rückkunft fragte mich Herr B., ob es mich jetzt noch nicht gereue, mich um dieſen Ort beworben zu haben?

Keineswegs, ſagte ich, und willſt du dirs nicht nehmen laſſen, daß dort ein oder mehrere

Geiſter ſpuken, ſo gilt es mir, wärs dem auch ſo, gleichviel, denn es ſind in dieſer Wohnung breite Gänge und Treppen; wir mögen wohl, ohne daß wir uns geniren, neben einander durchkommen. Herr B. zuckte die Achſeln, blickte mich bedeutungsvoll an, und ging, ohne ein Wort mehr zu ſagen.

Den Sonntag vor Allerheiligen hielt ich meinen Auftritt in U. und bezog meine Wohnung. Da erzählte mir einer der obigen Kapuziner, der die Pfarrei verſehen und im Pfarrhof gewohnt hatte, allerlei erſchreckliche Dinge, die er erlitten und erfahren haben wollte, und behauptete hoch und theuer, daß, wenn ich in dieſen Tagen noch nicht gekommen, er davongelaufen wäre, er hätte ſich nicht mehr zwingen laſſen, auch nur einen einzigen Tag in einem Hauſe zu wohnen, das ihm zur Hölle geworden.

Aber Thomas blieb einſtweilen noch ungläubig.

Ich mochte ungefähr 14 Tage in U. geweſen ſeyn, da kam die Gemeindeverwaltung des Orts, begleitet vom Richter F., zu mir mit dem Bedeuten: wenn ich allenfalls nicht gerne im Pfarrhof wäre, oder darin etwas beunruhigt würde, ſo ſoll ich es nur ohne Scheu ſagen, ſie wollen mir das Schulhaus zu einer Wohnung einrichten laſſen, viel lieber, als daß ſie mit den Pfarrern ſo oft wechſeln ſollen. Ich dankte dieſen Herren für ihr freundliches Anerbieten, befremdete mich über die Urſache deſſelben, betheuerte, von keiner Beunruhigung etwas erfahren zu haben (was damals wirklich ſo war), und ſagte endlich: ich würde mich durch nichts zwingen laſſen, aus dem Pfarrhofe zu weichen, denn es würden mir in dieſem Falle wohl Mittel zur Hand ſtehen, mir die gehörige Ruhe zu verſchaffen.

Bald vernahm ich ungefragt eine Menge von Spuk und Geſpenſterſagen von dieſem Hauſe.

Das Vorzüglichſte aber war: daß ein Geſpenſt auf dem Eſtrich auf einen Seſſel gebannt worden ſey; daß nach dem Tode des Herrn Pfarrers N. dieſer Seſſel von den Erben weggenommen worden, und nun ſeitdem der Teufel im Pfarrhof los ſey. Aber Thomas blieb, all der Erzählungen ungeachtet, noch ungläubig.

Jetzt aber fängt der Spuk an:

Es war Neujahr Morgens ungefähr um 6 Uhr. Ich wollte mich gerade noch mit dem Durchgehen meiner Predigt beſchäftigen, klingelte, und ließ mir meine Papiere holen, und ein Tiſchlein, um das Licht darauf zu ſtellen.

Während meine Magd im Begriffe war, dieſes zu thun, fing es an dem Reiber der Zimmerthüre (es war keine Falle zum Hinunterdrücken, ſondern ein Reiber zum Stoßen) an zu ſtoßen, als wenn Jemand ins Zimmer hinein wollte.

Herr Jeſus, was iſt das, ſchrie die Magd, die Hausthüre iſt ja noch geriegelt, und doch will Jemand da herein! Ich hatte es wohl auch bemerkt, that aber nicht, als hätte ich es bemerkt. Das Stoßen wurde immer ſtärker, ſo daß die Magd vor Furcht erblaßte. Ich ſagte ganz ernſthaft: „Oeffnet die Thüre nur, ihr werdet ſchon ſehen, daß es nichts iſt. Es war auch ſo, es kam Niemand, aber in der ganzen Etage gab es an allen Wänden einen Lärmen, als wenn an ihnen ganze Bündel Haſelnußruthen herumſchlügen *).

Thomas blieb aber deßwegen dennoch noch

---

*) S. Seherin von Prevorſt zweiter Theil, wo es in der dritten Thatſache, einer Erſcheinungsgeſchichte zu Großgartach bei Heilbronn heißt: „Die Erſcheinung kündigte ſich durch Klöpfeln an den Wänden, durch Schläge wie mit Ruthen auf die Tiſche, durch Töne wie Rauſchen mit Papier, an.“

ſo ungläubig, daß er ganz ruhig ſeine Predigt durchlas und auch glücklich hielt.

Von da gab es nun der Spukereien ohne Zahl und Maß, ſo daß ich Ihnen mit ein paar Hunderten aufwarten könnte. Z. E. des Nachts, wenn ich ſchon ſchlief, gingen alle geſchloſſenen Thüren meiner obern Etage, die mit verſchiedenen Schlöſſern wohl verſchloſſen waren, drei Thüren innerhalb und dann wieder drei in den Gang hinaus, mit Geräuſch völlig auf, ſo daß ich aufſtund und ſie jedesmal wieder verſchließen mußte. Ferner öffnete ſich die Abtrittsthüre, welche außen her gegen den Gang, aus mir nicht bewußten Urſachen, zwei Riegel hatte, ſo daß man Jemand hätte in den Abtritt einſperren können, bei hellem Tage unzähligemal mit großem Geklirr, auch wenn ich ſo eben aus dem Abtritt kommend, ſie völlig geſchloſſen hatte, und noch keine zwei Schritte von der Thüre war. Ferner erhob ſich bei hellem Tage unzähligemal in der Küche ein Getöſe, als wäre alles eiſerne, kupferne und irdene Geſchirr gewaltſam auf den Boden geworfen worden.

Kam man der Sache nachzuſehen, ſo war Alles in Ordnung.

Eben ſo lärmte und tönte es bei hellem Tage im großen Saal, der ſchon zum Holzhauſe gebraucht wurde, ehe ich dort hinkam, als wenn alle Beugen auf dem hölzernen Boden mit Gewalt herumgeworfen worden wären. Kam man, war alles in Ordnung.

Thomas hörte, ſah aber nichts, doch fing er ſo halb und halb anders zu denken an.

Nun zu bedeutendern Ereigniſſen, die mich endlich doch glaubig, aber ſtatt furchtſam, unmuthig, zornig machten, ſo daß ich immer Haus auf und ab dem Spuk nacheilte, etwas ſehen, fangen wollte, und je mehr ich davon ſagte, auch deſto mehr geplagt wurde, ſo daß ich faſt Tag und Nacht keine Ruhe mehr hatte.

Es war Lichtmeß Abend und der Kapuziner, welcher vorher die Pfarrei verſehen, und mir ſo viele Sachen erzählt hatte, war bei mir auf der Miſſion, weil es Beichttag war.

Als wir noch am Nachteſſen waren, fing der Polterſpuk wieder an mit fürchterlichem Gelärm, bald in der Küche, bald auf dem Eſtrich+), bald unten im Hauſe, bald in den 4 Zimmern.

Wollten wir beide horchen, war auf der Stelle alles ruhig, ſchwatzten wir wieder miteinander, fing auch das Gepolter wieder an. Wir machten beide miteinander Jagd darauf, Haus hinauf, Haus hinab, immer waren wir geäfft.

Die Geduld riß mir, es war ſchon über

+) in der [illegible]
[illegible]
[illegible]

Mitternacht, und noch keine Ruhe. „Nun, Pater Johann, ſagte ich ganz entrüſtet, wir ſind beide Prieſter, und wenn wir bloß die kleinen Weihen hätten, wären wir ja ſchon kirchlich bevollmächtigte Exorciſten. Ich dulde die Aeffung nicht mehr, kommen Sie mir nach, die Sache muß noch dieſe Nacht ihr Ende nehmen.“

Ich ging mit ihm in die Hauptſtube. Auf einer Seite derſelben war mein Schlafzimmer, auf der andern zwei Gaſtzimmer. Ich öffnete die 6 oben benannten Thüren, zündete an meinem Hausaltare die zwei benedicirten Kerzen an, legte die Stole an und machte den praeceptum praeceptivum aus dem Benedictional, welcher heißt, daß von nun an alles ruhig ſeyn ſolle, oder wenn es nicht gehorchen müſſe, ſich anſichtig machen, oder doch ſeine Poltereien wieder anfange, zum Zeichen, daß es weder gehorchen wolle noch müſſe. Der Befehl war von mir zum zweitenmal gemacht, es erfolgte nichts, ich glaubte geſiegt zu haben, aber es war dem nicht ſo. Beim dritten Befehl entſtund ein Gekrach, als wollte das Haus zuſammenſtürzen, ſo daß der gute Pater Johann zitternd von ſeiner Stelle wich. Ich übergab nun ihm Stole und Buch, er mußte den nämlichen Befehl auch dreimal machen, den er aber in Furcht und Angſt ſo ſtotternd herſagte, daß ich bei allem Elend doch ſehr lachen mußte.

Ihm geſchah gar kein Zeichen, und ich war deſſen eigentlich froh, er wäre vor Angſt zu Boden geſunken.

Während dieſem allem war es Morgens 3 Uhr geworden, ich war ganz und gar nicht befriedigt, und ſagte zu Pater Johann: Dieſes Zimmer verlaſſen wir jetzt nicht und ſchließen die geöffneten Thüren auch nicht, ich hole zwei Matrazen, lege ſie auf den Boden, laſſe das

Licht brennen, und ſo ſagte ich, wollen wir uns niederlegen, und doch ein wenig ſchlafen, weil wir Morgens viele Arbeit haben. Aber der Erſte, der etwas hört, wecke den Andern auf, und dann geht der Tanz aufs neue an.

Es geſchah aber nichts weiter, als daß die zwei in die Wand eingeſchraubten Leuchter mit den geweihten Kerzen am Morgen umgedreht waren, ſo daß die Kerzen ganz unter ſich ſchauten, ohne doch aus den Leuchtern hinauszufallen.

Der morgige Tag ging ruhig vorbei, aber Abends beim Nachteſſen erhielt ich am Tiſche von ungeſehener Hand einen fürchterlichen Schlag auf die Bruſt, der mich an die Seſſellehne zurückdrückte. Ich ſoll todesblaß geworden ſeyn, und man prakticirte mich ins Bett.

Pater Johann fand nöthig, mich nicht allein zu laſſen, die Nacht wieder in meinem Zimmer auf einer Matraze vor meinem Bette zu ſchlafen, aber eigentlich wollte Er nicht allein ſeyn. Am Morgen war ich noch ſehr matt.

Dieſer Vorfall wurde ſpäter von mir an die Nunciatur berichtet, von Pater Johann geleſen, unterzeichnet und ſpäter geläugnet.

Nun [illegible] nderer Auftritt.

Ich hatte Bäume ſtumpen laſſen, und hieß die Aeſte in den Saal, der nun als Holzkammer gebraucht wurde, bringen. Mir eine Bewegung nach dem Eſſen zu machen, hieb ich aus dieſen mit einem Beile Büſcheln.

Einsmals, als ich das Beil zu einem ſtarken Hiebe aufgehoben hatte, ſchien mir's, als ſprängen auf einmal eine große Anzahl ſonderbarer Thiere, die im Augenblicke wieder verſchwanden, zwiſchen meinen Beinen hindurch, ſo daß, wenn mich Schrecken ergriffen, ich vermuthlich meine linke Hand abgehauen hätte. Es geſchah aber nicht, ich führte meinen Streich mit ſicherer Hand, mit Ingrimm laut rufend: „Du wirſt mich an meiner Arbeit nicht zu ſtören vermögen!“ Ich wollte fortfahren, aber beim erſten Streich, den ich that, brach das Beil, ſo daß ich den Griff mit der Hälfte des Beils in der Hand hatte, die andere Hälfte aber auf den Boden fiel und das Beil quer durch, nicht nur ohne Lücke und Vertiefung, im Bruch auseinander war, ſondern ſo ſchnurgerade und ſo glänzend, als wenn beide Theile geſchliffen worden wären, man ſah ſich darin, und der Schmied, dem ich das Beil brachte, wollte ſich nicht nehmen laſſen, daß ich beide Theile geſchliffen hätte, was ich nicht hätte thun ſollen, denn er müſſe ſie ja wieder rauhen, wenn er ſie wieder zuſammenſchweiſen ſolle. —

Einsmals im Sommer, Abends um 4 Uhr, kam Dr. G. ſelig von S. mit ſeiner Frau und Tochter, welche noch leben, zu mir auf Beſuch.

Wir nahmen miteinander ein Glas Wein und Kaffee.

Das Mädchen (es mag damals etwa 4 bis 5 Jahre gezählt haben, und Sie können beide, Mutter und Tochter, darüber fragen) ſaß zwiſchen mir und der Frau Doktorin.

Auf einmal wurde es von unſichtbarer Hand vom Seſſel aufgehoben, rückwärts über die Seſſellehne gehoben, und hinten am Seſſel, zwar unbeſchädigt, auf den Boden geſetzt. Sie können ſelbſt denken, was dieſes Factum für einen Eindruck auf uns alle machte.

Ich bekam von all dieſen Perſonen keine Viſite mehr.

Ich übergehe noch mehrere derartige Geſchichtchen, denn Sie werden aus dieſen Thatſachen doch gewiß erkennen, daß der größte Phyſiker ſo etwas nicht hervorgebracht hätte, wie einige Einfältige oder Böswillige behaupteten, durch ſolche Apparate ſeyen dieſe Dinge, würden von mir nicht falſche Facta erzählt, hervorgebracht. Wo ſind aber zu U. ſolche Leute und ſolche Apparate zu vermuthen? Und wie ſollte ich in Erzählung falſcher Facta Ehre und Vortheil ſuchen?

Nur noch Eins und das Letzte, durch welches ich endlich bewogen wurde, bei der Nunciatur Vollmacht zu wichtigern, ernſthaftern Operationen einzuholen, welche nicht ohne Reſultat bleiben könnten.

Meine Mutter war im Frühling 1815 mit einer Taufpathin, Katharina Sch., bei mir in U. Abends, ein wenig vor der Betglocke, hatte man mich nach B. berufen. Kaum war ich weg, ſo fing es im Hauſe ſo entſetzlich zu poltern, lärmen, rauſchen, alle Thüren auf und zu zu werfen an, daß meine Mutter und Magd mit dem jungen Mädchen in Eile die Flucht zum Hauſe hinaus nahmen. Und dieſe Flucht iſt um ſo auffallender, die von allen drei Perſonen mir gemachte Erzählung um ſo glaubwürdiger, weil ich meine Mägde ſchon in der erſten Zeit, aber mit vieler Mühe, endlich ſo angewöhnt und abgehärtet hatte, daß ſie mit und ohne Licht im Hauſe herumgingen, ſelbſt an die Orte, wo der ſpukende Lärm gehört wurde.

Als ſie mir nach meiner Zurückkunft die Sache erzählten, fragte ich, wo der Lärmen zuerſt und am heftigſten geweſen, und ſie antworteten mir, in der Küche. Statt den Schrecken mit ihnen zu theilen, wurde ich heftig erzürnt. Der Unhold vermochte mich nie zu ſchrecken, denn ich glaubte feſt an die mir inwohnende Kraft der Weihe.

Schleunigſt holte ich meine zwei benedicirten Kerzen und ſtellte ſie in die Leuchter, zündete ſie an, legte die Stole an, und machte aus dem Benedictionale wieder dreimal mit lauter, feſter Stimme und in der größten Faſſung das **Praeceptum**, aber ohne den geringſten Erfolg.

Ich kann meine Gemüthsſtimmung, in die ich überging, eigentlich ſelbſt nicht benennen, nur was ich that und ſagte, kann ich erzählen. Ich warf mein Benedictional mit ſolcher Macht über den mit Backſteinen belegten Küchenboden weg, daß man am Einband noch die Spuren, die da das Schleifen über die Steine verurſachte, ſieht. Verſtehſt du kein Latein, oder willſt du es nicht verſtehn, rief ich entrüſtet, nun ſo ſollſt du es auch deutſch hören, wer du immer ſeyn magſt. Einer von uns muß jetzt weichen, bei allem, was heilig iſt, ſchwöre ich es! Es ſoll augenblicklich ſich entſcheiden, wer zu weichen oder zu bleiben habe? Da rauſchte es, wie mit Papierbögen zur Küchenthüre hinaus*), hinauf

---

*) Wer erinnert ſich hier nicht an die gleichen Töne von Rauſchen wie Papier, die ſo oft in der Geſchichte der Eßlingerin beobachtet wurden? —

auf den Eſtrich bis in ein Zimmerlein, wo ein angekleidetes Mariabild, ehemals in einer Kirche, jetzt auf einem alten Kaſten ſtund. Ich, mit beiden Leuchtern unverzüglich dicht hinter dem Geräuſche auf und nach, ſtellte ein Licht auf die Stiege, das andere nahm ich in das Zimmerlein, wurde aber auf das Aeußerſte gebracht, als ich das Geräuſch nun verlor, und den Vogel abermals nicht fing, ſo daß ich in meinem Eifer den vielleicht lächerlichen Gedanken faßte, das Ding habe ſich unter die alten Kleider dieſes alten Bildes verloren, und an dem Bilde ſo lange ſchüttelte, daß ihm Krone, Arme und endlich auch der Kopf wegfielen.

Aber den Vogel hatte ich auch jetzt noch nicht gefangen, und entſetzlich ärgerlich darüber, begab ich mich wieder in die Stube hinunter, wo ich meine guten Leute in neuer Todesangſt antraf, weil ſie für mich das Aergſte befürchtet hatten.

Die Nacht durch hatte ich vollkommene Ruhe, die übrigen drei Perſonen wurden aber anhaltend beunruhigt.

Ich konnte nun wohl bis zur Evidenz überzeugt ſeyn, daß ich für mich allein dieſe fatale Geſchichte nicht zu Ende bringen, nicht Ruhe ſchaffen könne, und doch ſträubte ich mich noch immer, gemeſſenere Anſtalten zu treffen und höhere Hülfe zu ſuchen, und zwar erſtens, weil ich den Glauben an die durch die Weihe mir gegebene inwohnende Kraft über böſe Geiſter nicht fahren laſſen wollte, noch als katholiſcher Prieſter konnte, und zweitens befürchtete ich, es würde durch Berufung eines höhern Fremden die Sache gar zu öffentlich und ich neuerdings wieder die Zielſcheibe des allgemeinen Geſpöttes werden, beſonders, da ich gar wohl wußte, wie damals ſelbſt Glieder der hohen Regierung mich beſuchten, mit welchen ich vorher gar keine Bekanntſchaft, geſchweige einen nähern Verkehr hatte, mich beſuchten, mich über die fatale Hiſtorie mit geheuchelter Theilnahme befragten, und nach aufrichtig erhaltenen Aufſchlüſſen mich zunächſt auf dem Rückwege zu S., und dann in C. im Kaffeehaus und im Gaſthofe zum Adler, recht tüchtig blamirten und verlachten.

Ich machte nun einen Bericht an die Nunciatur, und bat um höhere Vollmachten und Verhaltungsregeln. Ich bat, die vorzunehmenden Vorkehrungen, um Koſten zu umgehen, mir ſelbſt zu überlaſſen, wogegen ich den getreueſten Rapport einzuſenden gelobte.

Ich erhielt das Verlangte, jedoch machte man mir zur Pflicht, einen gelehrten Geiſtlichen als Zeugen dazu zu nehmen, der den Bericht mit zu unterzeichnen habe.

Ich lud dazu meinen nächſten Nachbar, den Herrn Pfarrer P. zu D. ein, ihm die Schrift der

Nunciatur vorweiſend, er aber, dieſer Eiſenfreſſer, der ſonſt alles beſtritt, und auch einer von denen war, die mich mit obigen Titeln beehrten, hätte ſich aus Furcht um alles in der Welt nicht bewegen laſſen, dieſer Einladung Gehör zu geben.

Der Sonntag Trinitatis ao. 1816 war zur Vornahme dieſer ernſten Handlung beſtimmt.

Zu ihr hatte ich den auf der Miſſion ſich befindlichen, ſich gerade in D. aufhaltenden Pater T. von F. berufen (da mein Nachbar P. meiner Bitte nicht Folge leiſtete), und ihn von Allem unterrichtet.

Dieſer willigte ein.

Die Handlung begann Abends 8 Uhr und endigte ungefähr 11 Uhr, und nach dem letzten Probepräceptum ward vom Unholde kein Zeichen ſeines Daſeyns mehr gegeben, alſo war die Befreiung da, und wir gingen nach vorgeſchriebenem Dankgebete zur Ruhe.

Morgens war das Erſte, den Bericht an die Nunciatur abzufaſſen, welcher dann vor den Augen- und Ohrenzeugen und Mitbegleiter in alle Behälter und Zimmer vom Eſtrich bis in die Keller, Pater T., unterzeichnet wurde, und dennoch wollte dieſer Pater T. ſpäter an einem Tiſche in Gegenwart mehrerer geiſtlichen und weltlichen Herren, welche das Geſpräch auf dieſen Gegenſtand leiteten, und mich verlachten, von der ganzen Sache gar nichts wiſſen.

Obgleich, ſo lange ich zu U. noch war, ich auch nicht das Geringſte von der Art im Hauſe mehr ſpürte, hatte ich doch die Vermuthung, daß es nicht aus dem Hauſe gewichen, ſondern nur zur Ruhe gebannt worden ſey.

Der Exorcismus weiſet auch keinen Ort an, ſondern befiehlt nur, von dem was geſchehen, nichts mehr zu thun, Erſcheinungen zu unterlaſſen, die Hausangehörigen nicht mehr zu beunruhigen, welches auch, wie geſagt, geſchah. Ich hatte aber ein Hündchen, welches mich ſo ziemlich zum Glauben brachte, der Geiſt ſey noch da, und zwar auf dem Eſtrich und vielleicht wieder an der vorigen Stelle, wo er der Sage nach bis zu Herrn R. Tod auf den Seſſel gebannt geweſen ſeyn ſoll.

Ich habe die Probe mit dem Hund zu Tag- und zu Nachtzeit wohl ein paar Dutzendmal gemacht. Ohne mich ging er nie auf den Eſtrich, ſondern wenn er zu oberſt auf die Stiege kam, knurrte er, ließ den Schweif hängen und eilte die Stiege hinunter. Mußte er aber mit mir auf den Eſtrich, blieb er jedesmal genau an der nämlichen Stelle ſtehen, ſtellte die Haare auf den Rücken auf und fing ein Gewinſel und Gebell und vorwärts und wieder rückwärts Jucken an, wie es die Hunde machen, wenn ſie von Jemand gereizt werden, und ich entdeckte doch bei täglicher und nächtlicher Unterſuchung nicht das Mindeſte, was dieſe Gereiztheit bei dieſem Thiere hätte erregen können. Da lachte ich öfters, ſagend: „Nun, nun! dieſen Platz da mag ich dir wohl gönnen, du läſſeſt ja mir und den andern Leuten nun Ruhe, und das iſt, was ich haben wollte.“

Dieſe meine Vermuthung bekömmt in der Folge noch mehr Wahrſcheinlichkeit.

Es kam nun die Zeit, daß ich durch die Gnade des Herrn Probſt B. zum Leutprieſter in R. ernannt wurde. Der Herr Probſt äußerte ſich dabei ſelbſt: „Ich denke ein gutes Werk zu thun, Sie aus dem Hauſe der Plage und Unruhe in U. zu erlöſen, aus welchem auch mein ſeliger, nachher als Pfarrer in F. verſtorbener Bruder fortzukommen ſo froh war.“ Der Herr Probſt erzählte mir da auch Manches, was er ſelbſt erfahren hatte, wenn er oft auf einige Tage bei ſeinem Herrn Bruder zu U. auf Beſuch war.

Als ich der hohen Obrigkeit meine Reſignation eingegeben hatte, wurde die Pfarrpfründe nicht ausgeſchrieben und mehr als ein Jahr lang nicht beſetzt; man hatte den Plan, die alte Pfarrei U. eingehen zu laſſen. Herr Pfarrer S. von R. wurde Amtsverweſer.

Die Geſchichte meiner Verfolgungen ward, da es ruhig war, nun gar nicht mehr geglaubt, und das Geſchrei der Mehrzahl, daß es weiter gar nichts geweſen ſey, übertäubte die Behauptung der Wenigen, die durch eigene Ueberzeugung daran glaubten. Ich ſchwieg, aber mit bitterm Verdruß.

Jetzt aber, als ich von dem neuen Geiſtlichen mich verabſchiedete und meine alte Wohnung verließ, kehrte ich mich an der ſteinernen Treppe, die zum neuen Schulhaus hinunterführt, noch einmal gegen den Pfarrhof um, und ſprach laut, nicht beachtend, ob ich gehört würde oder nicht: „Nun denn, du, der du mir ſo viele Unruhe gemacht, der du mich bei Geiſtlichen und Weltlichen in Verachtung gebracht, mir Spott, Schimpf, Kränkungen jeder Art zugezogen, wenn es dir Gott zuläßt, ſo mache von nun an wieder, was du kannſt, was du mir gemacht haſt, und wenn es möglich iſt — noch mehr. Es ſoll ſo viel an mir liegt, Alles und Jedes aufgehoben ſeyn, was ich gegen dich Geiſtliches vorgenommen, alle Schranken, in die du eingedrängt geworden, ſollen geöffnet ſeyn. Mögen denn meine Nachfolger auch erfahren, was ich ausgeſtanden, mögen ſie dabei auch der allgemeinen Verachtung zur Beute werden, wie ich's geworden, wenn ſie es ſagen und ſagen müſſen (wenn ſie nicht lügen wollen), das und das iſt's! —"

Ich muß bekennen, ich glaubte nicht, daß der Poltron durch dieſe meine Worte, ſo ſehr ſie mir auch ernſt waren, ſchon dieſen Augenblick wieder frei würde, wie's denn doch geſchah. Ich ſprach freilich dieſe Worte im Unmuth, eingedenk der vielen bittern Kränkungen, die ich durch meine Behauptungen von der Plage in dieſem Hauſe durch die Menge erleiden mußte, aber ich fühle wohl, daß ich gefehlt habe; denn ſie waren die Urſache des neuen Spuckes geworden.

Nur der Gedanke kann mich noch einigermaßen über dieſe meine vorſchnelle Worte tröſten, daß die durch ſie veranlaßte Erneuerung des Spukes die Wahrheit dieſer Sache aufs neue beſtätigte und an den Tag legte, und daß in der Folge gerade diejenigen Herren, welche mich ſo verachtet und verlacht hatten, nun ungeſuchte Veranlaſſung fanden, auch perſönlich überzeugt zu werden. Die Zeit und die mit der Zeit wieder eingetretenen alten Ereigniſſe rechtfertigten mich alſo endlich doch, und das war es, was ich geſucht hatte.

Ich weiß den Zuſammenhang und die Art der neuen Spukereien nicht zu beſchreiben, weil in R. mein Intereſſe für U. erloſchen war. Nur kam in weniger Zeit, als nach einem halben Jahre, der Herr Pfarramtsverweſer S. zu mir nach R. und machte mir die ſtärkſten Vorwürfe, daß ich die Urſache ſey, warum er die Unruhe jetzt auch habe, und ärger als ich ſie wohl gehabt. Er ſprach mir ſogar von einer ſichtbaren Erſcheinung, von einer Lichterſcheinung wie ſprühendes Feuer u. ſ. w., was ich nie bemerkte. Als ich fragte, wie bin denn ich Urſache, daß Sie im Pfarrhofe beunruhigt ſind? ſagte er, ich habe zu T. am Tiſche vernommen, was Sie geſagt, als Sie fortgingen; es haben aber alle Herren über Sie losgezogen, daß Sie das gethan, Sie hätten's bleiben laſſen ſollen, wenn's doch Ruhe war. Ich fragte ihn, ob denn jene tadelnden Herren je geglaubt, daß es unruhig geweſen? Nein, ſagte er, aber getadelt haben ſie eben dennoch, daß ſie das geſprochen. Ich ſah mich wirklich verrathen, läugnete nicht und ſagte lächelnd: „Nun, ſo helfen Sie denn dem Uebel halt auch wieder ab, wie ich's gethan.“

Endlich wurde der bekannte Herr Pfarrer H. zum Pfarrer in U. erwählt. Wie es um die Spukereien bei ihm ausſah, mögen Sie, verehrteſter Herr Oberſt, aus einem Brief entnehmen, den er mir nach R. ſchrieb, und den ich Ihnen hier buchſtäblich copire. Sollte Ihnen allenfalls das Original nöthig oder gefällig ſeyn, ſo würde es zu Dienſten ſtehen.

Der Brief iſt datirt vom 11 Herbſtmonat. Die Jahreszahl hat der gute Herr, wahrſcheinlich in der Angſt, anzugeben vergeſſen, aber es war nach meinem Erinnern das Jahr 1818, als ich dieſen Brief empfing.

Er lautet alſo:

Hochwürdiger Herr Pfarrer!

Die Urſache, warum ich mir die Freiheit nehme, Sie mit einem Briefchen zu beläſtigen, iſt folgende:

Die nämliche Unruhe, die Sie in dieſem Haus erlitten, leide auch ich, und das nämliche Streben, das Sie gehabt haben, die Urſache davon zu heben, habe auch ich. Verſchiedene Mittel wandte ich deßwegen ſchon an. Ich ging einmal ſelbſt nach M., um Erlaubniß für Exorciſmen, die ich dazu anwendbar glaubte, zu erhalten.

Ich erhielt ſie auch, aber Alles war bisher vergebens. Der Ungeſtüme treibt ſein Weſen fort, und ſcheint, daß er alles könne, nur nicht gehorchen. Ich höre, daß auch Sie lange das nämliche Schickſal hatten, doch endlich zu einem Mittel gelangten, das volle Wirkſamkeit gewährte.

Hochwürdiger Herr Pfarrer! Auch ich wünſche dieſes Mittel anwenden zu können; ich erſuche Sie alſo um eine Nachricht, ob denn auch wirklich etwas zu machen ſey, und wenn, ſo bitte ich Sie, mir das Mittel, das Ihnen Ruhe verſchaffte, doch auch mitzutheilen.

Dieſes von Ihnen zu vernehmen, hoffe ich, und in dieſer Hoffnung grüße ich Sie herzlich und habe Freude, mich nennen zu dürfen

Ihren

bereitwilligen Freund

A. H., Pfarrer.

U., den 11 Herbſtmonat.

(Die Jahrzahl, wie ſchon geſagt, fehlt.)

Meine Antwort war, es nähme mich wunder, daß da der Herr Pfarrer, theils durch ſich, theils durch Andere, gerade das nämliche Mittel wie ich gebraucht, doch der Erfolg ausgeblieben ſey. Ob Furcht, zu wenig Glauben an die inwohnende Kraft der heiligen Weihungen, oder was da die Urſache ſey, vermöge ich nicht zu enträthſeln; zugleich bemerkte ich, ich hätte ſchon öfters vernommen, daß er von dieſer Hausplage wieder heimgeſucht ſey, und auch, daß er es gar zu ſehr Jedem erzähle und wem immer klage, und das könne ich ihm ſagen, hindere gewiß mehr, als es nütze.

Es ging nun meines Erinnerns bis ins Jahr 1819, daß Herr Pfarrer H. ſelbſt zu mir nach N. kam, und mich aufs neue und dringend bat, doch ihm den Gefallen zu thun, mit ihm nach U. zu kommen, um das Haus wieder zu ſäubern. —

Ich ſchlug dem Herrn Pfarrer ſein Anſuchen ab, mit Vermelden, es ſey mir da nicht um Spaßtreiben zu thun. Ich hätte den Poltron zur Ruhe gewieſen, zur Unruhe wieder aufgefordert, und käme ich jetzt, um ihn wieder zu binden, würde und müßte es mit mir etwas Anderes abſetzen.

Ich fügte aber dennoch bei, daß wenn der Herr Pfarrer mich durch den Herrn Generalvicar G. oder durch den Herrn Nuncius beim heiligen Gehorſam, den ich der katholiſchen Kirche ſchuldig ſey, bieten laſſen wolle, ſo werde ich ohne Zögern und ohne alle Beſorgniß kommen und gewiß die Sache wieder beſeitigen, aus meiner eigenen Willkür aber werde ich es aus den angegebenen Gründen nicht thun.

Herr Pfarrer H. ſtellte kein weiteres Anſuchen mehr an mich, beim kirchlichen Gehorſam wurde ich von keiner Seite aufgefordert, und ſo weiß ich von jener Stunde an, wo Herr Pfarrer H. bei mir perſönlich dieſes Anſuchen geſtellt hat, über dieſe ganze Sache kein Wort mehr zu berichten, und weiß auf heutige Stunde nicht, was im Pfarrhof zu U. vorgeht.

Hochzuverehrender Herr Oberſt! Es ſtehen Ihnen dieſe Bogen zu allem beliebigen Gebrauch frei, von Mißbrauch durch Ihre Hand beſorge ich nicht das Geringſte.

Haben Sie aus alter Zeit Materialien, welche mit dieſem vielleicht in Zuſammenhang gebracht werden könnten, ſo käme vielleicht etwas heraus, was in dieſer unglaubigen Zeit nicht verborgen liegend gelaſſen werden ſoll.

Ich habe die Ehre, mich zu nennen ꝛc.

Chorherr Sch.

Im März dieſes Jahres (1836) ſchrieb ich ſelbſt an Herrn Chorherrn Sch. und ſtellte noch einige Fragen über dieſe Geſchichte an ihn, namentlich, ob er mir die gehörten Töne und Beunruhigungen nicht noch näher bezeichnen könne, auch ob ihm über den Ausgang der ſich wiederholten Beunruhigungen durch den Herrn Pfarrer H. keine Auskunft gegeben werden könne?

Der Herr Chorherr hatte die Güte, mir Nachſtehendes zu antworten.

Herr Chorherr Sch. an Dr. Kerner.

M., den 17 März 1836.

Hätte ich im Jahre 1814 und 1815 nur von ferne daran gedacht, nach einer Reihe von Jahren noch Rechenſchaft über meine Erfahrungen zu U. geben zu müſſen, ſo hätte ich damals ein ordentliches Tagebuch geführt, und das Kleinere wie das Wichtigere darin verzeichnet, welches aber nun leider unterblieb.

Ich kann Ihnen nur noch Weniges nachtragen, z. E. wenn es in der Küche tönte, als würde alles Küchengeſchirr untereinander geworfen, und oft auch, als würde ein großer Arm voll Holz mit aller Macht auf den Boden geſchmiſſen, ſo ſah man dabei öfters Etwas, ganz deutlich wie einen menſchlichen Schatten. Ein Hauptton war das ſchon bezeichnete Rauſchen wie von Papier, und mit dieſem lief es oftmals von der Küche die Stiegen hinauf auf ein Eſtrichzimmer.

(Wie es in der Geſchichte der Eslingerin mit gleichem Rauſchen wie Papier aus dem Gefängniß den Gang hinum lief.)

Oft tönte es auch, als wenn oben im Haus ein ſchwerer Mann mit ſtarken und abgemeſſenen

Schritten herumginge. Mehr als hundertmal lief ich ſogleich hinauf, und fand aber nie etwas.

Sehr oft hörten wir den Ton, als würde die Hausthüre auf- und zugeſchloſſen, geſehen wurde aber nie etwas, ſtand man auch während dieſes Tönens ganz nahe an der Hausthüre, wo man alſo ſogleich nachſehen konnte.

Es wurden dieſe Töne meiſtens bei hellem Tage gehört, wo auch eine Täuſchung unmöglicher war.

Nächtlich wurde ich ſehr oft geweckt, und zwar durch ein Zupfen an meiner Bettdecke, an Kiſſen, ja durch völliges Wegziehen meiner Decke mit Gewalt, im Fall ich ſie feſthalten wollte.

(Man ſehe hier wieder die große Aehnlichkeit mit den andern ähnlichen Beobachtungen, namentlich mit denen in der Geſchichte der Eslingerin.)

Einigemal geſchah es auch, daß eines meiner Lichter von unſichtbarer Hand angezündet wurde, und zwar ſo, daß der Leuchter vom Nachttiſch auf einen andern Tiſch getragen und darauf wie mit einem hölzernen Lineal ſchnell und heftig geſchlagen wurde, bis ich erwachte und das Licht brennen ſah, und richtig aufſtehen mußte, um es wieder zu löſchen. Erblicken konnte ich Niemand.

(Alſo hier wieder die Anfachung eines wirklichen Feuers.)

Noch eine Thatſache muß ich anführen. Sonntag Trinitatis machte ich, wie Sie geleſen haben werden, Ruhe im Pfarrhofe zu U. Samſtags darauf, Abends gegen 4 Uhr, wo eben die bei uns an Samſtagen meiſtens übliche Abendandacht in der Kirche anfangen ſollte, ſtand ich, mit den Fingern auf den Scheiben trommelnd, am Fenſter, zugleich meiner Predigt auf morgen nachdenkend. Meine Magd war im untern Keller, drei Stiegen tief. Auf einmal ertönte es, als hätte der Blitz ins Haus geſchlagen. Die Magd im Keller ſchrie: „Jeſus Maria!“ und ließ ein volles Milchbecken fallen. Zugleich war die Stube voll Feuer. Ich eilte in die Kirche, Sturm läuten zu laſſen, denn es war mir, als ſtünde alles in Flammen. Als ich aber in die Sakriſtei kam, lachte mich der Meßner aus, zeigte mir den klaren heitern Himmel, verſicherte mich, daß er gar nichts gehört und geſehen habe, wie es auch wirklich der heiterſte ſchönſte Abend war. Man bemerkte von einem Gewitter auch nicht die mindeſte Spur, aber auch von einem Brennen im Pfarrhaus, als wir dahin liefen, durchaus nichts.

Nun iſt noch die letzte Frage zu beantworten, ob und wie die Sache in U. beſeitigt worden ſey oder nicht?

Ich erſuchte den Herrn Oberſt Pfiffer, darüber den Herrn Pfarrer H. zu befragen, der gegenwärtig die Pfarrei nicht bewohnt, ſondern einſtweilen zu L., nicht weit von Herrn Pfiffer, wohnt.

Herr Pfiffer lehnte mein Anſuchen ab, indem ihm Herr H. ſchon früher bei gleichem Anſinnen ausgewichen ſey und ihn an mich verwieſen habe.

Ich ſchrieb nun ſelbſt an Herrn Pfarrer H., machte ihn aufmerkſam, daß er es nun mit mir zu thun habe, mir aber keineswegs mit Läugnen ausweichen könne, indem ich ja ſeinen Brief, ein wichtiges Actenſtück für dieſe Sache, noch in Händen hätte.

Es erfolgte lange keine Antwort. Auf ein zweites Schreiben kam endlich eine, welche ich Ihnen hier beilege, und es iſt mir in der That ſehr leid, Ihnen nicht beſſer dienen und ein geſchloſſenes Ganzes geben zu können.

Mich ꝛc.

Chorherr Sch.

Herr Pfarrer H. an Herrn Chorherrn Sch.

Luzern, den 17 März 1836.

Hochwürdiger Herr!

Schätzbarſter Freund!

Sie machen mir einige Vorwürfe, daß ich dem Herrn Oberſt Pfiffer auf ſeine Forderung, in Betreff der Belege für die Geſpenſtergeſchichte im Pfarrhofe zu U., nicht ſogleich Auskunft gab, und wollen mir dieſes für Menſchenfurcht auslegen.

Gewiß liegt dieſe keineswegs zu Grunde, ſondern die Urſache iſt vielmehr, weil ich finde, daß mit all dieſen Sachen, beſonders in gegenwärtiger Zeit, nichts gewonnen iſt. Wer glaubt, der glaubt ohne derartige Berichte von Erfahrungen, wer aber den Glauben nicht hat, gewinnt durch das Leſen wenig. Er liest ſolche Berichte, wie er einen Roman liest, und legt ſie dann mit lachendem Munde und noch öfters mit Spott über den Berichterſtatter wieder auf die Seite.

Es thut mir leid, Herrn Pfiffers Wünſchen nicht entgegenkommen zu können, aber ſtille zu ſchweigen bei ſolchen, vor denen zu reden man nicht eine Pflicht hat, und die es auch nichts angeht, heißt die Wahrheit denn doch nicht verläugnen, und eben ſo wenig der Wahrheit untreu werden. Uebrigens betrachte ich den Pfarrhof zu U. noch immer als mein Pfarrhaus, und möchte auch keine Veranlaſſung geben, wodurch es wieder aufs neue verſchrieen werden könnte.

So viel, hochwürdiger Herr Chorherr, als Antwort auf Ihre werthe Zuſchrift, womit ich ꝛc.

Pfarrer H.

Ich möchte Herrn Pfarrer H. antworten:

Solche Erfahrungen, hochwürdiger Herr Pfarrer, gehören (wenn Sie auch nicht wollen der Religion) der Naturwiſſenſchaft an. Sie werden nur wenigen Menſchen zu Theil, um ſo mehr aber ſind die Wenigen, denen ſie zu Theil werden, der Wiſſenſchaft ſchuldig, ſie nicht in ſich zu vergraben, und am allerwenigſten aus Rückſichten, wie Sie in Ihrem verehrlichen Schreiben angeben: „Der oder jener glaube ſie doch nicht, der oder jener werde darüber lachen, der Pfarrhof könnte verſchrieen werden u. ſ. w.“

Sie ſchreiben, daß mit all dieſen Sachen, beſonders in gegenwärtiger Zeit, nichts gewonnen ſey.

Sie haben Recht; es hält in gegenwärtiger Zeit, wo die Zahl der Glasköpfe (durch eine den Menſchen ganz vom Innern und der Natur abziehende Lebensweiſe und Dreſſur, durch rationaliſtiſche Religionslehrer, liederliche Dichter und wahnſinnige Philoſophen) ſich erſtaunlich mehrte, ſehr ſchwer, Anerkennungen für Beobachtungen aus einem Gebiete zu finden, das der ſichtbaren, palpablen Sinnenwelt ſo ganz entgegenſteht, — aber gerade dieſer ſo beſchaffenen gegenwärtigen Zeit wegen, ſind beſonders Diener der Religion, denen ſolche Beobachtungen zufielen, doppelt verbunden, ſie nicht unter den Scheffel zu ſtellen, ſondern ſie ohne alle weitere Weltrückſichten zu offenbaren und ihre Wahrheit mit feſtem Muthe zu vertheidigen.

Leider geſchah es aber bisher noch immer, daß die meiſten Beobachter ſolcher Phänomene, kam es auf Bekennung derſelben vor dem Welthaufen an, aus Rückſichten für dieſen verſchüchtert zurücktraten und mit der Sprache nicht mehr herauswollten. Wollten auch Sie über dieſe Geſchichte nicht weiter ſprechen, ſo haben Sie doch, aufrichtiger als viele andere in gleichen Fällen, wenigſtens das Factum beſtätigt, wofür die Wiſſenſchaft Ihnen immer Dank ſchuldig iſt. Andere aber, die ſelbſt erlebte Facta wieder verläugnen, haben den größten Theil an der Schuld, daß dieſes ſo merkwürdige Feld meiſtens noch als nicht exiſtirend, als ein Traum exaltirter Köpfe, betrachtet und der Wiſſenſchaft entzogen wird.

Zur ferneren Vergleichung folgt hier eine ähnliche Beobachtung, die nicht im Hauſe eines katholiſchen Geiſtlichen, ſondern in dem Schloſſe eines ehemaligen Oberſten der Garde Napoleons (ſo viel ich weiß, reformirter Religion) gemacht wurde, und die ebenfalls aus ganz ächter, authentiſcher Quelle iſt. — Sie ſey, auch dem ehrlichen Herrn Chorherrn Sch. zur Rechtfertigung, hier veröffentlicht, und diene auch zum Beweiſe, daß derlei auch beherzte Männer, wie Herr v. Pleſſen als ehemaliger Oberſt in der Garde Napoleons gewiß war, und nicht bloß Frauen und glaubige Geiſtliche u. ſ. w. erfahren können.

Herr v. Pleſſen, ehemaliger Oberſt in der Garde Napoleons, einunddreißig Jahre lang Soldat, erkaufte im Jahre 1815 das im Königreich Würtemberg gelegene Gut und Schloß

Schmiedelfeld, und nahm dort mit ſeiner Gattin und ſeiner Stieftochter ſeinen Wohnſitz.

Ich habe dieſes Schloß früher öfters beſucht, da ich in derſelben Gegend wohnte und als Arzt ſeine damaligen Bewohner behandelte, habe aber damals nie etwas von Beunruhigungen gehört, wie ſie nachher die Familie des Herrn v. Pleſſen erleiden mußte. Es iſt übrigens immer möglich, daß ſie auch dazumal ſchon da waren, aber nicht ſo beachtet wurden, oder noch nicht ſo in dieſer Größe auftraten.

Kurz, bald nach dem Einzuge des Herrn v. Pleſſen in dieſem Schloß wurde die Frau v. Pleſſen (was vorher nie bei ihr der Fall war) alle Nacht Schlag 12 Uhr wie erweckt, *) und

---

*) Dieſes ganz beſondere Erwecktwerden, ohne daß man ſich eines Grundes bewußt iſt, findet immer bei ſolchen Erſcheinungen ſtatt.

konnte dann von da an zu keinem Schlafe mehr kommen. Sie hörte dann meiſtens Tritte, wie die eines Menſchen, durch ihr Zimmer gehen, hörte ein Klöpfeln, ein Krachen an den Geräthſchaften und Wänden im Zimmer, und fühlte wie die Nähe eines unſichtbaren, unheimlichen Weſens. Dieſe Unruhe dauerte mehrere Stunden nach Mitternacht in ihrem Zimmer fort, dann hörte man es auf dem obern Boden in ein unbewohntes Zimmer gerade über dem ihrigen gehen, und in dieſem war es nun, als ginge ein Menſch in Pantoffeln lange auf und ab.

Herr v. Pleſſen, der meiſtens erweckt durch ſeine Gattin, immer auch das Gleiche vernahm, bewaffnete ſich öfters mit ſeinem Degen, ging dieſen Tönen von Gehen eines Menſchen durch das ganze Schloß, beſonders in den obern Stock nach, forderte das Unweſen auf, ſich ſichtbar zu machen, aber ſtieß nie auf einen Menſchen, noch wurde ihm ſonſt was ſichtbar.

Die Schloßuhr, die wohl beſtellt war und den ganzen Tag vollkommen gut ging, nahm des Nachts immer einen unregelmäßigen Gang an, und ſchlug da oft plötzlich achtzig oder hundert. Morgens fand man die Stricke der Gewichter oft wunderſam in einander geflochten.

Als Herr v. Pleſſen einsmals gegen Mitternacht noch zu Tiſche mit ſeiner Familie und einem Freunde ſaß, man Erzählungen von den ſonderbaren Vorfällen im Schloſſe machte, und er dann ausrief: „Der langweilige Geiſt ſollte ſich doch auch einmal ſehen oder noch vernehmbarer hören laſſen!“ entſtand plötzlich ein furchtbarer Schlag, der das ganze Schloß zitternd machte, ſo daß alle Bewohner zuſammenſprangen. Herr v. Pleſſen ſtellte mit ſeinen Dienern ſogleich eine Unterſuchung, beſonders in der Nähe der Schloßuhr, woher der Schlag zu kommen ſchien, an, und bemerkte, daß der Gewichtſtein der Uhr, der mehrere Centner wog, nicht mehr zu ſehen war, aber zu ihrem größeren Erſtaunen wurde er nirgends mehr vorgefunden, und auch am andern Tage bei hellem Lichte nicht. Man war genöthigt, einen andern Stein verfertigen zu laſſen, und erſt als man dieſen befeſtigte, bemerkte der Arbeiter auf einmal den alten Stein in einer Gegend, wo er gar nicht von ſelbſt hingefallen ſeyn konnte, zwiſchen zwei Boden, die gar nicht durch ihn eingeſchlagen waren, ſondern nur ſeitwärts eine Oeffnung hatten, und die, um ihn herauszuheben, aufgebrochen werden mußten.

In einer andern Nacht fing in der Küche des Schloſſes ein ſo furchtbares Gelärm an, als würden in ihr alle Geräthſchaften unter einander geſchmiſſen. *) Herr v. Pleſſen, dadurch er-

---

*) Wie in der Geſchichte des Chorherrn Sch. und in der unten in einer Note bemerkten Geſchichte im Kloſter Neuburg.

weckt, eilte in die Küche, fand dort aber alles in der größten Ordnung, dagegen ſah er aber auf dem Herd ein Feuer brennen, und auch die andern herbeigeeilten Hausgenoſſen ſahen dieß mit Erſtaunen, als ſie ſich aber dem Herde völlig näherten, war keine Spur eines Feuers mehr zu ſehen, der Herd auch gänzlich kalt.

In einem ſehr großen, zu einem Stall von 12 Pferden eingerichteten Raum unter den Zimmern des Schloſſes fingen die Pferde jedesmal nach Mitternacht an in große Unruhe zu gerathen. beſonders war dieß bei zwei Pferden, dem ſchönſten Reitpferde und einem andern von minderem Werthe, das aber ein guter Renner war, der Fall. Dieſe Thiere fingen jedesmal nach Mitternacht in die Höhe zu ſpringen, hinauszuſchlagen, ſich aus den Halftern zu reißen, an, und ſtunden dann nach einigen Stunden ganz ermattet und von Schweiß träufelnd.

Nachdem Herr Oberſt v. Pleſſen alle mögliche Verſuche zu ihrer Beruhigung gemacht hatte, die aber nichts fruchteten, ging er in einer Nacht ſelbſt in den Stall, beſtieg in ihm das Reitpferd und erwartete ſo auf ihm ſitzend die Stunde ſeiner Unruhe.

Sogleich nachdem die Uhr zwölf geſchlagen hatte, fing das Pferd ſich unter ſeinem Reiter zu bäumen und hinauszuſchlagen an.

Herr v. Pleſſen; als ein gewandter Reiter, ſuchte es umſonſt mit Güte und mit Gewalt handzuhaben, er war nicht mehr im Stand, es zu regieren, und auch nicht mehr von ihm herab zu kommen, lang ſprang es im Stalle ſchnaubend und tobend auf und nieder, während auch das andere Pferd wie in Tollwuth ausbrach und im Stalle hin und her ſprang.

Erſt nach Verfluß faſt einer Stunde hielten die Thiere zitternd und wie zuſammengeſunken, träufelnd von Schweiß ſtille.

Herr Oberſt v. Pleſſen ließ nun die Thiere in den Stall eines entfernten Hofes bringen, wo ſie ſich, auch um jene Stunde, ganz ruhig verhielten. Als man ſie aber nach einigen Wochen wieder in den Stall des Schloſſes zurückbrachte, ging mit ihnen zur gemeſſenen Stunde das gleiche ſchauerliche Spiel wieder an, und das Reitpferd blieb wirklich dadurch todt.

Dieß veranlaßte den Herrn v. Pleſſen für ſeine Pferde einen andern Stall zu bauen. Der alte Stall wurde zu einem Bierkeller eingerichtet und ſein Boden zu dieſem Behuf ausgegraben. Durch dieſe Arbeit ſtieß man in der Tiefe auf eine Reihe Gerippe von Menſchen, die ſchon ſehr alt zu ſeyn ſchienen, und auf das Fundament eines noch ältern verbrannten Schloſſes.

Eine Sage ging, als habe die letzte Beſitzerin von Schmiedelfeld noch ſterbend einen Fluch auf dasjenige ausgeſprochen, das nach ihr in eigenthümlichen Beſitz dieſes Schloſſes kommen werde.

Da die Frau v. Pleſſen durch die immerwährenden nächtlichen Beunruhigungen immer leidender wurde, und ſie auch ärztliche Hülfe nicht beſſern konnte, faßte ſie, eingedenk der obigen Sage (da auch ſie als die eigentliche Käuferin des Schloſſes anzuſehen war: denn es wurde mit ihrem Vermögen bezahlt), den Entſchluß, öfters allein in der alten Kirche des Schloſſes niederzuknieen, für die Ruhe der Verſtorbenen zu beten und ſie zu beſchwören, ſie im ruhigen Beſitz dieſer Wohnung zu laſſen. Von da an wurde die Frau v. Pleſſen auch wirklich perſönlich nicht mehr beunruhigt, wenn auch ſonſt hie und da im Schloſſe ſich noch Spuk zeigte.

Denn als Herr v. Pleſſen einmal gegen Abend über die Schloßbrücke gehen wollte, ſaß vor ihm ein ſchwarzer, ihm unbekannter Hund, der ihm den Eingang wie verwehren wollte. Hr. v. Pleſſen nahm ſeinen Stock und hieb nach dem Hunde, allein er hieb bloß wie durch einen Schatten. Als er nun gegen die Treppe des Schloſſes kam, ſaß der Hund wieder da. Er hieb abermals durch ihn, jedoch abermals nur wie durch einen Schatten. Im Zimmer angekommen, erzählte er dieſen Vorfall den Seinigen.

Bald darauf ſtarb Herr v. Pleſſen, ohne vorher krank geweſen zu ſeyn, eines ſehr ſchnellen Todes. *)

---

*) Jetzt bemerkt man in dieſem Schloſſe von derlei Anfechtungen nicht das Mindeſte mehr.

Wer nun die vorliegenden Geſchichten, und namentlich die Geſchichte im hieſigen Oberamtsgerichtsgefängniß, wie die im hieſigen Rathhausgefängniß, ferner die des Chorherrn Sch. und die Geſchichte in Schmiedelfeld betrachtet und vergleicht, der muß in Wahrheit ſehr verblendet ſeyn, ſieht er nicht klar, wie in all dieſen Geſchichten von den verſchiedenſten Menſchen der verſchiedenſten Religionsconfeſſionen und an den verſchiedenſten Orten (er vergleiche mit dieſen Geſchichten auch noch die vielen andern Beobachtungen, die er ſchon hörte und las, z. E. auch die Nachricht von den beſondern Vorfällen im ehemaligen Kloſter Neuburg, in den Blättern aus Prevorſt 4te Samml. S. 177) *) eine über-

---

*) Auch hier ging es in den Zimmern unſichtbar auf und ab, machte ſcheinbar die Schlöſſer von Kommoden und Käſten auf. Manchmal war es, als ging eine Pulvermine los, die Wände zitterten. In der Küche warf

raſchende Uebereinſtimmung herrſcht, die für ihre innere Wahrheit ſpricht, und es bedarf eines ganz eigenſinnigen gläſernen Verſtandes, zu beſtreiten, daß all dieſen Geſchichten, weder Betrug noch Krankheit, noch ſomnambüle Anſteckung, noch geiſtiges Heraustreten, ſondern eine objective Realität zu Grunde liegt, möge man dieſe objective Realität nun für den noch an die Erde gebundenen Geiſt eines verſtorbenen Menſchen, oder für ſonſt eine objective, jetzt noch unbekannte, noch mit keinem Namen zu bezeichnende Realität halten.

---

es ſcheinbar das Geſchirr unter einander, figurirte ſcheinbar ein Feuer mit Kniſtern und Sauſen. Es that Schüſſe, man hörte unnatürliches Wehklagen und Seufzen, ein ſchauerliches Geheul. Es warf wie mit Erbſen; auch wurde ſonſt noch ähnliches wie in den obigen und andern Geſchichten beobachtet.

Es iſt aber offenbar nun an der Zeit, daß dieſe Phänomene in der Natur von den Naturforſchern erkannt und weiter unterſucht werden: denn durch Vorurtheil, Eigenſinn und Unwiſſenheit geſchah es, daß dieſe ſo wichtige Erſcheinungen auf der Nachtſeite der Natur, bisher völlig mißkannt als leerer Wahn betrachtet und bloß dem Volksglauben mit verächtlichem Lächeln überlaſſen wurden, wie es früher auch ſchon mit andern Naturwahrheiten erging.

Dem Oberamtsgerichte Weinsberg, und beſonders dem Herrn Oberamtsrichter Heyd, hat die Wiſſenſchaft Dank zu ſagen, daß er bei jener Geſchichte nicht im Geiſte der Gewöhnlichkeit handelte, die nicht einmal in ſolchen Fällen eine Beobachtung zugibt, ſondern daß er unbefangen und vorurtheilsfrei dieſen Fall nicht nur ſelbſt beobachtete, ſondern auch andere wiſſenſchaftliche und redliche Männer zu deſſen Beobachtung theils ſelbſt aufforderte, theils zuließ. Nur auf ſolchem Wege (und ich hoffe, daß er immer mehr eingeſchlagen werde) kann ſich auch in dieſem Dunkel das Licht der Wahrheit anfachen.

Zuſatz.

Herr Oberamtsrichter Hend gab noch nachträglich zu ſeinen Beobachtungen im Gefängniſſe nach Durchleſung des Gedruckten folgende Zuſätze und Berichtigungen an. Seite 73, wo es heißt: „Herr Oberamtsrichter ſagte, er höre jetzt beſondere Töne, ſie ſeyen faſt wie ein Trappen von Pferden,“ muß noch hinzugeſetzt werden: „auf gepflaſtertem Wege bei gefrornem Boden, obgleich kein gefrorner Boden, ſondern naſſes Wetter war.“

Daſelbſt muß auch bemerkt werden, daß die

Lichterſcheinung, die der Herr Oberamtsrichter (es war kein Mond am Himmel) erblickte, ihm die Geſtalt eines lichtgelben Dreiecks mit goldfarbenen Seitenlinien und verwaſchener Baſis hatte. Dann muß es daſelbſt heißen, ſtatt „nun höre er Töne, wie wenn man ein großes Blech bewege:“ „nun höre er Töne, die theilweiſe ſeyen, wie wenn man ein großes Blech bewege. Herr Bürger aber ſah und hörte davon nicht das Mindeſte.“ Nach den Worten eben daſelbſt: „nun hörten ſie beide ein ſanftes Krachen und Tönen,“ iſt zu bemerken: „Herr Oberamtsrichter hatte die ſo ſanften Töne, wie jene frühern ſtärkern Töne alsbald gehört, ohne etwas zu äußern, bis Herr Bürger, der die frühern ſtärkern Töne nicht zu hören im Stande war, ungeachtet ihn Herr Oberamtsrichter darauf aufmerkſam gemacht hatte, nun ihn auf dieſe ſanften Töne aufmerkſam machen wollte, wo dann Herr Oberamtsrichter ihn verſicherte, daß er ſchon lange auch dieß höre, und in der Meinung, Herr Bürger werde das Mindere nicht hören, wo er das Stärkere nicht gehört, ſich der Bemerkung dieſer Beobachtung gegen ihn enthalten habe. Jedes dieſes zweimalige Tönen hielt gegen eine halbe Stunde an, und war daher leicht genau zu beobachten.“

Seite 145, bei der Beobachtung des Herrn Dr. Seyffer u. Hrn. Oberamtsrichters Heyd, wo es heißt: „es kamen dieſe Herren auch ſonſt zu keinem Schauen,“ iſt auf Herrn Oberamtsrichters Angabe noch einzuſchalten: „mit Ausnahme, daß Herr Oberamtsrichter Heyd ſich gegenüber an der Thüre ungefähr um halb 4 Uhr Morgens ſehr deutlich, doch nur auf etwa 5 Secunden, einen blaßgelben mit einer hellgelben Linie umſchloſſenen Gegenſtand ſah, in der Geſtalt, wie wenn zwei gleich große Cirkelſegmente mit den Enden gegen ſich gebogen jene Umſchließung bildeten. Oben in der Höhe eines Mannes und in der gewöhnlichen Entfernung, in der zwei menſchliche Augen im menſchlichen Kopfe ſtehen, befanden ſich zwei einen Zoll im Durchſchnitt haltende ſchwarze kreisförmige Flecken. Im Augenblicke des Schauens fragte er die Frau: „wo iſt er jetzt?“ (das Phänomen) und ſie antwortete: „an der Thüre.“ Nun aber verſchwand der Schein, und als er fragte: „wo iſt er jetzt?“ antwortete ſie: „unten an Ihrem Lager gegen den Gang am Fenſter. Herr Dr. Seyffer hatte nichts wahrgenommen.“

Seite 146, wo es heißt: „Herr Oberamtsrichter Heyd habe noch die auffallendſten Töne vor dem Gefängniß im Gange nach dem Gehen der Erſcheinung vernommen,“ muß noch auf Hrn. Oberamtsrichters Angabe beigeſetzt werden: „ſo wie ein abgemeſſenes Klöpfeln hinter ſich über ſeinem Haupte, was ziemlich lange andauerte.“

Verbeſſerungen.

Seite 7 Zeile 9 von oben nach Nacht fehlt ein Komma.
— 9 — 7 — unten ſtatt denſelben lies derſelben.
— 10 — 1 — oben ſtatt Stöhnen lies Tönen.
— 12 — 6 — oben ſtatt wo lies wenn.
— 21 — 9 — unten ſtatt nur lies nun.
— 22 — 9 — unten ſtatt nur lies nun.
— 55 — 9 — oben ſtatt F. lies T.
— 65 u. ſo fort immer ſtatt Laibesberg „Leibesberger zu leſen, und ihr Wohnort iſt Lachweiler bei Mainhardt.
— 103 Zeile 8 von unten ſtatt an lies in.
— 128 — 6 — oben ſtatt nur lies nun.
— 152 — 5 in der Note iſt das Wörtchen die zu ſtreichen.
— 157 — 5 von unten ſtatt ſanfter klingend lies ſanft erklingend.
— 159 — 5 von oben ſtatt erzeugte lies erzeugten.
— 155 — 6 — oben iſt vor dem Wörtchen daß ein Punkt zu ſetzen.
— 156 — 2 von oben ſtatt Rappenbach lies Rappach.
— 190 — 8 — unten ſtatt Häuſern lies Häuſer.
— 196 — 5 — unten ſtatt Verbreitung; dieſe lies Verbreitung. Dieſe.
— 200 — 2 von oben ſtatt Gebundenſeyn, bei lies Gebundenſeyn. Bei.
— 239 — 9 von oben ſtatt Auftritt lies Antritt.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Nachricht

von dem

Vorkommen des Beſeſſenſeyns

eines

dämoniſch-magnetiſchen Leidens und ſeiner ſchon im Alterthum bekannten Heilung durch magiſch-magnetiſches Einwirken,

in

einem Sendſchreiben

an den

Herrn Obermedicinalrath Dr. Schelling
in Stuttgart,

von

Dr. Juſtinus Kerner,
Oberamtsarzt in Weinsberg.

Stuttgart und Augsburg,
Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.
1836.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

„Denn es heilet ſie weder Kraut noch Pflaſter, ſondern dein Wort, Herr, welches alles heilet.

Pſ. 107, 20.

Ein Naturforſcher, der ſo wie Sie, Verehrungswürdigſter, ſchon vor Jahren tief in die merkwürdigen, von der rationellen Medicin noch immer nicht genug erkannten Erſcheinungen des magnetiſchen Lebens eindrang, ein nachſichtiger Freund, der, wie Sie, die Güte hat, mich zu verſichern, daß er meinen Bemühungen auf dieſem Gebiete gern Schritt vor Schritt folge, wird mir dieſe längere Zuſchrift über einen Gegenſtand zu Gute halten, der mich ſeit einigen Jahren, der vielen äußeren Hinderniſſe und Mißkennungen ungeachtet, beſchäftigt, und der eben aus jenem berührten Nachtgebiete der Natur ſtammt.

Dieſer Gegenſtand iſt das häufig vorkommende dämoniſch-magnetiſche Leiden, das ſogenannte Beſeſſenſeyn.

Durch dieſe Zuſchrift und Ihre Vermittelung wünſchte ich, daß dieſes Leiden und ſeine mögliche Heilungsweiſe, die bisher nur irrationellen Aerzten anheimfiel, auch endlich von rationellen Aerzten wenigſtens erkannt und beachtet würde.

Dieß zu bezwecken, erlauben Sie mir, in dieſer meiner Zuſchrift allein bei meinen praktiſchen Erfahrungen, mit Umgehung aller Theorien, ſtehen bleiben zu dürfen: denn ich könnte durchaus nicht umhin, bei Aufſtellung oder Erwähnung einer Theorie dieſes Gegenſtandes mich auf dem geoffenbarten

STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

religiöſen Boden, den dieſes Leiden vor allen andern ſo ſehr berührt, zu bewegen, was in jetziger Zeit der ſogenannten Bildung, wie des beſtimmten Unglaubens, bei Vielen die ich bloß praktiſch überweiſen möchte, nur Anſtoß und Widerwillen verurſachen und ſo dem mir hier vorgeſetzten Zwecke ſchaden würde.

Bekennen muß ich übrigens, daß mir bei Gegenſtänden aus der Nachtſeite der Natur, der oft nur aus dem Inſtinkt hervorgegangene Volksglaube, möge er von der Wahrheit auch noch ſo fern ſtehen, immer noch ihr näher zu ſtehen ſcheint, als das intellectuelle Theoretiſiren, Meinen und Dafürhalten der gebildeten und gelehrten Welt in dieſem Felde.

Wie ein Leiden, das kein Gebet duldet, wo der Leidende nur bei Nennung des Namens Gottes, in Fluchen und Toben ausbricht, wie ein Leiden, das hauptſächlich in teufliſcher Rede ſich ausſpricht, in folgenden Worten ſeine Erklärung finden ſoll: „Der weſentliche Zuſtand der vom Teufel Beſeſſenen iſt telluriſches Leben, aber vorzüglich örtlich in den Bewegungsorganen ausgedrückt und in ſeiner niedern Richtung auftretend,“ iſt mir wenigſtens ſchwer begreiflich.

Da ich mich zu ſolchen und ähnlichen Erklärungsarten nie bekennen könnte, die rationelle Medicin aber nur ſolchen huldigt, ſo bitte ich Sie, Verehrungswürdigſter, mich des mir hier vorgeſetzten Zweckes wegen vor jedem Eingehen in eine Theorie dieſes Leidens zu entbinden und dieſe bloß praktiſche Nachricht über die von mir beobachtete Art ſeines Auftretens, die Art ſeiner Heilung und die gedrängte Erzählung der mir vorgekommenen ſpeciellen Fälle mit Nachſicht aufzunehmen.

Bediene ich mich nun hier auch oft des Wortes *Dämon*, ſo geſchieht es einzig zur beſſern Bezeichnung und nach dem Vorbild der Alten, ohne daß ich mich hiedurch für eine Theorie, was ich nun einmal hier vermeiden will, ausſpräche.

Jeder rationelle Arzt, der für ſeine Kunſt nicht zu eingenommen iſt, wird ſchon ſehr häufig die Erfahrung gemacht haben, daß er viele Leiden, beſonders unter dem Volke, bei der beſten Folgſamkeit ſeiner Kranken, nicht zu heilen fähig war, die nachher, wurden die Kranken ſeiner vergeblichen Behandlung überdrüſſig, oft ſehr ſchnell von Schäfern, Kleemeiſtern u. ſ. w. geheilt wurden.

Das waren immer Leiden, die *magnetiſchen Charakter* an ſich trugen und zwar meiſtens *dämoniſch-magnetiſchen*; das Volk heißt ſie *unnatürliche Krankheiten*, die nur auf *magnetiſchem* Wege (*magiſch-magnetiſchem*), nicht aber durch Medicamente der Apotheken geheilt werden können.

Die Zahl dieſer *magnetiſchen* Leiden iſt ungemein groß, und man muß ſich wundern, wie die Aerzte bisher ſo wenig Rückſicht auf dieſen ſo ſehr verbreiteten Jammer nehmen konnten, daß ſie ſogar jene magiſchen Volksärzte (jetzt noch die einzigen Helfer in jener Noth) lieber verfolgen und zur Strafe ziehen laſſen, als daß ſie aus ihrer allwiſſenden Sphäre zu ſolchen magiſchen oder ſympathetiſchen Volksärzten herabſteigen und bei dieſen wenigſtens Einſicht von der Häufigkeit der Uebel nehmen, die auf einem ganz andern Wege zu heilen ſind, als auf dem, den ſie ſich bisher durch ihre Catheder- und Compendiendreſſur zu eigen machten— nämlich einzig nur auf magiſch-magnetiſchem und ſympathetiſchem Wege.

Bei dieſer magiſchen Heilungsweiſe iſt aber freilich ein großes Hinderniß das, daß der Arzt (beſonders handelt es ſich von magiſch-magnetiſcher Manipulation) zugleich auch die Arznei ſeyn muß, die Natur aber nicht Jedem gegeben hat, hier die Arznei ſeyn zu können.

Zu dieſer magiſch-magnetiſchen Heilung iſt pſychiſche Kraft des Glaubens in Verbindung mit organiſcher Kraft erforderlich, und oft beſitzt ein Menſch die erſtere Kraft, er hat aber nicht die letztere, und umgekehrt.

Einfache ſchlichte Glaubensmänner, die dem Evangelium und dem Namen des Herrn unbedingt vertrauen, und die dabei noch angeboren, eine beſondere organiſche Kraft beſitzen, können in ſolchen Uebeln einzig zur Arznei werden, während Hochgelehrte, die an alles das Maß des Verſtandes, der Exegeſe und Kritik legen, in ihnen nicht einmal die Wirkſamkeit eines Brodkügelchens zeigen, und eben daher dann auch an ſolche Leiden und an ſolche Arznei nicht glauben.

Männer der erſten obigen Art finden ſich nun allerdings ſelten oder bleiben unbekannt, während andere unter dem Volk, an denen zwar eine beſondere organiſche Kraft haftet, aber ohne die pſychiſche Kraft des Glaubens, ſich zu magiſchen Curen hergeben, auch in magnetiſchen Leiden Dienſte leiſten, aber in ſolchen Leiden nicht ausreichen, wo auch zugleich die pſychiſche Kraft des Glaubens erforderlich iſt, wie hauptſächlich bei dem dämoniſch-magnetiſchen Leiden des Beſeſſenſeyns.

Wenn nun unter der Menge von uns rationellen Aerzten gewiß wohl keiner iſt, der dieſe beiden Kräfte in ſich vereint, und alſo in ſolchen Uebeln Arzt und Arznei ſelbſt ſeyn könnte (unſre ganze Lebensweiſe, unſere von Jugend auf erlittene Dreſſur des Gehirns iſt ſchon dagegen), ſo kann doch wenigſtens gefordert werden, daß wir rationellen Aerzte die Menge der Leiden, die wir auf dem gewöhnlichen ärztlichen Wege nicht heilen können, erkennen lernen, und daß wir Menſchen mit ſolchen magiſch-magnetiſchen Leiden nicht vergeblich mit unſern

Apothekermitteln quälen und in Koſten verſetzen oder gänzlich verlaſſen, ſondern daß wir Männer aus dem Volk, die durch Glauben und Naturgabe Kräfte zu ihrer Heilung beſitzen, dafür als Medicament verordnen, und ſolche, damit kein Mißbrauch geſchehe, unter unſern Augen auf dieſe Leidenden wirken laſſen. *)

In einer Reihe magiſch-magnetiſcher Leiden, die durch Arzneien der Aerzte nicht zu heilen waren, habe ich auf dieſe Weiſe gehandelt. Daher kam es auch, daß, weil an ſolchen Uebeln Leidende Vertrauen zu mir faßten, und nicht wie vor andern Aerzten ihre Leiden vor mir verbargen, mir die Häufigkeit dieſer Leiden auch mehr als Andern offenbar wurde. Ich erſtaunte bei dieſer Gelegenheit, die Erfahrung zu machen, daß hauptſächlich ein dämoniſch-magnetiſches Leiden, das wir ſchon durch das neue Teſtament kennen lernten, das aber auch ſonſt im Alterthum ſehr bekannt war, als eines der häufigſten magiſch-magnetiſchen Leiden noch durchaus und völlig ſo vorkommt, wie es die Bibel beſchreibt und wie es auch in den exorciſtiſchen Schriften des vorigen Jahrhunderts angegeben iſt — ich

---

*) Die Aerzte in Dresden bedienen ſich in gichtiſchen und rheumatiſchen Krankheiten der magnetiſchen Kraft eines Bürſtenfabrikanten, Namens Meißner. S. des Magnetiſeurs Meißners Heilvermögen von Dr. Lutheritz zu Meißen. 1835.

meine das ſogenannte Beſeſſenſeyn. Es konnte dieſes furchtbare und ſo häufige Leiden nur durch eine Afteraufklärung ſo ſehr mißkannt werden, daß die rationelle Medicin es kaum oberflächlich mehr beachtete, und meiſtens mit Manie und Epilepſie verwechſelte, hie und da auch unter dem nichtsſagenden Namen „Monomanie“ der Manie zuweiſ't, während es doch ganz entſchieden als ein eigenthümliches magiſch-magnetiſches, oder vielmehr dämoniſch-magnetiſches Leiden auftritt, und einzig auch nur, was bei Manie und Epilepſie nie der Fall iſt, auf magiſch-magnetiſchem Wege geheilt werden kann.

So lehrte mich einzig nur die reine Erfahrung dieſes Leiden und ſeine Heilart kennen, und was ich hier von ihm vortrage, iſt auch allein nur aus der Natur geſchöpft. Stimmt es mit dem überein, was von dieſem Leiden und ſeiner Heilung das neue Teſtament und auch exorciſtiſche Schriften des vorigen Jahrhunderts ſprechen, ſo kommt es nicht daher, daß ich es aus dieſen kennen lernte, ſondern daher, daß dieſe es aus der gleichen Quelle, der Natur und Erfahrung, ſchöpften.

Wie bei den Agathomagnetiſchen (Gutmagnetiſchen) die Uebernatur im Menſchen hervortritt und ſich in ſolchen ſchon durch die Mienen ein guter Geiſt vorherrſchend zeigt, und wie ſie alle in ihren Kriſen von einer Verbindung mit guten Geiſtern, von Seligen, die ſie zu Führern haben, ſprechen, auch in ihnen nur Heiliges, Göttliches entwickeln, ſo tritt bei dieſen Dämoniſch-magnetiſchen die Unnatur hervor, teufliſches Beſeſſenſeyn, Fluch und Spott gegen alles Göttliche und Heilige, und ſpricht ſchon aus ihren Mienen das Vorherrſchen einer teufliſchen Gewalt in ihnen.

Es iſt hier der entgegengeſetzte magnetiſche Pol nicht zu mißkennen, und dieß ſchon weiſ't darauf hin, daß dieſes Leiden nicht wie Manie und Epilepſie mit gewöhnlichen Medicamenten, ſondern nur magiſch-magnetiſch zu behandeln iſt.

Man hat in Erkennung und Behandlung dieſes Leidens in neuerer Zeit damit ſehr gefehlt, daß man den entſchieden magnetiſchen Charakter, den dieſes Leiden hat, und die Manie und Epilepſie nicht haben, ſo ſehr aus den Augen ſetzte.

Es iſt wahr, daß wenn man dieſes Leiden nicht durch mehrere Erfahrungen und auch in ſeiner geringern Ausbildung, ſeinem leiſern Auftreten, ſchon kennen lernte, ſein Erkennen auch oft ſehr ſchwer wird. *) Jahre lang hält es ſich oft in Individuen unter der oder jener Maske von Schmerz und Pei-

---

*) Durch einen einzigen Fall erhält man von dieſem Leiden noch kein getreues Bild.

nigung verſteckt, und äfft den rationellen Arzt, indem es bei all ſeinen Arzneien der ſtärkſten Art, als wären ſie nur Waſſer, ganz vergnüglich im Menſchen ſitzen bleibt, durch eine einzige magiſch-magnetiſche Behandlung und Berührung aber ſich der verſteckte Dämon kund geben muß. So kann z. B. ein ſo beſeſſenes Individuum Jahre lang nur mit Schmerzen in irgend einem Gliede, in den Füßen, oder im Kopfe, im Leibe, mit oder ohne ſichtbare Krämpfe, behaftet ſeyn, es kann von Zeit zu Zeit wirkliche Krämpfe, Aufblähungen des Bauches, Verdrehungen der Glieder haben, Anfälle, die der Epilepſie ſehr ähnlich ſind. Welcher Arzt ſollte denn da auch an ein dämoniſch-magnetiſches Leiden denken?

Man gebraucht nun Jahre lang die Mittel der Apotheken, die ganze Reihe der krampfſtillenden Kräuter und metalliſchen Präparate, Blutegel, Blaſenpflaſter und Klyſtiere, zuletzt wird auch die Homöopathie zu Hülfe gerufen. Dieß alles aber ficht den Dämon nicht im mindeſten an, bringt ihn nicht zum Weichen, nicht aus ſeiner Faſſung. Nur die Anwendung magiſch-magnetiſcher Mittel verräth ihn und treibt ihn aus ſeinem Schlupfwinkel.

Ein Hauptmittel, das dieſen *geiſtigen Bandwurm* im Menſchen unruhig macht und ihn zu erkennen gibt, iſt die *Magie* des Gebetes. Wendet ſich ein ſolcher Leidender zum Gebete, ſo wird er bemerken, daß er dieſes nur ſchwer zu thun fähig iſt, daß etwas aus ſeinem Leibe dagegen anſtrebt, und dabei ſich all der Jammer ſeines Leibes, z. B. Aufblähung des Bauches, Schmerzen, Krämpfe und ſonſtige Anfälle, vermehren. Ja, nur bei dem Gedanken an Gott und bei Nennung des Namens Jeſu iſt dieß der Fall. An dieſem wird dann der Arzt hauptſächlich ein dämoniſch-magnetiſches Leiden erkennen. Auch dadurch wird es oft erkannt, daß in ſolchen Menſchen, die zugleich mit Krämpfen, Aufblähungen des Bauches u. ſ. w. behaftet ſind, bei dieſen Leiden oft Gedanken aufſteigen, die ſonſt ihrer pſychiſchen Individualität ganz fremd ſind — dämoniſche, böſe Gedanken, wobei ſie ſelbſt oft denken müſſen, ſie kommen nicht von ihnen, und die ſie auch oft nur mit innerer Anſtrengung ſo zurückhalten können, daß ſie ſich nicht durch die Sprache kund geben. Ergreift man nun jene Heilungsweiſe, ſo wird der Dämon meiſtens zum Sprechen gezwungen, und offenbart ſelbſt, daß er es ſey, der ſchon Jahre lang im Menſchen da oder dort ſeinen Sitz genommen und ihm die oder jene Leiden verurſacht habe. Er klagt, daß er gezwungen worden ſich zu offenbaren, als eigne Individualität zu reden, und bittet dann oft um Friſt in einem Körper, in dem es ihm wohler ſey als draußen, wo er keinen Körper mehr habe.

Wie bei den Agathomagnetiſchen (Gutmagnetiſchen), ſind ſie nicht Ideoſomnambüle, erſt auf die magnetiſche Manipulation der gute Dämon in ihnen z. B. als Führer (gemeiniglich ein ſelig Verſtorbener) zum inneren Sprechen gebracht wird, ſo geſchieht auch bei ſolchen Dämoniſch-Magnetiſchen (Beſeſſenen), daß manchmal erſt auf die magiſch-magnetiſche Manipulation in ihnen der böſe Dämon (gemeiniglich ein unſelig Verſtorbener) zur Sprache kommt. Nur Unerfahrne oder Böswillige können das ſo mißverſtehen, daß ſie vermeinen, die magiſch-magnetiſche Manipulation impfe ſolchen Leidenden erſt die Meinung von einer zweiten böſen Individualität in ihnen ein.

Bei Manchen bleibt aber der Dämon nicht längere Zeit verſteckt, und offenbart ſich auch ohne vorausgegangenen magiſch-magnetiſchen Zwang von ſelbſt bald nach ſeiner Beſitznehmung durch die Sprache aus dem Menſchen, indem er frei als eigenes Individuum in ihm auftritt, ſich der andern Individualität gänzlich bemächtigt und ſie nur momentan öfters wieder freiläßt. Von rationellen Aerzten wird ein ſolcher Leidender dann ſehr leicht für wahnſinnig gehalten, oder benennt man das Leiden mit dem nichtsſagenden Worte „Dämonomanie,“ und es wird dann ein ſolcher Leidender mit ſcharfen Salben, Brechmitteln und draſtiſchen Purganzen behandelt. Dieß aber macht dem Dämon dann große Freude, weil er dann wieder frei ausgeht und doppelter Schmerz und Plage alsdann nur auf dasjenige, das er beſeſſen hat, und gern geplagt ſieht, fällt. Denn wie in dem Agathomagnetiſchen (Gutmagnetiſchen) der gute Dämon (Führer) nur wohlwollend und hülfeleiſtend ſich jenen Leidenden zeigt, ſo zeigt ſich in dieſen Dämoniſch-Magnetiſchen (Beſeſſenen) der böſe Dämon ihnen nur übelwollend, ihnen nur fluchend.

Es iſt wahrſcheinlich, daß ſich in manchen Irrenhäuſern Dämoniſche befinden, die irriger Weiſe für Wahnſinnige gehalten und ſo behandelt werden.

Ein rechter Magus, der Irrenhäuſer durchginge, würde in ihnen gewiß merkwürdige Ausſcheidungen treffen können.

Oft wird ein ſo leidender Menſch unter Krämpfen zu Boden geworfen, wobei der Dämon aus ihm noch nicht ſpricht. Dieß iſt offenbar was die Bibel „ſtummer, ſprachloſer Geiſt“ im Beſeſſenen nennt. In dieſem Falle wird dann der Leidende meiſtens für epileptiſch gehalten und von der rationellen Medicin mit den vielen Mitteln gegen Epilepſie behandelt, aber natürlich umſonſt. Vielleicht nach Jahren, oft endlich von ſelbſt, oder wenn ein ſolcher anſcheinend Epileptiſcher zufällig unter eine magiſch-magnetiſche Behandlung geräth, wird der Dämon in ihm zum Sprechen gezwungen, und man erkennt dann endlich, daß ſein Leiden nicht Epilepſie, ſondern das dämoniſch-magnetiſche Leiden des Beſeſſenſeyns war.

Kinder mit dämoniſch-magnetiſchen Leiden werden von der rationellen Medicin zuerſt als Entwicklungskranke und Wurmleidende behandelt, den ſo oft willkommenen Steckenpferden derſelben.

Oft gibt ſich in einem Individuum nicht bloß Ein Dämon, ſondern mehrere zugleich, oder einer nach dem andern, zu erkennen, es ſprechen aus ihm zwei, drei und mehrere Stimmen und Individualitäten. Sie geben an: da oder dort im Menſchenkörper ihren Sitz genommen zu haben und die oder jene Schmerzen und Leiden ihm zu verurſachen.

Es iſt ſchon bemerkt, daß alles, was dieſe Dämonen nun aus einem ſolchen Menſchen reden, durchaus teufliſcher Art und ganz gegen den Charakter des beſeſſenen Individuums iſt. Es iſt Spott und Verwünſchung gegen alles Heilige, gegen Gott und den Erlöſer, und beſonders auch Spott, Fluch und Verwünſchung gegen die von ihnen beſeſſenen Perſonen, die ſie mit ihrem eigenen Munde läſtern, mit ihren eigenen Fäuſten ſchlagen.

Einige ſolcher Leidenden ſchließen, taucht in ihnen der Dämon im Innern auf und fängt zu ſprechen an, die Augen, und verlieren das Bewußtſeyn, wie im magnetiſchen Schlafe, und der Dämon ſpricht dann ohne ihr Wiſſen aus ihnen; bei andern bleiben die Augen offen und auch das Bewußtſeyn bleibt, aber der Leidende vermag mit aller Geiſtesanſtrengung der aus ihm ſprechenden Stimme doch nicht zu widerſtehen; er hört ſie aus ſich als eine in ihm ſteckende, ganz andere, fremde Individualität, der er nicht zu gebieten vermag. Geſichtszüge, die im gewöhnlichen Zuſtande Ruhe und Freundlichkeit ausdrücken, verwandeln ſich im Moment, wo der Dämon in einem ſolchen Menſchen auftaucht, und ſeine Individualität verſchwindet in die ſcheußlichſten Fratzen der Hölle.

Es iſt ſchon angeführt, daß es in vielen dieſer Geſchichten conſtant iſt, daß dieſe Dämonen ſich für in Menſchen gebannte Geiſter unſelig Verſtorbener ausgeben, wie ſich faſt immer die ſich in Agathomagnetiſchen offenbarenden guten Dämonen (Führer), als Geiſter ſelig Verſtorbener ankünden.

Um in keine Theorie zu gerathen, kann ich mich hierüber nicht näher äußern. Ich bemerke nur, daß auffallend bleibt, daß dieß hier Angegebene die aus Kindern ſo gut, wie aus älteren Perſonen ſprechenden Stimmen ſagen, und daß dieſem Umſtande doch wohl etwas Tieferes als Erziehung und Aberglaube zu Grunde liegen möchte.

Entſchieden iſt auch, daß dieſes Leiden nicht durch frömmelnde Phantaſie oder durch Aberglauben, ebenſo nicht durch körperliche Veranlaſſung, wie Entwickelung, Krankheitsmetaſtaſen u. ſ. w. in ſolchen

Menſchen erzeugt wird; denn es ſind ihm Menſchen unterworfen, in deren Weſen ſo etwas nicht im mindeſten lag, bei denen nicht die mindeſte Krankheit vorausging. Es ſind ihm Kinder von 6—8 Jahren und Menſchen von reiferem, wie vom höchſten Alter unterworfen. Es kam mir noch nie eine Perſon vor mit ſchwärmeriſch-religiöſen Geſinnungen, die mit dieſen Zufällen behaftet war. Es waren meiſtens Menſchen von natürlicher Bildung und ganz geſundem Verſtande. Ich ſah auch nie, daß dieſes Leiden auf einen Anderen durch Anſteckung überging oder daß es ein Anderer durch Einbildung erhielt. Die Leidenden der Art, die ich kennen lernte, waren auch von verſchiedenen Gegenden unſeres Landes.

Leibliche Krankheiten, z. B. kalte Fieber, Syphilis u. ſ. w., können neben dieſem Leiden beſtehen, ohne daß ſie die mindeſte Aenderung in daſſelbe bringen, oder daß jenes Leiden aufhören würde, wenn jene Krankheiten aufhörten.

Traurig iſt die Erfahrung, daß ſchon manche Selbſtmörder nur dämoniſch-magnetiſch Leidende waren. Der Dämon trieb ſie zur unſeligen That, ohne ihren eigenen Willen. Die ſprechendſten Beweiſe wären hier anzuführen.

So findet man auch im Evangelium Marcus Cap. 9 die Stelle: „Und Jeſus ſagte zum Vater des beſeſſenen Knaben: wie lange iſt es, daß ihm dieſes widerfahren iſt? Er ſprach: von Kindheit auf. Und oft hat er ihn ins Feuer und Waſſer geworfen, daß er ihn umbrächte.“

Beſſer als die im Aeußeren lebende neue Zeit dieſe Zuſtände verſteht, verſtand ſie das mehr im Innern lebende Alterthum, und wußte ſie von eigentlichen Krankheiten und von Wahnſinn zu unterſcheiden. Die Griechen machten immer einen Unterſchied zwiſchen ſolchen, die durch eine natürliche Krankheit in Wahnſinn verfielen, und zwiſchen Dämoniſchen. Im Herodot wird von Kleomen geſagt: daß ſein Wahnſinn vom Trinken und nicht von einem Dämon herkomme.

Wie häufig dieſes Leidens und ſeiner Heilung durch das Wort in dem neuen Teſtamente erwähnt iſt, iſt zu bekannt, als daß es hier einer weiteren Auseinanderſetzung bedürfte.

Eine Menge Fälle, wo der von Aerzten und Schriftgelehrten vergeblich bekämpfte Dämon dem Dräuen eines einfältigen Chriſten wich, erzählen Juſtinus, Tertullian, Athanaſius, Cyprian und Euſebius u. ſ. w. Exorciſtiſche Schriften des vorigen Jahrhunderts geben die Zeichen, durch die Beſeſſenſeyn, wenigſtens in ſeiner höheren Ausbildung, ſich von einer Krankheit unterſcheidet, ſehr richtig an.

Sauvages ſagt: Mehrere Kennzeichen eines wahren Beſeſſenſeyns hat uns Hofmann überliefert. Nicht allein erſchrecklicher Ton der Stimme, bewunderungswürdige und ungewohnte Bewegungen des Körpers, ſondern auch wunderbare Convulſionen, die ſich plötzlich und ohne vorangegangene Krankheit einſtellen; Gottesläſterungen, Verdrehung des göttlichen Wortes, obſcöne Reden, Wiſſen verborgener Dinge, und beſonders zukünftiger, Erbrechen von ſonderbaren Dingen, wie z. B. Haare, Kieſelſteine u. ſ. w., die mit ungeheurer Auftreibung des Bauches aus dem Munde geworfen werden.“

Was nun die Heilung dieſes dämoniſch-magnetiſchen Leidens betrifft, ſo kann es, wie ſchon öfters berührt, nur durch magiſch-magnetiſches Einwirken, nicht aber durch bloß phyſiſch eingreifende Medicamente geſchehen. Nicht nur das Alterthum, ſondern auch die neuere Zeit hat hiefür die triftigſten Erfahrungen, die ich hier nicht näher aufführen will,

Magiſch geſchieht die Heilung durch das Gebet und das Wort, und hauptſächlich durch den im feſten Glauben ausgeſprochenen Namen Jeſu. Dieſes magiſche Einwirken wird auch oft durch magiſch-wirkende Worte und Zeichen aus der Magie des Alterthums, die man als Amulete gebraucht, oder ſelbſt dem Leidenden eingibt, unterſtützt, und ich ſah ſchon öfters durch ſolche innerlich genommene magiſche Worte (waren ſie auch dem Leidenden ganz ohne ſein Wiſſen, z. B. in Brod, beigebracht worden) die heftigſten Wirkungen entſtehen, namentlich den heftigſten Niſus ſie wieder auszuſtoßen u. ſ. w., eine Wahrheit, die dem gewöhnlichen Apothekersarzt allerdings als Lüge oder Täuſchung erſcheint.

Dieſes magiſche Einwirken (Beſprechen) muß aber mit dem feſteſten Willen und Glauben geſchehen, als Beſprechung eines wirklichen Dämons, nicht einer Krankheit, und ſo muß auch die Sprache mit dem ſprechenden Dämon geführt werden. Das Wort muß zu dem Worte ſprechen, der Geiſt zum Geiſte.

Geſchieht Gebet und Beſprechung nicht im völligſten Glauben, namentlich an einen wirklich inwohnenden Dämon (nicht an Krätzgift u. ſ. w.), ſo erfolgt auch keine Heilung, der Dämon weicht einer Beſprechung, die nur von einem gläſernen Gehirne ſimulirt iſt, nicht. So einem Beſprechenden könnte es ergehen wie in der Apoſtelgeſchichte Cap. 19, V. 13 aufbewahrt iſt. „Es unterwanden ſich aber etliche der umlaufenden Juden, die da Beſchwörer waren, den Namen des Herrn Jeſu zu nennen über die da böſe Geiſter hatten und ſprachen: wir beſchwören euch bei Jeſu, den Paulus predigt. Aber der böſe Geiſt ſprach: Jeſum kenne ich wohl, und Paulum weiß ich wohl, wer ſeyd ihr aber? Und der Menſch, in dem der böſe Geiſt war, ſprang auf ſie und ward ihrer mächtig und warf ſie unter ſich, daß ſie nackend und verwundet flohen.“

Gleichwie aber feſter Glaube von dem Beſprechenden erfordert wird, ſo muß auch der Leidende, ſo viel noch in ſeinen Kräften ſteht, von demſelben nicht abweichen, und alles, was ihn von ſolchem abwendig machen könnte, muß von ihm abgehalten werden. Evangelium Marci 9. „Jeſus aber ſprach (zum Vater des beſeſſenen Knaben): Wenn du könnteſt glauben; alle Dinge ſind möglich dem der da glaubet.“

Kinder, von denen noch kein ſolcher Glaube erwartet werden kann, und die dennoch durch die gleiche Behandlung geneſen, verhalten ſich doch wenigſtens nicht entgegenſtemmend.

Hat der Dämon ſich in einem ſolchen Leidenden noch verſteckt und iſt er noch nicht zur Sprache gebracht, iſt er noch ſprachlos und ſtumm, ſo muß der Beſprechende ihm im feſten Glauben und im Namen Jeſu gebieten zu ſprechen und die Stätte, die er bisher eingenommen, zu verlaſſen.

Man ſieht hieraus, wie ſelten es wäre, aus unſerm von Zweifeln und Unglauben angefüllten gelehrten und gebildeten Stande einen Menſchen zu erhalten, der ſolcher Heilung gewachſen wäre. Ein einfältig glaubender Schäfer iſt hiezu geſchickter als ein Profeſſor der Pſychologie oder der Theologie, oder ein Oberamtsarzt.

Mit dieſer magiſchen Einwirkung muß auch von Seite des Leidenden beſonders Faſten verbunden ſeyn.

Gebet und Faſten ſind Hauptbedingungen, ohne welche der Sieg über dieſes Leiden nicht gewonnen wird.

Matth. Cap. 17. „Dieſe Art kann durch nichts als durch Gebet und Faſten vertrieben werden.“

Zur Zeit des Heilandes und der Jünger reichte wohl einzig die magiſche Behandlung, die durch das Wort, hin. Aber dieſe Zeit iſt vorüber und das Wort hat der Unglaube unſerer Zeit geſchwächt.

Die Anwendung der organiſchen Kraft betreffend, die mit der pſychiſchen Kraft des Glaubens ſich nun vereinigen muß, ſo geſchieht dieſe hauptſächlich durch magnetiſche Manipulation.

Es iſt merkwürdig, daß dieſe bei dem dämoniſch-magnetiſchen Leiden von unten nach oben geſchehen muß, nicht wie in dem agathomagnetiſchen Zuſtand, von oben nach unten, wodurch ſich dieſes Leiden ebenfalls auch als der entgegengeſetzte Pol vom Agathomagnetiſchen zu erkennen geben möchte.

Mit manchen dieſer Dämoniſch-Leidenden

wird auch durch die magnetiſche Manipulation der gute Dämon (der Schutzgeiſt) im magnetiſchen Halbſchlaf in Verbindung geſetzt, wodurch ſich viele Aufſchlüſſe ergeben, die der Behandlung äußerſt günſtig werden können, doch findet dieß allerdings nur in ſelteneren Fällen ſtatt.

Je mehr übrigens unter ſolcher Behandlung der gute Geiſt in ſolchen Leidenden ſich rührt, je mehr ſie Erſcheinungen von guten Geiſtern, z. B. Vater, Mutter u. ſ. w. haben, eine je günſtigere Prognoſe iſt zu ſtellen.

Ich machte die Erfahrung, daß die magnetiſche Manipulation Dämoniſchmagnetiſcher bei weitem mehr organiſche Kraft erfordert, als die Agathomagnetiſcher (Gutmagnetiſcher). Es iſt hier ein dämoniſcher Widerſtand, der ein ſtarkes Uebergewicht eines entgegengeſetzten Pols erfordert, und iſt dieſes nicht vorhanden, ſo wird der Magnetiſirende leicht vom dämoniſchen Pol überwältigt, erſchöpft, ja gelähmt, und dieß iſt abermals ein Hinderniß für Viele, ſolche Heilungen ſelbſt zu unternehmen und mit Erfolg unternehmen zu können.

Unter ſolcher magiſch-magnetiſcher Behandlung nun wird der Dämon zuletzt ganz müde gemacht, ſein Toben und Verwünſchen verwandelt ſich in Bitten, mit Beſprechung und Manipulation inne zu halten, oder in Bitten um eine nur noch kleine Friſt im Fleiſche. Bei dem Leidenden ſtellt ſich unter ſolcher Behandlung aber bald ein Drang nach oben ein, und endlich ein heftiges Würgen. Die Behandlung wird immer ernſter fortgeſetzt, worauf Drang nach oben und Würgen ſich immer vermehrt. Die magnetiſche Manipulation mit Beſprechung wird beſonders auf denjenigen Theil des Körpers angewendet, in dem der Dämon ſeinen Sitz hat, und weicht er aus demſelben in einen andern Theil, wird ihm durch Beſprechung und Manipulation die alte Stätte gleichſam verſchloſſen (verſchworen), damit er dahin nicht wieder zurückkehren kann. So wird er, wo er im Körper des Leidenden hinweicht, mit Beſprechung und magnetiſcher Manipulation (die oft auch nur in feſter Aufdrückung der Hände auf jene Stellen abwechſelnd mit Beſtreichung nach oben beſteht) verfolgt, bis er immer mehr nach oben weicht, und endlich unter dem furchtbarſten Drang und Würgen nach oben im günſtigen Fall ausfährt, in welchem Moment der Leidende, meiſtens ganz ſo wie es die Bibel beſchreibt, wie ſcheintodt niederfällt, eine kurze Zeit lang liegen bleibt, ſich aber dann ganz geneſen und neugeboren, und wenn auch dieß ſcheußliche Uebel viele Jahre in ihm war, erhebt, und Gott und den immer noch unter uns wirkenden Erlöſer für ſeine Befreiung lobpreiſt. Marc. Cap. 9. „Hierauf ſchrie er, verzerrte ſich ſchrecklich und fuhr aus. Der Knabe aber war wie todt, daß auch Viele ſagten, er iſt todt. Jeſus aber ergriff ihn bei der Hand und richtete ihn auf, und er ſtand auf."

In einigen Fällen ſah ich aber auch auf jenes magiſch-magnetiſche Einwirken das Uebel ohne alle ſichtbaren Symptome ganz in der Stille, aber auch da plötzlich und auf einmal (doch letzteres nur im Falle, wo bloß ein Dämon da war) verſchwinden. Oft verſchwindet es auch unter den gleichen nach oben angegebenen Symptomen nach unten, doch geſchieht das erſtere häufiger.

Man hat ſich aber ſehr zu hüten, den anſcheinenden Stillſtand der Paroxysmen gleich für eine gelungene Cur zu halten.

Der Dämon hält ſich oft nach ſolchen Austreibungsverſuchen liſtig ſtill, als wäre er nicht mehr vorhanden, oder es verſteckt ſich nach Austreibung eines Dämons noch ein anderer hartnäckig (wie ein Thier, das den Jäger wittert), und gibt ſich erſt durch fortgeſetzte Beſprechungen und Manipulationen kund.

Stellen ſich nach den beſtimmten Zeichen des Ausfahrens wieder neue Bewegungen ein, ſo iſt gewiß noch der Dämon oder ein Dämon zurück, und es muß dann die Beſprechung, die Herausforderung und magnetiſche Manipulation wieder von neuem beginnen.

Ebenſo iſt der Leidende nach Austreibung des Dämons auch noch zu verwahren, daß derſelbe nicht wiederkehrt, was ſonſt leicht geſchieht, und wo er dann ärger denn zuvor wüthet.

Dieſe Verwahrung geſchieht hauptſächlich auch magiſch durch das Wort, durch Beſprechung und Gebet.

Luc. 11, 24. „Wenn der unſaubere Geiſt von dem Menſchen ausfährt, ſo durchwandert er dürre Stätten, ſuchet Ruhe und findet ſie nicht. Nun ſpricht er: Ich will wieder umkehren in mein Haus, daraus ich gegangen bin. Und wenn er kommt, ſo findet er es mit Beſen gekehrt und geſchmückt. Dann geht er hin und nimmt ſieben Geiſter zu ſich, die ärger ſind denn er ſelbſt, und wenn ſie hineingekommen, wohnen ſie da und es wird hernach mit demſelben ärger denn zuvor.“

Ebenſo kommt vor, daß Chriſtus beim Austreiben nicht bloß ſagt: „Fahre aus, du unſauberer Geiſt!“ ſondern auch hinzuſetzt: „und kehre nicht wieder.“

Wer dieſes Leiden aus Erfahrungen neueſter Zeit kennen lernt, kann nicht genug erſtaunen, wie durchaus genau und der Wahrheit gemäß es das neue Teſtament in allen ſeinen Aeußerungen beſchreibt.

Auf dieſem magiſch-magnetiſchen Wege nun glückt, wenn ſchon alle gewöhnlichen ärztlichen Mittel vergebens erſchöpft wurden, ſehr häufig allein noch eine Heilung dieſer Unglücklichen. Manchmal aber iſt dieſes Leiden auch ſo ſtark dämoniſch, hat ſich der Individualität des Leidenden ſchon ſo feſt bemächtigt, daß es das Uebergewicht über die magiſch-magnetiſche Kraft des Behandelnden gewinnt, und dann erfolgt keine Heilung, im Gegentheil es erſchöpft ſich der Behandelnde, unterliegt und kann es in jedem Fall nicht bis zur Austreibung des Dämons bringen.

In ſolchen verzweifelten Fällen wünſcht man ſich vergebens einen **Mann** mit der Kraft der Jünger Jeſu, oder nur mit der eines Gaßners.*)

Zu all dieſem aus der Erfahrung Geſchöpften folgen nun in den nachſtehenden Geſchichten und Thatſachen die Belege.

Dieſe Fälle betreffen durchgängig Leidende, welche oft ſchon Jahre lang vergeblich durch Medicamente behandelt wurden. Wer kann es dieſen Unglücklichen verübeln, daß ſie am Ende den Glauben an ſolche verloren und zu einer andern

---

*) Um hier praktiſch zu überweiſen, bedürfte es allerdings ohnedieß noch des Erſcheinens eines zweiten Gaßners.

Heilungsweiſe, der magiſch-magnetiſchen, unter der Aufſicht eines Arztes ihre Zuflucht nahmen? Und doch gab es Menſchen unter dem ſogenannten gebildeten Publicum, welche theils Unerfahrenheit (Unwiſſenheit in dieſem Felde), theils offenbare Leidenſchaftlichkeit veranlaßte, dieſe Unglücklichen, die ihre letzte Rettung bei mir ſuchten, ſowohl in öffentlichen Geſellſchaften als in Tagblättern zu verhöhnen, oder über Teufelsbannerei und finſtern Exorcismus zu ſchreien und mich als dem craſſeſten Aberglauben heimgefallen zu bezeichnen.

Solche Menſchen wiſſen allerdings nicht was ſie thun, und ſind nur damit zu entſchuldigen. Sie haben von der Natur dieſes Leidens und ſeiner Heilungsweiſe nicht den mindeſten Begriff, und ſprechen in Wahrheit von ihm wie Blinde von der Farbe.

Ich aber kann mich über alle dieſe Verläſterungen und Mißkennungen durch das beruhigende Gefühl hinwegſetzen, mehrere jener Unglücklichen, die ſich Jahre lang mit unheilbar ſcheinenden Leiden bei Aerzten herumſchleppten, auf einem Wege geheilt zu haben, den allerdings nur der Glaube betritt, und nur der Unglaube verſpottet und für Wahn erachtet.

Erſtes Beiſpiel.

Die erſte und zweite dieſer Geſchichten gab ich ſchon in meiner „Geſchichte Beſeſſener neuerer Zeit“ ausführlich, und ich führe ſie hier nur in gedrängtem Auszuge an.

Die erſte beſeſſene Perſon, von der Form wie ſie die Bibel beſchreibt, lernte ich durch das Zutrauen des Hrn. Dr. Bardili in Krailsheim (jetzt Regimentsarzt in Ludwigsburg) kennen, der ſie mir vor drei Jahren zur Heilung mit der Bemerkung zuſandte: daß alle Heilungsverſuche auf gewöhnlichem Wege an dieſer Perſon fruchtlos gemacht werden ſeyen.

Dieſe Perſon war eine 34 Jahr alte Bauernfrau von Jartheim, Namens Maria Utzin. Sie hatte (außer einigen Unpäßlichkeiten im Kindbett) nie eine Krankheit, war nie mit Ausſchlägen, Störungen in der Menſtruation oder andern Uebeln behaftet, von denen ihr nachheriges Leiden hätte hergeſchrieben werden können. In ihrer glücklichen Ehe gebar ſie drei Kinder. Ihr früheres und ſpäteres Leben war immer tadellos, ſie war fleißig in ihrem Hausſtande, religiös ohne

Frömmlerin zu ſeyn. Ohne eine beſtimmt zu erhebende vorangegangene Urſache wurde ſie im Auguſt des Jahres 1830 mit furchtbaren convulſiviſchen Anfällen behaftet, unter welchen dann eine fremde Stimme mit dämoniſcher Rede aus ihr ſprach. Sobald die Stimme ſprach (die ſich für einen unſelig verſtorbenen Menſchen ausgab), war ihre Individualität wie erloſchen, und eine andere in ihr herrſchend. So lange dieß ſtattfand, wußte ſie auch von ihrer Individualität nichts, die nur wieder (aber ganz unverſehrt und verſtändig) ſich einſtellte, hatte jene ſich zur Ruhe gelegt.

Dieſer Dämon tobte, fluchte und ſchlug aufs fürchterlichſte aus ihr, beſonders ſtieß er Verwünſchungen gegen Gott und alles Heilige aus.

Körperliche Mittel, körperliche Arzneien brachten nicht die mindeſte Aenderung in ihren Zuſtand, auch eine Schwangerſchaft nicht, und nicht das Säugen in derſelben. Nur anhaltendes Gebet (zu dem ſie ſich aber aufs ſtandhafteſte zwingen mußte, weil der Dämon es nicht leiden konnte) machte den Dämon oft wieder auf eine Zeit lang matt.

Fünf Monate lang wurden ihr ärztliche Mittel aller Art vergebens gebraucht (bella donna, assa foetida, valer. cupr. sulph. ammon. strammon., draſtiſche Purganzen, Ausſchläge). Es ſprachen im Gegentheil nun bald ſogar zwei Dämonen aus ihr, die in ihr oft gleichſam das wüthende Heer aufführten, wie Hunde bellten, wie Katzen ſchrien u. ſ. w. Betete ſie, ſo ſchmiſſen ſie die Dämonen in die Höhe, und fluchten und tobten aufs ſchrecklichſte aus ihr.

Ließen ſie die Dämonen los, kam ſie zu ſich, und hörte die Erzählungen der Umſtehenden, und ſah ſie die Wunden, die ſie durch Schlagen und Werfen erhalten hatte, ſo brach ſie in Thränen über ihren Zuſtand aus. Durch magiſch-magnetiſche Behandlung (die aber gewaltſam unterbrochen wurde) war, noch ehe ſie mir gebracht wurde, einer der Dämonen aus ihr gewichen, aber der zurückgebliebene tobte dann nur mit deſto größerer Gewalt in ihr.

Beſonders hinderlich war auch dieſem das Gebet. Wollte die Frau zum Gebet niederknien, ſuchte ſie der Dämon mit aller Macht daran zu verhindern, und wollte ſie beten, verzog er ihr die Kinnbacken und zwang ſie zu einem teufliſchen Gelächter oder Pfeifen. Oft blies er ihr auch ihren Bauch bis zur Härte einer geſpannten Trommel auf.

Sie durfte nie etwas anderes als Waſſerſuppe von ſchwarzem Brod eſſen. Sobald ſie etwas Beſſeres aß, tauchte der Dämon in ihr auf und ſchrie: „Das Luder ſoll nichts Gutes eſſen!“ und drehte ihr den Löffel herum. Sie faſtete oft zwei bis drei Tage lang durchaus ohne einen Biſſen Speiſe zu ſich zu nehmen, ohne einen Tropfen zu trinken. In ſolchen Tagen blieb der Dämon am ruhigſten. Durch Jammer, Schmerzen und Faſten war ſie faſt zu einem Gerippe abgemagert. Ihre Leiden waren oft Tag und Nacht ſo groß, daß ſie gar nicht zu beſchreiben ſind, und wir mit ihr oft in die größte Verzweiflung kamen. Und dieß iſt wörtlich wahr.

Nur die magiſch-magnetiſche Heilungsweiſe konnte dieſen Jammer, der drei Jahre lang trotz aller Mittel angedauert hatte, in wenigen Tagen auf immer beenden. Die Leidende blieb von da an, jetzt ſchon drei Jahre, durchaus geſund.

Die magnetiſche Manipulation, die das Böſe allein nicht auszutreiben vermochte (das vermochte allein die magiſch-magnetiſche), hatte in dieſem Falle doch die gute Wirkung (dieſe Manipulation mußte aber, wie ſchon bemerkt, von unten nach oben geſchehen), daß die Leidende durch ſie oft in einen halbmagnetiſchen Zuſtand verfiel, in dem ſie immer eine gute Stimme, die ihres Schutzgeiſtes, zur Ausdauer und zum Glauben ermahnte, und ihr die Verſicherung gab, daß das Böſe endlich aus ihr weichen müſſe. Dieſer gute magnetiſche

Zuſtand trat dann auch öfters von ſelbſt, ohne vorausgegangenes Magnetiſiren, bei ihr ein, beſonders in der Nacht, wo ihr dann immer tröſtende Eröffnungen von dieſer innern Stimme gemacht wurden.

Zweites Beiſpiel.

Roſina Wildin, aus einer Bauernfamilie in Pleidelsheim, hatte im Jahr 1834 ihr zehntes Jahr zurückgelegt. Bis zum Alter von vier Jahren war ſie in Folge des Zahnens äußerſt ſchwächlich. Von da an ging die geiſtige und körperliche Entwicklung gut und ohne Störung von Statten bis zum achten Jahr, wo ſie das Scharlachfieber hatte und mit ärztlicher Behandlung gut überſtand. Es war immer ein recht gutartiges, verſtändiges und heiteres Kind. Ungefähr dreiviertel Jahre vor dem Anfang der Krankheit, im Frühjahr 1833, hütete es einer gewiſſen Perſon ein kleines Kind, von dieſer erhielt es einen Apfel und ein Stück Kuchen zum Eſſen; es wurde dem Kinde ganz übel darauf. Jene Perſon gab ihr dann ein Glas Wein, welches aber das Mädchen kaum zur Hälfte trank, weil es einen ſtarken Reiz zum Erbrechen fühlte; dieſelbe Perſon ſchüttete ihm den Reſt vollends ein, worauf die Uebelkeit verſchwand, aber dafür eine ſolche Schläfrigkeit ſich des Kindes bemächtigte, daß es von Morgens 10 Uhr an bis gegen Abend in einem fort ſchlief. Nach dem Erwachen ſprach es einige Zeit verwirrt. Im Sommer 1833 hatte das Mädchen einige Zeit Diarrhöe, ſonſt war es geſund bis nach Weihnachten deſſelben Jahres; da klagte es über Frieren, große Leibſchmerzen und ein Brennen auf der Bruſt, und der obere Theil der Bruſt ſchwoll auf. Von da an mußte es im Bett liegen, die Augen konnte es mit aller Anſtrengung nicht öffnen, obgleich ſie nicht geſchwollen waren. Oeffnete man ſie mit Gewalt, ſo zeigte ſich der Augapfel geſund in ſeiner natürlichen Stellung. Von Anfang der Krankheit an ſprach das Kind wenig, weinte aber viel über die Schmerzen im Unterleib. Man wandte Wurmmittel an, es kamen aber keine Würmer. Ein Arzt wollte die heftigen Schmerzen im Unterleib durch Arzneien heben, allein die Schmerzen wurden dadurch nur vermehrt. Man legte Senfpflaſter, zog Blaſen, aber alles diente nur zur Vermehrung der Leiden des Kindes. Mit aufgedunſenem Geſicht lag es da, kurz athmend und ununterbrochen Seufzer ausſtoßend über ſeine Schmerzen. Bald konnte das Kind nicht mehr ſchlucken, obgleich der Hals weder innen noch außen geſchwollen war; ſelbſt Flüſſigkeiten vermochte es nicht hinunter zu bringen. Sechs Monate lang genoß es keine Speiſe; es erhielt ſich nur kärglich dadurch, daß es ſeine Finger in Waſſer, Wein oder Milch tauchte, und ſie mit der Zunge ableckte.

Bald wurden auch ſeine Füße ſteif, und es fühlte heftige Schmerzen im Rückgrat. Der Arzt erklärte nun die Krankheit für eine Rückenmarkskrankheit; er verordnete ein Bad; allein wegen ſeiner Steifheit konnte man es in keinen Zuber bringen; wie ein Stück Holz mußte man es heben und legen; innere Mittel konnten nicht angewandt werden, weil es nicht ſchlucken konnte. Es hielt die Arznei oft lange im Munde, und bemühte ſich unter den heftigſten Schmerzen, ſie zu verſchlucken, bis ſie ihm endlich zur Naſe herauslief. Am ganzen Körper zeigte ſich große Empfindlichkeit, indem das Kind bei der geringſten Berührung große Schmerzen hatte. Der Arzt erklärte, weiter nichts mehr thun zu können. Im Monat Junius lag das Mädchen oft eine halbe Stunde lang wie todt auf dem Bette; wenn man nicht ganz genau Acht gab, bemerkte man kein Lebenszeichen an ihm. Auf einmal — man denke ſich das Erſtaunen! — fing es im Bett an ſich umherzuwälzen, Kopf, Hände und Füße wie wüthend an die Bettlade zu ſchlagen, daß man glaubte, das Blut müſſe hinausſpritzen und alles in Stücke fahren; dann ſprach es, das vorher kaum einer leiſen Stimme fähig geweſen, auf einmal Worte in kräftiger Sprache, Worte, über die ſich alle Anweſenden entſetzen mußten. Welch ein Schrecken, als man ſah, wie ſeine Geſichtszüge, die ſonſt einen ſo leidenden Ausdruck hatten, nun gräßlich entſtellt waren; wie es der Mutter und Geſchwiſter, die es ſonſt herzlich liebte, ſpottete, nach ihnen ſpie, ſie mit den gröbſten Schimpfnamen überhäufte, nach ihnen ſchlug, ihre Haare ausraufte. Man machte dem Kinde Verſtellungen, man drohte ihm, wenn es wieder bei ſich ſelbſt war, mit Schlägen, aber mit Thränen verſicherte es, es wiſſe von all dem nichts, es wiſſe von nichts, als von Schmerzen.

Das Kind wurde im Bett hin und her geworfen, Arme, Hände und Füße mit Heftigkeit an die Bettlade geſchlagen, und that man es nicht aus dem Bette, ſo wurde es herausgeworfen. Eine ſtarke Perſon ſetzte es ſich auf dem Schoß mitten in der Stube. Mit um einander geſchlungenen Füßen drehte es ſich dann wie eine Schlange um die Perſon herum, welche es hielt, und ſtieß ein ſtarkes, widerliches Geziſch dabei aus; ſpäter konnte eine Perſon daſſelbe nicht mehr halten, dann mußte eine andere daſſelbe unter den Armen halten, und während es die erſte an den Füßen nahm, um dieſe im Kreis herumſpringen, ſo ſchnell man konnte. War dieß vorbei, ſo mußte das Kind hoch aufhüpfen, ballte dann krampfhaft die Fäuſte, welche es vor das Geſicht hielt, kratzte die Hände, ſchlug ſich ſelbſt und verdrehte die Augen. Dieß geſchah alles unter ſtarkem Brüllen. Als es ſchlafen wollte, legte es ſeinen Kopf auf die Achſel der Perſon, die es hielt. In dieſer Stellung blieb es oft längere Zeit ganz ruhig, bis es ſchnell dreimal nach einander nach Athem ſchnappte, dann plötzlich die Augen aufriß, frech und behend hin und her ſchaute, und mit lautem Gelächter ausrief: „Jetzt bin ich da!“ Dieß war gewöhnlich die Rede, aus der man abnehmen konnte, daß der Dämon völligen Beſitz von dem Körper des Kindes genommen habe. Nun fing er an zu fluchen, zu ſchimpfen, gottesläſterliche Worte auszuſtoßen, die Anweſenden zu necken, ſich mit Jederman auf eine Weiſe zu unterhalten, die Staunen erregte. Hatte er ſo ſein Weſen lange genug getrieben, ſo ſagte er gewöhnlich: Nun will ich auch noch einmal hüpfen! Dazu brüllte er wieder aus vollem Halſe, faßte die Perſon, welche das Kind hielt, an den Haaren, ſtreckte dann die Arme aus und ſchüttelte ſich am ganzen Leibe. Das Kind lag darauf eine Viertel- bis halbe Stunde ganz abgemattet da, bis es endlich gähnend wie aus einem tiefen Schlaf erwachte. So, ſagte es auch, ſey es ihm: von allem Vorgefallenen wußte es nichts.

Anfangs hatte das Kind das Bewußtſeyn bei den unwillkürlichen Bewegungen, welche es machen mußte; es ſagte da, es ſehe eine ſchwarze Geſtalt an ſein Bett kommen, und dann werde es wie an den Haaren hin und her und zum Bett hinausgeworfen; eben ſo ſey es bei den kreisförmigen Bewegungen. Ließ man den Dämon nicht nach Belieben toben, ſo drohte er immer dem Kind in den Bauch zu fahren, was er auch oft that. Unterhaltungen führte der Dämon mit großer Leichtigkeit über jeden Gegenſtand, mit einer Leichtigkeit, die weit über den Horizont eines zehnjährigen Kindes iſt; man merkte dann gar nicht, daß es krank war; es war in dem, was es ſagte, gar keine Spur von Verwirrung enthalten; er ſprach in kräftiger Stimme, und häufig in der Mehrzahl, „denn wir ſind unſrer mehrere,“ ſagte der Dämon, „der, welcher das Kind am ärgſten plagt, es im Kreis herumtreibt, ſpricht nicht, aber er verdreht die Augen, verzerrt das Geſicht, blöckt die Zähne u. ſ. w. Ich muß thun, was dieſer ſagt.“ In der lebhafteſten Unterhaltung unterbrach er ſich oft, indem er ſagte: „Jetzt muß ich fort.“ Das Beten konnte der Dämon nicht ausſtehen. Oft wenn die Mutter betete, drohte er dem Kind mit neuer Plage, die dann auch nicht ausblieb.

Inzwiſchen wurde die Noth immer größer, das arme Kind hatte Tag und Nacht keine Ruhe, durch die gewaltſamen Bewegungen wurde es ganz abgemattet, um ſo mehr, da es keine Speiſen zu ſich nehmen konnte, als auf die oben beſchriebene Art. Der Hals war wie gelähmt, ſo daß es den Kopf nicht mehr halten konnte. Zwiſchen den Anfällen fühlte es die heftigſten Leibſchmerzen, und ſagte, es habe dabei die Empfindung als wenn eine Kugel im Leib herumführe. Sein Geſchrei war herzzerreißend, wenn es ausrief: „Ach kann mir denn niemand helfen?“ Oft warf ſich die Mutter auf die Knie nieder und betete, aber der Dämon ſchimpfte, fluchte und tobte nur noch ärger. Wenn er oft ſagte: „Jetzt will ich dem Kind in den Arm fahren oder in eine Ader, und dann der Leib ganz ſteif wurde, die Ader aber doch auflief, ſo konnte er daraus vertrieben werden, wenn man mit der Hand, dreimal die drei heiligen Namen ſprechend, darüber hinfuhr. Auch fremde Perſonen knieten nieder, Gott um Hülfe anzurufen, allein der Dämon ſpottete ihrer und überhäufte ſie mit Schimpfreden; „ihr bringet mich nicht hinaus!“ erklärte er beſtimmt.

In dieſem Jammer wurde dieſes Kind im Auguſt 1834 zu mir nach Weinsberg geführt. Es war todtenbleich, geſchwollen, nicht einer Bewegung fähig, außer den Anfällen. Tauchte aber der Dämon in ihm auf, gerieth es in den ſchon eben angegebenen teufliſchen Zuſtand, wurden alle ſeine Muskeln wie durch die Hölle geſchwellt.

Die magiſch-magnetiſche Behandlung befreite dieſes Kind in kurzer Zeit von ſeinem langen furchtbaren Leiden ohne irgend ein gewöhnliches ärztliches Mittel, ſo daß es drei Vierteljahre nachher ſechs Stunden weit zu mir zu Fuße kam, und noch jetzt, nach Jahr und Monaten, ſich ganz geſund befindet.

Merkwürdig iſt, daß dieſes Kind dennoch befreit wurde, ob es gleich an der ganzen Behandlung, namentlich am Gebet, ſelbſt nicht den mindeſten Theil nahm, ſondern bei allem ſich leidend wie eine Docke verhielt.

Drittes Beiſpiel.

Im Frühjahr 1835 wurde mir ein achtjähriges Mädchen von Schönbrunn bei Mainhardt, Namens Caroline Bay, gebracht.

Im October dieſes Jahres wurde dieſes Mädchen, ohne irgend eine vorausgegangene Urſache, es war ſonſt nie krank geweſen, mit heftigen Schmerzen in Armen und Füßen befallen, wobei es eine große Gefräßigkeit zeigte. Es ſchrie in dieſen

Schmerzen Tag und Nacht fort, und ärztliche Mittel wurden dagegen vergebens angewendet. Plötzlich warf es das Mädchen convulſiviſch im Bette hin und her, und dauerte dieß ſieben Wochen lang, worauf eine ganz grobe Mannsſtimme auf einmal teufliſch aus dieſem Kinde ſprach. Zum Beten konnte das Kind nicht gebracht werden: denn ſo oft es ſich dazu zwingen wollte, ſprach die Stimme dämoniſch dagegen, fluchte und ſchimpfte gegen Heiland und Gebet, warf das Kind und verurſachte ihm heftige Schmerzen im Unterleibe. Sprach man nur von Gott oder vom Gebet, blähte ſich der Bauch des Kindes wie eine Trommel auf und fühlte man Stöße in demſelben. Oft ſuchte es Vater und Mutter und andere umſtehende Leute mit teufliſcher Miene zu ſchlagen, oder ſchimpfte es dieſelben, was ſonſt gar nicht in ſeinem Weſen lag. Sagte man ihm dieß nachher, wollte es nichts davon wiſſen, ſondern weinte, daß es dieß ſollte gethan haben. Oft begehrte das Kind in dieſem dämoniſchen Zuſtand die unnatürlichſten Dinge zu eſſen. Sagte man ihm dieß nachher, ſo erſtaunte es ſelbſt darüber und fühlte Ekel und Erbrechen. Es waren gegen dieſe Zufälle verſchiedene ärztliche Mittel angewendet worden, namentlich auch Blutigel am Rückgrat, Einreibungen von Brechweinſteinſalbe, Blaſenpflaſter u. ſ. w. Das alles änderte an ihm nicht das mindeſte.

Die magiſch-magnetiſche Behandlung ſtellte dieſes Kind in wenigen Tagen völlig her.

Viertes Beiſpiel.

Im Sommer 1835 wurde mir die 32 Jahr alte verheirathete Catharina Müller von Gedelſpach, hieſigen Oberamts, gebracht. Dieſes Weibsbild ſchien in ihrem ledigen Stande von der Syphilis angeſteckt worden zu ſeyn, wurde aber von dieſer durch gewöhnliche ärztliche Mittel wieder hergeſtellt. Ein halbes Jahr zuvor, ehe ſie hieher gebracht wurde, bekam ſie ohne weitere Veranlaſſung Schmerzen im Bauch und hierauf convulſiviſche Anfälle, und ward genöthigt, bald wie ein Hund zu bellen, bald wie ein Hahn zu krähen. Dieſer Zuſtand dauerte einige Monate lang, und wich auf ärztliche Mittel keineswegs, im Gegentheil, es ſprachen auf einmal nun drei Stimmen aus ihr, zwei Männer und eine alte Frau. Dieſe hatten ſich der Individualität dieſes Weibes völlig bemächtigt, und ließen ſie nur auf Augenblicke frei, in denen ſie dann ganz verſtändig mit eigner Stimme ſprach. Kaum geſchah dieß aber, ſo nahmen dieſe Dämonen wieder abwechslungsweiſe den

Wort, erklärten: dieß Weib bis zum Tode zu peinigen und nie mehr aus ihr zu weichen. Zum Gebet ließen ſie das Weib nicht kommen. Die Stimmen gaben ſich ebenfalls für unſelig verſtorbene Menſchen aus und gaben ihre Namen an.

Es wurde an dieſem Weibe mit großer Anſtrengung die magiſch-magnetiſche Behandlung angewendet, der Behandelnde erſchöpfte ſich aber durch den furchtbar-teufliſchen Widerſtand, der in dieſem Falle geleiſtet wurde, gänzlich, und die Unglückliche mußte ungeheilt entlaſſen werden.

Fünftes Beiſpiel.

Im Sommer 1835 wurde mir die zehnjährige *Barbara Rieger* von Steinbach, Oberamts Krailsheim, gebracht. Dieſes Mädchen war bis in das vierte Jahr geſund. Im vierten Jahr befielen es ohne weitere Veranlaſſung heftige Convulſionen, die oft Wochen lang andauerten und ſo in drei Jahren viermal kamen. Dieſe Convulſionen warfen es manchmal ſehr in die Höhe. Dabei wurde es einmal fünf Tage lang ſtumm, und einmal zehn Tage lang völlig gelähmt. In der Nacht ſchrie es oft furchtbar und fuhr auf, als wäre etwas an ihm, gab aber darüber nie Rede und Antwort. Nach dieſen Zufällen ward es oft genöthigt, auf einmal wie ein Hund zu bellen, und dann wieder wie ein Ochs zu brüllen, und dieß dauerte bis in die Chriſtfeiertage 1834, wo auf einmal zwei Mannsſtimmen dämoniſch aus ihm ſprachen. Dieſe zwei Dämonen gaben ſich (poſſierlich genug) die eine für einen verſtorbenen Maurer, die andere für einen verſtorbenen Proviſor aus, und ſprachen beide aus dem Kinde in verſchiedenen Mundarten. Ehe einer oder der andere der Dämonen ſprach, ſchloß das Kind vorher die Augen, und wenn es die Augen wieder aufſchlug, wußte es nicht, was die Dämonen aus ihm geſprochen hatten.

Der Proviſor ſprach viel dämoniſcher als der Maurer, peinigte das Kind auch viel mehr. Wollte es ſich zum Gebet wenden, fluchte der Proviſor furchtbar aus ihm und quälte es mit den entſetzlichſten Schmerzen und Krämpfen. Der Maurer war zu beten fähig, ſagte aber: er habe vorher es nicht gekannt, wiſſe nun aber die Gebete, die das Mädchen wiſſe. Der Proviſor ſpottete über Bibel und Erlöſer, wenn er ſprach, doch ſprach er nur alle drei Tage, der Maurer aber alle Tage. Wollte man Fragen an den Proviſor richten, ſo ſagte er nur ſtolz: Ihr Bauern brauche das nicht zu wiſſen. Werd' ich nicht durch einen Obern gezwungen, ſo antwort' ich euch nicht.“ Der Maurer geſtand, daß er große Sünden begangen, der Proviſor geſtand keine ein. Wollte der Maurer etwas verrathen, ſo hieß der Proviſor ihn einen Lügner. Oft forderten die Dämonen Speiſe und waren dann luſtig, noch durch dieſen Leib eſſen zu können. Dann aber fraß das Mädchen das Vorgelegte wie ein Thier, wie eine Katze, wie es ſonſt nie aß. Oft nahmen die Dämonen dem Mädchen, was es ſich zum Eſſen aufbewahrt hatte, fraßen es und machten ſich dann luſtig, wie das Kind ſich ärgern werde, wenn es, laſſen ſie es wieder zu ſich kommen, ſeine Speiſen gefreſſen finde. Dieß war auch wirklich ſo; denn wieder zu ſeiner Individualität gekommen, fühlte und wußte das Kind nicht im mindeſten, daß Speiſen in ſeinen Leib gekommen (hatten die Dämonen auch noch ſo viel gefreſſen), hatte Hunger und forderte die Speiſen, und aß mit Appetit, als wäre nichts in ſeinen Magen gekommen. Der Maurer begehrte oft Branntwein, und gab man ihn nicht, ließ er das Kind zu ſich kommen und verurſachte ihm die heftigſten Schmerzen im Unterleibe. Im natürlichen Zuſtand hatte das Kind den heftigſten Widerwillen vor dieſem ſtarken Getränk.

Gegen dieſe Zufälle waren dem Kinde eine Menge ärztlicher Mittel, beſonders auch Wurmmittel, gebraucht worden. Man hatte es auch zur Zerſtreuung in einen andern Ort gebracht, aber alles fruchtlos.

Die magiſch-magnetiſche Behandlung, der ich es hier unterwerfen ließ, trieb zuerſt den Maurer aus, und endlich auch den Proviſor, der am hartnäckigſten blieb, und das Kind blieb von nun an von allen Anfällen und Krämpfen frei.

Sechstes Beiſpiel.

Im Herbſt 1835 wurde mir der 37 Jahr alte vermögliche Bürger und Bauer F. von G. gebracht. Dieſer Mann war, nach dem Zeugniß Aller, bis zu ſeinem dreißigſten Jahr ein ſehr braver, ſtiller und nüchterner Mann geweſen. In ſeinem Orte befand ſich ein Schultheiß, der dem Trunke ſehr ergeben, äußerſt ſtolz und händelſüchtig war, er war aber mit dem F. nie in beſondere Berührung gekommen. Als F. dreißig Jahre alt war, ſtarb dieſer Schultheiß.

Ein Jahr nachher wurde F. von öfteren Schmerzen im Bauche, Aufblähungen deſſelben und öfteren Verziehungen der Geſichtsmuskeln befallen. Was aber das Auffallendſte war, es änderten ſich Charakter und Lebensart des F. damit auf einmal gänzlich um. Der früher ganz nüchtern gelebte F. fing nun an entſetzlich zu trinken, der vorher ſo friedliche wurde zankſüchtig, der Beſcheidene äußerſt ſtolz und hochtrabend, und wollte Jedem im Dorfe befehlen, wodurch er oft in große Händel und Strafen gerieth.

Seine Gattin kam dadurch in den größten Jammer, beſonders da er, der vorher ſo arbeitſam war, nun auch gar nicht mehr die Geſchäfte auf dem Felde verſehen wollte. Dieſer veränderte Zuſtand dauerte aber nicht immer fort, oft nur Monate, oft nur Wochen lang, und in den Intervallen war dann der alte, nüchterne, beſcheidene und friedfertige F. wieder vorhanden, ſo lange bis wieder das andere wüſte Individuum ſeine Rolle ſpielte. Körperlich nahm F. dabei an Kräften ab, auch ſtellten ſich, neben den Leiden im Unterleibe, periodiſch Schmerzen in den Gliedern ein, wogegen vergebens ärztliche Mittel gebraucht wurden. Der ſonderbare Zuſtand nahm fünf Jahre lang immer mehr zu, und untergrub ſehr das Glück der Ehe.

Im ſechsten Jahre ſpuckte F. ſeiner Frau, ohne alle Veranlaſſung, eines Tages ins Geſicht, und dabei ſprach auf einmal eine ganz fremde Stimme aus ihm: „Weißt du auch, wer das gethan hat?“ Als ſie erwiederte: „Leider du!“ brüllte die Stimme: „Sau! weißt du denn nicht, daß ich ſchon ſechs Jahre lang in deinem Eſel bin? Ich bin der Schultheiß S. und werde euch Ochſen alle zu Paaren treiben!“ Hierauf warf es den Mann unter den beſtigſten Convulſionen zu Boden, und von dieſem Tage an ſprach die dämoniſche Stimme des verſtorbenen Schultheißen S. aus dieſem Manne, und man erkannte, daß ſich deſſen ganze Individualität ſchon lange ſeiner bemächtigt hatte. Hatte ſich der Dämon wieder in ihm zur Ruhe geſetzt, ſich in den Unterleib, in dem er aber dann immer Schmerzen fühlte, gleichſam zurückgezogen, ſo war der alte, freundliche, ſanfte F. wieder da, der äußerſt bekümmert war über das, was er kurz vorher in einem ganz andern Geiſte geſprochen und gehandelt haben ſollte. Unter während dieſen Klagen ſchloß es ihm aber oft gewaltſam die Augen wieder (tauchte der Dämon auf, ſchloſſen ſich immer ſeine Augen), und erſchien wieder die andere ganz verſchiedene Individualität mit Fluchen über Gott, Gebet und den F. ſelbſt. Dieſe Individualität tauchte beſonders ſchnell auf, wollte ſich F. zum Gebet wenden, wo ſie ihn dann auch oft in Convulſionen warf und ſchreckliche Schmerzen im Unterleib und in den Gliedern verurſachte.

Es wurden ſehr viele ärztliche Mittel gegen dieſen Zuſtand gebraucht, und hauptſächlich auch auf den Bandwurm, von dem ſich aber nie eine Spur zu erkennen gab, hingearbeitet. Es waren alle dieſe Mittel vergebens.

Einzig die magiſch-magnetiſche Behandlung befreite dieſen Leidenden von ſeinem geiſtigen Bandwurm. Durch ſie fuhr unter heftigem Würgen und Blaſen derſelbe aus ihm, während er zu Boden ſtürzte und wie ſcheintodt liegen blieb; ſich aber bald wieder, befreit von ſeinem Jammer, erhob.

Drei weitere Beiſpiele.

Verfloſſenes Frühjahr 1836 mußte ich die betrübende Erfahrung machen, wie die Behandlung von mehreren dämoniſch-magnetiſch Leidenden zugleich (was man ſich allerdings vorausdenken konnte) nicht nur nicht die gewünſchte Wirkung zur Folge hat, ſondern auch die organiſche Kraft des Behandelnden ſo ſehr ſchwächt, daß für ihn daraus Lähmungszuſtände und andere üble Folgen entſtehen können.

Es wurde mir in dieſem Frühjahr zuerſt eine 36jährige Frau aus dem Honoratiorenſtande aus dem Badiſchen zugeführt. Schon ſeit acht Jahren litt dieſe Frau an den heftigſten Schmerzen, hauptſächlich im Kopfe und in den Füßen. Die Schmerzen fuhren bald von dem Kopfe in die Füße, bald von den Füßen in den Kopf, bald wütheten ſie in beiden Orten zugleich. Oft ſtellte ſich bei dieſer Frau auch ein drückender, brennender Schmerz in der Gegend des Herzens ein, der ihr Bangigkeiten und Erſtickungsanfälle verurſachte. Oft blähte ſich ihr Leib wie eine Trommel auf. Wollte ſie ſich zum Gebet wenden, ſo ſtrebte in ihrem Innern ein Etwas gewaltſam dagegen und fingen die Schmerzen im Kopfe und in den Füßen, unter furchtbarem Aufblähen des Bauches, wieder vermehrt zu wüthen an.

Dieſe Schmerzen, beſonders die im Kopfe, wurden oft ſo unerträglich, daß ſie faſt von Sinnen kam und dann beſtändig den Kopf gegen die Wand oder auf einen Stuhl ſtieß. Zweimal war ſie, durch den Schmerz außer ſich gebracht, im Begriff, ſich das Leben zu nehmen, als ihr da jedesmal die Geſtalt ihrer verſtorbenen Mutter erſchien und ſie warnend von ſolcher That abhielt.

Sie war in einem Verhältniß, wo man alle ärztlichen Mittel an ihr erſchöpfen konnte und auch wirklich erſchöpfte. Unter dieſen waren auch Mineralbäder, namentlich auch des Auslandes. Man ſchloß (von einer Seite her dazu berechtigt) auf ein gewiſſes Leiden, was auch früher wirklich mit untergelaufen ſeyn mag, allein andere Kennzeichen hätten auf den Gedanken bringen ſollen, daß hier noch ein ganz anderer Dämon vorherrſche.

Ich habe ſchon bemerkt, daß neben dieſem dämoniſch-magnetiſchen Leiden allerdings auch andere Krankheiten ſeyn können, die aber keine Aenderung in demſelben bewirken, ſo wie auch umgekehrt.

Alle Mittel blieben ohnedieß vergebens. Der Jammer in Kopf und Füßen währte Jahre lang, und endlich brachen die furchtbarſten Convulſionen an ihr aus, die ſie im Bett in die Höhe warfen, und in denen ſie ſich ſelbſt ſchlug, worauf eines Tages auf einmal eine andere Individualität mit teufliſcher Rede aus ihr ſprach und erklärte: daß ſie ſchon ſeit acht Jahren in ihr ſey und ihr alle die Schmerzen verurſache, die man vergebens durch Blutigel, Blaſenpflaſter u. ſ. w., was ihren Schmerz zu ſeiner Freude nur vermehrt, habe heben wollen.

Der Dämon gab ſich für einen Verſtorbenen aus und erklärte, daß er noch mehr Gehülfen bei ſich habe. Er habe ſeinen Sitz in dem Kopf der Frau und mache ihr da die Schmerzen, ein anderer in den Füßen, ein dritter ſitze am Herzen. Es ſprachen nun auch bald neben ihm noch zwei andere Dämonen aus ihr, von denen einer immer hartnäckiger als der andere zu ſeyn ſchien. Erſtickungsanfälle, Schmerzen im Kopf und Füßen, Convulſionen und die abwechslungsweiſe teufliſche Rede der Dämonen, die ſie oft aufs heftigſte mit ihren eigenen Fäuſten ſchlugen, dauerten Tag und Nacht fort.

In dieſem Zuſtand wurde die unglückliche Perſon hieher gebracht.

Während der Heilungsverſuche an dieſer Frau wollte auch ein einundſiebenzig Jahr alter dämoniſch-magnetiſcher Mann, Namens Johannes Scheib von Oberbrücken, Oberamts Baknang, Hülfe ſuchen. — Im 36ſten Jahre bekam dieſer Mann, ſeiner Erzählung nach, eine Geſchwulſt in der Gegend des Magens, die mit heftigen Schmerzen verbunden war. Eine Urſache davon konnte er nicht finden. Dabei konnte er aber alle Speiſen ertragen, ja, war genöthigt, wider ſeine frühere Gewohnheit, außerordentlich viel zu eſſen. Da die Schmerzen, die ihm Tag und Nacht keine Ruhe ließen, immer andauerten, auch als die Geſchwulſt am Magen ſich verloren hatte, ſo gebrauchte er ſehr viele ärztliche Mittel, wie er ſagt, zwei Jahre lang vergebens fort. Während dieſer Zeit bemerkte er, daß während des Gebets immer etwas wie aus ſeinem Bauche herausſtieß. Endlich warf es ihn auch beim Gebet oft mit aller Macht auf den Boden. Dieſe Zufälle ließen oft ein halbes Jahr lang nach, oft kamen ſie ſtärker. In den ſpäteren Jahren nahmen aber dieſe Schmerzen nicht mehr bloß den Magen und Unterleib ein, ſie kamen ihm, wie er ſagt, in alle Nerven, und die Convulſionen warfen ihn oft in der Nacht aus dem Bette. Dabei kam ihm oft das Sonderbare vor, daß er Frau und Kinder ſchimpfen und verläſtern mußte, und beſonders konnte er, ohne eine Urſache angeben zu können, ſeine Kinder nicht mehr leiden.

Auch der Tod ſeiner Frau, die er ſonſt ſehr liebte, brachte keine Aenderung in dieſen Zuſtand, ſo wie eine zweite Heirath keine, die er trotz dieſer Zufälle doch unternahm. Man gab ihm den Rath, ſich, ob er gleich lutheriſch iſt, an katholiſche Geiſtliche zu wenden. Bei denjenigen, die auf ihn zu wirken fähig waren, verdrehte es ihm immer convulſiviſch den Kopf und brüllte es unwillkürlich, aber ohne Worte, aus ihm, bei andern aber regte ſich das Leiden nicht, aber war er von ihnen, tobte es wieder mit deſto größerer Gewalt. Einmal ging er nach Oberkochen in eine katholiſche Capelle, wo viele Leute waren, die für ihn beteten. Da fühlte er ſehr bedeutende Beſſerung, und machte ſich alle Hoffnung, von ſeinem Jammer befreit zu werden, als ihn ein Landjäger, weil er kein Katholik ſey, aus der Capelle trieb und nach Hauſe wies.

Einmal unternahm er ſogar die weite Reiſe nach Maria Einſiedeln, aber auch fruchtlos. Trotz dieſer Leiden war er aber doch, wenigſtens in Intervallen, zu arbeiten fähig, und nach der Verſicherung ſeiner Gattin führte er noch vor wenigen Jahren zu einem großen Hausbau, den er unternahm, alle Steine ſelbſt herbei.

Er war ſehr abgemagert, und ſprach er von ſeinem Zuſtande, ſo krümmte es ihm oft auf einmal den Kopf oder den Leib, den es ſichtbar einwärts zog. So mußte er auch auf einmal, ohne es unterdrücken zu können, wie ein Thier hinausſchreien, oder eine Viertelſtunde lang an Einem fort aufs heftigſte nießen.

Er ſah in ſeinem natürlichen Zuſtande einem ſehr friedſamen, ſanften Manne gleich, und ſprach auch ſo; aber mitten im Geſpräch verwandelten ſich bei ihm oft plötzlich Mienen, Haltung des Körpers und Ton der Rede, und er wurde haſtig, heftig umhergehend und wie mit Zorn erfüllt, jedoch war er immer bei der beſten Beſinnung. Er iſt ein ruhiger, gottesfürchtiger Mann, aber kein Frömmler, was auch ſeine Frau nicht iſt.

Durch die magiſch-magnetiſche Einwirkung wurde es nun zuerſt bei jener Frau ſo weit gebracht, daß der Dämon, der angeblich ſeinen Sitz im Kopf hatte und die Kopfſchmerzen verurſachte, zuerſt ausfuhr, und nachher der in der Gegend des Herzens, ſo daß die früher ſo heftigen Schmerzen in Kopf und Herzen völlig wichen, jene Dämonen nicht mehr aus ihr ſprachen, auch die heftigen Convulſionen gänzlich ſich verloren. Dagegen zeigte ſich als der hartnäckigſte der in den Füßen, wodurch ſie immer noch die heftigſten Schmerzen in den Füßen hatte, auch dieſer Dämon, jedoch ſelten, noch zum Sprechen kam. Daß es kein gewöhnlicher Schmerz, z. B. Knochenſchmerz, war, war daraus zu erkennen, daß der Schmerz auf Beſprechung und magnetiſche Manipulation hin und her fuhr, auch beim Gebet und bei Nennung des Namens Gottes ſich vermehrte, und daß er ſchon heftiger ſich einſtellte, wenn der Behandelnde nur ins Zimmer trat.

Bei dem alten Manne hatte die magiſch-magnetiſche Manipulation die Wirkung, daß bald auf ſie der ſchon ſechsunddreißig Jahre lang in ihm verſteckte Dämon nun zum Sprechen gezwungen wurde; es ſprach aus ihm, was früher nie geſchehen war, nun eine andere fremde dämoniſche Stimme, und mehrmals ſtellte ſich bei ihm während der Beſprechung, als Zeichen der nahen Ausfahrt, ſchon heftiges Würgen und Erbrechen ein.

So konnte man bei dieſen beiden Leidenden alle gute Hoffnung zur Geneſung faſſen, und zwar bei jener Frau, daß auf die fortgeſetzte magiſch-magnetiſche Manipulation vollends Austreibung des dritten Dämons und Befreiung von dem Leiden in den Füßen, und bei dem alten Manne ebenfalls Austreibung des ſich jetzt doch noch mehr verrathenen Dämons erfolgen werde. Dieſe Hoffnung wurde aber durch folgenden Umſtand wieder vernichtet.

Es wurde nämlich während der magiſch-magnetiſchen Behandlung jener zwei Perſonen, wo der Magnetiſeur ſich ſchon, beſonders an dem erſten Falle, ſehr erſchöpft hatte, auch noch ein etlich und zwanzigjähriges Mädchen von Gruppenbach herbeigeführt.

Dieſes Mädchen ging vor vier Jahren Abends von einem Geſchäft aus einem andern Hauſe in ihr Wohnhaus, wo ihr auf der Straße eine Frau begegnete, die ſie anſprach. Im Moment dieſer Beſprechung fuhr etwas wie ein Wind dem Mädchen in den Mund und ſie wurde auf einmal wie ſtumm. Später kam die Sprache wieder, aber ganz heiſer und kreiſchend, ſo daß ſie die Aerzte, als mit einer chroniſchen Entzündung der Luftröhre behaftet, mit Calomel, Salmiak und Goldſchwefel u. ſ. w. behandelten. Dieſe Stimmloſigkeit, die Jahre lang andauerte, bei der ſich aber auch Gliederſchmerzen und Schmerzen im Unterleib, ohne Störung der Menſtruation, eingeſtellt hatten, verſchwand aber gänzlich wieder, als heftige Convulſionen an der Leidenden ausbrachen, unter denen ſie brüllte, auf die Leute drohend losging, die ſcheußlichſten Verzerrungen des Geſichts machte, um ſich ſchlug u. ſ. w.

Es wurde nun alles Mögliche gegen Krämpfe gebraucht, allein die Anfälle blieben ſich immer gleich, und in dieſem Zuſtande wurde das Mädchen, als ich gerade auf einen Tag abweſend ſeyn mußte, hiehergebracht, wo ich, zu meiner großen Mißbilligung, nach meiner Zurückkunſt erfahren mußte, daß mein ſchon ohnedieß genug in Anſpruch genommener Magnetiſeur, durch Mitleiden bewegt, dieſes Mädchen nicht, wenigſtens vor der Hand, zurückgewieſen, ſondern ſogleich einen Verſuch magiſch-magnetiſcher Behandlung, neben der Behandlung der andern zwei Leidenden, an ihr gemacht hatte. Schon auf die erſten magiſch-magnetiſchen Manipulationen kam der in ihr verſteckte (ſprachloſe und ſtumme) Geiſt nun zur Sprache. Die fremde dämoniſche Individualität, die vorher nur aus ihr brüllte, thieriſche Schreie that, ſprach nun aus ihr mit teufliſcher Rede. Das Mädchen behielt das Bewußtſeyn, wenn die Stimme ſprach, konnte ſie aber mit aller Gewalt nicht unterdrücken; ſie hörte ſie aus ſich tönen wie die eines in ihr wohnenden fremden Individuums, ohne daß ſie etwas dazu oder davon thun konnte. Dieſe Stimme gab ſich, wie bei den meiſten dieſer Leidenden der Fall iſt, auch hier für den Geiſt eines Verſtorbenen aus, der weder mir, noch viel weniger dem Magnetiſeur, je bekannt geweſen war.

Bald nach dieſer Manipulation aber fühlte der Magnetiſeur in beiden Armen und in einem Fuße Schmerz und Schwäche, die ſchnell beinahe in einen Lähmungszuſtand dieſer Theile überging. Er war mehrere Wochen gar nicht mehr fähig, die Arme zu gebrauchen oder zu gehen, und magerte auch ſichtbar ab.

Als er ſich halb und halb wieder erholt hatte, ſuchte er, ob ich gleich wenigen Erfolg mehr erwartete, dennoch mit angeſtrengtem Eifer beſonders auf die noch immer leidenden Füße jener Frau einzuwirken, aus denen durch die magiſch-magnetiſche Manipulation auch der Schmerz jedesmal bald in den Bauch, bald in die Bruſt, bald in einen andern Theil des Körpers floh, aber doch immer wieder zurückkehrte und zu völliger Austreibung nicht gebracht werden konnte.

Aus dem Mädchen, deſſen Heilung ich mich nicht mehr annehmen konnte und das in ſeinen Ort zurückging, ſprach ſehr oft ohne Rückhalt jene Stimme mit teufliſcher Rede, was einen ärgerlichen Zulauf Neugieriger verurſachte, worunter Manche waren, die ſich die Miene von Gelehrten und Kennern gaben, von dieſer Nachtſeite der Natur aber nicht das Mindeſte verſtanden, und daher über dieſe Geſchichte ganz ſchiefe und abgeſchmackte Urtheile, ſowohl in Geſellſchaften als in Tagblättern fällten. Namentlich ſtellten ſie auch die ganz unrichtige Behauptung auf: weil jener Dämon nicht vor der magiſch-magnetiſchen Manipulation aus dem Mädchen geſprochen, ſey durch dieſe erſt dem Mädchen die Meinung von einem ihm innewohnenden Dämon eingeimpft worden.

Daß nur Unerfahrene, mit ſolchen Zuſtänden Unbekannte ſolche ganz unrichtige Urtheile fällen können, dazu werden die Belege ſowohl in meiner Auseinanderſetzung dieſes Leidens und ſeiner Heilung, als in den hier mitgetheilten Beiſpielen ſattſam gegeben ſeyn, und ich habe hierüber kein Wort mehr zu verbrechen.

Wenn das dämoniſch-magnetiſche Leiden dem Arzt in ſeiner größern Reife, wo der Dämon aus dem Leidenden ſpricht, erſt bekannt wird, ſo kann daſſelbe allerdings nicht ſo mißkannt werden, als wenn der Dämon ſich ohne Sprache (der Bibel nach als ſtummer, ſprachloſer Geiſt) nur durch Krämpfe, oder auch ohne dieſe, nur durch Schmerzen in irgend einem Theile des Körpers, oder durch andere krankhafte Gefühle, die ja allerdings auch von andern Urſachen herrühren können, da oder dort äußert. Es ſind aber die Fälle, wo dieſes Uebel Jahre lang verſteckt und mißkannt bleibt und bleiben muß, beſonders da der Dämon ſehr oft ohne magiſch-magnetiſche Behandlung gar nicht ſpricht, gewiß ſehr häufig.

Ein Fall, der ganz beſtimmt als Beiſpiel eines ſolchen verſteckten dämoniſch-magnetiſchen Leidens, wo der Dämon auch noch nicht zur Sprache kam, betrachtet werden kann, iſt folgender. Ich will ihn den Leidenden ſelbſt erzählen laſſen, indem ich hier ein Schreiben von ihm mit ſeiner Zuſtimmung mittheile.

„Euer ꝛc. Schon in meiner frühen Jugend hatte ich ein Aufſtoßen aus dem Magen, bei welchem wider meinen Willen mir allerlei wunderliche und mich plagende Gedanken heraufſtiegen, die in mir einen innern Kampf und Schwermuth verurſachten. Dieſes Leiden dauerte aber öfters nur kurze Zeit, da ich es durch anhaltendes Gebet immer heben konnte. Es blieb bis in mein dreißigſtes Jahr oft mehrere Jahre ganz aus, dann aber ſtellte ſich dieſer Umſtand ſtärker und öfter ein.

Ich gebrauchte allerlei ärztliche Mittel, aber umſonſt; denn das Uebel ſtieg von Jahr zu Jahr, und kam endlich in den Kopf. Reißen, Stechen, Schwindel ſind die Plagen in meinem Kopfe, wobei ich öfters das Gefühl habe, als ſchlüge man mich mit Fäuſten in den Nacken und reiße den Körper in die Höhe, als wollte man ihn dann mit mörderiſcher Gewalt auf die Erde ſchleudern. Oft iſt es mir, als würde ein Gewicht von mehreren Zentnern auf meinen Kopf gelegt, womit er ſammt all meinen Gebeinen zerbrechen werden ſollte. Dieſe Anwandlung kommt jetzt faſt alle Tage, und ich meine, daß meine Fußſtapfen von dieſer drückenden Laſt ſich in die Erde einprägen ſollten. Dabei plagt mich von Tag zu Tag mehr jenes furchtbare Aufſtoßen mit den teufliſchen, gottesläſterlichen Gedanken, welche eine furchtbar quälende innere Pein ſind. Die Unruhe in meinem Körper und dieſes leidige Aufſtoßen vermehrt ſich oft aufs heftigſte beim Gebet und kommt da öfters zum ſchrecklichſten Würgen.

Alle nur erſinnlichen ärztlichen Mittel habe ich ſchon in Menge und lange anhaltend gegen dieſen Jammer, aber durchaus fruchtlos, gebraucht.

Ich bemerke nur noch, daß mir vor einem halben Jahr ein Mittel angerathen wurde, das gegen Zauberei wirken ſoll. Auf dieſes kamen Dinge von mir, wie kein Menſch genießt noch genießen kann, z. B. allerlei wilder Samen, Zwirn, zuſammengedrehte Seide und andere Fäden, zuſammengedrehter Hanf, Hölzchen und andere Dinge, die ich nicht zu beurtheilen weiß. Daß mir dieſes kein Menſch zum Spuk that, konnte ich auch dadurch wiſſen, daß ſolche Dinge oft im Walde, wo kein Menſch bei mir war, von mir kamen. Etwas leichter wurde es mir immer auf ſolchen Abgang.

Ich bitte nun ꝛc.

Bubenorbis, den 12. Jan. 1836.

Philipp Negele,
Forſtwart.

Herr Forſtwart Negele iſt ein ſehr verſtändiger und wahrheitsliebender Mann. Daß dieſes ſein Leiden, obgleich kein Dämon aus ihm ſpricht, dämoniſch-magnetiſcher Art iſt, daran iſt kein Zweifel. Eine magiſch-magnetiſche Behandlung würde wahrſcheinlich in ihm auch den Dämon zum Sprechen bringen. Durch eine andere Heilungsweiſe wird er wohl ſchwer geneſen.

Was die fremden Dinge betrifft, die Herr Negele in ſeinen Excrementen will gefunden haben, ſo käme dieß allerdings auch mit den Beobachtungen und Erfahrungen der Alten überein. Ein ſehr braver, wahrheitsliebender Mann, der ſchon manche magiſche Leiden mit Glück behandelte, verſicherte mich ſchon oft mit der feſteſten Beſtimmtheit, daß dieſer Umſtand, ſo unglaublich er zu ſeyn ſcheine, doch nach ſeinen Beobachtungen in magiſchen Leiden ſich häufig zeige, und daß er nicht auf Betrug und Lüge, ſondern in Wahrheit gegründet ſey.

Von dieſem Umſtand kann ich noch nicht aus eigner Erfahrung ſprechen, und will, bis ich dieß kann, ihn weder behaupten noch verwerfen.

Es iſt dieſes ein Feld, in das wir erſt einzugehen und in dem wir noch gar vieles zu entdecken und zu lernen haben, von welchem unſere rationelle Weisheit nichts träumt.

Zum weiteren Beweiſe der Häufigkeit dieſes dämoniſch-magnetiſchen Leidens könnte ich noch eine große Reihe von Beiſpielen anführen, allein es wären meiſtens ſolche, in denen ich nur in die Ferne hin Rath ertheilte, oder die ich nur kurz beobachtete, da ich die vielen Leidenden nicht hier behalten konnte; denn ihre Zahl iſt in Wahrheit ſehr groß, und nicht nur in Würtemberg, ſondern auch in der übrigen Welt.

Beſonders erhielt ich auch ſchon in der Hinſicht aus Preußen Zuſchriften. Durch die Güte des Herrn Dr. Steinbeck in Brandenburg iſt mir die ſehr merkwürdige Geſchichte einer Beſeſſenen in Pommern zugeſagt, und aus Jüterbogk ſchrieb mir eine ſolche Leidende, durch ihren Geiſtlichen aufgefordert, in einem langen Bericht ſelbſt ihren Jammer. Ihr Geiſtlicher ſchrieb: „Ich las Ihre Geſchichte Beſeſſener neuerer Zeit, und fand darin den beklagungswerthen Zuſtand einer meiner Freundinnen in größter Aehnlichkeit niedergeſchrieben. Sechs Jahre und darüber trägt ſie ein ſchreckliches Leiden, keine Feder kann es ſchildern, ſehen muß man es, um es zu glauben. Nur Sie werden es als Augenzeuge von, wenn nicht ganz gleichen, doch ganz ähnlichen Zuſtänden zu würdigen wiſſen. Es iſt daſſelbe um ſo ſchrecklicher, je beharrlicher es der Kunſt und dem Tiefblick der geſchickteſten Aerzte Trotz bietet. Es ſcheint ein Leben dauern zu wollen. Die Kranke würde Sie perſönlich um Rath bitten, aber eine ſechsjährige, zum größten Theil in den berühmteſten Anſtalten unſeres Landes unterhaltene koſtſpielige Cur hat ihr kleines Vermögen verzehrt u. ſ. w.“

Die Unglückliche gibt nun nach dieſen Worten ihres Geiſtlichen mit der höchſten Beſinnung und im ſchönſten Zuſammenhange die ganze Geſchichte ihrer Leiden, eines durchaus dämoniſch-magnetiſchen Zuſtandes, der aller gewöhnlichen Arzneimittel, mit denen man ſich an ihr durchaus erſchöpfte, unerachtet, ſeit ihrem achten Jahr bis jetzt in ihr dreiundzwanzigſtes in ihr andauert.

Es äußert ſich derſelbe durch Schmerzen aller Art im Körper, beſonders im Kopf und Unterleib, verbunden mit Aufſteigung gottesläſterlicher Gedanken, Furcht vor Gebet, Convulſionen aller Art und andere Erſcheinungen, die wir ſchon, als conſtant bei ſolchen Leiden, in den obigen Geſchichten ſahen. Neben dieſen Leiden hatte ſie zweimal das kalte Fieber, das aber nicht die geringſte Aenderung in dieſelben brachte, die Krämpfe und Zufälle nicht im mindeſten ſtörte.

Unter den vielen Mitteln, die gegen ihr Leiden in langer Reihe von Jahren angewendet wurden, war auch die magnetiſche Manipulation, aber ohne magiſches Einwirken. Ich will ſie hierüber ſelbſt ſprechen laſſen.

„Als der Magnetismus drei Wochen angewendet war, mußte ich gleich nach dem Magnetiſiren, theils in Gedanken, theils auch mit Bewegung des Mundes, aber ohne Töne hervorzubringen, ſehr ſchöne religiöſe Sätze ausſprechen, wodurch ich viele Hoffnung zur Wiedergeneſung ſchöpfte, es kamen die Anfälle auch weniger; aber nach Verfluß von drei Wochen wüthete wieder das Böſe verdoppelt in mir. Ich mußte faſt unaufhörlich weinen, ſchreien, ſingen, tanzen, mich zur Erde niederwerfen, wo ich ſchauderhaft herumgeſchleudert wurde, mußte mit Händen und Füßen und mit dem Kopfe gewaltig um mich ſchlagen, mußte brüllen wie ein Bär, und noch andere Stimmen von Thieren von mir geben, was übrigens alles aber auch ſchon früher geſchah. Man gebrauchte mir Seeſalzbäder, kalte Begießungen u. ſ. w., alles umſonſt, daher man mich jetzt nach Berlin in die Charité that. Dort ſagte mir der Herr Director der Gemüths- und Krampf-Krankenſtation, in der ich meinen Aufenthalt nehmen mußte, und die andern Herren Aerzte: „Sie können das Meiſte zur Wiederherſtellung Ihrer Geſundheit thun. Gegen das Uebel ankämpfen, iſt nothwendig, unterdrücken Sie es ſo viel wie möglich. Wir kommen Ihnen mit Bädern und Medicin zu Hülfe, und ſo werden Sie, wenn Sie das Seebad dazu beſuchen, wieder ein recht geſundes Mädchen werden.“ Neun Monate lang wurde ich nun hier durch Bäder und Arzneien behandelt, bekam elektriſche Bäder, auch elektriſche Schläge vorne an den Hals, ſtrengte mich auch auf das furchtbarſte an, die Anfälle zu unterdrücken, was mir aber nur vierzehn Tage lang und nur durch die Hülfe und das Gebet einer ſehr frommen lieben Frau gelang, die auch in dieſer Anſtalt war, die die Aerzte als geiſteskrank behandelten, ich aber nicht dafür hielt: denn ich bemerkte an ihr nicht die geringſte Geiſteszerrüttung. Dieſe Frau nahm ſich meiner aufs freundſchaftlichſte an, betete mit mir, wenn der Krampf ſich meiner bemächtigen wollte, und es gelang mir auch durch die Hülfe dieſer Frau, ihn einmal, wie ſchon geſagt, vierzehn Tage lang zu bändigen, dann aber riß er ſie eines Tages, als ſie mich halten wollte, mit mir zur Erde nieder. Dieſe gute Frau gab mir mehr Licht über mein Leiden und erzählte mir manches Wunderbare, wodurch ich Muth bekam, mich zu entdecken und meinen innern Kampf niederzuſchreiben. Die Charité hatte mir nun doch dieſen Nutzen, nämlich den durch jene Frau gebracht; die Aerzte brachten mir nicht den mindeſten: denn ich ging nach neun Monaten ärztlicher Behandlung daſelbſt wieder mit dem gleichen Jammer von hinnen. In das Seebad konnte ich der Cholera wegen nicht, und man rieth mir eine Milchdiät auf dem Lande an. Dieſe gebrauchte ich vier Monate lang, aber immer vergebens.

Ich bin nie abweſend, weiß immer was ich thue und ſpreche, kann aber nicht immer ſprechen was ich will, es iſt etwas in mir, was mich bindet. Ich darf mir bei recht wüthenden Ausbrüchen nicht einfallen laſſen, den geringſten Widerſtand zu leiſten: denn ich würde mich dadurch nur noch unglücklicher machen, auch vermag meine Kraft nichts dagegen, und willig gebe ich mich oft der böſen Macht hin, und laſſe ſie austoben, weil ich nur ſo wieder oft einige Ruhe finde. An Kraft zum Gebet fehlt es mir leider nur zu oft u. ſ. w.“

Ferner erzählt die Leidende, daß ſie ſich nach jener vergeblichen Milchdiät und einer Pauſe, wo ſie gar nichts mehr gebrauchte, aber alles ſich gleich blieb, zu einem geſchickten Arzt in eine Privatanſtalt nach Berlin begab. Hier wurden ein Vierteljahr lang Douchebäder angewendet, nachher abwechslungsweiſe Stahl-, Sturz- und Regenbäder von oben, in Verbindung mit Medicamenten, aber alles ohne dauernden Erfolg.

Man ſieht aus ihrer ganzen Geſchichtserzählung, daß gewöhnliche Arzneimittel, die gewiß ausgeſucht und mit Ausdauer angewendet wurden, ihr (wie es bei all dieſen dämoniſch-magnetiſchen Leiden der Fall iſt) nie eigentliche Heilung brachten, dagegen ſieht man zwei Mittel, durch die das Uebel, wenigſtens wie auf keine andere Medicin, gebunden wurde, und das war erſtens die magnetiſche Einwirkung durch die gewöhnliche magnetiſche Manipulation, und zweitens die magiſche Einwirkung durch Gebet, vermittelſt jener Frau in der Charité.

Hätte man dieſe zwei Kräfte vereinigt, oder würde man ſie vereinigen und vermittelſt ihrer mit Glauben und Ernſt auf die Unglückliche wirken, kurz, würde ſie magiſch-magnetiſch (nicht bloß magnetiſch allein oder bloß magiſch allein) behandelt, ſo würde der Dämon gewiß aus ihr weichen und ſie von ihren Leiden befreit werden.

Dieſen Rath gab ich, ob er aber zu Jüterbogk ausführbar iſt, weiß ich nicht.

Es iſt ſehr zu beklagen, daß ſich dieſe zwei Kräfte (die pſychiſche Kraft des religiöſen Glaubens mit organiſcher Kraft) im Menſchen ſo ſelten vereinigt finden, und die Zahl derjenigen, die der rationelle Arzt zur Heilung ſolcher Dämoniſch-Magnetiſchen als Arznei verſchreiben kann, ſo klein iſt.

Möglich iſt es freilich, daß im Verborgenen manche Menſchen der Art leben, die dieſe beiden Kräfte, und zwar in viel höherem Maß als ich ſie im Menſchen kennen lernte, in ſich vereinigen und zu ſolchen Heilungen berufen werden könnten. Aber wie ſind dieſe zu erfragen und zu ermeſſen?

Manche beſitzen dieſe Kräfte ohne es ſelbſt zu wiſſen. So entdeckte auch jener ſchon angeführte Bürſtenmacher Meißner, den die Dresdener Aerzte als Magnetiſeur bei gewiſſen Kranken gebrauchen, dieſe Kraft nur durch einen Zufall an ſich. Als ihn nämlich ſeine am Geſichtsſchmerz leidende Mutter bat, ihr die Haube aus dem Kopfe zu rücken, und er zufällig dabei ihr Geſicht mit ſeinen Händen berührte, fühlte ſie ſich auf einmal wunderbar erleichtert, ſo daß ſie ihn bat, ſeine beiden Hände länger auf ihrem Geſicht liegen zu laſſen. Er that es, und nach Verlauf einiger Stunden hatte ſich der Geſichtsſchmerz völlig verloren. Dieſer Zufall gab die erſte Veranlaſſung zur Entdeckung der an Meißner haftenden ſeltenen Naturkraft, die ſich auch ſpäter durch viele weitere Erfahrungen erprobte.

Zu beklagen iſt auch, daß es gar oft geſchieht, daß wenn ein ſo begabter Menſch die Wirkung einer ſolchen ſeltenen Kraft aus ſich ſieht (die freilich nicht aus ihm, ſondern aus Gott kommt), von der die Welt Aufhebens macht, er ſo leicht in Eitelkeit verfällt, mit welcher ſolche Kraft nicht mehr beſtehen kann.

Als hohe Gönner dem magiſch-magnetiſch heilenden Bauern Martin im Dorfe Schlierbach (im vorigen Jahrhundert) vornehme Kleider machen ließen und ihm eine Perücke aufſetzten, erzeugte dieß in ihm Stolz, und damit ſchwand von ihm die ihm verliehen geweſene Kraft. (S. Blätter aus Prevorſt, 6. Sammlung, S. 191.)

Mit der organiſchen Kraft hat es aber den Uebelſtand, daß ſie ſich, beſonders an Dämoniſchen, leicht erſchöpft, ſich auch durch veränderte Lebensweiſe leicht verliert.

Es iſt dann ein großer Irrthum ſolcher Menſchen, die Schwäche, die ſie fühlen, durch Genuß von Wein erſetzen zu wollen, zumal ſie auch in kleiner Menge dieſes Getränk nicht mehr ertragen können. Auch mit dem zunehmenden Alter ſcheint ſich dieſe organiſche Kraft mehr zu verlieren. Bei den

Wenigen, die ich für ſolche Heilungen wirkſam fand, habe ich mit Bedauern dieſe Erfahrungen gemacht.

Es iſt mir herzzerreißend, daß viele Leidende der Art, die ich nicht beherbergen, denen ich nicht helfen kann, meinem kleinen Hauſe aus den verſchiedenſten Gegenden des Landes faſt jede Woche zugehen. Ich ſuche ſie in ihrem Jammer zu berathen wie ich kann, ſehe aber wohl ein, daß ich den meiſten (beſonders denen, die ich nicht hier behalten kann) nur ſchwache Hülfe zu verleihen vermag, und daß andere Wege zur Steurung dieſes Elends zu bahnen wären.

Es wäre zu wünſchen, daß fromme Brüdergemeinden (wie z. B. unſer KorntHal ſchon in manchen Fällen mit Erfolg that) ſich ſolcher Dämoniſch-magnetiſchen (die mit nichten in Irrenhäuſer taugen) immer mehr annehmen würden: denn nur ſelten werden Unglückliche der Art in ihren Gemeinden und bei ihren Geiſtlichen den Glauben finden, der hier allein zu helfen vermag.

Männer wie der Pfarrer Hartmann zu Döffingen in unſerm Vaterlande, der im Jahr 1715 in ſeiner Kirche vor verſammelter Gemeinde mehrere Dämoniſch Magnetiſche bloß durch das Wort heilte, würden wir jetzt gewiß kaum nach langem Suchen finden; und iſt auch der Glaube da, fehlt Muth und Kraft im Geziſche des Marktes aufzutreten und den Glauben, der Berge verſetzt, zu bekennen.

Eſchenmayer ſagt ſehr wahr: „Bei den Katholiken gehört dieß alles nicht bloß unter die erlaubten, ſondern ſelbſt unter die verordneten Gebräuche, wie überhaupt in der katholiſchen Kirche der Exorcismus unter einen ganz andern Geſichtspunkt geſtellt wird, als in der proteſtantiſchen. Allein wo findet man eine ſolche Gemeinde, die an einem ſolchen Act nicht Anſtoß und Aergerniß nehmen und mit herzlicher innerer Beiſtimmung den Geiſtlichen unterſtützen würde, ſo daß, wie Pfarrer Hartmann von ſeiner Gemeinde in Döffingen erzählt, eine mächtige Bewegung, Angſt, Furcht, Zittern, Weinen, Bangigkeit der Gemüther die Gemeinde ergriffe? Nicht überall trifft man ſolche Gemeinden an, wie die Gemeinde Bonnet im franzöſiſchen Maasdepartement iſt, die ſich auf die chriſtlichſte Weiſe Geiſteskranker annimmt.“ (S. Geſchichte Beſeſſener neuerer Zeit, S. 159.)

Wie hat das Alterthum (ſelbſt das vorchriſtliche) doch eine viel tiefere Einſicht in Leiden der Art gehabt, als nun unſer ſo hochgeprieſenes, aber in Wahrheit gerade in den höchſten Dingen ſehr bornirtes neunzehntes Jahrhundert!

Leidende beſchriebener Art fanden da, entzogen dem Auge der Neugierde und Gemeinheit, in Tempeln ihre Zuflucht und Heilung. Da war die ſegnende Hand des Prieſters auch die heilende, ſtatt daß jetzt, wo aller Glaube von der Mehrzahl der Prieſter gewichen iſt, Aerzte Prediger und Vertheidiger des Glaubens ſeyn müſſen.

Wir müſſen bei Betrachtung jener Leidenden und unſerer Kirche mit Trauer bekennen, daß wir gar Vieles vermiſſen, was die erſte chriſtliche Kirche uns gab, und daß nur eine reine Rückkehr zu dieſer eine wahre und heilbringende Reformation geweſen wäre.

So beurtheilen Sie nun, Verehrungswürdigſter, mit Nachſicht dieſe Zuſchrift. Sie iſt ein Ergebniß treuer Beobachtung und einer geringen Sorge um das Gerede des Marktes.

Weinsberg im Junius 1836.

Juſtinus Kerner.

Augsburg: Druck der Officin der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

Die

Beſtürmung der würtembergiſchen Stadt

Weinsberg

durch

den hellen chriſtlichen Haufen im Jahr 1525
und deren Folgen für dieſe Stadt.

Aus handſchriftlichen Ueberlieferungen der damaligen Zeit
dargeſtellt
von

Juſtinus Kerner.

Neue Auflage.

Heilbronn, Verlag von Johann Ulrich Landherr.
1848.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Den
braven Bürgern
der Stadt Weinsberg
zugeeignet.

Vorwort.

Dieſe Blätter, die hier zum erſtenmal in der Form einer kleinen Schrift im größeren Publikum erſcheinen (früher waren ſie nur als Manuſcript für Freunde gedruckt worden) wurden ſchon im Jahr 1821 von mir niedergeſchrieben. Sie verdanken ihren Urſprung Ueberreſten einiger Bittſchriften der Bürger Weinsbergs an den wieder ins Land gekehrten Herzog Ulrich, in den darin, ſie ihm klagend vorſtellten, in welchen Jammer ſie der Ueberfall der Bauern und die Rache des Adels gebracht, Schriften die ich in hieſigem Stadtarchive zerſtreut vorfand, und geordnet wieder in dem Archive niederlegte.

Von ſpätern Schriftſtellern über den Bauernkrieg wurden dieſe Blätter vielſeitig benutzt und ergänzt. Sie umfaſſen aber auch in der urſprünglichen Form die Schickſale der Stadt Weinsberg in damaliger Zeit zur Genüge, und ich übergebe ſie, auch um der Bündigkeit und Kürze derſelben keinen Eintrag zu thun, dem Publikum ohne weitere Zuſätze. Ihr abermaliges Erſcheinen mögen die Ereigniſſe der neueſten Zeit entſchuldigen.

Die Auflehnung der Bauern des Odenwaldes, Hohenlohs und des Mainhardter Waldes gegen Adel und Beamte, mahnt an die Zeiten und Ereigniſſe von denen jene

Blätter ein Gemählde geben, beſonders da dieſe Auflehnung die obenbezeichneten Landſtriche wieder zum Schauplatze hatte.

Stellen wir aber eine Vergleichung zwiſchen den damaligen und jetzigen Vorfällen an, ſo müſſen wir bekennen: daß Ritter und Bauern nachdem drei Jahrhunderte über ſie zogen, heller und chriſtlicher wurden und daß namentlich die Bauern in dieſer neuen Fehde, ob ſie gleich auf einem allerdings geſetzloſen Wege gingen, ſich doch eher eher als damals einen hellen und chriſtlichen Haufen nennen könnten. Vor dreihundert Jahren waren ſie ein finſterer unchriſtlicher Haufe, wie der Adel nicht minder eine finſtere, unchriſtliche Kaſte war. Raubmord und Brand war damals der Bauern Loſung, des Adels Loſung. Starrſinn, Uebermuth und unchriſtliche Rache. In den jetzigen Auflehnungen gegen den Adel ließen die Bauern ihre Wuth meiſtens nur an todten Papieren, weniger an lebenden Menſchen aus, an den Dokumenten und Briefen, von denen ſie glaubten, das ſeien die Schriften, durch die ſie noch von ihren Urvätern her, den Herren verſchrieben worden, durch die ſie zu läſtigem Handlohn, Sterbfall, Gilten und wie die Feudallaſten alle heißen, verdammt ſeien: wären nur dieſe vernichtet, höre der Kontrakt auf, der ſie ſo läſtig feſſle, habe der Adel Briefe und Siegel, die ſie ihm verſchrieben und verſiegelt, verloren, könne er nicht mehr an ſie.

„Wir ſtehlen nicht, ſagten ſie, wir wollen nur das vernichten, mit dem man uns ſo lange beſtohlen.“ Durch ſolchen Wahn erhizt, rannten ſie, nicht wie ehemals, dem Reichthum der Burgen und Klöſter, den Kellern und Kaſſen zu, ſondern den moderduftenden Archiven, und mißhandelten die todten Papiere durch Zerreiſſen und Verbrennen, ſelbſt durch Einmauren, und wie ſie ehemals riefen: „Alles was Stiefel und Sporen trägt, muß ſterben!“ ſo gaben ſie allem, was nur wie ein Papier ausſah den Tod. Flammten die Papiere hoch auf im Feuer, ſo. riefen ſie: „Halloh! wieder eine Gilthenne fliegt auf!“ u. ſ. w.

Keine Kaſſe, kein Weinfaß berührten ſie. So marſchirten ſie auch z. E. in Weiler, durch die ſchön möblirten Zimmer des Schloſſes ohne irgend etwas zu berühren und als da Einer ein nur entferntes Gelüſte, etwas zu verderben zeigte, riefen Andere: „laßt ihnen dieß Zeug!“

Perſönliche Mißhandlungen des Adels kamen wohl keine vor, höchſtens gegen einige ſeiner Beamten, die wohl oft dadurch den Zorn der Bauern auf ſich luden, daß ſie, hie und da gegen den Willen ihrer Herren, die Abgaben mit allzugroßer Strenge eintrieben.

An mehreren Orten, z. E. zu Jarthauſen, zu Kirchberg nahte ſich zwar der Haufen wie drohend der Burg und dem Schloſſe, legte aber vor dem Eintritt in dieſelben die Stöcke nieder und verhandelte in Gutem, mit den freilich auch guten Herren. Nach Verbrennung der Feudalakten ließen ſie gemeiniglich den guten König hoch leben. Dieſem, ſagten ſie, bezahlen wir gerne, aber doppelt wollen wir nicht zahlen. Sie glaubten im vollen Rechte zu ſein, jetzt wo man überall von Freiheit und von Abſchaffungen ſpreche, aber von einer Republik, der Herrſchaft Vieler, wollten ſie gar nichts wiſſen, es war ihnen an der Herrſchaft Zweier, ja zu viel! —

Es iſt nichtzu beſtreiten, ſie trugen große Laſten, ſie abzuſchütteln, war aber allerdings dieſer ihr Weg nicht der geſetzliche. Vom Raube und der Verbrennung jener Dokumente, iſt ein kleiner Schritt zum Raube und Verbrennung der Lager- und Hypotheken-Bücher.

Man wollte Rädelsführer (zum Beiſpiel zu Neuhütten, auf dem Mainhardter Walde) gefangen nehmen und hatte zu dem Ende Militair dahin geſchickt, aber da erſchienen die Bauern wieder in Haufen und ſchrieen: „wir ſind alle gleich ſchuldig, wir ſind ein Mann, man führe uns alle ab!" es waren gegen 500. Und als das Militär Miene machte, auf ſie zu feuern, traten gegen 30 aus dem Haufen hervor, rießen ihre Bruſttücher auf und rieſen den Soldaten zu: „da ſchießt her! aber der erſte Schuß iſt das Zeichen, daß ihr alle kalt gemacht werdet"!!! Da ließ man die bezeichneten wieder in ihre Haufen zurück.

Sie entlocken einem bei ſolcher Haltung noch Bewunderung. Aber wie lange werden ſie dieſes Maaß einhalten? Miſchen ſich unter ihre Haufen politiſche Emiſſäre und Geſindel, das nichts mehr zu verlieren hat, aber von denen die noch etwas haben gewinnen möchte, dann könnte erſt ein Bauernkrieg entſtehen, der dem in dieſen Blättern gezeichneten iſt, wohl gleichen könnte.

Man kann nur noch, und mit Recht fragen, wie man auch bei Anderem jetzt ſo oft fragt: warum aber wurde dem Volke hier ſo ſpät und erſt nachdem es in dieſe Androhungen ausbrach, durch das neueſte Ablöſungsgeſetz Hilfe geleiſtet, durch eine Anordnung, mit der es ſich, ſo ſehr auch der Adel dadurch in Nachtheil kommt, ſo ſehr er ſich hier ritterlich im ächten Sinne betrug, wie verlautet, doch nicht zufrieden ſtellt, wohl nur darum, weil man hier eben auch zu ſpät kam??

Es gab eine Zeit in Würtemberg, wo König und Miniſter freiſinniger als Landſtände und Volk waren, das war das Jahr 1817. Damals hatte der König (wie in dem miniſteriellen Erlaſſe, Regierungsblatt 7. Juni 1817, S. 276 ausgedrückt iſt) die *Hinterſaſſen des hohen Adels* zu Staatsbürgern erhoben, damals legte er dem Volke aus freier Entſchließung einen Verfaſſungs-Entwurf vor, der bei weitem freiſinniger war, als die ſpäter von den Ständen zuſammengeſetzte noch jetzt beſtehende Verfaſſung. Er gab Preßfreiheit, *alljährliche offene Landtage*, offene Rechnung, Bürgerkollegien u. ſ. w. Er ſicherte Ausrottung des Schreibereiunfugs mit der Wurzel zu. Dazumal berief er einen Mann in das Miniſterium, der den Ruf ablehnen wollte, weil er keine Formen verſtehe, worauf ihm der König antwortete: „eben weil Sie keine Formen verſtehen, will ich Sie zu dieſem Amte." Damals war ein würtembergiſcher Miniſter am Bundestag, gegen den, wegen ſeiner Freiſinnigkeit Klagen von einer hohen Macht geführt wurden, ein Mann, der ein kräftiges Ferment gegen die baldige faule Stagnirung dieſer hohen Verſammlung geweſen wäre.

Ich berühre all dieſes nur, um zu erinnern, daß der Geiſt freier bürgerlicher Einrichtungen unſerem Könige nicht fremd iſt, daß ein ſolcher ihn ſchon beim Antritt ſeiner Regierung beſeelte.

Was ſeinem guten Willen in den Weg trat, wird die Geſchichte erzählen und beklagen.

Jetzt wo alle Hinderniſſe gehoben ſind, wird er im Bunde mit Männern, die auch keine Formenmänner ſind, ein freies Bürgerthum, ein vereintes Deutſchland, furchtlos und treu begründen helfen. Sollten aber Frechheit und Verachtung aller Geſetze, bürgerliche Freiheit heißen und ſolcher Scandal immer mehr unter der Menge einreißen, dann könnte auch der wohlmeinende Fürſt ſamt jenen Männern aus Ekel die Zügel unſerer Leitung niederlegen und dann erſt könnten ſich Scenen in unſerem Lande erneuern, die noch beklagenswerther wären, als die in dieſen Blättern beſchriebenen. Wenn wir aber dann, durch ſolchen Wahnſinn verhindert, kein einiges freies Deutſchland mehr erringen, ſo ſehe ich in prophetiſchem Geiſte voraus, mit welcher Sehnſucht und Trauer wir dann die abgeſchlagen Wappen Würtembergs betrachten werden, wie wir in dieſen Blättern unſere Voreltern ſehen, die damals die von ihnen nach Vertreibung ihres angeſtammten und wahrlich nicht liberalſten Fürſten, übertünchten würtembergiſchen Wappen, ſo gerne wieder mit ihren Thränen licht gewaſchen hätten. Uebrigens gehe es wie es wolle, der Troſt bleibt:

„Ueber uns auf ewger Firne
Schwingt ein Gott den Hirtenſtab!“

Weinsberg, am 28. März 1848.

J. Kerner.

Nachtrag zur Vorrede.

In dieſer Vorrede heißt es: daß die unruhigen Bauern jetziger Zeit nicht wie die Bauern vom Jahr 1525 Mord, Raub und Brand an Lebenden verübt, ſondern nur an todten Dokumenten u. ſ. w.

Dieß iſt allerdings von den unruhigen Bauern jetziger Zeit im Hohenlohiſchen und von denen auf dem Mainhardter Walde zu ſagen, ſeit Niederſchreibung jener Vorrede aber, wurden in ferneren Theilen unſeres Vaterlandes Greuel verübt, welche die im Jahre 1525 verübten, an Scheußlichkeit nicht hinter ſich laſſen. Man denke unter anderem nur an die Verbrennung des ſchönen, dem braven Fürſten von Schönburg angehörenden Schloſſes Waldenburg in Sachſen, und an die Bauerngräueln in Schleſien.

Traten unſere Bauern milder auf, ſo war es wohl weil ſie auf einen humanen Adel ſtießen. Leider aber hört man nun vielſeitig, daß ſie mit den großen Opfern die ihnen dieſer Adel brachte, noch nicht zufrieden ſind, und daß ſie nur an Manchen aus demſelben Anforderungen machen, die nicht viel anders lauten als: „Du haſt zwölf Zimmer, darum kannſt du mir gar wohl vier davon abtreten!“ Wozu aber führt derlei Geſinnung? Zur Auflöſung des Beſitzrechtes nicht blos des Adels, ſondern aller derjenigen die noch etwas beſitzen, zum heilloſeſten Communismus.

Juſtinus Kerner.

Es war das Jahr 1525. Ein unzuermüdender Aar, ſtets rüſtig zu neuem Kampfe, ſaß Herzog Ulrich von Würtemberg, vertrieben ſeines Landes, durch der Herren und des Adels Haß, nach mißlungenem Verſuche es wieder zu erkämpfen, ſpähend auf dem Felſen von Twiel.

An Kaiſer Karl den Fünften hatte der ſchwäbiſche Bund ſein Land verkauft, und dieſer ſeinen Bruder Ferdinand zum oberſten Stadthalter geſetzt.

Den — in die Reichsacht erklärten Herzog war jedem erlaubt, zu tödten, jedem verboten, aufzunehmen.

Kaum hatte Ferdinand die Nachricht nach Stuttgart ertheilt: in das, ihm vom Bruder erkaufte Land den Fuß ſetzen zu wollen, da hatten ſich Ulrichs Feinde, nun Obervögte und Regenten Würtembergs, ihn an des Landes Grenzen mit Triumph zu empfangen aufgemacht.

Mit ſechzig Reutern ihrer Wahl hatten ſie ſich in Oeſterreichs Farbe gekleidet, Pfauenfedern, (der alten Schweizer Haß,) auf die Helme geſteckt, und den Statthalter triumphirend nach Stuttgart geleitet.

Burkhard Fürderer, Vogt zu Stuttgart, hatte ihn an Stuttgarts Thoren mit Gericht und Rath und ſechshundert in Gelb und Roth gekleideten Bürgern mit gebogenen Knieen empfangen.

Unſchuldige Knäblein hatten ſie abgerichtet zu rufen:

„Oeſterreich leb'!“

„Hier Oeſterreich Grund und Boden!“

Auf dem Markte, und auf den, um die Stadt liegenden Berge hatten ſie ein Freudenfeuer angezündet, und von Thürmen und Mauern ließen ſie durch des Geſchützes Donner ihren Uebermuth in das Land hinaus verkünden.

Als die alten Rechte der Prälaten und gemeinen Landſchaft der Erzherzog beſtätigt, ſie dagegen jährliche 60,000 fl. ſeiner Kaſſe zugeſagt, hatte er das Land, zu dem er kein Herz trug, wieder verlaſſen, und die erklärteſten Feinde Ulrichs ſaßen als Vögte über dem Volke.

Sie hatten ein Verbot in das Land ausgehen laſſen, es ſolle Niemand bei Verlierung Leibs und Lebens ein Wort mehr von dem vaterländiſchen Fürſten reden.

Wo ein würtembergiſches Wappen war, da ward es abgeſchlagen. — Ein Steinmetz, der von dem Vogt zu Leonberg den Befehl erhalten, die Hörner vom würtembergiſchen Wappen an Leonbergs Thoren zu zernichten, hatte die Hörner nur übertüncht, und geſagt: ich ſchlage die Hörner nicht ab, denn ſie werden ſchon einmal wieder geſucht werden, da hatte ihn der Vogt in den Thurm geworfen.

Als eine wichtige Geſchichte hatte Thomas Hägelin, Keller zu Göppingen an die Herren berichtet: „Ein Bürger von Göppingen, ſo in das Remsthal gefahren, Wein zu holen, hat zwiſchen Gronbach und Heppach beifolgenden höchſtverdächtigen Kieſelſtein gefunden, auf deſſen einer Seite, wie klar zu ſehen, ein Hirſchhorn, und auf der andern Seite ein Jagdhorn, mit Herzogs Ulrichs Namen. So hab ich nun den Stein dem Bürger pflichtmäßig abgenommen, und ſende ihn meinem wohlgebornen, geſtrengen, gnädigen, hochgelehrten, edlen, fürnehmen, Herren zu weitern geſtrengen und weiſen Vernehmung ein.“

Dieſer Stein wurde noch zu Sattlers Zeiten in der Kunſtkammer verwahrt, es war ein Kieſel aus der Rems, auf dem geätzt ſtand:

> „Hie gut Würtemberg allweg!
> Hie gut Würtemberg immer!“

Dabey war das würtembergiſche Wappen, und auf der andern Seite ſtand:

> „vive dux Ulrice“

So drückte ſich des Volkes Sehnſucht nach dem angeſtammten Herrn, der Widerwillen gegen den Fremden und ſeinen Anhang aus. Gewaltig hatte auch Luthers Licht (durch des Pabſtthums Nacht durchgebrochen,) das Abſchreckende des Feudalweſens, der Zwingherrſchaft, der politiſchen Verfinſterung, beleuchtet. Es ſchien ſich zur Zeit der friſchen Lehre Luthers leibeigen und lutheriſch nicht zu vertragen. Johannes Gayling, Luthers Schüler, Ulrichs Freund, war nach Ilsfeld, (ohnweit Weinsberg und Heilbronn,) wo er geboren, gekommen, und hatte daſelbſt ſeines Meiſters Lehre mit eingreifender Rede verkündet. Zu Heilbronn und Weinsberg that ſie Erhard Schnepf ein Heilbronner kund.

Zu Stuttgart hatte Dr. Mantel die Reform geprediget, und vor allem Volke ausgerufen:

> „O lieber Menſch! o gedruckter, armer, frommer Mann! kämen für dich nur bald israelitiſche Jubeljahre, wo alle Gefangene ledig und die Schulden und Gülden nachgelaſſen würden, das waren für dich die rechten Jahre!“

Er ward ins Gefängniß geworfen und das mit Recht.

Aber das gepreßte Volk hoffte auf ſolche Jubeljahre. Luther predigte ihnen Freiheit des Geiſtes, ihre Leiber aber lagen in Banden, auch die zu befreien, ging in ihnen der Sinn auf. Sie ſagten: ſie wollen Luthers Lehre beſchützen, und das ſchon von Clodovei Zeiten her auf ihnen liegende Joch der Knechtſchaft brechen. Was Sporen und was Kutten trug, dem wurde der Krieg angeſagt. In Schwaben, Franken, Thüringen, am Rhein, in der Pfalz, im Elſaß, in Lothringen, erſcholl des Volkes Aufruf gegen Adel und Pfaffen.

Vergebens ſuchte Luther das verderbliche Feuer, das ſein wohlthätiges Licht angefacht, durch eine Schrift wieder der Bauern Beginnen zu dämpfen, er mußte auch Fürſten und Adel mit Worten der Wahrheit ſtrafen.

Vergebens bot man den unruhigen Bauern in Würtemberg einen Landtag an, um auf dieſem ihre Beſchwerden zu vernehmen.

Es hatten ſich die Herrn ſchon zu oft ohne Nutzen für ſie auf Landtägen verſammelt; ſie verwarfen dieß Anerbieten mit der Erklärung: weil man auf den Landtagen „nunz als Geld“ *) landtage, ſeyen ſie aller Landtage ſatt.

Arme Inſecten flattern ohne Aufenthalt dem Lichte, das da leuchtet, zu, und denken nicht an Verbrennung.

Sieben Tauſend Bauern waren durch Georg von Truchſeß, des ſchwäbiſchen Bundes Hauptmann, bei Wurzach gefallen. Vom Odenwald her, den noch jetzt ein rühriger Volksſtamm bewohnt, mit der Hülfe der Bauern aus der Pfalz, Mainz und Würzburg, wälzte ſich Zerſtörung auch über Klöſter und Burgen des würtembergiſchen Unterlandes. Georg Metzler, der Wirth von Ballenburg, war des einen Hauſens, der ſich den ſchwarzen nannte, Heerführer. Dieſer Hauſe zog mit Götz von Berlichingen, dem bekannten Ritter, gen Würzburg. Der andere Hauſen nannte ſich „den hellen chriſtlichen Hauſen,“ und Hans Wunderer von Stock-

---

*) Nichts als Geld.

berg war ſein Haupt. Er beſtand meiſtens aus Odenwäldern, und dieſer nun brach in das würtembergiſche Unterland ein. Die Schlöſſer Oehringen und Neuenſtein wurden gebrochen. Viele von Hohenlohe (auch die Grafen) hielten gezwungen mit ihnen. Die Bauern traten vor ſie und ſprachen: Bruder Albert und Bruder Georg, gelobt den Bauern, bei ihnen als Bruder zu bleiben und nichts wider ſie zu thun, und ſeid nimmer Herren, ſondern Bauern; und die Grafen gelobten es. Der Schultheiß zu Böckingen,)nachher vom Adel lebendig gebraten,) verſammelte unter Pfeifen- und Trommelſchall Haufen von Böckingen und Heilbronn. Neckarſulm wurde beſtürmt, Kirchen und Häuſer der Herren geplündert, und nun nahte ſich der helle Haufen der Stadt Weinsberg.

Graf Ludwig Helferich von Helfenſtein (früher gegen Ulrich nach Stuttgart beordert) war von der öſterreichiſchen Regentſchaft als Kommandant und Amtmann, nun nach Weinsberg zur Abwehrung des hellen Haufens geſchickt. Mit ihm hatte auch Rudolph von Ehingen den Auftrag, dem Weinsberger Thale zu Hülfe zu kommen, ſchickte aber ſeinen Sohn Burkhardt, (der nun ein Opfer für den Vater fiel,) mit andern vom Adel dahin. Er ſelbſt zog gegen die Bauern bei Urach und Nürtingen. Mit dieſen waren damals in der Stadt Weinsberg folgende würtembergiſche Oberbeamten und Ritter, als: Dietrich von Weiler der Aeltere, Obervogt zu Bottwar und Beilſtein, Dietrich von Weiler der Jüngere, ſein Sohn, Hans Conrad Schenk von Winterſteten, Obervogt zu Vaihingen und Maulbronn, und Hans Dietrich von Weſterſteten, Burgvogt zu Neuffen; ferner: Friedrich von Neuhauſen, Conrad von Ehingen, Rudolph von Eltershofen, Georg Wolf von Neuhauſen, Philipp von Bernhauſen, Eberhardt Sturmfeder, Hans Späth von Höpfigheim, Sebaſtian von Owen, Pleickardt von Riexingen, Rudolph von Hiernheim, und Georg von Kaltenthal der Jüngere, ſamt ihren Dienern und Knechten, etlich und achtzig an der Zahl.

Es war der 16. April 1525. am heil. Oſtertage, man war in der Morgenpredigt, da erſchien der bäueriſche Hauſen auf dem Schimmelsberg vor Weinsberg. Die Bürger ſtellten ſich zur Wehre, und verlangten von dem Grafen v. Helfenſtein, daß er das untere Thor verrammeln ſollte. Das gab aber der von Helfenſtein nicht zu, er erwarte, ſagte er, Hülfe von Stuttgart.

*) „Die Thore, ſonderlich das untere, haben die Bürger verteraſſen wollen, das hat der Graf nicht wollen zugeben, weil er mit nächſtem Hülfe von Stuttgart erwarte.“

Da traten aus dem bäuriſchen Hauſen auf dem Berge zwei Herolde mit einer hohen Stange, darauf ein Hut, und näherten ſich den Stadtmauern mit dem Ausruf:

„Eröffnet Schloß und Stadt dem hellen chriſtlichen Hauſen, wo nit, ſo bitten wir um Gotteswillen, thut Weib und Kind aus ihr, denn beide Schloß und Stadt, werden den freien Knechten zum Stürmen gegeben!“

Da trat der Graf von Helfenſtein mit einigen Bürgern vor die Thore mit den Herolden zur Zwieſprache. Doch ehe ſie noch der Graf erreicht, rief Dietrich von Weiler ihnen von der Mauer Drohworte zu, und ließ auf ſie zwei Schüſſe aus Feuerbüchſen richten. Einer der Herolde fiel, raffte ſich wieder auf, und lief mit dem andern dem Hauſen, der vom Schimmelsberg bis ins Thal von Erlenbach reichte zu. Da ſchrieen Dietrich von Weiler und andere von der Mauer: „lieben Freunde! ſie kommen

---

*) Worte einer Handſchrift aus der damaligen Zeit im Weinsberger Archive. Auch alle die hier erzählten Thatſachen ſind aus Aktenſtücken aus der damaligen Zeit, die noch im Weinsberger Archive vorhanden ſind, genommen.

nicht, wollen uns alſo ſchrecken, und meinen, wir hätten von Haſen das Herz!" Aber noch eine kleine Weile, und es brach der Haufen hervor, und der Sturm begann an 3 Orten, auf das Schloß, auf das obere und auf das untere Thor.

Mit hellem Geſchrei wälzte ſich der Haufen vom Berge nieder ins Thal. Die Ritter, auf der Seite der Bauern die Uebermacht ſehend, warfen ſich eilends zu Pferde, und wollten zum obern Thore hinaus, da verrammelten die Bürger die Thore und ſchrieen:

„Wollt ihr uns allein in der Brühe ſtecken laſſen?"

Von Mauern und Thürmen ſchoſſen die Bürger rüſtig unter den bäuriſchen Haufen, und mancher Mann fiel. Aber immer gedrängter zog der raſende Haufen heran. Mit Hammern und Palliſaden ſtießen die Bauern an die Thore mit Macht. Sie ſprangen aus ihren Angeln. Da ſchrie der Graf von Helfenſtein am obern Thor und Dietrich von Weiler am untern hinaus: „Friede! Friede! wir wollen uns gefangen ſtellen!" Und zu denen von Weinsberg ſprach der Graf von Helfenſtein: „Ihr habt Euch wohl gehalten, und den Bauern genug gethan, deß will ich euch vor Gott und der Welt geſtändig ſein!" Da liefen die Bürger von Weinsberg, ſehend wie den Rittern der Muth geſunken, von der Wehre, und die Bauern drangen deſto heftiger hinten nach, und eroberten die Stadt, erſtlich durch das Schloß, dann durch die beiden Thore. Sie riefen den Bürgern zu: „Begebt euch in eure Häuſer mit Weib und Kind, ſo ſoll euch nichts widerfahren!"

Da durchſuchten die Bauern die Häuſer und was Stiefel und Sporen hatte das mußte ſterben, beraubten die Bürger der Waffen und Wehre, und die öffentlichen Kaſſen des Geldes.

Auf einer Anhöhe, unter ihr das Städtlein, liegt die Kirche, dahin flohen im jähen Haſt die Ritter und Reiſigen. Einige ſprangen, andere fielen von den Pferden. Sebaſtian von Owen, Eberhard Sturmfeder und Rudolph von Eltershofen, wurden von den raſenden Bauern ereilt und auf dem Kirchhof erſchlagen. Letzterer ein Haller Patrizier, hatte ſeine Vaterſtadt verlaſſen, im Unmuthe, daß die von Adel daſelbſt den noch nicht geadelten Städtemeiſter Putſcher in ihre Trinkſtube gelaſſen. Dietrich von Weiler, der ſtärkſte am Leib, hatte den Thurm erreicht, und rief Worte des Friedens nieder. Sie riefen hinauf: „Rache, Rache für die ſieben Tauſend bei Wurzach gefallenen!“ und ſchoſſen nach ihm. Er fiel nach innen. Sie rannten den Thurm hinauf, ergriefen den noch röchelnden Sterbenden und ſtürtzten ihn von des Thurmes Höhe in den Kirchhof nieder. Marx Hengſtein von Beilſtein, des von Weilers Knecht, entkam der einzige von allen, von Weibern im Heu verborgen, ſchimpflich.

Die Andern wurden, theils in der Kirche, theils auf dem Thurme gefangen, nicht ohne manches für ſie kämpfenden Bürgers von Weinsberg Leib und Blut. Achtzehn Bürger fielen, vierzig wurden verwundet. Dreißigtauſend Gulden zur Auslöſung bot der von Helfenſtein. Sie antworteten: „und wenn du uns zwo Tonnen Goldes geben würdeſt, ſo müßteſt du doch ſterben!“ Sie banden ihn ſamt den Andern mit Stricken und ſein Loos entſchied ſich am andern Tage.

Es liegt vor Weinsberg ein freier Platz, ehemals Wieſe, nun Gartenland, nächſt einem Weiher, vor dem ehemaligen untern Thor, ſo nach Heilbronn führt, dahin führten die Bauern am Oſtermontag mit Sonnenaufgang den Grafen von Helfenſtein mit den noch übrigen vom Adel und Knechten. Ein roher Kerl der vormals bei dem Grafen als Pfeifer gedient, ging mit der Pfeife vor ihm her und ſprach: „ich habe dir einſt ſo oft zur Tafel gepfiffen, nun ſpiel ich dir billig zu einem andern Tanze auf.“ Alte Aktenſtücke nennen als den Befehlenden und Rathgeber bei der jetzt folgenden Scene einen Hans Winter vom Odenwald. Auf deſſen Commandowort bildeten die Bauern einen Reihen; Trommeln und Pfeifen erklangen, und Hans Konrad von Winterſtetten Knecht, war der erſte, den ſie vor Angeſicht der Andern durch ihre Spieße jagten. Dieſem folgte ſein Herr, Konrad Schenk von Winterſtetten und die andern Ritter, Edelleute und Knechte, als: Graf Ludwig Helferich von Helfenſtein, Burkhard von Ehingen, Dietrich von Weſterſtetten, Friedrich von Neuhauſen, Konrad von Ehingen, Georg Wolf von Neuhauſen, Philipp von Bernhauſen, Hans Späth von Höpfigheim, Bleickard von Rixingen, Rudolph von Hirnheim, Georg von Kaltenthal, und Weiler der jüngere, bald ſeinem Vater im Tode folgend, auch des Grafen von Helfenſtein Hofnarr und mehrere Knechte und Prieſter. Als die Bauern das Schloß erobert, da hatten ſie auch die Gräfin von Helfenſtein, Kaiſer Maximilians natürliche Tochter, gefangen. Binder, des Kellers von Weinsberg, (Freund derer vom Adel,) Sohn, ward ihr zur Beſchützung gegeben. Er ſtarb nicht kämpfend an der Herrin Seite. Seines Pferdes und Kleides beraubt ergriff er die Flucht.

Jetzt am unſeligen Morgen kam die gefangene Gräfin mit ihrem Frauenzimmer, ihr Knäblein auf den Armen tragend, zur Richtſtätte nieder.

Umſonſt warf ſich die Gräfin den Bauern aus dem Odenwald, Hohenlohe und Neuenſtein, ihr Knäblein vorhaltend, mit Thränen zu Füßen, und bat in des unmündigen Kindes Namen, um das Leben ſeines Vaters. Die Raſenden blieben kalt. Der Graf fiel durchſtochen. Andreas Rymp Bauer v. Zimmern ſteckte die Helmfedern des Ermordeten prahlend auf den Hut, Jäcklein Bauer van Rohrbach ſchnallte ſich ſeinen Panzer an. Die Gräfin beraubten ſie ihres Schmuckes und verwundeten das Kind auf ihrem Arme. Ein Miſtwagen wurde vorgeführt, darauf ſetzten ſie die Gräfin mit ihrem Frauenzimmer, und führten ſie gen Heilbronn: „Auf einem goldenen Wagen,“ ſagten ſie ſpottend zu ihr, „zogſt du in Weinsberg ein, auf einem Miſtwagen zieh nun hinaus!“ Sie aber erwiderte ruhig und groß: „Ich trage der Sünden viele; Jeſus Chriſtus aber, der mackellos, am Palmtage triumphirend vom Volke begrüßt, wurde nachgehends nicht um ſeiner, ſondern um anderer Sünden willen verſpottet und gekreuzigt. Der tröſte mich!“ — Weder Aktenſtücke noch Sagen geben Kunde, wo der Erſchlagenen Leiber eine Ruheſtätte gefunden.

Zu ſpät erſchien, vom Grafen von Helfenſtein zu Hülfe gerufen, Wilhelm Haber, der pfälziſche Marſchall. Er kam von Mosbach mit 20 Reitern vor Weinsberg. Vom Schimmelsberg ſah er hernieder, ſah, wie es mit Schloß und Stadt ergangen, und kehrte wieder um. Ein Haufe von ſiebzig Bauern begegnete ihm, die riefen ihm zu: „Her! her! wir wollen den Haber ausdreſchen!“ Muthig ſprang der Marſchall mit ſeinen Reitern unter ſie, und es fielen die ſiebenzig, als die erſten Sühnopfer für die Geiſter jener erſchlagenen Ritter.

Schnell brach noch größere Rache herein. Georg von Truchſeß, des ſchwäbiſchen Bundes Hauptmann, als er die bäuriſchen Unruhen im Allgäu und am Bodenſee geſtillt, eilte in ſtarken Märſchen durch das Hägäu nach Würtemberg. Am vierten Mai zog er in Tübingen ein, beſchlich die Bauern durch einen Umweg bei Böblingen, und fiel in ihre Haufen. Tapfer und hartnäckig war der Bauern Kampf, ſie hatten nur Fußvolk. Die bündiſche Reiterei ſprengte ihre Reihen, und viertauſend fielen durch

Truchſäß Schwert. Kurz vor der Niederlage war ein Schreiben von dem verbannten Ulrich auf Hohentwiel an ſie gekommen, des Inhalts:

„Ihr wollt Uns durch eigene Bothſchaft berichten, was wir Uns zu Euch verſehen ſollen: denn euch gnädigen Willen zu erzeigen, wären wir wohl geeignet und ſonderlich begierig. Wir ſchicken euch auch hiebei einen Abdruck eines öffentlichen Ausſchreibens, das wir den Ständen des römiſchen Reichs zugeſchickt, begehrend, ihr wollt ſolches ſamt unſerer Schrift vor ganzem gemeinen hellen Haufen laſſen verleſen. Datum auf Unſerm Schloß Twiel, erſten Tag May.“

Es konnte nicht mehr geſchehen. Der helle Haufen hatte den Tod gefunden. Truchſäß überſah die Leichen der Erſchlagenen ſiegesfroh. Da ſprangen Boten auf die Wahlſtatt, und brachten von dem, was bei Weinsberg vorgegangen Kunde. Da brach Truchſäß in Schmerz dann in Wuth aus und ſchrie: „flammende Sühne will ich euch bereiten!“

Den vierzehnten Mai am Sonntag **Cantate** erſchien er im Weinsberger Thale. Schnell war die Stadt eingenommen, noch viele der Bauern gefangen, unter ihnen der unglückſelige Spielmann der zur Hinrichtung jener vom Adel die Pfeife geblaſen. Scheußlich war der Bauern Rache, ſcheußlich die des von Truchſäß. Jener Spielmann war ſein erſtes Opfer.*) Mit langen Ketten ließ Truchſäß ihn an einen Pfahl binden, trug mit den andern anweſenden Edelleuten eigenhändig Holz um das Schlachtopfer, und zündete es an. Vom Feuer gequält, das dem Unglückſeligen immer näher und näher kam, ſprang er raſend im Ringe umher, ſchrie bald zu Gott und den

---

*) Einige ſetzen den Ort der Verbrennung des Spielmanns nach Sindelfingen, Cruſius und andere nach Weinsberg.

Heiligen, bald zu der Hölle und ihren Teufeln, bald fiel er nieder, bald ſprang er wieder auf, ſprang noch mit bloßen Knochen, nachdem das Feuer das Fleiſch verzehrt, im Ring umher, und verſchied endlich ganz gebraten, ſeinen Quälern ein ſüßer Geruch. Auch an dem Schultheißen von Böckingen ließ Truchſäß zu Neckargartach gleiche Rache üben. In dem Korb'ſchen Zeugenprotokoll*) gibt Peter Stoffer Thorwart zu Adelsheim, an:

Ich war im Bauernkrieg neun Jahre alt, denkt mir ſelbigen gar wohl und ſonderlich, daß Jäcklein von Böckingen als Schultheiß daſelbſt, welcher unter den Räthlensführern, ſo den Grafen von Weinsberg (Helfenſtein) durch die Spieß jagen helfen, zu Neckargartach im Weydach, an einem Weidenbaum lebendig gebraten worden, allwo ich meinem Vater auf den Achſeln geſtanden und ſolches alles geſehen.

Noch mehrere von denen, die an dem Tode der Ritter ſchuldig, wurden zu Sindelfingen von der Ritterſchaft unter Martern hingerichtet. Burkhards von Ehingen Tod rächte ſein Vater Rudolph, der ſchlug die Bauern bei Königshofen aufs Haupt. Semmelhans, welcher das Schloß von Weinsberg verrathen,**) und ein Senſenſchmied von Hall, der den Bauern Flinten nach Oehringen gebracht, und mit ihnen gen Weinsberg zog, wurden zu Hall mit Wolfgang Kirſchenbeiſſer, dem Pfarrer von Frickenhofen, Haupt und Kanzler der Schenkiſchen Bauern, enthauptet. — Einer von den, die zu Weinsberg den von Weiler vom Thurn geworfen, wurde zu Velberg (er hatte ſich der That gerühmt) vom Herrn von Velberg, Weilers Verwandten, gleichfalls vom Thurme geſtürzt.

---

*) S. Götz von Berlichingen — Selbſtbiographie.

**) Es war ein Fuhrmann von Hall, der in das Schloß Weinsberg das Salz führte, er ſoll, als Graf Helfenſtein unten in der Stadt Weinsberg ſich befand, den Bauern den Augenblick angezeigt haben, in dem das Schloß wehrlos zu beſteigen war.

Aber ein ſchreckliches Schickſal kam über Weinsberg dem Ort, wo die That geſchehen. Feuerbrände ließ der von Truchſäß in Weinsbergs Häuſer werfen, und in wenigen Stunden war die Stadt der Frauentreue nicht mehr. Dann ließ er im Namen öſterreichiſcher Regentſchaft den Befehl verkünden: „nimmermehr an dieſen Ort zu bauen, ſondern ihn ſamt dem Schloſſe, künftigen Zeiten ein Zeichen, unbebaut und unbewohnt ſtehen zu laſſen, und alle Freiheiten und Nutzungen auf den Gütern derer zu Weinsberg dem Kammergute zu überantworten.“ Mit Verzweiflung ringend lagen die Einwohner nun in Wäldern und Feldern.

Truchſäß, (obgleich ſpäter vom landſchaftlichen Ausſchuß von Oeſterreich zum Statthalter des Landes begehrt) übte durch dieſe That nur Rache und Uebermuth.

Weder in damaliger Zeit, noch ſpäter, wurde erwieſen, daß Bürger von Weinsberg Antheil an Hinrichtung der Ritter gehabt. Wenige nur hatten ſchon früher ſich zum Haufen der Bauern geſchlagen, und am Sturme mit Theil genommen. Es iſt in Aktenſtücken aus damaliger Zeit ausdrücklich erwähnt: daß die Bürger die Thore der Stadt gleich anfänglich verrammeln wollten, der Graf von Helfenſtein aber, um deſto ſchneller die Flucht ergreifen zu können, dagegen ſtund. Aber zu fliehen iſt nicht Ritterart, und den Bürgern war ihr Ruf: „wollt ihr uns allein in der Brühe ſtecken laſſen?“ nicht zu verübeln.

Kämpfend in der Kirche den ſchönen Tod des Ritters zu ſterben, ſtund in der Ritter Wahl. Der Thurm*) der Kirche, (byzantiniſche Bauart) mit enger Höhlung, wo nur Mann für Mann ſich hinauf wenden kann, hätte zu unüberwindlicher Wehre Kampfgeübten gedient. Sie aber ſchrieen um Frieden und boten Löſegeld. Ein ehrenvoller Tod wie der der Helden im Liede der Nibelungen, lag in ihrer Hand, ſie wählten den andern.

---

*) Im Jahr 1269 wurde der Thurm gebaut.

Aber es war das Verhängniß das über ſie hereinbrach, und ihren Uebermuth beſtrafte, und wo dieſes erſcheint, da wird der Beſonnenſte zum Unbeſonnenſten und fällt dem Sieggewohnteſten das Schwert aus der Hand.

In einer Eingabe damaliger Zeit ſprechen Weinsbergs Bürger ihren Jammer und ihre Unſchuld alſo aus: „Wir könnten mit Gott und dem Grafen ſeel. beweiſen, daß wir zu der jämmerlichen Handlung, ſo ſie an dem Grafen und denen vom Adel begangen, weder Rath noch Hülfe gethan, und uns als fromme Biederleute gehalten. Wie auch gemelt unſer gnädiger Graf noch zuletzt beim Friedenſchreien zu uns geſagt, wir hätten uns wohl gehalten, und den Bauern genug gethan, das woll ſein Gnad uns vor Gott und der Welt geſtändig ſeyn: doch wollen wir hievon ausgeſchloſſen haben, etlich bös unartig Buben, deren unſers Wiſſens über acht nicht ſind, die unbedacht vor dem Sturm zu den Bauern gefallen. Aber nichts deſto weniger ſind wir arme Unſchuldigen, leider mit den Schuldigen verbrennt und verderbt, alſo, daß unſere arme Weiber und kleinen Kinder, wie das Vieh jämmerlich unter freyem Himmel liegen, weder Scheuern noch Häuſer haben, und wir auch nicht die edlen Früchte, die der Allmächtige auf dem Feld uns verliehen hat, unterbringen und beheimſen können.“

Aber es war auch an Weinsbergs Verbrennung noch nicht genug: Ferdinand ſchrieb einen Befehl aus, Kraft deſſen diejenigen von Stadt und Amt Weinsberg, die die Beamten ihm als auf der Seite der Bauern geſtanden angaben, fünfhundert Gulden der Wittwe des Grafen von Helfenſtein, und ſechstauſend ihrem Sohne Maximilian, entrichten mußten, worunter Dioniſius, der alt Schultheiß zu Schwabbach, allein mit tauſend und achtzehn Gulden belegt wurde. Lange baten die Bürger mit Worten der Verzweiflung um Begnadigung und Wiederaufbauung: endlich erlaubte die öſtreichiſche Regentſchaft zu Gunſten der beym Adel beliebten Unterbeamten von Weinsberg, Binder, des weinsbergiſchen Kellers, Rößlin des Stadtſchreibers und Schnabel des Schultheißen, denjenigen, die jene Beamte als unſchuldig bezeichneten, wieder zu bauen, jedoch nur nach Unterſchreibung harter Urphed. Alle Gefälle, alles Einkommen, was ſonſt der Stadt zufiel, mußte von nun an der Regentſchaft gereicht werden. Jeder von Weinsberg ward für unfähig erklärt, ein Amt zu geben oder zu verwalten, ausgenommen die begünſtigten Herrn Schnabel, Rößlin und Stoffel Binder. Alle Freiheiten und Rechte, ſo die Weinsberger früher geübt, waren von nun an null und nichtig. Weinsberg mußte Dorf heißen, und als ſolches gehalten werden. Stadtmauer und Zwinger mußten abgebrochen und die Gräben geſchleift werden. Die bürgerliche Rechtfertigung mußte unter freiem Himmel wo die That von den Bauern verübt wurde, es ſei Winter oder Sommer, geſchehen. Alle Männer und Frauen jung und alt, ſo zum heiligen Sakrament gehen, mußten auf den Oſtertag mit Aufgang der Sonne auf gemeldetem Platze ein Amt und Meſſe halten, und für die Seelen der entleibten Ritter Gott mit inniger Andacht bitten, auch mußten ſie für zwei Gulden Brod armen Wittwen und Gotteswillen austheilen. Auf dem Platz der That, mußten die Bürger auf eigene Koſten eine Kapelle erbauen ein ſteinernes Kreuz errichten, und auf daſelbe mit goldenen Buchſtaben die That verzeichnen. Wehr und Harniſch durften Weinsbergs Bürger von nun an (da doch achtzehn von ihnen im Kampf für die Ritter ſtarben, vierzig ſich verwunden ließen!) nicht mehr tragen, ausgenommen Degen und lange Meſſer.

Nothgedrungen unterſchrieben ſie dieſe Urphed, gaben nachher aber mehrere Vorſtellungen ein, in denen ſie die Härte dieſer Zumuthungen und ihren Jammer ſehr beweglich darſtellten. Beſonders hart ſchien ihnen das Gericht unter freiem Himmel zur Zeit des Winters zu ſein. „Denn es iſt die Wahrheit, (ſind die Worte einer damaligen Eingabe von ihnen,)daß im vergangenen Jahr ein frommer und biederer Mann, Caſpar Ulm, einen Fuß von wegen der Kälte erfroren, alſo wir auch zur Winterszeit nit ſo viel Gericht gehalten, ſondern es bis zum Sommer und leidentlicher Zeit aufgeſchoben, hoffen auch von dem Allmächtigen, daß man niemand eine unträgliche und unleidentliche Bürde, ſich alſo erfrieren zu laſſen, auſliegen ſoll.“

Umſonſt baten ſie die Oeſtreichiſche Regentſchaft ſie doch nicht ungehört ſo ſchwer zu verdammen, ſondern doch mit Ruhe unterſuchen zu laſſen, ob und wie ſie ſchuldig. „Es könnten Königliche Majeſtät auf Kundſchaft, (Worte einer alten Eingabe) Gott wohl, unſere Unſchuld erfahren und wo das nicht genugſam, kann Chriſtof von Hapſperg unſer Oberamtmann, dergleich nach Vollendung der bäuriſchen Unruh auf das Ampt kommen, aus den viel gefangenen Perſonen, erkundigen, wie, was und welcher Geſtalt wir uns gehalten, ob wir ſchuldig oder nit ſeien. Bitten um Gottes Barmherzigkeit willen, uns nicht ununterſucht alſo zu verdammen!“ Endlich ſandte die Regentſchaft zwei Kommiſſarien, Eberhardt von Karpfen und einen Licentiaten Johann Königsbach.

Vierzehn der angeſehendſten Bürger wurden auf die Folter gelegt, allein keiner ſchuldig befunden. „Darauf dann auch vierzehn der oberſten und fürnehmſten unſerer Mitbürger gefänglich eingenommen, peinlich gefragt, und hart gemartert wurden, aber nit anders denn unſchuldig befunden. Auch zu Neuenſtadt, Marbach und Schorndorf hat man Mitbürger von uns mit harter Tortur erfragt, aber nichts wurde gegen uns erfunden, demnach auch dieſe endlich ohne alle Angabe zu machen, theils mit gebrochenen Leibern ledig gelaſſen wurden,“ ſind die Worte einer Eingabe an Herzog Ulrich.

Aber alle ihre Bitten, ſie wieder in ihre alte Rechte einzuſetzen, frommten nichts, und ſie beſchränkten ſich nach ſieben Jahren nur noch auf die dringende Vorſtellung: „ihnen nur wenigſtens zu erlauben, doch ihre Thore bei der, beſonders durch die Widertäufer, ſo unruhigen Zeit wieder einhängen zu dürfen, werde es ruhiger, ſo wollen ſie die Thore wieder getreulich aushängen.“

Unbeweglich aber blieb Oeſtreichs Regentſchaft bei ihrem Flehen, und neun Jahre lebten die Weinsberger ihres ſtädtiſchen Einkommens beraubt in gebrochenen Thürmen und Mauern, von öſtreichiſcher Regentſchaft, unerachtet ihrer, durch peinliche Unterſuchungen und Foltern erwieſenen Unſchuld, verdammt und geächtet.

Es was das Jahr 1534. Ulrich, der nicht zu Ermüdende, war von Twiels Felſen geſtiegen. An ſeines Landes Grenze erſchien er mit großer Heeresmacht mit Hülfe Philipps des heſſiſchen Landgrafen.

Zu Neckarſulm eingezogen, forderte er Neuenſtadt und Weinsberg auf, ihn als den alten Herrn zu erkennen. Neuenſtadt antwortete dem Herzog im Sinne ſeiner Feinde, Weinsberg zaghaft, der noch ſchmerzenden Rache eingedenk. Da erfolgte ein zweiter drohender Aufruf des Herzogs, und huldigend erſchienen Geſandte dieſer Städte zu Neckarſulm. Es war der 12. Mai erwähnten Jahrs, da legten die von Weinsberg in dem benachbarten Neckarſulm ihren Jammer an ihres rechtmaßigen Regenten Herz. In Gegenwart des Landgrafen und vieler vom

Adel und vom Volk, gab ihnen Ulrich da ſein fürſtliches Wort:

„Ich ſetze euch ein in eure alten Rechte, daß ihr euer Stadtweſen von nun an wieder haltet, wie zuvor, auch wieder Thürme und Thore erbauet, und iſt euch darüber Brief und Siegel auszuſtellen, mein gnädiger Wille.“ —

Hoch erfreut über dieſe fürſtliche Zuſage, ſetzten ſich die Weinsberger auch ſieben Jahre lang wieder in den Genuß ihrer alten Rechte, als auf einmal die fürſtlichen Beamten, nach ihrem Vorgeben: auf mündlichen Befehl der Räthe, ſie ihnen wieder ſtreitig machten, alles ſtädtiſche Einkommen wieder gewaltſam zur fürſtlichen Kammer zogen, und Brief und Siegel ihrer Begnadigung verlangten.

Da geriethen die von Weinsberg abermals in die höchſte Trauer. Sie hatten noch keine Verſchreibung; aber ein Fürſtenwort, ſo offen ausgeſprochen, war ihnen theurer als Brief und Siegel. „Es iſt unziemlich, daß ein Fürſt was verſpreche und nicht halte, und „Ein Fürſtenwort ſoll man nicht drehen noch deuteln,“ ſprach einſt Kaiſer Konrad ſein Hofgeſinde beſtrafend, vor Weinsbergs Mauern. *)

---

*) Non decet verbum regium immutari, ſagte Konrad zur Zeit der bekannten Geſchichte der Weibertreue vor Weinsberg. Ein Zeugniß dieſer Geſchichte gibt ein bis zum Jahr 1162 ſchreibender Zeitgenoſſe in Chron. St. Pantaleon ap. Eccard. T. 1 pag 931. Und daß ſie von Weinsberg in Schwaben zu verſtehen, dafür zeugt die Ausſage verſchiedener Chroniken, auch die von Montia, wo es heißt: »prope Weinsperg, juxta villam quae vocatur Elnhofen.« Ein Elnhofen aber liegt nur bei dieſem Weinsberg in Schwaben. Ein im Weinsberger Archive noch vorhandener Brief von einem Keller Elſäßer aus Möckmühl, dat. den 9. April 1659 gibt über das in der Kirche zu

Sie übergaben Ulrich eine Bittſchrift nach der andern, ſchickten auch öfters Geſandte an ihn und mahnten ihn dringend an ſein, zur Zeit der Noth gegebenes Wort. „Wir haben oftmals mit nicht geringen Koſten durch Schicken und Reiſen bei fürſtl. Gnaden, auch deren Hofmeiſter und Räthe um Verfertigung zugeſagten Begnadigungsbriefes angeſucht, auch etlichemal die Sachen bei Fürſtlicher Gnaden eigener Perſon und durch unſere Geſandte als E. G. anno vierzig und drei im Waiblinger Wald geweßt, und zu Stuttgarten im Schloß abermals ſelbſt mündlich geſagt, auch E. G. uns erwiedert, Sie wiſſen, daß ſolches der Kanzlei und Räthen befohlen, da ſollen wir anfragen. Darauf den Geſandten von E. G. Räthen angezeigt worden, daß ſie alles förderlich verbringen wollen, welches ſich abermals eine lange Zeit verzogen, und der Keller nichts deſto weniger mit Einziehung unſers gemein Nutz fortgefahren, derohalb wir abermals an Hofmeiſter und Räthe und folgendes öftermalen ſupplicirt und unſere Geſandten mündlich anſuchen und anmahnen laſſen, da ſie erſt vor die untere Kammer und von derſelben wieder vor die oberen Räthe gegangen. Doch zuletzt auf unſer dränglich Beſchweren und Anſuchen dahin gekommen, daß man den Amtleuten zu Weinsberg, wie vormals auch geſchehen, wieder um Bericht geſchrieben, den ſie auch überſchickt, aber wir haben abermals

---

Weinsberg befindliche Gemälde, das jene Geſchichte darſtellt, Auskunft. Keller Elſaßer ließ es im Jahr 1650 für die Stadt Weinsberg nach einer alten Tafel, die in ſeinem Beſitze war malen. Der Maler aber blieb dem Originale nicht getreu, ſondern ſetzte viel Schlechtes aus eigener Phantaſie dazu. Jedoch möchte das Schloß auf dieſem Gemälde ſo dargeſtellt ſein, wie es vor der Zerſtörung im Bauernkrieg war. Es iſt möglich, daß jene alte Tafel, von welcher dieſes Gemälde eine Copie iſt, noch irgendwo ſich vorfinden ließe.

keine endliche Abfertigung oder Abſchaffung des Einziehens, erlangen mögen.“ — Das ſind die Worte einer ihrer damaligen Eingaben an Ulrich.

Umſonſt beriefen ſie ſich darauf, daß der Landgraf Philipp von Heſſen bezeugen könne, wie der Herzog ihnen öffentlich vor allem Volk ſein fürſtliches Wort der Begnadigung gegeben, Finanz- und Feudalherrn, ſo oft auch der beſſern Fürſten unſelige Irrführer, mochten den Herzog bewogen haben, ſein Wort nicht zu halten. Es war das Jahr 1550. Da ging Ulrich aus ſeinem unruhvollen Leben, und Chriſtoph, ſeinem Sohne ward vorbehalten, des Landes Wunden zu heilen. Er heilte auch die — von Weinsberg. Es iſt nicht zu übergehen, daß des erſtochenen Grafen von Helfenſtein Bruder, Sebaſtian, ſich beym Herzoge für die ſo lange unſchuldig leidende Stadt, wohl der Worte ſeines Bruders: „ihr habt euch wohlgehalten, das will ich euch vor Gott und der Welt geſtändig ſein“ eingedenk, thätig verwendete.

Chriſtoph ſetzte Weinsberg in ſeine Rechte wieder ein, und gab ihm deß Brief und Siegel.

* * *

Der letzte Blüthenſtrauß.

Der letzte

Blüthenſtrauß

von

Juſtinus Kerner.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'ſcher Verlag.
1852.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in Stuttgart

Vorwort.

Ein Theil der Verſe dieſer Sammlung bedarf eines Vorworts; es ſind die vielen, die ſich auf Ereigniſſe im Leben theurer Freunde beziehen, Verſe, die man gerne in eine niedere Klaſſe der Poeſie ſtellt, und mit dem Namen Gelegenheitsgedichte bezeichnet. Hier nun muß ich bemerken: daß, will man jene ſo nennen, alle meine Gedichte Gelegenheitsgedichte zu nennen ſind; denn nur aus Veranlaſſungen in meinem eigenen und meiner Freunde Leben, das ich von meinem eigenen nie zu trennen wußte, entſtanden alle meine Gedichte. Dieſelben ſchuf auch oft, faſt wie ohne Wiſſen des Aeußern, ohne Zuthun vieler räſonnirender Gehirnthätigkeit, bloß mein Gemüth im Innern. Die Freude und noch mehr der Schmerz machten ſie alle, und der Freunde Geburtstage oder ihr Tod und ſonſtige in ihr Leben eingreifende Ereigniſſe gaben mir ja auch oft Freude und Schmerz, und damit ein Lied. Zur näheren Kenntniß des Gemüthes und des Lebens des Verfaſſers können jene Gedichte immer auch dienen und werden vielleicht hier und da auch deßwegen nicht ganz ungerne geleſen werden.

Aeltere Dichter (wie z. B. auch der alte Dichter und Arzt Paul Flemming) nahmen derlei Erzeugniſſe ihrer Muße auch immer in ihre Sammlungen auf, und Goethe ſprach dem „Gelegenheitsgedichte“ das Wort.

Ein Vorwort bedürfen auch die in dieſer Sammlung gleichfalls in Mehrzahl ſich befindenden politiſchen Gedichte. Ich mißkenne nicht, daß die Politik der Tod aller wahren Poeſie iſt, wohl auch, weil ſie zur Aeußerlichkeit, vom Naturleben weg in die Unnatur des Staatenlebens führt, in dem nun einmal, beſonders in unſern Jahrhunderten, keine Poeſie mehr zu finden iſt. So können auch die hier mitgetheilten politiſchen Gedichte keinen weitern poetiſchen Werth haben, und nur, daß auch die meiſten von ihnen nur Schmerz, ja oft bitteren Schmerz erzeugten, verlieh ihnen vielleicht noch einige Poeſie.

Ueber die Entſtehung mehrerer von ihnen möge Folgendes dienen.

Als zur Entwirrung des politiſchen Wirrwarrs das Erſcheinen des edlen Erzherzogs Johann in Frankfurt Hoffnung gab, kam auch in mein Herz Freude: denn ich hoffte, es könnte durch einen ſolchen Mann der Natur jener eingeriſſenen Unnatur ein Ziel geſetzt werden und Ordnung, Treue und Glauben in Deutſchland wiederkehren. Dieſer Freude entſprang jenes Gedicht an Ihn. Als aber Unnatur und Verwirrung ohne Verſchulden jenes Edlen immer größer wurden, ja von Frankfurt aus ein wahrer anſteckender politiſcher Veitstanz[1] ſich durch alle deutſchen Gauen verbreitete (der wie der Veitstanz im Jahre 1375 keinen Stand, kein Alter, kein Geſchlecht verſchonte), als ich ſah, wie die von dieſer Seuche am ſchwerſten Ergriffenen die Seuche auch noch unter das bisher geſund gebliebene Volk brachten, daß dieſes

---

[1] Man leſe in meiner Schrift „Magikon, 4. Jahrgang, 3. Heft," meinen Aufſatz: „Der politiſche Veitstanz im Jahre 1848."

Ackerbau und Gewerbe verließ, nicht wiſſend, wohin und warum, mit Flinten, Fahnen und Trommeln in Gaſſen und Viehweiden herumzog, in Schenken auf Tiſchen und Fäſſern Einheit und Freiheit Deutſchlands predigte, während es Eintracht, Glauben, Treue und Demuth mit Füßen trat, und die Natur mit Gelärm übertäubte, da entſprangen dem bitteren Schmerze in mir die Verſe: „Vorwärts und dann aufwärts“ und dann andere, wie auch im Jahre 1848 der vorausſagende „Traum vom Blüthenbaum“ und zuletzt die Verſe nach Lichnowsky's und Auerwald's Ermordung, an den Erzherzog Johann, jene dämoniſche Stätte zu verlaſſen und ihre Vereinigung der Hand Gottes anheimzuſtellen. Und als in jenem Jahre 1848 ein Fürſt, dem durch ſein ganzes Leben das Herz nur warm für das Volk ſchlug, als unſer braver König auf einmal vom Wahnwitz wie ein Feind des Volkes angeſehen wurde, da entſprangen dem tiefen bitteren Schmerze meines Herzens die Verſe: „Am 30. Oktober.“ Aus den gleichen Gefühlen entſtanden damals auch die Verſe: „An die treugebliebenen Weingärtner Stuttgarts.“

Einem Dichter Verſe auf Radetzky, dieſem poetiſchen Bilde, dieſem Eid, zum Vorwurf machen zu wollen, als hätte er dadurch an Italien ein Verbrechen begangen, wie mir aus Veranlaſſung der Verſe: „An die Jungen" geſchah, bedarf wie jene Verſe ſelbſt und wie das für die Tyroler beſtimmte größere Gedicht „an Radetzky," keiner weitern Erläuterung.

Ich habe von Jugend auf unter dem Volke und für daſſelbe gelebt, aber nie um ſeine Gunſt, wie nie um die eines Fürſten gebuhlt, und 63 Jahre wurde ich alt, bis ich meinen König faſt zum erſten male ſah und ſprach.

Mein politiſches Glaubensbekenntniß übrigens umfaßt noch der Spruch, den ich ſchon zu Napoleons Zeit niederſchrieb und der alſo lautet:

„So lang noch Berg' und Thale blüh'n
Durch ſie melodiſch Flüſſe zieh'n,
Ein Vogel hoch im Blauen ſchwebt,
Goldähren licht im Weſthauch wallen,
Gebirge ſteh'n, Alphörner ſchallen,
Hat dieſe Welt nicht ausgelebt,
Und was die Menſchen thun und treiben
Ob frei ſie oder Knechte bleiben.

Dem Himmel gräbt es ſich nicht ein:
Kein Treiber bringt mich je in Zweifel
Wär' er ein Teufel aller Teufel,
Er ändert nicht der Sonne Schein.“

Weinsberg, im November 1852.

Juſtinus Kerner.

Inhaltsverzeichniß.

Seite
Dank im Alter 2
Das weiße Vergißmeinnicht 3
An ihre Hand im Alter 5
Das Schwerſte 7
Liebesklage 9
Am Tage meiner Geburt 11
In der Krankheit 12
Bruders Tod 13
Gott weiß warum 14
Des Kindes Sterben 15
Das gebrochene Herz 16
Aphrodite 17
Einbrach die Nacht! 18
Im December in München 19
An König Ludwig von Bayern 20
An eine hohe Liebliche 24
An Radetzky 25
Lichtenſtein 28
Das niedere Haus 31
An Stuttgarts Weingärtner im Jahre 1848 33
Des Teufels Stolz im Jahre 1848 35
Herweghs Schlachtruf 36
Herweghs Herweg und Heimweg 37
An Erzherzog Johann von Oeſterreich 40

Seite
Guter Rath im Jahre 1848 41
Vorwärts und dann aufwärts 42
Reaktion 43
An die Jungen 44
Verwundern im Frühling 1848 45
In das Album eines jungen Rothen 46
Am 30. Oktober 1848 47
Der Geſinnungstüchtige im Jahre 1849 49
Weinsberger Weiberliſt im Jahre 1849 50
Iſt's Frühling? iſt's Sommer? iſt's Winter? 53
Nun iſt's genug. An den Erzherzog Johann 54
Der Traum vom Blüthenbaum 56
In Baden im Auguſt 1849 58
1850 60
Im Eiſenbahnhofe 62
Die Wirkung des Nervengeiſtes. An Franz v. Kobell in München 65
Der Tyroler Bergzitterſpieler 67
Rebenthränen 68
Der Kartoffelter 69
Katzenidylle 70
Freunde bis zum Freſſen 71
Vogelweid 72
Letzte Bitte 75
An eine Freundin zu Lichtenthal 77
Der Singenden 79
St. Elsbeth 80
Die Brieftaſche 85
In das Album eines jungen Mädchens 86
Engels Einkehr 87
Ergebung 88
Süddeutſchlands Wärme 89
Meine Maultrommel 91
Levesnacht 92

Seite
Der einzige Heilborn . . . 93
Das Lied vom Roſenauer Rob . . . 94
Gern möcht' ich And'res ſingen . . . 98
Verſe mit einem Bilde, darſtellend des Erlöſers Erbarmen . . . 99
Ihr Tag iſt aufgeſtiegen . . . 101
Der Traum eines Arztes . . . 103
In ein Bibelbuch . . . 108
Erinnerungen an verſtorbene Freunde . . . 109
  I. Nach Guſtav Schwab's Tod . . . 109
  II. Zum Jubelfeſte meines Freundes Oberjuſtizraths Rümelin . . . 111
  III. Auf deſſelben Tod . . . [illegible]
  IV. Nach Graf Guſtav v. Neippergs Tod . . . 115
  V. Nachruf an Märklin . . . 117
  VI. Verſe an Meiſter Peter Brukmann . . . 119
    1. Am Tage ſeiner Geburt . . . 119
    2. Für Peter Brukmann's Arbeiter . . . 121
    3. An Peter Brukmann zu einer Zeichnung . . . 122
    4. Auf Peter Brukmann's Tod . . . 123
  VII. Nach Seyffer's Tod . . . 125
Der Rationaliſt nach dem Tode ſeiner Frau . . . 127
Die Erſcheinung . . . 128
Der Kloſterbruder auf dem Kirchhof im Schnee . . . 131
Des Winzers Luxus . . . 133
Der arme Dichter . . . 134
Legende vom Grafen Montfort von der Rothenfahn . . . 135
Ein ſtilles Lied ſeit Jahren . . . 138
An Freiherrn von der Tann . . . 139
Antwort auf verſchiedene Verſe vom Freiherrn von der Tann . . . 141
Impromptu im Jahre 1848 . . . 143
An die edle Gräfin von Maltzahn . . . 144
Schwere des Herzens . . . 146

Seite
Verſe eines Kraftgenie's . . . 147
  1. Seine Anrufung an Apoll 147
  2. Vor dem Spiegel . 147
  3. Sein ſchießender Gang 148
  4. Sein Entſchluß . 148
  5. Sein vulkaniſcher Grabeshügel 148
  6. Seine Himmelfahrt 149
Impromptu in einer Geſellſchaft von Homöopathen 150
Die Pfleglinge (Kretinen) Marienbergs 151
Nach dem heiligen Amandus 153
An Nebenius . . . 154
Erinnerungen an den Grafen Alexander von Württemberg . . . 155
  1. Nach Empfang ſeiner „Lieder gegen den Strom“ 155
  2. Freundestreue . 156
  3. An deſſen Schweſter 157
  4. An meinen Sohn Theobald 158
Graf Alexanders Aar 160
An das Eßlinger Thal und ſeine Sänger 162
An eine ſchöne Stirne 164
Tyrolerſänger . 165
Zum Jubelfeſte eines greiſen Ehepaars 167
An Oktavio Albuzzi 169
Der Sängergruß auf der Burg Weinsberg 170
An eine trauernde Tonkünſtlerin 172
An einen trauernden Künſtler 173
Impromptu für Meiſter Heideloff in Nürnberg 174
Das Muttergottesbild aus der Herbergskapelle . 175
Marienlied . . . 177
Vor meine Schrift: „Die Seherin von Prevorſt“ 178
Dem zur Ruhe geſetzten Medicinalrathe — 179
Ein Reimbrief an meinen Freund Reuß in Heilbronn 181
An das Wildbad . 184
Sängergruß der Stadt Heilbronn 187

	Seite
Die Todesſtrafe	189
Am 27. September 1850	190
Am 27. September 1852	192
Vor meine „Reiſeſchatten“ geſchrieben	194
Der Ring von der Weibertreu	196
Die Rebenblüthe	198
Nach den Regentagen	200
An Thereſe Milanollo	202
An Dieſelbe	203
Aerztliches	205
Nach Grenkeben	206
Der ſtillen Fleißigen	208
Im Garten im Mondlicht	209
Die ſteigende Lerche	210
Der treueſte Freund	211
An meine Tochter Marie Niethammer	212
Möcht' noch einmal luſtig ſeyn!	213
Der Traum vom Orchideenhauſe	215
An den Barbariniſchen Faun	217
An Prinz Adalbert von Bayern	218
Dem tapfern v. Barttruff	220
An Zoë	222
Hab' Acht!	223
An Dichterinnen	224
Kochlöffel und Feder	225
Impromptu bei einer Verſammlung von Naturforſchern	226
Kopfhängen, o Wehmuth, Führt nicht zur Demuth!	227
Unter eine lithographirte Abbildung meines Kopfes	228
Der Negationsrath	229
An die Prinzeſſin Sophie von Württemberg	230
An ein mit Karten ſpielendes Dichterkind	231
An Heilbronn	232
Die Veilchen	234
Berlin und Wien	235

	Seite
Badenweiler	236
Ade von Badenweiler	238
An eine Fremde	239
Im Tannenwalde	240
Der Grundton der Natur	241
Freude aus Schmerz	242
Der Balſam des wunden Herzens	243
An meine Enkelin Agneſe Gsell	244
Der Spätherbſt	245
Menſch! du Gefang'ner in der Welt!	246
Herz! mache deine Thore weit!	247
Die Blumenkirche	248
Laßt mich!	250
Ein Spruch	251
Mild webt die Luft	252
Der letzte Blüthenſtrauß	253
Die leere Seite	254

Wenn ein Baum, ein moriſcher, alter,
Plötzlich wieder blüht auf's Neu',
Iſt's ein Zeichen, daß nun bald er
Todt und reif zum Fällen ſey.

So auch hat ſich ein Erblühen
In mir Alten angefacht,
Ach, nur eines Herbſts Erglühen
Vor des Winters langer Nacht!

Was auf's Neu' ich hier geſungen,
Fühl' ich, hat kein Lenz erzeugt:
Meine Saiten ſind geſprungen
Und mein Tag hat ſich geneigt.

Dank im Alter.

Sagt! wo ſind ſie hingekommen,
Die ich in der Jugend ſah?
Hat der Tod ſie All' genommen?
Wenige nur ſind noch da!

Soll ich trauern, ſoll ich klagen?
Danken ſoll ich, daß ſo lang'
Mich die Erde hat getragen,
Während Andre ſie verſchlang;

Daß ich vollauf hab' getrunken
Aus dem Kelche der Natur,
Ganz ihr an das Herz geſunken,
Während Andre nippten nur!

Daß das Leben übergoſſen
Mich mit Wonne und mit Pein;
Denn, ſo iſt's: wo Roſen ſproſſen,
Müſſen auch die Dornen ſeyn.

Das weiße Vergißmeinnicht.

Zum Geburtsfeſte an —

Wie regt mein Herz ſich freudig doch,
Als käm' im Herbſte Frühlingsluft!
So regt ein todtes Herz ſich noch,
Naht etwas Liebes ſeiner Gruft.

Der Morgen kam, der dich gebar,
O, könnt' ich eine Blume nur
Dir bringen heut' zum Feſte dar,
Entſproſſen ſonn'ger Dichterflur!

Im Garten meiner Poeſie
Brach längſt des Alters Froſt herein,
Sproßt eine Blume noch, ſcheint ſie
Gewachſen nur im Mondenſchein.

Sie hat nicht Duft, nicht Farbe mehr,
Sie taugt zu keinem Feſtgewand,
Und nur mit einem Herzen ſchwer,
Reicht Freunden ſie des Dichters Hand.

Aus dieſem Garten ſend' ich dir
Dieß Lied, dem Farb' und Duft gebricht.
Nimm das verbleichte gern von mir:
Ein lilienweiß' Vergißmeinnicht!

An ihre Hand im Alter.

O, wär' ich Alter noch im Stand'
Ein junges Lied zu heben an,
Wie ſäng' ich euch von ihrer Hand,
Und was die Liebes hat gethan.

Die liebe Hand, die fleiß'ge, die
Die Spuren ihrer Arbeit trägt,
Geſchrieben hat ein Buch ſie nie,
Sich nie auf dem Klavier bewegt.

Die liebe Hand, die fleiß'ge Hand,
Die Spindel hat ſie oft gedreht,
An manchem Hemde und Gewand
Bis in die ſpäte Nacht genäht.

Sie hat gekocht, ſie hat geſtrickt,
Daß ſie die Arbeit machte roth;
Oft hat ein Wandrer ſie gedrückt,
Dem vollauf Speiſ' und Trank ſie bot.

Noch fühl' ich ihren erſten Druck
In meiner Hand zur jetz'gen Stund.
Wie mächtig mit magnet'ſchem Zug
Er fuhr in meines Herzens Grund.

Und wenn die liebe treue Hand
Sich mir auf's Herz, das bange, legt,
Wird mir der Zauber wohl bekannt,
Den dieſe Hand ſtill in ſich trägt.

Mein Mund küßt ſie mit Jugendgluth,
Aus blindem Auge fällt auf ſie
Oft meiner Thränen heiße Fluth.
Iſt dieſe Hand nicht Poeſie?

Das Schwerſte.

An Sie im Alter

Wohl ward ſchon Manches mir genommen
Das ich geliebt wie's Augenlicht,
Doch Eines iſt noch nicht gekommen
Und bete, daß dieß komme nicht.

Dieß iſt, o Herz! vor mir dein Sterben!
Wie könnt' mich halten noch die Welt?
Ich müßte wie ein Baum verderben,
Dem man die Wurzel halb gefällt.

Dieß iſt, o Herz! vor dir mein Scheiden!
Was wärſt du noch? — ich glaube faſt
Nichts als ein ſtummes, bleiches Leiden,
Ein von dem Baum gerißner Aſt.

Ließ doch der Himmel nie geſchehen,
Daß zwei ſo innig lieben ſich,
Daß wenn das Eine mußte gehen,
Das Andere fortathmet ſiech!

Möcht' ſchlagen er die Todeswunde
Solch Liebenden zur gleichen Stund,
Daß ſie umſchlöß' im treuen Bunde
Ein Sarg und Eines Grabes Rund!

Liebesplage.

An Sie im Alter

Daß Liebe paaret ſich mit Pein,
Hab ich dem Himmel oft geklagt,
Geklagt, daß meine Lieb' dich plagt,
Und möchte dir nur Liebe ſeyn:

Dich plagt, wenn ich um Mitternacht,
Wenn du mich glaubſt in Schlafes Ruh,
Leis deinem Athmen höre zu,
Ob du noch lebſt zu haben Acht:

Dich plagt wenn mir getrübet ſcheint
Dein Auge ſonſt ſo mondenhell,
Und ich angſtvoll dich frage ſchnell:
Biſt krank du, oder haſt geweint?

Dich plagt wenn ich, im Innern trüb,
Vermein', mich lieb' kein Menſchenkind,
Und dann dir ruf: o ſag' geſchwind
Mein Lieb! haſt du mich denn noch lieb?

O ſage nicht: das ſey geplagt!
Sag': Liebe nur hat das gethan,
Und daß er es nicht ändern kann,
Hat er mir ſelbſt im Lied geklagt.

Am Tage meiner Geburt.

An Sie.

Wohl blickt der Himmel thränentrübe
Und bang am Tag der mich gebar,
Er ſtellte, wäreſt Du nicht, Liebe!
Ein Bild von meinem Leben dar.

Nacht ſchien mein Leben, Nacht auf immer,
Ich ſah die Sonne untergehn,
Da kameſt du, mit mildem Schimmer
Ein Stern in dieſer Nacht zu ſtehn.

Ein ſtetes Licht, kein Lichtgefunkel,
Strahlſt du, o Stern! mit mildem Schein,
Durch der umflorten Augen Dunkel
Mir tief in's kranke Herz hinein.

In der Krankheit.

An Sie.

Du blickſt mich an ſo trüb!
Was hat es denn gegeben?
Ich hatte ja ſo lieb
Dich durch mein ganzes Leben!

Siehſt wohl den Tod mir an,
Ach! er iſt nicht mein Wille,
Iſt meines Gottes Plan,
Dem muß ich folgen ſtille.

Muß laſſen deine Hand,
Dem Tod die meine reichen,
Der führt den Leib in's Land
Vorangegangner Leichen.

Doch meine Liebe nicht!
Zur Leiche wird nicht Liebe,
Sie bricht ein ew'ges Licht
Aus aller Gräber Trübe.

Bruders Tod.

Aus dem Leben.

Mein Bruder ſpricht: „Muß ſcheiden
Zum Kampf in's Todesthal!“ —
Er war in blut'gen Zeiten
Ein tapfrer General.

Ich ſprach: darfſt nicht hinüber,
Ich preſſ' dich an mich feſt!
Verläßt du mich, o Lieber!
Mein Leben mich verläßt.

Er blickt mich an gerühret,
Doch ruft er laut ſofort:
„Gott! Gott hat kommandiret,
Da hat der Menſch kein Wort!“

Es bricht ſein Lebensfaden,
Mit ihm mein Herze bricht! —
Einen treueren Soldaten
Hat Gott im Himmel nicht.

Gott weiß warum

Der Regen fiel in Strömen, ach!
Wär' er gefallen nur auf's Dach!
Doch fiel er auch, das iſt mein Jammer!
Noch tief in meines Herzens Kammer.

Es kommt, es kommt ein Sonnenſchein!
Fiel der auch in mein Herz hinein!
Er thut es nicht, bleibt außen ſtehn,
Gott weiß warum das muß geſchehn.

Des Kindes Sterben.

Seltſamer Schein durch's Fenſter bricht,
Die Mutter kniet an Kindleins Wiege,
Sie hadert: Himmel nimm mir's nicht!
Es wär' ja dein Erbarmen Lüge!

Du armes Weib! dein Kindlein ward
Vom Todesengel ſchon beſchienen,
Schon tönt ſein Athmen leis und zart
Wie aus der Blume Sang der Bienen.

Nun ſchweigt auch dieſes — Engelsruh
Sich über ſein Geſicht ergießet,
Das blaue Auge ſchließt ſich zu,
Gleichwie ſich eine Blume ſchließet.

Jetzt löst der Mutter bittrer Schmerz
Sich auf in wehmuthsvolles Sehnen,
Sie ſchließt das todte Kind an's Herz
Und wärmt's mit einer Fluth von Thränen.

Das gebrochene Herz.

Wenn ich jetzt ſterbe, iſt mir's wohl bewußt
(Wenn auch nicht Euch), was mir den Tod gebracht:
Doch ſchneid' kein Arzt das Herz mir aus der Bruſt,
Er laß es ruhen nur in ſeiner Nacht:
Denn ſänd' er ſolches nicht verknöchert ſehr,
Wär nicht Erweit'rung, nicht ein Riß ſein Fund,
Sprāch' er zu euch: wie hat getäuſcht ſich er!
Am Herzen litt er nicht — das iſt geſund!

Aphrodite.

Aus dem Meere ſteigt der Liebe
Göttin, wo ſich alles haßt,
Wo in bunten Zaubergärten
Alles mordend ſich umfaßt.

Traue nicht der Meerentſtiegnen,
Oft ein Paradies ſie bot,
Während ſie mit gift'gem Pfeile
Senkte in ein Herz den Tod.

Einbrach die Nacht!

Die Sonne ſank, einbrach die Nacht,
Sorglos ſchlief ein die müde Erde,
Hat ſich Gedanken nicht gemacht
Ob jemals wieder wach ſie werde.

Du krankes Haupt! ſchlaf ein in Ruh!
Laß dich die Todesnacht nicht ſchrecken!
Ein Gott ſchließt deine Augen zu,
Dem überlaſſe dein Erwecken.

Im December in München.

1851.

Wer mich in Winters ſchlimmer Zeit
Jetzt in der Iſarſtadt wird ſehen,
Denkt wohl: wie konnte der ſo weit
Nach Winterfroſt und Nebel gehen?

Ja! Nebel birgt des Himmels Licht,
Läßt ſich auf all' die Wunder nieder,
Nordſtürme brauſen, Schnee fällt dicht
Auf der Bavaria Rieſenglieder.

Ich bin mir keines Froſts bewußt,
Ich fühle warm die Pulſe pochen,
Und was ich ſprech' aus offener Bruſt,
Von Herzen warm iſt es geſprochen.

Erlöſch' des Himmels Wärm' und Licht,
Hier fühlte man doch Wärm' und Wonne. –
Aus Herzen und aus Bildern bricht
Zu München eine eigne Sonne.

An König Ludwig von Bayern

Dir königlichem Sänger wagt
Zu nah'n ein armer Sohn der Lieder,
Wär' ihm der Lorbeer nicht verſagt,
Er legt' ihn tief vor dir darnieder.

Was bringt er dir? ein Lied gar arm,
Das Gutes nichts hat, als das Gute:
Daß es entſprang dem Herzen warm,
Drin längſt dein Name, Ludwig! ruhte.

Ich bin's! der ſchwäb'ſche Sänger, der
Mit dir in gleichem Jahr geboren;
Du, zu des Königs Sorgen ſchwer,
Ich, zu des Arztes Müh erkoren.

Doch ſchien auf unſre Wiegen früh
Damals der gleiche Stern hernieder,
Das war der Stern der Poeſie,
Gab unſrer Nacht viel helle Lieder.

Entſprang ein Lied ächt deutſcher Art
Warm deiner Bruſt zu Frankreichs Hohne,
Da ſchnell zum Lorbeerkranze ward
Verwandelt dir die ſchwere Krone.

Und wenn dein fühlend Herz entzückt
Geſang der Liebe ſel'ges Koſen,
Da hat die Poeſie geſchmückt
Die Dornenkrone dir mit Roſen.

So ſenkte oft in meine Nacht
Derſelbe Stern auch Licht hernieder,
Oft wenn in Sorgen ich gewacht,
Da floßen mit den Thränen Lieder.

Doch noch ein höh'rer Stern, der nie
Beſchienen mich, hat dich beſchienen:
Daß dir nicht bloß die Poeſie,
Nein! daß dir alle Künſte dienen.

Sag an, du ſchöne Iſarſtadt!
Wer gab dir alle die Paläſte?
Wer iſt's, der hergeführt dir hat
Begrabner Zeiten Wunderreſte.

Steh' auf nur griech'ſcher Götterfaun!
Kein Marmorbild! nein Fleiſch und Leben!
Biſt halb ſchon wach, man meint zu ſchau'n
Wie Haupt und Glieder ſich dir beben.

Ein Wort noch, Sohn der Niobe!
Kein todter Stein! lebend'ges Leiden!
Um deinen Mund des Sterbens Weh,
Ein leiſes Flüſtern noch im Scheiden!

Eröffnet eure Farbenpracht
Ihr der Gemälde weite Säle!
Und ſeyd gegrüßt hier, neu erwacht,
Ihr Rubens und ihr Raphaele!

Und ihr, ihr Bilder deutſcher Art
In heil'gen Domen einſt verehret,
Mariens Tod und Himmelfahrt
Blickt an den Pilger licht verkläret!

Wer hat die Schätze all' gebracht?
Und wer gab jene Ruhmeshalle?
Walhallas und der Dome Pracht?
Ha! Ludwig, Ludwig gab ſie alle!

Erhebe dich, licht, unverhüllt
Zu ſeinem Ruhm in Himmelshöhen
Bavaria! du Rieſenbild,
Wie einſt nur Rhodus eins geſehen.

Du ſollſt, o Rieſengeiſt von Erz!
Dereinſt den ſpätſten Zeiten ſagen:
Schaut um! ſchaut wie ſein warmes Herz
Hingab was es in ſich getragen!

Es ſchweigt mein Lied — o möcht' es dir,
Erhabner Sänger, nicht mißfallen!
Die Zeit zerriß die Saiten mir,
Und bald, bald wird es nicht mehr ſchallen.

O daß ich einſt aus ſel'gem Chor
Erſchaute wie in ſpät'ſten Tagen
Dich Künſtlergeiſter licht empor
Zum Urborn alles Schönen tragen!

An eine hohe Liebliche.

Darmſtadt am 30. Auguſt 1850.

Es treibt des Dampfes Macht mich fort,
Schon tönt ſein Ruf grell meinen Ohren,
Erhab'ne! noch zu dir ein Wort
Am ſchönen Tag' der dich geboren!

Wie hab' ich jüngſthin dich ſo lieb,
Ja! ja! wie lieb und licht geſehen!
So ſchweben, wenn's auf Erden trüb,
Oft Engel aus des Himmels Höhen.

Sey du noch lange Troſt und Luſt
Dem warmen mütterlichen Buſen!
Küſſ' lange noch des Vaters Bruſt,
Den Sitz des Wohlthuns und der Muſen!

Mir aber wird dein liebes Bild,
Dein lichtes Bild, im Herzen leben,
Wenn Nacht mein äußres Auge hüllt,
Licht meinem innern Auge geben.

An Radetzky.

Zum Feſte in Innsbruck am 19. März 1852.

Warum mit ſolcher Wärme dich
Die Männer von Tyrol erheben,
Davon laſſ' heut im Liede mich
Dir, Held Radetzky! Kunde geben.

Die Herzensgleichheit, glaub' es mir,
Iſt's die Tyrol mit dir verbindet,
Die Treue, die in ihm und dir
Klar wie des Bergs Kryſtall ſich findet.

Der Muth! — Dich bringt nicht donnernd Erz,
Die Wuth nicht irren Volks zum Zittern:
So bebt auch kein Tyroler-Herz,
Wenn Kugeln Mann und Fels zerſplittern.

Der ſichre Schuß! — Ja! du trafſt gut!
Fort flog des Wahnſinns rothe Mütze,
Der wilde Bart, der Heckershut,
In Schwaben ſelbſt, durch deine Blitze.

Und des Tyrolers Herz und Hand
Wie feſt ſind ſie! ſein Blick ſo helle
Wie eines Falken Blick, gewandt
Trifft er im Schuß die rechte Stelle.

Käm' nach Tyrol der Teufel, glaubt!
Es ſchöß' ihm da der Schützen jeder,
Stünd' er auf höchſter Felſen Haupt,
Vom Hute flugs die Hahnenfeder.

Feſt wie Tyrols Gebirge ſtehn,
Stehſt du, das Haupt mit Schnee bedecket,
Wie ſie nicht Sturmes wildes Wehn,
So dich kein Völkerſturm erſchrecket.

Ja! dieſem Felſenlande gleicht
Held! deines Körpers Felſenfeſte,
Man ſollte glauben, daß noch leicht
Den Aar du holteſt aus dem Neſte.

Aus deinem Auge ſelten bricht
Ein Blitz, verrathend innres Zürnen,
Meiſt ſtrahlt aus ihm ein mildes Licht,
Wie aus dem Edelweiß der Firnen.

Dem immergrünenden Tyrol
So gleich im Herzen und in Mienen,
Darfſt lange du nicht ſterben wohl,
Sollſt immer mit ihm leben, grünen.

Nach zwanzig Jahren ſchwing' zum Ritt
Dich Hundertjähr'ger noch zu Pferde!
Ein Heldenbild, feſt wie Granit,
Ein Wunder der verweichten Erde!

Trennt ſpät vom Leibe ſich dein Geiſt,
Sind jüng're wir ſchon längſt von hinnen,
Dann hoch ein mächt'ger Aar umkreist
Tyrol'ſcher Berge lichte Zinnen.

Der Schütze, der im Thale hält,
Gebietet Stille jedem Schuſſe,
Es iſt dein Geiſt, du greiſer Held!
Schwebt ob Tyrol zum letzten Gruße.

Lichtenſtein.

An den Herrn Grafen Wilhelm von Württemberg.

Es kam der alte Troubadour,
Bevor ſein Auge decket Nacht,
Zu ſchauen endlich einmal nur
Auch deines Lichtenſteines Pracht.

Und mit ihm kam Ottavio,
Der Malerei kunſtreicher Sohn,
Der blut'ger Tiberſtadt entfloh,
Als Volkswuth bot den Künſten Hohn.[1]

In die Geſchichten eingeweiht,
Die dieſen Felſen wohl bewußt,
In deines Ahns romant'ſche Zeit
Wie malt' ein Maler hier mit Luſt

Ein Bild — wie auf dem Roß mit Macht
Einſt Ulrich in die Fluthen ſprang,

---

[1] Ottavio Albuzzi, ein junger, ſehr talentvoller Maler aus Rom.

Und dann in ſtummer Felſen Nacht
Dem irren Wild ſein Klaglied ſang;

Ein Bild von jenem lichten Kind,
Das manchen Ritter hier entzückt,
Und wenn's auch Dichterträume ſind,
Der Dichter hat's als wahr erblickt;[2]

Ein Bild, wie, wann die Wolke bricht,
Die Burg erſcheint in blauer Luft,
Als wie erbaut aus Mondenlicht
Zur Leuchte dieſer Felſenkluft.

Fata Morgana ſcheint's zu ſeyn,
Ein Feenſpiel das wunderbar
Die Burg auf dieſen Felſenſtein
Geſtellet wie ſie vormals war.

Doch, Maler! nicht kannſt malen du,
Weckſt Claude Lorrain du aus der Gruft,
Hier oben dieſe Himmelsruh,
Den Zauber dieſer reinen Luft.

Doch, Maler! malen kannſt du nicht
Vom Thal der Glocken fromm Geläut,
Das Echo, das aus Felſen ſpricht,
Den Frieden der Waldeinſamkeit!

[1] Bekanntlich verherrlichte Wilhelm Hauff durch ſeinen geſchichtlichen Roman „Lichtenſtein" die Geſchichte dieſer Burg und Gegend.

Iſt krank ein Haupt, iſt krank ein Herz,
Es heilt' in dieſer Höhe Ruh,
Der Himmel ſchließet hier dem Schmerz
Der Tiefe ſeine Thore zu.

O daß ich dürfte ſingen nur
In dieſer Erd- und Himmelspracht,
Mein letztes Lied noch der Natur
Und ſprechen froh: es iſt vollbracht!

Doch ſtill von Tod! — der mich gebar
Der Tag iſt heut! laß froh uns ſeyn!
Verleihet Gott mir noch ein Jahr,
Sing ich noch mehr vom Lichtenſtein.

Das niedere Haus.

An den Bäckermeiſter und Dichter Vorholz in Karlsruhe

Du ſchaffſt und backeſt nimmermüd
Und ſingeſt ferne von Paläſten
Im niedern Haus von Holz dein Lied
Wie Vogel ſingt in Baumes Aeſten.

In Lüften hoch ein Lied verklingt,
Die Lerche ſteigt, bald aber wieder
Fällt in die Saaten ſie und ſingt
Da ihre lieben, warmen Lieder.

Es wohnet nicht auf hohem Baum,
Es wohnt in niederem Geſträuche,
Zu träumen ihrer Liebe Traum
Die Nachtigall, die ſangesreiche.

Gut iſt's dem Sänger, fern zu ſeyn
Von Erdenglanz und Sonnennähe,
Auf Höhen wohnt der Aar allein
Und wer ihn nachäfft wird zur Krähe.

Drum bleibſt du gern im niedern Haus,
Singſt, backſt und warteſt treu der Kohlen,
Und Viele kommen um daraus
Sich Brod und Lieder warm zu holen.

An Stuttgarts Weingärtner

im Jahre 1848.

Wie herrlich lag im Frühlingsſcheine
Rings unſre Stadt, rings unſer Land!
Da fielen plötzlich ſchwere Steine
Vom Himmel? nein! aus Wühlers Hand.

Der Winzer ruft: „Zu was ſoll taugen
Dieß Wühlen da noch, wo es blüht?
Die Wühler haben keine Augen,
Wie an dem Maulwurf Jedes ſieht.“

Drum wo aufſtoßen ſolche Wühler,
Hineilen wir in raſchem Lauf;
Weingärtner ſind nicht ſchlechte Zieler,
Sie ſchlagen treu und furchtlos drauf.“

Das heiß ich Fleiß! Hoch eurem Führer!
Euch Braven hoch, die niemals träg!
Achtung ihr Wühler und ihr Schürer!
Hier, hier „gut Württemberg allweg!“

Hier alte Biederkeit auf immer!
Hier alte Treue, alter Fleiß!
Wir wollen Einheit, keine Trümmer!
Und ſo euch Winzern Dank und Preis!

Die wird euch noch die Nachwelt geben,
Daß ihr in wilder Zeiten Lauf
Einſt hingt an Stuttgarts treuen Reben
Das alte Hirſchhorn ſchützend auf!

Des Teufels Stolz

im Jahre 1848

Auf ſeinem Käppchen von Leder
Trug der Teufel eine Hahnenfeder.
Seit jedes Büblein ſie trägt,
Hat der Teufel ſie abgelegt.

Herweghs Schlachtruf.

„Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle ſollen Schwerter werden!“
War dein Schlachtruf, jetzt, mich freut's!
Machſt mit ängſtlichen Geberden
Vor den Schwertern du ein Kreuz.

Herweghs Herweg und Heimweg.

Herwegh! mein lieber, guter!
Mich wundert was geſchah!
Wo nahmſt du doch den Muth her,
Zu wagen dich ſo nah?

Die Flinten der Soldaten,
Herzlieber! knallen laut,
Und ihre Säbel ſchaden
Oft ſelbſt der dickſten Haut.

Die groben Schwabenſtreiche,
Du kennſt am beſten ſie,
Die hätten dich zur Leiche
Geſtempelt allzu früh.

Dann die Kanonen! Guter!
Mit Kugeln ſchwer und groß!
Was Wunder, daß du blutleer
Ward'ſt, ehe Blut noch floß!

Doch klug, du Held der Feder,
Kehrſt den Streitwagen um,
Krochſt unter das Spritzleder,
Herwegh, das war nicht dumm!

„Mein Schatz! in's heil'ge Freie!
Den Fürſtenknechten Hohn!“
Rief deine Frau, die treue,
Kutſchirend dich davon.

An Erzherzog Johann von Oeſterreich.

Juni 1848

Tapfrer Waidmann, Sohn der Berge,
Mit dem Auge hell und frei!
Gott mit dir und deinem Werke!
Führ's mit dem aus feſt und treu!

Du, der ungern in Palläſte
Einſt geſetzet ſeinen Fuß,
Lieber trug zum Felſenneſte
Eines Adlers ſeinen Gruß:

Du, der oft im Morgenſtrahle,
In der Alpenkräuter Duft
Trank aus mächtigem Pokale
Der Natur, die Bergesluft:

Du, der in den Waldeshallen
Auf der Gemſe Felſenſpur
Las in Kräutern, Stein, Metallen,
Friſch das Leben der Natur:

Du, der mit dem Pflug gefahren,
Der ſich ſelbſt gepflanzt den Kohl,
Deſſen Höflinge einſt waren
Schlichte Bauern in Tyrol,

Führ' uns aus dem Dunſt in's Freie,
Schaff' uns allen Bergesluft! —
Auf dann mit Tyrolertreue,
Wenn dein mächt'ges Hüfthorn ruft.

Auf dann, auf, mit frohen Schwingen
Kreiſend um dein Silberhaar,
Daß dir muß der Sieg gelingen,
Deutſcher Jugend kühner Aar!

Guter Rath

im Jahre 1848

Rechnung jed'ger Zeit zu tragen,
Mußt du oftmals in dem Tag:
„Der Zeit Rechnung tragen,“ ſagen,
Sagen: „breit'ſte Unterlag'.“

Sagen mußt du: „Sonderg'lüſte,“
Auch „Volksſouveränetät!“
Und daß ja auf ſolcher Liſte
Vorab „Gut und Blut“ auch ſteht!

Schau! durch dieſe Zauberworte,
Oeffnet ſich in wenig Tag',
Allen eine Himmelspforte
Mit der breit'ſten Unterlag'.

Vorwärts und dann aufwärts.

1848.

Sind wir mit der Erde fertig,
Iſt ſie frei nach unſerem Sinn,
Sey der Himmel nur gewärtig,
Daß wir kommen dann an ihn.

Werden dann euch Sterne lehren
Sternenſouveränetät,
Die ihr in langweil'gen Sphären
Euch um eine Sonne dreht.

Ihr, ihr ſeyd ja Myriaden!
Ihr, ihr macht die Nacht zum Tag!
Ihr, ihr ſeyd von Gottes Gnaden
Mit der breit'ſten Unterlag'!

Packt des Sonnenwagens Räder!
Ruft der Königin in's Geſicht:
„Fort mit dir! der Sterne jeder
Hat fortan ſein eigenes Licht!“

Reaktion.

Weiſ' ich eine arme Mücke,
Die das Feuer noch nicht kennt,
Von dem Lichte lind zurücke,
Eh' den Flügel ſie verbrennt,
Rufen ſie mit barſchem Ton:
„Reaktion! Reaktion!“

Wenn ein Knab' auf dünnem Eiſe
Turnt und mit dem Prügel ficht,
Und ich ihm dieß Spiel verweiſe,
Weil das Eis ganz ſicher bricht,
Rufen ſie mit barſchem Ton:
„Reaktion! Reaktion!“

Ja Reaktion, ihr Herren! —
Ueberſtürzt ſich wo ein Kopf,
Scheint mir's Chriſtenpflicht, zu zerren
Freundlich ihm am Bart und Schopf,
Schreit er auch mit barſchem Ton:
„Reaktion! Reaktion!“

An die Jungen.

Oft pflegt das Alter ihr zu ſchelten,
Ihr Jungen! nennt es dumm und ſchwach,
Nur ihr, ihr ſeyd die ſtarken Helden,
Schlagt Gott und Teufel auf das Dach.

O ſchaut, ihr Helden mit der Feder,
O ſchaut, ihr Helden mit dem Maul,
Verſchielend unter dem Spritzleder,
Den Held' Radetzky auf dem Gaul:

Wie er ein Cid vom hohen Roſſe
Schaut, zählend drei und achtzig Jahr'
Und trägt zu Mailands Marmorſchloſſe
Siegreich zurück den deutſchen Aar.

Dieß Bild beſchaut euch, liebe Jungen!
Und denkt daß ihr (ſeht's ein und ſchweigt!),
Habt ihr dieß Alter einſt errungen,
Nicht einen Eſel mehr beſteigt.

Verwundern

im Frühling 1848

O daß noch eine Nachtigall,
Noch eine Droſſel ſingt im Hag,
Wo ihren friedlich lieben Schall
Wild übertönt der Trommeln Schlag!

O daß noch eine Roſe blüht,
Thau aus dem Kelch der Lilie blickt,
Wo ſtumm der Menſch vorüber zieht
An dem, was einſt ſein Herz entzückt,

Und wo er ſpricht im irren Drang
Selbſt der Natur, der Mutter, Hohn. —
Die gehet ihren alten Gang,
Der Menſch iſt ihr entlauf'ner Sohn.

In das Album eines jungen Rothen

1848

Verloren iſt das Paradies!
Der Teufel ſtreicht den Bart der Welt,
Und wie der Einz'lne ſich auch ſtellt,
Der Menge iſt ſein Streicheln ſüß.

Den Fürſten bricht man Wort und Schwur,
Meint, nun ſey alles gleich und frei,
Dem Teufel doch hält man die Treu',
Wird Höfling ſeiner Unnatur.

Das iſt die neuſte Politik! —
Der Teufel iſt's, o glaub es mir!
Der reicht ſtatt Brod nur Steine dir,
Und bricht zuletzt dir das Genick!

Am 30. Oktober 1848.[1]

Da bin ich wieder! friſch ich's wage!
Was bring' ich Dir zum Angebind'?
O könnt' es ſeyn! die treuen Tage,
Die aus der Welt gegangen ſind!

Die Tage, die uns ſelten trübten,
Wo, wenn auch Schnee fiel, bald er ſchmolz,
Wo Fürſt und Volk ſich redlich liebten,
Wo eines war des andern Stolz.

O könnt' ich bringen Dir die Blüthen,
Die nun ein wilder Sturm geſtreift,
Die Früchte, die dämon'ſches Wüthen
Abſchüttelte, eh' ſie gereift!

O könnt' ich Dir die Herzen bringen,
Die für Euch ſchlugen warm und groß!
O könnt' ich Dir wie ehmals ſingen
Von Eberhard in's Hirten Schooß!

---

[1] Tag der Geburt Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzeſſin Marie von Württemberg, vermählten Gräfin v. Neipperg.

Nun ſing ich: Hört! wer hat zerriſſen
Dieß Band? — treu blieb des Königs Sinn,
Und der legt einſt auf's Sterbekiſſen
Getroſt ſein Haupt, das edle, hin.

Ihr doch, die im dämon'ſchen Bunde
Den Jammer auf das Land geſä't,
Ihr, ihr in ſeiner Todesſtunde
Dereinſt in ſtummer Reue ſteht!

Und ihr, die ihr wo's Glut geregnet,
Gelegt die Hände in den Schooß,
Stumm ſtandet, dann den Todten ſegnet
Laut rufend: Er war treu und groß!

Mein Lied doch (bin ich noch auf Erden),
Wie nach Cath'rina's Tod, dann ruft:
„Ha! muß man, um erkannt zu werden,
Erſt liegen ſtumm in Sarg und Gruft?!“ [1]

Daß ich Dir ſang zu Feſtesſtunden
So ſchmerzvoll — trübet nicht Dein Herz,
Das, wie das meine, längſt gefunden:
Daß nichts mehr lebt jetzt als — der Schmerz.

---

[1] S. in meinen Gedichten die Lieder auf Catharina's Tod im Jahre 1819.

Der Geſinnungstüchtige

im Jahre 1848.

„Schür't den heil'gen Brand! bringt Feuer!
(Schrie er täglich ungeheuer)
Flamme auf, du altes Haus!"
Als es flammte: „Waſſer!" rief er,
Auf den Marktplatz raſend lief er,
Um den Brand zu löſchen aus.

Weinsberger Weiberliſt

im Jahre 1849

Eine wahre Begebenheit

„Des Zuzugs Trommeln ſchallen,
Weib! meinen Heckerhut!
Und ſollt' ich heut' noch fallen,
Blut muß ich trinken, Blut!"

„Blut?" ſpricht das Weib, „haſt Fieber!
So darfſt du nicht von Haus!
Trink', eh' du Blut trinkſt, lieber
Dieß volle Schnapsglas aus!"

Er trank, was ſie ihm reichte,
Sprach dann: „mir wird ſo dumm!"
Er gähnte und erbleichte
Und fiel, ſich brechend, um.

Das Weib ſchrie: „Gott erbarme!
Dem Heldentode nah'
Stirbſt du in meinem Arme
Nun an der Cholera!"

Sie ſchleppt' ihn in die Kammer,
Legt' ihn in's Bett hinein,
Dort ſeufzt' er: welch ein Jammer!
Und ſchläft laut ſchnarchend ein.

Und als er ſpät erwachte,
War's ihm, als wenn voll Hohn
Es auf der Gaſſe lachte
Und ſchrie: „ſie kehren ſchon!“

Aufreißt er ſchnell das Fenſter
Und ſieht, o welch Geſchick!
Sie ſchleichen wie Geſpenſter
Vom Zuzug bleich zurück.

Sie zogen aus mit Wehren,
Sie kehren, o der Schmach!
Als Krebſe ohne Scheeren,
Zwölf Reiter hinten nach.

„Das iſt ein Anblick tödtlich,“
Sprach er: Gott welch ein Graus!
Weib! ſage mir doch redlich:
Zog ich denn nicht mit aus?“

„Nein! ſey getroſt, mein Lieber!“
Sprach ſie, „das konnt' nicht ſeyn,
Ich gab dir für dein Fieber
Im Schnapſe Brechweinſtein.“

„Und was darauf geſchehen,
Dem denke jetzt nicht nach!
Du hatteſt kleine Wehen,
Die haben große Schmach!“

Sie ſprach's und ging zum Heerde,
Er ſprach kein Wörtlein — doch
Daß er den Bart abſcheerte,
Sah ſie durch's Schlüſſelloch.

Das Weib, dem dieß gelungen,
Vom alten Weinsberg iſt,
Dort lebt noch in den jungen
Die alte Weiberliſt.

Iſt's Frühling? iſt's Sommer? iſt's Winter?

1848

Euer entſetzliches Schreien:
„Volksherrſchaft bringt einzig Gedeihen!“
Euer Vivatrufen und Wüthen,
Euer Trommeln, Trompeten,
Uebertönet der Nachtigall Flöten,
Erſchüttert Blätter und Blüthen!
Und dem Dichter iſt's wohl zu verzeihen,
Ruft er im Freien:
Ihr Menſchenkinder!
Iſt's Frühling? iſt's Sommer? iſt's Winter?

Nun iſt's genug!

An den Erzherzog Johann nach Lichnowsky's und Auerswald's Ermordung.

O du mit Habsburgs edler Stirne
Und mit der Bruſt voll Liebe nur,
O kehr', o kehr' zu Thal und Firne
Aus dieſes Saales Unnatur!

Da, wo des Aufruhrs freches Zeichen,
Des Mordes Fahne blutig wallt,
Bei Auerswald's, Lichnowsky's Leichen,
Da iſt nicht mehr dein Aufenthalt.

Nicht bannt dein Ruf die tollen Geiſter,
Gott muß hier Schergen ſenden aus,
Die mögen werden ihrer Meiſter
Und ſchließen dieß dämon'ſche Haus.

Kehr' bald aus dieſen böſen Lüften
Zurück in deiner Heimath Flur,
Nach ihren Bergen, ihren Triften,
Den ſchlichten Männern der Natur.

55

Schüttle den Staub von deinen Füßen,
Waſch' deine Hand von Tinte rein!
Schlürf', wo lebend'ge Quellen fließen,
Aufs neu' den Geiſt der Berge ein!

Der Traum vom Blüthenbaum.

Einſt träumt' ich einen bunten Traum,
Leicht iſt der nun zu deuten:
Zu einem mächt'gen Blüthenbaum
Hört' ich ein wildes Schreiten.

Mit Brüllen kam's, nicht mit Geſang,
Ich ſah blutrothe Fahnen,
Sah Bärte ſchwarz, roth, gelben, lang,
Hutfedern von den Hahnen.

„Baum! hört' ich brüllen, end' dein Blühn!
Die Frucht heraus, du Träger!
Kam'raden! Feuer unter ihn!
Das macht den Saft ihm reger.“

Und an den Blüthenbaum ſodann
Feu'r legten die Vertollten,
Die Blüth' zur Frucht in ihrem Wahn
Durch Feu'r ſie treiben wollten.

Die Glut verſengt' den Blüthenbaum,
Die Frucht kam nie zum Lichte. —
O! daß ſie Deutſchlands ſchönen Traum
Alſo gemacht zu nichte!

In Baden

im Auguſt 1849

Wenn auch des Krieges wild Getümmel
Durchtobte Badens ſchöne Flur,
Verblieb ihm doch der alte Himmel,
Die alte herrliche Natur.

Die Sonne ſtrahlt, die Lerche ſinget,
Und ſorglos über's Roſenhag
Der bunte Falter leicht ſich ſchwinget,
Tobt drüben auch der Trommeln Schlag.

Und wo die Menſchen ſelbſt ſich fangen,
Die Büchſe knallt in blut'ger Schlacht,
Da ruh' das Reh mit mindrem Bangen
In ſeines Waldes grüner Nacht.

Natur, Natur läßt ſich nicht beugen,
Und der Kanone tollſter Schall
Bringt, kam die Sangzeit, nicht zum Schweigen
Im Mondenſchein die Nachtigall!

59

Es führet Krieg kein Baum mit Bäumen,
Der Menſch im Wahn mit Menſchen nur,
Und rast er in den tollſten Träumen,
Schafft um ihn ruhig die Natur.

1850.

Was kann der alte Troubadour
Euch heut' zum Jahresfeſte bringen?
Erſtorben bald, wie jetzt die Flur,
Hat er verwelkte Blätter nur,
Iſt duft- und farbenlos ſein Singen.

Ja, könnt' ein lichtes, freud'ges Lied
Er bringen euch, ſtatt eins der Klage!
Doch ob er ſich auch herzlich müht,
Dennoch kein Morgenroth er ſieht
In dieſem Schein der neuſten Tage.

Du klagend Lied! tön' frei heraus:
Weh! daß bei wachenden Koloſſen,
Zündnadeln und Hinrichtungsgraus,
Noch ſteht das große Narrenhaus
Der Märzverbrannten nicht geſchloſſen!

Umſonſt iſt all der Noten Müh'!
Sie bannen nicht die irren Horden!
Und ſchießen ſie, und henken ſie,
Nicht frommt's: ein Heiland fehlet, wie
Er einſt auch Irrenden geworden.

Der Glaube floh aus dieſer Welt,
Floh mit der Lieb' und Treu' nach oben.
Was mild der Himmel ſchuf, zerfällt
Und trüber Wog' auf Woge ſchwellt
Bald alten Wahnſinns neues Toben.

Krank iſt mein äuß'res Auge zwar,
Doch ſteht mein inn'res Auge offen:
Oft ſah ein inn'res Leben klar,
Was dann im äußern, wunderbar,
In ſpätern Tagen eingetroffen.

Drum heut' mit mir zum Himmel fleht:
Send' Reue dem, der iſt gefallen,
Send' Demuth dem, der aufrecht ſteht,
Send' Liebe, Treue, ſend' Gebet! —
Dann kann der Freiheit Fahne wallen.

Im Eiſenbahnhofe.

Hört ihr den Pfiff, den wilden, grellen,
Es ſchnaubt, es rüſtet ſich das Thier,
Das eiſerne, zum Zug, zum ſchnellen,
Herbraust's, wie ein Gewitter ſchier.

In ſeinem Bauche ſchafft ein Feuer,
Das ſchwarzen Qualm zum Himmel treibt:
Ein Bild ſcheint's von dem Ungeheuer,
Von dem die Offenbarung ſchreibt.

Jetzt welch ein Rennen, welch Getümmel,
Bis ſich gefüllt der Wagen Raum!
Drauf „fertig!“ ſchreit's, und Erd' und Himmel
Hinfliegen, ein dämon'ſcher Traum.

Dampfſchnaubend Thier! ſeit du geboren,
Die Poeſie des Reiſens flieht;
Zu Roß mit Mantelſack und Sporen
Kein Kaufherr mehr zur Meſſe zieht.

Kein Handwerksburſche bald die Straße
Mehr wandert froh in Regen, Wind,
Legt müd ſich hin und träumt im Graſe
Von ſeiner Heimath ſchönem Kind.

Kein Poſtzug nimmt mit luſt'gem Knallen
Bald durch die Stadt mehr ſeinen Lauf,
Und wecket mit des Poſthorns Schallen
Zum Mondenſchein den Städter auf.

Auch bald kein trautes Paar die Straße
Gemüthlich fährt im Wagen mehr,
Aus dem der Mann ſteigt und vom Graſe
Der Frau holt eine Blume her.

Kein Wand'rer bald auf hoher Stelle,
Zu ſchauen Gottes Welt, mehr weilt,
Bald alles mit des Blitzes Schnelle
An der Natur vorüber eilt.

Ich klage: Menſch, mit deinen Künſten
Wie machſt du Erd' und Himmel kalt!
Wär' ich, eh' du geſpielt mit Dünſten,
Geboren doch im wildſten Wald!

Wo keine Axt mehr ſchallt, geboren,
Könnt's ſeyn, in Meeres ſtillem Grund,
Daß nie geworden meinen Ohren
Je was von deinen Wundern kund.

Fahr' zu, o Menſch! treib's auf die Spitze,
Vom Dampfſchiff bis zum Schiff der Luft!
Flieg' mit dem Aar, flieg' mit dem Blitze!
Kommſt weiter nicht, als bis zur Gruft.

Die Wirkung des Nervengeiſtes.

An Franz von Kobell in München

München, im December 1851

Wenn ich, mein Lieber! nahe dir,
Wallt raſch mein Blut, das träg' ſonſt ſchleicht,
Und ſprichſt du Lieder, wird es mir
Wie einer Gemſe luſtig leicht.

Ich träume, daß ich wieder jung
Durchwandre Wälder nimmer müd',
Auf Felſen ſetz' in luſt'gem Sprung,
Wo ſilbern 's Edelweiß erblüht.

Ich ſchieß' von hoher Felſenwand
Die Gemſe, daß es mächtig kracht,
Und löſche drauf aus hohler Hand
Den Durſt am Quell in Waldesnacht.

Und wo ein Senne jodlt und ruht,
Ein Schuß vom Felsſtock widerhallt,
Nimm' Alter ich mit jungem Blut
Im Traume meinen Aufenthalt.

So wird's mir, wenn du nah' mir biſt!
Das macht allein dein Nervengeiſt,
Der mich mit dem, was in ihm iſt,
Der kräftigen Natur, umkreist.

Wenn Einer dich nicht leiden könnt',
Macht's dem dein Nervengeiſt auch nur,
Doch dann iſt deſſen Element
Die Stubenluft, nicht die Natur.

Der Tyroler Bergzitterſpieler.

Berges Sohn! daß Saiten ſingen,
Iſt's ein Zauber deiner Hand?
Nein! dieß Singen, Seufzen, Klingen
Kommt aus deinem Heimathland.

Heerdeläuten, Vogelſchalle,
Quellgerieſel über Stein,
Echos, Klang der Bergkryſtalle
Schlieſſeſt in ein Holz du ein.

Und nun in den fernen Landen
Läß'ſt du all' die Töne frei.
Deiner Hand dann, der gewandten,
Mißt man dieſe Wunder bei.

Solche Töne, Geiſterreigen,
Hört der Senne, der noch wacht,
Oft auch aus den Bergen ſteigen
In Tyrol um Mitternacht.

Rebenthränen.

Thränen weint die arme Rebe, und der Lenz doch brach heran.
Arme! hat der ſchlimme Winter dir ein Leid wohl angethan?
Nicht vor Schmerzen, ſpricht die Rebe, wein' ich, nein! von Luſt bewegt,
Weil ich fühle, wie die Blüthe ſich in meinem Innern regt.
Thränen weinet eine Mutter, die auch Wonnethränen ſind,
Die zum erſtenmale fühlet in ſich ihrer Liebe Kind.

Der Kartoffeltod.

1851.

Du Kartoffel! ſterbend Kraut,
Längſt dem Tode angetraut,
Hab' dieß ahnend oft gedacht,
Wenn aus dir flog ſchwarz verhüllt
Mit des Todtenkopfes Bild
Jener Schmetterling der Nacht.[1]

Fahre wohl! bald folget dir,
Was noch lebt und grünet hier
Im zerriſſ'nen Erdenring.
Haſt als Opfer nicht genügt:
Weh! auch aus der Rebe fliegt
Schon des Todes Schmetterling!

---

[1] Jedem Knaben, der ſich eine Schmetterlingſammlung verſchafft, iſt bekannt, daß die Puppe jenes mit einem Todtenkopfe gezeichneten Nachtſchmetterlings hauptſächlich im Kraute der Kartoffeln gefunden wird.

Katzenidylle.

Für meine Enkelin Helene Niethammer

Was ſchleicht dort im Garten gar leiſe?
Ein Kätzchen iſt es ſchneeweiße.
Was ſuchet im Garten das Kätzchen?
Es ſucht ſich ein ſonniges Plätzchen.
Es legt auf das Plätzchen ſich nieder,
Noch weißer zu ſonnen die Glieder.
Es ſpinnet, es wichſet ſein Bärtlein
Und wünſcht ſich ein liebes Gefährtlein.
Was kommet ganz ſchwarz dort ſo plötzlich
Mit Bart und mit Hörnern? entſetzlich!
Ein Bock iſt's, ein ſchwarzer, o Schauer! —
Das Kätzlein ſpringt über die Mauer.

Freunde bis zum Freſſen.

Einſt in ein Bretterhaus ich kam,
Viel wilde Thiere drin man ſchaute,
Zwei Wölfe auch, die ſcheinbar zahm
Sich koſeten wie Herzvertraute.

Sie leckten ſich vom Kopf zum Schwanz,
All' Wildheit hatten ſie vergeſſen.
Der Wärter ſprach: „ſie zeigen ganz
Ihr Naturell noch, kommt das Freſſen!"

Ich wußte nicht, was er gemeint,
Doch als das Futter kam, dann plötzlich
Aufſprangen ſie, wie Feind gen Feind,
Und biſſen ſich um's Fleiſch entſetzlich.

Und was ich da gedacht im Gram,
Das ſag' ich laut, ſcheint's auch vermeſſen,
Ich dacht': ſo ſind oft Menſchen zahm
Und gute Freunde bis zum Freſſen.

Vogelweid.[1]

Vogelweid, der Minneſänger, als der Welt er Abſchied gab,
Sprach: Vergönnt in Würzburg's Münſter meinem müden Leib ein Grab!

Sprach: euch Kloſterbrüdern allen ſey mein zeitlich Gut verlieh'n!
Streu't dafür ihr täglich Futter auf mein Grab den Vögeln hin.

Denn von dieſen kleinen Sängern lernt' ich meinen Minneſang,
Ihnen bring' das Futter täglich meines Herzens friſchen Dank.

Sprach's und ſtille ſtand ſein Herz nun, ſtille, was er trug und litt.
Requiem die Mönch' ihm ſangen, und die Vögel ſangen mit.

---

[1] Zum Theil nach dem engliſchen Longfellow's.

In des Kreuzgangs Hallen ſenkten ſie den müden Sänger ein
In ein Grab, das ſie bedeckten dann mit ſeinem Bild' von Stein.

Doch gehorſam dem Gebote, das er noch im Sterben gab,
Fütterten die Mönch' all' Vögel Mittags auf des Sängers Grab.

Und der kleinen Minneſänger flogen immer mehr und mehr,
Selbſt im Regen, ſelbſt im Sturme, auf das Grab des Sängers her.

Auf der rieſ'gen Lind' am Kreuzgang, auf des Stifters Wappenſchild
Ob dem Eingang, auf den Gräbern, auf des Sängers ſteinern Bild,

Auf dem Kreuzſtock' jeden Fenſters, auf der Thüren Schloß und Band,
Stritten ſie den Streit der Wartburg, den der Sänger einſt beſtand,

Sangen ſie in luſt'gen Weiſen Lieder voller Lob und Freud',
Und aus ihren Kehlen ſchallte hell der Name: Vogelweid!

So geehret war der Sänger, bis einſt ſprach ein Aebtlein feiſt:
„Aufwand! mit dem Mehl des Brodes Faſtende, nicht Vögel ſpeiſt!“

Wann die Mittagsglocke tönte, flogen wohl vom Thurm herab,
Von der Linde, aus dem Walde, all' die Vögel noch auf's Grab.

Doch bald kreiſchend, doch bald klagend, flogen ſie dem Thurm um's Haupt,
Klagend an den Abt, die Mönche, die des Erbes ſie beraubt.

All' der Kloſtergräber Namen ſind dahin ſchon lange Jahr',
Nur die Sage noch erzählet, wo das Grab des Sängers war.

Auch die Linde iſt gefallen, aber oft tönt ſüßer Schall
Nächtlich aus des Kreuzgangs Garten, Flöten einer Nachtigall.

Letzte Bitte.

An eine Lebendige.

Suche die Miniaturausgabe meiner Gedichte S. 459.

> Tief in Waldeinſamkeit ein Grab! ein Grab!
> Von allen Menſchen ferne, ja, recht ferne!
> Da ſenkt den müden Sänger bald hinab,
> Wann funkeln durch's Gezweig die Abendſterne.

Die letzte Bitte liebſt du nicht,
Sie klinget dir zu trübe.
Schau' ich dein freundliches Geſicht,
Will ich ſie auch nicht, Liebe!

Ja! wie des Frühlings liebes Licht
Erweckt erſtorb'nes Leben,
Kann, was du anblickſt, ſterben nicht,
Muß ſich verjüngt erheben.

Ausſtrömſt du, freundliche Geſtalt!
Licht, Wärme, Liebe, Freuden,
Wir würden, ſag' ich oft, nicht alt,
Würd'ſt du uns ſtets begleiten.

Zu meinem Grabe lenke doch,
Sterb' ich, nicht deine Schritte!
Ich müßte d'raus in's Leben noch:
Das iſt die letzte Bitte!

An eine Freundin zu Lichtenthal,

mit einem kleinen Trinkglaſe.

Mein Trinkglas ſend' und ſchenk' ich dir!
Die Kleinheit ſoll dir ſagen:
Daß ich, klein wie ein Käfer ſchier,
Beſitze einen Magen.
Gewöhnlich nipp' ich Sylphenblut
Aus einer Dicht'rin Fingerhut,
Und kann kein Bier ertragen.

Und wird von mir geſchwatzt, gelallt:
Daß ich in Gärten ſitze
Im Mondlicht noch beim Gerſtenſaft,
Sind das nur ſchlechte Witze,
Erblickte man mich ſo, ſo wißt,
Daß das Fata Morgana iſt
Nach ſchwüler Tageshitze.

Ich liebe nicht des Waſſers Strahl,
Nicht Bierſchaum, Weingefunkel,
Ich liebe nur in dieſem Thal'
Den Strahl, der aus dem Dunkel

Der Augen dein ſo mächtig bricht,
Dem Lichtborn widerſteh' ich nicht,
Dem zaub'riſchen Karfunkel.

Ein Ringlein leg' ich noch in's Glas,
Das ſteck' an deinen Finger!
Fragt man: woher iſt's? ſage: „das
Gab mir der alte Sänger,
Ich trag' es, iſt's auch nicht von Gold,
Im Thale hier und bleib' ihm hold,
So lang er lebt und länger."

Hör'! holt der Tod mich einſt zum Tanz,
Soll Glas und Ring zerſpringen,
Und ſingen ſoll's mit Tönen ganz
Als wie Maultrommeln klingen:
„Ade! ade! zu tauſendmal!
Der Sänger geht in's lichte Thal,
Wo Gottes Borne ſpringen!"

Der Singenden.

Fee des Geſang's! nimm unſrer Herzen Dank
Für deine Zaubernähe, deine Lieder!
Herzen, die noch ſo alt und noch ſo krank,
Schlagen bei dir in friſcher Jugend wieder.

Dein Weſen, Fee! das iſt verklärter Schmerz,
Hätt' dich nicht früh der Erde Leid durchdrungen,
Nie hätte ſpäter, glaub' es mir, dein Herz
(Denn nur dein Herz ſingt) alſo rein geſungen.

Du biſt nicht Künſtlerin, biſt Kind der Flur,
Lerche der Luft und Nachtigall vom Haine,
Dein Tonſaal ſey, bei ſchweigender Natur,
Ein Felſenthal, verklärt vom Mondenſcheine.

Sankt Elsbeth.

Zu Wartburg unter'm Lindenbaum,
Der junge Landgraf lag im Traum,
Es ſangen Nachtigallen,
Der Mond zog durch den Himmel blau,
Der Landgraf ſah die zart'ſte Frau
Ueber ferne Berge wallen.

Die Sonne kam, der Graf erwacht,
Ein Wandrer zog er Tag und Nacht,
Mit ihm der Leu, der treue.
Zu Ungarn unter einer Lind'
Sankt Elsbeth ſchlief, das Königskind,
Still ſtehen blieb der Leue.

Verloren aus dem Königsſaal
Ward ſie in einem fernen Thal'
Bei Hirten aufgeblühet:
Der König ſandte weit umher,
Sein Kind, das fand er nimmer mehr,
So ſehr er ſich bemühet.

Der Leue ſtand, ausrief der Graf:
„Das iſt mein Traum! ſo ſah im Schlaf
Ich einſt ſie, welch' Entzücken!“ —
Er reckt nach ihr die Arme lind,
Und hebet das ſchlaftrunk'ne Kind
Leiſ' auf des Leuen Rücken.

Er zog mit ihm in's Heimathland,
Und als die Wartburg vor ihm ſtand,
Hat laut ſein Herz geſchlagen,
Er bat, zu ſchützen es vor Harm,
Es ſelbſt in ſeiner Schweſter Arm
Zur Burg hinaufgetragen.

Und als: „wer iſt die Maid?“ ſie fragt,
Nichts als: „mein Traum iſt ſie!“ er ſagt,
„Ihr werde nichts zu Leide!“
„Ich ſah ſie unter Linden grün
Bei andern ſtillen Blumen blüh'n,
Des blauen Himmels Freude.“

Der Landgraf ging nie auf die Jagd,
Bevor er nicht zur frommen Magd:
„Gott bleib bei dir!“ geſprochen.
Der Landgraf kehrte nie nach Haus,
Bevor er einen ſelt'nen Strauß
Dem ſelt'nen Kind gebrochen.

Bald ſie, die Magd im ſchlichten Kleid',
Erregte der Hoffrauen Neid,
Die ſtolz einher geſchritten.
Herr Walther, Schenk von Varila,
Sprach, als er einſt dem Grafen nah'
Im fernen Wald geritten:

„Traut lieber Herr! ſo ihr nicht grollt,
Beſcheidentlich ich fragen wollt':
Ob Elsbeth hier verbleibe?
Still trägt die Magd manch herbes Leid,
Es drückt ſie eurer Schweſter Neid,
Der Neid von jedem Weibe."

Der Landgraf drauf in hohem Muth,
Sprach: „Siehſt du in der Abendgluth
Golden die Burgen ragen?
Und würden Gold ſie bis in Grund,
Ich ließ ſie ſtehen all' zur Stund,
Sollt' ich dem Kind' entſagen!"

Da glänzt es auf der Wartburg fern,
Wie durch die Lind' der Abendſtern,
Sie ſahen's purpurn wallen,
Die Wolken zogen freudig ſchnell,
Die Burgen ſtanden wunderhell,
Trommeten hört man ſchallen.

Sie ſprengten durch den dunkeln Wald,
Auf Wartburg kamen ſie gar bald.
Da unter der grünen Linde
Stand licht in purpurnem Gewand,
Bei Rittern aus dem Ungarland,
Elsbeth, das Königskinde.

Der König jüngſt geſtorben war,
Zwölf Edle von der Ritterſchaar,
Die zogen in die Weite.
Zu Wartburg unter grüner Lind'
Da fanden ſie ihr Königskind,
Den treuen Leu zur Seite.

Sie hatten ihr in's gelbe Haar
Geſetzt die Königskrone klar,
Das Kind ließ ſich's gefallen.
Die Krone warf viel lichten Strahl
Gen Himmel und in's tiefe Thal,
Es ſangen Nachtigallen.

Der Mond auch trat aus blauer Fern',
Des Leuen Aug' war als ein Stern,
Glutroth die Haar' ihm ſchienen.
Der Landgraf zog ſein glänzend Schwert,
Er ſchwur bei Sonne, Mond und Erd',
Ewig der Frau zu dienen.

Dann einen Spiegel, treu und rein,
Der Graf zog aus dem Buſen ſein:
Er kömmt vom heil'gen Lande.
Gegraben iſt in's Elfenbein
Die Marter des Erlöſers ein
„Nimm ihn zum ew'gen Pfande!“

Die Briefaſche.

An ***

Ich hab' gethan, was du mir anbefohlen,
Die theuren Briefe all' verbrannt auf Kohlen,
Doch dulde, daß die Aſche ich bewahre,
Bis ich auch Aſche bin — noch ein paar Jahre.

Nicht Feuers Glut kann Tod dem Geiſte geben,
Noch in der Aſche lebet fort ſein Leben,
Der Geiſt, den in die Blätter du geſchrieben,
Iſt auch in ihrer Aſche noch geblieben.

Berühr' ich die, wird hell das Aug', das trübe,
Da ſteht vor mir die reinſte Elternliebe,
Erbarmen, Güte — o du Geiſtesaſche
Wie Liebliche! laß mir nur dieſe Aſche!

In das Album eines jungen Mädchens

Laß mit Augen, die bald blind,
Mich in dein Gedenkbuch ſchreiben:
Bitte Gott, mein liebes Kind!
Lange noch ein Kind zu bleiben.

Zähle dich noch lange nicht
Zu den Fräulein und den Frauen,
Eine Frühlingsblüthe licht
Sey noch lange anzuſchauen!

Ach! es kommt ſo bald die Zeit,
Wo der Frühling iſt verſchwunden,
Wo es donnert, wo es ſchneit,
Und das Herz trägt tiefe Wunden.

Engelseinkehr.

An ***

Aus alter Zeit ergeht die Sage,
Daß oft in menſchlicher Geſtalt,
In ird'ſcher Hütte, wo die Klage,
Ein Engel nimmt den Aufenthalt.

So biſt du wohl zu mir gekommen,
Und ſieh'! ich kann deß zweifeln nicht,
Strahlt mir aus deinem Aug', dem frommen,
In's trübe Aug' ein ſel'ges Licht:

Hör' ich, als käm's von dir, erklingen
Geſang, nein! Sphärenmelodie!
Wie Sterbende oft hören ſingen,
Sie wiſſen nicht woher, nicht wie.

Biſt wohl, o ſag's, ich will nicht beben,
Ein Engel, der, weil aus mein Lauf,
Will unter Melodie mich heben
In's beßre Heimathland hinauf?

Ergebung.

Nur demüthig ſtill getragen,
Was auch Gott noch auf dich legt,
Laß zu grübeln und zu fragen:
„Wird mir's nachten, wird mir's tagen,
Wenn dieß Herz nun nicht mehr ſchlägt?“

Denk' an Lohn nicht für Beſchwerde,
Die im Grabe man vergißt,
Freu' dich, was aus dir auch werde,
Daß fortlebet froh die Erde,
Und der Himmel ob ihr iſt.

Süddeutſchlands Wärme.

1851

Wenn man von Deutſchlands Süden ſpricht,
Von ſeinen warmen, ſonn'gen Auen,
Streng' ich mich an, doch kann ich nicht,
Was And're meinen, fühlen, ſchauen.

Wie eine Sage alter Zeit
Erſcheint mir Deutſchlands warmer Süden.
Kaum aus der Kindheit, fern mir, weit,
Weiß ich noch was von Märzenblüthen.

Jetzt oft im Mai noch Froſt und Schnee,
O fraget nur die armen Reben!
Sie klagen thränend euch ihr Weh',
Ihr ſonnenloſes Schattenleben.

Dreiviertel Jahre kalt und wüſt,
Ein ew'ger Kampf von Licht und Schatten,
Ja! das ſchon lange Jahre iſt,
Der traur'ge Himmel, den wir hatten.

Im Grame hab' ich oft gedacht:
Erlöſch' die Sonne voll auf immer,
Stieg nur empor die nord'ſche Nacht
Mit ihres Nordſcheins Farbenſchimmer.

Mit ihrem Mond, der ſilberhell,
Die Schneegefilde rings verkläret,
Wo man im Flug' des Rennthiers ſchnell
Durch tauſend lichte Wunder fähret,

Zu Fackeln diamantnen Strahl
Aus Burgeshohen Bergkryſtallen. —
Die Nacht, die würd' mir hundertmal
Mehr als des Südens Tag gefallen.

Verlebter Süden! ſchwach und alt,
Hat dich die Waſſerſucht ergriffen.
Da, wo dein Land war, wird einſt kalt
Im Meer der Wallfiſchjäger ſchiffen.

Meine Maultrommel.

War die Leyer mir zerſprungen,
Hab' ich mit dem kleinen Eiſen
Der Natur oft nachgeſungen
Ihre ſchmerzlich ſüßen Weiſen.

In die Töne, die es ſpielte,
Hört' ich oftmals übertragen,
Was ich tief im Buſen fühlte
Und nicht konnt' in Liedern ſagen.

Todesnacht.

Süß iſt wohl nach lautem Leben
Eines langen Schlafes Ruh',
Würd' der Tod mir dieſe geben,
Ging ich gern dem Grabe zu.

Traumlos möcht' ich ſchlafen ſtille
Dann die lange Todesnacht,
Wie die Pupp' in dunkler Hülle,
Bis der Schmetterling erwacht.

Der einzige Heilborn.

Welcher Heilborn kann noch heiler
Meinem kranken Herzen ſeyn?
Sag! ſoll' ich nach Badenweiler?
Wildbad? Baden? Ems? Gaſtein?

Laß, o laß die Borne immer!
Sieh! ich muß dir ſagen dreiſt:
All' die heilen dich doch nimmer,
Einer nur — der Lethe heißt.

Das Lied vom Roſenauer Reh

Wer ſtört des Waldes Frieden?
Ein Reh das Köpflein neigt.
Ein Schuß hat es geſchieden
Vom Jungen, das es ſäugt.

Es blickt noch wie mit Flehen
Im Tod den Jäger an,
Hätt' er ſein Kind geſehen,
Er hätt' es nicht gethan.

Es iſt im Thalesſchooße
Ein Schloß, heißt Roſenau,
In ihm, Bild einer Roſe,
Eine junge Edelfrau.

Die Herrin lag im Träumen
Bei Nacht auf ſeid'nem Pfühl,
Ihr war's, als trieb mit Bäumen
Das Mondenlicht ſein Spiel,

Als müßt' allein ſie wallen
Zum Wald' durch's Wieſenthal:
Es ſangen Nachtigallen
Allwärts im Mondenſtrahl.

Im Wald' ein Bächlein rauſchte,
Als klagt' es ihr ein Weh:
Sie blickte, und ſie lauſchte,
Da ſtand vor ihr ein Reh.

Das zeigt ihr ſeine Wunde,
Das klagt ihr ſeinen Tod,
Und wie in Waldes Grunde
Sein Junges irrt in Noth.

Erwacht, die Herrin dachte:
„Das iſt des Rehes Geiſt,
Das jüngſt der Jäger brachte,
Sein Kind ſchmerzt' es am meiſt.

Es ſah mich an ſo herzlich,
Wie bittend für ſein Kind;
Wohl fühlt' auch ich ſchon ſchmerzlich
Was Mutterſorgen ſind.“

Auf ſpringt vom Pfühl ſie ſchnelle,
Sie iſt entſchloſſen bald.
Des Rehes Geiſt ſchwebt helle
Voraus ihr in den Wald.

Dort liegt auf harter Erde
Das Rehlein mutterlos,
Mit ſterbender Geberde.
Die Herrin nimmt's in Schooß.

Ein mütterlich Erbarmen
Erfaßt ihr Mutterherz,
Sie trägt, in linden Armen
Es wiegend, heimathwärts.

Das Köpflein legt das Junge
An ihre Wange rund,
Es leckt mit weicher Zunge
Den ſchönen Roſenmund.

Bald folgt es jedem Schritte
Der Herrin leicht wie Wind,
Legt ab die wilde Sitte,
Und wird ein folgſam Kind.

Der Mutter Schatten trieb es
Nicht mehr durch Schloß und Hain,
Nun da verſorgt ihr Liebes,
Ging ſie zur Ruhe ein.

Dann nur erſcheint ſie wieder
Der guten Edelfrau,
Wenn todtkrank liegt darnieder
Ein Kind zu Roſenau.

Die Wurzel, die es heilet,
Trägt dann das Reh im Mund',
Zum Kind' die Herrin eilet
Und macht's damit geſund. —

Wahr iſt, was ich berichtet,
Vom Reh von Roſenau,
Wer glaubt, es ſey erdichtet,
Befrag' die Edelfrau!

Gern möcht' ich And'res ſingen.

Es geht der Menſchen Streben
Auf Wegen voll und breit,
Ich weiß ein bunt'res Leben,
Das iſt die Einſamkeit.

Ihr Vögel und ihr Bäume
Im ſtillen Gartenraum,
Was ich auch denk' und träume,
Ihr ſtört mir keinen Traum!

Und kommen Sonn' und Sterne
Und noch der Mond herein,
Bleibt nur der Menſch mir ferne,
So bin ich nicht allein.

Gern möcht' ich And'res ſingen,
Kann's im Momente nicht.
Was ſoll ich mich auch zwingen?
Mein Lied iſt kein Gedicht!

Verſe mit einem Bilde, darſtellend des Erlöſers Erbarmen.

An die Prinzeſſin Marie von Württemberg, vermählte Gräfin von Neipperg.

Den 30. Oktober 1846.

Ein trauernd Herz, in Gram und Nacht verſunken,
Durchzückt es ſchnell oft wie ein Sonnenſtrahl,
Daß es muß fragen ſich: woher die Funken
Von Gottesfrieden meinem Thränenthal?

O trauernd Herz, hör! das iſt das Erbarmen
Der ew'gen Liebe, rufend erdenwärts:
Mühſelige! zu mir! in meinen Armen
Soll wandeln ſich in Freude euer Schmerz!

Hier iſt's im Bilde! hör! als dich geboren
Die Mutter in des Hungers trüber Zeit,
Hat neu ſie dem Erbarmen Treu' geſchworen,
Und dich zum Wohlthun ſegnend eingeweiht.

Denk' deiner ich, muß ich auch ihrer denken
Denk' ihrer ich, denk ich des Bildes hier,
Wo Leidende ſich in ein Herz verſenken,
Das ihnen zuruft: kommet all' zu mir!

Sie hat einſt von eines Thrones Stufen
Mühſeligen in trübem Hungerjahr',
Die Herrliche, die dich gebar, gerufen,
Gereicht mitleidig allen Tröſtung dar.

Und du, ihr Kind, wie riefſt du oft voll Liebe
In deinen Blumenhimmel mich, um mir
Zu hellen meines düſtern Lebens Trübe!
Holdſelige! wie ſoll ich's danken dir?

Nimm hin dieß Lied mit des Erbarmens Bilde,
Iſt's heut' dein kleinſtes Angebinde nur,
Denkſt du doch wohl dabei in deiner Milde:
Er meint es gut, mein alter Troubadour!

Ihr Tag iſt aufgeſtiegen.

An ***

1849.

Es war in jüngſt verfloſſ'ner Mitternacht,
Da lag ich lange ſinnend auf den Kiſſen,
Bis endlich mich bezwang des Schlafes Macht.
Mir träumt', als würd' ein Herz zu mir gebracht,
Ein Herz zum Tode müde und zerriſſen,
Das ſpricht: ich bin dein eig'nes Herz, hab' Acht!
Kann man die Riſſe nicht zuſammenfügen,
Schauſt du nicht mehr des künft'gen Frühlings Pracht,
Den Garten nicht, der dir oft lieb gelacht
Zur Zeit, wo ſich auf ſeinen Blüthen wiegen
Die Nachtigallen flötend durch die Nacht.

Da greif' ich nach dem wunden Herzen ſacht,
Doch mir entfällt's, viel welke Blätter fliegen,
Die decken es, und zitternd laß ich's liegen.
Und wie ich d'rauf den Traum im Traum bedacht,
Da ſteht vor mir, ich konnte mich nicht trügen,
Mitleid'ges Lächeln in den weichen Zügen.

Die Mutter dein in Himmels lichter Pracht:
Sie ſpricht: ſey froh, ihr Tag iſt aufgeſtiegen,
Der Tag, der ſonſt nur Freude dir gemacht:
Zeig' ihr das Herz, ſie ſoll's zuſammenfügen!
Da bin ich froh zu deinem Tag' erwacht.

Da bin ich froh zu deinem Tag' erwacht,
Und will dir freudig meine Wünſche ſagen,
Ich kann es nicht; denn in die alte Nacht
Hat mich ein ſchwarzer Geiſt zurückgetragen.

Der Traum eines Arztes

in einer Nacht zu Nürnberg im Jahre 1845.[1]

Es war ein Arzt aus Schwaben
Zu Nürnberg in Quartier,
Der wollt' früh Morgens haben
Zur Stärkung Wurſt und Bier.

Da ſprach des Hauſes Meiſter:
Ja! trinkt! bleich ſeht ihr aus.
Saht ihr heut' Nacht wohl Geiſter
In meinem alten Haus?

Nein! ſprach der Arzt, mit Schauern
Träumt' ich heut' Nacht den Traum:
In meines Kirchhofs Mauern
Saß ich an einem Baum.

---

[1] Dieſes Gedicht, in der Verſammlung der Naturforſcher und Aerzte 1845 entſtanden, iſt zwar ſchon in der Ausgabe meiner früheren Gedichte abgedruckt, aber nicht in der urſprünglichen Form, in der ich es nun hier gebe.

Kein gold'ner Vollmond ſchiffte
Durch's grüne Rebenthal.
Es zuckte durch die Lüfte
Entfernter Blitze Strahl.

Ich aber ſaß beklommen,
Als drohte was noch mehr;
Sprach, wie bin ich gekommen
Um Mitternacht hieher?

Ich ſeufzte und ich grollte,
Da hör' ich dumpfes Schall'n,
Als ob die Erd' entrollte
Den Grabeshügeln all'n.

Der Mond aus Wolkenbergen
Auf einmal ſtrahlend bricht,
Da ſeh' ich, wie aus Särgen
Steigt Leich' an Leiche dicht.

Die lenken ihre Schritte
Gerade auf mich zu,
Ich aber ruf': ich bitte,
Ihr Todten kehrt zur Ruh'!

Schnell will ich mich erheben,
Gebannt bleib' ich am Baum,
Die Leichen zu mir ſchweben. —
O nie vergeß'ner Traum!

Die erſte, wie im Grimme,
Hebt auf die ſchwarze Hand,
Und ſpricht mit hohler Stimme:
Mein Tod war heißer Brand.

Du aber haſt geſtecket
Moſchus in mich hinein,
Die Gluth noch mehr gewecket,
Der Tod half mir allein.

D'rauf mit den Knochenhänden
Die zweite weiſt auf's Herz,
Und ſpricht: ſo mußt' ich enden!
Hier innen ſaß mein Schmerz.

Du aber gabſt mir Pillen
Und Tränke für die Bruſt:
Mein Leiden hat zu ſtillen
Allein der Tod gewußt.

Die dritte kommt geſchritten,
Und ſtreckt mir hin ihr Bein:
Hätt'ſt du dieß abgeſchnitten,
Würd' ich noch lebend ſeyn.

Du doch auf meine Klagen,
Sprachſt: Jod und Leberthran
Heilt dich in wenig Tagen,
Der Tod nur hat's gethan.

Die vierte mit dem Kopfe
Stets nickte hin und her:
Wie war mir armen Tropfe
Im Leben der ſo ſchwer!

Hätt'ſt Waſſer mir gegeben
Statt China immerdar,
So wär' ich noch am Leben:
Der Tod mein Helfer war.

Jetzt kommt die fünfte Leiche
An Krücken her auf mich,
Ich kenne ſie, ruf': weiche!
Die Erde decke dich!

Fort! fort! ſie deck' euch alle
Ihr Todten! fort vom Licht!
Da ruft's mit grellem Schalle,
Arzt, mit dir in's Gericht!

Nun kommt der Tod gegangen,
Die Leichen ſingen: Tod!
Mit Kränzen ſey umfangen,
Du Retter aus der Noth!

Preis dir, Arzt, der gefunden
Den Balſam Grabesruh',
Du bandeſt unſ're Wunden
Sanft mit dem Sargtuch zu.

Und jetzt, an mir vorüber,
Schwebt' Tod und Leichenchor.
Schnell war der Himmel trüber,
Das Mondlicht ſich verlor.

Zum Baum, wo meine Stätte,
Ein Blitzſtrahl niederkracht,
Davon bin ich im Bette
Vom tollen Traum erwacht. —

Der Hausherr, etwas kühler,
Sprach: o das hat gemacht,
Daß ihr im Dunſt' ſo vieler
Kunſtbrüder zugebracht.

Trinkt unſer Bier nur dreiſter,
Speißt eine Wurſt dazu,
Dann laſſen euch die Geiſter,
Und böſe Träum' in Ruh'.

Der dieſen Traum hier träumte,
Juſtinus Kerner hieß,
Ob aber er ihn reimte —
Das bleibt noch ungewiß.

In ein Bibelbuch

Für eine Mutter geſchrieben

Empfang' dieß Buch, aus deiner Mutter Hand!
Dir nicht als flüchtiges Geſchenk gegeben,
Es ſey dir, liebe Tochter! zugeſandt,
Ein heiliges Vermächtniß deinem Leben.
Erkenn' des Buches göttliche Natur,
Erfaß' ſein Kreuz, der Demuth Bild und Duldung,
Hör' ſeine Botſchaft! Frieden, Liebe nur,
Und Gottes Gnade menſchlicher Verſchuldung.
Und wenn dich, Tochter! dieſe Welt betrübt,
Flieh' mit dem Buch' in deine ſtille Kammer,
Und lern' aus ſolchem: daß Gott den nicht liebt,
Dem er viel' Freuden ſchickt und wenig Jammer.

Erinnerungen an verſtorbene Freunde.

I.

Nach Guſtav Schwab's Tod.

Oft ſprach ich: „Herz! in das in bangen Tagen
Die harte Welt hat Stein um Stein getragen,
Du Herz! wie wird es leicht dir ſeyn,
Wenn einſt der Eiſenring, der dich umſchlinget,
Im Stoß' des Todes plötzlich von dir ſpringet,
Und aus dir rollen Stein um Stein!“

So ſchrieb ich dir, mein Freund! vor wenig Tagen,
Dir meines Herzens ſchwere Laſt zu klagen,
Da trug dein Tod noch einen Stein
Mir in das volle Herz, der konnt's zerreißen!
Zerriſſen doch ſchlägt's unter'm Ring von Eiſen
Noch immer fort, o ſchwere Pein!

So geht es mir, unreif zur Himmelsreiſe,
Doch dich Gereiſten hat ein Engel leiſe
Auf's gottgeweihte Herz geküßt,
Riefſt, als dich dann des Engels Arm umwunden,
Und du den Flug in's Morgenroth empfunden:
Lebt alle wohl! Herr Jeſus Chriſt! [1]

Du riefeſt Ihm, er zog in Seinen Frieden
Dich fort aus all' dem wüſten Streit' hienieden,
Aus Irrſal und Verwirrung fort.
Da ſtehſt du nun in deines Heilands Klarheit
Und rufſt zu uns: „hört! hört! es iſt die Wahrheit!
Euch Rettung iſt allein ſein Wort!“

Und wie ich ſo dein denke, wird zur Stunde
Schmerzloſer mir des Herzens blut'ge Wunde,
Es rückt der Eiſenring nun fern:
Ich höre ſchallen deines Glaubens Lieder,
Ich hör' dich rufen in mein Herz hernieder:
„Vertrau', wie ich vertraut', dem Herrn!“

---

[1] Dieß waren Schwab's letzte Worte.

II.

Zum Jubelfeſte meines Freundes Oberjuſtizraths Rümelin.

Im Namen der Stadt Heilbronn.

Bald kommt der Lenz mit ſeinen Blüthen,
Noch iſt er nicht geboren ganz,
Sonſt würd' er heut' dir, Edler! bieten
Vor Allem einen Eichenkranz.

Laß ſeyn dir Zeichen unſ'res Dankes
Zwei Kunſtgebilde unſ'rer Stadt,
Des Licht's Symbole und des Klanges
Des reinen, den dein Name hat.[1]

Wie oft haſt Finſt'res du gelichtet,
Gemildert des Geſetzes Schmerz!
Schnell das Verworrenſte geſchlichtet,
Wie oft geheilt ein banges Herz!

---

[1] Die Stadt verehrte dieſem ihrem ebenſo ausgezeichneten Bürger als Richter zwei ſilberne Kandelaber von Peter Bruckmann's Arbeit.

O halte Themis ſchwere Wage
Noch fort in ungeſchwächter Hand,
Und biſt du müd' nach heißem Tage,
Ruh' aus in deinem Rebenland!

Du biſt nicht bloß des Rechtes Wächter,
Nicht Themis Prieſter einzig nur,
Biſt Winzer auch, und das kein ſchlechter,
Das zeugt der Wein von deiner Flur.

Dein Riesling, kühlend, doch voll Feuer,
So klar wie unſres Heilborns Strahl,
Und duftend wie (ſelbſt ſchon als neuer)
Ein Strauß Reſeden im Pokal.

Und dein Traminer! welch ein Leben!
Wie warm, wie klar! — da muß es ſeyn,
Du kannſt nur klare Sprüche geben,
Einſchenken Jedem reinen Wein.

D'rum ruft euch Freunde zu der Dichter:
Hebt die Pokale himmelwärts!
Hoch leb' der Winzer! hoch der Richter!
Des Winzers Wein! des Richters Herz!

III.

Auf deſſelben Tod.

Am 18. Januar 1850.

Als man mit Blumen jenen Saal einſt krönte,
Ein „Hoch!" im Klang' von hundert Bechern tönte,
Erklang auch deines treuen Freundes Herz.
Als hätt' der Sturm verjüngt den alten Dichter,
Sang hellauf er dem Winzer und dem Richter.
Was ſingt er heut'? Dein Sterben, welch ein Schmerz!

Es hat der Tod ein redlich's Aug' gebrochen,
Stumm iſt ein Mund, der Frieden nur geſprochen,
Kalt ſteht ein Herz, das einſt warmfühlend ſchlug!
Man möchte hadern: weh! ihr harten Mächte!
Das Bied're ſtirbt, am Leben bleibt das Schlechte!
Warum? warum? — Gott thut's! das iſt genug!

„Nur einmal noch (ſo war ſein letztes Flehen)
Wünſch' ich hinaus in die Natur zu gehen,
Nur noch in *eines* Lenzes Blüthenwelt!"
Sohn der Natur! dir iſt dein Wunſch gelungen!
Haſt dich zum ew'gen Frühling aufgeſchwungen,
Indeß uns noch die ſtarre Erde hält.

Wo weilſt du nun? — „ich wandle unter Reben,
Die waren meine Lieblinge im Leben,
Wie duften ſie auf Höhen ew'gen Licht's!
Und lächle ſtill ob all den Kleinigkeiten,
Die groß ihr meinet, den polit'ſchen Streiten,
Dem Haſchen, Rennen. — Ha! ob all' dem Nichts!“

Glückſelig, wer aus dieſer Zeit geſchieden!
Wo finden ſich noch Glaube, Liebe, Frieden?
Auf welchen Bergen? ſagt's! in welchem Thal?
Bald wird der Menſch dem Menſchen ſelbſt zum Ekel,
Und ſchlief man ewig unter'm Sargesdeckel,
Würd's beſſer ſeyn, als dieſes Wachens Qual.

Zerriſſen iſt der Kranz, den wir geſchloſſen,
Fünf ſteh'n um dich der freundlichen Genoſſen,
Fünf pilgern noch in banger Erdennacht.
Die Freude war indeß der Welt genommen,
Zank, Lüge, Unmuth ſind in ſie gekommen.
Ihr lieben Sechs! Gott Dank, daß ihr's vollbracht!

Du treues Herz! zieh' mich zu eurem Frieden!
Ich habe keinen Wunſch mehr für hienieden!
Wie machte mich die Zeit ſo erdenmüd'! —
Dem Theuren pflanzt, was er gepflegt im Leben,
Bald auf ſein Grab des duft'gen Rießlings Reben,
Die haben Thränen auch. — Nun ſchweige, Lied!

IV.

Nach des Herrn Grafen Guſtav von Neipperg Tod.

An deſſen Herrn Bruder Alfred.

Den 4. Januar 1851

Daß dieſes ſeelenvolle Auge brach,
Daß dieſes ſtarke Herz hat ausgeſchlagen,
Den Jammer fühlt mein Herz dem deinen nach,
Stimmt ein in deines Leid's gerechte Klagen.

Um dieſes Auge, um dieß Bruderherz,
Dein Herz jetzt blutet, fließen deine Thränen,
Einſt kommt die Zeit, wo ſich der bitt're Schmerz
Umwandelt in der Liebe ſtilles Sehnen.

Er, der die ganze ſchöne Erdenwelt
Umfing mit ſeiner Liebe, ſeinem Wiſſen,
Er ward nur näher ihrem Gott geſtellt,
Doch nicht von ihrer Mutterbruſt geriſſen.

Er wirkt auf ſie in ſeinem Lichte fort,
Nicht kann der Tod der Geiſter Liebe lähmen!
Fühlt ihr in eurer Bruſt ein tröſtend Wort,
Es kommt von ihm, zu mildern euer Grämen.

Und wenn durch eures Gartens Blumenmeer
Im Mondenlicht' beim Lied' der Nachtigallen,
Ihr traulich wandelt, ſchwebt ſein Geiſt daher,
Unſichtbar mit euch Lieben hinzuwallen.

Dann ſprichſt du wohl, im Herzen tief bewegt:
„Gott Dank! daß er in meinem Arm' verſchieden!
Gott Dank! daß ich zur Mutter ihn gelegt!
Das iſt nicht Mondenlicht! — Das iſt ſein Frieden!“

V.

Nachruf an Märklin.[1]

Getragen hab' ich oft zu dir
Mein Herz in Zeiten liebeleer,
Du füllteſt es mit Wärme mir,
War es erkaltet noch ſo ſehr.

Nun ſtarbeſt du, Mann, deſſen Groll
Selbſt Liebe war und Biederſinn!
Du Mann, von dem jedweder Zoll
War Redlichkeit — daß du dahin!

Wen klag' ich an? dich, wüſte Zeit,
In der ſein Herz trug ſtillen Gram,
Wo in der Welt ſtatt Liebe — Streit,
Und ſtatt des Denkens — Wahnſinn kam.

Und wo ſie einſt im irren Sinn'
Wild überſchrie'n ſein bied'res Wort! —
Doch ſtille, Lied! Er hat's verzieh'n;
Und Er iſt fort — auf immer fort!

---

[1] Er ſtarb als Profeſſor in Heilbronn. Strauß ſchrieb über ihn das Buch: „Märklin, ein Lebensbild".

Du gute Stadt! klag' immer zu,
Daß dich ſein Tod getroffen ſchwer!
Haſt noch der Biedern manche du,
Der Biedern Krone doch war Er!

VI.

Verſe an Meiſter Peter Brukmann.[1]

1

Am Tage ſeiner Geburt.

Silbertöne hört' ich klingen,
Noch vom Schlafe nicht erwacht,
Sah, wie Mondlicht, durch die Nacht
Zarte Lichtgeſtalten dringen.

Und ein Knäblein ſah' ich liegen,
In dem reinſten Silberſchein,
Jüngſt geboren mocht' es ſeyn,
Künſtlergeiſt in allen Zügen.

---

[1] Peter Brukmann zu Heilbronn, Schöpfer einer Fabrik in ſilbergeprägten Kunſtgegenſtänden, reich an Geiſt und Kunſtſinn, war des Verfaſſers inniger Freund. Er hatte ihm ſchon in frühern Jahren (ſ. die Ausgabe ſeiner frühern Gedichte) dieſe Verſe zum Tage ſeiner Geburt gewidmet, die er aber im Gefolge anderer Verſe auf ihn (namentlich auch in Folge des Gedichtes auf ſeinen Tod) hier wieder abdrucken läßt.

Hell umſchwebt von Lichtgeſtalten
War das wunderreiche Kind,
Eine Muſe nahm es lind,
In den Himmel es zu halten.

Und der Himmel, feuerſprühend,
Wandelte ſein Silber, Gold,
Flugs in Bilder, reich und hold,
Und in Blumen lichterglühend.

Hebend in die Wunderklarheit,
Küßt die Muſ' das Kind und ſpricht:
„Sey geweiht dem Feu'r und Licht!
Deine Kunſt ſey Treu' und Wahrheit!“

Nach der Welt verſchied'nen Enden
Strömten Blumen, Bilder klar,
Helden, treu geſtellet dar,
Glänzten hell an Bruſt und Händen.

Aber als ich tief verloren
Noch in all' der Klarheit lag,
Brach herein der laute Tag,
Und mein Traumbild ging verloren;

Und mein Traumbild ging verloren!
Aber immer iſt es mir,
Als ſey heut' — ich ſag's nur dir —
Jener Tag, der dich geboren.

2.

Für Peter Brukmann's Arbeiter zur Einweihung eines neuerbauten Fabrikgebäudes.

Sey uns gegrüßt, du neues Haus,
Mit hellem Klang und Sang!
Du Haus, geweiht dem Silber, Geld,
Bleib ſtets dem reinen Lichte hold,
Und allem guten Klang!

Haus! fülle dich mit Silber, Geld,
Recht lang durch Himmels Gunſt!
Die wandeln ſich durch Feuers Strahl
In manchen lichten Feſtpokal,
Und anderes Bild der Kunſt.

Was den Altar der Kirche ſchmückt,
Den Tiſch im Königshaus,
Was licht den Frauenhals umſchlingt,
Was ſilbern ſtrahlet, ſilbern klingt,
Das komm aus dir heraus!

Das Feuer, das mit uns im Bund',
Bring' nie dir Noth durch Brand!
Es ſchaffe ſtets zu deinem Glück',
Und zeig' uns nur den Silberblick
Zu Werken unſrer Hand!

O Haus! gebannet ſey in dich
Die Treue und der Fleiß!
Ein Bienenkorb dein Wappen ſey!
Du ſtarker Fleiß, du reine Treu'!
Gott ſegne deinen Schweiß!

Geſellen! ſtoßt die Gläſer an!
Dem Meiſter gilt es noch!
Der lebe froh, der lebe lang,
Im Silberblick, im Silberklang'!
Hoch! Meiſter Peter! hoch!

3.

An Peter Brukmann.

Zu einer Zeichnung eines Schülers Brukmann's gedichtet.

Müd' der Arbeit, ſchläft der Meiſter,
Doch er träumet ſchönen Traum,
Schaut, wie füllen Bergesgeiſter,
Schaffende, der Werkſtatt Raum!

Und die Geiſterlein, die guten,
Hämmern emſig, ohne Schall,
Schmelzen ohne Feuersgluthen
In dem Mondſchein das Metall.

Ornamente, Feſtpokale,
Lüſtre für ein Königshaus,
Prägen ſie im Mondenſtrahle
In den ſchönſten Formen aus.

Und der Meiſter blicket wonnig
In den bunt bewegten Raum,
In ihm ſteiget auf gar ſonnig
Eines langen Lebens Traum.

Was du ſchaueſt, edler Meiſter!
Iſt kein Traum, iſt gänzlich wahr:
Mit dir ſchaffen gute Geiſter,
Wohl gefühlt, doch unſichtbar.

Was von dir kommt, trägt das Zeichen
Edler, geiſtiger Natur,
Und der Jünger kann erreichen
Dich im Bund' mit Geiſtern nur.

4.

Auf Peter Brukmann's Tod.

Was ſoll ich noch auf dieſer Welt ſo trüb?
Oft kommt mir's vor, o könnt' ich and'res ſagen!
Als ob ich einzig nur am Leben blieb,
All' meiner Lieben Tod im Lied' zu klagen.

Schon wieder Einer, gut von Klang gewiß,
Wie einer Silberglocke reines Tönen,
Dem dieſe Zeit das volle Herz zerriß,
Anſtatt ſein Haupt mit Eichenlaub zu krönen.

Du Bürgerherz! du Künſtlerherz! auch du
Stehſt nun auf immer ſtill für uns hienieden!
Der Eiche letztes Laub, Lorbeer dazu,
Sey dir, o Silberhaupt! zum Kranz' beſchieden!

Dir, der als Bürger einſt ſein warmes Herz
Zu jedem Opfer freudig hingegeben,
Dir, der als Künſtler einſt des Silbers Erz
Schuf zu Gebilden reich an Licht und Leben. —

Es deckt dein Grab des Schnees Silber bald —
„Nicht ſchläft er dort! (tönt's aus dem Licht' der Geiſter)
Als eure Welt ſo nacht ward und ſo kalt,
Da floh zu uns des Lichtes alter Meiſter.

Aus Morgengold, aus Mondes Silberſtrahl
Schafft er Gebilde nun voll Himmelsklarheit,
Trinkt aus der Sonne ſtrahlendem Pokal,
Am Urborn alles Schönen, Licht und Wahrheit.“

So oft des Morgens Gold, der Silberblick
Des Mondes meinem trüben Auge ſcheinet,
Laß flüſtern mich: Herz in des Lichtes Glück!
Schaff', daß uns bald derſelbe Glanz vereinet!

VII.

Nach Seyffer's Tod.[1]

Es ruft Heilbronn, „o daß mein Seyffer todt!"
Ich glaub' es nicht: denn hört: ſo oft ich gehe
Durch dieſe Stadt, ich immer noch ihn ſehe,
Doch licht und leicht wie friſches Morgenroth.

Ich darf nur denken ſein, da ſteht er ſchon
Ein Jüngling noch im greiſen Silberhaare.
Wie ſtrahlt ſein Auge, dieſes geiſtigklare!
Wie lieb, wie lieb klingt ſeiner Stimme Ton!

Selbſt während dieß ich ſinge, ſteht er da! —
Freund! laſſ' dich auf die breite Stirne küſſen!
Wie hab' ich oft dich an mein Herz geriſſen,
Schlug's bang' bei Kranken die mir allzunah'.

Beim Kranken war das Krankſeyn bald vorbei,
Wenn er gehört nur deinen Schritt, den raſchen,
Dein Geiſt, dein Wort, war mehr ihm Arzenei,
Als aller Trunk aus Apothekersflaſchen.

---

[1] Dr. Seyffer war 50 Jahre lang Arzt in Heilbronn ein origineller, geiſtreicher Menſch und Arzt. Jahrhunderte können vorübergehen, Heilbronn wird ſich eines ſolchen Arztes nicht mehr erfreuen können.

O bleib' bei mir! lös' meiner Augen Band!
Da ſprichſt du: „weg mit traurigen Gefühlen!
Hör' dort aus Gärten luſt'ge Weiſen ſpielen!
Fliegſt bald mit mir!“ — So ſprach er und verſchwand.

Der Rationaliſt nach dem Tode ſeiner Frau.

So biſt du nun geſtorben mir!
Und was iſt mir geblieben,
Von all' dem Sehnen und Lieben? —
Ein Löckchen Haar in einem Papier'!

Die Erſcheinung.

Wörtlich aus dem Polniſchen des Dichters Mickewicz überſetzt.

Höre Mädchen! doch ſie will nicht hören!
Heller Tag iſt, und dort liegt das Städtchen.
Sage, nach was greifeſt du? wen ſiehſt du?
Iſt ja doch kein lebend Weſen um dich.
Sag', wen grüßeſt du? — Sie bleibt verſtummt.
Leblos, wie zum todten Stein erſtarret,
Schaut ihr Auge nur auf eine Stelle:
Jetzt mit Thränen füllt ſich's, was zu haſchen,
Was zu halten ſcheint ſie, weint und lächelt.
„Du biſt's, in der Nacht, mein lieber Alfred?
Ja, der Treue liebt noch nach dem Tod'.
Hieher, hieher, ſtill an meine Seite!
Sachte, daß Stiefmutter uns nicht höret!
Doch mag hören ſie's, du biſt ja todt längſt,
Biſt begraben ja, ſchon lange Jahre
Eine Leiche — Ach! ich fürcht' mich! — Thorheit!
Warum ſollt' ich fürchten meinen Alfred?
Iſt's ja doch ſein Angeſicht, ſein Auge
Und ſein weißes Kleid! — Bleich, wie ſein Kleid, iſt

Sein Geſicht, wie Eis ſind ſeine Hände!
Lege dich nur feſt an meinen Buſen!
Du Geliebter! küſſ' mich, Lipp' an Lippe! — —
Hu! wie kalt muß es im Grabe ſeyn!
Wie! du ſtarbeſt? — — Ja, ſchon ſind's zwei Jahre!
Lieber! nehme mich mit dir! will ſterben,
Bei dir ſterben! — O ich lieb' die Welt nicht!
Im Gewühl' der Menſchen geht es ſchlecht mir.
Wein' ich, lachen ſie, und ſprech' ich, niemand
Mich verſtehet; ſeh' ich, ſehen ſie nicht.
Komm' einmal bei Tag! — — Das iſt ein Traum wohl!
Doch kein Traum! ich halt' dich ja im Arme!
Weh! wohin verſchwindeſt du? o weile!
Noch zu früh iſt's! Gott, der Hahn kräht, Frühroth
Blitzt durch's Fenſterchen — halt! halt! ich folge!
Alfred! Alfred! du verſchwindeſt? weh mir!!“

So mit dem Geliebten koſ't das Mädchen,
Will ihm folgen, ruft und ſtürzt zur Erde.
Auf den Fall, den Angſtſchrei, kommt der Nachbar,
Kommen aufgeſchrecket Frauen, Männer.
„Betet,“ rufen ſie, „für eine Seele,
Hier iſt Alfreds Geiſt bei ſeiner Marie,
Er hat lebend ſie geliebt, liebt todt ſie!“

Und ich hör' es, und wie jene glaub' ich,
Weine, bete für die irre Seele.
Aber ſiehe! plötzlich zu dem Volke

Ruft ein Greis, ein alter Sternenkund'ger:
„Glaubet meinem Auge, meinem Glaſe,
Hier iſt nichts: denn ich ſeh' nichts hier ringsum!
Geiſter! glaubet mir, ſind nur Geburten
Hohler Köpfe, auf der Dummheit Schmiede
Ausgeſchmiedet; Wahnſinn ſchwatzt das Mädchen,
Und das Volk hier läſtert den Verſtand!“

Ich beſcheiden ſag': „Das Mädchen fühlet,
Und das Volk, das Volk hat tiefen Glauben,
Aber Glaube und Gefühl ſpricht ſtärker
Zu mir, als des Weiſen Glas und Auge.
Todte Wahrheit, unbekannt dem Volke,
Kennſt du, kennſt der Sterne Rund' und Dichte,
Aber kennſt nicht die lebend'ge Wahrheit,
Und ſo kannſt du niemals Wunder ſehen.
Habe Herz, und ſchau' in's Herz, du Alter!

Der Kloſterbruder auf dem Kirchhof im Schnee.

Nach Anſchauen eines Bildes von Leſſing niedergeſchrieben

Im beſchneiten Kloſtergarten
Grub ein Grab ich, Bruder! dir.
Eiskryſtalle deiner warten,
Blumen blühen nimmer hier.

Schneees Flocken, Eiſesblüthen
Decken bald den Hügel dein,
Unten ſchläfſt zu Gottesfrieden
Süß, du müder Pilger! ein.

Was du träumſt im Erdenſchooße,
Lenz und Sommer bringt's empor,
Lilie, Narciſſe, Roſe,
Primeln und der Malven Flor.

Blumen ſeyen deine Träume,
Dein Erwachen Gottes Licht.
Fülle, Froſt! nur dieſe Räume,
Tödteſt ihre Saaten nicht!

All' der Hügel Eiskryſtalle
Spiegeln hell den Mond zurück,
Faſſen auf die Sterne alle,
Ueber Gräbern Gottes Blick.

Des Winzers Luxus

1852

Der Reiche zu dem Winzer ſpricht:
„Bei euch ſieht man die Armuth nicht!
Dort ſtopft ja einer, wie ich glaube,
Zu rauchen, einen Pfeifenkopf!“

Ja! mit gedörrtem Traubenlaube! —
Nur *das* noch raucht der arme Tropf.

Der arme Dichter.

Ein armer Dichter, kaum eh' er vollbracht,
Sprach noch zu mir, dem Freunde: „Herbe Pein!
Ich hatte nie ein eig'nes Kämmerlein,
In dem ich einſam hätt' geſchafft, gedacht:
Ich mußte ſtets in dem Gewühle ſeyn.
Wie iſt willkommen mir der Todtenſchrein
Mit ſeiner Einſamkeit, mit ſeiner Nacht!
Kein Traumbild ſelbſt kommt da zu mir herein.
Es wird der Sylphe farb'ge Flügelpracht
Nicht in dem lärmevollen Sonnenſchein,
Nein, in der Puppe Dunkel angefacht!“
So ſprach der Arme, ſchlief leis athmend ein
Und iſt nicht mehr zum lauten Tag' erwacht.

Legende vom Grafen Montfort von der Rothenfahn.

Graf Montfort von der Rothenfahn zog über das weite Meer,
Beſtand wohl manchen kühnen Strauß zu Sankt Mariens Ehr'.
Vor eine Königsburg er kam, ſie ſtand in Abendgluth,
Die Wolken wallten um ihr Haupt, zu ihren Füßen die Fluth.
Einritt der Graf durch's Eiſenthor, kein Pförtner willkomm ihn hieß,
Auf der Lind' im Hof kein Vogel ſang, in's Horn kein Wächter ſtieß.
Der Graf, der trat in einen Saal, da ſaß die Königin ſtumm,
Viel' ſchöne, trauervolle Frau'n, die ſaßen rings herum.
Der Graf ſich neigt, ein Mütterlein, gar alt, ſich zu ihm wandt':
„Zu Mariens und aller Frauen Ehr' kommt ihr aus fernem Land.“
Sie nahm einen Becher von Kryſtall, bot ihn der Kön'gin dar,

Wie dieſe ſchaut in ſeinen Grund, da ward ihr Auge klar:
„Um Mariens und aller Frauen Ehr', o rächet meine Schmach!
Der Mund der Lüge klagt mich an, daß ich die Ehe brach."
Es war der Graf von der Rothenfahn, er fragt nicht nach der Schuld:
„Gern kämpf' ich um der Frauen Ehr', zu erlangen Mariens Huld."
Da trat der König in den Saal, das Haupt gebeugt und ſtumm,
In ſchwarzen Mänteln ſtellten ſich Kampfrichter ernſt herum.
Es warf der Kläger in den Kreis den Handſchuh hin mit Schall.
Die Ritter ſah'n den König an und ſchwiegen furchtſam all'.
Graf Montfort hob den Handſchuh auf und zog ſein gutes Schwert.
Der Kampf begann, beim zweiten Schlag ſchlug er den Kläger zur Erd'.
Ein froher Schall erhob ſich d'rauf, erſcholl zum blauen Meer,
Die Vögel flogen von der Lind' und ſangen rings die Mähr'.
„Mein Vater beut euch Gold und Land," ſo ſprach die Königin,

„Und würd' die ganze Erde mein, deß hätt' ich nicht Gewinn!“
Einen Schleier barg die Königin, der war ihr theuer ſehr,
Der heil'gen Jungfrau Schleier war's, geſandt ihr über's Meer.
Den Schleier ſich der Graf erbat, er barg ihn auf der Bruſt,
Er trug ihn alſo Tag und Nacht, verſunken ganz in Luſt.
Er trug ihn alſo Tag und Nacht wohl über Land und Meer,
In Lieb' und Weh' er bald verſchied, kam nach Rom fort nicht mehr.

Ein ſtilles Lied ſind Zähren

An Julie Hartmann

Als dir der Tod den Vater weggenommen,
Mit deinem Herzen blutete mein Herz,
Doch bin ich nicht zu einem Lied' gekommen
Beklagend ſeinen Tod, — ſtumm iſt der Schmerz!

Stumm iſt der Schmerz! doch willſt du dich beſchweren,
Daß andern Todten ich ein Lied gebracht,
So ſag ich dir: ein ſtilles Lied ſind Zähren!
Die wein' ich oft um ihn in ſtiller Nacht.

An Freiherrn von der Tann [1]

Mit dir in gleichem Saal, mein Ritter,
Und dennoch dich geſehen nicht!
Geſprochen nicht! o wie ich bitter
Fühl' meines Aug's erloſch'nes Licht!
Ja, wär' vor mir nicht dieſe Trübe,
Gewiß, ich hätte dich erkannt!
Das ächte Ritterbild, das liebe,
Das längſt mir im Gemüthe ſtand,
Dann hätt' ich dreiſt zu dir geſprochen:
„Willkommen, Tapf'rer von der Tann!“
Wie hat dir oft gefolgt mit Pochen
Mein Herz auf ritterlicher Bahn!
Da ſprach ich auch: o ſchaut ihr Jungen,
Die ihr euch hoch auf Tiſche ſtellt,
Gewaltig fechtend mit den Zungen,
O ſchaut den Tann im blut'gen Feld!
Der führt den Kampf nicht mit der Lunge,

---

[1] Ich befand mich im Jahr 1851 zu München mit dem edeln Ritter in einer hohen Geſellſchaft, wo ich veranlaßt wurde, über Magnetismus, Geiſterleben u. ſ. w. zu ſprechen, aber erſt ſpäter, als ich München ſchon wieder verlaſſen hatte, hörte ich, daß derſelbe auch in jener Geſellſchaft war

Der machet nicht der Worte viel,
Das blanke Schwert iſt ſeine Zunge,
Sein Tiſch das Roß im Kampfgewühl.
So dacht' ich dein, was iſt geſchehen?
Ich war dir nah und ſah dich nicht!
Doch nein, die Liebe braucht zum Sehen
Das Herz und nicht der Augen Licht!
In ſolchem trag' ich dich und trüben
Kann mir dein Bild nicht Zeit, nicht Raum!
Doch Schmerz! — wär' nichts in dir geblieben
Von mir, als ein langweil'ger Traum.

Antwort auf vorſtehende Verſe vom Freiherrn von der Tann.[1]

Ich denke ſtets mit inn'ger Freude
Der Stunde, die mir war vergönnt
Zu weilen an des Mannes Seite,
Den längſt mein Geiſt und Herz erkennt.
Mir war vergönnt, den Mann zu ſchauen,
Der mit der Forſchung ſicher'm Schritt
Das Reich der Geiſter ohne Grauen
Und ohne Vorwitz kühn betritt.
Der jenes dunkle Wort ergründet,
Das ſich uns nur im Spiegel beut,
Und der dem Zweifler ſiegreich kündet
Vergeltung und Unſterblichkeit:
Ich folgte dir in's Reich der Geiſter,
An deinem Munde hing mein Ohr,
Als Schüler trat ich vor den Meiſter,
D'rum trat ich nicht zu dir hervor.

---

[1] Ich wage, dieſe Antwort mitzutheilen, weil es vielen Verehrern von der Tann's intereſſant ſeyn wird, dadurch zu entnehmen, daß dieſer edle Ritter die Leyer neben dem Schwerte führt.

Wir beide glüh'n im Kampf und Frieden
Für das, was wir als wahr erkannt —
Nur unſre Waffen ſind verſchieden —
D'rum drück' ich freudig deine Hand.

Impromptu im Jahre 1848.

In Schiller's Album in Weimar geſchrieben

Ha! würde man dich jetzt erwecken,
Zu ſchauen dieſes Treiben an,
Schnell würd'ſt das Aug' du wieder decken,
Zurückſchau'rn und rufen dann:
„Ja, ja! der ſchrecklichſte der Schrecken,
Das iſt der Menſch in ſeinem Wahn!“

An die edle Gräfin von Maldeghem.

Wie iſt's um dich zu ſeyn ſo gut!
Wenn du nicht ſelbſt ein Engel biſt,
Fühlbar es doch ein Engel iſt,
Der tief dir im Gemüthe ruht.

Er blickt aus deinem Auge klar,
Er ſpricht aus deinem lieben Mund,
Gibt ſich in Lieb' und Glauben kund,
In ſtillem Wohlthun immerdar.

Wohl möcht' es dieſer Engel ſeyn,
Der, als einſt Nacht dein Haupt umfing,
Geführt dich aus des Traumes Ring
Zurück in Gottes Sonnenſchein.

Wohl war es dieſes Engels Hand,
Die einſtens, dir wohl unbewußt,
Im Wald von deines Lieben Bruſt
Den Todesſchuß hat abgewandt.

Wohl mocht' es jener Engel ſeyn,
Der, als dein Kind in Tiefen fiel,
Ihm legte vor dem harten Ziel
Die Hand noch zwiſchen Haupt und Stein.

Wohl iſt's der Engel, der einſt warm,
Als ſtarb dein Sohn im fernen Land',
Ergriffen ſeine kalte Hand,
Geführt ihn in Marias Arm.

Und hier an deines Zimmers Wand[1]
Erblickt man dieſes Engels Bild,
Ein fliegend Jeſu Kind, wie mild!
Das Auge licht, licht das Gewand!

Auffliegt es, ruft: „folgt alle mir!
Ich breit' nach euch die Arme aus,
Kommt alle mit in's Vaterhaus,
Wer glaubt, dem iſt's nicht weit von hier!"

---

[1] Ein bewunderungswürdiges, liebliches Gemälde.

Schwere des Herzens.

Oft iſt's in meinem Herzen,
Als ſollt' es brechen jetzt,
So iſt es von den Schmerzen
Der Welt und Zeit verletzt.

Mit einem Lilienſtengel
Es leiſ' berührend blos,
Wünſch' oft ich, daß ein Engel
Es machte völlig los.

Doch wenn es ſoll noch länger
In ſeinem Kerker ſeyn,
Und bänger, immer bänger
Die Hölle bricht herein,

Wie wird dieß Herz noch enden?
Gott ſend' ihm deinen Geiſt,
Daß nicht mit ſchwarzen Händen
Ein böſer es zerreißt.

Verſe eines Kraftgenie's

1.

Seine Anrufung an Apoll.

Himmel, welche Schwüle,
Welch ein Feuer kocht in meinem Buſen!
Steig' herab, du froſt'ger Gott der Muſen,
Daß ich mich an deinem Herzen kühle!

2.

Vor dem Spiegel.

Ich gleiche, glaubt es oder glaubt es nicht,
Gott Schiller'n auch ſo ähnlich im Geſicht,
Daß ich oft lange vor der Spiegelſcheibe
Den großen Mann, betrachtend ſtehen bleibe.

3.

Sein ſchießender Gang

Gleich den Sternen werd' auch ich das Schießen,
Statt des trägen Erdengangs erkießen.

4.

Sein Entſchluß

Und ſo will ich nun wie Schiller heiter,
Auf dem Roſſe meines Geiſtes weiter
In das Land der Ideale ziehn!
Schwanzkometen hab' ich mir zu Sporen,
Einen Klopſtock mir zur Peitſch' erkoren
Und mein Stiefel iſt Italien.

5.

Sein vulkaniſcher Grabeshügel.

Staunt! ein Geiſt mit Stab und Flügel
Sagte mir im Traume heut',
Daß einſt meines Grabes Hügel
Wie der Aetna Feuer ſpeit.

6.

Seine Himmelfahrt.

Sterb' ich einſt und das geſchiehet bald:
Denn Gott Schiller wurde auch nicht alt,
Werd' begleitet ich von Sternenſchaaren,
Staunend wird's die ganze Welt gewahren,
Als ein Schwanzkomet gen Himmel fahren.

Impromptu in einer Geſellſchaft von Homöopathen.

Ein frohes Hoch dem unſichtbaren Geiſt',
Dem heilenden, der durch die Schöpfung kreiſt,
In Pflanzen, Erden und Metallen iſt,
Und den man nicht mit Loth und Pfunden mißt:
Dem Geiſte Hoch! den nicht die Maſſe hebt,
Nein! der im kleinſten Stäubchen gleichgroß lebt.
Und frohes Hoch euch Söhnen der Arznei,
Die ihr dem Geiſte dient als Prieſter treu.

Die Pfleglinge (Kretinen) Marienbergs.

Am Tage der Geburt Ihrer Königlichen Hoheit der Kronprinzeſſin Olga von Württemberg.

In ein Album geſchrieben, das Ihr an jenem Tage von den Vorſtehern der Anſtalt überreicht wurde.

Am Tage, der dich, Hohe, einſt geboren,
Durchzückt ein Lichtſtrahl plötzlich unſern Geiſt,
Die Zunge ſpricht, es hören unſre Ohren,
Und unſer Haupt hebt ſich zum Himmel dreiſt.

Eh' dieſes Himmelſtrahles Kraft verſchwunden,
Laſſ' ſagen uns: Dank dir, erhab'nes Herz!
Möcht'ſt löſen unſre Geiſter hart gebunden,
Möcht'ſt richten unſre Häupter himmelwärts.

Maria war (die heil'ge, makelloſe)
Beſchützerin von dieſes Berges Höh'n,
Doch legte ſie an dein Herz unſre Looſe,
Als ſie ſo reich an Wohlthun dich geſeh'n.

Als ſie geſeh'n, wie Demuth und Erbarmen,
Nicht Hoheit nur das warme Herz dir ſchwellt,
Sie ſprach zu dir: Erbarmerin der Armen!
Sey Mutter den Verlaſſenſten der Welt!

Da warſt du uns zur Mutter, nimmer müde,
Das haben wir in unſrer Nacht erkannt!
Dir werd' des Wohlthuns innrer, ſtiller Friede,
Der Dankesthräne lichter Diamant!

Des Lichtſtrahls Zauber ſchwindet, Nebel treiben
Schon wieder unſern Geiſt zurück in Nacht,
Doch tief im Innerſten wird uns verbleiben
Ein Wohlgefühl, das uns dein Tag gebracht.

Nach dem heiligen Amandus.

Wenn Lieb bei Lieb iſt ungetrennt,
Lieb nicht mir lieb Lieb iſt erkennt.
Doch ſcheidet Lieb von Lieb, wird's klar
Dem Lieb, wie lieb lieb Lieb doch war.

An Nebenius.

Badenweiler 1851.

Die Perle ruht in Meeres Grund,
Der Edelſtein im Schooß der Erden,
Sie machen nicht ſich ſelbſt uns kund,
Sie müſſen aufgeſuchet werden.
Mann! feſter als der Edelſtein,
Von Seel' und Leib ein alter Weiſer,
Herz, Herz! wie eine Perle rein!
Oft ſuch' ich dich durch Flur und Häuſer.
Und hab' ich dich gefunden, dann
Verſchwindet plötzlich all' mein Grämen,
Doch denk' ich bald: wird ſo ein Mann
Dein Herz auch wohl in ſeines nehmen?

Erinnerungen an den Grafen Alexander von Württemberg.

1.

Nach Empfang ſeiner „Lieder gegen den Strom.“

1843.

Jetzt wo der Erde drohen höll'ſche Brander,
Entſendeſt kühn du deines Geiſtes Brander
Gegen den Strom, mein tapfrer Alexander!

Und deiner Brander Leben und dein Singen
Hör' ich, als rauſchten eines Aares Schwingen
In's Grab, in dem ich lebend todt bin, dringen.

Ha! dieß dein friſches Leben iſt mir Labe! —
Es fühlt die Leiche noch im tiefen Grabe
Der friſch geſtreuten Blumen Liebesgabe.

2.

Freundestreue.

An denſelben.

Unlängſt hat ſich am finſtern Himmelsbogen
Ein furchtbares Gewitter mir verkündet,
Sturm tobte toll, viel ſchwarze Wolken flogen,
Und flugs mein Haus vom Blitzſtrahl ſtand entzündet.

Hilf'! Freunde, Hilf'! ihr ward ja ſonſt ſo liebend!
Rief ich, ſo hold, ſo freundlich mir im Glücke!
Da ſprach der eine, ſchmerzlich mich betrübend:
„Der Rauch iſt gar zu arg!“ und blieb zurücke.

Der zweite ſprach: „wollt' gern mich hilfreich zeigen,
Doch iſt dem Fall der Balken nicht zu trauen.“
Der vierte ſprach: „das iſt ein Unglück eigen,
Wen ſolches trifft, muß ſtill es ſelbſt verdauen.“

Da ſah' ich an mein gutes Weib recht trübe,
Das ſprach: getroſt, wir ſind ja bei einander!
Doch hellauf rief's: „Noch lebet Freundesliebe!“
Und vor mir ſtand mein treuer Alexander!

3

An deſſen Schweſter.

Bei Zurückſendung eines zufällig bei mir zurückgelaſſenen Glaſes ihrer Mutter.

Hier kommt zu dir das Glas der Sel'gen wieder,
Nicht wagt' ich aus dem Heiligthum' zu nippen,
Ich hielt es nur andächtig an die Lippen,
Und ſprach in ſeine Tiefe Worte, Lieder.
Schlag' an das Glas! dir wird's in Tönen ſagen,
Was ich in ſeinen Grund geflüſtert nieder:
Wie gleiches Leid ich oft mit dir getragen,
Die gleiche Sorge um ein Herz ſo bieder.
Doch tönen wird es dir nicht lauter Klagen,
Auch fröhlich wird's aus ſeinem Grunde klingen:
Wie dich und jenes Herz in allen Tagen
Umſchwebt der Mutter Geiſt mit Engelsſchwingen.
Jetzt füll' dein Glas! ich will auch füllen meines:
Stoß an! obgleich durch Berg und Thal geſchieden:
Der Stunde gilt's, des ſeligen Vereines,
Mit einem Herzen treu, wie kein's hienieden!
Die Gläſer tönen! Ha! kein Geiſt des Weines
Singt, wie es ſinget aus dem Grunde deines!
Die Mutter, von der Liebe herbeſchieden,
Melodiſch flüſtert: „Kinder, meinen Frieden!"

4

An meinen Sohn Theobald

mit zwei hölzernen Bechern, die der Graf Alexander mir gedreht hatte

Die Hand, die dieſe Becher beide
Schuf, hat oft deine Hand gedrückt,
Das Auge, das ſie maß, mit Freude
Hat's meſſend dich oft angeblickt.

Und der die Becher mir gegeben,
Der ging nur ſcheinbar mir voraus,
In meinem Herzen blieb ſein Leben:
„Dein Herz, ſprach oft er, iſt mein Haus.“[1]

Aus dieſem Hauſe ſpricht er heute:
„Du, Alter! gib dieß Becherpaar
„Dem Jungen, er war meine Freude,
„Gib's ihm für's Lied auf meinen Aar.[2]

---

[1] S. mein Lied an Uhland nach Empfang ſeines Herzogs Ernſt in der frühern Sammlung meiner Lieder.

[2] Zu beſſerem Verſtändniß laſſe ich hier jenes Gedicht meines Sohnes auf den Tod des Grafen Alexanders von Württemberg nachfolgen.

„So oft er trinkt aus dieſen Bechern,
„Das mach' ich ihm zur heil'gen Pflicht,
„Sey's mit gut württemberg'ſchen Zechern,
„Sonſt jeder Becher flugs zerbricht.“

Sohn, nimm die Becher nun in Liebe!
Geh' bald ich ſcheinbar dir voraus,
Werd' ernſter, aber werd' nicht trübe,
Und rüſt' dein Herz aus mir zum Haus!

Graf Alexanders Aar.

Von meinem Sohne Theobald gedichtet

Du ſeyſt geſtorben jetzt und in der Gruft —
Wohl magſt du todt auch ſchön ſeyn! bleich und ernſt,
Als wär's ein Ritter, ausgehau'n in Stein,
Auf altem Grabmal ſeh' ich ruhen dich,
Die Hände auf der Bruſt gefaltet fromm. —
Du ſeyſt geſtorben jetzt — wahr muß es ſeyn,
Ob deinem Tod ſah ich manch' Auge naß,
Doch meines — o mein edler Freund, verzeih'! —
Von inn'rer Freude hat es nur geſtrahlt.
Du todt — und alle glauben's — o Triumph!
Jetzt Allen todt, mir lebſt du, mir allein.
Im Sonnenſchein, im Sturm, um Mitternacht
Zuſammen ſtreifen wir durch Flur und Wald —
Sieh' da die Blume! ſieh' den Falken dort!
Wie rein der Himmel! freudig lauſch' ich dir,
Wie du erzählſt von einem wilden Ritt',
Von Corſika, vom treuen Ungarroß,
Das einem Paſcha von dem Herrn verkauft
Den Rückweg doch zur fernen Heimath fand:
Jetzt vom Gebirg' ein Mährchen, jetzt vom Meer,
Was du dereinſt bei ſtiller Sommernacht

In ſeinen Tiefen Seltſames erſchaut —
O ganz der Alte wieder! nimmer krank,
Der Blick ſo hell, die Sehnen nicht erſchlafft,
So biſt du mein, was kann uns trennen noch?
Wir haben für uns eine eig'ne Welt;
Wozu die Menſchen! ihnen ſey nur todt,
Mir lebſt du ſchöner, trauern kenn' ich nicht. —
Im warmen Herzen trag' ich einen Traum.
Von einem Adler hat es mir geträumt —
Wie hab' ich oft ihm früher zugeſchaut,
Wie er ſo traurig hinter'm Gitter ſaß,
Die Schwingen abgerieben, nur das Aug'
Noch Freiheit flammend — dieſer Adler nun
— So träumt' es mir — den ſah ich plötzlich ſtolz
Erheben ſich; der enge Kerker brach,
Es ſchien zu wachſen ihm das Flügelpaar,
Er hob ſich hoch und höher in die Luft,
Bis er dem Blick' entſchwand, der Sonne nah'.
Die andern Alle ſtanden trauervoll
Um den zerbroch'nen Käfig, jammerten:
„Die Stänglein waren für das Thier zu ſchwach!"
Mich aber freute innerlich der Aar;
Wie mag ihm wohl ſeyn, dacht' ich, in der Luft,
Von Herzen gönnt' ich ihm den freien Flug.
Als ich erwachte, hieß es, du ſeyſt todt. —
Du todt? o nein, der Kerker nur zerbrach,
Ein freier Aar flogſt du der Sonne zu.

An das Eßlinger Thal und ſeine Sänger.

Eßlinger Thal! du liebe Flur
An Neckars lichtem Strande!
Wo blühet üpp'ger die Natur
Im Württemberger Lande?
Eßlinger Thal! Eßlinger Thal!
Dich grüßt der Sänger tauſendmal!

Euch Berge, ſchön bekränzt mit Wein,
Dich Meer von Blüthenbäumen!
Dich Thurm, durchſtrahlt vom Mondenſchein
Und von romant'ſchen Träumen!
Dich Schloß im blauen Himmelsſtrahl!
Euch grüßt der Sänger tauſendmal

Hier, wo ertönet weit umher
Ein Klingen und ein Singen,
Wo über'm duft'gen Blüthenmeer
Sich luſt'ge Sänger ſchwingen,
Der Hämmer Fleiß im Thale ſchallt
Und an den Bergen wiederhallt.

Hier, wo der Neckar fröhlich ſingt
Ein Lied zur luſt'gen Reiſe,
Hier, hier aus Männerherzen ſpringt
Kraftvoll des Liedes Weiſe.
Euch Sänger im Eßlinger Thal,
Euch grüßt der Sänger tauſendmal!

Laßt ſie vom guten, deutſchen Klang',
Von Männerkraft und Treue!
Und ſind wir Alten fort ſchon lang',
Thut nichts! es kommen Neue,
Die ſingen froh durch Berg und Thal —
Ade! ade! zu tauſendmal!

An eine ſchöne Stirne.

Du Stirne! zu beſchreiben kaum
Wie ſchön, wie hoch, wie breit und rund!
Für Küſſe welch' ein großer Raum,
Abwehret die der kleine Mund!

Tyrolerſänger.

Ihr lieben Sängervögel
Aus grünem Land Tyrol,
Wie thut doch euer Singen
Aus tiefer Bruſt ſo wohl!

Man glaubt es ſäng' die Droſſel
Aus dunklem Tannengrün,
Man glaubt es rauſch' ein Felsbach
In Melodie dahin.

Ihr zauberiſchen Vögel
Singt her das Alpenland;
Singt ihr, ſieht man die Gemſe
Auf ſteiler Felſenwand,

Es glänzt vom hohen Felsſtock,
Wo jäher Abgrund droht,
Des Edelweißes Silber
Ob der Alproſe Roth.

Man hört der Heerde Läuten
Am dunkelblauen See. —
O ſchweigt, ihr Zaubervögel,
Mir wird ſehnſüchtig weh!

O, dürft' ich mit euch ziehen
In's zaub'riſche Tyrol!
Ich muß am Neckar bleiben,
Fahrt wohl, fahrt wohl, fahrt wohl!

Zum Jubelfeſte eines greiſen Ehepaars.

In meinem Weinsbergthale
Träumt' ich von eurem Feſt',
Vom goldenen Pokale,
Den man da kreiſen läßt:

Vom freudenreichen Lenze,
Der euch im Winter blüht,
In dem der Enkel Kränze
Um euch Verjüngte zieht.

Wenn längſt in froher Runde
Nun der Pokal gekreist,
In ſpäter Abendſtunde
Entſchweb' zu euch mein Geiſt!

Hinaus laßt mich dann heben
Den goldenen Pokal,
Wo gold'ne Wolken ſchweben
Im letzten Abendſtrahl,

Da, in dem Himmelsfrieden,
Laßt Dank mich trinken zu
Dem Gott, der euch beſchieden
Die gold'ne Abendruh'.

An Oktavio Albuzzi.

Gemalt bei einem Himmel trübe
Haſt dennoch du ſo licht mein Bild,
Daß Jeder, der mir widmet Liebe,
Mit Lieb' auch wird zu dir erfüllt.

Dir danket warm das Weib, das treue,
Dir danken Kinder, Enkel warm,
Und daß du fühlſt, wie ich mich freue,
Schließ' ich dich küſſend in den Arm.

Strömt nicht die Kraft aus meinem Buſen,
Zu heilen deiner Krankheit Pein,
Wird dir's doch wohl, du Freund der Muſen,
Am Herzen eines Sängers ſeyn!

Der Sängergruß auf der Burg Weinsberg.

Bei einem Sängerverein daſelbſt.

1844.

Heil dir, o Burg, von der noch treu
Steht mancher edle Stein:
Ihr Sänger all' heran, heran!
Stoßt die Pokale freudig an,
Und ſinget donnernd d'rein.

Sey uns gegrüßt, du edler Berg,
Ihr Thürme feſter Zeit!
Hier, hier errang nach Haß und Krieg
Die Liebe ihren ſchönſten Sieg
Durch Frauenbiederkeit.

Sey uns gegrüßt, du edler Berg,
In deinem Rebenkleid'!
Wo Liebe iſt, muß Wein, ja Wein,
Das warme Blut der Jugend ſeyn,
Daß Alter flieht und Leid.

Sey uns gegrüßt, du edler Berg,
Mit deinem Harfenthurm!
Wo Lieb' und Wein im Ueberfluß,
Da ſtets Geſang erſchallen muß,
Heut lauter als der Sturm.

Erſchalle Burg vom alten Lied',
Das Luther hat erdacht:
„Wer nicht liebt Weiber, Wein und Sang,
Der bleibt ein Narr ſein Leben lang,“
Dem werd' kein Glas gebracht!

Doch Allen, die mit Jugendluſt
Auf dieſen Trümmern ſteh'n:
Der Liebe, dem Geſang', dem Wein'
Soll unſer Glas kredenzet ſeyn,
Soll unſre Fahne weh'n!

An eine trauernde Tonkünſtlerin.

O du! der Tonkunſt liebes Kind,
Sey deiner Mutter treu befliſſen
In bangen Tagen, wo zerriſſen
Die Saiten aller Herzen ſind.

Ein Hauch der Gottheit iſt Muſik.
O könnten ihre Harmonieen
In aller Menſchen Herzen ziehen,
Daß Liebe, Treue käm' zurück!

Auch dir die Zeit den Frieden nahm,
Rührſt deine Taſten oft mit Weinen,
Mög' dir in Tönen Gott erſcheinen,
In Glauben löſen deinen Gram!

An einen trauernden Künſtler

Beklage nicht, daß dir, mein Freund,
Mehr Gram als Luſt erfüllt den Buſen,
O glaube mir, das thut kein Feind,
Der Liebe Werk iſt's, das der Muſen.

Die nehmen den nur an das Herz,
Und machen ihn, wie dich, zum Meiſter,
Den aus der Erdennacht der Schmerz
Zieht zur Werkſtätte lichter Geiſter.

Impromptu für Meiſter Heideloff in Nürnberg.

Du mein Landsmann, guter Meiſter!
Bis zum Ende deiner Reiſe
Baue fort in jener Weiſe
Alter, frommer Künſtlergeiſter.

Schaffe hoch geſprengte Hallen,
Bunte Fenſter, Säulengänge,
D'raus Gebete und Geſänge
In verklärten Tönen ſchallen.

Während Ungeſchmack bereitet
Kahle, weißgetünchte Mauern,
Ställen gleich, zu ſchau'n mit Schauern,
Aller Poeſie entkleidet.

Das Muttergottesbild aus der Herbergskapelle.[1]

An Bildhauer Zwerger in Frankfurt.

In Stücken liegt Marias Bild,
Zerſchlagen und beraubet,
Da kommt, o Heil, vom Maingefild'
Ein Künſtler, der noch glaubet.

Aufrichtet der's mit frommer Hand
Trotz aller Teufel Pochen,
Und als das Bild nun aufrecht ſtand,
Hat es zu ihm geſprochen:

„Mein Bild zerſchlug unglaub'ger Wahn,
„Den Glaubigen zum Aerger,
„Du nahmſt dich ſeiner liebend an,
„Dank dir, mein frommer Zwerger!

---

[1] Ein Marienbild, aus den erſten Zeiten der beſſern teutſchen Kunſt, lag vielfältig zerſchlagen unter dem Dache der Kapelle auf dem Herberge bei Schmiedelfeld in Württemberg. Ich kaufte es an mich, und Herr Bildhauer Zwerger von Frankfurt hatte die Liebe, es völlig wieder herzuſtellen. Vor Alters geſchahen große Wallfahrten zu dieſem Bilde. Die Wallfahrer hießen ſich: Herbergsbrüder.

„Wenn einſt dein ird'ſcher Leib zerbricht,
„Erſtorben deine Hände,
„Ich deinem Geiſt' aus meinem Licht'
„Die ew'ge Hülle ſende!“

So, Zwerger, ſprach das Bild zu dir!
Und ich möcht' zu ihm ſprechen:
O Heilige! bleib' gern bei mir,
Kein Wahn ſoll dich zerbrechen.

Zur Herberg' heißt das Gotteshaus,
In dem du einſt geſtanden,
Bei mir auch gehen ein und aus
Pilger aus allen Landen.

Bei mir auch gehen ein und aus
Pilger, die nach dir fragen,
Und iſt die alte Zeit auch aus,
Hier noch ihr Herzen ſchlagen.

Marienlied.

Ob allen Himmeln ſchwebende
Jungfraue, licht und rein!
Du Schmerz und Freude gebende,
Dir ſey dieß Herz allein.

Mir blühete kein Frühling hier,
Zu dir ſah ich hinauf,
Und ew'ge Blumen gingen mir
An deinem Himmel auf.

Und durch die Blumen ſchwebteſt du
Auf gold'nen Wolken licht,
Den Sohn im Arm, voll Himmelsruh'
Dein liebes Angeſicht.

Was iſt ſeitdem die Erde mir?
Kalt geht ſie ihre Bahn,
Es zieht mich auf zu dir, zu dir,
O blick' mich freundlich an!

Vor meine Schrift:

„Die Seherin von Prevorſt, Eröffnungen über das innere Leben“

geſchrieben.

Geht, Blätter, auf dem Markt der Welt
An ſtillen Herzen nur vorüber,
Und weilt dafür bei jenen lieber,
Die Weltſinn noch in Banden hält!

Weckt ſie aus ihrer ſichern Ruh'!
Laßt ſchauen ſie, was ſie erreichen,
Wenn einſt der Sarg ob ihren Leichen
Schlägt ſeinen feſten Deckel zu!

Sucht nicht der Mengen Gunſt und Lohn!
Sucht nicht zu ruh'n im weichen Frieden!
Laßt willig euch die Galle bieten,
An Lorbeers Statt die Dornenkron'!

Dem zur Ruhe geſetzten Medicinalrathe —.

Selig biſt du Freund zu preiſen,
Daß man dich hat ausgeſchirrt,
Und dein Aug' nicht mehr in Gleiſen
Irriger Tabellen irrt!

Selig, daß kein Apotheker
Mehr ſich ängſtlich vor dir beugt,
Und kein Phyſikus, kein träger,
Stumm bei deinen Fragen ſchweigt.

Selig, daß du nimmer zählen
Darfſt nun der Placenten Heer,
Und wenn, ſchrecklich! ein paar fehlen,
Nimmer dich ergrimmen mehr.

Selig, daß die Stühle, Spritzen,
Nimmer fallen dir zur Laſt,
Von der Bank der Zipfelmützen
Glücklich dich gerettet haſt.

Träume nun, du Lieber, Treuer!
Friſch der Jugend ſchönen Traum,
Lebe als ein Sel'ger, Freier
Geiſtig außer Zeit und Raum.

Blüthen, die aus Schachteln, Kiſten,
Einſtens dir geduftet nur,
Die genieß' nun an den Brüſten
Der lebendigen Natur.

Heile in kryſtall'ner Quelle
Nun den Schreibkrampf deiner Hand,
Aus dem Aug' dir flöß' die Welle
Aktenſtaub und Silberſand.

Lern' den eklen Schreibtiſch haſſen,
Lieben Luft, Wald, Wieſe, Flur!
Ruf': wie konnt' ich doch verlaſſen
Dreißig Jahr' lang' die Natur?

Ein Reimbrief an meinen Freund Reuß in Heilbronn,

den Schöpfer der Neckardampfſchifffahrt,

als er mit Hut und Regenſchirm in den Neckar fiel und beinahe ertrank.

Mein beſter Freund!
ich hörte heut',
Daß du ſehr kalt gebadet,
Doch was mich herzlich hat erfreut,
Iſt — daß dir's nicht geſchadet,
Den Schirm und Hut nur hab' dabei
Erhaſcht die falſche Neckarfei.

Ein Regenſchirm in tiefer Flut
Iſt wie ein Hut entbehrlich.
Die Fiſche wollt'ſt du mit dem Hut
Complimentiren ſchwerlich:
Du ließeſt beide, ſchwammeſt friſch,
Daß man dich hielt für einen Fiſch.

Da rieſeſt du: „ſeyd nicht ſo dumm!
Ich bin der Reuß, o Hilfe!
Die Fiſche, die ſind ſtill und ſtumm,
Ich aber ſchrei' und gilfe!“
Da ſprachen ſie im Schiff: „beim Zeus!
Es iſt doch kein Fiſch, 's iſt ganz der Reuß!“

Die Schiffer ſtreckten in die Flut
D'rauf einen Baum gewichtig,
Du faßteſt ihn, ſie zogen gut,
Gerettet warſt du richtig.
D'rob ſey dem Himmel Lob und Preis,
Schwimm' lang' noch oben, beſter Reuß!

Warum dir aber das geſchah,
Mein Reuß, will ich dir ſagen:
Der Neckar längſt dich bös anſah,
Daß du ihn ſo läſſ'ſt tragen,
Einſt floß er frei und ohne Kampf,
Du aber ſchufſt ihm Druck und Dampf.

Der Neckar war ein fauler Knecht,
Der niemals recht wollt' ſchaffen,
Da ſpracheſt du: es wäre ſchlecht,
Ließ' man den nur ſo gaffen,
Der Bürger Laſten tragen muß,
Dampfſchiffe trag' der faule Fluß.

Schau', beſter Reuß, dieß iſt ſein Groll,
D'rum wollt' er dich verſchlingen.
Die Schiffer jetzt, iſt's Schiff recht voll,
Den Neckar neckend, ſingen:
„He, Neckar, wird es dir zu heiß,
Spring' an das Land und fang' den Reuß."

An das Wildbad.

Der Prinzeſſin Katharina von Württemberg bei ihrem Aufenthalte daſelbſt als krank im Jahre 1843.

Fee im granit'nen Grunde,
Du Quellgeiſt wunderbar!
Gedenkſt du noch der Stunde,
Wo ich dein Prieſter war?[1]

Es liegen lange Jahre
Wohl zwiſchen dir und mir.
Nymphe, du ewig klare,
Wie blieb mein Herz bei dir!

Sieg iſt mir jede Kunde,
Wie du gefeiert biſt;
Sieg iſt mir jede Wunde,
Die ſchnell dein Zauber ſchließt:

Sieg, daß durch Meeres Ferne
Der Britte zu dir eilt;
Sieg, daß der Franzmann gerne
In deiner Klarheit weilt.

---

[1] Der Verfaſſer war Arzt an dieſer Quelle.

Und wardſt du groß indeſſen,
Daß weit man von dir ſpricht,
Haſt dennoch du vergeſſen
Vergang'ner Tage nicht.

Noch denkſt du jener Stunden,
Wo müd', nach mancher Fahrt,
In dir, um zu geſunden,
Geruht der Rauſchebart.

Der Schlegler Schwerter klirrten,
Ihr Klirren war nicht Scherz,
Da ſandteſt du den Hirten,
Das württemberg'ſche Herz.

Der trug den Herrn behende
Zum lichten Zavelſtein,
Hoch über die Felſenwände
Zum ſichern Thor' hinein.

Die feindlichen Geſellen
Dann fanden leer den Born.
Sieg! ſangen deine Wellen,
Die Schlegler brüllten Zorn.

Wohl freut dich in Gedanken
Die alte Zeit auch oft,
Wo, trotz des Vaters Zanken,
Chriſtoph auf dich gehofft.

Der hat in jenen Stunden
Von dir erlernt die Kraft,
Zu heilen alte Wunden,
Zu einen, wo es klafft.

Du warſt in allen Zeiten
Dem Württemberger treu,
Zum Dank will Sieg bereiten
Der Enkel dir auf's neu'.

Er, der des Herzens Güte
Mit jenem Ahnherrn theilt,
Wie jener niemals müde
Des Landes Wunden heilt:

Er, der mit lichten Hallen
Jüngſt deinen Born umſchloß,
Daß noch mehr Pilger wallen
In ſeiner Wellen Schooß.

Der gab, der Mutter Wonne,
Der gab ſein krankes Kind
In deiner Waſſer Sonne —
Umfang's mit Armen lind!

Schaff', daß es möge ſteigen
Bald aus granit'nem Grund
Zum bunten Lebensreigen
Friſch, fröhlich und geſund!

Sängergruß der Stadt Heilbronn

beim ſchwäbiſchen Sängerfeſte 1851

Seid gegrüßt, Geſangesſöhne!
Von der alten Neckarſtadt,
Die auf eurer Lieder Töne
Sehnſuchtsvoll geharret hat.

Kommt von Norden, kommt von Süden,
Kommt von Oſt, von Weſtens Flur!
Singet Freude, ſinget Frieden,
Wie die Sänger der Natur!

Singet, wie des Waldes Kinder
Schmettern froh durch Feld und Hain,
Wenn nach langem, bangem Winter
Bricht ein Frühlingsſtrahl herein.

Scheint's noch Manchem kalt und trübe,
Laſſet keinem Grame Raum!
Singet Frühling, Leben, Liebe,
Singt der Jugend lichten Traum!

Horcht, es ſingen Nachtigallen,
Wenn auch keine Sonne lacht,
Und noch ferne Donner hallen
Dennoch freudig durch die Nacht.

Singt und eint durch Töne Herzen,
Welche Unnatur entzweit,
Singt und heilt durch Töne Schmerzen
Einer ſorgenvollen Zeit!

Neckar kommt mit luſt'gen Wogen,
Wie es rauſchet, wie es ſingt!
Vögel kommen hergeflogen,
Lauſchen, wem der Sieg gelingt.

Eilt zum Wettſtreit in den Tönen,
Solchen Streit liebt die Natur,
Solche Kämpfer zu bekrönen
Opfert Blüthen gern die Flur.

Und der Wald, der ſängerreiche,
In der jungen Blätter Glanz,
Spendet gern von hoher Eiche
Solchen Siegern einen Kranz.

Kehret ſpät in eure Gauen
Unter Jubel und Geſang!
Denkt des Weines, denkt der Frauen,
Denkt der Männer Heilbronns lang'!

Die Todesſtrafe.

Die Todesſtrafe habt ihr abgeſchafft,
Doch die Natur hält ſie in voller Kraft:
Der Tod verbleibt und härter ſterben müſſen
Wir meiſtens, als durch Köpfen und Erſchießen.

Am 27. September 1850.

Es rufen wie aus Himmelsthoren
Die Glocken heut' lang' tönend fort:
„Heut' iſt der Tag, an dem geboren,
Er, unſers Landes treuſter Hort!“

O ruft's, ihr Herzen, die ihr treulich
Ihn liebet, ruft es fröhlich nach!
Mir aber tönt friſch, was er neulich
Zu mir aus tiefer Seele ſprach.

Verzeihen wird er, daß ich's wage
Zu ſingen, was er traulich ſpricht!
Am frohen Tag' heraus ich's ſage,
Er zürnt dem alten Sänger nicht.

„Was hab' ich noch auf dieſer Erde?
(So war ſein liebes, frommes Wort)
„Das Wiſſen nur, daß ich bald werde
„Geſtellt vor Gottes Auge dort.

„Einſt war es mir, als könnt' ich nimmer
„Die Laſt forttragen durch die Nacht,
„Jetzt hat auf einmal mich auf immer
„Geſtärket Gottes Hand mit Macht.

„Und feſt ein Führer werd' ich bleiben
„Dem Lande, das mir Gott vertraut,
„Sie mögen's noch ſo irre treiben,
„Ich hab' mein Thun auf Gott gebaut!" —

Er ſprach's, ich konnt' an ihm gewahren
Nur frommen Sinn, nicht Haß, nicht Schmerz,
Und aus dem Aug' Ihm ſah, dem klaren,
Das treuſte Württemberger Herz.

Am 27. September 1852.

Sey geſegnet, Tag, der einſtens unſer'm Land' ein Herz gebracht,
D'ran das Land ſein Herz kann legen kühn in jeder bangen Nacht.

Wie einſt Eberhard ſich legte kühn an jedes Bürgers Herz,
Kann der Bürger kühn ſich legen an dieß Herz in Freud' und Schmerz.

Stark iſt es! ſonſt hätt's gebrochen jene harte Zeit entzwei,
Wo es war ſo voll von Liebe, voll von Schmerzen noch dabei.

Gottes Kraft iſt mit dem Herzen! — Hört! jetzt einundſiebzig Jahr'
Trägt dieß Herz und ſchlug voll Wärme wenn's um es auch eiſig war.

Gottes Kraft iſt mit ihm! lange ſchlägt's dem Land' noch liebeheiß,
Wird, bevor es ruht, noch ſchmelzen auch den Kälteſten das Eis.

Ruht's in ſpäter Zeit, wird brechen dieſes Land laut aus in Schmerz,
Und der Kälteſte wird ſagen: „ja! 's war doch ein braves Herz!“

Vor meine Reiſeſchatten[1] geſchrieben.

An die Freunde.

Das ſind die Schatten aus der Jugend Tagen!
O wollet ſie mit alter Lieb' umfangen!
Wenn meine Lieder euch meiſt tönten Klagen:
So ſind hier Scherze: — doch auch die entſprangen
Nur tiefem Gram', den ich in mir getragen.
Ein Grabeshügel ſteht in düſtrer Trauer,
Doch bunte Blumen aus ihm luſtig ſproſſen,
Auf Thränenweiden an der Friedhofmauer
Die muntern Vögelſchwärme ſingen, ſcherzen,
Das Auge glänzt von Thränen übergoſſen,
Der Mund doch lächelt, — das ſind bittre Schmerzen!
Und ſolchen Schmerzen ſind die Scherze, Poſſen,
Die ihr hier leſet, einſtens auch entſprungen.

---

[1] Ich mache auf dieſe mir theure Dichtung meiner Jugend diejenigen der Leſer dieſer Sammlung, die ſie noch nicht kennen, aufmerkſam. Sie befindet ſich im zweiten Bande meiner Dichtungen (Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'ſcher Verlag, 1841), welche Sammlung meine größeren Dichtungen, auch die proſaiſchen, enthält, aber leider durch die ſpäter im kleinen Modeformat erſchienenen Gedichte in den Hintergrund geſtellt wurde.

Sie ſind die Blumen, einem Grab entſproſſen,
Die Vögel, hüpfend auf der Friedhofmauer:
Denn frühe ſchon ergriff mich tiefe Trauer
Und hat das Herz mir bis zum Tod' durchdrungen.

Ich ließ ſie ſeyn, ihr Lieben! ganz die jungen,
Die alte Hand hat ſie nicht umgeſtaltet,
Auch eingedenk, was unſer Freund geſungen:
„Zweimal, ihr Lieben! iſt kein Traum zu träumen,
„Noch das Zerbroch'ne wieder ganz zu leimen.“
So ſind noch jung ſie, wenn auch gleich veraltet.

Der Ring von der Weibertreu.

Dem Herrn Prinzen Hermann von Weimar, mit einem Steinchen von der Burg der Weibertreue

Zum 17. Juni 1851.

Hier einen Stein dir aus dem Reſte
Der alten Burg, der Weibertreu!
Ich ſend' ihn dir zum Hochzeitsfeſte:
Daß ihn nicht Gold umfängt, verzeih'!

Du kannſt ihn, denk' ich, ſelbſt wohl laſſen,
Wenn d'rob auch der Smaragd ergrimmt,
In einen gold'nen Ring Ihr faſſen,
Den Sie von dir am liebſten nimmt.

Steckſt du den Ring Ihr an den Finger,
Sag Ihr: in dieſes Ringes Stein
Iſt ein Geheimniß — nie geringer
Darf er als Diamant dir ſeyn.

Ein alter Troubadour hat neulich
Des Ringes Stein geſendet mir,
Schrieb: „Laß ihn doch als Kleinod treulich
„In einen Ring einfaſſen Ihr.

„Es iſt ein Stein aus alten Tagen,
„Reich an geheimer Zauberkraft:
„Sie ſoll den Ring ſtill glaubend tragen,
„Daß Ihr der Stein nur Gutes ſchafft.

„Würd' je durch dich Ihr Auge trübe,
„So zeige Sie den Ring dir ſchnell,
„Und rufen mußt du: treue Liebe!
„Und küſſen Ihr das Auge hell.

„Es bring' das Tragen dieſes Steines
(So fleh' zu Gott ich Troubadour)
„Das Glück Ihr ſeligen Vereines
„Mit dir in Gott und der Natur.“

Die Rebenblüthe.

Düftereich des Sommers Blumen, Lilien und Roſen ſind,
Doch die duftendſte von allen, doch der Sonne liebſtes Kind

Biſt du, Weines zarte Blume, die im Laube prunklos blüht,
Einzig blickend nach der Mutter, die für dich ſo feurig glüht.

Von den Bergen auf zum Himmel ſteiget deiner Sehnſucht Duft,
Füllt bei Tag, noch mehr in ſtillen Mondennächten, rings die Luft.

Da, von deinem Dufte trunken, träumen ſüß die Vögel all',
Und es ruht in dieſen Nächten ſelbſt das Lied der Nachtigall.

Alle andre Blumen wagen in den Duft zu duften kaum,
Ihm, dem ſüßeſten von allen, laſſen ſie den ſtillen Raum.

Kind der Sonne! hoch auf Bergen! Poeſie dein Leben iſt!
Duften, träumen, während ſtets dich feuriger die Mutter küßt,

Bis du ſtirbſt, wo dann die Traube in ſich deinen Duft ſchließt ein,
Der einſt ſteigt verkläret aus dem klingenden Kryſtall voll Wein.

Lange blüh'n viel' andre Blumen, Weinesblume ſtirbſt ſo früh! —
Lang' gelebt hat, wer gelebet, wenn auch kurz, in Poeſie.

Nach den Regentagen.

Badenweiler den 16 Auguſt 1852.

Badenweiler! Badenweiler! wo war deines Himmels Sonne,
Deine Luft, die zauberreiche, aller Kranken Troſt und Wonne,
Deiner Wälder ſtiller Friede, deiner Matten gold'ner Schein?
Stürme brausten, Regen ſtrömte, hüllte deine Wunder ein.

Viele deiner Gäſte flohen, hofften nimmer helle Tage,
Andre unter Regenſchirmen wandelten in ſtummer Klage,
Einer nur ſchritt hellen Blickes ohne Schirm durch Berg und Thal,
Sah man kommen ihn vermeinte man es käm' ein Sonnenſtrahl.

Oft auf ſchlankem Araberroſſe ritt er trotz der Wolken Dräuen
Auf die Häupter der Gebirge, ließ die unten: „'s regnet!“ ſchreien.

War der Gaſt aus fernem Lande, Jüngling ſeltener Natur?
Nein! es war mein tapfrer König — ſiebzig Jahre zählt er nur.

An Thereſe Milanollo,

mit einem Blumenkranze aus meinem Garten.

Weinsberg im Juli 1852.

Nimm gern auf's Haupt, Italiens Feenkind,
Von einem alten, ſchwäb'ſchen Troubadour
Den Kranz, entſproſſen ſeiner eig'nen Flur!

Horch! ſeine Saiten meiſt geſprungen ſind,
Müd' iſt ſein Haupt, ſein Auge iſt halbblind.

Doch Zauberin! wenn deine Saiten tönen
Im Jubelklang, im Klang von Seufzen, Sehnen,
Als Pſalm, als Tanz, als Sang, als Vogellaut,
Wird leicht ſein Haupt und licht ſein Auge ſchaut
Durch den Kryſtall verhalt'ner Wonnethränen.

An Dieſelbe.

Baden-Baden den 7. Auguſt 1852.

Herz! ich hab' es wohl erwogen:
Aus dir ſelbſt ſind dieſe Laute,
Und dieß Holz und dieſer Bogen
Sind nur deine Herzvertraute.

Wer nicht weiß, daß aus dir klingen
Dieſe Zauber, könnte fragen:
Wer hat eines Engels Singen
Aus dem Himmel hergetragen?

Wieder bald würd' er vermeinen,
Daß aus tiefem Erdengrunde
Stiege Klagen, Beten, Weinen
Aus gefall'ner Geiſter Munde.

D'rauf ertönt's ihm wie ein Schallen
Fernen Dom's geweihter Glocken,
Plötzlich, wie von Nachtigallen
Sehnſuchtsvoller Liebe Locken.

Das ſind Laute deines Herzens,
Die nicht Kunſt aus dir erzwinget,
Laute ſind's der Luſt, des Schmerzens
Wie ſie die Natur nur ſinget.

Aerztliches.

Weh'! mein Freund liegt auf dem Lager
Abgezehret zum Skelett.
Spricht der Arzt: „O! daß er mager
Wird, iſt beſſer als zu fett.
Warmer Regen ſtatt des Schnees
Bringt das End' ihm ſeines Wehes,
Daß er froh ſpringt aus dem Bett.“

Bald fällt warmer Regen immer
Und der Schnee, der kalte, flieht,
Doch es wird der Kranke ſchlimmer.
Spricht der Arzt: „O! das geſchieht,
Weil die Luft wird immer näſſer.
Heller Himmel wär' ihm beſſer,
Wolken machen immer müd'.“

Endlich ſtrahlt die Sonne helle,
Doch der Kranke hat vollbracht;
Spricht der Arzt: „Nur weil zu ſchnelle
Kam die Sonne ſo mit Macht,
Starb er, konnt' nach trüben Tagen
Nicht das grelle Licht ertragen:
Habe das voraus gedacht.“

Nach Edenkoben.

An König Ludwig von Bayern

August 1852.

Könnt' ich aus des Körpers Weh
Eine Lerche frei mich ſchwingen,
Hell ob deiner ſonn'gen Höh',
Königlicher Aar zu ſingen:

O dann ſäng' ich zu dem Rhein
Wie zur Iſar ich geſungen:
„Hört, o hört! Er iſt's allein,
Dem das hohe Werk gelungen:

Nach farbloſer banger Zeit,
Die uns thränenſchwer umzogen,
Auszubreiten hoch und weit
Einen farb'gen Regenbogen.

Daß gedrückte Poeſie,
Müde Kunſt auf deutſcher Erden
Wieder friſch erblühend wie
In vergang'nen Tagen werden.

Blicke froh hinab zum Rhein,
Horch, dir jubeln ſeine Wogen!
Ueber ihm im gold'nen Rhein
Wölbt ſich deiner Liebe Bogen."

Köln und Spey'r bezeugen das,
Farben ſprechen's aus und Steine
Und hellklingend manch' ein Glas,
Das ein Hoch dir bringt am Rheine.

Der ſtillen Fleißigen.

Baden im Auguſt 1851

Sanftmüthige Thereſe du!
Oft hab' ich ſtill bei mir bedacht,
Wie täglich ohne Raſt und Ruh'
Du ſchaffeſt bis zur ſtillen Nacht.

Leb' wohl! und geh' noch lange ſtill
In dieſen Zimmern ein und aus,
Und wenn der liebe Gott es will,
Komm' ich bald wieder in dein Haus.

Doch komm' ich nicht, glaubſt todt mich du,
Sprich: „Schade! er war gut mir ganz,
Ich bet' für ſeiner Seele Ruh'
Inbrünſtig einen Roſenkranz!“

Im Garten im Mondlicht.

Im Garten im Mondlicht
Vernehm' ich ein leiſes
Flüſtern und Streiten.
Lilien und Roſen
Streiten, wer ſchöner
Von ihnen blühe:
Wenden die Häupter
Nach mir hin, — ich gehe,
Der Mond ſieht euch blühen,
Der ſoll's entſcheiden!

Die ſteigende Lerche.

Wohl fühlt mein Leib ſich nimmer müd',
Wenn Lieder ſeiner Bruſt entſpringen,
Der Lerche Leib doch hebt das Lied
Empor, wie ſie's beginnt zu ſingen.

Sie kann am Boden bleiben nicht,
Iſt unten noch ſo warm ihr Lieben,
Aufſteigt ſie ein roman'ſches Licht,
Vom Feuer des Geſang's getrieben.

Der treueſte Freund.

Erzählet hat ein Vetter mir
Wie's mit der Freundſchaft ihm erging,
Getreu wie ich's von ihm empfing,
Will ich's erzählen wieder hier.

Er ſprach: „Als Jüngling hab' ich laut
Einmal geſchrieen und geweint,
Weil treulos mich verrieth ein Freund,
Auf den ich Felſen hätt' gebaut.

Da ſprach mein ält'rer Bruder: Thor!
Willſt einen Freund du, der dir treu,
Mußt legen einen Hund dir bei!
Das kam mir damals ſündlich vor.

Jetzt, wo im Alter ich gewahr',
Wie Menſchentreu' ein ſelt'ner Fund,
Hab' ich gekauft mir einen Hund
Und ſeufzte: Bruder! ſprachſt wohl wahr!"

An meine Tochter Marie Niethammer.

O du mein liebes, treues Kind,
Haſt Weniges von mir empfangen!
Von Einem, der von uns gegangen,
Meiſt deines Herzens Schätze ſind.

Wie war der treu einſt jeder Pflicht,
Wie lieb, wie nimmer ich find' Einen!
Er ſtarb, doch glaub' mir! von den Seinen
Da ging er nicht, da ging er nicht!

Er iſt bei dir noch jeden Tag,
Bei ſeinen Kindern, bei uns allen,
Ich fühl' ihn durch mein Herz oft wallen,
Dann friſcher wird ſein müder Schlag.

Dank ihm! ſein Herz hat in dein Herz
Geleget einen Schatz hienieden
Von Liebe, Treue, Demuth, Frieden,
Der trägt dich zu ihm himmelwärts.

Möcht' noch einmal luſtig ſeyn!

Möcht' noch einmal luſtig ſeyn
Wie in jungen Tagen,
Eh' das Leben Stein um Stein
Mir in's Herz getragen.

Luſtig, wie ein Vogel ſchwingt
Sich in blaue Lüfte,
Luſtig, wie die Gemſe ſpringt
Ueber Felſenklüfte!

Luſtig, wie der Waldbach rennt
Nach den blum'gen Wieſen,
Wie durch's helle Element
Fiſchlein luſtig ſchießen!

Fort iſt alle Leichtigkeit,
Fort der Flug nach oben!
Ja! ja! Steine hat die Zeit
Mir in's Herz geſchoben!

Und die Schwere drückt mich noch
Nieder zu der Erden.
Werd' kein Engel, könnt' ich doch
Nur ein Vög'lein werden!

Der Traum vom Orchideenhauſe.[1]

An die Prinzeſſin Marie von Württemberg, vermählte Gräfin v. Neipperg.

In letzter Nacht iſt es geſchehen,
Da führt' durch deines Gartens Raum,
In's warme Haus der Orchideen
Mich ſchnell ein mondverklärter Traum.

Die Wunderpflanzen heißer Zonen
In dem kryſtall'nen ſtillen Saal,
Mit rieſ'gen Blättern, bunten Kronen,
Wie feenhaft im Mondenſtrahl!

Ob all' die trop'ſche Blüthenfülle
Des Friedens Palme hoch ſich hebt,
Jetzt, welch' ein Licht! wohl durch die Stille
Dort eine Sonnenjungfrau ſchwebt?

---

[1] Das Glashaus zu Schwaigern, in welchem ſich die Gewächſe heißer Zonen, namentlich die aus Meriko, befinden.

Sind's Sylphen, die im Mondſtrahl wiegen
Auf Blättern ſich, ſind's Blüthen licht?
Und jetzt, mich müßt' mein Ohr nur trügen,
Hört' ich die Palme beten nicht?

Aus allen Blüthen ſtrömet Frieden,
Die Palme flüſtert hörbar mir:
„Der Blumen Frieden mög' beſchieden
„Von Gott heut' ſeyn, Maria, dir!“

Leis ſprach ich's nach und d'rauf erwacht' ich,
Der Tag, der dich gebar, erſchien:
Ja gern ſtatt aller Throne, dacht' ich,
Nimmt Sie der Palmen Frieden hin.

An den Barbariniſchen Faun

in der Glyptothek zu München.

Ha, Götterfaun! wach' auf! du lebeſt!
Sag', welch' ein Zauber dich einſt traf,
Daß du Jahrtauſende ſchon ſchwebeſt
Halb zwiſchen Wachen, zwiſchen Schlaf?

Doch jetzt, doch jetzt, ich ſeh's, erwachſt du,
Hebſt Haupt und Glieder, — mir wird bang':
Denn was in kalter Welt hier machſt du?
Ach! deine warme ſtarb ſchon lang'!

Doch nein! fortſchläfſt du; gar zu ſüß dir,
Scheint dir des Traumes Luſt zu ſeyn.
Ein Halbgott formte dich, — der blies dir
Den halblebend'gen Athem ein.

An des Herrn Prinzen Adalbert von Bayern Königliche Hoheit.

1852.

Als ich in deiner Jugendfülle,
Dort in des Vaters Schloſſ' am Main
Zuerſt dich ſah, da dacht' ich ſtille:
O könnt' ich dem ein Freund doch ſeyn!

Wie blickt ſo lieb, wie eine Blüthe
Aus beſſrer Welt, ſein Aug' auf mich!
Da möcht' ich ſprechen: Gott behüte
In dieſer Welt, o Blüthe dich!

Möcht' ſprechen: Herz aus beſſrem Sterne!
Wie kameſt du in eine Zeit,
Wo Lieb' und Treue fleh'n, — und gerne
Ein warmes Herz wird kalt beſchneit.

Hätt' noch mein Herz der Jugend Gluthen,
Ich wollt' in Tagen kalt und trüb
Es freudig in dein Herz verbluten,
So hab' ich dich von Herzen lieb!

In Sternen hab' ich nicht geleſen,
Auch nie auf den Kryſtall gebaut,
In deinem Augen doch dein Weſen:
Natur und Liebe, klar geſchaut.

Du wäreſt groß ſchon auf der Erden,
Bliebſt du der ſelt'ne Menſch allein,
Doch ſoll's nach Gottes Rathſchluß werden,
Daß eine Krone dir muß ſeyn:

Wirſt du mit Gott ſie muthig tragen,
Der Ehre und der Pflicht getreu, —
Dann ſtehe der, der ohne Klagen
Einſt Dornen trug, dir liebend bei.

Dem tapfern von Barttruff.[1]

Am 70. Geburtstage.

Heil dir Herz, in das der Himmel
Einſtens dieſe Kraft gelegt,
Daß, nach all' dem Zeitgetümmmel,
Es noch warm und freudig ſchlägt,

Daß, all' jene blut'ge Schlachten,
Rußlands Hunger, Froſt und Eis,
Seuchen, nicht den Tod ihm brachten. —
Heil dir Herz! doch Gott den Preis!

Ja mein General! noch ſtehſt du
Da, — kein Greis, ein Jüngling ſchier,
Und mit Kugeln Unkraut mäh'ſt du,
Will's dein König, heut' von dir.

---

[1] Von Barttruff, Generallieutenant in württembergiſchen Dienſten, zeichnete ſich durch Geiſt und Muth in einer Reihe von Feldzügen, beſonders als Befehlshaber der Artillerie, aus, und war ein inniger Freund und Kampfgenoſſe eines verſtorbenen Bruders von mir.

General! gleich der Kanone
Biſt Metall du gut von Klang,
Feind von jedem falſchen Tone,
Freund von Harmonie und Sang.

Und obgleich an deine Ohren
Donnernd ſchlug manch' blut'ger Sieg,
Haſt du dennoch nicht verloren
Herz! die innere Muſik.

Wenn, Soldat! Dir tapf'rer Treuer!
Auch der Tod nicht Schrecken hat,
Kommandir' für dich er: „Feuer!“
Erſt wenn du biſt lebensſatt.

Einer, der vorangegangen,
Wird dich dann im ew'gen Licht'
Gott! mit welcher Freud' empfangen!
Kennſt ihn wohl, — ich nenn' ihn nicht.

An Zoë.

Straßburg 1852

Daß du ein ganzer Engel nicht,
Das, Zoë! kann ich nicht beklagen,
Du würdeſt ſonſt zu bald zum Licht
Des Himmels aus der Welt getragen.

Bleib' in der Welt, wenn auch mit Schmerz;
Vermähl' dich einem Menſchenbengel,
Und mache durch dein frommes Herz
Den wenigſtens zum Viertelsengel.

Habt Acht!

Jedweder ſitzt, hab's oft bedacht,
Auf einem Stuhle mit drei Füßen,
Und nimmt er ſich nicht recht in Acht,
Kann flugs er auf den Boden ſchießen.

An Dichterinnen.

„Die Kochkunſt iſt Poeſie fürwahr,"
Schrieb Novalis vor vierzig Jahr'
D'rum geſchmackvolle Gerichte
Wohl zu verdau'n,
Sind auch — (kocht! kochet!) — Gedichte,
Poetiſche Frau'n!

Kochlöffel und Feder.

Der Kochlöffel von Lindenholz,
Rühriges Weiblein! verbleibe dein Stolz!
Beſſer dir ſteht er
Als die Gansfeder.

Rupfe und brate die Gans recht fein!
Aber die Federn der Schwinge
Bringe
Dem Mann' herein!

Impromptu

bei einer Verſammlung von Naturforſchern, auf den Herzog
Paul von Württemberg.

Ein Forſcher iſt hier,
Gegen den alle wir
Nur Stubengelehrte.
Denn wer hat wie der
In die Kreuz und die Quer'
Durchmeſſen die Erde
Als wenn ſie ein Gall'ſcher Schädel nur wär'?

Kopfhängen, o Wehmuth, Führt nicht zur Demuth!

Hängt ihr den Kopf, daß zur Erd' er ſich richte,
Schaut ihr dort Würmer und and'res Gezüchte,
Tretet als Rieſen
Sie mit den Füßen.

Heb' ich den Kopf hoch nach himmliſchen Fernen,
Schau' ich dort Sonnen und Meere von Sternen,
Bet' ich und wein' ich
Fühlend wie klein ich!!

Unter eine lithographirte Abbildung meines Kopfes.

Meiſtens ſchaute meinen Kopf man hingezeichnet dick und rund
Einem Kürbis gleich, in den man einſchnitt Augen, Naſ' und Mund.
Jetzt kam Einer, der den Kürbis in die Länge zog. — Ihm Dank!
Iſt genießbar doch mein Kopf nun, eine Gurke ellenlang.

Der Negationsrath.

Ein Legationsrath mag mir ſeyn ein Mann ganz lieb und bieder,
Aber ein Negationsrath, der iſt gänzlich mir zuwider,
Spricht ein ſolcher, wird mir's armem Senſitiven übel immer
Und beſonders wenn ein ſolcher gar noch iſt ein — Frauenzimmer.

An die Prinzeſſin Sophie von Württemberg.

Bei ihrer Abreiſe aus dem Vaterlande als Prinzeſſin von Oranien.

Des Landes Himmel weint bei deinem Scheiden:
Denn ach! wie liebt dich dieſes Land von Herzen:
Es möcht' mit ſeinen Thränen dich begleiten,
Möcht' gehen, wo du gehſt, in Luſt und Schmerzen.

Doch ſendet's nach dir einen Abgeſandten —
Der Glückliche allein darf mit dir gehen —
Den Neckar ſendet's nach dir, den Bekannten,
Im Rheine mit dir ziehend, ungeſehen.

Der ſoll dir täglich ſagen unſ're Liebe. —
Doch plötzlich, welch' ein Licht auf deinen Wegen!
Der Mutter Geiſt, verſcheuchend alles Trübe,
Schwebt ſeinem Kind' auf ernſter Bahn entgegen.

An ein mit Karten ſpielendes Dichterkind.

Du in einem Dichtergarten
Aufgewachſ'nes, liebes Kind!
Reiche her mir deine Karten!
Iſt mein äuß'res Auge blind,
Kann dir doch mein inn'res ſagen,
Kind! von deinen künft'gen Tagen!

Aber wie ich ſie will ſehen,
Da erſcheint ein Engel licht,
Spricht: laſſ' dieſes Schauen gehen,
Wiſſen ſoll man Künft'ges nicht!
Sage nur: Kind, wird dir's trübe,
Wird dir's hell durch Demuth, Liebe!

An Heilbronn.

Im Jahre 1856

Liebe Stadt! ſo oft ich gehe
Durch die hellen Straßen dein,
Schmerzt es mich, daß ich jetzt ſehe
Alles nur in trübem Schein.

Habe hell in dir geſehen
Einſt manch' freundliches Geſicht,
Sah' viel Liebes ſtehen, gehen,
Doch jetzt ſieht's mein Auge nicht.

Und an Manchem, dem ich faſſen
Möcht' die Hand zu trautem Gruß,
Schreitend durch dieſelben Gaſſen
Ich vorübergehen muß.

Zieht dein Himmelslicht das klare
Spurlos bald an mir vorbei,
Liebe Stadt, o ſo bewahre
Mir nur deine Wärme treu!

Stadt! die liebend meine Kinder
In den Schooß genommen hat,
Biſt, wie ihnen mir nicht minder
Eine zweite Heimathſtadt.

Stadt! die freundlich mir geweſen
Dreißig lange Jahre faſt,
Laß' auf meinem Grabe leſen:
„Weinsberg's Bürger, Heilbronn's Gaſt.“

Die Veilchen.

An Marie Kerner, mit Liedern von mir und ihrem Gatten

Du trägſt die Kunſt und die Natur
Mit gleicher Liebe warm im Buſen,
Und wandelſt gern in Wald und Flur,
Wie im kunſtreichen Saal der Muſen.

Dein Liebſter ſchuf manch' ein Gedicht,
Sein Vater auch iſt halb ein Dichter,
Und ſind wir wie dein Goethe nicht
Poet'ſchen Himmels helle Lichter:

Bringt doch ein kleines Lied dir Luſt
Von uns, die wir noch warm verbanden,
Steckſt Veilchen gern an deine Bruſt
Zu alter Tage Diamanten.

Berlin und Wien.

Kein Körper kann beſteh'n mit einem Kopf' allein,
Es leget Gott in ihn ſtets auch ein Herz hinein.
Dem deutſchen Körper gab zum Kopfe Gott Berlin,
Als Herz doch legt' er Wien, das herzliche, in ihn.

Badenweiler.

1851

Sey mir gegrüßet Badenweiler's Au'!
Ein Stück Italiens auf deutſchem Grund,
Gebroch'nem Herzen, müdem Haupt', welch' Fund,
Mit deinem Heilborn, mild'rer Sterne Thau!

Hier webet friſch aus blauem Himmelszelt
Ein Hauch der Heilung über Wald und Flur:
Der Athem iſt's der liebenden Natur,
Noch unverwiſcht mit Dünſten dieſer Welt.

Auf zu der Berge Haupt! O welch' ein Glanz
Von Himmel und von Erde! dort im Schein'
Des Sonnengolds der alte deutſche Rhein
Und der Vogeſen dunkelblauer Kranz!

Gebirge wölben ſich in grüner Pracht,
Zu ihren Füßen Matten lichterfüllt,
Die gießen in ein krankes Herze mild
Ihr Grün in Schatten bis zur grünen Nacht.

Dort aus der Wälder ſtummer Finſterniß
Hebt ſein zerriſſ'nes Haupt ein alter Thurm,
Hier ein Granitblock, den Natur im Sturm'
Der Elemente aus der Erde riß.

Und tief, tief in der Waldgebirge Schooß,
O welche Ruh'! Nur leiſer Vogelſang,
Das Rauſchen nur vom grünen Felſenhang
Kryſtall'ner Waſſer über Stein und Moos!

Oft tauchen aus geſpalt'ner Felſen Schlund
Berggeiſter auf. Wie manch' ein Silberſtreif
Noch durch die Tiefen blitzt, zum Heben reif,
Thun ſie im Mondſchein irren Wand'rern kund.

Der Rebenhügel heller, ſonn'ger Schein
Verklärt der Waldgebirge dunkle Nacht;
Noch tiefer ruht in der Gewölbe Nacht
In Städten, Dörfern all' der gold'ne Wein.

Land unter mir! ſichtbar in Himmels Huld,
O Breisgau, Deutſchlands bunter Blüthenſtrauß!
Ich breite betend meine Arme aus:
Gott ſchütze dich vor Unnatur und Schuld.

Du aber, Kranker! ſuch' den Aufenthalt
Hier in der Berge grünen Einſamkeit;
Hier heile dich, wie 's wunde Reh ſich heilt
Am hellen Born' im tiefen, tiefen Wald.

Ade von Badenweiler.

O laſſ' noch einmal, müdes, krankes Haupt!
Von dieſen reinen Lüften dich umzieh'n!
Saug' einmal noch dieß hundertfache Grün
In dich, du Auge, halb des Licht's beraubt!

Strömt ein! ſtrömt ein! (Mach' volles Herze Raum!)
Du Sonnengold, du Waldgrün! Duft und Luft! —
Wohin mit euch? — Zur farbenloſen Gruft,
Im ſchwarzen Sarg' zu träumen lichten Traum.

An eine Fremde.

Badenweiler 1851

Ich ſah zuerſt dich warmes Kind!
Hier, wo aus den granit'nen Tiefen
Heilwaſſer gute Feen rieſen,
Und all' der Waldnacht Wunder ſind.

Du biſt ſo feenhafter Art,
Für alles Gute wie geſchäftig!
So zart, ſo zart und doch ſo kräftig,
So weich, ſo weich, und dir ſo hart!

Weiß nicht, wo dein Geburtsort iſt,
Doch hab' ich ſchon bei mir geſchworen:
Daß du in Tiefen hier geboren,
Und eine Fee des Blauen[1] biſt.

---

[1] Einer der höchſten Berge des Schwarzwaldes bei Badenweiler.

Im Tannenwalde.

In Badenweiler 1851.

O Tannenwald, du in der Hoffnung Kleid!
Nimm den, dem alle Hoffnungen erſtarben
Heut' auf in deine grüne Einſamkeit,
Send' in ſein krankes Auge deine Farben.

Die Zweige flüſtern: Fall', ein glaubig Kind,
Hier betend nieder! doch in bange Klagen
Bricht aus mein Herz: Gott! warum ward ich blind?
Gott! warum haſt dein Kind auf's Haupt geſchlagen?

Da fliegt ſingend auf ein Vögelein,
Das trillert freudig nieder in die Stille,
Es fällt ein Schuß. — todt ſinkt es in den Hain.
Ich bin nicht mehr. — Gott es geſcheh' dein Wille!

Der Grundton der Natur.

Oft hör' ich, geh' ich einſam auf der Flur,
Leiſ' einen Ton unnennbar tiefer Klage,
Und wenn ich dann erſtaunt, was tönt ſo? frage,
Lacht's laut: das iſt der Grundton der Natur!

Freude aus Schmerz.

Aus den Schmerzen quellen Freuden,
Aus der Freude quillt der Schmerz.
Wär' kein Wechſel von den beiden,
Folgten nicht auf Freuden Leiden,
Würd' nicht warm ein Menſchenherz.

Nach den Thränen ſtellt im Leben
Sich auch oft das Lachen ein,
Thränen haben auch die Reben,
Aber trotz der Thränen geben
Sie den luſt'gen, gold'nen Wein.

Der Balſam des wunden Herzens.

Jüngſt hub ich an mein altes Herz
In einer Nacht im Traum' zu fragen:
Biſt du von Stein? biſt du von Erz,
Daß du ſo lang' und ſchwer kannſt tragen?

Und wär' ich Erz, und wär' ich Stein,
Antwortete das Herz, das alte,
Dennoch hätt' längſt in mich hinein
Der Gram geriſſen eine Spalte.

Ich frug: Was hat erhalten dich?
Da ſprach das Herz: — das, kannſt d'rauf bauen,
Daß mit dem Blute immer mich
Durchfloß ein Balſam, Gottvertrauen.

An meine Enkelin Agneſe Gſell.

Komm' in mein Herz, mein liebes Kind!
Du findeſt Raum noch in dem Herzen,
Ob gleich es voll von alten Schmerzen,
Und ſchwere Steine in ihm ſind.

Ein Ecklein iſt noch da, drin's lacht,
In dem kein Schmerz iſt, d'rein mußt ſitzen,
Wirſt in ihm wie ein Sternlein blitzen
In eines Winters kalter Nacht.

Im Spätherbſt.

Längſt zu Haus die Früchte ſind,
Doch am blätterloſen Baume
Hängt noch ein vergeſſ'nes Kind,
Eine überreiſe Pflaume.

Falle nur, eh' Schnee und Eis
Kommen mit der Nacht, der langen,
Und du dann am dürren Reis
Eingeſchrumpft und kalt wirſt hangen.

Beſſer iſt's, im vollen Saft
Noch zu fallen, als zu halten
Bis vertrocknen Saft und Kraft,
Und der Tod ſchaut aus den Falten.

Menſch! du Gefang'ner in der Welt!

Menſch! du Gefang'ner in der Welt!
Ertrag' dein Loos demüthig ſtille,
Und wie es dir auch immer fällt,
Iſt's eines Gottes heil'ger Wille.

Geſprochen hat ja die Natur
Das Todesurtheil doch uns allen,
Geheim hält ſie die Stunde nur,
In der das Beil wird auf uns fallen.

Herz! mache deine Thore weit!

Einſeitigkeit, Engherzigkeit,
Das ſind der Erde Jammer!
Herz! mache deine Thore weit!
Herz! dehne deine Kammer!
Dann ſteh' ich auf's Gebirg' voll Luſt
Und ruf' und ruf':
Herbei! herbei!
Was Gott erſchuf,
Was es auch ſey,
Das findet Platz in meiner Bruſt!

Die Blumenkirche.

Schau' dieſes Haus! oft wenn's mit ſeinen Strahlen
Der Mond erhellet, blickt herab ein Bild,
Ein bleiches Mädchenbild, ein Bild zum malen
Schön — in ein weißes Nachtgewand gehüllt.

Im hellen Mondſchein wandlen nicht Geſpenſter —
Nachtwandlerin die Bleiche iſt — kein Geiſt.
Oft ſingt ſie leiſ', oft ſpricht ſie aus dem Fenſter,
Oft betet ſie und dieſes allermeiſt.

Jetzt ſtrahlt der Mond in ſeiner vollſten Fülle,
In Licht und Duft der Garten unten ſteht,
Die Bleiche kommt, ruft nieder in die Stille:
„Ihr Blumen! fromme Blumen! zum Gebet!“

Lang' kniet ſie ſtill, dann ſpricht ſie: „hört ihr's ſingen?
„Zur Blumenkirche wird der Garten, glaubt.
„Aus Blumenglocken tönt ein helles Klingen,
„Die Lilie erhebt zu Gott ihr Haupt!

„Die Nachtviole ſüßen Weihrauch ſendet,
„Zur Leidensblume, zum Johanniskraut
„Das müde Haupt manch' andre Blumen wendet
„Zu beten jetzt mit dieſen Frommen laut.

„Laß über dir mich, lichte Kirche, knien!“
So ſpricht ſie, ſchreckt zuſammen und erwacht,
Als ſchwarze Wolken ſchnell den Mond umziehen,
Und ihre Blumenkirche ſinkt in Nacht.

Laßt mich!

Laßt mich, dem's nicht der Mühe werth
Sich noch um dieſe Welt zu kümmern,
Der wachend und in Träumen hört,
Wie nahe ſie den Sarg ihm zimmern;

Dem matt das Herz ſchlägt, tief verletzt,
Dem's milde Haupt halb ſchlummernd brütet,
Nach dem der Tod den Fuß geſetzt,
Und ihm die Hand zum Gehen bietet.

Doch wo der ihn hinführet nun,
Das wiſſen die nicht, die ihn preiſen,
Nicht die, die tadeln nur ſein Thun, —
Zuſchlägt ob ihm ein Thor von Eiſen.

Ein Spruch.

Weiß nicht, woher ich bin gekommen,
Weiß nicht, wohin ich werd' genommen,
Doch weiß ich feſt: daß ob mir iſt
Eine Liebe, die mich nicht vergißt.

Mild weht die Luft.

Mild weht die Luft, klar ſtrahlt des Himmels Licht,
Doch Licht und Luft, ihr heilet doch mich nicht!
Die Erde thut's — thut's nicht in ihrer Pracht, —
Nein, nur in ihres Schooßes ſtummer Nacht.
Was wird da ſeyn? ich hoff' und glaube Ruh',
Und ſchließ' getroſt die müden Augen zu.

Der letzte Blüthenſtrauß.

An die Freunde.

Ich band Euch hier den letzten Blüthenſtrauß! —
Treibt aus mir weiter Blüthen, Schmerz und Luſt,
Doch reichen wohl die wenigen nicht aus
Zu einem Kranze, einem Strauß der Bruſt.

Bald nimmt auch wohl die liebende Natur
Mich in die Arme, endend Lied und Schmerz,
Dann ſuchet jene wen'gen Blüthen nur
Euch ſelbſt, und ſteckt ſie ſelbſt euch an das Herz.

Die leere Seite.

Hier iſt noch eine Seite leer!
Wohlan! ich füll' ſie noch mit Reimen!
Laut ſing' ich, bis mir altersſchwer
Die Zunge wird, dann leis in Träumen.

Der Vogel, hat zur Ruh' gebracht
Sein Haupt er unter müden Schwingen,
Beginnt manchmal im Traum' der Nacht
Leis, leis im Innerſten zu ſingen.

In demſelben Verlage ſind in gleichem Formate und gleicher Ausſtattung wie gegenwärtige Ausgabe folgende Werke erſchienen:

Freiligrath's Gedichte.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Geibel's Juniuslieder.
Rthlr. 2. 6 Ngr. oder fl. 3. 48 kr.

Goethe's Egmont.
26 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

Goethe's Fauſt.
Rthlr. 2. 25 Ngr. oder fl. 4. 48 kr.

Goethe's Gedichte.
Zwei Theile.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Goethe's
Hermann und Dorothea.
brochirt 15 Ngr. oder — 54 kr.
gebunden 26 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

Goethe's
Iphigenie auf Tauris.
27 Ngr. oder fl. 1. 30 kr.

Goethe's
Torquato Taſſo.
Rthlr. 1. 6 Ngr. oder fl. 1. 45 kr.

Goethe's Erlinde.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Herder's Cid.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Homer's Ilias
von
Johann Heinrich Voſs.
Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 30 kr.

Homer's Odyſſee
von
Johann Heinrich Voſs.
Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 30 kr.

Hölderlin's Gedichte.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Juſtinus Kerner's lyriſche Gedichte.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Gottfried Kinkel's Gedichte.
Rthlr. 2. 22½ Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Gottfr. Kinkel's
Otto der Schütz.
Eine rheiniſche Geſchichte in zwölf Abenteuern.
26 Ngr. oder fl. 1. 24 kr.

Lenau's Gedichte.
Zwei Theile in Einem Bande.
Rthlr. 3. 15 Ngr. oder fl. 6.

Das Nibelungenlied
von
Dr. Karl Simrock.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 30 kr.

Oehlenſchläger's Gedichte.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Platen's Gedichte.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 30 kr.

Otto Roquette's Liederbuch.
Rthlr. 1. — oder fl. 1. 45 kr.

Otto Roquette's
Waldmeiſters Brautfahrt.
Ein Rhein- Wein- und Wandermärchen.
15 Ngr. oder 48 kr.

Otto Roquette's
Der Tag von St. Jakob.
24 Ngr. oder fl. 1. 12 kr.

Schiller's Gedichte.
Zwei Theile in Einem Bande.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 12 kr.

Schiller's
Braut von Meſſina.
Rthlr. 1. oder fl. 1. 36 kr.

Schiller's Don Carlos.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 12 kr.

Schiller's Maria Stuart.
Rthlr. 1. 15 Ngr. oder fl. 2. 24 kr.

Schiller's Wilhelm Tell.
Rthlr. 1. oder fl. 1. 36 kr.

Schiller's Wallenſtein.
Zwei Theile in Einem Band.
Rthlr. 2. oder fl. 3. 12 kr.

Schwab's Gedichte.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Tegnér's Frithiofs-Sage.
Aus dem Schwediſchen überſetzt
von
Amalie von Helwig, geb. **Freiin von Imhoff.**
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Uhland's Gedichte.
Rthlr. 2. 22½ Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Wieland der Schmied.
Heldengedicht
von
Karl Simrock.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Zedlitz's Gedichte.
Rthlr. 2. 20 Ngr. oder fl. 4. 30 kr.

Zedlitz's Soldatenbüchlein.
Dritte Auflage.
15 Ngr. oder 48 kr.

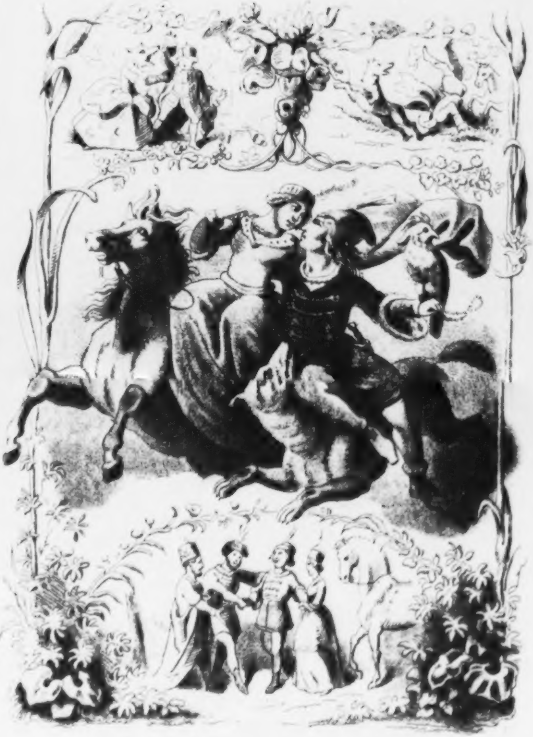
Zedlitz's Waldfräulein.
Ein Mährchen in achtzehn Abenteuern.
Rthlr. 1. 20 Ngr. oder fl. 2. 42 kr.

Annette von Droſte-Hülshoff,
Das geiſtliche Jahr.
Nebſt einem Anhang religiöſer Gedichte.
Rthlr. 1. 6 Ngr. oder fl. 2.

Iwan Zarewitſch

und

der graue Wolf.



Das Mährchen

von

Iwan Zarewitſch & dem grauen Wolf

von dem ruſſiſchen Dichter

Joukowsky.

Mit einem Vorwort

von

Juſtinus Kerner.

* * *

Stuttgart.
Hallberger'ſche Verlagshandlung.
1852.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Stuttgart. Druck der Hallberger'ſchen Offizin.

Vorwort.

Als ich mich im Sommer des Jahres 1851 erkrankt zu Baden-Baden aufhielt, fand ich eine meine Leiden lindernde Wärme weniger in Baden-Badens Heilborn, als in der eines Herzens aus kaltem Norden, in deſſen Fülle von Wärme, Kraft, Reinheit und Kindlichkeit ich mich mit allem meinem Leiden wie in einer Heilquelle verſenkte: es war dieß des ruſſiſchen Dichters Joukowsky's Herz.

Die Bekanntſchaft dieſes edlen, dieſes geiſtig ſo reich begabten Mannes, war nach einem für mich in vieler Hinſicht trüb und kalt geweſenen Winter ein wahrer Hauch des Frühlings in ein krankes, vom Froſte der Zeit erſtarrtes Herz. Er, der Schöpfer ſo vieler herrlichen Dichtungen in der Sprache ſeiner Heimath, er, der glückliche Uebertrager aller Balladen Schillers in dieſe Sprache, und noch mehr der Odyſſee, war auch ſchon längſt Freund und Vertrauter meiner kleinen Lieder, und öffnete den Vorträgen neuerer von mir, in den ſchönen Sommerabenden, die ich in ſeinem und ſeiner edlen Freunde Kreiſe zubrachte, freundlich Ohr und Herz.

Auch Mittheilungen ſeiner eigenen Dichtungen machte er mir, und als er ſah, wie ſehr mich ſein farbenvolles, kindliches Mährchen, das Mährchen von „Iwan Zarewitſch und dem grauen Wolfe", anſprach, übergab er es mir, um es von mir in das deutſche Publikum eingeführt zu ſehen.

Die Ueberſetzung deſſelben (urſprünglich nur für den engern Kreis der Freunde beſtimmt) rührt von einem andern der deutſchen Freunde Joukowsky's her, der deſſen Beiſtimmung zu ſolcher weitern Veröffentlichung einholte und auch erhielt.

Nach Mittheilung des Verfaſſers nahm derſelbe dieſes Mährchen ganz aus dem Munde des Volkes, dadurch, daß er das Mährchen von Iwan und dem grauen Wolfe, und das von der Babajaga und Kotſchai, dem Unſterblichen, in Eines verband. Dieſe Verbindung iſt ſehr gelungen und finden wir Deutſche in ſolcher auch alte Anklänge und Bekannte, ſo finden wir ſie gar gerne wieder in dieſem naiven und kindlichen Vortrage und ſo reich mit friſchen

Farben belebt. Eine eigene ſehr gelungene Zugabe des Dichters iſt eine Beſchreibung des Hochzeitfeſtes. In Humor und maleriſcher Kraft, wie überhaupt in ſeiner ganzen Bildung, kann die Bearbeitung dieſes Mährchens mit andern Bearbeitungen ähnlicher Volksſagen gewiß wetteifern.

Der Ueberſetzer gab zu ihm folgende Andeutungen: „Iwan, der graue Wolf, der leuchtende Vogel Schaar, Kotſchai, der Unſterbliche die Hexe Babajaga, (die auf dem Butterfaſſe reitet) die Waldgeiſter, bald groß wie die Bäume, bald klein wie das Gras, ſowie der übelberufene Rabe und die zauberiſchen Roſſe, ſind ſtändige Perſonen der ruſſiſchen Volksmythe.

Iwan iſt ein eigenthümlicher Typus, fromm, kühn, ſtark, ein trefflicher Reiter, dankbar und gaſtfrei, dabei aber ſtets auf ſeinen Vortheil bedacht, ohne lebendiges

Rechtsgefühl zum Betruge geneigt, und fremdem Eigenthum nicht abhold. Vom leuchtenden Vogel Schaar erzählt eines der Mährchen bei Grimm.

Die Zauberroſſe und der Hut Unſichtbar ſind aus deutſchen, aus franzöſiſchen und normanniſchen Sagekreiſen bekannt, ſie können als Belege für die altnormanniſchen Einwanderungen in Rußland gelten.

Dahin weiſt auch das Roß Goldmähne zurück, in welchem ſowohl das leuchtende Tageroß Skinfaxi, als auch Odins Roß Sleipnir zu erkennen iſt." —

Bei dieſer Gelegenheit ſei es mir erlaubt, auch Mittheilungen über Joukowsky als den Ueberſetzer der Odyſſee in die Sprache ſeiner Heimath zu machen. Schon der tiefe und rein kindliche Geiſt, mit dem Joukowsky in vorliegendem Mährchen die Volkspoeſie erfaßte und ſie ſo einfach und harmlos wieder gab, läßt das Verſtändniß und die gediegene Uebertragung ſelbſt einer Odyſſee erwarten, und daß dieſe und wie dieſe dem edeln Dichter gelang, ſelbſt ohne daß er die griechiſche Sprache verſtand, das mögen im Anhange zu dieſen Blättern Männer ausſprechen, die beider Sprachen mächtig ſind, und die auch noch in anderer Hinſicht hier als gewichtige Richter gelten können.

Weinsberg im Januar 1852.

Juſtinus Kerner.

An die Leſer dieſes Mährchens.

Empfangt dieß nordiſche Gedicht,
Von Licht und Farben ſo durchdrungen,
Daß man vermeint, aus Nordſcheinlicht
Sei dieſes helle Kind entſprungen.

Schaut an den lichten Vogel Schaar,
Der prächtig durch die Nächte funkelt,
Das Roß, deß langer Schweif fürwahr!
Im Flug des Pfeils ein Thal verdunkelt.

Den grauen Wolf, der's Zarenkind,
Das kecke, treu geführt, gewarnet,
Und wie das, für die Warnung blind,
Sich immer wieder neu umgarnet.

Doch tretet ſelbſt in dieſe Welt,
Und hörtet Aehnliches ihr ſchildern,
War's nicht ſo kindlich hingeſtellt,
Nicht ſo durchglüht von lichten Bildern.

Denn, ſchaut, ein nord'ſches Herz hat euch
Die nord'ſchen Sagen ſo geſtaltet,
Ein Herz, das, iſt's auch jahrereich,
Ein Kinderherz iſt, das nie altet.

Juſtinus Kerner.

In einem großen Reiche war einmal
Vor langer langer Zeit ein mächt'ger Zar,
Damian Danilowitſch, und er regierte
Sehr weiſ' und hatte drei erwachſ'ne Söhne,
Klim Zarewitſch und Peter Zarewitſch
Und Iwan Zarewitſch, und auch beſaß
Er einen Garten, und es wuchs darin
Ein wunderbarer Apfelbaum, es waren
Stets gold'ne Aepfel d'rauf. Auf einmal aber
Schwand ſehr die Menge dieſer gold'nen Aepfel

Und ſehr betrübt war d'rob der Zar Damian,
So daß er mager ward, nicht mehr der Speiſe,
Nicht mehr des Schlafes ſich erfreuen konnte.
Da rief er zu ſich ſeine Söhne drei,
Und ſprach: „Ihr meine Freunde, meines Leibes Söhne,
Klim Zarewitſch und Peter Zarewitſch
Und Iwan Zarewitſch, Ihr müßt mir leiſten
Den größten Dienſt: allnächtlich kommt ein Dieb
In meinen Königs-Garten, und es fehlt
Mir eine Menge ſchon der gold'nen Aepfel:
Viel ärger als der Tod iſt ihr Verluſt mir;
Hört, meine Freunde, wem von Euch es glückt
Den nächt'gen Dieb zu fah'n am Apfelbaume,
Dem ſchenke ich die Hälfte meines Reichs
Bei meinem Leben noch, und wenn ich ſterbe

Wird ebenfalls die andere Hälfte ſein.“ —
Und als die Söhne dieſe Red' vernommen,
Beſprachen ſie ſich: einer nach dem andern
Soll in den Garten gehn, die Nacht nicht ſchlafen,
Und ſehen, daß den argen Dieb er fange.
Der erſte, der, ſobald die Nacht kam, in
Den Garten eintrat, war Klim Zarewitſch;
Dort legt er ſich beim Apfelbaum in's Gras
Und lag wohl wachend eine halbe Stunde,
Bis daß er einſchlief; heller Mittag war's,
Als er die Augen aufriß, und ſich gähnend
Mit weitem Munde müheſam erhob.
Und zu Damian, dem Zaren, kam er ſagend:
„Der Dieb iſt nicht in dieſer Nacht erſchienen.“

Es kam die zweite Nacht, und Peter Zarewitſch
Saß unterm Apfelbaum im weichen Graſe,
Zu ſehen, daß den argen Dieb er fange.
So ſaß er eine ganze lange Stunde,
Mit off'nen Augen ſah er in das Dunkel,
Doch in dem Dunkel blieb es ſtill und öde.
Da faßt auch ihn der Schlaf, er ſtreckt die Glieder
Und ſchnarchte, daß der ganze Garten bebte;
Schon lange war es Tag, als er erwachte.
Und zu Damian, dem Zaren, kam er ſagend:
„Der Dieb iſt nicht in dieſer Nacht erſchienen."

Es kam die dritte Nacht; Iwan Zarewitſch
Ging, ſeiner Reih' nach in den Königs-Garten,

Zu ſehen, daß den argen Dieb er fange.
Er niſtet ſich wohl unter'n Apfelbaum.
Dort ſaß er ſtille, ohne ſich zu rühren,
Und hielt die Augen auf, und ward nicht ſchläfrig.
Und plötzlich, in der ſtillen Mitternacht,
Wird wie vom Blitz der ganze Garten helle;
Und was erblickte dort Iwan Zarewitſch?
Von Oſten fliegt gleich einem Flammenſtern
Der Vogel Schaar, die Nacht in Tag verwandelnd;
Und an den Apfelbaum ſchmiegt unbeweglich
Sich Iwan Zarewitſch. —
Er athmet nicht, erwartend was da komme;
Der Vogel Schaar fliegt nieder auf den Baum,
Beginnt die Arbeit, und hat zwanzig Aepfel
Bereits gepflückt: da hebt ſich aus dem Graſe

Ganz ſacht' Iwan Zarewitſch und erwiſcht
Den Dieb am Schwanz: doch dieſer läßt die Aepfel
Herunter fallen, reißt ſich los mit Macht,
Befreit den Schwanz und fliegt durch alle Lüfte;
Nur eine Feder bleibt in Iwan's Händen,
Und ſolches Licht ſtrömt aus von dieſer Feder,
Daß hell im Feuer ſchien der große Garten.
Und zu Damian, dem Zaren, kam er ſagend,
Der Dieb ſey wohl gefunden, doch kein Menſch,
Ein Vogel wär' es; deſſen zum Beweiſe
Zeigt Iwan Zarewitſch die Feder vor,
Die aus dem Schwanz des Diebes er geriſſen:
Und freudenvoll zerküßte ihn der Vater.
Von da an ward kein goldener Apfel mehr
Geſtohlen. Zar Damian ward wieder froh

Und wieder fett, fing wieder an zu eſſen,
Zu trinken und zu ſchlafen wie vorher.
Doch in ihm wuchs ein ungeheurer Wunſch
Nach dem Beſitz des Diebs der gold'nen Aepfel,
Des wunderbaren Vogels Schaar. Er rief
Die beiden ältern Söhn' und ſprach: „Ihr meine
Geliebten Freunde, Klim Zarewitſch, Peter
Zarewitſch, längſt ſchon iſt die Zeit gekommen,
Daß Ihr die Welt ſeht, und geſehen werdet:
Mit meinem Segen und mit Gottes Hülfe
Zieht aus auf Abentheu'r, hol't Ehr' und Ruhm,
Und mir dem König bringt den Vogel Schaar.
Wer von euch beiden ſeiner habhaft wird,
Dem ſchenke ich die Hälfte meines Reich's
Bei meinem Leben noch, und wenn ich ſterbe

Wird ebenfalls die and're Hälfte ſein."
Nachdem ſie vor dem Zaren ſich verbeugt,
Beginnen ihre Fahrt die Zarewitſche.
Nach einiger Zeit begab ſich zu dem Vater
Iwan Zarewitſch, ſprechend: „Großer Zar
Damian Danilowitſch, mein Herr und Vater,
Erlaube, daß ich meinen Brüdern folge,
Für mich iſt auch die Zeit nun wohl gekommen,
Die Welt zu ſehen und mich ſelbſt zu zeigen:
Auch möcht' ich dich, den Herrn, ſo gern erfreu'n,
Den Vogel Schaar für dich ſo gern erbeuten.
Gib mir den Vaterſegen und erlaube
Daß ich mit Gott mich auf den Weg begebe!"
Auf dieß erwiederte der Zar: „Iwan
Zarewitſch, du biſt noch zu jung, wart' noch

Ein wenig, deine Zeit wird kommen:
Ich bin ſchon alt, und lange leb' ich nimmer;
Und wenn ich ſterbe, ſo allein, wem laſſ' ich
Mein Volk, mein Königreich?“ — Doch Iwan war
So eigenſinnig, daß am Ende ihn
Der Zar, auch wider Willen, ſegnen mußte. —
Und es ging ſeines Wegs Iwan Zarewitſch,
Und ritt und ritt und kam an eine Stelle
Wo in drei Richtungen ſich theilt' die Straße,
Dort war ein Pfahl und auf dem Pfahle ſtand:
„Wer gradaus geht, wird auf dem ganzen Weg
Stets hungern und ſtets frieren: wer zur Rechten
Sich wendet, der lebt ſelbſt, doch
Stirbt ſein Roß.“ Iwan Zarewitſch
Bedachte ſich ein Weilchen — und ritt rechts.

Nicht lange ritt er, als auf einmal aus
Dem Wald ein grauer Wolf ſprang und ſich grimmig
Auf's Roß warf: eh' noch Iwan Zarewitſch
Den Säbel konnte zieh'n, war's ſchon zerriſſen;
Weg war der graue Wolf. Geſenkten Haupt's
Und traurig ging nunmehr Iwan Zarewitſch
Zu Fuße weiter. Doch nicht lange ging er
So ſtand vor ihm der graue Wolf und ſprach
Mit Menſchenſtimme: „Du mein Herzgeliebter
Iwan Zarewitſch, ſchmerzlich war es mir,
Daß ich dein gutes Roß zerreißen mußte;
Geleſen haſt du wohl, was dort geſchrieben
Steht auf dem Pfahl: es mußte ſeyn, du aber
Vergiß dein Leid und ſetze dich auf mich,
Von jetzt an dien' ich dir in Recht und Glauben:

Sag' an, wohin dein Weg? was dein Geſchäft?"
Und Iwan Zarewitſch erzählte Alles
Dem grauen Wolf; der graue Wolf erwiedert:
„Wohl weiß ich, wo der Vogel Schaar zu finden;
Doch ſetze dich auf mich, Iwan Zarewitſch,
Und geh'n wir fürbaß nun, in Gottes Namen!"
Mit ſeinem Reiter lief der graue Wolf
Viel ſchneller als ein Vogel fliegt; ſie hielten
Um Mitternacht vor einer hohen Mauer.
„Wir ſind zur Stelle," ſprach der graue Wolf,
„Nun höre! hinter dieſer Mauer hängt
Der Vogel Schaar in einem gold'nen Käfig,
Nimm ſachte ihn heraus; den Käfig aber
Berühre nicht! es wäre dein Verderben!"
Iwan Zarewitſch überſtieg die Mauer

Und hinter ihr im Garten konnt' er ſehen
Den Vogel Schaar in reichem gold'nen Käfig,
Und helle war der Garten überſtrahlt,
Wie von der Sonne. Als er aus dem Käfig
Den Vogel Schaar genommen, fiel ihm ein:
Wie bring' ich ihn nach Hauſe? und vergeſſend
Was ihm der graue Wolf gerathen, nahm er gleich
Den Käfig auch; nach allen Enden aber
Vom Käfig liefen ſtraffe Silberſaiten,
Sie klangen laut wie helle Glockentöne.
Die Wächter wachten auf: verſammelt ſchnell
Im Garten noch ergriffen ſie den Iwan
Und führten ihn zum König. Und der König
(Man hieß ihn Dalmat) fragte, woher kommſt du?
Wer biſt du? — Ich bin Iwan Zarewitſch, mein Vater

Damian Danilowitſch beherrſcht ein großes
Und mächt'ges Reich; der Vogel Schaar erlaubt ſich
Zu fliegen jede Nacht in unſern Garten,
Die ſelt'nen gold'nen Aepfel dort zu ſtehlen.
Mein Vater, der großmächt'ge Herr Damian
Danilowitſch, ſchickt mich ihn hier zu fangen.
Auf dieß antwortete der König Dalmat:
„Ob Zarewitſch, ob nicht, wer kann es wiſſen?
Doch wenn es wahr iſt, ſo treibſt du, bei Gott,
Kein königliches Handwerk! Hätteſt du
Gerade mir geſagt, du König Dalmat
Gieb mir den Vogel Schaar, ich hätt' ihn wohl
Mit meinen eignen Händen dir gegeben,
Weil Zar Damian Danilowitſch dein Vater,
Den Alle hoch ob ſeiner Weisheit rühmen.

Nun aber höre, meinen Vogel Schaar
Geb' ich dir willig, wenn du ſelbſt das Roß
Goldmähne mir verſchaffeſt, es gehöret
Dem mächt'gen König Affron. Gehe
Von hier durch dreimal neun der Länder
Ins dreimal zehnte Königreich, und bitte
Den mächt'gen König Affron, mir zu überlaſſen
Sein Roß Goldmähne, oder ſchaff es mir
Durch irgend eine Liſt; doch wenn du nimmer
Zurücke mit dem Pferde zu mir kehrſt,
So laß ich's durch die ganze Welt poſaunen,
Daß du kein Zaren-Sohn, und nur ein Dieb,
Und große Schande wird dir d'raus erwachſen."
Kopfhängend ging Iwan Zarewitſch hin
Von wo er kam, zum grauen Wolf, der ſprach:

„Schad' iſt's, daß du mir nicht gehorcht, Iwan
Zarewitſch, jetzt iſt nichts zu ändern, geh'n wir
Ins dreimal zehnte Reich zu König Affron."
Mit ſeinem Reiter lief der graue Wolf
Viel ſchneller als ein Vogel fliegt, ſie kamen
Um Mitternacht ins Reich des Königs Affron
Und hielten vor dem königlichen Stalle.
Der graue Wolf ſprach: „Iwan Zarewitſch,
Geh in den Stall; die Knechte ſchlafen tief;
Du führſt das Roß Goldmähne aus dem Stand
Ganz leicht, nur nimm nicht mit den Zügel, ſonſt
Geräth'ſt du abermal in Noth." Iwan Zarewitſch
Ging in den königlichen Stall und führte
Heraus das Roß Goldmähne, aber leider
Sah er den Zügel, und der ſchien ihm ſchön, ſo daß er

Des grauen Wolfes Warnung ganz vergaß,
Er nahm den Zügel; doch vom Zügel liefen
Nach allen Enden ſtraffe Silberſaiten,
Sie klangen laut wie heller Glocken-Klang.
Die Knechte ſprangen auf und nebſt dem Roß
Goldmähn' ergriffen ſie Iwan Zarewitſch
Und führten ihn zum König Affron, und der König
Affron fragt' ſtreng: wer biſt du? Iwan Zarewitſch
Sagt ihm daſſelbe, wie dem König Dalmat.
Zar Affron ſprach: „ein ſchöner Zaren-Sohn
Biſt du; iſt dieſes ein Benehmen
Für Zaren-Söhne? Iſt es Zarenbrauch,
Des Nachts herum zu ſchwärmen, Pferde ſtehlend?
Dein freches Haupt von deinen Schultern trennen
Leicht könnt' ich's, doch mich dauert deine Jugend.

Ich bin bereit zu geben dir das Roß
Goldmähne, aber du mußt gehen von hier aus
Durch dreimal neun der Länder
Ins dreimal zehnte Königreich und mir
Die ſchöne Helena verſchaffen, des
Großmächt'gen Königs Kaſſim Tochter; wenn
Du ſie mir aber nicht verſchaffſt, ſo werd' ich
In allen Landen auspoſaunen laſſen,
Daß ein Nachtſtreicher du, ein Schurk biſt und ein Dieb."
Kopfhängend ging Iwan Zarewitſch hin
Von wo er kam, zum grauen Wolf, der ſprach:
„O du Iwan Zarewitſch, hätt' ich dich
Nicht ſo geliebt, fürwahr es wäre hier
Kein Hauch von mir geblieben; laſſe jetzt
Das Aechzen, ſetze dich auf mich und geh'n wir

Mit Gottes Hülfe, in's dreimal zehnte Reich,
Zum König Kaſſim: jetzo iſt die Reih'
An mir.“ Und es begann zu laufen wieder
Der graue Wolf mit Iwan Zarewitſch,
Und ſchon ſind ſie durch die dreimal neun Länder
Gekommen und im dreimal zehnten Reich:
Und auf die Erde ſetzend Iwan Zarewitſch,
Begann der graue Wolf: „nicht weit von hier
Iſt König Kaſſim's Garten, dorthin geh' ich;
Du aber harre mein, hier unter
Der grünen Eiche.“ Und der graue Wolf
Ging fort und überſtieg die Gartenmauer,
Dort barg er ſich in einem Strauch und lag
Ganz regungslos. Luſtwandelnd ging die ſchöne
Zarewna Helena Kaſſimowna

Mit ihren Zofen und Geſpielinnen
Umher im Garten; dies war, was er wollte;
Den Augenblick erſpähend, wo allein
War die Zarewna, von den andern ferne,
Brach aus dem Strauch der graue Wolf, erhaſchte
Und warf auf ſeinen Rücken die Zarewna
Und — Gott geb' Füße! — Zeter ſchrieen alle
Die Zofen und Geſpielinnen; es lief
Der ganze Hof zuſammen, die Miniſter,
Die Kammerherren all' und alle Generale;
Der König rief die Jäger all' zuſammen
Und auch die Jagdhund' alle ließ er los.
Doch alles war umſonſt; der graue Wolf
Mit Iwan Zarewitſch und der Zarewna
War weit voraus, und ſeine Spur ſchon kalt.

Dem Iwan Zarewitſch lag auf dem Schooße
Ganz unbeweglich die Zarewna, ſo
War vor dem grauen Wolfe ſie erſchrocken.
Allmählig kam ſie zu ſich, öffnete
Die ſchönen Aeuglein, und ganz aufgewacht,
Sah ſie den Iwan Zarewitſch und ward
Ganz roth, wie eine Purpur-Roſ', und mit ihr
Ward roth auch Iwan Zarewitſch. Sie fingen
In dieſem Augenblicke an ſich lieb zu haben
So ſtark, daß dieß kein Mährchen kann erzählen
Und keine Feder es beſchreiben kann.
Und Iwan Zarewitſch ward ſehr betrübt,
Sehr war es ihm zuwider, ſich zu trennen
Von der Zarewna Helena, und ſie
Zu überlaſſen an den König Affron:

Ihr ſelbſt war dieſes ärger als der Tod.
Der graue Wolf ſah ihren Gram und ſprach:
„Iwan Zarewitſch! du beliebſt umſonſt
Dich ſo zu grämen, deinen Gram verſcheuch' ich;
Dieß wird kein Dienſt ſein, ſondern nur ein Dienſtlein,
Der wahre Dienſt kommt ſpäter.“ Und nun ſind ſie
Schon in dem Königreich des Königs Affron.
Der graue Wolf ſprach: „Iwan Zarewitſch,
Jetzt thut es Noth, mit Klugheit zu verfahren,
In die Zarewna werd' ich mich verwandeln,
Und du gehſt mit mir zu dem König Affron;
Du übergibſt mich ihm, empfängſt das Roß
Goldmähn' und gehſt mit der Zarewna weiter;
Harr't beide mein an wohl verborg'nem Ort,
Ihr langeweilt euch nicht bei dieſem Harren.“

Und auf die Erde ſtampfend, ward der graue Wolf
In die Zarewna Helena verwandelt.
Iwan Zarewitſch führt zum König Affron
Ihn, übergab ihn eigenhändig und
Erhielt das Roß Goldmähne und ritt ſchnell
Zum Wald, wo die Zarewna ſeiner harrte.
In König Affron's Schloſſe ward alsbald
Die Hochzeit hergerichtet und der König
Zog alſogleich mit ſeiner Braut zur Kirche.
Dort wurden ſie getraut; der neuvermählte König,
Als er die junge Frau nun küſſen ſollte,
Küßt eines Wolfes borſt'ge Schnauze, die
Dafür den König in die Naſe biß;
Und König Affron ſah ſtatt einer ſchönen
Gemahlin, einem Wolf ſich gegenüber.

Der graue Wolf macht wenig Federleſens,
Mit ſeinem Schwanz ſchlägt er den König nieder,
Springt durch die Thür, und Alle ſchrei'n ihm nach:
Halt! halt! doch allzu ſpät; ſchon hat der graue Wolf
Den Iwan und die ſchöne Helena
Erreicht und von des Roſſes Goldmähn' Sattel
Stieg Iwan auf des grauen Wolfes Rücken;
Sie flogen wie der Wind zu König Dalmat.
Da ſprach der graue Wolf: „jetzt wandl' ich mich
In's Roß Goldmähne; du Iwan Zarewitſch,
Nachdem du mich dem König übergeben,
Dafür den Vogel Schaar erhalten, gebeſt
Mit der Zarewna weiter, ich erreich' euch bald.“
Und ſo geſchah es, wie der graue Wolf
Es angeordnet. Und der König Dalmat

Befahl ſogleich das Roß Goldmähn' zu ſatteln,
Ritt mit dem ganzen Hofſtaat auf die Jagd,
Und galloppirt verfolgend einen Haſen
Dem ganzen Hof voran; der ganze Hof
Schrie laut: „Wie ſchön galloppt der König Dalmat!“
Auf einmal unter König Dalmat ſchoß
Ein Wolf hervor, von ſeinem Rücken
Der König nach, mit ſeiner Naſe tief
Ins lockre Erdreich friſcher Furchen dringend,
Bis an die Schultern, feſtgeſtemmt die Hände
Und mit den Beinen in den Lüften fechtend.
Der ganze Hof eilt ihm zu Hülf' und ruft:
Halt! halt! Jagt! jagt! doch Niemand war zu jagen.
Schon ſaß Iwan Zarewitſch auf dem Wolf
Und auf dem Roß Goldmähne die Zarewna:

Das Roß Goldmähne tanzte ſtolz einher,
Und ohne ſich zu eilen, auf der Straße
Im Schritte ritten ruhig ſie voran;
Und dauert's wenig oder dauert's lange,
Am Ende kamen ſie zur Stelle, wo
Iwan dem grauen Wolf zuerſt begegnet:
Dort lagen noch des Roſſes weiße Knochen;
Und tief erſeufzend ſprach der graue Wolf:
„Iwan Zarewitſch! jetzo muß ich ſcheiden;
In Recht und Glauben hab' ich dir gedient,
Bin ſehr mit deinem Wohlwollen zufrieden,
Und werde dich, ſo lang' ich lebe, nimmer
Vergeſſen; hier beim Scheiden aber geb' ich
Dir einen guten Rath: ſchlecht ſind die Menſchen,
Vorſichtig ſei, vertraue auch den Brüdern,

Den leiblichen, dich nimmer an; ich bete
Zu Gott mit Inbrunſt, daß er dich bewahre
Vor Schaden und nach Hauſe leite, daß ich
Bald frohe Nachrichten von dir erhalte!
So lebe wohl denn, Iwan Zarewitſch!"
Mit dieſen Worten verſchwand der graue Wolf. —
Betrübt ob dieſer Trennung ritt Iwan,
Mit der Zarewna vor ſich auf dem Sattel,
Dem Vogel Schaar im goldnen Käfig rückwärts,
Auf ſeinem Roß Goldmähne; und ſo ritten
Sie denn vier Tage und ſie waren ſchon
Unweit der Gränzen des hochweiſen Zaren
Damian Danilowitſch; da ſahen ſie
Ein reiches Zelt auf grüner Wieſe prangen,
Und aus dem Zelt — wer glaubſt du, trat zu ihnen?

Klim Zarewitſch und Peter Zarewitſch.
Iwan war froh ob dieſer Ueberraſchung.
Den Brüdern aber brach das Herz die Schlange
Des Neids, als ſie den Vogel Schaar gewahrten
Und die Zarewna Helena in dem
Beſitz des Bruders; unausſtehlich war's
Für ſie, zu denken, wie mit leerer Hand
Zum Vater ſie zurückekehren und
Ihr Bruder mit dem Vogel Schaar,
Mit einer ſchönen Braut und einem
Prachtvollen Roſſe hergezogen komme;
Und nun dazu, bei ſeiner Rückkehr, noch
Das halbe Reich erhalte, alles Andre
Ererbend, wenn der alte König ſtirbt:
Und ſie beſchloſſen eine Miſſethat.

Mit ſüßer Miene luden ſie den Iwan
Und die Prinzeſſin zu ſich in das Zelt:
Die kamen ohne Schlimmes zu vermuthen:
Bald Iwan fiel in tiefen Schlaf, ermüdet
Von langer Reiſe, darauf warteten
Die mörderiſchen Brüder, ſie durchbohrten
Mit ſcharfem Schwerte ſeine Bruſt und ließen
Im Feld ihn liegen, und ſie nahmen mit ſich
Den Vogel Schaar, die ſchöne Helena,
Das Roß Goldmähn' und zogen damit weiter.
So lag nun regungslos in ſeinem Blute
Iwan Zarewitſch auf dem weiten Feld.
Es zog der Tag vorbei; ſchon fing die Sonne
An ſich zu neigen zu dem Abende,
Schon ſchwebt ein Rabe, ausgeſpannten Fittigs

Mit ſeinem ſchwarzen Söhnlein um den Todten.
Auf einmal kommt, wie aus der Erd' geſprungen,
Der graue Wolf, Gott weiß woher, zu Hülfe:
Ihm ahnte großes Unheil: noch ein Augenblick,
Und alles war zu ſpät! Errathend was der Rabe
Im Sinne habe, ließ er ihn ſich ſachte
Hernieder auf den todten Körper ſetzen:
Und als er ſaß, im Nu erwiſcht' er ihn
Beim Schwanz; der alte Dieb fing an
Zu krächzen laut: „Laß frei mich, grauer Wolf!“
So ſchrie er: doch, „mit nichten,“ ſagte jener,
„Nicht eher laß ich dich, als bis vom Lebens-
Und Todes-Waſſer mir dein junger Sohn bringt.“
Der Rabe ſagt dem Räblein fortzufliegen
Und ſchnell herbeizubringen von dem Lebens-

Und Todes-Waſſer; eilig floh der Sohn.
Der graue Wolf hielt feſt in ſeinen Tatzen,
Doch immer ſäuberlich, den Vater und begann
Ganz höflich ſich mit ihm zu unterhalten;
Der Alte ſprach ihm viel von dem, was er
In ſeinem langen Leben all' geſehen,
Bei Menſchen und bei Vögeln; und der graue Wolf
Hört' aufmerkſam ihm zu, die große Weisheit
Bewundernd, aber dennoch hielt er ſtets
Am Schwanz ihn feſt, und wenn der Rab' bisweilen
Zu prahlen anfing, drückt' er ihn ganz ſachte
Mit ſeinen ſtarken, ſcharf bewehrten Tatzen.
Die Sonne ging hinab, die Nacht ſtieg auf und zog
Dahin, die Morgenröthe dämmerte;
Da kam das ſchnelle Räblein mit dem Lebens-

Und Todes-Waſſer, in zwei kleinen Flaſchen.
Der graue Wolf ließ frei den Vater, nahm
Die beiden Flaſchen und trat hin zu Iwan,
Der unbeweglich da lag: erſt beſprengte
Er ihn mit Todeswaſſer, und im Augenblick
Schloß ſich die Wunde, die Erſtarrung ſchwand,
Es kehrte Röthe in die bleichen Wangen:
D'rauf nezt' er ihn mit Lebenswaſſer und
Er öffnete die Augen, rührte ſich,
Stand auf und ſprach: „lang' habe ich geſchlafen!“ —
„Und ewig hätt'ſt du hier geſchlafen, Iwan
Zarewitſch“ ſagte d'rauf der graue Wolf,
„Wär' ich nicht da geweſen; jezt erſt hab' ich
Den rechten Dienſt erwieſen dir: doch wiſſe,
Es iſt der lezte, denn von jezt an mußt du

Schon für dich ſelber ſorgen, und von mir
Empfang' noch einen Rath, befolg' ihn ſtreng:
Die beiden Brüder, die ſo ſchnöde dich verrathen,
Sind nicht mehr: beiden hat der mächt'ge
Kotſchai der Zauberer, der unſterbliche,
Die Hälſe umgedreht, und dieſer Zauberer
Schickt auch auf euer Reich den tiefſten Schlaf;
Dein Vater ſchläft mit allen Unterthanen
Jetzt unerweckbar: aber deine Braut,
Den Vogel Schaar und auch das Roß Goldmähne
Sie alle raubte dir der dieb'ſche Kotſchai,
Sie alle ſind in ſeinem Zauberſchloſſe.
Du fürchte nichts für die Zarewna: machtlos
Iſt gegen ſie der böſe Kotſchai, denn
Ein mächt'ger Talisman verleiht ihr Schutz:

Doch aus dem Schloſſe zu entfliehn iſt ihr
Unmöglich, nur der Tod Kotſchai's befreit ſie.
Wo aber und wie dieſer Tod zu finden,
Das weiß ich nicht: die Zaub'rin Babajaga
Vermag allein dir, Iwan, dieß zu ſagen: ſuch' ſie auf:
In einem dunkeln, grauen, öden Fichtenwald
Wohnt ſie im Hüttchen auf den Hühnerbeinen:
Durch dieſen Wald fand Niemand noch den Pfad,
Kein wildes Thier fand hier den Eingang je,
Kein Vogel nahm je dorthin ſeinen Flug.
Auf einem Butterfaß, das mit dem Stöſſel
Sie treibt, durchreist die Zaub'rin Babajaga
Das Unterhimmliſche, mit einem Beſen
Die Spur verwiſchend: nur von ihr kannſt du,
Iwan Zarewitſch, hören, wo den Tod

Kotſchai's du findeſt, und ich will dir ſagen,
Wie du ein Roß erhältſt, das dich gerade
Zu Babajaga's Wohnung bringen wird.
Von hier aus geh' gerade gegen Oſten
Und ſtets nach Oſten, du gelangſt zuletzt
Auf eine grüne Wieſe, in der Mitte
Stehn dort drei Eichen, zwiſchen dieſen Eichen
Liegt in der Erd' verborgen eine Fallthür
Aus Eiſen, die mit einem Ring verſehen;
Mit dieſem Ring wirſt du die Thüre heben,
Und viele Stufen ſteigeſt du hinab;
Zwölf Pforten trennen dort dich von dem Schlachtroß,
Das aus dem unterirdiſchen Kerker dir
Entgegenlaufen wird; du nimmſt dieß Schlachtroß
Und gehſt in Gottes Namen weiter; es

Wird ſchon den Weg dir finden. Nun leb wohl,
Iwan Zarewitſch; wenn es Gott erlaubt,
Daß wir uns wiederſehen, ſo iſt's nicht anders
Als nur auf deiner Hochzeit.“ Und der graue Wolf
Lief in den Wald; Iwan verfolgt' ihn traurig
Mit ſeinen Augen: angelangt im Walde
Kehrt' ſich der Wolf um, winkte mit dem Schwanze
Zum letzten mal und ward nicht mehr geſehen.
Und Iwan nahm gen Oſten ſeinen Weg.
Und er geht einen Tag, und geht den zweiten,
Und geht den dritten Tag; am dritten Tage
Gelangt er an die grüne Wieſ' und auf der Wieſe
Sieht er drei Eichen, zwiſchen dieſen Eichen
Sieht er die Eiſenthüre mit dem Ring:
Er hebt die Thüre: unter dieſer Thüre

Sieht er die ſteile Treppe und er ſteigt
Hinab und findet eine andre Thür,
Auch eiſern und an ihr ein Hängſchloß: doch
Auf einmal hört ein Roß er wiehern, und
Dieß Wiehern war ſo ſtark, daß ſich die Thür
Von ihren Angeln riß, und donnernd auf
Die Erde ſtürzte, und er ſieht zugleich
Der Thüren elfe mit ihr eingeſtürzt.
Seit langer Zeit ſtand hinter dieſen Thüren
Ein edles Schlachtroß, dort von einem Zaub'rer
Gebannt: und kräftig Iwan Zarewitſch
Pfiff, einem tücht'gen Reiter gleich: da ſprang
Das Schlachtroß ihm entgegen, mächtig, ſchlank,
Die Augen Sternen gleich, die Nüſtern flammend,
Wie eine Donnerwolke ſeine Mähne —

Mit einem Wort ein Roß nicht, nein, ein Wunder!
Und ſeine Kraft zu prüfen drückt Iwan
Mit leichter Hand des ſtolzen Roſſes Rücken;
Es ſchnaubt' und ſchwankte, aber es ſtand feſt,
Sich ſtemmend mit den Hufen gen den Boden.
Mit Menſchenſtimme ſprach's zu Iwan Zarewitſch:
„Du muth'ger Reiter, Iwan Zarewitſch,
Ein Reiter ſo wie du iſt mir willkommen;
In Recht und Glauben will ich dir nun dienen:
Setz dich auf mich; gehn wir in Gottes Namen;
Mir ſind bekannt die Wege all auf Erden;
Befiehl — wohin dich führen? — gleich geſchieht's.“
Mit wenig Worten ſagt Iwan Zarewitſch
Dem Roſſe Alles, ſetzte ſich darauf,
Und ſchrie es an. Da bäumte ſich das Roß

Und wieh'rte freudig: und der Reiter trieb,
Es auf die ſtarken Hüften ſchlagend, vorwärts;
Und unter ſeinem Lauf erbebt die Erde,
Und höher als die Bäume ſpringt's, die ſtehen,
Und niedrer als die Wolken, die da ziehn,
Und über breite Thäler ſetzt's im Sprung,
Die engen mit dem prächt'gen Schweif bedeckend:
Durch jedes Hemmniß dringt die ſtarke Bruſt
Gleich einem Pfeil; die leichten Füße drücken
Kein Kräutchen krumm, kein Stäubchen regen ſie
Vom Boden auf; ſo ging's den ganzen Tag:
Zuletzt ermüdete das Roß: es rann in Strömen
Der Schweiß von ihm und wie vom dichten Rauche
War es vom Dampf umhüllt. Iwan Zarewitſch
Ließ es im Schritt, um wieder aufzuathmen.

Der Abend war ſchon nah, ſie zogen durch
Ein weites Feld und Iwan Zarewitſch
Erfreute ſich des ſchönen Abendroths.
Auf einmal hört' er wilden Lärmen: zwei
Waldteufelchen zerprügeln ſich erbärmlich,
Sich beißend, tretend, ſtoßend mit den Hörnern;
Zu ihnen ritt Iwan Zarewitſch fragend:
„Was zankt ihr euch ſo, Kinder? was geſchah?"
„Sieh," ſprach der eine dr'auf der Teufelchen,
„Drei gute Dinge haben wir gefunden:
Den Stecken „Klopfer", nebſt dem Tiſchtuch „Deck dich",
Den Hut „Unſichtbar"; aber wir ſind zwei,
Wie können wir gleichmäßig theilen? ſo
Gab's Streit und ſpäter Schläge; du ſcheinſt uns
Ein kluger Mann, gib einen guten Rath;

Was ſollen wir nun thun?" — „Das ſollt ihr thun,"
Sprach Iwan Zarewitſch, „was ich euch ſage:
Ich ſchieße einen Pfeil ab, und ihr lauft
Ihm nach, und wo er niederfällt
Von dorther lauft ihr zu mir um die Wette,
Der erſte, der hier ankommt, hat die Wahl
Von zweien Dingen, und der andre kriegt
Das dritte: ſeid ihr damit einverſtanden?" —
„Einverſtanden", ſchrieen die Gehörnten,
Und traten an: Iwan Zarewitſch ſpannte
Den mächt'gen Bogen, ſchoß, und die Waldteufelchen,
Beſeſſenen gleich, die Augen nach dem Pfeile
Weit aufgeriſſen, liefen ſtraks von dannen
Und ließen Tiſchtuch, Hut und Stecken liegen:
Iwan Zarewitſch nahm den Stecken und

Das Tiſchtuch unter'n Arm, beſtieg ſein Roß,
Setzt' auf ſein Haupt den Hut „Unſichtbar“ und
Zog ruhig weiter, jenen dummen Teufeln
Die Fortſetzung des Streites überlaſſend.
Das mächt'ge Roß bracht' noch vor Sonnenuntergang
Iwan zum Fichtenwald, wo Babajaga wohnte.
Und eingeritten in den Wald, bewundert
Iwan das Alter ſeiner Rieſenbäume
Im düſtern Abendlicht: im Wald war's ſtille,
Die Bäume alle ſtanden da wie ſchlafend;
Kein Blatt bewegte ſich, kein Hälmchen rührt' ſich,
Nichts lebt' in dieſer ſchauerlichen Wildniß;
Kein Vogel auf dem Zweig, kein Wurm im Gras,
Und nur des Roſſes Tritt tönt' laut in tiefer Stille.
Beim Hüttchen auf den Hühnerbeinen traf

Iwan Zarewitſch endlich ein, und rief:
„Hüttchen, Hüttchen, drehe dich!
Deine Thüre zeige ſich!“
Da drehte ſich das Hüttchen und es ging
Hinein Iwan Zarewitſch, in der Thüre
Bekreuzigt er ſich, dann verneigt er ſich,
Wie es die Sitte will, nach allen Seiten:
Und in dem innern Raum des Hüttchens ſah er
Daß auf dem Boden lag die Babajaga,
Das Haupt in einer Ecke, mit den Füßen
Sich an die Decke ſtemmend. Als das Knarren
Der Thüre ſie vernahm, ſprach ſie: „welch Wunder!
Hier ward nichts Ruſſiſches bis jetzt gehört
Mit Ohren, nichts mit Augen je geſchaut:
Nun ſtellet es ſich ſelbſt vor's Angeſicht.

Was führt dich zu uns, Iwan Zarewitſch,
Kommſt du freiwillig her, kommſt du gezwungen?
Bis heute zog kein Thier des Wald's vorüber,
Kein leichtbeſchwingter Vogel flog vorbei,
Kein tapfrer Ritter — wie führt Gott dich her?"
„Ach du hirnloſe Hexe," ſprach Iwan
Zur Zauberin, „zu eſſen gib mir erſt,
Alsdann ein gutes Bett, und laß mich ſchlafen,
Hernach erſt fange an mich auszufragen."
Und alſogleich ſtand auf die Babajaga,
Wuſch Iwan Zarewitſch im Dampfbad rein,
Hieß ihn ſich ſättigen mit Speiſ' und Trank,
Und legt' ihn in ein gutes Bett und ſprach:
„Nun ſchlafe, junger Rittersmann, der Morgen
Iſt weiſer als der Abend, hier wirſt du

Gemächlich ausruh'n, morgen früh erzählſt du
Mir deine Noth, ich werde dann ſchon helfen
So gut ich kann.“ Iwan Zarewitſch ſprach
Sein Nachtgebet und legt' ſich ruhig nieder,
Bald ſchlief er ein und ſchlief bis um den Mittag.
Nachdem er ſich erhoben und gewaſchen
Und angekleidet, ſagt er ganz ausführlich
Der Babajaga, warum er zu ihr
Gekommen, und die Babajaga d'rauf
Antwortet ihm, wie folgt: „Du tapfrer Ritter
Iwan Zarewitſch, was du angefangen,
Iſt traun kein Scherz, doch habe keine Sorge,
Mit Gottes Hülfe führen wir es durch.
Zuvörderſt ſag ich dir, wie du den Tod
Kotſchai's magſt finden, des Unſterblichen.

Paß wohl auf: in dem Meere Ocean
Steht auf der großen Inſel Bujan eine
Uralte Eiche, unter dieſer Eiche
Iſt eine eh'rne Truhe wohl vergraben;
In dieſer eh'rnen Truhe ſitzt ein woll'ger Haſe,
Im woll'gen Haſen eine graue Ente,
In dieſer Ente iſt ein Ei, im Ei
Der Tod des Kotſchai, des Unſterblichen.
Du findeſt dieſes Ei und gehſt mit ihm
Zu Kotſchai. Aber ſeines Schloſſes Eingang
Hat ein zwölfköpf'ger Drach' in ſtrenger Hut;
Denk' nicht daran, mit ihm den Kampf zu wagen,
Der Stecken „Klopfer“ wird ihn ſchon bezwingen;
Du aber ſetze auf den Hut „Unſichtbar“
Und geh' gerade zu Kotſchai dem Unſterblichen, —

Er platzt, ſowie vor ſeinen Augen du
Das Ei zerbrichſt. Paß auf, vergiß nicht, wenn
Zurück du kehrſt, die Orgel „Selbſt-Geſang“
Mit dir zu nehmen: ſie allein vermag
Mit ihrem Spiel zu wecken deinen Vater,
Den Zar Damian Danilowitſch und mit ihm
Sein ganzes Reich, das ſchlafende. Nun jetzt
Leb' wohl, Iwan Zarewitſch, Gott ſei mit dir.
Dein gutes Roß wird ſelbſt den Weg dir zeigen,
Und wenn beſtanden du dein Abenteuer,
Gedenke mein in Liebe, nicht in Haß.“
Iwan nahm Abſchied von der Babajaga,
Beſtieg ſein Roß, bekreuzigt' ſich und pfiff;
Es flog von dannen und in Bälde lag
In weiter Ferne hinter ihm der Wald,

Und vor ihm, fern, ein dunkelblauer Streif,
Das Meer Ocean: bald iſt angelangt
Am Meer Ocean Iwan Zarewitſch.
Er ſieht ſich um am Strand — da lag ein Netz
Und in dem Netze zappelte ein Hecht:
Der ſprach zu ihm mit Menſchenſtimme: „Iwan
Zarewitſch, hilf mir aus dem Netz und wirf mich
In's Meer, ich kann dir einſt noch nützlich werden.“
Iwan Zarewitſch that wie er begehrt,
Und plätſchernd mit dem Schwanz aus Dankbarkeit
Senkt in die Tiefe ſich der Hecht. Iwan
Schaut zagend auf das Meer: dort ganz am Rande,
Wo Meer und Himmel an einander ſtoßen,
Sieht er die Inſel Bujan, gleich einem
Geſtreckten ſchwarzen Streifen, nicht ſehr fern:

Wer aber wird ihn zu ihr überfahren?
Auf einmal ſprach ſein Roß: „warum ſo ſinnend,
Iwan Zarewitſch? denkſt du wohl daran,
Wie auf die Inſel Bujan wir gelangen?
Wo liegt die Schwierigkeit? ich bin dir Schiff,
Sitz' auf, und halt' dich feſt, und fürcht' dich nicht,
Gleich ſind wir drüben.“ Iwan Zarewitſch
Schlang ſeine Hände in des Roſſes Mähne
Und gab die Waden ſeinen ſtarken Flanken;
Da ſprang das Roß in's Meer vom ſteilen Ufer:
In einem Nu verſchwanden Roß und Mann.
Auf einmal öffnen rauſchend ſich die Wogen,
Und aus der Tiefe taucht das mächt'ge Roß
Mit ſeinem kühnen Reiter, und das Roß
Zertheilt mit Bruſt und Huf die Meereswellen;

Sie ſchäumen ziſchend; mit gewalt'gen Stößen,
Gleich einem leichten Schiff mit ſtarkem Winde,
Schießt durch das Meer das Roß und hinter ihm,
Gleich einer Schlange, kräußelt ſich die Furche.
Und bald hatt' es die Inſel Bujan
Erreicht, mit Schaum bedeckt ſprang's aus dem Meere,
Auf's ſanft geſtreckte Ufer, und Iwan
Stieg ab und ließ es auf dem Sammet-Teppich
Die Honigkräuter rupfen. Doch er ſelbſt
Ging eilig zu der Eiche, die ganz nah
Am Meer auf einem grünen Hügel ſtand;
Und bei ihr angelangt, verſucht er ſie
Mit ſtarker Hand zu ſchütteln, doch die Eiche
Blieb unbeweglich; er verſucht's noch einmal,
Da krachte ſie; zum dritten mal und ſtärker,

Da wankt' die mächt'ge Eich' und unter ihr
Bewegten ſich die Wurzeln in der Erde;
Nun riß Iwan mit ſeiner ganzen Kraft,
Und donnernd ſtürzt die Eiche und die Wurzeln
Erheben ſich wie Schlangen aus dem Boden,
Und wo am tiefſten ſie ſich eingeſaugt,
War eine Grube, in der Grube ſah
Iwan Zarewitſch eine eh'rne Truhe:
Er holte ſie heraus, zerbrach das Hängſchloß,
Und faßt' den Haſen, der dort lag, am Balg
Und riß ihn von einander, aber ſchnell
Stieg eine Ente kreiſend in die Höhe
Und flog dem Meere zu. Iwan Zarewitſch
Sandt' einen Pfeil ihr nach und traf ſo gut,
Daß durch und durch geſpießt die Ente ſchreiend

Sich überſchlug und fallen ließ das Ei,
Gerad' in's Meer — wie Blei ſank es hinab;
Iwan ſchrie laut vor Schreck; Gott weiß woher,
Erſchien ein Hecht, man ſah ihn durch die Wellen,
Der tauchte ſchnell hinab und wieder auf,
Das Ei im Rachen, und er legt' das Ei
Behutſam auf den Sand, und ſprach: „Iwan
Zarewitſch, nun haſt du geſehen,
Daß ich dir beigeſtanden in der Noth."
Sprach's und verſchwand. Iwan Zarewitſch aber
Nahm hin das Ei, und von der Inſel wieder
Auf's feſte Land trug ihn das mächt'ge Roß.
Und weiter flog's mit ihm zum ſteilen Berg,
Auf dem das Schloß des böſen Kotſchai ſtand.
Von einer eh'rnen Mauer war umfaßt

Der ganze Berg, und vor dem Thor der Mauer
Lag ein zwölfhäupt'ger Drache: und es ſchliefen
Von den zwölf Häuptern ſechs, und ſechſe wachten
Zweimal des Tages und zweimal des Nachts.
Es wagte Niemand auch nur in der Ferne
Vor dieſem Thore ſteh'n zu bleiben, denn
Der Drach' erhob ſich, und vor ſeinen Zähnen
War keine Rettung: er war unverletzlich
Und nur er ſelbſt vermochte ſich zu tödten,
Und keine Kraft war ſtärker als die ſeine.
Vorſichtig war das Roß, es bracht' den Iwan
Zum Berge von der andern Seite, die
Vom Thore abgewendet war und ſeiner Schildwach.
Bedeckt vom Hut „Unſichtbar" gehet ſachte
Iwan zum Drachen: ſechs von ſeinen Häuptern

Späh'n rings umher mit ihren hellen Augen,
Weit auf die Rachen und die Zähne fletſchend;
Die andern ſechſe lagen auf dem Boden
Mit langgeſtreckten Hälſen, regungslos
Und ſchnarchten laut. Iwan ſtieß leiſ' am Stecken,
Der an dem Sattelknopfe ruhig hing,
Und flüſterte: „Fang an." Nicht lang' beſann ſich Klopfer,
Er ſprang ſogleich vom Sattel auf den Drachen
Und fing an auf die Häupter drein zu keilen,
Sie mochten ſchlafen oder nicht: der Drache
Ergrimmte d'rob und warf ſich hin und her;
Der Stecken aber, ungeſtört und ruhig
Klopft fort und fort; der Drache ſchnappt nach ihm —
„Verzeihen Sie, bemühen Sie ſich nicht!"
Er bürſtet ihm ſchon eine and're Schnauze;

Doch öffnet alle zwölf er auf einmal,
Spaziert der Stecken auf den Zähnen allen
Umher und putzt ſie ihm: und will er, ſchließend
Die großen Mäuler all, mit ſeinen Tatzen
Den Stecken fangen, da gerbt ihm der Stecken
Auf einmal alle Nacken: in Verzweiflung
Wie toll warf ſich der Drach' umher und heulte
Und überſchlug ſich wüthend und ſpeit Feuer,
Beißt in die Erde, Alles iſt umſonſt.
Ohn' alle Eile, ruhig und gemeſſen,
Ohn' einen Fehlſchlag, fährt der Klopfer fort
In ſeiner Arbeit, taktvoll driſcht er ihn,
So wie das Korn ein fleiß'ger Flegel driſcht.
Am Ende war der Drache ſo ergrimmt,
Daß er die Krallen in die eig'ne Bruſt

Sich drückte und mit lautem Schrei ſich ſelbſt
Entzwei riß: auf der Erde lag der Drache:
Der Stecken klopft noch emſig fort: da rief
Iwan: „genug!“ da hieng der Stecken wieder
Am Sattelknopf, als wäre nichts geſchehen.
Iwan ließ ſteh'n ſein Roß, am Thor' entfaltet er
Das Tiſchtuch „Deck dich,“ um denn doch einmal
Zu eſſen und zu trinken, gieng alsdann
Bedeckt von ſeinem Hute „Unſichtbar“
Und mit dem Stecken „Klopfer“ und dem Ei
In Kotſchai's Schloß. Es war für ihn nicht leicht,
Zu klimmen auf den hohen ſteilen Berg,
Doch er kam an. Da hört' ſein lauſchend Ohr
Die Orgel „Selbſt-Geſang“ im Garten ſpielen.
In Garten eingetreten, ſah er, daß die Orgel

An einer Eiche hing und unter ihr
Saß traurig die ſchöne Helena.
Er zog den Hut ab, ſtand vor ihren Augen,
Winkt' ihr zu ſchweigen, leiſ' in's Ohr ihr flüſternd:
„Ich habe Kotſchai's Tod bei mir, erwarte
Mich hier an dieſer Eich', ich bin bald fertig
Und komme wieder, um dich abzuholen.“
Dann ſetzte er den Hut „Unſichtbar“ auf
Und wollte geh'n, den Kotſchai aufzuſuchen,
Als es Herrn Kotſchai einfiel ſelbſt zu kommen.
Er ſtellt' ſich vor die ſchöne Helena
Und ſchmähte ſie ob ihrer Traurigkeit.
„Dein Iwan Zarewitſch kömmt nimmermehr,
Wir werden ihn nicht von dem Tod erwecken;
Bin ich denn dir kein tücht'ger Bräutigam,

Sag's ſelbſt? Sey nicht ſo ſpröd, ſchön' Helena,
Dein Starrſinn hilft dir nichts, dich reißt ſchon Keiner
Aus meinen Händen mehr“.... Hier flüſtert Iwan
Zum Stecken: „jetzt fang an,“ und der fing an
Auf Kotſchai's Rücken hin und her zu tanzen:
Da hüpft und krümmt er ſich und ſchrie und brüllte:
Doch Iwan mit bedecktem Haupte ſprach:
„Noch mehr, noch mehr, du Stecken, es geſchieht
Ihm Recht dem Hund: was raubt er fremde Bräute,
Warum erfrecht er ſich mit ſeiner garſt'gen Fratze
Die ſchöne Königstochter ſo zu ärgern, wer hieß ihn
Ein ganzes Reich zu ſenken in den Schlaf?
Du lieber Stecken, klopf ihn ſtärker, ſtärker!“
„Wo biſt du? zeige dich!“ ſchrie Kotſchai, „und wer
biſt du?“ —

„Der bin ich!“ rief Iwan, nahm ab den Hut,
Zerſchellt das Ei; in ſelbem Augenblicke
Fiel Kotſchai der Unſterbliche zu Boden
Und mauſetodt. Iwan Zarewitſch aber
Gieng aus dem Garten mit ſchön Helena,
Und er vergaß nicht mit ſich fortzunehmen
Die Orgel Selbſtgeſang, das Roß Goldmähne
Und auch den Vogel Schaar. Herabgeſtiegen
Vom ſteilen Berg, als auf die Roſſe ſie
Sich ſchwingen wollten, ihres Wegs zu ziehen,
Da ſtürzte donnernd Schloß und Berg in Trümmer;
An ihrer Stelle breitete ein See
Sich aus, und lange wirbelt' über ihm
Ein ſchwarzer Dampf, das Land umher bedeckend.
Mit ſeiner ſchönen Braut ritt während deſſen

Iwan Zarewitſch weiter, überlaſſend
Den Roſſen nach Belieben ihren Weg.
Das Tiſchtuch „Deckdich“ zeigte ſich voll Eifer,
Und immer zur beſtimmten Stunde war
Das Frühſtück und das Mittageſſen und
Das Abendbrod bereitet unterwegs:
Des Morgens auf dem duft-bedeckten Graſe,
Des Mittags unter dicht belaubten Bäumen,
Des Nachts in einem quer getheilten Zelt.
Bei jeder Mahlzeit muſicirt die Orgel:
Nachts leuchtete der Vogel Schaar als Lampe,
Und vor dem Zelte hielt der Stecken Wacht.
Die Roſſe ſchloſſen Freundſchaft mit einander
Auf ſammt'ner Wieſe ſpringend, Kräuter pflückend:
Auch ſchliefen ſie zuſammen und der Kopf

Des einen ruhte auf des andern Nacken.
So zogen froh und heiter ſie des Weg's.
Zuletzt gelangten ſie in's Reich, wo Iwan's Vater,
Der Zar Damian Danilowitſch, regierte.
Von ſeiner fernſten Gränze bis zum Schloß
Lag Alles in den tiefſten Schlaf verſenkt,
Und alles ſchlief, wo ſie vorüber ritten.
Es ſtanden vor dem Pfluge auf dem Felde
Die Thiere ſchlafend, ſchlafend ſtand zur Seite
Der Ackersmann, im Schwunge ſchlief die Peitſche,
Und mitten auf dem Wege ſchliefen Roß
Und Reiter und der Staub vom Roſſes Huf
Stand ſchlafend da, gleich einer Nebelwolke.
Die Luft war eingeſchlafen, ſchweigend ſchliefen
Die Blätter auf dem Baum, und auf den Zweigen

Die Vögel: in den Dörfern und den Städten
War's ſtille wie im Grab. Die Menſchen in den Häuſern
Und auf den Straßen, ſtehend oder ſitzend,
Die Hunde, Katzen, Hühner und die Pferde
In ihren Ställen, und die Fliegen an der Wand,
Ja ſelbſt der Rauch im Schornſtein, alles ſchlief.
So kamen endlich ſie zur Reſidenz
Des Zaren und im Schloßhof eingeritten
Erblickten ſie zwei todte Körper, und
Das waren Klim und Peter Zarewitſch,
Die Kotſchai tödtete. Iwan Zarewitſch
Ging an der Wach' vorbei, ſie ſchlief in Reih und Glied,
Und ſtieg mit ſeiner Braut die Trepp' hinauf
In des Pallaſtes Saal, wo bei der Rückkehr
Der beiden ältern Zarewitſche ein

Ganz herzliches Bankett gehalten wurde:
Es war in vollem Gang, als Kotſchai beide
Erſchlug und alles Volk in Schlaf verſenkte:
Das ganze Feſt ſchlief augenblicklich ein,
Wie jeder ſaß, wie jeder ging und ſprang.
So fand Iwan ſie alle: Zar Damian
Danilowitſch ſchlief ſtehend; neben ihm
Schnarcht' der Miniſter ſeines Zarenhauſes,
Mit offnem Mund, die angefangenen
Berichte auf der Zung': die Chargen all
Des Hofes, ſteif vor Ehrfurcht, ſtanden ſchlafend
Vor ihrem Zaren, mit geſchloß'nen Augen,
Mit eingeſchlaf'ner Demuth auf dem Antlitz,
Mit eingeſchlaf'nem Lächeln um die Lippen.
Iwan Zarewitſch, nähernd ſich dem Zaren

Mit ſeiner Braut, ſprach: „Spiele, Selbſtgeſang!“
Die Orgel Selbſtgeſang begann zu ſpielen,
Da wachte Alles auf, und Alles fing
Zu reden an, zu ſpringen und zu tanzen,
Als ob das Feſt niemals geſtört geweſen.
Damian Danilowitſch, als er erblickte
Vor ſeinem Antlitz mit ſchön Helena
Iwan Zarewitſch, ſeinen Lieblings-Sohn,
Ward wie unſinnig ob der großen Freude:
Er lachte, weinte, und betrachtete
Den Sohn und küßte ihn und am Ende ward er
So wild-froh, daß er die Zarewna Helena
Ergriff und alſobald mit ihr begann
Zu tanzen und zu ſpringen wie ein Bock.
Alsdann befahl er, daß man die Kanonen

Soll löſen, alle Glocken läuten, und
Laut durch die Stadt verkünden, daß Iwan
Zarewitſch wieder heimgekehrt, daß
Sogleich von ſeinem Vater er die Hälfte
Des Reichs erhalte, daß man ihn ſoll nennen
Thronfolger, und daß morgen ſchon die Hochzeit
Mit der Zarewna Helena gefeiert
Soll werden in der Hof-Capelle, daß
Der Zar Damian Danilowitſch zu ſich entbiete
Zur Hochzeitfeier ſeines Sohnes ſein ganzes Volk,
Die Kriegsleut' alle, die Beamten alle,
Alle Miniſter, alle Generale,
Die Edelleute alle, alle Großen,
Und alle Kleinen, alle Handwerksleute,
Auch die gemeinen Leut' all', ſelbſt die Bettler.

Des andern Tages führte die Verlobten
Damian Danilowitſch zur Kirche und als ſie
Getrauet waren, brachten ihren Glückwunſch
Die erſten Chargen, beiderlei Geſchlechts:
Und auf dem großen Platze vor dem Schloß
Wogt und erbrauſt das Volk gleich wie ein Meer.
Und mit den Neuvermählten trat der Zar
Auf den Altan; da ſchrie das Volk ſo laut:
„Es lebe unſer Zar mit ſeinen Kindern!“
Daß alle Häuſer in der Stadt erbebten;
Verdunkelt war der Tag durch alle Mützen,
Die in die Höhe flogen. Zu dem Hochzeitsmahle
Verſammelten ſich die gelad'nen Gäſte,
Die ganze Hauptſtadt. In den Häuſern blieben
Nur Greiſe, Kranke, Kinder, Hund und Katzen.

Hier zeigte ſich das Tiſchtuch „Deckdich" ganz
In ſeiner Tüchtigkeit, es breitete
Sich durch die ganze Stadt. Der Hauptplatz war
Voll Tiſche, die ſich ſelber hingeſtellt,
Und auch zwei Reihen langer Tiſche gingen
Durch alle Straßen; auf den Tiſchen waren
Von Gold die Schüſſeln, von Kryſtall die Gläſer;
Auf ſeid'nen Tepp'chen ruheten die Füße;
Es ſchnitten vor die goldverbrämten Diener;
Es kamen nur die allerfeinſten Speiſen:
Fiſchſuppe wie geſchmolz'ner Bernſtein gelb,
In großen Klumpen, und auf gold'nen Schüſſeln;
Sechs Fuße lange Sterlden aus der Wolga,
Die Kulebacha mit der ſüßen Füllung,
Mit Pfefferſchwamm geſtopfte Gänſe, und

Mit ſaurer Milch die allerbeſte Grütze,
Pfannkuchen, mit dem friſcheſten Caviar
Großkörnig wie die Perlen, und die kleinen
Paſteten in geſchmolz'ner Butter ſchwimmend;
Zum Trinken ziſchend Quaß in Krügen
Aus Bergkryſtall, Märzbier, der beſte Meth
Und Wein aus allen Ländern: Ungar-Wein,
Champagner, Malvaſier, Liqueure — kurz
Das Tiſchtuch „Deckdich" zeigt ſich als ein Wunder.
Der Stecken „Klopfer" blieb dabei nicht müßig;
Die Garden ſaßen all' am Zarentiſch,
Und auch die ganze Polizei der Stadt.
Der Stecken diente brav, allein ſtatt Aller,
Er hielt im Schloſſe Wacht, und durch die Straßen
Zog auf und ab er, um der Ordnung willen.

Wer ſtark betrunken ihm begegnete,
Den klopft' er hin zum Haus der Polizei,
Und wen er irgendwo in einem Hauſe
Beim Diebſtahl traf, den klopfte er dermaßen,
Daß er der Dieberei ſogleich auf ewig
Entſagte und der Tugend Pfad betrat.
Mit einem Wort, der Stecken leiſtete
Unzähl'ge Dienſte während dieſes Mahls
Dem Zaren und den Gäſten und der Stadt.
Es ging ſehr hoch her in dem Zaren-Schloß,
So daß bei Speiſ' und Trank den Gäſten allen
Der Schweiß von ihren Purpurwangen lief.
Die Orgel „Selbſtgeſang“ erwies ſich eifrig,
Und kein Orcheſter war bei ihr von Nöthen,
Die Gäſte hörten ſolche ſchöne Weiſen,

Wie ſie noch nie geträumt. Doch als der Zar
Damian Danilowitſch den Feſtpokal
Mit Wein erhob, auf's Wohlſein der Vermählten,
Erſchallten auf dem Platz Trompetenſtöße:
Es ſtaunten all' und all' erſchracken auch
Ein wenig; doch der Zar mit den Vermählten
Steht auf und geht an's Fenſter, und was ſeh'n ſie?
Ein Wagen mit acht ſchönen Pferden rennt,
Voraus ihm der Trompeter, durch die Straßen
Zur Treppe des Palaſt's; der Wagen iſt
Vergoldet und der Bock mit ſammt'nen Kiſſen;
Es folgen ſechs Haiducken, und ſechs Läufer
In grauen Röcken laufen rechts und links
Und auf den Schlägen glänzt die Grafen-Krone,
Ob einem rothen Wappenſchild, worin

Ein Wolfsſchwanz. Doch in's Innere des Wagens
Blickte Iwan Zarewitſch und ruft erfreut:
„Das iſt mein Retter, iſt der graue Wolf!“
Und lief ſo ſchnell er konnte ihm entgegen:
Und wirklich ſaß der graue Wolf im Wagen.
Iwan Zarewitſch öffnete den Schlag,
Ließ ſelbſt den Fußtritt nieder, half dem Gaſte
Heraus, und als er ihn geküßt nahm er
Ihn bei der Tatze, führt ihn in das Schloß,
Und präſentirt ihn feierlich dem Zaren.
Der graue Wolf, nachdem den Zaren er
Begrüßt, ging ſtattlich auf den Hinterfüßen durch
Der Gäſte Reih'n; mit jedem wie ſich's ziemt,
Mit Männern und mit Frauen ſprach er artig.
Vorzüglich gut war er gekleidet: auf

Dem Kopf ein rothes goldbordirtes Käppchen,
Mit ſeid'nem Bande unter'm Kinn gebunden,
Ein Foulard um den Hals, ein goldgeſticktes Jäckchen,
Handſchuh von weißem Hundfell reichbefranet,
Die Hoſen weit, von ſcharlachrothem Atlas
Gegürtet mit dem feinſten Caſchmir-Shawl;
Die Hintertatzen ſchmückten Stiefeln von Saſſian
Und auf dem Schwanze glänzt ein ſilbern Netz
Mit einer Perlenquaſte, alſo war
Der graue Wolf gekleidet; er entzückte
Durch ſeine Artigkeit nicht nur die Kleinen
Von niedrem Range, auch die hohen Chargen
Und auch die Damen all' des Hofes waren wie
Von ihm beſeſſen. Und der Zar Damian
Ließ ſeinen Gaſt ſich ſetzen neben ihn,

Stieß mit ihm an auf's Wohl der Neuvermählten:
Da donnern die Kanonen; und das Feſt
Des Zaren und des Volkes dauerte
Bis in die dunkle Nacht; und als die Nacht
Herbeikam, war der Vogel Schaar in ſeinem Käfig
Geſtellt auf den Altan, und heller als
Am Tage war die ganze Stadt erleuchtet
Vom Vogel Schaar: und bis zum hellen Morgen
Erfreute ſich das Volk. Der graue Wolf
Ward eingeladen über Nacht zu bleiben
Im Schloß; und als er Morgens reiſefertig
Von Iwan ſcheiden wollte, bat Iwan,
Daß er zu ihnen möge zieh'n für immer,
Und er verſichert' ihn, daß jede Ehre
Ihm werden ſolle, daß im Zarenſchloſſe

Er wohnen ſolle und den Rang erhalten
Der erſten Claſſe, daß auf einmal er
Mit allen Orden decorirt ſoll werden.
Der graue Wolf bedachte ſich ein Weilchen
Und gab als Zeichen ſeiner Zuſtimmung
Dem Iwan Zarewitſch die graue Tatze;
Der war ſo ſehr gerührt, daß er ſie küßte.
Gemächlich lebte nun der graue Wolf
Im Zarenhauſe. Und nach langen Jahren
Der friedlichſten und glorreichſten Regierung
Starb Zar Damian Danilowitſch; und Iwan
Damianowitſch beſtieg den Thron und lebt' noch lange
Mit ſeiner ſchönen Helena; Gott aber
Schenkt' ihnen viele Kinder; und der graue Wolf
Lebt' Seel' in Seele mit dem Zaren Iwan

Und trug in ſeinen Armen deſſen Kinder,
Und ſpielte ſelbſt mit ihnen wie ein Kind;
Den jüngeren erzählte er oft Mährchen,
Die ältern lehrt' er leſen, ſchreiben, rechnen,
Auch gab er ihnen manche Lebensregel.

Nachdem er lange gut und weiſ' regiert,
Erreichte Zar Iwan Damianowitſch
Sein Ende. Und ihm folgte auch in's Grab
Der graue Wolf, in deſſen Nachlaß wir
Sehr ausgeführte Tagebücher fanden,
Worin er alles aufgezeichnet hatte,
Was er im Wald und in der Welt erlebt.
Getreu aus ihnen haben wir entnommen,
Was wir von Iwan und dem Wolf erzählt.

Anhang.

Ueber Joukowsky's Ueberſetzung der Odyſſee.

Ueber Joukowsky's Ueberſetzung der Odyſſee folgen hier die in der Vorrede berührten Urtheile bewährter Kritiker.

Bruchſtücke aus einem Briefe Varnhagen's an Joukowsky.

Laſſen Sie mich vor Allem von Ihrer Odyſſee ſprechen.

Ich habe noch nicht alles — meine Augen ſtellen mir ſeit einiger Zeit harte Bedingungen und Schranken — aber doch ſchon genug geleſen, um mit Ueberzeugung ſagen zu können, daß der Eindruck jetzt vollkommen noch derſelbe iſt, den ich früher gehabt; er kommt dem am nächſten, den die griechiſche Urſchrift mir gibt; derſelbe Zauber der Sprache, dieſelbe Einfachheit und Klarheit, derſelbe epiſche Fluß und Wohlklang des Hexameters. Der Dichter in Ihnen hat den Sprachkenner überflügelt, hat den joniſchen Reiz und Glanz Vater Homers in ſkythiſchen Lauten wiederholt, die aber freilich den helleniſchen verwandter ſind, als man gewöhnlich denkt. Ich habe nämlich ſchon beim Leſen der ruſſiſchen Ueberſetzung des Neuen Teſtamentes die Bemerkung gemacht, daß keine mir bekannte Sprache die Evangelien ſo nahe dem Urtexte wieder gibt, wie die ruſſiſche, keine ließ mich ſo völlig vergeſſen, daß ich eine Ueberſetzung las. Eben ſo geht es mir mit Ihrem Homer: die unſchätzbaren Anlagen der ruſſiſchen Sprache zu ſolcher Nachbildung hat Ihr Genius mit höchſtem Erfolge benutzt, Ihre Meiſterſchaft der Verskunſt die fremde Form mit der glücklichſten Anmuth gehandhabt.

Ich kann Ihnen nur die aufrichtigſten Glückwünſche darbringen, verbunden mit dem Bekenntniß, daß wir dergleichen Gelungenes im Deutſchen nicht haben, ſo leicht auch nicht haben können, da unſere Sprache vieler Vortheile entbehrt, welche der Ihrigen angehören, und da uns auf den herben Johann Heinrich Voß, dem ich übrigens hohe Ehre laſſe, ſobald kein milder Schukoffsky beſchieden ſeyn wird! —

Ein noch ausführlicheres Urtheil befindet ſich in der Allgemeinen Zeitung über Joukowsky's Ueberſetzung der Odyſſee in's Ruſſiſche. Wir theilen es hier mit:

Die Leſer Ihres Blattes werden gerne bisweilen aus unſerm politiſchen Wirrſal einen Blick über die Gränzen des engern und weitern Vaterlandes hinaus auf die culturgeſchichtlichen und namentlich literariſchen Erſcheinungen des Auslandes. Eine der intereſſanteſten dieſer Gattung iſt wohl die vor kurzem in Karlsruhe, in der durch den bekannten ſlaviſchen Linguiſten Reiff gegründeten Offizin, erſchienene Ueberſetzung der Odyſſee in das Ruſſiſche; wird dieſes Werk wohl, mit wenig Ausnahmen, auch ſelbſt den gebildeten Deutſchen unzugänglich bleiben, ſo verpflichtet doch eine Art von Nationalrückſicht für den ausgezeichneten Verfaſſer (k. Geheimenrath Schukowsky, bekanntlich Erzieher des Großfürſten Thronfolgers) es in Deutſchland nicht unbeachtet zu laſſen, nachdem derſelbe durch ſeine in Rußland ſo berühmt gewordenen Ueberſetzungen aus Schiller, Hebel und Uhland dieſe Lieblingsdichter unſeres Volkes auch unter der ruſſiſchen Mittelklaſſe einheimiſch gemacht hat. Es exiſtirt zwar ſchon eine ruſſiſche Ueberſetzung Homers, allein ſie iſt auf eine ſo geiſt- und geſchmackloſe Weiſe in ultraroſſiſchem Ton gehalten, daß ſie in Rußland weder die Liebe zu Homer erwecken, noch ſein Studium fördern konnte. Beides iſt dagegen von dem vorliegenden Werk in hohem Grad zu erwarten, da dieſe Ueberſetzung, bei möglichſter Worttreue, im freien und natürlichen Fluſſe einer Originaldichtung auf eine beinahe magiſche Weiſe Ton, Färbung und Geiſt des Urbildes mehr erneuert als nachahmt. Wenn in dieſen Beziehungen keine Sprache, auch die deutſche nicht, eine beſſere Ueberſetzung Homers aufzuweiſen haben dürfte, ſo hat wohl auch der Charakter der ruſſiſchen Sprache nicht unweſentlich zu Erzielung eines ſo vorzüglichen Erzeugniſſes beigetragen. Die meiſten Ausländer ſtellen ſich unter der ruſſiſchen Sprache irgend einen hyperboreiſchen Wuſt vor, der jeder beſſeren Volksbildung für immer einen unüberſteiglichen Damm in den Weg ſtelle; einem ruſſiſchen Geſpräche hören ſie mit jenem unheimlichen Grauen zu, mit welchem etwa ein Römer ſich von den Lauten unſerer Vorfahren abgewendet haben mag. Wie erſtaunen dann dieſe Befangenen zu vernehmen, daß dieſe Sprache vielmehr eine der reichſten, feinſten und bildſamſten iſt, daß ſie in der Fähigkeit, ſich durch Verbindungen und Wortbildungen jedem neuen Begriffe anzupaſſen, die deutſche noch übertrifft, daß ſie in ihren Formen und Conſtructionen unter allen europäiſchen Sprachen den claſſiſchen, und namentlich durch ihre ſchmiegſamen Participial- und Gerundial-Conſtructionen der griechiſchen am nächſten ſteht, ſo daß, wie geſagt, vielleicht gerade dieſe nahe Verwandtſchaft der vorliegenden Ueberſetzung zu ihrer hohen Vollendung geholfen hat. Allein weit aus am meiſten verdankt ſie doch immer dem reichen Talente, dem Fleiß und der Uebung, dem tiefen poetiſchen Sinn, dem alterthümlich kindlichen Gemüthe des Verfaſſers. Es muß eine innere Seelenverwandtſchaft zwiſchen einem Autor und ſeinem glücklichen Ueberſetzer beſtehen, wenn der letztere nicht einmal ſein Vorbild in deſſen Sprache leſen kann. Mit Erſtaunen wird man erfahren, daß der Verfaſſer dieſer vortrefflichen Ueberſetzung in der That die griechiſche Sprache gar nicht verſteht, und den Homer demnach niemals in der Urſprache hat leſen können, wodurch ſeine Arbeit ſogar zur literariſchen Curioſität ward; aber auch mit Rührung wird man erfahren, welchen unerhörten

Weg der Verfaſſer eingeſchlagen hat, um ſein Original wörtlich verſtehen zu lernen — ein Weg ſo mühvoll, daß nur die wärmſte Begeiſterung für Homer, nur ein tiefverwandter Sinn zwiſchen dem greiſen Sänger und ſeinem greiſen Ueberſetzer, nur eine beiſpielloſe Ausdauer das Ziel hat erreichen laſſen können. Homer mußte von neuem tief durchdacht, tief empfunden und durchlebt ſein, um bis zu einem gewiſſen Grade als Original in einem neuen Leibe wieder aufzuleben. Um die Schwierigkeiten kennen zu lernen, welche Fleiß und Liebe zum Werke hier überwunden haben, um die aus wahrer Begeiſterung entſpringende Befähigung des Verfaſſers zu beweiſen, ſchließen wir dieſe Anzeige mit der Ueberſetzung der Vorrede des Werkes, wozu der Verfaſſer ein Bruchſtück eines ſeiner früheren Briefe verwendet hat. Dazwiſchen legen wollen wir aber nur noch eine Bemerkung über die vorausſichtlich bedeutende äußere Wirkung dieſer literariſchen Erſcheinung: wie nämlich der Germanismus und die ganze weſteuropäiſche Bildung durch Vermittlung der römiſchen Kirche ſich beſonders auf lateiniſcher Sprache und Literatur erhoben hat, ſo ſcheint auch eine höhere Civiliſirung des ruſſiſchen Volks nur auf dem Grunde der griechiſchen Sprache und Bildung möglich; Sprache, Geſchichte, Kirche, in gewiſſer Beziehung auch Volkscharakter und vielleicht auch die Zukunft des Reichs weiſen Rußland auf dieſen Pfad zu höherer geiſtiger Entwicklung; und wenn das vorliegende Werk Schukowsky's, wie nicht zu zweifeln, das Verſtändniß Homers in Rußland fördert, und damit dort Liebe zu ihm und zu griechiſcher Literatur überhaupt in gewiſſem Maße anregt, ſo dürfen wir das Erſcheinen dieſer Ueberſetzung geradezu als ein bedeutendes Moment in der Culturgeſchichte des ruſſiſchen Volkes bezeichnen.

Wir geben nun die obengedachte Vorrede mit dem Zuſatze, daß, wie wir mit Vergnügen hören, der Verfaſſer, ermuntert durch den Beifall competenter Richter, ſich gegenwärtig zur Uebertragung auch der Ilias anſchickt.

Statt einer Vorrede Bruchſtück eines Briefes: — — —

„Sie fragen, wie es mir bei meiner Unbekanntſchaft mit der griechiſchen Sprache wohl in den Sinn gekommen ſei, mich mit der Odyſſee zu beſchäftigen, und mich aus einem romantiſchen Schwärmer zu einem nüchternen Claſſiker zu machen. Hier die einfache Antwort: als Greis im ruhigen Hafen des Familienlebens angelangt, wollte ich meine Seele an uranfänglicher Dichtung ergötzen, die ſtrahlend und ruhig ſo ſehr anregt und doch ſo beſchwichtigt: die alles um uns her ſo friedlich verklärt, die weder erſchüttert noch in irgend eine nebelhafte Ferne fortreißt. Das Alter iſt die zweite Kindheit; im Alter liebt man Erzählungen, und ſo kam auch mir der Wunſch, mich dem Erzähler voll einfältigen Herzens zu nähern und, bei Abgang eines Reichthums an eigenen Sagen, ſeine uralten griechiſchen Sagen in das Ruſſiſche herüber zu führen. Mit einem Worte, meine Abſicht war, mich in meiner Muße mit poetiſchem Geſpräche zu zerſtreuen. Dieß gelang mir: zwölf Geſänge der Odyſſee ſind fertig, alle vierundzwanzig würden bereits vollendet ſeyn *), hätten mich nicht während zwei Jahren Störungen aller Art an der Fortſetzung meiner Arbeit gehindert. Mein Hauptzweck wenigſtens wurde erreicht: viele Stunden meines Greiſenalters hat die Muſe Homers vergoldet. Aber was mich ſelbſt ſo ſüß, ſo ſelbſtvergeſſen entzückte, wird dieß auch meine vaterländiſchen Leſer, mit denen ich meine dem Homer entlehnten Schätze theilen möchte, ein Genuß ſeyn? Ich weiß es nicht; iſt es aber der Fall, dann will ich mich an dem Gedanken erfreuen, daß in Rußland ein dauerndes Denkmal meines Poeſielebens beſteht. Der treue Vertreter Homers zu ſeyn .... Doch wie kann man, fragen Sie, ohne Homers Sprache zu verſtehen, ſeine Sprache im Ruſſiſchen reden? Das muß ich Ihnen freilich erklären: es half mir die gewiſſenhafte, emſige deutſche Gelehrſamkeit.

In Düſſeldorf, (wo ich drei Jahre verweilte) fand ich Profeſſor Graßhof, einen großen Helleniſten, der ſich die Erklärung Homers zur beſondern Aufgabe gemacht hat. Er übernahm es, meiner Unwiſſenheit zu Hülfe zu kommen. Eigenhändig und ſehr leſerlich ſchrieb er mir die ganze Odyſſee im Original ab; unter jedes griechiſche Wort ſchrieb er das entſprechende deutſche, und unter jedes deutſche Wort die grammatiſche Bedeutung. Auf ſolche Weiſe hatte ich den ganzen buchſtäblichen Sinn der Odyſſee und die Anordnung der Worte vor meinen Augen.

---

*) Sind nunmehr ſammtlich erſchienen.

„In dieſer chaotiſch-treuen, dem Leſer ganz unverſtändlichen Ueberſetzung lagen, ſo zu ſagen, die Materialien zum Baue vor mir, es gebrach ihnen nur an Schönheit, Ordnung und Harmonie. Und das iſt es, worin meine eigene Arbeit beſtand; mir lag ob, aus dem gegebenen Ungeordneten die darin verborgene Ordnung herauszufinden, mit poetiſcher Spürkraft die Schönheit in der Unform aufzuſuchen, eine Harmonie aus ohrzerreißenden Lauten zu ſchaffen; und dieß alles ohne Beeinträchtigung, ſondern unter treuer Bewahrung der alten Phyſiognomie des Originals. In dieſer Beziehung mag ſich meine Ueberſetzung denn auch ein Originalerzeugniß nennen. Allein auf die Frage, ob mein Unternehmen mir gelungen, vermag ich nicht mein eigener Richter zu ſeyn, da ich ja nicht vergleichen kann. Sie dagegen können den Homer darüber hören — fragen Sie ihn, ob er mit ſeinem hyperboreiſchen Stellvertreter zufrieden iſt, und theilen Sie mir ſeine Anſicht mit. Ich bemühte mich, Wort für Wort zu übertragen, ſo weit es geſchehen konnte, ohne der Sprache Gewalt anzuthun (worin ſo oft die Treue der Sklaven zum Verrathe der Sklaven wird); beſonders aber ſtrebte ich, denjenigen Worten im Verſe ihre Stelle zu erhalten, welche gerade an dieſer Stelle eine beſondere poetiſche Wirkung hervorbringen. Ich wiederhole hier, was ich an einem andern Orte über meine Arbeit geſagt habe:

„Die Ueberſetzung Homers läßt ſich mit keiner andern vergleichen. Bei jedem andern Dichter, der kein uranfänglicher, ſondern ſchon Kunſtdichter iſt, begegnet man neben ſeiner eigenen

Begeiſterung einer erſtrebten Kunſtform. Homer weiß nichts von ſolcher Kunſtform; er iſt ein kleines Kind, das alles, was es wunderbares auf Erden und im Himmel gibt, im Traume ſieht, und mit traumhafter kindlicher Stimme an der Bruſt ſeiner Amme, der Natur, davon lallt. Es iſt ein ruhiger, breiter, klarer Strom ohne Wellen, der den Himmel und die Ufer, und alles, was an den Ufern lebt und webt, rein und treu zurückſtrahlt; wohl iſt das treue Spiegelbild ſichtbar, aber der leuchtende Kryſtall, der es zurückwirft, iſt gleichſam nicht vorhanden; das Auge bemerkt ihn nicht. In der Ueberſetzung Homers und namentlich der Odyſſee, wird der nicht weit kommen, der ſich auf's Gerathewohl mit jedem einzelnen Verſe beſonders abgibt; denn Homer hat keine beſonders ſchlagenden Verſe, ſondern ſie bilden zuſammen einen Strom, der in ſeiner Geſammtfülle und Herrlichkeit aufgefaßt werden muß. Wohl muß jedem Verſe ſeine Eigenthümlichkeit erhalten werden, doch nur ſo, daß ſeine Beſonderheit in der Harmonie des Ganzen zerfließt und in ihr aufgeht. In der Auswahl der Worte bedarf es der ſorgſamſten Umſicht; häufig iſt ein Wort, ſei es noch ſo poetiſch, maleriſch und prächtig, gerade deshalb für Homer nicht paſſend.

„Alles was an Neuheit, an eine Erfindung unſerer Zeit erinnert, alles Ungewöhnliche findet, als eine Art von Anachronismus, hier keinen Platz; man muß zur Urſprache zurückkehren, welche freilich, weil alle, die ſich mit alter Poeſie beſchäftigen, ſie gebrauchen, ihre Friſche ſchon etwas verloren hat; allein man muß dieſer veralteten und verbrauchten Sprache dieſe erſte Friſche und Neuheit wieder geben, dagegen allen Neuerungen entſagen, welche die Dichterſprache, die ſich von der früheſten Schlichtheit entfernte, nothwendig an die Stelle jener kindlichen Einfalt ſetzen mußte. Mit einem Worte, der Ueberſetzer Homers muß ſich jeden Punktes, jeder Ausſchmückung, alles Haſchens nach Effect, aller Gefallſucht enthalten; er muß Wirkung unmerklich hervorbringen im Ganzen, durch Einfalt, Schlichtheit und Beſcheidenheit des Ausdrucks, durch Harmonie in den breiten, oft überreichen Perioden, die bisweilen gleichſam abſichtslos durch hervorſpringende, etwas glänzendere Verſe unterbrochen werden: in der Periode muß jeder Vers, im Verſe jedes Wort einen gemeinſamen Einklang bilden, der durch keine ſonderlichen, auffallenden oder gar rauhen Tönen verletzt werden darf. Das iſt eine ſehr mühevolle Arbeit, für die es keine klaren Regeln gibt, in der man ſich nur vom poetiſchen Inſtinkte leiten laſſen kann. Für mich war dieſe Arbeit um ſo beſchwerlicher, da ich in dieſer Beziehung nicht mit dem Original, das ich nicht kenne, ſondern nur zu errathen vermag, vergleichen konnte. Aber dafür auch welches Schwelgen in dieſer Arbeit!, in dieſem Lauſchen auf die erſten Seufzer der aus dem Meerſchaum entſtehenden Anadyomene (denn ſie iſt das wahre Symbol der homeriſchen Poeſie); welches Entzücken in dieſer Treuherzigkeit der Sprache, in der Uranfänglichkeit der Sitten, in dieſer Vermiſchung des Wilden mit dem Erhabenen und Reizenden, in der maleriſchen Kraft ohne Ueberflüſſigkeit, in jener Schlichtheit und Unſchuld des Ausdrucks, in jener oft überfließenden, und doch dem Charakter der Kunſtloſigkeit und Einfalt ſo weſentlichen Redſeligkeit! Und vor allem welcher Zauber in jener Wehmuth, die unmerklich und unbewußt dem Richter ſelbſt — welcher der Welt, die um ihn braust und lebt, ſich ſorglos hingibt — Alles durchdringt, denn dieſe Wehmuth iſt kein Werk der Phantaſie, die trauernde Klage ſchafft, ſondern ſie ſitzt tief in dem Weſen der damaligen Welt, in der Alles Leben hatte und practiſche Kraft in der Gegenwart, aber auch Alles nichtig war, da die Seele jenſeits der Gränzen dieſer Welt keine Zukunft hatte, und mit dem irdiſchen Daſein als weſenloſer Schatten entfloh: der Glaube an Unſterblichkeit hatte ja noch keinem durch das Geräuſch des zeitlichen Lebens hindurch ſeine großen alles belebenden Tröſtungen zugeflüſtert.

„Ich füge noch hinzu, daß ich überall ſtrebte, die einfache legendariſche Sprache ohne Ziererei anzuwenden, und mich nur wo ich mußte, des erhabeneren kirchlichen ſlaveniſchen Dialektes bediente*), mich ſonſt ſtrenge an die ruſſiſche Sprache haltend, wie ſie ſich durch den allgemeinen Gebrauch feſtgeſtellt hat; nach Möglichkeit ſuchte ich ihre Formen mit den Formen des Originals (deſſen ſämmtliche Materialien mir in der Interlinearüberſetzung erhalten waren) in Uebereinſtimmung zu bringen, ſo daß der homeriſche Vers im ruſſiſchen Verſe durchgeführt wurde, ohne dieſen jedoch ins Griechiſche zu verdrehen. ꝛc.“

---

*) Die griechiſch-ruſſiſche Kirche bewahrt bekanntlich namentlich auch in der Bibelüberſetzung und für Kirchengeſänge den alten kernigen archaiſtiſchen ſlaveniſchen Dialekt, den man früher auch für jede ernſte und höhere Dichtung beibehielt; Schukowsky aber wollte ſich von dieſer Feſſel losſagen, und die eigentlich ruſſiche Sprache nach Kräften und wo möglich zur Würde ernſter Dichterſprache erheben.

Die ſomnambülen Tiſche.

Zur
Geſchichte und Erklärung dieſer Erſcheinung.

Berichtigung.

Seite 5, Zeile 1 heißt es körperlichen statt körperloſen.

Die

ſomnambülen Tiſche.

Zur

Geſchichte und Erklärung dieſer Erſcheinung

von

Dr. Juſtinus Kerner.

Stuttgart.
Verlag von Ebner & Seubert.
1853.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sr. Erlaucht

dem

Herrn Grafen Wilhelm von Württemberg etc.,

erſtem Vorſtande des vaterl. Vereins für Naturforſchung in Württemberg,

in Verehrung zugeeignet

von

dem Verfaſſer.

Einleitung als Vorwort.

Der Inhalt dieſer Blätter möge hauptſächlich dazu dienen, kleinen Aufſätzen, die ich über die Erſcheinung des Tiſchkreiſens und der Prophetie in magnetiſirten Tiſchen, in verſchiedenen Zeitblättern veröffentlichte, beſſeres Verſtändniß und Rechtfertigung zu verſchaffen. Zu dieſem Zwecke ſah ich mich genöthigt, wenigſtens einige der hauptſächlichſten Verſuche, die zur Hervorbringung jener Phänomene von glaubwürdigen Männern gemacht, oder von mir ſelbſt beobachtet wurden, hier wiederzugeben, um ſo mehr, als ich ſah, daß ſelbſt Männer, die zur Beobachtung und Prüfung dieſer Phänomene am geſchickteſten wären, ihrer Hervorbringung nicht nur noch niemals beiwohnten, ſondern auch die darüber veröffentlichten Beobachtungen gar nicht, oder nur vom Hörenſagen, kennen, jedoch über dieſelben Urtheile fällen, die in denjenigen, die ſich mit dieſen Phänomenen durch eigene Forſchung bekannt machten, nur Betrübniß erregen können.

Manche meiner liebſten und gelehrteſten Freunde in meinem Vaterlande muß ich darunter zählen. Möchten ſie dennoch dieſe Blätter mit der gegen mich von ihnen ſchon oft freundlich geübten Nachſicht aufnehmen! Viele Zweifler wünſchen, um glauben zu können, die Erfindung einer Vorrichtung, durch welche für ſie klar dargethan werden könnte, daß die Urſache jener Erſcheinung des Tiſchkreiſens durchaus nicht einzig auf mechaniſcher Kraft beruhe, nicht durch Druck, Pulsſchlag, Krämpfe, Zittern der aufgelegten Hände u. ſ. w. erregt werden, obgleich eine Menge anderer Erſcheinungen, die bei dieſem Experiment vorkommen, ſolchen klar widerſprechen.

Das Journal „la Patrie“ ſchreibt vom 1. Juni: es ſeie in einer zu Toulouſe erſchienenen Schrift: „Der Tanz der Tiſche von Barrogan“ eine Vorrichtung zur leichten Hervorbringung des Tiſchekreiſens angegeben. Dort heißt es:

Die Maſchine beſteht aus einem Stück Nußbaumholz, ſenkrecht gegen die Achſe (das Mark) des Baumes ausgeſchnitten, das heißt den Faſern des Holzes gerade entgegen. Die holzigten Schichten (der horizontalen Platte) ſind demnach concentriſch (einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt umgebend). Die runde Tafel iſt 3 Centimeter dick und 50 im Durchmeſſer. Sie wiegt ca. 3 Kilogr., iſt ohne Lacküberzug, nur mit dem Hobel abgeſchliffen, und auf 3, ziemlich von einander entfernten Rollen aus Buchs- und Nußbaumholz aufgeſtellt. Dieſe 3 Rollen drehen ſich leicht in der Tafel ſelbſt. Ich ſtelle ferner, ſagt der Gründer, im Dreieck ein gleichwinkliches, maſſives Brett auf, in deſſen Mittelpunkt ſich eine kreisförmige Mündung von Stahl befindet; darin laufen die beweglichen Rollen.

Aus den 3 Winkeln des Dreiecks erheben ſich Träger von Holz, die ein kreisförmiges kleines Geländer haben, das in der Höhe der Stütze angebracht iſt, um während des Verſuches das Handgelenk darauf ruhen zu laſſen — dieſe Lehne iſt beweglich.

Das Ganze wird auf irgend einen Tiſch geſtellt, um welchen man ſich niederläßt.

Es ſollen mit ihr ſehr gelungene Verſuche angeſtellt worden ſein.

Auch von Carus wurde bekanntlich die Vorrichtung zu dieſem Zweck empfohlen.

Ich aber befürchte, daß ſolche zuſammengeſetzte Maſchinen die Reinheit des Experimentes ſtören könnten.

Die einfachſte Vorrichtung, nicht zur Ueberzeugung der Zweifler, ſondern zur Hervorbringung dieſes Phänomens, iſt — ein Hut, auch ein hohes Trinkglas, auf das ein Brettchen, oder Tellerchen (rund oder viereckig) von lackirtem oder anderem Bleche geſetzt wird. Die leichteſte, leiſeſte Auflegung der Fingerſpitzen von einer Hand, die jene Kraft beſitzt, auf den Deckel des Huts oder auf das Tellerchen auf dem Glaſe, bringt ſichtbar ohne alles mechaniſche Einwirken, in wenigen Minuten den Hut oder das Tellerchen in kreiſende Bewegung und weckt bei intenſivem Einwirken auch in ihm die Prophetie, welche letztere Erſcheinung, wäre jene Kraft eine blos mechaniſche, ſie wohl nicht erzeugen könnte.

Ich ſah dieſe Erſcheinung ſchon ſehr oft auf dieſe Weiſe durch ein weibliches Individuum hervorgebracht, das aber jene Kraft intenſiv beſitzt und nicht blos ſolche leichtere Gegenſtände, ſondern auch ſchwere Tiſche und andere gewichtige Geräthſchaften durch leichtes Handauflegen in wenigen Minuten zum Kreiſen bringt. Der Vater dieſer Perſon war in ſeiner Jugend ein Nachtwandler. Es wird den Zweifler die Bewegung ſchwerer Gegenſtände wohl mehr als die leichter von der Exiſtenz dieſer beſonderen Kraft überzeugen, und es wäre zu wünſchen, daß folgender großartige Verſuch, den ſo eben die fliegenden Blätter aus Bremen und die Neue Preuß. Zeitung verkünden, durch wiederholte Verſuche Beſtätigung fände:

Aus Jarmen (in Pommern). „Es dürfte — ſagt die Neue Preußiſche Zeitung — jetzt doch Zeit ſein, das Phänomen, welches bisher als Spielwerk gedient, mit Ernſt und ohne Vorurtheil in den Kreis der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung zu ziehen. Vielleicht gibt folgende Thatſache den Männern der Wiſſenſchaft, die es nicht unter ihrer Würde halten, noch von der Natur zu lernen, Anlaß zu weiteren Experimenten. Einſender gehörte zu den ſtandhafteſten Zweiflern an der Erſcheinung des Tiſchrückens Er ſtellte an eine die Wahrheit des Phänomens behauptende Geſellſchaft, als Preis ſeiner Ueberzeugung davon, die Aufgabe: einen dazu geeigneten Tiſch in einem leichten Boote (Nachen) zu befeſtigen und durch eine „Vivo-Batterie“ nicht den angenagelten Tiſch, ſondern das bei Windſtille leicht zu bewegende und zu lenkende Boot zu rücken. Nur wenn dieſes von ihm vorgeſchlagene Experiment vom Erfolg gekrönt würde, wollte er ſeinen Zweifel fahren laſſen, und er ging eine Wette darauf ein, daß es nicht gelingen würde. Aber es gelang wider ſein Erwarten. Es ließ ſich eine Geſellſchaft von ſieben Perſonen in bunter Reihe um den befeſtigten Tiſch im Boote nieder, ſchloß die Kette, und der Zweifler ergriff das Steuerruder. In den erſten 20 Minuten trieb das Boot 50 Fuß weit mit dem Strome. Sodann fing es ſeine drehende Bewegung, ſeine Rotation an, ſo daß es unter ſtetiger Beſchleunigung in 3 Minuten umwandte (180 Grad). Durch geſchickte Handhabung des Steuerruders wurde endlich die Längsbewegung erzielt, und die Geſellſchaft fuhr in 40 Minuten eine halbe Meile ſtromaufwärts, in 26 Minuten aber dieſelbe Strecke zurück. Ein Schwarm Zuſchauer, die dem Experiment vom Ufer aus zugeſehen, empfing die „Tiſchfahrer“ mit Jubel und machte dann die nämliche „Tiſchfahrt“ noch einmal mit ähnlichem Erfolge. Der Zweifler, im wörtlichſten Sinne durch die Erfahrung überzeugt, hat ſeine Wette verloren, und er wünſcht: daß die Wiſſenſchaft bald davon einen Gewinn ziehe.“

Der Beſtätigung dieſes Experimentes wollen wir noch entgegenſehen.

Die fliegenden Blätter von Bremen, die auch dieſen Artikel aus der „Neuen Preußiſchen Zeitung aufgenommen, werden vielleicht jetzt ſchon weitere Nachrichten hierüber gegeben haben. Uns ſind nicht alle ihre Nummern bekannt. Nach ihnen (Nr. 7) machte

Herr Profeſſor Nägele in Freiburg den erſten Vorſchlag zu dieſem Experimente.

War es wirklich probehaltig, ſo werden wohl auch bald andere Zeitungen davon Nachricht geben.

Dem Leſer ein Bild von dem ſogenannten Geiſterklopfen und der Prophetie in den Tiſchen zu geben, wie es in Amerika (man kann ſagen, auf eine wahnſinnige Weiſe) geübt wird, mußte ich einen Bericht hierüber, den übrigens ein kalter beobachtender Deutſcher in der Nationalzeitung veröffentlichte, leider in ſeiner ganzen Länge geben. Ich muß unentſchieden laſſen, was hier zu dem wirklich in Wahrheit in der Natur Exiſtirenden, vielleicht wohl habſüchtiger Betrug noch künſtlich hinzufügte; und ob es wahr iſt: (was Dikens annimmt) daß das Klopfen in jenen Tiſchen, das ſogenannte Medium (die Mittelsperſon bei dieſen amerikaniſchen Geiſtercitationen) dadurch hervorbringe, daß es eine Fußſehne durch Schnellen zu ſolchem Klopfen zu bringen, eingeübt habe.*) Möge dem in Amerika und England ſein wie es wolle: daß die Erſcheinung der Prophetie in magnetiſirten Tiſchen wirklich beſteht, haben in Deutſchland vielſeitige Beobachtungen bewährter Männer, durch welche kein Betrug ſtattfand noch ſtattfinden konnte, ohne Klopfgeiſter und ohne Geld anzunehmen, zur Genüge erwieſen.

---

*) Daß durch ſolches Sehnenſpiel das ſomnambül geweſene Mädchen in der Pfalz, deſſen Geſchichte ſein eigener Arzt uns ſchriftlich mittheilte und die in dem letzten Hefte meines Magikons zu leſen iſt, ein ſogenanntes Geiſterklopfen hervorgebracht worden, iſt möglich, ob aber um zu betrügen, von dem Mädchen gefliſſentlich, oder von magnetiſche Prophetie erzeugenden Krämpfen, dem Mädchen unbewußt, verdient nähere Beobachtung. In demſelben Hefte des Magikons iſt die ganz unerklärt gebliebene Geſchichte des Klopfgeiſtes zu Dibbendorf in Niederſachſen nach einem Correſpondenten der Allg. Zeitung auch mitgetheilt. Dieſe kann durch kein Sehnenklopfen und nicht durch Annahme irgend eines Betruges erklärt werden.

Zweiſler ſagen: wenn etwas Wahres an dieſen Phänomenen wäre, ſo würden ſie ſchon vor Jahrhunderten entdeckt und geübt worden ſein. Ich führte in dieſen Blättern an: daß ſich der Orient und beſonders China rühmen, die Kunſt des Tiſchrückens ſchon längſt zu beſitzen.

Wenig iſt aber wohlbekannt, daß in einem im vierten Jahrhundert nach Chriſti Geburt gelebten römiſchen Schriftſteller, dem Ammianus Marcellinus, eine Vorrichtung beſchrieben iſt, die zu jener Zeit (im Jahre 371) zu prophetiſchen Forſchungen diente und die Erſcheinung des Tiſchrückens und der Prophetie (letzteres noch mit Hülfe eines als Pendel an einem Faden aufgehängten; an Buchſtaben anſchlagenden Ringes) zeigt, ein Experiment, das noch jetzt auch uns bekannt iſt. Ammianus Marcellinus ſchreibt in ſeiner Geſchichte Conſtantins, Julianus u. ſ. w. bei der Verſchwörung des Theodoſius im Jahr 371 im 24. Buch, 3. Kapitel, (wörtlich überſetzt) Nachſtehendes:

„Ein gewiſſer Palladius gibt an: daß zu Lebzeiten des Kaiſers Valens über den Reichsnachfolger durch abſcheuliche Wahrſagerkünſte Nachforſchungen angeſtellt worden ſeien. Wegen dieſes Verbrechens wurden ſehr viele gefänglich eingezogen. Dabei betheiligt waren auch Patricius und Hilarius. Hilarius, vor ein peinliches Gericht geſtellt, gab Folgendes an:

Wir erbauten, hochanſehnliche Richter! ähnlich dem delphiſchen Dreifuß, unter ſchrecklichen Auſpicien aus Lorbeerzweigen dieſes unglückſelige Tiſchchen, das ihr hier ſehet, und nachdem wir es unter dem Ausſprechen geheimer Zauberformeln und mit vielen und langen Ceremonien gehörig geweiht hatten, brachten wir es endlich in Bewegung*.) Mit dieſem in Bewegungſetzen verhielt es ſich, ſo oft man über geheime Dinge ſich Raths erholen wollte, folgendermaßen: Es wurde der Tiſch in der Mitte des Hauſes aufgeſtellt, nachdem er von allen Seiten mit Weihrauchduft gereinigt war. Drüber wurde einfach eine runde Schaale geſetzt, die aus verſchiedenen Metallen gefertigt war. An dem äußerſten Rande ihrer Rundung waren die 24 Buchſtaben des Alphabets eingegraben und regelmäßig auseinander gehalten, indem die Abſtände genau abgemeſſen waren. Ueber dieſen Dreifuß ſtellte ſich nach der Ceremonienordnung Einer, in leinene Kleider gehüllt, und ebenſo mit leinenen Schuhen verſehen, das Haupt mit einer Binde umwunden und in der Hand Zweige eines glückverkündenden Baumes haltend, nachdem die Gottheit, welche die Weiſſagung geben ſollte, zuvor durch beſtimmte Zauberformeln günſtig geſtimmt worden war. Er ſchwang ein ſchwebendes Ringlein, das an einem ſehr leichten carpathiſchen Faden hieng, den man nach den Vorſchriften der Magie geweiht hatte. Dieſes ſchlägt, indem es die beſtimmten Zwiſchenräume überſpringt, auf die einzelnen Buchſtaben, die feſthalten, und bildet den Fragen entſprechende, nach Rhythmus und Versmaaß vollkommen abgeſchloſſene Hexameter, wie die pythiſchen und in den Orakelſprüchen der Bronchiden vorkommen. Als wir dann fragten: „„wer wird dem gegenwärtigen Kaiſer auf dem Throne folgen?““ weil man uns geſagt hatte, daß das ein in jeder Hinſicht ausgebildeter Mann ſein würde, hatte der Ring hüpfend 2 Silben berührt und bei der Hinzufügung eines Buchſtabens am Ende rief einer der Anweſenden ſogleich aus: Theodorus werde durch die Vorausbeſtimmung des Schickſals angedeutet, und es wurde die Nachforſchung der Sache nicht weiter fortgeſetzt.“

---

*) Es folgte alſo auch hier dem in Bewegungſetzen des Tiſches die Prophetie, hier durch das Anſchlagen des Ringes an jene Buchſtaben beantwortet, die auf dem Rande jener Schaale, über die der Ring an einem Faden kreiſend gehalten wurde, eingegraben waren. Die Schale hatte

Sie wurden alle zum Tode verurtheilt und hingerichtet. —

---

eine galvaniſche Zuſammenſetzung aus mehreren Metallen. — Man ſollte mit gleicher Vorrichtung das gleiche Experiment verſuchen.

Ich habe in dieſen Blättern und in einem früheren Aufſatze die Rotation der Wünſchelruthe mit ihren Erſcheinungen der gleichen Kraft zugeſchrieben, die das Phänomen des Tiſchkreiſens, des Schlüſſeldrehens und der Pendelſchwingungen mit ihren Erſcheinungen durch die menſchliche Hand hervorbringt.

Als dieſe Blätter ſchon dem Drucke übergeben waren, wurde ich durch die Mittheilungen der Beobachtungen, die Herr Obermedicinalrath Dr. v. Schelling in Stuttgart mit Dr. Riederer daſelbſt ſchon vor 46 Jahren mit der Rotation eines durch zwei Menſchen äquilibrirten Degens*) anſtellte, von ihm erfreut. Sie finden ſich in den „Jahrbüchern der Medicin als Wiſſenſchaft u. ſ. w., von Marcus und F. W. Schelling (dem Philoſophen). 2. Band. Tübingen bei Cotta 1807.“ Wir erkennen bei dieſen Verſuchen alle die Geſetze wieder, unter denen auch das Tiſchkreiſen geſchieht, ſo daß bei Aufzählung derſelben in jenem Aufſatze Schellings füglich ſtatt des Wortes „Degen,“ das Wort „Tiſch“ gebraucht werden könnte.

Sie zeigen, daß dazumal die gleiche Naturkraft (ob ſie einen Degen oder einen Tiſch in Rotation bringt, iſt gleich), die Aufmerkſamkeit und Beobachtung eines geiſtreichen Denkers in unſrem Vaterlande auf ſich zog, die aber wieder leider bald durch gewiß irrige Anſichten Anderer, als wäre ſie nur ein mechaniſches Fingerſpiel, bloße Muskelkontraction, (man leſe Schellings eigene Vertheidigung gegen ſolchen Glauben) beſtritten und nicht mehr beachtet wurde. Durch die Beobachtung des Tiſchrückens möge ſich nun erweiſen: daß dieſes ſo wenig als ſie auf bloßem mechaniſchen Einwirken beruht, denn es zeigen ſich bei ſolchen Reihen von Erſcheinungen, die mechaniſches Einwirken allein nicht hervorzubringen im Stande wäre, z. E. die Prophetie, die Art der Bewegung u. ſ. w., wenn auch die Grundgelehrten noch ſo ſehr gegen anderen Glauben ſein mögen, wie z. E. der engliſche Naturforſcher Faraday, welcher für das Tiſchrücken nur eine mechaniſche Kraft anerkennt: denn man bemerke dabei von Electricität und Galvanismus keine Spur. Daß das Letztere ſo iſt, hat Herr Faraday ganz recht, aber es gibt noch andere Kräfte, als mechaniſche, findet man nicht elektriſche und nicht galvaniſche.

---

*) Der Verſuch findet ſich ſchon in Athanaſius Kirchner's Buch über den Magnet aufgezeichnet. Es laſſen zwei Menſchen das Stichblatt eines Degens auf ihren zwei kleinen Fingern oder auch auf den anderen Fingern ſo äquilibriren, daß der Degen vertikal auf den Boden hängt, ſo fängt derſelbe an, ſich um ſeine Achſe zu bewegen und dieß 2 bis 3 mal, worauf er ruht. Der Degen hätte auch von Holz ſein dürfen.

Schelling ſchreibt alſo:

1) Der Verſuch gelingt zwiſchen der Einen und andern Perſon beſſer, als zwiſchen einer dritten und vierten, und es ſcheint, daß gewiſſe Menſchen ganz vorzüglich geſchickt dazu ſind, ſo wie auch ein Menſch vor dem Andern zum Magnetiſiren tauglich iſt. Unter denen, mit welchen ich bis jetzt den Verſuch angeſtellt habe, zeichneten ſich vorzüglich zwei junge Männer aus; bei beiden war die Bewegung des Degens, und der Zug, den ich in dem Finger empfand, wenn ich jenen mit ihnen hielt, vorzüglich ſtark. Den Einen von dieſen ließ ich nach und nach mit vielen Perſonen zuſammen den Verſuch machen, er brachte aber immer mit den nämlichen Perſonen eine weit auffallendere Wirkung hervor, als ein zweiter, dritter u. ſ. f.*)

2) Wenn männliche und weibliche Perſonen den Verſuch mit einander machen, ſo iſt die Rotation im Durchſchnitt weder ſchneller, noch langſamer, als wenn zwei männliche mit einander experimentiren. Ebenſo iſt es auch, wenn zwei Frauenzimmer mit einander den Verſuch machen. Ich hielt den Degen mit einem epileptiſchen Mädchen, das ich zuvor magnetiſirt hatte. Das eine mal

---

*) Wie beim Tiſchkreiſen.

drehte ſich derſelbe ziemlich ſtark, das andere mal blieb er unbeweglich.

3) Ich verſuchte es öfters, ob der Degen nicht, wenn ich ihn allein auf zwei Fingern hielt, ſich bewegen würde, allein vergebens. Dagegen ſagt mir Herr Dr. Riederer, daß er es bei einigen Perſonen, die er es verſuchen ließ, bemerkte. Beſtätigt ſich dieß, ſo hat dieſe Art des Experiments Aehnlichkeit mit gewiſſen Phänomenen der Wünſchelruthe.

4) Der Verſuch gelingt, obgleich von denſelben Perſonen angeſtellt, nicht zu jeder Zeit ebenſo gut, als zu einer andern. Hieran ſcheint das jedesmalige Befinden der Experimentatoren, und auch die jedesmalige Beſchaffenheit der Witterung Schuld zu ſein. Es fiel Herrn Dr. Riederer auf, daß an feuchten Tagen, wo entweder Nebel oder Regen fiel, der Degen eher und ſtärker in Bewegung kam, als bei hellem und trockenem Wetter, in welchem letztern Fall er mehreremale unbeweglich blieb. *)

5) Die Elektricität ſcheint die Wirkung zu hemmen, was wir daraus ſchließen, daß, wenn wir uns auf dem Iſolirgeſtell elektriſirt hatten, und zwar entweder uns beide poſitiv oder negativ, oder den einen poſitiv, und den andern negativ, die Bewegung ausblieb, oder wenigſtens viel ſchwächer war, als vorher. Dieß ſcheint in Eins zu gehören mit dem Umſtand, daß der Degen an trockenem heiterem Wetter, wo viel Luftelectricität vorhanden iſt, ſich weniger bewegt, als bei feuchtem.

6) Ich kam auf den Gedanken, ob ſich der Degen nicht ſchneller und leichter bewegen würde, wenn die zwei Menſchen, die ihn halten, ihre Finger mit Waſſer benetzten. Wir verſuchten dieß, und fanden es auffallend beſtätigt, denn mehreremale, wenn ſich jener bei trockenen Fingern gar nicht bewegen wollte, fing er die Rotation ſogleich an, nachdem wir unſere Finger naß gemacht hatten.

---

*) Wie beim Tiſchkreiſen.

Herr Dr. Riederer löſte Salmiak in Waſſer auf, und benetzte die Finger mit dieſer Miſchung, worauf die Bewegung ſchwächer wurde, oder gar nicht erfolgte, vermuthlich, weil hier ein chemiſcher Prozeß an der Stelle der Berührung eintrat, der die Einwirkung des organiſchen Agens hemmte. Waren die Finger mit Oel beſtrichen, ſo erfolgte die Rotation, aber weder langſamer, noch ſchneller als vorher. *)

7) Der Degen ſcheint ſich eher und ſchneller zu bewegen, wenn von den Perſonen, die ihn halten, die eine die rechte, die andere die linke Hand nimmt, als wenn beide ſich gleichſeitiger Hände bedienten.

8) Der Umſtand, ob der Degen magnetiſch, oder unmagnetiſch iſt, macht keinen Unterſchied, wenigſtens keinen auffallend bemerklichen.

9) Auch andere Metalle, als Stahl oder Eiſen, drehen ſich aber nicht ſo leicht und ſo ſtark, wie dieſe. Unſere Verſuche hierüber ſind übrigens bis jetzt noch zu unbeſtimmt. Ein Degen, der ein meſſingnes Stichblatt, an dem wir ihn hielten, hatte, drehte ſich, wie unſer gewöhnlicher, der ein ſtählernes hatte.

10) Das Stichblatt dieſes letztern hatte eine elliptiſche Form. Wenn wir ihn nun beim kleinern Durchmeſſer hielten, ſo bewegte er ſich ſchneller, als beim größern.

11) An einem Tag, wo der Degen ſich mit einem auffallend ſtarken Zug und auch ſchnell drehte, banden wir an ihn noch eine ziemlich ſchwere meſſingne Stange, und er trug auch dieſe mit ſich herum.

12) Wir ſtellten uns auf verſchiedene Metalle, mit bedeckten und unbedeckten Füßen, konnten aber keinen Unterſchied in der Wirkung bemerken. Nur einmal ſchien es mir, als wir auf Kupfer und Eiſen ſtanden, als ob ich gegen den Grund der Zunge einen metalliſchen Geſchmack empfände.

---

*) Sollte beim Tiſchkreiſen auch verſucht werden, namentlich das Benetzen der Finger.

13) Wenn wir uns auf Harz iſolirten, ſo ſchien die Rotation etwas ſtärker zu ſein, als vorher, da wir auf dem bloßen Boden ſtanden.

14) Ich hielt den Degen meiſtens auf dem kleinen Finger meiner rechten Hand, Herr Dr. Riederer auf dem Mittelfinger ſeiner linken, und der Degen drehte ſich alsdann ſo, daß er ſich abwärts von der linken Seite des Herrn Doctors zu meiner rechten her, und ſo fort im Kreiſe zog. Dieſe Richtung hat er auch, wenn ich mit andern experimentirte, gewöhnlich beibehalten. Doch fiel mir auf, daß er, wenn ich mich mit einigen gewiſſen Perſonen zuſammenſtellte, faſt immer nach der entgegengeſetzten Seite ſich hinzog. Ebenſo kam es uns merkwürdig vor, daß er oft mitten im Experimentiren, nachdem er ſich vorher oft und leicht nach der gewöhnten Richtung hingewälzt hatte, auf einmal eine Weile unbeweglich blieb, und ſich alsdann plötzlich der entgegengeſetzten Richtung nach drehte. Solche Pauſen, die er oft machte, ſcheinen Momente von Unentſchloſſenheit deſſelben zu ſein, die ſo lange dauerten, bis er für die eine oder die andere Richtung entſchieden war. *)

15) Ich ritzte meinen kleinen Finger, kann aber nicht ſagen, daß ich hierauf eine beſondere Empfindung von Schmerz in demſelben gehabt hätte, wenn ich mit ihm den Degen balancirte.

16) Ich zog lederne und floretſeidene Handſchuhe an, die Rotation blieb aber beinahe gleich ſtark, beſonders bei den ledernen Handſchuhen. Ebenſo zeigte ſich dieſelbe auch, wenn ich meinen Finger dreifach in Seide eingewickelt hatte, wiewohl in dieſem letztern Fall ſchwächer.

Für diejenigen, welche etwa glauben möchten **), daß die Bewegung des Degens eine durch Zittern der Finger oder andere

---

*) Findet auch bei den Tiſchen ſtatt.

**) Dieß iſt auch ganz auf das Tiſchkreiſen anzuwenden.

Bewegungen des Körpers mechaniſch mitgetheilte geweſen ſein könnte, füge ich noch hinzu, daß wir den Verſuch immer mit der größten Vorſicht anſtellten, ſo daß beinahe kein Zittern möglich war, daß wir ferner den Verſuch mit Leuten machten, die ſtark zitterten, und gerade bei mehreren dieſer der Degen ganz unbeweglich ſitzen blieb, und daß wir endlich das Zittern ſelbſt künſtlich nachahmten, ohne eine Bewegung wahrzunehmen. Auch überzeugt einen der ganz eigene Zug, den man im Finger empfindet, daß hier etwas Dynamiſches mit im Spiele iſt. — Denjenigen, welche den Verſuch nachmachen wollen, rathen wir, wenn er das erſtemal nicht gleich gelingt, ihn zu einer andern Stunde zu wiederholen, ihn andere Leute machen zu laſſen, und das Benetzen der Finger ja nicht zu vergeſſen.

Es ſcheint mir übrigens dieſes Experiment, das in der That verdient, unter verſchiedenen Modifikationen wiederholt und erweitert zu werden*), zu beweiſen, daß es, was ich in der Abhandlung ſelbſt behauptet habe, auch einen Galvanismus gibt, bei dem das Organiſche das Geſetz und den Ton angibt, was beim gewöhnlichen Galvanismus die Metalle thun. Bei dieſem nämlich zwingt die metalliſch-elektriſche Atmoſphäre den Muskel, bei jenem das Agens, das dem Menſchen entſtrömt, das Metall zur Bewegung.“

Was die in dieſen Blättern verſuchte Erklärung dieſer Phänomene durch eine höhere ſeeliſchere Naturpotenz als Elektricität und Galvanismus, betrifft, ſo ſtammt ſolche aus dem innern Fühlen und Schauen eines noch in engerer Naturverbindung geſtandenen fremden, tiefen, magnetiſchen Lebens, einer Quelle, die eh zu Naturgemäßerem führt, als der gelehrteſte Menſchenkopf, wobei ich aber nicht behaupte, es ſei dadurch anderer Erklärung dieſer Phänomene auf dem Wege der Wiſſenſchaft kein

---

*) Eine Erweiterung und Modifikation deſſelben iſt nun das Tiſchrücken.

Raum mehr gegeben. Es iſt auch wohl zur Bildung von Theorieen über ſie die Zeit ihrer Erſcheinung und ihrer Beobachtung noch zu kurz und jeder neue Verſuch kann neue Erſcheinungen und mit ihnen neue Theorieen bringen. Jene Phänome ſind ſehr zarter Natur, haben noch nicht die Feuerprobe hochwiſſenſchaftlicher Phyſiker und Chemiker (!!!) erſtanden; doch, ſollten ſie auch unter ſolchen in Rauch aufgehen oder wie Seifenblaſen zerplatzen und alle Tageblätter ſchreiben: „Die Nichtexiſtenz der Phantome des Tiſchrückens und Tiſchklopfens iſt erwieſen," ich würde demungeachtet, kraft eigener vielfältiger Erfahrungen ſagen und ſchreiben:

„Jene Erſcheinungen ſind dennoch in der Natur vorhanden und ſpätere Zeit wird noch den Glauben an ſie rechtfertigen." —

Weinsberg, im Juni 1853.

Juſtinus Kerner.

Es iſt ſchon oft geſchehen, daß wir Naturphänomene, die uns ſehr nahe lagen, nicht beachteten, ja daß wir, von uns nahe ſtehenden Beobachtern auf ſolche aufmerkſam gemacht, ihnen keinen Glauben ſchenkten und nur mit Lächeln an ihnen vorüber gingen. So ging es z. E. mit den vielen merkwürdigen Thatſachen, die das tiefe magnetiſche Leben der Seherin von Prevorſt hervorrief, die in treuſter Beobachtung mitgetheilt wurden und die der Naturforſchung zu manchen weitern Entdeckungen und Fortſchritten hätten Veranlaſſung geben können.

Ebenſo iſt es mit der merkwürdigen Thatſache ergangen, die ich in der Schrift: „Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur" den Naturforſchern ſchon im Jahr 1836 zum Bedenken vorlegte.

In der Vorrede heißt es: „Phänomene, wie die nachſtehenden, gehören zur Beobachtung des Naturforſchers: denn ſie ſind einmal in der Natur vorhanden, ſo gut, wie die Ringe des Saturns, ſollte man auch jetzt noch **der** Zeit ſo wenig, als von jenen, ihr eigentliches Weſen wiſſen und begreifen können. Die Furcht, ſogenannter dummer Volksphyſik und dem Aberglauben huldigend, angeſehen zu werden, darf den Naturforſcher nicht beſtimmen, wie es bis jetzt geſchah, ſolche Erſcheinungen unerforſcht nur gerade in's Reich des Betrugs und des Aberglaubens zu verweiſen. Dadurch geſchah es, daß oft die merkwürdigſten Erſcheinungen der Natur, beſonders wenn ſolche im Nachtgebiete derſelben lagen, der Beobachtung gänzlich entzogen wurden, indem, wo ſie ſich auch noch ſo ſehr der Beobachtung aufdrangen, der Beobachter ſogleich ſcheu vor ihnen zurücktrat, oder, aus Furcht vor dem Geſchrei aufgeklärter, wiſſenſchaftlicher Glasköpfe, die Beobachtung in ſich verſchloß, oder ſich dieſelbe am Ende ſelbſt mit gläſernem Gehirne wegſtritt. All' jene Herren, die mit ſolchem Geſchrei auf Kathedern, in Wirthshäuſern und Tagblättern u. ſ. w. den Dank der ſogenannten Aufklärung ſich erſchreien wollen, ſind in Wahrheit nur Hinderer der Erforſchung der Natur auf ihrer wichtigſten Seite, Hinderer der Naturaufklärung, Zwingherrn, die gewaltſam befehlen wollen, Andere ſollen nur ſo weit ſehen, als ſie ſehen.“ —

Viele Thatſachen in der Geſchichte der Seherin von Prevorſt weiſen auf die Möglichkeit der Aufhebung der Schwerkraft in den Dingen durch eine noch nicht genug erkannte Naturpotenz hin. Nach Annahme der Seherin wäre eine ſolche der menſchliche Nervengeiſt. Wie ſie deſſen Weſen und Wirken näher bezeichnet, iſt unten angegeben. Einige Erſcheinungen, die ſie ſeinem Einfluſſe, auch wenn er in Löſung von dem Körper iſt, zuſchreibt, berühre ich hier kurz.

Es geſchah in ihrem Zimmer vor Zeugen, daß ſich gewichtige Gegenſtände, wie ein Stuhl, eine Stricknadel, ja Stiefel, frei durch die Luft bewegten und einmal hob ſich in meiner Gegenwart ein Stuhl, auf dem eine Perſon ſaß und der mitten im Zimmer ſtand, ohne von jemand berührt zu werden, bei vier Schuh hoch empor, daß die Perſon, dadurch beängſtigt, um Hülfe ſchrie. Dort iſt auch geſagt: daß man an der Seherin von Prevorſt die Erſcheinung beobachtete, die man früher bei Hexenproben benützte (bei wahrſcheinlich auch in magnetiſchen Zuſtänden ſich befindenden weiblichen Perſonen), daß ſie in dieſem magnetiſchen Zuſtande in kein Bad gebracht werden konnte, weil ihr Körper, dann leichter, als das Waſſer, wie Korkholz immer nach oben ſtrebte, ſo daß ſie, auch in einen Fluß geworfen, nicht untergeſunken wäre, wie ſich auch die ſogenannten Hexen bei der Hexenprobe auf der Wage gegen das Geſetz der Schwere verhielten. Beobachtet iſt dort auch: daß, wenn ich, war ſie in magnetiſchem Zuſtande, nur die Finger gegen die ihrigen brachte, ihnen ihre Hand, wie Eiſen dem Magnet, nachfolgen mußte und ihr ganzer Körper gegen alle Geſetze der Schwerkraft ſich frei nach der Richtung meiner Finger emporhob.

Dort geſchah auch der Erſcheinung, die eine magnetiſche Frau zu Freiburg zeigte, Erwähnung, die in Gegenwart der beiden Diakone Dachſel und Waldburg bei drittbalb Ellen hoch aufgehoben wurde, daß ſie nicht mehr mit dem Bette zuſammenhing, ſondern frei ſchwebte, ſo daß es das Anſehen hatte, als wollte ſie zum Fenſter hinausfahren. Aehnliches, was man bei Nachtwandlern, bei indiſchen Gauklern u. ſ. w. bemerkte, wurde dort berührt und auch dort angedeutet, daß wohl bei dem Fliegen der Vögel (dieſem auch träumenden, magnetiſchen, vorausfühlenden Geſchlechte) neben mechaniſchen Einrichtungen auch noch die Einwirkung irgend einer imponderablen Materie ſtattfinden möchte.

In den in der Seherin von Prevorſt angeführten Erfahrungen im Schloſſe zu Slawenſik wurden von glaubwürdigen Männern ähnliche Beobachtungen, wie bei der Seherin von Prevorſt, nur in vergrößertem Maße, gemacht. Auch fand ein Werfen ſchwerer Gegenſtände ſtatt und wie dort ein Stuhl, wurden hier von unſichtbarer Hand zwei Servietten bis an die Decke des Zimmers gehoben und kamen ausgebreitet wieder hernieder, auch bewegten ſich ſonſt oft ſehr ſchwere Gegenſtände, von unſichtbarer Hand gehoben, durch den Raum des Zimmers: Krüge, Gläſer, Pfeifenköpfe, Teller, Bleikugeln u. ſ. w. Wie vielen Stoff zum Nachdenken und Weiterforſchen hätten den Naturforſchern beſonders jene Thatſachen gegeben, die ich, von einer Reihe der verſchiedenſten Menſchen, von Aerzten, von Mathematikern, von Juriſten, von Geiſtlichen, von Künſtlern, von Militärs, von Handwerkern mitbeobachtet und ſchriftlich bezeugt, ſogar vor Gericht beſtätigt, in genaueſter Treue in der Schrift: „Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur“ den Naturforſchern vor 17 Jahren zum Bedenken vorlegte! Sie waren ihnen Lug und Trug, ihrer Aufmerkſamkeit nicht würdig!

Und wenn auch derlei Erſcheinungen, wie ſie auf dem Schloſſe von Slawenſik und wie ſie ſchon viele Jahrhunderte durch in den verſchiedenſten Orten, in verjüngtem Maßſtabe, von den verſchieſten Menſchen beobachtet wurden, einer andern Natur, als der unſern, angehören ſollten, ſo verfallen ſie gewiß doch ſo gut naturforſchlicher Beobachtung, als die auch in unſere Welt hereinragenden Mond und Sterne; ſie, die uns nicht minder, ja noch viel näher berühren und uns für ein künftiges Leben die größten Aufſchlüſſe geben könnten.

Ich ſagte in jener Schrift: „Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur“ und kann es nicht genug wiederholen: „Es werden die hier gegebenen und beſprochenen Thatſachen von der gelehrten Menge als bloßer Volkswahn betrachtet und verſpottet von über ſolchen Pöbelglauben ſich hoch erhaben denkenden Herren, oder von ihnen mit einer ganz lächerlichen Leidenſchaftlichkeit beſtritten, doch auch ſie werden einſt (falle auch ihre Erklärung aus, wie ſie wolle) in die Reihe anerkannter Naturwahrheiten treten.“ — Leider aber meſſen oft die gelehrteſten Phyſiker Erſcheinungen aus dem Nachtgebiete der Natur mit dem gleichen Maße, wie ſie Erſcheinungen aus dem Tageleben meſſen, nach den gewöhnlichen Geſetzen der äußeren Sinne, nach deren Beziehung, z. E. zum Licht u. ſ. w. und finden ſie dieſelben jenen Geſetzen nicht anpaſſend, ſo verwerfen ſie ſolche als bloße Phantome, die in den Köpfen der Uebergläubigen ſpuken, aber keine Realität haben. So ergieng es Herrn von Liebig, dem als Chemiker mit Recht ſo hochgeſchätzten Forſcher, wenn er in ſeiner akademiſchen Antrittsrede die Exiſtenz von „Geſpenſtern“ (Geiſtern) und daß Menſchen ſolche würden ſehen können, beſtreitet.

Es ſei mir erlaubt, von dem eigentlichen Gegenſtand dieſer Blätter abſchweifend, nur Folgendes in der Kürze dagegen zu erwähnen: Herr v. Liebig will als Chemiker die gewöhnlichen Geſetze von Licht und Farbe oder vielmehr das gewöhnliche Licht und das Sehen mit den mechaniſchen Vorrichtungen des äußeren Auges auch auf ein Gebiet und auf Erſcheinungen anwenden, die jenen Geſetzen durchaus nicht unterworfen ſind. Im Nachtleben der Natur herrſcht das Schauen des inneren Auges vor und tritt das Schauen mit dem äußern mit ſeinen mechaniſchen Einrichtungen und Geſetzen in den Hintergrund und es fällt Herr v. Liebig's Oppoſition gegen Geiſterſehen gänzlich weg.

Herr v. Liebig ſprach ſich folgendermaßen aus: „Wir glauben nicht an Geſpenſter, obgleich Tauſende von Menſchen Geſpenſter geſehen; weil wir aus der Lehre vom Lichte wiſſen, daß ſelbſt die körperliche Materie von einem großen Grad von Feinheit, wie atmoſphäriſche Luft z. B., nicht mehr geſehen werden kann und dieweil einem körperloſen Weſen die Eigenſchaft, Licht zu reflektiren, die Hauptbedingung, um geſehen zu werden, nicht mehr zukommt.“

Man beobachtet: daß im Augenblicke ſolcher Erſcheinungen der Sehende immer wie in einen magnetiſchen Rapport mit der Erſcheinung geſetzt wird, bei welchem die inneren Sinne ſich aufſchließen und Sehen und Hören nicht mehr durch das mechaniſche Auge und durch das mechaniſche Ohr ſtattfindet Dafür ſpricht auch die Erfahrung: daß Blinde ſolche geiſtige Erſcheinungen in gleichem Moment ſehen, wo ſie Sehende ſehen, und Taubſtumme deren Töne vernehmen in demſelben Momente, wo ſie Guthörende vernehmen. Will man aber dieß nicht annehmen, ſo verweiſe ich auf die Möglichkeit, die ſchon von den älteſten Philoſophen und Forſchern in dieſem Gebiete angenommen wurde, daß dieſes Sehen jener Erſcheinungen daher ſtattfindet, daß die Seele nach des Leibes Tod oder im Moment des Todes, des Sterbens mit dem von ihr mit hinübergenommenen Nervengeiſte einen Körper figuriren, Licht und Schatten aus ſich ſelbſt erzeugen und ſo auch einem gewöhnlichen äußern Auge ſichtbar werden könnte.

Es ſind auch diejenigen Geiſtererſcheinungen am häufigſten, die im Momente geſchehen, wo die Seele mit dem Nervengeiſte aus dem Körper tritt und ihr dann Zeit und Raum wegfällt, wahrſcheinlich noch weit mehr, als den elektro-galvaniſchen Funken. Daher ſolche Erſcheinungen in ſolchen Momenten in die weiteſte Entfernung hin ſtattfinden können. Ich kehre nun wieder von meiner Abſchweifung zum vorigen Gegenſtande zurück.

Die berührten Phänomene mußten von London*) nach Amerika wandern und von dort über London zu uns zurückkehren, um auch bei uns endliche Geltung zu finden. Noch früher übrigens, als das junge Amerika, hätte uns der alte Orient, dem wir die Entdeckung ſo vieler Naturgeheimniſſe ſchon verdanken, auch über die

---

*) Dickens behauptet in ſeinem Familienbuche: das Geiſterklopfen ſei durch eine ſich in London mit einer Todtengräberfamilie ereignete Geſchichte nach Amerika in die Familie Box gekommen, welche die erſte ſei, die es dort ausgeübt und am Ende damit betrogen habe.

Daß bei jenem Geiſterklopfen in Amerika noch jetzt wohl Betrug ſtattfindet, möchte ich nicht beſtreiten.

Exiſtenz ſolcher Naturphänomene belehren können. Die Trieſter Zeitung ſchreibt: „In der Türkei beſteht bekanntlich der Orden der Derwiſche. Dieſe zerfallen, je nach ihrem Ritus, in tanzende, heulende, ſchmerzverbeißende, wunderthätige u. ſ. w. Die Mitglieder der letzteren beſchäftigten ſich damit, glühende Kohlen in den Mund zu nehmen, glühendes Eiſen anzufaſſen, die Wangen mit ſpitzen Eiſen zu durchbohren (aber dieß alles auf eine ganz andere Weiſe, als wie es bei uns Taſchenſpieler thun). Das Außerordentlichſte aber iſt folgendes: Ein Derwiſch legt ſich platt auf die Erde, ſieben andere ſtellen ſich, ſich bei den Händen faſſend, in einem Kreiſe um ihn herum. Nach einer Weile, während welcher der Scheich (Oberſte) unter lautem Geſchrei die Geiſter beſchwört, wird der Liegende aufgehoben und bleibt dann, ſo lange der Scheich es will, etwa zwei Fuß hoch von der Erde frei in der Luft ſchweben, ohne die geringſte Unterſtützung. Hier hätten wir die Erſcheinung der durch eine lebensmagnetiſche Kette in einem Andern hervorgebrachte Aufhebung der Schwerkraft, wie wir ſie ſchon oftmals beſprochen. Aber auch die Erſcheinung des jetzt ſo Aufſehen machenden „Tiſchrückens“ hätten wir ſchon längſt ebenfalls im Oriente finden können, wie ſie Pückler-Muskau ſchon längſt in Smyrna fand.

Die Nordiſche Biene vom 27. April enthält eine Zuſchrift von einem Herrn Tſcherepanoff, der in Folge der mannigfachen Nachrichten über das Tiſchrücken ſich veranlaßt fühle, dieſem Blatte ein Ereigniß mitzutheilen, für deſſen Aechtheit er bürge. Man muß bemerken, heißt es in dem Schreiben, daß die Lamas, die Diener der buddhiſtiſchen Religion, der alle Mongolen und ruſſiſchen Buräten anhängen, gleich den altägyptiſchen Prieſtern, die von ihnen entdeckten Naturgeheimniſſe nicht kundgeben, ſondern als ein Mittel gebrauchen, die abergläubiſchen Anſichten, welche die Menge von ihnen hegt, aufrecht zu erhalten. Zu dieſen Mitteln gehört auch das Aufſuchen geſtohlener Sachen, wozu den Lama der vor ihm herfliegende Tiſch leite. Dieß geht folgendermaßen zu: der Eigenthümer geſtohlener Dinge wendet ſich an den Lama mit der Bitte, ihm zu eröffnen, wo ſie ſich finden. Der Lama verſchiebt unwandelbar die Erfüllung dieſer Bitte um einige Tage. Wenn er zur Erfüllung derſelben ſchreitet, ſetzt er ſich auf den

Boden vor einen kleinen viereckigen Tiſch, legt die Hand darauf und liest in einem tibetaniſchen Buch. Nach Verlauf von etwa einer halben Stunde erhebt er ſich mit der Hand in derſelben Lage, in welcher ſie auf dem Tiſch gelegen, und hinter der Hand erhebt ſich auch der Tiſch von der Erde. Der Lama ſtellt ſich auf ſeine Füße, erhebt die Hand über den Kopf, und der Tiſch kommt dadurch in die gleiche Höhe mit den Augen, der Lama macht eine Bewegung vorwärts, der Tiſch gleichfalls. Der Lama ſchreitet vorwärts, der Tiſch rückt vor ihm her, in die Luft fort, ſo daß der Lama ihm kaum folgen kann; der Tiſch nimmt verſchiedene Richtungen und fällt endlich nieder; die Hauptrichtung, die er genommen, bezeichnet die Seite, wo man das Verlorne ſuchen muß. Wenn man den Erzählungen glauben darf, ſo iſt es vorgekommen, daß der Tiſch gerade an der Stelle niederfiel, wo die geſtohlenen Sachen verborgen waren. In dem Fall aber, wo ich Augenzeuge war, flog der Tiſch 30 Klafter weit und das Verlorne wurde Anfangs nicht gefunden. Aber nach der Richtung hin, welche der Tiſch genommen, lebte ein Erdhöfler, ein ruſſiſcher Bauer, der dies Anzeichen bemerkte, und noch an demſelben Tage ſich das Leben nahm. Dieß erweckte Verdacht, und beim Nachſuchen fand man die Sachen in ſeinem Hauſe. In drei Fällen, wo ich bei dem Verſuch zugegen war, gelang das Fliegen der Tiſche nicht, der Tiſch hob ſich nicht und der Lama erklärte, die Sachen ſeien nicht aufzufinden. Aber von dem vierten Verſuch, von dem ich eben erzählte, war ich Zeuge im Jahr 1831 in der jetzigen transbaikiſchen Provinz nahe bei dem Dorfe Jelany. Ich glaubte meinen Augen nicht und war überzeugt, der taſchenſpieleriſche Lama hebe den Tiſch vermittelſt eines dünnen, nicht leicht zu bemerkenden Fadens oder Trathes empor, aber bei genauer Beſichtigung des Tiſches konnte ich von einem ſolchen Faden oder Trath nichts bemerken; der Tiſch beſtand aus einem Fichtenbrettchen und wog $1\frac{1}{2}$ Pfund. Gegenwärtig bin ich überzeugt, daß jene Erſcheinung ſich auf daſſelbe Geſetz gründet, das dem Tiſchrücken zu Grunde liegt.“

Hier haben wir nun mehr, als das Tiſchrücken, das Fliegen der Tiſche, — ſelbſt mit ſeiner Prophetie allen denjenigen Dingen eigen, die durch losgewordenen Nervengeiſt des Menſchen magnetiſch und ſomnambül gemacht werden. Uebrigens wurde der Urſprung der Entdeckung des „Tiſchrückens“ auch neulich in Hinterindien als geiſtiges Eigenthum der Himmelsſöhne requirirt, und aus Frankreich ſchreibt man: daß ein in Lyon im Jahre 1600 gedrucktes Buch über Magie (wir wünſchten die Angabe ſeines Titels) ſchon den ganzen Proceß des „Tiſchrückens“ verhandelt habe.

Wir wenden uns nun zur nähern Betrachtung und Geſchichte des in Amerika ſchon länger bekannten, von da aus nach Europa gekommenen und jetzt vielſeitig geübten und erprobten, ſogenannten Tiſchrückens und Geiſterklopfens.

Schon ſeit Jahren hörte man aus Amerika von der ſich dort gebildeten Sekte der Spiritualiſten, in deren Glauben die ſogenannten Klopfgeiſter und die Bewegung der Tiſche eine große Rolle ſpielten; aber erſt im Februar dieſes Jahres erhielten wir in Deutſchland einen nähern Bericht über die Erſcheinung, namentlich über die Manipulationen zu ihrer Hervorbringung und zwar in der Nationalzeitung, der auch in die neue Oderzeitung vom 24. März überging.

Dieſer Bericht iſt von einem Deutſchen, welcher ſich in London aufgehalten, der alle Anſprüche auf ruhigen, geſunden Beobachtungsgeiſt machen dürfte.

Nicht nur mit dem Phänomen des Tiſchrückens (Tiſchkreiſens), ſondern auch mit den des wahrſagenden Klopfens, ſowie es in jener Sekte in Amerika getrieben wird, werden wir durch dieſen Bericht am deutlichſten bekannt gemacht, weßwegen wir denſelben unſern Leſern zur Verſtändniß der Sache hier wörtlich wiedergeben *).

London, Februar. Herr Redakteur! Wenn ich um die Erlaubniß bitte, den Bericht über eine der merkwürdigſten Stunden, die ich verlebt habe, in Ihrem geſchätzten Blatte mittheilen zu dürfen, ſo beſtimmt mich der Gedanke, daß kein Leſerkreis beſſer

---

*) Wie dieſe Prophetie in magnetiſchen Tiſchen bei den in Deutſchland gemachten Verſuchen ſich verhalt und ſich reiner und glaubwürdiger verhält, werden die unten gegebenen Beobachtungen darthun, auch wie bei ſolchen an Betrug nicht im mindeſten gedacht werden kann.

geeignet iſt als das ſceptiſche, den Naturwiſſenſchaften befreundete Publikum Norddeutſchlands, eine Erſcheinung gehörig zu würdigen, die nach den uns bekannten Anwendungen der phyſikaliſchen Geſetze durchaus unerklärbar iſt; eine Erſcheinung, die der Orthodoxie und der modernen Philoſophie gleich feindlich gegenübertritt, die Naturforſcher und die angeblichen Bewahrer überſinnlicher Geheimniſſe zu Stümpern macht und unter allen Umſtänden nicht damit abgethan werden kann, daß man ſie ignorirt. Ich verſichere, daß meine aus den Naturwiſſenſchaften und aus der deutſchen Kritik geſchöpften Ueberzeugungen unerſchüttert ſind, daß ich von kaltem Blut und von geſunden Nerven bin, und beziehe mich darüber privatim auf ein Zeugniß, das Sie als vollgiltig annehmen werden. Die hieſige Preſſe hat bisher, abgeſehen von einem offenbar entſtellenden Berichte in den „Houſehold Words“ über die Sache geſchwiegen, jedenfalls weil ſie nicht weiß, was daraus zu machen ſei. Eine Beſprechung kann aber nicht immer ausbleiben, und ich hoffe, es wird Ihnen recht ſein, die Controverſe mit einem nüchternen, ſcrupulös treuen Bericht über Thatſachen zu eröffnen.

Vor einiger Zeit brachten amerikaniſche Blätter die Nachricht, daß ſich eine Sekte, oder wie man es ſonſt nennen will, aufgethan habe, die ſich des Verkehrs mit den Geiſtern Verſtorbener rühme. Die betreffenden Perſonen, die ſich ſelbſt Media oder Expounders nennen, behaupten, daß die Geiſter Verſtorbener in ihrer Nähe weilen oder wenigſtens durch ihre Willenskraft herbeigezogen werden und ſich durch Klopfen vernehmlich machen. Ein ſolches Medium, Mrs. Hayden, iſt ſeit einigen Wochen in London und citirt Geiſter, im eignen Hauſe für eine Guinee, außerhalb für fünf Guineen. *) Die Neugier lockte einen meiner Freunde, einen ſo klaren und kalten Kopf wie es einen gibt, einer Sitzung beizuwohnen. Er erſtattete mir Bericht und da ich darauf beſtand, daß die merkwürdigen Erſcheinungen entweder auf einer Taſchenſpielerei oder auf einer Nervenüberreizung oder auf beiden beruhen müßten, erbot er ſich, Mrs. Hayden in ſeine Wohnung zu laden und mich an den Verſuchen Theil nehmen zu laſſen. Ich ging mit Vergnügen darauf ein. Wir waren unſerer fünf, mein Freund, ſeine Frau, ſeine

---

*) Arme Geiſter, die ſich ums Geld müſſen hören laſſen! K.

Schweſter, ein Neffe und ich ſelbſt, in dem Bibliothekzimmer verſammelt, als der Bediente eine Karte überreichte und Mrs. Hayden anmeldete. Die Manieren der Dame waren frei und ungezwungen, doch nicht geſchäftsmäßig, ihr Aeußeres einnehmend und durch nichts Beſonderes ausgezeichnet, es ſei denn durch die feinen „Krähenfüße“ in den Augenwinkeln, die unſere Zeichner uns als Typus des Yankeethums geläufig gemacht haben. Sie ſprach fließend, aber nicht correct. Wir nahmen um den Tiſch Platz, auf dem eine Lampe braunte, und verſanken in das Schweigen der Erwartung. Das Zimmer war gewählt, weil es nach einer gewöhnlich ganz ſtillen Hinterſtraße hinaus geht. Zufällig war aber an dem Abende eine Geſellſchaft in der Nähe und daher häufiges Wagengeraſſel. Einige von uns glaubten ein ſchwaches Klopfen zu hören, waren aber ihrer Sache nicht gewiß, und wir verfügten uns daher in das Eßzimmer, das nach dem Parke ſieht, und placirten uns an den ſchweren, viereckigen, vierbeinigen Mahagonitiſch. Nach einigen Minuten vernahmen wir alle ein Klopfen, das von der Mitte des Tiſches oder vielmehr von dem Innern der Tiſchplatte auszugehen ſchien, in je drei Schlägen, etwa ſo: Rap, Tap, Tap. Der Ton hatte Aehnlichkeit mit dem Knattern, das der elektriſche Telegraph von ſich gibt. Mrs. Hayden überreichte uns eine Karte, auf der in vier Reihen die Buchſtaben des Alphabets und in einer fünften die Zahlen von 0 bis 9 gedruckt waren, und belehrte uns, wie wir das Geſpräch mit den Geiſtern zu führen hätten, deren Anweſenheit durch das Klopfen angekündigt ſei. Wer ſich unterhalten wolle, möge ſeine Gedanken auf einen abgeſchiedenen Verwandten — dieſe kämen am leichteſten — concentriren und deſſen Namen entweder laut oder im Gedanken ausſprechen. Sei der Geiſt da, ſo antworte er durch Klopfen. Alsdann habe man eine Frage an ihn zu ſprechen oder zu denken und mit einem Stift, einer Bleifeder oder dergleichen über das Alphabet wegzugehen von Buchſtabe zu Buchſtabe, und die Buchſtaben zu merken, bei denen es klopft. Eine der Damen machte den Anfang. Da ſie nicht ſprach, ſo konnte ich nichts weiter wahrnehmen, als daß ſie mit einem ſilbernen Bleiſtift über die Buchſtaben wegging, auf jedem etwa eine Sekunde pauſirend, und daß hin und wieder ein Klopfen erfolgte. Nach einiger Zeit ſagte ſie uns, ſie hätte eine verſtorbene Freundin citirt und aufgefordert, den Namen, einen deutſchen, zu buchſtabiren. Das ſei richtig geſchehen. Sie ſetzte das Geſpräch fort. Das Medium ſaß während deſſen bewegungslos, aber in ganz leichter Haltung da, folgte nicht immer mit den Blicken den Bewegungen der Dame, und miſchte ſich nur ein, wenn die Dame über das Klopfen oder den gemeinten Buchſtaben Zweifel äußerte, mit Aeußerungen wie dieſe: would the spirit rap louder? would the spirit say, whether the letter is right? Will der Geiſt gefälligſt lauter klopfen, ſagen, ob der Buchſtabe der richtige iſt? Im Verlauf hielt die Dame die linke Hand vor das Papier, um die Bewegungen der rechten zu verdecken. Dann nahm ſie die Hand weg und begann ihre Fragen laut zu thun, nach dem Namen eines in einem anderen Welttheil verſtorbenen Bruders, nach dem Ort und Datum des Todes. Wir alle waren Zeugen, daß Vor- und Zuname, Ort und Tag richtig und ohne Anſtoß durch das Klopfen buchſtabirt wurden. Auf eine nicht laut geſprochene Frage, deren Inhalt ich nicht erfuhr, lautete die Antwort: not now, noch nicht. Das Klopfen der Freundin und des Bruders war zwar im Takte gleich, aber übrigens auf eine zwar nicht zu beſchreibende, aber eben ſo wenig zu verkennende Weiſe verſchieden.

Die Reihe kam an mich. Ich beſchied ſchweigend einen Freund, der vor einigen Monaten nach Weſtindien gegangen und am gelben Fieber geſtorben war. Rap, tap, tap. Buchſtabire mir Deinen Familiennamen! (immer in Gedanken). Klopfen bei W. Das war falſch, aber er hieß William mit Vornamen. Ich wiederholte die Aufforderung. Klopfen O. Richtig. Bei H. Falſch; ich machte keine Bemerkung. Bei L. Richtig. Der folgende Buchſtſtabe wieder falſch. Ich fragte (in Gedanken): willſt Du noch einmal verſuchen? Rap, tap, tap. Ich begann von Neuem. Die Buchſtaben waren wieder falſch. Ich gab den Namen auf und fragte: Willſt Du mir das Schiff nennen, mit dem Du hinübergingſt? Die Antwort war bejahend, und der Name des Schiffes, ein deutſcher, wurde ohne Anſtoß und richtig buchſtabirt. Ich entließ den Freund und beſchied, in Gedanken, einen vor Jahren verſtorbenen Verwandten. Ein deutliches, aber ſchwaches, gleichſam entferntes Klopfen, doch immer in der Tiſchplatte. Buchſtabire Deinen Namen. Es geſchah richtig und ohne Mißverſtändniß. Nenne mir die Urſache Deines Todes, auf deutſch. Ich erwartete Trunk oder etwa, falls die Geiſter ſich euphemiſtiſch ausdrücken ſollten, Unmäßigkeit. Klopfen bei C, bei O, bei G, bei N. Ich erblaßte. Mein Verwandter war am Trunk geſtorben und hatte die letzten Jahre nie etwas anderes als Cognac getrunken. Ich hatte aber, als ich die Frage that, nicht an das Wort gedacht. Klopfen bei O, bei C. Pauſe. So lautete alſo die Antwort: Cognoc. Ich fragte, und in meiner Aufregung laut und auf Deutſch: Iſt das die Urſache Deines Todes? — Ja. — Iſt das Wort richtig buchſtabirt? — Ja. — Der Verſtorbene war gebildet genug, richtig zu ſchreiben und ich weiß überdieß ganz genau und aus ganz ſpeciellen Veranlaſſungen, daß er das Wort Cognac richtig ſprach und ſchrieb. Zu bemerken iſt dabei ferner, daß das Getränk in England und Amerika nie mit dieſem Namen bezeichnet, ſondern immer Brandy genannt wird. Der Ort, wo er geſtorben, wurde zuletzt richtig angegeben, obwohl einige Buchſtaben zuerſt falſch kamen. Die Hausnummer kam erſt falſch, 38, auf meine Bemerkung, ſie ſei falſch, richtig, 35. Im Ganzen ging die Sache bei mir nicht ſo ſchnell und ſicher, wie bei der Dame. Ich hatte übrigens vorher Niemandem geſagt, wen ich citiren und was ich fragen wolle.

Dann verſuchte es mein Nachbar, ein lebhafter junger Mann. Es war viel Klopfen, aber nur Confuſion in den Buchſtaben, und er gab es bald auf. Mein Freund, der Hausherr, kam an die Reihe. Er citirte ſchweigend ſeinen Großvater, der in einem anderen Lande verſtorben, und fragte nach den Vornamen, die in der Familie nicht genau bekannt ſind. Es erfolgen ohne Anſtoß drei Taufnamen, darunter ein ſehr ungewöhnlicher. In England ſind drei Taufnamen ſelten, in jenem Lande aber häufig und, wie mein Freund uns ſpäter mittheilte, iſt der ungewöhnliche Name vor Generationen in ſeiner Familie ſehr beliebt geweſen. Auf die Frage nach dem Todesjahre erfolgte keine Antwort. Mrs. Hayden bemerkte, die Antwort werde vielleicht ſpäter kommen. Auf die Frage, wo ein lebender Verwandter des Hauſes ſich in dem Augenblicke befinde, wurde das Wort Gixdale buchſtabirt. Es iſt an den Betreffenden geſchrieben worden, ſeine Antwort aber noch nicht eingegangen. Während mein Freund das Geſpräch ſchweigend fortſetzte und mit ſeinem Griffel über das Papier ging, fiel mir ein, noch eine Frage an meinen Großvater zu richten, nach ſeinem Todesjahre. Er meldete ſich und gab das richtige Jahr, 1835. Der Hausherr, der von meiner Unterhaltung nichts wußte, hatte das Klopfen auf ſich bezogen und daher ein confuſes Reſultat erhalten. Nachdem ich ihn von der Einmiſchung meines Großvaters und von den Mittheilungen in Kenntniß geſetzt und er die nicht für ihn beſtimmten Klopfe abgerechnet hatte, ergab ſich für ſeine Frage eine zutreffende Antwort.

Ich übergebe andere Antworten, deren Richtigkeit nicht ſo leicht controllirt werden konnte, und komme zu einem anderen Experimente. Mrs. Hayden beſtätigte, was die amerikaniſchen Blätter berichten, daß die Geiſter die abſonderliche Fähigkeit und die noch abſonderlichere Lieberhaberei hätten, die Möbel, namentlich die Tiſche, in Bewegung zu ſetzen. Auf unſere Bitte, uns das Experiment zu zeigen, beugte Mrs. Hayden den Kopf über den Tiſch und ſagte in einem faſt ſchmeichelnden Tone: Wollen die Geiſter den Tiſch bewegen? — Rap, tap, tap. Auf dieß Zeichen der Gewährung, forderte ſie uns auf, unſere Fingerſpitzen auf die Kante des Tiſches zu ſetzen, um die Strömung zu fühlen, durch welche die Geiſter den Tiſch bewegen würden. Ich glaube, etwas wie eine magnetiſche Strömung gefühlt zu haben, will aber die Möglichkeit zugeben, daß ich durch den Pulsſchlag im Daumen und durch die feinen Nerven an den Fingerſpitzen getäuſcht worden bin. Aber das habe ich ſo unzweifelhaft wahrgenommen, wie etwas in der Welt, daß, als wir die Fingerſpitzen einige Sekunden in der bezeichneten Weiſe gehalten hatten, der oben beſchriebene Tiſch ſich erſt langſam, dann beſchleunigter in eine rotirende Bewegung ſetzte und zugleich in einem Kreisbogen von der Stelle bewegte, von den an zwei Seiten deſſelben ſitzenden Perſonen weg. Eine der Damen ſprang erſchreckt auf. Ich ſelbſt wandte mich unwillkürlich nach meinem Nachbarn um mit der Frage: weßhalb ſtießen Sie an den Tiſch? Aber er ſah ebenſo entſetzt darein wie alle, ausgenommen Mrs. Hayden, die unbewegt in ihrem Stuhle zurücklag wie vorher. Der Tiſch hatte ſich ſo weit entfernt, daß ich ihn gerade noch mit ausgeſtrecktem Arme erreichen konnte, während ich früher die Ellenbogen darauf gehabt hatte. Die Bewegung war ſanft, als ob der Tiſch ſich ſchwebend um eine Angel drehte; die hohe Lampe, die darauf ſtand, war unerſchüttert geblieben, obgleich Cylinder und Glocke klapperten, wenn wir an dem Tiſche rüttelten. Wir ſtanden Alle in größerer oder geringerer Aufregung von unſern Stühlen auf und es war mit der erforderlichen Ruhe und Neigung vorbei. Man begab ſich in das Wohnzimmer zum Thee und gerieth in lebhafte Unterhaltung, zu der Mrs. Hayden aus ihrer Erfahrung das Meiſte beitrug. Ich übergebe dieſe Erzählungen, weil ſie durch nichts beglaubigt ſind. Während wir aber um den Theetiſch ſaßen, bemerkte Mrs. Hayden mitten im Geſpräch mit mir, ſie glaube, ein Klopfen zu hören. Ich habe nichts gehört, verſetzte ich. Aber ich, ſagte der Hausherr, ich habe meinen Großvater noch einmal bemüht, vielleicht gibt er jetzt ſein Todesjahr. Das Alphabet wurde wieder zur Hand genommen und es kam eine Jahreszahl heraus; ob die richtige, iſt den Augenblick noch nicht ermittelt. *)

Nachdem Mrs. Hayden ſich empfohlen hatte, war unſer erſter Gang nach dem Tiſche in dem Speiſezimmer. Da ſtand das gewaltige Gebäude — man weiß, was ein Eßtiſch in einem großen engliſchen Hauſe zu bedeuten hat — mit ſeinen vier maſſiven Beinen auf dem dicken Brüſſeler Teppich. Die Beine haben allerdings Rollen, aber wir verſuchten nach der Reihe vergeblich, ihn durch Anſtoßen oder Anſtemmen mit unſern Füßen auch nur eine Linie weit zu bewegen.

Indem ich jetzt, nach einigen Tagen, das eben Geſchriebene überleſe, erſcheint es mir ſo lächerlich, daß ich faſt Bedenken trage, es abzuſenden. Aber wie ich mir auch den Vorgang vergegenwärtige und hin und her ſinne, ich habe an dem Berichte nichts zu ändern, und finde keinen Umſtand, der irgend eine Erklärung böte. Es iſt unnöthig zu ſagen, daß Mrs. Hayden nach aller menſchlichen Beurtheilung niemals in dem Hauſe geweſen ſein kann, daß ihr in der Einladung nicht geſagt war, wen ſie finden würde — wir drei außer meinem Freunde und ſeiner Gattin woh-

---

*) Der Hamburger Korreſpondent ſchrieb in neueſter Zeit: daß jener Berichterſtatter jetzt in Hamburg ſei, dort habe er in den Todtenregiſtern nachſchlagen laſſen und jene Zahl ganz als richtig erfunden.

nen nicht in dem Hauſe — und daß von einem Einverſtändniß mit irgend einem der Anweſenden keine Rede ſein kann. In den Houſehold Words wird ein großes Gewicht darauf gelegt, daß es in Mrs. Hayden's Zimmer drückend heiß geweſen; während unſerer Verſuche war es unangenehm kalt, da das erſt bei unſerem Eintreten angezündete Feuer den großen Raum nicht ſo ſchnell durchwärmen konnte. Es wird ferner dort geſagt, die Fragen müßten laut gethan werden; wir haben nur ausnahmsweiſe geſprochen, was wir dachten. Endlich muß ich die ebendaſelbſt geäußerte Vermuthung, das Klopfen werde mit den Zehen hervorgebracht, entſchieden zurückweiſen, habe auch nachträglich erfahren, daß ein bekannter hieſiger Arzt, der dieſelbe Vermuthung gehegt, unter den Tiſch gekrochen iſt und verſichert hat, das Klopfen über ſich zu hören. Noch eine Bemerkung: Mrs. Hayden verſichert, daß die Geiſter in jeder Sprache antworten.

Ich ſchließe meine Karte bei und ein paar Zeilen, die mich legitimiren.

Nat. Z.

Wir gaben dieſen Bericht hauptſächlich, um die Weiſe zu zeigen, wie in Amerika dieſe Erſcheinung der Prophetie in den magnetiſchen Tiſchen behandelt und zum Gewinne ausgebeutet und auf eine Höhe getrieben wird, bei der der Gedanke an Betrug nicht ferne bleibt; anders verhielt ſich dieß bei den deutſchen Verſuchen.

Unter dem 30. März erſchien in Bremen mit der Unterzeichnung „Kühtmann und Comp.“ ein fliegendes Blatt, das ebenfalls jene ſo eben gegebene Korreſpondenz aus London enthielt und den Titel: „Die wandernden magnetiſirten Tiſche und die Klopfgeiſterei“ führt und das in fortgeſetzten Lieferungen alle bekannt gewordenen Beobachtungen und Urtheile über dieſes Phänomen mittheilt.

Es iſt von einer Geſellſchaft Gelehrter in Bremen geſchrieben und macht ſich durch den Eifer, mit dem es ſich dieſer Naturerſcheinung annimmt, ein großes Verdienſt um die Erkenntniß derſelben. Veranlaßt durch den Brief eines in Amerika wohnenden Bruders an ſeine Schweſter in Bremen über die amerikaniſchen Klopfgeiſter und das Tiſchkreiſen, wurden in Bremen ſogleich von jener und von andern Perſonen, ſich auf die Klopfgeiſter nicht einlaſſend, zuerſt Verſuche mit dem Tiſchkreiſen gemacht, die auch nach der von jenem Bruder angegebenen bekannten Vorſchrift (mit Schließung einer Kette von auf den runden Tiſch platt gelegten Händen) völlig gelangen, was Herrn Dr. Andree daſelbſt veranlaßte, nachdem er ſich von der Wahrheit des Phänomens ſelbſt überzeugt hatte, es in einer Korreſpondenznachricht der allgemeinen Zeitung und durch ſie der weitern Welt mitzutheilen.

Schon am 8. April ließ ich in die öffentlichen Blätter folgenden Artikel über dieſe Erſcheinung einrücken, die mir durch meine früheren Erfahrungen ſehr glaubwürdig war und in mir nicht das mindeſte Erſtaunen erregte.

Die laufenden Tiſche.

Zu dem amerikaniſchen Tiſchebewegen, das in Bremen ſo großes Aufſehen erregt, welches ſich auch bereits unſern Gegenden mittheilte, ſei mir erlaubt, folgende Bemerkungen und Beiträge zu geben.

In meiner ſchon vorlängſt edirten Schrift: „Die Seherin von Prevorſt“, in den Blättern von Prevorſt und den Heften des „Magikons“, wird man finden: daß ich dieſes und ähnliche Phänomene, theils ſelbſt geſehen, theils die Beobachtung Anderer von ſolchen, oft aufgeführt und den Naturforſchern zum Bedenken und näherer Unterſuchung empfohlen habe.

Ich will hier nicht gleiche Phänomene aus der Geſchichte der Seherin von Prevorſt und auch nicht aus einer, den Naturforſchern ſo ſehr an’s Herz gelegten Schrift: „Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur“ anführen, ſondern nur darauf aufmerkſam machen, was ich unter der Aufſchrift: „Elekro-magnetiſche Erſcheinungen am Menſchen“ in meinem „Magikon, Archiv für Beobachtungen aus dem Gebiet der Geiſterkunde und des magnetiſchen und magiſchen Lebens,“ 3. Band, Jahrgang 1846, den Naturforſchern zum Bedenken vorlegte.

Ich ſprach dort nicht blos von der intereſſanten Erſcheinung an einem jungen Mädchen aus Frankreich, das durch Händeberührung, Stühlen und Tiſchen Leben gab und in ihnen die Schwerkraft gleichſam aufhob, ſondern auch von einer gleichen an zwei Mädchen, von denen die Zeitung von Smirna berichtete. — Später kam ich im vierten Bande des Magikons, im Jahre 1850 wieder auf die Erſcheinungen an dieſen Mädchen zurück und führte dort des Herrn Fürſten Pükler Muskau inzwiſchen erſchienene ausführliche Beobachtungen an ihnen an, wie ſie derſelbe in ſeiner Schrift: „Rückkehr aus Syrien und Kleinaſien,“ 3. Theil, Seite 321, angab.

Die Beobachtung und das Urtheil dieſes Mannes wird um ſo unbefangener ſein, als ſolcher, wie bekannt, nicht unter die Uebergläubigen gehört und als Beobachter wohl auch nicht leicht zu hintergehen geweſen wäre.

„Ich hatte (ſchreibt er) mit dem Commodore von Bandeira, Herrn von Lempp, dem Herrn von Chambert und anderen Herren verabredet, uns heute zu zwei Wundermädchen zu begeben, welche ſeit einiger Zeit das hieſige Tagsgeſpräch abgaben.

Beide Mädchen, dem Anſchein nach zwiſchen 18 und 20 Jahren, zeigten ein Benehmen, das zwar ihrem nur geringen Stand angemeſſen, aber keineswegs roh oder gemein war, ſo wie auch ihr Aeußeres, wenn nicht ſchön, doch angenehm erſchien. Sie hatten ſich kaum an einem hölzernen mit einer Wachsleinwanddecke belegten und gegen die Wand geſtellten Tiſch niedergelaſſen und ihre Hände darauf gelegt, als man zuerſt einen ſcharfen Luftzug unter der Tiſchplatte hinſtreichen fühlte, und dann ein ganz eigenthümlich tönendes Knarren in verſchiedenen längern und kürzern Abſätzen in der dünnen Tiſchtafel ſehr deutlich hörte, das bald dem Krabbeln einer Maus, bald einem Krazen mit den Nägeln ähnlich war, — doch nur ähnlich — nicht gleich, denn es war etwas charakteriſtiſch Beſonderes dabei, was nicht auszudrücken iſt und einem in der Nacht geſpenſterartig vorgekommen ſein würde.

Bald darauf aber war die Sache noch wunderlicher. Der Tiſch fing an, ſich ſeitwärts an der Wand langſam fortzuſchieben, ungeachtet des hindernden Teppichs, auf dem er ſtand. Sobald die Mädchen ihre Hände aufhoben, hörte die Bewegung auf. Als ſie ſie wieder auflegten, begnügte ſich der Tiſch nicht mehr mit der früheren Bewegung, ſondern rückte ſtoßweiſe heftig, faſt ſpringend fort, wie gewaltſam fortgeſtoßen. Dieſe abſtoßende Kraft ruhte beſonders in der Hand des jüngſten Mädchens und wirkte manchmal ſo ſtark, wenn ſie ſich ihrer Schweſter gegenüber ſetzte, daß dieſe aufſpringen und ihren Stuhl ſchnell zurückziehen mußte, um nicht vom Tiſch umgeſtoßen zu werden.

Wir machten im Allgemeinen dabei folgende Bemerkung.

Es fand keine Veränderung in den Reſultaten ſtatt, ob die Wachstuchdecke auf dem Tiſch lag oder abgenommen wurde.

Brennendes Licht ſchwächte die Wirkung, je näher es gebracht wurde; je dunkler die Stube durch die herabgelaſſenen Vorhänge gemacht wurde, je ſtärker war die Bewegung des Tiſches. Andrang von Menſchen ganz in der Nähe ſchwächte ebenfalls den Effekt, und wenn ein Anderer die Hand auf den Tiſch legte oder auf die Mädchen ſelbſt, [illegible] auch dieſen die Spitze eines Meſſers entgegenhielt, hörte meiſtens, aber nicht immer, Geräuſch und Bewegung auf.

Wir überzeugten uns Alle verſchiedene Male, während mehrerer Stunden, die wir hier verweilten, daß je unbefangener die Mädchen waren, je animirter ſie ſich mit einander oder mit den Zuſchauern unterhielten, und je heiterer ſie dabei wurden, auch in derſelben Progreſſion die Experimente ſich erfolgreicher zeigten. Auffallend war es auch, daß, als einmal die Jüngſte und Kräftigſte ein Glas Limonade verlangte, das ſie, ſehr durſtig, wie es ſchien, mit großem Wohlbehagen austrank, der Tiſch, wie von gleicher Freude beſeelt, einen förmlichen Satz machte, dann aber eine geraume Zeit lang, wie erſchöpft, ſich nicht mehr bewegte, was alles in Elektricität und Magnetismus überzugreifen ſcheint.

Während des ganzen Abends fanden wir immer, daß die Bewegung des Tiſches und das knarrende Geräuſch in demſelben, welches ſich zuweilen bis zu dem Klang einer ſchwachen Exploſion ſteigerte, nie zuſammen eintreffen, ſondern das letzte immer dem erſten voranging, wie der Donner einer Eruption bei feierſpeienden Bergen oder bei einem Erdbeben.

Sowohl dem Anſchein als ihrer eigenen Ausſage nach wurden beide Mädchen durch die Uebung ihrer ſeltſamen Kraft nicht im geringſten angegriffen oder geſchwächt; merkwürdig aber war der Umſtand, daß bei der Jüngern der Puls der rechten Hand äußerſt heftig, wie im Fieber ſchlug, während der an der linken, die nicht auf dem Tiſch lag, nur äußerſt ſchwach ging, und zuweilen ſogar intermittirte, was der Schiffsarzt des Commodore, der uns begleitete, mehrmals verificirte. Der Puls des andern Mädchens ging vollkommen regelmäßig und an beiden Armen gleich.

Die mit uns gegenwärtige Mutter, eine ſehr einfache Frau, erzählte, daß geſtern als beide Kinder in Geſellſchaft einiger Freundinnen ausgelaſſen luſtig geworden, ſie auf den Gedanken gekommen ſeien, in einer ganz dunkeln Stube gegen eine verſchloſſene Thür zu operiren.

Dieß habe einen ſo unerwarteten Erfolg gehabt, daß nach kurzer Zeit das Knarren im Holze in Exploſionen ſo laut wie Piſtolenſchüſſe übergegangen, einige Minuten ſpäter über die Füllung der Thüre, auf der die Hände gelegen, mit Gekrach zerbrochen, und wie von einem gewaltſamen Fußtritt in die Nebenſtube geſchleudert worden ſei. Sie zeigten uns in der That das dieſen Morgen erſt wieder friſch eingeleimte Stück in der Thüre. Wir baten ſogleich die Mädchen, welche ſich während der ganzen langen Sitzung immer gleich willig und gefällig gezeigt, dasſelbe doch heute noch einmal zu verſuchen. Sie erklärten ſich bereit, und Herr Chabert war gemeinſchaftlich mit mir beauftragt, bei den Mädchen zu bleiben, während die Uebrigen in die andere Stube gingen. Die Nacht war ſchon eingebrochen und wir verhüllten nun in der äußerſten Ecke des Zimmers eine Lampe ſo, daß nur gerade noch ſo viel Schein übrig blieb, um uns überzeugen zu können, daß kein Betrug ſtattfinde, obgleich ſchon längſt die beharrlichſten Sceptiker unter uns, namentlich der Schiffsarzt, ſich überzeugt hatten, daß es auch dem geſchickteſten Taſchenſpieler unmöglich ſein würde, das hervorzubringen, was der unerklärlichen Naturkraft dieſer unwiſſenden Mädchen ſo leicht wurde. Wir hatten alle Urſache, mit dieſem letzten Verſuch zufrieden zu ſein, denn ſchon nach wenigen Sekunden begann das eigenthümliche Knarren in der Thüre, weit ſtärker als in der Tiſchplatte und in ziemlich kurzen Zwiſchenräumen folgten ein paar Minuten darauf ſo heftige Schläge, als wenn Jemand mit allen Kräften gegen die Thüre donnere, dennoch war der Ton immer ſo fremdartig eigenthümlich, daß, als ich zum Scherz ſelbſt ſo ſtark ich konnte, mit der Fauſt an die Thüre ſchlug, die Herrn im andern Zimmer gleich riefen: Was iſt das? das war kein elektriſcher Schlag! Die Mädchen baten uns nun, das Licht ganz auszulöſchen, worauf, als wir in vollkommener

Dunkelheit verblieben waren, die verſchiedenartigſten Geräuſche und Schläge ſich in Menge und Stärke noch bedeutend vermehrten; indeß war es den Mädchen heute nicht möglich, die Thüre wieder zu zertrümmern wie geſtern, wiewohl an der geleimten Stelle ein wirklicher Fußſtoß im Dunkeln dieß leicht bewerkſtelligt haben würde, wenn ſie zu einem Betrug hätten ihre Zuflucht nehmen wollen.

Dieß ſind die einfachen, aber ſtreng wahren Beobachtungen einiger Ungelehrten über ein Phänomen, das die Herren der Wiſſenſchaften, wie Humboldt, Arago u. ſ. w. vielleicht in Europa beſſer zu würdigen Gelegenheit haben werden, da man von allen Seiten den beiden elektriſchen Mädchen anräth, ſich dort zu produziren, wogegen ſie jedoch bis jetzt die größte Abneigung zeigen. Mich erinnert die heutige Darſtellung an eine bemerkenswerthe faſt vergeſſene Erzählung aus alter Zeit. Eine etwas bejahrte Dame, die Gemahlin eines ehemals reichsunmittelbaren Großen, theilte uns nämlich, als von Ahnungen und Erſcheinungen die Rede war, als ſelbſt erlebtes Abenteuer mit, daß ſie einſt mit einer Freundin noch ſpät Abends ſich ſehr lebhaft unterhalten, dieſe ſich mit der Hand auf einen an einem Pfeiler ſtehenden Tiſch geſtützt, und beide alſogleich einen wunderbar kniſternden und knarrenden Ton in der Nähe gehört. Im Moment darauf habe der Tiſch ſich ganz von ſelbſt bis mitten in die Stube geſchoben, als rücke ihn eine unſichtbare Hand. Sie ſei bei dieſem Anblick faſt ohnmächtig vor Schrecken geworden und habe es gleich als eine Unglück verheißende Ahnung angeſehen, auch wäre bald darauf faſt um dieſelbe Tageszeit, der Mann ihrer Freundin geſtorben.“ —

So weit der Herr Fürſt. — —

Es iſt leicht zu erachten, daß in dieſen Mädchen die gleiche Kraft wirkte, die in allen Menſchen iſt, aber nur nicht in ſolcher Intenſität, wie in jenen, und die Mehrheit der Hände ſcheint die fehlende Intenſität, wenn auch wohl da noch nicht mit gleich großem Erfolge, erſetzen zu können. Merkwürdig iſt bei jener Beobachtung Pückler Muskau's, daß das von dem einen Mädchen genoſſene Getränke auch auf den Tiſch ſeine Wirkung äußerte, alſo offenbar die Nervenſtimmung des Mädchens auf den Tiſch überging.

Daraus geht auch hervor: daß die Nervenſtimmung derjenigen, die Verſuche mit Tiſchen machen, nicht ohne Folgen für das Reſultat ſein wird, auch deutet dieſe Erſcheinung auf die Art der Kraft, die ſie hervorbringt.

Man wolle aber den Glauben an ſolche Erſcheinung nicht ſogleich fallen laſſen, wenn ein oder der andere Verſuch mißlingt. Ich machte einen ſolchen Verſuch in Geſellſchaft von vier Freunden, wir harrten eine Stunde lang aus, ohne daß ſich ein Erfolg zeigte. Bei einem Verſuche von ſieben Perſonen, den ich mit anſah und der $1\frac{1}{2}$ Stunden lang fortgeſetzt wurde, ging es ebenſo. Von einem Verſuche, den mein in Stuttgart als Arzt mit Magnetismus ſich beſchäftigender Sohn mit Freunden anſtellte, ſchrieb er mir:

„Wir ſaßen um einen Tiſch von Nußbaumholz eine Stunde lang. Die Wirkung war, obgleich keine Bewegung des Tiſches eintrat, doch eine auffallende. Es ſchien nämlich der Tiſch nach etwa 40 Minuten völlig zu leben. Von unten herauf fühlten wir vulkaniſche Stöße und hörten ein Krachen und Klopfen, das ſonderbarer Weiſe auf das Anſprechen eines der Mitglieder: „Klopfe!“ drei oder vier mal ſich hören ließ.“

Was nun das Agens betrifft, das dieſe Wirkungen, von Menſchenhänden in todten Körpern, wie Holz, durch ſein Ueberſtrömen bewirkt, ſo wird man es mit dem Namen: elektro-magnetiſches Fluidum, bezeichnen. Die Seherin von Prevorſt (ich erinnere mich bei dieſen Erſcheinungen ſehr an ſie und ihre Eröffnungen) nannte dieſe Kraft: „Nervengeiſt,“ den ſie für eine noch viel imponderablere und ſtärkere Potenz als Elektricität, Galvanismus und Magnetismus erklärte und ihm die Eigenſchaft zuſchrieb: Die Schwere in den Körpern aufheben zu können. Sie behauptete, daß dieſer Nervengeiſt die Seele noch nach dem Tode umkleide. Bei Menſchen, die in einem ſolchen Zuſtande (nämlich einem ſo tief magnetiſchen) wie ſie, ſeien, werde der Nervengeiſt leicht von den Nerven und der Seele los, und daher komme es, daß ſie durch ihn auch in die Ferne hin wirken, ſich auch dort durch Töne (Klopfen u. ſ. w.) manifeſtiren könne.[*]

---

[*] S. die Eröffnungen der Seherin von Prevorſt. 4te Ausgabe. S. 221, vom Nervengeiſte.

Man wird mir, trotz des Geruches eines Starkgläubigen, in dem ich ſtehe, wohl zutrauen, daß ich den Glauben amerikaniſcher Spiritualiſten an Geiſter nicht habe, an Geiſter, die ſich vom Jenſeits um Bezahlung an ihre Citirer in der Sprache des Klopfens kund geben und daß ich das Phänomen des Tiſchrückens auch nicht für ihr Werk halte; nur möchte ich noch Folgendes bemerken: Wir werden zwar oft bei Erſcheinungen, die wir von einer andern Natur herleiten, an Erſcheinungen imponderabler Materien, beſonders an elektromagnetiſche, erinnert, aber es ſei mir erlaubt, hinzuzufügen: daß anderer Seits dieſe imponderablen Materien, und namentlich die imponderabelſte Aller, „der Nervengeiſt,“ gewiß auch die Vermittler zwiſchen unſerer und einer andern Welt ſind. Die Geſchichte von jener Dame, derer Pükler Muſkau ſogleich nach Erzählung ſeiner Beobachtungen an jenen Mädchen erwähnt, weiſt, mit ſo vielen andern der Art, auch dahin.

Es wurden nun bald die Verſuche des Tiſchrückens allgemein, und aus allen Städten Deutſchlands, Italiens, Frankreichs und ſelbſt Spaniens las man in den verſchiedenſten Tageblättern Beſtätigungen gelungener Verſuche. Aus Kopenhagen erging am 13. April nach Bremen eine telegraphiſche Depeſche:

„*Das merkwürdige Experiment des Tiſchrückens iſt hier mehrſeitig vollkommen geglückt. Ein merkwürdiges Geſetz des Lebensmagnetismus und der vitalen Bewegung iſt damit gegeben.*“

Auch in meinem Hauſe gelang das Experiment mit all' den Erſcheinungen der überall ſo häufig angeſtellten Experimente. Bei ihm iſt nur zu bemerken: daß die Theilnehmer ſich feſt vorgenommen hatten, den Tiſch *nach ihrem Willen* in ſeinem Laufe zu dirigiren, nehmlich nach Süden und daß er dann auch dahin, und nicht nach Norden, ſeine Richtung nahm. Dieſe Beobachtung: daß der Tiſch ſich nach dem Willen deſſen oder derer, die die Hände auf ihm haben, ſeine Richtung im Laufe nimmt, auch ſonſt ihrem Willen unterworfen iſt, beſtätigte ſich auch ſpäter durch die Verſuche Anderer.

Von den vielen angeſtellten Verſuchen möge es unſern Leſern genügen, einige der beglaubigtſten zur Beſtätigung des Phänomens hier ausführlich zu finden, von andern aber nur ihre Reſultate. Dr. Elſäßer in Neuenſtadt, jetzt Hofarzt in Stuttgart, bekannt als ein ſehr wiſſenſchaftlicher und ruhiger Beobachter, ſchrieb unter dem 30. April dieſes Jahres:

„Jedermann iſt zu rathen, ſein Urtheil über Thatſachen und Urſachen des Tiſchrückens ſo lange zurückzuhalten, bis er es ſelbſt geſehen hat. Ich neigte mich, ehe ich meine eigene Erfahrung hatte, wie wohl die Meiſten, gerne zu der mechaniſchen Erklärungsweiſe hin, zwar nicht zu dem „Schieben“ des ſpottenden Correſpondenten im Staatsanzeiger, aber doch zu der dem Tiſche durch das Muskelzittern und die Blutbewegung mitgetheilten Oſcillation. Dieſe Deutung iſt weit nicht ausreichend. Uebrigens habe ich mir bloß die Aufgabe geſetzt, hier einige Thatſachen mitzutheilen.

Am 25. d. M. ſetzten ſich 4 Mädchen, von 10, 10, 11 und 12 Jahren, um ein rundes geſchliffenes Tiſchchen von Nußbaumholz, das $17\frac{1}{2}$ Pfund wiegt und 2' $3\frac{1}{2}$'' Durchmeſſer hat. Die Platte ruht auf einer Säule, welche in 3 nach Außen gewölbten Füßen ausläuft. Sie bildeten durch Händeauflegen ꝛc. die ſog. Kette und ſaßen $\frac{7}{4}$ Stunden ohne allen Erfolg. Den andern Abend erneuerten ſie den Verſuch, indem ſich ein 50jähriger Mann anſchloß. Nach nicht ganz $\frac{3}{4}$ Stunden begann der Tiſch zu krachen und ſich von der rechten zur linken Hand um ſeine Achſe zu drehen. Nachdem der Tiſch etwa $\frac{1}{4}$ Stunde in Arbeit geweſen, trat ich in das von Jubel erſchallende Zimmer. Die Kinder und der Mann ſtanden um den Tiſch und folgten ihm mit leichtaufgelegten Händen, wobei die Ermahnung, ja nicht zu ſchieben, immer wieder erneut und gewiß auch befolgt wurde. Es ging öfters ſo raſch, daß die Kinder ſpringen mußten; plötzlich ſtand der Tiſch ſtill, gleichſam um auszuruhen; nach wenigen Sekunden neues Krachen und Kreiſen. Wenn ein Tiſchfuß auf dem ziemlich rauhen Boden, an einem Spalt oder Vorſprung ein Hinderniß fand, ſo neigte er ſich, ſtatt weiter zu kreiſen, auf die Seite und drohte umzufallen. Wieder aufgerichtet kreiste er fort oder neigte ſich in irgend einer andern der drei durch die Füße gebotenen Richtungen. Dieſes oft wiederholte Complimentemachen, wie es die Kinder nannten, machte beſonders viel Spaß. Die Bewegung des Tiſches auf dem Boden, übrigens keine hüpfende, ſondern ein knarrendes, ſtetiges Fortrutſchen, als würde er von oben her feſt aufgedrückt; ja es brach zuletzt ein Fuß ab. Der Tiſch war unermüdlich; ich glaube, er hätte viele Stunden, ja in's Unendliche fortgemacht, wenn die Perſonen ausgehalten hätten! Wir ließen nun bald dieſes, bald jenes von der Geſellſchaft austreten, der Tiſch kreiste nach wie vor; ja als blos 3 und endlich nur 2 der Mädchen den Tiſch berührten, ſetzte er ſeine Drehungen mit der gleichen Kraft fort, höchſtens waren ſeine Pauſen etwas länger. Ja — paßt auf, Ihr Zweifler! — eines der Mädchen, gerade das jüngſte, blieb mit ſeinen ganz leicht und faſt in der Mitte der Tiſchplatte aufgelegten Händchen am Tiſche und ſiehe da, er kreiste, daß ſie Noth hatte, nachzukommen. Die andern Mädchen brachten einzeln nichts zu Stande, ebenſowenig der Mann. Das Kettebilden durch Aufeinanderlegen der kleinen Finger, wurde bald aufgegeben und zeigte ſich als überflüſſig. Auch die Berührung der Kleider unter ſich mit dem Tiſche oder mit den Zuſchauern, machte keine Störung, ebenſowenig ein während des Kreiſens auf den Tiſch geſtellter meſſingener Leuchter. Von den Zuſchauern trat bald dieſe, bald jene Perſon zwiſchen den Mädchen ein und machte den Tanz ohne eine Unterbrechung des letzteren mit. Verſuchten es aber die Zuſchauer ohne die Mädchen, was übrigens nicht über etwa 10 Minuten fortgeſetzt wurde, ſo rührte ſich der Tiſch nicht. Nach etwa ¼ſtündigem Kreiſen ließ man den Tiſch unberührt ſtehen und die Mädchen ausruhen. Etwa 10 Minuten ſpäter ſtellten ſie ſich wieder um den Tiſch und ſiehe da, der Tanz fing nach wenigen Sekunden von neuem an. Um zu ſehen, ob dieſer raſche Erfolg etwa einer dem Tiſch noch von der erſten Tour her innewohnenden Diſpoſition zuzuſchreiben ſei, oder ob das wirkſame Prinzip nur in den Mädchen liege, wurden nach einander 2 ſchwere vierfüßige Tiſche aus dem Nebenzimmer herbeigetragen. Die Geſellſchaft legte die Hände auf und nach 2½ und 4 Minuten ſetzten ſich dieſelben in kreiſende Bewegung; der eine hat ein Gewicht von ungefähr 40, der andere von 30 Pfund.

Schließlich ging es an die hölzernen Stühle. Wenn eines der Mädchen ſeine Hände an die Lehne, ein anderes auf das Sitzbrett leicht auflegte, ſo fing der Stuhl alsbald an zu kreiſen. Es gelang aber auch den einzelnen Mädchen, mochten ſie ihre Hände auf die Lehne oder das Sitzbrett legen. Wenn ein Zuſchauer die Stuhllehne anfaßte, ſo trat ſelbſt bis zu 10 Minuten keine Bewegung ein; legte aber jetzt eines der Mädchen zugleich die Hände auf das Sitzbrett, ſo kreiste der Stuhl. Die Bewegung ging bei den Stühlen, wie bei den Tiſchen ſtets von der rechten zur linken Hand. Zwei Tage ſpäter brachte dieſelbe Geſellſchaft den erſtgenannten Tiſch ſchon nach 15 Minuten zum Kreiſen.

Neuenſtadt, 30. April 1853.

Dr. Elſäßer.

Auch ein ausgezeichneter Mann der Wiſſenſchaft, der Direktor der Sternwarte in Prag, Dr. Böhme, ließ ſich darüber, wie folgt, vernehmen:

Das Tiſchrücken iſt von ſo unbeſchreiblich hohem Intereſſe, daß ich es für meine Pflicht halte, durch die Mittheilung meiner Erfahrungen einen kleinen Beitrag zu Orientirung in dieſer Sache zu liefern. Ich werde mich in kein Raiſonnement einlaſſen: ich werde einfach und genau den Verlauf des Verſuches erzählen, dem ich beizuwohnen Gelegenheit hatte und der theilweiſe auf meine Veranlaſſung geſchah. Ich gehörte mit zu jener großen Zahl von Perſonen, welche der Sache auch nicht den geringſten Glauben ſchenken konnten. Die in den Zeitungen, von mir ganz unbekannten Perſonen, gegebene Mittheilungen boten mir zu geringe Garantieen dar, um einem Gegenſtande Glauben zu ſchenken, der mir und den meiſten meiner Genoſſen ſo höchſt unglaublich ſchien. Da traf es ſich geſtern zufällig, daß im Kreiſe meiner Bekannten die Rede auf das Tiſchrücken kam. Herr Carda (ich bin ermächtigt, die Namen offen zu nennen, da es ſich um eine ernſte wiſſenſchaftliche Sache handelt), in deſſen Localitäten wir waren, erzählte uns bei dieſem Anlaſſe, daß Tags zuvor bei ihm Verſuche über dieſen Gegenſtand gemacht wurden, von denen einer vollkommen gelungen ſei. Seine Schilderung der Vorgänge war ſo klar und ſo ſicher, daß ſie alles Vertrauen in mir erwecken mußte, dadurch aber das Verlangen, ſelbſt Zeuge eines ſolchen Verſuchs zu werden, auf's Höchſte ſteigerte. Da meine verehrten Freunde und Collegen, die HH. Profeſſoren Dr. Joſ. Halla, Dr. Herm. Frhr. v. Leonhardi und Dr. Auguſt Schleicher, deſſelben Verlangens waren, ſo war die Sache bald ausgemacht und es wurde zum Verſuche geſchritten. Herr Garda ſetzte ein kleines, leichtes, vierfüßiges Tiſchchen in die Mitte des Zimmers. Die genannten HH. Dr. Halla, Dr. Frhr. v. Leonhardi, Dr. Schleicher und eine Dame ſetzten ſich um das Tiſchchen und bildeten durch Verbindung ihrer Hände auf die bekannte Weiſe die Kette. Ihre Hände lagen nur leicht auf dem Tiſche auf und die Verbindung derſelben beſtand darin, daß ſich die kleinen Finger je zweier benachbarter Hände kreuzten. Der Tiſch wurde weiters weder von ihrem Körper, noch von ihrem Gewande berührt. Der Verſuch begann um 10 Uhr 20 Minuten. Um 10 Uhr 25 Minuten meldeten Dr. Schleicher und Dr. Halla, es komme ihnen vor, als ob die Faſern des Tiſchplattes ſich rührten; Letzterer meinte aber, es ſei dieß einer eigenthümlichen Empfindung in den Fingern zuzuſchreiben. Um 10 Uhr 27 Minuten berichtete die genannte Dame, ſie habe dieſelbe Empfindung, als ob ſie auf einem Iſolirſchemel ſtände, und Profeſſor Dr. Schleicher ſpürte ein Prickeln in den Fingern, dort, wo die Fingerſpitzen aufliegen. Um 10 Uhr 30 Minuten berichtete Dr. Halla die Empfindung vermehrter Wärme in ſeinem Körper und zugleich erklärte Dr. Schleicher, daß das erwähnte Prickeln in den Fingern deutlich nur in den 3 mittleren Fingern, die unmittelbar und am feſteſten (obwohl nur möglichſt leicht) auf dem Tiſche aufliegen, verſpürt werde. Um 10 Uhr 32 Minuten überſchleicht es den Profeſſor Baron Leonhardi kalt über den Rücken. Um 10 Uhr 34 Minuten beklagte ſich Profeſſor Schleicher über fühlbaren Schwindel, um 10 Uhr $34\frac{1}{2}$ Minuten wurde von allen Anweſenden (außer mir) ein Kniſtern des Tiſches vernommen und ausgerufen, der Tiſch wackele. Um 10 Uhr 35 Minuten bemerkten wir alle, wie der Tiſch einen kurzen Ruck machte, als ob er einen plötzlichen Stoß erhalten hätte. Um 10 Uhr 36 Minuten hörte ich ſelbſt, obgleich ich weniger gut, als andere Leute, höre, ein deutliches Knacken oder Knattern des Tiſches, ſo wie es Tiſche machen, wenn man ſie wegſchieben, wegtragen oder ſonſt in Bewegung ſetzen will. Um 10 Uhr 37 Minuten machte der Tiſch eine kleine, aber ſehr augenfällige Drehung, die etwas länger anhielt, als die früher bemerkte. Wenige Sekunden ſpäter bewegte ſich der Tiſch noch augenfälliger und länger. Dann nach wenigen Sekunden ebenſo und nun ſo fort durch 3 Minuten lang, wo wir den Verſuch aus Mangel an Raum unterbrachen und beendeten. Im Verlaufe der Bewegungen des Tiſches unterbrach ich mit Gewalt die Kette, worauf der Tiſch augenblicklich ruhig ſtand, ſobald die Kette aber geſchloſſen wurde, ſetzte er nach wenigen Sekunden ſeine geiſterhafte Bewegung wieder fort. Daß wir Zuſchauer bei den erſten Bewegungen des Tiſches ſofort den Experimentatoren die Stühle abnahmen, bedarf kaum der Erwähnung. Der Schwindel des Profeſſor Schleicher verlor ſich; ſobald der Tiſch ſich zu bewegen angefangen hatte, da wurde ihm wieder wohler. Auch bemerkten die Experimentatoren eine erhöhte Tranſpiration in den, dem Tiſche zugekehrten Handflächen: theilweiſe ſah man an den Stellen, wo die Hände auflagen, das Tiſchplatt wie bethaut. Der Tiſch iſt aus Kirſchbaumholz. Die Drehung des Tiſches erfolgte in der Richtung der Rotation der Erde um ihre Achſe, alſo in der Richtung WSON. Stellt man ſich vor, daß man mitten auf dem Tiſch ſteht, ſo war die Richtung der Drehung von der rechten gegen die linke Seite. Der Tiſch mochte in dem Verlaufe jener 5 Minuten eine Drehung im Winkel von etwas mehr als 180° oder etwas über eine halbe Wendung gemacht haben und hat ſich dabei vielleicht um 2 bis 3 Schuh in der Richtung gegen Weſten weggeſchoben. Dieſes Wegſchieben kann übrigens eine Folge der drehenden Bewegung ſein, die bei einem vierfüßigen Tiſche auf unebenem Boden nicht leicht ohne ein Wegſchieben vor ſich gehen kann. Dieſe Hinderniſſe des Fußbodens in Verbindung mit dem Beſtreben des Tiſches, ſich zu drehen, können auch Urſache der Schwankungen ſein, die der Tiſch im Verlaufe des Verſuches einige Male machte. Ich bemerke noch einmal, daß die Bewegungen des Tiſches (Drehungen) nicht ununterbrochen, ſondern ſchubweiſe erfolgten. — Es iſt nicht zu überſehen, daß ſich das Experiment in dem, bisher ohne Beiſpiel daſtehenden, kurzen Zeitraum von kaum 15 Minuten entwickelte, was in der großen Empfindlichkeit der Experimentirenden liegen mag. — Nach Beendigung dieſes Verſuches ſetzten ſich vier der anderen Anweſenden, durchaus Herren, zu demſelben Tiſchchen und ſaßen dabei ganz regelrecht über 1¼ Stunde **ohne allen Erfolg**, worauf ſie den Verſuch aufgaben.

Einen der intereſſanteſten Beiträge zur Frage des Tiſchrückens liefert der Secundärarzt im allgemeinen Krankenhauſe zu **Prag**, Dr. **Pleiſchl**, der in der Bohemia, nachdem er das gelungene Experiment einer Tiſchrückung geſchildert, Folgendes ſagt: „Wir verſuchten auch ein anderes Experiment, deſſen Reſultate höchſt überraſchend ſind; wir verſuchten nämlich ſtatt des Tiſches ein Mitglied der Geſellſchaft zu drehen. Wir ſchloßen um Einen von uns die Kette, indem wir die Hände ihm an Rücken, Achſeln und Bruſt legten. Schon nach einigen Augenblicken fühlte er ein unennbares Gefühl, ein unbeſchreibliches Drängen, welchem nachgebend der Oberkörper um ſeine Längenachſe von Weſt nach Oſt langſam bewegt wurde. Ohne Wiſſen des eben ſich Drehenden wurde am Rücken durch Einen von uns die Kette geöffnet und ſogleich wieder geſchloſſen. Augenblicklich erkannte und meldete dies der ſich Drehende; denn er fühlte augenblicklich ein Aufhören des Drängens nach der einen Seite und fühlte zugleich ein ähnliches Drängen nach der entgegengeſetzten Richtung hin. Dieſen Verſuch wiederholten wir an Jedem von uns, und Alle hatten dieſelbe Empfindung, daſſelbe Nachgeben jenem unſichtbaren räthſelhaften Agens. Dieſem Drange ſich zu drehen konnte man wohl Widerſtand leiſten; leiſtete man ihn aber nicht, dann erfolgte die Drehung immer. Wir gingen noch weiter und berührten blos Einer den Andern mit der Hand und mit demſelben Erfolge. Die leiſeſte Berührung eines Kleidungsſtücks oder eines Haares, ohne daß der Berührte davon wußte, rief dieſe ſonderbare Empfindung und mit ihr das Drehen hervor. Auffallend ſtärker war die Wirkung bei Berührung goldener Uhrketten. Der Berührende ſelbſt fühlt aber auch zugleich dieſelbe Empfindung, daſſelbe Drängen, ſich zu wenden, und zwar immer in derſelben Richtung wie der Berührte. Halten ſich Mehrere bei den Händen gefaßt, oder durch einen Stock (ſpaniſches Rohr) die Verbindung eingeleitet, und wurde Einer berührt, ſo hatten Alle die gleiche Empfindung und Mahnung zum

Drehen. Endlich aber brachten wir dieſelbe Erſcheinung durch bloßes Annähern der Fingerſpitzen an den Andern hervor. Am Auffallendſten und im verſtärkten Maße war die Erſcheinung, als wir die zuletzt erwähnten Verſuche zwiſchen 2 Perſonen in einem völlig verfinſterten Zimmer vornahmen. So auffallend, faſt wunderbar dieſe Thatſachen auch ſcheinen mögen, ſo ſehr auch viele Ungläubige ſpöttiſch lächelnd und achſelzuckend dieſelbe bekritteln werden, ſo fühle ich mich doch verpflichtet, dieſe Verſuche, denen ich beiwohnte, zu veröffentlichen und zur Nachahmung aufzufordern. Auf den Tiſch gelegte Gegenſtände, als z. B. eine Uhr, Federmeſſer zeigten die Neigung, ſich zu drehen, wenn man dieſelben mit einem Finger am äußerſten Rande berührte, ohne aber ſonſt mit dem Körper oder der Hand ſich an den Tiſch zu lehnen. Die Magnetnadel erlitt bei keinem der Verſuche eine ſichtbare Ablenkung.

Da nachſtehender Verſuch beim Tiſchrücken noch nicht gemacht wurde, ſo theile ich ihn hier noch mit. Es wäre aber zu wünſchen, daß er durch mehrere andere Verſuche noch beſtätigt würde. So abenteuerlich er lautet, ſo möge man doch dabei bedenken, wie in magnetiſchen Zuſtänden doch ſchon oft das Gleiche beobachtet wurde, auch wie ſo oft vorkommt, daß ein Menſch den Gedanken, den er ſo eben hat, einem andern (ohne Aeußerung) auch oft ſtumm mittheilt. Bei Perſonen, die in innigem ſeeliſchem Verband, wie Gatte und Gattin ſind, findet dieß ſehr oft ſtatt! Aus Saarbrücken ſchrieb man nämlich am 11. Mai:

„Vorgeſtern wurde in einem hieſigen Hauſe das Experiment des Tiſchrückens verſucht, wobei die überraſchendſten Reſultate, wie wir ſie bisher weder geſehen, noch in öffentlichen Blättern geleſen hatten, zur ſtaunenden Bewunderung der Anweſenden erzielt worden ſind. 5 Perſonen, darunter drei Herren von 49, 30 und 26 Jahren und 2 unverheirathete Frauenzimmer von 18 und 16 Jahren, bildeten die Kette an einem auf einer 3füßigen Säule ſtehenden runden Tiſche mit einer unpolirten Platte von Eichenholz, der Durchmeſſer etwa zwiſchen 40 und 50 Centimeter betragen mochte und kamen gleich beim Beginne des Experiments darin überein, daß einer unter ihnen damit die Willenskraft der Theilnehmer einen Concentrirungspunkt habe und ſich nicht zerſplittere, gleichſam die Oberleitung übernehmen, indem alle zu beantwortende Fragen, ſowohl der Mitglieder der Kette, als der Umſtehenden, nur durch ſein Organ geſtellt werden ſollten. Der Mann mit 49 Jahren, von ſehr lebhaftem, ſanguiniſchem Temperamente und ungewöhnlicher Erregbarkeit und Reizbarkeit der Nerven wurde einſtimmig mit dieſer Oberleitung betraut und es nahm nunmehr das Experiment unter allgemeiner Beobachtung der größten Stille ſeinen Anfang.

Schon nach 9 Minuten entdeckte man eine wellenförmige Bewegung in der Richtung von Süd nach Nord auf der Tiſchplatte, und nach 15 Minuten war der Tiſch nach allen beliebigen Richtungen in voller Bewegung. Nun begann die Frageſtellung über Alter der Anweſenden u. ſ. w. in der oben bemerkten Weiſe, wobei die Betheiligten und die Zuſchauer durch die jedesmalige Richtigkeit der erhaltenen Antworten in großes Staunen verſetzt wurden. Jetzt fiel es dem mit der ſog. Oberleitung betrauten Mann, welcher behauptete, daß, wenn es überhaupt conſtatirter Maßen möglich iſt, daß ein in einem Mitgliede der Kette hervorgegangener, vollſtändig ausgeprägter Gedanke durch die Kette dem lebloſen Holze des Tiſches ſich mittheile, und dieſes Holz die empfangenen Mittheilungen durch verſchiedene Bewegungen, Anklopfen u. ſ. w. ſich wieder entäußern kann, der nämliche Gedanke ſich doch um ſo eher auch den übrigen lebenden Mitgliedern der Kette mittheilen und in dieſen zum Bewußtſein gebracht werden müſſe, ein, das Experiment nunmehr in dieſer Richtung zu verſuchen. Es gelang vollſtändig, und an den Geſichtern der Anweſenden, auf welchen ſich keine Miene mehr verzuckte, bemerkte man deutlich, daß das Staunen und die Verwunderung die höchſte Potenz erreicht hatten. Unſer bekannter Mann erklärte nämlich, nachdem der Tiſch in ſeinen Bewegungen wieder ruhig und die Mitglieder der Kette wieder auf Stühlen Platz genommen hatten, daß er jetzt einen Gedanken in ſeinem Innern wohl ausgeprägt, zuſammengefaßt habe, und fragte nun das in der Kette befindliche 16jährige Frauenzimmer, welches außer einer gründlichen Elementarſchulbildung einen höheren Unterricht nicht genoſſen und von fremden Sprachen auch keine Silbe verſteht, was er denn ſo eben gedacht habe, worauf das

Mädchen im Nu die Alles frappirende Antwort in deutlicher, ſehr verſtändlicher, wohlklingender Ausſprache gab: „Beatus ille, qui procul negotiis.“ Anfang einer Ode des Horaz an den Mäcenas, was jedenfalls Alles dieſem Mädchen ſpaniſche Dörfer ſind. Nachdem der Dirigent beſtätigt hatte, daß dies wirklich der von ihm feſtgehaltene Gedanke ſei, ſo wurde das Experiment weiter fortgeſetzt. Er erklärte wiederum, daß er einen zweiten Gedanken in ſich aufgenommen habe, und fragte nun das andere in der Kette befindliche Frauenzimmer von 18 Jahren, das ſich den Tag über viel mit Biergläſern, gar nie aber mit Politik oder Geſchichte beſchäftigt, ob es ihm den fraglichen Gedanken mittheilen könne, worauf in raſcher Erwiderung, die ſchön und rein geſprochenen Worte deutlich vernehmbar wurden: „General Cavaignac hat im Juni 1848 ſeinem Vaterlande wichtige Dienſte geleiſtet.“ Auch dieſe Antwort war richtig. Ein dritter vom Dirigenten aufgenommener Gedanke wurde von einem männlichen Gliede der Kette ganz richtig mit den Worten beantwortet: „L'homme propose, Dieu dispose.“ Und damit auch bei dem vierten und letzten männlichen Mitgliede der Kette die Probe gemacht werde, wurde auch dieſer zur Wiedergebung eines vom Dirigenten aufgefaßten Gedankens aufgefordert, worauf die raſche Antwort folgte: „Hony soit qui mal y pense.“ Erſchöpft ging hierauf die Kette auseinander und ſteht natürlich einem Jeden Glauben und Probiren frei.

Auch Geheimerath von Carus in Dresden fand nach gemachten Verſuchen durch dieſe Erſcheinung eine merkwürdige Naturkraft entdeckt, die er für eine Innervationsſtrömung (Einſtrömen des Nervengeiſtes?) erklärt; auch beſtätigte er ſeinem Sohne, dem Chemiker, daß dieſer durch eine auf Glas geſtellte, leicht zu bewegende Holzſcheibe auch einer Perſon von ſchwächerer Kraft dieſes Experiment ſehr leicht gemacht und veraugenſcheinlicht habe. Auch der in magnetiſchen Erſcheinungen ſo erfahrene Prof. Ennemoſer erkennt die Wahrheit des Phänomens an. Er ſagt aber: „Es iſt das Wirkſame bei dieſer Wundererſcheinung nichts weiter als Magnet-Electricität und eine thermomagnetiſche Kette, ein thermomagnetiſcher Multiplikator, wie denn die weiteren Erſcheinungen des Drehens und die Fortbewegung nach Nord oder Süd ganz nach den bekannten Geſetzen der Rotationsſtrömung von Oerſtedt und Faraday geſchieht. Es iſt aber bei dem Mangel an allen elektriſchen Erſcheinungen und da nach vielen Beobachtungen — auch Electrometer zeigten, daß auf ſie kein Einfluß ausgeübt wurde, Elektrizität hier als wirkendes Agens doch nicht wohl anzunehmen.“ Merkwürdig iſt auch, daß die ganze Juriſtenfakultät in Heidelberg: Mohl, Vangerow, Mittermaier, Renaud, Roßhirt und Zöpfl in der „Allg. Zeit.“ ein Zeugniß für die Wahrheit des Phänomens bekannt machten.

Daß es gar keiner geſchloſſener Kette von mehreren Händen bedarf, um das Phänomen hervorzurufen, ergab ſich bald. Es zeigte ſich, daß es meiſtens nur eine Perſon in dieſer Kette war, die das Experiment durch die ihr anhängende intenſive Kraft hervorbrachte und das viel bälder und ſtärker, als wenn es in Geſellſchaft geſchah. Es ſcheint eine ſolche begabte Perſon die andere minder begabte mit ſolcher Kraft erſt laden zu müſſen, bevor das Kreiſen des Tiſches beginnt, und es ſtellte ſich daher, ſetzte ſie ſich allein an das Werk, das Experiment viel bälder und viel intenſiver ein. Oft war es ein Kind in der Kette, an dem dieſe Kraft beſonders haftete, das, wenn die andern Glieder austraten, die Bewegung des Tiſches allein und noch ſtärker hervorbrachte. Nach mehreren Verſuchen ſchrieb mir ein mit dieſer Kraft vorzüglich begabter junger Mann:

„Ich verſuchte in einer Kette von 5 Perſonen das Experiment. Nach etwa 15 Minuten fühlte man die nervöſe Durchſtrömung, ich aber biß unter die Achſeln mit wirklichem Schmerz. Der Tiſch rührte ſich aber nur wenig und ſtand dann ſtille, als die gemeinſchaftlichen Strömungen plötzlich nachließen, ohne daß eine ſtörende Berührung dieſes Stillſchweigen veranlaßt hatte. Dieſe Strömungen fingen von Zeit zu Zeit jedesmal mit entſprechender Bewegung des Tiſches wieder an und hörten dann plötzlich wieder auf. Da machte ich die Bemerkung, daß ich es war, der dieſe erwähnten Strömungen veranlaßte: und wieder aufhören machen konnte. Nach meinem Willen konnte ich alle die Theilnehmenden mit jener Strömung laden, oder ſie wieder in ihnen „ſiſtiren.“

Durch die vielen mit dem Tiſchekreiſen angeſtellten Verſuche fanden ſich nun auch mit derlei Kraft intenſiv begabte Perſonen häufig vor, und in der kleinen Stadt Heilbronn ſchon 17, worunter Kinder von 8—10 Jahren, auch mehr weiblichen, als männlichen Geſchlechts. Dr. Höring zu Heilbronn ſchrieb darüber Folgendes:

„Heilbronn, den 21. April.

Wenn heute die Mädchen von Smyrna zu uns kämen, ſie würden wenig Staunen mehr erregen können; denn es kreiſen jetzt nicht nur die Tiſche, um welche eine Geſellſchaft ſitzt, bei uns: nein! wir ſtoßen mehrfach auf Perſonen, welchen die Kraft innewohnt, dieſe intereſſante Erſcheinung allein hervorzubringen.

Frau R., mittleren Alters, geſund und kräftig, dem gebildeten Stande angehörend, legt ihre Hände an die Lehnen des Stuhls oder auf dieſe ſelbſt, es dauert keine 10 Sekunden, fängt der Stuhl an zu rücken und kommt in kurzer Zeit in ſolch raſchen Lauf, daß man Mühe hat, ihm aus dem Wege zu gehen, dieß zeigt ſich ebenſo bei einem Arbeitstiſchchen, das wie vom Veitstanz ergriffen, herumtanzt, bis es umfällt. Ein größerer runder Tiſch kommt oft nach $\frac{1}{2}$ Minute, oft etwas ſpäter in kreiſende Bewegung, allmälig läuft er raſcher, ja manchmal hüpft er mehrere Zoll vorwärts. Die Hände auf eine verſchloſſene Thüre gelegt, zeigt ſich daſſelbe, wie es Pückler-Muskau beſchrieben.

Alle dieſe intereſſanten Erſcheinungen zeigen ſich bei Fräulein R. in theilweis noch ſtärkerem Grade. Es iſt in der That merkwürdig, wie ein großer ſchwerer Tiſch durch Auflegen der Hände dieſes Mädchens ſchnell in Bewegung geſetzt wird.

Was ſagen wir aber dazu, wenn ein Tiſchchen ſich ſchnell vom Platze entfernt, auf das ein Mädchen von 7 Jahren in kindiſchem Nachahmungstriebe ſeine Hände legt?

Man mag noch ungläubig den Kopf ſchütteln, aber bald wird man ſich überzeugen, daß dieſe ſeltſame Kraft in vielen Perſonen wohnt, ich glaube, daß es ſchwieriger für eine Geſellſchaft iſt, einen Tiſch in's Kreiſen zu bringen, als für eine einzelne Perſon. Wer ſich von der Wahrheit des oben Erzählten überzeugen will, der komme zu mir, ich will ihm dazu Gelegenheit geben.

Dr. Höring."

Aus den vielen angeſtellten Verſuchen mit dem Tiſchekreiſen ergibt ſich bis jetzt:

Es braucht zur Hervorbringung dieſes Phänomens gerade keine Schließung einer lebensmagnetiſchen Kette: die Auflegung der Hand eines mit jener Kraft intenſiv begabten Menſchen bringt das gleiche und oft in höherem Grade hervor.

Es bedarf dazu auch nicht gerade eines Tiſches: jene Kraft ſetzt auch andere lebloſe Körper in kreiſende und laufende Bewegung, wie: Hüte, auf deren Oberfläche (dem Kopfe) man die Hände legt, auch irdene Krüge, Glasglocken, Schüſſeln, Teller, Stiefel, Federkiele u. ſ. w.

Metall am Tiſche, ſowie auch ein im Laufe des Tiſches auf denſelben geſtellter meſſingener Leuchter hemmt die Wirkung nicht, ebenſowenig das Gold eines Ringes an der Hand des Verſuchers.

Brennendes Licht, ſowie auch Sonnenlicht, ſtört die Wirkung, wie ſchon aus der früheren Beobachtung Pückler-Muskau's an jenen Mädchen in Smyrna hervorging. Der Willen des oder der auf den Tiſch, Hut u. ſ. w. Wirkenden beſtimmt die Richtung der Drehung, wie auch des Laufs.

Die Jugend iſt tauglicher zu dieſem Experimente, als das Alter. Beſonders wirkſam ſcheinen Kinder mit blonden, oder noch beſſer mit rothen Haaren zu ſein. Das weibliche Geſchlecht iſt dazu wirkſamer, als das männliche, beſonders zu einer ihm eigenthümlichen Zeit. Auf den Feuchtigkeitszuſtand und die Temperatur kommt es auch viel beim Gelingen dieſes Experimentes an. Bei warmen Tiſchen und warmen Händen gelingt es weit mehr.

Auch bei feuchter (wohl feuchtwarmer) Witterung zeigte ſich nach Pückler-Muskau dieſe Kraft an jenen Mädchen in Smyrna am ſtärkſten. Schelling (ſ. deſſen Experimente) rathet, die Finger feucht zu machen.

Je öfter das Experiment von einem Individuum geübt wird, deſto mehr ſteigt in ihm die Kraft, die daſſelbe hervorbringt; auch zeigt ſich bei Tiſchen, die öfters manipulirt wurden, das Experiment viel bälder, als bei ſolchen, die noch gar nicht manipulirt worden.

Das Fluidum, das ſie lud, ſcheint ihnen immer einige Zeit inzuwohnen. Cretinartige Menſchen ſollen dieß Experiment ebenfalls ausüben können. Sollte ein Verſuch mit Thieren (z. B. Katzen) nicht zu bewerkſtelligen ſein?

Herr Julius Schmidt, Adjunkt der K. Sternwarte in Bonn, ſchrieb am 22. April nach genau angeſtellten Verſuchen Folgendes:

„Was ich in 3 günſtigen, von mir ſelbſt im Beiſein weniger Perſonen geleiteten Verſuchen geſehen habe, iſt hinreichend geweſen, mich davon zu überzeugen, daß ein Theil des Tiſchrückens nicht durch abſichtliches Zuthun der Beobachter hervorgerufen wird. Die ſelbſtſtändige Bewegung des Tiſches unter den bekannten Bedingungen, die ich anerkenne, iſt die drehende (rotirende). Das wechſelſeitige Heben und Fortrücken iſt eine Folge der Drehung, die durch die Gewalt und Zahl der Füße und der Beſchaffenheit des Fußbodens manchfach modifizirt werden kann. Ueber die mitunter ſehr ſchnellen wirbelnden Bewegungen, die ich geſehen, habe ich kein ſicheres Urtheil. Je lebhafter der Tiſch wird, deſto weniger Werth haben in meinen Augen die Verſuche, in denen man nicht unterſcheidet, wieviel der urſprünglichen Bewegung des Tiſches, oder der aufgeregten und in Experimenten oft ſehr unkritiſchen Geſellſchaft zuzuſchreiben iſt. In meinen eigenen Beobachtungen zwiſchen dem 10. und 21. April finde ich:

1) daß ſich die Drehung des Tiſches mitunter auch etwas fortſetzt, wenn alle Hände los, Zoll hoch über der Platte ſchweben. Sie hört freilich nach 1—2 Sekunden auf, beginnt aber ſogleich wieder, wenn die Hände ſich bis zur kaum merklichen Berührung der Platte nähern.

2) Daß die Bewegungen ebenfalls (wenn auch ſchwächer) erfolgen, indem die Rückſeite der Hände aufliegt, oder wenn man ſie kreuzweis gehalten auflegt, oder in gewöhnlicher Weiſe unter der Tiſchplatte oder am Rande derſelben anbringt.

3) Daß eine ſcheinbare Gewichtszunahme des Tiſches während der Hebungen und Drehungen ſtattfindet, die ſchwerlich allein auf Täuſchung beruht.

4) Daß das Gelingen der Verſuche ſehr wenig von äußeren Nebenumſtänden, aber hauptſächlich von der Perſönlichkeit abhängt,

indem das weibliche Geſchlecht die beſte Fähigkeit zu haben ſcheint, die Bewegungen zu begünſtigen.

5) daß es dem Einzelnen, ſowie der Geſellſchaft nicht gelingt, abſichtlich genau ſolche Bewegungen darzuſtellen, wie der Tiſch ſie ſelbſtſtändig macht.“

Sichere und vollſtändigere Reſultate wird man erhalten können — ſetze ich dieſen Worten Herrn Schmidt's bei — wenn man die Beobachtungen vermittelſt Zuziehung eines einzigen dieſe Kraft intenſiv beſitzenden Individuums anſtellt, als vermittelſt Schließung einer Kette mit Vielen. — Es gibt Individuen in einer Kette, die gerade jener Kraft entgegen und dadurch nur ſtörend einwirken.

Es iſt natürlich, daß dieſe Erſcheinung auch ihre Beſtreiter fand, namentlich wurde es von mehreren Zweiflern allein dem mechaniſchen Drucke mehrerer Hände, von Anderen dem durch das lange Feſtliegen der Hände auf hartem Holze und daraus entſtandenen Krämpfen und Zittern der Hände zugeſchrieben*). Aber die ſo vielen Verſuche genauer Beobachter und die dabei noch ſonſt ſich zeigenden Erſcheinungen widerlegen ſolche Erklärungen gänzlich. Es gab auch ſehr wiſſenſchaftliche und geiſtreiche Glasköpfe, die gegen dieſes Phänomen lange Reden ſchrieben, es ſei „ein nebliger Wahn des finſteren Nordens in die heitere Atmosphäre des klaren Südens verpflanzt, befördere den Geſpenſterglauben und andere verrückte Phantaſieen der Seherin von Prevorſt, ſei aber, zum Glücke, wie eine Seifenblaſe bereits wieder zerplatzt.“ Das Beiblatt der allg. Zeit. vom 24. April ſchrieb:

Die Koryphäen der phyſikaliſchen Wiſſenſchaften in Berlin erklären ſich ohne Unterſchied gegen das Tiſchrücken. Alexander von Humboldt äußerte ſich darüber in einem Briefe: „Eine ungenau beobachtete Thatſache iſt ſchwerer zu erſchüttern, als eine Theorie. Wenn in einem 84jährigen Lebenslaufe man ſchon die periodiſch wiederkehrenden Albernheiten der dogmatiſchen Volksphyſik (Wünſchelruthe u. ſ. w.) erlebt hat, ſo hat man keine Neigung, ſich mit erneuerten Unterſuchungen der Art zu beſchäftigen, und ich verweiſe Sie auf meine vielleicht mehr geneigten wiſſenſchaftlichen, berühmten Freunde: Mitſcherlich, Poggendorf, Dove, Dubois, Magnus, Auguſt, Rieß.“ Dieſen gelehrten Freunden geht es leider, wie dem Altvater der Wiſſenſchaft.

---

*) Man ſehe hierüber in der Vorrede Schelling's Bemerkungen bei ſeinen Verſuchen.

Auch der Moniteur aus Paris ſchreibt vom 17.: „In der letzten Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften kamen die Tauſende von den Journalen beſchriebenen Experimente zur Sprache. Arago, der in ſeiner Biographie Bally's den Magnetismus ſcharf angegriffen hat, machte ſich über das Tiſchrücken u. dergl. m. ſehr luſtig. Ein anderer Gelehrter, Herr Charteuil, trat auf und erklärte, daß er Experimenten angewohnt habe, die jeden Zweifel vernichten. Die Wiſſenſchaft müſſe die Natur und Urſachen dieſer Phänomene ſtudiren. Den 24. Mai ſchrieb man aus Paris:

Geſtern kam in der Akademie der Wiſſenſchaften die Erſcheinung des „Tiſchrückens“ zur Sprache, bei welcher Gelegenheit Arago das Wort ergriff, um in den beſtimmteſten Ausdrücken ſeine Meinung darüber zu ſagen. War er in dieſem Falle das offizielle Organ der Akademie? Gleichviel, Arago hat laut ſeine Meinung darüber ausgeſprochen, die gewiß Lärm machen wird. Arago rief zum Schluſſe: „Ich glaube kein Wort von Alledem!“ Das Geſpräch über das Tiſchrücken wurde durch einen langen Brief des Hrn. Seguin veranlaßt, der eine Menge Experimente mit Hrn. Mongolfier gemacht hat und darüber Bericht erſtattet. Seguin iſt ein harter Gegner aller jener, die noch am Rücken der Tiſche zweifeln. Er hat die Tiſche oft gefragt und ſie haben ihm ſtets ganz beſtimmt geantwortet. Bei dieſer Gelegenheit fragte Arago, ob die Tiſche ebenſo antworten würden, wenn man ſie in engliſcher, deutſcher oder chineſiſcher Sprache befragte. Die Probe ſei leicht zu machen und Seguin werde ſich beeilen, das Experiment mit den verſchiedenen Idiomen zu erneuern. Ein anderer Correſpondent der Akademie erzählt nicht minder wunderbare Dinge, und trotz der entſchiedenen Proteſtationen ihres immerwährenden Sekretärs hat die Akademie nicht dazu gelächelt, was allerdings anerkennenswerth iſt. Sie hat alle dieſe Erzählungen ſchweigend angehört. Die Akademie hat ſchon ſo viele Dinge geläugnet, die ſpäter Wahrheiten geworden ſind, daß ſie ohne Zweifel zu begreiſen anfängt, man müſſe die Zufallsentdeckungen nicht allzu verächtlich hinnehmen.

Man erzählt in der Tiſchrückerwelt von einem Experimente, welches die ernſte und ſehr kompromittirende Folge gehabt haben ſoll, daß drei Akademiker gezwungen wurden, an das neue Fluidum zu glauben. Wir begnügen uns, ſie zu nennen, es ſind: Baron Thenard, Elie de Beaumont und Becquerel. Der berühmte Verfaſſer des Elementarhandbuchs der Chemie ſoll ſeine zwei Collegen in den Hinterhalt gelockt haben. Der Experimentator war ein Mädchen von 13 bis 14 Jahren, welches einer hochgeſtellten Familie angehört und das ſich durch nichts von den Kindern deſſelben Alters unterſcheidet. Man verſichert, daß die Wirkung dieſes Mädchens auf einen Gueridon von dickem Paliſander ſo heftig war, daß ſich der Tiſch nach 5 bis 6 Minuten zu bewegen begann, und daß ſich die drei Akademiker vergebens wider deſſen Bewegungen ſtemmten.

Aber Novalis ſchrieb: „Es iſt als eine wahre Seltenheit zu achten, wenn man das wahre Naturverſtändniß nur bei großer Gelehrſamkeit ſuchen will. In den Werkſtätten der Handwerker und Künſtler und da, wo die Menſchen in vielſeitigem Umgang und Streit mit der Natur ſind, als da iſt beim Ackerbau, bei der Schifffahrt, bei der Viehzucht, bei den Erzgruben und ſo bei vielen andern Gewerben, ſcheint die Entwicklung dieſes Sinnes am leichteſten und öfteſten ſtattzufinden.“ Und Dr. Nürnberger ſchrieb (Morgenblatt Nr. 306, 22. Decbr. 1836): „Das uns umringende Naturgeheimniß iſt ſo tief und die eigentlich gelehrte Forſchung zeigt ſich der Erforſchung deſſelben oft ſo wenig gewachſen, daß es dem aufrichtigen Freunde der Natur nicht verargt werden kann, wenn er, verzweifelnd, auf jenem Wege zum Ziele zu kommen, den Vorurtheilen des Pöbels (der Albernheit der dogmatiſchen Volksphyſik) auch einige Aufmerkſamkeit ſchenkt. In der Regel iſt es die fürwitzige Jugend oder auch der Kathederſtolz, welche ſich ſo anmaßend gegen die Philoſophie des gemeinen Mannes erklären.“

Ich führe das Beiſpiel an: wie der uralte Volksglaube durch neueſte Unterſuchung über die Entſtehung des ſogenannten Grundeiſes über die gelehrte Phyſik des achtzehnten Jahrhunderts geſiegt, wie der Herr Akademiker und gelehrte Naturforſcher Rollet und der gelehrte Herr Gehler den Glauben des Volkes, als bildeten ſich die ſchwimmenden Eisſchollen, mit denen ſich die Ströme bei eintretendem Froſt zu bedecken pflegen, auf dem Grunde der Flüſſe, (weßwegen ſie auch den Volksausdruck („Grundeis") dergeſtalt für eine „Albernheit" hielten, daß Rollet in ſeiner gelehrten Abhandlung über das ſogenannte „Grundeis" die wiſſenſchaftliche gelehrte Welt um Entſchuldigung bat, daß er ſich noch zu einer ordentlichen Widerlegung dieſes Vorurtheils des Pöbels herbeilaſſe. Allein die neueſten Unterſuchungen, welche gar keinen neuen Zweifel mehr übrig laſſen, ergeben, daß jener uralte Volksglauben das Wahre, das gelehrte Dafürhalten jener Herren, zwar ſehr wiſſenſchaftlich gelehrt, aber durchaus gegen die Natur war."

Wie die gelehrte Welt den Galvanismus der Albernheit des italiäniſchen Volksglaubens zu danken hat, iſt bekannt, auch iſt bekannt, wie Mesmer's Entdeckung des thieriſchen Magnetismus, Franklin's Wetterableiter und Jenner's Kuhpockenimpfung einſt vor der gelehrten Verſammlung der Pariſer Herren Akademiker für eine Albernheit erklärt und verworfen wurde. Bekannt iſt auch aus neueſter Zeit, wie anfänglich Priesnitz mit ſeinen Waſſerkuren als Quackſalber und dummer Bauer von der gelehrten Welt verlacht und verfolgt wurde, aber nach wenigen Jahren die gelehrten Herren Aerzte bei ihm in die Schule gingen.

Als dem Kaiſer Napoleon die Erfindung des erſten Dampfbootes angeboten wurde, erklärten die darum befragten Akademiker das Ding für unhaltbar, und als Napoleon ſpäter durch die Thatſache eines beſſern belehrt wurde, ſagte er: „Wie dumm, daß ich nicht meinem einfachen Verſtande, ſondern der Weisheit der Akademiker gefolgt bin!"

Im April d. J. theilte ich mehreren Zeitungen in Hinſicht des Phänomens der kreiſenden Tiſche und des der kreiſenden Wünſchelruthe und Pendel folgenden Aufſatz mit:

Die Wünſchelruthe und die kreiſenden Tiſche.

Das Landvolk in Italien gebraucht zweierlei Metalle, z. B. Silber und Kupfer bei rheumatiſchen und nervöſen Leiden auf die ſchmerzenden Theile gelegt, zur Heilung. Dieß Volksmittel brachte den italieniſchen Naturfoſcher Galvani nebſt anderm dazu, Wirkung und Verhältniſſe auf einander gelegter Metalle zu erforſchen, was Volta zur Erfindung der ſogenannten galvaniſchen Säule Veranlaſſung gab, deren Wirkung kein Gelehrter mehr beſtreitet. Die Wirkungen der Wünſchelruthe waren ſchon ſeit Jahrhunderten unter dem Volke bekannt und praktiſch angewendet worden; aber doch erſt in unſerer Zeit und ebenfalls zuerſt von italieniſchen Naturforſchern wurde ſie nach vielfältig gemachten Verſuchen in den Kreis der Wiſſenſchaft aufgenommen. Fortiß, Fontana, Thouvenel, Spalanzani und Amoretti befreundeten ſich ſeit den neunziger Jahren mit dieſer geheimen Naturkraft; in Deutſchland aber war Ritter in München faſt der einzige, der ſich derſelben mit aller Kraft widmete. Das Reſultat ſeiner Bemühungen war deſſen Werk: „der Siderismus“, Tübingen bei Cotta 1808; aber den vortrefflichen Forſcher in dieſem Felde überraſchte, noch ehe er ſeine Arbeiten geendigt hatte, der Tod, und er vermochte nicht mehr, dieſe neue Naturkraft auf beſtimmte Geſetze zurückzuführen, wie er das im Geiſt ſchon vollendet ſah. Was in dieſem Feld mit ihm der Italiener Amoretti geleiſtet, ſieht man aus deſſen Schrift: „Elementi di Electro-magnetico animale del Cavaliere Carlo Amoretti. Milano 1816.“

Dieſe Schrift gab uns Kieſer in's Deutſche überſetzt und mit geiſtreicher Vorrede begleitet in ſeinem mit Eſchenmayer herausgegebenen Archiv für den thieriſchen Magnetismus. — Durch Verſuche wies Amoretti die Erſcheinung dieſer Naturkraft als an einer großen Reihe von Perſonen haftend nach. Er gab ihr den Namen Rhabdomantie, ein griechiſches Wort, welches errathen vermittelſt einer Ruthe bedeutet, weil man durch eine Ruthe oder biegſames Reis, das man feſt in die Hand nimmt, durch freiwilliges Rotiren deſſelben auf das Vorhandenſein unterirdiſcher Waſſer oder auf Erz- und Steinkohlenlager ſchließt oder vielmehr räth. Da er aber ſpäter fand, daß eine Ruthe nicht das zu dieſem Zweck einzig dienende Inſtrument ſei, und da er überdem die ſich hierdurch ergebenden Erſcheinungen mit der Electricität und beſonders mit dem Galvanismus in vieler Beziehung zu ſtehen vermeinte, ſo folgte er dem Beiſpiel ſeines Freundes Thouvenel und nannte ſie wie dieſer Elektromantie. Sehr wahr macht aber Kieſer in ſeiner Ueberſetzung die Bemerkung: Wie nun aber, wenn die hier wirkende Kraft dennoch von der galvaniſchen und elektriſchen Kraft weſentlich verſchieden wäre? Auch ſchon Ritter deutete in ſeinem „Siderismus“ darauf hin: daß dieſe Kraft wohl eine von jenen verſchiedene ſei, weil die Identität und die nähere Beziehung derſelben zur Elektricität noch bisher ſich durch kein Experiment erwieſen habe, und auch Kieſer meint: es werde geeigneter ſein, dieſer Kraft den ihr von Ritter geſchöpften Namen Siderismus zu geben, ſetzt aber bei: die richtige Benennung mag aber erſt gegeben werden können, wenn wir für die Grundkraft der mesmeriſchen Erſcheinung einen für ſie allein bezeichnenden andern Namen gefunden haben. Ob wir uns mit dem dreißig Jahre nachher von Herrn v. Reichenbach dieſer Kraft geſchaffenen Namen „Od,“ der, weil er nichts ſagt, wenigſtens nichts falſches ſagt, begnügen werden, wird die Zukunft zeigen.

Eſchenmayer ſchrieb mir kurze Zeit vor ſeinem Tod bei Gelegenheit der odmagnetiſchen Briefe Herrn von Reichenbachs: „Die vielen bekannten Eigenſchaften, die im Nervengeiſt liegen, können ſich in receptiven Perſonen auf die mannigfachſte Weiſe äußern. Wenn nun die Herren ein neues Prinzip entdeckt zu haben glauben, ſo iſt es weiter nichts, als eine beſondere Modulation des Nervengeiſtes, der in die verborgene Kraft der Natur einzudringen vermag. Die ſtärkſte Probe davon gab die Seherin von Prevorſt. Wie genau unterſchied ſie die Eigenſchaften der Mineralien und ich ſah in ihren Händen die Wünſchelruthe ſo heftig ſchlagen, daß ſie dieſelbe in ihren Händen kaum feſtzuhalten vermochte.“ Carus heißt dieſe Kraft Innervationsſtrömung. Es iſt gewiß, daß die gleiche Kraft, die das Rotiren der Wünſchelruthe (eines Baumzweigleins) hervorbringt, auch eine größere Holzmaſſe durch eine Menſchenhand, in welcher dieſe Kraft intenſiv iſt, z. B. einen Tiſch, zum Kreiſen zu bringen fähig iſt. Schon vor fünfzig Jahren machte Amoretti ein Namensverzeichniß ſolcher Perſonen in ſeinem Vaterland, welchen jene Kraft intenſiv innewohnt; es ſind deren vierhundert, an welchen er die genaueſten Verſuche anſtellte, und nach ſeinen Erfahrungen fand er auch in Deutſchland, und beſonders in Wien, eine beträchtliche Anzahl ſolcher. So wird auch, nach den überall angeſtellten Verſuchen des Tiſchbewegens, die Zahl derjeniger immer größer, welche, ohne ſich an eine lebensmagnetiſche Kette anzuſchließen, dieſe Erſcheinung im vollſten Maße nur mit ihren eigenen Händen hervorzubringen im Stande ſind. Zu Heilbronn zählt man ſchon eine beträchtliche Anzahl ſolcher Perſonen, meiſt weiblichen Geſchlechts. Schon Ritter bemerkt, daß im engen Zuſammenhang mit dieſer Erſcheinung die Zuſtände des Nachtwandelns und beſonders des ſogenannten Hellſehens, oder wie es der um den Magnetismus ſo verdiente alte Heilbronner, Arzt Gmelin, bezeichnender nennt, des Hellfühlens beim thieriſchen Magnetismus, ſtehen. In dieſer Hinſicht iſt merkwürdig, daß bei mehren der Individuen, die jene Kraft (des Tiſchrückens) ſelbſtſtändig in großer Intenſität beſitzen, nachgewieſen werden kann, daß bei älteren ihrer Familie (in einem Fall beim Vater in jüngern Jahren), ſind ſie ſelbſt auch ganz frei davon, die Erſcheinung des Nachtwandelns ſich zeigte.

Schon im Jahr 1777 wurde durch den Conſenior des Miniſteriums Schlöſſer in Regensburg durch ganz wiſſenſchaftlich angeſtellte Verſuche im Beiſein Profeſſor Epps (den die Akademie in München zur Unterſuchung zu ihm abgeordnet hatte) nachgewieſen, daß eine ſolche Kraft in der Menſchenhand beſtehe, und zwar haftete ſie in Schlöſſers eigener Hand, ohne Einfluß des dazumal grade unglücklicherweiſe erfundenen Elektrophors, welchen man irrig, ſelbſt wenn man ihn in ein anderes Zimmer brachte, als einen Mithervorrufer dieſer Erſcheinungen vermeinte. Ich habe im Magikon (5 Band, 3 Heft) dieſe Verſuche vor einem Jahre angeführt.

Schlöſſer beſchrieb ſie im Jahr 1780 in einer Schrift, betitelt: „Verſuche mit dem beſtändigen Elektricitätsträger, Regensburg 1780,“ und Görres ſprach über dieſe Verſuche im Jahr 1840 in ſeiner Myſtik (3 Band, S. 510) mit gewohntem Scharfſinn und Geiſt. Aus dieſen Verſuchen geht hervor, daß Schlöſſer nicht nur blos leichte Pendel, ſondern Maſſen von drei Centner, die man an Stricken oder Ketten aufhing oder auf einen Wagbalken legte, blos durch Berührung mit ſeiner Hand bald in Bewegung ſetzte. Dies geſchah auch bei Stühlen und Tiſchen, die er eine Zeitlang berührt hatte. Ein Trinkglas, obgleich fortdauernd im Gebrauch, behielt die Eigenſchaften, die Schwingungen eines Pendels gegen ſich hinzurichten, noch vier Tage lang nach einer ſolchen Berührung mit ſeiner Hand.

Wäre dieſe Erſcheinung dazumal weiter beobachtet und verfolgt worden, ohne ſich durch den dabei ganz unnöthig, wenn auch ſehr gelehrt, zugezogenen Elektrophor irre machen zu laſſen, würden wir Deutſche nicht jetzt erſt durch das amerikaniſche Tiſchbewegen ſo in Bewegung und in Entſetzen verſetzt werden.

Uebrigens könnten auch neuere Erſcheinungen und Beobachtungen, die in dieſe oder ähnliche Kreiſe gehören und deren Prediger ich ſchon viele Jahre lang vergebens war, deutſchen Phyſikern jetziger Zeit einſt den Vorwurf machen, nur mit vornehmem Belächeln an ihnen vorübergegangen zu ſein.

Das in der Volksphyſik ſchon längſt ausgeübte Drehen eines Schlüſſels, ſowie das Siebdrehen oftmals zu Wahrſagen mißbraucht, gehört auch in dieſen Kreis.

Ritters Behauptung: daß bei dem Rotiren der Wünſchelruthe und des Pendels die Vermittlung einer eigenthümlichen, bisher noch nicht ſo erkannten Naturkraft ſtattfinde, wird durch das Experiment des Tiſchrückens, wo ſich eine ſolche Kraft unumſtößlich kundgibt, ſattſam beſtätigt. Ritter ſagt in ſeiner Schrift: „der Siderismus“ vom kreiſenden Sternenlauf durch Waſſerhoſe, Wirbelwind, rotirendes Metall im Fokus ſtarker Linſen, Tropfen Waſſer auf glühendem Eiſen im Paquetſchlage, Pendelkreiſung, (und hätte er das Tiſchekreiſen erlebt, würde er hinzuſetzen: „im Tiſchekreiſen“) Pulsſchlag, Muskelbewegung, Blutkügelchenſpiel gibt ſich eine und dieſelbe Naturkraft kund.“ Auch ſagt er ebendaſelbſt: Es ſcheint, daß dem entfalteten Organismus gegenüber der todte Körper ſelbſt das Leben anzunehmen und wie erlöst von ſeinen Banden, wenigſtens auf Augenblicke Wirkungen und Kräfte auf das Leben äußern zu müſſen, die höher ſind, als die er gegen ſeines Gleichen übte.“

Wie ſich der geiſtreiche Görres über die Urſache der Rotirung der Wünſchelruthe und des Pendels äußert, iſt auch in Hinſicht des Tiſchkreiſens merkwürdig. Es iſt in ſeiner chriſtlichen Myſtik in deren drittem Bande, S. 208, mit der Aufſchrift: „Rhabdomantie" zu leſen.

Seite 228 ſagt namentlich: „die Ruthe, der Metallader genähert, wird durch die Vermittlung des Nervengeiſtes, als das Beweglichere, in Bewegung geſetzt, und S. 224 äußert er ſich folgendermaßen:

Fragen wir nun nach der Modalität dieſer bewegenden Kraft, dann können wir nicht verkennen, daß es die dem Muskelſyſteme innewohnende Bewegungskraft ſei, die hier wirkſam iſt. Wir ſehen dieſe Kraft durch Nerven, die zugleich andere ſenſible, dem Gefühle dienſtbare, ſich beigeſellen, den Muskeln zugeleitet; und dieſe nun durch ſie den Gegenſtänden, die der Sinn gewieſen, je nach der Intention des Willens, in Bewegung zugerichtet. Bei dieſer Bewegung iſt es nun in der Regel der Knochen, der als Hebel der Bewegung dient; der Muskel, der den Knochen belegt oder von ihm ſich belegt findet, aber das Organ, dem die unmittelbar den Hebel bewegende Kraft eingegeben iſt. Bei allen Lebensbewegungen aber wird es ein Phyſiſches ſein, das entweder einwohnend iſt, wie beim Herzſchlag das Blut, oder umwohnend wie beim Athmen die Luft, als Endurſache mit Nothwendigkeit die Action determinirt; während in den automatiſchen ein Moraliſches gleichfalls einwohnend oder umwohnend als Finalurſache die Action wohl auch zu ſich hin ſollizitirt; aber doch der freien Willkühr die Wahl läßt, Beſtimmungen zu nehmen oder zu geben und die Intention dahin oder dorthin zu richten. Eben ſo wird, gleichwie in krankhaften Nervenzuſtänden, durch Depreſſion und ſtärkere Bindung des Höheren durch das Tiefere, die freiere Wirkungsweiſe die Form der mehr gebundenen annimmt; ſo umgekehrt bei einer Steigerung durch Erhöhung das Tiefere ſeinerſeits unter der Form des Höheren wirkſam ſein können.

Die nächſte Folge dieſer Steigerung wird aber eine Entbindung der dem Organiſchen einwohnenden Kräfte ſein; ſo daß die dem Muskelſyſteme in Latenz eingegebene Bewegungskraft, jetzt ſtrahlend geworden, aus demſelben heraustritt; und nun, wenn ſie zuvor in ihrer Latenz nur vom Muskel unmittelbar belegte Hebel bewegt, jetzt auch äußere, blos äußerlich gefaßte in's Spiel verſetzt *)."

Ich komme nun an das andere Phänomen, das uns in Begleitung des Tiſchrückens bekannt wurde, das noch von größerer Wichtigkeit als das erſtere iſt, aber den Geiſt des Widerſpruches Wohlweiſer natürlich noch mehr als jenes erſtere nach ſich zieht: es iſt das ſogenannte Geiſterklopfen, die Prophetie in den magnetiſirten Tiſchen. Wie die Amerikaner, beſonders die dortige Sekte der Spiritualiſten, dieſe Erſcheinung betrachten und mißbrauchen, davon wurde am Anfange dieſer Blätter ein Beiſpiel aus England angeführt. Ich weiſe auf daſſelbe zurück.

Ein Engländer, der in den nordamerikaniſchen Staaten fleißige Daten über jene Phänomene ſammelte und darüber ein Buch unter dem Titel: „Lights and Sounds," herausgab, ſagt von jenem zweiten Phänomen (dem ſogenannten Geiſterklopfen): „Wenn ich ſage, daß 30,000 Perſonen an das Letztere eben ſo feſt glauben, wie an die laufenden Tiſche, ſo iſt es immer möglich, daß dereinſt noch eine Wunder ertheilende Seite in dem Buch menſchlicher Begabung aufgeſchlagen wird."

Herr Dr. Schaumburg in Bonn war in Deutſchland der Erſte, der jenem zweiten Phänomen als einer Thatſache das Wort ſprach. Er machte ſeine Beobachtungen hierüber in einem Schriftchen, betitelt: „Tiſchrücken und Tiſchklopfen, eine Thatſache," im April dieſes Jahres bekannt. Hr. Prof. Simrok, Hoffmann von Fallersleben, Dr. Schade und Reuſſer in Bonn bezeugten in dieſer Schrift das von ihnen Geſehene und Gehörte.

Er machte die Verſuche an einem durch die lebensmagnetiſche Kette auf die ſchon angegebene Weiſe in Bewegung geſetzten runden Tiſch. Sobald der Tiſch in Bewegung kam, wurden die Fragen an ihn gerichtet, die mit Zahlen beantwortet werden konnten.

---

*) Ich verweiſe hier auch wieder auf die in der Vorrede angeführten Verſuche Schelling's.

Das Reſultat ſeiner Verſuche, die er mit großer Ruhe und Umſicht anſtellte, ſind folgende:

1) Die Tiſche und die Kommode bewegten ſich in der verſchiedenſten und ſehr unterſchiedlichen Art und dem Willen eines Einzelnen, beſonders dann durchaus richtig, wenn dieſer Wille ausgeſprochen war, ſo daß auch von den übrigen Mitwirkenden die richtige Ausführung erwartet werden konnte. Hebungen und Drehungen wechſelten immer getreu und ſo oft wir wollten, mit einander ab.

2) Auf gegebene Fragen wurde durch Klopfen ſofort geantwortet. Die Fragen mochten aus der Gegenwart, Vergangenheit oder Zukunft ſein. Betrafen ſie Dinge, die niemand wiſſen konnte, ſo durfte Jeder glauben, oder nicht glauben, was er wollte.

Dinge, die Jeder wußte, wurden immer, wenigſtens auf die wiederholte Frage, und mit äußerſt weniger Ausnahme richtig bezeichnet. Früher gegebene und uns bekannte Antworten wurden ebenſo wiederholt, Zahlen, die nur Einer wußte, wurden beſonders dann faſt regelmäßig richtig angegeben, wenn dieſe Eine in der Kette ſtand.

Der Tiſch kann nicht wahrſagen (dem übrigens durch andere und ſpätere Verſuche doch widerſprochen wird), aber ich kann in Wahrheit ſagen: daß Tiſchrücken und Tiſchklopfen Thatſachen ſind.“

Herr A. von Forſtner, Oberſtlieutenant a. D. zu Berlin, gab in der Speneriſchen Zeitung ſeine Beobachtung über das Tiſchklopfen mit folgenden Worten:

„Als vor etwa 3 Wochen die erſten Nachrichten über die beiden obgenannten Erſcheinungen durch die öffentlichen Blätter eingingen, hielt ich das Tiſchrücken ſogleich für möglich, indem ich eine phyſikaliſche Erklärung dafür zu geben verſuchte. Das Tiſchklopfen aber wies ich als eine Täuſchung entſchieden zurück. — Ich hatte bisher zwar manches über Tiſchrücken geleſen und von wahrheitsliebenden Perſonen als Thatſache angeſchaut, erzählen hören, jedoch keine Erfahrungen darüber gemacht. — In einer Geſellſchaft von 11 uns verwandten Perſonen wurde am geſtrigen

Abend nicht nur vom Tiſchrücken, ſondern auch vom Tiſchklopfen als mehrfach beobachtet, erzählt. Ich weigerte mich nicht, die erwähnten Verſuche mit anzuſehen. Sie wurden mit einem kleinen Mahagoni-Tiſch gemacht, deſſen Platte 16" im Durchmeſſer betrug; er ruhte auf einer Säule, in 3 Füße, jedoch ohne Rollen, ausgehend. Alle durch öffentliche Blätter vielfach beſchriebene Verſuche wurden nunmehr von 4 jungen Damen, von denen die eine den Verſuchen völlig fremd war, ausgeführt; ſie gingen faſt augenblicklich nach geſchloſſener Kette, von Statten. — Einige Anfragen wurden ohne Fehler theils durch Neigungen, theils durch Klopfen mit einem Fuße des Tiſches ſehr vernehmlich ſogleich beantwortet. — Hierauf trat auch ich noch in die Kette. Alle vorerwähnten Bewegungen des Tiſches erfolgten ſo beſtimmt, wie zuvor. Da entſchloß ich mich, folgende Fragen zu thun, und verſichere, die vollſtändige Richtigkeit der Beantwortung ſo beſtimmt beobachtet zu haben, daß eine Täuſchung irgend einer Art mir als völlig unmöglich erſcheint; ich unterließ jedoch nicht, die erfolgten, ſämmtlich richtigen Zahlenangaben hier anzuführen. „Wie viel iſt die Uhr? Wie alt bin ich? Wie viel lebende Kinder habe ich? Wie viele ſind geſtorben? Wie viele Söhne leben noch? Wie viele Töchter? Bei der Frage: Wie alt iſt mein älteſter Sohn? (derſelbe war nicht in der Geſellſchaft anweſend) erfolgte keine Antwort, ſondern das Drehen des Tiſches ging ungeſtört weiter. Auf die Frage aber: wie alt iſt meine (in der Kette befindliche) älteſte Tochter, erhielt ich ſogleich die richtige Antwort. — Meine Verwunderung wuchs bei jeder Antwort; da that ich die Frage: der wievieltſte Buchſtabe iſt C im Alphabet? Als mit 3maligem Klopfen die Antwort gegeben wurde, fragte ich: Wie iſt meine Name? Statt des erwarteten Zunamens ward ſogleich mein Vorname Alexander durch ſo vielmaliges Klopfen als die Stelle jedes Buchſtaben im Alphabet erfordert, — ohne Fehler angegeben! Eben ſo wurde der Name der vorher erwähnten Tochter richtig buchſtabirt. Zwiſchen je 2 Buchſtaben erfolgte immer erſt eine kurze Drehung des Tiſches, welche auf die Aufforderung weiter in das neue Klopfen überging. Ueber dieſe Erſcheinungen — deren noch mehrere ſich anreihten — des Tiſchklopfens, wage ich noch keine Erklärung: ob ich ſie ahne, bleibt für jetzt dahin geſtellt. Ebenſo darüber, welche Tragweite dieſe Erſcheinungen künftig noch zulaſſen werden. —

Die „Pfälzer Zeitung“ enthält einen längeren Artikel aus Germersheim, dem wir folgenden Auszug entnehmen:

Wie jetzt wohl allenthalben, ſo iſt auch hier das Tiſchrücken allgemeines Tagesgeſpräch und der Gegenſtand vieler, häufig mißlungener Verſuche. Indeſſen liegen doch auch ſo viele Beiſpiele des Gelingens vor, daß dieſe Erſcheinungen als eine Thatſache ſich nicht wegraiſonniren laſſen. Ich halte die Sache für viel zu ernſt, um in einen ſpottenden Ton (wie viele Berichte in öffentlichen Blättern) auch mit einzuſtimmen, glaube vielmehr nach allem dem, was ich ſelbſt und mit mir die unverwerflichſten Zeugen in dieſer Beziehung geſehen, annehmen zu dürfen, daß durch dieſe Erſcheinung eine, wenn auch nur kleine Ecke des geheimnißvollen Schleiers gelüftet werde, welcher bisher die erhabenſte Seite unſerer Naturwiſſenſchaften verhüllte, und daß vielleicht ſchon die nächſte Zukunft uns Aufſchlüſſe bringen wird, welche wir jetzt kaum zu ahnen wagen.

Wie ſchon bemerkt, hatten viele der angeſtellten Verſuche theils gar keinen, theils einen zweifelhaften Erfolg. Bald aber glaubte man wahrzunehmen, daß einigen Kindern, Knaben und Mädchen im Alter von 11 — 13 Jahren vorzugsweiſe die Kraft innewohne, die bekannten Erſcheinungen hervorzurufen oder doch zu beſchleunigen, und unter dieſen Kindern war beſonders eins, die 13jährige Tochter eines verſtorbenen Gerichtsbeamten, unter deren Mitwirkung die Bewegungen des Tiſches mit auffallender Raſchheit, oft ſchon nach einigen Minuten ſich einſtellten; ja wenn Erwachſene manchmal eine Stunde und länger vergebens darauf gewartet hatten, zeigten ſich dieſelben, wenn jenes Mädchen nur einige Sekunden die Hände auf die Kette legte.

Ich komme nun auf eine Reihe dieſer Verſuche, bei welchen wohl die meiſten Leſer ungläubig den Kopf ſchütteln werden. Ich würde auch nicht wagen, nur einen einzigen derſelben hier anzuführen, wenn nicht mehr als 20 der unverwerflichſten Zeugen, Beamte, Offiziere und Aerzte dieſelben nicht bloß mit angeſehen, ſondern ſelbſt mitgemacht und ſich von deren Wahrheit überzeugt hätten. Es wurden nämlich von den Anweſenden theils unmittelbar, theils durch das Organ des Mädchens eine Menge Zahlenfragen an den Tiſch geſtellt und jedesmal war die Antwort, welche durch Neigung deſſelben gegen den Boden erfolgte, eine vollkommen richtige, wenn auch dieſelbe vorher nur dem zweifelnden Frageſteller allein bekannt ſein konnte. Dieſe Neigung der Tiſchplatte gegen den Boden war in den meiſten Fällen ſo tief, daß der Tiſch nach den gewöhnlichen Geſetzen der Schwere hätte umfallen müſſen, und die Intenſität ſo ſtark, daß die volle Kraft eines widerſtrebenden, auf den Tiſchfuß wirkenden Mannesarmes nicht hinreichte, dieſes Neigen zu verhindern. Die Fragen betrafen die Gliederzahl der Kette, die Zahl der Anweſenden, deren Alter, die Anzahl der Fenſter an einem beſtimmten Hauſe, die Zahl und das Alter der Kinder oder Geſchwiſter einer beſtimmten Perſon, die Anzahl der Geldſtücke in einem Beutel, die Dienſtjahre mehrer Beamten, die Jahreszahl ihrer Verehlichung u. ſ. w. Alle dieſe Fragen wurden ſowohl von einem leichten, als einem ſchweren Tiſche ganz übereinſtimmend beantwortet, indem ſich dieſelben ſo oft gegen den Boden hinneigten, als die anzugebende Zahl dies verlangte.

War die Antwort durch die betreffende Anzahl Neigungen erfolgt, ſo ſtand er eine Weile unbeweglich und fieng dann wieder an zu wackeln und ſich fortzurücken, wenn nicht inzwiſchen eine andere Frage erfolgte oder die Kette ſich löſte. Außerdem machte der Tiſch alle Bewegungen, wie ſie von ihm verlangt wurden, rechts, links, gegen das Fenſter, gegen die Thür, gegen eine beſtimmte Perſon, beugte ſich, hüpfte in die Höhe, wackelte ganz nach Commando, wobei er aber vorzugsweiſe dem Willen des Mädchens und nur ganz ausnahmsweiſe andern Gliedern der Kette gehorchte.

Bei dieſer ganz außerordentlichen Erſcheinung mußte ſich natürlich die Vermuthung aufdrängen, daß vielleicht irgend ein Glied der Kette ſich einen unzeitigen Scherz erlaube. So ſehr ich auch bei der mir bekannten Perſönlichkeit der Anweſenden von dem Gegentheil überzeugt war, ſo wünſchte ich doch völlige Gewißheit und ſtellte mich daher mit dem Mädchen ganz allein an den kleinen Tiſch; wir beide allein bildeten die Kette und ich beobachtete ihre

Hände ſo genau, daß mir auch die geringſte Zuckung, der leiſeſte Druck derſelben nicht hätte entgehen können. Nach 2—3 Minuten begannen ſchon die Bewegungen des Tiſches und ich machte nun alle vorbeſchriebenen Verſuche wieder durch, ja manche Anfragen ließ ich 5—8 mal wiederholen und erhielt jedesmal die nämliche richtige Antwort. Wenn auch bei einer aus 8—10 Perſonen beſtehenden Kette Täuſchung leicht denkbar iſt, ſo fällt doch bei den zuletzt von mir angeſtellten Verſuchen jede Wahrſcheinlichkeit einer ſolchen weg; ich müßte denn gerade mein eigener Betrüger ſein wollen.

Auch in mehreren andern Kreiſen wurden Verſuche mit eben ſo günſtigem Erfolge angeſtellt, die Zahlenfragen meiſtens richtig beantwortet und hauptſächlich nur dann unrichtig, wenn eine Störung der Kette vorangegangen war. Aber auch dort machte man wie überall die Bemerkung, daß der Tiſch ſich vorzugsweiſe gegen gewiſſe Perſonen hinneigte und ſeine Bewegungen nach ihrem Willen richtete.

Herr Hoffmann von Fallersleben ſagt nach ſeinen Verſuchen über das Tiſchklopfen:

1) Nach Beantwortung jeder Frage drehte ſich der Tiſch nie, ſondern blieb ruhig ſtehen. Auf die Frage: wie alt iſt mein Kind? blieb er ebenfalls ruhig ſtehen. Das Kind iſt noch kein Jahr alt. (Man ſehe den untern ähnlichen Fall in einer Erfahrung von mir. Hätte man gefragt: wie viel Monate alt iſt das Kind, ſo hätte man eine Antwort erhalten durch ſovielmaliges Klopfen, als das Kind Monate alt war. Wäre es keinen Monat noch alt geweſen und man hätte nach Monaten gefragt, hätte man auch keine Antwort erhalten, man hätte dann nach Tagen fragen müſſen. K.)

2) Es brannten in dem Zimmer zwei Talglichter. Sobald wir uns damit dem Tiſche näherten, ſo ließ ſein kräftiges Wirken nach (Man erinnere ſich der Verſuche Pükler Muskaus mit den Mädchen in Smyrna. K.) Je dunkler es um ihn war, je munterer drehte er ſich. Die Einwirkung des Tageslichtes und jedes andern muß näher unterſucht werden. (Beweist, daß es eine Erſcheinung iſt, die in das Nachtgebiet der Natur gehört, nicht in das Tagleben. K.)

3) Bei der Frage: wie viel Geſchwiſter habe ich? gab der Tiſch immer alle, auch die Todten an. (Dieß iſt rührend. Auch die Todten leben noch, wird dadurch ausgeſprochen und deutet auf Unſterblichkeit. K.)

4) In den Zahlen, wo die Antwort 30 und darüber erfolgen mußte, waren die Antworten am wenigſten richtig, ganz unſicher ſogar, wenn es in die 40 ging. Fragen an die Zukunft ſollten nie gemacht werden. Herr N., der ſich am ungläubigſten geberdete, fragte: wie viel Kinder habe ich? — 2. — Wie viel werde ich noch bekommen? — 14. —

Meine eigene Erfahrung beſchränkt ſich hierauf:

Es wurde auf ein hohes Trinkglas ein Präſentirtellerchen von lackirtem Blech gethan. Eine weibliche Perſon von intenſiver Kraft zu dieſem Experiment, legte die Spitze von drei Fingern nur leicht auf das Tellerchen, in einigen Minuten fing es an zu kreiſen und dann geſchahen folgende Fragen:

„In wie viel Jahren iſt N. N. ein Verlobter?“

Darauf antwortete es nicht.

(Die Antworten, die nur auf Zahlen ſich beſchränken konnten, beſtanden darin, daß das Tellerchen ſo viele Jahre, oder Monate es ſein ſollten, ſich aufhob und niederſenkte.)

Nun fragten wir: „in wieviel Monaten wird N. N. ein Verlobter?“ Hierauf hob und ſenkte es ſich elfmal nieder; warum es auf die Frage: in „wie viel Jahren? nicht antwortete, zeigte ſich nun, „da der Zeitraum zwiſchen der Verlobung kein Jahr mehr, ſondern nur eilf Monate, betrug. Ob dieß richtig iſt, wird die Zukunft ſagen. Wie viel Kinder habe ich? Antwort ganz richtig: drei. Wie viele Scrupel hat eine Drachme? ganz richtig: drei. Das Mädchen wußte nichts vom Apothekergewicht. Wie viele Fingerringe ſind hier im Zimmer. Antwort, ganz richtig: ſechs. Wie viele Portraits hängen an der Wand, der ich den Rücken kehre? — Die Antwort war ſieben, ich zählte ſechs, aber die Antwort war dennoch das richtigere Schauen: denn über der Thüre an der gleichen Wand hing noch ein Portrait.

Einer ließ die Frage ſtellen:

„Wie viel Tage lebt noch Hansjörg Wirth, der kranke Weingärtner in Weinsberg?“ Die Antwort war: zwei Tage! Der

Mann beſſerte ſich aber über Nacht ſehr und ich freute mich ſchon doppelt, daß die Prophezeiung eine falſche ſei, als gegen meine und der Aerzte Erwarten, der Tod dieſes Mannes am zweiten Tage richtig erfolgte, weder der Kranke noch ſein Zuſtand war der fragenden und hier allein wirkenden Perſon, im mindeſten bekannt.

Daß man aber die Antworten auf ſolche, ſich übrigens nicht gehörenden Fragen, ſich nicht verlaſſen kann, kann daraus erſehen werden, daß bald darauf eine ganz ähnlich geſtellte Frage durchaus falſch beantwortet wurde.

Andere Antworten auf Fragen, können ſich erſt in künftiger Zeit als wahr oder irrig herausſtellen, doch ſcheinen ſie zum Theil jetzt ſchon der Wahrheit ziemlich nahe zu kommen.

Auch nachherige Verſuche auf die gleiche Weiſe, aber mit andern Individuen, an denen dieſe Kraft intenſiv haftete, angeſtellt, gaben gleiche Reſultate, jedoch waren nicht alle Antworten richtig.

Herr Julius Schmidt, Adjunkt der k. Sternwarte in Bonn, ſagt in jener Erzählung ſeiner Erfahrungen gelungenen Tiſchrückens, die wir oben anführten, am Ende: „Schließlich wurden auch Fragen geſtellt, auf die falſche und richtige Antworten durcheinander erfolgten. Die Frage nach der mittlern Diſtanz des Saturn, nach der Zahl der Gehirnnervenpaare, nach der Wurzel von 64, nach dem Band des Kosmos, in dem Humboldt auf Schmids Beobachtungen Bezug nimmt, nach der Zahl π (pi) β — und anderer dergleichen Fragen, wurden meiſt falſch, aber auch mit Annäherung an das Richtige bezeichnet.“

In Folge noch vieler Verſuche, die von Andern und von mir über dieſes ſogenannte Geiſterklopfen in magnetiſirten Tiſchen angeſtellt wurden, erwies ſich auch mir daſſelbe als eine Thatſache, und ich theilte in nachſtehenden wenigen Worten meine Anſicht über die Natur deſſelben unter dem 18. Mai d. J. mehreren öffentlichen Blättern mit.

Verſuch einer Erklärung der Prophetie (der Klopfgeiſter in) magnetiſirten Tiſchen.

Ich ſagte in einem früheren Aufſatze über die „laufenden Tiſche,“ daß eine höhere Naturpotenz als Electricität und Galvanismus, dieſe Erſcheinung bewirke, nämlich der menſchliche Nervengeiſt.

Jetzt, wo das zweite Phänomen, das ſogenannte Geiſterklopfen, ein im Tiſch verſteckter Prophet, ſich immer mehr auch als eine Thatſache erweist muß man deſto mehr zur Erkenntniß kommen, daß hier eine höhere Potenz als Elektricität und Galvanismus, eine mehr ſeeliſche, das Agens iſt; und es iſt dieſe Potenz allerdings ein Geiſt, aber kein anderer, als der aus der menſchlichen Hand ſich entbundene, in den Tiſch übergeſtrömte menſchliche Nervengeiſt, derſelbe, der, wie wir in magnetiſchen Zuſtänden ſo oft ſehen, gerade bei ſeiner Löſung, die Erſcheinungen des Wirkens außer Raum und Zeit, des Fernfühlens, Vorausſagens u. ſ. w. (wenn auch in Ueberſtrömung von dem Menſchen, doch immer noch mit ihm in ſeeliſchem inneren Zuſammenhange, dem äußeren Menſchen unbewußt), zeugt. — Dieſer und kein anderer Geiſt, iſt der Klopfgeiſt, der verſteckte Prophet im magnetiſirten Tiſche.

Wie aber die Prophetie Somnambüler (Magnetiſcher) ihr Vorausſagen, Beantworten von Fragen u. ſ. w. durchaus nicht als untrüglich anzunehmen iſt, ja oft täuſcht, da in ſolchem Zuſtande ſomatiſche Störungen, hindernde Einwirkungen mancher Art, nicht ausgeſchloſſen ſind, ſo möchte es auch bei dieſen durch Ladung mit dem Nervengeiſte des Menſchen gleichſam ſomnambül gewordenen Tiſchen u. ſ. w. ſein; daher vor einem zu großen Glauben an ſolche Prophetien — (dahin gehört auch die Prophetie durch das Schlüſſeldrehen u. dergl.) — wohl zu warnen iſt.

Vor dem amerikaniſchen Glauben an Klopfgeiſter anderer Art in den magnetiſirten Tiſchen möchte uns dieſe oder eine ihr ähnliche Auslegung dieſes zweiten Phänomens, bewahren.

Eine abermalige Aehnlichkeit der rotirenden Wünſchelruthe mit den rotirenden Tiſchen, iſt die Prophetie, die beiden (auch den Pendelſchwingungen, dem ſich drehenden Schlüſſel u. ſ. w.) inwohnt. In Frankreich wurde, beſonders zu Ende des vorigen Jahrhunderts, die Wünſchelruthe nicht blos zum Auffinden von Metallen und Waſſern, ſondern auch zur Prophetie und zum Aufſuchen und Entdecken von geſtohlenen Gegenſtänden, ja ſelbſt zur Auffindung von Dieben und Mördern, gebraucht. (Wie jene Tiſche, ſo gibt auch die Wünſchelruthe auf an ſie gethane Fragen ſtumme Antwort durch Anſchlagen) gerade wie die Lamas im Orient, wie angegeben, die fliegenden Tiſche benützen, um ihnen die Richtung, wohin Geſtohlenes gebracht wurde, anzugeben. Dieſe Erſcheinung der Prophetie in magnetiſirten Tiſchen mahnte aber auch in gleicher Erſcheinung der Prophetie in magnetiſirten Menſchen. Es iſt ein und dieſelbe Kraft, die ſolche hervorbringt, eine Kraft, die aber nicht am Tiſche, ſondern am Menſchen haftet. Ich machte die Erfahrung, daß nicht alle Menſchen, die an ſich die Kraft, die Tiſche rotirend zu machen haben, auch die Kraft haben, ſie gleichſam in höhern Zuſtand des Magnetismus zu verſetzen, ſie ſomnambül zu machen.

Dieſe Erſcheinung verdient ihrer großen Merkwürdigkeit wegen gewiß alle Beachtung; jedenfalls gibt ſie klar zu erkennen, daß Tiſchekreiſen und Tiſcheklopfen, ohne die Annahme einer höheren ſeeliſcheren Kraft, als Elektricität und Galvanismus, nichts ſind, namentlich ohne die Annahme der Einwirkung des menſchlichen Nervengeiſtes wohl keine genügende Erklärung findet, will man nicht dem amerikaniſchen Glauben an Klopfgeiſter in den Tiſchen huldigen, zu dem ich es, bei allem ſonſtigen Glauben an Geiſter, noch nicht gebracht habe.

Wie ſich die Seherin von Prevorſt zu verſchiedenen Zeiten über das Geiſtige auf den Nerven, was ſie Nervengeiſt nannte, in Folge eines inneren, tieferen Fühlens, das an Wahrheit oft mehr, als bloße Gehirngelehrſamkeit zu Tage fördert, ſich ausdrückt, erlaube ich mir, zur näheren Erkenntniß, was ſie unter ſolcher Bezeichnung verſtand, hier in's Gedächtniß zurückzurufen. „Es kommt mir vor," ſagte ſie ſchon (ſ. die Seherin von Prevorſt S. 221) bei Erklärung ihres Sonnenkreiſes, „als ſei auf den Nerven, in dem Umkreiſe, wo ich jenen Ring fühle, (es war dieß hauptſächlich die Gegend des Solargeflechtes) noch etwas, das höher, als Nerve iſt, das mir das Gefühl von jenem Ringe gibt, und das ich Nervengeiſt nennen möchte. Durch ihn, fühle ich, iſt die Seele mit dem Leibe und der Leib mit der Welt verbunden. Bei mir wird der Nervengeiſt ſo leicht von der Seele und den Nerven loſe und dieß macht hauptſächlich meinen magnetiſchen Zuſtand.“ (Dieſer leichten Löſung des Nervengeiſtes, der hauptſächlich bei Magnetiſchen ſtattfindet, ſchrieb ſie das Fernſehen und Fernfühlen, das in die Ferne ſich Kundgeben in Tönen durch Klopfen u. ſ. w. in Erſcheinungen zu.) „Dieſer Nervengeiſt geht mit der Seele (iſt ſie nicht ganz die reine eines Seligen) nach dem Tode über und iſt unzerſtörbar. Durch ihn bildet die Seele eine ätheriſche Hülle um den Geiſt. Er iſt nach dem Tode noch eines Wachsthums fähig, und durch ihn bringen die Geiſter des Zwiſchenreiches in Verbindung mit einem beſondern Stoffe, den er aus der Luft anzieht, Töne hervor, durch die ſie ſich den Menſchen hörbar machen können, auch ſind ſie durch ihn im Stande, die Schwerkraft in den Körpern aufzuheben, ſo daß ſie alſo ſolche von der Stelle zu heben, zu werfen u. ſ. w. fähig ſind, auch vermögen ſie ſich durch ihn dem Menſchen fühlbar zu machen.

Je reiner des Verſtorbenen Seele wird auf höheren Stufen des Zwiſchenreiches, deſto mehr verläßt ſie dieſen Nervengeiſt.

Zum Körper des Menſchen kehrt er nach ſeiner Löſung immer wieder zurück. Er iſt durch keine andere Kraft geſtört, bleibt bei der Hülle als Auferſtehungskeim.“

Dieſer Nervengeiſt hat die größte Energie oder höchſte Intenſität der Kraft in ſich, was wir ja ſelbſt in uns wahrnehmen. Die Muskeln an ſich wären todtes Fleiſch, wenn ſie nicht durch die organiſche Potenz des Nervengeiſtes zur Kontraktion angewieſen würden. Die Kraft, womit wir unſere ganze Maſſe gegen den Zug der Schwere, wie beim Bergſteigen, heben und große Laſten tragen, rührt doch zunächſt nicht von den Muskeln, ſondern von dem Nervengeiſte her, der ſeine Kraft denſelben mittheilt; denn die bloße Anlage der Fleiſchmaſſe zur Kontraktion iſt noch keine Kraft. Erſt wenn durch den Willen der Nervengeiſt in die Fleiſchmaſſen einſtrömt, äußert ſich die Kraft der Kontraktion. Es kann dieſe Kraft, dieſer Nervengeiſt aber auch (und das zeigen uns beſonders jene neueſten Erfahrungen) unter gewiſſen Bedingungen, als da ſind: feſter Wille, Macht magnetiſcher Manipulation (das Tiſchrücken, hauptſächlich in lebensmagnetiſcher Kette, iſt keine andere), ferner Uebermaß ſolcher Kraft, oder leichte Lösbarkeit ihrer von Natur, — in andere, ſelbſt in todte, Körper durch die Menſchenhand überſtrömen und in ihnen momentane Vitalität erzeugen; ja, noch mehr, er kann, unbewußt der Perſon, aus deren Hand er überſtrömt, aber in ſeeliſchem Zuſammenhange mit ihr bleibt, ihnen in ſeiner Ausſtrahlung noch alle anſcheinende Wunder des gelösten Nervengeiſtes, magnetiſcher Prophetie u. ſ. w. kund geben, wie das bei Somnambülen ohne Wiſſen des äußeren Lebens durch das innere ſtattfindet. Der Ausdruck von ſomnambül gewordenen Möbeln, den ich zuerſt gebrauchte, mag hier ſeine Rechtfertigung finden. — Noch als das Phänomen des Tiſchrückens nicht zur Sprache gekommen war, ſchrieb mir mein verſtorbener Freund, Profeſſor von Eſchenmayer: „Es iſt kein Zweifel, daß die Naturkräfte auf eine ungeheure Weiſe durch Combination geſteigert werden können, was wir ja ſelbſt ſchon in den Eiſenbahnen, Telegraphen und andern Erſcheinungen erleben. Die ſtärkſte Potenz iſt aber doch der Nervengeiſt und in dieſem Gebiete, das der Magnetismus uns geöffnet hat, mögen noch manche Eroberungen gemacht werden, die uns wunderbar erſcheinen, weil wir ſie nicht mehr unter die gewöhnlichen phyſiſchen und organiſchen Geſetze bringen können. Ich erinnere mich noch gut, wie die Seherin von Prevorſt einmal zu mir ſagte: „„Ihr wiſſet nicht, was der Schöpfer für eine Kraft durch den Nervengeiſt in euch gelegt hat; würdet ihr mit dieſer Kraft haushalten, ſie ſchonen, nicht vergeuden, ſo würdet ihr große Dinge damit verrichten können.““ Sie hatte Recht. Wir leben ſo verſchwenderiſch mit dem Nervengeiſte, daß er ganz unſerer Sinnlichkeit unterworfen wird und ſeine urſprüngliche Kraft nicht äußern kann.“ Daher äußert ſich auch der Nervengeiſt in ſeiner Kraft viel ſtärker bei Menſchen, wie z. B. bei jenen Kaſten im Orient, die durch Asceſe und Gebet u. ſ. w. dieſe Kraft, ſtatt in Sinnlichkeit zu vergeuden, ſie zuſammenhalten und ſteigern. Vor mehreren Jahren ſchrieben Briefe aus Indien: es ſei der Bramine, der ſich zu Madras durch ſein unerklärbares Sitzen in der Luft ausgezeichnet, geſtorben und habe ſein Geheimniß mit ſich in's Grab genommen. Nach der Erklärung eines Eingeborenen in der Calkutta-Literarygazette wird in den Schaſters die Kunſt, in der Luft (ſchwebend) zu ſitzen, förmlich gelehrt durch Asceſe, Reinigung der Gefühle u. ſ. w. Schon Ibn Kaliſa ſah am Hofe des Kaiſers von Hindoſtan zwei Irdſchirs (oder ſogenannte Zauberer) in ihren Mänteln ſich in kubiſcher Geſtalt hoch in die Luft erheben.

Wie ich ſchon bemerkt, ſo gehört auch die von dem Volke ſchon längſt ausgeübte, auf gleichen Geſetzen beruhende Prophetie durch das Schlüſſeldrehen hieher.

Ein Mann von gebildetem Stande, der ſich viele Jahre lang in Angelegenheiten ſeines Lebens auf dieſe Prophetie verließ, am Ende aber in der wichtigſten von ihr getäuſcht wurde, ſo, daß er vor Verzweiflung den Propheten, den Erbſchlüſſel, wegſchmieß, theilte mir über das ehemalige Gebärden deſſelben unter ſeinen Fingern Folgendes mit:

„1) In den Mittags- und Mitternachtsſtunden verſagte er mir die Antwort.

2) Meine Finger gaben einen eigenen metalliſchen Geruch, gleich dem eines glühenden Eiſens in einer Schmiede, wenn ich ihn geführt hatte.

3) Einen, doch geringen, Unterſchied verurſachte die Weltgegend, in deren Richtung ich mit ihm ſtand.

4) Bei zunehmendem Mond und bei Vollmond war er lebhafter.

5) Nie zeigte er eine Inkonſequenz in ſeinen Antworten.

Fragen, die er einmal mit Ja beantwortete, beantwortete er ſtets wieder mit Ja u. ſ. w., umgekehrt die Fragen, die er mit Nein beantwortet hatte, verneinte er ſtets wieder.

6) Selbſt Wünſche verſagte er mir, woraus ich ſchließen mußte, daß nicht ich, ſondern ein fremder Geiſt ſein Drehen verurſachte.

(Dieſer Schluß iſt falſch. Es verurſachte ſein Drehen ſein inneres, höheres, magnetiſches Leben, ohne Wiſſen des äußeren.)

7) Den Ausgang wichtiger Angelegenheiten für mich hat er ſtets mir vorhergeſagt, die Perſonen bezeichnet, die ich um Rath fragen ſollte, durch deren Beiſtand ſtets der Ausgang herbeigeführt wurde, wie ihn mir der Schlüſſel bezeichnete.

8) Bei meiner Abweſenheit deutete er bei mir befreundeten Perſonen daſſelbe an. Eine Communikation fand nicht ſtatt.

9) Gegen gewiſſe Perſonen fühlte oder zeigte er eine Apathie, gegen andere wieder eine Sympathie.

(Auch ein Beweis, daß die Kraft ſeiner Bewegung der eigene Nervengeiſt des den Schlüſſel Haltenden war.)

10) Wenn ich gegen mein Schickſal murrte, kein Gottvertrauen hatte, oder mich irreligiöſen Gedanken hingab, verſagte er mir die Antwort.

11) Oefter zeigte ſich ein Hin- und Herſchwanken, dann ein Abfallen des Schlüſſels, wobei er ein größeres, als ſpecifiſches Gewicht annahm, ja ſo ſchwer wurde, daß ich ihn 3 bis 4 mal ſchwerer ſchätzte (er wog eigentlich 1 Pfund $2\frac{1}{2}$ Loth), alſo 3 bis 4 Pfund ſchwer ſtreifte er mir vom Finger ab, während er leichter wurde und ſich in der Luft vom linken Finger zum rechten drehte und damit antwortete.“ —

Wie aber in ſolchen Prophetien (bei Somnambülen, Tiſchklopfen, Schlüſſeldrehen), wie ſchon erwähnt, auch ſomatiſche Einflüſſe ſtörend einwirken, das beweiſt die ſo eben erwähnte Geſchichte durch ihren folgenden Ausgang. Unbedingtes Vertrauen hatte der Beſitzer jenes Schlüſſels in allen Zuſtänden ſeines Lebens in deſſen Drehungen Jahre lang geſetzt, den Schlüſſel in allen Vorkommniſſen zu Rathe gezogen, weil er alle ſeine Angaben als wahr befand, bis ihn endlich der Prophet in der wichtigſten Angelegenheit ſeines Herzens auf die hundertmal an ihn geſtellte Frage: wird die ferne Geliebte mein? die er immer mit Ja! beantwortete, ſchmerzlich täuſchte: denn ſie wurde nicht ſein, — ſie ſtarb. Als die Nachricht von ihrem Tode aus der Ferne kam, wollte er derſelben nicht glauben, er frug wiederholt den Schlüſſel auch da noch: wird die ferne Geliebte mein? und derſelbe antwortete auch da noch, wie ſchon Jahre lang, mit: Ja! —

Er hielt lange noch die Nachricht von ihrem Tode als ein verabredetes Vorgeben der Verwandten, die der verſchiedenen Religion wegen die Verbindung nicht zugeben wollten, als aber endlich ein Freund, der bei ihrem Begräbniß geweſen, ihn verſicherte, daß ſie wirklich geſtorben, da löſte er den Schlüſſel aus ſeinen Banden aus der Bibel, in die er ihn gebunden, und befragte ihn von nun an nicht mehr, — mir aber, der ich ihn früher auf's Aeußerſte dagegen gewarnt und gebeten hatte, auf Gott, nicht auf jenen Erbſchlüſſel, zu bauen, ſchrieb er: „Jetzt noch iſt es mir, als triebe mich eine geheime Macht, ihn zu befragen, was ich aber, da ich ihn gelöſt, unterlaſſe. Ich finde keine Ruhe, ich muß in das Zimmer, an den Ort, wo ich ihn ſonſt aufhob und befragte. Meine Geſundheit iſt dahin, alles greift mich an, das Bellen meiner Hunde, das Singen meiner Vögel, Klopfen an der Thüre, immer iſt es, als müßte ich, durch unnennbare Angſt getrieben, fort. Ich durchlaufe den Garten, kehre wieder in's Haus, leſe, werde aber, wie durch Angſt gefoltert, aus einem Zimmer in's andere getrieben. Meine Pulſe können wohl nicht ärger ſchlagen, als die eines armen Sünders auf dem Schaffot; ich ſehe meiner körperlichen Auflöſung entgegen, die mir eine Wohlthat ſein wird.“ — Eine große Warnung, ſich ſolcher Prophetie nicht als einer unleuglichen im vollen Glauben hinzugeben!!

Wir erinnern uns übrigens, daß es ſchon wunderbarer Weiſe mehrfalls der Fall war: daß jene magnetiſche Prophetie (z. E. in Tiſchen) in ihren Antworten die Geſtorbenen immer wie noch im Leben befindlich betrachtete, daß ſie z. E. auf die Frage einer Mutter: wie viele Kinder habe ich? auch die Geſtorbenen noch zählte, als nähme ſie geiſtig keine Trennung, keinen Tod an, und ſo könnte das beharrliche Ja! in jenem Falle noch die erfreuliche Auslegung finden: jene Geliebte ſei für ihn nicht geſtorben, werde vielleicht noch ſein Schutzgeiſt. Uebrigens belehrten uns auch ſchon andere viele Beiſpiele, daß auf ſolche Prophetie nicht zu bauen, daß es oft eine bloße Anſtrebung zu einer ſolchen oder eine in ihrer Entwicklung mißbildete iſt. Das Schauen in glänzende Gegenſtände (wie bei Jakob Böhm ein von der Sonne beſchienenes Zinnteller that) z. E. das Schauen in ein Menſchenauge, in ein Glas Waſſer, in eine Seifenblaſe u. ſ. w. erweckte bei der Seherin von Prevorſt das innere magnetiſche Leben und mit ihm dieſe Prophetie, aber ſie hütete ſich ſehr vor ihrer Ausübung. Sie ſagte hierüber (die Seherin v. P. S. 107, 2r. Thl.):

„Es iſt nur dann nicht trüglich, wenn dieſes Sehen aus mir ſelbſt hervorgeht und mir nicht von Andern die Seifenblaſe vorgehalten wird, mit dem Begehren, daß ich das oder jenes ſehen ſoll, auch darf man mich dazwiſchen nicht wieder auf andere Gegenſtände führen. Ich thue es aber nicht mehr, ich habe einen gränzenloſen Widerwillen dagegen, weil ich auch wach nicht für recht halte, es zu thun.“ —

Wir kehren auf jenen angeführten Brief Eſchenmayers vom Nervengeiſte zurück, in welchem er noch alſo fortfährt:

„Sowohl der böſen, als der guten Macht kann ſich dieſe Kraft (der Nervengeiſt) noch im Leben unterwerfen. Von der böſen Macht geſchieht es in dem Zauber, in der Beſitzung und den Lügengeiſtern; von der guten Macht geſchieht es in den magnetiſchen Heilungen, in der Extaſe und in den Schutzgeiſtern. Die Gefahr, ſich auf dieſem Wege in's Dämoniſche zu verſteigen, während wir glauben, es nur mit unſchuldigen Naturkräften zu thun zu haben, iſt nicht gering, und man kann nicht genug vor ihr warnen.“ —

Es zeigt uns dieß auch ſchon das Beiſpiel der Amerikaner, die dieſe Prophetie in den Tiſchen zu vermeinten Geiſtercitationen und wahrhaften Blasphemieen mißbrauchen und dann wie verlaſſen vom eigenen beſſern Schutzgeiſte, oft dem Wahnſinne anheimfallen. Laut der „Boſtongazette“ befinden ſich in dem daſigen Irrenhauſe 30 Perſonen, die in Folge des Geiſterklopfens den Verſtand verloren haben und in den geſammten Vereinigten Staaten werden nicht weniger als 600 Irren gezählt, die jenen Zuſtand allein jener Sache zu verdanken haben.

Als am Ende des vorvorigen Jahrhunderts und am Anfange des vorigen, die Rhabdomantie (die Gabe mit der Wünſchelruthe Metalle, Waſſer, ja ſogar Mörder und geſtohlene Dinge aufzuſuchen) von vielen dazu begabten Landleuten in der Dauphine ausgeübt wurde, erprobte ſich die Prophetie derſelben oftmals vor den bewährteſten Zeugen, aber, wie dieß auch bei der Prophetie der Somnambülen und bei den ſomnambül gewordenen Tiſchen geſchieht, täuſchte ſie auch oft und da geſchah dadurch (wie auch von der neuen Prophetie der ſomnambülen Tiſche zu befürchten iſt) in vielen Dörfern Zwieſpalt und Streit unter den Bewohnern, Verfolgungen und Klagen, ſo daß ſich endlich die Geiſtlichkeit in's Mittel legte und dieſes Prophezeien der Ruthe für dämoniſchen Einfluß erklärte, der jeder, dem ſich ſolcher Gefühle hingebe, nur Schaden an Seele und Leib bringe. Das machte bei Vielen, an denen die Kraft, die Ruthe zu führen, haftete, großen Eindruck und veranlaßte beſonders viele Individuen unter dem weiblichen Geſchlechte, die ſich jener Kraft beſonders zu erfreuen hatten, derſelben abzuſchwören und im Gebete, wozu ſich der Prieſter ihnen am Altare anſchloß, Gott zu bitten, dieſe Gabe wieder von ihnen zu nehmen. Dieß geſchah auch meiſtens: denn bei den abermaligen Verſuchen, die ſie nach dem Gebete mit der Ruthe machten, ſchlug dieſelbe ihnen nicht mehr an.

Galvaniſches und elektriſches Einwirken wäre durch geiſtigen Einfluß wohl nicht aufzuheben geweſen, wohl aber das Einwirken des in ſeeliſcher Verbindung ſtehenden Nervengeiſtes. Mehrere Rabbiner Polens haben das Tiſchrücken und Tiſchklopfen als eine irreligiöſe Handlung, den moſaiſchen Geſetzen zuwider, erklärt und ihre Gemeinden von der Kanzel herab ermahnt, ſich von dieſer großen Sünde entfernt zu halten.

Wir möchten wohl keinen geiſtlichen Bann auf die Prophetie in jenen ſomnambül gewordenen Tiſchen legen, aber kraft der Erfahrung, die wir bei jener Prophetie, ſowie bei der Somnambüler machten, müſſen wir gegen den unbedingten Glauben an ſolche recht ſehr warnen und wünſchen, daß dieſe ernſte Erſcheinung nicht von dem Markte der Menge zum Spiele und unlautern Zwecken mißbraucht werde.

Man bedenke dabei auch, daß man es hier mit einer Kraft zu thun hat, die bei ihrer Löſung uns einer andern Natur zuführt, der ſich bei Leibes Leben ſchon zu nähern, Manchem zum Schaden an Köper und Geiſt gereichen könnte, wie die amerikaniſchen Beiſpiele zeigen. Ein anderer Wunſch iſt: es möchte eine geſunde, vorurtheilsfreie Naturforſchung jene, nun einmal in der Natur als Thatſache exiſtirende, nicht mehr hinauszuhirniſirende, Erſcheinungen zu feſten Geſetzen und richtigem Verſtändniß bringen und erkennen, daß zur Erklärung dieſer Erſcheinungen die gewöhnlichen Imponderabilien als wirkende Agentien nicht hinreichen, ſondern eine höhere, ſeeliſchere, bisher noch nicht genug beobachtete Potenz, hier anerkannt werden muß.

Mit Vergnügen erſehe ich noch am Schluſſe dieſer Blätter, daß der Präſident der kaiſerlich Leopoldiniſchen Akademie, dem ſchon früher die Erkenntniß magnetiſcher Erſcheinungen Manches zu danken hat, dahin arbeitet, jenes Phänomen endlich wiſſenſchaftlicher Prüfung und Weiterverfolgung unterwerfen zu laſſen. In den um dieſe Sache ſo verdienſtvollen fliegenden Blättern (Nr. 10) ließ er zu dieſem Zwecke einen Aufruf im Namen der Akademie ergehen, deſſen Inhalt ich zur weitern Verbreitung auch in unſrem Vaterlande hier noch beifüge. Die Herausgeber der fliegenden Blätter in Bremen hatten die Akademie zu ſolcher Theilnahme aufgefordert und in dem Schreiben an ſie ſagt Nees von Eſenbeck: „Fahren Sie fort wie bisher! Die Art, wie die neue Erfindung hervortrat, bedarf der Stütze der Unbefangenen, damit ſie nicht von gelehrten Vorurtheilen im Aufkommen gehindert wird.“

Aufruf.

Wenn eine phyſikaliſche wichtige Beobachtung unter ſeltſamen Formen, unklaren Verhältniſſen oder im Widerſpruch mit dem Standpunkte des Syſtems in die Welt tritt, oder wenn ſie ſogar zuerſt in Kreiſen erſcheint, welche die gelehrte Welt zwar für geeignet hält, ſich über phyſikaliſche Spielwerke zu verwundern, nicht aber für berufen, der Wiſſenſchaft in Erkenntniß und That einen neuen Anſtoß zu geben, ſo iſt ſtets zu befürchten, daß gelehrtes Abſprechen, leichtſinniges Erklären der Erſcheinungen in täuſchender Sicherheit und überhaupt das ganze Gebaren der ſelbſtgenügſamen Unwiſſenheit, welches ſtets zuerſt ſich in das Spiel miſcht, das ahnungsvolle Moment dem ſchnellen ernſten Auffaſſen idealer Betrachtung entrücke und im leeren Spiel der Unterhaltung der Vergeſſenheit überlaſſe. Wie weit die Elektrizitätslehre ſein würde, wenn wir uns begnügt hätten, nach wie vor Papierpüppchen zwiſchen verſilberten Pappſcheiben tanzen zu laſſen, oder wenn wir vor Oerſtedt's großer Entdeckung die erſte Kunde aus der Schenke gewonnen und dabei bloß gedacht hätten, daß Ritter und ſeine Freunde über die weſentliche Einheit des Magnetismus und der Elektrizität uns ſchon längſt durch das Mißlingen ihrer Experimente enttäuſcht hätten, wollen wir der Akademie der Naturforſcher nicht vorhalten, ſondern nur an dieſelben die Aufforderung ſtellen, daß ſie, die gewiß in den Erſcheinungen des unter einer Kette vereinter und ihn berührender Hände ſich bewegenden Tiſches und verſchiedener anderer Dinge mit uns die Wirkung eines Mesmeriſchen Condenſators oder Multiplicators oder doch etwas dieſem Aehnliches vermuthet hat, — dieſe wichtige Offenbarung nicht gleichgültig an ſich vorüber gehen laſſe. Sie, deren zahlreiche Mitglieder über die ganze Erde verbreitet ſind, die nur dem Geiſt der Vernunft zu gehorchen und nur der Wiſſenſchaft zu dienen hat, ja, der wir nachzurühmen wagen, daß ſie in ihrem Kreiſe wahrhaft müſſige freie Männer zähle, iſt offenbar berufen, das hervortretende Moment einer unmittelbar That werdenden verſtärkten Willenskraft auf folgende Weiſe unbefangen in die Hand zu nehmen; ſie erkläre nämlich: 1) daß ſie von ihren Mitgliedern, ſo wie von jedem Andern, der Beobachtungen der hier angeregten oder einſchlagenden Art gemacht oder Verſuche darüber angeſtellt hat, treue Berichte über dieſelben zu empfangen bereit ſei und dazu auffordere, und daß man ſich dabei nicht ſchämen möge, wenn auch etwas Wunderliches mit unterzulaufen ſcheine: Sie wiſſe ſich damit ſchon zu befreunden. 2) Sie erkläre ferner, daß ſie die Berichte treulich ſammeln und darüber Buch führen werde. 3) Sie verſpreche, daß ſie monatlich die Ergebniſſe ihres Protocolls in überſichtlicher Anordnug durch die „Bonplandia" bekannt machen, daß ſie endlich 4) ihre eigenen Gedanken, wie ſie ſich ihr hierbei entwickeln, zwar nicht unterdrücken, nirgends aber zur Herrſchaft kommen oder gar auf Thatſachen Einfluß üben laſſen wolle, vielmehr ſolle demnächſt das treue Sammeln von Experimenten und Thatſachen aus denſelben für ſie das Erſte und dieſes ihr heilig ſein.

Wäre dieſes der Akademie der Naturforſcher genehm, ſo möge ſie unſern Aufruf in der „Bonplandia" je eher je lieber mit ihrer Beiſtimmung zur Oeffentlichkeit bringen und einer guten Aufnahme von vielen Seiten gewiß ſein, zumal wenn ſie noch dieſes hinzuſetzte: 5) die Akademie erwartet von jedem Mittheilenden weder einen gelehrten Titel noch ein Doctordiplom, ſondern nur die gewöhnliche Ehrlichkeit; das Gegentheil hat ſie ohnehin nicht zu fürchten, da ſie auf dieſem Gebiet ſo ziemlich über der Lüge ſteht. 6) Endlich wird ſie auch theoretiſche Beſprechungen dieſer Gegenſtände in traulicher Kürze und ohne weites Ausholen gern annehmen, die Mittheilung und Fortführung derſelben aber zunächſt nicht für ihre Aufgabe halten, es ſei denn, daß ſie darin ſelbſt eine förderſame Thatſache erblickt.

Einige Mitglieder der Akademie.

Da Verſäumniß im Verzuge liegt, aus der That aber kein Schaden erfolgen kann, ſo ſtimmt für die Akademie in den vorliegenden Plan und Aufruf ein

der Präſident der Akademie:
Dr. Nees v. Eſenbeck.

Breslau, im Mai 1853.

* * *

Franz Anton Mesmer

aus Schwaben,

Entdecker des thieriſchen Magnetismus.

Erinnerungen an denſelben,

nebſt

Nachrichten von den letzten Jahren ſeines Lebens

zu Meersburg am Bodenſee.

Von

Dr. Juſtinus Kerner.

Frankfurt am Main,
Literariſche Anſtalt.
(J. Rütten.)
1856.

95 11

Druck von C. Krebs-Schmitt in Frankfurt am Main.

Meinem theuern Freunde

Dr. Johann Carl Paſſavant

zu

Frankfurt am Main

in Liebe und Verehrung zugeeignet.

Vorwort.

Der Inhalt dieſer Blätter kann keine Lebensgeſchichte Mesmer's umfaſſen, eben ſo wenig eine, für die Wiſſenſchaft geſchriebene Darſtellung und Kritik ſeiner Entdeckung und Lehre ſeyn.

Wie ich zur Sammlung und Niederſchreibung dieſer Blätter gekommen bin, iſt in ihnen ſelbſt ausführlicher erzählt. Es geſchah durch meinen Aufenthalt im vorigen Sommer in der Gegend des Sees an deſſen Ufern einſt Mesmer's Wiege ſtand und wo ihm nach langem, bewegtem Leben eine Ruheſtätte in dem ſchönen Friedhof zu Meersburg wurde.

Die wenigen Ueberreſte aus ſeiner Verlaſſenſchaft, die ich dort fand, ſeine eigenen wenigen Handſchriften, ſein von van Swieten unterzeichnetes Doktor-Diplom, das ich von Herrn v. Laßberg ſammt der Camee mit Plato's Bilde erhielt, das Mesmer einſt an ſeiner ſegensreichen Hand trug und vor Allem ſein lebensgroßes Bild, das ich bei ſeinen Erben vorfand und erſtand, erweckten in mir die wärmſte Erinnerung und Theilnahme für dieſen merkwürdigen, aber ſelbſt in unſeren Tagen noch nicht genug bekannten, ja noch oft mißkannten

Mann. So oft ſein Bild aus dem Rahmen im alten Schloſſe in Meersburg, ein Bild voll Kraft und Menſchenfreundlichkeit auf mich blickte, machte es in mir den Wunſch rege, an die mir ſo theueren Funde aus ſeiner Verlaſſenſchaft noch Mehreres von dem, was er mit eigener Hand, oder nähere Bekannte von ihm, niederſchrieben ſo anzuknüpfen, daß wenigſtens in Umriſſen dadurch ein treueres Bild von ihm entſtünde, als durch die Schriften ſeiner vielen Gegner, ja ſelbſt ſeiner Verehrer und Schüler, die (Wenige allerdings ausgenommen) von ihm, ſeiner Entdeckung und Lehre mehr aus ihrem eigenen Munde als mit ſeinen klaren Worten ſprachen.

Für eigentliche Gelehrte werden dieſe Blätter nur wenig Neues enthalten, aber ſeine Schriften ſind nicht mehr im Buchhandel zu finden, auch in Bibliotheken nur noch ſelten vorhanden. Oft machte ich auch ſchon die Erfahrung, daß ſogar ſonſt Gebildete Mesmer kaum dem Namen nach kannten oder mit Achſelzucken und Verachtung von ihm ſprachen als wäre er ihnen gar wohl bekannt, aber wie? — Für ſolche ſammelte ich dieſe Blätter, die ich gefliſſentlich ſo viel als möglich frei von meinem eigenen Dareinreden ließ, um ihnen ein reineres Bild von Mesmer zu geben.

Ich will und kann alſo, noch einmal geſagt, dieſe Blätter nicht als eine Schrift von mir anſehen, rechne mir auch hier kein Verdienſt an, als die Mühe der Auftreibung und Aneinanderreibung zu jenem meinem Zwecke, von nicht Bekanntem oder ganz Vergeſſenem.

Auf Mesmer's Grabe ſproſſen keine Blumen, nur Gras und Dornen, ward ihm ja ſelbſt im Leben mehr die Dornenkrone als der Lorbeer zu Theil.

Das Monument, das ihm Freunde ſetzten, hat Unverſtand oder Bosheit vielſeitig verletzt. Ich kehrte nicht von ſeinem Grabe zurück, ehe ich dieſe Blätter der Erinnerung an ihn geſammelt hatte und ich lege ſie auf ſeine, von mir ſo oft beſuchte Grabesſtätte, ſtatt eines Blumenkranzes als Opfer der Liebe und des Dankes nieder.*)

---

*) Ich glaube, daß ich mit Recht ſchon auf dem Titelblatte Anton Mesmer als einen Schwaben bezeichnete, weil er zu Iznang, dem Filiale der Pfarrgemeinde Weiler, das zu dem Amte Radolfszell gehörte, geboren war. Zur Zeit Mesmer's war Radolfszell mit Iznang und Weiler ein Theil Vorder-Oeſterreichs, welches zu Schwaben gehört hat. Der Regierungsſitz war Ehingen an der Donau. Erſt zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts kam Radolfszell durch den Preßburger Frieden vom 26. Dezember 1805 an Württemberg, welches es im Staatsvertrag vom 2. October 1810 an Baden abtrat, dem es noch gehört.

* * *

Inhalt

Seite

Vorwort.

Einleitende Verſe.

Der Friedhof zu Meersburg 1

Funde aus Mesmer's Hinterlaſſenſchaft bei ſeinen Verwandten. Die Camee aus ſeinem Ringe und ſein Diplom von Herrn von Laßberg 4

Handſchriftliche Funde bei Mesmer's Erben. Mesmer's Doktor-Diplom. Seine Streitſchrift 11

Mesmer's Geburtsort und Kindheit 14

Mesmer's erſte praktiſche Laufbahn als Arzt 16

Ueber Mesmer's erſte magnetiſchen Heilungen und eine Erzählung über ſeine erſte Ausübung derſelben in Ungarn 18

Mesmer's Lehrſätze 50

Mißkennung der Lehre Mesmer's und ſeine Gefühle hierüber 54

Ein Aufſatz des Vaters der blinden Paradis, die die Urſache heftiger Verfolgung Mesmer's war. Bemerkung Mesmer's über das Sehen Blindgeweſener und weitere Erzählung von ihm in Betreff der Geſchichte der Paradis 61

Mesmer's Fortzug aus Wien, Reiſe nach München und Aufenthalt in Paris 71

Mesmer's Rückkehr aus Frankreich nach Deutſchland. Puyſégur und deſſen Somnambulismus von der Lehre Mesmer's verſchieden. Mesmer's Urtheil hierüber 78

Mesmer's Lehre in Deutſchland. Lavater. Gmelin. Wienholt. 94

Beſſere Anſichten von Mesmer's Lehre in Deutſchland. Entdeckung des Galvanismus 105

Mesmer's Aufenthalt in Frauenfeld 108

Seite

Das Verlangen von Mesmer's Freunden, ihn wieder in Frankreich zu ſehen. Briefe derſelben an ihn . . . 111
Mesmer's Brief an Dr. Loos über das Miasma des gelben Fiebers. Dr. Loos Antwort darauf 116
Fernere Briefe der franzöſiſchen Freunde Mesmer's an ihn . 127
Theilnahme der Berliner Aerzte an Mesmer's Lehre und deren Ruf an ihn. Wolfart's Sendung an Mesmer . 137
Wolfart's Urtheil über Mesmer nach ſeinem Aufenthalte bei ihm. Erzählung einer von ihm zu jener Zeit mit angeſehenen magnetiſchen Heilung Mesmer's. Briefe von Wolfart und Loos an Mesmer 151
Mesmer's Aufenthalt in Conſtanz. Wolfart's Briefe an ihn dahin, wegen der Herausgabe ſeiner Werke. Noch ein Brief an Mesmer von einem ungenannten franzöſiſchen Freunde 160
Die Herausgabe der Schriften Mesmer's durch Wolfart und deren Inhalt 174
Der moraliſche Theil der Schriften Mesmer's 178
Mesmer's Anrathen körperlicher Uebungen. Turnen der Jugend 179
Mesmer's Anſicht von der Nützlichkeit der Verbindung der Ausübung der Heilkunde mit den geiſtlichen Verrichtungen 180
Mesmer's Ideen über die naturgemäße Verfahrungsart bei der Geburt des Menſchen und ſeine damit zuſammenhängende ſonderbare Meinung über das Entſtehen der Menſchenblattern 184
Ein Brief Mesmer's in dieſer Hinſicht an den Schiffskapitän Baudin . . . .
Die letzte Zuſchrift Wolfart's an Mesmer und Mesmer's letzte Lebensjahre 193
Mesmer's Tod 206
Mesmer's Nachlaß 208
Der Friedhof zu Meersburg. Beſchreibung von Mesmer's Grabmonument 210

* * *

Wo die alte Meersburg thronet, an des „ſchwäb'ſchen Meeres“ Strand,
Da das Grab des „weiſen Meiſters“ jüngſt ich unter Dornen ſand;
Rings die Elemente ruhten, eine Möve, irr im Flug,
Nur noch ob den ſtillen Gräbern ihre müden Flügel ſchlug.

„Lüfte, ſprach ich, Waſſer, Erde, Wälder und du lichte Flur!
Früh hat er aus euch geſogen Kraft der ſchaffenden Natur.
Seinen Augen, ſeinen Händen, Spendern dieſer Kraft, ſei Preis!
Tauſenden ein Himmelsſegen ward er alt, doch nie ein Greis.
Wenig ſprach er, wenig Dinte hat verbraucht einſt ſeine Hand,
Kurz ſein Wort war, kurz was einſtens er dem Büchermarkt geſandt;
Inn'res Schauen, inn'res Fühlen trat ihm an der Bücher Platz:
Nur acht Bücher, hört es! waren ſeines Schranks gedruckter Schatz!
Wie der See, der ſeine Wiege einſt umſpühlte, alſo war

Auch ſein Geiſt ſtets raſtlos ſchaffend und wie jener tief und klar.
Viele Hochgelahrte laſen, was ſein Innerſtes gebahr,
Schüttelnd ihre Zopfperücken ſtatt zu ahnen was er war.
Nicht zu Menſchen floh er klagend, in die Wälder, auf die Flur,
Seinen Kummer kindlich legend an das Herze der Natur,
Dieſe gab ihm Kraft und Frieden, doch der Markt nur Spott und Hohn,
Sterbend blieb er wie im Leben, der Natur einfacher Sohn.«

Als ich ſchied, ſank ſchon die Sonne in der Fluten goldne Pracht,
Goß des Mondes mag'ſcher Spiegel ſeine Zauber durch die Nacht.
Sanfte Töne hört' ich tönen wie aus ſeinem Grabe,— da
Dacht' ich ſeiner letzten Worte: »ſpielt mir die Harmonika!«

Der Friedhof zu Meersburg.

Nahe an dem ſtets offenen Eingange des über die beweglichen Wogen des weiten Bodenſee's ruhig hinſchauenden Friedhofes zu Meersburg iſt Franz Anton Mesmer's, des Entdeckers des thieriſchen Magnetismus, Grab. Mit Rührung ſtand ich im verfloſſenen Sommer oftmals auf dieſem Grabe, als auf dem Grabe eines Märtyrers einer von ihm zuerſt erkannten Naturwahrheit. Damals war es mir vergönnt, in der alten Meersburg, dem Eigenthum und Wohnſitze des edlen, merkwürdigen, noch im höchſten Alter geiſtesfriſchen, naturgetreuen und unausſprechlich liebenswürdigen Herrn von Laßberg verweilen zu dürfen.

Es iſt derſelbe Friedhof, auf dem die Dichterin Annette Droſte-Hülshof, die Schweſter der Frau von Laßberg, vor wenigen Jahren ihre Ruheſtätte fand. In einem der Thürme der alten Meersburg hatten ihre Verwandten ihr zur Wohnung einige Zimmer eingerichtet, wo all' die Pracht und der bunte Wechſel jenes herrlichen See's, den man mit Recht das ſchwäbiſche Meer nannte, vor ihren Augen lag. Hier brachte ſie die letzten Jahre ihres Lebens in Vereinigung mit der, ihr an Geiſt und innerem Leben verwandten Schweſter, zwar körperlich leidend, aber in völliger Geiſtesfriſche, noch manche Dichtungen ſchaffend, zu, als, ihren Lieben ganz unerwartet, ein ſchneller Tod (ein Herzſchlag) ihre lichte Seele der Erde entführte.

Noch ſind von ihr viele herrliche poetiſche Erzeugniſſe zurückgelaſſen worden. Nur einem verkehrten Geſchmacke jetziger Zeit iſt es zuzuſchreiben, und es iſt tief zu beklagen, daß die ſchon ſeit dem Jahre 1844 gedruckten Gedichte dieſer ſo durchaus poetiſchen Seele noch keine friſche Auflage erlebt haben. Aus den letzten, von ihr gedichteten, noch ungedruckten Liedern kann ich mich nicht enthalten Folgendes mitzutheilen, und bin verſichert, daß es auch in anderen Herzen, die für wahre Poeſie Verſtändniß haben, den Wunſch erregen wird, daß der Nachlaß dieſer edlen Dichterin der Oeffentlichkeit nicht entzogen werden möchte.

Das Gedicht heißt alſo:

Sylveſterabend.

Am letzten Tage des Jahres,
Da dacht' ich wie Mancher todt,
Den ich bei ſeinem Beginne
Noch luſtig geſehen und roth.
Wie Mancher am Sargesbaume
Gelacht unter laubigem Zelt;
Und wie vielleicht auch der meine
Zur Stunde ſchon ſei gefällt.
Wer wird dann meiner gedenken,
Wenn ich nun geſtorben bin?
Wohl wird man Thränen mir weihen,
Doch dieſe ſind bald dahin!
Wohl wird man Lieder mir ſingen,
Doch dieſe verweht die Zeit!
Vielleicht einen Stein mir ſetzen,
Den bald der Winter verſchneit!
Wohl hab' ich viele Bekannte,
Die gern mir öffnen ihr Haus,

Doch wenn die Thüre geſchloſſen,
Dann ſchaut man nimmer hinaus.
Dann haben ſie einen Andern
An meiner Stelle erwählt,
Der ihnen ſingt meine Lieder
Und meine Geſchichten erzählt!
Wohl hab' ich ehrliche Freunde,
Die geht es härter ſchon an,
Doch wenn die Kette zerriſſen,
Man flickt ſie, ſo gut man kann.
Zwei Tage bleiben ſie düſter,
Sie meinten es ernſt und treu,
Und gingen dann in die Oper
Am dritten Tage auf's Neu.
Ich habe liebe Verwandte,
Die trugen im Herzen das Leid,
Allein wie dürfte verkümmern
Ein Leben, ſo Vielen geweiht?
Die haben ſich eben bezwungen,
Für andere Pflichten geſchont,
Doch ſchweben meine Züge
Zuweilen noch über dem Mond.
Ich habe Brüder und Schweſtern,
Da ging in's Leben der Stich,
Da ſind viele Thränen gefloſſen
Und viele Seufzer um mich.
O, hätten ſie einſam geſtanden,
Ich lebte im ewigen Licht!
Nun haben ſie meines vergeſſen
Um ihres Kindes Geſicht!
Ich hab', ich hab' eine Mutter,
Zu der kehr' ich im Traum' bei Nacht,
Die kann das Auge nicht ſchließen,
Bis mein ſie betend gedacht,
Die ſieht mich in jedem Grabe,
Die hört mich im Rauſchen des Hains,
O, vergeſſen kann eine Mutter
Von zwanzig Kindern nicht Eins!

Wie rührend ſchön! Aber nur der Verfaſſerin Demuth konnte den Glauben hegen, ſie werde nach ihrem Tode, deſſen baldiges Nahen ſie fühlte, einzig nur von dem Mutterherzen nicht vergeſſen werden. O, wie lebt ſie innig und warm in den Herzen ihrer auf der alten Meersburg zurückgebliebenen Lieben fort! Wie erſcheint ſie dem fühlenden Leſer ihrer frommen, geiſt- und gemüthvollen Dichtungen, wie ein Weſen aus beſſerer Welt, das ihnen Liebe zu Gott und der Natur, Demuth und Frieden in's Herz legt.

Vor einer Grabkapelle jenes Friedhofs, die Herr von Laßberg erbauen ließ, ruht auch ihre irdiſche Hülle. Roſen, Lilien, Blumen aller Art, die die ſchweſterliche Liebe pflanzt und thätig pflegt, bedecken den Jedem, der ihre Lieder kennt, heiligen Hügel. Mesmer's Grabhügel hingegen zeigt jetzt keine ihn noch pflegende Hand mehr, jedoch Ueberreſte eines Monumentes (Böswilligkeit oder Aberglauben ſollen es ſo verletzt haben), das ihm Freunde ſeiner Entdeckung und ſeiner Lehre aus dem fernen Berlin im Jahre 1815 ſetzten und deſſen nähere Beſchreibung ich am Ende dieſer Blätter geben werde.

Funde aus Mesmer's Hinterlaſſenſchaft.

Als ich von Herrn v. Laßberg vernahm, daß ſich zu Meersburg noch Erben und entfernte Verwandte Mesmer's*) befänden, ſuchte ich bei ihnen nach Handſchriften von

---

*) Einer dieſer Verwandten, von dem ich das Meiſte erhielt, iſt Herr Guido Mayer, auf den ich bei dieſer Gelegenheit als Künſtler aufmerkſam machen möchte. Einem Bild, das er gerade für ein Erziehungshaus entworfen hatte, und das den hl. Vincenz v. Paula vorſtellt, gab die bekannte Künſtlerin, Frl. Ellenrieth zu Konſtanz, ein für den Künſtler ſehr ehrenvolles Zeugniß.

Mesmer und nach Anderem, was mir für ſein Leben denkwürdig erſchien. Was ich von ſolchem — leider nur Weniges! — für Geld und gute Worte noch an mich brachte, iſt vielleicht den Verehrern dieſes merkwürdigen Mannes zu vernehmen von Intereſſe.

1) Einige Originalbriefe Mesmer's.

2) Mehrere von Mesmer's Hand in franzöſiſcher Sprache geſchriebene Fragmente aus ſeiner, von Wolfart in's Deutſche überſetzten Schrift: „Mesmerismus, Syſtem der Wechſelwirkung, ꝛc. Berlin 1814.“

3) Ein von ſeiner Hand in deutſcher Sprache geſchriebenes Fragment über ſeine Entdeckung und Lehre.

4) Einige in franzöſiſcher Sprache geſchriebene Fragmente über Aehnliches, vom Jahre 1780.

5) Ein ſchriftlicher Aufſatz, enthaltend die Geſchichte eines blinden Fräuleins Namens Paradis in Wien, welche Mesmern auf die ungerechteſte Weiſe ſo viele Verläumdungen verurſachte. Dieſer Aufſatz ſcheint von dem Vater der Paradis ſelbſt verfaßt zu ſein.

6) Eine Reihe von Briefen des Profeſſor Wolfart an Mesmer, eine Vollmacht für Wolfart von Hufeland, bei Gelegenheit der Sendung Wolfarts an Mesmer ausgeſtellt.

Eine Mittheilung desjenigen aus dieſen Papieren, was für Mesmer's Leben merkwürdig iſt, werde ich im Verlaufe dieſer Schrift geben.

Was mich ſehr erfreute, war, außer dieſen Papieren, auf gleichem Wege ein in Oel gemaltes, lebensgroßes Bild Mesmer's an mich bringen zu können. Es ſtellt den merkwürdigen Mann vor, wie er in ſeinem 76. Jahre, im Jahre 1810, ausſah. Es iſt ſehr gut erhalten und macht den Eindruck eines Mannes von körperlicher und geiſtiger Kraft, Feſtigkeit des Willens und einer mit Ernſt gepaarten Menſchenfreundlichkeit. Auf der Hinterſeite des Bildes ſteht: „Franz Anton Mesmer, docteur en médecine, âgé 76 ans, auteur du magnétisme animal 1810.“

Der Name des Malers iſt auch beigeſchrieben, aber nicht mehr zu leſen; es ſcheint die Arbeit eines Franzoſen zu ſein.

Auf einer Aufenthaltskarte, die Mesmer in Paris im Jahre 1798 erhielt und welche gleichfalls unter jenen Papieren iſt, ſteht ſein, von ihm mit eigener Hand unterzeichnetes Signalement alſo: Alter: 64 Jahre; Größe: 1 mètre 76 centimètres; Haare und Augenbrauen: braun; Augen: ditto; Kinn: doppelt; Geſicht: voll; Stirne: hoch; Naſe und Mund: mittel.

Herr v. Laßberg hatte Mesmer noch im Leben gekannt und fand das Bild, von deſſen Exiſtenz er vorher noch Nichts gewußt hatte, ſehr wohl getroffen. Dieſes Portrait war nach Mesmer's Tode für deſſen beſten Freund, Herrn Dr. Hirzel in Zürich, beſtimmt, und ſchon abgeſandt, als inzwiſchen auch Herr Dr. Hirzel geſtorben war, wo es dann den Verwandten Mesmer's wieder zurückgeſchickt wurde. Es iſt daſſelbe durchaus verſchieden von zwei kleineren in Kupfer geſtochenen Bildern, die ich auch von jenen Erben erhielt und von welchen eines den, von Wolfart herausgegebenen Werken Mesmer's vorgeſetzt wurde. Dieſe haben nach Ausſage auch Solcher, die Mesmer im Leben noch kannten, gar keine Aehnlichkeit mit demſelben, und ſind gegen jenes Bild, dem ſie übrigens auch nicht nachgeſtochen ſind, wahre Zerrbilder.

Mehrere Tage bevor Herr v. Laßberg das Bild ſah, hatte der ſo liebreich mittheilende Greis mir ſeine große Cameenſammlung gezeigt und unter den vielen eine herausgenommen, auf der Plato's Bild war. „Dieſe Camee mit Plato's Bilde," ſagte er zu mir, „nehmen Sie als ein Andenken von mir an. Ein Jude brachte ſie mir vor etlich und zwanzig Jahren, er hatte ſie aus einem Ringe gebrochen, den er, ich weiß nicht woher, bekam. Den Ring verkaufte er als Gold dem Goldſchmiede, mir aber, von dem er wußte, daß ich ihm die Camee beſſer als der Goldſchmied bezahlen würde, trug er dieſelbe zum Kaufe an. Sie dürfen aber nicht glauben, daß ſie einen hohen Werth habe: denn ſie iſt von keinem altgriechiſchen Künſtler geſchnitten, ſondern allem Anſcheine nach italieniſche Arbeit." Gerne nahm ich dieſes Andenken von dem edlen Manne an. Ueberraſcht aber waren wir, als wir, durch meine Tochter aufmerkſam gemacht, am Finger des gemalten Bildes in einen Ring gefügt die gleiche Camee mit Plato's Bild erblickten, die mir Herr v. Laßberg einige Tage zuvor zum Geſchenke gemacht hatte. „Das iſt, rief Herr v. Laßberg aus, die Camee, die ich Ihnen gab!" „Nun, ſagte ich, ſo iſt ſie mir doppelt theuer!"

Um mich noch mehr zu vergewiſſern, daß Mesmer einen Ring mit ſolcher Camee beſeſſen, ging ich zu ſeinen Erben, wo ich früher das Inventar ſeiner Verlaſſenſchaft durchgeblättert hatte, und ging dasſelbe noch einmal durch, und ſiehe, in ihm las ich unter der Rubrik: Gold: „Ein goldener Ring mit einer Antike, Plato." Dabei erzählte mir eine alte Verwandte Mesmer's, daß ihrem Vetter, einem Förſter, durch's Loos dieſer Ring zugefallen, den er ſich ſogleich zu Geld gemacht habe. So kam dieſes Kleinod von Mesmer's wohlthuender Hand an Herrn v. Laßberg und durch deſſen Güte an mich.

Wolfart ſetzte füglich vor Mesmer's Werke einen Spruch Plato's und mit Recht weiht Mesmer durch Tragung dieſes Ringes Plato ſeine Hand. Es ging auch Mesmer's Glauben, Wirken und Lehre, wie die Plato's, mehr aus innerer Ahnung, innerem Leben, innerer Naturerkenntniß hervor, als aus den Beſtrebungen eines iſolirten Gehirnlebens und Büchergelehrſamkeit. Mesmer ſagt in ſeinem von Profeſſor Wolfart herausgegebenen Werke: „Ich erkläre zum Voraus, daß dieſes Werk, indem ich mir bei keiner fremden Meinung Raths erholte, ohne wiſſenſchaftliche Ausrüſtung erſcheint, aber daß es aus meinen eigenen Erfahrungen und meinen Betrachtungen entſprungen iſt. Ich halte dasſelbe eben dadurch von jenen Vorurtheilen und Irrthümern frei, welche der Unterricht oder eine angekünſtelte Erziehung einflößen können. Ich habe mich jeder Art von Klügelei und Gelehrtthun enthalten: es bleibt der Nachwelt überlaſſen, die Bahn zu meſſen und auszuſchmücken, welche ich geöffnet habe.“

Als nun der edle Herr v. Laßberg mich mit ſo Vielem, von Mesmer Hinterlaſſenem, beglückt ſah, ſagte er zu mir: „Nun kommen Sie noch einmal mit mir in meine Gewölbe.“ Der ſchöne 84jährige Greis mit langem weißem Haare und langem weißem Barte, wie eine Erſcheinung romantiſcher Tage, ging nun, einen Bund Schlüſſel in der Hand, wie oftmals wieder vor mir her durch die langen, mit großen Hirſchgeweihen und Steinbockhörnern ausgeſtatteten Gänge ſeiner alten Meersburg. Den älteſten Thurm dieſer Burg hatte König Dagobert erbaut und noch zeigt man daſelbſt ein Fenſter, aus dem Conradin von Schwaben, vor ſeiner verhängnißvollen Reiſe nach Italien, mit Entzücken die ſchöne Gegend überblickte. Hier führte mich Herr von Laßberg in die Gewölbe hinab, in denen die merkwürdigſten Schätze altdeutſcher Literatur, beſonders der Poeſie des Mittelalters, wie der älteſte Codex des Nibelungenliedes, Originalhandſchriften der Meiſter- und Minneſänger, die Handſchrift des Schwabenſpiegels, eine von ihm mit ſeiner herrlichen Schrift geſchriebene Sammlung älteſter Urkunden zur ſchwäbiſchen Orts- und Landesgeſchichte, ſeine prachtvolle Copie des Weiſſenauer Schenkungsbuches mit Miniaturen, wie ein Werk Friedrich II. des Hohenſtaufen über Jagd und Vogelfang, und viele ſeltene Dokumente aus alter und neuer Zeit, in Reihen von Schränken aufbewahrt waren. Oben auf dieſen ſtanden noch Steinkrüge, Becher, Pokale, Urnen, Wappen und Waffen aus alter Zeit.

Hier zeigte mir der herrliche Greis ein Fach, in welchem ihm theuere Aktenſtücke und Dokumente vom vorigen Jahrhundert ſich befanden, und ſagte:

„Da nun, als ſollte es ſo ſein, Ihnen ſo vieles Theuere vom alten, guten Mesmer zugefallen, ſo glaube ich, daß es ſein Wille iſt, daß Ihnen auch ſein Doctor-Diplom zukomme, und ich glaube,“ ſetzte er, zu gut von mir denkend, hinzu, „daß ich es in unſerem Schwaben wohl in keine beſſeren Hände legen könnte; es fiel mir vor etlich und 20 Jahren auf gleichem Wege, wie jene Camee zu.“

So kam ich nun vollends in Beſitz von Mesmer's Doctor-Diplom, das ich mit dem herzlichſten Dank gegen den edlen Geber, mit dem Bilde Mesmer's, ſeiner wieder zum Ringe gefaßten Camee und den Handſchriften Mesmer's in dem magnetiſchen Inſtitute meines Sohnes zu Stuttgart zur treuen Aufbewahrung niederlegte.

Ich gebe nun in den nachfolgenden Blättern die mir zugekommenen ſchriftlichen Reliquien Mesmer's, Fragmente und Briefe ſeiner eigenen Hand, Erzählungen und Urtheile über ihn von Männern, die mit ihm längere Zeit perſönlichen Umgang hatten, die Briefe Wolfart's u. ſ. w. an ihn und einige Auszüge aus älteren, von ihm ſelbſt geſchriebenen Schriften, die ſich aber nicht mehr im Buchhandel vorfinden. Ich reihe ſie meiſtens nach der Zeitfolge aneinander. Wenn durch dieſe Anordnung nach der Zeitfolge zwar eine oberflächliche Lebensſkizze Mesmer's zum Theil durchſchaut; ſo kann dieſelbe doch durchaus keinen Anſpruch auf eine wirkliche Biographie Mesmer's machen, wie auch dieſe Blätter durchaus keine Kritik und kein wiſſenſchaftliches Eingehen in Mesmer's Lehre wagten. Ihr Zweck iſt einzig der, wieder freundliche Erinnerungen an Mesmer zu erwecken und Denjenigen, die ein falſches Bild von ihm aufgefaßt, ein reineres dadurch zu geben, daß ich ihn in dieſen Blättern, ſo viel es mir möglich war, mit ſeinen eigenen Worten reden ließ, daß ich mehr ſchwieg und ihm ſelbſt zuhörte, als dareinſchwatzte; denn ich habe, wie ich ſchon anführte, gar oft in Schriften, die von Mesmer's Lehre und Perſon handelten, bemerkt, daß mit der größten Zungenfertigkeit über ſie und ihn in ſolchen geſprochen wurde, ſeine einfachen, klaren Worte aber nur ſparſam mitgetheilt waren.

Die Antworten Mesmer's auf Wolfart's Briefe möchten wohl merkwürdiger ſein, als Wolfart's Briefe an Mesmer, die ich noch in ſeinem Nachlaſſe fand; wohin ſie aber nach Wolfart's Tode kamen, davon wird ſpäter die Rede ſein.

Weitere handſchriftliche Funde bei Mesmer's Erben. Mesmer's Doktor-Diplom. Seine Streitſchrift.

Das Doktor-Diplom Mesmer's iſt, wie ehemals geſchah, auf Pergament in lateiniſcher Sprache geſchrieben und mit einer, an einem ſchwarz und gelben Bande hängenden Kapſel verſehen, die das Univerſitätsſiegel, das Bild der Kaiſerin Maria Thereſia, enthält. Es beginnt: „Wir der Rektor, und die alte, hochberühmte Univerſität Wien &c.“ und fährt dann alſo fort: „Da der hochgelehrte Herr Anton Mesmer aus Meersburg, in Schwaben, der Philoſophie Doktor, nachdem er viele Jahre lang dem Studium der Medicin obgelegen und ſchon ſchriftliche Probe ſeiner Gelehrſamkeit abgelegt hatte, die Bitte an uns ſtellte, ihm den Doktorgrad in der Medicin zu ertheilen; ſo entſprechen wir dieſer ſo gerechten Bitte desſelben. Wir prüften ihn auf dem geſammten Gebiete der Medicin, hörten die Vertheidigung ſeiner Theſen: „„Ueber den Einfluß der Planeten auf den menſchlichen Körper““, an, und da er in jeder Hinſicht ausgezeichnete Gelehrſamkeit und Kenntniſſe der Arzneikunde zeigte, ſo ertheilen wir ihm gerne die Ehre, welche er durch ſeine ausgedehnten Kenntniſſe verdient. Deßhalb ernennen wir hiemit kraft der, uns von Ihrer apoſtoliſchen Majeſtät, der K. K. Maria Thereſia verliehenen Machtvollkommenheit, den beſagten Franz Anton Mesmer, heute den 31. Mai 1766 zum Doktor der Medicin und verleihen ihm feierlich die Erlaubniß, den Lehrſtuhl der Medicin zu beſteigen, ärztliche Reſponſen und Conſultationen zu ertheilen und die Medicin in ihrem ganzen Umfange praktiſch auszuüben.

Dominicus Bereline, Rector der Univerſität.
Franz Anton Maier, Canzler der Univerſität.
Gerard van Swieten, Präſes der medicin. Fakultät.
Anton Störk, Decan der mediciniſchen Facultät.
Heinrich Johann Kranz, promovirender Profeſſor.
Joſeph Heeg, Notar der mediciniſchen Facultät.

Ueber die hier angeführte Abhandlung, den erſten Verſuch öffentlicher Beſprechung ſeines Syſtems, ſchrieb Mesmer nach Papieren von ihm vom Jahre 1780 ſelbſt Folgendes:

Da ich im Jahre 1766 meine Streitſchrift: »**de influxu planetarum in corpus humanum**« (Vom Einfluß der Planeten auf den menſchlichen Körper) herausgab, gründete ich meine Theorie auf bekannte, durch Erfahrungen beſtätigte Grundſätze der allgemeinen Attraktion, die uns überzeugen, daß ein Planet auf den anderen in ſeiner Laufbahn wirkt, und daß Mond und Sonne auf unſerer Erde Ebbe und Fluth, ſowohl im Meer als im Dunſtkreis verurſachen und lenken; und ſo behauptete ich: Dieſe Weltkörper wirken auch geradezu auf alle weſentlichen Beſtandtheile lebendiger Körper, vorzüglich aber auf das Nervenſyſtem, vermittelſt einer Alles durchdringenden Flüſſigkeit. Ich beſtimmte die Art dieſes Einfluſſes und ſagte: daß er die Eigenſchaften der Materie und der organiſchen Körper, z. B. Schwere, Zuſammenhang, Schnellkraft, Reizbarkeit und Electricität bald verſtärke, bald ſchwäche. Ich behauptete ferner, daß dieſe in Abſicht auf die Schwere entgegengeſetzten Wirkungen, welche auf der See die merkwürdigen Veränderungen der Ebbe und Fluth verurſachen, daß Verſtärkung und Schwächung der obgenannten Eigenſchaften, da ſie einerlei Wirkungsquelle haben, auch in lebendigen Körpern entgegengeſetzte, der Ebbe und Fluth ähnliche Wirkungen verurſachen; daß auch im thieriſchen, den nämlichen wirkenden Kräften ausgeſetzten Körper eine Art von Ebbe und Fluth ſtattfinde. Ich unterſtützte dieſe Theorie durch verſchiedene, von beſtimmt wiederkehrenden Erfolgen hergenommenen Beiſpiele, und nannte dieſe Eigenſchaft der thieriſchen Körper, welche ſie des Einfluſſes des Himmels und unſeres Erdkörpers fähig macht: thieriſchen Magnetismus. Aus ihm erkläre ich überhaupt alle periodiſchen Veränderungen, welche die Aerzte in der ganzen Welt von jeher bei Krankheiten beobachtet haben.“ —

Unter Mesmer's Diplom lieſt man neben den anderen damaligen Profeſſoren der Univerſität Wien mit beſonderem Intereſſe die eigenhändige Unterſchrift G. van Swieten's, des alten vortrefflichen Schriftſtellers und Lehrers der Arzneikunde und Leibarztes der Kaiſerin Maria Thereſia. Dieſes Diplom war ſehr ehrenvoll für Mesmer's wiſſenſchaftliche Studien; und dennoch mußte Mesmer, als er ſpäter mit ſeiner Entdeckung des Magnetismus auftrat, von Männern, deren Geiſt und Wiſſen weit unter dem ſeinigen ſtand, als unwiſſender Quackſalber, ja Betrüger angeſchwärzt und verſchrieen werden.

Mesmer's Geburtsort und Kindheit.

In jenem Diplom iſt Mesmer als zu Meersburg geboren angegeben, und Wolfart nennt in ſeiner Schrift Weiler bei Stein am Rhein, ohnweit Conſtanz, ſeinen Geburtsort. Beides aber iſt ein Irrthum. Durch Herrn von Laßberg's Güte erhielt ich einen pfarramtlichen Auszug aus dem Taufbuch der Gemeinde Iznang, an welchem Orte Mesmer geboren iſt: dort heißt es: „Im Jahre 1734 den 23. Mai wurde in Iznang, Filial der Pfarrgemeinde Weiler, Amts Radolfzell, geboren und am gleichen Tage getauft: Franciscus Antonius Mesmer, ehelicher Sohn des Antonius Mesmer und der Maria Urſula Michlin, von Iznang. Pathen waren: J. Georg Koller und Maria Bügelen.

Weiler, den 23. Mai 1734. Leonhardus Hoch.“

Seine Kinder- und Knabenjahre brachte Mesmer in dieſer herrlichen Gegend des Bodenſees, ganz ſich ſelbſt überlaſſen, zu, in Wäldern und Feldern, an den Ufern des Rheins und des Bodenſees, wo ſein Vater ein in den Dienſten des Biſchofs von Conſtanz ſtehender Jäger war. Es zeigte ſich bei ihm hauptſächlich eine beſondere Neigung zu den Waſſern, zu den lebendigen Quellen und Bächen, denen er immer nachging und ihren Urſprung und Lauf unterſuchte.

Bei dem letzteren Beſuche Profeſſor Wolfarts bei ihm, ſprach er ſich über dieſe, ſeine Jugendneigung aus und erzählte ihm, daß in ſeinem achten Jahre, wo er in die Schule zu gehen genöthigt geweſen ſei, und ihn ſein Weg an den Ufern des Rheins hingeführt, ihn ſeine Neigung, den in denſelben ſich ergießenden Bächen nachzugehen, oft die Schule habe verſäumen laſſen. So habe er auch an allen Orten, wo Waſſer gefloſſen, gerne Muſcheln und Steine geſucht, und Wind, Gewitter, Regen, Hagel und Schnee hätten ſchon als Knabe ſein Nachdenken gefeſſelt, und er ſei, ihnen nachzuforſchen, oft in ſie hinausgelaufen.

Durch dieſes Herumtreiben und Leben in freier Natur ſcheint ihm ſchon als Kind und Knabe eine Naturkraft zugefloſſen zu ſein, die nicht in der Stube erzogenen Menſchen, aber gerne ſolchen zufließt, die in vielſeitigem Umgange und Streite mit der Natur ſind, z. B. Schiffern, Jägern, Hirten, Bergleuten, Landbebauern u. ſ. w. Bei ſolchen findet man am Meiſten die Entwickelung eines beſonderen Sinnes und einer beſonderen Kraft, die ſich in Mesmer auch in ſeinem ſpäteren Leben immer mehr entwickelte und die er im ſogenannten Magnetismus auch zuerſt erkannte, als Heilmittel erprobte und anrühmte, eine Kraft, die nicht Jedem und beſonders nicht dem gläſernen Verſtande und den Stubengelehrten innewohnt.

Daß ihm eine ſolche Kraft ſelbſt inne wohne, bemerkte Mesmer ſpäter beſonders dadurch, daß, wenn er bei einem Aderlaß zugegen war, das aus der Ader laufende Blut ſich, wenn er ſich näherte oder entfernte, auf eine merkliche Weiſe veränderte. Durch Proben, die er darüber anſtellte, fand er dieß immer beſtätigt. Ja, ich hörte ſelbſt noch in Meersburg von einem alten Manne, der Umgang mit ihm hatte, daß wenn Mesmer mit der flachen Hand auch nur unvermuthet über das Geſicht einer Perſon, ſelbſt in einiger Entfernung herunterfuhr, dieſelbe beſondere Empfindungen davon erhielt. Dieſes ſein ſo ſtarkes magnetiſches Wirkungsvermögen wird aber am Kräftigſten durch die hier bald folgende Erzählung aus Ungarn beſtätigt.

Mesmer's erſte praktiſche Laufbahn als Arzt.

Mesmer's Leben iſt zwar bekannt, bekannt iſt, wie er faſt bis zu ſeinem Grabe mit hochgelehrt ſich dünkenden, unnatürlichen Vielwiſſern zu kämpfen hatte, weil er, dem aus ſeiner unverdorbenen, kräftigen Natur ein wahres Naturverſtändniß aufging, eine Naturkraft als Heilmittel erkannte und ausübte, die jetzt nur noch Eigenſinn und Unverſtand aus dem Buch der Natur ſtreichen könnte.

Seine praktiſche Laufbahn als Arzt übte Mesmer beſonders zuerſt in Wien aus; dort verheirathete er ſich mit einer Wittwe, die einen Sohn hatte und wahrſcheinlich aus Wien ſelbſt war. Ihren Namen konnte ich nirgends erfahren, auch die in Meersburg noch lebenden Anverwandten Mesmer's wußten ihn nicht. Wahrſcheinlich hatte ſie Vermögen, da er dort ein großes Haus beſaß. Dieſer Ehebund ſcheint aber von keinem Glücke für ihn geweſen zu ſein, da er auch in einem Briefe an einen Freund (der ſpäter mitgetheilt werden wird) von der Geiſtloſigkeit und Verſchwendung ſeiner Frau ſprach. Er ließ ſich von ihr trennen und ſie ſtarb mehrere Jahre vor ihm.

In einer 15jährigen Praxis in der Kaiſerſtadt Wien kam er auf ſeine neue Heilart, indem er die Krankheiten nach ihrem Urſprung, ihrer Form und ihrem Verlauf in Beziehung der großen Wechſelverhältniſſe unſeres Sonnenſyſtems und des Weltalls, kurz in dem von ihm ſogenannten und angenommenen Allmagnetismus beobachtete. Er ſuchte den Magnetismus zuerſt in der Electricität und ſpäter im mineraliſchen Magnetismus. Er gebrauchte nun anfänglich, durch den Aſtronomen

Pater Hell darauf geleitet, da er von der Electricität bald abging, im Jahre 1772 den Magnet zu Heilungen, eigentlich nur als Leiter von ſeinem eigenen Organismus aus durch ſeine Hände, wodurch er auch bedeutende Heilungen hervorbrachte. Aber ein Jahr nachher zeigte ihm ſchon die Erfahrung, daß er ohne Berührung des Magnets mit ſeiner bloßen Hand noch viel kräftiger auf den menſchlichen Organismus einwirke, und ſo entſprang durch ihn die Entdeckung des thieriſchen Magnetismus und wurde von ihm zur Wiſſenſchaft erhoben.

Mesmer urtheilte ſo: „Es muß eine Kraft da ſein, welche das All durchdringt und alle Körper auf Erden verbindet, und man muß ſie in ſeine Gewalt bekommen können." Dieſe Kraft ſuchte er zuerſt im Magnet, und dieſem gleich betrachtete er den Menſchen und in der nächſten Anwendung auf Krankheiten. Um das geſtörte Gleichgewicht wieder in Harmonie zu bringen, ſtrich er, den Magnet in ſeiner Hand, die Körper nach beſtimmten Polen. Die auffallenden Wirkungen, welche dadurch hervorgebracht wurden, die Heilung der Kranken, würden einen Andern zum Stillſtehen gebracht haben, aber Mesmer ging weiter. Geleitet durch die Idee der Alles erfüllenden, in Allem waltenden Urkraft, kam er darauf, ſie werde noch mehr im Menſchen ſelbſt ſein, als im Magnet; denn er ſchloß daraus, da der Magnet dem Eiſen die gleiche Polarität, welche daſſelbe zum Magneten ſelbſt mache, mittheile, ſo werde der organiſche Körper gleiche Bedingungen in einen andern ſetzen können. Er ſah ein, daß er die beobachteten Wirkungen dem Magnet, den er in ſeiner Hand halte, nicht allein zuſchreiben könne, da er doch auch wieder beſtimmend auf den Magnet einwirke. - Nun warf er den Magnet weg, und mit ſeinen Händen übte er die gleiche noch unverfälſchtere Wirkung.

In den 24 Lehrſätzen, die Mesmer niederſchrieb, und die in dieſen Blättern gegeben ſind, erhellt noch Weiteres über ſeine Lehre, die er dort mit ſeinen eigenen Worten klar und bündig auseinanderſetzt.

Ueber Mesmer's erſte magnetiſche Heilungen und eine Erzählung über ſeine erſte Ausübung derſelben in Ungarn.

Die einfachſte, wahrſte Erzählung, wie Mesmer zu jener Zeit, als er noch zu ſeiner eigenen magnetiſchen Kraft Magnet und Electricität zu Hilfe nahm, Kranke behandelte, gibt uns Herr Seifert (ehemals in Ungarn, nachher in Magdeburg) in einem Aufſatze, den er ſpäter öffentlich mittheilte. Seine Erzählung iſt um ſo unparteiiſcher, gerade da er ſelbſt kein Arzt war, obgleich ein Gelehrter, und ſomit nicht that, wie gemeiniglich praktiſche Aerzte thun, die neue Erfindungen und den Ruhm Anderer nur mit Neid und Mißtrauen betrachten und das nicht als wahr anerkennen wollen, was nicht in ihrer gewöhnlichen Schulweisheit für wahr angenommen wurde.

Seine Erzählung führt uns nach Ungarn in das Schloß eines Barons, wohin Mesmer, den Bewohner deſſelben zu heilen, berufen wurde. Er gibt uns da ein lebendiges Bild von Mesmer ſelbſt, von ſeiner geiſtigen und magnetiſchen Kraft, von ſeinem feſten Willen, ſeiner Beharrlichkeit und innigen Ueberzeugung von der Wahrheit ſeiner Entdeckungen und von der Art ſeiner damals ausgeübten magnetiſchen Manipulationen.

Die Erzählung gibt uns auch den Beweis, daß man von Mesmer mit vollem Recht ſagen kann, er habe immer mehr gethan, als geſprochen. Es iſt dieſe kleine biographiſche Skizze Mesmer's daher von hohem Werthe, und darf in Blättern nicht übergangen werden, die beſonders darauf ausgehen, den Leſern ein lebendiges, perſönliches Bild von Mesmer zu geben, was leider nur ſo wenig geſchah, und, wo es geſchah, ſo oft nur ein entſtelltes Bild war.

Es iſt ſehr zu bedauern, daß wir nicht aus dem ſpäteren Leben und Wirken Mesmer's gleiche ungeſchminkte Schilderungen haben.

Herr Seyfert ſchrieb folgendermaßen:

„Zu jener Zeit, wo man anfing, von Mesmer's magnetiſcher Heilart auch in Ungarn zu reden, nachdem ſie ſchon längere Zeit in Wien Aufſehen gemacht hatte, befand ich mich in Ungarn im Neutraer Comitat, in dem Dorfe Rohow, an dem Hofe des Baron Hareczky de Horka und ſeiner Gemahlin, einer geborenen Gräfin Nyary de Bedegh, angeſtellt."

Immer lauter wurde es auch in Ungarn vom Mesmerismus; aber die Meinungen waren über dieſen Gegenſtand ſehr getheilt. Ich, der ich damals zu den negirenden Gelehrten gehörte, läugnete die Wahrheit des Mesmerismus weg, erklärte ihn öffentlich für Charlatanerie und verwies ihn in das Reich der Unmöglichkeiten, aus dem meinem Eigendünkel triftig ſcheinenden Grunde: weil er mir unbegreiflich war. Allein ich mußte mich in der Folge ſelbſt überzeugen, daß ich mich irrte und Mesmern ein großes Unrecht gethan habe. Dies ging ſo zu:

Der Baron, der noch bei Weitem nicht 30 Jahre alt war, empfand oft in ſeinem Halſe gewiſſe Spasmen, bei denen er erſticken zu müſſen glaubte. Was er dagegen brauchte, war ohne Wirkung. Daher ließ er einſtens zu Wien ein concilium medicorum über ſich halten, deren Urtheil ſo, wie ſchon vorher das ſeines Arztes, Ungerhoffer, dahin ausfiel: „daß, wenn ſeine Spasmen nicht bloß, wie es ihnen ſchiene, in ſeiner Einbildung beſtänden, er ganz gewiß nicht daran ſterben und daß dieſelben mit den Jahren ſich von ſelbſt verlieren würden.“ Weil aber Alles nach wie vor beim Alten blieb, ſo begab er ſich zum zweiten Male nach Wien, wo er abermals ein Concilium der Aerzte, worunter ſich van Swieten und van Haen befanden, über ſeinen Zuſtand ſich berathſchlagen ließ. Ihr Urtheil war auch dießmal von dem erſtern nicht verſchieden, doch wurde beſchloſſen, ihm zu einiger Beruhigung einen Thee zu verſchreiben, wozu ein jeder der anweſenden Aerzte ein Kraut beſtimmen ſollte. Dieß geſchah. Als der Baron mit dem van Swieten allein war, ſagte dieſer ganz trocken zu ihm: der Thee könnte ihm Nichts, wohl aber die Zeit helfen; er ſollte alſo auch dieß Theetrinken ganz unterlaſſen. Mit dieſem Beſcheid nicht zufrieden, begab er ſich zum van Haen. Dieſer ſprach mit ihm aus dem nämlichen Tone; da aber der Hilfeſuchende ſich dabei durchaus nicht beruhigen wollte, ſo gab ihm von Haen den Rath, daß er, weil die Aerzte für ſeine Krankheit kein Mittel ausfindig machen könnten, ſich von Mesmern magnetiſiren laſſen ſollte, obgleich van Haen nichts davon hielt. Nun ſäumte der Baron nicht, ſich mit Mesmern in Unterhandlungen einzulaſſen und ihn nach Rohow einzuladen. — Dieß Alles habe ich aus des Barons eigenem Munde; von dem Uebrigen bin ich größtentheils Augenzeuge geweſen.

Im Jahre 1775 langte Doktor Mesmer in der ſchönſten Jahreszeit eines Tages gegen Abend zu Rohow an, ohne daß ich es gleich Anfangs gewahr wurde. Kaum hatte ich aber ſeine Ankunft, obgleich etwas ſpäter, erfahren, ſo eilte ich ſogleich, den Wundermann zu ſehen und ihn zu bewillkommen. Bei meinem Eintritt in das Zimmer fand ich den Baron und den Doktor Mesmer neben ihm, auf einem Kanapee, dicht nebeneinander ſitzend. Die Unterredung dauerte lange, und wurde bald auf dieſen, bald auf jenen Gegenſtand gelenkt. Endlich fragte Mesmer ganz unerwartet: „Herr Baron, haben Sie noch Nichts empfunden?“ „„Nein, gar Nichts!““ war die Antwort. „Alſo, erwiederte Mesmer, iſt Ihre Krankheit eine bloße Einbildung.“ Für dießmal wollte der Baron ſich ſeine Spasmen durchaus nicht nehmen laſſen; und Mesmer wollte ſie ſchlechterdings nicht zugeben. Weiter fiel dieſen Abend nichts vor, was auf den Magnetismus einigen Bezug gehabt hätte.

Den andern Morgen erzählte mir der aus der Stadt Senitz angekommene Barbier, wie Mesmer während des Barbierens ihn über die Spasmen des Barons befragt hätte; weil er ihm aber keinen nähern Aufſchluß darüber geben konnte, ſo hätte Mesmer geſagt: „Ich bleibe alſo dabei; der Baron leidet nur in ſeiner Einbildung.“ Ich muß es geſtehen, jene Fragen, die Mesmer an den Barbier that, machten mir ihn noch verdächtiger, als er mir vorher geweſen war, ob ich gleich auf der andern Seite ſeine wiederholte Aeußerung wegen der Einbildung des Barons, ich mochte wollen oder nicht, zu ſeinem Vortheil auslegen mußte.

Einige Zeit beſchäftigte ſich Mesmer mit in Ordnungbringen ſeines zum Magnetiſiren nöthigen Geräthes, worunter ich Nichts als lauter verſchiedentlich geſtaltete künſtliche Magnete und eine Elektriſirmaſchine bemerkte, die aber auf der Reiſe zerbrochen und dadurch unbrauchbar wurde. Ich lieh ihm daher die meinige, die zwar viel kleiner und einfacher war, aber ihm doch die erwünſchten Dienſte leiſtete.

Blitzſchnell verbreitete ſich ſein Ruf in der ganzen umliegenden Gegend. Von allenthalben ſtrömten Neugierige von hohem Range, von Honoratioren und Gelehrten, beſonders Juriſten herbei. Ebenſo wurde die Zahl der ſich meldenden Kranken von Tag zu Tag größer, denen man daher einen beſondern Saal einräumte.

Binnen einer Zeit von 36 oder 37 Jahren läßt ſich Vieles vergeſſen; ich bin alſo nicht mehr im Stande, Alles und noch viel weniger Alles nach der Zeitordnung, mit allen Umſtänden, genau zu beſchreiben. Nur das, was auf mich einen beſondern bleibenden Eindruck machte, ſo daß ich mich noch lebhaft daran erinnere, will ich hier gewiſſenhaft, ohne alle Vergrößerung oder Verkleinerung, darſtellen. Was mir nur dunkel vorſchwebt, und was ich nicht mehr ganz gewiß weiß, werde ich mit Stillſchweigen übergehen. Wenig war es wahrlich nicht, was ich binnen 13 Tagen mit ſpähenden Augen geſehen habe.

Unter den Hilfeſuchenden waren ſehr Viele, welche Mesmer nach einem vorhergegangenen genauen Ausfragen zum Magnetiſirtwerden zuließ, Andere aber, an der Zahl viel wenigere, weil ſie keine Nervenkranken waren, verwies er an andere Aerzte, oder er ſchrieb ihnen, wenn ſie es wünſchten, ſelbſt Recepte vor, ohne die dafür freiwillig angebotene Bezahlung anzunehmen.

Von großen Vorurtheilen zum Voraus gegen Mesmern eingenommen, in denen mich jener Barbier noch mehr beſtärkt hatte, und in der Hoffnung, ihn, wenn er ſich auf einem Schleichwege befände, auf der Stelle zu ertappen, entfernte ich mich, beſonders anfänglich, von ſeiner und der Kranken Seite faſt gar nicht, ausgenommen, wenn mich beſondere Umſtände oder meine Geſchäfte vom Schauplatz abriefen. Mit argwöhniſchen Augen lauerte ich nicht nur auf alle ſeine Handlungen, Mienen und

Worte, ſondern auch auf das ganze Benehmen der Kranken und der Hausgenoſſen gegen ihn.

Anfangs brachten ſeine Fingerzeige und Berührungen, ja ſogar die Anwendung des künſtlichen Magnets und der Electricität, keine in die Augen fallende Wirkung hervor. Die wenigen, kaum bemerkbaren Erſcheinungen an den Kranken wurden von mir und andern Anweſenden der überſpannten Einbildungskraft der Leidenden zugeſchrieben. Auch dann blieben wir noch bei dieſer einmal vorgefaßten Meinung, als durch Mesmer's Anſtrengung und Ausdauer die magnetiſchen Wirkungen anſchaulicher wurden, und einige der zweifelnden Zuſchauer ſelbſt wegen der ihnen dabei zugeſtoßenen Uebelkeiten und Mißbehagen ſich entfernen mußten. In unſern Augen war noch immer Alles entweder Einbildung oder Täuſchung, oder Beides zugleich. So ſehr ſtrebten wir gegen die ſich uns augenſcheinlich aufdringende Wahrheit! Wir ſchloſſen ſehr unlogiſch von einer nur in unſern Köpfen beſtehenden Möglichkeit einer Täuſchung auf deren gegenwärtige Wirklichkeit, obgleich eine ſolche außerordentliche Täuſchung bei ſolchen Umſtänden gar nicht möglich war. Denn keiner von den Kranken hatte Mesmern je vorher geſehen und mehrere von denen, auf welche Mesmer am ſtärkſten wirkte, waren notoriſch ſchon lange vorher krank, ehe es irgend Jemanden träumen konnte, daß Mesmer nach Rohow kommen würde. Auch waren die allermeiſten Leidenden zu ſehr Kinder der einfältigen Natur, als daß ſie zu einem, und zwar zu einem ſo äußerſt künſtlichen Betrug hätten gebraucht werden können. Ferner verſtanden die Meiſten nur ſlowakiſch, zwiſchen denen und Mesmern ich gewöhnlich einen ſehr vorſichtigen und ſchlauen Dollmetſcher machte, indem ich ſeine deutſchen Fragen oft im Slowakiſchen ſo einkleidete, oder ſonſt Etwas zuſetzte, daß, wenn er eine bejahende Antwort erwartete, die ſlowakiſche verneinend oder doch anders ausfallen mußte, wobei ihn die Mienen und Geberden der Antwortenden nicht ſelten in eine gewiſſe Verlegenheit ſetzten, ehe ich ihm das Geſagte deutſch erklärte. War Mesmer irgend wohin gegangen, ſo benutzte ich ſeine Abweſenheit zur verfänglichen Ausfragung der Magnetiſirten; allein es war mir nie möglich, der gutmüthigen Einfalt dieſer Leute Etwas zu entlocken, was mich in meinem Argwohn nur im Mindeſten hätte beſtärken können. Nach einer Menge anderer ähnlicher, jedesmal fehlgeſchlagener Kunſtgriffe, die mir die Eigenliebe an die Hand gab, um dadurch mein einmal gefälltes und ſo oft öffentlich geäußertes Urtheil zu retten, und nach Vervielfältigung unläugbarer, immer ſtärker in die Augen fallender Erſcheinungen, mußte ich endlich doch gegen mein Mißtrauen ſelbſt mißtrauiſch zu werden anfangen, bis ich zuletzt einſah, wie ſehr ich mich in meinen vorigen Urtheilen getäuſcht hatte. Andern Zweiflern ging es nicht beſſer als mir; nur Wenige blieben, vermuthlich aus ſtolzer Rechthaberei, dem Anſchein nach, trotz der handgreiflichſten Wirkungen des Magnetismus, halsſtarrig bei ihren Zweifeln, weil ſie ſich einmal, im Vertrauen auf ihre eingebildete Untrüglichkeit, feſt vorgenommen hatten, ſich ſchlechterdings durch Nichts, wenigſtens äußerlich, eines Andern überzeugen zu laſſen.

Das bis hieher von mir Geſchriebene ſoll nur beweiſen, daß Mesmer zu Rohow nicht lauter kurzſichtige, leichtgläubige Anſtauner, ſondern auch außer mir noch manche andere mißtrauiſche Arguſſe beſtändig um ſich her hatte, die Etwas mehr wußten und verſtanden, als: quid distent aëra lupinis.

Von hier an will ich zur Erzählung Deſſen ſchreiten, was ich ſelbſt geſehen, zum Theil auch an mir empfunden habe. Das in meiner Abweſenheit Geſchehene, aber mir gleich nach friſcher That von rechtſchaffenen und ernſthaften Augenzeugen wieder Erzählte, werde ich jedesmal beſonders anzeigen. Weggelaſſen verdient es nicht zu werden, weil ich das von mir nicht Geſehene nicht nur andern Zuſehern, ſondern auch den Kranken ſelbſt, abfragte, und weil daſſelbe mit dem vor- und nachher von mir Geſehenen genau übereinſtimmte.

Noch nicht lange, als Mesmer ſich bei uns mit ſeinen Magneten beſchäftigte, fingen mehrere Hausgenoſſen an, ſich über verſchiedene krankhafte Gefühle zu beklagen, die ſie vorher nie in ſich gefühlt hatten. Einige der vornehmen Damen wollten ſogar an der Tafel nicht mehr neben ihm ſitzen. — Als Mesmer ſah, daß ich die ganze Zeit hindurch, ob ich gleich unter Allen am Meiſten bei und um ihn war, mich über gar Nichts beklagte, ſo ſagte er, ich müßte im ganzen Schloſſe der Allergeſündeſte ſein. Indeſſen muß ſein Magnetismus die erſten 4 oder 5 Tage doch Etwas auf mich gewirkt haben. Der Baron, als ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Muſik, der ſelbſt die Violine gern ſpielte, hatte von jeher die Gewohnheit, des Tages zum Wenigſten einmal, und wenn Gäſte da waren, wohl mehreremale, ein Concertchen zu veranſtalten. Dabei ſpielte ich ſtets die Alto-Viola. Bei der Anweſenheit Mesmer's geſchah dies meiſtens bald nach Tiſche und derſelbe begleitete dann das Spiel auf dem ſonſt ſogenannten Baſſettell oder Violoncello. Den erſten Theil z. B. einer Symphonie dauerte ich dann aus, aber beim zweiten Theile wurde ich, gegen meine ſonſtige Gewohnheit, jedesmal ſo ſchläfrig, daß ich mitten im Spiel zu ſchlummern anfieng, durch mein unrichtiges Mitſpielen die Muſik ſtörte und mein Inſtrument auf die Seite legen mußte. Weiterhin nahm meine Schlafluſt während des Muſicirens täglich mehr und mehr ab, bis ich zuletzt wieder, vom Anfang bis an's Ende munter zu bleiben im Stande war. Als ich von meinem argwöhniſchen Mißtrauen gegen Mesmer völlig geheilt war, und er, auch ungeſehen, ſehr oft durch die Muſik auf ſeine durch zwei Mauern und eben ſo viele zugeſchloſſene Thüren von ihm entfernten Kranken wirkte, dann erſt gerieth ich auf die vielleicht nicht ungegründete Vermuthung, er möchte mir dieſes Schlummern durch ſein Muſiciren, da ich neben ihm ſaß, noch leichter beigebracht haben. An den vielen zu- und abgehenden oder auch bis ans Ende der Anweſenheit Mesmer's ausdauernden Nervenkranken war die Wirkung des Magnetismus mehr oder weniger, aber doch immer merklich.

Wie ich mich noch mit Gewißheit zu erinnern weiß, ſo zeichneten ſich darunter Folgende vorzüglich aus:

1) Ein ungariſcher, und, wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt, zu Rebow angeſeſſener Zeman, dergleichen man deutſch, aber ſehr unrichtig, einen Edelmann zu nennen pflegt. Dieſer war, ich weiß nicht mehr recht, ob an der rechten Hand allein, oder auch an der linken zugleich, von Froſt und Kälte ſo gelähmt, daß er ſie nicht empor heben konnte. Mesmer ließ ihn auf einen Stuhl ſetzen, berührte ihn vor und nach Mittag öfter, legte unter einen ſeiner Füße einen Magnet, hieß ihn, ſich an Andere, bereits Magnetiſirte, von Zeit zu Zeit einen Kreis Bildende und ſich wechſelſeitig bei den Händen Haltende anſchließen, indem ihn der Eine bei der rechten, der Andere bei der linken Hand anfaſſen ſollte. Schon am erſten Tage vor Sonnenuntergang war dieſer Gelähmte im Stande, in meiner Gegenwart die rechte Hand beinahe bis an die Stirne zu bringen; den nächſten Tag kam er noch weiter, und am dritten oder

vierten konnte er ſchon, freilich nicht ohne einige Anſtrengung, den Hut aufſetzen und abnehmen. So lange Mesmer zu Rohow war, ließ er ſich fleißig magnetiſiren, mit dem guten Erfolge, daß er nach ſeiner Verſicherung ſich täglich beſſer befand. Nach Mesmer's Abreiſe ſoll er ſehr bald völlig geneſen ſein. Verbürgen kann ich das Letztere freilich nicht, weil ich es nur vom Hörenſagen habe; denn ich hatte mit jenem Manne keinen Umgang weder vor- noch nachher gehabt.

2) Ein noch ziemlich junger Jude aus dem ungefähr eine kleine Meile von Rohow entlegenen Flecken Sebotiſcht. Er hatte ſchon vorher, wie er es mir nachher ſelbſt ſagte, und andere Sebotiſchten Chriſten beſtätigten, ſchon lange an einem inneren Bruſtſchaden gelitten und war bereits ſehr ſchwach, ſo daß man ihn auf einem Wagen nach dem Schloſſe bringen mußte. Mesmer erkundigte ſich nach dem Zuſtand ſeiner Krankheit, dann zeigte er eine Weile in einiger Entfernung mit dem Finger auf ſeine Bruſt, und der Kranke ſoll in kurzer Zeit nach einer ſtarken Convulſion in Gegenwart ſehr vieler Menſchen eine Menge Materie ausgeworfen haben. Einiger Abhaltungen wegen war ich zu meinem Verdruſſe bei dieſen Auftritten nicht zugegen; doch als ich bald darauf in den Saal kam, und Mesmer uns verlaſſen hatte, erzählte mir ein guter Freund im Geheim den ganzen Vorfall. Um mich davon zu überzeugen, befragte ich den Juden ſelbſt, welcher mir das Geſchehene ebenſo beſchrieb. In der Folge war er täglich Einer der Erſten, die in den Saal ankamen, und Einer der Letzten, welche nach Hauſe giengen, weil er ſich nun beſſer befand. Etliche Tage nach jener erſten Begebenheit bekam ich eine unerwartete Gelegenheit, mich dafür, was ich verſäumt hatte, wieder ſchadlos zu halten. Wir hielten mehrerlei ausländiſche Zeitungen, die

wir, der großen Entfernung des nächſten Poſtamts und anderer dazu gekommener Umſtände wegen, ſehr ſpät zu leſen bekamen. In einer derſelben ſtand: Mesmer hätte ein mit der fallenden Sucht behaftetes Mädchen und zwei Männer, die ſich ſteif und feſt einbildeten, von Gaßnern durch Austreibung der Teufel vollkommen wieder hergeſtellt zu ſein, (ich weiß nicht mehr, ob auf einmal, oder zu verſchiedenen Zeiten) plötzlich in ihren vormaligen krampfhaften Zuſtand verſetzt, indem er in einem Nebenzimmer ſich verborgen hielt, und blos auf die Gegend hin, wo dieſe Leute ſich hinſtellen mußten, ſeinen Fingerzeig gerichtet hatte. Ohne Verzug ſuchte ich Mesmern auf, und fand ihn in einem an den Saal ſtoßenden Zimmer mitten unter mehreren Perſonen von hohem Adel. Ich bat dieſelben, mir zu erlauben, den gemeldeten Artikel aus der Zeitung hier vorleſen zu dürfen. Recht gern erlaubten ſie es. Nach geendigter Verleſung fragte ich Mesmern, ob dieſe Nachricht wahr wäre. Er bejahete es. Nun erſuchte ich ihn, auch bei uns einen ähnlichen Verſuch durch die Mauer zu machen. Hierin wurde ich von den geſammten Adeligen, beſonders aber von der Gräfin unterſtützt. Mesmer ſuchte dies anfangs von ſich abzulehnen. Dadurch machte er in mir meine Zweifel gegen ihn von Neuem wieder rege. Weil man ihm aber zuzuſetzen nicht aufhörte, ſo beſah er die maſſive Querwand und ſagte dann zu uns: er glaube nicht, daß er durch eine 2½ Fuß dicke Mauer, wie dieſe wäre, Etwas ausrichten würde; denn in Deutſchland wären ſolche Wände bei Weitem nicht ſo dick geweſen. Es half nichts: er mußte unſerer Zudringlichkeit auf der Stelle nachgeben. Nun gieng er in den Saal, holte dieſen jungen Juden, als den Empfindlichſten aus dem Kreis der Magnetiſirten und ſtellte ihn mit dem Rücken dicht an die Scheidewand. Dann begab er ſich in das vorige Zimmer wieder und nahm ſeine Stellung ungefähr drei Schritte weit von jener Wand. Da die Thür, die in den Saal führte, zwei Flügel hatte, deren einer ſtets zu blieb, ſo ſtellte ich mich ſo auf die Schwelle, daß es mir leicht war, mit dem rechten Auge den Juden in dem Saale, mit dem linken aber Mesmern im Nebenzimmer zu beobachten. Mit der rechten Hand hielt ich den zweiten Thürflügel ſo dicht zu, daß kein Anderer weder aus dem Saal in das Zimmer, noch aus dem Zimmer in den Saal ſehen konnte. Nach einigem Verweilen machte Mesmer mit dem Zeigefinger ſeiner rechten Hand hin und her lauter Queerzüge in der Luft in horizontaler Richtung nach der Gegend hin, wo der Jude ſtand. Es währte nicht lange, als der Jude ſein Geſicht verzerrte, ſeine beiden Hände in die Hüften ſetzte, kläglich ſeufzte, und ſich ſo geberdete, als ob ihm übel würde. Mit dieſem Anblick nicht zufrieden, fragte ich ihn, was er empfände, worauf er antwortete: „Es wird mir ſchwer!“ Auf meine zweite Frage: ob in ihm nichts Beſonderes vorginge, erwiederte er: „Es geht in mir Alles in die Queere hin und her.“ Um des übrigen Fragens überhoben zu ſein, ſagte ich zu ihm, er möchte bei einer jeden Veränderung uns ſogleich ſagen, was in ihm vorginge, ohne erſt eine Frage abzuwarten. Bald darauf ſchlug Mesmer ſeine Arme übereinander. Keine acht Secunden waren vergangen, ſo ſagte ſchon der Jude von ſelbſt: „Jetzt hört es wieder auf.“ Als Mesmer gegen ihn Ovalzüge zu machen anfing, ſo krümmte ſich der Jude wieder; und ſagte: „Jetzt geht in mir Alles in einem Kreiſe auf und ab.“ Kaum hatte Mesmer die vorige Stellung wieder angenommen, ſo ſagte der Jude: „Jetzt wird's wieder ruhig.“ Mesmer fuhr hernach ſo weiter fort, und machte für eine jede neue Regung, die er hervorbringen wollte, andere

Striche und Züge, welche der Jude jedesmal ſammt den bald längern, bald kürzern Zwiſchenfriſten genau angab. Hier war doch wohl keine vorherige Verabredung oder irgend eine taſchenſpieleriſche Täuſchung möglich; und eine bloße, ſo ſchnell auf die Probe geſtellte Einbildung konnte ſchlechterdings nicht ſo viele und ſo vielerlei Veränderungen in Betracht ihrer Dauer und ihrer Richtungen ſo treffend beſtimmen. Das nächſte Jahr darauf erblickte mich dieſer Jude von ungefähr auf der Straße zu Sobotiſcht, gieng auf mich raſch los, und erkundigte ſich mit vieler Wärme nach Mesmern. Weil ich ihm nichts Beſtimmtes von ihm ſagen konnte, ſo bat er mich, wenn ich ihn ja einmal wieder ſpräche, ihm in ſeinem Namen nochmals den innigſten Dank für ſeine Hülfe abzuſtatten; denn er hätte gar nichts gebraucht, und wäre doch jetzt beſtändig (wie er ſich ausdrückte) friſch, munter und geſund wie ein Fiſch.

3) Ein Bauer aus einem benachbarten Dorfe. Seine Klage war, er hätte ſchon lange eine Verhärtung in der Gegend des Magens, die ihm allerlei Ungemach, mitunter auch viele Schmerzen verurſachte. Dies verdollmetſchte ich Mesmern ſo unmediciniſch, wie es mir der Bauer geſagt hatte. Nun mußte der Kranke ſich entblößen. Mesmer unterſuchte die geſchwulſtartige Verhärtung, hieß ihn, ſich wieder zuzuknöpfen, deutete, wie er es gewöhnlich that, von Zeit zu Zeit auf die kranke Stelle, und verfuhr mit ihm nur inſofern anders als mit den übrigen Kranken, daß er ihn ganz abgeſondert auf einen Stuhl ſitzen ließ, und ihm eine große viereckige, mit Waſſer angefüllte Weinflaſche, welche er eine Weile vorher in den Händen gehalten und ſo magnetiſirt hatte, gab, mit dem Bedeuten, daß er dieſe Flaſche ja fleißig auf den Leib halten ſollte. Der Bauer gehorchte, ſpürte aber erſt nach einer geraumen Zeit nur einige

Linderung, die nach ſeinen ferneren Ausſagen täglich merklicher wurde. Weiter fiel mit ihm nichts in die Augen Fallendes vor, bis endlich eines Tages Mesmer in dem Nebenzimmer bei verſchloſſener Thüre die Electriſirmaſchine lud. Plötzlich ſtieß der Bauer die gröbſten ſlowakiſchen Flüche gegen Mesmern aus. Ich ſtellte ihn darüber zur Rede, warum er ſich dies erlaubte, worauf er ſich damit entſchuldigte, weil er jetzt die heftigſten Stiche bekäme, woran kein Anderer als der deutſche Mann oder der leidige Teufel ſchuld ſein müßte. Lächelnd über die Einfalt des Bauers ging ich in das Nebenzimmer, wo ich Mesmern im Beiſein mehrerer Zuſeher die Funken mit den Knöcheln ſeiner Hand aus der Elektriſirmaſchine herauslocken ſah, wo dann der Bauer bei jeder Wiederholung ſeufzte und die Zähne zuſammenbiß, welches ich genau ſehen und hören konnte, weil ich mit dem einen Fuß im Saale, mit dem andern im Nebenzimmer ſtand. Eben ſolche Erſcheinung bemerkte ich an dieſem Bauer, wenn Mesmer den Magnetismus entweder durch einen Spiegel oder durch den Schall unmittelbar oder auch nur mittelbar verbreitete. Uebrigens hielt dieſer Bauer Alles bis zur Abreiſe Mesmers ſtandhaft aus. Ganz hergeſtellt ging er freilich nicht nach ſeiner Heimath; was aus ihm hernach geworden, hatte ich keine Gelegenheit zu erfahren gehabt, indeſſen hat er doch einen offenbaren Beweis gegeben, daß, ſeiner abgehärteten Beſchaffenheit ungeachtet, der Magnetismus an ihm nicht unwirkſam geweſen war. Und dies iſt ſchon hinreichend, das wirkliche Daſein eines animaliſchen Magnetismus an den Tag zu legen; denn was kein Daſein hat, kann nicht wirken.

4) Abermals ein Jude, ſeines Gewerbes ein Schneider von Senitz, einer von Rohow nicht weitgelegenen Landſtadt. Dieſen traf ich eines Tages in der Reihe der ſich an beiden Hän-

den haltenden Magnetiſirten ſtehen. Als ein neuer von mir noch nicht bemerkter Patient fiel er mir ſogleich auf. Mesmer ging im Saale auf und ab und ſprach mit einigen Gäſten. Als er ſich entfernt hatte, trat ein Rohower Zeman, der auch ſonſt als Hausfreund ſich im Schloſſe viel aufhielt, Lateiniſch nur ſehr wenig und vom Deutſchen gar nichts verſtand, zu dem Juden, den er gut kannte, und ſagte ſlowakiſch zu ihm: „Höre, Jude, du biſt geſund, du haſt alſo den Herrn Doktor mit deinem Herumwälzen auf der Erde nur zum Beſten gehabt.“ Der Jude erwiederte: „Nein, mein Herr. Ich habe den Herrn Doktor mit meiner Klage nur auf die Probe ſtellen wollen; er hat mich aber dafür recht heimgeſchickt. Die Krankheit, über welche ich klagte, hatte ich wirklich, aber ſchon vor vielen Jahren, gehabt. Bei meiner Arbeit überfielen mich damals zuweilen ſo heftige Kopfſchmerzen, daß ich ohne Bewußtſein auf die Erde hinſtürzte. Seit 8 Jahren iſt mir dies aber nicht widerfahren. Das Uebrige, was hier mit mir ſich zugetragen, haben Sie mit angeſehen, ich habe es aber gefühlt. Morgen laß ich mich wahrlich nicht wieder ſo behandeln. Ich ſehe, es iſt damit nicht zu ſpaſſen.“ Er hielt Wort, ging weg und kam nicht wieder. Der erwähnte, äußerſt rechtſchaffene Zeman erzählte mir hernach in meiner Stube den Vorfall nach ſeiner Art ſo trocken hin: „Der Jude hatte mit dem Doktor etwas Deutſch geſchwatzt, der ihn hernach in die Reihe der Magnetiſirten ſtellte, dann aber in einiger Entfernung ſeinen Finger gegen das Genick des verſtellten Patienten hielt. Ehe er ſichs verſah, ſtürzte der Jude auf die Erde, ſo daß er alle Viere von ſich ſtreckte. Nach und nach kam derſelbe wieder zu ſich, und ſtellte ſich ganz gelaſſen wieder hin.“ Daraus ſchließe ich jetzt, daß ein Magnetiſirer auch auf einen Solchen wirken kann, der an ſeine Kraft gar nicht glaubt.

5) Am Tage, an welchem Mesmer ſeine Rückreiſe nach Wien antreten wollte, war Alles dazu ſchon bereitet. In der Abſicht, von ihm beim Einſteigen in die Kutſche Abſchied zu nehmen und ihm glückliche Reiſe zu wünſchen, begab ich mich auf den Hofraum hinunter; allein da er zu lange ausblieb, ſo ging ich diejenige Treppe hinauf, wo er hätte herunter kommen ſollen. Oben an derſelben fand ich eine ſonderbare Gruppe, nämlich Mesmern, der einen jungen Bauernkerl aus dem Gebirge bei beiden Ohren hielt, und neben ihm einen herrſchaftlichen Bedienten, der vorher zwiſchen Beiden ein Dollmetſcher geweſen war. Alle Drei ſchwiegen ſtille, ich mit; denn ich war nunmehr ganz Auge. Mittlerweile wurde dieſe Stille durch die zufällige Dazwiſchenkunft der Gräfin unterbrochen, welche, nachdem ſie noch Etwas mit Mesmern geſprochen, den Bauer mit gewöhnlicher Stimme fragte: „Weſſen Unterthan biſt Du?“ Dieſer ſagte: „Eurer, Großmächtige Gräfin.“ Auf die zweite Frage: „Was fehlt dir?“ erfolgte die Antwort: „Ich habe vor ſechs Wochen bei einem heftigen Sturmwinde mein Gehör verloren, welches mir dieſer Herr hier eben jetzt wieder gab.“ Die Gräfin nahm noch ein Mal von Mesmern Abſchied und entfernte ſich; wir Viere aber blieben noch immer ſtehen, bis endlich Mesmer von ſelbſt aufhörte und mich erſuchte, dem Bauer zu ſagen, er möchte ſich im Schloſſe ein Stückchen Baumwolle geben laſſen, ſich damit die Ohren verſtopfen, und ſich, ſo viel wie möglich, nicht leicht Winden ausſetzen. Nachher begleitete ich Mesmern bis an die Kutſche, und er ſchied von uns Allen nicht ohne Rührung. Was die ganze Dauer des Magnetiſirens dieſes Tauben anbelangt, ſo ſoll ſie überhaupt nicht

viel über eine halbe Stunde gewährt haben, vermuthlich weil die Krankheit noch nicht zu ſehr eingewurzelt war.

6) Der Baron Horeczki de Horka ſelbſt. Daß Mesmer ſich alle erſinnliche Mühe gab, um denſelben, als den eigentlichen und einzigen Gegenſtand ſeiner Einladung nach Rohow, für die Einwirkungen des Magnetismus empfänglich zu machen, läßt ſich leicht denken. Die erſten fünf Tage war alles Magnetiſiren, ja ſogar das zu Hilfe genommene Electriſiren, ohne und mit Magnet, ganz vergeblich, ſo daß der Baron mehr als ein Mal zu uns ſagte: es müßte ihn nicht wenig verdrießen, daß ſo viele andere Leute ſo Vielerlei, er aber gar nichts empfände. Am fünften Abend ſagte er das Nämliche Mesmern in's Geſicht, welcher darauf erwiederte: „Eben daraus können Sie ſehen, daß Sie nicht nervenkrank ſind.“ Erſt der ſechſte Abend muß Mesmern einige Hoffnung gemacht haben; denn als er ihm beim Magnetiſiren wie ſonſt an den Puls fühlte, redete er den Baron ſo an: „Geduld! Sie ſollen ſchon in der Folge Etwas fühlen.“ Den ganzen folgenden Tag ſchien Mesmer's Vorherſagung nicht in Erfüllung gehen zu wollen. Am ſpäten Abend ſuchte er die Gräfin in Gegenwart mehrerer Hausgenoſſen auf den künftigen, für ſie traurigen Morgen gefaßt zu machen. Sie ſchien auf ſeine Worte nicht mehr viel bauen zu wollen. Gegen 8 Uhr des andern Morgens kam das Kammermädchen zu mir gelaufen mit den Worten, ich ſollte Alles liegen laſſen und gleich zu der Gräfin kommen, denn der Baron befände ſich ſehr ſchlecht. Nahe war ich ſchon an der Thür ihres Wohnzimmers, als eben der Büchſenſpanner, ein großer, ſtarker und bildſchöner Mann, herausſtürzte. Er war todtenblaß und fluchte abſcheulich über Mesmern, der, wie er mir ſagte, ihn ſammt dem Baron noch um's Leben bringen

würde. In dem Zimmer lief die Gräfin, in einer Art von Verzweiflung die Hände über dem Kopfe windend, auf und ab, und rief bei meinem Anblick aus: „Ach! der verwünſchte Mesmer wird meinen Mann noch in's Grab ſtürzen.“ Darauf hieß ſie mich, in der Geſchwindigkeit einen Brief an Dr. Ungerhoſſer zu ſchreiben, daß er ſo bald als möglich kommen ſollte, weil der Baron in zu großer Lebensgefahr ſchwebe; doch ſollte ich mich vorher von dem ſchauderhaften Auftritte ſelbſt überzeugen. So ſehr ich auch betroffen war, ſo wenig konnte ich mich doch bei der eben ſo ſonderbaren als unerwarteten Anſicht des Magnetiſirers als des Magnetiſirten des Lachens enthalten. Mesmer ſaß zur rechten Seite des Bettes auf einem Stuhle, mit dem linken Arm gegen dasſelbe gewendet, hatte ein hechtgraues, mit goldenen Treſſen beſetztes Kleid und auf dem einen Fuße einen weißen ſeidenen Strumpf an; den andern entblößten Fuß hielt er in einem hölzernen, mit Waſſer angefüllten Schaff (Waſchzuber oder Waſchtübben), der ungefähr 2 Fuß im Durchmeſſer hatte. Ob das Waſſer warm oder kalt geweſen, und ob Magnete darin gelegen oder nicht, darauf habe ich nicht Achtung gegeben. An dieſem Schaffe ſaß noch der vom Baron beſoldete Virtuoſe Violiniſt, Namens Kolowratek, mit dem Geſicht gegen das Bett gewendet, welcher ſoeben den unpaß gewordenen Büchſenſpanner abgelöſt hatte. Er war ganz angezogen, hielt in der linken Hand ein ſpaniſches Rohr, welches mit dem beſchlagenen unterſten Theil im Waſſer, auf dem Boden des Schaffs ruhte. Dieſes Rohr mußte er mit der rechten Hand umfaſſen und ſo unausgeſetzt von oben hinunter reiben. Ein Anderer würde dies für eine gaukleriſche Charlatanerie gehalten haben; ich that dies nicht, weil ich wußte, was das Reiben und Waſſer beim Electriſiren vermöge. Beide waren dabei ſtille; nur der Baron ſprach, der im Bette, bloß mit ſeiner Wildſchur oder Tſchuba von Wolfsfellen zugedeckt, lag. Er hatte Froſt, und doch redete er irre, als ob er ein hitziges Fieber hätte. Weil ich mich des Briefes wegen nicht lange im Schlafzimmer aufhalten durfte, ſo ſagte Mesmer zu mir, ich möchte dem Dr. Ungerhoffer ſchreiben, er brauche nichts weiter als zwei Doſen von cremor tartari mitzubringen, denn der Baron würde noch vor ſeiner Ankunft ganz gewiß wieder auf den Beinen ſein. Den Brief richtete ich ſo ein, wie es die Umſtände mit ſich brachten. Unſer Huſar ſprengte mit demſelben ſogleich nach Holitſch, einem zwei Meilen weit von Rohow entlegenen Städtchen; hinter ihm jagte eine vierſpännige Kutſche auf das Schnellſte eben dahin; mich aber trieb die Wißbegierde wieder in das Schlafgemach des Kranken. Alles war dort noch ſo, wie vorher. Das Irrereden, Verwünſchen, Winſeln und Jammern des Barons hatte kein Ende. Oft bat er uns, wir möchten ihn todt ſchießen. Mesmer ſchien dabei ganz ernſthaft und nachdenkend zu ſein; uns übrigen Beiden war es dabei nicht ſonderlich gut zu Muthe, ob wir gleich zuweilen bei den unterlaufenden drolligen Einfällen des Patienten das Lächeln nur mit Mühe verbeißen konnten. Sobald die Krankheit Mesmern ſchon lange genug angehalten zu haben ſchien, ließ er die Hand des Barons los, und faßte ihn dafür bei der Zehe. Sichtlich nahm die Heftigkeit der Anfälle bis zu einiger Ruhe ab. Wir dachten, dieſer Auftritt hätte nun ein Ende, allein Mesmer ergriff den Kranken wieder bei der Hand und die ganze Geſchichte ging von vorn wieder an. Von nun an wechſelte Mesmer mit ſeinen Handgriffen öfters ab und zwar immer mit demſelben Erfolg. Die Gräfin war ſchon vorher voll Verdruß etlichemal in's Schlafzimmer gekommen, und machte zuletzt Mesmern bittere Vorwürfe; er ſagte aber zu ihr ganz gelaſſen: „Habe ich Sie nicht ſchon geſtern Abend gebeten, Sie ſollten ſich durch die heftigeren Anfälle, denen der Baron heute früh ausgeſetzt ſein dürfte, nicht irre machen laſſen? Doch Sie ſollen ihn bald wieder munter ſehen.“ Noch einige Zeit fuhr Mesmer mit dem abwechſelnden Magnetiſiren fort, bis er ſah, daß es für diesmal genug war. Er hieß dann den Baron aufſtehen und ſich ankleiden laſſen; hernach führte er ihn zu der Gräfin, die ſich darüber ſehr freute. Von dort begab ſich Mesmer in den Saal, wo die Kranken waren, und ich folgte ihm auf dem Fuße nach. Während er ſich dort mit dem Magnetiſiren beſchäftigte, fanden ſich bei der Gräfin und dem Baron nach und nach mehrere vornehme Gäſte wieder ein. Mesmer (den einige dieſer Fremden noch nicht geſehen hatten) wurde erſucht, ſich auch dahin zu begeben. Ich folgte ihm abermal wie ſein Schatten. Der Baron, um deſſen Mund, auf dem Kinn und den Wangen ſich bereits ein Ausſchlag in Geſtalt von Blaſen gebildet hatte, fing nach ſeiner Gewohnheit an, allerlei luſtige Stücke auf ſeiner Violine zu ſpielen und hüpfte dabei herum. Gegen 12 Uhr Mittags trat der ſehnlichſt erwartete Dr. Ungerhoffer in das Zimmer. Sein Erſtaunen war nicht gering, als er den Baron, welchen er gefährlich krank zu ſehen glaubte, in einem ſolch' muntern Zuſtande antraf. Man erzählte ihm Alles, was erſt vor wenigen Stunden vorgefallen war. Aus ſeinen Mienen leuchtete ein Kampf des ernſthafteſten Nachdenkens mit dem Zweifel hervor. Nun fühlte er an den Puls des Barons, ſchüttelte den Kopf, ſah Mesmern an, und ſagte: „Dies Fieber dürfen wir nicht noch zwei Mal kommen laſſen, es iſt zu heftig geweſen“. Mesmern, welcher noch weitere Verſuche mit dem Baron anſtellen wollte, war mit dieſem

Ausſpruch gar nicht gedient. Er wollte durchaus nicht zugeben, daß irgend eine Gefahr dabei ſein könnte, weil er dies Fieber völlig in ſeiner Gewalt hätte. Dr Ungerhoffer läugnete dies, weil er ſelbſt eben jetzt etliche ſolche Fieberkranke in der Kur hätte, die während des Paroxismus ſo wie der Baron über ſchmerzhaftes Gliederreißen klagten: es könnte alſo das Fieber deſſelben viel leichter von jeder andern Urſache, als vom Magnetiſiren, herrühren. Der Erſtere führte zum Beweis ſeiner Behauptungen an, das Fieber hätte ſich nicht eher eingeſtellt, als bis er zu magnetiſiren anfing, welches er nach Belieben bald verſtärkt, bald geſchwächt und wieder aufhören gemacht hätte, ſonſt würde ihn ja die Gräfin (die Alles mit anhörte) ungerechter Weiſe zum Urheber der Krankheit ihres Gemahls gemacht haben. Der Zweite ſchob das gleichzeitige Zuſammentreffen des Fiebers mit dem Magnetiſiren auf ein blindes Ungefähr, das Uebrige aber ſchrieb er der durch den Glauben an den Magnetismus rege gewordenen Einbildung des Barons zu. Mesmer widerlegte den angeblich ungefähren Zufall damit, daß er ſchon etliche Tage vorher das Herannahen der Krankheit angekündigt und erſt geſtern am ſpäten Abend die Gräfin auf die heftigen Anfälle vorbereitet habe. Der Einbildung könnte das Uebrige nicht zugeſchrieben werden, weil der Baron während der Dauer des Fiebers ſeines Verſtandes und Bewußtſeins beraubt geweſen; wofür er die Gräfin, den Baron ſelbſt und mich zu Zeugen aufrief, welches Alles noch mehrere Andere, wenn ſie zugegen wären, bezeugen müßten. Wir konnten nicht anders, als das Geſagte beſtätigen. Seiner Sache gewiß, ſetzte Mesmer weiter hinzu, er wollte wetten, daß der Baron das Fieber nicht eher, als beim abermaligen Magnetiſiren, und bei allenfallſiger gänzlicher Unterlaſſung deſſelben für's Erſte gar nicht wieder bekommen würde. Die Zeit hat dieſe Verſicherungen Mesmer's vollkommen gerechtfertigt. Dr. Ungerhoſſer reiſte den Nachmittag wieder ab. Mesmer magnetiſirte den Baron ein oder zwei Tage nicht, und das Fieber blieb aus, obgleich derſelbe nichts dagegen einnahm; wenigſtens habe ich nichts davon gehört. Am dritten oder vierten Tage nach jenem Paroxismus wollte Mesmer den Baron früh Morgens wieder magnetiſiren, allein dieſer wollte nichts davon hören. Nach langen und öfter wiederholten Vorſtellungen legte ſich der Baron um 10¼ Uhr Vormittags (alſo ungefähr drei Stunden ſpäter als das erſte Mal) zu Bette. Das Magnetiſiren begann ebenſo wie vor etlichen Tagen. Die Wirkungen zeigten ſich bald, aber etwas ſchwächer als neulich. Der Baron hielt es keine halbe Viertelſtunde aus; denn ehe er noch die Beſinnung ganz verlor, ſprang er aus dem Bette mit den Worten: er wolle lieber ſeine Spasmen behalten oder gar ſterben, als ſolche Schmerzen zum Zweitenmale leiden. Kein Zureden konnte ihn bewegen, ſich wieder in's Bett zu legen; er blieb auf und bekam ſeit jener Zeit, binnen Jahreszeit und vielleicht noch länger (ſo lange ich nämlich zu Rohow blieb) weder Fieber noch Spasmen. Weil er ſich in den folgenden Tagen zum Magnetiſiren gar nicht verſtehen wollte, ſo erklärte ſich Mesmer in meiner und mehrerer Andern Gegenwart gegen die Gräfin ſo: „Hätte der Baron ſich der magnetiſchen Kur gehörig unterworfen, ſo würden die Anfälle jedesmal ſchwächer geweſen und zuletzt ganz weggeblieben ſein; jetzt aber muß ich geſtehen, daß er dereinſt ſo werden wird, wie er ſich beim erſten Anfall geberdet hat. Ich bin hier ferner unnütz.“ Die Abreiſe wurde nun im Ernſte beſchloſſen und bald bewerkſtelligt.

Vermuthlich wird man auch von mir hören wollen, was ich Meſmern abgeſehen oder auch aus ſeinem eigenen Munde weiter gehört habe. Er erklärte mir allerdings damals Manches, was und wie der animaliſche Magnetismus wirke: weil aber das Meiſte ſich mit meiner damals neuen Philoſophie nicht reimen wollte, machte ich ihm allerlei, aber vergebliche Einwürfe dagegen und dachte mir dabei, es käme hier, wie bei tauſend andern Gegenſtänden unſers Wiſſens, nicht ſowohl auf das, vielleicht nie zu ergründende Was und Wie, als auf das Ob an, welches Letztere für uns einſtweilen genug ſein könnte.

Ferner ſagte er zu mir, er beſäße zwar den thieriſchen Magnetismus in einem, aber nicht im höchſten Grade, daher ſehe er ſich genöthigt, denſelben durch Kunſt zu verſtärken. Wodurch? Das entdeckte er mir nicht. Es fiel mir dabei ſogleich ein, daß man Magnete in ſeinem Bette gefunden haben wollte. Einſtens überraſchte ich ihn, als er eben beim Anziehen war. Unter ſeinem Hemde, das vor der Bruſt noch offen war, erblickte ich ein anderes, ziemlich dichtanliegendes ledernes, welches, wie ich deutlich ſah, ein hellblaues ſeidenes Unterfutter hatte. Auf meine Frage, wozu daſſelbe diene, erfolgte die Antwort: Zur größern Reinlichkeit; ich erwähnte aber, es dürfte ſolches die Ausſtrömungen oder vielmehr die Verſtrömungen des magnetiſchen Fluidums, wie ſonſt des elektriſchen, aufhalten und verhindern. Ob Meſmer auch dergleichen Unterziehbeinkleider und Unterziehſtrümpfe getragen, dahinter konnte ich nicht kommen. Unmöglich ſchien mir dies nicht zu ſein. So viel iſt gewiß, daß er damals beſtändig weiße Strümpfe anhatte.

Bei einer andern Gelegenheit, wo ich mir, wie bei der vorhergehenden, die magnetiſchen Erſcheinungen leichter durch den Elektricismus als durch den Magnetismus erklären konnte, und ich ihn fragte, warum er das, was dieſe Erſcheinungen hervorbrächte, nicht lieber thieriſchen Elektricismus nenne, gab er mir den Beſcheid: weil die allermeiſten Wirkungen ungleich mehr Aehnlichkeit mit dem Magnetismus als mit dem Elektricismus haben.

Ueber Gaßner, von dem ich einen ſehr ſchlechten Begriff hatte, urtheilte Mesmer ſo: derſelbe beſäße den thieriſchen Magnetismus, ohne es ſelbſt zu wiſſen, im Uebermaße. Wenn er alſo die Hand auf den Kopf eines Nervenkranken lege, ſo bekämen ſie, beſonders Epileptiker, ihre Zufälle, die mit zunehmender Heftigkeit ſo lange dauerten, bis ſie gänzlich austobten und hernach eine lange Zeit ausblieben.

Auch war Mesmer der Meinung, daß, wenn zuweilen einzelnen Leuten bei Aufführung der Muſik, in der Kirche, in einem Schauſpielhauſe oder in einem Saale übel wird, nicht ſelten ein mit ſtarkem Magnetismus begabter Sänger oder Muſikus da ſei, der durch ſeinen Geſang oder durch ſein Inſtrument den Magnetismus um ſich her verbreite und ſo auf den Nervenſchwachen einen ſtarken Eindruck mache. Dies iſt, wenigſtens in einigen Fällen, mir nicht unglaublich; denn er hatte ja ſelbſt dies mehrere Male durch ſein Singen und Spielen auf dem Violoncello unleugbar bewieſen, was ich zum Theil ſchon oben berührt habe. Es wird nicht überflüſſig ſein, hier zwei ſolche Beiſpiele vollſtändiger anzuführen, wo er durch den Schall, aber nur mittelbar, in einer ziemlichen Ferne einen ſichtlichen Einfluß auf die ſchon vorher Magnetiſirten hatte. Gewöhnlich mußten ſich zwei Waldhorniſten des Barons auf einem Altan des Schloſſes zu unbeſtimmten Zeiten hören laſſen. Die Kranken hörten, wie es ſchien, nicht ohne Vergnügen zu. Eines Tages war dies bei mehreren Waldhornſtücken derſelbe

Fall; plötzlich aber fingen Einige an zu murren oder gar zu fluchen, Andere ſeufzten nur und bekamen allerlei Zufälle. Die Urſache dieſer unerwarteten Veränderung auszukundſchaften, ging ich aus dem Saal durch zwei Zimmer, deren Thüren zu waren; dort traf ich Mesmern, der den äußerſten Rand der Mündung eines Waldhorns, welches ſo eben geblaſen wurde, mit ſeiner rechten Hand hielt. Ich erzählte ihm, daß die Kranken im Saal jetzt ſehr unruhig wären: er lächelte und hielt noch eine Weile bei dem folgenden Stücke das Waldhorn feſt: dann zog er ſeine Hand davon ab und faßte es dafür an derſelben Stelle mit der linken Hand. Zuletzt ließ er es ganz los mit den Worten: Jetzt oder bald werden die Kranken wieder ruhig ſein. Ungeſäumt kehrte ich in den Saal zurück, wo die Kranken bald wieder zu ſich kamen.

Es mußte ſich fügen, daß die Schweſter des ſchon oben erwähnten Kolowratek ſich bei ihrem Bruder im Schloſſe aufhielt. Sie war eine ſehr gute Sängerin. Zur Unterhaltung der anweſenden vornehmen Gäſte mußte auch ſie ſich hören laſſen, wobei ihr Bruder auf der Violine und einige andere Muſiker auf andern Inſtrumenten ganz ſanft ihren Geſang begleiteten. Im Saale, wo man nicht viel von dieſer Muſik vernahm, ereigneten ſich bald die nämlichen Auftritte wie vorher bei dem Waldhornblaſen. Durch den vorigen Vorfall belehrt, ſäumte ich nicht, die Muſicirenden zu beobachten. Mesmer that dabei nichts anders, als daß er ſtillſchweigend die rechte Hand der Sängerin mit ſeiner rechten feſthielt. Abſichtlich ſagte ich diesmal Mesmern nichts von den Kranken. Die Muſik ging ununterbrochen fort. Um die Mitte einer Arie fing die Sängerin an heiſer zu werden, und am Ende klagte ſie über Halsſchmerzen, die ſie verhinderten weiter zu ſingen. Mesmer ließ ihre Hand fahren und deutete, wenn ich nicht irre, mit dem linken Zeigefinger in einer Entfernung von wenigen Zoll auf die rechte Seite ihres Halſes in der Gegend der Kehle. Bald war das Uebel wieder verſchwunden, ſo daß ſie weiter fortſingen konnte. Als ich ſah, daß Mesmer nichts mehr thue, ſo entfernte ich mich und fand im Saale Alles wieder ſtille.

Nicht minder wirkſam war die durch den Spiegel bewerkſtelligte weitere Fortpflanzung des Mesmerismus. Zufälligerweiſe war Mesmer einſtens in dem Nebenzimmer von mehreren Gäſten und Hausgenoſſen umgeben, mit denen er von verſchiedenen Sachen ſprach. Die Saalthüre war zwar offen, aber er und wir Alle ſtanden ſo, daß uns weder einer der Patienten, noch wir einen derſelben ſehen konnten. Ganz unvermuthet deutete Mesmer mit dem rechten Zeigefinger auf das ſich in einem im Saale hängenden Spiegel darſtellende Bild eines Magnetiſirten, der mit dem Rücken gegen denſelben gewendet war. Dieſer konnte alſo nichts davon merken. Nichts deſto weniger bekam er ſogleich Zuckungen, und die Uebrigen, die durch wechſelſeitige Haltung bei den Händen mit ihm in Verbindung ſtanden, wurden ein jeder nach ſeiner Art unruhig; in welchem Zuſtande ſie ſo lange blieben, bis der von ihnen nicht geſehene Mesmer ſeinen linken Zeigefinger nach dem Spiegel gerichtet hatte. Ueber dieſe Erſcheinung mußten wir deſto mehr erſtaunen, da er uns vorher gar nichts davon geſagt hat. Bei dieſem Verſuche blieb es nicht, denn er wurde gelegentlich, jedesmal ganz unvermuthet, nicht ohne Erfolg öfter wiederholt.

Zu ſeinen Lehren gehörten folgende Verſicherungen:

1) Daß er nur Nervenkranken und keinem Andern mit Hilfe des Magnetismus zur Wiedergeneſung helfen könne; daher verwies er die mit andern Uebeln behafteten nach Umſtän-

den an Aerzte oder Chirurgen, oder er ſchrieb ihnen ſelbſt Arzneien vor.

2) Daß er durch den Magnetismus eine jede alte, nicht ganz aus dem Grunde gehobene Nervenkrankheit, die ſich ohnehin mit der Zeit von ſelbſt wieder einſtellen würde, mit geringerer Gefahr herbeizuführen vermöge; was unter andern vorzüglich die oben Nro. 4 beſchriebene Geſchichte mit dem Senitzer Juden zu beſtätigen ſcheint.

3) Daß auch die heftigſten Anfälle mit jeder von ihm vorgenommenen Magnetiſirung immer ſchwächer würden und zuletzt ganz wegblieben, was ein ſicheres Zeichen wäre, daß der Kranke vollkommen geheilt ſei; und wenn ja dieß aus Mangel der Zeit oder aus einer andern Urſache nicht ganz erreicht würde, ſo wären doch ſeine Verſuche für den Kranken nicht nur nicht nachtheilig, ſondern auch wohlthätig. Dieß ſuchte er dadurch zu beweiſen, daß er bereits einen zu Wien Studirenden, der die Epilepſie (wenn mich mein Gedächtniß nicht trügt) von einem großen Erſchrecken bekam, binnen ſechs Wochen durch den Magnetismus vollkommen wieder hergeſtellt habe. Die ungefähr ein Jahr und vielleicht noch länger ausgebliebenen Spasmen des Barons Horeczki ſchienen dem letztern Theile dieſer ſeiner Behauptung eben nicht ungünſtig zu ſein.

Sein offenherziges Geſtändniß, daß ihn die Reiſe nach Ungarn nicht gereue, weil er daſelbſt viele neue Entdeckungen gemacht hätte, auf die er anderswo vielleicht nie gekommen ſein würde, mußte uns ein nicht geringes Vergnügen machen, da wir glaubten, dieß könnte eine Veranlaſſung ſein, ſeine Erfindung beſſer auszubilden und der Vollkommenheit näher zu bringen.

Außer den von mir bereits erzählten Verfahrungsarten ſeiner Magnetiſirungen habe ich keine andern geſehen als folgende: „Zuweilen faßte er einen minder empfänglichen Nervenkranken bei beiden Händen; mit dem Geſicht gegen ihn gewandt, ſchmiegte er ſich an ihn an, und blieb dann eine ziemliche Weile in dieſer Stellung. Wollte dies nicht fruchten, ſo legte er ihm einen künſtlichen Magnet unter den Fuß und ließ ihn nöthigenfalls ein Magnetſtück nahe an dem in Bewegung geſetzten und ſich an einem ledernen Polſter reibenden Glaſe der Elektriſirmaſchine halten. Nur bei Wenigen waren dieſe beiden letztern Behandlungen ganz ohne Erfolg: ob darum, weil ſie etwa irrig für Nervenkranke gehalten wurden, oder einer andern verborgen gebliebenen Urſache wegen, davon wird man von mir keine Rechenſchaft fordern, da ich nur ſagen kann, was geſchehen iſt. Uebrigens klagte Mesmer nie über Uebelbehagen, Schwäche u. dergl., wenn er gleich noch ſo Viele vom frühen Morgen an bis in den ſpäten Abend magnetiſirt hatte.

Von beſonders eingerichteten magnetiſchen Stuben, vom Streichen vom Kopfe nach den Extremitäten, vom Iſoliren der Kranken und andern dergleichen Sachen machte Mesmer in Ungarn gar keinen Gebrauch. Auch fiel weder ihm noch uns etwas von Exaltation und Somnambulismus damals ein. Doch dieſe ſpätern Erfindungen, ſo unbegreiflich ſie mir auch ſind, trage ich Bedenken wegzuleugnen, da ſo viele würdige Männer deren Wahrheit beſtätigen. Einmal ſchon gewitzigt, fürchte ich, meinen Leugnungskitzel der Gefahr einer zweiten Beſchämung auszuſetzen. Mein Verſtand hat ſeine Grenzen, jenſeits deren noch Manches mir ganz Unbegreifliche und doch Wahre gewiß liegt.“

Wir verdanken dieſer Erzählung ein ſehr getreues Bild Mesmer's aus einer frühern Zeit, wo er gleich am Anfange ſeiner Entdeckung den thieriſchen Magnetismus noch in Verbindung mit dem Mineralmagnete und der Electricität ausübte, wovon er in ſpäterer Zeit zurückkam.

Da erkannte er mehr, daß er das Hauptagens zu ſeinen Heilungen in ſeinem eigenen Organismus zu ſuchen habe, daß es ein eigenes Wirkungsvermögen ſeie, das ſich durch längere Ausübung in ihm immer mehr verſtärke. Uebrigens wurde auch von Mesmer nicht beſtritten, daß bei Perſonen, auf die der thieriſche Magnetismus allein angewendet nur ſchwachen Einfluß übt, für denſelben eine größere Empfänglichkeit durch Mithülſe der Electricität und des Galvanismus hervorgerufen werden kann, und es iſt, wie auch Wolfart ſich darüber ausſprach, gar wohl anzunehmen, daß all dieſe Naturthätigkeiten nur als die niedern erſtern und gewiſſermaßen unorganiſchen Stufen des Lebensmagnetismus zu betrachten ſind, die allerdings vermögen, den auch im Organismus zum Hervortreten des lebensmagnetiſchen Verhältniſſes nöthigen, differenten Zuſtand zu bewirken.

Seifert führt an, er habe bei Mesmer bemerkt, daß er unter ſeinem Hemde noch ein anderes dicht anliegendes ledernes, mit einem ſeidenen Unterfutter gefüttertes Hemd getragen, und er meint, Mesmer habe dadurch die magnetiſchen Ausſtrömungen aus ſeinem Körper, wie man es bei den electriſchen thue, zu verhindern, und auch durch Beiſichtragen von natürlichen und künſtlichen Magneten zu verſtärken geſucht. Es iſt möglich, daß Mesmer das in früheren Zeiten that, beſonders das bei ſich Tragen von Magneten, ſo lange noch ſein Glaube an Einfluß des natürlichen Magnets bei Heilungen in ihm vorherrſchend war; ſpäter aber unterließ er es und es wäre damit gewiß auch nur wenig gewonnen geweſen. Die ihm angeborene eigene organiſche Kraft war die einzige Urſache ſeiner magnetiſchen Wirkungen.

Allerdings gebrauchte übrigens Mesmer ſpäter auch noch einige Vorrichtungen zur Verſtärkung der magnetiſchen Kraft, von welchen beſonders das, von ihm zuerſt erfundene Baquet zu verſtehen iſt, das ſpäter von Anderen noch complicirtere Zuſammenſetzungen erhielt. Er nannte es magnetiſches Becken, auch Parepothos. Dieſes Behältniß, wie Mesmer es urſprünglich beſtimmte, ſtellt ein großes Gefäß oder eine Wanne mit verſchiedenen magnetiſirten Körpern angefüllt, vor: wie Waſſer, Sand, Steine, Glasflaſchen mit Waſſer gefüllt. Es iſt ein gemeinſchaftlicher Brennpunkt, worin ſich der Magnetismus concentrirt befindet, und aus welchem eine Anzahl Leiter gehen, die aus gekrümmten etwas ſpitzig zulaufenden Eiſenſtäben beſtehen, deren eines Ende in das Behältniß taucht, indeß das andere an den kranken Theil gebracht werden kann. Dieſe Zurichtung läßt ſich für eine Menge von Kranken gebrauchen, welche, damit ſie hier die zu ihrer Heilung nöthigen Kriſen bereiten, umherſitzen. Ein Waſſerbehälter von jeglicher Größe (Teich, Baſſin) in einem Garten kann zu dem gleichen Heilverfahren dienen, ſobald jeder Kranke einen Stab in das Waſſer hält, den er auf dieſelbe Weiſe ſich anbringt.

Wenn in dieſer Erzählung bemerkt wird, daß Töne, die Metallinſtrumente, während der Handauflegung Mesmer's auf ſie, hervorbrachten, einen üblen Eindruck auf die Kranken gehabt, ſo iſt dies wohl der Einwirkung des Metalles ſolcher Inſtrumente zuzuſchreiben, da eben daſelbſt erzählt wird, daß Töne, die Mesmer einem Saiteninſtrumente (Violoncell) entlockte, keine unangenehmen Empfindungen, ſondern Schläfrigkeit bewirkten, wie Mesmer auch die Töne einer Glasharmonika mit wohlthätigem Erfolge als Träger des magnetiſchen Fluidums bei ſeinen Heilungen zu Hilfe zog. Ferner geht aus dieſer Erzählung hervor, daß Mesmer ſich damals auch noch einer heftig einwirkenden, magnetiſchen Manipulation bediente, die er ſpäter mit ſanfter einwirkenden vertauſchte Das ruhige Halten der Fingerpole, beſonders in einer Entfernung, auf einen vorzüglich leidenden Theil, bringt faſt immer heftige Erſchütterungen hervor. Dadurch bewirkte Mesmer anfänglich faſt Alles und nur der ſtarken Einwirkung ſeines Willens und ſeiner magnetiſchen Kraft iſt es zuzuſchreiben, daß dieſe Erſchütterungen gezügelt und zu wohlthätigen Kriſen wurden. Er erkannte ſpäter dieſe magnetiſche Manipulation für gewagt. Sehr merkwürdig iſt in Herrn Seifert's Erzählung der Vorfall mit dem ungariſchen Baron und es iſt ein wahres Vergnügen ihn in dieſer lebendigen Darſtellung zu leſen, wodurch man ganz auf den Schauplatz ſelbſt verſetzt wird. Hier erſcheint Mesmer's Bild im Sturme der beunruhigendſten Erſcheinungen in einer bewunderungswürdigen, feſten Ruhe.

Als Wolfart dieſe Erzählung Seifert's in ſeinem Aſkläpinien vom Jahre 1812 abdrucken ließ, gab er unter andern Bemerkungen über ſie, folgende, ſehr annehmbare Erklärung jenes ſo beängſtigenden Vorfalls mit dem Baron. Er ſagt:

„Der Büchſenſpanner, der aus dem Zimmer des Barons über Mesmer fluchend ſprang, mit der Aeußerung, Mesmer werde ihn und den Baron noch umbringen, war namlich durch Schließung der Kette (wie der, ſeine Stelle einnehmende Kolowratek) mit magnetiſirt worden. Das Irrereden des Barons, das Mesmer ſogar durch ſein Verfahren vernichten oder wieder hervorrufen konnte, iſt hier das Merkwürdigſte. Es war dieſes offenbar der unterſte Grad des, erſt ſpäter entdeckten Schlafwachens und Hellſehens. Mesmer kannte dieſe Erſcheinung nicht zuvor, natürlich alſo nahm er ſie, wie jeder richtig denkende Arzt gethan haben würde, für nervöſe Zufälle eines, durch ſein Verfahren entſtandenen Fiebers, für Fieberphantaſien, an. Die Anwendung des Magnets und ein allzu poſitives Verfahren ließ es nicht zu, daß dieſer Zuſtand ſich ordentlich entwickeln konnte.“ (Ich muß hier zuſetzen, daß der herbeigerufene Doktor Ungerhofer ganz den Charakter eines, auf Mesmer eiferſüchtigen, praktiſchen Arztes hauptſächlich durch die Erklärung zu erkennen gab, er habe eben jetzt ſelbſt viele ſolche Fieberkranke in der Kur, um dadurch ſogleich auch den Anweſenden klar zu machen, daß jenes Fieber des Barons nicht durch den geträumten, magnetiſchen Einfluß Mesmer's entſtanden ſei, ſondern das ganz gleiche Fieber viele andere Menſchen befallen, die er glücklich geheilt habe. Daß Mesmer dem Doktor erklärte, der Baron habe vor dem Magnetiſiren kein Fieber gehabt und er habe ſolches ganz nach ſeinem Willen hervorrufen oder wieder aufhören machen können, brachte ihn zu keiner andern Anſicht; auch die Verſicherung der Zeugen nicht, daß, ehe noch eine Spur von Krankheit bei dem Baron vorhanden geweſen ſei, Mesmer ſchon vorher den Tag beſtimmt habe, an welchem jener beunruhigende Zuſtand eintreten werde. Der Ausſpruch: „O, ſo habe ich jetzt viele mit der gleichen Krankheit Befallene in der Kur!“ iſt die ſehr oft gebrauchte Redensart, freilich nur gemeiner Aerzte, die zu Kranken anderer Aerzte berufen werden. Sie trachten dadurch ſich ſogleich über den früheren Arzt zu ſtellen und ſich den Kranken und den Umſtehenden als einen, mit ſolcher Krankheit ſchon ſattſam

Bekannten zu empfehlen.) „Was jene heftigen, ſchmerzhaften Bewegungen anbelangt, die der Baron und die Theilnehmer, namentlich auch der Büchſenſpanner, durch die Manipulation Mesmer's erleiden mußten; ſo hatten dieſe darin ihren Grund, daß ſolche ſchmerzhafte Zufälle in Solchen durch mittelbare oder unmittelbare Berührung von Metallen hervorgebracht werden können, die ſchon in der magnetiſchen Einwirkung auf einer höheren Stufe ſich befinden, was bei dem, von Mesmer in jenem Falle zugleich angewandten metalliſchen und mineral-magnetiſchen Apparate geſchah.

Mesmer's Lehrſätze.

Umſonſt war Mesmer's Beſtreben ſeine ärztlichen Zeitgenoſſen von der Wahrheit und Größe ſeiner Entdeckung zu überzeugen, umſonſt kündigte er allen Akademien der Wiſſenſchaften ſeine Entdeckung an, er wurde, ausgenommen von Einer, gar keiner Antwort gewürdigt und auch dieſe, die Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin, urtheilte folgendermaßen darüber: ſie wolle ſich gar nicht in nähere Unterſuchung und Beurtheilung dieſer Sache, die noch auf ſo gar ungewiſſen Fundamenten beruhe, einlaſſen. Mesmer brachte nun alle ſeine Entdeckungen in 27 Lehrſätze, die er im Jahr 1775 an alle wiſſenſchaftlichen Akademien überſchickte. In dieſen Lehrſätzen iſt Mesmer's Lehre kurz und klar enthalten und, weil er dieſelben mit ſeinen eigenen Worten geſchrieben, iſt es wichtig, ſie ohne alle fremde Zuthat kennen zu lernen. Ich fand einige Blätter davon unter Mesmer's Nachlaß, von ihm ſelbſt geſchrieben, vor und theile ſie hier, wie ſie ſpäter vollſtändig im Druck erſchienen ſind, mit:

I Es findet ein wechſelweiſer Einfluß unter den Himmelskörpern, der Erde und allen belebten Weſen ſtatt.

II. Eine Flüſſigkeit, die allgemein verbreitet und ſo ausgedehnt iſt, daß ſie keinen leeren Raum geſtattet, deren Feinheit mit Nichts verglichen werden kann, und welche ihrer Natur nach fähig iſt, alle Eindrücke der Bewegung anzunehmen, fortzupflanzen und mitzutheilen, iſt das Hilfsmittel bei dieſem Einfluß.

III. Dieſe wechſelſeitige Wirkung iſt mechaniſchen Geſetzen unterworfen, die bis jetzt ganz unbekannt waren.

IV. Aus dieſer Thätigkeit entſpringen abwechſelnde Wirkungen, die man wie Ebbe und Fluth betrachten kann.

V. Dieſe Ebbe und Fluth iſt mehr oder weniger allgemein, mehr oder weniger zuſammengeſetzt nach der Natur der Urſachen, die ſie beſtimmen.

VI. Durch dieſe Thätigkeit, die weit allgemeiner als jede andere in der Natur iſt, erfolgt, daß eine relative Thätigkeit zwiſchen den Himmelskörpern, der Erde und ihren Beſtandtheilen ſtattfindet.

VII. Die Eigenſchaften der Materie und der organiſirten Körper, die abwechſelnden Wirkungen dieſes thätigen Weſens, und indem es unmittelbar in die Subſtanz der Nerven eindringt, ſetzt es dieſelben unmittelbar in Bewegung.

VIII. In den menſchlichen Körpern findet man Eigenſchaften, die mit denjenigen des Magnets übereinſtimmen. Man unterſcheidet darin gleichfalls viele entgegengeſetzte Pole, welche mitgetheilt, verändert, zerſtört und geſtärkt werden können.

IX. Die Eigenſchaft des thieriſchen Körpers, welche ihn zu dem Einfluß der himmliſchen Körper und zu der gegenſeitigen Wirkung Derjenigen, die ihn umgeben, fähig macht, durch die Aehnlichkeit mit dem Magnet dargethan, hat mich beſtimmt, dieſelbe den thieriſchen Magnetismus zu nennen.

X. Die auf dieſe Art beſchriebene Kraft und Wirkung des thieriſchen Magnetismus kann andern belebten und unbelebten Körpern mitgetheilt werden; beide ſind aber jedoch mehr oder weniger hiezu fähig.

XI. Dieſe Kraft und dieſe Wirkung können durch eben dieſe Körper geſtärkt und fortgepflanzt werden.

XII. Nach der Erfahrung bemerkt man einen Ausfluß einer Materie, deren Flüchtigkeit alle Körper durchdringt, ohne daß ſie merklich Etwas von ihrer Thätigkeit verliert.

XIII. Ihre Wirkung erſtreckt ſich auch auf die Entfernung ohne Beihülfe eines gewiſſen Zwiſchenkörpers.

XIV. Sie wird durch Spiegel wie durch das Licht vermehrt und zurückgeſtrahlt.

XV. Sie wird durch den Schall mitgetheilt, vermehrt und fortgepflanzt.

XVI. Dieſe magnetiſche Kraft kann angehäuft, verſtärkt und fortgepflanzt werden.

XVII. Ich habe geſagt, die belebten Körper wären nicht alle gleich fähig dieſe Kräfte anzunehmen. Ja, es gibt auch Körper, obſchon darunter ſehr ſelten, die ſo entgegengeſetzte Eigenſchaften beſitzen, daß ihre Gegenwart alle Wirkung von dieſem Magnetismus in den andern zerſtört.

XVIII. Dieſe entgegengeſetzte Kraft durchdringt gleichfalls alle Körper; ſie kann auf gleiche Art mitgetheilt, angehäuft, fortgepflanzt werden; ſie ſtrahlt von Spiegelflächen zurück und wird mit dem Schall fortgepflanzt. Dies verurſacht nicht nur eine Beraubung, ſondern auch eine entgegengeſetzte, eine poſitive Kraft.

XIX. Der natürliche und künſtliche Magnet iſt wie die andern Körper zu dem Thiermagnetismus und ſelbſt zu dem entgegengeſetzten fähig, ohne daß in beiden Fällen ſeine Wirkung auf das Eiſen oder auf die Nadel die geringſte Veränderung leidet. Dies beweiſt, daß der thieriſche Magnetismus vom mineraliſchen weſentlich verſchieden ſei.

XX. Dieſes Syſtem wird die Natur des Feuers und des Lichts, ſo wie auch die Lehre von der Anziehung, der Ebbe und Fluth, des Magnets und der Electricität in ein helleres Licht ſetzen.

XXI. Es wird zeigen, daß der Magnet und die künſtliche Electricität in Rückſicht der Krankheiten blos Eigenſchaften beſitzen, die ſie mit andern thätigen Weſen, welche uns die Natur darbietet, gemein haben; und daß, wenn einige nützliche Wirkungen aus ihrer Anwendung entſpringen, ſie dies dem thieriſchen Magnetismus verdanken müſſen.

XXII. Aus Thatſachen nach den von mir feſtgeſetzten und ausgeübten Regeln wird man leicht einſehen, daß dieſes Prinzip unmittelbar Nervenkrankheiten heilen kann.

XXIII. Durch ſeine Beihülfe bekommt der Arzt viel Licht bei der Anwendung der Arzeneimittel, ſo daß er ihre Wirkung verbeſſern, heilſame Kriſen herbeilocken und ſie ſo leiten kann, daß er Herr davon bleibt.

XXIV. Durch Mittheilung meiner Methode werde ich durch eine neue Lehre der Krankheiten den allgemeinen Nutzen dieſer Thätigkeit beweiſen.

XXV. Bei dieſer Kenntniß wird der Arzt ganz ſicher den

Urſprung, den Fortgang und die Natur ſelbſt von den verwickeltſten Krankheiten beurtheilen können. Er wird davon die Zunahme verhindern und die Heilung bewerkſtelligen können, ohne ſich jemals den gefährlichen Wirkungen oder verdrießlichen Folgen auszuſetzen, er mag von einem Alter, Geſchlechte oder Temperamente ſein, von welchem er will. Weiber genießen unter ihrer Schwangerſchaft und unter der Geburt gleiche Vortheile davon.

XXVII. Dieſe Lehre wird endlich den Arzt in den Stand ſetzen, genau von dem Grade der Geſundheit eines jeden Menſchen urtheilen und ihn vor Krankheiten verwahren zu können, welchen er ausgeſetzt iſt: Die Kunſt zu heilen würde auf dieſe Art den höchſten Grad der Vollkommenheit erlangen.

Mißkennung der Lehre Mesmer's und ſeine Gefuhle hieruber.

Von der Wahrheit ſeiner Lehre ſo tief im Innerſten überzeugt, mußte den edlen Mann die ſo oft erlittene Mißkennung und der Hohn tief kränken, den er ſelbſt von Männern, die ihm in anderer Hinſicht werth waren, erfahren mußte. Dieſes ſein bitteres Leid ſpricht er auch in mehreren von ſeiner Hand geſchriebenen Fragmenten aus, die ich mir von ſeinen Erben erſtand. Ein ſolches von ſeiner Hand geſchriebene Fragment iſt auch nachſtehendes:

„Es giebt in der Geſchichte wenige Beiſpiele von einer Entdeckung, die, ihrer großen Wichtigkeit ohngeachtet, ſo viele Schwierigkeiten ſich auszubreiten und ſich geltend zu machen gefunden hätte, als die Entdeckung einer bisher unbekannten Naturkraft, eines auf die Nerven unmittelbar wirkenden Agens, ohne das die Heilkunde noch im Entſtehen geblieben iſt. Dieſes iſt eigentlich das Lebensprincipium, welches man als eine Subſtanz vergebens in den ſogenannten drei Reichen aufgeſucht hat, und das ich ſammt einer Theorie und deren Anwendung „thieriſcher Magnetismus“ genannt habe.

„Zufolge dieſer und mehrerer Entdeckungen und tieferer Anſichten über den Organismus der Natur und der Menſchen erfand und übte ich eine neue Heilmethode aus.

„Man hatte ſich anfänglich den Fortſchritten derſelben ſo hartnäckig entgegengeſetzt, daß ich mich nach unausgeſetzten Beobachtungen anſtrengte, viele phyſiſche Kenntniſſe zu vervollkommnen, zu berichtigen und ein mechaniſches Syſtem, deſſen eine neue Heilkunde ein Beſtandtheil ſein ſollte, zu bilden.

„Der Ruf dieſer Neuerungen brachte gar bald die Gelehrten wider mich auf, daß ich, vielem Widerwärtigen zu entgehen, mich genöthigt fand, das Vaterland zu verlaſſen, und nach Frankreich zog, wo ich mit Recht die Nation für meine Wahrheiten empfänglicher glaubte. Einige Aerzte dieſes Landes ſuchten zwar gleich anfänglich das ſogenannte Geheimniß, ſo ſie als ein ſpecifiſches und verkäufliches Mittel anſahen, in minder reinen Abſichten durch Liſt und Kunſt mir zu entwenden. Als ſie ſich aber in ihrem Unternehmen getäuſcht fanden, ſo kündigten ſie mir förmlich die Fehde an, ſie belegten mich mit den ihnen gewöhnlichen Titeln eines Charlatans und verbeten den Ihrigen, bei Strafe des Ausſchließens, mit mir nur Umgang zu pflegen.

„Nach meiner Zurückkehr in Deutſchland fand ich die Gelehrten, anſtatt um die Ehre der Erfindung eifernd, in tiefer

Unwiſſenheit für **Alles**, was meine Geſchichte Günſtiges für die Entdeckungen enthielt, blos das nachſchreien, was ihnen meine Feinde verſagten. In öffentlichen Schriften ward ich unter die Zahl verächtlicher Charlatans gezählt, und mir der Ruhm tauſendfältiger Wohlthaten, ſo ich durch 10 Jahre hindurch verdient hatte, wieder entriſſen.

„Daß die Anzahl derer, die mit keuſchem Sinn zu ſehen, und das Geſehene einfältiglich und treu zu berichten vermögen, eben ſo gering iſt, als die jener wiſſenſchaftlichen Forſcher, denen die Götter die Gabe eines richtigen Erkennens und die Kraft philoſophiſcher Entwicklung verliehen, iſt im Gebiete der Heilkunde bewährt.“ —

In andern Fragmenten von ihm, die mir durch dieſe Gelegenheit zukamen, ſpricht ſich Mesmer über die Wahrheit ſeiner Entdeckung und Lehre und über die unverdiente Mißkennung, die ſie erhielt, oft auf's Klarſte und Rührendſte aus, z. B. im Nachſtehenden:

„Wenn ich einen an irgend einem Orte z. B. durch eine Unpäßlichkeit feſtgeſeſſenen Schmerz mit meinem Finger hinführe, wo mir's beliebt; wenn ich ihn nach meinem Gutbefinden vom Gehirn in den Magen, vom Magen in's Gehirn treibe, ſo kann nur die ausgemachteſte Narrheit oder eine auf's Höchſte getriebene Bosheit den Urheber von dieſen Gefühlen verkennen. In meinen Augen iſt daher ein unläugbarer Grundſatz: Ein jeder Gelehrter muß in einer Stunde eben ſo feſt von der Wirklichkeit meiner Entdeckung überzeugt ſein, als ein Schweizer Bauer, wenn ich ihn viele Monate in der Kur gehabt habe.“

„Eine unbeſtrichene in Bewegung geſetzte Magnetnadel ſetzt ſich blos zufälligerweiſe wieder in eine beſtimmte Lage, hingegen die beſtrichene, vom Stoß bewegte wird nach verſchiedenen dem Stoßen und der magnetiſchen Kraft proportionalen

Schwingungen ihre erſte Lage wieder finden und dann ſtille ſtehen. Eben ſo ungewiß wird, nach meiner erſten Vorausſetzung, die einmal geſtörte Harmonie organiſcher Körper wieder hergeſtellt, wenn es nicht durch ein allgemein wirkendes beſtimmtes Principium geſchieht, von deſſen Daſein ich überzeugt bin. Dieß allein kann dieſe Harmonie wieder in ihren natürlichen Zuſtand verſetzen. Man fand aber auch, daß Krankheiten bald ohne, bald beim Gebrauch der Arzneimittel, bei verſchiedenen Syſtemen, bei völlig ſich entgegengeſetzten Methoden oft gefährlicher, oft gehoben wurden. Dieſe Betrachtungen überzeugten mich vollends, es müſſe ein allgemein wirkendes Principium in der Natur vorhanden ſein, welches ohne unſer Zuthun das verrichtet, was wir ſehr unbeſtimmt der Kunſt und der Natur zuſchreiben. Dergleichen Betrachtungen entfernten mich nach und nach von der alltäglichen Straße. Ich unterwarf meine Ideen einer Erfahrung, die ich den genaueſten Beobachtungen aller Arten von Krankheiten widmete, und hatte endlich das Vergnügen, die von mir vermutheten Grundſätze ohne Ausnahme beſtätigt zu ſehen."

„Das Syſtem, welches mich auf die Entdeckung des thieriſchen Magnetismus leitete, war nicht die Frucht eines einzigen Tages. Nach und nach ſammelten ſich die Bemerkungen in meiner Seele, ſo wie ſich die Stunden meines Lebens häuften. Nur meinem ſtandhaften Aushalten hab' ich die nöthige Herzhaftigkeit zu danken, mit der ich die Vorurtheile der Vernunft und Weltweisheit angriff, ohne eine Verwegenheit, wenigſtens nach meinem Urtheil, zu begehen. Die Kälte mit der man meine erſten Ideen, die ich öffentlich bekannt zu machen wagte, aufnahm, ſetzte mich in Erſtaunen, als wenn ich ſie nicht vorausgeſehen hätte. Freilich lachten die Gelehrten, vorzüglich die Aerzte, ſehr zur Unzeit darüber, da mein Syſtem, noch von keinen Proben unterſtützt, wenigſtens immer eben ſo vernünftig ſcheinen mußte, als der größte Theil der ihrigen, welchen ſie jederzeit den herrlichen Namen: Grundſätze beilegen. Dieſe ſchlechte Aufnahme bewog mich meine Gedanken auf's Neue zu prüfen. Statt dabei zu verlieren, erhielten ſie einen Grad von Evidenz. Und wirklich überzeugte mich Alles, daß ſich in den Wiſſenſchaften außer den bisher angenommenen Grundſätzen noch andere entweder vernachläßigte oder nicht beobachtete, finden mußten. Immer ſagte ich mir ſelbſt: So lange die Grundſätze der Wiſſenſchaften falſch oder ungewiß ſind, werden die Bemühungen der herrlichſten Genie's unfruchtbar für das Glück und die Aufklärung Anderer bleiben. Die Gelehrten pflegen mit unermüdeter Sorgfalt den großen Baum der Wiſſenſchaften; allein ſie beſchäftigen ſich immer mit dem äußerſten der Aeſte, vernachläßigen aber die Wartung des Stammes. Oft verglich ich die Aerzte mit Reiſenden, welche einmal von ihrer Straße abgekommen, ſich immer weiter verirren, weil ſie ſtatt umzukehren und ſich zurechtzufinden beſtändig gerade forteilen.

„Ein verzehrendes Feuer erfüllte meine Seele. Ich ſuchte die Wahrheit nicht mehr voll zärtlicher Neigung, ich ſuchte ſie voll der äußerſten Unruhe. Felder, Wälder und die entlegenſten Einöden hatten allein noch Reize für mich. Da fühlt' ich mich näher bei der Natur. In der heftigſten Bewegung glaubte ich zuweilen, daß mein von ihren vergeblichen Lockungen ermüdetes Herz ſie wild von ſich ſtieße. O Natur, rief ich bei dergleichen Anfällen aus, was willſt du von mir? Bald hingegen glaubte ich ſie zärtlich zu umarmen oder voll der höchſten Ungeduld zu beſchwören, ſie möchte doch meine Wünſche erfüllen. Zum Glück hatte meine Heftigkeit in der Stille der Wälder niemand als die Bäume zu Zeugen. Denn wahrlich ich muß einem Wahnſinnigen ſehr ähnlich geſehen haben. Alle übrigen Beſchäftigungen wurden mir verhaßt. Ein jeder Augenblick, den ich ihnen widmete, ſchien mir ein an der Wahrheit begangener Diebſtahl zu ſein. Ich bereute die Zeit die ich anwandte, Ausdrücke für meine Gedanken zu ſuchen. Ich fand daß wir jeden Gedanken unmittelbar ohne langes Nachſinnen in die Sprache einzuleiten pflegen, die uns die bekannteſte iſt. Und da faßte ich den ſeltſamen Entſchluß, mich von dieſer Sklaverei loszumachen. So gewaltig war meine Einbildungskraft geſpannt, als ich dieſer abſtrakten Idee Wirklichkeit, — Einkleidung gab. Drei Monate dachte ich ohne Worte. Als ſich dieß tiefe Nachdenken endete, ſah ich mich voll Erſtaunen um. Meine Sinne betrogen mich nicht mehr wie vorhin. Alle Gegenſtände hatten für mich eine neue Geſtalt. Die allergemeinſten Verbindungen der Gedanken ſchienen mir einer genaueren Unterſuchung zu bedürfen und die Menſchen ſo ausnehmend zum Irrthum geneigt, daß ich ein nie gefühltes Entzücken empfand, ſo oft ich unter allgemein angenommenen Meinungen eine ſonnenklare Wahrheit entdeckte. Denn dieß war für mich eine ſeltene Probe: daß Wahrheit und menſchliche Natur nicht ſchlechterdings zwei unverträgliche Begriffe ſeien.

„Unmerklich kam wieder Ruhe in meine Seele; denn ſie war nun von dem wirklichen Daſein der von mir bisher ſo hitzig verfolgten Wahrheit völlig überzeugt. Freilich erblickte ich ſie noch in der Ferne, noch in einige leichte Nebel gehüllt, aber ich ſahe doch deutlich den Weg, der zu ihr führte und entfernte mich nicht mehr von demſelben. So erwarb ich mir die Fähigkeit, die von mir vermuthete, nachahmende Theorie durch

Verſuche zu beſtätigen, die wirklich eine, auf das ſchärfſte durch Erfahrung bewieſene phyſiſche Wahrheit iſt.

„Nun ſtund mir noch eine lange, beſchwerliche Reiſe durch das Reich der Meinungen anderer Menſchen bevor. Ich ſah die ganze gewaltige Strecke vor mir liegen. Doch dies ſchreckte mich nicht ab. Ich fühlte vielmehr die Nothwendigkeit, die Anzahl der Hinderniſſe dadurch zu vergrößern, daß ich mir's als die ſtrengſte Pflicht auferlegte, der Menſchheit das unſchätzbare, meinen Händen anvertraute Gut in ſeiner vollen Reinheit ſo unverfälſcht, als ich's von der Natur erhalten hatte, zu überliefern. Ich unterſuchte auf's Pünktlichſte die vorſichtigen Maßregeln, die ich ergreifen mußte, um es bei der Mittheilung vor aller Verfälſchung zu bewahren und es an den Ort ſeiner wahren Beſtimmung zu bringen. Aber eben dieſe Vorſicht wurde von ſehr Vielen gemißbilligt und man giebt mir ein ſehr zweideutiges Betragen ſchuld, weil ich die Theorie von meinem Syſtem nicht bekannt mache. Und ich antworte hierauf: „Dies iſt mir wirklich unmöglich.“ Ueberzeugung, nicht Eigenliebe iſt's, wenn ich verſichere, daß ein Verſuch von dieſer Art unnütz, ja gefährlich ſein würde. Sehnlich wünſche ich den Beweis davon ordentlich, deutlich und beſtimmt geben zu können; allein ich finde für meinen Gegenſtand keine beſtimmten, eigentlichen Ausdrücke. Will ich mich verſtändlich machen, ſo muß ich Bilder, Vergleichungen, Annäherungen zur Hülfe nehmen und dieſe Sprache behält trotz allen genauen Berichtigungen noch immer tauſend Unvollkommenheiten. — Denen, welche die obige Beſchreibung meines aufgeregten Zuſtandes befremdend und auffallend ſcheinen möchte, ſage ich, daß allerdings nur die, eines Enthuſiasmus fähigen Leſer mich ohne Zweifel verſtehen werden. Sie allein können die Prüfungen richtig beurtheilen, welche, um nützlich zu werden, derjenige ausſtehen mußte, über den ſie vielleicht oft leichtſinnig geurtheilt haben. Verſuchen Sie es einmal, ich bitte Sie, ohne Worte zu denken, aber nur zum Vergnügen. Wenn ich mich als ein Mann, der warmen Antheil an jedem Genie nimmt, verpflichtet glaube, Sie zu erinnern, daß nur eine unmerkliche Schattirung zwiſchen der höchſten Stufe des Enthuſiasmus und der Narrheit iſt, ſo bin ich noch mehr als Arzt verbunden Ihnen zu ſagen: „Wer ſich dergleichen übertriebenen Anſtrengungen überläßt, ſetzt die Werkzeuge ſeines Gehirns augenſcheinlichen Gefahren aus.“

So ſchreibt kein Lügner und Charlatan! Das ſind wahre, vortreffliche Worte aus den innerſten Tiefen der Seele eines ehrlich forſchenden, von der Wahrheit ſeiner Idee feſt überzeugten, durch die Mißkennung und den Unverſtand bornirter Schulweisheit tief gekränkten, wiſſenſchaftlichen Mannes.

Ein Aufſatz des Vaters der blinden Paradis, die die Urſache heftiger Verfolgung Mesmer's war. Bemerkung Mesmer's über das Sehen Blindgeweſener und weitere Erzählung von ihm in Betreff der Geſchichte der Paradis.

Noch liegt ein Aufſatz Mesmer's im Manuſcripte vor mir, der von dem Vater jenes blinden Mädchens Namens Paradis, in Wien verfaßt und niedergeſchrieben wurde, der bekannten Blinden, die Mesmer durch magnetiſche Einwirkung zu heilen verſuchte und die ihm, wie folgen wird, die größten Unannehmlichkeiten und Verfolgungen verurſachte. Dieſes Mädchen, das ſich zur berühmten Klavierſpielerin ausgebildet hatte, und ein Schützling der Kaiſerin Maria Thereſia war, war von ſeinem vierten Jahr an durch Lähmung der Sehnerven, nach Ausſpruch und Unterſuchung der berühmteſten Aerzte Wien's, des Augenlichtes durchaus beraubt.

Nachdem ſie von einer Reihe von Aerzten behandelt und mißhandelt werden war, kam ſie unter Mesmer's magnetiſche Behandlung und erhielt durch dieſe das Augenlicht ganz unbeſtreitbar wenigſtens auf einige Zeit wieder.

Aus dem vorliegenden Aufſatz will ich nur das herausnehmen, was von den, während der Behandlung immer mehr ſteigenden Gefühlseindrücken von Licht auf die Sehnerven und das Gehirn bei dieſer, ſo lange den Lichteindrücken entzogen geweſenen Blinden erzählt wird. — Nachdem der Verfaſſer des Aufſatzes das frühere Leben jenes Mädchens, die mit ihr von andern Aerzten gemachten vergeblichen Verſuche erzählt, fährt er in Verfolgung des Heilverfahrens Mesmer's und der ſtufenweiſe immer mehr ſteigenden Lichtwahrnehmung der Augen des Mädchens fort. Dabei iſt auch pſychologiſch merkwürdig, daß daſſelbe durch Wiedererlangung des Sehvermögens nicht glücklicher, nicht zufriedener, ſondern unglücklicher und unzufriedener wurde; ein Uebelſtand, der ſich aber wohl ſpäter bei längerer Gewohnheit an die Lichteindrücke und die Sehgegenſtände gewiß nach und nach verloren hätte. Man höre nun die Erzählung:

„Nach kurzer kräftiger magnetiſcher Behandlung Herrn Dr. Mesmer's fing ſie nun an, die Conteurs der ihr vorgeſtellten Körper und Figuren zu unterſcheiden. Der neue Sinn war aber ſo empfindlich, daß ſie dieſe Dinge nur in einem ſehr dunkeln, mit Fenſterläden und Verhängen wohlverwahrten Zimmer erkennen konnte. Wenn man bei ihren, obſchon mit einer fünffach übereinandergelegten Binde verhüllten Augen mit einem angezündeten Lichte nur flüchtig vorüberfuhr, ſo fiel ſie, wie vom Blitze gerührt, ſchnell zu Boden. Die erſte menſchliche Figur, die ſie erblickte, war Herr **Dr.** Mesmer. Sie betrachtete ihn und die verſchiedenen ſchwankenden Bewegungen ſeines Körpers, die er vor ihren Augen, ſie zu prüfen machte, mit vieler Aufmerkſamkeit. Sie entſetzte ſich einigermaßen darüber und ſprach: „Das iſt fürchterlich zu ſehen! Iſt das das Bild des Menſchen?“ Man führte ihr auf Verlangen einen großen Hund im Hauſe vor, der ſehr zahm und immer ihr Liebling war. Sie beſah ihn mit gleicher Aufmerkſamkeit. „Dieſer Hund, ſagte ſie hierauf, gefällt mir beſſer als der Menſch, ſein Anblick iſt mir wenigſtens weit erträglicher.“ Vorzüglich waren ihr die Naſen in den Geſichtern, die ſie ſah, ſehr anſtößig. Sie konnte ſich darüber des Lachens nicht enthalten. Sie äußerte ſich darüber folgendermaßen: „Mir kommt es vor, als wenn ſie mir entgegen droheten und meine Augen ausſtechen wollten.“ Seitdem ſie mehrere Geſichter geſehen, gewöhnt ſie ſich beſſer daran. Die meiſte Mühe koſtet es, ſie die Farben und die Grade der Entfernung kennen zu lernen, da ſie in Abſicht auf den neugeſchaffenen Sinn des Geſichtes eben ſo unerfahren und ungeübt, als ein neugeborenes Kind iſt. Sie irret ſich nie in dem Abſtand einer Farbe gegen die andere, hingegen vermenget ſie deren Benennungen, beſonders, wenn man ſie nicht auf die Spur führet, Vergleichungen mit Farben anzuſtellen, die ſie ſchon kennen gelernt hat. Bei Erblickung der ſchwarzen Farbe erklärte ſie, das ſei das Bild ihrer vorigen Blindheit. Dieſe Farbe erreget auch immer bei ihr einen gewiſſen Hang zur Melancholie, der ſie während der Kur oft ergeben war. Sie brach in dieſer Zeit vielfältig in plötzliches Weinen aus. So hatte ſie einmal einen ſo heftigen Anfall, daß ſie ſich auf einen Sopha warf, mit den Händen rang, die Binde abriß, Alles von ſich ſtieß und unter jämmerlichen Klagen und Schluchzen ſich ſo verzweifelnd gebährdete, daß Madame Sano oder ſonſt jede andere berühmte Actrice kein beſſeres Muſter zur Vorſtellung einer durch den äußerſten Kummer geängſtigten Perſon hätte abnehmen können. Nach wenigen Augenblicken war dieſe traurige Laune vorüber und ſie nahm ihr voriges gefälliges und munteres Weſen gleich wieder an, obſchon ſie bald darauf in den nämlichen Rückfall auf das neue gerieth. Da in den erſten Tagen des ſich verbreiteten Rufes von ihrem Wiederſehen ein ſtarker Zulauf von Verwandten, Freunden und von den vornehmſten Standes-Perſonen geſchah, ſo wurde ſie ſehr unwillig darüber. Sie äußerte in ihrem Unmuthe ſich einsmals gegen mich: „Woher kommt es, daß ich jetzt mich weniger glücklich finde, als vormals? Alles was ich ſehe, verurſachet mir eine unangenehme Bewegung. — Ach in meiner Blindheit bin ich weit ruhiger geweſen.“ Ich tröſtete ſie mit der Vorſtellung, daß ihre jetzige Bewegung allein von der Empfindung der fremden Sphäre herrühre, darinn ſie ſchwebe. Die neue Weſenheit, worin ſie ſich durch das wieder erhaltene Augenlicht verſetzet fände, müſſe nothwendig eine nie gefühlte Unruhe in ihr erregen. Sie werde aber ſo gelaſſen und ſo zufrieden, als Andere werden, ſo bald ſie des Sehens mehr gewohnt ſein würde. Das iſt gut, antwortete ſie, denn ſollte ich immer bei Anſichtwerdung neuer Dinge, eine der jetzigen gleiche Unruhe empfinden, ſo wollte ich viel lieber an der Stelle zur vorigen Blindheit zurückkehren. Sie hatte verſchiedenemale Anwandlungen von Ohnmachten, beſonders, wenn ihr nahe Verwandte oder ſonſt vertraute Freundinnen vorgeſtellt wurden.

Ein gleiches geſchah bei dem Anblicke der Abbildung von ihren zwei Onkeln, die beide Kaiſerlich-Königliche Offiziere ſind, und gegen welche ſie immer die zärtlichſte Neigung getragen hat. Sie fuhr mit der Hand über die Züge der Geſichtsbildung, zog aber ſelbe verwundert zurück, da ihr die Hand am glatten Glaſe abglitſchte. Sie glaubte nämlich, daß die gemalten Züge wirklich, wie an lebenden Perſonen, erhaben ſeien. Die hohen Modehauben der hieſigen Frauenzimmer, beſonders die ſogenannten **à la Matignon**, findet ſie ganz und gar nicht nach ihrem Geſchmacke, obſchon ſie vormals in ihrer Blindheit ſelbſt dieſen Kopfputz gerne trug. Ihrer Meinung nach iſt dieſer neumodiſche Kopfputz unverhältnißmäßig mit dem Geſichte, worin ſie auch nicht ganz unrecht hat. Sie verlangte von einem anweſenden Frauenzimmer die Schleppe ihres Kleides zu ſehen, wie ſie im Gehen paſſe. Sie hatte aber eben ſo wenig Gefallen daran, als an den vorgenannten Modehauben. Der Anblick dieſer nachſchweifenden Kleidung iſt ſchwermüthig, ſagte ſie. So fremd ſind überhaupt ihre Ausdrücke, wenn ſie noch ungeſehene Dinge zuerſt betrachtet. Da der neu empfangene Sinn ſie in den erſten Stand der Natur verſetzet, ſo iſt ſie ganz vom Vorurtheile frei, und benennt die Sachen bloß nach dem natürlichen Eindrucke, womit ſie auf ſie wirken. Sie urtheilet ſehr wohl von den Geſichtszügen und ſchließt daraus auf die Gemüthseigenſchaften. Die Vorweiſung eines Spiegels brachte ihr viel Verwunderung; ſie konnte ſich gar nicht darin finden, wie es zuginge, daß die Fläche des Spiegelglaſes die Objekte auffangen und ſie dem Auge wieder vorſtellen könne. Man führte ſie in ein prächtiges Zimmer, wo ſich eine hohe Spiegelwand befand. Sie konnte ſich darin nicht genug ſatt ſehen. Sie machte die wunderlichſten Wendungen und Stellungen vor demſelben, beſonders aber mußte ſie darüber lachen, daß das im Spiegel ſich zeigende Bild bei Annäherung ihrer Perſon gegen ſie trat, hingegen bei ihrer Entfernung ebenfalls zurück wich. Alle Objekte, die ſie in einer gewiſſen Entfernung bemerket, kommen ihr klein vor und ſie vergrößern ſich in ihrem Begriffe nach Maaße, als ſie ihr näher gerücket werden. Da ſie mit offenen Augen einen Biſſen geröſteten Brodes in ihren Chocolade tauchte und damit zum Munde fuhr, ſchien ihr ſolcher ſo groß, daß ſie ihn nicht in den Mund bringen zu können glaubte.

Man zeigte ihr an einem heiteren Abend durch die Fenſter den geſtirnten Himmel. Sie drang aber darauf, denſelben in dem Garten frei zu beſehen. Man mußte ihr nachgeben und ſie auf die vor dem Gebäude liegende Terraſſe des Gartens führen. Hier nun zeigte ſich allen Anweſenden ein beweglicher Auftritt. Sie erhob ſtillſchweigend ihre Hände hoch gegen den prächtig ſchimmernden Himmel, vermuthlich aus dem Innerſten des Herzens ihm das feurigſte ſtille Dankgebet zuzuſenden. Nach einigen Augenblicken rief ſie aus: „O wie ernſthaft dieſe Sterne auf mich herabblicken! Prächtiger kann wohl Nichts in der Natur ſein. Wenn man nirgends eine feurige Regung zur wahren Andacht gegen das obere Weſen empfindet, ſo muß es gewiß hier ſein, hier unter dieſer hellſcheinenden Decke, wo ich jetzt ſtehe.“ Sie wurde darauf zu dem Baſſin geführet, welches ſie eine große Suppenſchüſſel benannte. Die Spaliergänge auf beiden Seiten ſchienen ihr nebenher zu gehen und auf dem Rückwege nach den Zimmern glaubte ſie, das Gebäu käme ihr entgegen, woran ihr die beleuchteten Fenſter beſonders wohl gefielen. Des folgenden Tages mußte man, um ſie zu befriedigen, ſie beim Tageslichte in den Garten bringen. Sie beſah alle Gegenſtände wieder aufmerkſam, aber nicht mit ſo viel Vergnügen als am vorigen Abend. Sie nannte den vorbeifließenden Donauſtrom einen langen und breiten weißen Streif. Sie deutete genau die Orte an, wo ſie den Anfang und das Ende vom Fluſſe ſah. Die in einer Entfernung von etwa tauſend Schritten jenſeits des Fluſſes ſtehenden Bäume der ſogenannten Praterau glaubte ſie mit den ausgeſtreckten Händen berühren zu können. Da es ein heller Tag war, ſo konnte ſie das freie Sehen im Garten nicht zu lange aushalten. Sie ſelbſt verlangte ihre Augen wieder zu verbinden, weil die Empfindung des Lichtes ihrem noch ſchwachen Sinne zu ſcharf iſt, und ihr einen Schwindel verurſachte. Iſt ſie nun wieder verbunden, ſo getraut ſie ſich ohne Führung keinen Schritt vorwärts zu thun, da ſie doch vormals in ihrer Blindheit in dem ihr bekannten Wohnungszimmer ohne Jemandes Leitung ganz zuverſichtlich herumgegangen iſt. Die neue Zerſtreuung der Sinne verurſacht, daß ſie beim Clavier ſchon mehr Nachſinnen anwenden muß,um ein Stück zu ſpielen, da ſie vordem die ſchwerſten Concerte mit der größten Richtigkeit fortſpielte und zugleich mit den Umſtehenden ſich im Geſpräche unterhielt. Mit offenen Augen wird es ihr jetzt gar ſchwer, ein Stück zu ſpielen. Sie beobachtet alsdann ihre Finger, wie ſie über die Claviere weggaukeln, verfehlet aber dabei die meiſten Claves."

Hier endigt das Fragment dieſer Erzählung des Vaters der Paradis.

Anf einem andern Blatt aus Mesmer's Papieren, wie ich fand aus deſſen: „Geſchichte des Magnetismus," ſteht folgende hieher gehörende Bemerkung desſelben, die von ſeinen phyſiologiſchen und pſychologiſchen Einſichten zeugt. Er ſagte daſelbſt:

„Bei Blindgeborenen das Auge herſtellen und ſeine äußerſte

Reizbarkeit ſchonen, iſt nicht hinreichend. Man muß ſie überdieß mit der Vorſtellung bekannt machen, daß die Urſache ihrer neuen Gefühle außer ihnen liegt, ſie die Abweſenheit, Gegenwart und ſtufenweiſe Verſtärkung des Lichts kennen lehren, ihnen den Unterſchied der Farben und Geſtalten, Ferne und Nähe der Gegenſtände, die genaue Verbindung zwiſchen dem Geſicht und Gefühl u. ſ. w. zeigen. Dies Alles lernten wir insgeſammt in der Kindheit maſchinenmäßig, und eben dieſer Umſtand hindert uns in der Folge, über die ungemeinen, damit verknüpften Schwierigkeiten gehörig nachzudenken.“

Eine längere, ungeſtörte magnetiſche Behandlung dieſer Blinden, im denkenden, verſtändigen Sinn Mesmer's, hätte ihre Sehkraft gewiß auf immer hergeſtellt und ſie nicht wieder Rückfällen und abermaliger Blindheit unterworfen, aber Neider und Feinde wirkten auf eine ſchändliche Weiſe ſtörend auf Mesmer und das ohnedies äußerſt nervenſchwache Märchen ein. Doch Beweiſe genug für die Kraft des magnetiſchen Einwirkens auf die Sehnerven, beſonders auf das **Ganglion ciliare**, das (wie das Ganglienleben überhaupt) ſehr empfänglich für den Magnetismus zu ſein ſcheint, liefert das obige, ſo naturgetreu erzählte Bruchſtück aus der Geſchichte dieſes Märchens.

In Mesmer's im Jahre 1781 ins Deutſche überſetzter Geſchichte des Magnetismus, die im Buchhandel nicht mehr gefunden wird, die ich aber in Mesmer's Hinterlaſſenſchaft gedruckt und auch noch in unüberſetzten Fragmenten von Mesmer's Hand in franzöſiſcher Sprache geſchrieben vorfand, erzählt Mesmer das fernere Schickſal dieſer armen Blinden und die Mißkennungen und Mißhandlungen, die er durch ihre glückliche Behandlung erlitt, mit gerechter Entrüſtung, aber für jeden unbefangenen Leſer mit einer fühlbaren Wahrheitstreue, wie folgt:

„Die Blindheit der Jungfer Paradis war alſo unwiderlegbar bewieſen. Ich verſchaffte ihr das Geſicht wieder. Tauſend Zeugen und unter dieſen mehrere Aerzte, Herr von Störk ſelbſt, in Begleitung des zweiten Präſidenten der Facultät, an der Spitze einiger von dieſer Geſellſchaft Abgeordneten, kamen, ſahen dieſen neuen Auftritt und huldigten der Wahrheit.

„Nun machte ſich's der Vater der Jungfer Paradis zur Pflicht, ſich vor ganz Europa dankbar zu bezeigen. Er rückte die wichtigſten Umſtände von dieſer Kur in die öffentlichen Zeitungen ein. Wer hätte es für möglich halten ſollen, eine ſo öffentlich anerkannte Begebenheit zu leugnen? Gleichwohl wagte es Herr Barth, der Profeſſor der Anatomie, der ſich vorzüglich mit Augenkrankheiten und Staarſtechen beſchäftigte, ſie für erdichtet zu erklären und erreichte ſeine Abſicht. Zweimal hatte er in meinem Haus die Jungfer Paradis für ſehend erklärt und ſchämte ſich doch nicht, im Publikum frech zu behaupten: „Sie ſei noch immer blind, er ſelbſt habe ſich davon überzeugt; eine Probe davon ſeie: daß ſie die Namen der ihr vorgelegten Dinge oft nicht wußte, oft verwechſelte;" — da er ſich doch dieſen ſehr einfachen, bei Blindgeborenen oder in ihrer zarten Kindheit Blindgewordenen, unvermeidlichen Vorfall leicht hätte erklären können!

„Nun hatten Herr Ingenhaus und Pater Hell noch einen Gehülfen gegen mich. Ich bekümmerte mich wenig darum, denn die Wahrheit bewies das Ausſchweifende ihres Vorgebens auf's Auffallendſte. Aber wie wenig kannte ich damals die unerſchöpflichen Hülfsmittel, deren ſich der Neid zu bedienen weiß. Man vereinigte ſich, die Jungfer Paradis, da ihr Geſicht noch ſchwach war, meinen Händen zu entreißen, zu verhindern, daß ſie der Kaiſerin-Königin Majeſtät vorgeſtellt wurde, und alſo dem Vorgeben: meine ganze anmaßliche Cur ſei eine bloße Betrügerei geweſen, völligen Glauben zu verſchaffen.

„Dieſen häßlichen Endzweck zu erreichen, mußte man Herrn Paradis den Kopf warm machen, die Beſorgniß erregen, daß er das wegen ſeiner blinden Tochter bewilligte Gnadengehalt, verlieren könnte. Daher überredete man ihn, ſie meinen Händen zu entreißen. Dieſes that er auch, anfänglich für ſich, und dann mit Bewilligung ſeiner Frau. Die Tochter wollte nicht und zog ſich dadurch üble Begegnungen zu. Ihr Vater wollte ſie mit Gewalt wegnehmen und kam mit dem Degen in der Fauſt wie ein Raſender in meine Wohnung. Man entwaffnete dieſen Wüthenden, aber Mutter und Tochter fielen mir ohnmächtig vor die Füße, die erſte vor Wuth, die andere, weil ſie ihre barbariſche Mutter mit dem Kopf wider die Wand geſtoßen hatte. Die Mutter wurde ich nach einigen Stunden los, aber wegen des Schickſals der Jungfer Paradis blieb ich in der äußerſten Unruhe; Gichter, Brechen und Raſen erneuerten ſich bei ihr alle Augenblicke, ja, ſie wurde auf's Neue blind. Ich beſorgte, es möchte ihr das Leben, wenigſtens die Vernunft koſten, dachte an keine Rache, vernachläſſigte alle rechtlichen Mittel und ſuchte blos die Unglückliche, welche in meinem Haus geblieben war, zu retten.

„Herr Paradis, unterſtützt von den Perſonen, die ſeine Triebfedern waren, ſchrie ganz Wien voll. Ich wurde dadurch ein Gegenſtand der abgeſchmackteſten Verläumdungen, ja, man brachte mit leichter Mühe den gar zu gutmüthigen Herrn von Störk ſo weit, daß er mir befahl, die Jungfer Paradis ihren Eltern auszuliefern.

„Allein ſie war außer Stand, aus dem Hauſe gebracht zu werden, und ich behielt ſie noch einen Monat. In den erſten fünfzehn Tagen war ich ſo glücklich, daß ich ihr Geſicht ſo weit wiederum herſtellte, als es vor dieſem Zufall geweſen war, und in den fünfzehn folgenden unterrichtete ich ſie, wie ſie ſich, um ihre Geſundheit zu ſtärken und den Gebrauch ihrer Augen zu vervollkommnen, verhalten müßte.

„Herrn Paradis Entſchuldigungen, der warme Dank, den ſeine Frau der meinigen abſtattete, das freiwillige Verſprechen, ſie wollten mir ihre Tochter, ſo oft ich's für ihre Geſundheit nöthig fände, wiederum zuſchicken, — dies alles war — Unwahrheit. Aber der Schein von Redlichkeit betrog mich, ich war's zufrieden, daß Jungfer Paradis einige Zeit lang die friſche Landluft genießen ſollte; allein ich hatte ſie das letzte Mal geſehen. Es war ein weſentlicher Punkt in dem Syſtem ihrer geizigen Eltern, daß dieſe Unglückliche wieder blind werden, oder wenigſtens ſo ſcheinen mußte, und ihn zu erhalten ſparten die Grauſamen keine Mühe. (Man hatte den Eltern beigebracht, ſobald ihre Tochter wieder ſehe, werde ihnen die Penſion, die ſie für ſie von der Kaiſerin jährlich erhielten, entzogen, weil dieſelbe nur der Tochter wegen Blindheit ausgeſetzt worden ſei.) So ſiegte Herr Ingenhaus und ſeine Helfershelfer.“

Mesmer's Fortzug aus Wien, Reiſe nach München und Aufenthalt in Paris.

Mesmer mußte von nun an Wien nur für einen Ort ſeiner Verfolgung anſehen. Günſtiger war man für ſeine Entdeckung in München geſinnt. Dahin berufen, zeigte er die Kraft ſeiner Heilungsweiſe mit dem beſten Erfolge, bei Kranken, bei denen andere Heilungsmethoden nichts gefruchtet hatten, ſelbſt an einem Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften daſelbſt. Seine Lehre fand daher auch hier höheren Ortes allgemeine Anerkennung und er wurde als Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften aufgenommen. Zur Stärkung ſeiner leidenden Geſundheit und zugleich zur weiteren Verbreitung ſeiner Entdeckung machte er im Jahre 1778 eine Reiſe durch die Schweiz und Frankreich nach Paris. Durch Anhänger ſeiner Lehre ermuntert, und durch den damaliger Director der Academie der Wiſſenſchaften, Le Roi, aufgefordert, legte er dieſer ſeine Entdeckungen ſchriftlich zur Prüfung vor. Die Academie hielt zu dieſem Zwecke eine beſondere Sitzung, der Mesmer im Hintergrunde ſtillſchweigend beiwohnte. Hier entſtand aber eine Scene, die von dem Grabſtichel eines Hogarth verewigt zu werden verdient hätte. Es entſtund ein allgemeiner Aufruhr unter der hochweiſen Verſammlung, deren Gelahrtheit Mesmer's Entdeckung und Lehre nicht zu faſſen vermochte und ſie, trotz aller Gegenvorſtellungen der ihr Günſtigen, für ein Produkt exaltirter Phantaſie erklärte, wie es dieſen Herren Academitern in übergroßer Gelehrſamkeit auch mit andern Naturwahrheiten ſchon früher und ſpäter geſchehen iſt. Man erinnere ſich, daß von jener Academie auch Franklin's Entdeckung des Blitzableiters, Jenner's Entdeckung der Schutzpocken verworfen wurde. Bekannt iſt auch, daß, als dem Kaiſer Napoleon das erſte erfundene Dampfſchiff angeboten ward, und er der Academie der Wiſſenſchaften befahl, dieſe Erfindung zu prüfen und ein Gutachten darüber auszuſtellen, dieſelbe dieſe neue Erfindung für eine ganz unhaltbare erklärte. Als Napoleon ſpäter durch die Thatſache eines Beſſern belehrt wurde, ſagte er, wie bekannt iſt, ſehr treffend: „Wie dumm, daß ich nicht meinem einfachen Verſtande, ſondern der Weisheit der Academie gefolgt bin!“

In einem von Mesmer's Hand geſchriebenen Fragmente, das ich von ihm beſitze und das wahrſcheinlich zu ſeiner ältern Schrift „Kurze Geſchichte des Magnetismus“ gehört, findet ſich folgende Stelle in Betreff des Betragens eines der Pariſer Herren in dieſer Sache gegen Mesmer; ſie heißt: „Herrn Vicq d'Acis Betragen befremdet mich nicht, wohl aber das Herrn d'Aubentons. Der in Schriften und Ruhm nacheifernde Mitgenoſſe eines unſterblichen Mannes, der vertraute Freund des berühmten Sängers, den Frankreich und die Natur wetteifernd verehren, hätte nie vergeſſen ſollen, daß, wenn er mit ſicherem Schritt an Herrn Buffon's Seite der Nachwelt entgegeneilt, es gewiß in der Abſicht geſchieht, um auf einem Thron von unbegreiflichen Wundern zu ruhen. Da erwarte ich ihn, um ihn zu fragen, mit welchem Rechte er zur Natur ſagte: „Die Schranken deiner Macht liegen noch diesſeits der Laufbahn, von der Mesmer ſelbſt geſteht, daß ich ſie durcheile.“ Zum Ruhme gereicht es Juſſieu, daß er Selbſtbeobachtungen über Mesmer's Entdeckungen anſtellte, ſich dadurch von ihrer Wahrheit überzeugte, und wenn er ihr auch eine von Mesmer abweichende Auslegung gab, das von dem Gelehrtenvereine ausgeſprochene Anathema über Mesmer nicht unterzeichnete, ſondern ſein eigenes Gutachten abgab.

Mesmer's weitere vergebliche Verſuche, auch bei dem Pariſer mediciniſchen Vereine und wiederholt bei den Herren der Academie ſeiner Lehre Geltung zu verſchaffen, ſeine Kämpfe und Anfeindungen übergehen wir. Dagegen iſt in ſeiner Geſchichte nicht zu vergeſſen, daß er an Lafayette und durch dieſen an Waſhington Freunde und Anerkenner ſeiner Lehre und Entdeckung fand. Nachherige Anerbietungen der Regierung, die zu Mesmer's Gunſten ſein ſollten, nahm derſelbe nicht an, weil ſie ihm nicht geeignet ſchienen, durch die ihm dabei geſtellten Bedingungen ſeine Sache vor falſchem Urtheil zu bewahren. Die Anhänger ſeiner Entdeckung veranlaßten ſeinen eifrigſten Freund Bergaſſe, unter Würdigung dieſer Entdeckung Mesmer's einen Aufruf in die Provinzen Frankreichs ergeben zu laſſen. Ein Exemplar deſſelben fand ſich auch noch unter Mesmer's Papieren vor, worin ſich Bergaſſe namentlich ausſprach, er ſei zu dieſem Aufrufe veranlaßt worden, um einen ſchändlich verfolgten Mann vor dem Schickſale zu ſchützen, das ihm der blinde Haß ſeiner Feinde vorbereitet habe. In dem Aufrufe nun forderte Bergaſſe zur Bildung von Vereinen auf, welche ſich der mesmeriſchen Lehre durch ihre Ausübung annehmen ſollten. Dies gelang auch und zwar auf eine Weiſe, daß in den Provinzen Frankreichs zu dieſem Zwecke mehr als eine halbe Million Franken unterzeichnet wurden, welche Mesmer zur Errichtung von magnetiſchen Heilanſtalten verwendete. Die Kranken, welche ihr Vertrauen in dieſe Anſtalten führte, genoſſen darin bis nach ihrer Heilung unentgeltliche Pflege. Dieſe Schulen hatten den Endzweck, durch Vorſteher, die Mesmer in ſeiner Lehre unterrichtet hatte, dieſelbe ausüben zu laſſen, ihre Erfolge zu beobachten und rein zu erhalten. Es geſtalteten ſich in den bedeutendſten Städten Frankreichs bald über zwanzig derlei Schulen für ſeine Lehre. Sie nannten ſich die Geſellſchaft der Harmonie. Aber freilich unter dem entſetzlichſten Geſchrei und Anfeindungen der mediciniſchen Schulen der Hauptſtadt, welche alle diejenigen Mitglieder aus ihrem Schooße wies, die ſich nur entfernt zu Gunſten der mesmeriſchen Lehre ausſprechen wollten. Doch hatte Mesmer die Genugthuung, in Frankreich zehn Jahre für die Geſundheit Leidender auf ſeine Weiſe, und ſehr oft mit den glänzendſten Erfolgen wirken zu können.

Nun aber beſchäftigten Frankreich bald andere Intereſſen, die alle Vereine zu politiſchen umgeſtalteten. Mit der Staatsumwälzung, die hereinbrach, ſah Mesmer ſeine kaum aufkeimenden Heilanſtalten zerſtört. Seine theuerſten Freunde und Anhänger wurden theils geächtet, theils verbluteten ſie unter dem Beile der Guillotine und Mesmer ſelbſt mußte, um ſich vor gleichem Loos zu bewahren, aus Paris fliehen. Er nahm ſeine Zuflucht zunächſt, wie es ſcheint, an die Grenze der Schweiz.

Daſelbſt ſcheint er nur den Vorübergang der erſten Stürme der franzöſiſchen Revolution abgewartet zu haben; denn nach Briefen von ihm, die aus Paris im Jahre 1800 geſchrieben waren und die ich unter ſeinen in Meersburg nachgelaſſenen Papieren vorfand, mußte er ſich im Jahre 1798 wieder nach Paris begeben haben. Wahrſcheinlich geſchah dieß wegen des beträchtlichen Vermögens, das er dort in den Stürmen der Revolution verlor, für welches er ſich auch, durch dieſen zweiten Aufenthalt, eine, gegen den Verluſt freilich unbedeutende Entſchädigung von der damaligen franzöſiſchen Regierung herausſchlug. Aus einem dieſer Briefe von jener Zeit, der an ſeinen Schwager, den Bürgermeiſter Stromayer in Meersburg, gerichtet war und den ich hier wörtlich geben will, erſieht man, daß Mesmer wenigſtens damals noch nichts von ſeinem früheren großen Vermögen wieder zurückerhalten hatte. Der Brief lautet:

Paris, den 6. Auguſt 1800.

Lieben Freunde!

„Ich trage ein großes Verlangen einmal wieder Etwas von Euch zu vernehmen, beſonders wie Ihr Euch befindet und wie Ihr die harten Umſtände dieſes Krieges überſtanden habet? Ich lebe ſeit zwei Jahren wieder ganz ruhig in Paris und bin immer ganz geſund.

Die Finanzen ſcheinen ſich, ſo wie ſie durch die Revolution ſind ruinirt worden, für die Zukunft befeſtigen zu wollen; dieß bringt mich zu dem Entſchluſſe bald eine Provinz auszuwählen, wo es wohlfeil zu leben iſt, wo ich meine übrigen Tage zuzubringen gedenke. Ich ſuche gegenwärtig eine Gelegenheit aus, um Euch zwei Jahreszinſe für die, mir geliehenen 600 fl. zu übermachen. Das Kapital iſt nicht möglich zurückzubezahlen. Ich grüße Euch Alle von ganzem Herzen. Ich bitte mir beſonders Nachricht aus von Euerer lieben Familie, von Dr. Xaveri, von der Thereſe, von meiner Schweſter. Hier iſt meine Adreſſe:

Au citoyen Mesmer, Docteur en médecine, rue d'Anjou-Honoré en entrant par la rue S. Honoré No. 1369
à Paris.

Euer Anton Mesmer.“

Auch liegt mir in Original ein Brief von Mesmer's Hand vor, den er im Jahr 1801, aus Verſailles datirt, an den Herrn Baron Roſenfels in Carlsruhe ſchrieb, und in welchem er ebenfalls den Entſchluß äußerte, ſich bald außerhalb Frankreichs ein Aſyl zu ſuchen. Dieſer Brief iſt in franzöſiſcher Sprache geſchrieben und lautet überſetzt alſo:

Verſailles, den 3. Oktober 1801.

Gnädiger Herr!

„Indem ich mich mit viel Dankbarkeit an die Freundſchaft und an das Intereſſe erinnere, welches Sie mir über den Erfolg meiner Entdeckungen, als ich mich in Carlsruhe befand, bezeugten, nehme ich mir die Freiheit, Ihnen einige ſich darauf beziehende Schriften mitzutheilen.

Ich bitte Sie, mein Herr, dieſe Schriften ſeiner Durchlaucht dem Großherzog vorzulegen und ihn zu bitten, ſie als einen ſchwachen Beweis der Hochachtung und der Hingebung anzuſehen, von der ich für ſeine Perſon durchdrungen bin.

Da Seine Durchlaucht der erſte der Regenten iſt, welcher die Gewogenheit hatte, meine Entdeckungen anzuerkennen, und der ſie für das Wohl der Menſchheit zu würdigen wußte, habe ich beſtändig den Wunſch gehegt, daß es mir eines Tages vergönnt ſein möchte, unter Seiner Begünſtigung und in Seinem Staate das vollſtändige Syſtem der Lebenserhaltung zu veröffentlichen und deſſen Nützlichkeit allgemein zu machen.

Sie werden beiliegend einen Hauptinhalt finden, um endlich die Idee des thieriſchen Magnetismus zu beſtimmen und von dem ich wünſche, daß er in einigen Lexicon der Naturlehre aufgezeichnet werde. Ich bitte Sie deshalb, ihn in Ihren öffentlichen Blättern bekannt zu machen, wenn es Seine Durchlaucht genehmigt. Auch ſchließe ich noch einige Briefe ein über den Urſprung der Kinderblattern, einen noch nicht bekannten Brief über Ebbe und Fluth, welche ich Sie auch zu veröffentlichen bitte. Ferner ein Circularſchreiben an alle Aerzte, welches ich ſchon den vorzüglichſten Aerzten mehrerer Nationen durch die in Paris wohnenden Geſandten habe zukommen laſſen. Haben Sie die Güte, auch Ihre Aerzte damit bekannt zu machen.

Ich habe mich ſeit acht Monaten nach Verſailles zurückgezogen, wo ich den Winter zuzubringen gedenke; um Ruhe zu haben, enthalte ich mich jeder Beſchäftigung.

Da ich mir in Zukunft einen ruhigen Zufluchtsort außer Frankreich ſuche, ſo hoffe ich, Sie wieder zu ſehen und Ihnen noch mündlich die Gefühle der Hochachtung beſtätigen zu können, mit welchen ich die Ehre habe, zu ſein, Ihr

unterthäniger, gehorſamer Diener
Mesmer."

Mesmer's Rückkehr aus Frankreich nach Deutſchland. Puyſégur und deſſen Somnambulismus von der Lehre Mesmer's verſchieden. Mesmer's Urtheil hierüber.

Noch ſo lange ſich Mesmer in Frankreich aufgehalten hatte, kam der thieriſche Magnetismus unter Puyſégur's Anleitung in eine neue Phaſe, die ſich auch von Straßburg aus nach Deutſchland verbreitete, aber der reinen mesmeriſchen Lehre, die die magnetiſche Behandlung allein zur Heilung, ohne Somnambulismus, angewendet wiſſen wollte, Nachtheil brachte. Puyſégur, der ſich zu Straßburg aufhielt, war der Erſte, welcher, abgehend von den Wirkungen rein magnetiſchen Einfluſſes auf Kranke, annahm, daß der Somnambulismus und das in ihm ſich kund gebende innere Schauen, die ganze Heilungsweiſe bedinge, worauf ihn ein kranker Knabe, den er in Behandlung hatte, führte, der ihm im Somnambulismus die Fähigkeiten eröffnete, ins Innere zu ſchauen. Im Somnambulismus glaubte

Puyſégur erſt den wahren Magnetismus gefunden zu haben und machte dieſe ſeine Entdeckung in dieſem Sinne bekannt.

Als Mesmer nun wieder von Frankreich zurück nach Deutſchland kam, hatte ſich dieſe Meinung ſchon daſelbſt ausgebreitet, was ihm das Leben abermals ſehr verbitterte. — In einer kleinen Schrift, die aber erſt im Jahre 1812 zum Drucke kam, den Titel: „Erläuterungen über Somnambulismus und Magnetismus,“ führt, von der ich auch noch einige Concepte, von Mesmer ſelbſt geſchrieben, verfand, die aber in keiner Buchhandlung mehr zu haben iſt, äußerte er ſich folgendermaßen über jenen, ihn ſo tief kränkenden Irrthum:

„In dem Leichtſinn und der Unvorſichtigkeit derjenigen, welche meine Heilmethode nachahmen, ohne mit ihrem inneren Weſen bekannt zu ſein, liegt die Schuld ſehr vieler Vorurtheile, die ſich gegen dieſelbe erhoben haben. Von dieſem Zeitpunkt an wurde Somnambulismus und Magnetismus eines für das andere genommen und man wollte mit einem Eifer, den nicht immer die kältere Beſonnenheit leitete, die Wirklichkeit des Einen bloß durch die überraſchenden Effekte des Andern beſtätigen. Es mangelte ſogar nicht an ſolchen, die mit der Behauptung auftraten, im Beſitz der Kunſt zu ſein, Somnambüle machen zu können, die allein als unfehlbare Orakel anzuſehen wären, durch die Alles zu erlernen ſei und deren Beſitz allein in den Stand ſetze Kranke zu heilen. Sogar ſollte dieſe, in einer von mir willkührlich gezeigten, von ihnen aber in Regeln gezwängten Manipulation beſtehende techniſche Kunſt die von dem Urheber der Erhaltungskunde aufgeſtellte Lehre übertreffen. Einige Gelehrte Deutſchlands nahmen ſie mit Enthuſiasmus auf und huldigten dem Schein eines Irrlichts, während ſie vor den Strahlen der Wahrheit die Augen feſt zudrückten; bis jetzt ohne richtigen Begriff von dem von mir ſogenannten Magnetismus und eben ſo unbekannt mit meiner Theorie, ſuchen ſie in der einzigen Verfahrungsart eine ſpecifiſche Kraft und werden dadurch zum blinden Empirismus und Aberglauben verführt.

„Dieſe irrige Meinung bildete in Straßburg eine beſondere Secte, die durch unbeſcheidenes Experimentiren der guten Sache ſchädlich wurde, indem ſie dieſelbe um die Achtung brachte, die ihr gebührte und Anlaß zu dem allgemeinen Unglauben gab, der in Deutſchland Wurzel gefaßt hatte.“ —

Die Hervorrufung des Somnambulismus, um ſich bei den magnetiſirten Kranken durch ihr inneres Schauen Rath zu holen, lag allerdings nicht in der Heillehre Mesmer's, wie auch die Heilung der verſchiedenſten Krankheiten ohne Hervorrufung von Somnambulismus geſchehen kann. Dieſer Zuſtand kann aber auch durch fortgeſetzte magnetiſche Manipulation oft nicht hervorgerufen werden; denn er wird wenigſtens durch eine ſchon früher im Individium dazu gelegene Anlage bedingt. Erſcheint derſelbe aber unter der Behandlung eines Kranken einmal oder kam er von ſelbſt und ſchließt ſich dem Kranken dadurch ein inneres Auge für das Bild ſeiner Krankheit auf; ſo wäre es allerdings unrecht gethan, dieſen Zuſtand mit Gewalt zu unterdrücken oder keine Rückſicht auf dieſes innere Auge des Kranken zu nehmen. Will man dieſen Zuſtand aber, wie ſchon noch zu Mesmer's Zeiten geſchah, zu andern Zwecken als für den Nutzen des Kranken, z. B. zur Angabe für Heilmittel für andere Perſonen, zu Prophezeihung und zu Lug und Trug, wie jetzt ſo häufig in Paris geſchieht, anwenden; ſo geräth man dadurch allerdings auf Irrwege und dieſe Anſicht auch veranlaßte den ruhigen, klaren Mesmer, den Somnambulismus als zu einem magnetiſchen Heilverfahren nicht gehörend anzuſehen.

Wenn aber ſelbſt neuere Schriftſteller ſich äußern: Es habe Mesmer den Somnambulismus, der doch in den magnetiſchen Bereich gehöre, zu wenig gewürdigt und gekannt, ſo würde man dieſes unbegreiflich finden, wenn nicht ſo viele Beweiſe vorlägen, daß ſo häufig in der Literatur, wo von Mesmer die Rede war, nicht aus der Quelle ſeiner eigenen Worte geſchöpft wurde; man nahm ſich nicht die Mühe, ſeine (im Buchhandel und in Bibliotheken ſelten gewordenen) Schriften nachzuleſen, ſondern immer ſchöpfte Einer wieder ſeine Worte aus dem Buche eines Andern, und da diejenigen Schriften, die gegen Mesmer's Lehre der gelehrte Unverſtand ſchrieb, ſo zahllos waren, ſo wurden ſolche auch mehr ausgeſchrieben und wiederholt, was mit Mesmer's eigenen Schriften, von denen ein großer Theil ſelbſt nicht einmal in Buchhandel kam, nicht ſo geſchah. Es iſt bekannt, daß Mesmer viele ſeiner Schriften auf eigene Koſten drucken ließ und nur an Freunde austheilte. Unter den Manuſcripten von Mesmer's Hand, die mir aus ſeinem Nachlaſſe zu Theil wurden, finden ſich auch in franzöſiſcher Sprache Fragmente aus einem Aufſatze über Somnambulismus. Vollſtändig befindet ſich der gleiche Aufſatz jenen Fragmenten nach ganz getreu überſetzt in Wolfarts: Erläuterungen zum Mesmerismus, wie dieſer ſolches im Jahre 1812 mit den andern Manuſcripten Mesmer's aus deſſen Hand erhielt. Aus dieſem iſt zu erſehen, wie gerade Mesmer jene Naturerſcheinung vor Allen zum klarſten Verſtändniß brachte. Ich kann daher nicht anders als (auch weil jene Fragmente von Mesmer's Hand dadurch, daß ſie mir zufielen, mich dazu aufzufordern ſcheinen) Mesmer's klare, tiefgedachte Erörterungen über den Somnambulismus mit ſeinen eigenen Worten geben, wie ſie Wolfart überſetzte; und ich bin verſichert, daß Viele, die ſchon über Mesmer und ſeine Lehre im größern Publikum und in der gelehrten Welt Urtheile fällten, dieſe ſeine nachſtehenden, denkwürdigen Worte noch nie geleſen haben.

„Es iſt von jeher beobachtet worden, daß gewiſſe Perſonen im Schlafe umhergehen, die verwickeltſten Handlungen mit eben derſelben Ueberlegung, mit der gleichen Aufmerkſamkeit, und mit noch größerer Pünktlichkeit als im Zuſtande des Wachens, unternehmen und ausführen. Und man wird in noch größere Verwunderung geſetzt, diejenigen Facultäten, welche die intellectuellen genannt werden, auf einer ſolchen Stufe zu ſehen, daß die ausgebildetſten im gewöhnlichen Zuſtande dieſelbe nicht erreichen.

„In dieſem Zuſtande der Kriſe können dergleichen Weſen die Zukunft vorausſehen, und ſich die entfernteſte Vergangenheit vergegenwärtigen. — Ihre Sinne können ſich nach allen Fernen und nach allen Richtungen ausdehnen, ohne daß ein Hinderniß ſie hemmt. Kurz, es ſcheint, als ob die ganze Natur ihnen gegenwärtig ſei. Der Wille ſelbſt kann ihnen, unabhängig von den durch die Convention dafür angenommenen Mitteln, mitgetheilt werden.

„Indeſſen ſind dieſe Eigenſchaften nach der Beſchaffenheit eines jeden Individuums verſchieden; die gewöhnlichſte Erſcheinung iſt, in das Innere ihrer und ſelbſt anderer Körper zu ſehen, und mit der größten Genauigkeit die Krankheiten, den Gang derſelben, die nöthigen Mittel dafür und ihre Wirkungen angeben zu können. Allein ſelten vereinigen ſich alle dieſe Vermögensarten in dem nämlichen Individuum.

„Es liegt nicht in meiner Abſicht, hier in die umſtändliche Erzählung der vielfältigen Thatſachen einzugehen, welche die Geſchichte darbietet, die auch mir durch eine lange Erfahrung perſönlich gewährt worden ſind, und die ſich täglich vor den Augen derjenigen erneuern, die meine Grundſätze in Anwendung bringen; ich wollte lediglich nur eine ſummariſche und richtige Idee von den unzähligen Erſcheinungen geben, welche die menſchliche Natur dem aufmerkſamen Beobachter täglich vor Augen ſtellt. — Einige dieſer Thatſachen ſind unter verſchiedenen Benennungen gekannt, und zwar vorzüglich unter derjenigen des Somnambulismus: einige andere aber wurden gänzlich vernachläſſigt: und wieder andere ſorgfältig unterdrückt.

„Man erinnere ſich aus dem früher Geſagten, daß zwiſchen dem Aether und der Elementarmaterie ſich viele Fluthreihen befinden, die nach einander immer fluthbarer werden, und durch ihre Feinheit alle Zwiſchenräume durchdringen und anfüllen können; daß unter dieſen Fluthen eine Reihe ſehr weſentlich mit derjenigen zuſammenhängt,*) welche die Nerven des thieriſchen Körpers belebt, und vermöge der Verbindung mit den verſchiedenen Fluthen, wovon ich redete, alle Bewegungen derſelben begleitet, durchdringt und theilt. Da dieſe Materie der unmittelbare und direkte Leiter aller Modifikationen wird, welche die Fluthen, ſo einen Eindruck auf die Nerven machen ſollen, erleiden, wodurch die Fortpflanzung von allen der Nervenſubſtanz ſelbſt mitgetheilten Bewegungen bis zum innern Organ der Empfindungen geſchieht: ſo wird auf dieſe Art die Möglichkeit begreiflich, wie das ganze Nervenſyſtem, in Beziehung auf die Bewegungen, welche Farben, Formen und Geſtalten darſtellen, Auge — in Beziehung auf die Bewegungen, welche die Verhältniſſe der Oscillirungen der Luft ausdrücken, Ohr; — und endlich zu Organen des Taſtſinns, des Geſchmacks und des Geruchs für die Bewegungen werde, welche durch die unmittelbare Berührung der Formen und Gebilde hervorgebracht ſind. Nur durch die Betrachtung, wie fein und beweglich die Materie iſt, wie genau ſie zuſammenhängt und den Raum erfüllt, läßt ſich einſehen, daß keine Bewegung oder Verrückung in ihren kleinſten Theilen möglich iſt, ohne ſich auch, bis auf einen gewiſſen Grad, durch das ganze Univerſum auszudehnen. Hieraus wird doch nun wohl unbeſtritten die Folgerung gezogen werden können, daß, ſowie es kein Daſein und keine Kombination der Materie gibt, die nicht durch ihr Verhältniß mit dem Ganzen auch auf diejenige Materie wirkt, in welcher wir uns befinden, auch Alles, was exiſtirt, gefühlt werden kann, und daß die belebten Körper, die ſich mit der ganzen Natur in Berührung befinden, fähig ſind, entferntere Weſen und Ereigniſſe, wie ſie ſich einander folgen, zu empfinden.

---

*) Man erinnere ſich hier an den von Reichenbach neugeſchaffenen Namen Od.

„Der oben erklärte Inſtinkt iſt das Mittel, wodurch der ſchlafende Menſch von Krankheiten Anſchauung haben und alle Dinge unterſcheiden kann, welche zu ſeiner Erhaltung und Wiedergeneſung dienen.

„Auf eben dieſe Art iſt die Mittheilung des Willens, eine noch wunderbarer ſcheinende Thatſache, erklärt.

„Dieſe Mittheilung kann in der That zwiſchen zwei Individuen im gewöhnlichen Zuſtande nur dann ſtattfinden, wenn die Bewegung, die aus ihren Gedanken hervorgeht, aus dem Mittelpunkte bis zu den Organen der Stimme und den Theilen, womit die natürlichen oder durch Uebereinkunft feſtgeſetzten Zeichen gemacht werden, fortgepflanzt iſt; dieſe Bewegungen werden ſodann der Luft und dem Aether, dieſen zwiſchen liegenden Mittlern, mitgetheilt, um durch die äußern Sinnesorgane wieder aufgenommen und empfunden zu werden. Dieſelben durch den Gedanken im Gehirne und in den Nerven modificirten Bewegungen werden zugleich der Reihe einer feinen Fluth mitgetheilt, mit welchen die Subſtanz der Nerven zuſammenhängt, und können nun unabhängig, und ohne Zutritt der Luft und des Aethers, ſich in unendliche Räume ausdehnen, und ſo ſich unmittelbar auf den innern Sinn eines andern Individuums beziehen. Hiedurch wird unſchwer begreiflich, wie ſich der Wille eines Menſchen dem Willen eines Andern bloß durch den innern Sinn mittheilen, und wie folglich zwiſchen zwei Willen ein Einverſtändniß, eine Art Uebereinkunft beſtehen kann. Dieſes Einverſtändniß zweier Willen heißt: in Beziehung (im Rapport) ſein.

„Eine noch weit ſchwerere Aufgabe ſcheint ohne Zweifel die Erklärung: wie Dinge empfunden werden können, welche noch gar nicht vorhanden, oder die ſchon lange vorher dageweſen ſind. Ich will es nur ſogleich verſuchen, dieſe Möglichkeit durch eine aus dem gewöhnlichen Zuſtande genommene Vergleichung anſchaulich zu machen. Man ſtelle einen Menſchen auf eine Anhöhe, von welcher herab er einen Fluß ſammt einem Nachen gewahr wird, der dem Strome folgt; er überblickt zu gleicher Zeit den Raum, welchen der Nachen ſchon durchlaufen hat, und den, welchen er noch durchlaufen ſoll. Wird dieſes ſchwache Bild nun auf die Erkenntniß der Zukunft und der Vergangenheit angewendet, indem man ſich erinnert, daß der Menſch, mittelſt ſeines innern Sinnes mit der ganzen Natur in Berührung, immer im Stande iſt, die Verkettung der Urſachen und Wirkungen zu empfinden: ſo wird begreiflich, daß, die Vergangenheit kennen, nichts anders heißt, als die Urſachen in der Wirkung, — die Zukunft aber vorausſehen, nur heißt, die Wirkungen in den Urſachen empfinden, welche Entfernung wir auch immer zwiſchen der erſten Urſache und der letzten Wirkung annehmen mögen. Uebrigens hat ja Alles, was da geweſen iſt, irgend einige Züge nachgelaſſen, und das, was ſein wird, iſt ſchon der Geſammtheit derer Urſachen beſtimmt, welche es verwirklichen ſollen; und ſo wird man leicht zu der Idee geführt, daß Alles im Univerſum gegenwärtig iſt, und Vergangenheit und Zukunft nur verſchiedene Beziehungen (Relationen) der Theile unter ſich ſind.

„Da aber dieſe Art von Empfindungen nur durch Vermittlung von Reihen der Allfluth, die um ſo viel feiner als der Aether ſind, als dieſer vielleicht die gewöhnliche Luft an Feinheit übertrifft, erhalten werde kann: ſo mangeln mir die Ausdrücke dafür ebenſogut, als wenn ich Farbe durch Klänge erklären wollte; ſie müſſen durch Betrachtungen erſetzt werden, welche über die beſtändigen Vorempfindungen, ſo die Menſchen und vorzüglich die Thiere von großen Naturbegebenheiten in Entfernungen haben, die für ihre ſichtlichen Organe unerreichbar bleiben, über den unwiderſtehlichen Trieb der Vögel und Fiſche zu periodiſchen Wanderungen, und vorzüglich über die hieher gehörigen Phänomene, welche ſich uns im kritiſchen Schlafe des Menſchen zeigen, angeſtellt werden können.

„Hier, ſehe ich, kommt man mir nun mit der Frage entgegen, warum der Zuſtand des Schlafs mehr dazu geeignet ſei, uns dieſes Phänomen zu zeigen, als der wachende Zuſtand?

„Der natürliche und vollkommene Schlaf des Menſchen iſt derjenige Zuſtand, in welchem die Verrichtungen der Sinne aufgehoben ſind, d. h. worin der Zuſammenhang des Sensorii communis mit den äußern Sinnesorganen aufhört. Eine Folge davon iſt, daß alle die Verrichtungen aufgehoben ſind, welche mittelbar oder unmittelbar von den äußern Sinnen abhängen, als: die Einbildungskraft, das Gedächtniß, die willkürlichen Bewegungen der Muſkeln, Gliedmaßen, die Sprache u. ſ. w. Im Zuſtande der Geſundheit iſt der Schlaf des Menſchen regelmäßig und periodiſch; durch eine gewiſſe Unregelmäßigkeit in der thieriſchen Oekonomie aber und durch verſchiedene innere Störungen kann es geſchehen, daß die thieriſchen Verrichtungen nicht ganz aufgehoben ſind, und daß gewiſſe Muſkelbewegungen und der Gebrauch der Sprache noch im Schlafe ſtattfinden. — In beiden Fällen, bei beiden Arten des Schlafes wirken die umgebenden Materien nicht durch die äußern Organe, ſondern unmittelbar auf die Subſtanz der Nerven ſelbſt ein. Der innere Sinn wird alſo zu dem einzigen Organ der Empfindungen; die von den äußern Sinnen nun unabhängigen Eindrücke werden dadurch, daß ſie allein vorhanden ſind, auch nur durch ſich und an ſich ſelbſt empfunden. Zufolge des unabänderlichen Geſetzes, daß immer der ſchwächere Eindruck dem ſtärkeren weichen muß, werden alſo auch dieſe inneren ſchwächeren Eindrücke nur bei Abweſenheit der ſtärkeren empfunden. So ſind die Sterne am Tage für uns unſichtbar, weil ihr Eindruck, den unſere Augen von ihrem Lichte erhalten, zu ſchwach iſt, um nicht von dem ſtärkern Sonnenlichte verdrängt zu werden. Im Schlafe aber — wie mit Zuverſicht behauptet werden darf, — fühlt der Menſch ſeine Berührung mit der ganzen Natur.

„So wie die Kenntniſſe des gelehrteſten Mannes uns ohne Mittheilung immer unbekannt bleiben würden, ſo bin ich auch nicht in Abrede, daß es ſehr ſchwer ſein würde, ſich von der Exiſtenz dieſes Phänomens zu überzeugen, wenn es nicht Individuen gäbe, die während ihres Schlafes, dieſer ſei nun krankhaft oder kritiſch, die Fähigkeit behielten, uns durch Reden und Handlungen zu offenbaren, was in ihnen vorgeht.

„Nehmen wir ein Volk an, welches, wie einige Thiere, beim Untergang der Sonne nothwendig einſchliefe und vor ihrem Aufgange nicht wieder erwachte: einem ſolchen Volke würde natürlich nur das Daſein der am Tage ſichtbaren Gegenſtände begreiflich ſein. Würde daſſelbe nun benachrichtigt, daß einige Menſchen unter ihm, die in jener Ordnung des Schlaf's durch Krankheit geſtört des Nachts aufgewacht wären, und in einer unendlichen Entfernung unzählige leuchtende Körper, gleichſam neue Welten geſehen hätten: ſo würde es dieſe ohne Zweifel, ihrer ſo wunderbar abweichenden Ideen wegen, für Träumer halten. Und dieſes iſt genau jetzt in den Augen der Menge der Fall mit denjenigen, welche behaupten, daß der Menſch im Schlafe die Fähigkeit beſitze, ſeine Empfindungen weiter auszudehnen.

„Der kritiſche Zuſtand, von welchem ich hier rede, iſt ein Zwiſchenzuſtand von Wachen und Schlafen, er kann ſich alſo dem einen oder dem andern mehr nähern, und iſt alſo mehr oder weniger vollkommen. Iſt er dem Wachen näher, ſo haben Gedächtniß und Einbildungskraft noch einigen Antheil, die Wirkungen der äußern Sinne werden empfunden.

„Da ſich dieſe Empfindungen mit denen des innern Sinnes verwirren, zuweilen dieſelben überwältigen, ſo können ſie nur in die Kategorie der Träumereien geſetzt werden.

„Wenn aber dieſer Zuſtand dem Schlafe näher iſt, ſo ſind die Aeußerungen der Somnambülen, als das Reſultat der

Empfindungen des innern Sinnes ſelbſt, mit Ausſchluß der äußern Sinne, in dem Verhältniß dieſes Zuſammenrückens gegründet. Die Vollkommenheit dieſes kritiſchen Schlaf's kann je nach Charakter, Temperament und Gewohnheiten des Kranken verſchieden ſein, — vorzüglich aber nach der verſchiedenen Art, mit welcher dieſer Zuſtand, gleichſam als Erziehung der Somnambülen in Hinſicht auf die Richtung, welche man ihren Fähigkeiten gibt, behandelt wird. Dieſes läßt ſich mit einem Teleſkope vergleichen, deſſen Wirkung ſich nach Maßgabe der Theile, woraus es beſteht, und ihrer jedesmaligen Richtung verändert. Obgleich im kritiſchen Schlafe die Subſtanz der Nerven unmittelbar erregt iſt, ſo, daß die ganze Thätigkeit des Menſchen nur vom innern Sinn geleitet wird, ſo werden doch die Wirkungen der verſchiedenen Stoffe auf die Organe der äußeren Sinne, welche beſonders für ſie beſtimmt ſind, bezogen.

„Wenn demnach der Somnambüle ſagt, er ſähe, ſo ſind es nicht eigentlich die Augen, welche die Eindrücke des Aethers erhalten, ſondern er bezieht auf das Geſicht die Eindrücke, welche die Bewegungen des Lichtes von den verſchiedenen Umriſſen, Geſtalten und Farben in ihm erwecken. Wenn er ſagt, daß er höre, ſo nimmt ſein Ohr darum nicht die Modulation der Luft auf, er bezieht bloß die Bewegungen darauf, deren Eindruck er empfängt. Ebendasſelbe gilt auch von den übrigen Organen, und ſo macht er gleichſam eine Art Ueberſetzung, um ſeine Empfindungen in der für den innern Sinn gebildeten Sprache auszudrücken. Da er ſich einer Sprache bedient, die ihm fremd, und gleichſam geliehen iſt, ſo kann er gar leicht mißverſtanden werden, und es erfordert die Erfahrung eines guten Beobachters, ihn richtig auszulegen und zu verſtehen. — Die Vollkommenheit dieſer Empfindung hängt eigentlich von zwei Dingen ab, nämlich von der gänzlich aufgehobenen Thätigkeit der äußern Sinne und von der Dispoſition des Organ's des innern Sinnes.

„Indem ich geſagt habe, daß dieſes Organ in der Vereinigung und Durchflechtung der Nerven beſteht, ſo habe ich darunter nicht einen einzelnen Fleck oder Mittelpunkt, noch auch eine begränzte Gegend verſtanden, ſondern vielmehr das Nervenſyſtem im Ganzen, das heißt, die aus allen Vereinigungspunkten zuſammengeſetzte Geſammtheit, wozu das Gehirn, das Rückenmark, die Nervengeflechte und Ganglien gehören. Dieſe verſchiedenen Theile können, was ihre Verrichtungen betrifft, einzeln oder zuſammen, wie verſchiedene Saiten in einem muſikaliſchen Inſtrumente angeſehen werden, welchen nur ihr vollſtändiger Einklang die Harmonie gibt: auch mit den Wirkungen eines Spiegels kann dieß verglichen werden, der unſern Blicken in verſchiedenen Richtungen ausgeſetzt iſt, bei mehr oder minder geglätteter, feſter, mit Dünſten umgebener, oder ſelbſt zerbrochener Oberfläche.

„Um die Wahrheit noch näher zu beſtimmen, und einen richtigen Begriff von der Vollkommenheit des innern Sinnes zu geben, ſehe ich alle Theile, die ihn conſtituiren, wie einem Geſetze untergeordnet, einen von dem andern abhängig, und alle zu einem Ganzen wirkend, an, — ich vergleiche ſie mit einer Flüſſigkeit, deren Theile alle in einem vollkommenen Gleichgewichte ſind, eine durchaus gerade Oberfläche darbieten, und ſo wie in einem Spiegel alle Gegenſtände getreu nachzeichnen. Da nun aber klar iſt, daß alle Bewegung in dieſem Gleichgewichte und ſeinen Verhältniſſen die Wirkungen ſtören muß, ſo muß auch die Vollkommenheit der Empfindungen beſtändig im

Verhältniſſe mit den Störungen vermindert werden, welche in Krankheiten und Kriſen den Menſchen treffen.

„Es iſt weſentlich, hier wiederholt zu bemerken, daß alle Arten von Geiſtesverwirrung nichts als bloße Schattirungen eines vollkommenen Schlafes ſind. Die Narrheit z. B. findet ſich ein, wenn in verſchiedenen Eingeweiden ſolche Stockungen ſind, daß ihre Verrichtungen dadurch aufgehoben werden, und daß ſie in einen ſoporöſen Zuſtand gerathen, während die natürlichen Organe des Schlafes in einer beſtändigen und unregelmäßigen Verrichtung ſich bewegen, und der auf ſolche Art verſetzte Schlaf auf die durch die Krankheit erregten Theile fällt. Die Wirkungskraft des thieriſchen Magnetismus kann die Heilung ſelbſt dann noch bewirken: die Verſtopfungen und Hinderniſſe, welche die Harmonie des Sensorium commune ſtörten, werden weggeſchafft und die angegriffenen Theile aus dem ſoporöſen Zuſtande gehoben, ſo, daß der Schlaf wieder auf die Organe der thieriſchen Verrichtungen und der Sinne übertragen wird.

„Hieraus ſieht man, wie nothwendig und bedeutend es iſt, daß in Krankheiten der ſymptomatiſche Schlaf von dem kritiſchen wohl unterſchieden werde.

„Nach dieſen Erklärungen und nach dem, was ich ſonſt von den alten Vorurtheilen ſagte, wird man nicht verkennen, an wie vielen Klippen von Irrthümern und Mißbräuchen die Beobachter dieſes Zuſtandes anzuſtoßen Gefahr laufen, ſobald ſie demſelben einen zu weit ausgedehnten Glauben beimeſſen.

„Es iſt mir nur noch die Frage zu erörtern, warum der Somnambulismus ſich häufiger und vollkommener zeigt, ſeit meine Principien angewendet werden? — Die Urſache davon iſt, weil der Magnetismus eine toniſche Bewegung beſtimmt, von welcher alle Theile des Körpers durchdrungen ſind, Nerven belebt und das Spiel aller Triebfedern der Maſchine in ſtets neu erfriſchte Bewegung geſetzt werden. — Dieſe Bewegung habe ich oben mit dem Strom eines Waſſers oder der Luft, der gegen die beweglichen Theile einer Mühle gerichtet wird, in Vergleichung gebracht. Sie iſt es, welche die Kriſen erweckt, die zur Heilung aller Krankheiten unumgänglich nöthig ſind; dieſe Kriſen haben ſehr oft an dem Schlafe Theil, von dem ich geredet habe, und ſowie die Thätigkeit, wodurch ſie hervorgebracht werden, ſich beſtrebt, in allen Organen und Eingeweiden dieſelbe Harmonie zu erſchaffen, ſo muß ſie auch nothwendigerweiſe die Senſationen vervollkommnen. Die Fähigkeiten des Menſchen offenbaren ſich durch die Wirkungen des Magnetismus, gleichwie die Eigenſchaften anderer Körper durch den geſteigerten Wärmegrad, den die Chemie anwendet, ſich entwickeln.

„Aus dieſen Grundſätzen und Auseinanderſetzungen haben wir den Schluß zu ziehen, daß die alten Meinungen darum nicht zu verachten ſind, weil ſich einige Irrthümer an ſie anſchließen; — daß die Phänomene des Somnambulismus zu allen Zeiten bemerkt und nach den jedesmaligen Vorurtheilen der Jahrhunderte mit mehr oder weniger Aberglauben betrachtet wurden; — daß bis jetzt die Natur des Menſchen, beſonders im kranken Zuſtande, immer nur unvollkommen erkannt war; — und daß die ſich zeigenden außerordentlichen Fähigkeiten nur als Ausdehnungen ſeiner Empfindungen und ſeines Inſtinktes angeſehen werden müſſen.

„Nach Allem, was über den Magnetismus als ein unmittelbar auf die Nerven, Muskelfaſern, Organe der Empfindung und der Bewegung wirkendes Agens geſagt werden; nach den aufgeführten Beweiſen, daß allein in der Wirkung der durch das gleiche Grundweſen belebten Fiber die allgemeine Urſache der Qualität der Säfte und ihrer Circulation ſich findet, und daß endlich dieſes Agens es iſt, welches in allen Krankheiten heilſame Kriſen beſtimmt und dadurch die Abweichungen in den flüſſigen und feſten Theilen in Ordnung bringt: — nach dem Allem kann wohl kein Zweifel mehr obwalten, daß ich mit vollem Rechte den Magnetismus als das einzige und allgemeine Mittel betrachte, Krankheiten vorzubeugen und ſie zu heilen, wenn anders der Heilung keine abſolute Unmöglichkeit entgegenſteht, wie z. B. wenn Theile des Körpers desorganiſirt oder zerſtört ſind, oder wenn das kranke Individium der weſentlichen Hilfsmittel der Verrichtung des Organismus und des Spieles der thieriſchen Haushaltung beraubt iſt. Denn, wenn gleich zur Heilung aller Gattung von Krankheiten der Magnetismus hinreichend iſt, ſo wäre es doch Unſinn, wenn man fordern wollte, daß nun alle kranken Individuen geheilt werden ſollen. Das, was ich Univerſalität dieſes Heilmittels nenne, muß alſo in keinem ausgedehnteren Sinne als dem des Möglichen angenommen werden.

„Die Wirkung jeder phyſiſchen Urſache kann nur unter gewiſſen nothwendigen Bedingungen allein Statt haben; wie würde man in dem eben angeführten Fall irgend einen Erfolg ſich verſprechen können, wenn Hinderniſſe vorhanden ſind, welche die Wirkung der Natur hemmen? Dieſes Geſetz erheiſcht für die praktiſche Anwendung des Magnetismus unabwendbar eine richtige Theorie der thieriſchen Oekonomie (des Menſchen) und die Hilfsmittel, welche mediciniſche Kenntniſſe gewähren.“ —

Das iſt es, was Mesmer klar und tief über den Somnambulismus ſchrieb. Klar wie die Waſſer ſeiner Heimath, zu denen es ihn in ſeiner Jugend immer hinzog, und tief, wie der See ſeiner Heimath waren immer ſeine Reden und Gedanken, und es findet ſich auch in dieſer ſeiner Abhandlung über den Somnambulismus nicht das Mindeſte von Unklarheit und Ueberſpannung.

Mesmer's Lehre in Deutſchland. Lavater. Gmelin. Wienholt.

Mesmer's Lehre wurde von Straßburg aus, wo eben Puyſégur ſeine Secte bildete, nach Bremen gebracht. Lavater, nach Puyſégur dem Somnambulismus zu großes Gewicht gebend, hatte dadurch den Magnetismus ohne alles Verſchulden Mesmer's auf eine mehr myſtiſche und religiöſe Seite gezogen, und ſetzte dadurch, beſonders da er auch manche unwürdige Nachahmer und frömmelnde Freunde fand, den Magnetismus dem wohlfeilen Spotte des Unglaubens und der Unwiſſenheit aus, ſo daß die Menge bald die tollſte Meinung von Magnetismus und einem Magnetiſeur bekam. Es wurde Lavater bei ſeinem damaligen Erſcheinen zu Bremen, ſelbſt in den Bremer Zeitungen mit witzig ſein ſollenden Spottliedern begrüßt, von denen ich gern eine Probe geben würde, wären ſie nicht gar zu albern und ekelerregend.

Wie übrigens Lavater ſonſt ruhig und klar von dem Magnetismus dachte, erhellt aus ſeinem Urtheil über ihn, das er in folgenden Worten ausſprach und zwar in einem Briefe an Spalding, den ſein Tochtermann ſeiner Biographie beigab.

Dort ſchreibt er:

„Ich glaube jetzt noch nicht an Mesmer's ganzes Syſtem, obgleich ich mich nicht vermeſſe, unerhörter und frecher Weiſe über einen Mann abzuſprechen, dem das Schickſal ein Geheimniß der Natur anvertraut zu haben ſcheint, wie ich denn überhaupt allen, beſonders nachtheiligen Entſcheidungen über Menſchen von berühmten oder unberühmten Namen immer mehr von Herzen abzuſterben trachten will. An Mesmer's Syſtem glaube ich jetzt noch nicht ganz, aber ich glaubte, was ich von reſpectablen Augenzeugen hörte und glaube nun, was ich wohl zwanzigmal mit meinen eigenen Augen geſehen; mein Bruder, ein gewiß verſtändiger Arzt, der ſeltene Gaben hat, deren jede an ſich ſehr ſelten iſt — die: ſcharf zweifeln, und die: feſt glauben zu können, glücklich mit einander zu vereinigen, mehr als hundertmal mit eigenen Augen geſehen hat und was Jeder alle Tage ſehen kann, daß eine Kraft in dem Menſchen iſt, die durch eine gewiſſe Berührungsart in den andern hinübergehen kann, und die frappanteſten und beſtimmteſten Wirkungen hervorbringt. Ich glaube, daß einige vielleidende, ſenſible, beſonders mit Nervenbeſchwerden äußerſt geplagte Perſonen, durch die Operation, die man, ich weiß nicht, ob mit Recht Magnetiſation nennt, in einen divinatoriſchen Schlaf verſetzt zu werden pflegen, in welchem ſie nach der Beſchaffenheit ihrer Organiſation, ihres Characters, ihrer Leidensumſtände, viel feinere Wahrnehmungen machen, als ſie beim Wachen zu thun vermögend ſind, und Dinge, die ſie und ihre Geſundheitsumſtände betreffen, oft mit der pünktlichſten Genauigkeit vorher beſtimmen. Ich kann von meinem Leben nicht überzeugter ſein, wie davon, daß ich dadurch die Beſchwerden meiner Frau auf die augenſcheinlichſte Weiſe erleichtert, und bei jeder neuen Regung ſo zu ſagen auf der Stelle wieder zu erleichtern vermögend bin. Mag nun alle Welt darüber lachen oder ſeufzen, das ſoll mich im Allermindeſten nicht irre machen, ich weiß, was ich weiß, und ſehe, was ich ſehe. Glaubt es nun oder glaubt es nicht; ſei es nun Einbildung oder Wirklichkeit. Wenn ich durch Einbildung geſund bin, oder geſund mache — willkommen, wohlthätige Einbildung, dich will ich lieber als Wirklichkeit, die mich und Andere krank macht!"

An Spalding Sohn ſchrieb Lavater im October 1785: „Ich Schwärmer rufe immer: „unterſucht!" und kann es bei Andern nicht dazu bringen, die Philoſophen heißen und über meine Schwärmerei ſpotten. Bemerke ruhig, mein Lieber! der Magnetismus iſt eine neuentdeckte Kraft der menſchlichen Natur, eine Naturkraft. Nun iſt jede Entdeckung einer Naturkraft wichtig, am wichtigſten, wenn ſie im Menſchen haftet und für Menſchen wohlthätig iſt. Wer ſich gegen eine wohlthätige Wirkung der Natur empört, iſt nicht unſer Freund. Jede Wirkung, die wohlthut, die einen poſitiven Anfang hat, iſt von uns anders nicht als eine poſitive Action deſſen, der Alles in Allem wirkt und den wir als Gott annehmen, anzuſehen; Ihm iſt dafür zu danken, er iſt dadurch als mächtig und wohlthuend erkennbar. Ich glaube mit Recht einen jeden Menſchen und ein jedes Jahrhundert oder Jahrzehnt krankhaft, armſelig, nervenlos und unphiloſophiſch nennen zu können, das ſich ſogleich gegen Alles, was Glauben heißt, empört und doch alle Momente genöthiget iſt, nach Glauben und Glaubenstakt zu handeln, unaufhörlich von Unterſuchung ſpricht und unaufhörlich jammert, wenn man unterſucht und unterſuchen heißt; das denſelben kränkelnden Ekel, dieſelbe altweibiſche Furcht, denſelben unverſöhnlichen Haß zum Voraus hat gegen jede neue Entdeckung, die nur vielleicht eine neue große Seite der Menſchheit zeigen könnte, wie alle von dieſen furchtſamen Schwachköpfen verlachte, orthodoxe, ſchwachmüthige Köhlergläubige vor Allem haben, was nur den Schein von Reformation haben könnte, die mit einem kleinmüthigen Eigenſinn die einmal gezogene Grenze ihres Wiſſens ſo ſcharf bewachen, daß ſie jede Einfuhr einer neuen Wahrheit wie ſchrecklich ſtrafbare Contrebande verwahren. Kannſt du ſagen, daß dieſes nicht der Geiſt unſeres Jahrzehntes ſei, und iſt der nicht unwiſſend, der es nicht ſieht, und lumpig ſchwach, der es nicht ſagen darf, wie immer das Gelächter dieſer ſchalen Köpfe ihn angrinzen möge?"

Die widrige Kunde von Frankreich her, daß dort die hochgelehrte Fakultät der Wiſſenſchaften Mesmer's Erfindung für ein Produkt exaltirter Phantaſie erklärte, trug auch in Deutſchland Vieles zu ihrem Verruf bei; denn Deutſchland, das beſonders auch damals ſehr gerne der Affe Frankreich's nicht nur in der franzöſiſchen Kleidermode, ſondern auch in ſeinem wiſſenſchaftlichen und geiſtigen Denken und Glauben war, hielt den Ausſpruch einer franzöſiſchen Akademie, einer Verſammlung hochgelehrter Männer, die nach damaligem Vermeinen mit ihrem Geiſte und Wiſſen die ganze Natur umfaßte, für einen unumſtößlichen Orakelſpruch. Es ging ſo weit, daß man, ohne verläumdet zu werden, den Magnetismus nicht entfernt mehr vertheidigen durfte, ſelbſt der Name: „thieriſcher Magnetismus" war verpönt. Der geiſtvolle Unterſucher und Beförderer deſſelben, **Dr. Eberhard Gmelin zu Heilbronn, Zeitgenoſſe Mesmer's**, dem wir ſechs Bände gewiſſenhaft verzeichneter Erfahrungen und auch ſehr werthvolle, theoretiſche Abhandlungen über

MÜNCHEN

den Magnetismus ſchon im Jahr 1787 verdanken, ſchrieb in einer derſelben, er möchte gern, weil ein großer Theil des Publikums einen unbezwinglichen Widerwillen gegen den Namen thieriſcher Magnetismus habe, ſeine magnetiſchen Verſuche: „Verſuche über die Kräfte der menſchlichen Natur durch lebendig menſchliche Berührung“ nennen, wenn er der Dummheit nachgeben möchte. Dieß that er übrigens doch bei Wählung des Titels eines ſeiner Bücher, das er: „Materialien zur Anthropologie“ benannte, das aber nur Erfahrungen im Gebiete des thieriſchen Magnetismus enthält, weil er befürchtete, wie er ſelbſt ſagte, das Buch werde unter dem Titel: „Verſuche über den thieriſchen Magnetismus“ gar keinen Abſatz finden. In demſelben bezeichnet er übrigens auch ſehr vortrefflich die damaligen Gegner des Magnetismus alſo:

„Sie treten auf unter ehrwürdigen Geſtalten eines ſchwülſtigen Redners, hochweiſen, warnenden Lehrers, abſprechenden Recenſenten, neidiſchen Collegen, erboßten Predigers, luſtigen Comödianten, flüchtigen Reiſenden, komiſchen Romanenſchreibers, witzelnden Traveſtirers, feilen und ſeichten Notenmachers zu ſehr guten Allmanachsabbildungen; injuriöſen Zeitſchriftſtellers, bettelnden Anecdotenjägers, boshaften Verläumders, gedungenen Chikaneurs.

„Mit dieſen Waffen und unter dieſen Geſtalten hat man inzwiſchen größtentheils geſucht den Magnetismus zu Boden zu ſtürzen. Ohne dieſe rüſtigen Gegner gerade miteinander zu vermiſchen, frage man doch, wie ich es ſchon oft perſönlich gethan habe, dieſe Herren, von was ſie reden? Wenn ſie von Magnetismus reden: ich wette darauf, (die Erfahrung hat auch belehrt) keiner wird beſtimmt angeben können, von was und was er rede? ihre Aeußerung hierüber wird der beſte Beweis ihrer leeren Geſchwätzigkeit ſein. Aber gerade dieſe Herren ſind es, welche den thieriſchen Magnetismus für Traum und die Vertheidiger deſſelben für Schwach- und Schiefköpfe halten, und dies Alles natürlich ohne Grund und Erfahrung, es iſt ihnen genug zu ſagen: car tel est notre plaisir; durch dieſe dreiſte, grundloſe Abſprechung zeigen ſie ſelbſt, daß ſie, wenn ſie es nicht an Alter, doch an Verſtand ſind, unbärtige Knaben, welche vor angeſtellter Unterſuchung abſprechen, und freilich alsdann durch die Theilnahme an Journalen den ſchwächeren Theil des Publikums, der ſich von ihnen gängeln läßt, darnach ſtimmen."

Gmelin, deſſen ausführliche, treue Beobachtungen über den thieriſchen Magnetismus ſeine fleißig ausgearbeiteten ſechs Bände über denſelben zeigen, (bei allen, die ich aus ſeiner eigenen Bibliothek aus Heilbronn habe, befinden ſich oft viele Bogen lange Zuſätze und Erläuterungen von ſeiner eigenen Hand) war, wie ihm dies Zeugniß auch Wienholt gab, ein Mann, dem nichts zum kompetenten Beobachter dieſer Naturkraft fehlte. Seine Beobachtungen erweckten ein lebhaftes Intereſſe und wurden auch für Die lehrreich, die durch Vorurtheil oder ſpeculative Gründe die Realität des thieriſchen Magnetismus verwarfen. Wenn man Gmelin auch für einen partheiiſchen Sachwalter hielt, wenn man ſeine Wahrnehmungen auch darum verdächtig fand, weil er ſich gleich von Anfang an für einen ſo entſchiedenen Freund der neuen Kurart erklärte und ſeine Beobachtungen und Theorien beifügte, wenn auch jene Manches enthalten ſollten, (wie man ihm vorwarf) was ſich nach Anderer Meinungen den bekannten Geſetzen des thieriſchen Magnetismus nicht anreihen wollte, was nach ihren Begriffen mit anderen gewöhnlichen Erſcheinungen des menſchlichen Lebens nicht in Uebereinſtimmung zu bringen war, ſo konnte doch kein Unpartheiiſcher in ihm den Mann von ſcharfem und richtigem Blick, den gründlichen und erfahrenen Arzt, den aufgeklärten Pſychologen verkennen und ſeine Werke mußten, wenn ſie auch nicht gleich bei Allen völlige Ueberzeugung bewirkten, doch bei Manchen zu einer künftigen den Weg bahnen. Was, veranlaßt durch Mesmers Entdeckung, dieſer geiſtreiche Denker ſchon im Jahr 1778 über ein vermuthliches, der Electricität verwandtes Fluidum in den Nerven, (oder vielmehr auf den Nerven) das er Nervenſaft, auch Nervenäther benannte, ſchrieb, und zwar noch ehe Reil's und Humboldt's Verſuche gemacht worden waren, iſt Folgendes:

„Anatomiſche Gründe vermögen nichts *gegen die Exiſtenz* eines Nervenäthers. Einen Umlauf der Säfte in den Adern muß man ſich dabei freilich auch nicht denken. Die Nerven ſind mit ihrem Aether geladen wie ein Körper es mit electriſcher Materie ſein kann; der Nervenäther kann ſich durch die Nerven bewegen, wie der Bliß an einer metallenen Stange herunterfährt; es ſind weder in den Nerven zur Bewegung des Aethers noch in der metallenen Stange zur Bewegung des Blitzes Röhren nöthig. Treffend iſt der Gedanke, den Marcard in dem zweiten Bande ſeiner Beſchreibung von Pyrmont äußert, ihn aber nicht für mehr als einen hingeworfenen Gedanken ausgibt. Er ſagt: „„Daraus, daß man keine Canäle in den Nerven entdeckt, ſollte man aber doch nicht auf das Nichtſein des Nervenſaftes oder der Lebensgeiſter ſchließen. Ein ſolches Fluidum müßte doch wohl für ſichtbare Kanäle zu ſein ſein. Mir däucht, man müſſe, im Fall es Nervenſaft gibt, die Nerven immer nur als Leiter nach Art der Electricität anſehen, ohne darum den Nervenſaft für electriſche Materie zu halten.““

„Das Ausſtrömen des Nervenäthers iſt, beſonders im Zuſtande des Wachens, ununterbrochen, freilich bald mehr, bald weniger; aber es iſt auch der Erſatz leicht und der Stoff dazu liegt reichlich in der Natur.“

Und ſpäter im Jahre 1793 nach Reil's trefflichen Werken über die Nerven und Humboldt's galvaniſchen Verſuchen an den thieriſchen Faſern, ſchrieb er: „Nicht einer von den wirklichen, öffentlichen Gegnern hat die Natur ſelbſt um Rath gefragt, um eigene Erfahrungen den Erfahrungen Anderer entgegen ſetzen zu können; nicht einer hat den inneren Widerſpruch, die abſolute Unmöglichkeit der für die Sache ſprechenden Beobachtungen dargethan. Sie zweifeln nicht an der Nervenelectricität des Froſches und daß durch die Erregung deſſelben bereits vom Körper abgeſonderte Muskeln in Bewegung gebracht werden können; ſie ſcheuen die Mühe nicht, ſich durch eigene Verſuche davon zu überzeugen und wer ſollte dies mißbilligen? Ich ſchätze eben ſo ſehr die vergleichende Phyſiologie. Aber ſollte dieſes in der ganzen Natur verbreitete, ſo mächtige Agens nicht auch im Menſchen ſeine Rolle ſpielen, in dieſem nicht beſonders modificirt und organiſirt ſein und ſich nach der eigenen organiſchen Einrichtung und Anlage durch eigene, wichtige Erſcheinungen darſtellen laſſen, welche bei aller Eigenthümlichkeit und Verſchiedenheit von den Erſcheinungen der allgemeinen Electricität anderer organiſcher Weſen unwiderſprechliche Merkmale ihrer Urkraft durchſchimmern laſſen? und ſollte es die Mühe und das anhaltende Forſchen nicht lohnen, dieſe Kraft im lebenden Menſchen aufzuſuchen und ihre Geſetze, nach welchen ſie wirkt, zu ergründen? Es ſei der Ahndung der Nachwelt vorbehalten, nicht nur die Kälte des größeren Theils unſerer Zeitgenoſſen, mit welcher Verſuche dieſer Art aufgenommen werden, ſondern auch die Verachtung, mit welcher man ſie zurückſtößt!“

Es ſei mir erlaubt, hier eine Stelle des uns nun durch den Tod entriſſenen Ennemoſers anzuführen, der durch ſeine Forſchungen die Entdeckung Mesmer's wiſſenſchaftlich und praktiſch ſo ſehr in ihrer Wahrheit ausführlich darthat. Es ſind ebenfalls Worte Mesmer's, die ſich in ſeinen gedruckten Schriften finden. Ennemoſer ſchreibt: So ſagt Mesmer: „Das in einem Körper wirkſame Grundweſen iſt ein unſichtbares Feuer, das keinem der gewöhnlichen Sinne fühlbar wird. Dieſes Feuer kann in einem Individuum hervorgerufen und entflammt werden, indem man die Einwirkungsmittel des Naturmagnetismus bis zu dem Grade vereinigt und concentrirt, daß dieſes Feuer dadurch hervorgebracht werden kann. Dieſes Grundweſen iſt keineswegs eine Subſtanz — kein Stoff, ſondern eine Bewegung gleich dem Ton in der Luft, gleich dem Licht im Aether, in einer gewiſſen Reihe der Geſammtfluth modificirt. Jedoch auch dieſe Fluth iſt nicht die des gewöhnlichen Feuers, des Lichtes, der Electricität oder des Magnets, ſondern ſie iſt von einer Ordnung, welche alle an Feinheit und Beweglichkeit übertrifft; wahrſcheinlich iſt ſie mit jener der Nervenſubſtanz verwandt.“ — Zu dieſen Worten Mesmer's fügt Ennemoſer noch bei: „Dieſe Stelle ſtimmt auf eine merkwürdige Weiſe mit den Aeußerungen der Seherin von Prevorſt überein und mit der, unlängſt wieder öffentlich ausgeſprochenen Anſicht des J. Kerner, welcher die imponderablen Materien, beſonders den imponderabelſten aller, den Nervengeiſt, auch für die Vermittler unſerer und einer anderen Welt erklärt.“ Es deuten dieſe Worte Ennemoſers auf das, was ich in meiner kleinen Schrift „die ſomnambülen Tiſche“ von dem Nervengeiſt nach den

Eröffnungen der Seherin von Prevorſt äußerte, wo ich denſelben als die imponderabelſte (ſeeliſchſte) der imponderablen Materien aufführte, die ich auch bei jenen Erſcheinungen des Tiſchklopfens u. ſ. w. als ein Hauptagens zu erkennen glaubte, bei jener neuen Erſcheinung, durch die Mesmer's Entdeckung und Lehre noch in unſerer Zeit eine glänzende Rechtfertigung erhält.

Wienholt in Bremen ging es in Hinſicht des Widerſpruches, den er von der gelehrten Welt erfahren mußte, nicht beſſer als Gmelin. Er ſchrieb ausgedehnt, ganz gründlich und mit nüchternem philoſophiſchen Geiſte über den thieriſchen Magnetismus in den Jahren 1803 — 1806 und fand ihn als eine beſondere Naturkraft und als ein ausgezeichnetes Heilmittel beſtätigt; aber auch er erntete eine geraume Zeit nur Mißkennung und dumme Einwürfe der damaligen Zopf- und Perückengelehrtheit Deutſchland's nach dem Zuſchnitte der franzöſiſchen Academie der Wiſſenſchaften ein.

Innerhalb 15 Jahren behandelte Wienholt, entweder ſelbſt oder durch Andere, achtzig Kranke. Der bei weitem größte Theil derſelben waren Fälle, bei denen er ſich von ſeiner Kunſt verlaſſen ſah, oder nur eine ſich lang verzögernde Hülfe erwarten konnte: Krankheiten von mancherlei Art, hitzige wie chroniſche, Nerven-, ſo wie andere langwierige Uebel. Es waren Perſonen faſt von jedem Alter, Stande und Geſchlecht, Verheirathete, ſo wie Ledige. Bei mehreren Kranken fand ſich blos ein ſchlafähnlicher Zuſtand ein, bei anderen Fiebererregungen; bei manchen unangenehme und ſchmerzhafte Gefühle und bei nicht wengen Zuckungen. Bei vielen Kranken aber erregte das Magnetiſiren gar keine in die Augen fallende Gegenwirkung und die gegenwärtigen Zufälle verloren ſich während der Manipulation, oder die Kranken wurden auch bei der Anwendung dieſer Kur wieder hergeſtellt, ohne daß die Art und Weiſe dieſer Veränderung in's Auge fiel. Aber nicht alle magnetiſirten Kranken wurden wieder hergeſtellt. Manche blieben, wie ſie vor der Kur waren, andere fanden nur Erleichterung, ja, einige ſtarben während derſelben. Bei verſchiedenen Perſonen war die Beſſerung vorübergehend, mehrere wurden nur zum Theil, viele jedoch völlig geſund.

„Wienholt verband auch oftmals, wie Mesmer anfänglich auch that, die Electricität mit dem thieriſchen Magnetismus, was beſonders bei Augenkrankheiten, geſchwächten Sehnerven u. ſ. w. ſich von großem Erfolge zeigte. Der ſchlafwache Zuſtand erregte das meiſte Aufſehen; er war der vorzüglichſte Stein des Anſtoßes, die ergiebigſte Quelle der heftigen Angriffe gegen die neue Kurart und der vornehmſte Grund, warum ſich ſo Manche, vor deren Forum die Sache gar nicht gehörte, zu dem Streite hinzudrängten und ſich ſogar zu Richtern darüber aufwarfen. Das Wunderbare, was die damit verbundenen Erſcheinungen in der That mit ſich führen, wurde durch ſo manche Erzählung leichtgläubiger und übertreibender Menſchen vergrößert, die Wunderſucht, die Prahlerei und ein gewiſſer hämiſcher Lügengeiſt verwebte ſo manches unwahre und halbwahre Faktum mit ihnen. Die Unwiſſenheit unterſchied ſo wenig die verſchiedenen Arten und Nüancen dieſes Zuſtandes, daß man ſich wohl nicht wundern darf, wenn ſo viele größtentheils ſchiefe und unrichtige Vorſtellungen davon in's Publikum kamen, die ſich denen eindrückten, die nicht beobachtet hatten oder nicht beobachten konnten und doch darüber ſchreiben wollten. Daher wurden denn auch die Streite verwickelter und verworrener; man vergaß ſo häufig über dieſer Nebenſache die Hauptſache, verrückte ſich den Geſichtspunkt und blieb meiſtens bei einzelnen Umſtänden ſtehen, anſtatt immer das Ganze vor Augen zu haben.“

So ſpricht Wienholt ſelbſt ganz wahr und offen über ſeine magnetiſchen Heilungen und deren Erfolge.

Beſſere Anſichten von Mesmer's Lehre in Deutſchland. Entdeckung des Galvanismus.

Noch während Gmelin's und Wienholt's Thätigkeit in dieſem Felde, erhielt der thieriſche Magnetismus eine günſtigere Anſicht und Beurtheilung in der gelehrten Welt durch die galvaniſche Entdeckung.

Man hatte ſchon früher, wie hauptſächlich auch Gmelin hat, was wir oben anführten, eine ſogenannte Lebensatmoſphäre um die Nerven vermuthet. Dieſes wurde durch Reil's vortreffliches Werk über die Nerven zur größten Wahrſcheinlichkeit und endlich durch Humboldt's galvaniſche Verſuche an den thieriſchen Faſern wurde dieſe Lebensatmoſphäre ſichtbar dargeſtellt und dadurch der thieriſche Magnetismus unſerer Phyſik näher gebracht. Billiger und milder wurde nun in der gelehrten Welt vom thieriſchen Magnetismus geſprochen, weil ſich in dieſer Hinſicht auch Humboldt frei und unbefangen äußerte. Ebenſo begünſtigten auch Spallanzani's und Fontana's Beobachtungen denſelben. Auch war die zur Beſprechung und Geltung kommende Naturphiloſophie, ſo wie in der Medicin die durch ganz Deutſchland ſo ſchnell ſich verbreitende Erregungstheorie mehr günſtig als hindernd für den Magnetismus. Man ſah alte gewohnte Lehren und Meinungen, die ſtarke Wurzeln gefaßt hatten, von neuen Lehren und Meinungen angegriffen und beſiegt, und ſo gewöhnte man ſich auch daran, die Lehre des thieriſchen Magnetismus mit mehr Gleichmuth und Ruhe zu unterſuchen und allmälig eine Wahrheit in ihr zu finden.

Durch Schelling's Naturphiloſophie wurden andere gute Köpfe ermuthigt, die Feſſeln der alten Syſteme abzuſchütteln und ſich im kühneren Fluge empor in das Gebiet der unendlichen Natur zu ſchwingen. Der anmaßende und wegwerfende Ton der Beſſerwiſſenwollenden fand nicht mehr ſo allgemein ſtatt und auch praktiſche Aerzte, die früher gegen den thieriſchen Magnetismus waren, wirkten nun bald werkthätig für ihn.

Männer, die zu jener Periode ſich hauptſächlich der mesmeriſchen Lehre annahmen, waren namentlich K. E. Schelling, W. Hufeland, Kluge, Wolfart, Fr. Hufeland, Kuntzmann, Petzold, Naſſe, Müller und mehrere Aerzte in Berlin. Ihnen folgten in den neueren Perioden beſonders der vortreffliche, erſt kürzlich verſtorbene Ennemoſer, der in mehreren höchſt ſchätzbaren Schriften theoretiſche und praktiſche Mittheilungen aus dem Gebiete des Magnetismus hinterließ; Kieſer durch ſein Syſtem des Tellurismus und das mit Naſſe und Eſchenmayer herausgegebene Archiv über den thieriſchen Magnetismus; dann beſonders auch Eſchenmayer durch ſeine geiſtreiche Schrift: „Verſuch, die ſcheinbare Magie des thieriſchen Magnetismus aus phyſiologiſchen und pſychiſchen Geſetzen zu erklären.“ Ferner Dr. Karl Paſſavant zu Frankfurt, deſſen philoſophiſchem Geiſte wir ein claſſiſches Werk über den Magnetismus, unter dem Titel: „Unterſuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellſehen“ verdanken. Auch Graf Zappari und deſſen kürzlich ſo unglücklich geendeter Landsmann, Graf Mailath, haben ſich durch eigenthümliche Auffaſſung und Ausübung der mesmeriſchen Lehre Dank erworben.

Es hatte, beſonders durch die Bemühungen der oben zuerſt genannten Männer, Mesmer's Entdeckung noch vor ſeinem Tode, aber als ſeine Perſon ſchon wie in gänzlicher Vergeſſenheit war, einen Sieg erlebt und jetzt, 40 Jahre nach ſeinem Tode, feierte ſie einen Triumph durch die Erſcheinung des magnetiſchen Tiſchdrehens und Reichenbach's Behauptung, daß bei dieſer Manipulation für Senſitive eine Lichtausſtrömung aus dem menſchlichen Körper (den Händen und Füßen) ſichtbar ſei, eine Ausſtrömung des magnetiſchen Fluidums, möge man ſolches benennen, wie man will.

Zu verwundern war auch deßhalb nicht, daß Mesmer von den Gelehrten früherer Zeit nicht begriffen wurde, weil er, wie ſchon öfters angeführt iſt, durch ſeine Naturanſicht und der daraus hervorgegangenen Entdeckung des Magnetismus, ſeine Zeit weit überſchritten hatte, indem er ja ſchon 40 Jahre zuvor Naturkräfte entdeckt und in Anwendung gebracht hatte, auf die andere Forſcher durch weitere Entdeckungen in der Natur erſt ſpäter kamen; da erſt gelangten Mesmer's Entdeckungen zu größerer wiſſenſchaftlicher Anerkennung.

Faſt unbegreiflich aber iſt, daß bei all' dieſen nachherigen Fortſchritten die Perſon Mesmer's vergeſſen werden konnte, und zwar nicht blos von ſeinen Widerſachern, ſondern ſelbſt von den Verehrern und Ausübern ſeiner Lehre. In den vielen Bänden der Schriften Gmelin's und Wienholt's über den thieriſchen Magnetismus in den Jahren 1787, 1789, 1793, 1802, 1803, 1805, wird man ſelbſt auch nur den Namen ſeines Entdeckers, den Namen „Mesmer“ vergebens ſuchen. So auch in Heineken's und anderer Magnetiſeure Schriften jener Jahre.

Sie erklärten und rühmten in ihren Werken die Heilkraft des Magnetismus, kämpften gegen die Gegner deſſelben; weſſen Scharfſinn und Geiſte ſie aber die Entdeckung des thieriſchen Magnetismus zu verdanken hatten, davon wird in ihren Schriften kein Wort geſprochen. Sie wußten wohl, welche Verfolgung und Schmach Mesmer ſich durch ſeine Behauptungen, die nun auch die ihrigen waren, zugezogen hatte; aber nirgends findet man in allen ihren Schriften eine Theilnahme für Mesmer, nirgends eine Vertheidigung ꝛc. ꝛc. deſſelben. Es ſcheint, als ob ſie ſich ſchämten, den in der gelehrten Welt ſo verſchrieenen Namen „Mesmer“ zu berühren. Wie Gmelin ja auch geſtand, daß er für das ſo verpönte Wort: „Magnetismus“ gerne eine andere Benennung: „Kraft der menſchlichen Berührung“ wählen möchte, um ſeiner Schrift mehr Abgang zu verſchaffen. Kein Einziger von ihnen nahm ſich die Mühe, die Perſon des Entdeckers der von ihnen ausgeübten und vertheidigten Naturkraft perſönlich kennen zu lernen, zu ſchauen, was für ein Mann der ſei, die Auseinanderſetzung ſeiner Lehre aus ſeinem eigenen Munde zu hören, die Ausübung ſeiner Lehre, ſeine magnetiſchen Manipulationen ſich von ihm ſelbſt zeigen zu laſſen; Belehrung von ihm zu erhalten, kurz, aus der Quelle ſelbſt zu ſchöpfen.

Mesmer's Aufenthalt in Frauenfeld.

Jn Streite über ſeine Lehre hat ſich aber Mesmer nicht mehr gemiſcht, er nahm keinen Antheil an der gelehrten Welt mehr und auch ſonſt nicht an dem magnetiſchen Treiben Anderer. Er lebte zu Frauenfeld in ſtiller Zurückgezogenheit, ein

Segen für Kranke und Arme dieſer Gegend. Uebrigens ſchien er ſich die Schweiz auch deshalb gern zum Aufenthalte für die nächſte Zeit gewählt zu haben, weil er auch noch bei ſeiner Anweſenheit in Frankreich großen Antheil an den politiſchen Schickſalen dieſes Landes nahm, und er, der vielſeitige Denker, wie ſeine ſpäter durch Wolfart erſchienen Werke zeigen, namentlich die Capitel über natürliche und geſellige Freiheit, über Geſetzgebung u. ſ. w. auch das Staatenleben ſeiner geiſtigen Forſchung unterwarf. Selbſt franzöſiſche Staatsmänner ſcheinen ihn dazumal ſchon, als der Schweiz eine neue Verfaſſung zu geben war, zu Rath gezogen zu haben, wie mehrere Concepte von Briefen von Mesmer's eigener Hand beweiſen, von welchen ich hier einen in die deutſche Sprache überſetzten, den ich auch unter ſeinen Papieren fand, mittheilen will:

„An den helvetiſchen Bürger Miniſter C. Jenner, bei Ueberſendung des Vorſchlags zu einer Verfaſſung.“

Paris, den 6. Februar 1801.

Bürger Miniſter!

„Ich habe die Ehre, Ihnen den Entwurf zu einer originalen Conſtitution zu übergeben, welche ſtatt das Reſultat irgend eines revolutionären Anſtoßes oder Kampfes oder einer triumphirenden Partei zu zeigen, aus der Natur ſelbſt genommen iſt. Sie ſchützt die unſtreitigen Rechte des Menſchen in der Geſellſchaft. Nur dieſe Art von Organiſation des Gouvernements könnte rathſam ſein für ein Volk, welches durch die alterthümliche Einfachheit ſeiner Sitten und Gewohnheiten, ſich der Quelle, aus der es geſchöpft wurde, am Nächſten befindet. Da dieſe Art von Gouvernement am Meiſten übereinſtimmt mit dem, welches die Helvetier gezwungen wurden aufzugeben, ſo iſt es unzweifelhaft, daß es allen andern vorzuziehen ſein wird, wenn es nur erſt der Nation ganz bekannt iſt. Ich ſchicke Ihnen hier den Plan oder vielmehr die Vorrede eines Werkes, mit dem ich mich beſchäftigt habe, und welches ich für die nationale Erziehung Ihres Vaterlandes beſtimme, unter der Bedingung, daß man die Conſtitution annehme. Haben Sie die Güte, mir das Manuſcript wieder zu ſchicken, wenn Sie es geleſen haben."

Von dieſem Manuſcripte fand ſich unter Mesmer's Papieren zu Meersburg keine Spur mehr vor: wahrſcheinlich gerieth es zu ſeinen Freunden in die Schweiz. Es iſt mir auch unbekannt, ob es je gedruckt wurde. Was aber den im Brief erwähnten Verfaſſungsentwurf betrifft, ſo iſt er wahrſcheinlich der gleiche, den Mesmer in Wolfart's Magnetismus Seite 243, abdrucken ließ.

Dieſe Beſtrebungen des noch im hohen Alter geiſtesfriſchen, thätigen Mannes, auch einem leidenden Staatskörper noch durch guten Rath aufhelfen zu wollen, erſieht man auch aus einem Schreiben Profeſſor Wolfart's an ihn nach Conſtanz, worin er ihm für alles Mitgetheilte dankt und dabei beſonders noch hinzufügt:

„Mein Bruder (wahrſcheinlich war dieſer ein Staatsbeamter in Berlin) erſtaunte über den Werth des mir von Ihnen mitgegebenen Entwurfs zu einem Papiergeld und erwartet nur den Zeitpunkt, wenn die Kriegsſtürme vorübergetobt, um Ihr Geſchenk der Regierung mitzutheilen."

Wie ſpäter bemerkt werden wird, wurde nämlich Wolfart von einer zu Berlin unter dem Vorſitze Hufeland's ſich gebildeten Commiſſion zur Prüfung der Mesmeriſchen Lehre nach Frauenfeld geſandt, als Mesmer ſich noch daſelbſt befand.

Das Verlangen von Mesmer's Freunden, ihn wieder in Frankreich zu ſehen. Briefe derſelben an ihn.

Mehrere ſeiner treuen Freunde in Frankreich waren höchſt bekümmert, ihn nicht mehr in ihren Kreis zurückkommen zu ſehen. Sie machten ihm Vorſtellungen, daß ſeine Ideen in einem Lande wie die Schweiz nie würden begriffen werden. Auch war bei ihnen eine große Angelegenheit, es dahin zu bringen, daß er wenigſtens das Werk über ſeine Entdeckung und Lehre nicht in Deutſchland, ſondern in Frankreich in franzöſiſcher Sprache erſcheinen laſſe. Würde er es in Deutſchland in franzöſiſcher Sprache, die er ja beſſer verſtehe, als die deutſche, herausgeben, ſo würde das Werk gewiß einer genaueren Correctur ermangeln.

Aus Mesmer's Nachlaſſe kamen mir mehrere Briefe dieſer ſeiner franzöſiſchen Freunde im Originale zu, die ich hier überſetzt gebe. Sie ſind aus Verſailles und Paris geſchrieben von den Gelehrten Loos und Würtz und einem Unbekannten, der ſich nur mit J. unterzeichnete. Dem Namen nach ſcheinen dieſe Männer zwar nicht von franzöſiſchem Urſprung, aber wohl ſchon lange in Frankreich lebende, franzöſirte Deutſche zu ſein. Dieſe Briefe ſind voll Liebe und Verehrung gegen Mesmer und zeugen auch, daß ſie von Männern geſchrieben, die fern von aller Ueberſpannung und franzöſiſchem Charlatanismus waren und gleich dem, an den ſie geſchrieben, nur Wahrheit und Mäßigung liebten. Es iſt nur ſehr zu bedauern, daß die Antworten Mesmer's an dieſe ſeine Freunde, die wohl von größerem Intereſſe als die Schreiben an ihn geweſen wären, nicht mehr zu erhalten waren; nur von einem von ihnen fand ich als Concept noch ein paar unbedeutende Zeilen von Mesmer's Hand.

Der erſte dieſer Briefe lautet alſo:

Verſailles, den 21. Sept. 1803.

Mein theuerer Freund!

„Ich bin erfreut zu erfahren, daß es Ihnen in Ihrem Lande ſo gut gefällt, aber ich zweifle auch nicht daran, daß wir hier einen köſtlichen Winter mit einander verlebt hätten. Es gefällt mir ſo gut hier, daß ich meinen Aufenthalt noch zu verlängern gedenke, und wenn wir uns nicht dem Winter näherten, ſo würde ich Sie recht herzlich bitten hierherzukommen, wir führen hier ein ruhiges Leben, frei von allen Sorgen für die Zukunft.

„Ich ſehe manchmal Madame Cordon, welche Ihnen über ihren Geſundheitszuſtand geſchrieben haben wird. Sie hat mir keine Ruhe gelaſſen, bis ich ihr Kenntniß von der Punktirkunſt gegeben habe, ein Spiel der Alten, welches ſie trotz meiner Vorſtellungen für eine Art Magie oder Vorausſagung der Zukunft hält. Was mich am Meiſten verwundert, iſt, daß ſie in ihrem Kopf dieſe Punktirkunſt und die Wahrſagerei aus den Händen, mit Ihrem Syſtem, mit dem Swedenberg's und mit der katholiſchen Religion in Verbindung bringen will. Ich konnte ihr nichts ſagen, als daß ich von dieſer Kunſt nichts verſtehe, ob ſie gleich behauptete, ſie gehe auch aus Ihrer Lehre hervor.

„Ach! warum ſind Sie nicht hier! Ich habe in dem Haus, in dem ich logire, drei ſehr gut eingerichtete Zimmer; in dem dritten würden wir die langen Winterabende zubringen, uns über Ihre Lehre unterhalten und von Ihnen belehren laſſen.

Sie werden überall Freunde finden, aber gewiß nie ſolche, die Sie ſo ſehr lieben, wie wir. Leben Sie wohl, mein theurer Freund! Ich bin mit der aufrichtigſten Zuneigung und Verehrung Ihr ganz ergebener

Loos.“

Der zweite Brief von Herrn Loos iſt folgender:

„Verſailles, den 8. Juni 1804.

Theuerer Freund!

„Ich rechnete darauf, dieſen Sommer nach Straßburg zu gehen, aber meine Geſchäfte erlauben es mir nicht, und ich werde noch den Winter hier zubringen.

„Sie ſind noch immer in einem Winkel von Schwaben, wo es Ihnen unmöglich gefallen kann; Ihr Herz und Ihr Geiſt müſſen dort ganz vertrocknen aus Mangel an Mittheilung, Zerſtreuung und Umgang. Eine Reiſe würde Ihnen in jeder Hinſicht gut thun. Ihre Freunde ſehnen ſich nach Ihnen. In der erſten Etage des Hauſes, in dem ich wohne, befinden ſich drei ſchön möblirte Zimmer, von welchen aus man auch eine prächtige Ausſicht hat; im Nothfall würde man uns auch noch um einen billigen Preis ein Zimmer und eine kleine Küche im Parterre geben. Sie wären der Mittelpunkt, um den ſich alle Ihre Freunde verſammeln, und ich glaube gewiß, daß Sie Deutſchland nicht vermiſſen würden. Wir leben hier, wie ich Ihnen ſchon ſchrieb, ganz ruhig; um Sie aber über jede Art von Furcht zu beruhigen, würde ich Ihnen den Vorſchlag machen, ſich durch den Großherzog von Baden irgend einen beliebigen Titel geben zu laſſen, wie z. B. den eines Rathes, welcher Sie unter den beſondern Schutz des badiſchen Miniſters in Paris ſtellen würde. Dieſe Arten von Titel erhält man in Deutſchland leicht um Geld. Ich ſelbſt habe mir einen geben laſſen, während meines Aufenthalts in Sachſen. Sie hätten dann auch keinen franzöſiſchen Paß nöthig, ſondern blos einen deutſchen von der Regierung in Carlsruhe. Ich bitte Sie über dieſen Vorſchlag nachzudenken. Es bleiben Ihnen nun noch drei Monate übrig, um Alles zu richten, und um noch vor der ſchlechten Jahreszeit anzukommen. Was den Titel betrifft, ſo glaube ich, daß Sie ihn leicht durch Ihren Freund Herrn Griesbach erhalten könnten, wenn Sie ihm die Gründe anvertrauen, warum Sie ihn wünſchen.

„Madame Cordon war von Neuem krank; doch geht es ihr wieder beſſer; ſie hat mir durch Herrn Würtz ſagen laſſen, daß ſie Ihnen zweimal ſchrieb, ohne eine Antwort zu erhalten. Seien Sie von meiner vollkommenen Freundſchaft und Verehrung verſichert.

Ihr treuer Freund

Loos.“

Es lautet faſt komiſch, daß Herr Loos Mesmern räth, um ſicherer in Frankreich wohnen zu können, ſich den Titel eines Rathes geben zu laſſen!

Der nächſte Brief von Herrn Loos lautet folgendermaßen:

„Verſailles, den 20 Sept. 1804.

Theuerer Freund!

„Ich habe bis jetzt gewartet mit einer Antwort auf Ihren Brief vom 17. Juli, in welchem Sie mir mein Stillſchweigen vorwerfen, weil ich immer hoffte, eine Antwort von Ihnen zu erhalten auf einen Brief, welchen ich Ihnen Anfang Juni ſchrieb. Es iſt mir kaum möglich zu glauben, daß der Brief verloren gegangen iſt, da der Weg von hier nach Baſel und von da nach Frauenfeld doch ſo bekannt iſt; ich hoffe alſo, daß Sie meinen Brief an dem Tag der Abreiſe des ihrigen erhielten. Ich ſagte Ihnen in dieſem Brief, daß mir meine Geſchäfte nicht erlauben, gegenwärtig dieſes Land zu verlaſſen. Sie wiſſen, daß ich ein Journal herausgebe, welches regelmäßig erſcheinen muß und die Abweſenheit eines Monats würde mich damit ſehr zurückbringen. Wenn ich mich aber auch von hier entfernen könnte, ſo wäre es nur, um mich in eine Stadt Frankreich's, wie z. B. nach Straßburg zu begeben, wohin ich leicht einen Paß erhalten könnte. Indem Sie mir aber als Zuſammenkunftsort nur zwei Städte in der Schweiz bezeichnen, ſo machen Sie die Sache ſchwierig, wo nicht für den Augenblick unmöglich; da es eine große Ausnahme iſt, wenn man gegenwärtig einen Paß in das Ausland erhält.

„Was mir aber ſehr wehe thut, iſt zu ſehen, mit welcher Vorſicht Sie Frankreich vermeiden, da ſie dadurch Ihren Freunden alle Hoffnung rauben, Sie wieder zu ſehen. Ich will Ihre Gründe ſo zu handeln nicht näher prüfen, ſondern Ihnen nur zwei Betrachtungen darüber mittheilen. Die erſte iſt die, daß Sie doch gewiß endlich eine Darſtellung Ihrer Entdeckung und Ihrer Lehre in franzöſiſcher Sprache zum Drucke befördern müſſen, und dieſes ſcheint mir Ihre Gegenwart in Frankreich nöthig zu machen, da Sie doch das Manuſcript nicht fremden Händen überlaſſen wollen. Wenn Sie aber das Werk in Deutſchland drucken ließen, ſo würden Sie ihm dadurch in den Augen der Franzoſen allen Verdienſt rauben, da dieſe mit Recht behaupten, daß ein in ihrer Sprache geſchriebenes und in Deutſchland gedrucktes Werk, mangelhaft corrigirt iſt. Die zweite Betrachtung iſt, daß im Fall es einen Wechſel der Umſtände gäbe, Sie in Frankreich gewiß ſicherer wären, als in Schwaben. Bedenken Sie, daß dieſe Beobachtungen von einem Mann kommen, der bei der ganzen Sache kein anderes Intereſſe hat, als Ihre eigene Zufriedenheit und Ruhe. Alle ihre Freunde denken wie ich. Madame Cordon iſt offenbar krank, wohl dadurch, daß ſie ſich zuviel mit Magie und andern übernatürlichen Dingen, die für ihren ſchwachen Kopf zu ſtark waren, abgegeben hat. Sie ſehnt ſich Somnambüle zu werden, um ſich ſelbſt Verordnungen machen zu können. In inniger Verehrung und Liebe

Ihr treu ergebener

Loos."

Mesmer's Brief über das Miasma, namentlich des gelben Fiebers, und Dr. Loos Antwort.

In dieſen Zeitraum fällt auch noch ein merkwürdiger Brief Mesmer's, in dem er, aufgefordert in ſeiner Einſamkeit, ſeine Meinung über das Miasma des gelben Fiebers niederſchrieb. Es war nämlich die Zeit, wo das gelbe Fieber auf Italiens Küſte einmal gelandet, wie ſchon früher und gleichzeitig beim Ausbruch in Spanien, einen Theil des innern Europas zu erſchüttern drohte. Dieſen Brief hatte Mesmer an ſeinen Freund Loos nach Verſailles gerichtet, mit der Bitte, denſelben ſeinem Journale einzuverleiben. Mesmer's Anſichten von einem ſolchen Miasma und ſeine Maßregeln, demſelben zu entgehen, ſind beſonders auch jetzt, bei dem uns immer mehr drohenden Miasma der Cholera, merkwürdig, und ſind abermals Zeuge von Mesmer's originellem Geiſte, wenn auch praktiſch, wie ihm Loos ganz richtig in dem nachſtehenden Briefe bemerkte, wohl nicht ganz anwendbar. Der Brief iſt vom Jahr 1804 datirt und lautet alſo:

„Der Gegenſtand Ihres Schreibens iſt zu wichtig, als daß er mich nicht beſtimmen ſollte, das Schweigen zu brechen, das ich mir ſeit einiger Zeit zum Geſetz gemacht hatte. Sie fragen mich, ob ich der Heilkunſt in ihrer gegenwärtigen verzweiflungsvollen Lage das gelbe Fieber zu heilen und deſſen Verbreitung zu hemmen, vermöge meiner Entdeckungen und meiner langen Praxis einigen Aufſchluß geben zu können glaubte?

„Um Ihnen hierin genug zu thun, will ich Ihnen in einem kurzen Abriß meine Idee über dieſe anſteckende Epidemie mittheilen. Dieſe Krankheit hat ihr Daſein, wie jede andere, einer Verkettung von Urſachen und Wirkungen zu verdanken, welche mehrere Perioden unterſcheiden läßt; die Erſcheinungen, welche uns durch die Berichte der Aerzte davon bekannt geworden, bezeichnen lediglich die letzte dieſer Perioden, welche das traurige Product der Summe aller vorangegangenen Urſachen ſind. Die erſte oder die Invaſion iſt manchmal beinahe unmerklich. Indeß iſt doch ſo viel gewiß, daß, je näher man durch eine Heilart das Uebel bei ſeiner erſten Urſache faſſen kann, um ſo gewiſſer und ſchleuniger deſſelben Heilung ſein werde.

„Die vorzüglichſte, das gelbe Fieber erregende Urſache iſt eine Art von Miasma, welches in einem fein flüſſigen Stoff beſteht, der alle übrigen durch die Sinne wahrnehmbare an Feinheit übertrifft. — Dieſer Stoff ſcheint ſich urſprünglich in einer Abtheilung der Luft zu erzeugen und zu organiſiren, welche von der Gemeinſchaft mit der großen, freien Luft ausgeſchloſſen, ſich in dem Zuſtande der Stockung und einer faulichten Anlage befindet. Dieſes ſind die beiden weſentlichen Bedingungen, wodurch das Miasma entſtehen kann. So wie jede Organiſation, Criſtalliſation, Vegetation in den flüſſigen Subſtanzen an den Punkten beginnt, wo die innerliche Bewegung durch feſte Begränzungen oder durch Auffänge angehalten wird, welches in Betreff der Luft die Mauern der Zimmer, die Grüfte, Bewahrungsſtellen, Brunnen, die untern Schiffsräume, Koffer, Kiſten, Ballen von ſolchen Waaren ſind, die viel Luft enthalten; ſo kann dieſe Anlage der Luft dem Miasma ſeinen Urſprung geben, wenigſtens ſie ſehr geſchickt machen, dasſelbe aufzunehmen. Eben ſo wird auch die Atmoſphäre, welche den Menſchen umgibt, und die ſich durch ſeine Kleider aufhält, dazu geeignet, das Miasma an ſich zu ziehen und es in ſich aufzunehmen, ſobald ſie ſich der Berührung mit einer ſolchen Luft nähert, dergeſtalt, daß die Anſteckung zwiſchen dem Menſchen und andern Gegenſtänden wechſelſeitig iſt. Dies iſt alſo die erſte Urſache dieſer Krankheit und der Unfall geſchieht, indem das Miasma, unmittelbar auf die Nerven der Oberfläche eines Körpers wirkend, die unmerkliche Ausdünſtung hemmt und ſo die Lebensverrichtungen behindert, namentlich das Leberſyſtem angreift, wodurch ein Fieber gebildet wird, welches ſofort als ein faulichtes und bösartiges auf dieſe Weiſe ſich zu bezeigen anfängt. Die fehlerhaften Verrichtungen der Leber und Milz, die Hinderungen oder das gänzliche Aufgehobenſein der Bewegungen darin und in den Ab- und Ausſonderungen, bewirken die Entartungen der Leber- und Blaſengalle. Dieſe Säfte gehen in Verderbniß über und kehren nach einer fortſchreitenden Ergießung in die Blutmaſſe zurück, von wo aus dieſe letztere alsdann nach Maßgabe ihrer Verfeinerung die andern Ordnungen der Säfte anſteckt. So endlich zum Miasma verflüchtigt und mit dem Verdünſtungsſtoff vermiſcht, vermehrt dieſes die Anſteckungskraft der Atmoſphäre des Kranken und wird nun noch eine neue Quelle der Verbreitung.

„Da es aber lediglich die Thätigkeit der Nerven und der bewegenden Fiber iſt, wodurch die Säfte in den Eingeweiden ausgearbeitet und modificirt werden, ſo kann es denn auch endlich blos durch die fehlerhafte Wirkung der feſten Theile auf die flüſſigen geſchehen, daß die Säfte Veränderungen in ihrer Bewegung ſowohl als in ihrer Qualität erleiden; ſo denke ich auch, daß das wahre Mittel in den erſten Perioden dieſer Krankheit nur ein ſolches Heilmittel, nur ein ſolches Heilverfahren wäre, wodurch die Wirkung der feſten Theile auf die flüſſigen wiederbelebt und in das richtige Verhältniß zurück gebracht werden könnte. Dieſes Mittel, welches ich ſchon ſeit zwanzig Jahren darbiete, und zu deſſen Mittheilung und praktiſchen Belehrung ich mich bereit erklärte, beſteht in einem auf die Nerven und die Muskelfieber mächtig einwirkenden Weſen. Durch unabläſſige Erfahrung iſt bewieſen, daß man jeder Periode einer Krankheit durch dieſes Mittel noch möglicherweiſe begegnen könne, daß die Abſcheidungen richtig gemacht, die krankhaften Stoffe, die ſich nicht mehr in ihren natürlichen Zuſtand zurückbringen laſſen, durch heilſame Kriſen von der Blutmaſſe getrennt und in die Ausleerungskanäle zur Fortſetzung abgeſetzt werden können. Was aber für die Kunſt noch wichtiger bei meiner Heilmethode erſcheinen muß, iſt, daß man dadurch bei jedem Individuum die erſte Anlage oder den Anfall der Krankheit, der oft ganz unmerklich iſt, entdecken könnte; und auf ſolche Weiſe wäre es wohl möglich, die Fortpflanzung des gelben Fiebers zu verhindern, indem man die Anſteckung heilt.

„Der wichtigſte Gegenſtand der Heilkunſt wäre demnach, die Erzeugung des Miasma zu hindern, ihr zuvorzukommen und das Miasma ſelbſt zu zerſtören. Ohne Zweifel iſt es blos die im Zuſtand der Stockung oder der Ruhe ſich befindende Luft mit einer ohnehin faulichten Anlage, welche der Schooß wird, worin ſich das Miasma organiſiren und ſich als der erſte Grund der Anſteckung aufhalten kann. So findet ſich auch aus gleicher Urſache in der bewegten, erneuerten Luft das eigentliche Specificum, welches die verhängnißvolle Ausbildung des Anſteckungsgiftes verhindern, unterbrechen und zerſtören kann. Auch das Sauerſtoffverhältniß der Luft, als von einer entſprechenden Feinheit, kann die Fäulniß neutraliſiren, und ſo eine von den zu ihrer Entſtehung nothwendigen Bedingungen vernichten. Indem man gleichermaßen die Atmoſphäre, worin das Miasma ſich befindet und in Berührung mit dem Individuum iſt, erneuert, wird daſſelbe in der allgemeinen Luftſtrömung verdünnt und ihm ſeine giftige Eigenſchaft genommen. Es wird alſo, wie für die Pocken, auch für dieſes Uebel die freie Luft das ſpecifike Mittel gegen die Anſteckung und Ausbreitung.

„Nun fragen Sie mich noch, welches demzufolge die Maßregeln wären, welche ich für nützlich erachte? — Es iſt nicht zu bezweifeln, daß der Urquell der Anſteckung oder dieſes Miasma's verſchiedener Grade der Verfeinerung und Beweglichkeit fähig ſei, um, nach Maßgabe der wachſenden Anzahl der Angeſteckten, mehr oder minder durchdringen und ſich ausbreiten zu können. Und nunmehr dieſe letzteren zuſammengedrängt oder an einem und demſelben Ort vereint ſich befinden, oder die angegebenen Bedingungen durch dieſe Umſtände begünſtigt ſind, um ſo mehr werden auch die Merkmale der Bösartigkeit verſtärkt, erhöht werden, um ſo reißender und ausgebreiteter wird die Anſteckung ſelbſt ſein. Die vorzüglichſten dieſer Oerter ſind die Spitäler und Lazarethe, alle geſchloſſene Gebäude ſind es welche die Herde des Anſteckungsſtoffes und der Verbreitung werden.

„Allem dem nun zufolge, was ich hier bemerke, ſtatt die

Kranken und Verdächtigen in den Gebäuden der Spitäler und Lazarethe, in Straßen oder in Städten, wo das gelbe Fieber herrſcht, zu einander zu bringen, wäre mein Rath der:

„Alle Einwohner ohne Unterſchied müßten ihre Häuſer verlaſſen, und ich ließe ſie zerſtreut auf Feldern und Wieſen unter Zelten oder unter einem für den Durchgang der freien Luft offenſtehenden Schuppen lagern: hierin würden die Kranken aus Spitälern und Lazarethen hingebracht, wobei man Sorge zu tragen hätte, daß nicht zwei Kranke ſich dicht neben einander befänden. Aerzte, mit meiner Behandlungsweiſe vertraut, würden auf dem Felde alle Individuen ohne Unterſchied unterſuchen, wobei ſie leicht den erſten Anfall oder einige Anlage entdecken, heilen würden; ſie müßten zugleich noch insbeſondere Luftbäder, Fröhlichkeit, Tanz in freier Luft bei leichter Kleidung anrathen. Sonſt wäre die Lebensweiſe, wie ſie bei faulichten Krankheiten überhaupt üblich iſt, einzuführen. Die Rückkehr in die Stadt und das Betreten irgend eines Hauſes bliebe auf das Strengſte fünfzehn Tage lang unterſagt. Während dieſer Zeit würden die Häuſer bis auf den letzten Winkel ausgeräumt und ausgelüftet, d. h. alle Zimmer und Oerter geöffnet, Luftzug gemacht und Schwefel darin verbrannt, die Mauer aber abgekratzt, friſch übertüncht und geweißt. Hausrath und Kleidungsſtücke, ſowie Kaufmannswaaren würden vor die Stadt an luftige Oerter geſchafft, woſelbſt alle Ballen, Koffer und Kiſten geöffnet und alle darin befindlichen Gegenſtände ausgeklopft und in freier Luft mehrere hinter einander folgende Tage hindurch geſchwungen würden. Nach vierzehn Tagen ließe man ſie in die Stadt zurückbringen und einem Jeden ſein Eigenthum wieder zuſtellen.

„Was die, dem Transporte zu übergebenden Waaren beträſe, ſo würde man ſie ebenmäßig in freier Luft ausſtellen, auspacken und auseinanderbreiten, wo ſie drei Tage lang geklopft und geſchwungen werden müßten, am Ende noch durchgeſchwefelt werden könnten.

„Hier haben Sie meine Meinung über die allgemeinen Hülfsmittel ſowohl um die Anſteckung zu heilen als auch die Verbreitung zu verhindern.“

Auf Einſendung dieſes Briefes an Loos zum Abdrucke in ſeinem Journal antwortete ihm dieſer in folgendem Briefe alſo:

„Verſailles, den 5. April 1805.

Theurer Freund!

„Ich habe Ihren Brief über das gelbe Fieber mit Vergnügen in mein Journal aufgenommen. Ihre, in ſolchem geäußerten Ideen über dieſe Krankheit las ich mit Intereſſe, aber einige Einwürfe werden Sie mir wohl zu machen erlauben. Alle Einwohner einer Stadt unter freiem Himmel unterzubringen wäre bei den meiſten Umſtänden unmöglich, auch würde dieſer Gedanke von den Gegnern mit Gier ergriffen werden, um ihn in das Lächerliche zu ziehen. Es wäre deßhalb wohl rathſam, dieſen Gedanken nur als einen Rath zu bezeichnen für Solche, deren Mittel und Umſtände ihnen erlauben würden, davon Gebrauch zu machen. Eine andere Einwendung, auf welche man ſich gefaßt machen muß, wäre die: daß das Einwirken vermittelſt des Magnetismus langſam iſt und öfterer Wiederholung bedarf, ſo daß alſo der Gebrauch desſelben bei einer ſo heftigen und ſchnell verlaufenden Krankheit, welche dem Arzte kaum die Zeit läßt, ſie zu erkennen und welche eine ſolche Verderbniß in der atmoſphäriſchen Luft vorausſetzen läßt, daß ſelbſt das magnetiſche Fluidum davon verändert ſein könnte, wohl nicht anwendbar wäre. Ich geſtehe, daß mir dieſer letzte Einwurf ſehr bündig erſcheint. Die Wirkung des magnetiſchen Fluidums iſt ſicher, aber langſam. In heftigen Krankheiten, welche den Menſchen in wenigen Tagen dahinraffen, bedarf es eines Agens, welches mit den Urſachen, die den Körper mit einer ſo ſchnellen Zerſtörung bedrohen, das Gleichgewicht halten, wo nicht daſſelbe überwiegen muß. Dieſes Agens kann ſich in mehreren materiellen Subſtanzen befinden und kann darin concentrirt und verſtärkt ſein durch die Analogie jener Materie mit dem Agens. Dieſe Idee ſcheint beſtätigt durch die Zuſammenſetzung des Baquets, aber ich glaube, daß das Baquet in dringenden Fällen nicht hinreichend wäre, und daß der Menſch ſelbſt, welcher es erſetzen ſoll, nicht immer fähig iſt das Agens in dem Grad in ſich aufzunehmen als es nöthig wäre, um dem Uebel ſchnell Einhalt zu thun. Ich geſtehe, daß ich keine Subſtanz kenne, die ſo wirkſam wäre, als es in dieſem Fall ſein müßte; wenn es eine gäbe, ſo würde es an ein Wunder gränzen. In dem Fall einer Anſteckung handelt es ſich weniger darum, einige ſchon halb verlorene Menſchen zu retten, als die andern vor derſelben zu ſchützen.

„Die Alten verfertigten Amulete aus Metallen, Mineralien oder Pflanzen, welche man auf der Bruſt oder auf dem leidenden Theil trug. Ohne eine Lehrede über dieſe Arzneikunde halten zu wollen, welche doch gewiß einigen Grund hatte, möchte ich behaupten, daß das magnetiſche Fluidum ſich in irgend einer Subſtanz ſo concentrirt befinden könnte, und daß der Menſch, welcher dieſe Subſtanz bei ſich tragen würde, dadurch nöthigerweiſe den Einfluß des zu ſeiner Erhaltung nöthigen Princips an ſich zöge. Ich geſtehe noch einmal, daß ich keine ſolche Subſtanz kenne, ich weiß ſelbſt nicht, ob ſie entdeckt iſt; aber wenn ſie es iſt, ſo ſollte man ſie nur geprüften Männern anvertrauen und aus dem Magnetismus eine geheime Lehre machen. Ich glaube, daß dieſes im Anfang Ihre Idee war, und ich kann Sie nicht tadeln, daß Sie ſich zurückgezogen, als Sie ſahen, daß Ihre Entdeckung eine Beute der Charlatane wurde.

„Herr Würtz rühmt ſich einen magnetiſchen Sopha verfertigt zu haben ohne ein Material des Baquets dazu zu verwenden; nach dem Zeugniß der Madame Corden, welche die Wirkung davon verſpürt zu haben glaubt, ſoll es vortrefflich ſein, aber ich glaube weder an die Entdeckung des Einen noch an das Zeugniß der Andern, welche ſich zu ſehr von ihrer Einbildungskraft beherrſchen läßt, um die Wahrheit gut unterſcheiden zu können.

„Wenn es ein Mittel gäbe, den Magnetismus tragbarer zu machen, ſo wäre der Menſchheit dadurch ein Dienſt erwieſen; man dürfte es aber dann nur ganz geprüften Männern anvertrauen. Dieſe Ausführlichkeiten werden vielleicht andere Ideen in Ihnen erwecken, welche ich mir mitzutheilen bitte. Als Freimaurer weiß ich beizubehalten, was man mir anvertraut und die Geheimniſſe Anderer zu achten.

„Sie werden wohl wiſſen, daß Wienholt geſtorben iſt, bedauert von Allen, die ihn kannten. Ich habe die Ehre ꝛc. ꝛc.

Loos.“

Die Anmahnung des Herrn Loos in dieſem obigen Briefe an die Möglichkeit, das magnetiſche Fluidum und ſeine Kraft concentrirter und tragbarer zu machen, und ſeine Hinweiſung dabei an die Medicin der Alten und deren Zubereitung magiſcher Amulete, erinnert an Das, was Paracelſus von ſolchen ſchrieb und was ich bei dieſer Gelegenheit nicht umhin kann mitzutheilen:

„„Es haben ſich auch etliche Künſte erfunden durch die erſte Aſtronomas, welche wunderbarliche Wirkung gezeigt haben durch die Kraft des Firmaments. Nun aber iſt dieſe Kunſt nach Ablebung des erſten Magus abgegangen und in Unwiſſenheit gekommen, daß alſo derſelbigen Kunſt gar nichts mehr bekannt iſt. Und war dieſe Kunſt himmliſcher Impreſſion, alſo, daß man die himmliſche Wirkung in einen leiblichen Leib brachte. Auch verſtunden ſie die Wirkung Steinen einzupflanzen, in die Steine, die man nennt Gamahi. Die Egypter hatte Steine, welcher ſie bei ſich getragen hat, denſelben haben ſie vor beſtimmten Krankheiten bewahrt. So wurden auch von den Magis Steine bereitet; welcher ſie getragen hat, dem iſt das Fieber vergangen. Andere verfertigten ſie zu andern Krankheiten, auch zum Blutſtillen, Gicht, Fallen u. ſ. w. und zu ihren Zeiten ſind ſolche Künſte groß in Würden geweſen, dieweil aber alle Künſte ſophiſticiret ſein worden, durch die erdichteten und vermeinten Gelehrten, iſt des rechten Grundes Wiſſen vergeſſen worden, und das Lappenwerk an die ſtatt gekommen. Dieſelbigen Steine aber, die noch von den Alten an uns langen, ſind nimmermehr in ſolchen Kräften wie anfänglich; denn der Himmel iſt jetzt in einer andern Eigenſchaft, wie zu derſelben Zeit, weßwegen ſie von neuem ſollten gemacht werden. Es ſind viele Bücher beſchrieben mit unnützen Sachen in der Arzeney, Aſtronomie und andern natürlichen Dingen und mit keinem Grund noch Weisheit verſorget. Es wäre aber gebührlich, daß ſolche Künſte mehr als Geſchwätz betrachtet würden: denn nicht allein, daß jene Magie in Steine ſolche Kraft gebracht haben, ſondern auch in die Wörter, in welchen Wörtern ſolcher Kraft Wirkung iſt vollendet worden. Es verfälſchet aber der Menſch, der nichts kann und doch können will, ſolche Dinge, machet Kreuz und Segen dazu und andere dergleichen Lappenwerk, ſo daß die, die Magiam nicht verſtanden haben, den Kreuzen, Beſchwörungen, dem Segen den Glauben gegeben, als ob durch dieſelben gewirkt werden, das dem doch nicht ſo iſt, ſondern iſt der Stein oder das Wort an ihm ſelbſt recht conſtellirt und ihm nach der Kunſt die Influenz imprimirt geweſen, ſo iſt die Kraft dageweſen ohne allen Segen, Beſchwörung und Kreuz.

„„Es gibt viel ſolcher Stück, die wenn ſie getragen werden, große Wirkung zeigen und das Alles außerhalb der irdiſchen Kraft, ſondern es wird ihnen magiſch vom Himmel eingegoſſen.

„„Solche Kräfte ſind aber nicht an einem jeglichen Menſchen hülflich, ſondern allein, wo die Vergleichung gefunden und gefügt wird: denn nicht eine jegliche Krankheit iſt vom Himmel, ſondern kann auch irdiſch ſein. Wo nur irdiſche Krankheiten ſind, die müſſen irdiſche Arzeney haben.““

Ich muß hier auch noch die Bemerkung machen, daß, wenn gegen Miasmen, z.B. das des gelben Fiebers, der Cholera u. ſ. w., wie Dr. Loos wohl mit Recht vermuthet, der Magnetismus zu langſam einwirken möchte, ſo könnte er wohl füglicher durch den Electro-Magnetismus erſetzt werden. Mit ſolchem geladene, feuchte Schwämme, die man hauptſächlich auf das Solargeflecht einwirken ließe, könnten in ſolchen Fällen wohl noch von ſchnellerer und nachhaltigerer Wirkung ſein.

Fernere Briefe der franzöſiſchen Freunde Mesmer's an ihn.

Im Auguſt 1805 ſchrieb Herr Dr. Würtz aus Verſailles folgenden Brief an Mesmer:

„Verehrter Freund!

„Es iſt ſchon lange, daß wir das Vergnügen entbehren mußten, Etwas von Ihnen zu hören. Sie haben nicht zum Vortheil Ihres gegenwärtigen Ruhmes und für den in der Nachwelt gehandelt, indem Sie ſich ſo weit von dem Mittelpunkt aller, ſich auf Ihre Lehre beziehenden Hülfsmittel, entfernten. Je mehr wir uns auf einen Ort beſinnen, an dem Sie ſich nun für immer niederlaſſen könnten, deſto mehr neigt ſich die Waagſchale zu dieſem Lande hin; denn Sie können lange, lange reiſen und doch werden Sie nirgends dieſe aufrichtige Zuneigung, dieſe gerechte Würdigung Ihrer Verdienſte und dieſe Herzlichkeit finden, mit der man Ihnen hier ergeben iſt. Betrachten Sie die Sache ſelbſt: wo werden Sie mehr denkende Menſchen finden, welche im Stande ſind, Ihre Ideen zu begreifen und ihren Gang zu verfolgen, welche genug Geiſt haben, um die Wahrheit Ihrer Principe zu vertheidigen? Wo werden Sie mehr Leutſeligkeit und einen geneigteren Willen finden, von ganzem Herzen und von ganzer Seele alles Gute aufzunehmen? Welche Qual müſſen Sie erdulden, da Sie ſo ganz dem Urtheile mittelmäßiger Geiſter überlaſſen ſind! Seit die höheren Stände wieder nach Paris zurückgekehrt ſind, hat der Magnetismus wieder einen neuen Aufſchwung erhalten;

er muß aber noch unterſtützt und neu belebt werden, wie ein hinwelkender Körper, um ſeine alten verlorenen Kräfte wieder zu erhalten, ſonſt ſtirbt er, was geſchehen könnte, wenn Sie nicht hierherkommen, und da wäre es für viele Jahrhunderte um ihn geſchehen. — Was die politiſchen Unruhen betrifft, ſo glaube ich, daß Sie jetzt ganz ruhig hier ſein könnten, beſonders da Sie ja auch als Particulier entfernt wären von Allem, was mit der Politik in Verbindung ſteht. Eine andere Urſache, welche Sie vielleicht entfernt hält, iſt das theuere Leben hier; aber da kann ich Ihnen ſagen, daß ich ſehr gut lebe und doch viel weniger brauche, als Sie früher hier brauchten; es muß alſo ein Fehler in Ihrer Haushaltung gemacht worden ſein, der wohl zu vermeiden wäre.

„Kommen Sie alſo zu Ihren Freunden! Sie werden bei ihnen einen beſſeren Aufenthaltsort für Ihre Lebensweiſe finden, günſtiger für Ihre Lehre und Ihren Ruf. Sie glauben keine Freunde mehr zu beſitzen? Verſcheuchen Sie doch dieſes Geſpenſt, welches Ihnen Ihre Einbildungskraft hervorgezaubert hat! Wo haben Sie mehr Freunde gefunden und wer hat Ihnen mehr Freundſchaftsbeweiſe gegeben, als die Bewohner dieſes Landes? Können Sie in Ihren Gegenden, wo man Sie kaum verſteht, ſo viele Freunde aufzählen? Wenn Sie auch Niemand hier finden würden als mich, ſo habe ich Ihnen doch ſchon ſo viele öffentliche Beweiſe meiner Verehrung und meiner Begeiſterung für Ihre Lehre gegeben. Ach! bringen Sie den Reſt Ihrer Tage hier in Ruhe und Zufriedenheit zu! Sie werden gewiß Ihr Leben hier beſſer genießen, als Sie es bis jetzt genoſſen haben. Verbannen Sie aus Ihrem Gedächtniſſe alle Gedanken, die Sie an die Ungerechtigkeit erinnern, welche man Ihnen zugefügt und leider jetzt noch manchmal zufügt.

beſchäftigen Sie ſich allein mit Ihrer Liebe zu der Menſchheit. Dann werden Sie ſich am Ende Ihres Lebens ſagen: „Ich habe meine ganze Exiſtenz opfern wollen, um überall Gutes zu verbreiten, man hat mich nicht gehört; ich bin nicht Herr über den Willen Anderer, ich habe meine Aufgabe würdig erfüllt und kann ruhig und zufrieden ſterben.“

„Mit dieſen Gefühlen wünſchte ich, daß Sie hier lebten und immer mein Freund blieben, wie ich der Ihrige.

Würtz Dr.“

Ein weiterer Brief von Herrn Loos aus Paris an Mesmer iſt folgender:

„Paris, den 22. Auguſt 1804.

Theurer Freund!

„Herzlichen Dank für das, was Sie mir durch Herrn v. Montjoye ſagen ließen; es hat mich ſehr gerührt und erfreut, daß Sie meiner immer in Liebe gedenken.

„Ihre Lehre iſt nicht vergeſſen und zählt noch eine große Anzahl Anhänger hier in Paris; ſie iſt erſt wieder neu hervorgerufen worden durch ein Werk von Herrn v. Puyſegur, wovon ich Ihnen hier zwei Exemplare ſchicke.

„Dieſes Werk iſt in zwei Theile getheilt. Der erſte enthält die Theorie des Magnetismus nach Herrn v. Puyſegurs Erfahrungen, welche mir aber, verglichen mit dem, was ich von Ihrem Syſtem kenne, ſehr ſchwach zu ſein ſcheint. Der zweite Theil beſteht aus einer Correſpondenz über den Somnambulismus, unter welcher ſich auch einige Briefe Lavater's befinden. Dieſes Werk wurde noch in keinem unſerer Journale angekündigt; es wird aber bald geſchehen, doch ſehe ich voraus, daß man wie gewöhnlich darüber ſpotten wird. Ich muß geſtehen, daß einige in dieſer Correſpondenz angeführte Kuren der Bösartigkeit viel Stoff geben. Eine ſomnambüle Dame von Straßburg verordnet ſich beinah in Einem Augenblick: Waſſer und Wein, Milch, Eſſig und Liqueur. Dieſe Dame will nur in einem beſondern Zimmer, ganz allein mit ihrem Magnetiſeur und ohne Licht magnetiſirt ſein; ſie befiehlt dann demſelben Magnetiſeur ein anderes Frauenzimmer auf dem Knie und nackt zu magnetiſiren.

„Ich begreife gar nicht, wie Herr v. Puyſégur dieſe lächerliche Kur in ſein Werk aufnehmen konnte; auch kann ich das Princip des Herrn v. Puyſégur nicht billigen: „daß eine Somnambüle ſich nie irren kann bei den Mitteln, die ſie ſich verordnet.“ Wir haben genug Beiſpiele von dem Gegentheil. Es ſcheint mir, es ſeie mit dem Somnambulismus, wie mit unſeren Träumen, welche uns manchmal die Wahrheit anzeigen, welche aber größtentheils nur die Wirkung unſerer phyſiſchen Lage und unſerer Leidenſchaften ſind.

„Seit ein und einem halben Jahre habe ich Verſailles verlaſſen, weil ich Geſchäfte hier habe, welche ich aber dieſen Winter ganz zu beendigen hoffe, dann werde ich nach Verſailles zurückkehren. Ich wünſchte nur mit Ihnen dort zu leben, aber ich wage es gar nicht mehr, Sie zu bitten, hierherzukommen. Seien Sie immer überzeugt, daß alle Ihre Freunde Ihre Rückkehr nach Frankreich eben ſo ſehr wünſchen, als ich und daß unſer größter Wunſch der iſt, Sie zufrieden und glücklich zu wiſſen.

„Ich habe die Ehre u. ſ. w. Leos.“

Dieſer Brief iſt hauptſächlich auch deshalb merkwürdig, weil man daraus erſieht, was die Freunde Mesmer's, was

Mesmer ſelbſt von Puyſégurs Anwendung des Somnambulismus zur Heilung von Kranken hielten, und wie ſie Uebertreibungen und den Unfug, der leider ſo oft daraus hervorging, wohl erkannten, worauf auch ein Brief eines andern franzöſiſchen Freundes von Mesmer, der ſpäter angeführt werden wird, hinweiſt.

Im Jahre 1808 ſchrieb Würtz Folgendes an Mesmer:

„Verſailles, den 23. Juli 1808.

Mein theuerer Freund!

„Es iſt ſchon ſehr lange, daß wir nichts mehr von Ihnen hörten. Herr Loos hat mir Hoffnung gemacht, daß Sie ſich vielleicht nun doch endlich bewegen laſſen hierherzukommen, ich wage es deshalb noch einmal, Sie inſtändig zu bitten, im Namen der Menſchheit und des Ruhmes Ihrer Entdeckung, ſich nicht länger zu weigern hierherzukommen. Die Zahl Ihrer Anhänger mehrt ſich täglich ſeit der Rückkehr der höheren Stände, welche, wie Sie wiſſen, beinah alle den Magnetismus begünſtigen, und die Zahl der Spötter wird allgemein verachtet. Das Anſehen der Commiſſaire, welche jedesmal ernannt werden, um die neuen Entdeckungen zu prüfen, vermindert ſich immer mehr wegen der auffallenden Parteilichkeit, die man in ihren Berichten bemerkt, und derjenige, welchen ſie kürzlich über die Entdeckung des Dr. Gall veröffentlicht haben, vermehrt nur dieſen Mißcredit. Auch hat ſich dieſer Arzt vorgenommen, auf jeden einzelnen Artikel zu antworten und einen Commentar über ihren Bericht zu veröffentlichen.

„Beeilen Sie ſich doch, Hand an Ihr Werk zu legen, ſonſt kommt der Magnetismus in Gefahr für immer als eine, nur

Einen Tag dauernde Erſcheinung betrachtet zu werden, welche den ſtrengen Blick der Kritik nicht aushalten konnte, und welche genöthigt war, der geſunden Vernunft zu weichen. Das wäre doch ein unerſetzlicher Verluſt für die Menſchheit!

„Kommen Sie alſo, theuerer Freund, in dieſes Land zurück, retten Sie für immer den Ruhm Ihrer Entdeckung vor den Angriffen der Neider und ſetzen Sie dem Triumph noch das Siegel auf, indem Sie nun endlich einmal Ihr Werk veröffentlichen. Ich werde mir die größte Mühe geben, Ihnen behülflich zu ſein, und ich werde es ſowohl aus alter Freundſchaft für Sie thun, als aus dem großen Intereſſe, welches ich für den Erfolg einer der größten, nützlichſten und koſtbarſten Entdeckungen habe, die je gemacht wurden, und deren Triumph ich ſo ſehr wünſche.

„Wir wünſchen Alle, Blumen auf Ihre Wege zu ſtreuen und für immer den heftigen Kummer in Vergeſſenheit zu bringen, welchem Sie unglücklicherweiſe ausgeſetzt waren. Ein Wohlthäter der Menſchheit muß ſeine Tage in vollkommenſter Zufriedenheit zubringen, umgeben von einer herzlichen und aufrichtigen Freundſchaft. Ihre Freunde werden alle ſuchen, Ihnen dieſen Zuſtand zu verſchaffen, und ſie werden nicht ruhen bis ſie ſich ſagen können: „Durch unſere Sorgfalt wurde der Abend von Mesmer's Leben ruhiger, zufriedener und glänzender als es ſein Mittag und ſein Morgen war.

Ihr ganz ergebener Freund
Dr. Würtz."

Im Auguſt 1808 ſchrieb Herr Loos wieder an Mesmer nachſtehenden dringenden Brief, in welchem er ihn abermals wie die andern Freunde auf's Dringendſte bittet, ſich doch aus ſeiner Einſamkeit wieder nach Frankreich zu begeben, und wagte dabei die Behauptung, daß er in einem Lande der Beotier ſei, wie er die Schweiz etwas unartiger zu benennen pflegte. Der Brief iſt folgender:

„Paris, den 5. Auguſt 1808.

„Ich habe Ihren theuern Brief vom 3. Juli erhalten, in welchem Sie mir anzeigen, daß ſich Herr v. Montjoye mit einem Werk über den Magnetismus beſchäftigt; ich werde mir alle Mühe geben, es ſo weit als möglich zu verbreiten; ich erwarte nur die Rückkehr des Herrn v. Montjoye, um mich mit ihm darüber zu beſprechen.

„Da Sie ſich nun endlich entſchloſſen haben, Ihr Werk drucken zu laſſen, ſo muß ich Sie nochmals darauf aufmerkſam machen, daß es mir ſchon deshalb ganz nothwendig zu ſein ſcheint, daß Sie hierherkommen. Sie leben nun ſchon ſeit fünf Jahren in einem Lande der Wilden, auf welche man die Verſe von Ovid anwenden könnte: »Barburus hic ego sum, quia non intelligor illis.« Die Geſellſchaft der Schweizer kann Ihrem Geſchmack und Ihrem Geiſte nicht zuſagen; dieſe Leute ſind zu ſehr in das Materielle vertieft, um Ideen zu begreifen, die ganz über ihren Horizont gehen.

„Wir leben hier ganz ruhig ohne uns um Etwas zu bekümmern. Vor acht Tagen war ich in Verſailles; Herr Indel und Madame Cordonne trugen mir auf, Ihnen zu ſchreiben, daß ſie ſich in die Wette beeifern werden, Ihnen alle erdenklichen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten zu verſchaffen, im Fall Sie ſich entſchließen könnten, hierherzukommen. Faſſen Sie alſo endlich einmal einen guten Entſchluß und führen Sie ihn aus, ſo lange die Jahreszeit noch zum Reiſen geeignet iſt.

Es würde mich ſo ſehr freuen für Sie und für uns; denn Sie ſind nicht gemacht, um in der Schweiz zu leben, und wir verlieren zu viel, wenn wir immer Ihrer Gegenwart beraubt ſind. Ich bin feſt entſchloſſen, in dieſem Lande zu leben und zu ſterben, denn wenn man einmal hier angewöhnt iſt, ſo fällt es einem ſchwer an einem andern Lande Gefallen zu finden. Geben Sie mir doch bald eine beſtimmte Antwort und machen Sie mir die Freude, Ihren Freunden ſagen zu können, daß Sie endlich ihren Wünſchen nachgeben. Wir werden uns alle Mühe geben, Ihnen einen ruhigen Hafen zu bereiten.

„Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Ihr treuer Freund
Loos.“

Im Jahre 1809 erließ Dr. Würtz noch einmal aus Verſailles nachſtehenden dringenden Ruf an Mesmer:

„Verſailles, den 25. Dez. 1809.

„Entſchuldigen Sie, mein theuerer Freund, daß ich Ihnen ſo lange nicht ſchrieb, aber da der Krieg von Neuem hereinbrach, ſo hätten Sie doch den Vorſtellungen, welche ich Ihnen zu machen habe, kein williges Ohr geliehen. Jetzt aber, da es wieder ruhiger iſt, müſſen Sie ſie alle von mir hören.

„Alle Ihre Freunde ſind betrübt über Ihre eigenſinnige Entfernung von der Hauptſtadt und ihren Umgegenden, welche der einzige Schauplatz iſt, von welchem aus Sie im Stande wären mit Erfolg auf beinahe ganz Europa einzuwirken. Es iſt Ihnen zu verzeihen, einen Widerwillen dagegen zu haben nach den vielen Unannehmlichkeiten, welche Sie hier erdulden mußten; aber ein jeder Entdecker muß ſich darauf gefaßt machen:

die Erfolge erregen die Eiferſucht und ſpäter oder bälder droht ſie einem mit ihrem mörderiſchen Zahn zu zerreißen. Aber es gibt in Paris auch erleuchtete Männer, welche ſelbſt prüfen und richten können, und welche die Entdeckungen nicht durch die Brille der Schwätzer und Journaliſten anſehen.

„Zuletzt muß die Wahrheit doch triumphiren und dann iſt der Sieg nur deſto glorreicher und wird auch für die Zukunft geſichert. Bis jetzt hat noch keine Entdeckung das gleiche Schickſal gehabt. Die Anzahl Ihrer Anhänger, ſogar unter den Aerzten, iſt größer als Sie denken, aber ſie haben keinen Sammelplatz, der Entdecker iſt entfernt und dadurch ſchläft Alles ein. Alle Anſtrengungen ermatten in die Länge, ſogar diejenigen der Bosheit, und wenn ſie ihre ganze Galle ausgeſpieen hat, ſo endigt ſie damit, Sie in Ruhe zu laſſen. Bekümmern Sie ſich nicht um das, was die Journaliſten ſagen, ihre Worte machen nur bei dem litterariſchen Pöbel Eindruck, werden aber von Denjenigen, welche über Ihre Lehre erleuchtet ſind, gar nicht angehört. Dr. Gall hat ſich nicht entmuthigen laſſen durch allen Spott, dem er in Deutſchland, wie in Frankreich ausgeſetzt war; wie Galilei hat er geſagt: „Die Wahrheit muß doch beſtehen;“ er hat alle Gewitter muthig überſtanden, und er wird damit endigen den Sieg über alle ſeine Feinde davonzutragen und dem ganzen erleuchteten Europa beweiſen, daß ſie nur Unwiſſende ſind. Sie müſſen es auch ſo machen, je länger Sie aber nicht hierherkommen, deſto mehr nimmt das Uebel zu; denn die Abweſenden haben immer Unrecht und Alles wird in der Welt vergeſſen. Sie, dem die Ehre und der Ruhm der Nachwelt ſo ſehr zu Herzen geht, wie können Sie gerade das Gegentheil von Dem thun, was Sie thun ſollten, um ſie zu retten? Wie können Sie eine ſo lange und koſtbare Zeit in der Unthätigkeit verlieren? So lange Sie von Paris entfernt bleiben, rückt Ihr Werk nicht vor, es wird nicht gedruckt, ihr ungerechter Weiſe angegriffener Ruf wird nicht wiederhergeſtellt, und wenn Sie der Tod überraſchen würde, ſo wäre er für immer verloren, ſowie das Gute, das durch Ihre Entdeckung hätte entſtehen können. Das einzige Mittel beide zu retten iſt alſo: bald nach Paris zu kommen. Rechnen Sie nicht mehr auf den vorübergehenden Eindruck, den vielleicht ein zu Ihren Gunſten geſchriebenes Werk macht, wie das von Herrn v. Montjoye — man hat deren ſo viele geſchrieben! — es bedarf der Gegenwart des Entdeckers, es bedarf Ihres eigenen Werkes, in welchem man erſt die Ausdehnung Ihres Genies kennen lernen wird, und durch welches man Sie wird beſſer beurtheilen können. So lange die erleuchtende Sonne nicht erſcheint, werden alle Sterne keine Wirkung hervorbringen. Sie können immer auf meinen unwandelbaren Eifer zählen, wenn ich Ihnen irgend etwas helfen kann. Laſſen Sie uns nicht ſo lange auf eine Antwort warten und folgen Sie dieſer dann gleich auf dem Fuße nach.

„Wenn Sie hierherkommen, ſo kann ich Ihnen eine gute Köchin empfehlen, welche Ihnen nicht den Beutel ausſaugen wird.

„Ich bin mit der vollkommenſten Verehrung und Liebe Ihr
ganz ergebener

Würtz, Dr.“

All dieſes dringende Verlangen, gewiß ſehr ehrenwerther Freunde, Mesmer wieder nach Frankreich zurückzubringen, war aber vergebens. Sein immer noch deutſch gebliebenes ſchwäbiſches Herz, und ſeine Sehnſucht nach endlicher Ruhe fern von dem Getümmel der großen Welt, beſonders von der der Gelehrten, zogen ihn nur immer mehr, ſtatt nach Paris und Verſailles, zur heimathlichen Einſamkeit. Wie er ja auch, wie ſpäter erzählt werden wird, ſich der Heimath ſeiner Wiege immer mehr näherte. Auch wurde ſein Werk, ſtatt für Frankreich, zuerſt für Deutſchland durch die Bemühungen deutſcher Freunde und Verehrer gewonnen.

Theilnahme der Berliner Aerzte an Mesmer's Lehre und deren Ruf an ihn. Wolfart's Sendung an Mesmer.

Schon war Mesmer ein Greis von 78 Jahren, jedoch noch lebensfriſch an Geiſt, als eine Reihe eifriger Anhänger ſeiner Lehre in Berlin, worunter Hufeland, Heim, Kluge, ſich an ihn durch Reil und Wolfart brieflich wandten, mit der Aufforderung, zu ihnen nach Berlin zu reiſen zur Verſtändigung ſeiner Lehre mit ihnen und zu ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft, zu einer Zeit, wo ſeine Perſon in Deutſchland ſchon längſt wie vergeſſen war. Man kann wohl erachten, daß er dieſer Einladung, die ſogar noch in der ſtrengſten Jahreszeit an ihn erging, in ſeinem hohen Alter und bei nach und nach ſich einſtellender Kränklichkeit, ſo wenig als der ſeiner franzöſiſchen Freunde, Folge leiſten mochte. Auch hatte er ſich im Leben wohl ſattſam genug mit Gelehrten vergebens herumgeſchlagen. Mit dem größten Theil ſeines Vermögens hatte er in Frankreich auch alle ſeine Papiere verloren und doch brachte er ſein Syſtem noch im hohen Alter unter unermüdlichem Nachdenken und Fleiß wieder zu Papier. Viele Blätter dieſer ſeiner Arbeit, in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, wurden mir noch in Meersburg zu Theil. Es ſind Concepte von Dem, was er dem Dr. Wolfart mittheilte, der ſie dann in deutſche Sprache überſetzt, dem Drucke übergab. Aus dieſen Concepten von Mesmer's Hand erſieht man, daß Wolfart eine ganz wortgetreue Ueberſetzung veranſtaltete. Auch die Zeichnungen in dieſen Concepten ſind in Wolfart's deutſcher Mittheilung die ganz gleichen.

So fand ich auch noch die Originalbriefe Wolfart's an Mesmer in Meersburg. Aus ſolchen will ich nur Das wörtlich ausheben, was ſich auf Mesmer's letzte Lebensjahre bezieht. Ich bedauere nur, daß ſich die Antworten Mesmer's nirgends verfanden. Es war mir wahrſcheinlich, daß dieſelben ſich noch bei Profeſſor Wolfart's Verwandten in Berlin finden würden. Durch Herrn Profeſſor Wolfart's Neffen, den Herrn Landrath Wolfart zu Nauen, dem ich die Mittheilung der Briefe jener franzöſiſchen Freunde an Mesmer verdanke, erhielt ich aber die leidige Kunde, es ſeien vor mehreren Jahren ſämmtliche Papiere Mesmer's, die ſich noch nach Profeſſor Wolfart's Tode verfanden, einem Herrn Dr. Brauswitz anvertraut worden, um ſie zu ordnen, er habe aber die Sache aufgegeben und ſei nachher in Napoli di Romagna geſtorben; wo die Papiere hingekommen, wiſſe man nicht.

Der erſte Brief Wolfart's an Mesmer iſt von Berlin am 10. Januar 1812 nach Frauenfeld geſchrieben.

Es iſt folgender:

Wohlgeborner Hochgelehrter Herr:
Inſonders hochzuehrender Herr Doctor!

„Schon ſeit geraumer Zeit beſchäftige ich mich, nicht blos im Geiſte, ſondern auch in der glücklichen Ausübung mit der großen Sache, deren Entdecker zu ſein Euer Wohlgeboren als ein wahrer Wohlthäter der Menſchheit vom Himmel beſtimmt wurden. Lange habe ich gewünſcht mit Ihnen deßhalb in ein für mich belehrendes Verhältniß zu treten; aber ſelbſt gänzlich vom Schauplatz der Welt, wo Alles nach Ihnen hinſah, zurückgezogen, erſcholl mir ſpäterhin Ihr Namen nur wie der eines Weiſen aus grauer Vorzeit, deſſen lebend mittheilendes Wort man vergeblich wieder ſuchen würde. So kam es, daß ich nicht eher mich an Sie wandte, nicht eher Ihnen den wärmſten Dank darbrachte, und nicht eher die dringende Bitte an Sie gelangen ließ: mir aus der Fülle Ihrer Entdeckungen dasjenige mitzutheilen, was noch in meiner Erkenntniß und Fähigkeit in dieſem unermeßlichen Gebiete mangelhaft und unvollkommen ſein wird.

„Vielleicht habe ich ſelbſt ſchon das Glück, auch Euer Wohlgeboren durch meine Schriften bekannt worden zu ſein, damit Sie aber wiſſen, wer ſich jetzt an Sie wendet, ſo erwähne ich im Allgemeinen, daß ich ſeit dem Jahre 1797 die heilende Kunſt ausübe, erſt in Hanau, meiner Geburtsſtadt, wo ich in heſſiſchen Dienſten als Medicinalrath und Brunnenarzt des Wilhelmsbades ſtand, ſodann als preußiſcher Arzt in Warſchau, und nun hier in Berlin, woſelbſt ich zugleich Docent bei der Univerſität bin. Faſt ſo lange ich prakticire, habe ich den Mesmerismus geübt, immer in den verzweifeltſten Fällen, und bin dann ſtets durch den heilſamſten Erfolg für meine Bemühungen belohnt worden. So gelang es mir noch vor vier Jahren, einen ertrunkenen Knaben von neun Jahren, welcher eine halbe Stunde ſchon untergeſunken im Waſſer gelegen und auch nicht entfernt irgend ein Lebenszeichen verrieth, binnen zehn Minuten blos durch die Manipulation, theils à grands courants, theils und meiſt örtlich vom Haupte nach der Bruſt, zum Erſtaunen des herzudringenden Volkes in das Leben zurück zu bringen. Dieſen merkwürdigen Fall habe ich in dem Koppel'ſchen Jahrbuch für gerichtliche Arzneikunde Band I. zur öffentlichen Mittheilung gebracht.

„Auch hier habe ich ganz kürzlich einige ſehr wichtige Kuren verrichtet, welche großes Aufſehen gemacht und der Sache bedeutenden Vorſchub in der allgemeinen Meinung gethan haben; wie denn in ganz Deutſchland kein wahrhaft forſchender Arzt und Naturkundiger ſein möchte, der nicht von der Größe Ihrer Entdeckung durchdrungen und ſtolz darauf wäre, in Ihnen zugleich den deutſchen Landsmann verehren zu können. Möchten ſich doch Euer Wohlgeboren auch überzeugen, daß nur auf deutſchem Boden, in den Händen deutſcher Aerzte Ihre hohe Sache den herrlichſten Fortgang nehmen werde.

„Würdigen Sie mich, unter denſelben mir Ihre beſondere Aufmerkſamkeit und Belehrung zu ſchenken; aufmerkſamer, eifriger und dankbarer kann kein anderer ſolche empfangen. Auch darf ich mir ſchmeicheln, viel ſchon gewirkt und viel Ueberzeugung verſchafft zu haben.

„Bisher brauchte ich bei meinen Kuren blos mich ſelbſt, meinen feſten aufmerkſam abſtrahirten Willen und die Manipulation, wie ſolche mir theils durch Ihre und Anderer Schriften, theils durch eigene Erfahrung und Einſicht nach und nach eigen wurde. Indeß habe ich doch in einigen Fällen mit großem Erfolge zu gleicher Zeit ein Baquet angewendet, deſſen Conſtruction ganz einfach aus magnetiſirten Flaſchen beſteht, die durch Eiſendraht verbunden ſind, worin und worüber noch geſtoßenes Glas nebſt Eiſenfeile und grob geſtoßenem Kohlenpulver, in einzelnen Lagen alles wohl magnetiſirt oder beſſer mesmerirt, ſich befindet.

„Nun bin ich aber überzeugt, daß Euer Wohlgeboren weit wirkſamere Conſtructionen eines ſolchen Baquets angeben können, indem gewiß ſehr viele Naturkörper, wenn ſie einmal mit in die Reihe dieſer Thätigkeit durch Manipuliren verſetzt werden, ſehr dieſe Wirkung auf einen Kranken verſtärken oder doch adäquater machen mögen. Dieſes iſt ein Hauptpunct, worüber ich Euer Wohlgeboren Meinungen und Erfahrungen wiſſen möchte. Sollten nun Metalle nebſt andern Mineralkörpern oder Vegetabilien (die aromatiſchen Kräuter) oder thieriſche Subſtanzen z. B. der Moſchus, dieſer Kraft am meiſten theilhaftig werden, und ſolche auf Kranke hinleiten können? Aromatiſche magnetiſirte Kräuter habe ich in der That ſchon mit großem Nutzen als Thee gebrauchen laſſen.

„Sodann bin ich auch überzeugt, daß eigentlich in allen verzweiflungsvollen Krankheiten der Mesmerismus bei übrigens gleichen Umſtänden hilfreich ſein könne, wenn er nur jedesmal auf die richtige modificirte Weiſe angewendet wird. Von Euer Wohlgeboren die Verfahrungsart in den hauptſächlichſten verſchiedenen Fällen als die meinige regulirend an der Quelle zu ſchöpfen, würde mir von unſchätzbarem Werthe ſein. Aber durch den Mesmerismus ſollte man nicht auch die kommenden Uebel zu erkennen und ihnen vorzubeugen vermögen? und giebt es hierzu etwa (noch außer dem, doch nicht ſo häufig nach der gewöhnlichen Methode entſtehenden Somnambulismus) noch andere beſondere, Euer Wohlgeboren allein bekannte Merkmale?

„Wir ſchmeicheln uns den würdigen Entdecker hier bei uns perſönlich zu ſehen — dies würde meine Wünſche und die Wünſche aller Edeldenkenden und Vorurtheilsfreien, deren Sie eine große Anzahl hieſelbſt treffen, krönen.

„Mich perſönlich zu Ihnen nach Frauenfeld zu begeben, war meiner feſſelnden Geſchäfte wegen bisher mir nicht möglich zu machen geweſen, ſo ſehr ich dieſen Wunſch hegte. Urtheilen Euer Wohlgeboren hieraus und aus dem glühenden Eifer für Ihre Sache, welche zugleich die der Menſchheit iſt, wie innig es mich freuen mußte, als Herr Oberbergrath und Ritter Reil mir ſagte, daß er in Gemäßheit der Rückſprache mit der höheren Behörde an Euer Wohlgeboren, um Dieſelben zur Herreiſe zu bewegen, einen Einladungsbrief geſendet habe. Das Verlangen aber, keinen Augenblick zu verſäumen, um mich als Mitarbeiter ſeiner Sache dem berühmten Meiſter ſelbſt vorzuſtellen, ließ mich nicht länger zögern, dieſe Zeilen an Euer Wohlgeboren zu ſenden, welche, der reinen Quelle wegen, woraus ſie hervorgingen, eine baldige geneigte Beantwortung verdienen.

„Durchdrungen von tiefer Hochachtung habe ich die Ehre zu verharren. Euer Wohlgeboren

gehorſamer

Berlin, am 10. Januar 1812. Profeſſor Wolfart.“

(Adreſſe: Letzte Straße Nr. 6.)

Unter den Manuſcripten, welche ich in Meersburg vorfand, befindet ſich auch nachſtehender Brief des bekannten Profeſſor Kluge aus Berlin; er iſt merkwürdig für die Geſchichte des damaligen magnetiſchen Strebens, beſonders in Berlin. Kluge hatte einen Verſuch einer Darſtellung des animaliſchen Magnetismus als Heilmittel einige Jahre früher geſchrieben, freilich unbegreiflicher Weiſe ohne zu wiſſen, wo ſich der noch lebende Entdecker deſſelben aufhielt. Jetzt, da er ſeinen Wohnort erfahren hatte, wandte er ſich mit der Bitte an ihn, die erſte Edition ſeines Buches zur Herausgabe einer zweiten durchzuſehen, das Unrichtige in ihr zu berichtigen und das Mangelnde in ihr, namentlich in dem geſchichtlichen Theile des Magnetismus, zu erſetzen.

Im Jahre 1815 aber kam die Auflage von Dr. Kluge's Buch heraus und zwar in einer ganz unveränderten Auflage, ſo daß es ſcheint, Mesmer habe die in ſeinem Briefe an ihn gerichteten Bitten nicht gewährt. Wahrſcheinlich geſchah dies, weil Wolfart ihm voraus kam und Mesmer ſich ſchon entſchloſſen hatte, wie ja auch bald nachher geſchah, denſelben mündlich über ſein ganzes Syſtem zu belehren und ihm die dazu erforderlichen für ihn zu dieſem Zwecke niedergeſchriebenen Aufſätze zu einer Veröffentlichung mitzutheilen. Unter den aus Mesmer's Hinterlaſſenſchaft mir zugekommenen Papieren wenigſtens fand ich keine Andeutung einer anderweitigen ſchriftlichen Verbindung Mesmer's mit Kluge vor. Dieſer Brief Kluge's vom 28. März 1812 lautet folgendermaßen:

„Mögen Sie, verehrungswürdiger Greis, einem jungen Mann nicht zürnen, der es wagt, ſich Ihnen vertrauungsvoll zu nahen. Nicht Eitelkeit, noch ſonſtige unlautere Abſicht, ſondern ein reiner Sinn für die Wiſſenſchaft treibt ihn an, die friedliche Hütte des Greiſes aufzuſuchen, aus deſſen Munde die Wahrheit nur lauter und rein hervorgehen kann. Schon gleich zu Anfang meines Studiums drang die Kunde von den ſeltſamen Erſcheinungen des animaliſchen Magnetismus zu meinen Ohren und machte meine ganze Aufmerkſamkeit rege. Als ich den heilwiſſenſchaftlichen Bezirk an der Hand meiner Lehrer größtentheils durchwandert hatte, befremdete es mich, in demſelben nichts Vollſtändiges, ſondern nur hin und wieder einzelne Spuren von jenem mir ſo merkwürdig geſchienenen und dennoch faſt verblichenem Gegenſtande vorgefunden zu haben. Ohne Führer auf eigene Kräfte mich ſtützend, beſchloß ich nun in das Gebiet der Literatur tiefer einzudringen, um ſo dem animaliſchen Magnetismus näher auf die Spur zu kommen. Bei dieſen Nachforſchungen führte mich aber ein böſes Geſchick auf das zahlloſe Heer von Schriften der Gegner, die mich ſo beſiegten, daß ich den animaliſchen Magnetismus für ein Gewebe von Betrug und Verirrung des menſchlichen Geiſtes anſahe. So ließ ich, voll Mißmuth mich in meinen Erwartungen getäuſcht zu ſehen, die Sache mehrere Jahre unangerührt liegen, bis ich wieder von Neuem darauf hingeleitet wurde. Bei einem Zweigeſpräche mit meinem innigſt verehrten Lehrer dem Staatsrath und Profeſſor Dr. Hufeland, wurde einſtmals dieſer Gegenſtand berührt, und nun hörte ich zu meinem Erſtaunen, daß dieſer ſo wahrheitsliebende Mann, welcher ehemals kräftig gegen den animaliſchen Magnetismus gewirkt und geſchrieben hatte, durch unläugbare Thatſachen dahin gebracht, ſich nun ganz für denſelben erklärte. Dies trieb mich an, meine zu früh unterlaſſenen Nachforſchungen von nun an wieder zu beginnen, das artiſtiſche Verfahren beim Magnetiſiren zu erſpähen und mich dann durch eigene Verſuche von der Realität der Sache zu überzeugen. Obgleich ich jetzt zwar mehrere von Bekennern geſchriebene Werke vorfand, ſo fühlte ich mich doch keineswegs durch ſie begnügt, indem ſie alle eine Menge gelungener magnetiſcher Kuren, aber nichts Vollendetes über die Technik ſelbſt enthielten. Höchſt erfreulich war mir es daher, daß, als ich während des letzten Krieges zwiſchen Preußen und Frankreich der Perſon des Kronprinzen von Preußen als Arzt attachirt war, ich hier Gelegenheit hatte, den Grafen Moritz von Brühl und ſpäterhin auch deſſen Sohn Carl von Brühl kennen zu lernen, Männer, welche als ehemalige Mitglieder der Strasburger harmoniſchen Geſellſchaft nicht blos die Kunſt zu magnetiſiren vollkommen beſaßen, ſondern ſie auch oftmals und mit dem entſprechendſten Erfolge praktiſch geübt hatten. Ueber die Anleitung des Grafen Moritz fing ich nun an, ſelbſt zu magnetiſiren, und überzeugte mich nicht blos von der Realität des ewig merkwürdigen magnetiſchen Somnambulismus, ſondern auch von der vorzüglichen Heilkraft dieſes ſo unverantwortlicher Weiſe verkannten und verachteten Mittels, indem ich unter andern ein Mädchen, welches an einer fünf Jahre lang allen übrigen Heilmitteln trotzenden Photophobie litt, und deren Kur nachher in Hufelands Journal der praktiſchen Heilkunde (Band XXIX Stück 2) öffentlich bekannt gemacht wurde, vollkommen herſtellte. Von jener Zeit an hatte dies Mittel mich ſo erfüllt, daß ich auf dem anatomiſchen Theater zu Königsberg in Preußen zwei Vorleſungen hielt, worin ich das durch meine frühere Lectüre und jetzige Erfahrung Erhaltene zuſammenſtellte, und ſo den anweſenden Aerzten eine zwar gedrängte, aber doch ziemlich umfaſſende Ueberſicht dieſes Heilmittels vortrug, und ſie animirte, es ferner zu cultiviren. Obgleich meine Worte nur Wenigen zu Herzen drangen, und ich von den Meiſten üble Nachrede und Spott zu erdulden hatte, ſo konnte mich dies doch nicht für den in mein innerſtes Gemüth einmal lebendig aufgenommenen Gegenſtand wieder erkalten machen, auch mich nicht abhalten, die ſchon betretene Bahn ruhigen Schrittes, unbekümmert des Urtheils der Menge und des Scheltwortes der Thorheit, zu verfolgen. Da meine eigene Erfahrung mich überführt hatte, mit welchen Schwierigkeiten es verbunden iſt, aus der Menge der für und wider dieſen Gegenſtand geſchriebenen Bücher das Wahre herauszufinden, um es als Regulativ des Handelns zu benutzen, ich mich aber überzeugte, daß dieſe aus Unbekanntſchaft entſprungene Halbwiſſerei der Aerzte in Betreff des animaliſchen Magnetismus auch der alleinige Grund ſeiner Verachtung und Hintenanſetzung iſt, ſo beſchloß ich, alle über dieſen Gegenſtand vorhandenen Fragmente mit der größten Sorgfalt zu ſammeln, ſie nach einem bei meinen Vorleſungen ſchon entworfenen Plane einander anzureihen, um ſo ein möglich organiſches Ganze zu bilden, welches weniger in theoretiſcher, mehr aber in praktiſcher Hinſicht den Aerzten als Leitfaden dienen könne, dies Heilmittel zu verſuchen, zu üben und zu cultiviren. Schon gleich nach dem Kriege fing ich in Königsberg unter Benutzung der dortigen Bibliotheken mein Unternehmen an, ſetzte es bei meiner Rückkehr in Berlin, wo mir noch mehrere Hülfsquellen, beſonders die große Königliche Bibliothek zu Gebote ſtanden, als Lieblingsbeſchäftigung fort, und beendete es dann nach dem Verlaufe dreier Jahre. Der gleichzeitig mit mir auch von andern Aerzten gehegte und namentlich von Dr. Hegewiſch laut geäußerte Wunſch, ein mit möglicher Genauigkeit zuſammengeſtelltes Ganze über den animaliſchen Magnetismus zu beſitzen, veranlaßte endlich die Herausgabe meines Werkes. Nicht blos alle Ankündigungen und Recenſionen waren ganz gegen meine Erwartung überaus günſtig und bewieſen die jetzt weit vortheilhaftere Stimmung des ärztlichen Publikums für dies Mittel, ſondern man fing nun auch an, nach den von mir geſammelten Regeln, magnetiſche Kuren zu unternehmen, und den glücklichen Erfolg derſelben durch die Zeitſchriften bekannt zu machen. Dies Alles veranlaßte einen ſo ſchnellen Abſatz des Werkes, daß die ſtarke Auflage gegenwärtig bis auf wenige Exemplare vergriffen iſt und binnen kurzem eine neue Edition nöthig wird. Gern hätte ich mein Werk vor ſeiner Herausgabe Ihnen, hochverehrter Mann, überſendet, um es durch die Hand des Meiſters geläutert, den Aerzten in vollkommener Reinheit zu übergeben, allein zur Zeit, als ich es ſchrieb, konnte ich von Ihnen keine Kunde erhalten, und nur, indem ich gerade angefangen hatte es dem Drucke zu übergeben, erfuhr ich erſt den Ort Ihres Aufenthaltes durch die Bekanntmachung des Dr. Zugenbühler in Hufelands Journal der praktiſchen Heilkunde, (Band XXVIII. Stück 4.) und konnte dies blos benutzen, um der Geſchichte des animaliſchen Magnetismus den §. 59 noch hinzuzufügen. Jetzt aber, da ich nicht blos Ihren Wohnort kenne, ſondern mich auch durch das Leſen Ihrer beiden Briefe, an die Profeſſoren Reil und Wolfart, überzeugt habe, daß Sie der Welt und der Wiſſenſchaft immer noch angehören, jetzt würde ich es mir nie vergeben können, wenn ich mein Werk vor der zweiten Ausgabe nicht Ihnen mit der Bitte zugeſchickt hätte, es einer ſtrengen Reviſion zu unterwerfen, das Unwahre darin zu ſtreichen und das Mangelnde zu ergänzen.

„Beſonders glaube ich, bedarf der geſchichtliche Theil einer ernſtlichen Correctur. Wenngleich ich mich bemühte, dem Vater des animaliſchen Magnetismus volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und ihn der Welt zu der ihm gebührenden Verehrung von neuem vorzuführen, ſo konnte ich dennoch bei ſtrenger Unparteilichkeit, den vorgefundenen Akten zufolge, manche ihm gemachten Vorwürfe nicht eigenmächtig aufheben: da die Gegner nicht blos gegen die Heilmittel, ſondern auch beſonders gegen die Perſon des Entdeckers die unwürdigſten Angriffe machten, die Anhänger dagegen wohl das Heilmittel, aber nicht den Meiſter vertheidigten, und dieſer des Kampfes müde, aus dem Geräuſche der Welt in die ſtille Einſamkeit zurückkehrte; ſo mußte es denn kommen, daß im Laufe der Zeiten zwar das Mittel, aber nicht der Meiſter vollkommen gerechtfertigt erſchien. Alle nach meinem Dafürhalten nur aus dieſer Quelle entſprungenen und in der Geſchichte des animaliſchen Magnetismus enthaltenen Härten, möchte ich gern gemildert ſehen; der guten Sache und Ihres-Andenkens bei der Nachwelt halber, wage ich daher die Bitte, dieſe Geſchichte mit kurzen, aber kräftigen Zügen zu corrigiren und von allem Unwahren zu ſäubern.

„Nächſtdem erſuche ich Sie, auch dem übrigen Theile des Werkes gefälligſt eine Durchſicht zu widmen und ihn einer Läuterung zu unterwerfen. Ob zwar ich aus Ihren beiden, zuvor genannten Briefen ſehe, daß Sie erbötig ſind, einigen von Seiten des Staates zu Ihnen nach Frauenfeld geſandten Gelehrten Ihr Syſtem mitzutheilen, um es durch dieſe dann der Welt zu übergeben, ſo glaube ich doch, daß einmal jetzt eingetretener politiſcher Verhältniſſe wegen dieſe Sendung nicht ſo gleich zu vollführen ſein möchte, und daß dann, wenn ſie auch wirklich, wie zu wünſchen wäre, bald zu Stande kommen ſollte, ſie dennoch mit der, durch Ihre Hand blos corrigirten zweiten Herausgabe meines mehr für die Praktik berechneten Werkes nicht im Widerſpruche ſteht. Es könnte Ihre Arbeit in Bezug auf dieſes Werk gleichſam als der Vorläufer, als das Morgenroth der neu aufgehenden Sonne zu betrachten ſein.

„Ihr Andenken für die Nachwelt bleibender zu machen und jeder möglichen Verwechſelung zu begegnen, that ich im 63. Paragraphen meines Werkes den Vorſchlag, den animaliſchen Magnetismus hinfüro Mesmerismus zu nennen. Dieſer Vorſchlag hat unter den Aerzten vielen Beifall und bereits Annahme gefunden, weßhalb ich dann für die Folge dieſe Bezeichnung durch das ganze Werk gebrauchen will. Da ich nun aber mit dem Namen auch zugleich die Züge des Mannes der Nachwelt erhalten möchte, ſo geht meine zweite Bitte dahin, mir mit den Bemerkungen über mein Werk gleichzeitig Ihr gut getroffenes Bildniß auf meine Koſten zu überſenden, damit ich ſolches von einem unſerer beſten Künſtler in Kupfer ſtechen laſſen und dem Werke beigeſellen kann. Es hängt zwar Ihr Bildniß ſchon ſeit

Jahren über meinem Schreibpulte mir beſtändig gegenüber, allein die Zeichnung (von Desrais) ſowie der Stich (von Dupin) ſind beide ſchlecht und ſtellen auch den Vater Mesmer noch zu ſehr als jungen, flüchtigen Mann, nicht mit der Würde eines für die Nachwelt fortlebenden Greiſes dar.

„Schließlich wiederhole ich die Bitte, mir nicht zu zürnen, daß ich es wagte, Sie in Ihrer Ruhe zu ſtören und Sie aufzufordern, Ihre ſeit Jahren der Welt entzogene Hand noch einmal für das ſchaffende Leben in Wirkſamkeit zu ſetzen, nicht um eigennützigen ſpeculativen Abſichten von meiner Seite zu genügen, ſondern blos das Gute aus allen Kräften zu fördern. Bei dieſer Lauterkeit des Handelns glaube ich keine Fehlbitte gethan zu haben und ſehe mit Zuverſicht einer willfährigen Antwort entgegen. Sollte dieſe Antwort nach dem Verlaufe zweier Monate nicht erfolgen, ſo würde mich dies als ein Zeichen meines nicht angelangten Briefes beunruhigen, und mich nöthigen, dann ſogleich einen zweiten abzuſenden.

„Begünſtigt mich das Schickſal und kann ich in der Folge eine Reiſe nach der Schweiz unternehmen, ſo wird es mir eine der heiligſten Pflichten ſein, Sie aufzuſuchen, um Ihnen perſönlich Beweiſe zu geben von dem innigſten Dank, ſowie von der Liebe und Hochachtung, mit welcher ich für Sie durchdrungen bin.

Berlin, den 28. März 1812.

Dr. Kluge.
Königl. Preußiſcher Stabs-Chirurgus
bei der mediciniſch-chirurgiſchen Pepinière.“

Dem
Hrn. Doctor Anton Mesmer
zu Frauenfeld
im Canton Thurgau in der Schweiz.

In einem Briefe vom 14. Auguſt 1812 ſchrieb Wolfart an Mesmer, wie durch Hufeland, Reil, Heim und anderer

Aerzte Bemühungen der Magnetismus in Berlin einen guten Fortgang gewinne, erzählte mehrere gelungene Heilungen durch denſelben und ſetzte dann hinzu:

„Eine öffentliche Anerkennung Ihrer Sache von Seiten der Regierung mögen Sie auch daraus erſehen, daß der König eine Commiſſion unter dem Präſidio des Staatsrath Dr Hufeland niedergeſetzt hat, um die Sache für das allgemeine Beſte zu reguliren. Keine Commiſſion, wie dazumal in Paris; ſie beſteht aus Männern, welche entweder den Magnetismus ſelbſt ausüben, oder doch von der Wahrheit und Wichtigkeit des Gegenſtandes durchdrungen ſind. Auch ich bin gleich Anfangs zum Mitglied ernannt worden. Auf ſolche Weiſe bin ich denn auch jetzt in den Stand geſetzt, meinen glühendſten Wunſch zu erfüllen, wirklich von Euer Wohlgeboren gütigen Einladung Gebrauch zu machen und das Verlangen, den menſchenbeglückenden Weiſen von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, ſpornt mich, die Reiſe ſo ſchnell als möglich anzutreten, eine Reiſe, welche ich blos und allein, zugleich in der Eigenſchaft eines königlichen Commiſſarius unternehme, um Ihnen meine unbegränzte Verehrung darzubringen, um Ihr großes Werk auch für die Folgezeit, indem Sie mir unmittelbar an der Quelle zu ſchöpfen vergönnen, unverfälſcht zu bewahren. Euer Wohlgeboren haben in Ihrem Naturſyſtem ſchon vor länger als dreißig Jahren alle Anſichten und Grundſätze vereint, welche man jetzt als den Triumph der von Schelling nach den außerordentlichen philoſophiſchen Conſtructionen eines Kant und Fichte begründeten Naturphiloſophie annimmt u. ſ. w.“

Im September 1812 traf nun Dr. Wolfart bei Mesmer in Frauenfeld ein.

Die amtliche Vollmacht, die Wolfart zu dieſer Sendung als königlicher Commiſſär erhielt, fand ich auch noch in Abſchrift für Mesmer unter deſſen Papieren. Sie lautet alſo:

„Herr Profeſſor Dr. Wolfart wird hiedurch von der unterzeichneten Commiſſion beauftragt und autoriſirt, den Erfinder des Magnetismus, Herrn Dr. Mesmer, um Mittheilung alles deſſen, was zur näheren Beſtätigung, Berichtigung oder Aufklärung dieſes wichtigen Gegenſtandes dienen kann, zu erſuchen und den Zweck der Commiſſion auf ſeiner Reiſe möglichſt zu fördern.

Berlin, den 6. Sept. 1812.

Dr. Hufeland,
königlich preußiſcher Staatsrath und Leibarzt, als
Director der, zur Unterſuchung des Magnetismus
von der Regierung niedergeſetzten Commiſſion.“

Wolfarts Urtheil über Mesmer nach ſeinem Aufenthalte bei ihm. Erzählung einer von ihm zu jener Zeit mit angeſehenen magnetiſchen Heilung Mesmer's. Briefe von Wolfart und Loos um dieſe Zeit an Mesmer.

Hören wir nun, was Wolfart von Mesmer, der damals ſchon das 78. Jahr erreicht hatte, ſagt, nachdem er ſich einen Monat lang bei ihm aufgehalten hatte. Dieſes Bild gab er im erſten Theil des Mesmerismus mit folgenden Worten:

„Meine Erwartung fand ich durch die perſönliche Bekanntſchaft mit dem Entdecker des Magnetismus übertroffen. Ich fand ihn in ſeinem, von ihm ſelbſt ausgeſprochenen wohlthätigen Wirkungskreiſe beſchäftigt. In ſeinem hohen Alter erſchien das Umfaſſende, Helle und Durchdringende ſeines Geiſtes, ſein unermüdeter, lebendiger Eifer ſich mitzutheilen, ſein ebenſo leichter als ſeelenvoller, durch die Behendigkeit der Gleichniſſe durchaus eigenthümlicher Vortrag, ſowie die Feinheit ſeiner Sitten, die Liebenswürdigkeit ſeines Umgangs um ſo bewunderungswürdiger. Nimmt man dazu einen Schatz poſitiver Kenntniſſe in allen Zweigen des Wiſſens, wie ſie nicht leicht ein Gelehrter vereint, und eine wohlwollende Güte des Herzens, welche ſich in ſeinem ganzen Sein, in ſeinen Worten, Handlungen und Umgebungen ausſpricht, nimmt man dazu noch eine thätige, faſt wunderbare Kraft der Einwirkung auf Kranke bei dem durchdringenden Blick oder der blos ſtill erhobenen Hand, und Alles dieſes durch eine edle, Ehrfurcht einflößende Geſtalt gehoben; ſo hat man in den Hauptzügen ein Bild von Dem, was ich an Mesmer als Individuum fand.“

Die Geſchichte eines von denjenigen Kranken, die Mesmer in Wolfart's Anweſenheit dazumal behandelt hatte, gab derſelbe ſpäter in ſeinen Jahrbüchern über den Lebensmagnetismus heraus. Es war eine Kranke, die der Arzt des Ortes, Dr. Keller, nach längerer, eigener vergeblicher Behandlung zu Mesmer gebracht hatte. Dr. Keller ſetzte in dieſem Journale die früheren Leiden ſeiner Patientin auseinander. Es war ein 17jähriges ſchon entwickeltes Mädchen von ſehr bleicher Farbe; daſſelbe litt ſchon ſeit mehreren Jahren an einem im rechten Hypochondrium nach der linken Seite ſich fixirenden periodiſchen Schmerze. Es hatte ſich dieſer zwar ſeit einigen Monaten verloren, dagegen war die Reſpiration äußerſt gehemmt, die Muskularverrichtungen erſchlafft; nach einer unruhigen Nacht, die ohne erquickenden Schlaf meiſtens in einem ſoporoſen Zuſtande beſtand, fühlte ſie ſich am Morgen äußerſt ermattet; wollte ſie das Bett verlaſſen, ſo war ſie genöthigt, ſich wegen Ohnmacht wieder niederzulegen. Ihr Puls war unterdrückt, die Verdauung ganz ſchlecht und kam nach einem halb ſchlafend zugebrachten Tag der Abend, ſo befiel ſie ein Uebelſein, daß ohne die horizontale Lage jedesmal eine Ohnmacht erfolgt wäre. Vor einigen Monaten wurde ſie plötzlich von einem heftigen Schmerze in der Lebergegend befallen, Convulſionen verhinderten das Schlingen, mit Mühe konnte man ihr einen Löffel voll Arzenei reichen. Dieſer Zuſtand dauerte mehrere Tage, die ſpasmodiſchen Zufälle vermehrten ſich, daß ſie zu erſticken drohte, Schaum vor den Mund trat und dabei keinen Laut ſprechen konnte, obſchon ſie Alles leicht hörte, was man ſie frug. Seit dieſer Zeit zeigte ſich der lebhafte Schmerz nicht mehr, ſondern vielmehr ein Stumpfſein, eine Abgeſchlagenheit aller Verrichtungen des Körpers, vorzüglich aber unterdrücktes Athmen, unvermögend, die horizontale Lage auszuhalten, ſchlich ſie unthätig die wenigen Stunden des Tages dahin und ſuchte ſich, da ſie ſonſt arbeitſam war, ſo viel als möglich durch leichte Arbeit zu beſchäftigen. Dieſes iſt das Bild der Krankheit dieſes Mädchens, ſchreibt Herr Dr. Keller, und erzählt nun den vergeblichen Gebrauch der von ihm in dieſem Falle verordneten, auch von anderen Aerzten gebilligten Heilmittel.

Es iſt zu bemerken, daß dieſes Krankheitsbild von Dr. Keller erſt niedergeſchrieben wurde, als das Mädchen ſchon in Mesmer's Behandlung geweſen war, worauf ſich Das bezieht, was Wolfart hier am Anfange ſeiner Erzählung des Heilverfahrens durch Mesmer anführt. Dieſe Kranke wurde nun von Dr. Keller in Beiſein Wolfart's am 8. October 1812 zu Mesmer gebracht und Wolfart theilt nun folgende Beſchreibung des Heilverfahrens von Mesmer mit:

„Als die Kranke von Dr. Keller zu Mesmer gebracht wurde, wurden blos der Convulſionen als Hauptſymptom der blos angeblichen Nervenkrankheit erwähnt. Bei der magnetiſchen Krankenunterſuchung von Mesmer nach ſeiner Methode, ſo wie er nämlich nur, prufend ſein Eigengefühl, die Hand gegen ſie, vor ſie hintretend erhob, zeigten ſich ihre krampfhaften Zufälle auf das Heftigſte, in einem ſolchen Wechſel, daß alle zum Vorſchein kamen, welche ſie ſeit langer Zeit gehabt hatte, wie Herr Dr. Keller verſicherte, und man aus der vorſtehenden Beſchreibung entnehmen konnte. Bald fiel ſie in einen Ohnmachtsſchlaf und Mesmer erklärte nun: ſie habe als jetzt beſtehende Quelle ihrer Uebel, Leber- und Milzverſtopfungen und es würden ſich bald heftige Gallenergießungen als kritiſche Ausleerungen zeigen. In dem Zuſtande der Ohnmacht blieb ſie von halb zehn bis zwölf Uhr. Hätte man es gewollt und ſie angeredet, ſie wäre wohl ohne allen Zweifel ſchlafwachend geworden; denn den Geſichtsausdruck dieſes Ueberganges hatte ſie ſchon. Indeß blieb ſie, ſich ſelbſt überlaſſen, ruhig, da ſie an das Baquet zu den andern Kranken gebracht werden und aus der Ferne mitunter von Mesmer magnetiſirt wurde. Nach zwölf Uhr, da ſie nicht erwachte, — und er hatte es uns ſchon vorher beſtimmt, ſie werde wohl in ſeiner Nähe nicht leicht erwachen — ließ er ſie in dieſem Zuſtande nach Hauſe bringen. Dort blieb Schlaf, zwar mit einigen Convulſionen etwas noch abwechſelnd, im Ganzen ſpäterhin doch ein Schlaf, nur durch ſtarke Neigung zum Erbrechen einmal unterbrochen, der bis zum andern Tag währte. Sie konnte an dieſem zweiten Tage zu Mesmer nicht kommen, denn heftiges Erbrechen war eingetreten. Alles war in Angſt, denn dabei war der convulſiviſche Zuſtand faſt heftiger als je. Botſchaft über Botſchaft kam an den ehrwürdig ruhigen Greis, man glaubte, die Kranke werde verſcheiden müſſen. Dr. Keller war äußerſt bedenklich und betreten über dieſe Zufälle. Alle beruhigte Mesmer und lächelte. Das ſolle und müſſe ja Alles ſo ſein, meinte er, und er zweifle nicht daran, ſie morgen zu Fuß zu ſich kommen zu ſehen. Dies geſchah. Wir fanden die Kranke ganz verändert Schon vor und bei dem Erbrechen hatte ſie Schmerz in dem linken Lappen der Leber und in der Milzgegend empfunden; derſelbe ſtellte ſich ſogleich am Baquet ein, und zwar wiederum heftiger, da Züge mit der Hand gemacht wurden. Aber weder Convulſionen noch Ohnmacht kam zum Vorſchein. Sie war ſehr munter und belebt, faſt völlig hergeſtellt, nur noch einige leichte Empfindungen ſtellten ſich beim Magnetiſiren ein, als ich am 13. October von Frauenfeld abreiſte. — Den obigen Krankenbericht hat Mesmer gefliſſentlich erſt geleſen, nachdem er die Krankheit behandelt, beurtheilt und ſo ſchnell gehoben hatte."

Nach ſeiner Zurückkunft nach Berlin ſchrieb Wolfart an Mesmer Folgendes:

„Berlin, den 20. Nov. 1812.

„Mein wertheſter, theuerſter Freund!

„Seit dem 10. dieſes Monats bin ich glücklich hier eingetroffen. Die erſten Tage meiner Anweſenheit brachte ich mit Erſtattung des Berichtes zu, worin nicht blos der große Gegenſtand in dem Sinne des mitgetheilten Syſtems nebſt Ihrer Heilart der königlichen Commiſſion vor Augen gelegt, ſondern auch Alles deſſen gedacht wurde, was ich Nützliches und Gutes ſo vielfältig zu beobachten bei Ihnen Gelegenheit hatte. Die meiſten Krankenbeobachtungen führte ich als Belege und neue Beſtätigungen hiebei mit an, ſowie ich in der treuen Schilderung des Entdeckers ſelbſt ſeinem tiefforſchenden Geiſte, ſeinen ſeltenen Kenntniſſen, ſeinem Biederſinn und all den Tugenden, welche Ihn umſtrahlen, volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, und ſo meinem Herzen eine Genugthuung gab, welche ich Ihnen, zugleich edler und verehrter Freund! ſchuldig war, — dieſer dreizehn Bogen ſtarke Bericht liegt ſeit zehn Tagen vor, und erſt nach deſſen Beendigung und Uebergebung gieng ich zu den gewohnten gehäuften Geſchäften über. Die Theilnahme, womit ich von aller Welt empfangen wurde, die Angelegentlichkeit, womit Alles ſich nach Ihnen bei mir erkundigte, kann ich Ihnen nicht genug rühmen; dieſe allgemeine Theilnahme aber ſowohl von den angeſehenſten Aerzten und Gelehrten der Hauptſtadt, als auch von dem größeren Publikum iſt es, welche die ſegensreichen Folgen Ihrer wichtigen Mittheilungen auf alle Fälle ſichert.

„Indeß ruhte der Geiſt der Finſterniß, des Unglaubens und der Verfolgung nicht ſo ganz, daß mir nicht Kämpfe für die große Sache nothwendig würden. Wie wahr zeigt ſich auch darin, was Sie mir ſo gründlich auseinanderſetzten: wie im Unglauben ſelbſt als Gegenpol der Mesmerismus ſeine Wirkung zeige; es iſt ein ſolches Beſtreben, was ſich ſogleich in Gegenbewegungen, in Handlungen kund thut. Die »**Justice naturelle**« wird aber auf die Urheber des Böſen das Böſe zurückfallen laſſen.

„Aus dem Ihnen bekannten Aufſatz, den Herrn Zſchokke in die Aarauer Miscellen ſogleich auf das Bereitwilligſte aufgenommen hatte, wurde das Gift geſogen, welches man gegen mich ausſpie. Ein darauf folgender Aufſatz in der allgemeinen Zeitung (von einem Schweizer Arzt eingeſendet!) nimmt von jener einfachen wiſſenſchaftlichen Darſtellung Gelegenheit gegen den Magnetismus, gegen mich und die Preußiſche Regierung eine von der giftigſten Galle ſtrozende Sprache zu führen, und Beleidigungen auf Beſchimpfungen zu häufen. Dieſes nun regte auch in dem hieſigen Departements-Chef des Kultus und der allgemeinen Polizei, Herr v. Schuckmann, den langgenährten Haß und Groll gegen den Magnetismus und mich in dem Maaße auf, daß er in der hieſigen Zeitung ſich mit Uebergehung des Bekanntmachens meines wirklichen Auftrags von der Commiſſion, ſowie des beifälligen Schreibens des Staats-Kanzlers von Hardenberg, welches er Alles ignorirt, zu einem im Allgemeinen gegen den Magnetismus gerichteten und beſonders gegen meine Sendung als von Staats wegen proteſtirenden Publikandum hinreißen ließ, während meine wirkliche commiſſariſche Autoriſationsurkunde, wovon die Abſchrift in Ihren Händen geblieben, Solches Lügen ſtraft. So erfahre ich ein mit dem Ihrigen in Frankreich ähnliches Schickſal, denn Sie ſehen, auch ich habe in Schuckmann meinen **Breuteuil** gefunden, aber ihm wird weniger ein erzwungener Triumph gelingen, denn nicht blos ganz Berlin iſt indignirt, ſo daß ich von allen Seiten von Bekannten und Unbekannten Beweiſe von der dadurch nur vermehrten Achtung für Ihre Sache, für Sie ſelbſt und mich als Ihren wärmſten Anhänger, Vertheidiger und Freund, erhalte, ſondern auch die höchſte Behörde verleugnet die Geſinnungen nicht, welche in dem Ihnen gleichfalls im Original vorgelegten und abſchriftlich mitgetheilten Schreiben des Staats-Kanzlers ausgedrückt ſind.

„Es verſteht ſich, daß ich es nicht dabei beruhen laſſe, und daß ich auf die eine oder andere Weiſe mir Genugthuung verſchaffe. Schon ſind ſofort die nöthigen Schritte geſchehen, ich werde, je nachdem die Entſcheidungen ausfallen, ſogleich mit öffentlichen Erklärungen in allen politiſchen und wiſſenſchaftlichen Blättern auftreten. Ich würde Ihnen über Alles, geehrter und geliebter Freund! nichts von dieſen Elendigkeiten geſchrieben haben, wenn es nicht wichtig wäre, Ihnen über jene öffentlichen ſchmähenden Verhandlungen das gehörige Licht zu geben und Sie nicht im Zweifel zu laſſen, wenn Dergleichen Ihnen zu Geſichte kommen ſollte. Alle dieſe Erſchütterungen ſehe ich als Kriſen an, welche die reine lichte Wahrheit um ſo herrlicher hervorgehen und allgemeiner verbreitet machen werden. Dieſes iſt mein ſicherer, ſelbſt aus Ihrer großen Lehre geſchöpfter Troſt. — Indeß Ihre wohlthätige Sache, die Feinde mögen darüber urtheilen und ſprechen was ſie wollen, in der That unter dem Schutz und der Aufſicht des Staates hier ſteht, jeder Misbrauch alſo behindert wird: indeß ich dafür wache, wirke, durch Wort und That ſtreite, mögen Sie, edler verehrter Freund! ruhig ſich dem belohnenden Gedanken überlaſſen, daß Mitwelt und Nachwelt bei der reinen Verbreitung der wahren Lehre, die Sie mir zu übertragen mich gewürdigt haben, Ihren Namen ehrt und ſegnet. —

„Ich bitte, nebſt meinen verbindlichſten Empfehlungen, den Herrn Präſidenten Anderwert und Morell, auch Herr Regierungsrath und Dr. Freimut u. ſ. w. dieſes mitzutheilen, damit auch dieſe Herren bei den erſchienenen öffentlichen Schmähungen nicht über das wahre Verhältniß vorläufig in Zweifel bleiben. — Täglich denke ich mich an Ihre Seite in der wohlbekannten Wohnung, wo ich mit die glücklichſten Stunden meines Lebens zugebracht habe. Die mir zur ſchleunigen Bekanntmachung mitgegebene Schrift über die Pocken und über den Magnetismus und Somnambulismus habe ich ſchon zum Druck abgeſendet, und hoffe Ihnen bald die Exemplare überſenden zu können. Der Himmel erhalte Ihr koſtbares Leben noch lange ſo friſch und ruhig, als ich es von Herzen wünſche. Der Mde. Marie bitte ich meinen verbindlichſten Gruß zu ſagen.

„Mit Verehrung, Bewunderung und Liebe
Ihr
wahrer Freund
Dr Wolfart.“

In dieſe Zeit fällt der letzte Brief des Herrn Lees an Mesmer, der allerdings die Eiferſucht durchblicken läßt, mit der die franzöſiſchen Freunde Mesmers den Sieg der deutſchen Freunde über ſie betrachteten; doch iſt er gut gemeint und voll unveränderter Liebe und Hingebung gegen den Meiſter. Er lautet alſo:

„Paris, den 21. November 1812.

„Ich las in einem deutſchen Journal, daß man einen Berliner Arzt zu Ihnen geſchickt hat, um Sie über die Mittel, den Magnetismus in Deutſchland wieder herzuſtellen, zu befragen. Es ſcheint mir, daß Ihre Lehre keiner Wiederherſtellung bedarf, da ſie ſich immer erhalten hat unter denjenigen Menſchen aller Nationen, welche des Nachdenkens fähig ſind. Die Deutſchen ſind mehr zur Nachahmung als zum Enthuſiasmus geneigt, welcher einer neuen Entdeckung zum Gedeihen verhilft. Hier iſt es anders. Man bemächtigt ſich einer neuen Lehre, man verläßt ſie aus Leichtſinn und man kommt wieder darauf zurück; gerade wie die Kinder.

Herr v. Puyſegur hat ſeit drei bis vier Jahren mehrere Werke über den Magnetismus veröffentlicht. Die Journaliſten haben viel Schlechtes darüber geſagt; es iſt ihr Handwerk, das Publikum zum Lachen zu bringen, aber die Aerzte denken anders. Vor vier oder fünf Monaten kam in dem Journal der Aerzte von Sedillot vor, daß es nöthig ſeie, den Magnetismus wieder von Neuem gründlich zu prüfen, da es ſcheine, er ſeie auf eine zu leichtſinnige Weiſe verlaſſen worden. Man ſpottet ein wenig über den Somnambulismus des Herrn v. Puyſégur, aber man muß geſtehen, daß der reine Magnetismus in den erſten Claſſen der Geſellſchaft wieder feſten Fuß gewinnt. Ich ſende Ihnen hier ein Blatt, welches Ihnen den Beweis davon geben wird.

„Alle Ihre Freunde verehren Sie und bedauern, daß Sie nicht hier ſind. Herr Würtz hat mir geſagt, daß Madame Cordon Somnambüle geworden iſt; ganz gewiß aus Langeweile. Adieu, mein theuerer und würdiger Freund. Mit meiner Geſundheit geht es ziemlich gut, und ich habe keinen andern Kummer als den, daß Sie nicht hier ſind. Immer Ihr

ganz ergebener

Loos."

Mesmer's Aufenthalt in Conſtanz. Wolfarts Briefe an ihn dahin, wegen der Herausgabe ſeiner Werke. Noch ein Brief an Mesmer von einem ungenannten franzöſiſchen Freunde.

Bald zog es nun Mesmer auch aus der Schweiz, über den ſchönen, heimiſchen See, der einſt ſeine Wiege umſpühlte und wo er ſchon als Kind aus Wald und Feld, Sternhimmel und Gewäſſer die Kraft in ſich ſog, die die heilende Wirkung ſeiner Manipulation bedingte, und den Tiefdenkenden zum Schöpfer einer Lehre machte, die trotz all der vielen Gegner, die ſie fand, immer neue Beſtätigung, beſonders auch, wie ſchon erwähnt, in der neueſten Zeit durch neue Entdeckungen erhielt.

Im Jahre 1813 ſiedelte ſich Mesmer in Conſtanz an. Einen Brief den er von da aus ſchrieb, fand ich als Concept von ſeiner Hand unter ſeinen in Meersburg erhaltenen Papieren. Es befindet ſich keine Adreſſe auf dem Briefe, er ſcheint aber an einen Freund ſeines Alters und wahrſcheinlich nach Wien geſchrieben zu ſein. Nachdem er dem alten Freund zu ſeinem Namenstag gratulirt, fährt er in demſelben wörtlich alſo fort:

„Wie rührend iſt der Gedanke, uns beide von den zahlreichen Genoſſen des Freudenfeſtes am Petri- und Paulstag faſt ganz allein noch am Leben und geſund zu wiſſen. Möchte ich dieſes Freudenfeſt noch viele Jahre mit Ihnen, lieber Freund, in Gedanken feiern können. Indeſſen erneuere und wiederhole ich alle die Herzenswünſche, ſo Sie, beſter Vater, von der geſammten Familie zu Ihrem Namenstag erhalten haben. Geſundheit, Glück und Freude auch für die ſpäteſten Jahre werden wohl der Inbegriff derſelben ſein. Wir haben leider zu beklagen, daß die Zeitumſtände uns beiden ſo wenig erlauben, das verdiente Glück zu genießen. Auch ich habe die Unbeſtändigkeit des Glückes ziemlich erfahren. Ich hatte, wie Sie wiſſen, mein Vermögen in meiner langen Abweſenheit durch die Verſchwendung und den Blödſinn meiner verſtorbenen Gemahlin faſt ganz verloren, während dem ich in Frankreich durch meine Kunſt und Wiſſenſchaft mehr denn eine Million erworben hatte. Von dieſer Summe hatte ich eine Hälfte zu meinem Unterhalte und verſchiedenen Unternehmungen zum Beſten der Menſchheit durch zehn Jahre hindurch verzehrt. Die andere halbe Million legte ich beim Staate an, meiſtens in rentes vingères, ſie im Alter ruhig zu genießen. Die große Summe ward nach der Revolution auf ein Drittel zurückgeſetzt, und ich verlor gegen 400,000 Livres. Endlich mußte ich mich als creancier d'etat von Frankreich mit 3000 fl. jährlich begnügen laſſen, welche ich ſeit mehreren Jahren in Deutſchland in ſtiller Ruhe und Zufriedenheit verzehre. Ich lebe dermalen in der Stadt Conſtanz ganz allein in einem bequemen Hauſe, wo ich mit einer Haushälterin, einem Bedienten, Pferd und Chaiſe frei und independant mein Leben zubringe, blos meine eigene Geſundheit beſorge. Ich bin erſt von einer Reiſe in die Schweiz zurückgekehrt und Sie müſſen es alſo meiner Abweſenheit vergeben, daß ich Ihnen die Antwort auf Ihren Brief ſo lange ſchuldig blieb.

„Es war mir ſehr angenehm Nachricht von dem Schickſale der alten Zeitgenoſſen zu erhalten. Noch wünſche ich zu erfahren, ob Herr Boulanger noch am Leben iſt, wer mein ehemaliges Haus beſitzt, wohin die Statue gekommen, die ich der B. Spielmann geſchenkt habe und was aus der undankbaren Familie geworden.“

Um dieſe Zeit ſchrieb Mesmer auch an einen andern Freund:

„Da mir nur noch eine kleine Strecke auf dem Pfade meines Lebens zu durchlaufen übrig iſt, ſo kenne ich kein wichtigeres Geſchäft, als den Ueberreſt meiner Tage allein der praktiſchen Anwendung eines Mittels zu weihen, deſſen ungemeinen Nutzen mich meine Beobachtungen und Erfahrungen erkennen gelehrt haben, damit mein letztes Wirken die Anzahl der Thatſachen vermehre, und wenn dieſe lauter als Worte zur Ueberzeugung geſprochen haben werden, die Erhaltung des Menſchen künftig nicht mehr durch ungewiſſe Arzneimittel wie durch ein ungewiſſes Glückſpiel beſtimmt werde.“

Der nächſte Brief Wolfarts an Mesmer iſt von dem 8. Februar 1813 und lautet alſo:

„Mein innigſt verehrter, geliebteſter Freund!

„Das lang erharrte Schreiben, womit Sie mich erfreut haben, beſtätigte, indem es alle Beſorgniſſe wegen Ihrer theueren Geſundheit hinwegnahm, dennoch in einer Beziehung meine ängſtliche Ahnung als wahr. Es iſt unbegreiflich, wie Ihr Miethhausbewohner zu Frauenfeld Ihnen fortwährend Verdruß machen konnte, weil ſich Ihre Menſchlichkeit auch der Thiere erbarmt. Wie iſt es möglich, daß ein Menſch, der ſich in Ihrer Nähe befindet, ſich ſo wie vom böſen Princip kann umſtricken laſſen, daß er Stunden trübt, welche die beſten Jahre von Andern aufwiegen! Möge Ihr neuer Aufenthalt am freundlichen, ſchönen See Ihnen ebenſo erſprießlich als angenehm ſein — mir thut es nur leid, nun nicht mehr in Ihrer Wohnung zu Conſtanz ſo einheimiſch ſein zu können, als in Frauenfeld und es bleibt mir nur der Wunſch übrig, auch dort einmal wieder die glücklichen Tage erneuern zu können, welche mir in der Nähe des edelſten Weiſen dahinflogen.

„Die in Ihrem ſo werthen Briefe wiederholt enthaltenen Zeichen Ihres väterlichen Wohlwollens und der freundſchaftlichen Liebe haben mich tief gerührt und meinen Geiſt auf's Neue erhoben. Ich ſtehe gewiß nicht ſtill und der rein aufgefaßte Sinn Ihrer Lehre bewahrt vor jedem Irrweg! Ich ermüde gewiß nicht im Streit für Ihre große Sache, womit Sie der Menſchheit ein Geſchenk machten und welche die Ehre und das Glück derſelben in ſich faßt. Endlich wird und muß die ſchnöde Verkennung ihr Ziel erreichen. Schon iſt viel gewonnen, daß, wie man mit Gewißheit behaupten kann, in dem Gelehrtenvereine, beſonders der Naturforſcher, Aerzte und Philoſophen eigentlich doch jeder Feind und Gegner des Magnetismus und des Mesmerismus überhaupt nur als eine Ausnahme betrachtet werden muß, das Ganze iſt für Ihre Sache. Jedoch ſcheint es, als ob, um den Eifer der Bekenner und Verbreiter dieſes Natur-Evangeliums anzuſpornen und friſch zu erhalten, es auch der Gegner bedarf, wie z. B. eines Schuckmanns. Wie erfreulich und belohnend waren mir die tröſtlichen Worte, welche Sie in Bezug auf deſſen Publikandum und meine Gegenerklärung ausſprachen. Dieſe letztere habe ich in dem Askläpinion noch mehr ausgeführt, und ohne mein Zuthun ſind in vielen öffentlichen Blättern Ausſtellungen gegen Schuckmann erſchienen, den ſein voreiliges Verfahren immer mehr gereuen wird. Denn unaufhaltſam geht indeß, wie die Natur ſelbſt, der aus Ihrem Geiſte entſprungene Lebensſtrom fort, und wird nach und nach Alles, ſtets würdevoll geleitet, umſchlingen. Auch ſuche ich in der That weniger Privatbekehrung, als eben die unumſtößliche Ueberzeugung der Wahrheit und Nützlichkeit Ihrer Grundſätze und Entdeckungen bei den bedeutenden Aerzten unſerer Hauptſtadt zu bewirken, namentlich bei den Mitgliedern der Commiſſion. Die angeſehenſten, worunter Reil ſelbſt ſich befindet, haben mich ſchon aufgefordert, ihnen Vorträge über Ihr Naturſyſtem zu halten, worein ich auch gern, Ihren eigenen Abſichten, mein würdiger Freund, gemäß, gewilligt habe. Schon habe ich auch eine Anſtalt mit den von Ihnen empfangenen magnetiſchen Leitungen gebildet, wo ſich die Fälle glücklicher, unmöglich geſchienener Heilungen mehren, und Krankheiten vorgebeugt wird; ſo beſtätige ich täglich durch neue Erfahrungen Ihre auf dem feſten Boden der Natur ſelbſt gegründeten Entdeckungen, und eingeweiht von dem weiſen Meiſter ſelbſt, iſt nun das innerſte Triebweſen der Natur in neuem, helleren Lichte erſchienen. — Auch gewinnt nun, da ich keine Gelegenheit verſäume, die Aufmerkſamkeit der Aerzte auf dieſen hochwichtigen Gegenſtand zu richten, Ihre mitgetheilte naturgemäße Methode, nach welcher die Geburt geſchehen muß, täglich mehr Anhänger, wozu auch vorzüglich die Bekanntwerdung Ihres vortrefflichen Aufſatzes über die wahre Natur und den Urſprung der Blattern durch meine Zeitſchrift verbreitet, noch das meiſte beiträgt und beitragen wird. Daraus ſehe ich nun ein neues, ſchönes und geſundes Geſchlecht hervorgehen, das endlich durch Sie, und ſollte es auch erſt gänzlich nach Generationen geſchehen, nicht mehr die Sünde ſeiner Väter trägt.

„Ihre Anmerkung, mein innigſt verehrter Freund, in Betreff des von mir ſonſt gebrauchten Ausdrucks: Lebens-Magnetismus ſtatt thieriſcher Magnetismus, habe ich wohlbeherzigt und werde denſelben auch nun weiter gar nicht mehr brauchen. Gewiß, der Neuheit wegen hatte ich nicht dieſe Benennung gewählt, ſondern weil eben durch die falſchen Verbreitungen der Straßburger ſomnambuliſtiſch ſpielenden Secte man in Deutſchland nur dieſe unter dem Namen: thieriſcher Magnetismus kannte, wollte ich das Echte auch mit einem andern Ausdruck bezeichnen und wählte den obbenannten darum, weil ſich dieſes allgewaltig wirkende Naturagens im Leben hauptſächlich offenbart und das Leben aller Naturproductionen umfaßt. Dieſe Gründe hatte ich Ihnen mündlich in Frauenfeld auseinanderzuſetzen das Vergnügen und Sie ſchienen darauf den gebrauchten Ausdruck zu billigen, weßhalb ich ihn auch noch wohl nachher aber ſtets abwechſelnd mit Mesmerismus beibehalten, nun aber gänzlich verlaſſen werde, da ich ſehe, daß Sie da gegründete Einwendungen dagegen haben, wo mir auch ſchon Ihr leiſeſter Wunſch genügt haben würde. Indem ich täglich mich mit den mir übergebenen Schriften, in dem Natur-Syſtem des Wechſeleinfluſſes oder der Wechſelwirkungen (Systeme des influences), worin Ihr forſchender Geiſt ſich ausgeprägt hat, beſchäftige und neben der tiefen Gründlichkeit immer mehr die Einfachheit und Klarheit bewundern muß, womit Sie Ihre Ideen auszudrücken wußten; ſo bin ich nach wiederholt genauer Erwägung doch der Meinung oder vielmehr ich habe mich davon überzeugt, daß nach dem dermaligen Stand der Sache die Herausgabe Ihres Werkes von den nützlichſten, wohlthätigſten Folgen ſein wird. Bei der allgemein unter den deutſchen Aerzten und Naturforſchern ſchon ſtattfindenden Ueberzeugung von der Realität und der hohen Nützlichkeit Ihrer Entdeckungen fehlt es zur vollkommenen Sicherſtellung von Verirrungen lediglich noch an Ihrem Syſtem, welches die ganze Natur wie ein leitendes Licht durchſtrahlt und wodurch jeder Zweifel gehoben wird. Es iſt nöthig, daß die Welt nicht blos höre, wie ich es denn oft genug geſagt habe, daß Sie die Entdeckung des thieriſchen Magnetismus gar nicht dem Zufall, ſondern dem tiefforſchenden Nachdenken, die Ausbildung desſelben nicht wegen Erfahrungen, ſondern der durch die Kraft Ihres Geiſtes und Willens geleiteten Naturbeobachtung, welche ihre Wirkungen in der Wiege überraſchte, zu verdanken haben; ich ſage, ſie muß es nicht bloß hören, ſondern ſehen, ſehen durch das große Werk, welches Sie auf den Grund Ihrer Entdeckungen über das innerſte Triebweſen der Natur erſchufen. Unzertrennbar iſt der Fortgang der Sache mit der vollen Anerkenntniß Ihres Werthes in Eins verwebt, und rein und lauter, wie jenes Werk aus Ihnen hervorging, zur alleinigen Ehre Ihres Namens werde ich es der Welt zu übergeben befliſſen ſein; darum auch, wie ſehr ich von dem wohlthuenden Gefühl Ihres mir bewieſenen unbegränzten Vertrauens durchdrungen bin, werde ich nichts eigenmächtig ohne Ihre Zuſtimmung veranſtalten.

„Herr Sauerländer aus Aarau hat auch an mich geſchrieben, und wenn Sie, mein verehrteſter Freund, beſonders wünſchen ſollten, daß das Werk in ſeinem Verlage erſchiene, ſo würde ich dazu auch bereit ſein, aber ich gebe Ihnen eine große Schwierigkeit zu bedenken, welche mich davon abhalten würde, nämlich die Entfernung, wo der Druck niemals ſo ordentlich, ja, ich möchte ſagen, ohne Gefahr grober Mißgriffe und Irrthümer bewerkſtelligt werden kann, als unter den Augen und der unmittelbaren Aufſicht deſſen, der die Sache mit Liebe und Eifer leitet. Ich werde deßhalb vorziehen, es hier in Berlin unter meiner unmittelbaren Leitung drucken zu laſſen, ich werde einſtweilen mit mehreren angeſehenen hieſigen Buchhandlungen Rückſprache nehmen und ehe ich einen Vertrag ſchließe, Ihnen die Bedingungen vorlegen. Unabläſſig werde ich mit Anſtrengung an der Uebertragung in das Deutſche arbeiten, und hoffe Ihnen mit dem nächſten Briefe einen Theil der Introduction als Probe zur Durchſicht zuzuſchicken. Indeß iſt es nöthig, ſo ſchleunig als möglich eine Ankündigung der Erſcheinung bekannt zu machen. Dieſe müßte, um jedem Zweifel an der Echtheit vorzubeugen, von Ihnen ſelbſt geſchehen und ich ſchlage deßhalb folgende vor, welche Sie die Güte haben entweder ſo, wie ich ſie entworfen, im Fall ſie Ihren Beifall erhält, oder mit den Ihnen gutdünkenden Abänderungen mir zuzuſenden:

> „Da ich mich entſchloſſen, mein Natur-Syſtem, welches ich auf den Grund meiner ſeit vierzig Jahren gemachten Entdeckungen und Erfahrungen niedergeſchrieben habe, durch den Druck der Mitwelt und Nachwelt zu übergeben; ſo mache ich Solches vorläufig hierdurch bekannt und füge der Erklärung bei, daß ich mit den dazu gehörigen, von mir verfaßten Manuſcripten die gänzliche Leitung der Herausgabe dem Profeſſor Wolfart aus beſonderem Vertrauen übertragen habe.
>
> Unterzeichneter
>
> Conſtanz, den ꝛc. Mesmer.“

„Dieſer Ankündigung würde ich ſodann noch einen, den wichtigen Standpunkt zu dieſem Werke würdigen Zuſatz beifügen.

„Noch circulirt mein Bericht bei den Mitgliedern der Commiſſion, welche mir ihre Genugthuung darüber bezeugen; indeß ſtocken die begonnenen Berathungen und Arbeiten derſelben etwas durch die Unruhe der uns ſtets näher rückenden, verhängnißvollen Kriegsereigniſſe, indem auch Herr Staatsrath Hufeland in Begleitung unſeres Königs plötzlich nach Breslau abgereiſt iſt und zwar in dem Augenblick, wo ein wichtiger Bericht an die Regierung über die allgemeine Anerkennung des Magnetismus projectirt war. Da ich hier der Kriegsereigniſſe gedenken mußte, ſo füge ich nur noch bei, daß Sie, ohne den Schlaf auf viele Nächte einzubüßen, nicht den Anblick des Elendes der aus dem ſchrecklichen Feldzuge Entkommenen ertragen würden und dennoch ſoll es ein ſchwaches Bild ſein von Dem, was man weiter hinauf erblickt. Das, über alle Lobpreiſung erhabene Kapitel: Justice naturelle, beſchäftigt mich dabei ſehr und bewährt ſich hier in ſo vollem Maße. Wir ſehen hier für uns wichtigen Ereigniſſen mit größter Ruhe entgegen.

„Meine ganze Familie, meine Mutter, mein Bruder, der über den Werth des mir von Ihnen mitgegebenen Entwurfs zu einem Papiergelde erſtaunte und nur den günſtigen Zeitpunkt mit mir erwartet, wenn die Kriegsſtürme vorüber getobt, um Ihr Geſchenk der Regierung mitzutheilen: dann viele der hieſigen Aerzte, welche von Verehrung gegen Sie durchdrungen ſind, ſowie glücklich Geheilte, welche Sie als die Urquelle der ihnen gewordenen Hilfe ſegnen, Alle tragen mir die verbindlichſten Empfehlungen an Sie auf.

„Leben Sie, mein verehrteſter, weiſer, väterlicher Freund, ſo glücklich, zufrieden und wohl, als es mit gränzenloſer, inniger Liebe und Verehrung wünſcht

Ihr treueſter Freund
Wolfart.“

Der letzte Nothſchrei eines franzöſiſchen Freundes nach Mesmer, als man in Frankreich von der Sendung Wolfart's an ihn gehört hatte, geſchah von Paris aus im Mai 1813 in einem Brief, der überſetzt alſo lautet:

„Mein theuerſter Freund!

„Ich erfuhr erſt kürzlich, daß Sie ſich in Conſtanz aufhalten, deßhalb ſchreibe ich Ihnen nun dahin. Ende Januar ſchrieb ich an Herrn Profeſſor Wolfart nach Berlin, da ich durch die Zeitungen erfuhr, dieſer Herr ſei mit Ihnen in Correſpondenz; ich bat ihn, mir Ihren Aufenthaltsort anzuzeigen, und ſchloß einen kleinen deutſchen Brief an Sie ein, aber ich erhielt keine Antwort.

„Ich kenne hier einen Herrn Etienne, Mitglied des Inſtituts von Frankreich. Dieſer Herr ſcheint mir ein gutes Herz zu haben, außerdem iſt er voll Talent und ſehr thätig. Seine Beſchäftigungen ſind ſehr zahlreich, er hat die Aufſicht über die Zeitungen und die Cenſur der Bücher und Comödien. Er beſitzt das Vertrauen des Gouvernements; in Einem Wort, es iſt ein Mann, welchen ich ſehr achte und verehre. Ich ſprach mit ihm von Ihnen, ſobald ich von der Deputation gehört hatte, welche die Berliner an Sie ſchickten. Ich ſagte zu ihm: Wenn unter tauſend und aber tauſend auf den Magnetismus bezüglichen Thatſachen nur eine einzige wahr wäre, ſo müßte ſie Phyſik ſein, da ſie kein Wunder ſein könnte; ſobald ſie Phyſik iſt, iſt ſie Wiſſenſchaft, und wenn ſie Wiſſenſchaft iſt, ſo gehört ſie in das Inſtitut von Frankreich. Dieſe achtungswerthe Geſellſchaft ſollte nie zugeben, daß die Berliner ſich deſſen bemächtigen, was ihr mit vollem Recht gehört. Es wäre des Inſtituts würdig, Sie, mein theuerſter Freund, hierherkommen zu laſſen, und Sie als ein koſtbares Kleinod, ſo lange Sie leben, zu verpflegen. Tadeln wir nicht die Blindheit der vergangenen Jahrhunderte, wo man die größten Männer oft vernachläſſigt hat, deren Entdeckungen erſt angenommen wurden, nachdem ſie nicht mehr waren? Warum wollen wir das Gleiche thun bei Ihnen, theuerſter Freund, da Sie doch die wichtigſte Entdeckung gemacht haben, die je gemacht wurde? Herr Etienne hat meinen Vorſchlag vollkommen gebilligt, aber als ich ihn bat, denſelben dem Inſtitut zu machen, glaubte ich zu bemerken, daß er nicht genug Herz beſitze, um es zu thun; denn er ſagte mir, es ſeien vier Claſſen und er ſei nur bei der Claſſe der ſchönen Literatur, habe alſo da nichts darein zu reden. Ich war heute bei dem Herrn Marquis von Puyſégur, um mit ihm über den gleichen Gegenſtand zu ſprechen, weil ich glaubte, daß er als Magnetiſeur viele Bekannte unter den Mitgliedern des Inſtituts beſitze und dadurch leicht dazu gelangen könnte, dem Inſtitut dieſen Vorſchlag zu machen. Der Marquis ſprach mit großer Achtung von dem Inſtitut und doch nahm er mir gleich alle Hoffnung, daß das Inſtitut auf meine Wünſche eingehen werde. Ich kann nicht begreifen, wie man eine ſo gute Meinung von dem Inſtitut haben und doch glauben kann, daß ein ſo gerechter und ehrenvoller Vorſchlag nie angenommen werde. Da ich meinen Namen nicht öffentlich nennen kann, ſo habe ich gut Luſt, ein anonymes Schreiben an das Inſtitut zu richten und ihm darin ſelbſt den Vorſchlag zu machen. Als mir der Herr Marquis zu verſtehen gab, daß er ſehr daran zweifle, daß das Inſtitut je thun werde, was ich wünſche: ſo entſchlüpfte mir unwillkürlich der Ausruf: „„Welches Unglück!““ Er wird mich für einen Narren gehalten haben, da er antwortete: „„Warum ein Unglück? Was für ein Unglück iſt es, da doch alle Dinge fortgehen werden, wie ſie bis jetzt gegangen! Die Aerzte fangen an über den Magnetismus einig zu werden.““ Ich war auf dem Punkt, es zu machen, wie der arme Galiläi, denn ich wollte ſagen: „„Und doch, welches Unglück!““ aber mein Schutzengel bewahrte mich davor. Als man mit mir von dem Herrn Marquis ſprach, ſagte man mir, er ſei ein Gegner von Ihnen. Ich antwortete: „„Es iſt unmöglich; denn wenn er Das wäre, ſo könnte er nicht thun, was er thut.““ Als ich das dem Marquis ſagte, ſetzte er nur hinzu, daß ſeine Schriften es auch beweiſen. Ich habe noch keine ſeiner Schriften geleſen, werde mir aber Mühe geben, ſie nach und nach zu erhalten.

„Geſtern war ich in dem Invalidendom, weil man mir geſagt hatte, der Marſchall Beſſières ſei dort ausgeſtellt; aber als ich hinkam, hieß es, daß man erſt daran arbeite ſeinen, von der Kugel zerriſſenen Körper wieder zuſammenzuſetzen, daß man ihn einbalſamiren und dann erſt ausſtellen werde.

„Ich ſah kürzlich unſere Kaiſerin in großem Prunk zu einem **Te Deum** in die Cathedrale fahren, und ich habe die Pracht und den guten Geſchmack ſehr bewundert; aber das Prächtigſte von Allem, was man bei dergleichen Gelegenheiten ſieht, iſt doch immer die Truppe zu Pferd, welche den Zug begleitet.

„Leben Sie wohl, mein theuerſter Freund, und denken Sie auch manchmal an mich."

Dieſer Brief ſcheint von einem Freunde Mesmer's geſchrieben zu ſein, der politiſcher Verhältniſſe wegen ſeinen Namen nicht nennen durfte, wie er im Briefe ſelbſt ſagt, weßhalb er ſich auch in dieſen Briefen nicht unterzeichnete. Merkwürdig iſt er übriges auch in der Hinſicht, als er die Geſinnungen Puyſegurs gegen Mesmer, die nicht die freundſchaftlichſten waren, zu erkennen gibt.

Der letzte Brief Wolfart's, den ich unter Mesmer's Papieren noch vorfand, iſt vom 26. Juni 1813 und lautet folgendermaßen:

„Mein hochverehrter, geliebteſter Freund!

„Wie ſehr mein Herz gelitten hat, daß ich ſo lange die Freude der Wechſelwirkung durch Nachricht geben und Nachricht empfangen, entbehren mußte, während der Kriegsſchauplatz den Poſtenlauf zwiſchen hier und der Schweiz unterbrach, das wiſſen Sie, das fühlen Sie, wie ich mir ſchmeichle, durch Ihr gleiches entſprechendes Gefühl. Doppelt fühlte ich dies am 23. Mai, am Tage, der Sie der Welt geſchenkt und wo der edle, menſchenbeglückende Weiſe das 79. Jahr ruhmvoll erreichte. Ich feierte dieſen Tag durch ein freundſchaftliches Mittagsmahl ſtill bei mir, und edle Menſchen ſtießen mit mir auf

Ihr Wohl an. Durch einen beſonderen Weg kann ich über Wien und Hanau nur dieſe wenigen Zeilen an Sie gelangen laſſen. Sie ſollen Ihnen zeigen, daß ich lebe und ſtets dankbar wie ein Sohn Ihnen mit innigſter Liebe ergeben bin. — Ich habe ein bedeutendes Spital von theils kranken, theils verwundeten Kriegern; hier habe ich durch Ihre Methode die wichtigſten Reſultate erlangt. Ohne eigentliche Arzeneien werden die Leute ſchnell geſund und von den gefährlichſten Fieberkranken im Lazareth ſtirbt faſt keiner.

„Doch ich muß enden. Vielleicht kann ich bald mehr ſchreiben. Wollten Sie die Güte haben, nur zwei beruhigende Worte über Ihr Befinden und daß Sie mich noch wie ſonſt lieb haben, an mich zu ſchreiben: unter Couvert an Herrn Polizeiaſſeſſor Balde in Hanau zu ſchicken, welcher wohl Gelegenheit finden wird, es mir zu überſenden. Sie würden mich dadurch der Sorge um Ihre Geſundheit entreißen und mir eine große Freude gewähren.

Ihr Sie verehrender und
innigſt liebender Freund
Wolfart.“

Dieſer Brief iſt mit folgendem Sonette begleitet:

An Mesmer
Zum 79jährigen Geburtstag
von ſeinem ihn innigſt verehrenden Freund Wolfart.

Könnt ich mich fort auf Sonnenſtrahlen ſchwingen!
O folgten des Gedankens Flug die Glieder;
Am ſchönen Bodenſee ſenkt' ich mich nieder,
Wo grüne Wellen Alpenſchnee umſchlingen.

Geliebter Meiſter! Heitern Gruß zu bringen,
Erblickt' ich ſo dein hehres Antlitz wieder!
Umſonſt! Es leihen Flügel mir nur Lieder,
Die ſehnſuchtsvoll dem Herzen ſich entringen.

Der Himmel jauchzt dem Tag, es jauchzt die Erde,
Die Sonne ſtrahlt, der Mond mit milderm Scheinen,
Dem Lebensſpender gab der Tag das Leben!

Du, Gottgeſandt, riefſt allumfaſſend: »Werde«
Die hohe Lehre ſah ich niederſchweben,
In Frieden das Getrennte zu vereinen.

Die Herausgabe der Schriften Mesmer's durch Wolfart und deren Inhalt.

Durch die verhängnißvollen Kriegsereigniſſe wurde die ſchon in völligem Gang geweſene Commiſſion in Berlin zur Unterſuchung und Prüfung der mesmeriſchen Lehre, unterbrochen und endlich ganz aufgegeben. Dagegen erließ nun Mesmer am 27. Februar 1813 von Conſtanz aus, die von ihm von Wolfart erbetene Erklärung in Hinſicht der Herausgabe ſeiner Werke, in verſchiedenen deutſchen Zeitungen. Ganz in den Worten, wie ſie in dem vorletzten Briefe Wolfart's von dieſem vorgeſchlagen wurde. Der Zuſatz, den Wolfart zu dieſer Erklärung Mesmer's beifügte, lautet alſo:

„Nur der Drang der Zeit und naher Kriegsereigniſſe, deren Folge eine gänzliche Hemmung des freien Verkehrs zwiſchen dem größten Theil deutſcher Lande war, bewog mich, die öffentliche Bekanntmachung vorſtehender Erklärung bis jetzt zu verſchieben. Dem Vertrauen des tiefdenkenden, gelehrten Entdeckers des Magnetismus zu entſprechen, die Herausgabe ſeines, die phyſiſche und moraliſche Welt gleichmäßig umfaſſenden Naturſyſtems, wozu ich die Manuſcripte, theils in deutſcher, theils in franzöſiſcher Sprache abgefaßt, empfangen habe, ſobald als möglich zu beſorgen, iſt ein für die Wiſſenſchaft überhaupt, für die Heillehre insbeſondere ſo wichtiges Unternehmen, daß ich mich demſelben nur durch die perſönliche nähere Bekanntſchaft mit dem Verfaſſer gewachſen fühlen darf, weil ich nur dadurch Gelegenheit erhielt, gänzlich in ſeinen Ideengang einzudringen und ſelbſt die Art ſeines Ausdrucks genau aufzufaſſen.

„Indem ich nun bei der Uebernahme dieſer mir anvertrauten Herausgabe lediglich den Zweck habe, jede damit verbundene Mühe dem ehrwürdigen Verfaſſer abzunehmen, damit deſſelben Ruhe in ſeinem hohen Alter auf keine Weiſe mehr geſtört werden möge: erkläre ich zugleich daß dieſes eigenthümliche Werk ſo rein, als es ſeinem Urquell entſprungen iſt, der Welt mitgetheilt werden ſoll. Deshalb wird auch mit der deutſchen Ausgabe eine franzöſiſche erſcheinen, damit bei beſonderer Bezeichnung deſſen, was in jeder Ausgabe Originaltext iſt, auf jeden Fall Alles ſo an das Licht trete, wie ſolches urſprünglich deutſch oder franzöſiſch von dem Verfaſſer niedergeſchrieben worden. Das Inhaltsverzeichniß, woraus ich nur Folgendes hier aushebe, kann übrigens den Sinn und die Reichhaltigkeit des Werkes darthun.

„Zum erſten phyſiſchen Theil gehörend: Allgemeine Ideen über Stoff und Bewegung. Anwendung derſelben auf die Entwickelung der Natur. — Von den Eigenſchaften der organiſirten Körper: Von dem Zuſammenhang; von der Federkraft; von der Schwerkraft der Körper; Theorie der Erdkugel; über die Cometen; über den Magnet; über Ebbe und Fluth; über die Wärme; über das Feuer; über das Licht; über die Electricität; über den allgemeinen Magnetismus der Natur, über den thieriſchen Magnetismus. — Vom Menſchen: Ueber die Nerven; über die Muſkelfiber; über die Reizbarkeit; über die Sinne; vom innern Sinn; von der Empfindung und dem Denken; über den Inſtinkt und das Vorgefühl; über das Wachen und den Schlaf; über Geſundheit, Leben und Krankheit. —

„Zum zweiten moraliſchen Theil gehörend: Elementarbemerkungen in Hinſicht auf das Leben in der Geſellſchaft; über die Moral; über natürliche und geſellige Freiheit; über Geſetzgebung; über die Epochen des Menſchen; über Erziehung u. ſ. w.

„Eine ſchöpferiſche, alles erklärende Idee, woraus die Entdeckung und die beſonderen bis jetzt meiſt entweder blos angeſtaunten oder bequem verworfenen Wirkungen des Mesmerismus bei Kranken hervorgegangen, durchdringt und verbindet ordnend alle dieſe Theile zu einem organiſchen Ganzen.

Wolfart.“

Berlin, den 1. December 1813.

Wolfart hatte auf dieſe Weiſe das Verdienſt, daß noch durch Mesmer's Hand ſelbſt eine vollſtändige Sammlung von ihm geſchriebener Aufſätze über ſeine Entdeckung und Lehre zuſammengebracht wurde. — Wolfart gab ſolche im Jahre 1814, alſo ein Jahr vor Mesmer's Tod unter folgendem Titel heraus: „Mesmerismus oder Syſtem der Wechſelwirkungen, Theorie und Anwendung des thieriſchen Magnetismus als die allgemeine Heilmethode zur Erhaltung des Menſchen, von Dr. F. Anton Mesmer. Herausgegeben von Dr. Karl Chriſtian Wolfart. Mit dem (leider nicht im Mindeſten ähnlichen, ſehr abgeſchmackten) Bildniß des Verfaſſers und ſechs Kupfertafeln in einem Bande. In der Nicolaiſchen Buchhandlung zu Berlin.“ Zu gleicher Zeit mit dieſem Bande ließ Wolfart noch ein Buch erſcheinen, betitelt: „Erläuterungen des Mesmerismus von Wolfart.“ Dieſes Buch war von Wolfart allein geſchrieben. Jener Band der Mesmeriſchen Abhandlungen iſt erſtens in den phyſiſchen und zweitens in den ſogenannten moraliſchen Theil eingetheilt.

Der Inhalt der einzelnen Abhandlungen iſt ſchon zum Theil in jener vorläufigen Anzeige Wolfart's gegeben. Der vollſtändige Inhalt deſſelben zerfällt aber in folgende Kapitel:

1) Die Theorie der Erdkugel, 2) über die Cometen, 3) über den Magnet, 4) über Ebbe und Fluth, 5) Wärme, 6) Feuer, 7) Licht, 8) Electricität, 9) natürlicher Magnetismus, 10) Magnetismus, 11) über die Nerven des Menſchen, 12) die Muskelfiber, 13) die Reizbarkeit, 14) über die Sinne, 15) der innere Sinn, 16) die Empfindung und der Gedanke, 17) über den Inſtinkt und das Vorgefühl, 18) über das Wachen und den Schlaf, 19) über die Geſundheit, das Leben und die Krankheit. Dann noch einen Anhang über den Somnambulismus, den wir oben gegeben haben. Es kann in dieſen Blättern keine nähere Auseinanderſetzung und Beurtheilung der einzelnen Kapitel dieſes Buches gegeben werden. Wir verweiſen den Leſer auf das Buch ſelbſt und wollen ihn nur durch nähere Anführung einiger Abſchnitte, namentlich im zweiten Theile deſſelben, zu genauem eigenem Studium ſeines reichen Inhaltes bewegen. Wenn der Leſer in dieſen Aufſätzen Mesmer's auch manchmal Etwas findet, was durch die fortgeſchrittene Wiſſenſchaft und Naturforſchung zu anderer Meinung beſtimmt, ſo findet er in ihnen aber auch die Beſtätigung, daß Mesmer's Geiſt ſeiner Zeit voranſchritt und in Manchem die frühere Naturforſchung und das Wiſſen damaliger berühmten Akademieen überflügelte.

Der moraliſche Theil der Schriften Mesmer's.

Im zweiten, moraliſchen Theile verſuchte Mesmer Natur und Staat als ein organiſches Ganze aufzuſtellen. Es bezieht ſich der ganze Inhalt des ſogenannten moraliſchen Theiles auf die freie, naturgemäße Entwicklung des Menſchen ſowohl pſychiſch als phyſiſch.

Wenn Mesmer's Anſicht von Religion und Gottesdienſt in dieſem moraliſchen Theile auch mehr an einen Cultus der Göttin „Vernunft“ als an einen chriſtlichen mahnt; ſo gibt Wolfart in ſeinem Anhange zu bedenken, daß aus der Natur ſelbſt der Staat und ebenmäßig mit ihm die Religion ergriffen werde und in einem Naturſyſteme von keiner geoffenbarten Religion hätte die Rede ſein können. Die Nothwendigkeit der Religion wie des Staats aus der Natur des Menſchen entwickelt, werde erſt zu einer Verherrlichung beider und die offenbare Verähnlichung, ja Ineinsbildung der aus der Natur entwickelten Religion mit dem Chriſtenthume gereiche in jeder Rückſicht dieſer Auseinanderſetzung zu doppeltem Werthe. Ganz in Uebereinſtimmung damit ſtehe die Entwicklung des Begriffs eines Staates und aller Staatseinrichtung überhaupt aus dem, überall in der Natur vorhandenen Staate, nämlich aus dem Familienverhältniß, wo dem durch das Offenbarwerden des natürlichen Hauptes, des Regierenden im Familienvater — ohne darum irgend eine einzelne Art von Staatsverein auszuſchließen, auf eben die Weiſe, wie bei der Religion, auch auf die monarchiſche Staatsform als die natürlichere hingewieſen ſei, inſofern das Staatshaupt oder der Monarch zum Volke in dem Verhältniß des Familienvaters zur Familie ſtehe, nur in vergrößertem Maßſtabe.

Mesmer's Anrathen körperlicher Uebungen, Turnen der Jugend.

In dieſem zweiten Theile in einem Kapitel, das von der Erziehung handelt, kommt er auch auf die Jugendſpiele und rühmt ſchon damals beſonders das Turnen für die Jünglinge eines Staates an. Er rechnet zu dieſen Jugendſpielen:

1) Tanz aller möglichen Arten für jedes Alter und Geſchlecht, woran aber Kinder vor dem fünften Jahre keinen Theil nehmen; dieſe will er bis dahin ohne allen ſonſtigen Unterricht der Schule der Natur überlaſſen haben.
2) Das Laufen.
3) Verſchiedene Arten Ringen ohne Waffen.
4) Ringen oder Kämpfen mit verſchiedenen Waffen.
5) Reiten mit den dazu gehörigen Uebungen; Springen, Schwimmen.
6) Steine nach einem Ziele werfen mit beiden Händen abwechſelnd.
7) Große Steine von einem beſtimmten Gewicht auf eine gewiſſe Weite hinwerfen.
8) Das Schleudern.
9) Der Wurfſpieß.
10) Uebungen mit dem Bogen, mit der Armbruſt.
11) Uebung mit der Flinte, mit der Büchſe.

Mesmer ſagt: „Die verſchiedenen möglichen Arten und Weiſen dieſer Uebungen in's Werk zu richten und die verſchiedenen Verbindungen dieſer Uebungen unter einander bieten den Künſtlern und den Talenten ein weites Feld zur Erfindung angenehmer und nützlicher Hülfsmittel für Volkserziehung und Volksunterricht dar.“

Mesmer's Anſicht von der Nützlichkeit der Verbindung der Ausübung der Heilkunde mit den geiſtlichen Verrichtungen.

In jenem moraliſchen Theile über die Geiſtlichen der Gemeinde gibt Mesmer jenen auch die Ausübung der Heilkunde (wie ſchon ſeit langer Zeit die Geiſtlichen in Schweden zugleich Aerzte ſein müſſen) zu körperlichen Heilungen ihrer Gemeinde in die Hand. Die Vorbereitung, die er zu dieſem Stande verlangt, möchte auf manchen Seiten praktiſcher und für das Volk erſprießlicher ſein als die jetzigen Univerſitätsbildungen ſind, hat aber dabei den Mangel, daß ſie wohl in das Naturſyſtem Mesmer's, aber nur mit noch nothwendigen Zuſätzen in das Syſtem eines chriſtlichen Staates taugen würde. Ihrer Originalität wegen und des vielen Annehmbaren, was ſie dennoch enthält, theile ich ſie hier ausführlich nach Mesmer mit.

Er verlangt von den Geiſtlichen, daß ſie die erſte Erziehung ſowie den erſten Unterricht in den Schulen leiten. Der Geiſtliche ſoll dem Volksgottesdienſte vorſtehen und ihn leiten, er ſoll die Grundſätze der Phyſik, der Moral, der Gerechtigkeit, der Geſundheit lehren, indem er ſie auf das höchſte Weſen zurückführt. So ſoll er auch mit den andern obrigkeitlichen Männern den Aufnahmen in die Claſſen der Lebensepochen verſtehen.

Er verlangt ferner, es ſollen die Geiſtlichen ausſchließlich und unentgeldlich die Medicin und niedere Chirurgie ausüben und nur ſchwerere Operationen ſollen ſolchen anvertraut werden, welche ſich größere Uebungen in denſelben verſchafft haben. Um in einer und derſelben Perſon alle dieſe Eigenſchaften auf eine ſichere Weiſe zu vereinigen, ſoll an einem Hauptort, oder in einer Abtei, ein Inſtitut oder Seminarium errichtet werden, worin eine der Bevölkerung verhältnißmäßige Anzahl Perſonen erzogen und gebildet werden, um ſie zu der Ausübung der hier angedeuteten Amtsverrichtungen fähig zu machen. Unter den jungen Leuten ſollen zu dieſem Zwecke, meint Mesmer, diejenigen ausgewählt werden, welche man durch ihre Charaktere, Talente, Tugenden und Anlagen, ſo ſie ſchon durch die erſte Erziehung erworben haben, zu einem ſolchen Unterricht für fähiger und würdiger hält.

Zur Aufnahme in ein ſolches Inſtitut verlangt er folgende Eigenſchaften:

1) daß einer, der aufgenommen werden kann, zwanzig Jahre alt ſein müſſe;

2) daß er ſich während der erſten Erziehung durch Talente und Fortſchritte in den Wiſſenſchaften ausgezeichnet habe;

3) daß er von ſanftem, ſolidem, barmherzigem, für Unglückliche mitleidendem Charakter ſei, dabei ſoll er arbeitſam, geduldig, gelehrig und mäßig ſein. Es ſoll demnach jeder von dieſem Inſtitute ausgeſchloſſen bleiben, den man ſtarken Leidenſchaften unterthan weiß, der ſich hochmüthig, auffahrend, hart, ſorglos für Kranke, gefühllos, unmäßig u. ſ. w. zeigt. Drei Profeſſoren — welche auch aus den permanenten Mitgliedern des Kapitel genommen werden können — ſollen mit

dem Unterricht und der Leitung der Anſtalt beauftragt werden. Die Gegenſtände des Unterrichts innerhalb dreier Jahre ſollen folgende ſein: im erſten Jahr ſollen die Zöglinge in der allgemeinen und beſonderen Phyſik, in der Chemie, in den Grundſätzen des Ackerbau's, und in der Folge im Naturrecht, in der Moral, im Erziehungsgeſetzbuch und in den Landesrechten unterrichtet werden.

Im zweiten Jahre ſollen ſie in der Anatomie, Phyſiologie, Pathologie und in chirurgiſchen Operationen unterrichtet, auch in das Hoſpital eingeführt werden, um allda in der Nähe Kranke zu ſehen und über den Gang der Natur bei den Kriſen nachzudenken; ſie ſollen über die Beobachtungen Bücher führen, die Kranken beſorgen helfen, aber in dieſem Jahr nichts als ſtille Beobachter ſein.

Im dritten Jahre ſollen ſie außer dem obigen Unterrichte mit den Beſorgungen der Kranken beſchäftigt ſein, ſodann aber ſoll der Profeſſor ſie in Betreff von Operationen und Behandlungsarten mit zu Rathe ziehen, um den Grad ihrer Beurtheilungskraft und ihrer Kenntniſſe kennen zu lernen; jedoch ſoll er in allen Fällen entſcheiden und in ihrer Gegenwart handeln. Mit der Vervollſtändigung des Unterrichts der Zöglinge ſollen ſie mit Beſorgung von Operationen und mit Behandlung der Kranken unter der Leitung des Profeſſors beauftragt werden. Dann ſollen ſie ſich durch ihre eigene Praxis ausbilden und auf ſolche Weiſe die Laufbahn ihres Unterrichts unter Aufſicht ihres Meiſters vollenden. Während dieſer ganzen Zeit ſollen ſie ſich noch darin üben, ſich in den geſellſchaftlichen Tugenden und über die Natur zu unterrichten und Abhandlungen darüber zu verfertigen.

Alle Geiſtlichen der Gemeinden ſollen aus der Anſtalt genommen werden, wenn ſie drei Jahre darin waren. Sie ſollen weder durch den Lehrer, noch im Weg einer Prüfung gewählt werden; die Zöglinge vom zweiten, dritten und vierten Jahre ſollen, dazu verſammelt, den Würdigſten durch Stimmenmehrheit dazu wählen. Dieſe Wahl würde gerechter ausfallen, weil die Zöglinge ſich durch beſtändige Beobachtung ihres Charakters, ihrer Kenntniſſe und ihrer Tugenden beſſer einander kennen.

„Ferner“, ſagt Mesmer: „iſt es nützlich, daß die Geiſtlichen der Gemeinden untereinander in gegenſeitiger Beziehung ſtehen, um ſich ihre Beobachtungen und ihre Einſichten mitzutheilen; ſo muß man doch die Ungehörigkeiten der Zunft und der Unterwerfung unter ein gemeinſchaftliches Oberhaupt vermeiden; denn ſolche ſetzen gemeiniglich den Fortſchritten Gränzen.

„Damit die Geiſtlichen der Gemeinden in der Liebe zu ihren Verrichtungen erhalten werden, iſt es nothwendig, daß der Staat ſie gleich andern Obrigkeiten einer ausgezeichneten Achtung theilhaftig mache, daß er ſich mit der Sorge ihres Unterhalts befaſſe, und daß er von ihnen einen unausgeſetzten Dienſt in den Gemeinden, den Spitälern, und den Regimentern fordere, ohne daß ſie dafür eine Schadloshaltung bekommen.“

Was ſchon öfter gewünſcht wurde, daß die Geiſtlichen wenigſtens ſo viel Arzenei- und Naturkunde beſitzen ſollten, als bei Nothfällen und bei leichten Krankheiten des Volkes erſprießlich wäre, will Mesmer demnach in höherem Maße ausgeführt haben. Aber freilich iſt in Folge ſeines Naturſyſtems hier abermals von keiner Verkündigung einer geoffenbarten Religion, ja, nicht einmal von Ausübung irgend eines Gottesdienſtes die Rede und ſomit könnten auch jene, nach ſeinem Sinne gebildeten Geiſtlichen, kaum die Namen Geiſtliche verdienen, obgleich das ſonſtige Wiſſen, das er ihnen durch jene Erziehung in beſonderen Inſtituten beibringen will, heilſamer und praktiſcher zum Wohle des Volkes ſein möchte, als die Beibringung philoſophiſchen und dogmatiſchen Wuſtes, wie jetzt noch auf unſeren Univerſitäten geſchieht und wodurch noch dabei, ſtatt des religiöſen Glaubens, der religiöſe Unglauben und Zweifel erzeugt wird. Daher auch unſer Volk bei aller theologiſchen Gelehrſamkeit unſerer Geiſtlichen ſo oft durch ſie nicht die mindeſte religiöſe Nahrung und in Krankheiten und am Sterbebette weder körperliche Hülfe noch geiſtlichen Troſt erhalten kann; Ausnahmen, deren es allerdings auch viele gibt, ſind deſto erfreulicher. Wolfart ſagt, daß Mesmer in ſeinen Briefen an ihn immer dieſes Vereins geiſtlichen und ärztlichen Berufes gedachte, daß er immer angerühmt habe, wie erfreulich es wäre, wenn künftighin überall kein Dorf des ärztlichen Beiſtands ſo ganz entbehren dürfte, ſondern denſelben in ſeinem Prediger zuerſt und zunächſt finden könnte, der über die naturgemäße Geburt des Menſchen zu wachen hätte und Krankheiten theils zuvorkäme, theils ſie heilte und ſelbſt die Sterbenden nicht blos geiſtlich, ſondern auch leiblich tröſten könnte.

Mesmer's Ideen über das naturgemäße Verfahren bei der Geburt des Menſchen und ſeine damit zuſammenhängende ſonderbare Meinung über das Entſtehen der Menſchenblattern. Ein Brief Mesmer's in dieſer Hinſicht an den Kapitän Baudin.

Noch findet man in dieſem Theile des Mesmerismus eine Abhandlung, enthaltend ſeine originellen Ideen über die naturgemäße Verfahrungsart bei der Geburt des Menſchen. Ich will hier nicht anführen, was er vom Verhalten der Gebärerinnen während der Geburt ſpricht; es kann dort ausführlich gefunden werden. Ich beſchränke mich blos auf die Erzählung, wie er das Kind gleich nach der Geburt, beſonders in Hinſicht der Nabelſchnur u. ſ. w. behandelt wiſſen will.

Mesmer ſtützt ſich auf die Erfahrung beim Gebären der Thiere. Die Mutter verrichte das ganze Geſchäft ohne Zuthun fremder Hülfe, ganz allein. Das Thier, nach vollendeter Geburt verzehre ſogleich die Nachgeburt, ſelbſt die Thiere, welche ſonſt niemals Fleiſch freſſen — und beiße die Nabelſchnur ab, lecke das herausfließende wenige Blut auf und wiederhole das Ablecken bis zur Heilung des Nabels. Er meint, daß dadurch die Thiere von vielen Krankheiten und namentlich von der Pockenkrankheit befreit ſeien. Dieſe Behandlungsweiſe beſtehe zu jeder Zeit unverändert bei allen lebendiggebärenden Thierarten. Der Menſch verlaſſe nur zu leicht, durch ſeine eingebildete Vernunft geblendet, ſo oft den Weg, den ihn die Natur gleich andern Thieren durch den Inſtinkt gelehrt habe, und künſtele nach ſeinem Eigendünkel, verderbe und verunſtalte das Werk der Natur. Der Menſch verdamme ſich ſelbſt und ſeine Geburt zu einer unnöthigen Abhängigkeit, indem er zu ſeinem Entſtehen fremden Beiſtand zu Hülfe rufe.

Er ſagt: „Bei allen geſitteten Nationen iſt es zu einem Kunſtgebrauch und zur vorgeſchriebenen Regel geworden, daß, ſobald das Kind außer der Mutter erſcheint, alſogleich, ohne die Nachgeburt abzuwarten, an die Nabelſchnur zwiſchen dem Kinde und der Mutter ein doppeltes, feſtes Band angelegt wird, um die Gefahr der Verblutung bei der Trennung durch das Abſchneiden zu verhüten, — oder wie jetzt häufig, durch dergleichen Betrachtungen, die jedoch nicht völlig verſtanden wurden, angeregt, geſchieht: daß ſchnell die Nabelſchnur durchſchnitten, etwas Blut an dem Theil, der noch dem Kinde gelaſſen iſt, ausgeſtrichen und dann ſchnell gebunden wird, was, wenn man recht genau hinſieht, keinen weſentlichen Unterſchied macht.

Durch dieſe gewaltſame und übereilte Behandlung wird die gemeinſame, annoch zwiſchen Mutter und Kind beſtehende Cirkulation des Bluts und mit dieſem die feinſten, lebendigſten Strömungen plötzlich unterbrochen, und zwar ehe und bevor der durch das Athmen des Kindes hier bevorſtehenden Revolutin Zeit gelaſſen wird.

Bei der Mutter können die vom Blute ſtrotzenden Gefäße ſich nicht zuſammenziehen und verſchließen, als welches zur gänzlichen Zeitigung und zur natürlichen Ablöſung der Nachgeburt nöthig iſt, ſondern dieſer Theil wird entweder von der Geburtshelferin mit mehr oder weniger Gewalt abgeriſſen, aus der Mutter herausgenommen, oder von dem Uterus mittelſt heftiger Zuſammenziehungen gewaltſam abgeſtoßen. Daraus entſteht eine Verletzung des Innern der Gebärmutter, welche Verblutungen, Entzündungen, Geſchwüre, Eiterungen u. ſ. w. und jedesmal eine mehr oder minder ſchwere Krankheit zur Folge haben kann.

Bei dem Kinde nun wird das in dem noch beſtehenden Theil des bis zur Leber im Innern des Leibes fortlaufenden Nabelſtrangs eingeſchloſſene Blut, als welches nicht mehr in die Cirkulation kann aufgenommen werden, in völliger Ruhe als eine fremde Materie zum Stocken und endlich zur feinen animaliſchen Fäulniß in allen ihren unendlichen Graden, bei der ſchon dadurch fehlerhaft geſtimmten Verrichtung und organiſchen Veränderung der Leber genöthiget, daraus denn ein ſubtiles giftiges Miasma erzeugt wird, ſo anfänglich die Leber und in der Folge die ganze Maſſe der Säfte manigfach zu affiziren vermögend iſt. Denn in der Leber entſtehen dann ohnehin als gröbere ſinnlich wahrzunehmende Wirkungen ſogleich Verſtopfungen, verhaltene Abſonderung der Galle — daher die große Leber, Gelbſucht, Koliken, Diarrhöen, Dyſſenterien, gichtiſche Anfälle, Ausſchläge u. ſ. w. daher ferner die Dispoſition zu allen Gallenkrankheiten und ihren Folgen das ganze Leben hindurch, und endlich ein mühſelig frühzeitiger Tod."

Dieſes ſind die Wirkungen des widernatürlichen Betragens bei der Geburt des Kindes, in einer folgerechten Kettenreihe nach Zeit und Umſtänden. Demzufolge gibt Mesmer den Rath, mit dem neugeborenen Kinde alſo zu verfahren: „Man laſſe es nach ſeinem Erſcheinen noch bei der Mutter ruhen, bis mit langſam abnehmender Cirkulation zwiſchen Mutter und Kind die Nachgeburt ſich ablöſt und abgeht, worauf erſtlich die Geburt geendet, die Blutzirkulation im Kinde wirklich auf andere Weiſe in das Gleichgewicht geſetzt iſt. Ohne irgend eine Gefahr kann nun die Nachgeburt abgeſchnitten werden, obwohl ſelbſt bei noch längerem Verzug nichts zu befürchten wäre, und da die Mutter nicht das Kind und die Wunde, wie die Thiere pflegen, belecken kann, ſo muß nun die Kunſt der Natur am Nächſten kommen, und das Kind alſobald in lauwarmem Waſſer gebadet werden, wobei ſtets der Nabel beſonders auszuwaſchen iſt, was täglich bis zur gänzlichen Verheilung des Nabels wiederholt werden muß. Denn durch Abbinden braucht hiebei nicht ein Stück Nabelſtrang weder durch Abfaulen noch Vertrocknen losgetrennt zu werden. Dabei iſt zu bemerken, daß es nicht hinlänglich iſt, blos allein das in dem äußeren Theil der Nabelſchnur enthaltene Blut auszudrücken, ſondern man muß den vollkommenen Ausfluß aller Flüßigkeit befördern, welche ſich in den innern Gefäßen befindet, die verbunden mit dem Nabelring die Schnur bilden, damit die Ablöſung der drei Gefäße, nachdem dieſelben unnöthig geworden, am Grunde anfange und ſich am Nabel endige. Es wird dienlich ſein, ſich bei dieſem Fall die Theorie und Behandlung einer tiefen Wunde in das Gedächtniß zurückzuführen: wo die geringſte Portion einer, von der Cirkulation ausgeſchloſſenen Feuchtigkeit hinreichend iſt, um durch ihren Aufenthalt zu dem heftigen Faulungsſtoff zu werden, der, wenn er aufgeſogen wird, früh oder ſpät eine Gährung in dem ſeröſen Theil des Bluts verurſachen kann."

Wenn man den Einwurf machen will, daß aus dem Nabel ohne Unterbindung nach Abſchneidung der Nabelſchnur doch noch immer Verblutungen ſtattfinden könnten: ſo will ja Mesmer den Nabel jetzt wie eine Wunde behandelt wiſſen, durch welche Behandlung ja auch einer Verblutung vorgebeugt würde, ſo gut wie man bei Wunden Verblutungen verhindern kann.

Ehe Mesmer dieſe Lehre von der Behandlung der Nabelſchnur des Kindes aufſtellte, ward dieſe durchaus nicht ſo ausgeübt und erſt nachdem ſeine Lehre hierüber durch Wolfart und Ziermann bekannt gemacht wurde, ſo ſieht jetzt nun jeder vernünftige Geburtshelfer ein, daß er ſehr falſch handeln würde, wenn er, während der Menſch eben frei zu athmen beginnt, mitten in dieſem Vorgang das pulſirende ſich noch zwiſchen Mutter und Kind befindende und erſt harmoniſch nach und nach mit dem Athmen und der Löſung der Nachgeburt erlöſchende Leben im Nabelſtrang durchſchneidet. Daß, wie Mesmer annimmt, durch das Unterbinden des Nabelſtrangs von ſolchem ſtockendes, giftig wirkendes Blut in die Leber des Kindes zurückſtröme und dort als ſchädliches Ferment wirkend, die bei den neugeborenen Kindern ſo häufig ſich zeigenden: Gelbſuchten, Gichter, Diarrhöen u. ſ. w. erzeugen ſoll, wurde freilich von vielen Aerzten heftig beſtritten; ſie hätten vielleicht Mesmer's Meinung nicht ſo ſehr getadelt, wenn er nicht durchaus behauptet hätte, daß vorzüglich die Menſchenpocken von dieſem Gifte den Urſprung nehmen. Das Beiſpiel, auf das er hinweiſt, von den Thieren, die die Nabelſchnur nicht unterbinden und daher keine Pocken erhalten ſollen, ſteht ihm hierin nicht bei, indem ja auch Kühe und Schafe mit Pocken befallen werden.

Uebrigens fand er darin manche Vertheidiger, daß die Nichtunterbindung der Nabelſchnur aus jenem Grunde, den er angibt, der Unterbindung vorzuziehen ſei, und warum ſollte man dieſes nicht, da ja doch keine augenſcheinliche Gefahr damit verbunden iſt?

Wolfart ſchreibt ſchon im Jahre 1815: „Es ſind hier in Berlin auf dieſe, von Mesmer angegebene Weiſe, mehr als vierzig neugeborene Kinder behandelt worden und die Kinder bleiben in ihrer Leibesbeſchaffenheit auffallend geſund und entwickeln ſich vortrefflich.“ Ennemoſer ſchrieb im Jahre 1819 in ſeiner „Geſchichte des Magnetismus“: „Die heilſamſte von allen Lehren Mesmer's und der gewiß am meiſten zu Herzen zu nehmende Rath iſt der, dem neugeborenen Kinde die Nabelſchnur erſt nach dem Aufhören des Klopfens der Nabelſchlagader und Löſung der Nachgeburt, abzuſchneiden; allein dieſe Lehre verhallt noch größtentheils wie die Stimme des Predigers in der Wüſte. Donnerſtimmen ſind nicht laut genug, die tauben Ohren zu erſchüttern und die verſtockten Kieſelherzen zu erweichen. Wenn es übrigens auch möglich war, daß Mesmer im Sturm der Zeit und durch Bedrängniſſe des böſen Feindes hin und her getrieben, ein klares Bild einer reinen Vollkommenheit in ſeinem vollen Glanze darzuſtellen nicht vermochte, ſo ſind ſeine Lehren und Verdienſte um die Menſchheit deſſen ungeachtet ein dauerndes und unzerſtörbares Denkmal ſeiner Unſterblichkeit."

Wie ernſt es Mesmer übrigens mit ſeiner, von Vielen belachten Idee war, daß namentlich die Kindesblattern aus der falſchen Gewohnheit entſtehen, die Nabelſchnur zu unterbinden, geht auch aus einem Briefe von ihm hervor, den ich aus ſeinem Nachlaſſe beſitze, und den er an den Schiffscapitän Baudin in Paris richtete. Ich führe Folgendes aus demſelben in wörtlicher Ueberſetzung an:

„Bürger!

„Ich habe ſo eben erfahren, daß Sie von dem Gouvernement der franzöſiſchen Republik beauftragt wurden, eine Expedition in die Südſee zu unternehmen, um dort neue, den Fortſchritten der Wiſſenſchaft nützliche Kenntniſſe einzuſammeln. Erlauben Sie mir, daß ich Ihrer Aufmerkſamkeit und Nachforſchung eine Entdeckung empfehle, die ich gemacht zu haben glaube und welche die Erhaltung des Menſchengeſchlechtes betrifft. (Nachdem Mesmer nun in dieſem Briefe an den Capitän ſeine Idee von der Entſtehung der Kinderblattern, namentlich durch die Unterbindung der Nabelſchnur gleich nach der Geburt, weitläufig auseinandergeſetzt hatte, ſowie ſie in dieſen Blättern ſchon gegeben iſt, fährt er alſo fort:)

„Ich erſuche Sie bei allen jenen Völkern, zu denen Sie gelangen, doch genaue Unterſuchungen anzuſtellen, ob ſie nicht ein Volk unter ſolchen finden, bei welchem ſich die Kinderblattern nie zeigten, und finden Sie ein ſolches, ſo erforſchen Sie doch bei demſelben genau, was bei dem Gebären dieſer Frauen geſchah und wie die Behandlung der Nabelſchnur und der Nachgeburt war und ob ſolche die gleichen Anſichten wie ich oder doch wenigſtens die ähnlichen haben.

„Die Wiſſenſchaft erwartet mit Ungeduld die Reſultate Ihrer Forſchungen; was dieſelben aber auch ſein werden, ſo wird das Publikum doch gewiß immer überzeugt werden müſſen, daß eine fremde, in einen lebenden Körper eingeſchloſſene Materie nothwendig verderben und, kommt ſie dann in die Maſſe des Blutes, bald oder ſpäter eine Krankheit erzeugen muß.

„Jedenfalls iſt aber bei der Ausführung meines Vorſchlags in Betreff der Nabelſchnur gar keine Gefahr zu befürchten und ich glaube ſchon daher annehmen zu dürfen, daß ſie bald allgemein zur Ausführung kommen werde.

„Ich bitte Sie, dem Inſtitut dieſen Brief mitzutheilen und ich hoffe, daß Sie glücklicher ſein werden als ich. Ich übergab dem Inſtitute vor einigen Monaten eine Denkſchrift über den thieriſchen Magnetismus. Vielleicht wurde es durch wichtige Geſchäfte verhindert, demſelben die nöthige Aufmerkſamkeit zu ſchenken, da ich keine Antwort erhielt; denn ich kann ein Fragment des Berichtes der Commiſſion, welche im Jahr 1784 ernannt wurde, um meine Entdeckung zu prüfen und welches mir von dem Inſtitute auf meine Denkſchrift zugeſandt wurde, nicht als eine Antwort anſehen. Dieſes Fragment wurde damals in der Gazette de France veröffentlicht, wo man mir zu verſtehen gab, daß man meine Behauptungen als Charlatanerie anſehe, den thieriſchen Magnetismus als Narrheit und die Ausübung deſſelben ganz gegen die guten Sitten. Die Parteilichkeit der Redaction dieſes Blattes ſteht in einem auffälligen Contraſt mit der wohlwollenden Einladung, welche ich gemacht hatte, meine Lehre zu prüfen, zu ergründen und ſie dann auszuüben.

„Es wäre zu wünſchen, Bürger, daß ein eben ſo günſtiges Mittel beſtände, als dasjenige, welches Sie darbieten, um endlich die Idee über die nützlichſte Entdeckung feſtzuſetzen, oder daß ſich ein Freund der Menſchheit erheben würde, der muthig genug wäre, um endlich die Streitereien zu endigen, welche ſchon zu lange die Meinungen der Menſchen über dieſen Gegenſtand theilen.

Mesmer.“

Ort und Datum iſt bei dieſem Briefe nicht angegeben.

Es iſt ſehr zu bedauern, daß das von Wolfart geſammelte Werk Mesmer's deſſen vollſtändiger Titel oben angeführt wurde, ſelbſt in öffentlichen Bibliotheken nur ſelten zu finden iſt. Ich fand noch ein Exemplar desſelben zu Meersburg bei den Erben Mesmer's vor; ließ es ihnen aber gerne zurück, weil ich hoffte, es im Buchhandel oder in der Bibliothek zu Stuttgart finden zu können. Dieſes war aber nicht der Fall, doch war ich ſo glücklich, es aus der Bibliothek des, um den thieriſchen Magnetismus ſo ſehr verdienten, leider nun auch verſtorbenen Herrn Obermedicinalrath Dr. v. Schellings zum freundlichen Andenken an den Verſtorbenen von deſſen Verwandten zu erhalten.

Die letzte Zuſchrift Wolfart's an Mesmer und Mesmer's letzte Lebensjahre

Die letzte Zuſchrift von Wolfart an Mesmer, die ich in Meersburg vorfand, war folgendes Sonnet:

Bei Anton Mesmer's

80. Geburtsfeſte, den 23. Mai 1814.

Vier Jugendalter ſieht dein ſtrahlend Leben,
Du Greis vom hohen Berge,*) heut vollendet —
Die Jugend hat ſich dir nicht abgewendet,
Mit ew'gen Blüthen will ſie dich umſchweben.

Denn Göttliches der Menſchheit neu zu geben,
Hat die Natur dir jede Kraft geſpendet:
Des Lichtes Bote warſt du ſo geſendet,
Zu ſchlichten der Entzweiung finſt'res Streben.

Doch ſie verkannten dich in blindem Wähnen!
Nur Wen'ger Aug' ertrug der Wahrheit Blitze,
Glaub' und Begeiſtrung folgten Irrlichtsſcheinen.

Du ſahſt es wohl von deiner Weisheit Spitze!
Du ſprachſt: „Im Streit muß Frieden ſich vereinen.“ —
O danke, Menſchheit, ihm mit Freudenthränen!

Was ich über Mesmer's Leben und Lebensweiſe beſonders in ſeinen letzten Jahren erfahren konnte, beſteht leider nur in Wenigem. Entfernt von der größeren Welt, zum Theil in völliger Einſamkeit wohnend, war ſein Leben wohl zu einfach, zu unbeachtet, als daß es zu längeren intereſſanten Mittheilungen hätte Veranlaſſung geben können. Bekanntlich machte Mesmer ſehr wenig Worte, ſprach und erzählte auch am Allerwenigſten von ſich ſelbſt, wie er es auch nie gerne hörte, wenn Andere von ſich redeten. Was ich beſonders in Meersburg von ſeinen letzten Jahren noch in Erfahrung bringen konnte, kommt aus ſicherer Quelle.

---

*) Der hohe Mesmer in der Schweiz.

Seinen letzten Willen, den Mesmer noch in Conſtanz eigenhändig niederſchrieb, erhielt ich von ſeinen Verwandten mitgetheilt und dieſer lautet wörtlich alſo:

„Durch meinen letzten Willen ſetze ich zu und als Univerſalerben ein, die ſechs von beiden Schweſtern hinterlaſſenen Kinder; namentlich den Mathias Scherpf, Förſter, Crescentia Froſtin Wittib, Cajetan Stromayer, Bürgermeiſter in Meersburg, Xaver Stromayer, Doktor, Thereſia Maurus, Wittib, Auguſte Fetſcherin, Sattlermeiſterin in Meersburg. Dieſe ſechſe ſollen meine geſammte Verlaſſenſchaft in ſechs gleiche Theile unter einander theilen. Der Anna Maria Seeger in Riedetsweiler ſoll, wegen durch mehrere Jahre geleiſteter treuer Dienſte nach meinem Hinſcheiden ein hundert Gulden bezahlt werden. Was mein Begräbniß anbelangt, ſo verlange ich, daß vorher mein Körper aufgeſchnitten und geöffnet werde und beſonders in der Gegend der Blaſe geſehen werde, was die Urſache vieljähriger Beſchwerden geweſen. Dem Vollzieher der Leichenöffnung ſoll ein Louisd'or abgereicht werden.

„Da ich im Leben kein Amt oder Titel geführt habe, ſo wünſche ich, wie ein jeder gemeine Mann beerdigt zu werden.

„Dieſen meinen letzten Willen habe ich ſelbſt eigenhändig geſchrieben und mit Unterſchrift und Siegel beſtätigt.

Mesmer."

Conſtanz, den 11. April 1814.

Im Sommer 1814 begab ſich Mesmer in das, nahe bei Meersburg gelegene Dorf Riedetsweiler; dort hatte er ſich ein Nebengebäude im Hofe des Bauers Futterer wohnlich herſtellen laſſen.

In Conſtanz, wie hier und bald darauf in Meersburg, lebte er ganz ſeiner Wiſſenſchaft und übte mit großem Erfolge ſeine Kunſt zum Heile vieler Kranken aus, wie es noch jetzt ältere Leute in dieſer Gegend gibt, die mit Verehrung und Dankbarkeit ſeiner gedenken. Dieſe ländliche Wohnung in Riedetsweiler benutzte aber Mesmer nicht lange; denn er zog nun bald nach Meersburg. Es iſt möglich, daß es ihn in eine Stadt und zu ſeinen Verwandten zog, weil er den feſten Glauben hatte, er werde nur das 81. Jahr erreichen. Dieſer bezog ſich hauptſächlich darauf, daß ihm einmal, wie er öfter erzählte, eine Wahrſagerin (eine Perſon, welche die Eigenſchaft hatte, durch das Schauen in einen glänzenden Gegenſtand in magnetiſchen Zuſtand zu kommen) prophezeit habe, er werde das 81. Jahr erreichen, aber nicht weiter; dieſelbe habe ihm auch geſagt, zur Zeit, wo er noch ein großes Vermögen beſaß, daß er um dasſelbe kommen werde. Da nun das letztere ganz nach ihrer Vorausſage wirklich eingetroffen ſei, (äußerte er oft) ſo glaube er auch, daß jenes eintreffen werde. Trotz ſeines hohen Alters und trotz der Beſchwerden, von denen er in ſeinem letzten Willen ſprach und deren Urſache, wie die Section zu erkennen gab, ein Blaſenübel war, war ſein Körper und ſein Geiſt noch voll Geſundheit und Kraft. Daß er auch durch die, noch ſo eifrigen und lang fortgeſetzten magnetiſchen Manipulationen nie angegriffen wurde, zeugt von ſeinem ungemein ſtarken Wirkungsvermögen, das in ihm deßhalb ſo ſtark und ſeine Ausübung ohne Nachtheil für ſeinen Körper war, weil er ſich ganz ohne alle andere ſtörende Geſchäfte blos der Ausübung einer Sache hingab, von welcher er als Entdecker natürlich mehr als ſonſt Jemand ganz durchdrungen, auch daß ihm eine ruhige, klare, feſte, nicht leicht zu erſchütternde Natur angeboren war.

Seine Wohnung in Meersburg gehörte der Stadt an und iſt das Haus, das jetzt der Phyſikus von Meersburg bewohnt.

Er liebte Geſellſchaft und wen er einmal wohl leiden mochte, der kam ihm nie ungelegen und durfte ſich ohne Weiteres ſelbſt zum Tiſche laden. Er war meiſt ſehr munter und geſprächig. Seine Verwandten waren ihm immer beſonders willkommen, er nahm ſich ihrer auch in Betrübniſſen kräftig an. Herr Feßler, der noch jetzt als geiſtlicher Rath in Veringen bei Sigmaringen lebt, verſicherte mich deſſen und ſagte. „Ich erinnere mich auch Briefe von Mesmer an eine ſeiner Nichten nach dem Tode ihres Mannes geleſen zu haben, in denen das Herz dieſes geiſtreichen Mannes ſich rührend ſchön ausſpricht.“

Außer ſeinen Verwandten kamen noch zwei verſtändige junge Geiſtliche zu ihm, der eine war jener Herr Feßler, der andere, Namens Schreiber, wurde durch Mesmer's Hülfe von einer gefährlichen Krankheit erlöſt. Beide waren von den wichtigen Aufſchlüſſen über Religion und Natur, welche ihnen Mesmer gab, ſo ergriffen und durchdrungen, daß ſie ihm kindlich anhingen.

Von Gelehrten beſuchte ihn nur ſein Freund, Dr. Hirzel von Gottlieben manchmal, auch ſpäter in ſeinem letzten Lebensjahre ſtand ihm Dr. Waldmann nahe, welcher Zeugniß ſeines gediegenen Geiſtes bis zum letzten Odemzug ablegt.

Zu großer Rechtfertigung in der letzten Zeit ſeines Lebens gereichte ihm, daß Fürſt Dalberg, der faſt um die gleiche Zeit mit ihm in Meersburg ſeinen Wohnſitz nahm, aus einem heftigen Gegner von ſeiner Lehre ein großer Anhänger derſelben wurde. Folgendes ſchrieb Mesmer den 26. Dezember 1814 hierüber an Wolfart nach Berlin:

„Es wird Ihnen bekannt ſein, daß Fürſt Dalberg ſich ſeit einigen Monaten hier, als ſeiner ehemaligen Biſchofsreſidenz, aufhält. Derſelbe hat, ſobald er vernommen, daß ich hier ſei, ſeinen vormaligen Unglauben förmlich widerrufen und mir bei allen Gelegenheiten Beweiſe der beſonderen Achtung gezeigt.

„Er gibt dem hieſigen vornehmen Publikum wöchentlich einmal ein Muſikconcert, zu dem ich beſonders eingeladen ward, er hat mich zu ſeiner Tafel u. ſ. w., und es ſcheint aus Allem, daß ich ihm nicht mehr gleichgültig ſei.“

Mesmer beſaß keinen Garten, war aber ein großer Blumenfreund, die er ſich im Zimmer hielt, wie auch Bäume, Lorbeeren u. ſ. w., welche er zu ſeinen magnetiſchen Heilungen gebrauchte.

Er hielt ſich ein Pferd und ein leichtes Gefährt, in welchem er täglich ausfuhr; wahrſcheinlich waren die oben angeführten Beſchwerden die Urſache, daß man ihn ſelten zu Fuß gehen ſah. Er zeigte zu ſeinem Pferde, wie überhaupt zu allen Thieren, beſonders auch zu Vögeln eine große Liebe.

Dahin ſcheint auch die Stelle aus einem der ſchon gegebenen Briefe Wolfarts an ihn zu deuten, die alſo heißt:

„Es iſt unbegreiflich von Ihrem Miethhausbewohner zu Frauenfeld, daß er Ihnen fortwährend Verdruß machen konnte, weil ſich Ihre Menſchlichkeit auch der Thiere erbarmt. Wie iſt es möglich, daß Jemand, der ſich in Ihrer Nähe befindet, ſich ſo vom böſen Princip kann umſtricken laſſen, daß er Stunden trübt, die die beſten Jahre von Andern aufwiegen!“

Mesmer hatte die beſondere Gabe, wahrſcheinlich kraft ſeines magnetiſchen Wirkungsvermögens, Thiere zahm zu machen und an ſich zu ziehen. Man erzählt davon Geſchichten, die im Munde des Volkes doch wahrſcheinlich etwas übertrieben wurden, Geſchichten, die an jenen Braminen mahnen, der eine Schaar von Vögeln, durch ſeine magiſche Kunſt angezogen, immer über ſeinem Haupte ſchwebend erhielt und die ihm ſelbſt auf ſeinen weiten Reiſen ſo nachfolgten. So erzählt man von Mesmer, daß wenn er auf die Inſel Mainau gekommen, wo bekanntlich früher eine Menge Kanarienvögel ſich im Freien aufhielten, da ſie durch den weiten See eingeſchloſſen, nicht weiter fliegen konnten; ſo habe man oftmals geſehen, daß dieſelben bald den Bäumen und den Büſchen zugeflogen ſeien und ſich nur da niedergelaſſen hätten, wo Mesmer ſich niederließ: ja, ſie ſeien ihm bei ſeinem Fortgehen oft bis zum Schiffe nachgeflogen. Einer dieſer Vögel der Inſel Mainau wurde auch bis zu ſeinem Tode ſein Hausgenoſſe in Meersburg und hatte ſeine Wohnung in einem offenen Käfig in Mesmer's Zimmer. Jeden Morgen in der Früh flog dieſer Vogel, wenn Mesmer noch ſchlief, aus ſeinem Käfig auf deſſen Kopf und weckte ihn hier mit einem hellen Lied aus dem Schlafe; dann ließ er dem Erwachten keine Ruhe bis er aufſtand, ſich ankleidete und nach dem Frühſtück griff. So lange Mesmer den Kaffee trank, ſetzte ſich der Vogel auf die Zuckerbüchſe und verſpeiſte aus derſelben ein Stücklein. Zauderte Mesmer ein Stücklein Zucker in ſeine Taſſe zu werfen; ſo bemerkte der Vogel dieſes und warf ihm ſogleich ein Stücklein hinein. Erhob ſich Mesmer vom Frühſtücke, ſo flog der Vogel wieder in ſeinen offenen Käfig zurück. Ein ganz kurzes Streichen von Mesmer's Hand brachte den Vogel in Schlaf, daß er wie ſcheintodt dalag; ein Streichen Mesmer's dem Laufe der Federn des Vogels entgegen, erweckte denſelben wieder. Wie der Vogel, ſo pflegte auch er bald der Nachtruhe; denn er ging meiſtens um 8 Uhr Abends ſchon zu Bette, wo auch ſein Vogel den Kopf unter die Flügel ſteckte.

Die Beobachtungen, die Mesmer in Hinſicht des innern Sinnes der Thiere, ihres Inſtinktes anſtellte, machte ihn auch mit ſolchen näher vertraut. Es erwies ſich ihm das Vorhandenſein dieſes inneren, allen beſeelten oder empfindenden Weſen gemeinen Sinnes, z. B. an den Fiſchen und Vögeln durch ihr periodiſches Reiſen, durch die Betriebſamkeit für Fortpflanzung und Erhaltung ihrer Gattung, für die Erziehung ihrer Jungen, durch den Scharfſinn und die Schlauheit ſich der Beute zu bemächtigen und zu ihrer Heilung in Krankheiten durch Auffindung von Heilkräutern in ihnen.

Kam er auf dieſes Thema, ſo bedauerte er immer, daß es ſcheine, als habe der Menſch unter allen Thieren allein den Gebrauch dieſes Sinnes (den Inſtinkt) vernachläſſigt, der nur in Zuſtänden des magnetiſchen und gewöhnlichen Traumlebens aus ihm mehr hervortrete. Der Menſch befinde ſich durch die Geſammtheit des Nervenſyſtems mit der ganzen Natur im Wechſelverhältniß, zu Allem bediene er ſich Deſſen, was er die Vernunft nenne; die Vernunft aber ſei ein Reſultat des vereinigten und ungewiſſen Gebrauchs der äußeren Sinne, deren Organe eines durch das andere berichtet werden müßten. Dadurch könnten wir wohl der Wahrheit nahe gebracht werden, ohne ſie jedoch vollkommen zu erreichen, wogegen der Inſtinkt es ſei, der einem noch empfindenden Weſen zu dieſem Ende gegeben worden ſei. Zum Beweiſe des in den Thieren ſo hoch obwaltenden Inſtinktes erzählte er immer gerne eine Geſchichte aus ſeinem eigenen Leben. Er theilte ſolche einmal in einem Briefe ſeinem Freunde Dr. Hirzel mit, und ſie iſt im Mesmerismus von Wolfart mit Mesmer's eigenen Worten, wie ich ſie hier gebe, zu leſen:

„Während des Winters 1784 begegnete ein großer, grauer Pudel, der herrenlos in den Straßen von Paris ſich herumtrieb, meinem Bedienten und folgte dieſem, für Thiere übrigens gar keine Zuneigung hegenden Menſchen überall, er mochte gehen oder hinten auf dem Wagen ſtehen, mit der allergrößten Sorgfalt ſechs Wochen lang nach. Mehreremale verſuchte ich es, ihn durch Schmeicheln und gute Biſſen an mich zu gewöhnen, aber vergebens, er war von Jenem unzertrennlich und verlor ihn niemals aus den Augen. Noch bemerkte ich als etwas ganz Beſonderes, daß dieſer Hund niemals in ein Zimmer zu bringen war; ohngeachtet es draußen ſehr kalt, ſchlief er vor der Stubenthüre des Bedienten.

„Eines Tages ſchickte ich dieſen mit einem Auftrage nach der eine halbe Stunde Wegs entfernten Straße: Coghure au Marais, Rue d'Orléans, wobei der Hund ihn begleitete. Hier trat er in ein kleines, eingeſchloſſenliegendes Wirthshaus, um ſich bei dem Thürſteher hinten auf dem Hofe nach einer Adreſſe zu erkundigen. Ein Fremder, der in dieſem Augenblick aus einem Fenſter dieſes Hauſes herausſah, ruft den Hund bei ſeinem Namen. Wie der Blitz rennt das Thier bei dieſem Rufe zu dem Fremden. Die ausnehmende Freude, welche der Hund bei dieſem Zuſammentreffen an den Tag legte, und daß er auf ſeinen Namen hörte, ließ keinen Zweifel übrig, daß dieſer Mann ſein wahrer Herr ſei, welcher nun erzählte, daß er den Hund in Rußland und namentlich zu Moskau aufgezogen und ihn daſelbſt vor zehn Monaten verloren habe.

„Ich frage: warum hat dieſes Thier nach der Ankunft in Paris dieſen Bedienten gewählt, um ihm überall zu folgen und wie unzertrennlich von ihm zu ſein? Warum weigerte der Hund ſich in irgend ein Zimmer zu gehen? Hat er gefühlt oder geahnet, daß es in Paris ſein würde, wo an einem beſtimmten Tage dieſer Menſch ihn mit ſich in ein Haus nehmen würde, woſelbſt ſein Herr in demſelben Augenblicke aus dem Fenſter des Hofes ſehen würde, durch welches Alles er ſeinen alten Herrn wieder zu finden vermöchte? Warum hielt er ſich immerwährend vor der Thüre auf? Iſt dieſes aus Furcht geſchehen in einem ſo wichtigen Augenblicke eingeſchloſſen zu ſein?

„Ich glaube gar nicht, daß der Hund irgend eine dieſer Ueberlegungen oder Zuſammenſtellungen, wo denn ein wahres Schlußfolgern herauskäme, angeſtellt habe; wohl aber, daß er die Verkettung und die Vorbereitung von den Folgen, ſowie ihren Zuſammenhang mit ſeinem eigenen Weſen ſo gewußt hat, wie wir ſelbſt das Schöne, das Angenehme, das Süße der Harmonie empfinden, ohne irgend eines jener Verhältniſſe zu zergliedern und zu kennen, welche die angenehmen Empfindungen erregt haben, die uns unterdeſſen doch anziehen, uns mit fortreißen und feſſeln bis zum Grade der heftigſten Leidenſchaften.“ —

Von Mesmer's Spiele auf der Glasharmonika erzählte Wolfart in Erinnerung ſeines Aufenthaltes zu Frauenfeld bei Mesmer Folgendes: „Als ich in Frauenfeld war, hatte Mesmer die Gewohnheit, nach Tiſche, wenn er erſt ein wenig geruht hatte, gegen Abend, ſo wie die Dämmerung anhob, ſeine geliebte Harmonika zu ſpielen, — wie Alles an und in ihm harmoniſch erſchien. So wie ſein Spiel ſich mehr und mehr belebte, die Töne inniger ſeine berührende Hand hervorzog, ſang er immer leiſe dazu und leitete gleichſam das Spiel der Finger mit den Modulationen der Stimme, die noch im höchſten Alter ein angenehmer Tenor war. So kam freilich in ſein Spiel die Seele, es kam ein ſolcher Geſang in dieſe Muſik der Sphären, wie ich ihn nie wieder gehört habe. Auch will ich den Umſtand berühren, daß Mesmer in Paris genau mit dem großen Tondichter Gluck bekannt war, dieſen oft durch das Spiel ſeiner Harmonika begeiſterte und ihm das Verſprechen geben mußte, niemals anders als ſo, nämlich blos phantaſirend, ohne Noten und künſtliche Stückchen dieſe Tonglocken zu berühren.*) Dieſes Inſtrument, das er ſich ſchon in Wien unter ſeinen Augen hatte bauen laſſen, das ihm überall durch ſein Leben unzertrennlich gefolgt war, iſt bei ſeinem Tode mir hinterlaſſen worden, als ein merkwürdiges und theueres Andenken."

Bücher las er wenige und man machte ihm den Vorwurf, daß er ſich um die Literatur der neuen Wiſſenſchaft gar nicht mehr bekümmere und vermeine, er habe die Gränze aller Wiſſenſchaft durch die Entdeckung des Allmagnetismus erreicht. Dieſen Vorwurf machte ihm auch beſonders der unten angeführte ſchweizeriſche Arzt in einem Aufſatz in dem Morgenblatt, dem damals Wolfart Folgendes erwiederte:

„Ja, er lebte in ſeinen großen hocherhebenden Anſichten der All- und Lebensverbindung, ja, er glaubte den Schlüſſel

---

*) Auf die gleiche Weiſe, blos phantaſirend, ohne Noten und künſtliche Stückchen, bin ich ſeit meiner Knabenzeit gewohnt, wie Mesmer die Harmonika (von deren Art, wie er ſie ſpielte, ich jetzt erſt erfahren), bis in mein hohes Alter die Maultrommel zu ſpielen.
J. K.

der Weisheit darin gefunden zu haben, — und er that Recht daran. Uebrigens fand er, wie ſich's immer mehr und mehr entwickelte, in allen Fortſchritten der phyſicaliſchen und chemiſchen Handgriffe und zufälligen Entdeckungen in den beſſeren Experimenten mit Recht lauter Beſtätigungen Deſſen, was er längſt wußte und hatte. Er war ja weit ſeiner Zeit vorgeeilt. Sehe man nur Oerſtedt's Entdeckung mit der polariſchen Beziehung des Galvanismus zum Mineralmagneten — hätte, wenn er jetzt noch lebte, Mesmer über das ſich wundern ſollen, was er ſchon wußte und ausgeſprochen hatte? daß nämlich Eine einige Kraft nach Einem Grundgeſetz in allem Einzelnen wirke und walte, wie das Licht in tauſendfältigen Farbenſtrahlen."

Fuhr er nicht aus oder ſchrieb er nicht, ſo modellirte und zeichnete er noch in ſeinem hohen Alter. Die Zeichnungen, die ſeinen von Wolfart herausgegebenen Werken beigefügt ſind, kommen von ſeiner eigenen Hand.

In die Kirche ſcheint er ſelten gegangen zu ſein, wohl ſeinen eigenen Gottesdienſt ſtill im Herzen haltend.

Nie ſah man ihn trüb geſtimmt, nie ſchwermüthig. Hell blieb ſein Augenlicht, ſein Gehör und ſein Geiſt bis zu ſeinem Ende.

Mesmer war äußerſt mäßig, doch hielt er viel auf das, was gut war. Er hatte den Grundſatz, den er auch gegen Wolfart äußerte: Der Menſch unterſcheide ſich auch dadurch beſonders vom Thier, daß er beſtimmt ſei, ſehr vielerlei zu eſſen, und daß es geſünder und naturgemäßer ſei, wenn der Menſch ſich im Stande befinde, nicht blos von einem Gericht ſich ſättigen zu müſſen, ſondern nach der Neigung ſeines Geſchmack's von Mehrerlei weniger äße. Zum Mittageſſen trank er immer eine Flaſche Wein.

Zur Stärkung ſeines Körpers gebrauchte er warme Bäder, doch wie es ſcheint nie die in jetziger Zeit ſo berühmt gewordenen Bäder des Bodenſees; aber Anderen rieth er den Gebrauch des Flußwaſſers vor dem Quellwaſſer zum Baden an.

Ein, ihm durch allerhand Fragen und Einwürfe ſehr langweilig gewordener Arzt aus Zürich fragte ihn einmal noch zu Frauenfeld: warum er zu Bädern nur Flußwaſſer und nie Quellwaſſer empfehle. Dieſem antwortete er, was auch wirklich ſeine Meinung war: „Das kömmt daher, weil das Flußwaſſer von der Sonne beſchienen iſt; und Sie müſſen wiſſen, daß ein von der Sonne beſchienenes Waſſer vor allen andern den Vorzug hat, da es zugleich auch ein magnetiſirtes Waſſer iſt.“ Mesmer ſetzte für den ihm läſtigen Vielfrager, deſſen Unglauben an die von ihm behaupteten, ſelbſt ganz natürlichen Dinge er wohl fühlte, noch, als wäre es ihm völliger Ernſt, hinzu: „Schon vor zwanzig Jahren habe ich die Sonne magnetiſirt und deßhalb iſt dieſelbe auch viel wirkſamer, als ſie je zuvor geweſen iſt.“

Mesmer erzählte manchmal, wie ſeine Freunde in Meersburg und auch Wolfart bezeugten: „oft wenn er ſehe, daß Neugierige trotz allen Fragen und Antworten gar nicht ſeine Anſichten begreifen konnten, ſpräche er ihnen davon, wie man durch die Sonne ſogar magnetiſiren könne und dann ließen ſie ihn gewöhnlich in Ruhe, denn das ſei ihnen doch zu hoch und zu arg.“ Der Züricher Arzt, dem es Mesmer dazumal auch zu hoch und zu arg machte, konnte nach Mesmer's Tod nichts Eifrigeres thun, als in das Morgenblatt vom 25. und 27. November 1820 einrücken zu laſſen: Mesmer habe ihm erzählt, daß er vor etlich und zwanzig Jahren die Sonne magnetiſirt habe und daß ſie ſeitdem viel wirkſamer geworden.

Auf eine ähnliche Weiſe erging es auch mir, als ich in einem Briefe an meinen Freund Carl Mayer, der ohne mein Wiſſen gedruckt wurde, ſcherzhaft ſchrieb: „Unſer Freund Lenau (welcher ſich damals bei mir aufhielt und ſich viele phantaſtiſche Trugbilder von Amerika, wohin er gewaltſam reiſen wollt, machte) hat einen Dämon in ſich, ich habe ihn geſehen, es iſt ein ſchwarzer haariger Kerl mit einem langen Wickelſchwanze, der flüſtert ihm von jenen Urwäldern ſo zu, der läßt ihm keine Ruhe. Mayer, komme doch um Gotteswillen hierher und rette mir den armen Lenau aus dem Wickelſchwanze dieſes amerikaniſchen Geſpenſtes."

Darauf las man bald in einer in Wien herausgekommenen Biographie Lenau's Folgendes:

„Lenau's Krankheit wurde in Schwaben oft mißkannt. Ich hörte von einem Briefe, in dem ein von der königl. Regierung angeſtellter Arzt erklären ſoll: er kenne nun den Dämon des Dichters, er habe ihn geſehen den finſtern haarigen Kerl mit dem langen Wickelſchwanze." —

Jener oben erwähnte Arzt beſchrieb übrigens Mesmer im Anfange ſeines Aufſatzes im Morgenblatt ſehr vortheilhaft und wahr mit folgenden Worten:

„Es war im Jahre 1804, wie ich die nähere Bekanntſchaft Mesmer's machte. Er war damals bald ſiebenzig Jahr alt; ein ſchöner, wohlgebauter Mann, von einer ſtarken, kräftigen Conſtitution und einem ſehr lebhaften, zuweilen etwas heftigen Temperament. Sein Anſtand, die Haltung ſeines Körpers, ſeine Weltkenntniß, ſein geſellſchaftliches Weſen, verbunden mit einnehmender Freundlichkeit, ſprachen zu ſeinen Gunſten und waren hinreichend, Theilnahme zu wecken. Die Laufbahn des berühmten Mannes, verbunden mit ſeinem Alter, in dem man den ſchönſten Greiſen erblickte, wandten ihm gleichſam unwillkürliche Achtung und Aufmerkſamkeit zu.“

Kaum drei Monate vor ſeinem Tode, wo Mesmer von Wolfart den erſten Theil des von ihm herausgegebenen Mesmerismus erhalten hatte, der Mesmer's eigene Werke und Worte enthielt (die Herausgabe des ſpäter erſchienenen zweiten Theils, der Wolfart's Erläuterungen enthielt, erlebte er nicht mehr) ſprach er noch in einem Briefe den herzlichſten Dank gegen Wolfart aus, wie gut er ihn verſtanden, und wie ſehr ihm die Ueberſetzung Deſſen, was er ihm in franzöſiſcher Sprache mitgetheilt habe, gelungen ſei. Mesmer ſagte noch in dieſem Briefe an Wolfart: „Ich kann Ihnen bei meinem noch übrigen, wahrſcheinlich noch kurzen Aufenthalte nicht anders lohnen als durch unbegränzte Verehrung und Liebe. Meine Geſundheit hält ſich beim Eintritt des Winters in Meersburg ziemlich gut. Mit großem Bedauern verlor ich vor Kurzem meinen lieben Neven, den Doktor Stromayer, Phyſikus in Wurzach, der einzige Magnetiſeur dieſer Gegend. Er war ein eifriger Verehrer von Ihnen, er hat das Aſkläpieion geleſen u. ſ. f.“

Mesmer's Tod.

Am 26. Februar 1815 fühlte Mesmer Uebelkeit und Mißbehagen und unterließ es, in das Caſſino zu gehen, welches er ſonſt alle Sonntag beſuchte. Den folgenden Tag war er nicht ſchlimmer, außer daß er mehr Beſchwerden im Unterleib fühlte, was er (wie es wirklich immer war) den herrſchenden Südoſtwinden, Nebel und Fröſten zuſchrieb. Dieſe Schmerzen ſtiegen und zeigten ſchon Dienſtags einen vollkommenen Anfall der Blaſengicht an, daneben aber war er wohl, und dieſen Zufall um dieſe Jahreszeit gewohnt, war er ganz unbeſorgt und tröſtete die für ihn beſorgten Verwandten. Mittwoch den 1. März, als er ſich Vormittags mit ſeinen liebſten Verwandten unterhielt, klagte er über Nebel vor den Augen und plötzlich verlor er das Vermögen mehrere Worte nach einander zu ſprechen. Erſt jetzt gab er dem Verlangen ſeiner Freunde nach, ſeinen Freund Dr. Hirzel aus Gottlieben zu ihm kommen zu laſſen; Dr. Hirzel, der nach drei Stunden kam, traf ihn in einem ſchlagflüſſigen Zuſtande an, der hauptſächlich die rechte Seite befallen hatte. Anfänglich vermochte er Hirzel nur für Augenblicke zu erkennen, aber durch ſeine fortgeſetzte magnetiſche Behandlung wurden ſie verlängert und er ward noch an dieſem und den drei folgenden Tagen für alle äußeren Einflüſſe vollkommen empfindlich. Den 5. März, als er ſein Ende herannahen fühlte, begehrte er mit gebrochener Stimme den Seminariſten Feßler herbeizuholen, damit dieſer ihm während des Verſcheidens auf ſeiner Glasharmonika ſpiele, aber Mesmer verſchied, ehe Feßler kam, klaglos, lächelnd; wie unter dem Vorgefühl einer nie endenden, allfluthenden, göttlichen Harmonie. Er lag noch am andern Morgen wie lebend da, aber der Kanarienvogel flog nicht mehr aus dem Käfig auf ſein Haupt, ihn zu wecken, fraß und ſang nicht mehr und wurde bald in ſeinem Käfige todt gefunden.

Nach Mesmer's Verordnung wurde ſeine Leiche ſecirt, die Section verrichtete ſein Freund, Dr. Hirzel, ſie erſtreckte ſich hauptſächlich blos auf den Unterleib, wo ſich eine, durch die ihn oft befallene Blaſengicht verurſachte, auffallend ſtarke Desorganiſation der uropoetiſchen Organe vorfand, die von einem ſehr ſchmerzhaften Leiden zeugte, das er oft und beſonders auch in ſeinen letzten Tagen mit der größten Standhaftigkeit und Ruhe ertragen hatte.

Nach ſeinem letzten Willen verordnete Mesmer, daß er wie ein anderer gemeiner Mann begraben werden ſollte, aber dennoch veranſtalteten ihm die geiſtlichen und weltlichen Behörden Meersburgs ein feierliches Leichenbegängniß und Viele, denen er einſt Geſundheit und Leben gab, ſtrömten mit Liebe und Dankbarkeit erfüllt dazu herbei. Die Leichenrede wurde von ſeinem jungen Freunde Feßler gehalten, ſie war merkwürdig und rührend zugleich, voll Verehrung und Liebe zu ihm. Seine Hülle wurde auf dem ſchönen Friedhofe zu Meersburg in das Grab geſenkt und dort ſchmückt daſſelbe das, bald näher zu beſchreibende Monument, welches ihm ſeine wiſſenſchaftlichen Freunde in Berlin geſtiftet hatten.

Mesmer's Nachlaß.

Es herrſcht bei Vielen die Meinung, Mesmer ſei als ſehr arm geſtorben. Bekannt iſt es, daß er ſich ein ſehr großes Vermögen in Frankreich erworben, aber daß ſolches für ihn auch durch die Stürme der Revolution gänzlich verloren ging; übrigens erhielt er noch von Frankreich als creancier d'état jährlich 3000 Frs., womit er als einzelner Mann und bei der damaligen Wohlfeilheit in Deutſchland gewiß ohne Sorge auskommen konnte. Das, nach ſeinem Tode amtlich aufgenommene Verzeichniß ſeiner Hinterlaſſenſchaft wurde mir von ſeinen Verwandten mitgetheilt. Nach ſolchem hinterließ er 2000 fl.

an baarem Gelde und an Geräthſchaften, Kleidern, Betten und andern zu einem Haushalt gehörenden Dingen, worunter auch ein Pferd und eine Chaiſe war, einen Werth von 4000 fl. und ſo beſtund alſo ſein Vermögen noch in 6000 fl., in welches ſich nach ſeinem Teſtamente ſechs Erben zu theilen hatten.

Es iſt merkwürdig, daß in jenem Inventar unter der Rubrik: Bücher, zu leſen iſt: „acht Bücher von verſchiedenen Autoren.“ Mehr als acht Bücher beſaß alſo Mesmer nicht. Glücklicher Gelehrter! Nur bedauere ich, daß das Inventar nicht kundgibt, wer die Autoren dieſer acht Bücher waren.

Sein Pferd iſt daſelbſt zu 40 fl. angeſchlagen und ſoll faſt eben ſo viele Jahre gezählt haben.

Seine Glasharmonika iſt auf 80 fl. geſchätzt. Sie wurde, wie ſchon eben erwähnt, nach Mesmer's Tode an Welfart nach Berlin geſchickt.

Das Meerrohr (der Stock), den er auch zu ſeinen magnetiſchen Manipulationen gebraucht haben ſoll, (wohl noch der gleiche, den Seifert in ſeiner Erzählung von Mesmer's Manipulation an jenem ungariſchen Baron anführt,) iſt noch in den Händen einer ſeiner Erben in Meersburg, des ſchon früher erwähnten Malers Guido Mayer.

Bei ſolchem befindet ſich auch noch Mesmer's Lehnſeſſel und eine Doſe, die im Inventar ziemlich hoch angeſchlagen iſt, von jenem Verwandten aber mit Recht noch höher, daher ich ihm auch den Rath gab, dieſelbe in der Familie zum Andenken an ihren großen Verwandten auf immer aufzubewahren. Dieſe Doſe iſt wahrſcheinlich das Geſchenk eines Verehrers Mesmer's, vielleicht von Lafayette oder Washington. Sie iſt franzöſiſche Arbeit, von durchſichtigem gelbem Horne, hat auf ihrem Deckel ein feines Gemälde unter Glas, das von einer runden goldenen Einfaſſung umgeben iſt und ſymboliſch Mesmer's Lehre, den Allmagnetismus, darſtellt. Von der oben abgebildeten Sternenrunde (Himmelskugel) läuft eine Kette zu der unter dieſelbe geſtellten Erdkugel, auf welcher ſeitwärts ein Genius ſteht mit einer Poſaune, an der ein Blatt mit dem Namen „Mesmer" flottirt.

Noch befanden ſich mehrere andere muſikaliſchen Inſtrumente in Mesmers Hinterlaſſenſchaft, welche bewieſen, welch ein Freund der Muſik und wahrſcheinlich auch Kenner derſelben er geweſen. Dieſes beweiſt auch einer der kürzlich erſchienenen Lebensabriſſe Mozarts, in welchem es heißt: „Als Mozart im Jahre 1767 nach Wien zurückkehrte, wurde eine deutſche Operette „Baſtien und Baſtienne" im Geſellſchaftstheater des Doktor Mesmer aufgeführt."

Der Friedhof von Meersburg. Beſchreibung des Grabmonumentes Mesmer's.

Und nun kehre ich in dieſen Blättern wieder dahin, wo ich an ihrem Anfang war, auf den ſchönen Friedhof zu Meersburg.

Bald nach ihrer Niederſchreibung erhielt dieſer ſchöne Friedhof einen dritten Grabeshügel, vor dem der Wanderer in Liebe und Verehrung weilen wird. Am 17. März dieſes Jahres (1855) trug man die Hülle des warmen Freundes und Erhalters altdeutſchen Geſanges, des edlen, geiſtreichen, liebenswürdigen Freiherrn Joſeph von Laßberg hier zu Grabe. Nahe dem Hügel der frommen Sängerin Annette Droſte Hülfshof, ſeiner Verwandten, erhebt ſich nun auch ſein Grabeshügel.

Blüthen und Immergrün bedecken die beiden und ſegnend blickt aus der offenen Halle vor ihnen ein Muttergottesbild hernieder. Ein alter, dritter unbewachſener Grabeshügel aber erhebt ſich an dem ſtets offenen Thore dieſes ſchönen Friedhofes, von wo aus man eine herrliche Ausſicht auf die immer bewegte Fluth des Bodenſees hat; es iſt Anton Mesmer's Grabeshügel, auf dem aber noch, doch vielfach verletzt, jenes Monument ſich erhebt, das die Freunde ſeiner Entdeckung ihm bald nach ſeinem Tode in Liebe und Freundſchaft ſetzten und mit deſſen Beſchreibung wir dieſe Blätter endigen.

Ich erhielt neben einer Handzeichnung dieſes Monumentes, wie ſie von Berlin nach Meersburg geſchickt wurde, um ſie dort in Marmor durch einen Conſtanzer Künſtler ausführen zu laſſen, noch eine gedruckte Beſchreibung deſſelben (durch die Verwandten Mesmer's) von folgendem Inhalte:

„Auf einem Fußgeſtell von weißem Sandſtein, welches drei Staffeln bildet, ſteht ein dreieckigter Marmorblock von 3½ Schuh Höhe und zwei Schuh Breite; an ſeinen Winkeln etwas abgeſtumpft wie auch das Fußgeſtell, ſo, daß dieſes Dreieck an die Elipſe hindeutet.

„Auf den ſchön polirten Flächen dieſes dreieckigten — als bedeutſame Zahl — gleich einem Altar geſtalteten Marmorſteins ſind folgende Inſchriften und Sternbilder vertieft und gut vergoldet von der geſchickten Künſtlerhand des Herrn Sporer, Bildhauer in Conſtanz, angebracht.

„Auf der Seite gegen Sonnenaufgang ruht das ſtrahlende Auge Gottes über dem Namen: „„Franz Anton Mesmer.““

„Gegen Nordweſt iſt in einem Abbild von Kreiſen das Sonnenſyſtem mit Sonne, Mond, Sternen und der Erdkugel dargeſtellt.

„Unter dem Erdkreiſe wird Mesmer's irdiſches Daſein ausgedrückt durch die Worte: geboren am 23. Mai 1734. Es bezieht ſich das Ganze zugleich auf ſeine große Entdeckung der allgemeinen Wechſelwirkung des Allmagnetismus, und ſo erſcheint hier ſchon ſeine Idee und ſeine Entdeckung: **Dissertatio de influxu planetarum in corpus humanum** ꝛc.

„Gegen Südweſt zeigt die als ſtrahlender Stern brennende Fackel, mit welcher der Palmzweig ein Kreuz bildet, ſein ruhiges, friedliches Hinübergehen zum Licht über dem „„geſtorben den 5. März 1815,““ 1.

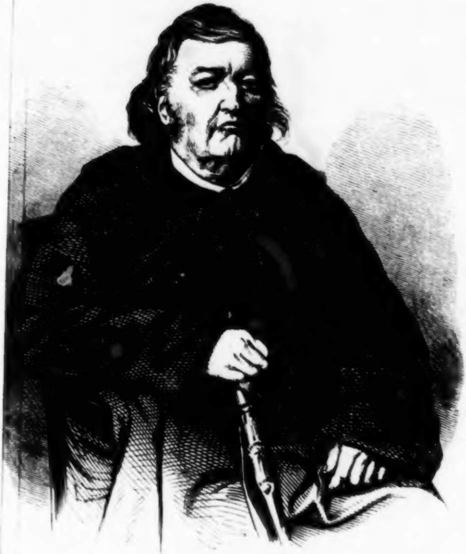
„Auf der obern Fläche iſt ſchließlich noch Leben und Bewegung durch Sonnenuhr und Bouſſole als in Zeit und Raum dargeſtellt. So enthält dieſe glückliche Allegorie ein Epos über den Todten und ſeine Entdeckung.“

Zu dieſem Denkſtein, in ſeiner Weiſe nicht gewöhnlich, doch um ſeines tiefen Sinnes Willen des großen Mannes ganz würdig, gab Herr Dr. und Profeſſor Wolfart in Berlin nicht nur die Idee, ſondern trug auch das Meiſte zu den nicht unbedeutenden Koſten deſſelben bei.

Noch ſteht dieſer Denkſtein aufrecht, aber, wie ich ſchon erwähnte, vielſeitig und, wie mir ſcheint, mit Gewalt verletzt. Die Sonnenuhr und die Bouſſole ſind herausgeriſſen und nur noch die runde Vertiefung in der ſie ſtanden, ſichtbar; die Fugen der drei Staffeln des Fußgeſtelles ſind auseinander gewichen und Dornen und wildes Geſtrüppe wächſt aus ihren Spalten empor; aber das Auge Gottes ſtrahlt noch unverſehrt über dem Namen:

„Franz Anton Mesmer.“

* * *



Juſtinus Kerner im Jahr 1861.

Juſtinus Kerner
und das
Kernerhaus zu Weinsberg.

Gedenkblätter aus des Dichters Leben.

Von

Aimé Reinhard.

Mit drei artiſtiſchen Beilagen.

Der Reinertrag iſt für das Kernerdenkmal in Weinsberg beſtimmt.

Tübingen.
Verlag der Oſiander'ſchen Buchhandlung.
1862.

BIBL. UNIV. MONAC.

Univ. Bibl. München

Schnellpreſſendruck von Gebr. Schauwecker in Reutlingen.

Vorwort.

Gleich nach Juſtinus Kerner's Tode hat es die Gemeinde Weinsberg für ihre Ehrenſchuld erkannt, dieſem ihrem berühmteſten Mitbürger, an der Stelle ſeines 43jährigen Wirkens, ein, ſeines Namens als Dichter und Naturforſcher, wie ſeiner Verdienſte um Stadt und Amt als Arzt würdiges Denkmal zu errichten, und ſchon iſt zur Verwirklichung dieſes Gedankens ein günſtiger Anfang gemacht.

Die Oſiander'ſche Buchhandlung, in deren Verlag vor fünfzig Jahren der von Kerner mit Uhland, Schwab, u. A. veranſtaltete „deutſche Dichterwald“, ſowie zum erſten Male deſſen erſte mediziniſche Schrift — die Beſchreibung des Wildbades — erſchienen, glaubte, in Uebereinſtimmung mit dem Ausſchuß für das Kernerdenkmal in Weinsberg, das Unternehmen durch Herausgabe eines billigen Schriftchens, deſſen Reinertrag dem bereits geſammelten Grundſtock zufiele, befördern zu können. Den ehrenden, mir wenige Tage nach Kerner's Hinſcheiden gemachten Antrag, ein dieſem Zwecke entſprechendes Gedenkbüchlein abzufaſſen, konnte ich nur mit Freuden annehmen, da er mir die willkommene Gelegenheit bot, der Liebe und Verehrung für den edlen Sänger Ausdruck zu geben, und zugleich theilweiſe den frühern Wunſch zu verwirklichen: eine Skizze ſeines ſo reichen Weinsberger Lebens zu verſuchen, wozu er ſelbſt, durch die, für eine anderweitige Arbeit mit dem ſchönſten Vertrauen gewährte Benützung ſeiner brieflichen Schätze, und das mir am Anfang des letzten Winters gewährte Glück, mehrere Wochen bei und mit ihm leben zu dürfen, die erſte Anregung gegeben hatte.

Dem Zwecke eines Gedenkbüchleins gemäß, iſt hier die öffentliche Laufbahn Kerner's als Hauptſache behandelt; Erinnerungen aus der Geſchichte des „Kernerhauſes“ konnten, um beſtimmte Grenzen innezuhalten, nur in fragmentariſcher Weiſe gegeben werden. Die drei Kunſtbeilagen dürften dem Werkchen zu beſonderer Zierde gereichen. Von den zwei Holzſchnitten aus der xylographiſchen Anſtalt von Allgaier und Siegle iſt Kerner's Bild nach einer, für das im Oſiander'ſchen Verlag erſcheinende „Album ſchwäbiſcher Dichter“ im Frühjahr 1861 nach der Natur aufgenommenen Photographie von Brandſeph in Stuttgart, die Anſicht des Hauſes nach einer Originalzeichnung des Landſchaftsmalers Karl Dörr, deſſen frühen Tod (1842) der Dichter in einem Liede beklagte; das Facſimile, aus der lithographiſchen Anſtalt von Schaufelen und Schepperle in Stuttgart, zeigt deſſen Handſchrift etwa um die dreißiger Jahre.

Soviel über die Entſtehung des Buches. Daß ein in der literariſchen Welt Unbekannter und Ungenannter es gewagt, nach ſo manchem bewährten Meiſter auch ein Lebensbild von Juſtinus Kerner zu entwerfen, geſchah nur, weil er damit, über ein Grab hinaus, den Dank zu zollen hoffte für die herzliche Zuneigung, mit welcher der liebe Sänger und Seher von Weinsberg, noch im letzten Vierteljahr ſeines Lebens, ihn, als der letzten Gäſte einen, im „kleinen Haus“ am Fuße der Weibertreue aufgenommen hat. Auch ſeinen Hinterbliebenen ſey hier der Dank für die freigebigſte Ueberweiſung des ſchriftlichen Nachlaſſes ihres Vaters ausgedrückt.

So mögen denn dieſe Blätter hinausgehen und bei den vielen Freunden Juſtinus Kerner's ihr Heil verſuchen! Der Verfaſſer kann ihnen keine andere Empfehlung mit auf den Weg geben, als das Wort, womit der Dichter ſelbſt ſeine Lieder „An die Frauen“ geſendet:

Das Herz, das Herz allein, kann ſie verſteh'n,
Dieweil ſie einzig nur das Herz geſchrieben!

Cannſtatt, den 2. April 1862.

A. R.

Juſtinus Kerner's Leben.

Motto:
Lieben, Glauben, Stilleſeyn.
Juſt. Kerner.

Es gibt wohl keinen Dichter, deſſen Leben und Wirken ſo oft und von ſo verſchiedenen Seiten geſchildert worden wäre, als **Juſtinus Kerner**, der edle, liebe Sänger von Weinsberg, der, wie Wenige, in ſeiner ganzen Perſönlichkeit eine ächt poetiſche Erſcheinung, in allen Schichten ſeines Volkes als Liebling heimiſch geworden. Und wenn er ſchon in der langen Zeit, als er unter uns wandelte, ſo manchen Darſteller gefunden, ſo wird es auch jetzt, da er von uns geſchieden, vielen ſeiner Freunde und Verehrern eine liebe Aufgabe ſeyn, ihm einige Blätter des Nachrufes oder der Erinnerung zu weihen, ohne daß man zu fürchten hätte, immer nur längſt Geſagtes und längſt Bekanntes zu wiederholen. Juſtinus Kerner hat zwar ein, an äußeren Erlebniſſen einfaches und ſtilles Leben geführt, das ſich in wenigen Zügen zeichnen läßt; allein ſeine reiche Begabung als Dichter, ſeine ausgebreitete Thätigkeit als Arzt, und die ihm eigenthümliche Neigung zur Erforſchung eines, vor ihm nur wenig beachteten und wiſſenſchaftlich nicht unterſuchten Gebietes geben jedem künftigen Biographen gewiß ebenſo mannigfache Geſichtspunkte zu neuer Charakteriſtik ſeines Wirkens, als ſie bei Denjenigen verſchieden ſind, welchen es vergönnt war, das Bild des Dichters, des Arztes, des Sehers nach dem Leben zu entwerfen und auszuführen.

Die Haupturſache jener ſo häufigen Schilderungen liegt nun aber gerade in dem Umſtande, daß dieſes Nachdemlebenzeichnen Jedem, der einmal mit Kerner perſönlich bekannt geworden war, beſonders nahe gelegt wurde; der lebhafte, ununterbrochene Verkehr, in welchem Juſtinus über ein halbes Jahrhundert lang mit Freunden und berühmten Männern von Nah und Fern ſich bewegte, forderte den Beſucher wie von ſelbſt zum Feſthalten der Eindrücke und Erinnerungen des Miterlebten auf, und der Gedanke, mit einer ſolchen Darſtellung des Zuſammenlebens im Dichterhauſe zu Weinsberg dem verehrten Meiſter der poetiſchen Tafelrunde das einzige, äußerliche Zeichen des Dankes für die genoſſene, edle Gaſtlichkeit bieten zu können, hat wohl manchen der über Juſtinus Kerner veröffentlichten Aufſätze veranlaßt. Daß unter den Darſtellern viele Berufene, aber wenige Auserwählte ſind, iſt zwar anzunehmen, allein der Gegenſtand der gemeinſamen Schilderungen iſt ſo unendlich reich an ſchönen Zügen, daß auch für die Unberufenen noch Neues genug übrig blieb, um irgend ein fliegendes Blatt mit einem anziehenden Stücke aus dem Lebensbilde des Sängers an der Weibertreue auszuſtatten.

Juſtinus Kerner ſelbſt hat für ſeine Biographie den beſten Beitrag geliefert mit ſeinem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit", welches überhaupt zu den ausgezeichnetſten Erzeugniſſen unſerer geſammten Memoirenliteratur zu zählen iſt, und uns nur um ſo mehr bedauern läßt, daß es dem Dichter nicht vergönnt war, dieſe reizende Darſtellung ſeiner einfachen Knabenjahre mit dem lebendigen Bilde ſeines ſo reichgeſegneten Dichterlebens im Jünglings-, Mannes- und Greiſenalter zu vervollſtändigen. Einigen — und den einzigen — Erſatz hiefür bieten uns, über Kerner's Univerſitätszeit, die „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens" von Varnhagen von Enſe, und über das Leben und Wirken zu Weinsberg, außer vielen, in zahlloſen Zeitſchriften, zerſtreuten Nachrichten vor Allem die Aufzeichnungen zweier der vertrauteſten Theilnehmer an demſelben, die „Zwei friedlichen Blätter" von David Friedrich Strauß, und Emma von Niendorf's „Villegiatur in Weinsberg" ſowie deren „Lenau in Schwaben". Außer dieſen Hauptwerken gibt es nur noch Eine Quelle, die allein die Möglichkeit bietet, unſeres Dichters Lebensbild vollſtändig auszuführen, wenn wir uns auch geſtehen müſſen, daß nur Er ſelbſt in vollkommenſter Treue und Anſchaulichkeit vollenden konnte, was er ſo ſchön im „Bilderbuch" begonnen; wir meinen die von ihm hinterlaſſene, faſt allzureiche Korreſpondenz, die zu bewältigen und auszubeuten wohl nur den, dem Dichter im Leben am Nächſten Geſtandenen gegeben ſeyn dürfte.

Wenn wir, nach ſo vielen Andern, an der Hand dieſer Hülfsmittel es nun auch wagen, von dem heimgegangenen Sänger eine biographiſche Skizze zu liefern, ſo ſollen damit ſeinen zahlreichen Freunden und Verehrern nur einige anſpruchsloſe Gedenkblätter geboten werden, als ein zur Erinnerung an die Zeit ſeines Todes geſetzter, einfacher Markſtein, an deſſen Stelle die allein befähigten, mit dem Leben und Weſen des Dichters innigſt vertrauten Freunde einſt das ihm gebührende Ehrenmal errichten werden, gleichwie ein friſches Grab mit einem hölzernen Kreuze bezeichnet wird, bis von würdiger Künſtlerhand ein bleibender Denkſtein vollendet iſt!

Juſtinus Kerner ſtammte aus einer angeſehenen Familie, die urſprünglich in Kärnthen anſäßig war. Der älteſte ſeiner Vorfahren, von welchem noch Nachrichten vorhanden, iſt Michael Kerner, ein Rath und Finanzbeamter des Kaiſers Maximilian, der ihn ſeiner Verdienſte wegen in den Adelſtand erhob und ihm das noch von der Familie geführte Wappen*) verlieh. Seine beiden Söhne, die ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet hatten, wurden durch die Reformation nach Wittenberg gezogen, und ſuchten im Vaterlande den Glauben ihres Lehrers Luther einzuführen, mußten aber, aus der Heimath vertrieben, nach Württemberg überſiedeln. Während der jüngere Bruder, Balthaſar, Prediger am Ulmer Münſter, nur einen Sohn hinterließ, der ihm im Amte folgte, aber kinderlos ſtarb, pflanzte der ältere, Michael, welcher

---

*) Ein ſchräg getheilter Schild, mit halb goldenem, halb roth und ſchwarz geſtreiftem Felde, darauf ein ſchwarzer, aufrecht ſtehender Löwe; als Helmſchmuck derſelbe Löwe, in der Pranke eine Rübe mit drei Blättern (den größten Kern?) haltend.

Prediger und Rektor zu Schwäb. Hall war, die Familie fort. Unter den Nachkommen deſſelben, die meiſt im Dienſte der Kirche und des Staates ſtanden, war Juſtinus Andreas um 1650 Specialſuperintendent zu Güglingen. Unſeres Dichters Großvater (geb. 1704) war zuerſt Rath zu Hechingen, dann Vogt (Oberamtmann) zu Göppingen und zu Ludwigsburg. In letzterem Amte folgte ihm ſein älteſter Sohn, Chriſtoph Ludwig, (geb. 1744) der ſich mit der älteſten (1751 geb.) Tochter des Oberamtmanns Stockmayer zu Lauffen a./N. vermählte. Dieß waren die Eltern unſeres Juſtinus, und was Letzterer im „Bilderbuch“ von ihnen erzählt, läßt ſie als ein ausgezeichnetes Ehepaar erkennen. Der Vater, ein tüchtiger, gebildeter Beamter, (mit dem Titel Regierungsrath) war bei aller Strenge, im Amte wie im Hauſe, gegen ſeine Untergebenen human und für ſeine Familie liebreich und pflichttreu beſorgt; dabei ſuchte er den Umgang mit geiſtreichen Männern und Frauen und erwarb ſich die Zuneigung ſeines Fürſten, wie die Anhänglichkeit der Ludwigsburger Bürger in hohem Grade. Die Mutter hatte einen ſtillen, ſanften Charakter, der ſich, ihrem Gatten gegenüber, in Demuth und Gehorſam, ja ſelbſt in Furcht vor ihm äußerte, während ſie für ihre Kinder eine Zärtlichkeit hegte, die ſich zu einer ſtetigen Aengſtlichkeit ſteigerte. Die Erziehung derſelben war denn auch hauptſächlich des Vaters Werk, deſſen Wille für die Mutter ein Gebot blieb, welches ſie nur in ſeiner Strenge zu mildern ſtets bemüht war.

Die Ehe der beiden Gatten ward mit ſechs Kindern, vier Söhnen und zwei Töchtern, geſegnet, die Alle an

Geiſtes- und Gemüthsgaben reich ausgeſtattet waren, und von welchen uns, außer Juſtinus, ſeine Brüder Georg und Karl beſonders dadurch intereſſant ſind, daß ſie auf ſeine innere Entwicklung großen Einfluß hatten.

Georg Kerner, der älteſte Bruder unſeres Juſtinus, der ihm in den Jugenderinnerungen ſeines Bilderbuches eine hervorragende Stelle gegeben, kam im April 1770, ſchon als ein Siebenmonatkind, zur Welt, und zeigte von der früheſten Zeit an eine außerordentliche Beweglichkeit und Lebendigkeit des Körpers und des Geiſtes, die ſich bald zu einem feſten, entſchloſſenen Charakter entwickelten. Er erfuhr vom Vater eine ſehr harte Erziehung, und kam bereits im achten Jahr auf die Karlsſchule, wo er ſich ſpäter der Medizin widmete; ſeine Fortſchritte waren ſo bedeutend, daß er ſchon nach einem Jahre ſich der Ausübung ſeiner Kunſt mit Erfolg zuwenden konnte, wie denn überhaupt ſeine menſchenfreundliche Geſinnung ihm in Allem den praktiſchen Wirkungskreis zum Bedürfniß machte. Doch ſein freier, unabhängiger Sinn ſollte ſich auch in einer ganz verſchiedenen Laufbahn zum Beſten ſeiner Mitmenſchen entfalten und bewähren. Der Ausbruch der franzöſiſchen Revolution zog ihn, wie ſo viele Andere, aus dem ruhigen Fahrwaſſer des heimathlichen Kreiſes in den wilden Strudel der allgemeinen Staatenumwälzung. Schon auf der Karlsſchule hatte ſich Georg Kerner als offenen Republikaner bekennt und nachdem er, zuerſt mit des Vaters Einwilligung und einer herzoglichen Unterſtützung, 1791 ſeine Studien an den damals berühmten mediziniſchen Anſtalten der Straßburger Univerſität fortgeſetzt, wurde er hier bald durch einen gleichgeſinnten Freund, den Mainzer Adam Lux (den nachherigen Vertheidiger der Charlotte Corday) in das Treiben der revolutionären Klubs gezogen, und zog endlich, den Seinen ein verlorener Sohn, nach Paris als ausgemachter Jacobiner. Wir können hier ſeine äußerſt merkwürdigen Schickſale nicht näher verfolgen und erwähnen nur, daß er die ganze Zeit der Schreckensherrſchaft durchlebte, und mehr als einmal nahe daran war, ein Opfer der Terroriſten zu werden, von denen er ſich unerſchrocken losriß, als er in ihnen die wahren Feinde der Freiheit erkannt hatte; ſo war er am verhängnißvollen 10. Auguſt 1792 in den Reihen der Vertheidiger Ludwig's XVI. in den Tuilerien, und manchen Verfolgten rettete er in den blutigen Septembertagen mit eigener Lebensgefahr . . . Zu ſeinen vertrauteſten, gleichgeſinnten Freunden gehörten damals Reinhold, auch ein ehemaliger Karlsſchüler, ſpäter holländiſcher Diplomat, und der nachherige franzöſiſche Geſandte, Graf Reinhard, Sohn eines württembergiſchen Geiſtlichen; beide veranlaßten Georg im Jahr 1795 dem ihm drohenden Tode ſich zu entziehen, und ſo kehrte er auf kurze Zeit in das Vaterland zurück, wo indeſſen ſeines Bleibens nicht lange ſeyn konnte; er gieng wieder nach Paris zurück, und trat, durch die Vermittlung ſeiner beiden Freunde, aus der gefahrvollen Rolle eines Volksmanns in die ruhigere Bahn eines Diplomaten über; in dieſer Eigenſchaft war er in den folgenden Jahren in Italien und Norddeutſchland thätig, bis er, Bonaparte's Plane zu einer Alleinherrſchaft frühzeitig durchſchauend, das ſich ſelbſt aufgebende Volk, nicht aber die Sache der Freiheit aufgab, um von nun an als deutſcher

Patriot für ſein Vaterland zu leben. Er ließ ſich zuerſt in Hamburg nieder und begann hier die Herausgabe einer freiſinnigen Zeitſchrift, die aber bald durch die franzöſiſchen Machthaber in den Hanſeſtädten unterdrückt ward, worauf Kerner, im Schmerze über ſeinen zunichte gemachten Glauben an ein freies Volk, nach Kopenhagen und von da in die großartige Natur Schwedens zog (1802). Seine Anſichten und Erfahrungen von dieſem Lande legte er in einer Schrift nieder, die unter dem Titel: „Reiſe über den Sund“ 1803 (bei Cotta) erſchien. Nachdem er ſich längere Zeit zu Kopenhagen der praktiſchen Medizin gewidmet hatte, kehrte er wieder nach Hamburg zurück, wo er ſich als Arzt bleibend niederließ und ſchon 1812 ſtarb; wir werden ſeiner ſpäter noch mehrfach zu gedenken haben.

Der zweite Bruder, Louis Kerner, der durch ſeine Gutmüthigkeit und Aengſtlichkeit der Mutter am meiſten ähnlich war, ſchien zuerſt die Ideen und die Laufbahn Georg's auch zu den ſeinigen machen zu wollen; von dem Studium der Theologie, das er im Tübinger Stift begonnen, wollte er ſich dem freiern Kaufmannsſtande zuwenden, und ſogar dem Bruder, dem er die höchſte Bewunderung zollte, nach Paris folgen; allein zu ſeinem Glücke fand er bald den Lebensweg, den er beſcheidener, aber auch ruhiger wandeln ſollte: er wurde ein ſanfter Hirte chriſtlicher Heerden, und ſtarb, nachdem er lange Jahre in verſchiedenen Gemeinden ſeines engeren Vaterlandes gewirkt, als Pfarrer zu Hohenmemmingen bei Heidenheim; Näheres über ſein Leben ſind wir leider nicht im Stande zu geben.

Von dem dritten Bruder unſeres Dichters, **Karl Kerner**, der am 7. März 1775 geboren, ſich in der Karlsſchule den Militair-Wiſſenſchaften widmete, wäre zwar mehr zu ſagen; wir können uns aber hier kurz faſſen, da ſeiner ſpäter im Leben **Juſtinus'** öfter zu erwähnen ſeyn wird. Im Jahr 1794 trat er in die württembergiſche Artillerie und betheiligte ſich in den folgenden Kriegsjahren an verſchiedenen Gefechten, wobei er ſich durch Muth, Umſicht und [illegible]tniſſe in kurzer Zeit zu höhern militairiſchen Würden [illegible] Ehren emporſchwang. Aber auch als Ingenieur, im Fache der Straßenbauten, der Berg- und Hüttenkunde, hatte er ſich ausgebildet und erwarb er ſich verdiente Auszeichnungen. Nach dem ruſſiſchen Feldzug, den er als Chef des württembergiſchen Generalſtabs mitmachte, trat er, vom König **Friedrich** in den Freiherrnſtand erhoben, aus Geſundheitsrückſichten aus dem aktiven Heere und widmete ſich, bis zu ſeinem 1840 erfolgten Tode, dem Civildienſte, in welchem er zu den höchſten Staatsſtellen, als Geheimerath, Bergraths-Präſident und Miniſter des Innern gelangte.

Wir kommen nun zu unſerm Dichter ſelbſt, der, als das jüngſte Kind ſeiner Eltern, am 18. September 1786 zu **Ludwigsburg** geboren wurde.*) Der Vater war An-

---

*) **Juſtinus Kerner** erinnert im „Bilderbuch" daran, daß ein Befehl des Herzogs **Eberhard Ludwig** den Städten und Aemtern des Landes die Erbauung je eines Hauſes in der neu gegründeten Reſidenz **Ludwigsburg** auferlegte: — „Stadt und Amt **Weinsberg** hatte das Loos getroffen, das Oberamteigebäude daſelbſt bauen zu müſſen — das Haus meiner Wiege. — So verlieh mir **Weinsberg** unbewußt den Platz zur Wiege — wie es mir bald den zum Sarge geben wird."

fangs um einen Namen für dieſen vierten Sohn verlegen, und muſterte deßhalb ſeine Familienbilder, die von ſeinem Vater an bis zur Reformationszeit hinauf reichten. Sein erſter Blick fiel auf jenen, oben erwähnten Superintendenten von Güglingen und nach dieſem wurde denn der Letztgeborene auf die Namen Juſtinus Andreas getauft. Dieſe nicht gewöhnlichen Namen aber machten der Mutter große Bedenken (obſchon viele der Voreltern Juſtinus geheißen) und zu ihrer Beruhigung ließ der Vater noch dazu den mehr landläufigen Namen Chriſtian in's Kirchenbuch eintragen, mit welchem der jüngſte Sohn denn auch in der Familie immer genannt wurde. Ein anderes Bedenken der Gattin war, daß der Vater dem Kinde nach der Taufe die Lippen mit Champagner benetzte; der Dichter ſelbſt hat dies in ſeinen „Winterblüthen" als eine Weihe gedeutet:

Ein Vater bog ſich zu mir nieder,
Der fröhlich auf den Arm mich nahm;
Er goß den Zauberſaft der Reben
Mir an die Lippen, lächelnd lieb,
Hat mir den Liedermund gegeben
Der treu mir bis zum Tode blieb.
(Der Liebe Vorſorge.)

Der „Liedermund" ſcheint übrigens eine eigentliche Erbgabe in der Familie geweſen zu ſeyn, denn nicht nur der Vater, der ein Mann von Humor war, verſtand ſich in ſeinen Erholungen auf das Verſemachen, ſondern auch Georg und Karl, ſowie die jüngſte Tochter Wilhelmine beſaßen in verſchiedenem Grade die poetiſche Ader, wenn ſie auch nur bei Juſtinus zu rechter

Geltung kommen ſollte. Dagegen beweist uns Letzterer, daß ihm der Glaube an die Exiſtenz von Geiſtern, an Beſeſſenſeyn und Heilung durch Gebet nicht angeerbt ſey, wenn er im Bilderbuche erzählt, wie ſein Vorfahr Juſtinus Andreas, als er einſt im Dekanathauſe zu Lauffen eine Geiſtererſcheinung zu unterſuchen beauftragt ward, das angebliche Geſpenſt in der lebenden Köchin des Herrn Dekans gefunden haben wollte, ſowie auch Juſtinus' Großvater mütterlicher Seits, der Oberamtmann Stockmayer, einmal in Ellwangen einigen Wunderkuren des berühmten Exorciſten, Paters Gaßner, nur mit Staunen über die große Macht des Aberglaubens zugeſehen hat. Wenn wir aber weiter erfahren, daß deſſen Gattin, ſeine zweite Tochter, ſowie auch ein Sohn und eine Tochter Dieſer, dem Wahnſinn oder der Melancholie verfielen, ſo müſſen wir allerdings mit unſerm Dichter annehmen, daß Wahnſinn, Somnambulismus und Dichtkunſt mit einander verwandt ſind und oft eins aus dem andern hervorgeht, und ſo können wir uns wohl erklären, wie Juſtinus Kerner von Jugend auf einen Hang zur Erforſchung der dunkeln Seiten des pſychiſchen Lebens in ſich tragen mußte. *)

Der Charakter unſeres Juſtinus zeigte ſich über-

---

*) Eine Nichte von Kerner's Mutter wurde die Mutter des Dichters Wilhelm Hauff, der ſomit der zweite Poet der Familie iſt; aber auch der „Dritte im Bunde" fehlte ihr nicht, denn Ludwig Uhland, deſſen Vater ein Neffe des Oberamtmannes Kerner war, gilt nach den weitläufigen Begriffen ſchwäbiſcher Verwandtſchaft als ein Vetter ſeines Freundes Juſtinus.

haupt mehr dem mütterlichen ähnlich, da auch er ein tiefes, weiches Gemüth beſaß, und das Gefühlsleben in ihm ſtets vorherrſchend war; von ſeinem Vater aber hatte er den lebendigen Sinn für Scherz und Humor, wie er ihm auch an kräftiger Statur und in den Geſichtszügen ähnlicher war als ſeine Brüder.

Die Strenge, mit welcher der Vater ſeine drei älteſten Söhne erzogen hatte, mochte derſelbe wohl bereuen, denn für den jüngſten Sohn, der ſein Liebling wurde, zeigte er nur noch Milde und Nachſicht und überließ daher deſſen Erziehung mehr der Mutter.

Juſtinus Kerner's erſte Lebensjahre fielen noch in die Regierungszeit des „Karl Herzog", wie ihn die ächten Ludwigsburger nannten, und von deſſen glänzender Hofhaltung erhielt der Knabe die erſten Eindrücke von der äußern Welt. Ueberhaupt war die ganz moderne, ſo proſaiſch ausſehende Reſidenz Ludwigsburg nicht ohne mächtige Reize für ein kindliches Gemüth, und er hat ſie bekanntlich in ſeiner erſten Dichtung, in den „Reiſeſchatten", unter dem Namen „Grasburg" mit ihren damaligen merkwürdigen Männern humoriſtiſch verherrlicht, wie denn auch die Galerie der Ludwigsburger Originale eine der köſtlichſten Gaben ſeines Bilderbuches iſt.*) Von denjenigen Männern, die in ſeiner Kindheit das elterliche Haus beſuchten, iſt Schubart zu nennen, deſſen Umgang Oberamtmann Kerner liebte, wenn er auch öfter als

---

*) Bekanntlich ſind, außer Juſtinus Kerner, auch Eduard Mörike, David Friedrich Strauß, Theodor Viſcher geborene Ludwigsburger: lauter Originale, aber im guten Sinne des Wortes.

Beamter gegen ſeine bekannten Ausſchreitungen auftreten mußte. Auch Schiller, der 1790 zu Ludwigsburg ſich aufhielt, kam mit ihm zuſammen, wie auch ſein Vater, gleich Jenem, ein Liebhaber und Förderer von Obſt- und Baumzucht, näher mit demſelben befreundet war.

Unter der kurzen Regierung des Herzogs Ludwig war der ſiebenjährige Juſtinus der Kommandant eines jugendlichen, wohluniformirten und armirten Corps, das bei feierlichen Gelegenheiten vor dem Schloſſe paradirte, und auf den jähen Tod dieſes Fürſten dichtete er ſpäter (im zwölften Jahre) einige ſeiner erſten Verſe.

Die Anfänge eines regelmäßigen Unterrichts erhielt der Knabe von einigen pedantiſchen Schulmeiſtern; alles Lernen fiel ihm überhaupt in früherer Jugend ſchwer, da das Gemüthsleben das Intellectuelle in ihm überwog. Er hatte eine rege Phantaſie, verbunden mit einer entſchiedenen Gabe für Beobachtung, die ihn zum Feſthalten der äußeren Eindrücke ungemein empfänglich machten; ſo behielt er bis in's ſpäte Alter die lebhafteſte Erinnerung an einzelne flüchtige Geſtalten aus ſeiner Kindheit, wie z. B. die, bald nach Herzog Ludwigs Tode (1795) auf kurze Zeit in Ludwigsburg angeſiedelten, franzöſiſchen Emigranten, die faſt Alle mit ſeinem Vater verkehrten; ſo blieb ihm auch die Luſt an den Jugendſpielen eine liebe Gewohnheit noch in reiferen Jahren.

Die erſte große Veränderung im äußeren Leben erfuhr der neunjährige Juſtinus, als ſein Vater, dem der Aufenthalt in der, ſchon nach Herzog Karls Tode der Verödung entgegengehenden Reſidenz drückend geworden war, ſich im Jahre 1795 um die erledigte, wohl dotirte Kloſteroberamtei Maulbronn bewarb, und dieſelbe, trotz aller Bitten und Vorſtellungen der Bürger von Stadt und Amt Ludwigsburg, die ihn nicht ziehen laſſen wollten, auch übernahm. Der Zug aus der alten in die neue Heimath war wohl geeignet, das empfängliche Gemüth des Knaben mit tiefen Eindrücken zu bereichern; ſchon der äußere Unterſchied zwiſchen beiden Orten mußte dieß mit ſich bringen. Zuerſt das neumodiſche Ludwigsburg mit ſeinen breiten, geraden Straßen und Alleen, ſeinem prunkvollen Schloſſe und dem bewegten Reſidenzleben — nun, in abgeſchiedenem Thalgrunde, die mittelalterliche Ciſterzienſer-Abtei, eine kunſtvolle Kirche, herrliche Kreuzgänge und Hallen, der alte Fauſtsthurm im Zwinger, Alles mit wenigen andern Nebengebäuden von der gemeinſamen Kloſtermauer umſchloſſen und ringsum von Wäldern, Weinbergen und See'n umgeben — wahrlich! wir dürfen unſern Dichter wohl glücklich preiſen, daß er die beſte Zeit ſeiner erſten Jugend in einer ſolchen Heimath verlebt, und es iſt gewiß, daß ſeine ſpätere Vorliebe für die Wunder der altdeutſchen Kunſt ihren verborgenen Urſprung in Maulbronn gefunden. Hiezu kam noch die Stille des wenig bevölkerten Ortes, wo der Umgang des Knaben ſich auf die kleine Zahl der Zöglinge der theologiſchen Kloſterſchule und der Paar Familien von Lehrern derſelben beſchränkte. Das Leben ſelbſt mit den Eltern und den zwei Schweſtern geſtaltete ſich hier für ihn ganz anders als in Ludwigsburg, da der Vater von ſeinem Vorgänger mit dem Amte auch eine große Oekonomie übernommen hatte, die ihn und die Seinigen einem eigentlichen Landleben völlig nahe brachte.

Hier begann nun auch für Juſtinus ein geordneter Unterricht, der ihm, in Ermangelung einer Schule, von einigen der ausgezeichnetſten älteren Zöglinge des Kloſters ertheilt wurde. Wir erfahren aber, daß die Sprachen ſeiner Phantaſie wenig zuſagten und ſeine Fortſchritte im Lateiniſchen und Griechiſchen vorerſt nur mäßig waren. Nebenbei bemühte ſich der Vater ihn in der Geographie und Arithmetik weiter zu bringen. Den größten Reiz jedoch hatte für ihn das Studium der Natur und ihrer Erſcheinungen; durch die Theilnahme an den Gartenarbeiten des Vaters erwachte in ihm ein mächtiger Trieb, das Leben von Pflanzen und Thieren zu erforſchen, zu denen allen ihn bald eine innige Neigung hinzog. Die weiten Räume der Oberamtei, ihre Höfe und Gärten bevölkerten ſich nach und nach mit allerlei Lieblingen aus den Wäldern und Waſſern der Umgegend, deren Blühen, Wachſen und Lebensweiſe nun für ihn eine unermüdliche Quelle autodidaktiſcher Studien und Erfahrungen ward; ſo fand er z. B. auf der alten, breiten Kloſtermauer die ſogenannten Ameiſenlöwen, die ihm in ihren trichterförmigen Sandhöhlen beſonders merkwürdig wurden, und deren Treiben er noch im ſpätern Alter mit Intereſſe beobachtete. Und wie aus den Geſchöpfen, ſo ſammelte er ſich auch aus den Büchern auf eigene Fauſt Kenntniſſe von der Natur, den Menſchen und der Welt; ſelbſt die Spiele mit den Schweſtern und den Kloſterzöglingen wurden ihm eine Fundgrube ſtets neuer Belehrung. *)

---

*) Schon in Ludwigsburg hatte er, als ihn der Vater einſt, wegen einer auf dem Küchenheerd abgebrannten Rackete, zur

Zugleich mit dem naturforſcheriſchen Triebe wurde aber auch die Poeſie in ihm lebendig. Aus dem geheimnißvollen Halbdunkel der Kloſterhallen und Kreuzgänge, wo er oft Stundenlang mit einem Buche in Träume verſunken ſaß, traten die mährchenhaften Geſtalten längſt vergangener Zeiten in das helle Licht ſeiner Phantaſie und riefen in der Tiefe der jugendlichen Bruſt die goldene Sprache des Liedes wach. . . Und wenn wir dann noch hören, daß er die im Geiſte erſchauten Gebilde auch in der Wirklichkeit zu erblicken begehrte, wie er denn in ſeinen erſten dichteriſchen Verſuchen die Erſcheinung der alten Mönche in ſchwarz und weißer Kutte erwartet, ſo finden wir in ihm auch den Glauben an die Exiſtenz von Geiſtern zu einer feſten Lebensanſchauung ausgeprägt, und müſſen uns ſagen, daß in dem zehnjährigen Knaben Chriſtian zu Maulbronn der Mann Juſtinus Kerner mit

---

Strafe in einen dunkeln Winkel einſperrte, die Erſcheinungen der *Camera obscura* beobachtet, mit denen er ſich in der Folge immer mit Vorliebe beſchäftigte, und ſpäter auf der Univerſität machte er — 34 Jahre vor der Erfindung der Daguerreotypie — Verſuche, die Bilder auf dem Papier mittelſt Hornſilber zu fixiren. Eine andere Entdeckung unſeres Jahrhunderts — die Dampfwagen — ward ihm in Maulbronn nahe gelegt, wo er öfter mit ſeiner Schweſter Wilhelmine im Spiele die in heißes Waſſer getauchten Kaffeetaſſen umſtürzte, die dann, vom Dampfe innen getrieben, von ſelbſt auf dem Tiſche herumſpazierten. So lernte er auch von einem Zöglinge des Kloſters, der ſich mit Phyſik beſchäftigte, an deſſen ſelbſtconſtruirten Apparaten die Erſcheinungen der Elektrizität frühzeitig beobachten und hervorbringen.

ſeinem ganzen Genius, als der Naturforſcher, der Sänger und der Seher von Weinsberg vor uns daſteht.

Dieſe geniale Selbſtbildung ſollte übrigens nicht lange dauern, da der Vater wohl einſah, daß in Maulbronn der Unterricht zu vielen Zerſtreuungen und Unterbrechungen ausgeſetzt war und ſich entſchloß, den Knaben in einem andern Orte einem Lehrer in's Haus zu geben; ſo wurde denn Juſtinus nach dem nahen Knittlingen gebracht, wo er bei einem ſtrengen Präceptor, Namens Braun, mit deſſen Söhnen die nöthige Schulbildung erhalten ſollte; doch durfte er jeden Sonntag bei den Eltern zubringen. Der Unterricht gieng nun zwar regelmäßiger vorwärts, allein mit der Ruhe und Stille des neuen Aufenthaltes war es bald vorbei, indem die damaligen Kriegszüge am Rhein häufige Truppen-Durchmärſche brachten, und als vollends die Franzoſen von der Pfalz her gegen die württembergiſche Grenze anrückten, da hielt ihn die ſorgliche Mutter in Knittlingen nicht mehr ſicher und ließ ihn nach Maulbronn zurückholen. Hier traf gleich darauf auch ein feindliches Streifkorps ein, doch das Kloſter bekam auf einige Zeit zum Schutze eine von Oberamtmann Kerner erbetene Einquartierung von den Franzoſen, denen Juſtinus mehr anhieng, als den Oeſterreichern, weil ja ſein Bruder Georg in Paris für Frankreich lebte und ſchwärmte.

Nun ſollte er wieder von Maulbronn weg in einer größern Stadt untergebracht werden, als ihn eine ſchwere Krankheit befiel, die, eine Folge ſeines ſchnellen Wachsthums, ſich beſonders zu einer außerordentlichen Reizbarkeit der Nerven des Magens entwickelte und faſt ein

Jahr andauerte. Es wurden allerlei Heilverſuche gemacht, bei denen der Knabe, von einer innern Ueberzeugung getrieben, ſich ſo viel als möglich den verſchriebenen Mixturen und Pillen zu entziehen wußte. Zuerſt kam er nach **Brackenheim**, in das Haus eines Neffen ſeines Vaters, des Dekans **Uhland** — eines Oheims des Dichters — hier behandelte ihn ein angeblich geſchickter Aeskulap ohne Erfolg; da aber zugleich ein guter Lehrer im Orte war, ſo machte er, wo nicht in der körperlichen Geneſung, doch in der geiſtigen Ausbildung, bedeutende Fortſchritte in den alten Sprachen und den Naturwiſſenſchaften. Nur konnte er ſich in der Botanik mit der gelehrten Klaſſifizirung nicht befreunden, ſondern er gab den Pflanzen Namen von Freunden und Bekannten, wozu beſonders die Maulbronner Originale herhalten mußten.*) Hier war es auch, wo aus der Beobachtung der Verwandlungen von Käfern und Schmetterlingen ihm zuerſt die Ahnung kam, daß, wie zwiſchen der Raupe und dem Schmetterling die Puppe liegt, auch für den Menſchen nach dem Tode ein ſolcher Mittelzuſtand beſtehen müſſe, was **Kerner** bekanntlich ſpäter förmlich als Glauben annahm.

Von **Brackenheim** führte die Mutter den Patienten zu einem neuen Kurverſuche nach **Heilbronn**, wo ſich damals ein gerühmter Wunderdoktor, der ruſſiſche Geheimerath **Weickardt** aufhielt. Dieſer verſchrieb ihm ein nordiſches Lebenselixir, genannt Hopelpobel, das

---

*) Noch als Student verwechſelte **Kerner** manchmal, ſogar im Examen, die ſelbſtgeſchaffenen Pflanzennamen mit denen des **Linné**'ſchen Syſtems.

ihn von Grund aus kuriren ſollte; doch den eigentlichen Helfer fand Juſtinus in dem bekannten Magnetiſeur Gmelin von Heilbronn, der ihm ein einziges Mal auf dem Wartberge einige Striche gab, welchen der Patient in ſeinem Innern die bald nachher erfolgte Geneſung zuſchrieb, wenn auch in der Familie dieſer Triumph allgemein dem Hopelpobel angerechnet blieb.

Aber jene Manipulation Gmelin's hatte in Juſtinus ein magnetiſches Leben erweckt, das ihm von dort an Ahnungen und vorausſagende Träume gab,*) und aus welchem ſpäter die Vorliebe für die Erſcheinungen des Nachtlebens der Natur, für Magnetismus und Pneumatologie entſtand. Dieſe Träume, die, nach ihm, aus der Herzgrube entſtehen und ihm zur wahren Qual wurden, behielt er durch's ganze Leben.**)

Bald nach der Rückkehr in Maulbronn ward ihm und den Seinen eine große Freude durch den Beſuch des Bruders Georg, der mit ſeinem Freunde Reinhard und deſſen Gattin (einer Tochter des Profeſſors Reimarus in Hamburg) auf der Durchreiſe nach Italien daſelbſt eintraf.

---

*) Auch ſeine Großmutter väterlicher Seits hatte, als ſie im hohen Alter erblindete, dieſe Gabe.

**) Seinen erſten Traum, den er gleich nach jener Magnetiſation in Heilbronn hatte, erzählt Kerner ſelbſt im „Bilderbuch“ — es iſt die einzige Stelle wo Dieſes uns Wahrheit und Dichtung bietet. — Unter den Geſtalten künftiger Freunde ſah er Eine, die ihn vor allen Andern mächtig anzog und in welcher er ſpäter ſeine treue Lebensgefährtin erkannte. War es nun nicht ein ahnungsvolles Zuſammentreffen, daß gleich nach ſeiner Zurückkunft in Maulbronn, da neue Zöglinge aus der Kloſterſchule Denkendorf anlangten, ihr Führer kein Anderer war, als der dortige Profeſſor Ehemann, der Vater ſeines „Rickele“? .. Kerner ſah ihn nur dieſes einzige Mal im Leben.

Kurze Zeit darauf erkrankte aber, zum großen Leidweſen der Familie, der Vater, der nach wenigen Wochen ſein Ende herannahen fühlte. Einige Tage vor ſeinem Tode diktirte er einen rührenden Abſchied an Frau und Kinder; die Sorge um den jüngſten, noch unerzogenen Sohn gab ihm an dieſen folgende Worte ein: „Du liegſt mir ſchwer auf dem Herzen, daß ich nicht mehr für Dich ſorgen kann. Dein Oheim wird Vaterſtelle an Dir vertreten; ſey dieſem und deiner Mutter gehorſam. Dein Glück kannſt Du in der Welt allein durch gute Aufführung und Fleiß in Deinen Studien machen. Wähle Dir einen Beruf, zu dem Du einmal Luſt haſt. Ich ſcheide mit ſchwerem Herzen von Dir! Gott ſegne Dich!“ Seiner Gattin empfahl er, wieder nach Ludwigsburg zu den Verwandten zu ziehen; als er in der letzten Stunde mit ihr das heilige Abendmahl empfing, konnte er die Hoſtie nicht mehr verſchlingen, da nahm ſie dieſelbe von ſeinen kalten Lippen und genoß ſie in ſeinem Namen.

So kehrte denn Juſtinus 1799 wieder in die Vaterſtadt zurück, wo die Mutter mit ihm und der jüngſten Schweſter Wilhelmine *) eine beſcheidene Wohnung gegenüber der Oberamtei bezog. Hier begann für ihn

---

*) Die ältere Schweſter, Ludovike, war zu Maulbronn an den Pfarrer Zeller in dem nahen Wiernsheim vermählt worden.

die Schule der Entbehrungen, welche der kleinen Haushaltung durch die beſchränkten Vermögensverhältniſſe geboten wurden, denn der Vater, der nach dem damaligen Brauche, bei Uebernahme ſeines Amtes, an die herzogliche Privatkaſſe die bedeutende Summe von 6500 fl. bezahlen mußte, hatte nachher noch 4000 fl. durch Anlehen an Freunde verloren; die Mutter erhielt keine Penſion und büßte auch eine von ihrem Gatten gemachte Einlage in eine Wittwenkaſſe durch Fallirung derſelben ein.

In Ludwigsburg wurde nun der Unterricht wieder mit Ernſt fortgeſetzt, und jetzt erſt gewann der Knabe Geſchmack an den alten und neuen Sprachen: es war die Poeſie, die dieſes Wunder in ihm wirkte, da der durch die Klaſſiker lebhaft angeregte, dichteriſche Genius ihn nun trieb, ſich in Ueberſetzungen und Nachbildungen derſelben in gebundener Sprache zu üben. Für dieſe Verſuche fand er glücklicher Weiſe einen Rathgeber, der ſeine Begabung zu würdigen wußte: es war der bekannte Dichter Philipp Conz, der damals als Diakonus in Ludwigsburg lebte, und ihn in das Studium der Werke von Klopſtock, Hölty, Matthiſſon, Schiller, (ſpäter auch von Goethe) einführte. Ein anderer Kritiker war für Kerner ſein Bruder Karl, der nur Schiller und — Seume als deutſche Dichter gelten ließ, und deſſen äſthetiſchen Urtheilen er folgte, obgleich bei dieſem die Poeſie die ſchwache Seite war, wie bei ihm ſelbſt die Mathematik; denn in dieſer letzten Wiſſenſchaft mühte ſich der junge Artillerielieutenant umſonſt perſönlich ab, ſie ſeinem Bruder beizubringen; Juſtinus blieb dafür vernagelt, ſo daß Karl oft zu ihm ſagte: „den allerdümmſten meiner Kanoniere kann ich in dieſem Wiſſen weiter bringen als Dich.“

Im Jahre 1801 kam Georg wieder nach Ludwigsburg — es war ſein letzter Beſuch in der Heimath. Georg, der ſchon aus der Ferne an der Erziehung des jüngſten Bruders Antheil genommen, und ihm vor Allem den Stand eines Gewerbsmannes zur einſtigen Wahl empfohlen hatte, meinte, es ſey überhaupt gut, wenn jeder Menſch irgend ein Handwerk wiſſe, und brachte alsbald Juſtinus bei einem Schreiner unter, und dieſer, der am Sägen und Hobeln ſeine Freude hatte, war bald ſo geſchickt, daß ſein Meiſter ihn die gewöhnlichſten Möbel allein fertigen laſſen konnte, wie er denn auch beſonders die nothwendigſten aller Möbel — die Särge — in großer Anzahl zimmerte. *) Eine andere Kunſt lehrte ihn ſein Bruder Georg perſönlich: das Spiel auf der Maultrommel, die deſſen Lieblingsinſtrument war. Juſtinus brachte es auf demſelben mit der Zeit zu einer Virtuoſität, die wohl Niemand mehr nach ihm erreicht hat, und bis in ſein hohes Alter die Quelle eines der ſeltenſten Genüſſe für ihn und die Freunde geblieben iſt.

Endlich ſorgte Georg auch noch für einen Maler für Juſtinus und ſeine Schweſter, und da deſſen Hauptbeſchäftigung mehr das Anſtreichen als das Malen war, ſo kamen die jungen Künſtler bald zur Dekorationsmalerei

---

*) So machte er den Sarg für ſeinen Schulkameraden, den einzigen Sohn ſeines Lehrers Conz. Ein einfacher Tiſch, den er auch damals fertigte und an dem er Jahre lang ſpeiſte, ſteht noch im „Kernerhaus“ zu Weinsberg.

in Oel, indem er ſie meiſtens Landſchaften nach Copien in ungeheurer Vergrößerung ausführen ließ; dieſe wahnſinnigen Gemälde, wie Kerner ſie ſelbſt nennt, wurden von ihm, dem Schreiner, mit Rahmen verſehen und gewöhnlich an Verwandte und Bekannte verſchenkt. *)

Nachdem im Jahr 1802 Juſtinus, der den Religionsunterricht von Conz erhalten hatte, confirmirt worden war, wobei er aber die, aus dem damals herrſchenden Rationalismus hervorgegangene Dürftigkeit ſeines chriſtlichen Glaubens ſich nicht verhehlte, und nur darin die Hauptſache gefunden, daß er der heiligen Handlung durchaus nicht im Frack, ſondern im Ueberrock anwohnte — kam es nun zur Sprache, was aus ihm zu machen ſey, und da waren denn die Vettern und Baſen mit wohlgemeinten Vorſchlägen nicht karg. Da das mütterliche Vermögen zu klein war, um auch dem vierten Sohn die höheren Studien, die für die drei älteren Brüder den Eltern große Koſten verurſacht hatten, zu erlauben, **) ſo konnte nur noch von der Wahl eines Gewerbes die Rede ſeyn, und Juſtinus ſelbſt war dem nichts weniger als abgeneigt; allein dieſe Wahl ſollte für ihn ſo ſchlecht als möglich ausfallen.

---

*) Zwei ſolcher Kunſtwerke geriethen ominöſer Weiſe in die Irrenanſtalt Winnenthal, wo ſie ſich noch befinden.

**) Wie der geiſtreiche Biograph Kerner's in der „Allgemeinen Zeitung — (Beilagen vom bis Mai 1862) — bemerkt; Juſtinus, der Poet, war zu ſpät zur Theilung gekommen, da nichts mehr für ihn übrig blieb als — Zeus' Himmel. — Theologe, wie ſein Bruder Louis, mochte er nicht werden, und die Karlsſchule, wo Georg der Doktor, und Karl, der Soldat, ihre Wege gefunden, hatte längſt einem Pferdeſtalle Platz gemacht: *Olim musis, nunc mulis!* wie einſt ein Satiriker an ihre Thore ſchrieb.

Zuerſt ſollte er Conditor werden, weil er zeichnen und malen und reimen konnte, d. h. er war zur Verzierung der Zuckerſüßigkeiten und zur Selbſtfabrizirung der dazu gehörenden, ſinnigen Verslein ganz wie geſchaffen. In ſeiner Herzensangſt aber nahm Juſtinus ſeine Zuflucht zu ſeinem väterlichen Freunde Conz, der inzwiſchen als Profeſſor der Aeſthetik nach Tübingen gekommen war, und beſchwor ihn, ſich für ihn zu verwenden, was auch den Erfolg hatte, daß Kerner — kein Conditor wurde.

Nun ſchlug man ihm vor, Kaufmann zu werden, und er hatte nichts dagegen, als es denn beſchloſſen ward, daß er in die herzogliche Tuchfabrik zu Ludwigsburg eintreten ſollte. Das war nun aber eine für ihn ebenſo unglückliche Idee wie die erſte: Juſtinus, der ſchlechte Mathematiker, konnte nur einen ſchlechten Kaufmann geben.*) Die Ludwigsburger Tuchfabrik — eines jener fiskaliſchen, dazumal im „heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation" ziemlich häufigen Unternehmen, welche, unter dem Vorwande, dem Staate viel Geld zu machen, ihn noch mehr Geld koſteten — war organiſch und räumlich mit dem Waiſenhaus, dem Zuchthaus und einer Irrenanſtalt verbunden. Hier alſo trat Juſtinus als Lehrling ein, und wenn er ſeit des Vaters Tode ſich an materielle Entbehrungen gewöhnt hatte, ſo ſollte er nun die weit ſchwerere Schule der innerlichen Entſagung durchmachen; aber ſein Leben in dieſen Verhältniſſen ſollte auch an ihm den rechten Beweis liefern, daß ein ächtes Talent auch unter dem Drucke feindlicher Mächte nicht untergehen kann, und endlich aus den Banden der äußeren Welt zur innern Geiſtesfreiheit auferſtehen muß, um mit der vollen Blüthe ſeiner beſten Kräfte den höchſten Sieg des Genius zu feiern!

---

*) Kerner's Ausſpruch im „Bilderbuch", daß er das Zählen des Geldes niemals habe lernen können, muß wohl richtig ſeyn, da bei ihm die Neigung zum Nehmen von der Neigung zum Geben immer überwogen wurde. So war er in ſpätern Jahren immer ängſtlich, wenn er für ſich ſelbſt nur einen Sechſer mit ſich tragen ſollte, dagegen gab er ohne Bedenken eine größere Summe aus, um Jemanden irgend eine Freude zu bereiten.

Die Geſchäfte, die Juſtinus in der Fabrik zu verrichten hatte, beſtanden zuerſt darin, daß er, auf den letzten Sproſſen einer Leiter ſitzend, Leinwandſäcke zuſchneiden und die Tücher darein nähen mußte; hie und da hatte er zur Abwechslung Muſterkarten zu fertigen und Briefe zu copiren, ſpäter kam dazu das Meſſen und Einpacken der Waare und das Bezeichnen der Ballen mit dem Fabrikzeichen, dem er gewöhnlich, Kraft ſeiner Malerkunſt, noch irgend ein Ornament beifügte; endlich mußte er auch die Indigofäſſer ausleeren und ausklopfen, wobei ihm der blaue Staub Geſicht und Hände färbte und ſelbſt die Kleider durchdrang. Und dieſe Arbeiten hatte er zu verrichten unter dem ſittenloſen oder faden Geſchwätz der andern Gehülfen, denen er untergeben war, mit denen er wohnen und ſpeiſen mußte, während die ganze Zeit hindurch das Schreien, Fluchen und Toben der Irren in nächſter Nähe ſeines Zimmers ertönte und ihm oft allen Schlaf raubte. *)

Die einzige, äußere Zerſtreuung von dieſen drückenden Geſchäften waren für Juſtinus die Sonntagsſpaziergänge mit einigen älteren Freunden, mit welchen er gemeinſchaftlich die immer mehr liebgewonnenen naturgeſchichtlichen Studien, in Büchern wie im Freien, fortſetzen konnte. Doch das beſte Mittel, ſich von der geiſttödtenden Arbeit zu erholen, fand er in der Poeſie, deren Pflege ihm die innere Befreiung brachte. Er hatte ſich gewöhnt, während die Hände mechaniſch fortmachten, an ganz Anderes zu denken, und ſo dichtete er im Stillen Lieder aller Art, die er auf unter den Tüchern verſteckte Blätter mit dem Bleiſtifte hinwarf und in den Freiſtunden in's Reine ſchrieb. Es entſtanden derart ganze Bücher mit Verſen, von welchen er jedoch ſpäter die Meiſten wieder vernichtete. **) Alle dieſe Gedichte enthielten Anklänge an Klopſtock, Hölty, Matthiſſon, Schiller und

---

*) **Kerners** ſpätere Neigung zur Behandlung von Geiſteskranken war auch eine Naturgabe; er beſuchte aus Mitgefühl die Ludwigsburger Irren in ihren Zellen, und wußte manchen Raſenden durch liebreichen Zuſpruch und durch das Spiel ſeiner Maultrommel zu beſänftigen; dagegen verkehrte er nur gezwungen mit den Züchtlingen, bei welchen er in der Folge die Tuchfabrikation zu lernen hatte.

**) Einige der aus dieſer frühen Zeit übrig gebliebenen Gedichte hat Kerner dem „Bilderbuch“ einverleibt, aus dem wir das folgende als Probe hier mittheilen wollen:

Goethe, mit deren Werken er ſich unter ſeiner Näharbeit heimlich beſchäftigte, während auf dem Tiſche die ihm von ſeinem Lehrherrn empfohlenen kaufmänniſchen Bücher von Nelkenbrecher und Büſching zwar lagen, doch viel weniger gebraucht wurden.

„Wie aber gerade Schmerz und Gram, wie eine drückende Lage, zum Witze und Humor ſtimmen, ſo waren meine poetiſchen Produktionen hier ſehr oft ſcherzhaft und ſatiriſch . . . Auch in Proſa ließ ich Satire und Humor aus.“ In dieſen Worten aus dem „Bilderbuch“ gibt uns Kerner ſelbſt die erſte Andeutung jener Neigung zum Komiſchen, die ſich in einigen ſeiner ſpäteren Werke in ſo einziger Weiſe mit traumhafter Phantaſie und ſchwärmeriſcher Romantik zum eigentlichen Ausdrucke ſeines dichteriſchen Weſens verſchmelzen ſollte, und erinnert dann an einige, dem jugendlichen Uebermuthe entſprungene Humoresken, von denen ſich jedoch nur wenig erhalten hat. Außer einem ganzen Epos in Blumauer'ſchem Style,

In der Krankheit.

Sinke, ſchwacher Wanderſtab!
Welke, welke Leib! ich will dich nimmer!
Sterne! ſtreuet euren bleichen Schimmer
Auf des Frühverſtorb'nen Grab!
Mutter! was? ein Trauerflor?
Kränz' mit Roſen deine grauen Haare!
Die da ſterben in dem Lenz der Jahre
Schweben ja am reinſten empor.

das er, des zu muthwilligen Tones willen, bald in's Feuer geworfen, theilt er uns, z. B., das angebliche Schreiben eines damals lebenden Beamten (unter der Bezeichnung: Kammerrath und Keller X. zu H.) über einen ihm widerfahrenen (fingirten) Mordanfall auf ſeinen Zopf mit, worin deſſen bekannter abſonderlicher Kanzleiſtyl noch übertrieben war; die Myſtification gelang dem Nachdichter ſo gut, daß das Schriftſtück von einem Dritten mit einem Namen gedruckt, von Hand zu Hand lief, und das Ludwigsburger Publikum Jahre lang der Meinung war, jener Mann habe es wirklich verfaßt.

Ein größeres, auf der Leiter im Gewölbe der Tuchfabrik gedichtetes Produkt, war ein fünfaktiges Luſtſpiel in Jamben, das, unter dem Titel: „die zwölf betrogenen württembergiſchen Paſtores“, die Geſchichte von einem Juden behandelte, der zu jener Zeit, ſich für einen franzöſiſchen, emigrirten Grafen ausgebend, nach und nach einem Duzend Pfarrern (worunter auch Kerner's Schwager Zeller zu Wiernsheim) Geld abgeſchwindelt hatte. Das Stück, deſſen Plan im „Bilderbuch“ noch ganz mitgetheilt iſt, war mit vielem Humor geſchrieben; das Manuscript gieng aber durch Hinleihen in Tübingen verloren, wo Kerner die Freunde oft damit ergötzt hatte. Endlich erfahren wir noch von einem, gleichfalls verloren gegangenen Werklein, das in gereimten Verſen die Geſtalten der Ludwigsburger Originale vorführte, die im „Bilderbuch“ ſelbſt ſo trefflich gezeichnet ſind und die Kerner meiſt auch in ſeine „Reiſeſchatten“ einreihte.

Trotz dieſer geiſtigen Beſchäftigungen fühlte unſer Dichter doch mit jedem Tage mehr das Unerträgliche ſeiner

Lage; ja ſein Unmuth über die verfehlte Stellung verleitete ihn ſogar zu politiſchen Gedichten, welche ſowohl die damalige allgemeine Bedrückung als ſeine eigene ihm eingab, und von denen er nichts ſehnlicher wünſchte, als daß ſie ihn auf die Feſtung bringen möchten, wo einſt Schubart zehn Jahre lang geſeſſen: „Da, dachte ich, könnte ich doch ungeſtört, und ohne dabei nähen zu müſſen, in ein Stübchen eingeſperrt, und wenn auch an eine Kette gelegt, leſen und dichten, und Lieberes wußte ich nicht.“ Zum — Unglücke für ihn zündete das Strohfeuer dieſer verpönten Lieder nicht, deren Geſinnungen freilich, nach den handſchriftlich noch vorhandenen Fragmenten zu urtheilen, ſelbſt dem Bruder Georg alle Ehre gemacht hätten, und Juſtinus kam nur auf den Asberg als Beſucher ſeines, wie er, ſehr unpolitiſchen Bruders Louis, der in jener Zeit droben Garniſonsprediger war. *)

Was ihn auch noch vollends betrübte, war, daß er in dieſer Zeit die Geſellſchaft ſeiner Schweſter Wilhelmine verlor, die ſich mit dem Pfarrer Steinbeis zu Oelbronn bei Maulbronn vermählte, und welcher er bis dahin, allein unter allen Verwandten, ſeine poetiſchen Verſuche mittheilen konnte. Zwar lebte ſein Bruder

---

*) Um ſich den peinigenden Gedanken an ſeine gepreßte Lage zu entziehen, machte er einſt in einer ſchlafloſen Nacht den Vers:

Wollen dich Gedanken kränken,
Zwinge dich an nichts zu denken.

Dieſer Reim, hundertmal nach einander wiederholt, wurde für ihn von da an bis in's Alter ein probates Mittel gegen Schlafloſigkeit.

Karl auch in Ludwigsburg, doch war der Verkehr mit ihm durch Beider ſo verſchiedene Lebensſtellungen ſehr beſchränkt, und mit ſeinen Gedichten durfte er dieſem gar nicht kommen, der ja nur Schiller und Seume kannte, während Juſtinus auf dem Wege war, ſich vom Klaſſicismus der Romantik ganz in die Arme zu werfen.

Endlich ſollte Juſtinus erlöſet werden; es waren Georgs Briefe aus Schweden und Hamburg, die ihm zeigten, wie Jener, nach ſo großen Stürmen, die letzte Hoffnung ſeines Lebens in den Naturwiſſenſchaften gefunden, zu welcher auch Er ſich immer mehr hingezogen fühlte. Und nachdem er für ſeinen Wunſch bei den Verwandten und Bekannten der Mutter keine Aufmunterung erhalten, wandte er ſich nach Tübingen an den väterlichen Freund Conz, und es war nicht umſonſt: dieſer beruhigte die Mutter und den Bruder Karl über die Koſten des akademiſchen Studiums, für welches er Juſtinus genügend vorbereitet erklärte, erbot ſich, ihn gegen billige Entſchädigung in ſeine eigene Wohnung aufzunehmen und ſtellte für ihn überdieß den Genuß eines der zahlreichen Stipendien der Univerſität in Ausſicht. So konnte Kerner endlich den Tuchſäcken und Indigofäſſern Valet ſagen, von welchen ihn Direktor und Gehülfen der Fabrik ſogar gerne ſcheiden ſahen, da er ihnen zuletzt, ſeines poetiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Treibens wegen, als eine myſteriöſe Perſon, ein Weſen höherer Art erſchienen ſeyn mochte, dem ſie aus Reſpekt die proſaiſchen Geſchäfte der Anſtalt nicht mehr zumuthen wollten, wenn er ſie nicht freiwillig verrichtete: ſein Aufenthalt in derſelben hatte faſt zwei Jahre gedauert.

Es war im Herbſte 1804, als Juſtinus von der Mutter, die ihn nur ungern aus ihrer Nähe ziehen ließ, Abſchied nahm und, mit Büchern und ſonſt wohl bepackt, ſeinen Zug nach Tübingen antrat; um das Sparen gleich anzufangen, machte er die ganze Reiſe zu Fuß, und kehrte nirgends ein, ſondern ſtärkte ſich zum Weitergehen mit einem friſchen Trunke aus den Brunnen am Wege. So kam er endlich bis vor das Thor der Muſenſtadt, wo die Ermüdung ihn zwang, erſt noch auszuruhen; es war Nacht und der Mond ſchien hell. Da hatte er einen magnetiſchen, vorausſagenden Traum (den er ſpäter in ſeiner Dichtung „die Heimatloſen" benutzte) in welchem er einen Hirſch mit Storchfüßen, den er nach Linné claſſifiziren ſollte, als ein Vorbild des ihm bevorſtehenden ängſtlichen Studiums ſo vieler Meinungen und Syſteme erkannte. Als er erwachte, wehte ihm der Luftzug aus den Fenſtern des nahen Armenſpitals ein Recept des damaligen Oberamtsarztes Uhland in Tübingen — (auch ein Oheim des Dichters) — entgegen. Bis jetzt war er noch unentſchloſſen geweſen, welches Fach der Naturwiſſenſchaften er ergreifen ſollte; das war ihm nun ein Zeichen ſeines künftigen Berufes und wohlgemuth zog er in die ihm unbekannte Muſenſtadt, mit dem feſten Entſchluſſe: **„Du ſollſt ein Arzt werden!"**

Juſtinus Kerner's Abgang nach Tübingen, mit welchem „das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" ſchließt, bildet den Uebergang zu einem zweiten Abſchnitte ſeines Lebens, der die Univerſitätsjahre und die darauf folgenden

Wanderjahre bis zu jener Zeit umfaßt, wo, nachdem der Dichter am Fuße des Berges der Weibertreue ſeine bleibende, eigentliche Heimath gefunden, die letzte und größte Periode, die dreiundvierzigjährige Weinsberger Aera beginnt.

Bisher konnten wir, Dank den eigenen Aufzeichnungen Kerner's, den Lebensgang der erſten Jugend in etwas eingehender Weiſe ausführen, doch geſchah dieß weniger dieſes äußeren Umſtandes willen, als weil das „Bilderbuch“ uns die willkommene Gelegenheit bot, die Hauptzüge von unſeres Dichters Weſen und Charakter, wie ſie ſich mit der Zeit zu dem Bilde ſeiner ganzen, eigenthümlichen Perſönlichkeit verſchmolzen haben, ſchon vielfach aus den Keimen der Kindheit zu erkennen und ſie in der Entwicklung des Knabenalters zu verfolgen. Dagegen müſſen wir von nun an das Lebensbild des Jünglings, des Mannes und des Greiſes um ſo mehr nur in ſeinen Hauptumriſſen zeichnen, da es ſich ſelbſt in wenigen äußern Richtungen bewegt, aber in einem ſolchen allgemeinen, innern Wachsthum und Entfalten ſich offenbart, daß deſſen umfaſſende Schilderung nach dem unermeßlichen, von Kerner hinterlaſſenen Material, ſchon was uns für die gegenwärtige Schrift an Zeit und Raum geboten iſt, bei Weitem überſchreiten würde; doch ſoll hoffentlich nichts irgendwie Bemerkenswerthes ohne Erwähnung bleiben.

Kerner war alſo achtzehn Jahre alt, als er die württembergiſche Hochſchule zu einem vierjährigen Aufenthalte bezog. Er wohnte Anfangs im Hauſe ſeines „Retters“ Conz, kam aber bald durch deſſen Vermittlung in den ſogenannten Neuenbau, eine Anſtalt in welche, laut alter Stiftungen, unbemittelte Studierende der verſchiedenen Fakultäten aufgenommen werden. Während er nun einerſeits von Conz Privatunterricht in der klaſſiſchen Literatur genoß, auch deſſen philologiſche und äſthetiſche Vorleſungen beſuchte, widmete er ſich andrerſeits mit unermüdlichem Eifer und einer, gegen früher, außerordentlichen Leichtigkeit dem Studium der ihm ſo liebgewordenen Naturwiſſenſchaften und ſeines eigentlichen Berufes, der Arzneikunde, in allen ihren Theilen, worin ſeine Hauptlehrer der Kanzler Autenrieth und die Profeſſoren Kielmeyer und Gmelin waren, die ihm auch als Freunde näher traten.

Wir können hier die Einzelheiten dieſes Studienganges nicht eingehender verfolgen; Ein Punkt aber darf nicht unerwähnt bleiben, weil er ein Beweis weiter iſt, wie die ſpätere Laufbahn Kerner's überall ſchon in den Anfängen vorgezeichnet ſchien. Als ihm, gleich jedem angehenden Mediziner, von Autenrieth ein Patient zu alleiniger Beobachtung und Behandlung überwieſen wurde, fügte es ein gewiß merkwürdiges Omen, daß es gerade der unglückliche Dichter Friedrich Hölderlin ſeyn mußte, der, ſchon damals völlig geiſteskrank, nachdem man ihn als unheilbar wieder aus dem Klinikum entlaſſen, in der Familie eines braven Schreiners, Namens Zimmer, untergebracht war, wo er einen alten, am Neckar ſtehenden Thurm, der zu deſſen Haus gehörte, bewohnte und noch über dreißig Jahre lang ſo dahinlebte! *) Sein Wahnſinn

---

*) Wer gedenkt nicht hiebei jenes anderen, bekannteren Stadtthurmes, hinter dem Kernerhaus zu Weinsberg, in

war übrigens, einige Ausnahmen abgerechnet, ganz harmloſer Natur, und hatte der Unglückliche auch keine eigentlich lichte Augenblicke, ſo war doch der Verkehr mit ihm, der beſonders von Seiten der Studenten ziemlich lebhaft blieb, nichts weniger als gefährlich, und ſelbſt intereſſant für diejenigen, die ſich aus Mitleid häufiger mit ihm abgaben und denen ſich Hölderlin meiſt fügſam wie ein Kind zeigte; nur mußte der Beſucher nicht vergeſſen ihn ſo oft als möglich (nach ſeinem frühern Titel) mit „Herr Archivrath" anzureden, worauf der arme Dichter nicht ſelten, unter tiefen Verbeugungen, die Gegentitulatur „Euer Heiligkeit" zurückgab! .. So ſollte Kerner ſchon frühzeitig das geheimnißvolle Weſen des Wahnſinns kennen lernen, dem er in ſpäteren Jahren einen bedeutenden Theil ſeiner Thätigkeit zu widmen beſtimmt war. Doch laſſen wir den Mediziner und wenden uns dem Dichter zu!

Juſtinus hatte in den Reihen der Tübinger Muſenſöhne — (ſelten iſt wohl dieſer Name richtiger am Platze geweſen) — einen, um einige Monate jüngeren, ſchon im fünfzehnten Lebensjahr an der Hochſchule inſcribirten Studioſus Juris gefunden, zu dem Er, wie Dieſer zu ihm, ſich bald innig hingezogen fühlte, und von dem er von nun an bis zum Tode, mit deſſen eigenen Worten, ſagen konnte und durfte:

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen beſſern find'ſt du nit.

---

welchem ſo oft ein noch berühmterer Dichter — Lenau — weilte, der leider! auch der ewigen Nacht des Geiſtes verfallen ſollte!

Es war Ludwig Uhland. Das Band, das die Beiden als Freunde für das ganze Leben vereinte, war die gleiche Liebe zur Poeſie und in dieſer, als zu deren reinſter Quelle, die Liebe für die erſt damals recht erſchloſſene Welt der deutſchen Vorzeit mit ihren unerſchöpflichen, ſo lange begrabenen Sagenſchätzen und ſo lange mißachteten Kunſtdenkmälern. Bald traten zu den zwei künftigen ſchwäbiſchen Dichtern andere, gleichgeſinnte Jünglinge, und unverſehens hatte ſich im Neuenbau eine Tafelrunde von „Rittern des Geiſtes" verſammelt, die in kurzer Zeit gegen die letzten Ungeheuer des Zopfregiments in der vaterländiſchen Literatur gewichtige „deutſche Hiebe" führen ſollten.

Zugleich mit Juſtinus Kerner befanden ſich im Neuenbau Ludwig Uhland's Vetter, Ernſt Uhland[*] (frühzeitig geſtorben als Oberamtsarzt zu Ludwigsburg,) und Heinrich Köſtlin (geſtorben 1859 als Obermedizinalrath zu Stuttgart); im Herbſt 1806 kamen hiezu Karl Mayer, der ſinnige Sänger der Natur (von 1825 bis 1843 Oberamtsrichter in Waiblingen und ſeither als Oberjuſtizrath in Tübingen wieder mit ſeinem Freunde Uhland vereinigt) und Heinrich Breslau aus Würzburg (ſpäter Geheimerath und Leibarzt des Königs Ludwig von Bayern, geſtorben zu München 1851). Von den weiteren Freunden des Neuenbaukreiſes nennen wir noch Karl Mayer's Bruder, Auguſt

---

[*] Es war der Sohn jenes Dekans von Brackenheim, bei welchem Juſtinus von Maulbronn aus einige Monate lebte.

Mayer, (der als Offizier im ruſſiſchen Feldzuge 1812 ſpurlos verſchwand), die ſpäteren Ober-Medizinalräthe Georg Jäger (geſt. 1859 in Stuttgart) und Härlin (früher in Ulm), die beiden (zu Cannſtatt geſtorbenen) Oberamtsarzt Tritſchler und Diakonus Chriſtoph Jäger, endlich zwei Stuttgarter, Friedrich Kölle (ſpäter Legationsrath in Karlsruhe und Geſchäftsträger in Rom) und Schober, der ſchon 1811 beim Baden in der Oſtſee ertrank.

Aus dieſem Kreiſe ging die „ſchwäbiſche Dichterſchule“ hervor, zu deren zwei älteſten Koryphäen, Uhland und Kerner, ſich der jüngere, erſt im Jahr 1809 nach Tübingen gekommene Guſtav Schwab als „im Bunde der Dritte“ geſellte. Hier dichtete Juſtinus, wie ſein Freund Ludwig, manche ſeiner beſten Lieder, angeregt vor Allem durch die Erſcheinung jenes Kleinodes deutſcher Poeſie — „Des Knaben Wunderhorn“ — von Achim von Arnim und Clemens Brentano in drei Bänden (Heidelberg 1806—1808) herausgegeben. Von nun an hatte unſer Dichter ſeine ureigene Weiſe gefunden, welcher er durch ſein ganzes Dichterleben treu blieb; ja, ſelbſt der Ton dieſer alten Volkslieder war ihm ſo trefflich gelungen, daß Einem von ſeinen Liedern die, in ihrer Art wohl einzige Ehre widerfuhr, als ein wirklich altes in jene Sammlung aufgenommen zu werden. Es iſt das im zweiten Bande (S. 161.) des „Wunderhornes“ (wenn auch mit der Bezeichnung: „wahrſcheinlich nicht ſehr alt“) ſtehende Lied: „Icarus“, das ſpäter in dem zu den „Reiſeſchatten“ gehörenden Schattenſpiel: „der Todtengräber von Feldberg“ eine Stelle fand, und längſt ein vielgeſungenes

Volkslied geworden iſt. *) Von den andern Gedichten Kerner's aus dieſer Zeit wurden manche in der damals auch von den Herausgebern des „Wunderhornes" redigirten „Heidelberger Einſiedler Zeitung" abgedruckt.

Der Ruf der beiden ſchwäbiſchen Sängerjünglinge hatte alsbald die Grenzen ihres Heimathslandes überſchritten; ſchon 1806 brachte er ihnen von dem (nachher im Feldzug von 1809 umgekommenen) Dichter Leo von Seckendorf in Regensburg die Einladung zur Theilnahme an einem von ihm herauszugebenden „Muſenalmanach für das Jahr 1807", in welchen ſie denn, wie auch in den folgenden „für das Jahr 1808", einige der bekannteſten Lieder ihrer ſpäteren Gedichtſammlungen als Beiträge lieferten. **)

---

*) Die Leſer werden dieſes Lied — das in jenem Schattenſpiele „ein Handwerksburſche, der des Weges geht, ſingt" — mit Intereſſe in Kerner's eigener Handſchrift leſen, von welcher das am Schluſſe unſeres Büchleins befindliche Facſimile ein getreuer Abdruck iſt.

**) Uhland's Gedichte ſind darin bloß mit den Buchſtaben L. U. bezeichnet; die von Kerner im Jahrgang 1807 mit C. K. —(alſo führte er Anfangs auch als Dichter den Namen Chriſtian) — im Jahrgang 1808 aber ſtehen ſeine Lieder ſeltſamer Weiſe mit der Bezeichnung Juſtinus Wartenburg. So befindet ſich in ſeinem Nachlaſſe ein (wohl noch etwas früher) ganz von ſeiner Hand geſchriebenes Büchlein Gedichte eines angeblichen, frühverſtorbenen Guſtav Waldthal, deſſen beigefügte Biographie mit Wagner unterzeichnet iſt; dieſe Lieder ſind jedoch unzweifelhaft von Kerner ſelbſt, da ſich darunter die im „Bilderbuch" enthaltenen Jugendgedichte befinden.

So waren Uhland und Kerner in die Reihen der romantiſchen Dichter Deutſchland's eingetreten; allein nicht nur ſelbſtproduktiv, ſondern auch kritiſch gedachten ſie zu kämpfen für die poetiſche Schule, deren begeiſterte Jünger ſie ſich fühlten, und dieß veranlaßte eine in Beider Leben Epoche machende literariſche Erſcheinung.

Mit dem erſten Januar 1807 war nämlich zum erſten Mal das, ſeither zu ſo bedeutender Geltung gelangte „Morgenblatt für gebildete Leſer“ erſchienen, zwar eingeführt in das Publikum durch einen anerkannten Meiſter — Jean Paul — aber unter der Leitung des Dichters Weiſſer (den Uhland in einem Sonette ein „reines Hermelin der alten Schule“ nennt) und des Epigrammatiſten Haug, welche Beide in ihren Schriften einem trockenen, ſaft- und kraftloſen Klaſſicismus huldigten und gegen die geſammte Romantik polemiſirten. Da ſchlug Kerner den Freunden, zuerſt halb im Scherze, vor, ein, wenn auch nur für ihren engern Kreis beſtimmtes Gegenblatt zu ſchreiben, in welchen die Grundſätze und Anſichten der neuen Schule verfochten würden, und ſo kam ſchon mit dem 11. Januar das gemeinſchaftliche Unternehmen zu Stande, das unter dem Titel: „Sonntagsblatt für ungebildete Stände“ in einzelnen Bogen Manuſcript jeden Samſtag Abend in Kerner's Stube aufgelegt wurde, um am folgenden Sonntage von den Bewohnern des Neuenbaues geleſen und beſprochen zu werden. Die Hauptmitarbeiter an demſelben waren, außer Kerner, (unter dem angenommenen Namen Clarus) und Uhland (als Florens), Heinrich Köſtlin und Karl Mayer, welcher zu jeder Nummer Karrikaturen lieferte, worin die

Feinde der Romantik auch im Bilde gehörig mitgenommen waren. Das „Sonntagsblatt" enthielt lyriſche Gedichte, kritiſche Aufſätze, Dialoge über literariſche Gegenſtände, Epigramme, Ueberſetzungen aus der griechiſchen Anthologie und Aehnliches mehr, woraus beſonders zwei gediegene Aufſätze von Uhland „über das Romantiſche" und „über das Nibelungenlied" zu erwähnen ſind, und wurde etwa ſieben Monate lang fortgeſetzt, bis die meiſten Theilnehmer in die Vakanz giengen. Juſtinus Kerner ſammelte ſpäter die übrig gebliebenen einzelnen Blätter, die ſich als Reliquie aus ſeiner Jugendzeit mit der Bezeichnung: „Rudera von dem von mir und den Freunden im Neuenbau herausgegebenen Sonntagsblatt" noch unter ſeinen hinterlaſſenen Papieren vorfinden, während die von Karl Mayer gezeichneten Karrikaturen noch in des Letzteren Händen ſind.*)

Auch eines andern gemeinſchaftlichen Werkes Uhland's und Kerner's müſſen wir hier gedenken, einer bis jezt ungedruckt gebliebenen (aber in der Handſchrift gleichfalls noch vorhandenen) zweiaktigen Poſſe: „Die Bärenritter", die, auf einer von Kölle mitgetheilten Anekdote aus Karlsruhe beruhend, von den beiden

---

*) Karl Mayer ſelbſt hat darüber in ſpäterer Zeit im fünften Band (S. 33 — 51) des „Weimariſchen Jahrbuchs für deutſche Sprache, Literatur und Kunſt von Hoffmann von Fallersleben und Oskar Schade"—(Hannover, Rümpler, 1856) — unter dem Titel: „Das Sonntagsblatt, eine Erinnerung aus der romantiſchen Literaturperiode" berichtet; die beiden erwähnten Aufſätze von Uhland ſind darin vollſtändig abgedruckt.

Freunden mit einer Fülle von Poeſie und Humor gedichtet iſt, die ſie der Veröffentlichung wohl werth macht, und deren Geſänge von einem andern, muſikaliſchen Kameraden des Neuenbaues, Friedrich Knapp, ganz oder theilweiſe componirt wurden. *)

Im Herbſte 1808 hatte Juſtinus ſeine vier Univer-

---

*) Eine andere Probe von Kerner's Begabung für das Komiſche veranlaßten die (1805 erſchienenen) Gedichte ſeines Freundes Schoder, der nicht ohne Talent, aber ein unglücklicher Nachahmer Schiller's war, und deſſen Haupttugend als Dichter nicht gerade die Beſcheidenheit ſeines Vorbildes geweſen zu ſeyn ſcheint, wie unter vielem anderem aus dem Schluſſe des letzten ſeiner Lieder („An die Phantaſie") erhellt, wo es heißt:

Ich ſteig' und jauchz' und ſing' und bin!
Den Pol der Ewigkeit zum Bürgen;
Flieht, mag're Stunden, flieht nur hin!
Dann Auferſtehung in dem Ruhme,
Dann zu den Herrlichen der Welt
In Tuiskonas Heiligthume,
Zu Schiller geſtellt!

Kerner ſchrieb in ſein Exemplar komiſche Zuſätze unter und zwiſchen die überſchwenglichſten Stellen und heftete ihm eine Anzahl eigener, in noch übertriebenerer Weiſe gedichteter Lieder bei, mit dem Titel: „Anhang zu Herrn Schoder's Gedichten, geſammelt von Eulogius Muckenſchupf, *maître en poésie allemande.* Einige kleinere derſelben ſtehen als „Verſe eines Kraftgenie's" im „letzten Blüthenſtrauß", wovon das beifolgende, mit der Ueberſchrift: „Was er als meint", die poetiſchen Pretentionen Schoder's am Bündigſten kennzeichnet:

ſitätsjahre durchlaufen; er blieb noch einige Monate in Tübingen, um ſeine Doktordiſſertertion zu ſchreiben, wofür er als Gegenſtand die Funktionen der verſchiedenen Gehörorgane wählte.

Sein ganzes Weſen und Treiben als Student hat am Beſten ſein Freund Karl Auguſt Varnhagen von Enſe geſchildert, der in dieſer Zeit nach Tübingen kam, und mit welchem er, im gleichen Hauſe wohnend, bald den Bund für's Leben geſchloſſen; wir laſſen daher einige Auszüge aus des Letzteren trefflichen „Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens" hier folgen. Zuerſt heißt es, unterm 16. November 1808:

„Er (ein Frankfurter Mediziner) war mir eine willkommene Brücke zur Bekanntſchaft mit einem andern jungen Manne, mit Juſtinus Kerner, einem jüngern Bruder des Arztes in Hamburg, Dichter, von dem einige Lieder in der Einſiedler Zeitung gedruckt ſind; er iſt ein unſchuldiges, kindliches Gemüth, äußerlich vernachläſſigt, innerlich dem Höheren zugewandt, wir verſtehen uns aber wenig, er kennt nur ſein Schwaben. Auch einen Freund von ihm, Ludwig Uhland, ebenfalls Dichter, hab' ich geſehen und geſprochen."

Schon Ende November aber erzählt er von den beiden Freunden:

„Hier hat ſich Juſtinus Kerner ſehr an mich angeſchloſſen und auch Ludwig Uhland hab' ich nun erſt

---

Ich gleiche — (glaubt es, oder glaubt es nicht!) —
Gott Schiller'n auch ſo ähnlich im Geſicht,
Daß ich oft lange vor der Spiegelſcheibe,
Den großen Mann betrachtend, ſtehen bleibe.

recht kennen gelernt. Zwei liebe, herrliche Menſchen, ächte, urſprüngliche Seelen, reich begabt mit innerem Leben und äußerem Talent. Mein ihnen durch die Almanachspoeſien ſchon bekannter Name, jene unreifen, vergeſſenen Gedichte ſind es, die mir dieſe neuen Freunde verſchafft, aus dieſem geringen Faden ſpann ſich die ſchönſte Verbindung.“

„Von **Uhland** brachte mir **Kerner** ein ganzes Päckchen handſchriftlicher Gedichte: da tauchte mir wirklich die Seele in friſche Dichtungsfluth . . . **Uhland** behilft ſich nicht mit Worten und Redensarten, nur das Gefühl ſpricht und die Anſchauung, daher iſt ſein Ausdruck immer ächt. Die Natur die ihn umgibt, die Vorzeit deren Sage er verhallen hört, bezeichnen den Kreis ſeiner Dichtung. Seine gedrungene Kürze macht mich bisweilen aufjauchzen. Vaterlands- und Freiheitsliebe durchſtrömen ihn, und auch dies macht mir ihn werth . . . Umgang hab' ich nicht viel mit ihm und nur durch **Kerner's** Vermittlung, denn er iſt der entſchloſſenſte, hartnäckigſte Schweiger, der mir noch vorgekommen . . . Redet er aber, ſo iſt, was er ſagt, gediegen, klar, zweckmäßig und möglichſt kurz; ohne alle Abſicht und Ziererei iſt es ſo, aus freier Natur heraus . . . Und ſo iſt der ganze Menſch“ . . .

„Nun muß ich aber auch von **Kerner** mancherlei erzählen! Auch er iſt nicht nach unſerer nordiſchen Weiſe gebildet und geſprächig, aber den guten Willen hat er, ſich anzuſchmiegen und mitzutheilen. Mich beruhigt es, jemand in meiner Nähe zu haben — denn wir wohnen in demſelben Hauſe — der ſich ſo wohlwollend und theilnehmend bezeugt, und mich freut es jedesmal, wenn der liebe, treue Menſch Abends zu mir hereintritt und an meinem Tiſche ſeine Diſſertation ſchreibt, während ich an meinen Sachen fortarbeite, als wäre Niemand zugegen. Später ſieht er dann mit Bewunderung, wie ich Thee trinke, anſtatt des Schoppen Weins, der den Leuten hier ſo wohl ſchmeckt, und wir plaudern dann offen und frei über alles Mögliche. Daß mir Tübingen nicht behagt und daß ich ſo manche bittere Bemerkung ausſtoße, iſt ihm eine wahre Herzenskränkung; er ſieht wohl meiſtens ein, daß mein Tadel nicht ohne Grund iſt, er erkennt in manchen Fällen ſogar ſeine eigene Unzufriedenheit wieder, allein er will ihn doch nicht leiden, und nimmt ihm wenigſtens das Bittre, indem er den beſten Humor daraus macht. Er hat den lebendigſten Sinn für Scherz, für alles Komiſche und Barocke und eine Art von Leidenſchaft, daſſelbe an's Licht zu bringen und zu fördern. Da er es mit der Einſiedler Zeitung hält, ſo hat er deren Gegner, die Herausgeber des Morgenblattes, durch manchen launigen Einfall geärgert. Jedoch iſt ſeine Geſinnung, wie die ſeines Freundes **Uhland**, durchaus rein, unzerſtörbar rechtſchaffen, edel, tapfer, und ſo menſchenfreundlich, gutmüthig und zutraulich, daß er wohl nie Jemanden aus freien Stücken gekränkt, und immer gleich verziehen hat, wo Er der Gekränkte war. Er meint, es ſey ſo wenig Freude in der Welt, daß man nur eben etwas — gleichviel was — thun müſſe, damit die Zeit verſtreiche und ſo das ganze Leben . . . Die vier Jahre, die er nun hier ſtudirt, hat er ohne Anſtrengung doch mit großem Fleiße benutzt, außerordentlich viel gelernt und auch ſchon Kranke mit Geſchicklichkeit und Erfolg behandelt. Sobald er Doktor geworden, reist er nach Hamburg und von da nach Kopenhagen oder Wien; auf ihn werden die großen Städte ſchon wirken! Zu ſeiner Diſſertation hat er Bemerkungen über das Gehör gewählt, und deßhalb ganz neue Verſuche mit Thieren angeſtellt. *) In ſeiner Stube lebt er mit Hunden, Katzen, Hühnern, Gänſen, Eulen, Eichhörnchen, Kröten, Eidechſen, Mäuſen und wer weiß was noch ſonſt für Gethier, ganz freundſchaftlich zuſammen, und hat nur ſeine Noth, Thüren und Fenſter zu verwahren, daß ihm die Gäſte nicht entſchlüpfen; ob ſeine Bücher oder Kleider in Gefahr ſind, ob ihn ein Thier im Schlafe anſchnopert, oder unverſehens aufgeſchreckt nach ihm beißt, das kümmert ihn nicht. Seine Verſuche ſind ſchlau und ſinnreich, und er ſucht alle Quälereien zu vermeiden. Ueberhaupt ſteht er der Natur ſehr nah, und beſonders ihrer dunkeln Seite. Seine Augen haben etwas Geiſterhaftes und Frommes, ſein Herz kann er willkürlich ſchneller ſchlagen machen, aber es nicht ebenſo wieder hemmen . . . Alles Zauberhaft Magnetiſche tritt bei ihm in auffallender Stärke hervor. Er ſelbſt hat etwas Somnambüles, das ihn auch im Scherz und Lachen begleitet. Er kann lange ſinnen und träumen und dann plötzlich auffahren, wo dann der Schrecken der Andern ihm gleich wieder zum Scherze dient. Wahnſinnige kann er nachmachen, daß man zuſammenſchaudert, und obwohl er dies poſſenhaft beginnt, ſo iſt ihm doch im Verlauf nicht poſſenhaft dabei

---

*) In einer Anmerkung ſeiner „Reiſeſchatten“ belehrt uns Kerner, daß nach ſeinen Unterſuchungen, die Gänſe von allen Thieren das feinſte Gehör haben.

zu Muth. In der Poeſie iſt ihm das Wunderbare der Volksromane, der einfache Laut und die rohe Kraft der Volkslieder am verwandteſten; Dichtungen höherer Art läßt er gelten, aber er begehrt ihrer nicht;*) ſo ſpricht er auch mit Vorliebe die rohe Landesmundart, will ſie nicht ablegen und verſtockt ſich wohl gar gegen die Schriftſprache. Der Sinn für gebildete Kunſt tritt zurück; in der Muſik hat er ſich die Maultrommel angeeignet, und weiß dem geringen und doch wunderlichen Inſtrument die zarteſten und rührendſten Töne zu entlocken. Nun denkt euch noch die einfachſte, ganz vernachläſſigte Kleidung, völlige Gleichgültigkeit gegen die Dinge mit denen man ſich berührt, vorgebeugte Haltung, ungleichen, ungeraden Gang, eine ſtete Neigung ſich anzulehnen oder niederzulegen, wie er denn lieber auf einem Stuhl unbequem liegt als bequem ſitzt, und bei allem dieſem, einen doch ſchlanken, wohlgewachſenen, ganz hübſchen Jungen — ſo habt ihr ein vollſtändiges Bild meines Kerner's." —

---

*) Hieher gehört auch, was Varnhagen von einer mit Kerner nach Reutlingen gemachten Fahrt erzählt, wo ſie bei dem berühmten Nachdrucker Fleiſchhauer ſich mit Volksbüchern verſahen: „Der Nachdrucker, der zunächſt am Volke ſteht, für deſſen Bedürfniſſe er wohlfeile und geringe Ausgaben liefert, iſt für Kerner der eigentliche Buchhändler, mehr als der ordentliche, für Gelehrte und Gebildete ſorgende Verleger, und der Name Fleiſchhauer macht ihm einen beſſern Eindruck als alle Cotta, Göſchen und Perthes. Er liebt die Nachdrucker, wie man die Zigeuner liebt, aus dem romantiſchen geſetzloſen Hang im Menſchen, wobei man doch nicht anſteht, erforderlichen Falles gegen die Lieblinge es mit der ordentlichen Obrigkeit zu halten. Auf die Frage, ob bei neuem Abdruck der Volksbücher nie etwas verändert, ſondern der alte Text treu wiedergegeben werde, verſetzte der Mann, unſere Meinung mißverſtehend, er würde gerne manches ändern, aber es ſey dazu keine Zeit übrig. „Gottlob, ſeufzte Kerner, haben Sie nur immer recht viel zu thun!“ — . . . Daß auf unſerer Rechnung der „Kaiſer Octavianus“ wie ein bloßes Format als 8vian angeſetzt war, darüber hatte Kerner unendliches Vergnügen.“

Von Kerner's Hang zur Schattenſeite der Natur ſagt Varnhagen unterm 9. Dezember — nachdem er von einer Nacht erzählt, welche die Beiden, durch das Leſen von Jung Stilling's damals erſchienener „Theorie der Geiſterkunde" aufgeregt, unter den Schauern des Buches miteinander durchwacht hatten — noch Folgendes:

— „Dieſes Württemberg iſt recht die Heimath des Spuk- und Geſpenſterweſens, der Wunder des Seelenlebens und der Traumwelt. Die Einbildungskraft der Schwaben hat dafür eine außerordentliche Empfänglichkeit; ihre Nerven ſind nach dieſer Richtung beſonders ausgebildet. . . . Kerner iſt nun in dieſen Richtungen der wahre Ausdruck ſeines Landes und Volkes, nur emporgehoben aus der untern Region in eine höhere, wo wiſſenſchaftliche Einſicht und dichteriſche Phantaſie zu dem Volksthümlichen ſich miſchen. Seine Natur wirkt ſo entſchieden, daß in ſeiner Gegenwart mehr möglich ſcheint als ſonſt, daß die Empfänglichkeit anderer Gemüther durch ihn wächſt" . . . —*)

---

*) Ueber Hölderlin mögen hier noch einige Worte von Varnhagen eine Stelle finden; dieſer ſchreibt unterm 29. Dezbr.:

Dieſe treffende Charakterzeichnung Kerner's und Uhland's hat auch für das ſpätere Leben Beider, wenn man nur die natürliche Entwicklung von den Jugendjahren zum Alter hinzudenkt, ihre volle Geltung beibehalten, und wir müſſen ſie um ſo mehr als eine werthe Gabe anerkennen, als ſie von einem ſo feinbeobachtenden Geiſte, wie Varnhagen, herrührt.

Nachdem Juſtinus mit ſeiner Diſſertation, für welche er, wie der Freund uns erzählt hat, ſo intereſſante praktiſche Studien gemacht, noch im Dezember 1808 — ſein Diplom iſt vom 20. d. M. — ehrenvoll zum Doktor der Medizin promovirt worden war, verließ er, kurze Zeit nach Varnhagen, die Univerſität und die Heimath, um ſich auswärts für ſeinen Beruf noch weiter auszubilden. Bevor wir ihn aber auf ſeinen Reiſen begleiten, haben wir noch einer Verbindung zu gedenken, die er ſchon früher in Tübingen geſchloſſen und die das ſchönſte Glück ſeines Lebens in ſich verborgen trug.

Es war im Herbſte 1807, als Kerner, mit einer größeren Geſellſchaft, eine Fahrt auf die bei Reutlingen gelegene Ruine der Achalm machte, und beim Beſteigen der Bergſpitze ein junges Mädchen erblickte, die hinter den übrigen Begleitern etwas zurückgeblieben

---

„Zu einem andern Dichter hat mich Kerner geführt, zu einem Dichter im wahren vollen Sinne, einem ächten Meiſter der Poeſie, der aber nicht am Hofe zu ſuchen iſt . . . ſondern — im Irrenhaus. Wie ein Straf-Schauder traf es mich, als ich zuerſt vernahm, Hölderlin lebe hier ſeit ein paar Jahren als Wahnſinniger!“ . . .

war und ihn durch ihre ernſte, trübe Stimmung ſogleich mächtig anzog. Da trat er auf ſie zu und redete ſie mit dem Verſe von Goethe an:

Wie kommt's, daß Du ſo traurig biſt,
Da Alles froh erſcheint?
Man ſieht Dir's an den Augen an,
Gewiß, Du haſt geweint!

Das Mädchen, durch dieſe herzliche Theilnahme des Unbekannten ergriffen, ſchloß ſich vertraulich an ihn an, und theilte ihm mit, daß ſie eine Waiſe ſey und unter unfreundlichen Verhältniſſen bei Verwandten bald in Tübingen, bald anderswo lebe. Kerner, den zwar keine ſolche, aber andere äußere Umſtände zeitweiſe in einer gedrückten Stimmung erhielten, meinte hierauf, da er in einer ähnlichen Lage ſey, ſo würden ſie Beide gut zuſammenpaſſen, um die Sorgen des Lebens mit einander zu theilen ... Der Dichter hat ſelbſt das erſte Werden dieſer ſeiner einzigen Liebe in dem ſchönen Liede: „An Sie im Alter" (3) erzählt, wo er von der Heimath der Geliebten:

Auf den Fildern, unter den Bäumen,

und von ihrem Jugendleben daſelbſt ſingt, und mit den Worten ſchließt:

Ueber den Fildern, über den Bäumen,
Auf der Achalm hohem Haupt
Sah ich ſie im Gold des Morgens,
Hat ſie mir das Herz geraubt.

Ueber die Filder, über die Bäume,
Stieg die Lerche himmelwärts,
Sang ihr Lied, als ich ſie drückte
Da auf ewig an mein Herz.

Wohl hatte Juſtinus ſein treues „Rickele“ gefunden, aber erſt nach Jahren ſollte er ſie für ſein ganzes Leben erringen. Die Verlobung mit dem vermögensloſen Mädchen ſchien Allen eine Uebereilung des einundzwanzigjährigen Studenten, der ſelbſt ohne Vermögen war, und keine nahe Ausſicht auf ein geſichertes Auskommen hatte;*) ſo ward für ihn „die ſchöne Zeit der jungen Liebe“ eine lange Zeit der Trennung, von welcher es im erſten Liede ſeiner „lyriſchen Gedichte“ heißt:

Herz vom Herzen weggeriſſen!
Wandelnd in der Fremde bang,
Ward Dein Stern, dein frommer Glaube;
Meiner in den Finſterniſſen
Meine Liebe, mein Geſang:
So der Welt ward keins zum Raube,
Bis ich gänzlich Dich errang. (An Sie.)

Im Frühjahr 1809 begann Kerner ſeine Reiſe, die ihn zuerſt über Frankfurt und Hannover nach Hamburg führte, wo er mit großer Freude ſeinen theuren Bruder Georg wiederſah und mit ihm, leider zum letzten Male, längere Zeit zuſammenlebte. Durch ihn machte er die Bekanntſchaft von deſſen treuem Freunde Reinhold, der damals holländiſcher Geſchäftsträger bei den Hanſeſtädten war. Varnhagen, welchen Juſtinus gleichfalls hier wieder zu treffen hoffte, war ſchon nach Oeſterreich abgereist; dafür lernte er deſſen geiſtreiche Schweſter Roſa Maria, und durch dieſe, deren Freundin Amalia Weiße (nachher verehlichte Schoppe) kennen, die ſich als Romanſchriftſtellerin bekannt gemacht hat; beide Frauen gehörten von da an zu den treueſten Freunden unſeres Dichters.

---

*) Friederike Ehemann war eine Tochter erſter Ehe des Profeſſors der Kloſterſchule Denkendorf, Philipp Friedrich Ehemann, der einſt — wie oben erwähnt — nach Maulbronn zu Kerner's Vater kam; er war vorher Pfarrer zu Ruith auf den Fildern (bei Stuttgart) geweſen, wo ihm dieſe Tochter — um dieſelbe Zeit wie Juſtinus — geboren wurde, und ſtarb in gleicher Eigenſchaft zu Großbottwar um 1804. Seine erſte Gattin, Friederike's Mutter, war ſchon 1788 geſtorben.

Von Hamburg wandte ſich Kerner im Sommer nach Berlin, wo er einige Zeit mit zweien der berühmteſten romantiſchen Sänger verkehrte: dem Verfaſſer des „Peter Schlemihl", Adelbert von Chamiſſo, und dem Dichter der „Undine", Friedrich de la Motte Fouqué. Dann zog er über Dresden nach Böhmen, um daſelbſt ſeinen andern Bruder, Karl, der als Generalquartiermeiſter im Städtchen Freyſtadt in Garniſon lag, aufzuſuchen, und kam im Herbſte am Ziele ſeiner Reiſe, in Wien an.

Hier blieb er den ganzen Winter und war fleißig im Beſuche der Hospitäler und der berühmten mediciniſchen Anſtalten der Kaiſerſtadt. Auch machte er intereſſante Bekanntſchaften durch ſeinen Freund Varnhagen, den er hier unverſehens wieder fand,*) und mit welchem er oft die Abende in den Theatern zubrachte, wo ihn das Volksthümliche der Wiener Lokalſtücke beſonders lebhaft anzog.

---

*) Das Wiederfinden verdankten die beiden Freunde ihren kleinen Talenten, worüber Varnhagen in dem betreffenden Abſchnitte ſeiner „Denkwürdigkeiten" das Nähere anmuthig erzählt. Er hatte in einem Laden beſonders geſtaltete Scheeren

Von den ausgezeichneten Perſonen, die Juſtinus hier kennen lernte, erwähnen wir nur Friedrich Schlegel und deſſen geiſtreiche Gattin Dorothea, ſowie den ſchon damals berühmten Tonkünſtler Ludwig van Beethoven. Ein junger, iſraelitiſcher Arzt aus Königs-

---

geſucht, zum Ausſchneiden von Silhouetten, worin er Meiſter war; da ſagte der Kaufmann zu ihm: „Was es doch für hübſche Talente gebe! — ſo habe er eben auch ein ganz gewöhnliches Werkzeug unter Händen, für das ihm aber ungewöhnliche Genauigkeit anempfohlen ſey, eine Maultrommel nämlich, und gewiß, der Herr, der ſie beſtellt, wiſſe ihr wahre Zaubertöne zu entlocken. Mir ſchlug das Herz — fährt Varnhagen fort — ich dachte gleich an Juſtinus Kerner und an die Möglichkeit ſeines Hierſeyns. Die Antwort auf meine raſchen Fragen beſtätigte meinen Verdacht: Name und Wohnung des Beſtellers waren zwar unbekannt, aber er mußte ja wiederkommen, und dann ſollten nähere Angaben gefordert werden. Noch deſſelben Tages kehrte ich in den Laden zurück: es war richtig, Doktor Kerner hatte die Maultrommel abgeholt, und auf Befragen, wo und wann er zu treffen ſey, eine Abendſtunde im nahen Kaffeehauſe angegeben; er dachte nicht an mich, er meinte, irgend ein Landsmann aus Schwaben mochte ſeine Spur entdeckt haben. Ich traf ihn am beſtimmten Ort, er ſaß gleichgültig da, das Geräuſch und Gewühl um ihn her ſchien er nicht zu bemerken; er ſah mißtrauiſch vor ſich hin — da fällt ſein Blick auf mich, er ſpringt heftig auf, ſchreit meinen Namen und liegt in meinen Armen.“

berg, David Aſſur, der wie Kerner zur weiteren praktiſchen Ausbildung die Hospitäler beſuchte, trat den beiden Freunden durch ſeine poetiſche und humoriſtiſche Begabung näher; (er gieng ſpäter zum Chriſtenthum über und wurde, unter dem veränderten Namen Aſſing, der Gatte von Varnhagen's Schweſter Roſa Maria). Eine andere Bekanntſchaft endlich war der Dichter Joſeph Ludwig Stoll, der Sohn eines berühmten Wiener Arztes, ein origineller Menſch, mit welchem beſonders Kerner häufig verkehrte, der aber in Folge von politiſchen Mißverhältniſſen, trotz ſeinem Talente, zu keiner rechten Lebensſtellung zu gelangen wußte, und bald in ſo dürftigen Umſtänden ſtarb, daß Uhland ſeinem Tode das bekannte Lied: „Auf einen verhungerten Dichter“ widmen konnte. *)

---

*) Kerner unterſtützte Stoll oft mit Geld, obwohl er ſelbſt nicht zuviel damit verſehen war, und wenn er mit ihm in den Prater gieng, kam es manchmal vor, daß er ihn unterwegs in ein ſogenanntes Durchhaus führte, um ihm ſeine Schuhe mittelſt engliſchem Pflaſter aus ſeinem Verbandzeug auszubeſſern. Das Beſte, was er dem armen Poeten that, war, daß er ſpäter einen Verleger, Braun in Heidelberg, für deſſen Gedichte fand, deren erſter Theil 1811 erſchien, und worunter das Lied: „An den Geiſt meines Vaters“ das ſchönſte iſt, während von den dramatiſchen Arbeiten eine Poſſe: „die Schnecken“ von genialer Begabung zeugt. Den zweiten Theil bemühten ſich nachher Kerner wie Braun auch von dem Dichter zu erhalten, aber vergebens: die werkthätige Liebe des Freundes konnte den Untergehenden nicht mehr retten!

Im Frühjahr 1810 verließ Juſtinus das ihm liebgewordene Wien und nahm ſeinen Rückweg über München, Regensburg und Nürnberg — in letzterer Stadt begeiſterten ihn außerordentlich die zahlreichen Denkmäler der altdeutſchen Kunſt und die Meiſterwerke Albrecht Dürer's — nach Augsburg, wo ſein „Rickele“ bei einer Verwandten ſich aufhielt und in deren Begleitung er glücklich in die Heimath zurückkam.

Nach kurzem Aufenthalte bei den Seinigen zu Ludwigsburg und den Freunden zu Tübingen ſiedelte ſich Kerner, zur Ausübung der Medizin, in dem Städtchen Dürrmenz an, welches er jedoch, des beſchränkten Wirkungskreiſes wegen, bald wieder verließ, worauf er, dem Enzthal weiter aufwärts folgend, nach dem, mitten im Schwarzwald gelegenen Wildbad zog. Hier blieb er das nächſte Jahr, und hier begann er, außer der ärztlichen Praxis, auch ſeine literariſche Laufbahn, ſowohl in der Dichtkunſt als auf dem mediziniſchen Gebiete, wie denn überhaupt dieſe Zeit vielleicht an eigener Produktivität die reichſte ſeines Lebens war.

Das erſte Werk, welches Juſtinus hier vollendete, war auch ſeine größte Dichtung: die „Reiſeſchatten, von dem Schattenſpieler Luchs,“ *) die zumeiſt während

---

*) Die Schreibart Luchs (nicht Lux) iſt, als die von Kerner ſelbſt allein gebrauchte, die richtige, wenn er ſie auch urſprünglich aus dem Namen jenes oben erwähnten republikaniſchen Freundes ſeines Bruders Georg, des ihm deßwegen von früher Zeit an intereſſant gebliebenen Adam Lux hernahm, und damit an die lateiniſche Bedeutung des Wortes

ſeiner Wanderung durch Deutſchland entſtanden, und von welchen er ſchon einzelne Abſchnitte in den Briefen an ſeinen Freund Uhland mitgetheilt, wie er auch in Wien das ganze Werk mit Varnhagen öfter beſprochen hatte. Selten iſt wohl ein Büchlein geſchrieben worden, das ſo ſehr alle Eigenſchaften des deutſchen Geiſtes — Tiefe des Gemüthes, Friſche der Phantaſie, Fülle des Humors — in gleicher glücklicher Verſchmelzung aufzuweiſen hätte, und ſo war es natürlich, daß ihm alsbald von einem Meiſter in dieſen Gebieten, von Jean Paul, eine anerkennende Beurtheilung zu Theil wurde, während freilich andererſeits ein Kritikus im „Morgenblatt“ darob in den läſterlichen Wunſch ausbrach, alle Poeſie, auch die wenige gute, möge zu Grunde gehen, damit man nur recht gewiß ſey, daß die vielen ſchlechten Dichter mitverderben würden! . .

Die Grenzen unſeres Schriftchens geſtatten uns überhaupt nicht, Kerner's einzelnen Werken eine eingehende Beſprechung zu widmen, und ſo müſſen wir uns hier darauf beſchränken, die „Reiſeſchatten“ als eine der originellſten Dichtungen zu bezeichnen, worin uns eine Reiſe gleichſam nur vorgeträumt wird, und wirkliche Erlebniſſe des Dichters, Erinnerungen und Geſtalten aus ſeiner früheren Zeit, mit durchaus phantaſtiſchen Gebilden zu einem bald in tiefſinnigſter Poeſie, bald in der naturwüchſichſten Komik

---

— Licht — für ſeine ſo lichtvollen Geſtalten anknüpfte; aber auch ein deutſcher „Luchs“ iſt ja ein Sinnbild des hellen Schauens, wie es dem ächten Dichter ſelbſt da zu Gebote iſt, wo die Welt nur Schatten ſieht.

ſich bewegenden Ganzen verſchmolzen ſind, Alles von den ſchönſten, ſangbarſten Liedern im Volkston durchwoben *),

---

*) Wir können nicht umhin, eines dieſer wahren Volkslieder, die oft ſchon componirte „Liebesklage" (lyriſche Gedichte 1854 S. 176) hieher zu ſetzen, die urſprünglich mit der Ueberſchrift: „Das ſchwarze Band", in die „Reiſeſchatten" zu den rührenden Klagliedern in der „Hiſtorie von einem Maler, genannt Andreas, und einer Kaufmannstochter, genannt Anna" gehört, und der Letzteren in den Mund gelegt iſt:

Schwarzes Band, o du mein Leben!
Ruh' auf meinem Herzen warm;
Liebe hat dich mir gegeben,
Ohne dich, wie wär' ich arm!

Fragt man mich, warum ich trage
Dieſes ſchwarze, ſchlechte Band,
Kann ich's nicht vor Weinen ſagen:
Denn es kommt von Liebesband.

So ich ſollte ruhig ſchlafen
In dem Bettlein, kann's nicht ſeyn;
Habe ſtets mit dir zu ſchaffen,
Schwarzes Band! du liebe Pein!

So ich ſollte zu mir nehmen
Etwas Speiſe oder Trank,
Kann ich nicht vor lauter Grämen
Sagen Dank: denn ich bin krank.

Krank ſeyn, es nicht dürfen klagen,
Iſt wohl eine ſchwere Pein;
Lieben, es nicht dürfen ſagen,
Muß ein hartes Lieben ſeyn!

und durch die eingeſchalteten, den bekannten ombres chinoises nachgebildeten Zwiſchenſpiele, wie das barocke: „König Eginhard“, das in ſeiner Art vollendete Meiſterwerk: „der Todtengräber von Feldberg“, (worin ein Ludwigsburger Original aus einer komiſchen zu einer tragiſchen Figur umgewandelt iſt) und das kindlich naive „Krippenſpiel in Nürnberg“, mit dramatiſchem Leben bereichert. Eines aber dürfen wir nicht verſchweigen — in den „Reiſeſchatten“ haben die „Reiſebilder“ von Heinrich Heine ihr Vorbild gefunden, und es iſt ein trauriges „Zeichen der Zeit“ daß erſtere für das deutſche Volk ſo gut wie verſchollen ſind, während die Letzteren allgemein bekannt wurden, denn wir erſehen daraus, wie das lebende Geſchlecht von der rein poetiſchen Schöpfung Kerner's, mit ihrem durchaus harmloſen Humor, ſich abgewendet hat, um an dem tendenziöſen Werke jenes Dichters, der ihm in bitterer Ironie alle Ideale zu zerſtören getrachtet, ſeinen Gefallen zu finden! . . . Möge das deutſche Publikum jetzt, nachdem die Sänger des „jungen Deutſchland“ längſt „zu den Todten“ geworfen ſind, ſich an die ewigen Werke ſeiner „unſterblichen“ Dichter allein haltend, auch ſeines Juſtinus Kerner's erſter Dichtung, die mit Recht als eine der edelſten Blüthen ächter Romantik bezeichnet wird, in Ehren wieder gedenken!

Während Kerner die „Reiſeſchatten“ vollendete, die zuerſt (ohne ſeinen Namen) im Jahr 1811 im Verlage ſeines Jugendfreundes Gottlieb Braun erſchienen*), beſchäftigte ihn zugleich die Herausgabe eines der damals ſo beliebten, poetiſchen Taſchenbücher, wozu er mit Uhland und Schwab*) in lebhaftem Briefwechſel ſtand. Der „poetiſche Almanach“ auf das Jahr 1812 (gleichfalls von Braun verlegt) enthält, außer den Beiträgen der drei ſchwäbiſchen Hauptdichter, (worunter einige von Uhland auch unter dem Pſeudonym Volker ſtehen), vermiſchte Gedichte von den Freunden Karl und Auguſt Mayer, Kölle, Varnhagen, und deſſen Schweſter Roſa Maria, Amalia Weiße, dann von den älteren, ſchon berühmteren Fouqué, Chamiſſo, Hebel (dem allemanniſchen Sänger), Conz, Helmina von Chézy, Graf Otto Heinrich von Loeben (als Schriftſteller Iſidorus Orientalis) und Andern; er erſchien im Jahre 1818 in neuer Auflage unter dem Titel: „Romantiſche Dichtungen von Fouqué, Hebel, Kerner, Schwab u. A.“ In der gleichen Zeit, wie dieſe poetiſchen Werke, entſtand Kerner's erſte mediziniſche Schrift: „Das Wildbad im Königreich Württemberg“, welche zu Ende des Jahres 1812 zum erſten Male herauskam, und 1820, 1832 und 1839 drei weitere, ſtets vermehrte Auflagen erlebte.**) Es iſt ein wahres Muſter einer Topographie, welches ſeinen Gegenſtand nach allen Seiten in vollendeter

---

*) Dieſe erſte Ausgabe der „Reiſeſchatten“ iſt äußerſt ſelten.

---

*) Als Uhland 1810 von Paris kam (wo er die altdeutſchen Manuſcripte ſtudirt hatte), machte er mit Guſtav Schwab, den Kerner im Sommer zu Tübingen hatte kennen lernen, einen Beſuch in Wildbad.

**) Im Oſiander'ſchen Verlag, Tübingen. — Die dritte Auflage enthält zugleich Nachrichten über das Bad Liebenzell, die vierte auch über Teinach.

Form veranſchaulicht; wenn die klare, aber einfache Darſtellung der Heilquellen und ihrer Wirkungen uns den ſtreng wiſſenſchaftlich forſchenden Arzt erkennen läßt, der die Wohlthaten der „Enzfey“ ſeinen Mitmenſchen offenbart, ſo werden wir dagegen an den Dichter erinnert, wenn er uns in blühender Sprache die herrliche Natur jenes „unterirdiſchen Thales“ ſchildert und die Sagen aus ſeiner Umgegend erzählt.*) **Kerner's** Werkchen hat das Verdienſt, ſowohl ſeine Landsleute, als das Ausland auf den Werth des, bis dahin faſt unbeachteten Schwarzwaldbades aufmerkſam gemacht zu haben.

Als „das Wildbad“ im Druck erſchien, war jedoch der Verfaſſer nicht mehr dort; zu Anfang des Jahres 1812 ſiedelte er nach **Welzheim** über, wo ſich ihm eine größere Praxis geboten hatte, und wo er bald ein ganz neues Feld für ſeinen ärztlichen Forſchungstrieb finden ſollte.

Sein Aufenthalt daſelbſt begann aber mit einem tiefen Weh, da mit dem Frühling eine ſchmerzliche Kunde ihn traf: ſein Bruder **Georg** war, (am 8. April) kaum 42 Jahre alt, plötzlich zu **Hamburg** geſtorben, als er gerade Anſtalten getroffen, um mit Frau und Kindern einen längſt erſehnten Beſuch in der Heimath zu machen *); der Feuergeiſt, der in dem zu früh gereiften Körper wohnte, hatte vor der Zeit die volle Kraft des Mannesalters verzehrt! Juſtinus gab ſeinem Schmerze über dieſen herben Verluſt einen rührenden Ausdruck in den drei Sonetten, die in den „lyriſchen Gedichten“ mit der Ueberſchrift: „Todtenopfer“ ſtehen.

---

*) Wir ſetzen hieher den Eingang des Büchleins, dem der Bibelſpruch: „Und der Geiſt Gottes ſchwebete auf dem Waſſer“ zum Motto dient: „Am Fuße ſchwarzwäldiſcher Gebirge, im Thale, durch das die Enz, unweit ihres Urſprunges ſchon, als ein beträchtlicher Waldſtrom wild reiſſend zieht, entſpringen die warmen Quellen des Wildbades aus Spalten zerſprungener Granitfelſen.“

Dagegen brachte ihm das folgende Jahr die endliche Verwirklichung ſeines Lebensglückes: im Februar 1813 führte er ſein „Rickele“ als Gattin heim, und mit ihr zog der gute Geiſt ſeines Hauſes bei ihm ein. Wir werden der ausgezeichneten Frau an einer andern Stelle noch beſonders zu gedenken haben, und erwähnen hier nur, daß ſie im Dezember deſſelben Jahres unſerm Dichter die älteſte Tochter ſchenkte, die nach ihrer Hamburger Pathin, Varnhagen's Schweſter, Roſa Maria genannt ward, und an deren Wiege einer ihrer ſchwäbiſchen Pathen, Uhland, das bekannte, ſchöne Lied: „Auf das Kind eines Dichters“ ſang:

Sey uns willkommen, Dichterkind,
An deines Lebens gold'ner Pforte!
Wohl ziemen Dir zum Angebind'
Sich Lieder und prophet'ſche Worte.

. . . .

---

*) Georgs Wittwe erfüllte bald nach ſeinem Tode ſeinen letzten Wunſch, indem ſie mit ihren drei Kindern auf einige Jahre nach Württemberg überſiedelte; ſpäter zog ſie, Familienverhältniſſen halber, wieder nach Hamburg, wo ſie noch jetzt lebt.

Was einſt als Ahnung, Sehnſucht nur
Durchdrungen deines Vaters Lieder,
Das ſinkt von ſel'ger Himmelsflur
Als reiches Leben Dir hernieder.

Von dieſen Liedern des Vaters waren indeſſen manche neue, darunter die erwähnten „Todtenopfer", ſchon früher veröffentlicht worden, da Kerner, noch von Wildbad aus, mit den Freunden die Herausgabe eines zweiten poetiſchen Almanachs vorbereitet, der auf das Jahr 1813 als „Deutſcher Dichterwald" erſchien, und wie der erſte, Beiträge von Kerner, Uhland, Schwab, Karl und Auguſt Mayer, Fouqué, Varnhagen, Roſa Maria, Amalia und Helmina, ſowie von Neueren, von Eichendorff (unter dem Namen Florens) und David Aſſur enthält.*) Von Juſtinus müſſen wir daraus beſonders das reizende Kindermährchen „Goldener" erwähnen, welches gleich darauf eine ähnliche Ehre wie das Lied von „Icarus" erfuhr, indem es von Gottſchalk aus dem „Dichterwald" in ſeine Sammlung deutſcher Mährchen aufgenommen ward, weil er glaubte, es läge demſelben eine Volksſage zu Grunde, während es ganz von Kerner ſelbſt erfunden iſt: ein Beweis mehr, wie Dieſer allem national Poetiſchem innigſt verwandt fühlte.

---

*) Tübingen bei Heerbrandt (nachher Oſiander.) — Der „Dichterwald" enthält auch einige der bekannten ſatiriſchen Gedichte des Recenſenten Spindelmann, unter welchem Namen Uhland und Kerner gemeinſchaftlich ihre poetiſche Kritik ausübten.

Dieſes „Mährchen vom Licht“ wie der Dichter den „Goldener“ ſo treffend nennt, ſtand im „Dichterwald“ nur als Einlage aus einer größeren, um dieſelbe Zeit entſtandenen, proſaiſchen Dichtung: „Die Heimathloſen“, die eine der reinſten Blüthen frommінniger Romantik bildet. Kerner hat hier, in der rührenden Geſchichte zweier Geſchwiſter, die, durch das Schickſal von der Geburt an getrennt, im Leben wie Fremde, aber doch gegenſeitig ſich angezogen fühlend, neben einander einhergehen, und erſt im frühen Tode als Kinder Eines Vaters erkannt werden, die tiefe, untilgbare Sehnſucht des Herzens nach einer beſſern Heimath geſchildert; wir möchten es eigentlich das Lied vom Heimweh nennen.

Die „Heimathloſen“, deren durchaus ernſter Ton gegen den vorwiegenden Humor der „Reiſeſchatten“ auffallend abſticht, wurden zuerſt im „Morgenblatt“ (Mai 1816) abgedruckt, und ſo finden wir denn den frühern Gegner dieſer Zeitſchrift, welche die „Reiſeſchatten“ ſo gründlich verdammt, und deren erſte Leiter Er ſelbſt in eben dieſer Dichtung, unter dem bezeichnenden Namen „Plattiſten“ arg mitgenommen hatte, als einen ihrer Mitarbeiter wieder. Die jungen Romantiker waren auch von dieſer Seite her nicht länger verkannt geblieben, nachdem mit dem Erſcheinen von Uhland’s Gedichten im Jahr 1814 die „ſchwäbiſche Dichterſchule“ unzweifelhaft ſich das Meiſterrecht errungen. Von nun an blieb Kerner mit dem „Morgenblatt“ in literariſcher Verbindung, und es mag wohl von 1814 bis 1861 kein Jahrgang deſſelben erſchienen ſeyn, der nicht einige Gedichte oder kleinere proſaiſche Beiträge von ihm erhalten hätte.

Hiezu gab ihm ſein neuer Aufenthalt mannichfache Veranlaſſung; wie er früher „das Wildbad" zu Ehren gebracht, ſo ward jetzt ſeine volle Aufmerkſamkeit für „Land und Leute" von der Welzheimer Gegend in Anſpruch genommen, deren Eigenthümlichkeiten er nach allen Seiten hin zu erforſchen ſich bemühte.

Der Welzheimer Wald, ein zwiſchen Rems und Kocher gelegener, ebenſo durch ſeine phyſiſche Beſchaffenheit, als durch eine in Sitten und Lebensweiſe charakteriſirte Bevölkerung merkwürdiger Gebirgsſtrich, war damals, von dem Verkehr mit der äußeren Welt ſo gut wie abgeſchloſſen, nur wenig bekannt und deßhalb auch in ſtaatlicher Hinſicht etwas zurückgeſetzt geblieben. In dieſer Abgeſchiedenheit aber wußte unſer Dichter einen neuen Kreis gleichſtrebender Freunde zu finden, an deren Arbeiten er lebhaften Antheil nahm; wir nennen hier nur den berühmten Geſchichtſchreiber von Württemberg, Johann Gottfried Pahl, damals Pfarrer zu Bichberg, und den als Alterthumsforſcher bekannten Pfarrer Heinrich Preſcher zu Gſchwend, (Verfaſſer einer Geſchichte der Grafſchaft Limpurg und Herausgeber einer antiquariſchen Zeitſchrift, betitelt: „Alt-Germanien"). Auch einen Naturdichter fand Juſtinus unter dem Landvolke, in dem armen Leineweber Johannes Lämmerer bei Gſchwend, von deſſen Gedichten er 1819 eine kleine Auswahl zum Drucke beſorgte, und den er in einem ihm gewidmeten Sonett mit Hans Sachs verglichen. Ein anderer merkwürdiger Mann aus dem Volke, der blinde, mit natürlicher Heilkraft begabte Melchior Lang, von dem er im „Morgenblatt" (Dez. 1815) berichtete, gab ihm wohl die erſte Erſcheinung des, für ſein Leben ſo wichtigen, magnetiſchen Heilungsvermögens im Menſchen. *)

Wenn Juſtinus, als Dichter, das Poetiſche überall erfaſſend, in der Hauptinduſtrie des Welzheimer Waldes, dem Flachsbau, Stoff zu zweien ſeiner ſchönſten Lieder fand — wie er das beſte „Lob des Flachſes“ darin ſieht, daß die „mildſte Pflanze“ dem Menſchen von der Wiege bis zum Sarge dient:

Zarten Leib in dich gekleidet
Tritt das Mägdlein zum Altare;
Liegſt, ein ſegnend Kreuz, gebreitet
Schimmernd über dunkler Bahre;

Biſt des Säuglings erſte Hülle,
Spieleſt lind um ſeine Glieder;
Bleich in dich gehüllt und ſtille
Kehrt der Menſch zur Erde wieder;

---

*) Wir gedenken hier noch eines Jugendfreundes, den **Kerner** in jener Zeit verlor: **Karl Gangloff**, der geniale Künſtler, der kaum zwanzig Jahre alt, allein durch Selbſtunterricht gebildet, herrliche Compoſitionen ſchuf, die zu den ſchönſten Hoffnungen für die Zukunft berechtigten — er ſtarb am 16. Mai 1814, im 24. Lebensalter, in ſeinem Geburtsort **Merklingen**. Zwei Lieder **Kerner's** („Todtenopfer für **Karl Gangloff**“ und „An **Gangloff's** Geiſt“) und drei Sonette von **Uhland** („Auf **Karl Gangloff's** Tod“) erinnern an deſſen Zeichnungen der „Herrmannsſchlacht“ und aus den „Nibelungen“; von den Letzteren — (die merkwürdiger Weiſe um dieſelbe Zeit, wie die großartige Compoſition des Meiſters **Peter von Cornelius**, entſtanden) — erſchien ein Blatt: „Chriemhilde bei Siegfried's Leiche“ im Steindruck.

und hieran das „Lob der Spindel“ knüpfend, den „lieben deutſchen Frauen“ zuruft, das „ſo gemeine Holz“ wieder zu Ehren zu bringen:

Sitzt fromm daheim und drehet
Die Spindel recht mit Fleiß!

. . . .

Spinnt fort in alter Weiſe,
Zart — aber ſtark und gut!

— ſo vergaß er darüber nicht, auch materiell für die gehörige Würdigung des im Lied verherrlichten Landproduktes das Seine zu thun, indem er, durch allſeitige Empfehlung deſſelben nach auswärts, den armen Dorfbewohnern einen beſſern Abſatz zu verſchaffen ſuchte, wie denn Welzheimer Flachs bald ein Artikel ward, mit welchem „das Rickele“ die Haushaltungen ſämmtlicher Bekannten zu verſorgen hatte.

Dagegen eröffnete ſich in Welzheim unſerm hellſehenden Juſtinus, als Doktor, eine zwar ſehr unpoetiſche, aber äußerſt reiche Quelle der Beobachtung in einer merkwürdigen lokalen Krankheit, nämlich die, in Folge der herrſchenden, ſchlechten Nahrungsweiſe des in kümmerlichen Umſtänden lebenden Landvolkes, häufig vorkommenden Vergiftungen durch den Genuß ſaurer, verdorbener Würſte, welche bis dahin keiner wiſſenſchaftlichen Unterſuchung unterworfen, erſt durch Kerner’s unermüdliche Forſchungen in ihrer ganzen ſchrecklichen Geſtalt und Wirkung dargeſtellt wurden, und ihn eine Reihe von Jahren faſt ausſchließlich beſchäftigen ſollten. Seine erſten Erfahrungen hierüber theilte er der gelehrten Welt in der 1815 gegründeten Zeitſchrift: „Tübinger Blätter für Naturwiſſenſchaft und Arzneikunde, von Autenrieth und Bohnenberger“, (III. Band) mit, und veranlaßte dadurch andere Aerzte ſeiner Nachbarorte zu den gleichen Beobachtungen.

In noch größerer Ausdehnung beſchäftigten Kerner dieſe Erſcheinungen, als er, nach einem dreijährigen Aufenthalte zu Welzheim, im Frühling 1815 zum Oberamtsarzt der nahen Stadt Gaildorf befördert wurde, in deren Bezirk jene eigenthümliche Krankheit gleichfalls häufig auftrat, und wo er auch in einigen Strichen der Umgegend den Cretinismus vorherrſchend fand. Seine amtliche Stellung brachte es hier mit ſich, daß er ſeine Entdeckungen hierüber der ihm zunächſt vorgeſetzten Behörde, dem Medicinal-Collegium, mitzutheilen hatte, und ſeine Berichte erfuhren nicht nur die gebührende Würdigung der Regierung, ſondern ſie erwarben ihm ſpäter auch die Anerkennung ſeiner Verdienſte durch König Wilhelm, welcher ihm in der Folge aus Staatsmitteln Geldbeiträge anweiſen ließ, um in größerem Maßſtabe ſeine Verſuche über den von ihm mit Recht als „Wurſtgift“ bezeichneten Krankheitsſtoff fortzuſetzen. Kerner's ſpätere Werke über dieſen Gegenſtand werden weiter unten noch beſonders zu erwähnen ſeyn.

Das Jahr 1817 brachte unſerm Dichter, in einer kurzen Spanne Zeit, Freud und Leid des menſchlichen Lebens in engſtem Bunde miteinander. Am 14. Juni ward ſein Hausſtand um ein zweites Kind, ſeinen einzigen Sohn Theobald*), vermehrt, deſſen Geburt aber in eine für die Eltern doppelt ſchmerzreiche Zeit fiel. Kurz vorher nämlich hatte ſich Juſtinus mit ſeiner vierjährigen Marie von Gaildorf auf den Weg gemacht, um ſeine Mutter zu beſuchen, welche bei ihrer zweiten Tochter, Wilhelmine, zu Ilsfeld, wo deren Gatte zuletzt Pfarrer war, ſchon ſeit mehreren Jahren lebte. Da geſchah es, daß im Herabfahren einer ſteilen Straße beim Städtchen Löwenſtein, während Kerner zu Fuß neben dem Wagen hergieng, wo ſein Töchterchen ſaß, durch einen unglücklichen Zufall das ſonſt ganz ſichere Pferd in Schuß gerieth und mit dem Wagen den Abhang hinunterſtürzte. . . Der angſterfüllte Vater fand das Kind mit gebrochenem Arme, und mußte es in dieſem Zuſtande zwei Stunden weit durch den Wald bis nach Ilsfeld tragen, wo er ſeine betagte Mutter auch leidend traf. Die Kunde von dem Unfall bei der Gattin in Gaildorf bewirkte aber eine zu frühe Geburt des Sohnes, der, wie ſein Oheim Georg, erſt ſieben Monate alt zur Welt kam, und ſo ſchwach war, daß es kaum möglich ſchien, er könne den Eltern erhalten bleiben. Wenige Tage darauf ſtarb Kerner's Mutter, an welcher er mit inniger Liebe und zärtlicher Sorge gehangen, und ſo ſchloß für ihn dieſer Schmerz den ewigen Kreislauf von Leben und Sterben, der hier in der kürzeſten Zeit die höchſte Freude und das tiefſte Leid vereint geboten. . . Mit Recht konnte da Uhland, indem er dem Freunde ſeine Theil-

---

*) Dieſen Namen, ein ſchönes Zeichen ſeines friedfertigen Sinnes, wählte Juſtinus als eine Mahnung zur Verſöhnung für

---

zwei ihm ſehr nahe ſtehende Männer, ſeinen Bruder Karl und den (durch ſeine militäriſchen Schriften bekannten, 1836 geſtorbenen) General von Theobald, die zu einander in geſpanntem Verhältniſſe lebten.

nahme an der Geburt des Sohnes und an dem Tode der Mutter zugleich ausdrückte, das ſchöne und wahre Wort ſagen: „So iſt das vorſchreitende Leben! Während man die eine Hand dem neugebornen Geſchlechte reicht, muß man die andere von dem abſterbenden ſchmerzlich losreißen.“ *) Eine Reihe ſolcher Erlebniſſe läßt uns übrigens am Beſten die Aengſtlichkeit begreifen, welche bei Kerner im ſpätern Alter öfter hervortrat; ſie war die Folge ſeiner Erfahrungen, daß ein Unglück ſelten allein kommt.

Von dieſer Aengſtlichkeit zeigte ſich indeſſen nie etwas in ſeinem öffentlichen Leben; wenn er für ſeine Lieben ſich immer Sorgen machte, ſo war er in ſeinem Berufe der unerſchrockenſte Arzt, den nichts in der Ausübung ſeiner Pflicht anfechten konnte, wie er denn ſeine chemiſchen Verſuche über das Wurſtgift ohne Rückſicht auf die Gefahr für ſeine eigene Geſundheit längere Zeit ununterbrochen fortſetzte.

Daß er aber auch als Bürger das Herz auf dem rechten Fleck hatte, das bewies Kerner in eben jenem Jahre 1817, indem er an den damaligen Verfaſſungskämpfen einen lebhaften Antheil nahm, der um ſo mehr angedeutet zu werden verdient, als er uns erkennen läßt, wie unbegründet die gewöhnliche Annahme iſt, als ſey Kerner den großen Intereſſen des Völkerlebens überhaupt fremd und fern geblieben.

Als nach der Thronbeſteigung des Königs Wilhelm die neue Organiſation des Landes auf der Grundlage eines conſtitutionellen Staates unternommen ward, ſtanden ſich

---

*) Aus einem Briefe von Uhland an Kerner vom 24. Juni 1817.

zwei Parteien gegenüber, die beide das gleiche Ziel erſtrebten, aber in ihren Hauptanſichten über die Mittel nicht zuſammen kommen konnten; auf der einen Seite die Regierung, welche eine neue Verfaſſung nach den Grundſätzen der modernen Ideen einführen wollte, auf der andern Seite die Volksvertreter, die auf dem „alten guten Recht“ fußend, an den ſogenannten altwürttembergiſchen Landſtänden feſthielten, in deren Einrichtungen jedoch manches mit der Zeit veraltet war oder in die neuen Verhältniſſe nicht mehr paßte. Bekanntlich wurde der 1817 vom König vorgelegte Verfaſſungsentwurf von den Ständen ſchließlich abgelehnt, und erſt 1819 kam die mit denſelben vereinbarte Verfaſſung zu Stande, aber mit weniger freiſinnigen Inſtitutionen als in jenem Entwurf enthalten geweſen, wobei ſich alſo die merkwürdige Erſcheinung bot, daß, während in Frankreich die Royaliſten „königlicher als der König“ waren, hier der deutſche Fürſt ſich „liberaler als die Liberalen“ zeigte. König Wilhelm aber, der wohl wußte, wie ſeinem Lande vor Allem eine beſſere Organiſation der Verwaltung Noth that, unternahm es, die materiellen Veränderungen alsbald in’s Leben treten zu laſſen, indeß die Feſtſtellung des formellen Rechtbodens mit den Ständen ſpäter erfolgte. Zu den Männern, welche ſeine Abſichten zu verwirklichen berufen waren, gehörte, mit dem Freiherrn von Wangenheim, unſeres Dichters Bruder, Karl Kerner, der in dieſer Zeit zum Mitglied des Geheimen Rathes ernannt und mit der proviſoriſchen Leitung des Miniſteriums des Innern betraut wurde. *) Er verwaltete

---

*) Der General wollte zuerſt das ihm übertragene Amt nicht annehmen: „weil er die Formen nicht verſtehe“; der König

daſſelbe in durchaus freiſinnigem Geiſte, denn er war ein abgeſagter Feind von allem Zopfregiment, von der ſpecifiſch deutſchen Erbſünde der Vielſchreiberei, wie von der Univerſalplage unſerer Zeit, dem Vielregieren, und — dem Vielregiertwerden. Er ſorgte daher beſonders für möglichſte Selbſtſtändigkeit der Gemeinden, in welchen er das Inſtitut der Bürgerdeputationen einführte, und das große Schiboleth des 19. Jahrhunderts — die Preßfreiheit — hatte in ihm den entſchiedenſten Fürſprecher. Ein ſolcher paradieſiſcher Zuſtand konnte jedoch, ſchon von wegen des hohen Bundestages, nicht lange dauern; Karl Kerner wurde durch die feudale Partei aus dem Amte verdrängt und trat in ſeine frühere Laufbahn, die Verwaltung des Berg- und Hüttenweſens zurück, wo er ſich als Präſident des Bergraths und eigentlicher Gründer des Eiſenwerkes Waſſeralfingen (wie auch durch Beförderung der Landwirthſchaft) unvergängliche Verdienſte erworben hat.

Juſtinus Kerner theilte die Anſichten ſeines Bruders, und trat durch ihn mit Wangenheim in ein freundſchaftliches Verhältniß, das auch nach deſſen Weggang aus Württemberg in einem lebhaften Briefwechſel ſich erhielt. Wenn er dafür als Politiker — das einzige Mal in ſeinem Leben — dem Freunde Uhland gegenüber ſtand, welcher bekanntlich zur Partei des von ihm im Liede und in der Ständekammer verfochtenen „alten guten Rechtes“ gehörte, ſo konnte dieß doch, wie es die Politik gewöhnlich mit ſich bringt, dieſe Beiden nie trennen;

---

aber erwiderte ihm hierauf: „Eben deßwegen will ich, daß Sie es übernehmen.“

Jeder folgte ſeiner Ueberzeugung, behielt aber die alte Freundſchaft im ganzen, vollen Herzen, wie **Kerner** in dem Liede: „An **Ludwig Uhland**. (Nach Empfang ſeines Schauſpiels: **Herzog Ernſt**) 1818“ ſo wahr als ſchön es ausſprach:

Treibt auch für jetzt der Menſchen Treiben
Mich dahin und Dich dort hinaus,
Muß ich doch immer bei Dir bleiben,
Iſt ja Dein Herz ſchon lang mein Haus.

. . . .

Wenn er nun auf die Oppoſition der altwürttembergiſchen Partei gegen die Reformen des Königs „eine Fabel“ dichtet, wo der „Herrenorden“, der den Frühling nicht in's Land herein laſſen will, perſiflirt iſt, ſo ſteht er im Uebrigen auf dem gleichen Standpunkte aufgeklärten Freiſinnes wie **Uhland**, und auch er hat, wie dieſer, „vaterländiſche Gedichte“ geſungen, worin ſeine politiſche Anſchauung zum Ausdruck kommt; ſo gilt ihm ein freies Bürgerthum allein als „ſich'rer Wall um's Königshaus“ — („Der Bürgerwall 1817“) — und in dem feurigen Liede: „Vorwärts (1818)“ fordert er für Alle gleiches Recht, und bezeichnet das „Rückwärts-Rückwärts-Schreien“ als die Ausgeburt irrer und kranker Herzen. *)

---

*) Kein Wunder, wenn **Juſtinus** dem geſammten Feudalweſen gründlich abhold war! Hatte er es doch ſelbſt in ſeinen verwegenſten Folgen kennen gelernt: er bewohnte in **Gaildorf** ein Wirthshaus, das im ungetheilten Eigenthum mehrerer Zweige der Familie der Grafen von **Pückler-Limpurg** ſtand, und war verpflichtet, an jedem Jahrmarkte und bei

Doch nicht nur im Liede, auch durch die That bekräftigte Kerner ſeine Theilnahme an den Geſchicken ſeines Landes, indem er zugleich Gelegenheit fand, ſeinem frühern Wohnſitze, dem in adminiſtrativer wie in wirthſchaftlicher Hinſicht mannichfach vernachläſſigten Welzheimer Wald, ſeine Anhänglichkeit zu beweiſen; er veranſtaltete eine Bürgerdeputation, welche die Beſchwerden und Wünſche des Bezirkes in einem von ihm verfaßten Berichte dem Könige perſönlich vortrug, und eine Folge ſeiner Bemühungen war es, daß das bisher zu Lorch beſtandene Oberamt nach Welzheim verlegt ward.

Eine beſondere Organiſations-Angelegenheit, die ihn als Arzt näher berührte, die Frage „über die Beſetzung der Phyſikate durch die Wahlen der Amtsverſammlungen“, veranlaßte ihn ſchon im Februar 1817 zu einem Flugſchriftchen, worin er ſich gegen dieſen Modus der Ernennung mit Ernſt und Humor ausſprach, weil er den für ihre Pflichten dem Staate verantwortlichen Aerzten auch die Rechte von Staatsdienern erhalten wiſſen wollte.

Im nämlichen Jahre, wo die öffentliche Aufmerkſamkeit mehr als je auf die alte landſtändiſche Verfaſſung gelenkt war, gab Kerner, um die Erinnerung an den Gründer derſelben im Volke ſelbſt wieder zu erneuern, „Herzog Chriſtoph's Leben, geſchrieben von ſeinem Beichtvater“, nach der ſelten gewordenen Schrift von 1660 im Drucke (Hall bei Schwend) heraus. Auch betheiligte er ſich als Mitarbeiter an der, von dem Abgeord-

---

ſonſtigen Volksfeſtlichkeiten, den größten Theil ſeiner Zimmer zu einem Tanzboden auszuräumen!

neten Keßler gegründeten Zeitſchrift: „Der Volksfreund aus Schwaben“, wodurch er mit Friedrich Liſt in Verbinduug kam, dem er auch Freund blieb, als dieſer ſpäter, des Partei-Treibens überdrüſſig, von ſeinem bekannten Feſtungsarreſt auf dem Asberg weg, nach Nordamerika auswanderte. Selbſt von der Regierung wurde Kerner's ſchriftſtelleriſche Thätigkeit als Publiciſt in Anſpruch genommen, indem die Königin Katharina ihn auffordern ließ, in Gemeinſchaft mit dem „allemanniſchen“ Sänger, Peter Hebel, nach deſſen „Rheiniſchem Hausfreund“ und „Schatzkäſtlein“, den württembergiſchen Landeskalender zu einem gemeinnützigen Volksbuche umzubilden; die Sache zerſchlug ſich jedoch, weil Hebel als „Ausländer“ den „Schwaben“ mit Belehrungen in ihrer eigenen Sache nicht zu nahe treten mochte.*)

Unſeres Dichters politiſche Thätigkeit nahm übrigens ein baldiges Ende, als er um Weihnachten des Jahres 1818 die Berufung als **Oberamtsarzt von Weinsberg** erhielt, wo er in einen poetiſchen und wiſſenſchaftlichen

---

*) Kerner's Verbindung mit Liſt, Keßler und Anderen, die er durchaus nur als perſönliche Freunde werth hielt, ohne ſich um ihre weitergehenden An- und Abſichten zu kümmern, brachte ihn ganz gegen Wiſſen und Willen in einen wenigſtens paſſiven Konflikt mit der Polizei: ein Freund gab ihm einmal die merkwürdige Nachricht, er ſey wahrſcheinlich auch für die polizeiliche Aufſicht vorgemerkt! . . Juſtinus ſorgte dafür, daß ſein Name, wie mit Liebe in Vieler Herzen, ſo mit Ehren auf ſeinen eigenen Büchern zu leſen war — da konnte er ſich denn ſchon deſſen getröſten, daß er auch in irgend einem „ſchwarzen Buch“ ſtehen ſollte!

Wirkungskreis eintreten ſollte, der ihm, zu ſeinem und unſerm Glück, für die Politik keine andere Zeit und keinen andern Sinn mehr ließ, als die Zeit und den Sinn, welche ſein edles, menſchenfreundliches Herz ſich von nun an dreiundvierzig Jahre lang offen bewahrte, ſo oft es galt, Männer der verſchiedenſten politiſchen Färbung, nicht als Gegner, ſondern als Freunde zu erkennen im verſöhnenden Scheine jenes Feuers, das auf dem heimiſchen Heerde am Fuße der Weibertreu „gaſtlich gelodert“ hat bis zu ſeinem Tode!

Juſtinus Kerner zog mit den Seinen am 19. Januar 1819 in jenes Weinsberg ein, das durch ihn zu unvergänglichem Ruhme gelangen ſollte; doch die erſten Jahre des neuen Aufenthaltes ließen ihn in keiner Weiſe ahnen, daß er hier ſeine rechte Heimath finden würde. Vor Allem nahm er den Wegzug von Gaildorf weit ſchwerer als es, ob mancher örtlicher Widerwärtigkeiten, den Anſchein haben mochte; er war ein zu wahrer Dichter und Naturfreund, um ſich nicht, in den acht Jahren, die ſeit ſeiner Anſiedelung in Wildbad verfloſſen, nach einander in die herrliche Gebirgswelt des Schwarzwaldes und des Welzheimer Waldes ſo vollkommen hineinzuleben, daß nun der völlig verſchiedene Charakter der Rebenhügel des Unterlandes ihm die neue Gegend wohl gar fremd erſcheinen laſſen mußte. Darum behielt er auch, der das „Waldleben“ ſo mannichfach in Liedern geprieſen, eine große „Sehnſucht nach der Waldgegend“, die ihm die rührenden Worte eingab:

Wär' ich nie aus euch gegangen,
Wälder, hehr und wunderbar!
Hieltet liebend mich umfangen
Doch ſo lange, lange Jahr! –

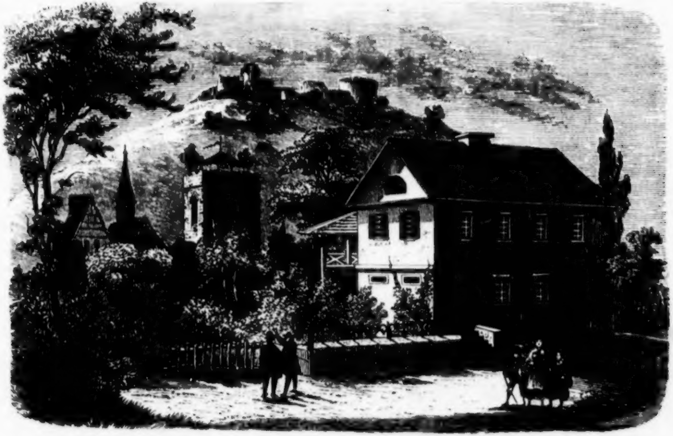
. . . .

Eure Wogen, eure Halle,
Euer Säuſeln nimmer müd,
Eure Melodien alle
Weckten in der Bruſt das Lied.

. . . .

und die er erſt überwand, als er einmal feſten Fuß faſſen konnte in dem ſonnigen Rebenthale der Sulm, das ihm dann nicht weniger Geſänge entlockte als vordem die dunkeln Waldgebirge.

Allein dieſes Fußfaſſen wollte Anfangs nicht recht gelingen; Kerner hatte drei Jahre hindurch mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen, bis er ſich in dem ihm ſo neuen Wohnorte heimiſch zu fühlen anfieng, und wir wundern uns deſſen nicht, wenn wir bedenken, daß Weinsberg damals nicht das Weinsberg, welches wir unter dieſem Namen kennen, ſondern nicht viel mehr denn ein Weingärtnerdorf ohne Verkehr nach außen war. Dafür ſollte unſer Dichter aber auch auf das Innigſte mit dieſer Heimath verwachſen, als es ihm endlich gelang, ſich hier ein eigenes Haus zu bauen. Dies geſchah im Frühling des Jahres 1822, und nachdem er es mit der Gattin und den zwei Kindern ſchon im folgenden Herbſte bezogen hatte, fehlte auch die rechte Him-



Juſtinus Kerner's Haus in Weinsberg.

Univ. Bibl.
München

melsweihe nicht, durch die kurz darauf erfolgte Geburt eines zweiten Töchterchens, welches den Namen Emma erhielt, und das Kleeblatt der von ſeinem Rickele ihm geſchenkten Lieben voll machte. Und ſo konnte er, in dem 1824 entſtandenen Liede der Zueignung: „An Sie“, dem Andenken an „der Trennung lange Jahr'“ das reizende Bild ſeines ſo ſchön aufgegangenen häuslichen Glückes entgegenhalten:

Jetzt, was kaum ich ſah in Träumen,
Bildete ſich wirklich aus!
An dem Berg der Frauentreue
Stehet unter grünen Bäumen
Freundlich unſer kleines Haus,
Und geliebter Kinder dreie
Hüpfen fröhlich ein und aus.

Wir haben dem „Kernerhaus zu Weinsberg“ und ſeiner jetzt vierzigjährigen Geſchichte einen eigenen Abſchnitt dieſes Gedenkbüchleins gewidmet, und wollen daher hier das fernere Leben Kerner's nur in ſeinem öffentlichen Wirken in's Auge faſſen, und dieß ſelbſt kann, bei der weitreichenden Bedeutung der nun zur Sprache kommenden Werke des Dichters und Sehers, nur noch in allgemeinen Umriſſen verſucht werden.

In den erſten Jahren des Weinberger Aufenthaltes ſetzte Juſtinus ſeine Forſchungen über die Wurſtvergiftungen eifrig fort, denn, nachdem er geglaubt hatte, mit dem Weggang aus der Welzheimer und Gaildorfer Waldgegend, aus dem Kreiſe dieſer Erſcheinungen getreten zu ſeyn, ſo zeigte ſich ihm dieſelbe Krankheit ziemlich häufig auch hier, „wo ſtatt der Tanne, die Rebe ihre Heimath fand.“ *) Dieß veranlaßte ihn zu einer, an die früher in den „Tübinger Blättern“ mitgetheilten Fälle anſchließenden, größeren Schrift, welche unter dem Titel: „Neue Beobachtungen über die in Württemberg ſo häufig vorfallenden tödtlichen Vergiftungen durch den Genuß geräucherter Würſte“ im Jahr 1820 (Tübingen bei Oſiander) herauskam, und worin er die Wirkungen des Wurſtgiftes, nach den Erfahrungen von nicht weniger als 76, binnen einigen Jahren zu ſeiner Kenntniß gelangten oder von ihm behandelten Erkrankungen nachweiſt. Zugleich gibt er hier auch näheren Bericht über den damals in mehreren Thälern der Gaildorfer Gegend herrſchenden Cretinismus, und indem er hiebei gedenkt, wie im Mittelalter die Könige von Frankreich die Gabe beſaßen, durch Auflegen ihrer Hände, mit dem bekannten Spruche: Le roi te touche, Dieu te guérisse! die Kröpfe zu heilen, ſo ruft er, mit einer kühnen, poetiſchen Wendung, den Königen ſeiner Zeit zu, daß auch ihnen allen die Kraft

---

*) Worte aus der im Texte erwähnten Schrift: „Neue Beobachtungen“ ꝛc. — Auch dem Dichter iſt damals der große Unterſchied zwiſchen dem Waldgebirg und den Rebenhügeln nicht entgangen, da er das ſchöne Lied vom „Preis der Tanne“ geſungen, und wohl muß es ein Zeichen ſeiner Vorliebe für die Waldgegend ſeyn, daß er die Tanne zur Rebe alſo ſprechen läßt:

Eines doch iſt mir beſchieden:
Mehr zu laben, als dein Wein,
Lebensmüde — welchen Frieden
Schließen meine Bretter ein!

innewohne, ihre Völker von leiblichem und geiſtigem Elend zu erlöſen, wenn ſie, unter der veränderten Formel: Le roi te *délivre*, Dieu te guérisse! die noch an die Scholle gebundenen Unterthanen von allem Frohndienſte befreien, damit ſie durch freie Arbeit aus phyſiſcher und ſittlicher Verkümmerung zum äußeren Wohlſtande und zur inneren Selbſtſtändigkeit gelangen mögen! . . .

Der Verlauf ſeiner Unterſuchungen über das Wurſtgift brachte Kerner auf die Spur eines ähnlichen Stoffes, der Fettſäure (acidum zoonicum), welche er als die eigentliche Quelle Jenes erkannte; er hatte Gelegenheit, eine größere Anzahl von durch dieſelbe verurſachten Krankheiten zu beobachten, und kam nach vielen mit ihr gemachten Verſuchen zu dem Reſultate, daß die Wirkungen des „Fettgiftes„ denen des Wurſtgiftes völlig analog ſeyen. Hieraus entſtand das umfangreiche Buch: „Das Fettgift, oder die Fettſäure, und ihre Wirkungen auf den thieriſchen Organismus“, welches 1822 (Stuttgart, im Cotta'ſchen Verlag) erſchien und ihm die gerechte Anerkennung der mediziniſchen Welt wie ſeines Landesherrn erwarb. *) Auch hier hat Kerner ſeine tiefgehende Forſchungsgabe jedes einmal erfaßten Gegenſtandes bewieſen, indem er in einem Anhange „über das unnatürliche Eſſen der Menſchen“ in eben ſo eindringlicher Weiſe als poetiſcher Sprache gegen die raffinirten Nahrungskünſte unſerer Zeit eifert, und die Menſchen zur einfachen, geſünderen Naturkoſt von den Früchten der Muttererde zurückruft.

---

*) Die monatelang fortgeſetzten Verſuche mit der Fettſäure hatten auch bei Kerner einige Zeit die von ihm beobachtete Wirkung der beiden Gifte, die Austrocknung der Augendrüſen. Sollte ſeine ſpätere Erblindung nicht ſchon damals hierin ihre erſte Urſache gehabt haben?

Wenn Juſtinus, wie es überhaupt ſeine Art war, die Freunde auswärts auch für ſeine beiden Giftbücher zu intereſſiren wußte, ſo bewies er ihnen doch zu gleicher Zeit, daß er nicht ausſchließlich der „Wurſtkerner“ ſey, wie ſie ihn ſcherzweiſe benannt hatten. Bald nach ſeiner Anſiedlung in Weinsberg war es ihm ein Bedürfniß geworden, ſich in ſeinen Freiſtunden mit der Vergangenheit des neuen Wohnortes zu beſchäftigen, und da bot ſich ihm von ſelbſt, als der Hauptpunkt in der Geſchichte des ſchickſalreichen Städtchens, jene greuelvolle Scene aus dem Bauernkriege, die durch manche falſche Nachrichten und Urtheile entſtellt, einer unparteilichen Darſtellung harrte. Kerner fand im Stadtarchive bisher unbenützt gebliebene, handſchriftliche Aufzeichnungen aus der damaligen Zeit und ſchrieb nach dieſen, mit möglichſter Beibehaltung des alten Chronikenſtyles: „Die Beſtürmung der württembergiſchen Stadt Weinsberg durch den hellen chriſtlichen Haufen im Jahr 1525 und deren Folgen für dieſe Stadt“, und veröffentlichte ſie zuerſt im „Morgenblatt“, aus welchem er ſie 1821 in Oehringen als Manuſcript „für die Bürger Weinsbergs“ beſonders abdrucken ließ. Für das größere Publikum erſchien das Schriftchen erſt 1848 (Heilbronn bei Landherr) aus Veranlaſſung der politiſchen Bewegungen dieſes Jahres.

Auch die noch ältere Scene aus der Vorzeit der Stadt, die allbekannte Geſchichte der „Weiber von Weinsberg“

vom 21. Dezember 1140, kommt darin zur Sprache, und hier wie ſpäter in verſchiedenen kleineren Aufſätzen war Kerner der treue Kämpe für die hiſtoriſche Wahrheit der bisher meiſt als Sage behandelten Begebenheit, welche doch ſeit Jahrhunderten der Burg Weinsberg den Volksnamen „Weibertreue“ gegeben und erhalten hatte.

Allein nicht nur in Worten, ſondern mit der That, und mit einer durch ſein ganzes Leben fortgeſetzten That wollte unſer Dichter ſorgen für die Verherrlichung der ſchönſten Frauentugend, die ja Er beſſer wie wohl Keiner würdigen konnte. Die Weibertreue auf dem Bergkegel, der frei über das an ſeinem Abhang liegende Städtchen emporragt, und an deſſen Fuße Juſtinus ſich ſein „kleines Haus“ erbaut hatte, lag damals ſeit Jahren in Schutt und Graus begraben, und wenn ſie auch 1813 von einem gekrönten Haupte, dem Kaiſer Franz, beſucht worden war, ſo gieng ſie doch ihrem ſichern Verderben entgegen, denn die Beſitzer der außer- und innerhalb der Ringmauer angelegten Weinberge, welche ſchon wegen ihren Reben die Beſichtigung der Ruine nur ungern zuließen, hatten an ihr den beſten Steinbruch . . . Ein Dichter wie unſer Juſtinus mußte der Retter des ehrwürdigen Denkmales werden, und er hatte das Glück in dem damaligen Stadtſchultheißen Pfaff einen gleichgeſinnten Mitarbeiter an dem Liebeswerke zu finden. Nachdem ſich auf ſeine Anregung im Jahr 1824 der Weinsberger Frauenverein gebildet hatte, der es ſich angelegen ſeyn ließ, beſonders unter der deutſchen Frauenwelt Beiträge zu ſammeln, unternahmen die beiden Freunde die Umwandlung des wüſten Trümmerhaufens in eine romantiſche

Wallfahrtshöhe, und als noch im nämlichen Jahre König Wilhelm die Burg angekauft und dem Verein geſchenkt hatte, da waren bald die alten Mauern ausgebeſſert, die Thürme zugänglich und erſteigbar gemacht, und der ganze innere Raum zu einer der reizendſten Gartenanlagen umgebildet.*) Kerner ſelbſt gab dem ſchönen Unternehmen das Gepräge ſeiner eigenen, poetiſchen Perſönlichkeit: wer weiß nicht, wie er Steinchen aus dem alten Gemäuer in einfache Goldreife faſſen ließ, und — zum erſten und einzigen Mal ein wahres kaufmänniſches Genie — dieſe „Weibertreuringe“ zu Hunderten, nicht nur in ſeiner Nähe, ſondern auch in die Ferne abzuſetzen verſtand, wie er, bald durch liebreiches Zureden, bald durch gemüthliches Poltern, Freunde und Fremde zur Theilnahme an der guten Sache zu begeiſtern wußte? Und wer iſt, der den Namen Weibertreu nur einmal gehört, dem nicht bekannt wäre, daß droben im „dicken Thurm“ ſeit dreißig Jahren die von Juſtinus geſtifteten Aeolsharfen im Windhauch erklingen, und, ob auch leider! nur zu oft, ſtatt dem rauhen Nord, rauhe Menſchenhände in die Saiten gegriffen, durch des Dichters treue Fürſorge immer wieder neu fortgeklungen haben? . .

---

*) Die Wiederherſtellung und Verſchönerung der Ruinen erfolgte unter Leitung des Hofbaumeiſters von Thouret. — Bekanntlich iſt vor einigen Jahren das Projekt aufgetaucht, die Weibertreu als Ruhmeshalle für deutſche Frauen, ähnlich der von König Ludwig bei Donauſtauf errichteten „Walhalla“ der großen Männer Deutſchland's, wieder aufzubauen. Die Urheber des ſchönen Planes waren — Juſtinus Kerner und ſein Freund, Karl von Heideloff, der ehrwürdige Altmeiſter der Kunſt des Mittelalters, welcher mit jugendlichem Feuer an die Ausarbeitung eines Entwurfes gieng, aus dem gewiß ein neues Meiſterwerk deutſcher Gothik erſtanden wäre, allein — das Unternehmen ſcheiterte, wie ſo vieles Schöne und Gute, an dem leidigen Geldpunkt! . . . Den wahren „Schmerzensſchrei“ einer ächten Künſtlerſeele, über die entgangene Freude einer Schöpfung, die ein thatenreiches Leben ſo würdig beſchließen ſollte, hat nur ein Sänger gehört, deſſen Leyer wohl alle Herzen, aber nicht einen Stein rühren konnte!

Wenn nun Kerner in dieſer ſo einzigen Weiſe der Schutzgeiſt der Weibertreue geweſen, ſo iſt er auch mit gleich vollem Rechte der Wohlthäter der Stadt Weinsberg zu nennen, denn durch ihn, deſſen dreifacher Ruf, als Dichter, Seher und Arzt, Beſucher aller Stände aus allen Welttheilen herbeiführte, gewann ſie eine Bedeutung, wie neben ihr kein anderes Landſtädtchen, und — was das Höchſte iſt — im Reiche des Geiſtes, in der Kulturgeſchichte, einen Namen, welchen manche ſtolze, ſogenannte Weltſtadt nicht aufzuwiegen vermag. Es war aber auch ein ächter Dichter, ein wahrer Seher, ein genialer Arzt, den die Zeitgenoſſen hier zu begrüßen kamen, und wenn wir die auf den folgenden Blättern gegebene Skizze von Kerner's öffentlichem Wirken überſchauen, ſo will uns bedünken, die geiſtige Größe habe wohl ſelten eine ſolche allgemeine Huldigung erfahren, als durch den vierzigjährigen Verkehr in dem beſcheidenen Hauſe an der Weibertreu.

Nachdem Juſtinus zu Anfang des Jahres 1824 noch einmal auf das Wurſt- und Fettgift zurückgekommen war, indem er zu dem Buche eines Freundes über dieſen Gegenſtand einen Beitrag mit ſeinen eigenen, letzten Erfahrungen geliefert, *) wurde ſeine Aufmerkſamkeit als Arzt zum erſten Mal in ſpezieller Weiſe von den, ihm früher ſchon mehrfach in vorübergehenden Ahnungen näher getretenen Erſcheinungen des thieriſchen Magnetismus, und des damit verbundenen natürlichen Heilungsvermögens im ſchlafwachen Zuſtande in Anſpruch genommen. Das im Jahr 1824 herausgekommene Buch: „Geſchichte zweier Somnambülen, nebſt einigen andern Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der magiſchen Heilkunde und der Pſychologie“ — (Karlsruhe, bei Braun) — begann die Reihe jener zahlreichen und ſo verſchiedenen Schriften, mit welchen Kerner das „innere Leben“ des Menſchen, das bisher nur dem Volkswahn angehört hatte, dem Nachdenken der Gebildeten eröffnete, ſich aber auch zugleich ein Heer von Widerſachern heraufbeſchwor, die ihn von nun an im Namen der Aufklärung des 19. Jahrhunderts in die Acht und Aberacht der „reinen Vernunft“ zu erklären nicht aufhören wollten. Uebrigens wird die „Geſchichte zweier Somnambülen“ von der rechten Kritik ziemlich einſtimmig unter Kerner's derartigen Werken als dasjenige bezeichnet, in welchem die unbefangene Darſtellung der Thatſachen, weil von der Einwirkung

---

*) „Die neueſten Vergiftungen durch verdorbene Würſte, in der Gegend von Murrhardt“ von Oberamtsarzt Weiß in Backnang; mit Vorrede und Anhang von Juſtinus Kerner. (Karlsruhe, Braun. 1824.)

fremder Anſchauungen am freieſten, den friſcheſten Eindruck gewährt.

Zugleich mit dieſer Seite ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, fing Kerner die magnetiſchen Heilungen an, wozu er längere Zeit zuerſt ſelbſt, dann mit geeigneten Subjekten, welche er in ſeinem Hauſe behielt, die bald von allen Seiten herzukommenden Hülfeſuchenden behandelte. Daß ſein Ruf als Magnetiſeur ſich ſchnell auswärts verbreitet hatte, bewies die bereits im Herbſt 1824 erfolgte Ankunft eines Patienten aus Sachſen, in welchem Juſtinus zugleich einen ſeiner Mitarbeiter am „poetiſchen Almanach“ perſönlich kennen lernte: es war der Dichter Otto Heinrich von Loeben, der zum Zwecke einer magnetiſchen Kur den Winter über in Weinsberg weilte, aber, ungeheilt von ſeinen Nervenleiden, im Frühjahr 1825 wieder nach Dresden zurückkehren mußte, wo er ſchon am 3. April ſtarb.

So war denn Juſtinus Kerner's Name allwärts mit Ehren bekannt, ehe noch diejenigen ſeiner Werke erſchienen waren, die ſeinen Ruhm in den zwei Hauptrichtungen ſeines Lebens bei ſeinem ganzen Volke wie im Ausland begründen ſollten: die Sammlung ſeiner „Gedichte“ und das merkwürdige Buch von der „Seherin von Prevorſt“, welchen wir nach einander, wie ſie ſich nun binnen drei Jahren unmittelbar folgten, eine kurze Betrachtung zu widmen haben.

Seit der Herausgabe des „deutſchen Dichterwaldes“ hatte Kerner ununterbrochen ſeine neu entſtandenen Lieder, wie ſchon erwähnt, einzeln im „Morgenblatt“ oder in Taſchenbüchern, z. B. in den „Rheinblüthen“, veröffentlicht; doch erſt nach einer ſchon zwanzigjährigen poetiſchen Laufbahn kam es — bei einem ſo anerkannten Talente auffallend ſpät — zu einer Geſammtausgabe für das größere Publikum. Die „Gedichte von Juſtinus Kerner“ erſchienen zum erſten Male im Jahr 1826, in einem mäßigen, ſeither um mehr als die Hälfte vermehrten Bande*), und bilden den markigen Kern, aus welchem unſeres Sängers Liederſchatz zu einem blüthen- und fruchtreichen Baum emporgewachſen, der in dem von Uhland poetiſch verherrlichten „deutſchen Dichterwald“ unter die ſeltenen, ewig grünenden Stämme gehört.

Von allen Meiſtern des Geſanges iſt wohl Juſtinus derjenige, bei welchem der Dichter und der Menſch am Innigſten in Eine Perſönlichkeit zuſammenfließen, deſſen Poeſie mithin ebenſo ſehr nur aus ſeinem eigenſten Weſen zu würdigen iſt, als umgekehrt ſein Charakter ſich einzig aus ſeinen Dichtungen erkennen läßt. Denn ihm war die Poeſie keine Kunſtthätigkeit, die man als Haupt- oder Nebenberuf betreibt, ſondern eine Naturnothwendigkeit, welche in ſein geiſtiges Leben hinein gehörte, wie das tägliche Brod zum leiblichen Gedeihen: Juſtinus dichtete nicht, weil er wollte, ſondern weil er mußte, oder vielmehr, er dichtete eigentlich nicht, er ſang, er ſprach in natürlich ſangbaren Worten aus, was in ſeinem

---

*) Stuttgart und Tübingen, im Cotta'ſchen Verlag. — Dieſe ſehr ſelten gewordene Ausgabe enthält auch, unter dem Titel: „Icarus, eine Dichtung in dramatiſcher Form“, das treffliche, aus den „Reiſeſchatten“ entlehnte Spiel: „Der Todtengräber von Feldberg.“

Innern melodiſch erklungen. Dieß iſt der Grundcharakter ſeiner Muſe, und wenn wir der früher angeführten Andeutungen Varnhagen's gedenken, ſo erkennen wir, daß es ein urſprünglicher iſt, und daß Kerner, wie als Menſch, ſo auch als Dichter, ſeine originelle Begabung durch kein fremdartiges Element abſchwächen ließ. Er iſt ein ächter Naturſänger, dem die Laute des vollen Herzens höher gelten als alle regelrechte Kunſtpoeſie, durchaus ſubjektiv in Anſchauung und Ausdruck: wie das Gefühl in ihm ſpricht, ſo ſtrömt es auch aus ihm; daher iſt er der Form weniger Meiſter als Uhland und Schwab; die Sprache iſt ihm Nebenſache, die Rückſicht auf Wohllaut des Versbaues beſtimmt ihn nie, Härten und Unebenheiten im Rythums zu überwinden, weil ſie für ihn in Wahrheit nicht da ſind. Wenn aber Gedanke und Ausdruck harmoniſch in einander fließen, da iſt das Gedicht Ein Guß, „da gibt es einen guten Klang." Darum ſind auch Kerner's Lieder eine reiche Fundgrube für Componiſten geworden, und wir brauchen nur das berühmte „Wanderlied" zu nennen:

Wohlauf! noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Ade nun, ihr Lieben!
Geſchieden muß ſeyn! .

um mit dieſem Einen an die vielen Kleinode zu erinnern, welche der reiche Hort des deutſchen Volksliedes dem Sänger von Weinsberg zu verdanken hat. Juſtinus ſelbſt hielt ſich immer an das Urtheil ſeines Freundes Guſtav Schwab, der, ein Kenner wie Wenige, als das nach Inhalt und Form gleich Vollendetſte, das ſchöne

Gedicht: „An das Trinkglas eines verſtorbenen Freundes“ erklärte, welches wir nicht umhin können hier folgen zu laſſen:

Du herrlich Glas, nun ſtehſt du leer!
Glas, das er oft mit Luſt gehoben!
Die Spinne hat rings um dich her
Indeß den düſtern Flor gewoben.

Jetzt ſollſt du mir gefüllet ſeyn
Mondhell mit Gold der deutſchen Reben!
In deiner Tiefe heil'gen Schein
Schau' ich hinab mit frommem Beben.

Was ich erſchau' in deinem Grund,
Iſt nicht Gewöhnlichen zu nennen;
Doch wird mir klar zu dieſer Stund'
Wie nichts den Freund vom Freund kann trennen.

Auf dieſen Glauben, Glas ſo hold!
Trink' ich dich aus mit hohem Muthe.
Klar ſpiegelt ſich der Sterne Gold,
Pokal, in deinem theuren Blute.

Still geht der Mond das Thal entlang,
Ernſt tönt die mitternächt'ge Stunde,
Leer ſteht das Glas, der heil'ge Klang
Tönt nach in dem kryſtall'nen Grunde.

Ohne auf eine nähere Beſprechung der **Kerner**'ſchen Gedichte einzugehen, deren Inhalt ja allgemein bekannt iſt, ſey hier nur noch kurz das beſonders Charakteriſtiſche angedeutet, das ſie alle, welcher Gattung ſie auch angehören, eben als die Seinen kennzeichnet. Es iſt jener Zug des Schmerzes, der wie ein ſchwarzer Faden durch alle ſeine Lieder zieht, der aber nichts gemein hat mit dem ſogenannten „Weltſchmerz", ſondern den wahren Grund ſeines Weſens ausmacht, als der „Grundton" ſeines Lebens und Herzens, von welchem er in dem Zueignungsgedichte der "Reiſeſchatten": „An die Freunde" ſagt:

Denn frühe ſchon ergriff mich tiefe Trauer,
Und hat das Herz mir bis zum Tod durchdrungen . .

und den er zugleich als den „Grundton der Natur" und aller Menſchen erkennt:

Lauſch' der Aeolsharfe nur!
Schmerz iſt Grundton der Natur:
Schmerz — des Waldes rauſchend Singen,
Schmerz — des Baches murmelnd Springen,
Und am meiſt aus Menſchen Scherz
Tönt als Grundton Schmerz, nur Schmerz.

Daher iſt auch ſeine Idee von der „Poeſie", die ja Welt und Herz verklären ſoll, eine ihm ureigene:

Poeſie iſt tiefes Schmerzen,
Und es kommt das ächte Lied
Einzig aus dem Menſchenherzen,
Das ein tiefes Leid durchglüht.

Doch die höchſten Poeſien
Schweigen wie der höchſte Schmerz,
Nur wie Geiſterſchatten ziehen
Stumm ſie durch's gebroch'ne Herz.

Weil aber ſein Leid immer ein tiefes und ſein Lied immer ein ächtes, beides alſo wahr, ſo iſt der Ausdruck immer kurz und treffend; gerade hierin iſt Juſtinus Meiſter, und ſeine ſchönſten Lieder ſind alle die kleinen aber innigen Lieder, in welchen er, mit einer unendlichen Fülle tieſer Gedanken und einem unübertroffenen Reichthum an ſtets neuen, plaſtiſch vollendeten Bildern, von Erdenleid und Menſchenweh, von des Herzens Leben im Schmerz und von ſeinem einzigen Ruhehort, Tod und Grab, zu ſingen weiß, daß wir ihn vorzugsweiſe den Sänger des Menſchenherzens nennen dürfen. So, um nur Einiges anzuführen, in den Liedern: „Die Mitternachtsglocke" — „Dauer des Herzens" — „Herzenslaſt" — „Der ſchmerzreiche Ton" — „Das Schnellſte" — „Das Seltenſte" — „Roſt und Gram" — „Glut des Herzens" — „Der Riß durch's Herz" — und vor Allem in dem unvergleichlich ſchönen: „Der Wanderer in der Sägmühle", das die Eigenthümlichkeit von Kerner's Muſe vielleicht am prägnanteſten ausdrückt:

Dort unten in der Mühle
Saß ich in ſüßer Ruh',
Und ſah dem Räderſpiele
Und ſah den Waſſern zu;

Sah zu der blanken Säge —
Es war mir wie ein Traum —
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend,
In Trauermelodie
Durch alle Faſern bebend,
Sang dieſe Worte ſie:

„Du kehrſt zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein:

Du biſt's, für den die Wunde
Mir dringt in's Herz hinein!

Du biſt's, für den wird werden,
Wenn kurz gewandert Du,
Dieß Holz im Schooß der Erden,
Ein Schrein zur langen Ruh'!“

Vier Bretter ſah ich fallen —
Mir ward's um's Herze ſchwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen —
Da ging das Rad nicht mehr.

Bei dieſer Romanze gedenken wir auch der lyriſch-epiſchen Gedichte Kerner's, die, nicht minder als die rein lyriſchen, das Gepräge ſeiner poetiſchen Anſchauung tragen. Abgeſehen von den hiſtoriſchen Stoffen, wie „Der reichſte Fürſt“ und „Kaiſer Rudolphs' Ritt zum Grabe“, und den frommen Legenden, z. B. „Die Stiftung des Kloſters Hirſau“ — „Anna Vögtly“ — Sankt Alban“ — „Die Walderichskapelle“ — „Der Geiger von Gmünd“, u. A., in welchem uns die Wunder des Glaubens gleich den auf Goldgrund gemalten Altarbildern der altdeutſchen Schule anmuthen, ſo neigt ſich ſeine Phantaſie vorzugsweiſe dem Düſtern und Schauervollen zu, das in Balladen wie: „Herr von der Haide“ — „Graf Olbertus von Calw“ — „Die vier wahnſinnigen Brüder„ — „Der Waſſermann“ — „Graf Aſper“ — „Das treue Roß“ — „Die traurige Hochzeit“ u. A., zum vollen Ausdrucke kommt und die höchſte Potenz in der phantaſtiſchen Teufelsballade: „Der Ring“ erreicht, die der Dichter ſelbſt uns als das eigentliche Wahrzeichen ſeiner Vorliebe für das Geſpenſtiſche in der Poeſie bezeichnet hat. *)

Somit hätten wir in dem Dichter auch den Seher gefunden, und wir wundern uns nicht, daß er mit ganzer Seele die Erſcheinungen der Geiſterwelt erfaſſen konnte, als ſie ihm nun im Leben nahe traten, in der Perſon jener merkwürdigen Frau, welcher er von ihrem Geburtsorte den Namen Seherin von Prevorſt gegeben hat.

Friederike Hauffe wurde am 25. November 1826 nach Weinsberg gebracht, um bei Kerner, der ſie ſpäter in ſein Haus aufnahm, einer magnetiſchen Behandlung unterworfen zu werden. Ihre äußerſt ſenſitiv angelegte Natur, welche ihr von der Kindheit an die Gabe des innern Schauens verliehen, hatte ſie, in Folge körperlicher Leiden und der dagegen angewandten, verfehlten Heilverſuche, in einen Zuſtand höchſter Nervenzerrüttung verſetzt, welcher ſie nur um ſo mehr befähigen mußte, in Rapport mit jenen außerirdiſchen Mächten zu treten, von

---

*) Wir erwähnen hier auch, als beſonders bemerkenswerth, jener Gedichte, in welchen der Dichter ſich als ein Beobachter und Kenner der Natur und ihrer geheimen Kräfte offenbart. Nur ein Arzt konnte „friſches Gras“ als „junges Grün“ zur „Frühlingskur“ für „Herz und Augen“ bezeichnen:

Grün das kranke Auge hellt. —
Biſt du, Herz, in Weh und Nöthen,
Schneller als der Menſchen Reden
Heilt dich's Grün in Wald und Feld.

. . . .

Nur junges Grün, an's Herz gelegt,
Macht, daß mein Herze ſtiller ſchlägt.

denen zwar unſre Vernunft nichts wiſſen will, die aber das unbefangene Gefühl ſich einmal nicht wegraiſonniren läßt. Kerner, welcher bald erkannt hatte, daß für dieſe Kranke, die als ein des tiefſten Mitleides werthes „Marterbild“ erſchien, von einer Geneſung nicht mehr die Rede ſeyn konnte, war nur darauf bedacht, ihr Seelenleiden zu ergründen, das unter ſeiner Behandlung zu den überraſchendſten Reſultaten führte. Zwei Jahre lang gab ſie, im ſchlafwachen Zuſtande, die bedeutungsvollſten Aufſchlüſſe über das innere Leben, die Einwirkungen abgeſchiedener Geiſter auf die Lebenden, über das Jenſeits u. ſ. w., bis ſie am 5. Mai zu ihrer Familie nach Löwenſtein zurückkehrte, wo ſie am folgenden 5. Auguſt ſtarb. Da es nicht möglich iſt, ohne näheres Eingehen auf die Thatſachen, den Gegenſtand ſelbſt genügend zu beſprechen, wozu hier der Ort nicht ſeyn kann, ſo beſchränken wir uns auf das Geſagte und fügen nur noch bei, daß Kerner es für ſeine Pflicht hielt, den Verkehr mit der Seherin allen denen zu geſtatten, welchen es mit der Erforſchung ihrer pſychiſchen Erſcheinungen rechter Ernſt war; unter dieſe gehörte David Strauß, (damals freilich noch ein „Glaubiger“), und, als Kerner’s eigentlicher Mitbeobachter, der Profeſſor Eſchenmayer von Tübingen, deſſen philoſophiſch-myſtiſche Richtung nicht ohne Einfluß auf unſeres Dichters urſprünglich mehr poetiſche als dogmatiſche Anſchauung von dem Geiſterweſen geblieben. Bald nach der Seherin Tod gab Juſtinus jenes berühmte Buch über ſie heraus, welches wohl das meiſte dazu gethan hat, ſeinen Namen über Land und Meer zu tragen, und ihm aus aller Herren Ländern ſo Anhänger als Widerſacher zu erwecken: „Die Seherin von Prevorſt; Eröffnungen über das innere Leben des Menſchen und über das Hereinragen einer Geiſterwelt in die unſere", erſchien zuerſt 1829 und erlebte in den Jahren 1832, 1838 und 1846 drei ſtark vermehrte Auflagen. *) Mit dieſem Werke trat Kerner in eine ausgebreitete ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, die ſich auf alle Seiten des damit aufgeſchloſſenen Gebietes erſtreckte, und die hier im Zuſammenhang kurz angedeutet werden ſoll.

Im Jahre 1831 gründete er die Zeitſchrift: „Blätter aus Prevorſt; Originalien und Leſefrüchte für Freunde des innern Lebens", woran ſeine Hauptmitarbeiter, außer Eſchenmayer, Friedrich von Meyer in Frankfurt, Gotthilf Heinrich von Schubert, Guido Görres und Franz von Baader waren, und von welcher bis 1839 zwölf Bändchen erſchienen. **) Als eine Beigabe zur achten Sammlung veröffentlichte er 1835 (bei Drechsler in Heilbronn), nach dem franzöſiſchen Originalſchriftchen, die „Geſichte des Thomas Ignaz Martin, Landmanns zu Gallardon, über Frankreich und deſſen Zukunft, im Jahre 1816 geſchaut."

Eine größere Reihe von Fällen von der eigentlichen

---

*) Stuttgart und Tübingen, im Cotta'ſchen Verlag. — Eine engliſche Ueberſetzung im Auszuge erſchien unter dem Titel: *The seeress of Prevorst.*

**) Erſte bis ſiebente Sammlung (1831—1835) bei Braun in Karlsruhe; achte bis eilfte (1837—1838) bei Brodhag in Stuttgart; die zwölfte endlich (1839) bei Ebner und Seubert, ebendaſelbſt.

dämoniſchen Erſcheinung, dem Beſeſſenſeyn, welche Kerner in der gleichen Zeit zu behandeln oder kennen zu lernen Gelegenheit fand, veranlaßte die Bearbeitung der „Geſchichten Beſeſſener neuerer Zeit; Beobachtungen aus dem Gebiete kakodämoniſch-magnetiſcher Erſcheinungen" ꝛc., welche 1834 (Karlsruhe bei Braun) zum erſten Male herauskamen und im folgenden Jahre neu vermehrt aufgelegt wurden. Denſelben folgte 1836, das kleinere, als „Sendſchreiben an Obermedizinalrath Schelling" (einen Freund Kerner's) verfaßte Schriftchen: „Nachricht von dem Vorkommen des Beſeſſenſeyns, eines dämoniſch-magnetiſchen Leidens und ſeiner ſchon im Alterthum bekannten Heilung durch magiſch-magnetiſches Einwirken." *)

Endlich erſchien, gleichfalls im Jahr 1836, das am meiſten angefochtene Buch dieſer Gattung: „Eine Erſcheinung aus dem Nachtgebiete der Natur, durch eine Reihe von Zeugen gerichtlich beſtätigt und den Naturforſchern zum Bedenken mitgetheilt." **) Es iſt dieß die bekannte Spukgeſchichte aus dem Oberamtsgerichtsgefängniſſe zu Weinsberg, welche beſonders geeignet geweſen wäre, Zweifel an unſeres Sehers unbefangener Beobachtung aufkommen zu laſſen, wenn ſie nicht von vorn herein durch den Umſtand entkräftet würden, daß außer Kerner viele andere, durchaus glaubwürdige Männer gemeinſchaftlich mit ihm die Erſcheinungen erlebten; es bleibt ſomit nichts übrig, als des Spruches zu gedenken:

---

*) Stuttgart und Augsburg, Cotta'ſcher Verlag.

**) Stuttgart und Tübingen, Cotta'ſcher Verlag.

„daß es zwiſchen Himmel und Erde Dinge gibt, von denen unſere Schulweisheit ſich nichts träumen läßt“. . .

Kerner's Verhalten gegenüber den durch dieſe Schriften hervorgerufenen Befehdungen war hauptſächlich paſſiv, in ſo fern als er ſich nur ausnahmsweiſe dazu verſtand, Angriffe auf ſeine Perſon oder ſein Wirken zurückzuweiſen; wenn ihn auch dieſe oft ſchmerzlich berührten, ſo antwortete er eigentlich nur mit neuen Werken ſelbſt, die er im „Sendſchreiben an Schelling“ mit Recht als „ein Ergebniß treuer Beobachtung und einer geringen Sorge um das Gerede des Marktes“ bezeichnen konnte. Wenn er übrigens die ſtreng wiſſenſchaftliche Kritik von Männern, wie Wolfgang Menzel oder David Strauß, vollkommen gelten ließ, ſo fand er in ſeinem unangefochten gebliebenen Humor manchen ſcharfen Pfeil, womit er die unberufenen Schreier oder die bornirten „Glasköpfe“ gehörig abfertigte, und die Lacher auf ſeine Seite zog. Treffender konnte er die ganze Sippſchaft nicht zeichnen, als in den bekannten Verſen: „An einen Freund“, mit welchen er dem Vater Karl Mayer's, Hofrath Mayer in Heilbronn, antwortete, der ihn, dieſer Anfechtungen halber, einer „Leidensblume“ verglichen hatte:

Nannteſt eine Leidensblume mich in deiner Liebe, Freund!
Fühle nichts von ſolcher Blume, doch Du haſt es gut gemeint.
Aber immer wird mir klarer, daß ich eine Diſtel bin,
Eine Diſtel, üppig blühend, äſtevoll und ſaftig grün:
Was den Glauben mir gegeben, iſt, ich ſag' Dir's traulich ſtill,
Das, daß eine Heerde Eſel immerdar mich freſſen will.

Die dreißiger Jahre, in welchen die eben erwähnten

Schriften entſtanden, gehörten überhaupt zu den äußerlich bewegteſten in Kerner's Leben, da während denſelben nicht nur die Geiſtergeſchichten die Beſucher, Glaubige und Unglaubige, in Menge nach Weinsberg zogen, ſondern auch der Verkehr mit poetiſchen und — proſaiſchen Freunden und Verehrern in dieſem Zeitraum ſich am glänzendſten entfaltete; es ſey hier nur an die beiden Sangesbrüder erinnert, die damals im „kleinen Haus“ als treueſte Stammgäſte ein- und ausgiengen: Graf Alexander von Württemberg und Nikolaus Lenau, von welchen ſpäter noch die Rede ſeyn ſoll.*)

Auch Juſtinus ſelbſt vergaß über dem Seher den Sänger nicht, und fuhr fort, ſeinem erſten Liederkranze neue Blüthen einzuflechten. Im Jahr 1834 erſchien, in Einem Bande unter dem Titel: „Dichtungen“, eine vollſtändige Sammlung der lyriſchen Gedichte (darunter zum erſten Male das herrliche: „Der Wanderer in der Sägmühle“), ſammt den „Reiſeſchatten“ und den „Heimathloſen.“ Zugleich gab der „Schattenſpieler Luchs“ ein neues Lebenszeichen, mit dem Faſtnachtsſpiel: „Der Bärenhäuter im Salzbade“, worin der Dichter, wie um dem Seher poetiſch einige Ruhe zu verſchaffen, das

---

*) An dieſer Stelle iſt eines Schriftchens von dem Arzte Kerner zu gedenken: im Jahr 1831 erließ er ein „Sendſchreiben an die Bürger des Oberamts Weinsberg, in Betreff der uns drohenden Cholera“ (in Heilbronn gedruckt) worin er mit Freimuth und Schärfe, als einziges Schutzmittel gegen die moderne Peſt, Licht, Luft und Waſſer in den Häuſern fordert.

Geiſterglauben und Geiſterläugnen zuſammen in phantaſtiſchem Humor aufgehen läßt. Daſſelbe erſchien zuerſt in dem von Lenau herausgegebenen „Frühlingsalmanach auf das Jahr 1835" *) und wurde 1837 einzeln wieder abgedruckt.

Faſt in die gleiche Zeit fällt ein ganz verſchiedenes Werk, das zwar nicht unter Kerner's Namen in die Welt trat, aber im Kreiſe der Freunde allgemein als ſeine Arbeit bekannt war, und um ſo mehr eine Erwähnung verdient, als es ſeine außerordentliche Begabung auf einem ihm ſcheinbar ſo fern liegenden Felde beweiſt. In Folge der Behandlung von Beſeſſenen und ſeiner Schriften über dieſen Gegenſtand, kam Juſtinus in brieflichen Verkehr mit dem, als Kanzelredner und durch ſeine Wunderkuren mittelſt Gebet berühmten Fürſten Alexander von Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürſt. Dieſer forderte einſt unſern Dichter auf, ihm eine Reihe von Faſtenpredigten über die ſieben Todſünden zu ſchreiben, welche 1836 (Regensburg bei Manz) unter dem Titel: „Das entſtellte Ebenbild Gottes in dem Menſchen durch die Sünde" mit dem Namen des deutſchen Kirchenfürſten erſchienen. Die eine (über den Zorn), und verſchiedene Zuſätze von Hohenlohe in den ſechs übrigen ausgenommen, ſind ſie von Kerner verfaßt, und zeichnen ſich weniger in dogmatiſcher Hinſicht, als durch den populär-

---

*) (Stuttgart bei Brodhag.) Dieſer Jahrgang enthält außerdem: Fragmente aus Lenau's „Fauſt" — „Lieder" von Karl Mayer — „Herbſt 1833 in Neuſeß" von Rückert — „Salomo's Nächte" von Guſtav Pfizer.

praktiſchen Vortrag aus, bieten aber immerhin die merkwürdige Erſcheinung, daß ein im proteſtantiſchen Sinne gebildeter Geiſt dem Standpunkte der katholiſchen Lehre genügen konnte.

Die vierziger Jahre begannen für Juſtinus mit einem ſchweren Verluſte: am 12. April 1840 — „In eines Palmtags heil'gem Morgenroth“ — ſtarb ihm zu Stuttgart ſein Bruder Karl, mit welchem er ſeit vielen Jahren in einem ſo innigen Verhältniſſe gelebt, wie es zwiſchen Brüdern wohl ſelten geherrſcht haben dürfte. Der tiefe religiöſe Sinn des Generals hatte ihn von Anfang an, faſt mit noch mehr Eifer und Hingebung als Juſtinus ſelbſt, an den Forſchungen deſſelben über das innere Leben, namentlich an den Eröffnungen der Seherin von Prevorſt, theilnehmen laſſen, und er war es, der den, vor den falſchen Urtheilen der Welt über ſein Wirken oft verzagenden Bruder bald durch mildes Zureden, bald durch ſoldatiſche Derbheit wieder aufzurichten verſtand. Der Briefwechſel mit Karl iſt vielleicht der bedeutendſte von allen den vielen, die Juſtinus geführt, denn es verging wohl zwanzig Jahre lang faſt kein Tag, wo nicht die beiden Brüder ihre Gedanken ausgetauſcht hätten, ſo daß der Dichter mit vollem Rechte in einem der rührenden Lieder, die er dem Schmerz um „des Bruders Tod“ weihete, ſagen konnte:

> In ein Herz zuſammen faſt
> Wuchſen wir in langen Jahren —
> Freudig trug ich jede Laſt,
> Wußt' ich nur, daß Du's erfahren.

Doch nicht nur ein Leid der Seele, ſondern auch ein körperliches Leiden ſollte ihm Karl's Tod bringen: kurze Zeit darauf ſpürte Kerner eine auffallende Schwächung ſeiner Sehkraft, und eine Unterſuchung ſeiner Augen durch ſeinen Freund Schelling, welche die Bildung des grauen Staares auf Beiden ergab, ließ leider! die erſten Symptome jener Erblindung erkennen, die zwar nie vollſtändig wurde, aber doch unſeres Dichters langen Lebensabend umnachten ſollte! . . Kerner ſchrieb die Entſtehung des Uebels den vielen Thränen zu, die er in manchen ſchlafloſen Nächten um den erkrankten und heimgegangenen Bruder geweint hatte.

Die Ausſicht auf eine künftige Blindheit konnte ihm indeſſen weder den Lebensmuth, noch die Luſt am geiſtigen Schaffen rauben; während er in der ärztlichen Praxis, die ihm mit dem nahenden Alter beſchwerlich fallen mußte, durch ſeinen Sohn Theobald unterſtützt wurde, welcher von 1842 an, bis zur Zeit ſeiner ſieben Jahre ſpäter erfolgten Penſionirung, in Weinsberg blieb, ſetzte er ſeine wiſſenſchaftliche wie poetiſche Thätigkeit in alter Weiſe fort.

Nachdem mit dem Jahre 1839 die „Blätter aus Prevorſt“ geſchloſſen worden, gründete Kerner, aus Liebe zur Sache, die noch ausgedehntere Zeitſchrift: „Magikon. Archiv für Beobachtungen aus dem Gebiete der Geiſterkunde und des magnetiſchen und magiſchen Lebens ꝛc.“, welche, in größeren Heften erſcheinend, bis 1853 fortgeführt wurde. *) Das in fünf ſtarken Bänden gebotene Material,

---

*) Verlag von Ebner und Seubert in Stuttgart. Band I, 1840 — II, 1842 — III, 1846 — IV, 1850 — V, 1853.

welches dem Herausgeber von allen Seiten, oft aus den entlegenſten Orten zugeſchickt wurde, iſt wohl das reichhaltigſte, das je über den Gegenſtand geſammelt worden.

Im Jahr 1841 kamen die „Dichtungen“ in dritter Auflage (Stuttgart, Cotta) in zwei Bänden heraus, wovon der erſte die abermals vermehrten „lyriſchen Gedichte“, der zweite aber, außer „Reiſeſchatten“ und „Heimathloſen“, den „Bärenhäuter im Salzbade“, ſowie den kleinen Dialog in Verſen: „Ein ärztliches Spiel“ brachte, in welchem die Unfehlbarkeit der mediziniſchen Diagnoſe verſpottet wird. Die „lyriſchen Gedichte“ erſchienen nochmals vermehrt, im Jahr 1847, in der beliebten Cotta'ſchen Miniaturausgabe der deutſchen Dichter, und wurden ſchließlich in dieſer Geſtalt 1854 zum fünften Male aufgelegt.

Unterdeſſen hatte Kerner die Ausarbeitung jenes anziehenden Werkes unternommen, dem wir, wie alle ſeine Biographen, die ausführliche Geſchichte ſeines erſten Jugendlebens allein zu verdanken haben: „Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit; Erinnerungen aus den Jahren 1786 bis 1804“, wurde von ihm ſeiner Schwiegertochter in die Feder diktirt, und erſchien im Jahr 1849 (Braunſchweig, bei Vieweg) wie ein idylliſches Bild mitten in dem tragi-komiſchen Treiben jener Zeiten, das er im 4. Bande des „Magikon“ (S. 249—254) als „der politiſche Veitstanz“ ſo treffend gezeichnet hat.

Wenn die Beſchwerden des Alters ihn endlich im Frühling 1851 veranlaßten, die mediziniſche Praxis aufzugeben und die Oberamtsarztsſtelle niederzulegen, ſo erlitt die literariſche Thätigkeit keine Unterbrechung, und die

Friſche des Geiſtes blieb dem Dichter wie dem Naturforſcher ungetrübt unter der zunehmenden Erblindung. Als er ſich im Sommer 1851 mit ſeinem „Rickele“ zu Baden-Baden aufhielt, lernte er den daſelbſt lebenden ruſſiſchen Dichter Joukowsky kennen, deſſen volksthümliches, von einem andern Freunde überſetztes „Mährchen von Jwan Zarewitſch und dem grauen Wolf“ er 1852 mit einer Vorrede begleitet im Drucke herausgab. *)

Im nämlichen Jahre erfreute Kerner alle Freunde ſeiner Poeſie mit jener Sammlung neuer Lieder, die er ihnen zwar, mit dem Hinblick auf ſein hohes Alter, unter dem Titel: „Der letzte Blüthenſtrauß“, als ſeine letzte poetiſche Gabe zu reichen wähnte, und mit einem Vorworte wegen der vielen darunter befindlichen „Gelegenheitsgedichte“ und politiſchen Lieder einführen zu müſſen glaubte. Wenn Letztere durch das facit indignatio versum ihre volle Rechtfertigung finden, ſo ſind uns die Erſteren ein lieber Beweis von Kerner's Freundestreue auch im Lied, wie er denn ſelbſt ſagt: „Nur aus Veranlaſſungen in meinem eigenen und meiner Freunde Leben, das ich von meinem eigenen nie zu trennen wußte, entſtanden alle meine Gedichte . . . Die Freude und noch mehr der Schmerz machte ſie alle, und der Freunde Geburtstage, oder ihr Tod und ſonſtige in ihr Leben eingreifende Ereigniſſe gaben mir ja auch oft Freude und Schmerz, und damit ein Lied“ . . . Daß aber „der letzte Blüthenſtrauß“ eines Sängers wie Juſtinus auch in Liedern allge-

---

*) Stuttgart, Verlag von Hallberger, 1852. — Joukowsky ſtarb noch in demſelben Jahre zu Baden.

meinern Charakters die alte Meiſterſchaft bewahrte, ſey hier nur durch Hindeutung auf das ſchöne Gedicht: „Im Eiſenbahnhofe" bekräftigt, wo er ſo innig das Fliehen der „Poeſie des Reiſens" beklagt, und dem Menſchen bedeutungsvoll zuruft:

Fahr' zu, o Menſch! treib's auf die Spitze,
Vom Dampfſchiff bis zum Schiff der Luft!
Flieg' mit dem Aar, flieg' mit dem Blitze!
Kommſt weiter nicht, als bis zur Gruft.

Auch den Erſcheinungen des innern Lebens blieb Kerner's volle Theilnahme im hohen Alter zugewandt. Das vor einem Jahrzehend mit größtem Schwung geübte „Tiſchrücken" veranlaßte 1853 die, aus einzelnen, früheren Aufſätzen entſtandene Schrift: „Die ſomnambülen Tiſche; zur Geſchichte und Erklärung dieſer Erſcheinung," (Stuttgart, bei Ebner und Seubert) worin er die bewegende Kraft einem noch unerkannten, von Magnetismus, Elektrizität und Galvanismus verſchiedenen Fluidum, dem „Nervengeiſt" der Seherin von Prevorſt, zuſchreibt. Das letzte Werk, welches, drei Jahre ſpäter, die faſt vierzigjährige literariſche Thätigkeit des Sehers Kerner beſchloß, war: „Franz Anton Mesmer, der Entdecker des thieriſchen Magnetismus; Erinnerungen an ihn ꝛc." (Frankfurt a/M. literariſche Anſtalt), womit er dem oft verkannten Manne ein ſchönes Denkmal geſetzt hat. Der äußere Anlaß zu dieſer Schrift ward ihm durch einen Beſuch geboten, den er im Sommer 1855 bei ſeinem Freunde, dem Freiherrn Joſeph von Laßberg *) zu

---

*) Bekannt durch ſeine Sammlung mittelalterlicher Manuſcripte ꝛc., und als Herausgeber des „Nibelungenliedes", des

Meersburg machte, indem er von den Nachkommen Mesmer's (der in der Nähe geboren, hier 1815 ſtarb) Einiges aus deſſen Nachlaß zu erwerben fand.

Zwiſchen die zwei zuletzt genannten Werke aber war in den ſtillen Lebensabend unſeres Juſtinus der härteſte Schlag geſchehen; auf jener Fahrt nach Meersburg hatte ihn zum erſten Male nicht mehr „die liebe, treue Hand“ geleitet, von der er noch im „letzten Blüthenſtrauß„ geſungen:

Iſt dieſe Hand nicht Poeſie?

Sein „Rickele“ war ihm nach kurzer Krankheit, am 16. April 1854 geſtorben, und jetzt erſt, da Sie fehlte, die einundvierzig Jahre hindurch der Schutzgeiſt ſeines Lebens geweſen, jetzt erſt konnte ſich ihm, wie bei Fauſt, die „Sorge“ nahen; nicht die äußere zwar, denn zwei hochherzige deutſche Fürſten hatten es übernommen, das hohe Alter des Sängers von Weinsberg, der nie nach Glücksgütern getrachtet, in materieller Hinſicht unabhängig zu geſtalten *) — aber von nun an war der Lebensmuth

---

„Liederſaales“ u. ſ. w. unter dem Namen „Meiſter Sepp von Eppishuſen“; er ſtarb, 85. Jahre alt, im Februar 1856.

*) Am 1. Februar 1848 ſetzte ihm König Ludwig, auf Anregung ſeines Leibarztes Breslau, Kerner's altem Neuenbaugenoſſen, einen Jahresgehalt von 400 fl. aus, der nach der Abdankung des Künſtlerfürſten von König Max übernommen ward, und mit dem Jahre 1853 erhielt einen ſolchen von 500 fl. von ſeinem Landesherrn, König Wilhelm. — (Die Penſion als Oberamtsarzt betrug 300 fl.) — Im Jahre 1848 wurde ihm von König Friedrich Wilhelm IV.

des Greiſes dahin, und er ſehnte ſich nach einer baldigen Wiedervereinigung mit Ihr! . allein die Lebenskraft war ungebrochen: faſt um acht Jahre noch ſollte er die verlorne Gattin überleben.

Auch in dieſer letzten Zeit ſeines „Erdenwallens“ blieb Juſtinus an Geiſt und Phantaſie ganz der alte; ja, es dürfte wohl keinem anderen Dichter, gleich ihm, der Born des Liedes bis in's höchſte Alter in der urſprünglichen Friſche gefloſſen ſeyn. Davon zeugen die im Jahr 1859 erſchienenen „Winterblüthen“ (Stuttgart, bei Cotta), unter welchen ſich Lieder befinden, die den beſten aus des Dichters früherer Zeit anzureihen ſind. Vor allen aber bleiben uns diejenigen anziehend, die er dem Tode ſeines „Rickele“ und der Sehnſucht nach „Ihr“ geweiht hat, wie er „Sie“ gleich innig und warm im Leben beſungen, ſo daß Kerner's Lieder der Liebe wohl einzig in ihrer Art daſtehen.*) Auch nach der Herausgabe der „Winterblüthen“ fuhr er zu ſingen fort, und die einzelnen Gedichte wurden bis zuletzt im „Morgen-

---

von Preußen die goldene Medaille für Kunſt und Wiſſenſchaft überſendet; 1851, bei der Penſionirung, erhielt er den württembergiſchen Kronorden, und 1853 war er unter den erſten Rittern des neu geſtifteten bayeriſchen Maximiliansordens für Wiſſenſchaft und Kunſt.

*) Nur der Sänger an der Weibertreu konnte dieſe originellen Zeilen dichten:

Getragen hat mein Weib mich nicht,
Aber — ertragen!
Das war ein ſchwereres Gewicht,
Als ich mag ſagen.

blatt“ mitgetheilt, unter der anſpruchsloſen Bezeichnung: „Verſe von Juſtinus Kerner.“

Wenn ſo unſer Dichter, Seher und Arzt in ſeinem Tagewerke treu ausharrte bis an's Ende, ſo hat ihm auch die gerechte Anerkennung ſeiner Verdienſte niemals gefehlt. Ohne hier die vielen Auszeichnungen zu erwähnen, welche ihm ſeit den zwanziger Jahren, durch Ernennung zum wirklichen Mitgliede verſchiedener gelehrter Geſellſchaften, wie zum Ehrenmitgliede mancher Sängervereine, zu Theil wurde, gedenken wir nur Einer Ehrenbezeugung, in welcher die allgemeine Verehrung für ihn eine höhere Weihe erhielt. Mit dem Schluſſe des Jahres 1858 erlebte Kerner ſein fünfzigjähriges Doktorjubiläum, wozu ihm die mediziniſche Facultät der Univerſität Tübingen ein Ehrendiplom zuſandte, in welchem ſie ihn Troſt der Kranken — Geißel der Dämonen — Wonne der Muſen — Zierde der Heimath nennt. *)

Dieſer Spruch, der in einem Gedichte der „Winterblüthen“ ſteht, iſt, von Kerner's eigener Hand geſchrieben, auf einem Stein im „Aeolsharfenthurm“ der Weibertreue zu leſen.

*) Der lateiniſche Text der, am 2. Dezember 1858 ausgeſtellten Urkunde lautet: *Ordo facultatis medicae in regia universitate Eberhardina Carolina Tubingensi viro illustrissimo atque doctissimo Justino de Kerner, Physico Weinsbergensi emerito, ordinum cor. Würtemb. et Maxim. Bav. equiti, aegrotorum solatio, daemonum flagello, musarum deliciis, dulci patriae decori, summos in medicina et chirurgia honores, quos ante quinquaginta annos in academia*

Auch ſein Dichterjubiläum durfte Kerner, zwar nur in Stille, feiern: im Frühling 1861 waren es fünfzig Jahre, daß ſein erſtes, poetiſches Werk, die „Reiſeſchatten" erſchienen. Leider ſollte ſein ſehnlicher Wunſch, dieſe ihm gar werthe Dichtung, deren letzte Auflage von 1841 durch die ſpäteren der „lyriſchen Gedichte" (1847 und 1854) ſo gut wie beſeitigt wurde, in einer neuen Ausgabe wieder erſcheinen zu ſehen, nicht mehr erfüllt werden.*)

Somit ſtehen wir am Lebensende unſeres Dichters: in der Nacht vom 21. auf den 22. Februar dieſes Jahres 1862 brachte ihm ein ſanfter Tod die endliche Erlöſung von ſeinen langen Leiden und die Wiedervereinigung mit allen den ihm vorangegangenen Lieben: er hatte ein Alter von 75 Jahren, fünf Monaten und drei Tagen erreicht. Indem wir das Nähere über ſein Sterben nach den Mittheilungen ſeiner Hinterbliebenen, und die in den öffentlichen Blättern gegebenen Nachrichten von ſeinem Begräbniß nachſtehend folgen laſſen, gedenken wir noch zum Schluſſe

---

nostra hoc ipso mense impetravit. gratulabundus restaurat et renovato diplomate observantiam suam et pietatem testatur.

*) Wenn je ein Werk der Phantaſie zur Illuſtrirung ſich eignete, ſo ſind es gewiß Kerner's „Reiſeſchatten." Wir können nicht umhin, dieſe Aufgabe zweien, mit dem Dichter befreundet geweſenen Münchener Künſtlern an's Herz zu legen — Moritz von Schwind und Franz Pocci — die ſich Beide längſt als die rechten Meiſter im Gebiete der deutſchen Sagen- und Mährchenwelt, wie des geſtaltenreichen Volksliedes bewährt haben.

des Urtheils, das *Kerner* in ſeinem bekannten „Prognoſtikon“ ſich ſelbſt geſprochen:

Flüchtig leb' ich durch's Gedicht,
Durch des Arztes Kunſt nur flüchtig;
Nur wenn man von Geiſtern ſpricht,
Denkt man mein noch und ſchimpft tüchtig.

Die Beſcheidenheit des Dichters, Arztes und Sehers allein konnte ſo ſagen; doch die Nachwelt wird nur beſtätigen, was ſchon die gerechte Mitwelt in ihm erkannt hat: einen Dichter, deſſen Lieder geſungen werden, ſo lange und ſo weit die deutſche Zunge klingt, einen Arzt, von deſſen wohlthätigem, aufopferndem Wirken ein geſegnetes Andenken bleibt, und einen Seher im Geiſte, der in einer glaubensarmen Zeit den Muth hatte zu einem *Glauben* auch ohne ein *Schauen*. In ſeiner ganzen, originellen Perſönlichkeit aber ſteht er vor uns als der ächte Typus einer volksthümlichen Geſtalt, von welcher ſchon vor einem Vierteljahrhundert *Emma Niendorf* in ihrer „Villegiatur in Weinsberg“ die charakteriſtiſchen Worte geſagt: „*Kerner* iſt eine Erſcheinung, die wir in ihrer reinen Urſprünglichkeit nicht feſt genug halten können . . . Es können ſo öde, ſo arme Zeiten kommen, daß man gar nicht mehr glaubt, ein ſolcher Mann habe einſt gelebt, ihn für eine Mythe hält. Er gehört unter die Weſen, denen man ſchon allein für ihr Daſeyn, abgeſehen von allem Wirken, danken muß, weil ſie uns ein Glaube, eine Bürgſchaft ſind. Will deutſches Gemüth von der Erde ſpurlos verſchwinden, ſo klopfe an das kleine Haus am Fuß der Frauentreue.“

Juſtinus Kerners letzte Tage.

Ein ſanftes Säuſeln noch — dann war's geſchehen.
Juſt. Kerner.

Unerwartet ſchnell iſt der edle, liebe Sänger von Weinsberg aus unſrer Mitte geſchieden; eine kurze Krankheit von nur ſechs Tagen hat dieſes reichgeſegnetſte aller Dichterleben geſchloſſen.

Juſtinus Kerner durfte ſich leider! nicht des Glückes erfreuen, wie ſeine Freunde Uhland und Karl Mayer, als Greis noch geſund und rüſtig zu ſeyn; wenn er auch von eigentlichen Gebrechen des hohen Alters verſchont blieb, ſo wurde er doch ſchon ſeit Jahren von einem allgemeinen nervöſen Leiden heimgeſucht, das eine zunehmende körperliche Schwäche zur Folge hatte, wodurch ihm, der von jeher an Bewegung in freier Luft gewohnt war, Gehen und Stehen mehr und mehr ſchwer fielen; im Laufe des letzten Sommers konnte er nur noch an wenigen Tagen einige Stunden in ſeinen zwei Gärten zubringen. Mit dem Beginne des Winters, der ihn nun ganz in's Zimmer bannte, ſtellte ſich überdieß eine faſt ununterbrochene Schlafloſigkeit ein, die ihm zum größten Theile alle Nachtruhe raubte, während, naturgemäß, die Neigung zum Schlafe ſich, ihm zu neuer Pein, bei Tage geltend machte: ein ſchmerzlicher Kreislauf ſtets wiederkehrender Aufregung, die den ohnehin faſt gänzlich erblindeten Greis eine endliche Auflöſung immer ſehnlicher herbeiwünſchen ließ. Mitten unter allen körperlichen Leiden offenbarte ſich jedoch ſeine ungebrochene Lebenskraft durch die rege Geiſtesthätigkeit, mit welcher er allen Erſcheinungen des Kulturlebens, namentlich in Literatur und Kunſt, zugewandt blieb, und die ihm den Verkehr mit Freunden von Nah und Fern bis zuletzt zum Hauptbedürfniß ſeines Daſeyns machte. So waren ihm Beſuche ſelbſt in den ſchwerſten Leidensſtunden willkommen, und ſelten vergieng ein Tag, wo er nicht einen oder mehrere Briefe diktirte; freilich durchzog dieſelben in den letzten Monaten immer öfter und beſtimmter eine leiſe Ahnung ſeines baldigen Hinſcheidens, die leider! nur zu früh zur ſchmerzlichen Wahrheit werden ſollte!.

Einen harten Fall, den der verehrte Greis um die Mitte Januar im Zimmer that, indem er ſeiner Führerin einen Augenblick entglitt, hatte er, nach einigen Tagen heftiger Erſchütterung, glücklich überſtanden, und es ſchien als ob er den Reſt des Winters ohne weitere Beſchwerden verbringen würde, ſo daß ſeine Tochter Marie Anfangs Februar nach Cannſtatt, zur Pflege der ſeit drei Monaten ſchwer erkrankten Gattin ſeines Sohnes Theobald eilen konnte, die ihrem Schwiegervater ſo bald im Tode folgen ſollte!. Als die Tochter am Donnerſtag den 13. zurückkam, fand ſie ihn in der heiterſten Stimmung; er hatte auf den Abend alle Weinsberger Freunde zu ſich eingeladen, um mit ihnen das ihm kurz zuvor vom Prinzen Adalbert von Bayern überſandte Münchner Bier zu genießen, und beſchloß in lebhafter Unterhaltung den Tag — es war der letzte ſeiner vierzigjährigen Gaſtlichkeit..

Am Sonntag den 16. Februar, wurde Kerner von einer heftigen Grippe befallen, die, verbunden mit anhaltendem Fieber, einen gefährlichen Charakter zeigte, und die Herbeirufung des Sohnes veranlaßte; doch als dieſer am Montag früh anlangte, hatte das Uebel wieder nachgelaſſen, ſo daß er gegen Abend nach Cannſtatt zurückkehrte; Tags darauf wiederholte er ſeinen Beſuch in Weinsberg, und am Mittwoch, wo ſich eine merkliche Wendung zum Beſſeren einſtellte, eilte er, über den Ausgang beruhigt, abermals zur kranken Gattin heim. Allein Juſtinus, der ja in ſeinem ganzen Leben der innern Welt nahe geſtanden, mochte wohl ſein Ende im Geiſt geſchaut haben; ſchon am Dienſtag Abend (am 18.) hatte er ſtill vor ſich hin die ſchöne Strophe Hölty's geſprochen:

> Stärke mich durch deine Todeswunden,
> Gottmenſch! wann die ſeligſte der Stunden,
> Welche Kronen auf der Wage hat,
> Meinem Sterbebette naht!

Donnerſtag den 20. Nachmittags erneuerte ſich der Anfall der Grippe mit ſolcher Heftigkeit, daß in aller Eile dem Sohne nach Cannſtatt zweimal auf einander telegraphirt wurde; dieſer konnte jedoch nicht mehr am Abend, ſondern erſt in der Frühe des Freitags in Weinsberg eintreffen. *)

---

*) Von den Angehörigen Kerner's umſtanden ſein Sterbelager: ſein Sohn Theobald, die erſte Tochter, Marie, mit ihren zwei Söhnen, ihrer jüngſten Tochter und dem Gatten der älteſten, durch Krankheit ferngehaltenen; die zweite Tochter Kerner's, Emma, wurde, als leidend, von ihrem Gatten kurz vor des Vaters Tode hinweggeführt; endlich eine Schweſter von Juſtinus' „Rickele".

Kurz vorher faltete der edle Scheidende ruhig die Hände und ſprach mit leiſer Stimme: „Ich ſterbe!" .. Und nun, um die Mittagszeit, begann der Todeskampf — in den erſten Stunden nicht ohne große Schmerzen, und für ihn beſonders dadurch ſchwer, daß er am lauten Sprechen gehindert, ſich ſeiner Umgebung nicht verſtändlich machen konnte; nur wenn er, wie gewöhnlich, leis redete, und man ſich über ihn hinneigte, waren ſeine Worte vernehmbar — allein er blieb bei vollem Bewußtſeyn bis an's Ende; Eines nach dem Andern rief er ſeine Lieben beim Namen, faßte er abwechſelnd ihre Hände . . . Und als ſich der Tag geneigt und es Abend werden wollte, da ward es auch in ihm immer ruhiger und ſtiller — ſeine letzten Worte waren: **„Herr! dein Werk iſt vollbracht!"** .. und ſpäter: **„Gute Nacht! gute Nacht! Schlaft Alle wohl!"** .. Ein kaum hörbares Athmen füllte die erſten Stunden der Nacht — endlich, um halb zwölf Uhr, hatte er ausgerungen, und das edle, liebewarme Herz des Sängers von der Weibertreu ſtand ſtille!.

* * *

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Beten nicht zur Leiche bieten . .
Juſt. Kerner.

Die Kunde von **Juſtinus Kerner's** Hinſcheiden verbreitete ſich ſchnell am Samſtag den 22. nach Heilbronn und in die weitere Umgegend, und von allen Seiten rüſtete man ſich, ihm auf würdige Weiſe die letzte Ehre zu erweiſen. In den Frühſtunden des Sonntags ward auf dem höchſten Thurme der Weibertreue eine ſchwarze Trauerflagge aufgezogen, die in's Thal der Sulm hinaus verkünden ſollte, daß Stadt und Amt Weinsberg ſeinen beſten Mitbürger verloren hatte. Eine Abordnung des Gemeinderaths ſprach der Familie das allgemeine Beileid aus, die Bürgerſchaft erbot ſich zum Tragen des Sarges, und die Liederkränze von Weinsberg und Heilbronn gedachten, die Hülle des Dichters, der dem deutſchen Volksgeſang ſo manches ächte Lied gegeben, mit ihren Chören in die Grabesruh' einzuſingen . . Allein Kerner, der überhaupt nur den Geiſt, nicht aber den ſterblichen Leib, einer Ehre werth gehalten, und von jeher, allem Leichenprunke abgeneigt, für die einfache Begräbnißweiſe ſeines Vaters, wie er ſie im „Bilderbuch“ geſchildert, eine eigene Vorliebe hegte, hatte ſchon unterm 27. März 1850 die letztwillige Verordnung aufgeſetzt, die wir hier mit ſeinen Worten folgen laſſen:

„Meine Leiche ſoll man in aller Stille, ohne Geſang und Klang, wie die meines Vaters, begraben. Mit meinem Sohne und dem Tochtermann ſoll nur noch ein Freund und ein Geiſtlicher, ſonſt Niemand, meine Leiche zu Grabe geleiten. Keine Rede ſoll gehalten, auch nicht geſungen werden. Man ſoll ein ſtilles Vaterunſer beten, den Sarg einſenken, und dann fortgehen. Dieß ſoll geſchehen, und nichts anderes.“ *)

Die Hinterbliebenen machten ſich die Beobachtung dieſes letzten Willens zur heiligen Pflicht; es erfolgte

---

*) Ein Zuſatz vom Mai 1857 lautet: „Zwiſchen meiner Frau und mein Grab ſoll ein Stein gelegt werden (eine liegende Platte, keine ſtehende) mit der Inſchrift:
Friederike Kerner und ihr Juſtinus. († 1854. † 18 . .).
Sonſt kein Wort, auch nicht: Hier liegt.“

daher keine Einladung zur Beerdigung, welche, zur Vermeidung größeren Andranges, auf die neunte Morgenſtunde des Montags (den 24. Februar) feſtgeſetzt wurde. Von der Begleitung war freilich Niemand abzuhalten — Jeder, der kommen konnte, durfte ja als der Eine Freund kommen! Vorab erſchienen Juſtinus' zwei älteſte Tübinger Freunde, Uhland und Mayer, und die Söhne ſeines getreuen Alexander, die Grafen Eberhard und Alexander von Württemberg; Präſident von Köſtlin aus Stuttgart, General von Baur aus Ludwigsburg (Neffe Kerner's, als Gatte der einzigen Tochter von deſſen Bruder Karl), und viele, viele Andere, die ſich an jenem Morgen noch einmal im „kleinen Haus" zuſammen fanden — am Sarge, in welchem Juſtinus lag, nach ſeinem Wunſche gebettet auf einem Hauskleid, das ihm einſt ſein „Rickele" gefertigt, und gehüllt in das lange, braune Mönchsgewand, das er in den letzten Jahren meiſt getragen, und in welchem die liebe Geſtalt uns Allen im Bilde, wie in der Erinnerung fortlebt — das unvergeßliche Antlitz, von dem faſt noch ganz dunkeln Haare umwallt, erſchien in den unveränderten, feinen Zügen wie plaſtiſch verklärt . . . So ward um neun Uhr der edle Todte aus dem nun verwaisten „Kernerhaus" gebracht: Weinsberger Bürger trugen den, mit Blumen und Lorbeerkränzen des Frauenvereins, der Liederkränze von Weinsberg, Heilbronn und Stuttgart reich geſchmückten Sarg, welchem ohne Unterſchied Alle zu Fuße folgten. Ein Trauergeleite, wie dort keines ſich zum zweiten Male entfalten wird, gieng der Zug durch die lange Hauptſtraße und die untere Stadt hinaus, nach dem mitten im Thale, geradeüber von der Weibertreue liegenden Kirchhof, an deſſen Pforte, wie auf der Burg, Trauerfahnen wehten, und durchſchritt denſelben nach der dem Eingang entgegengeſetzten, ſüdöſtlichen Ecke hin, wo ein größerer, von einigen Bäumen beſchatteter Raum die Ruheſtätte der Kerner'ſchen Familie bildet . . Hier hatte ſich Juſtinus ſeit dem April 1854, zwiſchen dem Grabe ſeines „Rickele“ und dem eines, noch vorher, als Kind verſtorbenen Enkels, ſeine eigene Gruft gewählt: hier wurde er denn in der frühen Morgenſtunde „zur langen Ruh'“ beſtattet. Von ſeinen Angehörigen umſtanden das Grab ſein Sohn mit ſeinen zwei Kindern, die verwittwete Tochter mit dreien ihrer Kinder, der Schwiegerſohn, der Neffe (General von Baur) und der Gatte der älteſten Enkelin, Stadtpfarrer Bauer von Löwenſtein. Es war ein tief ergreifender Augenblick, als Dieſer, nach Ertheilung des geiſtlichen Grußes, den letzten Willen des Verſtorbenen verkündete und nun die ganze, große Verſammlung, entblößten Hauptes, lautlos daſtand, das „ſtille Vaterunſer“ betend . . Nachdem hierauf der Geiſtliche über den eingeſenkten Sarg die Einſegnungsworte geſprochen, trat ein mit Kerner eng befreundeter Weinsberger Bürger vor, und ſprach für ſich ein Lebewohl; ein Mitglied des Gemeinderaths drückte in kurzen Worten den Dank der Stadt für ihres Mitbürgers Verdienſte aus, und warf einen Lorbeerkranz auf den Sarg; zuletzt wurde unter wenigen Worten die umflorte Fahne des Weinsberger Liederkranzes über dem Grabe geſenkt und geſchwenkt — dann von Jedem eine Scholle Erde hinein — und Alles war vorüber, als um zehn Uhr die bis dahin ſtumm gebliebenen Glocken zum Gottesdienſt des Matthiasfeiertags läuteten . . .

Auf das friſche Grab wurde der, erſt nach der Beerdigung eingetroffene Lorbeerkranz des ſchwäbiſchen Sängerbundes, deſſen Ehrenmitglied Kerner war, niedergelegt. Später wird daſſelbe der gemeinſame Denkſtein zieren, den der Dichter für ſein „Rickele" und ſich beſtimmt hat, und deſſen einfache Inſchrift — die einzigen Worte: **Friederike Kerner und ihr Juſtinus** — beſſer als alles Andere, die irdiſche Ruheſtätte desjenigen Bürgers von Weinsberg bezeichnen wird, der, wie im Leben, ſo auch im Sterben beſcheiden und demüthig ſtille war, zu deſſen Tode aber, wie zu dem eines Fürſten, zwei Tage lang über Stadt und Land die Trauerfahne auf dem Thurme der Weibertreue geweht!

Das Kernerhaus zu Weinsberg.

. . . In dieſem Silberhaus
Der Geiſt der Liebe iſt.
Juſt. Kerner.

Unter allen Dichterhäuſern iſt Keines von ſo eigenthümlicher, allgemeiner Bedeutung im Kulturleben, wie **Juſtinus Kerner's Haus zu Weinsberg an der Weibertreu.** In dieſen unzertrennlichen Namen liegt ein ſeltener Schatz von Erinnerungen, ein ganzes Stück Literaturgeſchichte, das früher oder ſpäter ſeinen Hiſtoriker haben muß. Unſeres Dichters Biographie kann nur mit dem Hinblick auf den Verkehr an ſeinem Heerde zu einem abgerundeten Bilde werden, denn ſein Leben hatte eigentlich erſt als ein Zuſammenleben mit den Freunden für ihn ſelbſt höhern Werth, und ſo möge auch dieſe Skizze in einer kurzen Beſchreibung des „Kernerhauſes“ und mit einigen Daten aus deſſen Geſchichte ihren Abſchluß finden.

Es war im Frühling des Jahres 1822, als Juſtinus Kerner, nach mehrfach durchgemachter Wohnungsnoth, endlich dazu kam, ſich ſein eigen Haus zu bauen; die Gemeinde Weinsberg ſchenkte ihm zum Bauplatz den, um die nordöſtliche Ecke der Stadtmauer, an der Straße nach Oehringen gelegenen Theil des frühern Stadtgrabens. Nach alter, guter Sitte wurde die Legung des Grundſteins vorgenommen, in welchen unſer Dichter durch ſeinen fünfjährigen Theobald eine Pergamenturkunde einſchließen ließ, deren Wortlaut — wohl einzig in ſeiner Art — aufbewahrt zu werden verdient:

> „Dieß Haus ward gebauet, durch Gottes Segen, von Juſtinus Kerner, dem Arzte, der auch Lieder ſang, und ſeiner Hausfrau, Friederike, im Jahre eintauſend achthundert zwanzig und zwei, zur Zeit, wo des Himmels Geſtirne wärmend, wie kaum je, niederſchauten auf Berg und Thal, aber Europa's Herrſcher, abgewandt von dem Himmel, kalt ſtunden und zuſchauten dem teufliſchen Morde von Hellas.“ —

Noch im Sommer kam das „kleine Haus“, mit nur einem Stockwerk über dem Erdgeſchoß, unter Dach, und konnte ſchon im Herbſt bezogen werden; den übrigen Raum daneben und dahinter bis an die Stadtmauer legte Kerner ſelbſt als Garten an. Im Jahr 1827 wurde an die Rückſeite des Hauſes das ſogenannte „Schweizerhaus“ angebaut; ſpäter kaufte Juſtinus von der Stadt den alten, die Ecke der Mauer bildenden Thurm, der zuerſt in ein Gerichtsgefängniß umgewandelt, dann aber auf den

Abbruch verſteigert werden ſollte, und richtete darin ein Zimmer ein; endlich erwarb er den, gegenüber vom Hauſe liegenden, größeren Garten, einen eingegangenen Gottesacker, in deſſen ehmaligem Todtenhäuschen er noch eine kleine Wohnung herzuſtellen wußte — und ſo war das reizende Beſitzthum beiſammen, das, obwohl klein, doch groß genug ſeyn ſollte für eine unbeſchränkte Gaſtlichkeit von vierzig Jahren. — Schauen wir uns nun ein wenig in den traulichen Räumen um!

Das „Kernerhaus“ ſteht am Anfang der Oehringer Straße, mit der Front nach Oſten, in durchaus freier Lage, ſüdlich und weſtlich vom Garten umgeben, und im Norden an die öffentliche Anlage ſtoßend, die ſich von hier aus, die ganze nördliche Stadtmauer entlang, bis zu der am entgegengeſetzten Ende befindlichen Kirche, zieht. *)

Das Erdgeſchoß, unter welchem ſich, in ganzer Länge und Breite, eine hohe, lichte Halle als ächter Dichterkeller wölbt, hat links die Hausflur, rechts die Einfahrt in die hinten befindliche Stallung u. ſ. w. Zwiſchen Beiden liegt ein einziges Zimmer, das einſt von der Seherin von Prevorſt bewohnt ward. — Der obere Stock enthält die Wohnung des Dichters, der den vier beſcheidenen Gelaſſen durch Kunſtwerke und Andenken von ſeinen Lieben und Freunden einen würdigen Schmuck verlieh. In dem (mittleren) Wohnzimmer feſſelt uns vor Allem ein lebens-

---

*) Dieſer Spaziergang, durch welchen der „Weg zur Burg“ geht, heißt in Weinsberg nur, wie Kerner ihn poetiſch benannte: „der graſige Hag.“

großes Bruſtbild von Juſtinus ſelbſt, mit ſeiner Maultrommel in der Hand; daſſelbe iſt von einem italieniſchen Künſtler, Ottavio d'Albuzzi, (Urenkel von Pfeffel) der 1851 nach Weinsberg kam, und ſchon 1855 zu Nizza ſtarb. Dabei ſehen wir das, von Maler Ed. Herdtle (in Stuttgart) modellirte Relief-Portrait, welches das Ideale in Kerner's Zügen am treueſten wiedergibt. *) Ein anderes Gypsmedaillon zeigt das geiſtreiche Profil Alexander's von Württemberg; gleich intereſſant ſind Breslau's Büſte und Statuette, und der Seherin Bild. Als würdiges Gegenſtück zu Kerner's Bild zieht uns aber wie magnetiſch an das herrliche Meiſterwerk von Karl Rahl in Wien: Lenau im Sturm auf öder Haide. Südlich öffnet ſich das Gaſtzimmer, auch „Marienzimmer“ genannt nach ſeiner Hauptzierde, einer großen, mittelalterlichen Alabaſtergruppe der Madonna mit dem Kinde, welche früher als Gnadenbild in der Wallfahrtskirche auf dem Heerberge, unweit von Schmidelfeld (bei Gaildorf) ſtand, und zuletzt zertrümmert im Archiv zu Oberſontheim lag,

---

*) Dieſem Medaillon reiht ſich die bekannte Büſte von dem Bildhauer Zell zunächſt an. Die übrigen, zahlreichen Bildniſſe Kerner's, ſelbſt das Gemälde von Alexander Bruckmann, ſind mehr oder weniger unähnlich, wo nicht geradezu verfehlt. Juſtinus, der ſich in mehreren Epigrammen über die verunglückten Nachbildungen ſeines Geſichtes luſtig macht, ſammelte ſich alle, deren er habhaft werden konnte, und legte ihnen charakteriſtiſche Namen bei, z. B., der Pfarrer, der Oekonom, der Räuber, der Simpel, der Saifenſieder, der Kürbiskopf, welche einen Begriff von den gewagten, mit ſeinem Namen in die Welt geſandten Phyſiognomien geben mögen.

bis Juſtinus es vor etwa zwanzig Jahren an ſich brachte und durch den Bildhauer Zwerger von Frankfurt wiederherſtellen ließ. *) Nach Norden liegt Kerner's Schlafzimmer, das nun auch ſein Sterbezimmer geworden .. Daran ſchließt ſich nach hinten das ehemalige Arbeitsſtübchen des Dichters und Arztes an. Die kleine Wohnung erweitert ſich durch das, nach dem Garten vorſpringende Schweizerhaus, welches unten, nur von zwei Pfoſten getragen, einen bedeckten Hofraum bildet, und im Hauptſtock das ſommerliche, fenſterreiche Geſellſchaftszimmer enthält; dieſes iſt auf drei Seiten von einer offenen Galerie umgeben, in deren Mitte, als einzig ſchöner Schmuck, ein hölzernes Krucifix ſchwebt, darüber, auf der ganzen Breite des Geſimſes, der fromme Spruch: „In der Welt habt ihr Angſt, aber ſeyd getroſt, ich habe die Welt überwunden.“ In dem halbrunden Giebel (mit einem kleinern Altane) liegt eine, merkwürdiger Weiſe, in Sargform nur mit Brettern ausgetäfelte Kammer. — Im Hintergrunde des Hausgartens ragt der alte Wartthurm, von üppigem Epheu umrankt; der untere Raum dient zu häuslichen Zwecken; darüber iſt ein gewölbtes Gemach, wo im Bauernkrieg der Graf von Helfenſtein gefangen ſaß, jetzt von drei ſpitzbogigen Fenſtern mit einigen alten Glasmalereien magiſch erhellt, und mit zwei, aus einem aufgehobenem Heilbronner Kloſter ſtammenden Holzbildſäulen eines Mönches und einer Nonne; eine alte Steinfigur eines Hof-

---

*) Schon im „Morgenblatt“ 1816 berichtet Kerner über die Kirche auf dem Heerberge, wo ſich, außer dem Muttergottesbild, werthvolle altdeutſche Altarbilder befanden.

narren oder Zwerges ſteht außen am Eingang. Oben bildet das flache Dach eine Plattform mit Zinnen, und einem hölzernen Zelte, an deſſen Pfoſten junge Akazien aus dem Geſteine wachſen: hier eröffnet ſich eine herrliche Rundſchau über das Weinsberger Thal, deſſen ſchöne Gebirgszüge im Weſten der nahe Kegel der Weibertreue, am fernen öſtlichen Horizonte aber die Burgruine von Löwenſtein und die Bergſchlöſſer Waldenburg und Maienfels überragen. *) — Gegenüber vom Hauſe endlich, in dem faſt zwei Morgen großen Garten, ſteht das ſogenannte „Alexanderhäuschen", deſſen Alter die Jahreszahl 1610 über der Thüre bezeugt, und welches im oberen Stocke ein Wohnzimmer und zwei Kabinette enthält; hier finden wir den (früher erwähnten) von Kerner als Knabe gefertigten Tiſch. Somit iſt die Runde durch die Dichterheimath am Fuße der Weibertreue gemacht und nun mögen, aus den langen Reihen der Freunde, die hier zwiſchen 1822 und 1862 flüchtig erſchienen oder öfter ein- und ausgegangen ſind, wenigſtens einige der intereſſanteſten Geſtalten das Bild des Kernerhauſes beleben, zu deſſen Hauptgäſten ſelbſtverſtändlich Kerner's ältere ſchwäbiſche Genoſſen, Uhland, Schwab, Mayer, u. ſ. w. fort und fort gehörten.

Im Herbſt 1827 kam auf der Rückreiſe von Stuttgart

---

*) Lange Zeit war auf der Thurmzinne ein, nach dem hochgelegenen Kirchhof von Löwenſtein gerichtetes Fernrohr befeſtigt, durch welches man dort das Grabmal der Seherin von Prevorſt, ein ihr von Graf Maldeghem und Eſchenmayer geſetztes, vergoldetes Kreuz leuchten ſah.

nach Deſſau der Dichter der „Griechenlieder“, Wilhelm Müller, nach Weinsberg; Juſtinus ſelbſt erzählt uns in einer Anmerkung zu ſeinem Gedicht auf deſſen Beſuch, wie er, ihm zu Ehren, von ſeinem Thurm die weiß-blaue griechiſche Fahne wehen ließ, auf welche irrthümlich ein ſchwarzes Kreuz geſetzt war, wie aber „in der Nacht Regen und Herbſtnebel die leicht gefärbte hellblaue Farbe völlig auswuſchen, und dem baldvollendeten Sänger (er ſtarb wenige Tage nachher) nun Morgens, ſtatt der griechiſchen Fahne, eine bedeutungsvolle weiße mit ſchwarzem Kreuze nachblickte.“

Der Aufenthalt der Seherin von Prevorſt im Kernerhaus 1828 bis 1829 veranlaßte die Bekanntſchaft des Dichters mit David Friedrich Strauß, woraus zwiſchen den zwei, geiſtig ſo verſchiedenen Ludwigsburgern eine dauernde Freundſchaft entſtand, die nur auf kurze Zeit umwölkt werden konnte, als der Verfaſſer des „Leben Jeſu“, vom Glauben erſt zum Zweifel, dann zum Unglauben übergehend, eine Kritik der Anſichten über die Seherin ſchrieb; das Wahrzeichen der Ausſöhnung wurde — in doppeltem Sinne ein gutes Werk — der ſo geiſtreiche als gemüthvolle Aufſatz von Strauß: „Ueber Juſtinus Kerner“, welcher zuerſt im erſten Jahrgang (1838) der „Halle’ſchen Jahrbücher“ veröffentlicht, 1839, mit einem andern unter dem Titel: „Zwei friedliche Blätter“ vereinigt (Altona, bei Hammerich) neu herauskam.

Bald nach der Seherin Tod (1829) erſchien zum erſten Male der ſchöne, ritterliche Graf Alexander von Württemberg, der als Dichter in der poetiſchen Tafelrunde zu Weinsberg nicht fehlen durfte. Es war ein Bund von ſeltener Innigkeit, welcher ihn von nun an fünfzehn Jahre hindurch an das „kleine Haus“ feſſelte: der Sprößling des ſchwäbiſchen Fürſtenſtammes war dem beſcheidenen Doktor und ſeiner ſchlichten Hausfrau wie ein Sohn zugethan; alljährlich trieb ihn die Sehnſucht nach ſeinem „geliebteſten Juſtel“ wiederholt, bald auf Tage, bald auf Wochen zu ihm hin, wie denn das Gartenhäuschen nach dieſem, ſeinem fleißigſten Bewohner, das Alexanderhäuschen genannt ward; er dachte ſogar daran, ſeinen reizenden Landſitz Serach (bei Eßlingen) zu veräußern, und ſich in der Nähe von Weinsberg anzuſiedeln .. Juſtinus ſelbſt hat der tiefen Zuneigung ſeines „treuen Alexander“ in mehreren Liedern ein rührendes Zeugniß ausgeſtellt, das in dem Ausrufe:

O Treu’ſter, oft Verkannter!
Wer hat ein Herz wie Du?

den ſchönſten Ausdruck gefunden, und uns den edeln Sänger der „Lieder des Sturms“, der Sonette: „Gegen den Strom“ ꝛc. als den anhänglichſten Gaſt des Kernerhauſes doppelt liebgewinnen läßt.

Zwei Jahre ſpäter folgte ein gleichtreuer: im Sommer 1831 war der Sohn der ungariſchen Haide, Nikolaus Niembſch, Edler von Strehlenau in Stuttgart bei Guſtav Schwab erſchienen, um durch ihn, wie ſchon mancher talentvolle Jünger, in die Literatur eingeführt zu werden, in welcher er bald, einer der erſten deutſchen Sänger, an den Dichternamen Lenau ſo unvergänglichen Ruhm, aber auch ſo unvergeßliches Leid knüpfen ſollte! Nachdem Schwab ihn mit Uhland, Mayer ꝛc. in Verbindung gebracht, ſandte er ihn zu Juſtinus mit dem folgenden Geleitszettel (vom 28. Aug. 1831), der zugleich als ein Beweis des herzlichen Verkehrs der ſchwäbiſchen Dichterfreunde hier ſtehen möge:

„Geliebter Kerner! — Hier ſchicke ich Dir Herrn Riembſch von Strehlenau aus Wien, einen Ungar, einen herrlichen Dichter und Menſchen, wovon Du Dich bald überzeugen wirſt. Er hat bei mir gewohnt und iſt für ewig mein Freund geworden. Wir ſind auch bei Uhland in Tübingen geweſen, und um Deinetwillen reiſet er über Weinsberg nach München. — Dich, Rickele und die Kinder grüßen Sophie und ich auf's innigſte. Vielleicht laſſen wir uns um die Herbſtzeit bei euch einen Augenblick ſehen

Innig und ganz, Dein G. Schwab.“

Auch mit Kerner ſchloß Lenau den Bund der Freundſchaft, und ſo oft er in den dreizehn folgenden Jahren nach Württemberg kam, weilte er als ein erſehnter Gaſt im „kleinen Haus“ und brachte daſelbſt viele der beſten Tage ſeines ſo bewegten Lebens zu. Im Alexanderhäuschen war's, wo er ſich im Frühjahr 1832 auf ſeine amerikaniſche Reiſe rüſtete, ſo daß Kerner richtig ſagen konnte, er habe ſich von da aus zur Fahrt über den Ocean eingeſchifft. Und als er 1833 zurückkehrte aus dem „furchtbar fremden“ Lande, das ihm, mit ſeinem „ausgebrannten Menſchen in ihren ausgebrannten Wäldern“, als „das wahre Land des Untergangs, der Weſten der Menſchheit“ erſchienen war,*) eilte er zuerſt zu Kerner, bei dem er mit dem bekannten Ausrufe eintrat: „Alter! Da bin ich halt wieder! Aber das ſind keine vereinte

---

*) Worte aus einem Briefe Lenau's an ſeine Stuttgarter Gaſtfreundin, Emilie Reinbeck, aus Lisbon am Ohio, vom 5. März 1833.

Univ. Bibl.

Staaten, das ſind verſchweinte Staaten!“ — Gewöhnlich bewohnte er das Thurmzimmer, wo er z. B. im Februar und März 1834 einen großen Theil ſeines „Fauſt“ dichtete. Mit Alexander lebte er wie mit einem Bruder, und die Beiden, die oft zur gleichen Zeit die „Sehnſucht nach Juſtinus“ fühlten, kamen meiſt auch zuſammen nach Weinsberg. Kerner ſelbſt hieng mit ſorgenvoller Liebe an „ſeinem Niembſch“, als ob ihm frühe ſchon die Ahnung geworden wäre, daß ein düſteres Schickſal dieſen Freund ereilen ſollte; der Seher hatte dieſes Eine Mal wirklich die Geiſter geſchaut, die nach einander in „Fauſt“, in „Savonarola“ und in den „Albigenſern“ den verhängnißvollen Kampf auskämpften um die Seele des melancholiſchen Sängers der „Schilflieder.“

Hier ſind auch diejenigen zwei Freunde unſeres Dichters zu nennen, die ihm, wie Strauß, Blätter des Gedächtniſſes gewidmet haben: Guſtav Pfizer, der ſchon 1830 mit ihm befreundet wurde, und bald darauf das ſchöne Lied: „An Juſtinus Kerner in Weinsberg“ ſang, worin das poetiſche Leben im Kernerhauſe poetiſch verherrlicht iſt, und Emma Niendorf (Frau von Suckow) welche im Herbſte 1838 ihre erſte „Villegiatur in Weinsberg“ hielt, deren Erinnerungen ſie uns unter dieſem Titel ſo anziehend aufbewahrt hat.*)

Es gäbe eine lange Liſte, wollten wir von den berühmten oder wenigſtens bekannteren Gäſten des „kleinen

---

*) S. die „Reiſeſcenen in Bayern, Tyrol und Schwaben“ ꝛc. (Stuttgart, bei Ebner und Seubert, 1840). — Auch das größere Werk: „Lenau in Schwaben. Aus dem letzten Jahrzehend ſeines Lebens“ ꝛc. (Leipzig, bei Herbig,

Hauſes“ nur die Namen zuſammen ſtellen, wie Kerner ſelbſt, von 1839 an bis in die fünfziger Jahre hinein, faſt Tag für Tag alle Beſuche in ein eigenes Taſchenbuch eintrug, das ſich — wohl als die einzige, von ihm herrührende Aufzeichnung für ein leider! nicht zu Stande gekommenes „Bilderbuch“ aus dem Weinsberger Leben — in ſeinem Nachlaſſe vorfindet. Doch mit bloßen Namen wäre zu wenig geſagt, und auch nur kurze Erinnerungen daran zu knüpfen, verbietet hier der nahende Schluß dieſer Blätter. Eine Art Gäſte aber darf nicht mit Stillſchweigen übergangen werden, weil ſie uns zeigt, wie Juſtinus die Gaſtfreundſchaft nicht nur als ein Recht der Geſelligkeit ausübte, ſondern auch in ihr die heilige Pflicht chriſtlicher Barmherzigkeit erkannt hatte: das waren die Polenflüchtlinge.

Der Dichter, der einſt ſo tief mit den unglücklichen Griechen gefühlt, wenn er ihnen auch nichts weiter geben konnte, als jene ſtille Anklage gegen „Europa's kalte Herrſcher“ im Grunde ſeines Hauſes, und „im Herbſt 1823“ ein ächtes Griechenlied, bethätigte die lebendigſte Theilnahme an dem Elende ihrer nordiſchen, noch unglücklicheren Leidensbrüder, die nicht, wie Jene, wenigſtens ſiegen oder ſterben durften, ſondern, todt oder lebend, untergehen mußten . . Wochenlang beherbergte er, im Winter 1831—1832, die in großer Anzahl durch Weinsberg ziehenden Flüchtlinge, von welchen er noch in den „Winterblüthen“ ſingt:

1853) erzählt von Kerner manchen charakteriſtiſchen Zug und gibt ein anſchauliches Bild von dem ſchönen Zuſammenleben im Kernerhaus.

Der Tiſch auf meinem Thurme ſteh' zur Beicht',
Wie oft an ihm ſchmerzvolle Polenſöhne
Sich tranken ihre ſchweren Herzen leicht.

Im folgenden Frühjahr beſuchte der letzte Generaliſſimus des polniſchen Heeres, Rybinski, den Dichter, deſſen „Seherin von Prevorſt“ ſchon früher ſein ganzes Intereſſe erregt hatte; er wohnte im Gartenhäuschen, wo Kerner nachher den von der Weinsberger Bürgerſchaft dem Feldherrn überreichten, aber von dieſem, als einem Beſiegten, abgelehnten Lorbeerkranz zum Andenken aufhieng. *)

Die eigentliche Glanzzeit des Kernerhauſes endete mit dem verhängnißvollen Jahre 1844, welches ihm, binnen drei Monaten, zwei der trauteſten Freunde entriß: den 7. Juli ſtarb Graf Alexander plötzlich in Wildbad, und am 15. Oktober verfiel Lenau im Reinbeck'ſchen Hauſe zu Stuttgart jener Geiſtesnacht, aus der ihn, erſt ſechs Jahre ſpäter, nur leibliches Sterben erlöſen konnte. Und als er am 22. Auguſt 1850 geſtorben, da geſchah es, wieder nach kaum drei Monaten, daß Guſtav Schwab in der Nacht des 4. November eines jähen Todes verblich . . Der alte Dichterkreis ſchloß ſich allmählig enger um den Meiſter, aber der Zauber, der ihn einſt gebildet, wirkte fort und fort. Menſchen aus allen Ländern und Ständen ſind in dieſen vierzig Jahren den Weg nach Weinsberg gewandelt: Prinzen und Volks-

---

*) Auch ein königlicher Flüchtling hat einſt im Kernerhaus geraſtet: der entthronte Guſtav IV. von Schweden, der, unter dem Namen Guſtavſon in Dürftigkeit durch Deutſchland irrend, 1826, das Ränzchen auf dem Rücken, bei Juſtinus eintrat!

männer, Generale und Gelehrte, Diplomaten und Literaten, Arme und Reiche, Hohe und Niedere, und beſonders zahlreich die Frauen, denen der Sänger ſeine Lieder ja eigens gewidmet hat; das „kleine Haus“ ſchien die Reſidenz eines Fürſten, deſſen ſtets erneuter Hofſtaat dem beſcheidenen Landſtädtchen reges Leben und damit größeren Wohlſtand brachte.

Die Art und Weiſe dieſes Verkehres lernen wir am beſten aus dem Bilde kennen, das uns Strauß in ſeinem „friedlichen Blatte“ von dem trefflichen Ehepaare Juſtinus und Rickele entwirft, und dem wir nachfolgende Stelle entlehnen wollen: „Eine ſchönere und zartere Gaſtlichkeit iſt nicht leicht in einem Hauſe zu treffen. Unter den vielen Fremden, die jährlich das Kerner'ſche Haus beſuchen, wird doch Jeder in ſeiner Eigenthümlichkeit aufgefaßt, und ihm eine entſprechende, beſondere Rückſicht und Neigung gewidmet. Iſt ein auswärtiger Freund in Weinsberg anweſend, ſo iſt es Kerner nicht wohl, wenn er nicht in ſeinem Hauſe ſpeist und übernachtet, ſo lange noch Raum iſt, und die Einladungen des Gemahls unterſtützt die eben ſo gemüthvolle als verſtändige Hausfrau mit ſo vieler Herzlichkeit, daß ſchwer zu widerſtehen iſt. Das dennoch ſich aufdrängende Gefühl, hier allzuviele Güte zu mißbrauchen, wird dem Gaſte nur dadurch erleichtert, daß er ſieht, wie ſeine Anweſenheit nicht die mindeſte Störung oder Aenderung im Hausweſen hervorbringt, ſondern Alles in ſeinem ruhigen, einfachen Gange bleibt. Und in welche Familie findet ſich der Gaſt hier eingeführt! Kein Wunder, daß von böſen Geiſtern Geplagte hier Hülfe und Heilung ſuchen: der gute Geiſt dieſes Hauſes muß ſie vertreiben.

Ein Friedensengel ſcheint über demſelben zu ſchweben; der Sinn der Ordnung, der ruhigen Heiterkeit und des Wohlwollens ſpricht uns aus allen Geſichtern, aus Allem, was wir darin hören und ſehen, an. Der Dichter iſt glücklich zu preiſen, der, wie Kerner, eine Gattin findet, welche einerſeits zwar ſeinem ſchwärmenden Gefühle dem ordnenden Verſtand gegenüberſtellt, doch aber andrerſeits ſelbſt ſo viel Gefühl und poetiſchen Sinn beſitzt, um das, was des Dichters Bruſt bewegt, innig mitempfinden und ſein Leben im vollen Sinne theilen zu können . .*) Man muß Kerner in ſeinem Hauſe ſehen und darſtellen, wenn man einen richtigen Begriff von ihm bekommen oder mittheilen will.“ —

Es waren Genüſſe der ſeltenſten Art, die dem Wanderer hier geboten wurden. Bis vor wenigen Jahren war Juſtinus immer ſelbſt der beredte Führer durch Haus und Gärten, meiſt auch auf die Burg, wie er in frühern Zeiten den Gaſt oft auf ſeinen ärztlichen Fahrten mitnahm, um irgend einen intereſſanten Beſuch, z. B. im Pfarrhauſe zu Cleverſulzbach bei ſeinem mehrjährigen poetiſchen Nachbarn, Eduard Mörike, zu machen. Wer nicht das Glück hatte, im Hauſe mit einem oder einigen der Dichterfreunde zuſammen zu treffen, erhielt doch allezeit aus

---

*) Schon in einem Briefe an Kerner vom 16. Dezember 1810 ſchreibt Guſtav Schwab von „Ihr“ die treffenden Dichterworte: „Doppelt erfreulich war es mir, Mlle. Ehemann kennen zu lernen, theils wegen dem innigen Verhältniß in dem ſie mit Ihnen ſteht, theils wegen ihrem eigenen, ſchönem Gemüth; es iſt ſo ſüß, unter dem weiblichen Geſchlecht auf wahre Poeſie zu ſtoßen: es iſt gewiß die Poeſie in der poetiſchſten Form.“

Kerner's lebendigen Mittheilungen ein ſolch anſchauliches Bild der vergangenen Tage, daß es Jedem leicht ward, ſie im Geiſte gleichſam wieder mitzuleben. Dabei wurden des Dichters Erinnerungen, ſo zu ſagen, illuſtrirt durch die vielen Andenken verſtorbener oder ferner Freunde, die man zu ſehen bekam; wir gedenken hier nur ſeines Trinkglaſes, welches ihm Lenau 1832 vor der Abreiſe nach Amerika ſchenkte, (wie er es denn in dem ſchönen Liede: „Mein Kryſtallglas“ beſungen) und deſſen er ſich volle dreißig Jahre tagtäglich bis zu ſeinem Tode bedient hat. Noch mehr belebten ſich dieſe Erinnerungen durch den von Kerner in freigebigſter Weiſe geſtatteten Einblick in ſeine unermeßliche Korreſpondenz, und zwar ſowohl der ſtets neu einlaufenden, als der früheren Briefe. Von den Letzteren bilden diejenigen aus den Jahren 1805 bis 1824, chronologiſch geordnet, eine Reihe von ſchwarzen Bänden, die längere Zeit eine eigene Bibliothek im Thurmzimmer zierten; hier gewährte das größte Intereſſe der lebhafte Gedankenaustauſch zwiſchen den Univerſitätsgenoſſen, wobei denn namentlich Uhland ſeine ſchönſten Lieder dem Freunde friſch von der Entſtehung weg mittheilte. Die ſpäteren Briefe ſind nach den Namen geſammelt, darunter von den umfangreichſten, die vom Bruder Karl, von Varnhagen, Eſchenmayer, u. A. Ein in ſeiner Art wohl einziger Genuß im „kleinen Hauſe“ war Kerner's Spiel auf der Maultrommel, von welchem allein derjenige, der es gehört hat, ſich den rechten Begriff machen dürfte. Dieſes ſein Lieblingsinſtrument, deſſen Klang nur dem leiſen Verhallen der Saiten einer Aeolsharfe vergleichbar, wurde an ſeinem Munde und unter ſeinen Fingern zum wahren „Zaubereiſen", welchem er die wunderbarſten Töne zu entlocken wußte. Muſikaliſch, zwar nicht gebildet, aber höchſt begabt, ſpielte er, abwechſelnd nur zwei Maultrommeln gebrauchend, die ſchönſten Melodien, ächte Dichterphantaſien; er liebte es namentlich, die Freunde Abends im dunkeln Zimmer mit ſeiner Kunſt zu überraſchen, wo es dann wie in überirdiſchen Weiſen klang. Das „kleine Eiſen", von dem er im „letzten Blüthenſtrauß" ſagt:

In den Tönen, die es ſpielte,
Hört' ich oftmals übertragen
Was ich tief im Buſen fühlte,
Und nicht konnt' in Liedern ſagen —

war ihm eine wahre Lebensfreude, und recht ſchmerzlich empfand er es, als die Schwäche des Alters ihm zuletzt das geliebte Spiel nicht mehr geſtattete. Eine nicht minder eigenthümliche Erſcheinung waren die von Kerner beim allmähligen Erblinden erfundenen und ſcherzweiſe ſo benannten „Klekſographien": die aus den unbemerkten Dintenflecken in den Falten des Papiers entſtehenden Doppelbilder wurden ihm zu einer Quelle, nicht nur gemüthlicher Unterhaltung, ſondern auch eigenen poetiſchen Schaffens, indem er, nach ihren meiſt dämoniſch-phantaſtiſchen Formen, allerlei Geſtalten des Geiſterreiches daraus ſchuf, und zu jeder eine Erklärung dichtete, welche das frühere Weſen derſelben im Leben in ernſter oder humoriſtiſcher Weiſe ſchildert. Eine größere Reihe ſolcher Klekſographien ſammelte Kerner zu einem „Hadesbuch", in welches er, außer den Gedichten, noch im Jahr 1857 eigenhändig eine Vorrede über deren Entſtehung ſchrieb, ſo daß das Ganze für die Veröffentlichung fertig wäre, wenn nicht derſelben die Hauptſache, die Vervielfältigung dieſer nur mit wenigen Strichen und Punkten nachgebeſſerten Naturbilder, bedeutende Schwierigkeiten entgegen ſetzte.*) Das zunehmende Schwinden ſeines Augenlichts nöthigte Kerner in den letzten Zeiten auch der klekſographiſchen Kunſt zu entſagen, die uns indeſſen ein Beweis weiter iſt, daß, wenn der Sänger von Weinsberg, gleich einem Homer, Oſſian und Milton, für die äußere Welt erblinden ſollte, ihm doch, wie dieſen, das innere Schauen in die Welt des Geiſtes und der Phantaſie bis an ſein Ende unverhüllt geblieben.

Bei einem ſo nach allen Seiten anregenden Verkehr konnte es nicht fehlen, daß der Humor des Zufalles in den Ernſt der Unterhaltung manche komiſche Scene flocht, für welche das durchaus originelle Hausweſen Kerner's ohnehin Anlaß bot, wie es denn ſchon Humor genug war, daß er, der Oberamtsarzt, lange Zeit den Todtengräber von Weinsberg zum Kutſcher hatte. So bewahrt die

---

*) Die allgemeine illuſtrirte Zeitung: „Ueber Land und Meer" hat in ihrer Nummer vom 25. Mai 1862 einen Aufſatz von Theobald Kerner über die Klekſographien gebracht, welchem als Proben vier derſelben in Holzſchnitten beigegeben ſind, darunter ein von Juſtinus öfter zum Andenken für Freunde ausgeführter Schmetterling, den er mit dem ächt Kerner'ſchen Verſe begleitete:

Aus Dintenflecken ganz gering
Entſtand der ſchöne Schmetterling;
Zu ſolcher Wandlung ich empfehle
Gott meine fleckenvolle Seele.

Geſchichte des „kleinen Hauſes“ viele heitere Züge, von welchen einige hier nacherzählt werden mögen. — Im dicken Thurm der Weibertreue ſperrte Kerner einmal ſeine drei Kinder in die vergitterten Käſten, aus welchen die Aeolsharfen, um ſie neu zu beſaiten, herausgenommen worden, und gieng mit dem „Rickele“ hinweg, während Fremde oben anlangten, die nicht wenig über die ſonderbaren Vögel in den Käfigen ſtaunten. — Im Garten war ein eichener Armſtuhl, worin jeder berühmte Dichtergaſt ſitzen mußte, deſſen Namen dann von Theobald in die Lehne geſchnitten wurde. Als einmal ein norddeutſcher Student ſeine Gedichte vorlas, und Kerner'n zuletzt frug: „Nicht wahr, ich bin auch ein Dichter?“ ſagte dieſer: „O freilich, aber ich weiß nicht, der Seſſel neben Ihnen hat die ganze Zeit ſo kurioſe Bewegungen gemacht, wie wenn er wollte fortgaloppiren“. — Als Juſtinus, Alexander und Lenau einſt beiſammen ſaßen, ihre neueſten Gedichte austauſchend, trat zuletzt der ehrliche Hausknecht, der bei Tiſche aufgewartet hatte, mit einem groben Papier herein, und ſagte ſchüchtern, weil Alles hier Verſe leſe, wolle er auch die ſeinigen bringen, und die waren: An den treuen Doktorsgaul am gelben Chaislein. — Auf einem Spaziergang, den Kerner mit einigen Gäſten nach Eberſtadt machte, begegnete er einer Bauernfrau, die ihm eine Arznei für ihren kranken Mann begehrte; da er nichts zum Schreiben bei ſich hatte, rief er einen eben vorbeigehenden Weinsberger Bürger herbei und ſchrieb ihm mit einem Stück Kreide, das dieſer in der Taſche fand, das Recept in großen Buchſtaben auf den Rücken; ſo gieng der Mann, von dem Weibe ſorgſam bewacht, in die Stadt, wo der Apotheker behauptete, der Doctor habe nie ſo ſchön geſchrieben. — Endlich: „ein Handwerksburſche geht des Wegs“ am Kernerhaus vorüber; einige Wagen davor, der bedeckte Tiſch im Garten, und die aus- und eingehenden Gäſte laſſen ihn ein Wirthshaus vermuthen, er ſteigt wohlgemuth die Treppe hinauf, tritt in die Schweizerſtube, macht ſich's bequem und ruft: „Frau Wirthin, einen Schoppen!“ Das „Rickele“ bedient ihn alsbald, und erſt da er zahlen will, hört er mit Staunen, daß man hier zechfrei ſey — im Gegentheil, er bekam noch einen Zehrpfenning auf den Weg. —

So bewegte ſich das ſchöne Idyll von Kerner's Leben unter dem harmoniſchen Dreiklang von Geiſt, Gemüth und Humor, bis mit dem Tode der trefflichen Hausfrau der tiefe Grundton Schmerz den Abend ſeiner Tage durchtönte . . Von da an war der Verkehr im Dichterhauſe mehr ernſterer Natur; dafür hatten die zuletzt Kommenden, die keine „Villegiatur in Weinsberg“ mitmachen konnten, den nicht minderen Genuß, das Stillleben des Dichters im engern Kreiſe ſeiner Familie und der langjährigen vertrauten Freunde ſeiner nähern Umgebung zu theilen, wo alle Erinnerungen erſt recht miteinander wachgerufen wurden. *) Die Stunden aber, welche das ſchwere Leiden ſeines Alters dazwiſchen brachte, fanden

---

*) Juſtinus hatte, nach ſeines „Rickele's“ Tode, an ſeinen Kindern und Enkeln die treueſten Pfleger ſeines Alters. Sein Sohn, der ihm von 1843 bis 1851 in der Praxis zur Seite ſtand, beſuchte ihn nachher von Stuttgart und Cannſtatt aus faſt jede Woche, und in den letzten drei Jahren ſchrieb

in dem Gedanken, daß dieſe Schmerzen ſeiner Nerven aus der aufopfernden Berufstreue des Arztes, und beſonders aus dem ſo lange fortgeſetzten Magnetiſiren entſprangen, jene höhere Weihe, die wir alle vor einem ächten Märtyrer der Wiſſenſchaft oder des Glaubens empfinden!

Nun iſt der edle Sänger in die ewige Heimath eingegangen, um dort zu ſchauen, was er hier geglaubt hat, und verwaiſt ſteht „an dem Berg der Frauentreue“ das „kleine Haus“, welches vierzig Jahre lang ein Leben voller Harmonie barg, wie es nur nur wenigen Sterblichen zu Theil wird, und jedem Dichter zu wünſchen iſt.*) Wenn wir, noch einmal der vielen Pilger gedenkend, die dieſes ſo einzige Haus beherbergte, darunter die beſten Männer ihrer Zeit treffen, ſo dürfen wir es mit Recht als ein Geiſterhaus im höhern Sinne des Wortes bezeinen — Allein es war noch etwas mehr: ein Haus der Herzen. Emma Niendorf ſagt von ihrem erſten Eintritt bei Juſtinus und Rickele: „Alle Geiſter vergaß ich vor dem guten Geiſte, den dieſes Paar um ſich ergießt“, und theilt von einem Gefährten ihrer „Villegiatur“ den

---

er ihm täglich. Seine zwei Töchter hatte Kerner nicht aus ſeiner Nähe verloren, da beide ſich in Heilbronn vermählten, von wo die älteſte ſchon 1847, nach ihres Gatten Tode, wieder nach Weinsberg zog; ſie und ihre Kinder waren nach einander die beſten Vorleſerinnen und Schriftführerinnen des erblindenden Vaters.

*) Allen Freunden des Kernerhauſes wird die Nachricht willkommen ſeyn, daß daſſelbe vorerſt auf die nächſten fünf Jahre unverändert erhalten bleibt.

merkwürdigen Ausſpruch mit: „Kerner's Haus iſt eine weltliche Kirche, vor welcher alle ſocialen Laſter abgelegt werden". Der „gute Geiſt" — der „Friedensengel", wie Strauß ihn nennt — der ſolche Wunder wirkte, deſſen Zauber die Geiſter zu ſich zog und die Herzen an ſich feſtbannte, das war — **die Liebe**: die Liebe zu Allen, welche Juſtinus als Ausſaat für ſein Leben geſäet, und in der Liebe Aller im Leben wieder geerndtet hat. Der Keim dieſer Liebe aber war jener ächt chriſtliche Glaube, den einſt auch der Phrenolog aus der neuen Welt,*) welcher den Charakter unſeres Sängers „unter die intellektuell hoch, und moraliſch am Höchſten geſtellten" zählte, in ihm alſo erkannte: „Er vertraut auf den Fortſchritt der Menſchheit, mit andern Worten, er glaubt und fühlt, daß der Menſch von Natur beſſer und erhabener als in der Wirklichkeit iſt." — Ja, das eben war einer der ſchönſten Züge an Kerner, daß er von den Menſchen nur die guten Seiten ſah, und die Gabe beſaß, das rein Menſchliche in Jedem frei zu machen. Darum, weil er ſie für beſſer hielt, als die Welt ſie erſcheinen macht, ſo waren ſie und fühlten ſie ſich in ſeiner Nähe wirklich beſſer: das Kernerhaus war wirklich eine Kirche, wo ein Hoheprieſter des Glaubens und der Liebe unbewußt Jeden zu einem wahren Menſchen weihte.

Dieß iſt der Segen von Juſtinus Kerner's Erſcheinung für ſeine Mitmenſchen, der uns ſein Leben als das Ideal des Menſchenlebens erkennen läßt. Und ſo mögen wir Alle, die wir das Glück hatten, ihn lieben zu ſehen, aus dem Nachrufe ſeines Sohnes, mit welchem dieſe Blätter geſchloſſen ſeyen, uns auch ein Wort aneignen — die ächte Chriſtenbitte:

---

*) Siehe: „Phrenologiſche Analyſe des Charakters des Herrn Dr. Juſtinus Kerner, von Michael Caſtle, ꝛc.". (Heidelberg, Groos, 1844).

Gib auch **deine Liebe** mir!

Todtenklage.

1.

Als im Sarg Du lagſt gebettet,
Auf die kalte, bleiche Stirne
Fiel da eine heiße Thräne,
Nicht um Dich, um mich geweint.

Ach! zum erſten Mal, o Vater!
Hatteſt Du dein Kind verlaſſen;
Keine Antwort meiner Klage
Kam aus Deinem lieben Mund.

Kalt lag Deine Hand in meiner,
Als ob Böſes ich verſchuldet;
Einſam ſtand ich, nur die heiße
Thräne durfte mit Dir geh'n.

2.

Angſtvoll hat Dein Herz geſchlagen
Oft in mancher nächt'gen Stunde,

Während ich auf weichem Kiſſen
Träumte einen frohen Traum.

Jetzt, ſeit Ruhe Du gefunden,
Fühlt mein Herz ſo bitt're Qualen,
Als ob in daſſelbe wäre
Ueberſiedelt all Dein Schmerz.

O willkommen deine Sorgen!
O willkommen Deine Schmerzen! —
Doch Dein Herz war auch voll Liebe:
Gib auch dieſe Liebe mir!

3.

Kann man auf zerriſſ'nen Saiten
Spielen fröhliche Akkorde?
Kann aus dem zerſprung'nem Herzen
Tönen einer Freude Klang?

Seit Du todt, iſt Alles worden
Mir ſo fremd, als ob mich zöge
In das Grab, in's Reich der Schatten,
Eine liebe Geiſterhand.

Lebe wohl, Du gold'ne Sonne!
Lebet wohl, ihr Blüthenbäume!
Klaglos geht der müde Pilger
Durch die dunkle Pforte ein.

4.

Immer höher geh'n die Wogen,
Ziehn ein Schiff zum finſtern Grunde —

Und das Schiff? — iſt meine Seele,
Und die Wogen? — ſind das Heimweh.

Und das Steuer iſt gebrochen,
Und der Sturm hat es verſchlungen —
All mein Denken iſt verſunken
In ein tiefes, ſtilles Grab.

In der Erde ruhſt Du, Vater!
Vor dem Sturme ſanft geborgen —
Mehr als alle lichte Sonnen
Iſt mir jetzt die Erde lieb!

Theobald Kerner.

Berichtigungen und Zuſätze.

Die in der Anmerkung auf Seite 23 erwähnte Biographie Kerner's in der „Allgemeinen Zeitung“, welche mir durch die Güte des Verfaſſers im Manuscript mitgetheilt wurde, iſt erſt in den Beilagen vom 12. bis 15. und vom 17. bis 20. Juni d. J. erſchienen. — Hier ſey zugleich auf die gediegenen Nekrologe Kerner's im „Schwäbiſchen Merkur“ vom 3. und 4. April, und in der Beilage zur „Augsburger Abendzeitung: der Sammler“ (Nro. 30. bis 33. vom März) aufmerkſam gemacht.

Auf Seite 36 oben iſt aus Verſehen die irrige Angabe, daß Georg Jäger 1859 in Stuttgart geſtorben, ſtehen geblieben: der berühmte Naturforſcher lebt noch in ſeiner Vaterſtadt.

Ikarus.*

Mir träumt', ich flög' gar bange
Weit in die Welt hinaus,
Zu Straßburg durch alle Gassen
Bis vor Feinsliebchens Haus.

Feinsliebchen ist betrübet
Als ich so flieg' u. weint!
Wer dich so fliegen lehrte
Der ist der böse Feind.

---

*. Dieses Lied nehmen die Herausgeber des Wunderhorns in ihre Sammlung als ein alter Lied auf. [illegible]

Feins Lieb, was hilft Dir lügen
Da Du doch alles weißt;
Wer mich das fliegen lehret
Der ist der böse Geist.

Feinsliebchen weint u. klagt!
Daß ich nur [illegible] verwacht
Da lieg ich, ach! in Augsburg
Gefangen auf der Wacht.

Und ~~Morgen~~ morgen muß ich hängen
Feinslieb mich nicht mehr sucht;
Wohl ~~Mo~~ morgen als ein Vogel
Schweb' ich in freier Luft.

Füsilier Kaspar

Ein altes Lied-Fragment von mir im Jahre 1866 gedichtet.